Goethe's Schriften.

Erſter Band.

Mit Röm. Kaiſerl. allergnädigſtem Privilegio.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1790.

Verzeichniß der Subscribenten.

Se. Durchlaucht der regierende Fürst von Anhalt-Dessau.	1 Expl.
Ihro Königliche Hoheit die Fürstinn von Anhalt-Dessau.	1 "
Ihro Durchlaucht die Erbprinzessinn von Baden.	1 "
Se. Durchlaucht der Erbprinz Franz zu Sachsen-Coburg.	1 "
Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Curland und Semgallen.	1 "
Ihro Durchlaucht die Fürstinn von Gallizin, geborne Gräfinn von Schmettau, in Munster.	1 "
Se. Durchlaucht der Prinz Baris von Gallizin in Paris.	1 "
Se. Durchlaucht der Prinz August von Sachsen-Gotha.	5 "
Se. Durchlaucht der Erbprinz von Sachsen-Gotha.	1 "
Se. Durchlaucht der Prinz Friedrich von Sachsen-Gotha.	1 "

Se. Durchlaucht der Erbprinz von Hessen-Darmstadt.	1	Exxl.
Ihro Durchlaucht die Erbprinzessinn von Hessen-Darmstadt.	1	s
Se. Hochgeboren der Herr Graf zur Lippe-Detmold in Leipzig.	1	s
Ihro Durchlaucht die verwittwete Herzoginn von Mecklenburg-Schwerin.	1	s
Se. Durchlaucht der Herzog von Mecklenburg-Schwerin.	1	1
Ihro Durchlaucht die Herzoginn Charlotte Emilie zu Sachsen-Meiningen.	1	s
Se. Hochgeboren Gnaden Graf Heinrich der 42ste Reuß, regierender Herr zu Schlaiz.	1	s

Die academische Buchhandlung in Strasburg.	12	s
Herr Ahl, Buchhändler in Coburg.	3	s
s D. von Alxinger in Wien.	1	s
s J. L. Anderson in Hamburg.	1	1
s von Baczko in Königsberg.	1	s
s Bartsch, Kaufmann in Isenburg.	1	s
s A. J. G. L. Batsch, der Arzneywissenschaft Doctor in Jena.	1	s
s Professor W. G. Becker in Dresden.	4	s
s Beckmann, Buchhändler in Gera.	3	s
s Hofrath Behrisch in Dessau.	1	s
s Bibliothekar Benzler in Wernigerode.	1	s
Frau von Berg in Berlin.	1	s

Frau Steuerräthinn Bergmann in Rudolstadt.	1 Expl.
" Gräfinn Emilia von Bernstorff in Gartow.	1 "
Herr C. W. Bertram, Königl. Preußischer Legationssecretär in München.	1 "
" Referendarius Bertram in Berlin.	1 "
" von Beulwitz in Hannover.	1 "
" Oberhofmeister von Bibra in Meiningen.	1 "
" von Bibra in Fulda.	1 "
Die Hochfürstliche Thurn und Taxische Bibliothek in Regensburg.	1 "
Die academische Bibliothek in Tübingen.	1 "
Herr Biesterfeld in Amsterdam.	1 "
" von Blumauer in Wien.	1 "
" von Bocholtz, der jüngere, in Paderborn.	1 "
" Kammersecretär Bock in Königsberg.	1 "
" Regimentsquartiermeister Boden in Berlin.	1 "
" Justizrath Boie in Meldorf.	1 "
" Accisrendant Brahl in Königsberg.	1 "
" Baron von Brandenstein in Oldenburg.	1 "
" Kriegs- und Domänenrath Graf von Brittwitz in Breslau.	1 "
" Geheimer Secretär Brömel in Berlin.	1 "
" Baron von Budberg in Russisch-Kaiserlichen Diensten.	1 "
" Oberhauptmann von Bülow in Schlenstädt.	1 "
Frau Oberhofmeisterinn von Buchwald in Gotha.	1 "

Herr von Buddenbreck in Königsberg.	1	Expl.
Frau Br[illegible]anna von [illegible]haus auf Sulau.	1	"
Herr C. Burkhardt, Sohn, der R. B. in Basel.	1	"
" Johann Calvi in Prag.	1	"
" D. Cavemann in Osnabrück.	1	"
Frau Gräfinn von Clam in Prag.	1	"
" Commerzienräthinn Cramer in Eisenach.	1	"
Herr [illegible]rsen in Leipzig.	1	"
" Pfarrer Fredner in Gotha.	1	"
" Erchinger in Berlin.	1	"
" Curthom in London.	1	"
" Czerlock in Wien.	1	"
" Freyherr von Dahlberg in Mannheim.	1	"
" B. J. Decker in Berlin.	6	"
" Vinzenz. Degen in Wien.	1	"
" Baron von Dietrich in Strasburg.	1	"
" Doctor Druffel in Munster.	1	"
" Franz Duchek in Prag.	1	"
" Duncs in Berlin.	1	"
" Hofrath und Professor Ebert in Braunschweig.	1	"
Die Eckebrechtische Buchhandlung in Heilbronn.	2	"
Herr Ehrhardt, Musquetier beym Gräfl. Benkelschen Regim. in Ansbach.	1	"
" P. W. Eichenberg in Frankfurt am Main.	2	"
" von Erdmannsdorf in Dessau.	1	"
" Generalsuperintendent Ewald in Detmold.	1	"

Herr General von Feckete in Wien.	2 Expl.
Frau Gräfinn von Feckete, geborne Gräfinn von Eſterhazy in Wien.	1 "
Herr C. Felſteckers ſel. Söhne, Buchhändler in Nürnberg.	3 "
" Graf von Finkenſtein auf Madelwitz.	1 "
" J. G. Fleiſcher, Buchhändler in Frankfurt am Main.	8 "
" Fleiſcher, Wortführer im Wolgaſt	1 "
" J. J. Flick, Buchhändler in Baſel.	3 "
" Floret, Profeſſor der Politik auf der Königlichen Kriegsſchule in Paris.	1 "
" Profeſſor Forſter in Wilna.	1 "
" Geheimer Rath von Frankenberg in Gotha.	1 "
Frau Geheime-Räthinn von Frankenberg in Gotha.	1 "
Herrn Franzen und Groſſe, Buchhändler in Stendal.	1 "
Herr Freudenberger, Secretär der Landſaſſen-Kammer in Bern.	1 "
" Wolfgang Friedländer in Königsberg.	1 "
" Kammerherr von Frieſen auf Röthe.	2 "
" Frommann, Buchhändler in Züllichau.	11 "
" J. C. Fuesly, Buchhändler in Zürch.	12 "
" Fueßly von Zürch.	1 "
" Freyherr von Fürſtenberg, Geheimer Conferenzminiſter in Münſter.	1 "
" Bothenmeiſter Gabler in Altenburg.	1 "

Herr Freyherr von Galen, Domcapitular in Münster.	1 Expl.
" Wilhelm von Geismar in Stockum.	1 "
" Freyherr O. von Gemmingen in Hofenheim bey Heidelberg.	1 "
" Geheimer Secretär Gentz in Berlin.	1 "
" Studiosus Gericke in Helmstädt.	1 "
" Canonicus Gl im in Halberstadt.	1 "
" Münzmeister Göschen in Königsberg.	1 "
" Franz Gontard in Frankfurt am Main.	1 "
" Prediger Grimm in Regensburg.	1 "
Fräulein von Grün in Hachenburg.	1 "
Herr Consistorialrath Grün in Graitz.	1 "
" B. G. Günther in Glogau.	1 "
" Gutsch, Buchhändler in Breslau.	1 "
" J. L. Hagen in Hamburg.	1 "
" Geheimer Rath Hainchelin in Berlin.	1 "
" Regierungsrath von Halem in Oldenburg.	1 "
" Hannesmann in Cleve.	2 "
" Burgermeister Hausing, der jüngere, in Haarburg.	1 "
" Geheimer Rath von Hartenberg Reventlau in Braunschweig.	1 "
" k. k. Haschka in Wien.	1 "
" Regierungs-Cancellist Hase in Hannover.	1 "
" Frid. Hegrad in Wien.	4 "
" Baron von Hellfeld in Eisenach.	1 "
" Franz Xaverius Herl in Prag.	1 "
" Geheimer Rath von Hesse in Darmstadt.	1 "
" Himburg, Buchhandler in Berlin.	12 "

Herr Geheimer Tribunalrath Hoepfner in Darmstadt.	1	Expl.
" Commerzienrath Höpfner in Hannover.	1	"
" Höpfner, Doctor und Apotheker in Bern.	1	"
" B. G. Hoffmann, Buchhändler in Hamburg.	25	"
" Professor A. Hoffmann in Ofen.	1	"
" Baron von Hohenthal, Sächsischer Geheimer Rath in Regensburg.	1	"
" Baron von Hohenthal zu Städeln.	1	"
" von Hohenwald, Director der K. K. Spiegelfabrik in Wien.	1	"
" J. A. Hondeicker in Amsterdam.	1	"
" Hortin von Wabern, Buchhändler in Bern.	4	"
" Doctor Hulst in Münster.	1	"
" Drost von Hugo in Thedinghausen.	1	"
" Geheimer Rath Jacobi in Dusseldorf.	1	"
" Jachne in Meffersdorf.	1	"
" Hofrath Jahn in Dresden.	1	"
" Resident von Jessen in Lübeck.	1	"
" Julicher, Buchhändler in Lingen.	2	"
" Pastor Juske in Bischdorf bey Rosenberg in Ober-Schlesien.	1	"
" Secretär Kirstein in Koppenhagen.	1	"
" Kob in Leirzig.	1	"
" Köhler, Buchbinder in Bremen.	3	"
" J. H. Körber, Buchhändler in Minden.	1	"
Die Koppensche Buchhandlung in Rostock.	1	"
Herr Kammer-Präsident von Korckwitz in Königsberg.	1	"

Herr J. F. Korn, der ältere, Buchhändler in Breslau.	6	Expl.
" Korte, Buchhändler in Flensburg.	2	"
" M. Kosegarten, Rector in Wolgast.	1	"
" Professor Krebs in Münster.	1	"
" Inspector Krücke in Detmold.	1	"
" Ordens-Kammerrath Kuhlwein in Sonnenburg.	1	"
" Kummer, Buchhändler in Leipzig.	5	"
" Senator Kutter in Ravensburg.	1	"
" Kammersecretär Läckerhardt in Königsberg.	1	"
" G. A. Lange, Buchhändler in Berlin.	6	"
" de Lagarde, Buchhändler in Berlin.	13	"
" G. Leon in Wien.	1	"
" Graf von Lichnowsky in Regensburg.	1	"
" J. B. Linz in Wien.	1	"
" Hof- und Regierungsrath Lösch in Anspach.	1	"
" Löwe, der Rechte Candidat in Dresden.	1	"
" Löwe, Kaufmann in Leipzig.	1	"
Herrn Lübecks Erben, Buchh. in Bayreuth.	1	"
Herr Criminalrath Lubeck in Berlin.	1	"
" G. G. Mäcken, Buchhändler in Leer.	1	"
" Graf J. N. von Mitrowsky in Prag.	1	"
" Monath, Buchhändler in Nürnberg.	1	-
" Capitän von Monrier in Kopenhagen.	1	"
Herrn Montags Erben, Buchhändler in Regensburg.	1	"
Herr Graf von Morzin in Prag.	1	"
" Geheimer Kriegsrath Müller in Leipzig.	1	"

Herr Secretär Müller in Paris.	1 Expl.
" F. P. Muller in Halle.	1 "
" W. C. H. Mylius, Gelehrter in Berlin.	1 "
" Vogelein auf Krachnen.	1 "
" J. C. Ochen in Hamburg.	1 "
" Landschreiber David von Orell in Zurch.	1 "
" Orell, Gesner, Füsli und Compagnie in Zurch.	6 "
" Ouvrier in Leipzig.	1 "
" Pelt, Buchhändler in Kopenhagen.	4 "
" Doctor Pohl in Leipzig.	1 "
" Hofrath Pommer-Esche in Stralsund.	1 "
" Lieutenant von Quernheim in Osnabrück.	1 "
" Rabbeck in Kopenhagen.	1 "
" Rauft, Hofmeister bey den Herrn von Bräunel in Schlettau.	1 "
" J. F. Ratschky, Präsidialsecretär in Linz.	1 "
Frau Oberst-Lieutenantinn von Reding in Schweiz.	1 "
Herr F. X. von Reiffa in Prag.	1 "
" Hofconcipist Reinwald in Wien.	1 "
" Reiser in Amsterdam.	1 "
" Assessor Reiter in Wien.	1 "
" Reinet in Leipzig.	1 "
" Prediger Riecke in Brunn.	5 "
" Postsecretär Röder in Wittenberg.	1 "
" Geheimer Rath von Rotberg in Gotha.	1 "

Herr	Samm, Buchhändler in Prag.	20 Expl.
"	J. Edler von Schäffer in Wien.	1 "
"	Ober-Amtmann Schauenburg in Wickeradsberg.	1 "
"	Doctor Schelver in Münster.	1 "
"	Geheimschreiber Schenck in Gotha.	1 "
"	Hofmedicus Scherf in Detmold.	1 "
"	von Schlagen in Münster.	1 "
"	General-Lieutenant von Schlieffen in Cassel.	1 "
"	Pastor Schliemann in Pinnow in Schwedisch Pommern.	1 "
"	Referendarius Schliener in Königsberg.	1 "
"	Professor Schmidt in Wittenberg.	1 "
"	Syndicus Schmidt in Merseburg.	1 "
"	Regierungsrath Schmiedeberg in Königsberg.	1 "
"	Schnaase, Sohn, Gelehrter in Danzig.	1 "
"	Rent-Kammer-Secretär Schneider in Merseburg.	1 "
"	C. Fr. Schneider, Buchhändler in Leipzig.	15 "
"	Geheimer Rath Graf von Schönborn Wiesenhordt in Frankfurt am Main.	1 "
"	Professor und Bibliothekar Schreiber in Baden.	1 "
"	P. A. Schreiber in Amsterdam.	2 "
Herrn	Schröder und Iwe in Lübeck.	1 "
Herr	Kriegs- und Domainenrath Schulz in Marienwerder.	1 "

Herrn Schwan und Götz, Buchhändler in Mannheim.	4 Expl.
Herr Doctor Schwick in Münster.	1 "
" Dem. Seligmann in Königsberg.	1 "
" Siedenburg, der jüngere, Gelehrter in Lubeck.	1 "
" Doctor Siegmann in Leipzig.	1 "
" K. P. Sinner in Homburg.	1 "
Fräulein Sophie von der Schulenburg in Hohenerxleben.	1 "
Herr Freyherr von Spiegel, Domcapit. in Münster.	1 "
" Geheimer Rath von Spiegel in Bayreuth.	1 "
" Sponnagel in Leipzig.	1 "
" Joseph Stahel in Wien.	30 "
" Otto von Steinbach in Prag.	1 "
" Steiner und Compagnie, Buchhändler in Winterthur.	6 "
Die Stettinische Buchhandlung in Ulm.	2 "
Herr Postsecretär Stöhr in Leipzig.	1 "
" Christian Graf zu Stolberg in Tremsbüttel.	1 "
" J. Fr. Straube in Leipzig.	1 "
" Kammersecretär Streit in Breslau.	3 "
" Streng, Buchhändler in Frankfurt am Main.	2 "
Herrn Strohms Wittwe und Erben in Oldenburg.	1 "
Herr Secretär Struckmann in Osnabrück.	1 "
" Stürler von Landshuth, Sohn, älterer, in Bern.	1 "

Herr Stürler von Landshuth, Sohn, jüngerer in Bern.	1	Ersh
" Ober-Consistorial-Rath und Probst Teller in Berlin.	1	6
" Thiermann in Leipzig.	1	6
" Thombrinck in Munster.	1	6
" Geheimer Rath von Thummel in Gotha.	5	6
" Vice-Kammer-Präsident von Thummel in Altenburg.	1	6
Frau Gräfin von T[illegible] in Wien.	1	6
Herr Etatsrath Trani in Kopenhagen.	1	6
" Treuttel, Buchhändler in Strasburg.	2	6
" Geheimer Rath und Oberhofmeister von Turk in Anspach.	1	6
" Diaconus Turner in Danzig.	1	6
Zwey Ungenannte in Wien.	2	6
Herr J. F. Unger, Buchhändler in Berlin.	1	6
" Landgerichts-Assessor Uz in Anspach.	1	6
" Kammer-Referendarius Vater in Glatz.	1	6
" Prediger Veith in Andelfingen.	1	6
" Baron von Veltheim in Weissand.	1	6
" Fr. Vieweg, Buchhändler in Berlin.	10	6
" W. Vieweg, Buchhändler in Berlin.	1	6
Frau von Voigt, gebohrne von Moeser in Hannover.	1	6
Herr von Voß, Cornet beym Regiment von Rohr in Aschersleben.	1	6
Frau H. E. von Wachler in Memmingen.	1	6
Herr Candidat E. F. Wachter in Halle.	1	6
" Kriegs- und Domänenrath Graf von Waldersee in Breslau.	1	1

Herr Bernhardt Wanzel in Frankfurt am Main.	1 Expl.
Die Fürſtliche Waiſenhaus-Buchhandlung in Braunſchweig.	3 "
Die Waiſenhaus-Buchhandlung in Halle.	1 "
Herr Canonicus Weinzürl in Frankfurt am Main.	1 "
" von Weißenthal in Preßburg.	2 "
" Candidat Weitenkampf zu Schwerinsburg.	1 "
" Doctor Werne in Osnabrück.	1 "
" Kammerher Graf von Werther in Esthra.	1 "
" Freyherr von Weſterholt in Regensburg.	1 "
" G. F. Weſtphalen in Hamburg.	1 "
" Wetzge, Director der Leſegeſellſchaft in Wittenberg.	1 "
" Hauptmann von Wegrach in Anclam.	1 "
" C. Widtmann, Buchhändler in Prag.	5 "
" Hofrath Wieland in Weimar.	1 "
" Vicarius Wilberding in Münſter.	1 "
" H. Wilmſen in Moers.	1 "
" Oberſt-Lieutenant von Wimer in Prag.	1 "
" Paſtor Witting in Goslar.	1 "
" Geheimer Rath von Witzleben in Weimar.	1 "
" Notarius Wöniger in Schwerin.	1 "
" Hofgerichtsſecretär Wucherer in Bayreuth.	1 "
" von Wurmb aus Dresden.	1 "
" Gottfried Zalusky in Danzig	2 "

Herr Ziegler Mitglied des K. K. Hoftheaters in Wien.	1 Expl.
„ Hofrath und Leibmedicus Zimmermann in Hannover.	1 „
„ Graf von Zinzendorf, Sächs. Gesandte am Preußischen Hofe in Berlin.	1 „
„ J. Junterer in Prag	1 „
Herr Professor Schreiter in Leipzig.	1 „
„ Lorel Inverury aus Schottland in Jena.	1 „
„ Carit in Heron aus Schottland in Jena.	1 „
„ W. Ritchie aus Schottland in Jena.	1 „
„ Professor Du Toit in Dessau.	1 „
„ Baron v. Vegesack aus Liefland in Jena.	1 „
Frau Professorinn Schutz, geborne Danovius in Jena.	1 „
Herr Professor Schutz in Jena.	1 „
„ Graf C. A. von Wedel in Philippsburg.	1 „
Frau Gräfinn Sophie Louise von Wedel in Evenburg.	1 „
Herr Justizrath und Ober-Amtmann Müller in Leer.	1 „
„ Geheimer Kommerzien-Rath Teegel in Emden.	1 „
„ T. D. Schelten in Leer.	1 „

Ein Nachdrucker in Br**

Diesem abgeschmackten Menschen, dem die folgende Zueignungsschrift nichts angeht, gibt der Verleger die Versicherung, daß er wohlüberlegte Maßregeln gegen ihn genommen hat.

Zueignung.

Der Morgen kam; es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner ſtillen Hütte
Den Berg hinauf mit friſcher Seele ging;
Ich freute mich bey einem jeden Schritte
Der neuen Blume die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich ſtieg, zog von dem Fluß der Wieſen
Ein Nebel ſich in Streifen ſacht hervor.
Er wich und wechſelte mich zu umfließen
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des ſchönen Blicks ſollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald ſah' ich mich von Wolken wie umgoſſen,
Und mit mir ſelbſt in Dämmrung eingeſchloſſen.

Auf einmal ſchien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſehn.
Hier ſank er leiſe ſich hinabzuſchwingen;
Hier theilt' er ſteigend ſich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich die Augen aufzuſchlagen
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſchöner Bild ſah' ich in meinem Leben,
Sie ſah' mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich? die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß?
Du kennſt mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah' ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Ja, rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben.

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein heldes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: Du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen;
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich! leb' mit der Welt in Frieden.

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah' mich das hohe
Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran:
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die
Kreisen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah' ich sie den reinsten Schleyer halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend
Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen,
Empfange hier was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wann auf Euern Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag' entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt,
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Leiden
des
jungen Werthers.

Erſtes Buch.

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammelt, und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſte und ſeinem Character eure Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlst, wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund seyn, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst!

Am 4. May.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weiß, du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reitze ihrer Schweſter mir eine ange-

nehme Unterhaltung verschafften, daß eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergetzt? hab' ich nicht — O was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verspreche dir's, ich will mich bessern, will nicht mehr ein Bißchen Übel, das uns das Schicksal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen seyn. Gewiß du hast recht, Bester, der Schmerzen waren minder unter den Menschen, wenn sie nicht — Gott weiß, warum sie so gemacht sind! — mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft sich beschäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Übels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben, und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und bey weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bey uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere, heftige Frau, von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurückgehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr, als wir verlangten — Kurz, ich mag jetzt nichts davon ſchreiben; ſage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bey dieſem kleinen Geſchäft gefunden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit. Wenigſtens ſind die beyden letztern gewiß ſeltner.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maykäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben, und alle seine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M*** seinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannichfaltigkeit sich kreutzen, und die lieblichsten Thäler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bey dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem

dem Abgeſchiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das ſein Lieblingsplätzchen war, und auch meines iſt. Bald werde ich Herr vom Garten ſeyn; der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabey befinden.

Am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen,

ligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 12. May.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme, himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quille. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes; das hat alles so was anzügliches, was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt, und hohlen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische

Idee

Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter am Brunnen Bekanntschaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. May.

Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? — Lieber, ich bitte dich um Gottes Willen, laß mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert seyn; braust dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein emportes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstät hast du nichts gesehen, als dieses Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen? Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter; es gibt Leute, die mir es verübeln würden.

Die

Am 15. May.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon, und lieben mich, besonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren; und dann gibts Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die sich herab zu lassen scheinen, um ihren Übermuth dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind, noch seyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom so genannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respect zu erhalten,

halten, eben so tadelhaft ist, als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte, und sich umsah, ob keine Kamerädinn kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter, und sah' sie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? sagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! sagte sie — Ohne Umstände. — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

Den 17. May.

Ich habe allerley Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben muß; es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da thut mir's weh, wenn unſer Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um es los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſch mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaßen, eine Spatzierfahrt, einen Tanz zur rech-

ten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach das engt das ganze Herz so ein. — Und doch! mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser einem.

Ach, daß die Freundinn meiner Jugend dahin ist! ach, daß ich sie gekannt habe! — Ich würde sagen, du bist ein Thor, du suchst, was hienieden nicht zu finden ist; aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien, mehr zu seyn, als ich war, weil ich alles war, was ich seyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen

dessen Modificationen, bis zur Unart, alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher an's Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V.. an, einen offnen Jungen, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Academien, dünkt sich eben nicht weise, aber glaubt doch, er wisse mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley spüre; kurz, er hat hübsche Kenntnisse. Da er horte, daß ich viel zeichnete, und Griechisch könnte (zwey Meteore hier zu Lande), wandte er sich an mich, und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und versicherte mich, er habe Sulzers Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen, und, besitze ein Manuscript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut seyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den Fürſtlichen Amtmann, einen offenen treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebethen, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen. Er wohnt auf einem Fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeigungen.

Leb' wohl! der Brief wird dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

Daß

Am 22. May.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchen ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe, in welcher die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind; wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Puncte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemahlt — Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt! wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor mei-

nen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene, gleich Kindern, auf diesem Erdboden herumtaumeln, und, wie jene, nicht wissen, woher sie kommen, und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regieret werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich gestehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf sagen möchtest, daß diejenigen die glücklichsten sind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respect um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein geschlossen hat, und

und wenn sie das gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem, der so seyn kann! Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeicht, und alle gleich interessirt sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen; — Ja der ist still, und bildet auch seine Welt aus sich selbst, und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freyheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

Am 26 May.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuschlagen, und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthinn, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwey

*) Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich gendthigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Nahmen zu verändern.

zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Ästen den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und lese meinen Homer. Das erste mal, als ich durch einen Zufall, an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beyden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick: ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächsten

Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bey, alles, wie es hinter einander ſtand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich, eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeſchmacktes und ſchlechtes hervorbringen, wie einer, der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sag' du, das iſt zu hart! ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, ſoll ich

dir

dir ein Gleichniß geben? Es ist damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bey ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Zeitner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Nahmenstage ꝛc. — Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen, ihn in ein Collegium zu setzen, nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so sel-

ten

ten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen herein-brauſt, und eure ſtaunende Seele erſchüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelaſſenen Herren auf beyden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. May.

Ich bin, wie ich ſehe, in Zückungen, Gleichniſſe und Declamation verfallen, und habe darüber vergeſſen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden iſt. Ich ſaß, ganz in mahleriſche Empfindung vertieft, die dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philipps, du biſt recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie, ob ſie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem älteſten einen halben Weck gab, nahm ſie das kleine auf, und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, ſagte ſie, meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aelteſten in die Stadt gegangen, um Weiß-Brot zu hohlen, und Zucker, und ein irden Breyppfännchen.

chen. — Ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hans (das war der Nahme des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende; der loſe Vogel, der Große, hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philippſen um die Scharre des Brey's zankte. — Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er ſich auf der Wieſe mit ein paar Gänſen herumjage, als er geſprungen kam, und dem zweyten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſey, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vetters zu hohlen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet; da iſt er ſelbſt hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt; ich höre nichts von ihm. — Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreutzer, und auch für's

jüngſte

jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir von einander.

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseyns hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabey denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreutzer nie; und wenn ich nicht nach der Bethstunde da bin, so hat die Wirthinn Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie

Sie ſind vertraut, erzählen mir allerhand, und beſonders ergetze ich mich an ihren Leidenſchaften und ſimpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mir's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu nehmen: Sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. May.

Was ich dir neulich von der Mahlerey ſagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunſt; es iſt nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszuſprechen wage, und das iſt freylich mit wenigem viel geſagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die, rein abgeſchrieben, die ſchönſte Idylle von der Welt gäbe; doch was ſoll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer geboßelt ſeyn, wenn wir Theil an einer Naturerſcheinung nehmen ſollen?

Wenn du auf dieſen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwarteſt, ſo biſt du wieder übel betrogen; es iſt nichts, als ein Bauerburſch, der mich zu dieſer lebhaften Theilnehmung hingeriſſen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, ſchlecht erzählen, und du wirſt mich, wie gewöhnlich, denk ich, übertrieben finden; es iſt wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das dieſe Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Geſellſchaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil ſie mir nicht ganz anſtand; ſo blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerburſch kam aus einem benachbarten Hauſe, und beſchäftigte ſich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir ſein Weſen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach ſeinen Umſtänden, wir waren bald bekannt, und wie mirs gewöhnlich mit dieſer Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bey einer Wittwe in Dienſten ſey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er ſprach ſo vieles von ihr, und lobte ſie dergeſtalt, daß ich bald merken konnte, er ſey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie ſey nicht mehr jung, ſagte er, ſie ſey von ihrem erſten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus ſeiner Erzählung leuchtete ſo merklich hervor, wie ſchön, wie reitzend ſie für ihn ſey, wie ſehr er wünſche, daß ſie ihn wählen

möchte, um das Andenken der Fehler ihres erſten Mannes auszulöſchen, daß ich Wort für Wort wiederhohlen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieſes Menſchen anſchaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des groſſten Dichters beſitzen, um dir zugleich den Ausdruck ſeiner Geberden, die Harmonie ſeiner Stimme, das heimliche Feuer ſeiner Blicke lebendig darſtellen zu können. Nein, es ſprechen keine Worte die Zartheit aus, die in ſeinem ganzen Weſen und Ausdruck war; es iſt alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Beſonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über ſein Verhältniß zu ihr ungleich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reitzend es war, wenn er von ihrer Geſtalt, von ihrem Körper ſprach, der ihn ohne jugendliche Reitze gewaltſam an ſich zog und feſſelte, kann ich mir nur in meiner innerſten Seele wiederhohlen. Ich hab in meinem Leben die dringende Begierde, und das heiße, ſehnliche Verlangen nicht in dieſer Reinheit geſehen, ja wohl

kann ich ſagen, in dieſer Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir ſage, daß bey der Erinnerung dieſer Unſchuld und Wahrheit mir die innerſte Seele glüht, und daß mich das Bild dieſer Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie ſelbſt davon entzündet, lechze und ſchmachte.

Ich will nun ſuchen, auch ſie ehſtens zu ſehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es iſt beſſer, ich ſehe ſie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eignen Augen nicht ſo, wie ſie jetzt vor mir ſteht, und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht ſchreibe? — Fragſt du das, und biſt doch auch der Gelehrten einer? Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! — Pfuy! das ſagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt; genug ſie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bey so viel Verstand, so viele Güte bey so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das ist alles garstiges Gewäsch, was ich da von ihr sage, leidige Abstractionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. Ein andermal — Nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, so geschäh es niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreymal im Begriffe, die Feder nieder zu legen, mein Pferd satteln zu lassen, und hinaus zu reiten. Und doch schwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten; und gehe doch alle Augenblick' an's Fenster, zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht essen, und

und dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt du am Ende ſo klug ſeyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen in's Detail zu gehen.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S... habe kennen lernen, und wie er mich gebethen habe, ihn bald in ſeiner Einſiedeley, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläſſigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bath einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen

die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Base nach dem Orte der Lustbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S... mitnehmen sollte. — Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte meine Gesellschafterinn, da wir durch den weiten ausgeholzten Wald nach dem Jagdhause fuhren. Nehmen Sie sich in Acht, versetzte die Base, daß Sie sich nicht verlieben! — Wie so? sagte ich. — Sie ist schon vergeben, antwortete jene, an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war sehr schwühl, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen dumpfichten Wolkchen rings

um

am Horizonte zuſammenzuziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnden anfing, unſere Luſtbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgeſtiegen, und eine Magd, die an's Thor kam, bath uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgeſtiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reitzendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples weißes Kleid, mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt, anhatte. — Sie hielt ein ſchwarzes Brot, und ſchnitt ihren Kleinen rings herum, jedem ſein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke!

indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt, entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen daran ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten lasse. Über dem Anziehen und allerley Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit, habe ich vergessen meinen Kindern ihr Vesperbrot zu geben, und sie wollen von niemanden Brot geschnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Überraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das jüngste los, das ein Kind von der glücklich-

sten

ſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Thüre heraus kam und ſagte: Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet ſeines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küſſen. — Vetter? ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth ſey, mit Ihnen verwandt zu ſeyn? — O, ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln: unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläuftig, und es wäre mir leid, wenn Sie der ſchlimmſte drunter ſeyn ſollten. — Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spatzierritte nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blendine aber, von ungefähr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht, Lottchen;

chen; wir haben dich doch lieber — Die zwey ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert, und auf mein Verbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommet, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutscher halten, und ihre Brüder herabsteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen seyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte? Nein,

sagte

ſagte Lotte, es gefällt mir nicht, Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. — Ich erſtaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären? und ſie mir antwortete:*) — Ich fand ſo viel Charakter in allem, was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtand.

Wie ich jünger war, ſagte ſie, liebte ich nichts ſo ſehr, als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags ſo in ein Eckchen ſetzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unſtern einer Miß Jenny Theil nehmen

*) Man ſieht ſich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens, und eines jungen, unſicheren Menſchen gelegen ſeyn kann.

men konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reitze für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so müssen sie auch recht nach meinem Geschmack seyn. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bey dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freylich nicht weit: denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeygehen vom Landpriester von Wakefield, vom *) — reden hörte, kam ich ganz außer

*) Man hat auch hier die Nahmen einiger vaterländischen Autoren weggelassen. Wer Theil an Lottens Beyfalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja niemand zu wissen.

außer mich, ſagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das Geſpräch an die anderen wendete, daß dieſe die Zeit über mit offenen Augen, als ſäßen ſie nicht da, da geſeſſen hätten. Die Baſe ſah mich mehr als einmal mit einem ſpöttiſchen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Geſpräch fiel auf's Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſtehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klavier einen Contretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die friſchen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich aus-

drück

drückte! — davon haſt du eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtille hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegen ſchallte.

Die zwey Herren Audran, und ein gewiſſer N. N. — wer behält alle die Nahmen! — die der Baſe und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer, und ich führte die meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur

mit

mit uns anfing, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen! Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabey, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bath ſie um den zweyten Contretanz; ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mich, daß ſie herzlich gern Deutſch tanze. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes Paar, das zuſammen gehört, bey'm Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein ſeyn wollen für's Deutſche, ſo gehen Sie, und bitten ſich's von meinem Herrn aus,

und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwiſchen meine Tänzerinn unterhalten ſollte.

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reitze, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freylich anfangs, weil's die wenigſten können, ein Bißchen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen ſie austoben; und als die ungeſchickteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerinn wacker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that

ich

ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verſtehſt mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnaufen. Dann ſetzte ſie ſich, und die Orangen, die ich beyſeite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ſie einer unbeſcheidenen Nachbarinn Ehrenhalben zutheilte, ein Stich durch's Herz ging.

Bey'm dritten Engliſchen Tanz waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahreſten Ausdruck des offenſten, reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene

auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Nahmen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit Bedeutung.

Wer ist Albert, sagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermessenheit ist zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns scheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu sehen, als wir so vor einander vorbeykreuzten — Was soll ich's Ihnen läugnen, sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade beth. Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin! — Nun war mir das nichts neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt), und war mir doch so ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwischen

ſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten: die Unordnung wurde allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas ſchreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht, als ſonſt; theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt; theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere

rere Frauenzimmer ausbrechen sah. Die Klügste setzte sich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenster, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der ersten Schoos. Eine dritte schob sich zwischen beyde hinein, und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Thränen. Einige wollten nach Hause; andere, die noch weniger wußten, was sie thaten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Neckheiten unserer jungen Schlucker zu steuern, die sehr beschäftigt zu seyn schienen, alle die ängstlichen Gebethe, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Bedrängten wegzufangen. Einige unserer Herren hatten sich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen; und die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftiget war, einen Kreis von Stühlen zu stellen, und als sich die Gesellschaft auf ihre Bitte

gesetzt

geſetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte, und ſeine Glieder reckte. — Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der erſte an, der Nachbar zwey, drey der folgende, und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder; da verſah's einer, patſch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwey Maulſcheilen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte.

Ein allgemeines Gelächter und Geschwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander beyseite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie: Über die Ohrfeigen haben sie Wetter und alles vergessen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr sie fort, eine der furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte — Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß.

goß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun deinen ſo oft entweihten Nahmen nie wieder nennen hören.

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorschwatzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle geſchehen iſt, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichſte Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald, und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie ſeyn wollte? ihrentwegen ſollt' ich unbekümmert ſeyn. — So lange ich dieſe Augen offen ſehe, ſagte ich, und ſah ſie feſt an, ſo lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte,

machte, und auf ihr Fragen verſicherte, daß Vater und Kleine wohl ſeyen, und alle noch ſchliefen. Da verließ ich ſie mit der Bitte: ſie ſelbigen Tages noch ſehen zu dürfen; ſie geſtand mir's zu, und ich bin gekommen; und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne, geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich wiß weder, daß Tag, noch das Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart; und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens, nicht genossen habe. — Du kennst mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich selbst, und alles Glück, das dem Menschen gegeben ist.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spatziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerley nachgedacht, über die Begier im Menschen, sich auszubreiten,

neue

neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es ist wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen,

herr-

herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen — Und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

So ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattinn, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in den Geſchäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinaus gehe, nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbſen ſelbſt pflücke, mich hinſetze, ſie abfädne, und dazwiſchen in meinem Homer leſe; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, Schoten an's Feuer ſtelle, zudecke, und mich dazu ſetze, ſie manchmal umzuſchütteln:

teln: da fühl' ich ſo lebhaft, wie die übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthum ſeine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Voraeſtern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich ſie kitzelte, und ein groſses Geſchrey mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine ſehr dogmatiſche Dratpuppe iſt, unterm Reden ſeine Manſchetten in Falten legt, und einen Kränſel ohne Ende herauszupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheuten Menſchen; das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich lieſs mich aber in nichts ſtören, lieſs ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhauſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſo ſchon ungezogen genug, der Werther verderbe ſie nun völlig.

Ja,

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! — immer, immer wiederhohle ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſeres gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheuter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude

haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht — das iſt auch was altes — und bilden ihre Kinder nach ſich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter radotiren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran iſt, als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bey einer rechtſchaffnen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Ärzte ihrem Ende naht, und in dieſen letzten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen; ein Örtchen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schweſter mitgenommen. Als wir in den mit zwey hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich niederzulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte

seinen garstigen schmutzigen jüngsten Buben, das Quakelchen seines Alters. Du hättest sie sehen sollen, wie sie den Alten beschäftigte, wie sie ihre Stimme erhob, um seinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie sie ihm von jungen robusten Leuten erzählte, die unvermuthet gestorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie sie seinen Entschluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie sie fand, daß er viel besser aussähe, viel munterer sey, als das letzte mal, da sie ihn gesehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerinn meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. — Den alten, sagte er, wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige sagen dieser, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten, ist so alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn

des

des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen; mir iſt er's gewiß nicht weniger. Meine Frau ſaß darunter auf einem Balken und ſtrickte, da ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſten male hier in den Hof kam. — Lotte fragte nach ſeiner Tochter: es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf die Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort: wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vicar, und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerinn mit dem ſo genannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel; eine raſche, wohlgewachſene Brünette, die einen, die kurze Zeit über, auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar)

ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer herein zog. Was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor, als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike bey'm Spatzierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne dieß einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich bey'm Ermel zupfte, und mir zu verſtehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn konnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mir wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da

wir

wir gegen Abend in den Pfarrhof zurück kehrten, und an einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Übel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſetzte die Pfarrerinn; wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtand ihr das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte: ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will,

ſpring' ich auf, und ſing' ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſetzte ich: es iſt mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebiethen könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſetzte ich, die doch jedermann gerne los iſt; und niemand weiß, wie weit ſeine Kräfte gehen, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, wer krank iſt, wird bey allen Ärzten herum fragen, und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzeneyen wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche

ſliche Alte ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Discurſe Theil zu nehmen, ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagte ich; ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte. *) — Das müſſen die Stadtpfarrer thun, ſagte er, die Bauern haben keinen böſen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht ſchaden, es wäre eine Lection für ſeine Frau wenigſtens, und für den Herrn Amtmann. — Die Geſellſchaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Discurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter; mich däucht, das iſt übertrieben — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

seinem Nächsten schadet, diesen Nahmen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich manchmal selbst gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist, und so brav dabey, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder, ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsere eigene Unvollkommenheit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da sie die Bewegung sah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge spornte mich fortzufahren. — Wehe denen, sagte ich, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen. Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt, ersetzen

nicht

nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus, du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu laſſen, und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießeſt. Vermagſt du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das

Auge

Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt, wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit deinem ganzen Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobey ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bey dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich ſchonen ſollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundinn, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen ſpatzieren, ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden, kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth, und nun tauſendmal werther iſt. Lotte ſetzte ſich auf's Mäuerchen, wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, ſagte ich, ſeither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. — Ich blickte hinab, und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. — Ich ſah' Lotten an, und fühlte alles, was ich an

ihr

ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollte es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke, nein, Lottchen du ſollſt zuerſt trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreyen und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, ſagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen, fuhr ſie fort, indem ſie es bey der Hand nahm, und die Stufen hinab führte, da waſche dich aus der friſchen Quelle, geſchwind, geſchwind, da thut's nichts — Wie ich ſo da ſtand, und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpühlt, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifriger fort-

fortwusch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig — Ich ſage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpect nie einer Taufhandlung beygewohnt — und als Lotte heraus kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat: aber wie kam ich an! Er ſagte, das ſey ſehr übel von Lotten geweſen; man ſolle den Kindern nichts weiß machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müſſe. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbeygehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

Was

Am 8. Julius.

Was man ein Kind iſt! Was man nach einem Blicke geitzt! Was man ein Kind iſt! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spatziergänge glaubte ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih' mir's! du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die Kutſche der junge M. . . Selſtadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freylich leicht und luſtig genug waren. — Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf ſie reſignirt da ſtand, fielen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbey, und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr nach, und ſah Lottens

Kopf-

Kopfputz ſich zum Schleyer heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich; das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Gesellschaft von ihr gesprochen wird, solltest du sehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefallt? — Gefallt! das Wort hasse ich auf den Tod! Was muß das für ein Mensch seyn, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefallt! Neulich fragte mich einer, wie mir Ossian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M. . . iſt ſehr ſchlecht; ich bethe für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bey meiner Freundinn, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M. . . iſt ein geitziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen — Lotte war im Zimmer — und redete ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich: allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreyßig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt du nicht zu bewegen,

mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede genommen, und mir den Überſchuß wöchentlich aus der Loſung gehohlt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer darauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweymal ſo viel ſieht. Aber ich habe ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Öhlkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe angenommen hätten.

Nein,

Am 15. Julius.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schickſal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — o darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir ſelbſt werde, wie ich — dir darf ich's wohl ſagen, du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbethe, ſeitdem ſie mich liebt!

Ob das Vermeſſenheit iſt, oder Gefühl des wahren Verhältniſſes? — Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete: und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht, mit ſolcher Wärme, ſolcher Liebe von ihm ſpricht — da iſt mir wie einem, der aller ſeiner Ehren und Würden entſetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine gehe[illegible]kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's so schwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unschuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! — Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu versinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterstehe, diesen Himmel, dieses Vertrauen —! Du verstehst mich. Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug! — Und ist das nicht Verderben? —

Sie

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir iſt, wenn ich bey ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Klaviere ſpielet mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich, wie mich der einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen möchte! Die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freyer.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt ohne Licht! Kaum bringſt du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen dir die bunteſten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungen davor ſtehen, und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich ſchickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah! Ich hätte ihn gern bey'm Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strah-

Strahlen anzieht, und eine Weile bey Nacht leuchtet: So war mir's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknopfen, und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du darüber lacheſt. Wilhelm, ſind das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 19. Julius.

Ich werde ſie ſehen! ruf' ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blicke; ich werde ſie ſehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach * * * gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jezt nicht auch activ? und iſt's im Grunde nicht einerley, ob ich Erbſen zähle, oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Menſch, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir sagen, daß seither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, auf's Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte, oder Wachs, so wollte ich's wohl heraus bilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden!

Lottens Portrait habe ich dreymal angefangen, und habe mich dreymal prostituiret; das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir gnügen.

Ja,

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles beſorgen und beſtellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir ſchreiben. Heute führte ich es ſchnell nach der Lippe, und die Zähne kniſterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: morgen willſt du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und ehe ich mich's verſehe, bin ich bey ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? oder ſie giebt mir einen Auftrag, und ich finde ſchicklich, ihr ſelbſt die Antwort zu bringen; oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmoſphäre — Zuck! ſo bin ich dort! Meine Groſsmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Bretern.

Albert

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht bey'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Reſpects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk mehr, als ſeiner eigenen Empfindung: denn darin ſind die Weiber fein, und haben Recht; wenn ſie zwey Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht versagen. Seine gelassene Außenseite sticht gegen die Unruhe meines Charakters sehr lebhaft ab, die sich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß, was er an Lotten hat. Er scheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt, das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menschen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt seinen Triumph, und er liebt sie nur desto mehr. Ob er sie nicht manchmal mit kleiner Eifersüchteley peinigt, das lasse ich dahin gestellt seyn, wenigstens würd' ich an seinem Platze nicht ganz sicher vor diesem Teufel bleiben.

Dem sey nun wie ihm wolle! meine Freude, bey Lotten zu seyn, ist hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's

braucht's Nahmen! erzählt die Sache an ſich! — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in ſo fern es möglich iſt, bey ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Frahe große Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander, und ſpotte derer doppelt und dreyfach, die ſagen können, ich ſollte mich reſigniren, und weil es nun einmal nicht anders ſeyn könnte — Schafft mir dieſe Strohmänner vom Halſe! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bey ihr ſitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene,

wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind. — Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Ich

Am 8. Auguſt.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung ſeyn könnteſt. Und im Grunde haſt du Recht! Nur Eins, mein Beſter! In der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder, Oder, gethan, die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannichfaltig, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder, Oder, durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt du, haſt du Hoffnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! im erſten

Fall ſuche ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wünſche zu umfaſſen: im andern Fall ermanne dich, und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß. — Beſter! das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählich abſtirbt, kannſt du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Übel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreyen?

Zwar könnteſt du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer ließe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben auf's Spiel ſetzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeißen. Genug — Ja,

Wil-

Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblick aufſpringenden, abſchüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich ſeit einiger Zeit vernachläſſiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erſtaunt, wie ich ſo wiſſentlich in das alles, Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zuſtand immer ſo klar geſehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch ſo klar ſehe, und es noch keinen Anſchein zur Beſſerung hat.

Am 12. August.

Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergetzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu seyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater; und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört; der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude uns zu hören, wenn wir spatzieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es ist in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden, als dieses Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn

Wenn er mir von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt: wie ſie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt habe; wie ſie, in der Sorge für ihre Wirthſchaft, und in dem Ernſte, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn ſie nie dabey verlaſſen habe. — Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Strauß, und — werfe ſie in den vorüberfließenden Strom, und ſehe ihnen nach, wie ſie leiſe hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften habe ich wenig ſeines Gleichen geſehen.

Am 12. August.

Gewiß, Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel. Ich habe gestern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Lust an, in's Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt schreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. Borge mir die Pistolen, sagte ich, zu meiner Reise. Meinetwegen, sagte er, wenn du dir die Mühe nehmen willst, sie zu laden; bey mir hängen sie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bey einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen, und schlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig

müßig ſitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das iſt. — Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu putzen und zu laden: und der dahlt mit den Mädchen, will ſie erſchrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtock noch drin ſteckt, und ſchießt den Ladſtock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laß ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was iſt Vorſicht? die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar; denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch! wann er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres geſagt zu haben: ſo hört er dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zu-

letzt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bey dieſem Anlaß kam er ſehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Geberde, druckte ich mir die Mündung der Piſtole über's rechte Aug' an die Stirn. — Pfuy! ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das? — Sie iſt nicht geladen, ſagte ich. — Und auch ſo, was ſoll's? verſetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſeyn kann, ſich zu erſchießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: das iſt thöricht, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwickeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das,

das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen seyn.

Du wirst mir zugeben, sagte Albert, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen.

Ich zuckte die Achseln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster: aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütige Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das

Das ist ganz was anders, versetzte Albert, weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute, rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! schelten den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbey, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisaer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beydes reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas großes, etwas unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreyen mußte.

Aber

Aber auch im gemeinen Leben iſt's unerträglich, faſt einem jeden bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weiſen!

Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit großen Handlungen vergleichſt: da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann. Denn freylich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört, und mich öfter darüber

gear-

geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bey ruhigem Sinne kaum bewegen kann. Einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit ſechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Überſpannung das Gegentheil ſeyn? — Albert ſah mich an, und ſagte: Nimm mir's nicht übel, die Beyſpiele, die du da gibſt, ſcheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag ſeyn, ſagte ich; man hat mir ſchon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an's Raiſonage gränze. Laßt uns denn ſehen, ob wir uns auf eine andere

Weiſe

Weiſe vorſtellen können, wie dem Menſchen zu Muthe ſeyn mag, der ſich entſchließt, die ſonſt angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in ſo fern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden.

Die menſchliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: ſie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewiſſen Grad ertragen, und geht zu Grunde, ſo bald der überſtiegen iſt. Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt? ſondern ob er das Maß ſeines Leidens ausdauren kann? es mag nun moraliſch oder körperlich ſeyn: und ich finde es eben ſo wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Parador! ſehr parador! rief Albert aus.— Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſetzte ich. Du gibſt mir zu, wir nennen das eine Krankheit

zum

zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolutien den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist.

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Siehe den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bey ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet! eben so wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das geringste einflößen kann.

Aber-

Alberten war das zu allgemein geſprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederhohlte ihm ihre Geſchichte. — Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit, heran gewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Putz mit ihres Gleichen um die Stadt ſpatzieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarinn zu verplaudern — Deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleyen der Männer vermehrt werden; ihre vorige Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen

weiſt, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verderben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck, ſie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederhohltes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vergefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, ſie ſtreckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt ſie — Erſtarrt, ohne Sinne, ſieht ſie vor einem Abgrunde; alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung! denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht

die

die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verluſt erſetzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entſetzlichen Noth ihres Herzens, ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu erſticken. — Sieh Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen! und ſag', iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verwirrten und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.

Wehe dem! der zuſehen und ſagen könnte: die Thorinn! Hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit wirken laſſen, die Verzweiflung würde ſich ſchon gelegt, es würde ſich ſchon ein anderer ſie zu troſten vorgefunden haben. — Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor, ſtirbt am Fieber! hätte er gewartet, bis ſeine Kräfte ſich erhohlt, ſeine Säfte ſich verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes ſich gelegt hätten: alles wäre gut

gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich hätte mir von einem einfältigen Mädchen gesprochen; wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sey, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen seyn möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und das Bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet, und die Gränzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon, sagte ich, und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz so voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

Am 15. Auguſt.

Es iſt doch gewiß, daß in der Welt den Menſchen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß ſie mich ungerne verlore, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wieder kommen würde. Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Klavier zu ſtimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte ſagte ſelbſt, ich ſolte ihnen den Willen thun. Ich ſchnitt ihnen das Abendbrot, das ſie nun ſo gern von mir, als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptſtückchen von der Prinzeſſinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabey, das verſichre ich dich, und ich bin erſtaunt, was es auf ſie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunct erfinden muß, den ich beym zweytenmal vergeſſe, ſagen ſie gleich, das vorigemal war' es anders geweſen, ſo daß ich mich jetzt übe, ſie unveränderlich in einem ſingenden Sylbenfall an einem

Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweyte veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das abentheuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder ausrotten und austilgen will.

Am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſeyn, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſt, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Röhren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber

wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreyte; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Genist, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah' sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln

die

die Geſchlechter der mannichfaltigen Geſchöpfe. Alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles ſo geringe achteſt, weil du ſo klein biſt. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewigoffenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die müh-

mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt. Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdammre; vergebens suche ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß' ich neben ihr auf der Wiese, und hielte ihre Hand, und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

Am 22. Auguſt.

Es iſt ein Unglück, Wilhelm! meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt, ich kann nicht müßig ſeyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre dir, manchmal wünſchte ich, ein Tagelohner zu ſeyn, um nur des Morgens beym Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Acten vergraben ſehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemal iſt mir's ſo aufgefahren, ich wollte dir ſchreiben und dem Miniſter, um die Stelle bey der Geſandtſchaft anzuhalten, die, wie du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt. Der Miniſter liebt mich ſeit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich irgend

irgend einem Geschäfte widmen; und eine Stunde ist mir's auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfallt, das seiner Freyheit ungeduldig, sich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich soll — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. Auguſt.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heute iſt mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beym Eröffnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemal gebethen hatte. Es waren zwey Büchelchen in Duodez dabey, der kleine Wetſteiniſche Homer, eine Ausgabe, nach der ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spatziergange mit dem Ernestiſchen nicht zu ſchleppen. Sieh, ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind, als jene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenige, glückliche,

unwiederbringliche Tage überfüllten. Wilhelm, es ist so, und ich murre nicht, die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif! Und doch sind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, ungenossen versaulen lassen?

Lebe wohl! Es ist ein herrlicher Sommer, ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hohle die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunter lasse.

Unglück-

Am 30. Auguſt.

Unglücklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebeth mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß. Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bey ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß

oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Übergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wann der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummre! O Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Ich

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bey einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überstehe ich alles. Ich werde sie nicht wieder sehn! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tausend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Bester, die Empfindungen, die mein Herz bestürmen! Hier sitze ich und schnappe nach Luft, suche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang sind die Pferde bestellt.

Ach sie schläft ruhig, und denkt nicht, daß sie mich nie wieder sehen wird. Ich habe mich losgerissen, bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwey Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Gespräch!

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachtessen mit Lotten im Garten zu seyn. Ich stand auf der Terrasse, unter den hohen Kastanien-

nienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unſerer Bekanntſchaft, die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig eins von den romantiſchten iſt, die ich von der Kunſt hervorgebracht geſehen habe.

Erſt haſt du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, ſchon viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchließen, und durch ein daran ſtoßendes Bosket die Allee immer düſterer wird, bis zuletzt alles ſich in ein geſchloſſenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühle

es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erstenmale an einem hohen Mittage hinein trat; ich ahndete ganz leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehens geweidet, als ich sie die Terrasse herauf steigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte sie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten mancherley, und kamen unvermerkt dem düstern Cabinette näher. Lotte trat hinein, und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen; ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder: es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse

rasse vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte spatzieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden seyn! fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; aber, Werther, sollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnden Sie? was sagen Sie?

Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder sehen! hier und dort wieder sehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe, und wünsche, daß sie herein schauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu seyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist, als das alles, gepflegt und geliebt. Könntest du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige! du würdest mit dem heißesten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bittersten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batheſt. —

Sie

Sie ſagte das! o Wilhelm, wer kann wiederhohlen, was ſie ſagte! wie kann der kalte, todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen! Albert fiel ihr ſanft in die Rede: Es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, ſagte ſie, ich weiß, du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden Tiſchchen, wenn der Papa verreiſt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchickt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen — War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles? die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tauſend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht

über dir, und der Geiſt deiner Mutter! — Wenn Sie ſie gekannt hätten, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drückte, — ſie war werth von Ihnen gekannt zu ſeyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden — und ſie fuhr fort: Und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monathe alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; ſie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und ſie zu mir ſagte: Bringe mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Älteſten, die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bette ſtanden, und wie ſie die Hände aufhob, und über ſie bethete, und ſie küßte nach einander und ſie wegſchickte, und zu mir ſagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen geſehen,

ſehen, daß du fühlſt, was das ſey. Habe es für deine Geſchwiſter, und für deinen Vater die Treue und den Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, du warſt im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu ſich, und wie ſie dich anſah und mich, mit dem getröſteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich ſeyn, zuſammen glücklich ſeyn würden — Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief: wir ſind es! wir werden es ſeyn! der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte nichts von mir ſelber.

Werther, fing ſie an, und dieſe Frau ſollte dahin ſeyn! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten, die ſchwarzen Männer hätten die Mama weggetragen.

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurück ziehen, und ich hielt sie fester. Wir werden uns wieder sehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehn uns wieder — Morgen, denke ich, versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf, und lief auf die Terrasse hervor, und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

Leiden
des
jungen Werthers.

Zweytes Buch.

Am 20. October 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß, und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit

herum

herum ſchwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurück, und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Geduld! Geduld! es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber, du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und ſehe, was ſie thun, und wie ſie's treiben, ſtehe ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder andere vollkommner iſt. Und das geht ganz natür-

natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen, wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 10. November.

Ich fange an, mich in so fern ganz leidlich hier zu befinden. Das beste ist, daß es zu thun genug gibt; und dann, die vielerley Menschen, die allerley neue Gestalten, machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht; aus dessen Umgange so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich sein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

Der

Am 24. December.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünctlichste Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umständlich wie eine Base, ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht so steht es: da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurück zu geben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch, man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtchen darf außenbleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herab ergeht, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren es ſich und andern; doch, ſagte er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß; freylich wäre der Berg nicht da, ſo wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er iſt nun aber da, und man ſoll hinüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu ſo Weltgeſchäften ſey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangle es ihm, wie allen Belletriſten. Dazu

machte

machte er eine Miene, als ob er ſagen wollte: Fühlſt du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menſchen, der ſo denken und ſich ſo betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich ſagte, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müſſe, wegen ſeines Charakters ſowohl, als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch dieſe Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne Spaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Zeug geſchwatzt, und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich,

ſo will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmieder bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Manaſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Reckchen. Da iſt ein Weib zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrinn, die ſich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlechte nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andere nach ſich zu berechnen.

nen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt — ach ich laſſe gern die andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehen laſſen.

Was mich am meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft: nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Ich kenne neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B... kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerem Geſpräche, und da wir ſchieden, bath ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo vieler Freymüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bey

einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viele Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder, als einer halben Stunde, hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach selbst gestand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den sie sich verpallisadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu sehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen seyn, und ihr Leben weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen gequält, und in den reiferen Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das ehrene Jahrhundert mit ihr zubrachte, und starb. Nun sieht sie im eisernen sich allein, und würde nicht angesehen, wäre ihre Nichte nicht so liebenswürdig.

Was

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt dann der erſte? der, dünkt mich, der die anderen überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Am 22. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D..., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu ſchreiben; und jetzt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fenſterchen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken, o Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! wie ausgetrocknet meine Sinnen werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine ſelige Stunde! nichts! nichts! Ich ſtehe wie vor einem Marionetten-

tätenkasten; und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reitz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B. . .; sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey! werden Sie sagen, der Mensch

legt

legt sich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders seyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen: es wüßte niemand so fein zu loben, als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie?). Ich wollte von Fraulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt. Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir verphantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freywillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie. —

O säß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unsere kleine Lieben wälzten sich mit einander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollte ich

sie

ſie mit einem ſchauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe verſammeln.

Die Sonne geht herrlich unter, über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren — Adieu! Iſt Albert bey Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir dieſe Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohlthätig. Denn so lang ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht jemand verderben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und stobert, und fröstelt, und thaut; ha! denk ich, kann's doch zu Hause nicht schlimmer werden, als es draußen ist, oder umgekehrt, und so ist's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verspricht einen feinen Tag; erwehr ich mir niemals auszurufen: da haben sie doch wieder ein himmlisches Gut, warum sie einander bringen können. Es ist nichts, warum sie einander nicht bringen. Gesundheit, guter Nahme, Freudigkeit, Erhohlung! Und meist aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man sie anhört, mit der besten Meinung. Manchmal möcht' ich sie auf den Knieen bitten, nicht so rasend in ihre eigne Eingeweide zu wüthen.

Ich

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Gesandter und ich halten es zusammen nicht lange mehr aus. Der Mann ist ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geschäfte zu treiben ist so lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widersprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht ist. Darüber hat er mich neulich bey Hofe verklagt, und der Minister gab mir einen zwar sanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich stand im Begriffe meinen Abschied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet, und den hohen,

*) Man hat aus Ehrfurcht für diesen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, dessen weiter hinten erwähnt wird, dieser Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine solche Kühnheit durch den wärmsten Dank des Publicums entschuldigen zu können.

hen, edlen, weisen Sinn angebethet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiset, wie er meine überspannte Ideen von Wirksamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geschäften, als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage gestärkt, und in mir selbst einig geworden. Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst; Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist.

Gott

Am 20. Februar.

Gott segne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen hast: ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag seyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und sie unter andere Papiere zu begraben. Nun seyd ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun so soll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bey euch, bin dir unbeschadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweyten Platz darin, und will und muß ihn behalten. O ich würde rasend werden, wenn sie vergessen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb wohl! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Am 15. Merz.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! er ist nicht zu ersetzen, und ihr seyd doch allein Schuld daran, die ihr mich sterntet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen verdürben alles, so hast du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C... liebt mich, distinguirt mich, das ist bekannt, das habe ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bey ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herrn und Frauen bey ihm zusammen kommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich

speise

ſpeiſe bey dem Grafen, und nach Tiſche gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſten B.., der dazu kommt, und ſo rückt die Stunde der Geſellſchaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S... mit Ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Bruſt und niedlichem Schnürleibe, machen en paſſant ihre hergebrachten hochadelichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider iſt, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garſtigen Gewäſche frey wäre, als meine Fräulein B... herein trat. Da mir das Herz immer ein Bißchen aufgeht, wenn ich ſie ſehe, blieb ich eben, ſtellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit, als ſonſt, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angeſtochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich

sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F... mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des ersten her, der Hofrath R... hier aber in qualitate Herr von R... genannt, mit seiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J... nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt, das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind. Ich dachte — und gab nur auf meine B... Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von S... mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B... nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen, sagte er, unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehen. Ich

wollte

wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inconsequenz; ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurück gehalten, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M. . . dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische, es waren noch wenige in der Gaststube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurück geschlagen. Da kommt der ehrliche A. . . hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir, und sagt leise: Du hast Verdruß gehabt? Ich? sagte ich. Der Graf hat

dich aus der Gesellschaft gewiesen. — Hohle sie der Teufel! sagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freye Luft kam. — Gut, sagte er, daß du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum — Da fing mir das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen, und mich ansahen, dachte ich, die sehen dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und sagen: da sähe man's, wo es mit den Übermüthigen hinausginge, die sich ihres Bißchen Kopfs überhüben, und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer in's Herz bohren; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach da kann man sie leicht lassen.

Am 16. Merz.

Es hetzt mich alles. Heute treffe ich die Fräulein B. . . in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden, und ihr, so bald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, sagte sie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit Ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm! — Wie, Fräulein? sagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir chegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. —

Was hat es mich schon gekostet! sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich, rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen; und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphiren würde.

würde. Wie man ſich nunmehr über die Strafe meines Übermuths und meiner Geringſchätzung anderer, die ſie mir ſchon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahreſten Theilnehmung — Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoßen könnte; wenn ich Blut ſähe, würde mir es beſſer werden. Ach, ich habe hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edeln Art Pferde, die, wenn ſie ſchrecklich erhitzt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinct eine Ader aufbeißen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freyheit ſchaffte.

Am 24. Merz.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt, und werde sie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erst Erlaubniß dazu bey euch gehohlt habe. Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und also — Bringe das meiner Mutter in einem Sästchen bey, ich kann mir selbst nicht helfen, und sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr euch nicht helfen kann. Freylich muß es ihr wehe thun. Den schönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Gesandten anfieng, so auf einmal Halte zu sehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und sollen; genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, so ist hier der Fürst * *, der vielen Geschmack an meiner Gesellschaft findet; der hat mich gebethen, da er von

mei-

meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punct verſtehen, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Am 19. April.

Zur Nachricht.

Danke für deine beyden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre; ich fürchtete,

meine

meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt es geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt; ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Ducaten geſchickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; alſo brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich ſchrieb.

Am 5. May.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wieder sehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm! du sollst von meinem Zuge hören.

Am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S. . . zu steht, ließ ich halten, stieg aus, und ließ den Postillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spatziergänge gewesen. Wie anders! Damals schute ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jtzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah' das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand

ſtand meiner Wünſche geweſen war. Stunden-
lang konnt' ich hier ſitzen, und mich hinüber ſeh-
nen, mit inniger Seele mich in den Wäldern,
den Thälern verlieren, die ſich meinen Augen
ſo freundlich-dämmernd darſtellten; und wenn
ich dann um beſtimmte Zeit wieder zurück muſte,
mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den
lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher,
alle alte bekannte Gartenhäuschen wurden von
mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo
auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorge-
nommen hatte. Ich trat zum Thor hinein,
und fand mich doch gleich und ganz wieder.
Lieber, ich mag nicht in's Detail gehen; ſo
reitzend, als es mir war, ſo einförmig würde es
in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen,
auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſe-
rem alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich,
daß die Schulſtube, wo ein ehrliches altes Weib
unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in
einen Kramladen verwandelt war. Ich erin-
nerte mich der Unruhe, der Thränen, der

Dumpf-

Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viele Stäten religiöſer Erinnerungen an, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof; das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinfloſſe, und wie ich da ſo bald Gränzen meiner Vorſtellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlor. — Sieh', mein Lieber, ſo beſchränkt und ſo glücklich waren die herrlichen Altväter! ſo kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung!

tung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer und von der unendlichen Erde ſpricht, das iſt ſo wahr, menſchlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachſagen kann, daß ſie rund ſey? Der Menſch braucht nur wenige Erdſchollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier auf dem Fürſtlichen Jagdſchloß. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt wahr und einfach. Wunderliche Menſchen ſind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie ſcheinen keine Schelmen, und haben doch auch nicht das Anſehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen ſie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, iſt, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspuncte, wie ſie ihm der andere vorſtellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen — mein Herz habe ich allein.

Ich

Am 25. May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts draus wird, ist es eben so gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vernehmlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in *** Diensten ist. Auf einem Spatziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bey mir mehr Leidenschaft, als Grille gewesen seyn, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willst, ich kann nicht länger bleiben. Was soll ich hier? die Zeit wird mir lange. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemeines mit einander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst, und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das aarstize wissenschaftliche Wesen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe, und er es auf einmal recht am unrechten denkt, wenn er mit einem gesungenen Kunstwort drein fiedert.

Ja

Am 16. Julius.

Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Wallfer auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im * * schen besuchen wollte; ist aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das ist alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm seinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein es iſt gut! es iſt alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebeth ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergebliche Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willſt; daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt, bey — oh! — bey der

Stelle

Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammen treffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getrocknet. Ich bin zerſtreut. Adieu, Lieber!

Am 4. August.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteste Junge lief mir entgegen, sein Freudengeschrey führte die Mutter herbey, die sehr niedergeschlagen aussah. Ihr erstes Wort war: Guter Herr, ach mein Hanns ist mir gestorben! Es war der jüngste ihrer Knaben. Ich war stille. Und mein Mann, sagte sie, ist aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute, hätte er sich heraus betteln müssen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts sagen, und schenkte dem Kleinen was; sie bath mich, einige Äpfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. August.

Wie man eine Hand umwendet, iſt es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdammern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert ſtürbe? Du würdeſt! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngeſpinſte nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinaus gehe, den Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Letten zum Tanze zu holen, wie war das ſo ganz anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Blick der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühles. Mir iſt es, wie es einem Geiſte ſeyn müßte, der in das ausgebrannte, zerſtörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürſt einſt erbaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie ſie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als ſie!

Am 4. September.

Ja, es iſt ſo. Wie die Natur ſich zum Herbſte neigt, wird es Herbſt in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und ſchon ſind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab ich dir nicht einmal von einem Bauerburſchen geſchrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er ſey aus dem Dienſte gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wiſſen. Geſtern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir ſeine Geſchichte, die mich doppelt und dreyfach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirſt, wenn ich dir ſie wieder erzähle. Doch, wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängſtigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu ſchelten? Sey's denn, auch das mag zu meinem Schickſal gehören!

Mein

Mit einer ſtillen Traurigkeit, in der ich ein wenig ſcheues Weſen zu bemerken ſchien, antwortete der Menſch mir erſt auf meine Fragen; aber gar bald öffnet, als wenn er ſich und mich auf einmal wieder erkennte, geſtand er mir ſeine Fehler, klagte er mir ſein Unglück. Kennt' ich dir, mein Freund, jedes ſeiner Worte vor Gericht ſtellen! Er bekannte, ja, er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenſchaft zu ſeiner Hausfrau ſich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er ſich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hin geſollt? Er habe weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können, es habe ihm an der Kehle geſteckt, er habe gethan, was er nicht thun ſollen, was ihm aufgetragen worden, hab' er vergeſſen, er ſey als wie von einem böſen Geiſt verfolgt geweſen; bis er eines Tags, als er ſie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgezangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden ſey. Da ſie ſeinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen

tigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sey, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen, und daß er nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie ihn heirathen, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu stocken, wie einer, der noch etwas zu sagen hat, und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwey- dreymal ab, und wiederhohlte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie liebe und schätze, wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sey, und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sey — Und hier, mein Leser, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: kennt' ich dir den Menschen verstellen,

ſtellen, wie er vor mir ſtand, wie er noch vor mir ſteht! Könnt' ich dir alles recht ſagen, damit du fühlteſt, wie ich an ſeinem Schickſale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schickſal kennſt, auch mich kennſt, ſo weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich beſonders zu dieſem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchleſe, ſeh' ich, daß ich das Ende der Geſchichte zu erzählen vergeſſen habe, das ſich aber leicht hinzu denken läßt. Sie erwehrte ſich ſein; ihr Bruder kam dazu, der ihn ſchon lange gehaßt, der ihn ſchon lange aus dem Hauſe gewünſcht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schweſter werde ſeinen Kindern die Erbſchaft entgehn, die ihnen jetzt, da ſie kinderlos iſt, ſchöne Hoffnungen gibt; dieſer habe ihn gleich zum Hauſe hinausgeſtoßen, und einen ſolchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch ſelbſt wenn ſie gewollt, ihn nicht wieder

hätte

hätte aufnehmen können. Jetzo habe sie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den, sage man, sey sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, sie werde ihn heirathen, aber er sey fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft, ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Classe von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir gebildeten — zu nichts verbildeten! Lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand, daß

ich

ich nicht so strudle und sudele, wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabey, daß es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja, so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann auf's Land geschrieben, wo er sich Geschafte wegen aufhielt. Es fing an: Bester, Liebster, komme so bald du kannst, ich erwarte dich mit tausend Freuden. — Ein Freund, der herein kam, brachte Nachricht, daß er wegen gewisser Umstände so bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; sie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geschenk ist, rief ich aus, ich konnte mir einen Augenblick vorspiegeln, als wäre es an mich geschrieben. Sie brach ab, es schien ihr zu mißfallen, und ich schwieg.

Am 6. September.

Es hat schwer gehalten, bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erstenmale tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unscheinbar. Auch habe ich mir einen machen lassen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag, und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit soll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreist, Alberten abzuhohlen. Heute trat ich in ihre Stube, sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund, sagte sie, und leckte ihn auf ihre Hand; er ist meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt so artig. Er küßt mich auch, sehen Sie!

Als sie dem Thierchen den Mund hinhielt, druckte es sich so lieblich in die süßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Er soll Sie auch küssen, sagte sie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte

den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahndung liebevollen Genusses.

Sein Kuß, sagte ich, ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde, sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unschuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Gesicht weg. Sie sollte es nicht thun! sollte nicht meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reitzen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!

Am 15. September.

Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bey dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotten gesessen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Äste waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeister hat uns den einen Nahmen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll er gewesen seyn, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Thränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll wer-

den, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern konnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe ständen, und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. Lieber Schatz, eins ist doch dabey! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerinn soll es an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers (unser Alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrinn, die sich abgibt gelehrt zu seyn, sich in die Untersuchung des Canons mellirt, gar viel an der neumodischen, moralischkritischen Reformation des Christenthums arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achseln zuckt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat, und deswegen auf Gottes Erdboden

keine

keine Freude. So einer Kreatur war es auch alleine möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehst du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Überlegungen, wenn sie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die Alten, so unzufrieden sah, sagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, sagten sie, was kann man machen? Aber eins ist recht geschehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frauen Grillen, die ihm ohne dies die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und sagte: hier herein! denn sie hatte noch alte Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes, wo

die Bäume ſtanden, und verkaufte ſie an den Meiſtbiethenden. Sie liegen! O wenn ich Fürſt wäre! ich wollte die Pfarrerinn, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja, wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande?

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mir es ſchon wohl! Sich, und was mich verdrießt, iſt, daß Albert nicht ſo beglückt zu ſeyn ſcheint, als er — hoffte, als ich — zu ſeyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Ächzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußtapfen seiner Väter sucht, und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der

Mond

Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlichglühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen! der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er sucht vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachsenden.

Am 19. October.

Ach diese Lücke! diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! — Ich denke oft, wenn du sie nur Einmal, nur Einmal an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt seyn.

Ja,

Am 26. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewisser, daß an dem Daseyn eines Geschöpfes wenig gelegen ist, ganz wenig. Es kam eine Freundinn zu Lotten, und ich ging herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder zu schreiben. Ich hörte sie leise reden; sie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie diese heirathet, wie jene krank, sehr krank ist; sie hat einen trocknen Husten, die Knochen stehn ihr zum Gesicht heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreutzer für ihr Leben, sagte die eine. Der N. N. ist auch so übel dran, sagte Lotte. Er ist gestorben, sagte die andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft versetzte mich an's Bett dieser Armen; ich sah sie, mit welchem Widerwillen sie dem Leben den Rücken wendten, wie sie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet

redet — daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſehe das Zimmer an, und rings um mich Lottens Kleider, und Alberts Scripturen, und dieſe Meubel, denen ich nun ſo befreundet bin, ſogar dieſem Dintenfäſſe, und denke: Siehe, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint es, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte; und dann — wenn du nun ginaſt, wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt? würden ſie, wie lange würden ſie die Lücke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schickſal reißt? wie lange? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!

Ich

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Brust zerreißen, und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig seyn kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht.

Abends.

Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt alles; ich habe so viel, und ohne sie wird mir alles zu nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Puncte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der groſse Gott, wie einem das thut, ſo viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreutzen zu ſehen und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette, mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launisch seyn könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies stolate, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dieß Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinnen, die nicht mehr von

erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht, und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebethen, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist, und um ihn die Erde verdürstet.

Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig? als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innigdankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. November.

Sie hat mir meine Exceſſe vorgeworfen! ach, mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exceſſe, daß ich mich manchmal von einem Glaſe Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht! ſagte ſie, denken Sie an Lotten! — Denken! ſagte ich, brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seele. Heute ſaß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter, ich bin dahin! ſie kann mit mir machen, was ſie will.

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich, ruhig zu seyn. Laß mich ausdulden; ich habe bey aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug durchzusetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie dann, muß sie dann das einem jeden seyn? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es nicht seyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß sie mir es denn seyn? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn seyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falsch aus; sieh nicht etwa Spott in diesen un-

ſchuldigen Worten; es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege; ſonſt wollte ich lieber, ich hätte geſchwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jedermann ſo wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was iſt es anders als Menſchenſchickſal, ſein Maß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun, und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchrecklichen Augenblick, da mein ganzes Weſen zwiſchen Seyn und Nichtſeyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: Mein Gott! mein Gott!

warum

warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt' ich mich des Ausdruckes ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſeyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt, wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie einen Gift bereitet, der mich und sie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wollust schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühles aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet?

Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand, und sagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erstemal, daß sie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederhohlt, und gestern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte, und mit mir selbst allerley schwatzte, sagte ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach selbst über mich lachen.

Ich

Am 22. November.

Ich kann nicht bethen: Laß mir ſie! und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht bethen: Gib mir ſie! denn ſie iſt eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litaney von Antitheſen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute iſt mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein; ich ſagte nichts, und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geiſtes, das war alles vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigſten Antheils, des ſüßeſten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Klavier, und hauchte mit ſüßer, leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen ſo reizend geſehen; es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüßen Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrument hervorquollen, und nur der himmliſche Widerſchall aus dem reinen Munde zurückklange. — Ja, wenn ich dir das ſo ſagen könn-

könnte! — Ich widerſtand nicht länger, neigte mich und ſchwur: nie will ich es wagen einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben. — Und doch — ich will — Ha! ſiehſt du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, dieſe Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die übrigen glücklich — ſo iſt noch keiner gequält worden; dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſah' ich in mein eignes Herz. Ich habe ſo viel auszuſtehen! Ach ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

Ich

Am 30. November.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen? wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!

Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde, ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern sah' ich einen Menschen in einem grünen, schlechten Rocke, der zwischen den Felsen herumtrabbelte, und Kräuter zu suchen schien. Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sahe ich eine interessante Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte; seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwey Rollen gesteckt, und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken her-

herunter hing. Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suchte? Ich suche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das ist auch die Jahrszeit nicht, sagte ich lächelnd. — Es gibt so viele Blumen, sagte er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten sind Rosen und Je länger je lieber zweyerley Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen wie Unkraut; ich suche schon zwey Tage darnach, und kann sie nicht finden. Da haußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tausendgüldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden. — Ich merkte was unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. — Wenn Er mich nicht verrathen will, sagte er, indem er

den

den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß verſprochen. Das iſt brav, ſagte ich. O, ſagte er, ſie hat viel andere Sachen, ſie iſt reich. — Und doch hat ſie ſeinen Strauß lieb, verſetzte ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. — Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten, verſetzte er, ich wär' ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir es ſo wohl war! Jetzt iſt es aus mit mir. Ich bin nun — Ein naſſer Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war alſo glücklich? fragte ich. — Ach ich wollte, ich wäre wieder ſo! ſagte er. Da war mir es ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht, wie einem Fiſche im Waſſer! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich, wo ſteckſt du? wir haben dich überall geſucht, komm zum Eſſen! — Iſt das Euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. Wohl, mein armer Sohn! verſetzte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Wie lange iſt er ſo? fragte ich. So ſtille, ſagte ſie,

iſt

ist er nun ein halbes Jahr. Gott sey Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter, stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserey, und nun ist er, wie Sie ihn sehen. Wenn ich Ihm erzählen sollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sey? Der thörichte Mensch! rief sie mit mitleidigem Lacheln, da meint er die Zeit, da er von sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ sie eilend.

Da du glücklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war, wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! haſt du das zum Schickſale der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glücklich ſind, als ehe ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verlieren! — Elender! und auch wie beneide ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königinn Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerſt, da du keine findeſt, und begreifſt nicht, warum du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch du ſeyn würdeſt, wenn die Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf! das den Mangel ſeiner Glückſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann. Du fühlſt nicht! du fühlſt nicht, daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt,

wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden, und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedränganisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polstern? — Wahn! — O Gott! du siehst meine Thränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bißchen Armuth, das Bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf

dich,

dich, du Allliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinſtockes, was iſt es, als Vertrauen zu Dir, daß du in alles, was uns umgibt, Heil- und Linderungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! ſchweige nicht länger! dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele, und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerley, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl, wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

Am 1. December.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich dir ſchrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bey Lottens Vater, und eine Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienſt geſchickt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, bey dieſen trocknen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als du ſie vielleicht lieſeſt.

Ich

Am 4. December.

Ich bitte dich — Siehst du, mit mir ist's aus, ich trag' es nicht länger! Heute saß ich bey ihr — saß, sie spielte auf ihrem Klavier, mannichfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willst du? — Ihr Schwesterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir in's Gesicht — meine Thränen flossen — Und auf einmal fiel sie in die alte himmelsüße Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl, und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düstern Zwischenräume, des Verdrusses, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erstickte unter dem Zudringen. Um Gottes willen, sagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen sie fahrend, um Gottes willen hören Sie auf! Sie hielt, und sah mich starr

an. Werther, sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie sind sehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerstehen Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du siehst mein Elend, und wirst es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beyden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſeyn wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge seiner hinterlaßnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen seyn lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet seyn konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederhohlter Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen; die von dem Abscheidenden hinterlaßnen Briefe einzuschalten, und das kleinste aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es so schwer ist, die eigensten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind.

Unmuth und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester unter einander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher empor strebte, als er mit allen Übeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte

ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn auf, er ward ein trauriger Geſellſchafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigſtens ſagen dieß Alberts Freunde; ſie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünſchten Glückes theilhaftig geworden, und ſein Betragen, ſich dieſes Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen konnen, er, der gleichſam mit jedem Tage ſein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, ſagen ſie, hatte ſich in ſo kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derſelbige, den Werther ſo vom Anfang her kannte, ſo ſehr ſchätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war ſtolz auf ſie, und wünſchte ſie auch von jedermann als das herrlichſte Geſchöpf anerkannt zu wiſſen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünſchte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand dieſen koſtlichen Beſitz auch auf die unſchuldigſte Weiſe

zu

zu theilen, Luſt hatte? Sie geſtehen ein, daß Albert oft das Zimmer ſeiner Frau verlaſſen, wenn Werther bey ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen ſeinen Freund, ſondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieſer von ſeiner Gegenwart gedruckt ſey.

Lottens Vater war von einem Übel befallen worden, das ihn in der Stube hielt, er ſchickte ihr ſeinen Wagen, und ſie fuhr hinaus. Es war ein ſchöner Wintertag, der erſte Schnee war ſtark gefallen, und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert ſie nicht abzuhohlen käme, ſie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf ſein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf ſeiner Seele, die traurigen Bilder hatten ſich bey ihm feſtgeſetzt, und ſein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem ſchmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit ſich in ewigem Unfrieden lebte, ſchien ihm auch der Zuſtand andrer nur bedenklicher und verworrener, er glaubte, das ſchöne Verhältniß zwiſchen Albert und ſeiner Gattinn geſtört zu haben, er machte ſich Vorwürfe darüber, in die ſich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten miſchte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf dieſen Gegenſtand. Ja, ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, mit heimlichem Zähnknirſchen: das iſt der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit iſt's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geſchäft mehr an, als die theure, köſtliche Frau? Weiß er ſein Glück zu ſchätzen? Weiß er ſie zu achten, wie ſie es verdient? Er hat ſie, nun gut er hat ſie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu ſeyn, er wird mich noch raſend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundſchaft

chaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht
n meiner Anhänglichkeit an Lotten ſchon einen
Eingriff in ſeine Rechte, in meiner Aufmerk-
amkeit für ſie einen ſtillen Vorwurf? Ich weiß
s wohl, ich fühl' es, er ſieht mich ungern, er
ünſcht meine Entfernung, meine Gegenwart
t ihm beſchwerlich.

Oft hielt er ſeinen raſchen Schritt an, oft
and er ſtille, und ſchien umkehren zu wollen;
lein er richtete ſeinen Gang immer wieder vor-
ärts, und war mit dieſen Gedanken und Selbſt-
ſprächen endlich gleichſam wider Willen bey
m Jagdhauſe angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten
nd nach Lotten, er fand das Haus in einiger
ewegung. Der älteſte Knabe ſagte ihm, es
drüben in Wahlheim ein Unglück geſchehn,
ſey ein Bauer erſchlagen worden! — Es
achte das weiter keinen Eindruck auf ihn. —
trat in die Stube, und fand Lotten beſchäf-
tigt,

tigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu untersuchen. Der Thäter war noch unbekannt, man hatte den Erschlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Ist's möglich! rief er aus, ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhn. Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die That begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach des Schenke zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt' er sich vor dem sonst so gelieb-

geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder so oft gespielt hatten, war mit Blut besudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift, die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabsteine sahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er sich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf einmal ein Geschrey. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter herbeyführe. Werther sah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Wittwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem stillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

Was haſt du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieſer ſah ihn ſtill an, ſchwieg, und verſetzte endlich ganz gelaſſen: „Keiner wird ſie haben, ſie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entſetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in ſeinem Weſen lag, durch einander geſchüttelt worden. Aus ſeiner Trauer, ſeinem Mißmuth, ſeiner gleichgültigen Hingegebenheit, wurde er auf einen Augenblick herausgeriſſen; unüberwindlich bemächtigte ſich die Theilnehmung ſeiner, und es ergriff ihn eine unſägliche Begierde, den Menſchen zu retten. Er fühlte ihn ſo unglücklich, er fand ihn als Verbrecher ſelbſt ſo ſchuldlos, er ſetzte ſich ſo tief in ſeine Lage, daß er gewiß glaubte, auch andere davon zu überzeugen. Schon wünſchte er für ihn ſprechen zu können, ſchon drängte ſich der lebhafteſte Vortrag nach ſeinen Lippen,

er

er eilte nach dem Jagdhause, und konnte sich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halb laut auszusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig, dieß verstimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er sich bald wieder, und trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit, alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann; so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig, und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde, auch, setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts thun könne,

ohne ſich die gröſte Verantwortung aufzuladen, es müſſe alles in der Ordnung, in dem vorgeſchriebenen Gang gehen.

Werther ergab ſich noch nicht, ſondern bath nur, der Amtmann möchte durch die Finger ſehn, wenn man dem Menſchen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der ſich endlich in's Geſpräch miſchte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überſtimmt, und mit einem entſetzlichen Leiden machte er ſich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal geſagt hatte: Nein, er iſt nicht zu retten!

Wie ſehr ihm dieſe Worte aufgefallen ſeyn müſſen, ſehn wir aus einem Zettelchen, das ſich unter ſeinen Papieren fand, und das gewiß an dem nähmlichen Tage geſchrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.“

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bey mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beyde Männer Recht haben möchten; so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Daseyn entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf beziehe, das vielleicht sein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's sage, und wieder sage, er ist brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht seyn.“

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing sich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben, als wenn sie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte seine unglückliche Leidenschaft und wünschte, daß es möglich seyn möchte ihn zu entfernen. Ich wünsch' es auch um unsertwillen, sagt' er, und ich bitte dich, fuhr er fort, siehe zu, seinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, seine öftern Besuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerksam, und ich weiß, daß man hier und da drüber gesprochen hat.

Lotte

Lotte schwieg, und Albert schien ihr Schweigen empfunden zu haben, wenigstens seit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen sie, und wenn sie seiner erwähnte, ließ er das Gespräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur desto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; besonders kam er fast außer sich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menschen, der sich nun auf's Läugnen legte, auffordern könnte.

Alles was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war, der Verdruß bey der Gesandschaft, alles was ihm sonst mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder. Er fand sich durch alles dieses wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aus-

ſicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo ruckte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart, und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende [redacted]

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem raſtloſen Treiben und Streben, von ſeiner Lebensmüde, ſind einige hinterlaßne Briefe die ſtärkſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen seyn müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umher getrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.

Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß sey übergetreten, alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Äcker und Wiesen und Hecken und alles, und das

weite Thal hinauf und hinab Eine ſtürmende See im Sauſen des Windes! Und wenn denn der Mond wieder hervortrat, und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Wiederſchein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürzen! dahin zu brauſen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht,

geruht, auf einem heißen Spatziergange, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verſtört jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Herden, Wieſen und Ehrenämtern! Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt und ihr Brot an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Am 14. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Traume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich zittre es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch ein Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt es aus meine Sinnen verwirren ſich, ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine

meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünſche nichts, ich verlange nichts; mir wäre beſſer, ich ginge.“

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen; doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſeyn, er wolle mit der beſten Überzeugung, mit der möglichſt-ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

„Ihre

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das iſt alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehrt? und daß das nun die Eigenſchaft unſeres Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnden, wovon wir nichts beſtimmtes wiſſen.“

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiderruflich, wovon folgender zweydeutige Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß abgibt

„Ich

Am 20. December.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort so aufgefangen hast. Ja, du hast Recht: mir wäre besser, ich ginge. Der Vorschlag, den du zu einer Rückkehr zu euch thust, gefällt mir nicht ganz; wenigstens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir es sehr lieb, daß du kommen willst, mich abzuhohlen; verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weiteren. Es ist nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif ist; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter sollst du sagen: daß sie für ihren Sohn bethen soll, und daß ich sie um Vergebung bitte, wegen alles Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Lebwohl, mein Theuerster! Allen Segen des Himmels über dich! Lebwohl!“

Was

Was in dieſer Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Geſinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund geweſen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen ſtillen Begriff machen können, und eine ſchöne weibliche Seele ſich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel iſt gewiß, ſie war feſt bey ſich entſchloſſen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn ſie zauderte, ſo war es eine herzliche, freundſchaftliche Schonung, weil ſie wußte, wie viel es ihm koſten, ja, daß es ihm beynahe unmöglich ſeyn würde. Doch ward ſie in dieſer Zeit mehr gedrängt Ernſt zu machen; es ſchwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie ſie auch immer darüber geſchwiegen hatte, und um ſo mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweiſen, wie ihre Geſinnungen der ſeinigen werth ſeyen.

An

An demselben Tage, als Werther den zuletzt eingeschalteten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand sie allein. Sie beschäftigte sich einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einem die unerwartete Öffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln, in paradiesische Entzückung setzte. Sie sollen, sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstöckchen und noch was. — „Und was heißen Sie geschickt seyn? rief er aus; wie soll ich seyn? wie kann ich seyn? beste Lotte!“ Donnerstag Abend, sagte sie, ist Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das seinige, da kommen

Sie

Sie auch — aber nicht eher. — Werther ſtutzte. — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben. — Er wendete ſeine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: Es kann nicht ſo bleiben! zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchrecklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſetzt hatten, ſuchte durch allerley Fragen ſeine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte, rief er aus, ich werde Sie nicht wieder ſehen!“ Warum das? verſetzte ſie, Werther, Sie können, Sie müſſen uns wieder ſehen, nur mäßigen Sie Sich. O, warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich-haftenden Leidenſchaft für alles, was Sie einmal anfaſſen, geboren werden! Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, indem ſie ihn bey der Hand nahm, mäßigen Sie Sich! Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergetzungen

dar?

dar? Seyn Sie ein Mann! wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther! ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie Sich betrügen, Sich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther? juſt mich, das Eigenthum eines Andern? juſt das? Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſitzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reitzend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren, unwilligen Blick anſah. „Weiſe! rief er, ſehr weiſe! hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch!“ — Es kann ſie jeder machen, verſetzte ſie darauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädchen ſeyn, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über Sich, ſuchen Sie darnach, und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden; denn ſchon lange

ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie Sich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie es über Sich! eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen.

„Das könnte man, ſagte er mit einem kalten Lachen, drucken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte! laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!“ — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen freſtigen Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Diſcurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der ſodann ſeine Frau nach gewiſſen Aufträgen fragte, und als er hörte, ſie ſeyen noch

nicht

nicht ausgerichtet, ihr einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da sich denn sein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tisch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen, und ging weg.

Er kam nach Hause, nahm seinem Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab, und warf sich endlich in seinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilfe wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen sollte? das er denn zuließ, und dem Bedienten verbeth, den andern Morgen in's Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den ein und zwanzigsten December, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibetische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich abſatzweiſe hier einrücken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

„Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreibe ich dir ohne romantiſche Überſpannung, gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letztenmale ſehen werde. Wenn du dieſes lieſeſt, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine gröſsere Süſsigkeit weiſs, als ſich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat: ich will ſterben!

Wie

Wie ich mich geſtern von dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſeyn neben dir, in gräßlicher Kalte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewohrteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für dich. Ja, Lotte! warum ſollte ich es verſchweigen? eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn! O meine Beſte! in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, eſt — deinen Mann zu ermorden! — dich! —

mich! — So ſey es! — Wenn du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing, nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das ſo lebhaft um mich wird. — “

Gegen zehn Uhr rief Werther seinen Bedienten, und unter dem Anziehen sagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreisen würde, er solle daher die Kleider auskehren und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuhohlen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monathe voraus zu bezahlen.

Er ließ sich das Essen auf die Stube bringen, und nach Tische ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hause antraf. Er ging tiefsinnig im Garten auf und ab, und schien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm: daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, sie die

Christgeschenke bey Lotten hohlten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag! und küßte sie alle herzlich, und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr sagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hatten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn, er schenkte jedem etwas, setzte sich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hause, befahl der Magd nach dem Feuer zu sehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefes an Lotten:

„Du

„Du erwarteſt mich nicht! du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weihnachtsabend dich wiederſehn. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hältſt du dieſes Papier in deiner Hand, zitterſt, und benetzeſt es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt es mir, daß ich entſchloſſen bin.“

Lotte war indeß in einen ſonderbaren Zuſtand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte ſie empfunden, wie ſchwer es ihr fallen werde, ſich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er ſich von ihr entfernen ſollte.

Es war wie im Vorübergehn in Alberts Gegenwart geſagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbar-

ſchaft geritten, mit dem er Geſchäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie ſaß nun allein, keins von ihren Geſchwiſtern war um ſie, ſie überließ ſich ihren Gedanken, die ſtille über ihren Verhältniſſen herumſchweiften. Sie ſah ſich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, deſſen Liebe und Treue ſie kannte, dem ſie von Herzen zugethan war, deſſen Ruhe, deſſen Zuverläſſigkeit recht vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen ſollte, ſie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer ſeyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden, gleich von dem erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Übereinſtimmung ihrer Gemüther ſo ſchon gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, ſo manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was ſie intereſſantes fühlte und dachte, war ſie gewohnt

wohnt mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen! — hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bey einer jeglichen etwas auszusetzen, fand keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Über allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen sey, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes, und leicht sich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlos-

schloss'n ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb sieben geworden, als sie Werthern die Treppe herauf kommen hörte, und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und wir dürfen fast sagen zum erstenmal, bey seiner Ankunft. Sie hätte sich gern vor ihm verläugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ich habe nichts versprochen, war seine Antwort. So hätten Sie wenigstens meiner Bitte Statt geben sollen, versetzte sie, ich bath Sie um unser beyder Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was sie sagte, eben so wenig was sie that, als sie nach einigen Freundinnen schickte, um nicht mit Werthern allein zu seyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und

sie

sie wünschte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß sie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück, und brachte die Nachricht, daß sich beyde entschuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer sitzen lassen; dann besann sie sich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, sie trat an's Klavier und fing einen Menuet an, er wollte nicht fließen. Sie nahm sich zusammen, und setzte sich gelassen zu Werthern, der seinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu lesen? sagte sie. Er hatte nichts. Da drin in meiner Schublade, fing sie an, liegt Ihre Übersetzung einiger Gesänge Ossians; ich habe sie noch nicht gelesen, denn ich hoffte immer, sie von Ihnen zu hören; aber seither hat sich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lachelte, hohlte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er sie in die Hände nahm, und die Augen standen ihm voll Thränen, als er hinein sah. Er setzte sich nieder und las.

„Stern

„Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wornach blickst du auf die Haide? Die stürmende Winde haben sich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmt über's Feld. Wornach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl. Erscheine, du herrliches Licht von Ossians Seele!

„Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber sind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsaule; um ihn sind seine Helden, und, siehe! die Barden des Gesanges: Gramer Ullin! stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, sanftklagende Minona! — Wie verändert

seyd

seyd ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Gesanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwachlispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blick und thränenvollem Auge, schwer floß ihr Haar im unstäten Winde, der von dem Hügel her stieß. — Düster ward's in der Seele der Helden, als sie die liebliche Stimme erhob; denn oft hatten sie das Grab Salgars gesehen, oft die finstere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlassen auf dem Hügel mit der harmonischen Stimme; Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog sich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da sie auf dem Hügel allein saß.

Colma.

„Es ist Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind sauft

im

im Gebirge, der Strom heult den Felsen hinab. Keine Hütte schützt mich vor dem Regen, mich Verlaßne auf dem stürmischen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erscheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beschwerden der Jaad, sein Boaen neben ihm abgespannt, seine Hunde schnebend um ihn! Aber hier muß ich sitzen allein auf dem Felsen des verwachsenen Stroms. Der Strom und der Sturm sauft, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er sein Wort vergessen? — Da ist der Fels und der Baum, und hier der rauschende Strom! Mit einbrechender Nacht versprachst du hier zu seyn; ach! wohin hat sich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt ich fliehen, verlassen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange sind unsere Geschlechter Feinde, aber wir sind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig'

„Schweig' eine Weile, o Wind! ſtill, eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderſt du zu kommen?

„Sieh' der Mond erſcheint, die Fluth glänze im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh' ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Haide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! — Ach ſie ſind todt! Ihre Schwerte roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar! warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? Ihr wart mir beyde ſo lieb! O du

warst schön an dem Hügel unter tausenden! Er war schrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! sie sind stumm! stumm auf ewig! kalt, wie die Erde, ist ihr Busen!

„O von dem Felsen des Hügels, von dem Gipfel des stürmenden Berges, redet, Geister der Todten! redet, mir soll es nicht grausen! — Wohin seyd ihr zur Ruhe gegangen? in welcher Gruft des Gebirges soll ich euch finden! — Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich sitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber schließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben schwindet wie ein Traum, wie sollt' ich zurück bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strome des klingenden Felsens — Wenn's

Nacht

Nacht wird auf dem Hügel und Wind kommt über die Haide, soll mein Geist im Winde stehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme seyn um meine Freunde, sie waren mir beyde so lieb!

„Das war dein Gesang, o Minona, Thormans sanft erröthende Tochter. Unsere Thränen flossen um Colma, und unsere Seele ward düster.

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Gesang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerstrahl. Aber schon ruhten sie im engen Hause, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegesang auf dem Hügel. Ihr Lied ist sanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des ersten der Helden. Seine

Seele war wie Fingals Seele, sein Schwert wie das Schwert Oskars — Aber er fiel, und sein Vater jammerte, und seiner Schwester Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schwester des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Gesang, wie der Mond in Westen, der den Sturmregen voraus sieht, und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich schlug die Harfe mit Ullin zum Gesange des Jammers.

Ryno.

„Vorbey sind Wind und Regen, der Mittag ist so heiter, die Wolken theilen sich. Fliehend bescheint den Hügel die unbeständige Sonne. Rothlich fließt der Strom des Berges im Thal hin. Süß ist dein Murmeln, Strom; doch süßer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt ist vor Alter gebeugt, und roth sein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger!

ger! warum allein, auf dem ſchweigenden Hügel? warum jammerſt du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide! Aber du wirſt fallen wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegt ungeſpannt.

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide, deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf

fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte sie. Aber wenn du wiederkehrtest vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! dein Angesicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der schweigenden Nacht, ruhig deine Brust, wie der See, wenn sich des Windes Brausen gelegt hat.

„Eng ist nun deine Wohnung! finster deine Stätte! mit drey Schritten meß' ich dein Grab, o du! der du ehe so groß warst! vier Steine mit moosigen Häuptern sind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter hast du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt ist, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf' in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrich ihr Kiſſen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl! edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehen! nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterlieſſeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll deinen Nahmen erhalten, künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut ward die Trauer der Helden, am lautesten Armins berstender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod seines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor saß nahe bey dem Helden, der Fürst des hallenden Galmal. Warum schluchzet der Seufzer Armins? sprach er, was ist hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Gesang, die Seele zu schmelzen und zu ergetzen? sie sind wie sanfter Nebel, der steigend vom See auf's Thal sprüht, und die blühende Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel ist gegangen. Warum bist du so jammervoll, Armin? Herrscher des seeumflossenen Gorma?

„Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Ursache meines Weh's. — Carmor, du verlorst keinen Sohn, verlorst keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere lebt, und Amira, die schönste der Mädchen. Die Zweige deines Hauses blühen, o Carmor; aber Armin ist der letzte seines Stammes. Finster ist dein Bett,

o Dan-

o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Haide! Waldſtröme, brauſt! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnre mich der ſchrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön, wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, ſüß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Dauras Liebe; ſie widerſtand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgalls, grollte, denn sein Bruder lag erschlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet. Schön war sein Nachen auf der Welle, weiß seine Locken vor Alter, ruhig sein ernstes Gesicht. Schönste der Mädchen, sagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felsen, nicht fern' in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, seine Liebe zu führen über die rollende See.

„Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felsens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängstest du mich so? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura ist's, die dich ruft!

„Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Ist keiner seine Daura zu retten?

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, stieg vom Hügel herab, rauh

in

in der Beute der Jagd, seine Pfeile rasselten an seiner Seite, seinen Bogen trug er in der Hand, fünf schwarzgraue Docken waren um ihn. Er sah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, fest umflecht' er seine Hüften, der Gefesselte füllte mit Ächzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in seinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armor kam in seinem Grimme, drückt' ab den grau befiederten Pfeil, er klang, er sank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamst du um, das Boot erreichte den Felsen, er sank dran nieder, und starb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut, welch war dein Jammer, o Daura!

Die Wellen zerschmetterten das Boot. Armor stürzte sich in die See seine Daura zu retten oder zu sterben. Schnell stürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er sank, und hob sich nicht wieder.

„Allein

„Allein auf dem seebespülten Felsen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreyen, doch konnte sie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht stand ich am Ufer, ich sah sie im schwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreyen, laut war der Wind, und der Regen schlug scharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward schwach, ehe der Morgen erschien, sie starb weg, wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen. Beladen mit Jammer starb sie und ließ Armin allein! Dahin ist meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, sitze ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen. Oft im sinkenden Monde sehe ich die Geister meiner Kinder, halbdämmernd wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht.“

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach, und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand, und weinte die bittersten Thränen. Lotte ruhte auf der andern, und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch. Die Bewegung beyder war fürchterlich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete sich zu erhohlen, und bath ihn schluchzend fortzufahren, bath mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich betaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit, rings um wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —"

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahndung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust, und deckte ihre

zit-

zitternde, ſtammelnde Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das letztemal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinets, und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur

nach

noch' Ein Wort! ein Lebewohl! — Sie ſchwieg. Er harrte und bath und harrte; dann riß er ſich weg und rief: Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtäubte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen elfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

Zum

„Zum letztenmale denn, zum letztenmale schlage ich diese Augen auf. Sie sollen ach die Sonne nicht mehr sehen, ein trüber, neblichter Tag hält sie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter nahe sich seinem Ende. Lotte! das ist ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächsten, zu sich zu sagen: das ist der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgestreckt und schlaff am Boden. Sterben! was heißt das? Siehe wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen sterben sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geschieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannst du vergehen? Wir sind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das ist wie-

der ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng! so finster! — Ich hatte eine Freundinn, die mein Alles war meiner hülflosen Jugend; sie starb und ich folgte ihrer Leiche, und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunter ließen, und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter schollerte, und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes, aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird — Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!

O vergib mir! vergib mir! Gestern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens seyn sollen. O du Engel! zum erstenmale, zum erstenmale ganz ohne Zweifel durch mein Innig-

inner-

innerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! ſie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen ſtrömte; neue-warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

Ach ich wußte, daß du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blicken, an dem erſten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen, die du mir ſchickteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmälich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebe mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! ja Lotte, auf ewig.

Und was iſt das, daß Albert dein Mann iſt? Mann! — Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten bis du kommſt, und ich fliege dir entgegen, und faſſe dich und bleibe bey dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, dein Ebenbild.“

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurück gekommen ſey? Der Bediente ſagte: ja, er habe deſſen Pferd dahin führen ſehen. Darauf gibt ihm der Herr ein offnes Zettelchen des Inhalts:

„Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl!“

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen, was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnden noch fürchten konnte; ihr ſonſt ſo rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderley Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? war es Unwille über ſeine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freyer Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens zu ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſtehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und ſollte ſie die erſte ſeyn, die das Stillſchweigen bräche, und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werthers Beſuch werde ihm einen unangenehmen

men Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Kataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer wie ein kryſtallhelles Glas offen und frey geſtanden, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen und ſetzte ſie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für ſie verloren war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jetzt, was ſie ſich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſetzt hatte! So verſtändige, ſo gute Menſchen fingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchieden-

heiten unter einander zu ſchweigen an, jedes dachte ſeinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verhetzten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritiſchen Momente, von dem alles abhing, zu loſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander naher gebracht, wäre Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen lebendig worden, und hatte ihre Herzen aufgeſchloſſen; vielleicht wäre unſer Freund noch zu retten geweſen.

Noch ein ſonderbarer Umſtand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus ſeinen Briefen wiſſen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er ſich, dieſe Welt zu verlaſſen, ſehnte. Albert hatte ihn oft beſtritten, auch war zwiſchen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon geweſen. Dieſer, wie er einen entſchiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die ſonſt ganz außer ſeinem Charakter lag, zu erken-

nen

nen gegeben, daß er an dem Ernſt eines ſolchen Verſatzes ſehr zu zweifeln Urſach finde, er hatte ſich ſogar darüber einigen Scherz erlaubt, und ſeinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dieß beruhigte ſie zwar von Einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten, von der andern aber fühlte ſie ſich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Beſorgniſſe mitzutheilen, die ſie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegnen Haſtigkeit entgegen, er war nicht heiter, ſein Geſchäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegſamen, kleinſinnigen Menſchen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen ſey, und ſie antwortete mit Übereilung: Werther ſey geſtern Abends da geweſen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf ſeiner Stube lägen. Er

ging hinüber und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken seines Edelmuths, seiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, sie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, sie nahm ihre Arbeit und ging auf sein Zimmer, wie sie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beschäftigt die Packete zu erbrechen und zu lesen. Einige schienen nicht das angenehmste zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und sich an den Pult stellte zu schreiben.

Sie waren auf diese Weise eine Stunde neben einander gewesen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie schwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bey dem besten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: sie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um desto ängstlicher ward, als sie solche zu verbergen und ihre Thränen zu verschlucken suchte.

Die

Die Erscheinung von Werthers Knaben setzte sie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der sich gelassen nach seiner Frau wendete und sagte: gib ihm die Pistolen. „Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen," sagte er zum Jungen. Das fiel auf sie wie ein Donnerschlag, sie schwankte aufzustehen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Langsam ging sie nach der Wand, zitternd nahm sie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick sie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hause hinaus war, machte sie ihre Arbeit zusammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zustande der unaussprechlichsten Ungewißheit. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse. Bald war sie im Begriffe sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre

Ahn-

Ahndungen; dann sah sie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigsten konnte sie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tisch ward gedeckt, und eine gute Freundinn, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bey Tische erträglich; man zwang sich, man redete, man erzählte, man vergaß sich.

Der Knabe kam mit den Pistolen zu Werthern, der sie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe sie ihm gegeben. Er ließ sich Brot und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tische gehen, und setzte sich nieder zu schreiben.

„Sie sind durch deine Hände gegangen, du hast den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, du hast sie berührt; und du, Geist des Himmels, begünstigst meinen Entschluß! und du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, du, von

deren

deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebewohl! — Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Solteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich befeſtigte? Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruck auszulöſchen! und ich fühle es, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht.“

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus, und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, ging wieder aus vor's Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und ſchrieb:

„Wil-

„Wilhelm, ich habe zum letztenmale Feld und Wald und den Himmel gesehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeihe mir! Tröste sie, Wilhelm! Gott segne euch! Meine Sachen sind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir sehn uns wieder und freudiger.“

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergibst mir. Ich habe den Frieden deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über dir!“

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, versiegelte einige Päcke mit den Addressen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gesehn habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer nachlegen und sich eine Flasche Wein geben lassen, schickte er den Bedienten, dessen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich dann in seinen Kleidern niederlegte, um frühe bey der Hand zu seyn; denn sein Herr hatte gesagt, die Postpferde würden vor sechse vor's Haus kommen.

nach eilfe.

„Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele. Ich danke dir Gott, der du dieſen letzten Augenblicken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an das Fenſter, meine Veſte! und ſehe, und ſehe noch durch die ſtürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wann ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über; mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft angeſehen! oft mit aufgehabenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! umgibſt du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenüg-

nügsam allerley Kleinigkeiten zu mir gerissen, die du Heilige berührt hattest!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tausend tausend Küsse habe ich drauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebethen, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwey Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach ich wollte ihr begrübt mich am Wege, oder im einsamen Thale, daß Priester und Levit vor dem bezeichneten Steine sich segnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten ſchrecklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn und ich zage nicht. All! all! So ſind alle die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu ſterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder ſchaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenig Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn, du haſt ſie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebethen. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll

meine

meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blaß-rothe Schleife, die du am Buſen hatteſt, als ich dich zum erſtenmale unter deinen Kindern fand. O küſſe ſie tauſendmal und erzähle ihnen das Schickſal ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben! ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an dich ſchloß! ſeit dem erſten Augenblicke dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden; an meinem Geburtstage ſchenkteſt du mir ſie! Wie ich das alles verſchlang! — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sey ruhig! ich bitte dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — Es ſchlägt zwölfe! So ſey es denn! — Lotte! Lotte lebe wohl! lebe wohl!

Ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles stille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Ärzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, sie stehen auf, der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht, Lotte sinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls schlug, die Glieder waren alle gelähmt. Über dem rechten Auge hatte er sich durch den Kopf geschossen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Überfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er hohlte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchließen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht, dann iſt er herunter geſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herumgewälzt. Er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im grauen Frack mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker, man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Gl[illegible] trunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen.

Der

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht herein gesprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißesten Thränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der älteste, den er immer am meisten geliebt, hing an seinen Lippen bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmannes und seine Anstalten ruschten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stäte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Goethe's Schriften.

Zweyter Band.

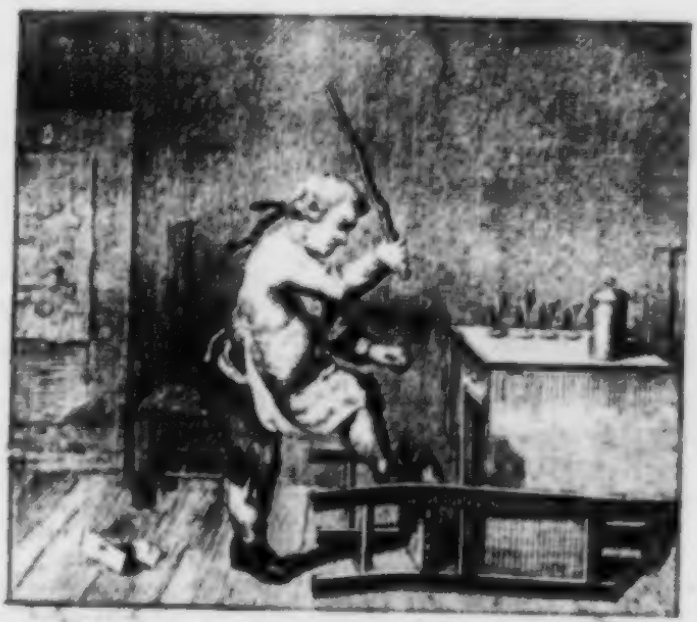

Mit Röm. Kaiſerl. allergnädigſtem Privilegio.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1790.

Götz von Berlichingen

mit der eiſernen Hand.

Ein Schauſpiel.

Personen.

Kaiser Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Elisabeth, seine Frau.
Maria, seine Schwester.
Karl, sein Söhnchen.
Georg, sein Bube.
Bischof von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Walldorf, } am des Bischofs Hofe.
Lichtenau,
Abt von Fulda.
Olearius, beyder Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hanns von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerse.
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebellischen Bauern.
Hofmann, Hofleute, am Bamberg'schen Hofe.
Kaiserliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwey Nürnberger Kaufleute.

Max Stumpf, Pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
Brautvater, Brautigam, } Bauern.
Berliching'sche, Weisling'sche, Bamberg'sche Reiter.
Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefangnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers am Tiſche. Zwey Reitersknechte beym Feuer. Wirth.

Sievers.

Hanſel, noch ein Glas Branntwein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler leiſe zu Sievers. Erzähl das noch einmal vom Verlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen ist oben aufm Schloß beym Herrn Grafen schon zwey Tage; dem haben sie das Geleit geben. Ich weiß nicht wo er herkommt; sie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer ist der Weislingen?

Metzler. Des Bischofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienst lauert.

Sievers. Er mag sich in Acht nehmen.

Metzler reibt. Nur immer zu! lacht. Seit wann hat denn der Götz wieder Handel mit dem Bischof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Bischof sah, er richt nichts aus, und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreutz, und war geschaftig, daß der Vergleich zu Stand kam. Und der getreuherzige Berlichingen gab merkt nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtſchaffner Herr!

Sievers. Nun denk, iſt das nicht ſchandlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür laufen!

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Strich mißglückt iſt! Er wird ſich garſtig erhetzt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was ſo verdroſſen hat. Denk euch, alles war aufs genauſte verkundſchaft, wann der Biſchof aus dem Bad käm, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenns nicht war durch falſche Leut verrathen worden, weilt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reiter. Was raſonnirt ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub, ihr ſucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweyter Reiter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpectirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reiter ſchlägt ihm hinter die Ohren.

Metzler. Schlag den Hund todt.

Sie fallen über einander her.

Zweyter Reiter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth reißt ſie von einander. Wollen ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Scheert euch naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſolls ehrlich und ordentlich zugehn. Schiebt die Reiter zur Thür hinaus. Und ihr Eſel, was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft, Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen die draußen bläuen.

Zwey Bambergiſche Reiter kommen.

Erſter Reiter. Was gibts da?

Sievers. Ey guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reiter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers leiſe. Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erſter Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Handel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draußen, ſind Bamberger.

Erſter Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben aufm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reiter. Der Weislingen?

Zweyter Reiter leiſe. Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hort ich einen von den Kerls ſagen.

Erster Reiter leise. Sagt ich dir nicht, er wär daher! Hätten wir dort drüben eine Weile passen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reiter. Ihr seyd ja auch zu zwey. Wir müssen fort. Adies. ab.

Sievers. Lumpenhunde die Reiter! wann man sie nit bezahlt, thun sie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt schwören, sie haben einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich sollts nit sagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draußen. Komm, so lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Prassiese nicht.

Sievers. Dürften wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz vor der Thür unter der Linde. Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das Bißchen Leben und Freyheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laſſen. Schenkt ein. Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. — Georg! — Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immer zu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Page im Panzer eines Erwachſenen. Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt du! Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey? Komm her, du ſiehſt gut aus. Scham dich nicht,

Jmme. Du bist brav! ja, wenn du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küraß?

Georg. Er wollt ein wenig ſchlafen, und ſchnallt ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg, und legt ihn an, und hohlte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe und zogs aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wirds den Hecken- und Dornen gut gegangen ſeyn. Schlaft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf, und ſchrie mir, daß ihr rieſt. Ich wollt den Harniſch ausſchnallen, da hört ich euch zwey, dreymal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezaumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gib Hannſen auch ein Glas, ſag ihm, er ſoll munter ſeyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr ſchon oft geſagt. O dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verſchoſſene Bolzen wieder hohlen.

Götz. Das nächſtemal, Georg. Du ſollſt erſt ein Wamms haben, eine Blechhaube, und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär ich letzt dabey geweſen, ihr hättet die Armbruſt nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob sie auf, weg war sie. Gelt ich weiß.

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde striegeln, allerley Weisen, und lerne sie allerley lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächstemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen. Geh, Georg, gib Hannsen seinen Küraß wieder, und bring mir Wein. Georg ab. Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titel ſeyn ſoll. Augustin mit meinem Kloſternahmen, doch hör ich am liebſten Martin, meinen Taufnahmen.

Götz. Ihr ſeyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! Der Bub kommt. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken: weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt; ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken, meyn ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

Georg mit Waſſer.

Götz zu Georg heimlich. Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. Trinkt ihm. Alle Streiter!

Martin. In Gottes Nahmen! Sie ſetzen an. Ich kann die müßige Leute nicht ausſtehen; und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Menſche müßig ſind, ſie thun was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in den Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzens Luſt! und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Götz. Das iſt alſo eure Sache nicht. Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhn, da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh zum Bischof von Constanz.

Götz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter

dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeyen, aus mißverſtandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Göz. Wär' euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch bereden, einen Harniſch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harniſch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme ſchwache Hand, von je her gewöhnt, Kreutze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfäſſer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Ge-

liebe sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat!

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Überfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen!

Götz. Dafür kommt's auch selten.

Martin feuriger. Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd, eh er schießen konnte, und den rannt'

ich ſammt dem Pferde nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! Er ſchenkt ein. Auf Geſundheit eurer Frau! Er wiſcht ſich die Augen. Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat! deß lebt er noch eins ſo lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Götz vor ſich. Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg geſprungen. Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es ſind ſie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanns ſoll aufſitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Nahmen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. Er reicht ihm die linke Hand.

Martin. Warum reicht ihr' mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth.

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich, sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden. Er nimmt ihm die rechte Hand. Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen.

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.

Martin. Es war ein Mönch bey uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen!

Die zwey Knechte kommen.

Götz zu ihnen. Sie reden heimlich.

Martin fährt inzwischen fort. Ich werde das nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen auf Gott sprach: und wenn ich zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten. So kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald also. Kehrt sich zu Martin. Lebt wohl, werther Bruder Martin. Küßt ihn.

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergesse. Götz ab.

Martin. Wie mir's so eng um's Herz ward, da ich ihn sah. Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr schlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörensagen, in unsrer Herberg' ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er sey ein Reiter gewesen, das will ich auch seyn.

Martin. Warte! Zieht ein Gebethbuch hervor, und gibt dem Buben einen Heiligen. Da hast du ihn. Folge seinem Beyspiel, sey brav und fürchte Gott. Martin geht.

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel! wenn ich einmal ſo einen hätte! — und die goldene Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchieß' ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jaxthauſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth. Maria. Karl, ſein Söhnchen.

Karl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht gibſt.

Karl. Wart e bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da ging das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da sagte die Mutter: liebes Kind —

Karl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehn —

Karl. Und gab ihm Geld und sagte: geh hin, und hohl dir ein Frühstück. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Karl!

Karl. Der war — alt —

Maria. Freylich! der kaum mehr gehen konnte, und sagte: liebes Kind —

Karl. Schenk mir was, ich hab kein Brot gessen gestern und heut. Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für sein Frühstück seyn sollte.

Karl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann, das Kind —

Karl. Bey der Hand, und sagte — und ward ein schöner, glänziger Heiliger, und sagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührst —

Karl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub ich.

Maria. Ja.

Karl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Karl. Und fiel seiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: wie ist mir! und war — nun Karl.

Karl. Und war — und war —

Maria. Du gibst schon nicht Acht! — und war gesund. Und das Kind curirte König und Kaiser, und wurde so reich, daß es ein großes Kloster bauete.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg ist, und er hoffte so bald seinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängstigt's lang. Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahr.

Elisabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zusammen gesetzt hat.

Karl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's so gefahrlich ist?

Maria. Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth. Wohl muß er, lieber Karl.

Karl. Warum?

Elisabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Karl. Bringt er mir wieder mit?

Elisabeth. Ich glaub wohl. Siehst du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein trefflicher Bogenschütz, und hatte zu Cölln aufm Schießen das Beste gewonnen.

Karl. War's viel?

Elisabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten sie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das ist garstig, Karl?

Karl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bath ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cöllnern ein paar Kaufleute weg, und plagte ſie ſo lang, bis ſie das Geld heraus gaben. Wärſt du nicht auch ausgeritten?

Karl. Nein! da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drin.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer, Karl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter, begehn mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter, du weißt nicht was du redſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuschauer, und kann billiger seyn.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als sie zusammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Elisabeth. Das mag seyn. Nur sag, was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der seinem besten, treusten Freunde nachstellt, seine Dienste den Feinden meines Manns verkauft, und unsern trefflichen Kaiser, der uns so gnädig ist, mit falschen widrigen Vorstellungen einzunehmen sucht.

Karl. Der Vater! Der Vater! Der Thürner bläst's Liedel: Heysa mach's Thor auf.

Elisabeth Da kommt er mit Beute

Ein Reiter kommt.

Reiter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Elisabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drey Reiter.

Elisabeth. Wie ging's zu, daß ihr so lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus, er war seitwärts gezogen, und saß geruhig bey'm Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich sagts gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da wars curios, wie wir so in die Nacht reiten, hütt' just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Herd', und packten weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, lieben

Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nistelten uns an ihn, als waren wir zusammengewachsen, daß er sich, nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her, und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehn. Kommen sie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf; in einer Viertelstund sind sie hier.

Maria. Er wird niedergeschlagen seyn.

Reiter. Finster gnug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch alle seyn.

Reiter. Rechtschaffen.

Elisabeth. Nimm die Kellerschlüssel und hohl vom besten Wein! Sie haben ihn verdient. ab.

Karl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Bursch. ab.

Reiter. Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reitersknechte.

Götz Helm und Schwert auf den Tisch legend. Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun, Bruder Martin, du sagtest recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen antwortet nichts, auf und abgehend.

Götz. Seyd guten Muths. Kommt entwaffnet euch. Wo sind eure Kleider? ich hoffe, es soll nichts verloren gangen seyn. Zum Knecht. Fragt seine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und seht zu daß nichts abhanden komme. Ich könnt' euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Götz. Könnt' euch ein hübsches saubres Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ist's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischof so gistig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher, zwey Schiff' auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein, da stund der Bischof und gab Franzen die Hand, wie er vorbey ging, und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht' in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und sagte: Der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Bischof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und sagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich

euch die Hand. Da sagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Männlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt' ihr ließt mich allein.

Göz. Warum das? Ich bitt euch, seyd aufgeräumt. Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werd sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Göz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Übrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Fürsten zu thun hättet, und sie euch

in tiefen Thurn an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern.

Weislingen zieht sich aus und an.

Karl kommt.

Karl. Guten Morgen, Vater.

Götz küßt ihn. Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt: ich sey recht geschickt.

Götz. So!

Karl. Hast du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Karl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Karl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Karl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das seyn?

Karl. Jarthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört ſeit zweyhundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt du den Herrn von Berlichingen?

Karl ſieht ihn ſtarr an.

Götz vor ſich. Er kennt wohl vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthauſen?

Karl. Jarthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furthen, eh' ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küche?

Karl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Karl. Und für mich zum Nachtiſch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Karl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm nur, Karl.

Karl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt' ihn er soll lustig seyn.

Karl. Da, Mann! hast du eine Hand, sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen hebt ihn in die Höh und küßt ihn. Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen sehn was es gibt. Sie gehn.

Weislingen. O daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgear-

beitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der gute treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adelbert, in den Saal! wo wir als Buben unsere Jagd trieben — da du ihn liebtest, an ihm hingst wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn hassen? Ach! ich bin so ganz nichts hier! Glückselige Zeiten, ihr seyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin saß, da wir um ihn durch einander spielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird sich der Bischof ängstigen, und meine Freunde. Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was ist's! Können sie mir geben, wornach ich strebe?

Götz mit einer Flasche Wein und Becher. Bis das Essen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt setzt euch, thut als wenn ihr zu Hause wärt! Denkt, ihr seyd wieder einmal bey'm Götz. Haben doch lange nicht beysammen gesessen, lang keine Flasche mit einander ausgestochen. Bringts ihm. Ein frohlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbey.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafens Hof, da wir noch beysammen schliefen und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ungefähr mit dem Ermel verwischte?

Weislingen. Es war bey Tische, und er stach nach euch mit dem Messer.

Götz. Den schlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit seinem Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammen als gute brave Junaen, dafür erkennte uns auch jedermann. Schenkt ein und trinkts. Caster und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so nannte.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabey so leutselig. Ich erinnere mich seiner so

lange ich lebe, wie er uns liebkoſ'te, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder ſeines Freunds wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſeyn! — War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln

garstigen Betteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gerne hören, du wirst ein Spitzbub, sagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Götz. Wollte Gott ich könnt's vergessen, oder es wär' anders. Bist du nicht eben so frey, so edel geboren als einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und du schmiegst dich unter Vasallen? Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? dich necken konnte? Hast du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du

ſie ſchelten, daß ſie ihrer Leut und Länder Beſtes wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern ſicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dorfer und Schloſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuren Kaiſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſt's nicht ein guter Geiſt, der ihnen eingab auf Mittel zu denken Deutſchland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einem jeden, Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkſt du's, Verlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Götz. Ja! Ja! Ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu

verzehren. Wohlseyn eines jeden! Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen ließen! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möcht gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift, und nur reden darf um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es wär' auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen; und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis sie die Kleinen unter'm Fuß haben. Ich will darauf schwören, es dankt mancher in seinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiser die Wage halt.

Weislingen. Ihr seht's von eurer Seite.

Göz. Das thut jeder. Es ist die Frage auf welcher Licht und Recht ist, und eure Gänge scheuen wenigstens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frey. Aber wie war's mit dem Landsfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von ſechzehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachſen wäre; und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum gibt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt wie er ſollte.

Götz. Nicht wie er ſollte? Bey meinem Eid, er hat gethan wie er ſollte, ſo gewiß er

mit eurer und des Bischofs Kundschaft gefangen ist. Meint ihr, ich komm erst heut auf die Welt, daß ich nicht sehen soll, wo alles hinaus will?

Weislingen. Ihr seyd argwöhnisch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben eh, als jemanden die Luft zu verdanken, ausser Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten, als dem Kaiser. Da ziehen sie nun um mich herum, verschwärzen mich bey Ihro Majestät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und spioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen sie mich haben, wie's wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt' ihn auf Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht was er sollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! ich bin ein Feind von Explicationen; man betrügt ſich oder den andern, und meiſt beyde.

Karl. Zu Tiſch, Vater.

Götz. Fröhliche Bothſchaft! Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr war't ſonſt ein Liebhaber, die Fräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt! ab.

Im Biſchöflichen Pallaſte zu Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Biſchof von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius, Liebetraut, Hofleute an Tafel. Der Nachtiſch und die große Pokale werden aufgetragen.

Biſchof. Studiren jetzt viel Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerstande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprüchwort auf der Akademie zu sagen: So fleißig wie ein Deutscher von Adel. Denn indem die Bürgerliche einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu ersetzen; so bestreben sich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendsten Verdienste zu erhöhen.

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag' einer was man nicht erlebet. So fleißig wie ein Deutscher von Adel! Das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehestens einige von den ältesten und geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich seyn, die ersten Stellen damit besetzen zu können.

Bischof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen ſie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — Er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur Ein Aug'— und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchof. Wie ſagtet ihr, daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchof. Ein trefflicher Herr! Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! Er trinkt.

Abt. Es mag ein schön Buch seyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller Gesetze; bey jedem Fall der Urtheilsspruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vortrefflichste Werk geschmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! potz! Da müssen auch wohl die zehn Gebothe drin seyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein' ich auch, an und vor sich, ohne weitere Explication.

Bischof. Und was das schönste ist, so könnte, wie ihr sagt, ein Reich in sicherster Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchof. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. Sie trinken. Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterlande!

Abt. Wo ſeyd ihr her? Hochgelahrter Herr.

Olearius. Von Frankfurt am Main. Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchof. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben! Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuhohlen; der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher. Der Schöppenſtuhl, der in großem Anſehen weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Man glaubt, es ſey genug, durch Alter und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern und

äußern Zustandes der Stadt zu erwerben. So werden nach altem Herkommen und wenigen Statuten die Bürger und die Nachbarschaft gerichtet.

Abt. Das ist wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Eine Sammlung solcher Fälle von vielen Jahrhunderten ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend, dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen die Gesetze; und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt. Das ist freylich besser.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheuet, das ihn aus seinem Gleise leiten will, und wenn er sich noch so

ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bey Kaiſer Maximilians Krönung haben wir euren Bräutigams was vorgeſchmauſ't. Euer Name iſt Olearius! Ich kenne ſo niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Öhlmann. Nur den Mißſtand auf dem Titel meiner Lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt' ich mich, nach dem Beyſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' euch in eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Urſache ſeyn. Die andre iſt: Weil bey einer näheren Bekanntſchaft mit den Herrn der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint ihr ſeyd dazu beſtellt, Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit, ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr premovirt? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr seyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr sehr breit.

Bischof und Abt lachen.

Bischof. Von was anders! — Nicht so hitzig, ihr Herrn. Bey Tisch geht alles drein — Einen andern Discurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen —

Olearius zum Bischof. Was spricht man vom Türkenzug, Ihre Fürstliche Gnaden?

Bischof. Der Kaiser hat nichts angelegners, als vorerst das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuschaffen, und das Ansehn der Gerichte zu befestigen. Dann, sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathändel noch zu thun, und das Reich ist, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer eine

Mordergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder, werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eisernen Hand, spotten in diesen Gegenden des Kaiserlichen Ansehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald dazu thun; so stecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt' ein Kerl seyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack schieben wollte.

Bischof. Besonders ist der letztere seit vielen Jahren mein unversöhnlicher Feind, und molestirt mich unsäglich; aber es soll nicht lang mehr währen, hoff' ich. Der Kaiser hält jetzt seinen Hof zu Augspurg. Wir haben unsere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Bischof. Wenn ihr die Ankunft dieses Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in Einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann seyn, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bischof. Das wissen wir. Die Bedienten laufen ans Fenster. Was gibts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Bischof. Seht was er bringt, er wird ihn melden. Liebetraut geht. Sie stehn auf und trinken noch eins.

Liebetraut kommt zurück.

Bischof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt' es müßt sie euch ein andrer sagen. Weislingen ist gefangen.

Bischof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer ist entronnen euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobs Post!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Bischof. Ich will den Knecht sehn, bringt ihn herauf — Ich will ihn selbst sprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. ab.

Abt setzt sich. Noch einen Schluck.

Die Knechte schenken ein.

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? *Post cenam stabis seu passus mille meabis.*

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

Abt hebt sich auf.

Liebetraut. vor sich. Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm für's Exercitium sorgen. Gehn ab.

Jarthausen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, sagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu seyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. Er umarmt sie.

Maria. Ich bittte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottspfenning erlaubt; ihr scheinet aber schon von dem Besitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer ist.

Weislingen. Ihr seyd zu strenq, Maria! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Maria. Es sey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkosungen seyn wie Ketten, stark durch ihre Verwandtschaft, und Mädchen, wenn sie liebten, seyn schwächer als Simson nach dem Verlust seiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Äbtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! Er nimmt ihre Hand. Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria zieht ihre Hand zurück. Ein Viß-chen eng, heff ich, denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt er bey'm Abſchied, ich will ſehen daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht' ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben! Du könnteſt gleich die Meinige ſeyn.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß ſonſt fürchten, du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritte begleiten! Ganz der Deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen die ſo zwey Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beyfall der Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünſcht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz kommt.

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas

verbringen. Meine Frau gibt ihm zu essen. So viel hab ich verstanden: der Bischof will den Knaben nicht heraus geben, es sollen Kaiserliche Commissarien ernannt, und ein Tag ausgesetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem sey wie ihm wolle, Adelbert, ihr seyd frey; ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faſſ' ich eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen gleich einem ewigen Gesetz der Natur unveränderlich unter uns seyn! Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu fassen, er nimmt Mariens Hand, und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch sagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir sagt.

Götz. Es ist ein Glück, daß unsere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchst nicht roth zu werden. Deine Blicke sind Be

weis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frey, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak, und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd' ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt — Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beydes verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirst anmuthig wohnen.

Maria. Franken ist ein gesegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl sagen, mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmuthigsten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmälich hebt der Berg an, der, mit Äckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen eures Schlosses hin. Die Fenster des großen Saals gehen steil herab auf's Wasser, eine Aussicht viel Stunden weit.

Elisabeth kommt.

Elisabeth. Was schafft ihr?

Götz. Du sollst deine Hand auch dazu geben, und sagen: Gott segne euch. Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Moget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher da ihr um ſie warbt. Und dann! Mochtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Göz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchoflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — komme Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wiſſen dürft.

Göz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir den Fürſten den Daumen auf dem Aug halten! Die drey gehn.

Weislingen. Gott im Himmel! konntest du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten? Es ist zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menschen abhing die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbiethigen Beyfall umher! Götz, theurer Götz, du hast mich mir selbst wieder gegeben, und, Maria, du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frey wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will alle die schändliche Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich, hier ist kein beschwerliches Streben nach versagter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu seyn!

Franz tritt auf.

Franz. Gott grüß euch, gestrenger Herr! Ich bring euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen

in die Runde, entbiethen euch ein tauſendfaches: Gott grüß euch.

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bey Hof und überall, daß es nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach euerm Tod wird's heller blinken, als die meſſingene Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchof?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit geſchäftiger Geſchwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt' es zwar ſchon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bothſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äußerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr solltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Äquivalent gegen den Buben seyn; da wollte er absolut den Berlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch — ich hab sie wieder vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müssen!

Franz. Wie meint ihr? Er sagte, mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet was ich gesehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheit

Franz. Das kann wohl seyn. Das letztemal da ich sie sahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich

ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bey himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchof Abſchied nahm, ſaß ſie bey ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarinn, ſie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward.

Weislingen. Du biſt drüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. Wie der

Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: auch von mir einen Gruß unbekannter Weiſe! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtund, warf der Biſchof einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bey Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monath Wittwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſt's als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine ſchwächere Wirkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, ihr seyd so gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte ich wär's. Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Pack zusammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sanct Veit in Person meiner begehrte. Geht ab.

Franz. Da sey Gott vor, wollen das beste hoffen! Maria ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen der sich in sie verliebt. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheit oder völlig rasend gaffen.

Zweyter Act.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchof, Adelheid, ſpielen Schach. Liebetraut mit einer Zitter. Frauen, Hofleute, um ihn herum am Kamin.

Liebetraut ſpielt und ſingt.

Mit Pfeilen und Bogen
Kam Amor geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthig bekriegen
Und männlich beſiegen
Mit ſtürmender Hand.

Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten,
Die Augen entbrannt.
Da fand er die Buſen
Ach leider ſo bloß,
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schoos.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hey re o! Popeyo!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bey euerm Spiele. Schach dem König!

Biſchof. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel ſpielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär, und verböth's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, dieß Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vogel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen: lieber wollt' ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern, und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Biſchof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beyſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Überfluß belohnt habe. Wenn das wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus

Leidenschaft, behüte Gott, nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig um ein Gelehrter, zu unlenksam ein Weltmann zu seyn, erfand das Spiel *in usum Delphini*, das so homogen mit Seiner Majestät war — und so ferner.

Adelheid. Matt! Ihr solltet die Lücken unsrer Geschichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

Sie stehen auf.

Liebetraut. Die Lücken unsrer Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten nähmlich unsrer Zimmer und unsers Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Bischof. Er will nicht kommen, sagt ihr!

Adelheid. Ich bitt euch, schlagt's euch aus dem Sinn.

Bischof. Was das seyn mag?

Liebetraut. Was? Die Ursachen lassen sich herunterbethen wie ein Rosenkranz. Er ist

in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Biſchof. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Biſchof. Er ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläufige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig, oder ſeyd ihr ſo jung, um nicht zu wiſſen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheit werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Bischof. Geht, geht. Nehmt das beste Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und schafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie als ich.

Bischof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürsten, und das Lächeln einer schönen Frau! Da reißt sich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bischof. Reist wohl.

Adelheid. Adieu. Es geht.

Bischof. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bischof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Biſchof. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehn.

Jaxthauſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang' ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider ſie, mir iſt gar recht daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie haben's Ursach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott der Burgemeister von Nürnberg mit der güldenen Kett' um den Hals, käm uns in Wurf, er sollt sich mit all seinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen ist wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff' ist ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott. ab.

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da! sagst du. Ich glaub es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehn hätte, würd' ich sagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen, er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah' ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er saß auf einem Schimmel. Das Pferd scheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu sehn. Sie freuten sich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit saß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht' er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiser hier, deutet auf Maximilians Portrait, als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner, eben so freundliche lichtbraune Augen, eben so ein blondes schönes Haar, und gewachsen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht — ich weiß nicht — gefiel mir so wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu sehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr für euch.

Adelheid. Närrinn.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut kommt.

Liebetraut. Nun gnädige Frau, was verdien' ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollet ihr sagen; denn wenn's ja geschah, schwätzt' ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; soll ich euch meine Kunststückchen noch dazu lehren? — Erst that ich als wißt' ich nichts, verstünd nichts von seiner Aufführung, und setzt' ihn dadurch in den Nachtheil die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einsehen — und so weiter. Dann redete ich von Bamberg allerley durch einander, Großes und Kleines, erweckte gewisse alte Erinnerungen, und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußte nicht wie ihm geschah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen.

Wie er nun in sein Herz ging, und das zu entwickeln suchte, und viel zu sehr mit sich beschäftigt war um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber- Fürstengunst und Schmeicheley gedreht, und so hab ich ihn hergeschleppt.

Adelheid. Was sagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten, hättet gehofft, da er beym Kaiser so viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Bischof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte sie. Liebetraut ab. Mit einem Herzen wie ich selten Besuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbitz. Georg als Reiterknecht.

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich ſeh nicht ein was das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verſehmung war ein wenig zu ſchnell als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaubs nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen; man iſt ihm noch ſchuldig; wir wollen das Beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das Beste!

Götz. Mir fällt eine List ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben: er mag nach Bamberg reiten, und sehen wie's steht.

Georg. Da hab ich lang drauf gehofft.

Götz. Es ist dein erster Ritt. Sey versichtig, Knabe, mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen sollt.

Georg. Laßt nur, mich irrts nicht wenn noch so viel um mich herum krabeln, mir ists als wenns Ratten und Mäuse wären. ab.

Bamberg.

Bischof. Weislingen.

Bischof. Du willst dich nicht länger halten lassen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen soll.

Biſchof. Ich hätte verlangen können du ſolteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Kennt' ich dich ohne das nicht beſſeren? Gelt' ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehen, verzeiht mir wenn ihr könnt.

Biſchof. Ich begreif nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt' ich nicht Geldes genug gemacht, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr.

Biſchof. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Bischof. Ich gebe dir meinen Segen. Sonst, wenn du gingst, sagt' ich: auf Wiedersehn. Jetzt — Wollte Gott, wir sähen einander nie wieder.

Weislingen. Es kann sich vieles ändern.

Bischof. Vielleicht seh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zustand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Bischof. Du kannst nicht nein sagen. Die weltliche Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang' ich dich hatte. — Geht, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu sagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich sagen soll. Bischof ab.

Franz tritt auf.

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie ist nicht wohl. Und doch will sie euch ohne Abschied nicht lassen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch diesen Abend. —

Franz. Mir ist als wenn ich aus der Welt sollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt' ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr seht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb' ihn nicht, und wollte doch daß er bliebe. Siehst du, ich könnte mit ihm leben, eh ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt ſein Herz gegangelt, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr ein Camäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den Portraiten ausgeſtorbener Familien. Ich bitt' euch, Weislingen, bedenkt ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten, wenn ſie Maſken unſerer Thaten ſind. Ein Vermummter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr leugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil, was ſoll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang iſt für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen, und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr

erinnert mich! Ich bedachte nicht — Ich bin beschwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falsch aus; ich wollte euch fort helfen. Denn ihr wollt fort.

Weislingen. O sagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen, und sich so einen Mann wünschen. Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so.

Adelheid. Bey meinem Eid, ihr verstellt euch! Was habt ihr versprochen? Und wem? Einem Mann, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leisten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfälle. Pflicht zu leisten! die nicht gültiger seyn kann, als ein ungerechter gezwungener Eid. Entbinden nicht unsre Gesetze von solchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübe-

zahl glauben. Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh' und Glückseligkeit! Ein Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers! du, Weislingen, mit deiner sanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat eine hohe unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Geh und bilde dir ein, Geselle von ihm zu seyn. Geh! und laß dich beherrschen. Du bist freundlich, gefällig —

Weislingen. Er ist's auch.

Adelheid. Aber du bist nachgebend und er nicht! Unversehens wird er dich wegreißen, du wirst ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürsten seyn könntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hättest du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechnest du ihm an? Es war seine Schuldigkeit; und was hättest du verloren, wenn er widerwärtig gewesen wäre? Mir hätte das willkommner seyn sollen. Ein übermüthiger Mensch wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für einen Antheil dran nehme. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. Nimmt ihre Hand und schweigt.

Adelheid. Habt ihr mir noch etwas zu sagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick seyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adelheid. Willst du unser Feind seyn, und wir sollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich hasse euch!

Franz kommt.

Franz. Gnädiger Herr! Der Bischof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe euch wieder! ab.

Adelheid. Mich wieder. Wir wollen dafür seyn. Margrethe, wenn er kommt, weis' ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich schlafe — Weis' ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Weg. ab.

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott sey Dank! ab.

Weislingen. Du bleibst? Sey auf deiner Hut; die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. — Doch ist's nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischof unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann wo ich's gelassen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeschadet Berlichingens und unserer Verbin-

dung. Denn halten sollen sie mich hier nicht — Wäre doch besser gewesen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. Geht ab.

Im Spessart.

Göz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr seht, es ist gegangen wie ich gesagt habe.

Göz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergischen und sein Zeichen, und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckische Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hinten drein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Bischof seyen ausgesöhnt, und man redte viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Göz. Gespräche.

Georg. Ich sah ihn, wie er sie zur Tafel führte. Sie ist schön, bey meinem Eid, sie ist schön. Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt, sie gingen vorbey, und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Göz. Das kann seyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: ein paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward bestürzt; ich sahe das Geständ-

niß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter als dein Stand.

Georg. Du biſt Bambergiſch? ſagt' er. Ich bring' einen Gruß vom Ritter Berlichingen, ſagt' ich, und ſoll fragen — Komm morgen früh, ſagt' er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Göz. Kamſt du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt' im Vorſaal ſtehn, lang, lang. Und die ſeidne Buben begukten mich von vorn und hinten. Ich dachte, gukt ihr — Endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir war's einerley. Ich trat zu ihm und legte meine Commiſſion ab. Er that feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß

mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, ſchwatzte allerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Göz. Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Göz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd' ich dir's beybringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als ſo ein Hundsfott ſeyn.

ab.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſo wohl als euern Umgang. Ich wollte, ihr wär't, wo ihr hinwolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergibt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Scheltet die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren

machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was seyd denn ihr, um von Wankelmuth zu sprechen? Ihr, die ihr selten seyd, was ihr seyn wollt, niemals was ihr seyn solltet. Könige im Festtagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Absätze verächtlich zurückstoßen!

Weislingen. Ihr seyd bitter.

Adelheid. Es ist die Antistrophe von euerm Gesang. Eh' ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher gesprochen, hatte euch so zahnarztmäßig herausgestrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünschen: möchtest du doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, den Phönix Weislingen zu Gesicht kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präsentirte sich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es schien so —

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertrafst euern Ruf. Die Menge schätzt nur den Wiederschein des Verdienstes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will; so lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des activen Mannes, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einandergewälzten Bergen zu den Wolken hinauf gestiegen war; den sah' ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's euerm Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich

konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage schlimmer mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem andern auf Lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. — Armer Mensch. Ihr seyd so mißmuthig, wie einer dem sein erstes Mädchen untreu wird, und eben darum geb' ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe gesagt habe.

Weislingen. Könntest du mich lieben, könntest du meiner heißen Leidenschaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! deine Vorwürfe sind höchst ungerecht. Könntest du den hundertsten Theil ahnden von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, du würdest mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verach-

tung so unbarmherzig hin und her zerrissen haben — Du lächelst! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir selbst einig zu werden, kostete mehr als Einen Tag. Wider den Menschen zu arbeiten, dessen Andenken so lebhaft neu in Liebe bey mir ist.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannst, den du beneidest! Das ist als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Säumen. Er ist berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird sich seines Vortheils über uns ersehen. Auch, Adelheid, sind wir nicht so träg' als du meinst. Unsere Reiter sind verstärkt und wachsam, unsere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg soll hoffentlich unsere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! Küßt ihre Hand.

Adelheid. O ihr Ungläubigen. Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Bischofs, der deinige, der meinige, sie sind so verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannst scherzen.

Adelheid. Ich scherze nicht. Meine Güter hat der stolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt lassen; und wenn wir nicht zusammenhalten wie unsere Feinde, und den Kaiser auf unsere Seite lenken, sind wir verloren.

Weislingen. Mir ist's nicht bange. Der größte Theil der Fürsten ist unserer Gesinnung. Der Kaiser verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür ist's billig, daß er uns wieder beysteht. Welche Wollust wird mir's seyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Küssen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unser aller herzustellen. Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schicksal steht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müssen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur.

Weislingen. Zauberinn!

Herberge.

Bauernhochzeit. Musik und Tanz draußen.

Der Brautvater, Götz, Selbitz, am Tische. Bräutigam tritt zu ihnen.

Götz. Das gescheitste war, daß ihr euern Zwist so glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Besser als ich mir's hätte träumen lassen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl versorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Besitz des strittigen Stücks, und drüber den hübschten Backfisch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr prozessirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal so lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das ist ein Gezerre, ihr glaubt's nicht, bis man den Perrucken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hohl' den Assessor Sapupi! 's is ein verfluchter schwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das ist ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreymal. Und seht, ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich so viel Recht hab' als er, und er so viel als ich, und wir eben stunden wie die Maulaffen, bis mir unser Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Göz trinkt. Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geh aber wie's will, prozessiren thu' ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldspiel kost! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kaiserliche Visitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon gespürt. Ist mir mancher schöne Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Bärchen!

Göz. Wie meint ihr?

Brautvater. Ach, da macht alles hohle Pfötchen. Der Assessor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Capupi!

Göz. Das ist schändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt' ihm zwanzig erlegen. Und da ich sie ihm hingezahlt

hatte, in seinem Gartenhaus, das prächtig ist, im großen Saal, wollt mir vor Wehmuth fast das Herz brechen. Denn seht, eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll baar Geld herkommen? Ich stund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reisegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und stellt's ihm vor. Nun er sah, daß mir's Wasser an die Seele ging, da warf er mir zwey davon zurück, und schickt mich fort.

Bräutigam. Es ist nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie stellst du dich! Freylich! Kein andrer!

Bräutigam. Den soll der Teufel hohlen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir sind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil so schel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigt's an, ſie müſſen's unterſuchen und euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt' ich's euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinſt du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh.

Georg kommt.

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt Kinder. Gott grüß' euch! Helf' uns allen zum Unsrigen!

Bauer. Großen Dank, ihr wollen nicht zum Nacht Ims bleiben.

Götz. Können nicht. Adies.

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kaiſer vorbey. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer iſt bey ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen sie.

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück sehe, möcht' ich verzagt werden, so viel halbe, so viel verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füßen.

Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seyd ihr? Was gibts?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unser dreyßig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hülfe, um Beystand, sonst sind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unser Brot zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der eine hat nur Eine Hand, der andere nur Ein Bein, wenn sie denn erst zwey Hände hätten, und zwey Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsere bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und

dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anders betrifft, so kann euch kein Mensch zusammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden, ab.

Kaiser. Wieder neue Händel. Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen konnten. Es ist mit nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Resten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da sind viele der Edeln und Freyen, die sich

nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geschafft, das übrige würde bald von sich selbst zerfallen. Denn sie sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen, sie sind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten sie mit mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchst gefahrlich ihre aufrührische Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese Kaiserliche Mild' und Gnade ist's, die sie bisher so ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der sein Vertrauen und Hoffnung darauf setzt, wird nicht ehe zu bändigen seyn, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung jemals wieder empor zu kommen völlig abgeschnitten haben.

Kaiser. Ihr rathet also zur Strenge?

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigne ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, ſo daß die gefahrlichſten Folgen zu fürchten ſind?

Kaiſer. Jetzt wär' eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt' ich nicht daß ihnen was zu Leid' geſchehe. Citiren wollt' ich ſie haben, und dann müßten ſie Urphede ſchweren, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bey der nächſten Seſſion will ich's vertragen.

Weislingen. Ein freudiger beyſtimmender Zuruf wird Eurer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. ꝛc.

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt' ich ihr wär't eher kommen. Ich muß euch sagen, Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagt sie ihm zu. Ich hab ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt werden.

Götz. Sie sitzt, das arme Mädchen, verjammert und verbethet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie singen machen.

Götz. Wie! Entschließet ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von ihm betrogen worden zu seyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehn, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, sie soll Kebsinn von meinen Schlössern werden.

Götz. Ich sage euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr. ab.

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn, und unsere Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsere gemessene Order, ihn in die Enge

zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen?

Erſter Officier. Freylich! Und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Überhaupt hat er uns ſein Lebelang nichts zu Leid' gethan, und jeder wird's von ſich ſchieben Kaiſer und Reich zu Gefallen Arm und Bein dran zu ſetzen.

Zweyter Officier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beym Lappen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Officier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweyter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zweyter Officier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. ab.

Jaxthausen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunsch, sie war etwas bestürzt über meinen Antrag, und sah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette sie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Gott sey Dank, daß ich mich stellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander; denn besser! Es mag eine Zeit kommen. Bey Mädchen, die durch Liebesunglück gebeitzt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.

Götz kommt.

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſ't den erbaulichen Brief! Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr ſollt fort. Eure großen Anſchläge könnten drüber zu Grunde gehn, wenn ihr zu ſo ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wollter. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kaiſer liebt euch, und das ſchlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden; dann brauchts euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beyde ſtürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erſah-

ren sie du bist bey mir, so schicken sie mehr, und wir sind um nichts gebessert. Der Kaiser sitzt an der Quelle, und ich wär schon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnte, als man einen Haufen zusammen blasen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch stoßen lassen.

Göz. Gut. Ich hab schon Georgen nach dem Selbitz geschickt, und meine Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beysammen sind, es wird ein Häufchen seyn, dergleichen wenig Fürsten beysammen gesehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig seyn.

Göz. Ein Wolf ist einer ganzen Herde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Göz. Sorg du. Es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts

machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. So kamen sie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugesagt hatte gegen Conrad Schetten zu dienen; da legt er mir einen Zettel aus der Kanzley vor, wie ich reiten und mich halten sollt, da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und sagt': ich müßt nicht darnach zu handeln, ich weiß nicht was mir begegnen mag, das steht nicht im Zettel; ich muß die Augen selbst aufthun, und sehn was ich zu schaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir schicken was ich in der Eil zusammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich laß sie beysammen. Ich wollte daß du ihr Wort hörtest ehe du gingst. Dann schick mir die Reiter, und komm heimlich wieder Marien abzuhohlen, denn mein Schloß, fürcht' ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr seyn.

Sickingen. Wollen das beste hoffen. ec.

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So sind die beyde Executionen schon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, so gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Verhältniß wieder zu kehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie steht's mit ihm?

Franz. Er ist munter. Mir befahl er eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da — deine Lippen sind warm.

Franz legt sich auf die Brust drückend. Hier ist's noch wärmer! Laut. Gnädige Frau, eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beste gnädige Frau. Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was essen, trinken, und rasten.

Franz. Wozu das? Ich hab' euch ja gesehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach gnädige Frau!

Adelheid. Du hälst's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. ꝛc.

Adelheid. Die Thränen stehn ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. ꝛc.

Jaxthausen.

Götz. Georg.

Georg. Er will selbst mit euch sprechen. Ich kenn' ihn nicht, es ist ein stattlicher Mann, mit schwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerse kommt.

Götz. Gott grüß' euch. Was bringt ihr?

Lerse. Mich selbst, das ist nicht viel, doch alles was es ist bieth' ich euch an.

Götz. Ihr seyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir euren Nahmen.

Lerse. Franz Lerse.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerse. Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Fasnacht reiten wolltet.

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerse. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bey einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt.

Götz. Richtig. Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unser sechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens sie sollten bey mir vorbey ziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerse. Aber wir sahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten. Wie wir sahen ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da sah' ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünf

und zwanzig gegen acht! Da galt's kein feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet.

Götz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn von mir gebracht, wollte mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff' ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's. O willkommen, willkommen. Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbiethen würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſe. Eben das Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kannte euern Nahmen, und da lernt' ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt' euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bey mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wie der, der mir bey Remlin zu ſchaffen machte.

Georg kommt.

Georg. Hanns von Selbitz läßt auch grüßen. Morgen ist er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerse, wir wollen sie zusammenschmeißen, wenn Selbitz kommt daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Götz. Zu Pferde! ab.

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte begegnen einander.

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab' Urlaub gebethen meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends, iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt du dich dann hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf, und ſehn ob ich nit mit warmen Überſchlägen meinem Übel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Officier Wein und Brot geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut sich was zu gut vor unserm Angesicht, und wir sollen fasten! Schön Exempel.

Erster Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Narr! Es sind noch viele unterm Haufen, die gern fasteten, wenn sie so weit davon wären als ich.

Erster Knecht. Hörst du! Pferde!

Zweyter Knecht. O Weh!

Erster Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich steck mich in's Rohr.

Götz, Lerse, Georg, Knechte, zu Pferde.

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, so kommen wir ihnen im Rücken.

Reiten vorbey.

Erster Knecht steigt vom Baum. Da ist nicht gut seyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, sie sind fort! Er geht nach dem Sumpf.

Michel! O weh er ist versunken. Michel! er hört mich nicht, er ist erstickt. Bist doch krepirt, du Memme. — Wir sind geschlagen. Feinde, überall Feinde.

Göz, Georg zu Pferde.

Götz. Halt Kerl, oder du bist des Todes.

Knecht. Schont meines Lebens.

Götz. Dein Schwert! Georg, führ' ihn zu den andern Gefangenen, die Lerse dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. ab.

Knecht. Was ist aus unserm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterst zu oberst stürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbusch im Koth stak. Seine Reiter huben ihn auf's Pferd und fort, wie besessen! ab.

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht. Ritter ab.

Zweyter Ritter geführt.

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr! Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Das ſtärkſte Eisenholz wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd' hinein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott daß ihr noch davon ackommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcher? ab.

Jaxthauſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinſt du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag ſag' ich dir, er war um den Kaiſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort! und ſoll die Haſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns einen Haufen

nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das lauft in Gottes Nahmen lieber nach der Türkey als in's Lager zurück. So werden wir alle Tag schwächer. Wir müssen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernst; ich will selbst dabey seyn, und er soll sehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sind's all zufrieden; nur ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er so wenig zu fangen ist wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jarthausen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbey sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unser ganzer Hauf marschiren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr daß wir schon um hundert geschmolzen sind?

Ritter. Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne. ab.

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf; ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. ab.

Haide,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! den Strom nicht zu fürchten der auf ihn los-brauſt?

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Anſehn, als ob er den erſten der ihn anſtoßen möchte umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ'! Und ihr blaſ't ihn weg. ab.

Selbitz hinter der Höhe hervor im Galopp. Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. ab.

Lerſe aus dem Wald.

Lerſe. Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. vorbey. Getümmel.

Eine Höhe mit einem Wartthurn.

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte und ſeh' wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweyter Knecht. Steig' auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Öffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht ſteigt hinauf. Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Erſter Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt', ſie ſtünden und ich hätt' eine Kugel vor'm Kopf. Reit' einer hin! und fluch' und wetter ſie zurück. Knecht ab. Sieheſt du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarze Federn ſeh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bauz! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Götz hintendrein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er

hält. Eine Hand voll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz ſteigt vom Pferd. Theuer! Theuer! Du biſt verwundt, Selbitz?

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lerſen dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt', und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtaken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde die ich führte, ſollten von außen hineinmähen bis ſich unſere Senſen begegnet hätten, aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hielteſt mir den Rücken frey; ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Kinder, kommt! Selbitz! — Macht eine Bahre von Äſten; — du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſer ſind wenig, und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich möcht' euch alle mit eigener Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Lust hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unsern zerstreuten Knechten find't, bringt sie zurück oder stecht sie nieder. Wir müssen diese Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen sollten.

Jaxthausen.

Götz. Lerse. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick säumen! Arme Jungen, ich darf euch keine Rast gönnen. Jagt geschwind herum und sucht noch Reiter aufzutreiben. Bestellt sie alle nach Weilern, da sind sie am sichersten. Wenn wir zögern, so ziehen sie mir vor's Schloß. Die zwey ab.

Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären! aber ſo iſt's die Menge. ab.

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure, ſind zerſtreut; er iſt allein. Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz kommt.

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtund' ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel sind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten! Das ist arg. Jetzt gleich auf und grad gegen Jarthausen zu, eh er sich wieder erhohlt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jarthausen.

Götz. Elisabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott segne euch, geb' euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Elisabeth. Und die laß' er seyn wie ihr seyd: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden was sie wollen.

Sickingen. Ich dank' euch. Und dank' euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſt's nicht gemeint, wir verlaſſen euch nicht.

Götz. Ihr ſollt, Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher als verſehend.

Georg kommt.

Georg heimlich. Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendiſch zu werden. Ich ahndet's aber. Laut. Sickingen, ich bitt' euch, geht noch dieſen Abend. Beredet Marie. Sie iſt eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſere Unternehmung treten, iſt unſer Feind im freyen Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht kommt.

Knecht leise. Herr, das Reichsfähnlein ist auf dem Marsch, grad hieher, sehr schnell.

Götz. Ich hab sie mit Ruthenstreichen geweckt! Wie viel sind ihrer?

Knecht. Ungefähr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier seyn.

Götz. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Leysen nicht gesehen?

Knecht. Nein Herr.

Götz. Bieth' allen sie sollen sich bereit halten. — Es muß geschieden seyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirst. Es ist besser du weinst an deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbothe künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie, Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt?

Götz. Ja, es iſt weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab' eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth zu Sickingen. Gebt ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben, oder uns ergeben. — Du wirst deinen edeln Mann mit mir in Ein Schicksal geweint haben.

Maria. Du marterst mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du solltest mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester! Schwester!

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht besteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schwester — liebe Schwester! Küßt sie.

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich seh' euch wieder. Tröstet euch. Wir sehn uns wieder.

Gätz. Ich trieb ſie, und da ſie geht möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bey mir!

Eliſabeth. Bis in den Tod. ab.

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er ſo eine Frau!

Georg kommt.

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurn geſehen. Die Sonne ging auf und ich ſah ihre Piken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. Georg ab. Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten. Und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkauen. Trompeter von außen. Aha! ein rothrockiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen. Er geht ans Fenſter. Was ſoll's? Man hört in der Ferne reden.

Götz in seinen Bart. Einen Strick um deinen Hals.

Trompeter redet fort.

Götz. Beleidiger der Majestät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

Trompeter endet.

Götz antwortet. Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiserliche Majestät, hab' ich, wie immer, schuldigen Respect. Er aber, sag's ihm, er kann mich — — — Stemmt das Fenster zu.

Belagerung.

Küche.

Elisabeth. Götz zu sich.

Götz. Du hast viel Arbeit, arme Frau.

Elisabeth. Ich wollt' ich hätte sie lang. Wir werden schwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu versehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute, die ihr zither geſpeiſ't habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Göz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag, und verwunden unſere Mauern und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum; wo ſich einer zu nahe wagt, blaff liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Göz. Was gibt's.

Knecht. Die Kugeln ſind alle, wir wollen neue gießen.

Göz. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüſſe wohl aus.

Saal.

Lerse mit einer Kugelform. Knecht mit Kohlen.

Lerse. Stell sie daher, und seht wo ihr im Hause Bley kriegt. Inzwischen will ich hier zureisen. Hebt ein Fenster aus und schlägt die Scheiben ein. Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Mensch was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Bley einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte! und da mich mein Vater machte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen mochte.

Georg kommt mit einer Dachrinne.

Georg. Da hast du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte triffst, so entgeht keiner der Ihro Majestät ansagen kann: Herr, wir haben schlecht bestanden.

Lerse baut davon. Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen! ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe, Er gießt. Halt den Löffel. Geht ans Fenſter. Da zieht ſo ein Reichsknappe mit der Büchſe herum; ſie denken wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen, warm, wie ſie aus der Pfanne kommt. lädt.

Georg lehnt den Löffel an. Laß mich ſehn.

Lerſe ſchießt. Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, er gießen. wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg, und die Rinne hohlen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt' in die Rinne; ich dankt' ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herumgehen, unſer Mittagseſſen zu verdienen.

Götz kommt.

Götz. Bleib, Lerse! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten. Georg ab.

Götz. Sie entbiethen mir einen Vertrag.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es soll.

Götz. Es wird seyn: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß stellen.

Lerse. Das ist nichts. Wie wär's, wenn sie uns freyen Abzug eingestünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entsatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo sie's mit keiner Wünschelruthe finden sollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie lassen uns nicht.

Lerse. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus. ab.

Saal.

Göz, Eliſabeth, Georg, Knechte, bey Tiſche.

Göz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau. Eliſabeth zuckt die Achſel.

Göz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth leiſe. Noch Eine, ich hab ſie für dich bey Seite geſetzt.

Göz. Nicht doch, Liebe! Gib ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Hohlt ſie draußen im Schrank!

Göz. Es iſt die letzte. Und mir iſt's als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lange nicht ſo vergnügt geweſen. Schenkt ein. Es lebe der Kaiſer!

Alle. Er lebe.

Göz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir ſterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glück-

lieber als er. Er muß den Reichsständen die Mause fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber tod als länger die Seele eines so kläglichen Körpers zu seyn. Schenkt ein. Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, tröpfelt das letzte in sein Glas, was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich, und die Kaiser unsrer Enkel glücklich: Wenn die Diener der Fürsten so edel und frey dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht als es scheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Men-

schen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben seyn! Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln freyen Nachbar neben sich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bey sich zu Tisch sahen, und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr solche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herrn die zugegen waren unter freyem Himmel speis'ten, und das Landvolk all herbey lief sie zu sehen. Das war keine Maskerade die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergetzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können? daß Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, und Lieb der Unterthanen, der kostbarste Familien-Schatz seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald hohlen, und dafür die Suppe mit ihm essen. War' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die

Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Reichs beſchützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man ſeine Haut für die allgemeine Glückſeligkeit dran ſetzte. Georg ſpringt auf. Wo willſt du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind — Und der Kaiſer hat uns eingeſperrt — und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran?

Götz. Sey gutes Muths.

Lerſe kommt.

Lerſe. Freyheit! Freyheit! Das ſind ſchlechte Menſchen, unſchlüſſige bedächtige Eſel. Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Götz. Sie werden ſich kein Zahnweh dran kauen.

Lerſe heimlich. Habt ihr das Silber verſteckt?

Götz. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu ſagen. Alle ab.

Schloßhof.

Georg im Stall, ſingt.

Es ſing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Der freut ſich traun ſo läppiſch
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo täppiſch.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Da flog das Meislein auf ein Haus
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Götz. Wie ſteht's?

Georg führt ſein Pferd heraus. Sie ſind geſattelt.

Götz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

ab.

Saal.

Zwey Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch. Mach daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht ſpringt an's Fenſter. Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld. ab.

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben mag ich nicht leben. ab.

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Capuciner in einen Sack beschwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Elisabeth kommt.

Götz. Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue! des kindlichen Gehorsams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein freyes edles Herz. Laß sie gefangen seyn, sie sind frey! Gib auf die deputirten Räthe Acht, die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehn!

Elisabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammenbeißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Nahmen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen

erſcheinen ſolle. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbothe!

Götz. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig auf's Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Die Herrn Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt, und ſchicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey außer Sorgen. ab.

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt, sie warten hier in der Nähe auf euern Wink um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kaiserlichen Majestät eyre Bereitwilligkeit Ihrem höchsten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen. Auf die Brust deutend.

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz kommt.

Götz. Gott grüß' euch ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd? und vor wem?

Götz. Bey meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann ſtehn. Das Stühlchen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig iſt.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt' es wär von jeher geſchehen.

Rath. Ihr wißt wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir wenn ich's vergeſſe?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd' ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freylich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles Protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der Majestatischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner gelichten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr versprecht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Übertretungen,

ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht: Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiſer ſein Angeſicht von euch wenn ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen, und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeyd was ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſere Commiſſion iſt euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiſer, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Geſellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber leset.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf, und zeuge! Hab ich wider den Kaiser, wider das Haus Österreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist? und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freyen ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke seyn, wenn ich mich konnte bereden lassen das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! Mich!

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle zu ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich in den geſudeltſten Conterfey verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken und

dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath winkt dem Räthsherrn, der zieht die Schelle.

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht ihr was unrechtes dran? Kaiſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihrem Kopfküſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.

Götz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz. Iſt das die Meinung! Wer kein Ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah. Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh,

Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren ſoll. Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehre von der Seite, ſie weichen. Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm den tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz mit dem Schwert in der Hand. Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen und das weite Feld zu gewinnen. Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edeln Compagnie. — Ihr könnt nach Hauſe gehn, gute Leute. Für die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu hohlen iſt hier nichts als Bäulen.

Rath. Greift ihn. Gibt euch eure Liebe zu euerm Kaiser nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr als ihnen der Kaiser Pflaster gibt die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth hohlen könnte.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unsern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was ist das?

Wache kommt.

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag' und läßt euch sagen: er habe gehört wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sey, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſerer Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir iſt's als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz. Was ſoll's?

Rath. Du würdeſt wohl thun, deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu

retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Götz ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr: Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich hereinbrechen, ſoll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur alle mit erſtochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reitern beſetzt.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey, drey Bothen ausgeſchickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir ſie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Küssen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist: sie sollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zusammt ihnen auf deinen Eid, nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Götz. Sie werden sagen: Meine Güter seyen dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: Du wolltest zur Miethe drin wohnen bis sie dir der Kaiser

wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden wie Äle in der Neuſſe, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley ſeyn. Ich kenne den Kaiſer auch und gelte was bey ihm. Er hat immer gewünſcht dich unter ſeinem Heer zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloſſe ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung ſind, geh ich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten deuten mir, brich auf! Es iſt mir nichts übrig als die Geſinnung des Kaiſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt du bald der Schwager eines Churfürſten

ſeyn. Ich hoffte auf deine Fauſt bey dieſer Unternehmung.

Götz beſieht ſeine Hand. O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer, als ich war da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehn untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu Tode freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſt meine Feinde, deine Feinde niedergeſtürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhliche Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Komme zu den Perücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. ab.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammen gebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige jähzornige Mann! Ich haß' ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen folgen von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt' er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt' er: hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten!

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt' er, hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigte, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deswegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf

sein ritterlich Wort auf sein Schloß gelassen, sich da still zu halten. Das ist ihm unmöglich; wir wollen bald eine Ursach wider ihn haben.

Adelheid. Und desto eher, da wir hoffen können, der Kaiser werde bald aus der Welt gehn, und Karl, sein trefflicher Nachfolger, majestätischere Gesinnungen verspricht.

Weislingen. Karl? Er ist noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünscht und hofft es nicht?

Weislingen. Du hast einen großen Begriff von seinen Eigenschaften; fast sollte man denken du sähst sie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigst mich, Weislingen. Kennst du mich für das?

Weislingen. Ich sagte nichts dich zu beleidigen. Aber schweigen kann ich nicht dazu. Karls ungewohnliche Aufmerksamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr!

Weislingen. Es frißt mich am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Biſt du nicht bey Hofe? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt. ab.

Adelheid. Fänaſt du's ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Wege ſtehen ſollteſt. Karl, großer trefflicher Mann, und Kaiſer dereinſt, und ſollte er der einzige ſeyn

unter den Männern, den der Beſitz meiner Gunſt nicht ſchmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz kommt mit einem Brief.

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Karl ihn ſelbſt?

Franz. Ja.

Adelheid. Was haſt du? du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll, in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig koſtet's mich ihn glücklich zu machen! Sey guten Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb' und Treu', und werde nie unerkenntlich ſeyn.

Franz beklemmt. Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir, der nicht euer wäre, keinen Sinn, als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge.

Franz. Ihr ſchmeichelt mir. In Thränen ausbrechend. Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere ſich vorgezogen zu ſehn, als eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu ſehn —

Adelheid. Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redſt.

Franz vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß ſtampfend. Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geht mir aus dem Geſichte.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh' entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrinn dich für was zu halten, das du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh verrath mich.

Franz. Eher wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen. Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! Faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Küsse begegnen einander, er fällt ihr weinend um den Hals.

Adelheid. Laß mich.

Franz erstickend in Thränen an ihrem Hals. Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern sind Verräther. Laß mich. Macht sich los. Wanke nicht von deiner Lieb' und Treu', und der schönste Lohn soll dir werden. ab.

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir diesen Platz streitig machte.

Jaxthauſen.

Götz an einem Tiſch. Eliſabeth bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt' ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruhe ſey was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gib deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchämen; verſchaff' einer edeln Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan habe, ärger' ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth nimmt die Schrift. Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Elisabeth lieſt. „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn; da antwortet' ich: " Nun was antworteteſt du? ſchreibe weiter.

Götz. Ich ſagte: ſetz' ich ſo oft meine Haut an anderer Gut und Geld, ſollt' ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?

Elisabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Elisabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freyheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank, warum ich warb, iſt mir worden.

Lerſe, Georg mit Wildbret.

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihtet: wenn ſich die Welt umkehrte würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet

ſehen, und ganz Deutſchland iſt in Angſt, es bedeute den Tod des Kaiſers, der ſehr krank iſt.

Göz. Sehr krank! Unſere Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe gibt's noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Göz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg gibt's. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwey feurige Schwerter kreutzweis in der Luft geſehen.

Göz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unſchuldig mit!

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke. Flucht.

Alter. Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott! wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. Ziehen vorbey.

Link.

Link. Was ſich widerſetzt niedergeſtochen! Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler vom Hügel herunter gelaufen.

Metzler. Wie geht's euch, Link?

Link. Drunter und drüber ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Ditrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wüthigem Hauf herum, und er eben auf'm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Scheß ihn einer ver'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler zu den Bauern. Ihr Hund, ſoll ich euch Bein machen! Wie ſie zaudern und trenteln, die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Ehtershofen, an die dreyzehn von Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und ein Tumultuiren von den Unſrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anſtarrten, und Erd' und Himmel! Umringt waren ſie ehe ſie ſich's verſahen, und alle mit Spießen niedergeſtochen.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt an! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuerchen geben. Siehſt du, wie die Kerls übereinander purzelten

und quickten wie die Frösche! Es lief mir so warm über's Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Ritinger, wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und weiten Nasslochern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hatt' ihn die Zeit nicht gesehen, sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwischen die Rippen, da lag er, streckt' alle Vier über seine Gesellen. Wie die Hasen bey'm Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie sind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Respect hätt. Denn wir sind doch nur ihres Gleichen, das fühlen sie und werden schwürig.

Link. Wen meinen sie?

Metzler. Mar Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät; er hat immer für einen rechtſchaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Ruft's herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt du den großen Cometen geſehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht ſehn. Er giebt gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelſtunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert ſieht er aus, ſo blutabbrech.

Link. Haſt du die drey Stern geſehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite weltenfinſtre Streif, mit tauſend und tauſend Strahlen wie Spieß, und dazwiſchen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegrauf't. Wie das alles so bleichroth, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwischen die grausame Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Hast du die auch gesehen. Und das zwitzert alles so durch einander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! ab.

Feld.

Man sieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloster.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann seyn soll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin Pfalzgräflicher Diener, wie sollt' ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz, Lerſe, Georg, kommen.

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiſer brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln wie bey Weinsberg an den Edeln und Herrn, und ſo forthauſen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt' euch behülflich ſeyn zu euerm ſchändlichen raſenden Weſen — eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie keinen Führer hatten, den ſie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte dich, Götz.

Die Fürsten werden dir Dank wissen, ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen aller seyn. Menschen und Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Discurse. Kurz und gut. Götz, sey unser Hauptmann, oder stich zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's das. Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum seyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abstehen von allen Übelthaten, und handeln als wackre Leute, die wissen was sie wollen; so will ich euch behülflich seyn zu euern Forderungen, und auf acht Tag' euer Hauptmann seyn.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz geschehen, und braucht's deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden seyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, schriftlich an alle Haufen zu senden, ihm bey Strafe streng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geschehen.

Götz. So verbind' ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu. Was du thust, schon' unsern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl leise. Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Götz. Lerse! Kehr' zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie soll bald Nachricht von mir haben.

Götz, Stumpf, Georg, Lerse, einige Bauern ab.

Metzler, Link, kommen.

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Wild. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum sind wir da? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er ist wie ein Vieh. ab.

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zustehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel setzt wegen

des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Bothen.

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angeſagt?

Bothe. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Überall ſind Bothen ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem beyſammen ſeyn. Fehlen kann's nicht, man ſagt: es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt' es pünctlich aus. Ich bind' es dir auf deine Seele. Gib ihr den Brief. Sie soll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du sollst sie abreisen sehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geschehen wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag' ihr, sie soll wollen! Zum Bothen. Führt uns nun den nächsten und besten Weg.

Bothe. Wir müssen umziehen. Die Wasser sind von den entsetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthausen.

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Tröstet euch, gnäd'ge Frau!

Elisabeth. Ach Lerse, die Thränen stunden ihm in den Augen, wie er Abschied von mir nahm. Es ist grausam, grausam!

Lerse. Er wird zurückkehren.

Elisabeth. Es ist nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz. Ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir jetzt bang ist.

Lerse. Ein so edler Mann. —

Elisabeth. Nenn' ihn nicht so, das macht neu Elend. Die Böswichter. Sie drohten ihn zu ermorden und sein Schloß anzuzünden. — Wenn er wiederkommen wird — ich seh' ihn finster, finster. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel schmieden, und er wird nicht sagen können: nein!

Lerse. Er wird und kann.

Elisabeth. Er hat seinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerse. Nein! er ward gezwungen, wo ist der Grund ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt, ist an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerse. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben sie ihm nicht feierlich zugesagt keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg. Hört' ich sie nicht selbst halbreuig sagen: wenn's nicht geschehen wär, geschah's vielleicht nie. Müßten nicht Fürsten und Herrn ihm Dank wissen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden ware, um ihrer Raserey Einhalt zu thun und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?

Elisabeth. Du bist ein liebevoller Advocat. — Wenn sie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und sein graues Haupt — Lerse, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerse. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst.

Elisabeth. Georg hat versprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie sind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von seinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Tods ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Bothen ſchicken könnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. ab.

Bey einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde, Georg, ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit hin, ſag ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geſchwind, Georg. Georg ab. Wollt', ich wäre tauſend Meilen davon, und

läg' im tiefſten Thurn der in der Türkey ſteht. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag' ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß' euch ſehr edler Herr.

Götz. Gott dank' euch. Was bringt ihr? Euern Nahmen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Maßigt euch oder ſeht zu entwiſchen, und Gott gleit' euch. ab.

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen, Götz, und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer kommen.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz zu Metzler. Drohst du mir? du Nichtswürdiger! Glaubst du, daß du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt.

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Nahmen nennen und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit dir feigen Kerl! Fürstendiener.

Götz haut ihm über den Kopf daß er stürzt. Die andern treten dazwischen.

Kohl. Ihr seyd rasend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und ihr hadert.

Link. Auf! Auf! Tumult und Schlacht.

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz ist unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an daß ihr ihn erwischt. Er ist schwer ver-

wundet, ſagen die Unſrigen. Die Reiter ab. Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verſchwindet er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freyer athmen, thörichtes Herz. ab.

Nacht, im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter am Feuer.

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube, Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab kommt.

Knab. Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt - wenn dein Vater kommt, wird naß seyn durch und durch.

Andre Zigeunerinn ein Kind auf dem Rücken.

Erste Zigeunerinn. Hast du brav geheischen?

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land ist voll Tumult herum, daß man sein's Lebens nicht sicher ist. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erste Zigeunerinn. Ist das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm schon lang zu. Man ist der Feuerzeichen am Himmel zeither so gewohne worden.

Zigeunerhauptmann, drey Gesellen kommen.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erste Zigeunerinn. Er zieht grad' über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck.

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht. Die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn. Was haſt du, Wolf?

Wolf. Einen Haſen, da, und einen Hahn. Ein'n Bratſpieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein'n Pferdzaum.

Sticks. Ein' wullen Deck' hab' ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollen's trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht, ſeht was iſt.

Götz zu Pferd.

Götz. Gott sey Dank! dort seh' ich Feuer, sind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigst gräßlich mit mir.

Hauptmann. Ist's Friede daß du kommst?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.-

Hauptmann. Helf' ihm! Ein edler Mann, an Gestalt und Wort.

Wolf leise. Es ist Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen. Alles ist euer was wir haben.

Götz. Dank' euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Göz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Göz legt den Harniſch ab.

Hauptmann. Hier iſt mein Feiertagswamms.

Göz. Gott lohn's.

Mutter verbindt ihn.

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb euch zu haben.

Göz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen. Göz, unſer Leben und Blut laſſen wir vor euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reiter. 'Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen! Auf Schricks! Biethe den andern! Wir kennen die Schliche

besser als sie; wir schießen sie nieder, eh sie uns gewahr werden.

Götz allein. O Kaiser! Kaiser! Räuber beschützen deine Kinder. Man hört schon schießen. Die wilden Kerls, starr und treu!

Zigeunerinn.

Zigeunerinn. Rettet euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo ist mein Pferd?

Zigeunerinn. Hier bey.

Götz gürtet sich, und sitzt auf ohne Harnisch. Zum letztenmal sollen sie meinen Arm fühlen. Ich bin so schwach noch nicht. ab.

Zigeunerinn. Er sprengt zu den Unsrigen. Flucht.

Wolf. Fort fort! Alles verloren. Unser Hauptmann erschossen. Götz gefangen. Geheul der Weiber und Flucht.

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid mit einem Brief.

Adelheid. Er, oder ich! Der Übermüthige! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? Es klopft. Wer iſt draußen?

Franz leiſe.

Franz. Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. Läßt ihn ein.

Franz fällt ihr um den Hals. Liebe gnädige Frau.

Adelheid. Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles, alles!

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt' er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thörichter Junge, du ſiehſt nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freyheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingibt.

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Ich ſeh' mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloſter ſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! Alles!

Adelheid die weinend ihn umhalſt. Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frey ſeyn!

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt — Nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage, brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn

vor'm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm' das Elend von euch, gnädige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank. Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun wie mir alles ahndete! gefangen, als

Meuter, Missethäter in den tiefsten Thurn geworfen —

Lerse. Ich weiß alles.

Elisabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden, ein schleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finsterniß seiner Seelen, daß es so mit ihm enden soll.

Lerse. Auch, und daß der Weislingen Commissar ist.

Elisabeth. Weislingen?

Lerse. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Metzler ist lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gespießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Elisabeth. Weislingen Commissar! O Gott! ein Strahl von Hoffnung. Marie soll mir zu ihm, er kann ihr nichts abschlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er sie sehen wird, die er so liebte, die so elend durch ihn ist — Wo ist sie?

Gerse. Noch im Wirthshaus.

Elisabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand versagte mir. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er ist gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Mensch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebst vor seiner Traumgestalt wie ein Misse-

thäter. — Und soll er sterben? — Götz! Götz! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. Setzt sich. — Matt! Matt! Wie sind meine Nägel so blau. — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Gesicht. Könnt' ich schlafen. Ach —

Maria tritt auf.

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt, und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend gnug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen, er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abſcheulichſten Morde zurück zu halten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine ſchwere Wunden, ſein Alter. Und wenn du ſähſt wärſt ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

thäter. — Und soll er sterben? — Ach! Götz! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. Setzt sich. — Matt! Matt! Wie sind meine Nägel so blau. — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Gesicht. Könnt' ich schlafen. Ach —

Maria tritt auf.

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt, und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend gnug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen, er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Morde zurück zu halten. Deine Seele ist bis in ihre innerste Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du kommst mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. Oh! Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine schwere Wunden, sein Alter. Und wenn du fähig wärst sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. Zieht die Schrift.

Franz in äußerster Bewegung.

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz bringt sie.

Weislingen reißt ein Paket auf und zeigt Marien ein Papier. Hier ist deines Bruders Todesurtheil unterschrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und so zerreiß ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder schaffen was ich zerstört habe? Weine nicht so, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz wirft sich vor ihm nieder und faßt seine Knie.

Maria vor sich. Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl' ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, steh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen: Hoffnung ist bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz außer ſich. Gift. Gift. Von einem Weibe!— Ich! Ich! Rennt davon.

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. Maria ab.

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Maria inwendig. Hülfe! Hülfe!

Weislingen will aufſtehn. Gott, vermag ich das nicht!

Maria kommt. Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus ſtürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die übrige Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh.

Maria. Ich will bey dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlassen und arm! Du bist ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib. —

Maria. Entschlage dich dieser Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. — Entsetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Trost, ist Qual.

Maria vor sich. Stärke mich, o Gott! meine Seele erliegt mit der seinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abscheuliche. Wie sie wartet, horcht auf den Bothen, der ihr die Nachricht bringe: er ist todt. Und du, Marie! Marie, warum bist du gekommen, daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich sterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk ich ſey deine Wärterinn. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bethe für mich, bethe für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Tods ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner. Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

In einem finstern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

Alle vermummt.

Ältester. Richter des heimlichen Gerichts, schwurt auf Strang und Schwert unsträflich zu seyn, zu richten im Verborgenen, zu strafen im Verborgenen Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Ältester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Missethäter. Deß Herz rein ist, dessen Hände rein sind zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bey Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger tritt vor. Mein Herz ist rein von Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Älteſter. Wen klagſt du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Älteſter. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Älteſter. Würd' es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biethe.

Älteſter. Eure Stimmen. Sie reden heimlich zu ihm.

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Älteſter. Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern doppelten Todes. Mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure

Hände empor, und rufet Weh über sie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Ältester. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer tritt vor.

Ältester. Faß hier Strang und Schwert. Sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, nieder mit ihr in Staub. — Richter, die ihr richet im Verborgenen und strafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben genug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

Maria. Lerſe, ich habe keine Ruhe bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurn.

Götz. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillschweigen ängstet mich. Du verglühst in dir selbst. Komm, laß uns nach deinen Wunden sehen; sie bessern sich um vieles. In der muthlosen Finsterniß erkenn' ich dich nicht mehr.

Götz. Suchtest du den Götz? Der ist lang hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Nahmen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Elisabeth. Ja Lieber! Richtet euch auf, es kann sich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiß am besten was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ist's nicht Weis-

lingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden. — Es ist alles zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte sie sollte seyn wie mein Leben. Dein Wille geschehe.

Elisabeth. Willt du nicht was essen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne draußen scheint.

Elisabeth. Ein schöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könntest mich in sein klein Gärtchen zu lassen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genösse, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Elisabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gartchen am Thurn.

Maria. Lerse.

Maria. Geh hinein und sieh wie's steht.

Lerse ab.

Elisabeth. Wächter.

Elisabeth. Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu' an meinem Herrn. Wächter ab. Maria, was bringst du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach aber mein Herz ist zerrissen. Weislingen ist todt, vergiftet von seinem Weibe. Mein Mann ist in Gefahr. Die Fürsten werden ihm zu mächtig, man sagt er sey eingeschlossen und belagert.

Elisabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie steht's um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt schwer auf ihm. Und Georg ist todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte ihn sein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündischer auf sie los. — Georg! hätten sie sich alle gehalten wie er, sie hätten alle das gute Gewissen haben müssen. Viel wurden erstochen, und Georg mit; er starb einen Reiterstod.

Maria. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und schickt mich zehnmal des Tags, zu forschen was Georg macht. Ich fürchte, seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel! Wie frey! Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben, meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn in's Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahndete mir's nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edeln tapfern Söhnen, quoll aus seinem Gebeth. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen, jetzt hältst du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erden und weint — Er ist todt — Georg ist todt. — Stirb Götz — Du hast dich selbst überlebt, die Edeln überlebt. — Wie starb er? — Ach fingen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bey Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw um seine Freyheit.

Göz. Gott sey Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun. — Arme Frau. Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht. — Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist! Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft — Freyheit! Freyheit! Er stirbt.

Elisabeth. Nur droben, droben bey dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

Die

Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel.

Personen.

Der Wirth.
Sophie, seine Tochter,
Seller, ihr Mann.
Alceſt.
Ein Keller.

Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe.

Erſter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Söller im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. Sophie gegen über, eine weiße Feder auf einen Hut nähend. Der Wirth kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Dinte und Papier, daneben ein Grosvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Raſen ſatt, und dächt', Er blieb' davon.

Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um so in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich sehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein schöner Helfer wohl, mein Bißchen durchzubringen!

Söller

summt ein Liedchen in den Bart.

Wirth.

Ja, sing' Er, sing' Er nur, ich will Ihm auch eins singen!
Er ist ein Taugenichts, der voller Thorheit steckt,
Spielt, säuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt.
Die ganze Nacht geschwärmt, den halben Tag im Bette;
Kein Herzog ist im Reich, der besser Leben hätte.
Da sitzt das Abenteu'r mit weiten Ermeln da,
Der König Hasenfuß!

Söller trinkt.

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein ſaubres Wohlergehn! das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, ſeyn Sie gut!

Söller trinkt.

Mein Fickchen, Dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmal einig ſehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Menſch, ſo kalt, ſo undankbar;

Er sieht nicht was er ist, er denkt nicht was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn gerissen,
An seine Schulden nicht, die ich doch zahlen müssen.
Man sieht, es bessert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, bleibt man's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert sich gewiß.

Wirth.

Muß er's so lang' verschieben?

Sophie.

Das ist nun Jugendart.

Söller trinkt.

Ja, Fiekchen, was wir lieben!

Wirth.

Zum einen Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?

Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun ſchalten,
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laß' Er Sich vergehn! So bös iſt's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang gewährt, und ſoll noch länger währen,
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemahlt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bey Zeit,
So heißt's da!

Söller.

Bis dahin ist es noch ziemlich weit.
Ging's nur so seinen Gang, und wär' nicht täglich schlimmer,
Wer kommt denn viel zu uns? Da droben stehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reist denn jetzt auch viel? Das ist nun so einmal,
Und hat nicht Herr Alceſt zwey Stuben und den Saal?

Söller.

Ja, ja, das ist schon was, das ist ein guter Kunde;
Allein Minuten sind erst sechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt warum er hier ist.

Wirth.

Wie?

Söller.

Ach apropos, Papa! Man sagt mir heute früh,
In Deutschland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,

Die für America Succurs und Geld bereiten.
Man ſagt, es wären viel, und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr käm', ſo geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beym Glaſe Wein hört' ich wohl manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freyheit hoch, war jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Söller.

Ach es gibt Kerls genug, bey denen's immer ſprudelt;
Und wenn ſo einen denn die Liebe weidlich hudelt,
Da müßt's romanenhaft und wohl erhaben ſtehn,
So mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Luſt von unſern Kunden
triebe,
Der auch hübſch artig wär' und dann uns manch-
mal ſchriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!

Söller.

Es iſt verteufelt weit.

Wirth.

Eh nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine
Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Verſaal
gehen,
Wie weit's iſt, ungefähr auf meiner Karte
ſehen.

ab.

Zweyter Auftritt.

Sophie. Söller.

Söller.

Ha, es iſt nichts ſo ſchlimm, die Zeitung macht's doch gut.

Sophie.

Ja, gib ihm immer nach!

Söller.

Ich hab' kein ſchnelles Blut,
Das iſt ſein Glück! Denn ſonſt mich ſo zu knjo-
niren!

Sophie.

Ich bitt' Dich!

Söller.

Nein, man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein leck'rer Paſſagier und voller Schulden war —

Sophie.

Mein Guter, ſey nicht bös.

Söller.

Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abſcheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.

Söller.

Ich werfe Dir nichts vor, ich meine ja nur ſo.
Ach eine ſchone Frau ergetzet uns unendlich,
Es ſey nun wie ihm will! Siehſt Du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchon biſt Du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück Dein Mann zu ſeyn;
Ich liebe Dich —

Sophie.

Und doch kannſt Du mich immer plagen?

Söller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl ſagen:

Daß Dich Alceſt geliebt, daß er für Dich gebrannt,
Daß Du ihn auch geliebt, daß Du ihn lang' gekannt.

Sophie.

Ach!

Söller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ey! da genießet ſie
Wer da iſt; über's Jahr gibt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne Dich zu gut, um was daraus zu machen,
Ich find's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Söller.

Nichts! Das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn Dir das Mädchen keimt, da liebt ſie eins zum Spaß,
Es krabbelt ihr um's Herz, und ſie verſteht nicht was.
Man küßt beym Pfänderſpiel, und wird allmälig größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmält,
Voll Tugend wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld wenn ſie fehlt.
Und kömmt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſey ihr Mann vergnügt ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Söller.

O laß das immer ſein!
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Glas
mit Wein,
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis
wir ſinken.
Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar
nicht trinken!
Genug Du biſt nun mein! — Iſt es nicht vier-
halb Jahr,
Daß Herr Alceſt Dein Freund und hier im Hauſe
war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drey Jahre, denk' ich.

Söller.

Drüber.
Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage —

Sophie.

Lieber,
Zu was dient der Discurs?

Söller.

Eh nun, daß man was ſpricht,
Denn zwiſchen Mann und Frau redt ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?

Sophie.

Eh nun, ſich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, Du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er Dich liebte, he! gäbſt Du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —

Söller.

Ich glaube nichts, und kann das wohl begreifen,
Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen die nur pfeifen.

Der allerſüßte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! doch iſt der Deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in Dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick biſt Du mit Necken ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt Du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbſt Du Dir ein Recht mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,
Du thuſt nicht einen Streich, und gibſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt Dir's, ſo machſt Du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden,

Und Du fragst nicht darnach, wo sie ihn kriegen kann;
Willst Du ein braves Weib, so sey ein rechter Mann!
Verschaff' ihr was sie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das übrige kannst Du dann ruhig bleiben.

Söller.

Eh, sprich den Vater an!

Sophie.

Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen so genug, und alles geht so schlecht.
Erst gestern mußt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, Du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten?
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun sage mir einmal, woher ich's nehmen soll?
Denn Du bist nicht der Mann für eine Frau zu sorgen.

Söller.

O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund' — — —

Sophie.

Wenn er ein Narr iſt, ja!
Zum Hohlen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt Du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!

Söller.

Du haſt ja was man braucht.

Sophie.

Schon gut, das iſt wohl was:
Doch wer nie dürſtig war, der will noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben,
Man hat ſo viel man braucht und glaubt noch nichts zu haben.

Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Eh nun, ſo geh doch mit: ſag' ich Dir's denn nicht immer?

Sophie.

Daß wie die Faſtnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey,
Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmal vorbey?
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn Du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über Dich erboßt:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich helf Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an Sich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für dießmal nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Keller tritt auf.

Herr Söller!

Söller.

He, was gibt's?

Keller.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Keller.

Er ſagt, er muß Sie ſehn.

Sophie.

Was will er denn bey Dir?

Söller.

Ah, er verreiſ't — Zum Keller ich komm'! —
Zu Sophie und er empfiehlt ſich mir.

Dritter Auftritt.

Sophie allein.

Der mahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das iſt nun alle Luſt und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menſchen Frau! ſo weit kamſt du zurück!
Wo iſt ſie hin die Zeit, da noch zu ganzen Schaaren
Die ſüßen jungen Herrn zu deinen Füßen waren?
Da jeder ſein Geſchick in deinen Blicken ſah?
Ich ſtand im Überfluß wie eine Göttinn da;
Aufmerkſam rings umher die Diener meiner Grillen;
Es war genug, mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen iſt wahrhaftig übel dran!
Iſt man ein Bißchen hübſch, gleich ſieht man jeden an,

Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern auf's Wort,
Ihr Männer! — auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen gibt, ſind alle flugs beym Schmauſe,
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis das ein halber freyt.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit vier und zwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Söller kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.

Da ſitz' ich nun, und bin nicht beſſer als begraben.
Anbether konnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was ſollen ſie? Man quälet, ſind ſie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen ſich herum;
Und einen klugen Freund iſt es gefährlich lieben,
Er wird die Klugheit bald zu euerm Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt,
— Und jetzt — mein armes Herz, warſt du darauf gefaßt?
Alceſt iſt wieder hier. Ach welche neue Plage!
Ja vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill.
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gegründet.
Ach wüßt' er was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll,
Ich weiß nicht was ich will, viel weniger was ich ſoll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt

angekleidet, ohne Hut und Degen.

Alceſt.

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beſchwerlich falle.

Sophie.

Sie ſcherzen, Herr Alceſt! dieß Zimmer iſt für alle.

Alceſt.

Ich fühle; jetzt bin ich für Sie wie jedermann.

Sophie.

Ich ſeh' nicht wie Alceſt darüber klagen kann.

Alceſt.

Du ſiehſt nicht, Grauſame? Ich ſollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin? Sophie? wohin? — Du wendeſt Dein Geſicht?
Verſagſt mir Deine Hand? Sophie, kennſt Du mich nicht?
Sieh her! es iſt Alceſt, der um Gehör Dich bittet.

Sophie.

Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Alceſt.

Biſt Du Sophie, ſo bleib.

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg.

Alceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur. — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, iſt ſie allein; du nahſt dich deinem Glücke.

Jetzt, hofft' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen,
Die Liebe ſchlang uns hier das erſtemal zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt Du Dich noch? —
Schwurſt Du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' ihn nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern botſt Du mir die ſüße Lippe dar:
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war Dein Glück mich ſehn, Dein Glück an mich zu denken:

Und jetzo willſt Du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt ich ſuche Dich, Du ſiehſt ich bin betrübt —
Geh nur, Du falſches Herz, Du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt Du mich auch noch plagen?
Sophie Dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt Du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, Du warſt mein höchſtes Gut,
Für Dich ſchlug dieſes Herz, Dir wallte dieſes Blut!
Und dieſes gute Herz, das Du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſeyn, es kann Dich nicht vergeſſen.
Ach die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt!
Alceſt! — ich liebe Dich — noch, wie ich Dich geliebt.

Alceſt.

Du Engel! beſtes Herz! Er will ſie umarmen.

Sophie.

Ich höre jemand gehen.

Alceſt.

Auch nicht ein einzig Wort! das iſt nicht auszuſtehen.
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und Dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, Du liebſt mich noch; allein das muß mich ſchmerzen,
Niemals ſind wir allein, und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh,
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang bleib' ich Dir nicht hier, das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt dem nicht alles möglich?

Sonst war Dir nichts zu schwer, Du halfest uns geschwind;
Es war die Eifersucht mit hundert Augen blind.
O wenn Du wolltest —

Sophie.

Was?

Alceſt.

Wenn Du nur denken wolltest,
Daß Du Alcesten nicht verzweifeln lassen solltest!
Gelichter, suche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieser Ort verbeut.
O here, heute Nacht; Dein Mann geht aus dem Hause,
Man meint ich gehe selbst zu einem Faßnachtsschmause;
Allein, das Hinterthor ist meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Mensch im Hauf' und ich bin wieder da.
Die Schlüssel hab' ich hier, und willst Du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll Dir glauben,
Daß Du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus das uns noch übrig iſt?
Kennſt Du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt Du zaudern
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut' Nacht beſuch' ich Dich?
Doch kommt Dir's ſeltner vor, ſo komm, beſuche mich.

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, Du kennſt, Du ſiehſt mein Leiden,
Und Du bleibſt ungerührt! Ich will Dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand hohes ſeyn,
Das Siegel iſt ſehr groß und das Papier iſt fein.

Alceſt

reißt den Brief auf.

Wirth vor ſich.

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt

der den Brief flüchtig überleſen hat.

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen!

Die Rechnung!

Wirth.

Ey! ſo ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?

Darf man ſich unterſtehn und Ihro Gnaden frazen?

Alceſt.

Nein!

Wirth zu Sophien.

Frag' ihn doch einmal, gewiß Dir wird er's ſagen.

Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er aus der Schublade ſeine Bücher zieht, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.

Sophie.

Alceſt, iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte Dich, verlaß Sophien nicht!

Alceſt.

Nun gut, entſchließe Dich, mich heute Nacht zu ſehen.

Sophie vor ſich.

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen,
Er iſt mein einz'ger Troſt. —
Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk' ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hohl' den Mann,
So biſt Du Wittwe! Nein, benütze dieſe Stunden,
Zum erſt- und letztenmal ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort! um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater allzunah.

Alceſt.

Eh nun, ſo komm zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zweifeln fliegt der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur.

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält Dich ab davon?
Nun, willſt Du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu Dir kommen.

Alceſt zum Wirth.

Herr Wirth; ich reiſe nicht!

Wirth hervortretend.

So! Zu Sophien. Haſt Du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Söller.

Söller.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Söller.

Ich wünſche viel Plaiſir!

Alceſt.

Adieu, ſcharmante Frau!

Sophie.

Adieu, Alceſt!

Söller.

Ihr Diener!

Alceſt.

Ich muß noch erſt hinauf.

Söller vor ſich.

Der Kerl wird täglich kühner.

Wirth ein Licht nehmend.

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt

es ihm aus der Hand complimentirend.

Herr Wirth, nicht einen Schritt! ab.

Sophie.

Nun, Soller, gehſt Du denn? Wie wär's, Du nähmſt mich mit?

Söller.

Aha! es kommt Dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh! ich ſprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das schon, es wird Dir warm um's Herze.
Wenn man so jemand sieht, der sich zum Balle schickt,
Und man soll schlafen gehn, da ist hier was, das drückt.
Es ist ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten,
Nur, Söller, sey gescheit und hüt' Dich vor den Karten.

Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken gestanden.

Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf wohl!

Ihr nachsehend. Nein, sie ist warlich schön!
Er läuft ihr nach, und küßt sie noch einmal an der Thür.
Schlaf wohl, mein Schafchen!
Zum Wirth. Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Da iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!

Zu Söller. Nun, Faſtnacht! gute Nacht!

Söller.

Dank's! angenehme Ruh!

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu! ab.

Söller.

Ja, ſorgen Sie für nichts.

Siebenter Auftritt.

Söller allein.

Was iſt nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! o wär' der Kerl gehangen!
Beym Abzug war's nicht juſt; doch muß ich ſtille ſeyn,

Er haut und schießt sich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceſt hat Geld — und dieſe Dietrich' schließen.
Er hat auch große Luſt bey mir was zu genießen!
Er ſchleicht um meine Frau, das iſt mir lang verhaßt:
Eh! nun, da lad' ich mich einmal bey ihm zu Gaſt.
Allein, käm' es heraus, da gäb' dir's ſchlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will ſein Geld, ſonſt prügelt er mich aus.
Courage! Söller! fort! Es ſchläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt; bin ich doch wohl gebettet:
Denn eine ſchöne Frau, hat manchen Dieb gerettet. ab.

Zweyter Aufzug.

Das Zimmer Alcestens.

Das Theater ist von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. An der einen Seite der Stube steht ein Tisch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grund' eine große Thür, und eine kleine dem Alkoven gegen über.

Erster Auftritt.

Söller

im Domino, die Maske vorm Gesicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thür herein, leuchtet furchtsam im Zimmer herum; dann tritt er gefaßter hervor, nimmt die Maske ab, wischt den Schweiß und spricht:

Es braucht's nicht eben just, daß einer tapfer ist,
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit List.

Der eine geht euch hin, bewaffnet mit Pistolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu hohlen,
Und spricht: „Den Beutel her, her ohne viel zu sperr'n!“
Mit so gelaßnem Blut als spräch' er: Prost, ihr Herr'n!
Ein andrer zieht herum, mit zauberischen Händen
Und Volten wie der Blitz die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er sagt euch in's Gesicht:
Ich stehle! Gebt wohl Acht! Er stiehlt, und ihr seht's nicht.
Mich machte die Natur nun freylich viel geringer;
Mein Herz ist allzuleicht, zu plump sind meine Finger:
Und doch kein Schelm zu seyn ist heut zu Tage schwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.

Du biſt nun einmal drin; nun hilf dir aus der Falle!
Ach alles meint im Hauſ', ich ſey die Nacht beym Balle.
Mein Herr Alceſt — der ſchwärmt, — mein Weibchen ſchläft allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſeyn?

Sich dem Tiſch nahend.

O komm, du Heiligthum! du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich iſt eine große Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr ſeyd der Troſt der Welt:
Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld.

Indem er die Schatulle zu eröffnen verſucht.

Ich hatt' als Acceſſiſt einmal beym Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerley;
Erſt in der Ferne Brot, und täglich Plackerey,

Das ſtand mir gar nicht an — Ein Dieb ward eingefangen,
Die Schlüſſel fanden ſich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuförderſt ſich;
Ich war nur Subaltern, das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich's zu beſitzen!
Und jetzt — Das Schloß ſpringt auf.
O ſchön gemünzt! ha! das iſt wahre Luſt!
Er ſteckt ein.
Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht, ihr feigen Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!
Er ſieht noch einmal in die Schatulle und nimmt noch.
Noch eins! Nun gut!

Er macht ſie zu und fährt zuſammen.

Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang'! es geht doch ſonſt nicht um —
Der Teufel hat vielleicht ſein Spiel — das Spiel wär' dumm!
Iſt's eine Katze? Nein! das wär' ein ſchwerer Kater.
Geſchwind! es dreht am Schloß —

Er ſpringt in den Alkoven.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth, mit einem Wachsſtock, zur Seitenthür herein. Soller.

Soller.

Behüt'! mein Schwiegervater?

Wirth.

Es iſt ein närriſch Ding um ein empfindlich Blut;
Es zecht, wenn man auch nur halbweg was boſes thut.

Neugierig bin ich ſonſt mein Tage nicht geweſen,
Dächt' ich nicht in dem Brief was wichtiges zu leſen.
Und mit der Zeitung iſt's ein ew'ger Aufenthalt,
Das neuſte was man hört iſt immer Monathsalt.
Und dann iſt das auch ſchon ein unerträglich Weſen,
Wenn jeder ſpricht: O ja, ich hab' es auch geleſen.
Wär' ich nur Cavalier, Miniſter mißt' ich ſeyn,
Und jeglicher Courier ging' bey mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht, den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es iſt doch ganz verflucht! man ſoll zu gar nichts kommen!

Söller vor ſich.

Du guter alter Narr! ich ſeh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb ſo lieb wie mich.

Wirth.

Ich find' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich auch recht? — Daneben
Im Saale!

Söller.

Riecht er mich vielleicht?

Wirth.

Es kniſtert eben
Als wär's ein Weiberſchuh.

Söller.

Schuh! Nein, das bin ich nicht.

Wirth

bläſ't den Wachsſtock aus, und da er in der Verlegenheit das Schloß der kleinen Thür nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen.

Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!

Er ſtößt die Thür auf und fort.

Dritter Auftritt.

Sophie zur Hinterthür mit einem Lichte herein.

Söller.

Söller im Alkoven vor ſich.

Ein Weibsgeſicht!
Höll! Teufel! meine Frau! Was ſoll mir das?

Sophie.

Ich bebe
Bey dem verwegnen Schritt.

Söller.

Sie iſt's, ſo wahr ich lebe!
Gibt das ein Rendez-vous! — Allein, geſetzten Falls
Ich zeigte mich! — Ja dann — es krabbelt mir am Hals!

Sophie.

Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt ſie euch Anfangs nach —

Söller.

Ich möchte raſend werden!
Und darf nicht —

Sophie.

— Doch wenn ihr Einmal den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht euch ſo ſchlimm als ſie euch führt.

Söller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf geſünder als das Zimmer!

Sophie.

Bisher ging's freylich ſchlimm, doch täglich wird es ſchlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß,
Jetzt treibt er es ſo arg, daß ich ihn haſſen muß.

Söller.

Du Hexe!

Sophie.

Meine Hand hat er — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt, wie ſonſt, mein Herz.

Söller.

Zu zaubern, Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt was Liebe ſey —

Söller.

Verdammt!

Sophie.

Gleichgültig war's und kalt, eh' es Alceſt erweichte.

Söller.

Ihr Männer, ſtändet ihr nur all' einmal ſo Beichte!

Sophie.

Wie liebte mich Alceſt!

Söller.

Ach, das iſt nun vorbey!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Söller.

Pah! das war Kinderey!

Sophie.

Du Schickſal, trennteſt uns, und ach! für meine Sünden
Mußt' ich mich — welch ein Muß! — mit einem Vieh verbinden.

Söller.

Ich, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Söller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock! Wie Kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen; Vielleicht belauſcht er uns! —

Söller.

O ſetz' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie ſcheut den Vater nicht, mahl' ihr den Teufel vor!

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.

Söller.

Die Luſt iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett — Wer weiß wie das geſchah?

Es mag drum ſeyn!

Söller.

O weh!

Sophie.

Alceſt iſt noch nicht da?

Söller.

O dürft' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel,

Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel,

Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der Unterwelt,
Ich bäth' ihn: hohl' mir ſie, da haſt du all mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! was iſt denn dein Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du verſprechen?
Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch? —

Söller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Abſcheu g'nug entſchuldigt,
So leb' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er iſt ein Teufel!

Söller.

Was? ein Teufel? Scheuſal! — Ich?
Ich halt's nicht länger aus!

Er macht Geberde hervorzuſpringen.

Vierter Auftritt.

Alceſt angekleidet mit Hut und Degen, den Mantel drüber, den er gleich ablegt. Die Vorigen.

Alceſt.

Du warteſt ſchon auf mich?

Sophie.

Sophie kam Dir zuvor.

Alceſt.

Du zitterſt?

Sophie.

Die Gefahren!

Alceſt.

Nicht! Weibchen! Nicht!

Söller.

Du! Dir! das ſind Präliminaren.

Sophie.

Du fühlteſt, was dieß Herz um Deinetwillen litt,
Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!

Alceſt.

Sophie!

Sophie.

Verzeihſt Du ihn, ſo fühl' ich keine Reue.

Söller.

Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?

Sophie.

Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.

Söller.

Ich weiß es nur zu wohl!

Sophie.

Es iſt mir wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt' ich träumte!

Sophie.

Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu Dir.

Alceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch Herz wie Deines fand ich nie.

Söller.

Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie!
Vortrefflich!

Sophie.

Mußt' ich nur Dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von Dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.

Alceſt.

Ich kenn's!

Söller.

Ja, ja, ich auch!

Sophie.

So liebenswerth Du biſt,
Du hätteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Manns! Wie können wir beſtehn?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Söller gerührt auf ſeine Art.

Nein doch, die arme Frau iſt warlich übel dran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menſchlich Leben;
Was hab' ich nicht geredt, was hab' ich nachgegeben!

Er ſönſt den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, ſtänkert, pocht und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke,
Was er für Klugheit hält ſind ungeſchliffne Ränke,
Er lügt, verläumdet, trügt.

Söller.

Ich ſeh, ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leichſermon.

Sophie.

O glaub', ich hätte mich ſchon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alceſt noch liebet.

Alceſt.

Er liebt, er klagt, wie Du.

Sophie.

Das lindert meine Pein,
Von Einem wenigſtens, von Dir beklagt zu ſeyn.
Alceſt, bey dieſer Hand, der theuern Hand, beſchwöre
Ich Dich, behalte mir Dein Herz beſtändig!

Söller.

Höre,
Wie ſchön ſie thut!

Sophie.

Dieß Herz, das nur für Dich gebrannt,
Kennt [illegible]n andern Troſt als nur von Deiner Hand.

Alceſt.

Ich kenne für Dein Herz kein Mittel.

Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.

Söller.

Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!

Sophie.

Mein Freund!

Söller.

Nein, nun wird's matt,
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging' nun ihren Weg und ließe mir das Küſſen!

Sophie.

Grauſamer, laß mich los.

Söller.

Verflucht, wie ſie ſich ziert!
„Grauſamer! laß mich los!" das iſt kapitulirt.
„Pfui, ſchämen Sie Sich doch!" die abgedroſchne Leyer,
Wenn's nun Berg unter geht — Ich gäbe keinen Dreyer
Für ihre Tugend!

Sophie ſich losmachend.

Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb wohl!

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.

Du liebſt mich, und Du gehſt?

Sophie.

Ich geh' — weil ich Dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht,
An einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit

Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Söller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb wohl, und glaube nur, daß ich die Deine ſey.

Söller.

Das Ungewitter zieht mir noh' am Kopf vorbey.

Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mittelthüre, die offen bleibt. Man ſieht ſie beyde in der Ferne zuſammen ſtehn.

Söller.

Für dießmal nimm vorlieb! hier iſt nicht viel zu ſinnen,
Der Augenblick macht Luft, nur friſch mit dir von hinnen!

Aus dem Alkoven und ſtinen durch die Seitenthüre ab.

Fünfter Auftritt.

Alceſt zurückkommend.

Was willſt du nun, mein Herz? — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldne Stunden
Des erſten Liebeglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt noch nicht hier herausgeſpült,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht? wie heller ſeit der Zeit?
Und doch bleibt dir ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich! nur was dich hieher getrieben,

Nun wendet ſich das Blatt, fängſt wieder an zu lieben,
Und die Freygeiſterey, und was du fern gedacht,
Der Hohn, den du ihr ſprachſt, der Plan den du gemacht —
Wie anders ſieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du ſie fängſt, ſo hat ſie dich ſchon lange!
Nun das iſt Menſchenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jetzt das nöthigſte! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund' iſt's doch verflucht — Ihr Schickſal drückt mich ſehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.

Ich hab' juſt noch ſo viel. Laß ſehn! Ja, es
reicht.
Wär' ich auch völlig fremd, ſie müßte mich er-
weichen:
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und
Sinn,
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend
bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich kann's einmal
nicht hindern;
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer
lindern.

Er macht die Schatulle auf.

Was Teufel? was iſt das? Faſt die Schatulle
leer!
Von allem Silbergeld iſt nicht das Viertel
mehr.
Das Gold hab' ich bey mir. Ich hab' die
Schlüſſel immer!
Erſt ſeit dem Nachmittag! Wer war denn wohl
im Zimmer?

Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie? Unwürd'ge Grille fort!
Mein Diener? — O! der liegt an einem sichern Ort;
Er schlaft. — Der gute Kerl, er ist gewiß nicht schuldig!
Allein wer sonst? — Bey Gott! Es macht mich ungeduldig.

Dritter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Der Wirth

im Schlafrock, im Seſſel neben dem Tiſch, worauf ein bald abgebranntes Licht, Kaffeezeug, Pfeifen, und die Zeitungen. Nach den erſten Verſen ſteht er auf, und zieht ſich in dieſem Auftritte und dem Anfange des folgenden an.

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!

Unmöglich ſcheint es mir das Räthſel aufzulöſen:
Wenn man was böſes thut, erſchrickt man vor dem Böſen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirth iſt es nicht wohlgethan
Zu zittern wenn's im Hauſ' rumort und geht und kniſtert;
Denn mit Geſpenſtern ſind die Diebe nah verſchwiſtert.
Es war kein Menſch zu Hauſ', nicht Söller, nicht Alceſt;
Der Keller kann's nicht ſeyn, die Mägde ſchlieſen feſt.
Doch halt! — In aller Früh', ſo zwiſchen drey und viere
Hört' ich ein leis Geräuſch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl ſelbſt der Geiſt, vor dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben ſo

Allein, was that sie da? — Man weiß, wie's
Weiber machen,
Sie visitiren gern und sehn der Fremden Sachen
Und Wäsch' und Kleider gern. Hätt' ich nur
dran gedacht,
Ich hätte sie erschreckt und dann sie ausgelacht.
Sie hätte mit gesucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt ist die schöne Zeit so ungebraucht verschwunden!
Verflucht! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man gutes denkt, kommt meist erst hinterdrein.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.

Mein Vater! denken Sie! —

Wirth.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf ist voller Sorgen.

Wirth.

Warum?

Sophie.

Alcestens Geld, das er nicht lang erhielt,
Ist miteinander fort.

Wirth.

Warum hat er gespielt?
Sie bleiben nicht davon!

Sophie.

Nicht doch! es ist gestohlen!

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ey, vom Zimmer weg!

Wirth.

Den soll der Teufel hohlen,
Den Dieb! Wer ist's? Geschwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Hauſ'?

Sophie.

Ja, von Aleeſtens Tiſch, aus der Schatull' her-
aus.

Wirth.

Und wenn?

Sophie.

Heut Nacht!

Wirth vor ſich.

Das iſt für meine Neugierſünden!
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird
den Wachsſtock finden.

Sophie vor ſich.

Er iſt beſtürzt und murrt. Hätt' er ſo was
gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsſtock klagt
ihn an.

Wirth vor ſich.

Hat es Sophie wohl ſelbſt? Verflucht! das
wär' noch ſchlimmer!
Sie wollte geſtern Geld, und war heut Nacht
im Zimmer.

laut.

Das ist ein dummer Streich! gib Acht! der
thur uns weh:
Wohlfeil und sicher seyn ist unsre Renommee.

Sophie.

Ja! Er verschmerzt es wohl, uns wird es
sicher schaden,
Es wird am Ende doch dem Gastwirth aufge-
laden.

Wirth.

Das weiß ich nur zu sehr. Es bleibt ein dum-
mer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb ist, ja, wer entdeckt
ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es schlägt mich völlig nieder.

Wirth vor sich.

Aha, es wird ihr bang.

Laut, etwas verdrießlicher.

Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.

Sophie vor ſich.

Es ſcheint die Reue kommt ihm ein.

Laut.

Und wenn er's wieder hat, ſo mag der Thäter ſeyn
Wer will, man ſagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth vor ſich.

Wenn ſie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!

Laut.

Du biſt ein gutes Kind und mein Vertrau'n zu Dir —
Wart nur! Er geht nach der Thüre zu ſehen.

Sophie vor ſich.

Bey Gott! er kommt und offenbart ſich mir!

Wirth.

Ich kenne Dich, Sophie. Du pflegteſt nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab' ich aller Welt als Ihnen was verſtohlen.
Drum hoff' ich dießmal auch, recht zu verdienen —

Wirth.

Schön!
Du bist mein Kind, und was geschehn ist ist geschehn.

Sophie.

Es kann das beste Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß Du im Zimmer warst, das weiß kein Mensch als ich.

Sophie erschrocken.

Sie wissen? —

Wirth.

Ich war drin, Du kamst, ich hörte Dich.
Ich wußt' nicht wer es war, und lief als kam' der Teufel.

Sophie vor sich.

Ja ja, er hat das Geld! Nun ist es außer Zweifel.

Wirth.

Erſt jetzo fiel mir ein, ich hörte Dich heute früh.

Sophie.

Und was vortrefflich iſt, es denkt kein Menſch an Sie.
Ich fand den Wachsſtock. —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich!

Wirth.

Schön, bey meinem Leben!
Nun ſag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?

Sophie.

Sie ſagen: Herr Alceſt! verſchonen Sie mein Haus,
Das Geld iſt wieder da, ich hab' den Dieb heraus.
Sie wiſſen ſelbſt, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, ſo war er ſchon gerühret,

Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's!
Verzeihn
Sie ihm! — Gewiß, Alceſt wird gern zufrie-
den ſeyn.

Wirth.

So was zu fädeln, haſt Du eine ſeltne Gabe,

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm ſo!

Wirth.

Gleich! wenn ich's nur erſt habe.

Sophie.

Sie haben's nicht?

Wirth.

Ey nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja! woher? Gabſt Du mir's denn?

Sophie.

Und wer
Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat?

Sophie.

Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Poſſen!

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Wirth.

Ich glaub', Du biſt geſchoſſen!
Haſt Du's denn nicht?

Sophie.

Ich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Wie käm' ich denn dazu?

Wirth.

Eh! Macht ihr pantomimiſch das Stehlen vor.

Sophie.

Ich verſteh' Sie nicht!

Wirth.

Wie unverschämt bist Du!
Jetzt, da Du's geben sollst, gedenkst Du auszuweichen.
Du hast's ja erst bekannt. Pfui Dir mit solchen Streichen!

Sophie.

Nein, das ist mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und sagten nur vorhin, Sie hätten's selbst gethan!

Wirth.

Du Kröte! Ich's gethan! Ist das die schuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machst mich gar zum Diebe,
Da Du die Diebinn bist!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warst Du nicht
Heut früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Wirth.

Und ſagſt mir in's Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

Sophie.

Beweiſ't das gleich?

Wirth.

Ja.

Sophie.

Waren
Sie denn nicht auch heut früh —

Wirth.

Ich faß' Dich bey den Haaren,
Wenn Du nicht ſchweigſt und gehſt!

Sie geht weinend ab.

Du treibſt den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort! Es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bildt ſie ſich ein mit Läugnen durchzukommen;
Das Geld iſt einmal fort, und g'nug, ſie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt in Gedanken, im Morgenfrack.

Der Wirth.

Wirth verlegen und bittend.

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß! —
Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigſt zu verſchweigen,
Ich will das meine thun. Ich hoff' es wird ſich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, ſo freu'n die Neider ſich,
Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder ſeyn! Ein Hausdieb hat's genommen!
Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wieder kommen.
Wie hoch beläuft ſich's denn?

Alceſt.

Ein hundert Thaler!

Wirth.

Ey!

Alceſt.

Doch hundert Thaler —

Wirth.

Peſt! ſind keine Kinderey!

Alceſt.

Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.

Wirth.

Ey wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hanns und wenn und wie er's wär'?

Alceſt vor ſich.

Mein alter Diener! nein! der kann mich nicht berauben,

Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich
mag's nicht glauben.

Wirth.

Sie brechen Sich den Kopf? Es iſt vergebne
Müh,
Genug, ich ſchaff' das Geld.

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß niemand nichts erfährt! Wir kennen uns
ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie
gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus das Geld.

Alceſt.

Ey, ſagen Sie m'r doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch jemand aus dem Hauſ'?

Wirth.

Sie werden's nicht erfragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Magd?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein.

Alceſt.

Der Keller hat's doch nicht?

Wirth.

Der Keller kann's nicht ſeyn.

Alceſt.

Die Köchinn iſt gewandt —

Wirth.

Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hanns?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gärtner könnte wohl —

Wirth.

Nein, noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gärtners?

Wirth.

Nein.

Alceſt.

Vielleicht —

Wirth halb vor ſich.

Der Haushund? — Ja.

Alceſt vor ſich.

Wart nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!

Laut.

So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen,

Wenn's wiederkommt! Er thut als ging er weg.

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt

als wenn ihm etwas einfiele.

Herr Wirth! mein Dintenfaß
Iſt leer: und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ey was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben,
Es muß was wichtigs ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt,

Alceſt.

Nicht eben allemal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth als der Spaß.

Wirth.

O das geht wie im Spiele,
Da kommt ein einz'ger Brief und tröſtet uns für viele.

Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! der geſtrige enthält
Viel wichtigs. Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt!

Wirth.

Nichts aus America?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, bleibt's dabey? gehn wieder Leute —

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Alceſt.

Ja, das kann möglich ſeyn.

Wirth.

In Norden iſt's nicht juſt!

Alceſt.

Ich wollte nicht drauf ſchwören.

Wirth.

Es gährt ſo heimlich nach.

Alceſt.

Wir werden manches hören.

Wirth.

Kein Unglück irgend wo?

Alceſt.

Nur zu! bald ſind Sie da!

Wirth.

Gab's wohl beym letzten Froſt —

Alceſt.

Erfrorne Haſen? — Ja!

Wirth.

Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Alceſt.

Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertrau'n von mir?

Alceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiethe.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth confundirt und begierig.

Ah allzuviele Güte!

Vor ſich.

Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Alceſt.

Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl den andern werth,
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bey meiner Ehre.

Wirth vor ſich.

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!

Allein wie? wenn Sophie — Eh nun! da
mag ſie ſehn!
Die Reitzung iſt zu groß, kein Menſch kann
widerſtehn!
Er wäſſert mir das Maul wie ein gebeitzter
Haſe.

Alceſt vor ſich.

So ſtach kein Schinken je dem Windhund in
die Naſe.

Wirth

beſchämt, nachgebend und noch zaudernd.

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütig-
keit —

Alceſt vor ſich.

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.

Zweifelnd und halb bittend.

Verſprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief
bekommen?

Alceſt reicht den Brief hin.

Den Augenblick!

Wirth

der ſich langſam dem Alceſt mit unverwandten Augen auf den Brief nähert.

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,

Iſt —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth

mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand.

Meine Tochter!

Alceſt erſtaunt.

Wie?

Wirth

fährt hervor, reißt vor geſchwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen.

„Hochwohlgeborner Herr“

Alceſt

kriegt ihn bey der Schulter.

Sie wär's? Nein, ſagen Sie
Die Wahrheit!

Wirth ungeduldig.

Ja, ſie iſt's! O, er iſt unerträglich!

Er lieſt.

„Inſonders“ —

Alceſt wie oben.

Nein, Herr Wirth! Sophie! das iſt
unmöglich!

Wirth

reißt ſich los, und fährt ohne ihm zu antworten fort.

„Hochzuverehrender“

Alceſt wie oben.

Sie hätte das gethan!
Ich muß verſtummen.

Wirth.

„Herr“ —

Alceſt wie oben.

So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?

Wirth.

Hernach will ich's erzählen.

Alceſt.

Iſt's denn gewiß?

Wirth.

Gewiß!

Alceſt im Abgehen zu ſich.

Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen!

Vierter Auftritt.

Der Wirth

lieſt und ſpricht dazwiſchen.

„Und Gönner“ — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit
„Die mir, ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeiht

„Mir, hoff' ich, dießmal auch.“— Was gibt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie Sich mit mir freuen.“
Schon gut!— „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
„Wobey mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt.
„Er hat vom ſechſten Sohn mein liebes Weib entbunden.“
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
„Der Knab“ — der Balg! Der! — O erſäuft! erdroſſelt ihn!
„Und Ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn“ —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur! das geht dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! ich will dich ſchon! Du ſollſt mir aus dem Hauſ'!

Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur wie er's verdient tractiren,
Doch meine Tochter! O! das Henkersding geht ſchief!
Und ich verrathe ſie um den Gevatterbrief!

Er faßt ſich in die Perücke.

Verfluchter Ochſenkopf! biſt du ſo alt geworden!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich dieſen Streich?

Er erwiſcht einen Stock, und läuft auf dem Theater herum.

Tret' einer mir zu nah, ich ſchlag' ihn lederweich!
Hätt' ich ſie nur jetzt hier, die mich ſonſt ſchikaniren,
Ich würd' ſie alle Herr! Wie wollt' ich ſie curiren!
Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht was,

Zerbräch' der Junge mir gleich jetzt ein Stengeiglas.
Ich zehr' mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!

Er ſtößt auf ſeinen Seſſel und prügelt ihn aus.

Ha! biſt du ſtaubig! komm! An dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth ſchlägt immer zu. **Söller** kömmt herein und erſchrickt; er iſt im Domino, die Maske auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuſchchen.

Söller.

Was gibt's? Was? Iſt er toll? Nun ſey auf deiner Hut,
Das wär' ein ſchön Emploi, des Seſſels Subſtitut!
Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben?
Das beſte wär', ich ging'! Da iſt nicht ſicher bleiben.

Wirth ohne Söllern zu sehn.

Ich kann nicht mehr! o weh! es schmerzt mich Rück und Arm!

Er wirft sich in den Sessel.

Ich schwitz' am ganzen Leib.

Söller vor sich.

Ja, ja, Motion macht warm.

Er zeigt sich dem Wirth.

Herr Vater!

Wirth.

Ah, Mosje! Er lebt die Nacht im Sause,
Ich quäle mich zu Tod', und Er läuft aus dem Hause?
Da trägt der Fastnachtsnarr zum Tanz und Spiel sein Geld,
Und lacht, wenn hier im Hauf' der Teufel Fastnacht hält!

Söller.

So aufgebracht!

Wirth.

O wär', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Alceſt! Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen?

Söller.

Nein! Nein!

Wirth.

Wär't Ihr gehohlt, ſo hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu! ab.

Sechſter Auftritt.

Söller

mit Caricatur von Angſt.

Was gab's? Weh dir! vielleicht in wenig Augenblicken —
Gib deinen Schädel Preis! parire nur den Nacken!

Vielleicht ist's raus! o weh! o wie mir Armen
grauft,
Es wird mir siedend heiß. So war's dem
Doctor Faust
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's so Richard dem Dritten!
Hell da! der Galgen da! der Hahnrey in der
Mitten!

Er läuft wie wahnsinnig herum, endlich besinnt er sich.

Ach des gestohlnen Guts wird keiner jemals froh!
Geh, Memme, Bösewicht! Warum erschrickst
du so?
Vielleicht ist's nicht so schlimm. Ich will es
schon erfahren.

Er erblickt Anchsen und läuft fort.

O weh! er ist's! er ist's! Er faßt mich bey den
Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alceſt

angekleidet, mit Hut und Degen.

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz noch nie.
Das ſeltene Geſchöpf, in dem die Phantaſie
Des zärtlichen Alceſts das Bild der Tugend ehrte,
Die ihm den höchſten Grad der ſchönſten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem alles war;
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! Zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Feen;
Ich laß ſie als ein Weib bey andern Weibern ſtehen;
Allein ſo tief! ſo tief! das treibt zur Raſerey.
Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer bey.
Wie klein! Kannſt du denn das nicht über dich vermögen?
Ergreif das ſchöne Glück! es kommt dir ja entgegen.

Ein unvergleichlich Weib, das du begierig
liebst,
Braucht Geld. Geschwind, Alceste! Der Pfen-
nig, den du gibst,
Trägt seinen Thaler. Nun hat sie sich's selbst
genommen —
Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend
kommen!
Ach, faß dir nur ein Herz, sag' ihr mit kal-
tem Blut:
Madam, Sie haben doch das Geld genommen?
Gut!
Es ist mir herzlich lieb. Nur ohne Furcht be-
dienen
Sie Sich des wenigen. Was mein ist, ist auch
Ihnen —
Dann den vertrauten Ton so halb wie Mann
und Frau —
Und selbst die Tugend nimmt nicht alles so
genau,
Wenn man hübsch sachte geht. Weit eher wird
sie weichen.

Sie kommt! Du bist bestürzt? Das ist ein schlimmes Zeichen!
Du glaubst dich lasterhaft, allein noch ist es Traum;
Dein Herz ist übrig bös, nur noch nicht stark genug.

Achter Auftritt.

Alceste. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceste! Sie scheinen mich zu fliehen —
Hat denn die Einsamkeit so viel Sie anzuziehen?

Alceste.

Für dießmal weiß ich nicht, was mich besonders zog,
Und ohne viel Raisen gibt's manchen Monolog.

Sophie.

Zwar der Verlust ist groß, und kann Sie billig schmerzen.

Alceſt.

Ach! es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das Bißchen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt [illegible].

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!

Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte still geschwiegen,
Da sich die Sache so verhält —

Sophie

erstaunt.

So wissen Sie?

Alceste

mit Zärtlichkeit; er ergreift ihre Hand und küßt sie.

Ihr Vater! — Ja, ich weiß, geliebteste Sophie.

Sophie

verwundert und beschämt.

Und Sie verzeihn?

Alceste.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceste.

Erlaube mir, daß wir von Herzen sprechen.
Du weißt es, daß Alceste noch immer für Dich brenne.
Das Glück entriß Dich mir, und hat uns nicht getrennt:

Dein Herz ist immer mein, meins immer Dein geblieben.
Mein Geld ist Dein, so gut als wär' es Dir verschrieben:
Du hast ein gleiches Recht auf all mein Gut wie ich.
Nimm, was Du gerne magst, Sophie, nur liebe mich.

Er umarmt sie und sie schweigt.

Befiehl! Du findest mich zu allem gleich erböthig.

Sophie

steht, indem sie sich von ihm losreißt.

Respect vor Ihrem Geld'! allein ich hab's nicht nöthig.
Was ist das für ein Ton? Ich weiß nicht, faß ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich. —

Alceste piquirt.

O, Ihr erzehner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch was er fodert,

Und sieht nicht ein, warum Ihr Zorn so heftig lodert.
Wer sich so weit vergeht —

Sophie erstaunt.

Vergeht? Wie das?

Alceste.

Madam!

Sophie aufgebracht.

Was soll das heißen, Herr?

Alceste.

Verzeihn Sie meiner Scham:
Ich liebe Sie zu sehr, um so was laut zu sagen.

Sophie mit Zorn.

Alceste!

Alceste.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, so scheint es —

Sophie

mit einem Ausbruche von Heftigkeit.

Was? ich will es wissen, was?
Mein Herr, ich scherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie wie oben.

Nun! das!

Alceſt.

Ch nun! daß Sie — ß Sie das Geld genommen.

Sophie

mit Wuth und Thränen indem ſie ſich wegwendet.

Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt bittend.

Sophie!

Sophie weggewendet.

Sie ſind nicht werth —

Alceſt wie oben.

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeihn Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht die Ehre mir zu rauben.
Und von Sophien? Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt —
Allein, es muß heraus! — Mein Vater hat das Geld. Eilig ab.

Neunter Auftritt.

Alceſt hernach Söller.

Alceſt.

Nun wären wir geſcheit! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun aus einander leſen!
Zwey Menſchen, beyde gut und treu ihr Lebenlang,

Verlazen sich — Mir wird um meine Sinne bang.
Das ist das erstemal, daß ich so was erfahre,
Und kenne sie nun doch die schöne lange Jahre.
Hier ist ein Fall, wo man beym Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man sinnt.
Sophie! der alte Mann! die sollten mich berauben?
War' Söller angeklagt, das ließ' sich eher glauben!
Fiel' auf den Kautzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller
in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinlaune.

Da sitzt der Teufelsterl und ruher aus vom Schmausen,
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzausen!

Alceſt vor ſich.

Da kömmt er, wie bestellt. Laut. Wie steht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Musik noch so im Kopf herum.
Er reibt die Stirn.
Er thut mir gräulich weh.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie sonst! die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drin ist.

Alceſt.

Sing's brav!

Söller.

Gar sehr!

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugesehn.
Vor sich. Dem Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher ist das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernstlich vorgenommen.

Alceſt.

Und ging es nicht?

Söller.

Eh! nein! Im Kopfe drückt' es mich Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.

Alceſt.

Ey!

Söller.

Und das schlimmste war, ich konnte gar nicht wehren,
Je mehr ich hört' und sah, versagt mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? das ist mir leid! Das Übel kommt geschwind?

Söller.

O nein, ich spür' es schon seitdem Sie bey uns sind,
Und länger.

Aleeſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Aleeſt.

Ey, laß Er Sich den Kopf mit warmen Tüchern reiben.
Vielleicht verzieht es ſich!

Söller vor ſich.

Ich glaub' er ſpottet noch!
Laut. Ja, das geht nicht ſo leicht.

Aleeſt.

Am Ende gibt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle ging. Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt der jungen Frau das kalte Bett allein.

Söller.

Ach! Sie bleibt gern zu Hauſ' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt ſich ohne mich zu wärmen.

Alceſt.

Das wäre doch curios?

Söller.

O ja, wer's Naschen liebt,
Der merkt sich ohne Wink, wo's was zum Besten gibt.

Alceſt piquirt.

Wie so verblümt?

Söller.

Es ist ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er schont das Seinige; da trink' ich außerm Hauſ'.

Alceſt mit Ahndung.

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller mit Hohn.

Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie ist nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern?
Und wenn sie auch ihr Mann für sonst was anders hält.

Alceſt mit zurückgehaltenem Zorne.

Was Mann! Mann oder nicht! ich troz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie Sich noch einmal was zu ſagen —

Söller erſchrickt. Vor ſich.

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende ſagen,
Wie tugendhaft ſie iſt?

Laut. Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Troz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reiz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! nichts was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's gemerkt, beſondern Reiz im Blut,

Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und war zum Hahnrey ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Aleeſt herausbrechend.

Herr Söller!

Söller ſeht.

Soll er was?

Aleeſt zurückhaltend.

Ich ſag' Ihm, ſey Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbiethen will?

Aleeſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm wer es wäre!

Söller halb laut.

Er ſchlüge Sich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Aleeſt.

Gewiß!

Söller wie erſt.

Es weiß kein Menſch ſo gut wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Söller.

O Herr Alceſt! wir wiſſen ja wie's ſteht.
Nur ſtill! ein Bischen ſtill! Wir wollen uns vergleichen.
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihresgleichen
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

Alceſt.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie Sich unterfangen —

Söller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch als röch' ich Zwiebeln.

Alceſt zornig und entſchloſſen.

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! was
wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge loſen
müſſen.

Söller herzhaft.

Eh, Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann
man wiſſen.

Alceſt.

Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?

Söller.

Wie man's nimmt,
Vom Hören und vom Sehn.

Alceſt.

Ha!

Söller.

Nur nicht ſo erarimmt!

Alceſt mit dem entſchloſſenſten Zorne.

Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?

Söller erſchrocken, will ſich wegbegeben.

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt ihn zurückhaltend.

Wohin?

Söller.

Beyſeit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller vor ſich

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts. Man hat mir's nur geſagt!

Alceſt dringend zornig.

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! das war ein Mann —

Alceſt

heftiger, und auf ihn losgehend.

Geſchwinde.

Söller in Angſt.

Der's ſelbſt mit Augen ſah.

Herhafter. Ich rufe dem Geſinde!

Alceſt kriegt ihn beym Kragen.

Wer war's?

Söller will ſich losreißen.

Was? Hölle!

Alceſt hält ihn feſter.

Wer? Sie übertreiben mich!

Er zieht den Degen.

Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?

Söller fällt vor Angſt auf die Knie.

Ach.

Alceſt drohend.

Was haben Sie geſehn?

Söller ſtottert.

Ey nun, das ſieht man immer: Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alceſt wie oben.

Und weiter?

Söller.

Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt, Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.

Alceſt.

Das heißt? —

Söller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alceſt.

Nun?

Söller.

Man hat nicht das Herz, ſo etwas zu verſagen.

Alceſt.

So etwas? Deutlicher!

Söller.

O laſſen Sie mir Ruh!

Alceſt immer wie oben.

Es heißt? Beym Teufel!

Söller.

Nun, es heißt ein Rendez-vous.

Alceſt erſchrocken.

Er lügt!

Söller vor ſich.

Er iſt erſchreckt.

Alceſt vor ſich.

Wie hat er das erfahren?

Er ſteckt den Degen ein.

Söller vor ſich.

Courage!

Alceſt vor ſich.

Wer verrieth, daß wir beyſammen waren?

Erhebt.

Was meinen Sie damit?

Söller trotzig.

O wir verſtehn uns ſchon.
Das Luſtſpiel heute Nacht! ich ſtand nicht weit davon.

Alceſt erſtaunt.

Und wo?

Söller.

Im Cabinet!

Alceſt.

So war Er auf dem Balle!

Söller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur ſtill und ohne Galle
Zwey Wortchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's Euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt. Haben
Und Dolen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn. Pfui! ſchlechter Menſch!

Söller.

Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, Ihr großen Herrn, Ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten,
Ihr haltet kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerley, Geluſt nach Fleiſch, nach Gold.
Seyd erſt nicht hängenswerth, wenn Ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht Sich noch —

Söller.

Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß gehörnt herum zu gehen.

In Summa, nehmen Sie's nur nicht so gar genau,
Ich stahl dem Herrn Sein Geld und Er mir meine Frau.

Alceſt aufstehend.

Was stahl ich?

Söller.

Nichts, mein Herr! es war schon längst Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.

Alceſt.

Soll —

Söller.

Da muß ich wohl schweigen.

Alceſt.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnern Sie Sich nicht,
Daß auch ein scharf Gesetz von andern Leuten spricht?

Alceſt.

Herr Söller!

Söller macht ein Zeichen des Köpfens.

Ja, man hilft Euch Naſchern auch vom Brote.

Aleeſt.

Iſt Er ein Practicus und hält das Zeug für Mode?

Gehangen wird Er noch, zum wenigſten geſtäupt.

Söller zeigt auf die Stirn.

Gebrandmarkt bin ich ſchon.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Wirth. Sophie.

Sophie im Zorn.

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Wirth im Zorn.

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da iſt Aleeſt.

Wirth erblickt Aleeſten.

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß ſich zeigen!

Wirth zu Alceſten.

Mein Herr, ſie iſt der Dieb!

Sophie auf der andern Seite.

Er iſt der Dieb, mein Herr!

Alceſt

ſieht ſie beyde lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend.

Er iſt der Dieb!

Söller vor ſich.

Nun Haut, nun halte feſt!

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Alceſt.

Sie haben's beyde nicht; er hat's!

Wirth.

Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf, auf's Rad!

Sophie.

Du?

Söller vor ſich.

Wolkenbruch und Hagel!

Wirth.

Ich möchte Dich —

Aleeſt.

Mein Herr! ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.
Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Tugend darf's —

Zu Söllern.

Sie waren ja zugegen!

Sophie erſtaunt.

Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Tugend —

Söller.

Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.

Aleeſt zum Wirth.

Doch Sie?

Wirth.

Aus Neugier war ich auch hinauf gekommen,
Von dem verwünschten Brief war ich so eingenommen.
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugenthaft —

Sollet.

Faſt glaub' ich's ſelbſten mit.

Alceſt zu Sophien.

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie.

Gerne!

Sie gibt ihm die Hand.

Da!

Alceſt zum Wirth.

Allons!

Wirth gibt Söllern die Hand.

Stichl nicht mehr!

Söller.

Die Lanze bringt die Ferne!

Alceſt.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Noth;
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod,
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden,
Hier iſt das übrige, ich weiß nicht wie viel Gulden.

Alceſt.

Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.

Söller.

Für dießmal wär's vorbey!

Alceſt.

Allein ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu!
Und unterſteht Er Sich noch einmal anzufangen! —

Söller.

So! — Dießmal bleiben wir wohl alle ungehangen.

Leipzig,
gedruckt bey Chriſtian Friedrich Solbrig.

III . Th

Goethe's Schriften.

Dritter Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1790.

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel.

Perſonen.

Iphigenie.
Thoas, König der Tauriſer,
Oreſt.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz

Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttinn ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſtenmal beträte,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.

So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Hauf' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.

Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eng-gebunden iſt des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!
So hält mich Theas hier, ein edler Mann,
In ernſten, heil'gen Sklavenbanden feſt.
O wie beſchämt geſteh' ich, daß ich dir
Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttinn,
Dir meiner Rettrinn! Mein Leben ſollte
Zu frevem Dienſte dir gewidmet ſeyn.
Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich Diana, die du mich,
Des größten Königes verſtoßne Tochter,
In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zevs, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fodernd, ängſtigteſt;
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach ſeinem Vaterland zurückbegleitet,
Die Gattinn ihm, Elektren und den Sohn,

Die schönen Schätze, wohl erhalten hast;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweyten Tode.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König sendet mich hieher und heut
Der Priesterinn Dianens Gruß und Heil.
Dieß ist der Tag, da Tauris seiner Göttinn
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König' und dem Heer',
Zu melden, daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir sind bereit, sie würdig zu empfangen,
Und unsre Göttinn sieht willkomm'nem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O fänd' ich auch den Blick der Priesterinn,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll dein Innerstes;
Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Brust.
So lang' ich dich an dieser Stäte kenne,
Ist dieß der Blick, vor dem ich immer schaudre;
Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
In's Innerste des Busens dir geschmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwais'ten ziemt.

Arkas.

Scheinst du dir hier vertrieben und verwais't?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

Arkas.

Und dir ist fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu dringen ſtrebten; leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit ehrner Fauſt entzwey. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeihn
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luſt
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich ſo unglücklich nennen willſt;
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt ihr ſtets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut;

Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als dich ein tief-geheimnißvolles Schicksal
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte,
Kam Thoas, dir als einer Gottgegeb'nen
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen.
Und dieses Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausens war,
Weil niemand unser Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht
Nach altem Brauch, ein blut'ges Opfer, fiel.

Iphigenie.

Frey athmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stäte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß? Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dieß Frauenschicksal ist vor allen mein's.

Arkas.

Den edeln Stolz, daß du dir selbst nicht g'nügest,
Verzeih' ich dir, so sehr ich dich bedaure:
Er raubet den Genuß des Lebens dir.
Du hast hier nichts gethan seit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Überredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewissen Tod'
In's Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diane, statt erzürnt zu seyn
Daß sie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein sanft Gebeth in reichem Maß erhört?
Umschwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht sogar voraus?
Und fühlt nicht jeglicher ein besser Loos,
Seitdem der König, der uns weis' und tapfer
So lang geführet, nun sich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert.

Das nennst du unnütz? wenn von deinem
Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt;
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst,
Und an dem unwirthbaren Todes-Ufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitest?

Iphigenie.

Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht wie viel noch übrig bleibt.

Arkas.

Doch lobst du den, der was er thut nicht schätzt?

Iphigenie.

Man tadelt den, der seine Thaten wägt.

Arkas.

Auch den, der wahren Werth zu stolz nicht achtet,
Wie den, der falschen Werth zu eitel hebt.
Glaub' mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben ist:
Wenn heut der König mit dir redet, so
Erleichter' ihm, was er dir zu sagen denkt.

Iphigenie.

Du ängstest mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich seinem Antrag mühsam aus.

Arkas.

Bedenke was du thust und was dir nützt.
Seitdem der König seinen Sohn verloren,
Vertraut er wenigen der Seinen mehr,
Und diesen Wenigen nicht mehr wie sonst.
Mißgünstig sieht er jedes Edeln Sohn
Als seines Reiches Folger an; er fürchtet
Ein einsam hülflos Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufstand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe setzt in's Reden keinen Vorzug,
Am wenigsten der König. Er, der nur
Gewohnt ist zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunst, von weitem ein Gespräch
Nach seiner Absicht langsam fein zu lenken.
Erschwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorsetzlich Mißverstehen. Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beſchleunigen was mich bedroht?

Arkas.

Willſt du ſein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es iſt die ſchrecklichſte von allen mir.

Arkas.

Gib ihm für ſeine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erſt meine Seele löſ't.

Arkas.

Warum verſchweigſt du deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Prieſterinn Geheimniß ziemt.

Arkas.

Dem König' ſollte nichts Geheimniß ſeyn;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
Und fühlt es tief in ſeiner großen Seele,
Daß du ſorgfaltig dich vor ihm verwahrſt.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arkas.

So scheint es fast. Zwar schweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß seine Seele fest den Wunsch
Ergriffen hat, dich zu besitzen. Laß,
O überlaß ihn nicht sich selbst! damit
In seinem Busen nicht der Unmuth reife
Und dir Entsetzen bringe, du zu spät
An meinen treuen Rath mit Reue denkest.

Iphigenie.

Wie? sinnt der König, was kein edler Mann,
Der seinen Nahmen liebt und dem Verehrung
Der Himmlischen den Busen bändiget,
Je denken sollte? Sinnt er vom Altar
Mich in sein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen die entschloßne Göttinn an,
Die ihren Schutz der Priesterinn gewiß,
Und Jungfrau einer Jungfrau, gern gewährt.

Arkas.

Sey ruhig! Ein gewaltsam neues Blut
Treibt nicht den König, solche Jünglingsthat

Verwegen auszuüben. Wie er sinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird:
Denn seine Seel' ist fest und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm; sey ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannst.

Iphigenie.

O sage was dir weiter noch bekannt ist.

Arkas.

Erfahr's von ihm. Ich seh' den König kommen;
Du ehrst ihn, und dich heißt dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie allein.

Zwar seh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen soll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für seine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünsche mir, daß ich' dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit sagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit königlichen Gütern segne dich
Die Göttinn! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunsches Fülle dir!
Daß, der du über viele sorgend herrschest,
Du auch vor vielen seltnes Glück genießest.

Thoas.

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der ist am glücklichsten, er sey
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.
Du nahmest Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, besten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geist besaß,
Empfand ich nicht die Öde meiner Wohnung;

Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerſtört, mein Sohn gerochen iſt,
Bleibt mir zu Hauſe nichts das mich ergetze.
Der fröhliche Gehorſam, den ich ſonſt
Aus einem jeden Auge blicken ſah,
Iſt nun von Sorg' und Unmuth ſtill gedämpft.
Ein jeder ſinnt was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderloſen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in dieſen Tempel, den
Ich oft betrat um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunſch
Trag' ich im Buſen, der auch dir nicht fremd,
Noch unerwartet iſt: ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bietheſt du zu viel,
O König, an. Es ſteht die Flüchtige
Beſchämt vor dir, die nichts an dieſem Ufer
Als Schutz und Ruhe ſucht, die du ihr gabſt.

Thoas.

Daß du in das Geheimniß deiner Abkunft
Vor mir wie vor dem Letzten stets dich hüllest,
War' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer schreckt die Fremden: das Gesetz
Gebiethet's und die Noth. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfangner Gast nach eignem Sinn
Und Willen ihres Tages sich erfreut,
Von dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für seine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg ich meiner Eltern Nahmen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtrau'n. Denn vielleicht, ach wüßtest du,
Wer vor dir steht, und welch verwünschtes Haupt
Du nährst und schützest; ein Entsetzen faßte
Dein großes Herz mit seltnem Schauer an,
Und statt die Seite deines Thrones mir

Zu biethen, triebest du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche; stießest mich vielleicht,
Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht ist,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von seinem Hauf' Vertriebnen überall
Mit kalter fremder Schreckenshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit dir sey,
Und was sie deinem Hauf' und dir gedenken;
So fehlt es doch, seitdem du bey uns wohnst
Und eines frommen Gastes Recht genießest,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte schwer zu überreden seyn,
Daß ich an dir ein schuldvoll Haupt beschütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gast.

Thoas.

Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Wei-
gern;

Es fordert dieß kein ungerechter Mann.
Die Göttinn übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warst, so warst du's mir.
Auch sey ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,
So sprech' ich dich von aller Fordrung los.
Doch ist der Weg auf ewig dir versperrt,
Und ist dein Stamm vertrieben, oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
So bist du mein durch mehr als Ein Gesetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein langverschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichre Wohnung, schadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus Geschlecht.

Thoas.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.
Nennst du Den deinen Ahnherrn, den die Welt

Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An dessen alterfahrnen, vielen Sinn
Verknüpfenden Gesprächen Götter selbst,
Wie an Orakelsprüchen sich ergetzten?

Iphigenie.

Er ist es; aber Götter sollten nicht
Mit Menschen, wie mit ihres Gleichen, wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
Des großen Donn'rers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht
War streng, und Dichter singen: Übermuth
Und Untreu stürzten ihn von Jovis Tisch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach und sein ganz Geschlecht trug ihren Haß!

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und gränzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das schönste Weib,
Des Önomaus Tochter, Hippodamien.
Sie bringt den Wünschen des Gemahls zwey Söhne,
Thyest und Atreus. Neidisch sehen sie
Des Vaters Liebe zu dem ersten Sohn
Aus einem andern Bette wachsend an.
Der Haß verbindet sie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erste That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderinn, und grimmig fordert er

Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt
Sich selbst —

Thoas.

Du schweigest? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertrau'n dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe,
Den Horer unterhält und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebiethen Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam-herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich

Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wuth und Rache
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend
Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgültig und versöhnt, und lockt den Bruder
Mit seinen beyden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie
Und setzt die ekle schaudervolle Speise
Dem Vater bey dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.

Du wendest schaudernd dein Gesicht, o König:
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dieß sind die Ahnherrn deiner Priesterinn;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verwornen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur in grauenvolle Dämmrung sehn.

Thoas.

Verbirg sie schweigend auch. Es sey genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von diesem wilden Stamme Du entsprangst.

Iphigenie.

Des Atreus ältster Sohn war Agamemnon;
Er ist mein Vater. Doch ich darf es sagen,
In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
Ein Muster des vollkommnen Manns gesehn.
Ihm brachte Clytemnestra mich, den Erstling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrschte
Der König, und es war dem Hause Tantals
Die lang' entbehrte Rast gewährt. Allein

Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieser Wunsch erfüllt,
Daß zwischen beyden Schwestern nun Orest
Der Liebling wuchs; als neues Übel schon
Dem sichern Hause zubereitet war.
Der Ruf des Krieges ist zu euch gekommen,
Der, um den Raub der schönsten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürsten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob sie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten sie
Auf günst'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas Mund des Königs älteste Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich in's Lager;
Sie rissen mich vor den Altar und weihten
Der Göttinn dieses Haupt. — Sie war versöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in diesem Tempel
Erkannt' ich mich zuerst vom Tode wieder.
Ich bin es selbst, bin Iphigenie,

Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttinn Eigenthum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.
Ich wiederhohle meinen erſten Antrag:
Komm, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttinn, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht,
Und ſie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug geſtraft, vielleicht
Zur ſchönſten Freude ſeines Alters hier.
Vielleicht iſt mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefeſſelt?
Ein Zeichen bath ich, wenn ich bleiben ſollte.

Thoas.

Das Zeichen iſt, daß du noch hier verweilſt.
Such' Ausflucht ſolcher Art nicht ängſtlich auf.

Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte ſind es, die nur blenden ſollen;
Ich habe dir mein tiefſtes Herz entdeckt.
Und ſagſt du dir nicht ſelbſt, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geſchwiſtern mich entgegen
Mit ängſtlichen Gefühlen ſehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal ſtille meinen Nahmen liſpelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den ſchönſten Kranz von Säul' an Säulen ſchlinge.
O ſendeteſt du mich auf Schiffen hin!
Du gabeſt mir und allen neues Leben.

Thoas.

So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt;
Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft. Sey ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Luſt im Buſen brennt,

Hält vom Verräther sie kein heilig Band,
Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährtem, treuen Armen lockt;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Gluth,
So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
Der Überredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk, o König, deines edeln Wortes!
Willst du mein Zutrau'n so erwiedern? Du
Schienst vorbereitet, alles zu vernehmen.

Thoas.

Auf's Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch sollt' ich's auch erwarten: wußt' ich nicht,
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht.
Nicht herrlich wie die euern, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du selber kenne,
Du wähnest, unbekannt mit dir und mir,

Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringst du in mich, daß ich mich fügen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.

Thoas.

Es spricht kein Gott; es spricht dein eignes Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas.

Und hab' Ich, sie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überbraust der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.

Die Priesterinn vernimmt sie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern merke sie der Fürst.

Thoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tisch bringt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie.

So
Büß' ich nun das Vertrau'n, das du erzwangst.

Thoas.

Ich bin ein Mensch; und besser ist's wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sey Priesterinn
Der Göttinn, wie sie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane, daß ich ihr
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer;
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.
Nur Du hast mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hattest mir die Sinnen eingewiegt,

Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab' ich's nie begehrt.
Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst willkommner, als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwey Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts gutes bringen, sind in meiner Hand.

Mit diesen nehme deine Göttinn wieder
Ihr erstes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hierher; du weißt den Dienst.

Vierter Auftritt.

Iphigenie allein.

Du hast Wolken, gnädige Retterinn,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geschick sie
Aus den Armen, über das Meer,
Über der Erde weiteste Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.
Weise bist du und siehest das Künftige;
Nicht vorüber ist dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen
Wie dein Licht, das Leben der Nachte,
Über der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;

Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunde lauern — und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weit verbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anſchau'n
Eine Weile gönnen und laſſen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt.

Es iſt der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apollen bath, das gräßliche
Geleit der Rachegeiſter von der Seite
Mir abzunehmen, ſchien er Hülf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter,
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und nun erfüllet ſich's, daß alle Noth

Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zuſammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen.
Und ſollen Atreus Enkel in der Schlacht
Ein ſiegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater
Als Opferthier im Jammertode bluten:
So ſey es! Beſſer hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh', ihr Unterird'ſchen,
Die nach dem Blut' ihr, das von meinen Tritten
Hernieder träufend meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde ſpürend hetzt.
Laßt mich, ich komme bald zu euch hinab;
Das Licht des Tags ſoll euch nicht ſehn, noch mich.
Der Erde ſchöner grüner Teppich ſoll
Kein Tummelplatz für Larven ſeyn. Dort unten
Such' ich euch auf: dort bindet alle dann
Ein gleich Geſchick in ew'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld

Und meines Banns unſchuldigen Genoſſen,
Wie ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Gibt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterinn
Schon unſre Locken weihend abzuſchneiden
Die Hand erhebt, ſoll dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke ſeyn. Erhebe
Von dieſem Unmuth deine Seele; zweifelnd
Beſchleunigeſt du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort: im Heiligthum der

Schweſter

Sey Troſt und Hülf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte ſind nicht doppelſinnig,
Wie der Gedrückte ſie im Unmuth wähnt.

Oreſt.

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter ſchon mir um das zarte Haupt,
Und ſo wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn ſtill Elektra meine Schweſter
Am Feuer in der tiefen Halle ſaß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schoos,
Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel: wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bey ihm zu ſeyn!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.

O laß von jener Stunde
Sich Höllengeiſter nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung ſchöner Zeit

Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; sie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orkus ging.

Orest.

O wär' ich, seinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt.

Pylades.

So haben die, die dich erhielten,
Für mich gesorgt: denn was ich worden wäre,
Wenn Du nicht lebtest, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Orest.

Erinnre mich nicht jener schönen Tage,
Da mir dein Haus die freye Stäte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halb erstarrte junge Blüthe pflegte;
Da du ein immer munterer Geselle,
Gleich einem leichten bunten Schmetterling'

Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukeltest,
Mir deine Luft in meine Seele spieltest,
Daß ich, vergessend meiner Noth, mit dir
In rascher Jugend hingerissen schwärmte.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte

Oreſt.

Sag: meine Noth begann, und du sprichst wahr.
Das ist das Angstliche von meinem Schicksal,
Daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage;
Daß, wo ich den gesund'sten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tod's verrathen.

Pylades.

Der nächste wär' ich diesen Tod zu sterben,
Wenn je dein Hauch, Oreſt, verpestete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Lust?
Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten.

Orest.

Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten, und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön was unsre Väter thaten,

Wenn es in ſtillen Abendſchatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſchlürft;
Und was wir thun iſt, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges den wir treten,
Und ſehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß ſie ſo früh durch dich ſo viel gethan.

Oreſt.

Wenn ſie dem Menſchen frohe That beſcheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Gränzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn;
Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt.

Mich haben ſie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund' gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, ſoll nicht ſchuldlos, ſoll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt.

Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt.

So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu' was ſie dir gebiethen und erwarte.
Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin,
Und wohnen beyde dann vereint zu Delphis,
Verehrt von einem Volk das edel denkt;
Es wird für dieſe That das hohe Paar
Dir gnädig ſeyn, ſie werden aus der Hand
Der Unterird'ſchen dich erretten. Schon
In dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt.

So hab' ich wenigſtens geruh'gen Tod.

Pylades.

Ganz anders denk' ich, und nicht unaeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſcheh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im ſtillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diane ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt,
Uns wird ſie auferlegt, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.

Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rath
Und deine Wünſche klug in eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf was uns unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Oreſt.

Bin ich beſtimmt, zu leben und zu handeln;
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen ſprudelnd, ewig mich befleckt.

Pylades.

Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Übel
Und nimmſt das Amt der Furien auf dich.

Laß mich nur ſinnen, bleibe ſtill! Zuletzt,
Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich dich auf, und beyde ſchreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Oreſt.

Ich hör' Ulyſſen reden.

Pylades.

Spotte nicht.
Ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nachzuarbeiten. Laß es mich geſtehn:
Mir ſcheinet Liſt und Klugheit nicht den Mann
Zu ſchänden, der ſich kühnen Thaten weiht.

Oreſt.

Ich ſchätze den, der tapfer iſt und g'rad.

Pylades.

Drum hab' ich keinen Rath von dir verlangt.
Schon iſt ein Schritt gethan. Von unſern Wächtern
Hab' ich bisher gar vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib

Hält jenes blutige Gesetz gefesselt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebeth
Bringt sie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet, sie entspringe
Vom Stamm der Amazonen, sey geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Oreſt.

Es scheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löſ't den alten Brauch
Von seinen Fesseln los, uns zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib iſt! denn ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit, und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt ſtat auf Einem Sinn,

Den ſie gefaßt. Du rechneſt ſicherer
Auf ſie im Guten wie im Böſen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unſre Nahmen nennen, unſer Schickſal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertrau'n. Du gehſt,
Und eh' ſie mit dir ſpricht treff' ich dich noch.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du ſeyſt und kommſt, o Fremdling, ſprich!
Mir ſcheint es, daß ich eher einem Griechen
Als einem Scythen dich vergleichen ſoll.

Sie nimmt ihm die Ketten ab.

Gefährlich iſt die Freyheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab was euch bedroht!

Pylades.

O ſüße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Mutterſprach' in einem fremden Lande!
Des vaterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir dieſe Freude
Verſichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergeſſen hab' ich einen Augenblick,
Wie ſehr ich dein bedarf, und meinen Geiſt
Der herrlichen Erſcheinung zugewendet.
O ſage, wenn dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe ſchließt, aus welchem unſrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählſt.

Iphigenie.

Die Prieſterinn, von ihrer Göttinn ſelbſt
Gewählet und geheiligt, ſpricht mit dir.
Das laß dir g'nügen; ſage, wer du ſeyſt
Und welch unſelig-waltendes Geſchick
Mit dem Gefährten dich hierher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Übel
Mit laſtender Geſellſchaft uns verfolgt.
O könnteſt du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch ſo leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta ſind wir, Söhne des Adraſts:
Ich bin der jüngſte, Cephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteſte
Des Hauſes. Zwiſchen uns ſtand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte ſchon im Spiel
Der erſten Jugend Einigkeit und Luſt.
Gelaſſen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja ſtritt;
Doch als er heutereich zurücke kam
Und kurz darauf verſchied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geſchwiſter.
Ich neigte mich zum Älteſten. Er erſchlug
Den Bruder. Um der Blutſchuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hieß er uns

Der Hülfe ſegensvolle Hand erwarten.
Gefangen ſind wir und hierher gebracht
Und dir als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Theurer Mann, verſichr' es mir.

Pylades.

Es liegt. O ſich're du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hülfe, die ein Gott
Verſprach. Erbarme meines Bruders dich.
O ſag' ihm bald ein gutes holdes Wort;
Doch ſchone ſeiner wenn du mit ihm ſprichſt,
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne freye Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
Liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Beſten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.

Iphigenie.

So ſeyd ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie ſahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er ſchweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erſchlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn ſehn. O hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch ſelig ſind die Tauſende, die ſtarben
Den bitterſüßen Tod von Feindes Hand!

Denn wüſte Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden ſtatt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menſchen Stimme nicht zu euch?
So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten die geſchah'n.
So iſt der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederhohlten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytemneſtra hat
Mit Hülf' Ägiſthens den Gemahl berückt,
Am Tage ſeiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja du verehreſt dieſes Königs Haus!
Ich ſeh' es, deine Bruſt bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Biſt du die Tochter eines Freundes? biſt
Du nachbarlich in dieſer Stadt geboren?
Verbirg es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der erſte dieſe Gräuel melde.

Iphigenie.

Sag' an, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage ſeiner Ankunft, da der König
Vom Bad' erquickt und ruhig, ſein Gewand
Aus der Gemahlinn Hand verlangend, ſtieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künſtlich ſich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze ſich
Vergebens zu entwickeln ſtrebte, ſchlug
Aigiſth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten dieſer große Fürſt.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverſchworne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er ſchon beſaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böſe Luſt?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König sie?

Pylades.

Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,
Die älteste Tochter Iphigenien
Vor den Altar Dianens, und sie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dieß, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief in's Herz geprägt, daß sie dem Werben
Agamemnons sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang.

Iphigenie sich verhüllend.

Es ist genug. Du wirst mich wiedersehn.

Pylades allein.

Von dem Geschick des Königs-Hauses scheint
Sie tief gerührt. Wer sie auch immer sey,

So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt
Und iſt, zu unſerm Glück, aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegen ſteuern.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freyheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt wie der letzte, lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbothe. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß ihr verloren ſeyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?

Und niemand, wer es ſey, darf euer Haupt,
So lang' ich Prieſterinn Dianens bin,
Verühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerinn, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beyzuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande hoch willkommen;
Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Ehern her verehren lernte,
Entgegen bringt und das innre Herz
Mit neuer ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.

Verbirgſt du keinen Nahmen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.

Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder höre,

Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt;
Doch wohl erinn' ich mich des ſcheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgeſendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O ſage mir! Er fiel, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Ägiſthus Tücke?

Oreſt.

Du ſagſt's!

Iphigenie.

Weh dir, unſeliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgeſät!
Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd
Und tauſendfalt'gen Samen um ſich ſtreuend,
Den Kindes Kindern nahverwandte Mörder

Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt! — Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſeyn, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Avernus Netzen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.

Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königs-Hauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen

Ein jäher Rückfall in die Schmerzen seyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Oreſt, Elektra leben.

Oreſt.

Und fürchteſt du für Klytemneſtren nichts?

Iphigenie.

Sie tettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergoß ſie reuig wüthend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter auserſehn
Zum Bothen einer That, die ich ſo gern
In's klanglos-dumpfe Höhlenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas ſchmerzlich's fodern und erhält's.
Am Tage da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier des Königs Tod
Zu rächen. Unverſehen, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſtens Tode

Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
Die Königinn, sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläs't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech-
Vergoßnen Blutes oftgewaschnen Boden
Mit blassen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Übermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgeword'nen Mutter warteten;
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete,
Und Klytemnestra fiel durch Sohnes-Hand.

Iphigenie.

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig leber,

Habt ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bey euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglückseligen! Sprich mir von Orest! —

Orest.

O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbey.

Vor ihnen ſteigt ein Dampf vom Acheron;
In ſeinen Wolkenkreiſen wälzet ſich
Die ewige Betrachtung des Geſcheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbeſäten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu ſchrecken Raſt.

Iphigenie.

Unſeliger, du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt was er, der arme Flüchtling, leidet!

Oreſt.

Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngſter Bruder ſchon.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.

Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sey er willkommen!
Wer du auch seyst, so wünsch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im schönen Griechenland'
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

Er entfernt sich.

Iphigenie.

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!

Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Übermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den
Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreyfach schmerzlicher vorübergehn!

Oreſt, der wieder zu ihr tritt.

Ruffſt du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Nahmen nicht mit euerm.
Du retteſt den Verbrecher nicht zu dem
Du dich geſell'ſt, und theileſt Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schickſal iſt an deines feſt gebunden.

Oreſt.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülleſt du
In deinen Schleyer ſelbſt den Schuldigen;
Du birgſt ihn nicht vorm Blick der immer Wachen,
Und deine Gegenwart, du Himmliſche,
Drängt ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reiſender

Sich rettete. Da draußen ruhen ſie
Gelagert; und verlaß' ich dieſen Hain,
Dann ſteigen ſie, die Schlangenhäupter ſchüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie.

Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfluſſes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Haſt du Elektren, Eine Schweſter nur?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich; doch die älteſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bey Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß dein Fragen, und geſelle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; ſie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir veralimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Vorſetzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genahrt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe ſüßes Räuchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Buſens leiſe wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,

Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttinn?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! ſieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen konnte!
O löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch ſicher werden.
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reiß't
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Prieſterinn?

Iphigenie.

O höre mich! O ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen.
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels in's gold'ne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfangt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich biethen willſt;
So wende meinem Freunde dein Gemüth,

Dem würd'gern Manne zu. Er irr't umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenie.

Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gesund'ne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreyfach elend mache! Sie ist hier,
Die lange verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttinn weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterinn die Schwester.

Orest.

Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick' und Leiden friste.
Gut, Priesterinn! ich folge zum Altar:

Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytemneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwung'ner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger
Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bey,
Dem letzten, gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht
Schuld.

Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen die hier sieden einen Weg.

Er sinkt in Ermattung.

Iphigenie.

Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?

Sie entfernt sich suchend.

Zweyter Auftritt.

Oreſt

aus seiner Betäubung erwachend und sich aufrichtend.

Noch einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald ist der Krampf des Lebens aus dem Busen
Hinweggespült; bald fließet still mein Geist,

Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Ruhe ſich
Den ungetrübten Sohn der Erde laben! —
Welch ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräuſch aus jener Dämmrung säuſeln?
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes! — Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen,
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ſie her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feierlichen Zug mich miſchen.
Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt,
Von euerm Stamm der letzte Mann:
Was ihr geſa't, hat er geärntet:

Mit Fluch beladen stieg er herab.
Doch leichter trägt sich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis! —
Dich Atreus, ehr' ich, auch dich Thyesten;
Wir sind hier alle der Feindschaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben sah! — Bist du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytemnestra die Hand dir reichen;
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
Auf Erden war in unserm Hause
Der Gruß des Mordes gewisse Losung,
Und das Geschlecht des alten Tantalus
Hat seine Freuden jenseits der Nacht.
Ihr ruft, Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe,
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe saß.
Ihr scheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was ist es? Leidet der Göttergleiche?

Weh mir! es haben die Übermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet.

Dritter Auftritt.

Orest. Iphigenie. Pylades.

Orest.

Seyd ihr auch schon herabgekommen?
Wohl Schwester dir! Noch fehlt Elektra:
Ein güt'ger Gott send' uns die Eine
Mit sanften Pfeilen auch schnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit! Komm mit! zu Pluto's Thron,
Als neue Gäste den Wirth zu grüßen.

Iphigenie.

Geschwister, die ihr an dem weiten Himmel
Das schöne Licht bey Tag und Nacht herauf
Den Menschen bringet, und den Abgeschiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geschwister!

Du liebst, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel biethet,
Und wendest dein jungfräulich Angesicht
Nach seinem ew'gen Lichte sehnend still.
O laß den einz'gen spätgefundnen mir
Nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen!
Und ist dein Wille, da du hier mich bargst,
Nunmehr vollendet, willst du mir durch ihn
Und ihm durch mich die sel'ge Hülfe geben;
So löse ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung schwinde.

Pylades.

Erkennst du uns und diesen heil'gen Hain
Und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlst du den Arm des Freundes und der Schwester,
Die dich noch fest, noch lebend halten? Faß'
Uns kräftig an; wir sind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zusammen! Jeder Augenblick ist theuer,
Und unsre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, scheint es, eine günst'ge Parze spinnt.

Oreſt zu Iphigenien.

Laß mich zum erſtenmal mit freyem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig-ernſt den lang' erflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windes-Brauſen
In wilden Stromen auf die Erde ſchüttet;
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es loſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.

Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind der unſre Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie.

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief-erschütternden Übergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,

Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einen ruhigen Freund.
O segnet, Götter, unsern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend Aug' in der Versamm-
lung:
Denn seine Seel' ist stille; sie bewahr't
Der Ruhe hell'ges unerschöpftes Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den staunt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr die uns umgibt.
Jetzt gehn sie ihren Anschlag auszuführen
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten
In einer Bucht versteckt auf's Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt was ich dem König'

Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebiethet. Ach! ich sehe wohl,
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreyet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedruckter Pfeil von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trift den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an?
Entdeckt man sie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete sich nahen! — Hier! — Der Bothe
Kommt von dem Könige mit schnellem Schritt.
Es schlägt mein Herz, es trübt sich meine Seele,
Da ich des Mannes Angesicht erblicke,
Dem ich mit falschem Wort begegnen soll.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beſchleunige das Opfer, Prieſterinn!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwiſchen mich und die Erfüllung ſtellte.

Arkas.

Was iſt's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, deſſen wir nicht Meiſter ſind.

Arkas.

So ſage mir's, daß ich's ihm ſchnell vermelde:
Denn er beſchloß bey ſich der Beyden Tod.

Iphigenie.

Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen.
Der ältſte dieſer Männer trägt die Schuld

Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen ſeinen Pfad,
Ja in dem innern Tempel faßte ſelbſt
Das Übel ihn, und ſeine Gegenwart
Entheiligte die reine Stäte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfraun, an dem Meere
Der Göttinn Bild mit friſcher Welle netzend
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
Es ſtöre niemand unſern ſtillen Zug!

Arkas.

Ich melde dieſes neue Hinderniß
Dem Könige geſchwind, beginne du
Das heil'ge Werk nicht eh' bis er's erlaubt.

Iphigenie.

Dieß iſt allein der Prieſt'rinn überlaſſen.

Arkas.

Solch ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen.

Iphigenie.

Sein Rath wie ſein Befehl verändert nichts.

Arkas.

Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.

Iphigenie.

Erdringe nicht, was ich verſagen ſollte.

Arkas.

Verſage nicht, was gut und nützlich iſt.

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn du nicht ſäumen willſt.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und ſchnell mit ſeinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch Eine Bothſchaft bringen,
Die alles löſ'te was uns jetzt verwirrt:
Denn du haſt nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas.

Noch änderſt du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das ſteht nun einmal nicht in unſrer Macht.

Arkas.

Du hältſt unmöglich, was dir Mühe koſtet.

Iphigenie.

Dir scheint es möglich, weil der Wunsch dich trügt.

Arkas.

Willst du denn alles so gelassen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menschen menschlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas.

Ich sage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet diesen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längst vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienste sein Gemüth.
Ja mancher, den ein widriges Geschick
An fremdes Ufer trug, empfand es selbst,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieben an der fremden Gränze,

Ein freundlich Menschenangesicht begegnet.
O wende nicht von uns was du vermagst!
Du endest leicht was du begonnen hast:
Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
Ein Reich sich schneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich selbst und banger Ahndung überlassen,
Des Menschenlebens schwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erschütt're meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannst.

Arkas.

So lang' es Zeit ist, schont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederhohlung.

Iphigenie.

Du machst dir Müh' und mir erregst du Schmerzen;
Vergebens beydes: darum laß mich nun.

Arkas.

Die Schmerzen sind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es sind Freunde, Gutes rathen sie.

Iphigenie.

Sie fassen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen sie den Widerwillen nicht.

Arkas.

Fühlt eine schöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was sich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entschuld'gung nie.
Dem Fürsten sag' ich an, was hier geschehn.
O wiederhohltest du in deiner Seele,
Wie edel er sich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis diesen Tag!

Dritter Auftritt.

Iphigenie allein.

Von dieses Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Busen
Auf einmal umgewendet. Ich erschrecke! —
Denn wie die Fluth mit schnellen Strömen wachsend
Die Felsen überspült, die in dem Sand'
Am Ufer liegen: so bedeckte ganz
Ein Freudenstrom mein Innerstes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es schien sich eine Wolke wieder sanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Empor zu heben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttinn
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt:
Ich horchte nur auf seines Freundes Rath;
Nur sie zu retten drang die Seele vorwärts.
Und wie den Klippen einer wüsten Insel
Der Schiffer gern den Rücken wendet: so

Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menschen hier verlasse mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnst du nun zu schwanken und zu zweifeln?
Den festen Boden deiner Einsamkeit
Mußt du verlassen! Wieder eingeschifft
Ergreifen dich die Wellen schaukelnd, trüb'
Und bang verkennest du die Welt und dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo ist sie? daß ich ihr mit schnellen Worten
Die frohe Bothschaft unsrer Rettung bringe!

Iphigenie.

Du siehst mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des sichern Trostes, den du mir versprichst.

Pylades.

Dein Bruder iſt geheilt! Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freyes Herz
Ergab ſich ganz der Freude, ganz der Luſt,
Dich ſeine Retterinn und mich zu retten.

Iphigenie.

Geſegnet ſeyſt du, und es möge nie
Von deiner Lippe, die ſo Gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als das: denn ſchön begleitet,
Gleich einem Fürſten pflegt das Glück zu nah'n.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verbargen ſie
Das Schiff und ſaßen traurig und erwartend.

Sie sahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und sie bathen dringend
Der Abfahrt Stunde zu beschleunigen.
Es sehnet jede Faust sich nach dem Ruder,
Und selbst ein Wind erhob vom Lande lispelnd,
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unsrer Wünsche Ziel verehrend fassen.
Ich bin allein genug der Göttinn Bild
Auf wohl geübten Schultern wegzutragen;
Wie sehn' ich mich nach der erwünschten Last!

Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er sich um.

Du stehst und zauderst — sage mir — du schweigst!
Du scheinst verworren! Widersetzet sich
Ein neues Unheil unserm Glück? Sag' an!
Hast du dem Könige das kluge Wort
Vermelden lassen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann; doch wirst du schelten.
Ein schweigender Verweis war mir dein Anblick!
Des Königs Bothe kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, so sagt' ich's ihm.
Er schien zu staunen, und verlangte dringend
Die seltne Feier erst dem Könige
Zu melden, seinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich seine Wiederkehr.

Pylades.

Weh' uns! Erneuert schwebt nun die Gefahr
Um unsre Schläfe! Warum hast du nicht
In's Priesterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirst du, reine Seele, dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf diesen Fall voraus, und lehrte dich
Auch dieser Ford'rung auszuweichen!

Iphigenie.

Schilt
Nur mich, die Schuld iſt mein, ich fühl' es wohl;
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernſt von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als recht geſtehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch auch ſo
Laß uns nicht zagen, oder unbeſonnen
Und übereilt uns ſelbſt verrathen. Ruhig
Erwarte du die Wiederkunft des Bothen,
Und dann ſteh feſt, er bringe was er will:
Denn ſolcher Weihung Feier anzuordnen
Gehört der Prieſterinn und nicht dem König.
Und fordert er den fremden Mann zu ſehn,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt;
So lehn' es ab, als hielteſt du uns beyde
Im Tempel wohl verwahrt. So ſchaff' uns Luft,

Daß wir auf's eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frey, geheilt! — Mit dem Befreyten
O führet uns hinüber, günſt'ge Winde,
Zur Felſen-Inſel die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch
Zuerſt aus gold'nen Schalen ſtreuen. Du
Bringſt über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entſühnſt den Fluch und ſchmückeſt neu die Deinen
Mit friſchen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich dich, ſo wendet ſich, o Theurer,
Wie ſich die Blume nach der Sonne wendet,

Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, sich dem süßen Troste nach.
Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.

Pylades.

Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geschwind
Vernehmen, die sehnlich wartend harren.
Dann komm' ich schnell zurück und lausche hier
Im Felsenbusch versteckt auf deinen Wink —
Was sinnest du? Auf einmal überschwebt
Ein stiller Trauerzug die freye Stirne.

Iphigenie.

Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Betrüglich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beyde ſind Geſellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweyter Vater ward,
Nicht tückiſch zu betrügen, zu berauben.

Pylades.

Der deinen Bruder ſchlachtet, dem entfliehſt du.

Iphigenie.

Es iſt derſelbe, der mir Gutes that.

Pylades.

Das iſt nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entſchuldigt's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menſchen dich gewiß.

Iphigenie.

Allein mein eigen Herz iſt nicht befriedigt

Pylades.

Zu ſtrenge Ford'rung iſt verborgner Stolz.

Iphigenie.

Ich unterſuche nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlſt du dich recht, ſo mußt du dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt genießt ſich nur das Herz.

Pylades.

So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern ſtrenge ſeyn; du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet;
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß keiner in ſich ſelbſt, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen

Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht:
Denn ſelten ſchatzt er recht was er gethan,
Und was er thut weiß er faſt nie zu ſchatzen.

Iphigenie.

Faſt überred'ſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Überredung wo die Wahl verſagt iſt?
Den Bruder, dich, und einen Freund zu retten
Iſt nur Ein Weg; fragt ſich's ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O laß mich zaudern! denn du thäteſt ſelbſt
Ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen,
Dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet dein
Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man ſieht, du biſt nicht an Verluſt gewohnt,
Da du dem großen Übel zu entgehen
Ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie.

O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt!

Pylades.

Du weigerst dich umsonst; die ehrne Hand
Der Noth gebiethet, und ihr ernster Wink
Ist oberstes Gesetz, dem Götter selbst
Sich unterwerfen müssen. Schweigend herrscht
Des ew'gen Schicksals unberathne Schwester.
Was sie dir auferlegt, das trage; thu'
Was sie gebeut. Das andre weißt du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung schönes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie.

Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schicksal macht mir bang' und bänger.
O soll ich nicht die stille Hoffnung retten,
Die in der Einsamkeit ich schön genährt,
Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geschlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beste Glück, des Lebens schönste Kraft
Ermattet endlich! Warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen.
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Übel wundervoll und schnell
Geheilt; kaum naht ein lang' erflehtes Schiff
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten:

So legt die taube Noth ein doppelt Laſter
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige,
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schickſal danke.
O daß in meinem Buſen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt
Mit Geierklauen faſſe! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergeſſen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parcen, das ſie grauſend ſangen,
Als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edlen Freunde; grimmig
War ihre Bruſt, und furchtbar ihr Geſang.
In unſrer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor, ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen
Wie's ihnen gefallt.

Der fürchte ſie doppelt
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich:
So ſtürzen die Gäſte
Geſchmäht und geſchändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die eh'mals geliebten,
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.

So ſangen die Parcen;
Es horcht der Verbannte,
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich gestehn daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten soll.
Sind's die Gefang'nen, die auf ihre Flucht
Verstohlen sinnen? Ist's die Priesterinn,
Die ihnen hilft? Es mehrt sich das Gerücht:
Das Schiff, das diese beyden hergebracht,
Sey irgend noch in einer Bucht versteckt.
Und jenes Mannes Wahnsinn, diese Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieser Zög'rung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorsicht auf.

Thoas.

Es komme ſchnell die Prieſterinn herbey!
Dann geht, durchſucht das Ufer ſcharf und ſchnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttinn.
Verſchonet ſeine heil'gen Tiefen, legt
Bedacht'gen Hinterhalt und greift ſie an;
Wo ihr ſie findet, faßt ſie wie ihr pflegt.

Zweyter Auftritt.

Thoas allein.

Entſetzlich wechſelt mir der Grimm im Buſen;
Erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich ſie zum Verrath
Durch Nachſicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverey gewohnt der Menſch ſich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freyheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte ſie der heil'ge Grimm verſchont:

Sie wäre froh geweſen, ſich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geſchick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen, hätte Pflicht genannt
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verweg'nen Wunſch herauf.
Vergebens hoffe' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen Schickſal aus.
Durch Schmeicheln gewann ſie mir das Herz;
Nun widerſteh' ich der: ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein alt verjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du foderſt mich! was bringt dich zu uns her?

Thoas.

Du ſchiebſt das Opfer auf; ſag' an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas.

Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.

Die Göttinn gibt dir Frist zur Überlegung.

Thoas.

Sie scheint dir selbst gelegen, diese Frist.

Iphigenie.

Wenn dir das Herz zum grausamen Entschluß
Verhärtet ist: so solltest du nicht kommen!
Ein König, der Unmenschliches verlangt,
Find't Diener g'nug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig fassen;
Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke,
Und seine Bothen bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber schwebt durch seine Hohen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Prieſterinn! nur Agamemnons Tochter.
Der Unbekannten Wort verehrteſt du,
Der Fürſtinn willſt du roſch gebiethen? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erſt meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und ſelaſam fühlt' ich immer meine Seele
Am ſchönſten frey; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausſpruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt Geſetz, nicht ich, gebiethet dir.

Iphigenie.

Wir faſſen ein Geſetz begierig an,
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.
Ein andres ſpricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widerſetzen, das Gebeth,
Dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas.

Es scheinen die Gefangnen dir sehr nah
Am Herzen: denn für Antheil und Bewegung
Vergissest du der Klugheit erstes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reitzen soll.

Iphigenie.

Red' oder schweig' ich; immer kannst du wissen,
Was mir im Herzen ist und immer bleibt.
Lös't die Erinnerung des gleichen Schicksals
Nicht ein verschlossnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen seh' ich mich.
Ich habe vorm Altare selbst gezittert,
Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Kniende; das Messer zuckte schon
Den lebenvollen Busen zu durchbohren:
Mein Innerstes entsetzte wirbelnd sich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erstatten schuldig?
Du weißt es, kennst mich, und du willst mich
zwingen!

Thoas.

Gehorche deinem Dienste, nicht dem Herrn.

Iphigenie.

Laß ab! beschönige nicht die Gewalt,
Die sich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin so frey geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangtest was sich nicht gebührt:
So hat auch Er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte seines Busens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.

Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.

Das Loos der Waffen wechselt hin und her:
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelassen.
Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste;

Bald weicht er aus, verſpätet und umgeht.
Ja der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas.

Die Vorſicht ſtellt der Liſt ſich klug entgegen.

Iphigenie.

Und eine reine Seele braucht ſie nicht.

Thoas.

Erprich unbehutſam nicht dein eigen Urtheil.

Iphigenie.

O ſaheſt du wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geſchick, das ſie ergreifen will,
Im erſten Anfall muthig abzutreiben!
So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen dich?
Die ſchöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, ſtößeſt du zurück:
Was bleibt mir nun mein Inn'res zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttinn um ein Wunder an?
Iſt keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas.

Es ſcheint, der beyden Fremden Schickſal macht
Unmäßig dich beſorgt. Wer ſind ſie? Sprich!
Für die dein Geiſt gewaltig ſich erhebt.

Iphigenie.

Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen halt' ich ſie.

Thoas.

Landsleute ſind es? und ſie haben wohl
Der Rückkehr ſchönes Bild in dir erneut?

Iphigenie

nach einigem Stillſchweigen.

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur Er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederhohlenden Erzähler?
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Muthigſte begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wüthend

Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein gepriesen? der allein,
Der einen sichern Weg verachtend kühn
Gebirg' und Wälder durchzustreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend säub're?
Ist uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Euch ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde seyn, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch schwerem Übel wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft seyd, wie ihr gepriesen werdet;
So zeigt's durch euern Beystand und verherrlichte
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o Königin,
Es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet;

Vergebens fragst du den Gefangnen nach;
Sie sind hinweg und suchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff' am Ufer warten, auf.
Der älteste, den das Übel hier ergriffen
Und nun verlassen hat — es ist Orest,
Mein Bruder, und der andre sein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Nahmen Pylades.
Apoll schickt sie von Delphi diesem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzuraubn und zu ihm
Die Schwester hinzubringen, und dafür
Verspricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen, Befreyung.
Uns beyde hab' ich nun, die Überbliebnen
Von Tantals Hauf', in deine Hand gelegt;
Verdirb uns — wenn du darfst.

Thoas.

Du glaubst, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Arens,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. — Was sinnst du mir,
O König, schweigend in der tiefen Seele?
Ist es Verderben? so tödte mich zuerst!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Verrätherisch stürzte. Weh! ich werde sie
Gebunden vor mir sehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abschied nehmen,
Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen schaun!

Thoas.

So haben die Betrüger künstlich-dichtend
Der lang' Verschloßnen, ihre Wünsche leicht
Und willig Glaubenden, ein solch Gespinnst
Um's Haupt geworfen!

Iphigenie.

Mein! o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden; diese
Sind treu und wahr. Wirst du sie anders finden,
So laß sie fallen und verstoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippen-Insel traurig Ufer.
Ist aber dieser Mann der langerflehte,
Geliebte Bruder: so entlaß uns, sey
Auch den Geschwistern wie der Schwester freundlich.
Mein Vater fiel durch seiner Frauen Schuld,
Und sie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand,
Hinübergehn und unser Haus entsühnen.
Du hältst mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst
Du mich zu lassen; und sie ist es nun.
Ein König sagt nicht, wie gemeine Menschen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden

Auf einen Augenblick entferne; noch
Verspricht er auf den Fall den er nicht hofft:
Dann fühlt er erst die Höhe seiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas.

Unwillig, wie sich Feuer gegen Wasser
Im Kampfe wehrt und gischend seinen Feind
Zu tilgen sucht, so wehret sich der Zorn
In meinem Busen gegen deine Worte.

Iphigenie.

O laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der stillen Opferflamme, mir umkränzt
Von Lobgesang und Dank und Freude lodern.

Thoas.

Wie oft besänftigte mich diese Stimme!

Iphigenie.

O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.

Thoas.

Du forderst viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Gut's zu thun braucht's keiner Überlegung.

Thoas.

Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Übel.

Iphigenie.

Der Zweifel ist's, der Gutes böse macht.
Bedenke nicht; gewähre wie du's fühlst.

Vierter Auftritt.

Orest gewaffnet. Die Vorigen.

Orest

nach der Scene gekehrt.

Verdoppelt eure Kräfte! Halter sie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schwester.

Zu Iphigenien ohne den König zu sehen.

Komm, wir sind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geschwind!

Er erblickt den König.

Thoas

nach dem Schwerte greifend.

In meiner Gegenwart führt ungestraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiliget
Der Göttinn Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebiethet euerm Volke Stillstand, höret
Die Priesterinn, die Schwester.

Orest.

Sage mir!
Wer ist es, der uns droht?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweyter Vater ward!

Verzeih' mir, Bruder; doch mein kindlich Herz
Hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand
Gelegt. Geſtanden hab' ich euern Anſchlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbiethet mir die Antwort.

Oreſt

der das Schwert einſteckt.

So ſprich! du ſiehſt ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas, beyde mit bloßen Schwertern.

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unsrigen zusammen; weichend werden
Sie nach der See langsam zurückgedrangt.
Welch ein Gespräch der Fürsten find' ich hier!
Dieß ist des Königes verehrtes Haupt!

Arkas.

Gelassen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehst du den Feinden gegen über. Gleich
Ist die Verwegenheit bestraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff ist unser.
Ein Wort von dir; so steht's in Flammen.

Thoas.

Geh!
Gebiethe Stillstand meinem Volke! Keiner
Beschadige den Feind, so lang' wir reden.

Arkas ab.

Orest.

Ich nehm' es an. Geh', sammle, treuer Freund,
Den Rest des Volkes; harret still, welch Ende
Die Götter unsern Thaten zubereiten.

Pylades ab.

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Orest.

Iphigenie.

Befreyt von Sorge mich, eh' ihr zu sprechen
Beginnet. Ich befürchte bösen Zwist,
Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme höreſt; du, mein Bruder,
Der raschen Jugend nicht gebiethen willſt.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Älter'n
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit

Bezeugst du, daß du Agamemnons Sohn
Und dieser Bruder bist?

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer ſchlug.
Dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und bath
Die Himmliſchen, den Muth und Arm, das Glück
Des groſſen Königes mir zu verleihn,
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' einen aus den Edlen deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegen über.
So weit die Erde Heldenſöhne nährt,
Iſt keinem Fremdling dieß Geſuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!

Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrscher zum Gesetz.
Und laß mich nicht allein für unsre Freyheit,
Laß mich, den Fremden für die Fremden,
kämpfen.
Fall' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen: aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden; so betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der schnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth scheinest du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmst, zu
seyn.
Groß ist die Zahl der edeln, tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich stehe selbst
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit mit dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieſes blutigen Beweiſes
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geſchick.
Der raſche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau,
Zahlt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag- und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch abgeſchied'nen Freund vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.
Mich ſelbſt hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom ſichern Schutzort reiße, mich der Knechtſchaft
Verrathe. Fleißig hab' ich ſie befragt,
Nach jedem Umſtand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß iſt nun mein Herz.

Sieh hier an seiner rechten Hand das Mahl
Wie von drey Sternen, das am Tage schien
Da er geboren ward, sich zeigte, das
Auf schwere That mit dieser Faust zu üben
Der Priester deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt diese Schramme, die ihm hier
Die Augenbraue spaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen.
Er schlug auf einen Dreyfuß auf — Er ist's —

Soll ich dir noch die Ähnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Versich'rung nennen?

Thoas.

Und bübe deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Brust:
So würden doch die Waffen zwischen uns
Entscheiden müssen; Friede seh' ich nicht.

Sie sind gekommen, du bekennest selbst,
Das heil'ge Bild der Göttinn mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich sehe dieß gelassen an?
Der Grieche wendet oft sein lüstern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, schönen Töchtern;
Doch führte sie Gewalt und List nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Orest.

Das Bild, o König, soll uns nicht entzweyen!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleyer um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreyung bath ich ihn
Von dem Geleit der Furien: er sprach:
„Bringst du die Schwester, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland; so löset sich der Fluch."

Wir legten's von Apollens Schweſter aus,
Und er gedachte dich! Die ſtrengen Bande
Sind nun geloſ't; du biſt den Deinen wieder,
Du Heilige, geſchenkt. Von [redacted]berührt
War ich geheilt; in deinen [redacted]n faßte
Das Übel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum letztenmal, und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttinn Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerinn des Hauſes;
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren ſchien, gibſt du uns alles wieder.

Laß deine Seele ſich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß ſie die Weihe
Des väterlichen Hauſes nun vollbringe,
Mich der entſ[illegible]n Halle wiedergebe,
Mir auf das [illegible]pt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk' an dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem g'raden treuen Munde dich
Bewegen! Sieh' uns an! Du haſt nicht oft
Zu ſolcher edeln That Gelegenheit.
Verſagen kannſt du's nicht; gewähr' es bald.

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht so, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, scheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
Von dir zu uns: so sind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeschieden. Werth und theuer
Wie mir mein Vater war, so bist du's mir,
Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir in's Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Fremden eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!

Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!

Clavigo.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.

Carlos, deſſen Freund.

Beaumarchais.

Marie Beaumarchais.

Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.

Guilbert, ihr Mann.

Buenco.

Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

Erſter Act.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo

vom Schreibtiſch aufſtehend.

Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift jetzo eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbande.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerley Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch, wenn du mir's nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir damals deine Schrift weit beſſer, als du ſie noch zu Mariens Füßen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehn.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbey ſind. Ich geſtehe dir gern, ich ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beyfall, den das Publicum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald ſatt, und warſt du nicht der erſte, meinem Entſchluß Beyfall zu geben, als ich mir vornahm, ſie zu verlaſſen.

Carlos. Du wärſt verſauert. Sie ſind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umſäheſt, es iſt doch auch nichts, wenn man ſo ganz auf'm Sand' iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, und da gilt kein Feiern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Nahmen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menſchen, wo es ſo ſchwer hält, ſich bemerken zu machen? Mir iſt's ſo wohl, wenn ich den Weg anſehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt

ren den Erſten des Koniareichs, geehrt durch meine Wiſſenſchaften, meinen Rang! Archivarius des Konigs! Carlos, das ſpornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da koſtet's Mühe und Liſt! Man braucht ſeinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das iſt deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie an gar nichts. Auch ſag' ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, tröſte mich nicht Monathe lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach ſchleppt man ſich eine Zeit lang herum, und kaum ſind ſie ein Bißchen warm bey einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorſchlagen, die ich fürchte, wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, wenn's wie du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur Einmal in der Welt, hat nur Einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heirathen! heirathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll! ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich, daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerey geweſen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie warlich, ſie zog mich an, ſie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen ſaß, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſeüte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du

das erwünschte Ziel erreicht hast, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befestigen, dich mit einem angesehenen und reichen Hause durch eine kluge Heirath zu verbinden suchst.

Clavigo. Sie ist verschwunden! glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man so veränderlich ist!

Carlos. Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verändert sich nicht alles in der Welt? warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Sey du ruhig, sie ist nicht das erste verlaßne Mädchen, und nicht das erste, das sich getrostet hat. Wenn ich dir rathen soll, da ist die junge Wittwe gegenüber —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf solche Vorschläge. Ein Roman, der nicht ganz von selbst kommt, ist nicht im Stande mich einzunehmen.

Carlos. Über die delicaten Leute!

Clavigo. Laß das gut seyn, und vergiß nicht, daß unser Hauptwerk gegenwärtig seyn muß, uns dem neuen Minister nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich für uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange; sein Einfluß bleibt — Grimaldi und er sind Fremde, und wir können schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsache in der Welt. Scheut dem Bedienten. Tragt das Blatt in die Druckerey?

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut seyn. Wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen. ab.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig, und hat geschwatzt bis eilfe, da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwey Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie aufstehend. Wie begierig bin ich, diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen, er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unser Vater hierher schickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief geleſen, den er ſchrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchſtabe davon ſteht in meinem Herzen. „Wenn Du ſchuldig biſt,“ ſchreibt er, „ſo erwarte keine Vergebung; über Dein Elend ſoll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir ſchwer werden, und der Fluch eines Vaters. Biſt Du unſchuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!“ — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld. — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht was ich will! O Clavigo.

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt dich umbringen.

Marie. Ich will ſtille ſeyn! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es iſt mir nur leid, daß ich euch das Leben ſauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, ſo lang' unſer

alte Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es sich verzehrt und sein armes junges Leben ausquält?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiselle!

Marie. Ob's ihm wohl einerley ist — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern sollt' er mich! daß die Arme, der er sich so nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menschen bedauert seyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen! den Hassenswürdigen!

Marie. Nein, Schwester, ein Nichtswürdiger ist er nicht, und muß ich denn den

verachten, den ich haſſe? — Haſſen! Ja manchmal kann ich ihn haſſen, manchmal, wenn der Spaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, ſein Anblick wirkte volle, warme Liebe auf mich! und wie ich wieder nach Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich her warf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierinn in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolch, und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenco? Alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füßen ſeiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenco! — Auf Einmal war das gutherzige Franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt,

und keine Dolche zur Rache. Wir sind übel dran! Vaudevilles, unsere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, sie zu strafen, und wenn sie untreu sind? — Sag, Schwester, wie machen sie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu sind?

Sophie. Man verwünscht sie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt sie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum soll ich Clavigo nicht laufen lassen? Wenn das in Frankreich Mode ist, warum soll's nicht in Spanien seyn? Warum soll eine Französinn in Spanien nicht Französinn seyn. Wir wollen ihn laufen lassen und uns einen andern nehmen; mich dünkt, sie machen's bey uns auch so.

Buenco. Er hat eine feierliche Zusage gebrochen, und keinen leichtsinnigen Roman, kein gesellschaftliches Attachement. Mademoiselle, Sie sind bis in's innerste Herz beleidigt, gekränkt. O mir ist mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin,

nie so beschwerlich, nie so ängstlich gewesen, als jetzt, da ich mich so schwach, so unvermögend fühle, Ihnen gegen den falschen Höfling Gerechtigkeit zu schaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unserm Hause war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie schien all sein Ehrgeitz, all sein Aufstreben ein Kind seiner Liebe zu seyn. Für mich rang er nach Nahmen, Stand, Gütern; er hat's, und ich! — —

Guilbert kommt.

Heimlich zu seiner Frau. Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — zittert, man führt sie in einen Sessel. Wo! wo! Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais kommt.

Meine Schwester! von der ältesten weg, nach der jüngsten zu stürzend. Meine Schwester! Meine Freunde! O Schwester!

Marie. Bist du da? Gott sey Dank, du bist da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir selbst kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch. Lieber Bruder, ich hoffte, dich gelassener zu sehn.

Beaumarchais. Gelassener! Seyd ihr denn gelassen? Seh' ich nicht an der zerstörten Gestalt dieser Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Blässe des Kummers, an dem todten Stillschweigen eurer Freunde, daß ihr so elend seyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgestellt habe? Und elender — denn ich seh' euch, ich hab' euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schwester!

Sophie. Und unser Vater?

Beaumarchais. Er segnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenco. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edeln braven Mann in

Ihnen bey'm ersten Anblick erkennt, seinen innigsten Antheil an Tag zu legen, den er bey dieser ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen diese ungeheure Reise, Ihre Schwester zu retten, zu rächen. Willkommen! seyn Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns alle gleich beschämen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spanien solche Herzen zu finden, wie das Ihre ist; das hat mich angespornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beystimmenden Seelen; wenn nur einer auftritt, dessen Umstände ihm vollige Freyheit lassen, all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! überall gibt's treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub; nur ist unsere Stimme meist zu schwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz außer ſich. Sie führen ſie weg.

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du biſt unſchuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther. Marie, Sophie ab. Mein Bruder! Meine Freunde! ich ſeh's an euern Blicken, daß ihr's ſeyd. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Und dann! Eine reine unpartheyiſche Erzählung der ganzen Geſchichte. Die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo

Wer die Franzosen seyn mögen, die sich bey mir haben melden lassen? — Franzosen! Sonst war mir diese Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es ist wunderbar, ein Mensch, der sich über so vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr schuldig, als mir selbst? und ist's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führe sie herein. Du sagtest doch ihrem Bedienten, daß ich sie zum Frühstück erwarte?

Bedienter. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. ab.

Beaumarchais. Saint George.

Der Bediente setzt ihnen Stühle und geht.

Beaumarchais. Es ist mir so leicht! so wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er soll mir nicht entwischen. Seyn Sie ruhig, wenigstens zeigen Sie ihm die gelassenste Außenseite. Meine Schwester! meine Schwester! Wer glaubte, daß du so unschuldig als unglücklich bist? Es soll an den Tag kommen, du sollst auf das grimmigste gerächet werden. Und du guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die du mir in diesem Augenblicke gewährest, daß ich mit aller Mäßi-

gung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Überlegung bewieſen haben, nehm' ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beſchützer, wo all Ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheimen Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er ſoll nicht wiſſen, mit welchem von uns beyden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo kommt wieder.

Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bey mir zu ſehen, die ich immer geſchätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünsche, daß auch wir der Ehre würdig seyn mögen, die Sie unsern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bey uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beschwerlich seyn konnten.

Clavigo. Personen, die der erste Anblick empfiehlt, sollten die Bescheidenheit nicht so weit treiben.

Beaumarchais. Freylich kann Ihnen nicht fremd seyn, von Unbekannten besucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften Sich eben so sehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die ansehnlichen Ämter, die Ihro Majestat Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande distinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringe Dienste, und das Publicum viel Nachsicht für die unbedeutende Versuche meiner Feder; ich wünschte, daß ich einigermaßen etwas zu der Verbesserung des Geschmackes und meines Landes, zur Ausbreitung der Wissenschaften bey-

tragen könnte. Denn ſie ſind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhältniſſe öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend, einen Mann ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich gerades Wegs auf das Anliegen gebracht, um deſſen willen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſte und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Nahmen: der Denker, ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo macht eine verbindliche Beugung.

Beaumarchais. Und der eine besondere Zierde der Gelehrten ist, indem er gewußt hat, mit seinen Talenten einen solchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzenden Stufen zu besteigen, deren ihn sein Charakter und seine Kenntnisse würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmeren Dienst leisten zu können, als wenn ich sie mit einem solchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorschlag in der Welt konnte mir erwünschter seyn, meine Herren: ich sehe dadurch die angenehmsten Hoffnungen erfüllt, mit denen sich mein Herz oft ohne Aussicht einer glücklichen Gewährung beschäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechsel den Wünschen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können; so weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die besten Köpfe in Spanien mit mir zusammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unserm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wissenschaften, für die Künste

gethan wird: ſo ſahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Producte den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freymüthigkeit eine ſo angenehme Bothſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch dieſe Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwan haben mag, für Sie zu verwenden: denn ich ſage Ihnen zum voraus. Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bey Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegenſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein so gefälliges Anerbiethen mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimnisse für Sie, mein Herr, und dieser Freund wird bey meiner Erzählung nicht zu viel seyn, er ist sattsam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu sagen habe.

Clavigo betrachtet Saint George mit Aufmerksamkeit.

Beaumarchais. Ein Französischer Kaufmann, der bey einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viele Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorschlag: „Gebt mir zwey von euern Töchtern, ich nehme sie mit nach Madrid, und versorge sie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, sie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß' ich ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in Spanien."

Man vertraute ihm die älteste und eine der jüngern Schwestern. Der Vater übernahm,

das Haus mit allen Franzöſiſchen Waaren zu verſehn, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abging, ohne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich denn in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die älteſte hatte unterdeſſen geheirathet, und unerachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo wird immer aufmerkſamer.

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird.

Beaumarchais. Ungeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefallig auf. Die Frauenzimmer, die eine groſſe Begierde zur Franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit groſſe Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Nahmen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, ſeiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des Engliſchen Zuſchauers zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzuſtehn: man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen groſſen Beyfall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngſten einen Heirathsvorſchlag zu thun.

Man gibt ihm Hoffnung. „Sucht euer Glück zu machen,“ ſagt die älteſte, „und wenn euch ein Amt, die Gunſt des Hofes, oder irgend ſonſt ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben,

an meine Schwester zu denken, wenn sie euch denn andern Freyern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen."

Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel.

Beaumarchais. Die jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menschen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewissen Erwartung tragen: sie interessirt sich für sein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint.

Clavigo ist in der entsetzlichsten Verlegenheit.

Beaumarchais ganz kalt. Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Production ergetzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich aufthun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von seiner Geliebten, indem er ganz öffentlich sich um sie be-

mühte. Die Heirath verzog sich nur in Erwartung der zugesagten Versorgung. — Endlich nach sechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundschaft, Beystands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach sechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiligen Versicherungen von Seiten des Mannes erscheint das Amt — und er verschwindet —

Clavigo. Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht, und ganz außer sich ist.

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufsehn gemacht, als daß man die Entwicklung sollte gleichgültig angesehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die ganze Stadt sprach davon. Alle Freunde waren aufs höchste aufgebracht und suchten Rache. Man wendete sich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun schon in die Cabalen des Hofs initiiret war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in seiner Insolenz so weit, daß er es wagt, den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freun-

den, die sich zu ihm begeben, in's Gesicht zu sagen: die Französinnen sollten sich in Acht nehmen, er biethe sie auf, ihm zu schaden, und wenn sie sich unterständen, etwas gegen ihn zu unternehmen, so wär's ihm ein leichtes, sie in einem fremden Lande zu verderben, wo sie ohne Schutz und Hülfe seyn.

Das arme Mädchen fiel auf diese Nachricht in Convulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die älteste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's schrecklichste, er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hülfe zu schaffen, er ist im Fluge von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige unglückliche Schwester zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf

sein Gesicht zu zeichnen, und der Verräther — bist Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, seyn Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären: ob meine Schwester durch irgend eine Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart oder sonst einen Fehler diese öffentliche Beschimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schwester, Donna Maria, ist ein Frauenzimmer voll Geist, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat sie Ihnen jemals seit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, Sich über sie zu beklagen, oder sie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais aufſtehend. Und warum Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffener und reicher waren als du.

Clavigo. Oh mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherley Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! Zu Saint George. Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo ſteht auf. Saint George geht.

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! Beyde ſetzen ſich nieder. Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es ist Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und seiner Schwester einen Mann schaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil Sie glaubten, in einem fremden Lande sey sie ohne Beystand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und also, zuförderst erklären Sie eigenhandig, freywillig, bey offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, der meine Schwester betrogen, verrathen, sie ohne die mindeste Ursache erniedrigt hat, und mit dieser Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo sich unser Gesandte aufhält, ich zeige sie, ich lasse sie drucken, und übermorgen ist der Hof und die Stadt davon überschwämmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das alles wend' ich an, um Sie auf alle Weise auf's grausamste zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schwester sich legt, befriedigt ist, und sie mir selbst Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue diese Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich, denn vielleicht thät' ich sie an Ihrer Stelle eben so wenig. Aber hier ist das andere: Schreiben Sie nicht, so bleib' ich von diesem Augenblick bey Ihnen, ich verlasse Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer solchen Gesellschaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden gesucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Gesandten zu sehn, ohne mit einem Menschen hier gesprochen zu haben, faß' ich meine sterbende Schwester in meine Arme, hebe sie in den Wagen, und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünstigt Sie das Schicksal; so hab' ich das Meine gethan, und so lachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück!

Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade, Beaumarchais nimmt seine Tasse, und geht in der anstoßenden Gallerie spatzieren, die Gemälde betrachtend.

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überrascht, angepackt wie einen Knaben — Wo

biſt du, Clavigo? Wie willſt du das enden? — Wie kannſt du das enden? — Ein ſchreck'licher Zuſtand, in den dich deine Thorheit, deine Verräterey geſtürzt hat! Greift nach dem Degen auf dem Tiſche. Ha! Kurz und gut! — läßt ihn liegen. — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord? abſcheulicher Mord! — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Troſtes, ihres einzigen Beyſtandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menſchen Blut zu ſehen! — Und ſo den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Ausſicht nicht, als das liebenswürdige Geſchöpf dich die erſte Stunden ihrer Bekanntſchaft mit ſo viel Reitzen anzog! Und da du ſie verließeſt, ſahſt du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundſchaft ſolch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du verachen könnteſt! daß ich zu deinen Füßen das alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir

über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beſchließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schweſter iſt nicht zu entſchuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Plane, meine Ausſichten auf ein ruhmvolles Leben durch dieſe Heirath zu Grunde zu richten. Hätte ich wiſſen konnen, daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde geweſen ſeyn; ich würde die anſehnlichſten Vortheile von dieſer Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der gröſteſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich

Ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattinn und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es ist zu spät! Meine Schwester liebt Sie nicht mehr, und ich verabscheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das ist alles, was ich von Ihnen fordere. Und überlassen Sie mir die Sorgfalt einer ausgesuchten Rache.

Clavigo. Ihr Hartnäckigkeit ist weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt ob ich eine so sehr verschlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich sie gut machen kann? das hängt von dem Herzen ihrer vortreflichen Schwester ab, ob sie einen Elenden wieder ansehn mag, der nicht verdient das Tageslicht zu sehen. Allein Ihre Pflicht ist's, mein Herr, daß zu prüfen und darnach sich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbesonnenen Hitze ähnlich sehen soll. Wenn Donna Maria unbeweglich ist; o ich kenne das Herz! o ihre Güte,

ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo nach dem Tiſch zu gehend. Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais gehend. Gut, mein Herr! Schon, mein Herr!

Clavigo ihn zurückhaltend. Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beyde Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verloren. Müßt' ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehn, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurück meſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So sey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Gesinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung schreiben, ich will sie schreiben aus Ihrem Munde. Nur versprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande gewesen bin, Donna Maria von meinem geänderten, reuvollen Herzen zu überzeugen; bis ich mit Ihrer Ältesten ein Wort gesprochen, bis diese ihr gütiges Vorwort bey meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, so lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, so lassen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieser Vorschlag ist gerecht, anständig, klug, und wenn Sie so nicht wollen, so sey's denn unter uns beyden um Leben und Tod gespielt. Und der das Opfer seiner Übereilung wird, sind immer Sie und Ihre arme Schwester.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo ſich ſetzend. Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut, denn ich gehe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht verziehen, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo nimmt Papier. Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoßenden Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! Klingelt. Ein Bedienter. Ruft meine Leute zusammen, und begeb euch auf die Gallerie herbey

Der Bediente geht, die übrigen kommen, und besetzen die Gallerie.

Clavigo. Sie überlassen mir, die Erklärung zu schreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, schreiben Sie, wie ich's Ihnen sage.

Clavigo schreibt.

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joseph Clavigo, Archivarius des Konigs —

Clavigo. Des Konigs.

Beaumarchais. bekenne, daß, nachdem ich in dem Hause der Madam Guilbert freundschaftlich aufgenommen worden —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. ich Mademoiſelle von Beaumarchais, ihre Schweſter, durch hundertfältig-wiederhohlte Heirathsverſprechungen betrogen habe. — Haben Sie's? —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben. — Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meineids veranlaſſet hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelich, und aller Ehrfurcht würdig geweſen.

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Auslegung der ſie unterworfen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weswegen ich ſie um Verzeihung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten.

Clavigo hält inne.

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freyem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß, wenn dieſe Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin, ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo ſteht auf, winkt den Bedienten ſich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier. Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edeln Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und ſchieben Ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hoffnung hab' ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich

ſonſt nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, vor Donna Maria zu treten, hab' ich beſchloſſen, jemanden den Auftrag zu geben, mir bey ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie Sich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir geſehn haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte; ſchlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kräftigen Vorſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! Er will ſeine Hand nehmen, Beaumarchais hält ſie zurück.

Clavigo atem. So unerwartet aus einem Zuſtand in den andern. Man taumelt,

man träumt' — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. — Es kam so schnell, so unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos kommt.

Was hast du für Besuch gehabt? Das ganze Haus ist in Bewegung, was gibt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der sonst bey Guilberts war und der mir nun trätscht, weiß es schon seit gestern, daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erst diesen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los seyn. Ich habe den Weg über schon gesponnen! — Was hat's denn gegeben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er sein hitzig, der Bursch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beste.

Carlos. Gut, sehr gut! Ist sonst nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das abscheulste. Wer wird sein Leben gegen einen so romantischen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungestüm?

Clavigo. Er dictirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich versteh'! Ah! nun hab ich dich, Herrchen! das bricht ihm den Hals. Heiß mich einen Schreiber, wenn ich den Buben

nicht in zwey Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächsten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache steht anders, als du denkst.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch seine Vermittelung, durch mein eifriges Bestreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzustellen, und so in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehelichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, bist du kindisch geworden? Man spürt dir doch immer an, daß du ein Gelehrter bist — Dich so bethören zu lassen! Siehst du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan ist, um dich in's Garn zu sprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Komödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen, Marien zu heirathen. Freywillig, aus innerm Trieb'. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt noch der Himmel wie vormals; aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Große, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen: denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb' wohl! ich muß hin! ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tisch.

Clavigo. Keinen Augenblick. ab.

Carlos ihm nachsehend und eine Weise schweifend. Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. ab.

Dritter Act.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie. Du hast ihn gesehen? mir zittern alle Glieder! Du hast ihn gesehen? Ich war nah' an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und du hast ihn gesehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder sehn.

Sophie. Ich war außer mir, als er hereintrat; denn ach! liebt' ich ihn nicht, wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen. — Schweſter! es iſt ſo was bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft. Es iſt noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! alles! und von dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft; es iſt, als wenn dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einformige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du red'ſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter, auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh' ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß dein Liebhaber treulos ward, und dich verließ! Und daß er wieder kommt, reuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht von ſich ſtoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube dir. Der erſte Augenblick muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die dir alle Sinne zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für keinen Widerwillen. Dein Herz ſpricht mehr für ihn, als du es glaubſt, und eben darum traust du dich nicht, ihn wieder zu ſehen, weil du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du sollst glücklich werden. Fühlt' ich, daß du ihn verachtetest, daß er dir gleichgültig wäre, so wollt' ich kein Wort weiter reden, so sollt' er mein Angesicht nicht mehr sehen. Doch so, meine Liebe — Du wirst mir danken, daß ich dir geholfen habe diese ängstliche Unbestimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigsten Liebe ist.

Guilbert. Buenco.

Sophie. Kommen Sie, Buenco! Guilbert, kommen Sie! Helft mir dieser Kleinen Muth einsprechen, Entschlossenheit, jetzt, da es gilt.

Buenco. Ich wollte, daß ich sagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenco!

Buenco. Mein Herz wirft sich mir im Leib' herum bey dem Gedanken: Er soll diesen Engel noch besitzen, der ihn so schändlich beleidigt, den er an das Grab geschleppt hat. Und

besitzen? — warum? — wodurch macht er das alles wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wiederzukehren, und zu sagen: „Jetzt mag ich sie, jetzt will ich sie.“ Just als wäre diese treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch schon durch die niedrigsten Gebothe und jüdisches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz selbst für ihn spräche. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten, bis ein tapferer Bruder käme, dessen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er ist so feig', als er nichtswürdig ist!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kenntet. Wir schweben diesen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht seht.

Marie. Bester Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unsers Bruders, ich habe im stillen seinem Heldengange zugesehn, und wünsche, daß alles gut ausschlagen möge, wünsche, daß Marie sich entschließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — lächelnd ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr seyd grausam.

Sophie. Hor' ihn, ich bitte dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen soll, und die wird uns verderben.

Buenco. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er stellte sie aus in der Hoffnung, dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, so muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach seiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausstreuen. Ich fürchte, wenn du beharrest, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen lassen. Verwirfst du seinen Antrag und er ist ein Mann von Ehre, so geht er deinen Bruder entgegen und einer von beyden bleibt; und dein Bruder sterbe oder siege, er ist verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieses geliebten Hoflings! — Schwester, es ist ganz gut, daß man edel denkt und fühlt, nur sich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für sein Leben; sonst hätt' er gar nicht geschrieben, sonst böth' er Marien seine Hand nicht an.

Guilbert. Desto schlimmer; so findet er hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unserm Bruder tückisch auf dem Wege das

Leben rauben. Ha! Buenco, bist du so jung? Ein Hofmann sollte keine Meuchelmörder im Sold haben?

Buenco. Der König ist groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch alle die Mauern, die ihn umschließen, die Wachen, das Ceremoniel, und alle das, womit die Hofschranzen ihn von seinem Volke geschieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Ich muß! Ich muß!

Marie thut einen Schrey, und fällt Sophien in die Arme.

Sophie. Grausamer, in welchen Zustand versetzen Sie uns. Guilbert und Buenco treten zu ihr.

Clavigo. Ja Sie ist's! Sie ist's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beste, wenn Sie mich nicht ansehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in sein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeu-

tender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für Sie fühlte, war's da Verdienst an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Übereinstimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir schmeicheln konnte, dieß Herz ganz zu besitzen? Und nun — bin ich nicht ebenderselbe? Warum sollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereise lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Busen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und sein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? Und habe ich weniger auf einem stürmischen Meere diese Zeit geschwebet? Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen! Mar'e! Marie! Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mit-

ten in allem Taumel, durch allen verführerischen Gesang der Eitelkeit und des Stolzes, hab' ich mich immer jener seligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Aussichten vor uns liegen sahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unsern Hoffnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein; die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen ist wie allen andern, und wollen wir uns strafbar machen, indem wir diese Gelegenheit von uns stoßen, das Vergangene herzustellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen, und unser eigen Glück auf ewig zu befestigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde,

die es ſeyn müſſen, weil Sie Freunde der Tugend ſind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! Er wirft ſich nieder. Marie! Kennſt du meine Stimme nicht mehr? Vernimmſt du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Küſſen. Sie vergibt mir, Sie liebt mich! umarmt den Guilbert, den Buenco. Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu deinen Füßen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Wink nöthig war, um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais tritt auf.

Ha!

Clavigo ihm entgegenfliegend. Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergibst ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinnen vergehn. Man führt sie weg.

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es sieht so aus.

Beaumarchais. Du verdienst dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie kommt zurück. Sie vergibt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er soll sich entfernen, rief sie schluchzend, daß ich mich erhohle! Ich vergeb' ihm. — Ach Schwester! rief sie, und fiel mir um den Hals, woher weiß er, daß ich ihn so liebe?

Clavigo ihr die Hand küssend. Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais umarmt ihn. Von Herzen denn. Ob ich euch schon sagen muß: noch kann ich euch nicht lieben. Und somit seyd ihr der Unsrige und vergessen sey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier ist's. Er nimmt's aus der Brieftasche, zerreißt es und gibt's ihm hin.

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt euch, daß sie eure Stimme nicht hört, daß sie sich beruhigt.

Clavigo sie zugs umarmend. Lebt wohl! Lebt wohl! — Tausend Küsse dem Engel. ab.

Beaumarchais. Es mag denn gut seyn, ob ich gleich wünschte, es wäre anders. Lächelnd. Es ist doch ein gutherziges Geschöpf, so ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's sagen, es war ganz der Gedanke, der Wunsch unsers Gesandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath diese verdrießliche Geschichte endigen möge.

Guilbert. Mir iſt auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er iſt euer Schwager, und ſo Adieu! Ihr ſeht mich in eurem Hauſe nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich haß ihn nun einmal bis an's jüngſte Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menſchen ihr zu thun habt. ab.

Guilbert. Er iſt ein melancholiſcher Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er ſich doch wieder bereden, wenn er ſieht, es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, das ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen.

ab.

Vierter Act.

Clavigo's Wohnung.

Carlos.

Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, du biſt in übeln Um-

ſtänden! Noch hoff' ich! Und wenn du nur noch halbweg lenkſam biſt wie ſonſt; ſo iſt's eben noch Zeit, dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bey deinem lebhaften empfindlichen Charakter, das Elend deines Lebens machen und dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo nachdenkend.

Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreßtes: Guten Tag! Kommſt du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortreffliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid dazu kann ſticken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt. Bey unſerer Hochzeit werden keine geſtickte Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns selbst, die freundschaftliche Harmonie sollen der Prunk dieser Feierlichkeit seyn.

Carlos. Ihr werdet eine stille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menschen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen selbst beruht.

Carlos. In denen Umständen ist es recht gut.

Clavigo. Umständen! Was meinst du mit denen Umständen?

Carlos. Wie die Sache nun steht und liegt und sich verhält.

Clavigo. Höre Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausstehen. Ich weiß, du bist nicht für diese Heirath; demungeachtet, wenn du etwas dagegen zu sagen hast, sagen willst: so sag's gerade zu. Wie steht denn die Sache? wie verhält sie sich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm, wenn alles im Gleise ginge. Man hätte nichts, sich zu verwundern, nichts, die Köpfe zusammen zu stoßen, nichts, in Gesellschaft zu verschneiden.

Clavigo. Aufsehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das versteht sich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun diesen Streich spielst?

Clavigo. Das ist nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar ist's. Ich habe wenig Männer gekannt, die so großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen gibt's gute Kinder, die sich mit Planen und Aussichten beschäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anschlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich,

weder meine Stumpfnaſe, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Vorſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von eignen zärtlichen kritzlichen Pfötchen, ſo unorthographiſch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur ſeyn kann. Wie manche hübſche Duenna iſt mir bey der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du ſagteſt mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer Einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe dein Schickſal im Herzen getragen, wie mein eignes! Ich habe keinen Freund als dich, die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und du fängſt auch an, mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, sey ruhig.

Carlos. Brenn' einem das Haus ab, daran er zehen Jahre gebauet hat, und schick' ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt. — Man soll sich für niemand interessiren als für sich selbst; die Menschen sind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindseligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich auf's neue ganz drein versinke, wer ist schuld dran als du? Ich sagte zu mir: Was soll ihm jetzt die vortheilhafteste Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hätte, aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich — ist es unmöglich, daß er bleibt was er ist. — Ich machte meine Projecte. Es gibt so wenig Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er sich schnell die wichtigsten Kenntnisse erwerben, er wird sich nothwendig

machen, und laßt eine Veränderung vorgehn, ſo iſt er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurn erreiche und erklettere, wenn ich darauf losgehe, mit dem feſten Vorſatze, nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir' für das übrige nicht bang geweſen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, deſto beſſer; das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt, ohne reich zu werden, iſt ein Pinſel. Und dann ſeh' ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem Könige. Dieſer giebt ſeinen Nahmen her und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann ſah ich mich erſt nach einer Parthie für dich um. Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über deine Ahkunft zugeblinkt hätte, manches der

reichſten, das dir gern den Aufwand deines Standes verſchafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweyten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab. Und glaubſt du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben, unzählige Nebenſchößlinge; es gibt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heirath bey Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Haſt du vergeſſen, wer dir den klugen Gedanken eingab ſie zu verlaſſen? Soll ich dir ſie an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch schon gepeinigt, daß so wenige diesen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde sollten nicht aufgebracht seyn, daß du, ohne sie zu fragen, ohne ihren Rath, dich so gerade zu hingegeben hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markte sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirft?

Clavigo. Das ist unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenschaft einen seltsamen Streich macht, das laß' ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil sie schön ist wie ein Engel! Gut, der Mensch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängstlich nach andrer Beyfall, doch das ist ewig wahr: wer nichts für andre thut, thut nichts

für sich; und wenn die Menschen dich nicht bewundern, oder beneiden, bist du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O; wer Mariens Herz besitzt, ist zu beneiden!

Carlos. Was die Sache ist, scheint sie auch. Aber freylich dacht' ich, daß das verborgene Qualitäten seyn müssen, die dein Glück beneidenswerth machen; denn was man so mit seinen Augen sieht, mit seinem Menschenverstande begreifen kann —

Clavigo. Du willst mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie ist das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie ist das zugegangen? fragt man bey Hofe. Um Gottes willen, wie ist das zugegangen? Sie ist arm, ohne Stand, hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß sie in der Welt ist. Sie soll artig seyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum

eine Frau nehmen? Das vergeht so in den ersten Zeiten des Ehestands. Ach! sagt einer, sie soll schön seyn, reitzend, ausnehmend schön. — Da ist's zu begreifen, sagt ein anderer —

Clavigo wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer. Ach!

Carlos. Schön? O! sagt die eine, es geht an! Ich hab' sie in sechs Jahren nicht gesehn. Da kann sich schon was verändern, sagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird sie bald produciren, sagt die dritte. Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig, erinnert sich immer des stolzen Clavigo, der sich nie öffentlich sehen ließ, ohne eine stattliche, herrliche, hochaugige Spanierinn im Triumph aufzuführen, deren volle Brust, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen, die Welt rings umher zu fragen schienen: Bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Übermuth den seidnen Schleppreck so weit hinten aus im Winde segeln ließ, als möglich, um ihre Erscheinung ansehnlicher und

würdiger zu machen. — Und nun erscheint der Herr — und allen Leuten versagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit seiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Franzosinn, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, wenn sie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinselt hat. O Bruder, ich werde rasend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quästioniren und nicht begreifen können —

Clavigo ihn bey der Hand fassend. Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrak, als ich Marien wiedersah! Wie entstellt sie ist, — wie bleich, abgezehrt. O das ist meine Schuld, meiner Verrätherey! —

Carlos. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! so alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die

die Peſt unter deine Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie ſeyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närriſch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was ſoll ich dir ſagen, als ich ſie wider ſah; im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein: aber Liebe — ſieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich ſtrebte munter zu ſeyn, wieder vor denen Menſchen, die mich umgaben, den Glücklichen zu ſpielen: es war alles vorbey, alles ſo ſteif, ſo ängſtlich. Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! und du willſt ſie heirathen?

Clavigo ſteht ganz in ſich ſelbſt verſunken, ohne zu antworten.

Carlos. Du bist hin! verloren auf ewig. Leb wohl, Bruder! und laß mich alles vergessen, laß mich mein einsames Leben noch so aufknirschen, über das Schicksal deiner Verblendung. Ha! das alles! sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde befriedigen! dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem sie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärst du nie gestiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden sie das ansehn! Da ist der Bruder, werden sie sagen! das muß ein braver Kerl seyn, der hat ihn in's Beckshorn gejagt, er hat sich nicht getraut, ihm die Spitze zu biethen. Ha! werden unsre schwadronirende Hofjunker sagen, man sieht immer, daß er kein Cavalier ist. Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen sollen, und patscht

ſich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, dein Reitknecht zu ſeyn.

Clavigo fällt in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strom von Thränen dem Carlos um den Hals. Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt — ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, dieſe jugendlichen Raſereyen, dieſe ſtürmenden Thränen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſeyn, ich hoffte, dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den du ehemals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! Wirft ſich in einen Seſſel.

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten haſt, die du nicht endigen wirſt! Mit deinem Herzen, deinen Geſinnungen, die ei-

nen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Hang nach Größe verbinden! Und was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehn über andre zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer ist, als andrer Herzen; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinaus zu setzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit allen deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch. Fasse dich, beruhige dich.

Clavigo richtet sich auf, sieht Carlos an, und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt.

Carlos. Auf! auf mein Freund! und entschließe dich. Sieh, ich will alles bey Seite setzen, ich will sagen: hier liegen zwey Vorschläge auf gleichen Schalen. Entweder du heirathest Marien, und findest dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führst auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen

Ziele. — Ich will alles bey Seite ſetzen und will ſagen: die Zunge ſteht inne, es kommt auf deinen Entſchluß an, welche von beyden Schalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchließe dich. — Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zween Empfindungen ſchwebt, gern beyde vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts ſie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gib Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Worten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Wirkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und ſo genieße das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beyfall eines bedächtigen Gewiſſens und alle Seligkeit, die denen Menſchen gewährt iſt, die im Stande ſind, ſich ihr eigen Glück und die Freuden der

Ihrigen zu machen — Entſchließe dich; ſo will ich ſagen, du biſt ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er ſchläft in dir, und ich will blaſen, bis er in Flammen ſchlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe, die dich erwarten. Ich will dir dieſe Ausſichten nicht mit dichteriſchen bunten Farben vormahlen; ſtelle ſie dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit dar, wie ſie in voller Klarheit vor deiner Seele ſtanden, ehe der Franzöſiſche Strudelkopf dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg ſtracks, ohne rechts und links zu ſehen. Möge deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menſchen eben auch darin außerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen; daß der, deſſen Werk es iſt, ein großes Ganze zu überſehen,

zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläſſiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du biſt wieder bey dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckchen und die beſcheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamſt. Was das Mädchen für dich gethan hat, haſt du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — Oh! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben ſo viel

und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen —. und wird dir einfallen, deinem Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreyßig Jahren das Abc gelehrt hat? Nun, Clavigo.

Clavigo. Das iſt all gut, im Ganzen magſt du Recht haben, es mag alſo ſeyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gib Rath, da ſchaff' Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach' mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn. Zuerſt gehſt du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich habe ſie ſchon, er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Trefflich, Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du haſt mich ſo lange reden laſſen. — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heirathen; die Urſache könne er erfahren, wenn er ſich heut Nacht von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wolle. Und ſomit ſignirt.“ — Komm, Clavigo, ſchreib das. Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo geht nach dem Tiſche.

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag! Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen, ſein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unſers Gleichen achten. Alſo hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bey dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, dich erſt mit freund-

lichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und sie auszustreuen weggegangen ist. Das bricht ihm den Hals: er soll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du hast Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdessen, bis der Prozeß eingeleitet ist, bis dahin uns der Herr noch allerley Streiche machen könnte, das Gewisse spielten, und ihn kurz und gut bey'm Kopf nähmen?

Clavigo. Ich verstehe, und kenne dich, daß du Mann bist, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich schon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe und dabey war, da dem Ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte standen, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte. Und somit läßt du mir freye Hand, du brauchst nichts zu thun, nichts zu schreiben. Wer den

Bruder einſtecken läßt, gibt pantomimiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos: es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch, und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! pah! Kindereyen! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang' kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreutz, er kehrt betutzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſey's denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbesorgt — Noch eine Vorsicht! Man kann nicht wissen, wie's verschwätzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich, und alles geht zu Grunde. Drum begib dich aus deinem Hause, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laß nur das nöthigste zusammenpacken. Ich schicke dir einen Burschen, der dir's forttragen und dich hinbringen soll, wo dich die heilige Herrmandad selbst nicht findet. Ich hab' so ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Frisch! Frisch! Wenn's vorbey ist, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais mit Arbeit.

Marie. So ungestüm ist Buenco fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie konnte er den Anblick des Menschen ertragen, den er doppelt hassen muß?

Marie. Er ist der beste, tugendhafteste Bürger, den ich je gekannt habe. Sie die Arbeit zeigend. Mich dünkt, ich mach' es so? Ich ziehe das hier ein, und das Ende steck' ich hinauf. Es wird gut stehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen! es kleid't mich kein's besser. Du lächelst?

Marie. Ich lache über mich selbst. Wir Mädchen sind doch eine wunderliche Nation, kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, so ist gleich Putz und Band, was uns beschäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verließ, war nichts im Stande, dir eine Freude zu machen.

Marie fährt zuſammen und ſieht nach der Thür.

Sophie. Was haſt du?

Marie beklemmt. Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl' wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie auf die Bruſt deutend. Es drückt mich hier ſo. — Es ſticht mich ſo. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude,

daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in seinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schwester, meine liebe Einzige! Du nagst mit solchen Grillen an dir selber.

Marie. Warum soll ich mich betrügen?

Sophie. Du bist jung und glücklich und kannst alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der süße einzige Balsam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume schweben vor mir, und begleiten die geliebte Gestalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reitzend ist er! Seit ich ihn nicht sah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll — es haben sich alle große Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er ist ein Mann worden, und muß mit diesem reinen Gefühle seiner selbst, mit dem er auftritt, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß

alle Herzen wegreißen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth — Und jezt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais kommt.

Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg, lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt du, Bruder? — aufſpringend und ihm um den Hals fallend. Lieber Bruder, was haſt du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, ſo ſag' mir, was du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ach ich sehe dein Angesicht nur wenige Zeit; aber schon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich lese jedes Gefühl dieser unverstellten, unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du hast etwas, das dich stutzig macht. Rede, was ist's?

Beaumarchais. Es ist nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde ist's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bey Clavigo. Er ist nicht zu Hause.

Sophie. Und das verwirrt dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner sagt, er sey verreis't, er wisse nicht wohin? es wisse niemand, wie lange? Wenn er sich verläugnen ließe! wenn er wirklich verreis't wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais Deine Zunge lügt. Ha! Die Blässe deiner Wangen, das Zittern

deiner Glieder, alles spricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannst. Liebe Schwester! faßt sie in seine Arme, an diesem klopfenden, ängstlich bebenden Herzen schwör' ich dir. Höre mich, Gott, der du gerecht bist! Höret mich, alle seine Heiligen! Du sollst gerächet werden, wenn er — die Sinne vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräßlichen Meineids sich schuldig machte, unsers Elends spottete — Nein, es ist, es ist nicht möglich, nicht möglich — Du sollst gerächet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schone ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie setzt sich.

Sophie. Was hast du? du wirst ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du bist gleich so besorgt.

Sophie reicht ihr Wasser. Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſoll's? — Nun meinetwegen, gib her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? Wo iſt Buenco? Schicke nach ihnen, ich bitte dich.

Sophie ab.

Beaumarchais. Wie iſt dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir ſchwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchſt du nichts niederſchlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

Soeben gibt ein Courier dieſen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen habe.

Marie. Willſt du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen.

Sophie. Mein Bruder! hebt den Brief auf und lieſt.

Marie. Laß mich ihn sehn! ich muß — will aufstehn. Weh! Ich fühl's. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais aufſpringend. Er verräth uns! an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt. Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — und ich ſtehe hier! Wohin? — Was? — Ich ſehe nichts, nichts! keinen Weg! keine Rettung! Wirft ſich in den Seſſel.

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſey er unter einem falſchen

Nahmen in sein Haus geschlichen, habe ihm im Bette die Pistole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine schimpfliche Erklärung zu unterschreiben; und wenn er sich nicht schnell aus dem Königreiche entfernt, so schleppen sie ihn in's Gefängniß, daraus ihn zu befreyen, der Gesandte vielleicht selbst nicht im Stande ist.

Beaumarchais aufspringend. Ja sie sollen's! sie sollen's! sollen mich in's Gefängniß schleppen. Aber von seinem Leichname weg, von der Stäte weg, wo ich mich in seinem Blute werde gelezt haben. — Ach! der grimmige, entsetzliche Durst nach seinem Blute füllt mich ganz. Dank sey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menschen mitten im glühenden unerträglichsten Leiden ein Labsal sendest, eine Erquickung. Wie ich die dürstende Rache in meinem Busen fühle! wie aus der Vernichtung meiner selbst, aus der stumpfen Unentschlossenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach seinem Blute herausreißt, mich über

mich selbst reißt! Rache! Wie mir's wohl ist! wie alles an mir nach ihm hin strebt, ihn zu fassen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du bist fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Desto besser. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne sey! ganz mein eigen das Gefühl: ich hab' ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe dich nicht retten können, so sollst du gerächet werden. Ich schnaube nach seiner Spur, meine Zähne gelüstet's nach seinem Fleisch, meinen Gaumen nach seinem Blut. Bin ich ein rasendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig hassen, der mir ihn jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderisch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert,

ihn aufſuchen! Wo iſt Buenco? Helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! Du biſt außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ' ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.

Buenco kommt.

Auf, Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verloren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte dich fußfällig, ſag' mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! Führt zurück. Clavigo! —

Sophie. Hülfe, sie stirbt!

Marie. Verlaß' uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais fällt für Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu sich selbst kommt.

Dich verlassen! Dich verlassen!

Sophie. So bleib', und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet hast. Du bist hin, o meine Schwester! durch die Unbesonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schwester!

Sophie (wollend. Retter! — Rächer! — Hilf dir selber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Gib mir sie wieder! Und dann geh in Kerker, geh auf's Martergerüst, geh, vergieße dein Blut, und gib mir sie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und ist sie hin, ist sie todt — so erhalte dich uns! (Ihm um den Hals fallend. Mein Bruder, erhalte dich uns!

unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenco. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais faßt auf Marien und führt ſie. Schweſter! Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenco mit Beaumarchais ab.

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie aus dem Zimmer zurückkommend darein man Marien gebracht hat. Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! ab.

Fünfter Act.

Straße vor dem Hause Guilberts. Nacht.

Das Haus ist offen. Vor der Thür stehen drey in schwarze Mäntel gehüllte Männer mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich sagte dir's, du solltest diese Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müssen, und Sie eilen so. Es ist nicht weit von hier, wo Don Carlos sich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesschauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen sie begraben?

Bedienter geht zu den Männern. Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

Clavigo setzt sich auf einen Stein und verhüllt sich.

Bedienter kommt zurück. Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo aufspringend. Mußtest du's wiederhohlen, Verräther! Das Donnerwort wiederhohlen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen schlägt!

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie. Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie schweben.

Clavigo. Geh in die Hölle! ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er iſt außer ſich! ab.

Clavigo. In der Ferne die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! — Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verräthereyen ahndungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. Ich komme! Ich komme! — Verſchwindet, Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schrecknissen mir in den Weg ſtellt — geht auf ſie los. Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! Weh mir! es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr? — Kannſt du's faſſen? — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume zu deinen Füßen — und du — Erbarm dich meiner Gott im Himmel, ich habe

ſie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft den Miſſethäter ſahtin dem Gefühl des innigſten Glückes dieſe Schwelle verlaſſen, durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gegitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden! — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glückes mit Grabegeſang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! Eine traurige Muſik tönt einige Laute von innen. Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet, haltet! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehen! Er geht auf's Haus los. Ha! wem, wem wag' ich's unter's Geſicht zu treten? wem in ſeinen entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden? Ihrem Bruder? dem wüthender Jammer den Buſen füllt! Die Muſik geht wieder an. Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgibt mich! Welches Beben hält mich zurück!

Die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thür, es treten noch drey andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechs tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht. **Guilbert, Buenco** in tiefer Trauer.

Clavigo hervortretend. Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! Die Träger ſtehen.

Buenco. Wer unterſteht ſich den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! iſt deiner Schandthaten kein Ende? iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! Er wirft das Tuch ab und den Deckel. Marie liegt weißgekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.

Buenco. Willst du sie erwecken, um sie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! Er fällt vor dem Sarge nieder.

Beaumarchais. Buenco hat mich verlassen. Sie ist nicht todt, sagen sie, ich muß sehen, trotz dem Teufel! Ich muß sie sehen. Fackeln! Leiche! Er rennt auf sie los, erblickt den Sarg und fällt sprachlos drüber hin, man hebt ihn auf, er ist wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.

Clavigo der an der andern Seite des Sargs aufsteht. Marie! Marie!

Beaumarchais auffahrend. Das ist seine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang' der Stimme sich eine glühende Wuth in meine Adern goß?

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais wild hinsehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn.

Clavigo. Ich fürchte deine glühende Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens!

Sieh hier her, dieses geschlossene Auge, diese gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigst du mir das? Er reißt sich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, sie fechten, Beaumarchais stößt ihm den Degen in die Brust.

Clavigo sinkend. Ich danke dir, Bruder! Du vermählst uns. Er sinkt auf den Sarg.

Beaumarchais ihn wegreißend. Weg von dieser Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! Die Träger halten ihn.

Beaumarchais. Blut! Blick' auf, Marie, blick' auf deinen Brautschmuck und dann schließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruhestäte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Bruder! Gott! was gibt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und schau. Ich hoffte ihr Brautbette mit Rosen zu bestreuen; sieh die Rosen, mit denen ich sie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir sind verloren!

Clavigo. Rette dich, Unbesonnener! rette dich, eh' der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer sandte, begleite dich. — Sophie — verzeih mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beaumarchais. Wie sein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöscht! wie mit seinem wegfliehenden Leben meine Wuth verschwindet! Auf ihn losgehend: Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! Buenco zaudert.

Sophie. Gib sie ihm, Buenco.

Clavigo. Ich danke dir! du bist die alte. Ich danke euch! Und wenn du noch hier diese Stätte umschwebst, Geist meiner Geliebten, schau herab, sieh diese himmlische Güte, sprich deinen Segen dazu, und verzeih mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab sie mir? Wie starb sie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Nahme! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den eurigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du ſiehſt hier die Opfer deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da? Lauft nach Wundärzten! Bedienter ab.

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette! rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb' ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze, und — ab!

Carlos mit dem Fuße ſtampfend. Clavigo! Clavigo!

Clavigo ſich dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen. Marie! deine Hand! Er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.

Sophie zu Beaumarchais. Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ah!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais küßt Sophien um den Hals.

Sophie umarmt ihn, indem ſie zugleich eine Bewegung macht ihn zu entfernen.

Die Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel

in einem Act.

Personen.

Wilhelm, ein Kaufmann.

Marianne, seine Schwester.

Fabrice.

Briefträger.

Wilhelm

an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren.

Dieſe Woche wieder zwey neue Kunden; Wenn man ſich rührt, gibt's doch immer etwas; ſollt' es auch nur wenig ſeyn, am Ende ſummirt ſich's doch, und wer klein Spiel ſpielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verluſt iſt zu verſchmerzen. Was gibt's?

Briefträger. Einen beſchwerten Brief, zwanzig Ducaten franco halb.

Wilhelm. Gut! ſehr gut! Retir' Er mir's zum übrigen.

Briefträger ab.

Wilhelm den Brief anſiehend. Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht ſagen, daß ich ſie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerad bezahlen, und mißbrauche ſeine Gutheit nicht weiter. Geſtern ſagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und ſo mahnt mich ſeine Gegenwart juſt doppelt. Indem er die Schatulle aufmacht und zählt. In vorigen Zeiten, wo ich ein Bißchen bunter wirthſchaftete, konnt' ich die ſtillen Gläubiger am wenigſten leiden. Gegen einen der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverſchämtheit und alles was dran hängt; der andere, der ſchweigt, geht gerade an's Herz, und fordert am dringendſten, da er mir ſein Anliegen überläßt. Er legt Geld zuſammen auf den Tiſch. Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthſchaft heraus und wieder geborgen bin! Er hebt ein Buch auf. Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verſchleuderte. — Und ſo — Kann ich's ausdrücken? — — Doch du thuſt

nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde liebe Geschöpf nicht wäre, saß' ich hier, und vergliche Brüche? — O Marianne! wenn du wüßtest, daß der, den du für deinen Bruder hältst, daß der mit ganz andern Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! — ach! — es ist doch bitter — — Sie liebt mich — ja als Bruder — Nein, pfui! das ist wieder Unglaube, und der hat nie was gutes gestiftet. — Marianne! ich werde glücklich seyn, du wirst's seyn, Marianne!

Marianne. Was willst du, Bruder? Du riefst mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht dich der Muthwille, daß du mich aus der Küche hereinverirst?

Wilhelm. Du siehst Geister.

Marianne. Sonst wohl. Nur deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machst du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein Paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut' Abend mitessen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie sind bald fertig, du darfst's nachher nur sagen. Er muß mich auch sein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernst wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübsch. Und wenn du hernach bey Tische sitzest und den Kopf hängst, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachst, wenn ich ein Liedchen anfange das dir lieb ist.

Wilhelm. Hast du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja wer euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn du sonst nichts hast, so geh' ich wieder; denn ich habe noch allerley zu thun. Adieu. —. Nun gib mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten sind, sollst du einen zum Nachtisch haben.

Marianne. Es ist doch verwünscht, was die Brüder grob sind! Wenn Fabrice oder sonst ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die sprängen Wände hoch, und der Herr da verschmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. ab.

Wilhelm. Engel! lieber Engel! daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! — Siehst du denn auf uns herunter, heilige Frau, die du mir diesen Schatz aufzuheben gabst? — Ja, sie wissen von uns droben! sie wissen von uns! — Charlotte, du konntest meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du mir scheidend deine Tochter anvertrautest! Du gabst mir alles was ich bedurfte, knüpftest mich an's Leben! Ich liebte sie als dein Kind — und nun! — Noch ist mir's Täuschung. Ich glaube dich wieder zu sehen, glaube, daß mir das Schicksal verjüngt dich wieder gegeben hat,

daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traum des Lebens nicht konnte! nicht ſollte! — Glücklich! glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel! -

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich; es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Da liegen deine dreyhundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein gibſt du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du ſie weiter brauchſt —

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar, nur jetzt nimm ſie zu dir. — Höre, Charlottens Andenken iſt dieſen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hätteſt ſie kennen ſollen! Ich ſage dir, es war eins der herrlichſten Geſchöpfe.

Fabrice. Sie war Wittwe, wie du ſie kennen lerneteſt?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich geſtern noch einen ihrer Briefe. Du biſt der einzige Menſch, der je was davon geſehen hat.

Er geht nach der Schatulle.

Fabrice vor ſich. Wenn er mich nur jetzt verſchonte! Ich habe die Geſchichte ſchon ſo oft gehört! Ich höre ihm ſonſt auch gern zu, denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und juſt möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe, ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und bin's nicht mehr."

Fabrice. Eine ſchöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war sie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir schon oft gesagt, wie ich durch sie ein ganz anderer Mensch wurde. Beschreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich denn zurück und mein väterliches Vermögen von mir verschwendet sah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbiethen, konnte ihren Zustand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum erstenmal den Trieb, mir einen nöthigen schicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdrossenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich heraus zu reißen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte so ein mühseliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte sich zusehens — und sie starb — Ich konnte nicht bleiben. Du ahndest nicht was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr sehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlassen, wo sie ruhte. Sie schrieb mir kurz vor ihrem Ende — Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.

Fabrice. Es ist ein herrlicher Brief, du hast mir ihn neulich gelesen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und les' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift sehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, sie sey noch da — Sie ist auch noch da! — Man hört ein Kind schreyen. Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat sie wieder den Jungen unsers Nachbars; mit dem treibt sie sich täzlich herum, und stört mich zur unrechten Zeit. An der Thür. Marianne, sey still mit dem Jungen, oder schick' ihn fort, wenn er unartig ist. Wir haben zu reden. Er steht in sich gekehrt.

Fabrice. Du solltest diese Erinnerungen nicht so oft reitzen.

Wilhelm. Diese Zeilen sind's! diese letzten! der Abschiedshauch des scheidenden Engels. Er legt den Brief wieder zusammen. Du hast recht, es ist sündlich. Wie selten sind wir werth die vergangenen selig-elenden Augenblicke unsers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schicksal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzähltest du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, du hättest wenigstens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran sich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm sich lebhaft nach ihm wendend. Ihre Tochter? Es war ein holdes Blüthchen. Sie übergab mir's — Es ist zu viel, was das Schicksal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles sagen könnte —

Fabrice. Wenn dir's einmal um's Herz ist.

Wilhelm. Warum sollt' ich nicht —

Marianne mit einem Knaben. Er will noch gute Nacht sagen, Bruder. Du mußt ihm kein finster Gesicht machen, und mir auch nicht. Du sagst immer, du wolltest heirathen, und möchtest gerne viel Kinder haben. Die hat man nicht immer so am Schnürchen, daß sie nur schreyen, wenn's dich nicht stört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder ſind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterſchied ſeyn.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich ſeyn! Sie kauert ſich zum Knaben und küßt ihn. Ich habe Chriſteln ſo lieb! Wenn er erſt mein wäre! — Er kann ſchon buchſtabiren; er lernt's bey mir.

Wilhelm. Und da meinſt du, deiner könnte ſchon leſen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen, und lehren, und zu eſſen geben, und putzen, und allerley ſonſt.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitſpielen: der wiird' ihn ja wohl ſo lieb haben wie ich. Chriſtel muß nach Hauſ' und empfiehlt ſich. Sie führt ihn zu Wilhelmen. Hier, gib eine ſchöne Hand, eine rechte Patſchhand!

Fabrice vor sich. Sie ist gar zu lieb, ich muß mich erklären.

Marianne das Kind zu Fabricen führend. Hier dem Herrn auch.

Wilhelm vor sich. Sie wird dein seyn! Du wirst — Es ist zu viel, ich verdien's nicht. — laut. Marianne schaff' das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabricen bis zum Nachtessen; ich will nur ein paar Gassen auf- und ablaufen; ich habe den ganzen Tag gesessen.

Marianne ab.

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freyen Athemzug! — Mein Herz ist so voll, ich bin gleich wieder da! ab.

Fabrice. Mach' der Sache ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer länger und länger träzst, wird's doch nicht reifer. Du hast's beschlossen. Es ist gut, es ist trefflich! Du hilfst ihrem Bruder weiter, und sie — sie liebt mich nicht wie ich sie liebe. Aber sie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere als freund-

ſchaftliche Geſinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünſcht und wie beſtellt, die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — und wenn mich ihr Herz nicht verſchmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich ſicher.

Marianne und Fabrice.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeſchafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaß' ich's. Manchmal erbettelt ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkammerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach gar nicht. Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm in's Bette komm', iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich was er kann; manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice halb vor ſich. Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Fabrice. Sie ſind ihm auch Mutter.

Marianne ſteht in Gedanken.

Fabrice ſieht ſie eine Zeit lang an. Macht Sie der Nahme Mutter! traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur ſo.

Fabrice. Was, ſüße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es iſt mir nur manchmal ſo wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünſcht haben? —

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünſcht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal ſo ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg-

Meinen Bruder zu verlassen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übrige Aussicht möchte auch noch so reitzend seyn.

Fabrice. Das ist doch wunderbar! Wenn sie in einer Stadt bey einander wohnten, hieße das ihn verlassen?

Marianne. O nimmermehr! Wer sollte seine Wirthschaft führen? wer für ihn sorgen? — Mit einer Magd? — oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht sein Freund seyn? Könnten Sie drey nicht eben so eine glückliche, eine glücklichere Wirthschaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in seinen sauern Geschäften erleichtert werden? — Was für ein Leben könnte das seyn!

Marianne. Man sollt's denken. Wenn ich's überlege, ist's wohl wahr. Und hernach ist mir's wieder so als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es ist nun so. — Wenn ich aufwache, horch' ich', ob der Bruder schon auf ist; rührt sich nichts, hup bin ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Wasser über und über kocht, bis die Magd aufsteht, und er seinen Kaffee hat wie er die Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann setze ich mich hin und stricke Strümpfe für meinen Bruder, und hab' eine Wirthschaft, und messe sie ihm zehnmal an, ob sie auch lang genug sind, ob die Wade recht sitzt, ob der Fuß nicht zu kurz ist, daß er manchmal ungeduldig wird. Es ist mir auch nicht um's Messen, es ist mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmal ansehen muß, wenn er ein paar Stunden geschrieben hat, und er mir nicht hypochondrer wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich ansieht; ich seh's ihm an den Augen

ab, wenn er mir's gleich ſonſt nicht will merken laſſen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut als wenn er ernſt wäre oder böſe. Er thut wohl; ich peinigte ihn ſonſt den ganzen Tag.

Fabrice. Er iſt glücklich.

Marianne. Mein ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen ſollte. Ich thue doch auch alles für mich, und mir iſt als wenn ich alles für ihn thäte, weil ich auch bey dem was ich für mich thue immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er ſeyn! Wie dankbar würde er ſeyn, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal ſtell' ich mir's auch vor, und kann mir ein langes Mährchen erzählen, wenn ich ſo ſitze und ſtricke oder nähe,

wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, ſo will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich ſagte: „ich will euch lieb haben," und müßte gleich dazu ſetzen: „lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher." — — — Ach, Sie ſehen, daß das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da ſitzt der Knoten! Ja, wenn ſich Liebe herüber und hinüber zahlen ließe wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte wie eine ſchlechte Dienſtmagd. Bey einem Manne würde das alles erſt werden

müſſen, was hier ſchon iſt, was nie ſo wieder werden kann.

Fabrice. Es macht ſich viel.

Marianne. Ich weiß nicht. Wenn er ſo bey Tiſche ſitzt und den Kopf auf die Hand ſtemmt, niederſieht, und ſtill iſt in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang ſitzen und ihn anſehen. Er iſt nicht ſchön, ſag' ich manchmal ſo zu mir ſelbſt, und mir iſt's ſo wohl, wenn ich ihn anſehe. — Freylich fühl' ich nun wohl, daß es mit für mich iſt, wenn er ſorgt; freylich ſagt mir das der erſte Blick, wenn er wieder aufſieht, und das thut ein großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte der für Sie ſorgte! —

Marianne. Da iſt noch eins; da ſind eure Launen. Wilhelm hat auch ſeine Launen; von ihm drücken ſie mich nicht, von jedem andern wären ſie mir unerträglich. Er hat leiſe

Launen, ich fühl' sie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute theilnehmende liebevolle Empfindung wegstößt. — Es trifft mich! freylich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, so ist's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn sich nun aber einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen seine Hand anzubiethen?

Marianne. Er wird sich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird sich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie ſehen ihn vor Sich. Soll ich eine lange Rede halten? ſoll ich Ihnen hinſchütten was mein Herz ſo lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wiſſen Sie lange; ich biethe Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen geſehen, das ſo wenig dachte, daß es Gefühle dem der ſie ſieht erregen muß, als Dich. — Marianne, es iſt nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen ſpricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren, mein Haus iſt eingerichtet, wollen Sie mein ſeyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherley Schickſale gehabt, war mehr als Einmal entſchloſſen, mein Leben als Hageſtolz zu enden. Sie haben mich nun — Widerſtehen Sie nicht! — Sie kennen mich; ich bin Eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Öffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders ſeyn, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein Vermögen, zu dem ſeinen geſchlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben, er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden. Er faßt ihre Hand.

Marianne. Fabrice, es iſt mir nie eingefallen — In welche Verlegenheit ſetzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice kniet. Engel! Allerliebſte!

Marianne einen Augenblick ſtill. Gott! was hab' ich geſagt! ab.

Fabrice. Sie iſt Dein! — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändeley mit dem Bruder erlauben; das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll nichts dabey verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder ſo zu lieben, und gelegentlich wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache, woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammen wohnen. Ohne das hätt' ich des guten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit zeither ſchon gern ein Bißchen ausgeweitet; als Schwager wird's ſchon gehen. Er wird ſonſt ganz hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird alles hübſch! Er ſoll freyere Luft athmen; das Mädchen ſoll einen Mann haben — das nicht wenig iſt; und du kriegſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Ist dein Spatziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgasse hinauf und an der Börse zurück. Mir ist's eine wunderliche Empfindung Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' ist, theils darnach eilt, und man nur noch die Emsigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung sieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase beym Stümpfchen Licht ein Stück nach dem andern auf die Wage legte und ab- und zuschnitt, bis die Käuferinn ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in seiner Art. Ich glaub' es sind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käsemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt kriegt man lieb, und der Erwerb im Kleinen ist mir ehrwürdig,

seit ich weiß, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn groschenweise verdienen soll. Steht einige Augenblicke in sich gekehrt. Mir ist ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es sind mir so viel Sachen auf einmal und durcheinander eingefallen, — und das, was mich im Tiefsten meiner Seele beschäftigt — Er wird nachdenkend.

Fabrice vor sich. Es geht mir närrisch; sobald er gegenwärtig ist, unterstehʼ ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen was vorgegangen ist. — Laut. Wilhelm! sagʼ mir! du wolltest hier ausziehen? Du hast wenig Gelaß und siehst theuer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm zerstreut. Nein.

Fabrice. Ich dächte, wir könnten uns beyde erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könntest Du einnehmen; du ver-

heirathest dich doch so bald nicht. — Du hast den Hof und eine kleine Niederlage für deine Spedition, und gibst mir einen leidlichen Hauszins, so ist uns beyden geholfen.

Wilhelm. Du bist gar gut. Es ist mir warlich auch manchmal eingefallen, wenn ich zu dir kam und so viel leer stehen sah, und ich muß mich so ängstlich behelfen. — Dann sind wieder andere Sachen — — — Man muß es eben seyn lassen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hättest du mit deiner Schwester Platz, und mit einer Frau ging's eben so wohl.

Wilhelm lächelnd. Und meine Schwester?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm ist still.

Fabrice. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gib mir ſie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gib dein Wort. Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang' überlegt: ſie allein, du allein, ihr könnt mich ſo glücklich machen, als ich auf der Welt noch ſeyn kann. Gib mir ſie! Gib mir ſie!

Wilhelm verworren. Du weißt nicht was du willſt.

Fabrice. Ach wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen, was mir fehlt, und was ich haben werde, wenn ſie meine Frau und du mein Schwager werden wirſt?

Wilhelm aus Gedanken auffahrend, haſtig. Nimmermehr! nimmermehr!

Fabrice. Was haſt du? — Mir thut's weh — Den Abſcheu! — Wenn du einen

Schwager haben ſollſt, wie ſich's doch früh oder ſpäter macht, warum mich nicht? den du ſo kennſt, den du liebſt! Wenigſtens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — ich hab' keinen Verſtand.

Fabrice. Ich muß alles ſagen. Von dir allein hängt mein Schickſal ab. Ihr Herz iſt mir geneigt, das mußt du gemerkt haben. Sie liebt dich mehr als ſie mich liebt; ich bin's zufrieden. Den Mann wird ſie mehr als den Bruder lieben; ich werde in deine Rechte treten, du in meine, und wir werden alle vergnügt ſeyn. Ich habe noch keinen Knoten geſehen, der ſich ſo menſchlich ſchön knüpfte.

Wilhelm ſtumm.

Fabrice. Und was alles feſt macht — Beſter, gib du nur dein Wort, deine Einwilligung! ſag' ihr, daß dich's freut, daß dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte, als alles Bleiben geſagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön!

Wilhelm. Nein! nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle, du haſt keinen Widerwillen gegen mich, und biſt mir ſo entgegen? Sey's nicht! Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt mit uns glücklich ſeyn! — Verſag' meinen Wünſchen dein Wort nicht! dein freundlich Wort!

Wilhelm ſtumm in ſtreitenden Qualen.

Fabrice. Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — du willſt ſie haben? —

Fabrice. Was iſt das?

Wilhelm. Und ſie dich?

Fabrice. Sie antwortete wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — Ich ahnder's! ich fühlt' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was ſagen! — Das war's, was mir auf der Seele lag dieſen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es ſchlägt — — Nimm ſie! — Nimm ſie! — Mein Einziges — mein Alles.

Fabrice ihn ſtumm anſehend.

Wilhelm. Nimm ſie! — und daß du weißt, was du mir nimmſt — Pauſe. Er faßt ſich zuſammen. Von Charlotten erzählt' ich dir, dem Engel, der meinen Händen entwich, und mir ſein Ebenbild eine Tochter hinterließ — — und dieſe Tochter — ich habe dich belogen — ſie iſt nicht todt; dieſe Tochter iſt Marianne! — Marianne iſt nicht meine Schweſter!

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von dir hätt' ich das fürchten ſollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht, und verſchloß dir mein Haus, wie jedem in den erſten Tagen, da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kälte gegen die Weiber einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dein Gefühl für ſie für das wahre brüderliche: und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie! —

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu. ab.

Wilhelm. Geh' nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf Einmal — Am Abgrunde! Und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte — Weg! und durch ihn, den Verräther! der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen —! — O Wilhelm! Wilhelm! du biſt ſo weit gebracht, daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn mußt! — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vergeltendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? — Verzeiht! es iſt lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich ſchien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtſinnigen Gefälligkeiten ſchloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich ſo geſtraft werden? —

Soll ich Mariannen verlieren, die letzte meiner Hoffnungen, der Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! Er bleibt ſtill.

Marianne naht verlegen. Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du mußt mir vergeben, ich bitte dich um alles. Du biſt böſe, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es iſt mir ganz wunderlich.

Wilhelm ſich zuſammen nehmend. Was haſt du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's ſo confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm halb bitter. Sag's heraus, du ſchlägſt ein?

Marianne. Nein, nicht um's Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen, ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du bist gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte. Ein- für allemal, ich kann Fabricen nicht heirathen.

Wilhelm steht auf und nimmt sie bey der Hand. Wie Marianne?

Marianne. Er war da, und redete so viel, und stellte mir so allerley vor, daß ich mir einbildete, es wäre möglich. Er drang so, und in der Unbesonnenheit sagt' ich, er sollte mit dir reden. — Er nahm das als Jawort, und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir gesprochen.

ich zu Emilien. Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird, versetzte diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten wie wir wollten. Wir müssen sie gewähren lassen, sagte Emilie, sie will nun nicht anders! Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte sie am meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun! ich bezahlte die Alte reichlich für das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde. Die Alte war bereit. — Lassen Sie mich nicht dabei seyn! rief ich, und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Geben und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. — Sie liegt im Bette, sagte Emilie, und ich sehe es gern: haben Sie deßhalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit

lindert ſich am erſten, wenn ſie ſich körperlich für krank halt; ſterben mag ſie nicht gern, und ſo thut ſie alsdann was wir wollen. Wir haben gewiſſe Hausmittel, die ſie zu ſich nimmt und ausruht; und ſo legen ſich nach und nach die tobenden Wellen. Sie iſt gar zu gut und liebenswürdig bei ſo einer eingebildeten Krankheit, und da ſie ſich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenſchaft angegriffen iſt, ſo ſinnt ſie ſich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen ſie ſich auf eine angenehme Weiſe fürchtet, wie Kinder, denen man von Geſpenſtern erzahlt. So hat ſie mir geſtern Abend noch mit großer Heftigkeit erklart, daß ſie dießmal gewiß ſterben würde, und man ſollte den undankbaren falſchen Freund, der ihr erſt ſo ſchön gethan und ſie nun ſo übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn ſie wirklich ganz nahe am Tode ſey: ſie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch ſogleich den Geiſt aufgeben. — Ich weiß mich nicht ſchuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, der mir dieſes Zeugniß am beſten ertheilen kann. Emilie lachelte und verſetzte: Ich verſtehe Sie, und wenn wir nicht klug und entſchloſſen ſind, ſo kommen wir alle zuſammen in eine üble Lage. Was werden Sie ſagen, wenn ich Sie erſuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzuſetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billete, und mein Vater äußerte ſchon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch langer Geld abzunehmen: es müßte denn ſeyn, daß Sie ſich der Tanzkunſt auf eine ernſtlichere Weiſe widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, beſaßen Sie nun. — Und dieſen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? verſetzte ich. — Eben ich, ſagte ſie, aber nicht aus mir ſelbſt. Hören Sie nur. Als Sie vorgeſtern wegeilten,

ließ ich die Karte auf Sie ſchlagen, und derſelbe Ausſpruch wiederholte ſich dreimal und immer ſtärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten ſich in einiger Entfernung. Meine arme Schweſter beſonders ſtand immer am weiteſten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite: denn es ſtellte ſich ein Dritter dazwiſchen. Ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach dieſem Bekenntniſſe werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am beſten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugeſagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was wurden Sie für einen Stand zwiſchen zwei Schweſtern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kalte unglücklich gemacht hatten, und alle dieſe Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht ſchon wüßten, wer Sie ſind und was Sie zu hoffen haben, ſo hatte mir es die Karte aufs deutlichſte vor Augen geſtellt. Leben Sie wohl, ſagte ſie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — Nun, ſagte ſie, indem ſie mich gegen die Thure führte, damit es wirklich das letztemal ſey, daß wir uns ſprechen, ſo nehmen Sie, was ich Ihnen ſonſt verſagen würde. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs zartlichſte. Ich umfaßte ſie und drückte ſie an mich.

In dieſem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schweſter ſprang in einem leichten aber anſtändigen Nachtkleide hervor und rief: Du ſollſt nicht allein von ihm Abſchied nehmen! Emilie ließ mich fahren und Lucinde ergriff mich, ſchloß ſich feſt an mein Herz, drückte ihre ſchwarzen

Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen, und hier entstand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt, und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrug's; ich weiß aber wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten. Ich bin offen und gutmüthig, und jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder was hinter dir verborgen sey. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig, als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht.

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt,

die ſich im Reden immer mehr erhitzte, und ſich über gewiſſe beſondere Dinge herausließ, die mir zu wiſſen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schweſter zu begütigen ſuchte, gab mir hinterwarts ein Zeichen, daß ich mich entfernen ſollte; aber wie Eiferſucht und Argwohn mit tauſend Augen ſehen, ſo ſchien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie ſprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie ſtand vor mir und ſchien auf etwas zu ſinnen. Drauf ſagte ſie: ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Anſprüche auf Sie. Aber du ſollſt ihn auch nicht haben, Schweſter! Sie faßte mich mit dieſen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem ſie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Geſicht an das ihre drückte und mich zu wiederholtenmalen auf den Mund küßte. Nun, rief ſie aus, fürchte meine Verwünſchung. Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erſtenmale nach mir dieſe Lippen kußt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich dießmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie was Sie können!

Ich flog die Treppe hinunter mit dem feſten Vorſatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Zehntes Buch.

Die Deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Ansehen, als in sofern sonst ein Verhältniß ihnen günstig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren seyn sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und ächteste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes desselben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günther's einschlug, erschien in der Welt auf die traurigste Weise subordinirt, als Spaßmacher und Schmarutzer, so daß er sowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte, der man nach Belieben mitspielen konnte.

Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute, wie Hagedorn, stattliche Burger, wie Brockes, entschiedene Gelehrte, wie

Haller, erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die, neben jenem angenehmen Talente, sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deßhalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigner Art, weil man die heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen legt er, von Jugend an, einen großen Werth auf sich selbst und auf alles was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten dankbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held seyn, den er, durch irdische Gemeinheit und Leiden, zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich, nach

trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Conception und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, theilt sich noch jetzt einem jeden mit, der die ersten zehn Gesänge lies't, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz, durch manche reine Zähre, lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth gewesen sey. Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung, alles

iſt von der Art, um ſich deſſelben einſt im Kreiſe der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieſes ehrenhafte Verfahren gegen ſich ſelbſt ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgeſinnten Dänemark, in dem Hauſe eines großen, und auch menſchlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreiſe, der zwar in ſich abgeſchloſſen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerkſamkeit gegen die Welt gewidmet war, entſchied ſich ſeine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemeſſene Rede, ein Laconismus, ſelbſt wenn er offen und entſcheidend ſprach, gaben ihm durch ſein ganzes Leben ein gewiſſes diplomatiſches, miniſterielles Anſehen, das mit jenen zarten Naturgeſinnungen im Widerſtreit zu liegen ſchien, obgleich beide aus Einer Quelle entſprangen. Von allem dieſen geben ſeine erſten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und ſie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch perſönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, iſt kaum als eine ſeiner entſchiedenen Eigenſchaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein ſolches Förderniß junger Leute im literariſchen Thun und Treiben, eine Luſt, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünſtigte Menſchen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen Deutſchen Mann verherrlicht, der, in Abſicht auf Würde die er ſich ſelbſt gab, wohl als der zweite, in Abſicht aber auf lebendige Wirkung, als der erſte genannt werden darf. Niemanden wird entgehen, daß hier Gleim gemeint ſey. Im Beſitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militäriſche, bürgerliche, literariſche Betriebſamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte

einer groſen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derſelben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in ſich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte, deßwegen er ſich einem andern vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten ſich während ſeines ganzen langen Lebens unabläſſig durcheinander. Er hätte eben ſowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder ſpätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er ſich ſo viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm ſeine breite Poeſie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte als Duldung ſeiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den ſich beide Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch andere veranlaßt wurden, ſich auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen ſehr groſe und ſchöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieſes Bewußtſeyn, ſo ehrwürdig es iſt, führte für ſie ſelbſt, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Uebel herbei. Darf man beide Männer, nach ihren geiſtigen Wirkungen, unbedenklich groß nennen, ſo blieben ſie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältniſſe nichtig. Der Tag iſt lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; ſie legten daher auf ihre beſondern engen Zuſtände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die ſie ſich nur unter einander zugeſtehen mochten; ſie freuten ſich

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, mit all' der Liebe die ich zu dir habe, bey all' der Liebe mit der du mich liebst, mach' es wieder gut, bedenk' ihn.

Wilhelm vor sich. Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böse! Er soll auch nicht böse seyn. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer so fort. — Denn nur mit Dir kann ich leben, mit Dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und dieses hat's herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen — Ich liebe nur Dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Bester Bruder! Diese Viertelstunde über, — ich kann dir nicht sagen, was in meinem Herzen auf und ab gerannt ist. — Es ist mir wie neulich, da es auf dem Markte brannte und erst Rauch und Dampf über alles zog, bis auf Einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in Einer Flamme stand. —

mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn ſie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von andern Lob und Ehre wie ſie verdienten, ſie gaben ſolche zurück, wohl mit Maaß, aber doch immer zu reichlich, und eben weil ſie fühlten, daß ihre Neigung viel werth ſey, ſo gefielen ſie ſich, dieſelbe wiederholt auszudrücken, und ſchonten hierbei weder Papier noch Dinte. So entſtanden jene Briefwechſel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt ſich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn ſie kaum die Möglichkeit einſieht, wie vorzügliche Menſchen ſich an einer ſolchen Wechſelnichtigkeit ergötzen konnten, wenn ſie den Wunſch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben ſeyn. Allein man laſſe jene wenigen Bände doch immer neben ſo viel andern auf dem Bücherbrete ſtehen, wenn man ſich daran belehrt hat, daß der vorzüglichſte Menſch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er ſich zu ſehr auf ſich ſelbſt zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen verſäumt, wo er allein Nahrung für ſein Wachsthum und zugleich einen Maaßſtab deſſelben finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer ſtand in ihrer ſchönſten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unſerem Kreiſe zu regen anfingen, und ich war ſo ziemlich auf dem Wege mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älteren Perſonen, in ein ſolches wechſelſeitiges Schönethun, Geltenlaſſen, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte das was ich hervorbrachte immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht ſchlecht finden was man ihnen zu Liebe unternimmt und dichtet; aus ſolchen Verbindlichkeiten entſpringt zuletzt der Ausdruck eines leeren

Behagens an einander, in deſſen Phraſen ſich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit geſtählt wird.

Und ſo hatte ich von Glück zu ſagen, daß, durch eine unerwartete Bekanntſchaft, alles was in mir von Selbſtgefälligkeit, Beſpiegelungsluſt, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer ſehr harten Prüfung ausgeſetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur deſto eindringender und empfindlicher war.

Denn das bedeutendſte Ereigniß, was die wichtigſten Folgen für mich haben ſollte, war die Bekanntſchaft und die daran ſich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holſtein-Eutin, der ſich in traurigen Gemüthszuſtänden befand, auf Reiſen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unſere Societät, ſobald ſie ſeine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen ſich ihm zu nähern, und mir begegnete dieß Glück zuerſt ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gaſthof zum Geiſt gegangen, ich weiß nicht welch bedeutenden Fremden aufzuſuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzuſteigen im Begriff war, und den ich für einen Geiſtlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgeſteckt, das ſchwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer ſchwarzer ſeidner Mantel, deſſen Ende er zuſammengenommen und in die Taſche geſteckt hatte. Dieſes einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Weſen, wovon ich ſchon hatte ſprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling ſey, und meine Anrede mußte ihn ſogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung

seyn konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiederte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu seyn pflegte. Durch mannichfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelsammlung, die ich hauptsächlich durch des correspondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staats-Kalender eingerichtet, und war bei dieser Gelegenheit mit sämmtlichen Potentaten, größern und geringern Mächten und Gewalten, bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren diese heraldischen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei

der Krönungsfeierlichkeit zu ſtatten gekommen. Ich ſprach von dieſen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieſes ganze Intereſſe, ſondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von dieſem ſeinem Widerſprechungsgeiſte ſollte ich noch gar manches ausſtehen: denn er entſchloß ſich, theils weil er ſich vom Prinzen abzuſondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieſes Uebel iſt eins der beſchwerlichſten und unangenehmſten, und um deſto läſtiger, als es nur durch eine ſchmerzliche, höchſt verdrießliche und unſichere Operation geheilt werden kann. Das Thränenſäckchen nämlich iſt nach unten zu verſchloſſen, ſo daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Naſe hin und um ſo weniger abfließen kann als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch dieſe Secretion naturgemäß erfolgen ſollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeſchnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung geſetzten neuen Canal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communication zwiſchen beiden Theilen herzuſtellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erſt in jener Gegend äußerlich ein Einſchnitt gemacht worden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen, der Entſchluß war gefaßt, ſich durch Lobſtein operiren zu laſſen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu ſtatten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzuſtumpfen verſucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem ſo werthen Manne auf mancherlei Weiſe dienſtlich und

behülflich seyn. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich, und er schien derjenige von uns zu seyn, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir: denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Peglow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen, und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobstein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich seyn, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände, und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maaße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Cur besuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr

ſchätzen lernte. Die Einwirkung dieſes gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen ſchon einen großen Unterſchied macht; und da ich ihn für das anerkannte was er war, da ich dasjenige zu ſchätzen ſuchte was er ſchon geleiſtet hatte, ſo mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zuſtand nicht: denn ältere Perſonen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden geſucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte ſich anſtellen wie man wollte. Indem nun alſo auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beſtändig mit einander im Streit lagen; ſo entſtand ein Zwieſpalt in mir, der erſte in ſeiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da ſeine Geſpräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder ſich ſonſt auf eine Weiſe mittheilen, ſo mußte er mich zu neuen Anſichten täglich, ja ſtündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Weſen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntniſſe der Deutſchen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zuſtand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene myſtiſch-religiöſen chemiſchen Beſchäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was ſeit einigen Jahren in der weiten literariſchen Welt vorgegangen, war mir meiſtens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche daſſelbe zu nehmen ſchien. Er ſelbſt hatte ſich ſchon genugſam berühmt gemacht, und durch ſeine Fragmente, die kritiſchen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichſten

Männer geſetzt, welche ſeit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf ſich zogen. Was in einem ſolchen Geiſte für eine Bewegung, was in einer ſolchen Natur für eine Gährung müſſe geweſen ſeyn, läßt ſich weder faſſen noch darſtellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingeſtehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleiſtet hat.

Wir hatten nicht lange auf dieſe Weiſe zuſammengelebt, als er mir vertraute, daß er ſich um den Preis, welcher auf die beſte Schrift über den Urſprung der Sprachen von Berlin ausgeſetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war ſchon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine ſehr reinliche Hand ſchrieb, ſo konnte er mir bald ein lesbares Manuſcript heftweiſe mittheilen. Ich hatte über ſolche Gegenſtände niemals nachgedacht, ich war noch zu ſehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken ſollen. Auch ſchien mir die Frage einigermaßen müßig: denn wenn Gott den Menſchen als Menſchen erſchaffen hatte, ſo war ihm ja ſo gut die Sprache als der aufrechte Gang anerſchaffen; ſo gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, ſo gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu ſingen, und dieſe Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verſchiedene Weiſe zu modificiren vermöge. War der Menſch göttlichen Urſprungs, ſo war es ja auch die Sprache ſelbſt, und war der Menſch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Weſen, ſo war die Sprache gleichfalls natürlich. Dieſe beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals auseinander bringen. Süßmilch, bei einem cruden Realismus doch etwas phantaſtiſch geſinnt, hatte ſich für den göttlichen Urſprung entſchieden, das heißt, daß Gott den Schulmeiſter bei den erſten

Menſchen geſpielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Menſch als Menſch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müſſe. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner beſondern Kräftigung; allein ich ſtand nicht hoch genug, weder im Wiſſen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfaſſer daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweiſe herfloſſen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde geſcholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zuſtimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieſer Preisſchrift humoriſtiſch ab, und verſicherte, daß er gar nicht eingerichtet ſey, über ſo abſtracte Materien zu denken. Er drang vielmehr aufs l'Hombre, welches wir gewöhnlich Abends zuſammen ſpielten.

Bei einer ſo verdrießlichen und ſchmerzhaften Cur verlor unſer Herder nicht an ſeiner Lebhaftigkeit; ſie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet ſchreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt geweſen wäre. So ſchrieb er mir zum Beiſpiel einmal:

Wenn des Brutus Briefe dir ſind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Tröſter der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüſtete, tröſten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du ſtammſt, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, ſende mir ſie.

Es war freilich nicht fein, daß er ſich mit meinem Namen dieſen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menſchen iſt nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hangt

und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langern eingetauschten Autoren, und dazu noch verschiedene schöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung, mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbret aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterlei Thätigkeiten zersplitterte. Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente; deßwegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentation, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der Italianischen Schule nicht eingedrungen, aber Domenico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz ans gemeine Leben heran, und die so geistreichen als naiven Einzelnheiten seiner Compositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister,
Domenico Feti heißt er.
Der parodirt die biblische Parabel
So hübsch zu einer Narrenfabel,
Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder abstruse, muntre oder bittre Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte; so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, so viel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invectiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die Hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sey, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich verschlang das alles, und je heftiger im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was

Verlaß mich nicht! stoß' mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer so bleiben.

Marianne. Das eben ängstet mich so! — Ich will dir gern versprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich sorgen, immer immer so fort. — Da drüben wohnen so ein paar alte Geschwister zusammen; da denk' ich manchmal zum Spaß: wenn du so alt und schrumpflich bist, wenn ihr nur zusammen seyd.

Wilhelm sein Herz haltend, halb vor sich. Wenn du das aushälst, bist du nie wieder zu enge.

Marianne. Dir ist's nun wohl nicht so; du nimmst doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich sie auch noch so gerne lieben wollte — Es hat dich niemand so lieb wie ich, es kann dich niemand so lieb haben.

die Fülle dieſer wenigen Wochen betrifft, welche wir zuſammen lebten, kann ich wohl ſagen, daß alles, was Herder nachher allmählig ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodiſcher geweſen, ſo hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köſtlichſte Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerſt mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen ſehr großen Werth ſetzte. Anſtatt mich aber über dieſelben zu belehren und mir den Hang und Gang dieſes außerordentlichen Geiſtes begreiflich zu machen; ſo diente es ihm gewöhnlich nur zur Beluſtigung, wenn ich mich, um zu dem Verſtändniß ſolcher ſibylliſchen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug gebärdete. Indeſſen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zuſagte, dem ich mich überließ, ohne zu wiſſen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Cur länger als billig gedauert, Lobſtein in ſeiner Behandlung zu ſchwanken und ſich zu wiederholen anfing, ſo daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir ſchon heimlich anvertraut hatte, daß wohl ſchwerlich ein guter Ausgang zu hoffen ſey; ſo trübte ſich das ganze Verhältniß: Herder ward ungeduldig und mißmuthig, es wollte ihm nicht gelingen, ſeine Thätigkeit wie bisher fortzuſetzen, und er mußte ſich um ſo mehr einſchränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgiſchen Unternehmens auf Herders allzugroße geiſtige Anſtrengung und ſeinen ununterbrochenen lebhaften, ja luſtigen Umgang mit uns zu ſchieben anfing. Genug, nach ſo viel Qual und Leiden wollte die

künſtliche Thränenrinne ſich nicht bilden und die beabſichtigte Communication nicht zu Stande kommen. Man ſah ſich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehn zu laſſen. Wenn man nun bei der Operation Herder's Standhaftigkeit unter ſolchen Schmerzen bewundern mußte, ſo hatte ſeine melancholiſche, ja grimmige Reſignation in den Gedanken, zeitlebens einen ſolchen Makel tragen zu müſſen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er ſich die Verehrung derer, die ihn ſchauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieſes Uebel, das ein ſo bedeutendes Angeſicht entſtellte, mußte ihm um ſo ärgerlicher ſeyn, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmſtadt kennen gelernt und ſich ihre Neigung erworben hatte. Hauptſächlich in dieſem Sinne mochte er ſich jener Cur unterwerfen, um bei der Rückreiſe freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor ſeine Halbverlobte zu treten, und ſich gewiſſer und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, ſobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil ſein bisheriger Aufenthalt ſo koſtbar als unangenehm geweſen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen beſtimmten Termin zu erſtatten verſprach. Die Zeit verſtrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verlaugnete er ſich nicht: denn anſtatt eines Dankes, einer Entſchuldigung, enthielt ſein Schreiben lauter ſpöttliche Dinge in Knittelverſen, die einen andern irre, oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von ſeinem Werth einen ſo großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verſchlang, was ihm hatte ſchaden können.

Man ſoll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals,

am wenigsten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deßhalb will ich hier gewisse zudringende Bemerkungen einschalten.

Dank und Undank gehören zu denen, in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereignissen, worüber die Menschen sich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen: denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daseyn, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Laßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in und über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man sieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor: solchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben, in einem niederen Stande oder in einer hülflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt

durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, irdisch und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Compensation nicht gedacht werden kann. Lessing hat bei dem schönen Bewußtseyn, das ihm, in seiner besten Lebenszeit, über irdische Dinge zu Theil ward, sich hierüber einmal derb aber heiter ausgesprochen. Herder hingegen vergallte sich und andern immerfort die schönsten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Diese Forderung kann man gar wohl an sich machen: denn der Bildungsfähigkeit eines Menschen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig ist, ihn über seine Zustände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu statten; und überhaupt sollte man in manchen sittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu schwer nehmen, und sich nicht nach allzuernsten, weitliegenden Mitteln umsehen, da sich gewisse Fehler sehr leicht, ja spielend abthun lassen. So können wir zum Beispiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographischen Versuch ziemt es wohl, von sich selbst zu reden. Ich bin von Natur so wenig dankbar als irgend ein Mensch, und beim Vergessen empfangenes Guten konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten.

Diesem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderst, bei allem was ich besitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt, von wem ich es erhalten, es sey durch Geschenk, Tausch oder Kauf, oder auf irgend eine andre Art. Ich

habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das was uns umgiebt erhalt dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller, genetischer Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zustände wird das augenblickliche Daseyn erhöht und bereichert, die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwiedern leicht und wünschenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen geführt, was nicht sinnlicher Besitz ist, und man recapitulirt gar gern, woher sich unsere höheren Güter schreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folgereichen Verhältnisse zu Herdern den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung dessen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, besonders aber solcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernstlich beschäftigten, gegen Herdern immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an so manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich besonders wegen der Freude, die ich an Ovid's Metamorphosen gehabt, aufs strengste getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen wie ich wollte, ich mochte sagen, daß für eine jugendliche Phantasie nichts erfreulicher seyn könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu seyn; ich

mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernsthaften Mannes umständlich beibringen und solches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen: das alles sollte nicht gelten, es sollte sich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in diesen Gedichten finden; hier sey weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr sey Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierirte Darstellung, wie sie sich nur von einem Uebercultivirten erwarten lasse. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte: was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sey doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern und spätern, sey doch immer nur der Dichter Dichter gewesen; so wurde mir dieß nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte manches deßwegen ausstehen, ja mein Ovid war mir beinah dadurch verleidet: denn es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus.

Am sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des Erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des Andern klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter

und gequalter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andre, mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-cabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte. Von poetischen Arbeiten glaube ich ihm die Mitschuldigen vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei diesem allen blieb er der er war; was von ihm ausging wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins seiner Blätter, ja nur ein Couvert von seiner Hand, zerrissen oder verschleudert hatte; dennoch ist mir, bei den so mannichfaltigen Ort- und Zeitwechseln, kein Document jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herder's Anziehungskraft sich so gut auf andre als auf mich wirksam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treue redliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich interessiren, und seine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns andre: denn seine Gegenwirkung schien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältniß zu stehen. Jung's Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß

ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſeyn, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum Beſten haben konnte. Auch war Jung durch Herdern dergeſtalt eraltirt, daß er ſich in allem ſeinem Thun geſtärkt und gefördert fühlte, ja ſeine Neigung gegen mich ſchien in eben dieſem Maaße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Geſellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechſelſeitig die freundlichſten Dienſte.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundſchaftlichen Krankenſtube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Geſundheit des Geiſtes deuten; begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münſters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Geſellen uns öfters dorthin auf den Abend beſchieden, um mit gefüllten Römern die ſcheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor ſich alles Geſpräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und jeder beſtrebte ſich die entfernteſten Gegenſtände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterſcheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hulfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebſte und wertheſte geworden; und ſchon fehlte es auch mir nicht an einem ſolchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landſchaft hervortrat, mich doch mehr als alles andere mit einem lieblichen Zauber an ſich zog. Bei ſolchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reiſe verabredet, ja oft aus dem Stegreiſe unternommen, von denen ich nur eine ſtatt vieler umſtändlich erzählen will, da ſie in manchem Sinne für mich folgereich geweſen.

Mit zwei werthen Freunden und Tiſchgenoſſen, Engelbach

und Weyland, beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns, bei schönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur contrastirte die Person des Cardinals, ein kleiner zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich, und ein Canal drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, giebt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten daran hin und wieder und genossen mancher Partieen dieses schön gelegenen Ganzen, zu Ende der herrlichen Elsasser Ebene, am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut, und es uns in seiner Region wohl seyn lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen neben einander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewahrt. So gelangt man allmählig nach Pfalzburg, einer

neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um neun — hörten wir Musik; man walzte schon im Wirthshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth, in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brod auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieses architektonische Wunder zum zweitenmale anzustaunen, und uns der erquickenden Aussicht über das Elsaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerb, Feld- und Gartenbau, mit mäßiger Thätigkeit sich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geselligkeit ist nothwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbarer sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft

Wilhelm versucht zu reden.

Marianne. Du bist immer so zurückhaltend, und ich! hab's immer im Munde, dir ganz zu sagen, wie mir's ist, und wag's nicht. Gott sey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löst.

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du sollst mich nicht hindern, laß mich alles sagen! Dann will ich in die Küche gehen und Tage lang an meiner Arbeit sitzen, nur manchmal dich ansehn als wollt' ich sagen: du weißt's! —

Wilhelm stumm in dem Umfange seiner Freuden.

Marianne. Du konntest es lange wissen, du weißt's auch, seit dem Tod' unserer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bey dir zu seyn, als Dank für deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und

Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wunschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Garten zu beschauen. Mancherlei Luſtwaldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reſte mancher ähnlichen Anſtalten zeigten, wie angenehm dieſe kleine Reſidenz ehemals muſſe geweſen ſeyn.

Doch alle dieſe Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baſchberg die völlig paradieſiſche Gegend überſchaute. Dieſe Höhe, ganz aus verſchiedenen Muſcheln zuſammengehäuft, machte mich zum erſtenmale auf ſolche Documente der Vorwelt aufmerkſam; ich hatte ſie noch niemals in ſo großer Maſſe beiſammen geſehen. Doch wendete ſich der ſchauluſtige Blick bald ausſchließlich in die Gegend. Man ſteht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Waldchen durchzogene Fläche, von einem ernſten Gebirge begranzt, das ſich gegen Abend nach Zabern hin erſtreckt, wo man den biſchöflichen Palaſt und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr ſchwindende Bergkette der Vogeſen bis nach Süden hin. Wendet man ſich gegen Nordoſt, ſo ſieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felſen, und gegen Südoſt hat das Auge die unendliche Fläche des Elſaſſes zu durchforſchen, die ſich in immer mehr abduftenden Landſchaftsgründen dem Geſicht entzieht, bis zuletzt die ſchwäbiſchen Gebirge ſchattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sey, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Uebersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet sich am sichersten an diesen Leitfaden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, aus geologischem und politischem Landergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem theuren Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem andern war hier, wie im ganzen Landchen, der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat, und von dessen Daseyn noch manches schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug doppelte Wohlthäter zu seyn, einmal für die Gegenwart, die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen, und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauheren Westreiches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort antrafen, und gegenüber Neusaarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschloß,

erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Huhnau genannt, sich bis Saaralbe und weiter hin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehmaligen Gestütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen gegenwartig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten uber Saargemund nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hüglich, aber durch den letzten Fursten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Hauser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannichfaltigen Anblick gewahrt. Mitten auf einem schönen mit ansehnlichen Gebauden umgebenen Platze steht die Lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maaßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen am Abhange eines steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweis abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, sondern man hat sich auch untrn einen länglich viereckten Gartenplatz, durch Verdrängung des Flusses an der einen und durch Abschroten des Felsens an der andern Seite, verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefullt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftemalers zu Hulfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche, deuteten auf einen lebenslustigen Besitzer, wie der verstorbene Furst gewesen war; der gegenwartige befand

ſich nicht am Orte. Präſident von Günderode empfing uns aufs verbindlichſte und bewirthete uns drei Tage beſſer als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntſchaften, zu denen wir gelangten, um mich vielſeitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürſten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannichfaltigen Anſtalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur ſeines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Intereſſe der Berggegenden eingeweiht, und die Luſt zu ökonomiſchen und techniſchen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil meines Lebens beſchäftigt haben, zuerſt erregt. Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eiſen- und Alaunwerken, ja ſogar von einem brennenden Berge, und rüſteten uns, dieſe Wunder in der Nähe zu beſchauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen fruchtbaren Lande kommt, wüſt und traurig erſcheinen müſſen, und die nur durch den innern Gehalt ihres Schooßes uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem complicirten Maſchinenwerke bekannt, mit einer Senſenſchmiede und einem Drathzug. Wenn man ſich an jener ſchon erfreut, daß ſie ſich an die Stelle gemeiner Hande ſetzt, ſo kann man dieſen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organiſchen Sinne wirkt, von dem Verſtand und Bewußtſeyn kaum zu trennen ſind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieſes ſo nöthigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Weſens bemerkten und deſſen Nutzen erforſchten, antworteten die Arbeiter lachelnd, es ſey der Schaum, der ſich beim Alaunſieden obenauf werfe, und den

Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen. — Lebt Herr Stauf noch? rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und versicherte, daß wir, nach unserm Reiseplan, nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser heruntergeleitet wird, und an dem vornehmsten Stollen vorbei, den sie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Dutweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finsteren Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offnen Gruben, in welchen die geröfteten Alaunschiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begegniß. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Hohle war nahezu glühend, mit röthlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klunsen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufalliges Ereigniß, denn man weiß nicht wie diese Strecke sich entzündete, gewahrt der Alaunfabrication den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entstanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger

Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz frisch, jene Gluth nicht ahneten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verschiedene Oeffnungen, andere hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehn Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt ist. Es mag sich auch auf Klüften durch frische Kohlenlager durchziehen: denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein starker Dampf den Arbeitern entgegendrang und sie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Residenz unseres einsiedlerischen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daselbst sehr mannichfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphilosoph — Philosophus per ignem, wie man sonst sagte — hätte sich wohl nicht schicklicher ansiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk, so wie manche andere wohlgemeinte Anstalt, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände, die Unkosten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem

innigen Gefühl deſſen was mit Naturproducten alles zu leiſten wäre, ſich in einer abſtrusen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebenſachen gefielen, und bei unzulänglichen Kenntniſſen nicht fertig genug dasjenige zu leiſten verſtanden, woraus eigentlich ökonomiſcher und mercantiliſcher Vortheil zu ziehen iſt. So lag der Nutzen, den er ſich von jenem Schaum verſprach, ſehr im Weiten; ſo zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, ſeine Klagen einem menſchlichen Ohre mitzutheilen, ſchleppte ſich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhangenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen, den Berg hinauf, wo die Harzhütte ſteht, die er ſelbſt errichtet hat und nun mit großem Leidweſen verfallen ſieht. Hier fand ſich eine zuſammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeſchwefelt und zum Gebrauch bei Eiſenwerken tauglich gemacht werden ſollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja ſogar den Ruß nicht miſſen, und ſo unterlag den vielfachen Abſichten alles zuſammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürſten trieb man das Geſchäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweiſen war.

Nachdem wir unſern Adepten ſeiner Einſamkeit überlaſſen, eilten wir, — denn es war ſchon ſpät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigſten und wunderbarſten Werkthätigkeiten des menſchlichen Kunſtgeſchickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch faſt mehr als dieſe bedeutenden Erfahrungen intereſſirten uns junge Burſche, einige luſtige Abenteuer,

und bei einbrechender Finſterniß, unweit Neukirch, ein überraſchendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer zwiſchen Fels und Buſch um uns ſchwebten, ſo ſpielten uns nun die funkenwerfenden Eſſen ihr luſtiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem ſeltſamen Halbdunkel dieſer Bretter-Höhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräuſch des Waſſers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sauſen und Pfeifen des Windſtroms, der, in das geſchmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut iſt.

Aber ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Raſt finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und ſuchte das höher gelegene Jagdſchloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umriſſe nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einſam ſtand das wohlerhaltene Gebäude; kein Caſtellan, kein Jäger war zu finden. Ich ſaß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terraſſe hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachſenen finſteren Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finſterer erſchien, das brennende Sterngewölbe über mir, ſaß ich an der verlaſſenen Stätte lange mit mir ſelbſt und glaubte niemals eine ſolche Einſamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraſchte mich daher aus der Ferne der Ton von

ein Paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war, es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das, als eine schöne und merkwürdige Residenz, wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläufigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressiren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, so wie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne, und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fassern versehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier sich nach Getreide umzusehen. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden, und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht

verſagen. Dieſe iſt theils auf Felſen gebaut, theils in Felſen gehauen. Die unterirdiſchen Raume ſind beſonders merkwürdig; hier iſt nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menſchen und Vieh, ſondern man trifft ſogar groſſe Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle und was man unter der Erde ſonſt fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabſtürzenden Bächen folgten wir nunmehr durchs Barenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen ſind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tauſenden über einander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Geſpräche einiger Fußbegleiter der Name von Dieterich wieder in die Ohren, den wir ſchon öfter in dieſen Waldgegenden ehrenvoll hatten ausſprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieſes Mannes, ſein Reichthum, die Benutzung und Anwendung deſſelben, alles erſchien im Gleichgewicht; er konnte ſich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genieſſen, das er ſicherte. Je mehr ich die Welt ſah, je mehr erfreute ich mich, auſſer den allgemein berühmten Namen, auch beſonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und ſo erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dieterich früher als andre ſich der Gebirgsſchätze, des Eiſens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und ſich zu einem immer wachſenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte dieſen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbeſitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eiſenwerke einzurichten.

nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas anders Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmal lachteſt, wenn ich Romanen las: es geſchah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermal ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bey mir alle aus wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpatzieren, und reiten, und reiſen, und ſich duelliren — —

Sie lacht vor ſich.

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe: wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam, und

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspühlte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknaufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübd abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Thurm übersah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Thürme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dieterich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir, von den Hügeln bei Niedermodern, den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengruben-Visitation, die zu Dutweiler freilich etwas ernsthafter wurde gewesen seyn, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

Denn jene sämmtlichen Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen innern Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch dießmal erschien mir der Herweg reizender

als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche so viel Achtung als Liebe verdiente. Mir sey jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie sehr ich in der neuern Literatur zurück seyn mußte, läßt sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch manche Hülfsmittel und überdieß auch neuere Schriften mit. Unter diesen kündigte er uns den Landpriester von Wakefield als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die Deutsche Uebersetzung durch selbsteigne Vorlesung bekannt machen wolle.

Seine Art zu lesen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird sich davon einen Begriff machen können. Er trug alles, und so auch diesen Roman, ernst und schlicht vor; völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, vermied er sogar jene Mannichfaltigkeit, die bei einem epischen Vortrag nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechselung des Tons, wenn verschiedene Personen sprechen, wodurch das was eine jede sagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgesondert wird. Ohne monoton zu seyn ließ Herder alles in Einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn nichts gegenwartig, sondern alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Doch hatte

diese Art des Vortrags, aus seinem Munde, einen unendlichen Reiz: denn weil er alles aufs tiefste empfand, und die Mannichfaltigkeit eines solchen Werks hochzuschätzen wußte, so trat das ganze Verdienst einer Production rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelnheiten gestört und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewahren sollte.

Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint, wie Melchisedech, als Priester und König in Einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken laßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, so wie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Haupt-Epochen ihres Daseyns zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, so wie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern

auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dieß alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen.

Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel, durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen, macht diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden; der noch überdieß den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dieß alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfasser, Doctor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Werth und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, greift, durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge, in die große Welt mit ein; auf der reichen

bewegten Woge des Engliſchen Lebens ſchwimmt dieſer kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn herſegelt.

Ich kann vorausſetzen, daß meine Leſer dieſes Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zuerſt hier nennen hört, ſo wie der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu leſen, beide werden mir danken. Fur jene bemerke ich nur im Vorübergehen, daß des Landgeiſtlichen Hausfrau von der thatigen, guten Art iſt, die es ſich und den Ihrigen an nichts fehlen laßt, aber auch dafür auf ſich und die Ihrigen etwas einbildiſch iſt. Zwei Töchter, Olivie, ſchön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen geſinnt; einen fleißigen, dem Vater nacheifernden etwas herben Sohn, Moſes, will ich zu nennen nicht unterlaſſen.

Wenn Herder bei ſeiner Vorleſung eines Fehlers beſchuldigt werden konnte, ſo war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewiſſen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hatte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können: voreilig wollte er ſogleich Wirkungen ſehen, und doch war er auch mit dieſen unzufrieden, wenn ſie hervortraten. Er tadelte das Uebermaaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Menſch, als junger Menſch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwartig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, ſah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwaltigt ward, und das wollte er nicht gelten laſſen. Peglow's Reflexionen zunachſt, die nicht von den feinſten waren, wurden noch übler aufgenommen; beſonders aber erzürnte er ſich über unſern Mangel an Scharfſinn, daß wir die Contraſte, deren ſich der Verfaſſer oft bedient, nicht vorausſahen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters

wiederkehrenden Kunſtgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchel, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Perſon in die erſte übergeht, ſich zu verrathen im Begriff iſt, daß wir nicht gleich eingeſehen oder wenigſtens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er ſpricht, ſelbſt ſey, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt, bei Entdeckung und Verwandlung des armen kümmerlichen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn, uns kindlich freuten, rief er erſt jene Stelle zurück, die wir nach der Abſicht des Autors überhört hatten, und hielt über unſern Stumpfſinn eine gewaltige Strafpredigt. Man ſieht hieraus, daß er das Werk bloß als Kunſtproduct anſah und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuſtänden wandelten, wo es wohl erlaubt iſt, Kunſtwerke wie Naturerzeugniſſe auf ſich wirken zu laſſen.

Ich ließ mich durch Herder's Invectiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf ſie gewirkt hat, dieſe Wirkung in ihnen ſelbſt verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute, ſo wie manches Unheil entſteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelaſſen, von dem ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinſtimmung mit jener ironiſchen Geſinnung, die ſich über die Gegenſtände, über Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Tod und Leben erhebt, und ſo zum Beſitz einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt. Freilich konnte dieſes nur ſpäter bei mir zum Bewußtſeyn kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu ſchaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet alſobald aus dieſer fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche verſetzt zu werden.

Mein Tiſchgenoſſe Weyland, der ſein ſtilles fleißiges

Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Excursionen manchen Dienst, indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gastfreiheit und Anmuth dieses Hauses ward immer dabei höchlich gerühmt. Soviel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der sich schon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Also entschlossen wir uns auch zu dieser Partie, wobei mir mein Freund versprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böses von mir sagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, sogar erlauben, wo nicht schlecht, doch etwas ärmlich und nachlässig gekleidet zu erscheinen. Er willigte darein und versprach sich selbst einigen Spaß davon.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eignen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deßwegen hat das Incognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes: es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall sind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen, oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte, nach einer Jagdpartie, unter seinen Bauern sich in ihrem

Incognito wohlgefallen, ist ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Mensch ohne Bedeutung und Namen sich einfallen läßt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht ist von Gesinnungen und Handlungen, in wiefern sie lobens- oder tadelnswürdig, sondern wiefern sie sich offenbaren und ereignen können, so wollen wir für dießmal, unserer Unterhaltung zu Liebe, dem Jüngling seinen Dünkel verzeihen, um so mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Lust mich zu verkleiden selbst durch den ernsten Vater erregt worden.

Auch dießmal hatte ich mich, theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsstücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht entstellt, doch wenigstens so wunderlich zugestutzt, daß mein Freund unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn ich Haltung und Gebärde solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen, und die man lateinische Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den besten Humor. In Drusenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien ebenen Elsasses. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Sesenheim, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhofe. — Laß dich, sagte Weyland, indem er mir das Haus von weitem zeigte, nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht; inwendig ist es desto jünger. — Wir traten in den Hof; das

Ganze gefiel mir wohl: denn es hatte gerade das, was man malerisch nennt, und was mich in der niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig sichtbar, welche die Zeit uber alles Menschenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls gerade auf dem Punkte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das eine unterläßt ohne zu dem andern gelangen zu können.

Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe so im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in sich gekehrten aber doch freundlichen Mann, ganz allein: denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserem Wirth allein. — Sie wundern sich vielleicht, sagte er, daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer eintraglichen Stelle so schlecht quartiert finden; das kommt aber, fuhr er fort, von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mir's von der Gemeine, ja von den oberen Stellen zugesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verandert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß. — Ich erwiederte ihm, was ich fur schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nahren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache starker betreiben mochte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was eignes; er sprach zu mir als wenn er mich zehen Jahre gekannt hatte, ohne daß

irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig, sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen seyn. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friederiken, so wie die andern beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen zu haben, seit dem alle drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bewußte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehn pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Cirkels Erkundigung einziehn und sich wechselsweise berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte.

Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewohnheit; nur der Vater sagte ganz ruhig: laßt sie immer gehn, sie kommt schon wieder! In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thür; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch Deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel,

ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heiratheten — — Ich bin doch auch ein gar treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! Weggewendet. Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bey Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allen konnt' ich am wenigſten leiden, wenn ſich ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus daß ſie verwandt ſind, oder Geſchwiſter ſind — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! — Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbärmlich Schickſal! Sie wendet ſich, und weint bitterlich.

Wilhelm auffahrend an ihrem Hals. Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! ewig laß' ich dich nicht! Du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

nicht länger als daß die nettſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Gränze zwiſchen Bauerin und Stadterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnaschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehn und zu erkennen.

Ich fing nun an meine Rolle mit Mäßigung zu ſpielen, halb beſchamt, ſo gute Menſchen zum Beſten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte: denn die Mädchen ſetzten jenes Geſpräch fort und zwar mit Leidenſchaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erſchien meiner Einbildungskraft ein ſolcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Baſen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gaſten, daß ich in der belebteſten Welt zu hauſen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir geſprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, ſo oft ſie kam oder ging, aber Friederike ließ ſich zuerſt mit mir in ein Geſpräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchſah, fragte ſie, ob ich auch ſpiele? Als ich es bejahte, erſuchte ſie mich etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen: denn er behauptete, es ſey ſchicklich, dem Gaſte zuerſt mit irgend einem Muſikſtück oder einem Liede zu dienen.

Sie ſpielte Verſchiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Clavier, das der Schulmeiſter ſchon längſt hatte ſtimmen ſollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun ſollte ſie auch ein Lied ſingen, ein gewiſſes zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie ſtand auf und ſagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Geſicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: wenn ich ſchlecht ſinge, ſo kann ich die Schuld nicht auf das Clavier und den Schulmeiſter verſen; laſſen Sie uns aber nur hinauskommen, dann ſollen Sie meine Elſaſſer- und Schweizerliedchen hören, die klingen ſchon beſſer.

Beim Abendeſſen beſchäftigte mich eine Vorſtellung, die mich ſchon früher überfallen hatte, dergeſtalt, daß ich nachdenklich und ſtumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schweſter und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen ſchüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich ſo ganz leibhaftig in der Wakefield'ſchen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gabe es auch Seinesgleichen! Dagegen ſtellte ſich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen iſt, hier in der Gattin dar. Man konnte ſie nicht anſehen, ohne ſie zugleich zu ehren und zu ſcheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, ſo war ſie doch wohl gebaut, lebhaft und eher heftig; ſie zeigte ſich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friederiken an die Stelle von Primroſens Sophie zu ſetzen, war nicht ſchwer: denn von jener iſt

wenig gesagt, man giebt nur zu, daß sie liebenswürdig sey; diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Zustand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kam auch hier manches zur Sprache, es geschah gar manches, was in der Wakefieldschen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm, so enthielt ich mich kaum auszurufen: Moses, bist du auch da!

Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Ansicht jenes Land- und Familien-Kreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friederike, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit, mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe werth sey. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorruft, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebei ein guter Landwein keineswegs geschont wurde, so stand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen, weßhalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre

Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem ſie ſowohl ihren Zuſtand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorſtellte, wiefern ich ſie würde kennen lernen: denn ſie hoffe, ſetzte ſie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und ſie wieder beſuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt ſey.

Es war mir ſehr angenehm, ſtillſchweigend der Schilderung zuzuhören, die ſie von der kleinen Welt machte, in der ſie ſich bewegte, und von denen Menſchen, die ſie beſonders ſchätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich ſo liebenswürdigen Begriff von ihrem Zuſtande bei, der ſehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidiſches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, ſie bisher zu umgeben. Ich paßte ſogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, ſie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da bald dorthin meine Vermuthung; allein wie hätte ich etwas entdecken ſollen in der völligen Unbekanntſchaft aller Verhältniſſe. Sie wurde zuletzt immer redſeliger und ich immer ſtiller. Es hörte ſich ihr gar ſo gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Geſichtsbildung aber ſo wie die übrige Welt in Dämmerung ſchwebte, ſo war es mir, als ob ich in ihr Herz ſähe, das ich höchſt rein finden mußte, da es ſich in ſo unbefangener Geſchwätzigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gaſtzimmer gelangte, brach er ſogleich mit Selbſtgefälligkeit in behaglichen Scherz aus und that ſich viel darauf zu gute, mich mit der Aehnlichkeit der Primroſiſchen Familie ſo ſehr

überraſcht zu haben. Ich ſtimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies. — Fürwahr! rief er aus, das Mährchen iſt ganz beiſammen. Dieſe Familie vergleicht ſich jener ſehr gut, und der verkappte Herr da mag ſich die Ehre anthun, für Herrn Burchel gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Böſewichter nicht ſo nöthig haben als in Romanen, ſo will ich für dießmal die Rolle des Neffen übernehmen, und mich beſſer aufführen als er. Ich verließ jedoch ſogleich dieſes Geſpräch, ſo angenehm es mir auch ſeyn mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf ſein Gewiſſen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er betheuerte nein! und ich durfte ihm glauben. Sie hätten ſich vielmehr, ſagte er, nach dem luſtigen Tiſchgeſellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Penſion ſpeiſe und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich ſchritt nun zu andern Fragen: ob ſie geliebt habe? ob ſie liebe? ob ſie verſprochen ſey? Er verneinte das alles. — Fürwahr! verſetzte ich, eine ſolche Heiterkeit von Natur aus iſt mir unbegreiflich. Hätte ſie geliebt und verloren und ſich wieder gefaßt, oder wäre ſie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten laſſen.

So ſchwatzten wir zuſammen tief in die Nacht, und ich war ſchon wieder munter als es tagte. Das Verlangen ſie wieder zu ſehen ſchien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erſchrak ich über die verwünſchte Garderobe, die ich mir ſo freventlich ausgeſucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsſtücke anzulegen, deſto niederträchtiger erſchien ich mir: denn alles war ja auf dieſen Effect berechnet. Mit meinen Haaren wär' ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel mir das

abgeſchmackteſte Anſehen gaben, fiel ich deſto entſchiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweiſe betrachten konnte; da denn immer ein Theil lächerlicher ausſah als der andre.

Ueber dieſer Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit der Zufriedenheit eines guten Gewiſſens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der geſtopften ſeidenen Decke. Ich hatte ſchon ſeine hübſchen Kleider, wie ſie über den Stuhl hingen, längſt beneidet, und wär' er von meiner Taille geweſen, ich hätte ſie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünſchte Hülle, in den Garten eilend, zurückgelaſſen; er hätte guten Humor genug gehabt, ſich in meine Kleider zu ſtecken, und das Mährchen wäre bei frühem Morgen zu einem luſtigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, ſo wenig als wie an irgend eine ſchickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar fleißigen und geſchickten aber armen Studioſen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friederiken hinzutreten, die geſtern Abend an mein verkleidetes Selbſt ſo freundlich geſprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und ſinnend ſtand ich da und bot all mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgeſtreckte, nachdem er mich eine Weile fixirt hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: Nein! es iſt wahr, du ſiehſt ganz verwünſcht aus! verſetzte ich heftig: Und ich weiß was ich thue, leb' wohl und entſchuldige mich! — Biſt du toll! rief er, indem er aus dem Bette ſprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber ſchon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd geſattelt und ich

eilte in rasendem Unmuth galoppirend nach Drusenheim, den Ort hindurch und immer weiter.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langsamer und fühlte nun erst, wie unendlich ungern ich mich entfernte. Ich ergab mich aber in mein Schicksal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von gestern Abend mit der größten Ruhe und nährte die stille Hoffnung, sie bald wieder zu sehn. Doch verwandelte sich dieses stille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beschloß ich, schnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes frisches Pferd zu nehmen; da ich denn wohl allenfalls, wie mir die Leidenschaft vorspiegelte, noch vor Tische, oder, wie es wahrscheinlicher war, zum Nachtische oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergebung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um diesen Vorsatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mich dauchte, sehr glücklicher Gedanke durch den Geist fuhr. Schon gestern hatte ich im Gasthofe zu Drusenheim einen sehr sauber gekleideten Wirthssohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beschäftigt, mich aus seinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Gestalt und hatte mich flüchtig an mich selbst erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, so befand ich mich in Drusenheim; ich brachte es in den Stall und machte dem Burschen kurz und gut den Vortrag: er solle mir seine Kleider borgen, weil ich in Sesenheim etwas Lustiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorschlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamsells einen Spaß machen wolle; sie waren so brav und gut, besonders Mamsell Rieckchen, und auch die Eltern sahen gerne, daß es immer lustig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerksam, und da

er mich nach meinem Aufzug für einen armen Schlucker halten mochte, so sagte er: wenn Sie sich insinuiren wollen, so ist das der rechte Weg. Wir waren indessen schon weit in unserer Umkleidung gekommen, und eigentlich sollte er mir seine Festtagskleider gegen die meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich stand bald und recht schmuck da, warf mich in die Brust, und mein Freund schien sein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. — Topp, Herr Bruder! sagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einschlug, komme er meinem Mädel nicht zu nah, sie möchte sich vergreifen.

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die seinigen scheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, so fand ich's lustig, seine dichteren Augenbrauen mit einem gebrannten Korkstöpsel maßig nachzuahmen und sie in der Mitte näher zusammenzuziehen, um mich bei meinem rathselhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räthsel zu bilden. Habt ihr nun, sagte ich, als er mir den bebänderten Hut reichte, nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weise dort anmelden könnte? — Gut! versetzte er, aber da müssen Sie noch zwei Stunden warten. Bei uns ist eine Wöchnerin; ich will mich erbieten, den Kuchen der Frau Pfarrin zu bringen, den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffahrt muß Noth leiden und der Spaß denn auch. — Ich entschloß mich zu warten, aber diese zwei Stunden wurden mir unendlich lang und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm, und eilte, bei dem schönsten Sonnenschein, mit meinem Creditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen Abend

nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen versprach, die ich aber lebhaft ablehnte und mir vorbehielt, ihm die seinigen wieder zuzustellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe gesprungen, die ich in einer sauberen zusammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegen kommen sah. Mein Herz war beklommen, wie sich's eigentlich unter dieser Jacke nicht ziemte. Ich blieb stehen, holte Athem und suchte zu überlegen, was ich beginnen solle; und nun bemerkte ich erst, daß das Terrain mir sehr zu Statten kam: denn sie gingen auf der andern Seite des Baches, der, so wie die Wiesenstreifen, durch die er hinlief, zwei Fußpfade ziemlich auseinander hielt. Als sie gegen mir über waren rief Friederike, die mich schon lange gewahrt hatte: George, was bringst du? Ich war klug genug, das Gesicht mit dem Hute, den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladene Serviette hoch in die Höhe hielt. — Ein Kindtauskuchen! rief sie dagegen; wie geht's der Schwester? — Guet, sagte ich, indem ich, wo nicht Elsässisch, doch fremd zu reden suchte. — Trag ihn nach Hause! sagte die Aelteste, und wenn du die Mutter nicht findest, gieb ihn der Magd; aber wart' auf uns, wir kommen bald wieder, hörst du! — Ich eilte meinen Pfad hin, im Frohgefühl der besten Hoffnung, daß alles gut ablaufen müsse, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand niemand weder im Haus noch in der Küche; den Herrn, den ich beschäftigt in der Studirstube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufregen, ich setzte mich deßhalb auf die Bank vor der Thür, den Kuchen neben mich und drückte den Hut ins Gesicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieser Schwelle wieder zu sitzen, über die ich

vor kurzem in Verzweiflung hinausgestolpert war; sie schon wieder gesehen, ihre liebe Stimme schon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmuth mir eine lange Trennung vorgespiegelt hatte; jeden Augenblick sie selbst und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch, in diesem zweideutigen Falle, eine Entdeckung ohne Beschämung; dann, gleich zum Eintritt einen so lustigen Streich, als keiner derjenigen, die gestern belacht worden waren! Liebe und Noth sind doch die besten Meister, hier wirkten sie zusammen und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — Nun! sind die Kuchen gerathen? rief sie mich an; wie geht's der Schwester? — Alles guet, sagte ich und deutete auf den Kuchen, ohne aufzusehen. Sie faßte die Serviette und murrte: Nun was hast du heute wieder? Hat Barbchen wieder einmal einen andern angesehen? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine saubere Ehe werden, wenn's so fort geht. Da sie ziemlich laut sprach, kam der Pfarrer ans Fenster und fragte, was es gebe? Sie bedeutete ihn; ich stand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder über's Gesicht. Als er etwas Freundliches gesprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrin, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade ins Gesicht schien, so bediente ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, grüßte sie mit einem Scharrfuß, sie aber ging in das Haus, nachdem sie mir zugesprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas genossen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; alles hatte bisher den besten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte daß die jungen Leute

Fabrice tritt auf.

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund! heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice kalt und bitter. Ich dacht' es, Wilhelm, wenn du dein ganzes Gewicht auf die Schale legteſt, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe, was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe die Sachen haben ſich ſchon gemacht; mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Läſtre nicht in dem Augenblick, und raub' dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als sie mir ins Gesicht sah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde stockte. — Ich suche Georgen, sagte sie nach einer Pause, und wen finde ich! Sind Sie es, junger Herr? wie viel Gestalten haben Sie denn? — Im Ernst nur Eine, versetzte ich, zum Scherz, soviel Sie wollen. — Den will ich nicht verderben, lächelte sie; gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin, bis es Mittag schlägt, dann kehren Sie zurück und ich will den Spaß schon eingeleitet haben. Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wiesen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit setzten. Ich lenkte deßhalb nach einem Wäldchen, das ganz nah eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe als ich hineintrat: denn es zeigte sich mir ein reinlicher Platz mit Banken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier Druſenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münster. Diese verschiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buschige Rahmen eingefaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte. Ich setzte mich auf eine der Banke und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines längliches Bret mit der Inschrift: Friederikens Ruhe. Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen seyn könnte, diese Ruhe zu stören: denn eine aufkeimende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie sie sich froh und heiter

fühlt, nicht ahnen kann, daß ſie wohl auch Unheil ſtiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mich umzuſehen, und verlor mich eben in ſüße Träumereien, als ich jemand kommen hörte; es war Friederike ſelbſt. — George, was machſt du hier? rief ſie von weitem. — Nicht George! rief ich, indem ich ihr entgegenlief; aber einer, der tauſendmal um Verzeihung bittet. Sie betrachtete mich mit Erſtaunen, nahm ſich aber gleich zuſammen und ſagte nach einem tieferen Athemholen: Garſtiger Menſch, wie erſchrecken Sie mich! — Die erſte Maske hat mich in die zweite getrieben, rief ich aus; jene wäre unverzeihlich geweſen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging, dieſe vergeben Sie gewiß: denn es iſt die Geſtalt von Menſchen, denen Sie ſo freundlich begegnen. — Ihre bläßlichen Wangen hatten ſich mit dem ſchönſten Roſenrothe gefärbt. — Schlimmer ſollen Sie's wenigſtens nicht haben als George! Aber laſſen Sie uns ſitzen! Ich geſtehe es, der Schreck iſt mir in die Glieder gefahren. — Ich ſetzte mich zu ihr, äußerſt bewegt. — Wir wiſſen alles bis heute früh durch Ihren Freund, ſagte ſie, nun erzählen Sie mir das Weitere. Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, ſondern beſchrieb ihr meinen Abſcheu vor der geſtrigen Figur, mein Fortſtürmen aus dem Hauſe ſo komiſch, daß ſie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Beſcheidenheit zwar, doch leidenſchaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in hiſtoriſcher Form hätte gelten können. Das Vergnügen ſie wieder zu finden, feierte ich zuletzt mit einem Kuſſe auf ihre Hand, die ſie in den meinigen ließ. Hatte ſie bei dem geſtrigen Mondſcheingang die Unkoſten des Geſprächs übernommen, ſo erſtattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite.

Das Vergnügen, ſie wiederzuſehen und ihr alles ſagen zu können, was ich geſtern zurückhielt, war ſo groß, daß ich in meiner Redſeligkeit nicht bemerkte, wie ſie ſelbſt nachdenkend und ſchweigend war. Sie holte einigemal tief Athem, und ich bat ſie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verurſacht hatte. Wie lange wir mögen geſeſſen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir Rieckchen! Rieckchen! rufen. Es war die Stimme der Schweſter. — Das wird eine ſchöne Geſchichte geben, ſagte das liebe Mädchen, zu ihrer völligen Heiterkeit wieder heraeſtellt. Sie kommt an meiner Seite her, ſagte ſie hinzu, indem ſie ſich vorbog, mich halb zu verbergen: wenden Sie ſich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt. Die Schweſter trat in den Platz, aber nicht allein, Weyland ging mit ihr, und beide, da ſie uns erblickten, blieben wie verſteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltſam ausbrechen ſahen, oder einem Ungeheuer begegneten, deſſen Mißgeſtalt zugleich empörend und furchterlich wäre, ſo würden wir von keinem ſo grimmigen Entſetzen befallen werden als dasjenige iſt, das uns ergreift, wenn wir etwas unerwartet mit Augen ſehen, das wir moraliſch unmöglich glaubten. — Was heißt das? rief jene mit der Haſtigkeit eines Erſchrockenen: was iſt das? du mit Georgen! Hand in Hand! Wie begreif' ich das? — Liebe Schweſter, verſetzte Friederike ganz bedenklich, der arme Menſch, er bittet mir was ab, er hat dir auch was abzubitten, du mußt ihm aber zum voraus verzeihen. — Ich verſtehe nicht, ich begreife nicht, ſagte die Schweſter, indem ſie den Kopf ſchüttelte und Weylanden anſah, der, nach ſeiner ſtillen Art, ganz ruhig daſtand und die Scene ohne irgend eine Aeußerung betrachtete. Friederike ſtand auf und zog mich nach ſich.

Nicht gezaudert! rief ſie: Pardon gebeten und gegeben! Nun ja! ſagte ich, indem ich der älteſten ziemlich nahe trat: Pardon habe ich vonnöthen! Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde roth über und über; dann warf ſie ſich aufs Gras, lachte überlaut und wollte ſich gar nicht zufrieden geben. Wieland lächelte behaglich und rief: Du biſt ein excellenter Junge! Dann ſchüttelte er meine Hand in der ſeinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkoſungen nicht freigebig, aber ſein Handedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit dieſem ſparſam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unſern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieſes wunderbare Zuſammentreffen veranlaßt worden. Friederike hatte ſich von dem Spaziergange zuletzt abgeſondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tiſche zu ruhen, und als jene beiden nach Hauſe gekommen, hatte die Mutter ſie abgeſchickt, Friederiken eiligſt zu holen, weil das Mittagseſſen bereit ſey.

Die Schweſter zeigte den ausgelaſſenſten Humor, und als ſie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß ſchon entdeckt habe, rief ſie aus: Nun iſt noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden. Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friederike mit dem Freund voraus nach dem Hauſe gehen. Die Magd war im Hausgarten beſchäftigt und Olivie (ſo mag auch hier die ältere Schweſter heißen) rief ihr zu: Warte, ich habe dir was zu ſagen! Mich ließ ſie an der Hecke ſtehen und ging zu dem Mädchen. Ich ſah, daß ſie ſehr ernſthaft ſprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe ſich mit Barben überworfen und ſchien Luſt zu haben ſie zu heirathen. Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und ſollte das Geſagte

bekräftigen. Das hübsche derbe Kind senkte die Augen nieder und blieb so, bis ich ganz nahe vor ihr stand. Als sie aber auf einmal das fremde Gesicht erblickte, that auch sie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und sie festhalten, daß sie nicht ins Haus gerieth und Lärm machte; sie aber wolle selbst hingehen und sehen, wie es mit dem Vater stehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest. — Denk einmal! welch ein Glück, rief Olivie, mit Barben ist's aus, und George heirathet Lieschen. — Das habe ich lange gedacht, sagte der alte Kerl, und blieb verdrießlich stehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burschen los, der sich umkehrte und sich zu entfernen suchte; aber Liese holte ihn herbei und auch er machte, indem er enttäuscht ward, die wunderlichsten Gebärden. Wir gingen zusammen nach dem Hause. Der Tisch war gedeckt und der Vater schon im Zimmer. Olivie, die mich hinter sich hielt, trat an die Schwelle und sagte: Vater, es ist dir doch recht, daß George heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält. — Meinetwegen! sagte der Alte, aber warum so was Ungewöhnliches? Hat er sich beschädigt? Sie zog mich vor wie ich stand und den Hut auf hatte. Nein! sagte sie, indem sie mich in die Stube führte, aber er hat eine Vogelhecke darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuk machen: denn es sind lauter lose Vögel. Der Vater ließ sich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte was es heißen sollte. In dem Augenblick nahm sie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte sah mich

an, erkannte mich, kam aber nicht aus ſeiner prieſterlichen Faſſung. Ei ei! Herr Candidat! rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob: Sie haben geſchwind umgeſattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehülfen, der mir erſt geſtern ſo treulich zuſagte, manchmal die Wochenkanzel für mich zu beſteigen. Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Moſes kam um vieles ſpäter; denn er hatte ſich, als der verzogene Jüngſte, angewöhnt, die Mittagsglocke zu verhören. Außerdem gab er wenig Acht auf die Geſellſchaft, auch kaum wenn er widerſprach. Man hatte mich, um ihn ſicherer zu machen, nicht zwiſchen die Schweſtern, ſondern an das Ende des Tiſches geſetzt, wo George manchmal zu ſitzen pflegte. Als er, mir im Rücken, zur Thür hereingekommen war, ſchlug er mir derb auf die Achſel und ſagte: George, geſegnete Mahlzeit! — Schönen Dank, Junker! erwiederte ich. — Die fremde Stimme, das fremde Geſicht erſchreckten ihn. — Was ſagſt du? rief Olivie, ſieht er ſeinem Bruder nicht recht ähnlich? — Ja wohl, von hinten, verſetzte Moſes, der ſich gleich wieder zu faſſen wußte, wie allen Leuten. Er ſah mich gar nicht wieder an und beſchäftigte ſich bloß, die Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuſchlingen. Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzuſtehen und ſich in Hof und Garten etwas zu ſchaffen zu machen. Zum Nachtiſche trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihn wegen ſeiner Eiferſucht aufziehen und nicht billigen, daß er ſich an mir einen Rival geſchaffen hatte; allein er war beſcheiden und gewandt genug und miſchte auf eine halb duſelige Weiſe ſich, ſeine Braut, ſein Ebenbild und die Mamſells dergeſtalt durcheinander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß

man ihn das Glas Wein und ein Stück von seinem eigenen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tische war die Rede, daß man spazieren gehen wolle; welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten schon heute früh, als sie erfuhren, wer so übereilt fortgelaufen war, sich erinnert, daß eine schöne Pelesche eines Vettern im Schrank hange, mit der er, bei seinem Hiersein, auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, außerlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem eitlen Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerstören wolle. Der Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorschlag, ich solle etwas erzählen, worein ich sogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Mährchen vor, das ich hernach unter dem Titel, „die neue Melusine" aufgeschrieben habe. Es verhält sich zum neuen Paris wie ungefähr der Jungfrau zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig umgiebt, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete. Genug mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheindaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu

neuen Bildern und dem Verstande zu fernerem Nachdenken zu hinterlassen.

Sollte jemand künftig dieses Mährchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles was er vermag auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Mährchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrentheils unbequem: denn wer mag gern die Meinungen und Gesinnungen des andern hören, besonders eines Jünglings, dessen Urtheil, bei lückenhafter Erfahrung, immer unzulänglich erscheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur gesellschaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das leerste Mährchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.

Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu

sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doctor Gall, nach seiner Lehre, an mir anerkannte, betheuerte derselbe, ich sey eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber diese Eröffnung erschrack ich nicht wenig: denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vernehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Zweiundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Fabrice halb ſpottend. Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice getroffen. Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behaltet einander, ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm. ihr um den Hals fallend. Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurückgeben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — Zu ihren Füßen. Marianne, du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Dritter Theil.

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

Eilftes Buch.

Nachdem ich in jener Laube zu Sesenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechselte, sah ich meine Hörerinnen, die sich schon bisher ganz eigen theilnehmend erwiesen hatten, von meiner seltsamen Darstellung aufs äußerste verzaubert. Sie baten mich inständig, ihnen das Mährchen aufzuschreiben, damit sie es öfters unter sich und vorlesend mit andern wiederholen könnten. Ich versprach es um so lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Besuchs und der Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß, nach einem so lebhaft vollbrachten Tag, der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge befreite mich mein Freund, der sich für uns die Erlaubniß erbat, sogleich Abschied nehmen zu dürfen, weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu seyn wünsche.

Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend; ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurück zog, er, weil er etwas anderes im Sinne hatte, das er mir,

als wir angelangt waren, sogleich mittheilte. — „Es ist doch wunderlich," fing er an, „daß du gerade auf dieses Mädchen verfallen bist. Hast du nicht bemerkt, daß es einen ganz besondern Eindruck machte?" — „Freilich," versetzte ich darauf; „wie hätte ich nicht bemerken sollen, daß die ältere bei einigen Stellen, mehr als billig, lachte, die jüngere den Kopf schüttelte, daß ihr euch bedeutend ansahet, und daß du selbst beinah aus deiner Fassung gekommen wärest. Ich läugne nicht, es hatte mich fast irre gemacht: denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unschicklich sey, den guten Kindern solche Fratzen zu erzählen, die ihnen besser unbekannt blieben, und ihnen von den Männern so schlechte Begriffe zu geben, als sie von der Figur des Abenteurers sich nothwendig bilden müssen." — „Keineswegs!" versetzte jener: „du errathst es nicht, und wie solltest du's errathen? Die guten Kinder sind mit solchen Dingen gar nicht so unbekannt als du glaubst: denn die große Gesellschaft um sie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und so ist überdem gerade ein solches Ehepaar, wie du es, nur übertrieben und mährchenhaft, schilderst. Er gerade so groß, derb und plump, sie niedlich und zierlich genug, daß er sie wohl auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geschichte paßt eben falls so genau zu deiner Erzählung, daß die Mädchen mir ernstlich fragten, ob du die Personen kenntest und sie absichtlich dargestellt hättest? Ich verneinte nein! und du wirst wohl thun, das Mährchen ungeschrieben zu lassen. Durch Zögern und Verwande wollen wir schon eine Entschuldigung finden."

Ich verwunderte mich sehr: denn ich hatte weder an ein diesheimisches noch an ein überheimisches Paar gedacht, ja ich hätte gar nicht anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall

ackommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit ſolchen Spaſen, ohne weitere Beziehung, beſchaftigen, und ſo, glaubte ich, ſollte es auch andern ſeyn, wenn ich ſie erzahlte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geſchafte kam, fuhlte ich die Beſchwerlichkeit derſelben mehr als ſonſt: denn der zur Thatigkeit geborene Menſch übernimmt ſich in Planen und uberladet ſich mit Arbeiten. Das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein phyſiſches oder moraliſches Hinderniß dazutritt, um das Unverhaltnißmaßige der Kraſte zu dem Unternehmen ins Klare zu bringen.

Das Juriſtiſche trieb ich mit ſo viel Fleiß als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu abſolviren; das Mediciniſche reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten wo nicht aufſchloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Geſellſchaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerkſamkeit widmen: denn in manchen Familien war mir mehreres zu Lieb und zu Ehren geſchehn. Aber alles dieß ware zu tragen und fortzufuhren geweſen, hatte nicht das was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelaſtet. Er hatte den Vorhang zerriſſen, der mir die Armuth der Deutſchen Literatur bedeckte; er hatte mir ſo manches Vorurtheil mit Grauſamkeit zerſtört; an dem vaterlandiſchen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja was ich von mir ſelbſt hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eignen Fahigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er ſelbſt zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerkſam auf ſeine Lieblingsſchriftſteller, unter denen Swift und Hamann obenan ſtanden, und ſchuttelte mich kraftiger

auf als er mich gebeugt hatte. Zu dieser vielfachen Verwirrung nunmehr eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verschlingen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abziehn, aber wohl schwerlich darüber erheben konnte. Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle wie zugeschnürt war, welches ich erst später sehr leicht los wurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Pension gewöhnlich und sehr gern tranken, entsagte. Diese unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Seisenheim verlassen, so daß ich mich dort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner städtischen Diät zurückkehrte, stellte sie sich zu meinem großen Verdruß sogleich wieder ein. Alles dieß machte mich nachdenklich und mürrisch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinstimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tische jenes Uebel sich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Klinicum bei. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die schöne hippokratische Verfahrungsart, wodurch sich, ohne Theorie, aus einer eignen Erfahrung, die Gestalten des Wissens heraufgaben, die Schlußreden mit denen er gewöhnlich seine Stunden zu krönen pflegte, das alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um desto reizender und lieber. Mein Abscheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, jemehr ich diese Zustände in Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens als möglich erschien. Er mochte mich wohl, als einen seltsamen jungen Menschen, besonders ins Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie,

die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehn haben. Dießmal schloß er seinen Vortrag nicht, wie sonst, mit einer Lehre, die sich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: „Meine Herren! wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben sich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen."

Es waren unser eigentlich nur zwei, an welche diese Ermahnung gerichtet seyn konnte; möge dem andern dieses Recept eben so eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören, und eilte was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland, er war nicht zu finden. Dieß hielt meinen Entschluß nicht auf, aber leider verzogen sich die Anstalten und ich kam nicht so früh weg als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich, ich sprengte zu um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.

Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einsiellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sey, versicherte mich, die Frauenzimmer seyen eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hatte gewünscht der einzige zu seyn. Ich eilte nach,

um wenigstens, so spat noch, als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thure sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich war es, als Friederike Olivien ins Ohr sagte, so jedoch daß ich's hörte: „hab' ich's nicht g'sagt? da ist er!" Sie führten mich ins Zimmer und ich fand eine kleine Collation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die ältere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelachter aus: denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friederike hatte voraus gesagt, daß ich kommen wurde; und wer fühlt nicht einiges Behagen beim Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereignis bestätigt werden, geben dem Menschen einen höheren Begriff von sich selbst, es sey nun, daß er sich so zart fühlend glauben kann um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden. — Olivien's Lachen blieb auch kein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich diesmal gepußt und wohl ausstaffirt zu sehn; Friederike hingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friederike zum Spazierengehn; Mutter und Schwester waren beschäftigt, alles zum Empfang mehrerer Gaste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Madchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vorgegenwartigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr

beizustehen, daß alle Vergnügungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. „Gewöhnlich," sagte sie, „zerstreut man sich einzeln; Scherz und Spiel wird nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen."

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehen sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben aufs freiste vor mir entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtseyn, Frohsinn mit Voraussehn; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernstere Betrachtungen über mich selbst anzustellen, die einer freien Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenschaftliche Mädchen meine Lippen verwünscht und geheiligt (denn jede Weihe enthält ja beides), hatte ich mich, aberglaubisch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küssen, weil ich solches auf eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüsternheit, durch die sich der Jüngling gedrungen fühlt, diese viel oder wenig sagende Gunst einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber selbst in der sittigsten Gesellschaft erwartete mich eine lästige Prüfung. Eben jene, mehr oder minder geistreichen, sogenannten kleinen Spiele, durch

Wilhelm. Dein Geliebter! — von dem Augenblick an dein Gatte, wenn du ihn nicht verſchmähſt.

Marianne. Sag' mir, wie war's möglich? —

Fabrice. Genießt, was euch Gott ſelbſt nur Einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und frag' nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden, euch zu erklären.

Marianne ihn anſehend. Nein, es iſt nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte! meine Gattinn.

Marianne an ſeinem Halſe. Wilhelm, es iſt nicht möglich!

welche ein munterer jugendlicher Kreis gesammelt und vereinigt wird, sind großentheils auf Pfänder gegründet, bei deren Einforderung die Küsse keinen unbedeutenden Lösewerth haben. Ich hatte mir nun ein für allemal vorgenommen, nicht zu küssen, und wie uns irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten aufregt, zu denen man sich sonst nicht hingeneigt hatte, so bot ich alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabei vor der Gesellschaft und für die Gesellschaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlösung eines Pfandes ein Vers verlangt werden sollte, so richtete man die Forderung meist an mich. Nun war ich immer vorbereitet und wußte bei solcher Gelegenheit etwas zum Lobe der Wirthin, oder eines Frauenzimmers, die sich am artigsten gegen mich erwiesen hatte, vorzubringen. Traf es sich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, so suchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehen, mit der man gleichfalls zufrieden war; und da ich Zeit gehabt hatte, vorher darüber nachzudenken, so fehlte es mir nicht an mannichfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem Stegreife immer am besten.

Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäste schon lustig durcheinander, bis Friederike sie sammelte und zu einem Spaziergang nach jenem schönen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Collation und wollte mit geselligen Spielen die Stunde des Mittagessens erwarten. Hier wußte ich, in Einstimmung mit Friederiken, ob sie gleich mein Geheimniß nicht ahnete, Spiele ohne Pfänder, und Pfanderlösungen ohne Küsse zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunstfertigkeit und Gewandtheit war um so nöthiger, als die mir sonst ganz fremde Gesellschaft geschwind ein

Verhältniß zwischen mir und dem lieben Mädchen mochte geahnet haben, und sich nun schalkhaft alle Mühe gab, mir dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden suchte. Denn bemerkt man in solchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Personen, so sucht man sie verlegen zu machen oder näher zusammenzubringen, eben so wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder auseinander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgültig ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friedrikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehn, daß sie ihnen wohlthätig sey und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; alles was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen.

Es giebt Frauenspersonen die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letztern. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut.

Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthatig. Auf Spaziergangen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfullen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern fur ihre Brust manchem übertrieben scheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wiesen und Felder begleitete, war öfters nicht günstig gepaart. Ich gesellte mich deßhalb zu ihm, und er verfehlte nicht, sein Lieblingsthema wieder anzustimmen und mich von dem vorgeschlagnen Bau des Pfarrhauses umständlich zu unterhalten. Er beklagte sich besonders, daß er die sorgfaltig gefertigten Risse nicht wieder erhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbesserung zu überlegen. Ich erwiederte darauf, es sey leicht sie zu ersetzen, und erbot mich zu Fertigung eines Grundrisses, auf welchen doch vorerst alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmessung stellte der Schulmeister an die Hand geben, welchen aufzureißen er denn auch sogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Zollstab morgen früh bereit ware.

Als er hinweggegangen war, sagte Friedrike: „Sie sind recht gut, die schwache Seite des lieben Vaters zu hegen, und

nicht, wie die andern, die dieſes Geſpräch ſchon überdrüſſig ſind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir übrigen den Bau nicht wünſchen; er würde der Gemeine zu hoch zu ſtehen kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe! Unſern Gaſten würde es bei uns nicht wohler ſeyn, ſie ſind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir ſie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So ſteht die Sache; aber unterlaſſen Sie nicht, gefällig zu ſeyn, ich danke es Ihnen von Herzen."

Ein anderes Frauenzimmer, das ſich zu uns geſellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friederike ſolche geleſen habe. Sie verneinte es; denn ſie hatte überhaupt wenig geleſen; ſie war in einem heitern ſittlichen Lebensgenuß aufgewachſen und demgemäß gebildet. Ich hatte den Wakefield auf der Zunge, allein ich wagte nicht ihr ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zuſtände war zu auffallend und zu bedeutend. — „Ich leſe ſehr gern Romane," ſagte ſie; „man findet darin ſo hübſche Leute, denen man wohl ähnlich ſehen möchte."

Die Ausmeſſung des Hauſes geſchah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langſam von ſtatten, da ich in ſolchen Künſten ſo wenig gewandt war, als der Schulmeiſter. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater ſagte mir ſeine Abſicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friederike entließ mich froh; ſie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die ſechs Stunden ſchienen keine Entfernung mehr. Es war ſo leicht, mit der Diligence nach Druſenheim zu fahren und ſich durch dieſes Fuhrwerk, ſo wie durch ordentliche und

außerordentliche Boten, in Verbindung zu erhalten, wobei Georgc den Spediteur machen sollte.

In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Risse, den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geschrieben. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Ebenso war Inhalt und Styl natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern, und nährte die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wiederzusehn.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit so aus dem Grunde curirt, daß ich ihn und seine Kranken nicht leicht wiederzusehen Lust hatte. Der Briefwechsel mit Friederiken wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feste, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden; ich sollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence packte; und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und lustige Gesellschaft, nahm den Vater bei Seite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte, ich beisprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer sich vor Vergnügen, besonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung: die hatte ich von Jugend auf geübt und mir diesmal auf dem schönsten Papier noch besondere Mühe gegeben. Allein dieses Vergnügen wurde unserm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er, gegen meinen

Rath, in der Freude ſeines Herzens, den Riß der Geſellſchaft vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünſchte Theilnahme zu äußern, achteten die einen dieſe köſtliche Arbeit gar nicht; andere, die etwas von der Sache zu verſtehn glaubten, machten es noch ſchlimmer, ſie tadelten den Entwurf als nicht kunſtgerecht, und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten ſie dieſe ſaubern Blatter als Brouillons, und einer zog mit harten Bleiſtiftſtrichen ſeine Verbeſſerungsvorſchläge dergeſtalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherſtellung der erſten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchſt verdrießlichen Mann, dem ſein Vergnügen ſo ſchmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu tröſten, ſo ſehr ich ihm auch verſicherte, daß ich ſie ſelbſt nur für Entwürfe gehalten, worüber wir ſprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Er ging dem allen ungeachtet höchſt verdrießlich weg, und Friederike dankte mir für die Aufmerkſamkeit gegen den Vater eben ſo ſehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäſte.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Geſellſchaft beſtand aus jungen, ziemlich larmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab als ſie ausübten. Man hatte ſchon beim Frühſtück den Wein nicht geſpart; bei einem ſehr wohl beſetzten Mittagstiſche ließ man ſich's an keinem Genuß ermangeln und allen ſchmeckte es, nach der angreifenden Leibesübung, bei ziemlicher Warme, um ſo beſſer, und wenn der alte Amtmann des Guten ein wenig zu viel gethan hatte, ſo war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war gränzenlos glücklich an Friederikens Seite: geſprächig, luſtig, geiſtreich, vorlaut, und doch durch Gefühl,

Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir schienen allein für die Gesellschaft zu leben und lebten bloß wechselseitig für uns.

Nach Tische suchte man den Schatten, gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderspiele kamen an die Reihe. Bei Lösung der Pfänder ging alles jeder Art ins übertriebene: Gebärden, die man verlangte, Handlungen die man anordnete, Aufgaben die man lösen sollte, alles zeigte von einer verwegenen Lust, die keine Gränzen kennt. Ich selbst steigerte diese wilden Scherze durch manchen Schwank, Friederike glänzte durch manchen neckischen Einfall; sie erschien mir lieblicher als je; alle hypochondrischen, abergläubischen Grillen waren mir verschwunden, und als sich die Gelegenheit gab, meine so zärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, versäumte ich's nicht, und noch weniger versagte ich mir die Wiederholung dieser Freude.

Die Hoffnung der Gesellschaft auf Musik wurde endlich befriedigt, sie ließ sich hören und alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu diesem Nationaltanz aufgewachsen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeisterinnen Ehre genug und Friederike, welche tanzte wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut an mir einen sehr geübten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Platz machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Personen, die vom Spiel aufgestanden waren,

zogen uns mit sich fort. Bei der Abend-Collation kam man eben so wenig zu sich selbst; es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Gesundheiten so wie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es so wenig als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar; ich sehe Lucinden, wie sie, nach dem heftigsten Kusse, leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bedroht werden soll, und wodurch sie unwissend fremde schuldlose bedroht. Ich sehe Friederiken gegen ihr über sieben, erstarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünschung fühlend, von der sie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen als jenen Unglück weissagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Gesundheit Friederikens schien den gedrohten Unfall zu beschleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu seyn.

Was aber noch schmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dunkel unterhielt bei mir jenen Aberglauben; meine Lippen — geweiht oder verwunscht — kamen mir bedeutender vor als sonst, und mit nicht geringer Selbstgefälligkeit war ich mir meines enthaltsamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unschuldige Freude versagte, theils um jenen magischen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgabe.

Nunmehr aber war alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zuſtand zurückgekehrt, ich glaubte das liebſte Weſen verletzt, ihr unwiederbringlich geſchadet zu haben; und ſo war jene Verwünſchung, anſtatt daß ich ſie hatte los werden ſollen, von meinen Lippen in mein eigenes Herz zurückgeſchlagen.

Das alles raſte zuſammen in meinem durch Liebe und Leidenſchaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, ſo daß ich, beſonders im Gegenſatz mit den geſtrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Gränzen ſchien. Glücklicherweiſe blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an; und alle Mächte der Nacht überwindend ſtellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und ſchnell erquickt, wo nicht hergeſtellt.

Der Aberglaube, ſo wie manches andre Wahnen, verliert ſehr leicht an ſeiner Gewalt, wenn er, ſtatt unſerer Eitelkeit zu ſchmeicheln, ihr in den Weg tritt, und dieſem zarten Weſen eine böſe Stunde machen will; wir ſehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, ſobald wir wollen; wir entſagen ihm um ſo leichter, je mehr alles was wir ihm entziehen, zu unſerm Vortheil gereicht. Der Anblick Friederikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichſten Tage ſo traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte ſie auf ewig verſcheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß ſie mir dießmal beim Abſchied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geſchäfte und

Zerstreuungen, aus denen ich mich oft, durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten, zu ihr sammelte. Auch in Briefen blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflectiren, immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht auftrate als sicher. Auch ich schrieb sehr gern an sie: denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müssen. Er gründete sich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geist des Tags, das Rasche der Jugend, der Umgang mit kalten, verständigen Männern, alles war ihm ungünstig, so daß sich nicht leicht jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hatte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich gewesen wäre. Allein das schlimmste war, daß jener Wahn, indem er floh, eine wahre Betrachtung über den Zustand zurückließ, in welchem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, den Irrthum los zu seyn, daß Verstand und Ueberlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, jemehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte.

Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt, als Freund Wieland die Schalkheit beging, den Landpriester von Wakefield nach Sesenheim mitzubringen

und mir ihn, da vom Vorleſen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu ſagen. Ich wußte mich zu faſſen und las ſo heiter und freimuthig als ich nur konnte. Auch die Geſichter meiner Zuhörer erheiterten ſich ſogleich, und es ſchien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu ſeyn. Hatten ſie zu Raymond und Meluſine komiſche Gegenbilder gefunden, ſo erblickten ſie hier ſich ſelbſt in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man geſtand ſich's nicht ausdrücklich, aber man verläugnete es nicht, daß man ſich unter Geiſtes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menſchen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß ſie auf der Welt eine doppelte Rolle zu ſpielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in dieſem Gefühl iſt der Grund alles Edlen aufzuſuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt ſey, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir ſelten ins Klare kommen. Der Menſch mag ſeine höhere Beſtimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft ſuchen, ſo bleibt er deßhalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer ſtörenden Einwirkung ausgeſetzt, bis er ein für allemal den Entſchluß faßt, zu erklären, das rechte ſey das was ihm gemäß iſt.

Unter die läßlichſten Verſuche, ſich etwas Höheres anzubilden, ſich einem Höheren gleich zu ſtellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, ſich mit Romanfiguren zu vergleichen. Er iſt höchſt unſchuldig, und, was man auch dagegen eifern mag, höchſt unſchädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile umkommen oder zu leidenſchaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litaney vom Schaden

der Romane, und was ist es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübscher junger Mann sich an die Stelle der Person setzt, der es besser und schlechter geht als ihm selbst? Ist denn das bürgerliche Leben so viel werth, oder verschlingen die Bedürfnisse des Tags den Menschen so ganz, daß er jede schöne Forderung von sich ablehnen soll?

So sind als kleine Nebenzweige der romantisch-poetischen Fictionen die historisch-poetischen Taufnamen, die sich an die Stelle der heiligen, nicht selten zum Aergerniß der taufenden Geistlichen, in die Deutsche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzusehn. Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmuthigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten. Gewiß, einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken. Der kalt und einseitig urtheilenden Welt ist nicht zu verargen, wenn sie alles was phantastisch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menschheit aber muß es nach seinem Werthe zu würdigen wissen.

Für den Zustand der Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins war diese Vergleichung, zu der sie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigsten Folgen. Man denkt nicht über sich, wenn man sich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt sich und läßt sich gelten. So ist es auch mit jenen moralischen Nachbildern, an denen man seine Sitten und Neigungen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten, wie im

Schattenriß, erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu faſſen und zu umarmen ſtrebt.

Die Gewohnheit, zuſammen zu ſeyn, befeſtigte ſich immer mehr; man wußte nicht anders als daß ich dieſem Kreiſe angehöre. Man ließ es geſchehn und gehn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden ſollte. Und welche Eltern finden ſich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in ſo ſchwebenden Zuſtanden eine Weile hinwalten zu laſſen, bis ſich etwas zufällig fürs Leben beſtätigt, beſſer als es ein lange angelegter Plan hatte hervorbringen können.

Man glaubte ſowohl auf Friederikens Geſinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man, wegen jenes wunderlichen Enthaltens ſelbſt von unſchuldigen Liebkoſungen, ein günſtiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Geſellſchaft, die Gegend zu durchſtreifen und die Freunde der Nachbarſchaft zu beſuchen. Dieſſeits und jenſeits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Perſonen zerſtreut, die ich in Seſenheim vereinigt geſehn, jeden bei ſich, als freundlichen Wirth, gaſtfrei und ſo gern Küche und Keller als Garten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufſchließend. Die Rheininſeln waren denn auch öfters ein Ziel unſerer Waſſerfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheines in den Keſſel, auf den Roſt, in das ſiedende Fett, und hatten uns hier, in den traulichen Fiſcherhütten, vielleicht mehr als billig angeſiedelt, hatten uns nicht die entſetzlichen Rheinſchnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber dieſe unerträgliche Störung einer der ſchönſten Luſtpartien, wo ſonſt alles glückte, wo die Neigung der

Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters, in gotteslästerliche Reden aus und versicherte daß diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, daß diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten. Ich fühlte mich zwar sogleich besänftigt: denn ein Zorniger ist wohl zu begütigen, wenn es uns glückt, ihn zum Lächeln zu bringen; ich versicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das sündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müsse mir vielmehr erlauben, mir vorzustellen, daß dieß durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sey. Und so hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verstand Spaß, oder ließ ihn wenigstens vorübergehen.

Ernsthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tags- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen Nachte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine atherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja

Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glanzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Saume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet.

Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hatten ein artiges Bandchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhaltnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war, so entsprang dadurch für unsere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an solche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge sich gewöhnlich zu schließen pflegt. Entfernt von mir arbeitete sie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung wenn ich zurückkame; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu seyn. Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich dießmal länger als ich gedacht ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zusage eines neuen und ausgearbeiteten Vaurisses noch über Versprechen zu halten, beredete ich einen jungen Vauverständigen, statt meiner zu arbeiten. Dieser hatte so viel Lust an der Aufgabe als Gefalligkeit gegen mich, und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs

in einer so angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchschnitt des Hauses; Hof und Garten war nicht vergessen; auch ein detaillirter, aber sehr mäßiger Anschlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläufigen Unternehmens als leicht und thulich vorzuspiegeln.

Diese Zeugnisse unserer freundschaftlichen Bemühungen verschafften uns den liebreichsten Empfang; und da der gute Vater sah, daß wir den besten Willen hatten, ihm zu dienen, so trat er mit noch einem Wunsche hervor; es war der, seine zwar hubsche aber einfarbige Chaise mit Blumen und Zierrathen staffirt zu sehn. Wir ließen uns bereitwillig finden. Farben, Pinsel und sonstige Bedurfnisse wurden von den Krämern und Apothekern der nächsten Städte herbeigeholt. Damit es aber auch an einem Wakefeld'schen Mißlingen nicht fehlen möchte, so bemerkten wir nur erst, als alles auf das fleißigste und bunteste gemalt war, daß wir einen falschen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen wollte: Sonnenschein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte sich indessen eines alten Rumpelkastens bedienen, und es blieb uns nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben als wir sie aufgemalt hatten. Die Unlust bei dieser Arbeit vergrößerte sich noch, als uns die Mädchen ums Himmelswillen baten, langsam und vorsichtig zu verfahren, um den Grund zu schonen; welcher denn doch, nach dieser Operation, zu seinem ursprunglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch solche unangenehme kleine Zwischenfalligkeiten wurden wir jedoch so wenig als Doctor Primrose und seine liebenswurdige Familie in unserm heitern Leben gestört; denn es begegnete manches unerwartete Glück sowohl uns als auch

Freunden und Nachbarn; Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbſchaft, Lotteriegewinn wurden wechſelſeitig verkündigt und mitgenoſſen. Wir trugen alle Freude, wie ein Gemeingut, zuſammen und wußten ſie durch Geiſt und Liebe zu ſteigern. Es war nicht das erſte- und letztemal, daß ich mich in Familien, in geſelligen Kreiſen befand, gerade im Augenblick ihrer höchſten Blüthe, und wenn ich mir ſchmeicheln darf, etwas zu dem Glanz ſolcher Feſten beigetragen zu haben, ſo muß ich mir dagegen verweiſen, daß ſolche Zeiten uns eben deßhalb ſchneller vorübergeeilt und früher verſchwunden.

Nun ſollte aber unſere Liebe noch eine ſonderbare Prüfung ausſtehn. Ich will es Prüfung nennen, obgleich dieß nicht das rechte Wort iſt. Die ländliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Hauſer in der Stadt, von gutem Anſehn und Ruf und in behaglichen Vermögensumſtänden. Die jungen Stadter waren öfters in Seienheim. Die altern Perſonen, Mütter und Tanten, weniger beweglich, hörten ſo mancherlei von dem dortigen Leben, von der wachſenden Anmuth der Töchter, ſelbſt von meinem Einfluß, daß ſie mich erſt wollten kennen lernen, und nachdem ich ſie öfters beſucht und auch bei ihnen wohl empfangen war, uns auch alle einmal beiſammen zu ſehen verlangten, zumal als ſie jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme ſchuldig zu ſein glaubten.

Lange ward hierüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte ſich ſchwer von der Haushaltung trennen, Olivie hatte einen Abſcheu vor der Stadt, in die ſie nicht paßte, Friederike keine Neigung dahin; und ſo verzögerte ſich die Sache, bis ſie endlich dadurch entſchieden ward, daß es mir unmöglich fiel, innerhalb vierzehn Tagen aufs Land zu kommen, da man

ſich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht ſehen wollte. Und ſo fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf landlicher Scene zu ſehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von ſchwankenden Baumzweigen, beweglichen Bachen, nickenden Blumenwieſen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erſchien — ich ſah ſie nun zum erſtenmal in ſtädtiſchen zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren, und Porzellanpuppen.

Das Verhältniß zu dem, was man liebt, iſt ſo entſchieden, daß die Umgebung wenig ſagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung ſey, dies verlangt das Gemüth. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwartige konnte ich mich nicht gleich in den Widerſpruch des Augenblicks finden. Das anſtandige ruhig edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in dieſen Kreis, ſie unterſchied ſich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies ſich ungeduldig, wie ein Fiſch auf dem Strande. Wie ſie mich ſonſt in dem Garten anrief oder auf dem Felde bei Seite winkte, wenn ſie mir etwas Beſonderes zu ſagen hatte, ſo that ſie auch hier, indem ſie mich in eine Fenſtertiefe zog; ſie that es mit Verlegenheit und ungeſchickt, weil ſie fühlte, daß es nicht paßte und es doch that. Sie hatte mir das unwichtigſte von der Welt zu ſagen, nichts als was ich ſchon wußte: daß es ihr entſetzlich weh ſey, daß ſie ſich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkei wünſche. Friederike hingegen war in dieſer Lage höchſt merkwürdig. Eigentlich genommen paßte ſie auch nicht hinein, aber dieß zeugte für ihren Charakter, daß ſie, anſtatt ſich in dieſen Zuſtand zu finden, unbewußt den Zuſtand nach ſich modelte. Wie ſie auf dem Lande mit der Geſellſchaft gebarte, ſo that ſie es auch hier. Jeden

Augenblick wußte sie zu beleben. Ohne zu beunruhigen setzte sie alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Gesellschaft, die eigentlich nur von der Langenweile beunruhigt wird. Sie erfullte damit vollkommen den Wunsch der stadtischen Tanten, welche ja auch einmal, von ihrem Canapé aus, Zeugen jener landlichen Spiele und Unterhaltungen seyn wollten. War dieses zur Genüge geschehn, so wurde die Garderobe, der Schmuck und was die stadtischen, französisch gekleideten Nichten besonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friederike sich's leicht, indem sie mich behandelte wie immer. Sie schien mir keinen andern Vorzug zu geben, als den, daß sie ihr Begehren, ihre Wunsche eher an mich als an einen andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Diese Dienerschaft nahm sie einen der folgenden Tage mit Zuversicht in Anspruch, als sie mir vertraute, die Damen wünschten mich lesen zu hören. Die Töchter des Hauses hatten viel davon erzahlt: denn in Sesenheim las ich was und wann man's verlangte. Ich war sogleich bereit, nur bat ich um Ruhe und Aufmerksamkeit auf mehrere Stunden. Dieß ging man ein, und ich las an einem Abend den ganzen Hamlet ununterbrochen, in den Sinn des Stücks eindringend wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenschaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben ist. Ich erntete großen Beifall. Friederike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Diese beiden Symptome eines bewegten zartlichen Herzens, bei scheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn, nach dem ich strebte. Sie sammelte den Dank, daß sie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein, und versagte sich, nach ihrer zierlichen Weise,

den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglanzt zu haben.

Dieser Stadtbesuch sollte nicht lange dauern, aber die Abreise verzögerte sich. Friederike that das Ihrige zur geselligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hülfsquellen, die auf dem Lande so ergiebig sind, versiegten bald in der Stadt, und der Zustand ward um so peinlicher als die ältere nach und nach ganz aus der Fassung kam. Die beiden Schwestern waren die einzigen in der Gesellschaft, welche sich Deutsch trugen. Friederike hatte sich niemals anders gedacht und glaubte überall so recht zu seyn, sie verglich sich nicht; aber Olivien war es ganz unerträglich, so magdehaft ausgezeichnet in dieser vornehm erscheinenden Gesellschaft einherzugehn. Auf dem Lande bemerkte sie kaum die städtische Tracht an andern, sie verlangte sie nicht; in der Stadt konnte sie die landliche nicht ertragen. Dieß alles zu dem übrigen Geschicke städtischer Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten einer ganz entgegengesetzten Umgebung, wühlte einige Tage so in dem leidenschaftlichen Busen, daß ich alle schmeichelnde Aufmerksamkeit auf sie zu wenden hatte, um sie, nach dem Wunsche Friederikens, zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Ich sah den Augenblick, da sie sich mir zu Füßen werfen und mich bei allem Heiligen beschwören werde, sie aus diesem Zustande zu retten. Sie war himmlisch gut, wenn sie sich nach ihrer Weise behaben konnte, aber ein solcher Zwang setzte sie gleich in Mißbehagen und konnte sie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben. Nun suchte ich zu beschleunigen was die Mutter mit Olivien wünschte und was Friederiken nicht zuwider war. Diese im Gegensatze mit ihrer Schwester zu loben, enthielt ich mich nicht; ich sagte ihr, wie sehr ich mich freue, sie unverändert und auch in diesen

Umgebungen so frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug zu erwiedern, daß ich ja da sey, sie wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre.

Endlich sah ich sie abfahren und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen: denn meine Empfindung hatte den Zustand von Friederiken und Olivien getheilt; ich war zwar nicht leidenschaftlich geängstigt wie diese, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, so gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein solches Hauptgeschäft als eine Nebensache betrachtete. Die Sorge wegen des Examens hatte ich mir auf eine sehr leichte Weise bei Seite geschafft; es war nun aber auch an die Disputation zu denken: denn von Frankfurt abreisend hatte ich meinem Vater versprochen und mir selbst fest vorgesetzt, eine solche zu schreiben. Es ist der Fehler derjenigen die manches, ja viel vermögen, daß sie sich alles zutrauen, und die Jugend muß sogar in diesem Falle seyn, damit nur etwas aus ihr werde. Eine Uebersicht der Rechtswissenschaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir so ziemlich verschafft, einzelne rechtliche Gegenstände interessirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Leyser zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menschenverstand ziemlich durchzukommen. Es zeigten sich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es sollte mehr nach Billigkeit geurtheilt werden; alle Gewohnheitsrechte sah man täglich gefährdet, und besonders dem Criminalwesen stand eine große Veränderung bevor. Was mich selbst betraf, so fühlte ich wohl, daß mir zu Ausfüllung jener Rechts-Topik, die ich mir gemacht hatte, unendlich vieles fehle; das eigentliche Wissen ging mir ab, und keine innere Richtung

drängte mich zu diesen Gegenständen. Auch mangelte der Anstoß von außen, ja mich hatte eine ganz andere Facultat mit fortgerissen. Ueberhaupt, wenn ich Interesse finden sollte, so mußte ich einer Sache irgend etwas abgewinnen, ich mußte etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar schien, und Aussichten gab. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch sogar darauf gesammelt, und nahm auch meine Collectaneen vor, überlegte das was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals, und arbeitete so eine Zeit lang; allein ich war klug genug, bald zu sehen, daß ich nicht fortkommen könne und daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich sey, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sey.

Die Freunde, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil man über Theses eben so gut, ja noch besser als über einen Tractat disputiren könne; in Straßburg sey das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem solchen Ausweg sehr geneigt finden, allein mein Vater, dem ich deßhalb schrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, sehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte, und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war nun genöthigt, mich auf irgend ein Allgemeines zu werfen, und etwas zu wählen, was mir geläufig wäre. Die Kirchengeschichte war mir fast noch bekannter als die Weltgeschichte, und mich hatte von jeher der Conflict, in welchem sich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienst, nach zwei Seiten hin befindet und immer befinden wird, höchlich interessirt. Denn einmal liegt sie in ewigem Streit mit dem Staat, über den

ſie ſich erheben, und ſodann mit den Einzelnen, die ſie alle zu ſich verſammeln will. Der Staat von ſeiner Seite will ihr die Oberherrſchaft nicht zugeſtehen, und die Einzelnen widerſetzen ſich ihrem Zwangsrechte. Der Staat will alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, herzlichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge ſolcher Bewegungen geweſen, wo die Geiſtlichkeit es bald mit ihren Oberen, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne feſtgeſetzt, daß der Staat, der Geſetzgeber, das Recht habe, einen Cultus zu beſtimmen, nach welchem die Geiſtlichkeit lehren und ſich benehmen ſolle, die Laien hingegen ſich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens ſollte die Frage nicht ſeyn, was jeder bei ſich denke, fühle oder ſinne. Dadurch glaubte ich alle Colliſionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deßhalb zu meiner Diſputation die erſte Hälfte dieſes Thema's: daß nämlich der Geſetzgeber nicht allein berechtigt, ſondern verpflichtet ſey, einen gewiſſen Cultus feſtzuſetzen, von welchem weder die Geiſtlichkeit noch die Laien ſich losſagen dürften. Ich führte dieſes Thema theils hiſtoriſch, theils raiſonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja daß dieſes ſogar der Fall mit der chriſtlichen ſey. Das Beiſpiel des Proteſtantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bei dieſer Arbeit um ſo kühner zu Werke, als ich ſie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen ſchrieb, und nichts ſehnlicher wünſchte und hoffte, als daß ſie die Cenſur nicht paſſiren möchte. Ich hatte noch von Berlich her eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu ſehen, und mein Umgang mit Herdern hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzudeutlich aufgedeckt, ja ein gewiſſes

Mißtraun gegen mich selbst war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich diese Arbeit fast ganz aus mir selbst schöpfte, und das Latein geläufig sprach und schrieb, so verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, sehr angenehm. Die Sache hatte wenigstens einigen Grund; die Darstellung war, rednerisch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich sie mit einem guten Lateiner durch, der, ob er gleich meinen Styl im Ganzen nicht verbessern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand vertilgte, so daß etwas zu Stande kam, das sich aufzeigen ließ. Eine reinliche Abschrift wurde meinem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sey, jedoch mit der Kühnheit des Unternehmens als ein völlig protestantisch Gesinnter wohl zufrieden war. Mein Seltsames wurde geduldet, meine Anstrengung gelobt, und er versprach sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vorzügliche Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Facultät, und diese betrug sich glücklicherweise so klug als artig. Der Dekan, ein lebhafter, gescheidter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derselben über, welches er nach und nach in ein Gefahrliches zu verwandeln wußte und damit schloß, daß es nicht räthlich seyn möchte, diese Arbeit als akademische Dissertation bekannt zu machen. Der Aspirant habe sich der Facultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem sie das Beste hoffen dürfe; sie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theses disputiren lassen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie sie vorliege oder weiter ausgearbeitet,

lateinisch oder in einer andern Sprache herausgeben; dieß wurde mir, als einem Privatmann und Protestanten, überall leicht werden, und ich hatte mich des Beifalls um desto reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir sein Zureden vom Herzen walzte; bei jedem neuen Argument das er vorbrachte, um mich durch seine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth, und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet seinen Gründen nichts entgegensetzte, sie vielmehr höchst einleuchtend fand und versprach, mich in allem nach seinem Rath und nach seiner Anleitung zu benehmen. Ich setzte mich nun wieder mit meinem Repetenten zusammen. Theses wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging, unter Opposition meiner Tischgenossen, mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuschlagen, gar sehr zu Statten kam, und ich für einen wohlunterrichteten Menschen gelten konnte. Ein guter herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.

Mein Vater war indessen sehr unzufrieden, daß dieses Werkchen nicht als Disputation ordentlich gedruckt worden war, weil er gehofft hatte, ich sollte bei meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher besonders herausgegeben wissen; ich stellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur skizzirt sey, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu diesem Zwecke das Manuscript sorgfältig auf, und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter seinen Papieren gesehn.

Meine Promotion war am 6ten August 1771 geschehn; den Tag darauf starb Schöpflin im fünfundsiebenzigsten Jahre. Auch ohne nähere Berührung hatte derselbe bedeutend

auf mich eingewirkt: denn vorzügliche mitlebende Männer ſind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, ſo lange ſie nur über dem Horizont ſtehen, unſer Auge ſich wendet, und ſich geſtärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt iſt, ſolche Vollkommenheiten in ſich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflinen ein vortheilhaftes Aeußere verliehn, ſchlanke Geſtalt, freundliche Augen, redſeligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geiſtesgaben ertheilte ſie ihrem Liebling nicht kärglich, und ſein Glück war, ohne daß er ſich mühſam angeſtrengt hätte, die Folge angeborner und ruhig ausgebildeter Verdienſte. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt ſind, die dem Lebensintereſſe das hiſtoriſche Wiſſen anzuknüpfen verſtehn. Im Badenſchen geboren, in Baſel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradieſiſchen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten wohlgelegenen Vaterlande. Auf hiſtoriſche und antiquariſche Gegenſtände hingewieſen, ergriff er ſie munter durch eine glückliche Vorſtellungskraft, und erhielt ſie in ſich durch das bequemſte Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig wie er war, ging er einen gleich vorſchreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet ſich mit Leichtigkeit in der literariſchen und bürgerlichen Welt: denn hiſtoriſche Kenntniſſe reichen überall hin, und Leutſeligkeit ſchließt ſich überall an. Er reiſ't durch Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien; kommt in Berührung mit allen Gelehrten ſeiner Zeit; er unterhält die Fürſten, und nur, wenn durch ſeine lebhafte Redſeligkeit die Stunden der Tafel, der Audienz verlangert werden, iſt er den Hofleuten läſtig. Dagegen erwirbt er ſich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für ſie die

gründlichsten Deductionen und findet so überall einen Schauplatz für seine Talente. Man wünscht ihn an gar manchem Orte festzuhalten; allein er beharrt bei seiner Treue für Straßburg und den Französischen Hof. Seine unverrückte deutsche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man schützt ihn sogar gegen den mächtigen Prätor Klinglin, der ihn heimlich anfeindet. Gesellig und gesprächig von Natur, verbreitet er sich wie im Wissen und Geschaften, so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Gesinnten glücklich vergeudet werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Wesen und als Redner der Menge. Seine Programme, seine Reden und Anreden sind dem besondern Tag, der eintretenden Feierlichkeit gewidmet, ja sein großes Werk Alsatia illustrata gehört dem Leben an, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Gestalten auffrischt, den behauenen, den gebildeten Stein wieder belebt, erloschene, zerstückte Inschriften zum zweitenmal vor die Augen, vor den Sinn des Lesers bringt. Auf solche Weise erfüllt seine Thatigkeit das Elsaß und die Nachbarschaft; in Baden und der Pfalz behalt er bis ins höchste Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim stiftet er die Akademie der Wissenschaften und erhält sich als Präsident derselben bis an seinen Tod.

Genahert habe ich mich diesem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelständchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfullten unsere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß

sie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank und wohl gewachsene heitere Greis stand mit leichtem freiem Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug eine wohlgedachte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedantismus, väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste hoffnungsvolle akademische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause.

Seine Schüler und Studienverwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhaltniß. Meine Liebhaberei zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie ließen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Belege zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach enthielt. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gefunden, naher kennen gelernt, und nunmehr vollkommen gefördert, konnte ich mir, bei größern und kleinern Excursionen, das Rheinthal als Römische Besitzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit mir wachend ausmalen.

Kaum hatte ich mir hierin einigermaßen aufgeholfen, als mich Oberlin zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt machte, ja eine Neigung zu den sogenannten Minnesingern und Heldendichtern einzuflößen suchte. Diesem wackern Manne, so wie Herrn Koch, bin ich viel schuldig geworden; und wenn es ihrem Willen und Wunsche nach gegangen wäre, so hatte ich ihnen das Glück meines

Lebens verdanken müssen. Damit verhielt es sich aber folgendergestalt.

Schöpflin, der sich in der höhern Sphäre des Staatsrechts zeitlebens bewegt hatte und den großen Einfluß wohl kannte, welchen solche und verwandte Studien bei Höfen und in Cabinetten einem fähigen Kopfe zu verschaffen geeignet sind, fühlte eine unüberwindliche ja ungerechte Abneigung gegen den Zustand des Civilisten, und hatte die gleiche Gesinnung den Seinigen eingeflößt. Obgenannte beide Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine liebreiche Weise von mir Kenntniß genommen. Das leidenschaftliche Ergreifen äußerer Gegenstände, die Darstellungsart, womit ich die Vorzüge derselben herauszuheben und ihnen ein besonderes Interesse zu verleihen wußte, schätzten sie höher als ich selbst. Meine geringe, ich kann wohl sagen, nothdürftige Beschäftigung mit dem Civilrechte war ihnen nicht unbemerkt geblieben; sie kannten mich genug, um zu wissen, wie leicht ich bestimmbar sey; aus meiner Lust zum akademischen Leben hatte ich auch kein Geheimniß gemacht, und sie dachten mich daher für Geschichte, Staatsrecht, Redekunst, erst nur im Vorübergehn, dann aber entschiedener, zu erwerben. Straßburg selbst bot Vortheile genug. Eine Aussicht auf die Deutsche Kanzlei in Versailles, der Vorgang von Schöpflin, dessen Verdienst mir freilich unerreichbar schien, sollte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches sowohl dem, der sich dessen rühmen dürfte, ersprießlich, als andern, die es für sich zu gebrauchen dächten, nützlich seyn könnte. Diese meine Gönner, und Salzmann mit ihnen, legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, einen großen Werth, und

suchten hauptsächlich dadurch ihre Absichten und Vorschläge zu motiviren.

Wie nun aus allem diesem nichts geworden, und wie es gekommen, daß ich wieder von der Französischen Seite auf die Deutsche herübergetreten, gedenk' ich hier zu entwickeln. Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es sind wenige Biographien, welche einen reinen, ruhigen, stäten Fortschritt des Individuums darstellen können. Unser Leben ist, wie das Ganze in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deßhalb verweis't man uns mit Recht aufs Quia.

Die Französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegteren Leben, und ein bewegteres Leben durch sie kennen gelernt. Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung, wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen, und zog Straßburg zum abermaligen akademischen Aufenthalt andern hohen Schulen vor; aber leider sollte ich dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren, und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, sind gegen Fremde die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig, sie werden niemanden über irgend einen Fehler auslachen, oder ihn deßhalb ohne Umschweif

Goethe's Schriften.

Vierter Band.

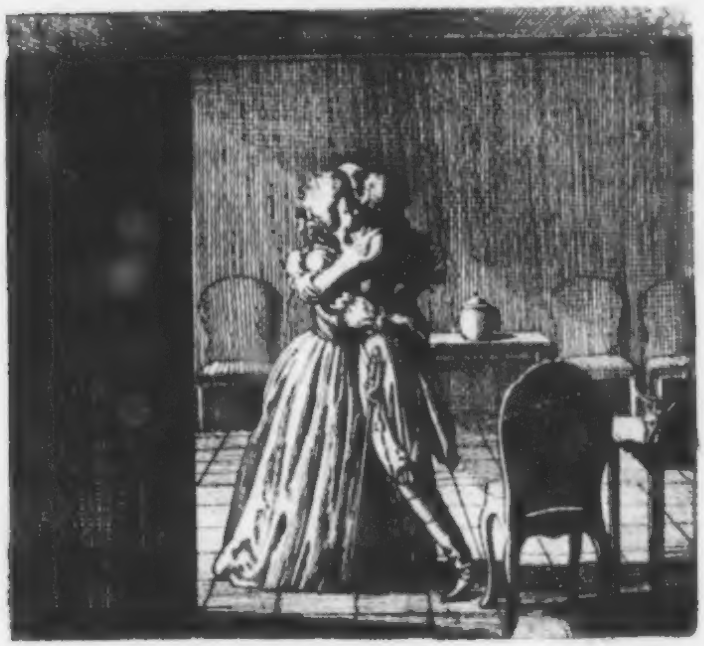

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1790.

tadeln. Da ſie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache geſündigt wird, ſo haben ſie die Art, eben daſſelbe was man geſagt hat, mit einer anderen Wendung zu wiederholen und gleichſam höflich zu bekräftigen, ſich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen ſollen, zu bedienen, und auf dieſe Weiſe den Verſtändigen und Aufmerkſamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So ſehr man nun wenn es einem Ernſt iſt, wenn man Selbſtverläugnung genug hat, ſich für einen Schüler zu geben, hiebei gewinnt und gefördert wird, ſo fühlt man ſich doch immer einigermaßen gedemüthiget, und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzuſehr unterbrochen ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Geſpräch fallen. Dieß begegnete beſonders mir vor andern, indem ich immer etwas Intereſſantes zu ſagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen, und nicht immer bloß auf den Ausdruck zurückgewieſen ſeyn wollte; ein Fall der bei mir öfter eintrat, weil mein Franzöſiſch viel buntſchackiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauſpielern, theatraliſchen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten, ſo wie die Accentuationen gemerkt, und dieſes babyloniſche Idiom ſollte ſich durch ein wunderliches Ingredienz noch mehr verwirren, indem ich den Franzöſiſchen reformirten Geiſtlichen gern zuhörte und ihre Kirchen um ſo lieber beſuchte, als ein ſonntägiger Spaziergang nach Bockenheim dadurch nicht allein erlaubt ſondern geboten war. Aber auch hiermit ſollte es noch nicht genug ſeyn: denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutſchheit des ſechzehnten Jahrhunderts gewieſen ward, ſo ſchloß ich gar bald auch die Franzoſen jener herrlichen Epoche in dieſe Neigung

mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde, und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle dieſe verſchiedenen Elemente bewegten ſich nun in meiner Rede chaotiſch durch einander, ſo daß für den Zuhörer die Intention über den wunderlichen Ausdruck meiſt verloren ging, ja daß ein gebildeter Franzoſe mich nicht mehr höflich zurechtweiſen, ſondern geradezu tadeln und ſchulmeiſtern mußte. Abermals ging es mir alſo hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich dießmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, ſo gut als andere Provinzen idiotiſch zu ſprechen, zurückziehn konnte, ſondern hier, auf fremdem Grund und Boden, mich einmal hergebrachten Geſetzen fügen ſollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierein ergeben, wenn uns nicht ein böſer Genius in die Ohren geraunt hatte, alle Bemühungen eines Fremden, Franzöſiſch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben: denn ein geübtes Ohr höre den Deutſchen, den Italianer, den Engländer unter ſeiner Franzöſiſchen Maske gar wohl heraus; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schooß der einzig ſprachſeligen Kirche aufgenommen.*

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm, aber ſelbſt Schöpflin ſollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie ließen gelten, daß er früh die Nothwendigkeit ſich vollkommen Franzöſiſch auszudrücken, wohl eingeſehn; ſie billigten ſeine Neigung, ſich jedermann mitzutheilen, beſonders aber die Großen und Vornehmen zu unterhalten; lobten ſogar, daß er, auf dem Schauplatz, wo er ſtand, die Landesſprache zu der ſeinigen zu machen und ſich möglichſt zum Franzöſiſchen Geſellſchafter und Redner auszubilden geſucht. Was hilft ihm aber das Verläugnen ſeiner Mutterſprache, das Bemühen um eine fremde? Niemand

kann er es recht machen. In der Gesellschaft will man ihn eitel finden: als wenn sich jemand ohne Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit andern mittheilen möchte und könnte! Sodann versichern die feinen Welt- und Sprachkenner, er diserire und dialogire mehr, als daß er eigentlich converśire. Jenes ward als Erb- und Grundfehler der Deutschen, dieses als die Cardinaltugend der Franzosen allgemein anerkannt. Als öffentlichem Redner geht es ihm nicht besser. Läßt er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürsten drucken, so passen die Jesuiten auf, die ihm, als einem Protestanten, gram sind, und zeigen das Unfranzösische seiner Wendungen.

Anstatt uns nun hieran zu trösten und, als grünes Holz, dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, so ärgerte uns dagegen diese pedantische Ungerechtigkeit; wir verzweifelten und überzeugten uns vielmehr an diesem auffallenden Beispiele, daß die Bemühung vergebens sey, den Franzosen durch die Sache genug zu thun, da sie an die äußern Bedingungen, unter welchen alles erscheinen soll, allzu genau gebunden sind. Wir faßten daher den umgekehrten Entschluß, die Französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.

Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilnahme. Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben seyn. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseyns nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer

glücklichen Epoche nahren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Unterthanen Deutscher Fürsten, die unter Französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaßen, stets vermehrt und recrutirt wurden: denn Väter und Söhne hielten sich Studirens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie Deutsch gesprochen. Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher; Lerse hatte man als Muster eines Deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schlenderte lieber auf gut Deutsch, als daß er sich auf gut Französisch hatte zusammennehmen sollen, und wenn unter den übrigen auch mancher zu Gallischer Sprache und Sitte hinneigte, so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehe, erhuben uns aber um desto höher über die Französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse, und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde.

Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Uebergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der Französischen

Armee das Preußiſche Exercitium und ſogar der Preußiſche Stock eingeführt werden ſollte. Wir verziehen ihm übrigens ſeine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm ſeine Franzöſiſchen Poeten, Philoſophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklarten, er ſey nur als Eindringling anzuſehn und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzoſen gewaltiger als alles andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutſchen überhaupt, ſo wie dem nach Franzöſiſcher Cultur ſtrebenden Könige, an Geſchmack fehle. Ueber dieſe Redensart, die, wie ein Refrain, ſich an jedes Urtheil anſchloß, ſuchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen; aufklaren darüber konnten wir uns aber um ſo weniger, als man uns verſichern wollte, ſchon Menage habe geſagt, die Franzöſiſchen Schriftſteller beſaßen alles, nur nicht Geſchmack; ſo wie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neueſten Autoren ſammtlich des Geſchmacks ermangelten, und Voltaire ſelbſt dieſem höchſten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewieſen, wollten wir daher nichts gelten laſſen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls, und den raſchen derben Ausdruck deſſelben,

Freundſchaft, Liebe, Brüderſchaft,
Trägt die ſich nicht von ſelber vor?

war Looſung und Feldgeſchrei, woran ſich die Glieder unſerer kleinen akademiſchen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Dieſe Maxime lag zum Grund allen unſern geſelligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter

Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anlasse und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die Französische Literatur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergötzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der Französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehen, ja die innern politischen und religiosen Unruhen sowohl als die äußeren Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sey auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar manches veraltet, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse, dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sey, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinah ein

Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existirten und vegetirten noch, in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter, viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Societät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand: denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselsweise, und mußten sich wechselsweise verbilden: denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die Französische Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Classe bediente sich solcher Urtheile gegen die Schriftsteller, die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhren so unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publicum nicht imponiren, so suchte man es zu überraschen, oder durch Demuth zu gewinnen; und so entsprang, abgesehn davon was Kirche und Staat im Innersten bewegte, eine solche literarische Gährung, daß Voltaire selbst seiner vollen Thätigkeit, seines ganzen Uebergewichts bedurfte, um sich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes,

seinen Feinden zu viel Uebels erzeigen, und, unter dem Scheine eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falsch handeln. War es denn wohl der Mühe werth, ein so thatiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhangiger enden sollte, als es angefangen hatte? Wie unertraglich ein solcher Zustand sey, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und stoßweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Fechterstreichen über die Schnur, wobei sich meist Freunde und Feinde unwillig gebardeten: denn jedermann glaubte ihn zu übersehen, obschon niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publicum, das immer nur die Urtheile alter Manner hört, wird gar zu leicht altklug, und nichts ist unzulanglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiste aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen, bei einer Deutschen Natur- und Wahrheitsliebe, als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, ward die parteiische Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns taglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sundfluth zu entkraften, alle versteinten Muscheln läugnete, und solche nur für Naturspiele gelten ließ, so verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenschein hatte mir auf dem Rabsberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem, abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Ervuien seiner Ureinwohner

befinde. Ja, diese Berge waren einsmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren, genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unübersehliche Bucht gewesen; das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben was da wollte.

Bejahrt also und vornehm war an sich selbst und durch Voltairen die Französische Literatur. Lasset uns diesem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thatiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhaltniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhaltnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich jemand so abhangig gemacht, um unabhangig zu seyn. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen; die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten seine Gegner maßige Talente und einen ungeheuern Haß; nichts gereichte zu seinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Catharina und Friedrich die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowski von Polen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen; sogar Päpste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeiten kirren zu müssen. Daß Joseph der Zweite sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme: denn es hatte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er, bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen, etwas geistreicher, ein besserer Schatzer des Geistes gewesen ware.

Das was ich hier gedrangt und in einigem Zusammen-

hanae vortrage, tönte zu jener Zeit, als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespaltiger Mißklang, unzusammenhangend und unbelehrend in unseren Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem langst erstarrten Theater ein Patriot nationalfranzösische, herzerhebende Gegenstande dargestellt; kaum hatte die Belagerung von Calais sich einen enthusiastischen Beifall gewonnen, so sollte schon das Stück, mit sammt seinen vaterlandischen Gesellen, hohl und in jedem Sinne verwerflich seyn. Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergötzt, hieß man schwach, der Name dieses Ehrenmannes war verschollen, und wie viel andere Schriftsteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen jemand, der mit dem neusten literarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an solchen Mannern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern Deutschen Gesellen denn immer verdrießlicher. Nach unsern Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit liebten wir die Eindrucke der Gegenstande festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten, und wenn es ja seyn sollte, sie so spat als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschaftigung lasse sich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müsse durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punkt gelangen, wo sich mit dem Urtheil zugleich der Grund desselben aussprechen lasse. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche Französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein

Schickſal, ſo war er doch genöthigt, den größten Lohn für alles was er geleiſtet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergeſſen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyklopadiſten reden hörten, oder einen Band ihres ungeheuren Werks aufſchlugen, ſo war es uns zu Muthe, als wenn man zwiſchen den unzähligen bewegten Spuhlen und Weberſtühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Raſſeln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannichfaltigſte in einander greifenden Anſtalt, in Betrachtung deſſen was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, ſich den eigenen Rock ſelbſt verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alle dem, weßhalb ihn die Franzoſen tadeln, ein wahrer Deutſcher iſt. Aber auch ſein Standpunkt war ſchon zu hoch, ſein Geſichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm ſtellen und an ſeine Seite ſetzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer redneriſcher Kunſt herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar ſehr, ſeine wackeren Wilddiebe und Schleichhandler entzückten uns, und dieſes Geſindel hat in der Folge auf dem Deutſchen Parnaß nur allzu ſehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rouſſeau, von dem geſelligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine ſtille Einleitung zu jenen ungeheuern Weltveränderungen, in welchen alles Beſtehende unterzugehen ſchien.

Uns ziemt jedoch, dieſe Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf Kunſt gewirkt. Auch hier wieſen ſie, auch von ihr drangten ſie uns zur Natur.

Die höchſte Aufgabe einer jeden Kunſt iſt, durch den

Schein die Täuſchung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falſches Beſtreben aber iſt, den Schein ſo lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Local hatte die Bühne, durch Anwendung der perſpectiviſchen Geſetze auf hinter einander geſtellten Coulisſen, den höchſten Vortheil erlangt, und nun wollte man dieſen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters zuſchließen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem ſolchen Bühnenlocal ſollte denn auch das Stück ſelbſt, die Art zu ſpielen der Acteurs, kurz alles zuſammentreffen, und ein ganz neues Theater dadurch entſpringen.

Die Franzöſiſchen Schauſpieler hatten im Luſtſpiel den Gipfel des Kunſtwahren erreicht. Den Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actricen durch Liebeshändel mit den höhern Ständen, alles trug dazu bei, die höchſte Gewandtheit und Schicklichkeit des geſelligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszuſetzen; doch glaubten ſie einen großen Vorſchritt zu thun, wenn ſie ernſthafte und tragiſche Gegenſtände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, ſich der Proſa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten, und ſo die unnatürlichen Verſe zugleich mit der unnatürlichen Declamation und Geſticulation allmählig verbannten.

Höchſt merkwürdig iſt es und nicht ſo allgemein beachtet, daß zu dieſer Zeit ſelbſt der alten ſtrengen, rhythmiſchen, kunſtreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es ſtellte ſich nämlich dem Schauſpieler Lekain, der

ſeine Helden mit beſondrem theatraliſchen Anſtand, mit Erhebung, Erhebung und Kraft ſpielte, und ſich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in ſeinem tragiſchen Spiel die höchſte Wahrheit auszudrücken ſuchte. Dieſes Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariſer Theaterperſonals nicht paſſen. Er ſtand allein, jene hielten ſich an einander geſchloſſen, und er, hartnäckig genug auf ſeinem Sinne beſtehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort ſahen wir ihn die Rolle des Auguſt in Cinna, des Mithridat und andere dergleichen, mit der wahrſten natürlichſten Würde ſpielen. Als ein ſchöner großer Mann trat er auf, mehr ſchlank als ſtark, nicht eigentlich von impoſantem, aber von edlem gefälligem Weſen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu ſeyn, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein ſehr geübter Künſtler, und von den wenigen, die das Künſtliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunſt zu verwandeln wiſſen. Dieſe ſind es eigentlich, deren mißverſtandene Vorzüge die Lehre von der falſchen Natürlichkeit jederzeit veranlaſſen.

Und ſo will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken: es iſt Rouſſeau's Pygmalion. Viel könnte man darüber ſagen: denn dieſe wunderliche Production ſchwankt gleichfalls zwiſchen Natur und Kunſt, mit dem falſchen Beſtreben, dieſe in jene aufzulöſen. Wir ſehen einen Künſtler, der das Vollkommenſte geleiſtet hat, und doch nicht Befriedigung darin findet, ſeine Idee außer ſich, kunſtgemäß dargeſtellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein, ſie ſoll auch in das irdiſche Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchſte was Geiſt

und That hervorgebracht, durch den gemeinſten Act der Sinnlichkeit zerſtören.

Alles dieſes und manches andere, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und ſo ward von vielen Seiten auch jene Deutſche literariſche Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltſam mitwirkten.

Auf philoſophiſche Weiſe erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöſe Gegenſtände glaubten wir uns ſelbſt aufgeklärt zu haben, und ſo war der heftige Streit Franzöſiſcher Philoſophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke ſtatt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein ſolches Buch gefährlich ſeyn könnte. Es kam uns ſo grau, ſo cimmeriſch, ſo todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, ſeine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Geſpenſte ſchauderten. Der Verfaſſer glaubt ſein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede verſichert, daß er, als ein abgelebter Greis, ſo eben in die Grube ſteigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geſchaft werde, was liebenswürdig und gut an ihr iſt. „Alte Kirchen haben dunkle Gläſer! — Wie Kirſchen und Beeren ſchmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ dieß waren unſere Luſt- und Leibworte; und ſo ſchien uns jenes Buch, als die

rechte Quinteſſenz der Greiſenheit, unſchmackhaft, ja abgeſchmackt. Alles ſollte nothwendig ſeyn und deßwegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei geſtanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, klimatiſchen Einflüſſe, der phyſiſchen und animaliſchen Zuſtände nicht wohl entziehn könnten; doch fühlten wir etwas in uns das als vollkommene Willkür erſchien, und wieder etwas das ſich mit dieſer Willkür ins Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte.

Die Hoffnung immer vernünftiger zu werden, uns von den außeren Dingen, ja von uns ſelbſt immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt ſo ſchön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgeleſen: denn wir fanden uns in der Erwartung getäuſcht, in der wir es aufgeſchlagen hatten. Syſtem der Natur ward angekündigt, und wir hofften alſo wirklich etwas von der Natur, unſerer Abgöttin', zu erfahren. Phyſik und Chemie, Himmels- und Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Anatomie und ſo manches andere hatte nun ſeit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geſchmückte groſe Welt hingewieſen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thalern, Flüſſen und Meeren und von allem was darin lebt und webt, das Nahere ſo wie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbei wohl manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menſchen als ſchadlich, der Geiſtlichkeit als gefahrlich, dem Staat als unzulaßlich erſcheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieſes Büchlein ſollte nicht unwürdig die Feuerprobe beſtanden haben.

Allein wie hohl und leer ward uns in dieser triſten atheiſtiſchen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen verſchwand. Eine Materie ſollte ſeyn, von Ewigkeit her bewegt, und ſollte nun mit dieſer Bewegung rechts und links und nach allen Seiten, ohne weiteres, die unendlichen Phänomene des Daſeyns hervorbringen. Dieß alles waren wir ſogar zufrieden geweſen, wenn der Verfaſſer wirklich aus ſeiner bewegten Materie die Welt vor unſern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur ſo wenig wiſſen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er ſie ſogleich, um dasjenige was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erſcheint, zur materiellen, ſchweren, zwar bewegten aber doch richtungs- und geſtaltloſen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieſes Buch einigen Schaden gebracht hat, ſo war es der, daß wir aller Philoſophie, beſonders aber der Metaphyſik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wiſſen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur deſto lebhafter und leidenſchaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles Franzöſiſchen Weſens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweiſe fanden wir zu beſtimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philoſophie abſtrus und doch unzulänglich, ſo daß wir auf dem Punkte ſtanden, uns der rohen Natur wenigſtens verſuchsweiſe hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß ſchon ſeit langer Zeit zu höheren, freieren und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgenüſſen vorbereitet und uns erſt heimlich und

maßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hatte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakspeare gemeint sey, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakspeare ist von den Deutschen mehr als von anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander selbst versagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihn zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt, und über seine Arbeiten einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat; und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug seyn, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung gerieth, Freunden die mich hören mögen, mitzutheilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's beauties of Shakspeare. Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines

Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erschien Wieland's Uebersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen. Wir Deutsche hatten den Vortheil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weise zuerst herüber gebracht wurden. Shakspeare prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser gemäße Lectüre sich schnell verbreiten, und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher, zum Anfang jugendlicher Bildung, prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen: denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch alles zum Scherze dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Sylben ergötzen, und durch eine Art von parodistischem Muthwillen den tiefen Gehalt des edelsten Werks zerstören. Deßhalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig seyn, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlasse dieß und das Vorgesagte unsern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am besten zu Gebote steht. Nur will ich noch,

zu Gunſten meines Vorſchlags, an Luther's Bibelüberſetzung erinnern: denn daß dieſer treffliche Mann ein in dem verſchiedenſten Style verfaßtes Werk und deſſen dichteriſchen, geſchichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Mutterſprache, wie aus Einem Guſſe überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im Einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher ſich mit dem Buche Hiob, den Pſalmen und andern Geſangen bemüht, ſie uns in ihrer poetiſchen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden ſoll, bleibt eine ſchlichte Uebertragung immer die beſte. Jene kritiſchen Ueberſetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und ſo wirkte in unſerer Straßburger Societät Shakſpeare, überſetzt und im Original, ſtückweiſe und im Ganzen, ſtellen- und auszugsweiſe, dergeſtalt, daß wie man bibelfeſte Männer hat, wir uns nach und nach in Shakſpeare befeſtigten, die Tugenden und Mängel ſeiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unſeren Geſprächen nachbildeten, an ſeinen Quiddites die größte Freude hatten, und durch Ueberſetzung derſelben, ja durch originalen Muthwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor allen mit großem Enthuſiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir ſchwebe, war anſteckend für meine Freunde, die ſich alle dieſer Sinnesart hingaben. Wir läugneten die Möglichkeit nicht, ſolche Verdienſte näher zu erkennen, ſie zu begreifen, mit Einſicht zu beurtheilen; aber dieß behielten wir uns für ſpätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden, und, bei ſo großem Genuß, an dem Manne, der ihn uns gab, nicht

forſchen und mäkeln, vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieſer lebendigen Geſellſchaft gedacht, geſprochen und verhandelt worden, der leſe den Aufſatz Herder's über Shakſpeare, in dem Hefte von deutſcher Art und Kunſt; ferner Lenzens Anmerkungen übers Theater, denen eine Ueberſetzung von Love's labours lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakſpeare's Weſen und ſtellt es herrlich dar; Lenz beträgt ſich mehr bilderſtürmeriſch gegen d[illegible]herkömmlichkeit des Theaters und will denn eben all und [illegible]all nach Shakſpeareſcher Weiſe gehandelt haben. Da ich dieſen ſo talentvollen als ſeltſamen Menſchen hier zu erwähnen veranlaßt werde, ſo iſt wohl der Ort, verſuchsweiſe einiges über ihn zu ſagen. Ich lernte ihn erſt gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen. Wir ſahen uns ſelten; ſeine Geſellſchaft war nicht die meine, aber wir ſuchten doch Gelegenheit uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Geſinnungen hegten. Klein, aber nett von Geſtalt, ein allerliebſtes Köpfchen, deſſen zierlicher Form niedliche etwas abgeſtumpfte Züge vollkommen entſprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Perſönchen, wie mir unter nordiſchen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet iſt; einen ſanften, gleichſam vorſichtigen Schritt, eine angenehm nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwiſchen Zurück[illegible]tung und Schüchternheit ſich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anſtand. Kleinere Gedichte, beſonders ſeine eignen, las er ſehr gut vor, und ſchrieb eine fließende Hand. Für ſeine Sinnesart wüßte ich nur das engliſche Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweiſ't, gar manche Seltſamkeiten in Einem Begriff zuſammenfaßt.

Verzeichniß der Subscribenten.

Fortsetzung.

Se. Durchl. der Prinz Ludwig Ernst von Braunschweig in Eisenach.	1 Exl.
Se. Durchl. der Landgraf Adolph von Hessen-Philippsthal.	1 "
Se. Durchl. der regierende Herzog von Weimar und Eisenach.	1 "
Ihro Durchl. die regierende Herzoginn von Weimar und Eisenach.	1 "
Ihro Durchl. die verwittwete Herzoginn von Weimar und Eisenach.	1 "

Niemand war vielleicht eben deßwegen fähiger als er, die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakspeare'schen Genie's zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Ueberſetzung giebt ein Zeugniß hievon. Er behandelt ſeinen Autor mit groſer Freiheit, iſt nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß ſich die Rüſtung oder vielmehr die Poſſenjacke ſeines Vorgangers ſo gut anzupaſſen, ſich ſeinen Gebärden ſo humoriſtiſch gleichzuſtellen, daß er demjenigen, den ſolche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann.

Die Abſurditäten der Clowns machten beſonders unſere ganze Glückſeligkeit, und wir prieſen Lenzen als einen begünſtigten Menſchen, da ihm jenes Epitaphium des von der Prinzeſſin geſchoſſenen Wildes folgendermaßen gelungen war:

Die ſchöne Prinzeſſin ſchoß und traf
Eines jungen Hirſchleins Leben;
Es fiel dahin in ſchweren Schlaf,
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund bell! — Ein L zu Hirſch
So wird es denn ein Hirſchel;
Doch ſetzt ein römiſch L. zu Hirſch,
So macht es funfzig Hirſchel.
Ich mache hundert Hirſche draus,
Schreib Hirſchell mit zwei LLen.

Die Neigung zum Abſurden, die ſich frei und unbewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne ſich deßhalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe, und wir ſuchten auch durch Originalſpaße unſern groſen Meiſter zu feiern. Wir waren ſehr glorios, wenn wir der Geſellſchaft etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde, wie z. B.

folgendes auf einen Rittmeister, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter wohnt in diesem Haus;
Ein Meister auch daneben;
Macht man davon einen Blumenstrauß,
So wird's einen Rittmeister geben.
Ist er nun Meister von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Doch nimmt der Ritt den Meister mit,
Weh' ihm und seinem Samen!

Ueber solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht, und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten. Ueberhaupt aber konnten sich die seltsamen Gesinnungen um so heftiger verbreiten und so mehrere waren im Falle daran Theil zu nehmen, als Lessing, der das große Vertrauen besaß, in seiner Dramaturgie eigentlich das erste Signal dazu gegeben hatte.

In so gestimmter und aufgeregter Gesellschaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem oberen Elsaß, woher ich aber eben deßhalb keine sonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Verse, die uns bei jeder Gelegenheit entquollen, und die wohl eine muntere Reisebeschreibung ausstatten konnten, sind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtei Molsheim bewunderten wir die farbigen Scheibengemälde; in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt ertönten possierliche Hymnen an Ceres, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich aus einander gesetzt und angepriesen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beschränkten Handel derselben sehr lustig

genommen wurde. In Ensisheim sahen wir den ungeheuren Aerolithen in der Kirche aufgehangen, und spotteten, der Zweifelsucht jener Zeit gemaß, über die Leichtglaubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Wesen wo nicht auf unsern eignen Acker herabfallen, doch wenigstens in unsern Cabinetten sollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tausend Glaubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines Römischen Castells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter, aus frommer Neigung, aufgehalten haben. Unfern der Capelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild das ich mir von ihr machte, und ihr Name, pragte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lang mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spatern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde.

Auch auf dieser Höhe wiederholt sich dem Auge das herrliche Elsaß, immer dasselbe und immer neu; eben so wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk übersieht, nur seine Nachbarn am deutlichsten, so ist es auch hier mit Büschen, Felsen, Hügeln, Waldern, Feldern, Wiesen und Ortschaften in der Nahe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns sogar Basel zeigen; daß wir es gesehen, will ich nicht beschwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier sein Recht über uns aus, indem es uns zu sich forderte, und da wir nicht diesem Triebe folgen konnten, ein schmerzliches Gefuhl zurückließ.

Solchen Zerstreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um so lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein

leidenſchaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängſtigen anfing. Eine ſolche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften, glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friederike blieb ſich immer gleich; ſie ſchien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſo bald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht ſo viel als jene verlor, war vorausſehender oder offener. Sie ſprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abſchied und ſuchte über ſich ſelbſt und ihre Schweſter ſich zu tröſten. Ein Mädchen das einem Manne entſagt, dem ſie ihre Gewogenheit nicht verläugnet, iſt lange nicht in der peinlichen Lage, in der ſich ein Jüngling befindet, der mit Erklarungen eben ſo weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen iſt. Er ſpielt immer eine leidige Figur: denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man ſchon eine gewiſſe Ueberſicht ſeines Zuſtandes, und ein entſchiedener Leichtſinn will ihn nicht kleiden. Die Urſachen eines Mädchens, das ſich zurückzieht, ſcheinen immer gültig, die des Mannes niemals.

Allein wie ſoll eine ſchmeichelnde Leidenſchaft uns vorausſehen laſſen, wohin ſie uns führen kann? Denn auch ſelbſt alsdann, wenn wir ſchon ganz verſtändig auf ſie Verzicht gethan, können wir ſie noch nicht loslaſſen; wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und ſollte es auch auf eine veränderte Weiſe ſeyn. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friederikens mich ängſtigte, ſo wußte ich doch nichts angenehmeres, als abweſend an ſie zu denken und mich

mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltener hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zustände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerstreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geschäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannichfaltigste zu leisten, durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drangte sich alles gar gewaltsam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich von einem Orte loslösen soll.

Noch ein Zwischenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich nämlich in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause, von wo man die Vorderseite des Munsters und den darüber emporsteigenden Thurm gar herrlich sehen konnte. Es ist Schade, sagte jemand, daß das Ganze nicht fertig geworden und daß wir nur den einen Thurm haben. Ich versetzte dagegen: es ist mir eben so leid, diesen einen Thurm nicht ganz ausgeführt zu sehn: denn die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hatten darauf noch vier leichte Thurmspitzen gesollt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht.

Als ich diese Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit aussprach, redete mich ein kleiner muntrer Mann an und fragte: wer hat Ihnen das gesagt? — Der Thurm selbst, versetzte ich. Ich habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet, und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß, mir dieses offenbare Geheimniß zu gestehn. — Er hat

Sie nicht mit Unwahrheit berichtet, verſetzte jener; ich kann es am beſten wiſſen, denn ich bin der Schaffner, der über die Baulichkeiten geſetzt iſt. Wir haben in unſerm Archiv noch die Originalriſſe, welche daſſelbe beſagen, und die ich Ihnen zeigen kann. — Wegen meiner nahen Abreiſe drang ich auf Beſchleunigung dieſer Gefälligkeit. Er ließ mich die unſchätzbaren Rollen ſehn; ich zeichnete geſchwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch ölgetränktes Papier und bedauerte, nicht früher von dieſem Schatz unterrichtet geweſen zu ſeyn. Aber ſo ſollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anſchauen und Betrachten der Dinge erſt muhſam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht ſo auffallend und fruchtbar geweſen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In ſolchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friederiken noch einmal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen, und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim, und es überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu beſuchen. Es mag ſich übrigens mit dieſen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens

einige Beruhigung. Der Schmerz das herrliche Elsaß, mit allem was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehn, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmann'schen und Lessing'schen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, desto weniger aber gesehn: denn außer Laokoon, dem Vater, und dem Faun mit den Krotalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie; und was uns Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war freilich rathselhaft genug. Wie will man aber auch Anfangern von dem Ende der Kunst einen Begriff geben?

Director Verschaffeldt's Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wunderſamsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wanden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgestellt; ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vortheilhafteste Licht gestellt werden; überdieß waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erſte Wirkung dieſer unwiderſtehlichen Maſſe eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich mich zu denen Geſtalten, die mich am meiſten anzogen, und wer kann läugnen, daß Apoll von Belvedere, durch ſeine maßige Koloſſalgröße, den ſchlanken Bau, die freie Bewegung, den ſiegenden Blick, auch über unſere Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerſt mit ſeinen Söhnen in Verbindung ſah. Ich vergegenwärtigte mir ſo gut als möglich das, was über ihn verhandelt und geſtritten worden war, und ſuchte mir einen eignen Geſichtspunkt; allein ich ward bald da bald dorthin gezogen. Der ſterbende Fechter hielt mich lange feſt, beſonders aber hatte ich der Gruppe von Kaſtor und Pollux, dieſen koſtbaren, obgleich problematiſchen Reſten, die ſeligſten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es ſey, ſich von einem genießenden Anſchaun ſogleich Rechenſchaft zu geben. Ich zwang mich zu reflectiren, und ſo wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, ſo fühlte ich doch, daß jedes Einzelne dieſer großen verſammelten Maſſe faßlich, ein jeder Gegenſtand natürlich und in ſich ſelbſt bedeutend ſey.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerkſamkeit gerichtet, und ich entſchied mir die berühmte Frage, warum er nicht ſchreie, dadurch, daß ich mir ausſprach, er könne nicht ſchreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren gingen mir aus der erſten Conception der Gruppe hervor. Die ganze ſo gewaltſame als kunſtreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anlaſſen zuſammengeſetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehn vor dem augenblicklichen Biß. Um dieſen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien

unmöglich gemacht werden. So entschied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebissen sey, und wie ich mir sonst noch das Kunstreiche dieser Gruppe auszulegen suchte. Ich schrieb hierüber einen Brief an Oesern, der aber nicht sonderlich auf meine Auslegung achtete, sondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken festzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu lassen, bis er sich zuletzt an meine sämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anschloß, in welchem Sinne ich ihn sodann bei Herausgabe der Propyläen mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung so vieler erhabenen plastischen Werke sollte es mir auch an einem Vorschmack antiker Architektur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Capitals der Rotonde, und ich läugne nicht, daß beim Anblick jener so ungeheuren als eleganten Akanthblatter mein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing.

Dieses große und bei mir durchs ganze Leben wirksame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächste Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieser Darstellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's damit ende: denn kaum war die Thür des herrlichen Saals hinter mir zugeschlossen, so wünschte ich mich selbst wieder zu finden, ja ich suchte jene Gestalten eher, als lästig, aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden. Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend, ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch seyn will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt.

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich gesünder und froher nach Hause gelangt als das erstemal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß sie zwischen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und meiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten beschäftigt seyn mußte. In Mainz hatte mir ein harfeipielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angebornen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig, bei der deutlichsten Ueberzeugung, von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klarer als ich, sah wohl voraus, wie sonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein musikalischer Meßlaufer, von einem so ansehnlichen Hause her zu Gastbesuchen

und Schenken ginge, sein Brod zu verdienen; daher sorgte sie in der Nachbarschaft für Herberge und Kost desselben; ich empfahl ihn meinen Freunden, und so befand sich das Kind nicht übel. Nach mehreren Jahren sah ich ihn wieder, wo er größer und tölpischer geworden war, ohne in seiner Kunst viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nöthig haben würde. Der Vater in seinen verjährten Liebhabereien und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich, wie einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen, seine Plane durchsetzt. Ich hatte nun promovirt, der erste Schritt zu dem ferneren bürgerlichen stufenweisen Lebensgange war gethan. Meine Disputation hatte seinen Beifall, ihn beschäftigte die nähere Betrachtung derselben und manche Vorbereitung zu einer künftigen Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elsaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen und manches fliegende Blatt geschrieben. Diese zu rubriciren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen unterhielt ihn, und so war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehn, sich nachstens verlieren werde. Die Schwester hatte einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um sich versammelt. Ohne herrisch zu seyn, herrschte sie über alle, indem ihr Verstand gar manches übersehn und ihr guter Wille vieles ausgleichen konnte, sie auch überdieß in dem Fall war, eher die Vertraute als die Rivalin zu spielen. Von altern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heiteren Gesellschafter; mit Riese ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu üben und zu

prüfen nicht verfehlte, indem er, durch anhaltenden Widerſpruch, einem dogmatiſchen Enthuſiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegenſetzte. Andere traten nach und nach zu dieſem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch ſtanden unter den Perſonen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterſtadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schloſſer allerdings oben an. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter ſeinen Büchern und Acten, in Zimmern wo die größte Ordnung herrſchte, war ſein liebſter Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Geſellſchaft erwies er ſich angenehm und unterhaltend: denn ſein Geiſt war, durch eine ausgebreitete Lectüre, mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verſchmähte nicht, bei Gelegenheit, durch geiſtreiche lateiniſche Gedichte die geſelligen Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verſchiedene ſcherzhafte Diſtichen von ihm beſitze, die er unter einige von mir gezeichnete Portraite ſeltſamer allgemein bekannter Frankfurter Caricaturen geſchrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geſchäftsgang, und hätten mich nicht hundertfaltige Neigungen, Leidenſchaften und Zerſtreuungen von dieſem Wege fortgeriſſen, er würde mir der ſicherſte Führer geworden ſeyn.

Naher an Alter ſtand mir ſein Bruder Georg, der ſich von Treptow, aus den Dienſten des Herzogs Friedrich (Eugen) von Würtemberg, wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an praktiſchem Geſchick vorgeſchritten, war er in ſeiner Ueberſicht der Deutſchen und auswärtigen Literatur auch nicht zurück geblieben. Er ſchrieb, wie vormals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich

mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen nur in so weit cultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war. Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren.

Durch diese beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, dem ich durch Herdern von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war. Dieser eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstadter. Von seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb, und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben, und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend um und wieder ging, etwas Tigerartiges. Lavater's Physiognomik hat uns sein Profil aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte,

vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu seyn. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm schadlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefahrlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu seyn glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun, durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfniß, die Menschen hamisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfaltig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte namlich einen gewissen dilettantischen Productionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er sich in Prosa und Versen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, sondern sie entweder vertilgen, oder als auffallende Documente des geheimen Zwiespalts in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.

Uebrigens hatte ihm sein literarischer Dilettantismus eher

Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderstehlichen Trieb gefühlt hatte, auch im technischen und mercantilischen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal seine Fabrikfähigkeiten zu verwünschen anfing, und außer sich war, die Ansprüche an ein auenbendes Talent nicht genialisch genug befriedigen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunst fahren und sann auf fabrikmäßige kaufmannische Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.

In Darmstadt befand sich übrigens eine Gesellschaft von sehr gebildeten Mannern. Geheimerath von Hesse, Minister des Landgrafen, Professor Petersen, Rector Wenck und andere waren die Einheimischen, zu deren Werth sich manche fremde Benachbarte und viele Durchreisende abwechselnd gesellten. Die Geheimerathin von Hesse und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die letztere, Herder's Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne.

Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Fruherbegonnene zurücksetzte. Faust war schon vorgerückt, Göz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehen konnte.

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste worauf ich drang war, daß man sie deutsch und nicht gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das Zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Princip entsprungen sey. Wenn jene, unter einem glücklicheren Himmel, ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen, und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannichfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen, welche nicht wie die Kuppeln, nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben, und das Daseyn des Heiligthums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Hatte ich diese Ansichten, denen ich ihren Werth nicht absprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Styl abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen von Deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach schon damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan und die vaterländischen Freunde der Kunst früher aufmerksam gemacht; so aber verhüllte ich, durch Hamann's und Herder's Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen, und verfinsterte das Licht das mir aufgegangen war, für mich und andere.

Dem ungeachtet wurden dieſe Blatter gut aufgenommen und in dem Herder'ſchen Heft von deutſcher Art und Kunſt nochmals abgedruckt.

Wenn ich mich nun, theils aus Neigung, theils zu dichteriſchen und anderen Zwecken, mit vaterlandiſchen Alterthümern ſehr gern beſchaftigte und ſie mir zu vergegenwartigen ſuchte, ſo ward ich durch die bibliſchen Studien und durch religiöſe Anklange von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luther's Leben und Thaten, die in dem ſechzehnten Jahrhundert ſo herrlich hervorglanzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöſer Gefuhle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zuſammengetragenes, nach und nach entſtandenes, zu verſchiedenen Zeiten uberarbeitetes Werk anzuſehn, ſchmeichelte meinem kleinen Dunkel, indem dieſe Vorſtellungsart noch keineswegs herrſchend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptſinn betraf, hielt ich mich an Luther's Ausdruck, in Einzelnem ging ich wohl zur Schmidtiſchen wortlichen Ueberſetzung, und ſuchte mein weniges Hebraiſch dabei ſo gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel ſich Widerſpruche finden wird jetzt niemand in Abrede ſeyn. Dieſe ſuchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichſte Stelle zum Grunde legte, und die widerſprechende, weniger klare jener anzuahnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prufung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am meiſten ausſprache; an dieſe hielt ich mich und verwarf die andern als untergeſchoben.

Denn ſchon damals hatte ſich bei mir eine Grundmeinung feſtgeſetzt, ohne daß ich zu ſagen wußte, ob ſie mir eingeflößt, ob ſie bei mir angeregt worden, oder ob ſie aus eignem Nachdenken entſprungen ſey. Es war namlich die: bei allem

was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sey nun Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Styl und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn: dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sey jedoch der Verschlimmerung, dem Verderbniß ausgesetzt: wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich seyn könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weßhalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden.

Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sey daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte, und in wie fern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam, oder einem Zweifel unterworfen sey, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande seyn sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

Dieſe aus Glauben und Schauen entſprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigſten erkennen, anwendbar und ſtärkend iſt, liegt zum Grunde meinem ſittlichen ſowohl als literariſchen Lebensbau, und iſt als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Capital anzuſehn, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch dieſen Begriff ward mir denn die Bibel erſt recht zugänglich. Ich hatte ſie, wie bei dem Religionsunterricht der Proteſtanten geſchieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derſelben ſprungweiſe, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Teſtaments und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte ſie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verſchiedenen Charakter der verſchiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre; ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieſes Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hatte entbehren ſollen. Eben von dieſer gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geſchützt, weil ich deren Unredlichkeit ſogleich einſah. Ich verabſcheute ſie nicht nur, ſondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatiſchem Eifer Voltairen, wenn ich ihn hatte habhaft werden können, wegen ſeines Sauls gar wohl erdroſſelt hätte. Jede Art von redlicher Forſchung dagegen ſagte mir höchlich zu, die Aufklärungen über des Orients Localität und Genium, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf, und fuhr fort, allen meinen Scharfſinn an den ſo werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich ſchon früher mich in den Zuſtand der

Urwelt, die uns das erste Buch Moſis ſchildert, einzuweihen ſuchte. Weil ich nun ſchrittweiſe und ordentlich zu verfahren dachte, ſo griff ich, nach einer langen Unterbrechung, das zweite Buch an. Allein welch ein Unterſchied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verſchwunden war, ſo fand ich auch das zweite Buch von dem erſten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergeſſen vergangener Zeit ſpricht ſich ſchon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph.“ Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hatte beinah den Ahnherrn vergeſſen, dem Jehovah gerade dieſes nunmehr erfüllte Verſprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unſäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabei auf die wunderlichſten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unſere Zehn-Gebote auf den Tafeln geſtanden, daß die Iſraeliten keine vierzig Jahre, ſondern nur kurze Zeit durch die Wüſte gewandert, und eben ſo bildete ich mir ein, über den Charakter Moſis ganz neue Aufſchlüſſe geben zu können.

Auch das Neue Teſtament war vor meinen Unterſuchungen nicht ſicher; ich verſchonte es nicht mit meiner Sonderungsluſt, aber aus Liebe und Neigung ſtimmte ich doch in jenes heilſame Wort mit ein: „Die Evangeliſten mögen ſich widerſprechen, wenn ſich nur das Evangelium nicht widerſpricht.“ — Auch in dieſer Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingſtfeſte in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine etwas abſtruſe Weiſe, nicht geeignet ſich viele Theilnehmer zu verſchaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die

Herr Doctor Hufeland in Jena.	1 Expl.
Frau Geheime Räthinn Freyfrau von Hutten in Nürnberg.	1 "
Herr von Imhof in Augsburg.	1 "
Mylord Inverury aus Schottland in Jena.	1 "
Herr Geheimer Rath von Kalb in Weimar.	1 "
Frau Präſidentinn von Kalb in Waltershauſen.	1 "
Herr Kammerjunker und Lieutenant von Knebel in Anſpach.	1 "
Frau Gräfinn Lanthieri, geborne Gräfinn Wagensperg in Grätz in Steyerm.	1 "
Herr Kaufmann Madelung in Gotha.	1 "
Frau Suſanna Metzler, geb. Fingerlin in Frankfurt am Main.	1 "
Herr Kaufmann Mollwo in Petersburg.	1 "
" Magiſter Münter in Koppenhagen.	1 "
" Regis in Deſſau.	1 "
" Kapellmeiſter Reichardt in Berlin.	1 "
" Buchdrucker Reyher in Gotha.	1 "
" Landkammerrath Ridel in Weimar.	1 "
" J. Rieſe in Frankfurt am Main.	1 "
" Kammerherr von Roſen in Reval.	1 "
" Geheimer Regierungsrath von Schardt in Weimar.	1 "
" Hofrath Schloßer in Carlsruhe.	1 "
" Aſſiſtenzrath Schmidt in Weimar.	1 "

Brüdergemeine noch geschärft hatte, das Sündhafte im Menschen als verwaltend anzusehn, versuchte ich mich zu schicken, obgleich nicht mit sonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieser Lehre so ziemlich zu eigen gemacht, und bediente mich derselben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeistlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlassen beliebte. Das Hauptthema desselbigen Schreibens war jedoch die Loosung der damaligen Zeit, sie hieß Toleranz, und galt unter den besseren Köpfen und Geistern.

Solche Dinge, die nach und nach entstanden, ließ ich, um mich an dem Publicum zu versuchen, im folgenden Jahre auf meine Kosten drucken, verschenkte sie, oder gab sie der Eichenbergischen Buchhandlung, um sie so gut als möglich zu verhöcken, ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachsen ware. Hier und da gedenkt eine Recension derselben, bald günstig, bald ungünstig, doch gleich waren sie verschollen. Mein Vater bewahrte sie sorgfaltig in seinem Archiv, sonst wurde ich kein Exemplar davon besitzen. Ich werde sie, so wie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufugen.

Da ich mich nun sowohl zu dem Sibyllinischen Styl solcher Blatter als zu der Herausgabe derselben eigentlich durch Hamann hatte verleiten lassen, so scheint mir hier eine schickliche Stelle, dieses würdigen einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein eben so großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist. Seine Sokratischen Denkwurdigkeiten erregten Aufsehen, und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden grundlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Litteratur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes,

Unerforſchliches gelten ließ, und ſich darüber auf eine ganz eigne Weiſe ausſprach. Von denen, die damals die Literatur des Tags beherrſchten, ward er freilich für einen abſtruſen Schwärmer gehalten, eine aufſtrebende Jugend aber ließ ſich wohl von ihm anziehn. Sogar die Stillen im Lande, wie ſie halb im Scherz, halb im Ernſt genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne ſich zu irgend einer Geſellſchaft zu bekennen, eine unſichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerkſamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moſer, war der Magus aus Norden eine willkommene Erſcheinung. Man ſetzte ſich um ſo mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er von knappen häuslichen Umſtänden gepeinigt, ſich dennoch dieſe ſchöne und hohe Sinnesweiſe zu erhalten verſtand. Bei dem großen Einfluſſe des Präſidenten von Moſer ware es leicht geweſen, einem ſo genügſamen Manne ein leidliches und bequemes Daſeyn zu verſchaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte ſich ſo weit ſchon verſtändigt und genähert, daß Hamann die weite Reiſe von Königsberg nach Darmſtadt unternahm. Als aber der Präſident zufällig abweſend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, ſogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich beſitze noch zwei Schreiben des Königsbergers an ſeinen Gönner, die von der wunderſamen Großheit und Innigkeit ihres Verfaſſers Zeugniß ablegen.

Aber ein ſo gutes Verſtändniß ſollte nicht lange dauern. Dieſe frommen Menſchen hatten ſich jenen auch nach ihrer Weiſe fromm gedacht, ſie hatten ihn als den Magus von Norden mit Ehrfurcht behandelt, und glaubten daß er ſich auch ſofort in ehrwürdigem Betragen darſtellen würde. Allein er hatte ſchon durch die Wolken, ein Nachſpiel Sokratiſcher

Denkwürdigkeiten, einigen Anstoß gegeben, und da er nun gar die Kreuzzüge des Philologen herausgab, auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pans zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer, in Holz geschnittener Hahn, tactgebend jungen Hahnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiken, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten: so entstand unter den Wohl- und Zartgesinnten ein Mißbehagen, welches man dem Verfasser merken ließ, der denn auch dadurch nicht erbaut, einer engeren Vereinigung sich entzog. Unsere Aufmerksamkeit auf diesen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der, mit seiner Braut und uns in Correspondenz bleibend, alles was von jenem merkwürdigen Geiste nur ausging, sogleich mittheilte. Darunter gehörten denn auch seine Recensionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger Zeitung, die alle einen höchst sonderbaren Charakter trugen. Ich besitze eine meist vollständige Sammlung seiner Schriften und einen sehr bedeutenden handschriftlichen Aufsatz über Herders Preisschrift, den Ursprung der Sprache betreffend, worin er dieses Herder'sche Probestück, auf die eigenste Art, mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern, und alsdann, wenn diese wichtigen Documente wieder vor den Augen des Publicums liegen, möchte es Zeit sein, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen; inzwischen will ich doch einiges hier schon beibringen, um so mehr als noch vorzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geschenkt und deren Beistimmung oder Zurechtweisung mir sehr willkommen sein

würde. Das Princip, auf welches die ſämmtlichen Aeußerungen Hamann's ſich zurückführen laſſen, iſt dieſes: „Alles was der Menſch zu leiſten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder ſonſt hervorgebracht, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich.“ Eine herrliche Maxime! aber ſchwer zu befolgen. Von Leben und Kunſt mag ſie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetiſch iſt, findet ſich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß ſich ablöſen, es muß ſich vereinzeln, um etwas zu ſagen, zu bedeuten. Der Menſch, indem er ſpricht, muß für den Augenblick einſeitig werden, es giebt keine Mittheilung, keine Lehre, ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieſer Trennung widerſtrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, ſo auch ſprechen wollte, und das Gleiche von andern verlangte; ſo trat er mit ſeinem eignen Styl und mit allem was die andern hervorbringen konnten, in Widerſtreit. Um das Unmögliche zu leiſten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefſten geheimſten Anſchauungen, wo ſich Natur und Geiſt im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verſtandesblitze, die aus einem ſolchen Zuſammentreffen hervorſtrahlen, bedeutende Bilder, die in dieſen Regionen ſchweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanſcribenten, und was ſich ſonſt noch humoriſtiſch hinzufügen mag, alles dieſes bildet die wunderbare Geſammtheit ſeines Styls, ſeiner Mittheilungen. Kann man ſich nun in der Tiefe nicht zu ihm geſellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Geſtalten, die ihm vorſchweben, ſich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, ſo wird es um uns nur trüber und dunkler, jemehr

wir ihn ſtudiren, und dieſe Finſterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil ſeine Anſpielungen auf beſtimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrſchende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden ſich einige ſeiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhandig die Stellen citirt hat, auf die ſich ſeine Andeutungen beziehn. Schlagt man ſie auf, ſo giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchſt angenehm erſcheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verſtehen nennt. Solche Blatter verdienen auch deßwegen Sibylliniſch genannt zu werden, weil man ſie nicht an und für ſich betrachten kann, ſondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln ſeine Zuflucht nahme. Jedesmal wenn man ſie aufſchlagt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weiſe berührt und aufregt.

Perſönlich habe ich ihn nie geſehn, auch kein unmittelbares Verhaltniß zu ihm durch Briefe gehabt. Mir ſcheint er in Lebens- und Freundſchaftsverhaltniſſen höchſt klar geweſen zu ſeyn und die Bezüge der Menſchen unter einander und auf ihn ſehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe die ich von ihm ſah, waren vortrefflich und viel deutlicher als ſeine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umſtande ſo wie auf perſönliche Verhaltniſſe klarer hervortrat. So viel glaubte ich jedoch durchaus zu erſehen, daß er, die Ueberlegenheit ſeiner Geiſtesgaben aufs naivſte fühlend, ſich jederzeit für etwas weiſer und klüger gehalten als ſeine Correſpondenten, denen er mehr ironiſch als herzlich begegnete. Galte dieß auch nur von einzelnen Fallen, ſo war es für mich doch die Mehrzahl und Urſache, daß ich mich ihm zu nahern niemals Verlangen trug.

Zwischen Herdern und uns waltete dagegen ein gemüthlich literarischer Verkehr, höchst lebhaft fort, nur Schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht; Mercken brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftstellern und Menschen Swiften am meisten zu ehren schien, so hieß er unter uns gleichfalls der Dechant, und dieses gab abermals zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Dem ungeachtet freuten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er in Bückeburg sollte angestellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte: denn sein neuer Patron hatte den höchsten Ruf als ein einsichtiger, tapferer, obwohl sonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abbt war in diesen Diensten bekannt und berühmt geworden, dem Verstorbenen klagte das Vaterland nach und freute sich an dem Denkmal, das ihm sein Gönner gestiftet. Nun sollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche sein Vorganger so würdig erregt hatte.

Die Epoche, worin dieses geschah, gab einer solchen Anstellung doppelten Glanz und Werth; denn mehrere deutsche Fürsten folgten schon dem Beispiel des Grafen von der Lippe, daß sie nicht bloß gelehrte und eigentlich geschaftsfahige, sondern auch geistreiche und vielversprechende Manner in ihre Dienste aufnahmen. Es hieß: Klopstock sey von dem Markgrafen Carl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geschaftsdienst, sondern um durch seine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höheren Gesellschaft mitzutheilen. So wie nun hierdurch das Ansehn auch dieses vortrefflichen Fursten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen seine Aufmerksamkeit schenkte, so mußte die Verehrung für Klopstock

gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war alles was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgrafin Caroline von Hessendarmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete, und eins der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eignen handschriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

Klopstock hatte sich und andern talentvollen Mannern, durch seinen Charakter und sein Betragen, Ansehn und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wo möglich die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestandes verdanken. Der Buchhandel nämlich bezog sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende, wissenschaftliche Facultatswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Production von poetischen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angesehn, und man hielt es beinah für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderlichsten Wechselverhältniß. Beide erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Clienten. Jene, die neben ihrem Talent, gewöhnlich als höchst sittliche Menschen vom Publicum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geistigen Rang und fühlten sich durch das Glück der Arbeit belohnt; diese begnügten sich gern mit der zweiten Stelle und genossen eines ansehnlichen

Vortheils: nun aber setzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhandler wieder über den armen Poeten, und so stand alles in dem schönsten Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht selten: Breitkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen; Knickerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Dem ungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhandler, sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sey, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringeren Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehn, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopstock hervor und bot seine Gelehrtenrepublik auf Subscription an. Obgleich die spätern Gesänge des Messias, theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen, nicht die Wirkung thun konnten wie die frühern, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser, bei dieser Gelegenheit, für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun jedermann hinzu, selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre

Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieſer heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tauſend Pränumeranten zuſammen. Die Erwartung war aufs höchſte geſpannt, das Zutrauen ſo groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk, bei ſeiner Erſcheinung, den ſeltſamſten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein anſprechend. Wie Klopſtock über Poeſie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutſchen Druidenrepublik dargeſtellt, ſeine Maximen über das Aechte und Falſche in lakoniſchen Kernſprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der ſeltſamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftſteller und Literatoren war und iſt das Buch unſchätzbar, konnte aber auch nur in dieſem Kreiſe wirkſam und nützlich ſeyn. Wer ſelbſt gedacht hatte, folgte dem Denker, wer das Aechte zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, fand ſich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leſer ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch verſiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meiſten ein ſolches, dem ſie auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen konnten. Die Beſtürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber ſo groß, daß kein Murren, kaum ein leiſes Murmeln entſtand. Die junge ſchöne Welt verſchmerzte den Verluſt und verſchenkte nun ſcherzend die theuer erworbenen Exemplare. Ich erhielt ſelbſt mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben iſt.

Dieſe dem Autor gelungene, dem Publicum aber mißlungene Unternehmung hatte die böſe Folge, daß nun ſo bald nicht mehr an Subſcription und Pränumeration zu denken war; doch hatte ſich jener Wunſch zu allgemein verbreitet, als

daß der Versuch nicht hätte erneuert werden sollen. Dieses nun im Großen und Ganzen zu thun, erbot sich die Dessauische Verlagshandlung. Hier sollten Gelehrte und Verleger, in geschlossenem Bund, des zu hoffenden Vortheils beide verhältnißmäßig genießen. Das so lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das sich aber nicht lange erhalten konnte, und leider schieden die Theilhaber nach kurzen Bemühungen mit wechselseitigem Schaden aus einander.

Eine rasche Mittheilung war jedoch unter den Literaturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern. Meine Lust am Hervorbringen war gränzenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgültig; nur wenn ich es mir und andern in geselligem Kreise frisch wieder vergegenwärtigte, erneute sich die Neigung daran. Auch nahmen viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eignen Art unabhängig zu leisten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Hetzen und Treiben gab jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angeborenem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literarepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jahreszeit eigen seyn mag, hervorbrachen, durch Anwendung

Fräulein von Schwaerzel in Hamburg.	1	Exl.
Herr Graf von Schwerin in Stockholm.	1	"
" Buchdrucker Severin in Weißenfels.	3	"
" Oberjägermeister von Stein in Berlin.	1	"
" von Stingel von Stingelsheim in Prag.	1	"
" Graf von Thun in Prag.	1	"
" C. Thurneysen in Frankfurt am Main.	1	"
" Geheimer Rath von Tiede in Ziegenberg.	2	"
" Pfarrer Tobler in Offenbach.	1	"
" Valett in Erlangen.	1	"
" Willemer in Frankfurt am Main.	1	"
" Pastor Wolff in Petersburg.	1	"

ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derſelben manchen Verdruß und manches Uebel ſtifteten; und gerade die aus dieſer Quelle entſpringenden Wirkungen und Gegenwirkungen ſind das Hauptthema dieſes Bandes.

Woran ſollen aber junge Leute das höchſte Intereſſe finden, wie ſollen ſie unter Ihresgleichen Intereſſe erregen, wenn die Liebe ſie nicht beſeelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, in ihnen lebendig ſind? Ich hatte im ſtillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dieß machte mich mild und nachgiebig, und der Geſellſchaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinſtürmte.

Die Antwort Friederikens auf einen ſchriftlichen Abſchied zerriß mir das Herz. Es war dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, daſſelbe Gefühl, die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit ihn zu erſetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte, und was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſtenmal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchſt peinlich, ja unerträglich. Aber der Menſch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich ſuchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was ſich trennen wollte zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherſchweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieſer

Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thalern, auf Höhen, in Gefilden und Waldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu ſtatten, das zwiſchen Darmſtadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtſchaft beider Höfe in gutem Verhältniß ſtanden. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Geſellſchaft durch meine Vaterſtadt, als wenn ſie mich nichts anginge, ſpeiſ'te in einem der großen Gaſthöfe in der Fahrgaſſe und zog nach Tiſche meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs ſang ich mir ſeltſame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig iſt. Ich ſang dieſen Halbunſinn leidenſchaftlich vor mich hin, da mich ein ſchreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeſchäftigt: ich vermied gewiſſenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und ſo blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerkſamen und Unwiſſenden ein liebevoller Genius heimlich umſchwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im ſtillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deßwegen in ihrer wohlthätigen Geſellſchaft deſto heiterer und anmuthiger zeigte. Erſt mehrere Jahre nachher, ja erſt nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmliſche Lieben, auf eine Weiſe, die mich erſchüttern mußte; aber ich war ſchuldlos und konnte ein ſchuldloſes Weſen rein und redlich betrauern, und um ſo ſchöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich, ganz ohne Leidenſchaft, mir und meinen geiſtigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hulfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Bußung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen seyn.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einstehen und ihm Zeit lassen kann auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen glücklicherweise, bei mancher günstigen Gelegenheit, gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genussen vielfaltig aufgeregt. Das Reiten verdrangte nach und nach jene schlendernden, melancholischen, beschwerlichen und doch langsamen und zwecklosen Fußwanderungen; man kam schneller, lustiger und bequemer zum Zweck. Die jüngeren Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber that sich, bei eintretendem Winter, eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit, so weit brachte als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne sich gerade auszeichnen zu wollen.

Diese neue frohe Thatigkeit waren wir denn auch Klopstocken schuldig, seinem Enthusiasmus für diese glückliche Bewegung, den Privatnachrichten bestätigten, wenn seine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Ich erinnere

mich ganz genau, daß an einem heiteren Froſtmorgen, ich aus dem Bette ſpringend mir jene Stellen zurief:

Schon von dem Gefühle der Geſundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Geſtade gemacht
Den bedeckenden Kryſtall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See? Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Mein zaudernder und ſchwankender Entſchluß war ſogleich beſtimmt, und ich flog ſträcklings dem Orte zu, wo ein ſo alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit ſeine erſten Uebungen anſtellen konnte. Und fürwahr, dieſe Kraftäußerung verdiente wohl von Klopſtock empfohlen zu werden, die uns mit der friſcheſten Kindheit in Berührung ſetzt, den Jüngling ſeiner Gelenkheit ganz zu genießen aufruft, und ein ſtockendes Alter abzuwehren geeignet iſt. Auch hingen wir dieſer Luſt unmäßig nach. Einen herrlichen Sonnentag ſo auf dem Eiſe zu verbringen, genügte uns nicht; wir ſetzten unſere Bewegung bis ſpät in die Nacht fort. Denn wie andere Anſtrengungen den Leib ermüden, ſo verleiht ihm dieſe eine immer neue Schwungkraft. Der über den nachtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wieſen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unſerm Lauf entgegenſäuſelnde Nachtluft, des bei abnehmendem Waſſer ſich ſenkenden Eiſes ernſthafter Donner, unſerer eigenen Bewegungen ſonderbarer Nachhall, vergegenwärtigten uns Oſſianiſche Scenen ganz vollkommen. Bald dieſer bald jener Freund ließ in declamatoriſchem Halbgeſange

eine Klopſtockiſche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zuſammenfanden, erſcholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unſerer Freuden.

Und ſollte der unſterblich nicht ſeyn,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball ſelber nicht hat?

Solchen Dank verdient ſich ein Mann, der irgend ein tüchtiges Thun durch geiſtige Anregung zu veredeln und wirkſam zu verbreiten weiß!

Und ſo wie talentreiche Kinder, deren Geiſtesgaben ſchon früh wunderſam ausgebildet ſind, ſich, wenn ſie nur dürfen, den einfachſten Knabenſpielen wieder zuwenden, vergaßen wir nur allzu leicht unſern Beruf zu ernſteren Dingen; doch regte gerade dieſe oft einſame Bewegung, dieſes gemächliche Schweben im Unbeſtimmten, gar manche meiner innern Bedürfniſſe wieder auf, die eine Zeit lang geſchlafen hatten, und ich bin ſolchen Stunden die ſchnellere Ausbildung älterer Vorſätze ſchuldig geworden.

Die dunkleren Jahrhunderte der deutſchen Geſchichte hatten von jeher meine Wißbegierde und Einbildungskraft beſchäftigt. Der Gedanke, den Götz von Berlichingen in ſeiner Zeitumgebung zu dramatiſiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptſchriftſteller fleißig: dem Werke De pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerkſamkeit; ich hatte es emſig durchſtudirt, und mir jene ſeltſamen Einzelnheiten möglichſt veranſchaulicht. Dieſe zu ſittlichen und poetiſchen Abſichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer andern Seite brauchen, und da ich nunmehr Wetzlar

beſuchen ſollte, war ich geſchichtlich vorbereitet genug: denn das Kammergericht war doch auch in Gefolge des Landfriedens entſtanden, und die Geſchichte deſſelben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen deutſchen Ereigniſſe gelten. Giebt doch die Beſchaffenheit der Gerichte und der Heere die genauſte Einſicht in die Beſchaffenheit irgend eines Reichs. Die Finanzen ſelbſt, deren Einfluß man für ſo wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht: denn wenn es dem Ganzen fehlt, ſo darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühſam zuſammengeſcharrt und gehalten hat, und ſo iſt der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, iſt von keiner großen Bedeutung, aber es kann ein höheres Intereſſe einflößen, wenn man eine flüchtige Geſchichte des Kammergerichts nicht verſchmähen will, um ſich den ungünſtigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daſelbſt anlangte.

Die Herren der Erde ſind es vorzüglich dadurch, daß ſie, wie im Kriege die Tapferſten und Entſchloſſenſten, ſo im Frieden die Weiſeſten und Gerechteſten um ſich verſammeln können. Auch zu dem Hofſtaat eines deutſchen Kaiſers gehörte ein ſolches Gericht, das ihn, bei ſeinen Zügen durch das Reich, immer begleitete. Aber weder dieſe Sorgfalt noch das Schwabenrecht, welches im ſüdlichen Deutſchland, das Sachſenrecht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derſelben beſtellten Richter, noch die Austräge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag anerkannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geiſtlichen geſtiftet, nichts konnte den aufgereizten ritterlichen Fehdegeiſt ſtillen, der bei den Deutſchen durch innern Zwiſt, durch fremde Feldzüge, beſonders aber durch die Kreuzfahrten, ja durch Gerichtsgebräuche ſelbſt aufgeregt, genährt und zur Sitte

geworden. Dem Kaiser so wie den mächtigern Ständen waren die Plackereien höchst verdrießlich, wodurch die Kleinen einander selbst, und wenn sie sich verbanden, auch den Größern lästig wurden. Gelähmt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen gestört; überdieß lastete noch das Vehmgericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von dessen Schrecknissen man sich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Polizei ausartete, die sogar zuletzt in die Hände von Privatleuten gelangte.

Diesen Unbilden einigermaßen zu steuern, ward vieles umsonst versucht, bis endlich die Stände ein Gericht aus eignen Mitteln dringend in Vorschlag brachten. Dieser, so wohl gemeint er auch seyn mochte, deutete doch immer auf Erweiterung der ständischen Befugnisse, auf eine Beschränkung der kaiserlichen Macht. Unter Friedrich dem Dritten verzögert sich die Sache; sein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, giebt nach. Er bestellt den Oberrichter, die Stände senden die Beisitzer. Es sollten ihrer vierundzwanzig seyn, anfangs begnügt man sich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, dessen sich die Menschen bei ihren Unternehmungen schuldig machen, war auch der erste und ewige Grundmangel des Kammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Assessoren war zu klein; wie sollte von ihnen die schwere und weitläuftige Aufgabe gelöst werden! Allein wer sollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiser konnte eine Anstalt nicht begünstigen, die mehr wider als für ihn zu wirken schien; weit größere Ursache hatte er sein eignes Gericht, seinen eignen Hofrath auszubilden. Betrachtet man dagegen das Interesse der Stände, so konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun seyn, ob die Wunde

geheilt wurde, lag ihnen nicht so nah: und nun noch gar ein neuer Kostenaufwand! Man mochte sich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch diese Anstalt jeder Fürst seine Dienerschaft vermehre, freilich zu einem entschiedenen Zwecke, aber wer giebt gern Geld fürs Nothwendige? Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte.

Anfangs sollten die Beisitzer von Sporteln leben, dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände; beides war kümmerlich. Aber dem großen und auffallenden Bedürfniß abzuhelfen, fanden sich willige, tüchtige, arbeitsame Männer, und das Gericht ward eingesetzt. Ob man einsah, daß hier nur von Linderung, nicht von Heilung des Uebels die Rede sey, oder ob man sich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung schmeichelte, mit Wenigem Vieles zu leisten, ist nicht zu entscheiden; genug das Gericht diente mehr zum Vorwande, die Unruhstifter zu bestrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hatte. Allein es ist kaum beisammen, so erwächst ihm eine Kraft aus sich selbst, es fühlt die Höhe auf die es gestellt ist, es erkennt seine große politische Wichtigkeit. Nun sucht es sich durch auffallende Thätigkeit ein entschiedneres Ansehn zu erwerben; frisch arbeiten sie weg was kurz abgethan werden kann und muß, was über den Augenblick entscheidet, oder was sonst leicht beurtheilt werden kann, und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwererem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshandel, blieben im Rückstand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Besitz gewiß und sicher sey; ob man mit Recht besitze, kann ihn weniger kümmern. Deswegen erwuchs aus der nach und nach anschwellenden ungeheuren Anzahl von verjährten Processen dem Reiche kein Schade.

Gegen Leute die Gewalt brauchten war ja vorgesehn, und mit diesen konnte man fertig werden; die übrigen, die rechtlich um den Besitz stritten, sie lebten, genossen oder darbten wie sie konnten; sie starben, verdarben, verglichen sich; das alles war aber nur Heil und Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach beruhigt. Denn dem Kammergericht war ein gesetzliches Faustrecht gegen die Ungehorsamen in die Hande gegeben; hatte man den Bannstrahl schleudern konnen, dieser ware wirksamer gewesen.

Jetzo aber, bei der bald vermehrten, bald verminderten Anzahl der Assessoren, bei manchen Unterbrechungen, bei Verlegung des Gerichts von einem Ort an den andern, mußten diese Reste, diese Acten ins Unendliche anwachsen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archives von Speyer nach Aschaffenburg, einen Theil nach Worms, der dritte fiel in die Hande der Franzosen, welche ein Staatsarchiv erobert zu haben glaubten, und hernach geneigt gewesen waren, sich dieses Papierwusts zu entledigen, wenn nur jemand die Fuhren hatte daran wenden wollen.

Bei den westphalischen Friedensunterhandlungen sahen die versammelten tuchtigen Männer wohl ein, was fur ein Hebel erfordert werde, um eine Sisyphische Last vom Platze zu bewegen. Nun sollten funfzig Assessoren angestellt werden, diese Zahl ist aber nie erreicht worden: man begnügte sich abermals mit der Halfte, weil der Aufwand zu groß schien; allein hatten die Interessenten sammtlich ihren Vortheil bei der Sache gesehn, so ware das Ganze gar wohl zu leisten gewesen. Um funfundzwanzig Beisitzer zu besolden, waren ungefahr einhunderttausend Gulden nöthig; wie leicht hatte Deutschland das Doppelte herbeigeschafft. Der Vorschlag, das Kammergericht mit eingezogenen geistlichen Gutern auszustatten,

konnte nicht durchgehen: denn wie sollten sich beide Religionstheile zu dieser Aufopferung verstehn? Die Katholiken wollten nicht noch mehr verlieren, und die Protestanten das Gewonnene jeder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwei Religionsparteien hatte auch hier, in mehrerem Betracht, den schlimmsten Einfluß. Nun verminderte sich der Antheil der Stände an diesem ihrem Gericht immer mehr: die mächtigern suchten sich von dem Verbande loszulösen; Freibriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer lebhafter gesucht; die Größeren blieben mit den Zahlungen zurück, und die Kleineren, die sich in der Matrikel ohnehin bevortheilt glaubten, saumten so lange sie konnten.

Wie schwer war es daher, den zahltägigen Bedarf zu den Besoldungen aufzubringen. Hieraus entsprang ein neues Geschäft, ein neuer Zeitverlust für das Kammergericht; früher hatten die jährlichen sogenannten Visitationen dafür gesorgt. Fürsten in Person, oder ihre Räthe, begaben sich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, untersuchten die Cassen, erforschten die Reste und übernahmen das Geschäft, sie beizutreiben. Zugleich, wenn etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange stocken, irgend ein Mißbrauch einschleichen wollte, waren sie befugt, dem abzuhelfen. Gebrechen der Anstalt sollten sie entdecken und heben, aber persönliche Verbrechen der Glieder zu untersuchen und zu bestrafen, ward erst später ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Processirende den Lebenshauch ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlängern wollen, und deßhalb immer höhere Instanzen suchen und hervorrufen, so wurden diese Visitatoren auch ein Revisionsgericht, vor dem man erst in bestimmten, offenbaren Fällen Wiederherstellung, zuletzt aber in allen Aufschub

Stella.

Ein Schauspiel

für

Liebende.

und Verewigung des Zwists zu finden hoffte: wozu denn auch die Berufung an den Reichstag, und das Bestreben beider Religionsparteien, sich einander wo nicht aufzuwiegen, doch im Gleichgewicht zu erhalten, das Ihrige beitrugen.

Denkt man sich aber was dieses Gericht ohne solche Hindernisse, ohne so störende und zerstörende Bedingungen, hatte seyn können, so kann man es sich nicht merkwürdig und wichtig genug ausbilden. Ware es gleich anfangs mit einer hinreichenden Anzahl von Mannern besetzt gewesen, hatte man diesen einen zulanglichen Unterhalt gesichert; unübersehbar ware bei der Tüchtigkeit Deutscher Manner der ungeheure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hatte gelangen können. Den Ehrentitel Amphiktyonen, den man ihnen nur rednerisch zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, beides dem Oberhaupt und den Gliedern ehrwurdig.

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen, schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Carl dem Fünften und vor dem dreißigjahrigen Kriege, sich nur kummerlich hin. Man begreift oft nicht, wie sich nur Manner finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschaft. Aber was der Mensch täglich treibt, laßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. Der Deutsche besonders ist von einer solchen ausharrenden Sinnesart, und so haben sich drei Jahrhunderte hindurch die wurdigsten Manner mit diesen Arbeiten und Gegenständen beschaftigt. Eine charakteristische Galerie solcher Bilder wurde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in solchen anarchischen Zeiten tritt der tüchtige Mann am festesten auf, und der das Gute will, findet

ſich recht an ſeinem Platze. So ſtand z. B. das Directorium Fürſtenberg's noch immer in geſegnetem Andenken, und mit dem Tode dieſes vortrefflichen Manns beginnt die Epoche vieler verderblichen Mißbräuche.

Aber alle dieſe ſpäteren und früheren Gebrechen entſprangen aus der erſten, einzigen Quelle: aus der geringen Perſonenzahl. Verordnet war, daß die Beiſitzer in einer entſchiedenen Folge und nach beſtimmter Ordnung vortragen ſollten. Ein jeder konnte wiſſen, wann die Reihe ihn treffen werde, und welchen ſeiner ihm obliegenden Proceſſe; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte ſich vorbereiten. Nun häuften ſich aber die unſeligen Reſte; man mußte ſich entſchließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vorzutragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der andern iſt, bei dem Zudrang von bedeutenden Fällen, ſchwer, und die Auswahl läßt ſchon Gunſt zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent quälte ſich und das Gericht mit einem ſchweren verwickelten Handel, und zuletzt fand ſich niemand der das Urtheil einlöſen wollte. Die Parteien hatten ſich verglichen, auseinander geſetzt, waren geſtorben, hatten den Sinn geändert. Daher beſchloß man nur diejenigen Gegenſtände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Beharrlichkeit der Parteien überzeugt ſeyn, und hiedurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben: denn wer ſeine Sache empfiehlt, muß ſie doch jemand empfehlen, und wem empföhle man ſie beſſer, als dem der ſie unter Händen hat. Dieſen ordnungsgemäß geheim zu halten ward unmöglich: denn bei ſo viel mitwiſſenden Subalternen, wie ſollte derſelbe verborgen bleiben? Bittet man um Beſchleunigung, ſo darf man ja wohl auch um Gunſt bitten: denn eben daß man ſeine Sache

betreibt, zeigt ja an, daß man sie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am ersten durch Untergeordnete; diese müssen gewonnen werden, und so ist die Einleitung zu allen Intriguen und Bestechungen gegeben.

Kaiser Joseph, nach eignem Antriebe und in Nachahmung Friedrich's, richtete zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz. Er faßte das Kammergericht ins Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte Mißbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier sollte aufgeräumt, gerüttelt und gethan seyn. Ohne zu fragen, ob es sein kaiserlicher Vortheil sey, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszusehn, brachte er die Visitation in Vorschlag, und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundert und sechsundsechzig Jahren hatte man keine ordentliche Visitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wust von Acten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die siebzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Processe hatten sich aufgehäuft, jährlich konnten sechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Visitatoren wartete keine geringe Anzahl von Revisionen, man wollte ihrer funfzigtausend zählen. Ueberdieß hinderte so mancher Mißbrauch den Gerichtsgang; als das Bedenklichste aber von allem erschienen im Hintergrunde die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren.

Als ich nach Wetzlar gehn sollte, war die Visitation schon einige Jahre im Gange, die Beschuldigten suspendirt, die Untersuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Meister des Deutschen Staatsrechts diese Gelegenheit nicht vorbeilassen durften, ihre Einsichten zu zeigen und sie dem gemeinen Besten zu widmen, so waren mehrere gründliche

wohlgesinnte Schriften erschienen, aus denen sich, wer nur einige Vorkenntnisse besaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bei dieser Gelegenheit in die Reichsverfassung und die von derselben handelnden Schriften zurück, so war es auffallend, wie der monstrose Zustand dieses durchaus kranken Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am meisten zusagte. Denn der ehrwürdige Deutsche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwickelung von Einzelnheiten als auf Resultate los ging, fand hier einen unversiegenden Anlaß zu immer neuer Beschäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiser, die kleinern den größern Ständen, die Katholiken den Protestanten entgegensetzen, immer gab es, nach dem verschiedenen Interesse, nothwendig verschiedene Meinungen, und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenreden.

Da ich mir alle diese ältern und neuern Zustände möglichst vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlar'schen Aufenthalt unmöglich viel Freude versprechen. Die Aussicht war nicht reizend, in einer zwar wohl gelegenen, aber kleinen und übelgebauten Stadt eine doppelte Welt zu finden: erst die einheimische alte hergebrachte, dann eine fremde neue, jene scharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Untersuchung gezogen werden; angesehene, so lange für würdig geltende Personen der schändlichsten Missethaten überwiesen und zu schimpflicher Bestrafung bezeichnet: das alles zusammen machte das traurigste Bild und konnte nicht anreizen tiefer in ein Geschäft einzugehen, das, an sich selbst verwickelt, nur gar durch Unthaten so verworren erschien.

Daß mir, außer dem Deutschen Civil- und Staatsrechte,

hier nichts Wissenschaftliches sonderlich begegnen, daß ich aller poetischen Mittheilung entbehren wurde, glaubte ich voraus zu sehn, als mich, nach einigem Zögern, die Lust meinen Zustand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntnissen, in diese Gegend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir anstatt einer sauertöpfischen Gesellschaft, ein drittes akademisches Leben entgegensprang. An einer großen Wirthstafel traf ich beinah sämmtliche Gesandtschaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beisammen; sie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir schon den ersten Tag kein Geheimniß, daß sie ihr mittagiges Beisammenseyn durch eine romantische Fiction erheitert hatten. Sie stellten nämlich, mit Geist und Munterkeit, eine Rittertafel vor. Obenan saß der Heermeister, zur Seite desselben der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten: nun folgten die Ritter, nach ihrer Ancienneté; Fremde hingegen, die zusprachen, mußten mit den untersten Plätzen vorlieb nehmen, und für sie war das Gespräch meist unverständlich, weil sich in der Gesellschaft die Sprache, außer den Ritterausdrücken, noch mit manchen Anspielungen bereichert hatte. Einem jeden war ein Rittername zugelegt, mit einem Beiworte. Mich nannten sie Götz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerksamkeit für den biedern Deutschen Altvater, und diesen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegg bin ich bei diesem Aufenthalt vielen Dank schuldig geworden. Er war der ernsteste von allen, höchst tüchtig und zuverlässig. Von Bonè, ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann, eine derbe, breite, hannövrische Figur, still in sich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung,

daß er ein natürlicher Sohn sey; auch liebte er ein gewisses geheimnißvolles Wesen, und verbarg seine eigensten Wünsche und Vorsätze unter mancherlei Seltsamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Heermeisters gestrebt hatte. Vielmehr ließ er, da gerade zu der Zeit dieß Haupt der Ritterschaft abging, einen andern wahlen und übte durch diesen seinen Einfluß. So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß sie bedeutend erschienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei diesem allen aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm bloß zu thun, die Langeweile, die er und seine Collegen bei dem verzögerten Geschäft empfinden mußten, zu erheitern, und den leeren Raum, ware es auch nur mit Spinnegewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieses fabelhafte Fratzenspiel mit äußerlichem großen Ernst betrieben, ohne daß jemand lacherlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühle als Schloß, der Muller als Burgherr behandelt wurde, wenn man die vier Haimonskinder für ein kanonisches Buch erklarte und Abschnitte daraus, bei Ceremonien, mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner der, daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es sollte nicht davon gesprochen werden. Die Liste der sammtlichen Ritter ward gedruckt, mit so viel Anstand als ein Reichstagskalender; und wenn Familien darüber zu spotten, und die ganze Sache für absurd und lacherlich zu erklaren wagten, so ward, zu ihrer Bestrafung, so lange intriguirt, bis man einen ernsthaften Ehemann, oder nahen Verwandten, beizutreten und den Ritterschlag anzunehmen bewogen hatte;

da denn über den Verdruß der Angehörigen eine herzliche Schadenfreude entstand.

In dieses Ritterwesen verschlang sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mystisch seyn sollte, und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den hohen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieses geschah nach Maaßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt, oder vielmehr amplificirt waren. Die Beschäftigung mit diesen Dingen war der erwünschteste Zeitverderb. Behrischens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit schienen sich hier vereinigt zu haben: nur wiederhole ich, daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war.

Ob ich nun gleich zu solchen Possen sehr gern beitrieb, auch zuerst die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnung brachte, und Vorschläge that, wie sie bei Festen und Feierlichkeiten vorgelesen werden sollten, auch selbst sie mit großer Emphase vorzutragen verstand, so hatte ich mich doch schon früher an solchen Dingen müde getrieben; und als ich daher meine Frankfurter und Darmstadter Umgebung vermißte, war es mir höchst lieb, Gottern gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiederte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, sein Talent geübt und geregelt; er befleißigte sich der Französischen Eleganz und freute sich des Theils der Englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viele vergnügte

Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Vorsätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten, und nachher so viel und mannichfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden Deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich, mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten, auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhangig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wunsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man seyn. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt seyn, niemand soll beengt seyn, und dieß zarte ja kranke Gefuhl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufalligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung,

Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfangen, zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehn erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavater's gegen den Landvogt gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romanendichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Anfeindungen und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern, mit einer Art von Wuth, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publicum glauben machten vor ihm sey der wahre Gerichtshof: thericht, da kein Publicum eine executive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung niemanden nutzte oder schadete.

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre, aber eine gewisse ähnliche Vorstellung hatte sich unsrer bemächtigt, die aus Poesie, Sittlichkeit und einem edlen Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich aber doch fruchtlos war.

Durch die Hermanns-Schlacht und die Zueignung derselben an Joseph den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt,

und dieſes Bild gar wohl geeignet, das Selbſtgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin beſteht, daß jeder vor ſeiner Thure kehre, ſeines Amts warte, auch ſeine Lection lerne, damit es wohl im Hauſe ſtehe, ſo fand das von Klopſtock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenſtand, an dem es ſich hatte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutſchen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieſes großen Fürſten, Theil an ſeinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegeriſchen Trotzgefühl? Welche Richtung ſollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerſt war es bloß poetiſche Form, und die nachher ſo oft geſcholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder hauften ſich durch dieſen Trieb, durch dieſen Anſtoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man ſich Tyrannen, und dazu mußten die Fürſten und ihre Diener ihre Geſtalten erſt im Allgemeinen, ſodann nach und nach im Beſondern hergeben; und hier ſchloß ſich die Poeſie an jene oben gerügte Einmiſchung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es iſt merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu ſehn, die ganz in einem Sinne geſchrieben ſind, wodurch alles Obere, es ſey nun monarchiſch oder ariſtokratiſch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, ſo fuhr ich fort, die Dichtkunſt zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie **der Wanderer**, fallen in dieſe Zeit; ſie wurden in den Göttinger Muſenalmanach aufgenommen. Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen ſeyn mochte, davon ſtrebte ich mich kurz nachher im **Götz von Berlichingen** zu befreien; indem ich ſchilderte, wie in wüſten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des

Perſonen.

Stella.

Cecilie, anfangs unter dem Nahmen Madame Sommer.

Fernando.

Lucie.

Verwalter.

Poſtmeiſterinn.

Annchen.

Karl.

Bedienter.

Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

Durch Klopstocks Oden war denn auch in die Deutsche Dichtkunst nicht sowohl die nordische Mythologie, als vielmehr die Nomenclatur ihrer Gottheiten eingeleitet; und ob ich gleich mich sonst gern alles dessen bediente, was mir gereicht ward, so konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derselben zu bedienen, und zwar aus folgenden Ursachen. Ich hatte die Fabeln der Edda schon längst aus der Vorrede zu Mallet's Danischer Geschichte kennen gelernt, und mich derselben sogleich bemächtigt; sie gehörten unter diejenigen Mährchen, die ich, von einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte. Herder gab mir den Resenius in die Hände, und machte mich mit den Heldensagen mehr bekannt. Aber alle diese Dinge, wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschaun, indessen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künstler der Welt in sichtliche leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge dastand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil sie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten. Was hatte mich nun gar bewegen sollen, Wodan für Jupiter, und Thor für Mars zu setzen, und statt der südlichen genau umschriebenen Figuren, Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite schlossen sie sich vielmehr an die Ossianschen gleichfalls formlosen Helden, nur derber und riesenhafter an, von der andern lenkte ich sie nach dem heiteren Mährchen hin: denn der humoristische Zug, der

durch die ganze nordiſche Mythe durchgeht, war mir höchſt lieb und bemerkenswerth. Sie ſchien mir die einzige, welche durchaus mit ſich ſelbſt ſcherzt, einer wunderlichen Dynaſtie von Göttern abenteuerliche Rieſen, Zauberer und Ungeheuer entgegenſetzt, die nur beſchäftigt ſind die höchſten Perſonen während ihres Regiments zu irren, zum Beſten zu haben, und hinterdrein mit einem ſchmählichen, unvermeidlichen Untergang zu bedrohen.

Ein ähnliches, wo nicht gleiches Intereſſe gewannen mir die Indiſchen Fabeln ab, die ich aus Dapper's Reiſen zuerſt kennen lernte, und gleichfalls mit großer Luſt in meinen Mährchenvorrath hineinzog. Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Perſonen dieſes Mährchens blieb doch der Affe Hannemann der Liebling meines Publicums. Aber auch dieſe unförmlichen und überförmlichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetiſch befriedigen; ſie lagen ſo weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unabläſſig hinſtrebte.

Doch gegen alle dieſe kunſtwidrigen Geſpenſter ſollte mein Sinn für das Schöne durch die herrlichſte Kraft geſchützt werden. Glücklich iſt immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil ſie alsdann eine vollkommen friſche Wirkung hervorbringen. Auch das Homeriſche Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein ſolches Erſcheinen höchſt begünſtigte: denn das beſtändige Hinweiſen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieſer Seite betrachten lernte. Was mehrere Reiſende zu Aufklarung der heiligen Schriften gethan, leiſteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine

Göttinger Recension des anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Absicht bekannt, und belehrte uns, wie weit sie ausgeführt worden. Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angeträumtes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homerischen Naturen recht zu verstehn, man sich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern: denn es ließ sich doch nicht laugnen, daß sowohl Europäer als Asiaten, in den Homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Cultur dargestellt worden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojanischen Kriegs mochten genossen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntniß übereinstimmend, und insofern mochten wir sie gelten lassen.

Bei allen diesen Beschäftigungen, die sich auf Menschenkunde im höheren Sinne, so wie auf Dichtkunst im nächsten und lieblichsten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Gespräch über den Zustand des Visitationsgeschäftes und seiner immer wachsenden Hindernisse, die Entdeckung neuer Gebrechen klang stündlich durch. Hier war nun abermals das heilige Römische Reich versammelt, nicht bloß zu äußerlichen Feierlichkeiten, sondern zu einem ins Allertiefste greifenden Geschäfte. Aber auch hier mußte mir jener halbleere Speisesaal am Krönungstage einfallen, wo die geladenen Gäste außen blieben, weil sie zu vornehm waren. Hier hatten sie sich zwar eingefunden, aber man mußte noch schlimmere Symptome gewahr werden. Der Unzusammenhalt des Ganzen, das Widerspiel der Theile kamen

fortwahrend zum Vorſchein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Fürſten unter einander ſich die Abſicht vertraulich mittgetheilt hatten: man müſſe ſehn, ob man nicht, bei dieſer Gelegenheit, dem Oberhaupt etwas abgewinnen könne?

Welchen üblen Eindruck das kleine Detail aller Anekdoten von Nachläſſigkeiten und Verſäumniſſen, Ungerechtigkeiten und Beſtechungen, auf einen jungen Menſchen machen mußte, der das Gute wollte und ſein Inneres in dieſem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche mitfühlen. Wo ſoll unter ſolchen Umſtanden Ehrfurcht vor dem Geſetz und dem Richter entſpringen? Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Viſitation das größte Zutrauen geſetzt, hatte man glauben können, daß ſie völlig ihre hohe Beſtimmung erfüllen werde — für einen froben vorwarts ſchreitenden Jüngling war doch hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieſes Proceſſes an ſich gingen alle auf ein Verſchleifen; wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, ſo mußte man nur immer demjenigen dienen, der Unrecht hatte, ſtets dem Beklagten, und in der Fechtkunſt der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt ſeyn.

Ich verlor mich daher einmal über das andre, da mir, in dieſer Zerſtreuung, keine äſthetiſchen Arbeiten gelingen wollten, in äſthetiſche Speculationen; wie denn alles Theoretiſiren auf Mangel oder Stockung von Productionskraft hindeutet. Fruher mit Mercken, nunmehr mit Gottern, machte ich den Verſuch, Maximen auszufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehn könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merck war Zweifler und Eklektiker, Gotter hielt ſich an ſolche Beiſpiele, die ihm am meiſten zuſagten. Die Sulzer'ſche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künſtler. In dieſem Geſichtskreiſe

werden vor allem sittliche Wirkungen gefordert, und hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Classe; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben.

Was die Alten über diese wichtigen Gegenstände gesagt, hatte ich seit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge studirt, doch sprungweise gelesen. Aristoteles, Cicero, Quinctilian, Longin, keiner blieb unbeachtet, aber das half mir nichts: denn alle diese Manner setzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunstwerken unendlich reiche Welt, sie entwickelten die Verdienste vortrefflicher Dichter und Redner, von deren meisten uns nur die Namen übrig geblieben sind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erst eine große Fulle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eignen Fahigkeiten und die der andern kennen zu lernen. Meine Bekanntschaft mit so vielem Guten jener alten Zeiten war doch immer nur schul- und buchmaßig und keineswegs lebendig, da es doch, besonders bei den gerühmtesten Rednern, auffiel, daß sie sich durchaus im Leben gebildet hatten, und daß man von den Eigenschaften ihres Kunstcharakters niemals sprechen konnte, ohne ihren persönlichen Gemüthscharakter zugleich mitzuerwähnen. Bei Dichtern schien dieß weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunst nur durch Leben in Berührung, und so blieb das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen, und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen.

Zu diesen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht im

mir ruhten, lagen zwei große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu schätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüthe im Werther geschildert ist.

Von der historischen Vorbereitung zu der ersten Arbeit habe ich bereits gesprochen; die ethischen Anlässe zu der zweiten sollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewahren, und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem Werther ersonnen und geschrieben ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab als sie nur faßlich seyn möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sey der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit, und begünstigte meine stillen nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber seitdem ich jenen Familienkreis zu Seesenheim und nun wieder meinen Freundeszirkel zu Frankfurt und Darmstadt verlassen, war mir eine Leere im Busen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, sobald sie nur einigermaßen verhüllt

auftritt, unversehens überschleichen und alle guten Vorsätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfasser zu dieser Stufe seines Unternehmens gelangt, fühlt er sich zum erstenmal bei der Arbeit leicht ums Herz: denn von nun an wird dieses Buch erst was es eigentlich seyn soll. Es hat sich nicht als selbstständig angekündigt; es ist vielmehr bestimmt die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu erganzen und das Andenken verlorner und verschollener Wagnisse zu erhalten. Was aber schon gethan ist, soll und kann nicht wiederholt werden; auch wurde der Dichter jetzt die verdüsterten Seelenkräfte vergebens anrufen, umsonst von ihnen fordern, daß sie jene lieblichen Verhältnisse wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten. Glücklicherweise hatte der Genius schon früher dafür gesorgt, und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das nächst Vergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen. Daß hier das Büchlein Werther gemeint sey, bedarf wohl keiner nähern Bezeichnung; von den darin aufgeführten Personen aber, so wie von den dargestellten Gesinnungen, wird nach und nach einiges zu eröffnen seyn.

Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüben sollten, fand sich einer den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hiedurch berechtigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner

Gemüthsart und seinen Wünschen völlig zusagte. Nach dem Tod ihrer Mutter, hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchst thatig erwiesen und den Vater in seinem Wittwerstand allein aufrecht erhalten, so, daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sey. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthatigkeit, eine unbefangene Behandlung des taglich Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu denen die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit andern den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur für einander putzen und untereinander den Putz zu steigern unermüdet sind, so waren mir diejenigen die liebsten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam, die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehen, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne.

Solche Personen sind nicht allzu sehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug sich nach ihr zu richten, sich ihr gleich zu

stellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung, und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden den er schätzte, bald mit ihr bekannt, und sah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte, nach vollbrachten häuslichen Bemühungen, sich sonst unterhielt und sich geselllig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergötzte. Lotte — denn so wird sie denn doch wohl heißen — war anspruchlos in doppeltem Sinne: erst ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der, ihrer werth, sein Schicksal an das ihrige fürs Leben zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig geben, war aber bald dergestalt eingesponnen und gefesselt, und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das was ihm abging in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien.

Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie, bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine acht Deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur destomehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu seyn; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen, heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben."

Nur wenig, aber gerade so viel als nöthig seyn mag kann ich nunmehr von einem jungen Manne sagen, dessen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt worden. Es war Jerusalem, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bei einer Gesandtschaft angestellt: seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche ruhige Züge und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen

Erſter Act.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillion blaſen.

Poſtmeiſterinn.

Karl! Karl!

Der Junge kommt.

Was iſt?

Poſtmeiſterinn. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck'; rühr' dich! Machſt du wieder ein Geſicht? Der Junge ab.

sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefeln mit braunen Stolpen. Der Verfasser hat ihn nie besucht, auch nicht bei sich gesehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren maßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Geßner'sche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An allem jenem Ritterwesen und Mummenspiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte sich und seinen Gesinnungen. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Oeffentlich sah man sie nie miteinander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der Englischen Literatur beschaftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder angstlich Geschaften zu widmen, noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben.

Jene Geßner'schen Radirungen vermehrten die Lust und den Antheil an landlichen Gegenstanden, und ein kleines Gedicht, welches wir in unsern engern Kreis mit Leidenschaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts anders mehr beachten. Das deserted village von Goldsmith mußte jedermann auf jener Bildungsstufe, in jenem Gesinnungskreise, höchlich zusagen. Nicht als lebendig oder wirksam, sondern als ein vergangenes verschwundenes Daseyn, ward alles das geschildert was man so gern mit Augen sah, was man liebte, schatzte, in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, um jugendlich

munter Theil daran zu nehmen. Feſt- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei, unter der Dorflinde erſt die ernſte Verſammlung der Aelteſten, verdrängt von der heftigern Tanzluſt der Jüngern, und wohl gar die Theilnahme gebildeter Stände. Wie ſchicklich erſchienen dieſe Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeiſtlichen, der auch dasjenige was allenfalls übergriff, was zu Händeln und Zwiſt Anlaß geben konnte, gleich zu ſchlichten und abzuthun verſtand. Auch hier fanden wir unſern ehrlichen Wakefield wieder, in ſeinem wohlbekannten Kreiſe, aber nicht mehr wie er leibte und lebte, ſondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegiſchen Dichters leiſe Klagetöne. Schon der Gedanke dieſer Darſtellung iſt einer der glücklichſten, ſobald einmal der Vorſatz gefaßt iſt, ein unſchuldiges Vergangenes mit anmuthiger Trauer wieder heranzufordern. Und wie gelungen iſt in jedem Sinne dem Engländer dieſes gemüthliche Vorhaben! Ich theilte den Enthuſiasmus für dieſes allerliebſte Gedicht mit Gottern, dem die von uns beiden unternommene Ueberſetzung beſſer als mir geglückt iſt: denn ich hatte allzu ängſtlich die zarte Bedeutſamkeit des Originals in unſerer Sprache nachzubilden getrachtet, und war daher wohl mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Ruht nun, wie man ſagt, in der Sehnſucht das größte Glück, und darf die wahre Sehnſucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet ſeyn, ſo traf wohl alles zuſammen, um den Jüngling, den wir gegenwärtig auf ſeinen Irrgängen begleiten, zum glücklichſten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer verſagten Braut, das Beſtreben Meiſterſtücke fremder Literatur der unſrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung Naturgegenſtände nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Griffel und Pinſel, ohne eigentliche Technik,

nachnahmen: jedes einzeln wäre schon hinreichend gewesen, das Herz zu schwellen und die Brust zu beklemmen. Damit aber der so süß leidende aus diesen Zuständen gerissen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältnisse bereitet wurden, so ergab sich Folgendes.

In Gießen befand sich Hopfner, Professor der Rechte. Er war als tüchtig in seinem Fach, als denkender und wackerer Mann, von Mercken und Schlossern anerkannt und höchlich geehrt. Schon längst hatte ich seine Bekanntschaft gewünscht, und nun, als jene beiden Freunde bei ihm einen Besuch abzustatten gedachten, um über literarische Gegenstände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich bei dieser Gelegenheit mich gleichfalls nach Gießen begeben sollte. Weil wir aber, wie es in dem Uebermuth froher und friedlicher Zeiten zu geschehn pflegt, nicht leicht etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, sondern, wie wahrhafte Kinder, auch dem Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen suchten, so sollte ich, als der Unbekannte, in fremder Gestalt erscheinen, und meiner Lust, verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heiteren Morgen, vor Sonnenaufgang, schritt ich daher von Wetzlar an der Lahne hin, das liebliche Thal hinauf; solche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch, und war in der Stille mit mir selbst heiter und froh; ich legte mir zurecht, was die ewig widersprechende Welt mir ungeschickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, suchte ich Hopfner's Wohnung und pochte an seine Studirstube. Als er mir herein! gerufen hatte, trat ich bescheidentlich vor ihn, als ein Studirender der von Akademieen sich nach Hause verfügen und unterwegs die würdigsten Männer wollte kennen lernen. Auf seine Fragen nach meinen

naheren Verhaltniſſen war ich vorbereitet; ich erzahlte ein glaubliches proſaiſches Mährchen, womit er zufrieden ſchien, und als ich mich hierauf für einen Juriſten angab, beſtand ich nicht übel: denn ich kannte ſein Verdienſt in dieſem Fach und wußte, daß er ſich eben mit dem Naturrecht beſchaftigte. Doch ſtockte das Geſprach einigemal, und es ſchien, als wenn er einem Stammbuch oder meiner Beurlaubung entgegenſahe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem ich Schloſſern gewiß erwartete, deſſen Pünktlichkeit mir bekannt war. Dieſer kam auch wirklich, ward von ſeinem Freund bewillkommnet, und nahm, als er mich von der Seite angeſehn, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich ins Geſprach und zeigte ſich durchaus als einen humanen wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshauſe, wo ich mit Mercken einige flüchtige Worte wechſelte und das Weitere verabredete.

Die Freunde hatten ſich vorgenommen, Höpfnern zu Tiſche zu bitten und zugleich jenen Chriſtian Heinrich Schmid, der in dem Deutſchen Literarweſen zwar eine ſehr untergeordnete, aber doch eine Rolle ſpielte. Auf dieſen war der Handel eigentlich angelegt, und er ſollte für manches, was er geſündigt hatte, auf eine luſtige Weiſe beſtraft werden. Als die Gaſte ſich in dem Speiſeſaale verſammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob die Herren mir erlauben wollten mitzuſpeiſen? Schloſſer, dem ein gewiſſer Ernſt gar wohl zu Geſicht ſtand, widerſetzte ſich, weil ſie ihre freundſchaftliche Unterhaltung nicht durch einen Dritten wollten geſtört wiſſen. Auf das Andringen des Kellners aber und die Fürſprache Höpfner's, der verſicherte, daß ich ein leidlicher Menſch ſey, wurde ich eingelaſſen, und betrug mich zu Anfang der Tafel beſcheiden und verſchamt. Schloſſer und Merck

thaten ſich keinen Zwang an, und ergingen ſich über manches ſo offen, als wenn kein Fremder dabei ware. Die wichtigſten literariſchen Angelegenheiten ſo wie die bedeutendſten Manner kamen zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner, und ließ mich nicht ſtören, wenn Schloſſer mir manchmal ernſtlich, Merck ſpottiſch etwas abgab; doch richtete ich auf Schmiden alle meine Pfeile, die ſeine mir wohlbekannten Blößen ſcharf und ſicher trafen.

Ich hatte mich bei meinem Nößel Tiſchwein mäßig verhalten; die Herren aber ließen ſich beſſeren reichen, und ermangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgeſprochen waren, zog ſich die Unterhaltung ins Allgemeine, und man behandelte die Frage, die, ſo lange es Schriftſteller giebt, ſich immer wiederholen wird, ob namlich die Literatur im Auf- oder Abſteigen, im Vor- oder Rückſchritt begriffen ſey? Dieſe Frage, worüber ſich beſonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende ſelten vergleichen, ſprach man mit Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Abſicht gehabt hatte, ſich darüber entſchieden zu verſtandigen. Zuletzt nahm ich das Wort und ſagte: „die Literaturen, ſcheint es mir, haben Jahreszeiten, die mit einander abwechſelnd, wie in der Natur, gewiſſe Phanomene hervorbringen, und ſich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im Ganzen loben oder tadeln könne; beſonders ſehe ich nicht gerne, wenn man gewiſſe Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, ſo hoch erhebt und ruhmt, andere dagegen ſchilt und niederdruckt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Fruhjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Kukuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge ſo wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl ſo verdrießlich fallen, werden

durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man dieß, so würde man dieselbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche Mühe, dieses und jenes Mißfallige auszurotten, würde nicht so oft verschwendet werden.“ Die Gesellschaft sah mich mit Verwunderung an, woher mir so viele Weisheit und so viele Toleranz kame? Ich aber fuhr ganz gelassen fort, die literarischen Erscheinungen mit Naturproducten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich sogar auf die Molusken kam, und allerlei Wunderliches von ihnen herauszusetzen wußte. Ich sagte, es seyen dieß Geschöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja sogar eine gewisse Gestalt, nicht ablaugnen könne; da sie aber keine Knochen hätten, so wüßte man doch nichts rechts mit ihnen anzufangen, und sie seyen nichts Besseres als ein lebendiger Schleim; jedoch müsse das Meer auch solche Bewohner haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortsetzte, um den gegenwärtigen Schmid und diese Art der charakterlosen Literatoren zu bezeichnen, so ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar nichts mehr sey. — „So will ich auf die Erde zurückkehren!“ versetzte ich, „und vom Epheu sprechen. Wie jene keine Knochen, so hat dieser keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus, und am allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sey ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe.“

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unanwendbarkeit meiner Gleichnisse vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle parasitischen Creaturen, und machte, so weit

meine damaligen Naturkenntniſſe reichten, meine Sachen noch ziemlich artig. Ich ſang zuletzt ein Vivat allen ſelbſtſtändigen Mannern, ein Pereat den Andringlingen, ergriff nach Tiſche Höpfners Hand, ſchuttelte ſie derb, erklarte ihn fur den bravſten Mann von der Welt, und umarmte ihn ſo wie die andern zuletzt recht herzlich. Der wackere neue Freund glaubte wirklich zu traumen, bis endlich Schloſſer und Merck das Rathſel auflöſ'ten und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmid ſelbſt mit einſtimmte, der durch Anerkennung ſeiner wirklichen Verdienſte, und durch unſere Theilnahme an ſeinen Liebhabereien, wieder begutigt wurde.

Dieſe geiſtreiche Einleitung konnte nicht anders als den literariſchen Congreß beleben und begunſtigen, auf den es eigentlich angeſehen war. Merck, bald aſthetiſch, bald literariſch, bald kaufmanniſch thatig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in ſo vielen Fachern kenntnißreichen Schloſſer angeregt, die **Frankfurter gelehrten Anzeigen** in dieſem Jahr herauszugeben. Sie hatten ſich Höpfnern und andere Akademiker in Gießen, in Darmſtadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenck, und ſonſt manchen wackeren Mann zugeſellt. Jeder hatte in ſeinem Fach hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe genug, und der Zeitſinn ließ dieſe Manner nach Einem Sinne wirken. Die zwei erſten Jahrgange dieſer Zeitung (denn nachher kam ſie in andere Hande) geben ein wunderſames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einſicht, wie rein die Ueberſicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter geweſen. Das Humane und Weltburgerliche wird befordert; wackere und mit Recht berühmte Manner werden gegen Zudringlichkeit aller Art geſchutzt; man nimmt ſich ihrer an gegen Feinde beſonders auch gegen Schuler, die das Ueberlieferte

nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind beinah die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner Bibliothek, den Deutschen Merkur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht so wie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, so sahen sie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen, die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweis angezogen. Die Möglichkeit, mir die Dinge auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu seyn, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Eben so war ein gewisser theoretisch praktischer Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen, mehr wie sie seyn sollten als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang, aber sprungweise treffend. Hiezu kam eine sehr leichte Fassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerspruch standen.

Jener literarische Verein ward überdieß durch eine lebhafte Correspondenz und, bei der Nähe der Ortschaften, durch öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als

befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen, und sodann bei Gegenständen denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbstständig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darstellend oder betrachtend, den eigentlichen Geist und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Documente selbst anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wieder erkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.

Bei einem so lebhaften Austausch von Kenntnissen, Meinungen, Ueberzeugungen, lernte ich Höpfnern sehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sobald wir allein waren, sprach ich mit ihm über Gegenstände seines Fachs, welches ja auch mein Fach seyn sollte, und fand eine sehr natürlich zusammenhangende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wohl aus Büchern und im Gespräch, nicht aber durch den zusammenhängenden Katheder-vortrag etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bei einer Stelle zu verweilen, ja rückwärts zu sehen, welches der mündliche Vortrag und der Lehrer nicht gestatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Gedanke dem ich nachhing, darüber das Folgende verlor und ganz aus dem Zusammenhang gerieth. Und so war es mir auch in den juristischen Collegien ergangen, weßhalb ich gar manchen Anlaß nehmen konnte, mich mit Höpfnern zu besprechen, der denn sehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausglich, so daß in mir der Wunsch entstand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlarischen Neigungen

allzu weit zu entfernen. Gegen dieſen meinen Wunſch arbeiteten die beiden Freunde erſt unwiſſend, ſodann wiſſentlich: denn beide eilten nicht allein ſelbſt von hier wegzukommen, ſondern beide hatten ſogar ein Intereſſe, mich aus dieſer Gegend wegzubringen.

Schloſſer entdeckte mir, daß er erſt in ein freundſchaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schweſter gekommen ſey, und daß er ſich nach einer baldigen Anſtellung umſehe, um ſich mit ihr zu verbinden. Dieſe Erklarung machte mich einigermaßen betroffen, ob ich ſie gleich in meiner Schweſter Briefen ſchon langſt hatte finden ſollen; aber wir geben leicht über das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns ſelbſt hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erſt, daß ich wirklich auf meine Schweſter eiferſüchtig ſey: eine Empfindung, die ich mir um ſo weniger verbarg, als ſeit meiner Rückkehr von Straßburg unſer Verhaltniß noch viel inniger geworden war. Wie viel Zeit hatten wir nicht gebraucht, um uns wechſelſeitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Handel mitzutheilen, die in der Zwiſchenzeit vorgefallen waren! Und hatte ſich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich ſie doch auch einführen mußte? Meine eignen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Weltpoeſie, mußten ihr nach und nach bekannt werden. So überſetzte ich ihr aus dem Stegreiſe ſolche Homeriſche Stellen, an denen ſie zunachſt Antheil nehmen konnte. Die Clarke'ſche wörtliche Ueberſetzung las ich deutſch, ſo gut es gehen wollte, herunter, mein Vortrag verwandelte ſich gewöhnlich in metriſche Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt womit ich ſie ausſprach, hoben alle Hinderniſſe einer verſchrankten Wortſtellung; dem,

Poſtmeiſterinn ihm nachrufend. Wart'! ich will dir dein muffig Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſeyn. Hernach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum; einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer, das Pack in Ordnung zu halten!

Madame Sommer, Lucie, in Reiſekleidern. Karl.

Lucie einen Mantelſack tragend, zu Karl. Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterinn. Ihre Dienerinn, meine Frauenzimmer! Sie kommen beyzeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſerer ſind nur zwey, und wenig beladen.

was ich geistreich hingab, folgte sie mit dem Geiste. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf diese Weise; versammelte sich hingegen ihre Gesellschaft, so wurden der Wolf Fenris und der Affe Hannemann einstimmig hervorgerufen, und wie oft habe ich nicht die berühmte Geschichte, wie Thor und seine Begleiter von den zauberischen Riesen gefaßt werden, umständlich wiederholen müssen! Daher ist mir auch von allen diesen Dichtungen ein so angenehmer Eindruck geblieben, daß sie noch immer unter das Wertheste gehören, was meine Einbildungskraft sich hervorrufen mag. In mein Verhältniß zu den Darmstadtern hatte ich meine Schwester auch hineingezogen, und sogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unser Band fester knüpfen, da ich mich von allem, was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen ware, sogleich mittheilte, und ihr zunächst alle Briefe die ich erhielt, und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, sehen ließ. Alle diese lebhafte Regung hatte seit meiner Abreise von Frankfurt gestockt, mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer solchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerksamkeiten gegen meine Schwester Eintrag thun; genug, sie fühlte sich allein, vielleicht vernachlässigt, und gab um so eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher ernst und verschlossen, zuverlässig und schätzenswerth, ihr seine Neigung, mit der er sonst sehr kargte, leidenschaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wohl darein ergeben, und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß wenn der Bruder nicht abwesend gewesen ware, es mit dem Freunde so weit nicht hatte gedeihen können.

Meinem Freund und vermuthlichen Schwager war nun freilich sehr daran gelegen, daß ich nach Hause zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer Umgang möglich ward, dessen das Gefühl dieses von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerst zu bedürfen schien. Er nahm daher, als er sich bald entfernte, von mir das Versprechen, daß ich ihm zunächst folgen wollte.

Von Merken, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er seinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Höpfner zubringen könnte, indessen der Freund seine Zeit an die Frankfurter gelehrten Anzeigen wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, so trieb diesen der Haß von der Universität hinweg. Denn wie es angeborene Antipathieen giebt, so wie gewisse Menschen die Katzen nicht leiden können, andern dieses oder jenes in der Seele zuwider ist, so war Merck ein Todfeind aller akademischen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Rohheit gefielen. Mir waren sie ganz recht: ich hatte sie wohl auch als Masken in eins meiner Fastnachtspiele brauchen können; aber ihm verdarb der Anblick bei Tage, und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor. Er hatte die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren genossen; mehrere Militärpersonen, in denen ein Streben nach Geistescultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Cirkel. Daß ihn daher jenes Unwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studiosen war wirklich leidenschaftlicher als es einem gesetzten Mann geziemte, wiewohl er mich durch

seine geistreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Aussehns und Betragens sehr oft zum Lachen brachte. Höpfner's Einladungen und mein Zureden halfen nichts, ich mußte bald möglichst mit ihm nach Wetzlar wandern.

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotten eingeführt; allein seine Gegenwart in diesem Kreise gerieth mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephistopheles, er mag hintreten wohin er will, wohl schwerlich Segen mitbringt, so machte er mir, durch seine Gleichgültigkeit gegen diese geliebte Person, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. Ich konnte es wohl voraussehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade solche schlanke zierliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten, ohne weitere Ansprüche zu machen, ihm nicht sonderlich gefielen. Er zog sehr schnell die Junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, so schalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prachtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefahrlich ist, einen Freund mit den Vorzügen seiner Geliebten bekannt zu machen, weil er sie wohl auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, so ist die umgekehrte Gefahr nicht geringer, daß er uns durch seine Abstimmung irre machen kann. Dieses war zwar hier der Fall nicht: denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedrückt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen ware; aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte doch den Entschluß den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine

Rheinreise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff sey, so reizend vor, und erregte die Sehnsucht, diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehn, von denen ich oft mit Neid hatte erzählen hören. — Nun, als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewissen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieses Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden; sie dagegen und ihr Bräutigam hielten sich mit Heiterkeit in einem Maaße, das nicht schöner und liebenswürdiger seyn konnte, und die eben hieraus entspringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergessen. Indessen konnte ich mir nicht verbergen, daß diesem Abenteuer sein Ende bevorstehe: denn von der zunächsterwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreizehntes Buch.

Mit Merck war verabredet, daß wir uns zur schönen Jahrszeit in Coblenz bei Frau von La Roche treffen wollten. Ich hatte mein Gepack nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter gesendet, und wanderte nun diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannichfaltigen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stummlebendigen Natur so wohlthätig ist. Mein Auge, geübt die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete. Da stieg in mir der alte Wunsch wieder auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor: ich sollte dieses Messer ungesaumt in den Fluß

ſchleudern. Sähe ich es hineinfallen, ſo würde mein künſtleriſcher Wunſch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Meſſers durch die überhängenden Weidenbüſche verdeckt, ſo ſollte ich Wunſch und Bemühung fahren laſſen. So ſchnell als dieſe Grille in mir aufſtieg, war ſie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Meſſers zu ſehn, das gar manche Geräthſchaften in ſich vereinigte, ſchleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltſam nach dem Fluſſe hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweideutigkeit der Orakel, über die man ſich im Alterthum ſo bitter beklagt, erfahren. Des Meſſers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Waſſer ſprang wie eine ſtarke Fontaine in die Höhe und war mir vollkommen ſichtbar. Ich legte dieſe Erſcheinung nicht zu meinen Gunſten aus, und der durch ſie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich dieſe Uebungen unterbrochner und fahrläſſiger anſtellte, und dadurch ſelbſt Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels ſich erfüllte. Wenigſtens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen, und ließ die wohlgelegenen Schlöſſer und Ortſchaften Weilburg, Limburg, Diez und Naſſau nach und nach hinter mir, meiſtens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem andern geſellend.

Nach einer ſo angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einigemale des ſanften Bades genoß, und ſodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete ſich mir der alte Rhein, die ſchöne Lage von Oberlahnſtein entzückte mich; über alles aber herrlich und majeſtatiſch erſchien das Schloß Ehrenbreitſtein, welches in ſeiner Kraft und Macht, vollkommen gerüſtet daſtand. In

höchſt lieblichem Kontraſt lag an ſeinem Fuß das wohlgebaute Oertchen Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimeraths von La Roche finden konnte. Angekündigt von Merck, ward ich von dieſer edlen Familie ſehr freundlich empfangen, und geſchwind als ein Glied derſelben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletriſtiſches und ſentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltſinn, und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals, wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Ausſicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig, und die Wände galerieartig mit aneinanderſtoßenden Gemälden behangen. Jedes Fenſter, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne ſehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie ſo heitere Morgen und ſo herrliche Abende geſehen zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gaſt im Hauſe. Zu dem Congreß, der hier theils im artiſtiſchen, theils im empfindſamen Sinne gehalten werden ſollte, war auch Leuchſenring beſchieden, der von Düſſeldorf heraufkam. Dieſer Mann, von ſchönen Kenntniſſen in der neuern Literatur, hatte ſich auf verſchiedenen Reiſen, beſonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntſchaften, und da er angenehm und einſchmeichelnd war, viele Gunſt erworben. Er führte mehrere Schatullen bei ſich, welche den vertrauten Briefwechſel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine ſo allgemeine Offenherzigkeit unter den Menſchen, daß man mit keinem Einzelnen ſprechen, oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man ſpähte ſein eigen Herz aus und das Herz der andern, und

bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine ſolche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxiſchen Poſten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieſer ſittliche und literariſche Verkehr bald weiter um ſich.

Solche Correſpondenzen, beſonders mit bedeutenden Perſonen, wurden ſorgfältig geſammelt und alsdann, bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften, auszugsweiſe vorgeleſen; und ſo ward man, da politiſche Discurſe wenig Intereſſe hatten, mit der Breite der moraliſchen Welt ziemlich bekannt.

Leuchſenring's Schatullen enthielten in dieſem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondelli wurden ſehr hochgeachtet; ſie war, als Frauenzimmer von Sinn und Verdienſt und als Rouſſeau's Freundin, berühmt. Wer mit dieſem außerordentlichen Manne nur irgend in Verhältniß geſtanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in ſeinem Namen war eine ſtille Gemeinde weit und breit ausgeſäet.

Ich wohnte dieſen Vorleſungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt verſetzt wurde, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freilich war nicht alles gehaltreich; und Herr von La Roche, ein heiterer Welt- und Geſchäftsmann, der ſich, obgleich Katholik, ſchon in Schriften über das Mönch- und Pfaffthum luſtig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verbrüderung zu ſehen, wo mancher Einzelne ohne Werth ſich durch Verbindung mit bedeutenden Menſchen aufſtutze, wobei am Ende wohl er, aber nicht jene gefördert würden. Meiſtens entzog ſich dieſer wackere Mann der Geſellſchaft, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Hörte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, ſo konnte man eine ſchalkhafte Bemerkung

erwarten. Unter andern sagte er einstens, er überzeuge sich bei dieser Correspondenz noch mehr von dem was er immer geglaubt habe, daß Frauenzimmer alles Siegellack sparen könnten, sie sollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zustecken und dürften versichert seyn, daß sie uneröffnet an Ort und Stelle kamen. Auf gleiche Weise pflegte er mit allem was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, Churmainzischen Ministers, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.

Eine Anekdote von dem großen praktischen Sinne des Grafen hingegen möge hier Platz finden. Als er den verwaisten La Roche lieb gewann und zu seinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienste eines Sekretärs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeschen auszuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter schiffrirt, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieses dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämmtliche Briefe und Packete, unerbrochen, als Exercitien der erstern Zeit, aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung, die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beifall finden. La Roche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs genaueste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshandeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu

vertreten. Der Graf war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Sekretär zu Hause und schmiedete die heißesten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüstlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unversöhnlicher Haß gegen das Pfaffthum hatte sich bei diesem Manne, der zwei geistlichen Churfürsten diente, festgesetzt, wahrscheinlich entsprungen aus der Betrachtung des rohen, geschmacklosen, geistverderblichen Fratzenwesens, welches die Mönche in Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerstörten. Seine Briefe über das Mönchswesen machten großes Aufsehen; sie wurden von allen Protestanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen.

Wenn sich aber Herr von La Roche gegen alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte, und wenn er selbst den Schein derselben entschieden von sich abhielt, so verhehlte er doch nicht eine väterliche zarte Neigung zu seiner ältesten Tochter, welche freilich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut; eine freie anmuthige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch sie liebte ihren Vater und neigte sich zu seinen Gesinnungen. Ihm, als thätigem Geschäftsmann, war die meiste Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die

Postmeisterinn. Wenn Sie zu speisen belieben, so sind Sie wohl so gütig zu warten; das Essen ist noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter versorgen?

Postmeisterinn. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Postmeisterinn. So gut sie da ist. ab.

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht lassen kannst! Du hättest, dünkt mich, die Reise über schon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt, als verzehrt; und in unsern Umständen! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

einkehrenden Gäſte eigentlich durch ſeine Frau und nicht
ihn angezogen wurden, ſo konnte ihm die Geſellſchaft
Freude geben. Bei Tiſche war er heiter, unterhaltend
ſuchte wenigſtens ſeine Tafel von der empfindſamen Wür
zu halten.

Wer die Geſinnungen und Denkweiſe der Frau von La
kennt, — und ſie iſt durch ein langes Leben und viele Sc
einem jeden Deutſchen ehrwürdig bekannt geworden
möchte vielleicht vermuthen, daß hieraus ein häusliches
verhältniß hätte entſtehen müſſen. Aber keineswegs
war die wunderbarſte Frau, und ich wüßte ihr keine an
vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein
ſie bis in ihre höheren Jahre eine gewiſſe Eleganz der
ſowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die z
dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen
lichen Frau gar anmuthig ſchwebte. Im Anzuge war
mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhe
ſtand dem kleinen Kopfe und dem feinen Geſichte gar
und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Geg
Ruhe und Würde. Sie ſprach gut und wußte dem n
ſagte durch Empfindung immer Bedeutung zu geben.
Betragen war gegen jedermann vollkommen gleich.
durch dieſes alles iſt noch nicht das Eigenſte ihres
ausgeſprochen; es zu bezeichnen iſt ſchwer. Sie ſch
allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nich
ſie. Sie war mild gegen alles und konnte alles dulden
zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit
Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, alles erwiederte
gleiche Weiſe, und ſo blieb ſie immer ſie ſelbſt, ob
ihr in der Welt durch Gutes und Böſes, oder in de
ratur durch Vortreffliches und Schwaches ware beizuk

gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbstständigkeit bis in ein hohes Alter, bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen. Doch um nicht ungerecht zu seyn, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der sich von demjenigen unterschied, dessen sie sich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen wunderſam angenehmen Umgebung eine Zeit lang fort, bis Merck mit seiner Familie herankam. Hier entstanden sogleich neue Wahlverwandtschaften: denn indem die beiden Frauen sich einander näherten, hatte Merck mit Herrn von La Roche als Welt- und Geschäftskenner, als unterrichtet und gereif't, nähere Berührung. Der Knabe gesellte sich zu den Knaben, und die Töchter fielen mir zu, von denen die älteste mich gar bald besonders anzog. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hause. Man durchstrich die Gegend; Ehrenbreitstein diesseits, die Carthause jenseits wurden bestiegen. Die Stadt, die Moselbrücke, die Fähre die uns über den Rhein brachte, alles gewährte das mannichfachste Vergnügen. Noch nicht erbaut war das neue Schloß; man führte uns an den Platz wo es stehen sollte, man ließ uns die vorschlägigen Risse davon sehen.

In diesem heitern Zustande entwickelte sich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in ungebildeten Gesellschaften gewöhnlich seine unfreundlichen

Wirkungen zeigt. Merck, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge von denen die Rede war, so wie über die Personen und ihre Verhältnisse, gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen seyn sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekanntschaft mit vielen, aus sich selbst etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reisende bald hier bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte: denn es ist dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem sey nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: Satyros, oder der vergötterte Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.

Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen

Gesellschaft noch so ganz leidlich auf einander; wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hausfrau gemildert, welche von dem, was um sie vorging, nur leicht berührt, sich immer gewissen ideellen Vorstellungen hingab, und indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebne auszugleichen wußte.

Merck hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältniß auseinander ging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Mainz rückkehrenden Jacht den Rhein aufwarts, und obschon dieses an sich sehr langsam ging, so ersuchten wir noch überdieß den Schiffer, sich ja nicht zu übereilen. So genossen wir mit Muße der unendlich mannichfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln scheinen; und ich wünsche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich ausspreche, daß jeder meiner Leser im Stande sey, sich diese Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet, und uns wenigstens dadurch die tausendfältige Abwechselung jener herrlichen Ufer fester eingedrückt; aber auch unser Verhaltniß verinnigte sich durch dieses längere Zusammenseyn, durch die vertrauliche Mittheilung über so mancherlei Dinge, dergestalt, daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Gesell zu einem behaglichen Daseyn unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geschärfter Blick warf sich wieder auf die Kunstbeschauung, wozu mir die schönen Frankfurter

Sammlungen an Gemalden und Kupferſtichen die beſte Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Ettling, Ehrenreich, beſonders aber dem braven Nothnagel ſehr viel ſchuldig geworden. Die Natur in der Kunſt zu ſehen, ward bei mir zu einer Leidenſchaft, die in ihren höchſten Augenblicken andern, ſelbſt paſſionirten Liebhabern, faſt wie Wahnſinn erſcheinen mußte; und wie konnte eine ſolche Neigung beſſer gehegt werden, als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederlander. Damit ich mich aber auch mit dieſen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Nothnagel ein Cabinet ein, wo ich alles fand, was zur Oelmalerei nöthig war, und ich malte einige einfache Stilleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Meſſerſtiel von Schildpatt mit Silber eingelegt, meinen Meiſter, der mich erſt vor einer Stunde beſucht hatte, dergeſtalt überraſchte, daß er behauptete, es muſſe wahrend der Zeit einer von ſeinen untergeordneten Künſtlern bei mir geweſen ſeyn.

Hatte ich geduldig fortgefahren mich an ſolchen Gegenſtanden zu üben, ihnen Licht und Schatten und die Eigenheiten ihrer Oberflache abzugewinnen, ich hätte mir eine gewiſſe Praxis bilden und zum Höhern den Weg bahnen können; ſo aber verfolgte mich der Fehler aller Dilettanten, mit dem Schwerſten anzufangen, ja ſogar das Unmögliche leiſten zu wollen, und ich verwickelte mich bald in größere Unternehmungen, in denen ich ſtecken blieb, ſowohl weil ſie weit über meine techniſchen Fähigkeiten hinauslagen, als weil ich die liebevolle Aufmerkſamkeit und den gelaſſenen Fleiß, durch den auch ſchon der Anfanger etwas leiſtet, nicht immer rein und wirkſam erhalten konnte.

Auch wurde ich zu gleicher Zeit abermals in eine höhere Sphare geriſſen, indem ich einige ſchöne Gypsabriſſe antiker

Köpfe anzuschaffen Gelegenheit fand. Die Italianer nämlich, welche die Messen beziehen, brachten manchmal dergleichen gute Exemplare mit, und verkauften sie auch wohl, nachdem sie eine Form darüber genommen. Auf diesem Wege stellte ich mir ein kleines Museum auf, indem ich die Köpfe des Laokoon, seiner Söhne, der Niobe Töchter allmählig zusammenbrachte, nicht weniger die Nachbildungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlassenschaft eines Kunstfreundes ankaufte, und so mir jenen großen Eindruck, den ich in Mannheim gewonnen hatte, möglichst wieder zu beleben suchte.

Indem ich nun alles was von Talent, Liebhaberei oder sonst irgend einer Neigung in mir leben mochte, auszubilden, zu nähren und zu unterhalten suchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tages, nach dem Wunsch meines Vaters, auf die Advocatur, zu deren Ausübung ich zufälligerweise die beste Gelegenheit fand. Nach dem Tode des Großvaters war mein Oheim Textor in den Rath gekommen, und übergab mir die kleineren Sachen, denen ich gewachsen war; welches die Gebrüder Schlosser auch thaten. Ich machte mich mit den Acten bekannt, mein Vater las sie ebenfalls mit vielem Vergnügen, da er sich, durch Veranlassung des Sohns, wieder in einer Thatigkeit sah, die er lange entbehrt hatte. Wir besprachen uns darüber, und mit großer Leichtigkeit machte ich alsdann die nöthigen Aufsätze. Wir hatten einen trefflichen Copisten zur Hand, auf den man sich zugleich wegen aller Kanzleiförmlichkeiten verlassen konnte: und so war mir dieses Geschäft eine um so angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der mit meinem Benehmen in diesem Punkte völlig zufrieden, allem Uebrigen was ich trieb, gerne nachsah, in der sehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch schriftstellerischen Ruhm einernten wurde.

Weil nun in jeder Zeitepoche alles zusammenhängt, indem die herrschenden Meinungen und Gesinnungen sich auf die vielfachste Weise verzweigen, so befolgte man in der Rechtslehre nunmehr auch nach und nach alle diejenigen Maximen, nach welchen man Religion und Moral behandelte. Unter den Sachwaltern als den jüngern, sodann unter den Richtern als den ältern, verbreitete sich der Humanismus, und alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhaltnissen höchst menschlich zu seyn. Gefangnisse wurden gebessert, Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Collegium der Aerzte zu erfechten wußte. Vergebens widersetzten sich Gilden und Körperschaften; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der Religionsparteien gegen einander ward nicht bloß gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden, mit Verstand, Scharfsinn und Kraft, der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war. Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlicheren und lebhafteren Styl. Hier war uns, den Jüngsten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir, in einem solchen Falle, ein sehr artiges Belobungsschreiben zusendete. Die französischen plaidoyers dienten uns zu Mustern und zur Anregung.

Und somit waren wir auf dem Wege bessere Redner als

Juriſten zu werden, worauf mich der ſolide Georg Schloſſer einſtmals tadelnd aufmerkſam machte. Ich hatte ihm erzahlt, daß ich meiner Partei eine mit vieler Energie zu ihren Gunſten abgefaßte Streitſchrift vorgeleſen, worüber ſie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiederte er mir: du haſt dich in dieſem Fall mehr als Schriftſteller, denn als Advocat bewieſen. Man muß niemals fragen wie eine ſolche Schrift dem Clienten, ſondern wie ſie dem Richter gefallen kann.

Wie nun aber niemand noch ſo ernſte und dringende Geſchafte haben mag, denen er ſeinen Tag widmet, daß er nicht demungeachtet Abends ſo viel Zeit fande, das Schauſpiel zu beſuchen, ſo ging es auch mir, der ich, in Ermangelung einer vorzüglichen Bühne, über das deutſche Theater zu denken nicht aufhörte, um zu erforſchen, wie man auf demſelben allenfalls thatig mitwirken könnte. Der Zuſtand deſſelben in der zweiten Halfte des vorigen Jahrhunderts iſt bekannt genug, und jedermann, der ſich davon zu unterrichten verlangt, findet überall bereite Hulfsmittel. Ich denke deßwegen hier nur einige allgemeine Bemerkungen einzuſchalten.

Das Glück der Bühne beruhte mehr auf der Perſönlichkeit der Schauſpieler als auf dem Werthe der Stücke. Dieß war beſonders bei halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo alles auf den Humor und das Talent der komiſchen Schauſpieler ankam. Der Stoff ſolcher Stücke muß aus dem gemeinſten Leben genommen ſeyn, den Sitten des Volks gemaß, vor welchem man ſpielt. Aus dieſer unmittelbaren Anwendbarkeit entſpringt der große Beifall, deſſen ſie ſich jederzeit zu erfreuen haben. Dieſe waren immer im ſüdlichen Deutſchland zu Hauſe, wo man ſie bis auf den heutigen Tag beibehalt, und nur von Zeit zu Zeit dem Charakter der poſſenhaften Masken einige Veranderung zu geben, durch den Perſonenwechſel

genöthigt iſt. Doch nahm das deutſche Theater, dem ernſten Charakter der Nation gemäß, ſehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine außere Veranlaſſung noch mehr beſchleunigt ward. Unter den ſtrengen Chriſten entſtand nämlich die Frage, ob das Theater zu den ſündlichen und auf alle Falle zu vermeidenden Dingen gehöre, oder zu den gleichgültigen, welche dem Guten gut, und nur dem Böſen bös werden könnten. Strenge Eiferer verneinten das Letztere, und hielten feſt darüber, daß kein Geiſtlicher je ins Theater gehen ſolle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unſchädlich, ſondern ſogar für nützlich angab. Um nützlich zu ſeyn, mußte es ſittlich ſeyn, und dazu bildete es ſich im nördlichen Deutſchland um ſo mehr aus, als durch einen gewiſſen Halbgeſchmack die luſtige Perſon vertrieben ward, und obgleich geiſtreiche Köpfe für ſie einſprachen, dennoch weichen mußte, da ſie ſich bereits von der Derbheit des deutſchen Hanswurſts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der italiäniſchen und franzöſiſchen Harlekine gewendet hatte. Selbſt Scapin und Criſpin verſchwanden nach und nach; den letztern habe ich zum letztenmal von Koch, in ſeinem hohen Alter, ſpielen ſehn.

Schon die Richardſon'ſchen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerkſam gemacht. Die ſtrengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der Clariſſe auf eine grauſame Weiſe zergliedert. Leſſing's Miß Sara Sampſon behandelte daſſelbe Thema. Nun ließ der Kaufmann von London einen verführten Jüngling in der ſchrecklichſten Lage ſehen. Die franzöſiſchen Dramen hatten denſelben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderot's Hausvater, der ehrliche Verbrecher, der Eſſighandler, der Philoſoph

ohne es zu wissen, Eugenie und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen der dankbare Sohn, der Deserteur aus Kindesliebe und ihre Sippschaft denselben Weg. Der Minister, Clementine und die übrigen Geblerischen Stücke, der deutsche Hausvater von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittleren ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung, und entzückten das große Publicum. Eckhof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm, als einem rechtlichen Manne, vollkommen gelang.

Indem nun das deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburgs mit England veranlaßt, englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im allgemeinsten brauchen: denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins Weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, sieht sich zuletzt ungern ins Gränzenlose getrieben. Ueberdieß geht ein wildes und unsittliches, gemein wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer seyn möchte, dem Plan und den Charaktern alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefahrliche Speise, die bloß einer großen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen seyn mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus

Postillion tritt herein.

Lucie. Nun, braver Schwager, wie steht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Postillion. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapost?

Lucie. Das heißt, du hast auch was extra verdient; nicht wahr? Du solltest mein Postillion werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Postillion. Auch ohne Pferde steh' ich zu Diensten.

Lucie. Da!

Postillion. Danke, Mamsell! Sie gehn nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dießmal hier.

Postillion. Adieu! ab.

Madame Sommer. Ich seh' an seinem Gesicht, daß du ihm zu viel gegeben hast.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit so freundlich.

verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht, und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander hinderte glücklicherweise die Eintönigkeit, in die man sonst verfallen ware.

Der Deutsche, gut und großmüthig von Natur, will niemand gemißhandelt wissen. Weil aber kein Mensch, wenn er auch noch so gut denkt, sicher ist, daß man ihm nicht etwas gegen seine Neigung unterschiebe, auch das Lustspiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuschauer voraussetzt oder erweckt, wenn es behagen soll, so gerieth man auf einem natürlichen Wege, zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen; dieses war: die höheren Stände herabzusetzen und sie mehr oder weniger anzutasten. Die prosaische und poetische Satyre hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt sich nach jener Seite hin alles Spottes, und blieb in einem niederen Kreise. Zacharia beschäftigt sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Mißachtung. Thümmels Wilhelmine, eine kleine geistreiche Composition, so angenehm als kühn, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deßwegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigne Classe nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und rankevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche,

ja noch mehr thun zu dürfen; wie denn Großmann in sechs unappetitlichen Schüsseln alle Leckerspeisen seiner Pöbelküche dem schadenfrohen Publicum auftischte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhardt, machte bei dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister, zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gaste. Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsecretär seyn, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civil-Etats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justitiarien, als Bösewichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden.

Doch indem ich schon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede seyn kann, kehre ich auf mich selbst zurück, um des Dranges zu erwähnen, den ich empfand, mich in freien Stunden mit den einmal ausgesonnenen theatralischen Planen zu beschäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakspeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergranzen überschritt, und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nahern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwarts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum

Werke zu ſchreiten, daß ſie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, ſondern endlich einmal das, was mir ſo gegenwärtig wäre, auf das Papier feſtzubringen. Durch dieſen Antrieb beſtimmt, fing ich eines Morgens zu ſchreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgeſetzt hätte. Ich ſchrieb die erſten Scenen, und Abends wurden ſie Cornelien vorgeleſen. Sie ſchenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem ſie zweifelte, daß ich ſo fortfahren würde, ja, ſie äußerte ſogar einen entſchiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieſes reizte mich nur um ſo mehr, ich fuhr den nächſten Tag fort, und ſo den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und ſo hielt ich mich ununterbrochen ans Werk, das ich geradesweges verfolgte, ohne weder rückwärts, noch rechts noch links zu ſehn, und in etwa ſechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuſcript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Mercken mit, der verſtändig und wohlwollend darüber ſprach; ich ſendete es Herdern zu, der ſich unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten mich deßhalb mit ſpöttiſchen Namen zu bezeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, ſondern faßte meinen Gegenſtand ſcharf ins Auge; der Wurf war einmal gethan, und es fragte ſich nur, wie man die Steine im Brett vortheilhaft ſetzte. Ich ſah wohl, daß mir auch hier niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, ſo erkannte ich freilich daß ich, bei dem Verſuch auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, die um beſto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da

ich mich, ohne Plan und Entwurf, bloß der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Acte konnten für das, was sie seyn sollten gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel, oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der deutschen Alterthümer, mein eignes Werk im Sinne, und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben, und das, was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu gute gethan, indem ich in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerscene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Acte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich ins Enge zog, und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

Ohne also an dem ersten Manuscript irgend etwas zu

verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete dieß auch mit solcher Thatigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig, bei einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung, abermals zum Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dieß anzufangen gedachte, Mercken vorzutragen anfing, spottete er mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man musse sehn, was das eine fur Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bei Zeit auf die Zaun', so trocknen die Windeln!" rief er sprüchwörtlich aus; das Saumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiederte ihm dagegen, daß es mir unangenehm seyn wurde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten, und mir vielleicht gar eine abschlagliche Antwort zu holen: denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine Mitschuldigen, auf die ich etwas hielt, hatte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehn; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier ward nun meines Freundes technisch merkantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhandlern in Verbindung gesetzt, wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigne Kosten herausgeben, und es

werde davon ein guter Vortheil zu ziehen ſeyn; wie er denn, mit ſo vielen andern, öfters den Buchhandlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, beſonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch ſonſtige Handelsverhaltniſſe verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anſchaffen, er aber für den Druck ſorgen ſolle; und ſomit ging es friſch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatiſche Skizze nach und nach in ſaubern Aushangebogen zu ſehen: ſie nahm ſich wirklich reinlicher aus, als ich ſelbſt gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Packeten verſendet. Nun dauerte es nicht lange, ſo entſtand überall eine groſſe Bewegung; das Aufſehn, das es machte, ward allgemein. Weil wir aber, bei unſern beſchränkten Verhältniſſen, die Exemplare nicht ſchnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, ſo erſchien plötzlich ein Nachdruck; und da überdieß gegen unſere Ausſendungen freilich ſobald keine Erſtattung, am allerwenigſten eine baare, zurückerfolgen konnte: ſo war ich, als Hausſohn, deſſen Caſſe nicht in reichlichen Umſtänden ſeyn konnte, zu einer Zeit wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerkſamkeit, ja ſogar vielen Beifall erwies, höchſt verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen ſollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der ſich ſchon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die beſten Hoffnungen, daß ſich nächſtens alles wieder ins Gleiche ſtellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden.

Schon bei den kleinen Flugſchriften, die ich ungenannt herausgab, hatte ich das Publicum und die Recenſenten auf meine eignen Koſten kennen lernen, und ich war auf Lob und Tadel ſo ziemlich vorbereitet, beſonders da ich ſeit mehreren

Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hineingesagt wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hatte, wie irre hatten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen mussen! So stand z. B. im Deutschen Merkur eine weitlaufige wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschrankten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hatte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklarung Wieland's antraf, der im allgemeinen dem Recensenten widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt, ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Manner, wie mochte es erst im großen Publicum aussehn!

Das Vergnügen, mich mit Mercken uber solche Dinge zu besprechen und aufzuklaren, war von kurzer Dauer; denn die einsichtsvolle Landgrafin von Hessendarmstadt nahm ihn, auf ihrer Reise nach Petersburg, in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam, und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklarenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte.

Denn wie man wohl den Entschluß faßt Soldat zu

werden und in den Krieg zu gehen, sich auch muthig vorsetzt, Gefahr und Beschwerlichkeiten zu ertragen, so wie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besonderen Fälle vorstellt, unter welchen diese im allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerst unangenehm überraschen können: so ergeht es einem jeden der sich in die Welt wagt, und besonders dem Autor, und so ging es auch mir. Da der größte Theil des Publicums mehr durch den Stoff als durch die Behandlung angeregt wird, so war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens stoffartig. Sie glaubten daran ein Panier zu sehn, unter dessen Vorschritt alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich wohl Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen. Ich besitze noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg dessen gelten kann, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenseite tadelten mich gesetzte Männer, daß ich das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert habe, ja sie legten mir die Absicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedachte. Noch andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann, und verlangten, ich sollte die Original-Erzählung des guten Götz neu mit Noten herausgeben; wozu ich mich keineswegs geschickt fühlte, ob ich es mir gleich gefallen ließ, daß man meinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks zu setzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines großen Daseyns abzupflücken verstand, mich für einen sorgfaltigen Kunstgärtner gehalten. Diese meine Gelahrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von andern in Zweifel gezogen. Ein angesehener

Geschäftsmann macht mir ganz unvermuthet die Visite. Ich sehe mich dadurch höchst geehrt, und um so mehr, als er sein Gespräch mit dem Lobe meines Götz von Berlichingen und meiner guten Einsichten in die deutsche Geschichte anfangt; allein ich finde mich doch betroffen als ich bemerkte, er sey eigentlich nur gekommen um mich zu belehren, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen sey, und daß ich also durch dieses poetische Ehebündniß gar sehr gegen die Geschichte verstoßen habe. Ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß Götz ihn selber so nenne; allein mir ward erwiedert, daß dieses eine Redensart sey, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neueren Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe. Ich dankte so gut ich konnte für diese Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen sey. Dieses ward von seiner Seite gleichfalls bedauert, wobei er mich freundlichst zu fernerem Studium der deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte, und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das Lustigste jedoch, was mir in dieser Art begegnete, war der Besuch eines Buchhandlers, der mit einer heiteren Freimüthigkeit sich ein Dutzend solcher Stücke ausbat, und sie gut zu honoriren versprach. Daß wir uns darüber sehr lustig machten, läßt sich denken, und doch hatte er im Grunde so unrecht nicht: denn ich war schon im Stillen beschäftiget, von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte mich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinn zu bearbeiten. Ein löblicher Vorsatz, der wie so manche andere durch die flüchtig vorbeirauschende Zeit vereitelt worden.

Jenes Schauspiel jedoch beschäftigte bisher den Verfasser

nicht allein, sondern, während es ersonnen, geschrieben, umgeschrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorschläge in seinem Geiste. Diejenigen welche dramatisch zu behandeln waren erhielten den Vorzug am öftersten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte sich ein Uebergang zu einer andern Darstellungsart, welche nicht zu den dramatischen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtschaft hat. Dieser Uebergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete.

Gewöhnt am liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, nieder zu sitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen, und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete sie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hierin etwas Eignes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige was dem Geiste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und gab auch wohl zuletzt seine These gefällig auf. Das Wunderlichste war dabei, daß er niemals Personen seiner näheren Bekanntschaft wählte, sondern solche die er nur selten sah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten, und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß gestanden; aber es waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit sind, die

Sie ſagen immer, Mama, ich ſey eigenſinnig; wenigſtens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Lucie, verkenne nicht, was ich dir ſage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und deine Freygebigkeit; aber es ſind nur Tugenden wo ſie hingehören.

Lucie. Mama, das Örtchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben iſt wohl der Dame, der ich künftig Geſellſchaft leiſten ſoll?

Madame Sommer. Mich freut's, wenn der Ort deiner Beſtimmung dir angenehm iſt.

Lucie. Stille mag's ſeyn, das merk' ich ſchon. Iſt's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen ſchönen Garten, und ſoll eine gute Frau ſeyn; wir wollen ſehn, wie wir zurecht kommen. Was ſehen Sie Sich um, Mama?

in ihrem Geſichtskreiſe liegen, ob er ſich gleich manchmal zu dieſen dialektiſchen Uebungen widerſprechende Geiſter herbeirief. Hiezu bequemten ſich nun Perſonen beiderlei Geſchlechts, jedes Alters und Standes, und erwieſen ſich gefällig und anmuthig, da man ſich nur von Gegenſtänden unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Höchſt wunderbar würde es jedoch manchen vorgekommen ſeyn, wenn ſie hätten erfahren können, wie oft ſie zu dieſer ideellen Unterhaltung berufen wurden, da ſich manche zu einer wirklichen wohl ſchwerlich eingefunden hätten.

Wie nahe ein ſolches Geſpräch im Geiſte mit dem Briefwechſel verwandt ſey, iſt klar genug, nur daß man hier ein hergebrachtes Vertrauen erwiedert ſieht, und dort ein neues, immer wechſelndes, unerwiedertes ſich ſelbſt zu ſchaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu ſchildern war, mit welchem die Menſchen, ohne durch Noth gedrungen zu ſeyn, das Leben empfinden, mußte der Verfaſſer ſogleich darauf fallen, ſeine Geſinnung in Briefen darzuſtellen: denn jeder Unmuth iſt eine Geburt, ein Zögling der Einſamkeit; wer ſich ihm ergiebt, flieht allen Widerſpruch, und was widerſpricht ihm mehr als jede heitere Geſellſchaft? Der Lebensgenuß anderer iſt ihm ein peinlicher Vorwurf, und ſo wird er durch das, was ihn aus ſich ſelbſt herauslocken ſollte, in ſein Innerſtes zurückgewieſen. Mag er ſich allenfalls darüber äußern, ſo wird es durch Briefe geſchehn: denn einem ſchriftlichen Erguß, er ſey fröhlich oder verdrießlich, ſetzt ſich doch niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber giebt dem Einſamen Gelegenheit, ſich in ſeinen Grillen zu befeſtigen, einen Anlaß, ſich noch mehr zu verſtecken. Jene in dieſem Sinne geſchriebenen Wertheriſchen Briefe haben nun wohl deßhalb einen ſo mannichfaltigen Reiz, weil ihr

verſchiedener Inhalt erſt in ſolchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgeſprochen werden, ſie ſodann aber in der Compoſition ſelbſt, nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erſcheinen. Mehr über die Behandlung des ſo viel beſprochenen Werkleins zu ſagen, möchte kaum rathlich ſeyn; über den Inhalt jedoch läßt ſich noch Einiges hinzufügen.

Jener Ekel vor dem Leben hat ſeine phyſiſchen und ſeine ſittlichen Urſachen, jene wollen wir dem Arzt, dieſe dem Moraliſten zu erforſchen uberlaſſen, und bei einer ſo oft durchgearbeiteten Materie, nur den Hauptpunkt beachten, wo ſich jene Erſcheinung am deutlichſten ausſpricht. Alles Behagen am Leben iſt auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechſel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte, und was uns ſonſt von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und ſollen, dieſe ſind die eigentlichen Triebfedern des irdiſchen Lebens. Je offner wir für dieſe Genüſſe ſind, deſto glücklicher fühlen wir uns; wälzt ſich aber die Verſchiedenheit dieſer Erſcheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, ſind wir gegen ſo holde Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Uebel, die ſchwerſte Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Laſt. Von einem Engländer wird erzählt, er habe ſich aufgehangen, um nicht mehr täglich ſich aus- und anzuziehen. Ich kannte einen wackeren Gärtner, den Aufſeher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: ſoll ich denn immer dieſe Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen ſehn! Man erzählt von einem unſerer trefflichſten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen geſehen, und gewünſcht, es möchte zur Abwechſelung einmal roth erſcheinen. Dieſes ſind eigentlich die Symptome des

Lebensüberdruſſes, der nicht ſelten in den Selbſtmord ausläuft, und bei denkenden in ſich gekehrten Menſchen häufiger war als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr dieſen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erſte Liebe, ſagt man mit Recht, ſey die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht ſchon der höchſte Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der ſie eigentlich hebt und tragt, iſt zerſtört, ſie erſcheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Abſonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen cultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen ſpaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes ſtiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an ſich ſelbſt, doch an andern bald gewahr, daß moraliſche Epochen eben ſo gut wie die Jahreszeiten wechſeln. Die Gnade der Großen, die Gunſt der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es feſthalten können, ſo wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch ſind dieſe Dinge nicht bloße Naturereigniſſe: ſie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geſchick, aber ſie wechſeln, und wir ſind ihrer niemals ſicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am meiſten ängſtigt, iſt die unaufhaltſame Wiederkehr unſerer Fehler: denn wie ſpät lernen wir einſehen, daß wir, indem wir unſere Tugenden ausbilden, unſere Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf dieſen wie auf ihrer Wurzel, und dieſe verzweigen ſich insgeheim eben ſo ſtark und ſo mannichfaltig als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unſere Tugenden meiſt mit Willen und Bewußtſeyn ausüben, von unſeren Fehlern

aber unbewußt überraſcht werden, ſo machen uns jene ſelten einige Freude, dieſe hingegen beſtändig Noth und Qual. Hier liegt der ſchwerſte Punkt der Selbſterkenntniß, der ſie beinah unmöglich macht. Denke man ſich nun hiezu ein ſiedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenſtände leicht zu paralyſirende Einbildungskraft, hiezu die ſchwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, ſich aus einer ſolchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

Solche düſtere Betrachtungen jedoch, welche denjenigen, der ſich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten ſich in den Gemüthern deutſcher Jünglinge nicht ſo entſchieden entwickeln können, hätte ſie nicht eine äußere Veranlaſſung zu dieſem traurigen Geſchäft angeregt und gefördert. Es geſchah dieſes durch die engliſche Literatur, beſonders durch die poetiſche, deren große Vorzüge ein ernſter Trübſinn begleitet, welchen ſie einem jeden mittheilt, der ſich mit ihr beſchaftigt. Der geiſtreiche Britte ſieht ſich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle ſeine Kräfte anregt; er wird früher oder ſpäter gewahr, daß er allen ſeinen Verſtand zuſammennehmen muß, um ſich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loſes und rauſchendes Leben geführt, und ſich früh berechtigt gefunden, die irdiſchen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derſelben haben ſich in den Weltgeſchäften verſucht, und im Parlament, bei Hofe, im Miniſterium, auf Geſandtſchaftspoſten, theils die erſten, theils untere Rollen geſpielt, und ſich bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwieſen, und wo nicht an ſich ſelbſt, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele ſind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beſchädigt worden!

Aber auch nur Zuſchauer von ſo großen Ereigniſſen zu ſeyn, fordert den Menſchen zum Ernſt auf, und wohin kann der Ernſt weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdiſchen Dinge. Ernſthaft iſt auch der Deutſche, und ſo war ihm die engliſche Poeſie höchſt gemaß, und weil ſie ſich aus einem höheren Zuſtande beſchrieb, impoſant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen weltgeübten Verſtand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenſchaftliches Wirken: die herrlichſten Eigenſchaften, die man von geiſtreichen gebildeten Menſchen rühmen kann; aber das alles zuſammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poeſie kündet ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt der uns anhangt, in höhere Regionen, und laßt die verwirrten Irrgange der Erde in Vogelperſpective vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu maßigen. Man betrachte nun in dieſem Sinne die Mehrzahl der engliſchen meiſt moraliſch didaktiſchen Gedichte, und ſie werden im Durchſchnitt nur einen düſtern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Young's Nachtgedanken allein, wo dieſes Thema vorzuglich durchgeführt iſt, ſondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte, ſchweifen, eh man ſich's verſieht, in dieſes traurige Gebiet, wo dem Verſtande eine Aufgabe zugewieſen iſt, die er zu löſen nicht hinreicht, da ihn ja ſelbſt die Religion, wie er ſich ſolche allenfalls erbauen kann, im Stiche laßt. Ganze Bande könnte man zuſammendrucken, welche als ein Commentar zu jenem ſchrecklichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Was ferner die engliſchen Dichter noch zu Menſchenhaſſern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen alles über ihre Schriften verbreitet, iſt, daß ſie ſammtlich, bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinweſens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den beſten Theil deſſelben, einer oder der andern Partei widmen müſſen. Da nun ein ſolcher Schriftſteller die ſeinigen denen er ergeben iſt, die Sache der er anhangt, nicht loben und herausſtreichen darf, weil er ſonſt nur Neid und Widerwillen erregen würde, ſo übt er ſein Talent, indem er von den Gegnern ſo übel und ſchlecht als möglich ſpricht, und die ſatyriſchen Waffen, ſo ſehr er nur vermag, ſchärft, ja vergiftet. Geſchieht dieſes nun von beiden Theilen, ſo wird die dazwiſchen liegende Welt zerſtört und rein aufgehoben, ſo daß man in einem großen, verſtandig thatigen Volksverein zum allergelindeſten nichts als Thorheit und Wahnſinn entdecken kann. Selbſt ihre zartlichen Gedichte beſchaftigen ſich mit traurigen Gegenſtanden. Hier ſtirbt ein verlaſſenes Madchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber, oder wird, ehe er voreilig ſchwimmend ſeine Geliebte erreicht, von einem Haifiſche gefreſſen; und wenn ein Dichter wie Gray ſich auf einem Dorfkirchhofe lagert, und jene bekannten Melodien wieder anſtimmt, ſo kann er verſichert ſeyn, eine Anzahl Freunde der Melancholie um ſich zu verſammeln. Milton's Allegro muß erſt in heftigen Verſen den Unmuth verſcheuchen, ehe er zu einer ſehr maßigen Luſt gelangen kann, und ſelbſt der heitere Goldsmith verliert ſich in elegiſche Empfindungen, wenn uns ſein Deserted Village

ein verlorenes Paradies, das ſein Traveller auf der ganzen Erde wiederſucht, ſo lieblich als traurig darſtellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere Gedichte werde vorzeigen und entgegenſetzen können; allein die meiſten und beſten derſelben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neuern die man dahin rechnen könnte, neigen ſich gleichfalls gegen die Satyre, ſind bitter und beſonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im allgemeinen erwähnten, ernſten und die menſchliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern ausſuchten, der eine, nach ſeiner Gemüthsart, die leichtere elegiſche Trauer, der andere die ſchwer laſtende, alles aufgebende Verzweiflung ſuchend. Sonderbar genug beſtärkte unſer Vater und Lehrer Shakſpeare, der ſo reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, ſelbſt dieſen Unwillen. Hamlet und ſeine Monologen blieben Geſpenſter, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptſtellen wußte ein jeder auswendig und recitirte ſie gern, und jedermann glaubte, er dürfe eben ſo melancholiſch ſeyn als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geiſt geſehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem dieſem Trübſinn nicht ein vollkommen paſſendes Local abgehe, ſo hatte uns Oſſian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide, unter vorſtarrenden bemoos'ten Grabſteinen wandelnd, das durch einen ſchauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen ſchwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenſchein ward dann erſt dieſe caledoniſche Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umſchwebten uns, bis wir zuletzt den Geiſt von Loda wirklich in ſeiner furchtbaren Geſtalt zu erblicken glaubten.

In einem ſolchen Element, bei ſolcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieſer Art, von unbefriedigten Leidenſchaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Ausſicht, uns in einem ſchleppenden, geiſtloſen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müſſen, befreundete man ſich, in unmuthigem Uebermuth, mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anſtehe, nach eignem Belieben allenfalls verlaſſen zu können, und half ſich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Dieſe Geſinnung war ſo allgemein, daß eben Werther deßwegen die große Wirkung that, weil er überall anſchlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darſtellte. Wie genau die Engländer mit dieſem Jammer bekannt waren, beweiſen die wenigen bedeutenden, vor dem Erſcheinen Werthers geſchriebenen Zeilen:

To griefs congenial prone,
More wounds than nature gave he knew,
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own.

Der Selbſtmord iſt ein Ereigniß der menſchlichen Natur, welches, mag auch darüber ſchon ſo viel geſprochen und gehandelt ſeyn als da will, doch einen jeden Menſchen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt ſeinen Helden und großen Männern das Recht, ſich nach Befinden den Tod zu geben, indem er ſagt, es müſſe doch einem jeden freiſtehen, den fünften Act ſeiner Tragödie da zu ſchließen, wo es ihm beliebe. Hier aber iſt von ſolchen Perſonen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thatig geführt, für irgend ein großes

Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen wird, wenn ſie die Idee die ſie beſeelt, ſobald dieſelbe von der Erde verſchwindet, auch noch jenſeits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit ſolchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichſten Zuſtande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an ſich ſelbſt das Leben verleidet. Da ich ſelbſt in dem Fall war, und am beſten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anſtrengung es mir gekoſtet, ihr zu entgehn, ſo will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verſchiedenen Todesarten, die man wahlen könnte, wohlbedachtig angeſtellt.

Es iſt etwas ſo Unnatürliches, daß der Menſch ſich von ſich ſelbſt losreiße, ſich nicht allein beſchädige, ſondern vernichte, daß er meiſtentheils zu mechaniſchen Mitteln greift, um ſeinen Vorſatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in ſein Schwert fällt, ſo iſt es die Laſt ſeines Körpers, die ihm den letzten Dienſt erweiſet. Wenn der Krieger ſeinen Schildtrager verpflichtet, ihn nicht in die Hande der Feinde gerathen zu laſſen, ſo iſt es auch eine äußere Kraft, deren er ſich verſichert, nur eine moraliſche ſtatt einer phyſiſchen. Frauen ſuchen im Waſſer die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchſt mechaniſche Mittel des Schießgewehrs ſichert eine ſchnelle That mit der geringſten Anſtrengung. Des Erhangens erwahnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod iſt. In England kann es am erſten begegnen, weil man dort von Jugend auf ſo manchen hangen ſieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend iſt. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langſam vom Leben zu ſcheiden, und der raffinirteſte, ſchnellſte, ſchmerzenloſeſte Tod durch eine Natter war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Luſt

zugebracht hatte. Alles dieſes aber ſind äußere Uebelſe, ſind Feinde mit denen der Menſch gegen ſich ſelbſt einen Punkt ſchließt.

Wenn ich nun alle dieſe Mittel überlegte, und mich ſonſt in der Geſchichte weiter umſah, ſo fand ich unter allen denen, die ſich ſelbſt entleibt, keinen, der dieſe That mit ſolcher Großheit und Freiheit des Geiſtes verrichtet, als Kaiſer Otho. Dieſer, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keineswegs aufs Aeußerſte gebracht, entſchließt ſich zum Beſten des Reichs, das ihm gewiſſermaßen ſchon angehörte, und zur Schonung ſo vieler Tauſende, die Welt zu verlaſſen. Er begeht mit ſeinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am andern Morgen, daß er ſich einen ſcharfen Dolch mit eigner Hand in das Herz geſtoßen. Dieſe einzige That ſchien mir nachahmungswürdig und ich überzeugte mich, daß wer nicht hierin handeln könne wie Otho, ſich nicht erlauben dürfe, freiwillig aus der Welt zu gehn. Durch dieſe Ueberzeugung rettete ich mich nicht ſowohl von dem Vorſatz als von der Grille des Selbſtmords, welche ſich in jenen herrlichen Friedenszeiten bei einer müßigen Jugend eingeſchlichen hatte. Unter einer anſehnlichen Waffenſammlung beſaß ich auch einen koſtbaren wohlgeſchliffenen Dolch. Dieſen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöſchte, verſuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die ſcharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Bruſt zu ſenken. Da dieſes aber niemals gelingen wollte, ſo lachte ich mich zuletzt ſelbſt aus, warf alle hypochondriſchen Fratzen hinweg, und beſchloß zu leben. Um dieß aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichteriſche Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles was ich über dieſen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewahnt, zur Sprache kommen ſollte. Ich verſammelte

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach damals war's anders! Mir ist nichts schmerzlicher, als in ein Posthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff Sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Ursache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reiste; da wir die schönste Zeit unsers Lebens in freyer Welt genossen; die ersten Jahre unsrer Ehe! Damals hatte alles den Reitz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüber zu eilen; da jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, durch seine Liebe.

Lucie. Ich mag auch wohl gern reisen.

Madame Sommer. Und wenn wir denn nach einem heißen Tag', nach ausgestandenen Fatalitäten, schlimmen Weg' im Winter; wenn wir eintrafen, in manche noch schlechtere Herberge wie diese ist, und den

hierzu die Elemente, die ſich ſchon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meiſten gedrangt und geangſtigt; aber es wollte ſich nichts geſtalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher ſie ſich verkörpern könnten.

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jeruſalem's Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte ſogleich die genauſte und umſtandlichſte Beſchreibung des Vorgangs, und in dieſem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden, das Ganze ſchoß von allen Seiten zuſammen und ward eine ſolide Maſſe, wie das Waſſer im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens ſteht, durch die geringſte Erſchutterung ſogleich in ein feſtes Eis verwandelt wird. Dieſen ſeltſamen Gewinn feſtzuhalten, ein Werk von ſo bedeutendem und mannichfaltigem Inhalt mir zu vergegenwartigen, und in allen ſeinen Theilen auszuführen war mir um ſo angelegener, als ich ſchon wieder in eine peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen, und nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß weiſſagte.

Es iſt immer ein Unglück in neue Verhaltniſſe zu treten, in denen man nicht hergekommen iſt; wir werden oft wider unſern Willen zu einer falſchen Theilnahme gelockt, uns peinigt die Halbheit ſolcher Zuſtande, und doch ſehen wir weder ein Mittel ſie zu erganzen noch ihnen zu entſagen.

Frau von La Roche hatte ihre alteſte Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft ſie zu beſuchen, und konnte ſich nicht recht in den Zuſtand finden, den ſie doch ſelbſt ausgewahlt hatte. Anſtatt ſich darin behaglich zu fuhlen, oder zu irgend einer Veranderung Anlaß zu geben, erging ſie ſich in Klagen, ſo daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter ſey ungluecklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, und ihr

Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einſah, worin das Unglück eigentlich beſtünde. Ich war indeſſen in dem Hauſe gut aufgenommen und kam mit dem ganzen Cirkel in Berührung, der aus Perſonen beſtand, die theils zur Heirath beigetragen hatten, theils derſelben einen glücklichen Erfolg wünſchten. Der Dechant von St. Leonhard Dumeitz faßte Vertrauen ja Freundſchaft zu mir. Er war der erſte katholiſche Geiſtliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein ſehr hellſehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältniſſe der älteſten Kirche ſchöne und hinreichende Aufſchlüſſe gab. Der Geſtalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau, mit Namen Servières, erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Aleſſina-Schweizeriſchen und andern Familien gleichfalls in Berührung, und mit den Söhnen in Verhältniſſe, die ſich lange freundſchaftlich fortſetzten, und ſah mich auf einmal in einem fremden Cirkel einheimiſch, an deſſen Beſchäftigungen, Vergnügungen, ſelbſt Religionsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geſchwiſterliches, ward nach der Heirath fortgeſetzt; meine Jahre ſagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreiſe, an dem ſie noch einen Widerklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zuſammen fort, und ob ſich gleich nichts Leidenſchaftliches in unſern Umgang miſchte, ſo war er doch peinigend genug, weil ſie ſich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern geſegnet, aus dem heiteren Thal Ehrenbreitſtein und einer fröhlichen Jugend in ein düſter gelegenes Handelshaus verſetzt, ſich ſchon als Mutter von einigen Stiefkindern

benehmen sollte. In so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich das von selbst zu verstehn; aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verschlimmern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehn pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien.

Jerusalem's Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen, schrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Das nunmehr fertige Manuscript lag im Concept, mit

wenigen Correcturen und Abanderungen, vor mir. Es ward sogleich geheftet: denn der Band dient der Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde: man sieht viel eher, ob sie denn auch in sich wirklich bestehe. Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir manches beigehn würde, das noch zu seinem Vortheil gereichen könnte, gab ich es meinen jüngeren Freunden zu lesen, auf die es eine desto größere Wirkung that, als ich, gegen meine Gewohnheit, vorher niemanden davon erzählt, noch meine Absicht entdeckt hatte. Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie gerade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr, als durch jede andere, aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Harknäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dießmal vortrefflich zu statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen: und was hier im Anfang unter wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publicum, und dieses Büchlein,

was mir so viel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben soll, wäre zufalliger Weise beinahe vorgebeugt worden, als es, bald nach seiner Entstehung, Gefahr lief vernichtet zu werden, und damit verhielt sich's also. Merck war seit kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen, und ihm von diesem Werther, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich aufs Canapé, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an, und wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: Nun ja! es ist ganz hübsch, auf das schrecklichste niederschlug, und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Styl, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzulassiges verfertigt. Ware ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hatte das Werk sogleich hineingeworfen: aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch gerathen kann. Er habe deßwegen nichts gesehn noch gehört, und wisse gar nicht wovon in meinem Manuscripte die Rede sey. Die Sache hatte sich indessen, in so fern sie sich herstellen ließ, wieder hergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie

der Mann, ſich ins Ungeheure zu ſchicken; ſein Humor fand ſich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er ſchalt meinen Vorſatz den Werther umzuarbeiten mit derben Ausdrücken, und verlangte ihn gedruckt zu ſehn wie er lag. Es ward ein ſauberes Manuſcript davon beſorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb: denn zufälliger Weiſe an demſelben Tage, an dem meine Schweſter ſich mit Georg Schloſſer verheirathete, und das Haus, von einer freudigen Feſtlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuſcript zu erſuchen. Ein ſolches Zuſammentreffen hielt ich für ein günſtiges Omen, ich ſendete den Werther ab, und war ſehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verſchlungen wurde, die ich um des Götz von Berlichingen willen zu machen genöthigt geweſen.

Die Wirkung dieſes Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deßhalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entſchleudern, ſo war auch die Exploſion welche ſich hierauf im Publicum ereignete, deßhalb ſo mächtig, weil die junge Welt ſich ſchon ſelbſt untergraben hatte, und die Erſchütterung deßwegen ſo groß, weil ein jeder mit ſeinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenſchaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich ſchon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entſpringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktiſchen Zweck haben müſſe. Die wahre Darſtellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, ſie tadelt nicht, ſondern ſie

entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.

Von Recensionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan, jene guten Leute mochten nun auch sehn, wie sie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, diese Dinge zu sammeln, und weil sie in meine Ansichten schon mehr eingeweiht waren, sich darüber lustig zu machen. Die Freuden des jungen Werther, mit welchen Nicolai sich hervorthat, gaben uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit. Dieser übrigens brave, verdienst- und kenntnißreiche Mann hatte schon angefangen alles niederzuhalten und zu beseitigen, was nicht zu seiner Sinnesart paßte, die er, geistig sehr beschränkt, für die achte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er sich sogleich versuchen, und jene Broschüre kam uns bald in die Hände. Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen; wie ich denn diesen Künstler über die Maßen verehrte. Das Machwerk selbst war aus der rohen Hauseinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sey, daß Werthers Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige psychische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spectakel, aber glücklicher Weise kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werthers Gattin, und die ganze Sache endigt sich zu jedermanns Zufriedenheit.

So viel wüßte ich mich davon zu erinnern: denn es ist

mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Vignette hatte ich ausgeschnitten und unter meine liebsten Kupfer gelegt. Dann verfaßte ich, zur stillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht, Nicolai auf Werthers Grabe, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Lust alles zu dramatisiren, ward bei dieser Gelegenheit abermals rege. Ich schrieb einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther, der ziemlich neckisch ausfiel. Werther beschwert sich bitterlich, daß die Erlösung durch Hühnerblut so schlecht abgelaufen. Er ist zwar am Leben geblieben, hat sich aber die Augen ausgeschossen. Nun ist er in Verzweiflung, ihr Gatte zu seyn und sie nicht sehen zu können, da ihm der Anblick ihres Gesammtwesens fast lieber ware, als die süßen Einzelnheiten, deren er sich durchs Gefühl versichern darf. Lotten, wie man sie kennt, ist mit einem blinden Manne auch nicht sonderlich geholfen, und so findet sich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu schelten, daß er sich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten mische. Das Ganze war mit gutem Humor geschrieben, und schilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dunkelhafte Bestreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und andern in der Folge viel Verdruß machte, und darüber zuletzt, bei so entschiedenen Verdiensten, seine literarische Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieses Scherzes ist niemals abgeschrieben worden und seit vielen Jahren verstoben. Ich hatte für die kleine Production eine besondere Vorliebe. Die reine heiße Neigung der beiden jungen Personen war durch die komisch tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschwacht. Die größte Zartlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch behandelt. Nicht ganz so höflich ließ

ich das Büchlein selber sprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdruckte:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen;
Der plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäckleryaffenweisen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Vorbereitet auf alles was man gegen den Werther vorbringen würde, fand ich so viele Widerreden keineswegs verdrießlich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sey; denn anstatt daß mir jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verbindliches gesagt hätte, so wollten sie sämmtlich ein für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sey; worüber ich denn sehr ärgerlich wurde, und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn diese Frage zu beantworten, hatte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahrhaften Bestandtheile selbst wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verzettelt worden waren. Näher betrachtet konnte ich jedoch dem Publicum die Forderung nicht verübeln. Jerusalem's Schicksal hatte großes Aufsehn gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten Gottesgelahrten und Schriftstellers, gesund und wohlhabend, ging auf einmal, ohne bekannte Veranlassung, aus der Welt. Jedermann

fragte nun, wie das möglich geweſen ſey, und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Geſellſchaft begegnet, ſprach, der ganze Mittelſtand aufgeregt, und jedermann wünſchte das Genauere zu erfahren. Nun erſchien im Werther eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wieder zu finden meinte. Localität und Perſönlichkeit trafen zu, und bei der großen Natürlichkeit der Darſtellung glaubte man ſich nun vollkommen unterrichtet und befriedigt. Dagegen aber, bei näherer Betrachtung, paßte wieder ſo vieles nicht, und es entſtand für die, welche das Wahre ſuchten, ein unerträgliches Geſchäft, indem eine ſondernde Kritik hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen: denn was ich von meinem Leben und Leiden der Compoſition zugewendet hatte, ließ ſich nicht entziffern, indem ich, als ein unbemerkter junger Menſch, mein Weſen zwar nicht heimlich aber doch im Stillen getrieben hatte.

Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie ſehr begünſtigt jener Künſtler geweſen, dem man Gelegenheit gab, eine Venus aus mehrern Schönheiten herauszuſtudiren, und ſo nahm ich mir auch die Erlaubniß, an der Geſtalt und den Eigenſchaften mehrerer hübſchen Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebteſten genommen waren. Das forſchende Publicum konnte daher Aehnlichkeiten von verſchiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Dieſe mehreren Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil jedermann der mich nur anſah, entſchieden zu wiſſen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft ſey. Ich ſuchte mir wie

Genuß der einfachsten Bequemlichkeit zusammen fühlten, auf der hölzernen Bank zusammen saßen, unsern Eyerkuchen und abgesottene Kartoffeln zusammen aßen — — Damals war's anders!

Lucie. Es ist nun einmal Zeit, ihn zu vergessen.

Madame Sommer. Weißt du was das heißt: Vergessen! Gutes Mädchen, du hast, Gott sey Dank! noch nichts verloren, das nicht zu ersetzen gewesen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlassen, ist alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir selbst; ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zustands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette saß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am weh'sten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Nathan mit den drei Ringen durchzuhelfen, auf einem Auswege, der freilich höheren Wesen zukommen mag, wodurch sich aber weder das glaubige, noch das lesende Publicum will befriedigen lassen. Dergleichen peinliche Forschungen hoffte ich in einiger Zeit loszuwerden; allein sie begleiteten mich durchs ganze Leben. Ich suchte mich davor auf Reisen durchs Incognito zu retten, aber auch dieses Hülfsmittel wurde mir unversehens vereitelt, und so war der Verfasser jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schadliches gethan, dafür genugsam, ja übermäßig durch solche unausweichliche Zudringlichkeiten bestraft.

Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzu sehr gewahr, daß Autoren und Publicum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden seyen, hatte er schon langst eingesehen: denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung giebt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publicum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auffallt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben namlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibt jederzeit noch weit zurück hinter dem was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich seyn könnte. Alles dieses bei Seite gesetzt, so war nun das größte Glück oder Unglück, daß jedermann von diesem seltsamen jungen Autor, der so unvermuthet und so kühn hervorgetreten, Kenntniß

gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu ſehen, zu ſprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und ſo hatte er einen höchſt bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerſtreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es lagen angefangene Arbeiten genug vor ihm, ja es ware für einige Jahre hinreichend zu thun geweſen, wenn er mit hergebrachter Liebe ſich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünſtigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man ſich in andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil die äußern Berührungen niemals mit der Epoche unſerer innern Cultur zuſammentreffen, und uns daher, da ſie nicht fördern können, nothwendig ſchaden müſſen.

Doch mehr als alle Zerſtreuungen des Tags hielt den Verfaſſer von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Luſt ab, die über jene Geſellſchaft gekommen alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatiſiren. Was dieſes Kunſtwort (denn ein ſolches war es, in jener productiven Geſellſchaft), eigentlich bedeutete, iſt hier auseinander zu ſetzen. Durch ein geiſtreiches Zuſammenſeyn an den heiterſten Tagen aufgeregt, gewöhnte man ſich, in augenblicklichen kurzen Darſtellungen alles dasjenige zu zerſplittern, was man ſonſt zuſammengehalten hatte, um größere Compoſitionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverſtand, eine Paradorie, eine geiſtreiche Bemerkung, perſönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauſchenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechiſation,

einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen.

An dieser genialisch-leidenschaftlich durchgesetzten Uebung bestätigte sich jene eigentlich poetische Denkweise. Man ließ nämlich Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich, so wie in allen Verhältnissen bestehen, man suchte sie nur deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen. Man könnte diese Productionen belebte Sinngedichte nennen, die ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet waren. Das Jahrmarktsfest ist ein solches, oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener Societät lebende Glieder, oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den meisten verborgen, alle lachten, und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Der Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen gilt für einen Beleg anderer Art; die kleinsten finden sich unter den gemischten Gedichten, sehr viele sind zerstoben und verloren gegangen, manche noch übrige lassen sich nicht wohl mittheilen. Was hiervon im Druck erschienen, vermehrte nur die Bewegung im Publicum, und die Neugierde auf den Verfasser; was handschriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächsten Kreis, der sich immer erweiterte. Doctor Bahrdt, damals in Gießen, besuchte mich, scheinbar höflich und zutraulich; er scherzte über den Prolog, und wünschte ein freundliches Verhältniß. Wir jungen Leute aber fuhren fort kein geselliges Fest zu begehen, ohne mit stiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu

erfreuen, die wir an andern bemerkt und glücklich dargeſtellt hatten.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literariſches Meteor angeſtaunt zu werden; ſo ſuchte er mit freudiger Beſcheidenheit den bewahrteſten Mannern des Vaterlands ſeine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Juſtus Möſer zu nennen iſt. Dieſes unvergleichlichen Mannes kleine Aufſatze, ſtaatsbürgerlichen Inhalts, waren ſchon ſeit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblattern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte was irgend würdig, zu ſeiner Zeit, beſonders aber im Druck ſich hervorthat. Möſer's Tochter, Frau von Voigts, war beſchäftigt, dieſe zerſtreuten Blatter zu ſammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich ſetzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu verſichern, daß die für einen beſtimmten Kreis berechneten wirkſamen Aufſatze, ſowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen dieſe Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Beſorgniß, die ſie gehegt, durch dieſe Erklärung vorlaufig gehoben worden.

An dieſen kleinen Aufſatzen, welche ſämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, iſt die innigſte Kenntniß des bürgerlichen Weſens im höchſten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir ſehen eine Verfaſſung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig beſtehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen feſt, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man ſich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Luſt und Freude am Neuen, auch

wenn es unnuß ja schädlich ware. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stande aus einander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfahrt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundcapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannichfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabruck, als Glied der Hanse, finden wir in der altern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Producte des Landes zueignen, und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dieß zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer welche der See anwohnen herausgesetzt, und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Kramerei untergraben werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls, in einem ewigen schwer zu lösenden Cirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus faßt der

Verfaſſer die gründlichſte Einſicht in die beſonderſten Umſtände ſehen. Seine Vorſchläge, ſein Rath, nichts iſt aus der Luft gegriffen, und doch ſo oft nicht ausführbar, deßwegen er auch die Sammlung Patriotiſche Phantaſieen genannt, obgleich alles ſich darin an das Wirkliche und Mögliche halt.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienweſen ruht, ſo wendet er auch dahin vorzüglich ſeinen Blick. Als Gegenſtände ſeiner ernſten und ſcherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles was in der bürgerlichen und ſittlichen Welt vorgeht rubriciren, wenn man die Gegenſtände erſchöpfen wollte, die er behandelt. Und dieſe Behandlung iſt bewundernswürdig. Ein vollkommener Geſchäftsmann ſpricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einſichtige wohlwollende Regierung ſich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, ſondern in den mannichfaltigſten Formen, die man poetiſch nennen könnte, und die gewiß in dem beſten Sinn für rhetoriſch gelten müſſen. Immer iſt er über ſeinen Gegenſtand erhaben, und weiß uns eine heitere Anſicht des Ernſteſten zu geben; bald hinter dieſer bald hinter jener Maske halb verſteckt, bald in eigner Perſon ſprechend, immer vollſtändig und erſchöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironiſch, durchaus tüchtig, rechtſchaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieſes alles ſo abgemeſſen, daß man zugleich den Geiſt, den Verſtand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geſchmack und Charakter des Schriftſtellers bewundern muß. In Abſicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenſtände, auf tiefe Einſicht, freie Ueberſicht, glückli-

Behandlung, ſo gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein ſolcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff ſtand, es zu erfaſſen. In die Formen ſeines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, ſich eines ſo reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerſpenſtigſten Gegenſtände mit ſo viel Freiheit zu handhaben.

Doch das iſt unſer ſchönſter und ſüßeſter Wahn, den wir nicht aufgeben durfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verurſacht, daß wir das was wir ſchätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns ſelbſt hervorbringen und darſtellen möchten.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche sich im Publicum verbreitete, ergab sich eine andere, für den Verfasser vielleicht von größerer Bedeutung, indem sie sich in seiner nächsten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun so großes Aufsehen machten, schon im Manuscript gekannt hatten, und sie deßhalb zum Theil als die ihrigen ansahen, triumphirten über den guten Erfolg, den sie, kühn genug, zum voraus geweissagt. Zu ihnen fanden sich neue Theilnehmer, besonders solche, welche selbst eine productive Kraft in sich spürten, oder zu erregen und zu hegen wünschten.

Unter den erstern that sich Lenz am lebhaftesten und gar sonderbar hervor. Das Aeußerliche dieses merkwürdigen Menschen ist schon umrissen, seines humoristischen Talents mit Liebe gedacht; nun will ich von seinem Charakter mehr in Resultaten als schildernd sprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umschweife seines Lebensganges zu begleiten, und seine Eigenheiten darstellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von außen und von andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend qualt, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen,

das ward von den beſſeren ſcharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber geſellten ſich die ſtrengſten ſittlichen Forderungen an ſich und andere zu der größten Fahrläſſigkeit im Thun, und ein aus dieſer halben Selbſtkenntniß entſpringender Dünkel verführte zu den ſeltſamſten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem ſolchen Abarbeiten in der Selbſtbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende empiriſche Pſychologie, die nicht gerade alles was uns innerlich beunruhigt für bös und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; und ſo war ein ewiger nie beizulegender Streit erregt. Dieſen zu führen und zu unterhalten übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeſchäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und ſo litt er im allgemeinen von der Zeitgeſinnung, welche durch die Schilderung Werther's abgeſchloſſen ſeyn ſollte; aber ein individueller Zuſchnitt unterſchied ihn von allen Uebrigen, die man durchaus für offene redliche Seelen anerkennen mußte. Er hatte nämlich einen entſchiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an ſich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verſtändige, ſelbſtiſche, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er ſich immer etwas Fratzenhaftes vorzuſetzen, und eben deßwegen diente es ihm zur beſtändigen Unterhaltung. Auf dieſe Weiſe war er Zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, ſeine Liebe wie ſein Haß waren imaginär, mit ſeinen Vorſtellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrteſten Mittel ſuchte er ſeinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben, und vernichtete ſein Werk immer wieder ſelbſt; und ſo hat er niemanden den er liebte, jemals genützt, niemanden den er haßte, jemals geſchadet, und im Ganzen ſchien er nur zu ſündigen, um ſich ſtrafen, nur zu

intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte, und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurtheilen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zartlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barockesten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchlosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um so mehr viele Stunden verschlendern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtniß immer viel Frucht brachte, und seine originelle Denkweise mit mannichfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit liefländischen Cavalieren nach Straßburg gesendet, und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück, und hinterließ eine Geliebte an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das kostbare Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloß nun selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen, oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Desto besser für

Madame Sommer. Du warst sieben Jahr alt, und konntest nicht fühlen, was du verlorst.

Annchen mit der Suppe. Die Postmeisterinn. Karl.

Annchen. Hier ist die Suppe für Madam.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Ist das Ihr Töchterchen?

Postmeisterinn. Meine Stieftochter, Madame; aber da sie so brav ist, ersetzt sie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie sind in Trauer?

Postmeisterinn. Für meinen Mann, den ich vor drey Monathen verlor. Wir haben nicht gar drey Jahre zusammen gelebt.

Madame Sommer. Sie scheinen doch ziemlich getröstet.

Postmeisterinn. O Madame, unser eins hat so wenig Zeit zu weinen, als leider

ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches deſto länger dauern konnte als ſie es ihm gleichfalls ſpielend erwiederte, ihn bald anzog, bald abſtieß, bald hervorrief, bald hintanſetzte. Man ſey überzeugt, daß wenn er zum Bewußtſeyn kam, wie ihm denn das zuweilen zu geſchehen pflegte, er ſich zu einem ſolchen Fund recht behaglich Glück gewünſcht habe.

Uebrigens lebte er, wie ſeine Zöglinge, meiſtens mit Offizieren der Garniſon, wobei ihm die wunderſamen Anſchauungen, die er ſpäter in dem Luſtſpiel „die Soldaten“ aufſtellte, mögen geworden ſeyn. Indeſſen hatte dieſe frühe Bekanntſchaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er ſich für einen großen Kenner des Waffenweſens hielt; auch hatte er wirklich dieſes Fach nach und nach ſo im Detail ſtudirt, daß er einige Jahre ſpäter ein großes Memoire an den franzöſiſchen Kriegsminiſter aufſetzte, wovon er ſich den beſten Erfolg verſprach. Die Gebrechen jenes Zuſtandes waren ziemlich gut geſehn, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt ſich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden ſchlechten Dank, die ihn, theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerſtand, abhielten, dieſes phantaſtiſche Werk, das ſchon ſauber abgeſchrieben, mit einem Briefe begleitet, convertirt und förmlich adreſſirt war, zurückzuhalten, und in der Folge zu verbrennen.

Mündlich und nachher ſchriftlich hatte er mir die ſämmtlichen Irrgänge ſeiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poeſie die er in das Gemeinſte zu legen wußte, ſetzte mich oft in Erſtaunen, ſo daß ich ihn dringend bat, den Kern dieſes weitſchweifigen Abenteuers geiſtreich zu befruchten, und einen kleinen Roman

daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich gränzenlos im Einzelnen verlor und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen, seinen Lebensgang, bis zu der Zeit da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das Nächste, was eigentlich hierher gehört.

Kaum war Götz von Berlichingen erschienen, als mir Lenz einen weitläufigen Aufsatz zusendete, auf geringes Conceptpapier geschrieben, dessen er sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand weder oben noch unten, noch an den Seiten zu lassen. Diese Blätter waren betitelt: Ueber unsere Ehe, und sie würden, wären sie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläufigen Schrift war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen, und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiederte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang (wie denn auch schon der wunderliche Titel andeutete), so theilte ich ihm von nun an alles mit, sowohl das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuscripte, den Hofmeister, den neuen Menoza, die Soldaten,

Nachbildungen des Plautus, und jene Ueberſetzung des engliſchen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.

Bei dieſen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakoniſchen Vorberichte ſich dahin äußerte, als ſey der Inhalt dieſes Aufſatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, ſchon vor einigen Jahren, als Vorleſung, einer Geſellſchaft von Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit alſo, wo Götz noch nicht geſchrieben geweſen. In Lenzens Straßburger Verhältniſſen ſchien ein literariſcher Cirkel, den ich nicht kennen ſollte, etwas problematiſch; allein ich ließ es hingehen, und verſchaffte ihm zu dieſer wie zu ſeinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im mindeſten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeines imaginären Haſſes, und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung auserſehn hatte.

Vorübergehend will ich nur, der Folge wegen, noch eines guten Geſellen gedenken, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erſt ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Geſellſchaft; nicht ohne Geiſt, Talent und Unterricht. Er zeigte ſich als ein Strebender, und ſo war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus allem was ich vorhatte kein Geheimniß machte, ſo erzählte ich ihm wie andern meine Abſicht mit Fauſt, beſonders die Kataſtrophe von Gretchen. Er faßte das Sujet auf, und benutzte es für ein Trauerſpiel, die Kindesmörderin. Es war das erſtemal, daß mir jemand etwas von meinen Vorſätzen wegſchnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hatte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Vorwegnahmen nachher noch oft genug

erlebt, und hatte mich, bei meinem Zaudern und Beſchwätzen ſo manches Vorgeſetzten und Eingebildeten, nicht mit Recht zu beſchweren.

Wenn Redner und Schriftſteller, in Betracht der großen Wirkung, welche dadurch hervorzubringen iſt, ſich gern der Contraſte bedienen, und ſollten ſie auch erſt aufgeſucht und herbeigeholt werden; ſo muß es dem Verfaſſer um ſo angenehmer ſeyn, daß ein entſchiedener Gegenſatz ſich ihm anbietet, indem er nach Lenzen von Klingern zu ſprechen hat. Beide waren gleichzeitig, beſtrebten ſich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutſchen Literatur hin und verſchwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulaſſen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftſteller, als thätiger Geſchäftsmann, erhält ſich noch bis auf dieſe Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die ſich von ſelbſt ergiebt, ſprechen, in ſo fern es nöthig iſt, da er nicht im Verborgenen ſo manches geleiſtet und ſo vieles gewirkt, ſondern beides, in weiterem und näherem Kreiſe, noch in gutem Andenken und Anſehn ſteht.

Klinger's Aeußeres — denn von dieſem beginne ich immer am liebſten — war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben; er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett, und man konnte ihn für das hübſcheſte Mitglied der ganzen kleinen Geſellſchaft anſprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abſtoßend, und wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt.

Man liebt an dem Mädchen was es iſt, und an dem Jüngling was er ankündigt, und ſo war ich Klinger's Freund, ſobald ich ihn kennen lernte. Er empfahl ſich durch eine reine

Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer eben so schönen und wackern Schwester, hatte für eine Mutter zu sorgen, die, als Wittwe, solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und erschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, welche allen wohlbegabten Menschen gemein sind, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber alles schien er weniger zu achten als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten.

Einem solchen Jüngling mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen, Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt; und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Natur-Evangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachsatz: alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen

gedachte. Weil nun, in des Jünglings Lage, dieſer Kampf oft ſchwer und ſauer ward, ſo fühlte er ſich gewaltſamer in ſich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er ſich durchſtürmen, durchdrängen; daher ſich ein bitterer Zug in ſein Weſen ſchlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und beſiegt hat.

In ſeinen Productionen, in ſo fern ſie mir gegenwärtig ſind, zeigt ſich ein ſtrenger Verſtand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menſchlichen Mannichfaltigkeit, und eine charakteriſtiſche Nachbildung der generiſchen Unterſchiede. Seine Mädchen und Knaben ſind frei und lieblich, ſeine Jünglinge glühend, ſeine Manner ſchlicht und verſtändig, die Figuren die er ungünſtig darſtellt, nicht zu ſehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfallen; Allegorien und Symbole ſtehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner ſeyn, wenn er ſich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen hier und da verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem was er iſt, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden ſo mannichfaltig, daß ein jeder theoretiſch zwiſchen Erkennen und Irren, praktiſch zwiſchen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter die, welche ſich aus ſich ſelbſt, aus ihrem Gemüthe und Verſtande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun dieſes mit und in einer größeren Maſſe geſchah, und ſie ſich unter einander einer verſtändlichen, aus der allgemeinen Natur und aus der Volkseigenthümlichkeit herfließenden Sprache mit Kraft und Wirkung bedienten, ſo

waren ihnen früher und ſpäter alle Schulformen äußerſt zuwider, beſonders wenn ſie, von ihrem lebendigen Urſprung getrennt, in Phraſen ausarteten, und ſo ihre erſte friſche Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Anſichten, Syſteme, ſo erklaren ſich ſolche Männer auch gegen neue Ereigniſſe, hervortretende bedeutende Menſchen, welche große Veranderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs ſo zu verargen iſt, weil ſie dasjenige von Grund aus gefahrdet ſehen, dem ſie ihr eignes Daſeyn und Bildung ſchuldig geworden.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird nun deſto würdiger, wenn es ſich durch das Welt- und Geſchaftsleben durcherhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche manchem ſchroff, ja gewaltſam erſcheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am ſicherſten zum Ziele fuhrt. Dieß geſchah bei ihm, da er ohne Biegſamkeit (welches ohnedem die Tugend der geborenen Reichsbürger niemals geweſen), aber deſto tüchtiger, feſter und redlicher, ſich zu bedeutenden Poſten erhob, ſich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade ſeiner höchſten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder ſeine alten Freunde, noch den Weg den er zurückgelegt, vergaß. Ja er ſuchte die vollkommenſte Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abweſenheit und Trennung hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer Billigis, in ſeinem durch Ordenszeichen geſchmückten Wappen, Merkmale ſeiner früheſten Zeit zu verewigen nicht verſchmahte.

Es dauerte nicht lange, ſo kam ich auch mit Lavatern in Verbindung. Der Brief des Paſtors an ſeinen Collegen hatte ihm ſtellenweiſe ſehr eingeleuchtet: denn manches traf mit ſeinen Geſinnungen vollkommen überein. Bei ſeinem

unabläſſigen Treiben ward unſer Briefwechſel bald ſehr lebhaft. Er machte ſo eben ernſtliche Anſtalten zu ſeiner größern Phyſiognomik, deren Einleitung ſchon früher in das Publicum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenriſſe, beſonders aber Chriſtusbilder zu ſchicken, und ob ich gleich ſo gut wie gar nichts leiſten konnte, ſo wollte er doch von mir ein für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorſtellte. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherlei Scherzen Anlaß, und ich wußte mir gegen ſeine Eigenheiten nicht anders zu helfen, als daß ich die meinigen hervorkehrte.

Die Anzahl derer, welche keinen Glauben an die Phyſiognomik hatten, oder doch wenigſtens ſie für ungewiß und trüglich hielten, war ſehr groß, und ſogar viele die es mit Lavatern gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu verſuchen und ihm wo möglich einen Streich zu ſpielen. Er hatte ſich in Frankfurt, bei einem nicht ungeſchickten Maler, die Profile mehrerer namhaften Menſchen beſtellt. Der Abſender erlaubte ſich den Scherz, Bahrdt's Portrait zuerſt ſtatt des meinigen abzuſchicken, wogegen eine zwar muntere aber donnernde Epiſtel zurückkam, mit allen Trümpfen und Betheurungen, daß dieß mein Bild nicht ſey, und was Lavater ſonſt alles, zu Beſtätigung der phyſiognomiſchen Lehre, bei dieſer Gelegenheit mochte zu ſagen haben. Mein wirkliches nachgeſendetes ließ er eher gelten; aber auch hier ſchon that ſich der Widerſtreit hervor, in welchem er ſich ſowohl mit den Malern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und genug arbeiten, dieſe bei allen Vorzügen, welche ſie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menſchheit und den Menſchen hegte, als daß er nicht durch das Beſondere, wodurch der

Einzelne zur Perſon wird, einigermaßen hätte abgeſtoßen werden ſollen.

Der Begriff von der Menſchheit, der ſich in ihm und an ſeiner Menſchheit herangebildet hatte, war ſo genau mit der Vorſtellung verwandt, die er von Chriſto lebendig in ſich trug, daß es ihm unbegreiflich ſchien, wie ein Menſch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Chriſt zu ſeyn. Mein Verhältniß zu der chriſtlichen Religion lag blos in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener phyſiſchen Verwandtſchaft, zu welcher Lavater ſich hinneigte, nicht den mindeſten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines ſo geiſt- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich ſo wie auf Mendelsſohn und andere los ging, und behauptete, man müſſe entweder mit ihm ein Chriſt, ein Chriſt nach ſeiner Art werden, oder man müſſe ihn zu ſich hinüberziehen, man müſſe ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man ſeine Beruhigung finde. Dieſe Forderung, ſo unmittelbar dem liberalen Weltſinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegen ſtehend, that auf mich nicht die beſte Wirkung. Alle Bekehrungsverſuche, wenn ſie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proſelyten auserſah, ſtarr und verſtockt, und dieſes war um ſo mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat. „Entweder Chriſt oder Atheiſt!“ Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Chriſtenthum nicht laſſen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, ſo könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entſchließen, zumal da ich ſahe, daß niemand recht wiſſe, was beides eigentlich heißen ſolle.

Dieſes Hin- und Wiederſchreiben, ſo heftig es auch war, ſtörte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war ſeiner Lehre

gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung, stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemaß entwickelt. Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne sich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der jedem sehr schmeichlerisch in die Ohren raunte: man habe, ohne viele äußere Hülfsmittel, Stoff und Gehalt genug in sich selbst, alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höheren, auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb, und seine liebste Beschäftigung, wie auf sich selbst, so auf andere zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieses durch einen scharfen Blick auf das äußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrangt, so daß ich niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er. Weil nun aber unser inneres sittliches Wesen in äußeren Bedingungen verkörpert ist, es sey nun daß wir einer Familie,

zu bethen. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied ſingen hört. Karl, ein paar Servietten! deck' hier am Ende auf.

Lucie. Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterinn. Unſrer Frau Baroneſſe. Eine allerliebſte Frau.

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich dieß von einer Nachbarinn beſtätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter wird künftig bey ihr bleiben und ihr Geſellſchaft leiſten.

Poſtmeiſterinn. Dazu wünſche ich Ihnen Glück, Mamſell.

Lucie. Ich wünſche, daß ſie mir gefallen möge.

Poſtmeiſterinn. Sie müßten einen ſonderbaren Geſchmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnädgen Frau nicht gefiele.

einem Stande, einer Gilde, einer Stadt, oder einem Staate angehören, so mußte er zugleich, in so fern er wirken wollte, alle diese Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung setzen, wodurch denn freilich mancher Anstoß, manche Verwickelung entsprang, besonders da das Gemeinwesen, als dessen Glied er geboren war, in der genausten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß. Schon der republikanische Knabe gewöhnt sich über das öffentliche Wesen zu denken und mitzusprechen. In der ersten Blüthe seiner Tage sieht sich der Jüngling, als Zunftgenosse, bald in dem Fall, seine Stimme zu geben und zu versagen. Will er gerecht und selbstständig urtheilen, so muß er sich von dem Werth seiner Mitburger vor allen Dingen überzeugen, er muß sie kennen lernen, er muß sich nach ihren Gesinnungen, nach ihren Kräften umthun, und so, indem er andere zu erforschen trachtet, immer in seinen eignen Busen zurückkehren.

In solchen Verhältnissen übte sich Lavater früh, und eben diese Lebensthätigkeit scheint ihn mehr beschäftigt zu haben als Sprachstudien, als jene sondernde Kritik, die mit ihnen verwandt, ihr Grund so wie ihr Ziel ist. In spätern Jahren, da sich seine Kenntnisse, seine Einsichten unendlich weit ausgebreitet hatten, sprach er doch im Ernst und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt sey; und gerade einem solchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuschreiben, daß er sich an den Buchstaben der Bibel, ja der Bibelübersetzung hielt, und freilich für das was er suchte und beabsichtigte, hier genugsame Nahrung und Hülfsmittel fand.

Aber gar bald ward jener zunft- und gildemäßig langsam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gerecht zu seyn wird dem Jüngling nicht schwer, und ein

reines Gemüth verabscheut die Ungerechtigkeit, deren es sich selbst noch nicht schuldig gemacht hat. Die Bedrückungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, schwerer waren sie vor Gericht zu bringen. Lavater gesellt sich einen Freund zu, und beide bedrohen, ohne sich zu nennen, jenen strafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man sieht sich genöthigt, sie zu untersuchen. Der Schuldige wird bestraft, aber die Veranlasser dieser Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht gescholten. In einem wohleingerichteten Staate soll das Rechte selbst nicht auf unrechte Weise geschehn.

Auf einer Reise, die Lavater durch Deutschland macht, setzt er sich mit gelehrten und wohldenkenden Männern in Berührung; allein er befestigt sich dabei nur mehr in seinen eignen Gedanken und Ueberzeugungen; nach Hause zurückgekommen, wirkt er immer freier aus sich selbst. Als ein edler guter Mensch, fühlt er in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit, und was diesem allenfalls in der Erfahrung widerspricht, alle die unläugbaren Mängel, die einen jeden von der Vollkommenheit ablenken, sollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die sich, in der Mitte der Zeiten, in die menschliche Natur herabgesenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzustellen.

So viel vorerst von den Anfangen dieses merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unseres persönlichen Zusammentreffens und Beisammenseyns. Denn unser Briefwechsel hatte nicht lange gedauert, als er mir und andern ankündigte, er werde bald, auf einer vorzunehmenden Rheinreise, in Frankfurt einsprechen. Sogleich entstand im Publicum die größte Bewegung; alle waren neugierig, einen so merkwürdigen Mann zu sehen; viele hofften für ihre sittliche und religiöse Bildung zu gewinnen; die

Zweifler dachten sich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun, die Einbildischen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen sie sich selbst bestärkt hatten, zu verwirren und zu beschamen, und was sonst alles Williges und Unwilliges einen bemerkten Menschen erwartet, der sich mit dieser gemischten Welt abzugeben gedenkt.

Unser erstes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns aufs freundlichste, und ich fand ihn gleich wie mir ihn so manche Bilder schon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet wie man es nicht gesehn hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihm dagegen, nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen. Nun kamen zwar sogleich die bedeutendsten Punkte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am wenigsten vereinigen konnten, allein dieselben ausführlich zu behandeln ward uns nicht Raum gelassen, und ich erfuhr was mir noch nie vorgekommen.

Wir andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen, schon schwer fallt sich auch nur mit Wenigen zu verstandigen. Allein Lavater war ganz anders gesinnt; er liebte seine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige

Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe seyn möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu jedermanns Befriedigung, das Gehörige zu erwiedern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizer-Dialekt, und wie manches andere was ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei flacher Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung, trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu maßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fuhlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchen fortgewirkt: denn selbstische Menschen sind wohl zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde.

Was ihm dagegen die größte Pein verursachte, war die Gegenwart solcher Personen, deren äußere Haßlichkeit sie zu entschiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutsamkeit der Gestalten unwiderruflich stempeln mußte. Sie wendeten gewöhnlich einen hinreichenden Menschenverstand, ja sonstige Gaben und Talente, leidenschaftlich mißwollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkraften, die fur ihre

Persönlichkeit beleidigend schien: denn es fand sich nicht leicht jemand so großdenkend wie Sokrates, der gerade seine faunische Hülle zu Gunsten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hatte. Die Harte, die Verstockung solcher Gegner war ihm fürchterlich, sein Gegenstreben nicht ohne Leidenschaft, so wie das Schmelzfeuer die widerstrebenden Erze als lastig und feindselig anfachen muß.

Unter solchen Umständen war an ein vertrauliches Gespräch, an ein solches das Bezug auf uns selbst gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Beobachtung der Art, wie er die Menschen behandelte, sehr belehrt, jedoch nicht gebildet fand: denn meine Lage war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert keine seiner Bemühungen: denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Samanne allzu bescheiden eingesteht; wer aber künstlerisch verfahrt, der hat in jedem Werke alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leser mich zu machen pflegten, und aus welchen Ursachen ich höchst abgeneigt war, mich mit ihnen zu verständigen. Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der Lavater'schen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nahe; und wer mich nach meinen Werken fur liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren ablehnenden Menschen anstieß.

Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer die man dem Propheten eingeraumt, und besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der

Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. — Mit alle dem mußte er sich so gut wie die andern exorcisiren lassen: denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav, wie die Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen, welche dereinst in dem großen Werke der Physiognomik angehäuft werden sollten.

Für mich war der Umgang mit Lavatern höchst wichtig und lehrreich: denn seine dringenden Anregungen brachten mein ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb; freilich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung die mich schon ergriffen hatte, sich nur vermehrte; allein es war so viel unter uns zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indessen die Unterhaltungen Lavater's und der Fraulein von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Christen gegen einander über, und es war ganz deutlich zu sehen, wie sich eben dasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbilder. Man wiederholte so oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Mensch habe seine eigne Religion, seine eigne Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dieß nicht geradezu behauptete, so konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Manner und Frauen einen verschiedenen Heiland bedurfen. Fraulein von Klettenberg verhielt sich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingiebt, alle Freude und Hoffnung auf seine Person legt, und ihm ohne Zweifel

und Bedenken das Schickſal des Lebens anvertraut, Lavater hingegen behandelte den ſeinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, ſeine Verdienſte anerkennt, ſie hochpreiſ't, und eben deßwegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht iſt. Welch ein Unterſchied zwiſchen beiderlei Richtung! wodurch im allgemeinen die geiſtigen Bedurfniſſe der zwei Geſchlechter ausgeſprochen werden. Daraus mag es auch zu erklaren ſeyn, daß zartere Manner ſich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet, und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben geſpielt haben.

Wie meine beiden Freunde zu einander ſtanden, wie ſie gegen einander geſinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Geſprachen, denen ich beiwohnte, ſondern auch aus Eröffnungen, welche mir beide ingeheim thaten. Ich konnte weder dem einen noch dem andern völlig zuſtimmen: denn mein Chriſtus hatte auch ſeine eigne Geſtalt nach meinem Sinne angenommen. Weil ſie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten laſſen, ſo quaalte ich ſie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn ſie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwiſchen Wiſſen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung, allein die beiden Worte und die Begriffe die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverachter behaupteten, eins ſey ſo unzuverlaſſig als das andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunſten beider zu erklaren, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, ſagte ich, komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, ſey völlig gleichgultig. Der Glaube ſey ein großes Gefuhl von

Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entſpringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforſchliches Weſen. Auf die Unerſchütterlichkeit dieſes Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieſes Weſen denken, dieß hange von unſern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umſtänden ab, und ſey ganz gleichgültig. Der Glaube ſey ein heiliges Gefaß, in welches ein jeder ſein Gefühl, ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er vermöge, zu opfern bereit ſtehe. Mit dem Wiſſen ſey es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wiſſe, ſondern was man wiſſe, wie gut und wie viel man wiſſe. Daher könne man über das Wiſſen ſtreiten, weil es ſich berichtigen, ſich erweitern und verengern laſſe. Das Wiſſen fange vom Einzelnen an, ſey endlos und geſtaltlos, und könne niemals, höchſtens nur traumeriſch, zuſammengefaßt werden, und bleibe alſo dem Glauben geradezu entgegengeſetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entſpringenden Irrſale mögen, poetiſch dargeſtellt, aufregend und unterhaltend ſeyn, im Leben aber ſtören und verwirren ſie das Geſpräch. Ich ließ daher Lavatern gern mit allen denjenigen allein, die ſich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand mich für dieſe Entbehrung genugſam entſchädigt durch die Reiſe, die wir zuſammen nach Ems antraten. Ein ſchönes Sommerwetter begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebſt. Denn bei einer religiöſen und ſittlichen, keineswegs ängſtlichen Richtung ſeines Geiſtes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und luſtig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geiſtreich, witzig, und mochte das Gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Gränzen bliebe, die ſeine zarten Geſinnungen ihm vorſchrieben. Wagte man ſich allenfalls darüber hinaus,

so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen, und den Verwegenen durch ein treuherziges Bisch guet! zur Sitte aufzufordern. Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß seines Charakters als in der Reglung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Ems sah ich ihn gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt, und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß ich sie kaum verlassen durfte.

Aber ich sollte sobald nicht wieder zur Ruhe kommen: denn Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiedeneren Contrast konnte man nicht sehen als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavater's Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedow'schen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavater's Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenliedern, Basedow's aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavater's Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedow's heftige rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht, und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung

nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemaß verlangte, konnte mir wohl gefallen; daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig, und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung der Thatigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag: allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammensteht, und sie deßhalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen zersplittert sie ganz und gar, indem das was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht; weßwegen es auch jener sinnlich-methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ahnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen.

Viel wunderbarer jedoch, und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedow's Betragen. Er hette bei dieser Reise die Absicht, das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und jedermann gab ihm gern zu was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht

Lucie. Deſto beſſer. Denn wenn ich mich einmal nach jemanden richten ſoll: ſo muß Herz und Wille dabey ſeyn; ſonſt geht's nicht.

Poſtmeiſterinn. Nun, nun! wir reden bald wieder davon, und Sie ſollen ſagen, ob ich wahr geſprochen habe. Wer um unſre gnädige Frau lebt, iſt glücklich; wird meine Tochter ein wenig größer, ſo ſoll ſie ihr wenigſtens einige Jahre dienen: es kommt dem Mädchen auf ſein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie ſie nur ſehn! Sie iſt ſo lieb! Sie glauben nicht, wie ſie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erſt zurecht machen, und will auch noch eſſen.

Annchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau ſagen, daß die Mamſell gekommen iſt.

Poſtmeiſterinn. Geh nur!

zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstablich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch, und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten, oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenvater und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklarte er sich vor jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugestandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypostasis und Ousia, so wie das Prosopon immer wieder vorführen lassen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen und wagte das Verwegne mit Verwegnerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiste wieder neue Anregung, und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputirens gewandter als ich Naturalist zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden.

Eine so herrliche Gelegenheit mich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend,

abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterſchied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich wie er war, verſchaffte er ſich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfraulich an ſeiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Baſedow hingegen, viel zu ſehr in ſich gedrangt, konnte nicht auf ſein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen ſchlechten Tabak rauchte, fiel äußerſt läſtig, um ſo mehr als er einen unreinlich bereiteten, ſchnell Feuer fangenden, aber häßlich dunſtenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife, ſogleich wieder aufſchlug, und jedesmal mit den erſten Zügen die Luft unertraglich verpeſtete. Ich nannte dieſes Präparat Baſedowſchen Stinkſchwamm, und wollte ihn unter dieſem Titel in der Naturgeſchichte eingeführt wiſſen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung, recht zum Ekel, umſtandlich auseinanderſetzte, und mit großer Schadenfreude ſich an meinem Abſcheu behagte. Denn dieſes war eine von den tiefgewurzelten üblen Eigenheiten des ſo trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangenſten tückiſch anzuſtechen beliebte. Ruhen konnte er niemand ſehn; durch grinſenden Spott mit heiſerer Stimme reizte er auf, durch eine überraſchende Frage ſetzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn er ſeinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, ſchnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab.

Um wie viel größer war nun meine Sehnſucht nach Lavatern. Auch er ſchien ſich zu freuen, als er mich wieder ſah, vertraute mir manches bisher Erſahene, beſonders was ſich auf den verſchiedenen Charakter der Mitgäſte bezog, unter denen er ſich ſchon viele Freunde und Anhänger zu verſchaffen gewußt. Nun fand ich ſelbſt manchen alten Bekannten, und

an denen die ich in Jahren nicht gesehn, fing ich an die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Manner altern, und die Frauen sich verandern. Die Gesellschaft nahm taglich zu. Es ward unmaßig getanzt, und, weil man sich in den beiden großen Badehausern ziemlich nahe berührte, bei guter und genauer Bekanntschaft mancherlei Scherz getrieben. Einst verkleidete ich mich in einen Dorfgeistlichen, und ein namhafter Freund in dessen Gattin; wir fielen der vornehmen Gesellschaft durch allzu große Höflichkeit ziemlich zur Last, wodurch denn jedermann in guten Humor versetzt wurde. An Abend-, Mitternacht- und Morgenstandchen fehlte es auch nicht, und wir Jungern genossen des Schlafs sehr wenig.

Im Gegensatze zu diesen Zerstreuungen brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Basedow zu. Dieser legte sich nie zu Bette, sondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß alles geschah in einem dichtverschlossenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfullten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aussetzte, sprang ich zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputiren geneigt war, und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch eh ich die Thür hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen ware.

Wir machten dann zusammen auch manche Fahrt in die Nachbarschaft, besuchten die Schlösser, besonders adliger Frauen, welche durchaus mehr als die Manner geneigt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu Nassau, bei Frau

von Stein, einer höchſtehrwürdigen Dame, die der allgemeinſten Achtung genoß, fanden wir große Geſellſchaft. Frau von La Roche war gleichfalls gegenwärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier ſollte nun Lavater in phyſiognomiſche Verſuchung geführt werden, welche meiſt darin beſtand, daß man ihn verleiten wollte, Zufälligkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber beaugt genug, um ſich nicht täuſchen zu laſſen. Ich ſollte nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und den Wohnort Lottens bezeugen, welchem Anſinnen ich mich nicht auf die artigſte Weiſe entzog, dagegen die Kinder um mich verſammelte, um ihnen recht ſeltſame Mährchen zu erzahlen, welche aus lauter bekannten Gegenſtänden zuſammengeſonnen waren; wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Hörkreiſes mich etwa zudringlich gefragt hatte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten ſeyn möchte.

Baſedow brachte das einzige vor das Noth ſey, nämlich eine beſſere Erziehung der Jugend; weßhalb er die Vornehmen und Begüterten zu anſehnlichen Beitragen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe ſowohl als durch leidenſchaftliche Beredſamkeit, die Gemüther wo nicht ſich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böſe antitrinitariſche Geiſt ergriff, und er, ohne das mindeſte Gefühl wo er ſich befinde, in die wunderlichſten Reden ausbrach, in ſeinem Sinne höchſt religiös, nach Ueberzeugung der Geſellſchaft höchſt laſterlich. Lavater, durch ſanften Ernſt, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerſtreuende Spaziergange, ſuchten Mittel gegen dieſes Unheil; die Verſtimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine chriſtliche Unterhaltung, die man ſich von Lavater's Gegenwart verſprochen, eine pädagogiſche,

wie man ſie von Baſedow erwartete, eine ſentimentale, zu der ich mich bereit finden ſollte, alles war auf einmal geſtört und aufgehoben. Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber beſtrafte ihn auf eine luſtige Weiſe. Es war heiße Zeit, und der Tabaksdampf mochte Baſedow's Gaumen noch mehr getrocknet haben; ſehnlichſt verlangte er nach einem Glaſe Bier, und als er an der Landſtraße von weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchſt gierig dem Kutſcher, dort ſtille zu halten. Ich aber, im Augenblicke daß derſelbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieteriſch zu, er ſolle weiter fahren! Baſedow, überraſcht, konnte kaum mit heiſerer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutſcher nur heftiger an, der mir gehorchte. Baſedow verwünſchte mich, und hatte gern mit Fauſten zugeſchlagen; ich aber erwiederte ihm mit der größten Gelaſſenheit: Vater, ſeyd ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu ſagen. Glücklicherweiſe ſahe ihr das Bierzeichen nicht! Es iſt aus zwei verſchrankten Triangeln zuſammengeſetzt. Nun werdet ihr über Einem Triangel gewöhnlich ſchon toll; wären euch die beiden zu Geſicht gekommen, man hätte euch müſſen an Ketten legen. Dieſer Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelachter, zwiſchendurch ſchalt und verwünſchte er mich, und Lavater übte ſeine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des Juli Lavater ſich zur Abreiſe bereitete, fand Baſedow ſeinen Vortheil, ſich anzuſchließen, und ich hatte mich in dieſe bedeutende Geſellſchaft ſchon ſo eingewohnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ſie zu verlaſſen. Eine ſehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine ſchrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme ſteht“ in Lipſens Stammbuch, und als es wohl

aufgenommen wurde, um, nach meiner bösen Art, den Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Possen auf die nächsten Blatter. Ich freute mich den herrlichen Rhein wiederzusehn, und ergötzte mich an der Ueberraschung derer, die dieses Schauspiel noch nicht genossen hatten. Nun landeten wir in Coblenz; wohin wir traten, war der Zudrang sehr groß, und jeder von uns Dreien erregte nach seiner Art Antheil und Neugierde. Basedow und ich schienen zu wetteifern, wer am unartigsten seyn könnte; Lavater benahm sich vernünftig und klug, nur daß er seine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte, und dadurch, mit dem reinsten Willen, allen Menschen vom Mittelschlag höchst auffallend erschien.

Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstisch in Coblenz habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch, mit ihrer Sippschaft, in meiner neuen Ausgabe stehn mögen. Ich saß zwischen Lavater und Basedow: der erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte sich vergebens, einem hartnackigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sey. Und wie wir nun fürder nach Cöln zogen, schrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Glücklicherweise hatte dieses Weltkind auch eine Seite die nach dem Himmlischen deutete, welche nun auf eine ganz eigne Weise berührt werden sollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Cöln die Gebrüder

Jacobi treffen ſollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerkſamen Mannern ſich jenen beiden merkwürdigen Menſchen entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unſerer großen, durch Herders ſcharfen Humor veranlaßten Unart entſprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi ſich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß eben ſo viel Selbſtgefälligkeit dazu gehöre, andern die ſich behaglich fühlen, wehe zu thun, als ſich ſelbſt oder ſeinen Freunden überflüſſiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewiſſe Mißhelligkeit zwiſchen dem Ober- und Unterrhein entſtanden, aber von ſo geringer Bedeutung, daß ſie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Schon Sophie La Roche gab uns den beſten Begriff von dieſen edlen Brüdern; Demoiſelle Fahlmer, von Düſſeldorf nach Frankfurt gezogen, und jenem Kreiſe innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geiſtes, ein Zeugniß von dem Werth der Geſellſchaft in der ſie herangewachſen. Sie beſchamte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unſerer grellen oberdeutſchen Manier, ſie lehrte uns Schonung, indem ſie uns fühlen ließ, daß wir derſelben auch wohl bedurften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobi'ſchen Schweſter, die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi, leiteten unſern Geiſt und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, ſich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnerte. Genannte Damen

hatten, bei längerem und kürzerem Aufenthalte in Frankfurt, mit meiner Schweſter die engſte Verbindung geknüpft, und das ernſte ſtarre, gewiſſermaßen liebloſe Weſen Corneliens aufgeſchloſſen und erheitert, und ſo war uns denn ein Düſſeldorf, ein Pempelfort dem Geiſt und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unſer erſtes Begegnen in Cöln konnte daher ſogleich offen und zutraulich ſeyn: denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hauſe gewirkt; man behandelte mich nicht, wie bisher auf der Reiſe, bloß als den Dunſtſchweif jener beiden großen Wandelſterne, ſondern man wendete ſich auch beſonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und ſchien geneigt, auch von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieſer Reiſe ſo wenig geſorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor, und dieß mag die Urſache ſeyn, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das was man gedacht, die Bilder die man geſehn, laſſen ſich in dem Verſtand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz iſt nicht ſo gefällig, es wiederholt uns nicht die ſchönen Gefühle, und am wenigſten ſind wir vermögend, uns enthuſiaſtiſche Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt ſich ihnen unbewußt. Andere die uns in ſolchen Augenblicken beobachten, haben deßhalb davon eine klarere und reinere Anſicht als wir ſelbſt.

Religiöſe Geſpräche hatte ich bisher ſachte abgelehnt, und verſtändige Anfragen ſelten mit Beſcheidenheit erwiedert, weil ſie mir gegen das was ich ſuchte, nur allzu beſchränkt ſchienen.

Wenn man mir ſeine Gefühle, ſeine Meinungen über meine eignen Productionen aufdringen wollte, beſonders aber wenn man mich mit den Forderungen des Alltagsverſtandes peinigte und mir ſehr entſchieden vortrug, was ich hatte thun und laſſen ſollen, dann zerriß der Geduldsfaden, und das Geſpräch zerbrach oder zerbröckelte ſich, ſo daß niemand mit einer ſonderlich günſtigen Meinung von mir ſcheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir geweſen, mich freundlich und zart zu erweiſen; aber mein Gemüth wollte nicht geſchulmeiſtert, ſondern durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen, und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt ſeyn. Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm, und ſich nicht wunderſam genug außern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anſchauung, die etwas Geſpenſtermaßiges in die Gegenwart brachte. Sie iſt in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedruckt und wirkt im Gedicht immer wohlthatig, ob ſie gleich im Augenblick, wo ſie ſich unmittelbar am Leben und im Leben ſelbſt ausdrückte, jedermann ſeltſam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich ſcheinen mußte.

Cöln war der Ort, wo das Alterthum eine ſolche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtfertiges Werk iſt einem zerſtörten gleich) erregte die von Straßburg her gewohnten Gefuhle. Kunſtbetrachtungen konnte ich nicht anſtellen, mir war zu viel und zu wenig gegeben, und niemand fand ſich, der mir aus dem Labyrinth des Geleiſteten und Beabſichtigten, der That und des Vorſatzes, des Erbauten und Angedeuteten hatte heraushelfen können, wie es jetzt wohl durch unſere fleißigen beharrlichen Freunde geſchieht. In Geſellſchaft bewunderte ich zwar dieſe merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einſam

verſenkte ich mich in dieſes, mitten in ſeiner Erſchaffung, fern von der Vollendung ſchon erſtarrte Weltgebaude, immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menſchen, in einer Folge von Zeit, nichts zu leiſten iſt, und daß in Künſten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachſen und gerüſtet aus des Erfinders Haupt hervorſpringt.

In dieſen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnete ich nicht, daß mich das zarteſte und ſchönſte Gefühl ſo ganz nah erwartete. Man führte mich in Jabach's Wohnung, wo mir das was ich ſonſt nur innerlich zu bilden pflegte, wirklich und ſinnlich entgegentrat. Dieſe Familie mochte längſt ausgeſtorben ſeyn, aber in dem Untergeſchoß, das an einen Garten ſtieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelrauten regelmäßig verziertes Eſtrich, hohe geſchnitzte Seſſel mit ausgenähten Sitzen und Rücken, Tiſchblätter, künſtlich eingelegt, auf ſchweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheueres Kamin und dem angemeſſenes Feuergeräthe, alles mit jenen früheren Tagen übereinſtimmend und in dem ganzen Raume nichts neu, nichts heutig als wir ſelber. Was nun aber die hiedurch wunderſam aufgeregten Empfindungen überſchwenglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemälde über dem Kamin. Der ehmalige reiche Inhaber dieſer Wohnung ſaß mit ſeiner Frau, von Kindern umgeben, abgebildet: alle gegenwärtig, friſch und lebendig wie von geſtern, ja von heute, und doch waren ſie ſchon alle vorübergangen. Auch dieſe friſchen rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne dieſe kunſtreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben.

Madame Sommer. Und ſag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tiſch' aufwarten. Annchen ab.

Poſtmeiſterinn. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr. Auch iſt ſie die beſte Seele von der Welt, und ihre ganze Freude iſt mit Kindern. Sie läßt ſich von Bauersmädchen aufwarten, bis ſie ein Geſchick haben, hernach ſucht ſie eine gute Condition für ſie; und ſo vertreibt ſie ſich die Zeit, ſeit ihr Gemahl weg iſt. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſo unglücklich ſeyn kann, und dabey ſo freundlich, ſo gut.

Madame Sommer. Iſt ſie nicht Wittwe?

Poſtmeiſterinn. Das weiß Gott! Ihr Herr iſt vor drey Jahren weg, und hört man und ſieht nichts von ihm. Und ſie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfing von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich ſag's ſelbſt, es gibt ſo kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre,

Wie ich, überwältigt von diesen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen: denn von dem Augenblick an ward ich, ohne weitere Untersuchung und Verhandlung, der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gefolg von diesem Seelen- und Geistesverein, wo alles was in einem jeden lebte zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neusten und liebsten Balladen zu recitiren. Der König von Thule, und „Es war ein Buhle frech genung" thaten gute Wirkung, und ich trug sie um so gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch ans Herz geknüpft waren, und nur selten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leicht gewisse gegenwärtige Personen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Recitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deßhalb des Eigensinns und eines wunderlichen grillenhaften Wesens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichterische Darstellungsweise am meisten beschäftigte, und meinem Naturell eigentlich zusagte, so war mir doch auch das Nachdenken über Gegenstände aller Art nicht fremd, und Jacobi's originelle, seiner Natur gemäße Richtung gegen das Unerforschliche höchst willkommen und gemüthlich. Hier that sich kein Widerstreit hervor, nicht ein christlicher wie mit Lavater, nicht ein didaktischer wie mit Basedow. Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir, mit unbedingtem Vertrauen,

die tiefſten Seelenforderungen nicht verhehlte. Aus einer ſo wunderſamen Vereinigung von Bedürfniß, Leidenſchaft und Ideen konnten auch für mich nur Vorahnungen entſpringen deſſen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden ſollte. Glücklicherweiſe hatte ich mich auch ſchon von dieſer Seite wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Daſeyn und die Denkweiſe eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollſtändig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch ſchon bedeutende Wirkungen. Dieſer Geiſt, der ſo entſchieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweiſe ſo großen Einfluß haben ſollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Weſens vergebens umgeſehn hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieſes Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgeleſen, was ich in daſſelbe mag hineingeleſen haben, davon wüßte ich keine Rechenſchaft zu geben, genug ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenſchaften, es ſchien ſich mir eine groſſe und freie Ausſicht über die ſinnliche und ſittliche Welt aufzuthun. Was mich aber beſonders an ihn feſſelte, war die gränzenloſe Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe," mit allen den Vorderſätzen worauf es ruht, mit allen den Folgen die daraus entſpringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu ſeyn in allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung, ſo daß jenes freche ſpätere Wort „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" mir recht aus dem Herzen geſprochen iſt. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigſten Verbindungen nur aus dem Entgegengeſetzten folgen. Die alles

ausgleichende Ruhe Spinoza's contraſtirte mit meinem alles aufregenden Streben, ſeine mathematiſche Methode war das Widerſpiel meiner poetiſchen Sinnes- und Darſtellungsweiſe, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man ſittlichen Gegenſtänden nicht angemeſſen finden wollte, machte mich zu ſeinem leidenſchaftlichen Schüler, zu ſeinem entſchiedenſten Verehrer. Geiſt und Herz, Verſtand und Sinn ſuchten ſich mit nothwendiger Wahlverwandtſchaft, und durch dieſe kam die Vereinigung der verſchiedenſten Weſen zu Stande.

Nun war aber alles in der erſten Wirkung und Gegenwirkung, gährend und ſiedend. Fritz Jacobi, der Erſte den ich in dieſes Chaos hinein blicken ließ, er, deſſen Natur gleichfalls im Tiefſten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiederte daſſelbe und ſuchte mich in ſeinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unausſprechliches geiſtiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beſchwichtigt, ſondern aus ſich ſelbſt herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zuſtande ſeines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht faſſen, um ſo weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eignen machen konnte. Doch er, der in philoſophiſchem Denken, ſelbſt in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeſchritten war, ſuchte mein dunkles Beſtreben zu leiten und aufzuklären. Eine ſolche reine Geiſtesverwandtſchaft war mir neu, und erregte ein leidenſchaftliches Verlangen fernerer Mittheilung. Nachts, als wir uns ſchon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, ſuchte ich ihn nochmals auf. Der Mondſchein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenſter ſtehend, ſchwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung ſo reichlich aufquillt.

Doch wüßte ich von jenem Unausſprechlichen gegenwärtig

keine Rechenſchaft zu liefern; deutlicher iſt mir eine Fahrt nach dem Jagdſchloſſe Bensberg, das, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, der herrlichſten Ausſicht genoß. Was mich daſelbſt über die Maaßen entzückte, waren die Wandverzierungen durch Weenix. Wohlgeordnet lagen alle Thiere, welche die Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Sockel einer großen Säulenhalle: über ſie hinaus ſah man in eine weite Landſchaft. Jene entlebten Geſchöpfe zu beleben, hatte der außerordentliche Mann ſein ganzes Talent erſchöpft, und in Darſtellung des mannichfaltigſten thieriſchen Ueberkleides, der Borſten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, ſich der Natur gleichgeſtellt, in Abſicht auf Wirkung ſie übertroffen. Hatte man die Kunſtwerke im Ganzen genugſam bewundert, ſo ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch ſolche Bilder ſo geiſtreich als mechaniſch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie ſie durch Menſchenhande entſtanden ſeyen und durch was für Inſtrumente. Der Pinſel war nicht hinreichend; man mußte ganz eigne Vorrichtungen annehmen, durch welche ein ſo Mannichfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte ſich mit gleichem Erſtaunen: die Urſache war ſo bewundernswerth als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinabwärts ging froh und glücklich von ſtatten. Die Ausbreitung des Fluſſes ladet auch das Gemüth ein, ſich auszubreiten und nach der Ferne zu ſehen Wir gelangten nach Düſeldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmſten und heiterſten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebaude an weite wohlunterhaltene Garten ſtoßend, einen ſinnigen und ſittigen Kreis verſammelte. Die Familienglieder waren zahlreich und an Fremden fehlte es nie, die ſich in dieſen reichlichen und angenehmen Verhaltniſſen gar wohl gefielen.

In der Dusseldorfer Galerie konnte meine Vorliebe für die niederlandische Schule reichliche Nahrung finden. Der tüchtigen, derben, von Naturfülle glanzenden Bilder fanden sich ganze Sale, und wenn auch nicht eben meine Einsicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberei bestärkt.

Die schöne Ruhe, Behaglichkeit und Beharrlichkeit, welche den Hauptcharakter dieses Familienvereins bezeichneten, belebten sich gar bald vor den Augen des Gastes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwarts eingriff. Die Thätigkeit und Wohlhabenheit benachbarter Stadte und Ortschaften trug nicht wenig bei, das Gefühl einer inneren Zufriedenheit zu erhöhen. Wir besuchten Elberfeld und erfreuten uns an der Rührigkeit so mancher wohlbestellten Fabriken. Hier fanden wir unsern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns schon in Coblenz entgegengekommen war, und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zu seinem köstlichen Geleit hatte. Hier sahen wir ihn in seinem Kreise und freuten uns des Zutrauens, das ihm seine Mitbürger schenkten, die mit irdischem Erwerb beschäftigt, die himmlischen Güter nicht außer Acht ließen. Die betriebsame Gegend gab einen beruhigenden Anblick, weil das Nützliche hier aus Ordnung und Reinlichkeit hervortrat. Wir verlebten in diesen Betrachtungen glückliche Tage.

Kehrte ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, so genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüth. Wir waren beide von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt, dringend forderte ich ihn auf, alles was sich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kraftig darzustellen. Es war das Mittel,

wodurch ich mich aus ſo viel Verwirrungen herausgeriſſen hatte, ich hoffte, es ſolle auch ihm zuſagen. Er ſaumte nicht, es mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleiſtet! Und ſo ſchieden wir endlich in der ſeligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unſer Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzu ſehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, iſt mir ganz aus der Erinnerung verſchwunden, theils weil der zweite Anblick der Gegenſtände in Gedanken mit dem erſten zu verfließen pflegt, theils auch, weil ich, in mich gekehrt, das Viele was ich erfahren hatte, zurecht zu legen, das was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Von einem wichtigen Reſultat, das mir eine Zeit lang viel Beſchäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bei meiner überfreien Geſinnung, bei meinem völlig zweck- und planloſen Leben und Handeln, konnte mir nicht verborgen bleiben, daß Lavater und Baſedow geiſtige, ja geiſtliche Mittel zu irdiſchen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage abſichtslos vergeudete, mußte ſchnell auffallen, daß beide Männer, jeder auf ſeine Art, indem ſie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewiſſe Abſichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen ſehr gelegen war. Lavater ging zart und klug, Baſedow heftig, frevelhaft, ſogar plump zu Werke; auch waren beide von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens ſo überzeugt, daß man ſie für redliche Männer halten, ſie lieben und verehren mußte. Lavatern beſonders konnte man zum

Ruhme nachsagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte und, wenn er weltklug handelte, wohl glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun beide beobachtete, ja ihnen frei heraus meine Meinung gestand, und die ihrige dagegen vernahm, so wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr gleichstellen; hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begiebt er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus diesem Gesichtspunkt, und sie schienen mir eben so ehrwürdig als bedauernswerth: denn ich glaubte vorauszusehn, daß beide sich genöthigt finden könnten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieser Art bis aufs Aeußerste verfolgte, und über meine enge Erfahrung hinaus, nach ähnlichen Fällen in der Geschichte mich umsah, so entwickelte sich bei mir der Vorsatz, an dem Leben Mahomet's, den ich nie als einen Betrüger hatte ansehen können, jene von mir in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studirt, und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte sich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich schon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freiheit, mit Zeit und Ort nach Belieben schalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche

Mahomet allein unter dem heiteren Nachthimmel anſtimmt. Erſt verehrt er die unendlichen Geſtirne als eben ſo viele Götter; dann ſteigt der freundliche Stern Gad (unſer Jupiter) hervor, und nun wird dieſem, als dem König der Geſtirne, ausſchließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, ſo bewegt ſich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der ſodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und geſtärkt, zu neuem Preiſe aufgerufen wird. Aber dieſer Wechſel, wie erfreulich er auch ſeyn mag, iſt dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es ſich nochmals überbieten muß; es erhebt ſich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegränzten, dem alle dieſe begränzten herrlichen Weſen ihr Daſeyn zu verdanken haben. Dieſe Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; ſie iſt verloren gegangen, würde ſich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herſtellen laſſen, und ſich dem Muſiker durch die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte ſich aber, wie es auch damals ſchon die Abſicht war, den Anführer einer Karavane mit ſeiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und ſo würde für die Abwechſelung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl geſorgt ſeyn.

Nachdem ſich alſo Mahomet ſelbſt bekehrt, theilt er dieſe Gefühle und Geſinnungen den Seinigen mit; ſeine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act verſucht er ſelbſt, heftiger aber Ali, dieſen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt ſich Beiſtimmung und Widerſetzlichkeit, nach Verſchiedenheit der Charakter. Der Zwiſt beginnt, der Streit wird gewaltſam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Act bezwingt er ſeine Gegner, macht ſeine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun

iſt, ſo muß er auch zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen. Das Irdiſche wachſ't und breitet ſich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet ſeine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müſſen benutzt werden; es fehlt nicht an Grauſamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten laſſen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er ſich vergiftet. Seine große Faſſung, die Wiederkehr zu ſich ſelbſt, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt ſeine Lehre, befeſtigt ſein Reich und ſtirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geiſt beſchäftigte: denn gewöhnlich mußte ich erſt etwas im Sinne beiſammen haben, eh ich zur Ausführung ſchritt. Alles was das Genie durch Charakter und Geiſt über die Menſchen vermag, ſollte dargeſtellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuſchaltende Geſänge wurden vorläufig gedichtet, von denen iſt allein noch übrig, was, überſchrieben Mahomet's Geſang, unter meinen Gedichten ſteht. Im Stücke ſollte Ali, zu Ehren ſeines Meiſters, auf dem höchſten Punkte des Gelingens dieſen Geſang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geſchieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Stellen, doch würde mich die Entwickelung derſelben hier zu weit führen.

Fünfzehntes Buch.

Von ſo vielfachen Zerſtreuungen, die doch meiſt zu ernſten, ja religiöſen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine ſtürmiſchen, nach allen Seiten hinſtrebenden Neigungen und Leidenſchaften, wenigſtens für einen Augenblick beſchwichtigte, und der ich von ſolchen Vorſätzen, nach meiner Schweſter am liebſten Rechenſchaft gab. Ich hätte wohl bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Geſundheit abnahm, allein ich verhehlte mir's, und durfte dieß um ſo eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenſter in ihrem Seſſel zu ſitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen, ſo wie dasjenige was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beſchreiben, die ich geſehn hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne, ſie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ſo gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Perſon und die Gegenſtände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunſtfertigen Malers, wie Kerſting, höchſt anmuthig geworden

den Tag, da sie ihn zum letztenmal sah, läßt sie keine Seele zu sich, schließt sich ein, und auch sonst, wenn sie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Postmeisterinn. Es läßt sich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Postmeisterinn. Man sagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Postmeisterinn. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es sind nun über die acht Jahre, daß sie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; niemand kannte sie; man hieß sie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdiensten reich geworden war, und sich nun zur Ruhe setzen wollte. Sie war damals

ware. Ich sendete es an eine auswärtige Freundin und legte als Commentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut,
Unter ihres Gottes Flügel,
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Wenn ich mich in diesen Strophen, wie auch sonst wohl manchmal geschah, als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider, vielmehr versicherte sie mir, daß ich ihr so lieber sey als früher, da ich mich der christlichen Terminologie bedient, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja es war schon hergebracht, wenn ich ihr Missionsberichte vorlas, welche zu hören ihr immer sehr angenehm war, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen, und ihren früheren Zustand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und sanft, und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu seyn.

Daß ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem

Bekenntniß entfernte, kam daher, weil ich daſſelbe mit allzu großem Ernſt, mit leidenſchaftlicher Liebe zu ergreifen geſucht hatte. Seit meiner Annaherung an die Brüdergemeine hatte meine Neigung zu dieſer Geſellſchaft, die ſich unter der Siegesfahne Chriſti verſammelte, immer zugenommen. Jede poſitive Religion hat ihren größten Reiz, wenn ſie im Werden begriffen iſt; deßwegen iſt es ſo angenehm ſich in die Zeiten der Apoſtel zu denken, wo ſich alles noch friſch und unmittelbar geiſtig dargeſtellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magiſches, daß ſie jenen erſten Zuſtand fortzuſetzen, ja zu verewigen ſchien. Sie knüpfte ihren Urſprung an die frühſten Zeiten an, ſie war niemals fertig geworden, ſie hatte ſich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun ſchlug ein einzelnes Auge, unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um ſich abermals aus unmerklichen, zufallig ſcheinenden Anfangen, weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigſte Punkt hierbei war der, daß man die religiöſe und bürgerliche Verfaſſung unzertrennlich in eins zuſammenſchlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter daſtand; ja was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geiſtlichen Dingen einen unbedingten Glauben geſchenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen und ſeine Antwort, ſowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden Einzelnen beſtimmen ſollte, durch den Ausſpruch des Looſes mit Ergebenheit vernommen. Die ſchöne Ruhe, wie ſie wenigſtens das Aeußere bezeugte, war höchſt einladend, indem von der andern Seite, durch den Miſſionsberuf, alle Thatkraft, die in dem Menſchen liegt, in Anſpruch genommen wurde. Die trefflichen Manner, die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legationsrath

Moritz, Geschäftsträger der Grafen von Isenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es ware nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. Ich beschaftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben, und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben, und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkaltete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterscheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forschung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeine so wie von andern werthen Christenseelen absonderte, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als Einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sey, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deßhalb der Mensch auf seine eignen Kraste durchaus Verzicht zu thun, und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehn, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Ueberzeugung war ich aufs innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dammerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen. Aus diesem Traume wurde ich jedoch einst ganz unvermuthet

gerissen, als ich diese meine, wie mir schien, höchst unschuldige Meinung, in einem geistlichen Gespräch ganz unbewunden eröffnete, und deßhalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dieß sey eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neueren Zeit, wolle diese verderbliche Lehre wieder um sich greifen. Ich war hierüber erstaunt, ja erschrocken. Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher, und sah nun deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt, und von den Menschen, je nachdem sie mehr thatiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unablässig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine rastlose Thätigkeit, mit dem besten Willen, zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thatigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft die mich von jener Lehre trennte ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften so wie zu dem Stifter und zu den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch, und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte, und durch genaue Bemerkung derjenigen, die

ſich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber alles, was ich mit Liebe in mich aufnahm, ſich ſogleich zu einer dichteriſchen Form anlegte, ſo ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geſchichte des ewigen Juden, die ſich ſchon früh durch die Volksbücher bei mir eingedrückt hatte, epiſch zu behandeln, um an dieſem Leitfaden die hervorſtehenden Punkte der Religions- und Kirchengeſchichte nach Befinden darzuſtellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet, und welchen Sinn ich ihr unterlegt, gedenke ich nunmehr zu erzahlen.

In Jeruſalem befand ſich ein Schuſter, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu dieſem hatte mir mein Dresdner Schuſter die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenoſſen, mit Hans Sachſens Geiſt und Humor beſtens ausgeſtattet, und ihn durch eine Neigung zu Chriſto veredelt. Weil er nun, bei offener Werkſtatt, ſich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, ſie neckte und, auf Sokratiſche Weiſe, jeden nach ſeiner Art anregte, ſo verweilten die Nachbarn und andre vom Volk gern bei ihm, auch Phariſaer und Sadduzaer ſprachen zu, und, begleitet von ſeinen Jüngern, mochte der Heiland ſelbſt wohl auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuſter, deſſen Sinn bloß auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unſerem Herrn eine beſondere Neigung, die ſich hauptſachlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, deſſen Sinn er nicht faßte, zu ſeiner eignen Denk- und Handelsweiſe bekehren wollte. Er lag daher Chriſto ſehr anſtandig an, doch aus der Beſchaulichkeit hervorzutreten, nicht mit ſolchen Müßiggängern im Lande herumzuziehen, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an ſich in die Einöde zu locken: ein verſammeltes Volk ſey immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entſtehn.

Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer scharfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen, und Christus selbst genöthigt seyn würde, sich als Parteihaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sey. Da nun der Verlauf der Sache wie wir wissen erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt, und jammernd seine mißlungene That erzahlt. Er sey nämlich, so gut als die klügsten der übrigen Anhanger, fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deßwegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sey man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicher Weise ware alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zustanden zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Exapostels, so daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen.

Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt, und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hart verständiger

Menſchen Art, die, wenn ſie jemand durch eigne Schuld unglücklich ſehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beſchuldigungen verwandelt, wozu ihn ſeine Neigung für den Leidenden zu berechtigen ſcheint. Dieſer antwortet nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Geſicht mit dem Tuche, und da ſie es wegnimmt, und in die Höhe halt, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, ſondern eines herrlich Verklarten, und himmliſches Leben Ausſtrahlenden. Geblendet von dieſer Erſcheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: du wandelſt auf Erden, bis du mich in dieſer Geſtalt wieder erblickſt. Der Betroffene kommt erſt einige Zeit nachher zu ſich ſelbſt zuruck, findet, da alles ſich zum Gerichtsplatz gedrangt hat, die Straßen Jeruſalems öde, Unruhe und Sehnſucht treiben ihn fort, und er beginnt ſeine Wanderung.

Von dieſer und von dem Ereigniß, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeſchloſſen wird, vielleicht ein andermal. Der Anfang, zerſtreute Stellen, und der Schluß waren geſchrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hatte den Gehalt, den ich wünſchte, geben können, und es blieben die wenigen Blatter um deſto eher liegen, als ſich eine Epoche in mir entwickelte, die ſich ſchon als ich den Werther ſchrieb, und nachher deſſen Wirkungen ſah, nothwendig anſpinnen mußte.

Das gemeine Menſchenſchickſal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am ſchwerſten aufliegen, deren Geiſteskrafte ſich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen,

wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausseufzen müssen: „ich trete die Kelter allein.“ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein productives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Theil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Daseyn in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstatte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen,

die ſo viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einſamkeit, und ſeitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß ſtand, fehlte es nicht an Kraft und Luſt der Erfindung, aber die Ausführung ſtockte, weil ich weder in Proſa noch in Verſen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenſtand war, immer wieder von vorne taſten und verſuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menſchen abzulehnen, ja auszuſchließen hatte, ſo ſonderte ich mich, nach Prometheiſcher Weiſe, auch von den Göttern ab, um ſo natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweiſe Eine Geſinnung jederzeit die übrigen verſchlang und abſtieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand ſchnitt ich mir nach meinem Wuchſe zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu ſchreiben an, worin das Mißverhältniß dargeſtellt iſt, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuern Göttern gerath, indem er auf eigne Hand Menſchen bildet, ſie durch Gunſt der Minerva belebt, und eine dritte Dynaſtie ſtiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter ſich zu beſchweren völlig Urſache, weil man ſie als unrechtmäßig zwiſchen die Titanen und Menſchen eingeſchobene Weſen betrachten konnte. Zu dieſer ſeltſamen Compoſition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutſchen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt, Leſſing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens ſich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Exploſion, welche die geheimſten Verhältniſſe würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte: Verhältniſſe, die ihnen ſelbſt unbewußt, in einer ſonſt höchſt aufgeklärten Geſellſchaft ſchlummerten. Der Riß war ſo gewaltſam, daß wir darüber, bei eintretenden

Zufälligkeiten, einen unſerer würdigſten Männer, Mendelsſohn, verloren.

Ob man nun wohl, wie auch geſchehn, bei dieſem Gegenſtande philoſophiſche, ja religiöſe Betrachtungen anſtellen kann, ſo gehört er doch ganz eigentlich der Poeſie. Die Titanen ſind die Folie des Polytheïsmus, ſo wie man als Folie des Monotheïsmus den Teufel betrachten kann; doch iſt dieſer ſo wie der einzige Gott, dem er entgegenſteht, keine poetiſche Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Weſens zu zerſtören ſucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der, zum Trutz höherer Weſen, zu ſchaffen und zu bilden vermag. Auch iſt es ein ſchöner, der Poeſie zuſagender Gedanke, die Menſchen nicht durch den oberſten Weltherrſcher, ſondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu laſſen, die aber doch, als Abkömmling der älteſten Dynaſtie, hierzu würdig und wichtig genug iſt; wie denn überhaupt die griechiſche Mythologie einen unerſchöpflichen Reichthum göttlicher und menſchlicher Symbole darbietet.

Der titaniſch-gigantiſche, himmelſtürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte ſich mir, darzuſtellen jenes friedliche, plaſtiſche, allenfalls duldende Widerſtreben, das die Obergewalt anerkannt, aber ſich ihr gleichſetzen möchte. Doch auch die kühneren jenes Geſchlechts, Tantalus, Irion, Siſyphus, waren meine Heiligen. In die Geſellſchaft der Götter aufgenommen, mochten ſie ſich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gaſte ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und ſich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete ſie, ihr Zuſtand war von den Alten ſchon als wahrhaft tragiſch anerkannt, und wenn ich ſie als Glieder einer ungeheuren Oppoſition im

blutjung, nicht älter als sechzehn Jahr, und schön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' sie jetzt nicht über vier und zwanzig?

Postmeisterinn. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es starb ihr bald; im Garten ist sein Grab, nur von Rasen, und seit der Herr weg ist, hat sie eine Einsiedeley dabey angelegt, und ihr Grab dazu bestellen lassen. Mein Mann seliger war bey Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückseligkeit der beyden Leute, so lang' sie hier zusammen lebten. Man war ein ganz anderer Mensch, sagte er, nur zuzusehn, wie sie sich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt sich nach ihr.

Postmeisterinn. Aber wie's geht. Man sagte, der Herr hätte curiose Principia gehabt, wenigstens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen

Hintergrunde meiner Iphigenie zeigte, ſo bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung ſchuldig, welche dieſes Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltſam miteinander. Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und ſchwarzer Kreide. Wenn ich dictirte oder mir vorleſen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Leſenden, mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen und die Blatter wurden gut aufgenommen. Dieſen Vortheil haben Dilettanten immer, weil ſie ihre Arbeit umſonſt geben. Das Unzulangliche dieſes Abbildens jedoch fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir beſſer zu Gebote ſtanden. Wie munter, froh und raſch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche die Kunſtnatur und die Naturkunſt enthuſiaſtiſch verkündend, im Augenblicke des Entſtehens ſowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten.

Als ich nun einſt in dieſer Epoche und ſo beſchaftigt, bei geſperrtem Lichte in meinem Zimmer ſaß, dem wenigſtens der Schein einer Künſtlerwerkſtatt hierdurch verliehen war, überdieß auch die Wande mit halbfertigen Arbeiten beſteckt und behangen das Vorurtheil einer großen Thatigkeit gaben, ſo trat ein wohlgebildeter ſchlanker Mann bei mir ein, den ich zuerſt in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüßte. An ſeinem freien anſtändigen Betragen war eine gewiſſe militäriſche Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir ſeinen Namen von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er, im preußiſchen Dienſte, bei einem langern Aufenthalt in Berlin und Potsdam, mit den dortigen

Literatoren und der deutschen Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhaltniß angeknüpft habe. An Namlern hatte er ſich vorzüglich gehalten und deſſen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen. Auch war er genau mit allem bekannt, was Götz geſchrieben, der unter den Deutſchen damals noch keinen Namen hatte. Durch ſeine Veranſtaltung war die Madcheninſel dieſes Dichters in Potsdam abgedruckt worden und ſogar dem König in die Hände gekommen, welcher ſich günſtig darüber geäußert haben ſoll.

Kaum hatten wir dieſe allgemein deutſchen literariſchen Gegenſtände durchgeſprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in Weimar angeſtellt und zwar dem Prinzen Conſtantin zum Begleiter beſtimmt ſey. Von den dortigen Verhaltniſſen hatte ich ſchon manches Günſtige vernommen: denn es kamen viele Fremde von daher zu uns, die Zeugen geweſen waren, wie die Herzogin Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichſten Manner berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu dieſem ſchönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künſte nicht nur von gedachter Fürſtin geſchützt, ſondern ſelbſt von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunſt ſtehe; wie denn auch der deutſche Merkur, der die Arbeiten ſo mancher auswärtigen Gelehrten verſammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der beſten deutſchen Theater war dort eingerichtet, und berühmt durch Schauſpieler ſowohl als Autoren, die dafür arbeiteten. Dieſe ſchönen Anſtalten und Anlagen ſchienen jedoch durch den ſchrecklichen Schloßbrand, der im Mai deſſelben Jahres ſich ereignet hatte, geſtört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war ſo groß, daß

jedermann ſich überzeugt hielt, dieſer Schade werde nicht allein bald erſetzt, ſondern auch deſſen ungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun, gleichſam als ein alter Bekannter, nach dieſen Perſonen und Gegenſtanden erkundigte und den Wunſch äußerte, mit den dortigen Verhältniſſen näher bekannt zu ſeyn, ſo verſetzte der Ankömmling gar freundlich: es ſey nichts leichter als dieſes, denn ſo eben lange der Erbprinz mit ſeinem Herrn Bruder, dem Prinzen Conſtantin, in Frankfurt an, welche mich zu ſprechen und zu kennen wünſchten. Ich zeigte ſogleich die größte Bereitwilligkeit ihnen aufzuwarten, und der neue Freund verſetzte, daß ich damit nicht ſaumen ſolle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich hiezu anzuſchicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die über ſeine Ankunft und Botſchaft höchſt verwundert, mit ihm ſich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit demſelben zu den jungen Fürſten, die mich ſehr frei und freundlich empfingen, ſo wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu ſehen ſchien. Ob es nun gleich an literariſcher Unterhaltung nicht fehlte, ſo machte doch ein Zufall die beſte Einleitung, daß ſie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Möſer's patriotiſche Phantaſieen und zwar der erſte Theil, friſch geheftet und unaufgeſchnitten, auf dem Tiſche. Da ich ſie nun ſehr gut, die Geſellſchaft ſie aber wenig kannte, ſo hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand ſich der ſchicklichſte Anlaß zu einem Geſpräch mit einem jungen Fürſten, der den beſten Willen und den feſten Vorſatz hatte, an ſeiner Stelle entſchieden Gutes zu wirken. Möſer's Darſtellung, ſo dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutſchen

höchſt intereſſant ſeyn. Wenn man ſonſt dem Deutſchen Reiche Zerſplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, ſo erſchien aus dem Möſer'ſchen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchſterwünſcht zu Ausbreitung der Cultur im Einzelnen, nach den Bedürfniſſen, welche aus der Lage und Beſchaffenheit der verſchiedenſten Provinzen hervorgehn; und wenn Möſer von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den weſtphaliſchen Kreis ſich verbreitend, nunmehr deſſen Verhaltniß zu dem ganzen Reiche zu ſchildern wußte, und bei Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwartigen zuſammenknüpfend, dieſes aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig ſey, gar deutlich auseinander ſetzte; ſo durfte nur jeder Staatsverweſer, an ſeinem Ort, auf gleiche Weiſe verfahren, um die Verfaſſung ſeines Umkreiſes und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs beſte kennen zu lernen, und ſowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieſer Gelegenheit kam manches aufs Tapet, was den Unterſchied der Ober- und Niederſachſiſchen Staaten betraf, und wie ſowohl die Naturproducte als die Sitten, Geſetze und Gewohnheiten ſich von den frühеſten Zeiten her anders gebildet und, nach der Regierungsform und der Religion, bald auf die eine bald auf die andere Weiſe gelenkt hatten. Man verſuchte die Unterſchiede von beiden etwas genauer herauszuſetzen, und es zeigte ſich gerade daran, wie vortheilhaft es ſey, ein gutes Muſter vor ſich zu haben, welches, wenn man nicht deſſen Einzelnheiten, ſondern die Methode betrachtet nach welcher es angelegt iſt, auf die verſchiedenſten Falle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchſt erſprießlich werden kann.

Bei Tafel wurden diese Gespräche fortgesetzt, und sie erregten für mich ein besseres Vorurtheil als ich vielleicht verdiente. Denn anstatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, für das Schauspiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerksamkeit gefordert hatte, so schien ich vielmehr in Mesern solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thatigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nutzlich sogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben, erst durch einen Umschweif und gleichsam nur zufallig nützen konnen. Bei diesen Gesprachen ging es nun wie bei den Mahrchen der Tausend und Einen Nacht: es schob sich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema klang nur an, ohne daß man es hatte verfolgen können: und so ward, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz seyn konnte, mir das Versprechen abgenommen, daß ich nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen sollte, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen: denn nach seinen reichsburgerlichen Gesinnungen hatte er sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten, und obgleich mit den Geschaftstragern der umliegenden Fürsten und Herren in Verbindung, stand er doch keineswegs in persönlichen Verhaltnissen zu ihnen; ja es gehörten die Höfe unter die Gegenstande, worüber er zu scherzen pflegte, auch wohl gern sah, wenn man ihm etwas entgegensetzte, nur mußte man sich dabei, nach seinem Bedünken, geistreich und witzig verhalten. Hatten wir ihm das Procul a Jove procul a fulmine gelten

laſſen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht ſowohl vom Woher als vom Wohin die Rede ſey, ſo brachte er das alte Sprüchlein, mit großen Herren ſey Kirſcheſſen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiederten, es ſey noch ſchlimmer, mit genäſchigen Leuten aus Einem Korbe ſpeiſen. Das wollte er nicht läugnen, hatte aber ſchnell einen andern Spruchreim zur Hand, der uns in Verlegenheit ſetzen ſollte. Denn da Sprüchworte und Denkreime vom Volke ausgehn, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigſtens gern reden mag, die Oberen dagegen durch die That ſich zu entſchadigen wiſſen; da ferner die Poeſie des ſechzehnten Jahrhunderts faſt durchaus kraftig didaktiſch iſt, ſo kann es in unſrer Sprache an Ernſt und Scherz nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und ſo übten wir Jüngeren uns nun auch von oben herunter, indem wir uns was Großes einbildend, auch die Partei der Großen zu nehmen beliebten von welchen Reden und Gegenreden ich Einiges einſchalte:

A.

Lang bei Hofe, lang bei Höll!

B.

Dort wärmt ſich mancher gute Geſell!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir ſoll niemand eine Gunſt erzeigen.

B.

Was willſt du dich der Gunſt denn ſchämen?
Willſt du ſie geben, mußt du ſie nehmen.

A.

Willſt du die Noth des Hofes ſchauen:
Da wo dich's juckt, darfſt du nicht krauen!

B.

Wenn der Redner zum Volke ſpricht,
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat einer Knechtſchaft ſich erkoren,
Iſt gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' ſich was da will, ſo denk' er,
Die andere Hälft' geht auch zum Henker.

B.

Wer ſich in Fürſten weiß zu ſchicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer ſich in den Pöbel zu ſchicken ſucht,
Der hat ſein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geſchieht;
Und wenn du denkſt, du hatteſt's in der Scheuer,
Da iſt es eben nicht geheuer.

B.

Und blüht der Weizen, ſo reift er auch,
Das immer ſo ein alter Brauch;
Und ſchlägt der Hagel die Ernte nieder,
's andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will ſein eigen ſeyn,
Schließe ſich ins Häuschen ein,
Geſelle ſich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Rebenmoſt
Und überdieß frugale Koſt,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

D.

Du willst dem Herrscher dich entziehn?
So sag', wohin willst du denn fliehn?
O nimm es nur nicht so genau!
Denn es beherrscht dich deine Frau,
Und die beherrscht ihr dummer Bube,
So bist du Knecht in deiner Stube.

So eben da ich aus alten Denkblättchen die vorstehenden Reime zusammensuche, fallen mir mehr solche lustige Uebungen in die Hände, wo wir alte deutsche Kernworte amplificirt und ihnen sodann andere Sprüchlein, welche sich in der Erfahrung eben so gut bewahrheiten, entgegengesetzt hatten. Eine Auswahl derselben mag dereinst als Epilog der Puppenspiele zu einem heiteren Denken Anlaß geben.

Durch alle solche Erwiederungen ließ sich jedoch mein Vater von seinen Gesinnungen nicht abwendig machen. Er pflegte gewöhnlich sein stärkstes Argument bis zum Schlusse der Unterhaltung aufzusparen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweiten umständlich ausmalte: wie die übergroße Gunst, die Familiarität, die wechselseitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verschwunden, und wir das Schauspiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftsteller, durch Frankfurter Stadtsoldaten, auf Requisition des Residenten Freitag und nach Befehl des Burgermeisters von Fichard, arretirt und eine ziemliche Zeit im Gasthof zur Rose auf der Zeil gefanglich angehalten worden. Hierauf hatte sich zwar manches einwenden lassen, unter andern, daß Voltaire selbst nicht ohne Schuld gewesen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Da nun auch bei dieſer Gelegenheit, auf ſolche und ähnliche Dinge angeſpielt wurde, ſo wußte ich kaum wie ich mich benehmen ſollte: denn er warnte mich unbewunden und behauptete, die Einladung ſey nur, um mich in eine Falle zu locken, und wegen jenes gegen den begünſtigten Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie ſehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzu deutlich ſah, daß eine vorgefaßte Meinung, durch hypochondriſche Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beängſtige, ſo wollte ich gleichwohl nicht gerade wider ſeine Ueberzeugung handeln, und konnte doch auch keinen Vorwand finden, unter dem ich, ohne undankbar und unartig zu erſcheinen, mein Verſprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unſere Freundin von Klettenberg bettlägrig, auf die wir in ähnlichen Fällen uns zu berufen pflegten. An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte ſie nur immer Rath und That: denn wenn jene einen heitern ja ſeligen Blick über die irdiſchen Dinge warf, ſo entwirrte ſich vor ihr gar leicht was uns andere Erdenkinder verwirrte, und ſie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil ſie ins Labyrinth von oben herabſah und nicht ſelbſt darin befangen war; hatte man ſich aber entſchieden, ſo konnte man ſich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlaſſen. Wie jener das Schauen, ſo kam dieſer der Glaube zu Hülfe, und weil ſie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgeſetzte oder Gewünſchte zu bewerkſtelligen. Gegenwärtig wurde ſie nun an die kranke Freundin abgeſendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieſes für meine Seite günſtig ausfiel, ſodann erſucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.

Ich gelangte alſo in ſehr kalter Jahreszeit zur beſtimmten Stunde nach Mainz, und wurde von den jungen Herrſchaften und ihren Begleitern, der Einladung gemaß, gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Geſpräche erinnerte man ſich, die begonnenen wurden fortgeſetzt, und als von der neueſten deutſchen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es ſich ganz natürlich, daß auch jenes famoſe Stück, Götter, Helden und Wieland, zur Sprache kam, wobei ich gleich anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und luſtig betrachtete. Wie es aber mit dieſer Poſſe, welche ſo großes Aufſehn erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und ſo konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugeſtehn, daß wir, als wahrhaft oberrheiniſche Geſellen, ſowohl der Neigung als Abneigung keine Gränzen kannten. Die Verehrung Shakſpeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entſchiedenen Eigenheit ſich und ſeinen Leſern das Intereſſe zu verderben und den Enthuſiasmus zu verkümmern, in den Noten zu ſeiner Ueberſetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weiſe, die uns äußerſt verdroß und in unſern Augen das Verdienſt dieſer Arbeit ſchmälerte. Wir ſahen Wielanden, den wir als Dichter ſo hoch verehrten, der uns als Ueberſetzer ſo großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker, launiſch, einſeitig und ungerecht. Hiezu kam noch, daß er ſich auch gegen unſere Abgötter, die Griechen, erklarte und dadurch unſern böſen Willen gegen ihn noch ſchärfte. Es iſt genugſam bekannt, daß die griechiſchen Götter und Helden nicht auf moraliſchen, ſondern auf verklärten phyſiſchen Eigenſchaften ruhen, weßhalb ſie auch dem Künſtler ſo herrliche Geſtalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceſte Helden und Halbgötter

Gott, und halten sich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr ist fort. Er war verreis't, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer vor sich. Ein Bild meines ganzen Schicksals!

Postmeisterinn. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michael sind's eben drey Jahre. Und da wußt' jedes was anders, sogar zischelte man einander in die Ohren, sie seyen niemals getraut gewesen; aber verrathen Sie mich nicht. Er soll wohl ein vornehmer Herr seyn, soll sie entführt haben, und was man alles sagt. Ja wenn ein junges Mädchen so einen Schritt thut, sie hat ihr Lebenlang dran abzubüßen.

Annchen kommt.

Die gnädige Frau läßt Sie sehr bitten gleich hinüber zu kommen; sie will Sie nur einen Augenblick sprechen, nur sehen.

Lucie. Es schickt sich nicht in diesen Kleidern.

nach moderner Art gebildet; wogegen dann auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Merkur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Styl unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth alles zu dramatisiren mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flasche guten Burgundes, das ganze Stück wie es jetzt daliegt, in Einer Sitzung niederschrieb. Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit grossem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Strasburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Strasburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publicum in üblen Ruf zu setzen die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts spurte noch ahnete.

Und so hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät diesen arglosen Ursprung des Stücks so gut wie ich ihn selbst wußte, erzählt, um sie völlig zu überzeugen, daß hiebei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, auch die lustige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns untereinander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf

ſah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinah, daß wir eine ſo große Furcht hatten, es möge irgend jemand auf ſeinen Lorbeern einſchlafen. Man verglich eine ſolche Geſellſchaft jenen Flibuſtiers, welche ſich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weßhalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtiſch eine Piſtole losſchoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hin- und Wiederreden über dieſen Gegenſtand ward ich endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief zu ſchreiben, wozu ich die Gelegenheit ſehr gern ergriff, da er ſich ſchon im Merkur über dieſen Jugendſtreich ſehr liberal erklart und, wie er es in literariſchen Fehden meiſt gethan, geiſtreich abſchließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Mainzer Aufenthalts verſtrichen ſehr angenehm: denn wenn die neuen Gönner durch Viſiten und Gaſtmahler außer dem Hauſe gehalten wurden, blieb ich bei den Ihrigen, portraitirte manchen und fuhr auch wohl Schlittſchuh, wozu die eingefrorenen Feſtungsgraben die beſte Gelegenheit verſchafften. Voll von dem Guten was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hauſe zurück und ſtand im Begriff beim Eintreten mir durch umſtandliche Erzahlung das Herz zu erleichtern; aber ich ſah nur verſtörte Geſichter, und es blieb mir nicht lange verborgen, daß unſere Freundin Klettenberg von uns geſchieden ſey. Ich war hierüber ſehr betroffen, weil ich ihrer gerade in meiner gegenwartigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod ſich an ein ſeliges Leben angeſchloſſen und ihre glaubige Heiterkeit ſich bis ans Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß ſtellte ſich einer freien Mittheilung entgegen: mein Vater, anſtatt

ſich über den guten Ausgang dieſes kleinen Abenteuers zu freuen, verharrte auf ſeinem Sinne und behauptete, dieſes alles ſey von jener Seite nur Verſtellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas Schlimmeres gegen mich auszuführen. Ich war dabei mit meiner Erzählung zu den jüngern Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umſtändlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entſprang aus Neigung und gutem Willen eine mir höchſt unangenehme Folge: denn kurz darauf erſchien eine Flugſchrift, Prometheus und ſeine Recenſenten, gleichfalls in dramatiſcher Form. Man hatte darin den neckiſchen Einfall ausgeführt, anſtatt der Perſonennamen, kleine Holzſchnittfiguren zwiſchen den Dialog zu ſetzen, und durch allerlei ſatyriſche Bilder diejenigen Kritiker zu bezeichnen, die ſich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen laſſen. Hier ſtieß der Altonaer Poſtreiter ohne Kopf ins Horn, hier brummte ein Bär, dort ſchnatterte eine Gans; der Merkur war auch nicht vergeſſen, und manches wilde und zahme Geſchöpf ſuchte den Bildner in ſeiner Werkſtatt irre zu machen, welcher aber, ohne ſonderlich Notiz zu nehmen, ſeine Arbeit eifrig fortſetzte und dabei nicht verſchwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieſer unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir ſehr auf, weil er dem Styl und Ton nach von jemand aus unſerer Geſellſchaft ſeyn mußte, ja man hatte das Werklein für meine eigne Arbeit halten ſollen. Am unangenehmſten aber war mir, daß Prometheus einiges verlauten ließ, was ſich auf den Mainzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich niemand als ich wiſſen ſollte. Mir aber bewies es, daß der Verfaſſer von denjenigen ſey, die meinen engſten Kreis bildeten und mich jene Ereigniſſe und Umſtände weitläufig

hatten erzählen hören. Wir sahen einer den andern an, und jeder hatte die übrigen im Verdacht; der unbekannte Verfasser wußte sich gut zu verstellen. Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äußerst verdrießlich war, nach einer so günstigen Aufnahme und so bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geschriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anlasse zu neuem Mißtrauen und frische Unannehmlichkeiten zu sehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange: denn als ich in meiner Stube auf und abgehend mir das Büchlein laut vorlas, hörte ich an den Einfallen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagner's, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinunter sprang, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, gestand sie mir, daß sie es schon wisse. Der Autor, beängstigt über den schlimmen Erfolg bei einer, wie ihm däuchte, so guten und löblichen Absicht, hatte sich ihr entdeckt und um Fürsprache gebeten, damit meine ausgestoßene Drohung ich würde mit dem Verfasser, wegen mißbrauchten Vertrauens, keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun sehr zu statten, daß ich es selbst entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigene Gewahrwerden begleitet wird, zur Versöhnung gestimmt war. Der Fehler war verziehen, der zu einem solchen Beweis meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte. Indessen war das Publicum so leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfasser sey, und daß ich keine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm diese Vielseitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er alles was in einer geistreichen Gesellschaft seit geraumer Zeit bescherzt und verhandelt worden, anzufassen, zu merken und in seiner bekannten Manier wohl darzustellen vermochte, ohne deßhalb ein ausgezeichnetes Talent zu besitzen. Und so hatte

ich nicht allein eigene Thorheiten, sondern auch den Leichtsinn, die Uebereilung meiner Freunde dießmal und in der Folge sehr oft zu büßen.

Erinnert durch mehrere zusammentreffende Umstände, will ich noch einiger bedeutenden Männer gedenken, die zu verschiedener Zeit vorüber reisend, theils in unserm Hause gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopstock steht hier billig abermals oben an. Ich hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Carlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sey; er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg eintreffen, und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufallig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst nach einiger Zeit eintraf, sein Außenbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit ihm entgegen zu kommen sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu seyn, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern, und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefallig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von

Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und literarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und was dabei zu suchen und zu meiden sey, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurecht gewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen: denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe, sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschreite. Nun kam es an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen breiten flachgeschliffenen Friesländischen Stahle, als welche zum Schnellaufen die dienstlichsten seyen. Von Kunststücken, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein paar flache Schuhe mit langen Schnabeln, und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre gefuhrt. Auch vom Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger

mit ihm gelebt, und bereits genugsam hievon unterrichtet hatten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nämlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis gesetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und weil sie von ihren Gaben keinen directen Gebrauch zu machen wissen, sie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unser Gast. Dieser, groß und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte doch sein Aeußeres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so daß er im Umgang als ein gewandter weltmännischer Arzt erschien, und seinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrautesten Umgang einen ungeregelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, daß er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste, sehr lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerther zu finden. Da mich nun überhaupt das was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu seyn erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein, wir ließen uns wechselsweise gelten und schalten, und weil er sich durchaus offen und mittheilend erwies, so lernte ich in kurzer Zeit sehr viel von ihm.

Beurtheil' ich nun aber einen solchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, so darf ich nicht einmal sagen, daß er eitel gewesen. Wir Deutschen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft: denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit sich, und man bezeichnet damit billiger Weise

nur einen der die Freude an seinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Existenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienste und kein inneres Behagen; wer sich aber an seinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer sich bei Ausübung derselben nicht selbst seinen Lohn dahin nimmt, sondern erst darauf wartet und hofft, daß andere das Geleistete anerkennen und es gehörig würdigen sollen, der findet sich in einer übeln Lage, weil es nur allzu bekannt ist, daß die Menschen den Beifall sehr spärlich austheilen, daß sie das Lob verkümmern, ja wenn es nur einigermaßen thunlich ist, in Tadel verwandeln. Wer ohne hierauf vorbereitet zu seyn, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten: denn wenn er das was von ihm ausgeht, auch nicht überschätzt, so schätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme die wir in der Welt erfahren, wird bedingt seyn; und sodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfanglichkeit, wie für jedes Vergnügen. Man wende dieses auf Zimmermann an, und man wird auch hier gestehen müssen: was einer nicht schon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man diese Entschuldigung nicht gelten lassen, so werden wir diesen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück anderer dadurch gestört, ja vernichtet worden. Es war das Betragen gegen seine Kinder. Eine Tochter, die mit ihm reis'te, war, als er sich in der Nachbarschaft umsah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa sechzehn Jahr alt seyn. Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hatte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie äußerte sich selten, in der

Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die heitere liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thranen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklarte sie: als Magd, als Sklavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Harte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sey uber diese Behandlung wahnsinnig geworden; sie habe es mit Noth so lange getragen, weil sie geglaubt, es sey in jeder Familie nicht anders, oder nicht viel besser; da sie aber nun eine so liebevolle, bessere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war sehr bewegt, als sie mir diesen leidenschaftlichen Erguß hinterbrachte, ja sie ging in ihrem Mitleiden so weit, daß sie nicht undeutlich zu verstehen gab, sie würde es wohl zufrieden seyn das Kind im Hause zu behalten, wenn ich mich entschliessen könnte, sie zu heirathen. — Wenn es eine Waise ware, versetzt' ich, so ließe sich darüber denken und unterhandeln, aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist! Meine Mutter gab sich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieser tadelnswurdigen Eigenheit eines so verdienstvollen Mannes wurde ich kaum erwahnen, wenn dieselbe nicht schon öffentlich ware zur Sprache gekommen, und zwar als man nach seinem Tode der unseligen Hypochondrie gedachte, womit er sich und andere in seinen letzten Stunden gequalt. Denn auch jene Harte gegen seine Kinder war Hypochondrie, ein

partieller Wahnsinn, ein fortdauerndes moralisches Morden, das er, nachdem er seine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen sich selbst kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieser so rüstig scheinende Mann in seinen besten Jahren leidend war, daß ein Leibesschaden unheilbar den geschickten Arzt quälte, ihn der so manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja dieser brave Mann führte bei äußerem Ansehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen, das traurigste Leben, und wer sich davon, aus vorhandenen Druckschriften, noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, sondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieses bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenschaft gebe, so muß ich im allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche in der wir lebten, kann man die fordernde nennen: denn man machte, an sich und andere, Forderungen, auf das was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sey, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht einmal schwer zu erlangen. Erfahrung war also abermals das allgemeine Losungswort, und jedermann that die Augen auf so gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am meisten Ursache hatten, darauf zu dringen und Gelegenheit sich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen aus alter Zeit ein Gestirn entgegen, welches als Beispiel alles Wünschenswerthen gelten konnte. Die Schriften die uns unter dem Namen Hippokrates zugekommen waren, gaben das Muster, wie der Mensch die Welt anschauen und das Gesehene, ohne sich selbst hinein zu mischen, überliefern sollte. Allein niemand bedachte, daß

Poſtmeiſterinn. Gehn Sie nur, ich geb' Ihnen mein Wort, daß ſie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! Die Poſtmeiſterinn entfernt ſich. Daß du nichts verrathſt! nicht unſern Stand, nicht unſer Schickſal. Begegne ihr ehrerbiethig.

Lucie. Laſſen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, iſt nach America, iſt todt; und dadurch ſind unſere Umſtände — Laſſen Sie mich nur; ich hab' das Mährchen ja oft genug erzählt. Laut. Wollten Sie nicht ein Bißchen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthinn weiſ't Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett' an.

Poſtmeiſterinn. Ich hab' eben ein hübſches ſtilles Zimmerchen im Garten. Ich wünſche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge. Lucie mit Annchen ab.

wir nicht ſehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie ſie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, ſo war unterdeſſen unendlich viel und nicht immer ſo rein erfahren worden, und gar oft hatten ſich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieſes aber ſollte man auch wiſſen, unterſcheiden und ſichten; abermals eine ungeheure Forderung; dann ſollte man auch perſönlich umherblickend und handelnd, die geſunde Natur ſelbſt kennen lernen, eben als wenn ſie zum erſtenmal beachtet und behandelt würde; hiebei ſollte denn nur das Aechte und Rechte geſchehen. Allein weil ſich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhiſtorie und Pedanterie, die Praxis aber wohl ſchwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken laßt; ſo entſtand ein gewaltiger Conflict, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch ſondern und der Kern die Oberhand uber die Schale gewinnen ſollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung ſchritt, ſo ſah man, am kürzeſten ſey zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hülfe rieſe, das durch ſeine magiſche Gabe den Streit ſchlichten und die Forderungen leiſten würde. Der Verſtand miſchte ſich indeſſen auch in die Sache, alles ſollte auf klare Begriffe gebracht und in logiſcher Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beſeitigt und aller Aberglaube zerſtört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menſchen, wie Boerhave und Haller, das Unglaubliche geleiſtet, ſo ſchien man ſich berechtigt von ihren Schülern und Nachkommlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn ſey gebrochen, da doch in allen irdiſchen Dingen ſelten von Bahn die Rede ſeyn kann; denn wie das Waſſer das durch ein Schiff verdrangt wird, gleich hinter ihm wieder zuſammenſtürzt, ſo ſchließt ſich auch der Irrthum, wenn vorzugliche Geiſter ihn bei Seite

gedrängt und ſich Platz gemacht haben, hinter ihnen ſehr geſchwind wieder naturgemäß zuſammen.

Aber hievon wollte ſich der brave Zimmermann ein für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht eingeſtehen, daß das Abſurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wuth ungeduldig ſchlug er auf alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er ſich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelſus, mit einem Harnpropheten oder Chymiſten balgte, war ihm gleich; er hieb ein wie das anderemal zu, und wenn er ſich außer Athem gearbeitet hatte, war er höchlich erſtaunt, daß die ſämmtlichen Köpfe dieſer Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm ſchon wieder ganz friſch von unzähligen Hälſen die Zähne wieſen.

Wer ſeine Schriften, beſonders ſein tüchtiges Werk über die Erfahrung lieſ't, wird beſtimmter einſehen, was zwiſchen dieſem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um ſo kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahr älter war als ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höhern Ständen beſchäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit, durch Verweichlichung und Uebergenuß, jeden Augenblick zur Sprache; und ſo drängten auch ſeine ärztlichen Reden, wie die der Philoſophen und meiner dichteriſchen Freunde mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenſchaftliche Verbeſſerungswuth konnte ich vollends nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück und ſuchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anſtrengung anzuwenden, und in heiterem Widerſtreit gegen das was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verſchaffen, unbeſorgt wie weit meine Wirkungen reichen und wohin ſie mich führen könnten.

Von Salis, der in Marschlins die große Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber, ein ernster verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben. Ein gleiches mag Sulzern, der uns auf seiner Reise nach dem südlichen Frankreich berührte, begegnet seyn; wenigstens scheint eine Stelle seiner Reisebeschreibung, worin er mein gedenkt, dahin zu deuten.

Diese so angenehmen als förderlichen Besuche waren aber auch mit solchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hatte. Wahrhaft dürftige und unverschämte Abenteurer wendeten sich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützend. Sie borgten mir Geld ab, und setzten mich in den Fall wieder borgen zu müssen, so daß ich mit begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß gerieth. Wünschte ich nun solche Zudringliche allen Raben zur Beute, so fühlte sich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wohl sein Haus gerne rein gewaschen sähe, sich aber entsetzt, wenn die Fluth über Schwellen und Stufen unaufhaltsam einhergestürzt kommt. Denn es ward durch das allzu viele Gute der mäßige Lebensplan, den sich mein Vater für mich ausgedacht hatte, Schritt für Schritt verrückt, verschoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgestaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war so gut als aufgegeben, aber doch sollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreise statt finden, damit man wenigstens eine allgemeine Uebersicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen so großen Umweg ins thätige Leben zu gelangen, nicht billigen konnten, der Meinung, man solle den Augenblick, wo so manche Gunst

ſich aufthat, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterſtadt denken. Denn ob ich gleich erſt durch den Großvater, ſodann aber durch den Oheim, von dem Rathe ausgeſchloſſen war, ſo gab es doch noch manche bürgerliche Stellen, an die man Anſpruch machen, ſich einſtweilen feſtſetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agentſchaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Reſidenten-Stellen. Ich ließ mir davon vorreden und glaubte wohl auch, daß ich mich dazu ſchicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine ſolche Lebens- und Geſchäftsweiſe, welche fordert, daß man am liebſten in der Zerſtreuung zweckmäßig thätig ſey, für mich paſſen möchte: und nun geſellte ſich zu dieſen Vorſchlägen und Vorſätzen noch eine zarte Neigung, welche zu beſtimmter Häuslichkeit aufzufordern und jenen Entſchluß zu beſchleunigen ſchien.

Die früher erwähnte Geſellſchaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schweſter wo nicht den Urſprung doch die Conſiſtenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreiſe noch immer beſtanden, weil man ſich einmal an einander gewöhnt hatte, und einen Abend in der Woche nicht beſſer als in dieſem freundſchaftlichen Cirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir ſchon aus dem ſechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schickſalen geſcheidter und verkehrter zu uns zurückgewandert, und ſpielte abermals den Geſetzgeber des kleinen Staats. Er hatte ſich in Gefolg von jenen frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es ſollte nämlich alle acht Tage gelooſ't werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, ſondern wahrhafte Ehegatten zu beſtimmen. Wie man ſich gegen Geliebte betrage, das ſey uns bekannt genug; aber wie ſich Gatte und Gattin in Geſellſchaft zu nehmen hätten, das ſey uns unbewußt und müſſe nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen

Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im allgemeinen welche bekanntlich darin beſtehen, daß man thun müſſe, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander ſitzen, nicht viel mit einander ſprechen, vielweniger ſich Liebkoſungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechſelſeitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man ſeine Gattin auf eine ungezwungene Weiſe zu verbinden wiſſe.

Das Loos wurde hierauf zur Entſcheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und geſcherzt, und die allgemeine Eheſtands-Komödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es ſich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben daſſelbe Frauenzimmer zweimal beſtimmte, ein ſehr gutes Weſen, gerade von der Art, die man ſich als Frau gerne denken mag. Ihre Geſtalt war ſchön und regelmäßig, ihr Geſicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Geſundheit ihres Körpers und ihres Geiſtes zeugte. Sie war ſich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thatigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß ſie geſprachig geweſen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verſtand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer ſolchen Perſon mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; ſchon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als geſellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum drittenmale zuſammenbrachte, ſo erklarte der neckiſche Geſetzgeber feierlichſt: der Himmel habe geſprochen, und wir könnten nunmehr nicht

geſchieden werden. Wir ließen es uns beiderſeits gefallen, und fügten uns wechſelsweiſe ſo hübſch in die offenbaren Eheſtandspflichten, daß wir wirklich für ein Muſter gelten konnten. Da nun, nach der allgemeinen Verfaſſung, die ſämmtlichen für den Abend vereinten Paare ſich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, ſo waren wir dieſer traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen ſo gewohnt, daß auch in der Zwiſchenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorſprang. Die Gewohnheit iſt aber ein wunderliches Ding: wir beide fanden nach und nach nichts natürlicher als dieſes Verhältniß; ſie ward mir immer werther, und ihre Art mit mir zu ſeyn zeugte von einem ſchönen ruhigen Vertrauen, ſo daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Prieſter zugegen geweſen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zuſammengeben laſſen.

Weil nun bei jeder unſerer geſelligen Zuſammenkünfte etwas Neues vorgeleſen werden mußte, ſo brachte ich eines Abends, als ganz friſche Neuigkeit, das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb ſich ſehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder geſprochen hatte, ſagte mein lieber Partner: wenn ich deine Gebieterin und nicht deine Frau wäre, ſo würde ich dich erſuchen, dieſes Memoire in ein Schauſpiel zu verwandeln, es ſcheint mir ganz dazu geeignet zu ſeyn. — Damit du ſiehſt, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterin und Frau auch in Einer Perſon vereinigt ſeyn können, ſo verſpreche ich, heut über acht Tage den Gegenſtand dieſes Heftes als Theaterſtück vorzuleſen, wie es jetzt mit dieſen Blättern geſchehen. Man verwunderte ſich über ein ſo kühnes Verſprechen, und ich ſäumte nicht es zu erfüllen. Denn

was man in ſolchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich; und gleich, als ich meine Titular-Gattin nach Hauſe führte, war ich ſtill; ſie fragte was mir ſey? — Ich ſinne, verſetzte ich, ſchon das Stück aus und bin mitten drin; ich wünſche dir zu zeigen, daß ich dir gerne etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich ſie dagegen eifrig küßte, ſagte ſie: du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu ſeyn, meinen die Leute ſchicke ſich nicht für Ehegatten. — Laß ſie meinen, verſetzte ich, wir wollen es auf unſere Weiſe halten.

Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hauſe kam, war das Stück ſchon ziemlich herangedacht; damit dieß aber nicht gar zu großſprecheriſch ſcheine, ſo will ich geſtehen, daß ſchon beim erſten und zweiten Leſen, der Gegenſtand mir dramatiſch, ja theatraliſch vorgekommen, aber ohne eine ſolche Anregung ware das Stück, wie ſo viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, iſt bekannt genug. Der Böſewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Abſichten ſich einer edlen Natur entgegenſetzen und ſie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverſtand mit wahrer Freundſchaft gegen Leidenſchaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken laſſen, um auch einmal auf dieſe Weiſe eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unſern Altvater Shakſpeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anſtand die Hauptſcene und die eigentlich theatraliſche Darſtellung wörtlich zu überſetzen. Um zuletzt abzuſchließen, entlehnt' ich den Schluß einer engliſchen Ballade, und ſo war ich immer noch eher fertig als der Freitag herankam. Die gute Wirkung, die ich beim Vorleſen erreichte, wird man mir leicht zugeſtehen. Meine gebietende Gattin erfreute ſich nicht wenig daran, und es war, als wenn unſer

Verhältniß, wie durch eine geiſtige Nachkommenſchaft, durch dieſe Production ſich enger zuſammenzöge und befeſtigte.

Mephiſtopheles Merck aber that mir zum erſtenmal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: ſolch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr ſchreiben; das können die andern auch. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen die man nun einmal gefaßt hat; es iſt auch gut, wenn manches ſich an den gewöhnlichen Sinn anſchließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geſchrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein leichtes geweſen wäre; ſo hätten ſich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu ſchätzen weiß, kann ſagen, was das für ein Vortheil wäre.

Durch ſolche und andere geiſtreiche Scherze ward unſer wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt- doch zum Familien-Mährchen, das den Müttern unſerer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein ſolcher Zufall nicht zuwider: ſie begünſtigte ſchon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein ſo ſeltſames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß ſie eine eben ſo gute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. Jenes unbeſtimmte Rumoren, in welchem ich mich ſchon ſeit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte ſie auch die größte Beſchwerde davon. Sie war es, welche die zuſtrömenden Gaſte reichlich bewirthen mußte, ohne ſich für die literariſche Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat ihn zu beſchmauſen, entſchädigt zu ſehen. Ferner war es ihr klar, daß ſo viele junge Leute, ſammtlich ohne Vermögen, nicht allein zum

Wiſſen und Dichten, ſondern auch zum luſtigen Leben verſammelt, ſich unter einander und zuletzt am ſicherſten mir, deſſen leichtſinnige Freigebigkeit und Verbürgungsluſt ſie kannte, zur Laſt und zum Schaden gereichen wurden.

Sie hielt daher die ſchon längſt bezweckte italianiſche Reiſe, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das ſicherſte Mittel alle dieſe Verhältniſſe auf einmal durchzuſchneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt ſich neues Gefährliche anſchließen möge, ſo dachte ſie vorher die ſchon eingeleitete Verbindung zu befeſtigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünſchenswerther und eine endliche Beſtimmung entſchieden werde. Ob ich ihr dieſen Plan nur unterlege, oder ob ſie ihn deutlich, vielleicht mit der ſeligen Freundin, entworfen, möchte ich nicht entſcheiden: genug, ihre Handlungen ſchienen auf einen bedachten Vorſatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unſer Familienkreis ſey nach Verheirathung Corneliens doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schweſter, der Mutter eine Gehülfin, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei dieſen Reden blieb es nicht. Es ergab ſich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, ſie in den Garten einluden und ſich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtiſche geſcherzt, und mit einem gewiſſen Behagen bemerkt, daß ſie dem Vater wohlgefallen, indem ſie die Haupt-Eigenſchaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, ſammtlich beſitze.

Hierauf ward im erſten Stock Eins und das andere veranſtaltet, eben als wenn man Gäſte zu erwarten habe, das Leinwandgerathe gemuſtert, und auch an einigen bisher vernachläſſigten Hausrath gedacht. Da überraſchte ich nun einſt

meine Mutter, als ſie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehmals geſchwenkt hatte, beſonders hervorſtach. Sie ſchien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß ſolche Schaukelkaſten nunmehr völlig aus der Mode ſeyen, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andre kurze Waare, zur Schau trage.

Genug, dergleichen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten ſich öfter, und da ich mich dabei ganz leidend verhielt; ſo verbreitete ſich, durch den Gedanken an einen Zuſtand der fürs Leben dauern ſollte, ein ſolcher Friede über unſer Haus und deſſen Bewohner, dergleichen es lange nicht genoſſen hatte.

Madame Sommer. Meine Tochter iſt noch ein Bißchen oben aus.

Poſtmeiſterinn. Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen, die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer. Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterinn. Kommen Sie, Madame; wenn's gefällig iſt. ab.

Man hört einen Poſtillon.

Fernando in Offizierstracht. Ein Bedienter.

Bedienter. Soll ich gleich wieder einſpannen und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring' meine Sachen dort hin. Bedienter ab.

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Vierter Theil.

Nemo contra deum nisi deus ipse

Vorwort.

Bei Behandlung einer mannichfaltig vorschreitenden Lebensgeschichte, wie die ist, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, um gewisse Ereignisse faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, einiges was in der Zeit sich verschlingt, nothwendig zu trennen, anderes was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in sich selbst zusammen zu ziehen, und so das Ganze in Theile zusammen zu stellen, die man sinnig überschauend beurtheilen und sich davon manches zueignen mag.

Mit dieser Betrachtung eröffnen wir den gegenwärtigen Band, damit sie zu Rechtfertigung unsers Verfahrens beitrage, und fügen die Bitte hinzu, unsre Leser möchten

bedenken, daß sich diese hier fortgesetzte Erzahlung nicht gerade ans Ende des vorigen Buches anschließt, sondern daß sie die Hauptfaden sammtlich nach und nach wieder aufzunehmen, und sowohl Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Absicht hat.

Sechzehntes Buch.

Wie man zu ſagen pflegt: daß kein Unglück allein komme, ſo läßt ſich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicher Weiſe beſchaffen ſey; ja auch mit andern Umſtänden, die ſich auf eine harmoniſche Weiſe um uns verſammeln; es ſey nun, daß ein Schickſal dergleichen auf uns lege, oder daß der Menſch die Kraft habe, das was zuſammen gehört an ſich heranzuziehen.

Wenigſtens machte ich dießmal die Erfahrung, daß alles übereinſtimmte, um einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu Theil, indem ich den Ausgang deſſen gelaſſen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm; zu dieſem aber ſollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unſrer Bibliothek fand ich ein Büchlein, deſſen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte, und um dabei recht wirkſam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenüber geſetzt hatte, mit der Unterſchrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angeſicht trage. Dieſes konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht läugnen; denn der Kupferſtich

war erbärmlich ſchlecht und eine vollkommne Fratze; wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend jemand, dem ſie mißwollen, zuvörderſt entſtellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieſes Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich, weil ich überhaupt Controverſen nicht liebte, indem ich immer vorzog von dem Menſchen zu erfahren wie er dachte, als von einem andern zu hören, wie er hätte denken ſollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuche, einem Werke, das wegen Gelehrſamkeit und Scharfſinn eben ſo ſchätzbar und nützlich, als wegen Klätſcherei und Salbaderei lächerlich und ſchädlich iſt.

Der Artikel Spinoza erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerſt ſogleich wird der Mann als Atheiſt, und ſeine Meinungen als höchſt verwerflich angegeben; ſodann aber zugeſtanden, daß er ein ruhig nachdenkender und ſeinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mittheilender Menſch, ein ruhiger Particulier geweſen; und ſo ſchien man ganz das evangeliſche Wort vergeſſen zu haben: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen! — denn wie will doch ein Menſchen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundſätzen entſpringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einſt die nachgelaſſenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Dieſe Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich ſo viel ſchuldig geworden, und dieſelbe Friedensluft wehte mich wieder an. Ich ergab mich dieſer Lecture und glaubte, indem ich in mich ſelbſt ſchaute, die Welt niemals ſo deutlich erblickt zu haben.

Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit gestritten worden, so wünschte ich nicht mißverstanden zu werden, und will hier einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Vorstellungsart einzurücken nicht unterlassen.

Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deßhalb ungebärdig stellt; vielmehr soll man, je bittrer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hülfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hiedurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß

alles eitel ſey. Niemand entſetzt ſich vor dieſem falſchen, ja gotteslaſterlichen Spruch; ja man glaubt etwas Weiſes und Unwiderlegliches geſagt zu haben. Nur wenige Menſchen giebt es, die ſolche unertragliche Empfindung vorausahnen, und um allen partiellen Reſignationen auszuweichen, ſich ein für allemal im Ganzen reſigniren.

Dieſe überzeugen ſich von dem Ewigen, Nothwendigen, Geſetzlichen, und ſuchen ſich ſolche Begriffe zu bilden, welche unverwüſtlich ſind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtatigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenſchliches liegt, ſo werden ſolche Perſonen gewöhnlich für Unmenſchen gehalten, für gott- und weltloſe; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten ſoll.

Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte ſich nur, als man meine werthen Myſtiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibnitz ſelbſt dieſem Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Geſinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medicin übergehen muſſen.

Denke man aber nicht, daß ich ſeine Schriften hätte unterſchreiben und mich dazu buchſtäblich bekennen mögen. Denn daß niemand den andern verſteht; daß keiner bei denſelben Worten daſſelbe, was der andere, denkt; daß ein Geſpräch, eine Lectüre bei verſchiedenen Perſonen verſchiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich ſchon allzu deutlich eingeſehen, und man wird dem Verfaſſer von Werther und Fauſt wohl zutrauen, daß er, von ſolchen Mißverſtandniſſen tief durchdrungen, nicht ſelbſt den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verſtehen, der als Schüler von Descartes durch

mathematiſche und rabbiniſche Cultur ſich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben; der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller ſpeculativen Bemühungen zu ſeyn ſcheint.

Was ich mir aber aus ihm zugeeignet, würde ſich deutlich genug darſtellen, wenn der Beſuch, den der ewige Jude bei Spinoza abgelegt, und den ich als ein werthes Ingrediens zu jenem Gedichte mir ausgedacht hatte, niedergeſchrieben übrig geblieben wäre. Ich gefiel mir aber in dem Gedanken ſo wohl, und beſchäftigte mich im Stillen ſo gern damit, daß ich nicht dazu gelangte etwas aufzuſchreiben; dadurch erweiterte ſich aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienſt geweſen wäre, dergeſtalt, daß er ſeine Anmuth verlor und ich ihn als läſtig aus dem Sinne ſchlug. In wie fern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältniſſes zu Spinoza unvergeßlich geblieben ſind, indem ſie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich ſo kurz und bündig als möglich eröffnen und darſtellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergeſtalt göttlichen Geſetzen, daß die Gottheit ſelbſt daran nichts ändern könnte. Alle Menſchen ſind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerſcheinung, die auf Verſtand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erſtaunen, ja Entſetzen bringt.

Wenn ſich in Thieren etwas Vernunftähnliches hervorthut, ſo können wir uns von unſerer Verwunderung nicht erholen; denn ob ſie uns gleich ſo nahe ſtehen, ſo ſcheinen ſie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Nothwendigkeit verwieſen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunſtreiche, aber doch genau beſchränkte Technik jener Geſchöpfe für ganz maſchinenmäßig erklärten.

Fernando an's Fenſter tretend. So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückſeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Gallerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaßen! Merk' dir's, Fernando, das klöſterliche Anſehn ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es deinen Hoffnungen! Und ſollte in ihrer Einſamkeit Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O! mir iſt al wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf n's Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles, alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tauſendmal! mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſah te, und jedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rückerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſeyn, wie ſie war. Ja, Stella, du haſt dich nicht verändert; das ſagt mir mein Herz.

Werden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsre Behauptung noch auffallender bestätigt. Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet und endlich das Stielchen wie an einem Gewerbe niederklappt. Noch höher steigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen, ohne sichtlich äußere Veranlassung, auf und nieder senkt und mit sich selbst wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke man sich einen Pisang, dem diese Gabe zugetheilt wäre, so daß er die ungeheuren Blatterschirme für sich selbst wechselsweise niedersenkte und aufhübe, jedermann, der es zum erstenmal sähe, würde vor Entsetzen zurücktreten. So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unsrer eignen Vorzüge, daß wir ein für allemal der Außenwelt keinen Theil daran gönnen mögen; ja daß wir dieselben, wenn es nur anginge, sogar Unsresgleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eignen und fremden Vortheil handeln sehen. Um das Grauen loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es sogleich in Tadel, in Abscheu und wir suchen uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Diesen Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraushebt, wendete ich aber auf mein eignes Wesen sehr wunderlich an, und das Vorhergesagte soll eigentlich nur dazu dienen, um das was folgt begreiflich zu machen.

Ich war dazu gelangt das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr, als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand

deſſelben anzuſehen. Die Ausübung dieſer Dichtergabe konnte zwar durch Veranlaſſung erregt und beſtimmt werden; aber am freudigſten und reichlichſten trat ſie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derſelbe Fall ein, und ich hatte oft Luſt, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu laſſen, und mich zu gewöhnen im Finſtern, durchs Gefühl, das was unvermuthet hervorbrach zu firiren. Ich war ſo gewohnt mir ein Liedchen vorzuſagen, ohne es wieder zuſammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, ſondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterſchrieb. In eben dieſem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleiſtift, welcher williger die Züge hergab: denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandleriſchen Dichten aufweckte, mich zerſtreute und ein kleines Product in der Geburt erſtickte. Für ſolche Poeſien hatte ich eine beſondere Ehrfurcht, weil ich mich doch ungefähr gegen dieſelben verhielt, wie die Henne gegen die Kuchlein, die ſie ausgebrütet um ſich her piepſen ſieht. Meine frühere Luſt dieſe Dinge nur durch Vorleſungen mitzutheilen, erneute ſich wieder, ſie aber gegen Geld umzutauſchen ſchien mir abſcheulich.

Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar ſpäter eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derſelben verlangt wurde, jene

Gesinnungen aber mich abhielten, eine solche selbst zu veranstalten, so benutzte Himburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zusammengedruckten Werke. Mit großer Frechheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publicum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porcellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn sie sich verheiratheten, eine gewisse Partie Porcellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hatte. Die Verachtung welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß übertragen, den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht und indessen er sich an meinem Eigenthum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im Stillen mit folgenden Versen:

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgewehte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungener Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sosias zusammen,
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wohl am Thee- und Kaffee-Tisch behagen?
Weg das Porcellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburgs bin ich todt.

Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal

in großen Pauſen ruhte und ich in einer langen Zeitſtrecke ſelbſt mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war, und daher öfters Langeweile empfand; ſo trat mir bei jenem ſtrengen Gegenſatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das was menſchlich, vernünftig und verſtändig an mir ſey, zu meinem und anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen und die Zwiſchenzeit, wie ich es ja auch ſchon gethan und wie ich immer ſtärker aufgefordert wurde, den Weltgeſchäften widmen und dergeſtalt nichts von meinen Kräften ungebraucht laſſen ſollte. Ich fand dieſes, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen ſchien, mit meinem Weſen, mit meiner Lage ſo übereinſtimmend, daß ich den Entſchluß faßte auf dieſe Weiſe zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu beſtimmen. Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienſte von den Menſchen auch reellen Lohn fordern, jene liebliche Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuſpenden fortfahren dürfte. Durch dieſe Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit die ſich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das ſo ſehr geſuchte und bewunderte Talent in Deutſchland als außer dem Geſetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zuläſſiges, ja Luſtiges, ſondern der ehrwürdige, wegen ſeiner Regententugenden geprieſene Markgraf von Baden, der zu ſo vielen Hoffnungen berechtigende Kaiſer Joſeph, begünſtigten, jener ſeinen Macklot, dieſer ſeinen Edlen von Trattner, und es war ausgeſprochen, daß die Rechte, ſo wie das Eigenthum des Genie's dem Handwerker und Fabricanten unbedingt preisgegeben ſeyen.

Als wir uns einſt hierüber bei einem beſuchenden Badenſer beklagten, erzählte er uns folgende Geſchichte: Die

Frau Markgrafin, als eine thatige Dame, habe auch eine Papier-Fabrik angelegt, die Waare sey aber so schlecht gewerden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhandler Macklot den Vorschlag gethan, die deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Werth in etwas zu erhöhen. Mit beiden Handen habe man dieses angenommen.

Wir erklarten zwar diese böse Nachrede fur ein Mahrchen, ergötzten uns aber doch daran. Der Name Macklot ward zu gleicher Zeit fur einen Schimpfnamen erklart und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal daran mußte, indeß die Niederträchtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein paar gute Einfalle hinreichend entschadigt.

Glückliche Kinder und Junglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhaltniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemachtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deßhalb in einem wilden wusten Wesen. Bei den Bessern jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eignem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen laßt.

Der Jungling, von dem wir uns unterhalten, war in einem solchen Falle, und wenn er den Menschen auch seltsam

vorkam, ſo erſchien er doch gar manchem willkommen. Gleich bei dem erſten Zuſammentreten fand man einen unbedingten Freiſinn, eine heitere Offenherzigkeit im Geſpräch, und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken. Von letzterem einige Geſchichtchen.

In der ſehr eng in einander gebauten Judengaſſe war ein heftiger Brand entſtanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entſpringende Luſt zu thätiger Hülfe, trieb mich, gut angekleidet wie ich ging und ſtand, dahin. Man hatte von der Allerheiligengaſſe her durchgebrochen; an dieſen Zugang verfügt' ich mich. Ich fand daſelbſt eine große Anzahl Menſchen mit Waſſertragen beſchäftigt, mit vollen Eimern ſich hindrangend, mit leeren herwärts. Ich ſah gar bald, daß wenn man eine Gaſſe bildete, wo man die Eimer herauf- und herabreichte, die Hülfe die doppelte ſeyn würde. Ich ergriff zwei volle Eimer und blieb ſtehen, rief andere an mich heran, den Kommenden wurde die Laſt abgenommen und die Rückkehrenden reihten ſich auf der andern Seite. Die Anſtalt fand Beifall, mein Zureden und perſönliche Theilnahme ward begünſtigt und die Gaſſe, vom Eintritt bis zum brennenden Ziele, war bald vollendet und geſchloſſen. Raum aber hatte die Heiterkeit, womit dieſes geſchehen, eine Probe, man kann ſagen eine luſtige Stimmung in dieſer lebendigen zweckmäßig wirkenden Maſchine aufgeregt, als der Muthwille ſich ſchon hervorthat und der Schadenfreude Raum gab. Armſelige Flüchtende, ihre jammervolle Habe auf dem Rücken ſchleppend, mußten, einmal in die bequeme Gaſſe gerathen, unausweichlich hindurch und blieben nicht unangefochten. Muthwillige Knaben-Jünglinge ſpritzten ſie an und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Gleich aber, durch maßiges Zureden und redneriſche Strafworte, mit Rückſicht wahrſcheinlich

auf meine reinlichen Kleider die ich vernachläſſigte, ward der Frevel eingeſtellt.

Neugierige meiner Freunde waren herangetreten den Unfall zu beſchauen, und ſchienen verwundrt, ihren Geſellen in Schuhen und ſeidenen Strümpfen — denn anders ging man damals nicht — in dieſem feuchten Geſchäfte zu ſehen. Wenige konnt' ich heranziehen, andere lachen und ſchüttelten die Köpfe. Wir hielten lange Stand, denn bei manchen Abtretenden verſtanden ſich auch manche dazu ſich anzuſchließen; viele Schauluſtige folgten auf einandr und ſo ward mein unſchuldiges Wagniß allgemein bekannt, und die wunderliche Licenz mußte zur Stadtgeſchichte des Tags werden.

Ein ſolcher Leichtſinn im Handeln nach irgend einer gutmüthigen heitern Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbſtgefühl, was von den Menſchen nicht als Eitelkeit getadelt wird, machte unſern Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein ſehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen feſten Boden verwandelt. Der lebhafteſte, nothwendige und luſtig-geſellige Verkehr regte ſich auf dem Eiſe. Gränzenloſe Schlittſchuhbahnen, glattgefrorene weite Flächen wimmelten von bewegter Verſammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an und war alſo, wie ſpäterhin meine Mutter, dem Schauſpiel zuzuſehen, angefahren kam, als leichtgekleidet wirklich durchgefroren. Sie ſaß im Wagen in ihrem rothen Sammetpelze, der auf der Bruſt mit ſtarken goldenen Schnüren und Quaſten zuſammengehalten, ganz ſtattlich ausſah. „Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!" rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter beſonnen zu haben, „mich friert grimmig." Auch ſie bedachte nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der, purpurfarb,

bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geſchmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich ſorglos auf und ab; auch war das Gedränge ſo groß, daß man die ſeltene Erſcheinung nicht einmal ſonderlich bemerkte, obſchon einigermaßen: denn man rechnete mir ſie ſpäter unter meinen Anomalien im Ernſt und Scherze wohl einmal wieder vor.

Nach ſolchen Erinnerungen eines glücklichen unbedachten Handelns ſchreiten wir an dem eigentlichen Faden unſrer Erzählung fort.

Ein geiſtreicher Franzos hat ſchon geſagt: wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerkſamkeit des Publicums durch ein verdienſtliches Werk auf ſich gezogen hat, ſo thut man das Möglichſte um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.

Es iſt ſo wahr: irgend etwas Gutes, Geiſtreiches wird in ſtiller abgeſonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verloren; man zerrt das concentrirte Talent in die Zerſtreuung, weil man denkt, man könne von ſeiner Perſönlichkeit etwas abzupfen und ſich zueignen.

In dieſem Sinne erhielt ich manche Einladungen, oder nicht ſo wohl Einladungen: ein Freund, ein Bekannter ſchlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen.

Der quaſi-Fremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen unfreundlichen Abweiſens, dann wieder als Hurone Voltaire's, Cumberland's Weſtindier, als Naturkind bei ſo vielen Talenten, erregte die Neugierde, und ſo beſchäftigte

man sich in verschiedenen Häusern mit schicklichen Negotiationen ihn zu sehen.

Unter andern ersuchte mich ein Freund eines Abends mit ihm ein kleines Concert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handelshause gegeben wurde. Es war schon spät; doch weil ich alles aus dem Stegereife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anständig angezogen. Wir treten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich, ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Ich stand am unteren Ende des Flügels um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen wozu das Spiel sie nöthigte waren ungezwungen und leicht.

Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Piano's gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwiedern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht läugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen,

als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Ich verfehlte nicht, nach schicklichen Pausen, meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien.

Indessen brachte die einmal eingeleitete Gastfreiheit unseres Hauses den guten Eltern und mir selbst manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen, es zu fördern und wo möglich solches nachbildend zu gestalten, war ich dadurch in nichts weiter gebracht. Die Menschen in so fern sie gut waren, waren fromm, und in so fern sie thätig waren, unklug und oft ungeschickt. Jenes konnte mir nichts helfen und dieses verwirrte mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich sorgfältig niedergeschrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen eine bedeutende Augencur daselbst vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Lersner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürstlicher Kinder, verständiges Betragen bei Hof und auf Reisen, überall geschätzt, erduldete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hülfe nicht ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Muth und frommer Dreistigkeit viele Staaroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieses

Wie's dir entgegen ſchlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht! Ich muß mich erſt erhohlen, muß mich erſt überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den fernſten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlſt du nicht meine Näherung? in deinen Armen alles zu vergeſſen! — Und wenn du um mich ſchwebſt, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, vergib mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich dich vergeſſen, in den Armen des Engels alles vergeſſen, meine Schickſale, allen Verluſt, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr ſo nah' und ſo ferne — Und in einem Augenblick — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß von den Gefühlen verſchnaufen, oder ich erſticke zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterinn kommt.

Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando. Sind Sie verſehen?

verbreitete sich stromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Lersner und die Seinigen, berathen von einem einsichtigen Arzte, entschlossen sich den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen, wenn schon ein Frankfurter Kaufmann, an dem die Cur mißglückt war, ernstlich abrieth. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen so viele gelungene! Doch Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackern und heitern Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Staar auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt, es hieß: der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Cur in Sorgen sey. Gewöhnlich, und ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugesehen, schien nichts leichter in der Welt zu seyn; wie es denn auch Stillingen hundertmal gelungen war. Nach vollbrachtem schmerzlosen Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem gelindesten Druck die trübe Linse von selbst heraus, der Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Cur ihm erlaubte, sich des köstlichen Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wohlthater Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es dießmal so leicht und glücklich nicht hergegangen: die Linse sey nicht herausgesprungen, er habe sie holen und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen; dieß sey nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operirt habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt beide zugleich vorzunehmen, an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht, und da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden.

Wie übel ein so gutmüthiger, wohlgesinnter, gottesfürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sey, läßt keine Beschreibung noch Entwickelung zu; etwas Allgemeines über eine solche Sinnesart steht vielleicht hier am rechten Platze.

Auf eigene moralische Bildung loszuarbeiten, ist das Einfachste und Thunlichste was der Mensch vornehmen kann; der Trieb dazu ist ihm angeboren; er wird durch Menschenverstand und Liebe dazu im bürgerlichen Leben geleitet, ja gedrängt.

Stilling lebte in einem sittlich religiosen Liebesgefühl; ohne Mittheilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existiren: er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still, wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig; deßwegen befand er sich am besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten ruhigen Berufskreise mit einiger Bequemlichkeit sich zu vollenden beschäftigt sind.

Diesen gelingt nun wohl die Eitelkeit abzuthun, dem Bestreben nach äußerer Ehre zu entsagen, Behutsamkeit im Sprechen sich anzueignen, gegen Genossen und Nachbarn ein freundliches gleiches Betragen auszuüben.

Oft liegt hier eine dunkle Geistesform zum Grunde, durch Individualität modificirt; solche Personen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf ihre empirische Laufbahn; man hält alles für übernatürliche Bestimmung, mit der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke.

Dabei ist im Menschen eine gewisse Neigung in seinem Zustand zu verharren, zugleich aber auch sich stoßen und führen zu lassen und eine gewisse Unentschlossenheit selbst zu handeln. Diese vermehrt sich, bei Mißlingen der verständigsten Plane, so wie durch zufalliges Gelingen günstig zusammentreffender unvorhergesehener Umstände.

Wie nun durch eine solche Lebensweise ein aufmerksames männliches Betragen verkümmert wird, so ist die Art in einen solchen Zustand zu gerathen gleichfalls bedenklich und der Betrachtung werth.

Wovon sich dergleichen Sinnesverwandte am liebsten unterhalten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren psychologischen Werth nicht absprechen. Es sind eigentlich was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Apercus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben ankert und so in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird.

Ein solches Apercu giebt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung: es entspringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das gutmüthige altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Aeußere Anſtöße bewirken oft das gewaltſame Losbrechen ſolcher Sinnesänderung, man glaubt Zeichen und Wunder zu ſchauen.

Zutrauen und Liebe verband mich aufs herzlichſte mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf ſeinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz ſeiner Natur gemaß, alles was für ihn geſchah in einem dankbaren feinen Herzen zu behalten; aber ſein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er ſich das Räthſel ſeiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftiger Weiſe Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuſchreiben, ſchien mir doch zu anmaßlich, und die Vorſtellungsart, daß alles, was aus unſerm Leichtſinn und Dünkel, übereilt oder vernachläſſigt, ſchlimme, ſchwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte alſo den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwiedern; doch ließ ich ihn, wie ſo viele andere, gern gewähren und ſchützte ihn ſpäter wie früher, wenn man, gar zu weltlich geſinnt, ſein zartes Weſen zu verletzen ſich nicht ſcheute. Daher ich ihm auch den Einfall eines ſchalkiſchen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernſthaft ausrief: „Nein! fürwahr, wenn ich mit Gott ſo gut ſtünde wie Jung, ſo würde ich das höchſte Weſen nicht um Geld bitten, ſondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht ſo viel dumme Streiche machte, die Geld koſten und elende Schuldenjahre nach ſich ziehen.“

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich; die Augen des braven geduldigen Mannes entzündeten sich und es blieb kein Zweifel, daß die Cur mißlungen sey.

Der Zustand in den unser Freund dadurch gerieth, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! zuvörderst der größte Dank des zum Lichte wieder Genesenen, das Herrlichste dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hülfsbedürftigen; der Credit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im hülflosen Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hiobs von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als habe er die ihm zufällig überkommenen Augenmittel frevelhaft als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft betrachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studirt, sondern seine Curen nur so obenhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mißwollende ihm nachgeredet; er gerieth in Zweifel, ob dieß auch nicht Wahrheit sey? und dergleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wohl Dünkel und Eitelkeit, in seinem Lebensgange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig nothwendige Resultat: daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seyen.

In meinem vorstrebend heitern Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht, nach herkömmlicher Weise, diese Seelenzustände ernster freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt; nur betrübte es mich, meine gute Mutter für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unablässig thatigen Gleichmuth. Der Vater dauerte mich am meisten. Um meinetwillen hatte er einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende heranzog, sehr gern eines muntern, ja paradoxen Gespräches, da ich ihm denn, durch allerlei dialektisches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete: denn ich hatte die gottlose Art alles zu bestreiten, aber nur insofern hartnäckig, daß derjenige, der Recht behielt, auf alle Falle lacherlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten heitersten Ereignisse, veranlaßt durch wohlgelungene Nebencuren des durch die Haupteur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, vielweniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte uns im Einzelnen ein alter blinder Betteljude aus dem Isenburgischen zu lachen, der, in dem höchsten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe orientalische Natur so gut nachhalf, daß er, vollkommen und ohne die mindeste Beschwerde, sich mit Entzucken geheilt sah. Als man ihn fragte ob die Operation geschmerzt habe? so sagte er nach der hyperbolischen Weise: „Wenn ich eine Million Augen hätte, so wollte ich sie jedesmal für ein halb Kopfstück sämmtlich nach und nach operiren

lassen." Bei seinem Abwandern betrug er sich in der Fahrgasse eben so excentrisch; er dankte Gott auf gut alttestamentlich, pries den Herrn und den Wundermann seinen Gesandten. So schritt er in dieser langen gewerbreichen Straße langsam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Laden heraus, überrascht durch einen so seltenen frommen, leidenschaftlich vor aller Welt ausgesprochenen Enthusiasmus; alle waren angeregt zur Theilnahme, dergestalt, daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heischen, mit reichlichen Gaben zur Wegezehrung beglückt wurde.

Eines solchen heitern Vorfalls durfte man in unserm Kreise aber kaum erwähnen; denn wenn der Aermste, in seiner sandigen Heimath über Main, in häuslichem Elend höchst glücklich gedacht werden konnte, so vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger diesseits das unschätzbare, zunächst gehoffte Behagen.

Kränkend war daher für unsern guten Jung der Empfang der tausend Gulden, die, auf jeden Fall bedungen, von großmüthigen Menschen edel bezahlt wurden. Diese Baarschaft sollte bei seiner Rückkehr einen Theil der Schulden auslöschen, die auf traurigen, ja unseligen Zuständen lasteten.

Und so schied er trostlos von uns, denn er sah zurückkehrend den Empfang einer sorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Schwiegereltern, die sich, als Bürgen für so manche Schulden des allzu zuversichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter vergriffen zu haben glauben konnten. Hohn und Spott der ohnehin im Glücke schon Mißwollenden konnte er in diesem und jenem Hause, aus diesem und jenem Fenster schon voraussehen; eine durch seine Abwesenheit schon verkümmerte, durch diesen

Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihn äußerst ängstigen.

So entließen wir ihn, von unserer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung; denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hülfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidene Zuversicht einflößen.

Siebzehntes Buch.

Wenn ich die Geschichte meines Verhältnisses zu Lili wieder aufnehme, so hab' ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmsten Stunden, theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menschlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in diesem Sinne waren unsre Gespräche sittlich interessant auf jede Weise.

Wie wollte man sich aber von dem Innern unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschließen? Es währte daher nicht lange, daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Sie schilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, so wie die nächsten Zustände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel.

Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sey. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Widerreden auf den bedenklichen Punkt, daß sie diese Gabe auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sey, indem sie auch von mir angezogen worden.

Dieſe Geſtändniſſe gingen aus einer ſo reinen kindhaften Natur hervor, daß ſie mich dadurch aufs allerſtrengſte ſich zu eigen machte.

Ein wechſelſeitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit ſich zu ſehen, trat nun ein; wie hätt' ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müſſen, wenn ich mich nicht hatte entſchließen können, ſie in ihren Cirkeln zu ſehen! Hieraus erwuchs mir mannichfaltige Pein.

Mein Verhältniß zu ihr war von Perſon zu Perſon, zu einer ſchönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen früheren Verhältniſſen, und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Miſchen und Wiedermiſchen eines geſelligen Zuſtandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrſchend geworden; ich konnte nicht ohne ſie, ſie nicht ohne mich ſeyn; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreiſes, was ergaben ſich da oft für Mißtage und Fehlſtunden!

Die Geſchichte von Luſtpartien die zur Unluſt ausliefen; ein retardirender Bruder mit dem ich nachfahren ſollte, welcher ſeine Geſchäfte erſt mit der größten Gelaſſenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langſamſt vollendete, und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb; auch ſonſtiges Antreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung, alle dieſe Peinen, die in irgend einem Roman umſtändlicher mitgetheilt, gewiß theilnehmende Leſer finden würden, muß ich hier beſeitigen. Um aber doch dieſe betrachtende Darſtellung einer lebendigen Anſchauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunahern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht beſonders hier eindrücklich, eingeſchaltet ſtehen.

Postmeisterinn. O ja! Wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau ist.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Postmeisterinn. Kennen Sie sie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Postmeisterinn. Weiß Gott. Er ist in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Postmeisterinn. Freylich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird sich schon zu trösten wissen.

Postmeisterinn. Meinen Sie doch? Da müssen Sie sie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, so eingezogen, die Zeit ich sie kenne. Fast kein Fremdes, kein Besuch aus der Nachbarschaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach wie kamſt du nur dazu?

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Veränderung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel biſt, iſt Lieb und Güte,
Wo du biſt Natur.

Hat man ſich dieſe Lieder aufmerkſam vorgeleſen, lieber noch mit Gefühl vorgeſungen, ſo wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüber wehen.

Doch wollen wir aus jener größeren, glanzenden Geſellſchaft nicht eilig abſcheiden, ohne vorher noch einige Bemerkungen hinzuzufügen; beſonders den Schluß des zweiten Gedichtes zu erlautern.

Diejenige, die ich nur im einfachen, ſelten gewechſelten Hauskleide zu ſehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glanzend entgegen und doch war es ganz

dieselbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur mehr' ich sagen, ihre Anziehungsgabe that sich mehr hervor; es sey nun weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu außern, sich von mehreren Seiten, je nachdem ihr dieser oder jener entgegen kam, sich zu vermannichfaltigen Ursache fand; genug, ich konnte mir nicht laugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hatte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sey auch weiteren und allgemeineren Zustanden gewachsen.

War es doch derselbige nun durch Putz verhüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte. Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lacheln sprach ein verborgenes edles Verstandniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das naturlichste gefunden hatte.

Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige landliche Freiheit dergleichen Verhaltnisse enger knupfen. Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfange einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prachtige Gebaude hatten sich schon hervorgethan; Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das grösste; weitlaufige Fabrikgebaude schlossen sich an; d'Orville, ein jungerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenuber. Anstoßende Garten, Terrassen, bis an den Main reichend, uberall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches

Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden.

Ich wohnte bei Johann André, und indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung erlauben, um von dem damaligen Opernwesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigirte zu der Zeit Marchand das Theater, und suchte durch seine eigne Person das Mögliche zu leisten. Es war ein schöner groß und wohlgestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erschien bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Ausführung musikalischer Werke wohl allenfalls bedurfte; deßhalb er denn die kleineren und größeren französischen Opern herüber zu bequemen bemüht war.

Der Vater in der Gretry'schen Oper: die Schöne bei dem Ungeheuer, gelang ihm besonders wohl, wo er sich in der hinter dem Flor veranstalteten Vision gar ausdrücklich zu gebärden wußte.

Diese, in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edlen Styl, und war geeignet, die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Dämon des Operntheaters bemächtigt; Zustands- und Handwerks-Opern thaten sich hervor. Die Jäger, der Faßbinder, und ich weiß nicht was alles, waren vorausgegangen; André wählte sich den Töpfer. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben, und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartiert, und will von diesem allzeit fertigen Dichter und Componisten nur so viel sagen als hier gefordert wird.

Er war ein Mann von angeborenem lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabricant in Offenbach ansäßig; er schwebte zwischen dem Capellmeister und Dilettanten. In Hoffnung jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als Letzterer war er geneigt, seine Compositionen ins Unendliche zu wiederholen.

Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst thätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffassend und erwiedernd, mitgedacht werden.

Lili's Pianospiel fesselte unsern guten André vollkommen an unsre Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend, waren wenige Stunden des Tags und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tagesreihe mit eingriff.

Burger's Leonore, damals ganz frisch bekannt, und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm componirt; er trug sie gern um wiederholt vor.

Auch ich, der viel und lebhaft recitirend vortrug, war sie zu declamiren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns beiden sie hören wollte, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten.

Dieses alles aber, wie es auch sey, diente den Liebenden nur zur Verlangerung des Zusammenseyns; sie wissen kein Ende zu finden, und der gute Johann André war durch

wechselsweise Verführung der beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu setzen, um bis nach Mitternacht seine Musik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden versicherten sich dadurch einer werthen unentbehrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Gärten, parterreartig übersehbar, mit flachen Blumen- und sonstigen Prunkbeeten; freie Uebersicht über den Fluß bis ans jenseitige Ufer; oft schon früh eine thätige Schifffahrt von Flößen und gelenken Marktschiffen und Kähnen; eine sanft hingleitende lebendige Welt, mit liebevollen zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich und verfehlte nicht einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Scenen umgeben, morgendlich wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernsten Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen, so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige was hier, des Vortrags halben, wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thatigkeiten, sogar unertragliche Langeweile widerwartig einstellten.

Manner und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschaftigt. Auch ich versaumte nicht, in Betracht der Gegenwart und Zukunft, das mir Obliegende zu besorgen, und fand noch Zeit genug dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrangten.

Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachsende Tag gehörte den weltlichen Geschäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Jurist, führte seine Geschäfte selbst, die ihm sowohl die Verwaltung seines Vermögens als die Verbindung mit werthgeschätzten Freunden auferlegte, und ob ihm gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath zu prakticiren nicht erlaubte, so war er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advocaten unterzeichnet wurden, dem denn jede solche Signatur ein Billiges einbrachte.

Diese seine Thatigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Hergutreten und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher schätzte als meine Praxis und deßwegen alles that um mir Zeit genug zu meinen poetischen Studien und Arbeiten zu lassen. Gründlich und tüchtig, aber von langsamer Conception und Ausführung, studirte er die Acten als geheimer Referendar, und wenn wir zusammentraten legte er mir die Sache vor und die Ausfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vaterfreude gedieh, und er auch wohl einmal auszusprechen nicht unterließ: „wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden.“

Diese Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern hatte sich ein Schreiber zu uns gesellt, dessen Charakter und Wesen, wohl durchgeführt, leicht einen Roman fördern und schmücken könnte. Nach wohlgenutzten Schuljahren, worin er des Lateins völlig mächtig geworden, auch sonstige gute Kenntnisse erlangt hatte, unterbrach ein allzuleichtfertiges akademisches Leben den übrigen Gang seiner Tage; er schleppte sich eine Weile mit siechem Körper in Dürftigkeit hin, und kam erst später in

beſſere Umſtände durch Hülfe einer ſehr ſchönen Handſchrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advocaten unterhalten ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt, und erwarb ſich alle, denen er diente, durch Rechtlichkeit und Pünktlichkeit zu Gönnern. Auch unſerm Hauſe hatte er ſich verpflichtet und war in allen Rechts- und Rechnungs-Sachen bei der Hand.

Dieſer hielt nun von ſeiner Seite unſer ſich immer mehr ausdehnendes Geſchäft, das ſich ſowohl auf Rechtsangelegenheiten, als auf mancherlei Aufträge, Beſtellungen und Speditionen bezog. Auf dem Rathhauſe wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgemeiſterlichen Audienzen war er auf ſeine Weiſe gelitten; und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangeſtiegen waren, von ſeinem erſten Eintritt ins Amt her, in ſeinem noch unſichern Benehmen wohl kannte, ſo hatte er ſich ein gewiſſes Vertrauen erworben, das man wohl eine Art von Einfluß nennen konnte. Das alles wußte er zum Nutzen ſeiner Gönner zu verwenden, und da ihn ſeine Geſundheit nöthigte ſeine Thatigkeit mit Maaß zu üben, ſo fand man ihn immer bereit jeden Auftrag, jede Beſtellung ſorgfaltig auszurichten.

Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper ſchlank und regelmäßiger Geſichtsbildung; ſein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit ſeiner Ueberzeugung was zu thun ſey, auch wohl heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hinderniſſen. Er mochte ſtark in den Vierzigen ſeyn und es reut mich noch (ich darf das Obengeſagte wiederholen), daß ich ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle mit eingefügt habe.

In Hoffnung meine ernſten Leſer durch das Vorgetragene

einigermaßen befriedigt zu haben, darf ich mich wohl wieder zu denen glanzenden Tagespunkten hinwenden, wo Freundschaft und Liebe sich in ihrem schönsten Lichte zeigten.

Daß Geburtstage sorgfaltig, froh und mit mancher Abwechselung gefeiert wurden, liegt in der Natur solcher Verbindungen; dem Geburtstage des Pfarrers Ewald zu Gunsten ward das Lied gedichtet:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen seyn!
Uns halt der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht;
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht.

Da dieß Lied sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gastmahl sich versammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nachkommen und wünschen allen, die es aussprechen und singen, gleiche Lust und Behagen von innen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Welt zu gedenken, uns im beschränkten Kreise zu einer Welt ausgedehnt empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Lili's Geburtstag, welcher den 23. Juni 1775 sich zum siebzehntenmal wiederholte, besonders sollte gefeiert werden. Sie hatte versprochen am Mittag nach Offenbach zu kommen, und ich muß gestehen, daß die Freunde mit glücklicher Uebereinkunft von diesem Feste alle herkommlichen Verzierungsphrasen abgelehnt und sich nur

allein mit Herzlichkeiten, die ihrer wurdig waren, zu Empfang und Unterhaltung vorbereitet hatten.

Mit solchen angenehmen Pflichten beschaftigt sah ich die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag verkundigte und unserm Fest ihre frohe glanzende Gegenwart versprach, als Lili's Bruder George, der sich nicht verstellen konnte, ziemlich ungebardig ins Zimmer trat und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unser morgendes Fest gestört sey; er wisse selbst weder wie noch wodurch, aber die Schwester lasse sagen, daß es ihr völlig unmöglich sey morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feste Theil zu nehmen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wisse sie recht gut wie unangenehm es mir und unsern Freunden fallen müsse, bitte mich aber so herzlich dringend als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie mir uberlasse hinaus zu melden, gemildert, ja versöhnt werde; sie welle mir's zum allerbesten danken.

Ich schwieg einen Augenblick, hatte mich auch sogleich gefaßt und wie durch himmlische Eingebung gefunden was zu thun war. „Eile," rief ich, „George! sag' ihr, sie solle sich ganz beruhigen, möglich machen daß sie gegen Abend komme; ich verspräche: gerade dieses Unheil solle zum Fest werden! Der Knabe war neugierig und wünschte zu wissen wie? dieß wurde ihm standhaft verweigert, ob er gleich alle Künste und Gewalt zu Hulfe rief, die ein Bruder unserer Geliebten auszuuben sich anmaßt.

Kaum war er weg, so ging ich mit sonderbarer Selbstgefalligkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem frohen, freien Gefuhl, daß hier Gelegenheit sey mich als ihren Diener auf eine glanzende Weise zu zeigen, hefstete ich mehrere Bogen

ſich, und iſt, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterinn. Das thun Sie. Manchmal läßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmänninn, die Frau Pfarrerinn und mich, und discurirt mit uns von allerley. Freylich hüten wir uns, ſie nicht an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfing von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erhohlen konnen.

Fernando vor ſich. Das haſt du um ſie verdient! — Laut. Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterinn. Eine Treppe hoch. Karl, zeig' dem gnädigen Herrn das Zimmer.

Fernando mit dem Jungen ab.

mit schöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedichte ziemt, zusammen und eilte den Titel zu schreiben:

„Sie kommt nicht!"

„ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sey es Gott, den 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend."

Da von diesem Scherze weder Concept noch Abschrift vorhanden, habe ich mich oft darnach erkundigt, aber nie etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es wieder aufs neue zusammmendichten, welches im Allgemeinen nicht schwer fallt.

Der Schauplatz ist d'Orville's Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet sich durch die Domestiken, wobei jedes genau seine Rolle spielt und die Anstalten zum Fest vollkommen deutlich werden. Die Kinder mischen sich drein, nach dem Leben gebildet; dann der Herr, die Frau mit eigenthümlichen Thatigkeiten und Einwirkungen; dann kommt, indem alles sich in einer gewissen hastigen Geschaftigkeit durch einander treibt, der unermüdliche Nachbar Componist Hans Andre; er setzt sich an den Flügel und ruft alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus zieht er heran, aber alles macht sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; eins wird vom andern abgerufen, eins bedarf des andern, und die Dazwischenkunft des Gartners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasser-Scenen; Kranze, Banderolen mit Inschriften zierlicher Art, nichts ist vergessen.

Als man sich nun eben um die erforderlichen Gegenstande versammelt, tritt ein Bote herein, der, als eine Art von lustigem Hin- und Wiedertrager, berechtigt war auch eine

Charakterrolle mitzuſpielen, und der durch manches allzugute Trinkgeld wohl ungefähr merken konnte, was für Verhältniſſe obwalteten. Er thut ſich auf ſein Packet etwas zu gute, hofft ein Glas Wein und Semmelbrod, und übergiebt nun, nach einigem ſchalkhaftem Weigern die Depeſche. Dem Hausherrn ſinken die Arme, die Papiere fallen zu Boden, er ruft: „Laßt mich zum Tiſch! laßt mich zur Commode, damit ich nur ſtreichen kann.“

Das geiſtreiche Zuſammenſeyn lebeluſtiger Menſchen zeichnet ſich vor allem aus durch eine Sprach- und Gebärden-Symbolik. Es entſteht eine Art Gauneridiom, welches, indem es die Eingeweihten höchſt glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt, oder, bemerkt, verdrießlich wird.

Es gehörte zu Lili's anmuthigſten Eigenheiten, eine, die hier durch Wort und Gebärde als Streichen ausgedrückt iſt, und welche ſtatt fand, wenn etwas Anſtößiges geſagt oder geſprochen wurde, beſonders indem man bei Tiſche ſaß, oder in der Nähe von einer Fläche ſich befand.

Es hatte dieſes ſeinen Urſprung von einer unendlich lieblichen Unart, die ſie einmal begangen, als ein Fremder, bei Tafel neben ihr ſitzend, etwas Unziemliches vorbrachte. Ohne das holde Geſicht zu verändern, ſtrich ſie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tiſchtuch weg, und ſchob alles, was ſie mit dieſer ſanften Bewegung erreichte, gelaſſen auf den Boden. Ich weiß nicht was alles, Meſſer, Gabel, Brod, Salzfaß, auch etwas zum Gebrauch ihres Nachbars gehörig; es war jedermann erſchreckt; die Bedienten liefen zu, niemand wußte was das heißen ſollte, als die Umſichtigen, die ſich erfreuten, daß ſie eine Unſchicklichkeit auf eine ſo zierliche Weiſe erwiedert und ausgelöſcht.

Hier war nun alſo ein Symbol gefunden, für das

Ablehnen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in tüchtiger, braver, ſchätzenswerther, wohlgeſinnter, aber nicht durch und durch gebildeter Geſellſchaft vorzukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechten Hand als ablehnend erlaubten wir uns alle; das wirkliche Streichen der Gegenſtände hatte ſie ſelbſt in der Folge ſich nur mäßig und mit Geſchmack erlaubt.

Wenn der Dichter nun alſo dem Hausherrn dieſe Begierde zu ſtreichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit, als Mimik aufgiebt, ſo ſieht man das Bedeutende, das Effectvolle; denn indem er alles von allen Flächen herunter zu ſtreichen droht, ſo hält ihn alles ab; man ſucht ihn zu beruhigen, bis er ſich endlich ganz ermattet in den Seſſel wirft.

„Was iſt begegnet?“ ruft man aus. „Iſt ſie krank? Iſt jemand geſtorben?“ Leſ't! leſ't! ruft d'Orville, dort liegt's auf der Erde. Die Depeſche wird aufgehoben, man lieſ't, man ruft: Sie kommt nicht!

Der große Schreck hatte auf einen größern vorbereitet; — aber ſie war doch wohl! — es war ihr nichts begegnet! Niemand von der Familie hatte Schaden genommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

André, der indeſſen immerfort muſicirt hatte, kam doch endlich auch herbei gelaufen, tröſtete und ſuchte ſich zu tröſten. Pfarrer Ewald und ſeine Gattin traten gleichfalls charakteriſtiſch ein, mit Verdruß und Verſtand, mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durch einander, bis der muſterhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühſtück, ein löblich Mittagsfeſt erwartend, und der Einzige iſt, der die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte anſieht, beſchwichtigende, vernünftige Reden äußert und alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der

griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.

Dieß alles ward während eines Theiles der Nacht mit laufender Feder niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der am nächsten Morgen punkt zehn Uhr mit der Depesche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den hellsten Morgen erblickend wacht' ich auf, mit Vorsatz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen; das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hatte. Die Dienerschaft war zufrieden mit der Herrschaft auf gleichem Theater aufgetreten zu seyn, nur die Kinder, als die entschiedensten unbestechbarsten Realisten, versicherten hartnäckig: so hätten sie nicht gesprochen und es sey überhaupt alles ganz anders gewesen, als wie es hier geschrieben stünde. Ich beschwichtigte sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Lili ohne Prunk, aber vielleicht um desto lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Außenbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzahlte ihr alles, man trug ihr alles vor und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir wie sie allein nur konnte.

Es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns, um zu bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufallig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhaltniß verursacht war. Indessen hatte dieß weder auf unsre Gesinnungen, noch auf unser Betragen den mindesten Einfluß.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03761/125

Ein vielfacher geselliger Zudrang aus der Stadt konnte in dieser Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur spat des Abends zur Gesellschaft, und fand sie dem Scheine nach theilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden erschien, so mocht' ich ihr gern in irgend etwas nützlich seyn, indem ich ihr Gröseres oder Kleineres besorgt hatte, oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es ist wohl diese Dienstbarkeit das Erfreulichste was einem Menschen begegnen kann; wie uns die alten Ritter-Romane dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kraftige Weise zu überliefern verstehen. Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen, und sie durfte sich diesen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphiren Ueberwinder und Ueberwundene, und beide behagen sich in gleichem Stolze.

Dieß mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer deste kräftiger. Johann André hatte immer Musik-Vorrath; auch ich brachte fremdes und eignes Neue; poetische und musikalische Blüthen regneten herab. Es war eine durchaus glanzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dieß den übrigen aus unserm Verhaltnisse mit. Denn wo Neigung und Leidenschaft in ihrer eignen kühnen Natur hervortreten, geben sie verschüchterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum sie ihre gleichen Rechte verheimlichen sollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger versteckte Verhaltnisse, die sich nunmehr ohne Scheu durchschlangen; andere, die sich nicht gut bekennen liesen, schlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Konnt' ich denn auch wegen vermannichfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, so gaben die

heiteren Abende Gelegenheit zu verlangertem Zusammenseyn im Freien. Liebende Seelen werden nachstehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: „ich schlafe, aber mein Herz wacht;" die hellen wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.

Wir waren beim klarsten Sternhimmel bis spat in der freien Gegend umherspaziert; und nachdem ich sie und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet und von ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf, daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht saumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille, unter dem blendenden Sternhimmel mir selbst und ihr anzugehören.

Bemerkenswerth schien mir ein schwer zu erklarender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Rascheln, kein Rauschen, und bei naherer Aufmerksamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem Gethier sey. Es mochten Igel oder Wieseln seyn, oder was in solcher Stunde dergleichen Geschaft vornimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zugegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingarten hinaufführen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dammerung sich schon verbreitet, ich sah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die hoben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir,

leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen.

Da verharrt' ich bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wieder sehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab.

Jemehr aber, um des wachsenden Geschäftskreises willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrschen trachtete, meine Besuche in Offenbach sparsamer werden und dadurch eine gewisse peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, so ließ sich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintansetze und verliere.

Wie nun meine Aussichten sich nach und nach verbesserten, hielt ich sie für bedeutender als sie wirklich waren, und dachte um so mehr auf eine baldige Entscheidung, als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens; die volle Ueberzeugung eine Trennung sey unmöglich; das treinander gleichmäßig gesetzte Vertrauen, — das alles brachte einen solchen Ernst hervor, daß ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, dem schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses, ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges, wieder verschlungen fand, wirklich von einem Stumpfsinn befangen war, von dem ich mich zu retten, mich immermehr in gleichgültige weltliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch

mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hülfe, welche die sämmtlichen Bezüge der Personen und Zustande sehr wohl durchsah. Man nannte sie Demoiselle Delf; sie stand mit ihrer ältern Schwester einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor und war der größern Frankfurter Wechselhandlung bei verschiedenen Vorfallen vielen Dank schuldig geworden. Sie kannte und liebte Lili von Jugend auf; es war eine eigne Person, ernsten männlichen Ansehens und gleichen, derben, hastigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fugen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne. Man konnte sie nicht intrigant nennen; sie pflegte den Verhältnissen lange zuzusehen und ihre Absichten stille mit sich fortzutragen: dann aber hatte sie die Gabe, die Gelegenheit zu ersehen, und wenn sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, wenn alles auf Entschiedenheit ankam, so wußte sie eine solche Kraft der Charaktertüchtigkeit einzusetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang ihr Vorhaben auszuführen. Eigentlich hatte sie keine egoistischen Zwecke; etwas gethan, etwas vollbracht, besonders eine Heirath gestiftet zu haben, war ihr schon Belohnung. Unsern Zustand hatte sie langst durchblickt, bei wiederholtem Hiersein durchforscht, so daß sie sich endlich überzeugte: diese Neigung sey zu begünstigen, diese Vorsatze, redlich aber nicht genugsam verfolgt und angegriffen, müßten unterstützt und dieser kleine Roman förderlamst abgeschlossen werden.

Seit vielen Jahren hatte sie das Vertrauen von Lili's Mutter. In meinem Hause durch mich eingeführt hatte sie sich den Eltern angenehm zu machen gewußt, denn gerade dieses barsche Wesen ist in einer Reichsstadt nicht widerwartig und, mit Verstand im Hintergrunde, sogar willkommen. Sie

kannte sehr wohl unsre Wünsche, unsre Hoffnungen, ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag; kurz sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegen stellen mochten, beseitigt, genug sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!" rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Es war ein seltsamer Beschluß des hohen uber uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sey.

Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sey. Es ist erfreulich sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert: die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisirenden Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran und bei allgemein gefeiertem frommen Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.

Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmuth

Lucie, Annchen kommen.

Poſtmeiſterinn. Nun, wie iſt's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich mußte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch' mit meiner Mutter und dem Gepäck' zu kommen.

Poſtmeiſterinn. Das dacht' ich wohl? Iſt's jetzt gefällig zu eſſen? Noch ein ſchöner langer Officier iſt angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun, als mit andern. Sie verſtellen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Böſen gleich das erſtemal kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterinn. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehn. ab.

Poſtmeiſterinn. Karl! da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt?

und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Capitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hatte.

Es ist schon langst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände halt man sich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiselle Delf eroberte Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn so bald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außenwelt ist durchaus unbarmherzig und sie hat Recht, denn sie muß sich ein für allemal selbst behaupten; die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern. Junge Gatten, die, besonders in der spatern Zeit, mit nicht genugsamen Gütern versehen, in diese Zustande sich einlassen, mogen ja sich keine Honigmonde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unvertraglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar absurd erscheinen lassen.

Die Unzulänglichkeit der Mittel die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich fruher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zugereicht hatten; nun der Zweck naher heranruckte, wollte es huben und druben nicht vollkommen passen.

Der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem findet, trat nun in seiner völligen Incongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine

häusliche Lage, in ihrem ganz Besondern betrachtet werden. Das Bewußtseyn, das Ganze sey auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tuchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger unbefangener Betrachtung sich nicht laugnen können, daß, um diese neue Geworbene in solche Function gleichfalls einzusetzen, man ein neues Gewölbe hatte zurichten müssen.

Indessen war mir dieß noch nicht deutlich geworden und ihr eben so wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hause, und gedacht' ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Cirkeln zu erscheinen, um gegen die Tags- und Mode-Menschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verandern, ja wieder verandern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehen, wo in einem neugebauten, stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam ruckwarts die Einrichtung geleitet hatte.

So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhaltniß der Eltern unter einander bilden und einleiten konnen, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebrauche, andere Sitten! und wollte die Liebenswurdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anstandig geraumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem diesem abgesehen, so waren mir zur Beruhigung und Starkung von außen her schöne Ansichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu

gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunst, dem Genie traut man alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag.

Das deutsche geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Anbauer und kluge Haushalter wünschten. Selbst die angesehene wohlgegründete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lili bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den übrigen so nah verwandten Zwecken, hätten förderlich seyn müssen.

Ich gehe zu dem Besondersten zurück.

In solchen Städten, wie Frankfurt, giebt es collective Stellen: Residentschaften, Agentschaften, die sich durch Thätigkeit gränzenlos erweitern lassen. Dergleichen bot sich auch mir dar, beim ersten Anblick vortheilhaft und ehrenvoll zugleich. Man setzte voraus, daß ich für sie passe; es wäre auch gegangen unter der Bedingung jener geschilderten Kanzleifreiheit. Man verschweigt sich die Zweifel, man theilt sich das Günstige mit, man überwindet jedes Schwanken durch gewaltsame Thätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft deßhalb gemildert werde.

In Friedenszeiten iſt für die Menge wohl kein erfreulicheres Leſen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuſten Weltereigniſſen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlerhaltene Bürger übt daran auf eine unſchuldige Weiſe den Parteigeiſt, den wir in unſerer Beſchränktheit weder los werden können noch ſollen. Jeder behagliche Menſch erſchafft ſich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Intereſſe, unweſentlichen Gewinn und Verluſt, und nimmt, wie im Theater, einen ſehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Dieſe Theilnahme erſcheint oft willkürlich, jedoch beruht ſie auf ſittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Abſichten einen verdienten Beifall; bald aber, von glänzendem Erfolg hingeriſſen, wenden wir uns zu demjenigen, deſſen Vorſatze wir würden getadelt haben. Zu allem Dieſem verſchaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweite, auf ſeiner Kraft ruhend, ſchien noch immer das Schickſal Europens und der Welt abzuwägen; Catharina, eine große Frau, die ſich ſelbſt des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen hochbegünſtigten Männern einen großen Spielraum, der Herrſcherin Macht immer weiter auszubreiten; und da dieß über die Türken geſchah, denen wir die Verachtung, mit welcher ſie auf uns herniederblicken, reichlich zu vergelten gewohnt ſind, ſo ſchien es als wenn keine Menſchen aufgeopfert wurden, indem dieſe Unchriſten zu Tauſenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tſchesme verurſachte ein allgemeines Freudenfeſt über die gebildete Welt und jedermann nahm Theil an dem ſiegeriſchen Uebermuth, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künſtleriſchen Studiums, auf der Rhede von Livorno ſogar ein Kriegsſchiff in die Luft ſprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger

nordischer König, gleichfalls aus eigner Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Aristokraten, die er unterdrückt, werden nicht bedauert, denn die Aristokratie überhaupt hatte keine Gunst bei dem Publicum, weil sie ihrer Natur nach im Stillen wirkt und um desto sicherer ist, je weniger sie von sich reden macht; und in diesem Falle dachte man von dem jungen König um desto besser, weil er, um dem obersten Stande das Gleichgewicht zu halten, die unteren begünstigen und an sich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt interessirt, als ein ganzes Volk sich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man demselben Schauspiel im Kleinen gern zugesehn; Corsica war lange der Punkt gewesen, auf den sich Aller Augen richteten; Paoli, als er, sein patriotisches Vorhaben nicht weiter durchzusetzen im Stande, durch Deutschland nach England ging, zog Aller Herzen an sich; es war ein schöner, schlanker, blonder Mann voll Anmuth und Freundlichkeit; ich sah ihn in dem Bethmann'schen Hause, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die sich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit begegnete. Nun aber sollten sich in dem entfernteren Welttheil ähnliche Auftritte wiederholen; man wünschte den Amerikanern alles Glück und die Namen Franklin und Washington fingen an am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menschheit war geschehen, und als nun gar ein neuer wohlwollender König von Frankreich die besten Absichten zeigte, sich selbst zu Beseitigung so mancher Mißbräuche und zu den edelsten Zwecken zu beschränken, eine regelmäßig anlangende Staatswirthschaft einzuführen, sich aller willkürlichen Gewalt zu begeben, und durch Ordnung wie durch Recht allein zu herrschen; so verbreitete sich die heiterste Hoffnung

über die ganze Welt und die zutrauliche Jugend glaubte sich und ihrem ganzen Zeitgeschlechte eine schöne, ja herrliche Zukunft versprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur in so fern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten, ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewahren.

Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz manchen Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt vollkommen erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter, die mannichfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich Könige subordinirten, so gab diesen ihr Wahlrecht und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste königliche Reihe verschränkt, so daß er seiner bedeutenden Vorrechte gedenkend, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Churfürsten allen andern vorangingen und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vortheile, welche diese altgegründeten Familien zugleich und außerdem in Stiftern, Ritterorden, Ministerien, Vereinigungen und Verbrüderungen genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von bedeutenden Menschen, welche sich

zugleich als subordinirt und als coordinirt fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Weltthätigkeit ihre Tage zubrachten, und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Classe nicht an geistiger Cultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militar- und Geschafts-Bildung bedeutend hervorgethan und sich des ganzen vornehmen, so wie des diplomatischen Kreises bemächtigt; zugleich aber auch durch Literatur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen der Gegenwart nicht allzugünstigen Standpunkt zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum jemand eingefallen, jene ungeheure privilegirte Masse zu beneiden, oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch, so wie durch die nahverwandte Technik, sich zu einem bedeutenden Gegengewicht erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Thätigkeit, so wie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden. Wer seinen Reichthum vermehrt, seine geistige Thätigkeit besonders im juristischen und Staatsfache gesteigert sah, der konnte sich überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Setzte man doch bei den höchsten Reichsgerichten und auch wohl sonst, der adeligen Bank eine Gelehrten-Bank gegenüber; die freiere Uebersicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gerne befreunden und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität; der Adel war sicher in seinen unerreichbaren durch die Zeit geheiligten Vorrechten und der Bürger hielt es unter seiner Würde durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker, hatte genug zu thun um mit

den ſchneller vorſchreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, ſo durfte man wohl ſagen, es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Beſtrebens, wie ſie früher nicht erſchienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen ſich lange erhalten konnte.

In dieſer Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände ſehr günſtig. Wenn auch im Werther die Unannehmlichkeiten an der Gränze zweier beſtimmten Verhältniſſe mit Ungeduld ausgeſprochen ſind, ſo ließ man das in Betracht der übrigen Leidenſchaftlichkeiten des Buches gelten, indem jedermann wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgeſehen ſey.

Durch Götz von Berlichingen aber war ich gegen die obern Stände ſehr gut geſtellt; was auch an Schicklichkeiten bisheriger Literatur mochte verletzt ſeyn, ſo war doch auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weiſe das altdeutſche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiſer an der Spitze, mit manchen andern Stufen und ein Ritter dargeſtellt, der im allgemein geſetzloſen Zuſtande als einzelner Privatmann, wo nicht geſetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in ſehr ſchlimme Lagen gerath. Dieſer Complex aber war nicht aus der Luft gegriffen, ſondern durchaus heiter lebendig und deßhalb auch wohl hie und da ein wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere tüchtige Mann ſich ſelbſt, und alſo wohl zu leidlichen Gunſten, in eigner Erzählung dargeſtellt hatte.

Die Familie blühte noch, ihr Verhältniß zu der fränkiſchen Ritterſchaft war in ihrer Integrität geblieben, wenn gleich dieſe Beziehungen, wie manches Andere jener Zeit, bleicher und unwirkſamer mochten geworden ſeyn.

Nun erhielt auf einmal das Flüßlein Jart, die Burg

Jarthausen eine poetische Bedeutung; sie wurden besucht, so wie das Rathhaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich noch andere Punkte jener Zeitgeschichte mir in den Sinn genommen hatte und manche Familie, die sich aus jener Zeit noch tüchtig herschrieb, hatte die Aussicht ihren Aeltervater gleichsam ans Tageslicht hervorgezogen zu sehen.

Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt; sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt. Theilnahme und Beifall kann daher einer solchen Darstellung nicht fehlen und ich hatte mich in diesem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch seyn, daß unter den zahlreichen Annaherungen und in der Menge der jungen Leute, die sich an mich anschlossen, sich kein Edelmann befand; aber dagegen waren manche, die schon in die dreißig gelangt, mich aufsuchten, besuchten und in deren Wollen und Bestreben eine freudige Hoffnung sich durchzog, sich in vaterländischem und allgemein menschlicherem Sinne ernstlich auszubilden.

Zu dieser Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eröffnet und lebendig. Die Werke Ulrich's von Hutten kamen mir in die Hände und es schien wundersam genug, daß in unsern neuern Tagen sich das Aehnliche, was dort hervorgetreten, hier gleichfalls wieder zu manifestiren schien.

Folgender Brief Ulrich's von Hutten an Willibald Pirkheimer dürfte demnach hier eine schickliche Stelle finden.

„Was uns das Glück gegeben nimmt es meist wieder weg und das nicht allein; auch alles andere was sich an den

Menſchen von außen anſchließt, ſehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber ſtreb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunſt zu erlangen wünſchte, ja welcher Weiſe es auch ſey; denn es beſitzt mich ein heftiger Durſt nach dem Ruhm, daß ich ſo viel als möglich geadelt zu ſeyn wünſchte. Es würde ſchlecht mit mir ſtehen, theurer Willibald, wenn ich mich ſchon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in dieſem Rang, dieſer Familie, von ſolchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Beſtreben geadelt hätte. Ein ſo großes Werk hab' ich im Sinn! ich denke höher! nicht etwa daß ich mich in einen vornehmeren, glänzendern Stand verſetzt ſehen möchte, ſondern anderwärts möcht' ich eine Quelle ſuchen, aus der ich einen beſondern Adel ſchöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem was ich von meinen Voreltern empfangen; ſondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas ſelbſt hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge."

„Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und beſtrebe, entgegengeſetzt in Meinung denenjenigen, die alles das, was iſt, für genug achten; denn mir iſt nichts dergleichen genug, wie ich Dir denn meinen Ehrgeiz dieſer Art bekannt habe. Und ſo geſteh' ich denn, daß ich diejenigen nicht beneide, die, von den unterſten Ständen ausgegangen, über meine Zuſtände hinausgeſchritten ſind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereindenkend, welche Perſonen eines niedrigen Urſprungs, die ſich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu ſchimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir ſelbſt vernachläſſigt, für ſich ergriffen und in Beſitz genommen; ſie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern ſeyn, haben ſie doch

Sieh nur die Gläſer! Ich ſollt' dir ſie am Kopf entzwey ſchmeißen, wenn du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando kommt.

Poſtmeiſterinn. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch' kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterinn. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen; ſie wird künftig der gnädgen Frau zur Geſellſchaft ſeyn.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterinn. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Lucie kommt.

Lucie. Ihre Dienerinn!

Fernando. Ich bin glücklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hatten, dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor iſt der Ungelehrte zu nennen, welcher den beneidet, der durch Kenntniſſe ſich hervorgethan, ſondern unter die Elenden, ja unter die Elendeſten zu zählen; und an dieſem Fehler kranket unſer Adel ganz beſonders, daß er ſolche Zierrathen quer anſehe. Denn was, bei Gott! heißt es, den beneiden der das beſitzt, was wir vernachläſſigten? Warum haben wir uns der Geſetze nicht befleißiget? die ſchöne Gelahrtheit, die beſten Künſte warum nicht ſelbſt gelernt? Da ſind uns nun Walker, Schuſter und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlaſſen, warum die freiſten Studien den Dienſtleuten und, ſchändlich für uns! ihrem Schmutz überlaſſen? Ganz rechtmäßig hat das Erbtheil des Adels, das wir verſchmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger, in Beſitz nehmen und durch Thätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die das vernachläſſigen, was einen jeden Unterſten ſich über uns zu erheben genügt; hören wir doch auf zu beneiden und ſuchen dasjenige auch zu erlangen, was, zu unſrer ſchimpflichen Beſchämung, andere ſich anmaßen."

„Jedes Verlangen nach Ruhm iſt ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand ſeine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt ſeyn! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, ſo wenig als die wohl ausgeſtatteten Stammbäume; aber was auch deren Werth ſey iſt nicht unſer eigen, wenn wir es nicht durch Verdienſte erſt eigen machen; auch kann es nicht beſtehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausvater die Standbilder ſeiner Vorfahren dir aufzeigen, indeß er ſelbſt unthätig eher einem Klotz ähnlich, als daß er jenen die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchteten zu vergleichen wäre."

„So viel hab' ich dir von meinem Ehrgeiz und meiner Beſchaffenheit ſo weitläufig als aufrichtig vertrauen wollen."

Wenn auch nicht in ſolchem Fluſſe des Zuſammenhangs, ſo hatte ich doch von meinen vornehmeren Freunden und Bekannten dergleichen tüchtige und kräftige Geſinnungen zu vernehmen, von welchen der Erfolg ſich in einer redlichen Thätigkeit erwies. Es war zum Credo geworden, man müſſe ſich einen perſönlichen Adel erwerben, und zeigte ſich in jenen ſchönen Tagen irgend eine Rivalität, ſo war es von oben herunter.

Wir andern dagegen hatten was wir wollten: freien und gebilligten Gebrauch unſrer von der Natur verliehenen Talente, wie er wohl allenfalls mit unſern bürgerlichen Verhältniſſen beſtehen konnte.

Denn meine Vaterſtadt hatte darin eine ganz eigene nicht genugſam beachtete Lage. Wenn die nordiſchen freien Reichsſtädte auf einen ausgebreiteten Handel, und die ſüdlichern, bei zurücktretenden Handelsverhältniſſen, auf Kunſt und Technik gegründet ſtanden, ſo war in Frankfurt am Main ein gewiſſer Complex zu bemerken, welcher aus Handel, Capitalvermögen, Haus- und Grund-Beſitz, aus Wiſſen- und Sammler-Luſt zuſammengeflochten ſchien.

Die lutheriſche Confeſſion führte das Regiment; die alte Gau-Erbſchaft, vom Hauſe Limburg den Namen führend; das Haus Frauenſtein mit ſeinen Anfangen nur ein Club, bei den Erſchütterungen, durch die untern Stände herbeigeführt, dem Verſtändigen getreu; der Juriſt, der ſonſtige Wohlhabende und Wohldenkende, niemand war von der Magiſtratur ausgeſchloſſen; ſelbſt diejenigen Handwerker, welche zu bedenklicher Zeit an der Ordnung gehalten, waren rathsfähig, wenn auch nur ſtationär auf ihrem Platze. Die andern verfaſſungsmäßigen Gegengewichte, formelle Einrichtungen und was ſich alles

an eine solche Verfassung anschließt, gaben vielen Menschen einen Spielraum zur Thätigkeit, indem Handel und Technik bei einer glücklich örtlichen Lage, sich auszubreiten in keinem Sinne gehindert waren.

Der höhere Adel wirkte für sich unbeneidet und fast unbemerkt; ein zweiter sich annähernder Stand mußte schon strebsamer seyn und, auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, suchte er sich durch rechtliche und Staatsgelehrsamkeit bemerklich zu machen.

Die sogenannten Reformirten bildeten, wie auch an andern Orten die Refugiés, eine ausgezeichnete Classe, und selbst wenn sie zu ihrem Gottesdienst in Bockenheim Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabtheilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vortheile gewahr geworden, welche die beiden andern Confessionen sich zugeeignet hatten.

Achtzehntes Buch.

Zu literarischen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umstand hervorheben, der auf die deutsche Poesie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte, und besonders zu beachten ist, weil eben diese Einwirkung in den ganzen Verlauf unsrer Dichtkunst bis zum heutigen Tag gedauert hat und auch in der Zukunft sich nicht verlieren kann.

Die Deutschen waren von den älteren Zeiten her an den Reim gewöhnt, er brachte den Vortheil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Sylben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinctmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Sylben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschluß des poetischen Satzes, bei kürzeren Zeilen waren sogar die kleineren Einschnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechslung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Sylbenwerth noch nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen, und, aufgefordert

durch jene Naturtendenz, griff man nach einer poetiſchen Proſa. Geßner's höchſt liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopſtock ſchrieb den Dialog von Hermanns Schlacht in Proſa, ſo wie den Tod Adams. Durch die bürgerlichen Trauerſpiele ſo wie durch die Dramen bemächtigte ſich ein empfindungsvoller höherer Styl des Theaters, und umgekehrt zog der fünffüßige Jambus, der ſich durch Einfluß der Engländer bei uns verbreitete, die Poeſie zur Proſa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Ramler, obgleich nach unſichern Grundſätzen, ſtreng gegen ſeine eigenen Sachen, konnte nicht unterlaſſen dieſe Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen. Er verwandelte Proſa in Verſe, veranderte und verbeſſerte die Arbeit anderer, wodurch er ſich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am beſten aber gelang es denen, die ſich des herkömmlichen Reims mit einer gewiſſen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geſchmack geleitet, unausgeſprochene und unentſchiedene Geſetze beobachteten; wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit maßigern Talenten zum Muſter diente.

Unſicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall und es war keiner, auch der Beſten, der nicht augenblicklich irre geworden ware. Daher entſtand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unſrer Poeſie weniges hervorbrachte was man in ſeiner Art correct nennen könnte; denn auch hier war die Zeit ſtrömend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und ſich ſelbſt genugthuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetiſch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freiſinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen,

wo ſich aus einem chaotiſchen Zuſtande ernſte Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und ſo befreundete man ſich auch mit der Dichtkunſt jener Zeiten. Die Minneſänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hatte man erſt ſtudiren müſſen und das war nicht unſre Sache, wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meiſterliche Dichter, lag uns am nächſten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, ſondern ein ſchlichter Bürger, wie wir uns auch zu ſeyn rühmten. Ein didaktiſcher Realism ſagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den ſich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es ſchien dieſe Art ſo bequem zur Poeſie des Tages und deren bedurften wir jede Stunde.

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine Jahre lange ja eine lebenslängliche Aufmerkſamkeit und Arbeit erforderten, auf ſo verwegenem Grunde, bei leichtſinnigen Anlaſſen mehr oder weniger aufgebaut wurden, ſo kann man ſich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Productionen ſich geſtalteten, z. B. die poetiſchen Epiſteln, Parabeln und Invectiven aller Formen, womit wir fortfuhren uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu ſuchen.

Außer dem ſchon abgedruckten iſt nur weniges davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Urſprung und Abſicht denkenden Männern etwas deutlicher enthüllen. Tiefer Eindringende, denen dieſe Dinge künftig zu Geſicht kommen, werden doch geneigt bemerken, daß allen ſolchen Excentricitaten ein redliches Beſtreben zu Grunde lag. Aufrichtiges Wollen ſtreitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit ſich

selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Vertragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen funfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höhern Region.

Ich hatte, nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Buden-Spiels, ein tolles Fratzenwesen ersonnen, welches den Titel: Hanswursts Hochzeit führen sollte. Das Schema war folgendes: Hanswurst, ein reicher elternloser Bauerssohn, welcher so eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Ursel Blandine, heirathen. Sein Vormund, Kilian Brustfleck, und ihre Mutter Ursel ꝛc. sind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das mindeste Hinderniß und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und dabei vorwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält seine herkömmliche bannale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirth zur goldnen Laus
Da wird seyn der Hochzeitschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters gedachtes Wirthshaus mit seinen Insignien glänzend zu sehen, aber so, als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten

kannte vorgestellt werden; wobei sich jedoch die vordern Coulissen des Theaters schicklich zu verändern hatten.

Im ersten Act stand die Vorderseite nach der Straße zu, mit den goldnen nach dem Sonnenmikroskop gearbeiteten Insignien; im zweiten Act die Seite nach dem Hausgarten; die dritte nach einem Wäldchen; die vierte nach einem nahe liegenden See; wodurch denn geweissagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Decorateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis an das Soufleurloch zu führen.

Durch alles dieses aber ist das eigentliche Interesse des Stücks noch nicht ausgesprochen; denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit gesteigert, daß das sämmtliche Personal des Schauspiels aus lauter deutsch herkömmlichen Schimpf- und Esel-Namen bestand, wodurch der Charakter der Einzelnen sogleich ausgesprochen und das Verhältniß zu einander gegeben war.

Da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, auch wohl in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, so dürfen wir nicht einmal, wie doch auf jedem Theater-Anschlag Sitte ist, unsre Personen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo sie sich am klarsten und eminentesten beweisen, hier am Ort aufführen; obgleich auf dem einfachsten Wege heitere, neckische, unverfängliche Beziehungen und geistreiche Scherze sich hervorthun müßten. Zum Versuche legen wir ein Blatt bei, unsern Herausgebern die Zulässigkeit zu beurtheilen anheim stellend.

Vetter Schuft hatte das Recht, durch sein Verhältniß zur Familie, zu dem Fest geladen zu werden, niemand hatte dabei etwas zu erinnern; denn wenn er auch gleich durchaus im Leben untauglich war, so war er doch da, und weil er da

war, konnte man ihn ſchicklich nicht verlaugnen; auch durfte man an ſo einem Feſttage ſich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm geweſen ware.

Mit Herrn Schurke war es ſchon eine bedenklichere Sache, er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nutzte; dagegen ihr auch wieder geſchadet, vielleicht zu ſeinem eignen Vortheil, vielleicht auch weil er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder Klugen ſtimmten für ſeine Zulaſſigkeit, die Wenigen, die ihn wollten ausgeſchloſſen haben, wurden überſtimmt.

Nun aber war noch eine dritte Perſon, über die ſich ſchwerer entſcheiden ließ; in der Geſellſchaft ein ordentlicher Menſch, nicht weniger als andere, nachgiebig, gefallig und zu mancherlei zu gebrauchen; er hatte den einzigen Fehler, daß er ſeinen Namen nicht hören konnte und ſo bald er ihn vernahm in eine Heldenwuth, wie der Norde ſie Berſerker-Wuth benennt, augenblicklich gerieth, alles rechts und links todtzuſchlagen drohte und in ſolchem Raptus theils beſchadigte, theils beſchadigt ward: wie denn auch der zweite Act des Stucks durch ihn ein ſehr verworrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich verſaumt werden, den rauberiſchen Macklot zu zuchtigen. Er geht namlich hauſiren mit ſeiner Macklotur, und wie er die Anſtalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerſtehen auch hier zu ſchmarutzen und auf anderer Leute Koſten ſeine ausgehungerten Gedarme zu erquicken. Er meldet ſich; Kilian Bruſtfleck unterſucht ſeine Anſpruche, muß ihn aber abweiſen, denn alle Gaſte, heißt es, ſeyen anerkannte öffentliche Charaktere, woran der Supplicant doch keinen Anſpruch machen könne. Macklot verſucht ſein Möglichſtes um zu beweiſen, daß er eben ſo beruhmt ſey als jene. Da aber Kilian Bruſtfleck

als ſtrenger Ceremonienmeiſter ſich nicht will bewegen laſſen, nimmt ſich jener Nichtgenannte, der von ſeiner Berſerker-Wuth am Schluſſe des zweiten Acts ſich wieder erholt hat, des ihm ſo nahe verwandten Nachdruckers ſo nachdrücklich an, daß dieſer unter die übrigen Gaſte ſchließlich aufgenommen wird.

Um dieſe Zeit meldeten ſich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizerreiſe begriffen, bei uns einſprechen wollten. Ich war durch das frühſte Auftauchen meines Talents im Göttinger Muſenalmanach mit ihnen und ſammtlichen jungen Mannern, deren Weſen und Wirken bekannt genug iſt, in ein gar freundliches Verhaltniß gerathen. Zu der damaligen Zeit hatte man ſich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundſchaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die ſich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen ſolchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen ausſah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin ſo gut wie die andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als Eine Weiſe gelitten. Es iſt noch ein Brief von Burger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu erſehen iſt, daß von ſittlich Aeſthetiſchem unter dieſen Geſellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte ſich aufgeregt und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebruder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden ſie mit offener Bruſt empfangen, mit gemüthlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gaſthofe, waren zu Tiſche jedoch meiſtens bei uns. Das erſte heitere Zuſammenſeyn zeigte ſich höchſt erfreulich; allein gar bald traten excentriſche Aeußerungen hervor.

Lucie neigt ſich.

Poſtmeiſterinn. Hierher, Mamſell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſterinn?

Poſtmeiſterinn. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles. ab.

Fernando. Alſo ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben Sich entſchloſſen, der Frau Baroneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen ſollt' es nicht fehlen, einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baroneſſe.

Lucie. Mir iſt nicht drum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Geſicht?

Zu meiner Mutter machte ſich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen graden Art ſich gleich ins Mittelalter zurückzuſetzen, um als Aja bei irgend einer Lombardiſchen oder Byzantiniſchen Prinzeſſin angeſtellt zu ſeyn. Nicht anders als Frau Aja ward ſie genannt, und ſie gefiel ſich in dem Scherze und ging ſo eher in die Phantaſtereien der Jugend mit ein, als ſie ſchon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hiebei ſollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einigemale zuſammen getafelt, als ſchon nach ein und der andern genoſſenen Flaſche Wein der poetiſche Tyrannenhaß zum Vorſchein kam, und man nach dem Blute ſolcher Wüthriche lechzend ſich erwies. Mein Vater ſchüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte ſie ſich in Gottfried's Chronik dergleichen Unmenſchen in Kupfer abgebildet geſehen zu haben: den König Cambyſes, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr ſolches noch im Gedächtniß geblieben war. Dieſe und ähnliche aber immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte ſie ſich in ihren Keller, wo ihr von den älteſten Weinen wohlunterhaltene große Faſſer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden ſich daſelbſt, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48 von ihr ſelbſt gewartet und gepflegt, ſelten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angeſprochen.

Indem ſie nun in geſchliffener Flaſche den hochfarbigen Wein hinſetzte, rief ſie aus: Hier iſt das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hauſe!

„Ja wohl Tyrannenblut!“ rief ich aus; „keinen größeren

Tyrannen giebt es, als den, deſſen Herzblut man euch vorſetzt. Labt euch daran, aber maßig! denn ihr müßt befürchten, daß er euch durch Wohlgeſchmack und Geiſt unterjoche. Der Weinſtock iſt der Univerſal-Tyrann, der ausgerottet werden ſollte; zum Patron ſollten wir deßhalb den heiligen Lykurgus, den Thracier, wahlen und verehren; er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom bethörenden Damen Bacchus verblendet und verderbt, verdient er in der Zahl der Martyrer oben an zu ſtehen."

„Dieſer Weinſtock iſt der allerſchlimmſte Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltſamer. Die erſten Züge ſeines Blutes munden euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltſam nach; ſie folgen ſich wie eine Perlenſchnur, die man zu zerreißen fürchtet."

Wenn ich hier, wie die beſten Hiſtoriker gethan, eine fingirte Rede ſtatt jener Unterhaltung einzuſchieben in Verdacht gerathen könnte, ſo darf ich den Wunſch ausſprechen, es möchte gleich ein Geſchwindſchreiber dieſe Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieſelbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmuthiger und einladender finden. Ueberhaupt fehlt dieſer gegenwartigen Darſtellung im Ganzen die weitläuftige Redſeligkeit und Fülle einer Jugend, die ſich fühlt und nicht weiß, wo ſie mit Kraft und Vermögen hinaus ſoll.

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man ſich in einer wunderlichen Lage; immer ſich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiſeluſt. Früher war ich ſchon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam einen Verſuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewiſſe peinliche Unruhe mich zu allem beſtimmten Geſchäft unfahig machte,

war mir die Aufforderung der Stolberge, ſie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünſtigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reiſe in jener Richtung ſehr gerne ſah, und mir empfahl, einen Uebergang nach Italien, wie es ſich fügen und ſchicken wollte, nicht zu verſäumen, entſchloß ich mich daher ſchnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abſchied, trennt' ich mich von Lili; ſie war mir ſo ins Herz gewachſen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden ſah ich mich mit meinen luſtigen Gefährten in Darmſtadt. Bei Hofe daſelbſt ſollte man ſich noch ganz ſchicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der Jüngſte von uns, wohlgeſtaltet, von zartem, edlem Anſehen, weichen freundlichen Zügen, ſich immer gleich, theilnehmend, aber mit ſolchem Maaße, daß er gegen die andern als impaſſibel abſtach. Er mußte deßhalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamſungen erdulden. Dieß mochte gelten, ſo lange ſie glaubten als Naturkinder ſich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam, und man, nicht ungern, genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte Er alles einzuleiten und zu ſchlichten, daß wir wenn nicht mit dem beſten doch mit leidlichem Rufe davon kamen.

Ich brachte unterdeſſen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reiſe mephiſtopheliſch querblickend anſah und meine Gefährten, die ihn auch beſucht hatten, mit ſchonungsloſer Verſtändigkeit zu ſchildern wußte. Er kannte mich nach ſeiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmüthigkeit meines Weſens war ihm ſchmerzlich; das ewige Geltenlaſſen, das leben und leben laſſen war ihm ein Grauel. „Daß du mit dieſen Burſchen ziehſt," rief er aus, „iſt ein

dummer Streich;" und er ſchilderte ſie ſodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte ihn zu überſehen, obſchon ich ihn nicht ſowohl überſah, als nur die Seiten zu ſchätzen wußte, die außer ſeinem Geſichtskreiſe lagen.

„Du wirſt nicht lange bei ihnen bleiben!" das war das Reſultat ſeiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir ſpäter wiederholte, das ich mir ſelbſt wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Beſtreben," ſagte er, „deine unablenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben, die andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Faßt man die ungeheure Differenz dieſer beiden Handlungsweiſen, hält man ſie feſt und wendet ſie an, ſo erlangt man viel Aufſchluß über tauſend andere Dinge.

Unglücklicherweiſe, eh ſich die Geſellſchaft von Darmſtadt losliſ'te, gab es noch Anlaß Mercks Meinung unumſtößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entſtanden: man müſſe ſich in einen Naturzuſtand zu verſetzen ſuchen, gehörte denn auch das Baden im freien Waſſer, unter offnem Himmel; und unſre Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überſtandener Schicklichkeit, auch dieſes Unſchickliche nicht unterlaſſen. Darmſtadt, ohne fließendes Gewäſſer, in einer ſandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieſer Gelegenheit gehört. Die heiß genaturten und ſich immer mehr erhitzenden Freunde ſuchten Labſal in dieſem Weiher; nackte Jünglinge bei hellem Sonnenſchein zu ſehen, mochte wohl in dieſer Gegend als etwas Beſonderes erſcheinen; es gab Skandal auf alle Fälle.

Merck ſchärfte ſeine Concluſionen, und ich laugne nicht, ich beeilte unſre Abreiſe.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte ſich, ungeachtet aller guten und edlen gemeinſamen Gefühle, doch ſchon eine gewiſſe Differenz in Geſinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenſchaft: wie er genöthigt worden ein herzliches Liebesverhältniß mit einer ſchönen Engländerin aufzugeben, und deßwegen eine ſo weite Reiſe unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen theilnehmend entdeckte, daß man ſolchen Empfindungen auch nicht fremd ſey, ſo brach bei ihm das gränzenloſe Gefühl der Jugend heraus: ſeiner Leidenſchaft, ſeinen Schmerzen, ſo wie der Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeiner Geliebten dürfe ſich in der Welt nichts gleich ſtellen. Wollte man ſolche Behauptung, wie es ſich unter guten Geſellen wohl ziemt, durch maßige Rede ins Gleichgewicht bringen, ſo ſchien ſich die Sache nur zu verſchlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieſes Thema fallen zu laſſen. Angelangt in Mannheim bezogen wir ſchöne Zimmer eines anſtandigen Gaſthofes, und beim Deſert des erſten Mittagseſſens, wo der Wein nicht war geſchont worden, forderte uns Leopold auf ſeiner Schönen Geſundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöſe geſchah. Nach geleerten Glaſern rief er aus: Nun aber iſt aus ſolchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Geſundheit ware Entweihung, deßhalb vernichten wir dieſe Gefaße! und warf ſogleich ſein Stengelglas hinter ſich wider die Wand. Wir andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mit heruber, daß ſie guten Geſellen nichts nachtragt, daß eine

unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen iſt.

Nachdem die nunmehr als Engliſch angeſprochenen Gläſer unſre Zeche verſtärkt hatten, eilten wir nach Carlsruhe getroſt und heiter, um uns zutraulich und ſorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopſtock daſelbſt, welcher ſeine alte ſittliche Herrſchaft über die ihn ſo hoch verehrenden Schüler gar anſtandig ausubte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, ſo daß ich, mit den andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewiſſermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu ſeyn.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürſtlichen Senioren, beſonders aber wegen ſeiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutſchen Regenten hoch verehrt, unterhielt ſich gern von ſtaatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgrafin, in Künſten und mancherlei guten Kenntniſſen thatig und bewandert, wollte auch mit anmuthigen Reden eine gewiſſe Theilnahme beweiſen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hauſe ihre ſchlechte Papierfabrication und Begünſtigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeneckt laſſen.

Am bedeutendſten war für mich, daß der junge Herzog von Sachſen-Weimar mit ſeiner edlen Braut, der Prinzeſſin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, hier zuſammenkamen, um ein förmliches Ehebündniß einzugehen; wie denn auch deßhalb Praident von Moſer bereits hier angelangt war, um ſo bedeutende Verhaltniſſe ins Klare zu ſetzen und mit dem Oberhofmeiſter Grafen Görtz völlig abzuſchließen. Meine Geſprache mit beiden hohen Perſonen waren die gemuthlichſten, und ſie ſchloſſen ſich, bei der Abſchieds-Audienz, wiederholt mit der

Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm seyn, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich theilte ihm die neusten Scenen des Faust mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte.

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Carlsruhe, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden, einigermaßen beschwichtigt. Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Schritt meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich wußte sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuständen hätte schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist; wir wollen suchen das Mittheilbare hier zusammenzufassen.

Ein schöner Körperbau begünstigte sie; nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten.

Dazu kam noch, daß eine hohe stark gewölbte Stirn, durch die leidige Mode die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. Ich kann mir denken, daß wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Theil ihres Gesichtes mit Locken umwölken, ihre Schläfe und

Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer wurde gefunden haben, ohne Besorgniß andern zu mißfallen wie sich selbst. Rechne man hiezu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Concerten, Ballen und sonstigen Einladungen.

Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indeß ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester nicht leicht bezwinglicher Charakter, eine theilnehmende, Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse, so wie Talente; einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, ware sie von außen begünstigt worden, sie unter den gesuchtesten Frauen ihrer Zeit wurde gegolten haben.

Zu allem diesem ist noch ein Wundersames zu offenbaren: in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufalligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene, und bei seinem strengen gewissenhaften Wesen, vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gütliche erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden

Männern, von solchen die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wohl sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß alles was ein solcher höherer Zustand verlangt, ihr fehlte was die Welt unerläßlich fordert. Ueber weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen, mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so brauchte nichts Eigenthümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen, oder sich vor ihr zu geniren; weßwegen unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehn, immer mannichfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal ans Kühne heran, sich bewegen mochten. Die Gewohnheit mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen, ohne daß sogleich eine entscheidende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernsten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

Allein beim Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf das ernsteste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte

sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft seyn mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit weder dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünschte Anstellung in Carlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klarte sich diese Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward, und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein stattliches einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er sich völlig gewachsen zeigte. Seinem Sinn, seiner Handlungsweise dauchte es ganz gemäß hier allein zu stehen, nach Ueberzeugung zu handeln und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenschaft zu geben.

Dagegen ließ sich nichts einwenden, meine Schwester mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Residenz, wie sie gehofft hatte, sondern an einen Ort, der ihr eine Einsamkeit, eine Einöde scheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, stattlich, aber aller Geselligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen sie früher Freundschaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern gesegnet war, wechselten diese ab, so daß sie wenigstens bei so vieler Entbehrung, eines langgetrauten Umgangs genoß.

Diese Zustände, diese Erfahrungen waren es, wodurch sie sich berechtigt glaubte, mir aufs ernsteste eine Trennung von Lili zu befehlen. Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer

Lucie. Mein Herr, Sie sind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punct sehr arrogant. Ihr Herren dünkt euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Manner.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum, daß ich einen hatte. Ich war jung, da er uns verließ eine Reise nach America zu thun, und sein Schiff ist untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie scheinen so gleichgültig dabey?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlassen hat; denn was geht dem Menschen über seine Freyheit? so möcht' ich doch nicht meine Mutter seyn, die vor Kummer stirbt.

von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer, wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren, in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater, und eine in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft, bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört seyn wollte, in einem gemüthlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und auserwahlten Persönlichkeiten.

Dagegen setzte sie mir Lili's Verhaltnisse lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit alles haarklein vorgetragen.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemuht gewesen.

Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefuhl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnahrt; denn Amor das Kind halt sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.

Das Einzige was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillet sind; wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe immer in wachsendem Verhaltniß, die Höhen muhsam erreichen sollen.

Der Anblick des Züricher Sees, von dem Thore des Schwertes genossen, ist mir auch noch gegenwärtig; ich sage von dem Thore des Gasthauses, denn ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Lavatern. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen anmuthig ohne gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen zartfrommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebens-Weise.

Unsre nächste, und fast ununterbrochene Unterhaltung war seine Physiognomik. Der erste Theil dieses seltsamen Werkes war, wenn ich nicht irre, schon völlig abgedruckt, oder wenigstens seiner Vollständigkeit nahe. Man darf es wohl als genial-empirisch, als methodisch-collectiv ansprechen. Ich hatte dazu das sonderbarste Verhältniß. Lavater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Theilnehmern; schon hatte er auf seiner Rheinreise so viel bedeutende Menschen portraitiren lassen, um durch ihre Persönlichkeit sie in das Interesse eines Werks zu ziehen, in welchem sie selbst auftreten sollten. Eben so verfuhr er mit Künstlern; er rief einen jeden auf, ihm für seine Zwecke Zeichnungen zu senden. Sie kamen an und langten nicht entschieden zu ihrer Bestimmung. Gleichermeise ließ er rechts und links in Kupfer stechen und auch dieses gelang selten charakteristisch. Eine große Arbeit war von seiner Seite geleistet, mit Geld und Anstrengung aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Physiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden sollte, die Physiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beispiele belegt, sich der Würde einer Wissenschaft nähern sollte, so sagte keine Tafel, was sie zu sagen hatte; alle Platten

mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklarungen weggelöscht werden. Es war für mich, der, eh er fortschritt, immer Fuß zu fassen suchte, eine der peinlichsten Aufgaben, die meiner Thatigkeit auferlegt werden konnte. Man urtheile selbst. Das Manuscript mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht alles zu tilgen was mir mißfiel, zu andern und einzuschalten was mir beliebte, wovon ich freilich sehr maßig Gebrauch machte. Ein einzigmal hatte er eine gewisse leidenschaftliche Controvers gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegließ und ein heiteres Naturgedicht dafür einleate, weßwegen er mich schalt, jedoch spater, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Physiognomik durchblattert und, was ihn nicht reuen wird, durchliest, mag bedenken, welches Interesse unser Zusammensevn gehabt habe, indem die meisten der darin vorkommenden Blatter schon gezeichnet und ein Theil gestochen waren, vorgelegt und beurtheilt wurden und man die geistreichen Mittel überlegte, womit selbst das Untaugliche in diesem Falle lehrreich und also tauglich gemacht werden konnte.

Geh' ich das Lavater'sche Werk nochmals durch, so macht es mir eine komisch-heitere Empfindung; es ist mir als sahe ich die Schatten mir ehemals sehr bekannter Menschen vor mir, uber die ich mich schon einmal geargert und uber die ich mich jetzt nicht erfreuen sollte.

Die Möglichkeit aber so vieles unschicklich Gebildete einigermaßen zusammenzuhalten, lag in dem schönen und entschiedenen Talente des Zeichners und Kupferstechers Lips; er war in der That zur freien prosaischen Darstellung des Wirklichen

geboren, worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Physiognomisten, und mußte deßhalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzunähern; der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geistlichen Herrn aus der so hoch privilegirten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft aufs beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im geringsten Arges daran gehabt hätten, denselben immer fremder; unsre Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiges Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlich gräflichen Uebermuth auch bei Lavatern gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, ausrief: „ich weiß nicht was ihr alle wollt; es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber [illegible] haben mir ihn als einen Heroen, als einen Herculcs beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zarteren und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen. Ich bin noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt, aber wie es mit euch und der Menge aussieht, ist doch gar zu betrübt."

Seit der Reise Lavater's an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert; vielfache Gegenbesuche drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der Erste geistlicher und geistreicher Männer angesehen und als einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach sich hinzöge; daher er denn, um allem Neid und Mißgunst

auszuweichen, alle diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen.

Der alte Bodmer ward hiebei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir, und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wallen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmuthig eine Vorstadt, theils in aneinander geschlossenen, theils einzelnen Häusern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmer's Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir, bei der Schönheit und Klarheit des Tages, schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein ringsgetäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein muntrer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern ferneren Lebensgang zu wünschen.

Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt, eine wahrhaft idyllische Wohnung zeitlebens besessen und in hoher freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe.

Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Uebersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man übersah vieles von dem was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, so wie die Fruchtbarkeit des Sihl-Feldes gegen Abend. Rückwärts links, einen Theil des Zürcher Sees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannichfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thal-Ufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannichfaltigkeiten; worauf man denn, geblendet von allem diesen, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamsen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche was ihm so viele Jahre her täglich geworden war, schien ihm zu behagen; er ward, wenn man so sagen darf, ironisch theilnehmend und wir schieden als die besten Freunde, wenn schon in unsern Geistern die Sehnsucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Ueberhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff stehe mich von unserem würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merk' ich erst, daß ich von seiner Gestalt und Gesichtsbildung, von seinen Bewegungen und seiner Art sich zu benehmen noch nichts ausgesprochen.

Ueberhaupt zwar finde ich nicht ganz schicklich, daß Reisende einen bedeutenden Mann, den sie besuchen, gleichsam signalisiren, als wenn sie Stoff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick ist, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf seine eigene Weise; und so kann der Besuchte bald wirklich, bald scheinbar als stolz oder demüthig, als schweigsam

oder geſprächig, als heiter oder verdrießlich erſcheinen. In dieſem beſondern Falle aber möcht' ich mich damit entſchuldigen, daß Bodmer's ehrwürdige Perſon in Worten geſchildert, keinen gleichgünſtigen Eindruck machen dürfte. Glücklicherweiſe exiſtirt das Bild nach Graff von Danſe, welches vollkommen den Mann darſtellt, wie er auch uns erſchienen, und zwar mit ſeinem Blick der Beſchauung und Betrachtung.

Ein beſonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchſterwünſchtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Paſſavant daſelbſt antraf. Sohn eines angeſehenen reformirten Hauſes meiner Vaterſtadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinſt als Prediger verkündigen ſollte. Nicht von großer, aber gewandter Geſtalt, verſprach ſein Geſicht und ſein ganzes Weſen eine anmuthige raſche Entſchloſſenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im ganzen eine theilnehmende mäßige Geſchäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die erſten Grüße gewechſelt, als er mir gleich den Vorſchlag that, die kleinen Kantone zu beſuchen, die er ſchon mit großem Entzücken durchwandert habe und mit deren Anblick er mich nun ergötzen und entzücken wolle.

Indeß ich mit Lavatern die nächſten und wichtigſten Gegenſtände durchgeſprochen und wir unſre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beinah erſchöpft hatten, waren meine muntern Reiſegeſellen ſchon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weiſe ſich in der Gegend umgethan. Paſſavant mich mit herzlicher Freundſchaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausſchließenden Beſitz meines Umgangs erworben zu haben und wußte daher, in Abweſenheit jener, mich um ſo eher in die Gebirge zu locken, als ich ſelbſt

entschieden geneigt war, in größter Ruhe und auf meine eigne Weise, diese längst ersehnte Wanderung zu vollbringen. Wir verstehen uns ein, und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug' mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterschwyl, wo wir an Doctor Hotze durch Lavater empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst

verſtändiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Anſehn an ſeinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben ſein Andenken nicht beſſer zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavater's Phyſiognomik hinweiſen, die ihn bezeichnet.

Aufs beſte bewirthet, aufs anmuthigſte und nützlichſte auch über die nächſten Stationen unſrer Wanderung unterhalten, erſtiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindellegi wieder hinabſteigen ſollten, kehrten wir uns nochmals um, die entzückende Ausſicht über den Züricher See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Muthe geweſen, deuten folgende Zeilen an, wie ſie damals geſchrieben noch in einem Gedenkheftchen aufbewahrt ſind:

Wenn ich, liebe Lilli, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lilli, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück!

Ausdrucksvoller find' ich hier dieſe kleine Interjection, als wie ſie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt iſt.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einſiedeln führten, konnten unſerm guten Muth nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, ſchon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Geſang regelmäßig fortſchritten, hatten uns eingeholt; wir ließen ſie begrüßend vorbei und ſie belebten, indem ſie uns zur Einſtimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, dieſe öden Höhen anmuthig charakteriſtiſch. Wir ſahen lebendig den ſchlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und ſchienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der Römiſchen Kirche dem Proteſtanten durchaus bedeutend und impoſant ſind, indem er nur das

Erſte, Innere, wodurch ſie hervorgerufen, das Menſchliche, wodurch ſie ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fortpflanzen, und alſo auf den Kern dringend, anerkennt, ohne ſich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume ſelbſt, ſeinen Zweigen, Blättern, ſeiner Rinde und ſeinen Wurzeln zu befaſſen.

Nun ſahen wir in einem öden baumloſen Thale die prachtige Kirche hervorſteigen, das Kloſter, von weitem anſehnlichen Umfang in der Mitte von reinlicher Anſiedelung, um ſo eine groſſe und mannichfaltige Anzahl von Gaſten einigermaßen ſchicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einſiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor incruſtirt und ſo viel als möglich zu einer anſtandigen Capelle verwandelt, war etwas Neues von mir noch nie Geſehenes, dieſes kleine Gefaß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernſte Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes leuchtendes Flammchen angezündet, zu welchem glaubige Schaaren mit groſſer Beſchwerlichkeit heranpilgern ſollten, um an dieſer heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch ſey, ſo deutet es auf ein granzenloſes Bedürfniß der Menſchheit, nach gleichem Licht, gleicher Warme, wie es jener erſte im tiefſten Gefühl und ſicherſter Ueberzeugung gehegt und genoſſen. Man fuhrte uns in die Schatzkammer, welche reich und impoſant genug, vor allen lebensgroſſe, wohl gar koloſſale Bilder von Heiligen und Ordensſtiftern dem ſtaunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerkſamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt alterthümliche Koſtbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verſchiedene

Fernando. Und Sie sind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unser Vermögen ist alle Tage kleiner worden, dafür auch ich alle Tage größer; und mir ist's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erstaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der gibt sich. Wenn man so oft unterzugehen fürchtet, und sich immer wieder gerettet sieht, das gibt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider ist sie, die verliert; nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt gesetzt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber sie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn gesetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlassen, auf einmal verlassen — — Das muß was entsetzliches seyn, sich verlassen zu fühlen! — Ich

Kronen von merkwürdiger Goldschmiedsarbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder eine ausschließlich betrachtet wurde. Eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit, wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefugten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit vertheilt und gegeneinander gestellt, genug ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklarte, ohne diesen Eindruck kunstmäßig entwickeln zu können.

Auch ist in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüth zur Anwendung geneigt, man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubniß das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lilli auf die hellglanzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück das sie verbreitet gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Scene, durch einen talentvollen Maler verwirklicht, müßte einen höchst sinn- und gemüthvollen Anblick geben. Da ware es wohl der Mühe werth, der junge König zu seyn, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwurbe.

Um uns die Besitzthümer des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Curiositaten- und Naturalien-Cabinet. Ich hatte damals von dem Werth solcher Dinge wenig Begriff; noch hatte mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberflache vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre

Irrsale verschlungen; jedoch nöthigte mich der herumführende Geistliche einem fossilen, von Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen Schiefertone wohl erhaltenen kleinen wilden Schweinskopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch, schwarz wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperschwyl gefunden, in einer Gegend, die morastig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können, — es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen, — nicht wieder loswerden. Warum sollt' ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juli 1775, denn hier find' ich zuerst das Datum verzeichnet, traten wir einen beschwerlichen Weg an; wilde steinige Höhen mußten überstiegen werden, und zwar in vollkommener Einsamkeit und Oede. Abends drei Viertel auf achte standen wir den Schwyzer Haken gegenüber, zweien Berggipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum erstenmal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehlichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer

Rast, frisch und mit muthwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab, und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den Werther schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuscript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhangend den gegenwärtigen, folgelose Plane bildend; im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend; dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht."

Den 17ten Morgens sahen wir die Schwyzer Haken vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuren unregelmäßigen Naturpyramiden stiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um Ein Uhr Nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff, das war anmuthig, wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen: hier habe der ehemalige Zwingherr gehaus't; wie ihm auch sey, jetzt zwischen die Ruinen hat sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir bestiegen den Rigi; um halb achte standen wir bei der Mutter Gottes im Schnee; sodann an der Capelle, am Kloster vorbei, im Wirthshaus zum Ochsen.

Den 18ten Sonntags früh die Capelle vom Ochsen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem Kaltenbad oder zum Dreischweßern-Brunnen. Ein Viertel nach zwei hatten wir die Höhe erstiegen; wir fanden uns in Wolken, dießmal uns doppelt unangenehm, als die Aussicht hindernd und als niedergehender Nebel netzend. Aber als sie hie und da auseinander rissen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare herrliche sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick, und wir verharrten lange in dieser gewissermaßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klufte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel bekannter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirthshausthüre zurück und stellten uns an gebackenen Fischen und Eiern und genügsamem Wein wieder her.

Wie es denn nun dämmerte und allmählig nachtete, beschäftigten ahnungsvoll zusammenstimmende Töne unser Ohr; das Glockengetümmel der Capelle, das Platschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner; — es waren wohlthätige, beruhigende, einlullende Momente.

Am 19ten früh halb sieben erst aufwärts, dann hinab an den Waldstatter See, nach Fitznau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirthshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held ausprang, und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseyns und seiner Thaten durch Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Fluelen, wo er eingeschifft ward, um vier Uhr in Attorf, wo er den Apfel abschoß.

An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwande, die steil bis in das Wasser hinabreichend uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen, stehen so ruhig da, wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloß den Personen zugedacht, die heute auf dem Zettel stehen.

Dergleichen Betrachtungen jed[illegible] waren ganzlich außer dem Gesichtskreis jener Jünglinge; das [illegible]vergangene hatten sie aus dem Sinne geschlagen und die Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen, wie das Gebirg in das sie hineinstrebten.

Am 29sten brachen wir nach Amstäg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuß aus schrofferen Felsklüften hervordrang und das frische Schneewasser uber die reinlichen Kiesbänke hinspielte, enthielt ich mich nicht die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe Saumrosse zog vor uns her, wir schritten mit ihr uber eine breite Schneemasse, und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sey. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Bruckenbogen das Huben und Drüben naturlich zusammenhielt. Wir uberzeugten uns von diesem wundersamen Naturereigniß, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben

Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit sehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wasen, wo wir, uns mit dem rothen, schweren, sauren Lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingredienz ersetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen versagt hatte. Der Wirth zeigte schöne Krystalle vor; ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen beschweren mochte.

Den 21sten halb sieben Uhr aufwärts; die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urserner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsterniß hob alles auf.

Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen mußte. Der mäßig schäumende Fluß schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegen standen, erhob sich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angesiedelten

vor höher herabrollenden Schneelavinen schützte. Die grünenden Wiesen des Thales waren wieder am Fluß her mit kurzen Weiden geschmückt; man erfreute sich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß, man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reisegefährte that sich nicht wenig zu gute auf die Ueberraschung, die er so schicklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand sich der berühmte Urserner Käse, und die exaltirten jungen Leute ließen sich einen leidlichen Wein trefflich schmecken, um ihr Behagen noch mehr zu erhöhen und ihren Projecten einen phantastischeren Schwung zu verleihen.

Den 22sten halb vier Uhr verließen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Urserner Thal ins steinichte Liviner Thal einzutreten. Auch hier ward sogleich alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemoosete Felsen mit Schnee bedeckt, ruckweiser Sturmwind Wolken heran- und vorbeiführend, Geräusch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Oede, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannichfaltigen Wasserfall, der gerade in dieser Jahreszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den atmosphärischen Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz, und wir fühlten große Zufriedenheit uns zunächst unter seinem gastlichen Dache schirmen zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Klaffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer altlichen aber rüſtigen Frauensperſon an der Thüre freundlich empfangen. Sie entſchuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen ſey, jedoch dieſen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber ſorgte ſie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfniß. Eine warme geraumige Stube nahm uns auf; Brod, Käſe und trinkbarer Wein wurden aufgeſetzt, auch ein hinreichendes Abendeſſen verſprochen. Nun wurden die Ueberraſchungen des Tags wieder aufgenommen und der Freund that ſich höchlich darauf zu gute, daß alles ſo wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt ſey, deſſen Eindrücke weder Poeſie noch Proſa wieder herzuſtellen im Stande.

Bei ſpät einbrechender Dämmerung trat endlich der anſehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde ſeine Gäſte und empfahl mit wenigen Worten der Köchin alle mögliche Aufmerkſamkeit. Als wir unſre Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben, in ſo völliger Wüſte, entfernt von aller Geſellſchaft, ſein Leben zubringen gewußt, verſicherte er: an Geſellſchaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen waren ihn mit unſerm Beſuche zu erfreuen. Gar ſtark ſey der wechſelſeitige Waarentransport zwiſchen

Italien und Deutſchland. Dieſer immerfortwährende Speditionswechſel ſetze ihn mit den erſten Handelshäuſern in Verhältniß. Er ſteige oft nach Mailand hinab, komme ſeltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häuſern, welche das Poſtgeſchäft dieſer Hauptſtraße zu beſorgen hätten, zum öftern junge Leute zugeſchickt würden, die hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in dieſe Angelegenheiten eingreifenden Umſtänden und Vorfallenheiten bekannt werden ſollten.

Unter ſolchen mannichfaltigen Geſprächen ging der Abend hin und wir ſchliefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen an der Wand befeſtigten, eher an Repoſitorien als Bettſtellen erinnernden Schlafſtätten.

Früh aufgeſtanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umſchloſſenen Raumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunter ging, niedergelaſſen und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächſten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabſchmelzende Schnee mit weißen Furchen und ſchwarzen Rücken ſehen ließ. Indeſſen iſt mir durch dieſe fruchtloſe Bemühung jenes Bild im Gedachtniß unauslöſchlich geblieben.

Mein Gefährte trat muthig zu mir und begann: „Was ſagſt du zu der Erzählung unſres geiſtlichen Wirths von geſtern Abend? Haſt du nicht, wie ich, Luſt bekommen, dich von dieſem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch dieſe Schluchten hinab muß herrlich ſeyn und mühelos, und wann ſich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Luſt ſeyn! Die Inſeln des großen Sees ſind mir durch die Worte des Paters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat ſeit

Keyßler's Reiſen ſo viel davon gehört und geſehen, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann."

„Iſt dir's nicht auch ſo?" fuhr er fort; „du ſitzeſt gerade am rechten Fleck; ſchon einmal ſtand ich hier und hatte nicht den Muth hinabzuſpringen. Geh voran ohne weiteres, in Airolo warteſt du auf mich, ich komme mit dem Boten nach, wenn ich vom guten Pater Abſchied genommen und alles berichtigt habe."

So ganz aus dem Stegreif ein ſolches Unternehmen, will mir doch nicht gefallen, antwortete ich. — „Was ſoll da viel Bedenken," rief jener, „Geld haben wir genug nach Mailand zu kommen, Credit wird ſich finden, mir ſind von unſern Meſſen her dort mehr als Ein Handelsfreund bekannt." Er ward noch dringender. Geh! ſagte ich, mach' alles zum Abſchied fertig, entſchließen wollen wir uns alsdann.

Mir kommt vor als wenn der Menſch, in ſolchen Augenblicken, keine Entſchiedenheit in ſich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und beſtimmt werde. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutſchland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen einheimiſchen Ausſichten und, ſey es nur geſtanden: das was mich ſo lange ganz umfangen, meine Exiſtenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichſte Element, aus deſſen Gränzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in ſchönſten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demſelben Bändchen, an welchem ſie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halſe. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeſchaltet ſeyn:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide!
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage!

habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; aufſtehend. aber er gewinnt auch. Und ſo erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! Er nimmt ihre Hand. Sie haben mich erſtaunen gemacht. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es iſt doch immer — Und —

Lucie. Wie meinen Sie?

Fernando. Alles Gute! die beſten, wärmſten Wünſche für Ihr Glück! ab.

Lucie. Das iſt ein wunderbarer Menſch! Er ſcheint aber gut zu ſeyn.

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle wegkäme und der mit dem Reisetragenden Boten heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortrisse. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund und ungeachtet seiner Liebe und Anhänglichkeit an mich, blieb er eine Zeit lang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Wasserfall wieder zusammenbrachte, zusammenhielt und das einmal Beschlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.

Von dem Herabstieg sag' ich nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in schwerbeladener Gesellschaft vor wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zusammengestürzt fanden, und nun, da wir einen Umweg durch die eröffnete Bucht machen mußten, die kolossalen Trümmer einer natürlichen Baukunst anzustaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wanderung nach Italien nicht verschmerzen; er mochte sich solche früher ausgedacht und mit liebevoller Arglist mich an Ort und Stelle

zu überraschen gehofft haben. Deßhalb ließ sich die Rückkehr nicht so heiter vollführen; ich aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhaltender beschäftigt, das Ungeheure, das sich in unserem Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens in seinen faßlichen charakteristischen Einzelnheiten festzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldstadter Sees nach Küßnacht, wo wir landend und unsre Wanderung fortsetzend, die am Wege stehende Tellen-Capelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten. Eben so fuhren wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnere ich mich nur einiger, im Gasthofzimmer nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher in die Fensterflügel eingefugter gemalter Scheiben. Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihlthal, wo wir einen jungen in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner, von Lindau, beuchten, um seinen Verdruß zu beschwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir nicht aufs freundlichste und artigste abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Passavant war eigentlich Ursache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von diesen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabrücken, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Versuche durch Zeichnen und Skizzen der Gegend etwas abzugewinnen. Die Gewohnheit von Jugend auf die Landschaft als Bild zu sehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur

die Gegend als Bild erblickte, ſie fixiren, mir ein ſichres Andenken von ſolchen Augenblicken feſthalten zu wollen. Sonſt nur an beſchränkten Gegenſtänden mich einigermaßen übend, fühlt' ich in einer ſolchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nöthigten mich zu einem wunderbaren Hülfsmittel: kaum hatte ich einen intereſſanten Gegenſtand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im allgemeinſten auf dem Papier angedeutet, ſo führte ich das Detail, das ich mit dem Bleiſtift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich darneben aus und gewann mir auf dieſe Weiſe eine ſolche innere Gegenwart von dergleichen Anſichten, daß eine jede Localität wie ich ſie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alſobald vorſchwebte und zu Gebote ſtand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stolberge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieſer Stadt hatte ſich auf eine wunderliche Weiſe verkürzt.

Geſtehen wir überhaupt, daß Reiſende, die ſich aus ihrer häuslichen Beſchränkung entfernen, gewiſſermaßen in eine nicht nur fremde, ſondern völlig freie Natur einzutreten glauben; welchen Wahn man damals um ſo eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeiliche Unterſuchung der Päſſe, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hinderniſſe jeden Augenblick erinnert wurde, es ſey draußen noch bedingter und ſchlimmer als zu Hauſe.

Vergegenwärtige man ſich zunächſt jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, ſo wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Local anſahen, ihre friſche Jünglingsnatur zu idylliſiren. Hatten doch Geßner's zarte Gedichte, ſo wie

seine allerliebsten Radirungen hiezu am entschiedensten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun scheint sich für solche poetische Aeußerungen das Baden in unbeengten Gewässern am allererſten zu qualificiren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten päßlich erscheinen; man hatte sich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber, beim Anblick und Feuchtgefuhl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewassers war der Versuchung nicht zu widerstehen. Ich selbst will nicht laugnen, daß ich mich im klaren See zu baden mit meinen Gesellen vereinte und, wie es schien, weit genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte gesehen haben, nahm Aergerniß daran.

Die guten harmlosen Jünglinge, welche gar nichts Anstößiges fanden, halb nackt wie ein poetischer Schafer, oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, wurden von Freunden erinnert dergleichen zu unterlassen. Man machte ihnen begreiflich, sie weseten nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für gut und nutzlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt dieß einzusehen, besonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich schien. Sie verließen daher die allzutaghaften See-Ufer und fanden auf ihren Spaziergangen durch das Gebirg so klare, rauschende, erfrischende Gewasser, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich schien einer solchen Erquickung zu widerstehen. So waren sie auf ihren weitschweifenden Spaziergangen in das

düstere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt um sich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden sie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und sich kühnlich den schaumenden Strommellen entgegen zu setzen; dieß geschah freilich nicht ohne Geschrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen, wodurch sie diese düster bewaldeten Felsen zur idyllischen Scene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein, ob ihnen frühere Mißwollende nachgeschlichen, oder ob sie sich durch diesen dichterischen Tumult in der Einsamkeit selbst Gegner aufgerufen, ist nicht zu bestimmen. Genug, sie mußten aus dem oberen stummen Gebüsch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß ob von wenigen oder mehrern, ob zufallig oder absichtlich, und sie fanden daher für das Klügste, das erquickende Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen.

Keiner war getroffen, Ueberraschung und Verdruß war die geistige Beschädigung, die sie erlitten hatten, und sie wußten, als lebenslustige Jünglinge, die Erinnerung daran leicht abzuschütteln.

Auf Lavatern jedoch erstreckten sich die unangenehmsten Folgen, daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angestellt und sie sonst begünstigt, deren wildes, unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell einen solchen Skandal in einer gesitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte.

Der geistliche Freund jedoch, wohl verstehend solche Vorkommenheiten zu beschwichtigen, wußte dieß auch beizulegen, und nach Abzug dieser meteorisch Reisenden war schon bei unsrer Rückkehr alles ins Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werthers Reiſen, welches in dem vierzehnten Bande meiner Werke wieder mit abgedruckt iſt, habe ich dieſen Gegenſatz der ſchweizeriſchen löblichen Ordnung und geſetzlichen Beſchränkung mit einem ſolchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu ſchildern geſucht. Weil man aber alles, was der Dichter unbewunden darſtellt, gleich als entſchiedene Meinung, als didaktiſchen Tadel aufzunehmen pflegt, ſo waren die Schweizer deßhalb ſehr unwillig und ich unterließ die intentionirte Fortſetzung, welche das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo ſeine Leiden geſchildert ſind, einigermaßen darſtellen und dadurch gewiß den Menſchenkennern willkommen ſeyn ſollte.

In Zürich angelangt gehörte ich Lavatern, deſſen Gaſtfreundſchaft ich wieder anſprach, die meiſte Zeit ganz allein. Die Phyſiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer ſich vermehrenden Laſten auf den Schultern. Wir verhandelten alles den Umſtänden nach gründlich genug, und ich verſprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Theilnahme.

Hiezu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine ſchnelle Faſſungskraft, mehr noch das Gefühl der willigſten Bildſamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Phyſiognomien zergliederte, nicht in meinem Weſen. Der Eindruck, den der Menſch beim erſten Begegnen auf mich machte, beſtimmte gewiſſermaßen mein Verhältniß zu ihm; obgleich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wirkte, geſellt zu dem Leichtſinn der Jugend, eigentlich immer vorwaltete und mich die Gegenſtände in einer gewiſſen dämmernden Atmoſphäre ſchauen ließ.

Lavater's Geiſt war durchaus impoſant; in ſeiner Nähe konnte man ſich einer entſcheidenden Einwirkung nicht erwehren

und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben so ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dieß nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menschen in seine Elemente zerlegen und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavater's Nähe gewissermaßen bänglich war: denn indem er sich auf physiognomischem Wege unsrer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unsrer Gedanken, die er im Wechsel des Gespräches mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte.

Wer eine Synthese recht prägnant in sich fühlt, der hat eigentlich das Recht zu analysiren, weil er am äußeren Einzelnen sein inneres Ganze prüft und legitimirt. Wie Lavater sich hiebei benommen, sey nur ein Beispiel gegeben.

Sonntags, nach der Predigt, hatte er als Geistlicher die Verpflichtung, den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten und die milde Gabe segnend zu empfangen. Nun setzte er sich z. B. diesen Sonntag die Aufgabe, keine Person anzusehen, sondern nur auf die Hände zu achten und ihre Gestalt sich auszulegen. Aber nicht allein die Form der Finger, sondern auch die Miene derselben beim Niederlassen der Gabe, entging nicht seiner Aufmerksamkeit, und er hatte mir viel davon zu eröffnen. Wie belehrend und aufregend mußten mir solche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war mich zum Menschenmaler zu qualificiren?

Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt über dieſen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichſten gehört, mit denen ich zu einem ſo vertrauten Verhältniß gelangte. Und ſo ſind nachſtehende Aeußerungen über ihn zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben. Nach unſern aus einander ſtrebenden Richtungen mußten wir uns allmählig ganz und gar fremd werden, und doch wollt' ich mir den Begriff von ſeinem vorzüglichen Weſen nicht verkümmern laſſen. Ich vergegenwärtigte mir ihn mehrmals, und ſo entſtanden dieſe Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerſpruch finden wird.

Lavater war eigentlich ganz real geſinnt und kannte nichts Ideelles als unter der moraliſchen Form; wenn man dieſen Begriff feſthält, wird man ſich über einen ſeltenen und ſeltſamen Mann am erſten aufklären.

Seine Ausſichten in die Ewigkeit ſind eigentlich nur Fortſetzungen des gegenwärtigen Daſeyns, unter leichteren Bedingungen als die ſind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Phyſiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die ſinnliche Gegenwart mit der geiſtigen durchaus zuſammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja ſie ſelbſt vorſtelle.

Mit den Kunſtidealen konnte er ſich nicht leicht befreunden, weil er, bei ſeinem ſcharfen Blick, ſolchen Weſen die Unmöglichkeit lebendig organiſirt zu ſeyn, nur allzuſehr anſah, und ſie daher ins Fabelreich, ja in das Reich des Monſtroſen verwies. Seine unaufhaltſame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er ſich gleich überzeugt fühlte, daß niemand mehr auf das

Wirkliche dringe als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handelsweise niemals entdecken konnte.

Nicht leicht war jemand leidenschaftlicher bemüht anerkannt zu werden als er, und vorzuglich dadurch eignete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sitten-Besserung anderer, so war doch dieß keineswegs das Letzte worauf er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am meisten zu thun; daher jenes beinahe unsinnige Treiben ein Christusbild nach dem andern fertigen, copiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genug that.

Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen, denn nicht leicht kann jemand eindringen in das was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblatter, welche die eigentlichste Erlauterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Coteriesprache geschrieben, die man kennen muß um gerecht gegen sie zu seyn, sonst wird dem verstandigen Leser manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen; wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hieruber genugsame Vorwürfe gemacht wurden.

So hatten wir ihm z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieser Form darstellten und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist: es gebe doch kein dramatischeres Werk als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sey für das Drama aller Dramen zu erklaren.

In diesem Capitel des Buchleins, ja in dem ganzen Werke uberhaupt, erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ahnlich; denn in diese Manier muß jeder

Geiſtliche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat ſich nach den gegenwartigen Neigungen, Leidenſchaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um ſolche alsdann zu ſeinen Zwecken zu brauchen, und ſich der Maſſe anzunahern die er an ſich heranziehen will.

Da er nun Chriſtum buchſtablich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, ſo diente ihm dieſe Vorſtellung dergeſtalt zum Supplement ſeines eignen Weſens, daß er den Gottmenſchen ſeiner individuellen Menſchheit ſo lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demſelben wirklich in Eins zuſammengeſchmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derſelbe zu ſeyn wahnen durfte.

Durch dieſen entſchiedenen bibelbuchſtablichen Glauben muſte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben ſo gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müſſe ausüben können, und da es ihm vollends ſchon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten, durch brünſtiges, ja gewaltſames Gebet, im Augenblick eine günſtige Umwendung ſchwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, ſo konnte ihn keine kalte Verſtandseinwendung im mindeſten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Chriſtum wieder hergeſtellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menſchheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannichfaltigen Bedürfniſſen des Geiſtes und Herzens, mit dem granzenloſen Verlangen nach Wiſſen, ſelbſt fühlend jene Luſt, ſich ins Unendliche auszudehnen, wozu uns der geſtirnte Himmel ſogar ſinnlich einladt, entwarf er ſeine Ausſichten in die Ewigkeit, welche indeß dem größten Theil der Zeitgenoſſen ſehr wunderlich vorkommen mochten.

Zweyter Act.

Stella. Ein Bedienter.

Stella. Geh hinüber, geschwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte sie.

Bedienter. Sie versprach gleich zu kommen.

Stella. Du siehst ja, sie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter soll ja mit kommen!

Bedienter ab.

Stella. Ich kann sie kaum erwarten. Was das für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis

Alles dieſes Streben jedoch, alle Wünſche, alles Unternehmen, ward von dem phyſiognomiſchen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirſtein, durch Schwärze und rauhglatte Eigenſchaft ſeiner Oberfläche, den Unterſchied der aufgeſtrichenen Metalle anzuzeigen am geſchickteſten iſt: ſo war auch er, durch den reinen Begriff der Menſchheit den er in ſich trug, und durch die ſcharf-zarte Bemerkungsgabe, die er erſt aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorſätzlich und geregelt ausübte, im höchſten Grade geeignet, die Beſonderheiten einzelner Menſchen zu gewahren, zu kennen, zu unterſcheiden, ja auszuſprechen.

Jedes Talent das ſich auf eine entſchiedene Naturanlage gründet, ſcheint uns etwas Magiſches zu haben, weil wir weder es ſelbſt, noch ſeine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavater's Einſicht in die einzelnen Menſchen über alle Begriffe; man erſtaunte ihn zu hören, wenn man über dieſen oder jenen vertraulich ſprach, ja es war furchtbar in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Pflanze deutlich erſchien, in welche die Natur uns Individuen einzuſchränken beliebt hat.

Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er ſelbſt beſitzt, und ſo wollte Lavater nicht nur für ſich von dieſer großen Gabe Gebrauch machen, ſondern ſie ſollte auch in andern aufgefunden, angeregt, ſie ſollte ſogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verſpottungen dieſe auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, iſt wohl noch in einiger Menſchen Gedächtniß, und es geſchah dieſes nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes ſelbſt. Denn ob zwar die Einheit ſeines innern Weſens

auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch, mit seinen mannichfaltigen Bestrebungen, nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise, noch zum Kunsttalent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne sicher auf, und so stellte er es auch kühn nebeneinander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein so scharfsinniger Mann in der gemeinsten Erfahrung umhertappt; alle lebenden Kunstler und Pfuscher anruft, für charakterlose Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgiebt, um hinterdrein im Buche zu sagen, daß diese und jene Platte mehr oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz sey. Freilich schärfte er dadurch sein Urtheil und das Urtheil anderer; allein es beweis't auch, daß ihn seine Neigung trieb, Erfahrungen mehr aufzuhäufen als sich in ihnen Luft und Licht zu machen. Eben daher konnte er niemals auf Resultate los gehn, um die ich ihn öfters und dringend bat. Was er als solche in spaterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn sie bestanden aus einer Sammlung von gewissen Linien und Zügen, ja Warzen und Leberflecken, mit denen er bestimmte sittliche, öfters unsittliche Eigenschaften verbunden gesehn. Es waren darunter Bemerkungen zum Entsetzen; allein es machte keine Reihe, alles stand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung

zu ſehen, oder eine Rückweiſung zu finden. Eben ſo wenig ſchriftſtelleriſche Methode oder Künſtlerſinn herrſchte in ſeinen übrigen Schriften, welche vielmehr ſtets eine leidenſchaftlich heftige Darſtellung ſeines Denkens und Wollens enthielten, und das was ſie im Ganzen nicht leiſteten, durch die herrlichſten geiſtreichſten Einzelnheiten jederzeit erſetzten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wohl, gleichfalls auf jene Zuſtände bezüglich, hier am rechten Orte eingeſchaltet ſtehen.

Niemand raumt gern andern einen Vorzug ein, ſo lang er ihn nur einigermaßen läugnen kann. Natur-Vorzüge aller Art ſind am wenigſten zu läugnen und doch geſtand der gemeine Redegebrauch damaliger Zeit nur dem Dichter Genie zu. Nun aber ſchien auf einmal eine andere Welt aufzugehen: man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menſchen, die ſich theoretiſch oder praktiſch hervorzuthun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte dieſe Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in ſeiner Phyſiognomik mußte nothwendig auf eine allgemeinere Vertheilung der Geiſtesgaben aller Art hinweiſen; das Wort Genie ward eine allgemeine Loſung, und weil man es ſo oft ausſprechen hörte, ſo dachte man auch, das was es bedeuten ſollte, ſey gewöhnlich vorhanden. Da nun aber jedermann Genie von andern zu fordern berechtigt war, ſo glaubte er es auch endlich ſelbſt beſitzen zu müſſen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit wo ausgeſprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menſchen ſey, welche, durch Handeln und Thun, Geſetz und Regel giebt. Damals manifeſtirte ſich's nur indem es die vorhandenen Geſetze überſchritt, die eingeführten

Regeln umwarf und sich für gränzenlos erklärte. Daher war es leicht genialisch zu seyn, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen.

Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dieß eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich. Jüngere lebhafte, oft wahrhaft begabte Menschen verloren sich ins Gränzenlose; ältere Verständige, vielleicht aber Talent- und Geistlose, wußten dann mit höchster Schadenfreude ein gar mannichfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publicums lächerlich darzustellen.

Und so fand ich mich fast mehr gehindert mich zu entwickeln und zu äußern, durch falsche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten, als durch den Widerstand der Entgegengesinnten. Worte, Beiworte, Phrasen zu Ungunsten der höchsten Geistesgaben, verbreiteten sich unter der geistlosnachsprechenden Menge dergestalt, daß man sie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß sie sogar in die Wörterbücher eindrangen, und das Wort Genie eine solche Mißdeutung erlitt, aus der man die Nothwendigkeit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hatten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht wenn nicht der, durch eine tiefere Philosophie wieder neugegründete Sinn fürs Höchste und Beste, sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem Vorhergehenden iſt von dem Jünglingsalter zweier Männer die Rede geweſen, deren Andenken aus der deutſchen Literatur- und Sitten-Geſchichte ſich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir ſie gewiſſermaßen nur aus ihren Irrſchritten kennen, zu denen ſie durch eine falſche Tagsmaxime in Geſellſchaft ihrer gleichjährigen Zeitgenoſſen verleitet worden. Nunmehr aber iſt nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Geſtalt, ihr eigentliches Weſen geſchätzt und geehrt vorführen, wie ſolches eben damals in unmittelbarer Gegenwart von dem durchdringenden Lavater geſchehen; deßhalb wir denn, weil die ſchweren und theuren Bände des großen phyſiognomiſchen Werkes nur wenigen unſrer Leſer gleich zur Hand ſeyn möchten, die merkwürdigen Stellen, welche ſich auf beide beziehen, aus dem zweiten Theile gedachten Werkes, und deſſen dreißigſtem Fragmente, Seite 244 hier einzurücken kein Bedenken tragen.

„Die Jünglinge deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, ſind die erſten Menſchen, die mir zur phyſiognomiſchen Beſchreibung ſaßen und ſtanden, wie, wer ſich malen laßt, dem Maler ſitzt.“

„Ich kannte ſie ſonſt, die edeln — und ich machte den erſten Verſuch, nach der Natur und mit aller ſonſtigen Kenntniß, ihren Charakter zu beobachten und zu beſchreiben. —“

„Hier iſt die Beſchreibung des ganzen Menſchen —“

Erſtlich des jüngeren.

„Siehe den blühenden Jüngling von 23 Jahren! das leichtſchwebende, ſchwimmende, elaſtiſche Geſchöpfe! Es liegt nicht; es ſteht nicht; es ſtemmt ſich nicht; es fliegt nicht; es ſchwebt oder ſchwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um feſtzuſtehen; zu ſchwer und zu weich um zu fliegen.“

„Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt! In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine fest gewölbte, hart gebogene; kein eckiger Einschnitt, kein felsiges Vorgebirge der Stirn; keine Härte, keine Steifigkeit; keine zürnende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eiserner Muth — elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung, oder kluge Bedachtlichkeit; nirgends der Raisonneur mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbeflecktesten Wahrheitssinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellgeliebten, schnellergriffenen Wahrheit . . . . Ewiger Schweber, Seher; Idealführer; Verschönerer. — Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will; — nicht der trübsinnig schmachtende — nicht der hartgermalmende; — aber der hohe, edle, gewaltige! der mit gemäßigtem „Sonnendurst" in den Regionen der Luft hin- und herwallt, über sich strebt, und wieder — nicht zur Erde sinkt! zur Erde sich stürzt, in des „Felsenstromes" Fluthen sich taucht und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher." — Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! Seine Stirn und Nase nicht Muth des Löwen! seine Brust — nicht Festigkeit des streitwiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elephanten . . . ."

„Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, unecktige, vorhangende Nase, zeigt, bei dieser Beschlossenheit des Mundes, viel Geschmack und feine

Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichtes viel Sinnlichkeit, Tragheit, Achtlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichtes Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die niemanden als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weichgeschaffenen, guten; in seiner Bewegung eines zartlichen, feinfühlenden, außerst reizbaren, gütigen, edeln Menschen. Im Bogen der Augenlieder und im Glanze der Augen sitzt nicht Homer, aber der tiefste, innigste, schnelleste Empfinder, Ergreifer Homer's; nicht der epische, aber der Odendichter; Genie, das quillt, umschafft, veredelt, bildet, schwebt, alles in Heldengestalt zaubert, alles vergottlicht. — Die halbsichtbaren Augenlieder, von einem solchen Bogen, sind immer mehr feinfühlender Dichter, als nach Plan schaffender, als langsam arbeitender Kunstler; mehr der verliebten als der strengen. — Das ganze Angesicht des Junglings ist viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfaltiger, erfindender, ungelernter, innerer Gute, und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender Freiheit — durstender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfangt. — Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhaltniß zu ihm hat, treibt das Geblut in die Wangen und Nase; die jungfraulichste Schamhaftigkeit in dem Punkte der Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut." —

„Die Gesichtsfarbe, sie ist nicht die blasse des alles erschaffenden und alles verzehrenden Genius; nicht die wildglubende des verachtenden Zertreters; nicht die milchweiße des Blöden;

nicht die gelbe des Harten und Zähen; nicht die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, so sprechend und so untereinander wallend, so glücklich gemischt, wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden besonderen Zuges ist Freiheit, ist elastische Betriebsamkeit, die leicht fortstößt und leicht zurückgestoßen wird. Großmuth und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergesichte und der Stellung des Kopfes. — Unverderblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geschmacks, Reinheit des Geistes, Güte und Adel der Seele, betriebsame Kraft, Gefühl von Kraft und Schwäche, scheinen so alldurchdringend im ganzen Gesichte durch, daß das sonst muthige Selbstgefühl sich dadurch in edle Bescheidenheit auflöst, und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit sich ohne Zwang und Kunst in diesem herrlich spielenden All liebenswürdig verdämmert. — Das weißliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt, die sanfte Leichtigkeit des Auftritts, das Hin- und Herschweben des Ganges, die Flache der Brust, die weiße faltenlose Stirn, und noch verschiedene andere Ausdrücke verbreiten über den ganzen Menschen eine gewisse Weiblichkeit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt, und dem Herzen jede vorsätzliche Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muth- und feuervolle Poet, mit allem seinem unaffectirten Durste nach Freiheit und Befreiung, nicht bestimmt ist, für sich allein ein fester, Plan durchsetzender, ausharrender Geschäftsmann, oder in der blutigen Schlacht unsterblich zu werden. Und nun erst am Ende merk' ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt; nichts von der edeln, von aller Affectation reinen Simplicität! Nichts von der Kindheit des Herzens! Nichts von dem

gänzlichen Nichtgefühle ſeines äußerlichen Adels! Nichts von der unausſprechlichen Bonhomie, mit welcher er Warnung und Tadel, ſogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet.“ —

„Doch wer will ein Ende finden, von einem guten Menſchen, in dem ſo viele reine Menſchheit iſt, alles zu ſagen was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!“

Beſchreibung des älteren.

„Was ich von dem jüngeren Bruder geſagt — wie viel davon kann auch von dieſem geſagt werden! Das Vornehmſte das ich anmerken kann, iſt dieß:“

„Dieſe Figur und dieſer Charakter ſind mehr gepackt und weniger gedehnt, als die vorige. Dort alles länger und flacher, hier alles kürzer, breiter, gewölbter, gebogener; dort alles lockerer, hier beſchnittener. So die Stirn; ſo die Naſe; ſo die Bruſt; zuſammengedrängter, lebendiger, weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit! Sonſt dieſelbe Liebenswürdigkeit und Bonhomie! Nicht die auffallende Offenheit, mehr Verſchlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That, eben dieſelbe Ehrlichkeit. Derſelbe unbezwingbare Abſcheu gegen Unrecht und Bosheit; dieſelbe Unverſöhnlichkeit mit allem, was Ränke und Tücke heißt; dieſelbe Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Deſpotisme; daſſelbe reine, unbeſtechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; daſſelbe Bedürfniß der Freundſchaft und Freiheit, dieſelbe Empfindſamkeit und edle Ruhmbegierde; dieſelbe Allgemeinheit des Herzens für alle guten, weiſen, einfaltigen, kraftvollen, berühmten oder unberühmten, gekannten oder mißkannten Menſchen. — und — dieſelbe leichtſinnige Unbedachtſamkeit. Nein! nicht gerade dieſelbe. Das Geſicht iſt beſchnittener, angezogener,

ſeſter; hat mehr innere, ſich leicht entwickelnde Geſchicklichkeit zu Geſchäften und praktiſchen Berathſchlagungen; mehr durchſetzenden Muth, der ſich beſonders in den ſtark vordringenden, ſtumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das aufquillende, reiche, reine, hohe Dichtergefühl; nicht die ſchnelle Leichtigkeit der productiven Kraft des andern. Aber dennoch, wiewohl in tiefern Regionen, lebendig, richtig, innig. Nicht das luſtige, in morgenröthlichem Himmel dahin ſchwebende, Geſtalten bildende Lichtgenie. — Mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck! mehr gewaltig und furchtbar — weniger prachtig und rund; obgleich ſeinem Pinſel weder Farbung noch Zauber fehlt. — Mehr Witz und raſende Laune; drolliger Satyr; Stirn, Naſe, Blick — alles ſo herab, ſo vorhangend; recht entſcheidend für originellen, allbelebenden Witz, der nicht von außenher einſammelt, ſondern von innen herauswirft. Ueberhaupt iſt alles an dieſem Charakter vordringender, eckiger, angreifender, ſtürmender! — Nirgends Plattheit, nirgends Erſchlaffung, ausgenommen im zuſinkenden Auge, wo Wolluſt, wie in Stirn und Naſe — hervorſpringt. Sonſt ſelbſt in dieſer Stirn, dieſer Gedrangtheit von allem — dieſem Blick ſogar — untrugbarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke, Drang der Menſchheit; Standigkeit, Einfachheit, Beſtimmtheit!“ —

Nachdem ich ſodann in Darmſtadt Merken ſeinen Triumph gönnen müſſen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Geſellſchaft vorausgeſagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohl empfangen von jedermann, auch von meinem Vater, ob dieſer gleich ſeine Mißbilligung, daß ich nicht nach Arcole hinabgeſtiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet

so ein neues Kleid ankommt! Stella! du bist ein Kind. Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dieß Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst da er dich noch liebte, noch in deinem Schooße lag, füllte sein Blick deine ganze Seele: und — O Gott im Himmel! dein Rathschluß ist unerforschlich. Wenn ich von seinen Küssen meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem seinen glühte, und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinauf sah, und aus vollem Herzen zu dir sprach: Laß uns glücklich, Vater! du hast uns so glücklich gemacht! Es war dein Wille nicht — Sie hält einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann schnell auf, und drückt ihre Hände an's Herz. Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer, Lucie kommen.

Stella. Ich habe sie! Liebes Mädchen, du bist nun die meine. — Madame, ich danke

habe, zwar nicht ausdrücklich aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im mindesten beweisen konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich, ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem dem zu haben sey; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden Lili zu sehen; es war ein schonender zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt sie müsse sich von mir trennen, und dieses sey um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Localitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise auseinander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwunschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen, verglich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich, wie wetterleuchtende Gespenster, verschwanden.

Wohlwollende hatten mir vertraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Amerika war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden.

Aber eben das was meine Hoffnungen hatte beleben sollen,

drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber ich laugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.

Freilich sehr verbietend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem verständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denselben Text. „Gut," sagte sie, „wenn ihr's nicht vermeiden könntet, so müßtet ihr's ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen." Einige Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Lagen, alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt; in Ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hatte.

Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden sich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weise konnte man nicht umgehen, sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edel fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre.

Gestehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertraulichkeit zu Lili gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte: wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch

in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden, erregt und sich daran ergötzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung.

Wahrhaft Liebende betrachten alles was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr Lebensgebaude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen.

Aber was ereignete sich! Die Messe kam, und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu seyn, erschienen doch als Wohlbekannte; die Mittlern, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Manner darunter, mit dem Behagen eines grundlichen Wohlstandes.

Nun aber die alten Herren waren ganz unertraglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hande nicht im Zaum hielten, und bei widerwartigem Tatscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich dem allen anständig zu genügen. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Lustfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fahrlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Ballen und Abendpromenaden, von Verspottung lacherlicher Werber und was nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem

Zudrang, in dieſer Bewegung, verſaumte ſie den Freund nicht, und wenn ſie ſich zu ihm wendete, ſo wußte ſie mit wenigem das Zarteſte zu äußern, was der gegenſeitigen Lage völlig geeignet ſchien.

Doch! Wenden wir uns von dieſer noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poeſie, wodurch einige geiſtreich-herzliche Linderung in den Zuſtand eingeleitet wurde.

Lili's Park mag ungefähr in dieſe Epoche gehören; ich füge das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten empfindlichen Zuſtand nicht ausdrückt, ſondern nur, mit genialer Heftigkeit, das Widerwärtige zu erhöhn, und durch komiſch ärgerlich-Bilder das Entſagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

Nachſtehendes Lied drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus, und ſey deßhalb hier eingeſchaltet:

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Koch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Die Oper Erwin und Elmire war aus Goldsmith's liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügter Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe.

Schon früher hab' ich einige poetische Erzeugnisse jener Epoche eingeschaltet, und wünschte nur, es hätten sich alle zusammen erhalten. Eine fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberspanntes, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenksgabe, alles war lebendig, mitgefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich, und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen.

Alle diese innern und äußern Ereignisse, insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erste, ihm anmuthig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte, in sein Haus eingeführt zu sehen, wußte meine Mutter auf das klügste und thätigste abzuwenden. Diese Staatsdame aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.

Indessen ließ er dem Handel seinen Gang und setzte seine kleine Kanzlei recht emsig fort. Der junge Rechtsfreund, so wie der gewandte Schreiber gewannen unter seiner Firma

immer mehr Ausdehnung des Bodens. Da nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so gönnten sie mir meine Pfade, und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicherweise trafen meine Richtungen mit des Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, so viel eigene Freude an der Gunst die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen, durft' ich ihn nichts merken lassen.

Nachdem ich im Göz von Berlichingen das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. In Göz war es ein tüchtiger Mann, der untergeht in dem Wahn: zu Zeiten der Anarchie sey der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung. Im Egmont waren es festgegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich davon auf das lebhafteste unterhalten, was zu thun sey, was ich thun wolle, daß ihm dieß so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopf schon fertige Stuck auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu sehen.

Hatt' ich in den frühern Zeiten, da ich noch hoffte Lili mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einsicht und Ausübung bürgerlicher Geschäfte gewendet, so traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich

fing alſo wirklich Egmont zu ſchreiben an, und zwar nicht wie den erſten Götz von Berlichingen in Reih und Folge, ſondern ich griff nach der erſten Einleitung gleich die Hauptſcene an, ohne mich um die allenfallſigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich bei meiner läßlichen Art zu arbeiten von meinem Vater, es iſt nicht übertrieben, Tag und Nacht angeſpornt wurde, da er das ſo leicht Entſtehende auch leicht vollendet zu ſehen glaubte.

Zwanzigstes Buch.

So fuhr ich denn am Egmont zu arbeiten fort, und wenn dadurch in meinen leidenschaftlichen Zustand einige Beschwichtigung eintrat, so half mir auch die Gegenwart eines wackern Künstlers über manche böse Stunden hinweg, und ich verdankte hier, wie schon so oft, einem unsichern Streben nach praktischer Ausbildung einen heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er sonst nicht wäre zu hoffen gewesen.

Georg Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reise ins nördliche Deutschland zurück, er suchte mich auf, und ich fühlte sogleich Trieb und Bedürfniß, mich ihm anzuschließen. Er war ein heiterer Lebemann, dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutschen gab es zu jener Zeit daselbst ein angenehmes Unterkommen; Philipp Hackert lebte dort in gutem Ansehen und Wohlstand; das treue deutsche Verfahren, womit er Landschaften nach der Natur zeichnend in Gouache- und Oel-Farbe glücklich ausführte, war als Gegensatz einer praktischen Manier, der sich die Franzosen hingegeben hatten, sehr willkommen. Wille, hochgeehrt als Kupferstecher, gab dem deutschen Verdienste Grund und Boden; Grimm, schon

einflußreich, nützte seinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreisen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen, und so manches Gute geleistet und vorbereitet.

Boucher und Wateau, zwei wahrhaft geborene Künstler, deren Werke, wenn schon verflatternd im Geist und Sinn der Zeit, doch immer noch höchst respectabel gefunden werden, waren der neuen Erscheinung geneigt, und selbst, obgleich nur zu Scherz und Versuch, thätig eingreifend. Greuze, im Familienkreise still für sich hinlebend, dergleichen bürgerliche Scenen gern darstellend, von seinen eigenen Werken entzückt, erfreute sich eines ehrenhaften leichten Pinsels.

Alles dergleichen konnte unser Kraus in sein Talent sehr wohl aufnehmen; er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft, und wußte gar zierlich häusliche freundschaftliche Vereine portraitmäßig darzustellen; nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes Colorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit, und besonders dem Kunstfreund sein Geschick: alles was er selbst nach der Natur zeichnete sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten.

Er selbst war der angenehmste Gesellschafter: gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der thätigste und zugleich der bequemste aller Sterblichen. Mit solchem Talent und Charakter begabt empfahl er sich bald in höhern Kreisen und war besonders in dem Freiherrlichen von Stein'schen Schlosse zu Nassau an der Lahn wohlaufgenommen, eine talentvolle, höchst liebenswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben unterstützend, und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Weise belebend.

Nach Verheirathung dieser vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werther nahm das neue Ehepaar den Künstler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und so gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt und von dem dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht.

Wie er nun überall zuthätig war, so förderte er bei seiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur sammelnde Kunstliebe zu praktischer Uebung. Dem Dilettanten ist die Nähe des Künstlers unerläßlich, denn er sieht in diesem das Complement seines eigenen Daseyns; die Wünsche des Liebhabers erfüllen sich im Artisten.

Durch eine gewisse Naturanlage und Uebung gelang mir wohl ein Umriß, auch gestaltete sich leicht zum Bilde was ich in der Natur vor mir sah; allein es fehlte mir die eigentliche plastische Kraft, das tüchtige Bestreben, dem Umriß Körper zu verleihen durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel. Meine Nachbildungen waren mehr ferne Ahnungen irgend einer Gestalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftwesen in Dante's Purgatorio, die, keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper sich entsetzen.

Durch Lavater's physiognomische Hetzerei — denn so darf man die ungestüme Anregung wohl nennen, womit er alle Menschen, nicht allein zur Contemplation der Physiognomien, sondern auch zur künstlerischen oder pfuscherhaften praktischen Nachbildung der Gesichtsformen zu nöthigen bemüht war — hatte ich mir eine Uebung verschafft, die Portraite von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, aber es bedurfte die Hand meines künstlerischen Freundes, um sie aus dem düstern Grunde hervortreten zu machen.

Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trotzköpfchen, die gute freye Seele. O ich hab' dir's schon abgelernt, Lucie.

Madame Sommer. Sie fühlen, was ich Ihnen bringe und lasse.

Stella nach einer Pause, in der sie Madame Sommer angesehen hat. Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geschichte berichtet, ich weiß, daß ich Personen von guter Familie vor mir habe; aber Ihre Gegenwart überrascht mich. Ich fühle im ersten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz gesteht, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie sind nicht wohl; wie ist's Ihnen? Setzen Sie Sich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnden Gegenstände, und diese reine,

Beim Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die liebste Unterhaltung, wenn er landschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der Weimarische Kreis und dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gerne dabei, weil es dem Jüngling schmeicheln mußte, so viele Bilder nur als Terr zu betrachten von einer umständlichen wiederholten Ausführung: daß man mich dort zu sehen wünsche. Sehr anmuthig wußte er seine Grüße, seine Einladungen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben. Ein wohlgelungenes Oelbild stellte den Capellmeister Wolf am Flügel und seine Frau hinter ihm zum Singen sich bereitend vor; der Künstler selbst wußte zugleich gar dringend auszulegen, wie freundlich dieses werthe Paar mich empfangen würde. Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern als sich selbst zu Liebe, rauhgestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte.

Bertuch, als Zögling Wieland's, hatte sich in Kenntnissen und Thätigkeit dergestalt hervorgethan, daß er, als Geheimsecretär des Herzogs schon angestellt, das Allerbeste für die Zukunft erwarten ließ. Von Wieland's Rechtlichkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit war durchaus die Rede; auf seine schönen literarischen und poetischen Vorsätze ward schon ausführlich

hingedeutet, und die Wirkung des Merkur durch Deutschland besprochen; gar manche Namen in literarischer, staatsgeschaftlicher und geselliger Hinsicht hervorgehoben, und in solchem Sinne Musäus, Kirms, Berendis und Ludecus genannt. Von Frauen war Wolf's Gattin und eine Wittwe Kotzebue, mit einer liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben, nebst manchen andern rühmlich und charakteristisch bezeichnet. Alles deutete auf ein frisch thatiges literarisches und Künstlerleben.

Und so schilderte sich nach und nach das Element, worauf der junge Herzog nach seiner Rückkehr wirken sollte; einen solchen Zustand hatte die Frau Ober-Vormünderin vorbereitet; was aber die Ausführung wichtiger Geschafte betraf, war, wie es unter solchen provisorischen Verwaltungen Pflicht ist, der Ueberzeugung, der Thatkraft des künftigen Regenten überlassen. Die durch den Schloßbrand gewirkten graulichen Ruinen betrachtete man schon als Anlaß zu neuen Thätigkeiten. Das in Stocken gerathene Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch kostspielige Unterhaltung des tiefen Stollens eine mögliche Wiederaufnahme zu sichern gewußt, die Akademie Jena, die hinter dem Zeitsinn einigermaßen zurückgeblieben und mit dem Verlust gerade sehr tüchtiger Lehrer bedroht war, wie so vieles andere, regte einen edlen Gemeinsinn auf. Man blickte nach Persönlichkeiten umher, die in dem aufstrebenden Deutschland so mannichfaches Gute zu fördern berufen seyn könnten, und so zeigte sich durchaus eine frische Aussicht, wie eine kräftige und lebhafte Jugend sie nur wünschen konnte. Und schien es traurig zu seyn, eine junge Fürstin ohne die Würde eines schicklichen Gebäudes in eine sehr maßige zu ganz andern Zwecken erbaute Wohnung einzuladen, so gaben die schon gelegenen wohleingerichteten Landhäuser, Ettersburg, Belvedere

und andere vortheilhafte Lustitze, Genuß des Gegenwärtigen und Hoffnung auch in diesem damals zur Nothwendigkeit gewordenen Naturleben sich productiv und angenehm thätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Uebersinnlichen zu nähern gesucht; erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen; ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm manches, was zu keiner von allen gehören mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sey, den Gedanken von dem Ungeheuren, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deßhalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begränzt schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unsres Daseyns willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es

ſich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von ſich zu ſtoßen.

Dieſes Weſen, das zwiſchen alle übrigen hineinzutreten, ſie zu ſondern, ſie zu verbinden ſchien, nannte ich dämoniſch, nach dem Beiſpiel der Alten und derer die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich ſuchte mich vor dieſem furchtbaren Weſen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Theile der Weltgeſchichte, die ich ſorgfaltiger ſtudirte, gehörten auch die Ereigniſſe welche die nachher vereinigten Niederlande ſo berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforſcht und mich möglichſt unmittelbar zu unterrichten und mir alles lebendig zu vergegenwärtigen geſucht. Höchſt dramatiſch waren mir die Situationen erſchienen und als Hauptfigur, um welche ſich die übrigen am glücklichſten verſammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, deſſen menſchlich ritterliche Größe mir am meiſten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der ſolche Eigenſchaften beſaß, die einen Jüngling beſſer zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten beſſer als einen Hausvater; einen Unabhängigen mehr als einen, der, noch ſo frei geſinnt, durch mancherlei Verhaltniſſe beſchränkt iſt.

Als ich ihn nun ſo in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemeſſene Lebensluſt, das gränzenloſe Zutrauen zu ſich ſelbſt, die Gabe alle Menſchen an ſich zu ziehen (attrativa) und ſo die Gunſt des Volks, die ſtille Neigung einer Fürſtin, die ausgeſprochene eines Naturmadchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen; ja ſelbſt den Sohn ſeines größten Widerſachers für ſich einzunehmen.

Die perſönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, iſt die Baſe, auf der ſein ganzes Weſen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorſproßt. Er kennt keine Gefahr, und verblendet ſich über die größte die ſich ihm nahern. Durch Feinde die uns umzingeln, ſchlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit ſind ſchwerer zu durchbrechen. Das Dämoniſche, was von beiden Seiten im Spiel iſt, in welchem Conflict das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, ſodann die Ausſicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunſch aller Menſchen entſprechen werde, dieſes iſt es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei ſeiner Erſcheinung, aber doch ſpäter und zur rechten Zeit die Gunſt verſchafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und ſo will ich denn auch hier, um mancher geliebten Leſer willen, mir ſelbſt vorgreifen und weil ich nicht weiß, ob ich ſo bald wieder zur Rede gelange, etwas ausſprechen, wovon ich mich erſt viel ſpäter überzeugte.

Obgleich jenes Dämoniſche ſich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifeſtiren kann, ja bei den Thieren ſich aufs merkwürdigſte ausſpricht, ſo ſteht es vorzüglich mit dem Menſchen im wunderbarſten Zuſammenhang und bildet eine der moraliſchen Weltordnung, wo nicht entgegengeſetzte, doch ſie durchkreuzende Macht, ſo daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einſchlag könnte gelten laſſen.

Für die Phänomene welche hiedurch hervorgebracht werden, giebt es unzählige Namen: denn alle Philoſophien und Religionen haben proſaiſch und poetiſch dieſes Räthſel zu löſen und die Sache ſchließlich abzuthun geſucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe.

Am fruchtbarſten aber erſcheint dieſes Dämoniſche, wenn es in irgend einem Menſchen überwiegend hervortritt. Während

meines Lebensganges habe ich mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es ſind nicht immer die vorzüglichſten Menſchen, weder an Geiſt noch an Talenten, ſelten durch Herzensgüte ſich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und ſie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geſchöpfe, ja ſogar über die Elemente, und wer kann ſagen, wie weit ſich eine ſolche Wirkung erſtrecken wird? Alle vereinten ſittlichen Kräfte vermögen nichts gegen ſie; vergebens, daß der hellere Theil der Menſchen ſie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Maſſe wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden ſich Gleichzeitige ihres Gleichen, und ſie ſind durch nichts zu überwinden, als durch das Univerſum ſelbſt, mit dem ſie den Kampf begonnen; und aus ſolchen Bemerkungen mag wohl jener ſonderbare, aber ungeheure Spruch entſtanden ſeyn: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Von dieſen höheren Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch ſeltſame Ereigniſſe, wenigſtens mit einem dämoniſchen Schein bekleidet, bevorſtanden. Ich war von dem Gipfel des Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hauſe gekehrt, weil ich Lili nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechſelſeitigen Beſitzes, eines dauernden Zuſammenlebens gegründet iſt, ſtirbt nicht auf einmal ab; ja ſie nährt ſich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünſche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ſich in ſolchen Fällen das Mädchen eher beſcheidet, als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens iſt den ſchönen Kindern die wunſchenswerthe Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorſatz, als durch Neigung, ja mit

Frevel um ſich zu verſammeln, wobei ſie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erſchrecken. Und dann ſoll zuletzt denn doch hier gewählt ſeyn, einer ſoll ausſchließlich vorgezogen werden, einer die Braut nach Hauſe führen.

Und wie zufällig iſt es, was hier der Wahl eine Richtung giebt, die Auswählende beſtimmt! Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir dieſe Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abſchied genommen, und ich hatte die ſchöne zerſtreuende Reiſe angetreten; aber ſie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abweſend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünſche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück und wie das Wiederſehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel iſt, ſo iſt das Wiederſehn von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Perſonen ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lili's zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unſer Verhältniß geſtört hatten; als ich wieder vor ſie ſelbſt hintrat, fiel mir's hart aufs Herz, daß ſie für mich verloren ſey.

Ich entſchloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deßhalb nichts erwünſchter ſeyn, als daß das junge herzoglich Weimariſche Paar von Carlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und ſpäteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen ſollte. Von Seiten jener Herrſchaften hatte ſich ein gnädiges, ja zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenſchaftlichem Danke erwiederte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem erſten Augenblicke an; meine Verehrung gegen

die Prinzeſſin, die ich ſchon ſo lange, obgleich nur von Anſehn kannte; mein Wunſch Wielanden, der ſich ſo liberal gegen mich betragen hatte, perſönlich etwas Freundliches zu erzeigen und an Ort und Stelle meine halb muthwilligen, halb zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Beweggründe genug, die auch einen leidenſchaftsloſen Jüngling hatten aufreizen, ja antreiben ſollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich, auf welchem Wege es wolle, vor Lili flüchten mußte, es ſey nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichſten Kunſt- und Natur-Himmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein ſo bedeutender Kreis vorzüglicher Menſchen einlud.

Das junge fürſtliche Paar erreichte nunmehr auf ſeinem Rückwege Frankfurt. Der herzoglich Meiningiſche Hof war zu gleicher Zeit daſelbſt, und auch von dieſem und dem, die jungen Prinzen geleitenden, Geheimenrath von Durkheim ward ich aufs freundlichſte aufgenommen. Damit aber ja, nach jugendlicher Weiſe, es nicht an einem ſeltſamen Ereigniß fehlen möchte, ſo ſetzte mich ein Mißverſtändniß in eine unglaubliche obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die Weimariſchen und Meiningſchen Herrſchaften wohnten in Einem Gaſthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der Weimariſche Hof lag mir dergeſtalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen, weil ich auch nicht einmal einbildiſch genug war zu glauben, man wolle von Meiningiſcher Seite auch einige Notiz von mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den Römiſchen Kaiſer, finde die Zimmer der Weimariſchen Herrſchaften leer, und da es heißt, ſie wären bei den Meiningiſchen, verfüge ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, dieß ſey ein Beſuch vor Tafel oder man ſpeiſe vielleicht zuſammen, und erwarte

den Ausgang. Allein auf einmal setzt sich die Weimarische Suite in Bewegung, der ich denn auch folge; allein sie geht nicht etwa in ihre Gemächer, sondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wägen und ich finde mich eben allein auf der Straße.

Anstatt mich nun gewandt und klug nach der Sache umzuthun und irgend einen Aufschluß zu suchen, ging ich, nach meiner entschlossenen Weise, sogleich meinen Weg nach Hause, wo ich meine Eltern beim Nachtische fand. Mein Vater schüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich so gut als möglich zu entschädigen suchte. Sie vertraute mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater sich geäußert: er wundre sich höchlich, wie ich, doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, nicht einsehen wollte, daß man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beschämen gedachte. Aber dieses konnte mich nicht rühren: denn ich war schon Herrn von Dürkheim begegnet, der mich, nach seiner milden Art, mit anmuthigen scherzhaften Vorwürfen zur Rede stellte. Nun war ich aus meinem Traum erwacht und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten zugedachte Gnade recht artig zu danken und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher so freundlichen Antragen aus guten Gründen nachgegeben hatte, so ward folgendes verabredet. Ein in Carlsruhe zurückgebliebener Cavalier, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, werde an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen, ich solle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar sogleich abzureisen. Der heitere und gnädige Abschied, den ich von den jungen Herrschaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute, machten mir diese Reise höchst wünschenswerth, wozu sich der Weg so angenehm zu ebnen schien.

Aber auch hier ſollte durch Zufälligkeiten eine ſo einfache Angelegenheit verwickelt, durch Leidenſchaftlichkeit verwirrt und nahezu völlig vernichtet werden: denn nachdem ich überall Abſchied genommen und den Tag meiner Abreiſe verkündet, ſodann aber eilig eingepackt und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergeſſen, erwartete ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältniſſe bringen ſollte. Die Stunde verging, der Tag auch und da ich, um nicht zweimal Abſchied zu nehmen und überhaupt um nicht durch Zulauf und Beſuch überhauft zu ſeyn, mich ſeit dem beſagten Morgen als abweſend angegeben hatte; ſo mußte ich mich im Hauſe, ja in meinem Zimmer ſtill halten und befand mich daher in einer ſonderbaren Lage.

Weil aber die Einſamkeit und Enge jederzeit für mich etwas ſehr Günſtiges hatte, indem ich ſolche Stunden zu nutzen gedrängt war, ſo ſchrieb ich an meinem Egmont fort und brachte ihn beinahe zu Stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigne Neigung zu dieſem Stück gewann, und nichts mehr wünſchte, als es fertig und gedruckt zu ſehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf ſeines Sohnes dadurch ſollte vermehrt werden. Eine ſolche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm aber auch nöthig: denn er machte über das Außenbleiben des Wagens die bedenklichſten Gloſſen. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Cavalier für ein Luftgeſpenſt; welches er mir zwar nur indirect zu verſtehen gab, dagegen aber ſich und meine Mutter deſto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen luſtigen Hofſtreich anſah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen laſſen, um mich zu kränken und zu beſchämen,

ſegensvolle Luft, die ſich ſchon ſo oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich ſo gut, ſo freundlich, daß ſelbſt die Erinnerung abgeſchiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einen Wiederſchein der goldnen Zeiten der Jugend, und Liebe in meiner Seele aufdämmern ſah.

Stella. Ja die Tage! die erſten Tage der Liebe! — Nein, du biſt nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldne Zeit! du umgibſt noch jedes Herz in den Momenten, da ſich die Blüthe der Liebe erſchließt.

Madame Sommer ihre Hände faſſend. Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angeſicht glänzt, wie das Angeſicht eines Engels, Ihre Wangen färben ſich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie ſchwillt's vor Ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O Gott ſey Dank! Ein Geſchöpf, das mich verſteht! das

wenn ich nunmehr ſtatt jener gehofften Ehre ſchimpflich ſitzen geblieben.

Ich ſelbſt hielt zwar Anfangs am Glauben feſt, freute mich über die eingezogenen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden, noch ſonſt einer geſelligen Zerſtreuung verkümmert wurden und ſchrieb, wenn auch nicht ohne innere Agitation, am Egmont rüſtig fort. Und dieſe Gemüthsſtimmung mochte wohl dem Stück ſelbſt zu gute kommen, das, von ſo viel Leidenſchaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenſchaftsloſen hatte geſchrieben werden können.

So vergingen acht Tage und ich weiß nicht, wie viel drüber, und dieſe völlige Einkerkerung fing an mir beſchwerlich zu werden. Seit mehreren Jahren gewohnt unter freiem Himmel zu leben, geſellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigſten, geſchäftigſten Wechſelverhältniſſe ſtand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorſatz gefaßt, die mich aber doch, ſo lange noch die Möglichkeit war mich ihr zu nähern, gewaltſam zu ſich forderte, — alles dieſes fing an mich dergeſtalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie ſich zu vermindern und die poetiſche Productionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich geweſen zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt ſchlich ich in der Stadt umher, an den Häuſern meiner Freunde und Bekannten vorbei, und verſaumte nicht auch an Lili's Fenſter zu treten. Sie wohnte im Erdgeſchoß eines Eckhauſes, die grünen Rouleaux waren niedergelaſſen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze ſtanden. Bald hörte ich ſie zum Claviere ſingen; es war das Lied: Ach wie ziehſt du mich unwiderſtehlich! das nicht ganz vor einem Jahr an ſie gedichtet ward.

Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller singe als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu seyn, ihr wirklich zu entsagen und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen mußte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen.

Noch einige Tage verstrichen und die Hypothese meines Vaters gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit, da auch nicht einmal ein Brief von Carlsruhe kam, welcher die Ursachen der Verzögerung des Wagens angegeben hatte. Meine Dichtung gerieth ins Stocken und nun hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe von der ich innerlich zerarbeitet war. Er stellte mir vor: die Sache sey nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer sey gepackt, er wolle mir Geld und Credit geben nach Italien zu gehen, ich müsse mich aber gleich entschließen aufzubrechen. In einer so wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich darauf ein: daß wenn zu einer bestimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingelaufen sey, ich abreisen, und zwar zuerst nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, sondern nunmehr durch Graubundten oder Tyrol über die Alpen gehen wolle.

Wunderbare Dinge müssen freilich entstehen, wenn eine planlose Jugend, die sich selbst so leicht mißleitet, noch durch einen leidenschaftlichen Irrthum des Alters auf einen falschen Weg getrieben wird. Doch darum ist es Jugend und Leben

überhaupt, daß wir die Strategie gewöhnlich erſt einſehen lernen, wenn der Feldzug vorbei iſt. Im reinen Geſchäftsgang war' ein ſolches Zufälliges leicht aufzuklaren geweſen, aber wir verſchwören uns gar zu gern mit dem Irrthum gegen das Natürlichwahre, ſo wie wir die Karten miſchen eh' wir ſie herumgeben, damit ja dem Zufall ſein Antheil an der That nicht verkümmert werde; und ſo entſteht gerade das Element, worin und worauf das Dämoniſche ſo gern wirkt und uns nur deſto ſchlimmer mitſpielt, jemehr wir Ahnung von ſeiner Nähe haben.

Der letzte Tag war verſtrichen, den andern Morgen ſollte ich abreiſen und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Paſſavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu ſehen, weil er wirklich Urſache gehabt hatte zu zürnen, wenn ich unſer inniges Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beſchied ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einen gewiſſen Platz, wo ich in meinen Mantel gewickelt eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er ſchon verwundert über die Beſtellung geweſen war, ſich noch mehr über den verwunderte, den er am Platze fand. Die Freude war dem Erſtaunen gleich, an Beredung und Berathung war nicht zu denken, er wünſchte mir Glück zur italiäniſchen Reiſe, wir ſchieden, und den andern Tag ſah ich mich ſchon bei guter Zeit an der Bergſtraße.

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Urſachen: eine verſtändige, denn ich hatte gehört, der Weimariſche Freund würde von Carlsruhe über Heidelberg kommen; und ſogleich gab ich, angelangt auf der Poſt, ein Billet ab, das man einem auf bezeichnete Weiſe durchreiſenden Cavalier einhändigen ſollte; die zweite Urſache war leidenſchaftlich und bezog ſich auf mein früheres Verhältniß zu Lili

Demoiselle Delf namlich, welche die Vertraute unserer Neigung, ja die Vermittlerin einer ernstlichen Verbindung bei den Eltern gewesen war, wohnte daselbst, und ich schätzte mir es für das größte Glück, ehe ich Deutschland verließ, noch einmal jene glucklichen Zeiten mit einer werthen geduldigen und nachsichtigen Freundin durchschwatzen zu konnen.

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hause des Oberforstmeisters von W.... sehr wohlgefiel. Die Eltern waren anstandig behagliche Personen, die eine Tochter ahnelte Friederiken. Es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön und alle die elsasischen Gefuhle lebten in dem schönen Rhein- und Neckar-Thale in mir wieder auf. Ich hatte diese Zeit an mir und andern wunderliches erlebt, aber es war noch alles im Werden, kein Resultat des Lebens hatte sich in mir hervorgethan, und das Unendliche, was ich gewahrt hatte, verwirrte mich vielmehr. Aber in Gesellschaft war ich noch wie sonst, ja vielleicht gefalliger und unterhaltender. Hier unter diesem freien Himmel, unter den frohen Menschen suchte ich die alten Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere noch nicht erloschene Liebe im Herzen, erregte ich Antheil ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja nothwendig, und vergaß, daß ich nach ein paar verschwätzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delf war eine von den Personen, die ohne gerade intrigant zu seyn, immer ein Geschaft haben, andere beschaftigen und bald diese bald jene Zwecke durchfuhren wollen. Sie hatte eine tuchtige Freundschaft zu mir gefaßt und konnte mich um so eher verleiten, langer zu verweilen, da ich in ihrem Hause wohnte, wo sie meinem Dableiben allerlei

Vergnügliches vorhalten und meiner Abreiſe allerlei Hinderniſſe in den Weg legen konnte. Wenn ich das Geſpräch auf Lili lenken wollte, war ſie nicht ſo gefällig und theilnehmend wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unſern beiderſeitigen Vorſatz, uns unter den bewandten Umſtänden zu trennen, und behauptete, man müſſe ſich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne ſchlagen, und ſich nach einem neuen Lebensintereſſe umſehn. Planvoll, wie ſie war, hatte ſie dieß nicht dem Zufall überlaſſen wollen, ſondern ſich ſchon zu meinem künftigen Unterkommen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wohl ſah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht ſo abſichtlos geweſen, als es ſchien.

Churfürſt Carl Theodor nämlich, der für die Künſte und Wiſſenſchaften ſo viel gethan, reſidirte noch zu Mannheim, und gerade weil der Hof katholiſch, das Land aber proteſtantiſch war, ſo hatte die letztere Partei alle Urſache, ſich durch rüſtige und hoffnungsvolle Männer zu verſtärken. Nun ſollte ich in Gottes Namen nach Italien gehn und dort meine Einſichten in dem Kunſtfach ausbilden, indeſſen wolle man für mich arbeiten, es werde ſich bei meiner Rückkunft ausweiſen, ob die aufkeimende Neigung der Fräulein von W.... gewachſen oder erloſchen, und ob es räthlich ſey durch die Verbindung mit einer angeſehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen.

Dieſes alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloſes Weſen konnte ſich mit der Planmäßigkeit meiner Freundin nicht ganz vereinigen; ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks, Lili's Bild ſchwebte mir wachend und traumend vor und miſchte ſich in alles andre, was mir hatte gefallen oder mich zerſtreuen können. Nun rief ich mir aber den Ernſt meines großen Reiſe-Unternehmens vor die Seele, und

beſchloß auf eine ſanfte und artige Weiſe mich loszulöſen und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzuſetzen.

Bis tief in die Nacht hinein hatte Demoiſelle Delf mir ihre Plane und was man für mich zu thun Willens war, im Einzelnen dargeſtellt, und ich konnte nicht anders als dankbar ſolche Geſinnungen verehren, obgleich die Abſicht eines gewiſſen Kreiſes, ſich durch mich und meine mögliche Gunſt bei Hofe zu verſtärken, nicht ganz zu verkennen war. Wir trennten uns erſt gegen eins. Ich hatte nicht lange aber tief geſchlafen, als das Horn eines Poſtillons mich weckte, der reitend vor dem Hauſe hielt. Bald darauf erſchien Demoiſelle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen und trat vor mein Lager. Da haben wir's! rief ſie aus. Leſen Sie, ſagen Sie mir was es iſt. Gewiß kommt es von den Weimariſchen. Iſt es eine Einladung, ſo folgen Sie ihr nicht, und erinnern ſich an unſre Geſpräche. Ich bat ſie um das Licht und um eine Viertelſtunde Einſamkeit. Sie verließ mich ungern. Ohne den Brief zu eröffnen, ſah ich eine Weile vor mich hin. Die Staffette kam von Frankfurt, ich kannte Siegel und Hand; der Freund war alſo dort angekommen; er lud mich ein, und der Unglaube und Ungewißheit hatten uns übereilt. Warum ſollte man nicht in einem ruhigen bürgerlichen Zuſtande auf einen ſicher angekündigten Mann warten, deſſen Reiſe durch ſo manche Zufälle verſpätet werden konnte? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alle vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrauen ſtellte ſich mir lebhaft wieder vor, ich ſchamte mich faſt meines wunderlichen Seitenſprungs. Nun eröffnete ich den Brief, und alles war ganz natürlich zugegangen. Mein ausgebliebener Geleitsmann hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen ſollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn gebarrt; war alsdann Geſchäfts

wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen, und hatte dort zu ſeinem Schreck mich nicht gefunden. Durch eine Staffette ſendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er vorausſetzte, daß ich ſofort nach aufgeklartem Irrthum zurückkehren und ihm nicht die Beſchämung bereiten wolle, ohne mich in Weimar anzukommen.

So ſehr ſich auch mein Verſtand und Gemüth gleich auf dieſe Seite neigte, ſo fehlte es doch meiner neuen Richtung auch nicht an einem bedeutenden Gegengewicht. Mein Vater hatte mir einen gar hübſchen Reiſeplan aufgeſetzt und mir eine kleine Bibliothek mitgegeben, durch die ich mich vorbereiten und an Ort und Stelle leiten könnte. In müßigen Stunden hatte ich bisher keine andere Unterhaltung gehabt, ſogar auf meiner letzten kleinen Reiſe im Wagen nichts anderes gedacht. Jene herrlichen Gegenſtände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, ſammelten ſich vor meiner Seele, und ich kannte nichts Erwünſchteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entſchieden von Lili entfernte.

Ich hatte mich indeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernſte Wirthin trat herein. Was ſoll ich hoffen? rief ſie aus. Meine Beſte, ſagte ich, reden Sie mir nichts ein, ich bin entſchloſſen zurückzukehren; die Gründe habe ich ſelbſt bei mir abgewogen, ſie zu wiederholen würde nichts fruchten. Der Entſchluß am Ende muß gefaßt werden, und wer ſoll ihn faſſen als der, den er zuletzt angeht?

Ich war bewegt, ſie auch, und es gab eine heftige Scene, die ich dadurch endigte, daß ich meinem Burſchen befahl Poſt zu beſtellen. Vergebens bat ich meine Wirthin ſich zu beruhigen und den ſcherzhaften Abſchied, den ich geſtern Abend bei der Geſellſchaft genommen hatte, in einen wahren zu

verwandeln; zu bedenken, daß es nur auf einen Besuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit angesehen sey; daß meine italiänische Reise nicht aufgehoben, meine Rückkehr hierher nicht abgeschnitten sey. Sie wollte von nichts wissen und beunruhigte den schon Bewegten noch immer mehr. Der Wagen stand vor der Thür; aufgepackt war; der Postillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erschallen; ich riß mich los; sie wollte mich noch nicht fahren lassen, und brachte künstlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, so daß ich endlich leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmonts ausrief:

„Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinen Schmerzen drein blickt! — Wir können ja doch einmal nicht dafür, daß wir ſo ſind! — Was hab' ich nicht alles gethan! Was nicht alles verſucht! — Ja, was half's? — Es wollte das — juſt das — und keine Welt, und ſonſt nichts in der Welt — Ach! der Geliebte iſt überall, und alles iſt für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh' ich mich's verſah, wieder ſein Bild! — So richtete er ſich auf, in der und jener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um — So kam er dort über's Feld her geſprengt, und warf ſich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — — Kehr' ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß, und gewiß war, wo er auch ſteckte, ich

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Dreiundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

[illegible]

Inhalt.

	Seite
Carlsbad bis auf den Brenner	1
Vom Brenner bis Verona	19
Verona bis Venedig	40
Venedig	69
Ferrara bis Rom	115
Rom	117
Neapel	218
Sicilien	278

Italiänische Reise.

I.

Auch ich in Arkadien!

MÜNCHEN

Carlsbad bis auf den Brenner.

Den 3. September 1786.

Früh drei Uhr ſtahl ich mich aus Carlsbad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hatte. Die Geſellſchaft die den achtundzwanzigſten Auguſt, meinen Geburtstag, auf eine ſehr freundliche Weiſe feiern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht mich feſt zu halten; allein hier war nicht länger zu ſaumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelſack und Dachsranzen aufpackend, in eine Poſtchaiſe und gelangte halb acht Uhr nach Zwoda an einem ſchönen ſtillen Nebelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Mir ſchienen das gute Anzeichen. Ich hoffte nach einem ſo ſchlimmen Sommer einen guten Herbſt zu genießen. Um zwölf in Eger, bei heißem Sonnenſchein; und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Polhöhe habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigſten Grade zu Mittag zu eſſen.

In Baiern ſtößt einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen — köſtliche Beſitzthümer der geiſtlichen Herren, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Teller- um nicht zu ſagen Keſſeltiefe, in einem ſchönen Wieſengrunde, rings von fruchtbaren ſanften Anhöhen umgeben.

Auch hat dieſes Kloſter im Lande weit umher Beſitzungen. Der Boden iſt aufgelöſ'ter Thonſchiefer. Der Quarz, der ſich in dieſer Gebirgsart befindet und ſich nicht auflöſ't noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirſchenreuth ſteigt das Land noch. Die Waſſer fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirſchenreuth an fällt es nun ſüdwarts ab, und die Waſſer laufen nach der Donau. Mir giebt es ſehr ſchnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinſten Waſſer forſche, wohin es lauft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann ſelbſt in Gegenden die man nicht überſehen kann, einen Zuſammenhang der Berge und Thaler gedankenweiſe. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chauſſee von Granitſand; es laßt ſich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöſ'te Granit aus Kieſel und Thonerde beſteht, ſo giebt das zugleich einen feſten Grund, und ein ſchönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend durch die ſie geführt iſt, ſieht deſto ſchlechter aus: gleichfalls Granitſand, flachliegend, moorig, und der ſchöne Weg deſto erwünſchter. Da nun zugleich das Land abfallt, ſo kömmt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den Böhmiſchen Schneckengang recht abſticht. Beiliegendes Blattchen benennt die verſchiedenen Stationen. Genug ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte alſo dieſe vierundzwanzig und eine halbe Meile in neununddreißig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwiſchen Schwandorf und Regenſtauf, und nun bemerkte ich die Veranderung des Ackerbodens ins Beſſere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, ſondern aufgeſchwemmtes, gemiſchtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in

mochte ihn ſehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen rings um, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb du mir biſt!“

Lucie. Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella. Du fragſt, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt' ich euch! — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Warlich man iſt noch ein großes Kind, und es iſt einem ſo wohl dabey — Eben wie die Kinder ſich hinter ihr Schürzchen verſtecken, und rufen Pip! daß man ſie ſuchen ſoll! — — Wie ganz füllt das unſer Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenſtand unſrer Liebe zu verlaſſen, bey uns ſehr eifrig feſtſetzen; mit welchen Verzerrungen von Stärke der Seelen

uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thaler gewirkt, die gegenwartig ihre Waſſer dorthin ergießen, und ſo ſind dieſe natürlichen Polder entſtanden, worauf der Ackerbau gegründet iſt. Dieſe Bemerkung gilt in der Nachbarſchaft aller größern und kleineren Flüſſe, und mit dieſem Leitfaden kann der Beobachter einen ſchnellen Aufſchluß über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar ſchön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben ſich die geiſtlichen Herren wohlbedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt ſteht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein beſſeres Anſehn, hier aber nimmt ſich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jeſuiten-Collegium, wo das jährliche Schauſpiel durch Schüler gegeben ward, ſah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerſpiels. Sie machten es nicht ſchlimmer als eine angehende Liebhabertruppe, und waren recht ſchön, faſt zu prachtig gekleidet. Auch dieſe öffentliche Darſtellung hat mich von der Klugheit der Jeſuiten aufs neue überzeugt. Sie verſchmähten nichts was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerkſamkeit zu behandeln. Hier iſt nicht Klugheit, wie man ſie ſich in Abſtracto denkt, es iſt eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbſtgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entſpringt. Wie dieſe große geiſtliche Geſellſchaft Orgelbauer, Bildſchnitzer und Vergulder unter ſich hat, ſo ſind gewiß auch einige die ſich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk ſich ihre Kirchen auszeichnen, ſo bemächtigen ſich die

einsichtigen Manner hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anstandiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neunundvierzigsten Grade. Er laßt sich gut an. Der Morgen war kuhl, und man klagt auch hier uber Nasse und Kalte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft die ein großer Fluß mitbringt, ist ganz was eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab' ich gespeis't; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen halt meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thurme, Gebaude haben etwas Großes und Vollstandiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine in solcher Pracht und Reichthum gebaut, der die Bettler aller Stande blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des katholischen ausseren Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Consequenz ausgefuhrt gesehen, als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht wie andere Ordensgeistliche eine alte abgestumpfte Andacht fortsetzten, sondern sie, dem Geist der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder aufstutzten.

Ein sonderbar Gestein wird hier zu Werkstücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch fur alter, fur ursprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es ist grünlich mit Quarz gemischt, löcherig, und es finden sich große Flecke des festesten Jaspis darin, in welchen sich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stuck war gar zu instructiv und appetitlich,

der Stein aber zu fest, und ich habe geschworen, mich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen.

München, den 6. September 1786.

Den fünften September halb ein Uhr Mittag reis'te ich von Regensburg ab. Bei Abbach ist eine schöne Gegend, wo die Donau sich an Kalkfelsen bricht, bis gegen Saal hin. Es ist der Kalk wie der bei Osteroda am Harz, dicht, aber im ganzen löcherig. Um sechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgesehen, will ich nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimisch; ich muß meine Augen erst wieder an Gemalde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier steht auch das vornehme Spielwerk, die Trajanische Saule, in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren vergoldet. Es ist immer ein schön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstande nicht geübt sind, deßwegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich sagen könnte warum. Ein Drusus erregte meine Aufmerksamkeit, zwei Antonine gefielen mir, und so noch einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen, und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Ansehen hatte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten ware. Im Naturalien-Cabinet fand ich schöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Musterstucken sowohl kenne, ja besitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die ersten vortrefflich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den achtundvierzigsten Grad nicht besonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Nässe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin sah, fand ich es bedeckt, und den ganzen Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm der mir vor dem Fenster steht. Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter Acht habe: der Reisende zu Lande, fast so sehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt seyn sollte, als der Sommer zu Hause.

Nun soll es gerade auf Inspruck. Was lass' ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden ist!

Mittelwald, den 7. September 1786. Abends.

Es scheint mein Schutzgeist sagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem so schönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Postillon sagte mit vergnüglichem Ausruf: es sey der erste im ganzen Sommer. Ich nahre meinen stillen Aberglauben, daß es so fortgehen soll, doch müssen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede ist.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte sich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen standen die Wolken in ungeheuren Massen fest. Die Streifen der untern Regionen bewegten sich auch nicht. Der Weg geht auf

den Höhen, wo man unten die Isar fließen sieht, über zusammengeschwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeschiebe fand ich Geschwister und Verwandte meiner Cabinetsstücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Flusses und der Wiesen wehrten sich eine Weile, endlich wurden auch diese aufgezehrt. Zwischen gedachten Kieshügeln, die man sich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das schönste fruchtbarste Erdreich wie im Thale des Regenflusses. Nun muß man wieder an die Isar, und sieht einen Durchschnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfrathshausen, und erreichte den achtundvierzigsten Grad. Die Sonnte brannte heftig, niemand traut dem schönen Wetter, man schreit über das Böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen die sich nach und nach entwickelten.

Benedictbeuern liegt köstlich und überrascht beim ersten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelsee; noch höher ins Gebirge zum Walchensee. Hier begrüßte ich die ersten beschneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, schon so nahe bei den Schneebergen zu seyn, vernahm ich, daß es gestern in dieser Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geschneit habe. Aus diesen Meteoren wollte man Hoffnung zu besserem Wetter schöpfen, und aus dem ersten Schnee eine Umwandlung der Atmosphäre vermuthen. Die Felsklippen die mich umgeben sind alle Kalk, von dem ältesten der noch

keine Verſteinerungen enthalt. Dieſe Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Theil der Kette bereiſ't. Sie lehnen ſich an das Quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Wallenſee gelangte ich um halb fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit ſeiner Tochter, einem Madchen von eilf Jahren, gingen vor mir her, und baten mich das Kind einzunehmen. Er trug das Inſtrument weiter, ich ließ ſie zu mir ſitzen, und ſie ſtellte mir eine große neue Schachtel ſorgfaltig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geſchöpf, in der Welt ſchon ziemlich bewandert. Nach Maria Einſiedel war ſie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beide wollten eben die größere Reiſe nach St. Jago von Compoſtell antreten, als die Mutter mit Tode abging, und ihr Gelübde nicht erfüllen ſollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte ſie. Nach einem großen Brande habe ſie ſelbſt geſehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die unterſten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glaſe, das Mutter Gottesbild, Glas und Bild unverſehrt, welches denn doch ein augenſcheinliches Wunder ſey. All ihre Reiſen habe ſie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Churfürſten geſpielt, und ſich überhaupt vor einundzwanzig fürſtlichen Perſonen hören laſſen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübſche große braune Augen, eine eigenſinnige Stirn, die ſich manchmal ein wenig hinaufwarts faltete. Wenn ſie ſprach, war ſie angenehm und natürlich, beſonders wenn ſie kindiſchlaut lachte; hingegen wenn ſie ſchwieg, ſchien ſie etwas bedeuten zu wollen, und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene.

Ich sprach sehr viel mit ihr durch, sie war überall zu Hause und merkte gut auf die Gegenstände. So fragte sie mich einmal, was das für ein Baum sey? Es war ein schöner großer Ahorn, der erste der mir auf der ganzen Reise zu Gesichte kam. Den hatte sie doch gleich bemerkt, und freute sich, da mehrere nach und nach erschienen, daß sie auch diesen Baum unterscheiden könne. Sie gehe, sagte sie, nach Botzen auf die Messe, wo ich doch wahrscheinlich auch hinzöge. Wenn sie mich dort anträfe, müsse ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch versprach. Dort wolle sie auch ihre neue Haube aufsetzen, die sie sich in München von ihrem Verdienst habe machen lassen. Sie wolle mir solche in voraus zeigen. Nun eröffnete sie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgestickten und wohlbebanderten Kopfschmuckes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere frohe Aussicht vergnügten wir uns gleichfalls zusammen. Sie versicherte nämlich, daß es gut Wetter gabe. Sie trügen ihren Barometer mit sich, und das sey die Harfe. Wenn sich der Discant hinaufstimme, so gebe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir schieden im besten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehns.

Auf dem Brenner, den 8. September 1786. Abends.

Hier gekommen, gleichsam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen stillen Ort, wie ich ihn mir nur hatte wünschen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um sechs Uhr verließ ich Mittelwalde, den klaren Himmel reinigte ein scharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie sie nur im Februar

erlaubt iſt. Nun aber, bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln mit Fichten bewachſenen Vordergründe, die grauen Kalkfelſen dazwiſchen, und dahinter die beſchneiten höchſten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köſtliche, ewig abwechſelnde Bilder.

Bei Scharnitz kommt man ins Tyrol. Die Gränze iſt mit einem Walle geſchloſſen, der das Thal verriegelt und ſich an die Berge anſchließt. Es ſieht gut aus: an der einen Seite iſt der Felſen befeſtigt, an der andern ſteigt er ſenkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer intereſſanter, und wenn er bisher, ſeit Bedenedictbeuern herauf, von Höhe zu Höhe ſtieg, und alle Waſſer die Region der Iſar ſuchten, ſo blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Inzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmoſphäre des Tages oft wechſele.

Bei Zierl fährt man ins Innthal herab. Die Lage iſt unbeſchreiblich ſchön, und der hohe Sonnenduft machte ſie ganz herrlich. Der Poſtillon eilte mehr als ich wünſchte: er hatte noch keine Meſſe gehört und wollte ſie in Inſpruck, es war eben Marientag, um deſto andächtiger zu ſich nehmen. Nun raſſelte es immer an dem Inn hinab, an der Martinswand vorbei, einer ſteil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze wohin Kaiſer Maximilian ſich verſtiegen haben ſoll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Inſpruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwiſchen hohen Felſen und Gebirgen. Erſt wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menſchen. Das Feſt

Maria Geburt zu feiern iſt alles geputzt. Geſund und wohlthätig zu Schaaren, wallfahrten ſie nach Wilden, einem Andachtsorte, eine Viertelſtunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwei Uhr, als mein rollender Wagen das muntere bunte Gedränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Inſpruck herauf wird es immer ſchöner, da hilft kein Beſchreiben. Auf den gebahnteſten Wegen ſteigt man eine Schlucht herauf, die das Waſſer nach dem Inn zuſendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechſelungen bietet. Wenn der Weg nah am ſchroffſten Felſen hergeht, ja in ihn hineingehauen iſt, ſo erblickt man die Seite gegenüber ſanft abhangig, ſo daß noch kann der ſchönſte Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuſer, Häuschen, Hütten, alles weiß angeſtrichen, zwiſchen Feldern und Hecken auf der abhangenden hohen und breiten Flache. Bald verändert ſich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wieſe, bis ſich auch das in einen ſteilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterſchaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel getraumt von dem Modell, wovon ich ſo lange rede, woran ich ſo gern anſchaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen ſtellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor ſich, die Maſſen wurden immer größer und herrlicher, endlich da ſich alles nun, wie ein tiefes geheimes Bild, vor mir bewegte, ſah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen dieſe Felſenkluft erhelle, in der ich auf der Gränzſcheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfangt man gutes und böses Wetter wenn es schon fertig geworden, im Gebirge ist man gegenwartig wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nachte lang in den Bergwaldern, zwischen Klippen, verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich sehe sie überall als wenn es eine Wahrheit wäre, und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohnehin die Nachsicht meiner Freunde so oft zu prufen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge naher oder ferner, und sehen ihre Gipfel bald im Sonnenscheine glanzen, bald vom Nebel umzogen, von stürmenden Wolken umsaus't, von Regenstrichen gepeitscht, mit Schnee bedeckt, so schreiben wir das alles der Atmosphare zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veranderungen gar wohl sehen und fassen. Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für todt, weil sie erstarrt sind, wir glauben sie unthatig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit langerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veranderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Theile zuzuschreiben. Ich glaube namlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine bestandige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsiren außert, so daß sie sich durch

treten wir wieder in seine Gegenwart! wie übt sich das in unserm Busen auf und ab! und wie platzt es zuletzt alles wieder auf Einen Blick, Einen Händedruck zusammen.

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigsten, reinsten Menschheit.

Stella. Ein Jahrtausend von Thränen und Schmerzen vermöchten die Seligkeit nicht aufzuwiegen der ersten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergessens sein selbst — den ersten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erste ruhigathmende Umarmung — Madame! Sie versinken, meine Theure! Wo sind Sie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend! Mit Ahndungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neue, unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele,

innere nothwendige, vielleicht, auch äußere zufällige Urſachen, bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle anderen Verſuche dieſe Oſcillation darzuſtellen zu beſchränkt und roh ſeyn, die Atmoſphäre iſt zart und weit genug, um uns von jenen ſtillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert ſich jene Anziehungskraft im geringſten, alſobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elaſticität der Luft, dieſe Wirkung an. Die Atmoſphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemiſch und mechaniſch vertheilt war, nicht mehr tragen, Wolken ſenken ſich, Regen ſtürzen nieder, und Regenſtröme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg ſeine Schwerkraft, ſo wird alſobald die Elaſticität der Luft wieder hergeſtellt, und es entſpringen zwei wichtige Phänomene. Einmal verſammeln die Berge ungeheuere Wolkenmaſſen um ſich her, halten ſie feſt und ſtarr, wie zweite Gipfel über ſich, bis ſie durch innern Kampf elektriſcher Kräfte beſtimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, ſodann wirkt auf den Ueberreſt die elaſtiſche Luft, welche nun wieder mehr Waſſer zu faſſen, aufzulöſen und zu verarbeiten fähig iſt. Ich ſah das Aufzehren einer ſolchen Wolke ganz deutlich: ſie hing um den ſteilſten Gipfel, das Abendroth beſchien ſie. Langſam, langſam ſonderten ihre Enden ſich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; dieſe verſchwanden, und ſo verſchwand die ganze Maſſe nach und nach, und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unſichtbaren Hand ganz eigentlich abgeſponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und deſſen ſeltſame Theorien gelächelt haben, ſo gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen, denn ich muß geſtehen, da meine Reiſe eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich

unter dem einundfünfzigsten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte unter dem achtundvierzigsten ein wahres Gosen zu betreten. Allein ich fand mich getäuscht, wie ich früher hatte wissen sollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Klima und Witterung, sondern die Bergreihen, besonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchschneiden. In diesen ereignen sich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meisten darunter zu leiden. So scheint auch die Witterung für den ganzen Norden diesen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieses schreibe, bestimmt worden zu seyn. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süd-West und Süd-Ost haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien sollen sie schön Wetter, ja zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannichfaltigste bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine sonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen hängen schon häufig vor Inspruck in dem Thale, Pfirschen und Trauben hingegen bringen sie aus Welschland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Inspruck bauen sie viel Türkisch- und Haidekorn, das sie Blende nennen. Den Brenner herauf sah ich die ersten Lärchenbäume, bei Schemberg den ersten Arbel. Ob wohl das Harfner-Madchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend fühl' ich noch sehr meine Schülerschaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu sehen. Freilich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt solchen feinern Beobachtungen nicht günstig. Nun habe ich zwar meinen Linné bei mir und seine Terminologie wohl eingeprägt, wo soll aber Zeit und Ruhe zum Analysiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine

Stärke niemals werden kann? Daher ſchärf' ich mein Auge aufs Allgemeine, und als ich am Walchenſee die erſte Gentiana ſah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerſt am Waſſer die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerkſamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben ſchien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, ſondern Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel ſtarker und maſtiger waren, die Augen näher an einander ſtanden, und die Blätter breit waren, ſo wurden höher ins Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten aus einander, ſo daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwiſchenraum ſtatt fand, und die Blätter ſich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verſchiedene Arten wären. Auch am Walchenſee bemerkte ich längere und ſchlankere Binſen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchſchnitten, haben eine graue Farbe, und ſchöne, ſonderbare, unregelmäßige Formen, ob ſich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geſchwungene Lager vorkommen, und der Fels überhaupt ungleich verwittert, ſo ſehen die Wände und Gipfel ſeltſam aus. Dieſe Gebirgsart ſteigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des oberen Sees fand ich eine Veränderung deſſelben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerſchiefer, ſtark mit Quarz durchzogen, lehnte ſich ein weißer dichter Kalkſtein, der an der Ablöſung glimmerig war, und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Maſſen anſtand. Ueber demſelben fand ich wieder Glimmerſchiefer, der mir aber zärter als der vorige zu ſeyn ſchien. Weiter hinauf zeigt ſich eine beſondere Art Gneiß, oder vielmehr eine

Granitart, die ſich dem Gneiß zubildet, wie in der Gegend von Ellbogen. Hier oben, gegen dem Hauſe über, iſt der Fels Glimmerſchiefer. Die Waſſer, die aus dem Berge kommen, bringen nur dieſen Stein und grauen Kalk mit.'

Nicht fern muß der Granitſtock ſeyn, an den ſich alles anlehnt. Die Charte zeigt, daß man ſich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Waſſer ſich ringsum ergießen.

Vom Aeußern des Menſchengeſchlechts habe ich ſo viel aufgefaßt. Die Nation iſt wacker und gerade vor ſich hin. Die Geſtalten bleiben ſich ziemlich gleich, braune, wohlgeöffnete Augen und ſehr gut gezeichnete Augenbraunen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Mannern. Dieſen geben die grünen Hüte zwiſchen den grauen Felſen ein fröhliches Anſehn. Sie tragen ſie geziert mit Bandern oder breiten Scharpen von Tafft, mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden ſich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, ſehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannesnachtmützen. Das giebt ihnen ein ganz fremdes Anſehn, da ſie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die ſehr ſchön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu ſehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer dieſe Gebirge bereiſen wollte, müßte dergleichen mit ſich führen. Eine ſolche am rechten Orte angebrachte Feder würde ſtatt des willkommenſten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun dieſe Blätter ſondere, ſammele, hefte und dergeſtalt einrichte, daß ſie meinen Freunden bald einen

leichten Ueberblick meiner bisherigen Schickſale gewähren können, und daß ich mir zugleich was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Packete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: ſind es doch meine Begleiter, werden ſie nicht viel Einfluß auf meine nächſten Tage haben!

Ich hatte nach Carlsbad meine ſämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göſchen zu beſorgende Ausgabe ſchließlich zuſammen zu ſtellen. Die ungedruckten beſaß ich ſchon längſt in ſchönen Abſchriften, von der geſchickten Hand des Secretär Vogel. Dieſer wackere Mann begleitete mich auch dießmal, um mir durch ſeine Fertigkeit beizuſtehen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, die vier erſten Bände, unter der treuſten Mitwirkung Herder's, an den Verleger abzuſenden, und war im Begriff mit den vier letzten das Gleiche zu thun. Dieſe beſtanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bei vermindertem Intereſſe liegen zu laſſen, mit den Jahren, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun dieſe Dinge ſämmtlich mit mir führte, ſo gehorchte ich gern den Anforderungen der Carlsbader geiſtreichen Geſellſchaft, und las ihr alles vor, was bisher unbekannt geblieben, da man ſich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man ſich gern länger unterhalten hatte, bitterlich beſchwerte.

Die Feier meines Geburtstages beſtand hauptſächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen aber vernachläſſigten Arbeiten, worin ſich jedes nach ſeiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete ſich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine

an Treufreund geſendete Deputation dieſer muntern Geſchöpfe inſtandig bat, er möchte doch das ihnen zugeſagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einſichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stückwerke, ſo daß ſie mir auf einmal wieder lebendig wurden, und ich den Freunden meine gehabten Vorſatze und vollſtandigen Plane mit Vergnügen erzahlte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünſche, und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden ſuchte, ich möchte dieſe Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken, welche ſie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwartig liegt, iſt mehr Entwurf als Ausführung, es iſt in poetiſcher Proſa geſchrieben, die ſich manchmal in einen jambiſchen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaaßen ähnelt. Dieſes thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht ſehr gut lieſ't, und durch gewiſſe Kunſtgriffe die Mangel zu verbergen weiß. Er legte mir dieſes ſo dringend ans Herz, und da ich meinen größeren Reiſeplan ihm wie allen verborgen hatte, ſo glaubte er, es ſey nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er ſich gegen Mineralogie und Geologie immer ſpöttiſch erwies, meinte er, ich ſollte, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, meine Werkzeuge an dieſe Arbeit wenden. Ich gehorchte ſo vielen wohlgemeinten Andrangen: bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerkſamkeit dahin zu lenken. Jetzt ſondere ich Iphigenien aus dem Packet, und nehme ſie mit in das ſchöne, warme Land als Begleiterin. Der Tag iſt ſo lang, das Nachdenken ungeſtört und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrangen keineswegs den poetiſchen Sinn, ſie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervor,

Vom Brenner bis Verona.

Trient, den 11. September 1786. Früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in steter Beschäftigung gewesen, kam ich gestern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe, und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten, Abends, als ich das erste Stück meines Tagebuchs geschlossen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Posthaus auf dem Brenner, in seiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter, und ging halb verdrießlich nach Hause. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es sey Mondenschein und der beste Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte, und bis dahin gern wieder zu Hause hätte, sein Rath also eigennützig war, so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinstimmte, als gut an. Die Sonne ließ sich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein, und um sieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmosphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar schön.

Der Postillon schlief ein, und die Pferde liefen den schnellsten Trab hergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen sie an ein eben Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und so kam ich

ſehr geſchwind, zwiſchen hohen Felſen, an dem reißenden Etſchfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheuere Gegenſtande. Einige Mühlen zwiſchen uralten Fichten über dem ſchaumenden Strom waren völlige Ewerdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzingen gelangte, gab man mir zu verſtehen, daß man mich gleich wieder wegwünſche. In Mittelwald punkt zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlaf, außer dem Poſtillon, und ſo ging es weiter auf Briren, wo man mich wieder gleichſam entführte, ſo daß ich mit dem Tage in Kollmann ankam. Die Poſtillons fuhren daß einem Sehen und Hören verging, und ſo leid es mir that, dieſe herrlichen Gegenden mit der entſetzlichſten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreiſen, ſo freuete es mich doch innerlich, daß ein gunſtiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wunſchen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die erſten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirſchen begegnete mir, und ſo ging es auf Teutſchen los, wo ich um ſieben Uhr ankam, und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenſchein, nachdem ich wieder eine Weile nordwarts gefahren war, das Thal worin Botzen liegt. Von ſteilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, iſt es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde ſanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet ſich die Etſch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge ſind mit Wein bebaut. Ueber lange, niedrige Lauben ſind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hangen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Warme des nahen Bodens. Auch in der Flache des Thals, wo ſonſt nur Wieſen ſind, wird der Wein in ſolchen eng an einander ſtehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwiſchen

das türkiſche Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch geſehen. Die zaſelige, männliche Blüthe iſt noch nicht abgeſchnitten, wie es geſchieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei iſt.

Bei heiterm Sonnenſchein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgeſichter freuten mich beiſammen. Ein abſichtliches, wohlbehagliches Daſeyn drückt ſich recht lebhaft aus. Auf dem Platze ſaßen Obſtweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmeſſer, worin die Pfirſchen neben einander lagen, daß ſie ſich nicht drucken ſollten. Eben ſo die Birnen. Hier fiel mir ein was ich in Regensburg am Fenſter des Wirthshauſes geſchrieben ſah.

Comme les pêches et les melons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les bâtons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordiſcher Baron dieſes geſchrieben iſt offenbar, und daß er in dieſen Gegenden ſeine Begriffe ändern würde, iſt auch natürlich.

Die Botzner Meſſe bewirkt einen ſtarken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zuſammengeſchafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptſachlich um Gelder einzucaſiren, Beſtellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Luſt, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf einmal zuſammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe die hinter mir iſt, läßt mich nicht raſten, und ich eile ſogleich wieder fort. Dabei kann ich mich tröſten, daß in unſern ſtatiſtiſchen Zeiten dieß alles wohl ſchon gedruckt iſt, und man ſich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir iſt jetzt nur um die ſinnlichen Eindrücke zu thun,

die kein Buch, kein Bild giebt. Die Sache iſt, daß ich wieder Intereſſe an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeiſt verſuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen geht, ob mein Auge licht, rein und hell iſt, wie viel ich in der Geſchwindigkeit faſſen kann, und ob die Falten, die ſich in mein Gemüth geſchlagen und gedruckt haben, wieder auszutilgen ſind. Schon jetzt, daß ich mich ſelbſt bediene, immer aufmerkſam, immer gegenwartig ſeyn muß, giebt mir dieſe wenigen Tage her eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes; ich muß mich um den Geldcours bekummern, wechſeln, bezahlen, notiren, ſchreiben, anſtatt daß ich ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben. die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte dieſe Mildthatigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war ſonderbar gepuzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etſch fließt nun ſanfter und macht an vielen Orten breite Kieſe. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hugel hinauf, iſt alles ſo enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müſſe eins das andere erſtiken. — Weingelander, Mais, Maulbeerbaume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüſſe. Ueber Mauern wirft ſich der Attig lebhaft herüber. Epheu wachſ't in ſtarken Stammen die Felſen hinauf, und verbreitet ſich weit über ſie; die Eidechſe ſchlupft durch

wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jeder unſerer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Buſen hinſtrömte! Ich bath ihn um Gottes willen, ſich zu ſchonen! — mich! — Vergebens! — Bis in's innerſte Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und ſo ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo iſt denn nun der Himmelsſtrich für dieß Geſchöpf um drin zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenſchaften betrügen ſie ſich ſelbſt, warum ſollten Wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das ſeyn, was ſie uns hätten werden ſollen! Wir wollen zuſammen bleiben! — Ihre

die Zwischenräume, auch alles was hin und her wandelt erinnert einen an die liebsten Kunstbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Brust und leichte Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause treiben, die beladenen Eselchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geschrille der Heuschrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich lasse mir's gefallen als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfange zurückkame. Auch der vaterländische Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengelaute der Heuschrecken ist allerliebst, durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld solcher Sängerinnen um die Wette pfeifen. Man bildet sich ein, daß sie einander wirklich steigern. Auch der Abend ist vollkommen milde wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkame, er würde mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, so lange als ich unter einem bösen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immer fort genießen sollten.

Trient, den 10. September 1786. Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt iſt und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuſer hat. In der Kirche hangt ein Bild, wo das verſammelte Concilium einer Predigt des Jeſuiten-Generals zuhört. Ich möchte wohl wiſſen was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieſer Väter bezeichnet ſich gleich von außen durch rothe Marmor-Pilaſter an der Façade; ein ſchwerer Vorhang ſchließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche ſelbſt iſt durch ein eiſernes Gitter geſchloſſen, doch ſo, daß man ſie ganz überſehen kann. Es war alles ſtill und ausgeſtorben, denn es wird hier kein Gottesdienſt mehr gehalten. Die vordere Thüre ſtand nur auf, weil zur Veſperzeit alle Kirchen geöffnet ſeyn ſollen.

Wie ich nun ſo daſtehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieſer Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das ſchwarze Käppchen ſogleich abnehmend. Sein alter ſchwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geiſtlichen; er kniet vor dem Gitter nieder, und ſteht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er ſich umkehrt, ſagt er halb laut für ſich: da haben ſie nun die Jeſuiten heraus getrieben, ſie hätten ihnen auch zahlen ſollen was die Kirche gekoſtet hat. Ich weiß wohl was ſie gekoſtet hat und das Seminarium, wie viele Tauſende. Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich luftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben und ſagte: der Kaiſer hat es nicht gethan, der Papſt hat es gethan. Mit dem Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen.

Abels Blut ſchreit über ſeinen Bruder Cain! und ſo ging er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor, und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeitfertige Zerſtörer, in einer Nacht mit ſchnell herbeigeſchafften Steinen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer älteren Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt. Abends um fünf Uhr reiſ'te ich ab; wieder das Schauſpiel von geſtern Abend, und die Heuſchrecken die gleich bei Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen. Wohl eine Meile weit fährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengelander ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſpritzen die vorderſten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gährung alles wieder heraustreibt.

Den 11. September 1786. Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache ſich abſchneidet; oben herein ſchwankt es noch immer vom Deutſchen zum Italiäniſchen. Nun hatte ich zum erſtenmal einen

ſtockwelſchen Poſtillon, der Wirth ſpricht kein Deutſch, und ich muß nun meine Sprachkünſte verſuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 12. September 1786. Nach Tiſche.

Wie ſehr wünſchte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß ſie ſich der Ausſicht freuen könnten die vor mir liegt.

Heute Abend hätte ich können in Verona ſeyn, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köſtliches Schauſpiel, der Gardaſee, den wollte ich nicht verſaumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das ſeine Waſſer noch in die Etſch gießt. Wenn man hinauf kommt liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten ſich die ſchönſten Kalkfelſen zu maleriſchen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des Sees, und iſt ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daſelbſt, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich ſchon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hinabſtieg, fand ich die erſten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erſtenmal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer in dem ich ſitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe meinen Tiſch davor gerückt, und die Ausſicht mit einigen Linien gezeichnet. Man überſieht den See beinah in ſeiner ganzen Länge, nur am Ende links

entwendet er ſich unſern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortſchaften.

Nach Mitternacht bläſ't der Wind von Norden nach Süden, wer alſo den See hinab will, muß zu dieſer Zeit fahren: denn ſchon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet ſich der Luftſtrom und zieht nordwärts. Jetzo Nachmittag wehet er ſtark gegen mich, und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieſer See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin deſſen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erſte lateiniſche Vers, deſſen Inhalt lebendig vor mir ſteht, und der in dem Augenblicke, da der Wind immer ſtärker wächſ't und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute ſo wahr iſt als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat ſich verändert, noch aber ſtürmt der Wind in dem See, deſſen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geſchrieben unter dem fünfundvierzigſten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich ſpazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menſchen leben ein nachläſſiges Schlaraffenleben: erſtlich haben die Thüren keine Schlöſſer; der Wirth aber verſicherte mir, ich könnte ganz ruhig ſeyn, und wenn alles was ich bei mir hätte aus Diamanten beſtünde; zweitens ſind die Fenſter mit Oelpapier ſtatt Glasſcheiben geſchloſſen; drittens fehlt eine höchſt nöthige Bequemlichkeit.

ſo daß man dem Naturzuſtande hier ziemlich nahe kommt. Als ich den Hausknecht nach einer gewiſſen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter, «qui abasso puo servirsi!» ich fragte: »dove?» — «da per tutto, dove vuol!» antwortete er freundlich. Durchaus zeigt ſich die größte Sorgloſigkeit, doch Leben und Geſchaftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geſchwaß, ein Geſchrei, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu ſchaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib geſehn.

Der Wirth verkündigte mir mit Italiäniſcher Emphaſe, daß er ſich glücklich finde, mir mit der köſtlichſten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt, und der Fiſch den Weg hinauf ſucht. Der Kaiſer erhalt von dieſem Fange zehn tauſend Gulden Pacht. Es ſind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund ſchwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punctirt; der Geſchmack zwiſchen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber iſt in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köſtlich ſeyn müſſen, wo ſchon Citronen wachſen.

Den 15. September 1786. Abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günſtig, daß ſie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dammerung ſtill. Wir fuhren bei Limona vorbei, deſſen Berggärten, terraſſenweiſe angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Anſehn geben. Der ganze Garten beſteht aus Reihen von

weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewiſſen Entfernung von einander ſtehen, und ſtufenweis den Berg hinaufrücken. Ueber dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegenſtände ward durch eine langſame Fahrt begünſtigt, und ſo waren wir ſchon an Malſeſine vorbei, als der Wind ſich völlig umkehrte, ſeinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und ſo mußten wir im Hafen von Malſeſine landen. Es iſt der erſte Venetianiſche Ort an der Morgenſeite des Sees. Wenn man mit dem Waſſer zu thun hat, kann man nicht ſagen: ich werde heute da oder dort ſeyn. Dieſen Aufenthalt will ich ſo gut als möglich nützen, beſonders das Schloß zu zeichnen, das am Waſſer liegt und ein ſchöner Gegenſtand iſt. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 14. September 1786.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Malſeſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten auf und in den Felſen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein ſehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drei vier Stufen erhöhten verſchloſſenen Thüre, im Thürgewände ein verziertes ſteinernes Sitzchen, wie wir ſie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht stören, und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drangte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sey dieß nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner Venetianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiederte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer Italianischer Gelassenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine altliche Frau, es sey nicht recht! man solle den Podesta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publicum. Die neugierigen starren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisiren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu sehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt. Dieß versetzte mich in die heiterste Stimmung, so daß, als der Podesta mit seinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte, und auf seine Frage: warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiederte: daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk

aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sey, was denn dran wohl merkwürdig scheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr umständlich, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum so erhalten sey, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podesta welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann, von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen, man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen besonnen hatte: das möge wohl gelten, denn jenes sey ein weltberühmtes, Römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sey nichts Merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem Oesterreichischen Kaiserstaate bezeichne, und deßhalb nicht

ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein Griechische und Römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit, Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sey freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem, von Jugend auf gekannten Gebäude, nicht so viele malerische Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich die man Wendehalse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sey ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter seyn, um die Granzen auszuspähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu seyn, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am

Hand! — Von diesem Augenblick an, laß' ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun, wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein seyn! Liebe, ich hab' alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeschafft: ich lehre kleine Mädchen stricken und knepfen, nur um nicht allein zu seyn, nur um was außer mir zu sehen, das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glückt; wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint; wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geschäften des Tages: dann ist mir's wohl, dann treib' ich eine Zeit lang herum, ver-

Main gebürtig, einer Stadt deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen iſt.

Von Frankfurt am Main! rief eine hubſche junge Frau, da könnt ihr gleich ſehen, Herr Podeſta, was an dem Fremden iſt, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daſelbſt conditionirt hat, der wird am beſten in der Sache entſcheiden können.

Schon hatten ſich die wohlwollenden Geſichter um mich her vermehrt, der erſte Widerwärtige war verſchwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete ſich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieſer war ein Mann etwa in den funfzigen, ein braunes Italianiſches Geſicht, wie man ſie kennt. Er ſprach und betrug ſich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd iſt, erzahlte mir ſogleich, daß er bei Bolongaro in Dienſten geſtanden und ſich freue, durch mich etwas von dieſer Familie und von der Stadt zu hören, an die er ſich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweiſe war ſein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil ihm genau ſagen zu können, wie es zu ſeiner Zeit geweſen, und was ſich nachher verandert habe. Ich erzahlte ihm von den ſammtlichen Italianiſchen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war ſehr vergnügt manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Aleſſina im Jahr 1774 ſeine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geſchlagen worden, die ich ſelbſt beſitze; er erinnerte ſich recht wohl, daß die Gattin dieſes reichen Handelsherrn eine geborne Brentano ſey. Auch von den Kindern und Enkeln dieſer Hauſer wußte ich ihm zu erzahlen, wie ſie herangewachſen, verſorgt, verheirathet worden, und ſich in Enkeln vermehrt hatten.

Als ich ihm nun die genaueſte Auskunft faſt über alles gegeben, um was er mich befragt, wechſelten Heiterkeit und

Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr, und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialekt übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieses ein braver, kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreis't, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede, und sie aufmuntere Malfesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu seyn. Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Manner nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß mit Meister Gregorio, nach Belieben, den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns, und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malfesine's erst recht ans Licht kamen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sey. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweisen. „Dankt mir nicht," versetzte der brave Mann, „mir seyd Ihr nichts schuldig. Verstünde der Podesta sein Handwerk, und ware der Actuar nicht der eigennützigste aller Menschen, Ihr waret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hatte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach

Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geſchwind überlegt, und Ihr wart ſchon befreit, ehe unſere Unterredung zu Ende war."

Gegen Abend holte mich der gute Mann in ſeinen Weinberg ab, der den See hinabwärts ſehr wohlgelegen war. Uns begleitete ſein funfzehnjahriger Sohn, der auf die Bäume ſteigen und mir das beſte Obſt brechen mußte, indeſſen der Alte die reifſten Weintrauben ausſuchte.

Zwiſchen dieſen beiden weltfremden, wohlwollenden Menſchen, in der unendlichen Einſamkeit dieſes Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteſte, welch ein wunderliches Weſen der Menſch iſt, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Geſellſchaft genießen könnte, ſich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt ſich auf ſeine beſondere Weiſe zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und ſo ſchied ich, mit günſtigem Wind von dem Ufer, welches mir läſtrygoniſch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden Brescianiſchen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da wo an der Abendſeite das Gebirge aufhört ſteil zu ſeyn, und die Landſchaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Garignano, Bojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Salò; alle auch wieder meiſt in die Länge gezogen.

Keine Worte drucken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. Fruh um zehn Uhr landete ich in Bartoline, lud mein Gepack auf ein Maulthier, und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seevertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt, und diesen kolossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber geschlemmt; aber der Ackersmann ist doch stets aufs neue von den immer wieder hervordringenden Geröllen geplagt. Man sucht so viel als möglich ihrer los zu werden, baut sie reihen- und schichtenweise über einander, und bildet dadurch am Wege hin sehr dicke Quasimauern. Die Maulbeerbäume sehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfuhen zusammengeleiteten Regenwassers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfrader angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wassern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beim Herabsteigen übersieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten meilenlang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und schroffer Felsen, ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt. Und so kam ich denn am 10ten September gegen ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerst noch dieses schreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs schließe und hefte, und gegen Abend mit freudigem Geiste das Amphitheater zu sehen hoffe.

Von der Witterung dieser Tage her melde ich folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechselnd

hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um sich. Morgens gegen fünf Uhr überzog sich der ganze Himmel mit grauen nicht schweren Wolken, die mit dem wachsenden Tage verschwanden. Je tiefer ich hinabkam, desto schöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsstock mitternachtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beschaffenheit; man sah nämlich an den verschiedenen Landschaftsgründen, die sich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander absonderten, daß die Atmosphäre voll gleichausgetheilter Dünste sey, welche sie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken sich sammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünste die aus dem Botzner Thal, alle Wolkenstreifen die von den mittagigern Bergen aufsteigen, nach den höhern mitternachtigen Gegenden zuzogen, sie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weitesten Ferne, über dem Gebirg konnte ich eine sogenannte Wassergalle bemerken. Von Botzen südwarts haben sie den ganzen Sommer das schönste Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser (sie sagen *acqua*, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann sogleich wieder Sonnenschein. Auch gestern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne schien immer dazu. Sie haben lange kein so gutes Jahr gehabt; es gerath alles; das üble haben sie uns zugeschickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich, denn Ferber's Reise nach Italien und Hacquet's durch die Alpen, unterrichten uns genugsam von dieser Gegstrecke. Eine Viertelstunde vom Brenner ist ein Marmorbruch, an dem ich in der Dammerung vorbei fuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerschiefer aufliegen.

Diesen fand ich bei Kollmann, als es Tag ward; weiter hinab zeigten sich Porphyre an. Die Felsen waren so prachtig, und an der Chaussee die Haufen so gattlich zerschlagen, daß man gleich Voigtische Cabinetchen daraus hatte bilden und verpacken konnen. Auch kann ich ohne Beschwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maaß gewöhne. Bald unter Kollmann fand ich einen Porphyr, der sich in regelmäßige Platten spaltet, zwischen Brandsol und Neumark einen ahnlichen, dessen Platten jedoch sich wieder in Saulen trennen. Ferber hielt sie fur vulcanische Producte, das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet schon macht sich darüber lustig.

Von den Menschen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu sagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrendem der Tag aufging, bemerkte ich eine entschiedene Veranderung der Gestalt, besonders mißfiel mir die braunlich bleiche Farbe der Weiber. Ihre Gesichtszuge deuteten auf Elend, Kinder waren eben so erbarmlich anzusehen, Manner ein wenig besser; die Grundbildung übrigens durchaus regelmaßig und gut. Ich glaube die Ursache dieses krankhaften Zustandes in dem haufigen Gebrauch des Turkischen und Haide-Korns zu finden. Jenes, das sie auch gelbe Blende nennen, und dieses, schwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Wasser zu einem dicken Brei gekocht und so gegessen. Die jenseitigen Deutschen zupfen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf. Der welsche Tyroler hingegen ißt ihn so weg, manchmal Kase darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleisch. Nothwendig muß das die ersten Wege verkleimen und verstopfen, besonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektische

Farbe deutet auf solches Verderben. Außerdem essen sie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die sie in Wasser absieden und mit Knoblauch und Oel anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe? — Ja freilich. — Thun sie sich nichts zu gute? essen sie nicht besser? — Nein, sie sind es einmal so gewohnt. — Wo kommen sie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen sie sonst für Aufwand? — O, die haben schon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen. — Das war die Summa des Gesprächs mit meiner Wirthstochter in Botzen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendsten scheinen, sich am übelsten befinden, denn sie sind in den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen bei schlechten Jahren den Lebensunterhalt vorschießen, und bei guten den Wein um ein Geringes an sich nehmen. Doch das ist überall dasselbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung bestätigt, ist, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler aussehen. Hübsche, volle Mädchengesichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Gesichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande sehen sie weniger frisch aus als die Weiber, wahrscheinlich weil diese mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute sitzen. Am Gardasee fand ich die Leute sehr braun, und ohne den mindesten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungesund, sondern ganz frisch und behaglich aussehend. Wahrscheinlich sind die heftigen Sonnenstrahlen, denen sie am Fuße ihrer Felsen ausgesetzt sind, hievon die Ursache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September 1786.

Das Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe, und ſo gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umher ging, ſchien es mir ſeltſam, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſeyn, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Erſten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranſtaltet. Der Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſeyn. Doch nur in der frühеſten Zeit that es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt iſt. Denn eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum beſten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zulauft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Faſſer herbei, fahrt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauſpiel öfter auf derſelben Stelle vor, ſo baut man leichte Gerüſte für die ſo bezahlen können, und die übrige Maſſe behilft ſich wie ſie mag. Dieſes allgemeine Bedürfniß zu befriedigen iſt hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen ſolchen Krater durch Kunſt, ſo einfach als nur möglich, damit deſſen Zierrath das Volk ſelbſt werde. Wenn es ſich ſo beiſammen ſah, mußte es über ſich ſelbſt erſtaunen, denn da es ſonſt nur gewohnt, ſich durch einander laufen zu ſehen, ſich in einem Gewühle ohne Ordnung und ſonderliche Zucht zu finden, ſo ſieht das vielköpfige, vielſinnige, ſchwankende hin und her irrende Thier, ſich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit beſtimmt, in eine Maſſe verbunden und befeſtigt, als Eine Geſtalt, von Einem Geiſte belebt. Die Simplicität des Oval iſt jedem Auge auf die angenehmſte Weiſe fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maaße, wie ungeheuer das Ganze ſey. Jetzt wenn man es leer ſieht, hat man keinen Maaßſtab, man weiß nicht, ob es groß oder klein iſt.

Wegen der Unterhaltung dieſes Werks müſſen die Veroneſer gelobt werden. Es iſt von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift, daher ſtellt man der Reihe nach die ausgefreſſenen Stufen immer wieder her, und ſie ſcheinen faſt alle ganz neu. Eine Inſchrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und ſeines auf dieſes Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer ſteht nur ein Stück und ich zweifele ob ſie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz il Bra genannt ſtoßen, ſind an Handwerker vermiethet, und es ſieht luſtig aus, dieſe Höhlungen wieder belebt zu ſehen.

Verona, den 16. September 1786.

Das schönste, aber immer geschlossene Thor heißt Porta nuova oder del Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung aus der man es schon gewahr wird, ist es nicht gut gedacht, denn erst in der Nähe erkennt man das Verdienst des Gebäudes.

Sie geben allerlei Ursachen an, warum es geschlossen sey. Ich habe jedoch eine Muthmaßung: die Absicht des Künstlers ging offenbar dahin, durch dieses Thor eine neue Anlage des Corso zu verursachen, denn auf die jetzige Straße sieht es ganz falsch. Die linke Seite hat lauter Baraken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloster zu, das nothwendig hatte niedergelegt werden müssen. Das sah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Lust haben sich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künstler starb vielleicht, und so schloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Verona, den 16. September 1786.

Das Portal des Theatergebäudes, von sechs großen jonischen Saulen, nimmt sich anständig genug aus. Desto kleinlicher erscheint über der Thüre, vor einer gemalten Nische die von zwei korinthischen Saulen getragen wird, die lebensgroße Büste des Marchese Maffei in einer großen Perücke. Der Platz ist ehrenvoll, aber um sich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Saulen einigermaßen zu halten, hätte die Büste kolossal seyn müssen. Jetzt steht sie kleinlich auf einem Kragsteinchen unharmonisch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, ist kleinlich,

richte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freyheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglücklich-liebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr. — Verlorne Liebe, wo ist da Ersatz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahnde, und so in des Mondes Dämmerung, meinen Garten auf und ab walle; dann mich's auf einmal zerreißt! zerreißt daß ich allein bin; vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang', einer Fülle ausspreche, daß ich meine ich müßte den Mond herunter ziehen —

und die cannelirten doriſchen Zwerge nehmen ſich neben den glatten joniſchen Rieſen armſelig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der ſchönen Anſtalt, welche unter dieſen Säulenlauben angelegt iſt. Hier hat man die Antiquitäten, meiſt in und um Verona gegraben, geſammelt aufgeſtellt. Einiges ſoll ſogar ſich im Amphitheater gefunden haben. Es ſind Etruriſche, Griechiſche, Römiſche, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs ſind in die Wände eingemauert und mit den Nummern verſehen, die ihnen Maffei gab, als er ſie in ſeinem Werke: Verona illustrata beſchrieb. Altare, Stücken von Säulen und dergleichen Reſte; ein ganz trefflicher Dreifuß von weißem Marmor, worauf Genien die ſich mit den Attributen der Götter beſchäftigen. Raphael hat dergleichen in den Zwickeln der Farneſine nachgeahmt und verklart.

Der Wind der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Roſenhügel. Die Grabmaler ſind herzlich und rührend und ſtellen immer das Leben her. Da iſt ein Mann, der neben ſeiner Frau aus einer Niſche, wie zu einem Fenſter herausſieht. Da ſtehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unausſprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht ſich ein Paar die Hande. Hier ſcheint ein Vater, auf ſeinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieſer Steine höchſt rührend. Von ſpaterer Kunſt ſind ſie, aber einfach, natürlich und allgemein anſprechend. Hier iſt kein geharniſchter Mann auf den Knieen der eine fröhliche Auferſtehung erwartet. Der Künſtler hat mit mehr oder weniger Geſchick nur die einfache Gegenwart der Menſchen hingeſtellt, ihre Exiſtenz dadurch fortgeſetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hande,

ſchauen nicht in den Himmel, ſondern ſie ſind hienieden was ſie waren und was ſie ſind. Sie ſtehen beiſammen, nehmen Antheil an einander, lieben ſich, und das iſt in den Steinen, ſogar mit einer gewiſſen Handwerksunfähigkeit, allerliebſt ausgedrückt. Ein ſehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So loblich dieſe Anſtalt iſt, ſo ſieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeiſt, der ſie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der koſtbare Dreifuß geht nachſtens zu Grunde, weil er frei ſteht, gegen Weſten der Witterung ausgeſetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieſer Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Palaſt des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein ſchön Stück Baukunſt gegeben. Sonſt bauen die Nobili noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz wo ſeine ältere Wohnung ſtand, alſo oft in engen Gaſſen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entfernteſten Vorſtadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernſthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüber ging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Palaſt der Juſtiz, und wegen Höhe der Gebäude erſchien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, ſagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich ſah umher und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Thüren hin, offene mit eiſernen Geländern verſehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus ſeinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, ſtand in der freien Luft,

war aber auch den Blicken aller ausgesetzt; und weil nun mehrere Verhörstuben seyn mochten, so klapperten die Ketten, bald über diesem bald über jenem Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünschter Anblick und ich laugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas schweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatralischen Kraters bei Sonnenuntergang, der schönsten Aussicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen Mengen von Menschen: Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelstande spazieren. Diese letztern nehmen sich in ihren schwarzen Ueberkleidern aus dieser Vogelperspective, gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veste, die dieser Classe statt aller Garderobe dient, ist übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk das nicht immer für Reinlichkeit sorgen und doch immer öffentlich erscheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange seyn will. Veste ist ein schwarztaffeter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, so versteht sie den schwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieser wird so angegürtet, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Corsets bedeckt, welches von jeglicher Farbe seyn kann. Der Zendale ist eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe selbst durch ein Drahtgestell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Scharpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunter fallen.

Verona, den 16. September 1786.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dieß sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; dießmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tausend Zuschauer gewesen seyn. Frauen sah ich von keinem Stande.

Verbin als ich vom Bedürfniß der Menge in einem solchen Falle sprach, hab' ich das natürliche zufällige Amphitheater schon beschrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut sah. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von weiten, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich: In gehöriger Entfernung von einander sind zwei gelindabhängige Bretterflächen errichtet. Derjenige der den Ball ausschlagt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so lauft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner suchen ihn zurückzuschlagen, und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die schönsten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein. Da es lauter wohlgewachsene, rüstige, junge Leute sind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, so unterscheiden sich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Besonders schön ist die Stellung, in welche der Ausschlagende geräth, indem er von der schiefen Fläche herunterlauft und den Ball zu treffen ausholt, sie nähert sich der des Borghesischen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß ſie dieſe Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeſte Bequemlichkeit für die Zuſchauer vornehmen; warum ſie es nicht im Amphitheater thun, wo ſo ſchöner Raum ware!

Verona, den 17. September 17[illegible].

Was ich von Gemälden geſehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache dieſe wunderbare Reiſe nicht um mich ſelbſt zu betrügen, ſondern um mich an den Gegenſtänden kennen zu lernen, da ſage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunſt, von dem Handwerk des Malers wenig verſtehe. Meine Aufmerkſamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den praktiſchen Theil, auf den Gegenſtand und auf die Behandlung deſſelben im allgemeinen gerichtet ſeyn.

St. Giorgio iſt eine Galerie von guten Gemälden, alle Altarblatter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückſeligen Künſtler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenſtück! was war daran zu malen? Hungrige Menſchen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere denen Brod präſentirt wird. Die Künſtler haben ſich die Folter gegeben, um ſolche Armſeligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch dieſe Nöthigung gereizt, das Genie ſchöne Sachen hervorgebracht. Ein Künſtler der die heilige Urſula mit den eilftauſend Jungfrauen vorzuſtellen hatte, zog ſich mit großem Verſtand aus der Sache. Die Heilige ſteht im Vordergrunde, als habe ſie ſiegend das Land in Beſitz genommen. Sie iſt ſehr edel, amazonenhaft

jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Procession herankommen. Die Himmelfahrt Maria im Dom, von Tizian, ist sehr verschwarzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich sehr schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen verdienten Künstler auf einmal kennen. In der Entfernung erfahrt man nur von den ersten Künstlern, und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwei Halbfiguren. Simson ist eben im Schooße der Delila eingeschlafen, sie greift leise über ihn hinweg, nach einer Scheere, die auf dem Tisch neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Palast Canossa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palast Verilaqua enthalt die köstlichsten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tintoret, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzvater, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit den ganzen Reichthum des glücklichsten Genie's zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Geist, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, dieß alles zu bewundern und sich dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht ins Unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen

einen Fuß hoch seyn, Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Eva ist doch das schönste Weibchen auf dem Bilde und noch immer, von altersher, ein wenig lüstern.

Ein paar Portraite von Paul Veronese haben meine Hochachtung für diesen Künstler nur vermehrt. Die Antikensammlung ist herrlich, ein hingestreckter Sohn der Niobe köstlich, die Büsten, ungeachtet ihrer restaurirten Nasen, meistens höchst interessant, ein August mit der Bürgerkrone, ein Caligula und andere.

Es liegt in meiner Natur das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, besonders aber des Abends sich erfreut, ist es höchst bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will seine Tochter wieder zu Hause sehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag sey wissen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht ist, denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, ist der Tag entschieden vorbei, der aus Abend und Morgen bestand, vier und zwanzig Stunden sind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Rosenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und spricht: felicissima notte! Diese Epoche verändert sich mit jeder Jahreszeit, und der Mensch der hier lebendig lebt kann nicht irre werden, weil jeder Genuß seines Daseyns sich nicht auf die Stunde, sondern auf die Tageszeit bezieht. Zwange man

dem Volke einen deutschen Zeiger auf, so würde man es verwirrt machen, denn der seinige ist innigst mit seiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, Eine Stunde vor Nacht fangt der Adel an auszufahren, es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht schlagt kehrt alles um. Theils fahren sie an die Kirchen das Ave Maria della sera zu beten, theils halten sie auf dem Bra, die Cavaliers treten an die Kutschen, unterhalten sich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet, die Fußganger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade so viel Regen niedergegangen um den Staub zu löschen, es war wirklich ein lebendiger munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hulfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachfolgendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unsere vierundzwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweimal zwölf getheilt, wie wir zahlen und unsere Uhren sie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier schlagen, nämlich gleichfalls zweimal bis Zwölf in vierundzwanzig Stunden, allein dergestalt, daß es Eins schlägt, wenn es bei uns Acht schluge und so fort bis Zwölfe voll sind. Morgens Acht Uhr nach unserm Zeiger schlägt es wieder Eins u. s. f. Der oberste Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vierundzwanzig im Leben gezahlt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben schlagen und weiß daß Mitternacht um Fünf ist, so ziehe ich diese Zahl von jener ab, und habe also Zwei Uhr Nachmitternacht. Hör' ich am Tage Sieben schlagen und weiß daß auch Mittag um Fünf Uhr ist, so verfahre ich

Vergle

Italiäniſchen und Deutſchen Uhr, auch der It

Die Nacht wächſ't mit jedem halben Monat eine halbe Stun

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unſerm Zeiger	iſt Mitternacht alsda um:
Auguſt	1	8½	3½
—	15	8	4
Sept.	1	7½	4½
—	15	7	5
Octbr.	1	6½	5½
—	15	6	6
Nov.	1	5½	6½
—	15	5	7

Von da an bleibt die Zeit ſtehen und iſt

	Nacht	Mitternacht
December / Januar	5	7

und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch' antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! Und dann, auf einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füßen! —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste! O Gott, du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unschuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, wär' meine Mina! Ich heb' es ängstlich liebend in die Höhe, küß' es hundertmal; mein Herz ist zerrissen, die Thränen stürzen aus meinen Augen, und ich fliehe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beschwerlichkeit weniger.

ichungs-Kreis

der

aliäniſchen Zeiger für die zweite Hälfte des Septembers.

Mittag

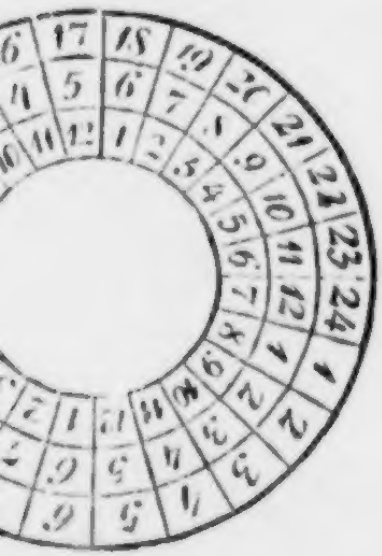

Mitternacht.

Der Tag wächſ't mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat	Tag.	Wird Nacht nach unterm Zeiger	Iſt Mitternacht alsdann um:
Febr.	1	5½	6½
	15	6	6
März	1	6½	5½
	15	7	5
April	1	7½	4½
	15	8	4
Mai	1	8½	3½
	15	9	3

Von da an bleibt die Zeit ſtehen und iſt

	Nacht	Mitternacht
Juni } Juli }	9	3

(Zu S. 51.)

Italiäniſchen und Deutſch Hälfte des September

Die Nacht wächſ't mit jedem halben Monat eine halbe Stund

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unſerm Zeigen	iſt Mitternacht alsdann um:
Auguſt	1	8½	6½
—	15	8	6
Sept.	1	7½	5½
—	15	7	5
Octbr.	1	6½	4½
—	15	6	4
Nov.	1	5½	3½
—	15	5	3

Von da an bleibt die Zeit ſtehen und iſt

	Nacht	Mitternacht
December } Januar }	9	3

eben so und habe Zwei Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hiesiger Weise aussprechen, so muß ich wissen daß Mittag Siebenzehn Uhr ist, füge ich noch die Zwei und sage Neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum erstenmal hört und überdenkt, so scheint es höchst verworren und schwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet diese Beschäftigung unterhaltend, wie sich auch das Volk an dem ewigen hin und wieder Rechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe, und machen sich gern mit Zahlen zu schaffen. Ferner ist dem Inländer die Sache so viel leichter, weil er sich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in diesem Lande thut, zwei Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden wie sie schlagen, am Tag addiren sie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechselnden Mittagszahl. Das weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

(Siehe das nebenstehende Blatt.)

Verona, den 17. September 1786.

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durch einander, besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Theil der Straße. Abends wenn Lichter brennen sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll, Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens schreien, schakern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles was nur kann ist unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Larmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebret, eine Violine. Sie üben sich alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Ein solches Uebergefühl des Daseyns verleiht ein mildes Klima auch der Armuth, und der Schatten des Volks scheint selbst noch ehrwürdig.

Die uns so sehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser entspringt auch daher: sie sind immer draußen und in ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme schließt sich in seine Wohnung, die eben auch nicht so wohnlich ist wie im Norden. Ihre Gesellschaften halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. Vorhöfe und Säulengänge sind alle mit Unrath besudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt sich immer vor. Der Reiche kann reich seyn, Palaste bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Saulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfniß und es hat kein dringenderes, als das so schnell wie möglich los zu werden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will einer das nicht leiden, so muß er nicht den großen Herren spielen, d. h. er muß nicht thun als wenn ein Theil seiner Wohnung dem Publicum angehöre, er macht seine Thüre zu und so ist

es auch gut. An öffentlichen Gebäuden laßt sich das Volk sein Recht nun gar nicht nehmen, und das ist's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beschwerde führt.

Ich betrachtete heut auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren besonders des Mittelstandes, der sich sehr häufig und geschäftig zeigt. Sie schlenkern im Gehen alle mit den Armen. Personen von einem höhern Stande, die bei gewissen Gelegenheiten einen Degen tragen, schlenkern nur mit Einem, weil sie gewohnt sind den Linken still zu halten.

Obgleich das Volk seinen Geschäften und Bedürfnissen sehr sorglos nachgeht, so hat es doch auf alles Fremde ein scharfes Auge. So konnt' ich die ersten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefel betrachtete, da man sich derselben als einer theuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt da ich Schuh und Strümpfe trage, sieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da sie alle mit Blumen, Gemüse, Knoblauch und so vielen andern Marktерzeugnissen durch einander liefen, ihnen der Cypressenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Capernzweige. Sie sahen alle, Groß und Klein, mir auf die Finger, und schienen wunderliche Gedanken zu haben.

Diese Zweige bracht' ich aus dem Garten Giusti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypressen hat, die alle pfriemenartig in die Luft stehen. Wahrscheinlich sind die spitz zugeschnittenen Taxus der nordischen Gartenkunst Nachahmungen dieses herrlichen Naturproducts. Ein Baum, dessen Zweige von unten bis oben, die ältesten wie die jüngsten, gen Himmel streben, der seine dreihundert Jahre

dauert, iſt wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach da der Garten angelegt worden, haben dieſe ſchon ein ſo hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19. September 1786.

Der Weg von Verona hieher iſt ſehr angenehm, man fahrt nordoſtwarts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel beſtehen, immer linkerhand; auf den Hugeln die ſie bilden liegen Orte, Schlöſſer, Hauſer. Rechts verbreitet ſich die weite Flache durch die man fahrt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld, man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen ſind, die ſodann, als wären es luſtige Zweige, herunter fallen. Hier kann man ſich eine Idee von Feſtonen bilden! Die Trauben ſind zeitig und beſchweren die Ranken, die lang und ſchwankend niederhangen. Der Weg iſt voll Menſchen aller Art und Gewerbes, beſonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Radern, die, mit vier Ochſen beſpannt, groſſe Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Garten geholt und geſtampft werden. Die Fuhrer ſtanden, wenn ſie leer waren, drinnen, es ſah einem bacchiſchen Triumphzug ganz ahnlich. Zwiſchen den Weinreihen iſt der Boden zu allerlei Arten Getreide, beſonders zu Turkiſchkorn und Sörgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, ſo ſteigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf, ſie ſind vulcaniſch, ſagt man, und ſchlieſſen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuſſe, und wenn man will, in einem Buſen den ſie bilden.

Vicenza, den 19. September 1786.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe ſchon die Stadt durchlaufen, das Olympiſche Theater und die Gebäude des Palladio geſehen. Man hat ein ſehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunſtverſtändigen Texte. Wenn man nun dieſe Werke gegenwärtig ſieht, ſo erkennt man erſt den großen Werth derſelben, denn ſie ſollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die ſchöne Harmonie ihrer Dimenſionen nicht nur in abſtracten Aufriſſen, ſondern mit dem ganzen perſpectiviſchen Vordringen und Zurückweichen den Geiſt befriedigen; und ſo ſag' ich vom Palladio: er iſt ein recht innerlich und von innen heraus großer Menſch geweſen. Die höchſte Schwierigkeit mit der dieſer Mann, wie alle neuern Architekten, zu kämpfen hatte, iſt die ſchickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunſt; denn Säulen und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerſpruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart ſeiner Werke imponirt und vergeſſen macht, daß er nur überredet! Es iſt wirklich etwas Göttliches in ſeinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, deſſen erborgtes Daſeyn uns bezaubert.

Das Olympiſche Theater iſt ein Theater der Alten im Kleinen realiſirt, und unausſprechlich ſchön, aber gegen die unſrigen kömmt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind, gegen einen klugen Weltmenſchen, der weder ſo vornehm, noch ſo reich, noch wohlgebildet, beſſer weiß, was er mit ſeinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen

Gebäude, die jener Mann aufführte, und ſieht wie ſie ſchon durch das enge ſchmutzige Bedürfniß der Menſchen entſtellt ſind, wie die Anlagen meiſt über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig dieſe köſtlichen Denkmale eines hohen Menſchengeiſtes zu dem Leben der übrigen paſſen, ſo fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben ſo iſt: denn man verdient wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen ſelbſt geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daſeyns zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen fortheliſend, ſie verſchlechtert, da iſt man ihr Mann, und darum gefällt ſich die neuere Zeit in ſo viel Abgeſchmacktem. Ich ſage das nicht, um meine Freunde herunter zu ſetzen, ich ſage nur daß ſie ſo ſind, und daß man ſich nicht verwundern muß, wenn alles iſt, wie es iſt.

Wie ſich die Baſilica des Palladio neben einem alten mit ungleichen Fenſtern überſäten caſtellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeiſter zuſammt dem Thurm gewiß weg gedacht hat, iſt nicht auszudrücken, und ich muß mich ſchon auf eine wunderliche Weiſe zuſammenfaſſen: denn ich finde auch hier, leider gleich! das was ich fliehe und ſuche neben einander.

Vicenza, den 20. September 1786.

Geſtern war Oper, ſie dauerte bis nach Mitternacht, und ich ſehnte mich zu ruhen. Die drei Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zuſammengeflickt iſt. Die Muſik hört ſich bequem an, iſt aber

wahrscheinlich von einem Liebhaber, kein neuer Gedanke der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen sind allerliebst. Das Hauptpaar tanzte ein Allemande, daß man nichts Zierlicheres sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich, schön, modeprachtig, alles uniform, wie es einer Provinzialstadt geziemt, jede Loge hat ihren überschlagenen, gleichfarbigen Teppich, die des Capitain Grande ist nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerin, vom ganzen Volke sehr begünstigt, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungebärdig, wenn sie etwas recht gut macht, welches sehr oft geschieht. Es ist ein natürlich Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig Gesicht und von einem recht honneten Anstand; in den Armen könnte sie etwas mehr Grazie haben. Indessen komme ich denn doch nicht wieder, ich fühle daß ich zum Vogel verdorben bin.

Vicenza, den 21. September 1786.

Heute besuchte ich Doctor Tura; wohl fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der Italiänischen Flora gesammelt, unter dem vorigen Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber alles hin. Medicinische Praxis vertrieb die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gespeis't, der Bischof ist todt und der botanische Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Tura ist ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Bescheidenheit seine

Geschichte und sprach überhaupt sehr bestimmt und gefallig, hatte aber nicht Lust seine Schranke aufzuthun, die vielleicht in keinem praesentablen Zustande seyn mochten. Der Discurs kam bald ins Stocken.

Den 21. September 1786. Abends.

Ich ging zum alten Baumeister Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat, und ein wackerer, leidenschaftlicher Künstler ist. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Vorliebe hatte, es soll seine eigne Wohnung gewesen seyn; aber in der Nähe ist es weit mehr, als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister sich einen Palast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der Welt, hat nur zwei Fenster, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenster vertrüge, abgesondert sind. Wollte man es zum Gemalde nachbilden, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch das vergnüglich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hatte Canalett malen sollen.

Heute besuchte ich das, eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs korinthischen Säulen

Stella lächelt und klopft ihr die Achseln. Wenn ich nur noch empfinden kann! wie die schrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflückt die Knospe! und ich stand — versteinert im innersten Busen — ohne Schmerz — ohne Bewußtseyn — — ich stand! — Da nahm die Wärterinn das Kind auf, drückte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf sie, ihr um den Hals, mit tausend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — Ach, und sie hatte sich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender gräßlicher Verzweiflung.

Sie wirft sich in einen Sessel.

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! wohl, sehr wohl ist mir's, daß mein Herz sich wieder öffnen, daß ich das alles losschwätzen kann, was mich so drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von Ihm zu erzählen, der mir alles war! — der — Ihr sollt sein Porträt sehn! — sein Porträt —

gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunſt ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum den die Treppen und Vorhallen einnehmen, iſt viel größer als der des Hauſes ſelbſt: denn jede einzelne Seite würde als Anſicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal iſt von der ſchönſten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfniſſen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden ſie kaum hinreichen. Dafür ſieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, ſich auf das herrlichſte darſtellen. Die Mannichfaltigkeit iſt groß, in der ſich ſeine Hauptmaſſe zugleich mit den vorſpringenden Saulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Abſicht des Beſitzers iſt vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein ſinnliches Denkmal ſeines Vermögens hinterlaſſen wollte. Und wie nun das Gebaude von allen Punkten der Gegend in ſeiner Herrlichkeit geſehen wird, ſo iſt die Ausſicht von daher gleichfalls die angenehmſte. Man ſieht den Bachlione fließen, Schiffe von Verona herab, gegen die Brenta fahrend, dabei überſchaut man die weiten Beſitzungen, welche Marcheſe Capra unzertrennt bei ſeiner Familie erhalten wollte. Die Inſchriften der vier Giebelſeiten, die zuſammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogenitorae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß besonders ist seltsam genug, ein Mann, dem so viel Vermögen und Wille zu Gebote stand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müsse. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Vicenza, den 22. September 1786.

Heute Abend war ich in einer Versammlung, welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält noch ein bischen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anständig erleuchtet, der Capitän und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publicum von gebildeten Personen, viele Geistliche, zusammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug: denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, so läßt sich hundert Jahre hinüber- und herübersprechen. Auch haben sich die Herren Akademiker dieser Gelegenheit weidlich bedient und in Prosa und Versen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann ist es das lebendigste Publicum. Die Zuhörer riefen bravo, klatschten und lachten. Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß: jeder kanzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran wie er kann.

Es läßt sich denken daß Palladio auch dießmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede seyn. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteste gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu sagen:

die andern hatten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceschini loben, den großen Seidenfabricanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Lioner und Florentiner Stoffe diesem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge: daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben sey. Und dieß geschah mit so gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden die welche für die Nachahmung sprachen, mehr Beifall, denn sie sagten lauter Dinge, wie sie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publicum mit großem Handeklatschen einem recht groben Sophism seinen herzlichen Beifall, da es viele gute ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut sehr auch dieses erlebt zu haben, und dann ist es höchst erquickend den Palladio nach so viel Zeit immer noch als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern verehrt zu sehen.

Vicenza, den 22. September 1786.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Risse aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern seyn möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan, ein frisches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwischengebirg hinter sich. Vom Gebäude her, neben der schnurgeraden Chaussee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Wasser dem Kommenden entgegen und wässert die weiten Reisfelder durch die man fahrt.

Ich habe nun erst die zwei italiänischen Städte gesehen

und mit wenig Menſchen geſprochen, aber ich kenne meine Italianer ſchon gut. Sie ſind wie Hofleute die ſich fürs erſte Volk in der Welt halten und bei gewiſſen Vortheilen, die man ihnen nicht laugnen kann, ſich's ungeſtraft und bequem einbilden können. Mir erſcheinen die Italianer als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute ſehen wie ich ſie jetzt ſehe und ſehen kann, da ich ihnen immer ausgeſetzt bin, und mich ihnen immer ausſetze. Und was das für Figuren und Geſichter ſind!

Beſonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie ſehen einen nicht an, man mag machen was man will; wendet man ſich jedoch an ſie, dann ſind ſie geſprächig und anmuthig, beſonders wollen mir die Frauen ſehr gefallen. Die Veroneſerinnen will ich nicht ſchelten, ſie haben eine gute Bildung und entſchiedene Profile; aber meiſtens bleich und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der ſchönen Tracht auch etwas Reizendes ſucht. Hier aber finde ich gar hübſche Weſen, beſonders eine ſchwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Intereſſe einflößt. Es giebt auch noch eine blonde die mir aber nicht ſo behagen will.

Padua, den 26. September 1786. Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einſitziges Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Exiſtenz gepackt. Man fahrt ſonſt bequem in viertbalb Stunden, da ich aber den köſtlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, ſo war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter ſeiner Schuldigkeit zurück blieb. Man fahrt in der fruchtbarſten Ebene immer ſüdoſtwärts,

zwiſchen Hecken und Baumen, ohne weitere Ausſicht, bis man endlich die ſchönen Gebirge, von Oſten gegen Süden ſtreichend, zur rechten Hand ſieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehange, über Mauern und Hecken, an Baumen herunter, iſt unbeſchreiblich. Kürbiſſe beſchweren die Dächer, und die wunderlichſten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Obſervatorium aufs klärſte überſchauen. Gegen Norden Tyroler Gebirge, beſchneit, in Wolken halb verſteckt, an die ſich in Nordweſt die Vicentiniſchen anſchließen, endlich gegen Weſten die naheren Gebirge von Eſte, deren Geſtalten und Vertiefungen man deutlich ſehen kann. Gegen Südoſt ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Buſch an Buſch, Pflanzung an Pflanzung, unzahlige weiße Hauſer, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont ſah ich ganz deutlich den Marcusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua den 27. September 1786.

Endlich hab ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza geſehen, deren Tafeln in Holz geſchnitten ſind, aber eine genaue Copie, ja ein fac simile in Kupfer, veranſtaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen engliſchen Conſul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern laſſen, daß ſie von langeher das Gute zu ſchätzen wußten, und daß ſie eine grandioſe Art haben es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieſes Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Anſehen hat. Alle

Bücher ſtehen gebeftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Geſellſchaft. Was von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlagt nach, lieſ't und unterhalt ſich wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beiſammen, welche ſammtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch ſuchte, rühmten ſie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Ausgabe, ſie waren mit dem Werke ſelbſt und dem Verdienſt des Verfaſſers ſehr wohl bekannt. Da ſie mich für einen Architekten hielten, lobten ſie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieſes Meiſters ſchritte, er leiſte zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv ſelbſt, denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich ſtudirt und es unſern Bedürfniſſen näher zu führen geſucht. Ich unterhielt mich lange mit dieſen freundlichen Männern, erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, ſo findet ſich auch wohl darin ein Platz, wo man verſtorbene Menſchen aufſtellen kann. Die Büſte des Cardinals Bembo ſteht zwiſchen joniſchen Säulen, ein ſchönes, wenn ich ſo ſagen ſoll, mit Gewalt in ſich gezogenes Geſicht und ein mächtiger Bart; die Inſchrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Univerſitätsgebäude hat mich mit aller ſeiner Würde erfreut. Es iſt mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen

hatte. Eine ſolche Schulenge denkt man ſich nicht, ob man gleich als Studioſus deutſcher Akademien auf den Hörbanken auch manches leiden müſſen. Beſonders iſt das anatomiſche Theater ein Muſter, wie man Schüler zuſammen preſſen ſoll. In einem ſpitzen hohen Trichter ſind die Zuhörer über einander geſchichtet. Sie ſehen ſteil herunter auf den engen Boden wo der Tiſch ſteht auf den kein Licht fallt, deßhalb der Lehrer bei Lampenſchein demonſtriren muß. Der botaniſche Garten iſt deſto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn ſie an Mauern oder nicht weit davon geſetzt ſind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des Octobers, und heizt die wenigen Monate. Es iſt erfreuend und belehrend unter einer Vegetation umherzugehen die uns fremd iſt. Bei gewohnten Pflanzen, ſo wie bei andern längſt bekannten Gegenſtanden, denken wir zuletzt gar nichts, und was iſt Beſchauen ohne Denken? Hier in dieſer neu mir entgegen tretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man ſich alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geſchlechter und Arten wahrhaft zu beſtimmen, welches, wie mich dünkt, bisher ſehr willkürlich geſchieht. Auf dieſem Punkte bin ich in meiner botaniſchen Philoſophie ſtecken geblieben und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchafts ſcheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, iſt ein ſehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Hölzerne Buden in ſeiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteſte Anſehn, die Einwohner aber verſichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein wie die zu Verona ſehen werde. Hiezu giebt freilich ſchon jetzt die Umgebung

des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen sehr schönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval ist ringsum mit Statuen besetzt, alle berühmten Männer vorstellend welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimischen und Fremden ist erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildsäule von bestimmter Größe zu errichten, sobald das Verdienst der Person und der akademische Aufenthalt zu Padua bewiesen ist.

Um das Oval umher geht ein Wassergraben. Auf den vier Brücken die hinaufführen stehen Päpste und Dogen kolossal, die übrigen, kleiner, sind von Zünften, Particuliers und Fremden gesetzt. Der König von Schweden ließ Gustav Adolphen hinstellen, weil man sagt, derselbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarch's und Galilei's. Die Statuen sind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costüm ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts Abgeschmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Universität wäre der Gedanke sehr glücklich gewesen, auf dieser ist er am glücklichsten, weil es sehr wohl thut eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu sehen. Es kann ein recht schöner Platz werden, wenn sie die hölzerne Fiera wegschaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan seyn soll.

In dem Versammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder, welche an die alten Deutschen erinnern, dabei auch einige von Tizian,

wo ſchon der große Fortſchritt merklich iſt, den über die Alpen niemand für ſich gethan hat. Gleich darauf ſah ich einiges von den neuſten. Dieſe Künſtler haben, da ſie das hohe Ernſte nicht mehr erreichen konnten, das Humoriſtiſche ſehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazzetta iſt, wenn man des Meiſters Manier zugiebt, in dieſem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor ſich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er ſieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt ſich an der Seite herum und ſieht ihm ins Geſicht, als wenn er über die Gelaſſenheit erſtaunte womit der Mann ſich hingiebt. In der Höhe ſteht ein anderer, der den Streich vollführen ſoll, hat aber das Schwert nicht, ſondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer der den Streich zum voraus verſuchen will. Das Schwert zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke iſt glücklich, wenn auch nicht groß, die Compoſition frappant und von der beſten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna geſehen, einem der älteren Maler, vor dem ich erſtaunt bin. Was in dieſen Bildern für eine ſcharfe, ſichere Gegenwart daſteht! Von dieſer ganz wahren, nicht etwa ſcheinbaren, effectlügenden, bloß zur Einbildungskraft ſprechenden, ſondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewiſſenhaften, zarten, umſchriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emſiges, Mühſames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genie's, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiſte ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher ſteigen, ſich von der Erde heben und himmliſche aber wahre Geſtalten

hervorbringen. So entwickelte ſich die Kunſt, nach der barbariſchen Zeit.

Der Audienzſaal des Rathhauſes, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerſte abgeſchloſſene Gefaß das man ſich nicht vorſtellen, auch nicht einmal in der nachſten Erinnerung zurückrufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt ſind dieſe Menſchen im Freien zu leben, daß die Baumeiſter einen Marktplatz zu überwölben fanden. Und es iſt keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung giebt. Es iſt ein abgeſchloſſenes Unendliches, dem Menſchen analoger als der Sternhimmel. Dieſer reißt uns aus uns ſelbſt hinaus, jener drangt uns, auf die gelindeſte Weiſe, in uns ſelbſt zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Juſtine. Dieſe vierhundert fünfundachtzig Fuß lang, verhaltnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend ſetzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine ſtille Betrachtung; da fühlt' ich mich recht allein, denn kein Menſch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier geſucht haben.

Nun ware auch hier wieder einmal eingepackt, morgen früh geht es zu Waſſer auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun iſt's wieder ausgehellt, und ich hoffe die Lagunen und die dem Meer vermahlte Herrſcherin bei ſchöner Tageszeit zu erblicken, und aus ihrem Schooß meine Freunde zu begrüßen.

O mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella eröffnet ihr Cabinet und führt sie hinein. Hier, meine Lieben; hier.

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tausendsten Theil wie er war. Diese Stirn, diese schwarze Augen, diese braune Locken, dieser Ernst — Aber ach, er hat nicht ausdrücken können, die Liebe, die Freundlichkeit, wenn seine Seele sich ergoß! O mein Herz, das fühlst du allein!

Lucie. Madame, ich erstaune!

Stella. Es ist ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen sagen, heut' aß ich drüben mit einem Officier im Posthause, der diesem Herrn glich — O er ist es selbst! ich will mein Leben wetten.

Venedig.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Viberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sey Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschallen, geängstiget hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr (es geschieht um Passagiere welche Eil haben, geschwinder nach Venedig zu bringen), erinnerte ich mich eines frühen Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es sehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkasige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcusplatze, und dieß ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Canal

wischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich, und so werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesehen habe. Die Einsamkeit nach der ich oft so sehnsuchtvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich allen ganz unbekannt durchdrangt. In Venedig kennt mich vielleicht nur Ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28. September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in gemischter Gesellschaft, da die Italiäner sich vor einander in Acht nehmen, ist anständig und angenehm. Die Ufer sind mit Garten und Lusthäusern geschmückt, kleine Ortschaften treten bis ans Wasser, theilweise geht die belebte Landstraße daran hin. Da man schleusenweis den Fluß hinabsteigt, giebt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, sich auf dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun steigt man wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu so viel abwechselnden Bildern und Gestalten gesellte sich noch eine Erscheinung, die, obgleich aus Deutschland abstammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die ersten die ich in der Nähe sah. Sie haben das Recht mit dieser öffentlichen Gelegenheit

umsonst weiter gebracht zu werden, allein weil die übrige Gesellschaft ihre Nähe scheut, so sitzen sie nicht mit in dem bedeckten Raume, sondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit seltene Erscheinung wurden sie angestaunt, und, weil früher unter dieser Hülle manch Gesindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutsche seyen, keiner andern Sprache mächtig, geselle ich mich zu ihnen und vernahm, daß sie aus dem Paderbornischen herstammten. Beides waren Männer schon über fünfzig, von dunkler aber gutmüthiger Physiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drei Könige zu Cöln besucht, waren sodann durch Deutschland gezogen, und nun auf dem Wege, zusammen bis Rom und sodann ins obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Westphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jacob zu Compostell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch sahen sie aufgeschürzt viel besser aus, als wir sie in langen Taffetkleidern auf unsern Redouten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unschuldigste Trinkgeschirr, alles hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapsel enthielt ihre Pasſe. Das Merkwürdigste aber waren ihre kleinen rothsaffianenen Brieftaschen, in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geneigt seyn mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann höchst zufrieden, daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun; dadurch vernahm ich manches von ihren Ansichten, besonders aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre

Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache seyn, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bischöflichen Pasße vorgezeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzahlten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenommen worden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zutheilen durfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja beim Abschiede habe sie ihnen einen Conventionsthaler geschenkt, der ihnen sehr zu statten gekommen sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der eine mit aller Erhebung deren er fahig war: wir schließen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spat, aufnehme in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Und so hoffen wir gewiß ihr dereinst im Paradies zu begegnen.

Von diesem allen erklarte ich was nöthig und nutzlich war auf der kleinen Steige sitzend die auf das Verdeck führet, dem Steuermanne und einigen andern Personen, die sich aus der Kajüte in den engen Raum gedrangt hatten. Den Pilgern wurden einige armliche Erquickungen gereicht, denn der Italianer liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu sehen das Bild der heiligen drei Könige, nebst lateinischen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menschen baten mich, die kleine Gesellschaft damit zu beschenken, und ihr den hohen Werth dieser Blatter begreiflich zu machen. Dieses gelang mir auch ganz

gut, denn als die beiden Männer sehr verlegen schienen, wie sie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger bestimmte Kloster ausfinden sollten, so versprach der gerührte Steuermann, wenn sie landeten, wollte er einem Burschen sogleich einen Dreier geben, damit er sie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, setzte er vertraulich hinzu, sie würden dort wenig Trost finden: die Anstalt, sehr groß angelegt um ich weiß nicht wie viel Pilger zu fassen, sey gegenwärtig ziemlich zusammen gegangen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir geschwinder drinne wären und der Doganenqual entgingen. Einige die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beseitigen und so schwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang schnell unserm Ziel entgegen.

Venedig, den 29. September 1786. Michaelistag Abends.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich seyn will, ich sage nur wie es mir entgegen kömmt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein nothwendiges unwillkürliches Daseyn.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür welche die Folgenden

trieb ſich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte ſie ihre Sicherheit in der unvortheilhafteſten Lage ſuchen, die ihnen nachher ſo vortheilhaft ward, und ſie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Duſtern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drangten ſich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felſen erſetzt, die Häuſer ſuchten die Luft, wie Bäume die geſchloſſen ſtehen, ſie mußten an Höhe zu gewinnen ſuchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich anfangs in enge Räume gedrangt, ließen ſie zu Gaſſen nicht mehr Breite, als nöthig war eine Hausreihe von der gegenüberſtehenden zu trennen, und dem Bürger nothdürftige Durchgange zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Waſſer ſtatt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geſchöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit ſich ſelbſt vergleichen kann. Der große ſchlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Marcusplatze kann wohl nichts an die Seite geſetzt werden. Ich meine den großen Waſſerſpiegel, der dieſſeits von dem eigentlichen Venedig, im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Waſſerfläche ſieht man links die Inſel St. Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein Paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten. Dieß ſind mit wenigen Zügen die Hauptgegenſtände die uns in die Augen fallen, wenn wir zwiſchen den zwei Saulen des Marcusplatzes hervortreten. Die ſammtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tische eilte ich mir erst einen Eindruck des Ganzen zu versichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche obgleich durchaus von Canalen und Canälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhangt. Die Enge und Gedrangtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Ellbogen an, wenn man die Hande in die Seite stemmt; es giebt wohl breitere, auch hie und da ein Plaßchen, verhaltnißmaßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto; sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Canal gesäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom festen Lande herbeiführen und hier hauptsachlich anlegen und ausladen, dazwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Michaelisfeste, gab es einen Anblick wunderschön lebendig; doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptttheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Communication gesorgt, welche, in offenen Barken, an bestimmten Ueberfahrtspunkten geschieht. Nun sah es heute sehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen, sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke, und begab mich an einen solchen Ueberfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu

betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Insel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Marcusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des Adriatischen Meeres, wie jeder Venetianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch so gehen? Alles was mich umgiebt ist würdig, ein großes respectables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdiger seyn. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erscheinendes Daseyn hat.

Venedig, den 30. September 1786.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entferntesten Quartiere der Stadt. Die hiesigen Brücken sind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich suchte mich in und aus diesem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt sich wohl endlich,

aber es iſt ein unglaubliches Gehecke in einander, und meine Manier ſich recht ſinnlich davon zu überzeugen, die beſte. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Weſen gemerkt; in jedem Quartiere ſind ſie anders beſchaffen. Du lieber Gott! was doch der Menſch für ein armes, gutes Thier iſt!

Sehr viele Hauſerchen ſtehen unmittelbar in den Canalen, doch giebt es hie und da ſchön gepflaſterte Steindamme, auf denen man zwiſchen Waſſer, Kirchen und Paläſten gar angenehm hin und wieder ſpaziert. Luſtig und erfreulich iſt der lange Steindamm, an der nördlichen Seite, von welchem die Inſeln, beſonders Murano, das Venedig im Kleinen, geſchaut werden. Die Lagunen dazwiſchen ſind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September 1786. Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verſchaffte. Als ich ihn einigermaßen ſtudirt, beſtieg ich den Marcusthurm, wo ſich dem Auge ein einziges Schauſpiel darſtellt. Es war um Mittag und heller Sonnenſchein, daß ich ohne Perſpectiv Nahen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem ſogenannten Lido wandte (es iſt ein ſchmaler Erdſtreif, der die Lagunen ſchließt), ſah ich zum erſtenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen ſelbſt liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo ſtoßen ſollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünſtiger Winde liegen bleiben. Die Paduaniſchen und Vicentiniſchen Berge und das Tyroler Gebirge ſchließen, zwiſchen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich ſchön.

Venedig, den 1. October 1786.

Ich ging und beſah mir die Stadt in mancherlei Rückſichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anſtellen mußte. Es iſt wohl eine Art von Polizei in dieſem Artikel, die Leute ſchieben das Kehricht in die Ecken, auch ſehe ich große Schiffe hin und wieder fahren, die an manchen Orten ſtille liegen und das Kehricht mitnehmen, Leute von den Inſeln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es iſt in dieſen Anſtalten weder Folge noch Strenge, und deſto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da ſie ganz zu Reinlichkeit angelegt worden, ſo gut als irgend eine holländiſche.

Alle Straßen ſind gepflaſtert, ſelbſt die entfernteſten Quartiere wenigſtens mit Backſteinen auf der hohen Kante ausgeſetzt, wo es nöthig in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen das Waſſer aufzufaſſen und in bedeckte Canale zu leiten. Noch andere architektoniſche Vorrichtungen der erſten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Abſicht trefflicher Baumeiſter, Venedig zu der reinſten Stadt zu machen, wie ſie die ſonderbarſte iſt. Ich konnte nicht unterlaſſen gleich im Spaziergehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen, und einem Polizeivorſteher, dem es Ernſt wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Luſt vor fremden Thüren zu kehren.

Venedig, den 2. October 1786.

Vor allem eilte ich in die Carità: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Kloſtergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der reichen und

Stella. Heute? Du betrügſt dich! Du betrügſt mich!

Lucie. Heute! Nur war jener älter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella zieht die Scheue. Lucie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird ſich nicht ſchicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —

Bedienter kommt.

Stella. Wilhelm, hinüber in's Poſthaus! hinüber! Ein Officier iſt drüben, der ſoll — der iſt — Lucie, ſag's ihm — Er ſoll herüber kommen.

Lucie. Kannte Er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich ſelbſt.

Lucie. So geh' Er in's Poſthaus; es iſt ein Officier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' Er ob ich mich betrüge. Ich ſchwöre er iſt's.

gaſtfreien Alten darzuſtellen gedachte. Der ſowohl im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es iſt kaum der zehnte Theil ausgeführt; doch auch dieſer Theil ſeines himmliſchen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang ſollte man in Betrachtung ſo eines Werks zubringen. Mich dunkt ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres geſehen, und glaube daß ich mich nicht irre. Denke man ſich aber auch den trefflichen Künſtler, mit dem innern Sinn fur's Große und Gefallige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten heranbildet, um ſie alsdann durch ſich wieder herzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche ſtand ſchon, aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthiſchen Saulen, man iſt entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacriſtei, an der andern ein Capitelzimmer, daneben die ſchönſte Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die ſteinernen Stufen in die Wand gemauert, und ſo geſchichtet daß eine die andere trägt; man wird nicht müde ſie auf und abzuſteigen; wie ſchön ſie gerathen ſey, kann man daraus abnehmen, daß ſie Palladio ſelbſt für wohlgerathen angiebt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude das ihn umgeben ſollte, iſt leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im erſten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit

Fenſtern. Doch dieſe Beſchreibung muß durch den Anblick der Riſſe geſtarkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Saulen und die Schlußſteine der Bogen ſind von gehauenem Stein, das Uebrige alles, ich darf nicht ſagen von Backſteinen, ſondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Carnieß ſind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles theilweiſe gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zuſammengeſetzt. Es ſteht wie aus Einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man ſahe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmliſcher Anblick ſeyn.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei ſo manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künſtler hatte nicht nur vorausgeſetzt, daß man das jetzige Kloſter abreißen, ſondern auch anſtoßende Nachbarshäuſer kaufen werde, und da mögen Geld und Luſt ausgegangen ſeyn. Du liebes Schickſal, das du ſo manche Dummheit begünſtigt und verewigt haſt, warum ließeſt du dieſes Werk nicht zu Stande kommen!

Venedig, den 3. October 1786.

Die Kirche Il Redentore, ein ſchönes großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von St. Giorgio. Dieſe mehrmals in Kupfer geſtochenen Werke müßte man vor ſich ſehen, um das Geſagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Exiſtenz der Alten durchdrungen, und fühlte die Kleinheit und Enge ſeiner Zeit, wie ein großer Menſch der ſich nicht hingeben, ſondern das Uebrige ſo viel als möglich nach ſeinen edlen Vorriſſen

umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung seines Buches schließe, daß man bei christlichen Kirchen nach der Form der alten Basiliken zu bauen fortfahre, er suchte deßhalb seine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entstanden gewisse Unschicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beseitigt, bei St. Giorgio aber zu auffallend erscheinen. Volkmann sagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig ist Il Redentore gleichfalls köstlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Nischen, die mit Statuen ausgefüllt werden sollten, prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemalten Bretfiguren.

Venedig, den 3. October 17[illegible].

Dem heiligen Franciscus zu Ehren hatten die Peters-Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt; man sah nichts von Stein als die korinthischen Capitale; alles Uebrige schien mit einer geschmackvollen prächtigen Stickerei, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten, goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrucktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannichfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde, mehrere tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er ächt hätte seyn sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angeſicht des Waſſers, bemerkte ich ſchon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im Venetianiſchen Dialekt Geſchichten erzählte; ich kann leider nichts davon verſtehen, es lacht aber kein Menſch, nur ſelten lachelt das Auditorium, das meiſt aus der ganz niedern Claſſe beſteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lacherliches in ſeiner Art, vielmehr etwas ſehr Geſetztes, zugleich eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit und Praciſion, welche auf Kunſt und Nachdenken hinwieſen, in ſeinen Gebarden.

Venedig, den 8. October 1786.

Den Plan in der Hand ſuchte ich mich durch die wunderlichſten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier iſt das Conſervatorium, welches gegenwartig den meiſten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Muſik ſehr ſchön, und herrliche Stimmen. Ein Alt ſang den König Saul, die Hauptperſon des Gedichtes. Von einer ſolchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Muſik waren unendlich ſchön, der Text vollkommen ſingbar, ſo italianiſch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Muſik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeite Capellmeiſter den Takt mit einer Rolle Noten, wider das Gitter, und ſo unverſchamt geklappt hatte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Madchen hatten das Stück oft wiederholt, ſein Klatſchen war ganz unnöthig und zerſtörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine ſchöne Statue begreiflich

zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzoſen haben es an der Art, den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publicum ſcheint daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzigemal daß es ſich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Venedig, den 3. October 1786.

Geſtern Abend Oper zu St. Moſes (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche der ſie am nächſten liegen); nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Muſik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine ſolche Darſtellung auf den höchſten Punkt treiben kann. Man konnte von keinem Theile ſagen er ſey ſchlecht; aber nur die zwei Frauen ließen ſich's angelegen ſeyn, nicht ſowohl gut zu agiren, als ſich zu produciren und zu gefallen. Das iſt denn immer etwas. Es ſind zwei ſchöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Perſönchen. Unter den Mannern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Luſt dem Publicum etwas aufzuheften, ſo wie keine entſchieden glanzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere ſich es zur Pflicht rechneten die Zuſchauer mit jedem ſchönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatſcht.

Den 3. October 1786.

Heute dagegen ſah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palaſt hörte ich eine Rechtsſache öffentlich verhandeln; ſie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein übertriebener Buffo nur ſeyn ſollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorſpringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefſtem Grunde des Herzens ernſt ware was er ſagte. Ich nenne dieß eine Komödie, weil alles wahrſcheinlich ſchon fertig iſt, wenn dieſe öffentliche Darſtellung geſchieht; die Richter wiſſen was ſie ſprechen ſollen, und die Partei weiß was ſie zu erwarten hat. Indeſſen gefallt mir dieſe Art unendlich beſſer, als unſere Stuben- und Kanzlei-Hockereien. Und nun von den Umſtanden, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich ſuchen einen Begriff zu geben.

In einem geraumigen Saal des Palaſtes ſaßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über, auf einem Katheder, der mehrere Perſonen neben einander faſſen konnte, die Advocaten beider Parteien, unmittelbar vor demſelben, auf einer Bank, Klager und Beklagte in eigner Perſon. Der Advocat des Klagers war von dem Katheder herabgeſtiegen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers beſtimmt. Die ſammtlichen Documente für und wider, obgleich ſchon gedruckt, ſollten vorgeleſen werden.

Ein hagerer Schreiber, in ſchwarzem kümmerlichem Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete ſich die Pflicht des Leſenden zu erfüllen. Von Zuſchauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrangt voll. Die Rechtsſrage ſelbſt, ſo

wie die Perſonen welche ſie betraf, mußten den Venetianern höchſt bedeutend ſcheinen.

Fideicommiſſe haben in dieſem Staat die entſchiedenſte Gunſt, ein Beſitzthum welchem einmal dieſer Charakter aufgeprägt iſt, behält ihn für ewige Zeiten, es mag, durch irgend eine Wendung oder Umſtand, vor mehrern hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen ſeyn, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der erſten Familie Recht und die Güter müſſen heraus gegeben werden.

Dießmal war der Streit höchſt wichtig, denn die Klage ging gegen den Doge ſelbſt, oder vielmehr gegen ſeine Gemahlin, welche denn auch in Perſon auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt, in ihrem Zendal gehüllt daſaß. Eine Dame von gewiſſem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Geſicht, auf welchem ernſte, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu ſehen waren. Die Venetianer bildeten ſich viel darauf ein, daß die Fürſtin, in ihrem eignen Palaſt, vor dem Gericht und ihnen erſcheinen müſſe.

Der Schreiber fing zu leſen an und nun ward mir erſt deutlich, was ein im Angeſicht der Richter, unfern des Katheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tiſche, auf einem niedern Schemel ſitzendes Männchen, beſonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor ſich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber lieſ't, ſo lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber, wenn er dabei ſprechen will, iſt nur im Ganzen eine gewiſſe Friſt gegönnt. Der Schreiber lieſ't, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, ſo ſteht auch die Uhr ſchon in der Höhe, die ſich ſogleich niederſenkt ſobald er ſchweigt.

Hier iſt nun die große Kunſt, in den Fluß der Vorleſung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerkſamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er iſt genöthigt den horizontalen und verticalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet ſich im Fall der böſen Geiſter im Puppenſpiel, die auf das ſchnell wechſelnde Verlicke! Verlocke! des muthwilligen Hanswurſts nicht wiſſen wie ſie gehen oder kommen ſollen.

Wer in Kanzleien hat collationiren hören, kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Vorleſung machen, ſchnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunſtreiche Advocat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen und das Publicum ergötzt ſich an ſeinen Späßen in ganz unmäßigem Gelachter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendſten unter denen die ich verſtand. Der Vorleſer recitirte ſo eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Beſitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advocat hieß ihn langſamer leſen, und als er die Worte deutlich ausſprach: ich ſchenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: was willſt du ſchenken? was vermachen? du armer ausgehungerter Teufel! gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch, fuhr er fort, indem er ſich zu beſinnen ſchien, war doch jener erlauchte Beſitzer in eben dem Fall, er wollte ſchenken, wollte vermachen, was ihm ſo wenig gehörte als dir. Ein unendlich Gelachter ſchlug auf, doch ſogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleſer ſummte fort, machte dem Advocaten ein ſkamiſch Geſicht, doch das ſind alles verabredete Späße.

Venedig, den 4. October 1786.

Geſtern war ich in der Komödie, Theater St. Lucas, die mir viel Freude gemacht hat; ich ſah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich ſind ſie nicht alle gleich; der Pantalon ſehr brav, die eine Frau ſtark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauſpielerin, ſpricht excellent und weiß ſich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel: der Verſchlag behandelt iſt. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch iſt auch hier das Volk wieder die Baſe worauf dieß alles ruht, die Zuſchauer ſpielen mit und die Menge verſchmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palaſt, der Kaufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und ſein Gegner, alles lebt und treibt, und laßt ſich es angelegen ſeyn, ſpricht und betheuert, ſchreit und bietet aus, ſingt und ſpielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen ſie ins Theater und ſehen und hören das Leben ihres Tages, künſtlich zuſammengeſtellt, artiger aufgeſtutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freun ſie ſich kindiſch, ſchreien wieder, klatſchen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht iſt immer alles ebendaſſelbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren ſehen, als jene Masken, ſo wie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

Da ich das ſchreibe, machen ſie einen gewaltigen Lärm auf dem Canal, unter meinem Fenſter, und Mitternacht iſt

vorbei. Sie haben im Guten und Böſen immer etwas zuſammen.

Den 4. October 1786.

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört: drei Kerls auf dem Platze und Uferſteindamme, jeden nach ſeiner Art Geſchichten erzählend, ſodann zwei Sachwalter, zwei Prediger, die Schauſpieler, worunter ich beſonders den Pantalon rühmen muß, alle dieſe haben etwas Gemeinſames, ſowohl weil ſie von ein und derſelben Nation ſind, die, ſtets öffentlich lebend, immer in leidenſchaftlichem Sprechen begriffen iſt, als auch weil ſie ſich unter einander nachahmen. Hiezu kommt noch eine entſchiedene Gebärdenſprache, mit welcher ſie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Geſinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Feſt des heiligen Franciſcus war ich in ſeiner Kirche alle Viane. Des Capuziners laute Stimme ward von dem Geſchrei der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich ſtand in der Kirchthüre zwiſchen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Venedig, den 5. October 1786.

Heute früh war ich im Arſenal, mir immer intereſſant genug, da ich noch kein Seeweſen kenne, und hier die untere Schule beſuchte: denn freilich ſieht es hier nach einer alten Familie aus, die ſich noch rührt, obgleich die beſte Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber iſt. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige geſehen, und ein Schiff von vierundachtzig Kanonen, deſſen Gerippe fertig ſteht, beſtiegen.

Stella. Sag' ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! Wär' das überſtanden! — Hätt' ich ihn in dieſen, in — Du betrügſt dich! es iſt unmöglich — Laßt mich, ihr Lieben! Laßt mich allein! —

Sie ſchließt das Cabinet hinter ſich.

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal!

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! — Das iſt mein Gemahl! Es iſt dein Vater!

Lucie. Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie wir müſſen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Ein gleiches ist vor sechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis aufs Wasser verbrannt, die Pulverkammer war nicht sehr gefüllt, und da sie sprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuser büßten ihre Scheiben ein.

Das schönste Eichenholz, aus Istrien, habe ich verarbeiten sehen, und dabei über den Wachsthum dieses werthen Baumes meine stillen Betrachtungen angestellt. Ich kann nicht genug sagen, was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Mensch zuletzt als Materialien braucht, und in seinen Nutzen verwendet, mir überall hilft um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst.

Den 8. October 1786.

Um mit Einem Worte den Begriff des Bucentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein ächter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas Aechtes leisten. Hier war ihm aufgetragen eine Galeere zu bilden, die werth wäre die Häupter der Republik, am feierlichsten Tage, zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft zu tragen, und diese Aufgabe ist fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierrath, also darf man nicht sagen: mit Zierrath überladen, ganz vergoldetes Schnitzwerk,

sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch: das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prachtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu seyn dünkten.

Den 5. October 1786. Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß diesen Scherz gleich auf dem Papier befestigen. Das Stück war nicht schlimm, der Verfasser hatte alle tragischen Matadore zusammengesteckt und die Schauspieler hatten gut spielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwei Vater die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen getrennten Familien, leidenschaftlich übers Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheirathet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Vater sich erstachen, worauf, unter lebhaftem Handeklatschen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und das so lange, bis sich die zwei Hauptpaare bequemten hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publicum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort und rief: i morti! das dauerte so lange, bis die zwei Todten auch herauskamen und sich buckten, da denn einige Stimmen riefen: bravi i morti! sie wurden durch Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugeben erlaubte. Diese Posse gewinnt für den Augen- und

Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiäner immer im Munde führen, ſo in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit dieſem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! ſo können wir Nordländer zu jeder Stunde ſagen, wenn wir im Finſtern ſcheiden, der Italiäner ſagt: Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht ſich ſcheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unüberſetzlich ſind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchſten bis zum tiefſten Wort bezieht ſich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es ſey nun in Charakter, Geſinnungen, oder Zuſtänden.

Venedig, den 6. October 1786.

Die Tragödie geſtern hat mich manches gelehrt. Erſtlich habe ich gehört wie die Italiäner ihre eilfſylbigen Jamben behandeln und declamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragiſchen Figuren verbunden hat. Das iſt das eigentliche Schauſpiel für dieſes Volk, denn es will auf eine crudele Weiſe gerührt ſeyn, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut ſie nur wenn der Held gut ſpricht, denn aufs Reden halten ſie viel, ſodann aber wollen ſie lachen oder etwas Albernes vernehmen.

Ihr Antheil am Schauſpiel iſt nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann ſeinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieſer ſeine eigne gegenüberſtehende Gemahlin umbringen ſollte, fing das Volk laut an, ſein Mißvergnügen über dieſe Zumuthung zu beweiſen, und es fehlte

nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks waren aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrangte Sohn, trat ins Proscenium und bat demüthig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl.

Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele hin und her Dissertiren im griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden, und verstanden sich noch besser darauf als die Italianer; vor den Gerichtsstellen, wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas.

Den 6. October 1786.

An den ausgeführten Werken Palladio's, besonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bei mir überlegte, in wiefern ich Recht oder Unrecht hatte, gegen einen solchen außerordentlichen Mann, so war es als ob er dabei stünde und mir sagte: „das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nachsten kommen konnte."

Mir scheint, soviel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer schon bestehenden Kirche, eines altern Hauses, wozu er Façaden errichten sollte, nur überlegt: wie giebst du diesen Raumen die größte Form? Im Einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfnisses

etwas verrücken oder verpfuschen, da oder dort wird eine Unschicklichkeit entstehen, aber das mag seyn, das Ganze wird einen hohen Styl haben und du wirst dir zur Freude arbeiten.

Und so hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im einzelnen zerknittern und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deßhalb von so hohem Werthe seyn, weil der Künstler freie Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunst.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich seine Werke lese und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt: denn er macht wenig Worte, sie sind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Den 6. October 1786.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crebillon, auf dem Theater St. Crisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Acteurs sind übrigens brav, und wissen das Publicum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drei verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in einer Scene. Elektra, ein hübsches Weibchen, von mittlerer Größe und Statte, und fast Französischer Lebhaftigkeit, einem guten Anstand, spricht die Verse schön, nur betrug sie sich von

Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indeſſen habe ich doch wieder gelernt. Der Italiäniſche, immer eilfſylbige Jambe, hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz iſt, und, wider Willen des Declamators, in die Höhe ſchlagt.

Den 6. October 1786.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an dieſem Tage, wegen eines alten Siegs über die Türken, in der Kirche der heiligen Juſtina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürſten und einen Theil des Adels bringen, ſeltſam gekleidete Schiffer ſich mit roth gemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geiſtlichkeit, die Brüderſchaften, mit angezündeten auf Stangen und tragbare ſilberne Leuchter geſteckten Kerzen ſtehen, drangen, wogen und warten, dann mit Teppichen beſchlagene Brücken aus den Fahrzeugen ans Land geſtreckt werden, zuerſt die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen rothen der Senatoren ſich auf dem Pflaſter entfalten, zuletzt der Alte mit goldener phrygiſcher Mütze geſchmückt, im längſten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel ausſteigt, drei Diener ſich ſeiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, ſo glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu ſehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Mir nordiſchem Flüchtling hat dieſe Ceremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzrückig ſind, und wo die größte die man ſich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte ſo etwas nicht am Ort ſeyn.

Aber hierher gehören dieſe Schlepprócke, dieſe friedlichen Begebungen.

Der Doge iſt ein gar ſchön gewachſener und ſchön gebildeter Mann, der krank ſeyn mag, ſich aber nur noch ſo, um der Würde willen, unter dem ſchweren Rocke gerade hält. Sonſt ſieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geſchlechts und iſt gar hold und leutſelig; die Kleidung ſteht ſehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchſichtig, auf dem weißeſten klarſten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili in langen dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meiſt ſchöne Manner, keine einzige vertrakte Geſtalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Geſichter, weiches, weißes Fleiſch, ohne ſchwammig und widerwärtig auszuſehen, vielmehr klug, ohne Anſtrengung, ruhig, ihrer ſelbſt gewiß, Leichtigkeit des Daſeyns und durchaus eine gewiſſe Fröhlichkeit.

Wie ſich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderſchaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem ſie, Paar für Paar, das Weihwaſſer empfangen, und ſich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Venedig, den 6. October 1786.

Auf heute Abend hatte ich mir den famoſen Geſang der Schiffer beſtellt, die den Taſſo und Arioſt auf ihre eignen Melodien ſingen. Dieſes muß wirklich beſtellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenſchein beſtieg

ich eine Gondel, den einen Sanger vorn, den andern hinten; ſie ſingen ihr Lied an und ſangen abwechſelnd Vers für Vers. Die Melodie welche wir durch Rouſſeau kennen, iſt eine Mittelart zwiſchen Choral und Recitativ, ſie behalt immer denſelbigen Gang, ohne Tact zu haben; die Modulation iſt auch dieſelbige, nur verandern ſie, nach dem Inhalt des Verſes, mit einer Art von Declamation, ſowohl Ton als Maaß; der Geiſt aber, das Leben davon, laßt ſich begreifen wie folgt.

Auf welchem Wege ſich die Melodie gemacht hat, will ich nicht unterſuchen, genug ſie paßt gar trefflich für einen müßigen Menſchen, der ſich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, ſolchem Geſang unterſchiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk ſchatzt Starke vor allem — ſitzt er am Ufer einer Inſel, eines Canals, auf einer Barke, und laßt ſein Lied ſchallen ſo weit er kann. Ueber den ſtillen Spiegel verbreitet ſich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte verſteht, und mit dem folgenden Verſe antwortet; hierauf erwiedert der Erſte, und ſo iſt einer immer das Echo des andern. Der Geſang wahrt Nachte durch, unterhalt ſie ohne zu ermüden. Je ferner ſie alſo von einander ſind, deſto reizender kann das Lied werden: wenn der Hörer alsdann zwiſchen beiden ſteht, ſo iſt er am rechten Flecke.

Um dieſes mich vernehmen zu laſſen, ſtiegen ſie am Ufer der Giudecca aus, ſie theilten ſich am Canal hin, ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte, und mich demjenigen wieder naherte der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Geſangs erſt aufgeſchloſſen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es

iſt darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich ſchrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter ſagte: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più quando è più ben cantato. Er wünſchte, daß ich die Weiber vom Lido, beſonders die von Malamocco und Peleſtrina hören möchte, auch dieſe ſangen den Taſſo auf gleiche und ähnliche Melodien. Er ſagte ferner: ſie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fiſchen ins Meer ſind, ſich ans Ufer zu ſetzen, und mit durchdringender Stimme Abends dieſe Geſänge erſchallen zu laſſen, bis ſie auch von Ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen, und ſich ſo mit ihnen unterhalten. Iſt das nicht ſehr ſchön? und doch läßt ſich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an ſolchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menſchlich aber und wahr wird der Begriff dieſes Geſanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, gleichgeſtimmter, höre und antworte.

Venedig, den 5. Oktober 1786.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexandern und Hephäſtion, die vorankniende Mutter hält den letztern für den König, er lehnt es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler ſey in dieſem Palaſt gut aufgenommen und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt, und als Geſchenk zuſammengerollt unter das Bett geſchoben. Es verdient allerdings einen

beſondern Urſprung zu haben, denn es giebt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meiſters. Seine große Kunſt, ohne einen allgemeinen Ton der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunſtreich vertheiltes Licht und Schatten, und eben ſo weislich abwechſelnde Localfarben, die köſtlichſte Harmonie hervorzubringen, iſt hier recht ſichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und friſch, wie von geſtern, vor uns ſteht: denn freilich, ſobald ein Gemalde dieſer Art gelitten hat, wird unſer Genuß ſogleich getrübt, ohne daß wir wiſſen, was die Urſache ſey.

Wer mit dem Künſtler wegen des Coſtüms rechten wollte, der durfte ſich nur ſagen: es habe eine Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts gemalt werden ſollen, und ſo iſt alles abgethan. Die Abſtufung von der Mutter durch Gemahlin und Töchter iſt höchſt wahr und glücklich; die jüngſte Prinzeß, ganz am Ende kniend, iſt ein hubſches Mauschen, und hat ein gar artiges, eigenſinniges, trotziges Geſichtchen; ihre Lage ſcheint ihr gar nicht zu gefallen.

Zum 8. October 1786.

Meine alte Gabe die Welt mit Augen desjenigen Malers zu ſehen, deſſen Bilder ich mir eben eingedruckt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es iſt offenbar, daß ſich das Auge nach den Gegenſtänden bildet, die es von Jugend auf erblickt, und ſo muß der Venetianiſche Maler alles klarer und heiterer ſehn als andere Menſchen. Wir, die wir auf einem bald ſchmutzkothigen, bald ſtaubigen, farbloſen, die Widerſcheine verdüſternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen ſolchen Frohblick aus uns ſelbſt nicht entwickeln.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will in's Posthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort ist, so können wir ohne Abschied in der Stille — inzwischen sie berauscht von Glück —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiedersehens ihn umfassend — Ihn! Und ich in dem Augenblick da ich ihn wieder finde, auf ewig! auf ewig! —

Fernando, Bedienter kommen

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie ist außer sich! Ach, daß Sie wieder da sind!

Fernando verweilt, über sie hinsehend.

Madame Sommer. Er ist's! Er ist's! — Ich bin verloren!

Als ich bei hohem Sonnenſchein durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondoliere leicht ſchwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie ſie auf der hellgrünen Fläche ſich in der blauen Luft zeichneten, ſo ſah ich das beſte, friſcheſte Bild der Venetianiſchen Schule. Der Sonnenſchein hob die Localfarben blendend hervor und die Schattenſeiten waren ſo licht, daß ſie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hatten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerſcheinen des meergrünen Waſſers. Alles war hell in hell gemalt, ſo daß die ſchaumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen aufs i zu ſetzen.

Tizian und Paul hatten dieſe Klarheit im höchſten Grade, und wo man ſie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder iſt aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Marcuskirche, nebſt ihren Seitenflächen, alles iſt bilderreich, alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, alles muſiviſche Arbeit; einige ſind recht gut, andere gering, je nachdem die Meiſter waren, die den Carton verfertigten.

Es fiel mir recht aufs Herz, daß doch alles auf die erſte Erfindung ankommt, und daß dieſe das rechte Maaß, den wahren Geiſt habe, da man mit viereckten Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die ſauberſte Weiſe, das Gute ſowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunſt, welche dem Alten ſeine Fußboden bereitete, dem Chriſten ſeine Kirchenhimmel wölbte, hat ſich jetzt auf Doſen und Armbänder verkrümelt. Dieſe Zeiten ſind ſchlechter als man denkt.

Venedig, den 8. October 1786.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Kleopatra in kolossaler Ruhe, die Aspis um den Arm geschlungen und in den Tod hinüberschlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, sodann einige Gladiatoren, ein in seinen Flügeln ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen.

Es sind Werke, an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten versetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin, doch es wird vorwärts gehen, wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so parador, als wenn Jacob Böhme, bei Erblickung einer zinnernen Schüssel durch Einstrahlung Jovis über das Universum erleuchtet wurde. Auch steht in dieser Sammlung ein Stück des Gebälks, vom Tempel des Antoninus und der Faustina, in Rom. Die verspringende Gegenwart dieses herrlichen Architekturgebildes erinnerte mich an das Capitäl des Pantheon in Mannheim. Das ist freilich etwas anderes, als unsere kanzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Sterwerken, etwas anders als unsere Tabackspfeifen-Säulen, gribe Thürmlein und Blumenzacken; diese bin ich nun, Gott sey Dank, auf ewig los!

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunst erwähnen,

die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt — herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannichfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen, und daß man ſelbſt zu nichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhöhen. Sie ſollen aus der beſten Griechiſchen Zeit, und vom Piraeus in den glanzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſeyn.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefs ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der Türken-Beſiegerin, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einigermaßen verfinſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian ſeine unendlich ſchönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, darnach geformt habe. Es ſind Genien welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freilich ſo ſchön, daß es allen Begriff überſteigt.

Sodann betrachtete ich, mit ganz eignem Gefühl, die nackte koloſſale Statue des Marcus Agrippa, in dem Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlangelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcus-Kirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man, daß ſie ganz vergoldet waren und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht

abfeilen, sondern abhauen wollten. Auch das ist gut, so blieb wenigstens die Gestalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir sonderbar scheint, ist: daß sie in der Nähe schwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirsche aussehen.

Den 5. October 1786.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiste aufs Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Geräusch, es war das Meer, und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen, und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurücklaßt, ihm nachgegangen. Da hatte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Feuchtigkeit des Dintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edlen Consul Smith und seiner ersten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig und dankte ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüttet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und

ber getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer iſt doch ein großer Anblick! Ich will ſehen in einem Schifferkahn eine Fahrt zu thun; die Gondeln wagen ſich nicht hinaus.

Den 8. October 1786.

Am Meere habe ich auch verſchiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenſchaften näher kennen ließ, ſie ſind alle zugleich maſtig und ſtreng, ſaftig und zah und es iſt offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die ſalzige Luft ihnen dieſe Eigenſchaften giebt; ſie ſtrotzen von Säften, wie Waſſerpflanzen, ſie ſind fett und zah, wie Bergpflanzen; wenn ihre Blatterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Diſteln thun, ſind ſie gewaltig ſpitz und ſtark. Ich fand einen ſolchen Buſch Blätter, es ſchien mir unſer unſchuldiger Huflattig, hier aber mit ſcharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, ſo auch die Samenkapſeln, die Stiele, als maſtig und fett. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).

Der Fiſchmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklichen aufgehaſchten Meeresbewohner.

Venedig, den 9. October 1786.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Peleſtrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue ſind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer

auffühven laßt. Sie ſind von gehauenen Steinen, und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Fluth und Erde gegeneinander arbeitend, dann das allmählige Sinken des Urgewaſſers waren Urſache, daß am obern Ende des adriatiſchen Meeres ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche, von der Fluth beſucht, von der Ebbe zum Theil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt, und ſo liegt Venedig, von hundert Inſeln zuſammen gruppirt, und von hunderten umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten, tiefe Canale in den Sumpf gefurcht, damit man, auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor Alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Caſtell nämlich, und am entgegengeſetzten Ende, bei Chiozza. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zweimal hinaus, immer durch denſelben Weg in denſelben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern moraſtigen Stellen und läßt die erhöhteren, wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe, und nach Willkür hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Oertchen auf dem Lido, Peleſtrina, St. Peter und andere untergehen müßten, ſo würden auch jene Communications-Canale ausgefüllt, und, indem das Waſſer alles durcheinander ſchlemmte, das

Lido zu Inseln, die Inseln die jetzt dahinter liegen zu Erdzungen verwandelt werden. Dieses zu verhuten müssen sie das Lido verwahren, was sie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menschen schon in Besitz genommen, dem sie schon zu einem gewissen Zweck, Gestalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fallen, wenn das Meer übermaßig wachst, ist es besonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das Uebrige geschlossen bleibt, es kann also doch nicht mit der grösten Gewalt eindringen, und muß sich in einigen Stunden dem Gesetz der Ebbe unterwerfen und seine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig nichts zu besorgen; die Langsamkeit, mit der das Meer abnimmt, giebt ihr Jahrtausende Zeit, und sie werden schon, den Canalen klug nachhelfend, sich im Besitz zu erhalten suchen.

Wenn sie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches so nothwendig als leicht ist, und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von groser Consequenz. Nun ist zwar bei groser Strafe verboten, nichts in die Canale zu schutten, noch Kehricht hinein zu werfen; einem schnell einfallenden Regenguß aber ist's nicht untersagt, alles das in die Ecken geschobene Kehricht aufzurühren, in die Canale zu schleppen, ja, was noch schlimmer ist, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Wassers bestimmt sind, und sie dergestalt zu verschlemmen, daß die Hauptplatze in Gefahr sind unter Wasser zu stehen. Selbst einige Abzüge auf dem kleinen Marcusplatze, die, wie auf dem groſen, gar klug angelegt sind, habe ich verstopft und voll Wasser gesehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfallt, ist ein unleidlicher Koth, alles flucht und schimpft, man besudelt, beim

Auf- und Absteigen der Brucken, die Mantel, die Tabarros, womit man sich ja das ganze Jahr schleppt, und da alles in Schuh und Strumpfen lauft, bespritzt man sich und schilt, denn man hat sich nicht mit gemeinem, sondern beizendem Koth besudelt. Das Wetter wird wieder schön und kein Mensch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr ist es gesagt: das Publicum beklagt sich immer daß es schlecht bedient sey, und weiß es nicht anzufangen, besser bedient zu werden. Hier, wenn der Souveran wollte, konnte alles gleich gethan seyn.

Venedig, den 9. October 1786.

Heute Abend ging ich auf den Marcusthurm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben gesehen, wollt' ich sie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demuth schauen, und es ist nothwendig, diese beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen grau grunlichen Morastes, den schöne Canale durchschneiden. Der sumpfige Theil ist mit Wasserpflanzen bewachsen, und muß sich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Fluth beständig daran rupfen und wühlen, und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzahlung nochmals ans Meer, dort habe ich heute die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse gesehen, und mich herzlich darüber gefreut. Was ist doch ein Lebendiges fur ein köstliches, herrliches Ding! Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie lebend! Wie viel nützt mir nicht mein bischen Studium

der Natur, und wie freue ich mich es fortzusetzen! Doch ich will, da es sich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke bestehen erst aus einigen steilen Stufen, dann kommt eine sacht ansteigende Fläche, sodann wieder eine Stufe, abermals eine sanft ansteigende Fläche, dann eine steile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Diese Stufen, diese Flächen hinan, steigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorsprung zerschellt.

Dem Meere folgen seine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einschalige Patellen, und was sonst noch beweglich ist, besonders die Taschenkrebse. Kaum aber haben diese Thiere an den glatten Mauern Besitz genommen, so zieht sich schon das Meer, weichend und schwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht woran es ist, und hofft immer, die salzige Fluth soll wiederkehren; allein sie bleibt aus, die Sonne sticht und trocknet schnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieser Gelegenheit suchen die Taschenkrebse ihren Raub. Wunderlicher und komischer kann man nichts sehen, als die Gebärden dieser, aus einem runden Körper und zwei langen Scheeren bestehenden Geschöpfe: denn die übrigen Spinnenfüße sind nicht bemerklich. Wie auf stelzenartigen Armen schreiten sie einher, und sobald eine Patelle sich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie zu, um die Scheere in den schmalen Raum zwischen der Schale und dem Boden zu stecken, das Dach umzukehren und die Auster zu verschmausen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, saugt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt.

Dieser gebärdet sich nun wunderlich um das Taschchen herum, gar zierlich und affenhaft: aber ihm fehlt die Kraft den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf diese Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgend ein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieses Gewimmels stundenlang, wie sie die beiden Flachen und die dazwischen liegenden Stufen hinabrücken, beobachtet habe.

Venedig, den 29. October 1786.

Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe! Sie spielten heut auf dem Theater St Lucas, le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu übersetzen wäre: Die Zank- und Schreihandel von Chiozza. Die Handelnden sind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter. Das gewöhnliche Geschrei dieser Leute, im Guten und Bösen, ihre Handel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles ist gar brav nachgeahmt. Das Stück ist noch von Goldoni, und da ich erst gestern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr widerstehen und widerklang, so machte es gar große Freude, und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verstand, so konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks ist folgender: die Einwohnerinnen von Chiozza sitzen auf der Rhede vor ihren Häusern, spinnen, stricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich; ein junger Mensch geht vorüber, und grüßt eine freundlicher als die übrigen, sogleich fängt das Stichein an,

Dritter Act.

Stella in aller Freude hineintretend mit Fernando.

Stella zu den Wänden. Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? er iſt wieder da! Vor das Gemählde einer Venus tretend. Siehſt du ihn, Göttinn? er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörinn auf und ab gelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — Nun biſt du da, und er iſt da! — Lieber! Lieber!

dieß hält nicht Maaße, es schärft sich und wächst bis zum Hohne, steigert sich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere, eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun ist Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entschiedenen Beleidigungen, so daß die Gerichtspersonen sich einzumischen genöthigt sind.

Im zweiten Act befindet man sich in der Gerichtsstube; der Actuarius an der Stelle des abwesenden Podesta, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hatte erscheinen dürfen, der Actuarius also läßt die Frauen einzeln vorfordern; dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist, und, sehr glücklich sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Actuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der ersten gleichfalls, die übrigen folgen, neue Vorwürfe häufen sich, und nun ist der Teufel in der Gerichtsstube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Act steigert sich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart stockend geworden, tritt auf, als Gegensatz des beweglichen, schwatzenden, schreiseligen Volkes, er nimmt immer erst einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich was er gedacht herausstößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Sätzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, dergestalt, daß alles was er sagt, sprüchwörtlich oder

ſententios klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenſchaftliche Handeln gar ſchön ins Gleichgewicht geſetzt wird.

Aber auch ſo eine Luſt habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, ſich und die Seinigen ſo natürlich vorſtellen zu ſehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch geſtehen daß die Schauſpieler es vortrefflich machten. Sie hatten ſich, nach Anlage der Charaktere, in die verſchiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erſte Actrice war allerliebſt, viel beſſer als neulich in Heldentracht und Leidenſchaft. Die Frauen überhaupt, beſonders aber dieſe, ahmten Stimme, Gebärden und Weſen des Volks aufs anmuthigſte nach. Großes Lob verdient der Verfaſſer, der aus nichts den angenehmſten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar ſeinem eignen lebensluſtigen Volk. Es iſt durchaus mit einer geübten Hand geſchrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerſtreut iſt, habe ich die Smeraldina geſehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr ſah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Handelſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Masken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände, haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumlauft, ſo findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Venedig, den 11. October 1786.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſeyn will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammengekommen, der kein Italianiſch kann, ſich wie verrathen und verkauft fuhlt, und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann; er mag ſtark in den funfzigen ſeyn, und hat zu Hauſe einen ſiebenjahrigen Knaben, von dem er banglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefalligkeiten erzeigt, er reiſ't durch Italien bequem, aber geſchwind, um es doch einmal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeigehen ſo viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich wie lange ich hier ſey? und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erſtenmal, verſetzte er: il parait que vous n'avez pas perdu votre tems. Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſ't nun auch! und ich betrachtete mit Erſtaunen wie man reiſen kann, ohne etwas außer ſich gewahr zu werden, und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Venedig, den 12. October 1786.

Geſtern gaben ſie zu St. Lucas ein neues Stuck: l'Inglicismo in Italia. Da viele Englander in Italien leben, ſo iſt es naturlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italianer dieſe reichen und

ihnen ſo willkommenen Gaſte betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenſcenen, wie immer, das übrige aber zu ſchwer und ernſtlich gemeint, und denn doch keine Spur von Engliſchem Sinn, die gewöhnlichen Italiäniſchen, ſittlichen Gemeinſprüche, und auch nur auf das Gemeinſte gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punkt ausgepfiffen zu werden; die Schauſpieler fühlten ſich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dieß das letzte Stück iſt was ich hier ſehe, ſo ſcheint es, mein Enthuſiasmus für jene Nationalrepräſentation ſollte noch durch dieſe Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeſchaltet, ſo ſollen die Acten inrotulirt, und den Freunden zum Urtheilsſpruch zugeſchickt werden. Schon jetzt finde ich manches in dieſen Blättern, das ich näher beſtimmen, erweitern und verbeſſern könnte; es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köſtlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieſer leichtern Exiſtenz hinüber ſenden! Zwar iſt dem Italiäner das ultramontane eine dunkle Vorſtellung, auch mir kommt das Jenſeits der Alpen nun düſter vor; doch winken freundliche Geſtalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, dieſe Gegenden jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit ſind mächtige Feſſeln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeſchäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu ſchaffen. Die Baukunſt ſteigt, wie ein alter Geiſt, aus dem Grabe hervor, ſie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgeſtorbenen Sprache, ſtudiren, nicht um ſie

auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, ſondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeſchiedene Exiſtenz der vergangenen Zeitalter in einem ſtillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, ſo habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeſchafft; allein dieſer Foliante laſtet in meinem Gepäck, wie das Studium deſſelben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch ſeine Worte und Werke, durch ſeine Art und Weiſe des Denkens und Schaffens, den Vitruv ſchon näher gebracht und verdolmetſcht, beſſer als die Italiäniſche Ueberſetzung thun kann. Vitruv lieſ't ſich nicht ſo leicht, das Buch iſt an ſich ſchon düſter geſchrieben und fordert ein kritiſches Studium. Demungeachtet leſe ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Beſſer zu ſagen: ich leſe es wie ein Brevier, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Leſen und Schreiben.

Gott ſey Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftſtellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es ſagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen Lateiniſchen Autor anſehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Geſchah es zufällig, ſo erduldete ich die entſetzlichſten Schmerzen. Herder ſpottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige Lateiniſche Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie ſehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abſtrufen Allgemeinheiten nur ängſtlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'ſche Ueberſetzung der Satyren höchſt unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei geleſen, ſo war ich ſchon verrückt.

Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so war' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht, die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die hiesige Existenz genugsam zugeeignet, und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig, den 11. October 17[illegible] 2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierseyns: denn es geht sogleich mit dem Courierschiffe nach Ferrara. Ich verlasse Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen; auch verlaßt jedermann nun diese Stadt, und sucht seine Garten und Besitzungen auf dem festen Lande. Ich habe indeß gut aufgeladen, und trage das reiche, sonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. Oktober 1786. früh, auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Kajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünfundvierzigsten Grad wirklich eingetreten, und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Seyn. Die Fahrt bei herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Ansichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man sieht nur seine bebuschten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etsch, sah ich alberne Wasserkaue, die kindisch und schädlich sind, wie die an der Saale.

Ferrara, den 16. Oktober 1786. Nacht.

Seit früh sieben Uhr, Deutschen Zeigers, hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder weg zu gehen. Zum erstenmal überfällt mich eine Art von Unlust in dieser großen und

schönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glanzender Hof, hier wohnte Arioſt unzufrieden, Taſſo unglucklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir dieſe Statte beſuchen. Arioſt's Grabmal enthalt viel Marmor, ſchlecht ausgetheilt. Statt Taſſo's Gefangniß zeigen ſie einen Holzſtall, oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden iſt. Auch weiß im Hauſe kaum jemand mehr, was man will. Endlich beſinnen ſie ſich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, wie Doctor Luther's Dintenklecks, den der Caſtellan von Zeit zu Zeit wieder auffrischt. Die meiſten Reiſenden haben doch etwas Handwerksburſchenartiges, und ſehen ſich gern nach ſolchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürriſch geworden, ſo daß ich an einem ſchönen akademiſchen Inſtitut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal geſtiftet und bereichert, wenig Theil nahm, doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Taufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in ſeinem gewöhnlichen Wuſtencoſtüme deutet heftig auf die Dame. Sie ſieht ganz gelaſſen den neben ihr ſitzenden Furſten, und der Furſt ſtill und klug den Enthuſiaſten an. Vor dem Könige ſteht ein Hund, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneſer hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dunkt, das iſt recht glucklich gedacht.

Cento, den 17. October 1786. Abends.

In einer beſſern Stimmung als geſtern ſchreibe ich aus Guercins Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches, wohlgebautes Städtchen, von

ungefähr fünf tausend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unübersehlich bebauten Plaine. Ich bestieg nach meiner Gewohnheit sogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelspitzen, zwischen denen man in der Nähe kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit seinem eignen Feld umgeben. Köstlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbstabend, wie wir unserm Sommer selten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte sich auf, die Wolken warfen sich nord- und südwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen schönen morgenden Tag.

Hier sah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erstenmal. Der Winter dauert hier nur December und Januar, ein regnichter April, übrigens nach Beschaffenheit der Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltenden Regen; doch war dieser September besser und wärmer als ihr August. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden, denn ich habe der Flachen bald genug. Morgen schreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte seine Vaterstadt, wie überhaupt die Italiäner diesen Localpatriotismus im höchsten Sinne hegen und pflegen, aus welchem schönen Gefühl so viel köstliche Anstalten, ja die Menge Ortsheilige entsprungen sind. Unter jenes Meisters Leitung entstand nun hier eine Malerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen sich noch der Bürger freut, die es aber auch werth sind.

Guercin ist ein heiliger Name und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferstandenen Christus vorstellend, der seiner Mutter erscheint. Vor ihm kniend, blickt sie auf ihn mit unbeschreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt seinen Leib, gleich unter der unseligen Wunde, die

das ganze Bild verdirbt. Er hat ſeine linke Hand um ihren Hals gelegt, und biegt ſich, um ſie bequemer anzuſehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieſes giebt der Figur etwas, ich will nicht ſagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demungeachtet bleibt ſie unendlich angenehm. Der ſtilltraurige Blick, mit dem er ſie anſieht, iſt einzig, als wenn ihm die Erinnerung ſeiner und ihrer Leiden, durch die Auferſtehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele ſchwebte.

Strange hat das Bild geſtochen; ich wünſchte daß meine Freunde wenigſtens dieſe Copie ſähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Bruſt, ſie zaudert ſchamhaft den Buſen zu entblößen. Natürlich, edel, köſtlich und ſchön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr ſtehenden und nach den Zuſchauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der katholiſchen Mythologie ſehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin iſt ein innerlich braver, männlich geſunder Maler, ohne Rohheit. Vielmehr haben ſeine Sachen eine zarte moraliſche Grazie, eine ruhige Freiheit und Großheit, dabei etwas Eignes, daß man ſeine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung ſeines Pinſels ſetzt in Erſtaunen. Er bedient ſich beſonders ſchöner, ins Braunrothe gebrochener Farben zu ſeinen Gewändern. Dieſe harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenſtände der übrigen Bilder ſind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künſtler hat ſich gemartert, und doch Erfindung und Pinſel, Geiſt und Hand verſchwendet und verloren. Mir iſt aber ſehr lieb und werth, daß ich auch dieſen

Du warst lang weg — Aber du bist da! Ihm um den Hals fallend. Du bist da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wissen, als daß du da bist!

Fernando. Stella! meine Stella! An ihrem Halse. Gott im Himmel, du gibst mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! laß mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Hauche in diesen ausgetrockneten, verstürmten, zerstörten Busen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — Er hängt an ihrem Munde.

Stella. Bester!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier wo Du athmest, schwebt alles in genüg-

ſchönen Kunſtkreis geſehen habe, obgleich ein ſolches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18. October 1786. Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg, und gelangte bald genug hieher. Ein flinker und wohl unterrichteter Lohnbediente, ſobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch ſo viel Paläſte und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich geweſen war, und wer weiß ob ich mich künftig bei dieſen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein Paar lichter Punkte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerſt alſo die Cäcilia von Raphael! Es iſt, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen ſah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünſchten, und ich möchte jetzt nichts darüber ſagen, als daß es von ihm iſt. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Exiſtenz aber ſo vollkommen daſteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünſcht, wenn man gleich zufrieden iſt, ſelbſt aufgelöſ't zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu ſchätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preiſen, der, wie Melchiſedek, ohne Vater und ohne Mutter erſchienen wäre, muß man ſeine Vorgänger, ſeine Meiſter anſehen. Dieſe haben auf dem feſten Boden der Wahrheit Grund gefaßt, ſie haben die breiten Fundamente emſig, ja ängſtlich gelegt, und miteinander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem

himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann.

Das historische Interesse wird besonders rege, wenn man die Werke der ältern Meister betrachtet. Francesco Francia ist ein gar respectabler Künstler, Peter von Perugia, ein so braver Mann, daß man sagen möchte eine ehrliche Deutsche Haut. Hatte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt. In München habe ich ein paar Stücke von ihm gesehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er sich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Accord macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf seiner Niederländischen Reise gegen seine herrlichen Kunstwerke, womit er sein Glück zu machen hoffte, Papagayen eintauscht, und, um das Trinkgeld zu sparen, die Domestiken portraitirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir ist so ein armer Narr von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieser alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man fast durch alle Straßen verbreitet sieht, geschützt vor Sonne und Witterung, hin und herwandeln, gaffen, kaufen und ihre Geschäfte treiben kann. Ich bestieg den Thurm und ergötzte mich an der freien Luft. Die Aussicht ist herrlich! Im Norden sieht man die Paduanischen Berge, sodann die Schweizer-, Tyroler-, Frianler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dießmal im Nebel. Gegen Westen ein unbegränzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene, bis ans Adriatische Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden

die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachsen, mit Kirchen, Palästen, Gartenhäusern besetzt, wie die Vicentinischen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thurmer versicherte, daß nunmehro seit sechs Jahren dieser Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonst habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häusern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt, bei den hellsten Tagen, nur selten. Und dieser Nebel lege sich denn vorzüglich an die nördliche Kette, und mache unser liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die gesunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dacher wie neu aussahen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen sey. Man muß gestehen, die Dächer sind alle rein und schön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen, wenigstens in alten Zeiten hat man solche in diesen Gegenden kostbar gebrannt.

Der hangende Thurm ist ein abscheulicher Anblick, und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden. Ich erklare mir diese Thorheit folgendermaßen. In den Zeiten der städtischen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Festung, aus der jede machtige Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dieß zu einer Lust- und Ehrensache, jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die graden Thurme gar zu alltaglich waren, so baute man einen schiefen. Auch haben Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht, man sieht an den vielen graden schlanken Thürmen hin, und sucht den krummen. Ich war nachher oben auf demselben. Die Backsteinschichten liegen horizontal. Mit gutem bindendem Kitt, und eisernen Ankern, kann man schon tolles Zeug machen.

Bologna, den 19. October 1786. Abends.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wiederzuſehen, aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpatern glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wiſſen und Urtheil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein groſſes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten, daraus entſtanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmliſche Sinn des Guido, ſein Pinſel, der nur das Vollkommenſte was geſchaut werden kann hatte malen ſollen, dich anzieht, ſo möchteſt du gleich die Augen von den abſcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenſtanden wegkehren, und ſo geht es durchaus; man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas phantaſtiſch von außen Erwartetes. Entweder Miſſethäter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um ſich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübſche Zuſchauerin herbei ſchleppt, allenfalls ſeine geiſtlichen Helden als Gliedermänner tractirt, und ihnen recht ſchöne Faltenmantel überwirft. Da iſt nichts was einen menſchlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht Eins das man

hätte malen sollen, und das eine hat der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, ist alles was man malen, aber auch alles was man Unsinniges bestellen und dem Künstler zumuthen kann. Es ist ein Votivbild. Ich glaube der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wären eine Psyche in ihrem Unglück zu trösten, müssen hier —

Der heilige Proclus, eine schöne Figur; aber dann die andern, Bischöfe und Pfaffen! Unten sind himmlische Kinder, die mit Attributen spielen. Der Maler dem das Messer an der Kehle saß, suchte sich zu helfen, wie er konnte, er mühte sich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar sey. Zwei nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüste, ein Sebastian, wie köstlich gemalt, und was sagen sie? der eine sperrt das Maul auf, und der andere krümmt sich.

Betrachte ich in diesem Unmuth die Geschichte, so möchte ich sagen: der Glaube hat die Künste wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen ist Herr über sie geworden, und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tische etwas milder und weniger anmaßlich gestimmt, als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel: Im Palast Tanari ist ein berühmtes Bild von Guido, die saugende Maria vorstellend, über Lebensgröße, der Kopf als wenn ihn ein Gott gemalt hätte; unbeschreiblich ist der Ausdruck, mit welchem sie auf den saugenden Knaben herunterſieht. Mir scheint es eine stille, tiefe Duldung, nicht als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, sondern ein untergeschobenes himmlisches Wechselkind nur so an sich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders ist, und sie in tiefster Demuth gar nicht begreift, wie sie dazu

kommt. Der übrige Raum iſt durch ein ungeheures Gewand ausgefullt, welches die Kenner höchlich preiſen; ich wußte nicht recht was ich daraus machen ſollte. Auch ſind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellſten.

Unerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch ſchon, daß Uebung, Bekanntſchaft und Neigung mir ſchon in dieſen Irrgärten zu Hulfe kommen. So ſprach mich eine Beſchneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann ſchon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenſtand und freute mich an der Ausführung. — Gemalt was man ſich denken kann, alles daran reſpectabel und vollendet als wenn's Emaille wär'.

Und ſo geht mir's denn wie Bileam, dem confuſen Propheten, welcher ſegnete da er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall ſeyn, wenn ich langer verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben wird, ſo iſt man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde, ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kalte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen, und meine Heldin nichts ſagen laſſen, was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſußen Würde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurch zieht, die mich

beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortsetzen, aber was geschah: der Geist führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich sey es hier verzeichnet:

Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grauſame Art, die ſo viel Unheil in Pelops Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Elektra kennt ſich ſelbſt nicht, und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indeſſen ſind Iphigenie, Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contraſtirt gar merkwürdig mit Elektrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten wechſelſeitig unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterin welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Dieſe iſt im Begriff mit demſelbigen Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieſes letzte ſchreckliche Uebel von Geſchwiſtern abwendet. Wenn dieſe Scene gelingt, ſo iſt nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden. Wo ſoll man aber Hände und Zeit vernehmen, wenn auch der Geiſt willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer ſolchen Ueberfüllung des Guten und Wünſchenswerthen geängſtigt fühle, ſo muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der

mir, es wird eben ein Jahr ſeyn, bedeutend genug ſchien. Es traumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachſenen Inſel, von der mir bewußt war, daß daſelbſt die ſchönſten Faſanen zu haben ſeyen. Auch handelte ich ſogleich mit den Einwohnern um ſolches Gefieder, welches ſie auch ſogleich haufig, getödtet, herbeibrachten. Es waren wohl Faſanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, ſo erblickte man lange farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder ſeltenen Paradiesvögeln. Dieſe brachte man mir ſchockweiſe ins Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bildeten, den man ſich denken kann, und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Raume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Fluth und ich nannte mir indeſſen ſchon die Freunde, denen ich von dieſen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck ſtieg, um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müſſen.

Nun war ich auch in der berühmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, das Inſtitut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, beſonders der innere Hof, ſieht ernſthaft genug aus, obgleich nicht von der beſten Baukunſt. Auf den Treppen und Corridors fehlte es nicht an Stucco- und Frescozierden;

elles iſt anſtändig und würdig, und über die mannichfaltigen ſchönen und wiſſenswerthen Dinge, die hier zuſammengebracht worden, erſtaunt man billig, doch will es einem Deutſchen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studienweiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß ſich der Menſch, im Gange der alles verändernden Zeit, ſo ſchwer los macht von dem was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſilikenform, wenn gleich die Tempelgeſtalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das klöſterliche Anſehn, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſale der Italianer ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu ſeyn, wo ſonſt Recht geſprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erſte Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Brettern zuſammen ſchlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuſer getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unſere Waiſenhäuſer aufthaten, und den armen Kindern dieſe ſo nothwendige Welterziehung verſchafften.

Bologna den 20. October 1786. Abends.

Dieſen heitern ſchönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, ſo

werde ich ſchon wieder vom Geſtein angezogen. Ich komme mir vor, wie Antaus, der ſich immer neu geſtarkt fühlt, je kräftiger man ihn mit ſeiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der ſogenannte Bologneſer Schwerſpath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn ſie vorher dem Lichte ausgeſetzt geweſen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich ſchon ganze Felſen Frauneis zu Tage anſtehend, nachdem ich ein ſandiges Thongebirg hinter mir gelaſſen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Waſſerriß hinunter, in welchen ſich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerſt einen aufgeſchwemmten Lehmhügel zu ſehen, der vom Regen ausgewaſchen ware, doch konnte ich bei naherer Betrachtung von ſeiner Natur ſo viel entdecken: das feſte Geſtein, woraus dieſer Theil des Gebirges beſteht, iſt ein ſehr feinblattriger Schieferthon, welcher mit Gyps abwechſelt. Das ſchiefrige Geſtein iſt ſo innig mit Schwefelkies gemiſcht, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, ſich ganz und gar verandert. Es ſchwillt auf, die Lagen verlieren ſich, es entſteht eine Art Letten, muſchlig, zerbröckelt, auf den Flachen glanzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerſchlug, und beide Geſtalten deutlich wahrnahm, konnte man ſich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich ſieht man die muſchligen Flachen mit weißen Punkten beſchlagen, manchmal ſind gelbe Partien drin; ſo zerfällt nach und nach die ganze Oberflache, und der Hügel ſieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden ſich unter den Lagen auch ockerige, grune und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Geſtein auch öfters angeflogen gefunden.

lichem, jungen Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlst nicht, was Himmelsthau dem Dürstenden ist, der aus der öden, sandigen Welt, an deinen Busen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! sein verirrtes, verlornes, einziges Schäfchen wieder an sein Herz zu drücken?

Fernando zu ihren Füßen. Meine Stella!

Stella. Auf, Bester! Steh' auf! Ich kann dich nicht knieen sehen.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor dir auf den Knieen; beugt sich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verstehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Nun ſtieg ich in den Schluchten des bröcklich aufgelöſ'ten Gebirgs hinauf, wie ſie von den letzten Regengüſſen durchwaſchen waren, und fand, zu meiner Freude, den geſuchten Schwerſpath häufig, meiſt in unvollkommener Eiform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorſchauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er ſtack, genau umgeben. Daß es keine Geſchiebe ſeyen, davon kann man ſich beim erſten Anblick überzeugen. Ob ſie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob ſie erſt bei Aufblahung oder Zerſetzung derſelben entſtanden, verdient eine nähere Unterſuchung. Die von mir aufgefundenen Stücke nähern ſich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eigeſtalt, die kleinſten gehen auch wohl in eine undeutliche Kryſtallform über. Das ſchwerſte Stück, welches ich gefunden, wiegt ſiebzehn Loth. Auch fand ich in demſelbigen Thon loſe, vollkommene Gypskryſtalle. Nähere Beſtimmung werden Kenner, an den Stücken die ich mitbringe, zu entwickeln wiſſen. Und ich wäre nun alſo ſchon wieder mit Steinen belaſtet! Ein Achtelscentner dieſes Schwerſpaths habe ich aufgepackt.

Den 20. October 1786. In der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu ſagen, wenn ich alles geſtehen wollte was mir an dieſem ſchönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen iſt ſtärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderſtehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe ſammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es ſcheint, der Himmel erhört mich. Es meldet ſich ein Vetturin gerade nach Rom, und ſo werde ich übermorgen unaufhaltſam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen ſehen, manches beſorgen und wegarbeiten.

Logano auf den Apenninen, den 21. October 1786. Abends.

Ob ich mich heute ſelbſt aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu ſagen. Genug, ich ergriff mit Leidenſchaft einen ſchnellern Anlaß abzureiſen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshauſe, in Geſellſchaft eines päpſtlichen Officiers, der nach Perugia, ſeiner Vaterſtadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweiradrigen Wagen ſetzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutſcher, der gewohnt ſey mit Soldaten umzugehen, ſehr angenehm finde, nun mit einem päpſtlichen Officier in Geſellſchaft zu reiſen. — Nehmt mir nicht übel, verſetzte er darauf, ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenſtande haben, denn ich höre, in Deutſchland iſt alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unſer Dienſt ſehr laßlich iſt, und ich in Bologna, wo ich in Garniſon ſtehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, ſo wollte ich doch, daß ich dieſe Jacke los wäre, und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und ſo muß ich mir's gefallen laſſen.

Den 22. October 1786. Abends.

Giredo, auch ein kleines Neſt auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünſchen entgegen reiſend. Heute geſellten ſich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer ſogenannten Schweſter. Ihre Pferde ſind ſchön, ſie reiten aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es ſcheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen, man glaubt einige Blätter im Archenholz zu leſen.

Die Apenninen ſind mir ein merkwürdiges Stück Welt.

Auf die große Fläche der Regionen des Po's folgt ein Gebirg, das ſich aus der Tiefe erhebt, um, zwiſchen zwei Meeren, ſüdwärts das feſte Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu ſteil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht ſo ſonderbar verſchlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hatten hereinwirken, größere Flächen bilden und überſpülen können, ſo wäre es eins der ſchönſten Länder in dem herrlichſten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber iſt's ein ſeltſam Gewebe von Bergrücken gegen einander; oft ſieht man gar nicht ab, wohin das Waſſer ſeinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler beſſer ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überſpült, ſo könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weiſe einen andern Charakter haben. Doch muß man ſich keine Bergwüſte, ſondern ein meiſt bebautes, obgleich gebirgiges Land vorſtellen. Caſtanien kommen hier ſehr ſchön, der Weizen iſt trefflich, und die Saat ſchon hübſch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern ſtehen am Wege, um die Kirchen und Capellen aber ſchlanke Cypreſſen.

Geſtern Abend war das Wetter trübe, heute iſt's wieder hell und ſchön.

Den 25. October 1786. Abends. Perugia.

Zwei Abende habe ich nicht geſchrieben. Die Herberaen waren ſo ſchlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein bißchen verworren zu werden: denn ſeit der Abreiſe von Venedig ſpinnt ſich der Reiſerocken nicht ſo ſchön und glatt mehr ab.

Den dreiundzwanzigſten früh, unſerer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor, und ſahen Florenz

liegen, in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und ins Unendliche mit Villen und Häusern beſäet iſt.

Die Stadt hatte ich eiligſt durchlaufen, den Dom, das Baptiſterium. Hier thut ſich wieder eine ganz neue mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köſtlich. Ich eilte ſo ſchnell heraus als hinein.

Der Stadt ſieht man den Volksreichthum an, der ſie erbaut hat; man erkennt, daß ſie ſich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toscana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein ſchönes grandioſes Anſehen haben. Es iſt hier alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmuth ſind beabſichtigt, überall laßt ſich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papſtes hingegaen ſcheint ſich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verſchlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen ſagte, was ſie ſeyn könnten, das iſt nun Toscana: weil es ſo viel tiefer lag, ſo hat das alte Meer recht ſeine Schuldigkeit gethan, und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er iſt hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die urſprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugſchar iſt nicht beweglich. So ſchleppt ſie der Bauer, hinter ſeinen Ochſen gebückt, einher, und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal aerpflügt, wenigen und nur ſehr leichten Dünger ſtreuen ſie mit den Händen. Endlich ſaen ſie den Weizen, dann häufen ſie ſchmale Sotteln auf, dazwiſchen entſtehen tiefe Furchen, alles ſo gerichtet, daß das Regenwaſſer ablaufen muß. Die Frucht wachſ't nun auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen gehen ſie hin und her wenn ſie ſaten. Dieſe Verfahrungsart iſt begreiflich, wo Naſſe zu

fürchten iſt; warum ſie es aber auf den ſchönſten Gebreiten thun, kann ich nicht einſehen. Dieſe Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo ſich eine herrliche Plaine aufthut. Reiner kann man kein Feld ſehen, nirgends auch nur eine Erdſcholle, alles klar wie geſiebt. Der Weizen gedeiht hier recht ſchön, und er ſcheint hier alle ſeiner Natur gemäßen Beſtimmungen zu finden. Das zweite Jahr bauen ſie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen geſaet, die jetzt ſchon vortrefflich grün ſtehen und im Marz Früchte bringen. Auch der Lein hat ſchon gekeimt, er bleibt den Winter über und wird durch den Froſt nur dauerhafter.

Die Oelbäume ſind wunderliche Pflanzen; ſie ſehen faſt wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft aus einander. Aber ſie haben demungeachtet ein feſteres Anſehn. Man ſieht auch dem Holze an, daß es langſam wächſ't, und ſich unſäglich fein organiſirt. Das Blatt iſt weidenartig, nur wenige Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, iſt alles mit Oelbäumen und Weinſtöcken bepflanzt, dazwiſchen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und ſo weiter läßt man die Felder freier. Ich finde daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern ſchädlich iſt, da es ſo ein leichtes wäre ihn zu zerſtören. Wieſen ſieht man gar nicht. Man ſagt das Turkiſche Korn zehre den Boden aus; ſeitdem es eingeführt worden habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bei dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abſchied genommen, mit der Verſicherung, mit dem Verſprechen, ihn auf meiner Rückreiſe in Bologna zu beſuchen. Er iſt ein wahrer Repräſentant vieler ſeiner Landsleute. Hier einiges, das ihn beſonders bezeichnet. Da ich oft ſtill und nachdenklich

war, ſagte er einmal: „che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia.“ das iſt verdolmetſcht: „Was denkt ihr viel! der Menſch muß niemals denken, denkend altert man nur.“ Und nach einigem Geſpräch: „non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa.“ auf Deutſch: „der Menſch muß ſich nicht auf eine einzige Sache heften, denn da wird er toll, man muß tauſend Sachen, eine Confuſion im Kopfe haben.“

Der gute Mann konnte freilich nicht wiſſen, daß ich eben darum ſtill und nachdenkend war, weil eine Confuſion von alten und neuen Gegenſtänden mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines ſolchen Italiäners wird man noch klarer aus folgendem erkennen. Da er wohl merkte daß ich Proteſtant ſey, ſagte er nach einigem Umſchweif, ich möchte ihm doch gewiſſe Fragen erlauben, denn er habe ſo viel wunderliches von uns Proteſtanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünſche. „Dürft ihr denn,“ ſo fragte er, „mit einem hübſchen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheirathet zu ſeyn? — erlauben euch das eure Prieſter?“ Ich erwiederte darauf: unſere Prieſter ſind kluge Leute, welche von ſolchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir ſie darum fragen wollten, ſo würden ſie es uns nicht erlauben. „Ihr braucht ſie alſo nicht zu fragen?“ rief er aus, „o ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, ſo erfahren ſie's nicht.“ Hierauf erging er ſich in Schelten und Mißbilligen ſeiner Pfaffen, und in dem Preiſe unſerer ſeligen Freiheit. — „Was jedoch die Beichte betrifft,“ fuhr er fort, „wie verhalt es ſich damit? Man erzahlt uns, daß alle Menſchen, auch die keine Chriſten ſind, dennoch beichten muſſen; weil ſie aber in ihrer

Verſtockung nicht das rechte treffen können, ſo beichten ſie einem alten Baume; welches denn freilich lacherlich und gottlos genug iſt, aber doch beweiſ't, daß ſie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen." Hierauf erklarte ich ihm unſere Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm ſehr bequem vor, er meinte aber, es ſey ungefahr eben ſo gut als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern erſucht' er mich ſehr ernſthaft, über einen andern Punkt ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich, aus dem Munde einer ſeiner Prieſter, der ein wahrhafter Mann ſey, gehört, daß wir unſere Schweſtern heirathen dürften, welches denn doch eine ſtarke Sache ſey. Als ich dieſen Punkt verneinte, und ihm einige menſchliche Begriffe von unſerer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht ſonderlich darauf merken, denn es kam ihm zu alltaglich vor, und er wandte ſich zu einer neuen Frage: — „Man verſichert uns," ſagte er, „daß Friedrich der Große, welcher ſo viele Siege ſelbſt über die Glaubigen davon getragen, und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer halt, wirklich katholiſch ſey, und vom Papſte die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen: denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber ſeinen Gottesdienſt in einer unterirdiſchen Capelle, mit zerknirſchtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf, denn freilich, wenn er das thate, würden ihn ſeine Preußen, die ein beſtialiſches Volk und wüthende Ketzer ſind, auf der Stelle todt ſchlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinſeligmachende Religion im Stillen ſo viel ausbreitet und begünſtigt als möglich." Ich ließ das alles gelten und erwiederte nur: da es ein großes

Geheimniß ſey, könnte freilich niemand davon Zeugniß geben. Unſere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derſelben Art, ſo daß ich mich über die kluge Geiſtlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entſtellen ſucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen, und fühlte die Seligkeit wieder allein zu ſeyn. Die Lage der Stadt iſt ſchön, der Anblick des Sees höchſt erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedruckt. Der Weg ging erſt hinab, dann in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich ſah ich Aſſiſi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köſtlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Auguſt's gebaut, noch vollkommen daſtehe. Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der ſeinen Weg nach Foligno verfolgte, und ſtieg unter einem ſtarken Wind nach Aſſiſi hinauf, denn ich ſehnte mich, durch die für mich ſo einſame Welt eine Fußwanderung anzuſtellen. Die ungeheueren Subſtructionen der babyloniſch übereinander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht, ließ ich links, mit Abneigung, denn ich dachte mir daß darin die Köpfe ſo wie mein Hauptmanns-Kopf geſtempelt würden. Dann fragte ich einen hübſchen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut iſt. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und ſiehe das löblichſte Werk ſtand vor meinen Augen, das erſte vollſtändige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein beſcheidener Tempel, wie er ſich für eine ſo kleine Stadt ſchickte, und doch ſo vollkommen, ſo ſchön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerſt von ſeiner Stellung! Seitdem

ich in Vitruv und Palladio gelesen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude stellen müsse, habe ich einen großen Respect vor solchen Dingen. Auch hierin waren die Alten so groß im Natürlichen. Der Tempel steht auf der schönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zusammentreffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieser steigt selbst ein wenig an, und es kommen auf demselben vier Straßen zusammen, die ein sehr gedrücktes Andreas-Kreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrscheinlich standen zur alten Zeit die Häuser noch nicht, die jetzt dem Tempel gegenüber gebaut die Aussicht versperren. Denkt man sie weg, so blickte man gegen Mittag in die reichste Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her gesehen. Die Anlage der Straßen mag alt seyn, denn sie folgen aus der Gestalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel steht nicht in der Mitte des Platzes, aber so gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar schön sichtbar wird. Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch consequent auch hier der Künstler gehandelt. Die Ordnung ist korinthisch, die Säulenweiten etwas über zwei Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter scheinen auf Piedestalen zu stehen, aber es scheint auch nur: denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt worauf eigentlich die Säulen stehen, und von welcher man auch in den Tempel hinein geht. Das Wagstück den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze, denn da der Tempel am Berge liegt, so hatte die

Treppe, die zu ihm hinauf führte, viel zu weit vorgelegt werden müssen, und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt sich nicht bestimmen; sie sind, außer wenigen, verschüttet und zugepflastert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los, und nahm mir vor, alle Architekten auf dieses Gebäude aufmerksam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Ueberlieferung für ein schlechtes Ding sey, mußte ich diesesmal wieder bemerken. Palladio auf den ich alles vertraute, giebt zwar dieses Tempels Bild, er kann ihn aber nicht selbst gesehen haben, denn er setzt wirklich Piedestale auf die Flache, wodurch die Saulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garstiges, Palmyrisches Ungeheuer entsteht, anstatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verstand befriedigender Anblick erfreut. Was sich durch die Beschauung dieses Werks in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen, und wird ewige Früchte bringen. Ich ging am schönsten Abend, die Römische Straße bergab, im Gemüth zum schönsten beruhiget, als ich hinter mir rauhe heftige Stimmen vernahm, die unter einander stritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren seyn möchten, die ich schon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelassen vor mich hin, und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt sey. Vier solcher Menschen, zwei davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Gestalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich ware, und was ich hier thate? Ich erwiederte, ich sey ein Fremder der seinen Weg über Assisi zu Fuße mache, indessen der Vetturin nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrscheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu

Fernando. Mir iſt wie in den erſten Augenblicken unſerer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich ſauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend, ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheuter biſt du nicht geworden.

Fernando. Da ſey Gott vor! — Aber dieſe Augenblicke von Wonne in deinen Armen, machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' dir's, daß du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt — Gott verzeih' dir's, der dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues, ſüßes Aug dringe, und drin mich mit

Fuße gehe. Sie fragten ob ich im Gran Convento geweſen ſey. Ich verneinte dieß, und verſicherte ihnen, ich kenne das Gebaude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeiſter ſey, habe ich dießmal nur die Maria della Minerva in Augenſchein genommen, welches, wie ſie wüßten, ein muſterhaftes Gebaude ſey. Das läugneten ſie nicht, nahmen aber ſehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk ſeyn möchte, Contrebande einzuſchwarzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Menſch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen mit leeren Taſchen, für einen Contrebandiſten gehalten werden ſolle. Darauf erbot ich mich mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podeſta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten es ſey nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entſchiedenem Ernſt betrug, entfernten ſie ſich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich ſah ihnen nach. Da gingen nun dieſe rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal ſehr freundlich und tröſtend an, dann ſchaute ich links auf den triſten Dom des heiligen Franciscus, und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der unbewaffneten ſich von der Truppe ſonderte, und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend ſagte er ſogleich: ihr ſolltet, mein Herr Fremder, wenigſtens mir ein Trinkgeld geben, denn ich verſichere, daß ich euch alſobald für einen braven Mann gehalten, und dieß laut gegen meine Geſellen erklart habe. Das ſind aber Hißköpfe und gleich oben hinaus, und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet ihr bemerkt haben, daß ich euren Worten zuerſt Beifall und Gewicht gab. Ich lobte ihn deßhalb und

erſuchte ihn ehrenhafte Fremde, die nach Aſiſi, ſowohl wegen der Religion, als wegen der Kunſt kamen, zu beſchützen; beſonders die Baumeiſter, die zum Ruhme der Stadt den Minerven-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer geſtochen, nunmehro meſſen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da ſie ſich denn gewiß dankbar erweiſen würden, und ſomit drückte ich ihm einige Silberſtücke in die Hand, die ihn über ſeine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, beſonders müſſe ich das Feſt des Heiligen nicht verſäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen ſollte. Ja, wenn es mir, als einem hübſchen Manne, wie billig, um ein hübſches Frauenzimmer zu thun ſey, ſo könne er mir verſichern, daß die ſchönſte und ehrbarſte Frau von ganz Aſiſi, auf ſeine Empfehlung, mich mit Freuden aufnehmen werde. Er ſchied nun betheurend, daß er noch heute Abend, bei dem Grabe des Heiligen, meiner in Andacht gedenken, und für meine fernere Reiſe beten wolle. So trennten wir uns, und mir war ſehr wohl mit der Natur und mit mir ſelbſt wieder allein zu ſeyn. Der Weg nach Foligno war einer der ſchönſten und anmuthigſten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden, an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen iſt es eine leidige Fahrt; das beſte, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laſſ' ich mich nun immer bis hieher ſo fort ſchleppen. Dieſes Italien, von Natur höchlich begünſtiget, blieb in allem Mechaniſchen und Techniſchen, worauf doch eine bequemere und friſchere Lebensweiſe gegründet iſt, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Seſſel heißt, iſt gewiß aus den alten Tragſeſſeln

entſtanden, in welchen ſich Frauen, ältere und vornehmere Perſonen, von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel ſpannte, ſetzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbeſſerung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeſchaukelt, und ſo ſind ſie in ihren Wohnungen und allem.

Wenn man die erſte poetiſche Idee, daß die Menſchen meiſt unter freiem Himmel lebten, und ſich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realiſirt ſehen will, ſo muß man die Gebäude hier herum, beſonders auf dem Lande betreten, ganz im Sinn und Geſchmack der Höhlen. Eine ſo unglaubliche Sorgloſigkeit haben ſie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtſinn verſäumen ſie, ſich auf den Winter auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig Homeriſchen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer, in einer großen Halle verſammelt iſt, ſchreit und lärmt, am langen Tiſche ſpeiſ't, wie die Hochzeit von Cana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit dieſes zu ſchreiben, da einer ein Dintenfaß holen läßt, woran ich unter ſolchen Umſtänden nicht gedacht hatte. Aber man ſieht auch dieſem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtiſches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit unvorbereitet und unbegleitet in dieſes Land zu gehen. Mit dem verſchiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preiſen, den ſchlechten Wirthshäuſern iſt es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum erſtenmale, wie ich, allein geht, und ununterbrochnen Genuß hoffte und ſuchte, ſich unglücklich genug fühlen müßte. Ich

habe nichts gewollt als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſey, und wenn ſie mich auf Irions Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. October 1786. Abends.

Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köſtlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um daſſelbe her, mit Freuden beſchaute, am Anfang einer ſchönen Plaine zwiſchen Bergen die alle noch Kalk ſind. Wie Bologna drüben, ſo iſt Terni hüben an den Fuß des Gebirgs gelegt.

Nun da der päpſtliche Soldat mich verlaſſen, iſt ein Prieſter mein Gefährte. Dieſer ſcheint ſchon mehr mit ſeinem Zuſtande zufrieden, und belehrt mich, den er freilich ſchon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen ſehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch daß ich immer wieder unter neue Menſchen komme, erreiche ich durchaus meine Abſicht; man muß das Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes giebt. Sie ſind auf die wunderbarſte Weiſe ſammtlich Widerſacher, haben den ſonderbarſten Provinzial- und Stadteifer, können ſich alle nicht leiden, die Stände ſind in ewigem Streit und das alles mit inniger lebhafter, gegenwartiger Leidenſchaft, daß ſie einem den ganzen Tag Komödie geben und ſich bloßſtellen, und doch faſſen ſie zugleich wieder auf, und merken gleich wo der Fremde ſich in ihr Thun und Laſſen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich beſtiegen, und war auf der Waſſerleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern iſt. Die zehen Bogen welche über das Thal reichen, ſtehen

von Backſteinen ihre Jahrhunderte ſo ruhig da, und das Waſſer quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das iſt nun das dritte Werk der Alten das ich ſehe und immer derſelbe große Sinn. Eine zweite Natur die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das iſt ihre Baukunſt, ſo ſteht das Amphitheater, der Tempel und der Aquaduct. Nun fühle ich erſt wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkaſten auf dem Weißenſtein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufſatz, und ſo mit tauſend andern Dingen. Das ſteht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Exiſtenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß ſeyn und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen ſchuldig geworden, an Freuden und Einſicht; aber auch Mühe hat mich's genug gekoſtet. Ich halte die Augen nur immer offen, und drücke mir die Gegenſtände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich ware.

San Croceſiſſo, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Reſt eines Tempels der am Orte ſtand, ſondern man hat Saulen, Pfeiler, Gebalke gefunden und zuſammengeflickt, nicht dumm aber toll. Beſchreiben läßt ſich's gar nicht, es iſt wohl irgendwo in Kupfer geſtochen.

Und ſo wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht ſind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegen ſtehen, aus denen man ſich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hatte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem was man claſſiſchen Boden nennt, hat es eine andere Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantaſtiſch verfährt, ſondern die Gegend real nimmt, wie ſie daliegt, ſo

iſt ſie doch immer der entſcheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und ſo habe ich immer bisher den geologiſchen und landſchaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freies klares Anſchauen der Localität zu erhalten. Da ſchließt ſich denn auf eine wunderſame Weiſe die Geſchichte lebendig an, und man begreift nicht wie einem geſchieht, und ich fühle die größte Sehnſucht den Tacitus in Rom zu leſen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintan ſetzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauf kam, zogen die Wolken noch immer nach Norden, ſpäterhin veränderten ſie ihre Richtung und zogen nach dem Traſimeniſchen See. Hier blieben ſie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt alſo daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebirg ſchickt, ſendet ſie jetzt einen Theil nach den Apenninen, daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an die Oliven abzuleſen. Sie thun es hier mit den Händen, an andern Orten ſchlagen ſie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, ſo bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hangen. Heute habe ich auf ſehr ſteinigem Boden die größten älteſten Bäume geſehen.

Die Gunſt der Muſen, wie die der Damonen, beſucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit iſt. Dem Mittelpunkte des Katholicismus mich nahernd, von Katholiken umgeben, mit einem Prieſter in eine Sedie eingeſperrt, indem ich mit reinſtem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachte, trat mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtenthum

alle Spur verloſchen iſt; ja wenn ich mir es in ſeiner Reinheit vergegenwärtigte, ſo wie wir es in der Apoſtelgeſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laſtet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und Aufwicklungen geweſen, und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr geräth zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi, ſollte mir bei dieſer Kataſtrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume ſchweben mir vor. Denn aus Ungeduld weiter zu kommen, ſchlafe ich angekleidet, und weiß nichts Hübſcheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich ſchnell in den Wagen zu ſetzen, und zwiſchen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren, und dabei die erſten beſten Phantaſiebilder nach Belieben walten zu laſſen.

Citta Caſtellana, den 28. October 1786.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es iſt noch nicht acht Uhr, und alles ſchon zu Bette; ſo kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken, und mich aufs nächſt Künftige freuen. Heute war ein ganz heiterer herrlicher Tag, der Morgen ſehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber ſehr ſchön.

Von Terni fuhren wir ſehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und ſo habe ich die Brücke nicht geſehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, köſtliche Gegenden, alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Geſteins.

Otricoli liegt auf einem der von den ehemaligen Strömungen zusammen geschwemmten Kieshügel und ist von Lava gebaut, jenseits des Flusses hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber ist, findet man sich im vulkanischen Terrain, es sey nun unter wirklichen Laven, oder unter frühern Gestein durch Röstung und Schmelzung verändert. Man steigt einen Berg herauf, den man für graue Lava ansprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Krystalle. Die Chaussee die von der Höhe nach Citta Castellana geht von eben diesem Stein, sehr schön glatt gefahren, die Stadt auf vulkanischen Tuff gebaut, in welchem ich Asche, Bimsstein und Lavastücke zu entdecken glaubte. Vom Schlosse ist die Aussicht sehr schön; der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulkanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat aus ihnen Berge und Felsen gebildet, da denn herrlich malerische Gegenstände, überhangende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten, gebildet werden.

Morgen Abend also in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen; ich wüßte nichts als daß ich mit meinem Fasanenkahn glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sey mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig Eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen; zuletzt durft' ich kein Lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer Italianischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da

ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eignem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Forderniß dienen ſollen.

Rom, den 1. November 1786.

Ja ich bin endlich in dieſer Hauptſtadt der Welt angelangt! Wenn ich ſie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verſtändigen Manne, vor funfzehn Jahren geſehn hätte, wollte ich mich glücklich preiſen. Sollte ich ſie aber allein, mit eignen Augen ſehen und beſuchen, ſo iſt es gut, daß mir dieſe Freude ſo ſpät zu Theil ward.

Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichſam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum geſehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war ſo groß, wuchs ſo ſehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig, und wie es ſcheint auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl ſagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen ſieht, das man theilweiſe in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend ſeh' ich nun lebendig; die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere, (mein Vater hatte die Proſpecte von Rom auf einem Vorſaale aufgehängt), ſeh' ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gyps und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir, wohin ich gehe finde ich eine Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt alles wie ich mir's dachte und alles neu. Eben ſo kann ich von meinen

Forſchen verliere; ſo mein' ich, die ganze Zeit meines Wegſeyns hätte kein ander Bild drin gewohnet, als das meine.

Stella. Du irrſt nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Geſtand ich dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleine Leidenſchaften, die je mein Herz gerührt hatten? und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt du mich ſo an? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Roſe! meine ſüße Blume! Stella! — Was ſchüttelſt du den Kopf? —

Stella. — Daß man euch ſo lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verurſachet!

Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhangend geworden, daß ſie für neu gelten können.

Da Pygmalion's Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt, und ihr ſo viel Wahrheit und Daſeyn gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moraliſch heilſam iſt mir es dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſo viel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maaßſtabe beurtheilt den er mitbringt. Ich verzeihe jedem der ſie tadelt und ſchilt; ſie ſtehn zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig.

Rom, den 3. November 1786.

Einer der Hauptbeweggründe die ich mir vorſpiegelte um nach Rom zu eilen, war das Feſt Allerheiligen, der erſte November: denn ich dachte, geſchieht dem einzelnen Heiligen ſo viel Ehre, was wird es erſt mit allen werden. Allein wie ſehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Feſt hatte die Römiſche Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im beſondern das Andenken ſeines Patrons im Stillen feiern, denn das Namensfeſt und der ihm zugetheilte Ehrentag iſt's eigentlich, wo jeder in ſeiner Glorie erſcheint.

Geſtern aber, am Tage Allerſeelen gelang mir's beſſer. Das Andenken dieſer feiert der Papſt in ſeiner Hauscapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tiſchbein auf den Monte Cavallo . . Der Platz vor

dem Palaſte hat was ganz eignes Individuelles, ſo unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Koloſſen erblickt' ich nun! Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend ſie zu faſſen. Wir eilten mit der Menge durch den prachtig geraumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In dieſen Vorſalen, der Capelle gegenüber, in der Anſicht der Reihe von Zimmern, fühlt man ſich wunderbar unter Einem Dache mit dem Statthalter Chriſti.

Die Function war angegangen, Papſt und Cardinale ſchon in der Kirche. Der heilige Vater, die ſchönſte wurdigſte Mannergeſtalt, Cardinale von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen mit Entzücken ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe gebardend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Jünglingsleben, gewiß nicht ſchweigend gelehrt und gewirkt, denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht' ich, wenn er hereintrate und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin und wieder wankend antrafe? Das venio iterum crucifigi! fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefahrten, daß wir in's Freie der gewölbten und gemalten Sale kamen.

Hier fanden wir eine Menge Perſonen, die köſtlichen Gemalde aufmerkſam betrachtend, denn dieſes Feſt Allerſeelen

iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Capelle iſt der ganze Palaſt und die ſammtlichen Zimmer jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frei und offen, man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Caſtellan nicht gedrängt.

Die Wandgemälde beſchäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Manner kennen, ſo wie z. B. den heitern Carl Maratti ſchatzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meiſterſtücke der Künſtler, deren Art und Weiſe ich mir ſchon eingepragt hatte. Ich ſah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehmals in St. Peter, wo nun eine muſivſche Copie anſtatt des Originals aufgeſtellt iſt. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieſelbe Perſon neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen dieſe doppelte Handlung ſagen mag, das Bild iſt unſchatzbar.

Noch mehr erſtaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es überleuchtet alle die ich geſehen habe. Ob mein Sinn ſchon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichſte ſey, weiß ich nicht zu unterſcheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren ſtarrt, umhüllt eine anſehnliche biſchöfliche Geſtalt. Den maſſiven Hirtenſtab in der Linken blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten halt er ein Buch, woraus er ſo eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben ſcheint. Hinter ihm eine ſchöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeſchlagenen Buche hinſchauend. Ein ernſter Alter dagegen zur Rechten, dem Buche ganz nahe ſcheint er deſſen nicht zu achten: die Schlüſſel in der Hand mag er ſich wohl

eigenen Aufschluß zutrauen. Dieser Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor sich hinsehend, bescheiden ergeben. In dem Zwischenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmlischen gekehrt. Denn oben offen ist das halbrunde Gemäuer das sie sämmtlich umschließt. Dort bewegt sich in höchster Glorie eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja scheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten schweben Engel, Kränze schon im Vorrath haltend. Ueber allen aber und über dreifachem Strahlenkreise waltet die himmlische Taube, als Mittelpunkt und Schlußstein zugleich.

Wir sagen uns: hier muß ein heiliges altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß diese verschiedenen, unpassenden Personen so kunstreich und bedeutungsvoll zusammengestellt werden konnten. Wir fragen nicht nach wie und warum, wir lassen es geschehen und bewundern die unschätzbare Kunst.

Weniger unverständlich, aber doch geheimnißvoll ist ein Wandbild von Guido in seiner Capelle. Die kindlich liebliche, frömmste Jungfrau sitzt still vor sich hin und näht, zwei Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink ihr zu dienen. Daß jugendliche Unschuld und Fleiß von den Himmlischen bewacht und geehrt werde, sagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künstlerischen Ernstes ein heiteres Abenteuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere Deutsche Künstler zu Tischbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und sodann hin und wieder gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlassen hatte, trat wieder zu mir und sagte: „Da giebt's einen großen Spaß! das Gerücht Sie seyen hier,

hatte sich schon verbreitet, und die Künstler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerksam. Nun ist einer unter uns, der schon längst behauptet, er sey mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundschaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht so recht glauben wollten. Dieser ward aufgefordert Sie zu betrachten und den Zweifel zu lösen, er versicherte aber kurz und gut, Sie seyen es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Gestalt und Aussehns. So ist doch wenigstens das Incognito für den Moment gedeckt und in der Folge giebt es etwas zu lachen."

Ich mischte mich nun freimüthiger unter die Künstlerschaar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstweise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier vorstellend. Niemand konnte mir den Meister nennen. Da trat ein kleiner, bescheidener, bisher lautloser Mann hervor und belehrte mich, es sey von Pordenone, dem Venetianer, eines seiner besten Bilder, an dem man sein ganzes Verdienst erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklaren: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich mit der Venetianischen Schule schon naher bekannt, die Tugenden ihrer Meister besser zu schatzen wußte.

Der belehrende Künstler ist Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde Namens Kölla seit einigen Jahren hier studirt, die antiken Büsten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunstgeschichte wohl erfahren ist.

Rom, den 7. November 1786.

Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wieder, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebaude, besuche ein und die andere Villa, die größten Merkwurdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und seh' und geh' und komme wieder, denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Gestehen wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun, und zuletzt eine unschatzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zwei tausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Saule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst auf einander. Ich suche nur erst selbst die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Verarbeiten recht vollstandig nutzen; denn seit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Kunstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschaftigt.

Und dieſes Ungeheuere wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchſten Gegenſtänden zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufſuchen, hier werden wir davon überdrangt und überfüllt. Wie man geht und ſteht zeigt ſich ein landſchaftliches Bild aller Art und Weiſe, Paläſte und Ruinen, Garten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zuſammen ſo nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tauſend Griffeln ſchreiben, was ſoll hier eine Feder! und dann iſt man Abends müde und erſchöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November 1786.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde; während eines Reiſezugs rafft man unterwegs auf was man kann, jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auch darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kömmt man in eine gar große Schule, wo ein Tag ſo viel ſagt, daß man von dem Tage nichts zu ſagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein Pythagoräiſches Stillſchweigen beobachtete.

An denſelben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter iſt, wie die Römer ſagen, brutto; es geht ein Mittagwind, Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt; ich kann aber

dieſe Witterung nicht unangenehm finden, es iſt warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht ſind.

Rom, den 7. November 1786.

Tiſchbein's Talente, ſo wie ſeine Vorſatze und Kunſtabſichten lerne ich nun immermehr kennen und ſchatzen. Er legte mir ſeine Zeichnungen und Skizzen vor, welche ſehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bodmer ſind ſeine Gedanken auf die erſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechts geführt worden, da, wo es ſich auf die Erde geſetzt fand, und die Aufgabe löſen ſollte, Herr der Welt zu werden.

Als geiſtreiche Einleitung zu dem Ganzen beſtrebte er ſich das hohe Alter der Welt ſinnlich darzuſtellen. Berge mit herrlichen Waldern bewachſen, Schluchten von Waſſerbachen ausgeriſſen, ausgebrannte Vulcane, kaum noch leiſe dampfend. Im Vordergrund ein machtiger in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljahrigen Eichbaums, an deſſen halbentblößten Wurzeln ein Hirſch die Starke ſeines Gewethes verſucht, ſo gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchſt merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebandiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Waſſers, wo nicht an Starke doch an Liſt uberlegen dargeſtellt. Die Compoſition iſt außerordentlich ſchon, als Oelbild müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon muſſen wir nothwendig in Weimar beſitzen. Sodann denkt er an eine Verſammlung der Alten, Weiſen und gepruften Manner, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Geſtalten darzuſtellen. Mit dem großten Enthuſiasmus aber ſkizzirt er an einer Schlacht, wo

sich zwei Parteien Reiterei wechselseitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheuere Felsschlucht sie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anstrengung hinübersetzen kann. An Vertheidigung ist hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entschluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieses Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntnisse, die er von dem Pferde, dessen Bau und Bewegung besitzt, auf eine sehr bedeutende Weise zu entfalten.

Diese Bilder sodann, und eine Reihe von folgenden und eingeschalteten, wünscht er durch ein Gedicht verknüpft, welche dem Dargestellten zur Erklarung dienten, und ihm dagegen wieder durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke ist schön, nur müßte man freilich mehrere Jahre zusammen seyn, um ein solches Werk auszuführen.

Den 7. November 17 .

Die Logen von Raphael und die großen Gemalde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erst einmal gesehen, und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloschenen, beschadigten Handschrift herausstudiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, nur wenn man nach und nach alles recht durchgesehn und studirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltensten sind die Deckenstücke der Logen, die biblische Geschichten vorstellen, so frisch, wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Raphael's eigner Hand, doch aber gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht.

Den 7. November 1786.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir sehnlichst wünschte von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunst- und geschichtskundigen Engländer, nach Italien geführt zu werden; und nun hat sich das alles indessen schöner gebildet als ich hatte ahnen können. Tischbein lebte so lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche, mir Rom zu zeigen; unser Verhältniß ist alt durch Briefe, neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erscheinen können? Ist auch meine Zeit nur beschränkt, so werde ich doch das Möglichste genießen und lernen.

Und bei allen dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Rom, den 8. November 1786.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da sich jedermann verpflichtet, zu ignoriren wer ich sey, und also auch niemand mit mir von mir reden darf, so bleibt den Menschen nichts übrig als von sich selbst oder von Gegenständen zu sprechen, die ihnen interessant sind, dadurch erfahr' ich nun umständlich, womit sich ein jeder beschäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entsteht und hervorgeht. Hofrath Reiffenstein fand sich auch in diese Grille; da er aber den Namen den ich angenommen hatte, aus einer besondern Ursache nicht leiden konnte, so baronisirte er mich geschwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über, dadurch bin ich bezeichnet genug, um so mehr als der Italianer die Menschen nur nach den Vornamen oder

Fernando ihre Locken streichelnd. Ob du wohl graue Haare davon gekriegt haſt? — Es iſt dein Glück, daß ſie ſo blond ohne das ſind. — Zwar ausgefallen ſcheinen dir keine zu ſeyn. Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen tief herunter.

Stella. Muthwille!

Fernando ſeine Arme drein wickelnd. Rinaldo wieder in den alten Ketten.

Bedienter kommt.

Gnädige Frau! —

Stella. Was haſt du? Du machſt ein verdrießlich, ein kaltes Geſicht; du weißt, die Geſichter ſind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau — Die zwey Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich ſage. Ich ſeh' die Tochter in's Poſthaus gehn, wieder kommen,

Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen.

Rom, den 9. November 1786.

Manchmal stehe ich wie einen Augenblick still, und überschaue die höchsten Gipfel des schon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Daseyn, dem Schooße des Meeres, wie Pallas aus dem Haupte Jupiters entsprossen. Hier hat mich die Rotonda, so die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maaßvergleichung aufheben kann. Und so hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gypsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Rom, den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge wie sie sind zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht seyn zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Pretention, kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und traumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius, und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kaiser-Palaste, die wie Felsenwande dastehn. Hievon laßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es giebt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheltenswerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefuhl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Soliditat fassen, der ihm nie so lebendig ward.

Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschatzt hatte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich aufraffen wie es kommen will, die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenstande, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Rom, den 11. November 1787.

Heut hab' ich die Nymphe Egeria besucht, dann die Neunbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstatten langs der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerk giebt. Diese Menschen arbeiteten fur die Ewigkeit, es war auf alles calculirt, nur

auf den Unſinn der Verwüſter nicht, dem alles weichen mußte. Recht ſehnlich habe ich dich herzugewünſcht. Die Reſte der großen Waſſerleitung ſind höchſt ehrwürdig. Der ſchöne große Zweck ein Volk zu tränken durch eine ſo ungeheure Anſtalt! Abends kamen wir ans Coliſeo, da es ſchon dämmrig war. Wenn man das anſieht, ſcheint wieder alles andre klein, es iſt ſo groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert ſich deſſen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem aufs neue größer vor.

Frascati, den 15. November 1786.

Die Geſellſchaft iſt zu Bette, und ich ſchreibe noch aus der Tuſch-Muſchel, aus welcher gezeichnet worden iſt. Wir haben ein paar ſchöne regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenſchein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend iſt ſehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichſten Gegenſtände. Die Ausſicht iſt unbegränzt, man ſieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und ſo fort. In dieſer luſtigen Gegend ſind Landhäuſer recht zur Luſt angelegt, und wie die alten Römer ſchon hier ihre Villen hatten, ſo haben vor hundert Jahren und mehr, reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuſer auch auf die ſchönſten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehen wir ſchon hier herum und es iſt immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt ſich kaum ſagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die ſtattliche Wirthin die meſſingene dreiarmige Lampe auf den großen runden Tiſch geſetzt und felicissima notte! geſagt hat,

verſammelt ſich alles im Kreiſe und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und ſkizzirt worden. Darüber ſpricht man, ob der Gegenſtand hätte günſtiger aufgenommen werden ſollen, ob der Charakter getroffen iſt, und was ſolche erſte allgemeine Forderniſſe ſind, wovon man ſich ſchon bei dem erſten Entwurf Rechenſchaft geben kann. Hofrath Reiffenſtein weiß dieſe Sitzungen durch ſeine Einſicht und Autoritat zu ordnen und zu leiten. Dieſe löbliche Anſtalt aber ſchreibt ſich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchſt geſchmackvoll die wirklichen Ausſichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künſtler und Liebhaber, Manner und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach ſeinen Gaben und Kraften ſich gleichfalls zu verſuchen, und ging mit gutem Beiſpiel vor. Dieſe Art, eine Geſellſchaft zu verſammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reiffenſtein nach der Abreiſe jenes Freundes treulich fortgeſetzt, und wir finden wie löblich es ſey, den thatigen Antheil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenſchaft der verſchiedenen Geſellſchaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weiſe hervor. Tiſchbein z. B. ſieht als Hiſtorienmaler die Landſchaft ganz anders an, als der Landſchaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielſagende Gegenſtände, da, wo ein anderer nichts gewahr wurde, und ſo glückt es ihm auch manchen menſchlichen naiven Zug zu erhaſchen, es ſey nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenſchen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteriſtiſchen Strichen gar glücklich darzuſtellen weiß, und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Geſprach ausgehen, ſo wird gleichfalls nach Hackert's Vermachtniß in Sulzer's Theorie geleſen, und

Kupfer und Nachbildungen in die Welt geſtreut ſind. Hievon bringe ich manches mit, gezeichnet von guten, jungen Künſtlern.

Rom, den 18. November 1786.

Daß ich mit **Tiſchbein** ſchon ſo lange durch Briefe in dem beſten Verhältniß ſtehe, daß ich ihm ſo manchen Wunſch, ſogar ohne Hoffnung nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unſer Zuſammentreffen ſogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich geſorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut iſt er vollkommen zu Hauſe, er hat ſie recht gründlich ſtudirt, wobei ihm ſein Künſtlerauge und die Künſtlerluſt an ſinnlichen Dingen ſehr zu ſtatten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken hat er vor kurzem nach Weimar abgeſendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen ſoll. Ein bedeutender Nachtrag hat ſich indeſſen gefunden. Ein Geiſtlicher, der ſich jetzt in Frankreich aufhält, und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunſt der Propagande anſehnliche Stücke Marmor von der Inſel Paros. Dieſe wurden hier zu Muſterſtücken verſchnitten, und zwölf verſchiedene Stücke auch für mich bei Seite gelegt, vom feinſten bis zum gröbſten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemiſcht, jene zur Bildhauerei, dieſe zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künſte gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugſam in die Augen.

Gelegenheit giebt's genug dergleichen hier zuſammen zu ſchleppen. Auf den Ruinen des Neroniſchen Palaſtes gingen

wir durch frisch aufgehäufelte Artischokenländer, und konnten uns nicht enthalten die Taschen vollzustecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die zu Tausenden hier herum liegen, und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerschöpfliche Zeugen gelten.

Zum 15. November 1786.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematischen Bilde sprechen, das sich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut sehen läßt.

Schon vor mehrern Jahren hielt sich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunst und Sammler bekannt. Er kommt zum Besitz eines antiken Gemäldes auf Kalk, niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs restauriren und hat es als ein geschätztes Werk in seiner Sammlung. Winckelmann spricht irgendwo mit Enthusiasmus davon. Es stellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfangt. Der Franzos stirbt und hinterläßt das Bild seiner Wirthin als antik. Mengs stirbt und sagt auf seinem Todbette: es sey nicht antik, er habe es gemalt. Und nun streitet alles gegeneinander. Der eine behauptet, es sey von Mengs zum Scherz nur so leicht hingemacht, der andere Theil sagt, Mengs habe nie so etwas machen können, ja es sey beinahe für Raphael zu schön. Ich habe es gestern gesehn und muß sagen, daß ich auch nichts schöneres kenne, als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken, das andere ist viel restaurirt. Indessen ist das Bild discreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlösen.

Rom, den 20. November 1786.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Maler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, so ist Tischbein's Gedanke höchst beifallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte waren, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hiezu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich zur Darstellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unsern Spaziergangen erzahlt, um mir Lust zu machen, daß ich mich darauf einlassen möge. Das Titelkupfer zu unserm gemeinsamen Werke ist schon entworfen; fürchtete ich mich nicht in etwas neues einzugehen, so könnte ich mich wohl verführen lassen.

Rom, den 22. November 1786, am Cecilien-Feste.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und was ich genossen wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische

Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemalde wohlerleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannichfaltigen Gemälde der Decke, von Michel Angelo, theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehn, verließen wir dieses Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergötzten uns als genießende Menschen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verständigen Geschmack uns dießmal irre machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Hauser und Magazine, Brunnen, (dem Ansehn nach) Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulcanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Berg-Palasten, Kuppeln ꝛc. Es rührte sich keine Luft und in dem kupfernen Knopf war es heiß, wie in einem Treibhause. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, stiegen wir herab, und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen, der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht

zu halten. Es fehlte uns alſo nichts zur Peterskirche. Wir ſtiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gaſthofe ein fröhliches, frugales Mahl, und ſetzten unſern Weg nach der Cecilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menſchen angefüllten Kirche zu beſchreiben. Man ſah eben keinen Stein der Architekten mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Treſſen umwunden, die Capitale mit geſticktem Sammt in ungefahrer Capitalform, ſo alle Geſimſe und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwiſchenraume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Moſait ausgelegt ſchien, und über zweihundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, ſo daß die ganze eine Wand mit Lichtern beſetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengange und Seitenaltare eben ſo geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar uber, unter der Orgel, zwei Gerüſte, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sanger, auf dem andern die Inſtrumente ſtanden, die anhaltend Muſik machten. Die Kirche war voll gedrangt.

Eine ſchöne Art muſikaliſcher Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin- oder andere Concerte hat, ſo führen ſie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B., herrſchend iſt, und Solo ſingt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es verſteht ſich, immer mit dem ganzen Orcheſter. Es thut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten ſo viel genoſſen, daß wir vorüber gingen.

—

zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, sie hätten Extrapost bestellt, weil der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bath mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber schaffen, und der gnädigen Frau tausend Segen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es ist die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen ist? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienste nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß sie mir jetzt diese Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen seyn?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wissen. Verlieren möcht' ich sie nicht gern — Hab' ich doch Dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in diesen Augenblicken! Rede mit ihnen, Fernando — —

Rom, den 27. November 1786.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für versteckt halt, wenn er den Kopf verbirgt, so gebe ich auf gewisse Weise nach, meine alte These immerfort behauptend. Den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der mir so werthen Grafin Harrach, habe ich gern begrüßt, und einigemal bei ihm gespeis't, und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und so kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem einer Tragödie, die nachstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen, und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde beim Fursten, und das Stück ward vorgelesen.

Der Held ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich wegen allerlei Gewissenscrupel selbst entleibt, und man gab mir auf eine artige Weise zu verstehen, der Verfasser des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in diesem Stücke einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde. Und so konnte ich selbst in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen sehr einfachen ruhigen Gang, die Gesinnungen, wie die Sprache, sind dem Gegenstande gemaß, kraftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem sehr schönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weise, freilich nicht nach der Italianischen, alles Gute und Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit südlicher Ungeduld etwas mehr verlangte.

Besonders sollte ich weissagen was von dem Effect des Stücks auf das Publicum zu hoffen sey. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzusetzen, daß ich nicht recht einsehe, wie die verwöhnten Römer, die ein completes Lustspiel von drei Acten und eine complete Oper von zwei Acten als Zwischenspiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets als Intermezz zu sehen gewohnt seyen, sich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten. Alsdann schien mir auch der Gegenstand des Selbstmordes ganz außer dem Kreise Italianischer Begriffe zu liegen. Daß man andere todt schlage, davon hatte ich fast Tag für Tag zu hören, daß man sich aber selbst das liebe Leben raube, oder es nur für möglich hielte, davon sey mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umständlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden seyn möchte, und ergab mich sehr gern in die plausibeln Argumente, versicherte auch, daß ich nichts mehr wünsche, als das Stück aufführen zu sehen, und demselben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigsten lautesten Beifall zu zollen. Diese Erklarung wurde freundlichst aufgenommen, und ich hatte alle Ursache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu seyn — wie denn Furst Liechtenstein die Gefalligkeit selbst ist, und mir Gelegenheit geschafft hat, mit ihm gar manche Kunstschatze zu sehen, wozu besondere Erlaubniß der Besitzer und alf, eine höhere Einwirkung nöthig ist.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Pratendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt, und bin ganz entschieden wieder untergetaucht.

Und doch iſt das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte, daß der Menſch der das Gute will, ſich eben ſo thätig und rührig gegen andere verhalten müſſe, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer in dieſem Sinne handeln.

Den 21. November 1787.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu ſagen, als daß es Naturmenſchen ſind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künſte, nicht ein Haar anders ſind, als ſie in Höhlen und Waldern auch ſeyn würden. Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, ſind die Todtſchlage, die gewöhnlich vorkommen. Viere ſind ſchon in unſerm Bezirk in dieſen drei Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künſtler Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder mit dem er ſich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erſtach ſich der Böſewicht ſelbſt. Das iſt ſonſt hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche und ſo iſt's gut.

Und ſo ſollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Waſſerfluth einiges melden, doch ſetzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Veſuvs die meiſten Fremden hier in Bewegung, und man muß ſich Gewalt anthun, um nicht mit fortgeriſſen zu werden. Dieſe Naturerſcheinung hat wirklich etwas Klapperſchlangenartiges und zieht die Menſchen unwiderſtehlich an. Es iſt in dem Augenblick als wenn alle

Kunſtſchätze Roms zu nichte würden; die ſammtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Rom, den 1. December 1786.

Moritz iſt hier, der uns durch Anton Reiſer und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 1. December 1786.

Hier in Rom, wo man ſo viel Fremde ſieht, die nicht alle der höheren Kunſt wegen dieſe Hauptſtadt der Welt beſuchen, ſondern auch wohl auf andere Art unterhalten ſeyn wollen, iſt man auf allerlei vorbereitet. Es giebt ſo gewiſſe Halbkunſte, welche Handgeſchicklichkeit und Handwerksluſt verlangen, worin man es hier ſehr weit gebracht hat, und die Fremden gern mit ins Intereſſe zieht.

Dahin gehört die Wachsmalerei, die einen jeden, der ſich einigermaßen mit Waſſerfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, ſodann zuletzt durch das Einbrennen und was ſonſt noch dazu gehört mechaniſch beſchaftigen, und einen oft geringen Kunſtwerth durch die Neuheit des Unternehmens erhohen kann. Es giebt geſchickte Künſtler die hierin Unterricht geben, und unter dem Vorwand der Anleitung oft das beſte bei der Sache thun, ſo daß zuletzt, wenn das von Wachs erhobte und glanzende Bild in goldenen Rahmen erſcheint, die ſchöne Schulerin ganz überraſcht von ihrem unbewußten Talent daſteht.

Eine andere artige Beschäftigung ist hohl geschnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geschieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geschick, Aufmerksamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glas-Pasten selbst. Zu allen diesen Dingen hat Hofrath Reiffenstein in seinem Hause, oder wenigstens in seinen nächsten Umgebungen, die nöthigen Geräthschaften und Anstalten.

Den 2. December 1786.

Zufällig habe ich hier Archenholtzens Italien gefunden. Wie so ein Geschreibe am Ort selbst zusammenschrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und schwarz würde, die Blätter sich krümmten und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen gesehen; aber um eine großthuige, verachtende Manier gelten zu machen besitzt er viel zu wenig Kenntnisse und stolpert lobend und tadelnd.

Rom, den 2. December 1786.

Das schöne warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, ist mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böse im Zimmer, überall findet sich etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Capelle zurück, ließen die Galerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drangt sich zwar, da sie sehr eng ist,

mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr, an den eisernen Staben weg, deßwegen auch die Schwindlichen zurück bleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphael's, und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen, und der herrlichen Vollendung aller Theile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.

Von da schlichen wir, fast bei zu warmem Sonnenschein, auf die Villa Pamfili, wo sehr schöne Gartenpartien sind, und blieben bis an den Abend. Eine große mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wiese war ganz mit Maslieben überzogen, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botanischen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachhing. Es ist gar interessant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt, hier giebt's keine Knospen,

und man lernt erſt begreifen was eine Knospe ſey. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem ſeine letzten Früchte reif werden, und ſo zeigt ſich der Orangenbaum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten (doch werden letztere Bäume, wenn ſie nicht zwiſchen Gebäuden ſtehen, nun bedeckt). Ueber die Cypreſſe, den reſpectabelſten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachſen iſt, giebt's genug zu denken. Ehſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen, und hoffe da manches zu erfahren. Ueberhaupt iſt mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo mein' ich bis aufs innerſte Knochenmark verandert zu ſeyn.

Für dießmal ſchließ' ich, und werde das nachſte Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Rom, den 3. December 1786.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage, und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art aufs beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeit lang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige koloſſale Köpfe, und neuerlich die Sixtiniſche Capelle, ſo mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe. Wie will man

ſich aber, klein wie man iſt, und ans Kleine gewohnt, dieſen edlen, ungeheuren, gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen laßt, und auch fleißig auf das merkt was andere zu unſern Gunſten gearbeitet haben.

Winckelmann's Kunſtgeſchichte, überſetzt von Fea, die neue Ausgabe, iſt ein ſehr brauchbares Werk, das ich gleich angeſchafft habe, und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Geſellſchaft ſehr nützlich finde.

Auch die Römiſchen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt nichts wiſſen mochte, alles drangt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier, denn an dieſen Ort knupft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zahle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. December 1786.

In den wenigen Wochen die ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſo viele dieſe würdigen Gegenſtande behandeln. Gott ſey Dank, daß mir von dieſen Zugvogeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, denn ich hab's doch auch geſehn, und weiß ſchon einigermaßen woran ich bin.

Den 9. December 1786.

Wir haben mitunter die schönsten Tage. Der Regen der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume stehen auch hier hin und wieder, so daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, aus der Erde wachsend und unbedeckt.

Von einer sehr angenehmen Spazierfahrt, die wir ans Meer machten, und von dem Fischfang daselbst, dachte ich umständlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz herein reitend den Arm brach, indem sein Pferd auf dem glatten Römischen Pflaster ausglitschte. Das zerstörte die ganze Freude, und brachte in unsern kleinen Cirkel ein böses Hauskreuz.

Rom, den 13. December 1786.

Wie herzlich freut es mich, daß Ihr mein Verschwinden so ganz wie ich wünschte genommen habt. Versöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anstoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen, und kann nun auch nichts sagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich daß ich jemals mit den Prämissen zu diesem Entschlusse einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und studire mehr als daß ich genieße. Rom ist eine Welt, und man braucht Jahre um sich nur erst drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich sind' ich die Reisenden die sehen und gehn.

Heute früh fielen mir Winckelmann's Briefe, die er aus Italien schrieb in die Hand. Mit welcher Rührung

hab' ich ſie zu leſen angefangen! Vor einunddreißig Jahren, in derſelben Jahreszeit kam er ein noch ärmerer Narr als ich hierher, ihm war es auch ſo Deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunſt. Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber auch das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platze!

Außer den Gegenſtänden der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und conſequent iſt, ſpricht doch nichts ſo laut als die Spur eines guten verſtändigen Mannes, als die ächte Kunſt die eben ſo folgerecht iſt als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo ſo manche Willkürlichkeit gewüthet hat, wo ſo mancher Unſinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmann's Brief an Franken freute mich beſonders: „Man muß alle Sachen in Rom mit einem gewiſſen Phlegma ſuchen, ſonſt wird man für einen Franzoſen gehalten. In Rom, glaub' ich, iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft."

Das Geſagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehn, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geſchult wird. Man muß, ſo zu ſagen, wiedergeboren werden, und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe wie auf Kinderſchuhe zurück. Der gemeinſte Menſch wird hier zu etwas, wenigſtens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in ſein Weſen übergehen kann.

Dieſer Brief kommt Euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange, vor Ende ſehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude ſeyn. Das vergangene war das wichtigſte meines Lebens; ich mag nun ſterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Eben jetzt! jetzt! — Mache, daß die Mutter herüber kommt, Heinrich! Der Bediente geht ab. Sprich mit ihr; sie soll Freyheit haben. — Fernando, ich will in's Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebste Liebe!

Stella an ihm hangend. Und du kommst doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! Stella ab.

Fernando allein. Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frey! — Fernando, kennst du dich noch selbst? Alles was diesen Busen bedrängt, es ist weg; jede Sorge, jedes ängstliche Zurückerinnern, was war — und was seyn wird! — Kommt ihr schon wieder? — Und doch, wenn ich dich ansehe, deine Hand halte, Stella! flieht alles, verlischt jedes andre Bild in meiner Seele!

Den Kindern mögt Ihr folgendes leſen oder erzahlen: Man merkt den Winter nicht, die Garten ſind mit immergrünen Baumen bepflanzt, die Sonne ſcheint hell und warm, Schnee ſieht man nur auf den entfernteſten Bergen gegen Norden. Die Citronenbaume, die in den Garten an den Wanden gepflanzt ſind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbaume aber bleiben frei ſtehen. Es hangen viele Hunderte der ſchönſten Früchte an ſo einem Baum, der nicht wie bei uns beſchnitten und in einen Kübel gepflanzt iſt, ſondern in der Erde frei und froh, in einer Reihe mit ſeinen Brüdern ſteht. Man kann ſich nichts Luſtigers denken als einen ſolchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren ſo viel man will. Sie ſind ſchon jetzt recht gut, im Marz werden ſie noch beſſer ſeyn.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fiſchzug thun; da kamen die wunderlichſten Geſtalten zum Vorſchein, an Fiſchen, Krebſen und ſeltſamen Unformen; auch der Fiſch der dem Berührenden einen elektriſchen Schlag gibt.

Rom, den 29. December 1786.

Und doch iſt das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was rechts zu lernen; daß ich aber ſo weit in die Schule zurück gehen, daß ich ſo viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht, nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich ſelbſt verläugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter, der einen Thurm aufführen wollte, und ein

ſchlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab, was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredeln, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſeyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter iſt hier, von ſeiner Reiſe nach Sicilien zurückkehrend, ein energiſcher heftiger Mann, ſeine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu euch kommen, und mancherlei zu erzählen wiſſen. Er reiſ'te zwei Jahr in Italien. Mit den Italianern iſt er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsſchreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen ſollten, nicht genugſam reſpectirt, ſo daß er nicht völlig zu ſeinen Wünſchen gelangt.

Schöne Münzen hat er geſammelt, und beſitzt, wie er mir ſagte, ein Manuſcript, welches die Münzwiſſenſchaft auf ſcharfe Kennzeichen, wie die Linné'ſchen ſind, zurückführt. Herder erkundigt ſich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abſchrift erlaubt. So etwas zu machen iſt möglich, gut wenn es gemacht iſt, und wir müſſen doch auch, früh oder ſpat, in dieſes Fach ernſtlicher hinein.

Rom, den 25. December 1786.

Ich fange nun ſchon an die beſten Sachen zum zweitenmal zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein

Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſ't. Um den höchſten Begriff deſſen was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor iſt ein ſeltſames Material, deßwegen iſt Apoll von Belvedere im Urbilde ſo gränzenlos erfreulich, denn der höchſte Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Weſens, verſchwindet gleich im beſten Gyps-Abguß.

Gegen uns über im Palaſt Rondanini ſteht eine Medusenmaske, wo, in einer hohen und ſchönen Geſichtsform, über Lebensgröße, das ängſtliche Starren des Todes unſaglich trefflich ausgedrückt iſt. Ich beſitze ſchon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmors iſt nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchſichtige des gelblichen, der Fleiſchfarbe ſich nähernden Steins, iſt verſchwunden. Der Gyps ſieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gypsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen ſieht, und dadurch ganz neue Anſichten der Geſtalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was ſich in Rom zerſtreut befindet, welches zur Vergleichung unſchätzbar dienlich iſt. Ich habe mich nicht enthalten können, den koloſſalen Kopf eines Jupiters anzuſchaffen. Er ſteht meinem Bette gegenüber wohl beleuchtet, damit ich ſogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann, und der uns, bei aller ſeiner Großheit und Würde, das luſtigſte Geſchichtchen veranlaßt hat.

Unſerer alten Wirthin ſchleicht gewöhnlich, wenn ſie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich ſaß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geſchäft treiben. Auf einmal, ſehr eilig und heftig, gegen ihre

Gewohnheit, öffnet ſie die Thüre, und ruft mich eilig zu kommen, und ein Wunder zu ſehen. Auf meine Frage: was es ſey, erwiederte ſie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe dieſem Thiere wohl langſt angemerkt, daß es Verſtand habe wie ein Chriſt, dieſes aber ſey doch ein großes Wunder. Ich eilte mit eigenen Augen zu ſehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büſte ſteht auf einem hohen Fuße, und der Körper iſt weit unter der Bruſt abgeſchnitten, ſo daß alſo der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tiſch geſprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Bruſt gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem ſie die Glieder möglichſt ausdehnte, gerade bis an den heilgen Bart, den ſie mit der größten Zierlichkeit beleckte und ſich weder durch die Interjection der Wirthin, noch durch meine Dazwiſchenkunft im mindeſten ſtören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwunderung, erklärte mir aber dieſe ſeltſame Katzenandacht dadurch, daß dieſes ſcharf riechende Thier wohl das Fett möchte geſpürt haben, das ſich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes geſenkt, und dort verhalten hatte.

Rom, den 29. December 1786.

Von Tiſchbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original Deutſch er ſich aus ſich ſelbſt herausbildete, ſodann aber dankbar melden, daß er die Zeit ſeines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundſchaftlich geſorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den beſten Meiſtern, fertigen ließ, einige in ſchwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erſt in Deutſchland, wo man von den Originalen entfernt iſt, an Werth gewinnen und mich an das Beſte erinnern werden.

Auf ſeiner Künſtlerlaufbahn, da er ſich erſt zum Portrait beſtimmte, kam Tiſchbein mit bedeutenden Männern, beſonders auch zu Zürich, in Berührung, und hatte an ihnen ſein Gefühl geſtärkt und ſeine Einſicht erweitert.

Den zweiten Theil der zerſtreuten Blätter brachte ich mit hieher, und war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bei wiederholtem Leſen wirkt, ſollte wohl Herder zu ſeiner Belohnung recht umſtändlich erfahren. Tiſchbein wollte gar nicht begreifen, wie man ſo etwas habe ſchreiben können, ohne in Italien geweſen zu ſeyn.

Den 29. December 1786.

In dieſem Künſtlerweſen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen ſich ſelbſt und andere oft wiederholt ſieht. Ich bemerkte wohl, daß Tiſchbein mich öfters aufmerkſam betrachtete, und nun zeigt ſich's, daß er mein Portrait zu malen gedenkt. Sein Entwurf iſt fertig, er hat die Leinwand ſchon aufgeſpannt. Ich ſoll in Lebensgröße, als Reiſender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgeſtürzten Obelisken ſitzend vorgeſtellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überſchauend. Es giebt ein ſchönes Bild, nur zu groß für unſere nordiſchen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird keinen Platz finden.

Den 29. December 1786.

Wie viel Verſuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir ſchon ihre

Sachen vorleſen oder vorleſen laſſen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu ſpielen, irrt mich nicht, und iſt mir unterhaltend genug, da ich ſchon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrſcherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinſtädtiſches.

Ja, es iſt hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geſchehen könnte, macht mir ſchon Langeweile ehe es geſchieht. Man muß ſich zu einer Partei ſchlagen, ihre Leidenſchaften und Cabalen verfechten helfen, Künſtler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, ſich von Großen und Reichen alles gefallen laſſen. Dieſe ſämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, ſollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieſer Seite zu Hauſe zufrieden zu ſeyn, und mir und andern alle Luſt in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom ſehen, das beſtehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende. Hatte ich Zeit, ich wollte ſie beſſer anwenden. Beſonders lieſ't ſich Geſchichte von hier aus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lieſ't man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu leſen, es lagert ſich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der Römiſchen Geſchichte, ſondern von der ganzen Weltgeſchichte. Kann ich doch von hieraus die Eroberer bis an die Weſer, und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe ſeyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten, indeſſen habe ich mich von Korn- und Geldſpenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieſer Herrlichkeit.

Rom, den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend, denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören, denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen.

Ohne Datum.

Nach allem diesem muß ich noch von der Unschlüssigkeit reden die mich wegen meines Aufenthaltes in Italien anwandelt. In meinem letzten Brief schrieb ich meinen Vorsatz: gleich nach Ostern von Rom zu gehen und meiner Heimath zuzurücken. Ich werde bis dahin noch einige Schalen aus dem großen Ocean geschlürft haben und mein dringendstes Bedürfniß wird befriedigt seyn. Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren.

Nun aber kommen mir die freundlichen Stimmen daß ich nicht eilen, daß ich mit vollständigerem Gewinn nach

Hauſe kommen ſoll, ich erhalte einen gütigen, mitfühlenden Brief vom Herzog, der mich auf eine unbeſtimmte Zeit von meinen Pflichten losbindet und mich über meine Ferne beruhigt. Mein Geiſt wendet ſich dem ungeheuern Felde zu, das ich ganz unbetreten verlaſſen müßte; ſo hab' ich z. B. im Fache der Münzen, der geſchnittenen Steine noch gar nichts thun können. Winckelmann's Geſchichte der Kunſt hab' ich angefangen zu leſen, und habe erſt Aegypten zurückgelegt und fühle wohl daß ich nun erſt wieder von vorne ſehen muß; auch hab' ich es in Abſicht auf die Aegyptiſchen Sachen gethan. Je weiter hinauf deſto unüberſehlicher wird die Kunſt und wer ſichre Schritte thun will muß ſie langſam thun.

Das Carneval warte ich hier ab und gehe alſo etwa Aſchermittwochen nach Neapel, ich nehme Tiſchbein mit, weil ich ihm Freude mache und in ſeiner Geſellſchaft dreifach lebe. Vor Oſtern bin ich wieder hier, wegen der Feierlichkeiten der Charwoche.

Nun aber liegt Sicilien noch da unten. Dahin wäre eine Reiſe nur mehr vorbereitet und im Herbſte zu thun, auch nicht eine bloße Durch- und Umreiſe, die bald gemacht iſt, wovon man aber nur das: ich hab's geſehen! für ſeine Mühe und Geld mitbringt. Man müßte in Palermo, nachher in Catania ſich erſt feſtſetzen um ſichre und nützliche Excurſionen zu machen und vorher darüber Riedeſel ꝛc. wohl ſtudirt haben.

Bliebe ich alſo den Sommer in Rom, und ſtudirte mich hier recht ein und bereitete mich auf Sicilien vor, wohin ich im September erſt gehen könnte und November und December bleiben müßte, ſo würde ich erſt Frühjahr 1788 nach Hauſe kommen können. Dann wäre noch ein medius

terminus, Sicilien liegen zu laſſen, einen Theil des Sommers in Rom zu bleiben, ſodann nach Florenz zu rucken und gegen den Herbſt nach Hauſe zu ziehen.

Allein alle dieſe Ausſichten werden mir durch des Herzogs Unfall verdunkelt. Seit den Briefen die mir dieſes Ereigniß melden, hab' ich keine Ruhe und ich möchte am liebſten mit den Fragmenten meiner Eroberungen beladen nach Oſtern gleich aufbrechen, den obern Theil Italiens kurz abthun und im Juni wieder in Weimar ſeyn.

Ich bin zu einſam um mich zu entſcheiden, und ſchreib dieſe ganze Lage ſo ausführlich, daß Sie die Güte haben mögen, in einem Concilio derer die mich lieben und die Umſtande zu Hauſe beſſer kennen, über mein Schickſal zu entſcheiden, vorausgeſetzt, wie ich betheuern kann, daß ich geneigter bin zurückzukehren als zu bleiben. Das ſtärkſte was mich in Italien hält iſt Tiſchbein, ich werde nie, und wenn auch mein Schickſal wäre das ſchöne Land zum zweitenmal zu beſuchen, ſo viel in ſo kurzer Zeit lernen können als jetzt in Geſellſchaft dieſes ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes. Ich ſage nicht wie es mir ſchuppenweiſe von den Augen fällt. Wer in der Nacht ſteckt hält die Dämmerung ſchon für Tag, und einen grauen Tag für helle, was iſt's aber wenn die Sonne aufgeht?

Dann hab' ich mich bisher aller Welt enthalten, die mich ſo nach und nach zu faſſen kriegt und die ich auch wohl gern mit flüchtigen Blicken beobachtete.

Ich habe Fritzen ſcherzend von meiner Aufnahme in der Arcadia geſchrieben, es iſt auch nur darüber zu ſcherzen, denn das Inſtitut iſt zu einer Armſeligkeit zuſammengeſchwunden.

Montag über acht Tage wird das Trauerſpiel des Abbate Monti aufgeführt, es iſt ihm ſehr bang und er hat Urſache, es iſt ein unbandiges Publicum, das von Moment zu Moment amuſirt ſeyn will, und ſein Stück hat nichts brillantes. Er hat mich gebeten mit in ſeine Loge zu gehen, um ihm als Beichtvater in dieſem kritiſchen Augenblicke beizuſtehn. Eine anderer wird meine Iphigenie überſetzen, ein dritter — Gott weiß was — zu meinen Ehren thun. Sie ſind ſich alle unter einander ſo ungünſtig, jeder möchte ſeine Partei verſtarken, meine Landsleute ſind auch wie mit einer Stimme für mich, daß wenn ich ſie gehen ließe und nur ein wenig einſtimmte, ſo fingen ſie noch hundert Thorheiten mit mir an und krönten mich zuletzt auf dem Capitol, worauf ſie ſchon im Ernſte geſonnen haben, ſo toll es iſt einen Fremden und Proteſtanten zum Protagoniſten einer ſolchen Komödie auszuruchen. Wie das alles aber zuſammenhangt und wie ich ein großer Thor ware zu glauben, daß das alles um meinetwillen geſchahe, dereinſt mündlich.

Rom, den 6. Januar 1787.

Eben komme ich von Moritz, deſſen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es ſteht und geht recht gut. Was ich dieſe vierzig Tage bei dieſem Leidenden als Warter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminiſter und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu gute kommen. Die fatalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Ausguß des koloſſalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludoviſi ſteht, in den Saal geſtellt. Es war dieſes meine

Der Verwalter kommt.

Ihm die Hände küſſend. Sie ſind wieder da?

Fernando die Hand wegziehend. Ich bin's.

Verwalter. Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Biſt du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwey Kinder — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthſchaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenſchaft abzulegen — Sie ſollen erſtaunen, wie wir das Gut verbeſſert haben. — Darf ich denn fragen, wie es Ihnen ergangen iſt?

Fernando. Stille! — Soll ich dir alles ſagen? Du verdienſt's, alter Mitſchuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott ſey nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen geſengt und gebrennt.

erſte Liebſchaft in Rom und nun beſitz' ich ſie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es iſt wie ein Geſang Homers.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Nähe einer ſo guten Geſellſchaft wohl verdient, denn ich kann nun vermeiden, daß Iphigenia endlich fertig geworden iſt, d. h. daß ſie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf, denn freilich ſteht nicht auf dem Papiere was ich gewollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet euch ſchon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter den herrlichſten Erſcheinungen erleide. Hieran hatte dieſe Griechiſche Reiſegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hatte ſchauen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudirt und ökonomiſirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte es ging' in Einem hin.

Eben ſo frevelhaft entſchloß ich mich Iphigenien nach Carlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Packet und ſteckte ſie zu mir. Am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war, als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken,

ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hatte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stätigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Penſum, welches denn ſogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich ſchrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period, regelmäßig erklingen. Was daraus entſtanden iſt werdet Ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke ſelbſt erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar 1787.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, ſo will ich erzählen, daß wir die Chriſtnacht herumſchwärmten und die Kirchen beſuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine beſonders iſt ſehr beſucht, deren Orgel und Muſik überhaupt ſo eingerichtet iſt, daß zu einer Paſtoral-Muſik nichts an Klangen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten, noch das Zwitſchern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am erſten Chriſtfeſte ſah ich den Papſt und die ganze Kleriſey in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es iſt ein einziges Schauſpiel in ſeiner Art, prächtig und würdig genug, ich bin aber im proteſtantiſchen Diogenismus ſo alt geworden, daß mir dieſe Herrlichkeit mehr nimmt als giebt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu dieſen geiſtlichen Weltüberwindern ſagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunſt und reiner Menſchheit.

Heute, als am Drei-Königs-Feſte, habe ich die Meſſe nach Griechiſchem Ritus vortragen ſehen und hören. Die Ceremonien ſcheinen mir ſtattlicher, ſtrenger, nachdenklicher und doch populärer als die Lateiniſchen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin nur für's Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballete, es fließt alles wie Waſſer von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama geſehen, ein Werk der Kunſt, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir ſchon vor dem Theaterweſen. Die nächſte Woche werden ſieben Bühnen eröffnet. Anfoſſi iſt ſelbſt hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Rom, den 10. Januar 1787.

Hier folgt denn alſo das Schmerzenskind, denn dieſes Beiwort verdient Iphigenia, aus mehr als Einem Sinne. Bei Gelegenheit daß ich ſie unſern Künſtlern vorlas, ſtrich ich verſchiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbeſſerte, die andern aber ſtehen laſſe, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz ſtumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Proſa ſeit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich ſchuld, daß unſere Proſodie in der größten Unſicherheit ſchwebt, wie denn meine einſichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entſcheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geſchmack

anheim gaben, wodurch man denn doch aller Richtſchnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu überſetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Proſodie nicht ein Leitſtern erſchienen. Der Umgang mit dem Verfaſſer, beſonders während ſeines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklart, und ich erſuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es iſt auffallend daß wir in unſerer Sprache nur wenige Sylben finden, die entſchieden kurz oder lang ſind. Mit den andern verfahrt man nach Geſchmack, oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewiſſe Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere, gegen eine wenig bedeutendere lang ſey, und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn ſie in die Nähe von einer andern gerath, welche mehr Geiſtesgewicht hat. Hier iſt denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, ſo hat man doch indeſſen einen Leitfaden an dem man ſich hinſchlingen kann. Ich habe dieſe Maxime öfters zu Rathe gezogen und ſie mit meiner Empfindung übereinſtimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorleſung ſprach, ſo muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Dieſe jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Verlichingiſches, und konnten ſich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tiſchbein, dem auch dieſe faſt gänzliche Entäußerung der Leidenſchaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorſchein. Er verglich es einem Opfer, deſſen Rauch, von einem ſanften Luftdruck niedergehalten,

an der Erde hinzieht, indeſſen die Flamme freier nach der Höhe zu gewinnen ſucht. Er zeichnete dieß ſehr hubſch und bedeutend. Das Blattchen lege ich bei.

Und ſo hat mich denn dieſe Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beſchaftigt und gequalt. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich das Wichtigſte nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grilliſiren und rechten.

Einen hubſchen geſchnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremſe vor der Naſe ſchnurrt. Die Alten liebten dieſen Gegenſtand und haben ihn oft wiederholt. Ich wunſche daß Ihr damit künftig eure Briefe ſiegelt, damit, durch dieſe Kleinigkeit, eine Art von Kunſt-Echo von euch zu mir herüber ſchalle.

Rom, den 13. Januar 1787.

Wie viel hatte ich jeden Tag zu ſagen, und wie ſehr hält mich Anſtrengung und Zerſtreuung ab, ein kluges Wort aufs Papier zu bringen. Dazu kommen noch die friſchen Tage, wo es überall beſſer iſt als in den Zimmern, die ohne Ofen und Kamin uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfalle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt laſſen.

Im Palaſte Giuſtiniani ſteht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigſtens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug über ſie etwas zu ſagen. Als wir die Statue beſahen und uns lang dabei aufhielten, erzahlte uns die Frau des Cuſtode: es ſey dieſes ein ehmals heiliges Bild geweſen, und die Jungleſi, welche von dieſer Religion ſeyen,

pflegten es noch zu verehren, indem ſie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue braunlich iſt. Auch ſetzte ſie hinzu: eine Dame dieſer Religion ſey vor kurzem da geweſen, habe ſich auf die Knie niedergeworfen, und die Statue angebetet. Eine ſo wunderliche Handlung habe ſie, eine Chriſtin, nicht ohne Lachen anſehen können, und ſey zum Saal hinausgelaufen um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte ſie mich: ob ich etwa eine Schöne hatte, die dieſem Marmor ahnlich ſahe, daß er mich ſo ſehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der bruderlichen Verehrung eines Menſchengeiſtes konnte ſie keinen Begriff haben. Wir freuten uns uber das engliſche Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein naheres Wort hören, ſo leſen ſie was Winckelmann vom hohen Styl der Griechen ſagt. Leider fuhrt er dort dieſe Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt ſie von jenem hohen ſtrengen Styl, da er in den ſchönen übergeht, die Knoſpe indem ſie ſich öffnet, und nun eine Minerva deren Charakter eben dieſer Uebergang ſo wohl anſteht!

Nun von einem Schauſpiel anderer Art! Am Drei-Königstage, am Feſte des Heils das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Cardinale und eines großen Auditorii erſt eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drei Magos empfangen? im Stalle? oder wo ſonſt? dann nach verleſenen einigen lateiniſchen Gedichten ahnliches Gegenſtandes traten bei dreißig Seminariſten nach und nach auf, und laſen kleine Gedichte, jeder in ſeiner Landesſprache: Malabariſch,

Epiroţiſch, Turkiſch, Moldauiſch, Eleniſch, Perſiſch, Colchiſch, Hebraiſch, Arabiſch, Syriſch, Coptiſch, Saraceniſch, Armeniſch, Hyberniſch, Madagascariſch, Islandiſch, Boiſch, Aegyptiſch, Griechiſch, Iſauriſch, Aethiopiſch ꝛc. und mehrere die ich nicht verſtehen konnte. Die Gedichtchen ſchienen meiſt im Nationalſylbenmaaße verfaßt, mit der Nationaldeclamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbariſche Rhythmen und Töne hervor. Das Griechiſche klang, wie ein Stern in der Nacht erſcheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und ſo ward auch dieſe Vorſtellung zur Farce.

Nun noch ein Geſchichtchen, wie loſe man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verſtorbene Cardinal Albani war in einer ſolchen Feſtverſammlung wie ich ſie eben beſchrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! ſo daß es ungefahr klang, wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete ſich zu ſeinen Mitbrüdern und ſagte: der kennt uns doch!

Den 18. Januar 1787.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünſchen übrig. Mit den Materialien, die er ſich zueignete, hatte er ſo geſchwind gebaut um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch friſch und geſund ſeyn, ſo wäre er der erſte, der uns eine Umarbeitung ſeines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach ſeinen Grundſätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann ware der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geſchrieben und vielleicht manches verſchwiegen hat.

Rom, den 1. Januar 1[illegible].

Und ſo iſt denn endlich auch Ariſtodem und zwar ſehr glücklich und mit dem größten Beifall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört, und in den oberen Standen ſehr geſchätzt iſt, ſo war von daher alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die ſchöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauſpieler gewonnen, und man verſaumte keine Gelegenheit ſeine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutſche Künſtlerbank zeichnete ſich dabei nicht wenig aus, und es war dießmal ganz am Platze, da ſie überhaupt ein wenig vorlaut iſt.

Der Verfaſſer war zu Hauſe geblieben, voller Sorgen wegen des Gelingens des Stücks, von Act zu Act kamen günſtige Botſchaften, welche nach und nach ſeine Beſorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorſtellung, und alles iſt in dem beſten Gleiſe. So kann man durch die entgegengeſetzteſten Dinge, wenn nur jedes ſein ausgeſprochenes Verdienſt hat, den Beifall der Menge ſowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorſtellung war auch ſehr löblich, und der Hauptacteur, der das ganze Stück ausfullt, ſprach und ſpielte vortrefflich: man glaubte einen der alten Kaiſer auftreten zu ſehen. Sie hatten das Coſtüm, das uns an den Statuen ſo ſehr imponirt, recht gut in Theatertracht überſetzt, und man ſah dem Schauſpieler an, daß er die Antiken ſtudirt hatte.

Den 16. Januar 1787.

Ein großer Kunſtverluſt ſteht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Herkules Farneſe in ſeine Reſidenz bringen. Die Künſtler trauern ſämmtlich, indeſſen werden wir bei dieſer Gelegenheit etwas ſehen, was unſern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich vom Kopf bis an die Knie und ſodann die unteren Füße mit dem Sockel worauf ſie ſtehen wurde auf Farneſiſchem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta erſetzt. Auf dieſen ſteht er nun bis auf den heutigen Tag. Indeſſen waren auf Borgheſiſchem Grund und Boden die achten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgheſiſchen Villa aufgeſtellt ſah.

Gegenwartig gewinnt es Prinz Borgheſe über ſich und verehrt dieſe köſtlichen Reſte dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die achten an die Stelle geſetzt, und man verſpricht ſich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden geweſen, nunmehr eine ganz neue Anſchauung und mehr harmoniſchen Genuß.

Rom, den 18. Januar 1787.

Geſtern als am Feſte des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen luſtigen Tag, es war das ſchönſte Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß ſie auch die Thiere einigermaßen

geiſtlicher Begünſtigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton der Abt oder Biſchof iſt Patron der vierfüßigen Geſchöpfe, ſein Feſt ein Saturnaliſcher Feiertag für die ſonſt belaſteten Thiere, ſo wie für ihre Warter und Lenker. Alle Herrſchaften müſſen heute zu Hauſe bleiben, oder zu Fuß gehen, man verfehlt niemals bedenkliche Geſchichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutſcher an dieſem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle geſtraft worden.

Die Kirche liegt an einem ſo weitſchichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte, heute iſt er aber auf das luſtigſte belebt, Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern ſchön, ja prachtig eingeflochten zu ſchauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abſtehende Capelle geführt, wo ein Prieſter, mit einem großen Wedel verſehen, das Weihwaſſer, das in Butten und Kübeln vor ihm ſteht, nicht ſchonend, auf die muntern Geſchöpfe derb losſprißt, manchmal ſogar ſchalkhaft um ſie zu reizen. Andachtige Kutſcher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrſchaften ſenden Almoſen und Geſchenke, damit die koſtbaren, nüßlichen Thiere, ein Jahr über, vor allem Unfall ſicher bleiben mögen. Eſel und Hornvieh, ihren Beſißern eben ſo nüßlich und werth, nehmen gleichfalls an dieſem Segen ihr beſchieden Theil.

Nachher ergößten wir uns an einer großen Wanderung unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch dießmal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maße walten ließen.

Fernando. Du ſollſt's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlinn? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe ſie nicht gefunden. Ich traute mich ſelbſt nicht in die Stadt; allein aus ſichern Nachrichten weiß ich, daß ſie ſich einem Kaufmann, einem falſchen Freunde vertraut hat, der ihr die Capitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Verſprechen größerer Procente ablockte und ſie darum betrog. Unter dem Vorwande, ſich auf's Land zu begeben, hat ſie ſich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrſcheinlicher Weiſe durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, ſie hatte Muth und Charakter genug, ſo etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie ſind nun wieder hier! Verzeih'n wir's Ihnen, daß Sie ſo lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herum gekommen.

Rom, den 19. Januar 1787.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des katholiſchen Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen ſeines Gleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen ſolchen zur Ruh' gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt und dreifachen Pfingſtfeſte zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen, und von ſüßem Weine trunken werden.

Den 20. Januar 1787.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers, bis auf einen gewiſſen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe hingewieſen. Bei unſerer medicinisch chirurgiſchen Anatomie kommt es bloß darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle, ſchöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künstlern zu lieb einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwunderung setzt. Er könnte wirklich für einen geschundenen Halbgott, für einen Marsyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmaske zu studiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perspectiv studiren, so zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig sind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geschieht.

Rom, den [illegible] Januar 1787.

Von dem Deutschen Kunstsinn und dem dortigen Kunstleben kann man wohl sagen: man hört lauten, aber nicht zusammen klingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unserer Nachbarschaft sind, und wie wenig sie von mir genutzt werden, so möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meisterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtaxirte.

Doch auch in Rom ist zu wenig für den gesorgt, dem es Ernst ist ins Ganze zu studiren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zusammensetzeln. Freilich ist wenigen Fremden reiner Ernst, etwas rechts zu sehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das merken sich alle diejenigen wohl die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Absichten,

jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künſtler begünſtigen, und warum ſollte er es nicht? Denn ſchlägt der Unerfahrne nicht das Vortrefflichſte aus das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eignes Muſeum entſtanden, wenn die Regierung, die doch erſt die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden ſoll, feſt darauf beſtanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müſſe. Hätte aber auch ein Papſt ſolch einen Gedanken gehabt, alles hätte ſich widerſetzt, denn man wäre in wenigen Jahren erſchrocken über Werth und Würde ſolcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Den 17. Januar 1787.

Schon früher, aber beſonders bei der Aufführung des Ariſtodem, erwachte der Patriotismus unſerer Deutſchen Künſtler. Sie unterließen nicht gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle die mir gelenker aus dem Munde ging, als ſie auf dem Papier ſtand. Freilich iſt die Poeſie nicht fürs Auge gemacht.

Dieſer gute Ruf erſcholl nun bis zu Reiffenſtein und Angelica, und da ſollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Friſt, trug aber ſogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umſtändlichkeit vor. Mehr als ich glaubte gewann ſich dieſe Darſtellung die Gunſt gedachter Perſonen, auch Herr Zucchi,

von dem ich es am wenigſten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieſes klart ſich aber dadurch ſehr gut auf, daß das Stück ſich der Form nähert, die man im Griechiſchen, Italianiſchen, Franzöſiſchen langſt gewohnt iſt, und welche demjenigen noch immer am beſten zuſagt welcher ſich an die Engliſchen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom, den 25. Januar 1787.

Nun wird es mir immer ſchwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, ſo geht es auch mir in Betrachtung dieſer Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich feſtgeſetzt; hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Colonie beſtimmt. Nein, Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stätte bereitet, ein paar rüſtige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palaſten der Herren der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Willkür des Ausrichters zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ausführlicher ſchildern.

Schon jetzt nehm' ich den herzlichsten Antheil an dem Jammergeschrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerstören sehn, und den schönen von einem klugen Anführer gewahlten Platz verlassen müssen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlassenen Paradiese zurück zu sehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein Ort der ältern Völker lag so schlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verschlungen hatten, mußten sie wieder mit ihren Landhäusern hinaus und an die Plätze der zerstörten Städte rucken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Rom, den 25. Januar 1787.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung giebt es Anlaß, wie viele Menschen hier im Stillen leben, und wie sich jeder nach seiner Weise beschäftigt. Wir sahen bei einem Geistlichen, der ohne großes angebornes Talent sein Leben der Kunst widmete, sehr interessante Copien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichstes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment ist genommen da Christus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundschaftlich zu Tische sitzt, erklärt und sagt: aber doch ist einer unter euch der mich verräth.

Man hofft einen Kupferstich entweder nach dieser Copie oder nach andern mit denen man sich beschäftigt. Es wird das größte Geschenk seyn, wenn eine treue Nachbildung im großen Publicum erscheint.

Vor einigen Tagen besuchte ich den Pater Jacquier,

einen Franziskaner, auf Trinita de' Monti. Er iſt Franzos von Geburt, durch mathematiſche Schriften bekannt, doch in Jahren, ſehr angenehm und verſtandig. Er kannte zu ſeiner Zeit die beſten Manner, und hat ſogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn ſehr in Affection nahm.

Und ſo habe ich noch mehr gute ſolide Menſchen kennen lernen, dergleichen ſich hier unzahlige befinden, die ein pfaffiſches Mißtrauen auseinander hält. Der Buchhandel giebt keine Verbindung und die literariſchen Neuigkeiten ſind ſelten fruchtbar.

Und ſo geziemt es dem Einſamen die Einſiedler aufzuſuchen. Denn ſeit der Aufführung des Ariſtodems, zu deſſen Gunſten wir uns wirklich thätig erwieſen hatten, führte man mich abermals in Verſuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun ſey, man wollte ſeine Partei verſtarken, mich als Inſtrument brauchen, und wenn ich hatte hervorgehen und mich erklaren wollen, hatte ich auch als Phantom eine kurze Rolle geſpielt. Nun aber, da ſie ſehen, daß mit mir nichts anzufangen iſt, laſſen ſie mich gehn, und ich wandle meinen ſichern Weg fort.

Ja, meine Exiſtenz hat einen Ballaſt bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Geſpenſtern, die ſo oft mit mir ſpielten. Seyd auch guten Muths, Ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Rom, den 28. Januar 17[illegible].

Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen ſich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerſt alſo wird man bei dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieſer Stadt, bei jedem Kunſtgegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſeyn gegeben. Durch Winckelmann ſind wir dringend aufgeregt, die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Styl zu erkennen, deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie in Folge der Zeiten nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugte ſich jeder wahre Kunſtfreund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgeſtellt, aber das Einzelne im ungewiſſen Dunkel. Eine vieljährige entſchiedene Uebung des Auges iſt nöthig, und man muß erſt lernen um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Punkt iſt nun einmal rege, und jeder, dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem Felde kein Urtheil möglich iſt, als wenn man es hiſtoriſch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen, wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt und worin kein Hauptcharakter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach eben den Geſetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas anders dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.

Rom, den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man ohne es geſehen zu haben keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellſten und herrlichſten Nachte wohl und vollſtandig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewahrt das Coliſeo. Es wird Nachts zugeſchloſſen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuern Mauern oben druber finſter herausragten; wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phanomen zu, der Mond ſtand hoch und heiter. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wande, Lücken und Oeffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köſtlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Platze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchaft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegen ſtehn.

Rom, den 15. Februar 1787.

Eines Glücksfalls muß ich erwahnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, iſt von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinita de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben, dort eben iſt alles

aufgeschüttetes Erdreich von Ruinen der Garten des Lucullus, die nachher an die Kaiser kamen. Mein Perückenmacher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, waſcht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es iſt nicht gar eine Hand groß, und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſeyn. Es ſtehn zwei Greifen an einem Opfertiſche, ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gern würde man damit ſiegeln.

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich ware; alles unterrichtend und bedeutend. Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Rom, den 15. Februar 1787.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelica und Hofrath Reiffenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunſch ſeiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer großen architektoniſchen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Cleriſſeau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſociirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabei ſo viel Perſpective und Effect, daß er ſich in ſeinen alten Tagen auf eine würdige Weiſe auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher

Innigkeit auf; ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Es iſt mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern weglaßt.

Rom, den 16. Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraſchende und angenehme Weiſe verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand und dießmal doppelt willkommen mit dem Löwchen geſiegelt: als vorlaufiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Packets. Ich drangte mich in das Opernhaus und ſuchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüſter zu verſchaffen. Hier fühlte ich mich nun ſo nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhupfen und ſie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden, möget ihr euer nachſtes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß wie die Exemplare, die ich von Göſchen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden ſollen, denn ob es mir gleich ganz gleichgultig iſt, wie das Publicum dieſe Sachen betrachtet, ſo wunſcht' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bande im Ganzen, ſo möchte mir ſchwindelnd werden, ich muß ſie einzeln angreifen, und ſo wird es gehn.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hauſe mit meiner Frau und zwey Kindern ſo wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt verſucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es iſt doch am Ende nichts anders und nichts beſſers.

Fernando. Ja wer die alten Zeiten vergeſſen könnte!

Verwalter. Die uns bey mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an alles genau: wie wir Cecilien ſo liebenswürdig fanden, uns ihr aufdrangen, unſere jugendliche Freyheit nicht geſchwind genug los werden konnten.

Fernando. Es war doch eine ſchöne, glückliche Zeit.

Verwalter. Wie ſie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reitz manches verlor.

Hätte ich nicht beſſer gethan, nach meinem erſten Entſchluß dieſe Dinge fragmentariſch in die Welt zu ſchicken, und neue Gegenſtände, an denen ich friſcheren Antheil nehme, mit friſchem Muth und Kräften zu unternehmen. That' ich nicht beſſer Iphigenia auf Delphi zu ſchreiben, als mich mit den Grillen des Taſſo herum zu ſchlagen, und doch habe ich auch dahinein ſchon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte.

Ich habe mich auf den Vorſaal ans Kamin geſetzt, und die Wärme eines dießmal gut genährten Feuers giebt mir friſchen Muth ein neues Blatt anzufangen, denn es iſt doch gar zu ſchön, daß man mit ſeinen neuſten Gedanken ſo weit in die Ferne reichen, ja ſeine nächſten Umgebungen durch Worte dorthin verſetzen kann. Das Wetter iſt ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraſchte mich ein wunderſamer Anblick, ich ſah von Ferne hohe ſtangenähnliche Bäume, über und über von dem ſchönſten Violet bekleidet. Bei näherer Unterſuchung war es der Baum in unſern Treibhäuſern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt der letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir ſah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tauſenden hervorbrach. Die Maasliebchen dringen wie Ameiſen aus dem Boden, Crocus und Adonis erſcheinen ſeltner, aber deſto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erſt das mittägigere Land für Freuden und Kenntniſſe geben, aus denen für mich neue Reſultate hervortreten. Es iſt mit natürlichen Dingen wie

mit der Kunſt; es iſt ſo viel druber geſchrieben, und jeder der ſie ſieht kann ſie doch wieder in neue Combination ſetzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, ſo fallt es einem ſowohl in der Erzahlung als in Bildern auf, daß in dieſen Paradieſen der Welt ſich zugleich die Vulcaniſche Hölle ſo gewaltſam aufthut und ſeit Jahrtauſenden die Wohnenden und Genießenden aufſchreckt und irre macht.

Doch ſchlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Anſichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreiſe die alte Hauptſtadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht geſehn ſuch' ich auf. Das Vorzuglichſte wird zum zweiten- und drittenmal betrachtet, und nun ordnet ſich's einigermaßen. Denn indem die Hauptgegenſtande an ihre rechte Stelle kommen, ſo iſt für viele mindere dazwiſchen Platz und Raum. Meine Liebſchaften reinigen und entſcheiden ſich, und nun erſt kann mein Gemüth dem Größeren und Aechteſten mit gelaſſener Theilnahme ſich entgegen heben.

Dabei findet man denn wohl den Künſtler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nahert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Kuſten zu umſchiffen.

Das Kamin iſt dießmal recht durchgewarmt, und die ſchönſten Kohlen aufgehäuft, welches bei uns ſelten geſchieht, weil nicht leicht jemand Luſt und Zeit hat dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerkſamkeit zu widmen, und ſo will ich denn dieſes ſchöne Klima benutzen, um einige

Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die ſchon halb verloſchen ſind.

Am zweiten Februar begaben wir uns in die Sixtiniſche Capelle zur Function, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich ſehr unbehaglich, und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das ſind ja grade die Kerzen, welche ſeit dreihundert Jahren dieſe herrlichen Gemälde verdüſtern, und das iſt ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverſchämtheit die einzige Kunſtſonne nicht nur umwölkt, ſondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht, und zuletzt gar in Finſterniß verſenkt.

Darauf ſuchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf St. Onofrio, wo Taſſo in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloſterbibliothek ſteht ſeine Büſte. Das Geſicht iſt von Wachs, und ich glaube gern, daß es über ſeinen Leichnam abgeformt ſey. Nicht ganz ſcharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes ſeiner Bildniſſe auf einen talentvollen, zarten, feinen, in ſich geſchloſſenen Mann.

So viel für dießmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmann's zweiten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht geſehn habe. Ehe ich nach Neapel reiſe, muß die Ernte wenigſtens niedergemaht ſeyn; ſie in Garben zu binden werden auch ſchon gute Tage kommen.

Rom, den 17. Februar 1787.

Das Wetter iſt unglaublich und unſaglich ſchön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag faſt zu warm. Nun ſucht man das Freie, und wenn man bisher ſich nur mit Göttern und

Helden abgeben mochte, ſo tritt die Landſchaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet ſich an die Umgebungen die der herrlichſte Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künſtler in Norden den Strohdachern und verfallenen Schlöſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbröckeltem Geſtein herumdrückt, um eine maleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um ſo mehr als jene Dinge nach ſo langer Gewohnheit einem noch immer ankleben; nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt, und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Beſinnens, kleine auffallende, wahrhaft ſüdliche und Römiſche Gegenſtände entworfen, und ſuche nun, mit Hulfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann, was gut und beſſer iſt, will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwindet's gleichſam unter den Handen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem was wir zu faſſen gewohnt ſind. Nur durch geregelte Uebung könnte man vorwärts kommen, wo aber ſollte ich Zeit und Sammlung finden! Indeſſen fühle ich mich denn doch durch das leidenſchaftliche, vierzehntagige Streben um vieles gebeſſert.

Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet, etwas ſchnell zu begreifen iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes, aber etwas recht zu thun dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen, denn man erhebt ſich ja

eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet.

Mit dem Künſtler nur muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren; denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſeyn des Trefflichſten an ſeinem Daſeyn gehindert: „ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“ und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

Ich habe zweimal das Meer geſehn, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, nur gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von vornen hätte ich mitzutheilen.

Rom, den 17. Februar 1787.

Abends nach verklungener Carnevals-Thorheit.

Ich laſſe bei meiner Abreiſe Moritzen ungern allein. Er iſt auf gutem Wege, doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert an Herdern zu ſchreiben, der Brief liegt bei, ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch, er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl verdient gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer

angewendet, und gute Lehre kaum in einen' fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Portrait, welches Tischbein von mir unternommen, wächst schon aus der Leinwand heraus. Der Künstler hat sich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Ton machen lassen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach malt er fleißig, denn es sollte freilich vor unserer Abreise nach Neapel schon auf einen gewissen Punkt gebracht seyn, und es gehört schon Zeit dazu eine so große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Rom, den 19. Februar 1787.

Das Wetter fahrt fort über allen Ausdruck schön zu seyn; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis; Neumond ist eben vorbei, und neben der zarten Mondsichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe, fast mit bloßen Augen, durchs Perspectiv ganz deutlich seyn. Ueber der Erde schwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phanomen in der Natur aber nicht leicht so schön sieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Baumen; die Mandeln blühen, und machen eine neue lustige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel ist wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beschienen. Wie wird es erst in Neapel seyn! Wir finden das meiste schon grün. Meine botanischen Grillen bekraftigen sich an allem diesen, und ich bin auf dem Wege neue schöne Verhaltnisse zu entdecken,

wie die Natur, solch ein Ungeheueres, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannichfaltigste entwickelt.

Der Vesuv wirft Steine und Asche aus, und bei Nacht sieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten bis auch diese großen Gegenstände mir eigen werden.

Rom, den 21. Februar 1787. Aschen-Mittwoch.

Nun ist der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spectakel. Das Carneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wieder zu sehen. Zu schreiben ist davon gar nichts, bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend seyn. Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt, und es ihnen an Gelde mangelt, das Bißchen Lust was sie noch haben mögen auszulassen. Die Großen sind ökonomisch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Larm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Possen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht lassen kann so sind zur Lust der Kinder Masken des Carnevals und Römische eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angestrichen worden, da sie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen ersetzen mögen.

Rom, den 21. Februar 1787.

Ich benutze die Augenblicke zwischen dem Einpacken um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel.

Ich freue mich auf das Neue, das unaussprechlich schön seyn soll, und hoffe in jener paradiesischen Natur wieder neue Freiheit und Lust zu gewinnen, hier im ernsten Rom wieder an das Studium der Kunst zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöss'te was mir so lieb und werth war. Ja es ist schon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel gesagt ist.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich; möge ich am Fuße des Vesuvs erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tischbein, der so einen herrlichen Blick in Natur als Kunst hat, diese Reise zu machen ist für mich von der größten Wichtigkeit; doch können wir, als achte Deutsche, uns doch nicht losmachen von Vorsätzen und Aussichten auf Arbeit. Das schönste Papier ist gekauft, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenstände höchst wahrscheinlich unserm guten Willen Gränzen setzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten nichts mitnehme als Tasso allein, zu ihm habe ich die beste Hoffnung. Wußt' ich nun was ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet seyn; doch weiß ich noch nicht was es werden kann, das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton, haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.

Beim Aufräumen fallen mir einige Eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich beim Durchlesen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerspreche. Das kann ich zwar nicht merken, denn was ich geschrieben habe, schicke ich gleich fort, es ist mir aber selbst sehr wahrscheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen, und da ist es wohl natürlich daß ich nicht immer weiß wo ich stehe.

Man erzahlt von einem Schiffer, der von einer stürmischen Nacht auf der See überfallen, nach Hause zu steuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finsterniß an ihn geschmiegt, fragte: Vater, was ist denn das für ein närrisches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns sehe? Der Vater versprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es sich, daß es die Flamme des Leuchtthurms gewesen, die einem von wilden Wogen auf und niedergeschaukelten Auge bald unten bald oben erschien.

Auch ich steure auf einem leidenschaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Gluth des Leuchtthurms nur scharf im Auge, wenn sie mir auch den Platz zu verandern scheint, so werde ich doch zuletzt am Ufer genesen.

Bei der Abreise fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt sich, dießmal stärker als sonst, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranstalten machen um zu leben, denn so kehren auch wir, Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar unserm wohlausgestatteten, eignen Museum den Rücken. Da stehn nun drei Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlassen sie als wenn's keine wäre.

Neapel.

Velletri, den 22. Februar 1787.

Bei guter Zeit sind wir hier angelangt. — Schon vor gestern verfinsterte sich das Wetter, die schönen Tage hatten uns trübe gebracht, doch deuteten einige Luftzeichen, daß es sich wieder zum Guten bequemen werde, wie es denn auch eintraf. Die Wolken trennten sich nach und nach, hier und da erschien der blaue Himmel, und endlich beleuchtete die Sonne unsere Bahn. Wir kamen durch Albano, nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Besitzer, auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält; deßhalb auch nicht will daß sich jemand darin umsehe. Hier bildet sich eine wahre Wildniß: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken wachsen wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen. Das ist alles recht und nur desto besser. Der Platz vor dem Eingang ist unsäglich schön. Eine hohe Mauer schließt das Thal, eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken, dann steigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild wenn es ein rechter Künstler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beschreiben, und sage nur: daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza, die Pontinischen Sümpfe, das Meer und die Inseln erblickten, daß

Fernando. Verſchone mich mit dieſer Lebensgeſchichte.

Verwalter. Wie wir hier und da, und da und dort uns umſah'n, wie wir endlich dieſen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, ſondern wir uns entſchließen mußten, entweder die eine oder die andre unglücklich zu machen; wie wir es endlich ſo bequem fanden, daß ſich eben eine Gelegenheit zeigte die Güter zu verkaufen, wie wir mit manchem Verluſt uns davon machten, den Engel raubten, und das ſchöne, mit ſich ſelbſt und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten.

Fernando. Wie es ſcheint, biſt du noch immer ſo lehrreich und geſchwätzig wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewiſſens? als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob ſo ganz aus reinem Verlangen, Ihre Gemahlinn und Ihre Tochter wiederzu-

in dem Moment ein ſtarker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meer zog, Licht und Schatten, abwechſelnd und bewegt, die öde Fläche gar mannichfaltig belebten. Sehr ſchön wirkten hiezu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchſäulen, die aus zerſtreuten, kaum ſichtbaren Hütten emporſtiegen.

Velletri liegt ſehr angenehm auf einem vulcaniſchen Hügel, der nur gegen Norden mit andern zuſammenhängt, über drei Himmelsgegenden aber den freiſten Anblick gewährt.

Nun beſahen wir das Cabinet des Cavaliere Borgia, welcher begünſtigt durch die Verwandſchaft mit dem Cardinal und der Propagande, treffliche Alterthümer und ſonſtige Merkwürdigkeiten hier zuſammenſtellen konnte: Aegyptiſche Götzen, aus dem harteſten Steine gebildet, kleinere Metallfiguren früherer und ſpäterer Zeit; in der Gegend ausgegrabene aus Thon gebrannte, flach erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt man den alten Volskern einen eignen Styl zuſchreiben will.

Von allerlei andern Raritäten beſitzt das Muſeum mancherlei. Ich merkte mir zwei Chineſiſche Tuſchkäſtchen, wo auf den Stücken des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgeſtellt iſt, beides höchſt naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Das Käſtchen ſo wie die Einwicklung deſſelben ſind ausnehmend ſchön und dürfen ſich neben dem von mir ſchon gelobten Buch auf der Bibliothek der Propaganda wohl ſehen laſſen.

Es iſt freilich unverantwortlich daß man dieſen Schatz ſo nahe bei Rom hat und denſelben nicht öfter beſucht. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausflucht in dieſen Gegenden und die Gewalt des Römiſchen Zauberkreiſes zur Entſchuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, riefen uns einige vor ihren Hausthüren ſitzende Weiber an,

ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Luſt hätten, und als wir uns darnach ſehr begierig erwieſen, holten ſie alte Keſſel, Feuerzange, nebſt anderem ſchlechten Hausgeräthe, und wollten ſich zu todt lachen uns angeführt zu haben. Als wir uns deßhalb entrüſteten, brachte unſer Führer die Sache wieder ins Gleiche: denn er verſicherte daß dieſer Spaß hergebracht ſey und daß alle Fremden denſelben Tribut entrichten müßten.

Dieß ſchreib' ich in einer ſehr übeln Herberge und fühle in mir weder Kraft noch Behagen weiter fortzufahren. Also die freundlichſte gute Nacht!

Terni, den 25. Februar 1787.

Schon früh um drei Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte fanden wir uns in den Pontiniſchen Sümpfen, welche kein ſo übles Anſehn haben, als man ſie in Rom gemeiniglich beſchreibt. Man kann zwar ein ſo großes und weitläufiges Unternehmen als die beabſichtigte Austrocknung iſt auf der Durchreiſe nicht beurtheilen, allein es ſcheint mir doch, daß die Arbeiten welche der Papſt angeordnet, die gewünſchten Endzwecke wenigſtens zum größten Theil erreichen werden. Man denke ſich ein weites Thal, das ſich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, oſtwärts gegen die Gebirge zu vertieft, weſtwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach in gerader Linie iſt die alte Via Appia wieder hergeſtellt, an der rechten Seite derſelben der Hauptcanal gezogen, und das Waſſer fließt darin gelind hinab, dadurch iſt das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; ſo

weit das Auge ſehen kann iſt es bebaut oder könnte es werden wenn ſich Pächter fanden, einige Flecke ausgenommen die allzutief liegen.

Die linke Seite nach dem Gebirg zu iſt ſchon ſchwerer zu behandeln. Zwar gehen Quercanale unter der Chauſſee in den Hauptcanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, ſo kann er auf dieſe Weiſe nicht vom Waſſer befreit werden. Man will, ſagt man, einen zweiten Canal am Gebirge herführen. Große Strecken, beſonders gegen Terracina, ſind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Poſtſtation beſteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Tiſchbein zeichnete ſie und genoß zur Belohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte ſich ein Schimmel losgemacht, der, ſich ſeiner Freiheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtſtrahl hin und wieder fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tiſchbein's Entzücken erſt recht bedeutend.

Da wo ſonſt der Ort Meza ſtand hat der Papſt ein großes und ſchönes Gebäude, als den Mittelpunkt der Fläche bezeichnend, aufrichten laſſen. Der Anblick deſſelben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und ſo rückten wir immer fort uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung daß man auf dieſem Wege nicht einſchlafen dürfe, und freilich erinnerte uns der blaue Dunſt, der ſchon in dieſer Jahrszeit in gewiſſer Höhe über den Boden ſchwebte, an eine gefahrliche Luftſchicht. Deſto erfreulicher und erwünſchter war uns die Felſenlage von Terracina, und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauſpiel neuer Vegetation ſehen. Indianiſche Feigen trieben

ihre großen, fetten Blatterkörper zwischen niedrigen graulichgrünen Myrten, unter gelbgrunen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narcissen und Adonis blühten auf den Wiesen. Man behält das Meer eine Zeit lang rechts; die Kalkfelsen aber bleiben links in der Nahe. Diese sind die Fortsetzung der Apenninen, welche sich von Tivoli herziehen und ans Meer anschließen, wovon sie, erst durch die Campagna di Roma, dann durch die Frascatanischen, Albanischen, Velletrischen Vulcane und endlich durch die Pontinischen Sümpfe getrennt wurden. Der Monte Circello, das Vorgebirg Terracina gegenüber, wo die Pontinischen Sümpfe sich endigen, mag gleichfalls aus gereihten Kalkfelsen bestehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieser kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzurauhen Gebirg umschlossen, muß jedermann anlachen. Noch hangt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat steht grün, durchaus Weizen; Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet sich aus und ward begrüßt. So viel für diesen Abend. Verzeihung der laufenden Feder. Ich muß schreiben ohne zu denken, damit ich nur schreibe. Der Gegenstande sind zu viel, der Aufenthalt zu schlecht und doch meine Begierde allzugroß einiges dem Papiere anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an, und es ist nun Zeit Ruhe zu suchen.

St. Agata, den 24. Februar 1787.

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem schönen Tage geben. Als wir aus Fondi herausfuhren ward

es eben helle und wir wurden ſogleich durch die über die Mauern hangenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Baume hängen ſo voll, als man ſich's nur denken kann. Obenher iſt das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem ſaftigſten Grün. Mignon hatte wohl Recht ſich dahin zu ſehnen.

Dann fuhren wir durch wohlgeackerte und beſtellte Weizenfelder, in ſchicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte ſie und brachte die ſilberne Unterfläche der Blatter ans Licht, die Aeſte bogen ſich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen, ein ſtarker Nordwind verſprach alles Gewölk völlig zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Thale hin, zwiſchen ſteinichten aber gut gebauten Aeckern, die Saat vom ſchönſten Grün. An einigen Orten ſah man geräumige, runde, gepflaſterte Plaße, mit niedrigen Mäuerchen umgeben; hier driſcht man die Frucht ſogleich aus, ohne ſie in Garben nach Hauſe zu fahren. Das Thal ward ſchmäler, der Weg ging bergan, Kalkfelſen ſtanden nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln die ſehr langſam thauten.

Einige Mauern antiker Gebaude mit netzförmiger Arbeit überraſchten uns. Auf der Höhe ſind die Plaße felſig, doch mit Olivenbäumen bepflanzt, wo nur das geringſte Erdreich ſie aufnehmen konnte. Nun über eine Plaine mit Oliven, ſodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altare, antike Grabſteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedigungen, dann trefflich gemauerte jetzt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeſchoſſe alter Landhäuſer, nunmehr von Olivenwäldchen bewachſen. Dann erblickten wir den Veſuv, eine Rauchwolke auf ſeinem Scheitel.

Molo di Gaeta begrüßte uns abermals mit den reichſten Pomeranzenbaumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der ſchönſten Ausſichten, das Meer ſpült bis heran. Folgt das Auge dem rechten Ufer und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, ſo ſieht man auf einem Felſen die Feſtung Gaeta, in maßiger Ferne. Das linke Horn erſtreckt ſich viel weiter; erſt ſieht man eine Reihe Gebirge, dann den Veſuv, dann die Inſeln. Ischia liegt faſt der Mitte gegenuber.

Hier fand ich am Ufer die erſten Seeſterne und Seeigel ausgeſpult Ein ſchönes grunes Blatt, wie das feinſte Velinpapier, dann aber merkwürdige Geſchiebe: am haufigſten die gewöhnlichen Kalkſteine, ſodann aber auch Serpentin, Jaſpis, Quarze, Kieſelbreccien, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zuletzt genannten Steinarten ſind ſchwerlich in dieſer Gegend erzeugt, ſind wahrſcheinlich Trümmern alter Gebaude, und ſo ſehen wir denn, wie die Welle vor unſern Augen mit den Herrlichkeiten der Vorwelt ſpielen darf. Wir verweilten gern und hatten unſere Luſt an der Natur der Menſchen, die ſich beinahe als Wilde betrugen. Von Molo ſich entfernend hat man immer ſchöne Ausſicht, wenn ſich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf iſt eine liebliche Seebucht, die gezeichnet ward. Nun folgt gutes Fruchtfeld mit Aloen eingezaunt. Wir erblickten eine Waſſerleitung, die ſich vom Gebirg her nach unkenntlichen, verworrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Ueberfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert ſodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Auffallendes. Endlich der erſte vulcaniſche Aſchenhugel. Hier beginnt eine große herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel

hervorragen. Auf der nähern Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Thal liegt St. Agata, ein ansehnlicher Gasthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Cabinet angelegt ist, brannte. Indessen ist unsere Stube kalt, keine Fenster, nur Laden, und ich eile zu schließen.

Neapel, den 27. Februar 1787.

Endlich auch hier glücklich und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagesreise nur so viel: St. Agata verließen wir mit Sonnenaufgang, der Wind blies heftig hinter uns her, und dieser Nordost hielt den ganzen Tag an. Erst Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten von Kälte.

Unser Weg ging wieder durch und über vulcanische Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelsen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plaine von Capua, bald darnach Capua selbst, wo wir Mittag hielten. Nachmittag that sich ein schönes, flaches Feld vor uns auf. Die Chaussee geht breit zwischen grünen Weizenfeldern durch, der Weizen ist wie ein Teppich und wohl spannenhoch. Pappeln sind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich lockerer Boden und gut bearbeitet. Die Weinstöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel schwebend.

Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah. Der Himmel ward immer klärer, und zuletzt schien die Sonne recht heiß in unsere enge, rollende Wohnung. Bei ganz rein

heller Atmosphäre kamen wir Neapel näher; und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend, inwendig mögen sie nicht sehr freundlich seyn. Alles ist auf der Straße, sitzt in der Sonne so lange sie scheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Besitz des Paradieses zu seyn und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai. Solch ein Bild machen sie sich von unserm Zustande. Zur Erbauung sämmtlicher deutschen Völkerschaften heißt diese Charakteristik übersetzt: Immer Schnee, hölzerne Häuser, große Unwissenheit; aber Geld genug.

Neapel selbst kündigt sich froh, frei und lebhaft an, unzählige Menschen rennen durch einander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und so kann's nicht besser gehn.

Neapel, Montag den 26. Februar 1787.

Alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello. Unter dieser eben so heiter als prächtig klingenden Aufschrift würden uns Briefe aus allen vier Theilen der Welt nunmehr auffinden. In der Gegend des am Meere liegenden großen Castells erstreckt sich eine große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häusern umgeben, nicht Platz sondern Weite (largo) genannt hat, wahrscheinlicherweise von den ersten Zeiten her, da dieses noch ein unbegränztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Eckhaus herein und wir faßten Fuß in einem geräumigen Eckſaale, der einen freien und frohen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiserner Balcon zieht sich außen

an mehrern Fenſtern vorbei, ſelbſt um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der ſcharfe Wind nicht außerſt fühlbar wäre.

Der Saal iſt munter decorirt, beſonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen ſchon die Nähe von Pompeji und Herculanum verkünden. Das wäre nun alles ſchön und gut, aber keine Feuerſtätte, kein Kamin iſt zu bemerken und der Februar übt denn doch auch hier ſeine Rechte. Ich ſehnte mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreifuß, von der Erde dergeſtalt erhöht, daß man die Hände bequem drüber halten konnte. Auf demſelben war ein flaches Becken befeſtigt, dieſes enthielt ganz zarte glühende Kohlen, gar glatt mit Aſche bedeckt. Hier gilt es nun haushaltig ſeyn, wie wir es in Rom ſchon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüſſels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Aſche behutſam weg, ſo daß von den Kohlen wieder etwas an die freie Luft gelange. Wollte man jedoch ungeduldig die Gluth aufwühlen, ſo würde man einen Augenblick größere Wärme ſpüren, aber ſehr bald die ganze Gluth erſchöpft haben, da denn das Becken abermals, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe, zu füllen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünſcht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüſſe des Eſtrichs; Pelze ſind nicht gewöhnlich und ich entſchloß mich eine Schifferkutte, die wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienſte leiſtete, beſonders nachdem ich ſie mit einem Koffertrick um den Leib befeſtigt hatte: da ich mir denn als Mittelding zwiſchen Matroſen und Capuziner ſehr komiſch vorkommen mußte. Tiſchbein der von Beſuchen bei Freunden zurückkehrte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten.

Neapel, den 27. Februar 1787.

Geſtern bracht' ich den Tag in Ruhe zu um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erſt abzuwarten, heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, male was man will, hier iſt mehr als alles. Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſtraume! — Wir ſind auch noch Abends in die Grotte des Poſilypo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien. Ich verzieh es allen die in Neapel von Sinnen kommen und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck beſonders von denen Gegenſtänden die ich heut zum erſtenmal ſah erhalten hatte. Und wie man ſagt, daß einer dem ein Geſpenſt erſchienen nicht wieder froh wird, ſo konnte man umgekehrt von ihm ſagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er ſich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Neapel, den 28. Februar 1787.

Heute beſuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landſchaftsmaler, der eines beſondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Man hat ihm einen Flügel des Palaſts Francavilla eingeräumt, den er mit Künſtlergeſchmack meubliren ließ und mit Zufriedenheit bewohnt. Es iſt ein ſehr beſtimmter, kluger Mann, der, bei unausgeſetztem Fleiß, das Leben zu genießen verſteht.

Dann gingen wir ans Meer und ſahen allerlei Fiſche

finden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, Sich wieder weg ſehnten, und wie ich Ihnen von mehr als Einer Seite behülflich ſeyn mußte.

Fernando. So weit für dießmal.

Verwalter. Bleiben Sie nur, dann iſt alles gut. ab.

Bedienter kommt.

Madame Sommer!

Fernando. Bring' ſie herein.

Bedienter ab.

Fernando allein. Dieß Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun?

Madame Sommer tritt auf.

Fernando vor ſich. O Gott! und auch Ihre Geſtalt muß mich an meine Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt, ſo zu fühlen, und ſo zu handeln, warum

und wunderliche Geſtalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Tramontane leidlich.

Neapel, den 1. März 1787.

Schon in Rom hatte man meinem eigenſinnigen Einſiedlerſinne, mehr als mir lieb war, eine geſellige Seite abgewonnen. Freilich ſcheint es ein wunderlich Beginnen, daß man in die Welt geht um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürſten von Waldeck nicht widerſtehen können, der mich aufs freundlichſte einlud und, durch Rang und Einfluß, mir Theilnahme an manchem Guten verſchaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er ſich ſchon eine Zeit lang aufhielt, als er uns einladen ließ mit ihm eine Fahrt nach Puzzuoli und der anliegenden Gegend zu machen. Ich dachte heute ſchon auf den Veſuv, Tiſchbein aber nöthigt mich zu jener Fahrt, die, an und für ſich angenehm, bei dem ſchönſten Wetter, in Geſellſchaft eines ſo vollkommenen und unterrichteten Fürſten, ſehr viel Freude und Nutzen verſpricht. Auch haben wir ſchon in Rom eine ſchöne Dame geſehen, nebſt ihrem Gemahl, von dem Fürſten unzertrennlich; dieſe ſoll gleichfalls von der Partie ſeyn und man hofft alles Erfreuliche.

Auch bin ich dieſer edlen Geſellſchaft durch frühere Unterhaltung genauer bekannt. Der Fürſt nämlich fragte bei unſerer erſten Bekanntſchaft, womit ich mich jetzt beſchäftige, und meine Iphigenia war mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie einen Abend umſtändlich genug erzählen konnte. Man ging drauf ein; aber ich glaubte doch zu merken, daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von mir erwartet hatte.

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre ſchwerlich Rechenſchaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren daß die flüchtige Leitung eines Buchs, das ihn unwiderſtehlich fortriß, auf ſein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und ſchon die Wirkung entſchied, zu der Wiederleſen und ernſtliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte. So ging es mir einſt mit Sakontala und geht es uns mit bedeutenden Menſchen nicht gleicher Weiſe? Eine Waſſerfahrt bis Puzzuoli, leichte Landfahrten, heitere Spaziergange durch die wunderſamſte Gegend von der Welt. Unterm reinſten Himmel der unſicherſte Boden. Trümmern undenkbarer Wohlhabigkeit, zerlaſtert und unerfreulich. Siedende Waſſer, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerſtrebende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer uppige Vegetation, eingreifend wo ſie nur irgend vermag, ſich über alles Ertödtete erhebend um Landſeen und Bache umher, ja den herrlichſten Eichwald an den Wanden eines alten Kraters behauptend.

Und ſo wird man zwiſchen Natur und Völkerereigniſſen hin und wieder getrieben. Man wünſcht zu denken und fühlt ſich dazu zu ungeſchickt. Indeſſen lebt der Lebendige luſtig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Perſonen, der Welt und ihrem Weſen angehörend, aber auch durch ernſtes Geſchick gewarnt, zu Betrachtungen aufgeleat. Unbegränzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Unter allem dieſem Taumel jedoch verfehlt' ich nicht manches anzumerken. Zu künftiger Redaction wird die an

Ort und Stelle benutzte Charte und eine flüchtige Zeichnung von Tischbein die beste Hülfe geben; heute ist mir nicht möglich auch nur das mindeste hinzuzufügen.

Den 2. März

bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann auf einem Maulthiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre einundsiebenzig, die schon feines aber festes Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine sauere Arbeit ist. Zwei Drittheile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulkanischen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehn. Wir waren ungefähr funfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half nichts, der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unsicher, ich fand für gut umzukehren und mir den gewünschten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu sparen. Indeß weiß ich doch auch wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre Athem holt.

Uebrigens war der Berg ganz still. Weder Flamme, noch Brausen, noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit

ber trieb. Ich habe ihn nun recognoscirt, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven die ich fand waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phanomen hab' ich aber entdeckt das mir sehr merkwürdig schien und das ich naher untersuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropfsteinförmige Bekleidung einer vulkanischen Esse, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist und aus dem alten nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, grauliche, tropfsteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulkanischen Ausdünstungen, ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung, gebildet worden zu seyn; es giebt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den dritten März, ist der Himmel bedeckt und ein Scirocco weht; zum Posttage gutes Wetter.

Sehr gemischte Menschen, schöne Pferde und wunderliche Fische habe ich hier übrigens schon genug gesehn.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und belobt sind, kein Wort. Vedi Napoli e poi muori! sagen sie hier. Siehe Neapel und stirb!

Neapel, den 5. März 1787.

Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Vesuve in der Nachbarschaft stunden. Man mag sich hier an Rom gar nicht zurück erinnern; gegen die hiesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes, übelplacirtes Kloster vor.

Das See- und Schiffweſen gewahrt auch ganz neue Zuſtande. Die Fregatte nach Palermo ging mit reiner, ſtarker Tramontane geſtern ab. Dießmal hat ſie gewiß nicht über ſechsunddreißig Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnſucht ſah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwiſchen Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verſchwand. Wenn man jemand Geliebtes ſo fortfahren ſahe, müßte man vor Sehnſucht ſterben! Jetzt weht der Scirocco; wenn der Wind ſtarker wird, werden die Wellen um den Molo luſtig genug ſeyn.

Heute, als an einem Freitage, war die große Spazierfahrt des Adels, wo jeder ſeine Equipagen, beſonders Pferde, producirt. Man kann unmöglich etwas Zierlicheres ſehen als dieſe Geſchöpfe hier; es iſt das erſtemal in meinem Leben daß mir das Herz gegen ſie aufgeht.

Neapel, den 3. März 1787.

Hier ſchick' ich einige gedrängte Blätter als Nachricht von dem Einſtande den ich hier gegeben. Auch ein an der Ecke angeſchmauchtes Couvert Eures letzten Briefes, zum Zeugniß daß er mit auf dem Veſuv geweſen. Doch muß ich Euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erſcheinen; ſeyd verſichert, da wo ich gehe iſt nicht mehr Gefahr als auf der Chauſſee nach Belvedere. Die Erde iſt überall des Herrn! kann man wohl bei dieſer Gelegenheit ſagen. Ich ſuche keine Abenteuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit, aber weil ich meiſt klar bin und dem Gegenſtand bald ſeine Eigenthümlichkeit abgewinne, ſo kann ich mehr thun und wagen als ein anderer. Nach Sicilien iſt's nichts weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen fuhr

die Fregatte nach Palermo mit günſtigem Nordoſtwind ab, ſie ließ Capri rechts und hat gewiß den Weg in ſechsund-dreißig Stunden zurückgelegt. Drüben ſieht es auch in der Wirklichkeit nicht ſo gefahrlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben ſpürt man jetzt im untern Theile von Italien gar nichts, im obern ward neulich Rimini und nah-liegende Orte beſchadigt. Es hat wunderliche Launen, man ſpricht hier davon wie von Wind und Wetter und in Thü-ringen von Feuersbrünſten.

Mich freut daß Ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterſchied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß was ich daran gethan habe und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude iſt das Gute zu genießen, ſo iſt es eine größere das Beſſere zu empfinden und in der Kunſt iſt das Beſte gut genug.

Neapel, den 8. März 1787.

Den zweiten Faſtenſonntag benutzten wir von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom alles höchſt ernſthaft iſt, ſo treibt ſich hier alles luſtig und wohlgemuth. Auch die Neapolitaniſche Malerſchule begreift man nur zu Neapel. Hier ſieht man mit Verwunderung die ganze Vorderſeite einer Kirche von unten bis oben gemalt, über der Thüre Chriſtus, der die Kaufer und Verkaufer zum Tempel hinaus treibt, welche zu beiden Seiten munter und zierlich erſchreckt die Treppen herunter purzeln. Innerhalb einer andern Kirche iſt der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Frescogemalde geziert, die Vertreibung Heliodor's vorſtellend.

Luca Giordano mußte ſich freilich ſputen, um ſolche Flachen auszufüllen. Auch die Kanzel iſt nicht immer, wie anderwärts, ein Katheder, Lehrſtuhl für eine einzelne Perſon, ſondern eine Galerie, auf welcher ich einen Capuziner hin und her ſchreiten und bald von dem einen bald von dem andern Ende dem Volk ſeine Sündhaftigkeit vorhalten ſah. Was wäre da nicht alles zu erzählen!

Aber weder zu erzählen noch zu beſchreiben iſt die Herrlichkeit einer Vollmondnacht wie wir ſie genoſſen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, ſodann am Meeresufer hin und wieder. Es übernimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu traumen iſt denn doch der Mühe werth.

Neapel, den 5. März 1787.

Von einem trefflichen Manne, den ich dieſe Tage kennen gelernt, muß ich kürzlich das Allgemeinſte erwähnen. Es iſt Ritter Filangieri, bekannt durch ſein Werk über die Geſetzgebung. Er gehört zu den ehrwürdigen jungen Männern, welche das Glück der Menſchen und eine löbliche Freiheit derſelben im Auge behalten. An ſeinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen, gemildert iſt jedoch dieſer Anſtand durch den Ausdruck eines zarten, ſittlichen Gefühls, welches, über die ganze Perſon verbreitet, aus Wort und Weſen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch er iſt ſeinem Könige und deſſen Königreich im Herzen verbündet, wenn er auch nicht alles billigt was geſchieht; aber auch er iſt gedrückt durch die Furcht vor Joſeph dem Zweiten. Das Bild eines Deſpoten, wenn es auch nur

in der Luft ſchwebt, iſt edlen Menſchen ſchon furchterlich. Er ſprach mit mir ganz offen, was Neapel von jenem zu fürchten habe. Er unterhält ſich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über ſeine eigenen Schriften, alles in demſelben Geiſte des beſten Wollens und einer herzlichen, jugendlichen Luſt das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreißigen ſtehen.

Gar bald machte er mich mit einem alten Schriftſteller bekannt, an deſſen unergründlicher Tiefe ſich dieſe neuern Italianiſchen Geſetzfreunde höchlich erquicken und erbauen, er heißt Johann Baptiſta Vico, ſie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bei einem flüchtigen Ueberblick des Buches, das ſie mir als ein Heiligthum mittheilten, wollte mir ſcheinen, hier ſeyen Sibylliniſche Vorahnungen des Guten und Rechten das einſt kommen ſoll oder ſollte, gegründet auf ernſte Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Es iſt gar ſchön wenn ein Volk ſolch einen Aeltervater beſitzt; den Deutſchen wird einſt Hamann ein ähnlicher Coder werden.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geſelligkeit begleitete Tiſchbein mich heute auf den Veſuv. Ihm, dem bildenden Künſtler, der ſich nur immer mit den ſchönſten Menſchen- und Thierformen beſchäftigt, ja das Ungeformte ſelbſt, Felſen und Landſchaften durch Sinn und Geſchmack vermenſchlicht, ihm wird eine ſolche furchtbare, ungeſtalte Aufhäufung, die ſich immer wieder ſelbſt verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abſcheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Caleſſen, weil wir uns als Selbſtführer

durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende ſchreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Eſel, Holz, oder Kehricht Tragende, entgegen rollende Caleſſen, laſtſchleppende oder freiwandelnde Menſchen, Kinder und Greiſe ſich vorſehen, ausweichen, ungehindert aber der ſcharfe Trab fortgeſetzt werde.

Der Weg durch die äußerſten Vorſtädte und Gärten ſollte ſchon auf etwas Plutoniſches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aſchgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgeſimſe und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, ſo daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinſcheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des ſteilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erſte ſchleppte mich, der zweite Tiſchbein den Berg hinauf. Sie ſchleppten ſage ich: denn ein ſolcher Führer umgürtet ſich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reiſende greift und, hinaufwärts gezogen, ſich an einem Stabe, auf ſeinen eigenen Füßen, deſto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche über welcher ſich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick weſtwärts über die Gegend nahm wie ein heilſames Bad, alle Schmerzen der Anſtrengung und alle Müdigkeit hinweg und wir umkreiſ'ten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Aſche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum geſtattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geiſterhebendes Schauſpiel. Erſt ein gewaltſamer Donner, der aus dem tiefſten Schlunde hervortönte, ſodann Steine, größere und kleinere zu Tauſenden in

die Luft geſchleudert, von Aſchenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken auf die Außenſeite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geraüſch: erſt plumpten die ſchwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelſeite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieſelte die Aſche nieder. Dieſes alles geſchah in regelmäßigen Pauſen, die wir durch ein ruhiges Zahlen ſehr wohl abmeſſen konnten.

Zwiſchen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, ſchon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tiſchbein fühlte ſich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieſes Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu ſeyn, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwartige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerſpruchsgeiſt im Menſchen auffordert ihr zu trotzen, ſo bedachte ich, daß es möglich ſeyn müſſe in der Zwiſchenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in dieſem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathſchlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhangenden Felſen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute ſich das Wageſtück mit mir zu beſtehen, unſere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und ſeidenen Tüchern, wir ſtellten uns bereit, die Stabe in der Hand, ich ſeinen Gürtel faſſend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieſelte die Aſche, als der rüſtige Jüngling mich ſchon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier ſtanden wir an dem

haſt du nicht auch Kraft, dir das Geſchehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — Oh wo ſeh' ich den nicht! Laut. Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünſchte, daß Sie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten und mir! Setzen Sie Sich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glücklichen zur Laſt! Und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen Sie mich — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, laſſen Sie mich!

Fernando vor ſich. Welche Stimme! Welche Geſtalt! Laut. Madame! Er wendet

ungeheuren Rachen, deſſen Rauch eine leiſe Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tauſend Ritzen dampfte. Durch einen Zwiſchenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborſtene Felſenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deßwegen weil man nichts ſah verweilte man um etwas heraus zu ſehen. Das ruhige Zahlen war verſäumt, wir ſtanden auf einem ſcharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erſcholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederſtürzenden Maſſen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten ſchon, und wir, ohne zu bedenken daß wir abermals eine Pauſe vor uns hatten, froh die Gefahr überſtanden zu haben, kamen mit der noch rieſelnden Aſche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugſam eingeäſchert.

Von Tiſchbein aufs freundlichſte empfangen, geſcholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine beſondere Aufmerkſamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgange zu bezeichnen. Aeltere waren ſchon mit Aſche bedeckt und ausgeglichen, neuere, beſonders die langſam gefloſſenen, boten einen ſeltſamen Anblick: denn indem ſie, fortſchleichend, die auf ihrer Oberfläche erſtarrten Maſſen eine Zeit lang mit ſich hinſchleppen, ſo muß es doch begegnen daß dieſe von Zeit zu Zeit ſtocken, aber, von den Gluthſtrömen noch fortbewegt, übereinander geſchoben, wunderbar zackig erſtarrt verharren, ſeltſamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisſchollen. Unter dieſem geſchmolzenen wüſten Weſen fanden ſich auch große Blöcke, welche angeſchlagen, auf dem friſchen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich ſehen. Die Führer behaupteten

es seyen alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unserer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuser merkwürdig, einstöckig, sonderbar gebaut, ohne Fenster, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Thüre erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht sitzen die Bewohner davor, da sie sich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verschiedene Weise am Abend tumultuirende Stadt entlockte mir den Wunsch einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht so wohl werden.

Neapel, Mittwoch den 7. März 1787.

Und so hat mir diese Woche Tischbein redlich einen großen Theil der Kunstschätze von Neapel gezeigt und ausgelegt. Er, ein trefflicher Thierkenner und Zeichner, machte mich schon früher aufmerksam auf einen Pferdekopf von Erz im Palast Colombrano. Wir gingen heute dahin. Dieser Kunstrest steht gerade der Thorfahrt gegenüber, im Hofe in einer Nische, über einem Brunnen, und setzt in Erstaunen; was muß das Haupt erst mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden für Wirkung gethan haben! Das Pferd im Ganzen war viel größer als die auf der Marcuskirche, auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beschaut, Charakter und Kraft nur desto deutlicher erkennen und bewundern.

Der prächtige Stirnknochen, die ſchnaubende Naſe, die aufmerkenden Ohren, die ſtarre Mähne! ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geſchöpf.

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Thorwege in einer Niſche ſtand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin ſchon von Winckelmann gehalten, wie denn ſolche Künſtlerinnen in lebendiger Bewegung auf das mannichfaltigſte dasjenige vorſtellen was die bildenden Meiſter uns als erſtarrte Nymphen und Göttinnen aufbewahren. Sie iſt ſehr leicht und ſchön, der Kopf war abgebrochen, iſt aber gut wieder aufgeſetzt, übrigens nichts daran verſehrt und verdiente wohl einen beſſern Platz.

Neapel, den 9. März 1787.

Heute erhalte ich die liebſten Briefe vom 16. Februar. Schreibet nur immer fort, Ich habe meine Zwiſchenpoſten wohl beſtellt und werde es auch thun wenn ich weiter gehen ſollte. Gar ſonderbar kommt es mir vor in ſo großer Entfernung zu leſen, daß die Freunde nicht zuſammenkommen und doch iſt oft nichts natürlicher, als daß man nicht zuſammen kommt, wenn man ſo nahe beiſammen iſt.

Das Wetter hat ſich verdunkelt, es iſt im Wechſeln, das Frühjahr tritt ein und wir werden Regentage haben. Noch iſt der Gipfel des Veſuvs nicht heiter geworden ſeit ich droben war. Dieſe letzten Nächte ſah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne, man erwartet ſtärkeren Ausbruch.

Die Stürme dieſer Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt, da ließen ſich die Wellen in ihrer würdigen Art und Geſtalt ſtudiren; die Natur iſt doch das einzige Buch das

auf allen Blattern großen Gehalt bietet. Dagegen giebt mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie spielen hier in der Fasten geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar nichts unterscheiden, als daß keine Ballette zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater St. Carlo führen sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar. Mir ist es ein großer Guckkasten; es scheint ich bin für solche Dinge verdorben.

Heute waren wir mit dem Fürsten von Waldeck auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemalden, Münzen u. d. g. sich befindet, nicht angenehm aufgestellt, doch kostbare Sachen. Mir bestimmen und bestatigen sich nunmehr so viele Traditionsbegriffe. Was von Münzen, Gemmen, Vasen einzeln wie die gestutzten Citronenbaume nach Norden kommt, sieht in Masse hier ganz anders aus, da wo diese Schatze einheimisch sind. Denn wo Werke der Kunst rar sind, giebt auch die Raritat ihnen einen Werth, hier lernt man nur das Würdige schatzen.

Sie bezahlen jetzt großes Geld für die Etruriſchen Vasen und gewiß finden sich schöne und treffliche Stucke darunter. Kein Reisender, der nicht etwas davon besitzen wollte. Man schlagt sein Geld nicht so hoch an als zu Hause, ich fürchte selbst noch verführt zu werden.

Neapel, Freitag den 9. März 1787.

Das ist das Angenehme auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraschung das Ansehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurück kam, machte ich noch einen Abendbesuch bei Filangieri, wo ich auf dem Canapé neben der Hausfrau ein Frauenzimmer

ſitzend fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu paſſen ſchien, dem ſie ſich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, geſtreiften, ſeidenen Fahnchen, den Kopf wunderlich aufgeputzt, ſah die kleine, niedliche Figur einer Putzmacherin ähnlich, die, für die Zierde anderer ſorgend, ihrem eigenen Ausſehen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt. Sie ſind ſo gewohnt ihre Arbeit bezahlt zu ſehen, daß ſie nicht begreifen wie ſie für ſich ſelbſt etwas gratis thun ſollen. Durch meinen Eintritt ließ ſie ſich in ihrem Plaudern nicht ſtören und brachte eine Menge poſſierliche Geſchichten vor, welche ihr dieſer Tage begegnet, oder vielmehr durch ihre Strudeleien veranlaßt worden.

Die Dame vom Hauſe wollte mir auch zum Wort verhelfen, ſprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daſelbſt. Das muntere Weibchen dagegen ſprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen ſtehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl ſich, rannte nach der Thüre und ſagte mir im Vorbeigehen: Filangieri's kommen dieſe Tage bei mir zu Tiſche, ich hoffe Sie auch zu ſehen! Fort war ſie ehe ich noch zuſagen konnte. Nun vernahm ich, es ſey die Prinzeſſin *** mit dem Hauſe nah verwandt. Filangieri's waren nicht reich und lebten in anſtändiger Einſchränkung. So dacht' ich mir das Prinzeßchen auch, da ohnehin ſolche hohe Titel in Neapel nicht ſelten ſind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Neapel, Sonntag den 11. März 1787.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entfernteren Punkte zuerſt, das Nahere

giebt ſich. Mit Tiſchbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Anſichten links und rechts neben uns liegen ſahen, welche durch ſo manche landſchaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zuſammenhangenden Glanze erſchienen. Pompeji ſetzt jedermann wegen ſeiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten verſehen, kleine Hauſer ohne Fenſter, aus den Hofen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbſt öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, ſodann auch eine Villa in der Nahe, mehr Modell und Puppenſchrank als Gebaude. Dieſe Zimmer, Gange und Galerien aber aufs heiterſte gemalt, die Wandflachen einformig, in der Mitte ein ausfuhrliches Gemalde, jetzt meiſt ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geſchmackvolle Arabesken, aus welchen ſich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengeſtalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und ſo deutet der jetzige ganz wüſte Zuſtand einer erſt durch Stein und Aſchenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigſte Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedurfniß hat.

Bedenkt man die Entfernung dieſes Orts vom Veſuv, ſo kann die bedeckende vulkaniſche Maſſe weder durch ein Schleudern noch durch einen Windſtoß hierher getrieben ſeyn; man muß ſich vielmehr vorſtellen daß dieſe Steine und Aſche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geſchwebt, bis ſie endlich über dieſem ungluklichen Orte niedergegangen.

Wenn man ſich nun dieſes Ereigniß noch mehr verſinnlichen will, ſo denke man allenfalls ein eingeſchneites Bergdorf.

Die Räume zwiſchen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude ſelbſt wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hier und da noch herausſtehen, als früher oder ſpäter der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigenthümer, auf ſeinem Antheil niedergrabend, eine bedeutende Vorleſe gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Aſche, der mancherlei kleines Hausgeräthe und Kunſtarbeiten verſteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieſer mumiſirten Stadt wuſchen wir wieder aus den Gemüthern, als wir in der Laube, zunächſt des Meeres, in einem geringen Gaſthof ſitzend ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieſes Fleckchen mit Weinlaub bedeckt ſeyn würde, uns hier wieder zu ſehen und uns zuſammen zu ergötzen.

Näher an der Stadt fielen mir die kleinen Häuſer wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der Pompejaniſchen daſtehen. Wir erbaten uns die Erlaubniß in eins hinein zu treten und fanden es ſehr reinlich eingerichtet. Nett geflochtene Rohrſtühle, eine Kommode ganz vergoldet, mit bunten Blumen ſtaffirt und lackirt, ſo daß nach ſo vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen, dieſe Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Meapel, Montag den 12. März 1787.

Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwartig nichts mittheilen kann. Alles deutet dahin, daß ein gluckliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von gluecklichem Naturell erzeugt, die, ohne Kummerniß, erwarten können der morgende Tag werde bringen was der heutige gebracht und deßhalb ſorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, maßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! — Von dem letzteren ein artiges Beiſpiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich, es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz wo die großen Quadern des Pflaſters reinlich gekehrt erſchienen. Zu meiner großen Verwunderung ſah ich auf dieſem völlig ebenen gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreiſe kauzend, die Hande gegen den Boden gewendet, als wenn ſie ſich warmten. Erſt hielt ich's für eine Poſſe, als ich aber ihre Mienen völlig ernſthaft und beruhigt ſah, wie bei einem befriedigten Bedürfniß, ſo ſtrengte ich meinen Scharfſinn möglichſt an, er wollte mich aber nicht begünſtigen. Ich mußte daher fragen, was denn dieſe Aeffchen zu der ſonderbaren Poſitur verleite und ſie in dieſen regelmaßigen Kreis verſammle?

Hierauf erfuhr ich daß ein anwohnender Schmied auf dieſer Stelle eine Radſchiene heiß gemacht, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Der eiſerne Reif wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreiſe ſo viel Eichenſpane gehauft, als man nöthig halt ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Schiene wird

ums Rad gelegt und die Asche sorgfaltig weggekehrt. Die dem Pflaster mitgetheilte Warme benutzen sogleich die kleinen Huronen und rühren sich nicht eher von der Stelle als bis sie den letzten warmen Hauch ausgesogen haben. Beispiele solcher Genügsamkeit und aufmerksamen Benutzens dessen was sonst verloren ginge giebt es hier unzählige. Ich finde in diesem Volk die lebhafteste und geistreichste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben.

Abends.

Damit ich ja zur bestimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen ware und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Palastes und da ich ihr keine so prächtige Wohnung zutraute, buchstabirte ich ihm noch einmal aufs deutlichste den Namen; er versicherte daß ich recht sey. Nun fand ich einen geräumigen Hof, einsam und still, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart, die bekannte heitere Neapolitanische, so auch die Farbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derselben hinaufwärts, in kostbarer Livree, Bedienten gereiht, die sich, wie ich an ihnen vorbei stieg, aufs tiefste bückten. Ich schien mir der Sultan in Wieland's Feenmährchen und faßte mir nach dessen Beispiel ein Herz. Nun empfingen mich die höheren Hausbedienten, bis endlich der anständigste die Thüre eines großen Saals eröffnete, da sich denn ein Raum vor mir aufthat den ich eben so heiter aber auch so menschenleer fand als das Uebrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich, in einer Seitengalerie, etwa für vierzig Personen, prachtig, dem

Ganzen gemaß eine Tafel bereitet. Ein Weltgeiſtlicher trat herein; ohne mich zu fragen wer ich ſey, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und ſprach von den allgemeinſten Dingen.

Ein paar Flügelthüren thaten ſich auf, hinter einem altlichen Herrn der herein trat gleich wieder verſchloſſen. Der Geiſtliche ging auf ihn los, ich auch, wir begrüßten ihn mit wenigen, höflichen Worten, die er mit bellenden, ſtotternden Tönen erwiederte, ſo daß ich mir keine Sylbe des hottentottiſchen Dialekts enträthſeln konnte. Als er ſich ans Kamin geſtellt zog ſich der Geiſtliche zurück und ich mit ihm. Ein ſtattlicher Benedictiner trat herein, begleitet von einem jüngeren Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angebellt, worauf er ſich denn zu uns ans Fenſter zurückzog. Die Ordensgeiſtlichen, beſonders die eleganter gekleideten, haben in der Geſellſchaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entſagung, indem ſie ihnen zugleich entſchiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können ſie, ohne ſich wegzuwerfen, unterwürfig erſcheinen und dann, wenn ſie wieder ſtrack auf ihren Hüften ſtehen, kleidet ſie eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit ſogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu gute gehen ließe. So war dieſer Mann. Ich fragte nach Monte Caſſino, er lud mich dahin und verſprach mir die beſte Aufnahme. Indeſſen hatte ſich der Saal bevölkert: Officiere, Hofleute, Weltgeiſtliche, ja ſogar einige Capuziner waren gegenwärtig. Vergebens ſuchte ich nach einer Dame, und daran ſollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein paar Flügelthüren thaten ſich auf und ſchloſſen ſich. Eine alte Dame war herein getreten, wohl noch alter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart der Hausfrau die völlige Verſicherung daß ich in einem

ſich ab. — Gott, es iſt meine Frau! — Laut. Verzeihen Sie! Eilend ab.

Madame Sommer allein. Er erkennt mich! — Ich danke dir, Gott, daß du in dieſen Augenblicken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in dem geltenden Stande ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando kommt zurück.

Vor ſich. Sollte ſie mich kennen? — Laut. Ich bitte Sie, Madame, ich beſchwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schickſal erzählen; und wie ſollten Sie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſeyn, an einem Tage, da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wieder-

fremden Palaſt, unbekannt völlig den Bewohnern ſey. Schon wurden die Speiſen aufgetragen und ich hielt mich in der Nähe der geiſtlichen Herrn, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu ſchlüpfen, als auf einmal Filangieri mit ſeiner Gemahlin hereintrat, ſich entſchuldigend daß er verſpätet habe. Kurz darauf ſprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Beugungen, Kopfnicken an allen vorbei auf mich los. Es iſt recht ſchön daß Sie Wort halten! rief ſie, ſetzen Sie ſich bei Tafel zu mir, Sie ſollen die beſten Biſſen haben. Warten Sie nur! ich muß mir erſt den rechten Platz ausſuchen, dann ſetzen Sie ſich gleich an mich. So aufgefordert folgte ich den verſchiedenen Winkelzügen die ſie machte und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benedictiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. — Das Eſſen iſt durchaus gut, ſagte ſie, alles Faſtenſpeiſen, aber ausgeſucht, das Beſte will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen ſcheren. Die Kerls kann ich nicht ausſtehen; ſie hucken unſerm Hauſe tagtäglich etwas ab. Was wir haben, ſollten wir ſelbſt mit Freunden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben, der Benedictiner aß mit Anſtand. — Bitte ſich nicht zu geniren, Hochwürden, rief ſie aus, iſt etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen laſſen, die Herren ſind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt. — Der Pater verſetzte: Es ſey in ihrem fürſtlichen Hauſe alles ſo vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäſte als er eine vollkommenſte Zufriedenheit empfinden würden.

Von den Paſtetchen nahm ſich der Pater nur Eins, ſie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wiſſe er ja, verdaue ſich leicht genug. Der verſtändige Mann nahm noch ein Paſtetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den läſterlichen Scherz nicht vernommen.

Und so mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden ihre Bosheit auszulassen: denn als der Pater ein Stück anstach und es auf seinen Teller zog, rollte ein zweites nach. — Ein drittes, rief sie, Herr Pater, Sie scheinen einen guten Grund legen zu wollen! — Wenn so vortreffliche Materialien gegeben sind hat der Baumeister leicht arbeiten! versetzte der Pater. — Und so ging es immer fort, ohne daß sie eine andere Pause gemacht hatte, als mir gewissenhaft die besten Bissen zuzutheilen.

Ich sprach indessen mit meinem Nachbar von den ernstesten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unserm Freunde Georg Schlosser, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Diese ganze Zeit war den geistlichen Herren von dem Muthwillen meiner Nachbarin keine Ruhe gegönnt, besonders gaben ihr die zur Fastenzeit in Fleischgestalt verwandelten Fische unerschöpflichen Anlaß gott- und sittenlose Bemerkungen anzubringen, besonders aber auch die Fleischeslust hervorzuheben und zu billigen daß man sich wenigstens an der Form ergötze, wenn auch das Wesen verboten sey.

Ich habe mir noch mehr solcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag sich im Leben und aus einem schönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, schwarz auf weiß dagegen wollen sie mir selbst nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit das Eigene, daß sie in der Gegenwart erfreut weil sie in Erstaunen setzt, erzählt aber erscheint sie uns beleidigend und widerlich.

Das Dessert war aufgetragen und ich fürchtete nun gehe

es immer so fort; unerwartet aber wandte sich meine Nachbarin ganz beruhigt zu mir und sagte: den Syracuser sollen die Pfaffen in Ruhe verschlucken, es gelingt mir doch nicht einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Gespräch mit Filangieri! Der gute Mann! er macht sich viel zu schaffen. Schon oft habe ich ihm gesagt: wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns wieder neue Mühe geben um auszusinnen, wie wir auch die zunächst übertreten können, bei den alten haben wir es schon weg. Sehen Sie nur einmal wie schön Neapel ist, die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang. Sie that mir hierauf den Vorschlag ich solle nach Sorrent gehen, wo sie ein großes Gut habe, ihr Haushofmeister werde mich mit den besten Fischen und dem köstlichsten Milch-Kalbfleisch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmlische Aussicht sollten mich von aller Philosophie curiren, dann wollte sie selbst kommen und von den sammtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen lasse, solle keine Spur übrig bleiben, wir wollten zusammen ein recht lustiges Leben führen.

Neapel, den 13. März 1787.

Auch heute schreib ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch seh' ich weniger als ich sollte. Der Ort inspirirt Nachlässigkeit und gemächlich Leben, indessen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. — Es ist viel Unheil

in der Welt geſchehen, aber wenig das den Nachkommen ſo viel Freude gemacht hatte. Ich weiß nicht leicht etwas Intereſſanteres. Die Hauſer ſind klein und eng, aber alle inwendig aufs zierlichſte gemalt. Das Stadtthor merkwurdig, mit den Grabern gleich daran. Das Grab einer Prieſterin als Bank im Halbcirkel, mit ſteinerner Lehne, daran die Inſchrift mit großen Buchſtaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus ſieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des ſchönen Gedankens werth.

Wir fanden gute, muntere Neapolitaniſche Geſellſchaft daſelbſt. Die Menſchen ſind durchaus natürlich und leicht geſinnt. Wir aßen zu Torre dell' Annunziata, zunachſt des Meeres tafelnd. Der Tag war höchſt ſchön, die Ausſicht nach Caſtell a Mare und Sorrent nah und köſtlich. Die Geſellſchaft fuhlte ſich ſo recht an ihrem Wohnplatz, einige meinten, es müſſe ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben ſeyn. Mir iſt ſchon genug, daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.

Glücklicherweiſe iſt ein ſehr treuer Landſchaftsmaler hier, der das Gefuhl der freien und reichen Umgebung ſeinen Blattern mittheilt. Er hat ſchon einiges fur mich gearbeitet.

Die veſuvianiſchen Producte hab' ich auch nun gut ſtudirt; es wird doch alles anders wenn man es in Verbindung ſieht. Eigentlich ſollt' ich den Reſt meines Lebens auf Beobachtung wenden, ich würde manches auffinden was die menſchlichen Kenntniſſe vermehren dürfte. Herdern bitte zu melden, daß meine botaniſchen Aufklarungen weiter und weiter gehen; es iſt immer daſſelbe Princip, aber es gehörte ein Leben dazu um es durchzufuhren. Vielleicht bin ich noch im Stande die Hauptlinien zu ziehen.

Nun freu' ich mich auf das Muſeum von Portici. Man ſieht es ſonſt zuerſt, wir werden es zuletzt ſehen. Noch weiß ich nicht wie es weiter mit mir werden wird: alles will mich auf Oſtern nach Rom zurück haben. Ich will es ganz gehen laſſen. Angelica hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke iſt ſehr glücklich und ſie wird ihn trefflich ausführen. Den Moment da ſich Oreſt in der Nähe der Schweſter und des Freundes wiederfindet. Das was die drei Perſonen hinter einander ſprechen, hat ſie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Gebärden verwandelt. Man ſieht auch hieran wie zart ſie fühlt und wie ſie ſich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört. Und es iſt wirklich die Achſe des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier ſind mir die Menſchen alle gut, wenn ſie auch nichts mit mir anzufangen wiſſen; Tiſchbein dagegen befriedigt ſie beſſer, er malt ihnen Abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor, wobei und worüber ſie ſich wie Neuſeeländer bei Erblickung eines Kriegsſchiffes gebärden. Hievon ſogleich die luſtige Geſchichte:

Tiſchbein hat nämlich die große Gabe Götter- und Helden-Geſtalten in Lebensgröße und drüber mit der Feder zu umreißen. Er ſchraffirt wenig hinein und legt mit einem breiten Pinſel den Schatten tüchtig an, ſo daß der Kopf rund und erhaben daſteht. Die Beiwohnenden ſchauten mit Verwunderung, wie das ſo leicht ablief und freuten ſich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger auch ſo malen zu wollen; ſie faßten die Pinſel und — malten ſich Barte wechſelsweiſe und beſudelten ſich die Geſichter. Iſt darin nicht etwas Urſprüngliches der Menſchengattung? Und es war eine gebildete Geſellſchaft in dem Hauſe eines Mannes der ſelbſt recht wacker zeichnet und malt. Man macht ſich

von diesem Geschlecht keine Begriffe wenn man sie nicht gesehen hat.

Caserta, Mittwoch den 14. März 1787.

Bei Hackert in seiner höchst behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schlosse gegönnt ist. Das neue, freilich ein ungeheurer Palast, escurialartig, ins Viereck gebaut, mit mehrern Höfen; königlich genug. Die Lage außerordentlich schön auf der fruchtbarsten Ebene von der Welt, und doch erstrecken sich die Gartenanlagen bis ans Gebirge. Da führt nun ein Aquäduct einen ganzen Strom heran um Schloß und Gegend zu tränken, und die ganze Wassermasse kann, auf künstlich angelegte Felsen geworfen, zur herrlichsten Cascade gebildet werden. Die Gartenanlagen sind schön und gehören recht in eine Gegend welche ganz Garten ist.

Das Schloß, wahrhaft königlich, schien mir nicht genug belebt und unser einem können die ungeheuern leeren Raume nicht behaglich vorkommen. Der König mag ein ähnliches Gefühl haben, denn es ist im Gebirge für eine Anlage gesorgt, die enger an den Menschen sich anschließend zur Jagd- und Lebenslust geeignet ist.

Caserta, Donnerstag den 15. März 1787.

Hackert wohnt im alten Schlosse gar behaglich, es ist raumlich genug für ihn und Gaste. Immerfort beschäftigt mit Zeichnen oder Malen, bleibt er doch gesellig und weiß die Menschen an sich zu ziehen, indem er einen jeden zu seinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz gewonnen, indem er mit meiner Schwache Geduld hat, vor allen Dingen

auf Bestimmtheit der Zeichnung, sodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drei Tinten stehen, wenn er tuscht, immer bereit, und, indem er von hinten hervorarbeitet und eine nach der andern braucht, so entsteht ein Bild man weiß nicht woher es kommt. Wenn es nur so leicht auszuführen wäre als es aussieht. Er sagte zu mir mit seiner gewöhnlichen, bestimmten Aufrichtigkeit: Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen was Ihnen und andern Freude macht. — Ist das nicht ein Text über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte? Was sie mir fruchtet wollen wir erleben.

Von dem besondern Vertrauen womit ihn die Königin beehrt zeugt nicht allein daß er den Prinzessinnen praktischen Unterricht giebt, sondern vorzüglich, daß er über Kunst und was daran gränzt Abends öfters zu belehrender Unterhaltung gerufen wird. Er legt dabei Sulzer's Wörterbuch zum Grunde, woraus er, nach Belieben und Ueberzeugung einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte das billigen und dabei über mich selbst lächeln. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem Menschen der sich von innen aus auferbauen und einem, der auf die Welt wirken und sie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzer's Theorie war mir wegen ihrer falschen Grundmarime immer verhaßt und nun sah ich, daß dieses Werk noch viel mehr enthielt als die Leute brauchen. Die vielen Kenntnisse die hier mitgetheilt werden, die Denkart in welcher ein so wackrer Mann als Sulzer sich beruhigte, sollten die nicht für Weltleute hinreichend seyn?

Mehrere vergnügte und bedeutende Stunden brachten wir bei dem Restaurator Anders zu, welcher, von Rom

berufen, auch hier in dem alten Schloſſe wohnt und ſeine Arbeiten, für die ſich der König intereſſirt, emſig fortſetzt. Von ſeiner Gewandtheit alte Bilder wieder herzuſtellen, darf ich zu erzahlen nicht anfangen, weil man zugleich die ſchwere Aufgabe und die glückliche Löſung, womit ſich dieſe eigene Handwerkskunſt beſchaftigt, entwickeln müßte.

Caſerta, den 16. März 1787.

Die lieben Briefe vom 19. Februar kommen heute mir zur Hand und gleich ſoll ein Wort dagegen abgehen. Wie' gerne mag ich, an die Freunde denkend, zur Beſinnung kommen.

Neapel iſt ein Paradies, jedermann lebt in einer Art von trunkner Selbſtvergeſſenheit. Mir geht es eben ſo, ich erkenne mich kaum, ich ſcheine mir ein ganz anderer Menſch. Geſtern dacht' ich: entweder du warſt ſonſt toll, oder du biſt es jetzt.

Die Reſte des alten Capua und was ſich daran knüpft hab' ich nun von hier aus auch beſucht.

In dieſer Gegend lernt man erſt verſtehen was Vegetation iſt und warum man den Acker baut. Der Lein iſt ſchon nah am Bluhen und der Weizen anderthalb Spannen hoch. Um Caſerta das Land völlig eben, die Aecker ſo gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Pappeln beſetzt, an denen ſich die Rebe hinaufſchlingt, und, ungeachtet ſolcher Beſchattung trägt der Boden noch die vollkommenſte Frucht. Wenn nun erſt das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei ſchöner Sonne ſehr kalte Winde gehabt, das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß ſich's entſcheiden ob ich nach

Sicilien gehe. Noch nie bin ich so sonderbar in einem Entschluß hin und her gebogen worden. Heute kommt etwas das mir die Reise anrath, morgen ein Umstand der sie abrath. Es streiten sich zwei Geister um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht daß es die Freunde vernehmen! Ich merke wohl daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist, man war die erste Form so gewohnt, man kannte die Ausdrücke die man sich bei öfterm Hören und Lesen zugeeignet hatte; nun klingt das alles anders und ich sehe wohl, daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklaren, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste gethan hat.

Doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf' ich ihn ins Feuer, aber ich will bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deßhalb ist mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften so langsam geht. Und dann ist es doch wieder gut, sich in einiger Ferne vom Setzer bedroht zu sehen. Wunderlich genug, daß man zu der freisten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert.

Caserta, den 16. März 1787.

Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung nur mit genießenden Menschen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als englischer Gesandter hier lebt, hat nun, nach so

langer Kunſtliebhaberei, nach ſo langem Naturſtudium, den Gipfel aller Natur- und Kunſtfreunde in einem ſchönen Mädchen gefunden. Er hat ſie bei ſich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie iſt ſehr ſchön und wohlgebaut. Er hat ihr ein Griechiſch Gewand machen laſſen, das ſie trefflich kleidet, dazu löſ't ſie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechslung von Stellungen, Gebärden, Mienen ꝛc., daß man zuletzt wirklich meint man träume. Man ſchaut, was ſo viele tauſend Künſtler gerne geleiſtet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraſchender Abwechslung. Stehend, knieend, ſitzend, liegend, ernſt, traurig, neckiſch, ausſchweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängſtlich ꝛc., eins folgt aufs andere und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechſeln, und macht ſich hundert Arten von Kopfputz mit denſelben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele ſich dieſem Gegenſtand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle ſchönen Profile der Sicilianiſchen Münzen, ja den Belveder'ſchen Apoll ſelbſt. Soviel iſt gewiß, der Spaß iſt einzig! Wir haben ihn ſchon zwei Abende genoſſen. Heute früh malt ſie Tiſchbein.

Vom Perſonal des Hofs und den Verhältniſſen, was ich erfahren und combinirt, muß erſt geprüft und geordnet werden. Heute iſt der König auf die Wolfsjagd, man hofft wenigſtens fünfe zu erlegen.

Neapel, zum 17. März 1787.

Wenn ich Worte ſchreiben will, ſo ſtehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres,

gegeben haben! Nein, mein Herr! entlaſſen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erſpart' ich's Ihnen, und mir! Die Erinnerung der erſten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie ſind nicht immer unglücklich geweſen?

Madame Sommer. Sonſt würd' ich's jetzt in dem Grade nicht ſeyn. Nach einer Pauſe, mit erleichterter Bruſt. Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich feſſelte; eine große Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſeyn. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte, mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergingen die glücklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietbet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer in's Leben ſah', und

der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe das alles darzustellen.

Hier zu Lande begreift man erst, wie es dem Menschen einfallen konnte, das Feld zu bauen, hier wo der Acker alles bringt, und wo man drei bis fünf Ernten des Jahres hoffen kann. In den besten Jahren will man auf demselben Acker dreimal Mais gebaut haben.

Ich habe viel gesehen, und noch mehr gedacht: die Welt eröffnet sich mehr und mehr, auch alles was ich schon lange weiß wird mir erst eigen. Welch ein früh wissendes und spat übendes Geschöpf ist doch der Mensch!

Nur Schade daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mittheilen kann; zwar ist Tischbein mit mir, aber als Mensch und Künstler wird er von tausend Gedanken hin und her getrieben, von hundert Personen in Anspruch genommen. Seine Lage ist eigen und wunderbar, er kann nicht freien Theil an eines andern Existenz nehmen, weil er sein eignes Bestreben so eingeengt fühlt.

Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer sagte ist eingetroffen: daß ich so manche Phanomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erst in diesem Lande verstehen und entwickeln lerne. Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe viel zurück auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Ueber meine Sicilianische Reise halten die Götter noch die Wage in Handen; das Zunglein schlagt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund seyn den man mir so geheimnißvoll ankündigt? Daß ich ihn nur nicht über meiner Irr- und Zielfahrt versaume!

Die Fregatte von Palermo ist wieder zurück, heut über acht Tag geht sie abermals von hier ab; ob ich noch mitsegele, zur Charwoche nach Rom zurückkehre, weiß ich nicht. Noch nie bin ich so unentschieden gewesen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entscheiden.

Mit den Menschen geht mir es schon besser, man muß sie nur mit dem Kramergewicht, keineswegs mit der Goldwage wiegen, wie es, leider, sogar oft Freunde untereinander aus hypochondrischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen.

Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum daß sie neben einander hin und her laufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradiese hin und wieder, ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, hilft man sich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie sich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft, oder helfen möchte.

Zwischen einer so unzählbaren und rastlos bewegten Menge durchzugehen ist gar merkwürdig und heilsam. Wie alles durcheinander strömt und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet. In so großer Gesellschaft und Bewegung fühl' ich mich erst recht still und einsam; jemehr die Straßen toben desto ruhiger werd' ich.

Manchmal gedenke ich Rousseau's und seines hypochondrischen Jammers, und doch wird mir begreiflich, wie eine so schöne Organisation verschoben werden konnte. Fühlt' ich nicht solchen Antheil an den natürlichen Dingen und sah' ich nicht daß in der scheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen sich vergleichen und ordnen lassen, wie der Feldmesser mit einer durchgezogenen Linie viele einzelnen Messungen probirt, ich hielte mich oft selbst für toll.

Neapel, den 18. März 1787.

Nun durften wir nicht länger saumen Herculanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu sehen. Jene alte Stadt am Fuße des Vesuvs liegend, war vollkommen mit

Lava bedeckt, die ſich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, ſo daß die Gebäude jetzt ſechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte ſie indem man einen Brunnen grub und auf getafelte Marmorfußböden traf. Jammerſchade daß die Ausgrabung nicht durch Deutſche Bergleute recht planmäßig geſchehen; denn gewiß iſt bei einem zufällig räuberiſchen Nachwühlen manches edle Alterthum vergeudet worden. Man ſteigt ſechzig Stufen hinunter, in eine Gruft, wo man das ehmals unter freiem Himmel ſtehende Theater bei Fackelſchein anſtaunt und ſich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeſchafft worden.

In das Muſeum traten wir wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgend etwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur deſto beſſer Acht und verſetzten uns deſto lebhafter in die verſchwundene Zeit, wo alle dieſe Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umherſtanden. Jene kleinen Häuſer und Zimmer in Pompeji erſchienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich ſie mir von ſo viel würdigen Gegenſtänden vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade dieſe Gegenſtände nicht bloß als nothdürftig vorhanden, ſondern, durch bildende Kunſt aufs geiſtreichſte und anmuthigſte verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun konnte.

Man ſieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichſten Rande, näher beſchaut ſchlagt ſich dieſer Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreiſe als Handhabe und trägt das Gefäß auf das bequemſte. Die Lampen ſind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, ſo daß jede Flamme ein wirkliches Kunſtgebilde erleuchtet. Hohe, ſchlanke, eherne

Geſtelle ſind beſtimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen, mit allerlei geiſtreich gedachten Figuren behangt, welche die Abſicht zu gefallen und zu ergötzen, ſobald ſie ſchaukeln und baumeln ſogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer und haſchten, wie es der Moment erlaubte, Ergötzung und Belehrung weg, ſo gut es ſich ſchicken wollte.

Neapel, Montag den 19. März 1787.

In den letzten Tagen hat ſich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in dieſen vier Wochen Tiſchbein mir ſein treues Geleit durch Natur- und Kunſtgegenſtände förderlich geleiſtet und wir geſtern noch zuſammen in Portici geweſen, ergab ſich aus wechſelſeitiger Betrachtung, daß ſeine Kunſtzwecke ſowohl als diejenigen Geſchäfte, die er, eine künftige Anſtellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben pflichtig iſt, mit meinen Abſichten, Wünſchen, und Liebhabereien nicht zu verbinden ſeyen. Er ſchlug mir daher, immer für mich beſorgt, einen jungen Mann vor, als beſtändigen Geſellſchafter, den ich ſeit den erſten Tagen öfter ſah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es iſt Kniep der ſich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, ſodann ſich aber nach Neapel, in das eigentlichſte Element des Landſchafters begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geſchickten Zeichner preiſen, nur ſeiner Thätigkeit wollte man nicht gleiches Lob ertheilen. Ich habe ihn ſchon ziemlich kennen gelernt und möchte dieſen gerügten Mangel eher Unentſchloſſenheit nennen, die gewiß zu überwinden iſt, wenn wir eine Zeit lang beiſammen ſind. Ein glücklicher

Anfang beſtatigt mir dieſe Hoffnung, und wenn es mir nach geht, ſollen wir auf geraume Zeit gute Geſellen bleiben.

Neapel, zum 19. März 1787.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man ſieht die unnachahmlichſten Bilder.

Am Molo, einer Hauptlarmecke der Stadt, ſah ich geſtern einen Pulcinell, der ſich auf einem Brettergerüſte mit einem kleinen Affen ſtritt, drüber einen Balkon auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feil bot. Neben dem Affengerüſte ein Wunderdoctor, der ſeine Arcana gegen alle Uebel den bedrangten Glaubigen darbot; von Gerhard Dow gemalt, hatte ſolch' ein Bild verdient Zeitgenoſſen und Nachwelt zu ergötzen.

So war auch heute Feſt des heiligen Joſephs; er iſt der Patron aller Fritaruolen, d. h. Gebacknesmacher, verſteht ſich Gebacknes im gröbſten Sinne. Weil nun immerfort ſtarke Flammen unter ſchwarzem und ſiedendem Oel hervorſchlagen, ſo gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach; deßwegen hatten ſie geſtern Abend vor den Hauſern mit Gemalden zum beſten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, jüngſte Gerichte, glühten und flammten umher. Groſe Pfannen ſtanden vor der Thüre auf leicht gebauten Herden. Ein Geſell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ihn zu Kringlen und warf ſie in die ſiedende Fettigkeit. An der Pfanne ſtand ein dritter, mit einem kleinen Bratſpieße, er holte die Kringlen, wie ſie gar wurden, heraus, ſchob ſie einem vierten auf ein ander Spießchen der ſie den Umſtehenden anbot; die beiden letzten waren junge Burſche mit blonden und lockenreichen Perrucken, welches hier Engel bedeutet. Noch

einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beschäftigten, tranken selbst und schrieen die Waare zu loben; auch die Engel, die Köche, alle schrieen. Das Volk drangte sich herzu, denn alles Gebackene wird diesen Abend wohlfeiler gegeben und sogar ein Theil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; so geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres, nur die Mannichfaltigkeit von Kleidern die einem auf der Straße begegnet, die Menge Menschen in der einzigen Straße Toledo!

Und so giebt es noch manche originale Unterhaltung, wenn man mit dem Volke lebt; es ist so natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da ist z. B. der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo, Hanswurst aus Tyrol gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelassener, ruhiger, bis auf einen gewissen Grad gleichgültiger, beinahe fauler und doch humoristischer Knecht. Und so findet man überall Kellner und Hausknecht. Mit dem unsrigen macht' ich mir heute eine besondere Lust, und es war weiter nichts als daß ich ihn schickte Papier und Federn zu holen. Halber Mißverstand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmuthigste Scene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produciren könnte.

Neapel, Dienstag den 20. März 1787.

Die Kunde einer so eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unsichtbar nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum drittenmale den Vesuv zu besuchen. Kaum war ich am Fuße desselben aus meinem zweirädrigen, einspferdigen Fuhrwerk gesprungen, so zeigten sich schon jene beiden Führer,

die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen missen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir und wir gingen muthig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelschlundes aus dem Berge brach; sodann schritten wir an dessen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen sahen.

Man habe auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigenthümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen. Die Lava war schmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß war auffallend genug: denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Canal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Gluthstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen mich dem Punkte zu nähern wo sie aus dem

Berge bricht; dort ſollte ſie, wie mein Führer verſicherte, ſogleich Gewölb' und Dach über ſich her bilden, auf welchem er öfters geſtanden habe. Auch dieſes zu ſehen und zu erfahren ſtiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her bei zu kommen. Glücklicherweiſe fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tauſend Ritzen, und nun ſtanden wir wirklich auf der breiartiggewundenen, erſtarrten Decke, die ſich aber ſo weit vorwärts erſtreckte daß wir die Lava nicht konnten herausquellen ſehen.

Wir verſuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; ſonnenverfinſternd und erſtickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns dieſem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Ausſicht, Gaumen und Bruſt aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieſes mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulkaniſche Eſſen keinen Rauch aber eine glühende Luft fortwährend gewaltſam ausſtoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerkſamkeit. Ich ſah ſie durchaus mit einem tropfſteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Eſſen fanden ſich mehrere dieſer herabhängenden Dunſtproducte ziemlich zur Hand, ſo daß wir ſie mit unſern Staben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich ſchon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich entdeckt zu haben daß es vulkaniſcher Ruß ſey, abgeſetzt

aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß ware der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Neapel, den 22. März 1787.

Triebe mich nicht die Deutsche Sinnesart und das Verlangen mehr zu lernen und zu thun als zu genießen, so sollte ich in dieser Schule des leichten und lustigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren suchen. Es ist hier gar vergnüglich seyn, wenn man sich nur ein klein wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klimas kann nie genug gerühmt werden, aber darauf ist auch der Fremde fast allein angewiesen.

Freilich wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat, kann sich auch hier breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und genießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer die er sich in Englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebst, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angesicht Capri, rechts der Posilippo, naher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jesuitengebaude, weiterhin die Küste von Sorrent bis ans Cap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa schwerlich zum zweitenmale

Freud' und Leid ahndete, die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchützer, mir ſtatt meiner Eltern geworden wäre, die ich um ſeinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich ſah' den Mann! Ich ſah' ihn, auf den ich in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſeyn, daß ſich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundſchaft, und ach, wie ſchnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn ſein Haupt an meinem Buſen ruhte, wie ſchien er dir für die Stäte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hatteſt! Wie floh' er aus dem Wirbel der Geſchäfte und Zerſtreuungen wieder zu mir, und wie unterſtützt' ich mich in trüben Stunden an ſeiner Bruſt!

geben, wenigſtens nicht im Mittelpunkte einer großen bevölkerten Stadt.

Hamilton iſt ein Mann von allgemeinem Geſchmack, und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein ſchönes Weib, das Meiſterſtück des großen Künſtlers, gelangt.

Und nun nach allem dieſem und hundertfaltigen Genuß locken mich die Sirenen jenſeits des Meeres, und, wenn der Wind gut iſt, geh' ich mit dieſem Briefe zugleich ab, er nordwarts, ich ſüdwärts. Des Menſchen Sinn iſt unbandig, ich beſonders bedarf der Weite gar ſehr. Nicht ſowohl das Beharren als ein ſchnelles Auffaſſen muß jetzt mein Augenmerk ſeyn. Hab' ich einem Gegenſtande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, ſo kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltſamerweiſe erinnert mich ein Freund in dieſen Tagen an Wilhelm Meiſter und verlangt deſſen Fortſetzung; unter dieſem Himmel möchte ſie wohl nicht möglich ſeyn, vielleicht laßt ſich von dieſer Himmelsluft den letzten Büchern etwas mittheilen. Möge meine Exiſtenz ſich dazu genugſam entwickeln, der Stengel mehr in die Lange rucken und die Blumen reicher und ſchöner hervorbrechen. Gewiß, es ware beſſer ich kame gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.

Neapel, zum 22. März 1787.

Heute ſahen wir ein Bild von Correggio das verkaufslich iſt, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichſte Gepräg des Reizes unausgelöſcht mit ſich fuhrt. Es ſtellt eine Mutter Gottes vor, das Kind in dem Augenblicke, da es zwiſchen der Mutter Bruſt und einigen Birnen,

die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft iſt. Alſo eine Entwöhnung Chriſti. Mir ſcheint die Idee außerſt zart, die Compoſition bewegt, natürlich und glucklich, höchſt reizend ausgefuhrt. Es erinnert ſogleich an das Verlöbniß der heiligen Catharina und ſcheint mir unbezweifelt von Correggio's Hand.

Neapel, Freitag den 29. März 1787.

Nun hat ſich das Verhaltniß zu Kniep auf eine recht praktiſche Weiſe ausgebildet und befeſtigt. Wir waren zuſammen in Paſtum, woſelbſt er, ſo wie auf der Hin- und Herreiſe, mit Zeichnen ſich auf das thatigſte erwies. Die herrlichſten Umriſſe ſind gewonnen, ihn freut nun ſelbſt dieſes bewegte, arbeitſame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er ſich ſelbſt kaum zutraute. Hier gilt es reſolut ſeyn; aber gerade hier zeigt ſich ſeine genaue und reinliche Fertigkeit. Das Papier, worauf gezeichnet werden ſoll, mit einem rechtwinklichen Viereck zu umziehen verſaumt er niemals, die beſten Engliſchen Bleiſtifte zuſpitzen, und immer wieder zuſpitzen, iſt ihm faſt eine eben ſo große Luſt als zu zeichnen; dafür ſind aber auch ſeine Contoure was man wunſchen kann.

Nun haben wir folgendes verabredet. Von heute an leben und reiſen wir zuſammen, ohne daß er weiter für etwas ſorgt als zu zeichnen, wie dieſe Tage geſchehen. Alle Contoure gehören mein, damit aber nach unſerer Rückkehr daraus ein ferneres Wirken für ihn entſpringe, ſo fuhrt er eine Anzahl auszuwahlender Gegenſtande bis auf eine gewiſſe beſtimmte Summe für mich aus; da ſich denn indeſſen, bei ſeiner Geſchicklichkeit, bei der Bedeutſamkeit der zu erobernden

Aussichten und sonst wohl das Weitere ergeben wird. Diese Einrichtung macht mich ganz glücklich und jetzt erst kann ich von unserer Fahrt kurze Rechenschaft geben.

Auf dem zweirädrigen, leichten Fuhrwerk sitzend und wechselsweise die Zügel führend, einen gutmüthigen rohen Knaben hintenauf, rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit malerischem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebirgsschlucht, die man auf dem glattesten Fahrdamme durchrennend an den köstlichsten Wald- und Felspartien vorbei fliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt sich nicht enthalten, in der Gegend von Alla Cava, einen prächtigen Berg, welcher sich gerade vor uns scharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten so wie den Fuß dieser Höhe, reinlich und charakteristisch im Umriß aufs Papier zu befestigen. Wir freuten uns beide daran, als an dem Einstand unserer Verbindung.

Ein gleicher Umriß ward Abends aus den Fenstern von Salern genommen, welcher mich aller Beschreibung überheben wird, einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt gewesen an diesem Orte zu studiren, zur schönen Zeit der blühenden hohen Schule? Beim frühsten Morgen fuhren wir auf ungebahnten oft morastigen Wegen einem paar schön geformten Bergen zu, wir kamen durch Bach und Gewässer, wo wir den nilpferdischen Büffeln in die blutrothen wilden Augen sahen.

Das Land ward immer flacher und wüster, wenige Gebäude deuteten auf kärgliche Landwirthschaft. Endlich, ungewiß, ob wir durch Felsen oder Trümmer führen, konnten wir einige große länglichviereckige Massen, die wir in der Ferne schon bemerkt hatten, als überbliebene Tempel und Denkmale einer ehemals so prächtigen Stadt unterscheiden.

Kniep, welcher ſchon unterwegs die zwei maleriſchen Kalkgebirge umriſſen, ſuchte ſich ſchnell einen Standpunkt, von wo aus das Eigenthümliche dieſer völlig unmaleriſchen Gegend aufgefaßt und dargeſtellt werden könnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indeſſen in den Gebäuden herumführen; der erſte Eindruck konnte nur Erſtaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte ſich aus dem Ernſten in das Gefällige bilden, ſo bilden ſie den Menſchen mit, ja ſie erzeugen ihn ſo. Nun ſind unſere Augen und durch ſie unſer ganzes inneres Weſen an ſchlankere Baukunſt hinangetrieben und entſchieden beſtimmt, ſo daß uns dieſe ſtumpfen, kegelförmigen, enggedrangten Saulenmaſſen laſtig, ja furchtbar erſcheinen. Doch nahm ich mich bald zuſammen, erinnerte mich der Kunſtgeſchichte, gedachte der Zeit deren Geiſt ſolche Bauart gemaß fand, vergegenwartigte mir den ſtrengen Styl der Plaſtik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich [illegible]ſundet, ja ich pries den Genius daß er mich dieſe ſo wohl erhaltenen Reſte mit Augen ſehen ließ, da ſich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben laßt. Denn im architektoniſchen Aufriß erſcheinen ſie eleganter, in perſpectiviſcher Darſtellung plumper als ſie ſind, nur wenn man ſich um ſie her, durch ſie durch bewegt, theilt man ihnen das eigentliche Leben mit; man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeiſter beabſichtigte, ja hineinſchuf. Und ſo verbrachte ich den ganzen Tag, indeſſen Kniep nicht ſaumte uns die genauſten Umriſſe zuzueignen. Wie froh war ich von dieſer Seite ganz unbeſergt zu ſeyn und für die Erinnerung ſo ſichere Merkzeichen zu gewinnen. Leider war keine Gelegenheit, hier zu übernachten, wir kehrten nach Salern zurück, und den andern Morgen ging es zeitig nach

Neapel. Der Veſuv, von der Rückſeite geſehn, in der fruchtbarſten Gegend; Pappeln pyramidalkoloſſal an der Chauſſee im Vordergrunde. Dieß war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick that ſich vor uns auf. Neapel in ſeiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häuſern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inſeln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Geſang, vielmehr Luſtgeſchrei und Freudegeheul des hinten aufſtehenden Knaben, erſchreckte und ſtörte mich. Heftig fuhr ich ihn an, er hatte noch kein böſes Wort von uns gehört, er war der gutmüthigſte Junge.

Eine Weile rührte er ſich nicht, dann klopfte er mir ſachte auf die Schulter, ſtreckte ſeinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwiſchen uns durch und ſagte: Signor perdonate! questa è la mia patria! — Das heißt verdolmetſcht: Herr, verzeiht! Iſt das doch mein Vaterland! Und ſo war ich zum zweitenmale überraſcht. Mir armem Nordländer kam etwas thränenartiges in die Augen.

Neapel, den 25. März 1787.
Verkündigung Mariä.

Ob ich gleich empfand daß Kniep ſehr gern mit mir nach Sicilien gehe, ſo konnte ich doch bemerken, daß er ungern etwas zurückließ. Bei ſeiner Aufrichtigkeit blieb mir nicht lange verborgen, daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden ſey. Wie ſie zuſammen bekannt geworden, war artig genug zu hören; wie ſich das Mädchen bisher betragen, konnte für ſie einnehmen; nun ſollte ich ſie aber auch ſehen,

wie hübsch sie sey. Hiezu war Anstalt getroffen und zwar so, daß ich zugleich eine der schönsten Aussichten über Neapel genießen könnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauses, von wo man besonders den untern Theil der Stadt nach dem Molo zu, den Golf, die Küste von Sorrent vollkommen übersehen konnte; alles weiter rechts liegende verschob sich auf die sonderbarste Weise, wie man es, ohne auf diesem Punkte zu stehen, nicht leicht sehen wird. Neapel ist überall schön und herrlich.

Als wir nun die Gegend bewunderten, stieg, obgleich erwartet doch unversehens, ein gar artiges Köpfchen aus dem Boden hervor. Denn zu einem solchen Söller macht nur eine länglich viereckige Oeffnung im Estrich, welche mit einer Fallthüre zugedeckt werden kann, den Eingang. Und da nun das Engelchen völlig hervortrat fiel mir ein, daß ältere Künstler die Verkündigung Mariä also vorstellen, daß der Engel eine Treppe herauf kömmt. Dieser Engel aber war nun wirklich von gar schöner Gestalt, hübschem Gesichtchen und einem guten natürlichen Betragen. Es freute mich, unter dem herrlichen Himmel und im Angesichte der schönsten Gegend von der Welt, meinen neuen Freund so glücklich zu sehen. Er gestand mir, als sie sich wieder entfernt hatte, daß er eben deßhalb eine freiwillige Armuth bisher getragen, weil er dabei sich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Genügsamkeit schätzen lernen, nun sollten ihm auch seine bessern Aussichten und ein reichlicher Zustand vorzüglich deßhalb wünschenswerth seyn, damit er auch ihr bessere Tage bereiten könne.

Neapel, zum 25. März 1787.

Nach diesem angenehmen Abenteuer spazierte ich am Meere hin und war still und vergnüglich. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können.

Neapel, den 26. März 1787.

Morgen geht dieser Brief von hier zu Euch. Donnerstag den 29sten geh' ich mit der Corvette, die ich, des Seewesens unkundig, in meinem vorigen Briefe zum Rang einer Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel ob ich reisen oder bleiben sollte, machte einen Theil meines hiesigen Aufenthaltes unruhig; nun da ich entschlossen bin geht es besser. Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen ist keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach seiner eignen Art behandelt; ich war nichts weniger als fleißig, doch hab' ich viel gesehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, seinen Einwohnern und Zuständen gebildet. Bei der Wiederkehr soll manches nachgeholt werden; freilich nur manches, denn vor dem 29sten Juny muß ich wieder in Rom seyn. Hab' ich die heilige Woche versäumt, so will ich dort wenigstens den St. Peterstag feiern. Meine Sicilianische Reise darf mich nicht allzuweit von meiner ersten Absicht weglenken.

Vorgeſtern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Blitz und Regengüſſen; jetzt hat ſich's wieder ausgehellt, eine herrliche Tramontane weht herüber; bleibt ſie beſtandig ſo haben wir die ſchnellſte Fahrt.

Geſtern war ich mit meinem Gefahrten unſer Schiff zu beſehen und das Kämmerchen zu beſuchen das uns aufnehmen ſoll. Eine Seereiſe fehlte mir ganz in meinen Begriffen; dieſe kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küſtenumſchiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern. Der Capitän iſt ein junger, munterer Mann, das Schiff gar zierlich und nett, in Amerika gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun alles an grün zu werden, in Sicilien find' ich es noch weiter. Wenn Ihr dieſen Brief erhaltet bin ich auf der Rückreiſe und habe Trinakrien hinter mir. So iſt der Menſch: immer ſpringt er in Gedanken vor- und rückwarts; ich war noch nicht dort und bin ſchon wieder bei Euch. Doch an der Verworrenheit dieſes Briefes bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werd' ich unterbrochen und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende ſchreiben.

So eben beſuchte mich ein Marcheſe Berio, ein junger Mann der viel zu wiſſen ſcheint. Er wollte den Verfaſſer des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt iſt hier großer Drang und Luſt nach Bildung und Wiſſen. Sie ſind nur zu glücklich um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, ſo wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Dieſe vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt euch wohl! Reiſen lern' ich wohl auf dieſer Reiſe, ob ich leben lerne weiß ich nicht. Die Menſchen die es zu verſtehen ſcheinen, ſind in Art und Weſen zu ſehr von mir verſchieden, als daß ich auf dieſes Talent ſollte Anſpruch machen können.

Lebet wohl und liebt mich wie ich Eurer von Herzen gedenke.

Neapel, den 28. März 1787.

Dieſe Tage gehen mir nun ganzlich mit Einpacken und Abſchiednehmen, mit Beſorgen und Bezahlen, Nachholen und Vorbereiten, ſie gehen mir völlig verloren.

Der Fürſt von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abſchied, denn er ſprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten ſollte mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird. Zu keiner Sylbe weiter bin ich fähig.

Neapel, den 29. März 1787.

Seit einigen Tagen machte ſich das Wetter ungewiß, heute, am beſtimmten Tage der Abfahrt iſt es ſo ſchön als möglich. Die günſtigſte Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel unter dem man ſich in die weite Welt wünſcht. Nun ſag' ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein treues Lebewohl! Eure Liebe begleite mich, denn ich möchte ihrer wohl immer bedürfen. Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch als wenn ich mein Faſanenſchiff nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſeyn!

Sicilien.

Seefahrt, Donnerstag den 29. März 1787.

Nicht wie bei dem letzten Abgange des Packetboots wehte dießmal ein förderlicher frischer Nord-Ost, sondern leider von der Gegenseite ein lauer Süd-West, der allerhinderlichste; und so erfuhren wir denn wie der Seefahrer vom Eigensinne des Wetters und Windes abhangt. Ungeduldig verbrachten wir den Morgen bald am Ufer, bald im Kaffeehaus; endlich bestiegen wir zu Mittag das Schiff und genossen beim schönsten Wetter des herrlichsten Anblicks. Unfern vom Molo lag die Corvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunstreiche Atmosphare, daher die beschatteten Felsenwände von Sorrent vom schönsten Blau. Das beleuchtete, lebendige Neapel glanzte von allen Farben. Erst mit Sonnenuntergang bewegte sich das Schiff, jedoch nur langsam, von der Stelle, der Widerwind schob uns nach dem Posilippo und dessen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in Amerika gebaut, schnellsegelnd, inwendig mit artigen Kammerchen und einzelnen Lagerstatten eingerichtet. Die Gesellschaft anstandig munter: Operisten und Tänzer, nach Palermo verschrieben.

Fernando. Was konnte dieſe liebe Verbindung ſtören?

Madame Sommer. Nichts iſt bleibend — Ach er liebte mich ſo gewiß, als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte, als mich glücklich zu ſehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach die leichteſte Zeit des Lebens, die erſten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein Bißchen Unmuth, ein Bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es würklich Übel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüſte allein zu laſſen.

Fernando immer verwirrter. Und wie? Seine Geſinnungen, ſein Herz!

Madame Sommer. Können wir wiſſen, was in dem Buſen der Männer ſchlagt? — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach das alles ward — wie ſoll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht ſagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit ſeinen

Freitag den 30. März 1787.

Bei Tagesanbruch fanden wir uns zwiſchen Iſchia und Capri, ungefähr von letzterem eine Meile. Die Sonne ging hinter den Gebirgen von Capri und Capo Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umriſſe der Küſten und Inſeln und ihre verſchiedenen Anſichten; die langſame Fahrt kam ſeiner Bemühung zu ſtatten. Wir ſetzten mit ſchwachem und halbem Winde unſern Weg fort. Der Veſuv verlor ſich gegen vier Uhr aus unſern Augen, als Capo Minerva und Iſchia noch geſehen wurden. Auch dieſe verloren ſich gegen Abend. Die Sonne ging unter ins Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, alles purpurglänzende Lichter. Auch dieſes Phänomen zeichnete Kniep. Nun ward kein Land mehr zu ſehen, der Horizont ringsum ein Waſſerkreis, die Nacht hell und ſchöner Mondſchein.

Ich hatte doch dieſer herrlichen Anſichten nur Augenblicke genießen können, die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brod und rothem Wein, aller Speiſen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeſchloſſen von der äußern Welt ließ ich die innere walten und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwei erſten Acte des Taſſo, in poetiſcher Proſa geſchrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beiden Acte, in Abſicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren geſchrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich nach neueren Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Sonnabend den 31. März 1787.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um sieben Uhr erreichten wir ein Französisches Schiff, welches zwei Tage vor uns abgegangen war; um so viel besser segelten wir und doch sahen wir noch nicht das Ende unserer Fahrt. Einigen Trost gab uns die Insel Ustica, doch leider zur linken, da wir sie eben, wie auch Capri, hatten rechts lassen sollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an höher zu gehen und im Schiffe war fast alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage, das ganze Stück ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen vorüber ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der schelmische Kniep, auf dessen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brod brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des jungen tüchtigen Capitains, dessen Bedauern daß ich meine Portion nicht mitgenieße, zugleich schadenfroh gerühmt hätte. Eben so gab ihm der Uebergang von Scherz und Lust zu Mißbehagen und Krankheit und wie sich dieses bei einzelnen Gliedern der Gesellschaft gezeigt, reichen Stoff zu muthwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Capitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unsere Fahrt gerade auf die Insel Ustica gerichtet, hinter welcher wir, zu großer Freude, die Berge von Sicilien erblickten. Der Wind besserte sich, wir fuhren schneller auf Sicilien los, auch kamen uns noch einige Inseln zu Gesichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel versteckt. Den ganzen Abend ziemlich günstiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an sehr unruhig zu werden.

Sonntag den 1. April 1787.

Um drei Uhr Morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum ſetzte ich meine dramatiſchen Plane fort, indeſſen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden, das Schiff ſchwebte auf den hohen Fluthen. Gegen Anbruch des Tages legte ſich der Sturm, die Atmoſphäre klärte ſich auf. Nun lag die Inſel Uſtica völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite ſchwimmend, durch unſere Fernröhre, als ein lebendiger Punkt wohl zu erkennen. Gegen Mittag konnten wir die Küſte Siciliens mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich unterſcheiden, aber wir waren ſehr unter den Wind gekommen, wir lavirten an und ab. Gegen Nachmittag waren wir dem Ufer näher. Die weſtliche Küſte, vom Lilybaiſchen Vorgebirge bis Capo Gallo, ſahen wir ganz deutlich, bei heiterem Wetter und hell ſcheinender Sonne.

Eine Geſellſchaft von Delphinen begleitete das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils und ſchoſſen immer voraus. Es war luſtig anzuſehen wie ſie, bald von den klaren durchſcheinenden Wellen überdeckt, hinſchwammen, bald mit ihren Rückenſtacheln und Floßfedern, grün- und goldſpielenden Seiten ſich über dem Waſſer ſpringend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren fuhr der Capitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep verſäumte die ſchöne Gelegenheit nicht die mannichfaltigſten Anſichten ziemlich im Detail zu zeichnen. Mit Sonnenuntergang wendete der Capitän das Schiff wieder dem hohen Meer zu und fuhr nordoſtwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal aufs Verdeck, doch ließ ich meinen dichteriſchen Vorſatz nicht aus dem Sinne und ich war des ganzen Stücks ſo ziemlich Herr geworden.

Bei trublichem Himmel heller Mondschein, der Widerschein auf dem Meer unendlich schön. Die Maler, um der Wirkung willen, lassen uns oft glauben, der Widerschein der Himmelslichter im Wasser habe zunächst dem Beschauer die größte Breite wo er die größte Energie hat. Hier aber sah man am Horizont den Widerschein am breitesten, der sich, wie eine zugespitzte Pyramide, zunächst am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Capitan veränderte die Nacht noch einigemal das Manöuvre.

Montag, den 2. April 1787, früh 6 Uhr

fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieser Morgen erschien für mich höchst erfreulich. Der Plan meines Drama's war diese Tage daher, im Wallfischbauch, ziemlich gediehen. Ich befand mich wohl und konnte nun auf dem Verdeck die Küsten Siciliens mit Aufmerksamkeit betrachten. Kniep zeichnete emsig fort, und durch seine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem sehr schätzbaren Andenken dieses verspäteten Landens.

Palermo, Montag den 2. April 1787.

Endlich gelangten wir mit Noth und Anstrengung Nachmittags um drei Uhr in den Hafen, wo uns ein höchst erfreulicher Anblick entgegen trat. Völlig hergestellt wie ich war, empfand ich das größte Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemaß, die Sonne herüberscheinend. Die klaren Schattenseiten aller Gebäude sahen uns an, vom Widerschein erleuchtet. Monte Pelegrino rechts, seine zierlichen Formen im

vollkommenſten Lichte, links das weit hingeſtreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebſte Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Maſſen vegetabiliſcher Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wieder wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Anſtatt ungeduldig ans Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck bis man uns wegtrieb; wo hätten wir einen gleichen Standpunkt, einen ſo glücklichen Augenblick ſobald wieder hoffen können!

Durch die wunderbare, aus zwei ungeheuern Pfeilern beſtehende Pforte, die oben nicht geſchloſſen ſeyn darf damit der thurmhohe Wagen der heiligen Roſalia an dem berühmten Feſte durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und ſogleich links in einen großen Gaſthof. Der Wirth, ein alter behaglicher Mann, von jeher Fremde aller Nationen zu ſehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von deſſen Balcon wir das Meer und die Rhede, den Roſalienberg und das Ufer überſchauten, auch unſer Schiff erblickten und unſern erſten Standpunkt beurtheilen konnten. Ueber die Lage unſeres Zimmers höchſt vergnügt bemerkten wir kaum daß im Grunde deſſelben ein erhöhter Alkoven hinter Vorhängen verſteckt ſey, wo ſich das weitläuftigſte Bett ausbreitete, das, mit einem ſeidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten ſtattlichen Mobilien völlig übereinſtimmte. Ein ſolches Prunkgemach ſetzte uns gewiſſermaßen in Verlegenheit, wir verlangten herkömmlicherweiſe Bedingungen abzuſchließen. Der Alte ſagte dagegen: es bedürfe keiner Bedingung, er wünſche, daß es uns bei ihm wohl gefalle. Wir ſollten uns auch des Vorſaals bedienen, welcher kühl und luftig, durch mehrere Balcone luſtig, gleich an unſer Zimmer ſtieß.

Wir vergnügten uns an der unendlich mannichfaltigen Aussicht und suchten sie im einzelnen zeichnerisch und malerisch zu entwickeln, denn hier konnte man gränzenlos eine Ernte für den Künstler überschauen.

Der helle Mondschein lockte uns des Abends noch auf die Rhede und hielt nach der Rückkehr uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war sonderbar, Ruhe und Anmuth groß.

Palermo, Dienstag den 7. April 1787.

Unser erstes war die Stadt näher zu betrachten, die sehr leicht zu überschauen und schwer zu kennen ist, leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirg, sie durchschneidet und diese, ungefähr in der Mitte, von einer andern abermals durchschnitten wird: was auf diesen Linien liegt ist bequem zu finden; das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden und er entwirrt sich nur mit Hülfe eines Führers diesem Labyrinthe.

Gegen Abend schenkten wir unsere Aufmerksamkeit der Kutschenreihe der bekannten Fahrt vornehmerer Personen, welche sich, zur Stadt hinaus, auf die Rhede begaben um frische Luft zu schöpfen, sich zu unterhalten und allenfalls zu courtoisiren.

Zwei Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unaussprechlich. Die Lage von Palermo, gegen Norden, macht daß sich Stadt und Ufer sehr wunderſam gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Widerschein man niemals in den Wellen erblickt. Deßwegen wir auch heute an dem heitersten Tage das Meer dunkelblau, ernsthaft und zudringlich fanden, anstatt daß es bei Neapel,

von der Mittagsstunde an, immer heiterer, lustiger und ferner glänzt.

Kniep hatte mich schon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen lassen, um einen genauen Contour des Monte Pelegrino zu nehmen, des schönsten aller Vorgebirge der Welt.

Palermo, den 3. April 1787.

Hier noch einiges zusammenfassend, nachträglich und vertraulich:

Wir fuhren Donnerstag den 29sten März mit Sonnenuntergang von Neapel und landeten erst nach vier Tagen um drei Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium das ich beilege erzahlt überhaupt unsere Schicksale. Ich habe nie eine Reise so ruhig angetreten als diese, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beständigen Gegenwind sehr verlängerten Fahrt, selbst auf dem Bette im engen Kämmerchen wo ich mich die ersten Tage halten mußte weil mich die Seekrankheit stark angriff. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber, denn wenn irgend etwas für mich entscheidend war so ist es diese Reise.

Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhaltniß zur Welt. Als Landschaftszeichner hat mir diese große, simple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium ausweis't, auf dieser kurzen Fahrt mancherlei Abwechslungen und gleichsam die Schicksale der Seefahrer im Kleinen gehabt. Uebrigens ist die Sicherheit und Bequemlichkeit des Packetboots nicht genug zu loben. Der Capitän ist ein sehr braver und recht artiger Mann.

Die Geſellſchaft war ein ganzes Theater, antgeſittet, leidlich und angenehm. Mein Kunſtler den ich bei mir habe iſt ein munterer, treuer, guter Menſch, der mit der größten Accurateſſe zeichnet; er hat alle Inſeln und Kuſten wie ſie ſich zeigten umriſſen, es wird euch große Freude machen wenn ich alles mitbringe. Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechaniſche der Waſſerfarben-Malerei (Aquarell), die man in Italien jetzt ſehr hoch getrieben hat, aufgeſchrieben: verſteht ſich den Gebrauch gewiſſer Farben um gewiſſe Töne hervorzubringen, an denen man ſich, ohne das Geheimniß zu wiſſen, zu Tode miſchen würde. Ich hatte wohl in Rom manches davon erfahren, aber niemals im Zuſammenhange. Die Künſtler haben es in einem Lande ausſtudirt wie Italien, wie dieſes iſt. Mit keinen Worten iſt die dunſtige Klarheit auszudrücken die um die Kuſten ſchwebte als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es geſehen hat der hat es auf ſein ganzes Leben. Nun verſteh' ich erſt die Claude Lorrain und habe Hoffnung auch dereinſt in Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieſer glücklichen Wohnung hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche ſo rein daraus weggewaſchen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen ſehen was dieſe Königin der Inſeln thun kann.

Wie ſie uns empfangen hat habe ich keine Worte auszudrücken: mit friſchgrünenden Maulbeerbäumen, immer grünendem Oleander, Citronenhecken ꝛc. In einem öffentlichen Garten ſtehn weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft iſt mild, warm und wohlriechend, der Wind las

Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer; und diesen Genuß nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt! Verzeiht wenn ich mit einer stumpfen Feder aus einer Tusch-Muschel, aus der mein Gefährte die Umrisse nachzieht, dieses hinkritzle. Es kommt doch wie ein Lispeln zu Euch hinüber, indeß ich allen die mich lieben ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird sag' ich nicht, wann Ihr es erhaltet kann ich auch nicht sagen.

Palermo, Dienstag den 3. April 1787.

Dieses Blatt sollte nun, meine Geliebten, Euch des schönsten Genusses in sofern es möglich wäre theilhaft machen; es sollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Wassermasse umfassenden Bucht überliefern. Von Osten herauf, wo ein flacheres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen schroffen, wohlgebildeten, waldbewachsenen Felsen hin bis an die Fischerwohnungen der Vorstädte herauf, dann an der Stadt selbst her, deren äußere Häuser alle nach dem Hafen schauen, wie unsere Wohnung auch, bis zu dem Thore durch welches wir hereinkamen.

Dann geht es westwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen an den Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt sich nun, sämmtliche Fahrzeuge zu schützen, in Westen der Monte Pellegrino in seinen schönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Thal, das sich bis zum jenseitigen Meer erstreckt, zwischen sich und dem eigentlichen festen Land gelassen.

Kniep zeichnete, ich schematisirte, beide mit großem

Genuß und nun da wir fröhlich nach Hause kommen fühlen wir beide weder Kräfte noch Muth zu wiederholen und auszuführen. Unsere Entwürfe müssen also für künftige Zeiten liegen bleiben, und dieses Blatt giebt Euch bloß ein Zeugniß unseres Unvermögens diese Gegenstände genugsam zu fassen, oder vielmehr unserer Anmaßung, sie in so kurzer Zeit erobern und beherrschen zu wollen.

Palermo, Mittwoch den 2. April 1787.

Nachmittags besuchten wir das fruchtreiche und angenehme Thal, welches die südlichen Berge herab an Palermo vorbeizieht, durchschlangelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein malerisches Auge und eine geschickte Hand gefordert wenn ein Bild soll gefunden werden, und doch erhaschte Kniep einen Standpunkt, da wo das gestemmte Wasser von einem halbzerstörten Wehr herunterfließt, beschattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter, das Thal hinaufwärts, die freie Aussicht und einige landwirthschaftliche Gebäude.

Die schönste Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der ungeschickte Führer durch seine Gelehrsamkeit verkümmerte, umständlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert und was für ungeheure Kriegsthaten an dieser Stelle geschehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster. Es sey schlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft

Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Nahmen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde! in dem Augenblick, da ich die Früchte der geopferten Blüthe einzuärnten gedachte — verlassen! — verlassen! — Alle Stützen des menschlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachsendes Vermögen, Aussicht über eine zahlreiche, wohlversorgte Nachkommenschaft, alles stürzte vor mir zusammen, und ich — das überbliebene unglückliche Pfand unsrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz sank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlassenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

nicht mit ſolchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufſchrecken.

Er verwunderte ſich ſehr, daß ich das claſſiſche Andenken an ſo einer Stelle verſchmähte und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer ſolchen Vermiſchung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe ſey.

Noch wunderlicher erſchien ich dieſem Begleiter, als ich auf allen ſeichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen ſuchte und die verſchiedenen Arten derſelben mit mir forttrug. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man ſich von einer gebirgigen Gegend nicht ſchneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Geſteinarten unterſucht die in den Bächen herabgeſchoben werden, und daß hier auch die Aufgabe ſey, durch Trümmer ſich eine Vorſtellung von jenen ewig claſſiſchen Höhen des Erdalterthums zu verſchaffen.

Auch war meine Ausbeute aus dieſem Fluſſe reich genug, ich brachte beinahe vierzig Stücke zuſammen, welche ſich freilich in wenige Rubriken unterordnen ließen. Das meiſte war eine Gebirgsart, die man bald für Jaſpis oder Hornſtein, bald für Thonſchiefer anſprechen konnte. Ich fand ſie theils in abgerundeten, theils unförmigen Geſchieben, theils rhombiſch geſtaltet, von vielerlei Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaſpis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geſchieben von Muſchelkalk.

Die Pferde füttern ſie mit Gerſte, Hackerling und Kleien; im Frühjahr geben ſie ihnen geſchoßte grüne Gerſte, um ſie zu erfriſchen, per rinfrescar, wie ſie es nennen. Da ſie keine Wieſen haben fehlt es an Heu. Auf den Bergen giebt es einige Weide, auch auf den Aeckern, da ein Drittel als Brache liegen bleibt. Sie halten wenig Schafe, deren Race aus der Barbarei kommt, überhaupt auch mehr Maulthiere als Pferde, weil jenen die hitzige Nahrung beſſer bekommt als dieſen.

Die Plaine worauf Palermo liegt, ſo wie außer der Stadt die Gegend Ai Colli, auch ein Theil der Baggaria, hat im Grunde Muſchelkalk, woraus die Stadt gebaut iſt, daher man denn auch große Steinbrüche in dieſen Lagen findet. In der Nähe von Monte Pellegrino ſind ſie an einer Stelle über funfzig Fuß tief. Die untern Lager ſind weißer von Farbe. Man findet darin viel verſteinte Corallen und Schalthiere, vorzüglich große Pilgermuſcheln. Das obere Lager iſt mit rothem Thon gemiſcht und enthält wenig oder gar keine Muſcheln. Ganz obenauf liegt rother Thon, deſſen Lage jedoch nicht ſtark iſt.

Der Monte Pellegrino hebt ſich aus allem dieſem hervor; er iſt ein alterer Kalk, hat viele Löcher und Spaltungen, welche, genau betrachtet, obgleich ſehr unregelmäßig, ſich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Geſtein iſt feſt und klingend.

Palermo, Donnerſtag den 5. April 1787.

Wir gingen die Stadt im Beſondern durch. Die Bauart gleicht meiſtens der von Neapel, doch ſtehen öffentliche

Monumente, z. B. Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geſchmack. Hier iſt nicht, wie in Rom, ein Kunſtgeiſt welcher die Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Geſtalt und Daſeyn. Ein von dem ganzen Inſelvolke angeſtaunter Brunnen exiſtirte ſchwerlich, wenn es in Sicilien nicht ſchönen, bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Thiergeſtalten, damals Gunſt gehabt hätte. Es wird ſchwer halten dieſen Brunnen zu beſchreiben. Auf einem mäßigen Platze ſteht ein rundes, architektoniſches Werk, nicht gar ſtockhoch, Sockel, Mauer und Geſims von farbigem Marmor; in die Mauer ſind, in einer Flucht, mehrere Niſchen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Arten Thierköpfe auf geſtreckten Hälſen herausſchauen: Pferd, Löwe, Kameel, Elephant wechſeln mit einander ab, und man erwartete kaum hinter dem Kreiſe dieſer Menagerie einen Brunnen, zu welchem, von vier Seiten, durch gelaſſene Lücken, marmorne Stufen hinaufführen, um das reichlich geſpendete Waſſer ſchöpfen zu laſſen.

Etwas ähnliches iſt es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jeſuiten noch überboten ward, aber nicht aus Grundſatz und Abſicht, ſondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren- oder Laubſchnitzer, Vergolder, Lackirer und Marmorirer gerade das was er vermochte ohne Geſchmack und Leitung an gewiſſen Stellen anbringen wollte.

Dabei findet man eine Fähigkeit natürliche Dinge nachzuahmen, wie denn z. B. jene Thierköpfe gut genug gearbeitet ſind. Dadurch wird freilich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunſtfreude nur darin beſteht, daß ſie das Nachgebildete mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntſchaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne

eintrat, um verſchiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden ſtand, die Waare zu beſehen, erhob ſich ein geringer Luftſtoß, welcher, langs der Straße herwirbelnd, einen unendlichen erregten Staub in alle Buden und Fenſter ſogleich vertheilte. Bei allen Heiligen! ſagt mir, rief ich aus, woher kommt die Unreinlichkeit eurer Stadt und iſt derſelben denn nicht abzuhelfen? Dieſe Straße wetteifert, an Länge und Schönheit, mit dem Corſo zu Rom. An beiden Seiten Schrittſteine, die jeder Laden- und Werkſtattbeſitzer mit unabläſſigem Kehren reinlich hält, indem er alles in die Mitte hinunter ſchiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und euch mit jedem Windshauch den Unrath zurückſendet den ihr der Hauptſtraße zugewieſen habt. In Neapel tragen geſchäftige Eſel jeden Tag das Kehricht nach Garten und Feldern, ſollte denn bei euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung entſtehen oder getroffen werden?

Es iſt bei uns nun einmal wie es iſt, verſetzte der Mann; was wir aus dem Hauſe werfen verſault gleich vor der Thüre über einander. Ihr ſeht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrath, das trocknet zuſammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber ſeht, unſere ſchönen, geſchäftigen, niedlichen Beſen vermehren, zuletzt abgeſtumpft, nur den Unrath vor unſern Häuſern.

Und, luſtig genommen, war es wirklich an dem. Sie haben niedliche Beſchen von Zwergpalmen, die man, mit weniger Abänderung, zum Fächerdienſt eignen könnte, ſie ſchleifen ſich leicht ab und die ſtumpfen liegen zu Tauſenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anſtalt zu treffen ſey, erwiederte er: die Rede gehe im Volke, daß gerade die, welche für Reinlichkeit zu ſorgen

hätten, wegen ihres großen Einflusses nicht genöthigt werden könnten die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei sey noch der wunderliche Umstand, daß man fürchte, nach weggeschafftem misthaftem Gesträhde werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sey, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Casse zu Tage kommen würde. Das alles aber sey, setzte er mit possierlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Uebelgesinnten, er aber von der Meinung derjenigen, welche behaupten: der Adel erhalte seinen Carossen diese weiche Unterlage, damit sie des Abends ihre herkömmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen könnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, bescherzte er noch mehrere Polizeimißbräuche, mir zu tröstlichem Beweis, daß der Mensch noch immer Humor genug hat sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

Palermo, den 6. April 1787.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt geworden, daß es den Freunden gewiß angenehm seyn muß, etwas von dem Orte und der Stelle, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine vollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der früheren Epoche. Die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wachs't auf ihnen,

kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen und stellte ihr zu Ehren glanzende Feierlichkeiten an.

Die Andachtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwischen zwei Klippen hinaufsteigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man einer steilen Felswand nah gegenüber steht, an welcher die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarste überrascht indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefaße mit

Weihwaſſer und einige Beichtſtühle. Das Schiff der Kirche iſt ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felſen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeſchloſſen wird. Er iſt mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwaſſer ablaufen kann; ein kleiner Brunnen ſteht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle ſelbſt iſt zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Geſtalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf: gleich ſteht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen, auf beiden Seiten die Chorſtühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, ſteht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ſchon geſagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felſen immer von Waſſer träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieſes durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felſen hergeführt und verſchiedentlich mit einander verbunden hat. Da ſie oben breit ſind und unten ſpitz zulaufen, auch mit einer ſchmutzig grünen Farbe angeſtrichen ſind, ſo ſieht es faſt aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Cactusarten bewachſen wäre. Das Waſſer wird, theils ſeitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen ſchöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich dieſe Gegenſtände genau betrachtete, trat ein Geiſtlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueſer ſey und einige Meſſen wollte leſen laſſen? Ich verſetzte ihm darauf: ich ſey mit einem Genueſer nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einem Feſttage herauf ſteigen würde. Da immer einer von uns zu Hauſe bleiben

müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf: ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum und verließ mich.

Ich sah durch die Oeffnungen eines großen aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Messingdraht vorgezogen, so daß man nur wie durch einen Flor den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte. — Ein schönes Frauenzimmer erblickt' ich bei dem Schein einiger stillen Lampen.

Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihr Gewand ist aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Styl, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt sie müßte Athem holen und sich bewegen.

Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdessen waren die Geistlichen in die Höhle gekommen, hatten sich auf ihre Stühle gesetzt und sangen die Vesper.

Ich setzte mich auf eine Bank gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich

überließ mich ganz der reizenden Illusion der Gestalt und des Ortes.

Der Gesang der Geistlichen verklang nun in der Höhle, das Wasser rieselte in sein Behältniß gleich neben dem Altare zusammen, die überhängenden Felsen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, schlossen die Scene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbenen Wüste, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholischen, besonders Sicilianischen Gottesdienstes, hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend, — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Palermo, Sonnabend den 7. April 1787.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, brachte ich im Stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Alterthum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse, Citronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange, hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachsthum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in

welchen Gold- und Silberfiſche ſich gar lieblich bewegen, bald ſich unter bemoos'te Röhren verbergen, bald wieder ſchaarenweis, durch einen Biſſen Brod gelockt, ſich verſammeln. An den Pflanzen erſcheint durchaus ein Grün das wir nicht gewohnt ſind, bald gelblicher bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wunderſamſte Anmuth verlieh, war ein ſtarker Duft der ſich über alles gleichförmig verbreitete, mit ſo merklicher Wirkung, daß die Gegenſtände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, ſich entſchiedener hellblau von einander abſetzten, ſo daß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigſtens ſehr überblaut ſie ſich dem Auge darſtellten.

Welche wunderſame Anſicht ein ſolcher Duft entfernteren Gegenſtänden, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, iſt für ein maleriſches Auge merkwürdig genug, indem die Diſtanzen genau zu unterſcheiden, ja zu meſſen ſind; deßwegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchſt reizend ward. Man ſah keine Natur mehr ſondern nur Bilder, wie ſie der künſtlichſte Maler durch Laſiren auseinander geſtuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die ſchwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anſtreben an die Buchtkrümmungen, ſelbſt der eigene Geruch des dünſtenden Meeres, das alles rief mir die Inſel der ſeligen Phäaken in die Sinne ſo wie ins Gedächtniß. Ich eilte ſogleich einen Homer zu kaufen, jenen Geſang mit großer Erbauung zu leſen und eine Ueberſetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente bei einem guten Glaſe Wein von ſeinen ſtrengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Madame Sommer mit zurückgehaltener Wehmuth. Er iſt's nicht! — Ich bedaure den Mann, der ſich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame.

Madame Sommer gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen. Nein, gewiß! Ich ſeh' ihn als einen Gefangenen an. Sie ſagen ja auch immer, es ſey ſo. Er wird aus ſeiner Welt in die unſere herüber gezogen, mit der er im Grund' nichts gemein hat. Er betrügt ſich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts ſeyn, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn ſorgſam zu ſeyn, die dem Wohl ihres Hauſes, ihres Kindes, all ihre Tage widmete, und freylich ſich mit ſo vie Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüſte ward, daß ſie keine unterhaltend Geſellſchafterinn war, daß er mit der Lebhaftig keit ſeines Geiſtes meinen Umgang nothwendig ſchaal finden mußte. Er iſt nicht ſchuldig!

Palermo, den 8. April 1787.
Oſterſonntag.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferſtehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kaſtenweis vor den Kirchthüren losgebrannt, indeſſen die Gläubigen ſich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelſchall, Chorgeſang der Proceſſionen und der ihnen entgegnenden geiſtlichen Chöre konnten wirklich das Ohr derjenigen verwirren, die an eine ſo lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Meſſe war kaum geendigt, als zwei wohlgeputzte Laufer des Vicekönigs unſern Gaſthof beſuchten, in der doppelten Abſicht, einmal den ſämmtlichen Fremden zum Feſte zu gratuliren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich ſodann zur Tafel zu laden, weßhalb meine Gabe etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht die verſchiedenen Kirchen zu beſuchen und die Volksgeſichter und Geſtalten zu betrachten, fuhr ich zum Palaſt des Vicekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen fand ich die großen Säle noch leer, nur ein kleiner, munterer Mann ging auf mich zu, den ich ſogleich für einen Maltheſer erkannte.

Als er vernahm daß ich ein Deutſcher ſey, fragte er: ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wiſſe, er habe daſelbſt einige Zeit ſehr angenehm zugebracht. Auf ſeine Erkundigungen nach der von Dacheröden'ſchen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg, konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er ſehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem Antheil erkundigte er

ſich nach Weimar. Wie ſteht es denn, ſagte er, mit dem Manne, der zu meiner Zeit jung und lebhaft, daſelbſt Regen und ſchönes Wetter machte? Ich habe ſeinen Namen vergeſſen, genug aber, es iſt der Verfaſſer des Werthers.

Nach einer kleinen Pauſe, als wenn ich mich bedächte, erwiederte ich: die Perſon, nach der ihr euch erkundigt, bin ich ſelbſt! — Mit dem ſichtbarſten Zeichen des Erſtaunens fuhr er zurück und rief aus: da muß ſich viel verändert haben! O ja! verſetzte ich, zwiſchen Weimar und Palermo hab' ich manche Veränderung gehabt.

In dem Augenblick trat mit ſeinem Gefolge der Vicekönig herein und betrug ſich mit anſtändiger Freimüthigkeit, wie es einem ſolchen Herrn geziemt. Er enthielt ſich jedoch nicht des Lachelns über den Maltheſer, welcher ſeine Verwunderung mich hier zu ſehen auszudrücken fortfuhr. Bei Tafel ſprach der Vicekönig, neben dem ich ſaß, über die Abſicht meiner Reiſe und verſicherte, daß er Befehl geben wolle mich in Palermo alles ſehen zu laſſen und mich auf meinem Wege durch Sicilien auf alle Weiſe zu fördern.

Palerme, Montag den 9. April 1787.

Heute den ganzen Tag beſchaftigte uns der Unſinn des Prinzen Pallagonia, und auch dieſe Thorheiten waren ganz etwas anders als wir uns leſend und hörend vorgeſtellt. Denn bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und ſo macht er es ſchon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt welches für etwas gehalten ſeyn will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken: daß weder das

Abgeſchmackteſte noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus Einem Menſchen, aus Einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr beiden mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Vorfahren der Pallagoniſchen Raſerei, nur daß dieſe hier, auf eignem Grund und Boden, in der größten Freiheit und Breite ſich hervorthut. Ich will den Verlauf des Entſtehens zu entwickeln ſuchen.

Wenn ein Luſtſchloß in dieſen Gegenden mehr oder weniger in der Mitte des ganzen Beſitzthums liegt und man alſo, um zu der herrſchaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirthſchaftliche Nützlichkeiten zu fahren hat, erweiſen ſie ſich haushaltiſcher als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Parkanlage verwenden, um mit unfruchtbarem Geſträuche dem Auge zu ſchmeicheln. Dieſe Südländer hingegen führen zwei Mauern auf, zwiſchen welchen man zum Schloß gelangt, ohne daß man gewahr werde was rechts oder links vorgeht. Dieſer Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wohl auch mit einer gewölbten Halle und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwiſchen dieſen Mauern nicht ganz unbefriedigt ſey, ſo ſind ſie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Poſtamenten verziert, worauf allenfalls hie und da eine Vaſe ſteht. Die Flächen ſind abgetüncht, in Felder getheilt und angeſtrichen. Der Schloßhof macht ein Rund von einſtöckigen Häuſern, wo Geſinde und Arbeitsleute wohnen; das viereckte Schloß ſteigt über alles empor.

Dieß iſt die Art der Anlage wie ſie herkömmlich gegeben iſt, wie ſie auch ſchon früher mag beſtanden haben, bis der

Vater des Prinzen das Schloß baute, zwar auch nicht in dem beſten aber doch erträglichem Geſchmack. Der jetzige Beſitzer aber, ohne jene allgemeinen Grundzüge zu verlaſſen, erlaubt ſeiner Luſt und Leidenſchaft zu mißgeſtaltetem, abgeſchmacktem Gebilde den freiſten Lauf, und man erzeigt ihm viel zu viel Ehre, wenn man ihm nur einen Funken Einbildungskraft zuſchreibt.

Wir treten alſo in die große Halle, welche mit der Gränze des Beſitzthums ſelbſt anfängt, und finden ein Achteck, ſehr hoch zur Breite. Vier ungeheure Rieſen, mit modernen, zugeknöpften Gamaſchen, tragen das Geſims, auf welchem, dem Eingang gerade gegenüber, die heilige Dreieinigkeit ſchwebt.

Der Weg nach dem Schloſſe zu iſt breiter als gewöhnlich, die Mauer in einen fortlaufenden hohen Sockel verwandelt, auf welchem ausgezeichnete Baſamente ſeltſame Gruppen in die Höhe tragen, indeſſen in dem Raum von einer zur andern mehrere Vaſen aufgeſtellt ſind. Das Widerliche dieſer von den gemeinſten Steinhauern gepfuſchten Mißbildungen wird noch dadurch vermehrt, daß ſie aus dem loſeſten Muſcheltuff gearbeitet ſind; doch würde ein beſſeres Material den Unwerth der Form nur deſto mehr in die Augen ſetzen. Ich ſagte vorhin Gruppen und bediente mich eines falſchen an dieſer Stelle uneigentlichen Ausdrucks: denn dieſe Zuſammenſtellungen ſind durch keine Art von Reflexion oder auch nur Willkür entſtanden, ſie ſind vielmehr zuſammengewürfelt. Jedesmal drei bilden den Schmuck eines ſolchen viereckten Poſtaments, indem ihre Vaſen ſo eingerichtet ſind, daß ſie zuſammen in verſchiedenen Stellungen den viereckigen Raum ausfüllen. Die vorzüglichſte beſteht gewöhnlich aus zwei Figuren, und ihre Vaſe nimmt den größten

vordern Theil des Piedeſtals ein; dieſe ſind meiſtentheils Ungeheuer von thieriſcher und menſchlicher Geſtalt. Um nun den hintern Raum der Piedeſtalfläche auszufüllen, bedarf es noch zweier Stücke; das von mittlerer Größe ſtellt gewöhnlich einen Schäfer oder eine Schäferin, einen Cavalier oder eine Dame, einen tanzenden Affen oder Hund vor. Nun bleibt auf dem Piedeſtal noch eine Lücke: dieſe wird meiſtens durch einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieſes Geſchlecht bei geiſtloſen Scherzen eine große Rolle ſpielt.

Daß wir aber die Elemente der Tollheit des Prinzen Pallagonia vollſtändig überliefern, geben wir nachſtehendes Verzeichniß. Menſchen: Bettler, Bettlerinnen, Spanier, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckelige, alle Arten Verwachſene, Zwerge, Muſikanten, Pulcinelle, anticoſtümirte Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzöſiſch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaſchen und Gamaſchen, Mythologie mit frazzenhaften Zuthaten: Achill und Chiron mit Pulcinell. Thiere: nur Theile derſelben, Pferd mit Menſchenhanden, Pferdekopf auf Menſchenkörper, entſtellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pfoten an Figuren aller Art. Verdoppelungen, Verwechslungen der Köpfe. Vaſen: alle Arten von Monſtern und Schnörkeln, die unterwarts zu Vaſenbauchen und Unterſatzen endigen.

Denke man ſich nun dergleichen Figuren ſchockweiſe verfertigt und ganz ohne Sinn und Verſtand entſprungen, auch ohne Wahl und Abſicht zuſammengeſtellt, denke man ſich dieſen Sockel, dieſe Piedeſtale und Unformen in einer unabſehbaren Reihe, ſo wird man das unangenehme Gefühl mit empfinden, das einen jeden überfallen muß, wenn er durch dieſe Spitzruthen des Wahnſinns durchgejagt wird.

Wir nähern uns dem Schloſſe und werden durch die

Arme eines halbrunden Vorhofs empfangen; die entgegenſtehende Hauptmauer, wodurch das Thor geht, iſt burgartig angelegt. Hier finden wir eine Aegyptiſche Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Waſſer, ein Monument, zerſtreut umherliegende Vaſen, Statuen vorſätzlich auf die Naſe gelegt. Wir treten in den Schloßhof und finden das herkömmliche, mit kleinen Gebäuden umgebene Rund in kleineren Halbcirkeln ausgebogt, damit es ja an Mannichfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden iſt großentheils mit Gras bewachſen. Hier ſtehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, ſeltſam geſchnörkelte Marmorvaſen vom Vater her, Zwerge und ſonſtige Ungeſtalten aus der neuern Epoche zufallig durch einander, ohne daß ſie bis jetzt einen Platz finden können; ſogar tritt man vor eine Laube, vollgepfropft von alten Vaſen und anderem geſchnörkeltem Geſtein.

Das Widerſinnige einer ſolchen geſchmackloſen Denkart zeigt ſich aber im höchſten Grade darin, daß die Geſimſe der kleinen Hauſer durchaus ſchief nach einer oder der andern Seite hinhangen, ſo daß das Gefühl der Waſſerwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menſchen macht und der Grund aller Eurythmie iſt, in uns zerriſſen und gequalt wird. Und ſo ſind denn auch dieſe Dachreihen mit Hydern und kleinen Büſten, mit muſicirenden Affenchören und ähnlichem Wahnſinn verbrämt. Drachen mit Göttern abwechſelnd, ein Atlas, der ſtatt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man ſich aber aus allem dieſem in das Schloß zu retten, welches, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Anſehn hat, ſo findet man nicht weit vor der Pforte den lorbeerbekränzten Kopf eines römiſchen Kaiſers auf einer Zwerggeſtalt, die auf einem Delphin ſitzt.

Im Schloſſe ſelbſt nun, deſſen Aeußeres ein leidliches Innere erwarten läßt, fängt das Fieber des Prinzen ſchon wieder zu raſen an. Die Stuhlfüße ſind ungleich abgeſägt, ſo daß niemand Platz nehmen kann und vor den ſitzbaren Stühlen warnt der Caſtellan, weil ſie unter ihren Sammetpolſtern Stacheln verbergen. Candelaber von Chineſiſchem Porcellan ſtehen in den Ecken, welche, näher betrachtet, aus einzelnen Schalen, Ober- und Untertaſſen u. d. g. zuſammen gekittet ſind. Kein Winkel wo nicht irgend eine Willkür hervorblickte. Sogar der unſchätzbare Blick über die Vorgebirge ins Meer wird durch farbige Scheiben verkümmert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verkälten oder entzünden. Eines Cabinets muß ich noch erwähnen, welches aus alten vergoldeten, zuſammengeſchnittenen Rahmen aneinander getäfelt iſt. Alle die hundertfaltigen Schnitzmuſter, alle die verſchiedenen Abſtufungen einer ältern oder jüngern, mehr oder weniger beſtaubten und beſchädigten Vergoldung bedecken hier, hart an einander gedrängt, die ſämmtlichen Wände und geben den Begriff von einem zerſtückelten Trödel.

Die Capelle zu beſchreiben wäre allein ein Heftchen nöthig. Hier findet man den Aufſchluß über den ganzen Wahnſinn, der nur in einem bigotten Geiſte bis auf dieſen Grad wuchern konnte. Wie manches Fratzenbild einer irregeleiteten Devotion ſich hier befinden mag, geb' ich zu vermuthen, das Beſte jedoch will ich nicht vorenthalten. Flach an der Decke nämlich iſt ein geſchnitztes Crucifix von ziemlicher Größe befeſtigt, nach der Natur angemalt, lackirt mit untermiſchter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel iſt ein Hacken eingeſchraubt, eine Kette aber die davon herabhängt befeſtigt ſich in den Kopf eines knieendbetenden, in der

Luft ſchwebenden Mannes, der, angemalt und lackirt wie alle übrigen Bilder der Kirche, wohl ein Sinnbild der ununterbrochenen Andacht des Beſitzers darſtellen ſoll.

Uebrigens iſt der Palaſt nicht ausgebaut: ein großer, von dem Vater bunt und reich angelegter, aber doch nicht widerlich verzierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der gränzenloſe Wahnſinn des Beſitzers mit ſeinen Narrheiten nicht zu Rande kommen kann.

Knieyen, deſſen Künſtlerſinn innerhalb dieſes Tollhauſes zur Verzweiflung getrieben wurde, ſah ich zum erſtenmal ungeduldig; er trieb mich fort, da ich mir die Elemente dieſer Unſchöpfung einzeln zu vergegenwärtigen und zu ſchematiſiren ſuchte. Gutmüthig genug zeichnete er zuletzt noch eine von den Zuſammenſtellungen, die einzige die noch wenigſtens eine Art von Bild gab. Sie ſtellt ein Pferd-Weib auf einem Seſſel ſitzend, gegen einem, unterwärts altmodiſch gekleideten, mit Greiſenkopf, Krone und großer Perücke gezierten Cavalier Karte ſpielend vor, und erinnert an das nach aller Tollheit noch immer höchſt merkwürdige Wappen des Hauſes Pallagonia: ein Satyr hält einem Weib das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Palermo, Dienstag den 10. April 1787.

Heute fuhren wir bergauf nach Monreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Kloſters, zur Zeit eines überſchwenglichen Reichthums angelegt hat; breit, bequemen Anſtiegs, Bäume hie und da, beſonders aber weitlaufige Spring- und Röhrenbrunnen, beinah pallagoniſch verſchnörkelt und verziert, demungeachtet aber Thiere und Menſchen erquickend.

Das Kloſter San Martin, auf der Höhe liegend, iſt eine reſpectable Anlage. Ein Hageſtolz allein, wie man am

Prinzen Pallagonia ſieht, hat ſelten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zuſammen hingegen die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöſter zeigen Doch wirkten die geiſtlichen Geſellſchaften wohl nur deßwegen ſo viel, weil ſie noch mehr als irgend ein Familienvater einer unbegränzten Nachkommenſchaft gewiß waren.

Die Mönche ließen uns ihre Sammlungen ſehen. Von Alterthümern und natürlichen Sachen verwahren ſie manches Schöne. Beſonders fiel uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten uns die guten Männer einen Abdruck mitgegeben, es war aber nichts bei Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich geweſen wäre.

Nachdem ſie uns alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Zuſtände, brachten ſie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von deſſen Balcon man eine liebliche Ausſicht genoß; hier war für uns beide gedeckt und es fehlte nicht an einem ſehr guten Mittageſſen. Nach dem aufgetragenen Deſſert trat der Abt herein, begleitet von ſeinen älteſten Mönchen, ſetzte ſich zu uns und blieb wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir ſchieden aufs freundlichſte. Die jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Geſinnungen nach Hauſe als geſtern. Heute hatten wir eine große Anſtalt zu bedauern, die eben zu der Zeit verſinkt, indeſſen an der andern Seite ein abgeſchmacktes Unternehmen mit friſchem Wachsthum hervorſteigt.

Der Weg nach San Martin geht das ältere Kalkgebirg hinauf. Man zertrümmert die Felſen und brennt Kalk

daraus, der sehr weiß wird. Zum Brennen brauchen sie eine starke, lange Grasart, in Bündeln getrocknet. Hier entsteht nun die Calcara. Bis an die steilsten Höhen liegt rother Thon angeschwemmt, der hier die Dammerde vorstellt, je höher, je röther, wenig durch Vegetation geschwärzt. Ich sah in der Entfernung eine Grube fast wie Zinnober.

Das Kloster steht mitten im Kalkgebirg, das sehr quellenreich ist. Die Gebirge umher sind wohlbebaut.

Palermo, Mittwoch den 11. April 1787.

Nachdem wir nun zwei Hauptpunkte außerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Palast, wo der geschäftige Laufer die Zimmer und ihren Inhalt vorzeigte. Zu unserm großen Schrecken war der Saal, worin die Antiken sonst aufgestellt sind, eben in der größten Unordnung, weil man eine neue architektonische Decoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt, mit Gerüsten verstellt, so daß wir, trotz allem guten Willen unseres Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute, doch nur einen sehr unvollständigen Begriff davon erwerben konnten. Am meisten war mir um die zwei Widder von Erz zu thun, welche, auch nur unter diesen Umständen gesehen, den Kunstsinn höchlich erbauten. Sie sind liegend vorgestellt, die eine Pfote vorwärts, als Gegenbilder die Köpfe nach verschiedenen Seiten gekehrt; mächtige Gestalten aus der mythologischen Familie Phrixus und Helle zu tragen würdig. Die Wolle nicht kurz und kraus, sondern lang und wellenartig herabfallend, mit großer Wahrheit und Eleganz gebildet, aus der besten Griechischen Zeit. Sie sollen in dem Hafen von Syrakus gestanden haben.

Fernando zu ihren Füßen. Ich bin's!

Madame Sommer mit einem Strom von Thränen an ſeinem Hals. Mein!

Fernando. Cecilie! — mein Weib! —

Cecilie von ihm ſich abwendend. Nicht mein — Du verläßt mich, mein Herz! — Wieder an ſeinen Hals. Fernando! — wer du auch ſeyſt — laß dieſe Thranen einer Elenden an deinem Buſen fließen — Halte mich dieſen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es iſt nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cecilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! ſchone mich! —

Cecilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur dieſen Augenblick! — Gonne meinem Herzen dieſe Ergießung, es wird frey werden, ſtark! Du ſollſt mich los werden —

Nun führte uns der Laufer außerhalb der Stadt in Katakomben, welche, mit architektoniſchem Sinn angelegt, keineswegs zu Grabplätzen benutzte Steinbrüche ſind. In einem ziemlich verhärteten Tuff und deſſen ſenkrecht gearbeiteter Wand ſind gewölbte Oeffnungen und innerhalb dieſer Särge ausgegraben, mehrere übereinander, alles aus der Maſſe, ohne irgend eine Nachhülfe von Mauerwerk. Die oberen Särge ſind kleiner und in den Räumen über den Pfeilern ſind Grabſtätten für Kinder angebracht.

Palermo, Donnerstag den 12. April 1787.

Man zeigte uns heute das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza. Gewiſſermaßen ging ich ungern hin. Ich verſtehe von dieſem Fach zu wenig und ein bloß neugieriger Reiſender iſt wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, ſo bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig überſieht wie die alte Welt mit Städten überſäet war, deren kleinſte, wo nicht eine ganze Reihe der Kunſtgeſchichte, wenigſtens doch einige Epochen derſelben uns in köſtlichen Münzen hinterließ. Aus dieſen Schubkaſten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunſt, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der Sicilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus dieſen geformten Metallen wieder friſch entgegen.

Leider haben wir andern in unſerer Jugend nur die Familienmünzen beſeſſen, die nichts ſagen, und die Kaiſermünzen, welche daſſelbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholen: Bilder von Herrſchern, die eben nicht als Muſterbilder

der Menschheit zu betrachten sind. Wie traurig hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palastina und auf das gestaltverwirrende Rom beschrankt. Sicilien und Neugriechenland laßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen.

Daß ich über diese Gegenstande mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe: doch das wird sich mit dem übrigen nach und nach schon geben.

Palermo, Donnerstag den 12. April 1787.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunsch erfüllt und zwar auf eigene Weise. Ich stand in der großen Straße auf den Schrittsteinen, an jenem Laden mit dem Kaufherrn scherzend; auf einmal tritt ein Lauser, groß, wohlgekleidet an mich heran, einen silbernen Teller rasch vorhaltend, worauf mehrere Kupferpfennige, wenige Silberstücke lagen. Da ich nicht wußte was es heißen solle, so zuckte ich, den Kopf duckend, die Achseln, das gewöhnliche Zeichen wodurch man sich lossagt, man mag nun Antrag oder Frage nicht verstehen, oder nicht wollen. Eben so schnell als er gekommen war er fort, und nun bemerkte ich, auf der entgegengesetzten Seite der Straße, seinen Kameraden in gleicher Beschaftigung.

Was das bedeute? fragte ich den Handelsmann, der mit bedenklicher Gebarde, gleichsam verstohlen, auf einen langen, hagern Herrn deutete, welcher in der Straßenmitte, hofmäßig gekleidet, anständig und gelassen über den Mist einherschritt. Frisirt und gepudert, den Hut unter dem Arm, in seidenem Gewande, den Degen an der Seite, ein nettes Fußwerk mit Steinschnallen geziert: so trat der Bejahrte ernst und ruhig einher; aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Dieß iſt der Prinz Pallagonia, ſagte der Händler, welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht und für die in der Barbarei gefangenen Sklaven ein Löſegeld zuſammen heiſcht. Zwar beträgt dieſes Einſammeln niemals viel, aber der Gegenſtand bleibt doch im Andenken und oft vermachen diejenigen, welche bei Lebzeiten zurückhielten, ſchöne Summen zu ſolchem Zweck. Schon viele Jahre iſt der Prinz Vorſteher dieſer Anſtalt und hat unendlich viel Gutes geſtiftet!

Statt auf die Thorheiten ſeines Landſitzes, rief ich aus, hätte er hierher jene großen Summen verwenden ſollen. Kein Fürſt in der Welt hätte mehr geleiſtet.

Dagegen ſagte der Kaufmann: ſind wir doch alle ſo! unſere Narrheiten bezahlen wir gar gerne ſelbſt, zu unſern Tugenden ſollen andere das Geld hergeben.

Palermo, Freitag den 15. April 1787.

Vorgearbeitet in dem Steinreiche Siciliens hat uns Graf Borch ſehr emſig, und wer nach ihm, gleichen Sinnes, die Inſel beſucht, wird ihm recht gern Dank zollen. Ich finde es angenehm, ſo wie pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feiern. Bin ich doch nur ein Vorfahre von künftigen andern, im Leben wie auf der Reiſe!

Die Thätigkeit des Grafen ſcheint mir übrigens größer als ſeine Kenntniſſe; er verfährt mit einem gewiſſen Selbſtbehagen, welches dem beſcheidenen Ernſt zuwider iſt, mit welchem man wichtige Gegenſtände behandeln ſollte. Indeſſen iſt ſein Heft, in Quart, ganz dem Sicilianiſchen Steinreich gewidmet, mir von großem Vortheil, und ich konnte dadurch vorbereitet die Steinſchleifer mit Nutzen beſuchen, welche, früher mehr beſchäftigt zur Zeit als Kirchen und Altäre noch

mit Marmor und Achaten überlegt werden mußten, das Handwerk doch noch immer forttreiben. Bei ihnen beſtellte ich Muſter von weichen und harten Steinen: denn ſo unterſcheiden ſie Marmor und Achate hauptſachlich deßwegen, weil die Verſchiedenheit des Preiſes ſich nach dieſem Unterſchiede richtet. Doch wiſſen ſie, außer dieſen beiden, ſich noch viel mit einem Material einem Feuererzeugniß ihrer Kalköfen. In dieſen findet ſich nach dem Brande eine Art Glasfluß, welcher von der hellſten blauen Farbe zur dunkelſten ja zur ſchwarzeſten übergeht. Dieſe Klumpen werden, wie anderes Geſtein, in dünne Tafeln geſchnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit geſchätzt und anſtatt Lapis Lazuli beim Fourniren von Altären, Grabmälern und andern kirchlichen Verzierungen, mit Glück angewendet.

Eine vollſtändige Sammlung, wie ich ſie wünſche, iſt nicht fertig, man wird ſie mir erſt nach Neapel ſchicken. Die Achate ſind von der größten Schönheit, beſonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rothem Jaſpis mit weißem gleichſam gefrornem Quarz abwechſeln und dadurch die ſchönſte Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachahmung ſolcher Achate, auf der Rückſeite dünner Glasſcheiben durch Lackfarben bewirkt, iſt das einzige Vernünftige was ich aus dem Pallagoniſchen Unſinn jenes Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen ſich zur Decoration ſchöner aus als der ächte Achat, indem dieſer aus vielen kleinen Stücken zuſammengeſetzt werden muß, bei jenen hingegen die Größe der Tafeln vom Architekten abhangt. Dieſes Kunſtſtück verdiente wohl nachgeahmt zu werden.

Palermo den 13. April 1787.

Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier iſt der Schlüſſel zu allem.

Vom Klima kann man nicht Gutes genug ſagen; jetzt iſt's Regenzeit, aber immer unterbrochen; heute donnert und blitzt es und alles wird mit Macht grün. Der Lein hat ſchon zum Theil Knoten gewonnen, der andere Theil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu ſehen, ſo ſchön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenſtände ſind unzählige! Und mein Geſelle iſt ein excellenter Menſch, der wahre Hoffegut, ſo wie ich redlich den Treufreund fortſpiele. Er hat ſchon recht ſchöne Conture gemacht und wird noch das Beſte mitnehmen. Welche Ausſicht, mit meinen Schätzen dereinſt glücklich nach Hauſe zu kommen!

Vom Eſſen und Trinken hier zu Land hab' ich noch nichts geſagt und doch iſt es kein kleiner Artikel. Die Gartenfrüchte ſind herrlich, beſonders der Salat von Zartheit und Geſchmack wie eine Milch; man begreift warum ihn die Alten Lactuca genannt haben. Das Oel, der Wein alles ſehr gut, und ſie könnten noch beſſer ſeyn, wenn man auf ihre Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Fiſche die beſten, zarteſten. Auch haben wir dieſe Zeit her ſehr gut Rindfleiſch gehabt, ob man es gleich ſonſt nicht loben will.

Nun vom Mittagseſſen an's Fenſter! auf die Straße! Es ward ein Miſſethäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heilbringenden Oſterwoche geſchieht. Eine Bruderſchaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen, dort muß er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küſſen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübſcher Menſch vom Mittelſtande, friſirt, einen weißen Frack, weißen Hut, alles weiß. Er trug den Hut in der

Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Palermo, den 13. und 14. April 1787.

Und so sollte mir denn kurz vor dem Schlusse ein sonderbares Abenteuer beschеert seyn, wovon ich sogleich umständliche Nachricht ertheile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unserm öffentlichen Tische manches über Cagliostro, dessen Herkunft und Schicksale reden. Die Palermitaner waren darin einig: daß ein gewisser Joseph Balsamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherlei schlechter Streiche berüchtigt und verbannt sey. Ob aber dieser mit dem Grafen Cagliostro nur Eine Person sey, darüber waren die Meinungen getheilt. Einige, die ihn ehemals gesehen hatten, wollten seine Gestalt in jenem Kupferstiche wieder finden, der bei uns bekannt genug ist und auch nach Palermo gekommen war.

Unter solchen Gesprächen berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein Palermitanischer Rechtsgelehrter übernommen, diese Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das Französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuspüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Processe die albernsten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot sich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit seinen Clienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuscript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu dessen Begründung nöthigen Documente in Abschrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier so viel anführe als zu leichterer Einsicht nöthig ist.

Joseph Balsamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Matthäus Martello. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter, eine Namens Maria, die an Joseph Bracconeri verheirathet und Großmutter Joseph Balsamo's ward. Die andere, Namens Vincenza, verheirathete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Orte La Noava, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwei Glockengießer dieses Namens leben. Die Großtante war in der Folge Pathe bei Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großonkel an.

Die Eheleute Bracconeri hatten drei Kinder: Felicitas, Matthäus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balsamo, der vermuthlich von jüdischem Geschlecht abstammte. Peter Balsamo, der Vater des berüchtigten Joseph's, machte Bankerott und

ſtarb in ſeinem fünfundvierzigſten Jahre. Seine Wittwe, welche noch gegenwartig lebt, gab ihm außer dem benannten Joſeph noch eine Tochter, Johanna Joſeph=Maria, welche an Johann Baptiſta Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drei Kinder zeugte und ſtarb.

Das Memoire, welches uns der gefallige Verfaſſer verlas und mir, auf mein Erſuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufſcheine, Ehecontracte und Inſtrumente gegründet, die mit Sorgfalt geſammelt waren. Es enthielt ungefahr die Umſtande (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, erſehe), die uns nunmehr aus den Römiſchen Proceßakten bekannt geworden ſind: daß Joſeph Balſamo Anfangs Juni 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheirathete Caglioſtro, aus der Taufe gehoben ſey, daß er in ſeiner Jugend das Kleid der barmherzigen Bruder genommen, eines Ordens, der beſonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geiſt und Geſchick fur die Medicin gezeigt, doch aber wegen ſeiner übeln Aufführung fortgeſchickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgraber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hande nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (ſo fahrt das Memoire fort). Er verfalſchte oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Unterſuchung, ins Gefangniß, entfloh und ward edictaliter citirt. Er reiſ'te durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marcheſe Pellegrini zurück. Er wagte ſich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefanglich eingezogen und kam nur auf eine Weiſe los, die werth iſt, daß ich ſie umſtandlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten Sicilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem Neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dieß angekommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel ihn zu befreien und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präsidenten, den Advokaten der Gegenpartei aufs grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhöbe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, erariff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Acten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen

Beweiſe, daß Caglioſtro und Balſamo eben dieſelbe Perſon ſey, eine Theſe, die damals ſchwerer zu behaupten war, als ſie es jetzt iſt, da wir von dem Zuſammenhang der Geſchichte vollkommen unterrichtet ſind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müſſen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufſatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft ſchon gedruckt antrafe, ſo wäre es mir erlaubt geweſen eine Abſchrift zu nehmen und meine Freunde und das Publicum früher von manchen intereſſanten Umſtänden zu unterrichten.

Indeſſen haben wir das meiſte und mehr als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der ſonſt nur Irrthümer auszuſtrömen pflegten. Wer hätte geglaubt daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers ſo viel beitragen ſollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Proceßacten geſchehen iſt! Denn obgleich dieſe Schrift weit intereſſanter ſeyn könnte und ſollte, ſo bleibt ſie doch immer ein ſchönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß anſehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger dieſen Menſchen und ſeine Poſſenſpiele Jahre lang verehrten, ſich durch die Gemeinſchaft mit ihm über andere erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den geſunden Menſchenverſtand bedauerten wo nicht geringſchätzten.

Wer ſchwieg nicht gern während dieſer Zeit? und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit geſetzt iſt, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Acten dasjenige, was mir bekannt iſt, mitzutheilen.

Fernando. Eh' soll mein Leben zerreißen, eh' ich dich lasse!

Cecilie. Ich werde dich wieder sehn, aber nicht auf dieser Erde! Du gehörst einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Öffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein, allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblicke.

Fernando sie bey der Hand fassend, ansehend, sie umarmend. Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cecilie. Gefunden, was du nicht suchtest!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe dich gesucht; Dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand sogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte, daß es schwer seyn werde dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seyen, und der argwöhnische Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerlei deuten werde; doch er wolle mir seinen Schreiber schicken, der bei der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erschien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, sagte er, bisher immer vermieden diesen Leuten wieder unter die Augen zu treten: denn um ihre Ehecontracte, Taufscheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von selbigen legale Copien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen List bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familienstipendio zu reden, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrscheinlich daß der junge Capitummino sich dazu qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufsetzen müsse, um zu sehen, in wiefern der Knabe Ansprüche darauf machen könne; es werde freilich nachher alles auf Negociation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verspräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet und seit der Zeit hüte ich mich vor ihnen zu erscheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr

und ich wußte mich nur mit der Langſamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entſchuldigen.

So ſagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorſatz nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Caglioſtro bringen ſollte, der eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London gegangen war.

Zur geſetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag ſeyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens nicht weit von der Hauptſtraße il Cafaro genannt. Wir ſtiegen eine elende Treppe hinauf und kamen ſogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, ſtark und breit, ohne fett zu ſeyn, war beſchäftigt das Küchengeſchirr aufzuwaſchen. Sie war reinlich gekleidet und ſchlug, als wir hinein traten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die ſchmutzige Seite zu verſtecken. Sie ſah meinen Führer freudig an und ſagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

Er verſetzte: in unſerer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier iſt aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er ſich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen ſollte, war nicht ganz in unſerer Abrede: indeſſen war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte ſie. — Es kennt ihn ganz Europa, verſetzte ich: und ich glaube es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß er ſich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen ſeines Schickſals gewiß in Sorgen geweſen ſind. — Treten Sie hinein, ſagte ſie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es ſchien aber auch beinah die ganze Wohnung der Familie zu ſeyn. Ein einziges Fenſter erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen ſchwarze Heiligenbilder in goldenen Rahmen herum hingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge ſtanden an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Geſtalt eines Schreibtiſches hatte, an der andern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehmals vergoldet geweſen, ſtanden darneben und die Backſteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenſter verſammelt war.

Indeß mein Führer der alten Balſamo, die in der Ecke ſaß, die Urſache unſers Beſuchs erklärte und ſeine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit das Zimmer und die übrigen Perſonen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr ſechzehn Jahren, wohlgewachſen, deren Geſichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, ſtand am Fenſter; neben ihr ein junger Menſch, deſſen unangenehme durch die Blattern entſtellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnſtuhl ſaß oder lag vielmehr, gegen dem Fenſter über, eine kranke ſehr ungeſtaltete Perſon, die mit einer Art Schlafſucht behaftet ſchien.

Als mein Führer ſich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetſchen laſſen eh ich ſie beantworten konnte, da mir der Sicilianiſche Dialect nicht geläufig war.

Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre

regelmäßigen Gesichtszüge, die das Alter nicht entstellt hatte, war der Friede verbreitet, dessen gewöhnlich die Menschen genießen, die des Gehörs beraubt sind; der Ton ihrer Stimme war sanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetscht werden.

Die Langsamkeit unserer Unterredung gab mir Gelegenheit meine Worte abzumessen. Ich erzahlte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgesprochen worden und sich gegenwartig in England befinde, wo er wohl aufgenommen sey. Ihre Freude, die sie über diese Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da sie nun etwas lauter und langsamer sprach, konnt' ich sie eher verstehen.

Indessen war ihre Tochter hereingekommen und hatte sich zu meinem Führer gesetzt, der ihr das, was ich erzahlt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schurze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich sie ansah und mit ihrer Mutter verglich, desto auffallender war mir der Unterschied beider Gestalten. Eine lebhafte, gesunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; sie mochte eine Frau von vierzig Jahren seyn. Mit muntern blauen Augen sah sie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn spüren konnte. Indem sie saß, versprach ihre Figur mehr Lange als sie zeigte, wenn sie aufstand; ihre Stellung war determinirt, sie saß mit vorwarts gebogenem Körper und die Hande auf die Knie gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr stumpfe als scharfe Gesichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verschiedenes über meine Reise, über meine Absicht Sicilien zu sehen und war

überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Fest der heiligen Rosalie mit ihnen feiern würde.

Da indessen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch so, daß ich Anlaß nehmen konnte zu fragen: wovon die Rede sey? Er sagte darauf: Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sey; sie habe bei seiner schnellen Abreise von Palermo versetzte Sachen für ihn eingelöset; seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterstützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie sie höre, große Reichthümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, ja, ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? Wohin sie mir den Brief zu schicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu sagen und erbot mich den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage; sie sey eine Wittwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloster erzogen werde; die andere sey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrstunde gegangen. Außer diesen drei Kindern habe sie ihre Mutter bei sich, für deren Unterhalt sie sorgen müsse, und überdieß habe sie aus christlicher Liebe die unglückliche kranke Person zu sich genommen, die ihre Last noch vergrößere; alle ihre Arbeitsamkeit reiche kaum hin, sich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verschaffen. Sie wisse zwar, daß Gott diese guten Werke nicht unbelohnt lasse, seufze aber doch sehr unter der Last die sie schon lange getragen habe.

Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern sprach, hört' ich, daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan sey? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, so viel ich verstand, der Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für sie gesinnt zu seyn schiene, und daß es sich wohl nicht schicke jemanden sogleich über diesen Punkt zu befragen.

Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und ersuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfestes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Gebarden ein Ende und ich versprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß alles so glücklich gelungen sey und wir schieden zufrieden von einander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgesinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt, aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich, daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblick überrascht hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich daß sie ihre Freunde

zusammen beriefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht und es blieb mir nur noch übrig dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tags gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich da ich hineintrat. Der Brief sey noch nicht fertig sagten sie, und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfinden würden.

Ich versetzte: daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause bei einem der öffentlich sitzenden Notarien hatte schreiben lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, trauriges und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, fragte nach dessen Reichthum und Ausgaben und setzte traurig hinzu: warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte? Es wäre unser größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hieher käme und sich unserer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man sagt, daß er uns überall verläugne und sich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bei unserm ersten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen

das Publikum Urſache habe ſeine Abkunft zu verbergen, doch gegen ſeine Freunde und Bekannten kein Geheimniß daraus mache.

Die Schweſter, welche während dieſer Unterredung herbeigetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrſcheinlich auch durch die Abweſenheit des geſtrigen Freundes mehr Muth bekam, fing gleichfalls an ſehr artig und lebhaft zu ſprechen. Sie baten ſehr, ſie ihrem Onkel, wenn ich ihm ſchriebe, zu empfehlen; eben ſo ſehr aber, wenn ich dieſe Reiſe durchs Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Roſalienfeſt mit ihnen zu begehen.

Die Mutter ſtimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, ſagte ſie, ob es ſich zwar eigentlich nicht ſchickt, da ich eine erwachſene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hauſe zu ſehen, und man Urſache hat ſich ſowohl vor der Gefahr, als der Nachrede zu hüten, ſo ſollen Sie uns doch immer willkommen ſeyn wenn Sie in dieſe Stadt zurückkehren.

O ja, verſetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beim Feſte herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüſte ſetzen, wo wir die Feierlichkeit am beſten ſehen können. Wie wird er ſich über den großen Wagen und beſonders über die prachtige Illumination freuen!

Indeſſen hatte die Großmutter den Brief geleſen und wieder geleſen. Da ſie hörte, daß ich Abſchied nehmen wollte ſtand ſie auf und übergab mir das zuſammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohn, fing ſie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeiſterung an: ſagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben! ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſo an mein Herz ſchließe — hier ſtreckte ſie die Arme aus

einander und drückte ſie wieder auf ihre Bruſt zuſammen — daß ich täglich Gott und unſere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und ſeiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünſche ihn vor meinem Ende noch einmal mit dieſen Augen zu ſehen, die ſo viele Thränen über ihn vergoſſen haben.

Die eigne Zierlichkeit der Italieniſchen Sprache begünſtigte die Wahl und die edle Stellung dieſer Worte, welche noch überdieß von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt iſt.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abſchied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus, und indeß ich die Treppe hinunterging, ſprangen ſie auf den Balcon des Fenſters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten: daß ich ja nicht vergeſſen möchte wieder zu kommen. Ich ſah ſie noch auf dem Balcon ſtehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu ſagen, daß der Antheil den ich an dieſer Familie nahm, den lebhaften Wunſch in mir erregte ihr nützlich zu ſeyn und ihrem Bedürfniß zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europa's auf dem Wege zum zweitenmal getäuſcht zu werden.

Mein erſter Vorſatz war, ihnen vor meiner Abreiſe jene vierzehn Unzen zuzuſtellen die ihnen der Flüchtling ſchuldig geblieben, und durch die Vermuthung, daß ich dieſe Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geſchenk zu bedecken; allein als ich zu Hauſe meine Rechnung machte, meine Caſſe

und Papiere überschlug, sah ich wohl daß in einem Lande wo durch Mangel von Communication die Entfernung gleichsam ins Unendliche wächst, ich mich selbst in Verlegenheit setzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menschen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbessern.

Der spätere Verlauf dieser Angelegenheit möge hier sogleich eintreten.

Ich reis'te von Palermo weg, ohne wieder zurückzukehren, und unerachtet der großen Zerstreuung meiner Sicilianischen und übrigen Italiänischen Reise, verlor ich jenen einfachen Eindruck nicht aus meiner Seele.

Ich kam in mein Vaterland zurück, und als jener Brief unter andern Papieren, die von Neapel den Weg zur See gemacht hatten, sich endlich auch vorfand, gab es Gelegenheit von diesem, wie von andern Abenteuern zu sprechen.

Hier ist eine Uebersetzung jenes Blattes, durch welche ich das Eigenthümliche des Originals mit Willen durchscheinen lasse:

Geliebtester Sohn!

Den 16ten April 1787 hatte ich Nachricht von Dir durch Herrn Wilton, und ich kann Dir nicht ausdrücken, wie tröstlich sie mir gewesen ist: denn seit Du Dich aus Frankreich entfernt hattest, konnte ich nichts mehr von Dir erfahren.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, meiner nicht zu vergessen denn ich bin sehr arm und von allen Verwandten verlassen außer von meiner Tochter Maria Anna, Deiner Schwester in deren Hause ich lebe. Sie kann mir nicht den völlige

meine Lucie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter seyn? — — Ich habe dich aufgesucht überall. Drey Jahre zieh' ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich, ach! unsere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlust's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüssig, steckt' ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freyheit der edeln Corsen unterdrücken; und nun siehst du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Busen, mein theuerstes, mein bestes Weib!

Lucie tritt auf.

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Lieber, bester Vater! wenn Sie mein Vater wieder sind!

Unterhalt geben, aber sie thut, was sie kann; sie ist Wittwe mit drei Kindern; eine Tochter ist im Kloster der heil. Katharina, zwei andere sind zu Hause.

Ich wiederhole, lieber Sohn, meine Bitte, schick' mir nur so viel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke habe, um die Pflichten einer katholischen Christin zu erfüllen; denn mein Mantel und Ueberkleid sind ganz zerrissen.

Wenn Du mir etwas schickest oder auch nur einen Brief schreibst, so sende ihn nicht durch die Post, sondern übers Meer, weil Don Matteo (Bracconeri). mein Bruder, Oberpostcommissarius ist.

Lieber Sohn, ich bitte Dich, mir des Tages einen Tari auszusetzen, damit Deiner Schwester einigermaßen die Last abgenommen werde und damit ich nicht vor Mangel umkomme. Erinnere Dich des göttlichen Gebotes, und hilf einer armen Mutter, die aufs Letzte gebracht ist. Ich gebe Dir meinen Segen und umarme Dich von Herzen, auch so Donna Lorenza Deine Frau.

Deine Schwester umarmt Dich von Herzen und ihre Kinder küssen Dir die Hände. Deine Mutter, die Dich zärtlich liebt und die Dich an ihr Herz drückt,

Palermo, den 18. April 1787.

Felice Balsamo.

Verehrungswürdige Personen, denen ich dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, theilten meine Empfindungen und setzten mich in den Stand, jener unglücklichen Familie meine Schuld abtragen zu können und ihr eine Summe zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt, und von deren Wirkung folgender Brief ein Zeugniß ablegt.

Palermo, den 25. December 1789.

Geliebteſter Sohn!

Lieber getreuer Bruder!

Die Freude, die wir gehabt haben, zu hören, daß Ihr lebt und Euch wohl befindet, können wir mit keiner Feder ausdrucken. Ihr habt eine Mutter und eine Schweſter, die von allen Menſchen verlaſſen ſind und zwei Töchter und einen Sohn zu erziehen haben, durch die Hulfe, die Ihr ihnen überſendet, mit der größten Freude und Vergnügen erfüllt. Denn nachdem Herr Jacob Joff, ein Engliſcher Kaufmann, ſich viele Mühe gegeben, die Frau Joſeph-Maria Capitummino, geborne Balſamo, aufzuſuchen, weil man mich nur gewöhnlich Marana Capitummino nennt, fand er uns endlich in einem kleinen Hauſe, wo wir mit der gebührenden Schicklichkeit leben. Er zeigte uns an, daß Ihr uns eine Summe Geldes anweiſen laſſen, und daß eine Quittung dabei ſey, die ich, Eure Schweſter, unterzeichnen ſollte, wie es auch geſchehen iſt. Denn er hat uns das Geld ſchon eingehandigt und der günſtige Wechſelcours hat uns noch einigen Vortheil gebracht.

Nun bedenkt, mit welchem Vergnügen wir eine ſolche Summe empfangen haben, zu einer Zeit, da wir im Begriff waren, die Weihnachtsfeiertage zu begehen, ohne Hoffnung irgend einer Beihülfe.

Unſer Menſch-gewordene Jeſus hat Euer Herz bewegt uns dieſe Summe zu übermachen, die nicht allein gedient hat, unſern Hunger zu ſtillen, ſondern auch uns zu bedecken, weil uns wirklich alles mangelte.

Es würde uns die gröſte Zufriedenheit ſeyn, wenn Ihr unſer Verlangen ſtilltet, und wir Euch nochmals ſehen könnten, beſonders mir, Eurer Mutter, die nicht aufhört das

Unglück zu beweinen, immer von einem einzigen Sohne entfernt zu seyn, den ich vor meinem Tode noch einmal sehen möchte.

Wenn aber dieses wegen Eurer Verhaltnisse nicht geschehen könnte, so unterlaßt doch nicht meinem Mangel zu Hülfe zu kommen, besonders da Ihr so einen trefflichen Canal gefunden habt und einen so genauen und redlichen Kaufmann, der, ohne daß wir davon benachrichtigt waren, und alles in seiner Hand lag, uns redlich aufgesucht und treulich die übersendete Summe ausgeliefert hat.

Für Euch will das wohl nichts sagen; aber uns scheint eine jede Beihülfe ein Schatz. Eure Schwester hat zwei erwachsene Mädchen und ihr Sohn braucht auch Unterstützung. Ihr wißt, daß sie nichts besitzen, und welches treffliche Werk würdet Ihr thun, wenn Ihr so viel sendetet, als nöthig ist sie schicklich auszustatten.

Gott erhalte Euch bei guter Gesundheit! Wir rufen ihn dankbar an und wünschen, daß er Euch das Glück erhalten möge, dessen Ihr genießt, und daß er Euer Herz bewegen möge, sich unserer zu erinnern. In seinem Namen segne ich Euch und Eure Frau als liebevolle Mutter, ich umarme Euch, ich Eure Schwester; dasselbe thut der Vetter Joseph (Bracconeri) der diesen Brief geschrieben hat, wir bitten Euch um Euern Segen, wie es auch die beiden Schwestern Antonie und Therese thun. Wir umarmen Euch und nennen uns

Eure Schwester,
die Euch liebt,
Joseph-Maria
Capitummino
und Balsamo.

Eure Mutter, die Euch
liebt und segnet,
die Euch alle Stunden segnet,
Felice Balsamo
und Bracconeri.

Die Unterschriften dieses Briefes sind eigenhändig.

Ich hatte die Summe ohne Brief und ohne Anzeige, von wem sie eigentlich komme, übermachen lassen; um so natürlicher war ihr Irrthum und um so wahrscheinlicher ihre Hoffnung für die Zukunft.

Jetzt, da sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sind, bleibt mir noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Troste etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für sie in Handen, die ich ihnen überschicken und zugleich das wahre Verhaltniß anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, sollten einige meiner reichen und edlen Landsleute mir das Vergnügen machen und jene kleine Summe, die noch bei mir liegt, durch Beitrage vermehren wollen: so bitte ich, mir solche vor Michael zuzuschicken und an dem Dank und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen, aus welcher eins der sonderbarsten Ungeheuer entsprungen ist, welche in unserm Jahrhundert erschienen sind.

Ich werde nicht verfehlen den weitern Verlauf dieser Geschichte und die Nachricht von dem Zustande, worin meine nachste Sendung die Familie antreffen wird, öffentlich bekannt zu machen, und vielleicht alsdann einige Anmerkungen hinzuzufugen, die sich mir bei dieser Gelegenheit aufgedrungen haben, deren ich mich aber gegenwärtig enthalte, um meinen Lesern in ihrem ersten Urtheile nicht vorzugreifen.

Palermo, Sonnabend den 22. April 17[illegible]

Gegen Abend trat ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn: wie denn das Fest morgen ablaufen werde, da eine große Procession durch die Stadt ziehen und der Vicekönig selbst das Heiligste zu Fuß begleiten solle? Der

geringste Windstoß müsse ja Gott und Menschen in die dickste Staubwolke verhüllen.

Der muntere Mann versetzte, daß man in Palermo sich gern auf ein Wunder verlasse. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen sey ein gewaltsamer Platzregen gefallen und habe die meist abhängige Straße wenigstens zum Theil rein abgeschwemmt und der Procession reinen Weg gebahnt. Auch dießmal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund, denn der Himmel überziehe sich und verspreche Regen auf die Nacht.

Palermo, Sonntag den 15. April 1787.

Und so geschah es denn auch! der gewaltsamste Regenguß fiel vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich morgens eilte ich auf die Straße um Zeuge des Wunders zu seyn. Und es war wirklich seltsam genug. Der zwischen den beiderseitigen Schrittsteinen eingeschränkte Regenstrom hatte das leichteste Kehricht die abhängige Straße herunter, theils nach dem Meere, theils in die Abzüge, in sofern sie nicht verstopft waren, fortgetrieben, das gröbere Geströhde wenigstens von einem Orte zum andern geschoben und dadurch wundersame, reine Mäanders auf das Pflaster gezeichnet. Nun waren hundert und aber hundert Menschen mit Schaufeln, Besen und Gabeln dahinterher, diese reinen Stellen zu erweitern und in Zusammenhang zu bringen, indem sie die noch übrig gebliebenen Unreinigkeiten bald auf diese bald auf jene Seite häuften. Daraus erfolgte denn, daß die Procession, als sie begann, wirklich einen reinlichen Schlangenweg durch den Morast gebahnt sah und sowohl die sämmtliche langbekleidete Geistlichkeit als der nettfüßige Adel, den

Vicekönig an der Spitze, ungehindert und unbesudelt durchschreiten konnte. Ich glaubte die Kinder Israel zu sehen, denen durch Moor und Moder von Engelshand ein trockner Pfad bereitet wurde, und veredelte mir in diesem Gleichnisse den unertraglichen Anblick, so viel andachtige und anstandige Menschen durch eine Allee von feuchten Kothhaufen durchbeten und durchprunken zu sehen.

Auf den Schrittsteinen hatte man nach wie vor reinlichen Wandel, im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Absicht verschiedenes bis jetzt Vernachlassigtes zu sehen gerade heute gehen hieß, war es fast unmöglich durchzukommen, obgleich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht versaumt war.

Diese Feierlichkeit gab uns Anlaß die Hauptkirche zu besuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten, auch weil wir einmal auf den Beinen waren, uns nach andern Gebäuden umzusehen; da uns denn ein maurisches, bis jetzt wohlerhaltenes Haus gar sehr ergötzte — nicht groß aber mit schönen, weiten und wohlproportionirten, harmonischen Raumen; in einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im südlichen ein höchst willkommener Aufenthalt. Die Baukundigen mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch sahen wir in einem unfreundlichen Local verschiedene Reste antiker, marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Palermo, Montag den 16. April 1787.

Da wir uns nun selbst mit einer nahen Abreise aus diesem Paradies bedrohen müssen, so hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommenes Labsal zu finden,

mein Penſum in der Odyſſee zu leſen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Roſalienbergs, den Plan der Nauſikaa weiter durchzudenken und zu verſuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſey. Dieß alles iſt, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen geſchehen. Ich verzeichnete den Plan, und konnte nicht unterlaſſen, einige Stellen die mich beſonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.

Palermo, Dienſtag den 17. April 1787.

Es iſt ein wahres Unglück wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen nach dem öffentlichen Garten, allein, ehe ich mich's verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter freiem Himmel und, indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären.

Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden, und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging

das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Alcamo, Mittwoch den 18. April 1787.

Bei Zeiten ritten wir aus Palermo. Kniep und der Vetturin hatten sich beim Ein- und Aufpacken vortrefflich erwiesen. Wir zogen langsam die herrliche Straße hinauf, die uns schon beim Besuch auf San Martino bekannt geworden, und bewunderten abermals eine der Pracht-Fontainen am Wege, als wir auf die mäßige Sitte dieses Landes vorbereitet wurden. Unser Reitknecht nämlich hatte ein kleines Weinfaßchen am Riemen umgehängt, wie unsere Marketenderinnen pflegen, und es schien für einige Tage genugsam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher als er auf eine der vielen Springröhren los ritt den Pfropf eröffnete und Wasser einlaufen ließ. Wir fragten, mit wahrhaft Deutschem Erstaunen, was er da vorhabe? ob das Faßchen nicht voll Wein sey? Worauf er mit großer Gelassenheit erwiederte: er habe ein Drittheil davon leer gelassen und weil niemand ungemischten Wein trinke, so sey es besser man mische ihn gleich im Ganzen, da vereinigten sich die Flüssigkeiten besser und man sey ja nicht sicher überall Wasser zu finden. Indessen war das Faßchen gefüllt und wir mußten uns diesen altorientalischen Hochzeitsgebrauch gefallen lassen.

Als wir nun hinter Monreale auf die Höhen gelangten, sahen wir wunderschöne Gegenden, mehr im historischen als

ökonomischen Styl. Wir blickten rechter Hand bis ans Meer, das zwischen den wundersamsten Vorgebirgen über baumreiche und baumlose Gestade seine schnurgerade Horizontallinie hinzog und so, entschieden ruhig, mit den wilden Kalkfelsen herrlich contrastirte. Kniep enthielt sich nicht deren in kleinem Format mehrere zu umreißen.

Nun sind wir in Alcamo, einem stillen, reinlichen Städtchen, dessen wohleingerichteter Gasthof als eine schöne Anstalt zu rühmen ist, da man von hieraus den abseits und einsam belegenen Tempel von Segest bequem besuchen kann.

Alcamo, Donnerstag den 19. April 1787.

Die gefällige Wohnung in einem ruhigen Bergstädtchen zieht uns an, und wir fassen den Entschluß den ganzen Tag hier zuzubringen. Da mag denn vor allen Dingen von gestrigen Ereignissen die Rede seyn. Schon früher läugnete ich des Prinzen Pallagonia Originalität; er hat Vorgänger gehabt und Muster gefunden. Auf dem Wege nach Monreale stehen zwei Ungeheuer an einer Fontaine und auf dem Gelander einige Vasen, völlig als wenn sie der Fürst bestellt hatte.

Hinter Monreale, wenn man den schönen Weg verläßt und in steinichte Gebirge kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die ich ihrer Schwere und Anwitterung nach für Eisenstein hielt. Alle Landesflächen sind bebaut und tragen besser oder schlechter. Der Kalkstein zeigte sich roth, die verwitterte Erde an solchen Stellen desgleichen. Diese rothe, thonig kalkige Erde ist weit verbreitet, der Boden schwer, kein Sand darunter, trägt aber trefflichen Weizen. Wir fanden alte, sehr starke, aber verstümmelte Oelbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen an der schlechten Herberge vorgebauten Halle erquickten wir uns an einem mäßigen Imbiß. Hunde verzehrten begierig die weggeworfenen Schalen unserer Würste, ein Bettelknabe vertrieb sie und speis'te mit Appetit die Schalen der Aepfel die wir verzehrten, dieser aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Handwerksneid ist überall zu Hause. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wieder, als Hausknecht oder Kellner. So hatte ich auch schon früher gesehen, daß, wenn man etwas von einem Wirthe verlangt was er grade nicht im Hause hat, so läßt er es durch einen Bettler beim Krämer holen.

Doch sind wir gewöhnlich vor einer so unerfreulichen Bedienung bewahrt, da unser Vetturin vortrefflich ist — Stallknecht, Cicerone, Garde, Einkäufer, Koch und alles.

Auf den höheren Bergen findet sich noch immer der Oelbaum, Carubа, Frarinus. Ihr Feldbau ist auch in drei Jahre getheilt. Bohnen, Getreide und Ruhe, wobei sie sagen: Mist thut mehr Wunder als die Heiligen. Der Weinstock wird sehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcamo ist herrlich auf der Höhe in einiger Entfernung vom Meerbusen, die Großheit der Gegend zog uns an. Hohe Felsen, tiefe Thäler dabei, aber Weite und Mannichfaltigkeit. Hinter Monreale rückt man in ein schönes doppeltes Thal, in dessen Mitte sich noch ein Felsrücken herzieht. Die fruchtbaren Felder stehen grün und still, indeß auf dem breiten Wege wildes Gebüsch und Staudenmassen, wie unsinnig, von Blüthen glänzt: der Linsenbusch, ganz gelb von Schmetterlingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu sehen, der Weißdorn, Strauß an Strauß, die Aloes rücken in die Höhe und deuten auf Blüthen, reiche

Fernando. Immer und ewig!

Cecilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's schnell seyn. Die Unglückliche! Warum, Lucie, diesen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz schlug mir; du weißt, wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das alles erspart! Stella! wir hätten ihr diese Schmerzen erspart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr sagen, ihr bestündet darauf, euch zu entfernen, wolltet sie mit euerm Abschied nicht beschweren, wolltet fort. Und du, Lucie, geschwind hinüber; laß eine Chaise zu dreyen anspannen. Meine Sachen soll der Bediente zu den eurigen packen! — Bleib noch hüben, theuerste Frau! Und du, meine Tochter, wenn alles bestellt ist, komm herüber; und verweilt im Gartensaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, sagen, ich wollt' euch hinüber begleiten, sorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Postgeld für euch bezahlen! —

Teppiche von amarantrothem Klee, die Insecten-Ophris, Alpenröslein, Hyacinthen mit geschlossenen Glocken, Vorraß, Allien, Asphodelen.

Das Wasser das von Segest herunter kommt, bringt außer Kalksteinen viele Hornstein-Geschiebe, sie sind sehr fest, dunkelblau, roth, gelb, braun, von den verschiedensten Schattirungen. Auch anstehend als Gänge fand ich Horn- oder Feuersteine in Kalkfelsen, mit Sahlband von Kalk. Von solchem Geschiebe findet man ganze Hügel ehe man nach Alcamo kommt.

Segest, den 20. April 1787.

Der Tempel von Segest ist nie fertig geworden und man hat den Platz um denselben nie verglichen, man ebnete nur den Umkreis worauf die Säulen gegründet werden sollten; denn noch jetzt stehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde und es ist kein Hügel in der Nähe, von dem Steine und Erdreich hätten herunter kommen können. Auch liegen die Steine in ihrer meist natürlichen Lage und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen stehen alle; zwei die umgefallen waren sind neuerdings wieder hergestellt. In wiefern die Säulen Sockel haben sollten ist schwer zu bestimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen. Bald sieht es aus als wenn die Säule auf der vierten Stufe stände, da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab, bald ist die oberste Stufe durchschnitten, dann sieht es aus als wenn die Säulen Basen hätten, bald sind diese Zwischenräume wieder ausgefullt, und da haben wir wieder den ersten Fall. Der Architekt mag dieß genauer bestimmen.

Die Nebenſeiten haben zwölf Säulen ohne die Eckſäulen, die vordere und hintere Seite ſechs, mit den Eckſäulen. Die Zapfen an denen man die Steine transportirt, ſind an den Stufen des Tempels ringsum nicht weggehauen, zum Beweis, daß der Tempel nicht fertig geworden. Am meiſten zeigt davon aber der Fußboden: derſelbe iſt von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber ſteht noch der rohe Kalkfels höher als das Niveau des angelegten Bodens; er kann alſo nie geplattet geweſen ſeyn. Auch iſt keine Spur von innerer Halle. Noch weniger iſt der Tempel mit Stuck überzogen geweſen, daß es aber die Abſicht war läßt ſich vermuthen: an den Platten der Capitale ſind Vorſprünge, wo ſich vielleicht der Stuck anſchließen ſollte. Das Ganze iſt aus einem travertinähnlichen Kalkſtein gebaut, jetzt ſehr verfreſſen. Die Reſtauration von 1781 hat dem Gebaude ſehr wohl gethan. Der Steinſchnitt der die Theile zuſammenfügt iſt einfach aber ſchön. Die großen beſondern Steine, deren Riedeſel erwähnt, konnt' ich nicht finden, ſie ſind vielleicht zu Reſtauration der Säulen verbraucht worden.

Die Lage des Tempels iſt ſonderbar: am höchſten Ende eines weiten langen Thales, auf einem iſolirten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, ſieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, alles bebaut und faſt nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Diſteln ſchwarmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel ſtand, acht bis neun Fuß hoch, verdorret von vorigem Jahr her ſo reichlich und in ſcheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumſchule hatte halten können. Der Wind ſauſ'te in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel ſchwebten ſchreiend über dem Gebalke.

Die Mühseligkeit in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters herumzusteigen, benahm uns die Lust die Trümmer der Stadt zu besuchen. Am Fuße des Tempels finden sich große Stücke jenes Hornsteins und der Weg nach Alcamo ist mit unendlichen Geschieben desselben gemischt. Hiedurch kommt ein Antheil Kieselerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der unteren und oberen Blätter und es ist doch nur immer dasselbe Organ, das sich aus der Einfachheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt. Man gätet hier sehr fleißig, die Männer gehen wie bei einem Treibjagen das ganze Feld durch. Insecten lassen sich auch sehen. In Palermo hatte ich nur Gewürm bemerkt. Eidechsen, Blutegel, Schnecken nicht schöner gefärbt als unsere, ja nur grau.

Castel Vetrano, Sonnabend den 21. April 1787.

Von Alcamo auf Castel Vetrano kommt man am Kalkgebirge her über Kieshügel. Zwischen den steilen unfruchtbaren Kalkbergen weite, hügliche Thäler, alles bebaut, aber fast kein Baum. Die Kieshügel voll großer Geschiebe, auf alte Meeresströmungen hindeutend; der Boden schön gemischt, leichter als bisher, wegen des Antheils von Sand. Salemi blieb uns eine Stunde rechts, hier kamen wir über Gypsfelsen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer trefflicher gemischt. In der Ferne sieht man das westliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus hüglich. Wir fanden ausgeschlagne Feigenbäume, was aber Lust und Bewunderung erregte, waren unübersehbare Blumenmassen, die sich auf dem überbreiten Wege angesiedelt hatten und in großen, bunten, an einander stoßenden Flächen sich absonderten und

wiederholten. Die schönsten Winden, Hibiscus und Malven, vielerlei Arten Klee herrschten wechselsweise, dazwischen das Allium, Galegagesträuche. Und durch diesen bunten Teppich wand man sich reitend hindurch, denen sich kreuzenden unzähligen schmalen Pfaden nachfolgend. Dazwischen weidet schönes rothbraunes Vieh, nicht groß, sehr nett gebaut, besonders zierliche Gestalt der kleinen Hörner.

Die Gebirge in Nordost stehen alle reihenweis, ein einziger Gipfel Cuniglione ragt aus der Mitte hervor. Die Kieshügel zeigen wenig Wasser, auch müssen wenig Regengüsse hier niedergehen, man findet keine Wasserrisse noch sonst Verschwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eignes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht sehr zierlichen Local sehr müde auf die Betten geworfen, zu Mitternacht wach' ich auf und erblicke über mir die angenehmste Erscheinung: einen Stern so schön als ich ihn nie glaubte gesehen zu haben. Ich erquicke mich an dem lieblichen alles Gute weissagenden Anblick, bald aber verschwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finsterniß allein. Bei Tagesanbruch bemerkte ich erst die Veranlassung dieses Wunders; es war eine Lücke im Dach und einer der schönsten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieses natürliche Ereigniß jedoch legten die Reisenden mit Sicherheit zu ihren Gunsten aus.

Sciacca, den 22. April 1787.

Der Weg hieher, mineralogisch uninteressant, geht immerfort über Kieshügel. Man gelangt ans Ufer des Meers, dort ragen mitunter Kalkfelsen hervor. Alles flache Erdreich

unendlich fruchtbar, Gerſte und Hafer von dem ſchönſten Stande; Salſola Kali gepflanzt; die Aloes haben ſchon höhere Fruchtſtämme getrieben, als geſtern und ehegeſtern. Die vielerlei Kleearten verließen uns nicht. Endlich kamen wir an ein Wäldchen, buſchig, die höheren Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffelholz!

Girgenti, den 23. April 1787. Abends.

Von Sciacca hieher ſtarke Tagreiſe. Gleich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder; ein heißer Quell dringt aus dem Felſen mit ſehr ſtarkem Schwefelgeruch, das Waſſer ſchmeckt ſehr ſalzig aber nicht faul. Sollte der Schwefeldunſt nicht im Augenblick des Hervorbrechens ſich erzeugen? etwas höher iſt ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben liegt das Kloſter, wo die Schwitzbäder ſind, ein ſtarker Dampf ſteigt davon in die reine Luft.

Das Meer rollt hier nur Kalkgeſchiebe, Quarz und Hornſtein ſind abgeſchnitten. Ich beobachtete die kleinen Flüſſe; Calta Vellota und Maccaſoli bringen auch nur Kalkgeſchiebe, Platani gelben Marmor und Feuerſteine, die ewigen Begleiter dieſes edlern Kalkgeſteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerkſam, allein ich vermuthe hier in der Gegend nichts Vulcaniſches, ich denke vielmehr es ſind Trümmer von Mühlſteinen, oder zu welchem Gebrauch man ſolche Stücke aus der Ferne geholt hat. Bei Monte allegro iſt alles Gyps: dichter Gyps und Frauenеis, ganze Felſen vor und zwiſchen dem Kalk. Die wunderliche Felſenlage von Calta Velotta!

Girgenti, Dienstag den 21. April 1787.

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige, bei aufgehender Sonne, ward uns freilich nie durchs ganze Leben. Auf dem hohen, uralten Burgraume liegt das neue Girgenti, in einem Umfang, groß genug um Einwohner zu faſſen. Aus unſern Fenſtern erblicken wir den weiten und breiten ſanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Garten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehemaliger großer bevölkerten Stadt-Quartiere vermuthen dürfte. Nur gegen das mittagige Ende dieſer grünenden und blühenden Fläche ſieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Oſten die wenigen Trümmer des Juno-Tempels; die übrigen mit den genannten in grader Linie gelegenen Trümmer anderer heiliger Gebaude bemerkt das Auge nicht von oben, ſondern eilt weiter ſüdwarts nach der Strandfläche, die ſich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erſtreckt. Verſagt ward heute uns in jene ſo herrlich grünenden, blühenden, fruchtverſprechenden Räume zwiſchen Zweige und Ranken hinabzubegeben, denn unſer Führer, ein kleiner guter Weltgeiſtlicher, erſuchte uns vor allen Dingen dieſen Tag der Stadt zu widmen.

Erſt ließ er uns die ganz wohlgebauten Straßen beſchauen, dann führte er uns auf höhere Punkte, wo ſich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, ſodann zum Kunſtgenuß in die Hauptkirche. Dieſe enthalt einen wohlerhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt, mit ſeinen Jagdgeſellen und Pferden, wird von der Amme Phadras aufgehalten, die ihm ein Tafelchen zuſtellen will. Hier war die Hauptabſicht ſchöne Junglinge darzuſtellen, deßwegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk das nicht ſtören ſoll dazwiſchen gebildet iſt. Mich

dünkt von halberhabener Arbeit nichts Herrlichers geſehen zu haben, zugleich vollkommen erhalten. Es ſoll mir einſtweilen als ein Beiſpiel der anmuthigſten Zeit Griechiſcher Kunſt gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurück geführt durch Betrachtung einer köſtlichen Vaſe von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner ſchienen ſich manche Reſte der Baukunſt in der neuen Kirche hie und da untergeſteckt zu haben.

Da es hier keine Gaſthöfe giebt, ſo hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Alkoven an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unſer Gepack von den Hausgliedern, welche in dem großen Zimmer Nudeln fabricirten und zwar von der feinſten, weißeſten und kleinſten Sorte, davon diejenigen am theuerſten bezahlt werden, die, nachdem ſie erſt in die Geſtalt von gliedslangen Stiften gebracht ſind, noch von ſpitzen Mädchenfingern einmal in ſich ſelbſt gedreht, eine ſchneckenhafte Geſtalt annehmen. Wir ſetzten uns zu den hübſchen Kindern, ließen uns die Behandlung erklären und vernahmen, daß ſie aus dem beſten und ſchwerſten Weizen, Grano forte genannt, fabricirt würden. Dabei kommt vielmehr Handarbeit als Maſchinen- und Formweſen vor. Und ſo hatten ſie uns denn auch das trefflichſte Nudelgericht bereitet, bedauerten jedoch, daß grade von der allervollkommenſten Sorte, die außer Girgent, ja außer ihrem Hauſe nicht gefertigt werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorräthig ſey. An Weiße und Zartheit ſchienen dieſe ihres Gleichen nicht zu haben.

Auch den ganzen Abend wußte unſer Führer die Ungeduld zu beſänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Ausſichtspunkten

führte, und uns dabei die Uebersicht der Lage gab alle der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe sehen sollten.

Girgenti, Mittwoch den 25. April 1787.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo sich bei jedem Schritt die Umgebung malerischer anließ. Mit dem Bewußtseyn, daß es zu unserm Besten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltsam quer durch die reiche Vegetation, an tausend Einzelheiten vorüber, wovon jede das Local zu idyllischen Scenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar vieles bei, der sich wellenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um so eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muscheltuff bestanden. Und so gelangten wir an das östliche Ende der Stadt, wo die Trümmer des Junotempels jährlich mehr verfallen, weil eben der lockre Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird. Heute sollte nur eine cursorische Beschauung angestellt werden, aber schon wählte sich Kniep die Punkte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel steht gegenwärtig auf einem verwitterten Felsen; von hieraus erstreckten sich die Stadtmauern gerade ostwärts auf einem Kalklager hin, welches, senkrecht über dem flachen Strande, den das Meer, früher und später, nachdem es diese Felsen gebildet und ihren Fuß bespült, verlassen hatte. Theils aus den Felsen gehauen, theils aus denselben erbaut, waren die Mauern hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder also, daß der untere, der aufsteigende und der höchste Theil von Girgenti zusammen, von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat so vielen Jahrhunderten widerstanden; seine schlanke Baukunst nähert ihn schon unserm Maaßstabe des Schönen und Gefalligen, er verhält sich zu denen von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Vorsatz diese Monumente zu erhalten geschmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gyps ausbesserte; dadurch steht dieses Monument auch auf gewisse Weise zertrümmert vor dem Auge; wie leicht wäre es gewesen dem Gyps die Farbe des verwitterten Steins zu geben. Sieht man freilich den so leicht sich bröckelnden Muschelkalk der Säulen und Mauern, so wundert man sich, daß er noch so lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenschaft, hatten deßhalb Vorkehrung getroffen: man findet noch Ueberreste eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge schmeicheln und die Dauer verbürgen sollte.

Die nächste Station ward sodann bei den Ruinen des Jupitertempels gehalten. Dieser liegt weit gestreckt, wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Besitzungen, von Zäunen durchschnitten, von höhern und niedern Pflanzen durchwachsen. Alles Gebildete ist aus diesen Schutthaufen verschwunden, außer einem ungeheueren Triglyph und einem Stück einer demselben proportionirten Halbsäule. Jenen maß ich mit ausgespannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern, von der Cannelirung der Säule hingegen kann dieß einen Begriff geben, daß ich, darin stehend, dieselbe als eine kleine Nische ausfüllte, mit beiden Schultern anstoßend. Zweiundzwanzig Männer, im Kreise neben einander gestellt, würden ungefähr die Peripherie einer solchen Säule bilden. Wir schieden mit dem unangenehmen Gefühle, daß hier für den Zeichner gar nichts zu thun sey.

Der Tempel des Hercules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken. Die zwei Säulenreihen, die den Tempel hüben und drüben begleiteten, lagen in gleicher Richtung wie auf einmal zusammen hingelegt, von Norden nach Süden; jene einen Hügel hinaufwarts, diese hinabwarts. Der Hügel mochte aus der zerfallenen Zelle entstanden seyn. Die Säulen, wahrscheinlich durch das Gebalk zusammengehalten, stürzten auf einmal, vielleicht durch Sturmwuth niedergestreckt und sie liegen noch regelmaßig, in die Stücke aus denen sie zusammengesetzt waren, zerfallen. Dieses merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen spitzte Kniep schon in Gedanken seine Stifte.

Der Tempel des Aesculap, von dem schönsten Johannisbrodbaum beschattet und in ein kleines feldwirthschaftliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun stiegen wir zum Grabmahl Theron's hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieses so oft nachgebildet gesehenen Monuments, besonders da es uns zum Vorgrunde diente einer wundersamen Ansicht: denn man schaute von Westen nach Osten an dem Felslager hin, auf welchem die luckenhaften Stadtmauern, so wie durch sie und über ihnen die Reste der Tempel zu sehen waren. Unter Hackert's kunstreicher Hand ist diese Ansicht zum erfreulichen Bilde geworden; Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen lassen.

Girgenti, Donnerstag den 26. April 1787.

Als ich erwachte war Kniep schon bereit mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen sollte, seine zeichnerische Reise anzutreten. Ich genoß des herrlichsten Morgens am Fenster, meinen geheimen, stillen aber nicht

Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cecilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß seyn! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort!

Cecilie und Lucie ab.

Fernando allein. Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchstich würde allen diesen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühllosigkeit stürzen, um die ich jetzt alles dahin gäbe! — Bist du da, Elender? Erinnere dich der vollglücklichen Tage, da du in starker Genügsamkeit gegen den Armen stand'st, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühltest, in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja die Glücklichen! die Glücklichen! — Eine Stunde früher, diese Entdeckung, und ich wäre geborgen; ich hätte sie nicht wieder gesehn, sie mich nicht; ich hätte mich überreden können: sie hat dich diese vier Jahre her vergessen, verschmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie soll ich

ſtummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich bisher den Namen nicht genannt des Mentors, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es iſt der treffliche von Riedeſel, deſſen Büchlein ich wie ein Brevier oder Talisman am Buſen trage. Sehr gern habe ich mich immer in ſolchen Weſen beſpiegelt, die das beſitzen was mir abgeht, und ſo iſt es grade hier: ruhiger Vorſatz, Sicherheit des Zwecks, reinliche, ſchickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntniß, inniges Verhältniß zu einem meiſterhaft Belehrenden, zu Winckelmann; dieß alles geht mir ab und alles übrige was daraus entſpringt. Und doch kann ich mir nicht Feind ſeyn, daß ich das zu erſchleichen, zu erſtürmen, zu erliſten ſuche, was mir während meines Lebens auf dem gewöhnlichen Wege verſagt war. Möge jener treffliche Mann in dieſem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr ſeine Verdienſte feiert, einſam in dem einſamen Orte, der auch für ihn ſoviel Reize hatte, daß er ſogar hier, vergeſſen von den Seinigen und ihrer vergeſſend, ſeine Tage zuzubringen wünſchte.

Nun durchzog ich die geſtrigen Wege mit meinem kleinen geiſtlichen Führer, die Gegenſtände von mehrern Seiten betrachtend und meinen fleißigen Freund hie und da beſuchend.

Auf eine ſchöne Anſtalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerkſam. In den Felſen und Gemäuermaſſen, welche Girgenti zum Bollwerk dienten, finden ſich Gräber, wahrſcheinlich den Tapfern und Guten zur Ruheſtatte beſtimmt. Wo konnten dieſe ſchöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheifrung beigeſetzt werden!

In dem weiten Raume zwiſchen den Mauern und dem Meere finden ſich noch die Reſte eines kleinen Tempels, als chriſtliche Capelle erhalten. Auch hier ſind Halbſäulen mit

den Quaderstücken der Mauer aufs schönste verbunden, und beides in einander gearbeitet; höchst erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punkt zu fühlen, wo die Dorische Ordnung ihr vollendetes Maaß erhalten hat.

Manches unscheinbare Denkmal des Alterthums ward obenhin angesehen, sodann mit mehr Aufmerksamkeit die jetzige Art den Weizen unter der Erde in großen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zustand erzählte mir der gute Alte gar manches. Ich hörte von nichts was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Gespräch schickte sich recht gut zu den unaufhaltsam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muschelkalks fallen alle gegen das Meer. Wundersam von unten und hinten ausgefressene Felsbänke, deren oberes und vorderes sich theilweise erhalten, so daß sie wie herunterhängende Franzen aussehen. Haß auf die Franzosen, weil sie mit den Barbaresken Frieden haben und man ihnen Schuld giebt sie verriethen die Christen an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Thor in Felsen gehauen. Die noch bestehenden Mauern stufenweis auf den Felsen gegründet. Unser Cicerone hieß Don Michael Vella, Antiquar, wohnhaft bei Meister Gerio in der Nähe von St. Maria.

Die Puffbohnen zu pflanzen verfahren sie folgendermaßen: sie machen in gehöriger Weite von einander Löcher in die Erde, darein thun sie eine Hand voll Mist, sie erwarten Regen und dann stecken sie die Bohnen. Das Bohnenstroh verbrennen

ſie, mit der daraus entſtehenden Aſche waſchen ſie die Leinwand. Sie bedienen ſich keiner Seife. Auch die äußern Mandelſchalen verbrennen ſie und bedienen ſich derſelben ſtatt Soda. Erſt waſchen ſie die Wäſche mit Waſſer und dann mit ſolcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaus iſt Bohnen, Weizen, Tumenia, das vierte Jahr laſſen ſie es zur Wieſe liegen. Unter Bohnen werden hier die Puffbohnen verſtanden. Ihr Weizen iſt unendlich ſchön. Tumenia, deren Namen ſich von bimenia oder trimenia herſchreiben ſoll, iſt eine herrliche Gabe der Ceres: es iſt eine Art von Sommerkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie ſäen es vom erſten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur beſtimmten Zeit reif iſt. Sie braucht nicht viel Regen aber ſtarke Wärme; anfangs hat ſie ein ſehr zartes Blatt, aber ſie wächſ't dem Weizen nach und macht ſich zuletzt ſehr ſtark. Das Korn ſäen ſie im October und November, es reift im Juni. Die im November geſäete Gerſte iſt den erſten Juni reif, an der Küſte ſchneller, in Gebirgen langſamer.

Der Lein iſt ſchon reif. Der Akanth hat ſeine prächtigen Blätter entfaltet. Salſalo fruticoſa wächſ't üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächſ't reichlicher Eſparſett. Er wird theilweis verpachtet und bündelweis in die Stadt gebracht. Ebenſo verkaufen ſie bündelweis den Haſer, den ſie aus dem Weizen ausgäten.

Sie machen artige Eintheilungen mit Rändchen in dem Erdreich wo ſie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wäſſerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus und die Früchte hatten angesetzt. Sie werden zu Johanni reif, dann setzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen sehr voll; ein gestutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Essen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterstützt. Melonen legen sie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachsen sie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artischocken und Kohlrabi; freilich muß man gestehen, daß sie viel zärter und saftiger sind als bei uns. Wenn man durch Aecker kommt, so lassen die Bauern z. B. junge Puffbohnen essen so viel man will.

Als ich auf schwarze, feste Steine aufmerksam ward, die einer Lava glichen, sagte mir der Antiquar, sie seyen vom Aetna, auch am Hafen oder vielmehr Landungsplatz stunden solche.

Der Vögel giebts hier zu Lande nicht viel: Wachteln. Die Zugvögel sind: Nachtigallen, Lerchen und Schwalben. Rinnine, kleine schwarze Vögel, die aus der Levante kommen, in Sicilien hecken und weiter gehen oder zurück. Ridene, kommen im December und Januar aus Africa, fallen auf dem Akragas nieder und dann ziehen sie sich in die Berge.

Von der Vase des Doms noch ein Wort. Auf derselben steht ein Held in völliger Rüstung, gleichsam als Ankömmling, vor einem sitzenden Alten der durch Kranz und Scepter als König bezeichnet ist. Hinter diesem steht ein Weib, das Haupt gesenkt, die linke Hand unter dem Kinn; aufmerksam nachdenkende Stellung. Gegenüber hinter dem Helden ein Alter, gleichfalls bekränzt, er spricht mit einem spießtragenden Manne, der von der Leibwache seyn mag. Der Alte scheint den Helden eingeführt zu haben und zu der Wache zu sagen: laßt ihn nur mit dem König reden, es ist ein braver Mann.

Das Rothe scheint der Grund dieser Vase, das Schwarze darauf gesetzt. Nur an dem Frauengewande scheint Roth auf Schwarz zu sitzen.

Girgenti, Freitag den 27. April 1787.

Wenn Kniep alle Vorsätze ausführen will, muß er unablässig zeichnen, indeß ich mit meinem alten kleinen Führer umherziehe. Wir spazierten gegen das Meer, von woher sich Girgenti, wie uns die Alten versichern, sehr gut ausgenommen habe. Der Blick ward in die Wellenweite gezogen und mein Führer machte mich aufmerksam auf einen langen Wolkenstreif, der südwärts, einem Bergrucken gleich, auf der Horizontallinie aufzuliegen schien: dieß sey die Andeutung der Küste von Africa, sagte er. Mir fiel indeß ein anderes Phänomen als seltsam auf; es war aus leichtem Gewölk ein schmaler Bogen, welcher mit dem einen Fuß auf Sicilien aufstehend, sich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Himmel hinwölbte und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meer zu ruhen schien. Von der niedergehenden Sonne

gar schön gefärbt und wenig Bewegung zeigend, war er dem Auge eine so seltsame als erfreuliche Erscheinung. Es stehe dieser Bogen, versicherte man mir, gerade in der Richtung nach Malta und möge wohl auf dieser Insel seinen andern Fuß niedergelassen haben, das Phanomen komme manchmal vor. Sonderbar genug wäre es, wenn die Anziehungskraft der beiden Inseln gegen einander sich in der Atmosphare auf diese Art kund thäte.

Durch dieses Gespräch ward bei mir die Frage wieder rege: ob ich den Vorsatz Malta zu besuchen aufgeben sollte? allein die schon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieselben und wir nahmen uns vor unsern Vetturin bis Messina zu dingen.

Dabei aber sollte wieder nach einer gewissen eigensinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sicilien wenig kornreiche Gegenden gesehen, sodann war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beschränkt, so daß es der Insel ganz an Flächen zu fehlen schien und man nicht begriff wie Ceres dieses Land so vorzüglich begünstigt haben sollte. Als ich mich darnach erkundigte, erwiederte man mir: daß ich, um dieses einzusehen, statt über Syrakus, quer durchs Land gehen müsse, wo ich denn der Weizenstriche genug antreffen würde. Wir folgten dieser Lockung Syrakus aufzugeben, indem uns nicht unbekannt war, daß von dieser herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben sey. Allenfalls war sie von Catania aus leicht zu besuchen.

Caltanisetta, Sonnabend den 26. April 1787.

Heute können wir denn endlich sagen, daß uns ein anschaulicher Begriff geworden, wie Sicilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italiens erlangen können. Eine Strecke nachdem wir Girgent verlassen fing der fruchtbare Boden an. Es sind keine großen Flächen, aber sanft gegen einander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der diesen Pflanzen geeignete Boden wird so genutzt und so geschont daß man nirgends einen Baum sieht, ja alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinstreichende Reihe Kalkfelsen den Boden ohnehin unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beschäftigt, die Männer hingegen bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bei ihnen zu, die übrigen Tage bleiben sie unten und ziehen sich Nachts in Rohrhütten zurück. Und so war denn unser Wunsch bis zum Ueberdruß erfüllt, wir hätten uns Triptolems Flügelwagen gewünscht, um dieser Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun ritten wir bei heißem Sonnenschein durch diese wüste Fruchtbarkeit und freuten uns in dem wohlgelegenen und wohlgebauten Caltanisetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leidliche Herberge bemüht waren. Die Maulthiere stehen in prächtig gewölbten Stallen, die Knechte schlafen auf dem Klee der den Thieren bestimmt ist, der Fremde aber muß seine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erst gereinigt werden. Stühle und Bänke giebt es nicht, man sitzt auf niedrigen Böcken von starkem Holz, Tische sind auch nicht zu finden.

Will man jene Böcke in Bettfüße verwandeln, so geht man zum Tischler und borgt so viel Breter als nöthig sind, gegen eine gewisse Miethe. Der große Juchtensack, den uns Hackert geliehen, kam dießmal sehr zu gute und ward vorläufig mit Hackerling angefüllt.

Vor allem aber mußte wegen des Essenz Anstalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft, der Vetturin war gegangen Reis, Salz und Specereien anzuschaffen, weil er aber nie hier gewesen, so blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich gekocht werden sollte, wozu in der Herberge selbst keine Gelegenheit war. Endlich bequemte sich ein ältlicher Burger Herd und Holz, Kuchen- und Tischgerathe gegen ein billiges herzugeben und uns, indessen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen, endlich auf den Markt, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise umhersaßen, sich unterhielten und von uns unterhalten seyn wollten.

Wir mußten von Friederich dem Zweiten erzählen, und ihre Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.

Caltanisetta, Sonnabend den 28. April 1787.

Geologisches, nachträglich. Von Girgent die Muschelkalkfelsen hinab, zeigt sich ein weißliches Erdreich das sich nachher erklärt: man findet den älteren Kalk wieder und Gyps unmittelbar daran. Weite flache Thaler, Fruchtbau bis an die Gipfel, oft darüber weg; älterer Kalk mit verwittertem Gyps gemischt. Nun zeigt sich ein loseres, gelbliches, leicht verwitterndes neues Kalkgestein: in den geackerten

Feldern kann man deſſen Farbe deutlich erkennen, die oft ins Dunklere, ja ins Violette zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gyps wieder hervor. Auf demſelben wächſ't häufig ein ſchön violettes, faſt roſenrothes Sedum und an den Kalkfelſen ein ſchön gelbes Moos.

Jenes verwitterliche Kalkgeſtein zeigt ſich öfters wieder, am ſtärkſten gegen Caltaniſetta, wo es in Lagern liegt die einzelne Muſcheln enthalten; dann zeigt ſich's röthlich, beinahe wie Mennige, mit wenigem Violett, wie oben bei San Martino bemerkt worden.

Quarzgeſchiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Thalchen gefunden, das an drei Seiten geſchloſſen, gegen Morgen und alſo gegen das Meer zu offen ſtand.

Links in der Ferne war der hohe Berg bei Camerata merkwürdig und ein anderer wie ein geſtutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu ſehen. Die Frucht ſtand herrlich, obgleich nicht ſo hoch wie zu Girgent und am Meeresufer, jedoch ſo rein als möglich; in den unabſehbaren Weizenäckern kein Unkraut. Erſt ſahen wir nichts als grünende Felder, dann gepflügte, an feuchtlichen Oertern ein Stückchen Wieſe. Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgent fanden wir Aepfel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortſchaften etwas Feigen.

Dieſe dreißig Miglien, nebſt allem was ich rechts und links erkennen konnte, iſt älterer und neuerer Kalk, dazwiſchen Gyps. Der Verwitterung und Verarbeitung dieſer drei unter einander hat das Erdreich ſeine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten, es knirſcht kaum unter den Zahnen. Eine Vermuthung wegen des Fluſſes Achates wird ſich morgen beſtätigen.

Die Thaler haben eine schöne Form, und ob sie gleich nicht ganz flach sind, so bemerkt man doch keine Spur von Regengüssen, nur kleine Bache, kaum merklich, rieseln hin, denn alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig rother Klee ist zu sehen, die niedrige Palme verschwindet auch, so wie alle Blumen und Sträuche der südwestlichen Seite. Den Disteln ist nur erlaubt sich der Wege zu bemachtigen, alles andere gehört der Ceres an. Uebrigens hat die Gegend viel ähnliches mit Deutschen hügeligen und fruchtbaren Gegenden, z. B. mit der zwischen Erfurt und Gotha, besonders wenn man nach den Gleichen hinsieht. Sehr vieles mußte zusammen kommen, um Sicilien zu einem der fruchtbarsten Lander der Welt zu machen.

Man sieht wenig Pferde auf der ganzen Tour, sie pflugen mit Ochsen und es besteht ein Verbot keine Kuhe und Kalber zu schlachten. Ziegen, Esel und Maulthiere begegneten uns viele. Die Pferde sind meist Apfelschimmel mit schwarzen Fußen und Mahnen, man findet die prachtigsten Stallraume mit gemauerten Bettstellen. Das Land wird zu Bohnen und Linsen gedüngt, die übrigen Feldfrüchte wachsen nach dieser Sömmerung. In Aehren geschoßte noch grüne Gerste, in Bundeln, rother Klee deßgleichen werden dem Vorbeireitenden zu Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltanisetta fand sich fester Kalkstein mit Versteinerungen; die großen Muscheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaster des Stadtchens fanden wir Kalkstein mit Pektiniten.

Zum 28. April 1787.

Hinter Caltanisetta senken sich die Hügel jah herunter in mancherlei Thaler, die ihre Wasser in den Fluß Salso

vor ihr erscheinen, was ihr sagen? — O meine Schuld, meine Schuld wird schwer in diesen Augenblicken über mir! — Verlassen, die beyden lieben Geschopfe! Und ich, in dem Augenblick da ich sie wieder finde, verlassen von mir selbst! Elend! O mein Brust!

ergießen. Das Erdreich iſt röthlich, ſehr thonig, vieles lag unbeſtellt, auf dem beſtellten die Früchte ziemlich gut, doch mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Caſtro Giovanni, Sonntag den 29. April 1787.

Noch größere Fruchtbarkeit und Menſchenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen und machte den Reiſezuſtand ſehr unangenehm, da wir durch mehrere ſtark angeſchwollene Gewäſſer hindurch mußten. Am Fiume Salſo, wo man ſich nach einer Brücke vergeblich umſieht, überraſchte uns eine wunderliche Anſtalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwei und zwei das Maulthier, mit Reiter und Gepäck, in die Mitte faßten und ſo, durch einen tiefen Stromtheil hindurch, bis auf eine große Kiesfläche führten; war nun die ſammtliche Geſellſchaft hier beiſammen, ſo ging es auf eben dieſe Weiſe durch den zweiten Arm des Fluſſes, wo die Männer denn abermals, durch Stämmen und Drängen, das Thier auf dem rechten Pfade und im Stromzug aufrecht erhielten. An dem Waſſer her iſt etwas Buſchwerk, das ſich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fiume Salſo bringt Granit, einen Uebergang in Gneiß, breccirten und einfarbigen Marmor.

Nun ſahen wir den einzeln ſtehenden Bergrücken vor uns, worauf Caſtro Giovanni liegt und welcher der Gegend einen ernſten, ſonderbaren Charakter ertheilt. Als wir den langen an der Seite ſich hinanziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg aus Muſchelkalk beſtehend; große, nur calcinirte Schalen wurden aufgepackt. Man ſieht Caſtro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt, denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche

Städtchen selbst, der Thurm, links in einiger Entfernung das Oertchen Caltasciberta stehen gar ernsthaft gegen einander. In der Plaine sah man die Bohnen in voller Blüthe, wer hatte sich aber dieses Anblicks erfreuen können! Die Wege waren entsetzlich, noch schrecklicher weil sie ehemals gepflastert gewesen, und es regnete immer fort. Das alte Enna empfing uns sehr unfreundlich: ein Estrichzimmer mit Laden ohne Fenster, so daß wir entweder im Dunkeln sitzen, oder den Sprühregen, dem wir so eben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Ueberreste unseres Reisevorraths wurden verzehrt, die Nacht kläglich zugebracht. Wir thaten ein feierliches Gelübde, nie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegeziel zu richten.

Montag den 30. April 1787.

Von Castro Giovanni herab führt ein rauher, unbequemer Stieg, wir mußten die Pferde führen. Die Atmosphäre vor uns tief herab mit Wolken bedeckt, wobei sich ein wunderbar Phänomen in der größten Höhe sehen ließ. Es war weiß und grau gestreift und schien etwas Körperliches zu seyn; aber wie käme das Körperliche in den Himmel! Unser Führer belehrte uns, diese unsere Verwunderung gelte einer Seite des Aetna, welche durch die zerrissenen Wolken durchsehe: Schnee und Bergrücken abwechselnd bildeten die Streifen, es sey nicht einmal der höchste Gipfel.

Des alten Enna steiler Felsen lag nun hinter uns, wir zogen durch lange, lange, einsame Thäler; unbebaut und unbewohnt lagen sie da, dem weidenden Vieh überlassen, das wir schön braun fanden, nicht groß, mit kleinen Hörnern, gar nett, schlank und munter wie die Hirschchen. Diese guten

Geſchöpfe hatten zwar Weide genug, ſie war ihnen aber doch durch ungeheure Diſtelmaſſen beengt und nach und nach verkümmert. Dieſe Pflanzen finden hier die ſchönſte Gelegenheit ſich zu beſamen und ihr Geſchlecht auszubreiten, ſie nehmen einen unglaublichen Raum ein, der zur Weide von ein paar großen Landgütern hinreichte. Da ſie nicht perenniren, ſo wären ſie jetzt, vor der Blüthe niedergemäht, gar wohl zu vertilgen.

Indeſſen wir nun dieſe landwirthlichen Kriegsplane gegen die Diſteln ernſtlich durchdachten, mußten wir, zu unſerer Beſchamung, bemerken, daß ſie doch nicht ganz unnütz ſeyen. Auf einem einſam ſtehenden Gaſthofe, wo wir fütterten, waren zugleich ein paar Sicilianiſche Edelleute angekommen, welche quer durch das Land, eines Proceſſes wegen, nach Palermo zogen. Mit Verwundrung ſahen wir dieſe beiden ernſthaften Männer, mit ſcharfen Taſchenmeſſern, vor einer ſolchen Diſtelgruppe ſtehen und die oberſten Theile dieſer emporſtrebenden Gewächſe niederhauen; ſie faßten alsdann dieſen ſtachlichen Gewinn mit ſpitzen Fingern, ſchälten den Stengel und verzehrten das Innere deſſelben mit Wohlgefallen. Damit beſchäftigten ſie ſich eine lange Zeit, indeſſen wir uns an Wein, dießmal ungemiſcht, und gutem Brod erquickten. Der Vetturin bereitete uns dergleichen Stengelmark und verſicherte es ſey eine geſunde, kühlende Speiſe, ſie wollte uns aber ſo wenig ſchmecken als der rohe Kohlrabi zu Segeſte.

Unterwegs den 30. April 1787.

In das Thal gelangt, wodurch der Fluß St. Paolo ſich ſchlängelt, fanden wir das Erdreich röthlich ſchwarz und

verwitterlichen Kalk; viel Brache, sehr weite Felder, schönes Thal, durch das Flüßchen sehr angenehm. Der gemischte gute Lehmboden ist mitunter zwanzig Fuß tief und meistens gleich. Die Aloes hatten stark getrieben. Die Frucht stand schön, doch mitunter unrein und, gegen die Mittagseite berechnet, weit zurück. Hie und da kleine Wohnungen; kein Baum als unmittelbar unter Castro Giovanni. Am Ufer des Flusses viel Weide, durch ungeheure Distelmassen eingeschränkt. Im Flußgeschiebe das Quarzgestein wieder, theils einfach, theils breccienartig.

Molimenti, ein neues Oertchen, sehr klug in der Mitte schöner Felder angelegt, am Flüßchen St. Paolo. Der Weizen stand in der Nähe ganz unvergleichlich, schon den zwanzigsten Mai zu schneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von vulcanischem Wesen, auch selbst der Fluß führt keine dergleichen Geschiebe. Der Boden gut gemischt, eher schwer als leicht, ist im Ganzen kaffeebraun-violettlich anzusehen. Alle Gebirge links die den Fluß einschließen sind Kalk- und Sandstein, deren Abwechselung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Thals bereitet haben.

Dienstag, den 5. Mai 1767.

Durch ein so ungleich angebautes obwohl von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit bestimmtes Thal ritten wir einigermaßen verdrießlich herunter, weil, nach so viel ausgestandenen Unbilden, unsern malerischen Zwecken gar nichts entgegen kam. Kniep hatte eine recht bedeutende Ferne umrissen, weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abscheulich war, setzte er, geschmackvoll scherzend, ein Poussin'sches

Vordertheil daran, welches ihm nichts koſtete und das Blatt zu einem ganz hübſchen Bildchen machte. Wie viel maleriſche Reiſen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten.

Unſer Reitmann verſprach, um unſer mürriſches Weſen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich in einen vor wenig Jahren gebauten Gaſthof, der auf dieſem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reiſenden willkommen ſeyn mußte, und wir ließen es uns, bei einer leidlichen Einrichtung, ſeit zwölf Tagen wieder einigermaßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inſchrift an die Wand, bleiſtiftlich mit ſchönen Engliſchen Schriftzügen geſchrieben; ſie enthielt folgendes: „Reiſende, wer ihr auch ſeyd, hütet euch in Catania vor dem Wirthshauſe zum goldenen Löwen; es iſt ſchlimmer als wenn ihr Cyclopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet.“ Ob wir nun ſchon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologiſch vergrößert haben, ſo ſetzten wir uns doch feſt vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein ſo grimmiges Thier angekündigt war. Als uns daher der Maulthiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, ſo verſetzten wir: überall, nur nicht im Löwen! worauf er den Vorſchlag that da vorlieb zu nehmen wo er ſeine Thiere unterſtelle, nur müßten wir uns daſelbſt auch verköſtigen, wie wir es ſchon bisher gethan. Wir waren alles zufrieden: dem Rachen des Löwen zu entgehen war unſer einziger Wunſch.

Gegen Ibla Major melden ſich Lavageſchiebe, welche das Waſſer von Norden herunter bringt. Ueber der Fahre findet man Kalkſtein, welcher allerlei Arten Geſchiebe, Hornſtein,

Lava und Kalk verbunden hat, dann verhärtete vulcanische Asche mit Kalktuff überzogen. Die gemischten Kieshügel dauern immer fort bis gegen Catania, bis an dieselbe und über dieselbe finden sich Lavaströme des Aetna. Einen wahrscheinlichen Krater läßt man links. (Gleich unter Molimenti rauften die Bauern den Flachs.) Wie die Natur das Bunte liebt läßt sie hier sehen, wo sie sich an der schwarzblau grauen Lava erlustigt; hochgelbes Moos überzieht sie, ein schön rothes Sedum wächst üppig darauf, andere schöne violette Blumen. Eine sorgsame Cultur beweist sich an den Cactuspflanzungen und Weinranken. Nun drängen sich ungeheuere Lavaflusse heran. Motta ist ein schöner bedeutender Fels. Hier stehen die Bohnen als sehr hohe Stauden. Die Aecker sind veränderlich, bald sehr kiesig, bald besser gemischt.

Der Vetturin, der diese Frühlingsvegetation der Südostseite lange nicht gesehen haben mochte, verfiel in großes Ausrufen über die Schönheit der Frucht und fragte uns mit selbstgefälligem Patriotismus: ob es in unsern Landen auch wohl solche gäbe? Ihr ist hier alles aufgeopfert, man sieht wenig ja gar keine Bäume. Allerliebst war ein Mädchen von prächtiger, schlanker Gestalt, eine ältere Bekanntschaft unseres Vetturins, die seinem Maulthiere gleichlief, schwatzte und dabei mit solcher Zierlichkeit als möglich ihren Faden spann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrschen an. Gegen Misterbianco standen die Cactus schon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von diesen wundersam gebildeten Gewächsen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und schöner.

Catania, Mittwoch den 2. Mai 1787.

In unſerer Herberge befanden wir uns freilich ſehr übel. Die Koſt, wie ſie der Maulthierknecht bereiten konnte, war nicht die beſte. Eine Henne in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten geweſen, hätte ſie nicht ein unmäßiger Saffran ſo gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemſte Nachtlager hätte uns beinahe genöthigt Hackerts Juchtenſack wieder hervorzuholen, deßhalb ſprachen wir Morgens zeitig mit dem freundlichen Wirthe. Er bedauerte, daß er uns nicht beſſer verſorgen könne: da drüben aber iſt ein Haus wo Fremde gut aufgehoben ſind und alle Urſache haben zufrieden zu ſeyn. — Er zeigte uns ein großes Eckhaus, von welchem die uns zugekehrte Seite viel Gutes verſprach. Wir eilten ſogleich hinüber, fanden einen rührigen Mann, der ſich als Lohnbedienter angab und, in Abweſenheit des Wirths, uns ein ſchönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich verſicherte, daß wir aufs billigſte bedient werden ſollten. Wir erkundigten uns ungeſäumt hergebrachter Weiſe, was für Quartier, Tiſch, Wein, Frühſtück und ſonſtiges Beſtimmbare zu bezahlen ſey? das war alles billig und wir ſchafften eilig unſere Wenigkeiten herüber, ſie in die weitläufigen, vergoldeten Commoden einzuordnen. Kniep fand zum erſtenmale Gelegenheit ſeine Pappe auszubreiten; er ordnete ſeine Zeichnungen, ich mein Bemerktes. Sodann, vergnügt über die ſchönen Räume, traten wir auf den Balcon des Saals, der Ausſicht zu genießen. Nachdem wir dieſe genugſam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unſern Geſchäften und ſiehe! da drohte über unſerm Haupte ein großer goldener Löwe. Wir ſahen einander bedenklich an, lächelten und lachten. Von nun an aber blickten wir umher, ob nicht irgendwo eins der Homeriſchen Schreckbilder hervorſchauen möchte.

Nichts dergleichen war zu ſehen, dagegen fanden wir im Saal eine hübſche, junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwei Jahren herumtändelte, aber ſogleich von dem beweglichen Halbwirth derb ausgeſcholten daſtand: Sie ſolle ſich hinweg verfügen! hieß es, ſie habe hier nichts zu thun. — Es iſt doch hart daß du mich fortjagſt, ſagte ſie, das Kind iſt zu Hauſe nicht zu begütigen wenn du weg biſt, und die Herrn erlauben mir gewiß in deiner Gegenwart das Kleine zu beruhigen. Der Gemahl ließ es dabei nicht bewenden, ſondern ſuchte ſie fortzuſchaffen, das Kind ſchrie in der Thüre ganz erbärmlich und wir mußten zuletzt ernſtlich verlangen, daß das hübſche Madamchen dabliebe.

Durch den Engländer gewarnt war es keine Kunſt die Komödie zu durchſchauen, wir ſpielten die Neulinge, die Unſchuldigen, er aber machte ſeine liebreiche Vaterſchaft auf das Beſte gelten. Das Kind wirklich war am freundlichſten mit ihm, wahrſcheinlich hatte es die angebliche Mutter unter der Thüre gekneipt.

Und ſo war ſie auch in der größten Unſchuld dageblieben als der Mann wegging, ein Empfehlungsſchreiben an den Hausgeiſtlichen des Prinzen Biscaris zu überbringen. Sie bahlte fort bis er zurückkam und anzeigte, der Abbé würde ſelbſt erſcheinen uns von dem Näheren zu unterrichten.

Catania Donnerstag den 3. Mai 1787.

Der Abbé, der uns geſtern Abend ſchon begrüßt hatte, erſchien heute zeitig und führte uns in den Palaſt, welcher auf einem hohen Sockel einſtöckig gebaut iſt, und zwar ſahen wir zuerſt das Muſeum, wo marmorne und eherne Bilder, Vaſen und alle Arten ſolcher Alterthümer beiſammenſtehen.

Wir hatten abermals Gelegenheit unſere Kenntniſſe zu erweitern, beſonders aber feſſelte uns der Sturz eines Jupiters, deſſen Abguß ich ſchon aus Tiſchbein's Werkſtatt kannte und welcher größere Vorzüge beſitzt als wir zu beurtheilen vermochten. Ein Hausgenoſſe gab die nöthigſte hiſtoriſche Auskunft und nun gelangten wir in einen großen hohen Saal. Die vielen Stühle an den Wänden umher zeugten, daß große Geſellſchaft ſich manchmal hier verſammle. Wir ſetzten uns, in Erwartung einer günſtigen Aufnahme. Da kamen ein paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie ſprachen angelegentlich mit einander. Als ſie uns gewahrten, ſtand der Abbé auf, ich deßgleichen, wir neigten uns. Ich fragte: wer ſie ſeyen? und erfuhr, die jüngere ſey die Prinzeſſin, die ältere eine edle Catanierin. Wir hatten uns wieder geſetzt, ſie gingen auf und ab wie man auf einem Marktplatze thun würde.

Wir wurden zum Prinzen geführt, der, wie man mir ſchon bemerkt hatte, uns ſeine Münzſammlung aus beſonderem Vertrauen vorwies, da wohl früher ſeinem Herrn Vater und auch ihm nachher bei ſolchem Vorzeigen manches abhanden gekommen und ſeine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einigermaßen vermindert worden. Hier konnte ich nun ſchon etwas kenntnißreicher ſcheinen, indem ich mich bei Betrachtung der Sammlung des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lernte wieder und half mir an jenem dauerhaften Winckelmanniſchen Faden, der uns durch die verſchiedenen Kunſtepochen durchleitet, ſo ziemlich hin. Der Prinz von dieſen Dingen völlig unterrichtet, da er keine Kenner aber aufmerkſame Liebhaber vor ſich ſah, mochte uns gern in allem wornach wir forſchten belehren.

Nachdem wir dieſen Betrachtungen geraume Zeit, aber

doch noch immer zu wenig gewidmet, ſtanden wir im Begriff uns zu beurlauben, als er uns zu ſeiner Frau Mutter führte, woſelbſt die übrigen kleineren Kunſtwerke zu ſehen waren.

Wir fanden eine anſehnliche, natürlich edle Frau, die uns mit den Worten empfing: ſehen Sie ſich bei mir um, meine Herrn, Sie finden hier alles noch wie es mein ſeliger Gemahl geſammelt und geordnet hat. Dieß danke ich der Frömmigkeit meines Sohnes, der mich in ſeinen beſten Zimmern nicht nur wohnen, ſondern auch hier nicht das geringſte entfernen oder verrücken läßt was ſein ſeliger Herr Vater anſchaffte und aufſtellte; wodurch ich den doppelten Vortheil habe, ſowohl auf die ſo lange Jahre her gewohnte Weiſe zu leben, als auch, wie von jeher, die trefflichen Fremden zu ſehen und näher zu kennen, die, unſere Schätze zu betrachten, von ſo weiten Orten herkommen.

Sie ſchloß uns darauf ſelbſt den Glasſchrank auf, worin die Arbeiten in Bernſtein aufbewahrt ſtanden. Der Sicilianiſche unterſcheidet ſich von dem nordiſchen darin, daß er von der durchſichtigen und undurchſichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abſchattungen eines geſättigten Gelbs bis zum ſchönſten Hyacinthroth hinanſteigt. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus geſchnitten, wozu man große bewundernswürdige Stücke des Materials mitunter vorausſehen mußte. An dieſen Gegenſtanden, ſo wie an geſchnittenen Muſcheln, wie ſie in Trapani gefertigt werden, ferner an ausgeſuchten Elfenbeinarbeiten, hatte die Dame ihre beſondere Freude und wußte dabei manche heitere Geſchichte zu erzählen. Der Fürſt machte uns auf die ernſteren Gegenſtände aufmerkſam und ſo floſſen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indeſſen hatte die Fürſtin vernommen, daß wir Deutſche ſeyen, ſie fragte daher nach Herrn von Riedeſel, Bartels,

Vierter Act.

Einſiedeley in Stella's Garten.

Stella.

Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe, liebe Stäte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lockſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor dir — kühle, lockre Erde, mir ſchaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich ſchon Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da ſollteſt du, Verweſung,

Münter, welche ſie ſämmtlich gekannt und ihren Charakter und Betragen gar wohl unterſcheidend zu würdigen wußte. Wir trennten uns ungern von ihr und ſie ſchien uns ungern wegzulaſſen. Dieſer Inſelzuſtand hat doch immer etwas einſames, nur durch vorübergehende Theilnahme aufgefriſcht und erhalten.

Uns führte der Geiſtliche alsdann in das Benedictinerkloſter, in die Zelle eines Bruders, deſſen, bei mäßigem Alter, trauriges und in ſich zurückgezogenes Anſehn wenig frohe Unterhaltung verſprach. Er war jedoch der kunſtreiche Mann, der die ungeheuere Orgel dieſer Kirche allein zu bändigen wußte. Als er unſere Wünſche mehr errathen als vernommen, erfüllte er ſie ſchweigend; wir begaben uns in die ſehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Inſtrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leiſeſtem Hauch ſowohl als gewaltſamſten Tönen durchſäuſelte und durchſchmetterte.

Wer den Mann nicht vorher geſehen, hätte glauben müſſen, es ſey ein Rieſe der ſolche Gewalt ausübe; da wir aber ſeine Perſönlichkeit ſchon kannten, bewunderten wir nur, daß er in dieſem Kampf nicht ſchon längſt aufgerieben ſey.

Catania, Freitag den 4. Mai 1787.

Bald nach Tiſche kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entferntern Theil der Stadt zeigen ſollte. Beim Einſteigen ereignete ſich ein wunderſamer Manaſtreit. Ich war zuerſt eingeſtiegen und hätte ihm zur linken Hand geſeſſen, er einſteigend, verlangte ausdrücklich daß ich herumrücken und ihn zu meiner Linken nehmen ſollte; ich bat ihn dergleichen Ceremonien zu unterlaſſen. Verzeiht! ſagte er,

daß wir alſo ſitzen, denn wenn ich meinen Platz zu eurer Rechten nehme, ſo glaubt jedermann daß ich mit euch fahre, ſitze ich aber zur Linken, ſo iſt es ausgeſprochen daß ihr mit mir fahrt, mit mir nämlich, der ich euch im Namen des Fürſten die Stadt zeige. Dagegen war freilich nichts einzuwenden und alſo geſchah es.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Theil dieſer Stadt zerſtörte, noch bis auf unſere Tage ſichtbar blieb. Der ſtarre Feuerſtrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels, ſelbſt auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und theilweiſe gebaut. Ich ſchlug ein unbezweifeltes Stück des Geſchmolzenen herunter, bedenkend, daß vor meiner Abreiſe aus Deutſchland ſchon der Streit über die Vulcanität der Baſalte ſich entzündet hatte. Und ſo that ich's an mehrern Stellen, um zu mancherlei Abänderungen zu gelangen.

Waren jedoch Einheimiſche nicht ſelbſt Freunde ihrer Gegend, nicht ſelbſt bemüht, entweder eines Vortheils oder der Wiſſenſchaft willen, das was in ihrem Revier merkwürdig iſt zuſammen zu ſtellen, ſo müßte der Reiſende ſich lang vergebens quälen. Schon in Neapel hatte mich der Lavenhandler ſehr gefördert, hier, in einem weit höheren Sinne, der Ritter Gioeni. Ich fand in ſeiner reichen, ſehr galant aufgeſtellten Sammlung die Laven des Aetna, die Baſalte am Fuß deſſelben, verändertes Geſtein, mehr oder weniger zu erkennen; alles wurde freundlichſt vorgezeigt. Am meiſten hatte ich Zeolithe zu bewundern, aus den ſchroffen im Meere ſtehenden Felſen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten, wie man ſich benehmen müſſe um den Aetna zu beſteigen, wollte er von einer Wagniß nach dem Gipfel, beſonders in der

gegenwärtigen Jahreszeit, gar nichts hören. Ueberhaupt, ſagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, die hier ankommenden Fremden ſehen die Sache für allzuleicht an, wir andern Nachbarn des Berges ſind ſchon zufrieden, wenn wir ein paarmal in unſerm Leben die beſte Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerſt durch ſeine Beſchreibung die Luſt nach dieſem Feuergipfel entzündet, iſt gar nicht hinauf gekommen; Graf Borch läßt den Leſer in Ungewißheit, aber auch er iſt nur bis auf eine gewiſſe Höhe gelangt, und ſo könnte ich von mehrern ſagen. Für jetzt erſtreckt ſich der Schnee noch allzuweit herunter und breitet unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Wenn Sie meinem Rathe folgen mögen, ſo reiten Sie morgen, bei guter Zeit, bis an den Fuß des Monte Roſſo, beſteigen Sie dieſe Höhe; Sie werden von da des herrlichſten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entſprungen, unglücklicherweiſe ſich nach der Stadt hereinwälzte. Die Ausſicht iſt herrlich und deutlich; man thut beſſer ſich das Uebrige erzahlen zu laſſen.

Catania, Sonnabend den 5. Mai 1787.

Folgſam dem guten Rathe machten wir uns zeitig auf den Weg und erreichten, auf unſern Maulthieren immer rückwärts ſchauend, die Region der durch die Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen und Tafeln ſtarrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Pfad von den Thieren gefunden wurde. Auf der erſten bedeutenden Höhe hielten wir ſtill. Kniep zeichnete mit großer Präciſion was hinaufwärts vor uns lag: die Lavenmaſſen im Vorgrunde, den Doppelgipfel des Monte Roſſo links, gerade über uns die Walder von Nicoloſi, aus denen der beſchneite wenig rauchende

Gipfel hervorſtieg. Wir rückten dem rothen Berge näher, ich ſtieg hinauf: er iſt ganz aus rothem vulcaniſchem Grus, Aſche und Steinen zuſammengehäuft. Um die Mündung hätte ſich bequem herumgehen laſſen, hätte nicht ein gewaltſam ſtürmender Morgenwind jeden Schritt unſicher gemacht; wollte ich nur einigermaßen fortkommen, ſo mußte ich den Mantel ablegen, nun aber war der Hut jeden Augenblick in Gefahr in den Krater getrieben zu werden und ich hinterdrein. Deßhalb ſetzte ich mich nieder um mich zu faſſen und die Gegend zu überſchauen; aber auch dieſe Lage half mir nichts: der Sturm kam gerade von Oſten her, über das herrliche Land, das nah und fern bis ans Meer unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Meſſina bis Syrakus, mit ſeinen Krümmungen und Buchten, ſah ich vor Augen, entweder ganz frei oder durch Felſen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz betäubt wieder herunter kam, hatte Kniep im Schauer ſeine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier geſichert, was der wilde Sturm mich kaum ſehen, vielweniger feſthalten ließ.

In dem Rachen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohnbedienten den wir nur mit Mühe uns zu begleiten abgehalten hatten. Er lobte daß wir den Gipfel aufgegeben, ſchlug aber für Morgen eine Spazierfahrt auf dem Meere, zu den Felſen von Jaci, andringlich vor: das ſey die ſchönſte Luſtpartie, die man von Catania aus machen könne! man nehme Trank und Speiſe mit, auch wohl Geräthſchaften um etwas zu wärmen. Seine Frau erbiete ſich dieſes Geſchäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er ſich des Jubels, wie Engländer wohl gar einen Kahn mit Muſik zur Begleitung genommen hätten, welche Luſt über alle Vorſtellung ſey.

Die Felsen von Jaci zogen mich heftig an, ich hatte großes Verlangen mir so schöne Zeolithe herauszuschlagen als ich bei Gioeni gesehen. Man konnte ja die Sache kurz fassen, die Begleitung der Frau ablehnen. Aber der warnende Geist des Engländers behielt die Oberhand, wir thaten auf die Zeolithe Verzicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieser Enthaltsamkeit.

Catania, Sonntag den 6. Mai 1787.

Unser geistlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns die Reste alter Baukunst zu sehen, zu welchen der Beschauer freilich ein starkes Restaurationstalent mitbringen muß. Man zeigte die Reste von Wasserbehältern, einer Naumachie und andere dergleichen Ruinen, die aber bei der vielfachen Zerstörung der Stadt durch Laven, Erdbeben und Krieg dergestalt verschüttet und versenkt sind, daß Freude und Belehrung nur dem genausten Kenner alterthümlicher Baukunst daraus entspringen kann.

Eine nochmalige Aufwartung beim Prinzen lehnte der Pater ab und wir schieden beiderseits mit lebhaften Ausdrücken der Dankbarkeit und des Wohlwollens.

Taormina, Montag den 7. Mai 1787.

Gott sey Dank, daß alles was wir heute gesehen, schon genugsam beschrieben ist, mehr aber noch, daß Kniep sich vorgenommen hat, morgen den ganzen Tag oben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche unsern des Meerstrandes in die Höhe steilen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dieß auch

von Natur für eine Geſtalt gehabt haben mag, die Kunſt hat nachgeholfen und daraus den amphitheatraliſchen Halbcirkel für Zuſchauer gebildet; Mauern und andere Angebaude von Ziegelſteinen ſich anſchließend, ſupplirten die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des ſtufenartigen Halbcirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felſen und vollendete das ungeheuerſte Natur- und Kunſtwerk.

Setzt man ſich nun dahin, wo ehmals die oberſten Zuſchauer ſaßen, ſo muß man geſtehen, daß wohl nie ein Publicum im Theater ſolche Gegenſtände vor ſich gehabt. Rechts zur Seite auf höheren Felſen erheben ſich Caſtelle, weiter unten liegt die Stadt, und ob ſchon dieſe Baulichkeiten aus neueren Zeiten ſind, ſo ſtanden doch vor Alters wohl eben dergleichen auf derſelben Stelle. Nun ſieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann ſchließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht ſchrecklich, denn die mildernde Atmoſphäre zeigt ihn entfernter und ſanfter als er iſt.

Wendet man ſich von dieſem Anblick in die an der Rückſeite der Zuſchauer angebrachten Gänge, ſo hat man die ſämmtlichen Felswände links, zwiſchen denen und dem Meere ſich der Weg nach Meſſina hinſchlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere ſelbſt, die Küſte von Calabrien in der weiteſten Ferne, nur mit Aufmerkſamkeit von gelind ſich erhebenden Wolken zu unterſcheiden.

Wir ſtiegen gegen das Theater hinab, verweilten in deſſen Ruinen, an welchen ein geſchickter Architekt ſeine Reſtaurationsgabe wenigſtens auf dem Papier verſuchen ſollte, unternahmen ſodann uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein

Zaun von nebeneinander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk sey: durch die verschränkten Blätter sieht man durch und glaubt auch hindurch dringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder sind empfindliche Hindernisse; tritt man auf ein solches kolossales Blatt, in Hoffnung es werde uns tragen, so bricht es zusammen, und anstatt hinüber ins Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch diesem Labyrinthe, genossen Weniges in der Stadt, konnten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht scheiden. Unendlich schön war es zu beobachten, wie diese in allen Punkten bedeutende Gegend nach und nach in Finsterniß versank.

Unter Taormina, am Meer, Dienstag den 8. Mai 1787.

Kniepen, mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preisen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre und mich meiner eigenen Natur wiedergiebt. Er ist hinaufgegangen im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird seine Bleistifte manchmal spitzen und ich sehe nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch alles wiedersehen können! Erst wollte ich mit hinaufgehen, dann aber reizte mich's hier zu bleiben, die Enge sucht' ich, wie der Vogel der sein Nest bauen möchte. In einem schlechten verwahrlos'ten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäste gesetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäste worauf der Reisende sitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß daß der Orangenbaum, seiner Natur überlassen, sich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entschiedenen Aesten werden.

Und so saß ich, den Plan zu Nausikaa weiter denkend, eine dramatische Concentration der Odyssee. Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Drama und der Epopöe recht ins Auge fassen.

Kniep ist herabgekommen und hat zwei ungeheure Blätter, reinlichst gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurück gebracht. Beide wird er zum ewigen Gedächtniß an diesen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergessen ist nicht, daß wir auf dieses schöne Ufer unter dem reinsten Himmel von einem kleinen Altan herabschauten, Rosen erblickten und Nachtigallen hörten. Diese singen hier, wie man uns versichert, sechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geschickten Künstlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und schwächere Bemühungen gewiß, daß mir von den interessantesten Gegenden und ihren Theilen feste wohlgewählte Bilder, im Umriß und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden; so gab ich um so mehr einem nach und nach auflebenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inseln, die Häfen, durch poetische würdige Gestalten zu beleben und mir auf und aus diesem Local eine Composition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie ich sie noch nicht hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in Ein Element aufgelöst wurden, alles dieß gab Nahrung meinen Vorsätzen, und indem ich in jenem schönen öffentlichen Garten zwischen

blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbaumen wandelte, und zwischen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmste.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen bessern Commentar zur Odyssee geben könne, als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Production angeregt, die, so seltsam sie auch im ersten Augenblicke schien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beschäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Gegenstand der Nausikaa als Tragödie zu behandeln.

Es ist mir selbst nicht möglich abzusehen was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptsinn war der: in der Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung sich compromittirt, was die Situation vollkommen tragisch macht. Diese einfache Fabel sollte durch den Reichthum der subordinirten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden.

Der erste Act begann mit dem Ballspiel. Die unerwartete Bekanntschaft wird gemacht und die Bedenklichkeit den Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, wird schon ein Vorbote der Neigung.

Der zweite Act exponirte das Haus des Alcinous,

die Charaktere der Freier, und endigte mit Eintritt des Ulysses.

Der dritte war ganz der Bedeutsamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte in der dialogirten Erzahlung seiner Abenteuer, die von den verschiedenen Zuhörern sehr verschieden aufgenommen werden, etwas Künstliches und Erfreuliches zu leisten. Wahrend der Erzählung erhöhen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Antheil Nausikaa's an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen.

Im vierten Acte bethätigt Ulysses außer der Scene seine Tapferkeit, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen. Bei den großen Vortheilen welche der Fremdling davon tragt, halt sich Nausikaa noch weniger zusammen und compromittirt sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyß der halb schuldig, halb unschuldig dieses alles veranlaßt, muß sich zuletzt als einen scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig als im fünften Acte den Tod zu suchen.

Es war in dieser Composition nichts was ich nicht aus eignen Erfahrungen nach der Natur hatte ausmalen können. Selbst auf der Reise, selbst in Gefahr Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefahrlich und schadlich werden können; selbst in dem Falle in einer so großen Entfernung von der Heimath abgelegne Gegenstande, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend fur einen Halbgott, von gesetztern Personen fur einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu

wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſeyn in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun! — Sonne des Himmels, du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er iſt wieder da! — und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bey ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! dieſe Knospchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng ſie iſt, für zwey eingerichtet habe — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug — Weg Buch! und Schreibzeug! — Kam' er nur! — Gleich verlaſſen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

erfahren; das alles gab mir ein ſolches Attachement an dieſen Plan, an dieſen Vorſatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen Sicilianiſchen Reiſe verträumte. Weßhalb ich denn auch von allen Unbequemlichkeiten wenig empfand, da ich mich auf dem überclaſſiſchen Boden in einer poetiſchen Stimmung fühlte, in der ich das, was ich erfuhr, was ich ſah, was ich bemerkte, was mir entgegen kam, alles auffaſſen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte.

Nach meiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit ſchrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis aufs letzte Detail im Geiſte durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerſtreuungen zurück gedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwärtig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Den 8. Mai 1787. Auf dem Wege nach Meſſina.

Man hat hohe Kalkfelſen links. Sie werden farbiger und machen ſchöne Meerbuſen; dann folgt eine Art Geſtein, das man Thonſchiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Bächen finden ſich ſchon Granitgeſchiebe. Die gelben Aepfel des Solanum, die rothen Blüthen des Oleanders machen die Landſchaft luſtig. Der Finme Niſi bringt Glimmerſchiefer ſo wie auch die folgenden Bäche.

Mittwoch den 9. Mai 1787.

Vom Oſtwinde beſtürmt ritten wir zwiſchen dem rechter Hand wogenden Meere und den Felswänden hin, an denen wir vorgeſtern oben herab geſehen hatten, dieſen Tag beſtändig

mit dem Waſſer im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche, unter welchen ein größerer, Niſi, den Ehrentitel eines Fluſſes führt; doch dieſe Gewäſſer, ſo wie das Gerölle das ſie mitbringen, waren leichter zu überwinden als das Meer, das heftig ſtürmte und an vielen Stellen über den Weg hinweg bis an die Felſen ſchlug und zurück auf die Wanderer ſpritzte. Herrlich war das anzuſehen und die ſeltſame Begebenheit ließ uns das Unbequeme übertragen.

Zugleich ſollte es nicht an mineralogiſcher Betrachtung fehlen. Die ungeheuren Kalkfelſen, verwitternd, ſtürzen herunter, deren weiche Theile durch die Bewegung der Wellen aufgerieben, die zugemiſchten, feſteren übrig laſſen, und ſo iſt der ganze Strand mit bunten, hornſteinartigen Feuerſteinen überdeckt, wovon mehrere Muſier aufgepackt worden.

Meſſina, Donnerstag den 10. Mai 1787.

Und ſo gelangten wir nach Meſſina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erſte Nacht in dem Quartier des Vetturins zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem beſſern Wohnort umzuſehen. Dieſer Entſchluß gab gleich beim Eintritt den fürchterlichen Begriff einer zerſtörten Stadt: denn wir ritten eine Viertelſtunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die in dieſem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenſtern des obern Stocks nur eine zackige Ruinenwüſte überſehen ließ. Außer dem Bezirk dieſes Gehöftes ſpürte man weder Menſch noch Thier, es war Nachts eine furchtbare Stille. Die Thüren ließen ſich weder verſchließen noch verriegeln, auf menſchliche Gäſte war man hier ſo wenig eingerichtet als in ähnlichen Pferdewohnungen,

und doch ſchliefen wir ruhig auf einer Matratze, welche der dienſtfertige Vetturin dem Wirthe unter dem Leibe weggeſchwatzt hatte.

Freitag den 11. Mai 1787.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer, ein gutes Trinkgeld belohnte ſeine ſorgfaltigen Dienſte. Wir ſchieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verſchafft, der uns gleich in die beſte Herberge bringen und alles Merkwürdige von Meſſina vorzeigen ſollte. Der Wirth, um ſeinen Wunſch uns los zu werden ſchleunigſt erfüllt zu ſehen, half Koffer und ſammtliches Gepäck auf das ſchnellſte in eine angenehme Wohnung ſchaffen, naher dem belebten Theile der Stadt, das heißt, außerhalb der Stadt ſelbſt. Damit aber verhält es ſich folgendermaßen. Nach dem ungeheuren Unglück das Meſſina betraf, blieb, nach zwölftauſend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtauſend keine Wohnung: die meiſten Gebäude waren niedergeſtürzt, die zerriſſenen Mauern der übrigen gaben einen unſichern Aufenthalt; man errichtete daher eiligſt im Norden von Meſſina, auf einer großen Wieſe, eine Bretterſtadt, von der ſich am ſchnellſten derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte, denn alle Kramladen und Werkſtatte ſind gegen die Straße geöffnet, vieles ereignet ſich außerhalb. Daher ſind nur wenig größere Gebaude auch nicht ſonderlich gegen das Oeffentliche verſchloſſen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen ſie nun ſchon drei Jahre, und dieſe Buden-, Hutten-, ja Zeltwirthſchaft hat auf den Charakter der Einwohner

entſchiedenen Einfluß. Das Entſetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen, treibt ſie der Freuden des Augenblicks mit gutmüthigem Frohſinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigſten April, alſo ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert, ein merklicher Erdſtoß erſchütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Maſſe Menſchen, gerade in dem Augenblick zuſammengedrangt, dieſe Erſchütterung empfanden. Einige Perſonen die darin geweſen, ſchienen ſich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Beim Aufſuchen und Betrachten dieſer Gegenſtande leitete uns ein freundlicher Conſul, der, unaufgefordert, vielfache Sorge für uns trug — in dieſer Trümmerwüſte mehr als irgendwo dankbar anzuerkennen. Zugleich auch, da er vernahm daß wir bald abzureiſen wünſchten, machte er uns einem Franzöſiſchen Kauffahrer bekannt, der im Begriff ſtehe nach Neapel zu ſegeln. Doppelt erwünſcht, da die weiße Flagge vor den Seeräubern ſichert.

Eben hatten wir unſerm gütigen Führer den Wunſch zu erkennen gegeben, eine der größern obgleich auch nur einſtöckigen Hütten inwendig, ihre Einrichtung und extemporirte Haushaltung zu ſehen, als ein freundlicher Mann ſich an uns anſchloß, der ſich bald als Franzöſiſcher Sprachmeiſter bezeichnete, welchem der Conſul, nach vollbrachtem Spaziergange, unſern Wunſch ſolch ein Gebaude zu ſehen eröffnete, mit dem Erſuchen uns bei ſich einzuführen und mit den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Brettern beſchlagene und gedeckte Hütte. Der Eindruck war völlig wie der jener Meßbuden, wo man wilde Thiere oder ſonſtige Abenteuer für Geld ſehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache

sichtbar, ein grüner Vorhang sonderte den vordern Raum, der nicht gedielt, tonnenartig geschlagen schien. Stühle und Tische befanden sich da, nichts weiter von Hausgeräthe. Erleuchtet war der Platz von oben durch zufällige Oeffnungen der Bretter. Wir discurrirten eine Zeit lang und ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber sichtbare innere Dachgebälke, als auf einmal, hüben und drüben des Vorhangs, ein paar allerliebste Mädchenköpfchen neugierig herausguckten, schwarzäugig, schwarzlockig, die aber sobald sie sich bemerkt sahen wie der Blitz verschwanden, auf Ansuchen des Consuls jedoch, nach so viel verflossener Zeit als nöthig war sich anzuziehen, auf wohlgeputzten und niedlichen Körperchen wieder hervortraten und sich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich ausnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wohl merken daß sie uns für fabelhafte Wesen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrthum sie unsere Antworten nur mehr bestärken mußten. Auf eine heitere Weise malte der Consul unsere mährchenhafte Erscheinung aus, die Unterhaltung war sehr angenehm, schwer sich zu trennen. Vor der Thür erst fiel uns auf, daß wir die innern Räume nicht gesehen und die Hausconstruction über die Bewohnerinnen vergessen hatten.

Messina, Sonnabend den 12. Mai 1787.

Der Consul, unter andern, sagte daß es wo nicht unumgänglich nöthig doch wohl gethan sey dem Gouverneur aufzuwarten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil eben so gut schaden als nutzen könne: dem Consul werde es zu Gunsten gerechnet, wenn er bedeutende Fremde vorstelle, auch wisse der Ankömmling nie, ob er dieses Mannes

auf eine oder andere Weiſe bedürfe. Dem Freunde zu gefallen ging ich mit.

Ins Vorzimmer tretend hörten wir drinne ganz entſetzlichen Larm, ein Laufer mit Pulcinell-Gebarden raunte dem Conſul ins Ohr: böſer Tag! gefahrliche Stunde! Doch traten wir hinein und fanden den uralten Gouverneur, uns den Rücken zugewandt, zunächſt des Fenſters an einem Tiſche ſitzen. Große Haufen vergelbter alter Briefſchaften lagen vor ihm, von denen er die unbeſchriebenen Blatter mit größter Gelaſſenheit abſchnitt und ſeinen haushaltiſchen Charakter dadurch zu erkennen gab. Wahrend dieſer friedlichen Beſchaftigung ſchalt und fluchte er fürchterlich auf einen anſtandigen Mann los, der ſeiner Kleidung nach, mit Malta verwandt ſeyn konnte und ſich mit vieler Gemuthsruhe und Praciſion vertheidigte, wozu ihm jedoch wenig Raum blieb. Der Geſcholtene und Angeſchriene ſuchte mit Faſſung einen Verdacht abzulehnen, den der Gouverneur, ſo ſchien es, auf ihn, als einen ohne Befugniß mehrmals An- und Abreiſenden, mochte geworfen haben, der Mann berief ſich auf ſeine Paſſe und bekannten Verhaltniſſe in Neapel. Dieß aber half alles nichts, der Gouverneur zerſchnitt ſeine alten Briefſchaften, ſonderte das weiße Papier ſorgfaltig und tobte fortwahrend.

Außer uns beiden ſtanden noch etwa zwölf Perſonen in einem weiten Kreiſe, dieſes Thiergefechtes Zeugen, uns wahrſcheinlich den Platz an der Thüre beneidend, als gute Gelegenheit wenn der Erzürnte allenfalls den Krückenſtock erheben und dreinſchlagen ſollte. Die Geſichtszüge des Conſuls hatten ſich bei dieſer Scene merklich verlangert; mich tröſtete des Laufers poſſenhafte Nahe, der, draußen vor der Schwelle, hinter mir allerlei Faxen ſchnitt, mich, wenn ich manchmal

umblickte, zu beruhigen, als habe das so viel nicht zu bedeuten.

Auch entwirrte sich der gräßliche Handel noch ganz gelinde, der Gouverneur schloß damit: es halte ihn zwar nichts ab den Betretenen einzustecken und in Verwahrung zappeln zu lassen, allein es möge dießmal hingehen, er solle die paar bestimmten Tage in Messina bleiben, alsdann aber sich fortpacken und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, ohne die Miene zu verändern, beurlaubte sich der Mann, grüßte anständig die Versammlung und uns besonders, die er durchschneiden mußte um zur Thüre zu gelangen. Als der Gouverneur ihm noch etwas nachzuschelten sich ingrimmig umkehrte, erblickte er uns, faßte sich sogleich, winkte dem Consul und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von sehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen struppigen Augenbrauen schwarze, tiefliegende Blicke hervorsendend; nun ein ganz anderer als kurz zuvor. Er hieß mich zu sich sitzen, fragte, in seinem Geschäft ununterbrochen fortfahrend, nach mancherlei, worüber ich ihm Bescheid gab, zuletzt fügte er hinzu: ich sey so lange ich hier bliebe zu seiner Tafel geladen. Der Consul, zufrieden wie ich, ja noch zufriedener weil er die Gefahr der wir entronnen besser kannte, flog die Treppe hinunter und mir war alle Lust vergangen dieser Löwenhöhle je wieder nah zu treten.

Messina, Sonntag den 15. Mai 1787.

Zwar bei hellstem Sonnenschein in einer angenehmern Wohnung erwachend fanden wir uns doch immer in dem unseligen Messina. Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von

wahrhaften Paläſten, die, wohl in der Länge einer Viertelſtunde, die Rhede einſchließen und bezeichnen. Alles waren ſteinerne, vierſtockige Gebaude, von welchen mehrere Vorderſeiten bis aufs Hauptgeſims noch völlig ſtehen, andere bis auf den dritten, zweiten, erſten Stock heruntergebrochen ſind; ſo daß dieſe ehemalige Prachtreihe nun aufs widerlichſte zahnlückig erſcheint und auch durchlöchert: denn der blaue Himmel ſchaut beinahe durch alle Fenſter. Die inneren eigentlichen Wohnungen ſind ſammtlich zuſammengeſtürzt.

An dieſem ſeltſamen Phänomen iſt Urſache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektoniſchen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größern und kleinern Flußgeſchieben und vielem Kalk zuſammengekneteten Häuſer hinter neuen aus Quaderſtücken aufgeführten Vorderſeiten verſteckten. Jenes an ſich ſchon unſichere Gefüge mußte, von der ungeheuern Erſchütterung aufgelöſ't und zerbröckelt, zuſammen ſtürzen; wie man denn unter manchen bei ſo großem Unglück vorgekommenen wunderbaren Rettungen auch folgendes erzählt: der Bewohner eines ſolchen Gebaudes ſey im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung eines Fenſters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zuſammengeſtürzt und ſo habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick ſeiner Befreiung aus dieſem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene aus Mangel naher Bruchſteine ſo ſchlechte Bauart hauptſachlich Schuld an dem völligen Ruin der Stadt geweſen, zeigt die Beharrlichkeit ſolider Gebaude. Der Jeſuiten Collegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, ſtehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tuchtigkeit. Dem ſey aber wie ihm wolle, Meſſina's Anblick iſt äußerſt verdrießlich und erinnert an die Urzeiten wo Sikaner und

Sikuler dieſen unruhigen Erdboden verließen und die weſtliche Küſte Siciliens bebauten.

Und ſo brachten wir unſern Morgen zu, gingen dann im Gaſthof ein frugales Mahl zu verzehren. Wir ſaßen noch ganz vergnügt beiſammen, als der Bediente des Conſuls athemlos hereinſprang und mir verkündigte: der Gouverneur laſſe mich in der ganzen Stadt ſuchen; er habe mich zur Tafel geladen und nun bleibe ich aus. Der Conſul laſſe mich aufs inſtändigſte bitten, auf der Stelle hinzugehen, ich möchte geſpeiſ't haben oder nicht, möchte aus Vergeſſenheit oder aus Vorſatz die Stunde verſäumt haben. Nun fühlte ich erſt den unglaublichen Leichtſinn womit ich die Einladung des Cyklopen aus dem Sinne geſchlagen, froh daß ich das erſtemal entwiſcht. Der Bediente ließ mich nicht zaudern, ſeine Vorſtellungen waren die dringendſten und triftigſten: der Conſul riskire, hieß es, daß jener wüthende Deſpot ihn und die ganze Nation auf den Kopf ſtelle.

Indeſſen ich nun Haare und Kleider zurechte putzte, faßte ich mir ein Herz und folgte mit heiterm Sinne meinem Führer, Odyſſeus, den Patron anrufend und mir ſeine Vorſprache bei Pallas Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom luſtigen Laufer in einen großen Speiſeſaal geführt, wo etwa vierzig Perſonen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer länglichrunden Tafel ſaßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneurs war offen, wohin mich der Laufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäſte mit einer Verbeugung angegrüßt, ſetzte ich mich neben ihn, entſchuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläuftigkeit der Stadt und dem Irrthum in welchen mich die ungewöhnliche Stundenzahl ſchon mehrmals geführt. Er verſetzte mit glühendem

Blick: man habe ſich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundigen und zu richten. Ich erwiederte, dieß ſey jederzeit mein Beſtreben, nur hatte ich gefunden, daß bei den beſten Vorſatzen man gewöhnlich die erſten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhaltniſſe unbekannt ſeyen, in gewiſſe Fehler verfalle, welche unverzeihlich ſcheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reiſe, die Zerſtreuung durch Gegenſtande, die Sorge fur ein leidliches Unterkommen, ja ſogar für eine weitere Reiſe als Gründe der Entſchuldigung möchte gelten laſſen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedachte. Ich verſetzte, daß ich mir einen recht langen Aufenthalt wünſche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwieſene Gunſt durch die genaueſte Befolgung ſeiner Befehle und Anordnungen bethätigen könnte. Nach einer Pauſe fragte er ſodann: was ich in Meiſſna geſehen habe. Ich erzahlte kurzlich meinen Morgen mit einigen Bemerkungen und fugte hinzu, daß ich am meiſten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieſer zerſtörten Stadt. Und wirklich war bewunderungswürdig, wie man die ſammtlichen Straßen von Trummern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerſtatten ſelbſt geworfen, die Steine dagegen an die Hauſer angereiht, und dadurch die Mitte der Straßen frei, dem Handel und Wandel offen wieder übergeben. Hiebei konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit ſchmeicheln, indem ich ihm verſicherte, daß alle Meiſſneſer dankbar erkennten dieſe Wohlthat ſeiner Vorſorge ſchuldig zu ſeyn. — Erkennen ſie es, brummte er, haben ſie doch früher genug über die Harte geſchrien mit der man ſie zu ihrem Vortheile nöthigen mußte. Ich ſprach von weiſen Abſichten der Regierung, von höhern Zwecken die erſt ſpater eingeſehen

Fernando kommt.

Stella Wo bleibſt du, mein Beſter? Wo biſt du? Ich bin lang', lang' allein! Ängſtlich. Was haſt du?

Fernando. Die Weiber haben mich verſtimmt! — Die Alte iſt eine brave Frau; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie, Stella.

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauchte Geſellſchaft — und jetzt — an ſeinem Hals jetzt, Fernando! Ich habe Dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorbey! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwartet, auf einmal! Dich, Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in dieſem allen!

Fernando vor ſich. Ich Elender! Sie verlaſſen? Laut. Laß mich, Stella!

und geschätzt werden könnten und dergleichen. Er fragte, ob ich die Jesuitenkirche gesehen habe, welches ich verneinte; worauf er mir denn zusagte daß er mir sie wolle zeigen lassen und zwar mit allem Zubehör.

Wahrend diesem durch wenige Pausen unterbrochenen Gespräche sah ich die übrige Gesellschaft in dem tiefsten Stillschweigen, nicht mehr sich bewegen als nöthig, die Bissen zum Munde zu bringen. Und so standen sie, als die Tafel aufgehoben und der Kaffee gereicht war, wie Wachspuppen rings an den Wänden. Ich ging auf den Hausgeistlichen los, der mir die Kirche zeigen sollte, ihm zum voraus für seine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demüthig versicherte, die Befehle Ihro Excellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen, nebenstehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzose war, nicht ganz wohl in seiner Haut zu seyn schien; denn auch er war verstummt und erstarrt wie die ganze Gesellschaft, worunter ich mehrere Gesichter sah, die der gestrigen Scene mit dem Malteserritter bedenklich beigewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte sich und nach einiger Zeit sagte mir der Geistliche: es sey nun an der Stunde zu gehen. Ich folgte ihm, die übrige Gesellschaft hatte sich stille verloren. Er führte mich an das Portal der Jesuitenkirche, das, nach der bekannten Architektur dieser Vater, prunkhaft und wirklich imposant in die Luft steht. Ein Schließer kam uns schon entgegen und lud zum Eintritt, der Geistliche hingegen hielt mich zurück, mit der Weisung, daß wir zuvor auf den Gouverneur zu warten hätten. Dieser fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze unfern der Kirche und winkte, worauf wir drei ganz nah an seinem Kutschenschlag

uns vereinigten. Er gebot dem Schließer daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Theilen zeigen, sondern auch die Geschichte der Altäre und anderer Stiftungen umständlich erzählen solle: ferner habe er auch die Sakristeyen aufzuschließen und mich auf alles das darin enthaltene Merkwürdige aufmerksam zu machen. Ich sey ein Mann den er ehren wolle, der alle Ursache haben solle in seinem Vaterlande rühmlich von Messina zu sprechen. Versäumen Sie nicht, sagte er darauf zu mir gewandt mit einem Lacheln, in sofern seine Züge dessen fahig waren, versäumen Sie nicht so lange Sie hier sind zur rechten Stunde an Tafel zu kommen, Sie sollen immer wohl empfangen seyn. Ich hatte kaum Zeit ihm hierauf verehrlich zu erwiedern. Der Wagen bewegte sich fort.

Von diesem Augenblick an ward auch der Geistliche heiterer, wir traten in die Kirche. Der Castellan, wie man ihn wohl in diesem entgottesdiensteten Zauberpalaste nennen dürfte, schickte sich an, die ihm scharf empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Consul und Kniep in das leere Heiligthum herein stürzten, mich umarmten und eine leidenschaftliche Freude ausdrückten, mich, den sie schon in Gewahrsam geglaubt, wieder zu sehen. Sie hatten in Höllenangst gesessen, bis der gewandte Laufer, wahrscheinlich vom Consul gut pensionirt, einen glücklichen Ausgang des Abenteuers unter hundert Possen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohsinn sich uber die beiden ergoß, die mich sogleich aufsuchten, als die Aufmerksamkeit des Gouverneurs wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indessen standen wir vor dem Hochaltare, die Auslegung alter Kostbarkeiten vernehmend. Saulen von Lapis Lazuli, durch bronzene, vergoldete Stabe gleichsam cannelirt, nach

Florentiniſcher Art eingelegte Pilaſter und Füllungen: die prachtigen Sicilianiſchen Achate in Ueberfluß, Erz und Vergoldung ſich wiederholend und alles verbindend.

Nun war es aber eine wunderbare contrapunctiſche Fuge, wenn Kniep und der Conſul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiger dagegen die Koſtbarkeiten der noch wohlerhaltenen Pracht verſchrankt vortrugen, beide von ihrem Gegenſtand durchdrungen; wobei ich denn das doppelte Vergnügen hatte, den Werth meines glücklichen Entkommens zu fühlen und zugleich die Sicilianiſchen Gebirgsproducte, um die ich mir ſchon manche Mühe gegeben, architektoniſch angewendet zu ſehen.

Die genaue Kenntniß der einzelnen Theile woraus dieſer Prunk zuſammengeſetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der ſogenannte Lapis Lazuli jener Saulen eigentlich nur Calcara ſey, aber freilich von ſo ſchöner Farbe als ich ſie noch nicht geſehn und herrlich zuſammengefügt. Aber auch ſo blieben dieſe Saulen noch immer ehrwürdig: denn es ſetzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stucke von ſo ſchöner und gleicher Farbe ausſuchen zu können und dann iſt die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polirens höchſt bedeutend. Doch was war jenen Vatern unüberwindlich?

Der Conſul hatte indeſſen nicht aufgehört mich über mein bedrohliches Schickſal aufzuklären. Der Gouverneur namlich, mit ſich ſelbſt unzufrieden daß ich von ſeinem gewaltſamen Betragen gegen den Quaſi-Malteſer gleich beim erſten Eintritt Zeuge geweſen, habe ſich vorgenommen mich beſonders zu ehren und ſich darüber einen Plan feſtgeſetzt, dieſer habe durch mein Außenbleiben gleich zu Anfang der Ausführung einen Strich erlitten. Nach langem Warten ſich endlich zur Tafel ſetzend, habe der Deſpot ſein ungeduldiges

Mißvergnügen nicht verbergen können und die Gesellschaft sey in Furcht gestanden, entweder bei meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Scene zu erleben.

Indessen suchte der Küster immer wieder das Wort zu erhaschen, öffnete die geheimen Räume, nach schönen Verhältnissen gebaut, anständig ja prachtig verziert, auch war darin noch manches bewegliche Kirchengerathe übrig geblieben, dem Ganzen gemäß geformt und geputzt. Von edeln Metallen sah ich nichts, so wenig als von altern und neuern achten Kunstwerken.

Unsere Italianisch-Deutsche Fuge, denn Pater und Küster psalmodirten in der ersten, Kniep und Consul in der zweiten Sprache, neigte sich zu Ende, als ein Officier sich zu uns gesellte den ich bei Tafel gesehen. Er gehörte zum Gefolge des Gouverneurs. Dieß konnte wieder einige Besorgniß erregen, besonders da er sich erbot mich an den Hafen zu führen, wo er mich an Punkte bringen wolle, die Fremden sonst unzugänglich seyen. Meine Freunde sahen sich an, ich ließ mich jedoch nicht abhalten allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen, begann ich ihn zutraulich anzureden und gestand: bei Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere stille Beisitzer mir durch ein freundliches Zeichen zu verstehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menschen allein, sondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deßhalb nichts zu besorgen habe. Ich halte für Pflicht ihm zu danken und um Erstattung gleichen Danks an die übrigen Freunde zu ersuchen. Hierauf erwiederte derselbe: daß sie mich um so mehr zu beruhigen gesucht, als sie bei Kenntniß der Gemüthsart ihres Vorgesetzten für mich eigentlich nichts befürchtet hatten; denn eine Explosion wie die gegen den Malteser sey nur selten und gerade wegen einer solchen

mache ſich der würdige Greis ſelbſt Vorwürfe, hüte ſich lange, lebe dann eine Weile in einer ſorgloſen Sicherheit ſeiner Pflicht, bis er denn endlich, durch einen unerwarteten Vorfall überraſcht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingeriſſen werde. Der wackere Freund ſetzte hinzu, daß ihm und ſeinen Genoſſen nichts wünſchenswerther wäre, als mit mir ſich genauer zu verbinden, weßhalb ich die Gefälligkeit haben möchte mich näher zu bezeichnen, wozu ſich heute Nacht die beſte Gelegenheit finden werde. Ich wich dieſem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat mir eine Grille zu verzeihen: ich wünſche nämlich auf Reiſen bloß als Menſch angeſehen zu werden, könne ich als ein ſolcher Vertrauen erregen und Theilnahme erlangen, ſo ſey es mir angenehm und erwünſcht; in andere Verhältniſſe einzugehen verböten mir mancherlei Gründe.

Ueberzeugen wollt' ich ihn nicht, denn ich durfte ja nicht ſagen was eigentlich mein Grund war. Merkwürdig genug aber ſchien mir's, wie ſchön und unſchuldig die wohldenkenden Männer unter einem deſpotiſchen Regiment ſich zu eignem und zu der Fremdlinge Schutz verbündet hatten. Ich verhehlte ihm nicht daß ich ihre Verhältniſſe zu andern Deutſchen Reiſenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke die erreicht werden ſollten und ſetzte ihn immer mehr in Erſtaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er verſuchte alles Mögliche mich aus meinem Incognito hervorzuziehen, welches ihm nicht gelang, theils, weil ich einer Gefahr entronnen mich nicht zwecklos in eine andere begeben konnte, theils, weil ich gar wohl bemerkte die Anſichten dieſer wackern Inſulaner ſeyen von den meinigen ſo ſehr verſchieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Troſt bringen könne.

Dagegen wurden Abends mit dem theilnehmenden und

thätigen Consul noch einige Stunden verbracht, der denn auch die Scene mit dem Malteser aufklärte. Es sey dieser zwar kein eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Ortwechsler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen Ernst und Tüchtigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienste geschätzt, stehe doch im Rufe unbearanzten Eigenwillens, zaumloser Heftigkeit und ehernen Starrsinns. Argwöhnisch als Greis und Despot, mehr besorgt als überzeugt daß er Feinde bei Hofe habe, hasse er solche hin und wieder ziehende Figuren, die er durchaus für Spione halte. Dießmal sey ihm der Rothrock in die Quer gekommen, da er nach einer ziemlichen Pause sich wieder einmal im Zorn habe ergehen müssen, um die Leber zu befreien.

Messina und auf der See. Montag den 11. Mai 1787.

Beide wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich, daß wir durch den ersten wüsten Anblick von Messina zur Ungeduld gereizt, uns entschlossen hatten mit dem französischen Kauffahrer die Rückfahrt abzuschließen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bei dem Verhältniß zu wackern Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, aus dem Besuch bei meinem Banquier, der auf dem Lande in der angenehmsten Gegend wohnte, ließ sich für einen längern Aufenthalt in Messina das Angenehmste hoffen. Kniep, von ein paar hübschen Kindern wohl unterhalten, wünschte nichts mehr als die längere Dauer des sonst verhaßten Gegenwindes. Indessen war die Lage unangenehm, alles mußte gepackt bleiben und wir jeden Augenblick bereit seyn zu scheiden.

So geschah denn auch dieser Aufruf gegen Mittag, wir

eilten an Bord und fanden unter der am Ufer versammelten Menge auch unsern guten Consul, von dem wir dankbar Abschied nahmen. Der gelbe Laufer drangte sich auch herbei, seine Ergötzlichkeiten abzuholen. Dieser ward nun belohnt und beauftragt, seinem Herrn unsere Abreise zu melden und mein Außenbleiben von Tafel zu entschuldigen. — Wer absegelt ist entschuldigt! rief er aus, sodann mit einem seltsamen Sprung sich umkehrend war er verschwunden.

Im Schiffe selbst sah es nun anders aus als auf der Neapolitanischen Corvette; doch beschaftigte uns, bei allmähliger Entfernung vom Ufer, die herrliche Ansicht des Palastcirkels, der Citadelle, der hinter der Stadt aufsteigenden Berge. Calabrien an der andern Seite. Nun der freie Blick in die Meerenge nord- und südwarts, bei einer ausgedehnten, an beiden Seiten schön beuserten Breite. Als wir dieses nach und nach anstaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Wasser, rechts aber, etwas naher, einen vom Ufer sich auszeichnenden Felsen bemerken, jene als Charybdis, diesen als Scylla. Man hat sich bei Gelegenheit beider in der Natur so weit aus einander stehenden, von dem Dichter so nah zusammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beschwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menschen durchaus Gegenstande, wenn sie sich solche bedeutend vorstellen will, höher als breit imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Wurde verschafft. Tausendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenstand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Ursache hievon ist immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa, jene wird die Gegenstände mächtig und steil denken, diese sich immer in die Flache verbreiten. Landschaftsmaler des sechzehnten

Jahrhunderts gegen die unſrigen gehalten, geben das auffallendſte Beiſpiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniep'ſchen Contour wurde den ganzen Contraſt ſichtbar machen.

Mit ſolchen und ähnlichen Geſprächen unterhielten wir uns, indem ſelbſt für Kniep die Küſten, welche zu zeichnen er ſchon Anſtalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieſer Zuſtand nicht wie bei der Ueberfahrt durch bequeme Abſonderung gemildert; doch fand ſich die Cajüte groß genug um mehrere Perſonen einzunehmen, auch an guten Matratzen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich Kniep gar vorſorglich mit rothem Wein und gutem Brod ernahrte. In dieſer Lage wollte mir unſere ganze Sicilianiſche Reiſe in keinem angenehmen Lichte erſcheinen. Wir hatten doch eigentlich nichts geſehen, als durchaus eitle Bemühungen des Menſchengeſchlechts ſich gegen die Gewaltſamkeit der Natur, gegen die hamiſche Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindſeligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und ſo viele nachfolgende Völkerſchaften haben gebaut und zerſtört. Selinunt liegt methodiſch umgeworfen, die Tempel von Girgenti niederzulegen waren zwei Jahrtauſende nicht hinreichend, Catania und Meſſina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke. Dieſe wahrhaft ſeekranken Betrachtungen eines auf der Woge des Lebens hin und wieder Geſchaukelten ließ ich nicht Herrſchaft gewinnen.

Auf der See, Dienstag den 15. Mai 1787.

Meine Hoffnung dießmal ſchneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu ſeyn, war nicht eingetroffen. Verſchiedenemal verſuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines ſo mannichfaltigen Schönen war mir verſagt, nur einige Vorfalle ließen mich meinen Schwindel vergeſſen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunſt umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterſcheiden können, das Meer überleuchtete, welches die ſchönſte Himmelsblaue zeigte die man nur ſehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, ſchwimmend und ſpringend blieben ſie ihm immer gleich. Mich däucht ſie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein ſchwarzer Punkt erſcheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigſtens behandelte man ſie nicht als Geleitsmänner, ſondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünſtig, den unſer Schiff in verſchiedenen Richtungen fortſtreichend nur überliſten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt als einige erfahrne Reiſende verſicherten: weder Hauptmann noch Steurer verſtünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieſer als Matroſe gelten, für den Werth ſo vieler Menſchen und Güter ſeyen ſie nicht geeignet einzuſtehen.

Ich erſuchte dieſe übrigens braven Perſonen ihre Beſorgniſſe geheim zu halten. Die Anzahl der Paſſagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verſchiedenem Alter, denn alles hatte ſich auf das Franzöſiſche Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, ſonſt nichts

weiter bedenkend. Ich ſtellte vor, daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichſte Lage verſetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenloſen Leinwand ihr Heil geſehen.

Und wirklich iſt zwiſchen Himmel und Meer dieſer weiße Zipfel als entſcheidender Talisman merkwürdig genug. Wie ſich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geſchwungenen weißen Taſchentüchern begrüßen und dadurch, wechſelſeitig, ein ſonſt nie zu empfindendes Gefühl der ſcheidenden Freundſchaft und Neigung erregen, ſo iſt hier in dieſer einfachen Fahne der Urſprung geheiligt; eben als wenn einer ſein Taſchentuch an eine Stange befeſtigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte daß ich eſſen ſollte was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck ſitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern indem er nicht wie auf der Corvette über die vortreffliche Koſt triumphirend meinen Neid zu erregen ſuchte, mich vielmehr dießmal glücklich pries daß ich keinen Appetit habe.

Mittwoch den 16. Mai 1787.

Und ſo war der Nachmittag vorbeigegangen ohne daß wir unſern Wünſchen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren waren. Wir wurden vielmehr immer weſtwärts getrieben, und das Schiff, indem es ſich der Inſel Capri näherte, entfernte ſich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit maleriſchen Augen betrachteten, konnten damit ſehr zufrieden ſeyn, denn bei Sonnenuntergang genoſſen wir

Stella. Es iſt deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dieſen Nahmen ausſprechen hörte: — Stella! Es ſpricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang'! — Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all mein Glück in dir begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube du fängſt an zu rechnen; rechneſt die trüben Stunden, die ich mir über dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O! ſeit dem Augenblick da ich dich zum erſtenmal ſah', wie ward alles ſo ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bey meinem Onkel? Wie du zu uns hereintratſt? Wir ſaßen unter den großen Kaſtanienbäumen hinter dem Luſthaus! —

Fernando vor ſich. Sie wird mir das Herz zerreißen! — — Laut. Ich weiß noch, meine Stella!

des herrlichsten Anblicks den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indeß die Felsen die sich südwärts hinabziehen, schon einen bläulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war unsichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte daß alle Farbenkunst nicht hinreiche diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste Englische Bleistift die geübteste Hand nicht in den Stand setze diese Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt daß ein weit geringeres Andenken als dieser geschickte Künstler zu erhalten vermochte in der Zukunft höchst wünschenswerth seyn würde, ich ermunterte ihn Hand und Auge zum letztenmal anzustrengen; er ließ sich bereden und lieferte eine der genausten Zeichnungen die er nachher colorirte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit eben so begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns und zu unserm Erstaunen entzündete sich die vesuvische Wolke so wie auch der Wolkenstreif, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Strich der Atmosphäre im Grunde unseres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber dieſe uns ſo willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelaſſen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Paſſagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie der Meeresereigniſſe kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und ſeinem Steuermanne bittere Vorwürfe; daß uber ihre Ungeſchicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt ſey, ſondern auch die ihnen anvertraute Perſonenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr ſchwebe. Wir erkundigten uns nach der Urſache dieſer Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windſtille irgend ein Unheil zu befürchten ſey. Aber eben dieſe Windſtille machte jene Manner troſtlos: wir befinden uns, ſagten ſie, ſchon in der Strömung die ſich um die Inſel bewegt und durch einen ſonderbaren Wellenſchlag ſo langſam als unwiderſtehlich nach dem ſchroffen Felſen hinzieht, wo uns auch nicht ein fußbreit Vorſprung oder Bucht zur Rettung gegeben iſt.

Aufmerkſam durch dieſe Reden, betrachteten wir nun unſer Schickſal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterſcheiden ließ, ſo bemerkten wir doch daß das Schiff, ſchwankend und ſchwippend, ſich den Felſen naherte, die immer finſterer vor uns ſtanden, wahrend uber das Meer hin noch ein leichter Abendſchimmer verbreitet lag. Nicht die geringſte Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bander wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünſchten Hauches zeigte ſich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, ſondern, weil der Raum zu eng war, ſich darauf zu bewegen, lagen ſie gedrangt an einander. Sie noch mehr als die Manner, welche beſonnen auf Hülfe und Rettung dachten, ſchalten und

tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffsraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Manöuvres beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntniß der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, alle die ihnen anvertraut zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr eben so viel Gemüthsruhe als den Vögeln von Malfesine. Ich stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen von welchen noch allein Rettung zu hoffen sey, Ohr und Kopf verwirrten, so daß sie weder denken noch sich unter einander verständigen könnten. Was euch betrifft, rief ich aus, kehrt in euch selbst zurück und dann wendet euer brünstiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch thue, was er damals für seine Apostel gethan, als auf dem stürmenden See Tiberias die Wellen schon in das Schiff schlugen, der Herr aber schlief, der jedoch, als ihn die Trost- und Hülflosen aufweckten, sogleich dem Winde zu ruhen gebot wie er jetzt der Luft gebieten kann sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille ist.

Diese Worte thaten die beste Wirkung. Eine unter den

Frauen, mit der ich mich ſchon früher über ſittliche und geiſtliche Gegenſtände unterhalten hatte, rief aus: Ah! il Balarmé! benedetto il Balarmé! und wirklich fingen ſie, da ſie ohnehin ſchon auf den Knieen lagen, ihre Litaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunſt leidenſchaftlich zu beten an. Sie konnten dieß mit deſto größerer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel verſuchten, das wenigſtens in die Augen fallend war: ſie ließen das Boot hinunter, das freilich nur ſechs bis acht Manner faſſen konnte, befeſtigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matroſen durch Ruderſchläge nach ſich zu ziehen kraftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick daß ſie es innerhalb der Strömung bewegten und hoffte es bald aus derſelben herausgerettet zu ſehen. Ob aber gerade dieſe Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt, oder wie es damit beſchaffen ſeyn mochte, ſo ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und ſeine Mannſchaft im Bogen rückwarts nach dem Schiffe geſchleudert, wie die Schmitze einer Peitſche wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch dieſe Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechſelten ab und der Zuſtand wuchs um ſo ſchauerlicher da nun oben auf den Felſen die Ziegenhirten, deren Feuer man ſchon längſt geſehen hatte, hohl aufſchrien: da unten ſtrande das Schiff! Sie riefen einander noch viel' unverſtandliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten ſie ſich auf manche Beute die ſie am andern Morgen aufzufiſchen gedachten. Sogar der tröſtliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felſen ſich ſo drohend nahere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannſchaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußerſten kame, damit von den Felſen

abzuhalten, bis denn endlich auch dieſe brachen und alles verloren ſey. Immer ſtarker ſchwankte das Schiff, die Brandung ſchien ſich zu vermehren und meine durch alles dieſes wiederkehrende Seekrankheit drangte mir den Entſchluß auf, hinunter in die Cajüte zu ſteigen. Ich legte mich halb beraubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewiſſen angenehmen Empfindung die ſich vom See Tiberias herzuſchreiben ſchien: denn ganz deutlich ſchwebte mir das Bild aus Merian's Kupferbibel vor Augen. Und ſo bewahrt ſich die Kraft aller ſinnlich-ſittlichen Eindrücke jedesmal am ſtärkſten, wenn der Menſch ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt. Wie lange ich ſo in halbem Schlafe gelegen wüßte ich nicht zu ſagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltſames Getöſe über mir; ich konnte deutlich vernehmen daß es die großen Seile waren die man auf dem Verdeck hin und wieder ſchleppte, dieß gab mir Hoffnung daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile ſprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet ſey, der gelindeſte Windshauch habe ſich erhoben; in dem Augenblick ſey man bemüht geweſen die Segel aufzuziehen, er ſelbſt habe nicht verſaumt Hand anzulegen. Man entferne ſich ſchon ſichtbar vom Felſen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch ſie zu überwinden. Oben war alles ſtille; ſodann kamen mehrere der Paſſagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten ſich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unſerer Fahrt erwachte, befand ich mich friſch und geſund, ſo wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieſer Epoche geweſen war: ſo daß ich alſo auf einer langern Seereiſe wahrſcheinlich mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck ſah ich mit Vergnügen die Inſel Capri in

ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unſer Schiff in ſolcher Richtung, daß wir hoffen konnten in den Golf hineinzufahren, welches denn auch bald geſchah. Nun hatten wir die Freude nach einer ausgeſtandenen harten Nacht dieſelben Gegenſtände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengeſetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felſeninſel hinter uns. Hatten wir geſtern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, ſo erſchienen nun auch die Caſtelle und die Stadt gerade vor uns, ſodann links der Poſilippo und die Erdzungen, die ſich bis gegen Procida und Iſchia erſtrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für ſeinen Orient ſehr eingenommener Griechiſcher Prieſter, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage: wie ſich denn Neapel zu Conſtantinopel verhalte, ſehr pathetiſch antwortete: anche questa è una città! — Auch dieſes iſt eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umſummt von Menſchen; es war der lebhafteſte Augenblick des Tages. Kaum waren unſere Koffer und ſonſtigen Geräthſchaften ausgeladen und ſtanden am Ufer, als gleich zwei Laſttrager ſich derſelben bemachtigten, und kaum hatten wir ausgeſprochen, daß wir bei Moriconi logiren würden, ſo liefen ſie mit dieſer Laſt wie mit einer Beute davon, ſo daß wir ihnen durch die menſchenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Porteſeuille unter dem Arm, und wir hatten wenigſtens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Trager, weniger ehrlich als die Neapolitaniſchen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten was die Brandung verſchont hatte.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Vierundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Inhalt.

Neapel.

Seite

An Herder 5

Zweiter Aufenthalt in Rom.

Juni 1787. Correſpondenz 39
Tiſchbein an Goethe 39
Nachtrag. Päpſtliche Teppiche 46
Juli. Correſpondenz, und Bericht 55
Störende Naturbetrachtungen 58
Auguſt bis December. Correſpondenz, und Bericht 81–177
Moritz als Etymolog 177
Philipp Neri, der humoriſtiſche Heilige 180
Memorial des Philipp Neri an Clemens VIII. 194
Eigenhändige Reſolutien des Papſtes 195
Allgemeine Betrachtung 196
Januar 1788. Correſpondenz, und Bericht 196
Aufnahme in die Geſellſchaft der Arkadier 198
Das Römiſche Carneval 203
Februar und März. Correſpondenz, und Bericht 208–270
Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, von Moritz . . 270
April. Correſpondenz, und Bericht 284

Ueber Italien. Fragmente.

Volksgeſang:
Venedig 303

Seite

Rom. Ritornelli 306

Vaudevilles 307

Romanze 308

Geistliches dialogisirtes Lied 310

Die Tarantella 319

Stundenmaas der Italiäner 321

Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt . 324

Aeltere Gemälde. Venedig 1790. 329

Stella. Wie du zu uns tratst? Ich weiß nicht, ob du bemerktest, daß du im ersten Augenblick meine Aufmerksamkeit gefesselt hattest? Ich wenigstens merkte bald, daß deine Augen mich suchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Musik; du nahmst deine Violin, und wie du spieltest, lagen meine Augen sorglos auf dir; ich spähte jeden Zug in deinem Gesicht, und — in einer unvermutheten Pause schlugst du die Augen auf — auf mich! sie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegsah'! Du hast es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegsah'st, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Tact kamst, daß mein Onkel sich zertrat. Jeder Fehlstrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die süßeste Confusion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder grad ansehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinsten Umstand! — vor sich. Unglückliches Gedachtniß.

Neapel.

An Herder.

Neapel, den 17. Mai 1787.

Hier bin ich wieder, meine Lieben, frisch und gesund. Ich habe die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben, wenn ich wiederkomme sollt Ihr beurtheilen wie ich gesehen habe. Daß ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen, und ich finde mich recht glücklich den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Mittag, da ich auch gestern von Pästum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inseln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufsparen. Auch ist hier in Neapel kein Besinnens; diesen Ort werde ich Euch nun besser schildern, als es meine ersten Briefe thaten. Den ersten Juni reise ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und Anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß Euch sobald als möglich wiedersehen, es sollen gute Tage werden. Ich habe unsäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.

Für alles was Du liebes und gutes an meinen Schriften thust, danke ich Dir tausendmal, ich wünschte immer etwas

beſſeres auch Dir zur Freude zu machen. Was mir auch von Dir begegnen wird und wo, ſoll mir willkommen ſeyn, wir ſind ſo nah in unſern Vorſtellungsarten, als es möglich iſt ohne Eins zu ſeyn, und in den Hauptpunkten am nächſten. Wenn Du dieſe Zeit her viel aus Dir ſelbſt geſchöpft haſt, ſo hab' ich viel erworben, und ich kann einen guten Tauſch hoffen.

Ich bin freilich, wie Du ſagſt, mit meiner Vorſtellung ſehr ans Gegenwärtige geheftet, und jemehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen, daß die Menſchheit je Eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten eine die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; bei der Conſtitution der unſrigen bleibt mir ſo wenig für ſie, als für Sicilien bei der ſeinigen zu hoffen.

In einem beiliegenden Blatte ſag' ich etwas über den Weg nach Salerno und über Paſtum ſelbſt; es iſt die letzte und faſt möcht' ich ſagen herrlichſte Idee, die ich nun nordwärts vollſtändig mitnehme. Auch iſt der mittlere Tempel, nach meiner Meinung, allem vorzuziehen was man noch in Sicilien ſieht.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe ꝛc., kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effect; ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; ſie das Angenehme, wir angenehm u. ſ. w. Daher kommt alles Uebertriebene,

alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn was ich sage nicht neu ist, so hab' ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Baume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebnen, Klippen und Bänke und das alles umgehende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannichfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich Dir vertrauen daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin und daß es das einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent seyn müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Neapel, den 18. Mai 1787.

Tiſchbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt iſt, hat, wie wir merken, hier in der Zwiſchenzeit ſo für uns gearbeitet, daß wir ſeine Abweſenheit nicht empfinden ſollen. Er ſcheint ſeinen ſämmtlichen hieſigen Freunden ſo viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß ſie ſich alle offen, freundlich und thätig gegen uns erweiſen, welches ich beſonders in meiner gegenwärtigen Lage ſehr bedarf, weil kein Tag vergeht wo ich nicht jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beiſtand anzurufen hätte. So eben bin ich im Begriff ein ſummariſches Verzeichniß aufzuſetzen von dem was ich noch zu ſehen wünſchte; da denn die Kürze der Zeit Meiſterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Neapel, den 22. Mai 1787.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte, und des Erzählens werth iſt.

Eine Dame, die mich ſchon bei meinem erſten Aufenthalt vielfach begünſtigt, erſuchte mich Abends Punkt fünf Uhr bei ihr einzutreffen: es wolle mich ein Engländer ſprechen der mir über meinen Werther etwas zu ſagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre ſie mir doppelt werth geweſen, gewiß eine abſchlägliche Antwort erfolgt ſeyn; aber daran, daß ich zuſagte, konnte ich wohl merken meine Sicilianiſche Reiſe habe glücklich auf mich gewirkt und ich verſprach zu kommen.

Leider aber iſt die Stadt zu groß und der Gegenſtände ſo viel, daß ich eine Viertelſtunde zu ſpät die Treppe hinauf ſtieg und eben an der verſchloſſenen Thüre auf der Schilf-

matte ſtand um zu klingeln, als die Thüre ſchon aufging und ein ſchöner Mann in mittlern Jahren heraus trat, den ich ſogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angeſehen, als er ſagte: Sie ſind der Verfaſſer des Werther! Ich bekannte mich dazu und entſchuldigte mich nicht früher gekommen zu ſeyn.

Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten, verſetzte derſelbe, was ich Ihnen zu ſagen habe iſt ganz kurz und kann eben ſo gut hier auf der Schilfmatte geſchehen. Ich will nicht wiederholen was Sie von Tauſenden gehört, auch hat das Werk nicht ſo heftig auf mich gewirkt als auf andere; ſo oft ich aber daran denke was dazu gehörte um es zu ſchreiben, ſo muß ich mich immer aufs Neue verwundern.

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwiedern, als er mir ins Wort fiel und ausrief: ich darf keinen Augenblick länger ſäumen, mein Verlangen iſt erfüllt Ihnen dieß ſelbſt geſagt zu haben, leben Sie recht wohl und glücklich! und ſo fuhr er die Treppe hinunter. Ich ſtand einige Zeit über dieſen ehrenvollen Text nachdenkend und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unſer Zuſammentreffen, und erzählte manches Vortheilhafte von dieſem ſeltenen und ſeltſamen Manne.

Neapel, Freitag den 23. Mai 1787.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wohl nicht wieder ſehen; ſie iſt wirklich nach Sorrent und hat mir die Ehre angethan vor ihrer Abreiſe auf mich zu ſchelten, daß ich das ſteinichte und wüſte Sicilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über dieſe ſonderbare Erſcheinung. Aus einem guten doch unvermögenden Hauſe geboren, im Kloſter erzogen, entſchloß ſie ſich einen alten und reichen

Fürſten zu heirathen, und man konnte ſie um ſo eher dazu überreden, als die Natur ſie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Weſen gebildet hatte. In dieſer reichen, aber durch Familienverhältniſſe höchſt beſchränkten Lage ſuchte ſie ſich durch ihren Geiſt zu helfen und, da ſie in Thun und Laſſen gehindert war, wenigſtens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man verſicherte mir daß ihr eigentlichſter Wandel ganz untadelich ſey, daß ſie ſich aber feſt vorgeſetzt zu haben ſcheine durch ein unbändiges Reden allen Verhältniſſen ins Angeſicht zu ſchlagen. Man bemerkte ſcherzend, daß keine Cenſur ihre Discurſe, waren ſie ſchriftlich verfaßt, könne durchgehen laſſen, weil ſie durchaus nichts vorbringe, als was Religion, Staat, oder Sitten verletze.

Man erzählte die wunderlichſten und artigſten Geſchichten von ihr, wovon eine hier ſtehen mag, ob ſie gleich nicht die anſtändigſte iſt.

Kurz vor dem Erdbeben das Calabrien betraf, war ſie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schloſſes war eine Baracke gebaut, das heißt ein hölzernes, einſtöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgeſetzt; übrigens tapezirt, möblirt und ſchicklich eingerichtet. Bei den erſten Anzeichen des Erdbebens flüchtete ſie dahin. Sie ſaß auf dem Sopha, Knötchen knüpfend, vor ſich ein Nähtiſchchen, gegen ihr über ein Abbé, ein alter Hausgeiſtlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude ſank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengeſetzte ſich empor hob, der Abbé und das Tiſchchen wurde alſo auch in die Höhe gehoben. Pfui! rief ſie, an der ſinkenden Wand mit dem Kopfe gelehnt, ſchickt ſich das für einen ſo ehrwürdigen Mann? Ihr gebärdet euch ja als wenn Ihr auf mich fallen wolltet. Das iſt ganz gegen alle Sitte und Wohlſtand.

Indeſſen hatte das Haus ſich wieder niedergeſetzt und ſie wußte ſich vor Lachen nicht zu laſſen, über die närriſche, läſterne Figur die der gute Alte ſollte geſpielt haben, und ſie ſchien über dieſen Scherz von allen Calamitäten, ja dem großen Verluſt der ihre Familie und ſoviel tauſend Menſchen betraf nicht das mindeſte zu empfinden. Ein wunderſam glücklicher Charakter, dem noch eine Poſſe gelingt, indem ihn die Erde verſchlingen will.

Neapel, Sonnabend den 28. Mai 1787.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl gut heißen, daß es ſo viele Heilige giebt; nun kann jeder Gläubige den ſeinigen ausleſen und, mit vollem Vertrauen, ſich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zuſagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn, ihm zu Ehren, nach ſeiner Weiſe und Lehre andächtig-munter beging.

Philippus Neri ſteht in hohem Anſehn und zugleich heiterm Andenken; man wird erbaut und erfreut wenn man von ihm und ſeiner hohen Gottesfurcht vernimmt, zugleich aber hört man auch von ſeiner guten Laune ſehr viel erzählen. Seit ſeinen erſten Jugendjahren fühlte er die brünſtigſten Religionstriebe und im Laufe ſeines Lebens entwickelten ſich in ihm die höchſten Gaben des religiöſen Enthuſiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen wortloſen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ekſtaſe und zuletzt ſogar des Aufſteigens vom Boden und Schwebens über demſelben, welches vor allen für das Höchſte gehalten wird.

Zu ſo vielen geheimnißvollen, ſeltſamen Innerlichkeiten geſellte er den klarſten Menſchenverſtand, die reinſte Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdiſchen Dinge, den

thätigſten Beiſtand, in leiblicher und geiſtlicher Noth, ſeinem Nebenmenſchen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie ſie auch an Feſten, Kirchenbeſuchen, Beten, Faſten und ſonſt von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Eben ſo beſchäftigte er ſich mit Bildung der Jugend, mit muſikaliſcher und redneriſcher Uebung derſelben, indem er nicht allein geiſtliche ſondern auch geiſtreiche Themata vorlegte und ſonſt aufregende Geſpräche und Disputationen veranlaßte. Hiebei möchte denn wohl das ſonderbarſte ſcheinen, daß er das alles aus eignem Trieb und Befugniß that und leiſtete, ſeinen Weg viele Jahre ſtetig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Congregation zu gehören, ja ohne die geiſtliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dieß zu Luther's Zeit geſchah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energiſcher, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte das Geiſtliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmliſche in das Seculum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüſſel der die Gefängniſſe des Papſtthums öffnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben ſoll.

Der päpſtliche Hof jedoch, der einen ſo bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter ſeinem Gewahrſam hatte, ließ nicht nach bis dieſer, der ohnehin ein geiſtliches Leben führte, ſchon ſeine Wohnung in Klöſtern nahm, daſelbſt lehrte, ermunterte, ja ſogar wo nicht einen Orden doch eine freie Verſammlung zu ſtiften im Begriff war, endlich beredet ward die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen, die ihm denn doch bisher auf ſeinem Lebenswege ermangelt hatten.

Stella. Ich erſtaune oft ſelbſt: wie ich dich liebe, wie ich jeden Augenblick bey dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft als wär's heute! Ja wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando? — Wie ihr mich ſuchtet, wie du an der Hand meiner Freundinn, die du vor mir kennen lerntest, durch's Boskett ſtreiftest, und ſie rief: Stella! — und du rieſt: Stella! Stella! — Ich hatte dich kaum reden gehört, und erkannte deine Stimme; und wie ihr auf mich traft, und du meine Hand nahmſt! Wer war confuſer, ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara ſagte mir's wohl, gleich ſelbigen Abend — Es iſt alles eingetroffen — Und welche Seligkeit in deinen Armen. Wenn meine Sara meine Freuden ſehen könnte! Es war ein gutes Geſchöpf: ſie weinte viel um mich, da ich ſo krank, ſo liebeskrank war. Ich hätte ſie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verließ!

Will man auch seine körperliche wunderbare Erhebung über den Boden, wie billig, in Zweifel ziehen, so war er doch dem Geiste nach hoch über dieser Welt erhoben und deßwegen ihm nichts so sehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hindernisse eines wahren gottseligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Geschichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet sich z. B. eben in der Nähe des Papstes, als diesem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Klosterfrau mit allerlei wunderlichen, geistlichen Gaben sich hervorthue. Die Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen zu untersuchen erhält Neri den Auftrag. Er setzt sich sogleich zu Maulthier und ist bei sehr bösem Wetter und Weg bald im Kloster. Eingeführt unterhält er sich mit der Aebtissin, die ihm von allen diesen Gnadenzeichen mit vollkommener Beistimmung genaueste Kenntniß giebt. Die geforderte Nonne tritt ein, und er, ohne sie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kothigen Stiefel hin, mit dem Ansinnen daß sie ihn ausziehen solle. Die heilige, reinliche Jungfrau tritt erschrocken zurück und giebt ihre Entrüstung über dieses Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt sich ganz gelassen, besteigt sein Maulthier und findet sich wieder vor dem Papst, ehe dieser es nur vermuthen konnte: denn wegen Prüfung solcher Geistesgaben sind katholischen Beichtvätern bedeutende Vorsichtsmaßregeln aufs genauste vorgeschrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit solcher himmlischen Begünstigungen zugiebt, aber die Wirklichkeit derselben nicht ohne die genauste Prüfung zugesteht. Dem verwunderten Papste eröffnete Neri kürzlich das Resultat: Sie ist keine Heilige: ruft er aus, sie thut keine Wunder! denn die Haupteigenschaft fehlt ihr, die Demuth.

Dieſe Maxime kann man als leitendes Princip ſeines ganzen Lebens anſehen; denn, um nur noch Eins zu erzahlen: Als er die Congregation der Padri dell' Oratorio geſtiftet hatte, die ſich bald ein groſses Anſehn erwarb und gar vielen den Wunſch einflößte Mitglied derſelben zu werden, kam ein junger Römiſcher Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Novicíat, und die demſelben angewieſene Kleidung zugeſtanden wurde. Da aber ſelbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachſuchte, hieß es: daß vorher noch einige Prufungen zu beſtehen ſeyen; wozu er ſich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Fuchsſchwanz hervor und forderte: der Prinz ſolle dieſen ſich hinten an das lange Röckchen anheften laſſen und ganz ernſthaft durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entſetzte ſich, wie oben die Nonne, und äußerte: er habe ſich gemeldet nicht um Schande ſondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri, dieß ſey von ihrem Kreiſe nicht zu erwarten, wo die höchſte Entſagung das erſte Geſetz bleibe. Worauf denn der Jüngling ſeinen Abſchied nahm.

In einem kurzen Wahlſpruch hatte Neri ſeine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni. Und damit war freilich alles geſagt. Die beiden erſten Punkte bildet ſich ein Hypochondriſt wohl manchmal ein erfullen zu können, um aber ſich zum dritten zu bequemen müßte man auf dem Wege ſeyn ein Heiliger zu werden.

Neapel, den 27. Mai 1787.

Die ſämmtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats habe ich geſtern alle auf einmal von Rom her durch Graf Frieß erhalten und mir mit Leſen und Wiederleſen etwas

rechts zu gute gethan. Das sehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei und ich danke tausendmal für alles.

Nun wird es aber bald Zeit daß ich von hier flüchte, denn indem ich mir Neapel und seine Umgebungen noch recht zu guter Letzt vergegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über manches abschließen möchte, so reißt der Strom des Tages mich fort und nun schließen auch vorzügliche Menschen sich an, die ich als alte und neue Bekannte unmöglich so geradezu abweisen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Carlsbad die angenehmsten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterster Erinnerung. Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unseres theuren Fürsten. Sie besaß das Gedicht noch, womit ihn bei seinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraschten. Es rief die lustigen Scenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Mystificationen, die geistreichen Versuche das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf Deutschem Boden in der besten Deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswänden, durch ein seltsames Local zusammen gehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch ans Fenster traten rauschte der Neapolitanische Strom wieder so gewaltsam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren.

Der Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Ursel konnt' ich eben so wenig ausweichen. Treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinn, entschiedener Kunstliebe, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgesetzte und wiederhohlte Unterhaltung war höchst anziehend.

Hamilton und seine Schöne setzten gegen mich ihre

Freundlichkeit fort. Ich speis'te bei ihnen und gegen Abend producirte Miß Harte auch ihre musikalischen und melischen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackert's, der sein Wohlwollen gegen mich steigert und mir alles Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, führte uns Hamilton in sein geheimes Kunst- und Gerümpelgewölbe. Da sieht es denn ganz verwirrt aus; die Producte aller Epochen zufällig durch einander gestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von Sicilianischen Achaten allerlei Hausziertath, sogar ein Capellchen, Geschnitztes, Gemaltes und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig bei Seite schob, lagen zwei ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackerten aufmerksam und lispelte ihm die Frage zu: ob diese nicht ganz denen in Portici ähnlich seyen? Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freilich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hieher verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklichen Erwerbnisse mag der Ritter diese verborgenen Schätze nur wohl seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.

Auffallend war mir ein aufrechtstehender, an der Vorderseite offener, inwendig schwarzangestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und dem gemäß erfuhren wir auch die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergötzen, und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grund vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt. Diese Epoche

ſchien vorüber zu ſeyn, auch war der Apparat ſchwer zu transportiren und ins rechte Licht zu ſetzen; uns konnte alſo ein ſolches Schauſpiel nicht zu Theil werden.

Hier iſt der Ort noch einer andern entſchiedenen Liebhaberei der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es ſind die Krippchen (presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen ſieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorſtellend, mehr oder weniger vollſtändig, reich und koſtbar zuſammen gruppirt. Dieſe Darſtellung iſt in dem heitern Neapel bis auf die flachen Hausdächer geſtiegen; dort wird ein leichtes, hüttenartiges Gerüſte erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeſchmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die ſämmtlichen Umſtehenden und Umſchwebenden, koſtbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht iſt der Hintergrund, welcher den Veſuv mit ſeinen Umgebungen einfaßt.

Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwiſchen die Puppen mit eingemiſcht haben und nach und nach iſt eine der bedeutendſten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden, zu ihrer Abendergötzung auch weltliche Bilder, ſie mögen nun der Geſchichte oder der Dichtkunſt angehören, in ihren Paläſten aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlbehandelter Gaſt nicht wagen ſollte, ſo muß ich geſtehen daß mir unſere ſchöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geiſtloſes Weſen vorkommt, die wohl mit ihrer Geſtalt bezahlen, aber durch keinen ſeelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache ſich geltend machen kann. Schon ihr Geſang iſt nicht von zuſagender Fülle.

Und ſo mag es ſich auch am Ende mit jenen ſtarren

Bildern verhalten. Schöne Personen giebt's überall, tiefempfindende zugleich mit günstigen Sprachorganen versehene viel seltener, am allerseltensten solche wo zu allem diesen noch eine einnehmende Gestalt hinzutritt.

Auf Herder's dritten Theil freu' ich mich sehr. Hebet mir ihn auf bis ich sagen kann wo er mir begegnen soll. Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur furcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwarter seyn werde.

Neapel, den 28. Mai 1787.

Der gute und so brauchbare Volkmann nöthigt mich von Zeit zu Zeit von seiner Meinung abzugehen. Er spricht z. B. daß dreißig bis vierzig tausend Müßiggänger in Neapel zu finden wären, und wer spricht's ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar sehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des südlichen Zustandes, daß dieß wohl eine nordische Ansicht seyn möchte, wo man jeden für einen Müßiggänger halt der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmuht. Ich wendete deßhalb vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Volk, es mochte sich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar sehr viel übelgekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigten.

Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern welche ich doch auch wollte kennen lernen; sie konnten mir aber solche eben so wenig zeigen, und so ging ich,

weil die Unterſuchung mit Betrachtung der Stadt genau zuſammenhing, ſelbſt auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verſchiedenen Figuren bekannt zu machen, ſie nach ihrer Geſtalt, Kleidung, Betragen, Beſchäftigung zu beurtheilen und zu claſſificiren. Ich fand dieſe Operation hier leichter als irgendwo, weil der Menſch ſich hier mehr ſelbſt gelaſſen iſt und ſich ſeinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menſchen die ich hie und da ſtill ſtehen oder ruhen fand waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit ſich brachte.

Die Laſtträger, die an verſchiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis ſich jemand ihrer bedienen will; die Caleſſaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einſpännigen Caleſchen auf großen Plätzen ſtehen, ihre Pferde beſorgen und einem jeden der ſie verlangt zu Dienſten ſind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fiſcher, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünſtiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich ſah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meiſt ein jeder ein Zeichen ſeiner Thätigkeit mit ſich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menſchen. Je mehr ich mich umſah, je genauer ich beobachtete, deſto weniger konnt' ich, weder von der geringen, noch von der mittlern Claſſe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geſchlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das was ich behaupte glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten

Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird wobei es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, befassen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone, oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen, und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt daß man bei längerem Aufenthalt

noch manche Beispiele solches kindlichen Erwerbes sammlen könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage herein geschafft wird und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder bringt um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüse machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des Neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tags so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße wenn es Nacht wird, und die Reichen die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein paar solche Leute die sich zusammen thun, sich einen Esel kaufen und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem

die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannichfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Classe des Volks besonders angehören. Einige gehen herum mit Faßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Credenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen vor dem Fallen gesichert stehen; andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint als wolle jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so giebt es noch eine Menge kleine Krämer, welche gleichfalls herumgehen und, ohne viele Umstände, auf einem Bret, in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz u. s. w., das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Classe bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu

Stella. Fällt dir das so auf? Ist's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannst du in Stella's Munde so was zum Vorwurf mißdeuten? Um deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freylich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, dessen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort, wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hattest — deine Gespielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne Dich? Was war mir's vor deiner Liebe? Aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir gestehn, daß ich manchmal in einsamen Stunden dachte: Warum konnt' ich das nicht alles mit ihm genießen? warum mußten wir fliehen? warum nicht im Besitz von dem allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? —

begegnen, aber dieß iſt deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte faſt das Paradoxon aufſtellen, daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiſte Induſtrie in der ganz niedern Claſſe zu finden ſey. Freilich dürfen wir ſie nicht mit einer nordiſchen Induſtrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den Winter zu ſorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß um die Küche das ganze Jahr zu verſorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht laſſen darf u. ſ. w., dadurch werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man ſich gern aus der freien Luft und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten auf einander und jeder der nicht zu Grunde gehen will muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage ob er entbehren *wolle*; er darf nicht entbehren wollen, er *kann* nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleich bleiben, den Charakter der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus unſerm Geſichtspunkte zu ſtreng. Was Herr von *Pauw* in ſeinen Recherches sur les Grecs, bei Gelegenheit da er von den cyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihr

Grundſatz alles zu entbehren ſey durch ein Klima ſehr begünſtigt das alles gewährt. Ein armer, uns elend ſcheinender Menſch könne in den dortigen Gegenden die nöthigſten und nächſten Bedürfniſſe nicht allein befriedigen, ſondern die Welt aufs ſchönſte genießen; und eben ſo möchte ein ſogenannter Neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verſchmähen und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kaiſerin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unſern Gegenden ein coniſcher Philoſoph ſchlecht ausdauern, da hingegen in ſüdlichen Ländern die Natur gleichſam dazu einladet. Der zerlumpte Menſch iſt dort noch nicht nackt; derjenige der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, ſondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläſte und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und ſich bei ſchlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterſteckt, iſt deßwegen noch nicht verſtoßen und elend; ein Menſch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag geſorgt hat. Wenn man nur bedenkt was das fiſchreiche Meer, von deſſen Producten ſich jene Menſchen geſetzmäßig einige Tage der Woche nähren müſſen, für eine Maſſe von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obſt und Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben ſind; wie die Gegend worin Neapel liegt den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, ſondern das Land des Ackerbaues) ſich verdienet hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) ſchon Jahrhunderte trägt: ſo laßt ſich wohl begreifen wie leicht dort zu leben ſeyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich eben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn

jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte; wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich seyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist als alle übrigen Classen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt sich hiedurch gar manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordischen Länder sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß zu der großen Masse von Menschen wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der Neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist: daß sich die Geistlichen im Müßiggange am wohlsten seyn lassen, und auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein gesagt ist und daß die Charakterzüge jeder Classe nur erst nach einer genaueren Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können, allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern denen man etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft verrichten aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen. Durchgängig ist diese Classe von Menschen eines sehr lebhaften Geistes und zeigt einen freien richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das

alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Classe von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune.

Plinius, im fünften Capitel des dritten Buchs seiner Naturgeschichte, halt Campanien allein einer weitläufigen Beschreibung werth. „So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden," sagt er, „daß man erkennt, an diesem Ort habe die Natur sich ihres Werks erfreut. Denn diese Lebensluft, diese immer heilsame Milde des Himmels, so fruchtbare Felder, so sonnige Hügel, so unschädliche Waldungen, so schattige Haine, so nutzbare Wälder, so luftige Berge, so ausgebreitete Saaten, solch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, so edle Wolle der Schafe, so fette Nacken der Stiere, so viel Seen, so ein Reichthum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Hafen! Die Erde selbst die ihren Schooß überall dem Handel eröffnet und, gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus streckt."

„Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben."

„Von diesem Lande fällten die Griechen, ein Volk das sich selbst unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollste Urtheil indem sie einen Theil davon Großgriechenland nannten."

Neapel, den 20. Mai 1787.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheint den Menschen einzuladen sich und alle seine

Geräthſchaften mit ſo hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten ſchmücken einen jeden der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringſten Häuſern ſind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; ſogar die einſpännigen Caleſchen hochroth angeſtrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quaſten und Rauſchgold ausgeputzt. Manche haben Federbüſche andere ſogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die ſich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbariſch und geſchmacklos zu nennen, ſie kann es auch auf gewiſſe Weiſe ſeyn und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel iſt eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerſchein im Meer zu überſtrahlen. Die lebhafteſte Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, ſo treten dadurch ſelbſt die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die ſcharlachnen Weſten und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber beſetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles ſcheint ſich zu beeifern unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen ſichtbar zu werden.

Und wie ſie leben, ſo begraben ſie auch ihre Todten; da ſtört kein ſchwarzer langſamer Zug die Harmonie der luſtigen Welt.

Ich ſah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothſammetner großer, mit Gold breit geſtickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf ſtand ein geſchnitztes, ſtark vergoldetes und verſilbertes Käſtchen, worin das weißgekleidete Todte mit roſenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken

des Käſtchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüſchel über das ruhende Kind hielten, und, weil ſie unten nur an Drahten befeſtigt waren, ſo wie die Bahre ſich bewegte wackelten und mild belebende Blumengerüche auszuſtreuen ſchienen. Die Engel ſchwankten um deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Prieſter und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch daß die Waare zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſey.

Bei Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Schaiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders aufgetiſcht und mit grünen Blattern unterlegt. Die Laden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannichfaltigſte herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünem Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bei den Fleiſchwaaren, nach welchen das Auge des Volks beſonders lüſtern gerichtet iſt, weil der Appetit durch periodiſches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleiſchbänken hängen die Theile der Ochſen, Kälber, Schöpſe niemals aus, ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule ſtark vergoldet ſey. Es ſind verſchiedene Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeſte berühmt; alsdann feiert man eine allgemeine Cocagna, wozu ſich fünfhundert tauſend Menſchen das Wort gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo

und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichste verziert. Die Boutiquen wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmste. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoster von vergoldeten, mit rothen Bändern geschnürten Würsten; welsche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel stecken haben. Man versicherte, daß deren dreißig tausend verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesen werden noch eine Mengel Esel mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug daß alles dieses verzehret wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk höret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannichfaltig zu bereiten wissen, ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohleingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht und der geriebene Käse schmälzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerksverfertiger mit ihren Pfannen

voll ſiedenden Oels, beſonders an Feſttagen, beſchäftigt, Fiſche und Backwerk einem jeden nach ſeinem Verlangen ſogleich zu bereiten. Dieſe Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tauſend Menſchen tragen ihr Mittag- und Abendeſſen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Neapel, den 30. Mai 1787.

Nachts durch die Stadt ſpazierend, gelangt' ich zum Molo. Dort ſah ich mit einem Blick den Mond, den Schein deſſelben auf den Wolkenſäumen, den ſanft bewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächſten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtthurms, das Feuer des Veſuvs, den Widerſchein davon im Waſſer und viele einzelne Lichter ausgeſäet über die Schiffe. Eine ſo mannichfaltige Aufgabe hatt' ich wohl von Van der Neer gelöſ't ſehen mögen.

Neapel, Donnerstag den 31. Mai 1787.

Ich hatte das Römiſche Frohnleichnamfeſt und dabei beſonders die nach Raphael gewirkten Teppiche ſo feſt in den Sinn gefaßt, daß ich mich alle dieſe herrlichen Naturerſcheinungen, ob ſie ſchon in der Welt ihres Gleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, ſondern die Anſtalten zur Reiſe hartnäckig fortſetzte. Ein Paß war beſtellt, ein Vetturin hatte mir den Miethpfennig gegeben: denn es geſchieht dort zur Sicherheit der Reiſenden umgekehrt als bei uns. Kniep war beſchäftigt, ſein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel beſſer als das vorige.

Schon früher als dieſe Veränderung im Werke war, hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben: es ſey

doch unangenehm und gewissermaßen unanständig, wenn man in ein Haus ziehe und gar nichts mit bringe: selbst ein Bettgestell flöße den Wirthsleuten schon einigen Respect ein. Als wir nun heute durch den unendlichen Trödel der Castell-Weitung hindurchgingen, sah ich so ein paar eiserne Gestelle, bronzeartig angestrichen, welche ich sogleich bemerkte und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen und soliden Schlafstätte verehrte. Einer der allezeit fertigen Träger brachte sie nebst den erforderlichen Bretern in das neue Quartier, welche Anstalt Kniepen so sehr freute, daß er sogleich von mir weg und hier einzuziehen gedachte, große Reisbreter, Papier und alles Nöthige schnell anzuschaffen besorgt war. Einen Theil der Contouren in beiden Sicilien gezogen übergab ich ihm nach unserer Verabredung.

Neapel, den 4. Juni 1787.

Die Ankunft des Marquis Lucchesini hat meine Abreise auf einige Tage weiter geschoben; ich habe viel Freude gehabt ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von denen Menschen zu seyn, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können; anstatt daß unser einer, wie ein wiederkäuendes Thier, sich zu Zeiten überfüllt und dann nichts weiter zu sich nehmen kann, bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl, sie ist ein wackres, Deutsches Wesen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Diese letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit Menschen zu sehen; ich habe meist interessante Personen kennen lernen und bin mit den Stunden die ich ihnen gewidmet sehr zufrieden,

aber noch vierzehn Tage, so hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückkunft von Pästum habe ich, außer den Schätzen von Portici, wenig gesehen und es bleibt mir manches zurück, um dessentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Museum ist auch das A und Ω aller Antiquitäten-Sammlungen; da sieht man recht was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurück blieb.

Zum 1. Juni 1787.

Der Lohnbediente welcher mir den ausgefertigten Paß zustellte erzählte zugleich, meine Abreise bedauernd, daß eine starke Lava aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehme; an den steileren Abhängen des Berges sey sie beinahe schon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abschiedsbesuche hin, die ich so vielen wohlwollenden und befördernden Personen schuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, sehe ich schon. Einmal kann man sich auf seinem Wege den Menschen doch nicht völlig entziehen, was sie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, sie reißen uns doch zuletzt von unsern ernstlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerst verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dankbesuche waren nicht ohne Freude und Belehrung, man zeigte mir noch manches freundlich vor was man bisher verschoben oder versäumt. Cavaliere Venuti

O ich habe für dich wieder Entſchuldigungen genug gefunden! für Dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, ſagte ich! — Wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen ſo heimlich als Beute für ſich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen ſo allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannſt denken, daß mein Stolz nicht wenig dabey intereſſirt war, ſich das Beſte glauben zu machen; und ſo kamſt du nun glücklich durch.

Fernando. Ich vergehe!

Annchen kommt.

Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann? Alles iſt aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen. Die Mamſell hat ſchon ein Laufens ein Befehlens heut' verführt! daß es unleidlich war; und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring' ſie hinüber; zahl' das Poſtgeld für ſie, aber ſey gleich wieder da.

ließ mich ſogar noch verborgene Schätze ſehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung ſeinen obgleich verſtümmelten doch unſchätzbaren Ulyſſes. Er führte mich zum Abſchied in die Porcellanfabrik, wo ich mir den Hercules möglichſt einprägte und mir an den Campaniſchen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll ſah.

Wahrhaft gerührt und freundſchaftlich Abſchied nehmend vertraute er mir dann noch zuletzt wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünſchte nichts mehr, als daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Mein Banquier bei dem ich gegen Tiſchzeit eintraf ließ mich nicht los; das wäre nun alles ſchön und gut geweſen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an ſich gezogen. Unter mancherlei Beſchäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran, ich aber eilte ſchnell nach dem Molo.

Hier ſah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerſcheine, nur bei bewegtem Meer noch ſchwankender; den Vollmond in ſeiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulcans, und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden ernſten Wege. Ich hätte noch hinaus fahren ſollen, aber die Anſtalten waren zu weitſchichtig, ich wäre erſt am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben, ich blieb auf dem Molo ſitzen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abſtrömens der Menge, ihres Deutens, Erzahlens, Vergleichens, Streitens wohin die Lava ſtrömen werde und was dergleichen Unfug noch mehr ſeyn mochte, die Augen zufallen wollten.

Neapel, Sonnabend den 2. Juni 1787.

Und ſo hätte ich auch dieſen ſchönen Tag zwar mit vorzüglichen Perſonen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz

gegen meine Absichten und mit schwerem Herzen zugebracht. Sehnsuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langsam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete welchen die Lava stündlich nahm. Auch der Abend sollte nicht frei seyn. Ich hatte versprochen die Herzogin von Giovane zu besuchen, die auf dem Schlosse wohnte, wo man mich denn, viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberste verengt waren durch Kisten, Schränke und alles Mißfallige eines Hof-Garderobe-Wesens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine sonderliche Aussicht hatte, eine wohlgestaltete junge Dame von sehr zarter und sittlicher Unterhaltung. Als einer gebornen Deutschen war ihr nicht unbekannt wie sich unsere Literatur zu einer freieren, weit umherblickenden Humanität gebildet, Herder's Bemühungen und was ihnen ähnelte schätzte sie vorzüglich, auch Garvens reiner Verstand hatte ihr aufs innigste zugesagt. Mit den Deutschen Schriftstellerinnen suchte sie gleichen Schritt zu halten, und es ließ sich wohl bemerken, daß es ihr Wunsch sey eine geübte und belobte Feder zu führen. Dahin bezogen sich ihre Gespräche und verriethen zugleich die Absicht auf die Töchter des höchsten Standes zu wirken; ein solches Gespräch kennt keine Gränzen. Die Dämmerung war schon eingebrochen und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und sie, einer durch Laden verschlossenen Fensterseite sich nähernd, stieß einen Laden auf und ich erblickte was man in seinem Leben nur einmal sieht. That sie es absichtlich mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden

anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheuere, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dieß alles mit einem Blick zu übersehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen.

Dieß alles konnte von diesem Standpunkt das Auge mit einmal fassen, und wenn es auch die einzelnen Gegenstände zu mustern nicht im Stande war, so verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unser Gespräch durch dieses Schauspiel unterbrochen, so nahm es eine desto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtausende zu commentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet bis ins einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbwegs bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden. Meine Wirthin, so will ich sie nennen, weil mir nicht leicht ein köstlichers Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen und die schöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieses unglaublichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme Deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam

machte: ſie müſſe mich wiewohl ungerne entlaſſen, die Stunde nahe ſchon, wo ihre Galerien kloſtermäßig verſchloſſen würden. Und ſo ſchied ich zaudernd von der Ferne und von der Nahe, mein Geſchick ſegnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch ſchön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt ſagte ich mir vor: daß ich in der Nähe dieſer größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde geſehen haben, und daß mir ein ſolcher Ueberblick, ein ſolcher Abſchied aus Neapel nicht anders als auf dieſe Weiſe hätte werden können. Anſtatt nach Hauſe zu gehen richtete ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauſpiel mit einem andern Vordergrund zu ſehen: aber ich weiß nicht ob die Ermüdung nach einem ſo reichen Tage, oder ein Gefühl, daß man das letzte, ſchöne Bild nicht verwiſchen müſſe, mich wieder nach Moriconi zurück zog, wo ich denn auch Kniepen fand, der aus ſeinem neu bezognen Quartier mir einen Abendbeſuch abſtattete. Bei einer Flaſche Wein beſprachen wir unſere künftigen Verhältniſſe; ich konnte ihm zuſagen, daß er, ſobald ich etwas von ſeinen Arbeiten in Deutſchland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernſt von Gotha empfohlen ſeyn und von dort Beſtellungen erhalten würde. Und ſo ſchieden wir mit herzlicher Freude, mit ſicherer Ausſicht künftiger wechſelſeitig wirkender Thätigkeit.

Neapel, Sonntag den 3. Juni 1787.
Dreimaligkeitsfeſt.

Und ſo fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieſer unvergleichlichen Stadt, die ich wahrſcheinlich nicht wieder ſehen ſollte, halb betäubt hinaus; vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gelobte ihm auch in der Ferne meine beſte Vorſorge.

An den äußerſten Polizeiſchranken der Vorſtadt ſtörte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Geſicht ſah, aber ſchnell wieder hinweg ſprang. Die Zollmanner waren noch nicht mit dem Vetturin fertig geworden, als aus der Kaffeebuden-Thüre, die größte Chineſiſche Taſſe voll ſchwarzen Kaffee auf einem Praſentirteller tragend, Knicy heraustrat. Er nahte ſich dem Wagenſchlag langſam mit einem Ernſt, der, von Herzen gehend, ihn ſehr gut kleidete. Ich war erſtaunt und gerührt, eine ſolche erkenntliche Aufmerkſamkeit hat nicht ihres Gleichen. Sie haben, ſagte er, mir ſo viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirkſames erzeigt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke.

Da ich in ſolchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, ſo brachte ich nur ſehr lakoniſch vor: daß er durch ſeine Thatigkeit mich ſchon zum Schuldner gemacht, und durch Benutzung und Bearbeitung unſerer gemeinſamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir ſchieden, wie Perſonen ſelten von einander ſcheiden, die ſich zufallig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hatte man viel mehr Danl und Vortheil vom Leben, wenn man ſich wechſelsweiſe gerade heraus ſprache was man von einander erwartet. Iſt das geleiſtet, ſo ſind beide Theile zufrieden und das Gemüthliche, was das erſte und letzte von allem iſt, erſcheint als reine Zugabe.

Unterwegs am 4., 5. und 6. Juni.

Da ich dießmal allein reiſe habe ich Zeit genug die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geſchieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Luckenhafte der Bemerkungen hervor, und wenn die Reiſe

dem der sie vollbracht hat, in einem Flusse vorüber zu ziehen scheint und in der Einbildungskraft als eine stetige Folge hervortritt, so fühlt man doch, daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich sey. Der Erzählende muß alles einzeln hinstellen: wie soll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?

Deßhalb konnte mir nichts Tröstlicheres und Erfreulicheres begegnen als die Versicherungen Eurer letzten Briefe: daß Ihr Euch fleißig mit Italien und Sicilien beschäftigt, Reisebeschreibungen leset und Kupferwerke betrachtet; das Zeugniß daß dadurch meine Briefe gewinnen, ist mein höchster Trost. Hattet Ihr es früher gethan oder ausgesprochen, ich wäre noch eifriger gewesen als ich war. Daß treffliche Männer wie Bartels, Münter, Architekten verschiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke sorgfaltiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichsten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulanglich halten mußte.

Ueberhaupt, wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt: so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig seyn. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhaltnisse, Gunst und Ungunst der Zufalligkeiten, alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kenn' ich seine Vorganger, so werd' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, seinen Nachfolger erwarten und diesem, wäre mir sogar inzwischen das Glück geworden, die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Zweiter römiſcher Aufenthalt

vom Juni 1787 bis April 1788.

„Longa sit huic aetas, dominaeque potentia terrae,
Sitque sub hac oriens occiduusque dies.“

Juni.

Correspondenz.

Rom, den 8. Juni 1787.

Vorgestern bin ich glücklich wieder hier angelangt, und gestern hat der feierliche Frohnleichnamstag mich sogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich gestehen, meine Abreise von Neapel machte mir einige Pein; nicht sowohl die herrliche Gegend, als eine gewaltige Lava hinter mir lassend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weise, von der man so viel gelesen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen sollen.

Heute jedoch ist meine Sehnsucht nach dieser großen Naturscene schon wieder ins Gleiche gebracht; nicht sowohl das fromme Festgewirre, das bei einem imposanten Ganzen doch hie und da durch abgeschmacktes Einzelne den innern Sinn verletzt, sondern die Anschauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichsten, die ihm am gewissesten ihren Ursprung verdanken sind zusammen ausgebreitet, andere, wahrscheinlich von Schülern, Zeit- und Kunstgenossen erfundene, schließen sich nicht unwürdig an und bedecken die grenzenlosen Räume.

Rom, den 16. Juni 1787.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu Euch reden. Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterscheiden was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus. Diese Tage war ich in Tivoli und habe eins der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfalle dort, mit den Ruinen und dem ganzen Compler der Landschaft zu denen Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund reicher macht.

Am letzten Posttage habe ich versaumt zu schreiben. In Tivoli war ich sehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meisterschaft hat die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts sagen. Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr complicirter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er that mir halb im Scherz halb im Ernst den Vorschlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundsätzen zu uben; nach dieser Zeit, versprach er mir, sollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich sehe auch wohl was und wie man studiren muß, um uber gewisse Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Last man sonst sein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung. Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an mir lieb zu werden; bisher hab' ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenstande, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamsell hat eine Chaise zu dreyen bestellt, Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, das ist ein Irrthum!

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freylich sieht's curios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; seit sie bey Tisch Bekanntschaft mit Ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abschied, als Sie ihr zur gesegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella verlegen. Fernando!

Fernando. Es ist ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! es ist alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen!

Annchen ab.

in der Jugend sah. Nun muß ich auch erst hier zu Hause werden, und doch kann ich's nie so innig seyn als mit jenen ersten Gegenständen des Lebens. Ich habe verschiedenes bezüglich auf Kunst und Nachahmuug bei dieser Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abwesenheit hatte Tischbein ein Gemälde von Daniel Volterra im Kloster an der Porta del Popolo entdeckt; die Geistlichen wollen es für tausend Scudi hergeben, welche Tischbein als Künstler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelica durch Meyer den Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu sich nahm und später Tischbein die ihm contractmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung vorstellend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer darnach sorgfaltig hergestellte Zeichnung ist noch vorhanden.

Rom, den 29. Juni 1787.

Nun hab' ich hier schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und Ihr wißt, ich kann nichts auf andre Art. Jetzt wenn ich scheide werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sey es denn eine Weile genug.

Der Hercules Farnese ist fort, ich hab' ihn noch auf seinen achten Beinen gesehen, die man ihm nach so langer Zeit wieder gab. Nun begreift man nicht, wie man die ersten, von Porta, hat so lange gut finden können. Es ist nun eins der vollkommensten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo alles was er von Kunstsachen

beſitzt, das Herculaniſche Muſeum, die Gemälde von Pompeji, die Gemalde von Capo di Monte, die ganze Farneſiſche Erbſchaft, vereinigt aufgeſtellt werden ſollen. Es iſt ein großes und ſchönes Unternehmen. Unſer Landsmann Hackert iſt die erſte Triebfeder dieſes Werks. Sogar der Toro Farnese ſoll nach Neapel wandern und dort auf der Promenade aufgeſtellt werden. Könnten ſie die Carraccifche Galerie aus dem Palaſte mitnehmen, ſie thaten's auch.

Rom, den 27. Juni 1787

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna, wo Pouſſin's, Claude's, Salvator Roſa's Arbeiten zuſammen hangen. Er ſagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über dieſe Bilder, er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament ſtudirt. Es freute mich, daß ich im allgemeinen bei den erſten Beſuchen in der Galerie eben dieſelbe Vorſtellung gehabt hatte. Alles was er mir ſagte hat meine Begriffe nicht geandert, ſondern nur erweitert und beſtimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur anſehn und wieder finden und leſen kann, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchſten anſchauenden Begriff von Natur und Kunſt geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, ſondern lebendiger Begriff iſt. Von Jugend auf war mir dieſes mein Trieb und meine Plage, jetzt da das Alter kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen und das Thuliche thun, da ich ſo lange verdient und unverdient das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich. Mit den

Menſchen hab' ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit, ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tiſchbein iſt ſehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen ſolchen Zuſtand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von dieſem auch wunderbaren Menſchen. Mein Portrait wird glücklich, es gleicht ſehr, und der Gedanke gefällt jedermann; Angelica malt mich auch, daraus wird aber nichts. Es verdrießt ſie ſehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es iſt immer ein hübſcher Burſche, aber keine Spur von mir.

Rom, den 30. Juni 1787.

Das große Feſt St. Peter und Paul iſt endlich auch herangekommen; geſtern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk vom Caſtell geſehn. Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Mährchen, man traut ſeinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht wie ſonſt, bei und mit den Sachen ſehe was nicht da iſt, ſo müſſen mir ſo große Schauſpiele kommen, wenn ich mich freuen ſoll. Ich habe auf meiner Reiſe etwa ein halb Duzend gezählt, und dieſes darf allerdings unter den erſten ſtehn. Die ſchöne Form der Colonnade, der Kirche und beſonders der Kuppel, erſt in einem feurigen Umriſſe und, wenn die Stunde vorbei iſt, in einer glühenden Maſſe zu ſehn, iſt einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in dieſem Augenblick nur zum Gerüſte dient, ſo wird man wohl begreifen, daß etwas Aehnliches in der Welt nicht ſeyn kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond ſchien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein, zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Gluth geſetzt wurde,

ward das Licht des Mondes ausgelöscht. Das Feuerwerk ist wegen des Ortes schön, doch lange nicht verhaltnißmaßig zur Erleuchtung. Heute Abend sehen wir beides noch einmal.

Auch das ist vorüber. Es war ein schöner klarer Himmel und der Mond voll, dadurch ward die Erleuchtung sanfter, und es sah ganz aus wie ein Mahrchen. Die schöne Form der Kirche und der Kuppel gleichsam in einem feurigen Aufriß zu sehen, ist ein großer und reizender Anblick.

Rom, Ende Juni 1787.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen durfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring' ich wieder Euch einen halben Freund zuruck und das Sehnen, Bemuhen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an. Ich wurde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzahlen sollte wie mir auch wieder alles diesen Monat hier geglückt ist, ja wie mir alles auf einem Teller ist prasentirt worden, was ich nur gewunscht habe. Ich habe ein schönes Quartier, gute Hausleute. Tischbein geht nach Neapel, und ich beziehe sein Studium, einen großen kuhlen Saal. Wenn Ihr mein gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen, ich will oft schreiben, und so sind und bleiben wir zusammen.

Auch neue Gedanken und Einfalle hab' ich genug, ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst uberlassen bin, und dann tragt mich die Höhe und Würde der Gegenstande wieder so hoch und weit als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur

Ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Waſſer und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmoſphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann. Der Himmel iſt jetzt herrlich heiter, ſo daß Rom nur Morgens und Abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Caſtello, Frascati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, iſt eine immer heitre reine Luft. Da iſt eine Natur zu ſtudiren.

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mittheilungen den damaligen Zuſtanden, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine ſpätere Erzählung das Eigenthümliche des Augenblicks darſtellen, die allgemein intereſſanten Stellen auszuziehen anfange, ſo find' ich auch Freundes-Briefe mir unter der Hand, welche hiezu noch vorzüglicher dienen möchten. Deßhalb ich denn ſolche briefliche Documente hie und da einzuſchalten mich entſchließe und hier ſogleich damit beginne, von dem aus Rom ſcheidenden, in Neapel anlangenden Tiſchbein die lebhafteſten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vortheil, den Leſer ſogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarſten Verhältniſſe der Perſonen zu verſetzen, beſonders auch den Charakter des Künſtlers aufzuklären, der ſo lange bedeutend gewirkt, und, wenn er auch mitunter gar wunderlich erſcheinen mochte, doch immer ſo in ſeinem Beſtreben als in ſeinem Leiſten ein dankbares Erinnern verdient.

Tiſchbein an Goethe.

Neapel, den 10. Juli 1787.

Unſere Reiſe von Rom bis Capua war ſehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Veletri ſpeiſ'ten wir bei Cardinal Borgia und beſahen deſſen Muſeum, zu meinem beſondern Vergnügen, weil ich manches bemerkte, das ich im erſtenmal übergangen hatte. Um drei Uhr Nachmittags reiſ'ten wir wieder ab, durch die Pontiniſchen Sümpfe, die mir dieſesmal auch viel beſſer gefielen als im Winter, weil die grünen Baume und Hecken dieſen großen Ebenen eine anmuthige Verſchiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Poſt wechſelt. Wahrend der Zeit aber, als die Poſtillons alle Beredſamkeit anwendeten uns Geld abzunöthigen, fand ein muthiger Schimmelhengſt Gelegenheit ſich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauſpiel, welches uns viel Vergnügen machte. Es war ein ſchneeweißes ſchönes Pferd von prachtiger Geſtalt; er zerriß die Zügel womit er angebunden war, hackte mit den Vorderfüßen nach dem der ihn aufhalten wollte, ſchlug hinten aus und machte ein ſolches Geſchrei mit Wiehern, daß alles, aus Furcht, bei Seite trat. Nun ſprang er über'n Graben und galoppirte über das Feld, beſtändig ſchnaubend und wiehernd. Schweif und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und ſeine Geſtalt in freier Bewegung war ſo ſchön, daß alles ausrief che bellezze! che bellezze! dann lief er nah an einem andern Graben hin und wieder und ſuchte eine ſchmale Stelle um überzuſpringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele hundert jenſeits weideten. Endlich gelang es ihm hinüberzuſpringen, und nun ſetzte er unter die Stuten die ruhig graſeten. Die erſchracken vor

ſeiner Wildheit und ſeinem Geſchrei, liefen in langer Reihe und flohen über das flache Feld vor ihm hin; er aber immer hinterdrein, indem er aufzuſpringen verſuchte.

Endlich trieb er eine Stute abſeits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Verſammlung von Stuten. Auch dieſe von Schrecken ergriffen, ſchlugen hinüber zu dem erſten Haufen. Nun war das Feld ſchwarz von Pferden, wo der weiße Hengſt immer drunter herumſprang, alles in Schrecken und Wildheit. Die Heerde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es ſauſ'te die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der ſchweren Pferde überhinflog. Wir ſahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von ſo vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppirte, bald in einem Klump, bald getheilt, jetzt zerſtreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieſes einzigen Schauſpiels, und als der klarſte Mond hinter den Bergen aufſtieg, verloſch das Licht unſrer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an ſeinem ſanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungeſunden Luft ſchlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechſelten.

Hier waren die Poſtillons ſehr artig, wegen der Furcht welche ihnen der Marcheſe Lucheſini eingejagt hatte; ſie gaben uns die beſten Pferde und Führer, weil der Weg zwiſchen den großen Klippen und dem Meer gefahrlich iſt. Hier ſind ſchon manche Unglücke geſchehen, beſonders Nachts, wo die Pferde leicht ſcheu werden. Wahrend des Anſpannens, und indeſſen man den Paß an die lezte Römiſche Wache vorzeigte, ging ich zwiſchen den hohen Felſen und dem Meer ſpazieren, und

erblickte den größten Effect: der dunkle Fels vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lebhaft flimmernde Saule in das blaue Meer warf, und bis auf die am Ufer schwankenden Wellen heranflimmerte.

Da oben, auf der Zinne des Berges, im dammernden Blau, lagen die Trümmer von Genserich's zerfallener Burg; sie machte mich an vergangene Zeiten denken, ich fühlte des unglücklichen Conradin's Sehnsucht sich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die sich alle in dieser Gegend geangstigt hatten.

Schön war es nun fernerhin an dem Berg, zwischen den großen herabgerollten Felsenklumpen am Saume des Meers im Mondenlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Olivenbäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorzüge der Citronenwälder vermißte man, sie stehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte scheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrodbäume stehen, und es war schon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt, wo die vielen Ueberbleibsel von Grabmälern sind, ankamen. Das größte darunter soll dem Cicero errichtet worden seyn, eben an dem Ort, wo er ermordet worden. Es war schon einige Stunden Tag, als wir an den erfreulichen Meerbusen zu Molo di Gaeta ankamen. Die Fischer mit ihrer Beute kehrten schon wieder zurück, das machte den Strand sehr lebhaft. Einige trugen die Fische und Meerfrüchte in Körben weg, die andern bereiteten die Garne schon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert, denn er eilte nach Caserta, und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühstück

für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagsessen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerschlagen sind. Unter andern schönen Sachen findet sich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wär' ein Glück, wenn man das Uebrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas schlafen gelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig seyn mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand also wieder aufs neue ein Tisch bereitet; ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer spazieren zwischen den Steinen, worunter sich sehr wunderliche befanden, besonders vieles, durch Meerinsecten durchlöchert, deren einige aussahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches: ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und kühlten sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit daß die beiden Heerden sich in den Wellen erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik; der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich ritt ein erwachsener Knabe nackend heran und ging so tief in das Wasser, so tief daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah nun gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah ans Ufer kam, daß man seine ganze Gestalt sah, und er so dann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter sah als den Kopf des schwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr Nachmittags fuhren wir weiter, und als wir Capua drei Meilen hinter uns gelaſſen hatten, es war ſchon eine Stunde in der Nacht, zerbrachen wir das Hinterrad unſres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein andres an die Stelle zu nehmen. Da aber dieſes geſchehen war, und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achſe. Hierüber wurden wir ſehr verdrießlich; wir waren ſo nah bei Neapel und konnten doch unſre Freunde nicht ſprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daſelbſt an, wo wir noch ſo viele Menſchen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier hab' ich nun alle unſre Freunde geſund und wohl angetroffen, die ſich alle freuten, daſſelbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hauſe; vorgeſtern war ich mit Ritter Hamilton zu Pauſilippo auf ſeinem Luſthauſe. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden ſchauen. Nach Tiſche ſchwammen ein Duzend Jungen in dem Meere, das war ſchön anzuſehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche ſie in ihren Spielen machten! er bezahlt ſie dafür, damit er jeden Nachmittag dieſe Luſt habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich ſprach vieles mit ihm, ſowohl hier im Haus, als auch da wir auf dem Meer ſpazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich ſo viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von dieſem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hieſigen Freunde, damit ich auch ſie kennen lernen und grüßen kann. Bald ſollen Sie mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, beſonders Angelica und Reiffenſtein.

N. S. Ich finde es in Neapel ſehr viel heißer als in

Stella. Reiß mich aus der entsetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängstet mich das Kindergeschwätz. — Du bist bewegt! Fernando! — Ich bin deine Stella!

Fernando sich umwendend, und sie bey der Hand fassend. Du bist meine Stella!

Stella. Du erschreckst mich, Fernando! Du siehst wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Böse-wicht, und feig'; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht dir den Dolch in die Brust zu stoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando mit Wuth und Zittern. Und nur nicht sehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

Sie will sinken und hält sich an ihn.

Rom, nur mit dem Unterschied, daß die Luft gesünder ist und auch beständig etwas frischer Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft; die ersten Tage war es mir fast unerträglich. Ich habe bloß von Eis- und Schneewasser gelebt.

Später, ohne Datum.

Gestern hätt' ich Sie in Neapel gewünscht: einen solchen Lärmen, eine solche Volksmenge die nur da war um Eßwaaren einzukaufen, hab' ich in meinem Leben nicht gesehen, aber auch so viele dieser Eßwaaren sieht man nie wieder beisammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo fast bedeckt. Hier bekommt man erst eine Idee von einem Volk, das in einer so glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahrszeit täglich Früchte wachsen laßt. Denken Sie sich, daß heute 500,000 Menschen im Schmausen begriffen sind und das auf Neapolitaner Art. Gestern und heute war ich an einer Tafel, wo gefressen ist worden, daß ich erstaunt bin, ein sündiger Ueberfluß war da. Kniep saß auch dabei und übernahm sich so von allen den leckern Speisen zu essen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn ruhrte es nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit den er auf dem Schiff und in Sicilien gehabt habe, indessen Sie für Ihr gutes Geld, theils aus Uebelbefinden, theils aus Vorsatz, gefastet und so gut als gehungert.

Heute ist schon alles aufgefressen worden, was gestern verkauft wurde, und man sagt, morgen sey die Straße wieder so voll als sie gestern war. Toledo scheint ein Theater, wo man den Ueberfluß zeigen will. Die Boutiquen sind alle ausgeziert mit Eßwaaren, die sogar über die Straße in Guirlanden hinüber hängen, die Würstchen zum Theil vergoldet und mit rothen Bandern gebunden; die welschen Hahnen haben

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03762/126

alle eine rothe Fahne im Hintern ſtecken, deren ſind geſtern dreißig tauſend verkauft worden, dazu rechne man die, welche die Leute im Hauſe fett machen. Die Zahl der Eſel mit Capaunen beladen, ſo wie der andern mit kleinen Pomeranzen belaſtet, die großen auf dem Pflaſter aufgeſchütteten Haufen ſolcher Goldfrüchte erſchreckten einen. Aber am ſchönſten mochten doch die Boutiquen ſeyn, wo grüne Sachen verkauft werden, und die wo Roſinen-Trauben, Feigen und Melonen aufgeſetzt ſind: alles ſo zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel iſt ein Ort, wo Gott haufig ſeinen Segen giebt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken die hier gefangen liegen. Der Hercules, wie es erſt hieß, hat ſie nicht genommen, ſondern ein Schiff welches die Corallenfiſcher begleitete. Die Türken ſahen dieſes chriſtliche Fahrzeug und machten ſich dran, um es wegzunehmen, aber ſie fanden ſich betrogen, denn die Chriſten waren ſtarker, und ſo wurden ſie überwaltigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem chriſtlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem Türkiſchen; ſechs Türken blieben im Gefechte, einer iſt verwundet; von den Chriſten iſt kein einziger geblieben, die Madonne hat ſie beſchützt.

Der Schiffer hat eine groſſe Beute gemacht; er fand ſehr viel Geld und Waaren, Seidenzeug und Kaffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrin gehörte.

Es war merkwürdig die vielen tauſend Menſchen zu ſehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu beſchauen, beſonders die Mohrin. Es fanden ſich verſchiedene

Liebhaber, die sie kaufen wollten und viel Geld boten, aber der Capitan will sie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Miß Harte, die sehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrin sah, fing sie auch an zu weinen; die Miß wollte sie kaufen, der Capitan aber hartnackig sie nicht hergeben. Jetzo sind sie nicht mehr hier; die Zeichnung besagt das Weitere.

Nachtrag.

Päpstliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entschloß, eine, von dem Gipfel des Bergs bis beinahe ans Meer herabströmende Lava hinter mir zu lassen, ward mir durch den erreichten Zweck reichlich vergolten, durch den Anblick der Teppiche, welche, am Frohnleichnamstag aufgehangt, uns an Raphael, seine Schüler, seine Zeit, auf das glanzendste erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit stehendem Zettel, Hauteliſſe genannt, sich schon auf den höchsten Grad erhoben. Es ist mir nicht bekannt geworden, wie sich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und gesteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei, oder auf sonst eine Weise, fertig gemacht und sodann, durch besonders gearbeitete Zwischenstücke, zusammengesetzt haben. Desgleichen finden wir noch über den Chorstühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas Aehnliches mit den bunten Fensterscheiben, welche

auch zuerst aus ganz kleinen farbigen Glasstückchen ihre Bilder zusammen gesetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Loth und die Zinnstabchen. Alle frühen Anfange der Kunst und Technik sind von dieser Art; wir haben kostbare Chinesische Teppiche auf gleiche Weise gefertigt vor Augen gehabt.

Wahrscheinlich durch orientalische Muster veranlaßt hatte man in den Handels- und prachtreichen Niederlanden, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, diese kunstreiche Technik schon aufs höchste getrieben; dergleichen Arbeiten gingen schon wieder nach dem Orient zurück und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrscheinlich nach unvollkommenen in Byzantinischem Sinne gemodelten Mustern und Zeichnungen. Der große und in manchem besonders auch ästhetischem Sinn freie Geist Leo X. mochte nun auch, was er auf Wanden abgebildet sah, gleichmäßig frei und groß in seiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf seine Veranlassung fertigte Raphael die Cartone: glücklicherweise solche Gegenstände, welche Christi Bezug zu seinen Aposteln, sodann aber die Wirkungen solcher begabten Männer nach dem Heimgange des Meisters vorstellten.

Am Frohnleichnamstage nun lernte man erst die wahre Bestimmung der Teppiche kennen, hier machten sie Colonnaden und offene Raume zu prächtigen Salen und Wandelgangen, und zwar indem sie das Vermögen des begabtesten Mannes uns entschieden vor Augen stellen, und uns das glücklichste Beispiel geben, wo Kunst und Handwerk in beiderseitiger Vollendung sich auf ihrem höchsten Punkte lebendig begegnen.

Die Raphaelischen Cartone, wie sie bis jetzt in England verwahrt sind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt; einige rühren gewiß von dem Meister allein her, andere

mögen nach seinen Zeichnungen, seiner Angabe, andere sogar erst nachdem er abgeschieden war, gefertigt seyn. Alles bezeugte große übereintreffende Kunstbestimmung, und die Künstler aller Nationen strömten hier zusammen, um ihren Geist zu erheben und ihre Fähigkeiten zu steigern.

Dieß giebt uns Veranlassung über die Tendenz der Deutschen Künstler zu denken, welche Hochschätzung und Neigung gegen seine ersten Werke hinzog und wovon schon damals leise Spuren sich bemerken ließen.

Mit einem talentreichen zarten Jüngling, der im Sanften, Anmuthigen, Natürlichen verweilt, fühlt man sich in jeder Kunst näher verwandt, man wagt es zwar nicht sich mit ihm zu vergleichen, doch im Stillen mit ihm zu wetteifern, von sich zu hoffen, was er geleistet hat.

Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und, wollen wir nicht verzweifeln, so müssen wir uns zurück wenden und uns mit dem strebenden, dem werdenden vergleichen.

Dieß ist die Ursache warum die Deutschen Künstler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Aelteren, Unvollkommenen wendeten, weil sie sich daneben auch für etwas halten konnten und sich mit der Hoffnung schmeicheln durften, das in ihrer Person zu leisten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich gewesen.

Kehren wir zu Raphael's Cartonen zurück und sprechen aus, daß sie alle männlich gedacht sind; sittlicher Ernst, ahnungsvolle Größe walten überall, und, obgleich hie und da geheimnißvoll, werden sie doch denjenigen durchaus klar, welche, von dem Abschiede des Erlösers und den wundervollen Gaben die

er seinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugsam unterrichtet sind.

Nehmen wir vor allen die Beschämung und Bestrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine dem Marc Anton nicht unbillig zugeschriebene Kupferstich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raphael's, die Nachbildung der Cartone von Dorigny und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienst leisten.

Wenig Compositionen wird man dieser an die Seite setzen können; hier ist ein großer Begriff, eine in ihrer Eigenthümlichkeit höchstwichtige Handlung in ihrer vollkommensten Mannichfaltigkeit auf das klarste dargestellt.

Die Apostel, als fromme Gabe das Eigenthum eines jeden in den allgemeinen Besitz dargebracht, erwartend; die heranbringenden Glaubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudirende gräßlich bestraft: eine Anordnung deren Symmetrie aus dem gegebenen hervorgeht und welche wieder durch die Erfordernisse des Darzustellenden nicht sowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche symmetrische Proportion des menschlichen Körpers erst durch mannichfaltige Lebensbewegung eindringliches Interesse gewinnt.

Wenn nun bei Anschauung dieses Kunstwerkes der Bemerkungen kein Ende seyn würde, so wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienst dieser Darstellung auszeichnen. Zwei männliche Personen, welche herankommend zusammengepackte Kleidungsstücke tragen, gehören nothwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Theil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterschlagen worden? Hier werden wir aber auf eine junge hübsche Weibsperson aufmerksam gemacht, welche mit einem heitern

Geſichte aus der rechten Hand Geld in die linke zahlt; und ſogleich erinnern wir uns an das edle Wort: „die Linke ſoll nicht wiſſen was die Rechte giebt," und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint ſey, welche das den Apoſteln einzureichende Geld abzahlt, um noch einiges zurückzubehalten, welches ihre heiter liſtige Miene anzudeuten ſcheint. Dieſer Gedanke iſt erſtaunenswurdig und furchtbar, wenn man ſich ihm hingiebt. Vor uns der Gatte, ſchon verſenkt und beſtraft am Boden in graßlicher Zuckung ſich windend; wenig hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattin; ſicher argliſtig ſinnend die Göttlichen zu bevortheilen, ohne Ahnung welchem Schickſal ſie entgegen geht. Ueberhaupt ſteht dieſes Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr uns deſſen Auflöſung möglich und klar wird. Die Vergleichung des Mark-Antoniſchen Kupfers, nach einer gleich großen Zeichnung Raphael's, und des größeren von Dorigny, nach dem Carton, führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Weisheit ein ſolches Talent bei einer zweiten Behandlung derſelben Compoſition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt hat. Bekennen wir gern, daß ein ſolches Studium uns zu den ſchönſten Freuden eines langen Lebens gedient hat.

Juli.

Correspondenz.

Rom, den 5. Juli 1787.

Mein jetziges Leben sieht einem Jugendtraume völlig ähnlich, wir wollen sehen, ob ich bestimmt bin ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieses, wie so vieles andre, nur eitel ist. Tischbein ist fort, sein Studium aufgeräumt, ausgestaubt und ausgewaschen, so daß ich nun gerne drin seyn mag. Wie nöthig ist's in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhause zu haben. Die Hitze ist gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang steh' ich auf und gehe nach der Aqua acetosa. einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hause und bin fleißig auf alle Weise, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flußartige weg und treibt was Scharfe im Körper ist nach der Haut, und es ist besser, daß ein Uebel zuckt als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahr' ich fort Geschmack und Hand zu bilden, ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben, es wird mir alles erstaunend leicht (das heißt der Begriff, denn die Ausübung erfordert ein Leben). Was das Beste war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätension,

ich hatte nichts zu verlangen als ich herkam. Und nun dringe ich nur drauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eignen Augen sehn und erkennen. Ohne Nachahmung ist dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. (Die rechte Methode wird mir von Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen was möglich ist.) Am Anfang der Woche konnt' ich's nicht absagen hier und da zu essen. Nun wollen sie mich hier und dahin haben; ich lasse es vorübergehn und bleibe in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hause, ein wackerer Schweizer sind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelica und Rath Reiffenstein geh' ich auch; überall mit meiner nachdenklichen Art, und niemand ist dem ich mich eröffnete. Lucchesini ist wieder hier, der alle Welt sieht und den man sieht wie alle Welt. Ein Mann der sein Metier recht macht, wenn ich mich nicht sehr irre. Nächstens schreib' ich Dir von einigen Personen die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont ist in der Arbeit, und ich hoffe er wird gerathen. Wenigstens hab' ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Act ist ins Reine und zur Reife, es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.

Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meister recht anschwillt. Nun sollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht saumen. Wie Du Dir leicht denken kannst, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an; das ist ein verwünschtes Ding, die Gegenstände

Fernando. Stella! die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die du mir alles biſt! Stella! — kalt. Ich verlaſſe dich!

Stella verwirrt lächelnd. Mich!

Fernando mit Zähneknirſchen. Dich! mit dem Weibe, das du geſehen haſt! mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella ſieht ihn ſtarr an, und läßt die Arme ſinken.

Fernando. Und das Mädchen iſt meine Tochter! Stella! Er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt. Stella Er bringt ſie auf einen Sitz. Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cecilie, Lucie kommen.

Fernando. Seht! ſeht den Engel! Er iſt dahin! Seht! — Hülfe! Sie bemühen ſich um ſie.

hinzusetzen, daß sie nun einmal so und nicht anders dastehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunst sprechen, doch ohne die Kunstwerke was will man sagen? Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurucken, drum gönnt mir meine Zeit, die ich hier so wunderbar und sonderbar zubringe, gönnt mir sie durch den Beifall Eurer Liebe.

Ich muß dießmal schließen und wider Willen eine leere Seite schicken. Die Hitze des Tages war groß und gegen Abend bin ich ingeschlafen.

Rom, den 9. Juli 1787.

Ich will künftig Einiges die Woche über schreiben, daß nicht die Hitze des Posttags oder ein andrer Zufall mich hindre, Euch ein vernünftiges Wort zu sagen. Gestern hab' ich vieles gesehen und wieder gesehen, ich bin vielleicht in zwölf Kirchen gewesen, wo die schönsten Altarblatter sind.

Dann war ich mit Angelica bei dem Engländer Moore, einem Landschaftsmaler, dessen Bilder meist trefflich gedacht sind. Unter andern hat er eine Sündfluth gemalt, das etwas Einziges ist. Anstatt daß andere ein offnes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten aber nicht hohen Wasser giebt, hat er ein geschlossenes hohes Bergthal vorgestellt, in welches die immer steigenden Wasser endlich auch hereinstürzen. Man sieht an der Form der Felsen, daß der Wasserstand sich den Gipfeln nahert, und dadurch daß es hinten quervor zugeschlossen ist, die Klippen alle steil sind, macht es einen fürchterlichen Effect. Es ist gleichsam nur grau in grau gemalt, das schmutzige aufgewühlte Wasser, der triefende Regen verbinden sich aufs innigste, das Wasser stürzt und trieft von den Felsen, als wenn die ungeheuren Massen

sich auch in dem allgemeinen Elemente auflösen wollten, und die Sonne blickt, wie ein trüber Mond, durch den Wasserflor durch, ohne zu erleuchten, und doch ist es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes ist eine flache isolirte Felsenplatte, auf die sich einige hülflose Menschen retten, in dem Augenblick daß die Fluth heranschwillt und sie bedecken will. Das Ganze ist unglaublich gut gedacht. Das Bild ist groß. Es kann 7 — 8 Fuß lang und 5 — 6 Fuß hoch seyn. Von den andern Bildern, einem herrlich schönen Morgen, einer trefflichen Nacht, sag' ich gar nichts.

Drei volle Tage war Fest auf Ara coeli wegen der Beatification zweier Heiligen aus dem Orden des heiligen Franciscus. Die Decoration der Kirche, Musik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nah gelegene Capitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Capitols abgebrannt. Das Ganze zusammen machte sich sehr schön, obgleich es nur ein Nachspiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem schwarzen Gürtel und sind schön und artig. Auch ist im Corso jetzt des Nachts häufiger Spaziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hause geht. Die Hitze ist sehr leidlich und diese Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale und bin still und vergnügt.

Ich bin fleißig, mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb, man wird vieles jetzt für Pasquill halten.

Rom, den 16. Juli 1787.

Es iſt ſchon weit in der Nacht, und man merkt es nicht, denn die Straße iſt voll Menſchen, die ſingend, auf Cithern und Violinen ſpielend, mit einander wechſelnd, auf und ab gehn. Die Nächte ſind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Geſtern war ich mit Angelica in der Farneſina, wo die Fabel der Pſyche gemalt iſt. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab' ich die bunten Copien dieſer Bilder in meinen Zimmern mit Euch angeſehn! Es fiel mir recht auf, da ich ſie eben durch jene Copien faſt auswendig weiß. Dieſer Saal oder vielmehr Galerie iſt das Schönſte was ich von Decoration kenne, ſo viel auch jetzt dran verdorben und reſtaurirt iſt.

Heute war Thierhetze in dem Grabmal des Auguſt. Dieſes große, inwendig leere, oben offne, ganz runde Gebäude iſt jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochſenhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier bis fünftauſend Menſchen faſſen können. Das Schauſpiel ſelbſt hat mich nicht ſehr erbaut.

Dienſtag den 17. Juli war ich Abends bei Albacini, dem Reſtaurator antiker Statuen, um einen Torſo zu ſehen, den ſie unter den Farneſiniſchen Beſitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es iſt ein Torſo eines ſitzenden Apolls und hat an Schönheit vielleicht nicht ſeines Gleichen, wenigſtens kann er unter die erſten Sachen geſetzt werden, die vom Alterthum übrig ſind.

Ich ſpeiſ'te bei Graf Frieß; Abbate Caſti, der mit ihm reiſ't, recitirte eine ſeiner Novellen, der Erzbiſchof von Prag, die nicht ſehr ehrbar, aber außerordentlich ſchön, in Ottave rime, geſchrieben iſt. Ich ſchätzte ihn ſchon als den

Verfaſſer meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geſchrieben, wovon ich den erſten Act geleſen habe, auch ein ganz allerliebſtes Werk.

Graf Frieß kauft viel, und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto für 600 Zechinen gekauft. Im vergangenen März hatte Angelica ſchon 450 drauf geboten, hatte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hatte. Nun reut' ſie's beide. Es iſt ein unglaublich ſchön Bild, man hat keine Idee von ſo etwas, ohne es geſehn zu haben.

Und ſo kommt tagtaglich etwas Neues zum Vorſchein, was, zu dem Alten und Bleibenden geſellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet ſich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tiſchbein beſchwert ſich in einem Briefe über die entſetzliche Hitze in Neapel. Hier iſt ſie auch ſtark genug. Am Dienstag ſoll es ſo heiß geweſen ſeyn, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Egmont iſt ſchon bis in den vierten Act gediehen, ich hoffe er ſoll Euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu ſeyn, und ich ſchicke ihn gleich an Herdern ab.

Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hauſe gehn, nicht die kleinſte Promenade machen, ohne die würdigſten Gegenſtände zu treffen. Meine Vorſtellung, mein Gedachtniß füllt ſich voll unendlich ſchöner Gegenſtände.

Rom, den 20. Juli 1787.

Ich habe recht dieſe Zeit her zwei meiner Capitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben,

entdecken können. Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſoviel natürlicher Anlage ſo wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtſam und konnte nicht fertig werden. Der andere nah verwandte Fehler iſt: daß ich nie ſo viel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung nojos und unertraglich. Nun dacht' ich, wäre Zeit und Stunde da ſich zu corrigiren. Ich bin im Land der Künſte, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruh und Freude haben und an was anders gehen können.

Rom iſt ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenſtande aller Art ſind hier, ſondern auch Menſchen aller Art denen es Ernſt iſt, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man ſich unterhaltend gar bequem und ſchleunig weiter bringen kann. Gott ſey Dank ich fange an von andern lernen und annehmen zu können.

Und ſo befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals! Mochtet Ihr es an meinen Productionen ſehen und meine Abweſenheit preiſen. Durch das was ich mache und denke häng' ich mit Euch zuſammen, übrigens bin ich freilich ſehr allein und muß meine Geſpräche modificiren. Doch das iſt hier leichter als irgendwo, weil man mit jedem etwas Intereſſantes zu reden hat.

Mengs ſagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Styl mehr Wahrheit des

Fleisches gesellte, das Größte ware, was der Mensch sich denken konnte. Und durch jenen Torso eines Apolls, oder Bacchus, dessen ich schon gedacht, scheint sein Wunsch, seine Prophezeiung erfüllt zu seyn. Mein Auge ist nicht genug gebildet, um in einer so delicaten Materie zu entscheiden; aber ich bin selbst geneigt diesen Rest für das Schönste zu halten was ich je gesehn habe. Leider ist es nicht allein nur Torso, sondern auch die Epiderm ist an vielen Orten weggewaschen, er muß unter einer Traufe gestanden haben.

Montag den 23. Juli

bestieg ich Abends die Trajanische Säule, um des unschätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt sich das Coliseum ganz herrlich aus, das Capitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt die sich anschließt. Ich ging erst spat und langsam durch die Straße zurück. Ein merkwürdiger Gegenstand ist der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienstag den 24. Juli 1787.

Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der frischen Luft zu genießen, meinen Geist recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen schönen und mannichfaltigen Gegenstände zu bereichern. Diesen Abend sah ich den Platz der Antoninischen Saule, den Palast Chigi vom Mond erleuchtet, und die Saule, von Alter schwarz, vor dem helleren Nachthimmel, mit einem weißen glanzenden Piedestal. Und wie viel andere unzahlige

ſchöne einzelne Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an. Aber wie viel dazu gehört ſich nur einen geringen Theil von allem dieſem zuzueignen! Es gehört ein Menſchenleben dazu, ja das Leben vieler Menſchen die immer ſtufenweis von einander lernen.

Mittwoch den 25. Juli 1787.

Ich war mit dem Grafen Frieß die Gemmenſammlung des Prinzen von Piombino zu ſehen.

Freitag den 27.

Uebrigens helfen mir alle Künſtler, alt und jung, um mein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern. In der Perſpectiv und Baukunſt bin ich vorgerückt, auch in der Compoſition der Landſchaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch, da iſt ein Abgrund, doch wäre mit Ernſt und Application hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Concert ſagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Perſonen dazu die mir hier manches Vergnügen verſchafft haben, und ließ durch die Sänger der komiſchen Oper die beſten Stücke der letzten Intermezzen aufführen. Jedermann war vergnügt und zufrieden.

Nun iſt mein Saal ſchön aufgeräumt und aufgeputzt; es lebt ſich bei der großen Wärme aufs angenehmſte darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere nicht ſehr heiße Tage gehabt.

Sonntags den 22. Juli

aß ich bei Angelica, es iſt nun ſchon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgaſt bin. Vorher fuhren wir nach dem Palaſt Barberini, den trefflichen Leonard da Vinci und die Geliebte des Raphael, von ihm ſelbſt gemalt, zu ſehen. Mit Angelica iſt es gar angenehm Gemälde zu betrachten, da ihr Auge ſehr gebildet und ihre mechaniſche Kunſtkenntniß ſo groß iſt. Dabei iſt ſie ſehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich beſcheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d'Aincourt, einem reichen Franzoſen, der ſeine Zeit und ſein Geld anwendet, eine Geſchichte der Kunſt von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu ſchreiben. Die Sammlungen die er gemacht hat ſind höchſt intereſſant. Man ſieht wie der Menſchengeiſt während der trüben und dunkeln Zeit immer geſchäftig war. Wenn das Werk zuſammenkömmt, wird es ſehr merkwürdig ſeyn.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne; ich habe eine Landſchaft erfunden und gezeichnet, die ein geſchickter Künſtler, Dies, in meiner Gegenwart colorirt; dadurch gewöhnt ſich Auge und Geiſt immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur, wie immer, zu viel. Meine größte Freude iſt, daß mein Auge ſich an ſichern Formen bildet und ſich an Geſtalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung kame nun alles an.

Sonntag den 29. Juli 1787

war ich mit Angelica in dem Palaſt Rondanini. Ihr werdet Euch aus meinen erſten Römiſchen Briefen einer Meduſe erinnern, die mir damals ſchon ſo ſehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude giebt. Nur einen Begriff zu haben daß ſo etwas in der Welt iſt, daß ſo etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menſchen. Wie gern ſagt' ich etwas drüber, wenn nicht alles was man über ſo ein Werk ſagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunſt iſt deßhalb da, daß man ſie ſehe, nicht davon ſpreche, als höchſtens in ihrer Gegenwart. Wie ſchame ich mich alles Kunſtgeſchwätzes, in das ich ehmals einſtimmte. Wenn es möglich iſt einen guten Gypsabguß von dieſer Meduſe zu haben, ſo bring' ich ihn mit, doch ſie müßte neu geformt werden. Es ſind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte, denn ſie verderben mehr die Idee, als daß ſie uns den Begriff gaben und erhielten. Beſonders iſt der Mund unausſprechlich und unnachahmlich groß.

Montag den 30

blieb ich den ganzen Tag zu Hauſe und war fleißig. Egmont rückt zum Ende, der vierte Act iſt ſo gut wie fertig. Sobald er abgeſchrieben iſt, ſchick' ich ihn mit der reitenden Poſt. Welche Freude wird mir's ſeyn, von Euch zu hören, daß Ihr dieſer Production einigen Beifall gebt. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück ſchreibe; möchte es auch auf den Leſer einen friſchen Eindruck machen. Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hauſe, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahrszeit des Tanzes iſt, ſo war man doch ganz luſtig. Die Italiäniſchen Mädchen

haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige paſſiren können, nun iſt dieſe Ader vertrocknet, und es gab mir dieſe kleine Feierlichkeit kaum ſo viel Intereſſe, um ſie bis ans Ende auszuhalten. Die Mondnächte ſind ganz unglaublich ſchön; der Aufgang, eh' ſich der Mond durch die Dünſte heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d' Inghilterra, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind und alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen ſind immer Partien auf der Straße, die ſingen und ſpielen, man hört manchmal Duette, ſo ſchön und ſchöner als in einer Oper oder Concert.

Dienſtag den 31. Juli 1787

wurden einige Mondſcheine aufs Papier gebracht, dann ſonſt allerlei gute Kunſt getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann ſpazieren, und wir ſtritten über den Vorzug von Michel Angelo und Raphael; ich hielt die Partie des erſten, er des andern, und wir ſchloſſen zuletzt mit einem gemeinſchaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle dieſe Namen aufhören Namen zu ſeyn, und lebendige Begriffe des Werthes dieſer trefflichen Menſchen nach und nach vollſtändig werden.

Nachts in die komiſche Oper. Ein neues Intermezz L' Impressario in angustie iſt ganz fürtrefflich und wird uns manche Nacht unterhalten, ſo heiß es auch im Schauſpiele ſeyn mag. Ein Quintett, da der Poeta ſein Stück vorlieſ't, der Impreſar und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Componiſt und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber ſie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, iſt gar glücklich. Die als Frauenzimmer

Lucie. Sie erholt ſich.

Fernando ſtumm ſie anſehend. Durch dich! Durch dich! ab.

Stella. Wer? wer? — Aufſtehend. Wo iſt er? Sie ſinkt zurück, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen. Dank euch! Dank! — — Wer ſeyd ihr? —

Cecilie. Beruhigen Sie Sich! Wir ſind's.

Stella. Ihr? — Seyd ihr nicht fort? — Seyd ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt du? — Biſt du? — Cecilie bey den Händen faſſend. Nein! ich halt's nicht aus!

Cecilie. Beſte! Liebſte! Ich ſchließ' dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — Es lieg' tief in meiner Seele — Sag' mir — biſt du —

Cecilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

verkleideten Castraten machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammen gefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze sehen die armen Teufel erbarmlich aus.

Bericht.

Juli.

Um Nachstehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, schicklicher Weise vorzubereiten, halte für nöthig einige Stellen aus dem vorigen Bande, welche dort, im Lauf der Ereignisse, der Aufmerksamkeit möchten entgangen seyn, hier einzuschalten und die mir so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dienstag den 17. April 1787.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz meine dichterischen Träume fortzusetzen nach dem öffentlichen Garten, allein, eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon dieser Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und, indem sie ihre

Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Anaſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach Einem Muſter gebildet wären?

Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden, und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz, der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan. Warum ſind wir Neuern doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel, den 17. Mai 1787.

Ferner muß ich Dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organiſation ganz nahe bin und daß es das einfachſte iſt was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles Uebrige ſeh' ich auch ſchon im Ganzen und nur noch einige Punkte müſſen beſtimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu, kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die conſequent ſeyn müſſen,

das heißt: die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Soviel aber sey hier, ferneres Verständniß vorzubreiten, kürzlich ausgesprochen: Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sey nun aus uns selbst entsprungen, oder von andern mitgetheilt und eingeimpft, wird gestehen was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll. Dieses bedenkend wird man mir zugestehen, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von

einer Leidenschaft eingenommen und getrieben worden, und, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beschäftigen müssen.

So sehr nun auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig zu beobachten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen des während seines Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia, und sah mit Vergnügen daß er ganz unschuldig dikotyledonisch sich in zwei zarten Blättchen enthüllte, sodann aber bei fernerem Wuchse sich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes; ich hatte derselben mehrere von Acanthus mollis nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen und die Samen umher zerstreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elasticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwachsen.

Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf, sie huben sich wie in einem Ei eingeschlossen empor, warfen aber diese Haube bald ab und zeigten in einem Kreuze von grünen Nadeln schon die Anfange ihrer künftigen Bestimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Reiffenstein, der auf allen Spaziergängen hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete: in die Erde gesteckt musse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanische Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hatte.

Am auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Nelkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze; Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrangt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieses wird nun hier durch Dauer gesteigert und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, unternahm ich es sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belasteter.

Nachdem ich mich nun so geraume Zeit ganz im Stillen gehalten und von aller höheren zerstreuenden Gesellschaft fern geblieben, begingen wir einen Fehler, der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfallen sich umschauenden Societät auf uns richtete. Die Sache verhielt sich aber also: Angelica kam nie ins Theater, wir untersuchten nicht aus welcher Ursache; aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger, so wie die Wirksamkeit der Musik unseres Cimarosa nicht genugsam zu rühmen wußten und nichts sehnlicher wünschten, als sie solcher Genusse theilhaftig zu machen, so ergab sich eins aus dem andern, daß nämlich unsere jungen Leute, besonders Bury, der mit den Sängern und Musikverwandten in dem besten Vernehmen stand, es dahin brachte, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorhaben öfters besprochen, vorgeschlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngern Theilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Concertmeister Kranz, ein geübter Violinist, in Herzogl. Weimarischen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft eine baldige Entscheidung. Sein Talent legte sich auf die Wage der Musik lustigen, und wir sahen uns in den Fall versetzt, Madam Angelica, ihren Gemahl, Hofrath Reiffenstein, die Herren Jenkins, Volpato, und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Feste einladen zu können. Juden und Tapezier hatten den Saal geschmückt, der nächste Kaffeewirth die Erfrischungen übernommen, und so ward ein

glänzendes Concert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten.

Ja was das Auffallendste war, ein großer mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der so eben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackre Baßstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiederten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein, und jedermann versicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen zufallig gelungenen Theil genommen zu haben.

Auf einmal nun zog unsere zwar anständige aber doch stille Wohnung dem Palast Rondanini gegenüber die Aufmerksamkeit des Corso auf sich. Ein reicher Mylordo, hieß es, müsse da eingezogen seyn, niemand aber wußte ihn unter den bekannten Persönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Fest sollen mit baarem Gelde geleistet werden, so würde dasjenige was hier von Künstlern Künstlern zu Liebe geschah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Kosten verursacht haben. Wir setzten nun zwar unser voriges stilles Leben fort, konnten aber das Vorurtheil von Reichthum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geselligkeit gab sodann auch die Ankunft des Grafen Frieß jedoch neuen Anlaß. Er hatte den Abbate Casti bei sich, welcher durch Vorlesung seiner, damals noch ungedruckten galanten Erzahlungen große Lust erregte; sein heiterer freier Vortrag schien jene geistreichen übermaßig genialen Darstellungen vollkommen ins Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein so gut gesinnter reicher Kunstliebhaber nicht immer von den zuverlässigsten Menschen bedient werde. Der Ankauf eines untergeschobenen geschnittenen Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte sich indessen über den Ankauf einer schönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung anderer einen Mithras, vorstellte. Das Gegenbild steht jetzt im Museo Pio-Clementino, beide waren zusammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunstgeschaften allein die ihm auflauerten, er hatte manches Abenteuer zu bestehen; und da er sich überhaupt in der heißen Jahreszeit nicht zu schonen wußte, so konnt' es nicht fehlen, daß er von mancherlei Uebeln angefallen wurde, welche die letzten Tage seines Aufenthalts verbitterten. Mir aber war es um so schmerzlicher, als ich seiner Gefälligkeit gar manches schuldig geworden; wie ich denn auch die treffliche Gemmensammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günstige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Frieß fanden sich, außer den Kunsthändlern, auch wohl der Art Literatoren, wie sie hier in Abbé-Tracht herumwandern. Mit diesen war kein angenehmes Gespräch. Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen

angefangen und ſich über ein und andern Punkt zu belehren geſucht, ſo mußte man unmittelbar, und ohne weiteres, die Frage vernehmen: ob man Arioſt oder Taſſo, welchen von beiden man für den größten Dichter halte? Antwortete man: Gott und der Natur ſey zu danken, daß ſie zwei ſolche vorzügliche Männer Einer Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umſtänden, nach Lagen und Empfindungen, die herrlichſten Augenblicke verlieben, uns beruhigt und entzückt — dieß vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige für den man ſich entſchieden hatte hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgeſetzt. Die erſtenmale ſucht' ich die Vertheidigung des Herabgeſetzten zu übernehmen und ſeine Vorzüge geltend zu machen; dieß aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf ſeinem Sinne. Da nun eben daſſelbe immerfort und fort ſich wiederholte, und es mir zu ernſt war, um dialektiſch über dergleichen Gegenſtände zu controvertiren, ſo vermied ich ein ſolches Geſpräch, beſonders da ich merkte, daß es nur Phraſen waren, die man, ohne eigentliches Intereſſe an dem Gegenſtande zu finden, ausſprach und behauptete.

Viel ſchlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geiſt und wirklichem Antheil an jenem außerordentlichen Manne, nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum Beſten auf, indem er ganz unbewunden verſicherte: jeder Ausländer muſſe Verzicht thun auf das Verſtändniß eines ſo außerordentlichen Geiſtes, dem ja ſelbſt die Italiäner nicht in allem folgen könnten. Nach einigen Hin- und Widerreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich ſagte: ich müſſe bekennen, daß ich geneigt ſey ſeinen Aeußerungen Beifall zu geben; denn ich habe nie

begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge. Mir komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig; womit er sehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für seine Behauptung zog: dieß eben beweise, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieser Gedichte zum Verständniß bringen könne. Wir schieden als die besten Freunde; er versprach mir sogar einige schwere Stellen, über die er lange nachgedacht und über deren Sinn er endlich mit sich einig geworden sey, mitzutheilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler den man an sich bekennen mußte. Bald war es Raphael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging: der Mensch sey ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen fähigkeit erlange.

Wenn wir Tischbein's Gegenwart und Einfluß vermißten, so hielt er uns dagegen durch sehr lebendige Briefe möglichst schadlos. Außer manchen geistreich aufgefaßten wunderlichen Vorfällen und genialen Ansichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde, mit welchem er sich daselbst hervorthat. In halben Figuren sah man darauf Oresten, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird, und die ihn bisher verfolgenden Furien so eben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildniß

Stella aufspringend, sich die Augen zuhaltend. Und ich? — Sie geht verwirrt auf und ab.

Cecilie. Komm n Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerst du mich? Was ist mein? — Schrecklich! Schrecklich! — Sind das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir alles so fremd wird? — Verstoßen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cecilie. Geh, Lucie, such' deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Wer! Laß ihn nicht kommen! Entfern' dich! — Vater! — Gatte! —

Cecilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebst mich? Du drückst mich an deine Brust? — — Mein! Mein — Laß mich! — Verstoß mich! — An ihrem Halse. Noch einen Augenblick! es wird bald aus mit mir seyn! Mein Herz! Mein Herz!

der Lady Hamilton, welche damals auf dem höchsten Gipfel der Schönheit und des Ansehens glanzte. Auch eine der Furien war durch die Aehnlichkeit mit ihr veredelt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geselligen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.

Auguſt.

Correſpondenz.

Den 1. Auguſt 1787.

Den ganzen Tag fleißig und ſtill wegen der Hitze. Meine beſte Freude bei der großen Warme iſt die Ueberzeugung, daß ihr auch einen guten Sommer in Deutſchland haben werdet. Hier das Heu einführen zu ſehen iſt die größte Luſt, da es in dieſer Zeit gar nicht regnet und ſo der Feldbau nach Willkur behandelt werden kann, wenn ſie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten ſichern Badhäuschen; dann auf Trinità de Monti ſpaziert und friſche Luft im Mondſcheine genoſſen. Die Mondſcheine ſind hier wie man ſich ſie denkt oder fabelt.

Der vierte Act von Egmont iſt fertig, im nächſten Brief hoff' ich dir den Schluß des Stückes anzukündigen.

Ohne Datum.

Bei meiner Rückreiſe durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache iſt weder ganz leer, noch ganz Betrug. Nur die Menſchen die ſich bisher damit abgegeben, ſind mir verdachtig. Marktſchreier, große Herren und Propheten, lauter Menſchen die gern Viel mit Wenigem thun, gern oben ſind ꝛc.

Wir haben die famoſe Heren-Epoche in der Geſchichte, die mir pſychologiſch noch lange nicht erklärt iſt, dieſe hat mich aufmerkſam und mir alles Wunderbare verdächtig gemacht.

Wie mir die Heren beim Magnetismus einfallen, iſt eine etwas weite Ideen-Aſſociation, die ich auf dieſem Blattchen nicht ausführen kann.

Geſtern nach Sonnenuntergang — man mag früher wegen der Hitze nicht ausgehen — war ich in der Villa Borgheſe. Wie hab' ich dich zu mir gewünſcht. Gleich vier herrliche Tableau's habe ich gefunden, die man nur abſchreiben dürfte, wenn man's könnte. Ich muß in der Landſchaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koſte was es wolle. Auf eben dem Spaziergange machte ich Anſtalten Egmont zu endigen. Wenn ich dran komme geht es geſchwind. Lebe wohl, und gedenke mein.

Den 11. Auguſt 1787.

Ich bleibe noch bis künftige Oſtern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß ſo weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr ſollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach und nach, ſo habt Ihr den Begriff von mir als eines abweſend Lebenden, da Ihr mich ſo oft als einen gegenwartig Todten bedauert habt.

Egmont iſt fertig und wird zu Ende dieſes Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen Euer Urtheil.

Kein Tag vergeht daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunſt zunehme. Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man oben offen unter das Waſſer ſtößt, ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen wenn man empfanglich und bereitet iſt; es drängt das Kunſtelement von allen Seiten zu.

Den guten Sommer den Ihr habt, konnte ich hier vorausſagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel und am hohen Tag entſetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und October will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht geh' ich wieder nach Neapel, um Hackert's Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt ſeyn. Noch ſchicke ich Dir nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um Dir auf einmal etwas gutes zu ſenden.

Dieſe Woche iſt ſtill und fleißig hingegangen. Beſonders hab' ich in der Perſpectiv manches gelernt. Verſchaffeldt, ein Sohn des Mannheimer Directors, hat dieſe Lehre recht durchgedacht und theilt mir ſeine Kunſtſtücke mit. Auch ſind einige Mondſcheine aufs Bret gekommen und ausgetuſcht worden, nebſt einigen andern Ideen, die faſt zu toll ſind als daß man ſie mittheilen ſollte.

Rom, den 11. Auguſt 1787.

Ich habe der Herzogin einen langen Brief geſchrieben und ihr gerathen die Reiſe nach Italien noch ein Jahr zu verſchieben. Geht ſie im October, ſo kommt ſie gerade zur Zeit in dieß ſchöne Land, wenn ſich das Wetter umkehrt, und ſie hat einen böſen Spaß. Folgt ſie mir in dieſem und andrem, ſo kann ſie Freude haben, wenn das Glück gut iſt. Ich gönne ihr herzlich dieſe Reiſe.

Es iſt ſowohl für mich als für andere geſorgt und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann ſich umpragen und niemand ſeinem Schickſale entgehn. Aus eben

dieſem Briefe wirſt Du meinen Plan ſehn und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft ſchreiben und den Winter durch immer im Geiſte unter Euch ſeyn. Taſſo kommt nach dem neuen Jahre. Fauſt ſoll auf ſeinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen wo es nöthig iſt. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin faſt ein andrer Menſch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles deſſen was mir eigens lieb und werth iſt, und habe erſt dieſe paar Monate meine Zeit hier recht genoſſen. Nun es legt ſich nun aus einander, und die Kunſt wird [illegible] wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo aus dem Haupte der größten Menſchen geboren worden. Davon ſollt Ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden.

Ich wünſche Euch allen einen guten September. Am Ende Auguſts, wo alle unſre Geburtstage zuſammentreffen, will ich Eurer fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt geh' ich aufs Land, dort zu zeichnen, indeß thu' ich, was in der Stube zu thun iſt, und muß oft pauſiren. Abends beſonders muß man ſich vor Verkaltung in Acht nehmen.

Rom, den 18. Auguſt 1787.

Dieſe Woche hab' ich einigermaßen von meiner nordiſchen Geſchäftigkeit nachlaſſen müſſen, die erſten Tage waren gar zu heiß. Ich habe alſo nicht ſo viel gethan als ich wünſchte. Nun haben wir ſeit zwei Tagen die ſchönſte Tramontane und eine gar freie Luft. September und October müſſen ein paar himmliſche Monate werden.

Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Aqua acetosa; es ist wirklich zum närrisch werden, wenn man die Klarheit, die Mannichfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen ansieht.

Moritz studirt jetzt die Antiquitäten und wird sie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen. Er hat eine gar glückliche richtige Art die Sachen anzusehn, ich hoffe daß er sich auch Zeit nehmen wird gründlich zu seyn. Wir gehen des Abends spazieren, und er erzahlt mir welchen Theil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren gelesen, und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen könnte. Ich sehe indeß Gebaude, Straßen, Gegend, Monumente an, und wenn ich Abends nach Hause komme, wird ein Bild, das mir besonders aufgefallen, unterm Plaudern aufs Papier gescherzt. Ich lege Dir eine solche Skizze von gestern Abend bei. Es ist die ungefahre Idee, wenn man von hinten das Capitol heraufkommt.

Mit der guten Angelica war ich Sonntags die Gemalde des Prinzen Aldobrandini, besonders einen trefflichen Leonard da Vinci zu sehen. Sie ist nicht glücklich wie sie es zu seyn verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen das sich täglich mehrt. Sie ist müde auf den Kauf zu malen und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren und sie verdient täglich auch mit maßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Sie spricht sehr aufrichtig mit

mir, ich hab' ihr meine Meinung gesagt, hab' ihr meinen Rath gegeben, und muntre sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß sehen und schätzen was sie macht, nicht das was sie zurücklaßt. Wie vieler Künstler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will was fehlt.

Und so, meine Lieben, wird mir Rom, das Römische Wesen, Kunst und Künstler immer bekannter, und ich sehe die Verhältnisse ein, sie werden mir nah und natürlich, durchs Mitleben und Hin- und Herwandeln. Jeder bloße Besuch giebt falsche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen und in die Welt ziehen, ich wahre mich so gut ich kann. Verspreche, verzögre, weiche aus, verspreche wieder und spiele den Italianer mit den Italianern. Der Cardinal Staatssecretair, Buoncompagni, hat mir es gar zu nahe legen lassen, ich werde aber ausweichen, bis ich halb September aufs Land gehe. Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit, es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe.

Rom, den 23. August 1787.

Euren lieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgestern eben als ich nach dem Vatican ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtinischen Capelle aber- und abermals gelesen, so oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann Euch nicht ausdrücken wie sehr ich Euch zu mir gewünscht habe, damit Ihr nur einen Begriff hattet was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben kann man sich keinen anschauenden

Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und lies't von viel großen und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit Euch unterhalten und wollte es stände alles auf dem Blatte. Ihr wollt von mir wissen! Wie vieles könnt' ich sagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt und hoffe noch etwas zu thun. Ueber Landschaft und Architektur habe ich diese Zeit her ernstlich nachgedacht, auch einiges versucht und sehe nun wo es damit hinauswill, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt, und ich sie, und ich sage: Herr ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen. Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe also mich zum Modelliren entschlossen und das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig es zu detailliren, und es ist besser zu thun als zu reden. Genug, es lauft darauf hinaus: daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt mit der ich in der comparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen in der Natur und den Antiken manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und andern nicht mittheilen können.

Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. Ein Herculeskopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen, es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen was bleibende Verhältnisse sind und so nach der Lehre des *** meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.

Gestern sah ich bei Ch. v. Worthley, der eine Reise nach Griechenland, Aegypten ꝛc. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am meisten interessirte waren Zeichnungen nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen sind, Arbeiten des Phidias. Man kann sich nichts Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren. Uebrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architektur besser.

Lebe wohl für heute. Es wird meine Büste gemacht, und das hat mir drei Morgen dieser Woche genommen.

Den 25. August 17[illegible]

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste kam mir Herder's Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich sie in diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen, und zu denken daß doch jetzt die Zeit ist wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunst, und übersehe nun fast das ganze

Penſum das mir zu abſolviren bleibt; und wenn es abſolvirt iſt, iſt noch nichts gethan. Vielleicht giebt's andern Anlaß, dasjenige leichter und beſſer zu thun, wozu Talent und Geſchick beſtimmt.

Die Franzöſiſche Akademie hat ihre Arbeiten ausgeſtellt, es ſind intereſſante Sachen drunter. Pindar der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben den er ſehr liebt, und ſtirbt. Es iſt viel Verdienſt in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt, er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es ſich mit allen ſeinen Theilen gut ausnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatte das alte Rom vorgeſtellt, als wenn man es aus demſelben Standpunkt ſähe. Die Orte wo die alten Monumente geſtanden weiß man, ihre Form auch meiſtens, von vielen ſtehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggethan und das Alte wieder hergeſtellt, wie es etwa zu Zeiten Diocletian's ausgeſehen haben mag: und mit eben ſo viel Geſchmack, als Studium, und allerliebſt gefarbt. Was ich thun kann thu' ich, und hauſe ſoviel von allen dieſen Begriffen und Talenten auf mich, als ich ſchleppen kann, und bringe auf dieſe Weiſe doch das Reellſte mit.

Hab' ich Dir ſchon geſagt, daß Trippel meine Buſte arbeitet? Der Fürſt von Waldeck hat ſie bei ihm beſtellt. Er iſt ſchon meiſt fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie iſt in einem ſehr ſoliden Styl gearbeitet. Wenn das Modell fertig iſt, wird er eine Gypsform darüber machen, und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünſcht, denn was ſich in dieſer Materie thun laßt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelica malt jetzt ein Bild das ſehr glucken wird: die Mutter der Gracchen, wie ſie einer Freundin, welche

Lucie. Sie müssen ruhen!

Stella. Ich ertrag' euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet, euch geraubt euer Alles — Ihr im Elend'; und ich — welche Seligkeit in seinen Armen! Sie wirft sich auf die Kniee. Könnt' ihr mir vergeben?

Cecilie. Laß! Laß! Sie bemühen sich sie aufzuheben.

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — Sie springt auf. — Vergebung? — Trost gebt mir! Trost! Ich bin nicht schuldig! — Du gabst mir ihn, heiliger Gott im Himmel! ich hielt ihn fest, wie die liebste Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cecilie. Unschuldige! Liebe!

Stella an ihrem Halse. Ich lese in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels.

ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als die beſten Schätze zeigt. Es iſt eine natürliche und ſehr glückliche Compoſition.

Wie ſchön iſt es zu ſaen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verſchwiegen, daß heute mein Geburtstag ſey, und dachte beim Aufſtehen: ſollte mir denn von Hauſe nichts zur Feier kommen? Und ſiehe da wird mir Euer Packet gebracht das mich unſaglich erfreut. Gleich ſetzte ich mich hin es zu leſen und bin nun zu Ende und ſchreibe gleich meinen herzlichſten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erſt bei Euch ſeyn, da ſollte es an ein Geſpräch geben, zu Ausführung einiger angedeuteten Punkte. Genug, das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule geſetzt iſt, von welcher an wir nun unſre Meilen zählen können. Ich wandle ſtarken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunſt herum und werde Dir mit Freuden von da aus entgegen kommen.

Ich habe es heute, nach Empfang Deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf beharren: mein Kunſtſtudium, mein Autorweſen alles fordert noch dieſe Zeit. In der Kunſt muß ich es ſo weit bringen, daß alles anſchauende Kenntniß werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in dieſem halben Jahre, auch iſt es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen, denn ſie kommen mir ſehr im Diminutiv vor, muß ich wenigſtens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein iſolirtes, privates Leben führen ſollte, habe ich ſoviel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe ſehe.

In der Naturgeſchichte bring' ich Dir Sachen mit die Du nicht erwarteſt. Ich glaube dem Wie der Organiſation ſehr

nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unsres Gottes mit Freuden beschauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpunkte betrachtet.

Bericht.

August.

Zu Anfang dieses Monats reifte bei mir der Vorsatz, noch den nächsten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Einsicht daß ich aus diesem Zustande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends solchen Raum und solche Ruhe für den Abschluß meiner Werke finden würde, bestimmten mich endlich; und nun, als ich solches nach Hause gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche sich nach und nach steigerte und einer allzuraschen Thätigkeit Ziel und Maaß gab, machte solche Raume angenehm und wünschenswerth, wo man seine Zeit nützlich in Ruh und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtinische Capelle gab hiezu die schönste Gelegenheit. Gerade zu dieser Zeit hatte Michel Angelo aufs neue die Verehrung der Künstler gewonnen; neben seinen übrigen großen Eigenschaften sollt' er sogar auch im Colorit nicht übertroffen worden seyn, und es wurde Mode, zu streiten, ob er oder Raphael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des Letzteren wurde mitunter sehr strenge getadelt und die Disputa das beste seiner Werke genannt; wodurch sich denn schon die spater aufgekommene Vorliebe fur Werke der alten Schule

ankündigte, welche der stille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und sich niemals damit befreunden konnte.

Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dieses durch Parteilichkeit; deßhalb denn die Schatzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich sie auf sich beruhen ließ, und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werthen und Würdigen beschäftigte. Diese Vorliebe für den großen Florentiner theilte sich von den Künstlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lips Aquarellcopien in der Sixtinischen Capelle für Grafen Frieß zu fertigen hatten. Der Custode ward gut bezahlt, er ließ uns durch die Hinterthür neben dem Altar hinein, und wir hauseten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpstlichen Stuhle einem Mittagsschlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfaltige Durchzeichnungen der unteren Köpfe und Figuren des Altarbildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebenermaßen ward denn auch, indem man sich nach dem Aeltern hinwendete, Leonard da Vinci berühmt, dessen hochgeschätztes Bild, Christus unter den Pharisäern, in der Galerie Aldobrandini ich mit Angelica besuchte. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rath Reiffenstein bei mir vorfuhr, und wir

sodann mit möglichster Gemüthsruhe uns durch eine Backofenhitze in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten, und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend mit diesen drei Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, praktisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Worthley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließen, der um desto stärker war, als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben machte die Ausstellung der Französischen Akademie zu Ende des Monats. Durch David's Horatier hatte sich das Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt, seinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagnereau, des Marés, Gauffier, St. Ours erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Boguet erwirbt als Landschaftsmaler im Sinne Pouſsin's einen guten Namen.

Indessen hatte Moritz sich um die alte Mythologie bemüht; er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber bei seinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes loses Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden

könne. Durch tagtägliche Gespräche, durch Anschauen so vieler wichtiger Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, und solche mit belehrenden Umrissen nach geschnittenen Steinen künftig herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unser Verein ermangelte nicht, sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünschen und Zwecken unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstatt an, als er meine Büste modellirte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt, und um über ihre Proportionen, als Kanon und als abweichender Charakter aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant, dadurch daß Trippel von einem Apollokopf Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts Giustiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke, und hegte Hoffnung ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn v. Pourtalès nach Neufchatel gekommen.

Aber wie derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird seinen Lauf bald dahin bald dort hin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffeldt eröffnete einen Curs der Perspective, wo wir uns des Abends versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte, und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieſer contemplativ thätigen, geſchäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgeriſſen. Das unglückliche Concert war in Rom, wo das Hin- und Wiederreden des Tags wie an kleinen Orten herkömmlich iſt, vielfach beſprochen; man war auf mich und meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aufmerkſam geworden; ich hatte die Iphigenie und ſonſtiges unter Freunden vorgeleſen, worüber man ſich gleichfalls beſprach. Cardinal Buoncompagni verlangte mich zu ſehen, ich aber hielt feſt in meiner wohlbekannten Einſiedelei, und ich konnte dieß um ſo eher, als Rath Reiffenſtein feſt und eigenſinnig behauptete: da ich mich durch ihn nicht habe präſentiren laſſen, ſo könne es kein anderer thun. Dieß gereichte mir ſehr zum Vortheil, und ich benutzte immer ſein Anſehn, um mich in einmal gewählter und ausgeſprochener Abgeſchiedenheit zu erhalten.

September.

Correspondenz.

Den 1. September 1787.

Heute kann ich sagen ist Egmont fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hier und da daran gearbeitet. Ich schicke ihn über Zürich, denn ich wünsche daß Kayser Zwischenacte dazu und was sonst von Musik nöthig ist componiren möge. Dann wünsch' ich Euch Freude daran.

Meine Kunststudien gehen sehr vorwärts, mein Princip paßt überall und schließt nur alles auf. Alles was Künstler nur einzeln mühsam zusammensuchen müssen, liegt nun zusammen offen und frei vor mir. Ich sehe jetzt wie viel ich nicht weiß, und der Weg ist offen alles zu wissen und zu begreifen.

Morgen hat Herder's Gotteslehre sehr wohl gethan, er zahlt gewiß Epoche seines Lebens davon, er hat sein Gemüth dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet, er schlug gleich wie wohl getrocknet Holz in lichte Flammen.

Rom, den 3. September 1787.

Heute ist es jährig daß ich mich aus Carlsbad entfernte. Wehh ein Jahr! und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für

mich zu einem neuen Leben. Wie ich dieses Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe es wird die Zeit kommen, die schöne Stunde, da ich mit Euch alles werde summiren können.

Jetzt gehn hier erst meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die Aegyptischen Sachen gekommen. Diese Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisk der noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Sesostris, in Rom zu Ehren des Augusts aufgerichtet, und stand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieses älteste und herrlichste vieler Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten, wahrscheinlich durchs Feuer verunstaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerstörten Seiten sind noch frisch, wie gestern gemacht und von der schönsten Arbeit (in ihrer Art). Ich lasse jetzt eine Sphinx der Spitze, und die Gesichter von Sphinxen, Menschen, Vögeln abformen und in Gyps gießen. Diese unschätzbaren Sachen muß man besitzen, besonders da man sagt, der Papst wolle ihn aufrichten lassen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den besten hetrurischen Sachen thun u. s. w. Nun modellire ich nach diesen Bildungen in Thon, um mir alles recht eigen zu machen.

Den 5. September 1787.

Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird. Denn heute ist Egmont eigentlich

nun völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden, nun freue ich mich schon zum voraus auf die Stunde in welcher Ihr ihn erhalten und lesen werdet. Es sollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Den 6. September 1787.

Ich hatte mir vorgenommen Euch recht viel zu schreiben und auf den letzten Brief allerlei zu sagen, nun bin ich unterbrochen worden, und morgen geh' ich nach Frascati. Dieser Brief muß Sonnabends fort, und nun sag' ich nur noch zum Abschied wenige Worte. Wahrscheinlich habt Ihr jetzt auch schönes Wetter, wie wir es unter diesem freieren Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenstände um mich tausendfach sind, so wecken sie mich bald zu dieser bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichsam auf Einen Punkt zusammen, ja ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; so alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben. Es sind also die Schwaben nicht allein die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden.

Ich höre daß Herder nicht wohl ist und bin darüber in Sorge, ich hoffe bald bessere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und fast kann ich hoffen radicaliter curirt zu werden; alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen. Egmont geht mit diesem Brief ab, wird aber später kommen, weil ich ihn auf die fahrende Post gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich was Ihr dazu sagen werdet.

Vielleicht wäre gut mit dem Druck bald anzufangen. Es
würde mich freuen, wenn das Stück so frisch ins Publicum
käme. Seht wie Ihr das einrichtet, ich will mit dem Rest
des Bandes nicht zurückbleiben.

Der Gott leistet mir die beste Gesellschaft. Moritz ist
dadurch wirklich aufgebaut worden, es fehlte gleichsam nur an
einem Werke, das nun als Schlußstein seine Gedanken schließt,
die immer aus einander fallen wollten. Es wird recht brav.
Mich hat er aufgemuntert in natürlichen Dingen weiter vor-
zudringen, wo ich denn besonders in der Botanik, auf ein
Paradoxon gekommen bin, das mich in Erstaunen setzt; wie
weit es um sich greift, kann ich selbst noch nicht sehn.

Mein Princip, die Kunstwerke zu erklären und das auf
einmal aufzuschließen, woran Künstler und Kenner sich schon
lange der Wiederherstellung der Kunst zersuchen und zerstudiren.
wird ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ist's auch
ein Columbisches Ei. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen
Naturalschlüssel besitze, sprech' ich nun die Theile zweckmäßig
mit den Künstlern durch und sehe wie weit sie gekommen sind,
was sie haben und wo es widersteht. Die Thüre hab' ich offen
und stehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus
im Tempel umsehen können und wieder scheiden.

So viel ist gewiß, die alten Künstler haben eben so große
Kenntniß der Natur und einen eben so sichern Begriff von
dem was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden
müsse gehabt, als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunst-
werke der ersten Classe gar zu klein. Wenn man aber auch
nur sieht, so hat man nichts zu wünschen als sie recht zu
sehen und dann in Friede hinzufahren. Diese hohen Kunst-
werke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen
nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden.

Halt' mich! trag' mich! ich gehe zu Grunde! Sie vergibt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cecilie. Schweſter! meine Schweſter! erhohle dich! nur einen Augenblick, erhohle dich! Glaube, daß, der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich ſterben!

Cecilie. Kommen Sie! —

Stella nach einer Pauſe, wild wegfahrend. Laßt mich alle! Siehe es drängt ſich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt ſie ganz mit unſäglichen Schmerzen — Es iſt unmöglich — unmöglich! — So auf einmal! — Iſt nicht zu faſſen, nicht zu tragen! —

Sie ſteht eine Weile niederſehend ſtill, in ſich gekehrt, ſieht dann auf, erblickt die beyden, fährt mit einem Schrey zuſammen, und entflieht.

Cecilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte ſie! Lucie ab.

Alles Willkürliche, Eingebildete fallt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geschickten Architekten sehen, der selbst in Palmyra war und die Gegenstände mit grosem Verstand und Geschmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen Eure Gedanken über diese wichtigen Ruinen.

Freut Euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maaße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dursen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen.

Ich hoffe, die truben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsre modernen Kriege machen viele unglücklich indessen sie dauern, und niemand glücklich wenn sie vorbei sind.

Den 17. September 1787.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Mensch bin, der von der Mühe lebt. Diese Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genossen. Nun geht die Woche zu Ende und Ihr sollt ein Blatt haben.

Es ist ein Leid daß die Aloe in Belvedere eben das Jahr meiner Abwesenheit wahlt um zu bluhen. In Sicilien war ich zu frub, hier blüht dieß Jahr nur Eine, nicht groß, und sie steht so hoch, daß man nicht dazu kann. Es ist allerdings ein Indianisch Gewachs auch in diesen Gegenden nicht recht zu Hause.

Des Engländers Beſchreibungen machen mir wenig Freude. Die Geiſtlichen müſſen ſich in England ſehr in Acht nehmen, dagegen haben ſie auch das übrige Publicum in der Flucht. Der freie Engländer muß in ſittlichen Schriften ſehr eingeſchränkt einhergehn.

Die Schwanzmenſchen wundern mich nicht, nach der Beſchreibung iſt es etwas ſehr Natürliches. Es ſtehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unſern Augen, die wir nicht achten, weil ſie nicht ſo nah mit uns verwandt ſind.

Daß B. wie mehr Menſchen die kein Gefühl achter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, iſt auch recht gut, wenn man nur ſich nicht mit ihnen erbauen ſoll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rath Reiffenſtein. Angelica kam Sonntags uns abzuholen. Es iſt ein Paradies.

Erwin und Elmire iſt zur Hälfte ſchon umgeſchrieben. Ich habe geſucht dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen und habe den äußerſt platten Dialog ganz weggenommen. Es iſt Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Geſänge, worauf ſich alles dreht, bleiben alle, wie natürlich.

Die Künſte werden auch fortgetrieben, daß es ſauſ't und brauſ't.

Meine Büſte iſt ſehr gut gerathen, jedermann iſt damit zufrieden. Gewiß iſt ſie in einem ſchönen und edlen Styl gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich ſo ausgeſehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport iſt ſo laſtig, ſonſt ſchickte ich gleich einen Abguß; vielleicht einmal mit einem Schiffstransport, denn einige Kiſten werd' ich doch zuletzt zuſammenpacken.

Iſt denn Kranz noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel fur die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar graziose Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwei jammerlich verunglückt waren. Die Leute ſpielen mit viel Luſt, und es harmonirt alles zuſammen. Nun wird es bald aufs Land gehen. Es hat einigemal geregnet, das Wetter iſt abgekühlt, und die Gegend macht ſich wieder grun.

Von der großen Eruption des Aetna werden Euch die Zeitungen geſagt haben oder ſagen.

Den 15. September 1787.

Nun hab' ich auch Trencks Leben geleſen, es iſt intereſſant genug, und laſſen ſich Reflexionen genug darüber machen.

Mein nachſter Brief wird meine Bekanntſchaft mit einem merkwurdigen Reitenden erzahlen, die ich morgen machen ſoll.

Freuet Euch ubrigens meines hieſigen Aufenthalts. Rom iſt mir nun ganz familiar, und ich habe faſt nichts mehr drin was mich uberſpannte. Die Gegenſtande haben mich nach und nach zu ſich hinaufgehoben. Ich genieſe immer reiner, immer mit mehr Kenntniß, das gute Gluck wird immer weiter helfen.

Hier liegt ein Blatt bei, das ich abgeſchrieben den Freunden mitzutheilen bitte. Auch darum iſt der Aufenthalt in Rom ſo intereſſant, weil es ein Mittelpunkt iſt, nach dem ſich ſo vieles hinzieht. Die Sachen des Caſſas ſind außerordentlich ſchön. Ich habe ihm manches in Gedanken geſtohlen das ich Euch mitbringen will.

Ich bin immer fleißig. Nun hab' ich ein Köpfchen nach Gyps gezeichnet, um zu ſehen ob mein Principium Stich

halt. Ich finde, es paßt vollkommen, und erleichtert erstaunend das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch ist es noch nichts. Ich sehe nun wohl wie weit sich's mit Application bringen ließe.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will sorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werd' ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar nichts mehr wissen als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse.

Den 22. September 1787.

Gestern war eine Procession, wo sie das Blut des heiligen Franciscus herumtrugen; ich speculirte auf Köpfe und Gesichter, indeß die Reihen von Ordensgeistlichen vorbeizogen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten Antiken-Gemmen-Abdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich schön und scharf sind.

Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre, doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger das Glück was mir Liebe und Freundschaft zudenkt zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.

Den 21. September 1787.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich Euch mit dieser Post eilig schicken. Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeste und endlich meine Schriften.

Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bandchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke Euch für alles was Ihr an diesen Blattern gethan habt, und wunsche Euch auch Freude bringen zu konnen. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen.

Ihr verirt mich uber die Provinzen, und ich gestehe, der Ausdruck ist sehr uneigentlich. Da kann man aber sehen, wie man sich in Rom angewöhnt, alles grandios zu denken. Wirklich scheint' ich mich zu nationalisiren, denn man giebt den Römern Schuld, daß sie nur von cose grosse wissen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O wie weit und lang ist die Kunst und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag.

Dienstag den 25. geh' ich nach Frascati und werde auch dort mühen und arbeiten. Es fangt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge.

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis, auch der Aermste, der Geringste sich empfindet,

und an einem kleinen Orte der Veste, der Reichste, sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann.

Frascati, den 28. September 1787.

Ich bin hier sehr glücklich, es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Rath Reiffenstein, mein Wirth, leistet Gesellschaft, und wir sind munter und lustig. Abends werden die Villen im Mondschein besucht, und sogar im Dunkeln die frappantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt die ich nur einmal auszuführen wünsche. Nun hoff' ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.

Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf diesem Wege sind viele Vögel im Fluge geschossen worden. Hier wo man recht in der Fülle sitzt, kann man sich was zu gute thun, auch brenne ich recht vor Leidenschaft mir alles zuzueignen, und ich fühle daß sich mein Geschmack reinigt, nach dem Maaße wie meine Seele mehr Gegenstände faßt. Wenn ich nur statt all des Redens einmal etwas Gutes schicken könnte. Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an Euch ab.

Wahrscheinlich hab' ich die Freude, Kayfern in Rom zu sehen. So wird sich denn auch noch die Musik zu mir gesellen, um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam als wollten sie mich verhindern nach meinen Freunden zu sehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie sehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnsucht mich ergreift bei Euch zu seyn. Ich lebe doch nur

im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz hab' ich recht gute Stunden, und habe angefangen ihm mein Pflanzenſyſtem zu erklaren, und jedesmal in ſeiner Gegenwart aufzuſchreiben, wie weit wir gekommen ſind. Auf dieſe Art konnt' ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abſtracteſte von dieſer Vorſtellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird, und eine vorbereitete Seele findet, ſeh' ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine groſe Freude daran, und ruckt immer ſelbſt mit Schlüſſen vorwarts. Doch auf alle Falle iſt's ſchwer zu ſchreiben, und unmöglich aus dem bloßen Leſen zu begreifen, wenn auch alles noch ſo eigentlich und ſcharf geſchrieben ware.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters iſt. Grüßt alle die mir's gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fordern und erhalten.

Bericht.

September.

Der dritte September war mir heute doppelt und dreifach merkwurdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürſten, welcher eine treue Neigung mit ſo mannichfaltigem Guten zu erwiedern wußte; es war der Jahrestag meiner Hegire von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückſchauen, was ein ſo bedeutend durchlebter, völlig fremder Zuſtand auf mich gewirkt, mir gebracht und verlieben; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eignen groſen Vorzug, daß es als Mittelpunkt

künſtleriſcher Thätigkeit anzuſehen iſt. Gebildete Reiſende ſprechen ein, ſie ſind ihrem kürzeren oder längeren Aufenthalte hier gar vieles ſchuldig; ſie ziehen weiter, wirken und ſammeln, und wenn ſie bereichert nach Hauſe kommen, ſo rechnen ſie ſich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein Franzöſiſcher Architekt, mit Namen Caſſas, kam von ſeiner Reiſe in den Orient zurück; er hatte die wichtigſten alten Monumente, beſonders die noch nicht herausgegebenen gemeſſen, auch die Gegenden wie ſie anzuſchauen ſind gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerſtörte Zuſtände bildlich wieder hergeſtellt, und einen Theil ſeiner Zeichnungen, von großer Präciſion und Geſchmack, mit der Feder umriſſen und, mit Aquarellfarben belebt, dem Auge dargeſtellt.

1. Das Serail von Conſtantinopel von der Seeſeite mit einem Theil der Stadt und der Sophien-Moſchee. Auf der reizendſten Spitze von Europa iſt der Wohnort des Großherrn ſo luſtig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer reſpective Bäume ſtehen in großen meiſt verbundenen Gruppen hinter einander, darunter ſieht man nicht etwa große Mauern und Paläſte, ſondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kioſken, ausgeſpannte Teppiche, ſo häuslich klein, und freundlich durch einander gemiſcht, daß es eine Luſt iſt. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt iſt, macht es einen gar freundlichen Effect. Eine ſchöne Strecke Meer beſpült die ſo bebaute Küſte. Gegenüber liegt Aſien, und man ſieht in die Meerenge die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung iſt bei ſieben Fuß lang und drei bis vier hoch.

2. Generalausſicht der Ruinen von Palmyra, in derſelben Größe.

Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgesucht.

Eine Colonnade auf eine Italiänische Meile lang, ging vom Thore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, nicht in ganz gerader Linie, sie macht in der Mitte ein sanftes Knie. Die Colonnade war von vier Säulenreihen, die Saule zehn Diameter hoch. Man sieht nicht, daß sie oben bedeckt gewesen; er glaubt, es sey durch Teppiche geschehen. Auf der großen Zeichnung erscheint ein Theil der Colonnade noch aufrecht stehend im Vordergrunde. Eine Caravane die eben quer durchzieht, ist mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde steht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht sich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitscharen in Carrière forteilen. Das sonderbarste Phänomen ist: eine blaue Linie wie eine Meereslinie schließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüste der in der Ferne blau werden muß, so völlig wie das Meer den Gesichtskreis schließt, daß es eben so in der Natur das Auge trügt, wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten daß Palmyra vom Meer entfernt genug sey.

3. Graber von Palmyra.

4. Restauration des Sonnentempels zu Balbeck, auch eine Landschaft mit den Ruinen wie sie stehen.

5. Die große Moschee zu Jerusalem auf den Grund des Salomonischen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönicien.

7. Gegend am Fuße des Berges Libanon, anmuthig wie man sie denken mag. Ein Pinienwaldchen, ein Wasser, daran Hangeweiden und Gräber drunter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkische Gräber. Jeder Grabstein trägt den Hauptschmuck

des Verſtorbenen, und da ſich die Türken durch den Kopfſchmuck unterſcheiden, ſo ſieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Aegyptiſche Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er ſey, ſagt Caſſas, in einen Kalkfelſen gehauen, und weil derſelbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Koloß mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Falten des Kopfſchmuckes bemerke. Eine Geſichtspartie iſt etwa zehn Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem ſpazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlaſſen und Muthmaßungen reſtaurirt. Sie hat von vier Seiten vorſpringende Hallen mit daneben ſtehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin mit Sphinxen beſetzt, wie ſich ſolche noch in Ober-Aegypten befinden. Es iſt dieſe Zeichnung die ungeheuerſte Architekturidee, die ich zeitlebens geſehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle dieſe ſchönen Sachen mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwiſchen den Ruinen der Kaiſerpalaſte urbar und anmuthig gemacht worden. Dort auf einem freien Geſellſchaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Capitäler, glatter und canelirter Säulen, zerſtückte Basreliefe und was man noch der Art im weiten Kreiſe umhergelegt hatte, wie man ſonſten Tiſche, Stühle und Bänke zu heiterer Verſammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genoſſen wir der reizenden Zeit nach Herzens Luſt, und als wir die mannichfaltigſte Ausſicht mit friſch gewaſchenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überſchauten, mußten wir geſtehen, daß dieſes Bild auf alle

Cecilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Starke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden; heiliger Gott im Himmel! zerreiß' ihn nicht!

die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sey. In demselbigen Geschmack von Cassas gezeichnet und gefarbt würde es überall Entzücken erregen. Und so wird uns durch künstlerische Arbeiten nach und nach das Auge so gestimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten die sie darbietet immer offener werden.

Nun aber mußte des nächsten Tages uns zu scherzhaften Unterhaltungen dienen, daß gerade das was wir bei dem Künstler Großes und Gränzenloses gesehen, uns in eine niedrige unwürdige Enge zu begeben veranlassen sollte. Die herrlichen Aegyptischen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisk, der auf dem Marsfelde durch August errichtet als Sonnenweiser diente, nunmehr aber in Stücken umzaunt von einem Bretterverschlag, in einem schmutzigen Winkel auf den kühnen Architekten wartete der ihn aufzuerstehen berufen möchte. (NB Jetzt ist er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient, wie zur Römerzeit abermals als Sonnenweiser.) Er ist aus dem ächtesten Aegyptischen Granit gehauen, überall mit zierlichen naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Styl, übersäet. Merkwürdig war es, als wir neben der sonst in die Luft gerichteten Spitze standen, auf den Zuschärfungen derselben Sphinx nach Sphinxen auf das zierlichste abgebildet zu sehen, früher keinem menschlichen Auge, sondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienstliche der Kunst nicht auf einen Effect berechnet ist, den es auf den menschlichen Anblick machen soll. Wir machten Anstalt diese heiligen Bilder abgießen zu lassen, um das bequem noch vor Augen zu sehen, was sonst gegen die Wolkenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwartigen Raume worin wir uns mit dem

würdigſten Werke befanden, konnten wir uns nicht entbrechen, Rom als ein Quodlibet anzuſehen, aber als einziges in ſeiner Art: denn auch in dieſem Sinne hat dieſe ungeheure Localität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerſtörte nur; alles Zertrümmerte iſt ehrwürdig, die Unform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche ſich in neuen großen Formen der Kirchen und Paläſte wieder hervorthat.

Jene bald gefertigten Abgüſſe brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehniſchen Paſtenſammlung, wovon die Drücke im Ganzen und theilweiſe verkauflich waren, auch einiges Aegyptiſche zu ſehen ſey; und wie ſich denn eins aus dem andern ergiebt, ſo wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichſten und beſtellte ſolche bei den Inhabern. Solche Abdrücke ſind der größte Schatz und ein Fundament das der in ſeinen Mitteln beſchränkte Liebhaber zu künftigem großen mannichfaltigen Vortheil bei ſich niederlegen kann.

Die vier erſten Bände meiner Schriften, bei Göſchen, waren angekommen und das Prachtexemplar ſogleich in die Hände Angelica's gegeben, die daran ihre Mutterſprache aufs neue zu beloben Urſach zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die ſich mir bei dem Rückblick auf meine früheren Thätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeſchlagene Weg mich führen würde, ich konnte nicht einſehen, in wiefern jenes frühere Beſtreben gelingen und wiefern der Erfolg dieſes Sehnens und Wandelns die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum rückwärts zu ſchauen und zu denken. Die über organiſche Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichſam eingeimpften Ideen

erlaubten keinen Stillſtand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern ſich entwickelte, ſo bedurfte ich, zu eigner Ausbildung taglich und ſtundlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich verſuchte es mit Moritz und trug ihm, ſoviel ich vermochte, die Metamorphoſe der Pflanzen vor; und er, ein ſeltſames Gefaß das immer leer und inhaltsbedurftig nach Gegenſtanden lechzte, die er ſich aneignen konnte, griff endlich mit ein, dergeſtalt wenigſtens, daß ich meine Vortrage fortzuſetzen Muth behielt.

Hier kam uns ein merkwurdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zu Statten, aber doch zu bedeutender Anregung: Herder's Werk das unter einem lakoniſchen Titel, uber Gott und göttliche Dinge, die verſchiedenen Anſichten, in Geſprachsform, vorzutragen bemuht war. Mich verſetzte dieſe Mittheilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes uber dieſe Angelegenheiten mich mundlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wunderſam jedoch contraſtirte dieſer in den höchſten frommen Betrachtungen verſirrende Band mit der Verehrung, zu der uns das Feſt eines beſondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heil. Franciscus gefeiert, und ſein Blut in langgedehnter Proceſſion von Mönchen und Glaubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerkſam ward ich bei dem Vorbeiziehen ſo vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um ſich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erſt mit Aufmerkſamkeit, dann mit Erſtaunen muſterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe, und war wirklich entzuckt, zu ſehen, daß ein Geſicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, ſich

ganz anders ausnahm, als das bartlose Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Gesichter, in Gemalden dargestellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beschauer ausüben mußten.

Hofrath Reiffenstein, welcher sein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausstudirt hatte, konnte freilich im Laufe seines Geschäfts nur allzubald gewahr werden, daß Personen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Lust zu sehen und sich zu zerstreuen, mitunter an der grimmigsten Langeweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem praktischen Menschenkenner gar wohl bekannt, wie sehr ein bloßes Beschauen ermüde, und wie nothig es sey seine Freunde durch irgend eine Selbstthatigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenstande hatte er sich deßhalb ausersehn, worauf er ihre Geschaftigkeit zu richten pflegte: die Wachsmalerei und die Pastenfabrication. Jene Kunst, eine Wachsseife zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erst vor kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunstwelt hauptsachlich darum zu thun ist, die Künstler auf irgend eine Weise zu beschaftigen, so giebt eine neue Art das Gewohnte zu thun, immer wieder frische Aufmerksamkeit und lebhaften Anlaß, etwas was man auf die alte Weise zu unternehmen nicht Lust hatte, in einer neuen zu versuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiserin Catharine die Raphael'schen Logen in einer Copie zu verwirklichen, und die Wiederholung sammtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zierrathen in Petersburg möglich zu machen, ward durch diese neue Technik begünstigt, ja wäre vielleicht ohne dieselbe nicht auszuführen gewesen. Man ließ dieselben Felder,

Wandtheile, Sockel, Pilaſter, Capitäler, Geſimſe aus den ſtärkſten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Caſtanienholzes verfertigen, überzog ſie mit Leinwand, welche grundirt ſodann der Enkauſtik zur ſichern Unterlage diente. Dieſes Werk, womit ſich beſonders Unterberger, nach Anleitung Reiffenſtein's, mehrere Jahre beſchäftigt hatte, mit großer Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt, war ſchon abgegangen als ich ankam, und es konnte mir nur was von jenem großen Unternehmen übrig blieb bekannt und anſchaulich werden.

Nun aber war durch eine ſolche Ausführung die Enkauſtik zu hohen Ehren gelangt; Fremde von einigem Talent ſollten praktiſch damit bekannt werden; zugerichtete Farbengarnituren waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife ſelbſt, genug, man hatte immer etwas zu thun und zu kramen, wo ſich nur ein müßiger loſer Augenblick zeigte. Auch mittlere Künſtler wurden als Lehrende und Nachhelfende beſchäftigt, und ich habe wohl einigemal Fremde geſehen, welche ihre Römiſchen enkauſtiſchen Arbeiten höchſt behaglich, als ſelbſtverfertigt einpackten, und mit zurück ins Vaterland nahmen.

Die andere Beſchäftigung, Paſten zu fabriciren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Kuchengewölbe im Reiffenſteiniſchen Quartier gab dazu die beſte Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nöthigen Raum zu einem ſolchen Geſchäft. Die refractare, in Feuer unſchmelzbare Maſſe wurde aufs zarteſte pulveriſirt und durchgeſiebt, der daraus geknetete Teig in Paſten eingedruckt, ſorgfältig getrocknet, und ſodann mit einem eiſernen Ring umgeben, in die Gluth gebracht, ferner die geſchmolzene Glasmaſſe darauf gedruckt, wodurch doch immer ein kleines Kunſtwerk zum Vorſchein kam, das einen jeden freuen mußte der es ſeinen eignen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrath Reiffenstein, welcher mich zwar willig und geschäftig in diese Thatigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgesetzte Beschäftigung der Art nicht zusagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunstgegenständen, Hand und Augen möglichst zu steigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich schon, in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati führte, wo man in einem wohl eingerichteten Privathause Unterkommen und das nachste Bedürfniß fand, und nun, den ganzen Tag im Freien, sich Abends gern um einen großen Abendtisch versammelte. Georg Schütz, ein Frankfurter, geschickt, ohne eminentes Talent, aber einem gewissen anstandigen Behagen, als anhaltender künstlerischer Thatigkeit ergeben, weßwegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen, und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchsten Sinne architektonisch gewaltet, daß, auf übrig gebliebenen machtigen Substructionen, die künstlerischen Gedanken vorzüglicher Geister sich hervorgehoben und den Augen dargestellt, so wird man begreifen, wie sich Geist und Aug' entzücken müssen, wenn man unter jeder Beleuchtung diese vielfachen horizontalen und tausend verticalen Linien unterbrochen, und geschmückt wie eine stumme Musik mit den Augen auffaßt, und wie alles, was klein und beschränkt in uns ist, nicht ohne Schmerz, erregt und ausgetrieben wird. Besonders ist die Fülle der Mondscheinbilder uber alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht störend zu Nennende durchaus zurücktritt, und nur die großen Massen von Licht und Schatten ungeheuer anmuthige, symmetrisch harmonische Riesenkorper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch Abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckischer Unterhaltung.

So darf man nicht verſchweigen, daß junge Künſtler, die Eigenheiten des wackern Reiffenſtein's, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber ſich oft im Stillen ſcherzhaft und ſpottend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unverſiegbare Quelle künſtleriſcher Unterhaltung wieder zum Geſpräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an dieſem trefflichen Kopfe doch nicht ſonderlich gearbeitet ſeyen, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieſes Organs, die Schwierigkeit ein ſchönes in der Natur zu finden, und es künſtleriſch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schutz wegen ſeiner hübſchen Ohren bekannt war, erſuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu ſitzen, bis ich das vorzüglich gut gebildete, es war ohne Frage das rechte, ſorgfältig abgezeichnet hatte. Nun kam er mit ſeiner ſtarren Modellſtellung gerade dem Rath Reiffenſtein gegenüber zu ſitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, ſeine wiederholt angeprieſenen Lehren vorzutragen: man müßte ſich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beſte wenden, ſondern erſt bei den Carracci's anfangen, und zwar in der Farneſiſchen Galerie, dann zum Raphael übergehen, und zuletzt den Apoll von Belvedere ſo oft zeichnen, bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel Weiteres zu wünſchen, und zu hoffen ſeyn würde.

Der gute Schutz ward von einem ſelben innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein ſich immer vermehrte, je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Wohlthäter immer, wegen ſeines individuellen unbillig aufgenommenen Zuſtandes einer ſpöttiſchen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Aussicht ward uns aus den Fenstern der Villa des Fursten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwartig, uns freundlich einlud, und uns in Gesellschaft seiner geistlichen und weltlichen Hausgenossen an einer gut besetzten Tafel festlich bewirthete. Es laßt sich denken, daß man das Schloß dergestalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hugel und des flachen Landes mit Einem Blick übersehen zu können. Man spricht viel von Lusthausern, aber man müßte von hier aus umherblicken, um sich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus lustiger gelegen seyn könne.

Hier aber finde ich mich gedrangt, eine Betrachtung einzufugen, deren ernste Bedeutung ich wohl empfehlen darf. Sie giebt Licht über das Vorgetragene, und verbreitet's über das Folgende; auch wird mancher gute, sich heranbildende Geist Anlaß daher zur Selbstprüfung gewinnen.

Lebhaft vordringende Geister begnügen sich nicht mit dem Genusse, sie verlangen Kenntniß. Diese treibt sie zur Selbstthatigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, so fuhlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurtheilt, als was man selbst hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Mensch nicht leicht ins Klare, und daraus entstehen gewisse falsche Bestrebungen, welche um desto angstlicher werden, je redlicher und reiner die Absicht ist. Indeß fingen mir in dieser Zeit an Zweifel und Vermuthungen aufzusteigen, die mich mitten in diesen angenehmen Zustanden beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunsch und die Absicht meines Hierseyns schwerlich erfullt werden durfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue höchst anmuthige Oper im hellen vollgedrangten Saal für die vermißte Himmelsfreiheit entschadigt werden sollten. Die Deutsche Kunstlerbank, eine der vordersten im Parterre, war wie sonst dicht besetzt, und dießmal fehlte es nicht an Beifallklatschen und Rufen, um sowohl wegen der gegenwartigen als vergangenen Genusse unsre Schuldigkeit abzutragen. Ja wir hatten es erreicht, daß wir durch ein kunstliches, erst leiseres, dann starkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen, jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie, oder sonst gefalligen Partie, das ganze laut schwatzende Publicum zum Schweigen brachten, weßhalb uns denn unsere Freunde von oben die Artigkeit erwiesen, die interessantesten Exhibitionen nach unsrer Seite zu richten.

October.

Correſpondenz.

Frascati, den 2. October 1787.

Ich muß bei Zeiten ein Blättchen anfangen, wenn Ihr es zur rechten Zeit erhalten ſollt. Eigentlich hab' ich viel und nicht viel zu ſagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Dieſe Tage empfand ich wieder viel Sehnſucht nach Hauſe, vielleicht eben weil es mir hier ſo wohl geht und ich doch fühle daß mir mein Liebſtes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage, und will mich eben zuſammen nehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun iſt, und ſo dieſen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht wie reitzlich, aber auch wie ſchwer es mir war, dieſes ganze Jahr abſolut unter fremden Menſchen zu leben, beſonders da Tiſchbein — dieß ſey unter uns geſagt — nicht ſo einſchlug wie ich hoffte. Es iſt ein wirklich guter Menſch, aber er iſt nicht ſo rein, ſo natürlich, ſo offen wie ſeine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich ſchildern, um ihm nicht unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen die man ſo macht. Das Leben eines Menſchen iſt ſein Charakter. Nun hab' ich Hoffnung Kayſern zu beſitzen, dieſer wird mir zu großer Freude ſeyn. Gebe der Himmel, daß ſich nichts dazwiſchen ſtelle!

Fünfter Act.

Stella's Cabinet.

Im Mondenschein.

Stella.

Sie hat Fernando's Porträt, und ist im Begriff, es von der Blendrahme loszumachen.

Fülle der Nacht, umgib mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit

Meine erſte Angelegenheit iſt und bleibt: daß ich es im Zeichnen zu einem gewiſſen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht, und nicht wieder zurücklernt, noch ſo lange ſtill ſteht, wie ich wohl leider die ſchönſte Zeit des Lebens verſaumt habe. Doch muß man ſich ſelbſt entſchuldigen. Zeichnen um zu zeichnen ware wie reden um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenſtande erſt mühſam aufſuchen muß, ja mit allem Suchen ſie kaum finde, wo ſoll da der Nachahmungstrieb herkommen? In dieſen Gegenden muß man zum Künſtler werden, ſo dringt ſich alles auf, man wird voller und voller und gezwungen etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntniß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren ſehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir ſelbſt ſchreibe und ſeht wie ich's thue; wenn wir wieder zuſammen kommen, ſollt Ihr gar manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt uber mich ſelbſt und andre, uber Welt und Geſchichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm gefaßt und geſchloſſen.

Moritz iſt bisher mein liebſter Geſellſchafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und faſt noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur kluger und weder richtiger, beſſer noch glücklicher werden, eine Sorge die mich immer zurückhalt ganz offen zu ſeyn.

Auch im Allgemeinen mit mehreren Menſchen zu leben geht mir ganz gut. Ich ſehe eines jeden Gemüthsart und Handelsweiſe. Der eine ſpielt ſein Spiel, der andre nicht, dieſer wird vorwarts kommen, jener ſchwerlich. Einer ſammelt einer zerſtreut. Einem genugt alles, dem andern nichts. Der

hat Talent und übt's nicht, jener hat keins und ist fleißig ꝛc. ꝛc. Das alles sehe ich, und mich mitten drinn; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menschen, nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen bösen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn jeder nach seiner Weise handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, seyn und bleiben solle, es zunächst von mir prätendirt, dann bleibt einem nichts übrig als zu scheiden oder toll zu werden.

Albano, den 5. October 17[illegible].

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch zur morgenden Post nach Rom schaffe, daß ich auf diesem Blatt nur den tausendsten Theil sage von dem was ich zu sagen habe.

Eure Blatter hab' ich zu gleicher Zeit mit den zerstreuten, besser gesammelten Blättern, den Ideen und den vier Saffianbanden erhalten, gestern als ich im Begriff war von Frascati abzufahren. Es ist mir nun ein Schatz auf die ganze Villeggiatur.

Persepolis habe ich gestern Nacht gelesen. Es freut mich unendlich, und ich kann nichts dazu setzen, indem jene Art und Kunst nicht herüber gekommen ist. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek sehen und Euch aufs neue danken. Fahret fort, ich bitte Euch, oder fahret fort, weil Ihr müßt, beleuchtet alles mit Eurem Lichte.

Die Ideen, die Gedichte sind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen, ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Banden sollen hier werden.

Mit den Genannten war unser Verhaltniß nur ein gutmuthiger Waffenstillstand von beiden Seiten, ich habe das wohl gewußt, nur was werden kann, kann werden. Es wird

immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse" singt sich mit bequemerer Naivität, als ein: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr." Er ist einmal auch ein —: Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren ꝛc. ꝛc. Bleibt von diesem Volke! der erste Undank ist besser als der letzte. Der andere denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen die sich selbst suchen, ohne es gestehn zu wollen. Er wird sich fremd finden, und vielleicht nicht wissen warum. Ich müßte mich sehr irren oder die Großmuth des Alcibiades ist ein Taschenspielerstreich des Züricher Propheten, der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durch einander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel! der ein Freund der Lügen, Damonologie, Ahnungen, Sehnsuchten ꝛc. ist von Anfang.

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß Ihr les't wie ich schreibe, mit dem Geiste mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre Du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben, ohne Dich um andere zu bekümmern. Man muß schreiben wie man lebt, erst um sein selbst willen, und dann existirt man auch für verwandte Wesen.

Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; ware ich im Stande eine zu machen, ich litte keinen der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewahlt. Neulich fand ich in einer leidig apostolischcapuzinermaßigen Declamation des Zuricher Propheten die unsinnigen

Worte: Alles was Leben hat, lebt durch etwas außer sich. Oder so ungefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Aermel. Nicht die ersten simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron sitzen, wo andre Leute hingehören oder keiner hingehört. Laß das alles gut seyn wie ich auch thue, der ich es freilich jetzt leichter habe.

Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen, es sieht gar zu lustig aus. Vor allem beschaftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einladt. Sogar hab' ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch alles machen. Das seh' ich wohl, unser einer muß nur immer neue Gegenstande um sich haben, dann ist er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt, und wenn es Euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß Ihr beisammen seyd und was Ihr einander seyd, indeß ich durch eigenen Willen exilirt, mit Vorsatz irrend, zweckmaßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe und auf alle Falle nicht weiß wo es hinaus will.

Lebt wohl, empfehlt mich der Frau Herzogin. Ich habe mit Rath Reiffenstein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt projectirt. Wenn alles gelingt, so ist's ein Meisterstuck. Wir sind jetzt in Negotiation wegen einer Villa begriffen, welche gewissermaßen sequestrirt ist, und also vermiethet wird, anstatt daß die andern entweder besetzt sind, oder von den großen Familien nur aus Gefalligkeit abgetreten wurden, dagegen man in Obligationen und Relationen gerath. Ich schreibe, sobald nur etwas Gewisseres zu sagen ist. In Rom ist auch ein schones freiliegendes Quartier mit einem Garten fur sie

bereit. Und so wünscht' ich, daß sie sich überall zu Hause fände, denn sonst genießt sie nichts; die Zeit verstreicht, das Geld ist ausgegeben, und man sieht sich um wie nach einem Vogel der einem aus der Hand entwischt ist. Wenn ich ihr alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße, so will ich es thun.

Nun kann ich nicht weiter, wenn gleich noch Raum da ist. Lebt wohl und verzeiht die Eilfertigkeit dieser Zeilen.

Cassel Gandolfo, den 8. October 1787, eigentlich den 12ten.

Denn diese Woche ist hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Also geht dieses Blattchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu Euch gelange.

Wir leben hier wie man in Badern lebt, nur mache ich mich des Morgens beiseite, um zu zeichnen, dann muß man den ganzen Tag der Gesellschaft seyn, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal.

Angelica ist auch hier und wohnt in der Nähe, dann sind einige muntere Madchen, einige Frauen, Hr. von Maron, Schwager von Mengs, mit der seinigen, theils im Hause, theils in der Nachbarschaft; die Gesellschaft ist lustig und es giebt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperson ist, und tragt sich dann einen Tag mit den bon-mots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern köstlichen Himmel. Heute hat sich ein Wind erhoben, der mich zu Hause halt. Wenn man mich außer mir selbst herausbringen könnte, mußten es diese Tage thun, aber ich falle immer wieder in mich zuruck, und meine ganze Neigung ist auf die Kunst

gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es scheint als wenn ich wenigstens würde sehen lernen.

Erwin und Elmire ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forstern auf seine Reise um die Welt auch Fragen und Muthmaßungen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen soll, wenn ich es auch von Herzen gerne thate. Wir wollen sehen.

Ihr habt wohl schon kalte trübe Tage, wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehn. Wie sehr mich Herder's Ideen freuen, kann ich nicht sagen. Da ich keinen Messias zu erwarten habe, so ist mir dieß das liebste Evangelium. Grüßt alles, ich bin in Gedanken immer mit Euch, und liebt mich.

Den letzten Posttag, meine Lieben, habt Ihr keinen Brief erhalten, die Bewegung in Castello war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hause wohnte das immer Zuspruch hat, so mußte ich mich drein geben. Bei dieser Gelegenheit habe ich mehr Italianer gesehen als bisher in einem Jahre, und bin auch mit dieser Erfahrung zufrieden.

Eine Mailanderin interessirte mich die acht Tage ihres Bleibens, sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vortheilhaft vor den Römerinnen aus. Angelica war wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund seyn, man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten, denn es ist unglaublich was sie alles endigt.

Diese letzten Tage war das Wetter kühl, und ich bin recht vergnügt wieder in Rom zu seyn.

Gestern Abend, als ich zu Bette ging, fühlt' ich recht

das Vergnügen hier zu seyn. Es war mir als wenn ich mich auf einen recht breiten, sichern Grund niederlegte.

Ueber seinen Gott mocht' ich gern mit Herdern sprechen. Zu bemerken ist mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieses Büchlein wie andre, für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hinein zu legen hat, findet sie leer. Laßt mich ein wenig weiter allegorisiren, und Herder wird meine Allegorie am besten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man schon ziemliche Lasten fortbringen; die Stücke des Obelisks zu bewegen, brauchen sie Erdwinden, Flaschenzüge und so weiter. Je größer die Last, oder je feiner der Zweck (wie z. E. bei einer Uhr), desto zusammengesetzter, desto künstlicher wird der Mechanismus seyn, und doch im Innern die größte Einheit haben. So sind alle Hypothesen oder vielmehr alle Principien. — Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verschmäht meinen Flaschenzug, was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn L. seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J. sich abarbeitet eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn C. aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine magisch sagen: alles was lebt, lebt durch etwas außer sich! würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzustellen bemüht wären; wenn sie nicht sich sorgfältig bäteten den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Theil der Ideen, sehe erst was es ist, und frage sodann, ob der Autor es hatte schreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr; denn eben das Aechte, Große, Innerliche was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es also irgendwo fehlt, so mangelt's nicht an der Waare, sondern an Kaufern, nicht an der Maschine, sondern an denen die sie zu brauchen wissen. Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich seyn. Mir könnte vielmehr dran gelegen seyn, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich lasse einem jeden seinen Hebel, und bediene mich der Schraube ohne Ende schon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

An Herder.

Cassel Ganymed, den 12. October 1787.

Nur ein flüchtig Wort, und zuerst den lebhaftesten Dank für die Ideen! Sie sind mir als das liebenswertheste Evangelium gekommen, und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplackt hat, wird einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast Du mir durch dieses Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erst in der Hälfte. Ich bitte Dich, laß mir sobald als möglich die Stelle aus Camper, die Du pag. 139 anführst, ganz ausschreiben, damit ich sehe, welche Regeln des Griechischen Künstlerideals er ausgefunden hat.

Ich erinnere mich nur an den Gang seiner Demonstration des Preuß aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu und excerpire mir sonst was Du mir nützlich dünkst, daß ich das Ultimum wisse, wie weit man in dieser Speculation gekommen ist; denn ich bin immer das neugeborne Kind. Hat Lavater's Physiognomik etwas Kluges darüber? Deinem Aufruf wegen Forster's will ich gerne gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht sehe wie es möglich ist; denn ich kann keine einzelnen Fragen thun, ich muß meine Hypothesen völlig aus einander setzen, und vortragen. Du weißt, wie sauer mir das schriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig seyn, und wohin es geschickt werden soll. Ich sitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenschneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Dictiren mich wenden; denn eigentlich seh' ich es als einen Wink an. Es scheint, ich soll von allen Seiten mein Haus bestellen und meine Bücher schließen.

Was mir am schwersten seyn wird ist: daß ich absolut alles aus dem Kopfe nehmen muß, ich habe doch kein Blattchen meiner Collectaneen, keine Zeichnung, nichts hab' ich bei mir, und alle neusten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleib' ich wohl in Castello und treibe ein Badeleben. Morgens zeichne ich, dann giebt's Menschen auf Menschen. Es ist mir lieb, daß ich sie beisammen sehe, einzeln wäre es eine große Seccatur. Angelica ist hier und hilft alles übertragen.

Der Papst soll Nachricht haben, Amsterdam sey von den Preußen eingenommen. Die nächsten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erste Expedition, wo sich unser Jahrhundert in seiner ganzen Größe zeigt. Das heiß' ich eine sodezza! Ohne Schwertstreich, mit ein paar Bomben,

und niemand der sich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl. Ich bin ein Kind des Friedens, und will Friede halten für und für, mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.

Rom, den 27. October 1787.

Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich. Diese ersten Tage hab' ich mit Briefschreiben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert, die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehn. Es ist zu schmeichelhaft, als daß ich es sagen dürfte, was mir Angelica für Hoffnungen über mein Landschaftszeichnen, unter gewissen Bedingungen giebt. Ich will wenigstens fortfahren, um mich dem zu nähern was ich wohl nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß Egmont angelangt und wie Ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch schon geschrieben, daß Kayser herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen, mit der nun vollendeten Partitur unsrer Scapinereien. Du kannst denken was das für ein Fest seyn wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt, und Claudine mit Erwin, in seiner Gegenwart, mit seinem Beirath verbessert.

Herder's Ideen hab' ich nun durchgelesen und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit, und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohlthun. Jemehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher

furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebst, soll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle selige Erinnerungen aufbewahrt sind? — Und du, worüber ich so oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stätte meines Grabes! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeschieden umzuschweben, und die Vergangenheit allgewaltend zu genießen hoffte; von dir auch verbannt seyn? — Verbannt seyn! — Du bist stumpf! Gott sey Dank! dein Gehirn ist verwüstet; du kannst ihn nicht fassen, den Gedanken: Verbannt seyn! Du würdest wahnsinnig werden! — — Nun! — O mir ist schwindlich! — Leb wohl! — Lebe wohl? — Nimmer wieder sehn? — Es ist ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nicht wieder sehn? — Fort! Stella! Sie erwarten das Porträt. Und dich sollt' ich zurück lassen? — Sie nimmt ein Messer und fängt an die Nägel des zu brechen. O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißen-

wird der nachdenkliche Mensch werden. Auch habe ich dieses Jahr unter fremden Menschen Acht gegeben, und gefunden, daß alle wirklich klugen Menschen, mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und bestehen: daß der Moment alles ist, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe: sich so zu betragen, daß sein Leben, in so fern es von ihm abhangt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch schreiben, wenn ich sagen sollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich lese jetzt wieder Stellen, so wie ich sie aufschlage, um mich an jeder Seite zu ergötzen, denn es ist durchaus köstlich gedacht und geschrieben.

Besonders schön find' ich das Griechische Zeitalter; daß ich am Römischen, wenn ich mich so ausdrucken darf, etwas Körperlichkeit vermisse, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es sage. Es ist auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Masse deß was der Staat war, an und für sich; mir ist er, wie Vaterland, etwas Ausschließendes. Und ihr mußtet im Verhältniß mit dem ungeheuern Weltganzen den Werth dieser einzelnen Existenz bestimmen, wo denn freilich vieles zusammenschrumpfte, und in Rauch aufgehn mag.

So bleibt mir das Coliseo immer imposant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden, und daß das Volk, welches diesen ungeheuren Kreis ausfullte, nicht mehr das altrömische Volk war.

Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunst in Rom ist auch zu uns gekommen. Es ist ein Deutsches Product, und, was schlimmer ist, eines Deutschen Cavaliers. Es scheint ein junger Mann zu seyn, der Energie hat, aber voller

Prätension steckt, der sich Mühe gegeben hat herumzulaufen, zu notiren, zu hören, zu horchen, zu lesen. Er hat gewußt dem Werke einen Anschein von Ganzheit zu geben, es ist darin viel Wahres und Gutes, gleich darneben Falsches und Albernes, Gedachtes und Nachgeschwätztes, Longueurs und Schaydaden. Wer es auch in der Entfernung durchsieht, wird bald merken, welch monstroses Mittelding zwischen Compilation und eigen gedachtem Werk dieses voluminose Opus geworden sey.

Die Ankunft Egmonts erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auf ein Wort darüber, das nun wohl unterwegs ist. Das Saffianexemplar ist angelangt, ich hab' es der Angelica gegeben. Mit Kayser's Oper wollen wir es klüger machen, als man uns gerathen hat; Euer Vorschlag ist sehr gut, wenn Kayser kommt sollt Ihr mehr hören.

Die Recension ist recht im Styl des Alten, zu viel und zu wenig. Mir ist jetzt nur dran gelegen zu machen, seitdem ich sehe wie sich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenste ist, Jahrtausende recensiren, das heißt, etwas von seinem Daseyn hererzählen läßt.

Jedermann verwundert sich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht wie ich mich betragen habe. Unser October war nicht der schönste, ob wir gleich himmlische Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß. Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding, die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr bloß von mir selbst abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte.

Bericht.

October.

Zu Anfang dieſes Monats bei mildem durchaus heiterem herrlichem Wetter genoſſen wir eine förmliche Villeagiatur in Caſtel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieſer unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert ſahen. Herr Jenkins, der wohlhabende Engliſche Kunſthandler, bewohnte daſelbſt ein ſehr ſtattliches Gebaude, den ehemaligen Wohnſitz des Jeſuitergenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Salen zu heiterem Beiſammenſeyn, noch an Bogengangen zu munterem Luſtwandeln fehlte.

Man kann ſich von einem ſolchen Herbſtaufenthalte den beſten Begriff machen, wenn man ſich ihn wie den Aufenthalt an einem Badorte gedenkt. Perſonen ohne den mindeſten Bezug auf einander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarſte Nahe verſetzt. Frühſtück und Mittageſſen, Spaziergange, Luſtpartien, ernſt- und ſcherzhafte Unterhaltung bewirken ſchnell Bekanntſchaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, beſonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Cur eine Art von Diverſion macht, hier im vollkommenſten Müſſiggange, ſich die entſchiedenſten Wahlverwandtſchaften zunachſt hervorthun ſollten. Hofrath Reiffenſtein hatte fur gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen ſollten, um zu unſeren Spaziergangen und ſonſtigen artiſtiſchen Wanderungen ins Gebirg die nothige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Geſellſchaft ſich heranbrangte und uns zur Theilnahme an gemeinſchaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die erſten und

versäumten nicht uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die schönsten Genüsse und Belehrungen.

Nach einiger Zeit sah ich eine gar hübsche Römische Nachbarin, nicht weit von uns im Corso wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten beide, seit meiner Myordschaft, meine Begrüßungen freundlicher als sonst erwiedert, doch hatte ich sie nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie Abends vor der Thür saßen, öfters nah genug vorbei ging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältnisse von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu lassen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Concert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und es ist wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt, und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme, mit anmuthigem Bezug auf sich selbst, in der wohlklingenden Römischen Sprache schnell, doch deutlich vorträgt; und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Classe über sich selbst erhebt, und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen, einen gewissen Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Principal in großer Gunst stand. Sie schienen genau mit einander verbunden und Freundinnen zu seyn.

Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offnen, nicht sowohl ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lotteriespiel zwischen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerin Casse zusammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchte durch Wetten oder sonst. Genug es entstand auch auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wobei ich in meiner Unschuld nicht gleich bemerkte, daß ein solches getheiltes Interesse nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abseits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst dem werthen Fremden versicherte: daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Theilnahme gekommen sey, es sich nicht wohl zieme mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharrten und eine unschuldig anmuthige Wechselgefälligkeit durchführten. Ich entschuldigte mich aufs beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sey, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unsern Landen herkömmlich sey, daß man den sämmtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um desto mehr gelten werde, da von zwei so eng verbundenen Freundinnen die Rede sey.

Aber leider! indeſſen ich mich ſo auszureden ſuchte, empfand ich auf die wunderſamſte Weiſe, daß meine Neigung für die Mailänderin ſich ſchon entſchieden hatte, blitzſchnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in ſelbſtgefälligem ruhigen Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünſcht, und das nun auf einmal dem Wünſchenswertheſten unmittelbar nahe kommt. Ueberſieht man doch in ſolchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter dieſen ſchmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächſten Morgen fanden wir uns drei allein und da vermehrte ſich denn das Uebergewicht auf die Seite der Mailanderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Aeußerungen etwas Strebſames zu bemerken war. Sie beklagte ſich nicht über vernachläſſigte aber allzuängſtliche Erziehung: man lehrt uns nicht ſchreiben, ſagte ſie, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht leſen laſſen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beſchäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten daran wird niemand denken; ich gabe alles darum Engliſch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Mad. Angelica, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Camoccini hör' ich oft ſich untereinander Engliſch unterhalten, mit einem Gefühl das dem Neid ähnlich iſt: und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tiſche, es ſtehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich ſehe, und ich weiß nicht was ſie bringen.

Es iſt deſto mehr Schade, verſetzte ich, da das Engliſche ſich ſo leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit faſſen und begreifen. Machen wir gleich einen Verſuch, fuhr ich fort, indem ich eines der gränzenloſen Engliſchen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte schnell hinein und fand einen Artikel: daß ein Frauenzimmer ins Wasser gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden sich Umstände bei dem Falle die ihn verwickelt und interessant machten, es blieb zweifelhaft ob sie sich ins Wasser gestürzt, um den Tod zu suchen, so wie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünstigte oder Verschmähte, sich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat sie aufmerksam darauf zu schauen. Darauf übersetzt' ich ihr erst alle Substantiva und examinirte sie, ob sie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überschaute sie die Stellung dieser Haupt- und Grundworte und machte sich mit dem Platz bekannt, den sie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, bestimmenden Worten über und machte nunmehr, wie diese das Ganze belebten, auf das heiterste bemerklich, und katechisirte sie so lange bis sie mir endlich, unaufgefordert, die ganze Stelle, als stünde sie Italiänisch auf dem Papiere, vorlas, welches sie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Wesens leisten konnte. Ich habe nicht leicht eine so herzlich geistige Freude gesehen als sie ausdrückte, indem sie mir für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank aussprach. Sie konnte sich kaum fassen, indem sie die Möglichkeit gewahrte die Erfullung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und schon versuchsweise erreicht zu sehen.

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt, auch Angelica war angekommen; an einer grosen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand gesetzt, meine Schülerin stand an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die übrigen sich um die Tafelplatze complimentirten, um den Tisch herumzugehen und sich neben mir nieder zu lassen. Meine ernste Nachbarin schien dieß mit einiger

Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren daß hier was vorgegangen seyn müsse und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut Stand, eine innere Bewegung aber gab sich wohl eher kund durch eine gewisse Verlegenheit, in der ich mein Gespräch zwischen den Nachbarinnen theilte, indem ich die ältere zarte, dießmal schweigsame Freundin belebend zu unterhalten, und jene, die sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien und sich in dem Zustande befand desjenigen der mit einemmal von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Theilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufsuchend, fand ich die älteren Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot; ich schweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anders vor als das landschaftlich Malerische; es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinsehen, doch fühlte ich daß ich den Platz zu verlassen Lust hatte, um in theilnehmender kleiner Gesellschaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht absagen können mich bei ihnen niederzulassen, besonders da sie mir an dem Fenster der schönsten Aussicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnt' ich vernehmen daß von Ausstattung die Rede sey, einem immer wiederkehrenden und nie zu erschöpfenden Gegenstande. Die Erfordernisse aller Art wurden gemustert, Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen Gaben, Grundgeschenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweise noch ein Geheimniß, und was nicht alles in genauer Hererzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem spateren Spaziergang festgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams, man schilderte ihn günstig genug, wollte sich aber seine Mangel nicht verbergen, in getroster Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmuth, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedampften doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragt' ich auf das bescheidenste: wer denn aber die Braut sey? Mit Verwunderung erwiederte man mir: ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse sondern ein Fremder sey.

Hier ist es freilich nun nicht nöthig auszusprechen welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm es sey eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der

Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Daß Neigungen, denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird, und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegränzt vorspiegelt. Ich kam spät nach Hause, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weiteren Weg, mit der Entschuldigung nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammen zu nehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein Wertherähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben.

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden, mehr aber gelang mir sie besser zu sehen. Das wenige Technische was ich besaß reichte kaum zu dem unscheinbarsten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Auf- und Absteigen, stillen Seen, belebten Bächen entgegen bringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen geeignet war.

Von nun an aber hab' ich mich kurz zu fassen; die Menge von Besuchenden füllte das Haus und die Häuser der Nachbarschaft, man konnte sich ohne Affectation vermeiden, und

den Thränen mein Leben hingäbe! Das iſt, und wird ſeyn — du biſt elend! — Das Gemählde nach dem Monde wendend. Ha, Fernando! da du zu mir trat'ſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht, welch Heiligthum ſich dir eröffnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſank'ſt nicht? Entfloh'ſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflücken, und zerpflücken, und am Weg' gedankenlos hinſtreuen? — Edler! — Ha Edler! — Meine Jugend! — meine goldne Taze! — Und du träaſt die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frey in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles alles Eine Hoffnung — — Wo biſt du, Stella? — Das Porträt anſchauend. So groß! ſo ſchmeichlend! — Der Blick war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — Co dammernd! ſo lieb! —

eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine solche Neigung stimmt, ist in der Gesellschaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist außer ein einzigesmal mit dem Wirth, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich, von einer weiten Berg- und Waldtour, die appetitlichsten Pilze mitgebracht und sie dem Koch übergeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie aufs schmackhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten jedermann ganz herrlich, nur, als zu meinen Ehren verrathen wurde, daß ich sie aus der Wildniß mitgebracht, ergrimmte unser Englischer Wirth, obgleich nur im Verborgenen darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme sich nicht wohl, jemanden an seiner eignen Tafel zu überraschen, Speisen aufzusetzen, von denen er nicht Rechenschaft geben könne. Dieß alles mußte mir Rath Reiffenstein nach Tafel diplomatisch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderm Weh als das sich von Schwammen herleiten kann, innerlichst zu dulden hatte, bescheidentlich erwiederte: ich hätte vorausgesetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und versicherte: wenn mir wieder dergleichen Edulien unterwegs in die Hände kämen, solche unserm trefflichen Wirthe selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig seyn will, muß man gestehen, sein Verdruß entsprang daher, daß diese überhaupt zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir versichert, und brachte auch dem Herrn ins Gedächtniß, daß dergleichen, zwar, als besondere Raritat nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgesetzt worden.

Dieſes culinariſche Abenteuer gab mir Anlaß, in ſtillem Humor zu bedenken, daß ich ſelbſt, von einem ganz eignen Gifte angeſteckt, in Verdacht gekommen ſey, durch gleiche Unvorſichtigkeit eine ganze Geſellſchaft zu vergiften.

Es war leicht meinen gefaßten Vorſatz fortzuführen. Ich ſuchte ſogleich den Engliſchen Studien auszuweichen, indem ich mich Morgens entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zuſammentritt von mehrern Perſonen zu nähern wußte.

Gar bald legte ſich auch dieſes Verhältniß in meinem ſo viel beſchäftigten Gemüthe wieder zurechte und zwar auf eine ſehr anmuthige Weiſe; denn indem ich ſie als Braut, als künftige Gattin anſah, erhob ſie ſich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzuſtande, und indem ich ihr nun eben dieſelbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Begriff zuwendete, ſo war ich, als einer der ohnehin nicht mehr einem leichtſinnigen Jüngling glich, gar bald gegen ſie in dem freundlichſten Behagen. Mein Dienſt, wenn man eine freie Aufmerkſamkeit ſo nennen darf, bezeichnete ſich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden ſeyn. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und ſo gingen Tage und Stunden einen ruhigen behaglichen Gang.

Von der mannichfaltigſten Unterhaltung wäre viel zu ſagen. Genug es war auch ein Theater daſelbſt, wo der von uns ſo oft im Carneval beklatſchte Pulcinell, welcher die übrige Zeit ſein Schuſterhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anſtändiger kleiner Bürger erſchien, uns mit ſeinen

pantomimisch-mimisch lakonischen Absurditäten auf's beste zu vergnügen und uns in die so höchst behagliche Nullität des Daseyns zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß meine nach Italien so lang projectirte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja sogar den Wunsch mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitern, auch wohl unterrichtenden Briefe den günstigsten Begriff gaben. Freilich in dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalie war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen, und es ergab sich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernstliche Anstalt machten. Mein Rath war, sie möchten den Winter vorübergehen lassen, in der mittleren Jahreszeit bis Rom gelangen, und sodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltstadt u. s. w., der untere Theil von Italien darbieten könnte.

Dieser mein Rath, redlich und sachgemäß wie er war, bezog sich denn doch auch auf meinen eigenen Vortheil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdesten Zustande mit ganz fremden Menschen gelebt und mich eigentlich wieder frisch des humanen Zustands erfreut, dessen ich in zwar zufälligen aber doch natürlichen Bezügen seit langer Zeit erst wieder gewahr wurde, da ein geschlossener heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten

Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Hier ist es, wo durch ein wechselseitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation entsteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vernichten. Es erzeugt sich gleichsam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebnisse durchaus aufhebt, so daß man zuletzt, im Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von diesen Gefühlen und Ahnungen fühlte ich mich ganz entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Denn daß meine Art die Dinge zu sehen nicht sogleich die ihrige seyn würde, konnte ich um so deutlicher wissen, als ich mich selbst seit einem Jahre jenen chimärischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht, und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuschauen und zu athmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutschland kommende Reisende immerfort höchst beschwerlich; sie suchten das auf was sie vergessen sollten, und konnten das was sie schon lange gewünscht hatten nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich selbst fand es noch immer mühsam genug, durch Denken und Thun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entschieden hatte.

Fremde Deutsche konnt' ich vermeiden, so nah verbundene, verehrte, geliebte Personen aber hatten mich durch eignes Irren und Halbgewahrwerden, ja selbst durch Eingehen in meine Denkweise gestört und gehindert. Der nordische Reisende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement seines Daseyns zu finden, auszufüllen was ihm fehlt; allein er wird

erſt nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müſſe.

So deutlich nun auch ein ſolches Verhältniß mir erſchien, ſo erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewiſſen und fuhr unabläſſig fort in der ſorgfältigſten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von andern, Beſchauen künſtleriſchen Beſtrebens, eigene praktiſche Verſuche wechſelten unaufhörlich oder griffen vielmehr wechſelſeitig in einander ein.

Hiebei förderte mich beſonders die Theilnahme Heinrich Meyer's von Zürich, deſſen Unterhaltung mir, obgleich ſeltener, günſtig zu Statten kam, indem er als ein fleißiger und gegen ſich ſelbſt ſtrenger Künſtler die Zeit beſſer anzuwenden wußte, als der Kreis von jüngeren, die einen ernſten Fortſchritt in Begriffen und Technik mit einem raſchen luſtigen Leben leichtmüthig zu verbinden glaubten.

November.

Correſpondenz.

Rom, den 3. November 1787.

Kayſer iſt angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geſchrieben. Er iſt erſt am Clavierſtimmen, und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht ſeine Gegenwart wieder eine ſonderbare anſchließende Epoche, und ich ſehe, man ſoll ſeinen Weg nur ruhig fortgehn, die Tage bringen das Beſte wie das Schlimmſte.

Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe es ſoll beim Wiederleſen nicht verlieren, denn ich weiß was ich hineingearbeitet habe, und daß ſich das nicht auf einmal herausleſen läßt. Das was Ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn Ihr ſagt, daß es gemacht iſt, ſo habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unſäglich ſchwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden ohne es umzuſchreiben. Die beſondern Umſtände der Zeit haben mir die Arbeit erſchwert und erleichtert. Nun liegen noch ſo zwei Steine vor mir: Fauſt und Taſſo. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Siſyphus auf die Zukunft erlaſſen zu haben ſcheinen, hoffe ich auch, dieſe Klumpen den Berg hinauf zu

bringen. Bin ich einmal damit oben, dann ſoll es aufs neue angehn, und ich will mein Möglichſtes thun Euren Beifall zu verdienen, da Ihr mir Eure Liebe ohne mein Verdienſt ſchenkt und erhaltet.

Was Du von Clärchen ſagſt, verſtehe ich nicht ganz, und erwarte Deinen nächſten Brief. Ich ſehe wohl, daß Dir eine Nüance zwiſchen der Dirne und der Göttin zu fehlen ſcheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont ſo ausſchließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieſer Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit ſetze; da ich ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht, und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklarenden Traum verherrlicht wird: ſo weiß ich nicht wo ich die Zwiſchennüance hinſetzen ſoll, ob ich gleich geſtehe, daß aus Nothdurft des dramatiſchen Puppen- und Lattenwerks, die Schattirungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind; vielleicht hilft ein zweites Leſen, vielleicht ſagt mir Dein folgender Brief etwas Naheres.

Angelica hat ein Titelkupfer zum Egmont gezeichnet, Lips geſtochen, das wenigſtens in Deutſchland nicht gezeichnet, nicht geſtochen worden wäre.

Rom, den 10. November 1787.

Kayſer iſt nun da, und es iſt ein dreifach Leben, da die Muſik ſich anſchließt. Es iſt ein trefflich guter Mann, und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich iſt. Tiſchbein kommt

von Neapel zurück, und da muß beider Quartier und alles verändert werden, doch bei unsern guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis seyn.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorschlag gethan, sie soll mir erlauben, die Summe von zweihundert Zechinen, nach und nach, für sie in verschiedenen kleinen Kunstwerken auszugeben. Unterstütze diesen Vorschlag, wie Du ihn in meinem Briefe findest, ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es ist dieses ein wichtiger Punkt, dessen ganzen Umfang Du ohne große Entwicklung empfinden wirst, und Du würdest die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Raths und Erbietens noch mehr erkennen, wenn Du die Verhältnisse hier wüßtest, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn sie die Sachen, die ich nach und nach machen lasse, hier findet, so stille ich die Begierde zu besitzen, die bei jedem Ankömmling, er sey wer er wolle, entsteht, und welche sie nur mit einer schmerzlichen Resignation unterdrücken, oder mit Kosten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen sich davon noch Blätter vollschreiben.

Rom, den 4. November 1787.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen, denn sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig, die auch eine eigne Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden soll. Claudine ist nun in der Arbeit, wird, so zu sagen ganz neu ausgeführet, und die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen.

Rom, den 10. November 1787.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses; doch fällt es schwer, wenn man schon anderes gemacht hat, dem Leser genug zu thun, er verlangt immer etwas wie das Vorige war.

Rom, den 21. November 1787.

Du fragst in Deinem letzten Briefe, wegen der Farbe der Landschaft dieser Gegenden. Darauf kann ich Dir sagen: daß sie bei heitern Tagen, besonders des Herbstes so farbig ist, daß sie in jeder Nachbildung bunt scheinen muß. Ich hoffe Dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu schicken, die ein Deutscher macht, der jetzt in Neapel ist; die Wasserfarben bleiben so weit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet Ihr glauben es sey unmöglich. Das Schönste dabei ist, daß die lebhaften Farben, in geringer Entfernung schon, durch den Lufttон gemildert werden, und daß die Gegensätze von kalten und warmen Tönen (wie man sie nennt) so sichtbar dastehn. Die blauen klaren Schatten stechen so reizend, von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Röthlichen, Bräunlichen ab, und verbinden sich mit der bläulich duftigen Ferne. Es ist ein Glanz, und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei Euch ist alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigstens erinnere ich mich selten einzelne Effecte gesehn zu haben, die mir einen Vorschmack von dem gaben, was jetzt täglich und stündlich vor mir steht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter ist, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die

rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer ermesse. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun, als zu pfuschen; wie es andre treiben seh' ich auch, finde manchen auf dem guten Pfade, keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit, wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorschweben, deren Kleidsaum wir höchstens berühren.

Kayser's Ankunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung setzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht, meine Arbeiten stockten. Jetzt geht es wieder, und meine Opern sind nahe fertig zu seyn. Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man seyn kann, einer von denen Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein, übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Bericht.

November.

Nun aber bei dem stillen Gedanken an ein allmähliges Loslösen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackeren früheren Freundes vorbereitet, des Christoph Kayser, eines gebornen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klingern und uns andern herangekommen war. Dieser, von Natur mit eigenthümlichem musikalischem Talente begabt, hatte schon vor Jahren, indem er Scherz, List und Rache zu componiren unternahm, auch eine zu Egmont passende

Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — Sie zieht mit dem Meſſer nach dem Gemählde. Fernando! — Sie wendet ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder. Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter kommt.

Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde ſind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäſche iſt aufgepackt. Vergeſſen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemählde!

Bedienter nimmt das Meſſer auf, und ſchneidet das Gemählde von der Rahme und rollt's.

Stella. Hier iſt Geld.

Bedienter. Aber warum —

Stella einen Moment ſtillſtehend, auf und umher blickend. Komm! ab.

Musik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück sey abgegangen und eine Copie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Correspondenz darüber ward' räthlich gefunden, er soll selbst unverzüglich herankommen; da er denn auch nicht säumend mit dem Courier durch Italien hindurchflog, sehr bald bei uns eintraf und in den Künstlerkreis, der sein Hauptquartier im Corso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen hatte, sich freundlich aufgenommen sah.

Hier aber zeigte sich gar bald, statt des so nöthigen Sammelns und Einens, neue Zerstreuung und Zersplitterung.

Vorerst gingen mehrere Tage hin bis ein Clavier beigeschafft, probirt, gestimmt und nach des eigensinnigen Künstlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünschen und zu fordern übrig blieb. Indessen belohnte sich baldigst der Aufwand von Mühe und Versäumniß durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musikalische Geschichtskenner sogleich wisse wovon die Rede sey, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, sodann auch daß als Probe eines geübten Clavierspielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont brachte er mit, und so belebte sich von dieser Seite mein ferneres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals, aus Nothwendigkeit und Liebhaberei, gegen das musikalische Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire so wie Claudine von Villa Bella sollten nun auch nach Deutschland abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmonts in meinen

Forderungen gegen mich ſelbſt dergeſtalt geſteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte ſie in ihrer erſten Form dahin zu geben. Gar manches Lyriſche das ſie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen zwar thörig aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgeſetzt bleibt. Der proſaiſche Dialog dagegen erinnerte zu ſehr an jene Franzöſiſchen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem ſie zuerſt ein heiteres ſingbares Weſen auf unſer Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiäner, der den melodiſchen Geſang durch einen recitirenden und declamatoriſchen wenigſtens wollte verknüpft ſehen.

In dieſem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Compoſitionen haben hie und da Freude gemacht, und ſo ſind ſie auf dem dramatiſchen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorüber geſchwommen.

Gewöhnlich ſchilt man auf die Italiäniſchen Texte und das zwar in ſolchen Phraſen wie einer dem andern nachſagen kann ohne was dabei zu denken; ſie ſind freilich leicht und heiter, aber ſie machen nicht mehr Forderungen an den Componiſten und an den Sänger, als in wie weit beide ſich hinzugeben Luſt haben. Ohne hierüber weitläufig zu ſeyn, erinnere ich an den Text der heimlichen Heirath; man kennt den Verfaſſer nicht, aber es war einer der geſchickteſten die in dieſem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag geweſen ſeyn. In dieſem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach beſtimmten Zwecken zu wirken, war meine Abſicht, und ich wüßte ſelbſt nicht zu ſagen, in wiefern ich mich meinem Ziel genähert habe.

Leider aber war ich mit Freund Kayſer ſeit geraumer Zeit

ſchon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar ſchien.

Man vergegenwärtige ſich jene ſehr unſchuldige Zeit des Deutſchen Opernweſens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die Serva Padrona von Pergoleſe, Eingang und Beifall fand. Damals nun producirte ſich ein Deutſcher Buffo Namens Berger, mit einer hübſchen, ſtattlichen gewandten Frau, welche in Deutſchen Städten und Ortſchaften, mit geringer Verkleidung, und ſchwacher Muſik, im Zimmer, mancherlei heitere aufregende Vorſtellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beſchamung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu beſetzende Stimme gedacht, und ſo war denn ſchon vor Jahren das Singſpiel Scherz, Liſt und Rache entſtanden, das ich an Kayſern nach Zürich ſchickte, welcher aber, als ein ernſter, gewiſſenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich ſelbſt war ja ſchon über das Maaß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich ſcheinende Sujet hatte ſich in ſo viel Singſtücke entfaltet, daß ſelbſt bei einer vorübergehenden ſparſamen Muſik drei Perſonen kaum mit der Darſtellung waren zu Ende gekommen. Nun hatte Kayſer die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf ſagen ſtellenweiſe glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen.

Allein wie und wo ſollte das zur Erſcheinung kommen? Unglücklicherweiſe litt es, nach frühern Mäßigkeitsprincipien, an einer Stimmenmagerkeit; es ſtieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hatte zuletzt die Theriaksbüchſen des Doctors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unſer Bemühen daher, uns im Einfachen und Beſchränkten

abzuſchließen, ging verloren als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail ſchlug alles nieder, und es iſt auf dem Theater von unſerm ſo ſorgſam gearbeiteten Stück niemals die Rede geweſen.

Die Gegenwart unſeres Kayſer's erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Muſik, die ſich bisher nur auf theatraliſche Exhibitionen eingeſchrankt hatte. Er war ſorgfaltig die Kirchenfeſte zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt auch die an ſolchen Tagen aufgeführten ſolennen Muſiken mit anzuhören. Wir fanden ſie freilich ſchon ſehr weltlich mit vollſtändigſtem Orcheſter, obgleich der Geſang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum erſtenmal eine Bravour-Arie mit eingreifendem Chor gehört zu haben, ſie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie ſie ſolche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publicum ausübt.

Nächſt dieſem hatte Kayſer noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm ſehr um alte Muſik zu thun war, ihm auch die Geſchichte der Tonkunſt ernſtlich zu erforſchen oblag, ſich in Bibliotheken umſah; wie denn ſein treuer Fleiß beſonders in der Minerva gute Aufnahme und Förderniß gefunden hatte. Dabei aber hatte ſein Bücherforſchen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des ſechzehnten Jahrhunderts aufmerkſam machte und z. B. das Speculum romanae magnificentiae, die Architekturen von Lomazzo, nicht weniger die ſpäteren Admiranda Romae und was ſonſt noch dergleichen ſeyn mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Dieſe Bücher- und Blätterſammlungen, zu denen wir andere denn auch wallfahrteten, haben beſonders einen großen Werth, wenn

man ſie in guten Abdrücken vor ſich ſieht: ſie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Alterthum mit Ernſt und Scheu betrachtet, und die Ueberbleibſel in tüchtigem Charakter ausgedrückt wurden. So näherte man ſich z. B. den Koloſſen, wie ſie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna ſtanden; die Halbruine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von dieſem verſchwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Façade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatican, in deſſen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, alles zog in die alte Zeit zurück, und ließ zugleich aufs deutlichſte bemerken, was die zwei folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen, und ungeachtet bedeutender Hinderniſſe, das Zerſtörte herzuſtellen, das Verſäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zurich, deſſen ich ſchon oft zu gedenken Urſach hatte, ſo zurückgezogen er lebte, ſo fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu ſchauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die Uebrigen ſuchten und wünſchten ihn, indem er ſich in Geſellſchaft ſo beſcheiden als lehrreich erwies. Er ging den ſichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seidelmanniſchen Manier antike Büſten mit Sepia gar löblich darzuſtellen wußte, ſo fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abſtufungen der frühern und ſpätern Kunſt zu prüfen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künſtlern, Kennern und Laien gleich gewünſchten Beſuch bei Fackelſchein, dem Muſeum, ſowohl des Vaticans als auch des Capitols abzuſtatten Anſtalt machten, ſo geſellte er ſich uns zu; und ich

finde unter meinen Papieren einen ſeiner Aufſätze, wodurch ein ſolcher genußreicher Umgang durch die herrlichſten Reſte der Kunſt, welcher meiſtentheils wie ein entzückender, nach und nach verlöſchender Traum vor der Seele ſchwebt, auch in ſeinen vortheilhaften Einwirkungen Kenntniß und Einſicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen römiſchen Muſeen, z. B. das Muſeo Pio-Clementino im Vatican, das Capitoliniſche ꝛc. beim Licht von Wachsfackeln zu beſehen, ſcheinet in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu geweſen zu ſeyn, indeſſen iſt mir nicht bekannt, wann er eigentlich ſeinen Anfang genommen.“

„Vortheile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln abgeſchloſſen, von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerkſamkeit des Beſchauers bleibt lediglich auf daſſelbe gerichtet; dann erſcheinen in dem gewaltigen wirkſamen Fackellicht alle zarten Nüancen der Arbeit weit deutlicher, alle ſtörenden Widerſcheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beſchwerlich) hören auf, die Schatten werden entſchiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor. Ein Hauptvortheil aber iſt unſtreitig der, daß ungünſtig aufgeſtellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man z. B. den Laokoon, in der Niſche wo er ſtand, nur bei Fackellicht recht ſehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, ſondern bloß ein Widerſchein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere; daſſelbe war der Fall mit dem Apollo, und dem ſogenannten Antinous (Mercur). Noch nöthiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil, wie auch den Meleager zu ſehen, und ihre Verdienſte ſchätzen

zu können. Keiner andern Antike ist Fackelbeleuchtung so vortheilhaft, als dem sogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünstig aufgestellt ist, die wundersam zart durch das einfache Gewand durchscheinenden Theile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt sich auch der vortreffliche Sturz eines sitzenden Bacchus aus, eben so das obere Theil einer Bachus-Statue mit schönem Kopf, und die Halbfigur eines Triton, vor allen aber das Wunder der Kunst, der nie genug zu preisende berühmte Torso."

„Die Denkmale im Capitolinischen Museum sind zwar überhaupt weniger wichtig, als die im Museo Pio-Clementino, doch giebt es einige von großer Bedeutung, und man thut wohl, um sich von ihren Verdiensten gehörig zu unterrichten, solche bei Fackelbeleuchtung zu sehen. Der sogenannte Pyrrhus, vortrefflich gearbeitet, steht auf der Treppe, und erhalt gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen steht eine schöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drei Seiten schwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die schönste Statue dieser Art in Rom, erscheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vortheil, da sie in einem Eckzimmer aufgestellt ist, und die sogenannte schön bekleidete Juno, steht an der Wand zwischen Fenstern, wo sie bloß ein wenig Streiflicht erhalt; auch der so berühmte Ariadne-Kopf im Miscellaneen-Zimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Und so sind noch mehrere Stucke dieses Museums ungünstig aufgestellt, so daß Fackelbeleuchtung durchaus nothwendig wird, wenn man solche recht sehen, und nach Verdiensten schatzen soll."

„Wie übrigens so vieles was geschieht, um die Mode mit zu machen, zum Mißbrauch wird, so ist es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen,

wenn verstanden wird, wozu sie nütze ist. Monumente zu sehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, ist sie nothwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen, und Uebergang der Theile in einander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird sie Werken aus der allerbesten Zeit der Kunst günstig seyn (wenn nämlich der, welcher die Fackel führt und der Beschauer wissen, worauf es ankömmt); sie wird die Massen derselben besser zeigen, und die zartesten Nüancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Kunststyls hingegen, die vom mächtigen, und selbst die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn sie anders sonst in hellem Lichte stehen. Denn da die Künstler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie sollten sie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So ist es auch mit spät gearbeiteten Werken, als die Künstler anfingen, nachlässiger zu werden, der Geschmack schon so weit gesunken war, daß auf Licht und Schatten in plastischen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Massen vergessen war. Wozu sollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieser Art dienen?"

Bei einer so feierlichen Gelegenheit ist es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirt's zu gedenken, der unserem Verein auf mehr als eine Weise nützlich und förderlich gewesen. Im Fürstenbergischen 1759 geboren, fand er nach zurückgelegten Studien der alten Schriftsteller, einen unwiderstehlichen Trieb, sich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daselbst angekommen als ich, und hatte sich auf die ernstlichste Weise mit alten und neuern Bau- und Bilderwerken jeder Art bekannt gemacht, und sich zu einem

unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er dieſe Gefälligkeit mit aufopfernder Theilnahme.

Sein Hauptſtudium war die Baukunſt, ohne daß er den claſſiſchen Localitäten und ſo viel andern Merkwürdigkeiten ſeine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretiſchen Anſichten über Kunſt gaben in dem ſtreit- und parteiſüchtigen Rom vielfaltige Gelegenheit zu lebhaften Discuſſionen. Aus der Verſchiedenheit der Anſichten kommen, beſonders dort wo immer und überall von Kunſt die Rede iſt, gar mannichfaltig Hin- und Widerreden, wodurch der Geiſt in der Nähe ſo bedeutender Gegenſtände lebhafteſt angeregt und gefördert wird. Unſres Hirt's Maxime ruhte auf Ableitungen Griechiſcher und Römiſcher Architektur von der älteſten nothwendigſten Holzconſtruction, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete, und ſich dabei der Geſchichte und Beiſpiele geſchickt zu bedienen wußte. Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunſt, wie in jeder andern, geſchmackvolle Fictionen ſtatt fänden, auf welche der Baukünſtler niemals Verzicht thun dürfe, indem er ſich in den mannichfaltigſten Fällen die ihm vorkommen, bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe zu helfen habe, und von der ſtrengen Regel abzuweichen genöthigt ſey.

In Abſicht auf Schönheit gerieth er auch oft mit andern Künſtlern in Discrepanz, indem er den Grund derſelben ins Charakteriſtiſche legte, da ihm denn inſofern diejenigen beipflichteten, welche ſich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunſtwerk zum Grunde liegen müſſe, die Behandlung aber dem Schönheitsſinne und dem Geſchmack anempfohlen ſey, welche einen jeden Charakter in ſeiner Angemeſſenheit ſowohl als in ſeiner Anmuth darzuſtellen haben.

Weil aber die Kunst im Thun, und nicht im Reden besteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als thun wird, so begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals gränzenlos waren, wie sie es bis in die neusten Zeiten geblieben sind.

Wenn die differirenden Meinungen der Künstler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen unter einander Gelegenheit gaben, so traf es sich auch wohl, obgleich selten, daß heitere Vorfalle sich bei solcher Gelegenheit ereigneten. Nachstehendes mag davon ein Beispiel seyn.

Eine Anzahl Künstler hatten den Nachmittag im Vatican zugebracht, und gingen spat, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Thor an der Colonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend ans Ufer, und setzten auf der Ueberfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun waren sie, bei Ripetta aussteigend, in den Fall gekommen sich zu trennen, und die von beiden Seiten noch überflüssig verhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig, beisammenzubleiben, und wieder hinüber und herüber zu fahren, und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den ferneren Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge, und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser auch ließ es sich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Personen einen Bajocco eintrug, einen ansehnlichen Gewinn, den er so spät nicht mehr zu erwarten hatte. Deßhalb erfüllte er ganz stillschweigend ihr Verlangen; und da ihn sein

Saal.

Fernando. Laß mich! Laß mich! Sieh! da faßt's mich wieder mit all' der ſchrecklichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drin nichts verſchuldet — — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mir zu fordern? — Was iſt nun des Sinnes Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! Und immer quälender! immer ſchrecklicher! — — Sich die Stirn haltend. Wo's zuletzt widerſtößt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwey? Dieſe drey beſte weibliche Geſchepfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir — Wenn ich klagen könnte, könnt' verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in ſtumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in

Söhnchen mit Verwunderung fragte: was wollen sie denn damit! antwortet' er ganz ruhig: ich weiß nicht, aber sie sind toll.

Ungefähr in dieser Zeit erhielt ich in einem Packet von Hause nachstehenden Brief:

Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler. — Oui Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 300 lieues de votre demeure ramener le cœur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu, toute une famille va être tranquille et mon cœur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumières ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le gout d'écrire, que vous soyez l'époux d'une Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes, car je crois que vous aimez la vertu.

December.

Correſpondenz.

Rom, den 1. December 1787.

Soviel verſichre ich Dir: ich bin über die wichtigſten Punkte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß ſich ins Unendliche erweitern könnte, ſo hab' ich doch vom Endlichen zum Unendlichen einen ſichern ja klaren und mittheilbaren Begriff.

Ich habe noch die wunderlichſten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme. Denn da ſind herrliche Sachen und ſo begreiflich wie die Flachhand, wenn man ſie nur gefaßt hat.

Rom, den 7. December 1787.

Dieſe Woche iſt mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte, man muß ſehen und ſuchen alle Epochen zu nutzen. Unſre Hausakademie geht immer fort, und wir ſind bemüht den alten Agantyr aus dem Schlafe zu wecken; die Perſpectiv beſchäftigt uns des Abends, und ich ſuche immer dabei einige Theile des menſchlichen Körpers beſſer und ſichrer zeichnen zu lernen. Es iſt nur alles Gründliche gar zu ſchwer und verlangt große Application in der Ausübung.

Angelika iſt gar lieb und gut, ſie macht mich auf alle

Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu, und in der Woche sehe ich sie Abends einmal. Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer sie mache nichts.

Rom, den 8. December 1787.

Wie sehr es mich ergötzt, daß Dir mein Liedchen gefallen hat, glaubst Du nicht, wie sehr es mich freut einen Laut hervorzubringen der in Deine Stimmung trifft. Eben das wünscht' ich Egmonten, von dem Du so wenig sagst und eher daß Dir daran etwas weh als wohl thut. O wir wissen genug, daß wir eine so große Composition schwer ganz rein stimmen können, es hat doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.

Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vortheile, wodurch man die gewissesten Effecte (versteht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht, und nirgends glaub' ich, daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niedrem, als in Rom.

Rom, den 15. December 1787.

Ich schreibe Dir spate, um nur etwas zu schreiben Diese Woche hab' ich sehr vergnugt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch andrer

Arbeit, und da es am Montage so schön Wetter war und meine Kenntniß des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayfern und meinem zweiten Fritz auf die Beine und durchging von Dienstag bis heute Abend die Plaße, die ich schon kannte, und verschiedene Seiten, die ich noch nicht kannte.

Dienstag Abend erreichten wir Frascati, Mittwoch besuchten wir die schönsten Villen und besonders den köstlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerstag gingen wir von Frascati auf Monte Caro über Rocca di Papa, wovon Du einmal Zeichnungen haben sollst, denn Worte und Beschreibungen sind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag schied Kayser von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz dem zweiten auf Aricia Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute sind wir auf Castell Gandolfo und Marino gegangen, und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünstigt, es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahrs. Außer den immer grünen Bäumen haben noch einige Eichen ihr Laub, auch junge Castanien noch das Laub, wenn gleich gelb. Es sind Töne in der Landschaft von der größten Schönheit, und die herrlichen großen Formen im nachtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich Dir in der Ferne mittheile. Ich war sehr vergnügt und wohl.

Rom, den 21. December 1787.

Daß ich zeichne und die Kunst studire hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern, denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe;

so subordinirt er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Consequenz der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu seyn.

Was ich bisher geschickt habe, sind nur leichtsinnige Versuche. Mit Thurneisen schicke ich eine Rolle, worauf das Beste fremde Sachen sind, die Dich erfreuen werden.

Rom, den 25. December 1787.

Dießm[illegible] Christus unter Donner und Blitzen geboren worden, wi[illegible]ten gerade um Mitternacht ein starkes Wetter.

Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr, ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntniß. Wie viel ich hierin einem stillen einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu angstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe, und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad

im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhalt sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und borniert gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst ohne jemanden zu nutzen zu Grunde geht. Ja ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, jemehr sie denkend und handlend auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, graden Menschen die Rede, Halb- und

Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Bericht.

December.

Der Monat December war mit heiterem ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten frohen Gesellschaft viel angenehme Tage verschaffen sollte. Man sagte nämlich: stellen wir uns vor, wir kämen so eben in Rom an, und müßten als eilige Fremde geschwind von den vorzüglichsten Gegenständen uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in diesem Sinne, damit das schon Bekannte möchte in Geist und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alsobald begonnen, und mit einiger Stetigkeit so ziemlich durchgeführt; leider daß von manchem Guten, welches bei dieser Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übrig geblieben. Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieser Epoche fast gänzlich, einiges werde jedoch hievon kürzlich mitgetheilt.

Unterhalb Roms, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drei Brünnlein genannt; diese sind, so erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch sein Blut hervorgerufen worden, und quillen noch bis auf den heutigen Tag.

Ohnehin iſt die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervordringenden Röhrbrunnen eine dunſtige Feuchtigkeit. Das Innere ſteht wenig geſchmückt und beinahe verlaſſen, nur für einen ſeltenen Gottesdienſt, reinlich, wenn gleich moderhaft gehegt und beſorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, ſind Chriſtus und ſeine Apoſtel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphael's farbig in Lebensgröße gemalt. Dieſer außerordentliche Geiſt hat jene frommen Manner, die er ſonſt am rechten Orte in verſammelter Schaar als übereinſtimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgeſondert auftritt, jeden auch mit beſonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn ſich befande, ſondern als wenn er, nach der Himmelfahrt deſſelben, auf ſeine eignen Füße geſtellt, nunmehr ſeinem Charakter gemaß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzugen dieſer Bilder auch in der Ferne zu belehren, ſind uns Nachbildungen der Originalzeichnungen von der treuen Hand Marc Anton's übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben, unſer Gedachtniß aufzufriſchen, und unſere Bemerkungen niederzuſchreiben. (Siehe im 31. Band den Aufſatz über Chriſtus und die zwölf Apoſtel.)

Von dieſem kleinen beſcheidenen Kirchlein iſt jedoch nicht weit zu dem größeren, dem hohen Apoſtel gewidmeten Denkmal: es iſt die Kirche St. Paul vor den Mauern genannt, ein, aus alten herrlichen Paſten groß und kunſtreich zuſammengeſtelltes Monument. Der Eintritt in dieſe Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck, die machtigſten Saulenreihen tragen hohe gemalte Wande, welche oben durch das verſchrankte Zimmerwerk des Dachs geſchloſſen, zwar jetzt unſerm

verwöhnten Auge einen scheunenartigen Anblick geben, obschon das Ganze, wäre die Contignation an festlichen Tagen mit Teppichen überspannt, von unglaublicher Wirkung seyn müßte. Mancher wundersame Rest kolossaler höchst verzierter Architektur an Capitälen findet sich hier anständig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzo fast ganz verschwundenen Palast des Caracalla entnommen und gerettet.

Die Rennbahn sodann, die von diesem Kaiser noch jetzt den Namen führt, giebt uns, wenn schon großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Stellte sich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettlauf Ausfahrenden, so hatte er rechts in der Höhe, über den zertrümmerten Sitzen der Zuschauer, das Grab der Cäcilia Metella mit dessen neueren Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze ins Gränzenlose hinauslauft und in der Ferne bedeutende Villen und Lusthäuser sich sehen lassen. Kehrt das Auge zurück, so kann es gerade vor sich die Ruinen der Spina noch gar wohl verfolgen, und derjenige, dem architektonische Phantasie gegeben ist, kann sich den Uebermuth jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenstand in Trümmern, wie er jetzt vor unsern Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geistreicher und kenntnißgewandter Künstler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als hoch seyn müßte.

Die Pyramide des Cestius ward für dießmal mit den Augen von außen begrüßt, und die Trümmer der Antoninischen oder Caracallischen Bäder, von denen uns Piranesi so manches Effectreiche vorgefabelt, konnten auch dem malerisch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch sollte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an

Hermann von Schwanefeld lebendig werden, welcher mit seiner zarten, das reinste Natur- und Kunstgefühl ausdrückenden Nadel, diese Vergangenheiten zu beleben, ja sie zu den anmuthigsten Tragern des lebendig Gegenwartigen umzuschaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio begrüßten wir den Wasserschwall der Aqua Paola, welcher durch eines Triumphbogens Pforten und Thore, in fünf Strömen, ein großes verhaltnißmäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V. wiederhergestellten Aquaduct macht diese Stromfülle einen Weg von fünfundzwanzig Miglien hinter dem See Bracciano her, durch ein wunderliches, von abwechselnden Höhen gebotenes Zickzack, bis an diesen Ort, versieht die Bedürfnisse verschiedener Mühlen und Fabriken, um sich zugleich in Trastevere zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunst den glücklichen Gedanken, diesen Wassern einen offen schaubaren triumphirenden Eintritt verschafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Gesims und Attiken an jene Prachtthore erinnert, wodurch ehmals kriegerische Ueberwinder sonst einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichste Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein, und empfangt für die Mühen seines weiten Laufes sogleich Dank und Bewunderung. Auch sagen uns die Inschriften, daß Vorsehung und Wohlthätigkeit eines Papstes, aus dem Hause Borghese, hier gleichsam einen ewigen ununterbrochenen stattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden fand jedoch, man wurde besser gethan haben rohe Felsen hier aufzuthürmen, um diesen Fluthen einen natürlicheren Eintritt ans Tageslicht zu verschaffen. Man entgegnete ihm, daß dieß kein Natur- sondern ein Kunstwasser sey, dessen Ankunft man

theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo ſind ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blickſt ſterbend nach dem Himmel, und ächzeſt: „Was hab ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknickt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt?“ — Cecilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tief's Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen ſich, um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten, edelſten weiblichen Geſchöpfe! — Dein! Dein? — Kannſt du das faſſen, die dreyfache, unſägliche Wonne? — Und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! — — Sie wird elend ſeyn! — Stella! biſt elend! — Was hab' ich dir geraubt? das Bewußtſeyn dein ſelbſt, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? — Er nimmt eine Piſtole vom Tiſch. Doch, auf alle Falle! — Er ladet.

auf eine gleichartige Weiſe zu ſchmücken gar wohl berechtigt geweſen ware.

Doch hierüber vereinigte man ſich eben ſo wenig als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem zunächſt gelegenen Kloſter gleich darauf anzuſtaunen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der ſtillere Theil jedoch ärgerte ſich den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu ſehen. Es iſt aber nicht anders in der Welt, als daß eine werthloſe Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewiſſe Art von Cours behalt, beſonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu ſcheiden und ohne viel Ueberlegung und Zaudern gewiſſe Differenzen auszugleichen gedenkt. Wunderſam bleibt es indeß immer, daß man an der großen Einheit einer ſolchen Conception jemals hat mäkeln dürfen. In Abweſenheit des Herrn ſtellen troſtloſe Eltern einen beſeſſenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar; ſie mögen ſchon Verſuche gemacht haben, den Geiſt zu bannen; man hat ſogar ein Buch aufgeſchlagen, um zu forſchen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieſes Uebel wirkſam könne gefunden werden; aber vergebens. In dieſem Augenblick erſcheint der einzig Kräftige und zwar verklärt, anerkannt von ſeinem großen Vorfahren, eilig deutet man hinauf nach ſolcher Viſion, als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides iſt eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirkſame, Hülfreiche, beides auf einander ſich beziehend, in einander einwirkend. Laßt ſich denn, um den Sinn auf eine andere Weiſe auszuſprechen, ein ideeller Bezug aufs Wirkliche von dieſem lostrennen.

Die Gleichgeſinnten beſtärkten ſich auch dießmal in ihrer Ueberzeugung; Raphael, ſagten ſie zu einander, zeichnete

sich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, soll in der Blüthe seines Lebens falsch gedacht, falsch gehandelt haben? Nein! er hat, wie die Natur, jederzeit Recht, und gerade da am gründlichsten, wo wir sie am wenigsten begreifen.

Eine Verabredung wie die unsrige, einen flüchtigen Ueberblick von Rom sich in guter vereinigter Gesellschaft zu verschaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorsatz gewesen, in völliger Abgesondertheit durchgeführt werden; ein und der andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder andere schlossen sich an, auf ihrem Wege dieses oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zusammen, und wußte bald aufzunehmen, bald abzusondern, bald zurück zu bleiben, bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Aeußerungen zu vernehmen. Es giebt eine gewisse Art von empirischem Urtheil, welches seit langerer Zeit zumal durch Englische und Französische Reisende besonders in den Gang gekommen; man spricht sein augenblickliches unvorbereitetes Urtheil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künstler auf gar vielfache Weise bedingt ist, durch sein besonderes Talent, durch Vorganger und Meister, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Besteller. Nichts von allem dem, welches freilich zu einer reinen Würderung nöthig ware, kommt in Betrachtung, und so entsteht daraus ein graßliches Gemisch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigenthümliche Werth der fraglichen Gegenstande ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unser guter Volkmann, sonst so aufmerksam und als Führer nützlich genug, scheint sich durchaus an jene fremden

Urtheiler gehalten zu haben, deßwegen denn seine eigenen Schatzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man sich z. B. unglücklicher ausdrücken, als er sich in der Kirche Maria della Pace vernehmen laßt?

„Ueber der ersten Capelle hat Raphael einige Sibyllen gemalt, die sehr gelitten haben. Die Zeichnung ist richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermuthlich dem unbequemen Platz beigemessen werden muß. Die zwote Capelle ist nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die hoch geschatzt werden, aber nicht simpel genug sind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemalde, das erste stellt die Heimsuchung der Maria von Carl Maratti vor, ist frostig gemalt, aber gut angeordnet; das andere die Geburt der Maria vom Cavalier Vanni, in der Manier des Peter von Cortona, und das dritte den Tod der Maria von Maria Morandi. Die Anordnung ist etwas verwirrt, und fallt ins Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem schwachen Colorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel sind besser gerathen. Den Hof des zu dieser Kirche gehörigen Klosters hat Bramante angegeben."

Dergleichen unzulangliche schwankende Urtheile verwirren durchaus den Beschauer, der ein solches Buch zum Leitfaden erwahlt. Manches ist denn aber auch ganz falsch, z. B. was hier von den Sibyllen gesagt ist. Raphael war niemals von dem Raume genirt, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz seines Genies, daß er jeden Raum auf das zierlichste zu füllen und zu schmucken wußte, wie er augenfallig in der Farnesine dargethan hat. Selbst die herrlichen Bilder der Messe von Bolsena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnasses, waren ohne die

wunderliche Beschränkung des Raumes nicht so unschätzbar geistreich zu denken. Eben so ist auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Composition alles ankommt, auf eine höchst geniale Weise obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, so thut sich auch in der Kunst innerhalb der genausten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie dem aber auch sey, so mag einem jeden die Art und Weise Kunstwerke aufzunehmen völlig überlassen bleiben. Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des classischen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dieß die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und seyn wird. Daß das Größte und Herrlichste vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegeneinander unbedingt wirkenden sittlichen und physischen Elemente. Wir konnten in allgemeinster Betrachtung nicht traurig an dem Zerstörten vorüber gehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß soviel erhalten, soviel wieder hergestellt war, prächtiger und übermäßiger als es je gestanden.

Die Peterskirche ist gewiß so groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein was zwei tausend Jahre vernichten sollten lag vor unsern Augen, sondern zugleich was eine gesteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte.

Selbst das Schwanken des Kunstgeschmackes, das Bestreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleineren, alles deutete auf Leben und Bewegung;

Kunſt- und Menſchengeſchichte ſtanden ſynchroniſtiſch vor unſeren Augen.

Es darf uns nicht niederſchlagen, wenn ſich uns die Bemerkung aufdringt, das Große ſey vergänglich; vielmehr wenn wir finden das Vergangene ſey groß geweſen, muß es uns aufmuntern ſelbſt etwas von Bedeutung zu leiſten, das fortan unſre Nachfolger, und war' es auch ſchon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit aufrege, woran es unſre Vorvordern niemals haben ermangeln laſſen.

Dieſe höchſt belehrenden und geiſterhebenden Anſchauungen wurden, ich darf nicht ſagen geſtört und unterbrochen, aber doch mit einem ſchmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überall hin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, ſein Wort zurückgenommen, und ſich von ſeiner Verſprochenen losgeſagt habe. Wenn ich mich nun einerſeits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen, und mich ſehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauſter Erkundigung unter den Vorwänden jener Villeggiatur auch nicht im mindeſten gedacht worden, ſo war es mir doch höchſt empfindlich, das artige Bild, das mich bisher ſo heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entſtellt zu ſehen: denn ich vernahm ſogleich: das liebe Kind ſey aus Schrecken und Entſetzen über dieſes Ereigniß in ein gewaltſames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten laſſe. Indem ich mich nun tagtaglich, und die erſte Zeit zweimal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft ſich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heitern dem offnen, frohen Tag allein gehörigen

Züge, dieſen Ausdruck unbefangenen, ſtill vorſchreitenden Lebens nunmehr durch Thränen getrübt, durch Krankheit entſtellt, und eine ſo friſche Jugend durch inneres und äußeres Leiden ſo frühzeitig blaß und ſchmachtig zu denken.

In ſolcher Stimmung war freilich ein ſo großes Gegengewicht, als eine Reihenfolge des Bedeutendſten das theils dem Auge durch ſein Daſeyn, theils der Einbildungskraft durch nie verſchollene Würde genug zu thun gab, Höchſt erſehnt und nichts natürlicher als das meiſte davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach ſo vielen Jahrhunderten meiſtens zu unförmlichen Maſſen zerfallen, ſo mußte man bei neueren aufrechtſtehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall ſo vieler Familien in der ſpäteren Zeit bedauern, ja ſelbſt das noch friſch im Leben Erhaltene ſchien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie wollte ſich das Irdiſche ohne eigentlich phyſiſche Kraft durch ſittliche und religioſe Stützen allein in unſern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heiteren Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer friſchen, unſterblichen Vegetation, verfallene Mauern und zerſtreute Blöcke wieder mit Leben auszuſtatten gelingt, ſo entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Daſeyn von ſeinem ſchönſten Schmuck, und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreiſe, die wir noch vor Winters in heiterer Geſellſchaft zu vollbringen gedachten, konnt' ich mich nicht entſchließen, bis ich, einer erfolgten Beſſerung gewiß, und durch ſorgfältige Anſtalten geſichert, Nachricht von ihrer Geneſung auch an denen Orten erhalten ſollte, wo ich ſie, ſo munter als liebenswürdig, in den ſchönſten Herbſttagen kennen gelernt hatte.

Schon die erſten Briefe aus Weimar uber Egmont enthielten einige Ausſtellungen über dieſes und jenes; hiebei erneute ſich die alte Bemerkung, daß der unpoetiſche, in ſeinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunſtfreund gewöhnlich da einen Anſtoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulöſen, zu beſchönigen oder zu verſtecken geſucht hat. Alles ſoll, ſo will es der behagliche Leſer, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich ſeyn, ſcheint es aber demjenigen nicht der auf ſeinen eigenen Anſichten verharrt. Ein Brief dieſes Inhalts war angekommen, ich nahm ihn und ging in die Villa Borgheſe; da mußt' ich denn leſen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hatte ſie aber auch jetzt nicht zu verkurzen gewußt, indem ſo wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meiſten den Freundinnen tadelnswerth ſchien, war das lakoniſche Vermachtniß, womit Egmont ſein Clarchen an Ferdinand empfiehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortſchreiben wird uber meine Geſinnungen und Zuſtande den beſten Aufſchluß geben.

„Wie ſehr wünſcht' ich nun auch Euren Wunſch erfullen, und dem Vermachtniß Egmonts einige Modification geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit Eurem Briefe gleich in die Villa Borgheſe, dachte zwei Stunden den Gang des Stucks, die Charaktere, die Verhaltniſſe durch und konnte nichts finden, das ich abzukurzen hatte. Wie gerne möcht' ich Euch alle meine Ueberlegungen, mein pro und contra ſchreiben, ſie wurden ein Buch Papier fullen, und eine Diſſertation uber die Oekonomie meines Stucks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelica, und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück ſtudirt und beſitzt eine Abſchrift davon.

Möchtest Du doch gegenwärtig gewesen seyn, wie weiblich zart sie alles aus einander legte, und es darauf hinausging: daß das, was Ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sey. Angelica sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf, nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam traumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme. — Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine subordinirte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war."

Moritz
als Etymolog.

Schon längst hat ein weiser Mann das wahre Wort ausgesprochen: der Mensch, dessen Kräfte zu dem Nothwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag sich gern mit dem Unnöthigen und Unnützen beschäftigen! Vielleicht möchte Nachstehendes von manchem auf diese Weise beurtheilt werden.

Unser Geselle Moritz ließ nicht ab, jetzt, in dem Kreise der höchsten Kunst und schönsten Natur, über die Innerlichkeiten des Menschen, seine Anlagen und Entwickelungen fortwährend zu sinnen und zu spinnen; deßhalb er denn auch sich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beschäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herderischen Preisschrift über den Ursprung der Sprachen und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweise die Vorstellung herrschend: das Menschengeschlecht habe sich nicht von Einem Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, sondern zu einer gewissen merkwürdig productiven Zeit des Erdballs sey, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Thiere stufenweis hervorzubringen versucht, da und dort, in mancher günstigen Lage die Menschenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichsten Bezug auf seine Organe sowohl als seine Geistesfähigkeiten sey nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, so wenig als einer Ueberlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifestiren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Uebereinstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß theils aus innerem Grundtriebe, theils durch äußere Veranlassung die sehr beschränkte Vocal- und Consonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja nothwendig sey, daß die verschiedensten Autochthonen theils zusammengetroffen, theils von einander abgewichen und sich diese oder jene Sprache in der Folge entweder verschlimmert oder verbessert habe. Was von den Stammworten gelte, gelte

denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorstellungen ausgedrückt und bestimmter bezeichnet werden. Dieß möchte denn gut seyn und als ein Unerforschliches, nie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich beruhen.

Hierüber find' ich in meinen Papieren folgendes Nähere:

„Mir ist es angenehm, daß sich Moritz aus seiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an sich selbst zu einer Art von Thätigkeit wendet, denn da wird er allerliebst. Seine Grillenfangereien haben alsdann eine wahre Unterlage und seine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beschäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns sehr unterhält. Es ist schwer sie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's versuchen.

Er hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen sie denn auch, ausgesprochen, ausdrücken. Nun lassen sich nach diesem Alphabet die Sprachen beurtheilen, und da findet sich, daß alle Völker versucht haben sich dem innern Sinn gemäß auszudrücken, alle sind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Dem zufolge suchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichsten getroffen sind, bald hat's die eine, bald die andre; dann verändern wir die Worte bis sie uns recht dünken, machen neue u. s. w. Ja wenn wir recht spielen wollen, machen wir Namen für Menschen, untersuchen, ob diesem oder jenem sein Name gehöre ꝛc. ꝛc.

Das etymologische Spiel beschäftigt schon so viele Menschen, und so giebt es auch uns auf diese heitere Weise viel

Cecilie. kommt.

Mein Beſter! wie iſt's uns? — Sie ſieht die Piſtolen. Das ſieht ja reiſefertig aus!

Fernando legt ſie nieder.

Cecilie. Mein Freund! Du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willſt du, Cecilie? Was willſt du, mein Weib?

Cecilie. Nenn' mich nicht ſo, bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab' viel gelitten, und drum nichts von gewaltſamen Entſchlüſſen. Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cecilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fer-

zu thun. Sobald wir zuſammenkommen, wird es wie ein Schachſpiel vorgenommen und hunderterlei Combinationen werden verſucht, ſo daß wer uns zufällig beborchte uns für wahnſinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächſten Freunden vertrauen. Genug es iſt das witzigſte Spiel von der Welt und übt den Sprachſinn unglaublich.

Philipp Neri,

der humoriſtiſche Heilige.

Philipp Neri, in Florenz geboren 1515, erſcheint von Kindheit auf als ein folgſamer ſittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildniß als eines ſolchen iſt glücklicherweiſe aufbewahrt in des Fidanza Teste Scelte Tom. V. Bl. 31. Man wüßte ſich keinen tüchtigern, geſündern, geradſinnigeren Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edlen Familie wird er in allem Guten und Wiſſenswerthen der Zeit gemäß unterrichtet, und endlich, um ſeine Studien zu vollenden, man meldet nicht in welchem Alter, nach Rom geſandt. Hier entwickelt er ſich zum vollkommnen Jüngling; ſein ſchönes Antlitz, ſeine reichen Locken zeichnen ihn aus; er iſt anziehend und ablehnend zugleich, Anmuth und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigſten Zeit, wenige Jahre nach der grauſamen Plünderung der Stadt, ergiebt er ſich, nach Vorgang und Beiſpiel vieler Edlen, ganz den Uebungen der Frömmigkeit, und ſein Enthuſiasmus ſteigert ſich mit den Kräften einer friſchen Jugend. Unabläſſiges Beſuchen der Kirchen,

beſonders der ſieben Hauptkirchen, brünſtiges Beten zu Heran-nöthigung der Hülfe, fleißiges Beichten und Genuß des Abend-mahls, Flehen und Ringen nach geiſtigen Gütern.

In ſolch einem enthuſiaſtiſchen Momente wirft er ſich einſt auf die Stufen des Altars und zerbricht ein paar Rippen, welche, ſchlecht geheilt, ihm lebenslangliches Herzklopfen ver-urſachen, und die Steigerung ſeiner Gefühle veranlaſſen.

Um ihn verſammeln ſich junge Männer zu thätiger Sitt-lichkeit und Frömmigkeit, ſie erweiſen ſich unermüdet die Armen zu verſorgen, die Kranken zu pflegen, und ſcheinen ihre Studien hintanzuſetzen. Wahrſcheinlich bedienen ſie ſich der Zuſchüſſe von Haus zu wohlthätigen Zwecken, genug, ſie geben und helfen immer und behalten nichts für ſich, ja er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihülfe von den Seinigen ab, um dasjenige was Wohlthätigkeit ihnen zuweiſet, an Bedürf-tige zu wenden und ſelbſt zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft, als daß man nicht hatte ſuchen ſollen ſich zugleich auf eine geiſtliche und gefühlvolle Weiſe über die wichtigſten Gegenſtände zu unterhalten. Die kleine Geſellſchaft beſaß noch kein eigenes Local, ſie erbat ſich's bald in dieſem, bald in jenem Kloſter, wo dergleichen Raume wohl zu finden ſeyn mochten. Nach einem kurzen ſtillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verleſen, worüber ein und der andere ſich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man beſprach ſich auch wohl hierüber, alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialektiſche und ſpitzfindige Be-handlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immerfort einer aufmerkſamen Verſorgung der Kranken, dem Dienſt in Hoſpitälern, dem Beiſtande der Armen und Noth-leidenden gewidmet.

Da bei dieſen Verhältniſſen keine Beſchränkung verwaltete und man eben ſo gut kommen als gehen konnte, ſo vermehrte ſich die Zahl der Theilnehmenden ungemein, ſo wie ſich denn auch jene Verſammlung ernſter und umſichgreifender beſchäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgeleſen, Kirchenväter und Kirchengeſchichte ſtellenweiſe zu Rathe gezogen, worauf denn vier der Theilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu ſprechen das Recht und Pflicht hatten.

Dieſe fromme tagtägliche, ja familiär praktiſche Behandlung der höchſten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerkſamkeit, nicht allein unter Einzelnen, ſondern ſogar unter ganzen Körperſchaften. Man verlegte die Verſammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieſer und jener Kirche, der Zugang vermehrte ſich, beſonders zeigte ſich der Orden der Dominicaner dieſer Art ſich zu erbauen ſehr geneigt, und ſchloß ſich zahlreich an die ſich immer mehr ausbildende Schaar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers ſich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten auf demſelben Pfade fortſchreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgeſetzten alle Speculation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber aufs Leben gerichtet war, und das Leben ſich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, ſo wußte der Mann auch hierin den unſchuldigen Bedürfniſſen und Wünſchen der Seinigen entgegen zu kommen. Bei eintretendem Frühling führte er ſie nach San Onofrio, welches hoch und breit gelegen in ſolchen Tagen die angenehmſte Oertlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahrszeit alles jung erſcheinen ſollte, trat, nach ſtillen Gebeten, ein hübſcher Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten, und ein Chor beſonders

eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören, welches um so bedeutender war, als die Musik damals weder ausgebreitet noch ausgebildet gefunden ward und hier vielleicht zum erstenmal ein religioser Gesang in freier Luft sich mittheilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend vermehrte sich die Congregation und wuchs, so wie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nöthigten gleichsam ihren Landsmann das von ihnen abhangige Kloster San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weise fortwirkte, bis ihnen endlich der Papst in der Nahe des Platzes Navona ein Kloster als eigenthümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genossen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der früheren Einrichtung, Gotteswort, das will sagen heilig edle Gesinnungen dem gemeinen Verstande so wie dem gemeinen Alltagsleben anzunahern und eigen zu machen. Man versammelte sich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber sprechen, betete und ward zuletzt durch Musik ergötzt, und was damals öfter, ja täglich geschah, geschieht jetzt noch Sonntags, und gewiß wird jeder Reisende, der nahere Kenntniß von dem heiligen Stifter genommen, sich künftighin diesen unschuldigen Functionen beiwohnend vorzüglich erbauen, wenn er dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunachst mittheilen, in Gemüth und Gedanke vorüber walten läßt.

Hier sind wir nun in dem Falle in Erinnerung zu bringen, daß diese ganze Anstalt noch immer ans Weltliche gränzte. Wie denn nur Wenige unter ihnen sich dem eigentlichen Priesterstande gewidmet hatten und nur soviel geweihte Geistliche unter ihnen gefunden wurden als nöthig Beichte zu sitzen

und das Meßopfer zu verrichten. Und so war denn auch Philipp Neri selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne sich zum Priesterthum zu melden, denn er fand sich, wie es scheint, in seinem gegenwartigen Zustande frei und weit mehr sich selbst überlassen als er sich, mit kirchlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie, zwar hochgeehrt aber doch beschrankt gefühlt hatte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden, sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissenssache die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten. Und so geschah es auch; nun hatte die Kirche klüglich einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der unabhangigen Geistes bisher, auf einen Zustand los ging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltaglichen sich vereinigen und vertragen sollte. Diese Veranderung aber, der Uebergang zur Priesterschaft, scheint auf sein äußeres Benehmen nicht im Mindesten eingewirkt zu haben.

Er übt nur noch strenger als bisher jede Entäußerung, und lebt in einem schlechten Klösterchen mit andern kümmerlich zusammen. So giebt er die, bei großer Theurung, ihm verehrten Brode einem andern Bedürftigern, und setzt seinen Dienst gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priesterthum einen merkwurdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum wohin er schreitet, taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hostie in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder herunterbringen; es scheint als zöge ihn eine unsichtbare Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und schaudert er. Und wenn er nach vollendeter Wandlung

dieſer geheimnißvollen Gaben genießen ſoll, erzeigt er ſich auf eine wunderliche, nicht auszuſprechende ſchwelgeriſche Weiſe. Vor Leidenſchaft beißt er in den Reich, indeß er ahnungsvoll das Blut zu ſchlürfen glaubt des kurz vorher gleichſam gierig verſchlungenen Leibes. Iſt aber dieſer Taumel vorüber, ſo finden wir zwar immer einen leidenſchaftlich wunderſamen, aber immer höchſt verſtändig praktiſchen Mann.

Ein ſolcher Jüngling, ein ſolcher Mann, ſo lebhaft und ſeltſam wirkend, mußte den Menſchen wunderlich und mitunter gerade durch ſeine Tugenden beſchwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrſcheinlich iſt ihm dieſes in dem Laufe ſeines früheren Lebens oft begegnet; nachdem er aber zum Prieſter geweiht iſt, und ſich ſo eng und kümmerlich, gleichſam als Gaſt in einem armſeligen Kloſter behilft, treten Widerſacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unabläſſig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und ſagen, er ſey ein höchſt ausgezeichneter Menſch geweſen, der aber das einem jeden dieſer Art angeborne Herriſche zu beherrſchen, und in Entſagung, Entbehrung, Wohlthätigkeit, Demuth und Schmach den Glanz ſeines Daſeyns zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als thöricht zu erſcheinen und dadurch in Gott und göttliche Dinge ſich erſt recht zu verſenken und zu üben, war ſein andauerndes Beſtreben, wodurch er ſich und ſodann auch ſeine Schüler ausſchließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heil. Bernhard:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni,

ſchien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm friſch wieder entwickelt zu ſeyn.

Aehnliche Abſichten, ähnliche Zuſtände nöthigen den Menſchen in gleichen Maximen ſich aufzuerbauen. Man kann gewiß ſeyn, daß die erhabenſten, innerlich ſtolzeſten Menſchen ſich zu jenen Grundſätzen allein bequemen, indem ſie das Widerwartige einer dem Guten und Großen immer widerſtrebenden Welt vorauszukoſten und den bittern Kelch der Erfahrung, eh' er ihnen noch angeboten iſt, bis auf den Grund zu leeren ſich entſchließen. Gränzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geſchichtchen, wie er ſeine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen ſind, jeden lebensluſtigen Menſchen, der ſie vernimmt, wirklich ungeduldig, ſo wie dieſe Gebote demjenigen, der ihnen gehorchen ſollte, höchſt ſchmerzlich und nahe zu unertraglich fallen mußten. Deßwegen denn auch nicht alle eine ſolche Feuerprobe beſtanden.

Eh' wir aber uns auf dergleichen wunderbare, und dem Leſer gewiſſermaßen unwillkommene Erzahlungen einlaſſen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenoſſen ihm zugeſtehen und höchlich rühmen. Er habe, ſagen ſie, Kenntniſſe und Bildung mehr von Natur, als durch Unterricht und Erziehung erhalten; alles was andere mühſam erwerben, ſey ihm gleichſam eingegoſſen geweſen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geiſter zu unterſcheiden, Eigenſchaften und Fahigkeiten der Menſchen zu würdigen und zu ſchatzen; zugleich habe er mit dem größten Scharfſinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geiſt der Wehrſagung zuſchreiben müſſen. Auch ward ihm eine entſchiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiäner ſich des ſchönen Wortes attrativa bedienen, kraftig verliehen, die ſich nicht allein auf Menſchen erſtreckt, ſondern auch auf Thiere. Als Beiſpiel wird erzahlt, daß der Hund eines Freundes ſich ihm angeſchloſſen und durchaus

gefolgt ſey, auch bei dem erſten Beſitzer, der ihn lebhaft zurückgewünſcht, und durch mancherlei Mittel ihn wieder zu gewinnen getrachtet, auf keine Weiſe verbleiben wollen, ſondern ſich immer zu dem anziehenden Manne zurück begeben, ſich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehrern Jahren in dem Schlafzimmer ſeines erwahlten Herrn das Leben geendet habe. Dieſes Geſchöpf veranlaßt uns nun auf jene Prüfungen, zu denen es ſelbſt Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es iſt bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt, und wahrſcheinlich auch in Rom höchſt ſchimpflich geweſen. In dieſer Rückſicht pflegte der fromme Mann jenes Thier an einer Kette durch die Stadt zu führen, auch mußten ſeine Schüler daſſelbe auf den Armen durch die Straßen tragen, und ſich auf dieſe Weiſe dem Gelachter und Spott der Menge preisgeben.

Auch muthete er ſeinen Schülern und Genoſſen andere unwürdige Aeußerlichkeiten zu. Einem jungen Römiſchen Fürſten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angeſonnen, er ſolle mit einem hinten angeheſteten Fuchsſchwanze durch Rom ſpazieren, und als er dieß zu leiſten ſich weigerte, die Aufnahme in den Orden verſagt. Einen andern ſchickte er ohne Ueberkleid, und wieder einen mit zerriſſenen Aermeln durch die Stadt. Dieſes letztern erbarmte ſich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Aermel an, die der Jüngling ausſchlug, nachher aber, auf Befehl des Meiſters dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nöthigte er die Seinen, gleich Taglöhnern die Materialien herbeizuſchaffen, und ſie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geiſtige Behagen, das der Menſch an ſich empfinden mochte, zu ſtören und zu

vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen, und der Redner ſich darin ſelbſt zu gefallen ſchien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an ſeiner Stelle weiter zu ſprechen, befahl auch wohl weniger fahigen Schülern ungeſaumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, ſo unerwartet angeregt, ſich aus dem Stegreife beſſer als je zu erweiſen das Glück hatten.

Man verſetze ſich in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts und den wüſten Zuſtand, in welchem Rom unter verſchiedenen Papſten wie ein aufgeregtes Element erſchien, und man wird eher begreifen, daß ein ſolches Verfahren wirkſam und machtig ſeyn mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorſam dem innerſten Wollen des Menſchen die große Gewalt verlieh, troß allem Aeußern ſich zu erhalten, um allem was ſich ereignen konnte zu widerſtehen, da es befahigt, ſelbſt dem Vernünftigen und Verſtandigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entſagen.

Eine merkwürdige obgleich ſchon bekannte Prüfungsgeſchichte wird man hier wegen ihrer beſondern Anmuth nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloſter auf dem Lande thue ſich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unſer Mann erhalt den Auftrag eine fur die Kirche ſo wichtige Angelegenheit naher zu unterſuchen; er ſetzt ſich auf ſein Maulthier das Befohlene zu verrichten, kommt aber ſchneller zurück als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung ſeines geiſtlichen Gebieters begegnet Neri mit folgenden Worten: „Heiligſter Vater, dieſe thut keine Wunder, denn es fehlt ihr an der erſten chriſtlichen Tugend, der Demuth; ich komme durch ſchlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet im Kloſter an, ich laſſe ſie, in eurem

Namen, vor mich fordern, sie erscheint und ich reiche ihr statt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung sie solle mir ihn ausziehen. Entsetzt fahrt sie zurück, und mit Schelten und Zorn erwiedert sie mein Ansinnen; für was ich sie halte! ruft sie aus, die Magd des Herrn sey sie, aber nicht eines jeden der daher komme, um knechtische Dienste von ihr zu verlangen. Ich erhub mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Thier, stehe wieder vor euch, und ich bin überzeugt ihr werdet keine weitere Prüfung nöthig finden." Lachelnd beließ es auch der Papst dabei, und wahrscheinlich ward ihr das fernere Wunderthun untersagt.

Wenn er aber dergleichen Prüfungen gegen andere erlaubte, so mußte er solche von Mannern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den namlichen Weg der Selbstverlaugnung einschlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch schon im Geruch der Heiligkeit stand, begegnet ihm in der gangbarsten Straße, und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflasche, die er vorsorglich mit sich führt. Philipp Neri bedenkt sich nicht einen Augenblick, und setzt die langhalsige Korbflasche, den Kopf zurückbiegend, dreist an den Mund, indeß das Volk laut lacht und spottet, daß zwei fromme Manner sich dergestalt zutrinken.

Philipp Neri, den es ungeachtet seiner Frömmigkeit und Ergebung einigermaßen durfte verdrossen haben, sagte darauf: Ihr habt mich geprüft, nun ist die Reihe an mir, und druckte zugleich sein viereckes Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls ausgelacht wurde, ganz ruhig fort ging und sagte: Wenn mir's einer vom Kopf nimmt so mögt' ihr's haben. Neri nahm es ihm ab, und sie schieden.

Freilich dergleichen zu wagen, und dennoch die größten sittlichen Wirkungen hervor zu bringen, bedurfte es eines Mannes wie Philipp Neri, dessen Handlungen gar oft als

nando — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe dich!

Fernando trotzend. Kurz und gut?

Cecilie. Meinſt du, man müſſe hinter der Thür Abſchied nehmen, um zu verlaſſen, was man liebt?

Fernando. Cecilie!

Cecilie. Ich werfe dir nichts vor; und glaube nicht, daß ich dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verluſt, ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte: Ich finde dich wieder, deine Gegenwart ſtößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe, den erflehten Gegenſtand zu beſitzen. Fernando! Mein Herz iſt warm und voll für dich; es iſt das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar, und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden die sie verschwiegen, Mängel die sie nicht beachtet hatten; sein brünstiges ekstatisches Gebet setzte seine Umgebungen als übernatürlich in Erstaunen, in einen Zustand in welchem die Menschen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durchs Gefühl, vorbilden mochte. Wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzahlt und wieder erzahlt, nun endlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verschiedentlich wahrend des Meßopfers vor dem Altare wollte emporgehoben gesehen haben, sondern daß sich auch Zeugnisse fanden, man habe ihn, knieend um das Leben eines gefahrlichst Kranken betend, dergestalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem solchen durchaus dem Gefühl und der Einbildungskraft gewidmeten Zustande war es ganz natürlich, daß die Einmischung auch widerwartiger Damonen nicht ganz auszubleiben schien.

Oben zwischen dem verfallenen Gemauer der Antoninischen Bader sieht wohl einmal der fromme Mann, in affischer Ungestalt, ein widerwartiges Wesen herumhupfen, das aber, auf sein Geheiß, alsogleich zwischen Trümmern und Spalten verschwindet. Bedeutender jedoch als diese Einzelnheit, ist, wie er gegen seine Schüler verfahrt, die ihn von seligen Erscheinungen, womit sie von der Mutter Gottes und andern Heiligen beglückt werden, mit Entzücken benachrichten. Er, wohl wissend, daß aus dergleichen Einbildungen ein geistlicher Dunkel, der schlimmste und hartnackigste von allen, gewöhnlich

entſpringe, verſichert ſie deßhalb, daß hinter dieſer himmliſchen Klarheit und Schönheit gewiß eine teufliſche, häßliche Finſterniß verborgen liege. Dieſes zu erproben gebietet er ihnen: bei der Wiederkehr einer ſo holdſeligen Jungfrau ihr gerade ins Geſicht zu ſpeien; ſie gehorchen, und der Erfolg bewahrt ſich, indem auf der Stelle eine Teufelslarve hervortritt.

Der große Mann mag dieſes mit Bewußtſeyn oder, was wahrſcheinlicher iſt, aus tiefem Inſtinct geboten haben; genug er war ſicher, daß jenes Bild, welches eine phantaſtiſche Liebe und Sehnſucht hervorgerufen hatte, nun, durch das entgegenwirkende Wagniß von Haß und Verachtung, unmittelbar in eine Fratze ſich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer ſo ſeltſamen Pädagogik die außerordentlichſten zwiſchen den höchſt geiſtigen und höchſt körperlichen ſchwebend erſcheinenden Naturgaben: Gefühl einer ſich nahenden noch ungeſehenen Perſon, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtſeyn der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu ſeinen Gedanken.

Dieſe und dergleichen Gaben ſind unter mehreren Menſchen ausgetheilt, mancher kann ſich derſelben ein und das anderemal rühmen, aber die ununterbrochene Gegenwart ſolcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer ſo ſtaunenswürdigen Wirkſamkeit, dieß iſt vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zuſammengehaltene unzerſplitterte Geiſtes- und Körperkräfte ſich mit erſtaunenswürdiger Energie hervorthun konnten.

Betrachten wir aber eine ſolche nach unabhängigem gränzenloſen, geiſtigen Wirken ſich hinſehnende und hingetriebene Natur wie ſie durch die ſtreng umfaſſenden römiſch kirchlichen Bande ſich wieder zuſammengehalten fühlen muß.

Die Wirkungen des heiligen Xaverius unter den abgöttiſchen

Heiden mögen freilich damals in Rom großes Aufsehn gemacht haben. Dadurch aufgeregt fühlten Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Indien gezogen, und wünschten mit papstlicher Erlaubniß sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von oben her wohl instruirte Beichtvater redete ihnen ab und gab zu bedenken, daß für gottselige, auf Besserung des Nachsten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsames Indien zu finden und ein würdiger Schauplatz für deren Thatigkeit offen sey. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt selbst zunachst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drei Brunnen vor dem Thore St. Sebastian trüb und blutig seit einiger Zeit geflossen, welches als eine untrügliche Andeutung zu betrachten sey.

Mag also der würdige Neri und seine Gesellen hiedurch beschwichtigt, innerhalb Roms ein wohlthatiges wunderwirkendes Leben fortgesetzt haben, soviel ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wundersame Complication der menschlichen Natur, in welcher sich die starksten Gegensatze vereinigen, Materielles und Geistiges, Gewöhnliches und Unmögliches, Widerwartiges und Entzückendes, Beschranktes und Granzenloses, dergleichen aufzuführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zu Tage tritt, wie er durch das Unbegreifliche was sich aufdrangt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt; gebe

man mit dieſen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unſeres Mannes, ſo wird es uns faßlich ſcheinen, was ein ſolcher, der beinahe ein ganzes Jahrhundert auf einem ſo großen Schauplatze in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unabläſſig gewirkt, für einen Einfluß muſſe erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging ſo weit, daß man nicht allein von ſeinem geſunden kräftigen Wirken Nutzen, Heil und ſeliges Gefuhl ſich zueignete, ſondern daß ſogar ſeine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man ſie als Zeichen ſeines innigſten Verhaltniſſes zu Gott und dem Göttlichſten anzuſehen ſich bewogen fand. Hier begreifen wir nun, wie er ſchon lebend der Würde eines Heiligen entgegen ging, und ſein Tod nur bekraftigen konnte, was ihm von den Zeitgenoſſen zugedacht und zugeſtanden war.

Deßhalb auch, als man bald nach ſeinem Verſcheiden, welches von noch mehr Wundern als ſein Leben begleitet war, an Papſt Clemens VIII. die Frage brachte: Ob man mit der Unterſuchung, dem ſogenannten Proceß, welcher einer Seligſprechung vorausgeht, den Anfang machen dürfe, dieſer die Antwort ertheilte: Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten, und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im Allgemeinen den Glaubigen als ſolchen erklaren und vorſtellen wird.

Nun aber dürfte es auch der Aufmerkſamkeit werth gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, funfzehn Päpſte erlebt, indem er unter Leo X. geboren, unter Clemens VIII. ſeine Tage beſchloß; daher er denn auch eine unabhangige Stellung gegen den Papſt ſelbſt zu behaupten ſich anmaßte, und als Glied der Kirche ſich zwar ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichſtellte, aber im Einzelnen ſich nicht gebunden, ja ſogar

gebieterisch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun laßt es sich denn auch erklären, daß er die Cardinalswürde durchaus abschlug und in seiner Chiesa nuova gleich einem widerspenstigen Ritter in einer alten Burg, sich gegen den obersten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm.

Der Charakter jener Verhaltnisse jedoch, wie sie sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus den früheren, roheren Zeiten seltsam genug gestaltet erhielten, kann durch nichts deutlicher vor Augen gestellt, eindringlicher dem Geiste dargebracht werden, als durch ein Memorial, welches Neri kurz vor seinem Tode an den neuen Papst Clemens VIII. ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Resolution erfolgte.

Wir sehen hieraus das auf eine andere Weise nicht zu schildernde Verhaltniß eines bald achtzigjahrigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüchtigen, wahrend seiner mehrjahrigen Regierung höchst achtbaren souveränen Oberhaupte der Römisch-Katholischen Kirche.

Memorial des Philipp Neri an Clemens VIII.

Heiligster Vater! Und was für eine Person bin ich denn daß die Cardinale mich zu besuchen kommen, und besonders gestern Abend die Cardinale von Florenz und Cusano? Und weil ich ein bißchen Manna in Blattern nöthig hatte, so ließ mir gedachter Cardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Cardinal in jenes Hospital eine große Quantität geschickt hatte. Er blieb auch bis zwei Stunden in die Nacht, und sagte so viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr als mir billig schien: denn da Sie Papst

sind, so sollten Sie die Demuth selber seyn. Christus kam um sieben Uhr in der Nacht sich mir einzuverleiben, und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unsere Kirche kommen. Christus ist Mensch und Gott und besucht mich gar manchmal. Ew. Heiligkeit ist nur ein bloßer Mensch, geboren von einem heiligen und rechtschaffenen Mann, jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit ist Signora Agnesia, eine sehr gottesfürchtige Dame; aber jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hatte ich nicht alles zu sagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf lassen wollte. Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen thun, wegen eines Madchens, das ich nach Torre de' specchi schaffen will. Sie ist die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit versprochen hat, daß Sie seine Kinder beschützen will; und da erinnere ich Sie, daß es hübsch ist, wenn ein Papst sein Wort halt. Deßwegen übergeben Sie mir gedachtes Geschaft und so daß ich mich im Nothfall Ihres Namens bedienen könne; um so mehr, da ich den Willen des Madchens weiß und gewiß bin, daß sie durch göttliche Eingebung bewegt wird, und mit der größten Demuth, die ich schuldig bin, küsse ich die heiligsten Füße.

Eigenhändige Resolution des Papsts, unter das Memorial geschrieben.

Der Papst sagt, daß dieser Aufsatz in seinem ersten Theil etwas vom Geiste der Eitelkeit enthalt, indem er dadurch erfahren soll, daß die Cardinale Dieselben so oft besuchen; wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden soll, daß diese Herren geistlich gesinnt sind; welches man recht gut weiß. Daß Er

nicht gekommen iſt Dieſelben zu ſehen, darauf ſagt Er: Daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Cardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen ſo oft angetragen werden. Was den Befehl betrifft, ſo iſt Er zufrieden, daß Dieſelben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberei denen guten Muttern einen tuchtigen Filz geben, die es Denenſelben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denſelben aber, daß Sie ſich wahren und nicht Beichte ſitzen, ohne ſeine Erlaubniß. Kommt aber unſer Herr Dieſelben zu beſuchen, ſo bitten Sie für uns und für die dringendſten Nothdurften der Chriſtenheit.

Allgemeine Betrachtung.

Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts hatte ſich der Geiſt der bildenden Kunſt völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben; zu freiſinnigen heiteren Wirkungen war ſie gelangt. Was aber ſich in der edlen menſchlichen Natur auf Verſtand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kampfte ein gebildeter Menſchenſinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgrunde nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tauſende und aber Tauſende, die ihr Seelenheil auf reinem freien Wege ſuchten, gingen an Leib und Gutern auf die grauſamſte Weiſe zu Grunde.

Im Süden ſelbſt ſuchten edlere ſchönere Geiſter ſich von der Gewalt der allbeherrſchenden Kirche loszulöſen und wir glauben an Philipp Neri einen Verſuch zu ſehen, wie man wohl ein frommer Mann ſeyn, auch ein Heiliger werden könne,

ohne sich der Alleinherrschaft des Römischen Papstes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der Römischen Kirche beherrscht wird, gleichfalls sein Behagen; sich ganz von ihr loszuhalten wird ihm deßhalb unmöglich. Wie lange zaudert er bis er sich in den Priesterstand begiebt, wie löst er sich ab von allem kirchlichen Schlendrian und wie sucht er Lehre sowohl als Leben heiter-sittlich und einwirkend-praktisch zu machen.

Daß er zuletzt den Cardinalshut entschieden verschmäht, auf eine den Papst beleidigende Weise, zeugt wie er sich von Banden frei zu erhalten gesucht hat. Sodann giebt die wunderliche, bis zum Komischen trutzige Correspondenz, womit wir unsern Vortrag schlossen, ein lebendiges Zeugniß und versetzt uns einigermaßen in das Jahrhundert, welches der außerordentliche Mann beinahe durch sein Leben ausfüllt. Uns war es höchst merkwürdig einen Heiligen anzutreffen, Zeitgenossen des Weltkindes Cellini, gleichfalls eines Florentiners, dessen Andenken wir so viele Aufmerksamkeit gewidmet. Auch sollte die Parallele zwischen beiden ausführlicher behandelt werden und vielleicht noch einige andere bedeutende Existenzen, um durch mehrere Individuen ein lebendiges Bild der Zeit eigenthümlich hervorzurufen. Möge jedoch dasjenige, was hier von einem frommen edlen Enthusiasmus vorgeführt worden, zu anmuthigen Vergleichungen einstweilen Anlaß geben.

Januar.

Correspondenz.

Rom, den 3. Januar 1788.

Verzeiht wenn ich heute nur wenig schreibe. Dieses Jahr ist mit Ernst und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umsehen.

Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden.

Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andre verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es stellt sich bis gegen Ostern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird weiß ich nicht.

Rom, den 10. Januar 1788.

Erwin und Elmire kommt mit diesem Brief, möge Dir das Stückchen auch Vergnügen machen. Doch kann eine Operette, wenn sie gut ist, niemals im Lesen genug thun; es muß die Musik erst dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken den der Dichter sich vorstellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht, weil ich erst recht mit Kayfern die Gestalt des Singspiels studirt habe.

Am menschlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perspectivstunde. Ich bereite mich zu meiner Auflösung, damit ich mich ihr getrosten Muthes hingebe, wenn die Himmlischen sie auf Ostern beschlossen haben. Es geschehe was gut ist.

Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andre auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet, auch ist alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Constellationen fortgeht, so muß ich mich im Laufe dieses Jahres in eine Prinzessin verlieben, um den Tasso, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Faust schreiben zu können, ob ich mir gleich zu beiden wenig Lust fühle. Denn bisher ist's so gegangen. Um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, fing der Römische Kaiser mit den Brabantern Handel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayser nach Rom.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cecilie. Du fährst auf?

Fernando. Du marterst mich!

Cecilie. Du sollst glücklich seyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu seyn! Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich sein, du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben seyn, und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen — Und so bleibst du mein, bist nicht mit Stella verbannt, in einen Winkel der Erde, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und so, Fernando, gib mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grausam; als Ernst ist's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beste! — Der kalte Sinn löst den Knoten nicht. Was du sagst, klingt schön,

Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder sagt, und ich finde es recht lustig, eine Endursache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet sind. Das darf man Glück nennen. Also die Prinzessin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten.

Rom, den 10. Januar 1788.

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen Deutscher Art und Kunst, Erwin und Elmire. Es ward eher fertig als Claudine, doch wünsch' ich nicht daß es zuerst gedruckt werde.

Du wirst bald sehen daß alles aufs Bedürfniß der lyrischen Bühne gerechnet ist, das ich erst hier zu studieren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maaß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhpunkte genug habe ꝛc. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italianer allen Sinn des Gedichts aufopfert, ich wünsche, daß es mir gelungen seyn möge, jene musikalisch theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein Italianisch Opernbuchelchen liest kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, wurde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß Du das trochaische Sylbenmaaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus Italianischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaaß ist zur Musik

vorzuglich glücklich, und der Componiſt kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten, dergeſtalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt. Wie überhaupt die Italianer auf glatte einfache Sylbenmaaße und Rhythmen ausſchließlich halten.

Der junge Camper iſt ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift und über die Sachen hinfahrt.

Glück zum vierten Theil der Ideen. Der dritte iſt uns ein heilig Buch, das ich verſchloſſen halte, erſt jetzt hat es Moritz zu leſen gekriegt, der ſich glücklich preiſ't, daß er in dieſer Epoche der Erziehung des Menſchengeſchlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt und war über das Ende ganz außer ſich.

Wenn ich Dich nur einmal für alle das Gute auf dem Capitol bewirthen könnte! Es iſt einer meiner angelegenſten Wünſche.

Meine titaniſchen Ideen waren nur Luftgeſtalten, die einer ernſteren Epoche vorſpukten. Ich bin nun recht im Studio der Menſchengeſtalt, welche das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Thuns iſt. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, beſonders die Oſteologie, hilft mir ſtarke Schritte machen. Jetzt ſeh' ich, jetzt genieß' ich erſt das Höchſte was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich ſehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben ſtudiren kann und am Ende doch noch ausrufen mochte: Jetzt ſeh' ich, jetzt genieß' ich erſt.

Ich raffe alles Mögliche zuſammen, um Oſtern eine gewiſſe Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu ſchließen, damit ich Rom nicht mit entſchiedenem Widerwillen verlaſſe, und hoffe in Deutſchland einige Studien bequem und gründlich fortſetzen zu können, obgleich langſam genug. Hier tragt einen der Strom fort, ſobald man nur das Schifflein beſtiegen hat.

Bericht.

Januar.

Cupido, loser, eigensinniger Knabe;
Du bat'st mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und sengt mich Armen.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben.
Ich such', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Wenn man vorstehendes Liedchen nicht in buchstäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Damon, den man gewöhnlich Amor nennet, dabei denken, sondern eine Versammlung thatiger Geister sich vorstellen will, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes Interesse verwirren, so wird man auf eine symbolische Weise an dem Zustande theilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzahlungen genugsam darstellen. Man wird zugestehen, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles aufrecht zu erhalten, in Thatigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden.

Aufnahme

in die Gesellschaft der Arkadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage bestürmt, den ich auch als Folge jenes unseligen Concerts ansah, durch welches wir unser Incognito leichtsinniger Weise enthüllt hatten. Es konnte jedoch andere Anlasse haben, daß man von mehreren Seiten her mich zu bestimmen suchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schafer aufnehmen zu lassen. Lange widerstand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Besonderes zu sehen schienen, endlich nachgeben.

Im Allgemeinen ist bekannt, was unter dieser Arkadischen Gesellschaft verstanden wird; doch ist es wohl nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.

Während dem Laufe des siebzehnten Jahrhunderts mag die Italianische Poesie sich auf mancherlei Weise verschlimmert haben; denn gegen Ende dieses Zeitraums werfen ihr gebildete wohlgesinnte Manner vor: sie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig versaumt; auch sey sie in Absicht auf die Form, die äußere Schönheit, durchaus zu tadeln, denn sie habe mit barbarischen Ausdrücken, unleidlich harten Versen, fehlerhaften Figuren und Tropen, besonders mit fortlaufenden und ungemessenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern, auch ganz und gar das Anmuthige und Süße verscherzt, welches man am Aeußern zu schätzen sich erfreue.

Jene, auf solchen Irrwegen Befangenen jedoch schalten, wie es zu gehen pflegt, das Aechte und Fortreffliche, damit ihre Mißbrauche fernerhin unangetastet gelten möchten. Welches denn doch zuletzt von gebildeten und verstandigen Menschen

nicht mehr erduldet werden konnte, dergestalt, daß im Jahr 1690 eine Anzahl umsichtiger und kraftiger Männer zusammentrat und einen andern Weg einzuschlagen sich beredete.

Damit aber ihre Zusammenkünfte nicht Aufsehn machen und Gegenwirkung veranlassen möchten, so wendeten sie sich ins Freie, in landliche Gartenumgebungen, deren ja Rom selbst in seinen Mauern genugsame bezirkt und einschließt. Hiedurch ward ihnen zugleich der Gewinn sich der Natur zu nahern, und in frischer Luft den uranfanglichen Geist der Dichtkunst zu ahnen. Dort, an gefalligen Platzen, lagerten sie sich auf den Rasen, setzten sich auf architektonische Trummer und Steinblöcke, wo sogar anwesende Cardinale nur durch ein weicheres Kissen geehrt werden konnten. Hier besprachen sie sich untereinander von ihren Ueberzeugungen, Grundsatzen, Vorhaben; hier lasen sie Gedichte, in welchen man den Sinn des höheren Alterthums, der edlen Toscanischen Schule wieder ins Leben zu führen trachtete. Da rief denn einer in Entzucken aus: Hier ist unser Arkadien! Dieß veranlaßte den Namen der Gesellschaft, so wie das Idyllische ihrer Einrichtung. Keine Protection eines grosen und einflußreichen Mannes sollte sie schützen; sie wollten kein Oberhaupt, keinen Präsidenten zugeben. Ein Custos sollte die arkadischen Raume öffnen und schließen, und in den nothwendigsten Fallen ihm ein Rath von zu wahlenden Aeltesten zur Seite stehn.

Hier ist der Name Crescimbeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitstifter angesehen werden kann, und als erster Custos sein Amt mehrere Jahre treulich verrichtete, indem er über einen bessern reinern Geschmack Wache hält, und das Barbarische immer mehr zu verdrangen weiß.

Seine Dialogen über die Poesia volgare, welches nicht etwa Volkspoesie zu übersetzen ist, sondern Poesie, wie sie

einer Nation wohl anſteht, wenn ſie durch entſchiedene wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entſtellt wird, ſeine Dialogen, worin er die beſſere Lehre vorträgt, ſind offenbar eine Frucht arkadiſcher Unterhaltungen, und höchſt wichtig in Vergleich mit unſerm neuen aſthetiſchen Beſtreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der Arkadia verdienen in dieſem Sinne alle Aufmerkſamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werthen Schafer, im Freien auf grünem Raſen ſich lagernd, der Natur hiedurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenſchaft ein menſchlich Herz zu überſchleichen pflegt; nun aber beſtand die Geſellſchaft aus geiſtlichen Herren und ſonſtigen würdigen Perſonen, die ſich mit dem Amor jener Römiſchen Triumvirn nicht einlaſſen durften, den ſie deßhalb ausdrücklich beſeitigten. Hier alſo blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich iſt, als ſich zu jener überirdiſchen und gewiſſermaßen platoniſchen Sehnſucht hinzuwenden, nicht weniger ins Allegoriſche ſich einzulaſſen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrſamen, eigenthümlichen Charakter erhalten, da ſie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarch hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Dieſe Geſellſchaft beſtand, wie ich nach Rom gelangte, ſo eben hundert Jahr, und hatte ſich, ihrer äußern Form nach, durch mancherlei Orts- und Geſinnungswechſel immer mit Anſtand, wenn auch nicht in großem Anſehn erhalten; und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieſelben zur Aufnahme anzulocken, um ſo mehr, als der Hüter dieſer poetiſchen Ländereien bloß dadurch ſich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Function ſelbſt aber ging folgendermaßen vor ſich:

In den Vorzimmern eines anſtandigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geiſtlichen Herrn vorgeſtellt, und er mir bekannt gemacht als derjenige der mich einführen, meinen Bürgen gleichſam oder Pathen vorſtellen ſollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal und ſetzten uns in die erſte Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leergebliebene Rechte fand ſich ein ſtattlicher altlicher Mann, den ich nach ſeiner Bekleidung und der Ehrfurcht die man ihm erwies, für einen Cardinal zu halten hatte.

Der Cuſtode, vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Perſonen auf, welche ſich theils in Verſen, theils in Proſa hören ließen. Nachdem dieſes eine gute Zeit gewährt, begann jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem ſie im Ganzen mit dem Diplom zuſammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt, und unter großem Händeklatſchen aufgenommen und anerkannt.

Mein ſogenannter Pathe und ich waren indeſſen aufgeſtanden, und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzulange, ſehr ſchickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall ſich hören ließ, nach deſſen Verſchallen ich Gelegenheit hatte, den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und iſt, da es in jeder andern Sprache ſeine Eigenthümlichkeit verlöre, nicht überſetzt worden. Indeſſen ſuchte ich den Cuſtode mit ſeinem neuen Hutgenoſſen auf das beſte zufrieden zu ſtellen.

C. U. C.

Nivildo Amarinzio
Custode generale d' Arcadia.

Trovandosi per avventura a beare le sponde del Jebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l' Inclito ed Erudito Signor DE GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha putato ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DE GOETHE d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, et vollero altresì assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l' Atto pubblico e solenne di si applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore

Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serbatojo dentro il Bosco Parrasio alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXLI. Anno II dalla Ristorazione d' Arcadia Olimpiade XXIV Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Lorbeer, halb Pinien, in der Mitte eine Panflote, darunter Gli Arcadi.

Corimbo Melicronio
Florimonte Egireo
} Sotto-Custodi.

Das Römiſche Carneval.

Indem wir eine Beſchreibung des Römiſchen Carnevals unternehmen, müſſen wir den Einwurf befurchten: daß eine ſolche Feierlichkeit eigentlich nicht beſchrieben werden könne. Eine ſo große lebendige Maſſe ſinnlicher Gegenſtände ſollte ſich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach ſeiner Art angeſchaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird dieſe Einwendung, wenn wir ſelbſt geſtehen müſſen: daß das Römiſche Carneval einem fremden Zuſchauer, der es zum erſtenmal ſieht und nur ſehen will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge ſonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder walzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Larm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklaren; und vorzüglich wird die Frage seyn: ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt?

Das Römische Carneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt.

Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem Castell Sanct Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Procession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder so thöricht und toll seyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlagen und Messerstichen fast alles erlaubt sey.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert sich einander, jeder nimmt was ihm begegnet leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und

ſchmeckt ſüß. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich ſelbſt betrügſt, indem du die marterndſten Gefühle, mit einem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cecilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte? was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cecilie. Nun denn! — Und Stella? —

Fernando fährt auf und geht wild auf und ab.

Cecilie. Wer betrügt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, unbedachten, vergänglichen Troſt? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando. Überhebe dich nicht deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

seiner Privilegien wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Carneval selbst einmal beigewohnt, und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blatter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Corso.

Das Römische Carneval versammelt sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem andern Plaz würde es ein ander Fest seyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen Italianischer Stadte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt, und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venetianischen Palast. Sie ist ungefähr viertehalb tausend Schritte lang und von hohen, meistentheils prachtigen Gebauden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Lange und gegen die Höhe der Gebaude nicht verhaltnismäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußganger

ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Gränze dieser Straße; der Venetianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Corso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der Römische Corso belebt. Die vornehmen und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren; die Wagen kommen vom Venetianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei, zum Thore hinaus und auf dem Flaminischen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung an einander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf und nieder zu fahren. Dem Pratendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingelautet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; jeder wendet wo es ihm beliebt und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen Italiänischen

Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtagigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die Römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Eben so wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehangte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher, die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Carneval zu seyn, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarro's vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Officier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher;

doch die allgemeine Erwartung iſt auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publicum dieſe paradieſiſchen Stunden.

Der Corſo, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun ſorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man iſt beſchäftigt, das ſchöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Baſaltſtücken zuſammengeſetzte Pflaſter, wo es nur einiger maſen abzuweichen ſcheint, auszuheben und die Baſaltkeile wieder neu in Stand zu ſetzen.

Außer dieſem zeigen ſich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevalsabend ſchließt ſich, wie wir ſchon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu dieſem Endzweck unterhält, ſind meiſtentheils klein, und werden, wegen fremder Herkunft der beſten unter ihnen, Barberi genennt.

Ein ſolches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anſchließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern beſetzt iſt, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen ſoll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corſo gerichtet, eine Zeit lang ſtill zu ſtehen, führt es alsdann ſachte die Straße hin, und giebt ihm oben am Venetianiſchen Palaſt ein wenig Haſer, damit es ein Intereſſe empfinde, ſeine Bahn deſto geſchwinder zu durchlaufen.

Da dieſe Uebung mit den meiſten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl ſind, wiederholt und eine ſolche Promenade immer von einer Anzahl luſtig ſchreiender

Knaben begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Larm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten Römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Classe des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet, und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfangt.

Der Preis bestehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befestigt schwebt und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennender Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis Palio genannt, und so viel Tage das Carneval dauert, so viele solcher Quasistandarten werden von dem erst erwahnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fangt auch der Corso an, seine Gestalt zu verandern; der Obelisk wird nun die Granze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man kunftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüſte gebaut, welche ſich an die erſten Häuſer des Corſo anſchließen und auf dieſe Weiſe die Straße in den Platz herein verlangern. An beiden Seiten der Schranken ſtehen kleine, erhöhte und bedeckte Boden für die Perſonen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren ſollen.

Den Corſo hinauf ſieht man vor manchen Häuſern ebenfalls Gerüſte aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der Antoniniſchen Säule werden durch Schranken von der Straße abgeſondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit ſich in dem langen und ſchmalen Corſo einſchranken ſolle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane beſtreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaſter nicht ſo leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Carnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung ſich jeden Tag genährt und beſchäftigt, bis endlich eine Glocke vom Capitol, bald nach Mittage, das Zeichen giebt, es ſey erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu ſeyn.

In dieſem Augenblick legt der ernſthafte Römer, der ſich das ganze Jahr ſorgfaltig vor jedem Fehltritt hütet, ſeinen Ernſt und ſeine Bedachtigkeit auf einmal ab.

Die Pflaſterer, die bis zum letzten Augenblicke geklappert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit ſcherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenſter werden nach und nach mit Teppichen behangt, auf den Pflaſtererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgeſetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder ſind auf der Straße,

die nun aufhört eine Straße zu seyn; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behangt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sey. So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu seyn.

Wache.

Indessen daß der Corso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militar vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corso herauf, und besetzt sogleich alle Eingange in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplatzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeygehenden an: Luoghi! Luoghi, Patroni! Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an sich zu vermehren. Junge Manner, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenugsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Manner, thun gemein und vertraut mit

den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Corso hinab zankte, jedem etwas anhangte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhalt, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Garten in dem heiligen Rom keklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seines Gleichen, der bescheidner und zufriedner, seine schöne Halfte mit sich bringt.

Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Manner sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu seyn.

Mit schnellen Schritten, declamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advocat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Proceß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzahlung von lacherlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Madchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich fuhrt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und gelaufigen Zunge.

Er ſucht jedermann zu beſchamen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, ſo fangt er erſt recht an; denkt man er gehe weg, ſo kehrt er um; auf den einen geht er gerade los und ſpricht ihn nicht an, er packt einen andern der ſchon vorbei iſt; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, ſo erreicht die Tollheit ihren höchſten Grad.

Aber lange können ſie die Aufmerkſamkeit des Publicums nicht auf ſich ziehen; der tollſte Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verſchlungen.

Beſonders machen die Quacqueri zwar nicht ſo viel Lärm, doch eben ſo viel Aufſehen als die Advocaten. Die Maske der Quacqueri ſcheint ſo allgemein geworden zu ſeyn durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkiſche Kleidungsſtücke finden zu können.

Die Haupterfordniſſe dieſer Maske ſind: daß die Kleidung zwar altfränkiſch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff ſey. Man ſieht ſie ſelten anders, als mit Sammt oder Seide bekleidet, ſie tragen brocatene oder geſtickte Weſten, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig ſeyn; ſeine Geſichtsmaske iſt ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; ſeine Perucke hat wunderliche Zöpfchen; ſein Hut iſt klein und meiſtens bordirt.

Man ſiehet, daß ſich dieſe Figur ſehr dem Buffo carricato der komiſchen Oper nähert, und wie dieſer meiſtentheils einen lappiſchen, verliebten, betrogenen Thoren vorſtellt, ſo zeigen ſich auch dieſe als abgeſchmackte Stutzer. Sie hupfen mit groſer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen groſe ſchwarze Ringe ohne Glas ſtatt der Lorgnetten, womit ſie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenſtern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen ſteifen tiefen Bückling, und ihre Freude, beſonders wenn ſie ſich einander begegnen, geben ſie

dadurch zu erkennen, daß ſie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hupfen und einen hellen durchdringenden unarticulirten Laut von ſich geben, der mit den Conſonanten brr verbunden iſt.

Oft geben ſie ſich durch dieſen Ton das Zeichen, und die nächſten erwiedern das Signal, ſo daß in kurzer Zeit dieſes Geſchrille den ganzen Corſo hin und wieder läuft.

Muthwillige Knaben blaſen indeß in große gewundne Muſcheln und beleidigen das Ohr mit unertraglichen Tönen.

Man ſieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit ſo vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corſo auf und niederlaufen), wenige die Abſicht haben können, Aufſehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müſſen dieſe früh genug im Corſo erſcheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, ſich zu vergnügen, ſeine Tollheit auszulaſſen und der Freiheit dieſer Tage auf das beſte zu genießen.

Beſonders ſuchen und wiſſen die Mädchen und Frauen ſich in dieſer Zeit nach ihrer Art luſtig zu machen. Jede ſucht nur aus dem Hauſe zu kommen, ſich auf welche Art es ſey zu vermummen, und weil die wenigſten in dem Fall ſind, viel Geld aufwenden zu können, ſo ſind ſie erfinderiſch genug, allerlei Arten auszudenken, wie ſie ſich mehr verſtecken als zieren.

Sehr leicht ſind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu ſchaffen; ſchöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiſe Geſichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Gebärde unter die Fenſter und vor jeden hin, und empfangen ſtatt Almoſen Zuckerwerk, Nüſſe und was man ihnen ſonſt Artiges geben mag.

Cecilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Jetzo macht ſie ſich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich dich verließ', als ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn ſie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando. Laß ſie flichen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cecilie. Wenn ich nun aber wieder ſo denke: warum ſoll ſie denn eingemauert ſeyn? Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund' hinzujammern? Geſchieden ſeyn von ihrer lieben Welt! — von dem, den ſie ſo glühend liebt? — von dem, der ſie — Nicht wahr, du liebſt ſie, Fernando?

Andere machen sich es noch bequemer, hullen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Manner, und fuhren als Off- und Defensivwaffe ein Besenchen aus der Bluthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Ueberlastigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten die ihnen ohne Masken entgegen kommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder funf solcher Madchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedrange hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fuhlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, wurde sehr gefahrlich seyn, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Eben so mussen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stande als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bursten, kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rucken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewohnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmadchen, Frascatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintucher hullen, die sie uber dem Kopfe zusammen binden.

Die weiße Gestalt pflegt gewohnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hupfen, und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro wird immer fur die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satyrische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben, und bemerkt seyn wollen. Doch sah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich, er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor neu Verheiratheten trat, und Ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem andern beide Hörner recht lang streckte und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publicums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn, und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studiren', in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevalsmenge emsig vorgestellt, und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Surtouts und kolossalischen Reissedern sehr geschäftig.

Die Deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità del monte

aufgerichtet werden. Das Publikum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedestal als Mutze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Corso hinein, in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festtagigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwartig die Fuhrwerke, welche vom Venetianischen Palast an der linken Seite herumfahren, da wo die Straße des Corso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußganger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußganger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drangt sich hin- und herwarts so gut er kann, und von allen Fenstern und Balconen sieht wieder eine gedrangte Menge auf das Gedrange herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnliche;

Equipagen; denn jeder verſpart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prachtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorſchein, deren einige ſechs Sitze haben: zwei Damen ſitzen erhöht gegen einander über, ſo daß man ihre ganze Geſtalt ſehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutſcher und Bediente ſind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft ſteht ein ſchöner, weißer, mit roſenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutſcher zwiſchen den Füßen, an dem Geſchirre klingen Schellen, und die Aufmerkſamkeit des Publicums wird einige Augenblicke auf dieſen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur ſchöne Frauen ſich ſo vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönſte ohne Geſichtsmaske ſich ſehen läßt. Wo ſich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langſam genug fahren muß, ſind alle Augen darauf gerichtet, und ſie hat die Freude von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!

Ehemals ſollen dieſe Prachtwagen weit häufiger und koſtbarer, auch durch mythologiſche und allegoriſche Vorſtellungen intereſſanter geweſen ſeyn; neuerdings aber ſcheinen die Vornehmern, es ſey nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das ſie noch bei dieſer Feierlichkeit finden, mehr genießen, als ſich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, deſto luſtiger ſehen die Equipagen aus.

Selbſt ernſthafte Perſonen, welche unmaskirt in den Wagen ſitzen, erlauben ihren Kutſchern und Bedienten ſich zu

maskiren. Die Kutscher wahlen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Carricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: O fratello mio, che brutta pullana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Fußchen und hohen Absatzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Eben so machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie sich noch, wie auf die Englischen Landkutschen, oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenstern, über lang herabhangende bunte Teppiche, gedrangte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefullten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stuhle an beiden Seiten der Strasen herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche

einnehmen konnte, iſt ganz mit Menſchen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, ſondern ſich hin und wieder ſchieben. Da die Kutſchen, ſo lang als es nur möglich iſt, ſich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, ſo wagen ſich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu ſchöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwiſchen die Räder des vorausfahrenden und die Deichſel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beſchwerlichkeit der Fußganger wird, deſto mehr ſcheint ihre Laune und Kühnheit zu ſteigen.

Da die meiſten Fußgänger, welche zwiſchen den beiden Kutſchenreihen ſich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu ſchonen, die Räder und Achſen ſorgfältig vermeiden; ſo laſſen ſie gewöhnlich mehr Platz zwiſchen ſich und den Wagen, als nöthig iſt; wer nun mit der langſamen Maſſe ſich fortzubewegen nicht länger ausſtehen mag, und Muth hat, zwiſchen den Rädern und Fußgängern, zwiſchen der Gefahr und dem, der ſich davor fürchtet, durchzuſchlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er ſich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten ſieht.

Schon gegenwärtig ſcheint unſere Erzahlung außer den Gränzen des Glaubwürdigen zu ſchreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht ſo viele, die dem Römiſchen Carneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Feſt wäre, das ſich jährlich wiederholt und das von manchem, mit dieſem Buche in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unſere Leſer ſagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte ſey nur gleichſam der erſte Grad

des Gedranges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelaſſenheit!

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutſchen ſachte vorwärts rücken, und, wenn es eine Stockung giebt, ſtille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weiſe geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papſtes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutſchpferden ausweicht, fühlt er, ehe er ſich's verſieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fahrt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutſchen durch die Mitte zwiſchen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papſtes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieſer Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen ſich, ſo gut ſie können, zwiſchen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weiſe bei Seite. Und wie das Waſſer, wenn ein Schiff durchfahrt, ſich nur einen Augenblick trennt, und hinter dem Steuerruder gleich wieder zuſammenſtürzt, ſo ſtrömt auch die Maſſe der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zuſammen. Nicht lange, ſo ſtört eine neue Bewegung die gedrangte Geſellſchaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; ſein großer Staatswagen und die Wagen ſeines Gefolges ſchwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimiſche und Fremde von der Liebenswurdigkeit des

gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der einzige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preis't, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beiden Züge der ersten Gerichts- und Polizeiherren von Rom, nur um das Carneval feierlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Corso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls diesen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrscherin der Könige an das Fastnachtsspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Discretion.

Schöne Welt am Palast Ruspoli.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Circulation des Corso unterbrochen und gehindert: am Palast Ruspoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelclasse, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; jeder ist neugierig unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen heraus zu suchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst, denn die Kutschen verweilen so lange sie können in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Confetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzahlen, wie diese gedrangte Lustbarkeit durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzuernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre, und die lose Freundin entdecke; dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein Paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu haushalterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es ist nun ein eignes Gewerbe, Gypszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; jedermann ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit, bald hier bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußganger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen, greifen einander wechselsweise an, und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern

erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden, und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palasts Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengeknüpften Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gyps und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punctirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran, und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten so heftig und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt, und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarro's zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm jedermann beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gypskörner nicht, und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere

Fernando. Ha! was ſoll das? Biſt du ein boſer Geiſt, in Geſtalt meines Weibs? Was kehrſt du mein Herz um und um? Was zerreißeſt du das Zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Uberlaß mich meinem Schickſal! — und Gott erbarme ſich euer! Er wirft ſich in einen Seſſel.

Cecilie tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand. Es war einmal ein Graf —

Fernando will aufſpringen, ſie hält ihn.

Cecilie. Ein Deutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlinn, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cecilie. Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sklaverey erbarmte ſich ſei-

Munition, ungefahr wie verzuckerte Mandeln, in Reſerve, wodurch der Angreifende zuletzt ſo zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, beſonders wenn er ſich verſchoſſen haben ſollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein ſolches Abenteuer ausgeht, einen Secundanten bei ſich, der ihm Munition zuſteckt, inzwiſchen daß die Manner, welche mit ſolchen Gypsconfetti handeln, wahrend des Streits, mit ihren Körben geſchaftig ſind, und einem jeden, ſo viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben ſelbſt einen ſolchen Streit in der Nahe geſehen, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, ſich die vergoldeten Korbchen an die Köpfe warfen, und ſich durch die Warnungen der Wachen, welche ſelbſt heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß wurde mancher ſolche Handel mit Meſſerſtichen ſich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge Italianiſcher Polizei, jeden mitten in der Luſtbarkeit erinnerten, daß es in dieſem Augenblicke ſehr gefahrlich ſey, ſich gefahrlicher Waffen zu bedienen.

Unzahlig ſind dieſe Händel und die meiſten mehr luſtig als ernſthaft.

So kommt z. E. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt ſich vor, indem er bei den Zuſchauern vorbeifahrt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicherweiſe iſt das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte ſtecken. Die ganze Geſellſchaft wird auf einmal Eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verſchießen ihre Munition, und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgeſetzt, ſo daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und

Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein andrer Theil des Publicums an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der Französischen Akademie tritt in Spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des Italianischen Theaters auf, und fängt an seine großen Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzahlen. Es wahrt nicht lange, so erhebt sich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen, und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellen-König.

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwahlen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik, und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wagelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorwarts gebt, vermehren das Gefolge, und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hute Platz.

Alsdann bemerkt man erſt, wie jeder dieſe allgemeine Maske zu vermannichfaltigen ſucht.

Der eine tragt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu ſeinem ſchwarzen Geſicht, der dritte hat ſtatt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stangelchen hin und wieder hupfen.

Nebenſtraßen.

Das entſetzliche Gedrange, das wir unſern Leſern ſo viel als möglich zu vergegenwartigen geſucht haben, zwingt natürlicherweiſe eine Menge Masken aus dem Corſo hinaus in die benachbarten Straßen. Da geben verliebte Paare ruhiger und vertrauter zuſammen, da finden luſtige Geſellen Plaß, allerlei tolle Schauſpiele vorzuſtellen.

Eine Geſellſchaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wamſern mit goldbeſetzten Weſten darunter, die Haare in ein lang herunter hangendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die ſich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder ſpazieren. Eine von den Frauen ſcheint hoch ſchwanger zu ſeyn, ſie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien ſich die Männer, es entſteht ein lebhafter Wortwechſel, die Frauen miſchen ſich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Meſſer von verſilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten ſie mit gräßlichem Geſchrei aus einander, man zieht den einen da, den andern dort hin, die Umſtehenden nehmen Theil, als wenn es Ernſt wäre, man ſucht jede Partei zu beſanftigen.

Indeſſen befindet ſich die hochſchwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbei gebracht, die übrigen

Weiber ſtehen ihr bei, ſie gebärdet ſich jämmerlich, und ehe man ſich's verſieht, bringt ſie zu großer Erluſtigung der Umſtehenden irgend eine unförmliche Geſtalt zur Welt. Das Stück iſt aus, und die Truppe zieht weiter, um daſſelbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzuſtellen.

So ſpielt der Römer, dem die Mordgeſchichten immer vor der Seele ſchweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das ſie Chieſa nennen, welches mit unſerm Friſchauf in allen Ecken übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorſtellt, der ſich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen ſtellen die Sbirren vor und ſuchen ihn auf allerlei Weiſe zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenſtraßen, beſonders der Strada Babuina und auf dem Spaniſchen Platze ganz luſtig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freier anzubringen.

Sie haben ein Manöuvre, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch, ganz ſtrack auf den Zehen, mit kleinen und ſchnellen Schritten anmarſchirt, formiren eine ſehr gerade Fronte; auf einmal, wenn ſie auf einen Platz kommen, bilden ſie, mit rechts oder links um, eine Colonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird, mit rechts um, die Fronte wieder hergeſtellt, und ſo geht's eine Straße hinein; dann ehe man ſich's verſieht, wieder links um: die Colonne iſt wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeſchoben und die Thoren ſind verſchwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu, und alles drängt ſich immer mehr in den Corſo hinein. Die Bewegung der

Kutschen stockt schon lange, ja es kann geschehen, daß zwei Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab, und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gehust, geschoben, gehoben, und indem einer hust, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens, daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder es muß sich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und, weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrucken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi Padroni! Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde

den Corso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter, und verdrangt die Fussganger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen, oder bei Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereinigt worden, und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können.

Die drei mit Teppichen behängten Façaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Circus. Ueber dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Lange des Obelisken in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maaßstab einer so großen Menschenmasse wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corso herab, zum Zeichen daß er gereiniget ist, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooseter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren

an den Leib, und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder, auch klebt man ihnen große Blatter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurück zu halten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbandig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des loslassenden, so wie zufallige Umstande, zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fallt das Seil und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hineinkommen, wird meist aller Wetteifer vergebens.

Ein Paar sind gewöhnlich voraus, die alle Krafte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer, die Mahnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum, daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drangt und treibt; spat kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden, das Volk drangt zu und fullt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venetianischen

Palaſte auf die Ankunft der Pferde. Man weiß ſie in einem eingeſchloſſenen Bezirk auf gute Art zu fangen und feſt zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt ſich dieſe Feierlichkeit mit einem gewaltſamen, blitzſchnellen augenblicklichen Eindruck, auf den ſo viele tauſend Menſchen eine ganze Weile geſpannt waren, und wenige können ſich Rechenſchaft geben, warum ſie den Moment erwarteten, und warum ſie ſich daran ergötzten.

Nach der Folge unſerer Beſchreibung ſieht man leicht ein, daß dieſes Spiel den Thieren und Menſchen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen: Bei dem engen Raume zwiſchen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts ſtehen, und zufälliger Weiſe hinter dieſem Wagen ein etwas breiterer Raum ſeyn. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, ſucht den erweiterten Raum zu nutzen, ſpringt vor, und trifft gerade auf das herausſtehende Rad.

Wir haben ſelbſt einen Fall geſehen, wo ein Pferd von einem ſolchen Choc niederſtürzte, drei der folgenden über das erſte hinausfielen, ſich überſchlugen und die letzten glücklich über die gefallnen wegſprangen, und ihre Reiſe fortſetzten.

Oft bleibt ein ſolches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuſchauer, unter ſolchen Umſtänden, ihr Leben eingebüßt. Eben ſo kann ein groſſes Unheil entſtehen wenn die Pferde umkehren.

Es iſt vorgekommen, daß boshafte, neidiſche Menſchen einem Pferde, das einen groſſen Vorſprung hatte, mit dem Mantel in die Augen ſchlugen, und es dadurch umzukehren, und an die Seite zu rennen, zwangen. Noch ſchlimmer iſt es, wenn die Pferde auf dem Venetianiſchen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; ſie kehren alsdann unaufhaltſam

zurück, und weil die Laufbahn vom Volke ſchon wieder ausgefüllt iſt, richten ſie manches Unheil an, das man entweder nicht erfahrt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erſt ab. Sobald ſie oben bei dem Venetianiſchen Palaſt angelangt ſind, werden kleine Mörſer gelöſ't; dieſes Zeichen wird in der Mitte des Corſo wiederholt, und in der Gegend des Obelisken das leztemal gegeben.

In dieſem Augenblicke verlaßt die Wache ihren Poſten, die Ordnung der Kutſchenreihen wird nicht langer gehalten, und gewiß iſt dieſes ſelbſt für den Zuſchauer, der ruhig an ſeinem Fenſter ſieht, ein ängſtlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es iſt werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche ſo vieles in Italien entſcheidet, auch die gewöhnlichen ſonn- und feſttagigen Spazierfahrten auflöſet. Dort ſind keine Wachen, und keine Garden, es iſt ein altes Herkommen, eine allgemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf und ab fahre; aber ſobald Ave Maria gelautet wird, laßt ſich niemand ſein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derſelben Straße und nach ähnlichen Geſetzen geſchieht, obgleich hier die Menge und andere Umſtande einen großen Unterſchied machen, ſo will ſich doch niemand ſein Recht nehmen laſſen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corſo zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte

Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, so scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung, das nächste ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeschossenen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter, dem andern hinauf zu fahren, so können beide nicht von der Stelle, und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten und ein jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarro's und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Alberti und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balleten; Valle und Capranica Komödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach, und so giebt

nes Herrn Tochter; sie löst're seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn auf's neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreise! — zu seinem edeln Weibe! — Und sein Mädchen? — Er fühlte Menschheit! — er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, sieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute, sie zu ihren Füßen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend — Edles, theures Weib, der größte Schatz ist noch zurück! — Wer ist's, die dort verschleyert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — „Hier!“ — rief der Graf, sie bey

es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltanzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater Tordenone, das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zusammenstürzte, unterhalt nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Romer für das Theater ist groß und war ehmals in der Carnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwartig ist wenigstens ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umstandliche Beschreibung der Theater, und was die Römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsre Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzahlen haben; es sind dieses große maskirte Balle, welche in dem schon erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarro's sowohl vor den Herren als Damen für die anstandigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefullt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto großer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen

Kunſtepochen ihre Masken erwählen, und verſchiedene Statuen, welche ſich in Rom befinden, meiſterlich nachahmen.

So zeigen ſich hier Aegyptiſche Gottheiten, Prieſterinnen, Bachus und Ariadne, die tragiſche Muſe, die Muſe der Geſchichte, eine Stadt, Veſtalinnen, ein Conſul, mehr oder weniger gut, und nach dem Coſtüme ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei dieſen Feſten werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der Engliſchen, getanzt; nur unterſcheiden ſie ſich dadurch, daß ſie in ihren wenigen Touren meiſtentheils etwas Charakteriſches pantomimiſch ausdrücken; zum Beiſpiel, es entzweien und verſöhnen ſich zwei Liebende, ſie ſcheiden und finden ſich wieder.

Die Römer ſind, durch die pantomimiſchen Ballete, an ſtark gezeichnete Geſticulation gewöhnt; ſie lieben auch in ihren geſellſchaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt ſcheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunſtmäßig gelernt hat; beſonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunſtwerk betrachtet, und nur von wenigen Paaren gleichſam aufgeführt. Ein ſolches Paar wird dann von der übrigen Geſellſchaft in einen Kreis eingeſchloſſen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt ſich auf dieſe Weiſe bis an den Morgen erluſtiget, ſo iſt man bei anbrechendem Tage ſchon wieder in dem Corſo beſchäftigt, denſelben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Beſonders ſorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am schlechtesten gehalten, vor den Obelisk. Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter, mit einer Peitsche, treibt es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der schon beschriebene Cirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balcone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behangt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrangt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Larm. Nichts aber reicht an das Gedrange, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meist halten die Kutschenreihen schon zwei Stunden vor Nacht stille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengassen mehr herein rücken. Die Gerüste und Stühle sind früher besetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder sucht aufs baldigste unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnsucht als jemals.

Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sey; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuschauer weichen aus der Stelle.

Alles ist ruhig, alles still, indem die Dammerung sachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düſter, ſo ſiehet man hie und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet iſt.

Die Balcone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt, und es ſieht ſich gar artig in die Kutſchen hinein, an deren Decken oft kleine kryſtallne Armleuchter die Geſellſchaft erhellen; indeſſen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichſam einzuladen ſcheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutſchendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen ſich, unter den Fußgängern erſcheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt, und erreichen mit einer ſolchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favoritverwünſchung der Römer sia ammazzato hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.

Sia ammazzato chi non porta moccolo! Ermordet werde, der kein Lichtſtümpchen tragt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublaſen ſucht. Anzünden und ausblaſen und ein unbändiges Geſchrei: sia ammazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechſelſeitiges Intereſſe unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterſchied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor

ſich habe, ſucht man nur immer das nächſte Licht auszublaſen, oder das ſeinige wieder anzuzünden und bei dieſer Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöſchen. Und je ſtärker das Gebrüll sia ammazzato von allen Enden widerhallt, deſto mehr verliert das Wort von ſeinem fürchterlichen Sinn, deſto mehr vergißt man, daß man in Rom ſey, wo dieſe Verwünſchung, um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert ſich nach und nach ganzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanſtändige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, ſo wird sia ammazzato dieſen Abend zum Loſungswort, zum Freudengeſchrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Complimente.

So hören wir ſpotten: sia ammazzato il Signore Abbate che ſa l' amore. Oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: Sia ammazzato il Signore Filippo. Oder Schmeichelei und Compliment damit verbinden: Sia ammazzata la bella Principessa! Sia ammazzata la Signora Angelica la prima pittrice del secolo.

Alle dieſe Phraſen werden heftig und ſchnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter dieſem unaufhörlichen Geſchrei geht das Ausblaſen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es ſey eine Geſellſchaft im Zimmer beiſammen, aus einem Fenſter ans benachbarte, überall ſucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stande und Alter toben gegen einander, man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen, kein Hangeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher, der Knabe löſcht dem Vater das Licht

aus und hörte nicht auf zu schreien: sia ammazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte dieſe Unanſtändigkeit verweiſ't; der Knabe behauptet die Freiheit dieſes Abends, und verwünſcht nur ſeinen Vater deſto ärger. Wie nun an beiden Enden des Corſo ſich bald das Getümmel verliert, deſto unbändiger häuft ſich's nach der Mitte zu, und dort entſteht ein Gedränge, das alle Begriffe überſteigt, ja das ſelbſt die lebhafteſte Erinnerungskraft ſich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag ſich mehr von dem Platze, wo er ſteht oder ſitzt, zu rühren; die Wärme ſo vieler Menſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſenen Kerzen, das Geſchrei ſo vieler Menſchen, die nur um deſto heftiger brüllen, je weniger ſie ein Glied rühren können, machen zuletzt ſelbſt den geſundeſten Sinn ſchwindeln; es ſcheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geſchehen, daß die Kutſchpferde nicht wild, nicht manche gequetſcht, gedruckt oder ſonſt beſchadigt werden ſollten.

Und doch weil ſich endlich jeder weniger oder mehr hinweg ſehnt, jeder ein Gaßchen, an das er gelangen kann, einſchlagt, oder auf dem nächſten Platze freie Luft und Erholung ſucht, löſ't ſich die Maſſe auch auf, ſchmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieſes Feſt allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieſes moderne Saturnal, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, ſich bei einem wohlbereiteten Schmauſe an dem bald verbotenen Fleiſche bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauſpielhäuſern, um dort von den ſehr abgekürzten Theaterſtücken Abſchied zu nehmen, und auch dieſen Freuden macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

Aschermittwoch.

So ist denn ein ausschweifendes Fest, wie ein Traum, wie ein Mährchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unsern Lesern, vor deren Einbildungskraft und Verstand wir das Ganze in seinem Zusammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieser Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Daseyn zu danken haben, wenn eine Bande auf öffentlichem Platze die Geheimnisse der Gebärerin entweiht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter dem Unsinne auf die wichtigsten Scenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrangtvolle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske, vom Balcon oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße, nur Schritt vor Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint, so bemerken wir: daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen, wie die vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erscheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen

werden können, und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüstern ängstlich süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Carneval mit einer Aschermittwochsbetrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das Römische Carneval, unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft geringscheinenden Lebensgenusses erinnert werden möge.

Februar.

Correſpondenz.

Rom, den 1. Februar 1788.

Wie froh will ich ſeyn, wenn die Narren künftigen Dienstag Abend zur Ruhe gebracht werden. Es iſt eine entſetzliche Seccatur andere toll zu ſehen, wenn man nicht ſelbſt angeſteckt iſt.

So viel als möglich war, habe ich meine Studien fortgeſetzt, auch iſt Claudine gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe verſagen, ſo geht heute über acht Tage der dritte Act an Herdern ab, und ſo wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Noth an, worin mir niemand rathen noch helfen kann. Taſſo muß umgearbeitet werden, was da ſteht iſt zu nichts zu brauchen, ich kann weder ſo endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menſchen gegeben!

Der ſechste Band enthält wahrſcheinlich Taſſo, Lila, Jery und Bätely, alles um und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen ſoll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgeſehen, und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem ſiebenten herausgebe. Es iſt ein wunderlich Ding ſo ein Summa Summarum ſeines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Exiſtenz zurück!

Hier sekkiren sie mich mit den Uebersetzungen meines Werthers, und zeigen mir sie und fragen, welches die beste sey, und ob auch alles wahr sey! Das ist nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde.

Rom, den 6. Februar 1788.

Hier ist der dritte Act Claudinens; ich wünsche daß er Dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kenne, habe ich gesucht durch manche Aufopferungen, dem Componisten und Acteur entgegen zu arbeiten. Das Zeug worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben seyn. Doch hab' ich bei dieser, wie bei Erwin, auch fürs Lesen gesorgt. Genug ich habe gethan was ich konnte.

Ich bin recht still und rein und wie ich Euch schon versichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem allen geht mir Euern Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen. Dann solls an Wilhelm u. s. w.

Rom, den 9. Februar 1788.

Die Narren haben noch Montag und Dienstag was rechts alarmt. Besonders Dienstag Abends, wo die Raserei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man

der Hand faſſend, ſie ſeiner Frau entgegen führend, — „Hier! ſieh das alles — und ſie! nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halſe geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt du ſie! — Belohn' ſie.“

Fernando liegt ſchluchzend, mit den Armen übern Tiſch gebreitet.

Cecilie. An ihrem Halſe, rief das treue Weib, in tauſend Thränen rief ſie: „Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte deß, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz. Jede ſoll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief ſie an an ſeinem Halſe, zu ſeinen Füßen: Wir ſind dein!“ — — Sie faßten ſeine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Statthalter ſprach ſeinen Segen dazu. Und ihr Glück,

Gott und der Kirche für die Faſten. Auf kein Feſtin (ſo nennen ſie die Redouten) bin ich gekommen, ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band abſolvirt iſt, will ich nur einige Kunſtſtudien durcharbeiten, dann gleich an den ſechsten gehn. Ich habe dieſe Tage das Buch Leonard da Vinci über die Malerei geleſen, und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können.

O wie finde ich die Zuſchauer ſo glücklich! die dünken ſich ſo klug, ſie finden ſich was rechts. So auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubſt nicht was das ein behagliches Volk, indeß der gute Künſtler immer kleinlaut bleibt. Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel jemanden urtheilen zu hören, der nicht ſelbſt arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der Tabacksdampf macht mich eine ſolche Rede auf der Stelle unbehaglich.

Angelica hat ſich das Vergnügen gemacht, und zwei Gemalde gekauft. Eins von Tizian, das andere von Paris Bourdon. Beide um einen hohen Preis. Da ſie ſo reich iſt, daß ſie ihre Renten nicht verzehrt, und jährlich mehr dazu verdient, ſo iſt es lobenswürdig, daß ſie etwas anſchafft, das ihr Freude macht, und ſolche Sachen die ihren Kunſteifer erhöhen. Gleich ſobald ſie die Bilder im Hauſe hatte, fing ſie an, in einer neuen Manier zu malen, um zu verſuchen wie man gewiſſe Vortheile jener Meiſter ſich eigen machen könne. Sie iſt unermüdet, nicht allein zu arbeiten, ſondern auch zu ſtudiren. Mit ihr iſt's eine große Freude Kunſtſachen zu ſehen.

Kayſer geht auch als ein wackrer Künſtler zu Werke. Seine Muſik zu Egmont avancirt ſtark. Noch habe ich nicht alles gehört. Mir ſcheint jedes dem Endzweck ſehr angemeſſen.

Er wird auch: Cupido kleiner loſer ꝛc. componiren. Ich

ſchicke Dir's gleich, damit es oft zu meinem Andenken ge-ſungen werde. Es iſt auch mein Leibliedchen.

Der Kopf iſt mir wüſte vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir, und lege mir zu viel auf.

Rom, den 16. Februar 1788.

Mit dem preußiſchen Courier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unſerem Herzog, der ſo freundlich, lieb, gut und erfreulich war, als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt ſchreiben konnte, ſo beſchrieb er mir die ganze politiſche Lage, die ſeinige und ſo weiter. Ueber mich ſelbſt erklärte er ſich auf das liebreichſte.

Rom, den 22. Februar 1788.

Wir haben dieſe Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künſtler in Betrübniß ſetzt. Ein Franzoſe Namens Drouais, ein junger Menſch von etwa 25 Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und ſchön gebildet, der unter allen ſtudirenden Künſtlern für den hoffnungsvollſten gehalten ward, iſt an den Blattern geſtorben. Es iſt eine allgemeine Trauer und Beſtürzung. Ich habe, in ſeinem verlaſſenen Studio, die lebensgroße Figur eines Philoktets geſehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz ſeiner Wunde wehend kühlt. Ein ſchön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel Verdienſte hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt, und erwarte ſo die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunſt

geboren bin, und daß ich die nächſten zehn Jahre, die ich höchſtens noch arbeiten darf, dieſes Talent excoliren und noch etwas Gutes machen ſollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem langern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausuben der bildenden Kunſt Verzicht thue.

Angelica macht mir das Compliment: daß ſie wenige in Rom kenne, die beſſer in der Kunſt ſähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht ſehe, und fuhle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun ware, um immer weiter zu ſehn. Genug ich habe ſchon jetzt meinen Wunſch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenſchaftlich getragen fuhle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht: Amor als Landſchaftsmaler ſchick' ich Dir ehſtens, und wünſche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte hab' ich geſucht in eine gewiſſe Ordnung zu bringen, ſie nehmen ſich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Mieding's Tod ſchließen den achten Band, und ſo meine Schriften für dießmal. Wenn ſie mich indeſſen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, ſo können dieſe beiden Gedichte ſtatt Perſonalien und Parentation gelten.

Morgen frühe iſt papſtliche Capelle und die famoſen alten Muſiken fangen an, die nachher in der Charwoche auf den höchſten Grad des Intereſſe ſteigen. Ich will nun jeden Sonntag frühe hin, um mit dem Styl bekannt zu werden. Kayſer, der dieſe Sachen eigentlich ſtudirt, wird mir den Sinn wohl darüber aufſchließen. Wir erwarten mit jeder Poſt ein gedrucktes Exemplar der Grundonnerſtags-Muſik, von Zurich, wo ſie Kayſer zurück ließ. Sie wird alsdann erſt am Clavier geſpielt, und dann in der Capelle gehört.

Bericht.

Februar.

Wenn man einmal zum Künſtler geboren iſt und gar mancher Gegenſtand der Kunſtanſchauung zuſagt, ſo kam dieſe mir auch mitten unter dem Gewühl der Faſtnachtsthorheiten und Abſurditaten zu Gunſten. Es war das zweitemal daß ich das Carneval ſah, und es mußte mir bald auffallen daß dieſes Volksfeſt, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, ſeinen entſchiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel verſöhnt, ich ſah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und Nationalereigniß; ich intereſſirte mich dafur in dieſem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten und wie das alles doch in einer gewiſſen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vorkommniſſe der Reihe nach, welche Vorarbeit ich ſpater zu dem ſo eben eingeſchalteten Aufſatz benutzte, bat auch zugleich unſern Hausgenoſſen, Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu coloriren, welches er mit ſeiner gewohnten Gefalligkeit durchfuhrte.

Dieſe Zeichnungen wurden nachher durch Melchior Kraus von Frankfurt am Main, Director des freien Zeicheninſtituts zu Weimar, in Quarto radirt und nach den Originalen illuminirt, zur erſten Ausgabe bei Unger, welche ſich ſelten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man ſich denn mehr, als ſonſt geſchehen wäre, unter die verkappte Menge hinunter drangen, welche denn troß aller kunſtleriſchen Anſicht oft einen widerwartigen unheimlichen Eindruck machte. Der Geiſt, an die wurdigen Gegenſtande gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom ſich beſchaftigte, ſchien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an ſeinem Platze ſey.

Aber für den innern beſſern Sinn ſollte doch das Erquicklichſte bereitet ſeyn. Auf dem Venetianiſchen Platz, wo manche Kutſchen, eh' ſie ſich den bewegten Reihen wieder anſchließen und die vorbei wallenden ſich zu beſchauen pflegen, ſah ich den Wagen der Mad. Angelica und trat an den Schlag ſie zu begrüßen. Sie hatte ſich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als ſie ſich zurückbog um die neben ihr ſitzende, wieder geneſene Mailanderin mir ſehen zu laſſen. Ich fand ſie nicht verandert: denn wie ſollte ſich eine geſunde Jugend nicht ſchnell wieder herſtellen; ja ihre Augen ſchienen friſcher und glanzender mich anzuſehen, mit einer Freudigkeit die mich bis ins Innerſte durchdrang. So blieben wir eine Zeit lang ohne Sprache als Mad. Angelica das Wort nahm und indeſſen jene ſich vorbog zu mir ſagte: ich muß nur den Dolmetſcher machen, denn ich ſehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu auszuſprechen, was ſie ſo lange gewünſcht, ſich vorgeſetzt und mir öfters wiederholt hat, wie ſehr ſie Ihnen verpflichtet iſt für den Antheil den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schickſal genommen. Das erſte was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröſtlich geworden, heilſam und wieder herſtellend auf ſie gewirkt, ſey die Theilnahme ihrer Freunde und beſonders die Ihrige geweſen, ſie habe ſich auf einmal aus der tiefſten Einſamkeit unter ſo vielen guten Menſchen wieder in dem ſchönſten Kreiſe gefunden.

Das iſt alles wahr, ſagte jene, indem ſie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit ſtiller Zufriedenheit entfernt' ich mich wieder in das Gedrang der Thoren, mit dem zarteſten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelica, die ſich des guten Madchens, gleich nach dem Unfalle, tröſtend anzunehmen gewußt und, was in Rom

ſelten iſt, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte, welches mich um ſo mehr rührte, als ich mir ſchmeicheln durfte, mein Antheil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Fürſt Rezzonico, war ſchon früher, aus Deutſchland zurückkehrend, mich zu beſuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundſchaft mit Herrn und Frau von Diede errichtet und brachte mir angelegentliche Grüße von dieſen werthen Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältniß ab, ſollte aber doch endlich unausweichlich in dieſen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede machten ihrem werthen Lebensgenoſſen einen Gegenbeſuch, und ich konnte mich um ſo weniger entbrechen mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Flügelſpiels berühmt, in einem Concerte auf der capitoliniſchen Wohnung des Senators ſich hören zu laſſen willig war, und man unſern Genoſſen Kayſer, deſſen Geſchicklichkeit ruchtbar geworden, zu einer Theilnahme an jenen Erhibitionen ſchmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Ausſicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senators nach dem Coliſeo zu mit allem dem was ſich von den andern Seiten anſchließt, verlieh freilich unſerm Künſtlerblick das herrlichſte Schauſpiel, dem man ſich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Geſellſchaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu laſſen. Frau von Diede ſpielte ſodann, ſehr große Vorzuge entwickelnd, ein bedeutendes Concert und man bot bald darauf unſerm Freunde den Platz an, deſſen er ſich denn auch ganz würdig zu machen ſchien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechſelnd ging es eine Weile fort, auch

wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber, als die Reihe wieder an Kayfern kam, legte er ein anmuthiges Thema zum Grunde und variirte ſolches auf die mannichfaltigſte Weiſe.

Alles war gut von Statten gegangen, als der Senator mir im Geſpräch manches freundliche ſagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen Venetianiſchen Art halb bedauernd verſicherte: er ſey eigentlich von ſolchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdruckvollen Adagio's ſeiner Dame jederzeit ganz entzuckt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene ſehnſuchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals ſeyen zuwider geweſen, doch aber liebt' ich in der Muſik immer mehr das Aufregende, da unſere eigenen Gefühle, unſer Nachdenken über Verluſt und Mißlingen uns nur allzuoft herabzuziehen und zu überwaltigen drohen.

Unſerm Senator dagegen konnt' ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm aufs freundlichſte gönnen, daß er ſolchen Tönen gern ſein Ohr lieh, die ihm vergewiſſerten, er bewirthe in dem herrlichſten Aufenthalte der Welt eine ſo ſehr geliebte und hochverehrte Freundin.

Für uns andere, beſonders Deutſche Zuhörer, blieb es ein unſchätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir eine treffliche, langſt gekannte verehrte Dame, in den zarteſten Tönen ſich auf dem Flugel erhebend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenſter in die einzigſte Gegend von der Welt zu ſchauen und in dem Abendglanz der Sonne, mit wenniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das ſich, linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erſtreckte, um dahinter das Coliseum hervorſchauen zu

laſſen, in deſſen Gefolge man denn das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend in dem Labyrinthe der Palatiniſchen Trümmer und ihrer durch Gartencultur und wilde Vegetation geſchmückten Einöde ſich zu verwirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries und Thürmer gezeichnete und geſtochene nordweſtliche Ueberſicht von Rom, genommen von dem Thurme des Capitols, bitten wir hiernächſt zu überſchauen; ſie iſt einige Stockwerke höher und nach den neueren Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beſchattung, wie wir ſie damals geſehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren ſchattig blauen Gegenſatzen und allem dem Zauber der daraus entſpringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in dieſen Stunden als Glück zu ſchatzen, das herrlichſte Bild welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Portrait Clemens XIII. Rezzonico, der unſern Gönner, den Senator, als Nepoten an dieſen Poſten geſetzt, mit Ruhe zu beſchauen, von deſſen Werth ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unſeres Freundes aufführe:

„Unter den von Mengs gemalten Bildniſſen, da wo ſeine Kunſt ſich am tuchtigſten bewährte, iſt das Bildniß des Papſtes Rezzonico. Der Künſtler hat in dieſem Werk die Venetianer im Colorit und in der Behandlung nachgeahmt und ſich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Colorits iſt wahr und warm, und der Ausdruck des Geſichtes belebt und geiſtreich; der Vorhang von Goldſtoff, auf dem ſich der Kopf und das Uebrige der Figur ſchön abheben, gilt für ein gewagtes Kunſtſtück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches harmoniſches, unſer Auge angenehm rührendes Anſehn erhält.“

März.

Correſpondenz.

Rom, den 1. März 1788.

Sonntags gingen wir in die Sixtiniſche Capelle, wo der Papſt mit den Cardinalen der Meſſe beiwohnte. Da die letztern wegen der Faſtenzeit nicht roth ſondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauſpiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemalde von Albrecht Dürer geſehen und freute mich nun ſo etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zuſammen war einzig groß und doch ſimpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Charwoche, wo alles zuſammentrifft, hereinkommen, ſich kaum faſſen können. Die Capelle ſelbſt kenne ich recht gut, ich habe vorigen Sommer drinn zu Mittag gegeſſen und auf des Papſtes Thron Mittagsruhe gehalten und kann die Gemalde faſt auswendig, und doch, wenn alles beiſammen iſt, was zur Fundation gehört, ſo iſt es wieder was anders, und man findet ſich kaum wieder.

Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales componirt, genommen, und wir hatten den Vorſchmack von dem was nun kommen wird. Kayſer iſt auch der Meinung, daß man dieſe Muſik nur hier hören kann und ſollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Inſtrument auf einen ſolchen Geſang geübt ſeyn könnten, theils weil er zum antiken Inventario der päpſtlichen Capelle und zu dem Enſemble der

Michel Angelo's, des jüngſten Gericht, der Propheten und bibliſchen Geſchichte einzig paſſe. Kayſer wird dereinſt über alles dieſes beſtimmte Rechnung ablegen. Er iſt ein großer Verehrer der alten Muſik und ſtudirt ſehr fleißig alles was dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Pſalmen im Hauſe; ſie ſind in Italiäniſche Verſe gebracht und von einem Venetianiſchen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Muſik geſetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, theils der Spaniſchen theils der Deutſchen als Motiv angenommen, zu andern hat er alte Griechiſche Melodien zu Grunde gelegt und ſie mit großem Verſtand, Kunſtkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie ſind theils als Solo, Duett, Chor geſetzt und unglaublich original, ob man gleich ſich erſt einen Sinn dazu machen muß. Kayſer ſchätzt ſie ſehr und wird einige daraus abſchreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 gedruckt iſt und die erſten fünfzig Pſalmen enthält. Herder ſoll doch aufſtellen, er ſieht vielleicht in einem Katalogus dieß intereſſante Werk.

Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück es zu machen.

Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt.

Zuerſt ward der Plan zu Fauſt gemacht, und ich hoffe dieſe Operation ſoll mir geglückt ſeyn. Natürlich iſt es ein ander Ding das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausſchreiben, ich denke es ſoll nichts dabei verlieren, beſonders da ich jetzt glaube den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröſtet; ich habe

und ihre Liebe faßte ſelig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel, der du uns Engel ſendeſt in der Noth, ſchenk' uns die Kraft, dieſe gewaltige Erſcheinungen zu tragen! — — Mein Weib! —

Er ſänt wieder zuſammen.

Cecilie eröffnet die Thüre des Cabinets und ruft: Stella!

Stella ihr um den Hals fallend. Gott! Gott!

Fernando ſpringt auf in der Bewegung zu fliehen.

Cecilie faßt ihn. Stella! nimm die Hälfte deß, der ganz dein iſt — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du gibſt mir ihn wieder!

Fernando. Stella! Er neigt ſich zu ihr.

Stella. Ich faß' es nicht!

Cecilie. Du fühlſt's.

ſchon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier rauchre, ſo dacht' ich ſollte ſie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeſchiedenheit ganz auf das Niveau meiner eignen Exiſtenz zurückgebracht bin, ſo iſt es merkwurdig, wie ſehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuſcript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir ſehe. Es iſt noch das erſte, ja in den Hauptſcenen gleich ſo ohne Concept hingeſchrieben, nun iſt es ſo gelb von der Zeit, ſo vergriffen (die Lagen waren nie gebeftet), ſo mürbe und an den Randern zerſtoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex ausſieht, ſo daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen verſetzte, ich mich jetzt in eine ſelbſt gelebte Vorzeit wieder verſetzen muß.

Auch iſt der Plan von Taſſo in Ordnung und die vermiſchten Gedichte zum letzten Bande meiſt ins Reine geſchrieben. Des Künſtlers Erdewallen ſoll neu ausgeführt und deſſen Apotheoſe hinzugethan werden. Zu dieſen Jugendeinfallen habe ich nun erſt die Studien gemacht, und alles Detail iſt mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und habe die beſte Hoffnung zu den drei letzten Banden, ich ſehe ſie im Ganzen ſchon vor mir ſtehen, und wünſche mir nur Muße und Gemüthsruhe, um nun Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Stellung der verſchiedenen kleinen Gedichte habe ich mir Deine Sammlungen der zerſtreuten Blatter zum Muſter dienen laſſen und hoffe zur Verbindung ſo diſparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Nach dieſen Betrachtungen iſt die neue Ausgabe von Mengſens Schriften ins Haus gekommen, ein Buch das mir jetzt unendlich intereſſant iſt, weil ich die ſinnlichen Begriffe beſitze, die nothwendig vorausgehen müſſen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verſtehen. Es iſt in allem Sinne ein trefflich Buch, man lieſ't keine Seite ohne entſchiedenen Nutzen. Auch ſeinen Fragmenten über die Schönheit, welche manchem ſo dunkel ſcheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir ſehr anliegen, weil das der Theil iſt, von dem ich bisher am wenigſten begriff. Ich ſehe daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch dieſen ſchönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borgheſe, welche ich in einem Jahr nicht geſehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich ſie mit viel verſtändigern Augen ſah. Es ſind unſagliche Kunſtſchatze in dem Beſitz des Fürſten.

Rom, den 7. März 1788.

Eine gute reiche und ſtille Woche iſt wieder vorbei. Sonntags verſaumten wir die päpſtliche Capelle, dagegen ſah ich mit Angelica ein ſehr ſchönes Gemälde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich ſah die Sammlung der Akademie St. Luca, wo Raphael's Schadel iſt. Dieſe Reliquie ſcheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine ſchöne Seele bequem ſpazieren konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrſcheinlich werde verſchaffen können.

Das Bild das von ihm gemalt iſt und in gleichem Saale hangt iſt ſeiner werth.

Auch habe ich das Capitol wieder geſehen und einige andere Sachen die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppi's Haus, das ich immer verſaumt hatte zu ſehen. Unter vielen köſtlichen Sachen haben mich vorzuglich ergötzt zwei Abguſſe der Köpfe von den Koloſſalſtatuen auf dem Monte Cavallo. Man kann ſie bei Cavaceppi in der Nahe, in ihrer ganzen Größe und Schönheit ſehn. Leider daß der beſte durch Zeit und Witterung, faſt einen Strohhalm dick der glatten Oberflache des Geſichts verloren hat und in der Nahe wie von Pocken übel zugerichtet ausſieht.

Heute waren die Exequien des Cardinal Visconti in der Kirche St. Carlo. Da die papſtliche Capelle zum Hochamt ſang, gingen wir hin, die Ohren auf Morgen recht auszuwaſchen. Es ward ein Requiem geſungen zu zwei Sopranen, das Seltſamſte was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Muſik.

Welch ein leidig Inſtrument die Orgel ſey, iſt mir geſtern Abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen, man begleitete damit den Geſang bei der Veſper; es verbindet ſich ſo gar nicht mit der Menſchenſtimme, und iſt ſo gewaltig. Wie reizend dagegen in der Sixtiniſchen Capelle, wo die Stimmen allein ſind.

Das Wetter iſt ſeit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtentheils verblüht und grünt jetzt, nur wenige Blüthen ſind auf den Gipfeln noch zu ſehen. Nun folgt der Pfirſichbaum, der mit ſeiner ſchönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus blüht auf allen Ruinen, die Attigbüſche in den Hecken ſind alle ausgeſchlagen, und andere die ich nicht kenne. Die Mauern und Dacher werden nun

grüner, auf einigen zeigen ſich Blumen. In meinem neuen Cabinet, wohin ich zog, weil wir Tiſchbein von Neapel erwarten, habe ich eine mannichfaltige Ausſicht in unzählige Gärtchen und auf die hinteren Galerien vieler Häuſer. Es iſt gar zu luſtig.

Ich habe angefangen ein wenig zu modelliren. Was den Erkenntnißpunkt betrifft, gehe ich ſehr rein und ſicher fort, in Anwendung der thätigen Kraft bin ich ein wenig confus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

Rom, den 11. März 1788.

Die nächſte Woche iſt hier nichts zu denken noch zu thun, man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Oſtern werde ich noch einiges ſehen was mir zurückblieb, meinen Faden ablöſen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayſern davon ziehn. Wenn alles geht, wie ich wünſche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Inzwiſchen hört Ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlaſſung verſchiedene Maaßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältniſſe ſetzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer ſchöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja ich kann ſagen daß ich die höchſte Zufriedenheit meines Lebens in dieſen letzten acht Wochen genoſſen habe, und nun wenigſtens einen äußerſten Punkt kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz künftig abmeſſen kann.

Dieſe Woche hat ſich, ungeachtet des üblen Wetters, gut gehalten. Sonntags hörten wir in der Sixtiniſchen Capelle ein Motett von Paleſtrina. Dienstag wollte uns das Glück daß man zu Ehren einer Fremden verſchiedene Theile

der Charwochsmuſik in einem Saale ſang. Wir hörten ſie alſo mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir ſie oft am Clavier durchſangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es iſt ein unglaublich großes ſimples Kunſtwerk, deſſen immer erneuerte Darſtellung ſich wohl nirgends als an dieſem Orte und unter dieſen Umſtänden erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburſchen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg, mit allem dem bleibt es etwas Außerordentliches und iſt ein ganz neuer Begriff. Kayſer wird dereinſt Rechenſchaft davon ablegen können. Er wird die Vergünſtigung erhalten, eine Probe in der Capelle anzuhören, wozu ſonſt niemand gelaſſen wird.

Ferner habe ich dieſe Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studio der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meiſter gelobt. Wer den ganzen Körper ſo durchgearbeitet hatte, wäre um ein gutes Theil klüger; verſteht ſich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannichfaltigen Rath der Verſtändigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine ſchöne auf die Natur gegoſſene Anatomie, ein halb Dutzend der ſchönſten antiken Faße, einige ſchlechte, jene zur Nachahmung, dieſe zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen, in jeder Ville, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach dieſen Theilen zu ſehen, Gemälde zeigen mir was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künſtler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch genau beſehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhülfe mich am meiſten fördert. Wenn mit dieſem Winde, auf dieſem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle kame, ſo müßte es keine Segel oder einen wahnſinnigen Steuermann haben. Bei der

allgemeinen Uebersicht der Kunst die ich mir gemacht habe, war es mir sehr nothwendig nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehn. Es ist angenehm auch im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort überall herum zu gehen und vernachlässigte Gegenstände zu betrachten. So war ich gestern zum erstenmal in Raphael's Villa, wo er, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorzog. Es ist ein heilig Monument. Der Fürst Doria hat sie acquirirt und scheint sie behandeln zu wollen, wie sie es verdient. Raphael hat seine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand portraitirt in allerlei Arten von Kleidern und Costüme; selbst in den historischen Compositionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage des Hauses ist sehr schön. Es wird sich artiger davon erzählen lassen als sich's schreibt. Man muß das ganze Detail bemerken.

Dann ging ich in die Villa Albani und sah mich nur im Allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag. Heute Nacht hat es sehr geregnet, jetzt scheint die Sonne wieder und vor meinem Fenster ist ein Paradies. Der Mandelbaum ist ganz grün, die Pfirsichblüthen fangen schon an abzufallen und die Citronenblüthen brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abschied von hier betrübt drei Personen innigst. Sie werden nie wieder finden, was sie an mir gehabt haben, ich verlasse sie mit Schmerzen. In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich und vernünftig geworden, und als einen solchen haben mich diese dreie in verschiedenem Sinne und Grade gekannt, besessen und genossen.

Rom, den 22. März 1788.

Heute geh' ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen schreiben. Nun ist auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beschwerden vorüber, morgen nehmen wir noch eine Benediction auf uns, und dann wendet sich das Gemüth ganz zu einem andern Leben.

Ich habe durch Gunst und Mühe guter Freunde alles gesehen und gehört, besonders ist die Fußwaschung und die Speisung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Capellmusik ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri und die sogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Charfreitags frühe gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an seiner Stelle bleibt, jedermann still ist, und das Chor anfängt: Populus meus quid feci tibi? ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen. Das soll nun alles mündlich ausgeführt werden, und was von Musik transportabel ist, bringt Kayser mit. Ich habe nach meinem Wunsch alles was an den Functionen genießbar war, genossen und über das Uebrige meine stillen Betrachtungen angestellt. Effect, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert hab' ich alles, denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschieht alles, was am katholischen Gottesdienste sonst unerfreulich erscheint, mit großem Geschmack und vollkommner Würde. Es kann aber auch nur da geschehen, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote standen.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen seyn. Hatte ich nicht in der Zwischenzeit auf jene Veranlassung wieder stille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, so könnt' ich nächste Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Besten. Ich habe diese Zeit wieder viel studirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat sich geschlossen und gerundet. Es ist zwar immer eine sonderbare Empfindung, eine Bahn auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen, doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler der mich nach Sicilien begleitet hat. Es sind schöne liebliche Früchte meiner Reise und für Euch die angenehmsten; denn was man einem vor die Augen bringen kann, giebt man ihm am sichersten. Einige drunter sind, dem Ton der Farbe nach, ganz köstlich gerathen, und Ihr werdet kaum glauben daß jene Welt so schön ist.

Soviel kann ich sagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lang habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.

So eben steht der Herr Christus mit entsetzlichem Larm auf. Das Castell feuert ab, alle Glocken lauten, und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwarmer und Laufeuer. Um eilf Uhr Morgens.

Bericht.

März.

Es iſt uns erinnerlich, wie Philippus Neri den Beſuch der ſieben Hauptkirchen Roms ſich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunſt ſeiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber iſt zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubilaum herankommt, nothwendig gefordert wird und wirklich wegen der weitentfernten Lage dieſer Stationen, inſofern der Weg an Einem Tage zurückgelegt werden ſoll, einer abermaligen anſtrengenden Reiſe wohl gleich zu achten iſt.

Jene ſieben Kirchen aber ſind: S. Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebaſtian, San Johann im Lateran, Santa Croce in Jeruſalem, San Paul vor den Mauern.

Einen ſolchen Umgang nun vollführen auch einheimiſche fromme Seelen, in der Charwoche, beſonders am Charfreitag. Da man aber zu dem geiſtlichen Vortheil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablaß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hinzugethan, ſo wird in ſolcher Hinſicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugniſſen zum Thore von San Paul endlich wieder hereintritt, erhält daſelbſt ein Billet, um an einem frommen Volksfeſte in der Villa Mattei an beſtimmten Tagen Theil nehmen zu können. Dort erhalten die Eingelaſſenen eine Collation von Brod, Wein, etwas Käſe oder Eiern; die Genießenden ſind dabei im Garten umher gelagert, vornehmlich in dem kleinen daſelbſt befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem

Caſino der Villa, findet ſich die höhere Geſellſchaft zuſammen; Cardinale, Prälaten, Fürſten und Herren, um ſich an dem Anblick zu ergötzen und ſomit auch ihren Theil an der Spende, von der Familie Mattei geſtiftet, hinzunehmen.

Wir ſahen eine Proceſſion von etwa zehn- bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geiſtlichen Gewand, ſondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Feſttage zu erſcheinen geziemen möchte, in Kleidern, gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweiſe, es konnten ihrer vierzig ſeyn. Sie ſangen und ſprachen ihre Litaneien fromm vor ſich hin und wandelten ſtill und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem handwerksmäßigem Anſehn ging an ihnen her und ſchien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte baarfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geſchloſſen zu ſehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erkundigung deßhalb gab uns zu vernehmen: Dieſer Mann, ein Schuſter von Profeſſion und kinderlos, habe ſich früher bewogen gefühlt einen armen Knaben auf- und in die Lehre zu nehmen, mit Beiſtand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein ſolches gegebenes Beiſpiel ſey es ihm gelungen, andere Meiſter zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann beſorgt geweſen. Auf dieſe Weiſe habe ſich ein kleines Häuflein geſammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den ſchädlichen Müßiggang an Sonn- und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja ſogar den Beſuch der weitauseinanderliegenden Hauptkirchen an einem Tage von

Stella an seinem Halse. Ich darf? —

Cecilie. Dankst du mir's, daß ich dich Flüchtling zurückhielt?

Stella an ihrem Halse. O Du! —

Fernando beyde umarmend. Mein! Mein!

Stella seine Hand fassend, an ihm hangend. Ich bin dein!

Cecilie seine Hand fassend, an seinem Halse. Wir sind dein!

ihnen gefordert. Auf dieſe Weiſe nun ſey dieſe fromme Anſtalt immer gewachſen; er verrichte ſeine verdienſtlichen Wanderungen nach wie vor, und weil ſich zu einer ſo augenfällig nutzbaren Anſtalt immer mehr hinzudrangen als aufgenommen werden konnten, ſo bediene er ſich des Mittels, um die allgemeine Wohlthatigkeit zu erregen, daß er die noch zu verſorgenden, zu bekleidenden Kinder ſeinem Zuge anſchließe, da es ihm denn jedesmal gelinge, zu Verſorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Wahrend wir uns hievon unterrichteten, war einer der ältern und bekleideten Knaben auch in unſere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit gutgeſetzten Worten für die nackten und ſohlenloſen beſcheiden eine Gabe. Er empfing ſie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, ſondern auch von den anſtehenden ſonſt pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer maßigen Spende mit viel Worten ſegnender Anerkennung jenes Verdienſtes, noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wiſſen, daß der fromme Kindervater jedesmal ſeine Pupillen an jener Spende Theil nehmen laſſe, nachdem ſie ſich durch vorhergegangene Wanderung erbaut, wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu ſeinem Zwecke fehlen kann.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen,

von Carl Philipp Moritz. Braunſchweig 1788.

Unter dieſem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuſcript nach Deutſchland geſchickt hatte, um ſeinen Verleger uber den Vorſchuß einer

Reisebeschreibung nach Italien einigermaßen zu beschwichtigen. Freilich war eine solche nicht so leicht als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England niederzuschreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt lassen; es war aus unsern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sey, so kann es geschichtlich einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns aufthaten, welche späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeschaltet stehen, vielleicht nimmt man hievon Veranlassung, das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie so weit, wie die Natur selber, seyn: das heißt, die Organisation muß so fein gewebt seyn, und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich nebeneinander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organisation von diesem feinern Gewebe, bei ihrer völligen Entwicklung, auf einmal in der dunklen Ahnung ihrer thatigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wagenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren bloß thatige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft, und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahneten Verhaltnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dieß zu werden, muß die Thatkraft worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. — Sie muß alle jene Verhaltnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunkt fassen. — Aus diesem Brennpunkte muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhaltnisse des großen Ganzen der Natur, eben so wahr und so richtig, wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wahlt die bildende Kraft, durch ihre Individualitat bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen, im verjüngten Maaßstabe übertragt. — Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, ware, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmachtiges Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führet uns dieß auf den Punkt, wo wir schon einmal waren: daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es, durch die Kunst, zu einem für sich

beſtehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur, in ihrem völligen Umfange ſpielen kann.

Da nun aber jene großen Verhältniſſe, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, ſo kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im erſten Augenblick der Entſtehung ſtatt finden, wo das Werk, als ſchon vollendet, durch alle Grade ſeines allmähligen Werdens, in dunkler Ahnung, auf einmal vor die Seele tritt, und in dieſem Moment der erſten Erzeugung gleichſam vor ſeinem wirklichen Daſeyn da iſt; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entſteht, welcher das ſchaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unſer Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der ſchönen Kunſtwerke ſelbſt vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher Kommendes in uns entſtehen, das den Genuß der ſchönen Kunſtwerke uns erhöht. Allein da unſer höchſter Genuß des Schönen dennoch ſein Werden aus unſrer eignen Kraft unmöglich mit in ſich faſſen kann, ſo bleibt der einzige höchſte Genuß deſſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber, und das Schöne hat daher ſeinen höchſten Zweck in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht; unſer Nachgenuß deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeyns — und das bildende Genie iſt daher im großen Plane der Natur, zuerſt um ſein ſelbſt, und dann erſt um unſertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Weſen giebt, die ſelbſt nicht ſchaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein innres Wesen außer den Granzen der Denkkraft, in seiner Entstehung, in seinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sey? ist es schön. Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerstreute Schöne, ist ja nur in so fern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur, immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des allumfassenden Ganzen der Natur ist. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht, oder empfunden werden.

Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes, einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkkraft ist, so würden wir, in so fern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme, als das Minderschöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, das ihr so nahe wie möglich kömmt, ohne doch sie selbst zu seyn: — dieß ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren

Gränzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Cirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen, und uns desto unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen gränzt.

Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt, so viel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst nicht der Mühe des Anfangs, und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Daseyn muß nothwendig durch die Vergessenheit, worein es sinkt, sich wieder aufheben.

Eben so schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punkt, so viel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, eben so wenig wie der geringste, in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen seine Gränzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſto mehr iſt es in Gefahr ſich zu tauſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen und auf die Weiſe durch tauſend mißlungene Verſuche, ſeinen Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtören.

Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunſt zugleich durch das Werden deſſelben, in die bildende Kraft, die es ſchuf, hindurch; und ahnet dunkel den höhern Grad des Genuſſes eben dieſes Schönen, im Gefühl dieſer Kraft, die mächtig genug war, es aus ſich ſelbſt hervorzubringen.

Um ſich nun dieſen höhern Grad des Genuſſes, welchen ſie an einem Werke, das einmal ſchon da iſt, unmöglich haben kann, auch zu verſchaffen, ſtrebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens etwas Aehnliches aus ſich ſelbſt hervorzubringen, haßt ihr eignes Werk, verwirft es, und verleidet ſich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr ſchon da iſt, und woran ſie nun eben deßwegen, weil es ohne ihr Zuthun da iſt, keine Freude findet.

Ihr einziger Wunſch und Streben iſt, des ihr verſagten, höhern Genuſſes, den ſie nur dunkel ahnet, theilhaftig zu werden: in einem ſchönen Werke, das ihr ſein Daſeyn dankt, mit dem Bewußtſeyn von eigener Bildungskraft, ſich ſelbſt zu ſpiegeln.

Allein ſie wird ihres Wunſches ewig nicht gewahrt, weil Eigennutz ihn erzeugte, und das Schöne ſich nur um ſein ſelbſt willen von der Hand des Künſtlers greifen, und willig und folgſam von ihm ſich bilden laßt.

Wo ſich nun in den ſchaffenwollenden Bildungstrieb ſogleich die Vorſtellung vom Genuß des Schönen miſcht, den es, wenn es vollendet iſt, gewahren ſoll; und wo dieſe

Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unsrer Thatkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selber ründen.

Dem höchsten Genuß des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, scheint freilich ein harter Kampf — der dennoch äußerst leicht wird, wenn wir aus diesem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen, und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da seyn wird, durch das Gefühl unsrer eignen Kraft, gewähren soll, so viel wie möglich zu verbannen suchen, so daß, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten.

Behalt alsdann das Schöne, das wir ahnen, bloß an und für sich selbst, in seiner Hervorbringung, noch Reiz genug unsre Thatkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein ist. —

Verliert sich aber, mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung, auch der Reiz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter, der Frieden in uns ist hergestellt, und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich, zum Lohne für sein bescheidnes Zurücktreten in seine Granzen, dem reinsten Genuß des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äußerst leicht verfehlt und

überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche, angemaßte Abdrücke des höchsten Schönen, gegen Einen ächten, durch den falschen Bildungstrieb in den Werken der Kunst entstehen.

Denn da die ächte Bildungskraft, sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werks, auch schon den ersten, höchsten Genuß desselben, als ihren sichern Lohn, in sich selber tragt, und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allerersten Moment ihres Anstoßes durch sich selber, und nicht durch die Ahnung des Genusses von ihrem Werke, erhält; und weil in diesem Moment der Leidenschaft die Denkkraft selbst kein richtiges Urtheil fallen kann: so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Versuche, dieser Selbsttäuschung zu entkommen.

Und selbst auch diese mißlungenen Versuche sind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie ächt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen, oder sie einen falschen Weg einschlagen laßt, auf dem sie sich nie entwickeln kann, so bleibt das ächte Schöne selten.

Und weil sie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entstehen laßt, so unterscheidet sich eben dadurch das ächte Schöne und Edle, durch seinen seltenen Werth, vom Schlechten und Gemeinen.

In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lucke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. — Bildungskraft und Empfindungsfahigkeit verhalten sich zu einander, wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft

Der

Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

umgiebt, treffen nämlich immer so viele in allen Berührungspunkten unsres Organs zusammen, daß wir dieß große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch selbst zu seyn. Die in unser Wesen hineingesponnenen Verhältnisse jenes Ganzen streben, sich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünscht, sich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzusetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern, so weit es kann, selbst dieß umgebende Ganze seyn.

Daher erarbeitet jede höhere Organisation, ihrer Natur nach, die ihr untergeordnete, und trägt sie in ihr Wesen über. Die Pflanze den unorganisirten Stoff, durch bloßes Werden und Wachsen; das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß; der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein inneres Wesen, sondern faßt zugleich alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am hellsten geschliffene spiegelnde Oberfläche seines Wesens, in den Umfang seines Daseyns auf, und stellt es, wenn sein Organ sich bildend in sich selbst vollendet, verschönert außer sich wieder dar.

Wo nicht, so muß er das, was um ihn her ist, durch Zerstörung in den Umfang seines wirklichen Daseyns ziehn, und verheerend um sich greifen so weit er kann, da einmal die reine unschuldige Beschauung seinen Durst nach ausgedehntem wirklichem Daseyn nicht ersetzen kann."

April.

Correspondenz.

Rom, den 10. April 1788.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entschluß fest war abzugehen, hatte ich auch kein Interesse mehr, und ich ware lieber schon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayfers willen und um Bury's willen. Ersterer muß noch einige Studien absolviren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Musikalien sammeln; der andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemalde, nach meiner Erfindung, ins Reine bringen, dabei er meines Raths bedarf.

Doch hab' ich den 21. oder 22. April zur Abreise festgesetzt.

Rom, den 11. April 1788.

Die Tage vergehn, und ich kann nichts mehr thun. Kaum mag ich noch etwas sehen; mein ehrlicher Meyer steht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt seines unterrichtenden Umgangs. Hatte ich Kayfern nicht bei mir, so hatte ich jenen fortgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hatten, so

waren wir weit genug gekommen. Besonders hatte er bald über alle Scrupel im Köpfezeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer diesen Morgen in der Französischen Akademie, wo die Abgüsse der besten Statuen des Alterthums beisammen stehn. Wie konnt' ich ausdrücken, was ich hier, wie zum Abschied, empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr als man ist; man fühlt, das Würdigste womit man sich beschäftigen sollte, sey die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannichfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald wie unzulänglich er sey; selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht, hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit.

Rom, den 15. April 1788.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ an jenem Fuß fort zu modelliren, ging mir auf, daß ich nunmehr Tasso unmittelbar angreifen mußte, zu dem sich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommener Gefährte zur bevorstehenden Reise. Dazwischen wird eingepackt, und man sieht in solchem Augenblicke erst was man alles um sich versammelt und zusammengeschleppt hat.

Bericht.

April.

Meine Correspondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude meine alten geprüften Freunde wieder zu sehen war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichem Bericht manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir, theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich alles was er zu thun vor hatte in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, saumte ich nicht sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fande.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier sah man nun die verschiedensten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balcone, Terrassen, auch auf den höhern Hinterhäuschen eine offne Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, so zusammengepackt und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man soviel Anmuth beim klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung malerischer Kunstwerke. So eben hatte Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen die er auf unsrer Reise durch Sicilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und lustige Haltung ist vielleicht in dieser

Art keinem beſſer gelungen als ihm, der ſich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Anſicht dieſer Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felſen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verſchweben der Ferne in dem glanzreichſten Himmel wieder zu ſehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein dieſe Blätter erſchienen in ſolchem Grade günſtig, jedes Gemälde auf dieſelbe Staffelei an denſelben Ort geſtellt, erſchien wirkſamer und auffallender; ich erinnere mich daß einigemal als ich ins Zimmer trat mir ein ſolches Bild wie zauberiſch entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günſtigen oder ungünſtigen, directen oder indirecten atmoſphariſchen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, ſie ſelbſt aber durchaus gefühlt, angeſtaunt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Dieſe neue Wohnung gab nun Gelegenheit eine Anzahl von Gypsabgüſſen, die ſich nach und nach um uns geſammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzuſtellen, und man genoß jetzt erſt eines höchſt würdigen Beſitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall iſt, ſich immerfort in Gegenwart plaſtiſcher Kunſtwerke der Alten befindet, ſo fühlt man ſich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforſchlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, ſo wohlthätig er auch ſeyn mag, beunruhigt uns, wir wünſchen unſre Gefühle, unſre Anſchauung in Worte zu faſſen: dazu müßten wir aber erſt erkennen, einſehen, begreifen; wir fangen an zu ſondern, zu unterſcheiden, zu ordnen, und auch dieſes finden wir, wo nicht unmöglich doch höchſt ſchwierig, und ſo

kehren wir endlich zu einer ſchauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber iſt dieß die entſchiedenſte Wirkung aller Kunſtwerke, daß ſie uns in den Zuſtand der Zeit und der Individuen verſetzen, die ſie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man ſich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menſchengeſtaltung gewahr und durchaus auf den Menſchen in ſeinem reinſten Zuſtande zurückgeführt, wodurch denn der Beſchauer ſelbſt lebendig und rein menſchlich wird. Selbſt die Bekleidung, der Natur angemeſſen, die Geſtalt gewiſſermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtaglich genießen, ſo wird man zugleich habſüchtig darnach; man verlangt ſolche Gebilde neben ſich aufzuſtellen, und gute Gypsabgüſſe, als die eigentlichſten Facſimile's, geben hiezu die beſte Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufſchlägt, fühlt man ſich von dem Vortrefflichſten gerührt; alles unſer Denken und Sinnen iſt von ſolchen Geſtalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Den erſten Platz bei uns behauptete Juno Ludoviſi, um deſto höher geſchätzt und verehrt, als man das Original nur ſelten, nur zufällig zu ſehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte ſie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unſrer Zeitgenoſſen, der zum erſtenmal vor ſie hintritt, darf behaupten dieſem Anblick gewachſen zu ſeyn.

Noch einige kleinere Junonen ſtanden zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Buſten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Meduſa Rondanini; ein wunderſames Werk, das, den Zwieſpalt zwiſchen Tod und Leben, zwiſchen Schmerz und Wolluſt ausdruckend, einen

unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Hercules Anar, so kräftig und groß, als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Mercur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingereiht umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie einer, der sein Testament überdenkt, den ihn umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umständlichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehülflichkeit in solchen Dingen hielten mich ab das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edlen Angelica zugedacht, weniges andere den nächsten Künstlern, manches gehörte noch zu den Tischbeinischen Besitzungen, anderes sollte unangetastet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühsten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überschwenglichen Enthusiasmus hervorriefen, und die grenzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühsten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun einen

tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem von oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gypsgießer in Frankfurt ein, sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoons Kopf, Niobe's Töchter, ein Köpfchen spater für eine Sappho angesprochen, und noch sonst einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedampften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich lostrennen sollte.

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sicilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die sich unsres Innern bemachtigen und sich zugleich unsern Fahigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles was er dort vorfand neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche seltenere Pflanzen um

mich zu verſammeln und meine Betrachtungen darüber fort-
zuſetzen, ſo wie die von mir aus Samen und Kernen erzoge-
nen fernerhin pflegend zu beobachten.

In dieſe letzten beſonders wollten bei meiner Abreiſe
mehrere Freunde ſich theilen. Ich pflanzte den ſchon einiger-
maßen erwachſenen Pinienſprößling, Vorbildchen eines künfti-
gen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch
manche Jahre zu einer anſehnlichen Höhe gedieh, wovon mir
theilnehmende Reiſende, zu wechſelſeitigem Vergnügen, wie auch
von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu er-
zählen wußten. Leider fand der, nach dem Ableben jener
unſchätzbaren Freundin eintretende neue Beſitzer es unpaſſend
auf ſeinen Blumenbeeten ganz unörtlich Pinien hervorwachſen
zu ſehen. Späterhin fanden wohlwollende darnach forſchende
Reiſende die Stelle leer und hier wenigſtens die Spur eines
unmuthigen Daſeyns ausgelöſcht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Ker-
nen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige
Entwicklung derſelben, durch Aufopferung mehrerer Exemplare,
von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen, friſch auf-
geſchoſſenen, übergab ich einem Römiſchen Freunde, der ſie
in einen Garten der Sixtiniſchen Straße pflanzte, wo ſie noch
am Leben ſind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachſen,
wie ein erhabener Reiſender mir zu verſichern die Gnade
hatte. Mögen ſie den Beſitzern nicht unbequem werden und
fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachſen und gedeihen.

Auf dem Verzeichniſſe, was vor der Abreiſe von Rom
nfalls nachzuholen ſeyn möchte, fanden ſich zuletzt ſehr

Perſonen.

Andraſon, ein humoriſtiſcher König.

Mandandane, ſeine Gemahlinn.

Dieſelbe noch einmal.

Feria, ſeine Schweſter, eine junge Wittwe.

Mana, Sora, Lato, Mela, } Hoffräulein der Feria.

Oronaro, Prinz.

Merkulo, ſein Cavalier.

Der Oberſte ſeiner Leibwache.

Leibwache.

Mohren.

Bediente.

Arkalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

disparate Gegenstände, die Cloaca Massima und die Catacomben bei S. Sebastian. Die erste erhöhte wohl noch den kolossalen Begriff, wozu uns Piranesi vorbereitet hatte; der Besuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum besten, denn die ersten Schritte in diese dumpfigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg und dort, im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zustände getrost beschauen mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umständlich von allen dem was ich dort gesehen, oder auch wohl nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Ruhen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schadel Raphael's unsre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so [illegible] nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur und Kunstfreunde seyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reiffenstein, dieser einflußreiche

Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte ſie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen ſolchen Abguß nach Deutſchland ſendete, deſſen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigſten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künſtlers Hand, St. Lukas, dem die Mutter Gottes erſcheint, damit er ſie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darſtellen möge, gewahrte den heiterſten Anblick. Raphael ſelbſt noch jung, ſteht in einiger Entfernung, und ſieht dem Evangeliſten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man ſich entſchieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehmals der Beſitzer dieſes Werks, und hat ſolches der Akademie vermacht. Es iſt freilich an manchen Stellen beſchädigt und reſtaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In dieſen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Verſuchung geprüft, die meine Reiſe zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu feſſeln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künſtler und ebenfalls Kunſthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend: er ſey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade, denn er habe auf demſelben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muſe, welche in Neapel, im Hofe des Palaſts Caraffa Colombrano nebſt andern in einer Niſche ſeit undenklichen Jahren geſtanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden ſey. Er wünſche dieſe zu verkaufen,

aber in der Stille, und frage deßhalb an: ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte? Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreihundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir war die Sache sogleich mitgetheilt und wir eilten selbdritte zu dem von unsrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Nega hub sogleich ein Bret von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen sollen: gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hatte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein so reines wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen, es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich diesen Ankauf zu machen; wir entschlossen uns daher den Fall

der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deßhalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt; die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wohl als Griechische Arbeit anzuerkennen sey und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Nega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebesneigung und einem abzuschließenden Heirathscontract noch manche Gedanken sich einzudringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zustimmung unsrer edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen, denn eine Verbindung war es im ideell-pygmaleonischen Sinne, und ich laugne nicht, daß der Gedanke dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis wie

ſehr ich mir hierin ſchmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieſes Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen anſah, die mich in Rom feſtzuhalten und alle Gründe die mich zum Entſchluß der Abreiſe vermocht, auf das thätigſte niederzuſchlagen gedachten.

Glücklicherweiſe waren wir ſchon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verſtand in ſolchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und ſo mußte denn Kunſtneigung, Beſitzesluſt und was ihnen ſonſt beiſtand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Geſinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica, mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorſtellungen traten daher aufs klarſte die ſämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die ſich einem ſolchen Unternehmen entgegen ſtellten. Ruhige bisher den Kunſt- und Alterthumsſtudien ſich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunſthandel ein und erregten die Eiferſucht der zu ſolchem Geſchäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Reſtauration ſeyen mannichfaltig, und es frage ſich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Abſendung auch alles in möglichſter Ordnung gehe, ſo könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines ſolchen Kunſtwerkes am Schluß noch Hinderniſſe entſtehen und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hauſe alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten ſeyen. Ueber ſolche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, ſowohl Mühe als Gefahr ſetzte ſich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen ſey ein einzelnes Unternehmen dieſer Art auf jede Weiſe bedenklich.

Durch ſolche Vorſtellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunſch und Vorſatz gemildert, geſchwächt, doch

niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht 1) aus der auf der Ferse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreißigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mayländerin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchi's im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie

zuerſt in Caſtel Gandolfo geſehen; ſie empfing mich mit offner Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergeſſen," ſagte ſie, „daß ich aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forſchte mehrmals, ob es denn auch wahr ſey? Ihr ſetztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch beſuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrug, ich ware gern mitgegangen, wenn ſichs geziemte." Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiſeplan vorerzahlte, verſetzte ſie: „Ihr ſeyd glücklich ſo reich zu ſeyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu verſagen braucht; wir andern müſſen uns in die Stelle finden welche Gott und ſeine Heiligen uns angewieſen. Schon lange ſeh' ich vor meinem Fenſter Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das iſt unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das alles?" Die Fenſter gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben ſehr lebhaft.

Sie ſprach von ihrem Bruder mit Zartlichkeit, freute ſich ſeine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Beſoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug ſie ließ mich zunächſt mit ihren Zuſtanden durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Geſprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich ſchnell alle Momente unſers zarten Verhältniſſes, vom erſten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrangt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abſchied ſchloß ſich in freundlicher mäßiger Proſa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem flachen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr," rief ich aus, „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide."

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespraches, das von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern einfachern größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, suchte' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein

Feenpalaſt in der Wüſte daſtand. Die Statue Marc Aurel's rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verſtehen daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finſter, finſtern Schatten werfend, ſtand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einſamkeit der Via Sacra erſchienen die ſonſt ſo bekannten Gegenſtände fremdartig und geiſterhaft. Als ich aber den erhabenen Reſten des Coliſeums mich naherte und in deſſen verſchloſſenes Innere durchs Gitter hineinſah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beſchleunigte.

Alles Maſſenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in ſolchen Umgangen zog ich gleichſam ein unüberſehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

Bei meinem Abſchied empfand ich Schmerzen einer eignen Art. Dieſe Hauptſtadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang geweſen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, giebt ein Gefühl das ſich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in dieſem Augenblicke immer und immer Ovid's Elegie, die er dichtete als die Erinnerung eines ähnlichen Schickſals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Diſtichen walzten ſich zwiſchen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römiſchen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſoviel mir zurückblieb
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
Luna ſie lenkt' in der Höh' nächtliches Roſſegeſpann.
Zu ihr ſchaut' ich hinan, ſah dann capitoliſche Tempel,
Welchen umſonſt ſo nah' unſere Laren gegränzt. —

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war ihn meiner Perſönlichkeit, meiner Lage im beſonderſten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reiſe beſchäftigte mich dieſes innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch ſcheute ich mich auch nur eine Zeile zu ſchreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verſchwinden. Ich mochte beinah nichts anſehen um mich in dieſer ſüßen Qual nicht ſtören zu laſſen. Doch gar bald drang ſich mir auf wie herrlich die Anſicht der Welt ſey, wenn wir ſie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetiſchen Thatigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Luſt- und Prachtgarten. Dort ſchrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefuhle unmittelbar zurückrufen.

Dem Zuſtand dieſer Lage iſt allerdings jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben, womit das Stück theilweis behandelt iſt und wodurch ſeine Erſcheinung auf dem Theater beinah unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, ſo konnte ich mich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen. Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Dieſe Stimmung verließ mich nicht

Erſter Act.

Saal,

im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und Sora begegnen einander.

Mana.

Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.

Ueber Italien.

Fragmente eines Reisejournals.

Volksgesang.

Venedig.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondoliere große Stellen aus Arioſt und Taſſo auswendig wiſſen, und ſolche auf ihre eigne Melodie zu ſingen pflegen. Allein dieſes Talent ſcheint gegenwartig ſeltner geworden zu ſeyn; wenigſtens konnte ich erſt mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieſer Art eine Stelle des Taſſo vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechſelsweiſe ſingen. Wir kennen die Melodie ungefahr durch Rouſſeau, deſſen Liedern ſie beigedruckt iſt; ſie hat eigentlich keine melodiſche Bewegung, und iſt eine Art von Mittel zwiſchen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nahert ſie ſich durch recitativiſche Declamation, dieſem durch Paſſagen und Laufe, wodurch eine Sylbe aufgehalten und verziert wird.

Ich beſtieg bei hellem Mondſchein eine Gondel, ließ den einen Sanger vorn, den andern hinten hin treten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Geſang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und ſo wechſelten ſie miteinander ab. Im Ganzen ſchienen es immer dieſelbigen Noten zu bleiben, aber ſie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth,

veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen, nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen, einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkäschen, anstatt von dieser Scene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Credit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mir, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sey; wir stiegen deßwegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an gegen einander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark declamirten und gleichsam ausgeschrienen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagetöne auf einen Schrei der Empfindung, oder des Schmerzens. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Canale, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wieder wandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht unter allen diesen

Umſtänden den Charakter dieſes wunderbaren Geſangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einſamen Schiffer, der auf der Ruhe dieſer Canäle in ſeinem Fahrzeug ausgeſtreckt liegt, ſeine Herrſchaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile ſich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, dieſem Geſang unterſchiebt. Manchmal läßt er ſeine Stimme ſo gewaltſam als möglich hören, ſie verbreitet ſich weit über den ſtillen Spiegel, alles iſt ruhig umher, er iſt mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichſam in der Einſamkeit. Da iſt kein Geraſſel der Wagen, kein Geräuſch der Fußgänger, eine ſtille Gondel ſchwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätſchern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menſchen, er wird das Echo des erſten und ſtrengt ſich nun auch an gehört zu werden, wie er den erſten vernahm. Convention heißt ſie von Vers zu Vers wechſeln, der Geſang kann Nächte durch währen, ſie unterhalten ſich ohne ſich zu ermüden, der Zuhörer, der zwiſchen beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit ſich beſchäftigt ſind.

Es klingt dieſer Geſang aus der weiten Ferne unausſprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erſt ſeine Beſtimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, man kann ſich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher ſonſt kein ſehr fein organiſirter Mann war, ſagte ganz ohne Anlaß: è singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inſelreihe, welche das Adriatiſche Meer von den Lagunen

ſcheidet), beſonders die von den äußerſten Ortſchaften Malamocca und Paleſtrina, gleichfalls den Taſſo auf dieſe und ähnliche Melodien ſangen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer um zu fiſchen auf das Meer gefahren ſind, ſich Abends an das Ufer zu ſetzen und dieſe Geſänge anzuſtimmen, und ſo lange heftig damit fortzufahren, bis ſie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel ſchöner und noch eigenthümlicher bezeichnet ſich hier dieſer Geſang als der Ruf eines Einſamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und gleichgeſtimmter höre und ihm antworte! Es iſt der Ausdruck einer ſtarken herzlichen Sehnſucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe iſt.

Rom.

Ritornelli.

Mit einem ähnlichen Geſang, der aber in keinem Sinne gefällig oder reizend iſt, pflegt der Pöbel von Rom ſich zu unterhalten, und beleidigt jedes Ohr außer ſein eignes.

Es iſt gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Declamation, wie man will. Keine melodiſche Bewegung zeichnet ihn aus, die Intervalle der Töne laſſen ſich durch unſere Art die Noten zu ſchreiben nicht ausdrücken, und dieſe ſeltſamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich dieſe Geſangsweiſe. Eben ſo iſt Ton und Manier der Singenden, oder vielmehr Schreienden, ſo vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denſelben tollen Menſchen zu hören glaubt.

Gewöhnlich hört man sie nur in der Dammerung oder zur Nachtzeit; sobald sie sich frei und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karren zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraustritt, bricht unmittelbar in das unbandige Geschrei aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli, und legen dieser Unmelodie alle Worte unter die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seyen metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einigemal einen solchen Sanger verstanden zu haben. Es schien mir sein Lied, rohe, obgleich nicht ganz unwitzige, Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlborough, der halb Italianisch, halb Französisch, ungefahr auf seine bekannte Melodie, auf allen Straßen gesungen ward.

Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die kleinsten Kinder so gut als alle erwachsenen Personen sangen; es ward verschiedentlich componirt und mehrstimmig in Concerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklarung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobsprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populare Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein anderer Uebertriebenes gesagt hat, sogleich in Zweifel ziehet;

Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo, ogni donzella,
Mia dolce Mirami!
Mi dice che sei bella.
E penso anch'io cosi:
Non dico: bella bella!
Ma — li la ba te li.

das letzte Ma — welches durch die unbedeutenden Refrain-Sylben aufgefangen wird, giebt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke.

Die Melodie, welche am allgemeinsten gehört wurde, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Gespenstergeschichten, und wahrscheinlich ist die Ursache davon: weil kein katholischer Christ, der gebeichtet und die Sacramente empfangen hat, verdammt werden kann, sondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther sind andachtig auf die Erleichterung und Befreiung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erscheint wohl das ganze Fegefeuer einem beängstigten Gläubigen im Traum oder Fieber; und alsdann ist die Mutter Gottes in freundlicher Erscheinung gleich dabei, wie man auf so vielen Gelübde-Tafeln sehen kann. Allein die eigentlichen Gespenster-, Hexen- und Teufels-Ideen scheinen mehr den nordischen Gegenden eigen zu seyn.

Um so viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder Neapolitanischer Knabe, der sich in Rom herumführen ließ, einige Wochen sang, deren Inhalt und Vorstellungsart so nordisch als möglich ist.

Die Scene ist Nachts, bei dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrscheinlich aufs

(Zu Seite 309.)

Allegro.

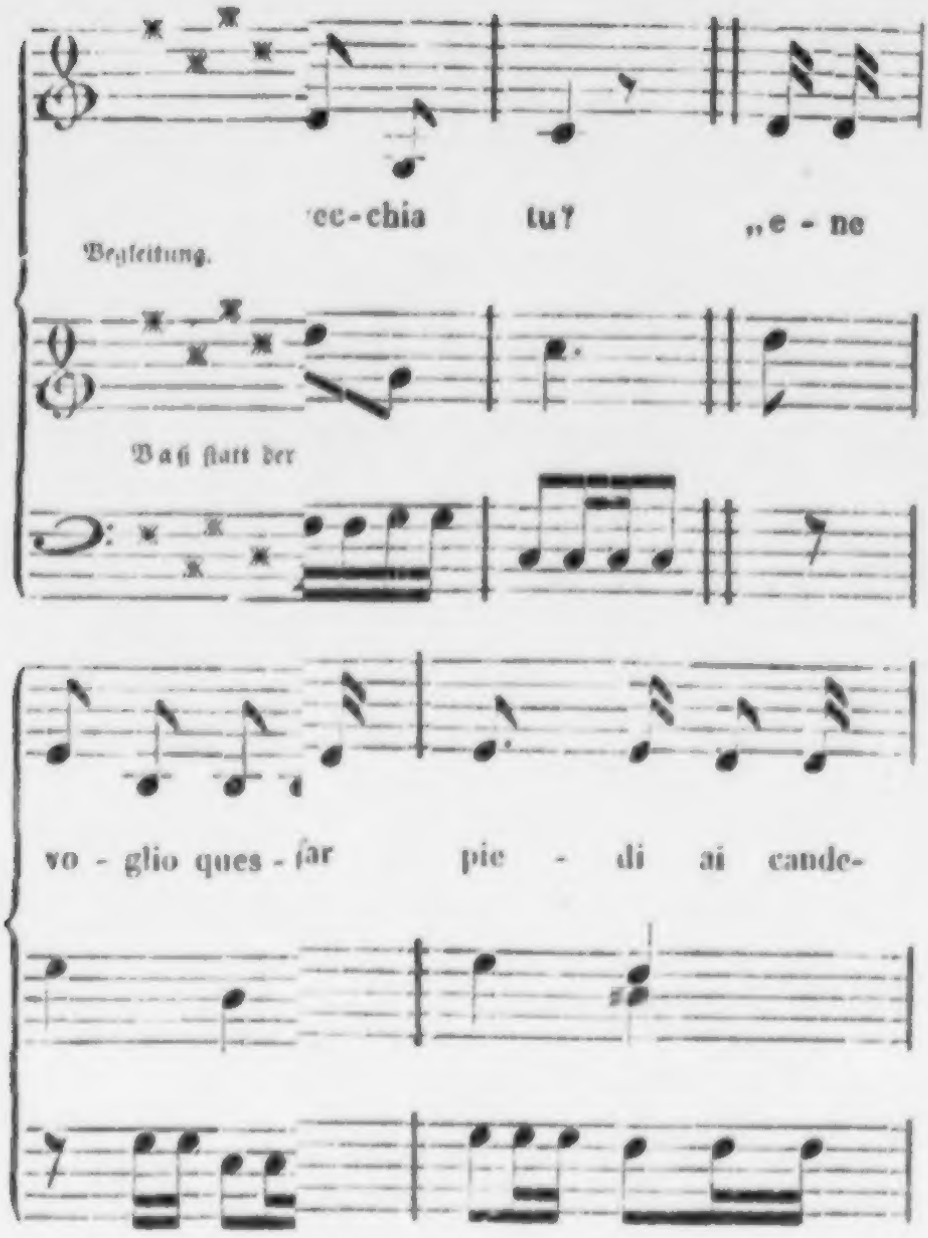

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freye Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſinn?

Sora. In ihrem Zimmer! Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz, und lauft jeden Augenblick an's Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr, woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monathe lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten, war alles in Bewegung; die Couriere ſprengten herbey, man konnte ſich ſchicken und richten. Jetzo, eh' man ſich's verſieht, ſind ſie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letztemal hat er mich in der Nachtmütze überraſcht.

Sora. Darum warſt du heut' ſo frühe fertig?

Mana. Ich finde keine Luſt daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begeg-

Allegro.

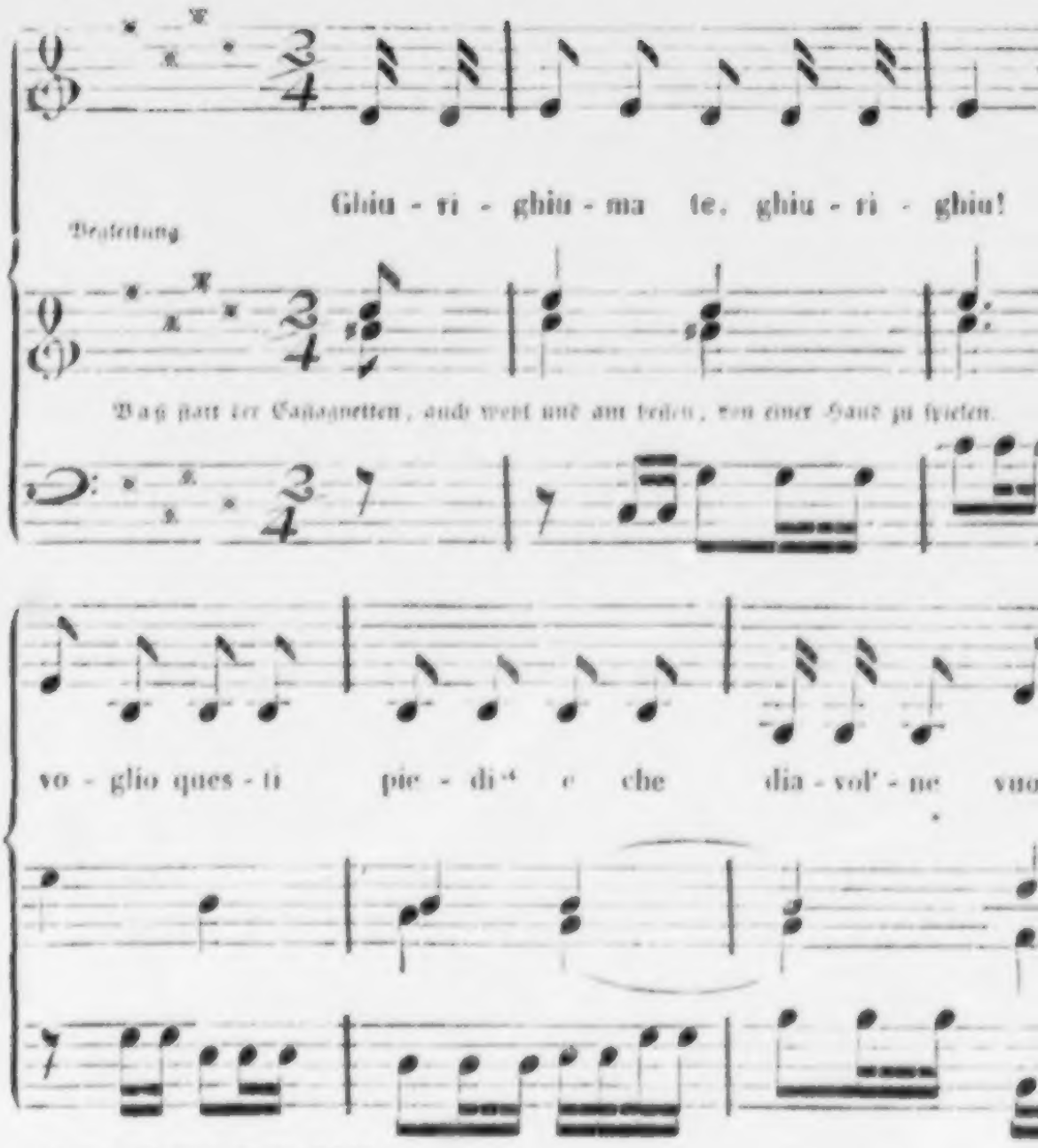
Ghiu - ri - ghiu - ma te, ghiu - ri - ghiu!
Begleitung
Was hast du Castagnetten, auch weil uns am Boden, von einer Hand zu spielen.
vo - glio ques - ti pie - di" e che dia - vol' - ne

(Zu Seite 309.)

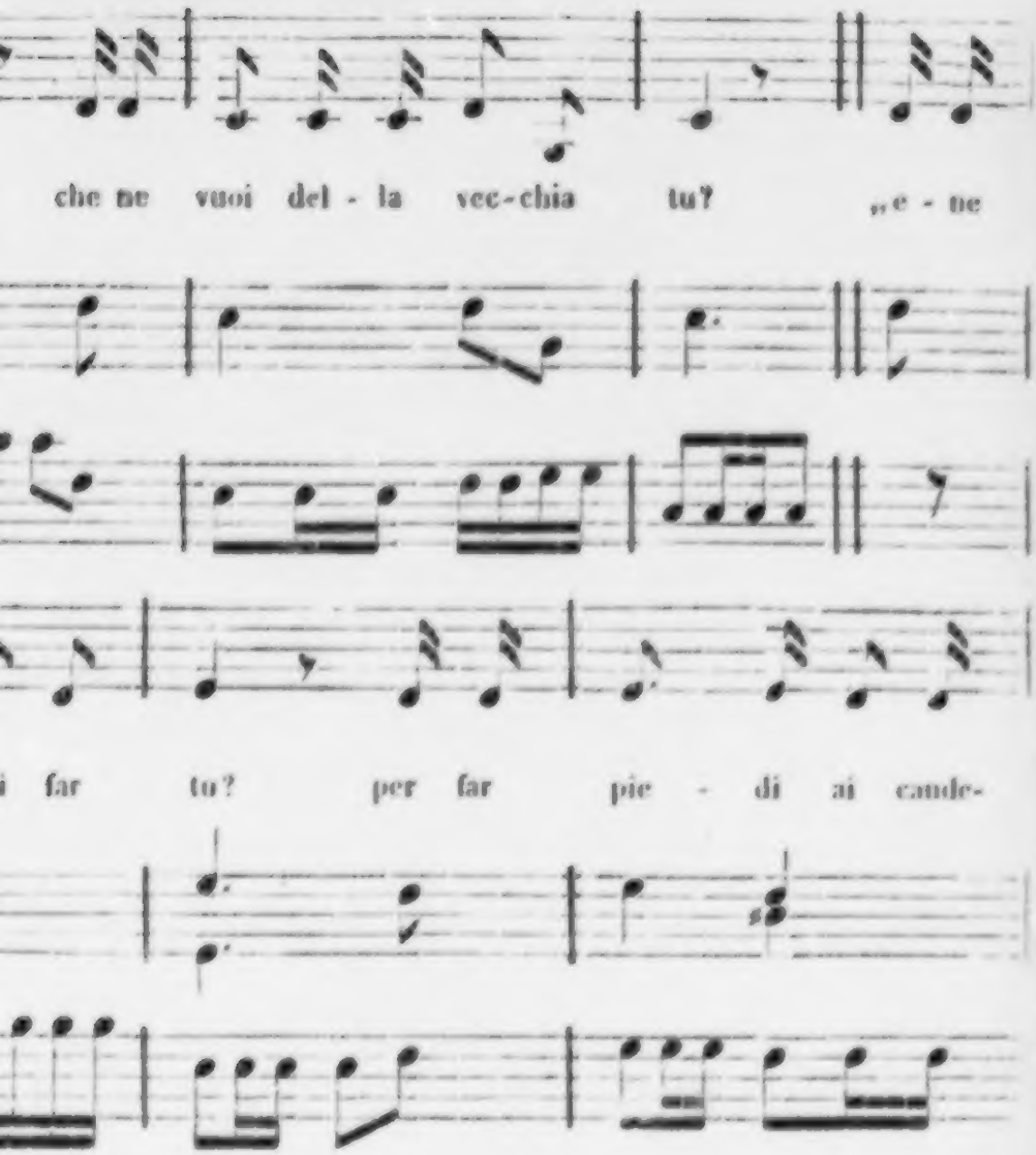
che ne vuoi del - la vec-chia tu? „e - ne
i far tu? per far pie - di ai cande-

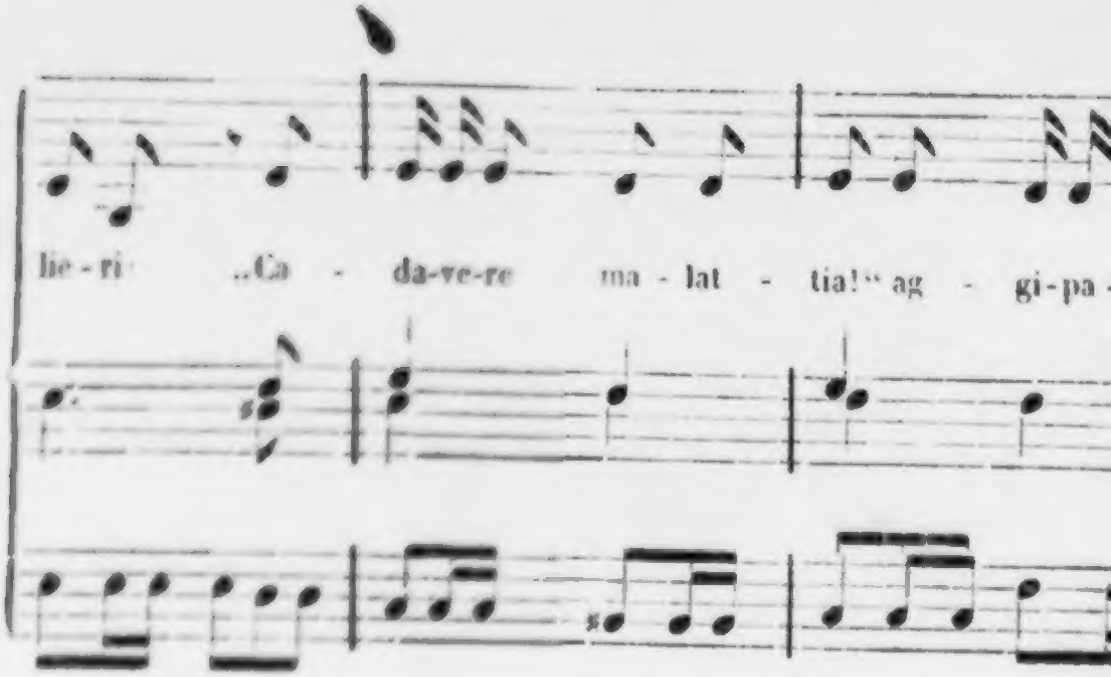

2. „Jo voglio queste gambe
Per far piedi alle banche.

3. Jo voglio le ginocchia
Per far rotole alla conocchia.

6. Jo voglio ques
Una sedia par

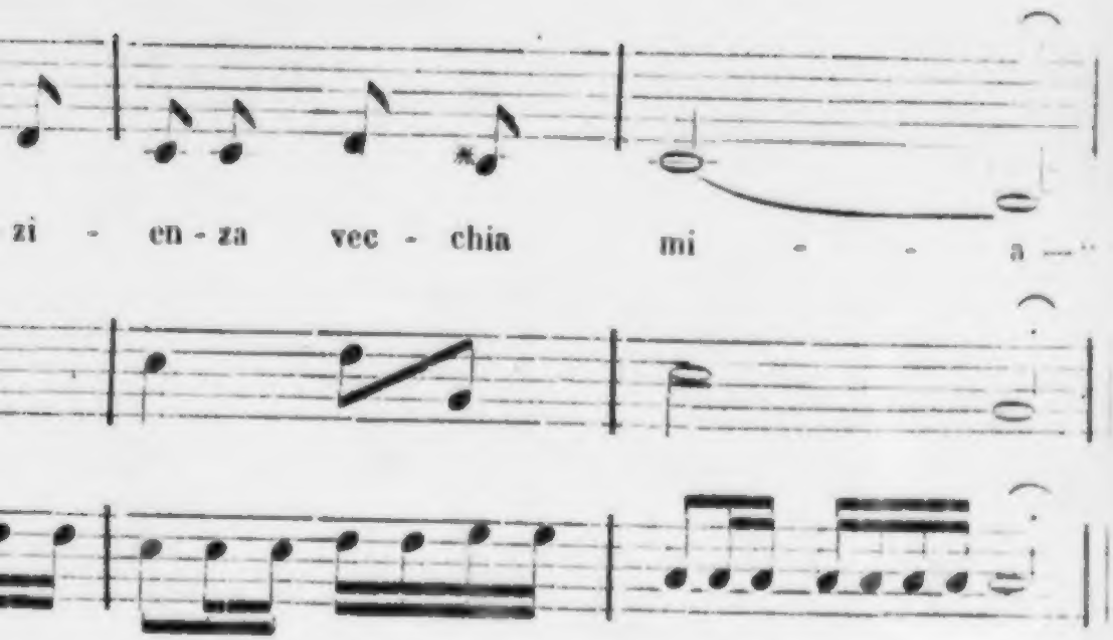

4. Jo voglio questo petto
Per far tafole per il letto.

5. Jo voglio questa pancia
Un tamburro per il Re di Francia.

ta schiena
la Regiena.

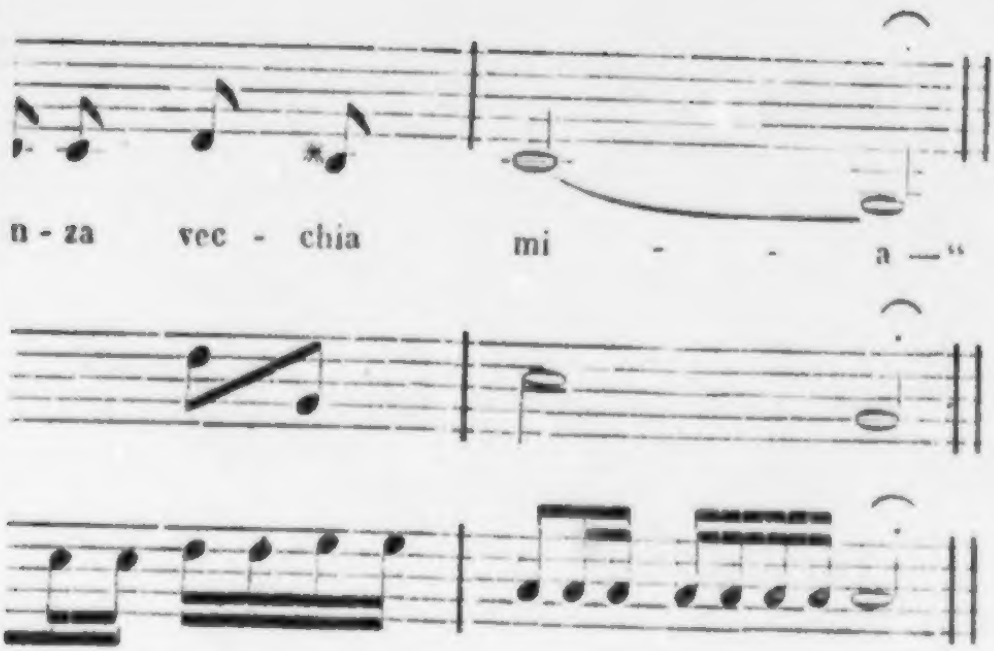

· voglio questo petto
r far tafole per il letto.

voglio questa pancia
ı tamburro per il Re di Francia.

a.

Rad geflochtenen, Miſſethäters; ein frecher Menſch ſchleicht ſich hinzu, in der Abſicht einige Glieder des Körpers zu ſtehlen. Er vermuthet die Hexe nicht in der Nähe, doch faßt er ſich und redet ſie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Geſpräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das Gedicht aus. Hier iſt der erſte Vers. Die Melodie, mit den Zeilen, wodurch ſich die übrigen Strophen von der erſten unterſcheiden, finden ſich am Schluſſe des Bandes.

Gurugium a te! gurugiu!
Che ne vuoi della vecchia tu?
Io voglio questi piedi.
E che diavolo che ne vuoi far?
Per far piedi ai candelieri.
Cadavere! malattia!
Aggi pasienza, vecchia mia.

Hier iſt eine ungefähre Ueberſetzung zu mehrerer Deutlichkeit.

Gurugiu! ſoll wahrſcheinlicherweiſe ein freundlicher Zaubergruß ſeyn.

Der Dieb. Gurugium zu dir! Gurugiu!
Die Hexe. Was willſt von der Alten du?
Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!
Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?
Der Dieb. Zu machen Leuchter-Füße.
Die Hexe. Daß dich die Peſt und Seuche!
Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verſe unterſcheiden ſich nur von dem erſten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein ander Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angiebt.

Ich erinnere mich in keiner Italianiſchen Liederſammlung ein ähnliches Gedicht geſehen zu haben. Der Abſcheu vor ſolchen Gegenſtanden iſt allgemein. Eben ſo glaubt man in der Melodie etwas Fremdes zu entdecken.

Geiſtliches dialogiſirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiſte der Nation und den Grundſatzen des katholiſchen Glaubens angemeſſener iſt die Bearbeitung der Unterhaltung Chriſti mit der Samariterin zu einem dramatiſchen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzo zu zwei Stimmen, und wird nach einer faßlichen Melodie von zwei armen Perſonen auf der Straße geſungen. Mann und Frau ſetzen ſich in einiger Entfernung von einander und tragen wechſelsweiſe ihren Dialog vor, ſie erhalten zuletzt ein kleines Almoſen, und verkaufen ihre gedruckten Geſange an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied ſelbſt im Original, das durch eine Ueberſetzung alle Grazie verlieren würde, und ſchalten für diejenigen Leſer, welche mit dem Italianiſchen nicht ganz bekannt ſind, einen kleinen Commentar zwiſchen den Dialog ein.

Der Schauplatz iſt an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erſter Theil.

Jeſus kommt und macht die Expoſition ſeines Zuſtandes und des Ortes.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e questo è il sasso
Per potermi riposar.

Er erklärt ſeine Abſicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto,
Una Donna ha da venir.
O bel fonte, o fonte eletto
Alma infida a convertir!

Pecorella già smarrita
Dall' ovile cercando va,
Ma ben presto convertita
Al Pastor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich von weiten ſehn.

Ecco appunto la meschina,
Che sen vien sola da se
Vieni vieni, o poverina,
Vien, t'aspetto, vien da me.

Samariterin. Bleibt in der Ferne ſtehen, ſieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm jemanden dort zu finden.

Questo appunto ci mancava;
Chi è colui, che siede là?
Io di già me l'aspettava
Di trovar qualcuno qua.

Beſonders will ihr der Jude nicht gefallen.

È un Giudeo, se ben ravviso,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli è d'esso, egli è, sì sì.

Sie gedenkt des Haſſes der beiden Völker:

Questa gente non è amica
Della patria mia, lo so;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein ſie nimmt ſich zuſammen, geht nach ihrem Geſchäfte und ſetzt ſich vor, wenn er nicht freundlich iſt, ſchnippiſch dagegen zu ſeyn.

Baderò alli fatti miei,
Io al pozzo voglio andar.
Se dirà, Donna chi sei?
Gli dirò, son chi mi par.

Jeſus überraſcht ſie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona donna, il ciel vi guardi!

Samar. Iſt verwundert und gleich gewonnen; ſie erwiedert freundlich:

O buon Uomo, a voi ancor!

Jeſus. Nahert ſich im Geſpräche:

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt ſich weiter ein:

Non potevo più à buon or.

Jeſus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po d'acqua in carità.
Deh, rivolto a me porgete,
Un po' d'acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr parador vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi a me Samaritana
Domanda vi dia da ber,
A un Giudeo e cosa strana
Chi l'avesse da veder.

Queste due nazion fra loro
Non si posson compatir;
Se vedesse un di coloro
Cosa avrebbe mai a dir.

Jesus. Macht einen Uebergang vom Paradoxen zum Wunderbaren.

Se sapeste, se sapeste
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt er wolle ſie zum Beſten haben.

Voi burlate, e dov' è il secchio,
Dove l'acqua, o buon Signor?
Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò:
I suoi figli, il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Jesus. Bleibt bei ſeinem Gleichniſſe und verſpricht jedem durch ſein Waſſer den Durſt auf immer zu löſchen.

O figliuola, chi l'acqua mia,
Acqua viva beverà,
Gia sia pur chiunque sia
Mai in eterno sete avrà.

Samar. Findet das ſehr bequem und bittet ſich davon aus.

O Signor, non si potrebbe
Di quest' acqua un po gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui a cavar.

net, wird mir's immer bang'; ich denke gleich es iſt wieder einmal ein König oder ein Kaiſer, der ſeinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmal iſt er nun gar zu Fuße. Andre laſſen ſich doch in's Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht ſo; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand trat er ſeine Reiſe an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theſeus Zeiten gelebt hat!

Feria tritt auf, mit ihr Mela.

Feria. Seht ihr noch niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt!

Sora. Seyd ruhig, meine Fürſtinn. Die Gefahren und der üble Humor ſcheinen ſich beyde vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick ſprechen und dann gleich wieder fort.

Jeſus. Verſucht ſie.

A chiamar vostro marito
Gite, l'acqua vi darò:
Nè temete sia partito,
Perchè vi aspetterò.

Samar. Will von keinem Mann wiſſen.

Lo Marito! Guardi il cielo,
Sono libera di me.

Jeſus. Beſchämt ihre Verſtellung.

Che dirvi a voi vi svelo
Che m'avete più di tre?

Cinque già ne avete avuti,
Se vostr' è quel ch' avete o

Samar. Erſchrickt.

O che vento (per Cielo) il Ciel m'ajuti!

Sie bekennt

Dite vero, o mio Signor

und geſteht ihm zu, daß er ein groſer Prophet ſeyn müſſe, um von ihren Liebeshändeln ſo genau unterrichtet zu ſeyn.

Certo che siete Profeta,
Ben sapete indovinar.

Sie will ſich wegſchleichen.

Io per dirla cheta, cheta,
Me ne voglio un poco andar.

Jeſus. Hält ſie und ſpricht von der Ankunft des Meſſias.

No, no, no, non gite via
Che è venuto il tempo già
D'adorare il Gran Messia
In spirito e verità.

Samar. Erklart ſich darüber ſehr naiv.

Che il Messia abbia a venire
Io non nego, o questo so;
Ma se poi avessi a dire
Se è venuto, non lo so.

Jeſus. Stellt ſich ſelbſt als den Meſſias dar.

O figliuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me,
Se puoi essere creduto,
Chi vi parla quel Egli è.

Samar. Unverzüglich glaubt ſie, betet an und erbietet ſich zum Apoſtelamt.

Io vi credo, o buon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Sammaria, un tal stupore
Voglio a tutti riferir.

Jeſus. Sendet ſie.

Vate pur! Sia vostra gloria
Se vi crede la città.
Per sì nobile vittoria
Tutto il ciel trionferà.

Samar. Iſt entzückt über die göttliche Gnade.

O divino sì grand' opera
Convertir si infido cuor.

Jeſus. Zeugt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto si adopra
Del gran Dio sotto l'amor.

Zweiter Theil.

Samar. Wie ſie überzeugt weggegangen, kommt ſie nun ganz bekehrt zurück.

Ecco qui quella meschina
Che ritorna onde partì;
O amabile divina
Maestà, eccomi qui!

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua si gustò:
Che ogni fonte dopo sozzo
Qual pantan gli risembrò.

Mille grazie, o grand' Iddio,
A voi rende, e sommo onor,
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor!

Jeſus. Nimmt ſie als Tochter an, und erklärt ſich ſelbſt für Gott.

O mia figlia! tale adesso
Più che mai vi vo' chiamar,
La mia grazia quanto spesso
Si bell' opra ella sa far.

Sono Dio! di già 'l sapete
E mio braccio tutto può,
Io per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederholt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or:
Di Sammaria la gran gente
Convertita è a Voi, Signor.

Jeſus. Hat das von Ewigkeit ſchon gewußt und ſie zum Apoſtel erſehen.

Ab eterno già sapea
E però vi mandai la;

Fin d'allora vi scegliea
A bandir la verità.

Samar. Iſt beſchämt.

O Signor, io mi arrossisco
Di vedermi in tanto onor,
Più ci penso, e men capisco,
Come a me tanto favor.

Jeſus. Erklärt ihr ſeine göttliche Methode große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio
Qual io sono a dimostrar,
Per oprar cosa da Dio
Mezzi deboli adattar.

Er giebt Beiſpiele aus der Geſchichte.

D'Oloferne il disumano
Dite su, chi trionfò?
Donna fral di propria mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Golia
Come mai, come morì?
D'un sassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Eben ſo iſt die ganze Welt aus Nichts geſchaffen.

Tutto il mondo già creato
Opra fu della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutto van.

Und ſeine göttliche Abſicht iſt die Verherrlichung ſeines Namens.

Perche vuo la gloria mia,
Come è debito per me

Und der Nutzen iſt den Glaubigen beſtimmt.

L'util poi voglio che sia
Sol di quel che opra con fe.

Samar. Begnügt ſich am Evangelio.

Che più potrete darmi?
Mi scoprite il gran Vangel,
E di quel volete farmi
Vna Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie giebt ſich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto
Cortesissimo Gesu!
A voi m'offro e dono intanto,
Ne saro d'altri mai più.

Jeſus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, sì, vi accetto,
Sì, già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vuo dal vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Sì, sarete sposo mio.

Jeſus. Umfangt ſie als Braut.

Sposa voi sarete a me.

Samariterin.

Io invol.

Jeſus.

Ed in voi io.

Zu zwei.

Serberemo eterna fe.

Und so endigt sich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missions-Geschichten entwickeln; es enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römischen Kirche am besten gelungen sey, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittel-Classe allgemein. Es gehören wenigstens ihrer drei dazu: die eine schlagt das Tamburin, und schüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselben ohne darauf zu schlagen, die andern beiden mit Castagnetten in den Händen machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bei allen roheren Tanzen, keine abgesonderten und für sich selbst bestehenden zierlichen Tanzschritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Tact, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen einander über trippeln, dann sich umdrehen, die Plätze wechseln u. s. w.

Bald wechselt eine der Tanzenden ihre Caſtagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun ſtille ſtehen, indeß die dritte zu tanzen anfangt, und ſo können ſie ſich Stunden lang vergnügen ohne ſich um den Zuſchauer zu bekummern. Dieſer Tanz iſt nur eine Unterhaltung fur Madchen, kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geſchöpfe ſcheinen die angenehmſten Stunden ihrer Jugend in dieſem Tact wegzuhüpfen, und man hat ſchon bemerkt, daß eben dieſer Tanz bei Gemüthskrankheiten oder bei jenem Spinnenſtich, welcher wahrſcheinlich durch Tranſpiration curirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geſchlechte ſehr heilſam ſeyn kann: auf der andern Seite ſieht man aber auch, daß dieſer Tanz ohne äußere Veranlaſſung ſelbſt in eine Krankheit ausarten könne.

Ueber beides hat uns Herr von Riedeſel in ſeinen Reiſen ſchöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu: daß dieſer Tanz Tarantella genannt wird, nicht von dem Namen jenes Inſects; ſondern Tarantola heißt eine Spinne, die ſich vorzüglich im Tarentiniſchen findet, und Tarantella, ein Tanz, der vorzüglich im Tarentiniſchen getanzt wird. Sie haben alſo ihren ähnlichen Namen von dem gemeinſchaftlichen Vaterlande, ohne deßhalb unter ſich eine Gemeinſchaft zu bezeichnen. Eben ſo werden Tarentiniſche Auſtern vorzüglich geſchatzt, und noch andere Producte jenes ſchönen Landes.

Ich merke dieſes hier an, weil falſche Namensverwandtſchaften oft den Begriff eines falſchen Verhältniſſes unterhalten, und es Pflicht iſt jedem Irrthum und Mißverſtändniß ſo viel als möglich vorzubeugen und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige ſeinen Platz behaupte.

Stundenmaaſo der Italiäner.

Eine von den Fremden meiſt aus einem falſchen Geſichtspunkt betrachtete Einrichtung iſt die Art der Italianer die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der größte Theil der Reiſenden überall ſeine Art zu ſeyn fortſetzen, in ſeiner Ordnung und in ſeinem Gleiſe bleiben will: ſo iſt es natürlich, daß er ſich bitter beſchwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maaß ſeiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutſche Regenten haben in ihren Italiäniſchen Staaten ſchon die uns gewöhnliche Art die Stunden zu zahlen eingeführt. Dieſer ſogenannte Franzöſiſche Zeiger, der zum Troſt der Fremden ſchon lange auf Trinità di Monte zu ſehn iſt, wird nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reiſenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unſere Art zu zählen wird alſo wohl nach und nach gemeiner werden, ob ſich gleich das Volk ſchwerlich ſo bald damit befaſſen wird; und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landesſitte, eine ererbte Vorſtellungsart, und eine höchſt ſchickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reiſenden das glückliche Land, das ſchöne Klima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preiſen, und es iſt zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber furs Leben: daß wer nur kann, und ſo lang er nur immer kann, gern unter freiem Himmel ſeyn und auch bei ſeinen Geſchaften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Hauſern auf freier Straße! wie viele Laden ſind ganz gegen die Straße zu eröffnet! wie mancherlei geſchieht auf den Markten, Plaßen

und in den Höfen! Daß bei einer solchen Lebensart der Moment, wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entscheidend seyn müsse, als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, laßt sich leicht einsehen. Der Tag ist wirklich zu Ende; alle Geschäfte einer gewissen Art müssen auch geendigt werden, und diese Epoche hat, wie es einem sinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieselbige Bezeichnung. Nun es ist Nacht (Notte), denn die vierundzwanzigste Stunde wird niemals ausgesprochen, wie man im Französischen Mittag (Midi) und nicht zwölf Uhr sagt. Es lauten die Glocken, ein jeder spricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünschet felicissima notte.

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächsten Sonnenuntergang, wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fallt: so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Natürlicherweise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art die Stunden zu zählen bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinste Beziehung haben, und man sieht wie auf diese Weise die Zeit einer großen sinnlichen Masse Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Comptoire, Banken, durch alle Jahrszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er müßige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewisse Cirkel finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb

bis zwei Stunden in der Nacht eilt alles den Schauspielhäusern zu; und so scheint man sich selbst Jahr ein Jahr aus in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in der selbigen Ordnung alles was auf Tag und Nacht einen Bezug hat verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spat seyn möchte.

So wird der große Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen großen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der Römische Corso, und im Carneval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja dadurch, daß Tag und Nacht so entschieden von einander abstehen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewissermaßen Gränzen gesetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiäner sein ganzes Leben fortführen, und doch die Stunden nach unserer Art zählen könne; allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpunkte fortläuten wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserem Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem diesem, zu dem ich noch manches hinzufügen könnte, wird man schon genug erkennen: daß diese Art die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tages-Punkt bleibt, verächtlich

Lato tritt auf.

Der König kommt.

Feria. Wohl! ſehr wohl!

Lato. Ich ſah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben als er über den Bach ſchritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da iſt er.

Andraſon kommt.

Feria. Sey uns willkommen! Herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andraſon. Ich umarme dich, meine Schweſter! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt du noch Troſtes? Hat das Orakel dir keinen gegeben? Möchteſt du doch immer vergnügt ſeyn! Möchte dir doch immer wohl ſeyn! Wir waren, ſeit du uns ehegeſtern verließeſt, voller Hoffnung für dich und dein Anliegen.

ſcheinen, dem nordiſchen Fremden unbequem fallen mag, ſehr wohl auf ein Volk berechnet iſt, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepochen ſeiner Zeit auf das faßlichſte fixiren wollte.

Frauenrollen auf dem Römiſchen Theater durch Männer geſpielt.

Es iſt kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit ſo unmittelbar und mit ſo mancherlei Stimmen zu dem Beobachter ſpräche, als Rom. So hat ſich auch dort unter mehreren Sitten zufälligerweiſe eine erhalten, die ſich an allen andern Orten nach und nach faſt gänzlich verloren hat.

Die Alten ließen, wenigſtens in den beſten Zeiten der Kunſt und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder ſo eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren; oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgeſtellt, welcher ſich beſonders darauf geübt hatte. Derſelbe Fall iſt noch in dem neueren Rom und dem übrigen Kirchenſtaat, außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freiheit genießt, Frauenzimmer auf ſeinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es iſt ſo viel zum Tadel jenes Römiſchen Herkommens geſagt worden, daß es wohl erlaubt ſeyn möchte, auch etwas zu ſeinem Lobe zu ſagen, wenigſtens (um nicht allzuparador zu ſcheinen) darauf, als auf einen antiquariſchen Reſt, aufmerkſam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht ſeyn, indem die ſchöne und ſchmeichelhafte Stimme der Caſtraten,

welchen noch überdieß das Weiberkleid beſſer als Männertracht angemeſſen ſcheint, gar leicht mit allem ausſöhnet, was allenfalls an der verkleideten Geſtalt unſchickliches erſcheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Luſtſpielen ſprechen, und aus einander ſetzen, in wiefern dabei einiges Vergnügen zu empfinden ſey.

Ich ſetze voraus was bei jedem Schauſpiele vorauszuſetzen iſt, daß die Stücke nach den Charaktern und Fähigkeiten der Schauſpieler eingerichtet ſeyen: eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannichfaltigſte Acteur beſtehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine beſondere Neigung, bei Maskeraden die Kleidung beider Geſchlechter zu verwechſeln. Im Carneval ziehen viele junge Burſche im Putz der Frauen aus der geringſten Claſſe umher, und ſcheinen ſich gar ſehr darin zu gefallen. Kutſcher und Bediente ſind als Frauen oft ſehr anſtändig und, wenn es junge wohlgebildete Leute ſind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden ſich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die vornehmeren in Officiers-Tracht, gar ſchön und glücklich. Jedermann ſcheint ſich dieſes Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgeſetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es iſt ſehr auffallend, wie beide Geſchlechter ſich in dem Scheine dieſer Umſchaffung vergnügen, und das Privilegium des Tireſias ſo viel als möglich zu uſurpiren ſuchen.

Eben ſo haben die jungen Manner, die ſich den Weiberrollen widmen, eine beſondere Leidenſchaft ſich in ihrer Kunſt vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genaueſte; ſie ſuchen ſolche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn ſie

auch den tiefern Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug, sie suchen sich ihres eignen Geschlechts so viel als möglich ist zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so erpicht wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen heraus staffiren, und die erste Actrice eines Theaters ist meist glücklich genug ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu läugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten andrer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittre Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler, und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen.

Ich besuchte die Römischen Komödien nicht ohne Vorurtheil: allein ich fand mich bald, ohne dran zu denken, versöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele andre mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaube sie darin gefunden zu haben: daß bei einer solchen Vorstellung, der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst, immer lebhaft blieb, und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens das uns jener Schauspieler gewährte. Eben so entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling

hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt; er bringt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet, so ist natürlich, daß wir bei einer solchen Vorstellung eine eigne Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen übersehen.

Es versteht sich freilich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen.

So konnte das Publicum der Locandiera des Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht versagen.

Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellte, druckte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die ruhige Kalte eines Mädchens die ihren Geschäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist, aber weder liebt noch geliebt seyn will, noch weniger den Leidenschaften ihrer vornehmen Gaste Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Koketterien, wodurch sie denn doch wieder ihre männlichen Gaste zu fesseln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derselben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleien, womit sie auch diesen anzukirren weiß; und zuletzt den Triumph auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt, und habe es selbst gesehen, daß eine geschickte und verständige Actrice in dieser Rolle viel Lob verdienen kann: aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer

vorgeſtellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kalte, jener ſüßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude, werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören; und wenn ſie zuletzt dem Hausknecht die Hand giebt, um nur einen Knecht-Mann im Hauſe zu haben, ſo wird man von dem ſchalen Ende des Stücks wenig befriedigt ſeyn. Auf dem Römiſchen Theater dagegen war es nicht die liebloſe Kalte, der weibliche Uebermuth ſelbſt, die Vorſtellung erinnerte nur daran; man tröſtete ſich, daß es wenigſtens dießmal nicht wahr ſey; man klatſchte dem Jüngling Beifall mit frohem Muthe zu, und war ergötzt, daß er die gefahrlichen Eigenſchaften des geliebten Geſchlechts ſo gut gekannt, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen, für alles was wir ahnliches von ihnen erduldet, gleichſam gerächt habe.

Ich wiederhole alſo: man empfand hier das Vergnugen, nicht die Sache ſelbſt ſondern ihre Nachahmung zu ſehen, nicht durch Natur ſondern durch Kunſt unterhalten zu werden, nicht eine Individualität ſondern ein Reſultat anzuſchauen.

Dazu kam noch, daß die Geſtalt des Acteurs einer Perſon aus der mittleren Claſſe ſehr angemeſſen war.

Und ſo behalt uns Rom unter ſeinen vielen Reſten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf; und wenn gleich nicht ein jeder ſich daran ergötzen ſollte, ſo findet der Denkende doch Gelegenheit ſich jene Zeiten gewiſſermaßen zu vergegenwartigen, und iſt geneigter den Zeugniſſen der alten Schriftſteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen verſichern: es ſey mannlichen Schauſpielern oft im höchſten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geſchmackvolle Nation zu entzucken.

Aeltere Gemälde.

Neuere Reſtaurationen in Venedig, betrachtet 1790.

Die älteſten Monumente der neuern Kunſt ſind hier in Venedig die Moſaiken und die Griechiſchen Bilder; von den älteſten Moſaiken hab' ich noch nichts geſehen was mir einige Aufmerkſamkeit abgewonnen hätte.

Die Altgriechiſchen Gemälde ſind in verſchiedenen Kirchen zerſtreut, die beſten befinden ſich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müſſen ſie alle mit Waſſerfarbe gemalt ſeyn und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an dieſen Bildern noch immer einen gewiſſen geerbten Kunſtbegriff und ein Tractament des Pinſels. Auch hatte man ſich gewiſſe Ideale gemacht; woher ſie ſolche genommen, wird ſich vielleicht auffinden laſſen.

Das Geſicht der Mutter Gottes, näher angeſehen, ſcheint der Kaiſerl. Familie nachgebildet zu ſeyn. Ein uraltes Bild des Kaiſers Conſtantin und ſeiner Mutter brachte mich auf dieſen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Naſenwurzel, daher die lange ſchmale Naſe, unten ganz fein endigend, und ein eben ſo kleiner feiner Mund.

Der Hauptbegriff Griechischer Malerei ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfaltig ist jederzeit dabei geschrieben was eine Figur vorstelle. Selbst die Mutter Gottes und das Christkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beischriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geschichten ganz klein, als Beiwerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint daß die Griechen, mehr als die Katholiken, das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufullen, denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künstler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing größere Altarbilder zu brauchen, so setzte man sie aus mehreren Heiligenbildern zusammen, die man, in vergoldeten Rahmen-Staben, neben und in einander fugte; deßwegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt ist.

Ferner bediente man sich eines sehr einfachen Kunstgriffs, die Tafel auszufullen; man ruckte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen setzte man musicirende Kinder in Engelsgestalt, den Raum oben daruber suchte man mit nachgeahmter Architektur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt sich so lange als möglich; denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und seiner Vorganger ist keines historisch, und selbst die Geschichten sind wieder zu der alten Vorstellung zurückgeführt; da ist allenfalls ein Heiliger der predigt, und so viele Glaubige die zuhören.

Die alteren historischen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So ist z. B. in St. Roch der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt sind, von den Vivarini's auf diese Weise gemalt. Selbst die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunst hat ihren Beginn von so kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettischen Anfange in der Schule der Schneider bezeugen; ja selbst Tizian konnte nur langsam jenes religiose Herkommen abschütteln.

Man weiß, daß derjenige, der das große Altarblatt in den Frati's bestellte, sehr ungehalten war so große Figuren darauf zu erblicken.

Das schöne Bild auf dem Altar der Familie Passero ist noch immer die Vorstellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat sich Tizian an der alten Weise ganz nahe gehalten und sie nur mit größerer Warme und Kunst behandelt.

Nun aber fragt sich: wann ist die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen welche das Bild bezahlten und widmeten, sich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Mensch mag gern das Andenken seines Daseyns stiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künstler halten, andächtigen Menschen hiedurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt sich es wohl als eine bildliche Unterschrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geschnitzten Marienbildes die Besteller als demüthige Zwerglein. Nach und nach wurden sie familienweise zu Hauptfiguren, und endlich erscheinen sogar ganze Gilden als historisch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die sonst nur in Schränkchen über den Altären standen', dehnten sich aus über alle architektonisch-leeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt, Tintoret schwerlich, obgleich geringere Maler zu solchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute schon längst die Refectorien; Paul Veronese faßte den glücklichen Gedanken andere fromme weitläufige Gastgebote auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzustellen.

Indessen aber die Kunst wächst und mit ihr die Forderungen, so sieht man die Beschränktheit der religiosen Gegenstände. In den besten Gemälden der größten Meister ist sie am traurigsten fühlbar; was eigentlich wirkt und gewirkt wird ist nicht zu sehen; nur mit Nebensachen haben sich die Künstler beschäftigt, und diese bemächtigen sich des Auges.

Und nun fangen erſt die Henkersknechte recht an die Hauptperſonen zu ſpielen; hier laßt ſich doch etwas nervig Nacktes anbringen, doch iſt ihr Beginnen immer Abſcheu erregend, und wenn reizende Zuſchauerinnen mit friſchen Kindern nicht noch gewiſſermaßen das Gegengewicht hielten, ſo würde man übel erbaut von Kunſt und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veroneſe die ſchönen Zuſchauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abſcheulichen Gegenſtande, mit denen ſie ſich beſchaftigen mußten, nur einigermaßen ſchmackhaft zu machen, iſt bemerkenswerth. So waren mir ein Paar allerliebſte weibliche Figuren in dem Gefangniſſe unerklarlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bei Nacht erſcheint. Sollte man Madchen eines übeln Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zuſammen in einen Kerker geſperrt haben? Auf alle Falle bleiben dieſe Figuren wie jetzt das Bild noch zu ſehen iſt, bei der beſſern Erhaltung, wahrſcheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenſtande unſerer Aufmerkſamkeit.

Jemand behauptete, es ſeyen verlaſſene Peſtkranke; ſie ſehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veroneſe haben manchmal bei Altarblattern ſich der alten Manier wieder nahern und beſtellte Heilige auf ein Bild zuſammen malen müſſen, wahrſcheinlich die Namens-Pathen des Beſtellers; es geſchieht aber immer mit dem größten Kunſtlerſinn.

Die alteſten Bilder, welche mit Waſſerfarbe gemalt ſind, haben ſich zum Theil hier gut erhalten, weil ſie nicht, wie

Mana. Majeſtät! —

Andraſon. Schönheit!

Sora. Herr!

Andraſon. Gebietherinn!

Lato. Wie ſoll man euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt, daß ihr keine Umſtände mit mir machen ſollt.

Mana vor ſich. Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts gutes geſagt?

Mela. Habt ihr das Orakel nicht unſertwegen gefragt?

Andraſon. Liebe Kinder, das Orakel iſt eben ein Orakel.

Lato. Sonderbar!

Andraſon. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahndungen, das ei-

die Oelbilder, dunkler werden; auch ſcheinen ſie die Feuchtigkeit, wenn ſie nur nicht gar zu arg iſt, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweiſe der Farben würde ein techniſch gewandter Maler aufklarende Betrachtungen anſtellen.

Die erſten Oelbilder haben ſich gleichfalls ſehr gut erhalten, obſchon nicht ganz ſo hell wie die Temperabilder. Als Urſache giebt man an: daß die früheren Künſtler in Wahl und Zubereitung der Farben ſehr ſorgfaltig geweſen, daß ſie ſolche erſt mit Waſſer klar gerieben, ſie dann geſchlemmt und ſo aus Einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß ſie gleichmaßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß geſpart. Ferner bemerkt man, daß ſie ihre Tafeln ſehr ſorgfaltig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund, wie bei der Tempera; dieſer zog unter dem Malen das überflüſſige Oel an ſich, und die Farbe blieb deſto reiner auf der Oberflache ſtehen.

Dieſe Sorgfalt verminderte ſich nach und nach, ja ſie verlor ſich endlich ganz, als man größere Gemalde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur ſchwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veroneſe und Tizian arbeiteten meiſtens mit Syclaturen; der erſte Auftrag ihrer Farben war licht, welchen ſie immer mit dunkeln durchſichtigen Tinten zudeckten, deßwegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden ſind: obgleich die Tizianiſchen, durch das viele, beim Uebermalen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben.

Als Urſache warum Tintoret's Gemalde meiſtens ſo dunkel geworden ſind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meiſt a la prima und ohne Svelatur gemalt. Weil er nun auf dieſe Weiſe ſtark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke ſchon denjenigen Ton geben mußte, den ſie auf der Oberflache behalten ſollte, ſo liegen nicht, wie bei Paul Veroneſe, hellere Tinten zum Grund; und wenn ſich das ſtark gebrauchte Oel mit der Farbe zuſammen veranderte, ſo ſind auf einmal ganze Maſſen dunkel geworden.

Am meiſten ſchadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über ſchwacheren Auftrag, ſo daß manchmal nur die höchſten ſtark aufgetragenen Lichter noch ſichtbar geblieben.

An der Qualitat der Farbſtoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie ſchnell übrigens Tintoret gemalt, kann man aus der Menge und Größe ſeiner Arbeiten ſchließen, und wie frech er dabei zu Werke gegangen, ſieht man an dem Einen Beiſpiel, daß er in großen Gemalden, die er an Ort und Stelle ſchon aufgezogen und befeſtigt gemalt, die Köpfe ausgelaſſen, ſie zu Hauſe einzeln gefertigt, ausgeſchnitten und dann auf das Bild geklebt; wie man beim Ausbeſſern und Reſtauriren gefunden; beſonders ſcheint es bei Portraiten geſchehen zu ſeyn, welche er zu Hauſe bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemalde von Paul Veroneſe. Drei Portraite von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; beim Reſtauriren anden ſich dieſe Geſichter ganz leiſe aufgeklebt, unten drunter drei andere ſchöne Köpfe, woraus man ſah daß der Maler

zuerſt drei Heilige vorgeſtellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche, einflußreiche Perſonen veranlaßt, ihre Bildniſſe in dieſem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder ſind auch dadurch verdorben worden, daß man ſie auf der Rückſeite mit Oel beſtrichen, weil man fälſchlich geglaubt den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun ſolche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, ſo iſt das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weiſe verwüſtet.

Bei der großen Menge von Gemalden, welche in Venedig auf vielerlei Weiſe beſchadigt worden, iſt es zu denken, daß ſich mehrere Maler, wiewohl mit ungleicher Geſchicklichkeit und Geſchick, auf die Ausbeſſerung und Wiederherſtellung derſelben legten. Die Republik, welche in dem Herzoglichen Palaſt allein einen großen Schatz von Gemalden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit ſehr verletzt ſind, hat eine Art von Akademie der Gemalde-Reſtauration angelegt, eine Anzahl Künſtler verſammelt, ihnen einen Director gegeben, und in dem Kloſter St. Giovanni e Paolo einen großen Saal, nebſt anſtoßenden geraumigen Zimmern angewieſen, wohin die beſchadigten Bilder gebracht und wieder hergeſtellt werden.

Dieſes Inſtitut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen, welche man in dieſer Kunſt gemacht hat, geſammelt und durch eine Geſellſchaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art jedes beſondere Bild herzuſtellen, ſind ſehr verſchieden, nach den verſchiedenen Meiſtern, und nach dem Zuſtande der Gemalde ſelbſt. Die Mitglieder dieſer Akademie haben, durch vieljahrige Erfahrung, die mannichfaltigen Arten der Meiſter ſich aufs genaueſte bekannt gemacht,

über Leinwand, Grundirung, ersten Farbenauftrag, Svelaturen, Ausmalen, Accordiren sich genau unterichtet. Es wird der Zustand jedes Bildes vorher erst untersucht, beurtheilt und sodann überlegt, was aus demselben zu machen möglich sey.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntschaft; denn als ich in genannter Kirche das köstliche Bild Tizian's, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er mir erklarte. Ich ward freundlich aufgenommen, und als sie meine besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit Deutscher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen sie mich lieb, wie ich wohl sagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung beweisend.

Hätte ich jedesmal zu Hause aufgeschrieben, was ich gesehen und vernommen, so kam' es uns noch zu Gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Falle bemerken.

Tizian und seine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gemodelten Damast, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farb-Grund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farbe dem Beschauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte und dadurch alles Stoffartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Christus von Tizian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuster des Damastes erkennen konnte.

Trat man hinweg, so schien eine lebendige Epiderm mit allerlei beweglichen Einschnitten ins Auge zu spielen.

Ist nun an einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefressen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster darauf ab; ein solches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden soll, befestigt und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, wird übermalt und gewinnt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheueres Bild von Paul Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Löcher gefallen waren, beschäftigt; schon sah ich die sämmtlichen eingestempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfaden zusammen und aus einander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, der gleichfalls ausgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit besorgt, indem diese kleinen Fetzchen aufgeklebt wurden, die wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustandes, gesicherte Existenz und die Langmuth einer Aristokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei solchen Restaurationen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt und nur so viel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner, aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Fünfundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

[illegible]

Inhalt.

Seite

Campagne in Frankreich 1792 1

Belagerung von Mainz 1793 221

ner ungewiſſ n Zukunſt ſehnſuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln haſcht, den Becher ſchüttelt, Wurf über Wurf verſucht, und in dem Glückstäfelchen ſorgfältig forſcht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut ſeyn.

Lato vor ſich. Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erſt heute beſchäftigt.

Andraſon. Daß ein ſchönes Kind Puncte über Puncte tüpfelt, nachſchlägt und ſucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu iſt? und ſo weiter, das ſind' ich wohlgethan.

Mela vor ſich. Er iſt ein Hexenmeiſter! Wenn wir allein ſind, wiſſen wir uns nichts beſſers.

Andraſon. Aber wer ein poſitives Übel, Zahnweh oder Unfrieden im Hauſe hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wiſſen und ihre Kunſt fälle zu kurz: dieß und jenes

Campagne in Frankreich.

1792.

MÜNCHEN

Den 23. August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den älteren, Königlich Preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere, und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt, unter dem Titel: Kriegstheater veranstaltet.

Mittags bei ihm zur Tafel fand ich mehrere französische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte; die eine (man sagte es sey die Geliebte des Herzogs von Orleans) eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbraunen und Haar; übrigens im Gespräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstin Monaco, entschiedene Freundin des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war nichts zu sehen als diese schlanke Blondine; jung, heiter, possenhaft; kein Mann, auf den sie's anlegte, hätte sich verwahren können. Ich beobachtete sie mit freiem Gemüth und wunderte mich Philinen, die ich hier nicht zu

finden glaubte, so frisch und munter ihr Wesen treibend mir abermals begegnen zu sehen. Sie schien weder so gespannt noch aufgeregt, als die übrige Gesellschaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängstigung lebte. In diesen Tagen waren die Alliirten in Frankreich eingebrochen. Ob sich Longwy sogleich ergeben, ob es widerstehen werde, ob auch republicanisch Französische Truppen sich zu den Alliirten gesellen und jedermann, wie es versprochen worden, sich für die gute Sache erklaren und die Fortschritte erleichtern werde, das alles schwebte gerade in diesem Augenblicke in Zweifel. Couriere wurden erwartet; die letzten hatten nur das langsame Vorschreiten der Armee und die Hindernisse grundloser Wege gemeldet. Der gepreßte Wunsch dieser Personen ward nur noch banglicher, als sie nicht verbergen konnten, daß sie die schnellste Rückkehr ins Vaterland wünschen mußten, um von den Assignaten, der Erfindung ihrer Feinde, Vortheil ziehen, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann verbracht' ich mit Sömmerring's, Huber-Forster's und andern Freunden zwei muntere Abende: hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon frühere Bekannte, Studien-Genossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause (Sömmerring's Gattin war eine Frankfurterin), sammtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Aehnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal betheuernd, was gab es da nicht für Anlasse, Anklange, in einem natürlichen, angebornen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß

man sich wechselseitig zu schonen habe; denn wenn sie republicanische Gesinnungen nicht ganz verläugneten, so eilte ich offenbar mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.

Zwischen Mainz und Bingen erlebt' ich eine Scene, die mir den Sinn des Tages alsobald weiter aufschloß. Unser leichtes Fuhrwerk erreichte schnell einen vierspännigen schwerbepackten Wagen: der ausgefahrne Hohlweg aufwärts am Berge her nöthigte uns auszusteigen, und da fragten wir denn die ebenfalls abgestiegenen Schwager, wer vor uns dahin fahre? Der Postillon jenes Wagens erwiederte darauf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Französinnen seyen, die mit ihrem Papiergeld durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch umwerfen wolle, wenn sich einigermaßen Gelegenheit fande. Wir verwiesen ihm seine gehässige Leidenschaft, ohne ihn im mindesten zu bessern. Bei sehr langsamer Fahrt trat ich hervor an den Schlag der Dame und redete sie freundlich an, worauf sich ein junges schönes, aber von ängstlichen Zügen beschattetes Gesicht einigermaßen erheiterte.

Sie vertraute sogleich, daß sie dem Gemahl nach Trier folge und von da bald möglichst nach Frankreich zu gelangen wünsche. Da ich ihr nun diesen Schritt als sehr voreilig schilderte, gestand sie, daß außer der Hoffnung ihren Gemahl wieder zu finden, die Nothwendigkeit wieder von Papier zu leben, sie hiezu bewege. Ferner zeigte sie ein solches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Oesterreicher und Emigrirten, daß man, wär' auch Zeit und Ort nicht hinderlich gewesen, sie schwerlich zurückgehalten hätte.

Unter diesen Gesprächen fand sich ein sonderbarer Anstoß; über den Hohlweg, worin wir befangen waren, hatte man eine holzerne Rinne geführt, die das nöthige Wasser einer

jenſeits ſtehenden, oberſchlächtigen Mühle zubrachte. Man hatte denken ſollen, die Höhe des Geſtells wäre doch wenigſtens auf einen Heuwagen berechnet geweſen. Wie dem aber auch ſey, das Fuhrwerk war ſo unmäßig oben aufgepackt, Kiſtchen und Schachteln pyramidaliſch über einander gethurmt, daß die Rinne dem weiteren Fortkommen ein unüberwindliches Hinderniß entgegenſetzte.

Hier ging nun erſt das Fluchen und Schelten der Poſtillone los, die ſich um ſo viele Zeit aufgehalten ſahen; wir aber erboten uns freundlich, halfen abpacken und an der andern Seite des traufelnden Schlagbaums wieder aufpacken. Die junge, gute, nach und nach entſchuldigte Frau wußte nicht wie ſie ſich dankbar genug benehmen ſollte; zugleich aber wuchs ihre Hoffnung auf uns immer mehr und mehr. Sie ſchrieb den Namen ihres Mannes und bat inſtändig, da wir doch früher als ſie nach Trier kommen müßten, ob wir nicht am Thore den Aufenthalt des Garten ſchriftlich nieder zu legen geneigt waren? Bei dem beſten Willen verzweifelten wir an dem Erfolg wegen Enge der Stadt, ſie aber ließ nicht von ihrer Hoffnung.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen; die Wagen hielten auf den Plätzen, die Menſchen irrten auf den Straßen, das Quartieramt, von allen Seiten beſtürmt, wußte kaum Rath zu ſchaffen. Ein ſolches Gewirre jedoch iſt wie eine Art Lotterie, der Glückliche zieht irgend einen Gewinn, und ſo begegnete mir Lieutenant von Fritſch von des Herzogs Regiment und brachte mich, nach freundlichſtem Begrüßen, zu einem Kaufmann, deſſen großes Haus und weitläuftiges Geheiße mich und meine compendiöſe Equipage freundlich und bequemlich aufnahm, wo ich

denn sogleich einer genugsamen Erholung pflegte. Gedachter junge militärische Freund, von Kindheit auf mir bekannt und empfohlen, war mit einem kleinen Commando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelassenen Kranken zu sorgen, die nachziehenden Maroden, verspätete Bagagewagen u. dergl. aufzunehmen und sie weiter zu befördern; wobei denn auch mir seine Gegenwart zu gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn, als einen jungen strebenden Mann, wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener hatte kaum das nothwendigste ausgepackt, als er sich in der Stadt umzusehen Urlaub erbat; spät kam er wieder und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hause. Mir war dieß seltsame Benehmen unerklärlich, bis das Räthsel sich löste: die schönen Französinnen hatten ihn nicht ohne Antheil gelassen, er spurte sorgfältig und hatte das Glück, sie auf dem großen Platze mitten unter hundert Wagen haltend, an der Schachtelpyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmaler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfbutten weg und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Stockwerken in die Höhe,

bis er ſich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert iſt und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft ſich abſchloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegslaufte in dieſe Gegend führen und vielleicht eine Zeitlang feſthalten, ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, das Denkmal auszumeſſen, und, in ſo fern er Zeichner iſt, auch die Figuren der vier Seiten wie ſie noch kenntlich ſind, uns überliefern und erhalten.

Wie viel traurige bildloſe Obelisken ſah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hatte. Es iſt freilich ſchon aus einer ſpätern Zeit, aber man ſieht immer noch die Luſt und Liebe ſeine perſönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugniſſen von Thätigkeit ſinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier ſtehen Eltern und Kinder gegen einander, man ſchmauſt im Familienkreiſe; aber damit der Beſchauer auch wiſſe woher die Wohlhabigkeit komme, ziehen beladene Saumroſſe einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weiſe vorgeſtellt. Denn eigentlich ſind es Kriegs-Commiſſarien die ſich und den übrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an ſolcher Stelle genugſamer Wohlſtand zu erringen ſey.

Man hatte dieſen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felſen, die architektoniſch-plaſtiſchen Gebilde herausgehauen. Die ſo manchem Jahrhunderte widerſtehende Dauer dieſes Monuments mag ſich wohl aus einer ſo gründlichen Anlage beſchreiben.

Dieſen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben: denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern, war mir das modernſte Schauſpiel bereitet. Hier fand ich das Corps Emigrirter das aus lauter Edelleuten, meiſt Ludwigsrittern, beſtand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, ſondern beſorgten ſich ſelbſt und ihr Pferd. Gar manchen hab' ich zur Tranke führen, vor der Schmiede halten ſehen. Was aber den ſonderbarſten Contraſt mit dieſem demüthigen Beginnen hervorrief, war ein großer mit Kutſchen und Reiſewagen aller Art überladener Wieſenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt, als wenn ſie den innern Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Poſtpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich ſaß vor dem Fenſter des Poſthauſes, unfern von der Stelle wo das Kaſtchen ſtand, in deſſen Einſchnitt man die unfrankirten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie geſehn; zu hunderten wurden ſie in die Ritze geſenkt. Das gränzenloſe Beſtreben wie man mit Leib, Seel und Geiſt in ſein Vaterland durch die Lucke des durchbrochenen Dammes wieder einzuſtrömen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Vor Langerweile und aus Luſt Geheimniſſe zu entwickeln oder zu ſuppliren, dacht' ich mir was in dieſer Briefmenge wohl enthalten ſeyn möchte. Da glaubt' ich denn eine Liebende zu ſpüren, die mit Leidenſchaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in ſolcher Trennung heftigſt ausdrückte; einen Freund der von dem Freunde in der äußerſten Noth einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen, mit Kindern und

Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt was ſie euch empfehlen.

Feria. Kannſt du, darfſt du uns ſagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfſt du ſie entdecken?

Andraſon. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen, es weiß doch kein Menſch was es ſoll.

Feria. Wie?

Andraſon. Da ich ankomme und eingeführt werde —

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Ruhe, ihr Mädchen!

Andraſon. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andraſon. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich: Geheimnißvolle Weisheit! hier tritt ein

Dienſtanhang, deren Caſſe bis auf wenige Geldſtücke zuſammengeſchmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die das beſte hoffend ſich einander Luſt und Muth zuſprachen; andere die ſchon das Unheil in der Ferne witterten und ſich über den bevorſtehenden Verluſt ihrer Güter jammervoll beſchwerten — und ich denke nicht ungeſchickt gerathen zu haben.

Ueber manches klärte der Poſtmeiſter mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beſchwichtigen, mich vorſätzlich zu unterhalten ſuchte. Er zeigte mir verſchiedene Briefe mit Stempeln, aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgerückten und Vorrückenden nachirren ſollten. Frankreich ſey an allen ſeinen Gränzen mit ſolchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen ſtünden eben ſo die Franzöſiſchen Heere zur Vertheidigung und zum Ausfall bereit. Er ſagte manches Bedenkliche; ihm ſchien der Zuſtand der Dinge wenigſtens ſehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht ſo wüthend erwies, wie andere die nach Frankreich hineinſtürmten, hielt er mich bald für einen Republicaner und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Coblenz und Trier erlitten, und machte eine ſchauderhafte Beſchreibung wie ich das Lager in der Gegend von Lonawy finden würde; von allem war er gut unterrichtet und ſchien nicht abgeneigt andere zu unterrichten; zuletzt ſuchte er mich aufmerkſam zu machen wie die Preußen beim Einmarſch ruhige und ſchuldloſe Dörfer geplündert, es ſey nun durch die Truppen geſchehen, oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Scheine habe man's beſtraft, aber die Menſchen im Innerſten gegen ſich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des dreißigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man ſich über das feindſelige

Betragen ſeiner Truppen in Freundes Land höchlich beſchwerte, die Antwort gab: ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren. Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unſer Rücken nicht ſehr geſichert ſey.

Longwy, deſſen Eroberung mir ſchon unterwegs triumphirend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27. Auguſt Nachmittags gegen das Lager von Brocourt. Auf einer Fläche geſchlagen war es zu überſehen, aber dort anzulangen nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen hinderlich, daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Poſten noch irgend jemand antraf, der ſich nach den Päſſen erkundigt, und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüſte, denn alles hatte ſich verkrochen um vor dem ſchrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforſchten wir von einigen die Gegend, wo wir das Herzogl. Weimariſche Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, ſahen bekannte Geſichter und wurden von Leidensgenoſſen gar freundlich aufgenommen. Kammerier Wagner und ſein ſchwarzer Pudel waren die erſten Begrüßenden; beide erkannten einen vieljährigen Lebensgeſellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen ſollte. Zugleich erfuhr ich einen unangenehmen Vorfall. Des Fürſten Leibpferd, der Amarant, war geſtern nach einem gräßlichen Schrei niedergeſtürzt und todt geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch viel Schlimmeres gewahren und vernehmen als der Poſtmeiſter mir vorausgeſagt. Man denke ſich's auf einer Ebene am Fuße eines ſanft aufſteigenden Hügels, in welchem ein von Alters her gezogener Graben Waſſer von Feldern und Wieſen

abhalten sollte; dieser aber wurde so schnell als möglich Behälter alles Unraths, aller Abwurflinge, der Abzug stockte, gewaltige Regengüsse durchbrachen Nachts den Damm und führten das widerwärtigste Unheil unter die Zelte. Da ward nun was die Fleischer an Eingeweiden, Knochen und sonst bei Seite schafft in die ohnehin feuchten und ungesitteten Schlafstellen getragen.

Wir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden, ich zog aber vor mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt unzugänglich blieb, daß ich mich Abends mußte hinein, und Morgens wieder heraustragen lassen.

Am 28. August 1792.

So wunderlich tagte mir dießmal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe. Meine Absicht war große wollene Decken zu kaufen und wir verfügten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Tochter hübsch und anmuthig fanden. Wir feilschten nicht viel und zahlten gut und waren so artig als es Deutschen ohne Tournure nur möglich ist.

Die Zufälle des Hauses während des Bombardements waren beynah wunderbar. Mehrere Granaten hintereinander fielen in das Familienzimmer, man flüchtete, die Mutter riß ein Kind aus der Wiege und floh, und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen wo der

Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen, sie hatten die Möbeln zerschlagen, am Getäfel gesengt und so war alles ohne weiteren Schaden vorübergegangen, in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus derer von Longwy nicht allzu kraftig seyn mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Commandanten sehr bald genöthigt hatte, die Festung zu übergeben; auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden gethan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich uns genugsam verdeutlichte. Königisch-Gesinnte, und also unsere Freunde, welche die schnelle Uebergabe bewirkt, bedauerten, daß wir in dieses Waarengewölbe zufallig gekommen und dem schlimmsten aller Jacobiner, der mit seiner ganzen Familie nichts tauge, so viel schönes Geld zu lösen gegeben. Gleichermaßen warnte man uns vor einem splendiden Gasthofe, und zwar so bedenklich, als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen seyn möchte; zugleich deutete man auf einen geringeren, als zuverlässig, wo wir uns denn auch freundlich aufgenommen und leidlich bewirthet sahen.

Nun saßen wir alte Kriegs- und Garnisons-Kameraden traulich und froh wieder neben und gegeneinander; es waren die Officiere des Regiments, vereint mit des Herzogs Hof-, Haus- und Kanzleigenossen; man unterhielt sich von dem Nachstvergangenen: wie bedeutend und bewegt es Anfang Mai's in Aschersleben gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Besuch abgestattet, wobei des Marquis von Bouillé als eines bedeutenden und in die Operationen kraftig eingreifenden Fremden zu erwahnen nicht vergessen wurde. Sobald dem horchenden Gastwirth dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst

ob wir den Herren kennten. Die meiſten durften es bejahen, wobei er denn viel Reſpect bewies und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieſes würdigen thatigen Mannes ausſprach, ja es wollte ſcheinen, als wenn wir von dieſem Augenblicke an beſſer bedient würden.

Wie wir nun alle hier Verſammelten uns mit Leib und Seele einem Fürſten angehörig bekannten, der ſeit mehreren Regierungsjahren ſo große Vorzüge entwickelt und ſich nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugethan geweſen, das er ſeit geraumer Zeit getrieben, ſich bewahren ſollte, ſo ward auf ſein Wohl und ſeiner Angehörigen nach guter Deutſcher Weiſe angeſtoßen und getrunken; beſonders aber auf des Prinzen Bernhard's Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarſch Obriſtwachtmeiſter von Weyrach als Abgeordneter des Regiments Gevatter geſtanden hatte.

Nun wußte jeder von dem Marſche ſelbſt gar manches zu erzählen, wie man den Harz links laſſend an Goslar vorbei nach Nordheim durch Göttingen gekommen; da hörte man denn von trefflichen und ſchlechten Quartieren, bäuriſch-unfreundlichen, gebildet-mißmuthigen, hypochondriſch-gefälligen Wirthen, von Nonnenklöſtern und mancherlei Abwechſelung des Weges und Wetters. Alsdann war man am öſtlichen Rand Weſtphalens her bis Coblenz gezogen, hatte mancher hübſchen Frau zu gedenken, von ſeltſamen Geiſtlichen, unvermuthet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen buntſchäckigen Bericht zu erſtatten.

Von Coblenz aus beklagte man ſich über bergige Gegenden, beſchwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rückte ſodann, nachdem man ſich im Vergangenen kaum zerſtreut, dem Wirklichen immer näher; der Einmarſch nach Frankreich in dem ſchrecklichſten Wetter ward als höchſt unerfreulich und als

würdiges Vorſpiel beſchrieben des Zuſtandes, den wir nach dem Lager zurückkehrend vorausſehen konnten. Jedoch in ſolcher Geſellſchaft ermuthigt ſich einer am andern, und ich beſonders beruhigte mich beim Anblick der köſtlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich Abends in dem großen Zelte die beſte Geſellſchaft; ſie war dort beiſammen geblieben weil man keinen Fuß herausſetzen konnte; alles war gutes Muths und voller Zuverſicht. Die ſchnelle Uebergabe von Longwy beſtätigte die Zuſage der Emigrirten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen ſeyn, und es ſchien ſich dem großen Vorhaben nichts als die Witterung entgegen zu ſetzen. Haß und Verachtung des revolutionairen Frankreichs, durch die Manifeſte des Herzogs von Braunſchweig ausgeſprochen, zeigten ſich ohne Ausnahme bei Preußen, Oeſterreichern und Emigrirten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft bekannt gewordene erzahlen, ſo ging daraus hervor, daß ein Volk auf ſolchen Grad verunreinigt nicht einmal in Parteien geſpalten, ſondern im Innerſten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitsſinne der edel Verbundeten nicht widerſtehen könne.

Auch hatte man ſchon von Kriegsthaten zu erzahlen; gleich nach dem Eintritt in Frankreich ſtießen beim Recognoſciren funf Escadronen Huſaren von Wolfrat auf tauſend Chaſſeurs, die von Sedan her unſer Vorrucken beobachten ſollten. Die Unſrigen wohl geführt griffen an, und da die gegenſeitigen ſich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir ſiegten, Gefangene machten, Pferde, Carabiner und Sabel erbeuteten, durch welches Vorſpiel der kriegeriſche Geiſt erhöht, Hoffnung und Zutrauen feſter gegründet wurden.

Am neunundzwanzigſten Auguſt geſchah der Aufbruch aus dieſen halberſtarrten Erd- und Waſſerwogen, langſam und nicht ohne Beſchwerde: denn wie ſollte man Zelte und Gepack, Monturen und ſonſtiges nur einigermaßen reinlich halten, da ſich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hatte zurecht legen und ausbreiten können.

Die Aufmerkſamkeit jedoch, welche die höchſten Heerführer dieſem Abmarſch zuwendeten, gab uns friſches Vertrauen. Auf das ſtrengſte war alles Fuhrwerk ohne Ausnahme hinter die Colonne beordert, nur jeder Regiments-Chef berechtigt eine Chaiſe vor ſeinem Zug hergehen zu laſſen; da ich denn das Glück hatte im leichten offenen Wagelchen die Hauptarmee für dießmal anzuführen. Beide Häupter, der König ſowohl als der Herzog von Braunſchweig, mit ihrem Gefolge hatten ſich da poſtirt, wo alles an ihnen vorbei mußte. Ich ſah ſie von weitem und als wir heran kamen ritten Ihro Majeſtät an mein Waglein heran und fragten in Ihro lakoniſchen Art: wem das Fuhrwerk gehöre? Ich antwortete laut: Herzog von Weimar! und wir zogen vorwärts. Nicht leicht iſt jemand von einem vornehmern Viſitator angehalten worden.

Weiter hin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas beſſer. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal mit einander abwechſelten, gab es beſonders für die zu Pferde noch trockene Räume genug um ſich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine und ſo ging es freier und luſtiger fort; das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee, wir konnten alſo immer voraus ſeyn und der laſtigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marſch verließ die Hauptſtraße, wir kamen über Arancy, worauf uns denn Chatillon l'Abbaye, als erſtes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in

halb abgebrochenen und zerſtörten Mauern zur Seite liegen blieb.

Nun aber ſahen wir über Hügel und Thal des Königs Majeſtät ſich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen ſchweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieſes Phänomen mit Blitzesſchnelle vor uns vorbei geſchwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfullte. Es war der Herzog von Braunſchweig, der Elemente gleicher Art an und nach ſich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere ſey? Welche wohl im zweifelhaften Falle zu entſcheiden habe? Unbeantwortete Fragen die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hiebei noch ernſteren Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer ſo ganz frank und frei in ein Land hineinreiten ſah wo nicht unwahrſcheinlich in jedem Gebuſch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir geſtehen, daß gerade das kühne perſönliche Hingeben von jeher den Sieg errang und die Herrſchaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel ſchien die Sonne ſehr heiß; das Fuhrwerk in grundloſem Boden fand ein ſchweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufhalt, hie und da ermattete Füſeliere die ſich ſchon nicht mehr fortſchleppen konnten.

Man hörte die Kanonade bei Thionville und wünſchte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon. Eine liebliche Waldwieſe nahm uns auf, der Schatten erfriſchte

ſchen, zum Nachteuer war Geſtrupp genug herbei, ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Baſſins, die beide ſogleich von Menſchen und Thieren ſollten getrubt werden. Das eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es ſogleich mit Pfahlen und Stricken umziehen. Ohne Larm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unſern Reitern den andern, die eben ganz gelaſſen an ihrem Zeuge putzten: wer iſt denn der, der ſich ſo manſig macht? Ich weiß nicht, verſetzte der andere, aber er hat Recht.

Alſo kamen nun Preußen und Oeſterreicher und ein Theil von Frankreich auf Franzoſiſchem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In weſſen Macht und Gewalt thaten ſie das? Sie konnten es in eignem Namen thun, der Krieg war ihnen zum Theil erklart, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs des XVI., ſie requirirten nicht, aber ſie borgten gewaltſam. Man hatte Bons drucken laſſen, die der Commandirende unterzeichnete, derjenige aber, der ſie in Handen hatte, nach Befund beliebig ausfullte, Ludwig XVI. ſollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifeſt nichts ſo ſehr das Volk gegen das Konigthum aufgehetzt als dieſe Behandlungsart. Ich war ſelbſt bei einer ſolchen Scene gegenwartig, deren ich mich als höchſt tragiſch erinnere. Mehrere Schafer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um ſie in Waldern oder ſonſt abgelegenen Orten ſicher zu verbergen, von thatigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee gefuhrt, ſahen ſie ſich zuerſt wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verſchiedenen Beſitzern, man ſonderte und zahlte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, ſchwebte auf den Geſichtern der tuchtigen Manner.

Als ſich aber dieſes Verfahren dahin auflöſ'te, daß man die Heerden unter Regimenter und Compagnien vertheilte, den Beſitzern hingegen, ganz höflich, auf Ludwig XVI. geſtellte Papiere überreichte, indeſſen ihre willigen Zöglinge von den ungeduldigen fleiſchluſtigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden; ſo geſteh' ich wohl es iſt mir nicht leicht eine grauſamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen ſeinen Abſtufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die Griechiſchen Tragödien allein haben ſo einfach tief Ergreifendes.

Den 29. Auguſt 1792.

Vom heutigen Tag der uns gegen Verdun bringen ſollte verſprachen wir uns Abenteuer, und ſie blieben nicht aus. Der auf- und abwärtsgehende Weg war ſchon beſſer getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten ſich leichter und vergnüglich.

Es hatte ſich eine muntere Geſellſchaft zuſammengefunden, die wohl beritten ſo weit vorging, bis ſie einen Zug Huſaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeiſter, ein geſetzter Mann ſchon über die mittlern Jahre, ſchien unſere Ankunft nicht gerne zu ſehen. Die ſtrengſte Aufmerkſamkeit war ihm empfohlen, alles ſollte mit Vorſicht geſchehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beſeitigt werden. Er hatte ſeine Leute kunſtmäßig vertheilt, ſie ruckten einzeln vor in gewiſſen Entfernungen, und alles begab ſich in der größten Ordnung und Ruhe. Menſchenleer war die Gegend, die äußerſte Einſamkeit ahnungsvoll. So waren wir Hügel auf Hügel ab über Montgienne, Dammvillers, Wauville und Ormont geklommen,

Mann auf, der ſich bisher für den glücklichſten hielt: denn es geht ihm nichts ab; alles was die Götter einem Menſchen gutes zueignen können, ſchenkten ſie mir, ſelbſt das köſtlichſte aller Beſitzthümer verſagten ſie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach! daß Aber und Aber ſich immer zu dem Danke geſellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Dieſe Frau, dieſes Muſter der Liebe und Treue, nimmt ſeit kurzem unglücklicher Weiſe an einem Menſchen Theil, der ſich ihr aufdringt und der mir verhaßt iſt. Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt iſt, ſag' ich nichts weiter, und bitte: enthülle mir mein Schickſal! gib mir Rath, und was mehr iſt, Hülfe! — Ich dächte, das hieße ſich deutlich erklären?

Lato. Wir verſtehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andraſon. Wer ſagen könnte: ich verſtehe ſie!

Sora. Ich bin höchſt neugierig — Haben wir doch manches Räthſel errathen!

als auf einer Höhe, die eine ſchöne Ausſicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Huſaren ſogleich zufuhren, die nächſte Umgebung zu unterſuchen. Sie brachten auch wirklich einen ſchwarzhaarigen bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild ausſah und bei dem man ein ſchlechtes Terzerol gefunden hatte. Er ſagte trotzig, daß er die Vögel aus ſeinem Weinberg verſcheuche und niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeiſter ſchien, bei ſtiller Ueberlegung, dieſen Fall mit ſeinen gemeſſenen Ordres zuſammen zu halten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl ſo eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm ſeinen Hut mit großem Luſtgeſchrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter, wir unterhielten uns über die Vorkommenheiten und über manches was zu erwarten ſeyn möchte. Nun iſt zu bemerken, daß unſere kleine Geſellſchaft, wie ſie ſich den Huſaren aufgedrungen hatte, zufällig zuſammen gekommen aus den verſchiedenſten Elementen beſtand; meiſtens waren es gradſinnige, jeder nach ſeiner Weiſe dem Augenblick gewidmete Menſchen. Einen jedoch muß ich beſonders auszeichnen, einen ernſten, ſehr achtbaren Mann, von der Art wie ſie zu jener Zeit unter den Preußiſchen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr äſthetiſch als philoſophiſch gebildet, ernſt mit einem gewiſſen hypochondriſchen Zuge, ſtill in ſich gekehrt und zum Wohlthun mit zarter Leidenſchaft aufgelegt.

Als wir ſo weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine ſo ſeltſame als angenehme Erſcheinung, die eine allgemeine Theilnahme erregte. Zwei Huſaren brachten ein einſpänniges, zweirädriges Wagelchen den Berg herauf, und als wir uns erkundigten, was unter der übergeſpannten

Leinwand wohl befindlich seyn möchte, so fand sich ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderschönes Mädchen oder Weibchen, das sich aus der Ecke hervorbeugte um die vielen Reiter anzusehen, die ihren zweirädrigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Theilnahme, aber die eigentlich thätige Wirkung für die Schöne mußten wir unserm empfindenden Freund überlassen, der von dem Augenblick an als er das bedürftige Fuhrwerk näher betrachtet, sich zur Rettung unaufhaltsam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umständen, und es fand sich, daß die junge Person in Samogneux wohnhaft, dem bevorstehenden Bedrängniß seitwärts zu entfernteren Freunden auszuweichen willens, sich eben der Gefahr in den Rachen geflüchtet habe; wie in solchen ängstlichen Fällen der Mensch wähnt, es sey überall besser als da wo er ist. Einstimmig ward ihr nun auf das freundlichste begreiflich gemacht, daß sie zurückkehren müsse. Auch unser Anführer, der Rittmeister, der zuerst eine Spionerei hier wittern wollte, ließ sich endlich durch die herzliche Rhetorik des sittlichen Mannes überreden; der sie denn auch, zwei Husaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einigermaßen getröstet zurückbrachte, woselbst sie uns, die wir in bester Ordnung und Mannszucht bald nachher durchzogen, auf einem Mauerchen unter den Ihrigen stehend, freundlich und, weil das erste Abenteuer so gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es giebt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Credit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde

Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager diesseits Verdun wird aufgeschlagen und man zahlt auf einige Tage Rast.

Den einunddreißigsten Morgens war ich im Schlafwagen, gewiß der trockensten, warmsten und erfreulichsten Lagerstatte, halb erwacht, als ich etwas an den Ledervorhangen rauschen hörte und bei Eröffnung derselben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen unerwarteten Fremden vorstellte. Ich erkannte sogleich den abenteuerlichen Grothhus, der, seine Partheigangerrolle auch hier zu spielen nicht abgeneigt, angelangt war um den bedenklichen Auftrag der Aufforderung Verduns zu übernehmen. In Gefolg dessen war er gekommen unsern fürstlichen Anführer um einen Stabstrompeter zu ersuchen, welcher, einer solchen besondern Auszeichnung sich erfreuend, alsobald zu dem Geschäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das heiterste und Grothhus eilte zu seinem Geschäft; worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte sich wie er, den Trompeter voraus, den Husaren hinterdrein, die Fahrstraße hinabgeritten, die Verdüner aber als Sansculotten, das Völkerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn kanonirt, wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befestigt und immer heftiger zu blasen befohlen; wie er von einem Commando eingeholt, und mit verbundenen Augen allein in die Festung geführt, alldort schöne Reden gehalten, aber nichts bewirkt und was dergleichen mehr war, wodurch man denn, nach Weltart, den geleisteten Dienst zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu verkümmern wußte.

Als nun die Festung, wie natürlich, auf die erste

Forderung ſich zu ergeben abgeſchlagen, mußte man mit Anſtalten zum Bombardement vorſchreiten. Der Tag ging hin, indeſſen beſorgt' ich noch ein kleines Geſchäft, deſſen gute Folgen ſich mir bis auf den heutigen Tag erſtrecken. In Mainz hatte mich Herr v. Stein mit dem Jägeriſchen Atlas verſorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nachkünftigen Kriegsſchauplatz in mehreren Blättern darſtellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigſte, in deſſen Bezirk ich bei Longwy hera[illegible]etreten war, und da unter des Herzogs Leuten ſich gera[illegible] ein Boßler befand, ſo ward es zerſchnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich ſo bedeutenden Tage.

Nach ſolchen Vorbereitungen zum künftigen Nutzen und augenblicklicher Bequemlichkeit ſah ich mich um auf der Wieſe wo wir lagerten, und von wo ſich die Zelte bis auf die Hügel erſtreckten. Auf dem großen grünen ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauſpiel meine Aufmerkſamkeit an ſich: eine Anzahl Soldaten hatten ſich in einen Kreis geſetzt und hantirten etwas innerhalb deſſelben. Bei näherer Unterſuchung fand ich ſie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der von dem reinſten Quellwaſſer gefüllt oben etwa dreißig Fuß im Durchmeſſer haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fiſchchen nach denen die Kriegsleute angelten, w[illegible] ſie das Geräth neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebrach[illegible] hatten. Das Waſſer war das klarſte von der Welt und die Jagd luſtig genug anzuſehen. Ich hatte jedoch nicht lange dieſem Spiele zugeſchaut, als ich bemerkte, daß die Fiſchlein indem ſie ſich bewegten verſchiedene Farben ſpielten. Im erſten Augenblick hielt ich dieſe Erſcheinung für Wechſelfarben der beweglichen Körperchen,

doch bald eröffnete ſich mir eine willkommene Aufklarung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die ſchönſten prismatiſchen Farben gewahrte. Heller als der Grund, dem Auge entgegen gehoben, zeigte ſie an dem von mir abſtehenden Rande die Blau- und Violetfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem ſolchen ſubjectiven Verſuche, das Phanomen und die Farben erſchienen, bezüglich auf mich, immer dieſelbigen.

Leidenſchaftlich ohnehin mit dieſen Gegenſtanden beſchaftigt, machte mir's die größte Freude dasjenige hier unter freiem Himmel ſo friſch und naturlich zu ſehen, weßhalb ſich die Lehrer der Phyſik ſchon faſt hundert Jahre mit ihren Schulern in eine dunkle Kammer einzuſperren pflegten. Ich verſchaffte mir noch einige Scherbenſtücke, die ich hinein warf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erſcheinung unter der Oberflache des Waſſers ſehr bald anfing, beim Hinabſinken immer zunahm, und zuletzt ein kleiner, weißer Körper, ganz uberfarbt in Geſtalt eines Flammchens am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich daß Agricola ſchon dieſer Erſcheinung gedacht und ſie unter die feurigen Phanomene zu rechnen ſich bewogen geſehen.

Nach Tiſche ritten wir auf den Hugel der unſeren Zelten die Anſicht von Verdun verbarg: wir fanden die Lage der Stadt, als einer ſolchen, ſehr angenehm von Wieſen, Garten umgeben, in einer heitern Flache, von der Maas in mehreren Aeſten durchſtrömt, zwiſchen naheren und ferneren Hugeln; als Feſtung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgeſetzt. Der Nachmittag ging hin mit Errichtung der Batterien, da die Stadt ſich zu ergeben geweigert hatte.

Mit guten Fernglasern beschauten wir indessen die Stadt und konnten ganz genau erkennen was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging, mancherlei Volk das sich hin und her bewegte und besonders an einem Fleck sehr thatig zu seyn schien.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, sowohl von der Batterie auf unserm rechten Ufer, als von einer andern auf dem linken, welche näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Diese geschwanzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelassen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Fernglaser, dorthin gerichtet, gestatteten uns auch dieses Unheil im Einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menschen erkennen, die sich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu thun eifrig bemühten, wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gesparre bemerken und unterscheiden. Dieses alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsagliche, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geaußert wurden. Ich war in eine Batterie getreten die eben gewaltsam arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unertraglich, ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß [den XIII, der mir immer ein freundlicher gnadiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln, welche herauszusenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen Gesprachen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst: womit ich mich gegenwartig beschaftige, und war sehr verwundert als ich, anstatt

von Tragödien und Romanen zu vermelden, aufgeregt durch die heutige Refraktions-Erscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Production ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerbällen im mindesten stören zu lassen. Der Fürst verlangte, daß ich ihm faßlich machen sollte, wie ich in dieses Feld gerathen. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu besonderem Nutzen und Frommen.

Bei einem solchen Manne bedurft' es nicht vieler Worte um ihn zu überzeugen, daß ein Naturfreund, der sein Leben gewöhnlich im Freien, es sey nun im Garten, auf der Jagd, reisend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde die Natur im Großen zu betrachten und sich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmosphärische Luft, Dünste, Regen, Wasser und Erde uns immerfort abwechselnde Farbenerscheinungen, und zwar unter so verschiedenen Bedingungen und Umständen, daß man wünschen müsse solche bestimmter kennen zu lernen, sie zu sondern, unter gewisse Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtschaft auszuforschen. Hiedurch gewinne man nun in jedem Fach neue Ansichten, unterschieden von der Lehre der Schule und von gedruckten Ueberlieferungen. Unsere Altvater hatten begabt mit großer Sinnlichkeit, vortrefflich gesehen, jedoch ihre Beobachtungen nicht fort- noch durchgesetzt, am wenigsten sey ihnen gelungen die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten

Rasen hin und her gingen; ich setzte, aufgeregt durch Fragen und Einreden, meine Lehre fort, als die Kälte des einbrechenden Morgens uns an ein Bivouac der Oesterreicher trieb, welches die ganze Nacht unterhalten, einen ungeheuern wohlthätigen Kohlenkreis darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erst seit zwei Jahren beschäftigte, und die also noch in einer frischen unreifen Gährung begriffen war, hatte ich kaum wissen können, ob der Fürst mir auch zugehört, wenn er nicht einsichtige Worte dazwischen gesprochen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung gegönnt hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar vielerlei aus dem Stegreife müssen vortragen lassen und deßhalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, viel besser auch in wissenschaftlichen Dingen zu handeln ist, weil sie den Geist frei halten und dem Referenten aufpassen, ohne weiteres Interesse, als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit ihres Gleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort-Credo, bei welchem denn so gut zu verharren ist als bei irgend einem andern.

Der Morgen war frisch aber trocken, wir gingen, theils gebraten theils erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den Weinbergsmauern sich auf einmal etwas regen. Es war ein Piquet Jäger das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorstädte zog, um von da aus die Walle zu beunruhigen. Einem wahrscheinlichen Tod entgegen gehend sangen sie sehr libertine Lieder, in dieser Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen sie die Statte als ich auf der Mauer, an der sie geruht, ein sehr auffallendes geologisches Phanomen zu bemerken glaubte; ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen Mauerchen ein Gesims von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaspis, und war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkflözen eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert als ich, auf das Gespenst los gehend, sogleich bemerkte daß es das Innere von verschimmeltem Brod sey, das, den Jagern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden.

Hier gab es nun sogleich Gelegenheit von der, seitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden; welche freilich ein kriegendes Heer mit panischem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speise, sondern auch das selbst gebackene Brod verdächtig wird, dessen innerer schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den ersten September früh um acht Uhr als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfunder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, grad im Angesichte dieses gröbsten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablosung sich nicht allein

die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer grad in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammen kam, so hielten jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volks-Trupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige pfeifend schmetternde Ton hinter mir herauf'te, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel, weit hinter der auseinander gestobenen Menge, noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit großem Geschrei lief man ihr nach als sie aufgehört hatte furchtbar zu seyn; niemand war getroffen, und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweitenmal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiten, wobei ich denn nicht unterließ mehrmals zu der unterrichtenden Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und besonnener anstellen konnte; denn das Wasser war rein ausgefischt und hatte sich vollkommen klar und ruhig gesetzt, um das Spiel der niedersinkenden Flämmchen nach Lust zu wiederholen, und ich befand mich in der angenehmsten Gemüthsstimmung. Einige Unglücksfälle versetzten uns wieder bald in Kriegszustand. Ein Officier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel in der Gegend war allgemein, meine Quelle an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab sich nach der nahe fließenden Maas, wo er

Mela. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſteh' und horche, und es fängt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert,

Alle. Oh!

Andraſon. Gebt mir ein Licht. Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lato. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die fänden ſich allenfalls. Ein greiflich Geſpenſt, das iſt etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt arg.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kommt noch beſſer:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert
Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her,

an einem abhangigen Ufer verſank; das Pferd hatte ſich gerettet, ihn trug man todt vorbei.

Kurz darauf ſah und hörte man eine ſtarke Exploſion im Oeſterreichiſchen Lager, an dem Hugel zu dem wir hinaufſehen konnten; Knall und Dampf wiederholte ſich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war, durch Unvorſichtigkeit, Feuer entſtanden, das höchſte Gefahr drohte; es theilte ſich ſchon gefüllten Bomben mit und man hatte zu fürchten der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge geſtillt durch ruhmliche That kaiſerlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieſer Tag hin; am andern Morgen ergab ſich die Stadt und ward in Beſitz genommen; ſogleich aber ſollte uns ein republicaniſcher Charakterzug begegnen. Der Commandant Beaurepaire, bedrangt von der bedrangten Burgerſchaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerſtört ſah, konnte die Uebergabe nicht langer verweigern; als er aber auf dem Rathhaus in voller Sitzung ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, zog er ein Piſtol hervor und erſchoß ſich, um abermals ein Beiſpiel höchſter patriotiſcher Aufopferung darzuſtellen.

Nach dieſer ſo ſchnellen Eroberung von Verdun zweifelte niemand mehr, daß wir bald darüber hinausgelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine beſtens erholen ſollten. Ich ließ daher ungeſaumt die Jägeriſchen Charten welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerſchneiden und ſorgfaltig aufziehen, auch auf die Rückſeite weiſſes Papier kleben, wie ich es ſchon bei der erſten gethan, um kurze Tagesbemerkungen ſubtig aufzuzeichnen.

Den 3. September 1792.

Früh hatte ſich eine Geſellſchaft zuſammen gefunden nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anſchloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anſtalten, die auf einen langeren Widerſtand hindeuteten; das Straßenpflaſter war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuſer angehauft, das feuchte Wetter machte deßhalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir beſuchten aber ſogleich die namentlich gerühmten Laden, wo der beſte Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und verſorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer Namens Baume humain, welcher weniger ſüß aber ſtarker ganz beſonders erquickte. Auch die Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner, in ſaubern cylindriſchen Deuten wurden nicht abgewieſen. Bei ſo vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelaſſenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kiſtchen wurden gepackt; gefallige wohlwollende Couriere, das bisherige Kriegsglück in Deutſchland zu melden beauftragt, waren geneigt ſich mit einigem Gepack dieſer Art zu belaſten, wodurch ſie denn die Freundinnen zu Hauſe in höchſter Verwöhnung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geiſt und Süßigkeit niemals ausgehen durfen.

Als wir nun darauf die theilweis verletzte und verwüſtete Stadt beſchauten, waren wir veranlaßt die Bemerkung zu wiederholen: daß bei ſolchem Unglück, welches der Menſch dem Menſchen bereitet, wie bei dem was die Natur uns zuſchickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günſtige Vorſehung hinzudeuten ſcheinen. Der untere Stock eines Eckhauſes auf dem Markte ließ einen von vielen Fenſtern wohl erleuchteten Fayance-Laden ſehen; man machte

uns aufmerksam, daß eine Bombe von dem Platz aufschlagend an den schwachen steinernen Thürpfosten des Ladens gefahren, von demselben aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpfosten war wirklich beschadigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorfechters gethan: die Glanzfülle des oberflachlichen Porcellans stand in wiederspiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhellen, wohlgeputzten Fenstern.

Mittags am Wirthstische wurden wir mit guten Schöpsenkeulen und Wein von Bar tractirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhalt, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon solche Bestecke angeschafft, die man dort flach und zierlich gearbeitet zu kaufen findet. Muntere, resolute Mädchen warteten auf nach derselben Art und Weise, wie sie vor einigen Tagen ihrer Garnison noch aufgewartet hatten.

Bei der Besitznehmung von Verdun ereignete sich jedoch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, großes Aufsehen erregte und allgemeine Theilnahme heranrief. Die Preußen zogen ein und es fiel aus der Französischen Volksmasse ein Flintenschuß, der niemand verletzte, dessen Wagestück aber ein Französischer Grenadier nicht verläugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, hab' ich ihn selbst gesehn: es war ein sehr schöner, wohlgebildeter junger Mann, festen Blicks und ruhigen Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn laßlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mäuerchen, blieb eine

Zeitlang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur todt aus dem Wasser herausgebracht.

Diese zweite heroische, ahnungsvolle That erregte leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten, und ich hörte sonst verständige Personen behaupten, man möchte weder diesem noch dem Commandanten ein ehrlich Begräbniß gestatten. Freilich hatte man sich andere Gesinnungen versprochen, und noch sah man nicht die geringste Bewegung unter den Fränkischen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden; vierzehn der schönsten, wohlerzogensten Frauenzimmer hatten Ihre Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrautesten jedoch riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht diese wünschenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Diese reizenden Kinder schienen auch unseren jungen Officieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß diejenigen, die das Glück gehabt dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen sprechen und rühmen.

Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden sich die besten und reichlichsten Vorräthe in der Festung, und man eilte, vielleicht nur zu sehr, sich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch, mit Reiß und Linsen und andern guten und nothwendigen Dingen nicht haushaltisch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art wie ein Zeughaus, oder Waffensammlung aller Art, ganz gelassen

geplündert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei seltsame Dinge gebracht, womit der Mensch, der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhalt oder wohl gar erlegt.

Mit jener sanften Plünderung aber verhielt es sich folgendermaßen: als, nach eingenommener Stadt, die hohen Militarpersonen sich von den Vorräthen aller Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anspruch nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem einzelnen zu besitzen nicht unangenehm ware, und niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen beschäftigt, der nicht auch für sich etwas herausgemustert hätte. Dieß ging nun durch alle Grade durch bis dieser Schatz zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Nun gab jedermann der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei etwas mit heraus was ihm anstehen mochte. Mein Diener erbeutete auf diese Weise einen flachen, hohen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefahrlichen Inhalt, auch enthielt er eine sehr breite, wohl vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kraftige Faust Wunder gethan hätte.

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin, und dieß mag es wohl seyn, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch

entſteht nun eine Art von Heuchelei, die einen beſondern Charakter hat, und ſich von der pfaffiſchen, höfiſchen, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, ganz eigen unterſcheidet.

Einer merkwürdigen Perſon aber muß ich noch gedenken, die ich, zwar nur in der Entfernung, hinter Gefängnißgittern geſehen: es war der Poſtmeiſter von St. Ménéhould, der ſich, ungeſchickter Weiſe, von den Preußen hatte fangen laſſen. Er ſcheute keineswegs die Blicke der Neugierigen, und ſchien bei ſeinem ungewiſſen Schickſal ganz ruhig. Die Emigrirten behaupteten er habe tauſend Tode verdient, und hetzten deßhalb an den oberſten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen iſt, daß ſie in dieſem wie in andern Fällen, ſich mit geziemender hoher Ruhe und anſtändigem Gleichmuth betragen.

Am 4. September 1792.

Die viele Geſellſchaft die ab und zu ging belebte unſere Zelte den ganzen Tag; man hörte vieles erzählen, vieles bereden und beurtheilen, die Lage der Dinge that ſich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man ſo ſchnell als möglich nach Paris vordringen müſſe. Die Feſtungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert ſich zur Seite gelaſſen, und ſchien von der in dortiger Gegend ſtehenden Armee wenig zu befürchten.

Lafayette, auf welchem das Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genöthigt geweſen aus der Sache zu ſcheiden; er ſah ſich gedrängt zum Feinde überzugehen und ward als Feind behandelt. Dumouriez, wenn er auch ſonſt als Miniſter Einſicht in Militär-Angelegenheiten bewieſen hatte, war durch keinen Feldzug berühmt, und aus der Kanzlei

zum Oberbefehl der Armee befördert, schien er auch nur jene Inconsequenz und Verlegenheit des Augenblicks zu beweisen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfalle von der Hälfte des Augusts aus Paris, wo dem Braunschweigischen Manifest zum Trutze der König gefangen genommen, abgesetzt und als Missethäter behandelt wurde. Was aber für die nächsten Kriegsoperationen höchst bedenklich sey, ward am umständlichsten besprochen.

Der waldbewachsene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nöthigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unsere Bewegung auf. Man sprach viel von den Isletten, dem bedeutenden Paß zwischen Verdun und St. Ménehould. Warum er nicht besetzt werde, besetzt worden sey, darüber konnte man sich nicht vereinigen. Die Emigrirten sollten ihn einen Augenblick überrumpelt haben ohne ihn halten zu können. Die abziehende Besatzung von Longwy hatte sich, so viel wußte man, dorthin gezogen; auch Dumouriez schickte, während wir uns auf dem Marsch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beschäftigten, Truppen querüber durchs Land, um diesen Posten zu verstärken und den rechten Flügel seiner Position hinter Grandpré zu decken, und so den Preußen, Oesterreichern und Emigrirten ein zweites Thermopylä entgegen zu stellen.

Man gestand sich einander die höchst ungünstige Lage, und mußte sich in die Anstalten fügen, wornach die Armee, welche unaufhaltsam gerade vorwärts hätte dringen sollen, die Aire hinabziehen sollte, um sich an den verschanzten Bergschluchten auf gut Glück zu versuchen; wobei noch für höchst vortheilhaft galt, daß Clermont den Franzosen entrissen und von Hessen besetzt sey, welche, gegen die

Isletten operirend, sie wo nicht wegnehmen doch beunruhigen konnten.

Den 6. September 1792.

In diesem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu stehen; das Hauptquartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunschweig, Regrets genannt, gab zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß. An den ersten Ort gelangt' ich selbst durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment sollte bei Jardin Fontaine zu stehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas; zum Thore fuhren wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines unbekannten Regiments einschwärzten, und von ihm fortschleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man sich zu weit entferne; auch hätten wir nicht einmal bei dem schmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben unwiederbringlich zu verfahren. Wir schauten rechts und links ohne zu entdecken, wir fragten eben so und erhielten keinen Bescheid; denn alle waren fremd wie wir und aufs verdrießlichste von dem Zustand angegriffen. Endlich auf eine sanfte Höhe gelangt sah ich links unten in einem Thal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm seyn mochte, einen hübschen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, wohin glücklicherweise ein sanfter grüner Rain uns bequem hinunter zu bringen versprach. Ich ließ um so eher aus der schrecklichen Fahrleise hinabwärts ausbiegen, als ich unten Officiere und Reitknechte hin und wieder sprengen, Packwagen und Chaisen aufgefahren sah; ich vermuthete eins der Hauptquartiere und so fand sich's: es war Glorieux, der Aufenthalt des Königs.

Aber auch da war mein Fragen: wo Jardin Fontaine liege? ganz umſonſt. Endlich begegnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben, der ſich mir früher freundlich erwieſen hatte, dieſer gab mir den Beſcheid, ich ſolle den von allem Fuhrwerk freien Dorfweg im Thale bis nach der Stadt verfolgen, vor derſelben aber links durchzudringen ſuchen, und ich würde Jardin Fontaine gar bald entdecken.

Beides gelang mir, und ich fand auch unſere Zelte aufgeſchlagen, aber im ſchrecklichſten Zuſtande; man ſah ſich in grundloſen Koth verſenkt, die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerriſſen eine nach der andern und die Leinwand ſchlug dem über Kopf und Schulter zuſammen, der darunter ſein Heil zu ſuchen gedachte. Eine Zeitlang hatte man's ertragen, doch fiel zuletzt der Entſchluß dahin aus, das Oertchen ſelbſt zu beziehen. Wir fanden in einem wohl eingerichteten Haus und Hof einen guten neckiſchen Mann als Beſitzer, der ehemals Koch in Deutſchland geweſen war: mit Munterkeit nahm er uns auf, im Erdgeſchoß fanden ſich ſchöne heitere Zimmer, gutes Kamin und was ſonſt nur erquicklich ſeyn konnte.

Das Gefolge des Herzogs von Weimar ward aus der fürſtlichen Küche verſorgt, unſer Wirth verlangte jedoch dringend, ich ſolle nur ein einzigesmal von ſeiner Kunſt etwas koſten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchſt wohlſchmeckendes Gaſtmahl, das mir aber ſehr übel bekam, ſo daß ich wohl auch an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig genug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüſſeln erſt recht ſchmackhaft geworden, der auf mich aber, ſelbſt in der geringſten Doſis, höchſt gewaltſame Wirkung auszuüben pflegte. Das Uebel war bald vorbei und

ich hielt mich nach wie vor desto lieber an die Deutsche Küche, so lange sie auch nur das mindeste leisten konnte.

Als es zum Abschied ging überreichte der gutgelaunte Wirth meinem Diener einen vorher versprochenen Brief nach Paris an eine Schwester, die er besonders empfehlen wolle; fügte jedoch nach einigen Hin- und Wiederreden gutmüthig hinzu: du wirst wohl nicht hinkommen.

Den 11. September 1792.

Wir wurden also, nach einigen Tagen gütlicher Pflege, wieder in das schrecklichste Wetter hinausgestoßen; unser Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der die Gewässer der Maas und Aire scheidend beide nach Norden zu fließen nöthigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malancour, wo wir leere Keller und Küchen wirthlos fanden und schon zufrieden waren unter Dach, auf trockener Bank, eine spärliche mitgebrachte Nahrung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen selbst gefiel mir, sie zeugte von einem stillen häuslichen Behagen, alles war einfach naturgemäß, dem unmittelbarsten Bedürfniß genügend. Dieß hatten wir gestört, dieß zerstörten wir; denn aus der Nachbarschaft erscholl ein Anaufruf gegen Plünderer, worauf wir denn hinzueilend, nicht ohne Gefahr dem Unfug für den Augenblick steuerten. Auffallend genug dabei war, daß die armen unbekleideten Verbrecher, denen wir Mantel und Hemden entrissen, uns der härtesten Grausamkeit anklagten, daß wir ihnen nicht vergönnen wollten auf Kosten der Feinde ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eigneren Vorwurf sollten wir erleben. In unser erstes Quartier zurückgekehrt fanden wir einen vornehmen, uns sonst schon bekannten Emigrirten. Er ward

Alle. O! oh! Ey! O! ah! ha! ha!

Andraſon. Seht! Ein leinen Geſpenſt, und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt bleibt zu viel! Was ſo ein Orakel nicht alles ſagen darf!

Mana. Wiederhohlt es uns!

Andraſon. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht verſteht?

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert
Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her,

Seyd ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut mit dem
Verliebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück,
Fragender, über dein Haus.

Sora. Nein das iſt nicht möglich!

freundlich begrüßt und verschmähte nicht frugale Biſſen, allein man konnte ihm eine innere Bewegung anmerken, er hatte etwas auf dem Herzen, dem er durch Ausrufungen Luft zu machen ſuchte. Als wir nun, früherer Bekanntſchaft gemäß, einiges Vertrauen in ihm zu erwecken ſuchten, ſo beſchrie er die Grauſamkeit, welche der König von Preußen an den Franzöſiſchen Prinzen ausübe. Erſtaunt, faſt beſtürzt verlangten wir nähere Erklärung. Da erfuhren wir nun: der König habe, beim Ausmarſch von Glorieux, unerachtet des ſchrecklichſten Regens, keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die königlichen Prinzen ebenfalls ſich dergleichen wetterabwehrende Gewande hatten verſagen müſſen; unſer Marquis aber habe dieſe allerhöchſten Perſonen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, trauſelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anſchauen können, ja er hätte, wenn es nütze geweſen wäre, ſein Leben daran gewendet ſie in einem trockenen Wagen dahin ziehen zu ſehen, ſie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweiſe gewohnt ſeyen.

Wir hatten freilich darauf nichts zu erwiedern, denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröſtlich werden, daß der Krieg, als ein Vortod, alle Menſchen gleich mache, allen Reiz aufhebe und ſelbſt die höchſte Perſönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe.

Den 12. September 1792.

Den andern Morgen aber entſchloß ich mich, in Betracht ſo hoher Beiſpiele, meine leichte und doch mit vier equirirten Pferden beſpannte Chaiſe, unter dem Schutz des

Zuverlässigen Kammerier Wagner zu lassen, welchem die Equipage und das so nöthige baare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich schwang mich, mit einigen guten Gesellen, zu Pferde und so begaben wir uns auf den Marsch nach Landres. Wir fanden auf Mitte Wegs Wellen und Reisig eines abgeschlagenen Birkenhölzchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald überwand, und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugsam, sehr schnell zum besten gab. Aber die schöne Anstalt einer Regimentstafel war schon gestört, Tische, Stühle und Bänke sah man nicht nachkommen, man behalf sich stehend, vielleicht angelehnt, so gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; so campirten wir unfern Landres, gerade Grandprée gegen über, wußten aber gar wohl wie stark und vortheilhaft der Paß besetzt sey. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windstoß, die Zeltdecke gewahrte wenig Schutz.

Glückselig aber der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte; die Farbenerscheinung der Quelle hatte mich dieser Tage her nicht einen Augenblick verlassen, ich überdachte sie hin und wieder, um sie zu bequemen Versuchen zu erheben. Da dictirte ich an Vogel, der sich auch hier als treuen Kanzleigefahrten erwies, ins gebrochene Concept und zeichnete nachher die Figuren darneben. Diese Papiere besitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters, und als Zeugniß eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfad. Den Vortheil aber hat der Weg zum Wahren, daß man sich unsicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.

Das Wetter verschlimmerte sich und ward in der Nacht so arg, daß man es für das höchste Glück schätzen mußte sie

unter der Decke des Regiments-Wagens zuzubringen. Wie schrecklich war da der Zuſtand, wenn man bedachte daß man im Angeſicht des Feindes gelagert ſey, und befurchten mußte, daß er aus ſeinen Berg- und Wald-Verſchanzungen irgendwo hervorzubrechen Luſt haben konne.

Vom 13. bis zum 17. September 1792.

Trat der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeſchloſſen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein; er hatte eine ſchreckliche Nacht verlebt, war nach tauſend andern Hinderniſſen im Finſtern von der Armee abgekommen, verführt durch ſchlaf- und weintrunkene Knechte eines Generals, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf, und vermutheten die Franzoſen ganz nahe. Von allerlei Allarm geangſtigt, verlaſſen von Pferden, die aus der Schwemme nicht zurückkehrten, wußte er ſich denn doch ſo zu richten und zu ſchicken, daß er von dem unſeligen Dorfe loskam und wir uns zuletzt mit allem mobilen Hab und Gut wieder zuſammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erſchutternder Bewegung und zugleich von Hoffnung, man hörte auf unſerm rechten Flügel ſtark kanoniren und ſagte ſich: General Clerfayt ſey aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzoſen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war auſſerſt geſpannt den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um naher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten ſey? Man wußte daſelbſt noch nichts genau, als daß General Clerfayt mit den Franzoſen handgemein ſeyn muſſe. Ich traf auf den Major von Weyrach, der ſich, aus Ungeduld und Langerweile, ſo eben zu Pferde ſetzte und an die

Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Officier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpree hinaus und er hatte Ordre nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Officier verlangte daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein Französischer Jager sich von ferne sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren und jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Officier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respect vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen, er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpree in einer festen Stellung gelagert ist.

kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld. Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: man erzeigt mir so eben die Ehre mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte. Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich und war freundlich genug mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jager verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Officier dankte mir aufs verbindlichste, und man sieht hieraus daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach klarte sich's auf. Die Stellung Dumouriez bei Grandpree war höchst fest und vortheilhaft; daß er auf seinem rechten Flügel nicht anzugreifen sey, wußte man wohl; auf seiner linken waren zwei bedeutende Passe: le Croix aux Bois und le Chesne le Populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Officier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Oesterreicher griffen an: bei der ersten Attake blieb Prinz von Ligne, der Sohn, sodann aber gelang es, man überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez war zerstört: er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen, und Preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das Französische Heer, daß zehntausend Mann vor funfhundert flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chamborand besonders hervorthat und den Unsrigen ein

weiteres Vordringen verwehrte, welche ohnehin nur gewiſſermaßen auf Recognoſciren ausgeſchickt ſiegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht läugneten einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten ſie ſich getheilt, mir aber als einem Kanzleimann kamen die Papiere zu gut, worunter ich einige ältere Befehle Lafayette's und mehrere höchſt ſauber geſchriebene Liſten fand. Was mich aber am meiſten überraſchte war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieſer Druck, dieſes Format, mit dem man ſeit einigen Jahren ununterbrochen bekannt geweſen und die man nun ſeit mehreren Wochen nicht geſehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weiſe, indem ein lakoniſcher Artikel vom dritten September mir drohend zurief: Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas. Alſo hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten ſorgen.

Die ſchreckliche Lage in der man ſich zwiſchen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen ſah. Endlich kam die Reihe auch an uns, wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an denen man ſich auch wohl erquickte. Man kam ſodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und ſah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandpré auf einer Höhe ſehr wohl gelegen, eben an dem Punkte wo genannter Fluß ſich weſtwärts zwiſchen die Hügel drängt, um auf der Gegenſeite des Gebirgs ſich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewäſſer immer dem Sonnenuntergang zu durch Vermittlung der Oiſe endlich in die Seine gelangen; woraus denn erſichtlich, daß der Gebirgsrücken, der

uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit Fürst Reuß und andern diplomatisch-militarischen Bekannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage, man hatte einen van der Meulen gewünscht, um solchen Zug zu verewigen; alles war heiter, munter, voller Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab geschossen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften, und so ging es zwischen freund- und feindseligem Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandpré hinter uns lassend, an und über die Aisne und lagerten bei Vaux les Mourons; hier waren wir nun in der verrufenen Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungsmittel genug für Menschen und Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroschen, noch weniger genugsame Mühlen; Oefen zum Backen waren auch selten, und so fing es wirklich an sich einem tantalischen Zustande zu nähern.

Am 18. September 1792.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen versammelte sich eine große Gesellschaft, die überhaupt wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittags-Kaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunderlichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, alles bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer sammtlich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rath gezogen und also desto mehr bemüht auszusinnen was beschlossen seyn, was geschehen könnte.

Dumouriez als er den Paß von Grandpree nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinauf gezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von St. Ménéhould, die Fronte gegen Frankreich gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernahren konnte.

Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen sich vorwarts zu erholen; die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons bemachtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich wo es auch sey, man glaubte sie schon gewonnen zu haben.

Den 19. September 1792.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den neunzehnten beordert wurden auf Massige unsern Zug zu richten, die Aisne aufwarts zu verfolgen und dieses Wasser sowohl als das Waldgebirg, näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Nun erholte man sich unterwegs von solchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zufalligkeiten und Ereigniſſen eine heitere Theilnahme schenkte; ein wunderſames Phanomen zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Man hatte, um mehrere Colonnen neben einander fortzuſchieben, die eine querfeldein, über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder ins Thal ſollte, einen ſteilen Abhang gefunden; dieſer ward nun alsbald, ſo gut es gehen wollte, abgeböſcht, doch blieb er immer noch ſchroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und ſpiegelte ſich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und ſah jenen blinkenden Waffenfluß glanzend heranziehen; überraſchend aber war es als die Colonne an den ſteilen Abhang gelangte, wo ſich die bisher geſchloſſenen Glieder ſprungweiſe trennten und jeder Einzelne, ſo gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen ſuchte. Dieſe Unordnung gab völlig den Begriff eines Waſſerfalls, eine Unzahl durch einander hin und wieder blinkender Bajonette bezeichneten die lebhafteſte Bewegung. Und als nun unten am Fuße ſich alles wieder gleich in Reih und Glied ordnete und ſo wie ſie oben angekommen, nun wieder im Thale fortzogen, ward die Vorſtellung eines Fluſſes immer lebhafter; auch war dieſe Erſcheinung um ſo angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begunſtigt wurde, deren Werth man in ſolchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erſt recht ſchatzen lernte.

Nachmittag gelangten wir endlich nach Massige nur noch wenige Stunden vom Feind, das Lager war abgesteckt und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pfahle geschlagen, die Pferde drangebunden, Feuer angezündet und der Kuchwagen that sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht das Lager solle nicht statt haben, denn es sey die Nachricht angekommen, das Französische Heer ziehe sich von St. Ménehould auf Chalons, der König wolle sie nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm das was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatze: auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sey der Herzog von Weimar und der General Heymann, mit eben den Husaren welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten: es sey nicht die geringste Bewegung zu bemerken, auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das gemeldete mehr geschlossen als gesehen hatten.

Die Anregung aber war einmal gegeben, und der Befehl lautete: die Armee solle vorrücken, jedoch ohne das mindeste Gepack, alles Fuhrwerk sollte bis Maison Campagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft was zu thun sey, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen, sorgfaltigen Bedienten und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sey an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe sey immer

Andraſon. O ja; die Götter haben ſich dießmal ſehr ihrer poetiſchen Freyheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeſchrieben?

Andraſon. Freylich! Hier iſt die Rolle, wie ich ſie aus den Händen der Prieſter erhielt.

Lato. Laßt es uns leſen, vielleicht wird es uns klärer.

Andraſon bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt ſie auf. Die Frauenzimmer drängen ſich wechſelsweiſe zu, leſen, lachen, und machen ihre Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauſpielerinnen an, dieſes munter und angenehm zu machen; deſwegen ihnen überlaſſen bleibt die Stelle zu extemporiren. Die Hauptabſicht dieſer Wiederhohlungen iſt, das Publicum mit dem Orakelſpruch recht bekannt zu machen.

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich! Wie iſt es dir weiter ergangen? Haſt du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andraſon. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ſah

ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Officieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leib-Schwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur immer besser befestigt werden könne.

Der Weg war das kleine Wasser die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft in aller Stille zu marschiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von fünfzigtausend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein, weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüster Wind, die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes.

Indem man neben der Colonne herritt, begegnete man mehrern bekannten Officieren, die hin und wieder sprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschleunigen bald zu retardiren. Man besprach sich, man hielt stille, man versammelte sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammen gefunden, man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und raisonnirte: das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brod, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Rehbraten und Sardellensalat; da das alles aber unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichsten Weinen, und ein so vollkommenes Gastmahl war beisammen, daß endlich einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte und die

Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegenſatze des größten Mangels ganz unerträglich ſchalt. Man verlor ſich aus einander und der einzelne war nicht beſſer dran als alle zuſammen.

Den 19. September 1792. Nacht.

So gelangten wir bis Somme-Tourbe, wo man Halt machte; der König war in einem Gaſthofe abgetreten, vor deſſen Thüre der Herzog von Braunſchweig, in einer Art Laube, Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß, es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürſt Feldmarſchall tadelte einigemal perſönlich, daß man die Flamme allzu ſtark auflodern laſſe; wir beſprachen uns darüber und niemand wollte glauben, daß unſere Nähe den Franzoſen ein Geheimniß geblieben ſey.

Ich war zu ſpät angekommen und mochte mich in der Nähe umſehen wie ich wollte, alles war ſchon, wo nicht verzehrt, doch in Beſitz genommen. Indem ich ſo umher forſchte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenſchauſpiel; ſie ſaßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschenhaufen in den ſich mancher Weinſtab kniſternd mochte aufgelöſ't haben; klüglich und ſchnell hatten ſie ſich aller Eier des Dorfes bemächtigt, und es ſah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aſchenhaufen nebeneinander aufrecht ſtanden und eins nach dem andern, zu rechter Zeit ſchlurfbar herausgehoben wurde. Ich kannte niemand von den edlen Küchengeſellen, unbekannt mocht' ich ſie nicht anſprechen; als mir aber ſo eben ein lieber Bekannter begegnete, der ſo gut wie ich an Hunger und Durſt litt, fiel mir eine Kriegslift

ein, nach einer Bemerkung die ich auf meiner kurzen militärischen Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt daß man beim Fouragiren um die Dörfer und in denselben tolpisch geradezu verfahre; die ersten Andringenden nehmen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten, die folgenden fanden immer weniger und was verloren ging kam niemand zu gute. Ich hatte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch verfahren, und wenn die Menge von vornen hereindringe, sich von der Gegenseite nach einigem Bedürfniß umsehen müsse. Dieß konnte nun hier kaum der Fall seyn, denn alles war überschwemmt, aber das Dorf zog sich sehr in die Länge und zwar seitwärts der Straße wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf die lange Gasse mit hinunter zu gehen. Aus dem vorletzten Hause kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben sey. Wir sahen durch die Fenster, da saßen ein paar Jäger ganz ruhig, wir gingen hinein, um wenigstens auf einer Bank unter Dach zu sitzen, wir begrüßten sie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Wiederreden verlangten sie wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen wohlbestellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst secretirt, uns jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüssel hervor und nach verschiedenen weggeraumten Hindernissen fand sich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgestiegen fanden wir nun mehrere, etwa zweieimrige Fässer auf dem Lager, was uns aber mehr interessirte, verschiedene Abtheilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gutmüthige Kamerad, der sie schon durchprobirt hatte, an die

beſte Sorte wies. Ich nahm zwiſchen die ausgeſpreizten Finger jeder Hand zwei Flaſchen, zog ſie unter den Mantel, mein Freund deßgleichen, und ſo ſchritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinanwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine ſchwere ſtarke Egge, ſetzte mich darauf und ſchob unter dem Mantel meine Flaſchen zwiſchen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flaſche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich ſogleich den Mitgenuß anbot. Sie thaten gute Züge, der letzte beſcheiden, da er wohl merkte er laſſe mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flaſche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die ſich's abermals wohl ſchmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flaſche jedoch laut über den Hexenmeiſter aufſchrieen; und es war, in dieſer traurigen Lage, ein auf alle Weiſe willkommener Scherz.

Unter den vielen Perſonen, deren Geſtalt und Geſicht im Kreiſe vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert mich hier zu ſehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalie folgend, aufgewartet hatte, wo er als Franzöſiſcher Geſandter reſidirend ſich höchſt angelegen ſeyn ließ, dieſer trefflichen Fürſtin den dortigen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Wechſelſeitiger Verwunderungsausruf, Freude des Wiederſehens und Erinnerung erheiterten dieſen ernſten Augenblick. Zur Sprache kam ſeine prachtige Wohnung am großen Canal, es ward gerühmt, wie wir daſelbſt in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er

durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser, Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand in Verbindung liebenden Dame, sie und die Ihrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere für Fremde sonst verschlossene Güte genießen lassen.

Wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: schweigen wir von diesen Dingen, jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir, und schon damals als ich meine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen, ich sah die Folgen voraus dessen was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorglosigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht ahneten; ich bereitete mich im Stillen zu Veränderung meines Zustandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Posten und das werthe Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführet hat.

Das Geheimnißvolle das man diesem offenbaren Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieser Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein schon dämmerte der Tag und mit demselben strich ein Sprühregen daher; es war schon völlig hell als wir uns in Bewegung setzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leib-Schwadron, als der vordersten der ganzen Colonne, Husaren mit, die den Weg unserer Bestimmung kennen sollten. Nun ging es, mitunter im scharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Busch und Baum; nur in der Entfernung links sah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen schlug uns heftiger ins Gesicht; bald aber erblickten wir eine Pappelallee,

die sehr schön gewachsen und wohl unterhalten unsere Richtung quer durchschnitt. Es war die Chaussee von Chalons auf St. Ménéhould, der Weg von Paris nach Deutschland; man führte uns darüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldigen Gegend gelagert und aufmarschirt gesehen, nicht weniger ließ sich bemerken, daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann, der sich so eben mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden. Die Unsrigen brannten vor Begierde auf die Franzosen los zu gehen, Officiere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch, der Feldherr möge in diesem Augenblicke angreifen; auch unser heftiges Vordringen schien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte sich zu vortheilhaft gestellt und nun begann die Kanonade von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chaussee weit hinter uns, wir stürmten immerfort gegen Westen zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, der uns zurück beorderte, man hatte uns zu weit geführt und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chaussee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geschah, und so machten wir Fronte gegen das Vorwerk la Lune, welches auf der Höhe etwa eine Viertelstunde vor uns an der Chaussee zu sehen war. Unser Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte so eben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht, wir erhielten Ordre im Schutz derselben vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirrmeister, ausgestreckt, als das erste Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getrost weiter, wir sahen das Vorwerk näher, die dabei aufgestellte Batterie feuerte tuchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage. Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen wo sie herkommen konnten; wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Gerauß auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hatte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Fronte, und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Escadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tos'ten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fluthender Bewegung. Ein sonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In dem ersten Gliede der Escadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt; sein anmuthiges Gesicht brachte mir, seltsam genug aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und ich mußte an die vor zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl, zurück und hinab zu gehen; es geschah von den sämmtlichen Kavallerie-Regimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit, nur ein einziges Pferd von Lettum ward getödtet, da wir übrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich alle hatten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraschung und Erstaunen uns erholt hatten, lö'te sich das Räthsel; wir fanden die halbe Batterie,

unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden, und an der andern Seite der Chaussee in einer Schlucht herunter gegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten, feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unseren Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend: hier unten im Schauer sey es doch besser.

Wenn man aber nachher mit Augen sah, wie eine solche reitende Batterie sich durch die schreckbaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, so hatte man abermals den bedenklichen Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten.

Indessen dauerte die Kanonade immer fort: Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und so blieb alles eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser der nach Paris deutete.

Diese Hauptstadt also hatten wir im Rücken, das Französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, demjenigen höchst apprehensiv, der eine genaue Charte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studirte.

Doch das augenblickliche Bedürfniß behauptet sein Recht selbst gegen das nachstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Brodkarren, die von Chalons nach der Armee gehen

sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte zwischen Paris und St. Ménéhould postirt zu seyn, so konnten die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brod etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren. Auch noch zu einer andern Vorsicht fand ich Gelegenheit; ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls diesen Husaren eine tüchtige wollene Decke abgehandelt, ich bot ihm die Uebereinkunft an mir sie auf drei Nachte, jede Nacht für acht Groschen, zu überlassen, wogegen er sie am Tage verwahren sollte. Er hielt dieses Bedingniß für sehr vortheilhaft; die Decke hatte ihm einen Gulden gekostet und nach kurzer Zeit erhielt er sie mit Profit ja wieder. Ich aber konnte auch zufrieden seyn; meine köstlichen wollenen Hüllen von Longwy waren mit der Bagage zurückgeblieben und nun hatte ich doch bei allem Mangel von Dach und Fach außer meinem Mantel noch einen zweiten Schutz gewonnen.

Alles dieses ging unter anhaltender Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klarte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen völlig als wär' es Peletonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend bald zunehmend. Nachmittags Ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne

und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte was daraus werden sollte.

Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sey. Langeweile und ein Geist den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich ganz gelassen nach dem Vorwerk la Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbundel, die darauf hie und da ausgestreckten tödtlich Verwundeten und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die sich herüberverirrend in den Ueberresten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruh und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft, es waren bekannte Officiere vom Generalstabe und vom Regimente, höchst verwundert mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit sich zurücknehmen, ich sprach ihnen aber von besondern Absichten und sie überließen mich ohne weiteres meinem bekannten, wunderlichen Eigensinn.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt wo die Kugeln herüber spielten; der Ton ist wundersam genug, als wär' er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinschlug blieb sie stecken, und so ward mein thörichter Versuchsritt wenigstens vor der Gefahr des Ricochetirens gesichert.

den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine in ſeinen Schoos legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein; heißen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird ehſtens hier erſcheinen, voll Zutrauens und Gehorſams. Möge die alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen, und ihm gebiethen, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſein weißer Bart bewegte ſich murmelnd; ich ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier.

Feria. Möge alles zum beſten ausſchlagen! — Du verzeihſt, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte abthun; ich laſſe dir

Unter dieſen Umſtänden konnt' ich jedoch bald bemerken daß etwas ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf und doch würde ſich die Empfindung nur gleichniß-weiſe mittheilen laſſen. Es ſchien als ware man an einem ſehr heißen Orte, und zugleich von derſelben Hitze völlig durchdrungen, ſo daß man ſich mit demſelben Element, in welchem man ſich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Starke noch Deutlichkeit; aber es iſt doch als wenn die Welt einen gewiſſen braun-röthlichen Ton hätte, der den Zuſtand ſo wie die Gegen-ſtande noch apprehenſiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, ſondern mir ſchien viel-mehr alles in jener Gluth verſchlungen zu ſeyn. Hieraus erhellet nun in welchem Sinne man dieſen Zuſtand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indeſſen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmet-tern der Kugeln durch die Luft iſt doch eigentlich Urſache an dieſen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswerth, daß alle jene Gluth ſogleich erloſchen und nicht das mindeſte von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben ſey. Es gehört übrigens dieſer Zuſtand unter die am wenigſten wünſchenswerthen; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen ge-funden habe der einen eigentlich leidenſchaftlichen Trieb hier-nach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen; unbeweglich ſtanden die Franzoſen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz ge-nommen; unſere Leute zog man aus dem Feuer zurück, und es war eben, als wenn nichts geweſen ware. Die größte

Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig, zur Theilnahme an dieser gefahrlichen Expedition gelockt; nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah so war es um zu fluchen, oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden; die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; dießmal sagte ich: von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seyd dabei gewesen.

In diesen Augenblicken wo niemand nichts zu essen hatte, reclamirte ich einen Bissen Brod von dem heute früh erworbenen, auch war von dem gestern reichlich verspendeten Weine noch der Inhalt eines Branntweinflaschchens übrig geblieben, und ich mußte daher auf die gestern am Feuer so kühn gespielte Rolle des willkommenen Wunderthaters völlig Verzicht thun.

Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Himmel, auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam, nach so langem Wachen, Gemüths- und Leibesbewegung, der Schlaf sich anmeldend als die Nacht hereindüsterte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es

jemanden einfiel, man ſolle ſich für dieſe Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hiezu machte man gleich Anſtalt und es wurden mehrere Graber ausgehauen, wozu die reitende Artillerie Gerathſchaften hergab. Der Herzog von Weimar ſelbſt verſchmahte nicht eine ſolche voreilige Beſtattung.

Hier verlangt' ich nun gegen Erlegung von acht Groſchen die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mantel noch oben drüber, ohne von deſſen Feuchtigkeit viel zu empfinden. Ulyß kann unter ſeinem auf ähnliche Weiſe erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbſtgenugen geruht haben.

Alle dieſe Bereitungen waren wider den Willen des Oberſten geſchehen, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel gegenüber hinter einem Buſche die Franzoſen eine Batterie ſtehen hatten, mit der ſie uns im Ernſte begraben und nach Belieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windſtillen Ort und unſere weislich erſonnene Bequemlichkeit nicht aufgeben, und es war dieß nicht das leztemal, wo ich bemerkte, daß man, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht ſcheue.

Den 21. September

waren die wechſelſeitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh, denn man ward ſich in einer beſchamenden, hoffnungsloſen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren Amphitheaters fanden wir uns aufgeſtellt, wo jenſeits auf Hohen, deren Fuß durch Fluſſe, Teiche, Bache, Moraſte geſichert war, der Feind einen kaum überſehbaren Halbzirkel bildete. Dieſſeits ſtanden wir völlig wie geſtern, um

zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber eben so wenig situirt zum Angriff; man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorfhütten und Garten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und mit Spiegelgefecht bald vor- bald rückwärts, eine Stunde nach der andern, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten. Aber aus all dem Hin- und Hersprengen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der unsrigen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde.

Dieß war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hülflosen Zustand trauriger und fürchterlicher.

So schlaglustig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sey, da selbst der Muthigste, Leidenschaftlichste, nach weniger Ueberlegung, sagen mußte: ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt seyn. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man ehrenthalben dieselbe Stellung behauptete, wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen, zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbei gekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den nahen Untergang unserer Dienerschaft und Habseligkeiten.

Das Waldgebirg Argonne, von Sainte Ménehould bis Grandpree, war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten muthwilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Secretar des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg wären

gefangen werden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg, denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam escortirt. Nun beangstete sie ein blinder Larm nach dem andern und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Spaterhin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit: die Franzosischen Truppen seyen schon den Gebirgswald herab, auf dem Wege gewesen sich der sammtlichen Equipage zu bemachtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Laufer des General Kalkreuth ein grosses Ansehn, indem er versicherte: er habe durch gluckliche Lugen von starker Bedeckung, von reitenden Batterien und dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl mislich! Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thun, oder gethan.

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung fur kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreiniat; das alles zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefahrten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chocolade bestimmt sey, davon er gluckicherweise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unertraglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brod von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, etwas zusammen sparten, um sich am Branntwein zu erquicken, wenn derselbe wieder zu haben wäre.

Am 22. September

hörte man, die Generale Mannſtein und Heymann ſeyen nach Dampierre, in das Hauptquartier von Kellermann, wo ſich auch Dumouriez einfinden ſollte. Es war von Auswechſeln der Gefangenen, von Verſorgung der Kranken und Bleſſirten zum Schein die Rede; im Ganzen hoffte man aber mitten im Unglück eine Umkehr der Dinge zu bewirken. Seit dem zehnten Auguſt war der König von Frankreich gefangen, granzenloſe Mordthaten waren im September geſchehen. Man wußte daß Dumouriez für den König und die Conſtitution geſinnt geweſen, er mußte alſo, ſeines eignen Heils, ſeiner Sicherheit willen, die gegenwartigen Zuſtande bekämpfen und eine große Begebenheit ware es geworden, wenn er ſich mit den Alliirten alliirt und ſo auf Paris losgegangen ware.

Seit der Ankunft der Equipage fand ſich die Umgebung des Herzogs von Weimar um vieles gebeſſert, denn man mußte dem Kammerier, dem Koch und andern Hausbeamten das Zeugniß geben, daß ſie niemals ohne Vorrath geweſen und ſelbſt in dem größten Mangel immer für etwas warme Speiſe geſorgt. Hierdurch erquickt ritt ich umher mich mit der Gegend nur einigermaßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; dieſe flachen Hügel hatten keinen Charakter, kein Gegenſtand zeichnete ſich vor andern aus. Mich doch zu orientiren forſcht' ich nach der langen und hochaufgewachſenen Pappelallee, die geſtern ſo auffallend geweſen war, und da ich ſie nicht entdecken konnte glaubt' ich mich weit verirrt, allein bei näherer Aufmerkſamkeit fand ich, daß ſie niedergehauen, weggeſchleppt und wohl ſchon verbrannt ſey.

An den Stellen wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menſchen lagen unbegraben, und die ſchwer verwundeten Thiere konnten nicht erſterben. Ich

sah ein Pferd das sich in seinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden, mit den Vorderfüßen verfangen hatte und so unselig dahin hinkte.

Im nach Hause-reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zugleich schleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küchschrank herbei, sie versicherten es klappere darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein stark beleibtes Kochbuch und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer auflederte, las man die köstlichsten Küchenrecepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert.

— —

Den 24. September 1792.

Erheitert einigermaßen wurde das schlimme Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sey und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemuthsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieses gedieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sey eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe die Kriegsoperationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns besser einschließen konnten, wir aber in der Mitte mußten still halten und in unserem stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubniß mit Vergnügen; zuerst kamen sie überein, daß,

welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Geſicht ſchlage, der ſolle das Recht haben ſich umzukehren und, in ſeinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts befürchten. Es kam weiter; die Franzoſen hatten immer noch etwas weniges zur Nahrung, indeß den Deutſchen alles abging; jene theilten daher einiges mit und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden ſogar, mit Freundlichkeit, von Franzöſiſcher Seite Druckblatter ausgetheilt, wodurch den guten Deutſchen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündigt war; die Franzoſen ahmten das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gaſtfreundſchaft, und ob ſich ſchon bei ihnen mehr Volk als ſie von oben herein regieren konnten auf die Beine gemacht hatte, ſo geſchah dieſer Aufruf, wenigſtens in dieſem Augenblick, mehr um den Gegentheil zu ſchwächen, als ſich ſelbſt zu ſtarken.

Zum 21. September 1792.

Als Leidensgenoſſen bedauerte ich auch in dieſer Zeit zwei hubſche Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren. Sie hatten, als Requirirte, mit vier ſchwachen Pferden meine leichte Chaiſe bis hierher kaum durchgeſchleppt, und litten ſtill, mehr für ihre Thiere als für ſich, doch war ihnen ſo wenig als uns allen zu helfen. Da ſie um meinetwillen jedes Unheil ausſtanden, fühlte ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen und wollte jenes erhandelte Commißbrod redlich mit ihnen theilen; allein ſie lehnten es ab und verſicherten dergleichen könnten ſie nicht eſſen, und als ich fragte was ſie denn gewöhnlich genöſſen? verſetzten ſie: du bon

pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière. Da nun bei ihnen alles gut und bei uns alles ſchlimm war, verzieh ich ihnen gern daß ſie mit Zurücklaſſung ihrer Pferde ſich bald darauf davon machten. Sie hatten übrigens manches Unheil ausgeſtanden, ich glaube aber daß eigentlich das dargebotene Commißbrod ſie zu dem letzten entſcheidenden Schritt, als ein furchtbares Geſpenſt, bewogen habe. Weiß und ſchwarz Brod iſt eigentlich das Schibolet, das Feldgeſchrei zwiſchen Deutſchen und Franzoſen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt laſſen: wir kamen freilich zur ungünſtigſten Jahrszeit in ein von der Natur nicht geſegnetes Land, das aber denn doch ſeine wenigen, arbeitſamen, ordnungsliebenden, genügſamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine ſolche freilich geringſchätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut, mit Ziegeln gedeckt ſind die Häuſer und überall hinreichende Thätigkeit. Auch iſt die eigentlich ſchlimme Landſtrecke höchſtens vier bis ſechs Stunden breit und hat, ſowohl an dem Argonner Waldgebirge her, als gegen Rheims und Chalons zu, ſchon wieder günſtigere Gelegenheit. Kinder, die man in dem erſten beſten Dorfe aufgegriffen hatte, ſprachen mit Zufriedenheit von ihrer Nahrung, und ich durfte mich nur des Kellers zu Zemme Tourbe und des weißen Brodes, das uns ganz friſch von Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, ſo ſchien es doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Mangel und Ungeziefer zu Hauſe ſeyn muſſe.

Den 25. September 1792.

Daß während des Stillſtandes die Franzoſen von ihrer Seite thätig ſeyn würden, konnte man vermuthen und erfahren. Sie ſuchten die verlorne Communication mit Chalons wieder herzuſtellen und die Emigrirten in unſerm Rücken zu verdrängen, oder vielmehr an uns heranzudrängen; doch augenblicklich ward für uns das ſchädlichſte, daß ſie, ſowohl vom Argonner Waldgebirge, als von Sedan und Montmedy her, uns die Zufuhr erſchweren, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26. September 1792.

Da man mich als auf mancherlei aufmerkſam kannte, ſo brachte man alles was irgend ſonderbar ſcheinen mochte herbei; unter andern legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten, doch war das wunderliche daran ſie auf ihrer ganzen Oberfläche in kryſtalliſirten Pyramiden endigen zu ſehen. Kugeln waren jenes Tags genug verſchoſſen worden, daß ſich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypotheſen, wie das Metall beim Guſſe, oder nachher, ſich zu dieſer Geſtalt beſtimmt hätte; durch einen Zufall ward ich hierüber aufgeklart. Nach einer kurzen Abweſenheit wieder in mein Zelt zurückkehrend fragte ich nach der Kugel, ſie wollte ſich nicht finden. Als ich darauf beſtand beichtete man: ſie ſey, nachdem man allerlei an ihr probirt, zerſprungen. Ich forderte die Stücke und fand, zu meiner großen Verwunderung, eine Kryſtalliſation die von der Mitte ausgehend ſich ſtrahlig gegen die Oberfläche erweitete. Es war Schwefelkies, der ſich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben.

die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Geſchlechte.

Andraſon. Ich danke dir, Schweſter. Wenn ich dich miſſen ſoll, weiß ich nichts beſſers als dieſe freundlichen Augen.

Feria. Bald ſeh' ich dich wieder. ab.

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andraſon. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was ihr thun wollt.

Andraſon. Thun, als ob das Orakel nichts geſagt hätte, mit meinem Übel beladen wieder nach Hauſe gehn, und nach meiner Frau ſehen, die ich in wunderbaren Zuſtänden anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht ſie denn indeſſen?

Andraſon. Sie geht im Mondſcheine ſpatzieren, ſchlummert an Waſſerfällen, und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn ſeitdem der Prinz weg iſt, einen Zug durch ſeine Provinzen und hiernächſt zum Ora-

Diese Entdeckung führte weiter, dergleichen Schwefelkiese fanden sich mehr, obschon kleiner in Kugel- und Nierenform, auch in andern weniger regelmäßigen Gestalten, durchaus aber darin gleich, daß sie nirgends angesessen hatten und daß ihre Krystallisation sich immer auf eine gewisse Mitte bezog; auch waren sie nicht abgerundet, sondern völlig frisch und deutlich krystallinisch abgeschlossen. Sollten sie sich wohl in dem Boden selbst erzeugt haben, und findet man dergleichen mehr auf Ackerfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Gegend aufmerksam; die schöne Kreide die sich überall vorfand, schien durchaus von einigem Werth. Es ist wahr der Soldat durfte nur ein Kochloch aufhauen, so traf er auf die klarste weiße Kreide, die er zu seinem blanken und glatten Putz sonst so nöthig hatte. Da ging wirklich ein Armee-Befehl aus: der Soldat solle sich mit dieser, hier umsonst zu habenden, nothwendigen Waare soviel als möglich versehen. Dieß gab nun freilich zu einigem Spott Gelegenheit; mitten in den furchtbarsten Koth versenkt, sollte man sich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen; wo man nach Brod seufzte, sich mit Staub zufrieden stellen. Auch stutzten die Officiere nicht wenig, als sie im Hauptquartier übel angelassen wurden, weil sie nicht so reinlich, so zierlich wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erschienen. Die Oberen konnten nicht helfen, so sollten sie, meinte man, auch nicht schelten.

Den 27. September 1792.

Eine etwas wunderliche Vorsichtsmaßregel dem dringenden Hunger zu begegnen, ward gleichfalls bei der Armee publicirt: man solle die vorhandenen Gerstengarben so gut

als möglich ausklopfen, die gewonnenen Körner in heißem Waſſer ſo lange ſieden bis ſie aufplatzen und durch dieſe Speiſe die Befriedigung des Hungers verſuchen.

Unſerer nächſten Umgebung war jedoch eine beſſere Beihülfe zugedacht. Man ſah in der Ferne zwei Wagen feſtgefahren, denen man, weil ſie Proviant und andere Bedürfniſſe geladen hatten, gern zu Hülfe kam. Stallmeiſter von Seebach ſchickte ſogleich Pferde dorthin, man brachte ſie los, führte ſie aber auch ſogleich des Herzogs Regiment zu; ſie proteſtirten dagegen, als zur Oeſterreichiſchen Armee beſtimmt, wohin auch wirklich ihre Paſſe lauteten. Allein man hatte ſich einmal ihrer angenommen; um den Zudrang zu verhüten und ſie zugleich feſtzuhalten, gab man ihnen Wache, und da ſie auch von uns bezahlt erhielten was ſie forderten, ſo mußten ſie auch bei uns ihre eigentliche Beſtimmung finden.

Eilig drängten ſich zu allererſt die Haushofmeiſter, Köche und ihre Gehülfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, von Schinken und andern guten Dingen Beſitz. Der Zulauf vermehrte ſich, die größere Menge ſchrie nach Tabak, der denn auch um theuren Preis häufig ausgegeben wurde. Die Wagen aber waren ſo umringt, daß ſich zuletzt niemand mehr nahern konnte, deßwegen mich unſere Leute und Reiter anriefen und auf das dringendſte baten ihnen zu dieſem nothwendigſten aller Bedürfniſſe zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen und erſtieg ſogleich, um mich nicht im Gedränge zu verwirren, den nächſten Wagen; dort bepackte ich mich für gutes Geld mit Tabak, was nur meine Taſchen faſſen wollten, und ward, als ich wieder herab und ſpendend ins Freie gelangte, für den größten Wohlthäter geprieſen, der ſich jemals der leidenden Menſchheit erbarmt hatte. Auch Branntwein war

angelangt, man verſah ſich damit und bezahlte die Bouteille gern mit einem Laubthaler.

Den 27. September 1792.

Sowohl im Hauptquartiere ſelbſt, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen denen die von dort herkamen, erkundigte man ſich nach der Lage der Dinge; ſie konnte nicht bedenklicher ſeyn. Von dem Unheil das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erſchien zuletzt als Wahrheit überſchwanglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Abſetzung deſſen ſchon zur Sprache gekommen, der Haß des Königthums überhaupt gewann immer mehr Breite, ja ſchon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Proceß würde eingeleitet werden. Unſere unmittelbaren kriegeriſchen Gegner hatten ſich eine Communication mit Chalons wieder eröffnet; dort befand ſich Luckner, der die von Paris anſtrömenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden ſollte; aber dieſe, in den gräßlichen erſten Septembertagen, durch die reißend fließenden Blutſtröme, aus der Hauptſtadt ausgewandert, brachten Luſt zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beiſpiel des Pariſer Grauelvolks erſahen ſie ſich willkürliche Schlachtopfer, um ihnen, wie ſich's fande, Autorität, Beſitz, oder wohl gar das Leben zu rauben. Man durfte ſie nur undisciplinirt loslaſſen, ſo machten ſie uns den Garaus.

Die Emigrirten waren an uns heran gedrückt worden, und man erzahlte noch von gar manchem Unheil, das im Rucken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von

Rheims sollten sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgerath und wildergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß auch diese möchten auf uns losbrechen.

Von solchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt in Gegenwart von bedeutenden Kriegsobristen gesprochen; jeder brachte seine Nachricht, seine Vermuthung, seine Sorge als Beitrag in diesen rathlosen Rath, denn es schien durchaus nur ein Wunder uns retten zu können. Ich aber dachte in diesem Augenblick, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen denen es noch schlimmer gegangen; da fuhlt' ich mich getrieben, wo nicht zur Erheiterung doch zur Ableitung, aus der Geschichte Ludwig's des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf seinem Kreuzzuge, will zuerst den Sultan von Aegypten demüthigen, denn von diesem hängt gegenwärtig das gelobte Land ab. Damiette fallt ohne Belagerung den Christen in die Hände. Angefeuert von seinem Bruder Graf Artois unternimmt der König einen Zug das rechte Nilufer hinauf, nach Babylon-Cairo. Es glückt einen Graben auszufüllen, der Wasser vom Nil empfangt. Die Armee zieht hinüber. Aber nun findet sie sich geklemmt zwischen dem Nil, dessen Haupt- und Nebencanälen; dagegen die Saracenen auf beiden Ufern des Flusses glücklich postirt sind. Ueber die größeren Wasserleitungen zu setzen wird schwierig. Man baut Blockhäuser gegen die Blockhäuser der Feinde; diese aber haben den Vortheil des Griechischen Feuers. Sie beschädigen damit die hölzernen Bollwerke, Bauten und Menschen. Was hilft den Christen ihre entschiedene Schlachtordnung, immerfort von den Saracenen gereizt, geneckt, angegriffen, theilweise in Scharmützel

verwickelt. Einzelne Wagniſſe, Fauſtkampfe, ſind bedeutend, herzerhebend, aber die Helden, der König ſelbſt wird abgeſchnitten. Zwar brechen die Tapferſten durch, aber die Verwirrung wachſ't. Der Graf von Artois iſt in Gefahr, zu deſſen Rettung wagt der König alles. Der Bruder iſt ſchon todt, das Unheil ſteigt aufs Aeußerſte. An dieſem heißen Tage kommt alles darauf an, eine Brücke über ein Seitenwaſſer zu vertheidigen, um die Saracenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den wenigen da poſtirten Kriegsleuten wird auf alle Weiſe zugeſetzt, mit Geſchuß von den Soldaten, mit Steinen und Koth durch Troßbuben. Mitten in dieſem Unheil ſpricht der Graf von Saiſons zum Ritter Joinville ſcherzend: Seneſchal, laßt das Hundevack bellen und blecken; bei Gottesthron! (ſo pflegte er zu ſchwören) von dieſem Tage ſprechen wir noch im Zimmer vor den Damen.

Man lachelte, nahm das Omen gut auf, beſprach ſich über mögliche Falle, beſonders hob man die Urſachen hervor, warum die Franzoſen uns eher ſchonen als verderben mußten: der lange ungetrubte Stillſtand, das bisherige zurückhaltende Betragen gaben einige Hoffnung. Dieſe zu beleben waate ich noch einen hiſtoriſchen Vortrag und erinnerte mit Vorzeigung der Specialcharten, daß zwei Meilen von uns nach Weſten das berüchtigte Teufelsfeld gelegen ſey, bis wohin Attila König der Hunnen mit ſeinen ungeheuren Heereshaufen, im Jahr Vierhundertzweiundfunfzig, gelangte, dort aber von den Burgundiſchen Fürſten unter Beiſtand des Römiſchen Feldherrn Aetius geſchlagen worden; daß, hatten ſie ihren Sieg verfolgt, er in Perſon und mit allen ſeinen Leuten umgekommen und vertilgt worden wäre. Der Römiſche General aber, der die Burgunder Fürſten nicht von aller

Furcht vor dieſem gewaltigen Feind zu befreien gedachte, weil er ſie alsdann ſogleich gegen die Römer gewendet geſehen hätte, beredete einen nach dem andern nach Hauſe zu ziehen; und ſo entkam denn auch der Hunnenkönig mit den Ueberreſten eines unzahlbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Brodtransport von Grandprée ſey angekommen; auch dieß belebte doppelt und dreifach die Geiſter; man ſchied getröſteter von einander, und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden Franzöſiſchen Buche vorleſen, das auf die wunderlichſte Weiſe in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängteſten Zuſtand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtfertigen Jager vor Verdun, welche Schelmlieder ſingend in den Tod gingen. Freilich wenn man deſſen Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln ſo genau nicht nehmen.

Den 28. September 1792.

Das Brod war angekommen, nicht ohne Mühſeligkeit und Verluſt; auf den ſchlimmſten Wegen von Grandprée, wo die Backerei lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen ſtecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und ſelbſt ein Theil des Transports ungenießbar: denn im wäſſrigen, zu ſchnell gebackenen Brode trennte ſich Krume von Rinde und in den Zwiſchenräumen erzeugte ſich Schimmel. Abermals in Angſt vor Gift brachte man mir dergleichen Laibe, dießmal in ihren inneren Hohlungen hoch pomeranzenfarbig anzuſehen, auf Arſenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grünſpan. War es aber auch nicht

vergiftet, ſo erregte doch der Anblick Abſcheu und Ekel, getauſchte Befriedigung ſchärfte den Hunger, Krankheit, Elend, Mißmuth lagen ſchwer auf einer ſo großen Maſſe guter Menſchen. In ſolchen Bedrangniſſen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überraſcht und betrübt, es hieß: der Herzog von Braunſchweig habe ſein früheres Manifeſt an Dumouriez geſchickt, welcher darüber ganz verwundert und entrüſtet ſogleich den Stillſtand aufgekündigt und den Anfang der Feindſeligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir ſtaken und noch größeres bevorſahen, konnten wir doch nicht unterlaſſen zu ſcherzen und zu ſpotten, wir ſagten: da ſähe man, was für Unheil die Autorſchaft nach ſich ziehe! Jeder Dichter und ſonſtige Schriftſteller trage gern ſeine Arbeiten einem jeden vor, ohne daß er frage, ob es die rechte Zeit und Stunde ſey; nun ergehe es dem Herzog von Braunſchweig eben ſo, der die Freuden der Autorſchaft genießend ſein unglückliches Manifeſt ganz zur unrechten Zeit wieder producire.

Wir erwarteten nun die Vorpoſten abermals puffen zu hören, man ſchaute ſich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein Feind erſcheinen möchte, aber es war alles ſo ſtill und ruhig als wäre nichts vorgegangen. Indeſſen lebte man in der peinlichſten Ungewißheit und Unſicherheit, denn jeder ſah wohl ein, daß wir ſtrategiſch verloren waren, wenn es dem Feind im mindeſten einfallen ſollte uns zu beunruhigen und zu drangen. Doch deutete ſchon manches in dieſer Ungewißheit auf Uebereinkunft und mildere Geſinnung; ſo hatte man zum Beiſpiel den Poſtmeiſter von St. Ménéhould gegen die am zwanzigſten, zwiſchen der Wagenburg und Armee, weggefangenen Perſonen der königlichen Suite frei und ledig gegeben.

Den 29. September 1792.

Gegen Abend ſetzte ſich, der ertheilten Ordre gemaß, die Equipage in Bewegung; unter Geleit Regiments Herzog von Braunſchweig ſollte ſie voran gehen, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte ſich, aber mißmuthig und langſam; denn ſelbſt der beſte Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und verſank, eh er ſich's verſah. Auch dieſe Stunden gingen vorüber: Zeit und Stunde rennt durch den rauhſten Tag!

Es war Nacht geworden, auch dieſe ſollte man ſchlaflos zubringen, der Himmel war nicht ungünſtig, der Vollmond leuchtete, aber hatte nichts zu beleuchten. Zelte waren verſchwunden, Gepäck, Wagen und Pferde alles hinweg und unſere kleine Geſellſchaft beſonders in einer ſeltſamen Lage. An dem beſtimmten Orte, wo wir uns befanden, ſollten die Pferde uns aufſuchen, ſie waren ausgeblieben. So weit wir bei halbem Licht umherſahen, ſchien alles öd' und leer; wir horchten vergebens, weder Geſtalt noch Ton war zu vernehmen. Unſere Zweifel wogten hin und her; wir wollten den bezeichneten Platz lieber nicht verlaſſen, als die Unſrigen in gleiche Verlegenheit ſetzen und ſie gänzlich verfehlen. Doch war es grauerlich, in Feindesland, nach ſolchen Ereigniſſen vereinzelt, aufgegeben, wo nicht zu ſeyn doch für den Augenblick zu ſcheinen. Wir paßten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonſtration vorkomme, aber es rührte und regte ſich weder Günſtiges noch Ungünſtiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlaſſene Zeltfeuer in der Umgegend zuſammen und verbrannten es, nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme, zog ſich eine alte Marketenderin zu uns heran; ſie mochte ſich beim Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Thätigkeit verſpatet haben,

denn sie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwarmung hob sie zuvörderst Friedrich den Großen in den Himmel und pries den siebenjährigen Krieg, dem sie als Kind wollte beigewohnt haben; schalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürsten und Heerführer, die so große Mannschaft in ein Land brächten, wo die Marketenderin ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgesehen sey. Man konnte sich an ihrer Art die Sachen zu betrachten gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen, doch waren uns endlich die Pferde höchst willkommen; da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den ahnungsvollen Rückzug antraten.

Vorsichtsmaaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das sammtliche Fuhrwerk, am bänglichsten aber die Artillerie, in den durchweichten Boden einschneidend, sich stockend bewegen sehen; was mochte nun zu Nacht alles verfallen? Mit Bedauern sah man gestürzte, geborstene Bagagewagen im Bachwasser liegen, mit Bejammern ließ man zurückbleibende Kranke hulflos. Wo man sich auch umsah, einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sey gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte uns anzugreifen; da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her und der Menschengeist, der allem was geschieht Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Haus und St. Menehould seyen glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich der Glaube; und als ich Halt

machen, die sämmtlichen Wagen über dem Dorfe St. Jean ordnungsgemäß auffahren sah, war ich schon völlig gewiß, wir würden nach Hause gelangen und in guter Gesellschaft (devant les Dames) von unseren ausgestandenen Qualen sprechen und erzählen dürfen. Auch dießmal theilt' ich Freunden und Bekannten meine Ueberzeugung mit und wir ertrugen die gegenwärtige Noth schon mit Heiterkeit.

Mein Lager ward bezogen, aber die Unsrigen schlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die reichsten herrlichsten Weizengarben zur Schlafstatte gebreitet. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft, nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe gewidmeten weißen Garben, alles verbreitete Helle und Heiterkeit über diese bedeutende Scene. Fürwahr der größte Maler hätte sich glücklich geschätzt einem solchen Bilde gewachsen zu seyn.

Erst spat legt' ich mich ins Zelt und hoffte des tiefsten Schlafes zu genießen; aber die Natur hat manches Unbequeme zwischen ihre schönsten Gaben ausgestreut, und so gehört zu den ungeselligsten Unarten des Menschen, daß er schlafend, eben wenn er selbst am tiefsten ruht, den Gesellen durch unbändiges Schnarchen wach zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er außerhalb des Zeltes, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich Stöhnen die so nöthige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich löst'e den Strang vom Zeltpflock, um meinen Widersacher kennen zu lernen; es war ein braver, tüchtiger Mann von der Dienerschaft, er

kel zu thun; iſt's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem ſie großes Vergnügen findet, iſt daß ſie Monodramen aufführt.

Mana. Was ſind das für Dinge?

Andraſon. Wenn ihr Griechiſch könntet, würdet ihr gleich wiſſen, daß das ein Schauſpiel heißt, wo nur Eine Perſon ſpielt.

Lato. Mit wem ſpielt ſie denn?

Andraſon. Mit ſich ſelbſt, das verſteht ſich.

Lato. Pfui, das muß ein langweilig Spiel ſeyn!

Andraſon. Für den Zuſchauer wohl. Denn eigentlich iſt die Perſon nicht allein, ſie ſpielt aber doch allein; denn es können noch mehr Perſonen dabey ſeyn, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Oreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeiſter; aber eigentlich ſpielt ſie für ſich, es bleibt ein Monodrama

lag vom Mond beſchienen in ſo tiefem Schlaf, als wenn er Endymion ſelbſt geweſen ware. Die Unmoglichkeit in ſolcher Nachbarſchaft Ruhe zu erlangen, regte den ſchalkiſchen Geiſt in mir auf; ich nahm eine Weizenahre und ließ die ſchwankende Laſt uber Stirn und Naſe des Schlafenden ſchweben. In ſeiner tiefen Ruhe geſtört, fuhr er mit der Hand mehrmals uber's Geſicht, und ſobald er wieder in Schlaf verſank wiederholt' ich mein Spiel, ohne daß er hatte begreifen mögen, woher in dieſer Jahrszeit eine Bremſe kommen könne. Endlich bracht' ich es dahin, daß er völlig ermuntert aufzuſtehen beſchloß. Indeſſen war auch mir alle Schlafluſt vergangen, ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veranderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr; und wie in ſolchen Augenblicken Angſt und Hoffnung, Kummerniß und Beruhigung wechſelsweiſe auf und ab gaukeln, ſo erſchrak ich wieder, bedenkend, daß wenn der Feind uns in dieſem Augenblick uberfallen wollte, weder eine Radſpeiche noch ein Menſchenarbeim davon kommen wurde.

Der anbrechende Tag wirkte ſodann wieder zerſtreuend, denn da zeigte ſich manches Wunderliche. Zwei alte Marketenderinnen hatten mehrere ſeidene Weiberröcke kunſtbadig um Hufte und Bruſt ubereinandergebunden, den oberſten aber um den Hals und oben daruber noch ein Halbmantelchen. In dieſem Ornat ſtolzirten ſie gar komiſch einher und bedauerten durch Kauf und Tauſch ſich dieſe Maskerade gewonnen zu haben.

Den 30. September 1792.

So früh ſich auch mit Tagesanbruch das ſammtliche Fuhrwerk in Bewegung ſetzte, ſo leaten wir doch nur einen kurzen Weg zurück, denn ſchon um neun Uhr hielten wir zwiſchen Laval und Varae-Moulin. Menſchen und Thiere ruhten ſich zu erquicken, kein Lager ward aufgeſchlagen. Nun kam auch die Armee heran und poſtirte ſich auf einer Anhöhe; durchaus herrſchte die größte Stille und Ordnung. Zwar konnte man an verſchiedenen Vorſichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überſtanden ſey; man recognoſcirte, man unterhielt ſich heimlich mit unbekannten Perſonen, man rüſtete ſich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1. October 1792.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde und deckte zugleich den Rückzug der Bagage. Ordnung und Stille herrſchten dieſe Nacht und man beruhigte ſich in dieſer Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen ward. Nun ging aber aus allem hervor, daß dieſer Marſch nicht ganz ſicher ſey, wegen Streifpartien, welche vom Argonner Wald herunter zu befürchten waren. Denn ware auch mit Dumouriez und den höchſten Gewalten Uebereinkunft getroffen geweſen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, ſo gehorchte doch damals nicht leicht jemand dem andern, und die Mannſchaft im Waldgebirge durfte ſich nur für ſelbſtſtändig erklären, einen Verſuch machen zu unſerm Verderben, welches niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marſch ging nicht weit; es war die Abſicht Equipage und Armee zuſammen ſollten auch gleichen

Schritt mit den Oesterreichern und Emigrirten halten, die, uns zur linken Seite, parallel gleichfalls auf dem Rückzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir schon, bald nachdem wir Nouvroy hinter uns gelassen hatten; einige Zelte wurden aufgeschlagen, der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde gethan: man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sahe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Langeweile im Deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne unter Dach zu seyn, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobt' ich noch ein drittes, das mir aber entfallen ist.

Es war noch immer genug, daß jeder für sich selbst in dem Grade sorgte, und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Abtheilungen regelmäßig zusammenblieben, und so auch wir, sobald stille gehalten oder ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln und Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu schmal abgefunden würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden darein ergaben.

Indessen schenkte mir das Glück Gelegenheit einem bessern Gastmahl beizuwohnen. Es war zeitig Nacht geworden, jedermann hatte sich sogleich auf die zubereitete Streue gelegt, auch ich war eingeschlafen, doch weckte mich ein lebhafter angenehmer Traum: denn mir schien als röch' ich, als gönes' ich die besten Bissen, und als ich darüber aufwachte,

mich aufrichtete, war mein Zelt voll des herrlichsten Geruchs gebratenen und versengten Schweinefettes, der mich sehr lüstern machte. Unmittelbar an der Natur mußte es uns verziehen seyn den Schweinehirten für göttlich und Schweinebraten für unschätzbar zu halten. Ich stand auf und erblickte in ziemlicher Ferne ein Feuer, glücklicher Weise ober dem Winde, von daher kam mir die Fülle des guten Dunstes. Unbedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die sammtliche Dienerschaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beschaftigt, den Rücken des Schweins schon beinabe gar, das übrige zerstückt, zum Einpacken bereit, einen jeden aber thatig und handreichend um die Würste bald zu vollenden. Unfern des Feuers lagen ein paar große Baumstamme; nach Begrüßung der Gesellschaft setzt' ich mich darauf, und ohne ein Wort zu sagen, sah ich einer solchen Thatigkeit mit Vergnügen zu. Theils wollten mir die guten Leute wohl, theils konnten sie den unerwarteten Gast schicklicherweise nicht ausschließen, und wirklich, da es zum Austheilen kam, reichten sie mir ein kostbares Stück; auch war Brod zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es fehlte eben an keinem Guten.

Nicht weniger ward mir ein tüchtiges Stück Wurst gereicht, als wir uns noch bei Nacht und Nebel zu Pferde setzten; ich steckte es in meine Pistolenhalfter und so war mir die Begünstigung des Nachtwindes gut zu Statten gekommen.

Den 2. October 1792.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestarkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt

hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich noch am Leben zu seyn, unter solchen Bedingungen zu leben verwünschte man. Nachts um zwei Uhr brachen wir auf, zogen mit Vorsicht an einem Walde vorbei, kamen bei Vaux über die Stelle unseres vor kurzem verlassenen Lagers und bald an die Aisne. Hier fanden wir zwei Brücken geschlagen, die uns aufs rechte Ufer hinüber leiteten. Da verweilten wir nun zwischen beiden, die wir zugleich übersehen konnten, auf einem Sand- und Weidenwerder, das lebhafteste Kochfeuer sogleich besorgend. Die zartesten Linsen die ich jemals genossen, lange, rothe, schmackhafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene, von den Oesterreichischen Fuhrleuten aufgebrachten, bisher streng verheimlichten Schinken gar geworden, konnte man sich genugsam wieder herstellen.

Die Equipage war schon herüber; aber bald eröffnete sich ein so prachtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch einen Furt, alle Gesichter düster, jeder Mund verschlossen, eine gräßliche Empfindung mittheilend. Kamen Regimenter heran unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, so eilte man hin, man umarmte, man besprach sich, aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beschämung, nicht ohne Thranen.

Indessen freuten wir uns so marketenderhaft eingerichtet zu seyn, um Hohe wie Niedere erquicken zu können. Erst war die Trommel eines allda postirten Piquets die Tafel, dann holte man aus benachbarten Orten Stuhle, Tische und machte sich's und den verschiedenartigsten Gasten so bequem als möglich. Der Kronprinz und Prinz Louis ließen sich die

Linſen ſchmecken, mancher General der von weiten den Rauch ſah, zog ſich darnach. Freilich, wie auch unſer Vorrath ſeyn mochte, was ſollte das unter ſo viele? Man mußte zum zweiten- und drittenmale anſetzen, und unſere Reſerve verminderte ſich.

Wie nun unſer Fürſt gern alles mittheilte, ſo hielten's auch ſeine Leute, und es wäre ſchwer einzeln zu erzahlen, wie viel der ungluecklichen vorbeiziehenden einzelnen Kranken durch Kammerier und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und ſo ward mir der Rückzug nicht etwa nur durch Beiſpiel und Gleichniß, nein, in ſeiner völligen Wirklichkeit dargeſtellt und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfaltigt. Ein ſo grauenvolles Schauſpiel ſollte denn auch ſeiner würdig ſchließen; der König und ſein Generalſtab ritt von weiten her, hielt an der Brücke eine Zeitlang ſtille, als wenn er ſich's noch einmal überſehen und überdenken wollte; zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Eben ſo erſchien der Herzog von Braunſchweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenkies meiſt ſchlaflos zugebracht.

Den 8. October 1792.

Morgens um ſechs Uhr verließen wir dieſen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Grandprée zu und trafen daſelbſt die Armee gelagert. Dort gab es neues Uebel und neue Sorgen; das Schloß war zum Krankenhauſe umgebildet und ſchon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen, ſie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte ſie der Menſchlichkeit des Feindes überlaſſen.

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lähmte jede Bewegung.

Den 5. October 1792.

Die Schwierigkeit vom Platze zu kommen wuchs mehr und mehr; um den unfahrbaren Hauptwegen zu entgehen suchte man sich Bahn über Feld. Der Acker, von röthlicher Farbe, noch zaher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen, ich dachte sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; der große Küchwagen mit sechs tüchtigen bespannt kam an mir vorbei. Ich bestieg ihn; von Victualien war er nicht ganz leer, die Küchmagd aber stak sehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Studien. Den dritten Band von Gehler's physikalischem Lexicon hatte ich aus dem Koffer genommen; in solchen Fällen ist ein Wörterbuch die willkommenste Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfallt, und dann gewahrt es wieder die beste Zerstreuung, indem es uns von einem zum andern führt.

Man hatte sich auf den zähen, hie und da quelligen rothen Thonfeldern nothgedrungen unvorsichtig eingelassen; in einer solchen Falge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengespann die Kraft ausgehen. Ich schien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im rothen Meere, denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicher Weite versinken. Sehnsüchtig schaut' ich nach allen umgebenden Hügelhöhen, da erblickt' ich endlich die Reitpferde, darunter den mir bestimmten Schimmel; ich winkte sie mit

Heftigkeit herbei, und nachdem ich meine Physik der armen krankverdrießlichen Küchmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, schwang ich mich aufs Pferd, mit dem festen Vorsatz mich sobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulassen. Hier ging es nun freilich selbstständiger, aber nicht besser, noch schneller.

Grandpree, das nun als ein Ort der Pest und des Todes geschildert war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere befreundete Kriegsgenossen trafen zusammen und traten im Kreise, hinter sich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie sagen dieß sey das einzigemal gewesen, wo ich ein verdrießlich Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Den 4. October 1792.

Der Weg den das Heer eingeschlagen hatte, führte gegen Vusancey, weil man oberhalb Dun über die Maas gehen wollte. Wir schlugen unser Lager unmittelbar bei Sivry, in dessen Umgegend wir noch nicht alles verzehrt fanden. Der Soldat stürzte in die ersten Gärten und verdarb was andere hatten genießen können. Ich ermunterte unseren Koch und seine Leute zu einer strategischen Fouragirung, wir zogen ums ganze Dorf und fanden noch völlig unangetastete Garten und eine reiche, unbestrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deßhalb nicht mehr als wir brauchten, mit Bescheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber sauber gehalten, und ehe wir zu dem Zaun wieder hinauskrochen, stellt' ich Betrachtungen an, wie es zugehe, daß in einem Hausgarten doch auch keine Spur von einer

Thore ins anstoßende Gebäude zu entdecken sey. Als wir mit Kanonenleute wohl beschwert wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem Regimente. Einem Reiter war ein, vor zwanzig Tagen etwa, in dieser Gegend requirirtes Pferd davon gelaufen, es hatte den Pfahl, an dem es gebunden gewesen, mit fortgenommen, der Cavallerist wurde sehr übel angesehen, bedroht und befehligt das Pferd wieder zu schaffen.

Da es beschlossen war den fünften in der Gegend zu rasten, so wurden wir in Sivry einquartirt und fanden nach soviel Unbilden, die Häuslichkeit gar erfreulich, und konnten den Französisch ländlichen, idyllisch Homerischen Zustand zu unserer Unterhaltung und Zerstreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Thüre selbst das Quadrat angab; von da gelangte man, durch die eigentliche Hausthüre, in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben bestimmtes Zimmer; es war mit Ziegelsteinen gepflastert, links, an der langen Wand, ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde; die Esse die den Rauch abzog schwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirthsleute zog man sich gern dahin, wo man eine entschieden bleibende Rangordnung für die Umsitzenden gewahrte. Rechts am Feuer stand ein hohes Klappkastchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angeschafft, an einem trocknen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrensitz, der sogleich dem vornehmsten Fremden angewiesen wurde; auf mehrere hölzerne Stühle setzten sich die übrigen Ankömmlinge mit den Hausgenossen. Die landsittliche Kochvorrichtung, pot au feu, kennt' ich hier zum erstenmal genau betrachten. Ein großer

eiſerner Keſſel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand ſich ſchon ein gutes Stück Rindfleiſch mit Waſſer und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porree, Kraut, und andern vegetabiliſchen Ingredienzien.

Indeſſen wir uns freundlich mit den guten Menſchen beſprachen, bemerkt' ich erſt wie architektoniſch klug Anrichte, Goſſenſtein, Topf- und Tellerbretter angebracht ſeyen. Dieſe nahmen ſammtlich den länglichen Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauſes inwendig zur Seite ließ. Nett und alles der Ordnung gemäß war das Gerathe zuſammengeſtellt; eine Magd, oder Schweſter des Hauſes, beſorgte alles aufs zierlichſte. Die Hausfrau ſaß am Feuer, ein Knabe ſtand an ihren Knien, zwei Töchterchen drängten ſich an ſie heran. Der Tiſch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgeſtellt, ſchönes weißes Brod in Scheibchen hineingeſchnitten, die heiße Brühe drüber gegoſſen und guter Appetit empfohlen. Hier hätten jene Knaben, die mein Commißbrod verſchmahten, mich auf das Muſter von bon pain und bonne soupe verweiſen können. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gargewordene Zugemüſe, ſo wie das Fleiſch, und jedermann hatte ſich an dieſer einfachen Kochkunſt begnügen können.

Wir fragten theilnehmend nach ihren Zuſtänden; ſie hatten ſchon das vorigemal, als wir ſo lange bei Landres geſtanden, ſehr viel gelitten und fürchteten, kaum hergeſtellt, von einer feindlichen zurückziehenden Armee nunmehr den völligen Untergang. Wir bezeigten uns theilnehmend und freundlich, tröſteten ſie, daß es nicht lange dauern werde, da wir außer der Arrièregarde, die letzten ſeyen, und gaben ihnen Rath und Regel, wie ſie ſich gegen Nachzügler zu verhalten hätten. Bei immer wechſelnden Sturm und Regenguſſen brachten

Es iſt eben eine von den neuſten Erfindungen; es laßt ſich nichts darüber ſazen. Solche Dinge finden großen Beyfall.

Sora. Und das ſpielt ſie ganz allein für ſich?

Andraſon. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen iſt — denn es geht meiſtens etwas bunt her — wenn eine ſchreckliche Stimme aus dem Felſen oder durch's Schlüſſelloch zu rufen hat, ſolche wichtige Rollen nimmt der Prinz über ſich, wenn er da iſt, oder in ſeiner Abweſenheit ihr Kammerdiener, ein ſehr alberner Burſche; aber das iſt eins.

Mela. Wir wollen auch einmal ſo ſpielen.

Andraſon. Laßt's doch gut ſeyn, und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu euch gekommen iſt! Wenn ihr ſpielen wollt, ſo ſpielt zu zweyen wenigſtens; das iſt ſeit dem Paradieſe her das üblichſte und das geſcheiteſte geweſen. Nun noch eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen

wir den Tag meiſt unter Dach und am Feuer zu; das Vergangene in Gedanken zurückrufend, das Nachſtbevorſtehende nicht ohne Sorge bedenkend. Seit Grandprée hatte ich weder Wagen noch Koffer noch Bedienten wieder geſehen, Hoffnung und Sorge wechſelten deßhalb augenblicklich ab. Die Nacht war herangekommen, die Kinder ſollten zu Bette gehen; ſie näherten ſich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten ſich, küßten ihnen die Hand und ſagten bon soir Papa, bon soir Maman, mit wünſchenswerther Anmuth. Bald darauf erfuhren wir, daß der Prinz von Braunſchweig in unſerer Nachbarſchaft gefahrlich krank liege und erkundigten uns nach ihm. Beſuch lehnte man ab und verſicherte zugleich, daß es mit ihm viel beſſer geworden, ſo daß er morgen früh unverzuglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem ſchrecklichen Regen wieder ans Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngeren Bruder unſeres Wirths wegen entſchiedener Aehnlichkeit erkennen mußten; und ſo erklarte ſich's auch. In die Tracht des Franzöſiſchen Landvolks gekleidet, einen ſtarken Stab in der Hand, trat er auf, ein ſchöner junger Mann. Sehr ernſt, ja verdrießlich wild ſaß er bei uns am Feuer ohne zu ſprechen; doch hatte er ſich kaum erwarmt, als er mit ſeinem Bruder auf und ab, ſodann in das nachſte Zimmer trat. Sie ſprachen ſehr lebhaft und vertraulich zuſammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unſere Wirthsleute zu halten ſuchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angſt- und Zettergeſchrei in die ſtürmiſche Nacht hinausgerufen. Unſere Soldaten hatten, unter dem Vorwand Fourage auf den Böden zu ſuchen, zu plündern angefangen und zwar ganz ungeſchickter Weiſe, indem ſie einem Weber ſein Werkzeug wegnahmen, eigentlich

für ſie ganz unbrauchbar. Mit Ernſt und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder ins Gleiche; denn es waren nur wenige die ſich ſolcher That unterfingen. Wie leicht konnte das anſteckend werden und alles drunter und drüber gehn.

Da ſich mehrere Perſonen zuſammen gefunden hatten, ſo trat ein Weimariſcher Huſar zu mir, ſeines Handwerks ein Fleiſcher, und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemäſtetes Schwein entdeckt habe, er feiliche darum, könne es aber von dem Beſitzer nicht erhalten, wir möchten mit Ernſt dazu thun: denn es würde in den nächſten Tagen an allem fehlen. Es war wunderbar genug, daß wir, die ſo eben der Plünderung Einhalt gethan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden ſollten. Indeſſen, da der Hunger kein Geſetz anerkennt, gingen wir mit dem Huſar in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Caminfeuer, begrüßten die Leute und ſetzten uns zu ihnen. Es hatte ſich noch ein anderer Weimariſcher Huſar Namens Liſeur zu uns gefunden, deſſen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Franzöſiſch von den Tugenden regulirter Truppen zu ſprechen, und rühmte die Perſonen, welche nur für baares Geld die nothwendigſten Victualien anzuſchaffen verlangten; dahingegen ſchalt er die Nachzügler, Packknechte und Marketender, die mit Ungeſtüm und Gewalt auch die letzte Klaue ſich zuzueignen gewohnt ſeyen. Er wolle daher einem jeden den wohlmeinenden Rath geben auf den Verkauf zu ſinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen ſey als Thiere, die man wohl auswittere. Seine Argumente jedoch ſchienen keinen großen Eindruck zu machen, als ſeine Unterhandlung ſeltſam genug unterbrochen wurde.

An der feſt verſchloſſenen Hausthüre entſtand auf einmal

ein heftiges Pochen, man achtete nicht darauf, weil man keine Luft hatte noch mehr Gaste einzulaſſen; es pochte fort, die klaglichſte Stimme rief dazwiſchen, eine Weiberſtimme, die auf gut Deutſch flehentlich um Eröffnung der Thure bat. Endlich erweicht ſchloß man auf, es drang eine alte Marketenderin herein, etwas in ein Tuch gewickelt auf dem Arme tragend; hinter ihr eine junge Perſon, nicht haßlich, aber blaß und entkraftet, ſie hielt ſich kaum auf den Füßen. Mit wenigen aber ruſtigen Worten erklarte die Alte den Zuſtand, indem ſie ein nacktes Kind vorwies, von dem jene Frau auf der Flucht entbunden worden. Dadurch verſaumt waren ſie mißhandelt von Bauern, in dieſer Nacht endlich an unſere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verſchwunden, dem Kinde ſeitdem es Athem holte noch keine Nahrung reichen konnen. Jetzt forderte die Alte mit Ungeſtüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand das Kind hineinzuwickeln. Da ſie kein Franzoſiſch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern, aber ihr herriſches Weſen, ihre Heftigkeit gab unſern Reden genug pantomimiſches Gewicht und Nachdruck: man konnte das Verlangte nicht geſchwind genug herbeiſchaffen und das Herbeigeſchaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war auch ſehenswerth, wie behend ſie verfuhr. Uns hatte ſie bald vom Feuer verdrangt, der beſte Sitz war ſogleich fur die Wochnerin eingenommen, ſie aber machte ſich auf ihrem Schemel ſo breit, als wenn ſie im Hauſe allein ware. In einem Nu war das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; ſie futterte das kleine Geſchopf, dann die Mutter, an ſich ſelbſt dachte ſie kaum. Nun verlangte ſie friſche Kleider fur die Wochnerin, indeß die alten trockneten. Wir betrachteten ſie mit Verwunderung; ſie verſtand ſich auf's Requiriren.

Der Regen ließ nach, wir ſuchten unſer voriges Quartier und kurz darauf brachten die Huſaren das Schwein. Wir zahlten ein Billiges; nun ſollte es geſchlachtet werden, es geſchah, und als im Nebenzimmer am Tragebalken ein Kloben eingeſchraubt zu ſehen war, hing das Schwein ſogleich dort um kunſtmäßig zerſtückt und bereitet zu werden.

Daß unſere Hausleute bei dieſer Gelegenheit ſich nicht verdrießlich, vielmehr behülflich und zuthatig erwieſen, ſchien uns einigermaßen wunderbar, da ſie wohl Urſache gehabt hatten unſer Betragen roh und rückſichtslos zu finden. In demſelbigen Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten, und aufgeweckt durch unſer Getöſe, ſchauten ſie artig furchtſam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen zweiſchläfrigen Ehebett mit grünem Raſch ſorgfältig umſchloſſen, hing das Schwein, ſo daß die Vorhänge einen maleriſchen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtſtück ohne Gleichen. Aber ſolchen Betrachtungen konnten ſich die Einwohner nicht hingeben; wir merkten vielmehr, daß ſie jenem Hauſe, dem man das Schwein abgewonnen, nicht ſonderlich befreundet ſeyen und alſo eine gewiſſe Schadenfreude hierbei obwalte. Früher hatten wir auch gutmüthig einiges von Fleiſch und Wurſt verſprochen, das alles kam der Function zu ſtatten, die in wenig Stunden vollendet ſeyn ſollte. Unſer Huſar aber bewies ſich in ſeinem Fache ſo thatig und behend wie die Zigeunerin drüben in dem ihrigen, und wir freuten uns ſchon auf die guten Würſte und Braten, die uns von dieſer Halbbeute zu Theil werden ſollten. In Erwartung deſſen legten wir uns in der Schmiedewerkſtatt unſeres Wirthes auf die ſchönſten Weizengarben und ſchliefen geruhig bis an den Tag. Indeſſen hatte unſer Huſar ſein Geſchäft im Innern

des Hauses vollendet, ein Frühstück fand sich bereit und das Uebrige war schon eingepackt, nachdem vorher den Wirthsleuten gleichfalls ihr Theil gespendet worden, nicht ohne Verdruß unserer Leute, welche behaupteten: bei diesem Volk sey Gutmuthigkeit übel angewendet, sie hätten gewiß noch Fleisch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umsah fand ich zuletzt eine Thüre verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenster an der Seite konnt' ich bemerken, daß ich nicht irre geschlossen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus, und ich erkannt' ihn ganz deutlich für denselben, wo wir uns früh mit Küchenwaaren versehen hatten. Die Thüre war verrammelt und von außen so geschickt verschüttet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich sie heute früh vergebens gesucht hatte. Und so stand es in den Sternen geschrieben, daß wir, ungeachtet aller Vorsicht, doch in das Haus gelangen sollten.

Den 6. October 1792 früh.

Bei solchen Umgebungen darf man sich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeste Verharren irgend eines Zustandes erwarten. Mit Tagesanbruch war der ganze Ort auf einmal in großer Bewegung; die Geschichte des entflohenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der geängstigte Reiter der es herbeischaffen, oder Strafe leiden und zu Fuße gehen sollte, war auf den nächsten Dörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerei selbst los zu werden, zuletzt versicherte: es müsse in Sivry stecken; dort habe man vor so

viel Wochen einen Rappen ausgehoben wie er ihn beſchreibe, unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd ſich losgemacht, und was ſonſt noch die Wahrſcheinlichkeit vermehren mochte. Nun kam er begleitet von einem ernſten Unterofficier der, durch Bedrohung des ganzen Ortes, endlich die Auflöſung des Räthſels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu ſeinem vorigen Herrn gelaufen, die Freude den vermißten Haus- und Stallgenoſſen wieder zu ſehen, ſagen ſie, ſey in der Familie gränzenlos geweſen, allgemein die Theilnahme der Nachbarn. Künſtlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu verſteckt; jedermann bewahrte das Geheimniß. Nun aber ward es, unter Klagen und Jammern, wieder hervorgezogen, und Betrübniß ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter ſich darauf ſchwang und dem Wachtmeiſter folgte. Niemand gedachte weder eigener Laſten noch des keineswegs aufgeklärten allgemeinen Geſchickes, das Pferd, und der zum zweitenmal getauſchte Beſitzer waren der Gegenſtand der zuſammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung that ſich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er ſich erkundigen wollte, was die Menge zuſammengebracht, wendeten ſich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es ſtand nicht in ſeiner Macht, denn die Kriegslaufte ſind mächtiger als die Könige, er ließ ſie troſtlos, indem er ſich ſtillſchweigend entfernte.

Nun beſprachen wir wiederholt mit unſern guten Hausleuten das Manoeuvre gegen die Nachzügler: denn ſchon ſpuckte das Geſchmeiß hin und wieder. Wir riethen: Mann und Frau, Magd und Geſelle ſollten in der Thüre innerhalb des kleinen Vorraums ſich halten und allenfalls ein Stück

Brod, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auszuwendig reichen, den eindringenden Ungestüm aber standhaft abwehren. Mit Gewalt erstürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus, einmal eingelassen aber werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menschen baten uns noch länger zu bleiben, allein wir hatten an uns selber zu denken; das Regiment des Herzogs war schon vorwärts und der Kronprinz abgeritten; dieß war genug unsern Abschied zu bestimmen.

Wie klüglich dieß gewesen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Colonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vortrab der Französischen Prinzen gestern, als er eben den Paß Chesne le populeux und die Aisne hinter sich gelassen, zwischen les Grandes et Petites Armoires von Bauern angegriffen worden; einem Offizier solle das Pferd unterm Leib getödtet, dem Bedienten des Commandirenden eine Kugel durch den Hut gegangen seyn. Nun fiel mir's aufs Herz daß in vergangener Nacht, als der barbeißige Schwager ins Haus trat, ich einer solchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Zum 6. October 1792.

Aus der gefährlichsten Klemme waren wir nun heraus, unser Rückzug jedoch noch immer beschwerlich und bedenklich; der Transport unseres Haushaltes von Tag zu Tage lästiger, denn freilich führten wir ein complettes Mobiliar mit uns; außer dem Küchengeräth noch Tisch und Bänke, Kissen, Kasten und Stühle, ja ein paar Blechöfen. Wie wollte man die mehreren Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden; einige fielen, die überbliebenen zeigten sich kraftlos. Es blieb nichts übrig als einen Wagen stehen zu lassen, um die andern fortzubringen. Nun ward gerathschlagt, was

wohl das Entbehrlichſte ſey, und ſo mußte man einen mit allerlei Gerath wohlbepackten Wagen im Stiche laſſen, um nicht alles zu entbehren. Dieſe Operation wiederholte ſich einigemal, unſer Zug ward um vieles compendioſer, und doch wurden wir aufs neue an eine ſolche Reduction gemahnt, da wir uns an den niedrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortſchleppten.

Was mich aber in dieſen Stunden am meiſten drückte und beſorgt machte war, daß ich meinen Wagen ſchon einige Tage vermißte. Nun konnt' ich mir's nicht anders denken, als mein ſonſt ſo reſoluter Diener ſey in Verlegenheit gerathen, habe ſeine Pferde verloren und andere zu requiriren nicht vermocht. Da ſah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werthe Böhmiſche Halbchaiſe, ein Geſchenk meines Fürſten, die mich ſchon ſo weit in der Welt herumgetragen, im Koth verſunken, vielleicht auch über Bord geworfen und ſomit, wie ich da zu Pferde ſaß, trug ich nun alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsſtücken, Manuſcripten jeder Art und manches durch Gewohnheit ſonſt noch werthe Beſitzthum, alles ſchien mir verloren und ſchon in die Welt zerſtreut.

Was war aus der Brieftaſche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden, aus ſonſtigen Kleinigkeiten die man an ſich herumſteckt? Hatte ich das alles nun recht umſtändlich und peinlich durchgedacht, ſo ſtellte ſich der Geiſt aus dem unerträglichen Zuſtande bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachſen und wie ich vorher umſtändlich den Verluſt gedacht, ſo dacht' ich nunmehr alles durch ſeine Thätigkeit erhalten, und freute mich deſſen, als lag' es mir ſchon vor Augen.

Staats

Den 7. October 1792.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir überſetzen und die gebahnte Hauptſtraße jenſeits erreichen ſollten, gerade auf dem ſumpfigſten Wieſenfleck, hieß es: der Herzog von Braunſchweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns ſtille und ſagte zu mir: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieſer unangenehmen Lage ſehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünſcht ſeyn, daß ich einen einſichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, ſondern von den Elementen überwunden worden.“

Er hatte mich in dem Hauptquartier zu Hans vorbeigehend geſehen, und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig geweſen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er, nach ſo viel Leiden und Anſtrengung, noch durch die Krankheit ſeines fürſtlichen Sohnes ſo in Sorgen geſetzt worden: woran wir vorige Nacht in Sivry großen Antheil empfunden. Er nahm es wohl auf, denn dieſer Prinz war ſein Liebling, zeigte ſodann auf ihn, der in der Nähe hielt, wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünſchte uns allen Geduld und Ausdauer, und ich ihm dagegen eine ungeſtörte Geſundheit, weil ihm ſonſt nichts abgehe uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen laſſen, er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weiſe zuſammenbrachte.

Den 7. und 8. October 1792.

Wir hatten über die Maas geſetzt und den Weg eingeſchlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt; das Wetter war furchtbarer als je, wir lagerten bei Conſenvoy. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil ſtiegen aufs Höchſte, die Zelte durchnäßt, ſonſt kein Schirm kein Obdach; man wußte nicht, wohin man ſich wenden ſollte; noch immer fehlte mein Wagen und ich entbehrte das Nothwendigſte. Konnte man ſich auch unter einem Zelte bergen, ſo war doch an keine Ruheſtelle zu denken. Wie ſehnte man ſich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Brettſtück, und zuletzt blieb doch nichts übrig, als ſich auf den kalten feuchten Boden niederzulegen.

Nun hatte ich aber ſchon in vorigen gleichen Fällen mir ein praktiſches Hülfsmittel erſonnen, wie ſolche Noth zu überdauern ſey; ich ſtand nämlich ſo lange auf den Füßen, bis die Kniee zuſammen brachen, dann ſetzt' ich mich auf einen Feldſtuhl, wo ich hartnäckig verweilte bis ich niederzuſinken glaubte, da denn jede Stelle wo man ſich horizontal ausſtrecken konnte, höchſt willkommen war. Wie alſo Hunger das beſte Gewürz bleibt, ſo wird Müdigkeit der herrlichſte Schlaftrunk ſeyn.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir auf dieſe Weiſe verlebt, als der traurige Zuſtand einiger Kranken auch Geſunden zu gute kommen ſollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Uebel befallen, einen Junker vom Regiment hatte der Fürſt aus dem Lazareth von Grandpree gerettet; nun beſchloß er die beiden in das etwa zwei Meilen entfernte Verdun zu ſchicken. Kammerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben und ich ſaumte nicht, auf gnädigſte vorſorgliche Anmahnung, den vierten Platz einzunehmen.

verplappern — meine Hoffnung wieder glücklich zu werden ruht nicht allein bey den Göttern, sondern auch auf euch, ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andraſon. Ja auf euch! und ich hoffe ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie soll das werden?

Andraſon. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbey kommen, euch seine Ehrerbiethung zu bezeigen, wie Fremde gewöhnlich thun, die diesen Weg nehmen. Meine Schweſter wird artig seyn und ihm Quartier anbiethen; ihm anbiethen, daß ſie ſeine Leute, ſein Gepäcke beherbergen will, indeß er ſich in's Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo jeder, er ſey wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Beſten, ſo ſucht ſein Herz zu rühren. — Ihr ſeyd liebenswürdig. Ich will die als eine Göttinn verehren, die ihn an ſich zieht und mich von ihm befreyt.

Mit Empfehlungsschreiben an den Commandanten wurden wir entlaſſen, und als beim Einſitzen der Pudel nicht zurück bleiben durfte, ſo ward aus dem ſonſt ſo beliebten Schlafwagen ein halbes Lazareth und etwas menagericartiges.

Zur Escorte, zum Quartier- und Proviantmeiſter erhielten wir jenen Huſaren, der, Namens Liſeur, aus Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geſchick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er voraus und machte dem mit ſechs ſtarken Schimmeln beſpannten Wagen und ſich ſelbſt ein gutes Anſehen.

Zwiſchen anſteckende Kranke gepackt wußt' ich von keiner Apprehenſion. Der Menſch, wenn er ſich getreu bleibt, findet zu jedem Zuſtande eine hülfreiche Maxime; mir ſtellte ſich, ſobald die Gefahr groß ward, der blindeſte Fatalismus zur Hand, und ich habe bemerkt, daß Menſchen die ein durchaus gefährlich Metier treiben, ſich durch denſelben Glauben geſtählt und geſtärkt fühlen. Die Mahomedaniſche Religion giebt hievon den beſten Beweis.

Den 9. October 1792.

Unſere traurige Lazarethfahrt zog nun langſam dahin und gab zu ernſten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieſelbe Heerſtraße fielen, auf der wir mit ſo viel Muth und Hoffnung ins Land eingetreten waren. Hier berührten wir nun wieder dieſelbe Gegend, wo der erſte Schuß aus den Weinbergen fiel, denſelben Hochweg, wo uns die hübſche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden; kamen an dem Mauerchen vorbei, von wo ſie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie ſah das alles jetzt anders aus! und wie doppelt unerfreulich erſchienen

die Folgen eines fruchtlosen Feldzugs durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in diesen Trübnissen sollte mir gerade das Erwünschteste begegnen. Wir holten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen unansehnlichen Pferden vor uns herzog; hier aber gab es einen Lust- und Erkennungsauftritt, denn es war mein Wagen, mein Diener. — Paul! rief ich aus, Teufelsjunge, bist du's! Wie kommst du hieher? — Der Koffer stand geruhig aufgepackt an seiner alten Stelle; welch' erfreulicher Anblick! und als ich mich nach Portefeuille und anderem hastig erkundigte, sprangen zwei Freunde aus dem Wagen, geheimer Secretär Weyland und Hauptmann Bent. Das war eine gar frohe Scene des Wiederfindens, und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt, und sich nicht allein von Haus bis Grandprée, sondern auch von da, als er mir aus den Augen gekommen, über die Aisne geschleppt und immer sofort verlangt, begehrt, sourragirt, requirirt, bis wir zuletzt glücklich wieder zusammentrafen und nun, alle vereint und höchst vergnügt, nach Verdun zogen, wo wir genugsame Ruhe und Erquickung zu finden hofften. Hiezu hatte denn auch der Husar weislich und klüglich die besten Voranstalten getroffen; er war voraus in die Stadt geritten und hatte sich, bei der Fülle des Dranges, gar bald überzeugt, daß hier ordnungsgemäß durch Wirksamkeit und guten Willen eines Quartieramts nichts zu hoffen sey; glücklicherweise aber sah er in dem Hof eines schönen Hauses Anstalten zu einer herannahenden Abreise, er sprengte zurück, bedeutete uns, wie wir fahren sollten, und eilte nun, sobald jene Partei heraus war, das Hofthor zu besetzen, dessen Schließen zu

verbindern und uns gar erwünscht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir stiegen aus, unter Protestation einer alten Haushalterin, welche, so eben von einer Einquartierung befreit, keine neue, besonders ohne Billet aufzunehmen Lust empfand. Indessen waren die Pferde schon ausgespannt und im Stalle, wir aber hatten uns in die oberen Zimmer getheilt; der Hausherr, adlich, Edelmann, Ludwigsritter, ließ es geschehen; weder er noch Familie wollten von Gasten weiter wissen, am wenigsten dießmal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 19. October 1792.

Ein Knabe der uns in der verwilderten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung: ob wir denn von den unvergleichlichen Verduner Pastetchen noch nicht gekostet hatten? Er führte uns darauf zu dem berühmtesten Meister dieser Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Oefen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tisch und Banke zum frischen Genuß des augenblicklich Gebackenen. Der Künstler trat vor, sprach aber seine Verzweiflung höchst lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich sey uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die schönsten Vorräthe des feinsten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm diese ohne Milch und Butter! Er rühmte sein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreisenden, und bejammerte nur, daß er gerade jetzt, wo er sich vor solchen Fremden zu zeigen und seinen Ruf auszubreiten Gelegenheit finde, gerade des Nothwendigsten ermangeln müßte. Er beschwor uns daher Butter herbeizuschaffen, und gab zu verstehen, wenn wir nur ein wenig Ernst zeigen wollten, so sollte sich dergleichen schon

irgend wo finden. Doch ließ er ſich für den Augenblick zufrieden ſtellen, als wir verſprachen bei längerem Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizuholen.

Unſern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und ſich eben ſowohl auf hübſche Kinder als auf Paſtetchen zu verſtehen ſchien, befragten wir nach einem wunderſchönen Frauenzimmer, das ſich eben aus dem Fenſter eines wohlgebauten Hauſes herausbog. Ja, rief er, nachdem er ihren Namen genannt, das hübſche Köpfchen mag ſich feſt auf den Schultern halten, es iſt auch eine von denen die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben. Ihr Haus und Familie dachten ſchon ſie waren wieder oben drauf, das Blatt aber hat ſich gewendet, jetzt tauſch' ich nicht mit ihr. Er ſprach hierüber mit beſonderer Gelaſſenheit, als wäre es ganz naturgemäß und könne und werde nicht anders ſeyn.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen, wohin er, unſern alten Wirth zu begrüßen und den Brief an die Schweſter zu Paris wiederzubringen, gegangen war. Der nechtiſche Mann empfing ihn gutmüthig genug, bewirthete ihn aufs beſte und lud die Herrſchaft ein, die er gleichfalls zu tractiren verſprach.

So wohl ſollt' es uns aber nicht werden; denn kaum hatten wir den Keſſel übers Feuer gehangt, mit herkömmlichen Ingredienzien und Ceremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Commandanten Herrn von Corbière freundlich andeutete, wir möchten uns einrichten morgen früh um acht Uhr aus Verdun zu fahren. Höchſt betroffen, daß wir Dach, Fach und Herd, ohne uns nur einigermaßen herſtellen zu können, eiligſt verlaſſen und uns wieder in die wüſte ſchmutzige Welt hinausgeſtoßen ſehen ſollten,

berieten wir uns auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners, worauf er denn meinte, wir sollten diese bald möglichst fortzubringen suchen, weil in der Nacht die Lazarethe geleert und nur die völlig intransportablen Kranken zurückgelassen wurden. Uns überfiel Schrecken und Entsetzen, denn bisher zweifelte niemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse. Von diesen Hoffnungen konnten wir nicht auf einmal Abschied nehmen; daher schien es uns, man wolle nur die Festungen von den unzähligen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um sie alsdann mit der nothwendigen Garnison besetzen zu können. Kammerier Waaner jedoch, der das Schreiben des Herzogs dem Commandanten überbracht hatte, glaubte das allerbedenklichste in diesen Maaßregeln zu sehen. Was es aber auch im Ganzen für einen Umweg nahme, mußten wir uns dießmal in unser Schicksal ergeben und spei'ten geruhig den einfachen Text in verschiedenen Absätzen und Trachten; als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns beschied, wir möchten ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drei Uhr aus Verdun zu kommen suchen. Kammerier Waaner, der von Inhalt jenes Befehls an den Commandanten zu reden glaubte, sah hierin ein entschiedenes Bekenntniß, daß die Festung den Franzosen sogleich wieder würde übergeben werden. Dabei gedachten wir der Drohung des Knaben, gedachten der schönen geraubten Frauenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübten uns zum erstenmal recht herzlich und gründlich über eine so entschieden mißlungene große Unternehmung.

Da ich aber unter dem diplomatischen Corps achte und

verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnt' ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfalle nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspieldirectoren, welche die Stücke wahlen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe so gut sie kann, aufs beste herausgestutzt das Resultat ihrer Bemühungen dem Gluck und der Laune des Publicums überlassen muß.

Baron Breteuil wohnte gegen uns uber; seit der Halsbandgeschichte war er mir nicht aus den Gedanken gekommen. Sein Haß gegen den Cardinal von Rohan verleitete ihn zu der furchtbarsten Uebereilung; die durch jenen Proceß entstandene Erschutterung ergriff die Grundfesten des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Konigin und gegen die obern Stande überhaupt: denn leider alles was zur Sprache kam, machte nur das grauliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmeren befangen lagen.

Dießmal glaubte man, er habe den auffallenden Vergleich gestiftet, der uns zum Ruckzug verpflichtete, zu dessen Entschuldigung man höchst günstige Bedingungen voraussetzte; man versicherte, König, Konigin und Familie sollten frei gegeben und sonst noch manches Wunschenswerthe erfullt werden. Die Frage aber, wie diese großen diplomatischen Vortheile mit allem übrigen, was uns doch auch bekannt war, übereinstimmen sollten, ließ einen Zweifel nach dem andern aufkeimen.

Die Zimmer die wir bewohnten waren anstandig meublirt; mir fiel ein Wandschrank auf, durch dessen Glasthüren ich viele regelmäßig beschnittene gleiche Hefte in Quart erblickte. Zu meiner Verwunderung ersah ich daraus, daß unser Wirth als einer der Notablen im Jahre 1787 zu Paris gewesen; in

diesen Worten war seine Instruction abgedruckt. Die Maßigkeit der damaligen Forderungen, die Bescheidenheit womit sie abgefaßt, contrastirten völlig mit den gegenwartigen Zuständen von Gewaltsamkeit, Uebermuth und Verzweiflung. Ich las diese Blatter mit wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 11. October 1792.

Ohne die Nacht geschlafen zu haben, waren wir früh um drei Uhr eben im Begriff unsern gegen das Hofthor gerichteten Wagen zu besteigen, als wir ein unüberwindliches Hinderniß gewahr wurden; denn es zog schon eine ununterbrochene Colonne Krankenwagen zwischen den zur Seite aufgehaltenen Pflastersteinen, durch die zum Sumpf gefahrene Stadt. Als wir nun so standen abzuwarten was erreicht werden konnte, drangte sich unser Wirth, der Ludwigsritter, ohne zu grußen an uns vorbei. Unsere Verwunderung über sein trubes und unfreundliches Erscheinen ward aber bald in Mitleid verkehrt, denn sein Bedienter, hinter ihm drein, trug ein Pundchen auf dem Stocke, und so ward es nur allzu deutlich daß er, nachdem er vier Wochen vorher noch Haus und Hof wieder gesehen hatte, es nun abermals, wie wir unsere Eroberungen, verlassen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerksamkeit auf die bessern Pferde vor meiner Chaise gelenkt; da gestand denn die liebe Dienerschaft: daß sie die bisherigen schwachen, unbrauchbaren, gegen Zucker und Kaffee, vertauscht, sogleich aber in Requisition anderer glucklich gewesen sey. Die Thatigkeit des gewandten Lieut's war hiebei nicht zu verkennen; auch durch ihn kamen wir diesmal vom Flecke, denn er sprengte in eine

Lücke der Wagenreihe und hielt das folgende Gespann so lange zurück, bis wir sechs- und vierspännig eingeschaltet waren; da ich mich denn frischer Luft in meinem leichten Wagelchen abermals erfreuen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenschritt, aber bewegten uns doch; der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt in dem größtmöglichen Gewirr und Gewimmel. Alle Arten von Wagen, wenig Reiter, unzählige Fußgänger durchkreuzten sich auf dem großen Platze vor dem Thor. Wir zogen mit unserer Colonne rechts gegen Estain, auf einem beschränkten Fahrweg mit Graben zu beiden Seiten. Die Selbsterhaltung in einem so ungeheuern Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr; nicht weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Rüstwagen, man schnitt die Stränge entzwei und ließ es liegen. Als nun aber die drei übrigen die Last nicht weiter bringen konnten, schnitt man auch sie los, warf das schwerbepackte Fuhrwerk in den Graben und mit dem geringsten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg das sich eben erholen wollte, und ich sah ganz deutlich wie dessen Gebeine unter den Rädern knirschten und schlotterten.

Reiter und Fußgänger suchten sich von der schmalen unwegsamen Fahrstraße auf die Wiesen zu retten; aber auch diese waren zu Grunde geregnet, von ausgetretenen Graben überschwemmt, die Verbindung der Fußpfade überall unterbrochen. Vier ansehnliche, schöne, sauber gekleidete Französische Soldaten wateten eine Zeitlang neben unseren Wagen her, durchaus nett und reinlich, und wußten so gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knorren von der schmutzigen Wallfahrt zeugte, welche die guten Leute bestanden.

Daß man unter solchen Umständen in Gräben, auf Wiesen, Feldern und Angern todte Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zustands; bald aber fand man sie auch abgedeckt, die fleischigen Theile sogar ausgeschnitten; trauriges Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr bei der geringsten eigenen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden; unter welchen Umständen freilich die Sorgfalt unseres Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preisen war. Dieselbe bethätigte sich denn auch zu Csáin, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem schönen wohlgebauten Städtchen, durch Straßen und auf Plätzen, ein sinnverwirrendes Gewimmel um und neben uns erblickten; die Masse wogte hin und her, und indem alles vorwärts drang ward jeder dem andern hinderlich. Unvermuthet ließ unser Fuhrer die Wagen vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten, wir traten ein, Hausherr und Frau begrüßten uns in ehrerbietiger Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf gleicher Erde, wo im schwarz-marmornen Kamin behagliches Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber beschauten wir uns unsern, denn ich hatte noch immer nicht die Entschließung gefaßt meine langen Haare kurz schneiden zu lassen, die jetzt wie ein verworrener Hanfrocken umherquollen; der Bart strauchig vermehrte das wilde Ansehen unserer Gegenwart.

Nun aber konnten wir aus den niedrigen Fenstern den ganzen Markt überschauend unmittelbar das gränzenlose Getümmel beinahe mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger, Unteroffiziere, marode, gesunde aber trauernde Bürgerliche, Weiber und Kinder drangten und flochten sich zwischen Fuhrwerk aller Gestalt; Rüst- und Leiterwagen, Ein- und

Mehrspanner, hunderterlei eigenes und requirirtes Gespferde, weichend, anstoßend, hinderte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg, wahrscheinlich geforderte weggenommene Heerden. Reiter sah man wenig, auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigrirten, vielfarbig lakirt, vergoldet und versilbert, die ich wohl schon in Grevenmachern mochte bewundert haben. Die größte Noth entstand aber da wo die den Markt füllende Menge in eine, zwar gerade und wohlgebaute, doch verhaltnißmaßig viel zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in meinem Leben nichts Aehnliches gesehen; vergleichen aber ließ sich der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger ausgetretenen Strome, der sich nun wieder durch enge Bruckenbogen durchdrangen und im beschrankten Bette weiter fließen soll.

Die lange, aus unsern Fenstern übersehbare Straße hinab schwoll unaufhaltsam die seltsamste Woge; ein hoher zweisitziger Reisewagen ragte über der Fluth empor. Er ließ uns an die schönen Französinnen denken, sie waren es aber nicht, sondern Graf Haugwitz, den ich mit einiger Schadenfreude Schritt vor Schritt dahin wackeln sah.

Zum 11. October 1792.

Ein gutes Essen war uns bereitet, die köstlichste Schöpsenkeule besonders willkommen; an gutem Wein und Brod fehlte es nicht, und so waren wir neben dem größten Getümmel in der schönsten Beruhigung: wie man auch wohl der stürmenden See, am Fuße eines Leuchtthurms, auf dem Steindamm sitzend, der wilden Wellenbewegung zusieht und dort und da ein Schiff ihrer Willkür preis gegeben. Aber uns

Sora. Gut! Euch iſt er unerträglich, und uns wollt ihr ihn zuſchieben! Wenn er uns nun auch unerträglich iſt?

Andraſon. Seyd ruhig, Kinder! Das findet ſich. Ihr andern liebt meiſtentheils an den Männern was Männer an ſich untereinander nicht leiden können. Und gewiß er iſt ſo übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Mela. Wie ſollen wir es denn anfangen?

Andraſon. Bravo, liebes Kind! du zeigſt doch guten Willen! Ich muß erſt eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt ſehn! Stellt euch vor, ich ſey der Prinz; ich will ankommen, ſchmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich empfangen?

Sie beginnen einen lebhaften Tanz.

Andraſon. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meint ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht! Mit einem ſolchen Bauerntanz wollt ihr meinen ſublimirten Helden gewinnen? Nein! ſeht auf mich! das muß in einem andern Geiſte tractirt werden.

erwartete in diesem gastlichen Hause eine wahrhaft herzergreifende Familienscene.

Der Sohn, ein schöner junger Mann, hatte schon einige Zeit, hingerissen von den allgemeinen Gesinnungen, in Paris unter den Nationaltruppen gedient und sich dort hervorgethan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigrirten mit der stolzen Hoffnung eines gewissen Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuversichtlichen Eltern dringend und wieder dringend, der Sohn solle seine dortige Lage, die er nunmehr verabscheuen müsse, eiligst aufgeben, zurückkehren und dießseits für die gute Sache fechten. Der Sohn, wider Willen, aus Pietät, kommt zurück, eben in dem Moment, da Preußen, Oesterreicher und Emigrirte retiriren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu seinem Vaterhause. Was soll er nun anfangen? und wie sollen sie ihn empfangen? Freude ihn wieder zu sehen, Schmerz ihn in dem Augenblick wieder zu verlieren; Verwirrung ob Haus und Hof in diesem Sturm werde zu erhalten seyn. Als junger Mann dem neuen Systeme günstig, kehrt er genöthigt zu einer Partei zurück die er verabscheut, und eben als er sich in dieß Schicksal ergiebt sieht er diese Partei zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen weiß er sich schon in das Sünden- und Todesregister geschrieben; und nun im Augenblick soll er aus seinem Vaterlande verbannt, aus seines Vaters Hause gestoßen werden. Die Eltern die sich gern an ihm laben möchten, müssen ihn selbst wegtreiben, und er, in Schmerzenswonne des Wiedersehens, weiß nicht wie er sich losreißen soll; die Umarmungen sind Vorwürfe und das Scheiden, das vor unsern Augen geschieht, schrecklich.

Unmittelbar vor unserer Stubenthüre ereignete sich das alles auf der Hausflur. Kaum war es still geworden und

die Eltern hatten ſich weinend entfernt, als eine Scene, faſt noch wunderbarer, auffallender uns ſelbſt anſprach, ja in Verlegenheit ſetzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doch zuletzt ein Lacheln abnöthigte. Einige Bauersleute, Manner, Frauen und Kinder drangen in unſere Zimmer und warfen ſich heulend und ſchreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Beredſamkeit des Schmerzens und des Jammers klagten ſie, daß man ihr ſchönes Rindvieh wegtreibe, ſie ſchienen Pachter eines anſehnlichen Gutes; ich ſolle nur zum Fenſter hinausſehen, eben triebe man ſie vorbei, es hatten Preußen ſich derſelben bemachtigt, ich ſolle befehlen, ſolle Hulfe ſchaffen. Hierauf trat ich, um mich zu beſinnen, ans Fenſter, der leichtfertige Huſar ſtellte ſich hinter mich und ſagte: verzeihen Sie! ich habe Sie fur den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirthung zu finden. Die Bauern hatten freilich nicht hereinkommen ſollen; aber mit einem guten Wort weiſen Sie die Leute an mich und ſcheinen überzeugt von meinen Vorſchlagen.

Was war zu thun? überraſcht und unwillig nahm ich mich zuſammen und ſchien über die Umſtande nachzudenken. Wird doch, ſagt' ich zu mir ſelbſt, Liſt und Verſchlagenheit im Kriege gerühmt! Wer ſich durch Schelme bedienen laßt kommt in Gefahr von ihnen irre gefuhrt zu werden. Ein Skandal unnütz und beſchamend iſt hier zu vermeiden. Und wie der Arzt in verzweifelten Fallen wohl noch ein Hoffnungsrecept verſchreibt, entließ ich die guten Menſchen mehr pantomimiſch als mit Worten; dann ſagt' ich mir zu meiner Beruhigung: hatte doch bei Sivry der achte Thronfolger den bedrangten Leuten ihr Pferd nicht zuſprechen können, ſo dürfte ſich der untergeſchobene Schwager des Königs wohl

verzeihen, wenn er die Hülfsbedürftigen mit irgend einer klugen eingeflüsterten Wendung abzulehnen suchte.

Wir aber gelangten in finsterer Nacht nach Sebincourt; alle Fenster waren helle, zum Zeichen daß alle Zimmer besetzt seyen. An jeder Hausthüre ward protestirt, von den Einwohnern die keine neuen Gaste, von den Einquartirten die keine Genossen aufnehmen wollten. Ohne viel Umstände aber drang unser Husar ins Haus, und als er einige Französische Soldaten in der Halle am Feuer fand, ersuchte er sie zudringlich, vornehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Kamin einzuraumen. Wir traten zugleich herein, sie waren freundlich und rückten zusammen, setzten sich aber bald wieder in die wunderliche Positur ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu strecken. Sie liefen auch wohl einmal im Saale hin und wieder und kehrten bald in ihre vorige Lage zurück, und nun konnt' ich bemerken, daß es ihr eigentliches Geschäft sey den untern Theil ihrer Gamaschen zu trocknen.

Gar bald aber erschienen sie mir als bekannt; es waren eben dieselbigen die heute früh neben unserm Wagen im Schlamme so zierlich einhertraten. Nun früher als wir angelangt hatten sie schon am Brunnen die untersten Theile gewaschen und gebürstet, trockneten sie nunmehr, um morgen früh neuem Schmutz und Unrath galant entgegen zu gehen. Ein musterhaftes Betragen, an das man sich in manchen Fällen des Lebens wohl wieder zu erinnern hat. Auch dacht' ich dabei meiner lieben Kriegskameraden, die den Befehl zur Reinlichkeit murrend aufgenommen hatten.

Doch uns dergestalt untergebracht zu haben, war dem klugen dienstfertigen Lieur nicht genug; die Fiction des Vertrags, die sich so glücklich erwiesen hatte, ward kühnlich wiederholt, die hohe Generalsperson, der Schwager des Königs,

wirkte mächtig und vertrieb eine ganze Maſſe guter Emigrirten aus einem Zimmer mit zwei Betten. Zwei Officiere von Köhler nahmen wir dagegen in demſelben Raum auf, ich aber begab mich vor die Hausthüre, zu dem alten erprobten Schlafwagen, deſſen Deichſel, dießmal nach Deutſchland gekehrt, mir ganz eigene Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein ſchnelles Einſchlummern gar bald abgeſchnitten wurden.

Den 17. October 1792.

Der heutige Weg erſchien noch trauriger als der geſtrige; ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgeſtürzten Wagen häufiger neben der Hochſtraße auf den Wieſen. Aus den geborſtenen Decken der Ruſtwagen fielen gar niedliche Mantelſäcke, einem Emigrirtencorps gehörig, hervor; das bunte zierliche Anſehn dieſes herrenloſen aufgegebenen Gutes lockte die Beſitzluſt der Vorbeiwandernden, und mancher bepackte ſich mit einer Laſt, die er zunächſt auch wieder abwerfen ſollte. Daraus mag denn wohl die Rede entſtanden ſeyn, auf dem Rückzuge ſeyen Emigrirte von Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfallen erzählte man auch manches Scherzhafte; ein ſchwer beladener Emigrantenwagen war ebenermaßen an einer Anhöhe ſtecken geblieben und verlaſſen worden. Nachfolgende Truppen unterſuchen den Inhalt, finden Kaſtchen von mäßiger Größe, auffallend ſchwer, belaſtigen ſich gemeinſchaftlich damit und ſchleppen ſie mit unſäglicher Mühe auf die nächſte Höhe. Hier wollen ſie nun in die Beute und in die Laſt ſich theilen; aber welch' ein Anblick! Aus jedem zerſchlagenen Kaſten fallt eine Unzahl Kartenſpiele

hervor, und die Goldlustigen trösten sich im wechselseitigen Spott durch Lachen und Possen.

Wir aber zogen durch Longuion nach Longwy; und hier muß man, indem die Bilder bedeutender Freudenscenen aus dem Gedachtniß verschwinden, sich glücklich schatzen, daß auch widerwartige Grauelbilder sich vor der Einbildungskraft abstumpfen. Was soll ich also wiederholen, daß die Wege nicht besser wurden, daß man nach wie vor, zwischen umgestürzten Wagen, abgedeckte und frisch ausgeschnittene Pferde aber und abermals rechts und links verabscheute. Von Buschen schlecht bedeckte, geplunderte und ausgezogene Menschen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen Blick neben der Straße.

Uns sollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Erquickung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige Betrachtungen uber den Zustand des wohlhabenden gutmuthigen Burgers in schrecklichem, dießmal ganz unerwartetem Kriegs-Unheil.

Den 15. October 1792.

Unser Fuhrer wollte nicht freventlich seine braven, wohlhabenden Verwandten in dieser Gegend gerühmt haben; er ließ uns deßhalb einen Umweg machen uber Arlon, wo wir in einem schönen Stadtchen, bei anschnlichen und wackern Leuten, in einem wohlgebauten und gut eingerichteten Hause, von ihm angemeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten Personen freuten sich selbst ihres Vetters, glaubten gewiße Besserung und nachste Beforderung schon in dem Auftrage zu sehn, daß er uns, mit zwei Wagen, sowie Pferden und, wie er ihnen glauben gemacht hatte, mit vielem Geld

und Kostbarkeiten, aus dem gefahrlichsten Gewirre herauszuführen beehrt worden. Auch wir konnten seiner bisherigen Leitung das beste Zeugniß geben und, ob wir gleich an die Bekehrung dieses verlornen Sohnes nicht sonderlich glauben konnten, so waren wir ihm doch dießmal so viel schuldig geworden, daß wir auch seinem künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz verweigern durften. Der Schelm verfehlte nicht mit schmeichelhaftem Wesen das Seinige zu thun und erhielt wirklich, in der Stille, von den braven Leuten ein artiges Geschenk in Gold. Wir erquickten uns dagegen an gutem kaltem Frühstück und dem trefflichsten Wein und beantworteten die Fragen der freilich auch sehr erstaunten, wackern Leute, wegen der wahrscheinlichen nächsten Zukunft, so schonend als möglich.

Vor dem Hause hatten wir ein paar sonderbare Wagen bemerkt, länger und theilweise höher als gewöhnliche Lastwagen, auch an der Seite mit wunderlichen Aufsätzen geformt: mit rege gewordener Neugier fragte ich nach diesem seltsamen Fuhrwerke, man antwortete mir zutraulich, aber mit Vorsicht: es sey darin die Assignatenfabrik der Emigrirten enthalten, und bemerkte dabei was für ein gränzenloses Unglück dadurch über die Gegend gebracht worden. Denn, da man sich seit einiger Zeit der ächten Assignate kaum erwehren könne, so habe man nun auch, seit dem Einmarsch der Alliirten, diese falschen in Umlauf gezwungen. Aufmerksame Handelsleute hätten dagegen sogleich, ihrer Sicherheit willen, diese verdächtige Papierwaare nach Paris zu senden und sich von dorther officielle Erklärung ihrer Falschheit zu verschaffen gewußt; dieß verwirre aber Handel und Wandel ins unendliche; denn da man bei den ächten Assignaten sich nur zum Theil gefährdet finde, bei den falschen aber gewiß gleich um

das Ganze betrogen sey, auch beim ersten Anblick niemand sie zu unterscheiden vermöge, so wisse kein Mensch mehr was er geben und was er empfangen solle, dieß verbreite schon bis Luxemburg und Trier solche Ungewißheit, Mißtrauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten das Elend nicht größer werden könne.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, wovon uns in den Französischen ernsten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herüber gekommen ist. Von einem solchen Zustande können wir uns in eigner vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die Petite Ville mag lächerlich seyn, die Deutschen Kleinstädter sind dagegen absurd.

Den 11. October 1792.

Sehr angenehm überrascht fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der besten Kunststraße, und wurden in diese sonst so wichtige und wohlverwahrte Festung eingelassen wie in jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, sahen wir uns nach und nach innerhalb der Außenwerke, der Walle, Graben, Zugbrücken, Mauern und Thore, unserm Führer, der Mutter und Vater hier zu finden vorgab, das weitere vertrauend. Ueberdrängt war die Stadt von Blessirten und Kranken, von thätigen Menschen, die sich selbst, Pferde und Fuhrwerk, wieder herzustellen trachteten.

Unsere Gesellschaft, die sich bisher zusammengehalten hatte, mußte sich trennen; mir verschaffte der gewandte

Quartiermeiſter ein hubſches Zimmer, das aus dem engſten Höfchen, wie aus einer Feuereſſe, doch bei ſehr hohen Fenſtern genugſames Licht erhielt. Hier wußte er mich mit meinem Gepack und ſonſt gar wohl einzurichten und für alle Bedürfniſſe zu ſorgen; er gab mir den Begriff von den Haus- und Miethleuten des Gebaudes und verſicherte: daß ich gegen eine kleine Gabe ſobald nicht ausgetrieben und wohl behandelt werden ſollte.

Hier konnt' ich nun zum erſtenmal den Koffer wieder aufſchließen und mich meiner Reiſe-Habſeligkeiten, des Geldes, der Manuſcripte wieder verſichern. Das Convolut zur Farbenlehre bracht' ich zuerſt in Ordnung, immer meine fruhſte Maxime vor Augen: die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen. Ein Kriegs- und Reiſetagebuch mocht' ich gar nicht anrühren. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befurchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederkauen des Verdruſſes und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine ſtille, von jedem Gerauſch abgeſchloſſene Wohnung gewahrte mir wie eine Kloſterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigſten Betrachtungen, dagegen ich mich, ſobald ich nur den Fuß vor die Hausthüre hinausſetzte, in dem lebendigſten Kriegsgetümmel befand und nach Luſt das wunderlichſte Local durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden iſt.

Den 17. October 1792.

Wer Luxemburg nicht geſehen hat wird ſich keine Vorſtellung von dieſem an und über einander gefugten Kriegsgebaude machen. Die Einbildungskraft verwirrt ſich, wenn man die ſeltſame Mannichfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der ſich das Auge des hin und hergehenden Wanderers

kaum befreunden konnte. Plan und Grundriß vor ſich zu nehmen wird nöthig ſeyn, nachſtehendes nur einigermaßen verſtändlich zu finden.

Ein Bach, Petrus genannt, erſt allein, dann verbunden mit dem entgegen kommenden Fluß, die Elſe, ſchlingt ſich maanderartig zwiſchen Felſen durch und um ſie herum, bald im natürlichen Lauf, bald durch Kunſt genöthigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; ſie, mit ihren Feſtungswerken nach dem offenen Lande zu, iſt andern befeſtigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derſelben nach Weſten Sorge getragen, ſah man wohl ein, daß man ſich auch gegen die Tiefe, wo das Waſſer fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunſt war auch das nicht hinreichend, man mußte, auf dem rechten Ufer des Gewäſſers, nach Süden, Oſten und Norden, auf ein- und ausſpringenden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen vorſchieben, nöthig immer eine zur Beſchützung der andern. Hieraus entſtand nun eine Verkettung unüberſehbarer Baſtionen, Redouten, halber Monde, und ſolches Zangen- und Krakelwerk als nur die Vertheidigungskunſt im ſeltſamſten Falle zu leiſten vermochte.

Nichts kann deßhalb einen wunderlichern Anblick gewähren als das mitten durch dieß alles am Fluſſe ſich hinabziehende enge Thal, deſſen wenige Flächen, deſſen ſanft oder ſteil aufſteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terraſſen abgeſtuft und mit Luſthäuſern belebt ſind; von wo aus man auf die ſteilſten Felſen, auf hochgethürmte Mauern rechts und links hinaufſchaut. Hier findet ſich ſo viel Größe mit Anmuth, ſo viel Ernſt mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünſchen wäre, Pouſſin hätte ſein herrliches Talent in ſolchen Räumen bethätigt.

Nun beſaßen die Eltern unſeres lockeren Fuhrers in dem Pfaffenthal einen artigen abhangigen Garten, deſſen Genuß ſie mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloſter, nicht weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieſes Elyſiums, und in dieſer geiſtlichen Nachbarſchaft ſchien auch den weltlichen Bewohnern Ruh und Friede verheißen, ob ſie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unſelige Kriegsnachſpiel mit Lazarethen, abgeriſſenen Soldaten, zerſtückten Waffen, herzuſtellenden Achſen, Radern und Laffetten, zugleich mit ſonſtigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in eine ſolche Stille zu flüchten war höchſt wohlthatig; aus den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andre Gewerke ihr Weſen öffentlich unermüdet und geraüſchvoll treiben, und ſich in das Gärtchen im geiſtlichen Thale zu verbergen war höchſt behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedurftiger das willkommenſte Aſyl.

Den 16. October 1794.

Die allen Begriff überſteigende Mannichfaltigkeit der auf- und aneinander gethürmten, gefügten Kriegsgebaude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwarts, auf- oder abwarts ein anderes Bild zeigten, riefen die Luſt hervor wenigſtens etwas davon aufs Papier zu bringen. Freilich mußte dieſe Neigung auch wieder einmal ſich regen, da ſeit ſo viel Wochen mir kaum ein Gegenſtand vor die Augen gekommen der ſie geweckt hatte. Unter andern fiel es ſonderbar auf, daß ſo manche gegeneinander überſtehenden Felſen, Mauern und Vertheidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und

Sanfte Muſik.

Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor, womit die Schauſpieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken.

Andraſon. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erſtlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen geknickt, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken ſpringen wollte; mitunter tief Athem gehohlt, und ſo weiter. Die Schnupftücher nicht vergeſſen!

Die Muſik geht fort, und die Fräulein befolgen ſeine Vorſchrift. Er ſtellt den Prinzen vor; bald corrigirt er ſie, bald nimmt er die Perſon des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.

Andraſon. Aha!

Lato. Es wird aufgetragen.

Andraſon. Es heißt zu Pferde, und zu Tiſche! Beydes eine ſchöne Einladung. Kommt! dieſe Empfindſamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reiſen bisher.

gewiſſe wunderliche Vorrichtungen verbunden waren. Irgend jemand vom Metier hatte dieſes alles mit Kunſtaugen angeſehen und ſich mit Soldatenblick der ſichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den maleriſchen Effect ihr abgewinnen und hatte gar zu gern, ware nicht alles Zeichnen an und in den Feſtungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskrafte hier in Uebung geſetzt.

Den 18. October 1792.

Nachdem ich nun alſo mehrere Tage in dieſen Labyrinthen, wo Naturfels und Kriegsbau wetteifernd ſeltſam ſteile Schluchten gegeneinander aufgethurmt und daneben Pflanzen-Wachsthum, Baumzucht und Luſtgebuſch nicht ausgeſchloſſen, mich ſinnend und denkend einſam genug herumgewunden hatte, fing ich an nach Hauſe kommend die Bilder, wie ſie ſich der Einbildungskraft nach und nach einprägten, aufs Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend das Andenken eines höchſt ſeltſamen Zuſtandes einigermaßen feſtzuhalten.

Den 20. October 1792.

Ich hatte Zeit gewonnen das kurz Vergangene zu überdenken, aber je mehr man dachte je verworrener und unſicherer ward alles vor dem Blicke. Auch ſah ich, daß wohl das nothwendigſte ſeyn möchte ſich auf das unmittelbar Bevorſtehende zu bereiten. Die wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt werden; aber was mochte dort zu finden ſeyn, da nun die Herren ſelbſt mit andern Flüchtlingen ſich nachdrängten.

Als das ſchmerzlichſte jedoch was einen jeden mehr oder

weniger resignirt wie er war, mit einer Art von Furienwuth ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Thaten abscheulich dargestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war.

Den 23. October 1792.

Auf dem Wege nach Trier fand sich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg; öde, wüst und zerfahren lagen die Anger und die weit und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene flüchtige Daseyn. Am Posthaus fuhr ich dießmal mit requirirten Pferden ganz im Stillen vorbei, das Briefkästchen stand noch auf seinem Platze, kein Gedränge war umher; man konnte sich der wunderlichsten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtthurm einem nachtlich Schiffenden, entgegen glanzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

Obgleich in spater Zeit unter den Antoninen erbaut, behalt es immer noch von trefflicher Kunst so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernst zuspricht und

aus seinen, obgleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines fröhlichthätigen Daseyns mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte.

Doch auch jetzt wechselte schnell wieder eine freudige Aussicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

Den 28. October 1792.

Wir brachten unserm Freunde Lieutenant von Fritsch, den wir auf seinem Posten widerwillig zurückgelassen, die erwünschte Nachricht, daß er den Militär-Verdienst-Orden erhalten habe, mit Recht, wegen einer braven That, und mit Glück, ohne an unserm Jammer Theil genommen zu haben. Die Sache verhielt sich aber also.

Die Franzosen, weil sie uns weit genug ins Land vorgedrungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Noth wußten, versuchten im Rücken einen unvermutheten Streich; sie näherten sich Trier in bedeutender Anzahl, sogar mit Kanonen. Lieutenant von Fritsch erfährt es, und mit wenig der Mannschaft geht er dem Feinde entgegen, der über die Wachsamkeit stutzend mehr anrückende Truppen befürchtend, nach kurzem Gefecht sich bis Merzig zurückzieht und nicht wieder erscheint. Dem Freunde war das Pferd blessirt, durch dieselbe Kugel sein Stiefel gestreift, dagegen er aber auch als Sieger zurückkehrend aufs beste empfangen wird. Der Magistrat, die Bürgerschaft erzeigen ihm alle mögliche Aufmerksamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn bisher als einen hübschen jungen Mann gekannt, erfreuen sich nun doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er seinem Chef den Vorfall, der wie

billig dem Könige vorgetragen wird, worauf denn der blaue Kreuzstern erfolgt. Die Glückseligkeit des braven Jünglings, dessen lebhafteste Freude mitzufühlen, war ein ungemeiner Genuß; ihn hatte das Glück, das uns vermied, in unserm Rücken aufgesucht und er sah sich für den militärischen Gehorsam belohnt, der ihn an einer unthätigen Lage zu fesseln schien.

Den 24. October 1797.

Der Freund hatte mir bei jenem Kanonikus abermals Quartier verschafft. Auch ich war von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben und bedurfte daher einiger Arznei und Schonung.

In diesen ruhigen Stunden nahm ich sogleich die kurzen Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Igel aufgezeichnet hatte.

Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt und beide unter einander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dieß war die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt.

Die Höhe des Monuments kann siebzig Fuß betragen, es steigt in mehreren architektonischen Abtheilungen obeliskenartig hinauf; erst der Grund, auf diesem ein Sockel, sodann die Hauptmasse, darüber eine Attike, sodann ein Fronton und zuletzt eine wunderlich sich anschlingende Spitze, wo sich die Reste einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieser Abtheilungen ist mit den Gliedern aus denen sie besteht, durchaus mit Bildern und Zierrathen geschmückt.

Diese Eigenschaft deutet denn freilich auf spätere Zeiten:

denn dergleichen tritt ein, sobald sich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran manches zu erinnern seyn möchte.

Dem ungeachtet muß man anerkennen, daß dieses Werk auf eine erst kurz vergangene höhere Kunst gegründet ist. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben dargestellt wird, allegorisch gewürzt durch mythologische Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von kolossaler Bildung sich die Hände reichend, durch eine dritte verloschene Figur als einer segnenden verbunden. Sie stehen zwischen zwei sehr verzierten, mit übereinander gestellten tanzenden Kindern geschmückten Pilastern.

Alle Flächen sodann deuten auf die glücklichsten Familienverhältnisse, übereindenkende und wirkende Verwandte, redliches genußreiches Zusammenleben darstellend.

Aber eigentlich waltet überall die Thätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht alles zu erklären. In einem Felde scheinen sich Geschäft überlegende Handelsleute versammelt zu haben; offenbar aber sind beladene Schiffe, Delphine als Verzierung, Transport auf Saumrossen, Ankunft von Waaren und deren Beschauen, und was sonst noch Menschliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte.

Sodann aber auch im Zodiak ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter sich zog, in Friesen, sodann sonstigen Raumen und Giebelfeldern Bacchus, Faunen, Sol und Luna, und was sonst noch Wunderbares Knopf und Gipfel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze ist höchst erfreulich und man könnte, auf der Stufe wo heut zu Tag Bau- und Bildkunst stehen, in diesem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigsten Menschen, ihren Lebensgenussen und Verdiensten gar wohl errichten.

Und so war es mir denn recht erwünscht, mit solchen Betrachtungen beschäftigt, den Geburtstag unserer verehrten Herzogin Amalie im Stillen zu feyern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohlthun umständlich zurück zu rufen; woraus sich denn ganz natürlich die Aufregung ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen, und die sämmtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren.

Trier, den 25. October 1792.

Die mir nunmehr gegönnte Ruh und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildesten Zeiten bearbeitet hatte. Ich recapitulirte und redigirte meine chromatischen Acten, zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug veranderte, um das was ich darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dacht' ich denn auch meinen dritten Theil von Gehler's physikalischem Lexicon wieder zu erlangen. Auf Erkundigung und Nachforschen fand ich endlich die Kuchmagd im Lazareth, das man mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloster errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit, doch waren die Raume luftig und reinlich, sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor und ubergab mir ihn so reinlich und wohl erhalten als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe die Sorgfalt der ich sie empfahl, wird ihr zu gute gekommen seyn.

Ein junger Schullehrer, der mich besuchte und mir verschiedene der neusten Journale mittheilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte sich, wie so

viel andere, daß ich von Poeſie nichts wiſſen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen ſchien. Er war in der Kantiſchen Philoſophie unterrichtet, und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten den ich eingeſchlagen hatte. Wenn Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft der aſthetiſchen Urtheilskraft die teleologiſche zur Seite ſtellt, ſo ergiebt ſich daraus daß er andeuten wolle: ein Kunſtwerk ſolle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunſtwerk behandelt und der Werth eines jeden aus ſich ſelbſt entwickelt, an ſich ſelbſt betrachtet werden. Ueber ſolche Dinge konnte ich ſehr beredt ſeyn und glaube dem guten jungen Mann einigermaßen genutzt zu haben. Es iſt wunderſam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem kurz Vergangenen, ja dem langſt Vergangenen mit ſich trägt und ſchleppt, muntere Geiſter jedoch ſich auf neuer Bahn bewegen, wo ſie ſich's denn freilich gefallen laſſen meiſt allein zu gehen oder einen Geſellen auf eine kurze Strecke mit ſich fortzuziehen.

Trier, den 26. October 1792.

Nun durfte man aber aus ſolchen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne ſich wie im Mittelalter zu finden, wo Kloſtermauern und der tollſte unregelmäßigſte Kriegszuſtand mit einander immerfort contraſtirten. Beſonders jammerten einheimiſche Bürger ſo wie zurückkehrende Emigrirte über das ſchreckliche Unheil, was durch die falſchen Aſſignaten über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuſer gewußt dergleichen nach Paris zu bringen und von dort die Falſchheit, völlige Unguͤltigkeit, die höchſte Gefahr vernommen ſich mit dergleichen nur irgend

abzugeben. Daß die ächten gleichfalls dadurch in Mißkredit geriethen, daß man bei völliger Umkehrung der Dinge auch wohl die Vernichtung aller dieser Papiere zu fürchten habe, fiel jedermann auf. Dieses ungeheure Uebel nun gesellte sich zu den übrigen, so daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz gränzenlos erschien; ein verzweiflungsvoller Zustand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor sich niederbrennen sieht.

Trier, den 25. October 1792.

Die Wirthstafel, an der man übrigens ganz wohl versorgt war, gab auch ein sinneverwirrendes Schauspiel; Militärs und Angestellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im Stillen mißmuthig, auch wohl in Aeußerungen heftig, aber alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.

Daselbst begegnete mir ein wahrhaft rührendes Ereigniß; ein alter Husaren-Officier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tisch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und fragte: ob ich denn das alles auch mit ausgestanden habe? Ich konnte ihm einiges von Valmy und Hans erzählen, woraus er sich denn gar wohl das übrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthusiasmus und warmem Antheil zu sprechen an, Worte die ich nachzuschreiben kaum wage, des Inhalts: es sey schon unverantwortlich, daß man sie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe dergleichen Zustände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzusetzen, in solche Noth geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich (er drückte seine gute Meinung über meine Persönlichkeit und meine Arbeiten aus) das hätte mit erdulden sollen, darüber

wollt' er ſich nicht zufrieden geben. Ich ſtellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite mit meinem Fürſten, dem ich nicht ganz unnütz geweſen, mit ſo vielen wackern Kriegsmännern zu eigner Prüfung dieſe wenigen Wochen her geduldet zu haben; allein er blieb bei ſeiner Rede, indeſſen ein Civiliſt zu uns trat und dagegen erwiederte: man ſey mir Dank ſchuldig, daß ich das alles mit anſehen wollen, indem man ſich nun gar wohl von meiner geſchickten Feder Darſtellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch nichts wiſſen und rief: glaubt es nicht, er iſt viel zu klug! was er ſchreiben dürfte mag er nicht ſchreiben, und was er ſchreiben möchte wird er nicht ſchreiben.

Uebrigens mochte man kaum hie und da hinhorchen, der Verdruß war gränzenlos. Und wie es ſchon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menſchen nicht ablaſſen, uns ihr Behagen vorzurechnen, ſo iſt es noch viel unausſtehlicher, wenn uns ein Unheil das wir ſelbſt aus dem Sinne ſchlagen möchten, immer wiederkauend vorgetragen wird. Von den Franzoſen, die man haßte, aus dem Lande gedrangt zu ſeyn, genöthigt mit ihnen zu unterhandeln, mit den Mannern des zehnten Auguſts ſich zu befreunden, das alles war für Geiſt und Gemüth ſo hart, als bisher die körperliche Duldung geweſen. Man ſchonte der oberſten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn ſo lange Jahre gegönnt hatte, ſchien für immer verloren.

Trier, den 29. October 1792.

Als man ſich nun auf Deutſchem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuerſten Verwirrung zu entwickeln

hoffen durfte, traf uns die Nachricht von Custine's verwegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speier war in seine Hände gerathen, er hatte darauf gewußt eine Uebergabe von Mainz zu bewirken. Diese Schritte schienen die gränzenlosesten Uebel nach sich zu ziehen, sie deuteten auf einen außerordentlichen so kühnen als folgerechten Geist und da mußte denn schon alles verloren seyn. Nichts fand man wahrscheinlicher und natürlicher als daß auch schon Coblenz von den Franken besetzt sey, und wie sollten wir unsern Rückweg antreten! Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf; Hanau und Aschaffenburg an einer, Cassel an der andern Seite sah man bedroht und was nicht alles zu fürchten! Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysirt, desto lebendig thätiger die von revolutionairen Gesinnungen ergriffene Masse. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen? Das alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Oefters hört' ich wiederholen: sollten die Franzosen wohl ohne große Ueberlegung und Umsicht, ohne starke Heeresmacht solche bedeutende Schritte gethan haben? Custine's Handlungen schienen so kühn als vorsichtig; man dachte sich ihn, seine Gehülfen, seine Obern als weise kräftige, consequente Männer. Die Noth war groß und sinneverwirrend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief meiner Mutter, ein Blatt das an jugendlich ruhige, städtisch häusliche Verhältnisse gar wunderſam erinnerte. Mein Oheim Schöff Textor war gestorben, dessen nahe Verwandtschaft mich von der ehrenhaft

Zweyter Act.

Saal,

in Chineſiſchem Geſchmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana.

Nun das heiß' ich ein Gepäcke! der ganze Hof iſt voll Kiſten, Kaſten, Mantelſäcke und ung heurer Verbläze.

Sora kömt an's Fenſter. Wir werden ihm den ganzen Flügel des Pallaſtes geben müſſen, nur ſeine Sachen unterzubringen.

wirkſamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn bei ſeinen Lebzeiten ausſchloß, worauf man, herkömmlich löblicher Sitte gemaß, meiner ſogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter Graduirten ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten bei mir anzufragen: ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen wurde, wenn mir, unter die Looſenden gewahlt die goldene Kugel zufiele? Vielleicht konnte eine ſolche Anfrage in keinem ſeltſamern Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich ſelbſt zurück gewieſen; tauſend Bilder ſtiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener ſich wohl im Augenblicke an einem erzahlten Mährchen zerſtreut, ſo war auch ich in andere Sphären und Jahre verſetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirſichen geſegneten Spaliere des Enkels Appetit gar luſtern anſprachen und nur die angedrohte Verweiſung aus dieſem Paradieſe, nur die Hoffnung die reifſte rothbackigſte Frucht aus des wohlthatigen Ahnherrn eigner Hand zu erhalten, ſolche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beſchwichtigen konnte. Sodann erblickt' ich den ehrwurdigen Altvater um ſeine Roſen beſchaftigt, wie er, gegen die Dornen, mit alterthümlichen Handſchuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Stadten, ſich vorſichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie dieſer ſehnſuchtig und kummervoll. Dann erblickt' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldnen Kette, auf dem Thronſeſſel unter des Kaiſers Bildniß; ſodann leider im halben Bewußtſeyn einige Jahre auf dem Krankenſtuhle, und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten alt bekannten Local, riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen. Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird laugnen, daß er, früher oder später, den Rathsherrn, Schöff und Burgemeister im Auge gehabt und, seinem Talent gemaß, nach diesen, vielleicht auch nach minderen Stellen emsig und vorsichtig gestrebt: denn der süße Gedanke, an irgend einem Regimente Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republicaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben, nur allzuschnell aufgeschreckt besah ich mir die ahnungsvolle Localität die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen die mich beengten, und zugleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in Französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin versperrt, und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen, Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht schon von demselben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen; wer hätte gewagt sich in solchen Zustand zu stürzen!

Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen auf diesen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht schwer auszusprechen. Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes,

des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Gränzen, so wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neuerworbener höchst gebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte. Diese bei solcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf einmal in dem betrübtesten Augenblick: denn man ist schon halb gerettet wenn man, aus traurigster Lage im fremden Land, einen hoffnungsvollen Blick in die gesicherte Heimath zu thun aufgeregt wird; so genießen wir dießseits auf Erden was uns jenseits der Sphären zugesagt ist.

In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter, und wenn sich diese Beweggründe zunächst auf mein Gefühl, auf persönliches Behagen, individuellen Vortheil zu beziehen schienen, so hatt' ich noch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten. Denn wie sollt' ich mich in dem ganz eigenthümlichen Kreise thätig wirksam erzeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich herangebildet seyn muß? Ich hatte mich seit soviel Jahren zu Geschäften meinen Fähigkeiten angemessen gewöhnt, und zwar solchen die zu städtischen Bedürfnissen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja ich durfte hinzufügen: daß

wenn eigentlich nur Bürger in den Rath aufgenommen werden ſollten, ich nunmehr jenem Zuſtand ſo entfremdet ſey, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten. Dieſes alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, welche ſich auch wohl nichts anderes erwartete. Freilich mag dieſer Brief ſpät genug zu ihr gelangt ſeyn.

Trier, den 29. October 1792.

Mein junger Freund, mit dem ich gar manche angenehme wiſſenſchaftliche und literariſche Unterhaltung genoß, war auch im Geſchichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unſere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deßhalb immer belehrend und ich konnte mir das Allgemeinſte merken.

Die Stadt an ſich hat einen auffallenden Charakter, ſie behauptet mehr geiſtliche Gebäude zu beſitzen als irgend eine andere von gleichem Umfang und möchte ihr dieſer Ruhm wohl kaum zu läugnen ſeyn; denn ſie iſt innerhalb der Mauern von Kirchen, Capellen, Klöſtern, Conventen, Collegien, Ritter- und Brüdergebäuden belaſtet, ja erdrückt; außerhalb von Abteien, Stiftern, Carthauſen blokirt, ja belagert.

Dieſes zeugt denn von einem weiten geiſtlichen Wirkungskreis, welchen der Erzbiſchof ſonſt von hier aus beherrſchte, denn ſeine Diöces war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. Auch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an ſchönen Beſitzthümern, wie denn der Churfürſt von Trier auf beiden Seiten der Moſel ein herrliches Land beherrſcht, und ſo fehlt es auch Trier nicht an Paläſten, welche beweiſen, daß zu verſchiedener Zeit von hier aus die Herrſchaft ſich weit und breit erſtreckte.

Der Ursprung der Stadt verliert sich in die Fabelzeit; das erfreuliche Local mag früh genug Anbauende hierher gelockt haben. Die Trevirer waren ins Römische Reich eingeschlossen, erst Heiden, dann Christen, von Normannen und von Franken überwaltigt, und zuletzt ward das schöne Land dem Römisch-Deutschen Reiche einverleibt.

Ich wünschte wohl die Stadt in guter Jahreszeit an friedlichen Tagen zu sehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, welche von jeher den Ruf haben freundlich und fröhlich zu seyn. Von erster Eigenschaft finden sich in diesem Augenblicke wohl noch Spuren, von der zweiten kaum; und wie sollte Fröhlichkeit sich in einem so widerwärtigen Zustande erhalten.

Freilich wer in die Annalen der Stadt zurücksieht findet wiederholte Nachricht von Kriegsunheil das diese Gegend betroffen, da das Moselthal, ja der Fluß selbst dergleichen Züge begünstigt. Attila sogar aus dem fernsten Osten hatte mit seinem unzählbaren Heere Ver- und Rückzug, wie wir, durch diese Flußregion genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im dreißigjährigen Kriege, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, indem sich der Fürst an Frankreich als den nachbarlichsten Alliirten angeschlossen hatte, und darüber in langwierige Oesterreichische Gefangenschaft gerieth. Auch an inneren Kriegen erkrankte die Stadt mehr als einmal, wie es überall in bischöflichen Städten sich ereignen mußte, wo der Bürger mit geistlich weltlicher Obergewalt sich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich geschichtlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verschiedensten Zeit aufmerksam, wovon das meiste curios, und daher wohl merkwürdig schien, weniges aber dem Geschmacks-Urtheil erfreulich

zusagte, wie vorher an dem Monumente zu Igel gerühmt werden konnte.

Die Reste des Römischen Amphitheaters fand ich respectabel; da aber das Gebäude über sich selbst zusammengestürzt, und wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ sich nichts entziffern. Bewundernswerth jedoch war noch immer, wie die Alten, ihrer Weisheit gemäß, große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen suchten, und die Naturgelegenheit eines Thals zwischen zwei Hügeln zu nutzen gewußt, wo die Gestalt des Bodens an Excavation und Substruction dem Baumeister vieles glücklich ersparte. Wenn man nun von den ersten Höhen des Martisberges, wo diese Ruine gelegen, etwas weiter aufsteigt, so sieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Schirme nach dem Apolloberg hinüber, und so behaupten beide Götter, den Mercur zur Seite, ihres Namens Gedächtniß; die Bilder waren zu beseitigen, der Genius nicht.

Zu Betrachtung der Baukunst früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente: ich habe von solchen Dingen wenige Kenntniß und sie sprechen nicht zum gebildeten Sinn. Mich wollte der Anblick bei einiger Theilnahme verwirren; manches davon ist verschuttet, zerstückt, zu anderm Gebrauche gewidmet.

Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthum gegründet, führte man mich im heitersten Momente; hier nun sieht man deutlich wie die Stadt auf einer, mit ausspringendem Winkel nach dem Fluß zudrangenden Fläche, welche denselben gegen das linke Ufer hinweist, erbaut ist. Nun überschaut man vom Fuße des Apolloberges Fluß, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da sich denn die noch nicht ganz entlaubten

Weinberge ſowohl zu unſern Füßen als auf den erſten Höhen des Martisberges gegenüber gar freundlich ausnahmen, anſchaulich machten in welcher geſegneten Gegend man ſich befinde und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen erweckten, welches über den Weinländern in der Luft zu ſchweben ſcheint. Die beſten Sorten Moſelwein, die uns nun zu Theil wurden, ſchienen nach dieſem Ueberblick einen angenehmern Geſchmack zu haben.

Trier, den 29. October 1792.

Unſer fürſtlicher Heerführer kam an und nahm Quartier im Kloſter St. Maximin. Dieſe reichen und ſonſt überglücklichen Menſchen hatten denn freilich ſchon eine gute Zeit her große Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einquartiert geweſen und nachher war es nicht wieder leer geworden. Eine ſolche Anſtalt, aus Ruh und Frieden entſprungen, auf Ruh und Friede berechnet, nahm ſich freilich unter dieſen Umſtanden wunderlich aus, da, man mochte noch ſo ſchonend verfahren, ein gewaltiger Gegenſatz des Ritter- und Mönchthums ſich hervorthat. Der Herzog wußte jedoch hier wie überall, ſelbſt als ungebetener Gaſt, durch Freigebigkeit und freundliches Betragen, ſich und die Seinigen angenehm zu machen.

Mich aber ſollte auch hier der böſe Kriegsdämon wieder verfolgen. Unſer guter Obriſt von Gotſch war gleichfalls im Kloſter einquartiert; ich fand ihn zur Nacht ſeinen Sohn bewachend und beſorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit gleichfalls hart darnieder lag. Hier mußt' ich nun wieder die Litanei und Verwünſchung unſeres Feldzugs aus dem Munde eines alten Soldaten und Vaters vernehmen, der

die sämmtlichen Fehler mit Leidenschaft zu rügen berechtigt war, die er als Soldat einsah, und als Vater verfluchte. Auch die Isletten kamen wieder zur Sprache, und es mußte wirklich ein jeder, der sich diesen unseligen Punkt deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit die Abtei zu sehen, und fand ein weitläufiges wahrhaft fürstliches Gebäude; die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, und die Fußboden getafelt, Sammet und damastne Tapeten, Stuccatur, Verguldung und Schnitzwerk nicht gespart, und was man sonst in solchen Palasten zu sehen gewohnt ist, alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartierten Personen ganz wohl dahier; die Pferde jedoch konnten nicht sämmtlich untergebracht werden, sie mußten unter freiem Himmel aushalten ohne Lagerstätte, Raufen und Tröge. Unglücklicherweise waren die Futtersäcke gefault und so mußte der Hafer von der Erde aufgeschnopert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, so fand man die Keller desto geraumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloster die Einnahme von vielen Zehnten. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden seyn, es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30. October

gab unser Fürst große Tafel; drei der vornehmsten geistlichen Herren waren eingeladen, sie hatten köstliches Tischzeug, sehr schönes Porzellan-Service hergegeben; von Silber war wenig zu sehen, Schätze und Kostbarkeiten lagen in Ehrenbreitstein. Die Speisen von den fürstlichen Köchen schmackhaft zubereitet;

Wein, der uns früher hatte nach Frankreich folgen sollen, von Luxemburg zurückkehrend ward hier genossen; was aber am meisten Lob und Preis verdiente war das kostbarste weiße Brod, das an den Gegensatz des Commißbrods bei Hans erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach Trierischer Geschichte in diesen Tagen forschte, nothwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müssen: ich konnte daher mit meinem geistlichen Nachbar ein ganz auslangendes geschichtliches Gespräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgesetzt; dann gedachte man seiner mannichfaltig wechselnden Schicksale, der nahen Lage des Stifts an der Stadt, beiden Theilen gleich gefährlich; wie es denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüstet wurde. Von dem Wiederaufbau und der allmahligen Herstellung in den gegenwärtigen Zustand ließ ich mich auch unterrichten. Dazu konnte man viel Gutes sagen und die Anstalten preisen, welches der geistliche Herr auch gern vernahm: von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Ruhmliches wissen: die Französischen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen, und man hatte von manchem Unfug, Uebermuth und Verschwendung zu hören.

Bei Abwechselung des Gesprächs daher ging ich wieder ins Geschichtliche zurück; als ich aber der frühern Zeit erwähnte, wo das Stift sich dem Erzbischof gleich gesetzt und der Abt Reichsstand des Römisch-Deutschen Reichs gewesen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine solche Erinnerung in der neuesten Zeit für verfänglich halte.

Die Sorge des Herzogs für sein Regiment ward nun thätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, so ließ der Fürst ein Schiff miethen um sie bequem nach Coblenz zu transportiren.

Nun aber kamen andere auf eine eigene Weiſe preßhafte Kriegsmänner an. Auf dem Rückzuge hatte man gar bald bemerkt, daß die Kanonen nicht fortzubringen ſeyen; die Artillerie-Pferde kamen um, eines nach dem andern, wenig Vorſpann war zu finden; die Pferde, auf dem Hinzug requirirt, beim Herzug geflüchtet, fehlten überall, man griff zu der letzten Maaßregel: von jedem Regiment mußte eine ſtarke Anzahl Reiter abſitzen und zu Fuße wandern, damit das Geſchütz gerettet werde. In ihren ſteifen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten dieſe braven Menſchen bei dem ſchrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte ſich die Zeit, denn es ward Anſtalt getroffen daß auch ſie zu Waſſer nach Coblenz fahren konnten.

October 1792.

Mein Fürſt hatte mir aufgetragen dem Marquis Lucchesini aufzuwarten, eine Abſchieds-Empfehlung auszuſprechen und mich nach einigem zu erkundigen. Bei ſpäter Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten, ward ich bei dieſem, mir früher nicht ungewogenen, bedeutenden Manne eingelaſſen. Die Anmuth und Freundlichkeit mit der er mich empfing war wohlthätig; nicht ſo die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünſche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im mindeſten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet geweſen.

Als ich nun die Abfahrt jener kranken und ermüdeten Reiter eifrig betreiben ſah, ergriff mich gleichfalls das Gefühl, es ſey wohl am beſten gethan einen Ausweg auf dem Waſſer zu ſuchen. Sehr ungern ließ ich meine Chaiſe zurück, die man mir aber nach Coblenz nachzuſenden verſprach, und

Mana. Es iſt abſcheulich, wenn Mannsperſonen reiſen, als ob ſie Wöchnerinnen waren. Über uns halten ſie ſich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen in's Bad gehn, der Schachteln, Käſtchen, Pappen und Wachsſtöcher kein Ende werden will; und ſich erlauben ſie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die ſie uns übel nehmen.

Ein Bedienter kommt.

Der Cavalier des Prinzen laßt ſich melden.

Mana. Führt ihn herein. Bedienter ab. Sieh zu, es hat ſich doch nichts an meinem Kopfputze verſchoben?

Sora. Halte! — Die Locke hier! — Er kommt.

Merkulo tritt herein.

Vollkommene Damen! Es ſind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich ſo glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonſt werden wir arme Diener meiſtentheils

miethete ein einmänniges Boot, wo mir denn beim Einschiffen meine sämmtlichen Habseligkeiten gleichsam vorgezählt, einen sehr angenehmen Eindruck machten, indem ich sie mehr als einmal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieser Fahrt gesellte sich ein Preußischer Officier, den ich als alten Bekannten aufnahm, dessen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte und dem seine Hofzeit noch gar deutlich vorschwebte; wie er mir denn gewöhnlich den Kaffee wollte präsentirt haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig und man erkannte die Anmuth dieser Wohlthat um so mehr, je mühseliger auf dem Landwege, der sich dem Flusse hie und da näherte, die Colonnen dahinzogen, oder auch wohl von Zeit zu Zeit stockend verweilten. Schon in Trier hatte man geklagt, daß bei so eiligem Rückmarsch die größte Schwierigkeit sey Quartier zu finden, indem gar oft die einem Regiment angewiesenen Ortschaften schon leicht gefunden worden, wodurch große Noth und Verwirrung entstehe.

Die Ufer-Ansichten der Mosel waren langs dieser Fahrt höchst mannichfaltig; denn obgleich das Wasser eigensinnig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es ein schikanöses gebirgiches Terrain durchstreift, von beiden Seiten durch vorspringende Winkel bald rechts bald links gedrängt, so daß es nur im weitläufigen Schlangengange fortwandeln kann. Deßwegen ist denn aber auch ein tuchtiger Fahrmeister höchst nöthig; der unsere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeschobenen Kies zu vermeiden, sogleich aber dort den an steiler Felswand berauschenden Strom zu schnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortschaften zu beiden Seiten gaben den muntersten Anblick; der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf ein heiteres Volk schließen, das keine Mühe schont

den köſtlichen Saft zu erzielen. Jeder ſonnige Hügel war benutzt, bald aber bewunderten wir ſchroffe Felſen am Strom, auf deren ſchmalen vorragenden Kanten, wie auf zufälligen Natur-Terraſſen, der Weinſtock zum allerbeſten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirthshauſe, wo uns eine alte Wirthin wohl empfing, manches erduldete Ungemach beklagte, den Emigrirten aber beſonders alles Böſe gönnte. Sie habe, ſagte ſie, an ihrem Wirthstiſche gar oft mit Grauen geſehen, wie dieſe gottesvergeſſenen Menſchen das liebe Brod kugel- und breckenweiſe ſich an den Kopf geworfen, ſo daß ſie und ihre Magde es nachher mit Thranen zuſammengekehrt.

Und ſo ging es mit gutem Glück und Muth immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das maandriſche Flußgewinde, wie es ſich gegen die Höhen von Montreal herandrangt, verſchlungen ſahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward ſtockfinſter; eingeengt wußten wir uns zwiſchen mehr oder weniger ſteilem Ufer, als ein Sturm, bisher ſchon ruckweiſe verkundigt, gewaltſam anhaltend hereinbrach; bald ſchwoll der Strom im Gegenwinde, bald wechſelten abprallende Windſtöße niederſtürzend mit wuthendem Sauſen; eine Welle nach der andern ſchlug uber den Kahn, wir fühlten uns durchnaßt. Der Schiffmeiſter barg nicht ſeine Verlegenheit; die Noth ſchien immer größer, je langer ſie dauerte, und der Drang war aufs höchſte geſtiegen, als der wackere Mann verſicherte, er wiſſe weder wo er ſey noch wohin er ſteuern ſolle.

Unſer Begleiter verſtummte, ich war ſtill in mir gefaßt, wir ſchwebten in der tiefſten Finſterniß, nur manchmal wollte mir ſcheinen, daß Maſſen über mir doch noch etwas dunkler

als der verfinsterte Himmel sich dem Auge bemerklich machen; dieß gewährte jedoch wenig Trost und Hoffnung, zwischen Land und Fels eingeschlossen zu seyn drang sich immer ängstlicher auf. Und so wurden wir im Stockfinstern lange hin und hergeworfen, bis sich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung aufthat. Nun ward nach Möglichkeit drauf los gesteuert und gerudert, wobei sich Paul nach Kräften thatig erwies.

Endlich stiegen wir in Trarbach glücklich ans Land, wo man uns in einem leidlichen Gasthofe Henne mit Reiß alsobald anbot. Ein angesehener Kaufmann aber, die Landung von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht vernehmend, nöthigte uns in sein Haus, wo wir bei hellem Kerzenschein, in wohlgeschmückten Zimmern, Englische schwarze Kunstblatter in Rahm und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung, gegen die kurz vorher erduldeten finsteren Gefahrlichkeiten, begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, beeiferten sich uns gutlich zu thun; wir genossen des köstlichsten Moselweins, an dem sich mein Gefahrte, der eine Wiederherstellung freilich am nöthigsten haben mochte, besonders erquickte.

Paul gestand, daß er schon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir scheitern sollten, uns durch Schwimmen zu retten; wobei er sich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und gelabt, als es in mir schon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der freundliche Wirth wollte uns nicht entlassen, sondern verlangte vielmehr, wir sollten den morgenden Tag noch zuwarten, versprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteste schönste Aussicht über ein bedeutend Gelande und

manches andere was uns zur Erquickung und Zerſtreuung hätte dienen können. Aber es iſt wunderbar, wie ſich der Menſch an ruhige Zuſtände gewöhnt und in denſelben verharren mag, ſo giebt es auch eine Gewöhnung zum unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff ſtanden, nöthigte uns der wackere Mann noch zwei Matratzen auf, damit wir im Schiff wenigſtens einige Bequemlichkeit hätten: die Frau gab ſolche nicht gerne her, welches ihr, da der Barchent neu und ſchön, gar nicht zu verdenken war. Und ſo ereignet ſich's oft in Einquartierungsfällen, daß bald der eine bald der andere Gatte dem aufgedrungenen Gaſt mehr oder weniger wohl will.

Bis Coblenz ſchwammen wir ruhig hinunter und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das ſchönſte Naturbild geſehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moſel-Brücke zufuhren ſtand uns dieſes ſchwarze mächtige Bauwerk kraftig entgegen; durch die Bogen-Oeffnungen aber ſchauten die ſtattlichen Gebäude des Thals, über der Brückenlinie ſodann das Schloß Ehrenbreitſtein im blauen Dufte durch und hervor. Rechts bildete die Stadt, an die Brücke ſich anſchließend, einen tüchtigen Vorgrund; dieſes Bild gab einen herrlichen aber nur augenblicklichen Genuß, denn wir landeten und ſchickten ſogleich gewiſſenhaft die Matratzen unverſehrt an das von den wackern Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein ſchönes Quartier eingeräumt, worin auch ich ein gutes Unterkommen fand; die Armee rückte nach und nach heran: die Dienerſchaft des fürſtlichen Generals traf ein und konnte nicht genug von den

Unbilden erzählen, die ſie erleiden müſſen. Wir ſegneten uns die Waſſerfahrt eingeſchlagen zu haben, und die glücklich überſtandene Windsbraut ſchien nur ein geringes Uebel gegen eine ſtockende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürſt ſelbſt war angekommen; um den König verſammelten ſich viele Generale; ich aber, in einſamen Spaziergangen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Ereigniſſe der vergangenen Wochen.

Ein Franzöſiſcher General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor kurzem der Abgott ſeiner Nation, des vollkommenſten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt ſich gegen die Obergewalt auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das Reich repräſentirt; er entflieht, ſeine Armee nicht ſtarker als dreiundzwanzigtauſend Mann, bleibt ohne General und Oberofficier, desorganiſirt, beſtürzt.

Zur ſelbigen Zeit betritt ein mächtiger König, mit einem achtzigtauſend Mann ſtarken verbündeten Heere, den Boden von Frankreich, zwei befeſtigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben ſich.

Nun erſcheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine ſehr ſtarke Stellung; ſie wird durchbrochen und doch erreicht er eine zweite, wird auch daſelbſt eingeſchloſſen und zwar ſo, daß der Feind ſich zwiſchen ihn und Paris ſtellt.

Aber ſonderbar verwickelte Zuſtände werden durch anhaltendes Regenwetter herbei geführt; das furchtbare alliirte Heer, nicht weiter als ſechs Stunden von Chalons, und zehn

von Rheims, ſieht ſich abgehalten dieſe beiden Orte zu gewinnen, bequemt ſich zum Rückzug, raumt die zwei eroberten Plaße, verliert über ein Drittel ſeiner Mannſchaft und davon höchſtens zwei Tauſend durch die Waffen, und ſieht ſich nun wieder am Rheine. Alle dieſe Begegniſſe, die an das Wunderbare gränzen, ereignen ſich in weniger als ſechs Wochen, und Frankreich iſt aus der größten Gefahr gerettet, deren ſeine Jahrbücher jemals gedenken.

Vergegenwartige man ſich nun die vielen tauſend Theilnehmer an ſolchem Mißgeſchick, denen das grimmige Leibes- und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben ſchien, ſo wird man ſich leicht vorſtellen, daß nicht alles im Stillen abgethan ward, und ſo ſehr man ſich auch vorzuſehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und ſo begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben einem alten trefflichen Generale ſaß und vom vergangenen zu ſprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir, zwar freundlich aber mit gewiſſer Beſtimmtheit antwortete: erzeigen Sie mir morgen früh die Ehre mich zu beſuchen, da wir uns hierüber freundlich und aufrichtig beſprechen wollen. Ich ſchien es anzunehmen, blieb aber aus und gelobte mir innerlich das gewohnte Stillſchweigen ſobald nicht wieder zu brechen.

Auf der Waſſerfahrt ſo wie auch in Coblenz hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner chromatiſchen Studien; beſonders war mir über die epoptiſchen Farben ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr hoffen, die phyſiſchen Erſcheinungen in ſich zu verknüpfen, und ſie von andern abzuſondern, mit denen ſie in entfernterer Verwandtſchaft zu ſtehen ſchienen.

Auch kam mir des treuen Kämmerier Wagner Tagebuch zu Erganzung des meinigen gar wohl zu ſtatten, das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachläſſigt hatte.

Des Herzogs Regiment war herangekommen, und kantonnirte in den Dörfern gegen Neuwied über. Hier bewies der Furſt die vaterlichſte Sorgfalt für ſeine Untergebenen; jeder einzelne durfte ſeine Noth klagen, und ſo viel nur möglich ward abgeſtellt und nachgeholfen. Lieutenant von Flotho, in der Stadt auf Commando ſtehend, und dem Wohlthäter am nachſten, erwies ſich thatig und hülfreich. Dem Hauptbedürfniß an Schuhen und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte, und die im Regimente ſich findenden Schuſter unter den Meiſtern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war geſorgt, gelbe Kreide angeſchafft, die Collets geſaubert und gefarbt, und unſere Reiter trabten wieder ganz ſchmuck einher.

Meine Studien jedoch ſowohl als die heitere Unterhaltung mit den Kanzlei- und Hausgenoſſen wurden gar ſehr belebt, durch den Ehrenwein, welcher von trefflicher Moſelſorte unſerem Fürſten vom Stadtrathe gereicht ward, und welchen wir, da der Furſt meiſt auswarts ſpeiſ'te, zu genießen die Erlaubniß hatten. Als wir Gelegenheit fanden, einem von den Gebern daruber ein Compliment zu machen, und dankbar anerkannten, daß ſie ſich bei ſolcher Gelegenheit, um unſert willen, mancher guten Flaſche berauben wollen, vernahmen wir die Erwiederung: daß ſie uns dieß und noch viel mehr gönnten, und nur die Faſſer bedauerten, welche ſie an die Emigrirten wenden müſſen, welche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt gebracht, ja den Zuſtand derſelben völlig umgekehrt; beſonders aber wollte man ihr Betragen gegen den Furſten nicht rühmen, an deſſen

Stelle ſie ſich gewiſſermaßen geſetzt, und gegen ſeinen Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen.

In der letzten Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereiſ't, und ich ſchlich, zu ſchöner heiterer Mittagsſtunde, an ſein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer, etwas oberhalb der Stadt, wunderſchön, ſeitdem ich dieſe Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachſen war. Es ſtand einſam, und als die allerneuſte, wenn auch nicht architektoniſche doch politiſche Ruine da, und ich hatte nicht den Muth, mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie ſchön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwiſchen Schloß und Stadt; die Ausſicht den Rhein ſtromauf ruhig und beſänftigend, gegen Stadt und Feſtung aber prächtig und aufregend.

In der Abſicht, mich überſetzen zu laſſen, ging ich zur fliegenden Brücke, ward aber aufgehalten, oder hielt mich vielmehr ſelbſt auf, in Beſchauung eines Oeſterreichiſchen Wagentransportes, welcher nach und nach übergeſetzt wurde. Hier ereignete ſich ein Streit zwiſchen einem Preußiſchen und Oeſterreichiſchen Unterofficier, welcher den Charakter beider Nationen klar ins Licht ſetzte.

Vom Oeſterreicher, der hieher poſtirt war, um die möglich ſchnelle Ueberfahrt der Wagen-Colonne zu beaufſichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen, und deßhalb kein anderes Fuhrwerk dazwiſchen zu laſſen, verlangte der Preuße heftig eine Ausnahme für ſein Wagelchen, auf welchem Frau und Kind mit einigen Habſeligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelaſſenheit verſagte der Oeſterreicher die Forderung, auf die Ordre ſich berufend, die ihm dergleichen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Oeſterreicher wo

möglich gelaſſener; er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Colonne, und der andere fand ſich einzudrängen keinen Raum. Endlich ſchlug der Zudringliche an ſeinen Sabel, und forderte den Widerſtehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen wollte er ſeinen Gegner ins nachſte Gaßchen bewegen, um die Sache daſelbſt auszumachen; der höchſt ruhige verſtandige Mann aber, der die Rechte ſeines Poſtens gar wohl kannte, ruhrte ſich nicht, und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wunſchte dieſe Scene wohl von einem Charakterzeichner aufgefaßt: denn wie im Betragen ſo auch in Geſtalt unterſchieden ſich beide; der Gelaſſene war ſtammig und ſtark, der Wuthende, denn zuletzt erwies er ſich ſo, hager, lang, ſchmachtig und rubrig.

Die auf dieſen Spazierweg zu verwendende Zeit war zum Theil ſchon verſtrichen, und mir vertrieb die Furcht vor ahnlichen Retardationen bei der Ruckkehr jede Luſt das ſonſt ſo geliebte Thal zu beſuchen, das doch nur das Gefuhl ſchmerzlichen Entbehrens erregt, und mich fruchtlos zu Betrachtung fruherer Jahre aufgeregt hatte; doch ſtand ich lange hinuber ſchauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechſel irdiſcher Ereigniſſe treulich eingedenk.

Und ſo traf es zufallig, daß ich von den Maaßregeln zum ferneren Feldzuge auf dem rechten Ufer naher unterrichtet ward. Des Herzogs Regiment ruſtete ſich hinuber zu ziehen; der Furſt ſelbſt mit ſeiner ganzen Umgebung ſollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortſetzung des kriegeriſchen Zuſtandes, und das Flüchtgefuhl ergriff mich abermals. Ich möchte dieß ein umgekehrtes Heimweh nennen, eine Sehnſucht ins Weite, ſtatt ins Enge. Ich ſtand; der herrliche Fluß lag vor mir, er gleitete ſo ſanft und lieblich hinunter, in ausgedehnter breiter Landſchaft; er floß zu Freunden, mit

denen ich, troß manchem Wechseln und Wenden, immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden gewaltsamen Welt an Freundesbruſt, und ſo miethete ich, nach erhaltenem Urlaub, eilig einen Kahn bis Düſſeldorf; meine noch immer zurückbleibende Chaiſe Coblenzer Freunden empfehlend, mit Bitte ſie mir hinabwärts zu ſpediren.

Als ich nun mit meinen Habſeligkeiten mich eingeſchifft und ſogleich auf dem Strome dahin ſchwimmen ſah, begleitet vom getreuen Paul und einem blinden Paſſagier, welcher gelegentlich zu rudern ſich verband, hielt ich mich für glücklich, und von allem Uebel befreit.

Indeſſen ſtanden noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange ſtußabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß der Kahn ein ſtarkes Leck haben müſſe, indem der Fahrmann von Zeit zu Zeit das Waſſer fleißig ausſchöpfte. Und nun entdeckte ſich erſt, daß wir, bei übereilt unternommener Fahrt, nicht bedacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab, von Coblenz bis Düſſeldorf, der Schiffer nur ein altes Boot zu nehmen pflegt, um es unten als Brennholz zu verkaufen, und, ſein Fahrgeld in der Taſche, ganz leicht nach Hauſe zu wandern.

Indeſſen fuhren wir getroſt dahin. Eine ſternhelle, doch ſehr kalte Nacht begünſtigte unſere Fahrt, als auf einmal der fremde Ruderer verlangte ans Land geſetzt zu werden, und ſich mit dem Schiffer zu ſtreiten anfing, an welcher Stelle es denn eigentlich für den Wanderer am vortheilhafteſten ſey, worüber ſie ſich nicht vereinigen konnten.

Unter dieſen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, ſtürzte unſer Fahrmann ins Waſſer, und wurde nur mit Mühe herausgezogen. Nun konnte er bei heller klarer Nacht nicht mehr aushalten, und bat dringend um die Erlaubniß,

bey verdrießlichen Angelegenheiten vorgeſchoben, bey angenehmen Ereigniſſen ſtehen wir zurück; aber dießmal erhebt mich mein Prinz über ſich ſelbſt, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reitze ſendet.

Mana. Sie ſind ſehr giltig.

Cora. Und recht willkommen. Wir haben ſo viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu ſehen.

Merkulo. Mein Fürſt iſt glücklich, daß er ſchon in der Entfernung Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch ſeine Gegenwart Ihre Gunſt erhalten ſollte; ſo kann er ſich als den glücklichſten der Menſchen preiſen. Dürfte ich indeß Ihrer Prinzeſſinn nicht aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufgetragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgeſtellt werden können. Sie hat uns befohlen, Ihnen dieſe und die anſtoßende Zimmer anzuweiſen. Bedienen Sie Sich davon ſo viel und wie Sie's nöthig finden.

bei Bonn anfahren zu dürfen, um ſich zu trocknen und zu erwarmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schiffer-kneipe, ich aber beharrte unter freiem Himmel zu bleiben, und ließ mir ein Lager auf Mantelſack und Porteſeuille bereiten. So groß iſt die Macht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten ſechs Wochen faſt immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach und Zimmer graute. Dießmal aber entſtand daraus für mich ein neues Unheil, welches man freilich hätte vorherſehen ſollen: den Kahn hatte man zwar ſo weit als möglich auf den Strand gezogen, aber nicht ſo weit, daß er nicht durch das Leck noch hatte Waſſer einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als erfriſcht, denn das Waſſer war bis zu meinem Lager gedrungen, und hatte mich und meine Habſeligkeiten durchnäßt. Ich war daher genöthigt aufzuſtehen, das Wirthshaus aufzuſuchen, und mich in Tabak ſchmauchender, Glühwein ſchlürfender Geſellſchaft, ſo gut als möglich zu trocknen; worüber denn der Morgen ziemlich herankam und eine verſpätete Reiſe durch friſches Rudern eifrig beſchleunigt wurde.

Zwiſchenrede.

Wenn ich mich nun ſo, in der Erinnerung, den Rhein hinunter ſchwimmen ſehe, wüßt' ich nicht genau zu ſagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Waſſerſpiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demſelben, ließ mich nach der kurz vergangenen Zeit zurückſchauen, wie auf einen böſen Traum, von dem ich mich ſo eben erwacht fände;

ich überließ mich den heiterſten Hoffnungen eines nächſten gemüthlichen Zuſammenſeyns.

Nun aber, wenn ich mitzutheilen fortfahren ſoll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als dem bisherigen Vortrag wohl geziemte: denn wo Tag für Tag das bedeutendſte vor unſern Augen vorgeht, wenn wir mit ſo viel Tauſenden leiden und fürchten und nur furchtſam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren entſchiedenen Werth, und, Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut ſie das Vergangene indem ſie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geſelligen Cirkeln ſich ereignet, kann nur aus einer ſittlichen Folge der Aeußerungen innerlicher Zuſtande begriffen werden; die Reflexion iſt hier an ihrer Stelle, der Augenblick ſpricht nicht für ſich ſelbſt, Andenken an das Vergangene, ſpätere Betrachtungen müſſen ihn dolmetſchen.

Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte, und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich, beſonders die letzten Jahre, nicht übel befand, ſo hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächſt zu erwartende Perſon, noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, ſondern dieſen Zuſtand unvorbereitet auf mich einwirken zu laſſen. Der Vortheil der daraus entſteht iſt groß; man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurück zu kommen, nicht ein ſelbſtbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöſchen, und mit Unbehagen die Wirklichkeit an deſſen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wohl hervortreten, daß wir mit Unbewußtſeyn in wichtigen Augenblicken nur herumtaſten und uns nicht gerade in jeden ganz unvorhergeſehenen Zuſtand aus dem Stegreife zu finden wiſſen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerkſam, was meine perſönliche Gegenwart und Geiſtes-Stimmung

auf die Menſchen wirke, da ich denn oft ganz [illegible] fand, daß ich Neigung oder Abneigung und ſogar oft beides zugleich erregte.

Wollte man nun auch dieſes Betragen als eine individuelle Eigenheit weder loben noch tadeln, ſo muß doch bemerkt werden, daß ſie im gegenwartigen Falle gar wunderliche Phänomene und nicht immer die erfreulichſten hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden ſeit vielen Jahren nicht zuſammengekommen, ſie hatten ſich getreu an ihrem Lebensgange gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beſchieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, ſo daß ich, in eben der Perſon beharrend, ein ganz anderer Menſch geworden, meinen alten Freunden faſt unkenntlich auftrat.

Es wurde ſchwer halten, auch in ſpateren Jahren, wo eine freiere Ueberſicht des Lebens gewonnen iſt, ſich genaue Rechenſchaft von jenen Uebergangen abzulegen, die bald als Vorſchritt, bald als Rückſchritt erſcheinen, und doch alle dem gottgeführten Menſchen zu Nutz und Frommen gereichen müſſen. Ungeachtet ſolcher Schwierigkeiten aber will ich, meinen Freunden zu Liebe, einige Andeutung verſuchen.

Der ſittliche Menſch erregt Neigung und Liebe nur in ſo fern, als man Sehnſucht an ihm gewahr wird; ſie drückt Beſitz und Wunſch zugleich aus, den Beſitz eines zartlichen Herzens, und den Wunſch ein gleiches in andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieſes geben wir uns hin.

Das Sehnſüchtige das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu ſehr gehegt, und bei fortſchreitendem Leben kraftig zu bekampfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er ſuchte deßhalb die volle endliche Befriedigung. Das Ziel meiner

innigſten Sehnſucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, deſſen Bild und Gleichniß mir viele Jahre vergebens vorſchwebte, bis ich endlich durch kühnen Entſchluß die wirkliche Gegenwart zu faſſen mich erdreiſtete. In jenes herrliche Land ſind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt, ſie haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet, möchten ſie nun auch nächſtens den längern Aufenthalt daſelbſt mit Neigung theilen und von dort mich wieder zurückbegleiten, da ſich alsdann manches Problem faßlicher auflöſen wird.

In Italien fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vorſtellungen entriſſen, falſchen Wünſchen enthoben und an die Stelle der Sehnſucht nach dem Land der Künſte ſetzte ſich die Sehnſucht nach der Kunſt ſelbſt; ich war ſie gewahr geworden, nun wünſcht' ich ſie zu durchdringen.

Das Studium der Kunſt wie das der alten Schriftſteller giebt uns einen gewiſſen Halt, eine Befriedigung in uns ſelbſt; indem ſie unſer Inneres mit großen Gegenſtänden und Geſinnungen füllt, bemächtigt ſie ſich aller Wünſche die nach außen ſtrebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im ſtillen Buſen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Malern, Bildhauern, Baumeiſtern, ſo geht es auch dem Liebhaber; er arbeitet einſam, für Genüſſe die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit ſollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden und zwar die entſchiedenſte Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenſtem Trieb auf die individuellſte Weiſe hingelenkt worden. Hier fand ich weder Meiſter noch Geſellen und mußte ſelbſt für alles ſtehen. In der Einſamkeit der Wälder und Gärten, in den Finſterniſſen der dunklen Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich

nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit.

Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden: denn, der Schlesischen durch den Reichenbacher Congreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben gesehen und zugleich durch anmuthige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen, indessen das Unheil der Französischen Staatsumwälzung sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürsten und Herrn erst in die bedenklichen, bald aber traurigen Ereignisse des Tags abermals hineinzubegleiten und das unerfreuliche, das ich nur gemäßigt meinen Lesern mitzutheilen gewagt, männlich zu erdulden, so hatte alles was noch Zartes und Herzliches sich ins Innerste zurückgezogen hatte, auslöschen und verschwinden mögen.

Fasse man dieß alles zusammen, so wird der Zustand, wie er nachstehend skizzenhaft verzeichnet ist, nicht ganz räthselhaft erscheinen, welches ich um so mehr wünschen muß, da ich ungern dem Trieb widerstehe, diese vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter nach gegenwärtiger Einsicht und Ueberzeugung umzuschreiben.

Pempelfort, November 1792.

Es war schon finster, als ich in Düsseldorf landete und mich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen ließ, wo ich

nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand; vielfaches Hin- und Herſprechen, wie ein ſolches Wiederſehen aufregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Den nächſten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider genugſame Unterhaltung, niemand hatte ſich den Ausgang ſo traurig gedacht. Aber auch ausſprechen konnte niemand die tiefe Wirkung eines beinahe vierwöchentlichen furchtbaren Schweigens; die ſich immer ſteigernde Ungewißheit bei dem Mangel aller Nachrichten. Eben als wäre das alliirte Heer von der Erde verſchlungen worden, ſo wenig verlautete von demſelben; jedermann in eine gräßliche Leere hineinblickend war von Furcht und Aengſten gepeinigt, und nun erwartete man mit Entſetzen die Kriegsläufte ſchon wieder in den Niederlanden, man ſah das linke Rheinufer und zugleich das rechte bedroht.

Von ſolchen Betrachtungen zerſtreuten uns moraliſche und literariſche Verhandlungen, wobei mein Realismus zum Vorſchein kommend, die Freunde nicht ſonderlich erbaute.

Ich hatte ſeit der Revolution, mich von dem wilden Weſen einigermaßen zu zerſtreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reiſe von ſieben Brüdern verſchiedener Art, jeder nach ſeiner Weiſe dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft, verworren, Ausſicht und Abſicht verbergend, ein Gleichniß unſers eignen Zuſtandes. Man verlangte eine Vorleſung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit um zu bemerken daß niemand davon erbaut ſey. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuſcript auf ſich ſelbſt beruhen.

Meine Freunde jedoch, die ſich in ſo veränderte Geſinnung nicht gleich ergeben wollten, verſuchten mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen, und gaben mir Iphigenien zur abendlichen Vorleſung in die Hand; das wollte mir aber gar nicht munden, dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet, auch von andern vorgetragen war mir ein ſolcher Anklang laſtig. Indem aber das Stück gar bald zurückgelegt ward, ſchien es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Folter zu prüfen gedenke. Man brachte Oedipus auf Colonos, deſſen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunſt, Natur und Welt gewendeten, durch eine ſchreckliche Campagne verhärteten Sinn ganz unerträglich ſchien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus. Da ergab man ſich denn wohl in die Geſinnung des veränderten Freundes, fehlte es doch nicht an ſo mancherlei Anhaltepunkten des Geſprächs.

Aus den frühern Zeiten Deutſcher Literatur ward manches einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tieferen Zuſammenhang, weil man Merkmale ungleicher Geſinnung vermeiden wollte. Soll ich irgend etwas allgemeines hier einſchalten, ſo war es ſchon ſeit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Exiſtenzen zuſammentrafen und Menſchen von einer Seite ſich an einander ſchloſſen, obgleich von der andern höchſt verſchieden; jeder brachte einen hohen Begriff von ſich ſelbſt zur Geſellſchaft und man ließ ſich eine wechſelſeitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befeſtigte ſeinen erworbenen Beſitz einer allgemeinen Achtung, durch geſellige Verbindungen wußte man ſich zu heben und zu fördern, die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch Einzelne ſondern durch eine

übereinſtimmende Mehrheit erhalten. Daß hiebei eine Art Abſichtlichkeit durchwalten mußte lag in der Sache; ſo gut wie andere Weltkinder verſtanden ſie eine gewiſſe Kunſt in ihre Verhältniſſe zu legen, man verzieh ſich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage und die wechſelſeitigen Mißverſtändniſſe blieben lange verborgen.

Zwiſchen dieſem allen hatte ich einen wunderlichen Stand, mein Talent gab mir einen ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft, aber meine heftige Leidenſchaft für das was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte ſich manche gehäſſige Ungezogenheit gegen irgend ein ſcheinbar falſches Streben; weßwegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreiſes zu Zeiten überwarf, ganz oder halb verſöhnte, immer aber im Dünkel des Rechthabens auf meinem Wege fort ging. Dabei behielt ich etwas von der Ingenuität des Voltaire'ſchen Huronen noch im ſpäteren Alter, ſo daß ich zugleich unerträglich und liebenswürdig ſeyn konnte.

Ein Feld jedoch in welchem man ſich mit mehr Freiheit und Uebereinſtimmung erging, war die weſtliche, um nicht zu ſagen Franzöſiſche, Literatur. Jacobi, indem er ſeinen eigenen Weg wandelte, nahm doch Kenntniß von allem Bedeutenden, und die Nachbarſchaft der Niederlande trug viel dazu bei, ihn nicht allein literariſch ſondern auch perſönlich in jenen Kreis zu ziehen. Er war ein ſehr wohl geſtalteter Mann, von den vortheilhafteſten Geſichtszügen, von einem zwar gemeſſenen aber doch höchſt gefälligen Betragen, beſtimmt in jedem gebildeten Kreiſe zu glänzen.

Wunderſam war jene Zeit, die man ſich kaum wieder vergegenwärtigen könnte; Voltaire hatte wirklich die alten Bande der Menſchheit aufgelöſ't, daher entſtand in guten Köpfen eine Zweifelſucht an dem was man ſonſt für würdig

gehalten hatte. Wenn der Philosoph von Ferney seine ganze Bemühung dahin richtete, den Einfluß der Geistlichkeit zu mindern und zu schwächen und hauptsächlich Europa im Auge behielt, so erstreckte de Pauw seinen Eroberungsgeist über fernere Welttheile; er wollte weder Chinesen noch Aegyptern die Ehre gönnen, die ein vieljähriges Vorurtheil auf sie gehäuft hatte. Als Kanonikus von Xanten, Nachbar von Düsseldorf, unterhielt er ein freundschaftliches Verhältniß mit Jacobi; und wie mancher andere wäre nicht hier zu nennen?

Und so wollen wir doch noch Hemsterhuis einführen, welcher der Fürstin Gallitzin ergeben in dem benachbarten Münster viel verweilte. Dieser ging nun von seiner Seite mit Geistesverwandten auf zartere Verbindung, auf ideelle Befriedigung aus, und neigte sich mit Platonischen Gesinnungen der Religion zu.

Bei diesen fragmentarischen Erinnerungen muß ich auch noch Diderot's gedenken, des heftigen Dialektikers, der sich auch eine Zeitlang in Pempelfort als Gast sehr wohl gefiel und mit großer Freimüthigkeit seine Paradoxen behauptete.

Auch waren Rousseau's auf Naturzustände gerichtete Aussichten diesem Kreise nicht fremd, welcher nichts ausschloß, also auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere Literatur auf mich in jüngeren Jahren gewirkt, ist an mehreren Orten schon angedeutet. Fremdes konnt' ich wohl in meinen Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen, deßhalb ich mich denn über das Fremde mit andern eben so wenig zu verständigen vermochte. Eben so wunderlich sah es mit der Production aus; diese hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange, und da

dieſer ſelbſt für meine nächſten Freunde meiſt ein Geheimniß blieb, ſo wußte man ſelten mit einem meiner neuen Producte ſich zu befreunden, weil man denn doch etwas Aehnliches zu dem ſchon Bekannten erwartete.

War ich nun ſchon mit meinen ſieben Brüdern übel angekommen, weil ſie Schweſter Iphigenien nicht im mindeſten glichen, ſo merkt' ich wohl daß ich die Freunde durch meinen Groß-Cophta, der langſt gedruckt war, ſogar verletzt hatte; es war die Rede nicht davon und ich hütete mich ſie darauf zu bringen. Indeſſen wird man mir geſtehen, daß ein Autor, der in der Lage iſt, ſeine neuſten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, ſich ſo peinlich fühlen muß wie ein Componiſt der ſeine neuſten Melodien zu wiederholen ſich gehindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum beſſer glücken; die ernſtliche Leidenſchaft womit ich dieſem Geſchäft nachhing konnte niemand begreifen, niemand ſah wie ſie aus meinem Innerſten entſprang; ſie hielten dieſes löbliche Beſtreben für einen grillenhaften Irrthum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Beſſeres thun und meinem Talent die alte Richtung laſſen und geben. Sie glaubten ſich hiezu um deſto mehr berechtigt, als meine Denkweiſe ſich an die ihrige nicht anſchloß, vielmehr in den meiſten Punkten gerade das Gegentheil ausſprach. Man kann ſich keinen roheren Menſchen denken als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und deſſen tiefen Grund ich in ſeiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfanglich, ja unleidſam gegen jene Denkweiſe, die eine todte, auf welche Art es auch ſey, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufſtellte. Ich hatte mir aus Kant's Naturwiſſenſchaft

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben, daß ich unſere Geräthſchaften, deren freylich nicht wenige ſind, herein und in Ordnung bringen laſſe?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Merkulo mit einer Verbeugung ab.

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig, was ſie alles mitbringen.

Es läßt ſich ein lebhafter Marſch hören, und es kommt ein Zug. Merkulo voraus, der Oberſte, die Wache, ſodann Trabanten, welche Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gefolge. Sie umgeben das Theater. Die Kaſten werden auf beyden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſtummen Perſonen gehn alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben:

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer ſind denn die hübſchen bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannichfalt der Erscheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Gallitzin mit Fürstenberg und Hemsterhuis in Weimar hatte ich dergleichen vorgebracht, ward aber als wie mit gotteslästerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewiesen.

Man kann es keinem Kreise verdenken, wenn er sich in sich selbst abschließt; und das thaten meine Freunde zu Pempelfort redlich. Von der schon ein Jahr gedruckten Metamorphose der Pflanzen hatten sie wenig Kenntniß genommen, und wenn ich meine morphologischen Gedanken, so gelaufig sie mir auch waren, in bester Ordnung und wie es mir schien bis zur kraftigsten Ueberzeugung vortrug, so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart: nichts könne werden als was schon sey, sich aller Geister bemachtigt habe. In Gefolg dessen mußt' ich denn auch wieder hören: daß alles Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bitterm Scherze die alte Frage hervorhob: ob denn die Henne oder das Ei zuerst gewesen? Die Einschachtelungs-Lehre schien so plausibel und die Natur mit Bonnet zu contempliren höchst erbaulich.

Von meinen Beitragen zur Optik hatte auch etwas verlautet, und ich ließ mich nicht lange bitten die Gesellschaft mit einigen Phanomenen und Versuchen zu unterhalten, wo mir denn ganz neues vorzubringen nicht schwer fiel: denn alle Personen, so gebildet sie auch waren, hatten das gespaltene Licht eingelernt und wollten leider das lebendige, woran

ſie ſich erfreuten, auf jene todte Hypotheſe zurückgeführt wiſſen.

Doch ließ ich mir dergleichen eine Zeitlang gern gefallen, denn ich hielt niemals einen Vortrag ohne daß ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewiſſeſten.

Freilich konnte ich auf dieſe Weiſe nur didaktiſch und dogmatiſch verfahren, eine eigentlich dialektiſche und converſirende Gabe war mir nicht verliehen. Oft aber trat auch eine böſe Gewohnheit hervor deren ich mich anklagen muß: da mir das Geſpräch wie es gewöhnlich geführt wird, höchſt langweilig war, indem nichts als beſchränkte, individuelle Vorſtellungsarten zur Sprache kamen, ſo pflegte ich den unter Menſchen gewöhnlich entſpringenden bornirten Streit durch gewaltſame Paradoxe aufzuregen und ans äußerſte zu führen. Dadurch war die Geſellſchaft meiſt verletzt und in mehr als Einem Sinne verdrießlich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußt' ich das böſe Princip ſpielen, und da die Menſchen gut ſeyn und auch mich gut haben wollten, ſo ließen ſie es nicht durchgehen; als Ernſt konnte man es nicht gelten laſſen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu herb war; zuletzt nannten ſie mich einen umgekehrten Heuchler und verſöhnten ſich bald wieder mit mir. Doch kann ich nicht läugnen, daß ich durch dieſe böſe Manier mir manche Perſon entfremdet, andere zu Feinden gemacht habe.

Wie mit dem Zauberſtäbchen jedoch konnte ich ſogleich alle böſen Geiſter vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen anfing. Auch dahin war ich unvorbereitet, unvorſichtig gegangen; Abenteuer fehlten keineswegs, das Land ſelbſt,

ſeine Anmuth und Herrlichkeit hatte ich mir völlig eingeprägt; mir war Geſtalt, Farbe, Haltung jener vom günſtigſten Himmel umſchienenen Landſchaft noch unmittelbar gegenwärtig. Die ſchwachen Verſuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtniß geſchärft, ich konnte beſchreiben als wenn ich's vor mir ſahe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und ſo war jedermann von den lebhaft verbeigeführten Bilderzügen zufrieden, manchmal entzückt.

Wünſchenswerth wäre nunmehr, daß man, um die Anmuth des Pempelforter Aufenthalts vollkommen darzuſtellen, auch die Oertlichkeit, worin dieß alles vorging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freiſtehendes geräumiges Haus, in der Nachbarſchaft von weitläufigen wohlgehaltenen Garten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchſt erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genoſſen; Abends oder bei ungünſtigem Wetter zog man ſich gern in die ſchönen großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgeſtattet, eine würdige Scene jeder geiſtreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speiſezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gäſten geräumig heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünſchenswerthen Speiſen fehlte. Hier fand man ſich zuſammen, der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schweſtern wohlwollend und einſichtig, der Sohn ernſt und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider ſchon vorübergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heinſe, mit zur Familie gehörig, verſtand Scherze jeder Art zu erwiedern; es gab Abende wo man nicht aus dem Lachen kam.

Die wenigen einſamen Stunden, die mir in dieſem

gastfreisten aller Häuser übrig blieben, wendete ich im Stillen an eine wunderliche Arbeit. Ich hatte während der Campagne, neben dem Tagebuch, poetische Tagesbefehle, satyrische Ordres du jour aufgezeichnet, nun wollte ich sie durchsehen und redigiren; allein ich bemerkte bald, daß ich mit kurzsichtigem Dunkel manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt hatte, und da man gegen nichts strenger ist als gegen erst abgelegte Irrthümer, es auch bedenklich schien dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete ich das ganze Heft, in einem lebhaften Steinkohlenfeuer; worüber ich mich nun in so fern betrübe, als es mir zur Einsicht in den Gang der Vorfälle und die Folge meiner Gedanken darüber jetzt viel werth seyn würde.

In dem nicht weit entfernten Düsseldorf wurden fleißige Besuche gemacht bei Freunden die zu dem Pempelforter Cirkel gehörten; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die Italianische Schule spüren, man zeigte sich höchst ungerecht gegen die Niederländische; freilich war der hohe Sinn der ersten anziehend, edle Gemüther hinreißend. Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten, als wir heraustraten hinaus die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber, da rief einer begeistert aus: „ist es einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme!“ An meinem Theil konnt' ich mir gefallen lassen, daß die Meister, die mich noch vor kurzem über den Alpen entzückt, sich so herrlich zeigten und leidenschaftliche Bewunderung erweckten; doch sucht' ich mich auch mit den Niederländern bekannt zu machen, deren Tugenden und Vorzüge im höchsten Grade sich hier den Augen darstellten, ich fand mir Gewinn fürs ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war daß ein gewiſſer Freiheitsſinn, ein Streben nach Demokratie ſich in die hohen Stande verbreitet hatte; man ſchien nicht zu fühlen was alles erſt zu verlieren ſey, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayette's und Mirabeau's Büſte, von Houdon ſehr natürlich und ähnlich gebildet, ſah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen ſeiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, dieſen wegen Geiſteskraft und Rednergewalt. So ſeltſam ſchwankte ſchon die Geſinnung der Deutſchen; einige waren ſelbſt in Paris geweſen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln ſehen und waren, leider nach Deutſcher Art und Weiſe, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer ſich in Furcht verwandelte.

Die Noth ſchien dringend: Emigrirte füllten Düſſeldorf, ſelbſt die Brüder des Königs kamen an; man eilte ſie zu ſehen, ich traf ſie auf der Galerie und erinnerte mich dabei, wie ſie durchnäßt bei dem Auszuge aus Glorieux geſehen worden. Herr von Grimm und Frau von Beuil erſchienen gleichfalls. Bei Ueberfüllung der Stadt hatte ſie ein Apotheker aufgenommen; das Naturalienkabinet diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageyen und andres Gethier belauſchten den Morgenſchlaf der liebenswürdigſten Dame; Muſcheln und Corallen hinderten die Toilette ſich gehörig auszubreiten, und ſo war das Einquartierungsübel, das wir kaum erſt nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergefahrt.

Frau von Coudenhoven, eine ſchöne geiſtreiche Dame, ſonſt die Zierde des Mainzer Hofes, hatte ſich auch hieher geflüchtet. Herr und Frau von Dohm kamen von Deutſcher

Seite heran, um von den Zuſtänden nähere Kenntniſſe zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzoſen beſetzt, die Kriegsbewegungen hatten ſich zwiſchen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen; bei täglich abwechſelnden, bald ſichern bald unſichern Nachrichten war das Geſpräch lebhaft und geiſtreich, aber wegen ſtreitenden Intereſſes und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich konnte einer ſo problematiſchen, durchaus ungewiſſen, dem Zufall unterworfenen Sache keinen Ernſt abgewinnen und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter läſtig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtiſche der Frankfurter Bürger mit Ehren gedacht ward, ſie ſollten ſich gegen Cuſtine männlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Geſinnung, hieß es, ſteche gar ſehr ab gegen die unerlaubte Weiſe, wie ſich die Mainzer betragen und noch betragen. Frau von Coudenhoven, in dem Enthuſiasmus der ſie ſehr gut kleidete, rief aus: ſie gäbe viel darum eine Frankfurter Bürgerin zu ſeyn. Ich erwiederte: das ſey etwas leichtes, ich wiſſe ein Mittel, werde es aber als Geheimniß für mich behalten. Da man nun heftig und heftiger in mich drang, erklärt' ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heirathen, wodurch ſie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeſchaffen werde. Allgemeines Gelächter!

Und was kam nicht alles zur Sprache! Als einſt von der unglücklichen Campagne, beſonders von der Kanonade bei Valmy die Rede war, verſicherte Herr von Grimm: es ſey von meinem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer an des Königs Tafel die Rede geweſen; wahrſcheinlich hatten die Officiere, denen ich damals begegnete, davon geſprochen,

das Resultat ging darauf hinaus: daß man sich darüber nicht wundern müsse, weil gar nicht zu berechnen sey, was man von einem seltsamen Menschen zu erwarten habe.

Auch ein sehr geschickter, geistreicher Arzt nahm Theil an unsern Halbsaturnalien, und ich dachte nicht in meinem Uebermuth, daß ich seiner sobald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Aerger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatisches Uebel, das ich mir durch Verkaltung zugezogen, mich beinahe unbeweglich festhielt. Er, ein Schuler des Geheimerath Hoffmann, dessen tuchtige Wunderlichkeiten, von Mainz und dem churfürstlichen Hofe aus, bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verfuhr sogleich mit Kampher, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampher bestreut, ward äußerlich, Kampher gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Dem sey nun wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anstellen, die Schwache, die aus einem bettlägrigen Zustande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden, das Fortschreiten der Franzosen in den Niederlanden war bedeutend und durch den Ruf vergrößert, man sprach taglich und stündlich von neuangekommenen Ausgewanderten.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war schon lang genug, und ohne die herzlichste Gastfreiheit der Familie hatte jeder glauben müssen dort lästig zu seyn; auch hatte sich mein Bleiben nur zufallig verlangert; ich erwartete taglich und stündlich meine Böhmische Chaise, die ich nicht gern zurücklassen wollte; sie war von Trier schon in Coblenz angekommen und sollte von dort bald weiter herab spedirt werden; da sie

jedoch ausblieb vermehrte ſich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eiſen ziemlich ſchweren Reiſewagen. Alles zog, wie man hörte, nach Weſtphalen hinein, und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufſchlagen.

Und ſo ſchied ich denn mit dem wunderlichſten Zwieſpalt; die Neigung hielt mich in dem freundlichſten Kreiſe, der ſich ſo eben auch höchſt beunruhigt fühlte und ich ſollte die edelſten Menſchen in Sorgen und Verwirrung hinter mir laſſen, bei ſchrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüſte Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltſam eilenden Flüchtlinge, ſelbſt mit Flüchtlingsgefühl.

Und doch hatte ich Ausſicht unterwegs auf die angenehmſte Einkehr, indem ich ſo nahe bei Münſter die Fürſtin Gallitzin nicht umgehen durfte.

Duisburg, November 1792.

Und ſo fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen, zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unſeres erſten Unheils, doch wieder in derſelben Geſellſchaft, in demſelben Gedränge der Emigrirten, die nun, jenſeits entſchieden vertrieben, dießſeits nach Deutſchland ſtrömten, ohne Hülfe und ohne Rath.

Zu Mittag in dem Gaſthof etwas ſpät angekommen ſaß ich am Ende der langen Tafel; Wirth und Wirthin, die mir als einem Deutſchen den Widerwillen gegen die Franzoſen ſchon ausgeſprochen hatten, entſchuldigten daß alle guten Plätze von dieſen unwillkommenen Gäſten beſetzt ſeyen. Hiebei wurde bemerkt, daß unter ihnen, trotz aller

Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armuth, noch immer dieſelbe Rangſucht und Unbeſcheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinauf ſah erblickt' ich ganz oben, quer vor, an der erſten Stelle einen alten, kleinen, wohlgeſtalteten Mann von ruhigem, beinahe nichtigem Betragen. Er mußte vornehm ſeyn, denn zwei Nebenſitzende erwieſen ihm die größte Aufmerkſamkeit, wählten die erſten und beſten Biſſen ihm vorzulegen und man hatte beinahe ſagen können, daß ſie ihm ſolche zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er vor Alter ſeiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines früheren wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt ſchleppe, indeſſen zwei Ergebene ihm den Traum des vorigen Zuſtandes wieder herbeizuſpiegeln trachteten.

Ich beſchaute mir die übrigen; das bedenklichſte Schickſal war auf allen Stirnen zu leſen: Soldaten, Commiſſare, Abenteurer vielleicht zu unterſcheiden; alle waren ſtill, denn jeder hatte ſeine eigene Noth zu übertragen, ſie ſahen ein gränzenloſes Elend vor ſich.

Etwa in der Hälfte des Mittagmahles kam noch ein hübſcher junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Geſtalt, oder irgend ein Abzeichen, man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er ſetzte ſich ſtill gegen mir über, nachdem er den Wirth um ein Couvert begrüßt hatte, und ſpeiſte was man ihm nachholte und vorſetzte mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirth, der mir ins Ohr ſagte: Ihr Nachbar ſoll ſeine Zeche nicht theuer bezahlen! Ich begriff nichts von dieſen Worten, aber als der junge Mann ſich naherte und fragte: was er ſchuldig ſey? erwiederte der Wirth, nachdem er ſich flüchtig über die

Tafel umgeſchaut, die Zeche ſey ein Kopfſtuck. Der Fremde ſchien betreten und ſagte: das ſey wohl ein Irrthum, denn er habe nicht allein ein gutes Mittagseſſen gehabt, ſondern auch einen Schoppen Wein; das müſſe mehr betragen. Der Wirth antwortete darauf ganz ernſthaft: er pflege ſeine Rechnung ſelbſt zu machen und die Gaſte erlegten gerne, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte ſich beſcheiden und verwundert; ſogleich aber löſ'te mir der Wirth das Rathſel. Dieß iſt der erſte von dieſem vermaledeiten Volke, rief er aus, der ſchwarz Brod gegeſſen hat, das mußte ihm zu gute kommen.

In Duisburg wußt' ich einen einzigen alten Bekannten, den ich aufzuſuchen nicht verſaumte; Profeſſor Pleſſing war es, mit dem ſich vor vielen Jahren ein ſentimental-romanhaftes Verhaltniß anknüpfte, wovon ich hier das Nahere mittheilen will, da unſere Abendunterhaltung dadurch aus den unruhigſten Zeiten in die friedlichſten Tage verſetzt wurde.

Werther bei ſeinem Erſcheinen in Deutſchland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, ſondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Wahrend eines langen und glucklichen Friedens hatte ſich eine literariſch-aſthetiſche Ausbildung auf Deutſchem Grund und Boden, innerhalb der Nationalſprache, auf das ſchönſte entwickelt; doch geſellte ſich bald, weil der Bezug nur aufs Innere ging, eine gewiſſe Sentimentalitat hinzu, bei deren Urſprung und Fortgang man den Einfluß von Yorik Sterne nicht verkennen darf. Wenn auch ſein Geiſt nicht über den Deutſchen ſchwebte, ſo theilte ſich ſein Gefühl um deſto lebhafter mit. Es entſtand eine Art zartlich leidenſchaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoriſtiſche Ironie des Britten nicht gegeben war, in eine

Merkulo. Das iſt der Oberſte über des Prinzen Kriegsvolk, und die andern ſind junge Edelleute, militariſche Edelknaben meines gnädigſten Herrn, und loſe Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit Sich! Wollen Sie etwa eine Komedie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, dieſen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimniſſe wird, zu verlaſſen: allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reitze! Nur vor unheiligen fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Empfindungen; nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Sora. Sagen Sie uns um's Himmels willen, was ſoll die Laube?

Merkulo. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, können Sie einen großen Theil

leidige Selbstqualerei gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht und trachtete nach meiner Ueberzeugung andern hülfreich zu seyn; das aber war schwerer als man denken konnte, denn eigentlich kam es drauf an, einem jeden gegen sich selbst beizustehen, wo denn von aller Hülfe, wie sie uns die äußere Welt anbietet, es sey Erkenntniß, Belehrung, Beschäftigung, Begünstigung, die Rede gar nicht seyn konnte.

Hier müssen wir nun gar manche damals mit einwirkende Thätigkeiten stillschweigend übergehen, aber zu unseren Zwecken macht sich nöthig eines andern großen, für sich waltenden Bestrebens umständlicher zu gedenken.

Lavater's Physiognomik hatte dem sittlich geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte sich im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf einen jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte; da er aber nicht geschaffen war, irgend eine Abstraction methodisch zu suchen, so hielt er sich am einzelnen Falle, und also am Individuum.

Heinrich Lips, ein talentvoller junger Künstler, besonders geeignet zum Portrait, schloß sich fest an ihn, und sowohl zu Hause als auf der unternommenen Rheinreise kam er seinem Gönner nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, theils aus Heißhunger nach granzenloser Erfahrung, theils um so viel bedeutende Menschen als möglich an sein künftiges Werk zu gewöhnen und zu knupfen, alle Personen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz, es ward etwas mehr werth, aufgenommen in

einen ſo edlen Kreis, ſeine Eigenſchaften wurden durch den deutſamen Meiſter hervorgehoben, man glaubte ſich einander näher zu kennen; und ſo ergab ſich's aufs ſonderbarſte, daß mancher Einzelne in ſeinem perſönlichen Werth entſchieden hervortrat, der ſich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten geſehen.

Dieſe Wirkung war ſtärker und größer, als man ſie denken mag; ein jeder fühlte ſich berechtigt von ſich ſelbſt, als von einem abgeſchloſſenen, abgerundeten Weſen das beſte zu denken, und in ſeiner Einzelnheit vollſtändig gekräftigt, hielt er ſich auch wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Compler ſeines werthen Daſeyns mit aufzunehmen. Dergleichen Erfolg konnte ſich um ſo leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die beſondere individuelle Natur allein, ohne Rückſicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrſchen ſoll, zur Sprache kam; dagegen war das religioſe Element, worin Lavater ſchwebte, nicht hinreichend, eine ſich immer mehr entſcheidende Selbſtgefälligkeit zu mildern, ja es entſtand bei Frommgeſinnten daraus eher ein geiſtlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wohl zuvor that.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgerecht auffallend hervorging, war die Achtung der Individuen unter einander. Namhafte ältere Männer wurden, wo nicht perſönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wohl ein junger Mann ſich nur einigermaßen bedeutend hervorthun, ſo war alsbald der Wunſch nach perſönlicher Bekanntſchaft rege, in deren Ermangelung man ſich mit ſeinem Portrait begnügte; wobei denn die, mit Sorgfalt und gutem Geſchick, aufs genaueſte gezogenen Schattenriſſe willkommene Dienſte leiſteten. Jedermann war darin geübt, und kein Fremder zog vorüber, den

man nicht Abends an die Wand geschrieben hatte; die Storchschnabel durften nicht rasten.

Menschenkenntniß und Menschenliebe waren uns bei diesem Verfahren versprochen, wechselseitige Theilnahme hatte sich entwickelt, wechselseitiges Kennen und Erkennen aber wollte sich so schnell nicht entfalten; zu beiden Zwecken jedoch war die Thatigkeit sehr groß, und was in diesem Sinne von einem herrlich begabten jungen Fursten, von seiner wohlgesinnten, geistreich lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Forderniß nah und fern gewirkt ward, ware schön zu erzahlen, wenn es nicht löblich schiene, die Anfange bedeutender Zustände einem ehrwurdigen Dunkel anheim zu geben. Vielleicht sahen die Kotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahin nahm, wird in den spatesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer vorgesagtes in Gedanken festhalt, und sich davon durchdringt, wird nachstehendes Abenteuer, welches beide Theilnehmende unter dem Abendessen vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

Zu manchem andern, brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Halfte des Jahres 1777 von Wernigerode datirt, Pleßing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das wunderbarste was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen; man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Universitat gebildeten Mann, dem nun aber sein sammtlich gelerntes zu eigener, innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Styl gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum

Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnackigkeit, und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rathlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Mannern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren höheren Bildung entgegen zu gehen, auf dem ihrigen verharrend, sich nicht besser befanden, und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hangen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhafteren, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklarung drang, und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blatter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit jungen Mannern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fursten versammelte Weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht, ihre Beschaftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf das bange Klagen des Landvolks, im Eisenachischen unternommen,

der ich, als damaliger Gast, auch beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubniß nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wunderſamen geheimen Reiſeplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geſchäftsleuten ſondern auch von vielen am Ganzen theilnehmenden Weimarern, öfter den lebhaften Wunſch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinſten Begriffe von Bergbau allenfalls beſaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt, aber dieſen konnt' ich an irgend einem Gegenſtand nur durch unmittelbares Anſchauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich vor allen Dingen das Bergweſen in ſeinem ganzen Complex, und war' es auch nur flüchtig, mit Augen zu ſehen und mit dem Geiſte zu faſſen, denn alsdann nur konnt' ich hoffen in das Poſitive weiter einzudringen und mich mit dem Hiſtoriſchen zu befreunden. Deßhalb hatt' ich mir längſt eine Reiſe auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin dieſe Jahreszeit in Jagdluſt unter freiem Himmel zugebracht werden ſollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterweſen hatte überdieß in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, ſo war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Abſicht meinen wunderlichen Correſpondenten perſönlich zu ſehen und zu prüfen wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entſchluß hinzufügte.

Indem ſich nun die Jagdluſtigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel Harzreiſe im Winter ſo lange als Räthſel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düſtern und von Norden her ſich

heranwalzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen, und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefahrlichkeiten erst sehr spat in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet, es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen: die Commissarien der höchsten Höfe, hieß es, seyen schon lange hier beschaftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen, und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dieß nun glücklich vollendet sey, gäben sie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann mir den Bretterverschlag in der Wirthsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weißzuüberziehendes Ehebett einzuraumen. Er führte mich durch das weite hellerleuchtete Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sammtlichen munteren Gaste flüchtig beschaute.

Doch sie sammtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlucke die beste Gelegenheit, die seine Gäste zu belauschen, dem Wirthe selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Rathe, andere Theilnehmende, und dann immer so weiter, Secretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glucklich geendigtes, beschwerliches Geschaft schien eine Gleichheit aller thatig Theilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gaste

bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug es war ein fröhliches bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigenthümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dieß mir nach der düsterſten Nachtreise in den Harz hinein ergötzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurtheilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als sah' ich in einer Berghöhle wohlgemuthe Geister sich erlustigen.

Nach einer wohl durchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu, ich durchkroch sie, und betrachtete mir das fortwirkende Naturereigniß ganz genau. Schwarze Marmormassen aufgelöst, zu weißen krystallinischen Säulen und Flächen wieder hergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.

Wieder ans Tageslicht gelangt schrieb ich die nothwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn, die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel: Harzreise im Winter, die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad.
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Im Gaſthof zu Wernigerode angekommen ließ ich mich mit dem Kellner in ein Geſpräch ein, ich fand ihn als einen ſinnigen Menſchen, der ſeine ſtädtiſchen Mitgenoſſen ziemlich zu kennen ſchien. Ich ſagt' ihm darauf es ſey meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne beſondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Perſonen zu erkundigen, die ſich durch Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit auszeichneten; er möge

mir daher jemanden der Art nennen, dam. ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiederte ohne weiteres Bedenken der Kellner: es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Pleſſing gedient ſeyn, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe ſey er ſchon in Schulen ausgezeichnet worden, und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man ſeine finſtere Laune tadeln, und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen ſich aus der Geſellſchaft ausſchließe. Gegen Fremde ſey er zuvorkommend, wie Beiſpiele bekannt wären; wollte ich angemeldet ſeyn, ſo könne es ſogleich geſchehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war ſchon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeſchoſſes, wie man es in ſtädtiſchen Häuſern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt' ich bemerken, daß die Eltern etwa das Zimmer verlaſſen hatten, um dem unvermutheten Gaſte Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen, er glich ſeinem Briefe völlig, und ſo wie jenes Schreiben erregte er Intereſſe ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Geſpräch einzuleiten, erklärt' ich mich für einen Zeichenkünſtler von Gotha, der wegen Familienangelegenheiten in dieſer unfreundlichen Jahrszeit Schweſter und Schwager in Braunſchweig zu beſuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: da Sie ſo nahe an Weimar wohnen, ſo werden Sie doch auch dieſen Ort, der ſich ſo berühmt macht, öfters beſucht haben. Dieſes bejaht' ich ganz einfach und fing an von

Rath Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrath Bertuch und deſſen unermüdeter Thätigkeit zu ſprechen; ich vergaß weder Muſäus noch Jagemann, Capellmeiſter Wolf und einige Frauen, und bezeichnete den Kreis, den dieſe wackern Perſonen abſchloſſen und jeden Fremden willig und freundlich unter ſich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: warum nennen Sie denn Goethe nicht? Ich erwiederte daß ich dieſen auch wohl in gedachtem Kreiſe als willkommenen Gaſt geſehen und von ihm ſelbſt perſönlich als fremder Künſtler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu ſagen wiſſe, da er theils allein theils in andern Verhältniſſen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerkſamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungeſtüm, ich ſolle ihm das ſeltſame Individuum ſchildern, das ſo viel von ſich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht ſchwer wurde, da die ſeltſame Perſon in der ſeltſamſten Lage mir gegenwartig ſtand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensſagacität gegönnt geweſen, ſo konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm ſtehende Gaſt ſich ſelbſt ſchildere.

Er war einigemal im Zimmer auf und abgegangen, indeß die Magd hereintrat, eine Flaſche Wein und ſehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrod auf den Tiſch ſetzte; er ſchenkte beiden ein, ſtieß an und ſchluckte das Glas ſehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigtern Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber ſo viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles

des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindsamste Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach das ist ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondschein spatzieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da ist Eins zu bedauern, meine vortreffliche Damen! Mein Prinz ist von so zärtlichen, äußerst empfindsamen Nerven, daß er sich gar sehr vor der Luft, und vor schnellen Abwechslungen der Tageszeiten hüten muß. Freylich unter freyem Himmel kann man's nicht immer so temperirt haben, wie man wünscht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für höchst schädlich, den Duft des Mooses und der Quellen bey heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich! Die Ausdünstungen der Thäler, wie leicht geben die

entdecken muß. Dieſer Mann, wie Sie mir ihn beſchreiben, hatte mir doch antworten ſollen; ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geſchickt, ihm meine Zuſtände, meine Leiden geſchildert, ihn gebeten ſich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen, und nun ſind ſchon Monate verſtrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigſtens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein ſo unbegranztes Vertrauen wohl verdient.

Ich erwiederte darauf, daß ich ein ſolches Benehmen weder erklaren noch entſchuldigen könne, ſo viel wiſſe ich aber, aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger ſowohl ideeller als reeller Zudrang dieſen ſonſt wohlgeſinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außer Stand ſetze ſich zu bewegen, geſchweige zu wirken.

Sind wir zufällig ſo weit gekommen, ſprach er darauf mit einiger Faſſung, den Brief muß ich Ihnen vorleſen, und Sie ſollen urtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiederung verdiente.

Ich ging im Zimmer auf und ab die Vorleſung zu erwarten, ihrer Wirkung ſchon beinahe ganz gewiß, deßhalb nicht weiter nachdenkend, um mir ſelbſt in einem ſo zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun ſaß er gegen mir über und fing an die Blatter zu leſen, die ich in- und auswendig kannte und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Phyſiognomiſten überzeugt, ein lebendiges Weſen ſey in allem ſeinem Handeln und Betragen vollkommen übereinſtimmend mit ſich ſelbſt, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige ſich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Leſende paßte völlig zu dem Geleſenen, und wie dieſes früher in der Abweſenheit mich nicht anſprach, ſo war es nun auch mit der Gegenwart, man konnte zwar dem

jungen Mann eine Achtung nicht verſagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen ſo wunderlichen Weg geführt hatte: denn ein ernſtliches Wollen ſprach ſich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obſchon von den zärtlichſten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beſchränkte Selbſtigkeit that ſich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte fragte er mit Haſt, was ich dazu ſage, und ob ein ſolches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hatte?

Indeſſen war mir der bedauernswürdige Zuſtand dieſes jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen ſich durch Lectüre mannichfaltig ausgebildet, alle ſeine Kraft und Neigung aber nach Innen gewendet und ſich auf dieſe Weiſe, da er in der Tiefe ſeines Lebens kein productives Talent fand, ſo gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn ſogar Unterhaltung und Troſt, dergleichen uns aus der Beſchäftigung mit alten Sprachen ſo herrlich zu gewinnen offen ſteht, völlig abzugehen ſchien.

Da ich an mir und andern ſchon glücklich erprobt hatte, daß in ſolchem Fall eine raſche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre gränzenloſe Mannichfaltigkeit das beſte Heilmittel ſey, ſo wagt' ich alſobald den Verſuch es auch in dieſem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten.

Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie ſo viel Vertrauen geſetzt, gegen Sie ſtumm geblieben, denn ſeine jetzige Denkweiſe weicht zu ſehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte ſich mit Ihnen verſtändigen zu können. Ich habe ſelbſt einigen Unterhaltungen in jenem Kreiſe beigewohnt und behaupten hören: man werde

sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sey es als Gartner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde.

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfangt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landschaftsmaler, sagte ich, mußte dieß zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet. Damit ich mich nun aber nicht ins allgemeine verlöre, erzahlte ich, wie mir sogar diese nothgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu seyn, dauernden Genuß gewahrt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannichfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei

hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauſchenden, von des Boten Laterne zwiſchen Bergſchluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewäſſer und gelangte ſodann zur Baumannshöhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und verſicherte: der kurze Weg den er daran gewendet gereue ihn ganz eigentlich; ſie habe keineswegs dem Bilde ſich gleich geſtellt, das er in ſeiner Phantaſie entworfen. Nach dem vorhergegangenen konnten mich ſolche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müſſen, daß der Menſch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom ſeiner düſtern Einbildungskraft von ſich ablehnt. Eben ſo wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er ſich denn die Höhle vorgeſtellt habe, eine Beſchreibung machte, wie kaum der kühnſte Theatermaler den Vorhof des Plutoniſchen Reiches darzuſtellen gewagt hätte.

Ich verſuchte hierauf noch einige propadeutiſche Wendungen, als Verſuchsmittel einer zu unternehmenden Cur; ich ward aber mit der Verſicherung, es könne und ſolle ihm nichts in dieſer Welt genügen, ſo entſchieden abgewieſen, daß mein Innerſtes ſich zuſchloß und ich mein Gewiſſen, durch den beſchwerlichen Weg, im Bewußtſeyn des beſten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war ſchon ſpät geworden, als er mir den zweiten noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorleſen wollte, doch aber meine Entſchuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf Morgen zu Tiſche im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf Morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und ſo ſchieden wir

friedlich und schicklich; seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plaße mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternachtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen den jungen Mann nicht wieder zu sehen; in Gefolg dessen bestellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblattchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel gutes und wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte, welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes im grimmigen, mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messing-Hütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich dießmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wußte nicht wie viel Zeit vorüber gegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hatte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen

ſeyn. Ich erwartete nun einen ſeltſamen Erkennungs-Auftritt, allein er blieb hereintretend ganz ruhig und ſprach: ich bin nicht überraſcht Sie hier zu finden, die Handſchrift Ihres Billets rief mir ſo deutlich jene Züge wieder ins Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode ſcheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte jenen geheimnißvollen Reiſenden abermals hier zu finden.

Schon dieſer Eingang war erfreulich, und es eröffnete ſich ein trauliches Geſpräch, worin er mir ſeine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. In wiefern ſich ſeine inneren Zuſtände wirklich gebeſſert hatten, wißt' ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht ſo gar ſchlimm ausſehen, denn wir ſchieden nach mehreren Geſprächen friedlich und freundlich, nur daß ich ſein heftiges Begehren nach leidenſchaftlicher Freundſchaft und innigſter Verbindung nicht erwiedern konnte.

Noch eine Zeitlang unterhielten wir ein briefliches Verhältniß; ich kam in den Fall ihm einige reelle Dienſte zu leiſten, deren er ſich denn auch bei gegenwartiger Zuſammenkunft dankbar erinnerte, ſo wie denn überhaupt das Zurückſchauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewahrte. Er, nach wie vor immer nur mit ſich ſelbſt beſchaftigt, hatte viel zu erzahlen und mitzutheilen. Ihm war geglückt im Laufe der Jahre ſich den Rang eines geachteten Schriftſtellers zu erwerben, indem er die Geſchichte alterer Philoſophie ernſtlich behandelte, beſonders derjenigen die ſich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Anfange und Urzuſtande der Menſchen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir wie ſie herauskamen zuſendete, hatte ich freilich nicht geleſen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab was mich intereſſirte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich; er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versaumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet; zudem schienen seine ökonomischen Umstande nicht die besten, wenigstens erlaubte sein maßiges Einkommen ihm nicht sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung fruherer Verhaltnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mittheilung statt finden. Meine gegenwartige Art zu seyn konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merrem besuchte ich gleichfalls, dessen schöne naturhistorische Kenntnisse alsbald eine frohere Unterhaltung gewahrten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, schenkte mir sein Werk uber die Schlangen, und so ward ich aufmerksam auf seinen weitern Lebensgang, woraus mir mancher Nutzen erwuchs; denn das ist der höchst erfreuliche Vortheil von Reisen, daß einmal erkannte Persönlichkeiten und Localitaten unsern Antheil zeitlebens nicht loslassen.

Münster, November 1794.

Der Fürstin Gallitzin angemeldet hoffte ich gleich den behaglichsten Zustand; allein ich sollte noch vorher eine zeitgemaße Prüfung erdulden: denn auf der Fahrt von mancherlei Hindernissen aufgehalten, gelangte ich erst tief in der Nacht

zur Stadt. Ich hielt nicht für schicklich, durch einen solchen Ueberfall gleich beim Eintritt die Gastfreundschaft in diesem Grade zu prüfen; ich fuhr daher an einen Gasthof, wo mir aber Zimmer und Bette durchaus versagt wurde; die Emigrirten hatten sich in Masse auch hierher geworfen und jeden Winkel gefüllt. Unter diesen Umständen bedachte ich mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirthsstube hin, immer noch bequemer als vor kurzem, da beim dichtesten Regenwetter von Dach und Fach nichts zu finden war.

Auf diese geringe Entbehrung erfuhr ich den andern Morgen das allerbeste. Die Fürstin ging mir entgegen, ich fand in ihrem Hause zu meiner Aufnahme alles vorbereitet. Das Verhaltniß von meiner Seite war rein, ich kannte die Glieder des Cirkels früher genugsam, ich wußte, daß ich in einen frommen sittlichen Kreis hereintrat und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und nicht beschränkend.

Die Fürstin hatte uns vor Jahren in Weimar besucht, mit von Fürstenberg und Hemsterhuis; auch ihre Kinder waren von der Gesellschaft; damals verglich man sich schon über gewisse Punkte und schied, einiges zugebend, anderes duldend, im besten Vernehmen. Sie war eines der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualitat nicht in Verbindung, so wie im Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Von Fürstenberg und Hemsterhuis, zwei vorzügliche Manner, begleiteten sie treulich, und in einer solchen Gesellschaft war das Gute so wie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend. Letzterer war indessen gestorben,

jener nunmehr um so viel Jahre alter, immer derselbe verständige, edle, ruhige Mann; und welche sonderbare Stellung in der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe den Fürstenthron zu besteigen.

Die ersten Unterhaltungen, nachdem das persönliche Andenken früherer Zeit sich ausgesprochen hatte, wandten sich auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens mir bald in die Augen schien.

Seine großen unvergleichlichen Eigenschaften gaben zu herrlichen Betrachtungen Anlaß; seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen; der Mann der diesem endlich erwählten Kreise so bedeutend und erfreulich gewesen, ward im Tode den Freunden einigermaßen unbequem; man mochte sich über sein Begräbniß entscheiden wie man wollte, so war es außer der Regel.

Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten; sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt seyn müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseau'scher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfaltigen Wahren wollte man in allem zurückkehren, Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Dießmal hatte ich die Tochter kaum wieder gekannt; sie war gewachsen und stammiger geworden, ich fand sie verständig, liebenswerth, haushälterisch, dem halbklösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das

ewige Künftige hatten ſie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen laſſen, heilig betheuernd zuſagt und verſpricht.

Aber als die ſchönſte Vermittelung zwiſchen beiden Welten entſproßte Wohlthätigkeit, die mildeſte Wirkung einer ernſten Ascetik; das Leben füllte ſich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügſamkeit ſprach ſich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung ſelbſt aber, Hausrath und alles deſſen man ſonſt benöthigt iſt, erſchien weder elegant noch koſtbar; es ſah eben aus, als wenn man anſtändig zur Miethe wohne. Eben dieß galt von Fürſtenberg's häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palaſt, aber einen fremden, den er ſeinen Kindern nicht hinterlaſſen ſollte. Und ſo bewies er ſich in allem ſehr einfach, mäßig, genügſam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verſchmähend, ſo wie die Fürſtin auch. Innerhalb dieſes Elementes bewegte ſich die geiſtreichſte herzlichſte Unterhaltung, ernſthaft, durch Philoſophie vermittelt, heiter durch Kunſt, und wenn man bei jener ſelten von gleichen Principien ausgeht, ſo freut man ſich bei dieſer meiſt Uebereinſtimmung zu finden.

Hemſterhuis, Niederländer, fein geſinnt, zu den Alten von Jugend auf gebildet, hatte ſein Leben der Fürſtin gewidmet, ſo wie ſeine Schriften, die durchaus von wechſelſeitigem Vertrauen und gleichem Bildungsgange das unverwüſtlichſte Zeugniß ablegen.

Mit eigener ſcharfſinniger Zartheit wurde dieſer ſchätzenswerthe Mann dem geiſtig Sittlichen, ſo wie dem ſinnlich Aeſthetiſchen unermüdet nachzuſtreben geleitet. Muß man von jenem ſich durchdringen, ſo ſoll man von dieſem immer

einen Schnupfen! Und in den ſchönſten, wärmſten Mondnachten ſind die Mücken juſt am unerträglichſten. Hat man ſich auf dem Raſen ſeinen Gedanken überlaſſen, gleich ſind die Kleider voll Ameiſen, und die zärtlichſte Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne geſtört. Der Prinz hat durch ſeine Akademien Preiſe ausgeſetzt, um zu erfahren, ob dieſen Beſchwerden, zum Beſten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es ſind auch verſchiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber iſt bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden ſollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmliſchen Entzückungen aufgefahren iſt, erinnert einen das leidige Gezieſer mit ſeinen Stacheln und krabligen Füßen gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwiſchen, meine ſchöne Damen, hat der Prinz, der ſeinen Genuß we-

umgeben ſeyn; daher iſt für einen Privatmann, der ſich nicht in großen Räumen ergehen und ſelbſt auf Reiſen einen gewohnten Kunſtgenuß nicht entbehren kann, eine Sammlung geſchnittener Steine höchſt wünſchenswerth; ihn begleitet überall das Erfreulichſte, ein belehrendes koſtbares ohne Beläſtigung, und er genießt ununterbrochen des edelſten Beſitzes.

Um aber dergleichen zu erlangen, iſt nicht genug daß man wolle; zum Vollbringen gehört, außer dem Vermögen, vor allen Dingen Gelegenheit. Unſer Freund entbehrte dieſer nicht; auf der Scheide von Holland und England wohnend, die fortdauernde Handelsbewegung, die darin auch hin- und herwogenden Kunſtſchätze beobachtend, gelangte er nach und nach durch Kauf- und Tauſchverſuche zu einer ſchönen Sammlung von etwa ſiebenzig Stücken, wobei ihm Rath und Belehrung des trefflichen Steinſchneiders Natter für die höchſte Beihülfe galt.

Dieſe Sammlung hatte die Fürſtin zum größten Theile entſtehen ſehen, Einſicht, Geſchmack und Liebe daran gewonnen, und beſaß ſie nun als Nachlaß eines abgeſchiedenen Freundes, der in dieſen Schätzen immer als gegenwärtig erſchien.

Hemſterhuis Philoſophie, die Fundamente derſelben, ſeinen Ideengang konnt' ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich ſie in meine Sprache überſetzte. Das Schöne und das an demſelben Erfreuliche ſey, ſo ſprach er ſich aus, wenn wir die größte Menge von Vorſtellungen in Einem Moment bequem erblicken und faſſen; ich aber mußte ſagen: das Schöne ſey, wenn wir das geſetzmäßig Lebendige in ſeiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit ſchauen, wodurch wir zur Reproduction gereizt uns gleichfalls lebendig und in

höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet ist eins und ebendasselbe gesagt, nur von verschiedenen Menschen ausgesprochen, und ich enthalte mich mehr zu sagen; denn das Schöne ist nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche aus einer Stockung entstehend, selbst stocken macht und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den Brief über die Sculptur hiernach meinem Sinne gemäß zu deuten; ferner schien mir das Büchlein uber das Begehren auf diesem Wege klar: denn wenn das heftig verlangte Schöne in unsern Besitz kommt, so halt es nicht immer im Einzelnen was es im Ganzen versprach, und so ist es offenbar, daß dasjenige was uns als Ganzes aufregte, im Einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Diese Betrachtungen waren um so bedeutender, als die Fürstin ihren Freund heftig nach Kunstwerken verlangen aber im Besitz erkalten gesehen, was er so scharfsinnig und liebenswürdig in obgemeldetem Büchlein ausgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterschied zu bedenken, ob der Gegenstand des fur ihn empfundenen Enthusiasmus würdig sey; ist er es, so muß Freude und Bewunderung immer daran wachsen, sich stets erneuen; ist er es nicht ganz, so geht das Thermometer um einige Grade zurück und man gewinnt an Einsicht, was man an Vorurtheil verlor. Deßhalb es wohl ganz richtig ist, daß man Kunstwerke kaufen müsse, um sie kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Werth festgestellt werde. Indessen muß auch hier Sehnsucht und Befriedigung in einem pulsirenden Leben mit einander abwechseln, sich gegenseitig ergreifen und loslassen, damit der einmal Betrogene nicht aufhöre zu begehren.

Wie empfänglich die Societat, in der ich mich befand, für solche Gespräche seyn mochte, wird derjenige am besten

beurtheilen der von Hemsterhuis Werken Kenntniß genommen hat, welche, in diesem Kreise entsprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geschnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren war mehrmals höchst erfreulich; und man mußte dieß gewiß als einen der sonderbarsten Fälle ansehen, daß gerade die Blüthe des Heidenthums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgeschätzt werden sollte. Ich versäumte nicht die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegen sprangen. Auch hier durfte man sich nicht verläugnen, daß Nachahmung großer würdiger älterer Werke, die für uns ewig verloren waren, in diesen engen Räumen juwelenhaft aufgehoben worden, und es fehlte fast an keiner Art. Der tüchtigste Hercules mit Epheu bekränzt durfte seinen kolossalen Ursprung nicht verläugnen; ein ernstes Meduſenhaupt, ein Bacchus, der ehemals im Mediceischen Cabinet verwahrt worden, allerliebste Opfer und Bacchanalien, und zu allem diesem die schätzbarsten Portraite von bekannten und unbekannten Personen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden.

Aus solchen Gesprächen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen sich ins Abstruse zu verlieren, schien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiosen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste schrieb ich nachstehendes Gedicht augenblicklich nieder:

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling der Pſychen verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach, und die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben,
Und der verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in holder Muſen Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

Mit dieſem allegoriſchen Glaubensbekenntniß ſchien man nicht ganz unzufrieden; indeſſen blieb es auf ſich ſelbſt beruhen, und beide Theile machten ſich's zur Pflicht von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinſam wäre und zu wechſelſeitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerſtreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geſchnittenen Steine als ein herrliches Mittelglied eingeſchoben werden, wenn die Unterhaltung irgend lückenhaft zu werden drohte. Ich von meiner Seite konnte freilich nur das Poetiſche ſchätzen, das Motiv ſelbſt, Compoſition, Darſtellung überhaupt beurtheilen und rühmen, dagegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen anzuſtellen gewohnt waren. Denn es iſt für den Liebhaber, der ſolche Kleinodien anſchaffen, den Beſitz zu einer würdigen Sammlung erheben will, nicht genug zur Sicherheit ſeines Erwerbs, daß er Geiſt und Sinn der köſtlichen Kunſtarbeit einſehe und ſich daran ergötze, ſondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu Hülfe rufen, die für den, der nicht ſelbſt techniſcher Künſtler im gleichen Fache iſt, höchſt ſchwierig ſeyn möchten. Hemſterhuis hatte mit ſeinem Freunde

Natter viele Jahre darüber correspondirt, wovon sich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier kam nun erst die Steinart selbst zur Sprache in welche gearbeitet worden, indem man sich der einen in frühern, der andern in folgenden Zeiten bedient; sodann war vor allen Dingen eine größere Ausführlichkeit im Auge zu halten, wo man auf bedeutende Zeiten schließen konnte, so wie flüchtige Arbeit bald auf Geist, theils auf Unfähigkeit theils auf Leichtsinn hindeutete, frühere oder spätere Epochen zu erkennen gab. Besonders legte man großen Werth auf die Politur vertiefter Stellen und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugniß der besten Zeiten zu sehen. Ob aber ein geschnittener Stein entschieden antik oder neu sey, darüber wußte man keine festen Kriterien anzugeben; Freund Hemsterhuis habe selbst nur mit Bestimmung jenes trefflichen Kunstlers sich über diesen Punkt zu beruhigen gewußt.

Ich konnte nicht verbergen, daß ich hier in ein ganz frisches Feld gerathe, wo ich mich höchst bedeutend angesprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedauere, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeschnitten sehe, meine Augen sowohl als den innern Sinn auch auf diese Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem solchen Anlasse äußerte sich die Fürstin heiter und einfach: sie sey geneigt mir die Sammlung mitzugeben, damit ich solche zu Hause mit Freunden und Kennern studiren und mich in diesem bedeutenden Zweige der bildenden Kunst, mit Zuziehung von Schwefel- und Glaspasten, umsehen und bestarken möchte. Dieses Anerbieten, das ich für kein leeres Compliment halten durfte und für mich höchst reizend war, lehnt' ich jedoch dankbarlichst ab; und ich gestehe, daß mir im Innern die Art, wie dieser Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Kastchen, einer allein,

zwei, drei wie es der Zufall gegeben hatte, neben einander gesteckt; es war unmöglich beim Vorzeigen am Ende zu bemerken ob wohl einer fehle; wie denn die Fürstin selbst gestand, daß einst in der besten Gesellschaft ein Hercules abhanden gekommen, den man erst späterhin vermißt habe. Sodann schien es bedenklich genug in gegenwärtiger Zeit sich mit einem solchen Werth zu beschweren und eine höchst bedeutende ängstliche Verantwortung zu übernehmen. Ich suchte daher mit der freundlichsten Dankbarkeit die schicklichsten ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einrede die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen schien, indem ich nun um desto eifriger die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände, insofern es sich nur einigermaßen schicken wollte, zu lenken suchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für sie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genöthigt einige Rechenschaft zu geben. Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung, welche beinahe wie Befremden aussah, hie und da gehört habe, wie ich der Physiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre studire, wovon sich doch schwerlich irgend eine Beihülfe zu Beurtheilung der Gesichtszüge des Menschen hoffen lasse. Nun mocht' ich wohl bei einigen Freunden das für einen Dichter ganz unschicklich gehaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen und einigermaßen einzuleiten, geäußert haben, ich sey, wie es denn wirklich auch an dem war, durch Lavater's Physiognomik in dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung daß Muskel- und Hautgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen inneren Knochengebilde durchaus

anhängen müſſe, getrieben, mehrere Thierſchädel in ſein Werk abbilden zu laſſen, und ſelbige mir zu einem flüchtigen Commentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig hievon wiederholen oder in demſelben Sinne zu Gunſten meines Verfahrens aufbringen wollte, konnte mir wenig helfen, indem zu jener Zeit ein ſolcher wiſſenſchaftlicher Grund allzuweit ablag und man, im augenblicklichen geſelligen Leben befangen, nur den beweglichen Geſichtszügen, und vielleicht gar nur in leidenſchaftlichen Momenten, eine gewiſſe Bedeutung zugeſtand, ohne zu bedenken, daß hier nicht etwa bloß ein regelloſer Schein wirken könne, ſondern daß das Aeußere, Bewegliche, Veränderliche als ein wichtiges bedeutendes Reſultat eines innern entſchiedenen Lebens betrachtet werden müſſe.

Glücklicher als in dieſen Vorträgen, war ich in Unterhaltung größerer Geſellſchaft; geiſtliche Männer von Sinn und Verſtand, heranſtrebende Jünglinge, wohlgeſtaltet und wohlerzogen, an Geiſt und Geſinnung viel verſprechend, waren gegenwartig. Hier wählte ich unaufgefordert die Römiſchen Kirchenfeſte, Charwoche und Oſtern, Frohnleichnam und Peter Paul; ſodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere Theil nehmen. Dieſe Feſte waren mir damals nach allen charakteriſtiſchen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig, denn ich ging darauf aus, ein Römiſches Jahr zu ſchreiben, den Verlauf geiſtlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; daher ich denn auch ſogleich jene Feſte nach einem reinen directen Eindruck darzuſtellen im Stande, meinen katholiſchen frommen Cirkel mit meinen vorgeführten Bildern eben ſo zufrieden ſah, als die Weltkinder mit dem Carneval. Ja einer von den gegenwärtigen, mit den Geſammtverhältniſſen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt: ob ich denn wirklich katholiſch ſey? Als die Fürſtin mir dieſes

erzählte', eröffnete ſie mir noch ein anderes; man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geſchrieben, ſie ſolle ſich vor mir in Acht nehmen, ich wiſſe mich ſo fromm zu ſtellen, daß man mich für religiös, ja für katholiſch halten könne.

Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, rief ich aus, ich ſtelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte, mir fallt nicht ſchwer mit einem klaren unſchuldigen Blick alle Zuſtände zu beachten, und ſie wieder auch eben ſo rein darzuſtellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch ſich dünkelhafte Menſchen nach eigener Sinnesweiſe an dem Gegenſtand verſündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widerſteht, davon wend' ich den Blick weg, aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in ſeiner Eigenthümlichkeit erkennen; da zeigt ſich denn meiſt, daß die andern eben ſo recht haben nach ihrer eigenthümlichen Art und Weiſe zu exiſtiren, als ich nach der meinigen. Hiedurch war man denn auch wegen dieſes Punkts aufgeklart, und eine, freilich keineswegs zu lobende, heimliche Einmiſchung in unſere Verhaltniſſe hatte gerade im Gegentheil, wie ſie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer ſolchen zarten Umgebung war' es nicht möglich geweſen herb' oder unfreundlich zu ſeyn, im Gegentheil fühlt' ich mich milder als ſeit langer Zeit, und es hatte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem ſchrecklichen Kriegs- und Fluchtweſen endlich wieder fromme menſchliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer ſo edlen guten, ſittlich frohen Geſellſchaft war ich jedoch in einem Punkte ungefällig, ohne daß ich ſelbſt weiß wie es zugegangen iſt. Ich war wegen eines glücklichen freien bedeutenden Vorleſens berühmt, man wünſchte mich zu hören, und da man wußte, daß ich die Luiſe von Voß, wie ſie im

Novemberheft des Merkur 1781 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und sie gerne vortrug, spielte man darauf an ohne zudringlich zu seyn; man legte das Merkurstück unter den Spiegel, und ließ mich gewahren. Und nun wüßt' ich nicht zu sagen, was mich abhielt; mir war wie Sinn und Lippe versiegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entschließen, eine Pause des Gesprachs zu meiner und der Andern Freude zu nutzen; die Zeit ging hin und ich wundere mich noch über diese unerklarliche Verstocktheit.

Der Tag des Abschieds nahete heran, man mußte doch sich einmal trennen. Nun, sagte die Furstin, hier gilt keine Widerrede, Sie müssen die geschnittenen Steine mitnehmen, ich verlange es. Als ich aber meine Weigerung auf das höflichste und freundlichste fortbehauptete, sagte sie zuletzt: so muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen Ihnen diesen Schatz anzuvertrauen, und eben deßwegen will ich, muß ich es thun; man hat mir vorgestellt, daß ich Sie doch auf diesen Grad nicht kenne, um auch in einem solchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu seyn. Darauf habe ich, fuhr sie fort, erwiedert: glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sey, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen. Ich konnte nun weiter nichts erwiedern, indem sie durch eine solche Aeußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte. Jedes übrige Hinderniß räumte sie weg; vorhandene Schwefelabgüsse, katalogirt, waren zu Controlle, sollte sie nöthig befinden werden, in einem saubern Kastchen mit den Originalen eingepackt, und ein sehr kleiner Raum faßte die leicht transportablen Schätze.

So nahmen wir treulichen Abschied, ohne jedoch sogleich

zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setzte sich zu mir im Wagen, der übrige folgte. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier doch dort wieder zu sehen.

Diese Abschiedsformel wohldenkender freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, noch zuwider, ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern, und sonst meist von wohlwollenden mir freundlichst zugethanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben, und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.

Durch Vorsorge, auf Anregung der edlen Freundin, ward ich von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und höchst nothwendig war. Denn ich hatte bei schöner freundschaftlicher friedlicher Unterhaltung vergessen, daß Kriegesflucht mir nachstürme; und leider fand ich unterwegs die Schaar der Emigrirten, die sich immer weiter nach Deutschland hineindrangte, und gegen welche die Postillone eben so wenig als am Rhein günstig gesinnt waren. War oft kein gebahnter Weg, man fuhr bald büben, bald drüben, begegnete und kreuzte sich. Heidegebüsch und Gesträuche, Wurzelstümpfen, Sand, Moor und Pfützen, eins so unbequem und unerfreulich wie das andere. Auch ohne Leidenschaftlichkeit ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb stecken, Paul sprang geschwind herab

der verschoben noch unterbrochen haben will, den Entschluß gefaßt, durch tüchtige Künstler sich eine Welt in der Stube zu verschaffen. Sein Schloß ist daher auf die angenehmste Weise ausgeziert, seine Zimmer gleichen Lauben, seine Säle Wäldern, seine Cabinette Grotten, so schön und schöner als in der Natur; und dabey alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern und Ressorts nur geben können.

Sora. Das muß scharmant seyn!

Merkulo. Und weil der Prinz so sehr dran gewohnt ist, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat: so haben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unsern Zügen überall mit herumführen. Unser Hof-Etat ist mit einem sehr geschickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeister, Directeur de la nature, gegeben haben. Dieser hat eine große Anzahl von Künstlern unter sich. Ein würdiger Schüler von ihm ist dieser Mann hier, der unsere Natur auf der Reise besorgt, und den ich die Ehre habe Ih-

und zu Hulfe; er glaubte die ſchönen Franzöſinnen, die er in Düſſeldorf in den traurigſten Umſtänden wieder angetroffen, ſeyen abermals im Falle ſeines Beiſtandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wieder gefunden, und war, in dem Strudel des Unheils mit fortgeriſſen und geangſtigt, endlich über den Rhein geworfen worden.

Hier aber in dieſer Wüſte erſchien ſie nicht; einige alte ehrwurdige Damen forderten unſere Theilnahme. Als aber unſer Poſtillon halten und mit ſeinen Pferden dem dortigen Wagen zu Hülfe kommen ſollte, weigerte er ſich trotzig und ſagte: wir ſollten nur zu unſerm eignen, mit Silber und Gold genugſam beſchwerten Wagen ernſtlich ſehen, damit wir nicht etwa ſtecken blieben, oder umgeworfen würden; denn ob er es gleich mit uns redlich meine, ſo ſtand' er doch in dieſer Wuſteney für nichts.

Glucklicherweiſe, unſer Gewiſſen zu beſchwichtigen, hatte ſich eine Anzahl Weſtphaliſcher Bauern um jenen Wagen verſammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unſerm Fuhrwerk war freilich das Eiſen das ſchwerſte, und der koſtbare Schatz den wir mit uns führten ſo leicht, um in einer leichten Chaiſe nicht bemerkt zu werden. Wie lebhaft wunſcht' ich mir mein Böhmiſches Wagelchen herbei! Gleichwohl gab mir jenes Vorurtheil, welches wichtige Schatze bei uns vorausſetzte, doch immer eine Art von Unruhe. Wir hatten bemerkt daß ein Poſtillon dem andern die Notiz von Ueberſchwere des Wagens und die Vermuthung von Geld und Koſtbarkeiten jederzeit überlieferte. Nun aber wurden wir wegen vorausgeſchickter Poſtzettel, deren richtige Stunde wir ohnehin des ſchlechten Wetters wegen nicht einhielten, auf jeder Station eilig vorwarts gedrängt und ganz eigentlich in

die Nacht hinausgestoßen, da uns denn wirklich der bängliche Fall begegnete, daß der Postillon in düsterer Nacht schwur, er könne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einsamen Waldwohnung stille hielt, deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schaudern erregen können. Der Tag, selbst der grausie, war dagegen erquicklich; man rief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor kurzem so trauliche Stunden zugebracht; man musterte sie mit Achtung und Liebe, belehrte sich an ihren Eigenheiten und erbaute sich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder hereinbrach, da fühlte man sich schon wieder von allen Sorgen umstrickt in einem kummervollen Zustand. Wie düster aber auch in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken mochten gewesen seyn, so wurden sie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel hineinfuhr. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseyns, die Wohlhabigkeit eines jeden Einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung, und die behaglichen Anstalten zu Aufnahme der Fremden. Diese Heiterkeit jedoch ward mir für einige Zeit gestört, als ich auf dem prächtigen tageshellen Königsplatze an dem wohlbekannten Gasthofe anfuhr; der anmeldende Diener kehrte zurück mit der Erklärung: es sey kein Platz zu finden. Als ich aber nicht weichen wollte, trat ein Kellner sehr höflich an den Schlag und bat in schönen französischen Phrasen um Entschuldigung, da es nicht möglich sey mich aufzunehmen. Ich erwiederte darauf in gutem Deutsch: wie ich mich wundern müsse, daß in einem so großen Gebäude, dessen Raum ich gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle. Sie sind ein

Deutscher, rief er aus, das ist ein anderes! und sogleich ließ er den Postillon in das Hofthor hereinfahren. Als er mir ein schickliches Zimmer angewiesen versetzte er: er sey fest entschlossen keinen Emigrirten mehr aufzunehmen. Ihr Betragen sey höchst anmaßend, die Bezahlung knauserig; denn mitten in ihrem Elend, da sie nicht wußten wo sie sich hinwenden sollten, betrügen sie sich noch immer als hätten sie von einem eroberten Lande Besitz genommen. So schied ich nun in gutem Frieden und fand auf dem Wege nach Eisenach weniger Zudrang der so häufig und unversehens herangetriebenen Gaste.

Meine Ankunft in Weimar sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.

Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar, ohne daß mir die Freude ganz versagt gewesen wäre, bei dem Ausbau mit und einzuwirken. Die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzahlen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen worin wir, die sie in paradiesischen Zustanden glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kampfen hatten. Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehörte, und an allem Belehrenden so wie an allem Wirksamen kraftigen Antheil nahm.

Das Weimarische Theater bestand seit dem Mai 1791; es hatte sowohl den Sommer genannten Jahres als auch den

des laufenden in Lauchstädt zugebracht und sich durch Wiederholung damals gangbarer meist bedeutender Stücke schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Bellomo'schen Gesellschaft, also schon aneinander gewöhnter Personen, gab den Grund, andere theils schon brauchbare, theils vielversprechende Glieder füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke.

Man kann sagen daß es damals noch ein Schauspielerhandwerk gab, wodurch befähigt sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, besonders wenn man so glücklich war für die Recitation Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen; und so konnte das Publicum für den Anfang gar wohl zufrieden seyn. Da ich Theil an der Direction genommen, so war es mir eine unterhaltende Beschäftigung gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter geführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit andern und Routine hervorgehen konnte, allein es fehlte durchaus an dem was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erst zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poesie gelangen kann. Da ich auf diesen Gegenstand zurückzukehren gedenke und ihn vorläufig nicht gern zerstückeln möchte, so sage ich nur so viel: daß ich eben jene Technik, welche sich alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen suchte, und das was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein allgemeines hinzuweisen, beobachten ließ.

Was mir bei diesem Unternehmen aber besonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Conversationston, der zwar höchst lobenswerth und erfreulich ist, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber wenn ein jeder glaubt nur sein

eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten. Ich aber benutzte diesen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zufrieden seyn konnte, wenn das angeborne Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegen führen zu lassen. Doch darf ich hievon nicht weiter sprechen, weil, was gethan und geleistet worden, sich erst nach und nach aus sich selbst entwickelte, und also historisch dargestellt werden müßte.

Umstände jedoch, die für das neue Theater sich höchst günstig hervorthaten, muß ich kürzlich anführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer besten Zeit, ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich rechtliches Behagen, die andern gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet; beide Gesinnungen waren dem Tage gemäß und erhielten freudige Theilnahme: mehrere noch als Manuscript ergötzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den sie mit sich brachten. Schröder, Babo, Ziegler, glücklich energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Bretzner und Jünger, ebenfalls gleichzeitig, gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum. Hagemann und Hagemeister, Talente die sich auf die Länge nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu geschaut und willkommen. Diese lebendige sich im Cirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakspeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, nur Neues zum nächsten Verlust einzustudiren, man war sorgfältig in der Wahl und bereitete schon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne der uns diese Anstalt gründen half, müssen wir eine dankbare Erinnerung

nicht ſchuldig bleiben. Es war F. J. Fiſcher, ein Schauſpieler in Jahren, der ſein Handwerk verſtand, mäßig, ohne Leidenſchaft, mit ſeinem Zuſtande zufrieden, ſich mit einem beſchrankten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauſpieler von Prag mit, die in ſeinem Sinne wirkten, und wußte die einheimiſchen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede ſich über das Ganze verbreitete.

Was die Oper anlangt ſo kamen uns die Dittersdorfiſchen Arbeiten auf das Beſte zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürſtliches Privat-Theater gearbeitet, wodurch ſeinen Productionen eine gewiſſe leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu gute kam, weil wir unſer neues Theater als eine Liebhaber-Bühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmiſchen und proſaiſchen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihn dem Oberſächſiſchen Geſchmack mehr anzueignen; und ſo gewann dieſe leichte Waare Beifall und Abgang.

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemühten ſich die leichteren Italiäniſchen Opern jener Zeit, von Paiſiello, Cimaroſa, Guglielmi und andern herüber zu führen, wo denn zuletzt auch Mozart's Geiſt einzuwirken anfing. Denke man ſich daß von dieſem allem wenig bekannt, gar nichts abgebraucht war, ſo wird man geſtehen daß die Anfange des Weimariſchen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des Deutſchen Theaters überhaupt oder zugleich eintraten und Vortheile genoſſen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung aus ſich ſelbſt den reinſten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Genuß und Studium der anvertrauten Gemmenſammlung vorzubereiten und zu ſichern, ließ ich gleich zwei zierliche Ringkaſtchen verfertigen, worin die Steine mit einem Blick überſehbar neben einander ſtanden, ſo daß irgend

eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre; worauf alsdann Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl verfertigt und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rathe gezogen. Wir bemerkten wohl daß hier für uns das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sey; wie groß aber die Vergünstigung der Freundin gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sey deßhalb hier eingeschaltet, weil wir wohl schwerlich unsere Aufmerksamkeit sobald wieder auf diesen Punkt wenden dürften.

Aus innern Gründen der Kunst sahen sich die Weimarischen Freunde berechtigt, wo nicht alle, doch bei weitem die größte Anzahl dieser geschnittenen Steine für ächt antike Kunstdenkmale zu halten, und zwar fanden sich mehrere darunter welche zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten sich dadurch aus, daß sie als wirklich identisch mit ältern Schwefelpasten angesehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darstellung mit andern antiken Gemmen zusammentraf, die aber deßwegen immer noch für ächt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorstellungen vor, und man würde sehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Copien anzusprechen.

Immer müssen wir dabei die edle Kunsttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenstands nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künstler hielten sich für Original genug, wenn sie einen originellen Gedanken aufzufassen und ihn auf ihre Weise wieder darzustellen Fähigkeit und Fertigkeit empfanden. Mehrere Steine zeigten sich auch mit eingeschnittenen

Künſtler-Namen, worauf man ſeit Jahren großen Werth gelegt hatte. Eine ſolche Zuthat iſt wohl immer merkwürdig genug, doch bleibt ſie meiſt problematiſch, denn es iſt möglich daß der Stein alt und der Name neu eingeſchnitten ſey, um dem vortrefflichen noch einen Beiwerth zu verleihen.

Ob wir uns nun gleich hier wie billig alles Katalogirens enthalten, da Beſchreibung ſolcher Kunſtwerke ohne Nachbildung wenig Begriff giebt, ſo unterlaſſen wir doch nicht von den vorzüglichſten einige allgemeine Andeutungen zu geben.

Kopf des Hercules. Bewunderungswürdig in Betracht des edeln freien Geſchmacks der Arbeit und noch mehr zu bewundern in Hinſicht auf die herrlichen Idealformen, welche mit keinem der bekannten Herculesköpfe ganz genau übereinkommen, und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieſes köſtlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Bruſtbild des Bacchus. Arbeit, wie auf den Stein gehaucht, und in Hinſicht auf die idealen Formen eines der edelſten antiken Werke. Es finden ſich in verſchiedenen Sammlungen mehrere dieſem ähnliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erinnern, ſowohl hoch als tief geſchnitten; doch iſt uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Compoſition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine umgeſtürzte Leier, deren Hörner zwei Delphine darſtellen, der Körper, oder wenn man will der Fuß, Amors Haupt mit Roſen begränzt; zu derſelben iſt Bacchus Panther, in der Vorderpfote den Thyrſusſtab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieſes Steins befriedigt den Kenner, und

wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls seine Rechnung finden.

Maske mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Epheuranke umschlingt die kahle Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der allervorzüglichsten seyn, und eben so schätzbar ist auch

Eine andere Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus tränket den Amor. Eine der lieblichsten Gruppen die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geschnitten; ein Werk welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Pasten-Sammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst, und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung desselben finden unsere Leser vor dem Voß'schen Programm zu der Jenaischen A. L. Z. 1804 IV. Band.

Behelmter Kopf im Profil, mit großem Bart. Vielleicht ist's eine Maske; indessen hat sie im geringsten nichts Carricaturartiges, sondern ein gedrungenes, heldenmäßiges Angesicht und ist vortrefflich gearbeitet.

Homer, als Herme, fast ganz von vorne dargestellt und sehr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier junger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greisenalters; daher dieses Werk nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch des Gegenstandes wegen schätzbar ist.

In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes

mit langem Bart und Haaren angetroffen, der (jedoch ohne daß Gründe dafür angegeben werden) das Bildniß des Ariſtophanes ſeyn ſoll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem ſich unterſcheidender Kopf iſt in unſerer Sammlung anzutreffen, und in der That eins der beſten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten iſt vermuthlich über den Augenbraunen abgebrochen gefunden, und in neuerer Zeit wieder zum Ringſtein zugeſchliffen worden. Großartiger und lebenvoller haben wir nie menſchliche Geſtalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargeſtellt geſehen, ſelten den Fall, wo der Künſtler ein ſo unbeſchränktes Vermögen zeigte. Von ähnlichem Gehalt iſt auch

Der ebenfalls unbekannte Portraitkopf mit übergezogener Löwenhaut; derſelbe war auch ſo wie der vorige über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende iſt mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes von gedrungenem kräftigem Charakter mit kurzgeſchornen Haaren. Außerordentlich geiſtreich und meiſterhaft gearbeitet; beſonders iſt die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art.

Männlicher Kopf oder Bruſtbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es iſt ein geiſtreicher, kräftiger Ausdruck in dieſem Werk, und Züge, wie man gewohnt iſt dem Julius Cäſar zuzuſchreiben.

Männlicher Kopf ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bei Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerordentlich viel Wahrheit und Charakter iſt in dieſem Geſicht, und kein Zweifel, daß die Arbeit acht alt und aus den Zeiten der erſten Römiſchen Kaiſer ſey.

nen in dieſer Qualität zu präſentiren. Was uns allein noch abgeht, das ſind die kühlen Lüftchen. Die Verſuche davon ſind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch dieſem Mangel nächſtens abgeholfen zu ſehen.

Sora. Um Vergebung, was iſt in den Kaſten da? Darf man's wiſſen?

Merkulo. Geheimniſſe, meine ſchöne Fräulein, Geheimniſſe! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimniſſe meines Herzens aufzuloſen, ſo daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichſten Glückſeligkeiten empfindſamer Seelen bey uns. In dieſem Kaſten ſind ſprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in dieſem iſt der Geſang, der lieblichſte Geſang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Brustbild einer Römischen Dame; um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewunderungswürdig fleißig ausgeführt, und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivetat, Leben.

Kleiner behelmter Kopf, mit starkem Bart und kraftigem Charakter, ganz von vorne dargestellt und schatzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schlusse: das Haupt der Meduse in dem herrlichsten Carneol. Es ist solches der bekannten Meduse des Sosikles vollkommen ähnlich und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichsten Nachahmungen antiker Werke: denn für eine solche möchte er unerachtet seiner großen Verdienste doch zu halten seyn, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat, und überdieß ein unter dem Abschnitt des Halses angebrachtes N doch wohl auf eine Arbeit von Natter selbst schließen laßt.

An diesem wenigen werden wahre Kunstkenner den hohen Werth der gepriesenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo sie sich gegenwartig befindet ist uns unbekannt; vielleicht erhielte man hierüber einige Nachricht, die einen reichen Kunstfreund wohl anreizen könnte diesen Schatz, wenn er verkauflich ist, sich zuzueignen. (S. Bd. 31.)

Die Weimarischen Kunstfreunde zogen, so lange diese Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vortheil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab sie der geistreichen Gesellschaft, welche sich um die Herzogin Amalie zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man suchte sich in dem Studium geschnittener Steine zu begründen, wobei uns das Wohlwollen der trefflichen Besitzerin sehr zu Statten kam, indem sie uns mehrere Jahre diesen Genuß gönnte. Doch ergötzte sie sich kurz vor ihrem Ende noch an der schönen

anſchaulichen Ordnung, worin ſie die Ringe in zwei Käſtchen auf einmal, wie ſie ſolche nie geſehen, vollſtändig gereiht wieder erblickte und alſo des geſchenkten großen Vertrauens ſich edelmüthig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten ſich unſere Kunſtbetrachtungen. Ich hatte die Farben genugſam in unterſchiedenen Lebensverhältniſſen beobachtet und ſah die Hoffnung auch endlich ihre Kunſt-Harmonie, welche zu ſuchen ich eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verſchiedene Compoſitionen, wo man ſie theils in einer Reihe, theils im Gegenſatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgeſtellt ſah.

Am klarſten ward ſie bei einfachen landſchaftlichen Gegenſtänden, wo der Lichtſeite immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenſeite das Blau und Blaurothe zugetheilt werden mußte, aber wegen Mannichfaltigkeit der natürlichen Gegenſtände gar leicht durchs Braungrüne und Blaugrüne zu vermitteln. Auch hatten hier ſchon große Meiſter durch Beiſpiel gewirkt, mehr als im Hiſtoriſchen, wo der Künſtler bei Wahl der Farben zu den Gewandern ſich ſelbſt überlaſſen bleibt und in ſolcher Verlegenheit nach Herkommen und Ueberlieferung greift, ſich auch wohl durch irgend eine Bedeutung verführen laßt und dadurch von wahrer harmoniſcher Darſtellung öfters abgeleitet wird.

Von ſolchen Studien bildender Kunſt fühle ich mich denn doch gedrungen wieder zum Theater zurückzukehren und über mein eigenes Verhaltniß an demſelben einige Betrachtungen anzuſtellen, welches ich erſt zu vermeiden wünſchte. Man ſollte denken, es ſey die beſte Gelegenheit geweſen, für das neue Theater und zugleich für das Deutſche überhaupt, als Schriftſteller auch etwas von meiner Seite zu leiſten: denn

genau besehen lag zwischen oben genannten Autoren und ihren Productionen noch mancher Raum, der gar wohl hatte ausgefüllt werden können; es gab zu natürlich einfacher Behandlung noch vielfaltigen Stoff, den man nur hatte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenk' ich meiner ersten dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr ins Breite gingen um bühnenhaft zu sein; meine letzten, dem tiefsten innern Sinn gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gebundenheit wenig Eingang. Indessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas maßig Erfreuliches dem Theater hatte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwaltigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste um dramatisch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1785 erschreckte mich die Halsbandsgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestatigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch gescharfter wieder zurück. Gluecklicherweise ward mein Tasso noch abgeschlossen, aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwarmer zu verwunschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestat vor mir, alle

zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Mir aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte ich diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen, und die Form der komischen Oper, die sich mir schon seit langerer Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, schien auch ernsten Gegenständen nicht fremd, wie an König Theodor zu sehen gewesen. Und so wurde denn jener Gegenstand rhythmisch bearbeitet, die Composition mit Reichardt verabredet, wovon denn die Anlagen einiger tüchtigen Baß-Arien bekannt geworden; andere Musikstücke, die außer dem Contert keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle von der man sich die meiste Wirkung versprach, kam auch nicht zu Stande. Das Geisterstehen in der Krystallkugel vor dem schlafend weissagenden Cophta sollte als blendendes Final vor allen glanzen.

Aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb ich ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptmauren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspieler-Gesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfaltigsten Aufführung das Ihrige leisteten.

Aber eben deßwegen weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um desto widerwartigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nahe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publikums entfremdet, so wie

das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegnen Liebesabenteuer entsetzte.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch dießmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich an einer heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrug oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten, so grob könne man nicht betrogen werden.

Aus diesem Ereigniß zog ich mir jedoch keine Lehre; das was mich innerlich beschäftigte erschien mir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandsgeschichte als düstre Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung; den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dieß alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben; indessen ganz schlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten.

Als ein Zeugniß meines ärgerlich guten Humors ließ ich den Bureaugeneral auftreten, wozu mich ein Schauspieler verführte, Namens Beck, welcher den Schnaps in den beiden Billets nach Florian mit ganz individueller Trefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so gar wohl anstand,

brachte man des gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachspiels erste Fortsetzung, den Stammbaum von Anton Wall hervor, und als ich nun auf Proben, Ausstattung und Vorstellung dieser Kleinigkeit ebenfalls die größte Aufmerksamkeit wendete, so konnte nicht fehlen, daß ich mich von diesem narrischen Schnaps so durchdrungen fand, daß mich die Lust anwandelte ihn nochmals zu produciren. Dieß geschah auch mit Neigung und Ausführlichkeit; wie denn das gehaltreiche Mantelsackchen ein wirklich Französisches war, das Paul auf jener Flucht eilig aufgerafft hatte. In der Hauptscene erwies sich Malkolmi als alter wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der sich eine gesteigerte Unverschamtheit als Spaß auch einmal gefallen läßt, unübertrefflich, und wetteiferte mit Beck in wahrer natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens, das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern, die um sich und mich zu retten hartnäckig behaupteten: ich sey der Verfasser nicht, habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Aeußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger ins Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes für mich eine Art von gemüthlich tröstlichem Geschäft. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten, fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück, die Aufgeregten, sind eben so viel Bekenntnisse dessen was damals in meinem Busen vorging; wie auch späterhin Hermann und Dorothea noch aus derselbigen Quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich

und andern schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entsprechende als unerwartete Weise gelöst sah.

Unter solchen Constellationen war nicht leicht jemand, in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils, gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt, da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte.

Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, welches mir denn durch eine besondere Fügung Reinekes Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Ekeln überfressen müssen, so war es nun wirklich erheiternd in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.

Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung; solche jedoch in Hexametern zu unternehmen, war ich folgenderweise veranlaßt.

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstock's Einleitung sehr faßliche Hexameter; Voß, indem er sich wohl auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar seine eigenen vom Publicum gut aufgenommenen

Arbeiten und Ueberſetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glucken. Herder und Wieland waren in dieſem Punkte Latitudinarier und man durfte der Voß'ſchen Bemühungen, wie ſie nach und nach ſtrenger und für den Augenblick unbeugſam erſchienen, kaum Erwähnung thun. Das Publikum ſelbſt ſchätzte längere Zeit die Voß'ſchen früheren Arbeiten, als gelaufiger, über die ſpäteren; ich aber hatte zu Voß, deſſen Ernſt man nicht verkennen konnte, immer ein ſtilles Vertrauen und ware, in jüngeren Tagen oder andern Verhältniſſen, wohl einmal nach Eutin gereiſ't, um das Geheimniß zu erfahren; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopſtock, wollte, ſo lange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Geſicht ſagen: daß man in der Deutſchen Rhythmik eine ſtrictere Obſervanz einführen müſſe, wenn ſie irgend gegründet werden ſolle. Was er inzwiſchen äußerte, waren für mich idylliniſche Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den Georgiken abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Abſicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vortheils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur praktiſch ſeyn könne, ſo ergriff ich die Gelegenheit ein paar tauſend Hexameter hinzuſchreiben, die bei dem köſtlichſten Gehalt ſelbſt einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften. Was an ihnen zu tadeln ſey, werde ſich, dacht' ich, am Ende ſchon finden; und ſo wendete ich jede Stunde die mir ſonſt übrig blieb, an eine ſolche ſchon innerhalb der Arbeit vorläufig dankbare Arbeit, baute inzwiſchen und meublirte fort, ohne zu denken was weiter mit mir ſich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl vorausſehen konnte.

So weit wir auch oſtwärts von der großen Weltbegebenheit gelegen waren, erſchienen doch ſchon dieſen Winter flüchtige Vorläufer unſerer ausgetriebenen weſtlichen Nachbarn; es war als wenn ſie ſich umſahen nach irgend einer geſitteten Stätte, wo ſie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, wußten ſie durch anſtändiges Betragen, duldſam zufriedenes Weſen, durch Bereitwilligkeit ſich ihrem Schickſal zu fügen und durch irgend eine Thätigkeit ihr Leben zu friſten, dergeſtalt für ſich einzunehmen, daß durch dieſe Einzelnen die Mängel der ganzen Maſſe ausgelöſcht und jeder Widerwille in entſchiedene Gunſt verwandelt wurde. Dieß kam denn freilich ihren Nachfahrern zu gute, die ſich ſpäterhin in Thüringen feſtſetzten, unter denen ich nur Mounier und Camille Jordan zu nennen brauche, um ein Vorurtheil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Colonie gefaßt hatte, die ſich, wo nicht den genannten gleich, doch derſelben keineswegs unwürdig erzeigte.

Uebrigens läßt ſich hiebei bemerken, daß in allen wichtigen politiſchen Fällen immer diejenigen Zuſchauer am beſten dran ſind, welche Partei nehmen; was ihnen wahrhaft günſtig iſt ergreifen ſie mit Freuden, das Ungünſtige ignoriren ſie, lehnen's ab, oder legen's wohl gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der ſeiner Natur nach unparteiiſch ſeyn und bleiben muß, ſucht ſich von den Zuſtänden beider kämpfender Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, ſich entſchließen muß tragiſch zu endigen. Und mit welchem Cyklus von Tragödien ſahen wir uns von der toſenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte ſeit ſeiner Jugend ſich nicht vor der Geſchichte des Jahrs 1649 entſetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Carl I. geſchaudert, und zu einigem Troſte gehofft, daß dergleichen

Scenen der Parteiwuth ſich nicht abermals ereignen könnten. Nun aber wiederholte ſich das alles, gräulicher und grimmiger, bei dem gebildetſten Nachbarvolke, wie vor unſern Augen; Tag für Tag, Schritt vor Schritt. Man denke ſich, welchen December und Januar diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren, und nun in ſeinen Proceß nicht eingreifen, die Vollſtreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten.

Frankfurt war wieder in Deutſchen Händen, die möglichſten Vorbereitungen Mainz wieder zu erobern wurden eifrigſt beſorgt. Man hatte ſich Mainz genahert und Hochheim beſetzt: Königſtein mußte ſich ergeben. Nun aber war vor allen Dingen nöthig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rheinufer ſich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunusgebirge hin auf Idſtein über das Benedictiner-Kloſter Schönau nach Caub, ſodann über eine wohl errichtete Schiffbrücke nach Bacharach; von da an gab es faſt ununterbrochene Vorpoſten-Gefechte, welche den Feind zum Rückzug nöthigten. Man ließ den eigentlichen Hundsrück rechts, zog nach Stromberg, wo General Neuwinger gefangen wurde. Man gewann Creuznach und reinigte den Winkel zwiſchen der Nahe und dem Rhein: und ſo bewegte man ſich mit Sicherheit gegen dieſen Fluß. Die Kaiſerlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen und man konnte die Umzingelung von Mainz den 14. April abſchließen, wenigſtens vorerſt die Einwohner mit Mangel, als dem Vorlaufer größerer Noth, in Angſt ſetzen.

Dieſe Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung mich an Ort und Stelle zu zeigen, um, wie früher an einem beweglichen Uebel, ſo nun an einem ſtationären Theil zu nehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die

Merkulo. Und hier in dieſem größern iſt Mondſchein eingepackt.

Sera. Es iſt nicht möglich! Laſſen Sie's uns doch ſehn.

Merkulo. Es ſteht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß dieſe Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu ſetzen. Er ganz allein darf ſie fühlen: ich konnte Ihnen nur den groben Steff ſichtbar machen.

Mana. O wir müſſen den Prinzen bitten, daß er uns die Maſchinen einmal ſpielen läßt.

Merkulo. Um's Himmels willen laſſen Sie Sich nichts merken! Und beſonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz ſeine Liebhabereyen nicht erkennen. Jeder Menſch, meine ſchöne Fräuleln, treibt ſeine Liebhabereyen ſehr ernſthaft, meiſtens ernſthafter als ſeine Geſchäfte. Indeſſen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, und wollte Ihnen gern

Belagerung konnte nicht ausbleiben; wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals naherte, überzeuge sich wer etwa die zweite nach meinen Skizzen radirte Tafel in die Hand nimmt. Sie ist einem sehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreise sorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, sagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn vereint ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entrücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Belagerung von Mainz.

1793.

Montag den 26. Mai 1793 von Frankfurt nach Höchst und Flörsheim; hier stand viel Belagerungsgeschütz. Der alte freie Weg nach Mainz war gesperrt, ich mußte über die Schiffbrücke bei Rüsselsheim; in Ginsheim ward gefüttert; der Ort ist sehr zerschossen; dann über die Schiffbrücke auf die Nonnenaue, wo viele Bäume niedergehauen lagen, sofort auf dem zweiten Theil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rheins. Ferner auf Bodenheim und Oberulm, wo ich mich cantonnirungsmäßig einrichtete, und sogleich mit Hauptmann Vent nach dem rechten Flügel über Hechtsheim ritt, mir die Lage besah von Mainz, Cassel, Kostheim, Hochheim, Weißenau, der Mainspitze und den Rheininseln. Die Franzosen hatten sich der einen bemächtigt und sich dort eingegraben; ich schlief Nachts in Oberulm.

Dienstag den 27. Mai eilte ich meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn aufzuwarten; vertauschte dann sogleich gegen ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments mein leidiges Cantonnirungsquartier. Nun wollt' ich auch die Mitte des Blokade-Halbkreises kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chausseehaus, übersah die Lage der Stadt, die neue Französische Schanze bei Zahlbach und das merkwürdig gefährliche Verhältniß des Dorfes Bretzenheim

Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht einige genaue Umrisse aufs Papier zu bringen, um mir die Bezüge und die Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser zu imprimiren.

Ich wartete dem General Grafen Kalkreuth in Marienborn auf, und war Abends bei demselben; da denn viel über eine Mahre gesprochen wurde, daß in dem Lager der anderen Seite vergangene Nacht der Larm entstanden, als sey ein Deutscher General zu den Franzosen übergegangen, worüber sogar das Feldgeschrei verändert worden und einige Bataillons ins Gewehr getreten.

Ferner unterhielt man sich über das Detail der Lage überhaupt, über Blokade und künftige Belagerung. Viel ward gesprochen über Persönlichkeiten und deren Verhältnisse, die gar mancherlei wirken, ohne daß sie zur Sprache kommen. Man zeigte daraus, wie unzuverlässig die Geschichte sey, weil kein Mensch eigentlich wisse, warum oder woher dieses und jenes geschehe.

Mittwoch den 28. Mai bei Obrist von Stein auf dem Forsthause, das äußerst schön liegt; ein höchst angenehmer Aufenthalt. Man fühlte, welch eine behagliche Stelle es gewesen, Landjägermeister eines Churfürsten von Mainz zu seyn. Von da übersieht man den großen landschaftlichen Kessel, der sich bis Hochheim hinüber erstreckt, wo in der Urzeit Rhein und Main sich wirbelnd drehten und restaurirend die besten Aecker vorbereiteten, ehe sie bei Biberich westwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich traf in Hauptquartier, der Rückzug aus der Champagne ward besprochen; Graf Kalkreuth ließ seiner Laune gegen die Theorien freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Geistlicher hereingebracht, als

revolutionärer Geſinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll oder wollte ſo ſcheinen; er glaubte Turenne und Condé geweſen, und nie von einem Weibe geboren zu ſeyn. Durch das Wort werde alles gemacht! Er war guter Dinge und zeigte in ſeiner Tollheit viel Conſequenz und Gegenwart des Geiſtes.

Ich ſuchte mir die Erlaubniß Lieutenant von Itzenblitz zu beſuchen, welcher am 9. Mai in einer Affaire vor Mainz mit Schuß und Hieb verwundet und endlich gefangen genommen worden. Feindlicherſeits betrug man ſich auf das ſchonendſte gegen ihn und gab ihn bald wieder heraus. Reden durft' er noch nicht, doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegskameraden, der manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden ſich die Officiere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging als vorm Jahr in der Champagne: denn wir tranken den dortigen ſchaumenden Wein und zwar im Trocknen beim ſchönſten Wetter. Meiner vormaligen Weiſſagung ward auch gedacht; ſie wiederholten meine Worte: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus, und ihr könnt' ſagen ihr ſeyd dabei geweſen.“ Wunderbar genug ſah man dieſe Prophezeiung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, ſondern dem beſonderen Buchſtaben nach genau erfüllt, indem die Franzoſen ihren Kalender von dieſen Tagen an datiren.

Wie aber der Menſch überhaupt iſt, beſonders aber im Kriege, daß er ſich das Unvermeidliche gefallen läßt, und die Intervalle zwiſchen Gefahr, Noth und Verdruß, mit Vergnügen und Luſtbarkeit auszufüllen ſucht: ſo ging es auch hier, die Hautboiſten von Thadden ſpielten Ça ira und den Marſeiller Marſch, wobei eine Flaſche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends 8 Uhr kanonirte man ſtark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerstag den 29. Mai früh 9 Uhr, Victoria wegen des Siegs der Oeſterreicher bei Famars. Dieſes allgemeine Abfeuern nützte mir die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen, zugleich war ein ernſtlicher Handel bei Bretzenheim, denn freilich hatten die Franzoſen alle Urſache uns aus dieſem ſo nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwiſchen erfuhr man, woher das Mährchen der geſtrigen Deſertion entſtanden, durch ſeltſam zufallige Combinationen, ſo abgeſchmackt als möglich, aber doch einige Zeit umherlaufend.

Ich begleitete meinen gnadigſten Herrn nach dem linken Flügel, wartete dem Herrn Landgrafen von Darmſtadt auf, deſſen Lager beſonders zierlich mit kiefernen Lauben ausgeputzt war, deſſen Zelt jedoch alles was ich je in dieſer Art geſehen, übertraf, wohl ausgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prachtig.

Gegen Abend war uns, mir aber beſonders, ein liebenswürdiges Schauſpiel bereitet; die Prinzeſſinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihro Majeſtat dem Könige geſpeiſt und beſuchten nach Tafel das Lager. Ich ſtellte mich in mein Zelt ein und durfte ſo die hohen Herrſchaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen auf das genaueſte beobachten. Und wirklich konnte man in dieſem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmliſche Erſcheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verloſchen wird.

Freitag den 30. Mai. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Apprehenſion gab;

dieß klarte ſich dahin auf, daß die Bauern den Frohnleichnam gefeiert. Ferner ward Victoria geſchoſſen aus Kanonen und kleinem Gewehr, jenes glücklichen Ereigniſſes in den Niederlanden wegen; dazwiſchen ſcharf aus der Stadt und hinein. Nachmittag ein Donnerwetter.

Holländiſche Artillerie-Flotille iſt angekommen, liegt bei Ebenheim.

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai ſchlief ich wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Platzen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt ſchien. Ich ſprang auf und heraus, und fand ſchon alles in Bewegung; es war offenbar daß Marienborn überfallen ſey. Bald darauf feuerten unſere Kanonen von der Batterie vor dem Chauſſeehaus, dieß mußte alſo einem heranbringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chauſſeehaus gelagert war, ruckte aus; der Moment war kaum erklärbar. Das kleine Gewehrfeuer in Marienborn, im Rücken unſerer Batterien, dauerte fort und unſere Batterien ſchoſſen auch. Ich ſetzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich, nach früher genommener Kenntniß, ob es gleich Nacht war, die Gegend beurtheilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick Marienborn in Flammen zu ſehen und ritt zu unſeren Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beſchäftigt fand, ein- und aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Portefeuille und beſprach unſern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu, dorthin konnte ich leicht folgen, da mir der Fußpfad durch das Fruchtfeld bekannt war, doch wollt' ich den Erfolg erſt abwarten und mich nicht eher entfernen bis das Dorf brennte und der Streit ſich hinter demſelben weiter heraufzöge.

In solcher Ungewißheit sah ich der Sache zu, aber bald legte sich das kleine Gewehrfeuer, die Kanonen schwiegen, der Tag fing an zu grauen und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit trübem Schein, und die Opfer der Nacht lagen neben einander. Unsere riesenhaften wohlgekleideten Cüraſſiere machten einen wunderlichen Contraſt mit den zwergenhaften, ſchneideriſchen, zerlumpten Ohnehoſen; der Tod hatte ſie ohne Unterſchied hingemaht. Unſer guter Rittmeiſter La Viere war unter den erſten geblieben, Rittmeiſter von Voß, Adjutant des Grafen Kalkreuth durch die Bruſt geſchoſſen, man erwartete ſeinen Tod. Ich war veranlaßt, eine kurze Relation dieſes wunderbaren und unangenehmen Vorfalls aufzuſetzen, welche ich hier einſchalte und ſodann noch einige Particularitäten hinzufüge.

Von dem Ausfall der Franzoſen in der Nacht auf Marienborn vermelde ich folgendes:

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreiſes von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben, und unterhalb derſelben ſich wieder an den Fluß anſchließen. Die Capelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gunzenheim, Mombach werden von dieſem Kreiſe entweder berührt oder liegen nicht weit außerhalb deſſelben. Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blokade an von den Franzoſen öfters angegriffen und erſteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte

vermuthen, daß ſie dahin einen Ausfall richten würden, weil ſie in Gefahr kamen von allen Seiten ins Gedränge zu gerathen, abgeſchnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Indeſſen waren die Vorpoſten um Bretzenheim und Dalheim, Orte die vor Marienborn in einem Grunde liegen der ſich nach der Stadt zieht, immer an einander und man behauptete Bretzenheim dießſeits um ſo eifriger, als die Franzoſen bei Zahlbach, einem Kloſter nahe bei Dahlheim, eine Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chauſſee beſtrichen.

Eine Abſicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier. Die Franzoſen wollten, ſo iſt man durch die Gefangenen überzeugt, den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinands Sohn, der auf dem Chauſſeehauſe einige Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen, oder todt zurücklaſſen. Sie wählten die Nacht vom 30ſten zum 31ſten, zogen ſich vielleicht 3000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde ſchlängelnd über die Chauſſee und durch einige Gründe bis wieder an die Chauſſee, paſſirten ſie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt und nahmen ihren Weg zwiſchen den Oeſterreichiſchen und Preußiſchen Patrouillen durch, die leider, wegen geringen Wechſels von Höhen und Tiefen, nicht an einander ſtießen. Auch kam ihnen noch ein Umſtand zu Hulfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das Getreide, das gegen die Stadt zu ſteht, in dieſer Nacht abzumähen; als dieſe nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzoſen, und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man ſie bemerkte und auf ſie ſchoß, drangen ſie in der

unsre Raritäten, wenn gleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieser eingeschloßnen Natur übereinstimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illusion nicht verlangen.

Sora. Dem ist leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorstellen.

Merkulo. Das wird allerliebst seyn.

Sora. He! Ein Bedienter kommt. Sagt dem Hoftapezier, er soll die gewirkte Waldtapete gleich herunter lassen!

Merkulo. An mir soll's auch nicht fehlen.

Musik.

Er gibt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als sich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln sich die Kasten in Rasenbänke, Felsen, Gebüsche und so weiter. Der Kasten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird sorgen, daß das Ganze übereinstimmend und reizend sey, und mit der verschwindenden Decoration einen recht fühlbaren Contrast mache.

größten Eile nach Marienborn vor, und erreichten das Dorf gegen 1 Uhr, wo man sorglos entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloster, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, die Batterien schossen, das Infanterie-Regiment Wegner rückte gleich vor, eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die Sächsischen Husaren deßgleichen. Es entstand ein verwirrtes Gefecht.

Indessen hörte man im ganzen Umkreis des blokirenden Lagers das Feuern von falschen Attaken, jedes wurde auf sich aufmerksam gemacht und niemand wagte dem andern zu Hülfe zu eilen.

Der abnehmende Mond stand am Himmel und gab ein maßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Theil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe lag, und eilte hinzu, Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden; und nach einem anderthalbstündigen Gefechte trieb man die Franzosen gegen die Stadt. An Todten und Blessirten ließen sie 30 Mann zurück, was sie mit sich geschleppt, ist unbekannt.

Der Verlust der Preußen an Todten und Blessirten mag 90 Mann seyn. Major La Viere von Weimar ist todt; Rittmeister und Adjutant von Voß tödtlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den dießseitigen Verlust: denn als sich die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen sie unter die Franzosen und wurden zugleich mit ihnen von unsern Batterien beschossen.

Als es Tag ward, fand man Pechkränze, mit Pech überzogene Birkenwellen an allen Enden des Dorfes; sie

hatten die Absicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden.

Man erfuhr daß sie zu gleicher Zeit versucht hatten, eine Brücke von einer Rheininsel an der Mainspitze, in die sie sich seit einiger Zeit genistet, auf die nächste Insel zu schlagen, wahrscheinlich in der Absicht gegen die Schiffbrücken bei Ginsheim etwas vorzunehmen. Das zweite Treffen der Kette ward näher an das erste herangezogen und des Herzogs Regiment steht nah bei Marienborn.

Man weiß daß beim Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten; es mag daher das Gerücht entstanden seyn, die Franzosen seyen in drei Colonnen ausgezogen.

Den 1. Juni rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers; auch die Infanterie veränderte ihre Stellung und man traf verschiedene Vertheidigungsanstalten.

Ich besuchte Rittmeister von Voß, den ich ohne Hoffnung fand; er saß aufrecht im Bette und schien seine Freunde zu kennen, zu sprechen vermocht' er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg; und ein Freund machte mich unterwegs aufmerksam, daß vor einigen Tagen in demselben Zimmer ein heftiger Streit entstanden, indem einer gegen viele hartnäckig behauptet: Marienborn, als Hauptquartier, liege viel zu nahe an der blokirten und zu belagernden Stadt, man habe sich gar wohl eines Ueberfalls zu versehen.

Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen alles was von oben herein befohlen und veranstaltet war, zur

Tagesordnung gehörte, ſo ging man drüber hinaus und ließ dieſe Warnung, ſo wie manche andere, verhallen.

Den 2. Juni ward ein Bauer aus Ober-Ulm gehangen, der beim Ueberfall die Franzoſen angeführt hatte: denn ohne die genauſte Kenntniß des Terrains ware das ſchlangelnde Heranziehen nicht denkbar geweſen; zum Unglück für ihn wußte er nicht eben ſo gut mit den rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgeſandten Patrouillen, die alles auf das ſorgfaltigſte durchſuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militariſchen Ehren vor den Standarten begraben. Starb Rittmeiſter von Voß. Waren Prinz Ludwig, General Kalkreuth und mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rheinſpitze.

Den 3. Juni große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jagerhauſe; herrliches Wetter, unſchatzbare Ausſicht, landlicher Genuß, durch Scenen des Todes und Verderbens getrübt. Abends wurde Rittmeiſter von Voß neben La Viere niedergeſenkt.

Den 5. Juni. Man fahrt fort an der Verſchanzung des Lagers ernſtlich zu arbeiten.

Große Attake und Kanonade an der Mainſpitze.

Den 6. Juni war die Preußiſche und Oeſterreichiſche Generalitat bei Sereniſſimo zu Tafel, in einem großen von Zimmerwerk zu ſolchen Feſten auferbauten Saale. Ein Obriſtlieutenant vom Regiment Wegner, ſchief gegen mir über ſitzend, betrachtete mich gewiſſermaßen mehr als billig.

Den 7. Juni ſchrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Hauptquartier ſchwadronirte ein Major viel über künftige Belagerung und redete ſehr frei uber das Benehmen bisher.

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem beobachtenden Obriſtlieutenant, der vor einigen Tagen meine

Bekanntſchaft zu machen gewünſcht hatte. Wir fanden keine ſonderliche Aufnahme; es war Nacht geworden, es erſchien keine Kerze. Selters-Waſſer und Wein, das man jedem Beſuchenden anbot, blieb aus, die Unterhaltung war Null. Mein Freund, welcher dieſe Verſtimmung dem Umſtande zuſchrieb daß wir zu ſpät gekommen, blieb nach dem Abſchiede einige Schritte zurück um uns zu entſchuldigen, jener aber verſetzte zutraulich, es habe gar nichts zu ſagen: denn geſtern bei Tafel habe er ſchon an meinen Geſichtszügen geſehen, daß ich gar der Mann nicht ſey, wie er ſich ihn vorgeſtellt habe. Wir ſcherzten über dieſen verunglückten Verſuch neuer Bekanntſchaft.

Den 8. Juni ſetzte ich meine Arbeit an Reineke Fuchs fleißig fort; ritt mit durchlauchtigſtem Herzog nach dem Darmſtadtiſchen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen vieljährigen unabänderlich gnädigſten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweibrücken mit Obriſt von Stein zu Sereniſſimo; da ward manches durchgeſprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimniß der nächſtkünftigen Belagerung an die Reihe.

Den 9. Juni glückte den Franzoſen ein Ausfall auf Heilig-Kreuz; es gelang ihnen Kirche und Dorf unmittelbar vor den Oeſterreichiſchen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und ſich nicht ohne Verluſt hierauf zurückzuziehen.

Den 10. Juni wagten die Franzoſen einen Tages-Ueberfall auf Gunzenheim, der zwar abgeſchlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels, und beſonders wegen des Darmſtädter Lagers, einige Zeit in Verlegenheit und Sorge ſetzte.

Den 11. Juni. Das Lager Ihro Majeſtät des Königs war nun etwa 1000 Schritte über Marienborn beſtimmt und

angelegt, gerade an dem Abhange wo der große Kessel in welchem Mainz liegt sich endigt, in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmuthigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite ward geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communicationsgänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume eben so bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen. Unser Kraus zeichnete sorgfältig die Aussicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten.

Den 14. Juni. Eine kleine Schanze, welche die Franzosen unterhalb Weißenau errichtet hatten und besetzt hielten, stand der Eröffnung der Parallele im Weg; sie sollte Nachts eingenommen werden und mehrere davon unterrichtete Personen begaben sich auf die diesseitigen Schanzen unseres rechten Flugels, von wo man die ganze Lage übersehen konnte. In der sehr finstern Nacht erwartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unsere Truppen gesendet waren, Angriff und Widerstand sollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauspiel geben. Man harrte lang, man harrte vergebens; statt dessen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erscheinung. Alle Posten unserer Stellung mußten angegriffen seyn, denn in dem ganzen Kreis derselben erblickte man ein lebhaftes Feuern, ohne daß man dessen Veranlassung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber von der eigentlich die Rede seyn sollte, blieb alles todt und

ſtumm. Verdrießlich gingen wir nach Hauſe, beſonders Herr Gore, als auf ſolche Feuer und Nachtgefechte der begieriaſte. Der folgende Tag gab uns die Auflöſung dieſes Räthſels. Die Franzoſen hatten ſich vorgenommen in dieſer Nacht alle unſere Poſten anzugreifen und deßhalb ihre Truppen aus den Schanzen weg und zum Angriff zuſammengezogen. Unſere Abgeſendeten daher, die mit der größten Vorſicht an die Schanze herangingen, fanden weder Waffen noch Widerſtand; ſie erſtiegen die Schanze und fanden ſie leer, einen einzigen Kanonier ausgenommen, der ſich über dieſen Beſuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns das nur ſie nicht betraf, hatten ſie gute Zeit die Wälle zu zerſtören und ſich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff hatte auch keine weitern Folgen; die allarmirten Linien beruhigten ſich wieder mit dem Einbruch des Tags.

Den 16. Juni. Die immer beſprochene, und dem Feind verheimlichte Belagerung von Mainz nahte ſich denn doch endlich; man ſagte ſich ins Ohr: heute Nacht ſolle die Tranchée eröffnet werden. Es war ſehr finſter und man ritt den bekannten Weg nach der Weißenauer Schanze; man ſah nichts, man hörte nichts, aber unſere Pferde ſtutzten auf einmal und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterſcheidenden Zug gewahr. Oeſterreichiſche, grau gekleidete Soldaten mit grauen Faſchinen auf den Rücken, zogen ſtillſchweigend dahin, kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang aneinander ſchlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und geſpenſterhafter läßt ſich kaum eine Erſcheinung denken, die ſich halb geſehen immer wiederholte, ohne deutlicher geſehen zu werden. Wir blieben auf dem Flecke halten bis daß ſie vorüber waren, denn von da aus konnten wir wenigſtens nach der Stelle hinſehen, wo ſie im Finſtern

wirken und arbeiten ſollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr ſind dem Feind verrathen zu werden, ſo konnte man erwarten daß von den Wallen aus auf dieſe Gegend, und wenn auch nur auf gut Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieſer Erwartung blieb man nicht lange, denn gerade an der Stelle, wo die Tranchée angefangen werden ſollte, ging auf einmal klein Gewehrfeuer los, allen unbegreiflich. Sollten die Franzoſen ſich herausgeſchlichen, bis an oder gar über unſere Vorpoſten herangewagt haben? Wir begriffen es nicht. Das Feuern hörte auf und alles verſank in die allertiefſte Stille. Erſt den andern Morgen wurden wir aufgeklärt daß unſere Vorpoſten ſelbſt auf die ſtill heranziehende Colonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten; dieſe ſtutzte, verwirrte ſich, jeder warf ſeine Faſchine weg, Schaufeln und Hacken wurden allenfalls gerettet; die Franzoſen auf den Wallen aufmerkſam gemacht, waren auf ihrer Hut, man kam unverrichteter Sache zurück, die ſammtliche Belagerungsarmee war in Beſtürzung.

Den 17. Juni. Die Franzoſen errichten eine Batterie an der Chauſſee. Nachts entſetzlicher Regen und Sturm.

Den 18. Juni. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchee unter den Sachverſtändigen beſprach, wollte ſich finden, daß man viel zu weit von der Feſtung mit der Anlage geblieben ſey; man beſchloß daher ſogleich die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entſchiedenen Vortheil zu ziehen. Man unternahm es und es ging glücklich von Statten.

Den 24. Juni. Franzoſen und Clubbiſten, wie man wohl bemerken konnte, daß es Ernſt werde, veranſtalteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu thun, eine unbarmherzige Exportation gegen Caſſel, von Greifen und

Kranken, Frauen und Kindern, die eben ſo grauſam wieder zurückgewieſen wurden. Die Noth wehr- und hülfloſer zwiſchen innere und äußere Feinde gequetſchter Menſchen ging über alle Begriffe.

Man verſaumte nicht den Oeſterreichiſchen Zapfenſtreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliirten Armee übertraf.

Den 25. Juni Nachmittag entſtand ein heftiges allen unbegreifliches Kanoniren am Ende unſers linken Flügels: zuletzt klarte ſich's auf, das Feuern ſey auf dem Rhein, wo die Holländiſche Flotte vor Ihro Majeſtät dem Könige manoeuvrire; Höchſtdieſelben waren deßhalb nach Elfeld gegangen.'

Den 27. Juni Anfang des Bombardements, wodurch die Dechanei ſogleich angezündet war.

Nachts glückte den Unſern der Sturm auf Weißenau und die Schanze oberhalb der Karthauſe, freilich unerlaßliche Punkte den rechten Flügel der zweiten Parallele zu ſichern.

Den 28. Juni Nachts. Fortgeſetztes Bombardement gegen den Dom; Thurm und Dach brennen ab und viele Häuſer umher. Nach Mitternacht die Jeſuitenkirche.

Wir ſahen auf der Schanze vor Marienborn dieſem ſchrecklichen Schauſpiele zu; es war die ſternenhellſte Nacht, die Bomben ſchienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern, und es waren wirklich Augenblicke wo man beide nicht unterſcheiden konnte. Neu war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln; denn wenn ſie erſt mit einem flachen Cirkelbogen das Firmament zu erreichen drohten, ſo knickten ſie in einer gewiſſen Höhe paraboliſch zuſammen und die aufſteigende Lohe verkundigte bald daß ſie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Gore und Rath Kraus behandelten den Vorfall künſtleriſch und machten ſo viele Brandſtudien, daß ihnen

ſpäter gelang ein durchſcheinendes Nachtſtück zu verfertigen, welches noch vorhanden iſt und, wohl erleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeſchreibung die Vorſtellung einer unſelig glühenden Hauptſtadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande ſeyn möchte.

Und wie deutete nicht ein ſolcher Anblick auf die traurigſte Lage, indem wir uns zu retten, uns einigermaßen wieder herzuſtellen, zu ſolchen Mitteln greifen mußten!

Den 29. Juni. Schon langſt war von einer ſchwimmenden Batterie die Rede geweſen, welche bei Ginsheim gebaut auf den Mainkopf und die zunächſt liegenden Inſeln und Auen wirken und ſie beſetzen ſollte. Man ſprach ſo viel davon, daß ſie endlich vergeſſen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unſerer Schanze über Weißenau war ich kaum dorthin gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte, Franzöſiſche Kähne ruderten emſig nach den Inſeln, und die Oeſterreichiſche Batterie, angelegt um den Fluß bis dorthin zu beſtreichen, feuerte unausgeſetzt in Prellſchüſſen auf dem Waſſer; für mich ein ganz neues Schauſpiel. Wie die Kugel zum erſtenmal auf das bewegliche Element aufſchlug, entſtand eine ſtarke ſich viele Fuß in die Höhe baumende Springwelle; dieſe war noch nicht zuſammengeſtürzt als ſchon eine zweite in die Höhe getrieben wurde, kraftig wie die erſte nur nicht von gleicher Höhe, und ſo folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis ſie zuletzt gegen die Kähne gelangte, flächer fortwirkte und den Fahrzeugen zufallig gefährlich ward.

An dieſem Schauſpiel konnt' ich mich nicht ſatt ſehen, denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue mächtige Fontainen, indeſſen die alten noch nicht ganz verrauſcht hatten.

Auf einmal löſ'te ſich drüben auf dem rechten Ufer, zwiſchen Büſchen und Bäumen, eine ſeltſame Maſchine los; ein viereckiges großes von Balken gezimmertes Local ſchwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieſer wichtigen, ſo viel beſprochenen Expedition Augenzeuge ſeyn ſollte. Meine Segenswünſche ſchienen jedoch nicht zu wirken, meine Hoffnung dauerte nicht lange: denn gar bald drehte die Maſſe ſich auf ſich ſelbſt, man ſah daß ſie keinem Steuerruder gehorchte, der Strom zog ſie immer im Drehen mit ſich fort. Auf der Rheinſchanze oberhalb Caſſel und vor derſelben war alles in Bewegung, Hunderte von Franzoſen rannten am Ufer aufwärts und verführten ein gewaltiges Jubelgeſchrei als dieſes trojaniſche Meerpferd, fern von dem beabſichtigten Ziel der Landſpitze, durch den einſtrömenden Main ergriffen und nun zwiſchen Rhein und Main gelaſſen und unaufhaltſam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung dieſe unbehülfliche Maſchine gegen Caſſel, dort ſtrandete ſie unfern der Schiffbrücke auf einem flachen noch vom Fluß überſtrömten Boden. Hier verſammelte ſich nun das ſämmtliche Franzöſiſche Kriegsvolk, und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereigniß aufs genauſte beobachtet, ſo ſah ich nun auch, leider, die Fallthür die dieſen Raum verſchloß, niederſinken und die darin Verſperrten heraus und in die Gefangenſchaft wandern. Es war ein ärgerlicher Anblick; die Fallbrücke reichte nicht bis ans trockene Land, die kleine Garniſon mußte daher erſt durchs Waſſer waten, bis ſie den Kreis ihrer Gegner erreichten. Es waren vierundſechzig Mann, zwei Officiere und zwei Kanonen, ſie wurden gut empfangen, ſodann nach Mainz und zuletzt ins Preußiſche Lager zur Auswechſelung gebracht.

Nach meiner Rückkehr verfehlte ich nicht, von dieſem

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie ſchön!

Sie beſehen alles auf das emſigſte ſo lange die Muſik fortdauert.

Mana. Die Decoration iſt allerliebſt.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, ſondern künſtliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabey ſeyn.

Sora. Scharmant! Allerliebſt!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunſtwort lehren, mit dem weit zu reichen iſt. Scharmant! Allerliebſt! das könnten ſie allenfalls auch von einer Flerſchürze, von einem Häubchen ſagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es ſey was es wolle, ſehn Sie es ſteif an, und rufen: Ach was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Menſch was Sie eigentlich ſagen wollen; denn Sonne,

unerwarteten Ereigniß Nachricht zu geben; niemand wollt' es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihro Königl. Hoheit der Kronprinz in des Herzogs von Weimar Gezelt, ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich that es genau aber ungern, wohl wissend daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks das er erzählt anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, giebt es gar viele, gegen die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstoß den gewöhnlichen Fußpfad nach der Weißenauer Schanze geritten; der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf noch Graben noch irgend ein Hinderniß sich bemerken ließ; bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen, und als ich eben in jene Vertiefung hereinreiten wollte, sah ich gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdüsterten braunen Erdreich scharf abschnitt. Ich mußt' es für einen Graben halten, wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg her sollte gezogen seyn, war nicht begreiflich. Mir blieb daher nichts übrig als drauf los zu reiten.

Als ich näher kam blieb zwar der schwarze Streif unverrückt, aber es schien mir vor demselbigen sich einiges hin und wieder zu bewegen, bald auch ward ich angerufen und befand mich sogleich mitten unter wohlbekannten Cavallerie-Officieren. Es war des Herzogs von Weimar Regiment, welches, ich weiß nicht zu welchem Zwecke ausgerückt, sich in dieser Vertiefung aufgestellt hatte, da denn die lange Linie schwarzer Pferde mir als Vertiefung erschien die meinen

Fußpfad zerſchnitt. Nach wechſelſeitigem Begrüßen eilte ich ſodann ungehindert zu den Zelten.

Und ſo war nach und nach das innere gränzenloſe Unglück einer Stadt, außen und in der Umgegend, Anlaß zu einer Luſtpartie geworden. Die Schanze über Weißenau, welche die herrlichſte Ueberſicht gewährte, täglich von einzelnen beſucht, die ſich von der Lage einen Begriff machen und was in dem weiten überſehbaren Kreis vorginge bemerken wollten, war Sonn- und Feiertags der Sammelplatz einer unzählbaren Menge Landleute, die ſich aus der Nachbarſchaft herbei zogen. Dieſer Schanze konnten die Franzoſen wenig anhaben, Hochſchüſſe waren ſehr ungewiß und gingen meiſt drüber weg. Wenn die Schildwache auf der Bruſtwehr hin- und wieder gehend, bemerkte daß die Franzoſen das hieher gerichtete Geſchütz abfeuerten, ſo rief ſie: Buck! und ſodann ward von allen innerhalb der Batterie befindlichen Perſonen erwartet, daß ſie ſich auf die Knie wie aufs Angeſicht niederwürfen, um durch die Bruſtwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel geſchützt zu ſeyn.

Nun war es Sonntags und Feiertags luſtig anzuſehen, wenn die große Menge geputzter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Roſenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, ſich umſahen, ſchwatzten und ſchackerten, auf einmal aber die Schildwache Buck! rief und ſie ſammtlich flugs vor dieſer gefährlich-hochwürdigen Erſcheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes göttlich ſauſendes Weſen anzubeten ſchienen; bald aber nach geſchwundener Gefahr ſich wieder aufrafften, ſich wechſelsweiſe verſpotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederſtürzten. Man konnte ſich dieſes Schauſpiel ſehr bequem verſchaffen, wenn man ſich auf der nächſten Höhe etwas ſeitwärts

außer der Richtung der Kugel ſtellte, unter ſich dieſes wunderliche Gewimmel ſah und die Kugel an ſich vorbeiſauſen hörte.

Aber eine ſolche über die Schanze weggehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Abſicht. Auf dem Rücken dieſer Höhen zog ſich der Weg von Frankfurt her, ſo daß man die Proceſſion von Kutſchen und Chaiſen, Reitern und Fußgängern aus Mainz ſehr gut beobachten und alſo zugleich die Schanze und die Wallfahrtenden in Schrecken ſetzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerkſamkeit des Militärs der Eintritt einer ſolchen Menge gar bald verboten, und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem ſie unbemerkt und unerreicht in das Hauptquartier gelangten.

Ende Juni. — In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich aufzuhorchen auf die mannichfaltigen fern und nah erregten Töne, und konnte folgende genau unterſcheiden.

Werda! der Schildwache vorm Zelt.
Werda! der Infanterie-Poſten.
Werda! wenn die Runde kam.
Hin- und Wiedergeben der Schildwache.
Geklapper des Sabels auf dem Sporn.
Bellen der Hunde fern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Hackerlingſchneiden.
Singen, Discurriren und Zanken der Leute.
Kanonendonner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Mauleſel.

Lücke.

Daß eine ſolche hier einfällt möchte wohl kein Wunder ſeyn. Jede Stunde war unglücksträchtig; man ſorgte jeden Augenblick für ſeinen verehrten Fürſten, für die liebſten Freunde, man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüſten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperſchlange, ſtürzte man ſich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Tranchéen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerſpringen, die Trümmer neben ſich niederſtürzen; manchem Schwerbleſſirten wünſchte man baldige Erlöſung von grimmigen Leiden, und die Todten hätte man nicht ins Leben zurückgerufen.

Wie Vertheidiger und Angreifende nunmehr aber gegen einander ſtanden, davon wäre im allgemeinen hier ſo viel zu ſagen. Die Franzoſen hatten bei androhender Gefahr ſich zeitig vorgeſehen und vor die Hauptwerke hinaus kleinere Schanzen kunſtgemäß angelegt, um die Blokirenden in gewiſſer Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erſchweren. Alle dieſe Hinderniſſe mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgeſetzt und geſchloſſen werden ſollte, wie im Nachfolgenden einzeln aufgezeichnet iſt. Wir aber indeſſen, mit einigen Freunden, obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefahrlichſten Poſten. Weißenau war in Deutſchen Händen, auch die flußabwärts liegende Schanze ſchon erobert; man beſuchte den zerſtörten Ort, hielt in dem Gebeinhauſe Nachleſe von krankhaften Knochen, wovon das beſte ſchon in die Hände der Wundärzte mochte gelangt ſeyn. Indem nun aber die Kugeln der Carlsſchanze immer in die Ueberreſte der Dächer und Gemäuer ſchlugen, ließen wir uns durch einen Mann des dortigen Wachtpoſtens,

gegen ein Trinkgeld, an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorsicht gar vieles zu übersehen war. Man ging mit Behutsamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich eine stehen gebliebene steinerne Wendeltreppe hinauf, an das Balkonfenster eines freistehenden Giebels geführt, das freilich in Friedenszeiten dem Besitzer die herrlichste Aussicht gewahrt haben mußte. Hier sah man den Zusammenfluß des Main- und Rhein-Stroms, und also die Main- und Rheinspitze, die Blei-Au, das befestigte Cassel, die Schiffbrücke und am linken Ufer sodann die herrliche Stadt, zusammengebrochene Thurmspitzen, luckenhafte Dacher, rauchende Stellen untröstlichen Anblicks.

Unser Führer hieß bedachtig seyn, nur einzeln um die Fensterpfosten herum schauen, weil von der Carlsschanze her gleich eine Kugel würde geflogen kommen, und er Verdruß hatte, solche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit schlich man weiter gegen das Nonnenkloster, wo es freilich auch wild genug aussah, wo unten in den Gewölben fur billiges Geld Wein geschenkt wurde, indeß die Kugeln von Zeit zu Zeit rasselnde Dacher durchlöcherten.

Aber noch weiter trieb der Vorwitz; man kroch in die letzte Schanze des rechten Flügels, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Karthause tief ins Glacis der Festung eingegraben hatte, und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte; wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug und man nahm sichs nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte;

man drückte sich nun zurück wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand wo man sich die Angst zu übertauben jeder Vernichtung aussetzte, bei drei Wochen dauerte, so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüber zu eilen trachten.

Den 1. Juli war die dritte Parallele in Thätigkeit und sogleich die Bocksbatterie bombardirt.

Den 2. Juli. Bombardement der Citadelle und Carlsschanze.

Den 3. Juli. Neuer Brand in der St. Sebastianscapelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 6. Juli. Die sogenannte Clubbisten-Schanze, welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu Stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verfehlte sie und griff vorliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7. Juli. Endliche Behauptung dieses Terrains; Kostheim wird angegriffen, die Franzosen geben es auf.

Den 13. Juli Nachts. Das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude brennen ab.

Den 14. Juli. Stillstand auf beiden Seiten, Freuden- und Feiertag; der Franzosen wegen der in Paris geschlossenen National-Conföderation, der Deutschen wegen Eroberung von

Conde; bei den letzten Kanonen- und klein Gewehrfeuer, bei jenen ein theatraliſches Freiheitsfeſt, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14. zum 15. Juli. Die Franzoſen werden aus einer Batterie vor der Carlsſchanze getrieben; fürchterliches Bombardement. Von der Mainſpitze über den Main brachte man das Benedictiner-Kloſter auf der Citadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet ſich das Laboratorium und fliegt in die Luft. Fenſter, Läden und Schornſteine dieſer Stadtſeite brechen ein und ſtürzen zuſammen.

Am 15. Juli beſuchten wir Herrn Gore in Klein-Wintersheim und fanden Rath Kraus beſchäftigt ein Bildniß des werthen Freundes zu malen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte ſich ſtattlich angezogen, um bei fürſtlicher Tafel zu erſcheinen, wenn er vorher ſich in der Gegend abermals würde umgeſchaut haben. Nun ſaß er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgerath, in der Bauernkammer eines Deutſchen Dörfchens auf einer Kiſte, den angeſchlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben ſich; er hielt die Kaffee-Taſſe in der einen, die ſilberne Reißfeder, ſtatt des Löffelchens, in der andern Hand; und ſo war der Engländer ganz anſtändig und behaglich auch in einem ſchlechten Cantonnirungsquartier vorgeſtellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen ſteht.

Wenn wir nun dieſes Freundes allhier gedenken, ſo verfehlen wir nicht etwas mehreres über ihn zu ſagen. Er zeichnete ſehr glücklich in der Camera obſcura und hatte, Land und See bereiſend, ſich auf dieſe Weiſe die ſchönſten Erinnerungen geſammelt. Nun konnte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entſagen, blieb immer geneigt kleine Reiſen vorzunehmen, wobei ihn denn gewöhnlich Rath

Kraus zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Fassungsgabe die vorstehenden Landschaften zu Papier brachte, schattirte, färbte, und so arbeiteten beide um die Wette.

Die Belagerung von Mainz, als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo sie sich keinen Augenblick müßig verhielten.

Und so begleiteten sie uns denn auch auf einem Gefahrzug nach Weißenau, wo sich Herr Gore ganz besonders gefiel. Wir besuchten abermals den Kirchhof in Jagd auf pathologische Knochen; ein Theil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeschossen, man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten die auf den Wällen etwas Lebendiges in diesem Raume, so schossen sie mit Prellschüssen nach der Lücke; nun sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herankommen, da man sich denn zuletzt hinter die stehen gebliebene Mauer, oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel heiter nachschaute.

Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt uns allen ins Gewissen sprach und die kühne Gesellschaft zum Rückzug nöthigte.

Der 16. Juli war mir ein bänglicher Tag, und zwar bedrängte mich die Aussicht auf die nächste meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verhielt es sich aber folgendermaßen. Eine der vorgeschobenen kleinen feindlichen Schanzen, vor der sogenannten Welschen Schanze, leistete völlig ihre Pflicht; sie war das größte Hinderniß unserer vordern Parallele und mußte, was es auch kosten möchte, weggenommen werden. Dagegen war nun nichts zu sagen, allein es zeigte sich ein

bedenklicher Umstand. Auf Nachricht, oder Vermuthung: die Franzosen ließen, hinter dieser Schanze und unter dem Schutz der Festung Cavallerie campiren, wollte man zu diesem Aus- und Ueberfalle auch Cavallerie mitnehmen. Was das heiße: aus der Tranchée heraus, unmittelbar vor den Kanonen der Schanze und der Festung, Cavallerie zu entwickeln und sich in dusterer Nacht damit auf dem feindlich besetzten Glacis herumzutummeln, wird jedermann begreiflich finden; mir aber war es höchst bänglich Herrn von Oppen, als den Freund der mir vom Regiment zunächst anlag, dazu commandirt zu wissen. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geschieden seyn, und ich eilte zur Schanze Nr. 4., wo man jene Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es losbrach und hitzig zuging, ließ sich wohl aus der Ferne bemerken, und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszusehen.

Indessen verkundigte der Morgen die Sache sey gelungen, man habe die Schanze erobert, geschleift und sich ihr gegenüber gleich so fest gesetzt, daß ihre Wiederherstellung dem Feinde wohl unmöglich bleiben sollte. Freund Oppen kehrte glücklich zurück; die Vermißten gingen mich so nah nicht an; nur bedauerten wir den Prinzen Ludwig, der als kühner Anführer eine wo nicht gefahrliche, doch beschwerliche Wunde davon trug, und in einem solchen Augenblick den Kriegsschauplatz sehr ungern verließ.

Den 17. Juli ward nun derselbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht; der Herzog von Weimar bezog dessen Quartier im Chausseehause, es war kein anmuthigerer Aufenthalt zu denken.

Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ließ ich den schönen Platz davor kehren und reinigen, der bei

dem ſchnellen Quartierwechſel mit Stroh und Spänen und allerlei Abwürflingen eines eilig verlaſſenen Cantonnements überſaet war.

Den 18. Juli Nachmittags auf große faſt unerträgliche Hitze, Donnerwetter, Sturm und Regenguß, dem allgemeinen erquicklich, den eingegrabenen, als ſolchen freilich ſehr läſtig.

Der Commandant thut Vergleichsvorſchläge, welche zurückgewieſen werden.

Den 19. Juli. Das Bombardement geht fort, die Rheinmühlen werden beſchadigt und unbrauchbar gemacht.

Den 20. Juli. Der Commandant General d'Oyre überſchickt eine Punctation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21ſten auf den 22ſten Juli. Heftiges Bombardement, die Dominicanerkirche geht in Flammen auf, dagegen fliegt ein Preußiſches Laboratorium in die Luft.

Den 22. Juli. Als man vernahm der Stillſtand ſey wirklich geſchloſſen, eilte man nach dem Hauptquartier, um die Ankunft des Franzöſiſchen Commandanten d'Oyre zu erwarten. Er kam; ein großer wohlgebauter, ſchlanker Mann von mittlern Jahren, ſehr natürlich in ſeiner Haltung und Betragen. Indeſſen die Unterhandlung im Innern vorging, waren wir alle aufmerkſam und hoffnungsvoll; da es aber ausgeſprochen ward, daß man einig geworden und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden ſollte, da entſtand in Mehreren das wunderbare Gefühl einer ſchnellen Entledigung von bisherigen Laſten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde ſich nicht erwehren konnten aufzuſitzen und gegen Mainz zu reiten. Unterwegs holten wir Sömmering ein, der gleichfalls mit einem Geſellen nach Mainz eilte, freilich auf ſtärkere Veranlaſſung als wir, aber doch auch die Gefahr einer ſolchen Unternehmung nicht achtend. Wir fahen den

Mond, Fels und Waſſer, Geſtalten und Geſichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, jedes macht ſeinen eignen Effect; was für einen, das iſt ein Bißchen ſchwerer auszudrücken. Halten Sie Sich aber nur an's allgemeine: Ach! was das für einen beſondern Effect auf mich macht! — Jeder der dabeyſteht ſieht auch hin, und ſtimmt in den beſondern Effect mit ein; und dann iſt's ausgemacht. — daß die Sache einen beſondern Effect thut.

Mana. Mit allen dem ſcheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! ſehr! Das Theater und unſere Natur ſind freylich nahe mit einander verwandt. Dabey iſt er ein trefflicher Schauſpieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bey Sich?

Schlagbaum des äußersten Thores von fern, und hinter demselben eine große Masse Menschen die sich dort auflehnten und andrangten. Nun sahen wir Wolfsgruben vor uns, allein unsere Pferde, dergleichen schon gewohnt, brachten uns glücklich zwischen durch. Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu: was wir brächten? Unter der Menge fanden sich wenig Soldaten, alles Bürger, Manner und Frauen; unsere Antwort, daß wir Stillstand und wahrscheinlich Morgen Freiheit und Oeffnung versprachen, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Wir gaben einander wechselsweise so viel Aufklarung als einem jeden beliebte, und als wir eben von Segenswünschen begleitet wieder umkehren wollten, traf Sommering ein, der sein Gespräch an das unsrige knüpfte, bekannte Gesichter fand, sich vertraulicher unterhielt und zuletzt verschwand ehe wir's uns versahen; wir aber hielten für Zeit umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Bestreben fuhlten eine Anzahl Ausgewanderter, welche mit Victualien versehen erst in die Außenwerke, dann in die Festung selbst einzudringen verstanden, um die zurückgelassenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehreren solcher leidenschaftlichen Wanderer, und es mochte dieser Zustand so heftig werden, daß endlich, nach verdoppeltem Posten, das strengste Verbot ausging, den Wällen sich zu nahern; die Communication war auf einmal unterbrochen.

Am 23. Juli. Dieser Tag ging hin unter Besetzung der Außenwerke sowohl von Mainz als von Cassel. In einer leichten Chaise machte ich eine Spazierfahrt, in einem so engen Kreis um die Stadt als es die ausgesetzten Wachen erlauben wollten. Man besuchte die Tranchéen und besah sich die nach erreichtem Zweck verlassene unnutze Erdarbeit.

Als ich zurückfuhr, rief mich ein Mann mittleren Alters an und bat mich seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewandeter Mainzer, welcher mit großer Hast und Luſt seinen bisherigen Aufenthalt verlassend herbeilief den Auszug der Feinde triumphirend anzusehen, sodann aber den zurückgelaſſenen Clubbisten Tod und Verderben zu bringen schwor. Ich redete ihm begütigende Worte zu und stellte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und häuslichen Zustand nicht mit neuem bürgerlichen Krieg, Haß und Rache müsse verunreinigt werden, weil sich das Unglück ja sonst verewige. Die Bestrafung solcher schuldigen Menschen müsse man den hohen Alliirten und dem wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlaſſen, und was ich sonst noch Besanftigendes und Ernstliches anführte; wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und beide mit einem Trunk guten Weins und Bretzeln erquickte. An einem abgeredeten Ort setzt' ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von weitem zeigte und mit dem Hut mir tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 24. Juli. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin, der Ausmarsch verzögerte sich, es sollten Geldangelegenheiten seyn, die man sobald nicht abthun könne. Endlich zu Mittag, als alles bei Tisch und Topf beschaftigt und eine große Stille im Lager so wie auf der Chaussee war, fuhren mehrere dreispännige Wagen in einiger Ferne von einander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann; doch bald verbreitete sich das Gerücht: auf diese kühne und kluge Weise hätten mehrere Clubbisten sich gerettet. Leidenschaftliche Personen behaupteten man müsse nachsetzen, andere ließen es beim Verdruß bewenden, wieder andere

wollten ſich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache, noch Piquet, noch Aufſicht erſcheine; woraus erhelle, ſagten ſie, daß man von oben herein durch die Finger zu ſehen und alles was ſich ereignen könnte, dem Zufall zu überlaſſen geneigt ſey.

Dieſe Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Auszug unterbrochen und umgeſtimmt. Auch hier kamen mir und Freunden die Fenſter des Chauſſeehauſes zu Statten. Den Zug ſahen wir in aller ſeiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch Preußiſche Reiterei folgte zuerſt die Franzöſiſche Garniſon. Seltſamer war nichts als wie ſich dieſer Zug ankündigte; eine Colonne Marſeiller, klein, ſchwarz, buntſcheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran als habe der König Edwin ſeinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgeſendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernſt und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeſchlagen oder beſchamt. Als die merkwürdigſte Erſcheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heranritten; ſie waren ganz ſtill bis gegen uns herangezogen, als ihre Muſik den Marſeillermarſch anſtimmte. Dieſes revolutionaire Te Deum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch ſo muthig vorgetragen wird; dießmal aber nahmen ſie das Tempo ganz langſam, dem ſchleichenden Schritt gemäß den ſie ritten. Es war ergreifend und furchtbar, und ein ernſter Anblick, als die Reitenden, lange, hagere Männer, von gewiſſen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man ſie dem Don Quixote vergleichen können, in Maſſe erſchienen ſie höchſt ehrwürdig.

Bemerkenswerth war nun ein einzelner Trupp, die Franzöſiſchen Commiſſarien. Merlin von Thionville in

Huſarentracht, durch wilden Bart und Blick ſich auszeichnend, hatte eine andere Figur in gleichem Coſtüme links neben ſich; das Volk rief mit Wuth den Namen eines Clubbiſten und bewegte ſich zum Anfall. Merlin hielt an, berief ſich auf ſeine Würde eines Franzöſiſchen Repräſentanten, auf die Rache die jeder Beleidigung folgen ſollte, er wolle rathen ſich zu mäßigen, denn es ſey das letztemal nicht, daß man ihn hier ſehe. Die Menge ſtand betroffen, kein Einzelner wagte ſich vor. Er hatte einige unſerer daſtehenden Officiere angeſprochen und ſich auf das Wort des Königs berufen, und ſo wollte niemand weder Angriff noch Vertheidigung wagen; der Zug ging unangetaſtet vorbei.

Den 25. Juli. Am Morgen dieſes Tags bemerkt' ich, daß leider abermals keine Anſtalten auf der Chauſſee und in deren Nähe gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie ſchienen heute um ſo nöthiger, als die armen ausgewanderten, gränzenlos unglücklichen Mainzer, von entfernteren Orten her nunmehr angekommen, ſchaarenweis die Chauſſee umlagerten, mit Fluch- und Racheworten das gequalte und geängſtigte Herz erleichternd. Die geſtrige Kriegsliſt der Entwiſchenden gelang daher nicht wieder. Einzelne Reiſewagen rannten abermals eilig die Straße hin, überall aber hatten ſich die Mainzer Bürger in die Chauſſeegraben gelagert, und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt entgingen, fielen ſie in die Hände des andern.

Der Wagen ward angehalten, fand man Franzoſen oder Franzöſinnen, ſo ließ man ſie entkommen, wohlbekannte Clubbiſten keineswegs. Ein ſehr ſchöner dreiſpänniger Reiſewagen rollt daher, eine freundliche junge Dame verſäumt nicht ſich am Schlage ſehen zu laſſen und hüben und drüben zu grüßen; aber dem Poſtillon fallt man in die Zügel, der

Schlag wird eröffnet, ein Erz-Clubbiſt an ihrer Seite ſogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich nicht, kurz gebaut, dicklich, breiten Angeſichts, blatternarbig. Schon iſt er bei den Füßen herausgeriſſen; man ſchließt den Schlag und wünſcht der Schönheit glückliche Reiſe. Ihn aber ſchleppt man auf den nachſten Acker, zerſtößt und zerprügelt ihn fürchterlich; alle Glieder ſeines Leibes ſind zerſchlagen, ſein Geſicht unkenntlich. Eine Wache nimmt ſich endlich ſeiner an, man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er auf Stroh liegend zwar vor Thätlichkeiten ſeiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmahungen geſchützt war. Doch auch damit ging es am Ende ſo weit, daß der Officier niemand mehr hineinließ; auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeſchlagen hätte, dringend bat, ich möchte dieſem traurigſten und ekelhafteſten aller Schauſpiele entſagen.

Zum 25. Juli. Auf dem Chauſſeehauſe beſchäftigte uns nun der fernere regelmäßige Auszug der Franzoſen. Ich ſtand mit Herrn Gore daſelbſt am Fenſter, unten verſammelte ſich eine große Menge; doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, muntere wohlgebildete Linientruppen kamen nun heran; Mainzer Mädchen zogen mit ihnen aus, theils nebenher, theils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten ſie nun mit Kopfſchütteln und Spottreden: „ei Jungfer Lieschen, will Sie ſich auch in der Welt umſehen?“ und dann: „die Sohlen ſind noch neu, ſie werden bald durchgelaufen ſeyn!“ Ferner: „hat Sie auch in der Zeit Franzöſiſch gelernt? — Glück auf die Reiſe!“ Und ſo ging es immerfort durch dieſe Zungenruthen; die Mädchen aber ſchienen alle heiter und getroſt, einige wünſchten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meiſten waren ſtill und ſahen ihre Liebhaber an.

Indeſſen war das Volk ſehr bewegt, Schimpfreden wurden ausgeſtoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man dieſe Nichtswürdigen ſo vorbeilaſſe, die in ihrem Bündelchen gewiß manches von Hab und Gut eines braven Mainzer Bürgers mit ſich ſchleppten, und nur der ernſte Schritt des Militars, die Ordnung durch nebenhergehende Officiere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenſchaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in dieſem gefährlichſten Momente erſchien ein Zug der ſich gewiß ſchon weit hinweggewünſcht hatte. Ohne ſonderliche Bedeckung, zeigte ſich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, deſſen Uniform nicht gerade einen Militar ankündigte, an ſeiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und ſehr ſchönes Frauenzimmer, hinter ihnen folgten einige vierſpannige Wagen mit Kiſten und Kaſten bepackt; die Stille war ahnungsvoll. Auf einmal rauſcht' es im Volke und rief: „Haltet ihn an! ſchlagt ihn todt! das iſt der Spitzbube von Architekten, der erſt die Dom-Dechanei geplündert und nachher ſelbſt angezündet hat!“ Es kam auf einen einzigen entſchloſſenen Menſchen an und es war geſchehen.

Ohne weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem blitzſchnellen Gedanken was der Fürſt und General bei ſeiner Nachhauſekunft ſagen würde, wenn er über die Trümmer einer ſolchen Selbſthülfe kaum ſeine Thür erreichen könnte, ſprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: Halt!

Schon hatte ſich das Volk näher herangezogen; zwar den Schlagbaum unterfing ſich niemand herabzulaſſen, der Weg aber ſelbſt war von der Menge verſperrt. Ich wiederholte mein Halt! und die vollkommenſte Stille trat ein. Ich fuhr

darauf ſtark und heftig ſprechend fort: hier ſey das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor ſey heilig; wenn ſie Unfug treiben und Rache üben wollten, ſo fanden ſie noch Raum genug. Der König habe freien Auszug geſtattet, wenn er dieſen hätte bedingen und gewiſſe Perſonen ausnehmen wollen, ſo würde er Aufſeher angeſtellt, die Schuldigen zurückgewieſen oder gefangen genommen haben; davon ſey aber nichts bekannt, keine Patrouille zu ſehen. Und ſie, wer und wie ſie hier auch ſeyen, hätten, mitten in der Deutſchen Armee, keine andere Rolle zu ſpielen, als ruhige Zuſchauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein für allemal an dieſer Stelle keine Gewaltthatigkeit.

Nun ſtaunte das Volk, war ſtumm, dann wogt' es wieder, brummte, ſchalt; einzelne wurden heftig, ein paar Manner drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonderbarerweiſe war einer davon jener Perrückenmacher, den ich geſtern ſchon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte. — Wie! rief ich ihm entgegen, habt Ihr ſchon vergeſſen, was wir geſtern zuſammen geſprochen? Habt Ihr nicht darüber nachgedacht, daß man durch Selbſtrache ſich ſchuldig macht, daß man Gott und ſeinen Oberen die Strafe der Verbrecher überlaſſen ſoll, wie man ihnen das Ende dieſes Elends zu bewirken auch überlaſſen mußte, und was ich ſonſt noch kurz und bündig aber laut und heftig ſprach. Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind ſchmiegte ſich an den Vater und ſah freundlich zu mir herüber; ſchon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freier gelaſſen, auch der Weg durch den Schlagbaum war wieder offen. Die beiden Figuren zu Pferde wußten ſich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten; der Mann ritt

an mich heran und ſagte: er wünſche meinen Namen zu wiſſen, zu wiſſen wem er einen ſo großen Dienſt ſchuldig ſey, er werde es zeitlebens nicht vergeſſen und gern erwiedern. Auch das ſchöne Kind näherte ſich mir und ſagte das verbindlichſte. Ich antwortete, daß ich nichts als meine Schuldigkeit gethan und die Sicherheit und Heiligkeit dieſes Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink und ſie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Racheſinne irre gemacht, ſie blieb ſtehen; dreißig Schritte davon hatte ſie niemand gehindert. So iſt's aber in der Welt, wer nur erſt über einen Anſtoß hinaus iſt kommt über tauſend. Chi scampa d'un punto, scampa di mille.

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaufkam rief er mir in ſeinem Engliſch-franzöſiſch entgegen: Welche Fliege ſticht Euch, Ihr habt Euch in einen Handel eingelaſſen, der übel ablaufen konnte.

Dafür war mir nicht bange, verſetzte ich; und findet Ihr nicht ſelbſt hübſcher, daß ich Euch den Platz vor dem Hauſe ſo rein gehalten habe? wie ſäh' es aus, wenn das nun alles voll Trümmer läge, die jedermann ärgerten, leidenſchaftlich aufregten und niemand zu gute kamen; mag auch jener den Beſitz nicht verdienen den er wohlbehaglich fortgeſchleppt hat.

Indeſſen aber ging der Auszug der Franzoſen gelaſſen unter unſerm Fenſter vorbei; die Menge die kein Intereſſe weiter daran fand verlief ſich; wer es möglich machen konnte ſuchte ſich einen Weg, um in die Stadt zu ſchleichen, die Seinigen und was von ihrer Habe allenfalls gerettet ſeyn konnte, wiederzufinden und ſich deſſen zu erfreuen. Mehr aber trieb ſie die höchſt verzeihliche Wuth ihre verhaßten Feinde die Clubbiſten und Comitiſten zu ſtrafen, zu vernichten, wie ſie mitunter bedrohlich genug ausriefen.

Indessen konnte sich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich, mit eigener Gefahr, für einen unbekannten, vielleicht verbrecherischen Menschen so viel gewagt habe. Ich wies ihn immer scherzhaft auf den reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.

Den 26. und 27. Juli. Den 26sten gelang es uns schon mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswerthesten Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der schönsten Lage der Welt Reichthümer von Provinzen zusammenflossen, und Religion das was ihre Diener befaßen zu befestigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung die den Geist ergriff, war höchst schmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt gerathen.

Bei aufgelöster polizeilicher Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Thürme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nach einander genannt wie sie in Flammen aufgingen. Aus alter Vorliebe eilte ich zur Dechanei, die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte; zwar stand die Saulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtende Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen, und so lag denn auch

dieſe Muſterwohnung für immer zerſtört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten daſſelbige Schickſal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieſer Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.

Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schloſſes, dem ſich niemand zu nahern wagte. Außen angebrachte bretterne Angebaude deuteten auf die Verunreinigung jener fürſtlichen Wohnung; auf dem Platze davor ſtanden gedrangt ineinander geſchoben unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind, theils durch eigene hitzige Anſtrengung zerſtört.

Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt ſo manches herrliche Gebäude mit ſeinem Inhalt vernichtet worden, ſo war auch innerlich vieles durch Rohheit, Frevel und Muthwillen zu Grunde gerichtet. Der Palaſt Oſtheim ſtand noch in ſeiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartierungs- und Wachſtuben verwandelt; eine Umkehrung, verwünſcht anzuſehen! Säle voll Lappen und Fetzen, dann wieder die gypsmarmornen Wande mit Haken und großen Nägeln zerſprengt, Gewehre dort aufgehangen und umher geſtellt.

Das Akademiegebäude nahm ſich von außen noch ganz freundlich aus, nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenſtergewände von Sömmering's Quartier zerſprengt. Ich fand dieſen Freund wieder daſelbſt, ich darf nicht ſagen einagezogen, denn die ſchönen Zimmer waren durch die wilden Gaſte aufs ſchlimmſte behandelt. Sie hatten ſich nicht begnugt die blauen reinlichen Papiertapeten ſo weit ſie reichen konnten zu verderben; Leitern, oder über einander geſtellte Tiſche und Stühle mußten ſie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder ſonſtigen Fettigkeiten zu beſudeln. Es waren dieſelbigen Zimmer, wo wir

Merkulo. Das nicht! Wir sind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meistentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir schon gehört.

Merkulo. Ey! — Sehen Sie, meine Damen, das ist eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauffindung, die unsern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, schon auf dem Römischen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So lesen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böse Kaiser?

Merkulo. Es ist wahr, er taugte von Haus aus nichts; war aber drum doch ein excellenter Schauspieler. Er spielte bloß Monodramen. Denn erstlich sagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unserer Akademisten über

vorm Jahr ſo heiter und traulich zu wechſelſeitigem Scherz und Belehrung freundſchaftlich beiſammen geſeſſen. Indeß war bei dieſem Unheil doch auch noch etwas Tröſtliches zu zeigen; Sömmering hatte ſeinen Keller uneröffnet und ſeine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeſchadigt gefunden. Wir machten ihnen einen Beſuch, wogegen ſie uns zu belehrendem Geſpräch Anlaß gaben.

Eine Proclamation des neuen Gouverneurs hatte man ausgegeben, ich fand ſie in eben dem Sinne, ja faſt mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Perrückenmacher; alle Selbſthülfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein ſollte das Recht zuſtehen zwiſchen guten und ſchlechten Bürgern den Unterſchied zu bezeichnen. Sehr nothwendig war ein ſolcher Erlaß, denn bei der augenblicklichen Auflöſung, die der Stillſtand vor einigen Tagen verurſachte, drangen die kühnſten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten ſelbſt die Plünderung der Clubbiſtenhäuſer, indem ſie die hereinziehenden Belagerungsſoldaten anführten und aufregten. Jene Verordnung war mit den mildeſten Ausdrücken gefaßt, um, wie billig, den gerechten Zorn der grenzenlos beleidigten Menſchen zu ſchonen.

Wie ſchwer iſt es eine bewegte Menge wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unſerer Gegenwart geſchahen ſolche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Tabak, und indem man ihn abwog bemächtigte er ſich des Ganzen. Auf das Zetergeſchrei der Bürger legten ſich unſere Officiere ins Mittel und ſo kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unſeren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, faſt in die Erde gegrabenen

Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemuthet die Stadt zu verlassen. Auch zu mir, sagte sie, sind die Hanswürste gekommen mit ihren bunten Scherpen, haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt; Gott wird mich arme Frau in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich euch schon langst in Schimpf und Schande sehen werde. Ich hieß sie mit ihren Narreteien weiter gehen. Sie fürchteten mein Geschrei möchte die Nachbarn aufregen und ließen mich in Ruhe. Und so hab' ich die ganze Zeit, theils im Keller, theils im Freien zugebracht, mich von wenigem genährt und lebe noch Gott zu Ehren, jenen aber wird es schlecht ergehen.

Nun deutete sie uns auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen wie nahe die Gefahr gewesen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines ansehnlichen Gebäudes hineinschauen, das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte seit langen Jahren eine alte Sammlung von Curiositäten gestanden, Figuren von Porcellain und Bildstein, chinesische Tassen, Teller, Schüsseln und Gefaße; an Elfenbein und Bernstein mocht' es auch nicht gefehlt haben, so wie an anderem Schniß- und Drechselwerk, aus Moos, Stroh und sonst zusammengesetzten Gemälden und was man sich in einer solchen Sammlung denken mag. Das alles war nur aus den Trümmern zu schließen: denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchschlagend, war in diesem Raume geplatzt; die gewaltsame Luftausdehnung, indem sie inwendig alles von der Stelle warf, schlug die Fenster herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die sonst das Innere schirmten und nun zwischen den eisernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erschienen.

Die gute Frau versicherte, daß sie bei dieser Explosion selbst mit unterzugehen geglaubt habe.

Wir fanden unser Mittagsmahl an einer großen Wirthstafel; bei vielen Hin- und Wiederreden schien uns das beste zu schweigen. Wunderſam genug fiel es aber auf, daß man von den gegenwartigen Musikanten den Marseiller Marsch und das Ça ira verlangte; alle Gäste schienen einzustimmen und erheitert.

Bei unserm folgenden Hin- und Herwandern wußten wir den Platz, wo die Favorite gestanden, kaum zu unterscheiden. Im August vorigen Jahrs erhub sich hier noch ein prachtiger Gartensaal; Terrassen, Orangerie, Springwerke machten diesen unmittelbar am Rhein liegenden Lustort höchst vergnuglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gartner mir erzählte, sein gnadigster Churfürst die höchsten Haupter mit allem Gefolge an unübersehbaren Tafeln bewirthet; und was der gute Mann nicht alles von damastnen Gedecken, Silberzeug und Geschirr zu erzahlen hatte. Geknupft an jene Erinnerung machte die Gegenwart nur noch einen unertraglichern Eindruck.

Die benachbarte Karthause war ebenfalls wie verschwunden, denn man hatte die Steine dieser Gebaude sogleich zur bedeutenden Weißenauer Schanze vermauert. Das Nonnenklösterchen stand noch in frischen kaum wieder herzustellenden Ruinen.

Die Freunde Gore und Kraus begleitete ich auf die Citadelle. Da stand nun Drusus Denkmal, ungefahr noch eben so wie ich es als Knabe gezeichnet hatte, auch dießmal unerschüttert, so viel Feuerkugeln daran mochten vorbei geflogen seyn, ja darauf geschlagen haben.

Herr Gore stellte seine tragbare dunkle Kammer auf

dem Walle sogleich zurechte, in Absicht eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entstellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus, gewissenhaft und genau zu Stande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie sie uns in seinen hinterlassenen, schön geordneten Blattern noch vor Augen liegt.

Endlich wendeten sich auch unsere Wege nach Cassel; auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Athem wie vor Alters, und betrog sich einen Augenblick als wenn jene Zeit wieder kommen könnte. An der Befestigung von Cassel hatte man während der Belagerung immerfort gemauert; wir fanden einen Trog frischen Kalks, Backsteine daneben und eine unfertige Stelle; man hatte, nach ausgesprochenem Stillstand und Uebergabe, alles stehn und liegen lassen.

So merkwürdig aber als traurig anzusehen war der Verhau rings um die Casseler Schanzen; man hatte dazu die Fülle der Obstbäume der dortigen Gegend verbraucht. Bei der Wurzel abgesägt, die äußersten zarten Zweige weggestutzt, schob man nun die stärkeren, regelmaßig gewachsenen Kronen in einander und errichtete dadurch ein undurchdringliches letztes Bollwerk, es schienen zu gleicher Zeit gepflanzte Baume, unter gleich günstigen Umstanden erwachsen, nunmehr zu feindseligen Zwecken benutzt dem Untergang überlassen.

Lange aber konnte man sich einem solchen Bedauern nicht hingeben, denn Wirth und Wirthin und jeder Einwohner den man ansprach, schienen ihren eigenen Jammer zu vergessen, um sich in weitläufigere Erzablungen des granzenlosen Elends heraus zu lassen, in welchem die zur Auswanderung genöthigten Mainzer Burger zwischen zwei Feinde, den innern und äußern, sich geklemmt sahen. Denn nicht der Krieg allein, sondern der durch Unsinn aufgelöst'te

bürgerliche Zuſtand hatte ein ſolches Unglück bereitet und herbei geführt.

Einigermaßen erholte ſich unſer Geiſt von alle dem Trübſal und Jammer, bei Erzählung mancher heroiſchen That der tüchtigen Stadtbürger. Erſt ſah man mit Schrecken das Bombardement als ein unvermeidliches Elend an, die zerſtörende Gewalt der Feuerkugeln war zu groß, das anrückende Unglück ſo entſchieden, daß niemand glaubte entgegenwirken zu können; endlich aber bekannter mit der Gefahr, entſchloß man ſich ihr zu begegnen. Eine Bombe, die in ein Haus fiel, mit bereitem Waſſer zu löſchen, gab Gelegenheit zu kühnem Scherz; man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieſer Art, welche ſich und andre glücklich gerettet. Aber auch der Untergang von tüchtigen wackern Menſchen war zu bedauern. Ein Apotheker und ſein Sohn gingen über dieſer Operation zu Grunde.

Wenn man nun das Unglück bedauernd, ſich und andern Glück wünſchte das Ende der Leiden zu ſehen, ſo verwunderte man ſich zugleich, daß die Feſtung nicht länger gehalten worden. In dem Schiffe des Doms, deſſen Gewölbe ſich erhalten hatten, lag eine große Maſſe unangetaſteter Mehlſacke, man ſprach von andern Vorräthen und von unerſchöpflichem Weine. Man hegte daher die Vermuthung, daß die letzte Revolution in Paris, wodurch die Partei, wozu die Mainzer Commiſſarien gehörten, ſich zum Regiment aufgeſchwungen, eigentlich die frühere Uebergabe der Feſtung veranlaßt. Merlin von Thionville, Rewbel und andere wünſchten gegenwärtig zu ſeyn, wo nach überwundnen Gegnern nichts mehr zu ſcheuen und unendlich zu gewinnen war. Erſt mußte man ſich inwendig feſtſetzen, an dieſer Veränderung Theil nehmen, ſich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann

aber bei fortgesetzter äußerer Fehde auch da wieder mitwirken und, bei wahrscheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück, abermals ausziehen, die regen Volksgesinnungen über andere Länder auszubreiten, den Besitz von Mainz, ja von weit mehr, wieder zu erringen trachten.

Für niemand war nun Bleibens mehr in dieser verwüsteten öden Umgebung. Der König mit den Garden zog zuerst, die Regimenter folgten. Weitern Antheil an den Unbilden des Krieges zu nehmen ward nicht mehr verlangt; ich erhielt Urlaub nach Hause zurückzukehren, doch wollt' ich vorher noch Mannheim wieder besuchen.

Mein erster Gang war Ihro königlichen Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand aufzuwarten, den ich ganz wohlgemuth auf seinem Sopha ausgestreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, bald möglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gasthofe ein artiges Abenteuer. An der langen sehr besetzten Wirthstafel saß ich an einem Ende, der Kammerier des Königs, v. Nietz, an dem andern, ein großer, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann; eine Gestalt wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelm's gar wohl geziemte. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Muthes von Tafel auf; ich sah Herrn Nietz auf mich zukommen; er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner lang gewünschten endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann: ich müsse ihm verzeihen, er habe aber noch ein persönliches Interesse mich hier zu finden und zu sehen. Man habe ihm bisher immer behauptet: schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermüfft aussehen, wie

man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen, denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu seyn, dabei aber gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deßhalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns beiden lange Dauer eines solchen Behagens.

Ich erwiederte gleichfalls verbindliche Worte; er schüttelte mir die Hand, und ich konnte mich trösten, daß wenn jener wohlgesinnte Obristlieutenant meine Gegenwart ablehnte, welcher wahrscheinlich auch eine vermüßte Person erwartet hatte, ich nunmehr, freilich in einer ganz entgegengesetzten Kategorie, zu Ehren kam.

In Heidelberg, bei der alten treuen Freundin Delf, begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schlosser. Wir besprachen gar manches, auch er mußte einen Vortrag meiner Farbenlehre aushalten. Ernst und freundlich nahm er sie auf, ob er gleich von der Denkweise, die er sich festgesetzt hatte, nicht loskommen konnte und vor allen Dingen darauf bestand zu wissen: in wie fern sich meine Bearbeitung mit der Eulerischen Theorie vereinigen lasse, der er zugethan sey. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiernach gar nicht gefragt werde, sondern nur daß darum zu thun sey, unzählige Erfahrungen ins Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft, Stellung gegen einander und neben einander aufzufinden, sich selbst und andern faßlich zu machen. Diese Art mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorzeigen konnte, nicht ganz deutlich werden.

Da nun hiebei die Schwierigkeit des Unternehmens sich hervorthat, zeigt' ich ihm einen Aufsatz den ich während der

Belagerung geschrieben hatte, worin ich ausführte: wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Manner zusammenarbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Farber und Gott weiß wen alles in Anspruch genommen: dieß hörte er im allgemeinen ganz geduldig an, als ich ihm aber die Abhandlung im einzelnen vorlesen wollte, verbat er sich's und lachte mich aus: ich sey, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung statt finden!

Eben so wie über diesen Gegenstand äußerte er sich über andere; freilich hatte er als Mensch, Geschäftsmann, Schriftsteller gar vieles erlebt und erlitten, daher denn sein ernster Charakter sich in sich selbst verschloß und jeder heitern, glücklichen, oft hülfreichen Tauschung mißmuthig entsagte. Mir aber machte es den unangenehmsten Eindruck, daß ich, aus dem schrecklichsten Kriegszustand wieder ins ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen sollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich so sehr beschaftigte, und das ich der ganzen Welt nützlich und interessant wahnte.

Dadurch regte sich abermals der alte Adam; leichtsinnige Behauptungen, paradore Satze, ironisches Begegnen und was dergleichen mehr war, erzeugte bald Apprehension und Mißbehagen unter der Freunden: Schlosser verbat sich dergleichen sehr heftig, die Wi[illegible]hin wußte nicht, was sie aus uns beiden

machen ſollte, und ihre Vermittlung bewirkte wenigſtens, daß der Abſchied zwar ſchneller als vorgeſetzt doch nicht übereilt erſchien.

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu ſagen, eben ſo wenig von meiner übrigen Rückreiſe; der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden ließ nur Gräuelthaten einer verwilderten und zugleich ſiegberauſchten Nation vernehmen. Aber auch mir ſtand ein ganz eigener Wechſel der gewohnten Lebensweiſe bevor. Der Herzog von Weimar trat nach geendigter Campagne aus Preußiſchen Dienſten; das Wehklagen des Regiments war groß durch alle Stufen, ſie verloren Anführer, Fürſten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich ſollte von engverbundenen trefflichen Mannern auf einmal ſcheiden; es geſchah nicht ohne Thranen der beſten. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zuſammengebracht und gehalten, und wir ſchienen uns ſelbſt zu verlieren, als wir ſeiner Leitung und einem heitern verſtandigen Umgang unter einander entſagen ſollten. Die Gegend um Aſchersleben, der nahe Harz, von dort aus ſo leicht zu bereiſen, erſchien für mich verloren, auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.

Und ſo wollen wir ſchließen, um nicht in Betrachtung der Weltſchickſale zu gerathen, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denſelben Fluthen uns überſchwemmt, wo nicht verſchlungen geſehen.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Sechsundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

dieſe Schauſpielart leſen! Sie wird auf Befehl unſers Prinzen geſchrieben und auf ſeine Koſten gedruckt. Wir führen aber auch die neuſten Werke, wie man ſie von der Meſſe kriegt: Monodramen zu zwey Perſonen, Duodramen zu dreyen, und ſo weiter.

Sora. Wird denn auch drin geſungen?

Merkulo. Ey geſungen und geſprochen! Eigentlich weder geſungen noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang drin, deswegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fräulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen, Sie ſollen recht lange bey uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bey uns?

Inhalt.

Seite.

Schweizerreise im Jahre 1797 1

Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815:

Sänger-Rochus-Fest zu Bingen 197

Im Rheingau Herbsttage 251

Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar 348

Aus einer Reiſe in die Schweiz

über

Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen

im Jahre 1797.

Einleitendes.

Aus Briefen, wenige Zeit vor der Abreise, an Meyer nach Florenz und Stäfa geschrieben.

Weimar, den 28. April 1797.

Bisher habe ich immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie, mein werthester Freund, mir zum Muster vorgestellt: denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichsten Kunstwerken, gewährte Ihnen doch keine Mittheilung und gemeinschaftlichen Genuß, wodurch alles was unser ist doch erst zum Leben kommt; dagegen ich, obgleich abgeschnitten von dem so sehr gewünschten Anschauen der bildenden Künste, doch in einem fortdauernden Austausch der Ideen lebte, und in vielen Sachen die mich interessirten weiter kam.

Nun aber gesteh' ich Ihnen gern, daß meine Unruhe und mein Unmuth auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick versperrt, sondern auch die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf Fries, mit dem ich früher zu reisen hoffte, geht selbst erst im September zurück; der Weg von da auf Triest ist für jetzt auch versperrt und für die Zukunft wie die übrigen verheert und unangenehm. In dem obern Italien selbst, wie muß es da nicht aussehen! wenn außer den kriegführenden Heeren auch

noch zwei Parteien gegen einander kämpfen. Und selbst nach einem Frieden, wie unsicher und zerrüttet muß es eine lange Zeit in einem Laude bleiben, wo keine Polizei ist, noch seyn wird! Einige Personen die jetzt über Mailand heraus sind, können nicht genug erzählen, wie gequält und gehindert man überall wegen der Pässe ist, wie man aufgehalten und herumgeschleppt wird und was man sonst für Noth des Fortkommens und übrigen Lebens zu erdulden hat.

Sie können leicht denken, daß unter diesen Umständen mich alles, was einigen Antheil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, daß man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die Negativen nicht achten soll; so ist doch der Fall von der Art, daß man selbst durch einiges Nachdenken das Unräthliche einer solchen Expedition sehr leicht einsehen kann.

Dieses alles zusammen drängt mir beinahe den Entschluß ab: diesen Sommer, und vielleicht das ganze Jahr, an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich noch mit Ihnen darüber schriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen rathen soll weiß ich wahrlich nicht. So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen, und so sehr ich durch Ihre Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch Sie nicht gern sobald von der Nahrung Ihres Talentes, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen. Wenn mein Plan durch die äußern Umstände zum Scheitern gebracht wird, so wünschte ich doch den Ihrigen vollendet zu sehen.

Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht

Hermann und Dorothea iſt fertig; es beſteht aus zweitauſend Herametern und iſt in neun Geſange getheilt, und ich ſehe darin wenigſtens einen Theil meiner Wünſche erfüllt. Meine hieſigen und benachbarten Freunde ſind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptſächlich nun darauf an: ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchſte Inſtanz von der es gerichtet werden kann iſt die, vor welche der Menſchenmaler ſeine Compoſitionen bringt, und es wird die Frage ſeyn, ob Sie unter dem modernen Coſtüme die wahren ächten Menſchenproportionen und Gliederformen anerkennen werden.

Der Gegenſtand ſelbſt iſt äußerſt glücklich, ein Suiet wie man es in ſeinem Leben nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenſtände zu wahren Kunſtwerken ſeltner gefunden werden als man denkt, deßwegen auch die Alten beſtändig ſich nur in einem gewiſſen Kreis bewegen.

In der Lage in der ich mich befinde, habe ich mir zugeſchworen, an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem, was ich ſo in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht; wo man weiß, daß man zuletzt nur ſich zu tadeln oder zu loben hat; an einem Werke an dem man, wenn der Plan einmal gut iſt, nicht das Schickſal des Penelopeiſchen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdiſchen Dingen löſen einem die Menſchen gewöhnlich wieder auf was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beſchwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurückthun muß. Kommen Sie zurück, ſo wünſchte ich, Sie könnten ſich auf jene Weiſe zuſchwören, daß Sie nur innerhalb einer beſtimmten Fläche, ja ich möchte wohl ſagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meiſter ſind, Ihre Kunſt ausüben wollen. Zwar iſt, ich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03763/127

gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen; es ist aber doch immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einmal einen um den andern Tag rasend zu werden.

*

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Ratifikation, und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt, ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen und Eingeschlossenes, das man mir an Sie gegeben hat, nicht liegen bleibe. Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wieder von sich hören. In wenniger Zeit muß sich nun vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wieder zu sehen, soll uns doch noch endlich gewährt werden.

Weimar, am 8. Mai 1797.

Am 28. April schrieb ich Ihnen einen Brief voll übler Laune, die Friedensnachrichten, die in dem Augenblick dazu kamen, rectificirten den Inhalt. Seit der Zeit habe ich mir vorgesetzt, so sicher als ein Mensch sich etwas vornehmen kann:

Daß ich Anfangs Juli nach Frankfurt abreise, um mit meiner Mutter noch mancherlei zu arrangiren, und daß ich alsdann, von da aus, nach Italien gehen will, um Sie aufzusuchen.

Ich darf Sie also wohl bitten in jenen Gegenden zu verweilen und, wenn Sie nicht thätig seyn können, inzwischen zu vegetiren. Sollten Sie aber Ihrer Gesundheit wegen nach der Schweiz zurück gehen wollen, so schreiben Sie mir, wo ich

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03745/109

Sie treffe. Ich kann rechnen, daß Sie diesen Brief Ende Mai's erhalten; antworten Sie mir aber nur unter dem Einschluß von Frau Rath Goethe nach Frankfurt am Main, so finde ich Ihren Brief gewiß, und werde mich darnach richten. In der Zwischenzeit erfahren wir die Verhältnisse des obern Italiens und sehen uns mit Zufriedenheit, wo es auch sey, wieder. Ich wiederhole nur kürzlich, daß es mir ganz gleich ist, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus hinbewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am nächsten treffen kann. Leben Sie recht wohl! Mir geht alles recht gut, so daß ich nach dem erklärten Frieden hoffen kann, Sie auch auf einem befriedigten, obgleich sehr zerrütteten Boden wieder zu sehen.

Jena, den 6. Juni 1797.

Ihren Brief vom 13. Mai habe ich gestern erhalten, woraus ich sehe, daß die Posten zwar noch nicht mit der alten Schnelligkeit, doch aber wieder ihren Gang gehen, und das macht mir Muth Ihnen gleich wieder zu schreiben.

Seitdem ich die Nachricht erhielt, daß Sie sich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die sich kaum anders als in der vaterländischen Luft wieder herstellt. Sie haben indessen noch zwei Briefe von mir erhalten, einen vom 28. April und einen vom 8. Mai, möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entschließung ergriffen haben die zu Ihrem Besten dient. Ihre Antwort, die ich nach dem jetzigen Lauf der Posten in Frankfurt gewiß finden kann, wird meine Wege leiten. Selbst mit vielem Vergnügen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufsuchen und an dem Züricher See einige Zeit mit Ihnen

verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unserm freundschaftlichen Verhältniß entspringen kann, Sie einigermaßen schadlos halten für die Leiden, die Sie in der Zwischenzeit ausgestanden haben und die auch auf mich, in der Ferne, den unangenehmsten Einfluß hatten; denn noch niemals bin ich von einer solchen Ungewißheit hin und her gezerrt worden; noch niemals haben meine Plane und Entschließungen so von Woche zu Woche variirt. Ich ward des besten Lebensgenusses unter Freunden und nahe Verbundnen nicht froh, indeß ich Sie einsam wußte und mir einen Weg nach dem andern abgeschnitten sah.

Nun mag denn Ihr nächster Brief entscheiden, und ich will mich darein finden und ergeben was er auch ausspricht. Wo wir auch zusammenkommen, wird es eine unendliche Freude seyn. Die Ausbildung die uns indessen geworden ist, wird sich durch Mittheilung auf das schönste vermehren.

Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thatig; er hat zu seinem Wallenstein sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Factum, sondern auf die ganze Breite der Existenz, und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deßwegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück die Wallensteiner als Exposition vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstücks doch alles darauf ankommt: daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Diensts verandert. Es ist in einer viel pesantern und also für

die Kunst bedeutendern Manier als die Geschichte von Dumouriez.

Höchst verlangend bin ich auch Ihre Ideen über das Darstellbare und Darzustellende zu vernehmen. Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem *prägnanten Stoffe* den es darzustellen unternimmt. Nun ist der ewige Irrthum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes und Gott weiß was alles, sich unterschiebt, wenn man doch einmal was machen will und muß.

Wir haben auch in diesen Tagen Gelegenheit gehabt manches abzuhandeln über das was in irgend einer prosodischen Form geht und nicht geht. Es ist wirklich beinahe magisch, daß etwas, was in dem einen Sylbenmaße noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint. Doch eben so magisch sind ja die abwechselnden Tänze auf einer Redoute, wo Stimmung, Bewegung und alles durch das Nachfolgende gleich aufgehoben wird.

Da nun meine ganze Operation von Ihrer Antwort auf meinen Brief vom 8. Mai abhangt, so will ich nicht wieder schreiben, als bis ich diese erhalten habe, und Ihnen nachher gleich antworten wo ich bin und wie ich gehe. Sollten Sie auch auf *diesen* noch irgend etwas zu vermelden haben, so schicken Sie es nur auf Frankfurt an meine Mutter, wo ich schon das Weitere besorgen will.

Weimar, den 7. Juli 1797.

Seyn Sie mir bestens auf vaterländischem Grund und Boden gegrüßt! Ihr Brief vom 26. Juni, den ich heut erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Zwar

konnt' ich hoffen, daß Sie auf meinen Brief vom 5. Mai gleich zurückkehren würden; allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gefühl des Werthes den ich auf unser einziges Verhältniß lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unsers Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüth ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, trotz der Umstände, nicht früher gegangen sey, Sie aufzusuchen; ich stellte mir Ihr einsames Verhältniß und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor, und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit bloß um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher alles eine bessere Gestalt gewinnen wird. Aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden was will, sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben. Alles was Sie thun ist gut, denn alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend, er will mich vor meiner Abreise noch über manches sprechen und ich erwarte ihn. Indessen habe ich alles geordnet und bin so los und ledig als jemals. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich jene zurück und komme Sie am schönen See zu treffen. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen!

Schreiben Sie mir nach dem Empfang dieses nur nach Frankfurt. Von mir erhalten Sie nun alle acht Tage

Nachricht. Zum Willkomm auf deutschem Grund und Boden sende ich Ihnen etwas über die Hälfte meines neuen Gedichts. Möge Ihnen die Aura die Ihnen daraus entgegenweht angenehm und erquicklich seyn. Weiter sage ich nichts. Da wir nun glücklicherweise wieder so viel näher gebracht worden, so sind nun unsere ersten Schritte bestimmt; und sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen. Leben Sie tausendmal wohl!

Weimar, den 23. Juli 1797.

Seitdem ich Sie wieder in Ihr Vaterland gerettet weiß, sind meine Gedanken nun hauptsächlich darauf gerichtet: daß wir wechselseitig mit demjenigen bekannt werden was jeder bisher einzeln für sich gethan hat. Sie haben durch Anschauung und Betrachtung ein unendliches Feld kennen gelernt, und ich habe indessen von meiner Seite, durch Nachdenken und Gespräch über Theorie und Methode, mich weiter auszubilden nicht versäumt, so daß wir nun entweder unmittelbar mit unsern Arbeiten zusammentreffen, oder uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können.

Ich schicke Ihnen hier einen Aufsatz, worin, nach einigem Allgemeinen, über Laokoon gehandelt ist. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze sage ich hernach. Schiller ist mit der Methode und dem Sinn desselben zufrieden; es ist nun die Frage: ob Sie mit dem Stoff einig sind? ob Sie glauben, daß ich das Kunstwerk richtig gefaßt und den eigentlichen Lebenspunkt des Dargestellten wahrhaft angegeben habe? Auf alle Fälle können wir uns künftig vereinigen: theils dieses Kunstwerk, theils andere in einer gewissen Folge

dergestalt zu behandeln, daß wir, nach unserm altern Schema, eine vollständige Entwickelung von der ersten poetischen Conception des Werks, bis auf die letzte mechanische Ausführung zu liefern suchen und dadurch uns und Andern mannichfaltig nutzen.

Hofrath Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz nach seinen Wünschen hat und sich auch bei uns ganz behaglich befindet. Seine Gegenwart hat uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrung die ihm zu Gebote steht, beinah alles in Anregung bringt was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Cirkel von Freunden derselben, selbst durch Widerspruch, belebt. Er communicirte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon früher kennen und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff vindicirt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzusehr verdrängt worden war. Schillern, der auch seit einigen Tagen hier ist, hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun eben hierüber am kreisten und vollständigsten zu erklären, und zu weiteren Gesprächen Gelegenheit zu geben, so wie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke.

Sorgen Sie vor allen Dingen für Ihre Gesundheit in der vaterländischen Luft und strengen sich, besonders durch Schreiben, ja nicht an. Disponiren Sie sich Ihr Schema im Ganzen und rangiren Sie die Schätze Ihrer Collectaneen und Ihres Gedächtnisses; warten Sie alsdann bis wir

wieder zusammenkommen, da Sie die Bequemlichkeit des Dictirens haben werden, indem ich einen Schreiber mitbringe, wodurch das Mechanische der Arbeit, welches für eine nicht ganz gesunde Person drückend ist, sehr erleichtert, ja gewissermaßen weggehoben wird.

Unser Herzog scheint sich auf seiner Reise zu gefallen, denn er läßt uns eine Woche nach der andern warten. Doch beunruhigt mich seine verspätete Ankunft, die ich erwarten muß, gegenwärtig nicht, indem ich Sie in Sicherheit weiß. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 7ten mit dem Anfange des Gedichtes richtig erhalten, und ich will es nunmehr so einrichten, daß ich alle Wochen etwas an Sie absende. Schreiben Sie mir, wenn es auch nur wenig ist, unter der Adresse meiner Mutter nach Frankfurt. Ich hoffe Ihnen bald meine Abreise von hier und meine Ankunft dort melden zu können und wünsche, daß Sie sich recht bald erholen möchten und daß ich die Freude habe, Sie, wo nicht völlig hergestellt, doch in einem recht leidlichen Zustande wieder zu finden. Leben Sie recht wohl, werthester Freund! Wie freue ich mich auf den Augenblick in welchem ich Sie wiedersehen werde, um durch ein vereintes Leben uns für die bisherige Vereinzelung entschadigt zu sehen!

Schiller und die Hausfreunde grüßen, alles freut sich Ihrer Nähe und Besserung.

Heut über acht Tage will ich verschiedene Gedichte beilegen. Wir haben uns vereinigt in den dießjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben und uns bei dieser Arbeit über Stoff und Behandlung dieser Dichtungsart selbst aufzuklären; ich hoffe, es sollen sich gute Resultate zeigen.

Humboldt's werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immerfort bei jedem Anlaß

Verse macht, ist über Regensburg eben dahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren wie weit sie kommen.

Die Herzogin Mutter ist nach Kissingen. Wieland lebt in Osmannstedt mit dem nothdürftigen Selbstbetruge. Fraulein von Imhoff entwickelt ein recht schönes poetisches Talent, sie hat einige allerliebste Sachen zum Almanach gegeben. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stein von Breslau, der sich im Weltwesen recht schön ausbildet. Und so hatten Sie denn auch einige Nachricht von dem Personal das einen Theil des Weimarischen Kreises ausmacht. Bei Ihrer jetzt größeren Nähe scheint es mir, als ob man Ihnen auch hiervon etwas sagen könne und müsse. Knebel ist nach Bayreuth gegangen; er macht Miene in jenen Gegenden zu bleiben, nur fürchte ich, er wird nichts mehr am alten Platze finden; besonders ist Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein trauriger Aufenthalt. Nochmals ein herzliches Lebewohl.

Weimar, den 21. Juli 1797.

Hier ist, mein werther Freund, die dritte wöchentliche Sendung mit der ich Ihnen zugleich ankündigen kann: daß mein Koffer mit dem Postwagen heute früh nach Frankfurt abgegangen und daß also schon ein Theil von mir nach Ihnen zu in Bewegung ist; der Körper wird nun auch wohl bald dem Geiste und den Kleidern nachfolgen.

Diesmal schicke ich Ihnen, damit Sie doch ja auch recht nordisch empfangen werden, ein paar Balladen, bei denen ich wohl nicht zu sagen brauche, daß die erste von Schillern, die zweite von mir ist. Sie werden daraus sehen, daß wir,

indem wir Ton und Stimmung dieſer Dichtart beizubehalten ſuchen, die Stoffe würdiger und mannichfaltiger zu wahlen beſorgt ſind; nächſtens erhalten Sie noch mehr dergleichen.

Die Note von Böttiger über die zuſammenſchnürenden Schlangen iſt meiner Hypotheſe über Laokoon ſehr günſtig; er hatte, als er ſie ſchrieb, meine Abhandlung nicht geleſen.

Schiller war dieſe acht Tage bei mir, ziemlich geſund und ſehr munter und thatig; Ihrer iſt, ich darf wohl ſagen, in jeder Stunde gedacht worden.

Unſere Freundin Amelie hat ſich auch in der Dichtkunſt wunderſam ausgebildet und ſehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhülfe recht gut erſcheinen werden. Man merkt ihren Productionen ſehr deutlich die ſoliden Einſichten in eine andere Kunſt an, und wenn ſie in beiden fortfahrt, ſo kann ſie auf einen bedeutenden Grad gelangen.

Heute nicht mehr. Nur noch den herzlichen Wunſch, daß Ihre Geſundheit ſich immer verbeſſern möge! Schicken Sie Ihre Briefe nur an meine Mutter.

Frankfurt.

Frankfurt, den 8. Auguſt 1797.

Zum erſtenmal habe ich die Reiſe aus Thuringen nach dem Mainſtrome durchaus bei Tage mit Ruhe und Bewußtſeyn gemacht, und das deutliche Bild der verſchiedenen Gegenden, ihre Charaktere und Uebergange, war mir ſehr lebhaft und angenehm. In der Nahe von Erfurt war mir der Keſſel merkwürdig worin dieſe Stadt liegt. Er ſcheint ſich

in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Elbe und Fluth hinreichte und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.

Der Moment, wegen der heranreifenden Feldfrüchte, war sehr bedeutend. In Thüringen stand alles zum schönsten, im Fuldaischen fanden wir die Mandeln auf dem Felde und zwischen Hanau und Frankfurt nur noch die Stoppeln; vom Wein verspricht man sich nicht viel, das Obst ist gut gerathen.

Wir waren von Weimar bis hier vier Tage unterwegs und haben von der heißen Jahreszeit wenig oder gar nicht gelitten. Die Gewitter kühlten Nachts und Morgens die Atmosphäre aus, wir fuhren sehr früh, die heißesten Stunden des Tags fütterten wir, und wenn denn auch einige Stunden des Wegs bei warmer Tageszeit zurückgelegt wurden, so ist doch meist auf den Höhen und in den Thälern wo Bäche fließen ein Luftzug.

So bin ich denn vergnügt und gesund am 3ten in Frankfurt angekommen und überlege in einer ruhigen und heiteren Wohnung nun erst: was es heiße in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl und wir wurden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe käme. Ich will nun alles, was mir in diesen Tagen vorgekommen, so gut als möglich ist zurecht stellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probiren und mich dann zu einer weiteren Reise vorbereiten.

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach! wer glauben konnte, daß so eine Einladung aus einem so schönen Herzen käme! Es ist aber leider eins der gewöhnlichen Hofcomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um sich zu versichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen schon allerley Scherze von unsrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten sollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünsche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie sein Herz, sein zärtlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreiz aus der sanften Traurigkeit ziehen, in der er verschmachtet!

Cora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das ist just recht unsere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sehr merkwürdig iſt mir aufgefallen wie es eigentlich mit dem Publicum einer großen Stadt beſchaffen iſt. Es lebt in einem beſtandigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das was wir Stimmung nennen, laßt ſich weder hervorbringen noch mittheilen; alle Vergnugungen, ſelbſt das Theater ſoll nur zerſtreuen, und die große Neigung des leſenden Publicums zu Journalen und Romanen entſteht eben daher, weil jene immer und dieſe meiſt Zerſtreuung in die Zerſtreuung bringen.

Ich glaube ſogar eine Art von Scheu gegen poetiſche Productionen, oder wenigſtens inſofern ſie poetiſch ſind, bemerkt zu haben, die mir aus eben dieſen Urſachen ganz natürlich vorkommt. Die Poeſie verlangt, ja gebietet Sammlung, ſie iſolirt den Menſchen wider ſeinen Willen, ſie drangt ſich wiederholt auf und iſt in der breiten Welt (um nicht zu ſagen in der großen) ſo unbequem wie eine treue Liebhaberin.

Ich gewöhne mich nun, alles wie mir die Gegenſtande vorkommen und was ich über ſie denke aufzuſchreiben, ohne die genaueſte Beobachtung und das reifſte Urtheil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, ſo kann man mit beſſerer Ueberſicht das Vorrathige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einigemal beſucht und zu deſſen Beurtheilung mir auch einen methodiſchen Entwurf gemacht; indem ich ihn nun nach und nach auszufullen ſuche, ſo iſt mir erſt recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Landern, wo man mit niemand in Verhaltniß ſteht, eine leidliche Reiſebeſchreibung machen könnte. Ueber den Ort wo man gewöhnlich ſich aufhalt wird niemand wagen

etwas zu ſchreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenſtände die Rede ſeyn: eben ſo geht es mit allem was uns noch einigermaßen nah' iſt, man fühlt erſt, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch ſein gerechteſtes, mäßigſtes Urtheil über die Dinge öffentlich ausſprechen wollte. Dieſe Betrachtungen führen auf artige Reſultate und zeigen mir den Weg der zu gehen iſt. So vergleiche ich z. B. jetzt das hieſige Theater mit dem Weimariſchen; habe ich noch das Stuttgarter geſehen, ſo läßt ſich vielleicht über die drei etwas Allgemeines ſagen, das bedeutend iſt und das ſich auch allenfalls öffentlich produciren läßt.

Den 5. Auguſt 1797.

In Frankfurt iſt alles thätig und lebhaft, und das vielfache Unglück ſcheint nur einen allgemeinen Leichtſinn bewirkt zu haben. Die Millionen Kriegscontribution, die man im vorigen Jahre den vorgedrungenen Franzoſen hingeben mußte, ſind ſo wie die Noth jener Augenblicke vergeſſen, und jedermann findet es äußerſt unbequem, daß er nun zu den Intereſſen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen ſoll. Ein jeder beklagt ſich über die äußerſte Theuerung, und fährt doch fort Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er ſich beſchwert. Doch habe ich auch ſchon einige wunderliche und unerwartete Ausnahmen bemerken können.

Geſtern Abend entſtand auf einmal ein lebhafter Feuerruf, inwiefern er gegründet ſey, muß ſich bald zeigen.

Ich habe mich in dieſen wenigen Tagen ſchon viel umgeſehen, bin die Stadt umfahren und umgangen; außen und innen entſteht ein Gebäude nach dem andern, und der beſſere und größere Geſchmack läßt ſich bemerken, obgleich auch hier

mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich im Schweizerschen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthalt, besonders hat mir die Art der Fenster sehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schloßbaucommission schicken.

Das hiesige Theater hat gute Subjecte, ist aber im Ganzen für eine so große Anstalt viel zu schwach besetzt; die Lücken, welche bei Ankunft der Franzosen entstanden, sind noch nicht wieder ausgefüllt. Auf den Sonntag wird Palmira gegeben, worauf ich sehr neugierig bin.

Ich lege eine Recension einiger Italianischen Zeitungsblatter bei, die mich interessirt haben, weil sie einen Blick in jene Zustände thun lassen.

Italiänische Zeitungen.

Es liegen verschiedene Italiänische Zeitungen vor mir, über deren Charakter und Inhalt ich einiges zu sagen gedenke.

Die auswärtigen Nachrichten sämmtlich sind aus fremden Zeitungen übersetzt, ich bemerke also nur das Eigne der inländischen.

L'Osservatore Triestino No. 58. 21. Juli 1797. Ein sehr gut geschriebener Brief über die Besitznehmung von Cherso vom 10. Juli. Dann einiges von Zara. Die Anhänge sind wie unsere Beilagen und Wochenblätter.

Gazetta Universale No. 58. 22. Juli 1797. Florenz. Ein nachbarliches Gesetz wegen Meldung des Ankommens, Bleibens und Abgehens der Fremden, im Florentinischen publicirt.

Notizie Universali No. 60. 28. Juli 1797. Roveredo.

Ein Artikel aus Oeſterreich macht auf die große bewaffnete Stärke des Kaiſers aufmerkſam.

Il Corriere Milanese No. 59. 24. Juli 1797. Die Italianiſchen Angelegenheiten werden im republicaniſchen Sinne, aber mit großer Maßigung, Feinheit und rhetoriſcher Stellung vorgetragen; es fallt einem dabei der Leidener Luzac ein.

In einer Buchhandler-Nachricht iſt ein Werk: Memorie Storiche del Professore Gio. Battista Rottondo nativo di Monza, nel Milanese, scritte da lui medesimo, angekündigt. Wahrſcheinlich eine romanhafte Compoſition, durch welche man, ſo viel ſich aus der Anzeige errathen läßt, den Revolutioniſten in Italien Maßigkeit rathen will.

Giornale Degli Uomini Liberi. Bergamo. 18. Juli 1797. No. 5. Lebhaft demokratiſch, welches ſich in der Bergamasken-Manier ſehr luſtig ausnimmt; denn wer lacht nicht wenn er lieſt: Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc.

Fur den Platz aber und fur die Abſicht ſcheint das Blatt ſehr zweckmaßig zu ſeyn, indem es hauptſachlich die Angelegenheiten der Stadt und des Bezirks behandelt.

No. 6. Die Aufhebung eines Kloſters durch die Mehrheit der Mönchsſtimmen wird begehrt, die ariſtokratiſche Partei verlangt unanimia.

Die Sprachwendungen haben etwas Originales und der ganze Ausdruck iſt lebhaft, treu, naiv, ſo daß man den Harlekin im beſten Sinne zu hören glaubt.

Il Patriota Bergamasco No. 17. 18. Juli 1797. Ein Compliment an die Bergamasker, daß ihre Nationalgarden bei dem großen Föderationsfeſt ſich ſo ganz beſonders ausgenommen haben: I Segni da esse manifestati di patriotismo e di giocondità attrassero la comune meraviglia, e loro

meritarono il vanto de' piu energici republicani. Wenn man dieſe Stelle gehörig überſetzt, ſo wunſchte man die Bergamasker bei dieſer Gelegenheit mit ihrer giocondità geſehen zu haben. Den Nachrichten aus dem Kirchenſtaat ſucht man, durch Worte die Schwabacher gedruckt ſind, eine komiſche Tournure zu geben.

Ein Brief des Generals Buonaparte an den Aſtronomen Cagnoli in Verona, der bei den Unruhen viel gelitten und verloren hatte, ſoll den Gemuthern Beruhigung einflößen, da dem Manne Erſatz und Sicherheit verſprochen wird.

No. 18 iſt ſehr merkwürdig; der Patriot beklagt ſich daß nach der Revolution noch keine Revolution ſey und daß gerade alles noch ſeinen alten ariſtokratiſchen Gang gehen wolle. Natürlicher Weiſe hat, wie überall, die liebe Gewohnheit nach den erſten lebhaften Bewegungen wieder ihr Recht behauptet und alles ſucht ſich wieder auf die Füße zu ſtellen; worüber ſich denn der gute Patriot gar ſehr beklagt.

Den 9. Auguſt 1797.

Das allgemeine Geſpräch und Intereſſe iſt heute die Feier des morgenden Tages, die in Wetzlar begangen werden ſoll; man erzählt Wunderdinge davon. Zwanzig Generale ſollen derſelben beiwohnen, von allen Regimentern ſollen Truppen dazu geſammelt werden, militäriſche Evolutionen ſollen geſchehen; Gerüſte ſind aufgerichtet und was dergleichen mehr iſt. Indeſſen fürchten die Einwohner bei dieſer Gelegenheit böſe Scenen; mehrere haben ſich entfernt; man will heute Abend ſchon kanoniren gehört haben.

Bei alle dem lebt man hier in vollkommener Sicherheit und jeder treibt ſein Handwerk eben als wenn nichts geweſen

wäre; man halt den Frieden für gewiß und schmeichelt sich, daß der Congreß hier seyn werde, ob man gleich nicht weiß wo man die Gesandten unterbringen will. Wenn alles ruhig bleibt, so wird die nächste Messe über die Maaßen voll und glanzend werden; es sind schon viele Quartiere bestellt und die Gastwirthe und andere Einwohner setzen unerhörte Preise auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, so sehe ich immer mehr ein daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse die ich zu machen habe interessiren mich jetzt mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen. Die wenigen Tage die ich hier bin hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstande schon sehr vergnugt und unterhalten, und ich habe für die nachste Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Zurichersee angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Lust, ich mag die Raupen und Chrysaliden der Freiheit nicht beobachten; weit lieber möchte ich die ausgekrochenen französischen Schmetterlinge sehen.

Gestern war ich bei Herrn von Schwarzkopf, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmannischen Gute wohnt; es liegt sehr angenehm eine starke halbe Stunde von der Stadt vor dem Eschenheimer Thore auf einer sanften Anhohe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund worin sie liegt und hinterwärts den Nitagrund bis an das Gebirg übersieht. Das Gut gehörte ehemals der Familie der von Riese und ist wegen der Steinbrüche bekannt, die sich in dem Bezirk desselben befinden. Der ganze Hugel besteht

aus Basalt und der Feldbau wird in einem Erdreiche getrieben das aus Verwitterung dieser Gebirgsart sich gebildet hat; es ist auf der Höhe ein wenig steinig, aber Früchte und Obstbäume gedeihen vortrefflich. Bethmann's haben viel dazu gekauft und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daran stößt, abgelassen. — Die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes um Frankfurt und die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse erregt Erstaunen, und an den neuen Zaunen, Stacketen und Lustbausern, die sich weit um die Stadt umher verbreiten, sieht man, wie viel wohlhabende Leute in der letzten Zeit nach größern und kleinern Stücken eines fruchtbaren Bodens gegriffen haben. Das große Feld, worauf nur Gemüse gebaut wird, gewährt in der jetzigen Jahreszeit einen sehr angenehmen und mannichfaltigen Anblick. Ueberhaupt ist die Lage, wie ich sie an einem schönen Morgen vom Thurme wieder gesehen, ganz herrlich und zu einem heitern und sinnlichen Genusse ausgestattet, deßwegen sich die Menschen auch so zeitig hier angesiedelt und ausgebreitet haben. Merkwürdig war mir die frühe städtische Cultur, da ich gestern las, daß schon 1474 befohlen ward, die Schindeldacher wegzuthun, nachdem schon früher die Strohdacher abgeschafft waren. Es laßt sich denken, wie ein solches Beispiel in dreihundert Jahren auf die ganze Gegend gewirkt haben müsse.

Frankfurt den 13 August 1797.

Gestern sah ich die Oper Palmira, die im Ganzen genommen sehr gut und anstandig gegeben ward. Ich habe aber dabei vorzuglich die Freude gehabt einen Theil ganz vollkommen zu sehen, nämlich die Decorationen. Sie sind

von einem Mailander Fuentes, der ſich gegenwartig hier befindet.

Bei der Theater-Architektur iſt die große Schwierigkeit, daß man die Grundſatze der achten Baukunſt einſehen und von ihnen doch wieder zweckmaßig abweichen ſoll. Die Baukunſt im hohern Sinne ſoll ein ernſtes, hohes, feſtes Daſeyn ausdrucken, ſie kann ſich, ohne ſchwach zu werden, kaum aufs Anmuthige einlaſſen; aber auf dem Theater ſoll alles eine anmuthige Erſcheinung ſeyn. Die theatraliſche Baukunſt muß leicht, gepußt, mannichfaltig ſeyn, und ſie ſoll doch zugleich das Prachtige, Hohe, Edle darſtellen. Die Decorationen ſollen uberhaupt, beſonders die Hintergrunde, Tableaux machen. Der Decorateur muß noch einen Schritt weiter als der Landſchaftsmaler thun, der auch die Architektur nach ſeinem Bedurfniß zu modificiren weiß.

Die Decorationen zu Palmira geben Beiſpiele woraus man die Lehre der Theatermalerei abſtrahiren konnte. Es ſind ſechs Decorationen die auf einander in zwei Acten folgen, ohne daß eine wieder kommt; ſie ſind mit ſehr kluger Abwechſelung und Gradation erfunden. Man ſieht ihnen an, daß der Meiſter alle Moyens der ernſthaften Baukunſt kennt; ſelbſt da, wo er baut wie man nicht bauen ſoll und wurde, behalt doch alles den Schein der Moglichkeit bei, und alle ſeine Conſtructionen grunden ſich auf den Begriff deſſen was im Wirklichen gefordert wird. Seine Zierrathen ſind ſehr reich, aber mit reinem Geſchmack angebracht und vertheilt; dieſen ſieht man die große Stuccaturſchule an, die ſich in Mailand befindet, und die man aus den Kupferſtich-Werken des Albertolli kann kennen lernen. Alle Proportionen gehen ins Schlanke, alle Figuren, Statuen, Basreliefs, gemalte Zuſchauer gleichfalls; aber die ubermaßige Lange und die

gewaltsamen Gebarden mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Nothwendigkeit und der Geschmack haben sie so gefordert. Das Colorit ist untadelhaft und die Art zu malen äußerst frei und bestimmt. Alle die perspectivischen Kunststücke, alle die Reize der nach Directionspunkten gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken; die Theile sind völlig deutlich und klar ohne hart zu seyn, und das Ganze hat die lobenswurdigste Haltung. Man sieht die Studien einer großen Schule und die Ueberlieferungen mehrerer Menschenleben in den unendlichen Details, und man darf wohl sagen, daß diese Kunst hier auf dem höchsten Grade steht; nur schade daß der Mann so kranklich ist, daß man an seinem Leben verzweifelt. Ich will sehen, daß ich das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenstelle und ausführe.

Erste Decoration.

Auf niedrigen, nicht zu starken, alt-dorischen blauen Saulen und ihren weißen Capitalen ruht ein weißes einfaches Gesims, dessen mittlerer Theil der höchste ist, es konnte auch fur einen eigens proportionirten Architrav gelten; von diesen geht ein Tonnengewölb über das ganze Theater, das wegen seiner ungeheuern Hohe und Breite einen herrlichen Effect macht. Da das Tonnengewolbe von den Coulissen nicht herüber laufen kann, so scheint es oben durch blaue Vorhange verdeckt, auf dem Hintergrunde aber erscheint es in seiner Vollkommenheit. Gleich wo das Gewölbe auf dem Gesimse ruht sind Basreliefs angebracht. Das ubrige ist mit einfachen Steinen gewölbt. Das Tonnengewolbe lauft auf ein Kreisgebaude aus, das sich wieder im Kreuze am Tonnengewölbe anschließt, wie die Art der neuern Kirchen ist; nur trägt diese Rundung auf ihrem Kranze keine

Kuppel, sondern eine Galerie, über die man hinaus einen gestirnten Himmel sieht.

Schilderung einiger Personen des Frankfurter Theaters.

Frauen.

Demois. **Woralek.** Frauenzimmerliche Mittelgröße, wohlgebaut, etwas stark von Gliedern, jung, natürliche Bewegungen, mit den Armen gewisse Gesten die nicht übel waren, wenn sie nicht immer wieder kämen; ein zusammengefaßtes Gesicht, lebhafte schwarze Augen; ein lächelndes Verziehen des Mundes verstellt sie oft; eine schöne und gut ausgebildete Stimme, im Dialog zu schnell; daher sie die meisten Stellen überhudelt.

Rollen. Erste Liebhaberin in der Oper: Constanze, Pamina, die Müllerin.

*

Demois. **Boudet.** Weibliche Mittelgestalt; gutes lebhaftes Betragen, rasche Gebärden. Gewisse natürliche Rollen wielt sie gut, nur drücken ihre Mienen und Gesten zu oft Härte, Kalte, Stolz und Verachtung aus, wodurch sie unangenehm wird. Sie spricht deutlich und ist überhaupt eine energische Natur.

Rollen. Muntere, naive: Margarethe in den Hagestolzen. Einen Savoyarden.

*

Madame **Aschenbrenner.** Nicht gar groß, sonst gut gebaut; ein artiges Gesicht, schwarze Augen. In ihrer Declamation und Gebarden hat sie das weinerlich Angespannte was man sonst für pathetisch hielt. Sie tanzt gut; es hat aber diese Kunst keine günstige Wirkung auf sie gehabt, indem sie in Gang und Gebarden manierirt ist.

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübſche Melodie finden, ſingen wir ſie meiſt todt, daß ſie kein Menſch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O deren haben wir verſchiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo ſingt.

Du gedrechſelte Laterne,
Uberleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz.

Sora. O Pfui! das iſt gar nichts empfindſames!

Merkulo. Schönes Kind, um's Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Rollen. Affectuose, sentimentale Liebhaberinnen; singt auch ein wenig. Cora in der Sonnenjungfrau. Ophelia in Hamlet.

*

Madame Bulla. Mittelgröße, etwas größer als Madame Aschenbrenner, gute Gesichtsbildung; ihre Action ein wenig zu ruhig, der Ton ihrer Stimme ein wenig zu hell und scharf.

Rollen. Edle Mütter, Frauen von Stande, heitere humoristische Rollen: Elvira in Rolla's Tod. Die Frau in dem Ehepaar aus der Provinz. Fraulein von Sachau in der Entführung.

*

Madame Böttcher. Etwas über Mittelgröße, wohl gebaut, maßig stark, angenehme Bildung; sieht für ihre Carricaturrollen etwas zu gut aus.

Rollen. Carricaturen und was sich denen nähert: Oberhofmeisterin in Elise von Valberg. Frau Schmalheim. Frau Griesgram.

Männer.

Herr Prandt. Wohlgebaut, nicht angenehm gebildet, lebhafte schwarze Augen die er zu sehr rollt; sonore tiefe Stimme, gute Bewegungen.

Rollen. Helden. Würdige Alte: Rolla. Zaar. Seecapitän im Bruderzwist. Molai in den Tempelherren.

*

Herr Schröder. Mittelgröße, wohlgestaltet, gute jugendliche Gesichtsbildung, lebhafte Bewegung; singt baritone, im Dialog tiefe etwas schnarrende, heftige, rauhe Stimme.

Rollen. Erste Liebhaber in der Oper: Don Juan.

Deserteur. Figurirende Rollen im Schauspiel. Fürst in Dienstpflicht. Philipp der Schöne in den Tempelherren.

*

Herr Lux. Gedrungte gut gebildete Mittelgestalt; weiß seine Kleidung und Gebarden nach den Rollen zu motiviren, hat einen guten doch nicht recht vollklingenden Baß; spielt zu sehr nach dem Soufleur.

Rollen. Erster Buffo in der Oper. Im Schauspiel ähnliche Rollen: Den Bedienten des Capitans im Bruderzwist. Den Amtmann in der Aussteuer.

*

Herr Schlegel. Wohlgebaut, hat aber bei aller Beweglichkeit etwas Steifes. An der Bewegung seiner Beine sieht man, daß er ein Tanzer ist; singt als zweiter Baß noch gut genug. Es mag ihm an Geschmack und Gefühl fehlen, drum übertreibt er leicht.

Rollen. Zweite Buffo's auch z. B. Knicker, sodann Sarastro, und den Geist in Don Juan.

*

Herr Demmer. Gut gebaut, oberwärts etwas dicklicht, verstehendes Gesicht, blond und blaue Augen; hat was Meckerndes in der Stimme und einen leidlichen Humor.

Rollen. Erste Liebhaber in der Oper: Tamino. Infant. Carricatur-Rollen: Stöpsel in Armuth und Edelsinn. Poisert im Spieler.

*

Herr Schmidt. Hager, alt, schwächlich, übertreibt; man bemerkt an ihm weder Naturell noch Geschmack.

Rollen. Schwache, verliebte, humoristische Alte: von Sadan in der Entführung, Brandchen im Rauschchen.

*

Herr Düpré. Ziemliche Größe, hager aber gut gebildet, ſtarke Geſichtszüge; im Ganzen ſteif.

Rollen. Launige Rollen, Halb-Carricaturen, Böſewichter. Kerkermeiſter im Deſerteur. Noſſodei in den Tempelherren.

*

Herr Stenßſch. Jugendlich wohlgebildet. Figur und Weſen ſind nicht durchgearbeitet, Sprache und Gebarden haben keinen Fluß; im Ganzen iſt er nicht unangenehm, aber er laßt den Zuſchauer völlig kalt.

Rollen. Erſte Liebhaber, junge Helden: Ludwig der Springer. Hamlet. Bruder des Madchen von Marienburg.

*

Herr Grüner. Von deſſen Händeln mit der Königsberger Schauſpieldirection im 3ten Stück des 2ten Bandes des Hamburger Theaterjournals von 1797 viel erzählt wird, ſpielte hier einige Gaſtrollen. Er hat Gewandtheit auf dem Theater und eine leichte Cultur, iſt aber nicht mehr jung und hat kein günſtiges Geſicht. Seine Sprache iſt äuſſerſt preußiſch und auch ſein Spiel (ich ſah ihn als Sichel) hat eine gewiſſe anmaßliche Gewandtheit; ſeine Stimme iſt von keiner Bedeutung.

Frankfurt, den 15. Auguſt 1797.

Ueber den eigentlichen Zuſtand eines aufmerkſam Reiſenden habe ich eigne Erfahrungen gemacht und eingeſehen, worin ſehr oft der Fehler der Reiſebeſchreibungen liegt. Man mag ſich ſtellen wie man will, ſo ſieht man auf der Reiſe die Sache nur von Einer Seite, und übereilt ſich im Urtheil; dagegen ſieht man aber auch die Sache von dieſer Seite lebhaft

und das Urtheil ist im gewissen Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren die mir jetzt begegnen: Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante einheften lasse und sodann auch sowohl das was ich sehe und bemerke als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, in wiefern ich gut unterrichtet bin, und in wiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen übereintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.

Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr geworden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im ersten Augenblick wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch, als wahrer Gehalt aussondert.

Bei dem allem läugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnsucht nach dem Saalzrunde wieder angewandelt, und würde ich heute dahin versetzt, so würde ich gleich, ohne irgend einen Rückblick, etwa meinen Faust oder sonst ein poetisches Werk anfangen können.

Hier möchte ich mich nun an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen nicht mehr zu reisen, sondern auch auf der Reise zu leben; wenn mir nur dieses vom Schicksal nicht ganz versagt ist, denn ich fühle recht gut, daß meine

Natur nur nach Sammlung und Stimmung ſtrebt und an allem keinen Genuß hat was dieſe hindert. Hätte ich nicht an meinem Hermann und Dorothea ein Beiſpiel, daß die modernen Gegenſtände, in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemten, ſo möchte ich von aller dieſer empiriſchen Breite nichts mehr wiſſen.

Auf dem Theater, ſo wie ich auch wieder hier ſehe, ware in dem gegenwärtigen Augenblick manches zu thun, aber man müßte es leicht nehmen und in der Gozziſchen Manier tractiren; doch es iſt in keinem Sinne der Mühe werth.

Meyer hat unſere Balladen ſehr gut aufgenommen. Ich habe nun, weil ich von Weimar aus nach Stäfa wöchentlich Briefe an ihn ſchrieb, ſchon mehrere Briefe von ihm hier erhalten; es iſt eine reine und treu fortſchreitende Natur, unſchätzbar in jedem Sinne. Ich will nur eilen ihn wieder perſönlich habhaft zu werden, und ihn dann nicht wieder von mir laſſen.

Frankfurt, den 1ſt Auguſt 1797.

Ich beſuchte geſtern den Theatermaler, deſſen Werke mich ſo ſehr entzückt hatten, und fand einen kleinen, wohlgebildeten, ſtillen, verſtändigen, beſcheidenen Mann. Er iſt in Mailand geboren, heißt Fuentes, und als ich ihm ſeine Arbeiten lobte, ſagte er mir: er ſey aus der Schule des Gonzaga, dem er, was er zu machen verſtehe, zu verdanken habe. Er ließ mich die Zeichnungen zu jenen Decorationen ſehen die, wie man erwarten kann, ſehr ſicher und charakteriſtiſch mit wenigen Federzügen gemacht und auf denen die Maſſen mit Tuſche leicht angegeben ſind. Er zeigte mir noch verſchiedene Entwürfe zu Decorationen die zunächſt

gemalt werden sollen, worunter einer zu einem gemeinen Zimmer mir besonders wohlgedacht erschien. Er ließ mich auch die Veranderungen bemerken, die zwischen den Zeichnungen und den ausgeführten Decorationen zu Palmira sich fanden. Es ist eine Freude einen Kunstler zu sehen der seiner Sache so gewiß ist, seine Kunst so genau kennt, so gut weiß was sie leisten und was sie wirken kann. Er entschuldigte verschiedenes das er an seinen Arbeiten selbst nicht billigte, durch die Forderungen des Poeten und des Schauspielers, die nicht immer mit den Gesetzen der guten Decoration in Einstimmung zu bringen seyen.

Bei Gelegenheit der Farbengebung, da bemerkt wurde, daß das Violette bei Nacht grau aussahe, sagte er: daß er deßwalb das Violette, um ein gewisses leuchtendes und durchsichtiges Grau hervorzubringen, anwende. Ferner, wie viel auf die Beleuchtung der Decorationen ankomme.

Es ward bemerkt welch eine große Praktik nöthig sey, um mit Sicherheit einer studirten Manier die Farben aufzusetzen, und es kam nicht ohne Lacheln zur Sprache, daß es Menschen gebe, die von einem Studium, wodurch man zur Gewißheit gelangt, so wenig Begriff haben, daß sie die schnelle und leichte Methode des Meisters für nichts achten; vielmehr denjenigen rühmen, der sich bei der Arbeit besinnt und andert und corrigirt. Man sieht die Freiheit des Meisters für Willkur und zufallige Arbeit an.

Frankfurt, den 18. August 1797.

Wenn man Frankfurt durchwandert und die offentlichen Anstalten sieht, so drangt sich einem der Gedanke auf: daß die Stadt in frühern Zeiten von Menschen müsse regiert

gewesen seyn, die keinen liberalen Begriff von öffentlicher Verwaltung, keine Lust an Einrichtung zu besserer Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens gehabt, sondern die vielmehr nur so nothdürftig hinregierten und alles gehen ließen wie es konnte. Man hat aber bei dieser Betrachtung alle Ursache billig zu seyn. Wenn man bedenkt was das heißen will, bis nur die nächsten Bedürfnisse einer Bürgergemeinde, die sich in trüben Zeiten zufällig zusammen findet, nach und nach befriedigt, bis für ihre Sicherheit gesorgt, und bis ihr nur das Leben, indem sie sich zusammen findet und vermehrt, möglich und leidlich gemacht wird; so sieht man daß die Vorgesetzten zu thun genug haben, um nur von einem Tag zum andern mit Rath und Wirkung auszulangen. Mißstände, wie das Ueberbauen der Häuser, die krummen Anlagen der Straßen, wo jeder nur sein Plätzchen und seine Bequemlichkeit im Auge hatte, fallen in einem dunklen gewerbvollen Zustande nicht auf, und den düstern Zustand der Gemüther kann man an den düstern Kirchen und an den dunklen und traurigen Klöstern jener Zeit am besten erkennen. Das Gewerb ist so ängstlich und emsig, daß es sich nicht nahe genug an einander drängen kann; der Krämer liebt die engen Straßen, als wenn er den Käufer mit Händen greifen wollte. So sind alle die alten Städte gebaut, außer welche gänzlich umgeschaffen worden.

Die großen alten öffentlichen Gebäude sind Werke der Geistlichkeit und zeugen von ihrem Einfluß und erhöhteren Sinn. Der Dom mit seinem Thurm ist ein großes Unternehmen; die übrigen Klöster, in Absicht auf den Raum den sie einschließen, sowohl als in Absicht auf ihre Gebäude, sind bedeutende Werke und Besitzthümer. Alles dieses ist durch den Geist einer dunklen Frömmigkeit und Wohlthätigkeit

zusammengebracht und errichtet. Die Höfe und ehemaligen Burgen der Adeligen nehmen auch einen großen Raum ein, und man sieht in den Gegenden wo diese geistlichen und weltlichen Besitzungen stehen, wie sie anfangs gleichsam als Inseln dalagen und die Bürger sich nur nothdürftig dran herumbauten.

Die Fleischbanke sind das Häßlichste was vielleicht dieser Art sich in der Welt befindet; sie sind auf keine Weise zu verbessern, weil der Fleischer seine Waaren, so wie ein anderer Kramer, unten im Hause hat. Diese Hauser stehen auf einem Klumpen beisammen und sind mehr durch Gange als Gaßchen getrennt.

Der Markt ist klein und muß sich durch die benachbarten Straßen bis auf den Römerberg ausdehnen. Verlegung desselben auf den Hirschgraben zur Meßzeit.

Das Rathhaus scheint früher ein großes Kaufhaus und Waarenlager gewesen zu seyn, wie es auch noch in seinen Gewölben zur die Messe einen dunkeln und dem Verkaufer fehlerhafter Waaren günstigen Ort gewahrt.

Die Hauser baute man in frühern Zeiten, um Raum zu gewinnen, in jedem Stockwerke über. Doch sind die Straßen im Ganzen gut angelegt, welches aber wohl dem Zufall zuzuschreiben ist; denn sie gehen entweder mit dem Flusse parallel, oder es sind Straßen, welche diese durchkreuzen und nach dem Lande zu gehen. Um das Ganze lief halbmondformig ein Wall und Graben, der nachher ausgefüllt wurde; doch auch in der neuen Stadt ist nichts Regelmäßiges und auf einander Passendes. Die Zeile geht krumm, nach der Richtung des alten Grabens, und die großen Platze der neuen Stadt ist man nur dem Umfange des Raums zu jener Zeit schuldig. Die Festungswerke hat die Nothwendigkeit hervorgebracht, und man kann fast sagen, daß die Mainbrücke

das einzige schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der frühern Zeit sey; auch ist die Hauptwache anständig gebaut und gut gelegen.

Es würde interessant seyn die Darstellung der verschiedenen Epochen der Aufklärung, Ansicht und Wirksamkeit in Absicht solcher öffentlichen Anstalten zu versuchen; die Geschichte der Wasserleitungen, Cloaken, des Pflasters mehr auseinander zu setzen, und auf die Zeit und vorzüglichen Menschen, welche gewirkt, aufmerksam zu seyn.

Schon früher wurde festgesetzt, daß jemand der ein neues Haus baut, nur in dem ersten Stock überbauen dürfe. Schon durch diesen Schritt war viel gewonnen. Mehrere schöne Häuser entstanden; das Auge gewöhnte sich nach und nach ans Senkrechte, und nunmehr sind viele hölzerne Häuser auch senkrecht aufgebaut. Was man aber den Gebäuden bis auf den neusten Zeitpunkt, und überhaupt manchem andern ansieht, ist: daß die Stadt niemals einen Verkehr mit Italien gehabt hat. Alles was Gutes dieser Art sich findet ist aus Frankreich hergenommen.

Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweizersche Haus auf der Zeile, das in einem achten, soliden und großen italiänischen Style gebaut ist und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieser Art sind gebaut worden, so hatten doch die Baumeister nicht Talent genug mit dem ersten zu wetteifern, sondern sie verfielen, indem sie nur nicht eben dasselbe machen wollten, auf falsche Wege, und wenn es so fortgeht, so ist der Geschmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundsätzen aufgestellt worden, schon wieder im Sinken.

Die beiden neuen reformirten Predigthäuser sind in einem mittlern, nicht so strengen und ernsten, aber doch richtigen

und heitern Geschmack gebaut und, bis auf wenige Mißgriffe in Nebendingen, durchaus lobenswerth.

Die neuerbaute Lutherische Hauptkirche giebt leider viel zu denken. Sie ist als Gebaude nicht verwerflich, ob sie gleich im allermodernsten Sinne gebaut ist; allein da kein Platz in der Stadt weder wirklich noch denkbar ist, auf dem sie eigentlich stehen könnte und sollte, so hat man wohl den größten Fehler begangen, daß man zu einem solchen Platz eine solche Form wählte. Die Kirche sollte von allen Seiten zu sehen seyn, man sollte sie in großer Entfernung umgehen konnen, und sie stickt zwischen Gebäuden die ihrer Natur und Kostbarkeit wegen unbeweglich sind und die man schwerlich wird abbrechen lassen. Sie verlangt um sich herum einen großen Raum und steht an einem Orte wo der Raum äußerst kostbar ist. Um sie her ist das größte Gedrang und Bewegung der Messe, und es ist nicht daran gedacht wie auch irgend nur ein Laden stattfinden könnte. Man wird also wenigstens in der Meßzeit hölzerne Buden an sie hinanschieben mussen, die vielleicht mit der Zeit unbeweglich werden, wie man an der Katharinenkirche noch sieht und ehemals um den Munster von Straßburg sah.

Nirgends wäre vielleicht ein schönerer Fall gewesen, in welchem man die Alten höchst zweckmaßig hatte nachahmen können, die, wenn sie einen Tempel mitten in ein lebhaftes Quartier setzen wollten, das Heiligthum durch eine Mauer vom Gemeinen absonderten, dem Gebaude einen würdigen Vorhof gaben und es nur von dieser Seite sehen ließen. Ein solcher Vorhof wäre hier möglich gewesen, dessen Raum für die Kutschen, dessen Arkaden zur Bequemlichkeit der Fußganger und zugleich, im Fall der Messe, zum Ort des schönsten Verkehrs gedient hatte.

Merkulo. Daran ist wohl die Melodie schuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an sich selbst ist gewiß vortreflich, hören Sie nur!

Er singt's auf die Melodie: *Monseigneur, voyés nos larmes*, und die Fräulein fangen an mitzusingen.

Bediente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

Merkulo und die Fräulein ahmen nach.

Es wäre ein philanthropisches Unternehmen, das freilich in diesem Falle von keinem Nutzen mehr seyn könnte, vielleicht aber bei künftigen Unternehmungen wirken würde, wenn man noch selbst jetzt hinterdrein Plane und Risse von dem was hätte geschehen sollen, darlegte; denn da eine öffentliche Anstalt so viel Tadel ertragen muß: wie man es nicht hätte machen sollen, so ist es wenigstens billiger, wenn man zu zeigen übernimmt: wie man es anders hätte machen sollen. Doch ist vielleicht überhaupt keine Zeit mehr Kirchen und Paläste zu bauen, wenigstens würde ich in beiden Fällen immer rathen: die Gemeinden in anständige Bethäuser und die großen Familien in bequeme und heitere Stadt- und Landhäuser zu theilen, und beides geschieht ja in unsern Tagen schon gewissermaßen von selbst.

Was die Bürgerhäuser betrifft, so würde ich überhaupt rathen: der italiänischen Manier nicht weiter zu folgen und selbst mit steinernen Gebäuden sparsamer zu seyn. Häuser deren erster Stock von Steinen, das übrige von Holz ist wie mehrere jetzt sehr anständig gebaut sind, halte ich in jedem Sinn für Frankfurt für die schicklichsten; sie sind überhaupt trockner, die Zimmer werden größer und lustiger. Der Frankfurter, wie überhaupt der Nordländer, liebt viele Fenster und heitere Stuben, die bei einer Façade im höheren Geschmack nicht stattfinden können. Dann ist auch zu bedenken, daß ein steinernes, einem Palast ähnliches kostbares Haus nicht so leicht seinen Besitzer verändert, als ein anderes das für mehr denn einen Bewohner eingerichtet ist. Der Frankfurter, bei dem alles Waare ist, sollte sein Haus niemals anders als Waare betrachten. Ich würde daher vielmehr rathen: auf die innere Einrichtung aufmerksam zu seyn, und hierin die Leipziger Bauart nachzuahmen, wo in einem Hause

mehrere Familien wohnen können, ohne in dem mindesten Verhältniß zusammen zu stehen. Es ist aber sonderbar! noch jetzt baut der Mann, der bestimmt zum Vermiethen baut, in Absicht auf Anlegung der Treppen, der offenen Vorsale u. s. w. noch eben so als jener, der vor Zeiten sein Haus, um es allein zu bewohnen, eingerichtet; und so muß z. B. der Miethmann eines Stockwerks, wenn er ausgeht, dafür sorgen, daß ein Halbdutzend Thüren verschlossen werden. So mächtig ist die Gewohnheit und so selten das Urtheil.

Die verschiedenen Epochen in denen öffentliche heitere Anstalten z. B. die Allee um die Stadt angelegt ward, und wie der öffentliche Geist mit dem Privatgeist sich verband, wodurch ganz allein ein [illegible]tes städtisches Wesen hervorgebracht wird, waren näher zu betrachten. Die Erbauung des Schauspielhauses, die Pflasterung des Platzes vor demselben, die Ausfüllung der Pferdeschwemme auf dem Roßmarkt, und vor allem das unschätzbare Unternehmen der neuen Straße an der Brücke wäre zu erwähnen, welches denen die es angaben, anfingen, beförderten und, gebe der Himmel! in seinem ganzen Umfange ausführen werden, zur bleibenden Ehre gereichen wird.

In früheren Zeiten das Abtragen der alten Pforten nicht zu vergessen.

Ueber die Judengasse, das Aufbauen des abgebrannten Theils und ihre etwaige Erweiterung nach dem Graben zu wäre zu denken und darüber auch allenfalls ein Gedanke zu äußern.

Eines ist zwar nicht auffallend, jedoch einem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen, daß alles was öffentliche Anstalt ist in diesem Augenblicke still steht, dagegen sich die Einzelnen unglaublich rühren und ihre Geschäfte fördern.

Leider deutet dieſe Erſcheinung auf ein Verhältniß das nicht mit Augen geſehen werden kann, auf die Sorge und Enge in welcher ſich die Vorſteher des gemeinen Weſens befinden: wie die durch den Krieg ihnen aufgewälzte Schuldenlaſt getragen und mit der Zeit vermindert werden ſoll; indeß der Einzelne ſich wenig um dieſes allgemeine Uebel bekümmert und nur ſeinen Privatvortheil lebhaft zu fördern bemüht iſt.

Die Haupturſache von den in früherer Zeit vernachläſſigten öffentlichen Anſtalten iſt wohl eben im Sinne der Unabhängigkeit der einzelnen Gilden, Handwerke und dann weiter in fortdauernden Streitigkeiten und Anmaßungen der Klöſter, Familien, Stiftungen u. ſ. w. zu ſuchen, ja in den von einer gewiſſen Seite lobenswürdigen Widerſtrebungen der Bürgerſchaft. Dadurch ward aber der Rath, er mochte ſich betragen wie er wollte, immer gehindert, und indem man über Befugniſſe ſtritt, konnte ein gewiſſer liberaler Sinn des allgemein Vortheilhaften nicht ſtattfinden.

Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit intereſſante Unterſuchung, darzuſtellen: wie das Volk den Regenten, die nicht ganz abſolut regieren, von jeher das Leben und Regiment ſauer gemacht. Es wäre dieſes keineswegs eine ariſtokratiſche Schrift, denn eben jetzt leiden alle Vorſteher der Republiken an dieſen Hinderniſſen.

Ich habe in dieſen Tagen darüber nachgedacht wie ſpät ſich ein Zug von Liberalität und Ueberſicht eben über das ſtädtiſche Weſen in Frankfurt manifeſtiren konnte.

Was wäre nicht eine Straße die vom Liebenfrauenberg auf die Zeile durchgegangen wäre, für eine Wohlthat fürs Publikum geweſen! Eine Sache, die in frühern Zeiten mit ſehr geringen Koſten ja mit Vortheil abzuthun war.

Frankfurt, den 19. August 17[illegible].

Die französische Revolution und ihre Wirkung sieht man hier viel naher und unmittelbarer, weil sie so große und wichtige Folgen auch für diese Stadt gehabt hat, und weil man mit der Nation in so vielfacher Verbindung steht. Bei uns sieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg aussieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenschaft desto wirksamer seyn kann. Hier unterscheidet man schon die einzelnen Theile und Localfarben.

Von dem großen Spiel, das die Zeit her hier gespielt worden, hört man überall reden. Es gehört diese Seuche mit unter die Begleiter des Kriegs, denn sie verbreitet sich am gewaltsamsten zu den Zeiten, wenn großes Glück und Unglück auf der allgemeinen Wagschale liegt; wenn die Glücksgüter ungewiß werden, wenn der Gang der öffentlichen Angelegenheiten schnellen Gewinnst und Verlust auch für Particuliers erwarten laßt. Es ist fast in allen Wirthshäusern gespielt worden, außer im Rothen Hause. Die eine Bank hat für einen Monat, nur fürs Zimmer, 70 Carolin bezahlt. Einige Banquiers haben Frühstuck und Abendessen aufs anstandigste für die Pointeurs auftragen lassen. Jetzt da man nach und nach von Seiten des Raths diesem Uebel zu steuern sucht, denken die Liebhaber auf andere Auswege. Auf dem Sandhofe, auf deutschherrischem Grund und Boden, hat man eine kostbare Anstalt einer neuen Wirthschaft errichtet, die gestern mit 130 Couverts eröffnet worden. Die Meubles sind aus der Herzoglich Zweibruckischen Auction, so wie die ganze Einrichtung überhaupt sehr elegant seyn soll. Dabei ist alles zuletzt aufs Spielen angesehen.

Das Hauptinteresse solte eigentlich gegenwartig für die Frankfurter die Wiederbezahlung ihrer Kriegsschulden und

die einſtweilige Verintereſſirung derſelben ſeyn; da aber die Gefahr vorbei iſt, haben wenige Luſt thatig mitzuwirken. Der Rath iſt hierüber in einer unangenehmen Lage: er und der wackere Theil der Bürger, der ſein baares Geld, ſein Silbergeſchirr, ſeine Münzcabinette und was ſonſt noch des edlen Metalls vorrathig war, freiwillig hingab, hat nicht allein damals hierdurch und durch die perſonlichen Leiden der weggeführten Geiſel die Stadt und den egoiſtiſchen flüchtigen Theil der Reichen vertreten und gerettet; ſondern iſt auch gutmüthig genug geweſen, für die nicht Schutzverwandten, als die Stifter, Klöſter und deutſchen Orden u. ſ. w. die Contributionen in der Maſſe mitzuerlegen. Da es nun zum Erſatz kommen ſoll, ſo exiſtirt weder ein Fuß, wornach, noch ein Mittel, wodurch man eine ſo große Summe, als zu dem Intereſſe- und dem Amortiſations-Fonds nöthig iſt, beibringen könnte. Der bisherige Schatzungsfuß iſt ſchon für den ordinären Zuſtand völlig unpaſſend, geſchweige für einen außerordentlichen Fall; jede Art von neuer Abgabe drückt irgend wohin, und unter den hundert und mehr Menſchen die mitzuſprechen haben, findet ſich immer ein und der andere der die Laſt von ſeiner Seite wegwalzen will. Die Vorſchlage des Raths ſind an das bürgerliche Collegium gegangen; ich fürchte aber ſehr, daß man nicht einig werden wird und daß, wenn man einig ware, der Reichshofrath doch wieder anders ſentiren würde. Indeſſen bettelt man von Gutwilligen Beitrage, die künftig berechnet werden, und, wenn man bei erfolgender Repartition zu viel gegeben hat, verintereſſirt werden ſollen, einſtweilen zuſammen, weil die Intereſſen doch bezahlt werden müſſen. Ich wünſche daß ich mich irre, aber ich fürchte, daß dieſe Angelegenheit ſo leicht nicht in Ordnung kommen wird.

Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist wird in einem Schatullchen, wohlverschlossen, mitgeführt wie jenes Undinische Pygmaenweibchen. Sie werden also von dieser Seite Geduld mit mir haben. Wahrscheinlich werde ich jenes Reisegeschichtchen auf der Reise zusammenschreiben können. Uebrigens will ich erst ein paar Monate abwarten. Denn obgleich in der Empirie fast alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, so thut doch das Ganze sehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtseyn seiner eigenen Besonnenheit kommt.

Ich denke etwa in acht Tagen weiter zu gehen und mich bei dem herrlichen Wetter, das sich nun bald in den achten maßigen Zustand des Nachsommers setzen wird, durch die schöne Bergstraße, das wohlbebaute gute Schwaben nach der Schweiz zu begeben, um auch einen Theil dieses einzigen Landes mir wieder zu vergegenwartigen.

Frankfurt, den 30. August 1797

Die hiesige Stadt mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich taglich erneuern, so wie die mannichfaltige Gesellschaft, geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung; ein Jeder hat zu erzahlen wie es ihm in jenen gefahrlichen und kritischen Tagen ergangen, wobei denn manche lustige und abenteuerliche Geschichten vorkommen. Am liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen, die ihrer Geschafte und Verhaltnisse wegen vielen der Hauptpersonen des gegenwartigen Kriegsdrama's naher gekommen, auch besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt, und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als Einer Seite kennen gelernt haben.

Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt oder in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich drinn befinden; anstatt daß der Oesterreicher still, ruhig und ohne Aeußerung irgend einer Leidenschaft, gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich sogleich als bons enfans und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manches Erpressungsgeschichtchen unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Cavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahle. Als man sich dessen geweigert, setzten sie so viel Wagen in Requisition als nöthig waren, um diesen Mist nach Frankreich zu führen; da man sich denn natürlich entschloß lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man: der abreisende General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden. Besonders ist jetzt der gemeine Mann, obgleich er genährt wird, sehr aufs Geld begierig, weil er keins erhalt, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So halt z. E.

auf dem Wege nach den Badern jeder ausgestellte Posten die Reisenden an, untersucht die Passe und ersinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt; man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herum disputiren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowohl das erste als zweitemal gutes Lob, dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder, oder wahre Naturmenschen, alles was sie sahen zu haben wunschten.

In den Kanzleien ihrer Generale wird die große Ordnung und Thatigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach Einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebnen und in manchen Fallen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben den Duell für abgeschafft erklart, weil eine Probe der Tapferkeit, bei Leuten die so oft Gelegenheit hatten sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nöthig sey. In Wiesbaden forderte ein Trierischer Officier einen französischen General heraus, dieser ließ ihn sogleich arretiren und über die Granze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen laßt sich doch gleich uberseben, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken muße, und daß eine solche Nation in mehr als Einem Sinne furchtbar sey.

Die Stadt kann von Glück sagen daß sie nicht wieder in ihre Hande gekommen ist, weil sonst der Requisitionen, ungeachtet des Friedens, kein Ende gewesen ware. Die Dörfer in denen sie liegen werden alle ruinirt, jede Gemeinde ist verschuldet und in den Wochenblattern stehen

mehrere, welche Capitalien suchen; dadurch ist auch die Theurung in der Stadt sehr groß. Ich werde ehestens eine Liste der verschiedenen Preise überschicken. Ein Hase z. B. kostet 2 Gulden und ist doch für dieses Geld nicht einmal zu haben.

Frankfurt, den 21. August 1797.

Es liegen drei Bataillons des Regiments Manfredini hier, unter denen sich, wie man an gar mancherlei Symptomen bemerken kann, sehr viel Recruten befinden. Die Leute sind fast durchaus von einerlei Größe, eine kleine aber derbe und wohlgebaute Art. Verwundersam ist die Gleichheit der Größe, aber noch mehr die Aehnlichkeit der Gesichter; es sind, so viel ich weiß, Böhmen. Sie haben meist lang geschlitzte kleine Augen, die etwas nach der ganzen Physiognomie zurück, aber nicht tief liegen; eingefaßte Stirnen, kurze Nasen, die doch keine Stumpfnasen sind, mit breiten, scharf eingeschnittenen Nasenflügeln; die Oberwange ist etwas stark und nach der Seite stehend, der Mund lang, die Mittellinie fast ganz grad, die Lippen flach, bei Vielen hat der Mund einen verständig ruhigen Ausdruck; die Hinterköpfe scheinen klein, wenigstens macht das kleine und enge Casquet das Ansehen. Sie sind knapp und gut gekleidet, ein lebendiger grüner Busch von allerlei täglich frischem Laub auf dem Casquette giebt ein gutes Ansehen, wenn sie beisammen sind. Sie machen die Handgriffe, so weit ich sie auf der Parade gesehen, rasch und gut; am Deployiren und Marschiren allein spürt man mitunter das Recrutenhafte. Uebrigens sind sie sowohl einzeln als im Ganzen ruhig und gesetzt.

Die Franzosen dagegen, die manchmal einzeln in der

Stadt erscheinen, sind gerade das Gegentheil. Wenn die Kleidung der Oesterreicher bloß aus dem Nothwendigen und Nützlichen zusammengesetzt ist, so ist die der Franzosen reichlich, überflüssig, ja beinahe wunderlich und seltsam. Lange blaue Beinkleider sitzen knapp am Fuße, an deren Seite unzählige Knöpfe auf rothen Streifen sich zeigen; die Weste ist verschieden, der blaue lange Rock hat einen weißen, artigen Vorstoß; der große Hut, der in der Quere aufgesetzt wird, ist mit sehr langen Litzen aufgeheftet, und entweder mit dem dreifarbigen Büschel oder mit einem brennend rothen Federbusch geziert: ihr Gang und Betragen ist sehr sicher und freimüthig, doch durchaus ernsthaft und gefaßt, wie es sich in einer fremden noch nicht ganz befreundeten Stadt geziemt. Unter denen, die ich sah, waren keine kleinen, und eher große als mittelgroße.

Noch etwas von den Franzosen und ihrem Betragen.

Frankfurt, den 25. August 1797.

Als bei Custine's Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachsenhausen besetzen ließ, hatten die Truppen kaum ihre Tornister abgelegt, als sie sogleich ihre Angeln hervorrafften und die Fische aus dem Stadtgraben herausfischten.

In den Ortschaften, die sie noch jetzt besetzen, findet man unter den Officieren sehr verständige, mäßige und gesittete Leute, die Gemeinen aber haben nicht einen Augenblick Ruh', und fechten besonders sehr viel in den Scheunen. Sie haben bei ihren Compagnien und Regimentern Fechtmeister, und es kam vor kurzem darüber, welcher der beste Fechtmeister sey, unter seinen Schülern zu großen Mißhelligkeiten.

Dritter Act.

Wald,

die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

Die vier Fräulein führen den Prinzen unter einer sanften Musik herein. Merkulo folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen sich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in sich selbst versunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Musik einen Augenblick pauset, spricht:

Merkulo vor sich.

Das sind recht Homerische Sitten, wo die schönen Tochter des Hauses sich um die Fremden

Es scheint im Kleinen wie im Großen: wenn der Franzose Ruhe nach Außen hat, so ist der häusliche Krieg unvermeidlich.

Von Frankfurt nach Heidelberg.

Den 25. August 1797.

Bei neblichtem, bedecktem, aber angenehmem Wetter früh nach 7 Uhr von Frankfurt ab. Hinter der Warte war mir ein Kletterer merkwürdig, der mit Hülfe eines Strickes und zweier Eisen an den Schuhen auf die starken und hohen Buchen stieg. Auf der Chaussee von Sprenglingen bis Langen findet sich viel Basalt, der sehr häufig in dieser flach erhobenen Gegend brechen muß; weiterhin sandiges, flaches Land, viel Feldbau, aber mager. Ich sah seit Neapel zum erstenmal wieder die Kinder auf der Straße die Pferde-Excremente in Körbchen sammeln.

Um 12 in Darmstadt, wo wir in einer Viertelstunde expedirt wurden. Auf der Chaussee finden sich nun Steine des Grundgebirges: Sienite, Porphyre, Thonschiefer und andere Steinarten dieser Epoche. Darmstadt hat eine artige Lage vor dem Gebirge, und ist wahrscheinlich durch die Fortsetzung des Wegs aus der Bergstraße nach Frankfurt in frühern Zeiten entstanden. In der Gegend von Kochenbach liegen sandige Hügel, gleichsam alte Dünen, gegen den Rhein vor, und hinterwärts gegen das Gebirg ist eine kleine Vertiefung wo sehr schöner Feldbau getrieben wird. Bis Zwingenberg bleibt der Melibokus sichtbar, und das schöne wohlgebaute Thal dauert fort. Die Weinberge fangen an sich über die Hügel bis an das Gebirge auszubreiten. In

der Gegend von Heppenheim ist man mit der Ernte wohl zufrieden. Zwei schöne Ochsen, die ich beim Postmeister sah, hatte er im Frühjahr für 23 Carolin gekauft, jetzt wurden sie für 18 zu haben seyn. Die Rübe sind im Preise nicht gefallen. Wegen Pferdemangel fuhren wir erst halb sechs von Heppenheim weiter. Beim Purpurlichte des Abends waren die Schatten, besonders auf dem grünen Grase, wunderſam ſmaragdgrün. Man passirt zum erstenmal wieder ein Wasser von einiger Bedeutung, die Weschnitz, die bei Gewittern sehr stark anschwillt. Schöne Lage von Weinheim. Abends halb zehn Uhr erreichten wir Heidelberg und kehrten, da der goldene Hecht besetzt war, in den drei Königen ein.

Heidelberg, den 24. August 1797.

Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, hat man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse vor sich. Sie ist in der Länge auf einem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse gebauet, das obere Thor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß die Landstraße nach Neckargemünd nur die nöthige Breite hat. Ueber dem Thore steht das alte verfallene

Schloß in seinen großen und ernsten Halbruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewahrt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Thürmen, über die sich ein völlig bewachsener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partieen den rothen Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man einen großen Theil des Wassers zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem untern Thore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, indessen der übrige Strom über abgerundete Granitbanke in dieser Jahreszeit seicht dahin und nach der Brücke zufließt, welche, im achten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, besonders in den Augen desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Rechte steht, so wie die Statue der Minerva von der andern Seite, wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie am Anfang der horizontalen Brücke, um so viel höher, sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei naherer Betrachtung der Construction möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nöthig sind; da denn die Schönheit wie billig der Nothwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege heraussteht, machte mir mit seinen Feldspathkrystallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten bekannt hat und wiederfindet, so geben sie uns eine erfreuliche

Andeutung des stillen und großen Verhältnisses der Grundlagen unserer bewohnten Welt gegen einander. Daß der Granit noch so ganz kurz an einer großen Plaine hervorspringt, und spätere Gebirgsarten im Rücken hat, ist ein Fall, der mehr vorkommt; besonders ist der von der Roßtrappe merkwürdig. Zwischen dem Brocken und den ebengenannten ungeheuern Granitfelsen, die so weit vorliegen, finden sich verschiedene Arten Porphyre, Kieselschiefer u. s. w. Doch ich kehre vom rauhen Harz in diese heitere Gegend gern und geschwind zurück, und sehe durch diesen Granit eine schöne Straße gebnet; ich sehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der untersten Weinberge zusammenzuhalten, die sich auf dieser rechten Seite des Flusses, den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu besuchen, und sodann zum Oberthore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen malerischen, aber einen sehr natürlich schönen Anblick. Gegenüber sieht man nun die hohen angebauten Weinberge, an deren Mauer man erst hinging, in ihrer ganzen Ausdehnung. Die kleinen Häuser darin machen mit ihren Lauben sehr artige Partieen, und es sind einige, die als die schönsten malerischen Studien gelten könnten. Die Sonne machte Licht und Schatten, so wie die Farben deutlich; wenige Wolken stiegen auf.

Die Brücke zeigt sich von hier aus in einer Schönheit, die vielleicht keine Brücke der Welt; durch die Bogen sieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen, und über ihr die lichtblauen Gebirge jenseits des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite schließt ein bewachsener Fels mit rötlichen Seiten, der sich mit der Region der Weinberge verbindet, die Aussicht.

Gegen Abend ging ich mit Demoiſelle Delf nach der Plaine, zuerſt an den Weinbergen hin, dann auf die große Chauſſee herunter, bis dahin, wo man Rohrbach ſehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg doppelt intereſſant, da man die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche fruchtbare Plaine bis gegen den Rhein, und dann die überrheiniſchen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor ſich ſieht. Abends beſuchten wir Frau von Cathcart, und ihre Tochter, zwei ſehr gebildete und würdige Perſonen, die im Elſaß und Zweibrücken großen Verluſt erlitten. Sie empfahl mir ihren Sohn, der gegenwärtig in Jena ſtudirt.

Heidelberg, den 26. Auguſt 1797.

An der Table d'hote waren gute Bemerkungen zu machen; eine Geſellſchaft öſterreichiſcher Officiere, theils von der Armee, theils von der Verpflegung, gewöhnliche Gaſte, unterhielten ſich heiter und in ihren verſchiedenen Verhältniſſen des Alters und der Grade ganz artig.

Sie laſen in einem Briefe, worin einem neuen Escadron-Chef von einem humoriſtiſchen Cameraden und Untergebenen zu ſeiner neuen Stelle Glück gewünſcht wird; unter andern ſehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichſte:

„Officiere und Gemeine gratuliren ſich, endlich aus den Klauen der Demoiſelle Roſine erlöſ't zu ſeyn.“ Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unerträglichkeiten verſchiedener Chefs aus eigener Erfahrung zur Sprache. Einer fand grüne Schabracken mit rothen Borten bei ſeiner Escadron und erklärte dieſe Farben für ganz abſcheulich; er befahl alſo in Gefolg dieſes Geſchmacks-Urtheils ſogleich, daß man rothe Schabracken mit grunen Borten anſchaffen

ſolle. Eben ſo befahl er auch daß die Officiere Hals- und Hoſen-Schnallen völlig übereinander tragen ſollten, und daß der Obriſt alle Monate genau darnach zu ſehen habe.

Ueberhaupt bemerkte ich, daß ſie ſammtlich ſehr geſchickt und ſogar mit Geiſt und Verwegenheit, mit mehr oder weniger Geſchmack, die richtige und komiſche Seite der Sachen auffanden; doch zuletzt war das Sonderbare, daß ein einziges vernünftiges Wort die ganze Geſellſchaft aus der Faſſung brachte. Einer erzählte nämlich von dem Einſchlagen eines Gewitters, und ſagte bezüglich auf den alten Aberglauben: daß ſo ein Haus eben immer abbrenne. Einer von den Freunden, der, wie ich wohl nachher merkte, ein wenig in Naturwiſſenſchaften gepfuſcht haben mochte, verſetzte ſogleich: „ja, wenn es nicht gelöſcht wird!“ worin er zwar ganz recht hatte, allein zugleich zu vielem Hin- und Widerreden Anlaß gab, bei dem der ganze Discurs in Confuſion gerieth, unangenehm wurde und zuletzt ſich in ein allgemeines Stillſchweigen verlor.

Unter andern ſkizzirten ſie auch einen Charakter, der wohl irgendwo zu brauchen wäre: Ein ſchweigender, allenfalls trocken humoriſtiſcher Menſch, der aber, wenn er erzahlt und ſchwört, gewiß eine Lüge ſagt, ſie aber ohne Zweifel ſelbſt glaubt.

Geſchichten vom General B. und ſeinem Sohne, der im Elſaß zuerſt zu plündern und zu vexiren anfing. Ueberhaupt von der ſeltſamen Conſtitution der Armee: ein Wunſch des Gemeinen nach Krieg, des Officiers nach Frieden.

Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart.

Eimsheim, den 27. August 1797

Aus Heidelberg um 6 Uhr, an einem kühlen und heitern Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckars hinaus zwischen Granitfelsen und Nußbaumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmuthig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Ueber dem Wasser, am Ende der Weinbergshöhe, die sich von Heidelberg heraufzieht, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Thäler an; man fahrt durch Schlierbach. Ueber dem Wasser sieht man Sandsteinfelsen in horizontalen Lagen, dießseits am linken Ufer Frucht- und Wein-Bau. Man fahrt an Sandsteinfelsen vorbei; es zeigt sich über dem Wasser eine schöne, sanft ablaufende wohlgebaute Erdspitze, um die der Neckar herumkommt. Der Blick auf Neckar-Gemünd ist sehr schön, die Gegend erweitert sich und ist fruchtbar.

Neckar-Gemünd ist eine artige, reinliche Stadt. Das obere Thor ist neu und gut gebaut, ein scheinbarer Fallgatter schließt den obern Halbzirkel. Man hat hier den Neckar verlassen; man findet Maulbeerbäume, dann neben einer geraden Chaussee durch ein sanftes nicht breites Thal, an beiden Seiten Feld-, Obst- und Garten-Bau; die gleichen Höhen sind an beiden Seiten mit Wald bedeckt; man sieht kein Wasser. Der Wald verliert sich, die Höhen werden mannichfaltiger; man findet nur Fruchtbau, die Gegend sieht einer thüringischen ähnlich.

Wiesenbach, sauberes Dorf, alles mit Ziegeln gedeckt.

Die Männer tragen blaue Röcke und mit gewirkten Blumen gezierte weiße Westen. Hier fließt wenig Wasser. Der Hafer war eben geschnitten und das Feld fast leer. Der Boden ist lehmig, der Weg geht bergauf, man sieht wenig Bäume, die Wege sind leidlich reparirt.

Mauer, liegt freundlich; eine artige Pappelallee führt vom Dorfe nach einem Lusthause. Die Weiber haben eine katholische nicht unangenehme Bildung; die Männer sind höflich, keine Spur von Rohheit; man bemerkt eher eine sittliche Stille. Hinter dem Orte findet man eine Allee von Kirschbäumen an der Chaussee, die durch feuchte Wiesen erhöht durchgeht; sie wird mit Kalkstein gebessert.

Meckesheim liegt artig an einem Kalksteinhügel, der mit Wein bebaut ist; es hat Wiesen und Feldbau.

Zutzenhausen, auf Lehmhügeln; guter Fruchtbau an der rechten Seite, links Wiesen und anmuthige waldige Hügel.

Hoffenheim; von da geht eine schöne alte Pappelallee bis Sinsheim, wo wir ein Viertel nach 10 Uhr ankamen, und in den drei Königen einkehrten.

Sinsheim hat das Ansehen eines nach der Landesart heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster ist nach dem Kriege nicht reparirt worden. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckar-Gemünd auch schon, doch in einem sehr viel geringern Grade, gesehen hatte: daß nämlich Mist und Gassenkoth mehr oder weniger an die Häuser angedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten, und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Dung auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizei gequält, und wenn er den Unrath

sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Publicum aber ist auf der Straße wenig oder gar nicht incommodirt.

Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau, und die Stallfütterung ist hier allgemein. Sie haben auch von der Viehseuche viel gelitten, die noch in der Nachbarschaft grassirt. Die Gemeine hat das Recht, zusammen tausend Schafe zu halten, welches mit einer Anzahl Wiesen, sie zu überwintern, verpachtet ist. Die Schafe werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Sobald das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh drauf; die Schafe nicht eher als bis es gefroren hat.

Es ist eine Administration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewissen Proportionen Theil nehmen.

Ein Klafter Holz, 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch, und die Scheite 4 Fuß lang, kostet bis ans Haus 18 fl., das Pfund Butter kostet gegenwartig 30 Kreuzer, in Heidelberg 48 Kreuzer.

Um 2 Uhr von Sinsheim ab. Draußen links liegt ein artiges Kloster; eine alte schöne Pappelallee begleitet die Straße. Vorwarts und weiter rechts sieht man an einem schönen Wiesengrund Rohrbach und Steinfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo sie auf der Höhe aufhören, fangen Kirschbaume an, die aber traurig stehen. Der Feldbau ist auf den Hohen und den sanften Gründen wie bisher; der Weg steigt aufwarts. Die Kirschbaume zeigen sich schoner gewachsen. Flötzkalk in schmalen horizontalen, sehr zerklüfteten Schichten. Ueber der Hohe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchhard. Der Weg geht wieder auf- und absteigend.

Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chauſſeen und ſchöner Fruchtbau bis

Fürfeld. Geringer Landort. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieſer ganzen Fahrt ſieht man wenig oder gar kein Waſſer. Man erblickt nun die Berge des Neckarthals.

Kirchhauſen liegt zwiſchen anmuthigen Garten und Baumanlagen; dahinter iſt eine ſchöne Ausſicht nach den Gebirgen des Neckars; man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappelallee bis

Frankenbach. Die Kieshügel an der Chauſſee erleichtern ſehr die Erhaltung derſelben. Schöne Pappelallee bis Heilbronn, die hie und da wahrſcheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat und deren baldige Recrutirung nach dem Frieden jeder Reiſende zum Vergnügen ſeiner Nachfolger wünſchen muß. Ueberhaupt ſind von Heidelberg hierher die Chauſſeen meiſt mit mehr oder weniger Sorgfalt gebeſſert.

Abends um 6 Uhr erreichten wir Heilbronn und ſtiegen in der Sonne, einem ſchönen und, wenn er fertig ſeyn wird, bequemen Gaſthofe ab.

Heilbronn, den 28. Auguſt 1797.

Wenn man ſich einen günſtigen Begriff von Heilbronn machen will, ſo muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Graben ſind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Graben ſind ſehr tief und faſt bis herauf gemauert, die Mauern hoch, und aus Quaderſtücken gut gefugt und in den neuern Zeiten genau verſtrichen. Die Steine waren als Muſica gehauen, doch ſind die Vorſprünge jetzt meiſtens verwittert. Das geringe Bedürfniß der alten Defenſion kann man hier recht ſehen. Hier iſt bloß auf Tiefe und Höhe

bemühen. Ich hatte wohl Lust, mich in's Bad zu setzen und mich abreiben zu lassen.

Die Musik geht fort: endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich sehn, eilen sie verdrießlich davon, und es bleiben:

Prinz und Merkule.

Prinz. Gesegnet seyst du, liebe Einsamkeit! Wie erbarmlich habe ich mich seit dem Eintritt in dieses Haus zwingen müssen!

Merkule. Das muß ich Eurer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich gewesen ist, wie Sie Sich an einer wohlbesetzten Tafel und zwischen liebenswürdigen Frauen ennuyiren konnen?

Prinz. Es ist nicht Langeweile, es ist die Gefalligkeit dieser angenehmen Geschopfe, die mich ängstet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geschlechte zur Qual geschaffen seyn? Denn nur Eine kann mein Herz besitzen, und die übrigen — Ach! — —

gerechnet, die freilich kein Mensch leicht übersteigen wird; aber die Mauer geht in geraden Linien und die Thürme springen nicht einmal vor, so daß kein Theil der Mauer von der Seite vertheidigt ist. Man sieht recht, daß man das Sturmlaufen bei der Anlage dieses großen Werks für unmöglich gehalten hat, denn jede Schießscharte vertheidigt eigentlich gerade aus nur sich selbst. Die Thürme sind viereckt und hoch, unten an der Mauer her geht ein gemauerter bedeckter Weg. Die Thürme an den Thoren springen vor, und es sind daselbst die nöthigen Außenwerke angebracht; nirgends ist ein Versuch einer Befestigung nach neuer Art sichtbar. Unterhalb des bedeckten Weges und an dessen Stelle sind an einigen Orten Baumschulen und andere Pflanzungen angelegt.

Eine schöne Allee führt um den größten Theil des Grabens. Sie besteht aus Linden und Castanien, die als Gewölbe gebauen und gezogen sind; die Garten stoßen gleich daran als größere und kleinere Besitzungen.

Die Stadt ist ihrer glücklichen Lage, ihrer schönen und fruchtbaren Gegend nach, auf Garten-, Frucht- und Wein-Bau gegründet, und man sieht wie sie zu einer gewissen Zeit der Unruhe sich entschließen mußte, die sämmtlichen Bewohner, sowohl die gewerbetreibenden als ackerbauenden, in ihre Mauern einzuschließen. Da sie ziemlich auf der Plaine liegt, sind ihre Straßen nicht ängstlich, aber meist alt mit überhangenden Giebeln. Auf die Straße geben große hölzerne Rinnen, die das Wasser über die Seitenwege, welche an den Häusern her größtentheils erhöht gepflastert sind, hinweg führen. Die Hauptstraßen sind meistens rein; aber die kleineren, besonders nach den Mauern zu, scheinen hauptsächlich von Gartnern und Ackerleuten bewohnt zu seyn. Die Straße

dient jedem kleinen Hausbesitzer zum Misthof; Ställe und Scheune, alles ist dort, jedoch nur klein und von jedem einzelnen Besitzer zusammengedrängt. Ein einziges großes steinernes Gebäude, zu Aufbewahrung der Frucht, bemerkte ich, das einen reichen Besitzer ankündigte. Man sieht nicht wie an andern Orten verschiedene Epochen der Bauart, besonders keine Aemulation, die solche Epochen mit sich führen. Ein einziges Gebäude zeichnet sich aus, das durch die Bildsäule des Aesculaps und durch die Basreliefs von zwei Einhörnern sich als Apotheke ankündigt. Noch einige neue steinerne, aber ganz schlichte Häuser finden sich auch; das übrige ist alles von altem Schlag, doch wird sich das Gasthaus der Sonne durch einen Sprung, wenn es fertig ist, auszeichnen. Es ist ganz von Stein und im guten, wenn schon nicht im besten Geschmack, ungefähr wie das Saraßnische auf dem Kornmarkt zu Frankfurt. Das Untergeschoß hat recht wohnbare Mezzaninen, darüber folgen noch zwei Geschosse. Die Zimmer, so weit sie fertig, sind geschmackvoll und sehr artig mit französischem Papier ausgeschmückt.

Was öffentliche Gemeindeanstalten betrifft, so scheint man in einer sehr frühen Zeit mit Mäßigkeit darauf bedacht gewesen zu seyn. Die alten Kirchen sind nicht groß, von außen einfach und ohne Zierrath. Der Markt mäßig, das Rathhaus nicht groß, aber schicklich. Die Fleischbänke, ein uraltes, ringsum frei auf Säulen stehendes, mit einer hölzernen Decke bedecktes Gebäude. Sie sind wenigstens viel löblicher als die Frankfurter, scheinen aber für die gegenwärtige Zeit zu klein, oder aus sonst einer Ursache verlassen. Ich fand wenig Fleischer darin; hingegen haben die Metzger an ihren in der Stadt zerstreuten Häusern ihre Waare aufgelegt und ausgehängt; ein böser und unreinlicher Mißbrauch. Das

weiße Brod ist hier sehr schön. Männer und Frauenzimmer gehen ordentlich, aber nicht sehr modisch gekleidet. Es werden keine Juden hier gelitten. Eine Beschreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten.

Was ich aus dem Erzählten und andern Symptomen durch das bloße Anschauen schließen kann, ist: daß die Stadt durch den Grund und Boden, den sie besitzt, mehr als durch etwas Anderes wohlhabend ist; daß die Glücksgüter ziemlich gleich ausgetheilt sind; daß jeder still in seinem Einzelnen vor sich hinlebt, ohne gerade viel auf seine Umgebungen und aufs Aeußere verwenden zu wollen; daß die Stadt übrigens eine gute Gewerbsnahrung, aber keinen ansehnlichen Handel hat; daß sie auf gemeine bürgerliche Gleichheit fundirt ist; daß weder Geistlichkeit noch Edelleute in frühern Zeiten großen Fuß in der Stadt gefaßt hatten; daß das öffentliche Wesen in frühern Zeiten reich und mächtig war, und daß es bis jetzt noch an einer guten mäßigen Verwaltung nicht fehlen mag. Der Umstand, daß der neuerbaute Gasthof auf einmal über alle Stufen der Architektur wegsprang, mag ein Zeugniß seyn, wie viel die Bürgerclasse in diesen Zeiten gewonnen hat.

Die Menschen sind durchaus höflich und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart.

Die Mägde sind meist schöne stark und fein gebildete Mädchen und geben einen Begriff von der Bildung des Landvolks; sie gehen aber meistentheils schmutzig, weil sie mit zu dem Feldbau der Familien gebraucht werden.

Der Neckar ist oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verschiedener Mühlen durch Wehre gedammt; die Schifffahrt von unten herauf geht also nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man ladt oberhalb wieder ein und

kann bis Kannstadt fahren. Diese Schiffe tragen bei hohem Wasser ungefähr 800 Centner, auch wird hier viel ausgeladen und weiter ins Land hinein zur Achse transportirt.

Vor dem Thor steht ein großes Gebaude, das ehemals ein Waisenhaus war; die Waisen sind aber gegenwartig nach den bekannten Beispielen auf Dörfer vertheilt.

Das Wirthshausgebäude ist von einem Zweibrücker Baumeister, der sich in Paris aufgehalten, gebaut, und von ihm sowohl das Ganze als das Einzelne angegeben. Daß die Handwerker ihn nicht völlig secundirten, sieht man am Einzelnen.

An den Fensterscheiben fand ich eine Sonderbarkeit. Es sind langlich viereckte Tafeln, die in der Quere stehen und unten eingebogen sind, so daß man von dem Fenster und dem Rahmen etwas abnehmen müßte. Der Hausherr sagte mir nur, daß der Glaser sich nach den Tafeln habe richten müssen; er glaubt daß sie sich, wenn sie noch biegsam sind, so werfen. Ich kann auch nichts Zweckmäßiges darin finden. Uebrigens ist es Lohrer Glas.

An der Wirthstafel speiste außer der Hausfamilie noch der Oberamtmann von Möckmühl und die Seinen.

*

Abends um 6 Uhr fuhr ich mit dem Bruder des Wirths auf den Wartberg. Es ist, weil Heilbronn in der Tiefe liegt, eigentlich die Warte und dient anstatt eines Hauptthurms. Die wesentliche Einrichtung oben aber ist eine Glocke, wodurch den Ackerleuten und besonders Weingartnern ihre Feierstunde angekündigt wird. Der Thurm liegt ungefahr eine halbe Stunde von der Stadt auf einer mit buschigem Holz oben bewachsenen Höhe, an deren Fuß Weinberge sich hinunterziehen. In der Nahe des Thurmes steht ein artiges

Gebäude mit einem großen Saale und einigen Nebenzimmern, wo die Woche einigemal getanzt wird. Wir fanden eben die Sonne als eine blutrothe Scheibe in einem wahren Scirocco-Duft rechts von Wimpfen untergehen. Der Neckar schlängelt sich ruhig durch die Gegend, die von beiden Seiten des Flusses sanft aufsteigt. Heilbronn liegt am Flusse und das Erdreich erhöht sich nach und nach bis gegen die Hügel in Norden und Nord-Osten. Alles was man übersieht ist fruchtbar; das Nächste sind Weinberge, und die Stadt selbst liegt in einer großen grünen Masse von Garten. Der Anblick erweckt das Gefühl von einem ruhigen, breiten, hinreichenden Genuß. Es sollen 12,000 Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr theuer, so daß wohl 1500 fl. für einen Morgen gegeben werden.

Ich hatte sehr schönes Vieh gesehen und fragte darnach. Man sagte mir, daß vor dem Kriege 3000 Stück in der Stadt gewesen, die man aber aus Sorge vor der Viehseuche nach und nach abgeschafft und erst wieder herbeischaffen werde; eine Kuh könne immer 12 bis 18 Carolin kosten und werth seyn; viele halten sie auf Stallfütterung; geringe Leute haben Gelegenheit sie auf die Weide zu schicken, wozu die Gemeinde schöne Wiesen besitzt.

Ich fragte nach dem Bauwesen. Der Stadtrath hat es vor dem Krieg sehr zu befördern gesucht; besonders wird der Bürgermeister gerühmt, der schöne Kenntnisse besessen und sich dieses Theils sehr angenommen. Vor dem Kriege hat man von Seiten der Stadt demjenigen, der nach Vorschrift von Stein baute, die Steine umsonst angefahren und ihm leicht verzinslichen Vorschuß gegeben. Was diese Vorsorge gefruchtet und warum sich die Baulust nicht mehr ausgebreitet, verdient einer nähern Untersuchung.

Die Obrigkeit besteht aus lauter Protestanten und Studirten. Sie scheint sehr gut Haus zu halten, denn sie hat die bisherigen Kriegslasten ohne Aufborgung oder neue Auflagen bestritten. Einer Contribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen. Sie war auf 140,000 Gulden angesetzt, die auch schon parat lagen. Jetzt werden alle Vorspanne, welche die Oesterreicher verlangen, aus dem Aerarium bezahlt und die Burger verdienen dabei. Das beste Zeichen einer guten Wirthschaft ist, daß die Stadt fortfahrt Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft. Hatten die Reichsstädte in früherer Zeit diesen großen Grundsatz von den Klöstern gelernt, so hätten sie sich sehr erweitern und zum Theil manchen Verdruß ersparen können, wenn sie fremde Besitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen.

Die Stadt hat eine Schneidemühle mit dem Rechte, allein Bauholz und Bretter zu verkaufen. Diese Befugnisse sind auf dreißig Jahre verpachtet. Der Einwohner kann zwar von einem vorbeifahrenden Flößer auch kaufen, muß aber dem Monopolisten einen Batzen vom Gulden abgeben, so wie der Flößer diesem auch eine Abgabe bezahlen muß.

Da nun der Pachter, indem er Holz im Großen kauft und selbst flößt, das Holz so wohlfeil als der Flößer geben kann, so kann er sich einen guten Vortheil machen. Dagegen wird er, wenn er es zu hoch treiben wollte, wieder durch die Concurrenz des Flößers balancirt. Unter diesen Umständen scheint also nicht, wie ich anfangs glaubte, diese Art von bedingtem Alleinhandel dem Bauen hinderlich zu seyn.

Was die Abgaben betrifft, so sollen die Grundstücke sehr gering, das baare Vermögen hingegen und die Capitalien hoch belegt seyn.

Bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergeſſen. Oben auf dem Thurm ſteht ein hohler mit Kupferblech beſchlagener, großer Knopf, der zwölf bis ſechzehn Perſonen zur Noth faſſen könnte. Dieſen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und eben ſo unmittelbar wieder auf das Dach herablaſſen. So lange der Knopf in der Höhe ſtand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; ſobald er niedergelaſſen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieſes dauernde ſichtbare Zeichen war zuverläſſiger als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade daß dieſes Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen iſt.

In dem Hinfahren ſah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wohl wie Bürger thut, fragen muß, da es ſehr zwiſchen Hügel hineingedrückt iſt, am Fuße des Berges, auf dem das, durch Frauentreue berühmte, jetzt zerſtörte Schloß liegt, deſſen Ruinen ich denn auch, wie billig, begrüßt habe. Auch hier iſt man mit der Ernte ſehr zufrieden.

Sie kam, wie überall, ſehr lebhaft hinter einander, ſo daß die Winterfrüchte zugleich mit den Sommerfrüchten reif wurden. Der Feldbau iſt auch hier in drei Jahresabtheilungen eingetheilt, obgleich kein Feld brach liegt, ſondern im dritten Jahre mit Hafer beſtellt wird. Außerdem benutzt ein jeder, inſofern er es mit der Düngung zwingen kann, ſeinen Boden in der Zwiſchenzeit, wie es angeht, z. B. mit Sommerrüben.

Ludwigsburg, den 29. Auguſt 1797.

Von Heilbronn gegen 5 Uhr, vor Sonnenaufgang fort. Der Weg führt erſt durch ſchöne Gartnerei, verläßt dann die

Allee und man kommt auf die alte Ludwigsburger Straße. Nebel bezeichneten den Gang des Neckars. Böckingen lag rechts im Nebel des Neckarthales, links auf der Fläche sah man Feldbau. Man kommt durch Sontheim, das deutschherrisch ist und sieht in der Ebene eine immer abwechselnde Fruchtbarkeit, bald Wein, bald Feldbau. Wir fuhren quer durch den obern Theil eines artigen Wiesenthals an dem weiter unten Schloß und Dorf Thalheim liegt. Hier wird der horizontale Kalkstein wieder angetroffen.

Lauffen hat eine artige Lage, theils auf der Höhe, theils am Wasser. Die Weinberge sind wieder baufig und der Boden ist so gut, daß sie nach der Ernte noch türkisch Korn gesaet hatten, das grun abgehauen und verfuttert wird. Durch eine schone Allee von Obstbaumen fahrend sahen wir bald den Neckar wieder und kamen durch Kirchheim, genannt am Neckar. Wir ließen den Fluß links im Rücken, der zwischen engern Hügeln durch geht, aber hie und do an den ausspringenden Winkeln schöne flache Rücken laßt zum Frucht- und Wein-Bau.

Halb 7 Uhr kamen wir nach Besigheim wo wir ein wenig futterten. Die Enz und der Neckar fließen hier zusammen, und die horizontalen Kalkfelsen, mit Mauerwerk artig zu Terrassen verbunden und mit Wein bepflanzt, gewahren einen erfreulichen Anblick. Brucke über die Enz. Hinter Bietigheim fuhren wir an machtigen Kalklagern vorbei, durch eine schöne Allee von Fruchtbaumen. Man sah ferne und nahe Waldchen durch Alleen verbunden, und hatte den Asperg und bald Ludwigsburg vor Augen, wo wir, da der Tag sehr heiß war, bis gegen Abend verweilten.

*

Das bekannte geräumige Schloß in Ludwigsburg ist sehr wohnbar, aber sowohl das alte als das neue in verhaltnißmäßig

böſem Geſchmack ausgeziert und meublirt. Im neuen gefielen mir die egalen Parquets von eichenem Holze, die ſich ſehr gut gehalten hatten. Wahrſcheinlich waren ſie nicht geriſſen, weil die Etage an den Garten ſtößt und nur wenig über ihn erhoben iſt. Auf einer Galerie waren alte ſchlichte Gemälde von venetianiſchen Luſtbarkeiten, worunter auch die berühmte Brückenſchlacht von Piſa. Dieſe Bilder, beſonders dieß eine, ob es gleich gar kein Kunſtverdienſt hat, iſt dennoch ſehr merkwürdig; denn man ſieht, wie der unſinnigſte Streich zum Spaß der ganzen Welt gereicht, die alle Balcone füllt und mit Jujauchzen, Schnupftuchwinken und ſonſtigem Antheil lebhaft ergötzt iſt. Das Bild iſt nicht übel, zwar nach Art der Dutzendbilder, fabrikmäßig, aber doch charakteriſtiſch gemalt.

Das große Operntheater iſt ein merkwürdiges Gebäude aus Holz und leichten Brettern zuſammengeſchlagen und zeugt von dem Geiſte des Erbauers, der viele und hohe Gäſte würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater iſt 18 Schritte breit auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält. In ſeiner möglichen Länge hat es 76 Schritt. Das Proſcenium und das Orcheſter iſt ſehr groß, das Parterre dagegen ſehr klein, man konnte überall gut ſehen und höchſt wahrſcheinlich auch gut hören. Gegenwärtig iſt es ſeit der Anweſenheit des Großfürſten zu einem Tanzſaale eingerichtet.

Von Ludwigsburg um 5 Uhr abgefahren. Herrliche Allee, vom Schloßweg an der langen Straße des Orts hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort iſt mit einer doppelten Reihe Bäume beſetzt; links ſieht man die Neckargebirge. Man kommt nach Kornweſtheim; von da ſtehen Fruchtbäume an der Chauſſee, die anfangs vertieft liegt, ſo daß die Ausſicht wenig Abwechſelung gewährt. Die Solitude ſieht man

in der Ferne. Herrlicher Fruchtbau. Der Weg geht über manche Hügel; ein Kalksteinbruch, zum Behuf der Chauſſee, liegt ganz nahe an der Straße.

Nach Zuffenhauſen hinabfahrend, ſahen wir Feuerbach rechts in einem ſchönen Wieſengrunde. Ein Bauer der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, ſpielte darauf im nach Hauſe Gehen; faſt das einzige Zeichen von Fröhlichkeit das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang ſah man Stuttgart. Seine Lage, in einem Kreiſe von ſanften Gebirgen, machte in dieſer Tageszeit einen ernſten Eindruck.

Stuttgart, den 30. Auguſt 1797.

Ich machte meine erſte gewöhnliche Tour um 6 Uhr früh allein, und recognoſcirte die Stadt mit ihren Umgebungen. Eine Seite hat eine Befeſtigung nach der Heilbronner Art, nur nicht ſo ſtattlich; die Gräben ſind auch in Weinberge und Gartenpflanzungen verwandelt. Bald nachher findet man die ſchönſten Alleen von mehrern Baumreihen und ganz beſchattete Plätze. Zwiſchen dieſen und einer Art von Vorſtadt liegt eine ſchöne Wieſe. Durch die Vorſtadt kommt man bald auf den Platz vor das Schloß oder vielmehr vor die Schlöſſer. Der Platz iſt ſeit der Anweſenheit des Großfürſten ſchön planirt, und die theils auf Raſen, in großen regelmäßigen Partien, theils als Alleen gepflanzten Caſtanienbäume ſind ſehr gut gediehen. Das Schloß ſelbſt iſt von dem Geſchmack der Hälfte dieſes Jahrhunderts, das Ganze aber anſtändig frei und breit. Das alte Schloß wäre jetzt kaum zu einer Theaterdecoration gut. Die alte Stadt gleicht Frankfurt in ihren alten Theilen; ſie liegt in der Tiefe nach

Merkulo. Die hab' ich ſchon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden, auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehn gegeben, daß ich wirklich ſagen kann: ich habe das Glück gehabt, einigen das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit in die Elyſaiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich ſage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand, und Ihre trefflichen Qualitäten zuſammen nimmt, ſo iſt's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem ſchönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnſt du, Unglücklicher? Was iſt mein Stand gegen dieſes Herz?

dem kleinen Waſſer zu. Die neue Stadt iſt in entſchiedenen Richtungen meiſt geradlinig und rechtwinkelig gebaut, ohne Aengſtlichkeit in der Ausführung. Man ſieht Häuſer mit mehr oder weniger Ueberhängen, ganz perpendicular, von verſchiedener Art und Größe; und ſo bemerkt man, daß die Anlage nach einem allgemeinen Geſetz und doch nach einer gewiſſen bürgerlichen Willkür gemacht wird.

Nachdem ich mich umgekleidet, beſuchte ich nach 10 Uhr Herrn Handelsmann Rapp, und fand an ihm einen wohlunterrichteten verſtändigen Kunſtfreund. Er zeigte mir eine ſchöne Landſchaft von Both, er ſelbſt zeichnet als Liebhaber landſchaftliche Gegenſtände recht glücklich.

Wir beſuchten Profeſſor Dannecker in ſeinem Studium im Schloſſe, und fanden bei ihm einen Hektor der den Paris ſchilt, ein etwas über Lebensgröße in Gyps ausgeführtes Modell, ſo wie auch eine ruhende nackte weibliche Figur im Charakter der ſehnſuchtsvollen Sappho, in Gyps fertig, und in Marmor angefangen; deßgleichen eine kleine trauernd ſitzende Figur zu einem Zimmer-Monument. Ich ſah ferner bei ihm das Gypsmodell eines Kopfes, vom gegenwartigen Herzog, der beſonders in Marmor ſehr gut gelungen ſeyn ſoll, ſo wie auch ſeine eigne Büſte, die ohne Uebertreibung geiſtreich und lebhaft iſt. Was mich aber beſonders frappirte, war der Original-Ausguß von Schiller's Büſte, der eine ſolche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß er wirklich Erſtaunen erregt. Ich ſah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben, nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenſtandes. Dieſe Materie, die wir bisher ſo oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laokoon beſprochen haben, erſcheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit.

Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriff erheben können!

Auch sah ich eine Vase bei ihm, aus grangestreiftem Alabaster, von Isopi, von dem uns Welzogen so viel erzählte. Es geht aber über alle Beschreibung und niemand kann sich ohne Anschauung einen Begriff von dieser Vollkommenheit der Arbeit machen. Der Stein, was seine Farbe betrifft, ist nicht günstig, aber seiner Materie nach desto mehr. Da er sich leichter behandeln läßt als der Marmor, so werden hier Dinge möglich, wozu sich der Marmor nicht darbieten würde. Wenn Cellini, wie sich glauben läßt, seine Blatter und Zierrathen in Gold und Silber eben so gedacht und vollendet hat, so kann man ihm nicht übel nehmen, wenn er selbst mit Entzucken von seiner Arbeit spricht.

Man fangt an, den Theil des Schlosses, der unter Herzog Carl eben als er accendiat war, abbrannte, wieder auszubauen, und man ist eben mit den Gesimsen und Decken beschaftigt. Isopi modellirt die Theile, die alsdann von andern Stuccatoren ausgegossen und eingesetzt werden. Seine Verzierungen sind sehr geistreich und geschmackvoll; er hat eine besondere Liebhaberei zu Vögeln, die er sehr gut modellirt und mit andern Zierrathen angenehm zusammenstellt. Die Composition des Ganzen hat etwas Originelles und Leichtes.

In Herrn Professor Scheffauer's Werkstatt fand ich eine schlafende Venus mit einem Amor, der sie aufdeckt, von weißem Marmor, wohlgearbeitet und geeigt; nur wollte der Arm, den sie ruckwarts unter den Kopf gebracht hatte, gerade an der Stelle der Hauptansicht keine gute Wirkung thun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle zu dem Monument, welches die Gemahlin des jetzigen

Herzog auf die, durch Gebete des Volks und der Familie, wieder erlangte Genesung des Fürsten aufrichten läßt. Der Obelisk steht schon auf dem Schloßplatze, mit den Gypsmodellen geziert.

In Abwesenheit des Professor Hetsch ließ uns seine Gattin seinen Arbeitssaal sehen; sein Familienbild in ganzen lebensgroßen Figuren hat viel Verdienst, besonders ist seine eigene höchst wahr und natürlich. Es ist in Rom gemalt. Seine Portraite sind sehr gut und lebhaft, und sollen sehr ähnlich seyn. Er hat ein historisches Bild vor, aus der Messiade, da Maria sich mit Porcia, der Frau des Pilatus, von der Glückseligkeit des ewigen Lebens unterhalt und sie davon überzeugt. Was läßt sich über die Wahl eines solchen Gegenstandes sagen? und was kann ein schönes Gesicht ausdrücken das die Entzückung des Himmels vorausfühlen soll? Ueberdieß hat er zu dem Kopf der Porcia zwei Studien nach der Natur gemacht, das eine nach einer Römerin, einer geist- und gefühlvollen herrlichen Brünette, und das andere nach einer blonden guten weichen Deutschen. Der Ausdruck von beiden Gesichtern ist, wie sich's versteht, nichts weniger als überirdisch, und wenn so ein Bild auch gemacht werden könnte, so dürften keine individuellen Züge darin erscheinen. Indessen möchte man den Kopf der Römerin immer vor Augen haben. Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das was er allein machen kann und zu machen hatte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte!

Professor Müller'n fand ich an dem Graffischen Portrait, das Graff selbst gemalt hat. Der Kopf ist ganz vortrefflich, das künstlerische Auge hat den höchsten Glanz; nur

will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken ſich herüber lehnt, nicht gefallen, um ſo weniger da dieſer Rücken durchbrochen iſt und das Bild alſo unten durchlöchert erſcheint. Das Kupfer iſt übrigens auf dem Wege gleichfalls ſehr vollkommen zu werden. Sodann iſt er an Auch einem Tod eines Generals beſchäftigt, und zwar eines amerikaniſchen, eines jungen Mannes der bei Bunkershill blieb. Das Gemalde iſt von einem Amerikaner Trumbul und hat Vorzüge des Künſtlers und Fehler des Liebhabers. Die Vorzüge ſind: ſehr charakteriſtiſche und vortrefflich tockirte Portraitgeſichter; die Fehler: Disproportionen der Körper unter einander und ihrer Theile. Componirt iſt es, verhältnißmaßig zum Gegenſtande, recht gut, und für ein Bild auf dem ſo viele rothe Uniformen erſcheinen müſſen, ganz verſtandig gefarbt; doch macht es im erſten Anblick immer eine grelle Wirkung, bis man ſich mit ihm wegen ſeiner Verdienſte verſöhnt. Das Kupfer thut im Ganzen ſehr gut und iſt in ſeinen Theilen vortrefflich geſtochen. Ich ſah auch das bewundernswürdige Kupfer des letzten Königs von Frankreich, in einem vorzüglichen Abdruck aufgeſtellt.

Gegen Abend beſuchten wir Herrn Conſiſtorialrath Nu[illegible] welcher eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupf[illegible] beſitzt, wovon ein Theil zur Freude und Bequemlichkeit der Liebhaber unter Glas aufgehangt iſt. Sodann gingen wir in Rapp's Garten, und ich hatte abermals das Vergnügen, mich an den verſtandigen und wohlgefühlten Urtheilen dieſes Mannes über manche Gegenſtande der Kunſt, ſo wie über Danneckers Lebhaftigkeit zu erfreuen.

Stuttgart, den 31. August 1797.

Ueber das was ich gestern gesehen, waren noch manche Bemerkungen zu machen. Besonders traurig für die Baukunst war die Betrachtung: was Herzog Carl bei seinem Streben nach einer gewissen Größe hätte hinstellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieser Kunst aufgegangen und er so glücklich gewesen wäre tüchtige Künstler zu seinen Anlagen zu finden. Allein man sieht wohl: er hatte nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung, ohne Geschmack, und in seiner frühern Zeit war die Baukunst in Frankreich, woher er seine Muster nahm, selbst verfallen. Ich bin gegenwärtig voll Verlangen Hohenheim zu sehen.

Nach allem diesem muß ich noch sagen: daß ich unterweges auf ein poetisches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit ähnliche recht artige Sachen, und es laßt sich in dieser Form manches sagen, man muß nur erst hineinkommen und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen, und hoffe es bald zu überschicken. Das poetisch-tropisch Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo einem so viel Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre.

Auch bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig zu betrachten: was für Gegenstände sich zu dieser besondern Behandlungsart bequemen. Ich kann Ihnen nicht sagen, um meine obigen Klagelieder zu wiederholen, wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen; denn diese Künstler büßen offenbar den Fehler

und den Unbegriff der Zeit am schwersten. Sobald ich mit Meyern zusammenkomme und seine Ueberlegungen, die er mir angekündigt, nutzen kann, will ich gleich mich daran machen und wenigstens die Hauptmomente zusammenschreiben.

Ueber das theatralisch Komische habe ich auch verschiedenemal zu denken Gelegenheit gehabt; das Resultat ist: daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden kann, und daß wir leider ein Capital dieser Art, womit wir poetisch wuchern könnten, bei uns gar nicht finden.

Uebrigens hat man vom Kriege hier viel gelitten und leidet immerfort. Wenn die Franzosen dem Lande 5 Millionen abnahmen, so sollen die Kaiserlichen nun schon an 16 Millionen verzehrt haben. Dagegen erstaunt man denn freilich als Fremder über die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Landes und begreift die Möglichkeit solche Lasten zu tragen.

Cotta hat mich freundlich eingeladen in Tübingen bei ihm zu logiren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher besonders bei dem heißen Wetter in den Wirthshäusern mehr als auf dem Wege gelitten.

Ich habe nun auch die Vasen von Jsopi gesehen, von welchen Wolzogen auch nicht zu viel erzahlt hat. Der Einfall, den Henkel und die Schnauze der Kanne durch Thiere vorzustellen, ist sehr artig und sehr gut angebracht, besonders an der einen, da der Kranich der aus dem Gefaße trinkt den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht. Die Arbeit aber in Hinsicht ihrer Feinheit und Zierlichkeit geht über alle Begriffe. Er verlangt für die beiden großen und noch drei oder vier kleinere 500 Ducaten. Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menschen immer an Cellini denken. Obgleich Jsopi keine Spur von jener Rohheit hat, so ist er

doch ein eben so fürchterlich passionirter Italianer. Die Art wie er die Franzosen haßt und wie er sie schildert, ist einzig; so wie er überhaupt eine höchst interessante Natur ist.

Als die Franzosen nach Stuttgart kamen, fürchtete man eine Plünderung. Er hatte seine Vasen wohl eingepackt im Danneckerischen Hause stehen. Heimlich kauft er sich ein paar Taschenpistolen, Pulver und Blei und trägt die Gewehre geladen mit sich herum, und da man in der ersten Nacht unvorsichtiger Weise einige Franzosen ins Haus läßt, die, nach der gewöhnlichen Marodeurs-Manier zu trinken forderten, sich aber nachher ziemlich unartig bezeigten, stand er immer dabei und hatte die Hände in der Tasche, entschlossen, dem ersten der sich seinem Zimmer und dem Kasten genahert hatte, eine Kugel durch den Leib zu jagen und neben seinen Arbeiten zu sterben.

Stuttgart, den 1. September 1797.

Gestern Nachmittag war ich beim Mechanicus Tiedemann, einem unschätzbaren Arbeiter, der sich selbst gebildet hat. Mehrere Gesellen arbeiten unter ihm, und er ist eigentlich nur beschäftigt seine Ferngläser zusammenzusetzen; eine Bemühung, die wegen der Objectiv-Gläser viel Zeit erfordert, indem diejenigen Gläser die eigentlich zusammengehören, jedesmal durch die Erfahrung zusammengesucht werden müssen. Ein Perspectiv, dessen erstes Rohr ungefähr 18 Zoll lang ist und durch das man eine Schrift von ungefähr einem Zoll hoch auf 600 Fuß sehr deutlich lesen, ja auf einer weißen Tafel kleine Punkte recht deutlich unterscheiden kann, verkauft er für 7½ Carolin.

Wir besuchten Herrn Obristlieutenant Wing, der recht

gute Gemalde beſitzt. Wir ſahen eins von Franz Floris, mehrere Frauen mit Säuglingen beſchaftigt, ein beſonders in einzelnen Theilen ſehr gutes Bild. Ein anderes von Hetſch, Achill von dem man die Briſeis wegführt, würde vorzüglicher ſeyn wenn die Figur des Achill nicht in der Ecke zu ſehr allein ſäße. Ueberhaupt haben die Hetſchiſchen Bilder, ſo viel ich ihrer geſehen, bei ihren übrigen Verdienſten und bei glücklichen Apperçus, immer etwas, daß man ſie noch einmal durchgearbeitet wünſcht. Auch ſah ich eine Landſchaft mit Raubern, die für Rubens gegeben wird, die ich ihm aber nicht zuſchreiben würde, ob ſie gleich in ihrer natürlichen Behandlungsart vortrefflich iſt. Ferner ſah ich einige andere, mehr oder weniger kleine, ausgeführte Bilder von Rubens.

Darauf beſuchten wir Herrn Profeſſor Harper, einen gebornen Landſchaftsmaler. Die Begebenheiten und Bewegungen der Natur, indem ſie Gegenden zuſammenſetzt, ſind ihm ſehr gegenwartig, ſo daß er mit vielem Geſchmack landſchaftliche Gemalde hervorbringt. Freilich ſind es alles nur imaginirte Bilder, und ſeine Farbe iſt hart und roh; allein er malt ſo aus Grundſatzen, indem er behauptet daß ſein Colorit mit der Zeit Ton und Harmonie bekomme; wie denn auch einige dreißig- und vierzigjahrige Bilder von ihm zu beweiſen ſcheinen. Er iſt ein gar guter, allgemein beliebter, wohlerhaltener Mann in den Sechzigen, und wird von hier bald nach Berlin abgehen.

Wir ſahen die Aloë die in einem herrſchaftlichen Garten ſeit drei Monaten der Blüthe ſich nahert. Der Stangel iſt jetzt 23 Fuß hoch, die Knospen ſind noch geſchloſſen und brauchen allenfalls noch 14 Tage zur völligen Entwicklung. Sie iſt auch zufallig, indem man ſie in ein engeres Gefaß geſetzt, zu dieſer Blüthe genöthigt worden.

Hierauf gingen wir ein wenig spazieren und dann in das Schauspiel. Es ward Don Carlos von Schiller gegeben. Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit, eine Kalte, eine Geschmacklosigkeit, ein Ungeschick die Meubles auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Declamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefuhls oder höhern Gedankens, daß man sich eben zwanzig Jahre und länger zurück versetzt fühlt. Und was am merkwürdigsten ist, kein einziger findet sich unter ihnen der auch nur irgend zu seinem Vortheil sich auszeichnete; sie passen alle auf das beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsene Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agiren, und doch wüßte ich nicht zu sagen ob von einem irgend für die Zukunft etwas zu hoffen ware. Der Entrepreneur Mihole wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat sowohl Schauspieler als Tanzer, die sich von dem alten Theater des Herzogs Carl herschreiben und auf Zeitlebens pensionirt sind, beizubehalten. Da er nun zugleich seinen Vortheil sucht und sich durch Abschaffung untauglicher Subjecte nicht Luft machen kann, so ist nicht zu denken, daß dieses Theater leicht verbessert werden könnte. Doch wird es besucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Stuttgart, den 2. September 1797.

Gestern war ich mit Herrn Professor Dannecker in Hohenheim. Gleich vor dem Thore begegneten wir Oesterreichern die ins Lager zogen. Gaisburg liegt rechts der Straße in einem schön bebauten und waldigen Grunde. Wenn man höher kommt sieht man Stuttgart sehr zu seinem Vortheil liegen.

Hohenheim selbst, der Garten sowohl als das Schloß,

iſt eine merkwürdige Erſcheinung. Der ganze Garten iſt mit kleinen und größern Gebauden uberſaet, die mehr oder weniger theils einen engen, theils einen Repraſentationsgeiſt verrathen. Die wenigſten von dieſen Gebauden ſind auch nur für den kurzeſten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie ſtecken in der Erde, indem man den allgemeinen Fehler derer die am Berge bauen durchaus begangen hat, daß man den vordern oder untern Sockel zuerſt beſtimmt und ſodann das Gebaude hinten in den Berg geſteckt hat, anſtatt daß, wenn man nicht planiren will noch kann, man den hintern Sockel zuerſt beſtimmen muß, der vordere mag alsdann ſo hoch werden als er will.

Da alle dieſe Anlagen theils im Gartenkalender, theils in einem eianen Werke beſchrieben worden, ſo ſind ſie weiter nicht zu recenſiren; doch ware kunſtig, bei einer Abhandlung über die Garten uberhaupt, dieſer in ſeiner Art als Beiſpiel aufzuſtellen. Bei dieſen vielen kleinen Partien iſt merkwürdig, daß faſt keine darunter iſt, die nicht ein jeder wohlhabende Particulier eben ſo gut und beſſer beſitzen könnte. Nur machen viele kleine Dinge zuſammen leider kein großes. Der Waſſermangel, dem man durch gepflaſterte ſchmale Bachbetten und durch kleine Baſſins und Teiche abhelfen wollen, giebt dem Ganzen ein kummerliches Anſehen, beſonders da auch die Pappeln nur armlich daſtehen. Schöne gemalte Fenſterſcheiben an einigen Orten, ſo wie eine ſtarke Sammlung Majolica iſt für den Liebhaber dieſer Art von Kunſtwerken intereſſant. Ich erinnerte mich dabei verſchiedener Bemerkungen, die ich über Glasmalerei gemacht hatte, und nahm mir vor ſie zuſammenzuſtellen und nach und nach zu completiren; denn da wir alle Glasfritten ſo gut und beſſer als die Alten machen können, ſo kame es bloß auf uns an,

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden. Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe ist z. E. was vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgespickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht solche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar seyn, wenn ich es nicht gestände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebiether, bin ich ohnehin sicher. Ihre Fürstliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Elektricität zärtlicher Herzen an sich, daß wir andern vor'm Einschlagen ganz gesichert sind.

Prinz. Ist es bald eilfe?

Merkulo. Es wird gleich seyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu

wenn wir nur genau den übrigen Mechanismus beobachteten, in Scherz und Ernst ähnliche Bilder hervorzubringen.

Außer einigen Bemerkungen in diesem Fache fand ich nichts Wissens- und Nachahmungswerthes in diesem Garten. Eine einzige altgothisch gebaute aber auch kleine und in der Erde steckende Capelle wird jetzt von Thouret, der sich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Decoration studirt hat, mit sehr vielem Geschmack ausgeführt; nur schade, daß alles bald wieder beschlagen und vermodern muß, und der Aufenthalt feucht und ungenießbar ist.

Das Schloß, das mit seinen Nebengebauden ein ausgebreitetes Werk darstellt, gewahrt den gleichgultigsten Anblick von der Welt, so wie auch sämmtliche Gebaude ganz weiß angestrichen sind. Man kann vom Aeußern der Gebaude sagen, daß sie in gar keinem Geschmack gebaut sind, indem sie nicht die geringste Empfindung weder von Neigung noch Widerwillen erregen. Eher ist das völlig Charakterlose einer bloßen beinahe nur handwerksmäßigen Bauart auffallend.

Der Haupteingang ist zu breit gegen seine Höhe, wie überhaupt der ganze Stock zu niedrig ist. Die Treppen sind gut angelegt, die Stufen jedoch gegen ihre geringe Höhe zu schmal. Der Hauptsaal, leider mit Marmor decorirt, ist ein Beispiel einer bis zum Unsinn ungeschickten Architektur. In den Zimmern sind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unsichern und umherschweifenden Geschmack verrathen. Einiges sind Nachzeichnungen, die aus Paris gesendet worden, in denen mehr Harmonie ist. Ein artiger Einfall von kleinen seidnen Vorhangen, die mit Franzen verbrämt und in ungleichen Wolken aufgezogen von den Gesimsen herunterhängen, verdient mit Geschmack nachgeahmt zu werden. Die Stuccatur-Arbeit ist meistens höchst schlecht.

Da ein Theil des Schloſſes noch nicht ausgebaut iſt, ſo laßt ſich hoffen, daß durch ein paar geſchickte Leute, die gegenwartig hier ſind, die Decorationen ſehr gewinnen werden. Ein Saal, der auch ſchon wieder auf dem Wege war in ſchlechtem Geſchmack verziert zu werden, iſt wieder abgeſchlagen worden, und wird nach einer Zeichnung von Thouret durch Jſeyi ausgefuhrt.

Die Gypsarbeit des Jſeyi und ſeiner Untergebenen zu ſehen, iſt höchſt merkwurdig, beſonders wie die freiſtehenden Blatter der Roſen und die hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Theilen zuſammengeſetzt werden, wodurch ſehr ſchone und durch Schatten wirkſame Vertiefungen entſtehen. Auch war mir ſehr merkwurdig, wie er Dinge, die nicht gegoſſen werden konnen, z. B. die Verzierungen einer ovalen Einfaſſung, deren Linien alle nach einem Mittelpunkte gehen ſollen, durch einen jungen Knaben ſehr geſchickt ausſchneiden ließ. Die Leute arbeiten außer mit kleinen Federmeſſern, Flach- und Hohlmeiſeln, auch mit großen Nageln, die ſie ſich ſelbſt unten zuſchleifen und oben mit einem Lappchen, um ſie bequemer anzufaſſen, umwickeln. Von den größern Roſen bringt ein geſchickter Arbeiter nur eine den Tag zu Stande. Sie arbeiten bei Jſeyi's Direction mit großem Vergnügen, weil ſie ſehen, wie ſehr ſie in ihrer Geſchicklichkeit zunehmen. Jſeyi macht, wie ſich's verſteht, die Modelle, die alsdann geformt und ausgegoſſen werden. Das Charakteriſtiſche von Jſeyi's Arbeit ſcheint mir zu ſeyn, daß er, wie oben bemerkt, hauptſachlich auf die Vertiefungen denkt. So werden z. B. die Eier in der bekannten architektoniſchen Zierrath beſonders gegoſſen und in die Vertiefungen eingeſetzt.

Ein Hauptfehler der alten Decken-Decoration iſt, daß ſie gleichſam fur ſich allein ſteht und mit dem Untern nicht

rein correspondiret, welches daher rühren mag, daß alles zu hastig und zufällig gearbeitet worden, das nun bei Thouret und Isopi nicht mehr vorkommen kann. Hier ward ich auch durch die Ausführung in einem Gedanken bestärkt, daß man nämlich bei Säulen-Decorationen, die in Zimmern angebracht werden, nur den Architrav und nicht das ganze Gebälke anbringen dürfe. Die Ordnung wird dadurch höher, das Ganze leichter und ist dem Begriffe der Construction gemäß.

Isopi will niemals eine Corniche unmittelbar an der Decke haben; es soll immer noch eine leichte Wölbung verborgehen, die der Geschmack des Architekten nach der Länge und Breite des Zimmers, als das Verhältniß, in dem sie gesehen wird, bestimmen soll.

Die rothe Damastfarbe sah ich nirgends als in kleinen Cabinetten, wo sie nur in schmalen Panneaux oder sonst unterbrochen vorkam. Die größern Zimmer waren alle mit zartern Farben decorirt, und zwar so, daß das Seidenzeug heller gefärbtes Laub als der Grund hatte. Die Parquets sind sämmtlich von Eichenholz, unabwechselnd wie die in Ludwigsburg, aber sehr gut gearbeitet.

Auf dem Hause steht eine Kuppel, die aber nur eine Treppe enthält, um auf den obern Altan zu kommen.

Im Garten ist ein Häuschen von den drei Kuppeln genannt, auch merkwürdig, das inwendig ganz flache Decken hat, so daß die Kuppeln eigentlich nur Decorationen nach außen sind.

Ich fand die Amaryllis Belladonna blühen, so wie in dem eisernen Hause manche schöne auswartige Pflanze.

Artig nahm sich zu Fußdecken kleiner Cabinette ein bunter Flanell aus.

In den untern Zimmern des Schlosses ist eine Gemäldesammlung, worunter sich manches Gute befindet. Ein

Frauenkopf von Holbein, besonders aber eine alte Mutter, die mit Einfadelung der Nadel beschäftigt ist, indeß die Tochter sehr emsig näht, und ein Liebhaber, der bei ihr sitzt, ihr in dem Augenblick seine Wünsche zu offenbaren scheint, ist fürtrefflich gedacht, componirt und gemalt. Das Bild hat halbe Figuren von fast Lebensgröße.

* * *

Einiges über Glasmalerei.

Bei der Glasmalerei ist vor allem das Clairobscur und die Farbengebung zu betrachten.

Das Clairobscur ist an der vordern Seite, d. h. nach dem Gebäude zu, eingeschmolzen; es mögen nun mit dem Pinsel die Umrisse aufgetragen, oder Licht und Schatten in breiten Flächen angegeben seyn. Das zweite geschah dergestalt, daß man die Platte mit dem ganzen chemischen Grunde überdeckte, und mit einer Nadel die Lichter herausriß; es ist also, wenn man will, eine Art schwarzer Kunst, oder besser: es ward gearbeitet, wie man auf dunklem Grunde die Lichter aufhöht. Dieses geschah mit der größten Feinheit und Accurateße. Ob sie nun diesen Grund zuerst einschmolzen, und die Farben auf die andere Seite brachten und nochmals einschmolzen, oder ob alles zugleich geschah, weiß ich noch nicht.

Es giebt, in Absicht auf Farbung, auf Glas gemalte und aus Glas zusammengesetzte Bilder.

Die ersten haben nur gewiße Farben: Gelb bis ins Gelbrothe, Blau, Violet und Grun kommen darauf vor, aber niemals ein Purpur. Wahrscheinlich braucht der Goldlack ein stärkeres Feuer, um in Fluß zu gerathen, als die übrigen, und konnte daher nicht mit jenen Farben zugleich eingeschmolzen werden.

War alſo Zeichnung und Clairobſcur eines Bildes fertig, ſo wurden auf der Rückſeite die Farben aufgetragen und eingeſchmolzen. Merkwürdig iſt die gelbe Farbe, die ſie durch ein trübes Mittel, nach dem bekannten optiſchen Geſetz, hervorbrachten; der Theil der Scheibe, welcher inwendig herrlich gelb ausſieht, erſcheint von Außen als ein ſchmutziges Hellblau, das ins Grünliche oder Violette ſpielt.

Wenn ſie ſchwarz hervorbringen wollten, ſo ließen ſie den chemiſchen Grund auf dem Glaſe unberührt. Weil derſelbe aber doch noch durchſcheinend und braun geweſen ware, ſo bedeckten ſie ihn hinten mit irgend einem undurchſichtigen Schmelzwerk, wodurch das Schwarze ganz vollkommen wurde.

Bei der größern Unſchmelzbarkeit des rothen Glaſes wurde es, wie ſo viele Fälle zeigen, nur in einzelnen Stücken eingeſetzt. Bei dem artigen Fall, daß ein weißer Steinbock auf rothem Grunde erſcheinen ſollte, verfuhr man folgendermaßen: Man ſchmolz zuerſt einen purpurnen Ueberzug auf weißes Glas, ſo daß die ganze Tafel ſchön purpurn erſchien. Sodann brannte man die Figur, nach Zeichnung und Schattirung, auf die weiße Seite ein, und ſchliff zuletzt von der Hinterſeite die rothe Lage des Glaſes weg, ſo weit ſie die Figur des Steinbocks bedeckte, wodurch dieſer blendend weiß auf dem farbigen Grunde erſchien.

Sobald ich wieder eine Anzahl ſolcher Scheiben antreffe, werde ich meine Bemerkungen completiren und zuſammenſtellen.

Stuttgart, den 5. September 1797.

Geſtern beſuchte ich die Bibliothek, die ein ungeheures hölzernes Gebaude, das ehemals ein Kaufhaus war,

einnimmt. Es steht am gewerbreichsten Theile der Stadt, zwar rings herum frei, jedoch nicht so, daß es vor aller Feuergefahr sicher wäre. Die Sammlung zum Kunst-, Antiquitaten- und Natur-Fach ist besonders schön, so wie auch die Sammlung der Dichter und des statutarischen Rechtes von Deutschland. Bibliothekare sind Petersen und Hofrath Schott.

Vorher besuchten wir den Professor Thouret, bei dem ich verschiedene gute Sachen sah. Eine Allegorie auf die Wiedergenesung des Herzogs ist ihm besonders wohlgelungen. Diese sowohl als eine Allegorie auf die französische Republik, so wie Elektra mit Orest und Pylades, zeugen von seiner Einsicht in die einfachen symmetrischen und contrastirenden Compositionen; so wie die Risse zu einem fürstlichen Grabe und zu einem Stadtthor sein solides Studium der Architektur beurkunden. Ich werde nach diesem und nach der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm gesehen, rathen, daß man bei Decorirung unseres Schlosses auch sein Gutachten einhole.

Nach Tische ging ich zu dem preußischen Gesandten von Madeweiß, der mich mit seiner Gemahlin sehr freundlich empfing. Ich fand daselbst die Grafin Königseck, Herrn und Frau von Varchiment und einen Herrn von Wimpfen. Man zeigte mir ein paar vortreffliche Gemalde, die dem Legationsrath Abel gehören. Zunachst eine Schlacht von Wouvermann. Die Cavallerie hat schon einen Theil der Infanterie überritten und ist im Begriff ein zweites Glied, das eben abfeuert, anzugreifen. Ein Trompeter, auf seinem hagern Schimmel, sprengt ruckwarts, um Succurs herbei zu blasen.

Das andere Bild ist ein Claude Lorrain von Mittelgröße

und besonderer Schönheit: ein Sonnenuntergang, den er auch selbst radirt hat. Es ist fast keine Vegetation auf dem Bilde, sondern nur Architektur, Schiffe, Meer und Himmel.

Abends bei Herrn Capellmeister Zumsteeg, wo ich verschiedene gute Musik hörte. Er hat die Colma, nach meiner Uebersetzung, als Cantate, doch nur mit Begleitung des Claviers componirt. Sie thut sehr gute Wirkung und wird vielleicht für das Theater zu arrangiren seyn, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Fingaln und seine Helden sich in der Halle versammeln ließe, Minona singend und Ossian sie auf der Harfe accompagnirend vorstellte, und das Pianoforte auf dem Theater versteckte, so mußte die Aufführung nicht ohne Effect seyn.

Heute fuhren wir ins kaiserliche Lager. Wir kamen durch Berg, worauf die Hauptattaque von Moreau gerichtet war; dann auf Kannstadt; Münster sahen wir im Grunde liegen. Wir kamen durch Schmiedheim und fingen an das Lager zu übersehen. Der linke Flügel lehnt sich an Mühlhausen, alsdann zieht er sich über Aldingen bis gegen Hochberg. In Neckar-Rems wurden wir vom Hauptmann Jakardowsky vom Generalstabe, gut aufgenommen, der uns erst früh das Lager überhaupt von dem Berge bei Hochberg zeigte, und uns gegen Abend an der ganzen Fronte bis gegen Mühlhausen hinführte. Wir nahmen den Weg nach Kornwestheim, da wir denn auf die Ludwigsburger Chaussee kamen, und so nach der Stadt zurückfuhren.

Im Lager mögen etwa 25,000 Mann stehen, das Hauptquartier des Erzherzogs wird in Hochberg seyn.

Der Pfarrer in Neckar-Rems heißt Zeller, der Oberamtmann

von Kannstadt Seyffer und ist ein Bruder des Professors in Göttingen.

Stuttgart, den 4. September 1797

Nachdem ich früh verschiedenes zu Papiere gebracht und einige Briefe besorgt hatte, ging ich mit Herrn Professor Dannecker spazieren und beredete hauptsächlich mit ihm meine Absichten, wie Isopi und Thouret auch für unsere Weimarischen Verhältnisse zu nutzen seyn möchten. Zu Mittag speiste ich an der Table d'hote, wo sich ein junger Herr von Lieven, der sich hier bei der russischen Gesandtschaft befindet, als ein Sohn eines alten akademischen Freundes mir zu erkennen gab.

Hernach besuchte ich Herrn Veiling, dessen Frau sehr schön Clavier spielte. Er ist ein sehr passionirter Liebhaber der Musik, besonders des Gesanges.

Aus den brillanten Zeiten des Herzogs Carl, wo Jomelli die Oper dirigirte, ist der Eindruck und die Liebe zur italiänischen Musik bei altern Personen hier noch lebhaft verblieben. Man sieht wie sehr sich etwas im Publicum erhalt, das einmal solid gepflanzt ist. Leider dienen die Zeitumstände den Obern zu einer Art von Rechtfertigung, daß man die Künste, die mit wenigem hier zu erhalten und zu beleben waren, nach und nach ganz sinken und verklingen laßt.

Von da zur Frau Legationsrath Abel wo ich die beiden schönen Bilder, die ich bei Herrn von Madeweiß gesehen, nochmals wieder fand. Außer diesen zeigte man mir noch eine vortreffliche und wohlerhaltene Landschaft von Nicolaus Poussin, und noch einen anderen Claude aus einer fruhern Zeit, aber unendlich lieblich.

Wir machten darauf einen Spaziergang auf die Weinbergshöhen, wo man Stuttgart in seinem Umfange und seinen verschiedenen Theilen liegen sieht.

Stuttgart hat eigentlich drei Regionen und Charaktere: unten sieht es einer Landstadt, in der Mitte einer Handelsstadt, und oben einer Hof- und wohlhabenden Particulierstadt ähnlich.

Wir gingen ins Theater wo man Ludwig den Springer gab.

Das Ballet, dießmal ein bloßes Divertissement, war ganz heiter und artig. Mad. Pauli, erst kurz verheirathet, zeigte sich als sehr hübsche und anmuthige Tänzerin.

Die Stuttgarter sind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf schilt.

Merkwürdig war mir's auch heute, daß das Publicum, wenn es beisammen ist, es mag seyn wie es will, durch sein Schweigen und seinen Beifall immer ein richtiges Gefühl verräth. Sowohl im heutigen Stücke als neulich im Carlos, wurden die Schauspieler fast nie, einigemal aber das Stück applaudirt; kaum aber trat diesen Abend die Tänzerin, mit ihren wirklich reizenden Bewegungen auf, so war der Beifall gleich da.

Stuttgart, den 5. September 1797.

Früh im großen Theater. Ich sah daselbst verschiedene Decorationen, welche sich noch von Colomba herschreiben. Sie müssen sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen, denn es ist alles sehr faßlich und in großen Partien ausgetheilt und gemalt. Die Frankfurter Decorationen haben aber doch darin den Vorzug, daß ihnen eine solidere Baukunst zum Grunde

liegt und daß sie reicher sind, ohne überladen zu seyn; dahingegen die hiesigen in einem gewissen Sinne leer genannt werden können, ob sie gleich wegen der Größe des Theaters und wegen ihrer eigenen Grandiosität sehr guten Effect thun müssen.

Sodann bei Herrn Meyer, der verschiedene gute Gemalde hat. Er zeigte mir Blumen- und Frucht-Stücke von einem gewissen Wolffermann, der erst mit naturhistorischen Arbeiten angefangen, sich aber darauf nach de Heem und Huysum gebildet und sowohl in Wasser- als Oel-Farbe Früchte und Insecten außerordentlich gut macht. Da er arm ist und sich hier kaum erhalt, so würde er leicht zu haben seyn und bei künftigen Decorationen vortrefflich dienen, um die Früchte, Insecten, Gefasse und was sonst noch der Art vorkame zu malen und andern den rechten Weg zu zeigen. Auch könnte man ihn zu der neuen Marmormalerei brauchen, wenn ihn Professor Thouret vorher darin unterrichten wollte.

Ich sah bei dem Hoftapezierer Stühle von Mahagoni-Holz gearbeitet; sie waren mit schwarzem gestreiftem Seidenzeug überzogen, das Pekin saliné heißt und eine sehr gute Wirkung thut. Besonders artig nehmen sich daran hochrothe seidene Litzen aus, mit denen die Kanten der Kissen bezeichnet sind.

Nachmittags war ich bei Regierungsrath Frommann, der mir einige schöne eigene, so wie andere dem Legationsrath Abel gehörige, Gemalde vorzeigte. Unter den letztern zeichnete sich besonders ein Faun aus, der eine am Baum gebundene Nymphe peitscht. Dieselbe Idee ist in den Scherzi d'amore von Carracci vorgestellt und mag dieses Bild, das vortrefflich gemalt ist, wohl von Lodovico seyn. Auch dieser

überlaſſen. Es iſt eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eigene Gefühle gewidmet ſind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauſpielen konnte das Feierlichſte, Schrecklichſte bey hellem Tage und unter freyem Himmel vorgehn; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Sarge, Kirchhöfe und ſchwarze Tücher läßt ſich nichts rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Piſtolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erſchießen Sie Sich nicht einmal!

Prinz. Sey ruhig! Es ſchlägt eilfe. Es ſchlägt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt als wenn man auf Blech hämmerte: mich

Liebhaber hat manches aus den französischen Auctionen für einen sehr billigen Preis erhalten.

Abends bei Rapp. Vorlesung des Hermann und Dorothea.

Stuttgart, den 6. September 1797.

Früh besuchte mich Herr Professor Thouret, mit dem ich über die architektonischen Decorationen sprach. Dazu kam Professor Heideloff, der leider sehr an den Augen leidet; ferner ein Oberlieutenant von Koudelka, von den Oesterreichern, ein wohlgebildeter junger Mann und großer Liebhaber der Musik. Darauf ging ich mit Thouret, sein Modell zum Ovalsaal in Stuttgart zu sehen, das im Ganzen gut gedacht ist; nur wäre die Frage: ob man den Uebergang von den langen perpendicularen Banden, der mir zu arm scheint, nicht reicher und anmuthiger machen könnte. Ich ging alsdann mit ihm, Scheffauer und einem würtembergischen Officier, der ganz artig malt, das Schloß zu besehen, wo ich nichts Nachahmungswerthes fand, vielmehr unzählige Beispiele dessen was man vermeiden soll. Die Marmore, besonders aber die Alabaster (Kalkspathe) des Landes nehmen sich sehr gut aus, sind aber nicht zur glücklichsten Decoration verwendet. Uebrigens sind die Zimmer, man möchte sagen, gemein vornehm; so z. B. sieht man auf einem gemein angestrichenen weißen Gypsgrunde viele vergoldete Architektur, die Thüren bei ihren schnörkelhaften Vergoldungen mit Leimfarbe angestrichen, die Guibalischen Plafonds nach der bekannten Art.

In dem Wohnzimmer des jetzigen Herzogs sah ich eine halbe Figur, die auf Guercin hindeutet. Einige Landschaften aus Birrmann's früherer Zeit; ein gutes Bild von Hetsch, die Mutter der Gracchen im Gegensatz mit der eitlen Römerin vorstellend.

Ich ging mit Herrn Professor Thouret die verschiedenen Decorationen durch, die bei Verzierungen eines Schlosses vorkommen können, und bemerkte hiervon folgendes.

Das erste worin wir übereinkamen war, daß man sich, um eine Reihe von Zimmern zu decoriren, vor allen Dingen über das Ganze bestimmen solle, man möge es nun einem einzelnen Künstler übertragen, oder aus den Vorschlagen mehrerer nach eigenem Geschmacke für die verschiedenen Zimmer eine Wahl anstellen. Da ohnehin ein solches Unternehmen jederzeit großes Geld koste, so sey der Hauptpunkt, daß man stufenweise verfahre, das Kostbare nicht am unrechten Platze anbringe, und sich nicht selbst nöthigte, mehr als man sich vorgesetzt zu thun.

So sey z. B. bei dem Appartement unserer Herzogin, dessen Lage ich ihm bezeichnete, es hauptsächlich darum zu thun, aus dem Anstandigen eines Vorsaals, in das Würdigere der Vorzimmer, in das Prachtigere des Audienzzimmers überzugehen; das Rundel des Eckes, und das darauf folgende Zimmer heiter und doch prächtig zu einer innern Conversation anzulegen; von da ins Stille und Angenehme der Wohn- und Schlafzimmer überzugehen, und die daran stoßenden Cabinette und Bibliothek mannichfaltig, zierlich und mit Anstand vergnüglich zu machen.

Wir sprachen über die Möglichkeit, sowohl durch das anzuwendende Material, als durch die zu bestimmenden Formen, einem jeden dieser Zimmer einen eignen Charakter und dem Ganzen eine Folge durch Uebergänge und Contraste zu geben. Er erbot sich, wenn man ihm die Risse und Maaße der Zimmer schickte, einen ersten Vorschlag dieser Art zu thun, den man zur Grundlage bei der künftigen Arbeit brauchen könnte.

Decken und Gesimse sind das erste, an deren Bestimmung

und Fertigung man zu denken hat, allein dieſe hängen von der Decoration des Zimmers ſowohl in Proportionen als Ornamenten ab.

Die Geſimſe oder den Uebergang von der Wand zur Decke kann man auf zweierlei Art machen: einmal, daß man ein mehr oder weniger vorſpringendes Geſims in die Ecke anbringt und die Decke unmittelbar darauf ruhen läßt, oder auch, daß man durch eine größere oder kleinere Hohlkehle die Wand und Decke ſanft verbindet. Jene Art würde in ihrer größern Einfachheit ſich wohl für die Vorzimmer ſchicken und, wenn man Glieder und Theile mehr zuſammenſetzt, auch wohl den prächtigen Zimmern gemäß ſeyn. Doch haben die Hohlkehlen immer etwas Heiteres, und ſind mannichfaltiger Verzierungen fähig. Iſopi will ſelbſt über dem architektoniſchen Geſims noch jederzeit eine Hohlkehle haben, um dem Ganzen mehr Freiheit und Anſehen zu geben. Eine Meinung die ſich noch prüfen läßt.

Geſimſe und Decken ſtehen in einer beſtändigen Correlation; die Einfalt des einen beſtimmt die Einfalt des andern, und ſo theilen ſie einander auch ihre mannichfaltigen Charaktere mit. Stuck, Vergoldung und Malerei können mit einander hier wetteifern und ſich ſteigern. Wir haben hiervon in dem römiſchen Hauſe ſchon ſehr ſchöne Beiſpiele.

Was die Wände ſelbſt betrifft, ſo leiden ſie die mannichfaltigſten Veränderungen. Eine ſauber abgetünchte Wand, auf welcher die angebrachte Stuccatur durch einen leichten Thon abgeſetzt wird, giebt für Vorſale die angenehmſte und heiterſte Verzierung.

Sehr wichtig aber iſt für Decoration die Kenntniß: Granit, Porphyr und Marmor auf verſchiedene Weiſe nachzuahmen.

Die bekannte Art des sogenannten Gypsmarmors thut zwar, nächst dem natürlichen Stein, den schönsten und herrlichsten Effect, allein sie ist sehr kostbar, und die Arbeit geht langsam; hingegen bedient man sich in Italien außerdem noch dreier anderer Arten, welche nach dem verschiedenen Gebrauch und Würde der Zimmer anzuwenden sind, und alle drei sehr guten Effect machen.

Die erste wird auf nassen Kalk gemalt, und hinterdrein vom Maurer verglichen, und von dem Maler wieder übergangen, so daß beide immer zusammen arbeiten; sie können auf diese Weise des Tages 6 Quadratschuh fertig machen. Der neue Saal von Hohenheim wird auf diese Weise decorirt, und man könnte daselbst im Frühjahre schon die Resultate sehen.

Die zweite ist was die Italianer Scajola nennen, eine Art von nassem Mosaik. Der Pilaster, oder die Füllung, die auf diese Art bearbeitet werden soll, wird mit einem einfarbigen beliebigen Gypsgrunde angelegt. Wenn er trocken ist, sticht der Künstler, der freilich darin Praktik haben muß, mit Eisen die Adern oder was man für Zufälligkeiten anbringen will, heraus und füllt und streicht die entstandenen Vertiefungen mit einer andern Farbe wieder aus, wozu er sich kleiner Spateln bedient. Wenn dieses wieder trocken ist, übergeht er es abermals, und das so lange, bis der Effect erreicht ist, da denn das Ganze abgeschliffen wird. Man kann durch diese Art weit mehr, als durch das Mischen des Marmors, die Natur erreichen und es soll bei gehöriger Praktik um einen großen Theil geschwinder gehen.

Die dritte Art ist für Vorsäle und Zimmer, die man leicht behandeln will; sie soll sich aber auch sehr gut ausnehmen. Der Marmor wird nämlich mit Leimfarbe auf die

abgetünchte Wand gemalt und mit einem Spiritusfirniß überſtrichen.

Alle drei Arten offerirt Herr Thouret durch Beſchreibung, noch lieber aber durch perſönliche Anleitung mitzutheilen. Er widerrath das Malen des Marmors mit Oel auf die abgetünchte Wand, weil die Arbeit eine unangenehme der Natur widerſprechende Braune nach und nach erhält.

Der Gebrauch der Seide zur Verzierung der Wande iſt auch wohl zu überlegen. Ganze Wande damit zu überziehen hat immer etwas Eintöniges, man müßte ihnen denn nach Größe und Verhaltniß der Zimmer ſtarke Vorduren geben, und auf die großen Raume wenigſtens einige würdige Gemalde anbringen.

Uebrigens aber ſind die kleinern ſeidnen Abtheilungen, mit Stuccatur und Marmor verbunden, immer das Angenehmſte und Reichſte, wie wir das Beiſpiel auch im römiſchen Hauſe ſehen.

Da die Spiegel nunmehr jederzeit als ein Theil der Architektur angeſehen, in die Wand eingelaſſen und niemals in mehr oder weniger barbariſchen Rahmen aufgehangt werden, ſo fallen die Rahmen dazu meiſt in das Feld des Stuccaturers, wenigſtens hat der Bildſchnitzer nicht viel daran zu thun. Dagegen iſt zu wünſchen, daß das Schnitzwerk an den Thuren, die im Ganzen einerlei Form haben können, nach Verhaltniß angebracht werde; wie ſie denn überhaupt nur immer Holzfarbe ſeyn ſollten, um ſo mehr, da man durch Fournirung verſchiedener Hölzer, Schnitzwerk, Bronze, Vergoldung, ihre Mannichfaltigkeit ſehr hoch treiben kann, und eine weiße Thür immer etwas Albernes hat.

Statt des koſtbaren Schnitzwerks laſſen ſich auch bei Tapetenleiſten die von Carton ausgedruckten vergoldeten Zierrathen ſehr gut brauchen.

Wegen der Lambris hielt man dafur, daß bei hohen Zimmern allenfalls die Höhe der Fensterbrüstung beibehalten werden könne, sonst aber sähe ein niedriger sockelartiger Lambris immer besser aus, indem er die Wand niemals gedrückt erscheinen lasse.

Wegen der Fußböden kamen auch sehr gute Vorschläge zur Sprache, die nächstens im weitern Umfang zu Papiere zu bringen sind.

*

Einer von den Hauptfehlern bei der Decoration der Zimmer, der auch bei der frühern Construction der Gebäude begangen wird, ist, daß man die Massen, die man haben kann oder hat, trennt und zerschneidet, wodurch das Große selbst kleinlich wird.

Wenn man z. B. in einem Saal eine Säulenordnung die nur einen Theil der Höhe einnimmt, anbringt und über derselben gleichsam noch eine Attike bis an die Decke macht. Dieser Fall ist noch in dem ausgebrannten Schlosse zu Stuttgart zu sehen. Oder wenn man die Lambris verhältnißmäßig zu hoch macht, oder die Gesimse oder Friesen oben zu breit. Durch solche Operationen kann man ein hohes Zimmer niedrig erscheinen machen, wie durch die umgekehrte richtige Behandlung ein niedriges hoch erscheint. Diesem Fehler sind alle diejenigen ausgesetzt, welche nur immer an mannichfaltige Verzierungen denken, ohne die Hauptbegriffe der Massen, der Einheit und der Proportionen vor Augen zu haben.

Den 6. September 1797.

Nach Tische ging ich mit Dannecker zu Rapp, wo ich ein sehr merkwürdiges osteologisches Präparat fand.

Ein Frauenzimmer, deren Geschwister schon an Knochenkrankheiten gelitten hatten, empfand in früher Jugend einen heftigen Schmerz, wenn die obere Kinnlade unter dem linken Auge berührt wurde. Dieser erstreckte sich nach und nach abwärts bis in die Hälfte des Gaumens; es entstand daselbst ein Geschwür, in welchem man etwas Hartes spüren konnte. Sie lebte 19 Jahre und starb an der Auszehrung. Der Theil des Schädels, den man, nachdem sie anatomirt, zurückbehalten, zeigt folgende Merkwürdigkeiten. Die linke Hälfte des Ossis intermaxillaris enthält zwei gute Schneidezähne; der Eckzahn fehlt und nach der kleinen Alveole sieht man, daß er bald nach der zweiten Zahnung ausgefallen seyn müsse; dann folgt ein Backzahn, dann eine kleine Lücke, jedoch ohne Alveole, sondern mit dem scharfen Rand; dann ein starker Backzahn, darauf ein noch nicht ganz ausgebildeter, sogenannter Weisheitszahn. Betrachtet man nun die Nasenhöhle des Präparats, so findet man die große Merkwürdigkeit: es sitzt nämlich ein Zahn unter dem Augenrande mit seiner Wurzel an einer kleinen runden faltigen Knochenmasse fest; er erstreckt sich in seiner Lage schief herab nach hinten zu, und hat den Gaumentheil der obern Marille gleich hinter den Canalibus incisivis gleichsam durchbohrt, oder vielmehr es ist durch die widernatürliche Berührung der Theil cariös geworden, und eine Oeffnung, die größer als seine Krone, findet sich ausgefressen. Die Krone steht nur wenig vor der Gaumenfläche vor.

Der Zahn ist nicht völlig wie andere Backzähne gebildet, seine Wurzel ist einfach und lang und seine Krone nicht völlig breit. Es scheint nach allem diesem ein gesunder Zahn mit lebhaftem Wachsthum zu seyn, dem aber der Weg nach seinem rechten Platze durch ein ungleiches und schnelleres Wachsthum

der Nachbarzahne verſperrt worden, ſo daß er ſich hinterwarts entwickelt und das Unglück angerichtet hat. Wahrſcheinlich iſt es der fehlende Backzahn von deſſen Alveole keine Spur zu ſehen iſt. Im Anfange glaubte ich faſt es ſey der Eckzahn.

Wenn man dieſen Fall hatte vermuthen können, ſo bin ich uberzeugt, daß dieſe Perſon leicht zu operiren und der Zahn herauszuziehen geweſen ware; ob man aber, bei ihrer ubrigen ungluklichen Conſtitution, ihr das Leben dadurch gefriſtet hatte, iſt faſt zu zweifeln.

Schade, daß man nur das intereſſante Stück ausgeſchnitten und nicht die andere Halfte der Mariile, ja den ganzen Schadel verwahrt hat, damit man den Knochenbau noch an den Theilen, welche keine auffallende Unregelmaßigkeit zeigen, hatte beobachten konnen.

Den 6. September.

Abends im Theater wurden die Due Litiganti von Sarti gegeben. Die Vorſtellung war außerſt ſchwach und unbedeutend.

Herr Brand gar nichts. Demoiſelle Bambus unangenehme Nullitat. Madame Kaufmann, kleine hagere Figur, ſteife Bewegung, angenehme, gebildete, aber ſchwache Stimme. Demoiſelle Ferber nichts. Herr Krebs angenehmer Tenor, ohne Ausdruck und Action. Herr Reuter unbedeutend. Herr Weberlina, eine gewiſſe Art von drolligem Humor, den man leiden maa, aber auch weiter nichts.

Ich habe mehrere, die das Theater öfters beſuchen, darüber ſprechen boren und da kommt es denn meiſt auf eine gewiſſe Toleranz hinaus, die aus der Nothwendigkeit entſpringt dieſe Leute zu ſehen, wo denn doch jeder in einer gewiſſen Rolle ſich die Gunſt des Publicums zu verſchaffen weiß.

Uebrigens hat das Theater so eine seltsame Constitution daß eine Verbesserung desselben unmöglich wird.

Von Stuttgart nach Tübingen.

Tübingen, den 7. September 1797.

Früh 5½ Uhr von Stuttgart abgefahren. Auf der Höhe hinter Hohenheim ging der Weg durch eine schöne Allee von Obstbäumen, wo man einer weiten Aussicht nach den Neckarbergen genießt. Man kommt durch Echterdingen, ein wohlgebautes heiteres Dorf, und die Straße geht sodann auf und ab, quer durch die Thaler, welche das Wasser nach dem Neckar zuschicken.

Ueber Waldenbuch, das im Thale liegt und wo wir um 8¼ Uhr ankamen, hat man eine schöne Aussicht auf eine fruchtbare, doch hügelige und rauhere Gegend, mit mehrern Dörfern, Feldbau, Wiesen und Wald. Waldenbuch selbst ist ein artiger zwischen Hügeln gelegener Ort mit Wiesen, Feld, Weinbergen und Wald, und einem herrschaftlichen Schloß, der Wohnung des Oberforstmeisters.

Eine ähnliche Cultur dauert bis Dettenhausen fort, doch ist die Gegend rauher und ohne Weinberg. Wir sahen Weiber und Kinder Flachs brechen. Weiterhin wird es etwas flacher. Einzelne Eichbäume stehen hie und da auf der Trift, und man hat die schöne Ansicht der nunmehr nahern Neckarberge, so wie einen Blick ins mannichfaltige Neckarthal. Wir sahen bald das Tübinger Schloß und fuhren durch eine anmuthige Aue nach Tübingen hinein, wo wir bei Cotta einkehrten.

Ich machte bei ihm die Bekanntschaft mit Herrn Dr. Gmelin und ging gegen Abend mit beiden die Gegend zu sehen. Aus dem Garten des Dr. Gmelin hatte man die Aussicht auf das Ammerthal und Neckarthal zugleich. Der Rücken eines schön bebauten Sandsteingebirges trennt beide Thaler, und Tübingen liegt auf einem kleinen Einschnitt dieses Rückens wie auf einem Sattel und macht Face gegen beide Thaler. Oberhalb liegt das Schloß, unterhalb ist der Berg durchgraben, um die Ammer auf die Mühlen und durch einen Theil der Stadt zu leiten. Der größte Theil des Wassers ist zu diesem Behuf weit über der Stadt in einen Graben gefaßt; das übrige Wasser, im ordentlichen Bette, so wie die Gewitterwasser, laufen noch eine weite Strecke, bis sie sich mit dem Neckar vereinigen.

Die Existenz der Stadt gründet sich auf die Akademie und die großen Stiftungen; der Boden umher liefert den germanten Theil ihrer Bedürfnisse.

Die Stadt an sich selbst hat drei verschiedene Charaktere: der Abhang nach der Morgenseite, gegen den Neckar zu, zeigt die großen Schul-, Kloster- und Seminarien-Gebäude; die mittlere Stadt sieht einer alten zufällig zusammengebauten Gewerbstadt ähnlich; der Abhang gegen Abend, nach der Ammer zu, so wie der untere flache Theil der Stadt wird von Gärtnern und Feldleuten bewohnt; er ist äußerst schlecht, bloß nothdürftig gebauet und die Straßen sind von dem vielen Mist äußerst unsauber.

Tübingen, den 8. September 1797.

Mittags lernte ich die Herren Plouequet, die beiden Gmelin und Schott kennen. In dem Plouequetischen Garten,

konnte nun so etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichsten Fassung bringen.

Die Musik gibt einige Laute und entfernte Melodien zum folgenden an.

Prinz. Schweige, Unheiliger! und entfliehe!

Merkulo. Ab! ab.

Prinz.

Vergebens sucht ihr mich durch eure Schönheit, durch euer einschmeichelndes Wesen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umschlungen halte. Fahrt wohl, ihr sterbliche Mädchen! das Unsterbliche umschwebt meine Stirne, und die Geister steigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beseligen.

der auf der unterhalb der Stadt wieder aufſteigenden Berghöhe liegt, iſt die Ausſicht ſehr angenehm; man ſieht in beide Thäler, indem man die Stadt vor ſich hat. An der Gegenſeite des Neckarthals zeigen ſich die höhern Berge nach der Donau zu, in einer ernſthaften Reihe.

Den 9. September 1797.

Gegen Abend mit Cotta auf dem Schloſſe. In den Zimmern finden ſich ſowohl an Decken als an Wänden und Fenſtern artige Beiſpiele der alten Verzierungsmanier, oder vielmehr jener Art die Theile des innern Ausbaues nach gewiſſen Bedürfniſſen oder Begriffen zu beſtimmen. Da man denn doch bei einem Baumeiſter manchmal ſolche Angabe fordert, ſo wird er hier verſchiedne Studien machen können, die mit Geſchmack gebraucht gute Wirkung thun würden.

Abends die kleine Kantiſche Schrift gegen Schloſſer, ſo wie den Gartenkalender und die würtembergiſche kleine Geographie durchgeleſen und angeſehen.

Den 10. September 1797.

Früh mit Profeſſor Kielmeyer, der mich beſuchte, verſchiedenes über Anatomie und Phyſiologie organiſcher Naturen durchgeſprochen. Sein Programm zum Behuf ſeiner Vorleſungen wird eheſtens gedruckt werden. Er trug mir ſeine Gedanken vor, wie er die Geſetze der organiſchen Natur an allgemeine phyſiſche Geſetze anzuknüpfen geneigt ſey, z. B. der Polarität, der wechſelſeitigen Stimmung und Correlation der Extreme, der Ausdehnungskraft expanſibler Flüſſigkeiten.

Er zeigte mir meiſterhafte naturhiſtoriſche und anatomiſche

Zeichnungen, die nur des leichtern Verſtandniſſes halber in Briefe eingezeichnet waren, von George Cuvier, von Mumpelgard, der gegenwärtig Profeſſor der vergleichenden Anatomie am National-Inſtitut in Paris iſt. Wir ſprachen verſchiedenes über ſeine Studien, Lebensweiſe und Arbeiten. Er ſcheint durch ſeine Gemüthsart und ſeine Lage nicht der völligen Freiheit zu genießen, die einem Mann von ſeinen Talenten zu wünſchen wäre.

Ueber die Idee, daß die höhern organiſchen Naturen in ihrer Entwickelung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die andern hinter ihnen zurückbleiben. Ueber die wichtige Betrachtung der Häutung, der Anaſtomoſen, des Syſtems der blinden Darme, der ſimultanen und ſucceſſiven Entwickelung.

Den 11. September.

Dictirt an verſchiedenen Aufſätzen nach Weimar beſtimmt. In der Kirche Beſichtigung der farbigen Fenſter im Chor. Aufſatz darüber. Mittags Profeſſor Schnurrer, nach Tiſche Viſiten bei den Herren, die ich hier im Hauſe hatte kennen lernen, ſo wie bei Profeſſor Majer. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Directoriums mit dem Rathe der 500. Regnichter Tag.

An den Herzog von Weimar.

Tübingen, den 11. September 1797.

Vom 25. Auguſt an, da ich von Frankfurt abreiſ'te, habe ich langſam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereiſ't und habe nun, vom ſchönen Wetter begünſtigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden die

ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältniſſen, Anſichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelaſſenheit womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas ſpät, noch reiſen. Es giebt eine Methode durch die man überhaupt in einer gewiſſen Zeit die Verhältniſſe eines Orts und einer Gegend, und die Exiſtenz einzelner vorzüglicher Menſchen gewahr werden kann. Ich ſage gewahr werden, weil der Reiſende kaum mehr von ſich fordern darf; es iſt ſchon genug, wenn er einen ſaubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der ſchönen Stunden, die mich durch die Bergſtraße führten, ward durch die ſehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und ſeine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wohl ſagen mit Erſtaunen. Die Anſichten nahern ſich von mehrern Seiten dem Ideal, das der Landſchaftsmaler aus mehrern glücklichen Naturlagen ſich in ſeiner ſchaffenden Phantaſie zuſammen bildet. Der Weg von da nach Heilbronn iſt theils fürs Auge ſehr reizend, theils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich ſehr intereſſirt, ſowohl wegen ſeiner offnen fruchtbaren wohlgebauten Lage, als auch wegen des Wohlſtandes der Bürger und der guten Adminiſtration ihrer Vorgeſetzten. Ich hätte gewünſcht dieſen kleinen Kreis naher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Cultur beinah trunken und ermüdet. In Ludwigsburg beſah ich das einſame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die ſich durch die Hauptſtraßen des ganzen Ortes erſtrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in seinem ernsthaften wohl gebauten Thal sehr anmuthig und seine Umgebungen, sowohl nach den Höhen, als nach dem Neckar zu, sind auf mannichfaltige Weise charakteristisch.

Es ist sehr interessant zu beobachten auf welchem Punkt die Künste gegenwärtig in Stuttgart stehen. Herzog Carl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zu Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effect arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit beaufsichtigte er das lyrische Schauspiel und die großen Feste; er wußte sich die Meister zu verschaffen, um diese Erscheinungen in größter Vollkommenheit darzustellen. Diese Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück und zu Vollständigkeit seiner Akademie gehörte auch der Unterricht in Musik, Gesang, Schauspiel und Tanzkunst. Das alles erhält sich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut.

Musik kann sich am längsten erhalten. Dieses Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist viel schnellern Abwechselungen unterworfen und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich lange nebeneinander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, so wie man z. B. dem Stuttgarter Theater an einer gewissen Steifheit

und Trockenheit seinen akademischen Ursprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjecte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu gewissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber und so hat ein Publicum nur eine Art von kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dieß ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Constitution der Theateraufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Mihole ist abgegangen und nun ist ein anderer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publicums einnimmt und darüber, so wie über die Ausgaben, Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen; sein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer bestimmten Summe steigen, was darüber gewonnen wird, muß er mit der herzoglichen Theater-Direction theilen. Man sieht, wie sehr durch eine solche Einrichtung alles was zu einer Verbesserung des Theaters geschehen könnte, paralysirt wird. Ein Theil der ältern Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält sich überhaupt ungefähr wie die Musik. Figuranten dauern lange, wie Instrumentalisten, und sind nicht schwer zu ersetzen; so können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter noch reizend seyn, unterdessen findet sich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieses ist auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt seinen alten Gang und sie haben eine junge sehr reizende Tänzerin, der nur eine gewisse Mannichfaltigkeit der Bewegungen, und mehr Charakteristisches in ihrem Thun und Lassen fehlt, um sehr interessant zu seyn. Ich habe nur einige Divertissements gesehen.

Unter den Particuliers hat sich viel Liebe zur Musik erhalten, und es ist manche Familie die sich im Stillen mit Clavier und Gesang sehr gut unterhält. Alle sprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen sich ihr Geschmack zuerst gebildet, und verabscheuen deutsche Musik und Gesang.

Bildhauer und Maler schickte der Herzog, wenn sie gewissermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben sich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier sind, zum Theil sich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat sich die Lust des Zeichnens, Malens und Bossirens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen sind entstanden, die ihren Besitzern eine angenehme Unterhaltung, so wie eine geistreiche Communication mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend ist es, daß der Herzog gerade die Kunst die er am meisten brauchte, die Baukunst, nicht auf eben die Weise in jungen Leuten beförderte und sich die so nöthigen Organe bildete; denn es ist mir keiner bekannt, der auf Baukunst gereis't wäre. Wahrscheinlich begnügte er sich mit Subjecten die er um sich hatte und gewohnt war, und mochte durch sie seine eignen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt sehen. Dafür kann man aber auch, bei allem was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geschehen ist, nur das Material, das Geld, die Zeit, so wie die verlorne Kraft und Gelegenheit was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit ist, verspricht endlich einmal geschmackvoll verziert zu werden. Isopi, ein trefflicher Ornamentist, den der Herzog kurz vor seinem Tode von Rom verschrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieses ist ein junger lebhafter Maler, der sich aber mit viel Lust auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferstechen steht wirklich hier auf einem hohen Punkte; Professor Müller ist einer der ersten Künstler in dieser Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die geringern buchhandlerischen Bedürfnisse, unter seiner Aufsicht, befriedigt. Professor Leybold, sein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größern Platten und würde an einem andern Orte, in Absicht der Wirkung auf eine Schule, das bald leisten was Professor Müller hier thut.

Uebersieht man nun mit einem Blicke alle diese erwähnten Zweige der Kunst und andere die sich noch weiter verbreiten, so überzeugt man sich leicht, daß nur bei einer so langen Regierung, durch eine eigene Richtung eines Fürsten, diese Ernte gepflanzt und ausgesaet werden konnte; ja man kann wohl sagen: daß die spätern und bessern Früchte jetzo erst zu reifen anfangen. Wie schade ist es daher, daß man gegenwärtig nicht einsieht, welch ein großes Capital man daran benützt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sey. Aber es scheint niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste, in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche und eignet sie, um einen leidlichen Preis, einen Theil der Cultur zu, die hier durch Zeit, Umstände und große Kosten sich entwickelt hat.

Eigentlich wissenschaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; sie scheint mit der Carls-Akademie no nicht verschwunden, doch sehr vereinzelt worden zu seyn.

Den preußischen Gesandten Madeweiß besuchte ich, und sah bei ihm ein Paar sehr schöne Bilder, die dem Legationsrath Abel, der gegenwärtig in Paris ist, gehören. Die Sammlung dieses Mannes, der für sich und seine Freunde sehr schätzbare Gemälde aus dem französischen Schiffbruch zu retten gewußt hat, ist aus Furcht vor den Franzosen in den Häusern seiner Freunde zerstreut, wo ich sie nach und nach aufgesucht habe.

Den sehr corpulenten Erbprinzen sah ich in der Komödie; eine schwarze Binde, in der er den vor kurzem auf der Jagd gebrochnen Arm trug, vermehrte noch sein Volumen. Die Erbprinzeß ist wohlgebaut, und hat ein verständiges gefälliges Ansehen, ihr Betragen, sowohl nach innen als nach außen, muß, wie ich aus den Resultaten bemerken konnte, äußerst klug und den Umständen gemäß sein. Der regierende Herzog scheint, nach dem Schlagflusse der ihn im Juni des vorigen Jahres traf, nur noch so leidlich hinzuleben. Die Wogen des Landtags haben sich gelegt und man erwartet nun was aus der Infusion sich nach und nach präcipitiren wird.

Ich machte in guter Gesellschaft den Weg nach Kannstadt und Neckar-Rems, um das Lager von den ungefähr 25,000 Mann Oesterreichern zu sehen, das zwischen Hochberg und Mühlhausen steht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, alles sauber und ordentlich zu.

Darauf sah ich auch Hohenheim mit Aufmerksamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit seinen Seitengebäuden äußerst weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantasie überfüllte Garten, gewähren selbst im einzelnen, wenig Befriedigendes; nur hier und da findet man etwas, das besser behandelt eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohl unterrichteten Kunſtfreund, der viel Talent in eignen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung ſchuldig geworden. Profeſſor Dannecker iſt, als Künſtler und Menſch, eine herrliche Natur und würde, in einem reichern Kunſtelemente, noch mehr leiſten als hier, wo er zu viel aus ſich ſelbſt nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab, durch eine zwar noch fruchtbare, doch um vieles rauhere Gegend, und bin nun am Fuße der höhern Berge angelangt, welche ſchon verkündigen was weiterhin bevorſteht. Ich habe hier ſchon den größern Theil von Profeſſoren kennen gelernt, und mich auch in der ſchönen Gegend umgeſehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken, zwiſchen zwei Thälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie auslöſchlich die Züge der Gegenſtände im Gedächtniß ſeyen, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingens geblieben iſt, das wir doch auch, auf jener ſonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition, vor ſo viel Jahren berührten.

Die Akademie iſt hier ſehr ſchwach, ob ſie gleich verdienſtvolle Leute beſitzt und ein ungeheures Geld auf die verſchiednen Anſtalten verwendet wird; allein die alte Form widerſpricht jedem fortſchreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander und über der Sorge wie die verſchiedenen Einrichtungen im alten Gleiſe zu erhalten ſeyen, kann nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weiſe bewirken könnte und ſollte. Der Hauptſinn einer Verfaſſung wie die würtembergiſche bleibt

nur immer: die Mittel zum Zwecke recht feſt und gewiß zu halten, und eben deßwegen kann der Zweck, der ſelbſt beweglich iſt, nicht wohl erreicht werden.

Tübingen, den 11. September 1797.

Ueber Glasmalerei.

Fortſetzung.

In dem Chor der Tübinger Kirche befinden ſich bunte Fenſter, welche ich beobachtete und folgende Bemerkungen machte:

Den Grund betreffend.

Derſelbe iſt braunlich, ſcheint gleich aufgetragen zu ſeyn und in einem trockenen Zuſtande mit Nadeln ausgeriſſen. Bei den hohen Lichtern iſt der Grund ſcharf weggenommen, die übrige Haltung aber mit kleinen Strichlein hervorgebracht, wie man auf einem dunklen Grund mit Kreide höhen wurde. Auf dieſe Weiſe iſt die Haltung bewirkt, und das Bild befindet ſich auf der Seite die nach innen gekehrt iſt. Der Grund iſt rauh und unſchmelzbar, und muß durch ein großes Feuer in das Glas gebrannt ſeyn; die feinſten Nadelzüge ſtehen in ihrer völligen Schärfe da; es konnte damit auf weißen und allen andern Glaſern operirt werden. Hier ſind Vögel und Thierarten auf gelbem Grunde mit unglaublicher Geſchicklichkeit radirt; ſowohl die Umriſſe als die tiefſten Schatten ſcheinen mit dem Pinſel gemacht zu ſeyn, ſo daß der erſte Grund doch gleichſam ſchon als eine ſtarke Mittelſtinte anzuſehen iſt.

Die Färbung betreffend.

Man kann hierüber bei den Tübinger Scheiben wenig lernen, weil ſie äußerſt zuſammengeſetzt ſind. Sie haben

Die feierliche Muſik geht fort, die Waſſerfälle fangen an zu rauſchen, die Vögel zu ſingen, der Mond zu ſcheinen.

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner hohen Gefühle Freund!
Du, der du mir
Der Liebe ſtockende Schmerzen
Im Buſen auf zu ſanften Thränen löſeſt!
Ach welche Seligkeiten fäuſelſt du mir
In's tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deuteſt mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruheſtäte!
Ach verzeih! Ach mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih dem trüben Blick auf deine Schönheit!
Verzeih dem flüchtigen!

zwar sehr gelitten und sind mitunter höchst ungeschickt geflickt; aber man sieht doch, daß sie gleich von Anfang aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt waren, z. B. selbst die einzelnen Theile eines Harnisches, der doch völlig einfarbig ist.

Wenn hier auf einem Glas zwei, ja drei Farben vorkommen, so ist es durch das Ausschleifen geleistet. Es sieht sehr gut aus, wenn eine weiße Stickerei auf einem farbigen Kleide ausgeschliffen ist. Dieses Ausschleifen ist vorzüglich bei Wappen gebraucht. Die weiße Wäsche neben den Gewändern so auszuschleifen, würde einen sehr guten Effect thun. Durch dieses Mittel können z. B. viererlei Farben auf einmal dargestellt werden, ja mehrere. Eine Purpurschicht wird auf ein weißes Glas geschmolzen, das Schwarze wird auf den Purpur gemalt, das Uebrige wird herausgeschliffen und man kann auf der Rückseite des Weißen wieder Farben anbringen, welche man will. Sehr dünner Purpur thut einen herrlichen Effect, und würde bei dem geschmackvollsten Colorit seinen Platz gehörig einnehmen. Eben so könnte gelb auf Purpur geschmolzen und eine Farbe ausgeschliffen werden.

Das Schwarze habe ich hier auf der innern Seite sehr dicht aufgemalt gesehen. Es sind auf diese Weise theils die schwarzen Theile der Wappen, theils große Zierrathen auf farbige Scheiben aufgetragen.

Zu Holz, Stein und anderem Nebenwesen giebt es sehr artige Töne, die aus dem Grünen, Rothen, Gelben und Violetten ins Braune spielen. Man müßte damit, bei geschmackvollerer Malerei, seine Gründe sehr sanft halten können.

Die Fleischfarbe ist nun freilich am wenigsten gut, sie steigt vom Gelben bis zum Rothgelben; ja ich habe an Nebenaugen ein violettlich Braun bemerkt. Wollte man überhaupt wieder etwas in dieser Art versuchen, so müßte man sich einen

gewiſſen Styl machen, und nach den mechaniſchen Möglichkeiten die Arbeiten behandeln.

Die Hauptfarben ſind alle da, und zwar in ihrer höchſten Energie und Sattheit.

Ein Dunkelblau iſt vortrefflich. Ein Hellblau ſcheint neuer. Eine Art von Stahlblau, vielleicht von hinten durch eine graue Schmelzfarbe hervorgebracht. Gelb vom hellſten bis ins Orange, ja Ziegelroth, Smaragdgrün, Gelbgrün, Violett, und zwar ein blauliches und ein röthliches, beides ſehr ſchön. Purpur in allen Tönen, des hellen und dunkeln, von der größten Herrlichkeit.

Dieſe Hauptfarben können, wie ſchon oben geſagt, wenn man wollte, getödtet werden, und man müßte nicht allein dieſe lebhafte und heftige, ſondern auch eine angenehme Harmonie hervorbringen können.

An Schiller.

Tübingen, den 11. September 1797.

Seit dem 4. September, an dem ich meinen letzten Brief abſchickte, iſt es mir durchaus recht gut gegangen. Ich blieb in Stuttgart noch drei Tage, in denen ich noch manche Perſonen kennen lernte und manches Intereſſante beobachtete. Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu Rapp und Dannecker im Wachſen war, und beide manchen Grundſatz, an dem mir theoretiſch ſo viel gelegen iſt, aufzufaſſen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite ſie mir manches Gute, Angenehme und Brauchbare mittheilten, ſo entſchloß ich mich ihnen den Hermann vorzuleſen, das ich denn auch in einem Abend vollbrachte. Ich hatte alle Urſache mich des Effects

zu erfreuen, den er hervorbrachte, und es ſind uns allen dieſe Stunden fruchtbar geworden.

Nun bin ich ſeit dem 7ten in Tübingen, deſſen Umgebungen ich die erſten Tage, bei ſchönem Wetter, mit Vergnügen betrachtete, und nun eine traurige Regenzeit, durch geſelligen Umgang, um ihren Einfluß betrüge. Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer, und, zwiſchen der alten Kirche und dem akademiſchen Gebaude, einen freundlichen, obgleich ſchmalen Ausblick ins Neckarthal. Indeſſen bereite ich mich zur Abreiſe, und meinen nachſten Brief erhalten Sie von Stafa. Meyer iſt ſehr wohl und erwartet mich mit Verlangen. Es laßt ſich gar nicht berechnen, was beiden unſere Zuſammenkunft ſeyn und werden kann.

Je naher ich Cotta kennen lerne, deſto beſſer gefallt er mir. Für einen Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handelsweiſe hat er ſo viel Maßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine ſeltene Erſcheinung iſt. Ich habe mehrere von den hieſigen Profeſſoren kennen lernen, in ihren Fachern, Denkungsart und Lebensweiſe ſehr ſchaßbare Manner, die ſich alle in ihrer Lage gut zu befinden ſcheinen, ohne daß ſie gerade einer bewegten akademiſchen Circulation nöthig hätten. Die großen Stiftungen ſcheinen den großen Gebauden gleich in die ſie eingeſchloſſen ſind; ſie ſtehen wie ruhige Koloſſen auf ſich ſelbſt gegrundet und bringen keine lebhafte Thatigkeit hervor, die ſie zu ihrer Erhaltung nicht bedurfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant uberraſcht, die Sie gewiß auch kennen werden: Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philoſophie; ein ſehr ſchaßbares Product ſeiner bekannten Denkart, das ſo wie alles was von ihm kommt, die herrlichſten

Stellen enthalt, aber auch in Compoſition und Styl Kantiſcher als Kantiſch iſt. Mir macht es groſses Vergnügen, daſs ihn die vornehmen Philoſophen und die Prediger des Vorurtheils ſo ärgern konnten, daſs er ſich mit aller Gewalt gegen ſie ſtemmt. Indeſſen thut er doch, wie mir ſcheint, Schloſſern unrecht, daſs er ihn einer Unredlichkeit, wenigſtens indirect beſchuldigen will. Wenn Schloſſer fehlt, ſo iſt es wohl darin, daſs er ſeiner innern Ueberzeugung eine Realität nach auſsen zuſchreibt, und kraft ſeines Charakters und ſeiner Denkweiſe zuſchreiben muſs; und wer iſt in Theorie und Praxis ganz frei von dieſer Anmaſsung? Zum Schluſſe laſſe ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abſchreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon. Es folgen auf dieſe Introduction noch drei Lieder in deutſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Art, die zuſammen einen kleinen Roman ausmachen.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Altenglisch.

Edelknabe.

Wohin? Wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heiſst du?

Müllerin.

Lieſe.

Edelknabe.

Wohin denn? wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerin.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn' zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwei
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr? im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.

Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müller-Knecht,
An dem ist nichts zu verderben.

Von Tübingen nach Schaffhausen.

Den 14. September 1797.

Früh 4 Uhr aus Tübingen abgefahren. Sobald man aus dem Würtembergischen kommt wird der Weg schlecht. Zur Linken hat man Berge an deren Fuß sich ein Thal bildet in welchem die Steinlach fließt.

Wir erreichten Hechingen 7½ Uhr; es liegt zum Theil im Grunde zum Theil mit dem Schloße auf der Anhöhe, und man hat bei der Einfahrt eine sehr schöne Ansicht. Unten zwischen Wiesen und Feldern liegt ein Kloster und dahinter Hohenzollern auf dem Berge. Auf der Brücke traf ich seit langer Zeit den ersten heiligen Nepomuck, der aber auch wegen der schlechten Wege nöthig war. Sehr schöne Kirche. Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eignen Angelegenheiten, und die Dumpfheit die sie verbreiten. Von Philosophen könnte man beinahe das Umgekehrte sagen.

Hinter Hechingen schöne Garten und Baumstücke, schöne Pappelanlagen, abhängige Wiesen und freundliches Thal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu schöne weite Aussicht. Die Berge links gehen immer fort so wie das Thal zu ihren Füßen.

Weffingen. Auf der Chaussee, wie auch schon eine Weile vorher, sehr dichter inwendig blauer Kalkstein mit splitterig muscheligem Bruche, fast wie der Feuerstein.

Steinhofen. Eine hübsche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei dem Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Wasser zum Waschen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau ist der ein[illegible] rauheren Gegend, man sah Wiesen und Triften und noch viel Kartoffeln und Hanf.

Engschlatt zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge.

Bahlingen gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Wir kamen um 10 Uhr an. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Theil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Süd-Ost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Bahlingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach lauft über Kalkfelsen unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße, das Wasser lauft durch und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein nothdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich seyn. Ueberdieß legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrath von Brennholz gleichfalls auf die Straße und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Uebel zu helfen wäre.

Endingen. Man behält die Berge noch immer links.

Detternhausen. Bis dahin schöne schwarze Felder, die aber feucht und quellig scheinen.

Schemberg. Starker Stieg, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunter rutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist; er ist wie Bahlingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwangt und wird von Guterbesitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist; der Hafer ward hier erst hineingeschafft. Der Weg steigt immer höher, es zeigen sich Fichten, große flache Weideplatze, dazwischen Feldbau. Oben einzelner Hof. Das Terrain fallt gegen Mittag, die Wasser fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwaldchen.

Um 3 Uhr in Wellendingen, wo wir anhielten. Gegen Friedingen geht es wieder stark bergauf. Boden und Cultur wird etwas besser. Links liegt Aldingen. Auch die undankbarsten Bergrucken und ehemaligen Triften findet man cultivirt. Man kommt auf eine schöne Flache und fuhlt, daß man hoch ist. Die Straße wendet sich durch Aldingen, einen heiteren weitlaufig gebauten Ort; links Gebirge. Hoben worauf ein Schlößchen liegt.

Hofen, Spaichingen, Balgheim wo die höchste Höhe erreicht ist. Von Riedheim an fallen die Wasser der Donau zu. Wurmlingen. Wir fuhren durch ein enges Thal hinabwarts nach Tuttlingen, wo wir Abends halb neun Uhr ankamen.

Den 17. September 1797.

Von Tuttlingen um 7 Uhr. Der Nebel war sehr stark; ich ging noch vorher die Donau zu sehen. Sie scheint

schon breit, weil sie durch ein großes Wehr gedammt ist. Die Brücke ist von Holz und ohne bedeckt zu seyn mit Verstand auf die Dauer construirt; die Tragewerke liegen in den Lehnen, und die Lehnen sind mit Bretern verschlagen und mit Schindeln gedeckt. Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf, man trifft wieder Kalkstein mit Versteinerungen. Ich bemerkte eine gute und wohlfeile Art einer Lehne am Wege: In starke Holzer waren viereckt längliche Löcher eingeschnitten und lange dünne Stamme getrennt und durchgeschoben. Wo sich zwei einander mit dem obern und untern Ende berührten, waren sie verkeilt.

Ueberhaupt muß man alle würtembergischen Anstalten von Chausseen und Brucken durchaus loben.

Der Nebel sank in das Donauthal, das wie ein großer See, wie eine überschneite Fläche aussah, indem die Masse ganz horizontal und mit fast unmerklichen Erhöhungen niedersank. Oben war der Himmel völlig rein.

Man steigt so hoch, daß man mit dem Rücken der sammtlichen Kalkgebirge, zwischen denen man bisher durchfuhr, beinahe gleich zu seyn scheint. Die Donau kommt vom Abend hergeflossen, man sieht weit in ihr Thal hinauf, und wie es von beiden Seiten eingeschlossen ist, so begreift man, wie ihr Wasser weder südwarts nach dem Rhein, noch nordwarts nach dem Neckar fallen könne. Man sieht auch ganz hinten im Grunde des Donauthals die Berge quer vorliegen, die sich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Wasser nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.

Die neue Saat des Dinkels stand schon sehr schön; man saet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.

Es thut sich die Aussicht auf, links nach dem Bodensee

und nach den Bergen von Graubunden, vorwarts nach Hohentwiel, Thaingen und dem Fürſtenbergiſchen. Man hat das Donauthal nunmehr rechts und ſieht jenſeits deſſelben die Schlucht, durch die man herunter gekommen; man erkennt ſie leicht an dem Schloßchen das uber Aidingen liegt.

Die Straße wendet ſich gegen Abend. Nachdem man lange kein Dorf geſehen, ſieht man in einem breiten fruchtbaren Thal, deſſen Waſſer nach dem kleinern Bodenſee zufallen, Haltingen liegen, einen Ort zu dem man ſich denn auch ſudwarts wieder hinunter wendet. Die Anſicht iſt ſehr intereſſant und vorſchweizeriſch. Hinten charakteriſtiſche mit Wald bewachſene Berge, an deren ſanfteren Abhangen Fruchtbau ſich zeigt; dann im Mittelgrunde lange uber Hugel und Thaler ſich erſtreckende Waldungen, zunachſt wieder wohlgebautes Feld.

Hier, ſo wie ſchon drüben über der Donau, ſieht man viele abgerundete Geſchiebe, aber alles Kalk wie die Felſen ſelbſt. Man denkt ſich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerſtröme und Strudel die losgewordenen Theile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden.

Hinter Haltingen guter Boden, anfangs ſtark mit Steinen gemiſcht, nachher weniger und dann meiſt rein. Einiges ſchien Neubruch und war es auch, denn die Aecker bleiben neun Jahre als Wieſe liegen und werden dann wieder andere neun Jahre benutzt. Einige Steinbruche zum Behuf der Chauſſee zeigen, daß der Kalkfels nicht tief unter der fruchtbaren Erde liegt.

Man kommt durch gemiſchte Waldungen uber Hugel und Thaler, es geht einen ſtarken Steig hinunter und angenehme Waldthaler ſetzen fort.

Wir fanden eine Pflanze, bei der, außer ihrer Geſtalt,

Nach der Laube gekehrt.

Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dieß Pochen und dieß Zittern!
Ha! es schlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Zauberey
Die Seligkeit des Wahren überflügelt!
O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O! den Genuß bewahret mir, ihr Götter!

Die Laube thut sich auf, man sieht ein Frauenzimmer darin sitzen: sie muß vollkommen an Gestalt und Kleidung der Schauspielerinn gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.

Prinz.

Himmel sie ist's! Himmel sie ist's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieses Herz,
Geliebte, süße Freundinn!

merkwürdig iſt, daß viele Inſecten aller Art ſich in ihren Saamencapſeln nähren. Artig mit reifen Früchten zeigte ſich auch. Ein Holzſchlag. Kohlenmeiler. Gentianen. Das waldige Thal geht neben einem Wieſengrunde angenehm fort; Schneidemühlen, einiger Fruchtbau. Astrantia. Epilobium. Gentianen in ganzen Maſſen. Campanuln dazwiſchen. Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andere Blumen nicht auch ſchon im Frühjahr geblüht haben?

Kleines ziemlich ſteiles ehemaliges Wald-Amphitheater, auf dem die Stöcke der abgehauenen Bäume noch ſtehen, zum Kartoffelfelde mühſam umgearbeitet. Das Thal verbreitet ſich und alle Lehden ſind wo möglich zum Feldbau umgearbeitet.

Man nähert ſich Engen. Ein charakteriſtiſcher, obgleich ganz bewachſener Berg mit einem alten Schloſſe zeigt ſich rechts; ein kleiner Ort der unmittelbar vor Engen liegt, iſt den 8. October 1796 von den Franzoſen zum Theil abgebrannt worden. Das Städtchen ſelbſt liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um 11 Uhr an und raſteten.

Von Morgen her geſehen giebt Engen ein artig topographiſches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel ſich ins Thal verliert. Die Bürger des Orts thaten auf dem Rückzuge, in Verbindung mit den Kaiſerlichen, den Franzoſen Abbruch; dieſe letztern, als ſie doch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuſer vor der Stadt und bedrohten die Stadt ſelbſt mit einem gleichen Schickſal. Ich ſah daſelbſt eine ſehr gut gekleidete kaiſerliche Garniſon, in der Nähe ein ſtarkes aufgefahrnes Proviantfuhrweſen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um 12 Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erſchien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die

ersten Geschiebe des Gesteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbaume zeigen sich wieder, schöne Wiesen und Baumstücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wiese. Es öffnet sich eine schöne fruchtbare Flache im Thal, die höheren Felsen scheinen nunmehr eine andere Steinart zu seyn, um die sich der Kalkstein herumlegt. Viele weiße Ruben werden gebaut. Man kommt nach Welschingen, einem leidlichen Ort. Man steigt wieder stark bis gegen Weiterdingen. Es finden sich hier viel Geschiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, rother Jaspis, Hornblende in Q

M[illegible] übersieht nunmehr von Engen das schöne Thal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubündtner Berge in Dunsten am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesenthal, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große Kette der Schweizer-Gebirge vor sich.

Holzingen liegt in einem weiten Thale, zwischen fruchtbaren Hügeln, Feldbau, Wiesewachs und Weinberg umher.

Die Passe wurden daselbst von einem österreichischen Wachtmeister unterzeichnet, und der Amtschreiber stellte einen Cautionsschein aus, daß die Pferde wieder kommen würden.

Man steigt lange und sieht immer das Thal von Holzingen hinter und neben sich, so wie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmschuh nicht ungeschickt einen Schleifstrog.

Eberingen. Nun geht es weiter über verschiedene fruchtbare Hügel; die höhern Berge sind mit Wald und Büschen bekleidet. Viel Weinbau am Fuße eines Kalkfelsens, meist blaue Trauben, sehr vollhängend.

Thaingen, der erste schweizerische Ort, guter Wein. Müller, Gastwirth zum Adler.

Herblingen, starker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links. Kalkstein, mit einem muscheligen Bruche, fast feuersteinartig.

Vor Schaffhausen ist alles umzäunt, die Besitzungen sind immer abgetheilt und gesichert, alles scheint Gartenrecht zu haben und hat es auch. Die Stadt selbst liegt in der Tiefe, ein schmaler angenehmer Wiesengrund zieht sich hinab, man fährt rechts und hat auf derselben Hand Gartenhäuser und Weinberge neben sich. Links ist der Abhang mehr oder weniger steil. Bei einem großen Hause, das unten steht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchst anmuthige Abwechselung von großen und kleinen Garten und Höfen. Man sieht das Schloß vor sich. Die Gartenhäuser vermehren sich und werden ansehnlicher. Nach der Stadt zu steigen die Weinberge weit hinauf, links wird der Abhang nach dem kleinen Thale zu sanfter.

Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem was wir sehen Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder

bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene Gegend uns vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichtes, so gut oder so schlecht er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Eben so willkommen ist aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wieder beleben, oder unsere Phantasie aufregen: ja wir erfreuen uns sogar mit dem Buch in der Hand eine wohlbeschriebene Gegend zu durchlaufen; unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters.

Kein Wunder also, daß in einer Zeit, da so viel geschrieben wird, auch so manche Schrift dieser Art erscheint; kein Wunder, daß Künstler und Dilettanten in einem Fache sich üben, dem das Publicum geneigt ist.

Als eine solche Uebung sehen wir die Beschreibung des Wasserfalls von Schaffhausen hierher, freilich nur skizzenhaft und ohne sie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzutheilen, und von keinem wird es fixirt noch weniger erschöpft werden.

Schaffhausen, den 17. September 1797. Abends.

Im Gasthof zur Krone abgestiegen. Mein Zimmer war mit Kupferstichen geziert, welche die Geschichte der traurigen Epoche Ludwigs XVI. darstellten. Ich hatte dabei mancherlei Betrachtungen, die ich mir vornahm weiter auszuführen.

Abends an der Table d'hote verschiedene Emigrirte. Eine Grafin, Condé'sche Officiere, Piaffen, Oberst Landolt.

Den 11. September.

Früh um 6½ Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu sehen. Grüne Wasserfarbe, Ursache derselben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar, und man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterscheiden konnte, vermischte sich mit dem Nebel und stieg mit ihm auf. Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen.

Man kommt über Uwiesen, ein Dorf das oben Weinberge, unten Feldbau hat.

Der Himmel klarte sich langsam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen.

Theile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorhau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffene, gegen die das Wasser herabschießt. Ihr Widerstand, einer oben, der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen, Laken-Gischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt ꝛc.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nachste Gischt leise purpur gefarbt.

Unten strömen die Wellen schaumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Zurfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes. Unaufhaltsamkeit als wie ein Unnachlaſſen der Kraft. Zerſtörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beſchränkung durch Mühlen oruben, durch einen Vorbau huben. Ja es war möglich die ſchönſte Anſicht dieſes herrlichen Naturphanomens wirklich zu verſchließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Waldchen.

Bisher war Nebel, zu beſonderm Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das ſchönſte ſchief von der Hinterſeite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Maſſen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurücktretende, und verkorperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander ſchien gewaltſam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher ſah. Stark ſprützende Maſſen aus der Tiefe zeichneten ſich nun beleuchtet vor dem feinern Dunſte aus, ein halber Regenbogen erſchien im Dunſte.

Bei langerer Betrachtung ſcheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachſend erſcheinen; das Vollkommene muß uns erſt ſtimmen und uns nach und nach zu ſich hinaufheben. So erſcheinen uns ſchöne Perſonen immer ſchöner, verſtandige immer verſtandiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man ſich die Quellen des Oceans dichten wollte, ſo mußte man ſie ſo darſtellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu ſeinem Urſprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabſteigen nach dem flachern Ufer Gedanken an die neuholländiſche Parkſucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man ſchöne Motive hat, iſt in jeder Gegend lobenswürdig; aber es iſt bedenklich,

gewisse Imaginationen realisiren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben.

Wir fuhren über.

Der Rheinfall von vorn, wo er faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannichfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiedenen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum Nützlichverwendeten links.

Ueber dem Sturz sieht man die schöne Felsenwand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich stand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen, und wahrscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth.

Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippel's Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehöre? Der Hausherr, Namens Gelzer, war mit Trippel verwandt durch Mutter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupf-Lehn, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster, oder dessen jetzigen Successoren, die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Nothdurft schlagen und nehmen; er hat die Nutzung des Weinberges und der Felder, und giebt jährlich überhaupt nur 30 Thaler ab. Und so ist er eine Art von Lehnmann

und zugleich Verwalter. Das Lehn heißt Schupf-Lehn deßwegen, weil man ihn, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehn herausschieben oder schuppen kann.

Er zeigte mir seinen Lehnbrief von Anno 1762, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthalt. Ein solches Lehn geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Besitzer die altern Briefe auch noch aufbewahret. Allein im Briefe selbst steht nichts davon, obwohl von einem Regreß an die Erben darin die Rede ist.

Um 10 Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder herüber. Der Rheinfall war noch immer seitwarts von hinten erleuchtet, schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowohl von dem Laufenschen Felsen als von den Felsen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, daß der vorige Eindruck schon verwischt war; denn es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie schnell die Nerve in ihren alten Zustand sich wieder herstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gicht und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten, und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle grune Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgehen sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte

die ſich gelaſſen ſucceſſiv einer ungeheuern Wirkung nähern, ſind eben ſo anzuſehn. Mir fielen die Colonnen ein wenn ſie auf dem Marſche ſind.

Man zieht nun links über die bebaute Gegend, und Weinhügel mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häuſern wie beſäet. Ein wenig vorwärts zeigen ſich Hohentwiel und wenn ich nicht irre, die vorſtehenden Felſen bei Engen und weiter herwärts. Rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannichfaltigſten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Geſtalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

In dem Dorf Unwieſen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Maurerarbeit. Was ſollen wir zu dieſer Erſcheinung ſagen, da das Gegentheil der Grund aller Schönheit unſerer Baukunſt iſt!

Auch ſah ich wieder Mangold und nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unſern Wieland damit zu tractiren.

Ich wurde abermals dran erinnert wie eine ſentimentale Stimmung das Ideale auf einen einzelnen Fall anwendet, wo es denn meiſtens ſchief iſt.

Schaffhauſen lag mit ſeiner Dächermaſſe links im Thale.

Die Schaffhauſer Brücke iſt ſchön gezimmert und wird höchſt reinlich gehalten. In der Mitte ſind einige Sitze angebracht, hinter denen die Oeffnungen mit Glasfenſtern zugeſchloſſen ſind, damit man nicht im Zuge ſitze.

Hinterm Thore des Wirthshauſes fand ich ein paar Franzoſen wieder, die ich auch am Rheinfall geſehen hatte. Der eine ſchien wohl damit zufrieden, der andere aber ſagte: C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit. Ich möchte die Ideen des Mannes und ſeinen Maaßſtab kennen.

Bei Tiſche ſaß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren, eine Engländerin, Namens Dillon, nach England zurückführte, deren Mutter, eine geborne d'Aiſton, in Padua geſtorben war. Er konnte von der Theuerung in Italien nicht genug ſagen. Ein Pfund Brod koſtet 20 franzöſiſche Sous und ein paar Tauben einen kleinen Thaler.

Makaroniſche Uniform franzöſiſcher edlen Cavalleriſten. Fürchterliches Zeichen der drei ſchwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

*

Nachmittags 3 Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häuſern Erker und Fenſterchen zu haben. Sogar beſitzen ſie ein beſonderes Geſchick ſolche Guckkarten durch die Mauern zu bohren und ſich eine Ausſicht zu verſchaffen, die niemand erwartet. Wie nun dieſes die Luſt anzeigt, unbemerkt zu ſehen und zu beobachten, ſo zeugen dagegen die vielen Bänke an den Häuſern, welche an den vornehmen geſchnitzt, aufgeſchlagen und zugeſchloſſen ſind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zuſammenſeyns, wenigſtens voriger Zeit.

Viele Häuſer haben bezeichnende Inſchriften; auch wohl manche ſelbſt ein Zeichen, ohne gerade ein Wirthshaus zu ſeyn.

Ich fuhr am rechten Rheinufer hin; rechts ſind ſchöne Weinberge und Garten, der Fluß ſtrömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauſchen.

Man fährt weiter hinauf. Schaffhauſen hat man nun in der Tiefe, und man ſieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts liegen. Die Stadt ſelbſt liegt wie eine Brücke zwiſchen Deutſchland und der Schweiz. Sie iſt wahrſcheinlich in dieſer Gegend durch die Hemmung der Schifffahrt

Du ganz für mich geſchaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieſer ſchönen Stimmung unſrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich ſchaudernd mich verſchweben!
Ha! vor Wonne ſtockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Bruſt!

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieſes heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löſet auf die ſchöne Luſt!

Während der letzten Cadenz, da die Inſtrumente die Stimme zu lange nachahmen, ſetzt ſich der Prinz auf eine Raſenbank, und ſchläft endlich ein. Man gibt ihm verſchiednemal den Ton an, damit er einfallen und ſchließen möge; allein er rührt

durch den Rheinfall entstanden. Ich habe in ihr nichts Geschmackvolles und nichts Abgeschmacktes bemerkt, weder an Häusern, Gärten, Menschen, noch Betragen.

Der Kalkstein an dem man vorbei fahrt ist sehr klüftig, so wie auch der drüben bei Laufen. Das wunderbarste Phänomen beim Rheinfall sind mir daher die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhalten, da sie doch wahrscheinlich von derselben Gebirgsart sind.

Da sich der Fluß wendet, so kommen nun die Weinberge an das entgegengesetzte Ufer, und man fahrt diesseits zwischen Wiesen und Baumstücken durch. Sodann erscheinen drüben steile Felsen und hüben die schönste Cultur.

Bei der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Laufen, im Angesicht eine große herrliche aber faßliche, in allen Theilen interessante aber begreifliche Naturscene; man sieht den Fluß heranströmen und rauschen, und sieht wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorstehenden mancherlei Gebäuden wird selbst der kleine Abfall eines Mühlwassers interessant, und die letzten diesseitigen Ströme des Rheinfalls schießen aus grünen Büschen hervor.

Wir gingen weiter um das Schlößchen Wörth herum; der Sturz war zu seinem Vortheil und Nachtheil von der Abendsonne gerade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft, wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war

eben wieder als wenn man das Schauſpiel zum erſten Mal ſähe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenſpiel herrlich. Von dem großen überſtrömten Felſen ſchien ſich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunſt des herunterſtürzenden Schaumes entſtand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Maſſen gelb, die tiefen Strömungen erſchienen grün und aller Schaum und Dunſt war lichtpurpur; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwickelung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenſpiel in dem Augenblick der ſinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung ſchien ſchneller, wilder und ſprühender zu werden. Leichte Windſtöße kräuſelten lebhafter die Säume des ſtürzenden Schaumes, Dunſt ſchien mit Dunſt gewaltſamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erſcheinung immer ſich ſelbſt gleich blieb, fürchtete der Zuſchauer dem Uebermaß zu unterliegen, und erwartete als Menſch jeden Augenblick eine Kataſtrophe.

Von Schaffhauſen nach Stäfa.

Den 19. September 1797.

Früh 6½ Uhr fuhren wir aus Schaffhauſen. Berg und Thäler waren klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt, im Abend zeigten ſich dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Theil des geſtrigen Wegs. Ein Apfelbaum mit Epheu umwunden, gab Anlaß zur Elegie Amyntas.

Man ſah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen, ſchönes Fruchtfeld, bewachſene Berge rechts und links.

Jeſtetten mit fruchtbarer Umgebung. Hanf, Klee und Weinbau machten das Feld noch lebendig. Nach verſchiedenen Hügeln und Thälern kam man auf eine ſchöne fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Vorbergen.

In Raſz ward den Pferden Brod gegeben, und wir fuhren hinab nach Caliſau über die zierliche Brücke, die ſehr reinlich gehalten war. Ein paar Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren ſaßen am Zoll in einem artigen Cabinette und nahmen das Weggeld ein. Die jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indeß die andere Buch hielt. Schöne fruchtbare Fläche zwiſchen waldbewachſenen Bergen. Vorwärts Plaine und ein Eichenwald, durch welchen die gerade Straße hindurchging.

Um 11 Uhr kamen wir nach Bulach, wo wir während der warmen Tageszeit ein paar Stunden verweilten. Ich hatte die Freude wieder gemalte Fenſter zu treffen, wo ich das Ausſchleifen auch bei andern Farben als der Purpurfarbe angewendet fand. Ich ſah eine ſehr lichte eigentliche Purpurfarbe, die ins Violettliche fällt. Auch fand ich auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Miſchung gebracht, als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entſteht; beſonders nimmt ſich das Gelbe auf dem erwähnten lichten Purpur ſehr ſchön aus. Uebrigens ſind die Scheiben oft auf eine ſehr wunderbare und unnöthig ſcheinende Weiſe zuſammengeſetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Urſache. Auch ſind ſie oft und ſchlimm genug reparirt. Sie ſind ſämmtlich von 1570, aber an der ſtarken Stellung der gerüſteten Männer, an der Gewalt der heraldiſchen Thiere, an den tüchtigen Körpern der Zierrathen, an der Lebhaftigkeit der Farben, ſieht man den Kerngeiſt der Zeit, wie wacker jene Künſtler waren, und wie derbſtändig und bürgerlich

vornehm sie sich ihre Zeitgenossen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhausen, über dem der kaiserliche Adler in einem Schilde steht, ist vortrefflich gemacht und an der Krone ist der herrlichen Zierrathen kein Ende.

Von Bulach, wo es kühl und anmuthig gewesen, fuhren wir um halb zwei Uhr weiter.

Betrachtung: daß der Mensch die Rede eigentlich für die höchste Handlung halt, so wie man vieles thun darf, was man nicht sagen soll.

Die Gegend hat im Ganzen nichts sonderlich Charakteristisches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden ist fruchtbar und gut gearbeitet, an verschiedenen Orten sehr kiesig und mit unzähligen Geschieben übersäet.

Gegen 6 Uhr kamen wir nach Zurich bei sehr schönem Wetter, und kehrten ein bei Herrn Ott im Schwert. Einen Brief an Meyer schickte ich ab zu Frau Schultheß. Abends an der Table d'hote mit Herrn Landvogt Imthurn von Schaffhausen, der vom Syndikate aus Lavis zurückkehrte, und einem andern Züricher Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den jetzigen Umständen daselbst.

Den 20. September.

Früh bei schönem Wetter oberhalb der Stadt an den See gegangen. Auf dem Rückweg sah ich die Geistlichen zu und von einem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Paradeplatze zu.

Wenn nach gehaltenem Blutgerichte die gewöhnliche Essen-Uhr-Glocke geläutet wird, so ist es ein Zeichen, daß der

Verbrecher begnadigt worden; hält aber die Glocke inne, so iſt das Todesurtheil geſprochen, und ſie giebt um halb 12 Uhr das Zeichen zu ſeiner Hinausführung. Dießmal ward er begnadigt. Der Verbrecher war ein falſcher Münzer, der ſchon vorher wegen Diebſtahle war gebrandmarkt worden.

Mittags bei Tiſche lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen. Das Wetter war ſehr trüb, deſſen ungeachtet ging ich nach Tiſch ein wenig über die neuen Anlagen nach dem Schonehof ſpazieren.

Gegen 4 Uhr kam Meyer; es fiel ein ſtarker Regen. Abends bei Tiſche fand ich Herrn Hofrath Müller von Wien.

Den 21. September.

Wir fahren zu Schiffe gegen 8 Uhr ab und bei heiterm Wetter den See hinaufwärts. Zu Mittag wurden wir von Herrn Eſcher auf ſeinem Gute bei Herrliberg am See freundlich bewirthet, und gelangten Abends nach Stäfa.

Stäfa, den 22. September 1797.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Meyer verfertigten und angeſchafften Kunſtwerke zu, ſo wie wir auch einander verſchiedene Ideen und Aufſätze mittheilten. Abends machten wir noch einen groſſen Spaziergang den Ort hinaufwärts, welcher von der ſchönſten und höchſten Cultur einen reizenden und idealen Begriff giebt. Die Gebäude ſtehen weit auseinander, Weinberge, Felder, Garten, Obſtanlagen breiten ſich zwiſchen ihnen aus, und ſo erſtreckt ſich der Ort wohl eine Stunde am See hin, und eine halbe bis

nach dem Hügel oſtwarts, deſſen ganze Seite die Cultur auch ſchon erobert hat.

Stäfa, Sonnabend den 23. September.

Früh Meyer's mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgeſehen. Bekanntſchaft mit Maler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg zu dem ſogenannten Philoſophen, die Anlagen ſeiner Cultivation zu ſehen.

Stäfa, Sonntags den 24. September.

Geſpräch mit Meyer über die vorhabende rhetoriſche Reiſebeſchreibung. Wechſelſeitige Theilnahme. Ueber die Nothwendigkeit: die Terminologie zuerſt feſtzuſetzen, wornach man Kunſtwerke beſchreiben und beurtheilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Eicher der Sohn von Zürich. Abends fuhren wir auf die kleine Inſel Ufnau und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

Montag den 25. September.

Früh Briefe nach Hauſe.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Stäfa, den 25. September 1797.

Sie erhalten hiebei, wertheſter Freund, eine kurze Nachricht, wie es mir ſeit Tübingen ergangen, welche ich dem Herzog mitzutheilen und mich auf das beſte dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Professor Meyer eine kleine Gebirgsreise anzutreten. Man kann sich nicht verwehren, wenn man so nahe ist, sich auch wieder unter diese ungeheuern Naturphänomene zu begeben. Die mineralogische und geognostische Liebhaberei ist auch erleichtert, seitdem so manche Schweizer sich mit diesem Studium abgegeben und durch ihre Reisen, die sie so leicht wiederholen können, den Fremden den Vortheil verschafft haben, sich leichter zu orientiren. Die Aufsätze eines Herrn Escher von Zürich haben mir eine geschwinde Uebersicht gegeben, dessen was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das Neueste in diesem Fache ist ein biegsamer Stein, nach der Beschreibung jenem Danzischen ähnlich, wovon ich etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten sehen in diesem Lande wunderlich aus. Da ein Theil der ganzen Masse schon völlig demokratisch regiert wird, so haben die Unterthanen der mehr oder weniger aristokratischen Cantone an ihren Nachbarn schon ein Beispiel dessen, was jetzt der allgemeine Wunsch des Volks ist; an vielen Orten herrscht Unzufriedenheit, die sich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Ueber alles dieß kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht, und sich mit in der sogenannten Verschwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzosen sich deßhalb an die Einzelnen, vielleicht gar ans Ganze halten möchten. Die Lage ist äußerst gefährlich und es übersieht niemand was daraus entstehen kann.

Bei diesen selbst für die ruhige Schweiz so wunderbaren Aussichten, werde ich um desto eher meinen Rückweg bald

möglichſt antreten, und geſchwinder, als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückkehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden verſprechen kann.

Später.

So eben erhalte ich Ihr werthes Schreiben vom 11. September und werde Ihnen dadurch abermals, ſo wie in der Gegenwart, auch in der Abweſenheit unendlich viel ſchuldig. Daß ich meinen Auguſt wieder geſund und froh bei Ihnen denken kann, wie Sie die Güte haben ſeine Reiſe Erinnerungen rege zu machen und ihm ſo zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, iſt mir unſchätzbar und dieſe Vorſtellung wird mich auf meiner kleinen Reiſe in die rauhen Gebirge begleiten.

Schon in Frankfurt ſchrieb ich auf einen erhaltenen Brief von Beckmann ein Blatt, wodurch ich Sie bat, das bewußte Käſtchen der Ueberbringerin, welches Fräulein Staff ſeyn würde, zu übergeben, und wodurch ich ſogleich jenen bei mir zu Hauſe aufgehobenen Archivſchein amortiſire, und vergaß, ſo oft ich an Sie ſchrieb, davon den ſchuldigen Avis zu geben. Ich denke, daß Sie mir ein Wort davon ſagen; wahrſcheinlich iſt dieſes Depoſitum nun ſchon in Carlsruhe glücklich angelangt. Dem Herzog bezeigen Sie mein Beileid und zugleich meinen Glückwunſch daß der Unfall noch in Gränzen geblieben. Viel Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau, als dem ungezogenſten Kinde in der Geſchäftsfamilie!

*

Amyntas.

Elegie.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank' ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.

Ach die Kraft ſchon ſchwand mir dahin dem Rathe zu folgen,
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht, ich ſage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm? und walzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund! und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich
Aus den Wipfeln zu mir, lispelnd, die Klage ſich goß:
O, verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du als Knabe ſchon früh manche Genüſſe verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt, wie mein eigenes Laub, mir nicht das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze? die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern, ſenket ſie, feſt, mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.

Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach! nur zur Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebte, maßet behende,
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende; freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück! o Nikias! schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

An Schiller.

Stäfa, den 25. September 1797.

Ihren erfreulichen Brief vom 7. September habe ich vorgestern hier erhalten. Da er länger ausblieb als ich hoffte, so mußte ich befürchten, daß Ihr Uebel sich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in Ihrer Stille einer so guten Gesundheit genießen als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt das beiliegt sagt Ihnen, wie es mir seit Tübingen ergangen ist. Meyer, den ich nun zu unserer wechselseitigen Freude wiedergefunden habe, befindet sich so wohl als jemals, und wir haben schon was Ehrliches zusammen durchgeschwatzt; er kommt mit trefflichen Kunstschätzen und mit Schätzen einer sehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun

sich nicht, und es entsteht eine Verlegenheit im Orchester; endlich fängt die erste Violine genöthigt die Cadenz zu schließen, die Instrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt sich:

Ein Vorsaal.

Feria und die Vier Fräulein.

Feria.

Mich dünkt, der Prinz pflegt seiner Ruhe ziemlich lange. Es soll nicht gesagt seyn, daß ein Mann in unserm Schlosse ungestraft die Morgenröthe verschlafen hat! Sind die Klappern bey der Hand und die Rasseln? Wir wollen ihm ein Schariwari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unsre verhaßte Nebenbuhlerinn von seinen Augen peitschen.

Lebhafter Tanz zu fünfen mit Castagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt Feria solo. Der Oberste kommt, die Prinzessinn zu bitten, daß sie des Prinzen Ruhe nicht stören möge, indem die

überlegen, in was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Absichten wir den andern aufheben wollen.

Nun soll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldstädter See gehen. Die großen Naturscenen die ihn umgeben muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen, denn die Rubrik dieser ungeheuern Felsen darf mir unter meinen Reisecapiteln nicht fehlen. Ich habe schon ein Paar tüchtige Actenfascikel gesammelt, in die alles was ich erfahren habe, oder was mir sonst vorgekommen ist, sich eingeschrieben und eingeheftet befindet, bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, etwas für die Horen herausheben könnte.

Ich hoffe diese Reisesammlung noch um vieles zu vermehren und kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen. Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt daß man so manches subsumiren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch seine früheren Unruhen, und Frankreich durch seine neusten, den Fremden mehr oder weniger versperrt ist, so werden wir wohl vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers folgen und den Rhein hinab uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die schlimme Witterung einfällt. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsthurms vergnügt zusammen wohnen; ja ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämmtliche Caravane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht sich in diesem, für ihn in mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird

wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. October von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

Aus meinen frühern Briefen werden Sie gesehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer ist viel und von Vielen und immer aufs beste gedacht worden. Für uns beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.

Sagen Sie mir doch in dem nächsten Briefe wie Sie sich auf künftigen Winter einzurichten gedenken? Ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachische Haus, oder Weimar gerichtet ist. Ich wünsche Ihnen die behaglichste Stelle, damit Sie nicht bei Ihren andern Uebeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieses Briefes sogleich schreiben, so haben Sie die Güte den Brief unmittelbar nach Zürich mit dem bloßen Beisatz bei Herrn Rittmeister Ott zum Schwert zu adressiren. Ich kann rechnen, daß gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort ungefähr eben so lange gehen kann, und ich werde ungefähr in der Hälfte Octobers von meiner Bergreise in Zürich anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wieder hergestellt ist, danke ich Ihnen um so mehr, als ich keine directe Nachricht schon seit einiger Zeit erhalten hatte und die Briefe aus meinem Hause irgend wo stocken müssen. Diese Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht, indem sich sonst alles gut und glücklich schickte. Leben Sie recht wohl! grüßen Sie ihre liebe Frau und erfreuen Sie sich der letzten schönen Herbsttage mit den Ihrigen, indeß ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anstelle; meine

Correspondenz wird nun eine kleine Pause machen, bis ich wieder hier angelangt seyn werde.

Bald hatte ich vergessen Ihnen zu sagen, daß der Vers: „Es wallet und siedet, und brauset und zischt ꝛc.“ sich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat. Es war mir sehr merkwürdig wie er die Hauptmomente dieser ungeheuren Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Theilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen.

So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanachs durch Cotta und hoffe nun auf meiner Rückkunft aus den Bergen und Seen wieder Briefe von Ihnen zu finden. Meyer wird selbst ein paar Worte schreiben; ich habe die größte Freude daß er so wohl und heiter ist; möge ich doch auch dasselbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch einiges schon wirklich gemacht; so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas producirt habe. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns theoretisch und praktisch immer so fortfahren.

*

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin,
So munter?

Du eilſt mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell,
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter fall,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt mit gelaßnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß,
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?

Wenn man ſie einmal nur geſehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen,
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft,
Hat auch das Waſſer beſſre Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie andre?
Sie lacht dich an, und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick.

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh', ſag' ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Von Stäfa auf den Gotthard und zurück.

Donnerstag den 28. September 1797.

Um 8 Uhr von Stafa zu Schiffe, um nach Richterschwyl hinüber zu fahren. Der Glanz der Wolken über dem Ende des Sees, so wie ein Sonnenblick auf Richterschwyl und den nachsten Höhen gewährte einen erfreulichen Anblick. Nebel und Wolken lagen über des Sees unterm Theile nach Zürich zu. In der Mitte des Sees hinaufwärts blickend hatte man Stafa, Rapperswyl und die Berge von Glarus vor sich, so wie die übereinander greifenden Vorgebirge hinter und zwischen denen der Wallenstatter See liegt. Die kleine Insel Ufnau auf der Wasserfläche.

Richterschwyl hat eine sehr artige Lage am See. Gleich hinter dem Ort steigen fruchtbare Höhen auf und hinter diesen einige Berge des Cantons Schwyz.

In drei Viertelstunden fuhren wir hinüber. Ehe man landet erscheint der obere Theil des Sees sehr weit und groß.

Der Ort ist hübsch gebaut, hat sehr große Wirthshäuser, unter denen ein neues mit Bädern. Die Rhede ist freundlich, die Schiffahrt lebhaft; denn die meisten Producte aus dem Canton Schwyz werden hierher geschafft und weiter transportirt, weil Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürich verhindert wird.

Auch hat Richterschwyl durch die Pilger die nach Einsiedeln wallfahrten viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen; sehr viele aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübden in der Kriegsgefahr.

Wir gingen, unsere Wanderung fortsetzend, Richterschwyl

hinauf und sahen mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und rothen Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grünen Platten haben in ihren Abwechselungen viel Aehnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht; Feld- und Obst-Bau fahrt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe, in einer flachen Vertiefung die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, trafen wir guten Torf. Schöne reinliche Häuser standen zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein heiteres gleichfalls fruchtbares Thal. Es ward von Windstürmen gesprochen, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen.

Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; man kommt auf einen Triftplatz und gewinnt eine herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Thäler.

Die Gegend wird etwas rauher; man trifft Binsen, Farrnkraut, doch auch noch schöne Kirschbäume. Die graue Wacke scheint die Hügel zu bilden. Wir kamen an ausgestochene Torfflächen, die durch Binsen, Haide und dergleichen sich nach und nach wieder ausfüllen und anwachsen. Der Weg den man in der Mitte gelassen, zeugt von der Güte des ehemaligen Torfes. Wir fanden einen schönen Mandelstein als Stufe.

Rechter Hand liegt der Hüttner See, der gute Fische und Krebse hat. Steht man darüber, so sieht das Gebirge, das man überstiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Züricher See aus.

Um 10½ Uhr kamen wir in Hütten an. Man sprach

von der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien; es werden etwa 3000 ausgeführt, höchstens fünfjährige, das Stück von 10 zu 16 Louisd'or. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche sich zeigen soll. Es ward auch von der Weinausfuhr gesprochen, die gegenwärtig sehr stark nach Schwaben ist; es haben sich schon Käufer zu dem dießjährigen Wein am Stocke gemeldet.

Um 12 Uhr gingen wir von Hutten weiter. Von der Höhe den Hüttner und Züricher See zu sehen, mit dem jenseitigen Ufer des letztern, und zunächst die mannichfaltigen, mit Waldern, Frucht-, Obst-Bau und Wiesen geschmückten Höhen und Thaler, gewahrte einen schönen Moment. Bis nach der Stadt zu war alles klar, so wie hinaufwärts gegen Stafa, Rapperswyl, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer **Bevel** von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er: daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm, von der Dicke eines Mannesschenkels, etwa 12 Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Granzstein zwischen Schwyz und Zürich. Man sagt: die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Zuricher Wappens schlagen, daß es der ganze Canton Zürich übel fühle.

Rückwärts sahen wir die ganze Reihe des Albis, so wie, nach den freien Aemtern zu, die niedern Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu seyn und die Kalkfelsen, die hie und da aus dem Grase heraussehen, herabgestürzt. Man sieht Uznach liegen, und die Aussicht nach dem obern Theil des Sees wird immer schöner. Rechts des Flußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall,

nter dem die Sihl herfließt. Dem erſten Anblicke nach
lte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Koſten
ordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und
viel Waſſer als man wollte zu Wäſſerung und Werken in
unterhalb liegende Gegend zu leiten; ein Unternehmen,
s freilich in einem demokratiſchen Cantone und bei der
mplication der Grundſtücke, die es betreffen würde, nicht
ulbar iſt.

Der Weg wendet ſich nach Schindeleggi hinein; die Aus-
t verbirgt ſich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne
rücke; darauf in ein wildes Thal, deſſen Seiten mit Fich-
n bewachſen ſind; der reißende ſteinige Sihl-Fluß bleibt links.

Die Felſen ſind ein feiner Sandſtein, der in gröbere
reccie übergeht. Man iſt gleich in einer andern Welt.
echts auf kahlen Triften erhebt man ſich über das Sihlthal
d kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen ſeiner
iſche berühmt iſt. Triften, ferne Alpenhütten an ziemlich
ſten Höhen.

Wir kamen auf die Chauſſee, die von Wollrau herauf-
ht, auf welcher die Waaren von Schwyz über Steinen und
m Thurm nach Richterſchwyl und nach Bach gebracht
rden; ſie iſt hier flach und gut.

Wir nahten uns wieder der Sihl. Rechts über dem
ege zeigen ſich Flußgeſchiebe in großer Höhe; links fand
h ein ſchwarzes Quarzgeſtein von der größten Feſtigkeit,
t Schwefelkies durchſetzt, in großen Wacken. Man verläßt
e Straße und wendet ſich links; eine Brücke führt über
e Biber. Starker Stieg, die Gegend bleibt ſich ähnlich.
n 5 Uhr ſahen wir Einſiedeln, kamen gegen 6 Uhr an
d logirten zum Pfauen gegen der Kirche über.

Freitags, den 29. September,
als am Michaelistage

Am Morgen beſahen wir die Kirche, deren Ober unſinnig verziert iſt. Der Schatz wird nur zum Theil gezeigt, unter dem Vorwande, daß man nach einem Diebſtahle die beſten Sachen bei Seite gebracht habe.

In der Bibliothek ſtehen ſchöne bunte Glasſcheiben in Rahmen an den Fenſtern herum, wobei ich bemerken konnte, daß das farbige Glas in dem Fall des doppelten Glaſes nicht weggeſchliffen, ſondern mit dem Diamant weggekratzt war.

Im Naturaliencabinet iſt ein kleiner wilder Schweinskopf, und einige andere Theile des Thiers, in Sandſtein bei Uznach gefunden, merkwürdig. Imgleichen ſchöne Adularien, ein Granat mit natürlichen Facetten von Mittelgroße.

In dem Kupferſtichcabinet, unter der Bibliothek, hangen einige der beſten Kupferſtiche von Martin Schon.

Der Bibliothecarius führte uns nicht ſelbſt herum. Sein Kloſtername war Michael, und er hatte alſo das Recht, am Tage ſeines Patrons ein feierliches Hochamt zu leſen. Wir wohnten einem Theil deſſelben bei, nicht ſehr erbaut von der Muſik.

Um 11 Uhr von Einſiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge; nur ein wenig blauer Himmel ſah durch. Da wir kein Kyanometer bei uns hatten, ſo ſchätzten wir die Erſcheinung nach Ultramarin. Die gegenwärtige ward nur für die Ultramarin-Aſche gehalten. Wir gingen das Dorf und moorige Thal hinauf; ein Fußpfad von Kieſeln war ſtreckenweiſe nicht übel, ja in der Nachbarſchaft von Sägemühlen mit Sägeſpanen beſtreut. Das Nonnenkloſter rechts ſah wie ein Gut aus; das Gebäude war ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

Wache die Fräulein aufhalten will. Dieſe machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf, das Theater iſt wieder wie zu Anfang des Acts; Merkulo tritt zu gleicher Zeit herein, der Prinz fährt bewegt von ſeiner Raſenbank in die Höhe, ergrimmt und ſingt:

Ja ihr ſeyd's Erinnyen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hoffi' im Arm der Grazien zu baden,
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! Mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

Während der Arie begibt ſich Terſit, die Fräulein und die Wache, eins nach dem andern, auf die Seite; es bleiben allein:

Prinz und Merkulo.

Merkulo. Mein Prinz, faſſen Sie Sich.

So gingen wir im Thale der Alp am rechten Ufer derſelben, auf einem leidlichen Fußwege hin, und kamen über das Bett des Fluſſes, das meiſt aus Kalk, wenigem Sandſtein und einigen Stücken ſehr feſten und ſerpentinartigen Geſteins beſteht. Das Alpthal erſchien traurig, beſonders weil kein Vieh zu ſehen war, das noch auf den höhern Alpen weidet.

Wir ſahen eine Schneidemühle mit ſchönem Breter- und Bohlen-Vorrath; eine Kirche und Wirthshaus ſcheinen ſich daran kryſtalliſirt zu haben. Dieſe kleine Gruppe von Gebauden heißt ſelbſt Alpthal.

Nun ſteigt man rechts auf einem ſteilen Weg in die Höhe, über Kalkfelstrümmern, Platten und Fichtenſtamme und gelangt zum erſten Gießbach, wo es einen rauhen Knüppelſteig hinaufgeht. Alte Baumſtamme ſtehen hier kahl von der Rinde entblößt und verwitternd, als Zeichen, daß man auf Brennholz eben keinen Werth legt. Beim Capellchen kamen wir auf einen Ruheplatz, welches wir als ein böſes Augurium anſahen, daß uns noch ein ſtarker Stieg bevorſtehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüſte Schlucht und Gießbach, daneben einige Trift und leidlicher Pfad. Röthliches Thongeſtein. Graues ſchieferiges Thongeſtein, mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer Hakens erſtiegen, allein alle Ausſicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die ſeltſamſte Weiſe in der Tiefe und an den Höhen hin. Unten über dem Thale von Schwyz ſchwebte ein weißer wolkenartiger; ein graulicher ließ den gegenüberſtehenden Berg halb durchſehen; ein anderer drang zu unſerer linken Seite, von den Mythen herunter und bedeckte ſie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hause ein. Als wir nach der Weite des Wegs fragten, sagte man uns, daß wir wohl anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber," fuhr der Mann fort, „knebeln ihn wohl in einer Stunde hinunter." Wir hatten Ursache uns dieses Ausdrucks zu erinnern, denn der Stieg war abscheulich, über schlüpfrige, feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann ist der Weg gepflastert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebelregion heraus, sahen den Lauerzer See, die Berge die ihn einschließen, den schönen Raum, in welchem die Häuser von Schwyz liegen und das angenehme Thal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, so daß ihre Massen selten durchblickten und meist nur geahnet werden konnten. Ein seltsamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Diese Hüllen lagen so gehäuft über einander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Sonnabend, den 30. September 1797.

Wir übernachteten in Schwyz und hatten am Morgen einen schönen Anblick des völlig grünen mit hohen zerstreuten Fruchtbäumen und weißen Häusern übersäeten Landes, so wie der steilen dunkeln Felsen dahinter, an denen die Wolken sinkend hinstrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verschiedenen Stellen blau durch; einige Wolken glänzten von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Streif des Vierwaldstädter Sees, beschneite

Gebirge jenseits; der Eingang ins Mottenthal aus dem Thal von Schwyz erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Anmuth entwickelte sich, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier- und dahin streiften. Kein Besitzthum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Nußbaume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Cantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Ein Viertel auf Neun gingen wir bei heiterm Sonnenschein von Schwyz ab, und genossen eines herrlichen Rückblicks auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst hatten wir gepflasterten Weg, dann einen schönen gleichen Fußpfad. Eine hölzerne Brücke führt über die Matte, eine flache große Weide mit Nußbaumen dehnte sich vor uns aus; rechts im Felde sahen wir hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knieen mit der Kartoffel-Ernte beschäftigt. Die schöne eingeschlossene Fläche dauert fort und ein kleiner vorliegender Hügel schließt das Thal nach dem See zu, von dessen Seiten ein fruchtbarer Abhang nach der Matte hinunter geht. Das Thal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard, beschlagen. Bei einer Sägemühle hatten wir einen schönen Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem heiteren Moment und schifften uns ein. Man sieht nackte Kalkflötze, die nach Mittag und Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flötze theilen sich wieder in kleinere, die sehr

zerklüftet ſind, ſo daß der Felſen an einigen Orten wie aufgemauert erſcheint. Der Theil des Sees nach Stanz zu verſchwindet. Freiheits-Grütli. Grune des Sees, ſteile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmaſſen. Ein ſchwer mit Kaſe beladenes Schiff fuhr vorüber. Die Abhange ſah man mit Wald bewachſen; die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke ſtreiften über die Gegend; man fühlte die geſtaltloſe Großheit der Natur. Abermals nord- und ſudwarts fallende Flötze, gegen dem Grütli über. Links ſteile Felſen. Confuſion der Flötze hüben und drüben, die ſelbſt in ihren Abweichungen correſpondiren. Kleine Kirche, links Sitzigen. Thal hineinwarts, erſt gelinde anſteigende, dann ſteile Matten. Angenehmer Anblick der Fruchtbarkeit zwiſchen dem Raubſten; die Seeluft machte das Ganze ſo ruhig, die Bergbilder ſchwankten im See. Gegen die Tellen-Platte iſt eine ſchöne Stelle, erſt kahler Fels und Steinrutſche, dann anmuthige nicht allzuſteile Matten mit ſchonen Baumen und Büſchen umgeben. Die Felſen ſind bis auf ihre höchſten Gipfel bewachſen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportirt hatten; wir landeten und traten in Tell's Capelle. Wenn man die gegenüberſtehenden Felſen aus der Capelle gleichſam als ein geſchloſſenes Bild ſieht, ſo gewahren ſie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird hier gepredigt und die Zuhörer ſitzen in Schiffen.

Wir fuhren weiter an einer Felſenecke vorbei und blickten nun ins Urner Thal. Nach einem ungeheuern ſteilen Felſen folgen niedere Matten. Man ſieht Flueelen, die ſchönſte Alpe herwarts; hinterwarts ſieht man ins flache Thal von ſteilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altorf. Hinter Flüelen trafen wir

ſchöne Wieſen, raſtende Kühe, Plattenweg, Kieſelbreccie mit Löchern, ingleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenverſammlung auf den Weiden.

In Altorf angelangt logirten wir im ſchwarzen Löwen, bei Herrn Franz Maria Arnold. An den Zimmern waren artige Thurſchlöſſer, die man von außen aufſtößt und von innen aufzieht.

Caſtagnetten-Rhythmus der Kinder mit Holzſchuhen.

Der Ort ſelbſt mit ſeinen Umgebungen bildet einen Gegenſatz von Schwyz, er iſt ſchon ſtadtmäßiger und alle Garten ſind mit Mauern umgeben. Ein italiäniſches Weſen blickt durch, auch in der Bauart. So ſind auch die untern Fenſter vergittert, welche Vorſicht die ſtarke Paſſage nothwendig zu machen ſcheint. Ich bemerkte eine hübſche Art das kurze Grummet in Netzen einzufaſſen.

Ton der großen Glocke der läutenden Kühe. Schellen der Maulthiere.

Sonntag, den 4. October 1797.

Altorf. Morgens früh Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nachſten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute trugen kleine hölzerne Gefaße, die Thiere einige Melkſtuhle; denn die Leute nähren ſich unterwegs von der Milch.

Höflicher Abſchied vom Wirth, Schein wechſelſeitiger Zufriedenheit. Weltgleichniß.

Halb neune gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelweſen. Man weiß nicht, ob ſie ſteigen, ſinken, ſich erzeugen, oder verzehren, weaziehen oder ſich herabſturzen. Herrliche Felswande, Kalk.

Breite klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend,

an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiesen herab, wie vorher bis auf die Oberfläche des Sees. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das Zickzack der Felslager erscheint wieder. Wir kamen an die Reuß. Granitgeschiebe. Artig bemalte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. 16 Stück kosten ungefähr einen Louisd'or des Tags.

Wir trafen zusammengestürzte Gneißmassen. Man geht von der Straße ab und kommt auf einen meist angenehm bequemen Fußpfad bis Amsteg.

Bisher hatte das Thal meist gleiche Weite; nun schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab; es besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittags war das Wetter völlig schön. Gleich hinter Amsteg kommt das Wasser aus dem Maderaner Thal; man sieht einen Pilger- und Mineralogen-Steig den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an. Man trifft schieferiges Talkgestein. Etwas höher hat man einen schönen Rückblick nach Amsteg. Der Charakter der Gegend ist eigenthümlich; der Blick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge.

Wir kamen an einen Wasserfall und bald an einen zweiten schöneren. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit. Abermals schöner Wasserfall, etwas Baumtrockniß. Herrlicher Blick auf die Reuß, an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prachtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß.

Die Felsmaſſen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr ſchlechter Weg, flacheres Bett der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Es ward Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe, die Lichter in den Häuſern und Sägemühlen nahmen ſich, in der ungeheuren nächtlichen Schlucht, gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuſten Exegeſe. Wir erreichten Waſen, wo wir übernachteten.

Alte Wirthin, ihre Familiengeſchichte, ſo wie ihre Geduldslehre.

Montag, den 2. October 1797.

Früh 6 Uhr war es klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen, bald entwickelten ſich Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um 7 Uhr von Waſen ab, die Nebel zertheilten ſich, die Schatten der Berggipfel ſah man in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkenſoffitten; unter uns Waſen, grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Man kommt vor einen ſchönen mannichfaltigen Waſſerfall, der erſt kleine Abſätze macht, dann einen großen Sturz thut. Darauf theilt ſich das Waſſer in die Breite, ſammelt ſich wieder in der Mitte und trennt ſich wieder, bis es endlich zuſammen in die Reuß ſtürzt. Brücke; Waſſerfall über Felſen, die noch ganz ſcharfkantig ſind; ſchöne Austheilung des Waſſers darüber. Man iſt eigentlich in der Region der Waſſerfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldſtädter See auch darum einen ſehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Waſſer in denſelben hineinſtürzt.

Faſt alles umher ſieht von zerſtreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häuſern grau aus; man

ſieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen. Granitwände unzerſtörlich ſcheinend. Verwitterter Granit. Brücke. Die Steine derſelben, die Felſen, beſonders die, welche das Waſſer bei hohem Strome bepult, ſind hellgrau; Nebel zogen gleichſam als Behänge über das Thal hin, und die Sonne, an den Gipfeln hinſtreifend, erleuchtete rechts die Berge durch die leichten Nebel, die ſich an ihnen hinzogen. Pflanzen werden immer dürftiger; man kommt noch vor einem anſehnlichen Waſſerfall vorbei, wo man an den Höhen durch den Nebel lange Waſſerſtreifen ſich herunterbewegen ſah. Granitfelſen wie aufgebaute Pyramiden, ganz glatte Wände der loſen Felsſtücke. Obeliskenform. Vorwärts ſteiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach 5 Uhr kamen wir nach Göſchenen, wo es wieder einen ſtarken Stich hinaufgeht. Ein Maulthierzug begegnete uns; der Weg war durch einen großen Sturz von Granitblöcken verſperrt geweſen, und man hatte ihn durch Sprengen und Wegſchaffen derſelben kaum wieder aufgeräumt. Holzſchleppende Weiber begegneten uns. Sie erhalten eben im Urnerner Thal 6 gr. für die Laſt, die ſie bei Göſchenen für 3 gr. kaufen; die andere Hälfte iſt ihr Tragelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Daneben in Granit war der Name Schricker eingehauen, wahrſcheinlich der Vorgeſetzte beim Brückenbau. Das Thal Urſeren baut den Weg faſt bis Göſchenen. Sonderbare Ausſichten in die Tiefe rückwärts: Kühe und Holztragerinnen ſtiegen herauf, und Nebel zugleich mit ihnen. Zu unſerer Seite Granitwände, von denen die trockenen Stellen grau, die feuchten violett ausſahen. Zum erſtenmal beſchien heut die Sonne unſern Weg, ſo wie die durch ungeheure Granitblöcke ſchäumende Reuß. Wir kamen abermals an eine aufgeräumte vor kurzem

verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg, Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kuhe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz, man kommt zur Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers. Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. Starker Stieg, Wandstreife der ungeheuern Felsen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen, die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Das Urserner Thal, ganz heiter, die flache grüne Wiese lag in der Sonne. Die Urserner Kirche, das Hospital mit seinem alten Thurme, waren völlig wie vor Alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wiese herab. Weidendes Vieh; die Berge hinter Realp waren ganz mit Schnee bedeckt, unten begränzt vom grünen vorstehenden Abhang, oben vom blauen Himmel. Schon war alle Mühe vergessen, der Appetit stellte sich ein. Ein Schlitten mit Kasen ging vorbei. Bächlein zur Wässerung der Matten. Granit mit viel Feldspath, aber noch immer sich zum Blättrigen neigend. Brücke über die Reuß. Wir erreichten das Hospital, wo wir zum goldnen Löwen oder der Post einkehrten.

Dienstag den 3. October 1797.

Um halb neune vom Hospital aufwärts. Wir sahen Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz und den ersten Schnee neben uns. Ein schöner breiter gleichförmiger Wasserfall strömte über Glimmerschieferplatten herunter, die gegen den Berg eingestürzt waren. Schöne Sonne. Kahles leeres Thal, abhängige abgewitterte Seiten. Die Blaue des klaren Himmels schätzten wir nach Ultramarin zu 30 Scudi. Ungeheure ganz glatte Wände des blättrigen Granits. Ueber große

Maſſen, Platten und Blöcke deſſelben Geſteins ſtürzte ſich ein abermaliger Waſſerfall. Wir nahten uns nun nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmerſand, Schnee, alles quillt um einen herum. Seen.

Ich fand den Pater Lorenz noch ſo munter und gutes Muthes, als vor zwanzig Jahren, und freute mich ſeiner verſtändigen und maßigen Urtheile über die gegenwartigen Verhaltniſſe in Mailand. Es war ſeit einigen Jahren ein Stammbuch eingeführt. Ein junger Menſch, Joſt Has von Luzern, zum kunftigen Poſtboten beſtimmt, wohnte ſeit acht Monaten beim Pater. Mineralienhandel der Kochin. Sie zeigte uns eine große Menge Adularien. Erzahlung wo ſie ſolche bernimmt. Wechſelnde mineralogiſche Moden: erſt fragte man nach Quarzkryſtallen, dann nach Feldſpathen, darauf nach Adularien und jetzt nach rothem Schörl (Titanit).

Nach der Obſervation eines gewiſſen Johnſton, die in des Capuziners Buch eingeſchrieben iſt, ſoll das Kloſter 46° 33″ 45‴ nördlicher Breite liegen.

Nach Tiſche gingen wir wieder hinunter und waren ſo leicht und bald im Hoſpital, daß wir uns verwunderten, und der Veraluft dieſe Wirkung zuſchrieben.

Im Hinuntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entſtehen, wenn die oberſten Enden einiger Granitwande verwittern, die andern aber ſtehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reußſchlucht, von der Teufelsbrücke herauf, quollen ſtarke Nebel, die ſich aber gleich an den Berg anlegten.

Mittwoch, den 4. October 1797.

Um halb neun vom Hoſpital ab zur Ruckreiſe nach Staſa. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Merkulo. Gnädiger Herr, nur Schaciwari!

Prinz. Ich will weg! dieſen Augenblick mich in die Einſamkeit des Gebirges verlieren.

Merkulo. Was wird die Prinzeſſinn, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken ſie doch auch nicht wen ſie vor ſich haben. Ohne das mindeſte Gefühl für das Hohe, Überirdiſche meiner Stimmung, raſſeln ſie mit knirſchenden Tönen der Vorhölle drein. Ach ihr goldnen Morgenträume, wo ſeyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böſe gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mäd-

frisch, ein wenig Reif war gefallen. Ueber Urſern, wo die Sonne hinſchien, zog ein horizontaler leichter Duft.

Zu Urſern beſuchten wir die Cabinette des Landammann Nager's und Dr. Halter's. Auch iſt ein Specereihandler, Carl Andreas Chriſten, daſelbſt, der mit Mineralien handelt; wollte man an ſie ſchreiben, ſo müßte man nicht verſäumen Urſern an der Matt auf die Adreſſe zu ſetzen. Wir kehrten in den drei Königen ein und aßen zu Mittag.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, ſtiegen feuchte Nebel uns entgegen, die ſich mit dem Waſſerſtaub vermiſchten, ſo daß man nicht wußte, woher ſie kamen und wohin ſie gingen. Die Steinart iſt ſich gleich; denn das Ungeheure läßt keine Mannichfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt, deren unzählige hier gefangen werden. Ein Zug Maulthiere begegnete uns, und der Thon des Kuhhornes erklang zu uns aus dem Thale herauf.

Bei Göſchenen belebte ein ſchöner Sonnenblick das Seitenthal; Nebel und Wolken vermehrten ſich an den Gipfeln, unter Waſen hingen ſie ſchon ſoſittenmäßig. Dort angelangt, kehrten wir wieder am Zoll ein, wo auch fünf Franzoſen zu Nacht blieben.

Donnerstag, den 4. October 1797.

Früh um 7 Uhr von Waſen ab. Oben an den Berggipfeln war der Nebel ſchon vertheilt, indem wir aber hinabſtiegen, wurden wir davon eingehüllt. Die Gebirge erſchienen im Nebel als ganz flache Maſſen. Ich ſprach mit Meyer über die Idee eine Reiſe als Halbroman zu ſchreiben, und wir ſcherzten über ſo viele halbe Genres. Wir kamen

wieder in die Region der Nußbaume, und nachdem wir im Gaſthofe zu Amſtag uns ein wenig erfriſcht hatten, gingen wir den Fußweg gegen Altdorf. Waſſer- und Brod-Gelubde der geizigen Wirthin.

Ich beobachtete die grüne Farbe des Waſſers im Vergleich mit dem Grünen des durchſchimmernden Talkes, ſo wie die Orangenfarbe des abgehauenen Erlenſtockes.

Anmuthige Gegend an der Reuß. Es iſt ein Fehler bei Fußreiſen, daß man nicht oft genug rückwarts ſieht, wodurch man die ſchönſten Ausſichten verliert.

Wir kamen wieder an die bemalte Kirche an der Jagdmatt, wo Jager und Hunde vor dem Hirſch knieen, der eine Veronica zwiſchen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen und gut gepuzt, aber es war niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hatte. Begriff von geiſtlicher und weltlicher Polizei.

Der Glimmerſchiefer geht noch weit ins Thal herunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfangt. Beſchneite höhere Gebirge in der Nahe veranlaßten die Frage: ob das Schnee-Niveau dieſer Berge mit dem Urſerner daſſelbe ſey? Wir ſprachen über Verkurzung des Wegs und Verbreiterung der Platze in Gedanken.

Am Wege ward eine Gemſe ausgehauen, bei welcher Gelegenheit man uns die Geſchichte eines Jagers erzahlte, der einen Mann ſtatt der Gemſe erſchoß, und dem zur Strafe verboten wurde, zehn Jahre lang kein Gewehr zu führen. Gemſen kommen noch öfters vor, ſo wie auch Murmelthiere, wovon wir mehrere im Hoſpital ſahen, die, noch im Felle, an der Luft trockneten.

Abends in Altorf verzehrten wir ein gutes und wohl bereitetes Berghuhn.

Freitag, den 6. October 1797.

Unter verschiedenen theoretischen Gesprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen nach Flueelen zum Vierwaldstädter See, um hinab nach Beckenried zu fahren. Die Schiffe sind sehr leicht gebaut, so daß eins nur drei Jahre hält. Das Steuerruder ist, wie die andern, nur mit einem leichten Ringe von Schlingholz befestigt. Die Bagage der Reisenden wird auf das Vordertheil der Schiffe gelegt, so wie man sich überhaupt mehr vorwärts setzt. Es ward von Gemsen, Lawinen und Stürmen gesprochen. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, besonders aber im Herbst, über die Berge von Mittag kommt und große Wellen und Wirbel aufregt. Wir kamen dem Arenberg näher; ungeheure Felswände ragen aufwärts, man kommt an eine Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Tellen Platte. Die Beleuchtung war sehr schön, die Capelle lag im Schatten, die Kronalp, wegen der Krone von Flötzen auf ihrer Höhe so genannt, lag in der Sonne. Alles Menschenwerk, wie auch alle Vegetation, erscheint klein gegen die ungeheuern Felsmassen und Höhe.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landspitze zu, wo dann nordöstlich die Schwyzer Mythenberge bald wieder erschienen. Ein Reiher flog auf. Wir kamen am Grütli vorbei, wo man kurz vor der Ecke Flötze wie Mauerwerk und Thürme, so wie Brunnen gegenüber, an der Ecke anmuthig überhangende Bäume sieht. Die Mythen lagen nun in völliger Breite vor uns; auch sah man einen Theil der Landbucht von Schwyz und die schönen nicht allzusteilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite fort und kamen an einem in Fels und Waldgebüsch am Ufer stehenden Wirthshause vorbei, wo

wir Piemonteſer Soldaten und Luzerner Frauen einnahmen. Man ſah Beckenried von weitem am dießſeitigen Ufer, in derſelbigen Richtung den Pilatusberg gegen Weſten in Wolken. Es entſtand ein Gegenwind, und wir kamen an der Gränze von Uri und Unterwalden vorüber, die ſehr leicht bezeichnet iſt.

Hier wird nun der Anblick, den See hinab, mannichfaltig groß und intereſſant: das linke Ufer iſt waldig und ſchön bewachſen, man ſieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, deſſen ſteiler Gipfel nach und nach ſanft bis in die Mitte des Bildes ablauft; hinter dieſen ſchönbewachſenen Strichen ahnet man die Flache von Stanz. Der wolkenbedeckte Pilatus blickte im Hintergrunde hervor; näher in derſelben Richtung ſieht man den mit Holz bewachſenen Bergrücken, der Unterwalden nordwarts gegen den Luzerner See begranzt. Rechts in der Nahe liegt Gerſau und im Weiterfahren ſieht man bald die Enge, durch die der See ſeine Wendung nordweſtwarts nimmt.

Eine beliebte Aepfelſorte wird in dieſer Gegend Breitacher genannt; die Italiäner nennen ſie Melaruzzi.

In der Nahe von Beckenried ſahen wir den Gipfel des Rigi, der tiefer hinab mit Wolken umhüllet war. Den See in nordweſtlicher Richtung hinabblickend, unterſchieden wir in der Ferne Weggis, einen Ort der durch einen langſam vorſchiebenden Kiesboden vor kurzer Zeit von der Stelle geſchoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei alles zu Grunde ging, was ſich auf der Oberflache befand, dauerte 14 Tage, ſo daß die Leute ihre Hauſer abtragen und das Holz wegſchoßen konnten. Ein Haus wurde dergeſtalt herumgedrebt, daß es, wie man uns ſagte, jetzt nach einer andern Seite hinſieht.

Wir erreichten um halb 1 Uhr Beckenried wo wir ausſtiegen, und ſogleich den Fußpfad nach Stanz weiter gingen, den angenehmſten Weg den man ſich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin, ſanft in die Höhe durch grüne Matten unter hohen Nuß- und andern Frucht-Bäumen durch und an reinlichen Häuſern vorbei, die an dem ſanften Abhang liegen. Wir kamen nun über eine breite Steinrutſche, die durch einen Gießbach heruntergeſchoben worden, welche Naturwirkung ſchon viel gutes Terrain weggenommen hat und noch mehr wegnehmen wird. Die Landleute haben ein fremdes Anſehen; ſie ſind wohlgebildet aber blaß; der feuchte Boden ſetzt ſie Scrophel- und Haut-Krankheiten aus. Der See macht hier einen Buſen gegen ein niedriges Land zu, das nordwärts durch die Mittagsſeite eines ſanft abhangenden Berges begränzt wird, welcher ſehr gut bebaut iſt. Die Bäume hingen voll Obſt; die Nüſſe wurden abgeſchlagen; die Bucht endigt ſich mit flachen ſumpfigen Wieſen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für dieſe Seite iſt, und ſahen Landleute mit Hanf beſchäftigt. Ein ſchön gepflaſterter Weg führt über eine Höhe, zwiſchen Matten hin, auf welchen Kühe ſchwelgten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeätzt, und wenn das Heu gemacht iſt, wachſen ſie abermals ſtark genug', ſo daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein ſchmales Thal zwiſchen eingezäunten Matten und endlich auf die ſchöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz liegt, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben. Wir traten im Gaſthofe zur Krone ein wo man, der Kirche gegenüber, auf einen hübſchen Platz ſieht. In der Mitte ſteht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried geſtellt iſt, mit den Speeren im Arm. Nikolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf

gemalten Fenſterſcheiben waren über verſchiedenen Wappen die Hauptmomente der Schweizer-Chronik aufgezeichnet. Wir laſen in einem Buche: „Kleiner Verſuch einer beſondern Geſchichte des Freiſtaates Unterwalden. Lucern 1789.“ In der Dedication fand ſich der ſonderbare Titel: Helvetiſch großmachtige.

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geſchichte des Landes.

Sonnabend, den 7. October 1797.

Fruh Nebel; doch der Schein der Morgenſonne hie und da auf den Gipfeln der Berge. Gegen 8 Uhr von Stanz ab auf dem Wege nach Stanzſtade. Man kommt uber flache Matten zwiſchen Bergen und glaubt zu bemerken, wie der ehemals hohere See hieher eingewirkt und das Erdreich zubereitet hat. Gegen Stanzſtade wird es ſumpfiger.

Es begegneten uns Mädchen, die auf den kleinen Strohhüten vier wechſelsweiſe roth und grüne Schleifen trugen. In Stanzſtade hielten wir uns nicht auf und waren bald am Landungsplatze am See, um von hier zu Schiffe nach Außnacht zu gehen. Es lagen ſchöne Sand- oder graue Wacken-Platten am Ufer aus dem Luzerniſchen hieher transportirt. Hier nun iſt rings umher der Anblick der Gegend gar angenehm, wegen der mannichfaltigen Berge, Buchten und Arme des Sees, die man deutlich ſieht oder ahnet. Bei etwas Nebel fuhren wir ab.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, hat man höchſt bedeutende Anſichten, denn der Charakter der Ufer variirt nach allen Seiten. Luzern liegt links gegen Weſten in ſeiner Bucht, umgeben von ſanften fruchtbaren

Höhen, welche sich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnacht hinreicht, erstrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnacht, so liegt rechts ein artiges Vorgebirg, von mannichfaltiger Gestalt, gut bewachsen und bebaut. Ostwärts ist das Wasser zwischen steilen und dunkelbewachsenen Wänden eingefaßt, und die Spitze von Gersau scheint nur einen geringen Durchgang in den obern Theil des Sees zu lassen. Nach Süden zurück sieht man nun den berühmten Wartthurm von Stanzstade, und den kleinen Ort auf seiner Fläche, umgeben von den mannichfaltigsten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen südwestlich der Pilatus hervorsieht.

Wir sahen uns überall nach dem Raynal'schen Monument um, aber vergebens; man wies uns den Felsen wo es gestanden hatte. Durch die Zuleitung des goldnen Knopfs auf der Spitze, ward es vom Bliß getroffen, beschädigt und abgetragen.

Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei, das aus sehr neuen Kalk- und Thon-Flötzen besteht. In Stanz, so wie in Uri ziehen sie Birnen an den Häusern, von denen wir einige von Stanz mitgenommen hatten, die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufgeschwollen waren, so daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben worden, ja sogar der Stiel saftige Exantheme an sich hatte.

In Küßnacht kehrten wir im Gasthof zum Engel ein, wo wir zu Mittag aßen, und bald nach Tisch auf der Straße nach Immensee weiter gingen. Wir hatten einen sanft in die Höhe steigenden angenehmen Weg; gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo sie wahrscheinlich als ungeheure Geschiebe liegen, herüber an die Straße geschafft hatte. Die Steinart ist die des Gotthards, nur weniger blättrig.

Wir erreichten die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldstädter und den Zuger See trennt, und wo eine Capelle zum Andenken von Geßlers Tode steht. Man sieht nun rückwärts von oben herunter eine anmuthig bebaute aufsteigende Bucht vom Luzerner See herauf. Wir fanden einige Castanienbaume, sehr schön bestandene Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Etwas weiter erblickten wir auch den Zuger See, von sanftabhängigen Bergen umgeben, in dessen südöstlichem Winkel man Art liegen sah.

In Immensee gingen wir zu Schiff und fuhren in nördlicher Richtung nach Zug. Die Schiffe sind klein, nur aus zwei Stücken zusammengesetzt, und gleichen also völlig einem großen ausgehöhlten Baumstamme; die Banke stehen durchaus quer und passen sauber in die Fugen; an den Seiten sind noch Breter angesetzt, an denen die kleinen Ruder angebracht sind, womit sie in geschwindem Tact sehr schnell fahren. Links ward ein Sandstein gebrochen. Sobald man um die vorstehende Ecke ist, nimmt der See nordwarts einen sehr heitern Charakter an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde beim Ausfluß sieht man Cham, worüber ein ferner, flacher Berg hervorragt. Rechts besteht das Ufer aus Thonflötzen, über denen man einen mit artigen Gruppen bewachsenen Berg sich hervorheben sieht. Sodann erscheint eine mit fruchtbaren Höhen begränzte angenehme Flache am See, mit dem weitläufigen Dorf Oberwyl. Man sieht wieder etwas Weinbau.

In Zug ans Land steigend kehrten wir im Ochsen ein. Der Ort ist alt aber reinlich und gut gebaut und liegt an einer Anhöhe. Er ist der Stapelort von den Gütern die nach

Zurich geben uni daher kommen, und liefert den kleinen Cantonen Töpferwaare, denen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Auch ſind verſchiedene Feuerhandwerke daſelbſt in guter Nahrung.

An den ſchönen eigentlich gemalten Scheiben im Wirthshaus bemerkte ich eine Farbe die ſich dem Purpur nahert, eigentlich aber nur eine Granat- oder Hyacinth-Farbe war. Man ſah daraus, daß ſie alles verſucht hatten um den Purpur in dieſen Fallen zu erſetzen.

Sonntag, den 8. October 1797.

Um 8 Uhr aus Zug auf der Straße über Baar nach Horgen zu am Züricher See. Man kommt ſogleich durch ein angenehmes Thal das hie und da an den Höhen etwas Fruchtbau hat, in den Tiefen und Flachen iſt Moorland.

Die Flache um Baar herum erſchien höchſt mannichfaltig. Gute Wieſen wechſeln mit Baumſtücken, naſſen Wieſen, Weiden und Erlen. Auf den beſten Wieſen wächſ't viel Leontodon. Der Ort iſt artig gebaut, man ſieht eine geraumige Gaſſe, ſo wie zwiſchen Wieſen und Garten zerſtreute Hauſer. Gleich hinter dem Ort erſtreckt ſich eine große Gemeinweide mit Obſtbäumen. Man kommt an einen Bach und ſteigt aufwärts, wo ich Ilex aquifolium fand. Der Weg geht ſodann auf einem Knüppelſtieg durch ein artiges Buſchholz, hinter welchem auf der freien Höhe man wieder Fruchtbau findet auf magerem doch gemiſchtem Boden. Rückwärts ſieht man nun einen Theil des Zuger Sees. Weiterhin wird der Boden ſumpfig und man findet keine Hauſer mehr. Der Fahrweg iſt abſcheulich. Saures Gras und niedres Röhrig wird zum Streuen gehauen.

Man kommt über die Sihlbrücke. Der Aufstieg gegenüber im Zürcher Gebiet ist steil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Ansicht des Zürcher Sees, den man rechts hat, so wie links das nördliche Ende des Zuger Sees. Man steigt hinab: es entwickelt sich eine große Mannichfaltigkeit nach dem See zu, und man kommt den letzten Theil des Weges auf einem abscheulich unterhaltenen Pflaster nach Horgen, dem Stapelorte der Waaren die von Zürich und Zug kommen.

Wir aßen im Löwen zu Mittag, wo wir zugleich einer schönen Aussicht genossen, und fuhren sodann gegen Abend bei anmuthigem Wetter in zwei Stunden zu Schiffe nach Stafa.

Stafa, Montag den 9. October 1797.

Früh am Tagebuch dictirt. Sodann die Schweizerchronik wegen der Geschichte des Tell gelesen und mit Meyer über die Behandlung derselben, so wie über Behandlung im Allgemeinen bei Gelegenheit der Schiller'schen Briefe gesprochen.

Dienstag, den 10. October.

Abschrift des Tagebuchs. Die Mineralien verzeichnet und eingepackt; darauf in Tschudi's Chronik weiter gelesen. Zeichnung Tells mit dem Knaben. Niobe, Vorlesung.

Mittwoch, den 11. October.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Friese des Julius Roman. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentinischen Kunstgeschichte. Ferneres Einpacken der Steine.

---

chen geschäftig, ein Dejeuné im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenstern mit Bratwürsten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Gesicht im Glanz der ersten Morgen-Sonne genießen.

Prinz. Ja mit Schellen und Klapperblechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!

Merkulo. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entschließungen sind rasch und fest.

Merkulo vor sich. Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß auf's schärfste dieses Heiligthum bewachen, daß

An Schiller.

Etsfa, den 11. October 1797.

An einem sehr regnichten Morgen bleibe ich, werther Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unserm Zustande zu geben, damit Sie wie bisher, uns mit Ihrem Geiste begleiten, und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurückgekehrt. Der Instinct, der mich zu dieser Ausflucht trieb, war sehr zusammengesetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effects den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloschen, und ich fühlte ein wunderſames Verlangen jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren. Ich war ein anderer Mensch geworden und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen. Meyer's Wohlbefinden und die Ueberzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig sind, wenn sie nach einigem Zwischenraum wieder erneut werden sollen, entschieden uns völlig, und wir reis'ten mit dem besten Wetter ab, das uns auch auf das vortheilhafteste eilf Tage begleitete. In der Beilage bezeichne ich wenigstens den Weg, den wir gemacht haben; ein vollständiges, obgleich aphoristisches Tagebuch theile ich in der Folge mit, indessen wird Ihre liebe Frau, die einen Theil der Gegenden kennt, vielleicht eins oder das andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unserer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen, die sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, welche wir auf dem Wege sehr eifrig

geführt hatten, indem die Materie von den vorzustellenden Gegenständen, von der Behandlung derselben durch die verschiedenen Künste, oft von uns in ruhigen Stunden vergenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung sind; am meisten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyer's Beschreibungen und Beurtheilungen so vieler Kunstwerke hören und lesen. Man erfahrt wieder bei dieser Gelegenheit, daß eine vollständige Erfahrung die Theorie in sich enthalten muß. Um desto sicherer sind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von so vielen Seiten auf die Sache los gehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zustande sprechen soll, so kann ich sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe zufrieden zu seyn. Bei der Leichtigkeit die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden ohne beladen zu seyn; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthards bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, und sich dann durch eine alte Chronik die vergangnen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, giebt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung, und die Ueberzahl

ſowohl des Ganzen als die Einſicht ins Einzelne wird beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer hier zu Hauſe iſt, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kennt und ſie in einem treuen Gedächtniſſe bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zuſammen gebracht, als ich mir vorſtellen konnte, und es iſt nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe ſind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit dieſem ſonderbaren Lande ſehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß, zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen, ſich auch ein poetiſcher hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin faſt überzeugt, daß die Fabel von Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anſtatt daß man ſonſt, um etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beſchränkte, höchſt bedeutende Local, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſo wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſo gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an ob aus dieſem Unternehmen etwas werden kann.

Nun aber entſteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft iſt, wo wir uns hinwenden ſollen, um ſowohl Meyer's Collectaneen als meinen eigenen alten und neuen Vorrath aufs bequemſte und baldigſte zu verarbeiten. Leider ſind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet, ſonſt läugne ich nicht daß ich recht geneigt

gewesen wäre hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde. Dazu kommt, daß es der geschickteste Platz gewesen wäre um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich aufs künftige Frühjahr den Reisenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürich selbst kann ich mir keine Existenz denken, und wir werden uns wohl nunmehr sachte wieder nach Frankfurt begeben.

Ueberhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Gewohnheit mangelt; es würde nämlich nicht schwer werden sich so einzurichten daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte. Denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die Langeweile ist demjenigen günstig der manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite; man empfangt mehr oder weniger als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genöthigt sich einen Augenblick zusammen zu nehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt daß man recht gut nach Italien gehen könnte: denn alles setzt sich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Ueberschwemmung so geschwind als möglich in seine alte Lage, und ich würde persönlich die Reise ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen abhielten. Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder, und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größern theoretischen und

praktiſchen Vereinigung zu gelangen, iſt eine der ſchönſten die mich nach Hauſe lockt. Wir wollen ſehen was wir noch alles unterwegs mitnehmen können. So hat Baſel wegen der Nähe von Frankreich einen beſondern Reiz für mich; auch ſind ſchöne Kunſtwerke, ſowohl ältere als ausgewanderte daſelbſt befindlich.

An Herrn Geh. Rath Voigt.

Stäfa, den 17. October 1797.

Wir ſind von unſerer Reiſe auf den Gotthard glücklich zurückgekommen; das Wetter hat uns ſehr begünſtigt und ein ziemlich umſtändliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt iſt man hier am See in der Weinleſe begriffen, die um deſto mehr die Menſchen erfreut, als der Wein im hohen Preis iſt und ſtark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen ſind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend, und die Franzoſen ſcheinen ſelbſt an den Schweizern Händel zu ſuchen; ſollte der Krieg wieder angehen, ſo iſt ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indeſſen wünſchte ich ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balcon meines Zimmers in die äußerſt cultivirten Beſitzungen dieſes Orts, den daran ſtoßenden See und die jenſeitigen Ufer mit den heiteren Ortſchaften, die ſich daran hinziehen. Wenn man mit dem Perſpectiv die Flächen durchlauft, ſo iſt es eine unendliche Welt, die man überſieht. Im Süden zeigen ſich die Gipfel der Berge bei Einſiedeln und Schwyz, jetzt ſchon ſtark beſchneit, während die ganze untere Landſchaft noch grün iſt und kaum einige Bäume durch roth und braune Tinten das Alter des Jahres verkündigen. Was

man ſonſt von Oekonomen wünſchen hört, den höchſten Grad von Cultur mit einer gewiſſen mäßigen Wohlhabenheit, das ſieht man hier vor Augen.

In acht Tagen wird ſich's entſcheiden, was wir wegen unſerer Rückreiſe zu beſchließen haben, da die ganze Welt ringsum ſich wieder zu verwirren drohet. Am Ende bleibt uns wohl nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hatte denken ſollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr kame, von Deutſchland abgeſchnitten zu werden!

Daß wir auf unſerer Reiſe brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken und ich habe deren faſt mehr, als billig iſt, aufgepackt. Wie ſoll man ſich aber enthalten, wenn man zwiſchen mehreren Centnern von Adularien mitten inne ſitzt! Unter mehreren bekannten Dingen bringe ich auch einige ſeltene und vorzuglich ſchöne Sachen mit. Ich wunſchte, ſchon lage alles ausgepackt vor Ihnen und ich genöſſe Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen und wir wollen ihr ruhig entgegengehn. Leben Sie indeß mit den werthen Ihrigen, denen ich mich beſtens empfehle, recht wohl. Meyer empfiehlt ſich zum beſten.

An den Herzog von Weimar.

Stäfa, den 17. October [illegible]

Kaum ſind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Cantone hinter ihren Felſen verſenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien der das Kriegsgeſchrei nach- und entgegenſchallt. Bis dieſer Brief Sie erreicht, wird manches entſchieden ſeyn; ich ſpreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nachſten.

Die Franzoſen haben an Bern einen Botſchafter geſchickt

mit dem Begehren: man solle den englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an: „Man sehe nicht ein, was er gegenwartig in der Schweiz zu thun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen.“ Die Berner haben geantwortet: „Es hange nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sammtlichen Cantone accreditirt sey.“ Der Französische Abgeordnete ist deßhalb nach Zürich gekommen. Das Weitere steht zu erwarten. Mir will es scheinen als suchten die Franzosen Händel mit den Schweizern. Die Ueberbliebenen im Directorium sind ihre Freunde nicht; in Barthelemy ist ihr Schutzpatron verbannt. Ein verstandiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Scenen mit erlebt hat, behaupter, daß es nicht sowohl der royalistischen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unsere eilftägige Reise, auf der wir die Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen, ist sehr vom Wetter begunstigt worden. Der Pater Lorenz ist noch so munter als wir ihn vor so viel Jahren kannten. Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, diese Gegenstande wieder zu sehen und mich in mehr als Einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntniß der Mineralogie war ein sehr angenehmes Hülfsmittel der Unterhaltung. Die Cultur dieser Gegenden, die Benutzung der Producte gewahrt einen sehr angenehmen Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes und die Straße des Gotthards war mit Zugen sehr schönen Viehes belebt. Es mögen dießmal wohl an 4000 Stück, deren jedes hier im Lande 10 bis 15 Louisd'or gilt, hinübergetrieben worden seyn. Die Kosten des Transports aufs Stück sind ungefahr 5 Laubthaler; geht

es gut, so gewinnt man aufs Stück zwei Louisd'or gegen den Einkaufspreis und also, die Kosten abgezogen, 3 Laubthaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen ins Land kommt. Eben so hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben und die Kase sind sehr gesucht, so daß ein undenkliches Geld einfließt.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balcon bei. Die Cultur ist um den Züricher See wirklich auf dem höchsten Punkt und der Augenblick der Weinlese macht alles sehr lebhaft.

Meyer empfiehlt sich zu Gnaden, er ist fleißig mit dem Pinsel und der Feder gewesen. Der letzte Kasten von Rom, der die Aldobrandinische Hochzeit enthalt, ist eben über Triest, Villach und Constanz angekommen. Nun sind alle unsere Schatze beisammen und wir können nun auch von dieser Seite beruhigt und erfreut unsern Weg antreten. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürich zu gehen und erwarten was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Gesinnungen.

An Herrn Cotta in Tübingen.

Stäfa, den 17. October 1797.

Wir sind von unserer Fuß- und Wasserreise glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zurich gehen. Dürfte ich Sie bitten alles was von nun an bei Ihnen anlangt bei Sich liegen zu lassen, bis ich es entweder selbst abhole oder einen Ort, wohin es gesendet

werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das sich überall wieder zu entzünden scheint, setzt einen Reisenden in eine sehr zweifelhafte Lage. Ich habe indessen von der kurzen Zeit den möglichsten Gebrauch gemacht. Von den Winterscenen des Gotthards, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weise fruchtbaren, genutzten, und in ihren Einwohnern emsigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürich, wo uns nun besonders die Weinlese umgiebt, haben wir uns in ein Museum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und sonstige Acquisitionen gebildet wird, und sind also von dem Formlosesten zu dem Geformtesten übergegangen. Besonders wichtig ist die Copie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit, die im eigentlichsten Sinne mit Kritik gemacht ist, um darzustellen, was das Bild zu seiner Zeit gewesen seyn kann und was an dem jetzigen, nach so mancherlei Schicksalen, noch übrig ist. Er hat dazu einen ausführlichen Commentar geschrieben, der alles enthält was noch über die Vergleichung des alten und leider so oft restaurirten Bildes mit seiner gegenwärtigen Copie und einer ältern Copie von Poussin, nach der die Kupferstiche gemacht sind, zu sagen ist. Das Bild selbst, das von einem geschickten Meister zu Titus Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtsinn auf die Wand gemalt, nunmehr so viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mangel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild ist 8 Fuß lang, 3½ Fuß hoch und die Figuren sind nicht gar zwei Fuß Leipziger Maaß; die Copie ist in allem, sowohl in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern dem Original möglichst gleich

gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinſt, wenn es bei mir aufgeſtellt ſeyn wird, das Vergnügen es zu beſchauen mit uns theilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wanderers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Gekluft?
Schöne Gottin! enthülle dich mir, und täuſche verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt, vor einem Sterblichen deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?

unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein ſetze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt.

Prinz. Leb wohl. ꝛc.

Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr und traurend entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinnrung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne: ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß!
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nanntеſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir brittiſches Dichter-Gefild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.

Steht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! das Mädchen
Wächſ't zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. —
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thatig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;

Vater! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott!
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen;
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche, maſſenweis, Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh Heruntergeſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor,

Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Stäfa, den 18. October 1797.

Eingepackt; kam zu Mittag der junge Escher. Wir gingen ſpazieren und beſchäftigten uns noch mit der Cultur des Ortes. Abends in Tſchudi's Chronik weiter geleſen.

Donnerstag, den 19ten.

Mit Einpacken beſchäftigt. Verſchiedene Spaziergange.

Freitag, den 20ſten.

Der Vorſatz abzureiſen durch Gegenwind verhindert.

Sonnabend, den 21ſten.

Früh 10 Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Eſcher.

Sonntag, den 22ſten.

Früh Herrn Eſcher's Cabinet geſehen, das ſehr ſchöne Suiten des Schweizergebirges enthalt.

Montag, den 23. October.

Besuch bei Professor Fasi und Hauptmann Bürkli; dann zu Chorherrn Rahn, dessen Cabinet kostbare Stücke der Schweizer Mineralien enthalt. Nach Tische zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

Dienstag, den 24sten.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füeßli im Rathhause gesehen; darauf in die Kunsthandlung. Nach Tische zu Mako, sodann zu Herrn Antistes Heß.

Herrn Ech. Rath Voigt.

Zürich, den 25. October 1797.

Ihre werthen Briefe vom 22. September bis den 6. October haben mich in Zürich aufs freundlichste empfangen, als wir von den obern Gegenden des Züricher Sees in die Stadt kamen. Die Heiterkeit womit Sie mich von den mancherlei Zuständen und Vorfallen die Ihnen nahe sind unterrichten, vermehrt den Muth und die Lust auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Basel zu sehen und alsdann über Schaffhausen, Tübingen und wahrscheinlich über Anspach und Nürnberg unsere Rückreise zu nehmen. Die Herbsttage haben hier noch viel angenehme Stunden und wir hoffen daß uns auch auf dem Wege die Jahreszeit günstig seyn soll.

Nun Einiges kürzlich über den Inhalt Ihrer gefälligen Briefe.

Daubre ist ein verdienstvoller Mann; wie er sich aus

den Decorationen des Schloſſes ziehen wird, wollen wir abwarten; ich zweifle, daß er die Mannichfaltigkeit der Motive habe die nöthig ſind, um einen ſo großen Raum mit Glück zu decoriren. Ich würde hierzu unter der gehörigen Aufſicht und der regulirenden Einwirkung eher Perſonen wahlen, die erſt ganz friſch Rom und Paris geſehen und ſich daſelbſt einen Reichthum der Mittel und einen Geſchmack der Zuſammenſetzung erworben haben. Indeſſen bin ich für meinen Theil zufrieden, wenn nur jemand die Sache in Theilen angiebt und im Ganzen dirigirt; denn auf- oder abgenommen iſt alles am Ende ganz einerlei was gemacht wird. Wenn man einen rechten Park ſehen will, ſo muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, ſo muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutſchland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunſt abgewinnen wollen, ſind alles vergebliche Bemühungen.

Verzeihen Sie mir dieſe gleichſam hypochondriſchen Reflexionen; ich freue mich Ihres guten Humors der aus Ihren freundſchaftlichen Briefen hervorleuchtet um deſto mehr als ich immer ſelbſt vielleicht allzuſehr zum Ernſte geneigt bin.

Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen ſehr braven Mann in dieſer Kunſt habe kennen lernen. Heute kommen uns von Baſel wieder Friedenshoffnungen; es bleibt uns nichts übrig als daß wir abwarten.

Laſſen Sie ſich unſer Theater einigermaßen empfohlen ſeyn. Ich freue mich, wenn der Almanach Ihnen etwas Angenehmes gebracht hat. Sowohl dieſer als der Vieweg'ſche ſollte ſchon aufgewartet haben, wenn meine Beſtellungen alle waren richtig beſorgt worden. Leben Sie recht wohl! Es iſt

eine der angenehmsten Hoffnungen der ich entgegen sehe, Sie noch vor Ende des nächsten Monats zu umarmen.

Herrn Oberconsistorialrat Böttiger.

Zurich, den 25. October 1797.

Es war unserm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürich auch einen Brief von Ihnen vorzufinden; denn besonders, seitdem die Aldobrandinische Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, so konnte der Wunsch nicht außen bleiben, dieses dem Moder und den Franzosen entrissene Bild schon in Weimar aufgestellt und auch von Ihnen beleuchtet zu sehen. Es wird, sorgfaltig eingepackt, auf der Reise mitgefuhrt, weil wir diesen Schatz fremden Handen und neuen Zufallen nicht aussetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder zusammen bin, haben wir viel theoretisirt und praktisirt, und wenn wir diesen Winter unsern Vorsatz ausführen und ein Epitome unserer Reise und Nichtreise zusammen schreiben, so wollen wir abwarten, was unsere Verlagsverwandten fur einen Werth auf unsere Arbeit legen; es soll keiner von der Concurrenz ausgeschlossen seyn. Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Octavbande zusammenzustellen und im dritten dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein specielleres Interesse erregen könnte. Davon soll denn bei unserer nachsten Zurückkunft weiter gehandelt werden und desto ausfuhrlicher als wir uns Ihre Beihulfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugniß, das Sie unserm Theater geben, hat

mich ſehr beruhigt, denn ich läugne nicht, daß der Tod der Becker mir ſehr ſchmerzlich geweſen. Sie war mir in mehr als Einem Sinne lieb. Wenn ſich manchmal in mir die abgeſtorbene Luſt, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, ſo hatte ich ſie gewiß vor Augen und meine Mädchen und Frauen bildeten ſich nach ihr und ihren Eigenſchaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; ſie überraſchte mich in den formloſen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünſchte daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen ſeyn möchte.

Ueber die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunſtſchätze der alten und mittlern Zeit recenſirt hat, werden Sie erſtaunen, und ſich erfreuen wie eine Kunſtgeſchichte aus dieſen Trümmern gleichſam wie ein Phönix aus einem Aſchenhaufen aufſteigt. Wie wichtig ein ſolcher neuer Pauſanias ſey, fällt erſt in die Augen, wenn man recht deutlich anſchaut, wie die Kunſtwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereigniſſe zerſtreut und zerſtört werden. Wie manche Unterhaltung ſoll uns dieß und alles was damit verwandt iſt, dieſen Winter geben. Gegenwärtig wollen wir nur noch von Baſel in das nicht gelobte Land hinüberſehen und dann wahrſcheinlich über Schaffhauſen und durch Schwaben unſern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unſerer.

Das Exemplar des Vaſenheftes ſoll von Frankfurt wieder zurückkommen. Den neuen Muſenalmanach habe ich noch nicht geſehen; da ihm das Gewürz der Bosheit und Verwegenheit mangelt, ſo fürchte ich, daß er ſich mit ſeinem vorjährigen Bruder nicht werde meſſen können.

Nochmals ein Lebewohl und die beſten Grüße an Freund Wieland, deſſen freundliche wohlbehaltene Tochter ich geſtern mit Freuden geſehen habe; das Enkelchen ſchlief, ſonſt konnte ich von dem auch einige Nachricht geben.

An Schiller.

Zürich, den 25. October 1797.

Ehe ich von Zurich abgehe nur einige Worte! denn ich bin ſehr zerſtreut und werde es wohl noch eine Weile bleiben. Wir gedenken auf Baſel, von da auf Schaffhauſen, Tübingen und ſo weiter zu gehen; wahrſcheinlich treffe ich am letzten Orte wieder etwas von Ihnen an. Keinen Musenalmanach, keinen Hermann habe ich noch geſehen, alles das und mehreres wird mir denn wohl in Deutſchland begegnen.

Wäre die Jahreszeit nicht ſo weit, ſo ſahe ich mich wohl noch gern einen Monat in der Schweiz um, mich von den Verhältniſſen im Ganzen zu unterrichten. Es iſt wunderbar, wie alte Verfaſſungen, die bloß auf Seyn und Erhalten gegründet ſind, ſich in Zeiten ausnehmen, wo alles zum Werden und Verändern ſtrebt. Ich ſage heute weiter nichts als ein herzliches Lebewohl. Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

*

Wir hatten kaum in dieſen Tagen unſer Schema über die zuläßlichen Gegenſtände der bildenden Kunſt, mit großem Nachdenken entworfen, als uns eine ganz beſondere Erfahrung in die Quere kam. Ihnen iſt die Zudringlichkeit des Vulcans gegen Minerva bekannt, wodurch Erichthonius producirt wurde. Haben Sie Gelegenheit, ſo leſen Sie dieſe Fabel ja in der ältern Ausgabe des Hederich nach, und

Vierter Act.

Andrasons Schloß,

ine rauhe und felsige Gegend, Höhle im Grunde.

Mandandanens Kammerdiener als Arkala:
hus tritt auf mit einem Reverenz, und spricht
en Prologus.

Herrn und Frauen allzugleich,
Seht wohl, das hier ist Plutons Reich,
nd ich, wie ich mich vor euch stelle,
as ich zuerst bedeuten muß,
h nenne mich Arkalaphus,
nd bin Hofgärtner in der Hölle.

denken dabei: daß Raphael daher Gelegenheit zu einer der angenehmſten Compoſitionen genommen hat. Was ſoll denn nun dem glücklichen Genie gerathen oder geboten ſeyn?

*

Später.

Ich habe vorhin über einen Fall geſcherzt, der uns unvermuthet überraſcht und erfreut hat; er ſchien unſere theoretiſchen Bemühungen umzuſtoßen und hat ſie aufs neue beſtärkt, indem er uns nöthigte, die Deduction unſerer Grundſätze gleichſam umzukehren. Ich drücke mich alſo hierüber nochmals ſo aus:

Wir können einen jeden Gegenſtand der Erfahrung als einen Stoff anſehen, deſſen ſich die Kunſt bemächtigen kann, und da es bei derſelben hauptſächlich auf die Behandlung ankommt, ſo können wir die Stoffe beinahe als gleichgültig anſehen; nun iſt aber bei näherer Betrachtung nicht zu läugnen, daß die einen ſich der Behandlung bequemer darbieten als die andern, und daß wenn gewiſſe Gegenſtände durch die Kunſt leicht zu überwinden ſind, andere dagegen unüberwindlich ſcheinen. Ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entſcheiden: aber die Erfahrung lehrt uns, daß in ſolchen Fällen die größten Meiſter wohl angenehme und lobenswürdige Bilder gemacht, die aber keineswegs in dem Sinne vollkommen ſind, als die, bei welchen der Stoff ſie begünſtigte. Denn es muß ſich die Kunſt ja faſt ſchon erſchöpfen, um einem ungünſtigen Gegenſtande dasjenige zu geben, was ein günſtiger ſchon mit ſich bringt. Bei den ächten Meiſtern wird man immer bemerken, daß ſie da, wo ſie völlige freie Hand hatten, jederzeit günſtige Gegenſtände wählten und ſie mit glücklichem Geiſte ausführten. Gaben ihnen Religions- oder andere Verhältniſſe

andere Aufgaben, so suchten sie sich zwar so gut als möglich herauszuziehen, es wird aber immer einem solchen Stuck etwas an der höchsten Vollkommenheit, das heißt an innerer Selbstständigkeit und Bestimmtheit, fehlen. Wunderbar ist es, daß die neuern, und besonders die neusten Künstler, sich immer die unüberwindlichen Stoffe aussuchen und auch nicht einmal die Schwierigkeiten ahnen mit denen sie dann zu kämpfen haben; und ich glaube daher: es wäre schon viel für die Kunst gethan, wenn man den Begriff der Gegenstände, die sich selbst darbieten und anderer die der Darstellung widerstreben, recht anschaulich und allgemein machen könnte.

Aeußerst merkwürdig ist mir bei dieser Gelegenheit, daß auch hier alles auf die Erörterung der Frage ankame, welche die Philosophen so sehr beschäftigt: in wie fern wir nämlich einen Gegenstand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenstand an sich ansehen dürfen, oder ihn als unser Werk und Eigenthum ansehen müssen. Denn wenn man der Sache recht genau nachgeht, so sieht man, daß nicht allein die Gegenstände der Kunst, sondern schon die Gegenstände zur Kunst eine gewisse Idealität an sich haben; denn indem sie bezüglich auf Kunst betrachtet werden, so werden sie durch den menschlichen Geist schon auf der Stelle verändert. Wenn ich nicht irre, so behauptet der kritische Idealismus so etwas von aller Empirie, und es wird nur die Frage seyn, wie wir in unserm Falle, in welchem wir, wo nicht eine Erschaffung, doch eine Metamorphose der Gegenstände annehmen, uns so deutlich ausdrücken, daß wir allgemein verständlich seyn, und daß wir auf eine geschickte Weise den Unterschied zwischen Gegenstand und Behandlung, welche beide so sehr zusammenfließen, schicklich bezeichnen können.

Donnerstag den 26. October 1797.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen fuhren wir früh 8 Uhr von Zürich ab die Straße nach Schaffhausen. In der Gegend von Bulach fanden wir den Weinstock niedergelegt, welches am Zuricher See nicht geschieht.

Um 12 Uhr waren wir in Eglisau, wo wir im Gasthof zum Hirsch einkehrten, am vorbeifließenden Rhein, und um halb zwei weiter fuhren.

Dunkler Streif zwischen dem Regenbogen sehr sichtbar. In der Nähe des Rheinfalles stiegen wir aus und gingen den Weg hinab. Die Dämmerung trat ein, und wir hatten einen bösen Fußweg nach Schaffhausen.

Freitag den 27. October.

Früh von Schaffhausen ab, auf der Straße nach Tübingen. Seitwärts am Wege sieht man die drei Basaltfelsen: Hohen-Twiel, Hohen-Kraben und Hohen-Höwen. Gegen Mittag in Engen. Geschichte des Bauern, der sein schlechtes Häuschen anmalen ließ und darüber immer Einquartierung bekam. Abends in Tuttlingen.

Sonnabend den 28. October.

Bis Balingen.

Aeußerungen der Schalkheit.

Auf Fragen schiefe Antworten.
Nichts loben.
Alles wo nicht tadeln, doch nicht recht finden und das Gegentheil wünschen.
Das Taubseyn.

Das Schweigen.
Temporar im Gegenſatz der Geſprächigkeit des Mannes.
Perpetuirlich.
Ohnmacht wobei man gut hört.
Negative durch übelplacirte Thätigkeit.

Sonntag den 29. October.

Bis Tübingen, wo wir zwei Tage verweilten.

An Schiller.

Tübingen, den 30. October 1797.

Wir haben die Tour auf Baſel aufgegeben und ſind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahreszeit, Wetter und Weg, ſind nun nicht mehr einladend, und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, ſo können wir uns nun nach Hauſe wenden; welchen Weg wir nehmen, iſt noch unentſchieden.

Viel Glück zum Wallenſtein! Ich wünſche, daß wenn wir kommen, ein Theil ſchon ſichtbar ſeyn möge. Meyer grüßt beſtens. Möchten wir Sie mit den Ihrigen recht geſund finden. Auf der Halfte des Wegs, von Frankfurt oder Nurnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geſchrieben: er geht nach Baſel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiederſehens.

Mittwoch den 1. November.

Früh 6 Uhr von Tübingen über Echterdingen, wo wir im Gasthof zum Hirsch Mittag hielten. Nachts in Stuttgart logirten wir im schwarzen Adler.

Donnerstag den 2. November.

Morgens 5 Uhr von Stuttgart abgefahren auf der Straße nach Nürnberg. Bei Kannstadt, wo wir über den Neckar gingen und später bei Waiblingen, trafen wir eine große Anzahl Wagen und Mehlfässer. Der Weg ging den ganzen Tag sehr angenehm an Hügeln vorbei und über Flächen mit Wiesen, Frucht- und Weinbau. Wir kamen durch manchen anmuthig gelegenen Ort und erreichten Abends Gmünd, die freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben. Die Stadt hat zwei Walle und manche sehr alte Hauser. Wir logirten in der Post.

Freitag den 3. November.

Früh 6 Uhr aus Gmünd. Vor der Stadt große Wagenburg und Geschütz. Mittags in Aalen, wo wir schöne Madchen sahen. Hinter Buch geht der Weg aufwarts nach Schwabsberg, wo man Ellwangen vor sich auf der Höhe sieht und die Jart unten im Thale fließt. Nachts in Ellwangen.

Sonnabend den 4. November.

Früh von Ellwangen ab. Man fahrt den Weg nach dem Schloß hinauf, dann auf der fruchtbaren Höhe fort, wo man gegenüber einen schönen Berg liegen sieht. Später fuhrt

der Weg in eine Tiefe durch Tannenwald, auf rothem sandigem Boden. Man sieht einige Fischteiche mit Wald umgeben.

Mittags in **Dinkelsbühl**. Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich und hat zwei Walle. Nachts in **Großen-Riedt**.

Sonntag den 5. November.

Morgens 6 Uhr von Großen-Riedt weiter. Man kommt durch kleine Waldpartien und Tannenwäldchen über fruchtbare Felder und durch ein Thal mit viel Hopfenbau und einigen Mühlen.

Gegen Abend in **Schwabach**. Die Stadt liegt in einem ganz flachen fruchtbaren Thale. Die innere Stadt ist alt, hat aber hie und da einige schöne neue Häuser. Besonders sind vor den Thoren viele meist ganz von Steinen aufgeführt. Wir logirten im **Lamm**.

*

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.
Und immer leise: dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle: klap, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap
Was ich im Herzen fühle.

*

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen

Und wendete ſich ab;
Ich glaube gar ſie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur ſo viel Geſindel
Im Hauſe ſich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten
Die machten's teufliſch arg.

Montag, den 6. November.

Früh von Schwabach auf gutem Wege über Reichelsdorf, Eubach und Schweinau nach Nürnberg, wo wir Vormittags 10 Uhr ankamen und im rothen Hahn Logis nahmen.

An Schiller.

Nürnberg, den 10. November 1797.

Wir haben zu unſerer beſondern Freude Knebeln hier angetroffen, und werden daher etwas länger als wir gedachten verweilen. Die Stadt bietet mancherlei Intereſſantes an, alte Kunſtwerke, mechaniſche Arbeiten, ſo wie ſich auch über politiſche Verhältniſſe manche Betrachtungen machen laſſen. Ich ſage Ihnen daher nur ein Wort des Gruſſes und ſende ein Gedicht. Es iſt das vierte zu Ehren der ſchönen Müllerin. Das dritte iſt noch nicht fertig; es wird den Titel haben: Verrath und die Geſchichte erzählen, da der junge Mann in der Mühle übel empfangen wird.

Wir haben in dem freundlichen Cirkel der Kreisgesandten bereits einige frohe Tage verlebt, und gedenken erst den 15. von hier abzugehen. Wir werden den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Cronach nehmen, und so hoffe ich denn in wenig Tagen das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu umarmen und über hundert Dinge ihre Gedanken zu erfragen.

Aus einer Reise

am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen die den Fluß begrenzen,
Weingeschmückten Landschaften,
Mayer mit Cedernflügeln,
Ihr den treuen Freund begleiten.

Die Charge iſt hier unten neu:
Denn eh'mals war Elyſium dadrüben,
Die rauhe Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben ſo dabey. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elyſium zu ſchön.
Man ſprach ſo lang', bis daß der feine Guſto
ſiegte,
Und Pluto ſelbſt den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu ſehn.

Da ſchleppen nun Tiranen ohne Zahl,
Den alten Siſyphus mit eingeſchloſſen,
Raſtlos geſchunden und verdroſſen,
Gar manches ſchöne Berg und Thal
Zuſammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müſſen die ewigen Felſen jetzt!
Und, gält's tauſend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vuë zurecht geſetzt.

Sanct-Rochus-Fest zu Bingen.

Am 16. August 1814.

Vertraute, gesellige Freunde, welche schon wochenlang in Wiesbaden der heilsamen Cur genossen, empfanden eines Tages eine gewisse Unruhe, die sie durch Ausführung längst gehegter Vorsätze zu beschwichtigen suchten. Mittag war schon vorbei und doch ein Wagen augenblicklich bestellt, um den Weg ins angenehme Rheingau zu suchen. Auf der Höhe über Bieberich erschaute man das weite, prachtige Flußthal mit allen Ansiedelungen innerhalb der fruchtbarsten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen so schön, als man ihn am frühen Morgen schon öfters genossen, wenn die aufgehende Sonne so viel weiß angestrichene Haupt- und Giebel-Seiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Flusse und auf den Höhen beleuchtete. In der weitesten Ferne glanzte dann vor allen das Kloster Johannisberg, einzelne Lichtpunkte lagen dieß- und jenseits des Flusses ausgesaet.

Damit wir aber sogleich erführen daß wir uns in ein frommes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach ein italianischer Gypsgießer, auf dem Haupte sein wohlbeladenes Bret gar kühnlich im Gleichgewichte schwenkend. Die darauf schwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man sie

nordwärts antrifft, farblose Götter- und Helden-Bilder, sondern, der frohen und heitern Gegend gemäß, bunt angemalte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über allen; aus den vierzehn Nothhelfern waren die vorzüglichsten auserlesen; der heilige Rochus, in schwarzer Pilgerkleidung stand voran, neben ihm sein brodtragendes Hündlein.

Nun fuhren wir bis Schierstein durch breite Kornfelder, hie und da mit Nußbäumen geschmückt. Dann erstreckt sich das fruchtbare Land links an den Rhein, rechts an die Hügel, die sich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erscheint die Lage von Wallus, unter einem Rheinbusen, wie auf einer Landzunge. Durch reich befruchtete, sorgfältig unterstützte Obstbäume hindurch sah man Schiffe segeln, lustig, doppelt begünstigt, stromabwärts.

Auf das jenseitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortschaften zeigen sich, aber bald muß der Blick wieder herüber: in der Nähe steht eine Capellenruine, die, auf grüner Matte, ihre mit Epheu begrünten Mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun schieben Rebhügel sich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die Einquartierungskreide an den Hausthüren noch nicht ausgelöscht. Weiterhin erscheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbst auf flachem, wenig abhängigem Boden wechseln Rebstücke und Kornfelder, entferntere Hügel rechts ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und so, in freier umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umkränzter Fläche liegt Elfeld, gleichfalls nah am Rheine, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Thürme einer alten Burg so wie der Kirche deuten schon auf eine

größere Landstadt, die sich auch inwendig, durch ältere, architektonisch verzierte Häuser und sonst auszeichnet.

Die Ursachen, warum die ersten Bewohner dieser Ortschaften sich an solchen Plätzen angesiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geschäft seyn. Bald ist es ein Bach der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günstige Lage zum Landen und Ausladen, bald sonst irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man sieht schöne Kinder und erwachsen wohlgebildete Menschen, alle haben ein ruhiges, keineswegs ein hastiges Ansehen. Lustfuhren und Lustwandler begegneten uns fleißig, letztere öfters mit Sonnenschirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchst beschwerlich.

Unter Elfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunstgärten umgebenes Landhaus. Noch sieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt sich. Orte drängen sich, Höfe fügen sich dazwischen, so daß sie, hintereinander gesehen, sich zu berühren scheinen.

Alles dieses Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem Kiesboden, der mehr oder weniger mit Leimen gemischt, den in die Tiefe wurzelnden Weinstock vorzüglich begünstigt. Die Gruben die man zu Ueberschüttung der Heerstraße ausgegraben, zeigen auch nichts anderes.

Erbach ist, wie die übrigen Orte, reinlich gepflastert, die Straßen trocken, die Erdgeschosse bewohnt und, wie man durch die offenen Fenster sehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palastähnliches Gutsgebäude, die Garten erreichen den Rhein, köstliche Terrassen und schattige Lindengänge durchschaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Charakter an: es ist nur ein Theil desselben, die vorliegende Aue beschränkt ihn

und bildet einen mäßigen aber frisch und kräftig strömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still, man erquickt sich an einem reichlich quellenden Röhrwasser; dieses ist der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflachen sich, ihre sanften Seiten und Rücken sind mit Weinstöcken überdrangt. Links Fruchtbäume. Nah am Fluß Weidichte, die ihn verstecken.

Durch Hattenheim steigt die Straße; auf der, hinter dem Ort, erreichten Höhe ist der Lehmenboden weniger kiesig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböscht. Reichardtshausen, ehemaliges Klostergut, jetzt der Herzogin von Nassau gehörig. Die letzte Mauerecke durchbrochen, zeigt einen anmuthig beschatteten Akaziensitz.

Reiche, sanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht sich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Garten-Bau benutzt, die mindeste Erhöhung zu Wein. Oestreich in einiger Entfernung vom Wasser, auf ansteigendem Boden, liegt sehr anmuthig: denn hinter dem Orte ziehen sich die Weinhügel bis an den Fluß, und so fort bis Mittelheim, wo sich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des Langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Lange gezogen, Winkelhaftes läßt sich dagegen nichts bemerken.

Vor Geisenheim erstreckt sich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wohl noch jetzt bei hohem Wasser

überschwemmt; es dient zu Garten- und Klee-Bau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer ziehen sich schön gegen einander; die Aussicht jenseits wird freier. Ein weites hüglichtes Thal bewegt sich, zwischen zwei ansteigenden Höhen, gegen den Hundsrück zu.

Wie man sich Rüdesheim nahert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verschlossen gewesen, das hier aufgehaltene, zurückgestauchte Wasser diese Niederung ausgeglichen, und endlich, nach und nach ablaufend und fortströmend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und so gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gasthof zur Krone, unfern des Thores anmuthig gelegen, sogleich anlockte.

Er ist an einen alten Thurm angebaut, und läßt aus den vordern Fenstern rheinabwärts, aus der Rückseite rheinaufwarts blicken; doch suchten wir bald das Freie. Ein vorspringender Steinbau ist der Platz, wo man die Gegend am reinsten überschaut. Flußaufwärts sieht man von hier die bewachsenen Auen, in ihrer ganzen perspectivischen Schönheit. Unterwärts am gegenseitigen Ufer, Bingen, weiter hinabwarts den Mäusethurm im Flusse.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich, nahe am Strom, ein Hügel gegen das obere flache Land. Er läßt sich als Vorgebirg in den alten höhern Wassern denken. An seinem östlichen Ende sieht man eine Capelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche so eben vom Kriegsverderben wieder hergestellt wird. An einer Seite stehen noch die Rüststangen; dessen ungeachtet aber soll morgen das Fest gefeiert werden. Man glaubte, wir seyen deßhalb hergekommen und verspricht uns viel Freude.

Und so vernahmen wir denn: daß während der Kriegszeiten, zu großer Betrübniß der Gegend, dieses Gotteshaus entweiht und verwüstet worden. Zwar nicht gerade aus Willkur und Muthwillen, sondern weil hier ein vortheilhafter Posten die ganze Gegend überschaute, und einen Theil derselben beherrschte. Und so war das Gebaude denn aller gottesdienstlichen Erfordernisse, ja aller Zierden beraubt, durch Bivouacs angeschmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdestallung geschandet.

Deßwegen aber sank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Pest und ansteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten bisher nicht zu denken: denn der Feind argwöhnisch und vorsichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge, als gefahrliche Zusammenkünfte, Gemeinsinn befördernd und Verschwörungen begünstigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Fest gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vortheilen örtlicher Wallfahrt sich überzeugt fühlten, durch große Noth gedrängt, das Aeußerste zu versuchen. Hiervon erzahlen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beispiel. In tiefer Winternacht erblickten sie einen Fackelzug, der sich ganz unerwartet, von Bingen aus, den Hügel hinauf bewegte, endlich um die Capelle versammelte, dort, wie man vermuthen konnen, seine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen französischen Behörden dem Drange dieser Gelobenden nachgesehen, da man sich ohne Vergünstigung dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, ist niemals bekannt geworden, sondern das Geschehene blieb in tiefer Stille begraben.

Alle Rüdesheimer jedoch, die ans Ufer laufend, von diesem Schauspiel Zeugen waren, versichern: seltsamer und schauderhafter in ihrem Leben nichts gesehen zu haben.

Wir gingen sachte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute sich über die Wiederherstellung der nachbarlichen heiligen Stätte: denn obgleich Bingen vorzüglich diese Erneuerung und Belebung wünschen muß, so ist es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für die ganze Gegend, und deßhalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechselverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an diesen Heiligen unterhalten, soll glänzend wieder hergestellt werden. Die ganze umliegende Gegend ist in Bewegung, alte und neue Gelübde dankbar abzutragen. Dort will man seine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Masse so vieler zu erwartenden Fremden längst vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter solchen frommen und heitern Aussichten, wobei wir den Fluß und das jenseitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir, das weit sich erstreckende Rüdesheim hinab, zu dem alten, römischen Castell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung sich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Besitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine schnell belehrende und erfreuliche Uebersicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof: der Raum ist eng, hohe schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzusehen, denn die Steine sind äußerlich unbehauen, eine kunstlose Rustica. Die steilen Wände sind durch neuangelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Contrast wohleingerichteter Zimmer und großer, wüster, von Wachfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt, auf thurmartigen Zinnen, die

herrlichſte Ausſicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indeſſen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken ſind Thürme, Mauerhöhen und Flächen zuſammengehangt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwiſchen; ſie waren dießmal regenbedürftig, wie die ganze Gegend.

Nun, im klaren Abendlichte, lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieſer uralten. Dann iſt die Ausſicht reizend über die unſchatzbaren Weinberge; ſanftere und ſteilere Kieshügel, ja Felſen und Gemäuer, ſind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch ſonſt noch von geiſtlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrſcht über alles.

Nun mußte denn wohl, im Angeſicht ſo vieler Rebhügel, des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es iſt mit dieſem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthatigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; eben ſo iſt auch ein gutes Weinjahr in aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenſchaft des Trefflichen: er iſt zugleich köſtlich und reichlich.

In Dammerung verſank nach und nach die Gegend. Auch das Verſchwinden ſo vieler bedeutender Einzelheiten ließ uns erſt recht Werth und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geſchieden ſeyn.

Unſer Rückweg ward aufgemuntert durch fortwahrendes Kanoniren von der Capelle her. Dieſer kriegeriſche Klang gab Gelegenheit an der Wirthstafel des hohen Hügelpunktes als militariſchen Poſtens zu gedenken. Man ſieht von da das ganze Rheingau hinauf, und unterſcheidet die meiſten Ortſchaften, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerksam, daß wir von der Höhe über Bieberich, schon die Rochus-Capelle, als weißen Punkt von der Morgensonne beleuchtet, deutlich öfters müßten gesehen haben, deſſen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei allem dieſem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenſtand der Verehrung betrachtete, da er, durch das geſeſſelte Zutrauen, dieſen Hader- und Kriegs-Poſten augenblicklich wieder zum Friedens- und Verſöhnungs-Poſten umgeſchaffen.

Indeſſen hatte ſich ein Fremder eingefunden und zu Tiſche geſetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deßhalb ſich um ſo unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgeſinnten Geſellſchaft fand ſich, daß er, obgleich Katholik, gewiſſermaßen ein Widerſacher des Heiligen ſey. Am ſechzehnten Auguſt, als am Feſttage, während ſo viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr am ſelbigen Tage, wurde ſein Sohn bleſſirt; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gaſt verſetzte darauf: bei einzelnen Fällen komme es hauptſächlich darauf an, daß man ſich an den eigentlichen Heiligen wende, in deſſen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunſt zu wehren, ſey St. Florian beauftragt; den Wunden verſchaffe St. Sebaſtian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, ſo wiſſe man nicht ob St. Hubertus vielleicht Hülfe geſchafft hätte? Im Uebrigen ſey den Glaubigen genugſamer Spielraum gegeben, da im Ganzen vierzehn heilige Nothhelfer aufgeſtellt worden. Man ging die Tugenden derſelben durch und fand daß es nicht Nothhelfer genug geben könne.

Um dergleichen, selbſt in heiterer Stimmung, immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend geſtirnten Himmel, und verweilte ſo lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als Null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir treten ſogleich heraus, nach den grauen Rheinſchluchten hinab zu blicken, ein friſcher Wind blies von dorther uns ins Angeſicht, günſtig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt ſind die Schiffer ſämmtlich rege und beſchäftigt, die Segel werden bereitet, man feuert von oben, den Tag anzufangen wie man ihn Abends angekündigt. Schon zeigen ſich einzelne Figuren und Geſelligkeiten, als Schattenbilder am klaren Himmel, um die Capelle und auf dem Bergrucken, aber Strom und Ufer ſind noch wenig belebt.

Leidenſchaft zur Naturkunde reizt uns eine Sammlung zu betrachten, wo die metalliſchen Erzeugniſſe des Weſterwaldes, nach deſſen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitenbach vorliegen ſollten. Aber dieſe wiſſenſchaftliche Betrachtung wäre uns faſt zum Schaden gediehen: denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhafteſter Bewegung. Maſſenweiſe ſtrömen ſie an Bord und ein überdrangtes Schiff nach dem andern ſtößt ab.

Druben, am Ufer her, ſieht man Schaaren ziehen, Wagen fahren, Schiffe aus den obern Gegenden landen daſelbſt. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menſchen, auf mehr oder weniger gahen Fußpfaden, die Höhe zu erſteigen bemüht. Fortwährendes Kanoniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortſchaften.

Nun iſt es Zeit! auch wir ſind mitten auf dem Fluſſe, Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgeſtiegen

Um Eins nur iſt es Jammerſchade,
Um's ſchöne Erdreich in Elyſium!
Aber es iſt keine Gnade,
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat:
Aber hier! ſechs Meilen herum ſind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht
ſatt;
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die liebſten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannigfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt uns alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſeyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elyſiums die ſchönſten Bäume aus,
Und ſetzen ſie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,

bemerken wir sogleich, mit geologischer Vorliebe, am Fuße des Hügels wundersame Felsen. Der Naturforscher wird von dem heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Conglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein, im Augenblicke des Werdens, zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns mehr als kleine Bröckchen zu gewinnen. — Möge bald ein reisender Naturforscher diese Felsen naher untersuchen, ihr Verhaltniß zu den altern Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, mir davon gefalligst Nachricht, nebst einigen belehrenden Musterstücken zukommen lassen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den steilsten, zickzack über Felsen springenden Steig erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und scherzend. Es war die Tafel des Cebes im eigentlichsten Sinne, bewegt, lebendig; nur daß hier nicht so viel ableitende Nebenwege statt fanden.

Oben um die Capelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa dreißig Fuß, das Chor im Grunde vielleicht zwanzig. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlhäbigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe und die Capelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Haupt-Vierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dieß in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete

den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte so lange man konnte; aber einer verdrangte den andern, und so ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinausgeschoben.

Aeltere Männer von Bingen treten zu uns, den Herzoglich Nassauischen Beamten, unsern werthen Geleitsmann, freundlich zu begrüßen, sie rühmen ihn als einen guten und hülfreichen Nachbar, ja, als den Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Fest mit Anstand zu feiern. Nun erfahren wir, daß, nach aufgehobenem Kloster Eibingen, die innern Kirchenerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtstühle, an die Gemeine zu Bingen, zu völliger Einrichtung der Rochus-Capelle, um ein Billiges überlassen worden. Da man sich nun von protestantischer Seite dergestalt förderlich erwiesen, gelobten sämmtliche Bürger Bingens, gedachte Stücke persönlich herüber zu schaffen. Man zog nach Eibingen, alles ward sorgfältig abgenommen, der einzelne bemächtigte sich kleinerer, mehrere der größern Theile, und so trugen sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab an das Wasser; dort wurden sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer ausgeschifft und abermals, auf frommen Schultern, die mannichfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das alles zugleich geschah, so konnte man von der Capelle herabschauend, über Land und Fluß, den wunderbarsten Zug sehen, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackirtes, in bunter Folgereihe sich bewegte; dabei genoß man des angenehmen Gefühls daß jeder, unter seiner Last und bei seiner Bemühung, Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte noch nicht aufgestellte Orgel wird nachstens auf einer Galerie, dem

Hauptaltar gegenüber, Platz finden. Nun löſ'te ſich erſt das Räthſel, man beantwortet ſich die aufgeworfene Frage: wie es komme daß alle dieſe Zierden ſchon verjahrt und doch wohlerhalten, unbeſchadigt, und doch nicht neu in einem erſt hergeſtellten Raum ſich zeigen konnten.

Dieſer jetzige Zuſtand des Gotteshauſes muß uns um ſo erbaulicher ſeyn, als wir dabei an den beſten Willen, wechſelſeitige Beihülfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß alles mit Ueberlegung geſchehen, erhellt nicht weniger aus folgendem: Der Hauptaltar aus einer weit größeren Kirche ſollte hier Platz finden, und man entſchloß ſich die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch man einen anſtandigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Gläubige kann nun vor demſelbigen Altar auf dem linken Rheinufer knien, vor welchem er, von Jugend an, auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine ſchon längſt herkömmlich. Dieſe Ueberreſte des heiligen Ruppprecht's, die man ſonſt zu Eibingen glaubig berührt und hülfreich geprieſen hatte, fand man hier wieder. Und ſo manchen belebt ein freudiges Gefühl einem längſt erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hiebei bemerke man wohl, daß es ſich nicht geziemt hätte, dieſe Heiligthümer in den Kauf mit einzuſchließen, oder zu irgend einem Preis anzuſchlagen; nein, ſie kamen vielmehr durch Schenkung als fromme Zugabe gleichfalls nach St. Rochus. Möchte man doch überall, in ähnlichen Fallen, mit gleicher Schonung verfahren ſeyn!

Und nun ergreift uns das Gewühl! tauſend und aber tauſend Geſtalten ſtreiten ſich um unſere Aufmerkſamkeit. Dieſe Völkerſchaften ſind an Kleidertracht nicht auffallend verſchieden, aber von der mannichfaltigſten Geſichtsbildung.

Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen ſuchte man vergebens in dieſer augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man laßt ſich ins Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfeſt ſie fordert, ſtehen unfern der Capelle. Voran geordnet ſieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verſchiedenen Vermögen der Weihenden angemeſſen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns ſein Leben, Leiſten und Leiden klar würde; Roſenkränze jedoch aller Art fanden ſich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüſſe und mancherlei Buttergebackenes geſorgt, nicht weniger für Spielſachen und Galanterie-Waaren, Kinder verſchiedenen Alters anzulocken.

Proceſſionen dauerten fort. Dörfer unterſchieden ſich von Dörfern, der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Reſultate verliehen. Im Ganzen durfte man ſagen: die Kinder ſchön, die Jugend nicht, die alten Geſichter ſehr ausgearbeitet, mancher Greis befand ſich darunter. Sie zogen mit Angeſang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten ſchwankten, eine große und größere Kerze erhob ſich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen roſenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jeſuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinſtrument freundlich anblickend. Ach! rief ein zartfühlender Zuſchauer: iſt nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hinein ſieht, in demſelben Falle! Sie hatten es in neuen Goldſtoff gekleidet, und es nahm ſich, als Jugendfürſtchen, gar hübſch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprocession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe heraus kommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Procession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, einen langen goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidener Baldachin wankte herauf, unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von österreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dieß politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers, so wie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinſten Eindrücke kürzlich aus-ſprechen, die alle Proceſſionen bei mir zurückließen, ſo würde ich ſagen: die Kinder waren ſammtlich froh, wohlgemuth und behaglich, als bei einem neuen, wunderſamen, heitern Ereig-niß. Die jungen Leute dagegen traten gleichgultig anher. Denn ſie, in böſer Zeit geborne, konnte das Feſt an nichts erinnern, und wer ſich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren alle gerührt, als von einem glücklichen, für ſie unnuß zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus erſehen wir, daß des Menſchen Leben nur in ſofern etwas werth iſt, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von dieſem edlen und vielfachwürdigen Vorſchreiten der Betrachter unſchicklich abgezogen und weg-geſtört, durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunder-liches, gemein heftiges Geſchrei. Auch hier wiederholte ſich die Erfahrung, daß ernſte, traurige, ja ſchreckliche Schickſale oft durch ein unverſehenes abgeſchmacktes Ereigniß, als von einem lächerlichen Zwiſchenſpiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entſteht ein ſeltſames Rufen, es ſind nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwiſchen Geſtein und Buſch und Ge-ſtrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wieder laufende Menge, rufend: halt! — hier! — da! — dort! — nun! — hier! nun heran! — ſo ſchallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beſchäf-tigen ſich laufend, ſpringend, mit haſtigem Ungeſtüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick als der Biſchof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Räthſel gelöſ't.

Ein flinker derber Burſche lauft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweiſen. Das arme ſchuldloſe Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge

aufgeſchreckt, abgeſchnitten von ſeinem Bau, wird, am ſchonungsreichſten Feſte, von den immer unbarmherzigen Menſchen, im ſegenvollſten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernſt war jedoch alſobald wieder hergeſtellt, und die Aufmerkſamkeit auf eine neue, ſtattlich heranziehende Proceſſion gelockt. Denn, indem der Biſchof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Bidenheim ſo zahlreich als anſtändig heran. Auch hier mißlang der Verſuch, den Charakter dieſer einzelnen Ortſchaft zu erforſchen. Wir, durch ſo viel Verwirrendes verwirrt, ließen ſie, in die immer wachſende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte ſich nun gegen die Capelle und ſtrebte zu derſelben hinein. Wir, durch die Wege ſeitwärts geſchoben, verweilten im Freien, um an der Rückſeite des Hügels der weiten Ausſicht zu genießen, die ſich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungeſehen heranſchleicht. Hier beherrſcht ein geſundes Auge die mannichfaltigſte fruchtbarſte Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, deſſen mächtiger Rücken den Hintergrund majeſtätiſch abſchließt.

Nun wurden wir aber ſogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenuſſe näherten. Gezelte, Buden, Banke, Schirme aller Art ſtanden hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beſchäftigt fanden wir eine junge thätige Wirthin, umgebend einen glühenden weiten Aſchenhaufen, friſche Würſte — ſie war eine Metzgers Tochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unabläſſige Bemühung, wußte ſie einer ſolchen Maſſe von zuſtrömenden Gäſten genug zu thun.

Auch wir, mit fetter dampfender Speiſe nebſt friſchem trefflichem Brod reichlich verſehen, bemühten uns Platz an einem geſchirmten langen, ſchon beſetzten Tiſche zu nehmen.

Freundliche Leute rückten zuſammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarſchaft, ja liebenswürdiger Geſellſchaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Feſt gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten im Familienkreiſe. Auch wir hatten dergleichen angeſchafft und ſetzten ſie wohlgefüllt vor uns nieder.

Da ergab ſich nun der große Vortheil ſolcher Volksverſammlung, wenn, durch irgend ein höheres Intereſſe, aus einem großen weitſchichtigen Kreiſe, ſo viele einzelne Strahlen nach Einem Mittelpunkt gezogen werden.

Hier unterrichtet man ſich auf einmal von mehreren Provinzen. Schnell entdeckte der Mineralog Perſonen welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberſtein, den Achaten daſelbſt und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Queckſilber-Minern zu Muſchelandsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntniſſe thaten ſich auf, und man faßte Hoffnung ſchönes kryſtalliſirtes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch ſolche Geſpräche nicht unterbrochen. Wir ſendeten unſere leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns erſuchen ließ Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angeſteckt ſey. Die dritte war in der fruhen Morgenſtunde ſchon verzapft.

Niemand ſchamt ſich der Weinluſt, ſie rühmen ſich einigermaßen des Trinkens. Hübſche Frauen geſtehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbruſt zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr ſey, daß es geiſtlichen Herren, ja Kurfürſten gelückt, acht rheiniſche Maaß, das heißt ſechzehn unſerer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu ſich zu nehmen?

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte: man dürfe sich, zu Beantwortung dieser Frage nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maaß Wein zu sich nahme, ohne deßhalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maaß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seines Gleichen verächtlich.

„Wer aber bei dem Genuß von vier Maaß, ja von fünfen und sechsen, noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im Stande findet; auch der genieße sein bescheiden Theil, und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung, weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der

grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verleiht acht Maaß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand los gefahren sey, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und ihr, meine andachtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers, am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Theil dahin. Und, auf daß ein solches geschehe, alles Uebermaaß dagegen verbannt sey, handelt sammtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet."

*

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gesprachs der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewachse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Asmannshauser rothe vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Ober-Ingelheim hört' ich behaupten: der ihrige gebe jenem wenig nach. Der Eilfer solle köstlich gewesen

Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Kapelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal seyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel,
Einen Schweinstall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' ist, wenn ein Fremder drin spaziert,
Daß alles wohl sich präsentirt;
Wenn's dem denn hyperbolisch dünkt,
Posaunt er's hyperbolisch weiter aus.
Freylich der Herr vom Haus
Weiß meistens wo es stinkt.

Wie ich also sagte: unsre Elysische Bäume
Schwinden wie Elysische Traume,
Wenn man sie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen still:
Denn in einem Park ist alles Prunk;
Verdorrt ein Baum und wird ein Strunk,

seyn, davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sey. Dieß wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rothe Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hatten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück, und als man die heiteren weißen Namenszüge des Heiligen überall so wohlthätig beschäftigt sah, mußte man sich fast schämen die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut völlig verzichtend, bei Wartung von Pestkranken, auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmuthige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern sich einander einhelfend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten daß jedes Gemüth einen andern Antheil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfallen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurückgesetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen, so wie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten, verwechselt wurde.

Ein Versuch die Geschichte, wie ich sie gehört, gesprächsweise

aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag ſie uns auf die Art, wie ſie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeſchaltet ſtehen.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß ſein Vater Johann, die Mutter aber Libera, und zwar hatte dieſer Johann nicht nur Montpellier, ſondern auch noch andere Orte unter ſeiner Gewalt, war aber ein frommer Mann, und hatte lange Zeit ohne Kinderſegen gelebt, bis er ſeinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Bruſt mit auf die Welt. Wenn ſeine Eltern faſteten mußte er auch faſten, und gab ihm ſeine Mutter an einem ſolchen Tag nur Einmal ihre Bruſt zu trinken. Im fünften Jahre ſeines Alters fing er an ſehr wenig zu eſſen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab, und wendete ſein Taſchengeld an die Armen, denen er ſonderlich viel Gutes that. Er bezeigte ſich auch fleißig im Studiren und erlangte bald großen Ruhm durch ſeine Geſchicklichkeit, wie ihn dann auch noch ſein Vater auf ſeinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als ſeine Eltern geſtorben, da er denn alle ſein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiſ'te, und zu einem Hoſpital kam, darinnen viele an anſteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte; und ob man ihn gleich nicht alſobald hineinließ, ſondern ihm die Gefahr vorſtellte, ſo hielte er doch ferner an, und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er ſie alle durch Berührung mit ſeiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz geſund. Sodann begab er ſich ferner nach Rom, befreite auch

allda nebst vielen andern einen Cardinal von der Pest, und hielt sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Uebel befallen wurde, und man ihn in das Pesthaus zu den andern brachte, wo er, wegen grausamer Schmerzen, manchmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital, und setzte sich außen vor die Thüre hin, damit er den andern durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele; und als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen, als sie aber hernach das Gegentheil vernahmen, hielte ihn jedermann für thörig und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus, da er denn, unter Gottes Geleit, durch Hülfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Ahornbaum und ruhete daselbst ein wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignet sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohlgezogener Jagdhund ein Brod vom Tische wegschnappt und davon läuft. Obgleich abgestraft ersieht er seinen Vortheil den zweiten Tag wieder, und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie ersucht, sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht eher

von ſich zu laſſen, als bis er geneſen wäre und verſorgte ihn zum beſten. Als nun Rochus wieder ein wenig zu Kraften kam, begab er ſich vollends nach Florenz, heilte daſelbſt viele von der Peſt, und wurde ſelbſt durch eine Stimme vom Himmel völlig wieder hergeſtellt. Er beredte auch Gotthardum dahin, daß dieſer ſich entſchloß mit ihm ſeine Wohnung in dem Wald aufzuſchlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus verſprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da ſie ſich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten, und nachdem endlich Rochus Gotthardum zu ſolchem Eremitenleben genugſam eingeweiht, machte er ſich abermals auf den Weg, und kam nach einer beſchwerlichen Reiſe glücklich wieder nach Hauſe, und zwar in ſeiner Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er ſeinem Vetter geſchenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundſchafter gehalten und vor den Landsherrn geführt, der ihn wegen ſeiner großen Veränderung und armſeligen Kleidung nicht mehr kannte, ſondern in ein hart Gefangniß ſetzen ließ. Er aber dankte ſeinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu eſſen brachte, ſondern kreuzigte noch dazu ſeinen Leib mit Wachen und Faſten. Als er merkte, daß ſein Ende nahe ſey, bat er die Bedienten des Kerkermeiſters, daß ſie ihm einen Prieſter holen möchten. Nun war es eine ſehr finſtere Gruft, wo er lag; als aber der Prieſter kam, wurde es helle, darüber dieſer ſich höchlich verwunderte, auch, ſobald er Rochum anſahe, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erden fiel, auch ſich ſogleich zum Landesherrn begab und ihm anzeigte was er erfahren; und wie Gott ware ſehr

beleidigt worden, indem man den frömmsten Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefangniß aufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, lief jedermann haufig nach dem Thurm. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sah, durch die Spalten der Thüre, einen hellen Glanz hervordringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgestreckt auf der Erde liegen, und bei seinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentiren darüber entstanden.

Solches geschahe im Jahre 1327 den 16. August; und ist ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1414 zu Constanz ein Concilium gehalten wurde, und die Pest allda entstand, auch nirgend Hülfe vorhanden war, ließ die Pest alsobald nach, so bald man diesen Heiligen anrief, und ihm zu Ehren Processionen anstellte.

Diese friedliche Geschichte ruhig zu vernehmen war kaum der Ort. Denn in der Tischreihe stritten mehrere schon langst über die Zahl der heute Wallfahrenden und Besuchenden. Nach einiger Meinung sollten zehntausend, nach anderen mehr, und dann noch mehr auf diesem Hügelrücken durch einander wimmeln. Ein österreichischer Officier, militärischem Blick vertrauend, bekannte sich zu dem höchsten Gebote.

Noch mehrere Gespräche kreuzten sich. Verschiedene Bauernregeln und sprüchwörtliche Wetterprophezeiungen, welche dieß Jahr eingetroffen seyn sollten, verzeichnete ich ins Taschenbuch, und als man Theilnahme bemerkte, besann man sich

auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will. — Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zufallt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es seyn soll. — Die Fischer haben von der Hechtsleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Theil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchstraße im December schön weiß und hell scheint, so bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis drei König nebelicht und dunkel ist, sollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergehen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, so hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachsen und die Eichbäume viel Frucht bringen, so giebt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlassen, und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so giebt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai giebt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. — Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte; ist es weiß, Schnee. —"

Ein Bergbewohner welcher dieſe vielen auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernſt vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen gäng und gäbe wäre? Er verſetzte darauf: mit ſo viel Abwechſelung könne er nicht dienen, Räthſelrede und Segen ſey bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittag geſtampft,
Abends in Scheiben;
Dabei ſoll's bleiben,
Es iſt geſund.

Man freut ſich über dieſe glückliche Genügſamkeit, und verſicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden ſey, es eben ſo gut zu haben.

Indeſſen ſteht manche Geſellſchaft gleichgültig auf, den faſt unüberſehbaren Tiſch verlaſſend, andere grüßen und werden gegrüßt; ſo verliert ſich die Menge nach und nach. Nur die zunächſt ſitzenden, wenige wünſchenswerthe Gäſte zaudern, man verläßt ſich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines ſolchen Abſchiedes zu genießen, und verſpricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiederſehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne ſogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verſpricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume ſchonen, eine löbliche Bürgerſchaft von Bingen dieſe Anlage ſchirmen, durch eifriges Nachpflanzen und ſorgfältiges Hegen ihr, zu Nutz und Freude ſo vieler Tauſende, nach und nach in die Höhe helfen.

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß; man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen, schon während des Baues dient man Gott. Eben so war es, als in Wüsteneien, von frommen Einsiedlern, mit eigenen Handen, Kirchen und Klöster errichtet wurden. Jedes Bebauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Lesueur, des heiligen Bruno Wandel und Wirkung darstellend. Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange, der Achtsame bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht, mit klarer verständlicher Stimme, einen rein verständigen Vortrag. Wir glaubten seinen Sinn gefaßt zu haben und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir, bei solchen Ueberlieferungen, von dem Urtext abwichen und von dem unsrigen mit einwebten. Und so wird man im Nachstehenden einen milden, Thatigkeit fordernden Geist finden, wenn es auch nicht immer die kraftigen, ausführlichen Worte seyn sollten, die wir damals vernahmen.

„Andachtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl befleißigt ihr, an dem heutigen Tage, diese Höhe um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt das vor kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten, und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten

Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt an euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen; so möchte wohl nichts besser an der Stelle seyn, als wenn wir zusammen beherzigen: wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sey vor Gottes Thron zu stehen, und für diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, vorbittend Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst, erlangen könne?

„Er ist dieser Gnade würdig worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwiedern, gleich allen denen die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt, eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte Gott gleich, oder demselben auch nur ähnlich zu werden, so bewirkt doch schon eine unbegränzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

„Sehen wir doch ein Beispiel an Vatern und Müttern, die, mit vielen Kindern gesegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle strack lich und beträgt sich dergestalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger: so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und Vorbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmuth, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich, menschlicher Weise, das Verhältniß unsers Heiligen zu Gott, in welches er sich durch unbedingte Ergebung empor geschwungen."

*

Wir Zuhörenden schauten indeß zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf; das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt, wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über uns, die Zuhörer vor ihm, und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde steht, ist eine große, unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künftig, mit baumeisterlichem Sinne, zweckmäßig herangemauert und eingerichtet, wäre das Ganze eine der schönsten Oertlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehrern tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sahen alle den Prediger, und hörten bequem; dießmal aber, bei unvollendeter Anlage, standen sie abwärts hintereinander, sich in einander schickend, so gut sie konnten. Eine von oben überschaute wundersame, stillschwankende Woge. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, ansehnlichen Platz anweisen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieser Umblick, diese dem geübten Kunstauge abgenöthigten Betrachtungen hinderten nicht, aufmerksam zu seyn auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Theile schritt, und etwa folgendermaßen zu sprechen fortfuhr:

„Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten so wie sich selbst, ja mehr wie sich selbst, geliebt

Ha! ſagen ſie, da ſeht die Spur,
Wie die Kunſt auch hinterdrein der Natur
Im Dürren iſt. — Ja leider ſtark!
Was ich ſagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte
Weimuthsfichten, Babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedlet in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbögen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch-Gothiſche Grotten, Kioſken, Tings,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

hätte. Denn ob er gleich vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, sein Vermögen den Armen vertheilt, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so ließ er sich doch von diesem preiswürdigen Entschlusse unterwegs ablenken. Die große Noth, worin er seine Mitchristen findet, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf, den gefahrlichsten Kranken beizustehen, ohne an sich selbst zu denken. Er folgt seinem Beruf durch mehrere Stadte, bis er endlich, selbst vom wüthenden Uebel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer Stand gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Thatigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen abermals genahert: denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte St. Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeinde-Processionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war nebenan, in einem kleinen Höfchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sammtlich herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Mutter-Gottes-Bilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine, die langen rosenfarbenen Schleifenbander flatterten munter und lustig, im lebhaftesten Zugwinde. Das Christuskind in Goldstoff blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, schaute seinem eigenen Feste gerubig zu. Die Gestalt im schwarzen Sammtkleide, wie billig oben an.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Theil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen seligen Folgen gewesen, wenn St. Rochus, für so große Aufopferungen, einen irdischen Lohn erwartet hätte. Solchen gottseligen Thaten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für granzenlose Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchste Seligkeit gewahrt: nämlich andern, wie er schon hienieden im Leben gethan, auch von oben herab, für und für hülfreich zu seyn.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster ansehn, an welchem wir die Stufen unsers geistlichen Wachsthums abmessen. Habt ihr nun in traurigen Tagen euch an ihn gewendet, und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so beseitiget jetzt allen Uebermuth und anmaßliches Hochfahren; aber fragt euch demüthig und wohlgemuth: haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? haben wir uns beeifert ihm nachzustreben?

„Ergaben wir uns zur schrecklichsten Zeit, unter kaum ertraglichen Lasten, in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun, so unerwartet als gnadig, gewahrt sey? Haben wir in den graßlichsten Tagen pestartig wuthender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unsrigen, näher oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widersachern in dieser Noth beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben dran gewagt?

„Konnt ihr nun diese Fragen im stillen Herzen mit Ja

beantworten, wie gewiß die meisten unter euch redlich vermögen, so bringt ihr ein löbliches Zeugniß mit nach Hause.

„Dürft ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen: wir haben bei allem diesen an keinen irdischen Vortheil gedacht, sondern wir begnügten uns an der gottgefälligen That selbst, so könnt ihr euch um desto mehr erfreuen, keine Fehlbitte gethan zu haben, und ähnlicher geworden zu seyn dem Fürbittenden.

„Wachset und nehmet zu an diesen geistlichen Eigenschaften, auch in guten Tagen, damit ihr, zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet.

„Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten hieher als erneute Erinnerungen, daß ihr dem Höchsten kein größeres Dankopfer darbringen könnt, als ein Herz gebessert und an geistlichen Gaben bereichert."

*

Die Predigt endigte gewiß für alle heilsam; denn jeder hat die deutlichen Worte vernommen, und jeder die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Te Deum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt, das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Processionen reihten sich, um abzuziehen; die Bidenheimer, als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir sehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deßhalb mit der ruhigen und ernsten Binger Procession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegs-Wehetage. Die Stationen des Leidensganges unsers Herrn waren vermuthlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte

frommer Geiſt und redlicher Kunſtſinn mitwirken, daß jeder, er ſey wer er wolle, dieſen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir doch daſelbſt keine Ruhe; wir wünſchten vielmehr nach ſo viel wunderbaren, göttlichen und menſchlichen Ereigniſſen uns geſchwind in das derbe Naturbad zu ſtürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Reſt des alten Felſendammes, den Zeit und Kunſt beſiegten, glitten wir hinab; der mährchenhafte Thurm, auf unverwüſtlichem Quarzſtein gebaut, blieb uns zur Linken, die Ehrenburg rechts; bald aber kehrten wir für dießmal zurück, das Auge voll von jenen abſchießenden graulichen Gebirgsſchluchten, durch welche ſich der Rhein ſeit ewigen Zeiten hindurch arbeitete.

So wie den ganzen Morgen, alſo auch auf dieſem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufſteigende vorüberziehende Wolken zu einem erſehnten Regen Hoffnung gaben; und wirklich ſtrömte endlich alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unſerer Rückreiſe die ganze Landesſtrecke erfriſcht fanden. Und ſo hatte der heilige Rochus, wahrſcheinlich auf andere Nothhelfer wirkend, ſeinen Segen auch außer ſeiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwieſen.

Im Rheingau Herbsttage.

Supplement des Rochus Festes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten und Gegenstande verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel, viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebaudes laßt nach allen Seiten die Blicke frei, und so können auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zahlte, sich ringsumher, zu Wasser und Land, fröhlich bewegen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichsten, oft vermutheten, öfters unvermutheten Standpunkte. Hier zeigt sich die Welt mannichfaltiger als man sie denkt; das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug: wie sollte nunmehr ein schriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen? Mögen deßhalb diese Blatter wenigstens meinem Gefühl an jenen unschatzbaren Augenblicken und meinem Dank dafür treulich gewidmet seyn.

Den 1. September 1814.

Kloster Eibingen giebt den unangenehmsten Begriff eines zerstörten würdigen Daseyns. Die Kirche, alles Zubehörs

beraubt, Zimmer und Sale ohne das mindeste Hausgerath, die Zellenwande eingeschlagen, die Thüren nach den Gangen mit Riegeln verzimmert, die Fache nicht ausgemauert, der Schutt umherliegend. Warum denn aber diese Zerstörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Ursache. Hier sollte ein Lazareth angelegt werden, wenn der Kriegsschauplatz in der Nähe geblieben ware. Und so muß man sich noch über diesen Schutt und über die verlassene Arbeit freuen. Man scheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Montur-Kammern und Aufbewahrung alterer, wenig brauchbarer Kriegsbedürfnisse benutzen zu wollen. Im Chor liegen Sattel gereihet, in Salen und Zimmern Tornister; an abgelegten Montirungsstücken fehlt es auch nicht, so daß wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Vorgesichts gehabt hatte, sie sich vor der kunftigen Zerrüttung und Entweihung hatte entsetzen mussen. Die Wappen dieser ehemals hier beherberaten und ernahrten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf besuchten wir in Rüdesheim das Brömserische Gebaude, welches zwar merkwürdige, aber unerfreuliche Reste aus dem sechzehnten Jahrhundert enthalt. Nur ist ein Familiengemalde der Herren von Kroneburg, von 1549, in seiner Art besonders gut und der Aufmerksamkeit aller Freunde des Alterthums und der Kunst würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet sich das Wunderbild das ehemals so viele Gläubige nach Noth-Gottes gezogen hatte. Christus kniend, mit aufgehobenen Handen, etwa acht Zoll hoch, wahrscheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer uralten Oelbergsgruppe. Kopf und Körper aus Holz geschnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, fest anliegend wo die Falten schon ins Holz

geschnitzt waren, an den rohen Armen aber locker, die Aermel bildend und ausgestopft, das Ganze bekreidet und bemalt. Die angesetzten Hände zwar zu lang, die Gelenke und Nägel hingegen gut ausgedrückt; aus einer nicht unfähigen, aber ungeschickten Zeit.

Den 2. September 1814.

Ungefähr in der Mitte von Winkel biegt man aus nach der Höhe zu, um Vollrath zu besuchen. Erst geht der Weg zwischen Weinbergen, dann erreicht man eine Wiesenfläche; sie ist hier unerwartet feucht und mit Weiden umgeben. Am Fuß des Gebirges, auf einem Hügel liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von ansehnlichen Wohn- und Haushaltungs-Gebäuden umschlossen, zeugt von altem Wohlstande, der kleinere hintere Theil desselben ist den Feldbedürfnissen gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlhaben und gutsherrlicher Vorsorge zeugt, und jetzt als eine belebte Ruine uns eigenthümlich anspricht. Die sonst pyramiden- und fächerartig gehaltenen Obstbäume sind zu mächtigen Stämmen und Aesten kunstlos wild ausgewachsen, überschatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichem Obste reich behangen, den wundersamsten Anblick. Eine Lustwohnung, von dem Kurfürsten aus der Greifenklauischen Familie erbaut, empfängt mit sichtbarstem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume sind völlig entadelt, der Saal des ersten Stocks erweckt, durch Familienbilder, die ohne gut gemalt zu seyn, doch die Gegenwart

der Persönlichkeiten aussprechen, das Andenken einer frühern blühenden Zeit. Lebensgroß sitzt ein behaglicher Greisenklau, der auf sich und seinen Zustand sich etwas einbilden durfte. Zwei Gattinnen und mehrere Söhne, Domherren, Soldaten und Hofleute stehen ihm zur Seite, und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten auf ebenem Boden nicht Platz fand, erscheint als Gemälde im Gemälde oben in Bilde. So hangen auch Kurfürsten, Domherren und Ritter, lebensgroß, in ganzen und halben Figuren umher, in dem nicht verwüsteten, aber wüsten Saale, wo alte reiche Stühle, zwischen vernachlässigten Saamen-Stauden und anderm Unrath, unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern schlottern die Goldledertapeten an den Wänden, man scheint die Tapeziernagel, die sie festhielten, zu anderm Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet nun das Auge von diesem Grauel sich weg gegen das Fenster, so genießt es, den verwilderten fruchtbaren Garten unter sich, der herrlichsten Aussicht. Durch ein sanft geöffnetes Thal sieht man Winkel nach seiner Länge; überrheinisch sodann Unter- und Ober-Ingelheim, in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachlässigten Garten, die Baumschulen aufzusuchen, die wir aber in gleichem Zustande fanden, der Gartner, wollte man wissen, liebe die Fischerei.

Draußen, unter dem Garten, auf der Wiese, zog eine große wohlgewachsene Pappel unsere Aufmerksamkeit an sich; wir hörten, sie sey am Hochzeitsfeste des vorletzten Greisenklau gepflanzt, dessen Wittwe noch zuletzt diese Herrlichkeiten mit ungebandigter Lust genossen habe. Nach dem frühzeitigen Tode eines Sohnes aber ging der Besitz dieses schönen Guts auf eine andere Linie hinüber, welche, entfernt wohnend, für

deſſen Erhaltung weniger beſorgt zu ſeyn ſcheint. Einen wunderlichen, in einen kleinen Teich gebauten Thurm gingen wir vorüber und verfügten uns in das anſehnliche Wohngebäude.

Hatten wir geſtern im Kloſter Eibingen die Zerſtörung geſehen, welche durch Aenderung der Staatsverhältniſſe, Religionsbegriffe, durch Kriegsläufte und andere Sorgen und Bedürfniſſe, mit Willen und Unwillen einreißt; ſahen wir dort ein aufgehobenes Kloſter: ſo fanden wir hier die Spuren einer alten Familie, die ſich ſelbſt aufhebt. Die ehrwürdigen Stammbäume erhielten ſich noch an den Wänden der umherlaufenden Gänge. Hier ſproßten Greifenklaue und Sickingen gegen einander über, und verzweigten ſich ins Vielfache; die vornehmſten und berühmteſten Namen ſchloſſen ſich weiblicherſeits an die Greifenklauiſchen.

Auf einem andern dieſer Bilder knieten Biſchöfe, Aebte, Geiſtliche, Frauen unter dem Baume von dem ſie entſproſſen, Heil erbittend. Ein drittes Gemälde dieſer Art war muthwillig oder abſichtlich entſtellt; es hatte jemand den Stammvater herausgeſchnitten, vielleicht ein Liebhaber ſolcher Alterthümer, denen nirgends zu trauen iſt. Da ſchwebten nun Aeſte und Zweige in der Luft, das Verdorren weiſſagend.

Wie unterhaltend übrigens in guten lebendigen Zeiten dieſe Galerien für Familienglieder, für Verwandte müſſen geweſen ſeyn, kann man noch daraus ermeſſen, daß die Grundriſſe mancher Beſitzungen mit ihren Gränzen, Gerechtſamen, ſtreitigen Bezirken, und was ſonſt bemerklich ſeyn mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht ſind.

Doch fehlte nunmehr manches, was Beſuchende hier in früherer Zeit gekannt hatten, und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer ſämmtliche Familienbilder, flötzweiſe über

einander geschichtet und dem Verderben geweiht. Einige sind werth erhalten zu seyn, allen hatte man wohl einen Platz an den Wanden gegönnt. In wenigen Zimmern finden sich noch Stuhle und Bettstellen, Commoden und dergleichen, durch Zeit und Unordnung langsam verdorben und unbrauchbar.

In der kleinen Capelle wird noch Gottesdienst gehalten, auch diese ist nur nothdurftig reinlich. Ein paar kleine griechische Bildchen verdienen kaum aus diesem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus solchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels Weinberge links, frischgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Granze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Granze des aufgeschwemmten Erdreichs; wo die Aecker anfangen, zeigt sich die ursprungliche Gebirgsart. Es ist ein Quarz, dem Thonschiefer verwandt, der sich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlassen links hinterwärts, nach dem Fluß und den ihn an beiden Ufern begleitenden Landschaften und Wohnlichkeiten umzuschauen, die, im einzelnen schon bekannt, mit größerem Antheil im Ganzen überblickt werden.

Ueberrascht wird man aber doch wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle in der Festbeschreibung genannten Orte und Gegenstande wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedachtniß darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man, auf demselben Flecke stehend, den Kopf nur rechts und links wendet. Denn von Rüdesheim bis Bingen ist alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar. Der Rhein, mit den daran gegürteten Ortschaften, mit Inselaun, zerstückten Ufern und ansteigenden

Ein einziges ist noch zurücke,
Und drauf ist jeder Lord so stolz:
Das ist eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und Einem Bogen von Hängewerk,
Die ist unser ganzes Augenmerk.
Denn erstlich kann kein Park bestehn
Ohne sie, wie wir auf jedem Kupfer sehn.
Auch in unsern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Communication wie bekannt,
Dem man sich auch gleich stellen muß;
Elysium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke schon;
Doch leider Acheron und Periphlegeton
Speyen ewige Flammen,
Da fehlt's uns an gescheiten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zusammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Costume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß so eine Brücke seyn.

Gefilden. Links oben die blauen Gipfel des Altkins und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs. Er leitet das Auge nach der Gegend woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht wohin sich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendsonne beleuchtete diese mannichfaltigen Gegenstände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, seltsam, streifenweis vom Horizont nach dem Zenith strebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes, wechselnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerksamkeit bald da-, bald dorthin, und das Auge ward stellenweise mit einzelner frischer Anmuth ergetzt. Der Zustand des Schlosses selbst störte nicht diese angenehmen Eindrücke. Leer stehts, ohne Hausgeräth, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte sich der Himmel von allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont sich beziehenden, pfeilförmigen Streifen; sie verkundigten eine Wetterveränderung über welche die Nacht entscheiden wird.

Den 3. September 1814.

Der Morgenhimmel, erst völlig umwölkt, erheiterte sich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geisenheim, bei einem Handelsmanne, ein altes Gemälde gesehen, ging der Weg aufwärts durch einen Eichenbusch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet sich das Quarzgestein wieder und weiter oben eine Art von Todtliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrangtes Bergthal hinab; die Thürme und Dacher eines alten Klosters zeigen sich, von dem reichsten Grün ganz eingeschlossen, in wildem, einsamem

Grunde; eine Lage übereinſtimmend mit dem Namen dieſer heiligen Stätte, denn man nennt ſie noch immer Noth-Gottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier ſeine Noth zuſammerte, in die Kirche von Rüdesheim verſetzt worden. Völlig unwirthbar erſchiene dieſe Stelle noch jetzt, hatte man nicht einen kleinen Theil der angränzenden Höhe geordnet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwarts dann, eine hochgelegene bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade lange, breite Fahrſtraße vornehme Anlagen verkundigt. Am Ende derſelben ſteht ein Jagdſchloß mit Nebengebauden. Schon vor dem Hofraum, beſſer von einem Thurmchen, ſieht man in der ungeheuren Schlucht den Rhein abwarts fließen. Lorch, Dreyeckshauſen, Bacharach, ſind buben und druben zu ſehen, und mir war in dieſem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abſchluß des Rheinganes gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verſchiedenen Ausſichten und endlich zu einem auf einer Felskurve des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der ſchönſten Ueberſichten genoſſen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derſelben den Mauſethurm. Die Nahe durch die Brucke von Bingen herfließend, aufwarts der Bergrücken der Rochus-Capelle und was dem angehört, eine große in allen Theilen mannichfaltige Anſicht. Wendet ſich das Auge zuruck und unterwarts, ſo ſehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unſern Fußen.

Durch eine große wohlbeſtandne Waldſtrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel. Hier blickt man von neuem rheinaufwarts, und findet Anlaß alles zu ſummiren was man dieſe Tage her geſehen und wieder

geſehen hat. Wir ſind mit den Gegenſtanden im einzelnen wohl bekannt, und ſo laßt ſich durch das Fernrohr, ja ſogar mit bloßen Augen, manches Beſondere, nah und fern, ſchauen und bemerken.

Wer ſich in der Folge bemühte den Niederwald beſſer darzuſtellen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die weſtliche Richtung drangt, und nun die Felſen des Niederwaldes die Granzen ſind, wo er ſeinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der ſteile Fußpfad nach Rüdesheim hinab, führt durch die herrlichſten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmaßigen Reihen, wie mit wohlgewirkten Teppichen, manche ſich an- und übereinander drangende Hugel bekleiden.

Den 9 September 1811.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienſt, wegen einer Greifenklauiſchen Stiftung, feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Geputzte und bekranzte Kinder knieten an den Seitenſtufen des Altars und ſtreuten, in den Hauptmomenten des Hochamtes, Blumenblatter aus ihren Körbchen; weil ſie aber verſchwenderiſch damit umgingen und doch in dem feierlichſten Augenblick nicht fehlen wollten, raſften ſie das Ausgeſtreute wieder in ihre Körbchen und die Gabe ward zum zweitenmale geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Capelle des heiligen Rabanus. Sie ſoll das erſte Gebaude in Winkel geweſen ſeyn; alt genug ſcheint es. Die Erde, oder vielmehr der Schutt, aufgeraſt an der Stelle wo der Altar geſtanden, ſoll Ratten und Mause vertreiben

Nach Tiſche in einem mit Menſchen überladenen Kahne, von Mittelheim nach Weinheim, bei ziemlich lebhaftem Nordoſtwind. Der Stromſtrich wirkt hier ſtark auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggeriſſen. Die Wurzeln der alten Weiden ſind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet. Man hat einen Damm aufgeworfen um die dahinter liegenden Felder vor Ueberſchwemmung zu ſichern.

Am Ende dieſes Dammes, gegen Nieder-Ingelheim zu, fanden wir ganz-eigentliche Dunen, in den älteſten Zeiten vom Waſſer abgeſetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin und her getrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demſelben vermengt, ein Theil davon den Turbiniten ähnlich, die ſich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Daß dergleichen ſich noch jetzt in dieſem Sandbezirk vermehren, läßt ſich folgern, da mir die aufmerkſamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorgezeigt.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das ſich bis **Nieder-Ingelheim** zieht. Dieſer Ort ſchon hoch, an einer ſanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem Diſtrict der ſonſt des heiligen Römiſchen Reichs Thal genannt wurde. Carl des Großen Palaſt fanden wir halb zerſtört, zerſtückelt, in kleine Beſitzungen vertheilt, den Bezirk deſſelben kann man noch an den hohen, vielleicht ſpätern Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorſaule findet ſich an dem Thor eingemauert, mit folgender Inſchrift aus dem dreißigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren iſt dieſer Saal des großen Kaiſers „Carl, nach ihm Ludwig des milden Kaiſers Carlen Sohn, „im Jahr 1044 aber Kaiſers Heinreichs, im J. 1360 Kaiſers „Carlen Königs in Böhmen Palaſt geweſen und hat Kaiſer „Carle d. Große, neben andern gegoſſenen Saulen, dieſe

„Säule aus Italia von Ravenna anhero in diesen Palast „fahren lassen, welche man bei Regierung Kaisers Ferdi„nandi des II. und Königs in Hispania Philippi des IV., „auch derer verordneter hochlöblicher Regierung in der untern „Pfalz, den 6 Aprilis Anno 1628 als der katholische Glauben „wiederumb eingeführet worden ist, aufgerichtet."

„Münsterus in Historia von Ingelheim des heilig. römisch. „Reichs Thal fol. DCLXXXIX."

Den Ort wo die Küche vor Alters gestanden, will man dadurch entdeckt haben, daß sehr viele Thierknochen, besonders wilde Schweinszähne in dem nächsten Graben gefunden worden. Wahrend der französischen Herrschaft hat man verschiedene Nachsuchungen gethan; auch wurden einige Saulen nach Paris geschafft.

Neuerlich ward bei Gelegenheit des großen Chausseebaues Ingelheim vortrefflich gepflastert, das Posthaus gut eingerichtet. Frau Glöckle nennt sich die Postmeisterin, jetzt von Reisenden, besonders Englandern und Englanderinnen, fleißig besucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fahre, zwar nicht ohne Unbilden, aber doch glucklich nach Hause.

Den 5. September

fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, sodann im Kahne, bei einem starken stromaufwärtswehenden Winde, nach Bingen hinuber; die Fahre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer. Gyps ausgeladen, viel mit grauem Thon vermischt. Woher derselbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im Gasthaus zum weißen Roß eingekehrt. Melancholische Wirthin, mit seltsamem Bewußtseyn

ihres Zustandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirthung fuhren wir den Rochus-Berg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochus-Capelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherstellung besorgt hatte, war gegenwartig, froh über sein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, so viel als nöthig um dem Hauptaltar von Eibingen gehörigen Raum zu verschaffen. Der Transport kostete nichts, denn die von Bingen hatten alles von drüben herab und huben herauf getragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das Einzelne wohlerhalten geblieben und nur weniges zu repariren nöthig.

Man beschaftigte sich eben die Orgel aufzustellen. Als wir denjenigen, den wir für den Meister hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiederte er mit Bedeutsamkeit: es ist eine weiche Orgel, eine Nonnen-Orgel! Man ließ uns einige Register hören, sie waren für den Umfang der Capelle stark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu schauenden Aussicht und untersuchten sodann das Gestein. Auf der Höhe besteht es aus einem dem Thonschiefer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art Todtliegendem, welches aus scharfkantigen Quarzstucken, fast ohne Bindungsmittel besteht. Es ist außerst fest und hat außen durch die Witterung den bekannten Chalcedon-Ueberzug erlangt. Es wird billig unter die Urbreccien gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwarts, ließen Kempten links und gelangten auf die neue treffliche Chaussee, an deren beiden Seiten ein leicht zu bearbeitender Boden gesehen wird. Da wir nach Ober-Ingelheim verlangten, so verließen wir die Straße und fuhren rechts, auf einem

ſandigen Boden, durch junge Kieferwäldchen; ſanfte Anhöhen zeigten ſchon beſſeres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Ober-Ingelheim. Dieſes Oertchen liegt an einer Anhöhe, an deſſen Fuß ein Waſſer, die Sulze genannt, hinfließt.

In dem reinlichen wohlgepflaſterten Orte ſind wenig Menſchen zu ſehen. Zu oberſt liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloß, in deſſen Bezirk eine noch gebrauchte, aber ſchlecht erhaltene Kirche. Zur Revolutionszeit meißelte man die Wappen von den Rittergrabern. Uralte Glasſcheiben brechen nach und nach ſelbſt zuſammen. Die Kirche iſt proteſtantiſch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der ſteinernen Ritter-Koloſſen ſah man bunte, leichte Kronen von Drath, Papier und Band, thurmartig zuſammengeflochten. Dergleichen ſtanden auch auf Geſimſen, große beſchriebene Papierherzen daran gehangt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verſtorbener, unverheiratheter Perſonen geſchehe. Dieſe Todtengedächtniſſe waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Weinhaus und fanden einen alten Wirth, der, ungeachtet ſeines kurzen Athems, uns von guten und böſen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landesſtrich, den man die acht Ortſchaften nannte, welche ſeit uralten Zeiten große Privilegien genoſſen. Die Abgaben waren gering, bei ſchöner Fruchtbarkeit. Unter franzöſiſcher Botmäßigkeit hatte man große Laſten zu tragen.

Man baute ſonſt hier nur weißen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Nacheiferung von Aſmannshauſen, auch rothen; man rühmte deſſen Vorzüge, ob man uns gleich mit

keinem rothen Eifer mehr dienen konnte; wir ließen uns daher den weißen genannten Jahres wohl schmecken.

Als wir nach Weinheim zurück ans Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten sich zwei Knaben uns überzufahren. Man zeigte einiges Mißtrauen gegen ihre Jugend, sie versicherten aber besser zu seyn als die Alten, auch brachten sie uns schnell und glücklich ans rechte Ufer.

Den 6. September 1811.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit daß eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, daß der Kalkstein, welcher fast ganz aus kleinen Schnecken besteht, an den jenseitigen Höhen und mehreren Orten gebrochen werde. Da diese Schnecken, nach der neuesten Ueberzeugung, Ausgeburten des süßen Wassers sind, so wird die ehemalige Restagnation des Flusses zu einem großen See immer anschaulicher.

Man zeigte mir am Rheine, zwischen einem Weidicht, den Ort wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzahlung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und Theil genommen, gab das unangenehme Gefühl was ein tragisches Local jederzeit erregt. Wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallensteins und seiner Gefahrten uns umschweben.

*

Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberei. Der Stockausschlag eines abgetriebenen Eichenbusches braucht dreizehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geschält, entweder am Stamme,

oder ſchon umgeſchlagen, dieß muß im Safte geſchehen. Dieſe Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, von Trier u. ſ. w. Die Waſſerfahrt erleichtert das Geſchäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Haute, die nordamericaniſchen, kommen wahrend der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Haute, Zeit des Gahrwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vortheile, Gewinn, Verluſt. Anno 1811 wurden in Winkel 800 Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weins hangt von der Lage ab, aber auch von der ſpatern Leſe. Hierüber liegen die Armen und Reichen beſtandig im Streite; jene wollen viel, dieſe guten Wein. Man behauptet, es gebe um den Johannisberg beſſere Lagen; weil aber jener, als eingeſchloſſener Bezirk, ſeine Weinleſe ungehindert verſpäten könne, daher komme die größere Güte des Erzeugniſſes. In den Gemeinde-Bezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Leſe geſchloſſen, auch der Eigenthümer darf nicht hinein. Will er Trauben, ſo muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.

*

Und ſo hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geſchloſſen:

Am Rhein! am Rhein!
Da wachſen unſre Reben!

Kunſtſchätze

am

Rhein, Main und Neckar.

1814 und 1815.

Köln.

Nach einer glücklichen Rheinfahrt, wurden wir in Köln von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten mit dem frohen Gruße überraſcht: daß jenes von Rubens für ſeinen Geburtsort gemalte, die Kreuzigung Petri vorſtellende, der Kirche dieſes Stadtpatrons gewidmete Bild von Paris zurückgebracht werde, und nachſtens im Triumph zu ſeiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen ſolle. Wir freuten uns, daß einer zahlreichen Bürgerſchaft durch eine einfache große Handlung das herrliche Gefühl gegeben ſey, nunmehr einem Fürſten anzugehören, der ihnen in ſo hohem Sinne Recht zu verſchaffen, und ein ſchmählich vermißtes Eigenthum wieder zu erſtatten, kräftig genug ware. Nun durfte man mit deſto froherer Theilnahme Kunſtliebhaber beſuchen, die ſich durch ihren wiedererſcheinenden Heiligen doppelt getröſtet und erquickt fühlten, und den allgemeinen Gewinn als Unterpfand betrachteten, daß ihrer eigenſten Neigung Sicherheit und Förderniß gelobt ſey.

Aber warum ich komme! ohne Zeit zu verlieren:
Plutons ſchönes junges Weib
Geht gewöhnlich hierher ſpatzieren,
Denn drin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bey den armen Todten
So ſchöne Gegenden, wie auf Siciliens Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſchen, Trauben, darnach liefen wir weit;
Holzbirn, Schleen, rothe Beerchen und dergleichen
Iſt alles, was bey uns gedeiht.

Zwey hölliſche Geiſter bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und brüte, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbedeckten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;

Wenn nämlich im dreizehnten Jahrhundert die bildende Kunst am Niederrhein sich zu regen anfing, so schmückte sie vorzüglich Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude an Mauern und Wänden, oft auch auf großen Tafeln mit frommen und heiligen Gegenständen; die neuere Kunst verschaffte dagegen auch dem einzelnen Bürger kleinere Bilder, angemessen dem Innern der Wohnungen und häuslichen Gefühlen. Mit glänzender Sinnlichkeit behandelte sie natürliche beliebte Gegenstände, und jedermann konnte in seiner eigenen Wohnung, an herrlichen Werken ein stilles Behagen empfinden.

Solche kunstreiche Umgebungen gehörten nun zu den Bedürfnissen des Bemittelten, zum Anstande des Wohlhabenden. Einheimische Künstler wurden beschäftigt. Ein lebhafter Handel mit Brabant und Holland brachte eine Unzahl solcher Kunstwerke in Umtrieb. Liebhaberei und Gewinn waren zu verbinden, und Gewinn belebte die Neigung. Handelsleute thaten sich hervor, welche, in das ferne Ausland wirkend, Kunst und Künstler förderten. Unter solchen wird der Name Jabach mit Ehrfurcht genannt. Dieser vorzügliche Mann, umgeben von seiner wohlgebildeten und wohlhabigen Familie, wird uns noch jetzt, lebensgroß, durch ein Bild von Lebrun vor Augen gestellt. Es ist vollkommen erhalten noch in Köln, und verdient als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden.

Nun müssen wir aber jener bedeutenden Richtung gedenken, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trübern Mittelalter hervorthat, erhielt

reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöſter aufgehoben, heilige Gemalde und Geräthſchaften verkauft wurden. Nunmehr konnten die ſchätzbarſten Dinge, welche bisher der Gemeine gehörten, in den Beſitz des Privatmanns übergehen. Mehrere Perſonen in Köln fühlten ſich daher veranlaßt, dergleichen zu retten und zuſammenzuhalten. Die Herren Boiſſerée, Gebruder, und Bertram ſtellten mit Neigung, Kenntniß, Ausdauer, Aufwand und Gluck, eine Reihe ſolcher Bilder als unterrichtenden Kunſtſchatz zuſammen, welcher, gegenwartig in Heidelberg befindlich, in Köln ungern vermißt wird. Hier am Orte jedoch beſitzen die Herren Wallraf, Lieversberg, Jochem, nebſt anderen Perſonen, höchſt ſchätzbare Werke dieſer Art.

Da nun aber faſt alle ſolche Gemalde von Rauch und Staub mußten behutſam gereinigt, ſchadhafte Stellen ſorgfaltig ausgebeſſert und der Goldgrund vorſichtig hergeſtellt werden, ſo bildeten ſich Reſtaurateren, unentbehrliche Perſonen fur jeden Ort, wo ſich ein lebhafter Kunſtverkehr entwickelt. Ein herrliches Document ſolcher Bemühungen, wo Liebhaber und Künſtler patriotiſch kunſtverſtandig zuſammen gewirkt, iſt das große aus der Rathscapelle in den Dom verſetzte Altarbild. Die mittlere Tafel ſtellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutzpatrone der Stadt, ritterlich und jungfraulich, kuhn und beſcheiden, fromm alle mit einander. Der Künſtler lebte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.

Alle jene dem Gottesdienſt gewidmeten Vorſtellungen und Zierden aber, welche durch die unruhige zerſtückelnde Zeit von ihren geweihten Platzen entfernt wurden, ſchienen in Privathauſern nicht ganz an ihrer Stelle; daher der heitere erfinderiſche Geiſt der Beſitzer und Kunſtler an ſchickliche

Umgebung dachte, um dem Geſchmack zu erſtatten, was der Frömmigkeit entriſſen war. Man erſann ſcheinbare Hauscapellen, um Kirchenbilder und Gerathſchaften in altem Zuſammenhang und Würde zu bewahren. Man ahmte die bunten Glasſcheiben auf Leinwand tauſchend nach; man wußte an den Wanden theils perſpectiviſche, theils halberhobene klöſterliche Gegenſtände als wirklich abzubilden.

Dieſe anmuthige Decorirkunſt blieb jedoch nicht lange im Düſtern, der muntere Geiſt der Einwohner führte ſie bald ins freie Tageslicht; wo denn der Künſtler auch ſolchen Forderungen genug zu thun verſtand, indem er den Hintergrund enger, an den Seiten mit Pflanzen und Blumen beſetzter Höfe, durch wohlgerathene perſpectiviſche Gemalde, ins Unendliche zu erweitern glücklich unternahm. Alles dieſes und ſo manches andere, welches auf den Fremden höchſt angenehm neu und bedeutend wirkt, zeugt von einer frohen, frommen Genuß und Erhebung verlangenden Sinnlichkeit, die, wenn ſie zu Zeiten des Drucks und der Noth ſich ſo thätig und heiter bewies, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe bei zunehmendem Wohlhaben neu ermuntert gar bald hervortreten wird.

Betrachtet man alſo das viele in Köln Verbliebene, Erhaltene, Neubelebte, mit Aufmerkſamkeit, ſo wird man gewahr, wie leicht eine Regierung hier einwirken kann, wenn die Obern und Vorgeſetzten zuerſt dasjenige freundlich anerkennen, was von Einzelnen aus freier Neigung und Liebhaberei bisher geſchah, und einen ſolchen frohen Willen auf alle Weiſe begünſtigen. Hierdurch wird den Obgeordneten als Kennern und Liebhabern nichts unbekannt bleiben, was am Orte von Kunſtwerken befindlich iſt, was zu- und abgeht, oder den Beſitzer verändert. Zugleich werden ſie, die Thätigkeit

des Einzelnen fördernd, auf den Fall merken, wo lebenslängliche Bemühung eines Privatmannes dem Gemeinwesen auf einmal zu gute kommt: denn es geschieht nicht selten, daß eine Sammlung dem Liebhaber, der sich auf mancherlei Weise beengt fühlt, zur Last wird. Mangel an Raum, Wechsel der Wohnung, verändertes oder abgestumpftes Interesse, vermindern oft den Kunstwerth in den Augen des Besitzers; und hier ist es, wo die Oberen zu Gunsten beider Theile sich thatig erweisen können. Durch ehrenvolle Aufmerksamkeit findet sich der Wohlhabende schon dergestalt geschmeichelt, daß er patriotisch aufgeregt, wo nicht schenkend, doch zu maßigen Bedingungen sein Besitzthum einer öffentlichen Anstalt uberlaßt und einverleibt. Findet er in seinem Wohnorte nur Gleichgultigkeit, er wird sich in der Fremde des Danks erholen. So ware z. B. die unuberschbare Sammlung des Baron v. Hüpsch, die unter mancherlei Wust die schatzbarsten Gegenstande der Kunst und des Alterthums enthielt, nicht von Köln nach Darmstadt gezogen, nicht des Herrn Nose höchst bedeutende Zusammenstellung niederrheinischer Gebirgsarten von Godesberg nach Berlin gewandert, hatten diese Manner in Zeiten gelebt, wie diejenigen denen wir entgegen sehen.

Forschen wir nun nach dergleichen Schatzen gegenwartig in Köln, so werden wir zuerst auf die Sammlung des Herrn Professors und Kanonicus Wallraf gewiesen, der, seiner Vaterstadt leidenschaftlich angeeignet, sein ganzes Leben, Habe und Gut verwendete, ja die ersten Bedurfnisse sich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwurdige seinem Geburtsort zu erhalten. Vorzüglich aufmerksam auf romische Alterthumer, Bildwerke, Münzen, geschnittene Steine und Inschriften, hat er zugleich neuere Kunstwerke aller Art,

Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst sehr bedeutende Mineralien, an sich gebracht. Dieser, wegen Mannichfaltigkeit und Verwickelung, schwer zu übersehende Vorrath konnte weder zu eigenem Genuß, noch zum Unterricht anderer jemals geordnet werden, weil selbst die dem Sammler späterhin gestattete freie Wohnung nicht Raum hat, so viel zu fassen, geschweige gesondert aufzustellen. Wünschenswerth wär' es daher, wenn man baldmöglichst dem gemeinen Wesen diesen Schatz zueignete, damit die Jahre, welche dem würdigen Besitzer gegönnt sind, benutzt werden könnten, diese kostbaren Gegenstände mit Genauigkeit zu übernehmen, zu ordnen, genießbar und nutzbar zu machen.

Dieses aber setzt ein hinreichendes Local voraus, welches in der weitläuftigen Stadt gar wohl zu finden wäre. Hatte man ein solches bestimmt, so würden die vorhandenen Räume wohl beachtet, damit die verschiedenen Abtheilungen der Sammlung gehörig zu sondern waren. Dabei nähme man auf die Zukunft beständig Hinsicht, die Räume würden groß genug eingerichtet, nach Maaßgabe einer zu hoffenden Vermehrung. Die Anleitung hiezu würde die Sammlung selbst geben, die, indem sie Gegenstände aller Art besitzt, und nach allen Seiten hindeutet, vielerlei Rubriken veranlaßt, die sich in der Folge innerlich vermehren und ausdehnen. Denn auch deßhalb ist diese Sammlung so schätzbar, weil sie künftige Conservatoren nöthigt, alles Vorkommende nach seiner Art zu würdigen, und auch das Geringste als integrirenden Theil des Ganzen zu betrachten. Wie überraschend angenehm würde es alsdann seyn, wenn die Localitäten geschmackvoll und analog den Gegenständen verziert würden, wovon wir zwar einzelne Beispiele in verschiedenen Städten bewundern, jedoch kein ganzes allgemeines Museum in diesem Sinne

verziert wissen. Es ist gar so angenehm unterrichtend, wenn Sarkophagen, Urnen und alle dazu gehörigen Leichen- und Grab-Gerathe in nachgeahmten Columbarien aufgestellt sind; wenn der römische Denkstein, Altar und Cippus von einer Decoration eingefaßt werden, welche an die Appische Straße erinnert; wenn die Ueberreste des frühern Mittelalters von Verzierungen ihrer Art, die des spätern gleichfalls übereinstimmend bekleidet sind; wenn selbst den Naturreichen durch Abbildung des nicht vorhandenen nachgeholfen wird. Wollte man diese Gedanken verfolgen und Vorschläge gelten lassen, so würde gar manches bewirkt werden, welches voraus anzudeuten nur anmaßlich scheinen möchte. In einer Gegend, wo das Wissen nur insofern geschätzt werden kann als es zugleich ins Leben tritt, wird eine solche Einrichtung schon gefordert. Hier wird der bloß neugierig Gleichgültige unterhalten und angeregt, ja, er mag sich stellen wie er will, belehrt; der Kenner aber läßt sich durch eine solche, der Ordnung noch hinzugefügte Täuschung eben so wenig irre machen, als durch die Confusion der alten Krambude eines Raritätenhandlers. In Köln würde man sich hiezu des Talents eines vorzüglichen Künstlers, Hrn. Fuchs, bedienen, der in ähnlichen Fällen schon Erfindungsgabe, Geschmack und Fertigkeit bewiesen. Zugleich aber wird man mit Bedauern den in jugendlichem Alter schon vieles leistenden Joseph Hoffmann vermissen, welcher wohl verdient hätte bessere Zeiten zu erleben.

Jedermann der das Gesagte beherzigt, wird sich überzeugen, daß bei weiser kräftiger Anregung von oben, tüchtiger Gründung und klarer Anlage eines Conservatoriums in Köln, Kunst, Geist und Fleiß sogleich sich vereinen werden, dasselbe zu schmücken; da es denn auch an patriotischer Thätigkeit nicht fehlen wird, dasselbige fortwährend zu vermehren

und auszustatten. So sehen wir schon gegenwärtig, da ein allgemeiner Vereinigungspunkt nur erst gehofft wird, das rühmliche Beispiel, wie Herr General von Rauch alles dasjenige, was bei Anlage der neuen Festungswerke ausgegraben wird, bei sich sammelt, um solches dereinst dem öffentlichen Gewahrsam zu übergeben. Das Bedeutende was schon gefunden worden, erregt die schönsten Hoffnungen, und sichert diesem trefflichen Kriegsmanne auch von dieser Seite die immerdauernde Dankbarkeit einer wieder auflebenden Stadt.

In Köln jedoch an eine förmliche Kunstakademie zu denken, möchte nicht nöthig noch rathlich seyn. Republicanische, von alten Zeiten her den Gemüthern eingeprägte Formen passen am besten in diesen Gegenden, wenigstens für die freien Künste. Einsichtige Kunstliebe und Gönnerschaft setzt sich überall an die Stelle der Direction; jeder Künstler zieht in seinem Fache sich seine eigenen Schüler, so wie jeder Schüler sich frei seinen Meister aufsucht. Hier kann jeder, uneingeschränkt von seines Gleichen, durch eigene Arbeiten, durch Restauration und Kunsthandel sich in eine Lage versetzen, die sehr angenehm werden muß, wenn die Regierung sein Talent auch zu ihren Zwecken benutzt, durch angemessene Pensionen sein Talent den ersten Nahrungssorgen überhebt, sodann aber durch billiges Honorar seine außerordentlichen Arbeiten belohnt.

Wird sich nach allgemeinem Wünschen und Hoffen ein zusammenhangender Kunstverkehr am Rhein und Main verbreiten, so wird auch die Theilnahme des Reisenden nicht fehlen. Der Kunstfreund verlangt nicht immer Originale; trifft und rührt ihn irgend ein merkwürdiges Bild, dessen Besitz nicht zu erlangen ist, so erfreut er sich an einer Copie. Dieses zeigt sich schon gegenwartig bei der Freude

an der altdeutschen Kunst, daß man Nachbildungen von Gemälden dieser Art verlangt und schätzt. Von jener großen Tafel im Dom hat Herr Lieutenant Raabe die Mittelgruppe in Miniatur höchst befriedigend nachgebildet. Herr Beckenkamm beschäftigt sich immerfort mit Copien derselben, die sogleich ihre Liebhaber finden. Wie viel Umstände treffen nicht zusammen uns zu versprechen, daß ein freithätiges, uneingeschränktes Kunstleben in diesen Gegenden sich aus einer niemals ganz ausgestorbenen Vorzeit fröhlich entwickeln werde.

Ehe jedoch der Fremde so mannichfaltige Merkwürdigkeiten mit Ruhe genießen kann, wird er vor allem unwiderstehlich nach dem Dom gezogen. Hat er nun dieses, leider nur beabsichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beschaut, so wird er sich von einer schmerzlichen Empfindung belastet fühlen, die sich nur in einiges Behagen auflösen kann, wenn er den Wunsch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu sehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meisterwerk erst jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen. Bleibt aber ein solches Werk unausgeführt, so hat weder die Einbildungskraft Macht, noch der Verstand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erschaffen.

Mit diesem leidigen Gefühl, welches einen jeden drückt, kämpften zu unserer Zeit in Köln eingeborne Jünglinge, welche glücklicherweise den Muth faßten, eine Vollendung des Doms, nach der ersten Absicht des Meisters, wenigstens in Zeichnungen und Rissen zu Stande zu bringen. Dürfte auch ein solches bildliches Unternehmen gegen die wirkliche Ausführung gering scheinen, so gehörte doch schon hiezu so viel Einsicht

als Unternehmungsgeiſt, ſo viel That als Beharren, ſo viel Selbſtſtändigkeit als Einwirkung auf andere, wenn die Gebrüder Boiſſerée zur ungünſtigſten Zeit ein Kunſt- und Pracht-Werk ſo weit fördern ſollten, daß es von nun an heftweiſe wird erſcheinen können. Der Grundriß hatte ſich glücklicherweiſe im Original gefunden, ſo wie auch der Aufriß, ſpäter entdeckt, der bisherigen Bemühung, Ausmeſſung und Vermuthung glücklich zu Hülfe kam. In gehöriger Größe werden alſo Grundriß, Aufriſſe, Durchſchnitte, perſpectiviſche Zeichnungen nach und nach erſcheinen, wodurch ein Werk gebildet wird, das vermöge ſeines Inhalts, wie durch die Künſtler die es gearbeitet, den lebhafteſten Antheil verdient. Denn daß die Zeichnungen vortrefflicher deutſcher Männer, Moller, Fuchs, Quaglio, auch in Deutſchland geſtochen werden konnten, dazu gehörte von Seiten der Unternehmer jene ſtille unverwüſtliche Vaterlandsliebe, die in den ſchlimmſten Zeiten dasjenige zu erhalten und zu fördern weiß, was glücklichen Tagen unentbehrlich iſt; und ſo ſind die trefflichen Kupferſtecher, die Herren Duttenhofer in Stuttgart, Darnſtedt in Dresden, zur Theilnahme an dieſer wichtigen Arbeit herbeigerufen worden.

Sind wir nun durch Bemühungen von Privatperſonen dazu gelangt, uns einen deutlichen Begriff von jenem unſchätzbaren Gebaude zu machen, ſo daß wir es als ein Wunderwerk, gegründet auf die höchſten chriſtlich-kirchlichen Bedürfniſſe, ſo genial als verſtändig gedacht, durch vollendete Kunſt und Handwerk ausgeführt, in der Einbildungskraft faſſen und ſeine wirklich vorhandenen Theile einſichtig genießen können: ſo wird man ſich nicht verwehren, jene kühne Frage nochmals aufzuwerfen, ob nicht jetzt der günſtige Zeitpunkt ſey, an den Fortbau eines ſolchen Werks zu denken.

Hier treffen wir aber bei naherem Erwagen auf die traurige Entdeckung, daß der Dom seit zwanzig Jahren aller Hulfsmittel beraubt ist, um auch nur im baulichen Stand erhalten zu werden. Als Reichsstift, und weil die Guter fur den Bauunterhalt mit den Pfrundegutern zusammengeworfen waren, hatte die Kirche das eigene und einzige Schicksal, sie die am meisten bedarf, die armste von allen zu werden, indessen andere Kirchen ihre Bauguter behalten oder zuruckbekommen haben.

Das erste vor allen Dingen ware daher, an eine Stiftung zu denken, zu vollkommener Erhaltung des Gebaudes. Erhaltung ist aber nicht zu bewirken, wenn man den Vorsatz des Fortbauens ganzlich aufgiebt; denn nicht allein Baarschaft reicht hin zu solchen Bedurfnissen, sondern es will auch, bei gegenwartiger vollkommener Einsicht in den Willen des Meisters, Kunst und Handwerk aufs neue erregt und belebt seyn. Was aber auch geschahe, so ist ein solcher Gegenstand mit Großheit zu behandeln, zu welcher man nur gelangt, wenn man sich die Schwierigkeiten nicht verbirgt noch verlaugnet.

Auf alle Weise aber steht der Dom schon jetzt als fester Mittelpunkt; er und die vielen andern Gebaude der Stadt und des Landes bilden im engen Kreise eine ganze Kunstgeschichte. Und auch diese ist literarisch und artistisch vorbereitet, indem jene so leidenschaftlich als grundlich arbeitenden Kunstliebhaber, bei dem Fleiße den sie dem Kölner Dom gewidmet, ihre Aufmerksamkeit zugleich auf die Vor- und Nachkunst richteten. Daher wurden alte Risse gesammelt, Durchzeichnungen veranstaltet, Kupferstiche und Zeichnungen der vorzuglichsten sogenannten gothischen Gebaude in allen Landen angeschafft, besonders von allen bedeutenden alter

Den will ich in die Erde lieben,

Er macht alles zurechte wie er's ſagt.

Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königinn vermeine,
Es wüchſe alles aus dem Steine,
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe, wie ſich's gebührt. ab.

Bauwerken des ganzen Niederrheins von der Mosel abwärts. Hieraus könnte ein Werk entstehen, das in mäßigem Format die Epochen der älteren Baukunst in Deutschland, von den ersten christlichen Zeiten an bis zum Erscheinen des sogenannten gothischen Geschmacks im dreizehnten Jahrhundert, in belehrender Form zur Anschauung brachte.

Die den Reisenden zugemessene Zeit war zu kurz, als daß man von allem Bedeutenden hätte völlige Kenntniß nehmen können; jedoch versäumte man nicht, den Herrn Dompicarius Hardy zu besuchen, einen merkwürdigen achtzigjährigen muntern Greis, der, bei angebornem entschiedenem Talent und Kunsttrieb, von Jugend auf sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, vorzüglich aber von der bildenden Kunst angezogen Email zu malen unternahm, welches ihm aufs glücklichste gelang. Am meisten jedoch hat er sich dem Wachsbossiren ergeben, wo er denn schon in frühster Jugend die unendlich feinen perspectivisch-landschaftlichen, architektonisch-historischen kleinen Arbeiten verfertigte, dergleichen von mehreren Künstlern versucht, wir noch bis auf die neuste Zeit sogar in Ringen bewundern. Später beschäftigte er sich mit einer Art, die höchst gefällig ist; er bossirte nämlich halbe Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahreszeiten und sonst charakteristisch-gefällige Gegenstände wählte, von der lebenslustigsten Gärtnerin mit Frucht- und Gemüs-Körbe bis zum alten, vor einem frugalen Tisch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Diese Gegenstände, hinter Glas, in ungefähr fußhohen Kästchen, sind mit buntem Wachs harmonisch, dem Charakter gemäß colorirt. Sie eignen sich dereinst in einem Kölnischen Museum sorgfältig aufbewahrt zu werden; denn man wird hiedurch so deutlich

angeſprochen, daß wir uns in der Geburtsſtadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von jeher die Kunſtwerke beherrſcht und verherrlicht hat. Die ſtille Wirkung eines ſolchen Mannes in ſeinem Kreiſe verdient recht deutlich geſchildert zu werden, ein Geſchaft, welches Herr Kanonicus Wallraf mit Vergnügen übernehmen wird, da er, als ein Jüngerer, dieſem würdigen Greis auf dem Lebens- und Kunſt-Wege gewiß manche Anregung verdankt.

Ein Schuler dieſes würdigen Mannes, Herr Hagbold, beſchaftiget ſich mit ahnlichen Arbeiten; doch hat er bisher nur Profilportraite geliefert, denen man eine glückliche Aehnlichkeit nicht abſprechen kann. Die Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putz-Stücke an dieſen Bildern iſt höchlich zu loben, und wenn er ſie in der Folge, ſowohl von vorn in voller Anſicht, ganz rund, als von der Seite, nur halb erhaben ausfuhren wird, ſo kann es ihm an Beifall und Kunden nicht fehlen.

Noch iſt hier ein geſchickter Miniaturmaler zu erwähnen, Herr Lützenkirchen, welcher ſich, bei ſehr ſchönen Talenten, als ein denkender Künſtler erweiſ't, und ſich auch ſchon das Vertrauen hoher Perſonen bei bedeutenden Gelegenheiten erworben hat.

Indem man nun von dem Vergangenen und Gegenwärtigen ſpricht, was Köln merkwürdig, ehrwürdig und angenehm macht, und ſodann frägt, was denn ferner wünſchenswerth ware, damit gebildete Perſonen aller Art ihren Aufenthalt hier gerne wählten, ſo wird man die Antwort hören, daß Wiſſenſchaft und diejenige Cultur, welche aus dem Studium der alten Sprachen hervorgeht, nebſt allem was geſchichtlich heißen kann, hier von friſchem angeregt und begünſtigt werden ſollten; von friſchem ſag. ich, denn auch dieſe Vorzüge

haben ſich hier nicht ganz verloren. Man darf nur die im Lapidarſtyl glücklich aufgeſtellten Inſchriften, worin Herr Kanonicus Wallraf ſich beſonders hervorthut, ſo wie ſeine heitern und gehaltreichen lateiniſchen Gelegenheitsgedichte betrachten; man darf die hiſtoriſchen Bemühungen, welche derſelbe nebſt andern Perſonen den vaterſtädtiſchen kirchlichen Ereigniſſen widmet, näher ins Auge faſſen: ſo findet man noch Verzahnungen genug, welche nur auf einen neuen Anbau zu warten ſcheinen.

Und hier wird man unmittelbar an jene anſehnliche Univerſität erinnert, welche ehemals hier ihren Sitz hatte. Ihre Lage war vortheilhaft, in der Mitte der Länder, zwiſchen Moſel, Maas und Lippe, auch zur Verbindung mit verwandten Nachbarländern, woher noch bis zur franzöſiſchen Umwälzung Studirende, meiſt von katholiſcher Religion, ſich auf dieſe Univerſität wendeten, in ſolcher Anzahl, daß ſie eine ſogenannte Nation unter den Studenten ausmachten. Die mediciniſche Facultät zog durch ausgezeichnete Lehrer noch bis zu Ende des letzten Jahrzehnts holländiſche Studenten nach Köln, und noch jetzt genießt die Stadt in den angränzenden Ländern ihren alten Ruhm. Ja in den erſten Jahren der franzöſiſchen Herrſchaft wurde die Hoffnung rege zu Wiederbelebung der alten Univerſität, und bis in die letzten Zeiten nicht ganz aufgegeben, erhielt ſie ſich an der Aufmerkſamkeit, welche die Centralſchule genoß, die nachher in eine höhere Secundärſchule verwandelt wurde. Ihr blieben bedeutende Güter, Anſtalten und Sammlungen, welche zum Theil ſich noch vermehrten; wie denn ein wohlbeſtelltes phyſikaliſches Cabinet angeſchafft und ein botaniſcher Garten ganz neu angelegt wurde. Fänden nun in demſelbigen, von den Jeſuiten ehemals benutzten Raume die Kunſtſammlungen gleichfalls

ihren Platz, so würde sich alles Kennenswerthe hier vereinigen lassen. Hierauf, wie auf manches Andere, gründen die Kölner die Hoffnung, die alte Universität in ihren Mauern wieder erneuert zu sehen.

Alles was wir bisher an dieser Stadt gerühmt, schien diese Hoffnung zu begünstigen, da nicht mehr die Frage seyn kann, ob nicht auch in großen Städten eine Universität gedeihen könne. Ja man wollte behaupten, daß hier, wo die reichsten Schätze der großen Vorzeit zu finden sind; wo geistliche und weltliche Gebäude, Mauern und Thürme, und so mannichfaltige Kunstsammlungen eine anschauliche Geschichte der Vergangenheit liefern; wo Schifffahrt und Handel das gegenwärtige Leben darstellen, — daß hier Lehrenden und Lernenden alles nützlich und förderlich seyn müsse, indem in unsern Tagen nicht mehr von Schul- und Partei-Wissen, sondern von allgemeinen Weltansichten, auf ächte Kenntnisse gegründet, die Rede sey.

Man wolle jenen Universitäten, in kleinen Städten angelegt, gewisse Vortheile nicht streitig machen, es sey aber doch nicht zu laugnen, daß sie sich aus jenen Zeiten herschreiben, wo der Jugend, die aus einem dumpfen Schulzwange zu einem ängstlichen Geschäftszwange gebildet werden sollte, ein gewisser Zwischenraum gegönnt war, in welchem sie sich neben dem Lernen auch austoben, und eine fröhliche Erinnerung vollbrachter Thorheiten gewinnen möchte. Gegenwärtig sey dieses aber unzulässig, schädlich und gefährlich: denn der deutsche Jüngling habe sich meist im Felde versucht, habe an großen Thaten Antheil genommen, und selbst der Nachwuchs sey schon ernster gesinnt; man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, sondern nach einer ausbildenden, reichen Begränzung. Wo sey nun eine solche

schönere zu finden, als in einer Stadt, die eine Welt in sich enthalte; wo Thatigkeit aller Art sich musterhaft vor dem Geiste des Jünglings bewege, und wo junge Leute nicht an Cameradenselbstigkeit, sondern an höhern Weltansichten und an unzahligen Gewerbs- und Kunst-Thatigkeiten ihre Unterhaltung fänden; wo der Studirende nur über den Fluß zu setzen brauche, um seine Ferien in dem reichsten Bergwerks-, Hütten- und Fabriken-Lande nützlich zuzubringen?

Ferner behaupteten die Kölner, daß der Studirende nirgends mehr sich selbst achten und geachtet werden könne, als bei ihnen, indem er als Miterbauer einer großen, alten, durch Zeit und Schicksal zurückgekommenen Existenz angesehen werden müsse.

Bonn.

Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments, unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonicus Pick. Dieser heitere geistreiche Mann hat alles und jedes was ihm als alterthümlich in die Hande kam, gewissenhaft gesammelt, welches schon ein großes Verdienst wäre; ein größeres aber hat er sich erworben, daß er mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne sein Haus, mit welchem diese Schätze zusammengewachsen sind, durchwandert zu haben, kann man sich hievon keine Vorstellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Portraite von sehr verschiedenem Kunstwerth, alle jedoch vereinigt, die Trachten

mancher Länder und Zeiten vors Auge zu bringen. Verziert ſind die Wohnzimmer mit Kupferſtichen und Gemälden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländiſche Ereigniſſe hinweiſend, auf Glück und Unglück eines übermüthigen Feindes anſpielend. Ueber den Thüren erregt manche inſchriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet ſich die Sammlung ſelbſt; man durchſchaut ſie mit immer verändertem Intereſſe, welches jederzeit eine hiſtoriſche Richtung zu nehmen genöthigt iſt. Kupferſtiche und Münzen, nach Jahren und Ländern geordnet, Geräthſchaften aller Art, alles zierlich zuſammengeſtellt.

Wir gedenken z. B. einer ganzen Wand mit gemaltſcheinenden Bildern, merkwürdig durch den Stoff, woraus ſie verfertiget worden: Moſaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zuſammengeſetztes, aus gehackter Wolle Geſtreutes, ſammtartig Gewobenes, Geſticktes oder aus Lappchen Zuſammengeſticktes. Durch ſolche Annäherungen werden hundert Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunſtkämmerer verlegen machte, dem Auge intereſſant; ſie geben dem Geiſte Nahrung, ja dem Geſchmacksurtheil manchen Anlaß. Hiebei iſt zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwiſſenſchaftlich unterrichtet, eine ſchöne Mineralienſammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, ſyſtematiſch aufgeſtellt hat.

Und ſo nach ergötzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherz-Geräthe, nimmt man ernſteren Antheil an einer würdig errichteten Scheincapelle. Geſchmackvoll zuſammengerahmte bunte alte Glasfenſter verbreiten ein düſteres Licht über den beſchränkten Raum; giebt man demſelben dagegen die erforderliche Hellung, ſo ſieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten frommen

Bedürfnisse aller Art an schicklicher Stelle: geschnitzte Betschemel und Pulte, ein völlig hergestellter Altar, auf demselben ein Reliquienkasten mit getriebenen Silberfigürchen geziert, mit Email reichlich bedeckt; ferner Crucifixe und Leuchter, alle ältern Ursprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkasten erinnernd, der in dem Kölnischen Dom die Gebeine der drei Könige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemälden, welche sich hier, als hätten sie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarschaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuscripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einstweilen niedergelegt sind, so bedauert man, daß die Unruhe der Zeiten diesen würdigen Mann verhinderte, von seinem ganzen Hause Gebrauch zu machen, um alles in gleichem Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Gartenterrasse, wo das Talent eines geistreichen Conservators sich in vollem Glanze zeigt. Hier sieht man unter freiem Himmel verschiedene architektonische Theile und Glieder, Säulen und Gesimmstrümmer, so wie manche Zierrathsreste, zu Ruinen gruppirt, Inschriften zierlich eingemauert, halberhabene Arbeiten wohl vertheilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgestellt, und, mit wenigen Worten, hie und da wahrhaft rege patriotische Gesinnungen bedeutsam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beschreibung dieses glücklichen Unternehmens würde schon der Einbildungskraft und dem Gemüth eine angenehme Unterhaltung geben. Nur Eines führe ich an, daß ein kleines wohlerhaltenes Basrelief, die schlimmen Folgen der Trunkenheit vorstellend, unter einer Weinranke gesehen wurde, die so eben voller Trauben hing.

Denkt man ſich Bonn als Reſidenz, und dieſen Schatz unverrückt als Kunſtkammer, ſo beſitzt der Hof eine Sammlung ſo allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünſchen iſt. Setzte man ſie im gleichen Sinne fort, ſo würden Beſitzer und Erhalter ſich und andern zu großem Vergnügen bemüht ſeyn.

Während man nun dieſe Zeit über mit aufgeklärten und, im achten Sinne, freidenkenden Perſonen umging, ſo kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Univerſität zur Sprache. Da man nämlich ſchon längſt an der Wiederherſtellung der veralteten hohen Schule in Köln verzweifelt, habe man den Verſuch gemacht, eine neue in Bonn zu gründen. Dieſes Unternehmen ſey deßhalb mißlungen, weil man, beſonders in geiſtlichen Dingen, polemiſch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Parteigeiſt zwiſchen den verſchiedenen Glaubensgenoſſen ſey indeſſen beſchwichtigt, und gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten könne nicht auf dogmatiſchem und philoſophiſchem, ſondern allein auf hiſtoriſchem Wege gefunden werden, in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrſamkeit. Eine bedeutende Univerſität am Niederrhein ſey höchſt wünſchenswerth, da es der katholiſchen Geiſtlichkeit und ſomit auch dem größten Theil der Gemeinde an einer vielſeitigern Geiſtesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrſamkeit ſey früher daher entſtanden, daß die Trennung der Chriſtenheit durch Philologie und Kritik geſchehen, dadurch ſey die alte Kirche in Schrecken geſetzt, Entfernung und Stillſtand verurſacht worden. Bei veränderten Umſtänden und Anſichten jedoch könne dasjenige, was die Kirche getrennt, ſie nun wieder vereinigen, und vielleicht wäre eine ſo ſchwer ſcheinende Aufgabe bei gegenwärtiger

Gelegenheit, im oben angedeuteten Sinne, am ſicherſten zu löſen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Univerſität empfehlen, iſt es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beſchränktheit ihres Orts, die Ruhe deſſelben. Sie betheuern die Achtung, welche dem Studirenden hier zu Theil würde, als nothwendigem und nützlichem Mitbewohner; ſie ſchildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der herrlichſten Gegend, ſowohl landwarts als rheinwarts und überrheiniſch. Die Urſachen, warum der erſte Verſuch mißlungen, kenne man nunmehr, und dürfe nur die ähnlichen Fehler vermeiden, ſo habe man die völlige Gewißheit, dießmal zum Ziele zu gelangen.

Dieſe und ähnliche Geſpräche wurden auf der Terraſſe des Schloßgartens geführt, und man mußte geſtehen, daß die Ausſicht von demſelben entzückend ſey: der Rhein und die Siebengebirge links, eine reich bebaute und luſtig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügt ſich ſo ſehr an dieſer Anſicht, daß man ſich eines Verſuchs, ſie mit Worten zu beſchreiben, kaum enthalten kann.

Neuwied.

Doch unſer eigentlichſter Zweck ruft uns ſtromaufwarts, um Neuwied's zu gedenken. Dieſe freundliche Stadt, erbaut auf einen von Bergen umſtellten Raum, iſt uns wegen der Alterthümer merkwurdig, welche man daſelbſt gefunden hat und findet. Die neuerdings von Deutſchlands Feinden benutzte Gelegenheit hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern ſchon ergriffen, ſodann aber der ſichere und

angenehme Raum Caſtellen und Wohngebäuden angeeignet. Die Spuren einer einfachen alten Befeſtigung fanden ſich hinter Biber eine halbe Stunde von Neuwied, wobei die Ueberreſte eines Bades entdeckt wurden. Die verſchütteten Trümmer von ſtadtiſchen Wohnungen finden ſich bei Hettesdorf, wovon ſchon manches zu Tage gefördert worden. Möge die friedliche Ruhe deren wir zu genießen hoffen, auch fernere Ausgrabungen begünſtigen! Das ſorgfältig angelegte Muſeum in dem Schloſſe zu Neuwied würde dadurch bereichert, ſo wie die Sitten und Gebräuche der älteſten Feinde Deutſchlands immer mehr aufgeklärt werden. Von alten Wegen und Schutzmauern, die ſich am Main und Rhein weit erſtrecken, haben mehrere Schriftſteller gehandelt, und es wird ſich nach und nach bei fortgeſetzter Bemühung der ganze Zuſammenhang endlich vollkommen entwickeln.

Coblenz.

Ungern verlaſſen wir dieſe Gegenden, und eilen, unſeres Zweckes eingedenk, nach Coblenz. Auch hier würde ſich ein Mittelpunkt zur Aufbewahrung der Alterthümer und zu Förderung der Kunſt von ſelbſt bilden. Die herrliche Lage des Orts, die ſchönen Straßen und Gebäude, die günſtigen Wohnräume ſind für den Einheimiſchen erfreulich, für den Fremden einladend. Da dieſe Stadt zum beſtändigen Sitz einer Regierung beſtimmt iſt, ſo kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerkſamkeit gar manches entdecken und verſammeln wird; wie denn zum Anfange die wenigen aber bedeutenden Reſte der Abtei Laach mit Vorſicht und Sorgfalt bisher zu retten wären.

Vorbereitende Muſik, ahndend ſeltene Gefühle.

Mandandane

als

Proſerpina.

Halte! halt' einmal, Unſelige! Vergebens
Irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her!
Endlos liegen vor dir die Trauergefilde,
Und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die liebe Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt
Nach meines Ahnherrn froher Wohnung
Mit Liebesblick hinauf ſah!
Ach! Tochter du des Jupiters,
Wie tief biſt du verloren! —

Die Juriſtenſchule zu Coblenz iſt eine neue Anſtalt, die wohl ſchwerlich, iſolirt wie ſie ſteht, erhalten werden dürfte, dagegen die Güter der dortigen Secundarſchule wohl zu einem höhern Gymnaſium hinreichten, welches jener, dem Niederrhein zugedachten Univerſität vorarbeitete; und gewiß würden die Glieder ſolcher Anſtalten ſich einem Bunde, der Kunſt und Alterthum zu fördern gedächte, willig und kraftig anſchließen.

Ueberſchaut man von der Karthaus die köſtliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, ſo bedauert man die unwiederherſtellbaren Ruinen der Feſtung Ehrenbreitſtein, welche nun im Sinne der neueren Kriegskunſt wieder ausgebeſſert werden. Das ſchöne weitläuftige, der Stadt ſich verbindende Schloß hingegen ſieht man gern, von außen wenigſtens, unbeſchädigt. Die Frage, in wie weit es als Reſidenz wieder herzurichten ſey, liegt außer unſerm Kreiſe, aber des traurigen Schickſals müſſen wir gedenken, welches überhaupt den Niederrhein betroffen hat, daß, durch ſeltſame Fügung, weit und breit alle Fürſtenſitze verödet ſind, während am Oberrhein noch die meiſten geblieben. Welch einen ſchönen Sommeraufenthalt würden höchſte und hohe Perſonen finden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlöſſer Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrad und andere wieder eingerichtet, und neue Lebenselemente von da aus in die Gegend verbreitet würden. Für die Zwecke welche wir im Auge haben, könnte daraus die günſtigſte Wirkung entſpringen.

Mainz.

Der Bewohner von Mainz darf ſich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegspoſten bewohnt: alte

und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch dieſe wird der eifrige Forſcher zu Vermehrung ſeiner Kenntniſſe, zu Bildung des Geiſtes nutzen, und ſo ſind wir einem fleißigen und ſorgfaltigen Manne, Hrn. Profeſſor Lehne, vielen Dank ſchuldig, daß er manches bekannte Alterthümliche mehr bezeichnet und beſtimmt, anderes aber neu aufgefunden, geſammelt und geordnet hat. Seine Charte, worauf die Lage des römiſchen Mainz und der ſich darauf beziehenden Caſtelle, in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Feſtungswerken, dargeſtellt iſt, giebt einen freien Ueberblick über das Vergangene, welches, von dem Gegenwartigen faſt verſchlungen, unſern Sinnen entzogen iſt. Die Mauern des uralten Kriegspoſtens, die innerhalb deſſelben ehemals befindlichen Tempel und Gebaude werden uns wieder vergegenwartigt, ſo wie außerhalb das Denkmal des Druſus, die Waſſerleitung, der künſtliche Teich, die Graber, wieder an ihre Stelle treten; und ſchnell faßt der Reiſende die Verhaltniſſe ſolcher Baulichkeiten gegen einander, die ihm ſonſt nur ein Rathſel geblieben.

Das Bibliotheksgebäude enthalt in ſeinen unteren Hallen wohlgeordnete Alterthümer. In anſchaulichſter Ordnung ſind die Grabſteine römiſcher Soldaten aufgeſtellt, die, aus allen Nationen zuſammengefordert, hier in der Garniſon ihren Tod fanden. Name, Geburtsort, Zahl der Legion iſt auf jeder Tafel bezeichnet. Man fand ſie reihenweis an Hugel angelehnt, hinter jedem die Urne, das Gebein enthaltend, zum Beweiſe, wie hoch in jener Zeit der Einzelne geſchatzt wurde.

In derſelben Halle finden ſich Monumente anderer Art, welche, ſo wie die beſonders aufbewahrten antiken Gefaße und Geratſchaften, in Kupfer geſtochen und von einer

Erklarung begleitet, ein Werk bilden, welches hoffentlich bald die Wünsche der Liebhaber befriedigen, und unter denselbigen einen neuen Vereinigungspunkt stiften wird.

Außer der Büchersammlung enthalt das Gebäude manches wissenschaftlich Brauchbare. Was von physikalischem Apparat, von mineralogischen und anderen Gegenständen der vormaligen Universitat angehörte, ist hier aufbewahrt, und kann einer künftigen Lehranstalt zum Grunde dienen.

Eine Anzahl schatzbarer Gemalde, die aus Paris hierher gebracht worden, ist gleichfalls geraumig und genießbar aufgestellt, und wird immer beitragen, die Kunstliebe in Stadt und Gegend zu beleben.

Herr Graf Kesselstadt, Freund und Erhalter von Gemalden und Alterthümern, versaumt keine Gelegenheit seine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemalde des Landschaftsmalers Caspar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künstler und Gemaldehandler, Namens Arbeiter, besitzt schöne Sachen und laßt sich billig finden. Genug, es steht hier so manches beisammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem rheinischen Kunstverein sich an seiner Stelle thatig und förderlich erweisen.

Zum Schlusse sey es vergönnt einen Wunsch auszusprechen, welcher der jetzigen und künftigen Lage von Mainz so ganz gemaß ist. Möge der militarische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen und gründen, hier wo mitten im Frieden jeder der die Augen aufschlagt an Krieg erinnert wird. Thatigkeit allein verscheucht Furcht und Sorge, und welch ein Schauplatz der Befestigungs- und Belagerungs-Kunst hat sich hier nicht schon so manchmal eröffnet! Jede Schanze, jeder Hügel wurde lehrreich zu dem jungen Krieger sprechen und ihm täglich und stündlich das

Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigste Punkt sey, wo die deutsche Vaterlandsliebe sich zu den festesten Vorsätzen stahlen müsse.

Biberich.

Nach so vielen Ruinen alter und neuer Zeit, welche den Reisenden am Niederrheine nachdenklich, ja traurig machen, ist es wieder die angenehmste Empfindung, ein wohlerhaltenes Lustschloß zu sehen, das unerachtet, der gefahrlichsten Nachbarschaft, in völligem Stande von seinem Fürsten bewohnt, durch einen Hof belebt wird, der den Fremden des liberalsten Empfanges genießen laßt. Die hier befindlichen Bibliotheken und Naturalien-Sammlungen, deren Ordnung durch die vieljahrigen Unbilden des Kriegs gelitten, werden nun bald auch zum Nutzen und Vergnügen der Einheimischen und Vorubergehenden aufgestellt seyn; wie denn Herr Kammerherr von Nauendorf seine ansehnliche und wohlgeordnete Mineraliensammlung dem Liebhaber mit Vergnügen belehrend vorweis't.

Wiesbaden.

Hier ist in gedachter Rücksicht schon viel geschehen, und mehrere aus Klöstern gewonnene Bücher in guter Ordnung aufgestellt. Ein altes Manuscript, die Visionen der heiligen Hildegard enthaltend, ist merkwurdig. Was neu in dieser Anstalt angeschafft wird, hat vorzüglich den Zweck, die Staatsdiener mit dem Laufenden der literarischen und politischen Welt bekannt zu machen. Sammtliche Zeitungen und Journale

werden deßhalb vollständig und in beſter Ordnung gehalten. Dieſes geſchieht unter der Aufſicht des Herrn Bibliothekars Hundeshagen, welcher dem Publicum ſchon durch die Bemühungen um den Palaſt Friedrichs I. zu Gelnhauſen rühmlich bekannt iſt. Leider iſt die ganze vollendete Ausgabe dieſes Werks bei dem Bombardement von Hanau verbrannt, wiewohl die Kupfertafeln glücklich gerettet worden, deßhalb man die Hoffnung nähren kann, daß die günſtigere Zeit auch die Reiſe dieſes Werks befördern werde. Der Plan der Feſtung Mainz, von jenem talentvollen Manne herausgegeben, zeugt nicht weniger von deſſen Fleiß und Geſchicklichkeit. Unter ihm arbeiten beſtändig mehrere junge Leute an ähnlichen Unternehmungen.

Das Cabinet des Hrn. Oberbergraths Cramer iſt ein vorzüglicher Schmuck dieſes Ortes. Es enthält eine vollſtändige ſyſtematiſche Folge der Mineralien, und außerdem belehrende Prachtſtücke aus den wichtigen Bergwerken des Weſterwaldes. Der gefällige, theoretiſch und praktiſch gebildete Beſitzer, auch als Schriftſteller ſeines Faches geſchätzt, widmet Curgäſten und Durchreiſenden jede freie Stunde zur Unterhaltung und Unterricht.

Dem Freunde der Baukunſt wird der große Curſaal, ſo wie die neuangelegten Straßen, Vergnügen und Muſter gewähren. Dieſe durch anſehnliche Befreiungen und Zuſchüſſe von höchſten Behörden entſchieden begünſtigten Anlagen zeugen von des Herrn Baudirectors Götz und des Herrn Bauinſpectors Zais Talenten und Thätigkeit. Die großen Wohnräume, die in den neuangelegten ſchönen Häuſern entſtehen, beleben die Hoffnung, daß mancher Vorſatz auszuführen ſey, den man hier im Stillen nährt, um eine ſo viel beſuchte, an Ausdehnung und Umfang täglich wachſende Stadt, durch Sammlungen

und wiſſenſchaftliche Anſtalten noch bedeutender zu machen. Schon haben mehrere Freunde der Kunſt, der Natur und des Alterthums ſich unterzeichnet, eine Geſellſchaft zu bilden, welche, ſowohl überhaupt, als beſonders für dieſe Gegend um alles Merkwürdige bemüht ware. Hr. von Gerning, der das Taunusgebirg zum Gegenſtand ſeiner Dichtungen und Betrachtungen vorzuglich gewahlt, möchte wohl zu bewegen ſeyn, ſeine reiche Sammlung hieher zu verſetzen, und einen Grund zu legen, worauf die Gunſt des Fürſten und die Bereitwilligkeit manches dankbaren Fremden gewiß mit Eifer fortbauen würde.

Frankfurt.

Unter ſo vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat ſich dieſe Stadt auf das prachtigſte und heiterſte hervorgebaut. Ein Fremder, wenn er ſie lange nicht beſucht hat, erſtaunt, und Einheimiſche bewundern taglich das langſt Bekannte. Der mit großer Freiheit und Einſicht entworfene Plan bietet noch zum fernern Fortbau die ſchönſten Räume. Geſegnet ruhen daher an öffentlicher freundlicher Stelle die Reſte des Senators Guiolett, welcher die erſten Entwürfe zu dieſen weitausgreifenden Anlagen fürſtlicher Begünſtigung vorlegte, und bis an ſein Ende der folgerechten Ausführung vorſtand. Die Liebe zu den bildenden Künſten, im weiteſten Sinne, hat ſich immerfort bei Privatperſonen lebendig erhalten, und es tritt nunmehr der Zeitpunkt ein, wo eine freie Bürgerſchaft auch für öffentliche Annäherung und Zuſammenordnung einzelner Schätze, durch glücklich zuſammentreffende Umſtände aufgefordert, gemeinſam Sorge tragen wird.

Gleich beim Beginn kommt uns die erwünschte Nachricht entgegen, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliotheksgebäude aufzuführen. Die ansehnliche Büchersammlung hatte der neu zu erbauenden Barfüßer-Kirche weichen müssen, und ward bisher in verschiedenen ungünstigen Localitäten aufbewahrt. Nunmehr aber bestimmt man einen der noch freien, großen Plätze zu diesem Zweck, wo noch Raum genug ist, daß auch andere öffentliche Anstalten sich würdig anschließen können. Herr Baumeister Heß, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters, durch ausbildende Reisen und das Anschauen der großen, geschmackvoll hier schon errichteten Gebäude geübt und erregt, hat den Auftrag die Risse zu verfertigen. Der einsichtige und thätige Bibliothekar, Hr. Professor Schlosser, wird sowohl bei Einrichtung und Aufstellung, als bei künftiger planmäßiger Vermehrung, sich um seine Vaterstadt höchst verdient machen. Denn man darf wohl sagen, daß mit diesem Gebäude der Grund zu allen übrigen wissenschaftlichen Bemühungen wird gelegt seyn. Auch hat dieses wichtige Unternehmen sich schon ansehnlicher patriotischer Beiträge zu erfreuen, indem bei der Feier wiederhergestellter Stadtfreiheit eine sehr bedeutende Subscription zu Stande gekommen.

Und vielleicht schließt sich an dieses Local eine gegenwärtig schon blühende Anstalt, unter dem Namen Museum bekannt, nachbarlich an. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden hatte eine ausreichende Casse gestiftet, schöne weitläuftige Räume gemiethet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln und am Kunstgenuß zu ergötzen. Um diesen Mittelpunkt vereinigte sich alsobald gar manches; eine Gemäldereihe füllte den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brönner, nebst ansehnlichem Capital, vermacht, ja

ſogar alle den aufgehobenen Kloſtern entnommenen Gemälde derſelben zugeeignet.

Hauptſachlich um dieſer Bilder willen iſt zu wunſchen, daß man an hinreichende Raume denke, um ſie wurdig aufzuſtellen, indem ſie gegenwartig uber einander geſchichtet daſtehen und nicht ohne die Unbequemlichkeit des gefalligen Herrn Schutz von dem Kunſtfreunde betrachtet werden. Dieſe Sammlung iſt deßhalb merkwürdig, weil ſie meiſt Gemalde von oberdeutſchen, oberrheiniſchen Kunſtlern enthalt, mit welchen Frankfurt mehr in Verkehr geſtanden, als mit den niederrheiniſchen, brabantiſchen. Holbein der Aeltere ward einige Jahre von den Carmeliten bewirthet, deſſen Talent man hier ganz zu uberſchauen und zu würdigen im Fall iſt. Möge in einigen Jahren dieſe Sammlung zur Ergotzung des Liebhabers öffentlich aufgeſtellt und geordnet ſeyn. Wie ſchnell wird ſie ſich alsdann vermehren, durch Ankauf, Geſchenke und Vermachtniſſe. Es werden daher diejenigen, welche dem neu aufzuführenden Bau vorſtehen, keinen Tadel zu befürchten haben, daß ſie ſehr große Raume einrichteten, wenn ſie auch fur das augenblickliche Bedurfniß unverhaltnißmaßig ſcheinen ſollten: denn auch ſolche ſind ſogleich auf das fruchtbarſte zu benutzen.

Sieht der Deutſche ſich um, was zu der ſchlimmſten Zeit an vielen Orten Lobens- und Nachahmungswürdiges eingerichtet worden, ſo wird er gewiß der ſchönen Anſtalt gedenken, welche die Stadt Prag den böhmiſchen Standen ſchuldig geworden. Dieſe namlich haben den Vorgang des wurdigen Grafen Sternberg, der als ein edler Kunſtfreund und Patriot ſeine eigene bedeutende Gemaldeſammlung zur öffentlichen Betrachtung ausſtellte, zu würdigen gewußt, und ihre Kunſtſchatze zu demſelbigen Zweck mit der ſeinigen vereinigt,

und zwar dergestalt, daß das Eigenthum einem jeden Besitzer verbleibt, durch angeheftete Namen bezeichnet, und die Freiheit darüber zu schalten unbenommen ist. Auch gelobte dieselbe Gesellschaft jährliche Beiträge zum Unterhalt einer Kunst- und Zeichen-Schule, in welcher sich, durch das belebende Talent des Herrn Directors Bergler, bewundernswürdige Schüler selbst in den höhern Ständen gebildet haben, und warum sollte man in Frankfurt nicht ein Aehnliches ja ein Gleiches hoffen können.

Denn schon gegenwärtig ist einem wichtigen, für sich bestehenden Institut eine sichere Gründung zugedacht. Der Decan aller hier lebenden ächten Kunstfreunde, Herr Städel, genießt in seinem hohen Alter noch immer der lebenslänglich mit Einsicht und Beharrlichkeit gesammelten Kunstschätze, in dem wohlgelegensten Hause. Mehrere Zimmer sind mit ausgesuchten Gemälden aller Schulen geschmückt, in vielen Schranken sind Handzeichnungen und Kupferstiche aufbewahrt, deren unübersehbare Anzahl, so wie ihr unschätzbarer Werth, den öfters wiederkehrenden Kunstfreund in Erstaunen setzt. Man will wissen, daß dieser im Stillen unablässig vaterländisch denkende, treffliche Mann seine Kunstschätze sammtlich, nebst geräumigem Local und ansehnlichen Capitalien, dem gemeinsamen Nutzen gewidmet habe, wodurch denn freilich Kunstfreunde und Kunstsinn hier für ewige Zeiten die gewisseste Anregung und die sicherste Bildung hoffen können.

Hr. Dr. Grambs besitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle Erwartung übersteigt, an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen. Die entschiedene Kunstkenntniß des Besitzers hilft dem Besuchenden zu schneller Aufklärung und gründlicher Einsicht. Dieser unermüdliche Kunstfreund, bis

auf die neueſten Zeiten an lebenden Künſtlern theilnehmend, beſchäftigt und begünſtigt mehrere ſich entwickelnde Talente, unter welchen Hr. Wendelſtadt ihm unmittelbar an Handen geht, und ſich durch Geſchicklichkeit zum Lehrer, durch hiſtoriſche Kenntniſſe aber zum künftigen Conſervator qualificirt.

Hr. Franz Brentano hat, in einem geraumigen wohlerleuchteten Saal, ſo wie in mehreren großen Zimmern, eine treffliche Gemaldeſammlung wohlgeordnet aufgeſtellt; ſie iſt durch deſſen verewigten Schwiegervater von Birckenſtock, der, aus den Rheingegenden abſtammend, in der gelehrten und Kunſtwelt rühmlichſt bekannt war, wahrend ſeines lebenslanglichen Aufenthalts in Wien, zuſammengebracht. Hieran ſchließt ſich eine reiche Kupferſtichſammlung, wo unter andern die Werke des Marc-Antons und ſonſtiger alteren Italianer in Abdrücken geſchaut werden, wie ſie dem Liebhaber ſelten vor Augen kommen.

Wer dieſe benannten Sammlungen zu benutzen das Glück hat, wird ſeine Kenntniſſe, auf welcher Stufe der Einſicht er auch ſtehe, gewiß erweitert und belebt fühlen.

Hr. von Gerning verwahrt ein Muſeum von vielartigen Schatzen, welche, in größere Raume vertheilt, die Freude und Bewunderung eines jeden Liebhabers und Kenners noch mehr erregen würden, als gegenwärtig, wo in einer Privatwohnung nicht jedem Gegenſtande Gerechtigkeit widerfahren kann. So würde z. B. die Sammlung antiker Vaſen, Bronzen und ſonſtiger Alterthümer, ſchon allein als integrirender Theil einer großen Sammlung, die Aufmerkſamkeit überall auf ſich ziehen.

Hr. Becker, als Medailleur höchſt ſchatzenswerth, hat eine bedeutende Folge von Münzen aller Zeiten, zu Aufklarung der Geſchichte ſeines Fachs, einſichtig geordnet. Man

Geſpielinnen!
Als jene blumenreiche Thäler
Für uns geſammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir plätſchernd noch im Abendſtrahle ſcherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Deſſen Haupt unſer Herz ſie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geſchichten zu wiederhohlen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Luſt zu leben
Früh im Thau die Roſenfüße badeten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einſam nun,
Zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen aufleſ't,

findet bei demſelben Gemälde von Bedeutung, wohlerhaltene Bronzen und alterthümliche Kunſtwerke mancher Art.

Einzelne wichtige Gemalde befinden ſich hie und da im Privatbeſitz. Bei Hrn. von Holzhauſen auf der Oede ein ſchatzenswerthes Bild von Lucas Cranach: Chriſtus, der die Mütter und Kinder um ſich her verſammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechſelung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten. Wohlerhaltene Familiengemalde aus der altern Zeit geben uns einen Begriff von der Würde des genannten Geſchlechts und der Kunſtliebe ſeiner Ahnherren.

Vorzugliche Gemalde zieren auch die Wohnungen des Herrn Leerſe und Frau de Neufville. Eins der ſchönſten Bilder von van der Neer beſitzt Hr. Ettling. Die Lausbergiſche Sammlung iſt leider in alle Welt zerſtreut.

Hier wollen wir nun einer Art und Weiſe vorläufig gedenken, wie in der Folge, wenn ſich in Frankfurt alles mehr geſtaltet und geordnet hat, ein dortiger Kunſtfreund Einheimiſchen und Reiſenden den größten Dienſt erzeigen könnte. Die Venetianer beſitzen namlich von den Gemalden ihrer Stadt einen Katalog, nach den Epochen der Kunſtgeſchichte und nach den Jahren in welchen die Künſtler geblüht; ſie ſind ſammtlich in hiſtoriſcher Folge aufgezählt, und bei jedem Bilde bemerkt, wo es zu finden. Wenn ein junger Frankfurter Kunſtfreund ſich dieſes Werk zum Muſter nahme, und im Stillen die nöthigen Vorbereitungen machte, ſo könnte er zu rechter Zeit damit hervortreten, und dadurch die lehrreichſte Ueberſicht befördern. Jede methodiſche Zuſammenſtellung zerſtreuter Elemente bewirkt eine Art von geiſtiger Geſelligkeit, welche denn doch das Höchſte iſt, wornach wir ſtreben.

Ferner dürfen wir nicht verschweigen, wie die hiesigen Kunstfreunde noch auf mancherlei Weise gefördert sind. Hr. Morgenstern fährt auch im hohen Alter fort, Gemälde mit bewunderungswürdigem Fleiß und Genauigkeit zu restauriren. Wie sehr er sich in Geist und Art eines jeden Künstlers zu versetzen weiß, davon zeugen mehrere Copien, die er im Kleinen, nach den vorzüglichsten Meisterwerken, die durch seine Hände gegangen, gefertigt und in einem Schränkchen gleichsam als einen Hausaltar zusammengeordnet. Auf diesen Schatz werden gewiß Vorsteher öffentlicher Anstalten aufmerksam bleiben, damit er nicht aus Frankfurt entfernt werde.

Hr. Silberberg ist im Besitz der trefflichsten alten und neuen Kupferstiche, die er durch Tausch und Handel dem Liebhaber zu überlassen geneigt ist. Bei Hrn. Boye findet man alle Arten von Kunst- und Natur-Producten, und wie mancher Name bleibt noch demjenigen zu nennen übrig, der eine Anleitung für Fremde, Frankfurt kennen zu lernen, aufstellen wird.

Ueberhaupt kann die Lage eines Kunstfreundes nicht günstiger seyn, als an diesem Orte: man gedenke nur der Auctionen inländischer Verlassenschaften, so wie der Sammlungen, welche auf Speculation hieher gesendet werden. Der Liebhaber wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit vielen Meistern und ihren Vorzügen bekannt zu machen, ja, wenn er Neigung hat, gelegentlich um mäßige Preise durch treffliche Sachen seinen Kunstvorrath zu vermehren. Solche Ausstellungen finden sich jede Messe öfters doppelt und dreifach, und künftig gewiß häufiger, da, bei der ungeheuern Weltbewegung, gar manches Kunstwerk seinen Herrn wechselte, gar mancher Liebhaber sich genöthigt sieht, einen werthen

Beſitz gegen Baarſchaft umzutauſchen. Und ſo läßt ſich Frankfurt als kunſtvermittelnd zwiſchen dem Ober- und Unterrhein, zwiſchen dem nordöſtlichen und ſüdweſtlichen Deutſchland, ja zwiſchen dem In- und Auslande denken.

Forſchen wir nun nach dem was für den Unterricht in Künſten geſchieht, ſo finden wir auch ſchon deßhalb vorläufig geſorgt. Eine der Zeichenſchulen, wie ſie in Deutſchland mit Recht ſeit langer Zeit beliebt ſind, wo man mehr das Auge des Privatmanns und des Handwerkers zu bilden und einen gewiſſen Geſchmack zu verbreiten denkt, als daß man Künſtler zu erziehen die Abſicht hätte, iſt auch hier ſchon eingerichtet. Hr. Reges ſteht derſelbigen vor, unter der Direction des Herrn Dr. Grambs. Solche Schulen haben außer jenen Zwecken noch den beſondern Vortheil, daß ſie Noviziate fürs Talent ſind, indem die Vorſteher gar bald unterſcheiden, wo angeborne Fertigkeiten ſich mit Aufmerkſamkeit und Fleiß zuſammenfinden, als woran der künftige eigentliche Künſtler allein erkannt wird.

Um ſolche jedoch weiter zu bringen, würde ich hier ſo wenig als anderswo zu einer Kunſt-Akademie rathen. Es gehört ſchon eine große Maſſe von gebildeten Künſtlern, eine Menge von heranſtrebenden Fähigkeiten dazu, wenn man ſich entſchließen ſoll, ihnen eine geſetzliche Form, ja ein Oberhaupt zu geben. Wir wiſſen jede Kunſt-Akademie zu ehren, die in der Hauptſtadt eines großen Reichs, in der Fülle von Kunſtſchätzen, von trefflichen Männern geleitet wird; aber ehe man ſich's verſieht, ſchleicht ſich die republicaniſche Form auch daſelbſt ein. So unterſcheidet man in Dresden die Schüler der Herren Seidelmann, Graſſi, Matthäi, Kügelgen und Hartmann, ſo wie diejenigen, welche ſich an Zingg, Klengel oder Friedrich halten. Ein Unterricht

im Allgemeinen iſt höchſt ſchätzbar; der einzelne Jüngling hingegen will vom einzelnen Meiſter unterrichtet ſeyn, und wenn er dort nur gehorcht, ſo werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewiſſe ſtille Ueberzeugung höchſt kräftig wirken.

Man würde alſo nach Frankfurt vorzügliche Manner wo nicht gerade berufen, doch ihnen leicht machen an ſolchem Orte zu leben: man ſetzte ſie in die Lage ein ſchickliches Quartier miethen zu können, und verſchaffte ihnen ſonſt einige Vortheile. Die Oberaufſicht ſtädtiſcher Kunſtanſtalten gabe nun ſolchen Meiſtern ein vielverſprechendes Talent in die Lehre, und zahlte dagegen ein billiges Honorar. Ja der junge Mann dürfte ſeinen Lehrer ſelbſt wahlen, je nachdem er zu einer Kunſtart, oder zu einer Perſon Neigung und Zutrauen hatte. Wohlhabende Eltern zahlten für ihre Kinder, wohlwollende Liebhaber für Günſtlinge, von denen ſie etwas hofften. Wäre ein ſolcher Meiſter verheirathet und ſonſt nicht einem größern Verhältniſſe abgeneigt, ſo könnte er Jünglinge ins Quartier, an Tiſch nehmen, und eine förmliche Penſion einrichten, wobei ihm die Gebildeten ſchon als Unterlehrer an Handen gingen. Steht nun eben daſſelbe zu thun in einer freien Stadt Mehrern frei, ſo wird man herrliche Wirkungen davon erfahren.

Daß man junge Männer praktiſch bilde, fordert die neuſte Zeit. Bei einem Meiſter, wie wir ihn vorausſetzen, würden ſie zeichnen, malen, copiren und reſtauriren lernen; ja auch mittlere Talente würden nicht, wie es oft geſchieht, wo man im Unterricht allzuweit ausholt, in Verdruß und Stocken gerathen. Zeigt ſich ein eminentes Individuum, ſo iſt noch immer Zeit, ihn einer auswartigen höheren Anſtalt anzuvertrauen.

Daß diejenigen, denen eine ſolche Ueberſicht obliegt, auch durchaus dafür ſorgen werden, daß den Meiſtern alles, was ſie ſelbſt nicht beiſchaffen können, an Modellen, Gliedermännern und ſonſt, genugſam gereicht werde, darf man kaum erwähnen. So ſteht ſchon jetzt eine Sammlung von Gypsabgüſſen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt ſich nicht alles von einem Manne erwarten, deſſen Neigung und Thätigkeit durch ein ſo großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird!

Vorſchlage dieſer Art können wir um ſo eher thun, als ſie dem Zeitgeiſt gemäß ſind, und man bei allen Bildungsanſtalten die erprobte Erfahrung hat, daß es viel vortheilhafter ſey, ſie auf eine liberale humane Weiſe auszuſäen, als auf eine zwingende, klöſterlich ſubordinirende Art ins Enge zuſammenzuziehen. Der Frankfurter gehe in die Geſchichte zurück, in die Zeiten, wo ſo viele Künſtler neben einander und kurz nach einander blühten, ohne daß man ſie irgend einem akademiſchen Zwange unterworfen hätte, wo der Familienkreis anſtatt Schule und Akademie galt. Man erinnere ſich, von den ältern bis in die neueſten Zeiten, der Feierabend, Merian, Roos, Schütz, ſo wird der Weg vorgezeichnet ſeyn, auf welchem der freiſtädtiſche Künſtler Ausbildung und Abſicht am beſten erreicht.

Und hier werden wir denn aufgefordert, noch einiger vorzüglicher Künſtler zu gedenken: Herr Schütz, durch den Beinamen der Vetter bezeichnet, ſetzt die landſchaftlichen Arbeiten fort, welche ſeit Sachtleben ſich ununterbrochen mit Nachbildung der Rheingegenden beſchäftigen. Seine Zeichnungen in Sepia ſind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Waſſers und des Himmels unvergleichlich. Die Darſtellung der Ufer an beiden Seiten,

der Auen und Felsen und des Stromes selbst ist so treu als anmuthig, und das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blatter mitgetheilt oder wieder erweckt. Die Oelgemalde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit, die Abanderung der Farbentöne, wie sie die Tags- und Jahres-Zeiten, nicht weniger die atmospharischen Wirkungen hervorbringen, auf eine gluckliche Weise nachzubilden.

Von Herrn **Radl** sind bei Grambs höchst schatzbare Aquarell-Zeichnungen zu sehen, Gegenden um Frankfurt so wie anmuthige Thaler des Taunusgebirges vorstellend, welche, obgleich nach der Natur gezeichnet, doch an geschmackvoller Wahl des Gegenstandes, an kunstmaßiger Austheilung von Licht und Schatten, so wie der Farbe, nichts zu wunschen übrig lassen.

Solche Kunstler dem größeren und auch auswartigen Publicum bekannt zu machen, wird eine angenehme Pflicht der Kunstvorsteher seyn; uns sey es erlaubt hier einen Vorschlag zu thun, der, wenn er auch etwas wunderbar scheinen sollte, doch gewiß alle Prufung verdient. Wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß wir alles, was einer Pirunde ahnlich sieht, bei unsern Kunstanstalten nicht lieben; dagegen ware unser Vorschlag dieser: Bei einem geschickten Kunstler, der nicht gerade Bestellungen hat, oder aufs Gerathewohl arbeiten kann, bestelle man von Seiten der Vorsteher gewissenhaft gearbeitete Bilder; man bezahle sie ihm nach Billigkeit, und uberlasse sie alsdann Liebhabern um einen geringern Preis. Der Verlust, der hieraus entspringt, wird eine größere Wohlthat fur den Künstler, als wenn man ihm eine Pension ohne Bedingungen gabe. Hat er wirklich Verdienst, und wird derselbe den Liebhabern allgemeiner bekannt, so werden

ſich die Beſtellungen häufen, und er kann alsdann mit einiger Klugheit immer wieder auf ſeinen Preiſen beſtehen. Eine genugſam ausgeſtattete Caſſe könnte auf dieſes Capitel eine gewiſſe Summe feſtſetzen, und die Vorſteher derſelben könnten ſich recht gut durch öffentliche Ausſtellungen und Ausgebot ſolcher Arbeiten, vielleicht gar durch Auction, vor allem Vorwurfe der Parteilichkeit ſichern. Und ſo werden Männer von anerkannter Redlichkeit und geprüfter Einſicht aufs neue Geiſt und Leben in die Epoche bringen, die wir gegenwärtig vorbereiten.

Indem wir nun bei dieſen neuen Einrichtungen republikaniſche Formen begünſtigen, ſo ſey es uns erlaubt hinzuzufügen, daß es dagegen dem freien Bürger, der ſich nicht gern von jemand will meiſtern laſſen, gar wohl anſtehe, an ſich ſelbſt geſellige Tugenden auszubilden; denn die Erfahrung von den älteſten bis in die neueſten Zeiten belehrt uns, daß der Bewohner einer freien Stadt ſich ſchwer mit ſeines gleichen vereinige. Es iſt nichts natürlicher, als daß Unabhängigkeit uns in unſerm eigenen Weſen beſtärke, wodurch der Charakter, in einer Folge von mehrern Jahren, immer groſſer werden muß, und weil nun ein jeder ſich ſo ſelbſt gewahren läßt, müſſen diejenigen am Ende ſich öfters getrennt finden, welche durch die ſchönſten Bande verknüpft ſeyn konnten. Selbſt gemeinſame Liebhaberei iſt nicht mehr im Stande, ſolche Gemüther auch nur für einen Moment zu vereinigen: Blumenfreunde werden ſich über Blumen, Münzkenner bei Münzen entzweien, wenn der Geiſt gewohnt iſt ſeinen Gefühlen und Leidenſchaften unbedingt nachzuhangen.

Wie angenehm iſt es daher zu vernehmen, daß in Frankfurt eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden ſich reihum verſammelt, wo ſie an Kupferſtichen, im Beſitz eines jeden, ſich

belehrend unterhalten. Hiedurch wird ein so weitläuftiges und schwieriges Fach, wo alles auf dem Werthe des einzelnen Abdrucks beruht, nach und nach übersehbar. Der weit größere Vortheil aber wird daraus entspringen, daß auch was andern gehört geistig unser eigen werde. Das Vortreffliche zu kennen und zu lieben was man nicht besitzt noch zu besitzen hofft, ist eigentlich der größte Vorzug des gebildeten Menschen, da der rohere, selbstige, im Besitz oft nur ein Surrogat für Einsicht und Liebe, die ihm abgehen, zu erwerben sucht. Geschehen solche Mittheilungen künftig in allen Kunstfächern, so wird sich die neue Generation durch allgemeine heitere Friedensbande vereint fühlen, wie in schrecklicher Zeit die eine Hälfte sich zu Schutz und Trutz, die andere zu Rath und Hülfe, das Vaterland zu retten, musterhaft verbündete.

Haben wir nun von den höchsten Beweggründen gesprochen, die uns zu Belebung der Kunst und Wissenschaft treiben, von zart sittlichen und geistigen Mitteln, die dabei anwendenswerth sind, so müssen wir auch einem Vorurtheil begegnen, welches sich mitunter merken läßt. Der Liebhaber nämlich trennt sich oft zu streng von dem Kunsthändler. Es schreibt sich dieses aus ältern Zeiten her, wo der Wohlhabende dasjenige was er besaß, eben deßwegen weil er es besaß, hoch schätzte, ja oft überschätzte. In der neuern mehr belebten Welt aber kann sich der Liebhaber nicht entbrechen, durch Tausch oder Handel so manches Kunstwerk, dem er entwachsen ist, oder für welches seine Liebhaberei sich abstumpfte, einem Dritten zu überlassen, dem es Freude macht. Besonders in Frankfurt läßt sich bei der großen Bewegung, bei dem Zu- und Abströmen von Kunstwerken, kaum ein stationäres Cabinet denken, und man wird es in der Folge gewiß keinem Liebhaber verargen, wenn er, seine Kräfte berechnend,

durch veränderten Beſitz ſeine Neigung lebendig zu erhalten ſucht.

Und ſo brauchen wir nicht weit umherzuſchauen, wenn wir Beiſpiele ſuchen, daß Gewerbsthätigkeit mit Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt, wie vor Alters ſo auch in unſern Tagen, recht wohl vereinbar ſey: denn wir finden, daß von Seiten des Buchhandels ſich für Kunſt erwünſchte Ausſichten hervorthun. Herr Brönner hat in einem anſtändigen, wohl angelegten und verzierten Local ſchön eingebundene Bücher aufgeſtellt, und außer dem, was ſich von ſelbſt verſteht, findet man bei ihm die neueſten Kupferwerke, ja Gemälde zur Unterhaltung und beliebigem Ankauf. Herr Wenner, auf ſeiner Reiſe nach Rom, erwies thätigen Antheil an den dortigen deutſchen Künſtlern, förderte die Herren Riepenhauſen, Overbeck und Cornelius, und übernahm den Verlag der von dieſem in Federzeichnungen dargeſtellten Scenen aus Fauſt. Sie ſind von Ferdinand Ruſchewey mit groſſer Liebe und Genauigkeit geſtochen, wie ſich Liebhaber an den Probedrücken überzeugen können. Auch verpflanzte Herr Wenner die vortrefflichen Kupferſtiche nach Canova und Thorwaldſen in ſeine Vaterſtadt, indem er die Betrachtung und Anſchaffung derſelben erleichterte. Herr Wilmans, gleichfalls Kunſtliebhaber, beſitzt ſchätzenswerthe Gemälde; ſeine Bemühungen um Literatur und Kunſt ſind allgemein bekannt. Möge doch je eher je lieber eine ausführlichere Nachricht, als der Reiſende geben kann, von allen Kunſtſchätzen und Kunſtthätigkeiten, welche dieſe wieder frei auflebende Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erſcheinen.

Weil wir aber dieſes ſowohl von Frankfurt als von verſchiedenen ſchon genannten und noch zu nennenden Orten und Städten wünſchen, ſo erſuchen wir die Unternehmer eine

solche Arbeit nicht ängstlich zu veranstalten, vielmehr von einem leicht entworfenen Heft, welches der Fremde gern für ein billiges anschaffen wird, nur kleine Auflagen zu machen, und die nächste darauf erweitert, vermehrter und belebter zu geben. Alles was in den Tag eingreifen soll, muß ein frisches Ansehen haben, und hier wird kein Werk zum Aufbewahren, sondern nur zum Aufbrauchen verlangt.

Daß auch in den andern Künsten ein thätiger Geist sich zu regen anfange, davon giebt eine Singschule Zeugniß, welche Herr Döring aus eignem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunst unternommen. Diese Anstalt ist schon so weit gediehen, daß junge Personen beiderlei Geschlechts, die sich seiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten, in den Kirchen beider Confessionen, Musiken aufgeführt, zu Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffentlichen Concerten ist dieses geschehen. Jeden Sonntag früh findet eine solche Uebung statt, zu welcher, auf Anmeldung, auch Zuhörer gelassen werden. Ein größeres Local wäre der Anstalt zu gönnen, wodurch sie auf einmal sehr viel gewinnen würde. Sie empfiehlt sich allen Musikfreunden, und es wird ihr auch weder an Unterstützung fehlen, noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmidt einen trefflichen Musikdirector besitzt, und die Oper mit Talenten geschmückt ist, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunst ergötzen, sondern auch dieselbe durch Lehre und Unterricht zu verbreiten und fortzupflanzen sich zur Pflicht machen.

Nachdem wir nun so manchen frommen Wunsch geäußert, von manchen bedeutenden Vorsätzen und weitaussehenden Planen gesprochen, so gelangen wir endlich zu einer Anstalt, die auf das sicherste gegründet ist, und bei welcher eben jetzt eine erneute Thätigkeit hervortritt, um bisherige Stockungen

Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooſe fallen ließ,
Ihr ſteht und ſeht mir nach, wohin ich verſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,
Die raſchen Pferde des Orcus;
Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott!
Amor! ach Amor floh lachend auf zum Olymp —
Haſt du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde,
Mußt du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter geriſſen
In dieſe endloſe Tiefen!
Königinn hier!
Königinn?
Vor der nur Schatten ſich neigen!

ufzulosen und zufallige Hinderniſſe zu beſeitigen. Es iſt hier on der Stiftung die Rede, welche Dr. Senckenberg, ge= egneten Andenkens, ausübender Arzt und kenntnißreicher Mann, ſeiner Vaterſtadt hinterlaſſen. Sie theilt ſich in zwei Einrichtungen, die eine zu praktiſchem, die andere zu theo= etiſchem Zweck. Die erſte, ein Bürgerhoſpital, iſt auf ein alaſtahnliches, von dem Stifter neuerrichtetes Gebäude ge= rundet, ſo wie durch anſehnliche Capitalien geſichert. Hieher loſſen, von der erſten Zeit an, groſſe Schenkungen und Ver= nachtniſſe, woraus ein bedeutendes Vermögen entſtand, welches urch Ueberſchuß der Caſſe ſich jahrlich vermehrt. Hier bleibt lſo nichts zu wünſchen übrig.

Deſto mehr Aufmerkſamkeit und guten Willen haben wir agegen auf die zweite Abtheilung zu wenden, welche, in heoretiſch wiſſenſchaftlicher Abſicht angelegt, nicht in gleicher Maaße begünſtigt iſt. Sie umfaßt Haus=, Hof= und Garten= aume der ehemaligen Wohnung des Beſitzers. Das Haus, arin einem von den Vorgeſetzten ein Quartier beſtimmt iſt, at freilich nur beſchränkte Zimmer, welche für dasjenige as ſie faſſen ſollen, nur alsdann hinreichen, wenn alles nthaltene in beſter Ordnung aufgeſtellt iſt. Hier findet ſich ne trefliche Bibliothek, welche bis auf die unmittelbaren achfolger Hallers hinaufreicht; ſie enthalt die bedeutendſten ltern anatomiſchen und phyſiologiſchen Bücher, und wurde, eordnet, fortgeſetzt und zum Gebrauch eröffnet, der Stadt= bliothek ein bedeutendes Fach erſparen.

Ein mineralogiſches Cabinet, das bis jetzt der Bibliothek ur eingeſchoben war, wird ſo eben abgeſondert und aufge= dnet, es enthalt viel Vortrefliches, aber nur aruppenweiſe, ne innern Zuſammenhang. Die Verſteinerungen zur glück= hſten Zeit geſammelt, übertreffen alle Erwartung.

Der botanische Garten ist geräumig genug, um der Stiftung gemäß die officinellen Pflanzen zu enthalten, wonehen sich noch Platz finden würde, um das physiologisch Bedeutende, was zur Einsicht in das Pflanzenleben führt und das ganze Studium krönt, weislich anzufügen.

Das ältere chemische Laboratorium ist auf der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaft nicht mehr brauchbar; ein neues hinreichendes ward, zum Behuf einer andern Schule, unmittelbar an der Senckenbergischen Gartenmauer erbaut, und steht gegenwärtig isolirt, einzeln, unbenutzt.

Das anatomische Theater ist zweckmäßig und geräumig; die daselbst aufgestellten Präparate gehören nicht sämmtlich der Anstalt.

Nach dieser kurzen Erwähnung der einzelnen Theile, woraus das Ganze besteht, ist es Pflicht, die Zustände nochmals vorzunehmen, dabei auch Wünsche und Hoffnungen auszusprechen und zu bezeichnen. Hier ist nun wohl vor allen Dingen die Absicht des Stifters zu bedenken, der, als wissenschaftlicher, kenntnißreicher Mann, sein Hospital nicht besser zu versorgen glaubte, als wenn er ihm eine Studien- und Lehr-Anstalt an die Seite setzte. Er gedachte den Aerzten seiner Vaterstadt einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Mittheilung zu verschaffen; er lud einige nebst andern Bürgern zu Pflegern, rief sie sämmtlich zu monatlichen Zusammenkünften in sein Local, und ermunterte sie Vorlesungen in mehreren Fächern zu halten.

Sein früher unglücklicher Tod unterbrach eine von ihm selbst ausgehende Einleitung, und doch konnte sich dieses Institut einer thätigen und wahrhaft blühenden Periode rühmen, zu der Zeit als der verdiente Reichard, Verfasser der Frankfurter Flora, Stiftarzt war. Indessen nahmen die zu

dieſer Abtheilung beſtimmten Capitalien nicht zu, aus dem Grunde weil man in einer Handelsſtadt dem Praktiſchen geneigter als dem Wiſſenſchaftlichen iſt, und ſich überhaupt mehr gedrangt fühlt, einem gegenwartigen Uebel abzuhelfen als einem künftigen vorzubeugen. Dieſem nach wurde die Krankenanſtalt mit Schenkungen und Vermachtniſſen allein bedacht, und das Wiſſenſchaftliche vorbeigegangen.

Dieſes verſank immer mehr in Staub und Verborgenheit, und erkrankte an äußern und innern Uebeln. Eine medicinische Schule, welche das Studium aufs neue beleben ſollte, entſtand und verging. Die Kriegslaſten wurden und werden mitgetragen, ſo wie manches andere Unheil das ſich fand; genug das Inſtitut iſt gegenwartig ſo arm, daß es nicht das geringſte Bedürfniß aus eigenen Mitteln beſtreiten kann. Schon jetzt, bei Anſchaffung der Schränke zu Sonderung und Ordnung der Mineralien, muß auf fremde Güte gerechnet werden.

Doch auch hier belebt ſich die Hoffnung. Der kurz verſtorbene Stiftarzt Dr. Lehr, dem Frankfurt die Einimpfung der Kuhpocken verdankt, hat ſeine Bibliothek der Senckenbergiſchen einverleibt, eine Sammlung von Portraiten berühmter Aerzte ihr vermacht, ſo wie ein Capital von neun tauſend Gulden, deſſen Zinſen dem jedesmaligen Arzte als Zulage dienen, mit der Bedingung, im Sommerhalbenjahre unentgeltlich Botanik zu leſen.

Herr Dr. Neuburg, ärztlicher Pfleger dieſer Anſtalt, deſſen Kenntniſſe, Thätigkeit und Wohlwollen allgemein anerkannt ſind, und welcher gegenwartig das Ordnen der Naturaliensammlung eifrig betreibt, gedenkt, ſobald man Beſitz von Lücken überſieht, die Doubletten ſeiner Konchylien und Vogel hieher zu verehren, und gewiß wird Bibliothek und

Naturmuseum, wenn es nur erst im Reinen den Frankfurter Patrioten vor Augen steht, manchen einzelnen Besitz und manche Wohlthat an sich ziehen.

Gedenken wir nun der Pflanzenkunde, so ist aus obigem ersichtlich, daß für diese vorläufig gesorgt sey. Herr Dr. Neeff wird, unter Assistenz der Gartner Baumert und Ziermann, die zweckmäßige Vollständigkeit des Gartens so wie den Gebrauch desselben nächstes Frühjahr einzuleiten wissen.

Im Ganzen wäre jedoch für Botanik in Frankfurt schon viel geleistet, wenn die Pflanzenfreunde sich zu wechselseitigen Besuchen und Mittheilungen vereinigten, besonders aber sich darin verbänden, daß jeder ein einzelnes Fach vorzüglich übernahme. Holländer und Engländer geben uns mit dem besten Beispiele vor; jene, daß sie eine Gesellschaft errichteten, deren Glieder sich die Aufgabe machten Prachtpflanzen in der größten Herrlichkeit darzustellen; diese, daß eine Anzahl Gartenfreunde sich verabredeten, ganz einzelnen Abtheilungen, wie z. E. den Stachelbeeren, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wobei jeder Theilnehmende sich anheischig machte, nur Eine Spielart mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Sollte dieses manchem, von der wissenschaftlichen Höhe herab, kleinlich ja lächerlich scheinen, so bedenke man, daß ein reicher Liebhaber etwas Seltenes und Augenfälliges zu besitzen wünscht, und daß der Obstgartner auch für die Tafel seiner Kunden zu sorgen hat. Bei einem solchen Verein würde Frankfurt sogleich im botanischen Fache bedeutend erscheinen.

Bliebe der Senckenbergische Garten bloß medicinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert seyn, wenn er die Vergünstigung hätte, die Gärten der Herren Salzwedel, Jassoy, Lehr, in und bei Frankfurt, die Anlage des Herrn Mehler

über Oberrad, mit seinen Zuhörern zu besuchen. Den Besitzern wie den Gasten entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung. In einer lebensreichen Stadt sollte sich alles aufsuchen was mit einander einigermaßen verwandt ist, und so sollte Botaniker, Blumist, Kunstgärtner, Obst- und Küchen-Gärtner sich nicht von einander sondern, da sie sich einander wechselsweise belehren und nutzen können.

Was die Chemie betrifft, so wird dieser durch den einfachsten Entschluß leicht zu helfen seyn, da es weder an Local noch an Persönlichkeit fehlt. Das unmittelbar an den Senckenbergischen Stiftsgarten anstoßende Laboratorium, neu und zweckmäßig erbaut, steht, nach aufgehobener medicinischer Schule, herrenlos und unbenutzt, und es muß der allgemeine Wunsch seyn, dasselbe dem Senckenbergischen Stifte einverleibt zu sehen. Die höchste obrigkeitliche Anordnung deßhalb wird, bei nunmehr beruhigten Zeiten, nicht länger außen bleiben. Herr Dr. Kestner erwartet sehnlichst diese höchste Entscheidung, und darf hoffen, daß ihm bei seinen Bemühungen jede Unterstützung nicht fehlen werde. Gewiß sieht, durch eine chemische regelmaßige Vorlesung, mancher gebildete Einwohner einen seiner schönsten Wünsche glücklich erfüllt. Denn die Gelegenheit, mit dem Umfange der neuern Chemie, die schon den größten Theil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden, ist jedem größern Ort, besonders Frankfurt zu gönnen. Hier fande der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner praktischen Laufbahn zur Seite liegen laßt, bequem überliefert. Der Pharmaceut würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen die in wichtigen Fabrikunternehmungen die

Quellen ihres Reichthums finden, wurden durch Uebersicht der neuesten Entdeckungen gefördert, andere nach höherer Bildung strebende wurden in der chemischen Kenntniß wahre Geisteserhebung gewinnen, ja solche, welche den älteren chemisch-mystischen Vorstellungen nicht abgeneigt sind, wurden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennten, daß so vieles was unsere Vorfahren in dunkeln Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im Ganzen trübsinnig ahneten, jetzt sich immer mehr an- und ineinander schließt, sich aufklärt, so daß vielleicht in keinem Fache mehr als im chemischen, wissenschaftliche Uebersicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzustellen vermag.

Ware es möglich einen tüchtigen Physiker herbei zu ziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heranbrachte, was so manches andere Capitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet; setzte man auch diesen in Stand, die zur Versinnlichung der Phanomene nöthigen Instrumente anzuschaffen, ohne deßhalb einen weitläuftigen, kostspieligen und platzraubenden Apparat aufzubauen: so ware in einer großen Stadt für wichtige, ingeheim immer genährte Bedürfnisse gesorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben. Zum Local solcher physischen Anstalt konnte man mit gutem Gewissen das anatomische Theater bestimmen. Anstatt zu gedenken, daß Hr. Doctor Behrends, der als ein wurdiger Schuler Sömmering's bisher diesem Fache vorstand, seine Entlassung genommen; anstatt zu erwähnen, daß Hr. Doctor Luca, ein thatiger in der vergleichenden Zergliederung geübter Mann, nach Marburg abgeht, sey uns vergonnt im Allgemeinen von dem Verhältniß der Anatomie zu dem bestehenden Senckenbergischen Institut zu sprechen.

Hier hat ſich nämlich der Stifter, indem er ſich ein Bild einer vollſtändigen mediciniſchen Anſtalt dachte, vielleicht vergriffen, da er die beſonderen Bedingungen, in der ſich ſeine Anſtalt befand, nicht beachtete. Kenner der Zergliederungskunſt, Profeſſoren dieſes Fachs auf Akademien werden gerne zugeſtehen, daß es eine der ſchwierigſten Aufgaben ſey, die Lehre der Zergliederung zu überliefern. Bibliothek, Zeichnungen, Praparate und hundert Vorrichtungen, Vorarbeiten, die vielen Aufwand erfordern, ſollen zum Grunde liegen, und alsdann wird noch die menſchliche Leiche als unmittelbarer Gegenſtand des Beobachtens und Belehrens gefordert. Woher aber dieſe nehmen? Ueberall werden die deßhalb beſtandenen Zwangageſetze laſſiger beobachtet oder umgangen, und der Profeſſor der Anatomie ſteht in einem humanen Zeitalter immer als unmenſchlich gegen Leidende und Trauernde.

Möge alles dieſes als Reflexion eines vorübereilenden Reiſenden angeſehen werden; der bleibende Geſchaftsmann ſieht vielleicht die Verhaltniſſe in einem andern Lichte.

Allein alles was wir geſagt, würde ganz vergeblich geweſen ſeyn, wenn wir uns nicht erkühnten auszuſprechen: daß ein ſo wohl durchdachtes, dem Stifter wie der Stadt Ehre bringendes, wiſſenſchaftliches Inſtitut nicht gedeihen, noch auch mit aller Bemühung der Angeſtellten nur im mindeſten nützen könne, wenn ſeine Einkünfte nicht verbeſſert werden. Auch hievon liegt die Möglichkeit nahe genug, und wir tragen kein Bedenken, ſowohl die bürgerlichen als ärztlichen Herren Vorſteher aufzufordern, in Ueberlegung zu nehmen: in wiefern von dem Ueberfluß, deſſen das Hoſpital genießt, ein Theil zur wiſſenſchaftlichen Anſtalt herüber gewendet werden könne; und jene trefflichen Manner dringend zu erſuchen, daß ſie hierüber, wenn ſie bejahend einig geworden, um die

höchste obrigkeitliche Billigung baldigst nachsuchen mögen. Die einer solchen Wendung entgegenstehenden Schwierigkeiten sind nicht unbekannt; es läßt sich ihnen aber mit Einem Wort begegnen: daß einer freien Stadt ein freier Sinn gezieme, und daß man bei einem erneuten Daseyn, um die Spuren ungeheurer Uebel auszulöschen, sich vor allen Dingen von veralteten Vorurtheilen zu befreien habe. Es geziemt Frankfurt von allen Seiten zu glänzen, und nach allen Seiten hin thätig zu seyn. Freilich gehört theoretische Betrachtung, wissenschaftliche Bildung den Universitäten vorzüglich an; aber nicht ausschließlich gehört sie ihnen. Einsicht ist überall willkommen. Man erkundige sich, welchen Einfluß die Universitäten in Berlin, Breslau, Leipzig auf das praktische Leben der Bürger haben, man sehe, wie in London und Paris, den bewegtesten und thätigsten Orten, der Chemiker und Physiker gerade sein wahres Element findet; und Frankfurt hat gar wohl das Recht, nach seinem Zustand, seiner Lage, seinen Kräften für so löbliche Zwecke mitzueifern.

Nachträgliches zu Frankfurt am Main.

Die Senckenbergische Stiftung, eine höchst wichtige Anstalt, und zwar deren wissenschaftlicher Theil steht unter der Aufsicht des Herrn Dr. Neuburg, eines Mannes von unermüdlichem Eifer, eben so bereit sich für die Sache aufzuopfern, als für dieselbe zu streiten. Da wir in Jahresfrist durch seine Bemühungen und die eingreifende Thätigkeit der Angestellten schon so viel Wünschenswerthes erfüllt gesehen, so kann es nicht fehlen, daß man auch endlich von Seiten der Administration des Krankenhauses dem wissenschaftlichen

Institut zu Hülfe kommen werde. Der Geist, diese Nothwendigkeit einzusehen, die Nützlichkeit zu erkennen und die Ausführung zu bewerkstelligen, muß in Frankfurt schon lebendig seyn, oder nächstens lebendig werden.

Der verewigte Senckenberg hinterließ eine Sammlung von Mineralien und fossilen Schaalthieren, wovon die erste minder wichtig und nach dem frühern Standpunkt der Mineralogie unordentlich durch einander lag. Ueber 40 Jahre lag diese Sammlung mit Staub bedeckt, ohne daß sich jemand darum bekümmerte, und nur erst in diesem Jahre verbanden sich einige Mineralogen, unter welchen Herr Doctor Buch sich besonders verdient gemacht hatte, und brachten dieselbe nach dem Wernerischen und Leonhardischen Systeme in Ordnung, mit dem lebendigsten Vorsatze, sie mit den vielen mangelnden Mineralkörpern zu bereichern und ein geordnetes Ganzes daraus zu machen. Es ist zu bedauern, daß der rege Eifer der Unternehmer wenig Unterstützung findet, und sie trotz ihres Aufwandes an Zeit, so wie an manchen, ob zwar geringen Geldausgaben, nur nach und nach ihren Zweck erreichen können. Diese Einrichtung ware beinahe noch neulich erst durch den Vorschlag einiger Administratoren zu Grunde gegangen, der aber glücklicherweise zurückgewiesen wurde. Man wollte nämlich, um der Stiftung in etwas aufzuhelfen, das Stifthaus vermiethen; dem Uebel wäre dadurch eben so abgeholfen worden, wie mancher unheilbaren Krankheit durch den Tod.

Das anatomische Theater hat durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Doctor Cretzschmar, der Vorlesungen darin halt, bedeutend gewonnen; auch sucht derselbe, durch eignen Fleiß und denjenigen seiner Schüler, die Praparate zu ersetzen, die dasselbe in der letzten Zeit verloren hat. Mehrere

gelungne Praparate eingespritzter Blutgefäße, Vogelskelette und andere Gegenstände der vergleichenden Anatomie, wohin vorzüglich einige sehr abweichende Theile des Testudo Mydas gehören, können hierzu als überzeugende Beweise dienen.

Auch der botanische Garten hat im letzten Sommer sehr viel gewonnen. Eine nicht geringe Zahl Pflanzen wurden, ohne daß der Stiftungsfonds sie anschaffte, in das Treibhaus gebracht, und mehrere in der Wetterauer Flora nicht aufgenommene, in hiesiger Gegend wildwachsende Pflanzen wurden im Garten angepflanzt. Man hat sich es nämlich zum Gesetz gemacht, bei der Beschränktheit des botanischen Gartens, hauptsächlich auf officinelle oder ökonomische Pflanzen, oder auch auf solche Rücksicht zu nehmen, die als seltne Gewächse in unserer Gegend vorkommen, indem der geringe Raum des Locals keine große Menge aufzunehmen gestattet. Der hiesige sehr unterrichtete Herr Apotheker Stein hat mehrere von der Stadt entfernte Excursionen vorgenommen und mehrere seltne Gewächse, die er auf denselben fand, dem Garten geschenkt. Das Gewächshaus wurde mit mehreren seltnen ausländischen Pflanzen, wie mit Laurus Camphora, Epidendron Vanilla u. s. w. dotirt. Die Kürze der Zeit erlaubte nicht, den bisher in seiner Einrichtung vernachlässigten Garten in dem letztverflossenen regnichten Sommer völlig in Ordnung zu bringen, jedoch ein Theil desselben wurde mit Beihulfe des sehr geschickten Botanikers, Herrn Becker aus Offenbach, der aus Liebe zur Wissenschaft mitwirkte, in systematische Ordnung gebracht und es ist nicht zu zweifeln, daß der ganze Garten im Laufe des künftigen Sommers dahin gebracht werden wird.

Die Bibliothek erhielt eine ansehnliche Zahl der besten alten medicinischen Werke, konnte aber mit den neueren

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttinn! Königinn!
Selbſt Sklavinn des Schickſals!

Ach das fliehende Waſſer
Möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn ſättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen geſtraft! —
In Irions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten ſeinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Über die ewigen Qualen!
Troſtlos für mich und für ſie,
Wohn' ich unter ihnen und ſchaue

nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, bereichert werden, aus der schon erwähnten Beschränktheit des Fonds. Sie ist bis zur Periode, in der Senckenberg starb, ziemlich vollständig, da er sie selbst anschaffte und sie der Stiftung überließ. Nachher wurden zwar mehrere Werke angeschafft, auch Herr Doctor Lehr vermehrte dieselbe durch seinen hinterlassenen Büchervorrath; in den letzten Jahren blieben aber manche Lücken der medicinischen Literatur in derselben unausgefüllt.

Das unter dem Fürsten Primas zum Behufe der medicinischen Specialschule aufgeführte chemische Laboratorium, das nun wieder städtisches Eigenthum wurde, so wie der daran stoßende auf dem ehemaligen Wall gelegene kleine Garten, wurde auf Ansuchen der Administratoren der Stiftung vom Senate unentgeltlich überlassen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch hierin Senckenberg's Wille in Erfüllung gehen möchte, der die Wichtigkeit der Chemie zu würdigen wußte, und sie in einem angewiesenen Local in dem Stiftshause betrieben wissen wollte, um so mehr, da diese Wissenschaft in unsern Tagen beinahe alle andern hinter sich läßt.

Die anfangende Baufälligkeit des Gewächshauses, so wie nicht minder das Alter der übrigen Gebäude, der Mangel an so manchen unentbehrlichen Gegenständen, sowohl wissenschaftlicher als anderer Art, dürften bei der Lauigkeit, womit die Sachen des Stifts betrieben werden, die mit des seligen Stifters Wünschen so grell absticht, uns eine traurige Prognose stellen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Cassen unserer reichen Mitbürger, wenn auch nur durch mäßige Beiträge, dem einbrechenden Verfall eines so nützlichen Instituts vorrinnen möchten.

Für das Krankenhaus, dessen Fonds von demjenigen der Stiftung getrennt ist, ist bisher viel geschehn. Noch erst im

verflossenen Jahre wurde eine bedeutende Summe zurückgelegt, als Ueberschuß über die Ausgabe. So löblich diese Wohlthätigkeit der Frankfurter gegen das Krankenhaus seyn mag, so ist es doch traurig, so wenig Sinn für die medicinische Wissenschaft und Kunst, die der Stifter so sehr beabsichtigte, und deren Beförderung so heilsam in ihren Folgen ist, bei ihnen zu bemerken. Man würde unfehlbar im Geiste des Stifters mehr handeln, wenn das mit der Stiftung verschwisterte Krankenhaus von seinem Ueberfluß, der jährlich zunimmt, nur einen kleinen Theil abgabe, wenigstens in zweifelhaften Fällen, die nicht selten vorkommen, nicht so drückend gegen dasselbe verfuhre. Man sollte bedenken, daß der größte Verlust für beide Institute in der Unterlassung des Guten bestehe, und daß keine angeschafften Capitalien, so wichtig sie dem scheinen mögen, der sich von Jugend auf sie zu haufen gewöhnt hat, dasselbe nur im Vermehren zu ersetzen im Stande sind. Die Opfer, welche die Stiftung dem Institute bei seiner Entstehung brachte, diese allein sollten die Administratoren bewegen, die erstere zu unterstützen, mit deren Zusammensinken den Frankfurter Aerzten, die wie Handwerker für jeden einzelnen Gang belohnt werden, und die weder Auszeichnung noch sonstige Beförderung für das Gefahrvolle und Beschwerliche ihres Standes zu erwarten haben, jede Aufmunterung mit der Zeit weiter zu kommen, benommen wird.

Herr Stadel, ein Kunstfreund wie wenige, ist in seinem neunundachtzigsten Jahre verstorben. Sein eröffnetes Testament bestimmt Haus, Sammlungen und Vermögen, nach einem mäßigen Anschlag auf dreizehnmal hundert tausend

Gulden geschatzt, einer Stiftung für bildende Kunst. Herr Dr. Grambs, ein einsichtiger Sammler und Kunstfreund, ist zum Vollstrecker dieses letzten Willens bestimmt.

Offenbach.

An diesem wohlgebauten und täglich zunehmenden heitern Orte verdient die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrath Meyer alle Aufmerksamkeit, indem dieser verdienstvolle Mann, als Bewohner einer glücklichen Gegend, sich zugleich als Jagdliebhaber und Naturforscher ausgebildet und eine vollständige Reihe inländischer Vögel aufgestellt hat. Er beschäftigt mehrere Künstler mit Abbildung dieser Geschöpfe, fördert und belebt dadurch einen in der Naturgeschichte sehr nothwendigen Kunstzweig, die genaue Nachbildung organischer Wesen, unter welchen die mannichfaltige Gestalt der Vögel, die abweichende Bildung ihrer Körpertheile, das leichte zarte buntfarbige Gefieder, die feinste Unterscheidungsgabe des Künstlers und dessen größte Sorgfalt in Anspruch nimmt. Das von Herrn Meyer herausgegebene Werk hat die Verdienste dieses vorzüglichen Mannes langst dem Vaterlande bewahrt, welcher sich durch die in diesem Jahre erschienene Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands abermals den Dank der Naturforscher erworben. Die von ihm sowohl in seinem Hause als außerhalb beschäftigten Künstler sind namentlich die Herren Gabler und Herzenroder. Die Schwester des letztern wird als Pflanzenzeichnerin gerühmt. Demoiselle Stricker in Frankfurt, welche gleichfalls ein schönes Talent hierin besitzt, kann sich nicht so viel damit beschäftigen als zu wünschen wäre.

Hanau.

Die neuere Zeit hat dieser Stadt einen vortheilhaften und bewahrten Ruf in naturgeschichtlicher Hinsicht verschafft. Es fanden sich hier eifrige Forscher aus allen Zweigen der herrlichen Scienz durch einen seltenen günstigen Zufall vereiniat. So hatte Herr Doctor Gärtner, dieser achtungswerthe Veteran unter Deutschlands Botanikern, durch die Theilnahme an der Wetteranischen Flora langst schon seinen Meisterbrief gelöst. Der geistvolle Leisler umfaßte die gesammte Zoologie, jedoch concentrirte er sein Studium mehr auf die Vögel und Saugethiere. Chemie und Physik wurden von Herrn Hofrath Dr. Kopp, zumal in besonderer Anwendung auf das mineralogische Wissen, mit dem besten Erfolge getrieben. Der vorzugsweise als naturhistorischer Kunstler sehr schatzbare Schaumburg, dessen Sammlung unter den deutschen Privat-Cabinetten sonder Zweifel die erste Stelle einnimmt, bot eine Fülle trefflicher Erfahrungen dar. Eben so hatten sich in dem Herrn Geheimen Rath Leonhard und dem nun verstorbenen Pfarrer Merz thatige Bearbeiter fur Mineralogie gefunden. Das Publicum kennt das von beiden in Gemeinschaft mit Dr. Kopp herausgegebene großere tabellarische Werk. Geheimer Rath Leonhard, der fortdauernd durch seine Zeitschrift wirkt, hat ferner eine topographische Mineralogie verfaßt, und ehestens haben wir von ihm, Dr. Kopp und Gärtner dem jüngern, einem sehr verstandigen Chemiker und Physiker, eine Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie mit vielen illuminirten und schwarzen Kupfern zu erwarten. Diese Propadeutik fur die Naturgeschichte des unorganischen Reiches, die Frucht einer

mehrjährigen mühevollen Arbeit, durch welche eine sehr wesentliche Lücke unserer Literatur ausgefüllt wird, darf von dem wissenschaftlichen Publicum mit gerechtem Vertrauen erwartet werden.

Unterdessen schien es den genannten Männern zweckmäßig, die Bemühungen der Einzelnen auf Einen Punkt zu leiten, um mit gemeinsamen Kräften weiter zu streben. Mitten in den Stürmen der Zeit, im ungeschlichteten Zwiste der Völker, 1808, wurde der Plan zu Begründung eines wissenschaftlichen naturhistorischen Vereines gefaßt. Die kleine Zahl der Verbundenen gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit. Bald gesellten sich ihnen andere verdiente Männer aus nahen und fernen Gegenden bei, und so erweiterte sich dieser literarische Bund weit über die Gränzen der heimathlichen Provinz, nach allen Theilen des gelehrten Europa hinaus. Ein passendes Local, vom Gouvernement eingeräumt, bot zur Anlage eines Museums Gelegenheit. Von allen Seiten wurde die nützliche Anstalt durch Gaben bereichert. Indessen blieben die Mittel sehr beschränkt, bis der theilnehmende Carl von Dalberg, 1811, aus seiner Schatulle eine nicht unbedeutende Rente bewilligte, in deren Genuß die Gesellschaft mehrere Jahre verblieb. Die Epidemie, Folge des französischen Rückzugs, raubte der geschlungenen Kette manche der werthvollsten Glieder. Dagegen lebt man nun der angenehmen Hoffnung, das jetzige Gouvernement werde das Institut seiner Aufmerksamkeit gleichmäßig werth achten, die Bestätigung des Locals gewähren, und so der löblichsten Anstalt, die sonst unfehlbar zerstieben würde, Grund und Dauer verleihen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei dem regen Eifer der Hanauer Naturforscher auch mehrere wichtige Sammlungen hier zu finden seyn müssen.

Das Museum der Wetterauischen Gesellschaft umfaßt alle Zweige dieses Wissens und war bisher in stetem Zunehmen; denn die meisten Mitglieder hatten, nach der klüglichen Vorschrift der Gesetze, die Wahl zu rechtfertigen gesucht, welche sie zu jener ehrenvollen Bestimmung rief. Im Ganzen aber gewährt das Beschauen dieses Museums in seiner Allgemeinheit weniger Interesse, als die einem jeden der hiesigen Gelehrten zugehörigen Privat-Sammlungen. Hier spricht sich das Individuelle mit mehr Lebendigkeit aus, so wie der Eifer und die Sorgfalt, womit solch ein Werk geschaffen wird, das nicht selten der Preis einer ganzen Lebenszeit ist.

Was die zoologischen Cabinette betrifft, so zeichnen sich darunter vorzüglich die Sammlung des verstorbenen Leisler und die Schaumburgische aus. Die letztere ist jedoch, seitdem der Besitzer den Ort seines Aufenthalts mit Cassel vertauschte, nicht mehr anwesend, und auch die Leislerische wird, da die Erben solche zu veräußern entschlossen sind, nicht lange mehr in Hanau verbleiben.

Das Andenken des genannten vorzüglichen Mannes einigermaßen hier zu feiern, bemerken wir folgendes: Er beschäftigte sich in früheren Jahren mit der Entomologie, späterhin aber widmete er sich mit ganzer Seele dem Studium der Säugethiere, Vögel und Fische; indessen blieb die Ornithologie für die längste Zeit der Gegenstand seiner Nachforschungen. Seine Verdienste um die Kenntniß vaterländischer Vögel nur im Vorbeigehen bemerkend, erwähnen wir, daß er die verschiedenen Farbenkleider der Vögel zu kennen und zu berichtigen bemüht war: denn die meisten Wasservögel mausen sich zweimal im Jahre und so erscheint derselbe Vogel im Frühling und im Herbste, in der Jugend und im

Alter, in anderer Farbenhülle. Und so sammelte er mit regem Fleiß jede einzelne Art in den verschiedensten Farben und Uebergängen. Da er nun selbst Jager und ihm die Kunst thierische Körper auszustopfen vorzüglich bekannt war, so erhält seine Sammlung von mehrern Seiten große Vorzüge, so daß man ihr, wenigstens in Deutschland, die Meyerische ausgenommen, keine andere an die Seite stellen kann.

In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Studium der Fledermäuse, da er aber, seinem trefflichen Gedachtniß vertrauend, nichts niederschrieb, so waren seine Erfahrungen für uns sammtlich verloren, wenn nicht ein junger Mann, der letzte von seinen Schülern, sich so viel davon zu eigen gemacht hatte, um eine Monographie dieser seltsamen Geschöpfe zu schreiben, welche nächstens erscheinen wird.

Die Fische sind alle vortrefflich ausgestopft und von seltener Größe. Die Reihenfolge aus den süßen Gewässern Deutschlands ist beinahe vollständig, und aus der See findet man viele Exemplare von hoher Schönheit. Die Insectensammlung ist bedeutend. Von sechzehnhundert Nummern machen die Schmetterlinge die größte Halfte aus.

Am Schlusse stehe die Bemerkung, daß Leisler, bevor er sich der Heilkunde widmete, die Rechte mit glücklichem Erfolg studirte und als philosophischer Schriftsteller durch Abfassung eines Naturrechts sich Beifall erwarb.

Dr. Gärtner, der eifrige und berühmte Pflanzenforscher, dem wir die Bildung mancher trefflichen Botanisten verdanken, hat sich durch die Mittheilung vieler schön getrockneten Pflanzenmuster kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nach der Herausgabe der bereits erwähnten Wetteranischen Flora, betrieb er fortdauernd und mit unermüdetem Fleiße das Studium der vaterlandischen Vegetabilien. Er entdeckte

viele Phänogamen und mehr als zweihundert Kryptogamen, deren Beschreibung durch seine Meisterhand gewiß höchst wünschenswerth ist. Sein Herbarium, vorzugsweise in kryptogamischer Hinsicht äußerst beträchtlich, ist auf das zierlichste geordnet. In der neuern Zeit hat sich Gärtner auch mit allem Fleiße der vaterländischen Zoologie gewidmet. Seine Sammlungen von Säugethieren, Vögeln und Konchylien geben die Belege dazu. Obschon seine ausländischen Konchylien sehr zahlreich sind und, unter der Menge, Exemplare von großer Seltenheit bemerkt werden; so schätzt er dennoch seine in der Umgegend von Hanau gesammelten um vieles höher, indem dieser Zweig des naturgeschichtlichen Wissens zuerst durch ihn in der Wetterau cultivirt wurde. Er verbreitete jene einheimischen Producte im Kreise seiner Freunde und regte auf diese Art ein Studium von neuem an, das in Deutschland fast ganz vernachlässigt schien. In frühern Jahren beschäftigte sich Gärtner auch mit Chemie, Physik und Mineralogie, so daß er den Namen eines Naturforschers im umfassendsten Sinne des Wortes verdient. Bei dem Sammeln und Ordnen des Wetterauischen Museums, und bei der Redaction der von diesem natur-historischen Verein herausgegebenen Annalen wirkte er auf das eifrigste. Zu bedauern ist, daß sein Alter und eine durch große Anstrengung geschwachte Gesundheit ihm in diesem Augenblicke keine große Thätigkeit vergönnen.

Das Mineralien-Cabinet des Geheimen Raths Leonhard, über siebentausend Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und in eine geognostische Hälfte. Die oryktognostische Sammlung findet sich nach der, in der systematisch-tabellarischen Uebersicht und Charakteristik der Mineralkörper, angenommenen Classificationsweise geordnet, wobei jedoch die

durch das Fortſchreiten der Scienz nothwendig gewordenen Veränderungen nicht unbeachtet blieben. Erfreulich iſt das Methodiſche, welches ſich in Anordnung und Aufſtellung ausſpricht. Bei allen Exemplaren iſt das Charakteriſtiſche und die Friſchheit berückſichtigt, und ein hoher Grad von Gleichmäßigkeit des Formats gewähret viel Gefälliges. Nachſtdem iſt dieſe Sammlung um der hohen Vollſtändigkeit willen bemerkenswerth. Man vermißt darin faſt keine der neueſten Entdeckungen, und die Suiten welche ſie von ſehr vielen Gattungen aufbewahrt, machen ihr Studium für die Verhältniſſe des Vorkommens der Foſſilien wichtig und belehrend: eine bisher viel zu ſehr vernachläſſigte und nun wieder hervorgeforderte Rückſicht.

Geheimer Rath Leonhard hat ſich durch die Stiftung eines mineralogiſch-mercantiliſchen Inſtituts Anſprüche auf den Dank des Publicums erworben. Es iſt dieſe Anſtalt förderlich für die Wiſſenſchaft, indem ſie die Mittel darbietet, um, gegen Tauſch oder billige Zahlung, Foſſilien aus allen Gegenden und Ländern, einzeln oder zu ſyſtematiſchen Ganzen geordnet, zu erhalten. Gedoppeltes Vertrauen gebührt dieſem Unternehmen darum, weil es nicht von Gewinnſucht, ſondern ausſchließlich von der Liebe zur Wiſſenſchaft geleitet wird.

Unter den Bildungsanſtalten zur Kunſt verdient die Zeichenſchule eine ſehr ehrenvolle Erwähnung. Hr. Hofrath Weſtermayr, welcher dieſem Inſtitute, das vom Staate eine nur mäßige Unterſtützung erhält, als erſter Lehrer und Director vorſteht, hat um daſſelbe ſehr weſentliche Verdienſte. Seit ſeiner Wiederkehr von Weimar iſt der Sinn für die Kunſt bedeutend geweckt worden, und man bemerkt mit Vergnügen, daß mancher der vermögenden Einwohner klein'

Bildersammlungen anzulegen beginnt. In der Zeichenschule finden gegenwartig 250 bis 300 Zöglinge Belehrung. Das Institut besitzt Fonds, Früchte des Erwerbs der Lehrer, welche sehr nützlich zur Anschaffung von Gemalden und andern Kunstgegenstanden verwendet werden könnten.

Auch die würdige Gattin des Hofraths Westermayr wirkt thatig für das Beste der Anstalt. Außer dieser Kunstlerin verdienen unter den hiesigen Malern die Namen Tischbein, Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Deiker genannt zu werden; den genialen Krafft und den durch dieses Studium gebildeten Bury nicht zu vergessen, die auch in der Ferne ihrer Vaterstadt Ehre machen.

Mit der Email-Malerei beschaftigen sich vorzüglich Carteret und Berneaud, und beide haben auf den Kunstlernamen die gerechtesten Anspruche. Außer ihnen zeichnet sich auch Fr. Nickel, ein geborner Hanauer, der viele Jahre in Madrid verlebt und daselbst bei der Akademie das Amt eines Adjuncten versehen, sehr vortheilhaft in jenem Zweige der Malerei aus.

Unter den hiesigen Gemälde-Sammlungen gebührt der des Kaufmanns Herrn W. Leisler, jüngern Bruders des Naturforschers, der Vorzug.

Die hiesigen Bijouterie-Fabriken sind ganz besonders merkwürdig. Sie bestehen seit dem Jahre 1670 und sind als die Pflanzschule ähnlicher Anstalten in mehreren europaischen und deutschen Hauptstadten anzusehen, die indessen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer Arbeiter genießen eines sehr vortheilhaften Rufes; überall werden sie gesucht. Die jetzigen bedeutendsten Chefs, Gebrüder Toussaint, Souchai und Collin, Bury, Müller und Junger, erhalten die Fabriken nicht nur in ihrem Rufe, sondern

Der armen Danaiden Geſchäftigkeit!
Leer und immer leer,
Nicht Einen Tropfen Waſſers zum Munde,
Nicht Einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach ſo iſt's mit dir auch, mein Herz!
Woher willſt du ſchöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg iſt nicht mit euch!
In euern leichten Tänzen,
In euern tiefen Hainen,
In eurer liſpelnden Wohnung,
Rauſcht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Luſt
Der Seligkeit Fülle. —

ſind zugleich bemüht ſolche mit jedem Tage zu vervollkommnen, und ſo läßt ſich mit Wahrheit behaupten, daß Hanau Arbeiten liefert, die man weder in Paris noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht ſelten jene des induſtriöſen Genf übertreffen. Dabei iſt noch beſonders das Umfaſſende der Atteliers genannter Goldarbeiter, von dem Rohen des Materials bis zur vollendeten Waare in der größten Mannichfaltigkeit zu bemerken.

Die Teppichfabrik von Hrn. J. D. Leisler und Comp. verdient um deßwillen beſondere Aufmerkſamkeit, weil in derſelben die unter dem Namen gezogene Wilton-Teppiche bekannte Waare in ihrer größten Vollkommenheit bereitet wird. Man findet nicht allein eine umfaſſende Auswahl geſchmackvoller Deſſins in den ſchönſten und lebhafteſten Farben, ſondern es kann auch jede beſondere Zeichnung gefertigt werden. Außerdem liefert dieſe Fabrik nichtgeſchorne und hochgeſchorne Teppiche auf Sammetart, Venetianiſche und Schottländiſche Teppiche u. ſ. w. Die früherhin ſtattgehabte Vereinigung von Holland mit Frankreich war dem Abſatz ſehr nachtheilig, und die deutſchen Höfe waren es faſt allein, welche während dieſer Friſt der Fabrik Beſchäftigung darboten.

Auch die Fabrik der ſeidenen Tapeten verdient Erwähnung, indem ſie in früheren Zeiten die meiſten deutſchen Höfe mit den geſchmackvollſten Ameublements verſah. In der ſtürmiſchen Periode der letzten zehn Jahre aber fanden es die Unternehmer, die Brüder Blachierre, für rathſamer, nur ſolche Waaren bereiten zu laſſen die allen Claſſen dienen. So ſind überhaupt die Wollen- und Seiden-Fabriken in Hanau, welche dem Kunſtſinn weniger als dem allgemeinen Bedürfniß entſprechen, von entſchiedenem Nutzen auf Volksmenge und Exportation geweſen; und jetzt vermag man die

Hoffnung zu faſſen, daß der offene Seehandel auch dieſer Fabrikſtadt einen Theil ihres vormaligen Flores wieder verſchaffen werde.

Aſchaffenburg.

Auch hier befinden ſich altdeutſche Gemalde aus aufgehobenen Klöſtern: von Grünewald und andern, vielleicht auch von Durer, und ſonſt noch wenige, aber ſchatzenswerthe Kunſtwerke. Sollte von den faſt bis zur Beſchwerlichkeit zahlreichen Schatzen der Hauptſtadt einiges hierher gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgeſtellt werden, ſo erhielte dieſer wohlgelegene Ort wenigſtens einigen Erſatz fur das was er durch die Entfernung des Hofes verlor. Mancher Fremde wurde hier gern verweilen.

Jetzt da die in Paris aufgehauften Schatze wieder das Freie ſuchen und, über Europa ausgeſaet, einzeln aufregen und nutzen, ſo wär' es groß, wenn die höchſten deutſchen Regierungen ſich beeiferten dasjenige mit Ueberzeugung und Willen zu thun, was die überwundene Nation ſich widerwillig muß gefallen laſſen: wir meinen, den Ueberfluß der Reſidenzen in die Provinzſtadte zu vertheilen. Nur kleinere Staaten thun wohl ihre maßigen Schatze beiſammen aufzubewahren, große können ihren Kunſtreichthum nicht weit genug umher ſtreuen. Dadurch werden nicht allein Kunſtler, ſondern auch Liebhaber hervorgerufen, und je haufiger dieſe ſind, deſto mehr iſt fur jene geſorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Oſten zu verlieren, und kehren an die Stelle zuruck, wo der Main ſich dem Rheine nahert.

Darmſtadt.

Das hieſige Großherzogl. Muſeum wird wohl immer unter den Anſtalten dieſer Gegenden zu den vorzüglichſten gezahlt werden, und deſſen muſterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtſchnur dienen. In dem geräumigſten Local ſind die mannichfaltigſten Gegenſtände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgeſtellt, ſo daß man durchaus mit Bewunderung im Genuſſe belehrt wird.

Die herrlichſten Statuen in vortrefflichen Gypsabgüſſen verdienen wohl zuerſt genannt zu werden, an die ſich zahlreiche Büſten, Körpertheile, Basreliefe anſchließen, alles in anſtändigen Räumen, der Betrachtung ſo wie den Studien gleich günſtig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden römiſchen, ja italianiſchen Monumenten, wozu ſich ältere deutſche geſellen, geben dem Baukünſtler zu den bedeutendſten Vergleichungen Anlaß.

Eine zahlreiche Gemäldeſammlung, in welcher jeder Liebhaber ſich nach ſeinem beſondern Intereſſe an ältern und neuern Meiſtern geſchichtlich unterrichten oder gemüthlich ergötzen kann, iſt durch mehrere Zimmer verbreitet.

Sucht man nun vergebens von den übrigen Schätzen einige Notiz zu liefern, ſo muß man wünſchen, daß ein Katalog, wenn auch nur das Allgemeinſte andeutend, dem Reiſenden bald in die Hände gereicht werde: denn wie ſoll man ſich ſonſt aus dem unendlichen, obgleich vortrefflich geordneten und zuſammengeſtellten Reichthum herausfinden. Man ſagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Muſterſtücke der Kunſt und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert

werden, hier anzutreffen ſind. Vaſen und Urnen aller Art, Trink- und Scherz-Gefäße, Bronzen aller Jahrhunderte, worunter man die köſtlichſten Candelaber und mehrdochtige eherne Lampen bewundert, Reliquienkaſtchen der älteſten Byzantiniſchen Zeit, von Erz und Schmelz, elfenbeinerne etwas ſpäter, Kirchengeräthe jeder Art, unſchätzbare Handzeichnungen der größten Meiſter, ſo gut ältere als neuere chineſiſche und japaniſche Arbeiten, Glasgeſchirre durch Materie, Form und Schleifkunſt koſtbar; und ſo mußte man fortfahren ein allgemeines Bild einer muſterhaften Kunſtſammlung aufzuſtellen, und man würde dennoch das Ganze nicht ergründen.

So finden ſich z. B. eine große Anzahl altdeutſcher Kirchengemälde, welche, reſtaurirt und aufgefriſcht, einer Scheincapelle zur vorzüglichſten Zierde dienen würden.

Was jedoch beinahe noch mehr als die Schätze ſelbſt den Beſchauer anſpricht, iſt die Lebendigkeit, welche man dieſer Sammlung, als einer ſich immer fortbildenden, anmerkt. Alle Fächer ſind in Bewegung; überall ſchließt ſich etwas Neues an: überall fügt ſich's klarer und beſſer, ſo daß man von Jahr zu Jahr den ſchaffenden und ordnenden Geiſt mehr zu bewundern hat. Selbſt wenn man in Bezug auf Köln die Sammlung des Herrn von Hüpſch dem Darmſtädtiſchen Muſeum mißgönnte, ſo freut man ſich hier des glücklichen Geſchicks, welches dieſem Chaos zu Theil ward, entwickelt, geſondert und einer ſchon lebendig geordneten Welt einverleibt zu werden.

Eine naturhiſtoriſche Sammlung von gleichem Reichthum und Vollſtändigkeit ſteht dieſer Kunſtſammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet finden ſich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den Beſchauer vermehrt,

und die Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen immer klarer eingerichtet wird. Wenn auch hievon nur im Allgemeinen die Rede seyn kann, so darf man wenigstens insbesondere der Sammlung gedenken, welche der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Fossilien, Reste der gigantischen Thiere aus der Urzeit, wie sie in dem weiten Rheinthale so oft ausgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen stellt. Rührend war es dem Beschauer viele Stücke hier zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers hier gerettet und gesichert lagen.

Auch fand man jenen Wunsch schon erfüllt, daß namlich seltene Naturgegenstände, die man schwerlich je mit Augen sehen wird, neben andern wirklichen Seltenheiten aufgestellt würden. Das ungeheure Geweih, wie man sie in Irland ausgrabt, ward zu Bewunderung des Anschauenden versuchsweise auf eine Papierfläche gemalt. Möge der gefaßte Vorsatz diesen Gegenstand und ähnliche auf den großen Raumen über den Schranken abbilden zu lassen, baldigst erfüllt werden.

Eine höchst reiche ebenso würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden alsdann in Verwunderung, und erregt in ihm den Wunsch längere Zeit von diesen Schätzen Gebrauch machen zu können. Wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geist der einem solchen großen Körper Leben giebt und erhalt, aufmerksam werden müßte. Ihm könnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürsten zu solchen Unterhaltungen groß und entschieden seyn müsse; daß er einem einsichtigen Manne, welcher planmäßig und thätig hierin ungestört wirken kann,

das volle Vertrauen schenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgesetzten nur solche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pause und Uebereilung, in Einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine solche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erscheinen, aber doch auf unserm Welttheden, wo Trennung, Unordnung und Willkür so sehr begünstigt ist, möchte sie noch immer wunderbar bleiben. Erfreulich wird es alsdann jedem seyn zu sehen, daß Ihro Kenigl. Hoheit der Großherzog so lange Jahre unter den ungünstigsten Umständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt, daß Hr. Geh. Cabinetsrath Schleiermacher das höchste Vertrauen in solchem Grade zu verdienen und sich zu erhalten gewußt, und unter seiner Leitung seine Herren Söhne den Kunstsammlungen und der Bibliothek vorstehen, ja einen physikalischen Apparat durch Vorlesungen nutzbar machen; daß Hr. Münzmeister Fehr den mineralogischen und geologischen Theil, nicht weniger die Konchylien-Sammlung, so wie Hr. Oberforstrath Bekker das übrige Thierreich besorgt. Findet man nun beim Durchschauen der vielen Säle alles wie aus Einem Gusse; bemerkt man, daß in Jahresfrist alles planmäßig zugenommen: so wird man wohl den Wunsch hegen, daß jeder Conservator diese Sammlung von der artistischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen, literarischen, am meisten aber von der ethischen Seite studiren und zum Vorbilde nehmen möchte.

Daß es auch an thätigen Künstlern nicht fehle, ist bei solchen Begünstigungen wohl zu erwarten. Hr. Oberbaurath Moller findet in einer Residenz, deren Straßen sich täglich mehr ausdehnen, wo Privatgebäude aufgeführt, öffentliche projectirt werden, für sein architektonisches Talent erwünschte

Gelegenheit. Ferner hat er ſich ſeit mehrern Jahren auch mit Abbildung altdeutſcher Bauwerke beſchäftigt, und das Boiſſerée'ſche Dombuch wird von ſeinem Fleiß und Genauigkeit, ſo wie von ſeinem Geſchmack das unzweideutigſte Zeugniß ablegen. Der neuentdeckte Originalriß des Kölner Doms iſt in ſeinen Händen, und ein Facſimile deſſelben wird im Gefolge des Boiſſerée'ſchen Werks von ihm herausgegeben; und ſo wird ihm denn auch die Geſchichte der deutſchen Baukunſt die ſchönſten Beiträge verdanken, indem er die alten Gebäude ſeines Bezirks in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier, Frankfurt u. ſ. w. zu zeichnen und in Kupfer ſtechen zu laſſen beſchäftigt iſt.

Herr Primaveſi, rühmlichſt bekannt durch eigenhändig radirte landſchaftliche Darſtellungen, arbeitet fleißig immer fort. Er hat die mühſame Arbeit unternommen, die Rheingegenden, von den beiden Quellen herab, nach der Natur zu zeichnen. Das daraus entſtehende Werk wird beſtweiſe nebſt einer kurzen Beſchreibung herauskommen, und ſo werden auch auf dieſem Wege die an den deutſchen Hauptfluß gränzenden Merkwürdigkeiten künſtleriſch in Verbindung gebracht.

Heidelberg.

Dieſe Stadt, von ſo mancher Seite merkwürdig, beſchäftigt und unterhält den Beſuchenden auf mehr als Eine Weiſe. Der Weg jedoch, welchen wir zu unſern Zwecken eingeſchlagen haben, führt uns zuerſt in die Sammlung alter Gemälde, welche, vom Niederrhein heraufgebracht, ſeit einigen Jahren als beſondere Zierde des Orts, ja der Gegend angeſehen werden kann.

Indem ich nun die Boiſſerée'ſche Sammlung nach einer jährigen Pauſe, zum zweitenmal betrachte, in ihren Sinn und Abſicht tiefer eindringe, auch nicht abgeneigt bin, darüber ein Wort öffentlich auszuſprechen, ſo begegnen mir alle vorgefühlten Schwierigkeiten: denn weil aller Vorzug der bildenden Kunſt darin beſteht, daß man ihre Darſtellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann, ſo weiß der Einſichtige, daß er in ſolchem Falle ein Unmögliches übernahme, wenn er ſich nicht zu ſeiner Bahn ſelbſt Maaß und Ziel ſetzen wollte. Da erkennt er denn, daß auf hiſtoriſchem Wege hier das Reinſte und Nützlichſte zu wirken iſt; er wird den Vorſatz faſſen, eine ſo wohl verſehene und wohl geordnete Sammlung dadurch zu ehren, daß er nicht ſowohl von den Bildern ſelbſt als von ihrem Bezug untereinander Rechenſchaft zu geben trachtet; er wird ſich vor Vergleichungen nach außen im Einzelnen hüten, ob er gleich die Kunſtepoche von welcher hier die Rede iſt, aus entfernten durch Zeit und Ort geſchiedenen Kunſtthätigkeiten ableiten muß. Und ſo wird er den koſtbaren Werken, mit denen wir uns gegenwärtig beſchäftigen, an ihrem Platz vollkommenes Recht widerfahren laſſen und ſie dergeſtalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geſchichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreiſe der allgemeinen Kunſtwelt anweiſen mag.

Als Einleitung hiezu, und damit das Beſondere dieſer Sammlung deutlicher hervortrete, iſt vor allen Dingen ihre Entſtehung zu bedenken. Die Gebrüder Boiſſerée, welche ſolche in Geſellſchaft mit Bertram gegenwärtig beſitzen, und den Genuß derſelben mit Kunſtfreunden auf das offenſte theilen, waren früher dem Kaufmannſtande geweiht, und hatten auf dieſen Zweck ihre Studien ſowohl zu Hauſe als auswärts in großen Handelsſtädten gerichtet. Indeſſen ſuchten

ſie zugleich einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen, wozu ſie ſchöne Gelegenheit fanden, als auf die Kölner neuerrichtete Schule vorzügliche deutſche Manner zu Lehrern berufen wurden. Dadurch gewannen ſie eine jenen Gegenden ſeltenere Ausbildung. Und obgleich ihnen, die ſich von Jugend auf von alten und neuen Kunſtwerken umgeben geſehen, Freude daran und Liebe derſelben angeboren und anerzogen ſeyn mußte, ſo war es doch eigentlich ein Zufall, der die Neigung dergleichen zu beſitzen erweckte, und zu dem lobenswürdigſten Unternehmen den Anlaß gab.

Man erinnere ſich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen Ruderpflock fand, und durch das Wohlgefallen an dieſem einfachen Werkzeug bewogen, ſich ein Ruder, darauf einen Kahn, hiezu Maſt und Segel anſchaffte, und ſich erſt an Uferfahrten vorübend, zuletzt muthig in die See ſtach, und mit immer vergrößertem Fahrzeug endlich zu einem reichen und glücklichen Kauffahrer gedieh. Dieſem gleich erhandelten unſere Jünglinge zufallig eines der auf den Trödel geſprengten Kirchenbilder um den geringſten Preis, bald mehrere; und indem ſie durch Beſitz und Wiederherſtellung immer tiefer in den Werth ſolcher Arbeiten eindrangen, verwandelte ſich die Neigung in Leidenſchaft, welche ſich mit wachſender Kenntniß im Beſitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, ſo daß es ihnen keine Aufopferung ſchien, wenn ſie durch koſtſpielige Reiſen, neue Anſchaffungen und ſonſtiges Unternehmen, einen Theil ihres Vermögens ſo wie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefaßten Vorſatzes verwendeten.

Jener Trieb, die alten deutſchen Baudenkmale aus der Vergeſſenheit zu ziehn, die beſſern in ihrer Reinheit darzuſtellen, und dadurch ein Urtheil uber die Verſchlimmerung

dieſer Bauart feſtzuſetzen, wurde gleichermaßen belebt. Ein Bemühen ſchritt neben den andern fort, und ſie ſind nun im Stande, ein in Deutſchland ungewöhnliches Prachtwerk herauszugeben, und eine aus zweihundert Bildern beſtehende Sammlung vorzuweiſen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher Erhaltung und Wiederherſtellung, beſonders aber an reiner geſchichtlicher Folge, ihres Gleichen ſchwerlich haben möchte.

Um nun aber ſo viel als es mit Worten geſchehen kann, hierüber verſtändlich zu werden, müſſen wir in altere Zeiten zurückgehen, gleichwie derjenige, der einen Stammbaum ausarbeiten ſoll, ſoweit als möglich von den Zweigen zur Wurzel dringen muß; wobei wir jedoch immer vorausſetzen, daß dem Leſer dieſe Sammlung entweder wirklich oder in Gedanken gegenwärtig ſey, nicht weniger, daß er ſonſtige Kunſtwerke deren wir erwähnen gleichfalls kenne, und mit nüchternem Sinn ſich ernſtlich mit uns unterrichten wolle.

*

Durch militariſches und politiſches Unheil war das römiſche Reich auf einen Grad von Verwirrung und Erniedrigung geſunken, daß gute Anſtalten jeder Art und alſo auch die Kunſtfertigkeit von der Erde verſchwanden. Die noch vor wenigen Jahrhunderten ſo hochſtehende Kunſt hatte ſich in dem wilden Kriegs- und Heeres-Weſen völlig verloren, wie uns die Münzen dieſer ſo ſehr erniedrigten Zeiten den deutlichſten Beweis geben, wo eine Unzahl Kaiſer und Kaiſerlinge ſich nicht entehrt fanden, in der ſraßenhafteſten Geſtalt auf den ſchlechteſten Kupferpfenningen zu erſcheinen, und ihren Soldaten, ſtatt ehrenvollen Soldes, ein bettelhaftes Almoſen kümmerlich zu ſpenden.

Der chriſtlichen Kirche dagegen ſind wir die Erhaltung

Iſt's auf ſeinen düſtern Augenbrauen,
Im verſchloſſenen Blicke?
Maaſt du ihn Gemahl nennen?
Und darfſt du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffneteſt du ſein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da du wußteſt,
Es werde ſich wieder auf ewig verſchließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und ſetzte ſie neben ſich
Auf ſeinen kläglichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie dich deine Gottheit verläßt
Im Verluſt deiner Tochter,
Die du glücklich glaubteſt
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

der Kunſt, und war' es auch nur als Funken unter der Aſche, ſchuldig. Denn obgleich die neue innerliche ſittlich-ſanftmüthige Lehre jene äußere kraftig-ſinnliche Kunſt ablehnen, und ihr Werke wo nicht zerſtören doch entfernen mußte; ſo lag doch in dem Geſchichtlichen der Religion ein ſo vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern, und daß dieſer, ſelbſt ohne Wollen und Zuthun der neuen Bekenner, aufgehen wurde, lag in der Natur.

Die neue Religion bekannte einen oberſten Gott, nicht ſo königlich gedacht wie Zeus, aber menſchlicher; denn er iſt Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die ſittlichen Eigenſchaften der Gottheit auf Erden darſtellen ſollte. Zu beiden geſellte ſich eine flatternde unſchuldige Taube, als eine geſtaltete und gekuhlte Flamme, und bildete ein wunderſames Kleeblatt, wo umher ein ſeliges Geiſterchor in unzähligen Abſtufungen ſich verſammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinſte der Frauen verehrt werden; denn ſchon im heidniſchen Alterthum war Jungfraulichkeit und Mutterſchaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdiſchen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.

Was nun beim Erwachſen und bei endlicher Thätigkeit dieſes göttlich menſchliche Weſen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Maſſe und Mannichfaltigkeit ſeiner Jünger und Anhanger, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die ſich, an Alter und Charakteren verſchieden, um den Einen verſammeln: die aus der Menge hervortretenden Apoſtel, die vier Annalenſchreiber, ſo manche Bekenner aller Art und Stande, und von Stephanus an, eine Reihe Martyrer.

Gründet ſich nun ferner dieſer neue Bund auf einen

altern, deſſen Ueberlieferungen bis zu Erſchaffung der Welt reichen und auch mehr hiſtoriſch als dogmatiſch ſind; bringen wir die erſten Eltern, die Erzvater und Richter, Propheten, Könige, Wiederherſteller in Anſchlag, deren jeder ſich beſonders auszeichnet oder auszuzeichnen iſt: ſo ſehen wir wie natürlich es war, daß Kunſt und Kirche in einander verſchmolzen und Eins ohne das Andere nicht zu beſtehen ſchien.

Wenn daher die helleniſche Kunſt vom Allgemeinen begann und ſich ganz ſpät ins Beſondere verlor, ſo hatte die chriſtliche den Vortheil, von einer Unzahl Individualitäten ausgehen zu können, um ſich nach und nach ins Allgemeine zu erheben. Man thue nur noch einen Blick auf die hergezählte Menge hiſtoriſcher und mythiſcher Geſtalten; man erinnere ſich, daß von jeder bedeutend charakteriſtiſche Handlungen gerühmt werden; daß ferner der neue Bund zu ſeiner Berechtigung ſich im alten ſymboliſch wiederzufinden bemüht war, und ſowohl hiſtoriſch irdiſche als himmliſch geiſtige Bezüge auf tauſendfache Weiſe anſpielten: ſo ſollten freilich auch in der bildenden Kunſt der erſten chriſtlich kirchlichen Jahrhunderte ſchöne Denkmaler übrig geblieben ſeyn.

Allein die Welt war im Ganzen zu ſehr verworren und gedrückt; die immer wachſende Unordnung vertrieb die Bildung aus dem Weſten; nur Byzanz blieb noch ein feſter Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundene Kunſt.

Jedoch hatte leider in dieſer Epoche der Orient ſchon ein trauriges Anſehn, und was die Kunſt betrifft, blühten jene obgenannten Individualitäten nicht ſogleich auf, aber ſie verhinderten doch, daß ein alter ſtarrer mumienhafter Styl nicht alle Bedeutſamkeit verlor. Man unterſchied immerfort die Geſtalten; aber dieſen Unterſchied fühlbar zu machen ſchrieb man Name für Name auf das Bild, oder unter

daſſelbe, damit man ja unter den immer häufiger und häufiger werdenden Heiligen und Martyrern nicht einen ſtatt des andern verehrte, ſondern einem jeden ſein Recht wie billig bewahrte. Und ſo ward es denn eine kirchliche Angelegenheit die Bilder zu fertigen. Dieß geſchah nach genauer Vorſchrift, unter Aufſicht der Geiſtlichkeit, wie man ſie denn auch durch Weihe und Wunder dem einmal beſtehenden Gottesdienſte völlig aneignete. Und ſo werden bis auf den heutigen Tag die unter den Glaubigen der griechiſchen Kirche zu Hauſe und auf Reiſen verehrten Andachtsbilder in Susdal, einer Stadt des einundzwanzigſten Gouvernements von Rußland, und deren Umgebung, unter Aufſicht der Geiſtlichkeit gefertigt; daher denn eine große Uebereinſtimmung erwachſen und bleiben muß.

Kehren wir nun nach Byzanz und in jene beſprochene Zeit zurück, ſo läßt ſich bemerken, daß die Religion ſelbſt durchaus einen diplomatiſch-pedantiſchen Charakter, die Feſte hingegen die Geſtalt von Hof- und Staats-Feſten annehmen.

Dieſer Begränzung und Hartnäckigkeit iſt es auch zuzuſchreiben, daß ſelbſt das Bilderſtürmen der Kunſt keinen Vortheil gebracht hat, indem die bei dem Siege der Hauptpartei wieder hergeſtellten Bilder den alten völlig gleich ſeyn mußten, um in ihre Rechte einzutreten.

Wie ſich aber die triſteſte aller Erſcheinungen eingeſchlichen, daß man, wahrſcheinlich aus ägyptiſchen, äthiopiſchen, abyſſiniſchen Anlaſſen, die Mutter Gottes braun gebildet, und dem auf dem Tuche Veronica's abgedruckten Heilandsgeſicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag ſich bei beſonderer Bearbeitung der Kunſtgeſchichte jenes Theils genauer nachweiſen laſſen; alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zuſtand, deſſen völlige Auflöſung

immer noch ſpäter erfolgte, als man hätte vermuthen ſollen.

Hier müſſen wir nun deutlich zu machen ſuchen, was die Byzantiniſche Schule, von der wir wenig Löbliches zu ſagen wußten, in ihrem Innern noch für große Verdienſte mit ſich trug, die aus der hohen Erbſchaft älterer griechiſcher und römiſcher Vorfahren kunſtmäßig auf ſie übergegangen, gildenmäßig aber in ihr erhalten worden.

Denn wenn wir ſie früher nicht mit Unrecht mumiirt genannt haben, ſo wollen wir bedenken, daß bei ausgehöhlten Körpern, bei vertrockneten und verharzten Muskeln, dennoch die Geſtalt des Gebeins ihr Recht behaupte. Und ſo iſt es auch hier, wie eine weitere Ausführung zeigen wird.

Die höchſte Aufgabe der bildenden Kunſt iſt, einen beſtimmten Raum zu verzieren, oder eine Zierde in einen unbeſtimmten Raum zu ſetzen; aus dieſer Forderung entſpringt alles was wir kunſtgerechte Compoſition heißen. Hierin waren die Griechen und nach ihnen die Römer große Meiſter.

Alles was uns daher als Zierde anſprechen ſoll, muß gegliedert ſeyn und zwar im höhern Sinne, daß es aus Theilen beſtehe, die ſich wechſelsweiſe auf einander beziehen. Hiezu wird erfordert, daß es eine Mitte habe, ein Oben und Unten, ein Hüben und Drüben, woraus zuerſt Symmetrie entſteht, welche, wenn ſie dem Verſtande völlig faßlich bleibt, die Zierde auf der geringſten Stufe genannt werden kann. Je mannichfaltiger dann aber die Glieder werden, und je mehr jene anfängliche Symmetrie verflochten, verſteckt, in Gegenſätzen abgewechſelt, als ein offenbares Geheimniß vor unſern Augen ſteht, deſto angenehmer wird die Zierde ſeyn, und ganz vollkommen; wenn wir an jene erſten

Grundlagen dabei nicht mehr denken, sondern als von einem Willkürlichen und Zufälligen überrascht werden.

An jene strenge trockne Symmetrie hat sich die Byzantinische Schule immerfort gehalten, und obgleich dadurch ihre Bilder steif und unangenehm werden, so kommen doch Fälle vor, wo durch Abwechslung der Gliederstellung, bei Figuren, die einander entgegenstehen, eine gewisse Anmuth hervorgebracht wird. Diesen Vorzug also, ingleichen jene obengerühmte Mannichfaltigkeit der Gegenstände alt- und neutestamentlicher Ueberlieferungen, verbreiteten diese östlichen Kunst- und Handwerksgenossen über die damals ganze bekehrte Welt.

Was hierauf in Italien sich ereignet, ist allgemein bekannt. Das praktische Talent war ganz und gar verschwunden, und alles was gebildet werden sollte hing von den Griechen ab. Die Thüren des Tempels St. Paul, außerhalb der Mauern, wurden im eilften Jahrhundert zu Constantinopel gegossen und die Felder derselben mit eingegrabenen Figuren abscheulich verziert. Zu eben dieser Zeit verbreiteten sich griechische Malerschulen durch Italien; Constantinopel sendete Baumeister und Mussivarbeiter, und diese bedeckten mit einer traurigen Kunst den zerstörten Westen. Als aber im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, so ergriffen die Italianer sogleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienste, die symmetrische Composition und den Unterschied der Charaktere. Dieses gelang ihnen um so eher, als sich der Sinn für Form schnell hervorthat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Alterthums standen Jahrhunderte vor ihren Augen, und die erhaltenen Theile der eingegangenen oder zerstörten wurden sogleich wieder zu kirchlichen und

öffentlichen Zwecken benutzt. Die herrlichsten Statuen entgingen dem Verderben, wie denn die beiden Kolossen niemals verschüttet worden. Und so war denn auch noch jede Trümmer gestaltet. Der Römer besonders konnte den Fuß nicht niedersetzen ohne etwas Geformtes zu berühren, nicht seinen Garten, sein Feld bauen, ohne das Köstlichste an den Tag zu fördern. Wie es in Siena, Florenz und sonst ergangen, darf uns hier nicht aufhalten, um so weniger als jeder Kunstfreund sich sowohl hierüber als über die sämmtlichen schon besprochenen Gegenstände aus dem höchst schätzbaren Werk des Herrn d'Agincourt auf das genauste unterrichten kann.

Die Betrachtung jedoch, daß die Venetianer als Bewohner von Küsten und Niederungen den Sinn der Farbe bei sich so bald aufgeschlossen gefühlt, ist uns hier wichtig, da wir sie als Uebergang zu den Niederländern benutzen, bei denen wir dieselbe Eigenschaft antreffen.

Und so nahern wir uns denn unserm eigentlichen Ziele, dem Niederrhein, welchem zu Liebe wir jenen großen Umweg zu machen nicht angestanden.

Nur mit wenigem erinnern wir uns, wie die Ufer dieses herrlichen Flusses von römischen Heeren durchzogen, kriegerisch befestigt, bewohnt und kräftig gebildet worden. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Colonie den Namen von Germanicus Gemahlin, so bleibt uns wohl kein Zweifel, daß in jenen Zeiten große Kunstbemühungen daselbst statt gefunden: denn es mußten ja bei solchen Anlagen Künstler aller Art, Baumeister, Bildhauer, Töpfer und Münzmeister mitwirken, wie uns die vielen Reste bezeugen können, die man ausgrub und ausgräbt. In wiefern in spaterer Zeit die Mutter Constantin's des Großen, die Gemahlin Otto's hier gewirkt,

bleibt den Geſchichtforſchern zu unterſuchen. Unſere Abſicht fördert es mehr, der Legende näher zu treten und in ihr oder hinter ihr einen welthiſtoriſchen Sinn auszuſpähen.

Man läßt eine britanniſche Prinzeſſin Urſula über Rom, einen afrikaniſchen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen; jene mit einer Schaar von edlen Jungfrauen, dieſen mit einem Heldenchor umgeben. Scharfſinnige Männer, welche durch den Duft der Ueberlieferung hindurchſchauen, theilten bei dieſen Ueberlieferungen folgendes mit: Wenn zwei Parteien in einem Reiche entſtehen und ſich unwiderruflich von einander trennen, wird ſich die ſchwächere von dem Mittelpunkte entfernen und der Gränze zu nähern ſuchen. Da iſt ein Spielraum für Factionen, dahin reicht nicht ſogleich der tyranniſche Wille. Dort macht allenfalls ein Präfect, ein Statthalter ſich ſelbſt durch Mißvergnügte ſtark, indem er ihre Geſinnungen, ihre Meinungen duldet, begünſtigt und wohl gar theilen mag. Dieſe Anſicht hat für mich viel Reiz, denn wir haben das ähnliche ja gleiche Schauſpiel in unſern Tagen erlebt, welches in grauer Vorzeit auch mehr als Einmal ſtattfand. Eine Schaar der edelſten und bravſten chriſtlichen Ausgewanderten, eine nach der andern begiebt ſich nach der berühmten ſchön gelegenen Agrippiniſchen Colonie, wo ſie wohl aufgenommen und geſchützt eines heitern und frommen Lebens in der herrlichſten Gegend genießen, bis ſie den gewaltſamen Maaßregeln einer Gegenpartei ſchmählich unterliegen. Betrachten wir die Art des Martyrthums, wie Urſula und ihre Geſellſchaft daſſelbe erlitten, ſo finden wir nicht etwa jene abſurden Geſchichten wiederholt, wie in dem beſtialiſchen Rom zarte unſchuldige gebildete Menſchen von Henkern und Thieren gemartert und gemordet werden, zur Schauluſt eines wahnſinnigen

unteren und oberen Pöbels; nein, wir ſehen in Köln ein Blutbad, das eine Partei an der andern ausübt, um ſie ſchneller aus dem Wege zu raumen. Der über die edeln Jungfrauen verhangte Mord gleicht einer Bartholomausnacht, einem Septembertage; eben ſo ſcheint Gereon mit den Seinen gefallen zu ſeyn.

Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaiſche Legion niedergemetzelt, ſo finden wir uns in einer Epoche, wo nicht etwa die herrſchende Partei eine heranwachſende zu unterdrucken, ſondern eine ihr zu Kopf gewachſene zu vertilgen ſtrebt.

Alles bisher Geſagte, obgleich in möglichſter Kürze doch umſtandlich ausgeführt, war höchſt nöthig, um einen Begriff der niederlandiſchen Kunſtſchule zu grunden. Die Byzantiniſche Malerſchule hatte in allen ihren Verzweigungen mehrere Jahre wie über den ganzen Weſten auch am Rhein geherrſcht, und einheimiſche Geſellen und Schuler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet; daher ſich denn auch manches Trockne, jener düſtern Schule völlig Aehnliche, in Köln und in der Nachbarſchaft findet. Allein der Nationalcharakter, die klimatiſche Einwirkung, thut ſich in der Kunſtgeſchichte vielleicht nirgend ſo ſchön hervor als in den Rheingegenden, deßhalb wir auch der Entwickelung dieſes Punktes alle Sorgfalt gönnen und unſerem Vortrag freundliche Aufmerkſamkeit erbitten.

Wir übergehen die wichtige Epoche in welcher Carl der Große die linke Rheinſeite von Mainz bis Aachen mit einer Reihe von Reſidenzen bepflanzte, weil die daraus entſprungene Bildung auf die Malerkunſt, von der wir eigentlich reden, keinen Einfluß hatte. Denn jene orientaliſche duſtere Trockenheit erheiterte ſich auch in dieſen Gegenden nicht vor

dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein frohes Naturgefühl auf einmal durch, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern es ist eine behagliche Augenlust, die sich im allgemeinen über die sinnliche Welt aufthut. Apfelrunde Knaben- und Mädchen-Gesichter, eiförmiges Männer- und Frauen-Antlitz, wohlhabige Greise mit fließenden oder gekraus'ten Bärten, das ganze Geschlecht gut, fromm und heiter, und sämmtlich, obgleich noch immer charakteristisch genug, durch einen zarten, ja weichlichen Pinsel dargestellt. Eben so verhält es sich mit den Farben. Auch diese sind heiter, klar, ja kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Die materiellen und technischen Kennzeichen der Gemälde, die wir hier charakterisiren, sind der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenscheinen ums Haupt, worin der Name zu lesen. Auch ist die glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gestempelt, oder durch braune Umrisse und Schattirungen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Daß man diese Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben könne, bezeugen diejenigen Kirchen und Capellen, wo man sie ihrer ersten Bestimmung gemäß, noch aufgestellt gefunden. Den stärksten Beweis giebt aber, daß die Kreuzgänge und andere Räume mehrerer Kirchen und Klöster mit ähnlichen Bildern, an welchen dieselbigen Merkmale anzutreffen, ihrer Erbauung gleichzeitig gemalt gewesen.

Unter den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronica billig oben an, weil sie zum Beleg des bisher Gesagten von mehreren Seiten dienen kann. Man wird vielleicht in der Folge entdecken, daß dieses

Bild, was Compoſition und Zeichnung betrifft, eine herkömmliche Byzantiniſche heilige Vorſtellung geweſen. Das ſchwarzbraune, wahrſcheinlich nachgedunkelte, dorngekrönte Antlitz iſt von einem wunderſamen edel ſchmerzlichen Ausdrucke. Die Zipfel des Tuchs werden von der Heiligen gehalten, welche kaum ein Drittel Lebensgröße dahinter ſteht und bis an die Bruſt davon bedeckt wird. Höchſt anmuthig ſind Mienen und Gebarden; das Tuch ſtößt unten auf einen angedeuteten Fußboden, auf welchem in den Ecken des Bildes an jeder Seite drei ganz kleine, wenn ſie ſtunden höchſtens fußhohe, ſingende Engelchen ſitzen, die in zwei Gruppen ſo ſchön und künſtlich zuſammengerückt ſind, daß die höchſte Forderung an Compoſition dadurch vollkommen befriedigt wird. Die ganze Denkweiſe des Bildes deutet auf eine herkömmliche, überlegte, durchgearbeitete Kunſt; denn welche Abſtraction gehört nicht dazu, die aufgeführten Geſtalten in drei Dimenſionen hinzuſtellen und das Ganze durchgängig zu ſymboliſiren. Die Körperchen der Engel, beſonders aber Köpfchen und Händchen, bewegen und ſtellen ſich ſo ſchön gegen einander, daß dabei nichts zu erinnern übrig bleibt. Begründen wir nun hiemit das Recht, dem Bilde einen Byzantiniſchen Urſprung zu geben, ſo nöthigt uns die Anmuth und Weichheit, womit die Heilige gemalt iſt, womit die Kinder dargeſtellt ſind, die Ausführung des Bildes in jene niederrheiniſche Epoche zu ſetzen, die wir ſchon weitläuftig charakteriſirt haben. Es übt daher, weil es das doppelte Element eines ſtrengen Gedankens und einer gefälligen Ausführung in ſich vereinigt, eine unglaubliche Gewalt auf die Beſchauenden aus; wozu denn der Contraſt des furchtbaren meduſenhaften Angeſichtes zu der zierlichen Jungfrau und den anmuthigen Kindern nicht wenig beiträgt.

Ach du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?
Und du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du;
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!

Einige größere Tafeln, worauf mit eben so weichem angenehmen Pinsel, heiteren und erfreulichen Farben, Apostel und Kirchenväter, halb Lebensgröße zwischen goldenen Zinnen und andern architektonisch-gemalten Zierrathen, gleichsam als farbige Schnitzbilder inne stehen, geben uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß, deuten aber zugleich auf neue Bedingungen. Es ist nämlich gegen das Ende des sogenannten Mittelalters die Plastik auch in Deutschland der Malerei vorgeeilt, weil sie der Baukunst unentbehrlicher, der Sinnlichkeit gemäßer und dem Talente näher zur Hand war. Der Maler, wenn er aus dem mehr oder weniger Manierirten sich durch eigene Anschauung der Wirklichkeit retten will, hat den doppelten Weg, die Nachahmung der Natur oder die Nachbildung schon vorhandener Kunstwerke. Wir verkürzen daher in dieser malerischen Epoche dem niederländischen Künstler keineswegs sein Verdienst, wenn wir die Frage aufwerfen: ob nicht diese hier mit lieblicher Weichheit und Zartheit in Gemalden aufgeführten, reich, aber frei bemäntelten heiligen Männer, Nachbildungen von geschnitzten Bildnissen seyen, die entweder ungefärbt oder gefarbt zwischen ähnlichen vergoldeten architektonischen wirklichen Schnitzwerken gestanden. Wir glauben uns zu dieser Vermuthung besonders berechtigt durch die zu den Füßen dieser Heiligen in verzierten Fächern gemalt liegenden Schadel, woraus wir denn folgern, daß diese Bilder ein irgendwo aufgestelltes Reliquiarium mit dessen Zierrathen und Figuren nachahmen. Ein solches Bild nun wird um desto angenehmer, als ein gewisser Ernst, den die Plastik vor der Malerei immer voraus hat, durch eine freundliche Behandlung würdig hindurch sieht. Alles was wir hier behaupten, mag sich in der Folge noch mehr bestätigen, wenn man auf die freilich zerstreuten

altkirchlichen Ueberreſte eine vorurtheilsfreie Aufmerkſamkeit wenden wird.

Wenn nun ſchon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Wolfram von Eſchenbach in ſeinem Parcival die Maler von Köln und Maeſtricht gleichſam ſprüchwörtlich als die beſten von Deutſchland aufführt, ſo wird es niemand wundern, daß wir von alten Bildern dieſer Gegenden ſo viel Gutes geſagt haben. Nun aber fordert eine neue zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eintretende Epoche unſere ganze Aufmerkſamkeit, wenn wir derſelben gleichfalls ihren entſchiedenen Charakter abzugewinnen gedenken. Ehe wir aber weitergehn und von der Behandlungsweiſe ſprechen, welche ſich nunmehr hervorthut, erwähnen wir nochmals der Gegenſtände, welche den niederrheiniſchen Malern vorzüglich gegeben waren.

Wir bemerkten ſchon oben, daß die Hauptheiligen jener Gegend edle Jungfrauen und Jünglinge geweſen; daß ihr Tod nichts von den widerlichen Zufälligkeiten gehabt, welche bei Darſtellung anderer Märtyrer der Kunſt ſo äußerſt unbequem fallen. Doch zum höchſten Glück mögen es ſich die Maler des Niederrheines zählen, daß die Gebeine der drei morgenländiſchen frommen Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden. Vergebens durchſucht man Geſchichte, Fabel, Ueberlieferung und Legende, um einen gleich günſtigen reichen gemüthlichen und anmuthigen Gegenſtand auszufinden, als den der ſich hier darbietet. Zwiſchen verfallenem Gemäuer, unter kümmerlichem Obdach, ein neugeborner und doch ſchon ſich ſelbſt bewußter Knabe, auf der Mutter Schooß gepflegt, von einem Greiſe beſorgt. Vor ihm nun beugen ſich die Würdigen und Großen der Welt, unterwerfen der Unmündigkeit Verehrung, der Armuth Schätze, der Niedrigkeit Kronen. Ein zahlreiches Gefolge ſteht verwundert über das ſeltſame

Ziel einer langen und beschwerlichen Reise. Diesem allerliebsten Gegenstande sind die niederländischen Maler ihr Glück schuldig, und es ist nicht zu verwundern, daß sie denselben kunstreich zu wiederholen Jahrhunderte durch nicht ermüdeten. Nun aber kommen wir an den wichtigen Schritt, welchen die rheinische Kunst auf der Gränze des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts thut. Schon längst waren die Künstler, wegen der vielen darzustellenden Charaktere an die Mannichfaltigkeit der Natur gewiesen; aber sie begnügten sich an einem allgemeinen Ausdruck derselben, ob man gleich hie und da etwas Portraitartiges wahrnimmt. Nun aber wird der Meister Wilhelm von Köln ausdrücklich genannt, welchem in Nachbildung menschlicher Gesichter niemand gleichgekommen sey. Diese Eigenschaft tritt nun in dem Dombild zu Köln auf das bewundernswürdigste hervor, wie es denn überhaupt als die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte angesehen werden kann. Nur ist zu wünschen, daß sein wahres Verdienst historisch-kritisch anerkannt bleibe. Denn freilich wird es jetzt dergestalt mit Hymnen umräuchert, daß zu befürchten ist, es werde bald wieder so verdüstert vor den Augen des Geistes dastehen, wie es ehemals von Lampen- und Kerzen-Ruß verdunkelt den leiblichen Augen entzogen gewesen. Es besteht aus einem Mittelbilde und zwei Seitentafeln. Auf allen dreien ist der Goldgrund, nach Maaßgabe der bisher beschriebenen Bilder, beibehalten. Ferner ist der Teppich hinter Maria mit Stempeln gepreßt und bunt aufgefarbt. Im Uebrigen ist dieses sonst so häufig gebrauchte Mittel durchaus verschmäht; der Maler wird gewahr, daß er Brocat und Damast, und was sonst farbenwechselnd, glänzend und scheinend ist, durch seinen Pinsel hervorbringen könne und mechanischer Hülfsmittel nicht weiter bedürfe.

Die Figuren des Hauptbildes so wie der Seitenbilder beziehen sich auf die Mitte, symmetrisch, aber mit viel Mannichfaltigkeit bedeutender Contraste an Gestalt und Bewegung. Die herkömmlich Byzantinische Maxime herrscht noch vollkommen, doch mit Lieblichkeit und Freiheit beobachtet.

Einen verwandten Nationalcharakter hat die sammtliche Menge, welche weiblich die heilige Ursula, ritterlich den Gereon, ins Orientalische maskirt, die Hauptgruppe umgiebt. Vollkommen Portrait aber sind die beiden knieenden Könige, und ein Gleiches möchten wir von der Mutter behaupten. Weitläuftiger über diese reiche Zusammensetzung und die Verdienste derselben wollen wir uns hier nicht aussprechen, indem das Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst uns eine sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes vor Augen legt, nicht weniger eine ausreichende Beschreibung hinzufügt, welche wir mit reinerem Dank erkennen würden, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann.

Da dieses Bild eine große Uebung des Meisters voraussetzt, so mag sich bei genauerer Untersuchung noch ein und das andere der Art künftig vorfinden, wenn auch die Zeit manches zerstört und eine nachfolgende Kunst manches verdrangt hat. Für uns ist es ein wichtiges Document eines entschiedenen Schrittes, der sich von der gestempelten Wirklichkeit losmacht und von einer allgemeinen Nationalgesichtsbildung auf die vollkommene Wirklichkeit des Portrats losarbeitet. Nach dieser Ableitung also halten wir uns überzeugt, daß dieser Kunstler, er heiße auch wie er wolle, ächt deutschen Sinnes und Ursprungs gewesen, so daß wir nicht nöthig haben, italianische Einflüsse zu Erklarung seiner Verdienste herbeizurufen.

Da dieſes Bild 1410 gemalt iſt, ſo ſtellt es ſich in die Epoche, wo Johann van Eyck ſchon als entſchiedener Künſtler blühte, und ſo dient es uns das Unbegreifliche der Eyckiſchen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklaren, indem es bezeugt, was für Zeitgenoſſen der genannte vorzugliche Mann gehabt habe. Wir nannten das Dombild die Achſe worauf ſich die ältere niederländiſche Kunſt in die neue dreht, und nun betrachten wir die Eyckiſchen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunſt gehörig. Schon in den ältern Byzantiniſch-niederrheiniſchen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perſpectiviſch obgleich ungeſchickt behandelt. Im Dombild erſcheint keine Perſpective, weil der reine Goldgrund alles abſchließt. Nun wirft Eyck alles Geſtempelte ſo wie den Goldgrund völlig weg; ein freies Local thut ſich auf, worin nicht allein die Hauptperſonen, ſondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Portrait ſind, von Angeſicht, Statur und Kleidung, ſo auch völlig Portrait jede Nebenſache.

So ſchwer es immer bleibt Rechenſchaft von einem ſolchen Manne zu geben, ſo wagen wir doch einen Verſuch, in Hoffnung, daß die Anſchauung ſeiner Werke dem Leſer nicht entgehen werde, und hier zweifeln wir keinen Augenblick unſern Eyck in die erſte Claſſe derjenigen zu ſetzen, welche die Natur mit maleriſchen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück in der Zeit einer techniſch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewiſſe Gränze gelangten Kunſt zu leben. Hiezu kam noch, daß er eines höheren, ja des höchſten techniſchen Vortheils in der Malerei gewahrte; denn es mag mit der Erfindung der Oelmalerei beſchaffen ſeyn wie es will, ſo möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der Erſte geweſen der ölige Subſtanzen, die man ſonſt über

die fertigen Bilder zog, unter die Farben selbst gemischt, aus den Oelen die am leichtesten trocknenden, aus den Farben die klarsten, die am wenigsten deckenden ausgesucht habe, um beim Auftragen derselben das Licht des weißen Grundes, und Farbe durch Farbe, nach Belieben durchscheinen zu lassen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an sich ein Dunkles ist, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückscheint, sondern daß es durch sie durchscheint; so ward durch diese Entdeckung und Behandlung zugleich die höchste physische und artistische Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm, als einem Niederländer, die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie seinen Zeitgenossen bekannt, und so brachte er es dahin, daß er, um nur von Gewandern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob. Ein solches muß denn freilich die achte Kunst leisten, denn das wirkliche Sehen ist, sowohl in dem Auge als an den Gegenständen, durch unendliche Zufälligkeiten bedingt; dahingegen der Maler nach Gesetzen malt, wie die Gegenstände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgesondert, in ihrer vollkommensten Sehbarkeit von einem gesunden frischen Auge geschaut werden sollen. Ferner hatte sich Eyck in Besitz der perspectivischen Kunst gesetzt und sich die Mannichfaltigkeit der Landschaft, besonders unendlicher Baulichkeiten, eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es sonderbar scheinen, wenn wir aussprechen, daß er, materielle und mechanische Unvollkommenheiten der bisherigen Kunst wegwerfend, sich zugleich einer bisher im Stillen bewahrten technischen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der symmetrischen Compositionen.

Allein auch dieses liegt in der Natur eines außerordentlichen Geistes, der, wenn er eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derselben noch eine ideelle geistige Gränze gezogen sey, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich ergeben- oder sie nach seinem Sinne erschaffen muß. Die Compositionen Eyck's sind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob sie gleich die strengen Kunstforderungen nicht befriedigen, ja es scheint als ob er von allem dem was seine Vorganger hierin besessen und geübt, vorsätzlich keinen Gebrauch machen wollen. In seinen uns bekannt gewordenen Bildern ist keine Gruppe, die sich jenen Engelchen neben der heiligen Veronica vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmetrie irgend ein Gegebenes keinen Reiz ausubt, so hat er sie, als ein Mann von Geschmack und Zartgefühl, auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas entstanden ist, welches anmuthiger und eindringlicher wirkt als das Kunstgerechte, sobald dieses die Naivetät entbehrt, indem es alsdann nur den Verstand anspricht und den Calcul hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört, und stimmen Kenner mit uns uberein; daß jeder Vorschritt aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustand in die freie lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich ziehe, der erst nach und nach und oft in spateren Zeiten sich wieder herstellt: so können wir unsern Eyck nunmehr in seiner Eigenthumlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen, sein individuelles Wesen unbedingt zu verehren. Schon die fruheren niederländischen Künstler stellten alles Zarte was sich in dem neuen Testament darbot, gern in einer gewissen Folge dar, und so finden wir in dem großen Eyckischen Werke, welches diese Sammlung schmückt, das aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern besteht, den denkenden Künstler, der

mit Gefühl und Sinn eine fortschreitende Trilogie darzustellen unternimmt. Zu unserer Linken wird der mädchenhaftesten Jungfrau durch einen himmlischen Jüngling ein seltsames Ereigniß angekündigt. In der Mitte sehen wir sie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter, und zur Rechten erscheint sie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, schon beinah als Matrone, die in hohem Ernste vorfühlt, was dem vom Hohenpriester mit Entzücken aufgenommenen Knaben bevorstehe. Der Ausdruck aller drei Gesichter so wie die jedesmalige Gestalt und Stellung, das erstemal kniend, dann sitzend, zuletzt stehend, ist einnehmend und würdig. Der Bezug der Personen unter einander auf allen drei Bildern zeugt von dem zartesten Gefühl. In der Darstellung im Tempel findet sich auch eine Art von Parallelism, der ohne Mitte durch eine Gegenuberstellung der Charaktere bewirkt wird. Eine geistige Symmetrie, so gefühlt und sinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maaßstab der vollendeten Kunst nicht anlegen kann.

So wie nun Johann van Eyck als ein trefflich denkender und empfindender Künstler gesteigerte Mannichfaltigkeit seiner Hauptfigur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Localitäten behandelt. Die Verkündigung geschieht in einem verschlossenen, schmalen, aber hohen durch einen obern Fensterflügel erleuchteten Zimmer. Alles ist darin so reinlich und nett, wie es sich geziemt für die Unschuld, die nur sich selbst und ihre nächste Umgebung besorgt. Wandbanke, ein Betstuhl, Bettstatte, alles zierlich und glatt. Das Bett roth bedeckt und umhangt, alles so wie die brocatene hintere Bettwand auf das bewundernswürdigste dargestellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die freiste Aussicht,

denn die edle, aber zerrüttete Capelle der Mitte dient mehr zum Rahmen mannichfaltiger Gegenstände, als daß sie solche verdeckte. Links des Zuschauers eine mäßig entfernte straßen- und hauserreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin sich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieses mit mancherlei ländlichen Gegenständen geziert, verläuft sich zuletzt in eine wasserreiche Weite. Rechts des Zuschauers tritt ein Theil eines runden Tempelgebäudes von mehrern Stockwerken in das Bild; das Innere dieser Rotonde aber zeigt sich auf dem daran stoßenden Thürflügel, und contrastirt durch seine Höhe, Weite und Klarheit auf das herrlichste mit jenem ersten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenstände der drei Bilder auf das vollkommenste mit meisterhafter Genauigkeit ausgeführt sind, so kann man sich im Allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser wohlerhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten zerbröckelten Ruingestein; von den Grashalmen die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen, juwelenreichen Bechergeschenken; vom Gewand zum Antlitz; von der Nähe bis zur Ferne, — alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewönne. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lucas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft.

Und hier kommt der wichtige Umstand zur Sprache, daß der Künstler die von uns so dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgültigen Goldgrundes ein künstlerisches und augengefälliges Mittel gestellt hat. Mögen nun auch seine Figuren nicht ganz kunstgerecht sich darin bewegen und gegen einander

verhalten, so ist es doch eine gesetzliche Localität, die ihnen eine bestimmte Gränze vorschreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichsam zufälligen Bewegungen auf das angenehmste geregelt erscheinen.

Doch alles dieses, so genau und bestimmt wir auch zu sprechen gesucht, bleiben doch nur leere Worte, ohne die Anschauung der Bilder selbst. Höchst wünschenswerth wäre es deßhalb, daß uns die Herren Besitzer vorerst von den erwähnten Bildern, in mäßiger Größe, genaue Umrisse mittheilten, wodurch auch ein jeder, der das Glück nicht hat die Gemälde selbst zu sehen, dasjenige was wir bisher gesagt, würde prüfen und beurtheilen können.

Indem wir nun diesen Wunsch äußern, so haben wir um desto mehr zu bedauern, daß ein junger talentvoller Mann, der sich an dieser Sammlung gebildet, zu früh mit Tode abgegangen. Sein Name, Cyr, ist noch allen denjenigen werth die ihn gekannt, besonders aber den Liebhabern welche Copien alter Werke von ihm besitzen, die er mit Treue und Fleiß aufs redlichste verfertigt hat. Doch dürfen wir auch deßhalb nicht verzweifeln, indem ein sehr geschickter Künstler, Herr Köster, sich an die Besitzer angeschlossen und der Erhaltung einer so bedeutenden Sammlung sich gewidmet hat. Dieser würde sein schönes und gewissenhaftes Talent am sichersten bethätigen, wenn er sich zu Ausführung jener gewünschten Umrisse und deren Herausgabe bemühte. Wir würden alsdann, voraussetzend, daß sie in den Händen aller Liebhaber wären, noch gar manches hinzufügen, welches jetzt, wie es bei Worthbeschreibung von Gemälden gewöhnlich geschieht, die Einbildungskraft nur verwirren müßte.

Ungern bequeme ich mich hier zu einer Pause, denn gerade das was in der Reihe nun zu melden wäre, hat gar

Will keine Stunde ruhen, bis ich sie finde,
Will keinen Gang scheuen,
Hierhin und dorthin. —

Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu.
Aller Pfade gewohnt folgen sie deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüste treibt dich's irre —

Ach nur hierher, hierher nicht,
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden,
Wo bedeckt von beschwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiters Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter ist! —

manches Anmuthige und Erfreuliche. Von Johann van Eyk selbst dürfen wir kaum mehr sagen, denn auf ihn kehren wir immer wieder zurück, wenn von den folgenden Künstlern gesprochen wird. Die nächsten aber sind solche, bei denen wir eben so wenig als bei ihm genöthigt sind fremdländischen Einfluß vorauszusetzen. Ueberhaupt ist es nur ein schwacher Behelf, wenn man bei Würdigung außerordentlicher Talente voreilig auszumitteln denkt, woher sie allenfalls ihre Vorzüge genommen. Der aus der Kindheit aufblickende Mensch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um sich her: denn die göttliche Kraft seiner Vorfahren hat eine zweite Welt in die Welt erschaffen. Aufgenöthigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten, ehrwürdige Ueberlieferungen, schätzbare Denkmale, ersprießliche Gesetze und so mannichfache herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist. Er bedient sich der Welt wie er sie findet und hat dazu ein vollkommnes Recht.

Den originalen Künstler kann man also denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt, und zu einem gefugten Ganzen zusammenbildet. Wenn wir also von einem solchen sprechen, so ist es unsere Pflicht zu allererst seine Kraft und die Ausbildung derselben zu betrachten, sodann seine nächste Umgebung, in sofern sie ihm Gegenstände, Fertigkeiten und Gesinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erst unsern Blick nach außen richten und untersuchen, nicht sowohl was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe. Denn der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen wehet über die Welt, oft Jahrhunderte hindurch, ehe man seinen Einfluß spürt. Man wundert sich oft in der

Geſchichte über den langſamen Fortſchritt nur mechaniſcher Fertigkeiten. Den Byzantinern ſtanden die unſchätzbaren Werke helleniſcher Kunſt vor Augen, ohne daß ſie aus dem Kummer ihrer ausgetrockneten Pinſelei ſich hervorheben konnten. Und ſieht man es denn Albrecht Dürern ſonderlich an, daß er in Venedig geweſen? Dieſer Treffliche läßt ſich durchgängig aus ſich ſelbſt erklären.

Und ſo wünſch' ich den Patriotismus zu finden, zu dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt iſt: denn wie wir den Charakter des Einzelnen erheben, welcher darin beſteht, daß er ſich nicht von den Umgebungen meiſtern läßt, ſondern dieſelben meiſtert und bezwingt, ſo erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabtheilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuſchreiben, der ſich in einem Künſtler oder ſonſt vorzüglichen Manne veroffenbart. Und ſo werden wir zunächſt handeln, wenn von ſchätzenswerthen Künſtlern, von Hemling, Israel van Mecheln, Lucas van Leyden, Quintin Meſſis u. a. die Rede ſeyn wird. Dieſe halten ſich ſammtlich in ihrem heimiſchen Kreiſe, und unſere Pflicht iſt, ſo viel als möglich, fremden Einfluß auf ihre Vorzüge abzulehnen. Nun aber tritt Schoreel auf, ſpater Hemskerk und mehrere, die ihre Talente in Italien ausgebildet haben, deſſen ungeachtet aber den Niederländer nicht verlaugnen können. Hier mag nun das Beiſpiel von Leonard da Vinci, Correggio, Tizian, Michel Angelo hervorſcheinen, der Niederlander bleibt Niederlander, ja die Nationaleigenthümlichkeit beherrſcht ſie dergeſtalt, daß ſie ſich zuletzt wieder in ihren Zauberkreis einſchließen und jede fremde Bildung abweiſen. So hat Rembrandt das höchſte Künſtlertalent bethatigt, wozu ihm Stoff und Anlaß in der unmittelbarſten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeſte

Kenntniß genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt gewesen.

Wäre uns nun eine solche beabsichtigte Darstellung gelungen, so müssen wir uns an den Oberrhein begeben, und uns an Ort und Stelle, so wie in Schwaben, Franken und Baiern, von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Schule zu durchdringen suchen. Auch hier würde es unsere vornehmste Pflicht seyn, den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen beiden herauszuheben, um zu bewirken, daß eine Schule die andere schätze, die außerordentlichen Männer beiderseitig anerkenne, die Fortschritte einander nicht abläugne und was alles für Gutes und Edles aus gemeinsamen Gesinnungen hervortritt. Auf diesem Wege werden wir die deutsche Kunst des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts freudig verehren und der Schaum der Ueberschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren. Mit Sicherheit können wir alsdann immer weiter ost- und südwärts blicken und uns mit Wohlwollen an Genossen und Nachbarn anreihen.

*

Bei Herausgabe dieser der Zeit gewidmeten Blätter darf man wohl wünschen, daß sie theils auf die Zeit einen freundlichen Einfluß ausüben, theils von derselben wieder gehoben und begünstigt werden; welches nur durch Erfüllung der billigen Wünsche, durch Vergleichung und Auflösung der problematischen Vorschläge deren wir erwähnen, besonders aber durch fortschreitende Thätigkeit aller Unternehmenden bewirkt werden kann. So sind die Boisserée'schen Tafeln in der Zwischenzeit immer weiter vorgerückt; Moller hat die erste Platte des früher entdeckten Domrisses in dem genausten Facsimile vollendet, zugleich auch zwei Hefte seiner schätzenswerthen

Darſtellung alterer deutſchen Gebaude und Baudenkmale im genauſten und reinlichſten Stich herausgegeben. So haben ſich denn auch, nach dem glücklichen Beiſpiel des uns zu Köln begrüßenden erſten Vorlaufers der aus bisheriger Sklaverei erlöſ'ten Kunſtſchatze, unterdeſſen auch die übrigen nach allen Weltgegenden in ihre Heimath zurückbegeben, und es muß dadurch die über Länder und Reiche wieder verbreitete Kunſt ſo der Kenntniß als dem Ausüben eine neue Wendung verleihen.

*

Ueber die Boiſſerée'ſche Gemaldeſammlung fügen wir noch hinzu, daß ſie ſeit einem Jahre anſehnlich vermehrt worden, beſonders mit trefflichen Bildern aus der oberdeutſchen Schule. Von Meiſtern welche fehlten ſind eingerückt: Wohlgemuth, Altdorfer, Beukelaar und ein bisher ganz unbekannter vorzüglicher Kölner: Johann von Melem in der Art des Schoreel; bedeutende, ja zum Theil Hauptwerke. Sodann wurden angeſchafft von Meiſtern deren Werke ſich ſchon in der Sammlung befanden: Martin Schön, von J. J. Walch, ein mit Dürer gleichzeitiger Portraitmaler, von Dürer ſelbſt und von Johann Mabuſe. Letzterer als einer der vorzuglichſten alten niederländiſchen Maler, iſt auch durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Behandlungsweiſe merkwürdig, um ſo höher iſt alſo das Glück zu ſchatzen, daß mehrere Hauptwerke, wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung, aus ſeinen verſchiedenen Lebenszeiten der Sammlung hinzugefügt werden konnten. Vielleicht iſt aber unter allem Neuangeſchafften die Kreuzabnahme von Dürer am höchſten zu ſchatzen.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Beſitzer durch weit verbreitete, höchſt günſtige Verbindungen die nächſte Ausſicht haben, ihre Sammlung zweckmäßig zu bereichern und immer vollſtandiger zu machen, da ſie denn gegründete

Hoffnung hegen, daß sie bald das Glück haben durften, mehrere seit Jahrhunderten in fernem Auslande zerstreute, für die Aufklärung der deutschen Kunstgeschichte höchst schätzbare Denkmale wieder zu gewinnen, und in den schon vorhandenen verwandten Kunstkreis einzuschließen.

*

Am Niederrhein bereitet man ausreichende Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und so viel mir bekannt, ist überall das Erwünschte fortgesetzt und emsig bethätigt worden. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung deutscher Alterthümer zu Erbach den schönsten Stoff, so wie auch Carlsruhe, wegen Gartenanlagen und botanischer Anstalten, schöner naturhistorischen und Kunst-Sammlungen und bedeutender neuer Gebäude, Gelegenheit giebt zu den wichtigsten Betrachtungen. Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Cultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen, und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen: so werden wir durch die nach Heidelberg zurückkehrenden Manuscripte auf die Schätze älterer deutscher Zeit hingeleitet, und wie bisher an frühere Bildkunst so auch an frühere Dichtkunst erinnert, wo denn der gleiche Fall eintritt; denn auch hier ist Ueberschätzung, Mißdeutung und unglückliche Anwendung zu Hause. Aber auch hier scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt seyn,

wahre Einsicht und wohlgerichtete Thätigkeit sehr schnell sich allgemein verbreiten werden.

Nach der ersten Absicht dieser freilich sehr zufällig entstandenen Blatter, sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede seyn; doch wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft, und die drei ohne Natur denken? und so fügte sich nach und nach alles an einander, was vor Augen und Hand kam. Möge eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute angesehen werden dürfte, die Fortsetzung befördern.

Und so kann ich denn schließlich nicht verschweigen, daß die Wünsche und Vorsätze der Kunstfreunde auch durch das Gluck befördert werden. Es hat sich nämlich ein zweiter Originalriß des Kölner Doms in Paris gefunden, von welchem ich nun aus eigner Anschauung Rechenschaft geben und die früheren mir zugekommenen Nachrichten bestätigen kann.

Von demselben wie von ein paar andern ihn begleitenden Rissen, wäre vorläufig folgendes zu sagen. Der größte ist in Rücksicht des Maaßstabs und der Zeichnung durchaus ein Gegenstück zu dem Darmstädter Risse; dieser stellt jedoch den nördlichen, der unsrige aber den südlichen Thurm dar, nur mit dem Unterschied, daß er den ganzen sich daranschließenden mittlern Kirchengiebel mit der Hauptthür und den Fenstern befaßt, wodurch also die Lücke ausgeglichen werden kann, welche durch einen abgerissenen Streifen an dem Darmstadter entstanden ist. Der neuaufgefundene ist im ganzen 3 Fuß 2 Zoll rheinland. breit und 13 Fuß 2 Zoll lang.

Auf dem zweiten Blatt sieht man den Grundriß des südlichen, zur rechten des Haupteingangs gelegnen Thurms, in demselben Maaßstab und von derselben Hand aufs sauberste

gezeichnet; sodann auf dem dritten den Aufriß von der Ostseite des zweiten Geschosses dieses Thurms, mit dem Durchschnitt des an das Schiff der Kirche anschließenden Endes, in einem andern Maaßstab, von einer andern Hand, weniger schön und sorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur, wie der Hauptriß an einer wesentlichen Stelle von dem ausgeführten Gebäude, sondern auch noch einigermaßen von dem Hauptrisse selbst abweicht. Schon dem Gegenstand nach ist diese letzte Zeichnung bloß zum Behuf der Construction gefertigt und besonders in dieser Hinsicht merkwürdig und lehrreich. Man darf sie für eine Arbeit des Aufsehers und Polirers der Bauhütte annehmen. Beide Blätter sind von gleicher Größe, über 3 Fuß lang und 2½ Fuß breit, ebenfalls Pergament und sehr gut und reinlich erhalten.

Was die Erhaltung des großen Risses betrifft, so findet man, außer ein paar kleinen Stellen, keine gewaltsame Verletzung. Dagegen ist er durch den Gebrauch abgenutzt und hie und da, wiewohl unnöthig, von späterer Hand überarbeitet. Aus diesem Grund, und weil der Riß sammt den ihn begleitenden Blättern sich auf den Thurm bezieht, welcher am meisten ausgebaut ist; ferner weil man in Köln nie etwas von diesem zweiten, sondern immer nur von jenem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmstädter Aufriß gewußt hat, steht zu vermuthen, daß er in der Bauhütte gewesen und schon vor Alters von Köln weggekommen, welches um so eher geschehen konnte, als die Baumeister dieser Stadt sehr oft an fremde Orte berufen worden.

*

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotischen Deutschen leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich zu erfreuen, die ganz oder halbvollendeten zu

erhalten, ja das zerstörte wieder herzustellen; finden wir an einigen Orten hiezu die gehörigen Renten; suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen: so beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern daß auch die Kunst- und Handwerks-Mittel beinahe völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehrt uns die Geschichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten in sich abgeschlossenen Innung, unter den strengsten Formen und Regeln, verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen sehr glücklichen Posten gefaßt, indem sie sich zwischen der freien Kunst und dem Handwerke in die Mitte setzten. Sie nannten sich Bruderschaft, ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheure Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesäet, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschaar saßen in Köln, Straßburg, Wien und Zürich. Jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte, erst, im eigentlichen Sinne, den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der von dem Bauherrn gebilligt als Document und

Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs genauste bestimmt, und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen große Vortheile zugesagt, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den übrigen kenntlich zu machen.

Organisirt also denke man sich eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit, dem Meister an Händen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheits-Fällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt; dann fangt man an zu begreifen, wie so ungeheure Werke concipirt, unternommen, und wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, daß es Gesetz und Bedingung war diese gränzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genausten Vollendung bis in die kleinsten Theile genug geschahe, so werden wir die Hand aufs Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun: welche Vorkehrungen wir zu treffen hatten, um zu unserer Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen?

*

Wenn wir in der Folge von der Steinmetzen-Brüderschaft nähere Nachrichten geben können, so sind wir solches dem würdigen geistreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt schuldig, welcher aus seinem antiquarischen Reichthum eine Sammlung von Urkunden und Nachrichten zu diesem Behuf, so wie eigne Bemerkung und Bearbeitung gefällig mitgetheilt hat.

Unsern Bemühungen in Südwesten kommt ein wünschenswerthes Unternehmen in Nordosten zu gute, die von Herrn Dr. Bufaving besorgten wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters, welche keinem der sich für diesen Zeitraum interessirt, unbekannt bleiben dürfen. Auch sind dessen Abgüsse altniederländischer Siegel in Eisen überall empfehlbar und nachahmenswerth, wenn auch in anderer Materie. Denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunstdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anspruch machen darf.

Hochsterfreulich und bedeutend muß es uns nun seyn, zum Schlusse noch die Nachricht einzurücken, daß auf Allerhöchste Verwendung Ihro Majestäten des Kaisers von Oesterreich, und Königs von Preußen, Seine päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfalzischen Bibliothek überlassen, sondern nebst diesen noch 847 aus eben dieser Sammlung herrührende Bände, welche sich noch in der Vaticanischen Bibliothek befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutsche fühlt den Werth dieser Gabe zu sehr, als daß wir noch etwas Weiteres hinzusetzen dürften. Nur die Betrachtung sey uns vergönnt: wie viel Wünsche der Deutschen sind nicht erfüllt worden, seitdem den Reisenden die freudige Nachricht der Wiederkehr des Schutzpatrons von Köln zum erstenmal entgegenkam.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vater der Götter und Menſchen!
Ruhſt du noch oben auf deinem goldnen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In deinen Händen mich ſcherzend
Gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt,
Daß ich kindiſch droben zu verſchweben bebte?
Biſt du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels.
Hier! hier! — —

Leite ſie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle.

Goethe's

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Siebenundzwanzigster Band.

Unter den durchlauchtigsten deutschen Bunden schützenden Privilegien

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Annalen oder Tag- und Jahres-Hefte von 1749 bis Ende 1822 1

Rede bei Eröffnung des Ilmenauer Bergbaues 413

Rede zum Andenken der Herzogin Amalia 416

Rede zum Andenken Wieland's 417

Rede über Friedrich den Großen 419

Biographische Einzelnheiten:

Bedeutung des Individuellen 425

Leipziger Theater 1768 427

Neue 429

Wiederholte Spracheinigen 432

An den Conseil Schönborn in Mainz 434

An Frau von Voigts, geb. Meier 439

Das Vaudeville 441

Besuch von Jffland 449

An Meier's Tochter 451

Karl Bertuch 454

Bemerkungen in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller 455

Letzte Mittheilung 457

Schluß 459

Namen 461

Novelle 302
Aus meinem Leben. Fragmentarisches 345
Correctur der Annalen 370
Aufenthalt in Dornburg im Sommer 1828 375
Beschluß der Reise 381

Annalen

oder

Tag- und Jahres-Hefte

als

Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse,

von 1749 bis 1822.

Staatsbibliothek
München

Von 1749 bis 1764.

Bei zeitig erwachendem Talente, nach vorhandenen poetischen und prosaischen Mustern, mancherlei Eindrücke kindlich bearbeitet, meistens nachahmend, wie es gerade jedes Muster andeutete. Die Einbildungskraft wird mit heiteren Bildern beschäftigt, die sich selbstgefällig an Persönlichkeit und die nächsten Zustände anschlossen. Der Geist näherte sich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte; daher entstand ein gewisser Begriff von menschlichen Verhältnissen mit individueller Mannichfaltigkeit: denn besondere Fälle waren zu betrachten und zu behandeln. Vielschreiberei in mehreren Sprachen, durch frühzeitiges Dictiren begünstigt.

Von 1764 bis 1769.

Aufenthalt in Leipzig. Bedürfniß einer beschränkten Form zu besserer Beurtheilung der eigenen Productionen wird gefühlt; die Griechisch-Französische, besonders der Dramen, als anerkannt, ja gesetzlich, wird aufgenommen. Ernstere, unschuldige aber schmerzliche Jugendempfindungen drangen sich auf, werden betrachtet und ausgesprochen, indessen der Jüngling mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft gewahret. Von Arbeiten ersterer Art ist die Laune des Verliebten und einige Lieder, von

der zweiten die Mitschuldigen übrig geblieben, denen man bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium der Molièrischen Welt nicht absprechen wird; daher aber auch das Fremdartige der Sitten, wodurch das Stück lange Zeit vom Theater ausgeschlossen blieb.

Von 1769 bis 1775.

Fernere Einsicht ins Leben.

Ereigniß, Leidenschaft, Genuß und Pein. Man fühlt die Nothwendigkeit einer freiern Form und schlägt sich auf die Englische Seite. So entstehen Werther, Götz von Berlichingen, Egmont. Bei einfacheren Gegenständen wendet man sich wieder zur beschränkteren Weise: Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, beide letztere prosaischer Versuch mit Gesängen durchwebt. Hieher gehören die Lieder an Belinden und Lili, deren manche, so wie verschiedene Gelegenheitsstücke, Episteln und sonstige gesellige Scherze verloren gegangen.

Inzwischen geschehen kühnere Griffe in die tiefere Menschheit; es entsteht ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien; man widersetzt sich dem Anpreisen falscher Muster. Alles dieses und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und ungerecht ausgesprochen. Nachstehende Productionen: Faust, die Puppenspiele, Prolog zu Bahrdt sind in diesem Sinne zu beurtheilen; sie liegen jedermann vor Augen. Dagegen waren die Fragmente des ewigen Juden und Hanswursts Hochzeit nicht mitzutheilen. Letzteres erschien darum heiter genug, weil die sämmtlichen Deutschen Schimpfnamen in ihren

O du hörst mich,
Freundlichlieber Vater,
Wirst mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreyt von langer, schwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergetze!

Letze dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieser Boden
Ist nicht Fels, nicht Moos mehr;
Diese Berge
Nicht voll schwarzen Grauses!
Ach hier find' ich wieder eine Blume!
Dieses welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch
Daß ich seiner mich erfreue!

Charakteren persönlich auftraten. Mehreres dieser frechen Art ist verloren gegangen; Götter, Helden und Wieland erhalten.

Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begränzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.

Die erste Schweizerreise eröffnete mir mannichfaltigen Blick in die Welt; der Besuch in Weimar umschlang mich mit schönen Verhältnissen, und drängte mich unversehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang.

Bis 1780.

An allen vorgemeldeten, nach Weimar mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren: denn da der Dichter durch Anticipation die Welt vorweg nimmt, so ist ihm die auf ihn losdringende, wirkliche Welt unbequem und störend; sie will ihm geben was er schon hat, aber anders, das er sich zum zweitenmale zueignen muß.

Bei Gelegenheit eines Liebhaber-Theaters und festlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: Lila, die Geschwister, Iphigenia, Proserpina, letztere freventlich in den Triumph der Empfindsamkeit eingeschaltet und ihre Wirkung vernichtet; wie denn überhaupt eine schale Sentimentalität überhandnehmend manche harte realistische Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältniß, wurden

von mir und andern, oft gemeinschaftlich hervorgebracht. Das meiste ging verloren; ein Theil, z. B. Hans Sachs, ist eingeschaltet oder sonst verwendet. Die Anfange des Wilhelm Meister wird man in dieser Epoche auch schon gewahr, obgleich nur kotyledonenartig: die fernere Entwickelung und Bildung zieht sich durch viele Jahre.

Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf den Vorsatz: das Leben Herzog Bernhard's zu schreiben, vergebens aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematisiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des dreißigjahrigen Krieges spielt er eine würdige Rolle, läßt sich aber von jener Gesellschaft nicht absondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vorbereitend gedeutet wird; überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe sein Werk zu vollenden. Für mich war diese Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium zu Berlichingen und Egmont mir tiefere Einsicht in das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert gewahrte, so mußte mir dießmal die Verworrenheit des siebzehnten sich, mehr als sonst vielleicht geschehen ware, entwickeln.

Ende 1779 fallt die zweite Schweizerreise. Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unserer geselligen Irrfahrt ließen wenig Productivitat aufkommen. Uebrig geblieben ist davon als Denkmal: die Wanderung von Genf auf den Gotthard.

Die Rückreise, da wir wieder in die flachere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bately ersinnen; ich schrieb

das Gedicht sogleich und konnte es völlig fertig mit nach Deutschland nehmen. Die Gebirgsluft die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbretern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen treten.

Bis 1786.

Die Anfänge Wilhelm Meisters hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hiedurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung die sich im Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand."

Wer die kleine Oper: Scherz, List und Rache, mit Nachdenken lesen mag, wird finden, daß dazu mehr Aufwand

als billig gemacht worden. Sie beschäftigte mich lange Zeit; ein dunkler Vegriff des Intermezzo verführte mich, und zugleich die Lust mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Kreise viel zu wirken. Dadurch häufen sich aber die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermögen. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiäner und Franzosen sich daran wohl ergötzen mochten; bei uns aber kann die Kunst den Mangel des Gemüthes nicht leicht entschuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen gleichsam eingesperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen, nicht genugsame Gelegenheit geben. Dessenungeachtet hatte mir mein Landsmann Kayser, in Zurich sich aufhaltend, durch seine Composition manchen Genuß verschafft, viel zu denken gegeben und ein gutes Jugendverhältniß, welches sich nachher in Rom erneuerte, immerfort lebendig erhalten.

Die Vogel und andere, verloren gegangene, Festspiele für Ettersburg mögen hier noch genannt werden. Die zwei Acte von Elpenor wurden 1783 geschrieben. Zu Ende dieser Epoche reifte der Entschluß, meine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben. Die Redaction der vier ersten Bände war Michael 1786 vollendet.

1787 bis 1788.

Die vier letzten Bände sollten sodann nur meistens angelegte und unvollendete Arbeiten enthalten; auf Herder's Anregung jedoch wird deren fernere Bearbeitung unternommen.

Von Ausführung des Einzelnen findet sich viel in den zwei Bänden der Italiänischen Reise. Iphigenie ward abgeschlossen noch vor der Sicilianischen Fahrt. Als ich, bei meiner Rückkehr nach Rom, Egmont bearbeitete, fiel mir auf in den Zeitungen lesen zu müssen, daß in Brüssel die Scenen, die ich geschildert, sich fast wörtlich erneuerten, so daß auch hier die poetische Anticipation wieder in Betracht kam. In die eigentliche Italiänische Opernform und ihre Vortheile hatte ich mich, bei meinem Aufenthalte in dem musikalischen Lande, recht eingedacht und eingeübt; deßhalb unternahm ich mit Vergnügen, Claudine von Villa Bella metrisch zu bearbeiten, ingleichen Erwin und Elmire, und sie dem Componisten zu freudiger Behandlung entgegen zu führen. Nach der Rückkehr aus Italien im Jahr 1788 wurde Tasso erst abgeschlossen, aber die Ausgabe bei Göschen dem Publicum vollständig überliefert.

1789.

Kaum war ich in das Weimarische Leben und die dortigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten, wieder eingerichtet, als sich die Französische Revolution entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staats-Abgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht

hievon zu uns gelangte, mir nur spat, als die Revolution langst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sey. Ich verfolgte den Proceß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: der Groß-Cophta, in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiele getaugt hatte. Capellmeister Reichardt griff sogleich ein, componirte mehreres Einzelne, als: die Baß-Arie: Lasset Gelehrte sich zanken und streiten ꝛc. Geh, gehorche meinen Winken ꝛc.

Diese reine Operuform, welche vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt, war mir so eigen und gelaufig geworden, daß ich manchen Gegenstand darin behandelte. Ein Singspiel: die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhaltniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf Einem Schloß zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Konnen, Thun und Lassen völlig einander entgegen standen, entgegen wirkten und doch einander nicht los werden konnten. Arien, Lieder, mehrstimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmoglich.

Gleich nach meiner Rückkunft aus Italien machte mir eine andere Arbeit viel Vergnugen. Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgangig den Gefuhlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen

hatte die Maxime ergriffen, mich soviel als möglich zu verlaugnen und das Object so rein als nur zu thun wäre in mich aufzunehmen. Diesen Grundsatz befolgte ich getreulich, als ich dem Römischen Carneval beiwohnte. Ausführlich ward ein Schema aller Vorkommenheiten aufgesetzt, auch fertigten gefällige Künstler charakteristische Maskenzeichnungen. Auf diese Vorarbeiten gründete ich meine Darstellung des Römischen Carnevals, welche, gut aufgenommen, geistreiche Menschen veranlaßte, auf ihren Reisen gleichfalls das Eigenthümlichste der Völkerschaften und Verhältnisse klar und rein auszudrücken; wovon ich nur den talentvollen, früh verschiedenen Friedrich Schulz nennen und seine Beschreibung eines Polnischen Reichstags in Erinnerung bringen will.

1790.

Meine frühern Verhältnisse zur Universität Jena, wodurch wissenschaftliche Bemühungen angeregt und begünstigt worden, eilte ich sogleich wieder anzuknüpfen. Die dortigen Museen fernerhin, unter Mitwirkung vorzüglicher sachkundiger Männer, vermehrt aufzustellen, zu ordnen und zu erhalten war eine so angenehme als lehrreiche Beschäftigung, und ich fühlte mich beim Betrachten der Natur, beim Studium einer weitumgreifenden Wissenschaft für den Mangel an Kunstleben einigermaßen entschädigt. Die Metamorphose der Pflanzen ward als Herzenserleichterung geschrieben. Indem ich sie abdrucken ließ, hoffte ich ein Specimen pro loco den Wissenden darzulegen. Ein botanischer Garten ward vorbereitet.

Malerische Farbengebung war zu gleicher Zeit mein Augenmerk, und als ich auf die ersten physischen Elemente dieser

Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erstaunen: die Newtonische Hypothese sey falsch und nicht zu halten. Genaueres Untersuchen bestätigte mir nur meine Ueberzeugung, und so war mir abermals eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte.

Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse gaben mir Muth und Stimmung die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren. Die Venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf. Ein längerer Aufenthalt in der wunderbaren Wasserstadt, erst in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, sodann aber ein längeres Verweilen daselbst im Gefolge dieser, alles um sich her, auswärts und zu Hause, belebenden Fürstin, brachten mir die größten Vortheile. Eine historische Uebersicht der unschätzbaren Venetianischen Schule ward mir anschaulich, als ich erst allein, sodann aber mit den Römischen Freunden, Heinrich Meyer und Bury, nach Anleitung des höchst schätzbaren Werkes: Della pittura Veneziana 1771, von den damals noch unverrückten Kunstschätzen, insofern sie die Zeit verschont hatte, und wie man sie zu erhalten und herzustellen suchte, vollständige Kenntniß nahm.

Die verehrte Fürstin mit dem ganzen Gefolge besuchte Mantua, und ergötzte sich an dem Uebermaaß dortiger Kunstschätze. Meyer ging nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury nach Rom zurück; die weitere Reise der Fürstin gab Genuß und Einsicht.

Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien gefordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach beraumtäge. Erst gaben Cantonnirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hie

und da eingeschaltet ſind. In Breslau hingegen, wo ein ſoldatiſcher Hof und zugleich der Adel einer der erſten Provinzen des Königreichs glanzte, wo man die ſchönſten Regimenter ununterbrochen marſchiren und manövriren ſah, beſchäftigte mich unaufhörlich, ſo wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb mitten in der bewegteſten Welt, ich als Einſiedler in mir ſelbſt abgeſchloſſen lebte. Dieſer Theil des Naturſtudiums war ſonderbarlich angeregt worden. Als ich namlich auf den Dünen des Lido, welche die Venetianiſchen Lagunen von dem Adriatiſchen Meere ſondern, mich oftmals erging, fand ich einen ſo glücklich geborſtenen Schafſchadel, der mir nicht allein jene große früher von mir erkannte Wahrheit: die ſammtlichen Schadelknochen ſeyen aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden, abermals bethatigte, ſondern auch den Uebergang innerlich ungeformter, organiſcher Maſſen, durch Aufſchluß nach außen, zu fortſchreitender Veredlung höchſter Bildung und Entwicklung in die vorzüglichſten Sinneswerkzeuge vor Augen ſtellte, und zugleich meinen alten, durch Erfahrung beſtarkten Glauben wieder auffriſchte, welcher ſich feſt darauf begründet, daß die Natur kein Geheimniß habe, was ſie nicht irgendwo dem aufmerkſamen Beobachter nackt vor die Augen ſtellt.

Da ich nun aber einmal mitten in der bewegteſten Lebensumgebung zum Knochenbau zurückgekehrt war, ſo mußte meine Vorarbeit, die ich auf den Zwiſchenknochen vor Jahren verwendet, abermals rege werden. Loder, deſſen unermudliche Theilnahme und Einwirkung ich immerfort zu rühmen habe, gedenkt derſelben in ſeinem anatomiſchen Handbuch von 1788. Da aber die dazu gehörige kleine Abhandlung, Deutſch und Lateiniſch, noch unter meinen Papieren liegt, ſo erwähne ich kurzlich nur ſo viel: ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner,

durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten, und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht.

Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau, gerichtet; die Aufgabe war indessen so groß, daß sie in einem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte.

Eine Ausfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet.

1791.

Ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr! Die freigelegenste Wohnung, in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anstoßenden Garten, woselbst im Freien Versuche jeder Art angestellt werden konnten, veranlaßten mich den chromatischen Untersuchungen ernstlich nachzuhängen. Ich bearbeitete vorzüglich die prismatischen Erscheinungen, und indem ich die subjectiven derselben ins Unendliche vermannichfaltigte, ward ich fähig, das erste Stück optischer Beiträge herauszugeben, die mit schlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben wurden.

Damit ich aber doch von dichterischer und ästhetischer Seite nicht allzukurz käme, übernahm ich mit Verdrießen die Leitung des Hoftheaters. Eine solche neue Einrichtung ward

Seltſam! ſeltſam!
Find' ich dieſe Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach! ſo lieb war —

Sie bricht den Granatapfel ab.

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergeſſen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der vertrauteren
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmliſchen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward! —

veranlaßt durch den Abzug der Gesellschaft Bellomo's, welche seit 1784 in Weimar gespielt und angenehme Unterhaltung gegeben hatte. Sie war aus Ober-Deutschland gekommen, und man hatte sich mit jenem Dialekt im Dialog, um des guten Gesangs willen, befreundet. Nun waren die Stellen der Abziehenden desto leichter zu ersetzen, weil man die Theater von ganz Deutschland zur Auswahl vor sich sah. Breslau und Hannover, Prag und Berlin sendeten uns tüchtige Mitglieder, die sich in kurzer Zeit in einander einspielten und einsprachen, und gleich von Anfang viele Zufriedenheit gewährten. Sodann blieben auch von jener abziehenden Gesellschaft verdienstvolle Individuen zurück, von welchen ich nur den unvergeßlichen Malkolmi nennen will. Kurz vor der Veränderung, starb ein sehr schätzbarer Schauspieler, Neumann; er hinterließ uns eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.

Nur wenig Vorstellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Gesellschaft hatte einen großen Vortheil, Sommers in Lauchstadt zu spielen; ein neues Publicum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarschaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nahst gelegenen Akademie, und leidenschaftlich fordernden Jünglingen zusammengesetzt, sollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Muthe im October nach Weimar zurück. Mit der größten Sorgfalt behandelte man nun die Stücke jeder Art, denn bei der neu zusammentretenden Gesellschaft mußte alles neu eingelernt werden.

Gar sehr begünstigte mich jene Neigung zur musikalischen Poesie. Ein unermüdlicher Concertmeister, Kraus, und ein immer thätiger Theaterdichter, Vulpius, griffen lebhaft mit

ein. Einer Unzahl Italianischer und Französischer Opern eilte man Deutschen Text unterzulegen, auch gar manchen schon vorhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt. Fleiß und Lust, die man hiebei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verschwunden seyn mag, haben nicht wenig zur Verbesserung Deutscher Operntexte mitgewirkt.

Diese Bemühungen theilte der aus Italien mit gleicher Vorliebe zurückkehrende Freund von Einsiedel, und so waren wir von dieser Seite auf mehrere Jahre geborgen und versorgt, und da die Oper immer ein Publicum anzuziehen und zu ergötzen das sicherste und bequemste Mittel bleibt, so konnten wir, von dieser Seite beruhigt, dem recitirenden Schauspiel desto reinere Aufmerksamkeit widmen. Nichts hinderte dieses auf eine würdige Weise zu behandeln und von Grund aus zu beleben.

Bellomo's Repertorium war schon von Bedeutung. Ein Director spielt alles ohne zu prüfen; was fällt, hat doch einen Abend ausgefüllt, was bleibt, wird sorgfältig benutzt. Dittersdorfische Opern, Schauspiele aus Iffland's besser Zeit, fanden wir und brachten sie nach. Die theatralischen Abenteuer, eine immer erfreuliche Oper, mit Cimarosa's und Mozart's Musik, ward noch vor Ende des Jahrs gegeben; König Johann aber, von Shakspeare, war unser größter Gewinn. Christiane Neumann, als Arthur, von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge seyn. Und so verfuhr ich von vorne herein, daß ich in jedem Stück den Vorzüglichsten zu bemerken und ihm die Andern anzunähern suchte.

1792.

So war der Winter hingegangen und das Schauſpiel hatte ſchon einige Conſiſtenz gewonnen. Wiederholung früherer, werthvoller und beliebter Stücke, Verſuche mit aller Art von neueren gaben Unterhaltung und beſchäftigten das Urtheil des Publicums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchſter Epoche mit Vergnügen anzuſchauen ſich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden ſorgfältig aufgeführt und, inſofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten.

Dittersdorf's Opern, dem ſingenden Schauſpieler leicht, dem Publicum anmuthig, wurden mit Aufmerkſamkeit gegeben, Hagemanniſche und Hagemeiſteriſche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verſchmäht. Bedeutendes aber geſchah, als wir ſchon zu Anfange des Jahrs Mozart's Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entſprang aus dem Beitritt des jungen Vohs zu unſerm Theater. Er war von der Natur höchſt begünſtigt und erſchien eigentlich jetzt erſt als bedeutender Schauſpieler.

Das Frühjahr belebte meine chromatiſchen Arbeiten, ich verfaßte das zweite Stück der optiſchen Beitrage und gab es von einer Tafel begleitet heraus. In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, dießmal zu ernſteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. Auguſt ſchon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, ſo wie auch zurück bis Trier; ſodann, um die unendliche Verwirrung der Heerſtraße zu vermeiden, die Moſel herab nach Coblenz. Mancherlei Naturerfahrungen ſchlangen ſich, für den Aufmerkſamen,

durch die bewegten Kriegsereigniſſe. Einige Theile von Gehler's phyſikaliſchem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile ſtockender Tage betrog ich durch fortgeſetzte chromatiſche Arbeiten, wozu mich die ſchönſten Erfahrungen in freier Welt aufreizten, wie ſie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann. Papiere, Acten und Zeichnungen darüber häuften ſich.

Bei meinem Beſuch in Mainz, Düſſeldorf und Munſter konnte ich bemerken daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Huber's Schriften ein Wahrzeichen übrig geblieben, deſſen pſychiſche Entwicklung gegenwärtig nicht ſchwer fallen ſollte.

1793.

Eben dieſer widerwärtigen Art, alles Sentimentale zu verſchmähen, ſich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als wünſchenswerthester Gegenſtand für eine, zwiſchen Ueberſetzung und Umarbeitung ſchwebende Behandlung. Meine, dieſer unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hauſe und auswärts zu Troſt und Freude. Ich nahm ſie mit zur Blokade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergeſſen, daß ich ſie zugleich als Uebung im Hexameter vornahm, den wir freilich damals nur dem Gehör nachbildeten. Voß der die Sache verſtand, wollte, ſo lange Klopſtock lebte, aus Pietät dem guten alten Herrn nicht ins Geſicht ſagen daß ſeine Hexameter ſchlecht ſeien; das mußten wir jüngeren aber büßen, die wir von Jugend auf uns in jene Rhythmik eingeleiert hatten. Voß verlangnete ſelbſt ſeine Ueberſetzung der Odyſſee, die wir

verehrten, fand an ſeiner Luiſe auszuſetzen, nach der wir uns bildeten, und ſo wußten wir nicht welchem Heiligen wir uns widmen ſollten.

Auch die Farbenlehre begleitete mich wieder an den Rhein, und ich gewann in freier Luft, unter heiterm Himmel, immer freiere Anſichten über die mannichfaltigen Bedingungen unter denen die Farbe erſcheint.

Dieſe Mannichfaltigkeit, verglichen mit meiner beſchränkten Fähigkeit des Gewahrwerdens, Auffaſſens, Ordnens und Verbindens, ſchien mir die Nothwendigkeit einer Geſellſchaft herbeizuführen. Eine ſolche dachte ich mir in allen ihren Gliedern, bezeichnete die verſchiedenen Obliegenheiten und deutete zuletzt an, wie man, auf eine gleichwirkende Art handelnd, baldigſt zum Zweck kommen müßte. Dieſen Aufſatz legte ich meinem Schwager Schloſſer vor, den ich nach der Uebergabe von Mainz, dem ſiegreichen Heere weiter folgend, in Heidelberg ſprach; ich ward aber gar unangenehm überraſcht als dieſer alte Prakticus mich herzlich auslachte und verſicherte: In der Welt überhaupt, beſonders aber in dem lieben Deutſchen Vaterlande, ſey an eine reine, gemeinſame Behandlung irgend einer wiſſenſchaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich dagegen, obgleich auch nicht mehr jung, widerſprach als ein Glaubiger, wogegen er mir manches umſtändlich vorausſagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber, mehr als billig, probat gefunden habe.

Und ſo hielt ich für meine Perſon wenigſtens mich immer feſt an dieſe Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch: denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und perſönlich das fürchterliche Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe erlebt. Ein Tag im Hauptquartiere zu Haus und ein Tag in dem wieder eroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeſchichte,

wie sie es noch jetzt demjenigen bleiben der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht.

Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten, und einheimische Literatur befördernden Manne, wird man es zu gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche was denn besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral geschrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, sodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten. Alles Productionen die dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach, meist in dieses und das folgende Jahr gehören.

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt. Ein, im Fach der Schnapse höchst gewandter Schauspieler, Beck, war erst zu unserm Theater getreten, auf dessen Talent und Humor vertrauend ich eigentlich die Rolle schrieb.

Er und der Schauspieler Malkolmi gaben ihre Rollen aufs vollkommenste; das Stück ward wiederholt, aber die Urbilder dieser lustigen Gespenster waren zu furchtbar als daß nicht selbst die Scheinbilder hatten beängstigen sollen.

Neu und frisch traten die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung zu unserm Vereine; die Eheleute Porth brachten uns eine liebenswürdige Tochter, die in muntern Rollen durchaus erfreulich wirkte, und noch jetzt unter dem Namen Vohs bei allen Theaterfreunden geschätzt und beliebt ist.

1794.

Von diesem Jahre durft' ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Thatigkeit zerstreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte dessen gar sehr.

Denn persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu seyn, das größte Unglück was Burgern, Bauern und Soldaten begegnen kann mit Augen gesehen, ja solche Zustände getheilt zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Doch wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuern Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten. Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königin bedauert, in diesem das gleiche Schicksal der Prinzeß Elisabeth. Robespierre's Gräuelthaten hatten die Welt erschreckt, und der Sinn fur Freude war so verloren, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute; am wenigsten da die äußern Kriegsthaten der im innersten aufgeregten Nation unaufhaltsam vorwarts drängten, rings umher die Welt erschutterten und alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang bedrohten.

Indeß lebte man doch in einer traumartigen, schüchternen Sicherheit im Norden und beschwichtigte die Furcht, durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhaltniß Preußens zu den Franzosen.

Bei großen Begebenheiten, ja selbst in der äußersten Bedrängniß, kann der Mensch nicht unterlassen mit Waffen des Wortes und der Schrift zu kämpfen. So machte ein Deutsches Heft großes Aufsehen: Aufruf an alle Völker Europens; es sprach den siedenden Haß gegen die Franzosen

aus, in dem Augenblicke da sich die ungebändigten Feinde mächtig gegen unsere Gränzen naherten. Um aber den Wechselstreit der Meinungen aufs höchste zu treiben, schlichen Französische revolutionare Lieder im Stillen umher; sie gelangten auch zu mir, durch Personen denen man es nicht zugetraut hatte.

Der innere Zwiespalt der Deutschen in Absicht auf Vertheidigung und Gegenwirkung, zeigte sich offenbar im Gange der politischen Anstalten. Preußen, ohne sich über die Absicht naher auszusprechen, verlangte Verpflegung für seine Truppen; es erschien ein Aufgebot, niemand aber wollte geben, noch sich gehörig waffnen und vorsehen. In Regensburg kam eine Union der Fursten gegen Preußen zur Sprache, begünstigt von derjenigen Seite, welche Vergrößerungsabsichten in der einseitigen Friedensverhandlung vermuthete. Minister von Hardenberg versuchte dagegen die Reichsstände zu Gunsten seines Königs zu erregen und man schwankte, in Hoffnung einen Halbfreund der Franzosen zu gewinnen, auch wohl auf diese Seite. Wer sich indessen von den Zuständen Rechenschaft gab, mochte wohl im Innern sich gestehen, daß man sich mit eiteln Hoffnungen zwischen Furcht und Sorge nur hinhalte.

Die Oesterreicher zogen sich uber den Rhein heruber, die Englander in die Niederlande, der Feind nahm einen größern Raum ein und erwarb reichlichere Mittel. Die Nachrichten von Flüchtigen aller Orten vermehrten sich, und es war keine Familie, kein Freundeskreis, der nicht in seinen Gliedern ware beschadigt worden. Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland, Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, wahrend sie mir als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen.

Und so rückten denn auch, insofern ich in Frankfurt angesessen war, die Besorglichkeiten immer näher und näher. Der schöne bürgerliche Besitz, dessen meine Mutter seit dem Ableben meines Vaters sich erfreute, ward ihr schon seit dem früheren Anfang der Feindseligkeiten zur Last, ohne daß sie sich es zu bekennen getraute, doch hatte ich bei meinem vorjährigen Besuch sie über ihren Zustand aufgeklärt und aufgemuntert sich solcher Bürde zu entledigen. Aber gerade in dieser Zeit war unräthlich zu thun was man für nothwendig hielt.

Ein bei unsern Lebzeiten neuerbautes, bürgerlich bequemes und anständiges Haus, ein wohlversorgter Keller, Hausgeräth aller Art und der Zeit nach von gutem Geschmack, Bücherssammlungen, Gemälde, Kupferstiche und Landcharten, Alterthümer, kleine Kunstwerke und Curiositäten, gar manches Merkwürdige, das mein Vater aus Liebhaberei und Kenntniß bei guter Gelegenheit um sich versammelt hatte: es stand alles da und noch beisammen, es griff durch Ort und Stellung gar bequem und nutzhaft in einander, und hatte zusammen nur eigentlich seinen herkömmlichen Werth; dachte man sich daß es sollte vertheilt und zerstreut werden, so mußte man fürchten es verschleudert und verloren zu sehen.

Auch merkte man bald, indem man sich mit Freunden unterhielt, mit Maklern unterhandelte, daß in der jetzigen Zeit ein jeder Verkauf, selbst ein unvortheilhafter, sich verspäten müsse. Doch der Entschluß war einmal gefaßt, und die Aussicht auf eine lebenslängliche Miethe in einem schön gelegenen, obgleich erst neu zu erbauenden Hause gab der Einbildungskraft meiner guten Mutter eine heitere Stimmung, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart übertragen half. Schwankende Gerüchte vom An- und Eindringen der Feinde verbreiteten schreckenvolle Unsicherheit. Handelsleute schafften

ihre Waaren fort, mehrere das beweglich Kostbare, und so wurden auch viele Personen aufgeregt, an sich selbst zu denken. Die Unbequemlichkeit einer Auswanderung und Ortsveränderung stritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung; auch ward mein Schwager Schlosser in diesem Strudel mit fortgerissen. Mehrmals bot ich meiner Mutter einen ruhigen Aufenthalt bei mir an, aber sie fuhlte keine Sorge fur ihre eigene Persönlichkeit; sie bestarkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben, und, durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten, in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war; weßhalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte.

Sie hatte ihr Bleiben an Ort und Stelle entschieden ausgesprochen, als Frau von La Roche sich bei Wieland anmeldete, und ihn dadurch in die größte Verlegenheit setzte. Hier waren wir nun in dem Fall, ihm und uns einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Angst und Sorge hatten wir schon genug, dazu aber noch obendrein die Wehklage zu erdulden schien ganz unmöglich. Gewandt in solchen Dingen wußte meine Mutter, selbst so vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beschwichtigen und sich dadurch unsern größten Dank zu verdienen.

Sommering mit seiner trefflichen Gattin hielt es in Frankfurt aus, die fortwahrende Unruhe zu ertragen. Jacobi war aus Pempelfort nach Wandsbeck geflüchtet, die Seinigen hatten andere Orte der Sicherheit gesucht. Max Jacobi war in meiner Nahe als der Medicin Beflissener in Jena.

Das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwahrender Beschaftigung; ich betrachtete es als eine Lehranstalt zur Kunst mit Heiterkeit, ja als ein

Sie iſt einige Körner.

Labend! labend!

Wie greift's auf einmal
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe offne Wonne,
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Handen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen.
Daß ich genieß?
Ach warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?
Was iſt's? was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!
Im fernen Schooſe des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen!

Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug was es Unerfreuliches haben mochte.

Schon zu Anfang des Jahres konnte die Zauberflöte gegeben werden, bald darauf Richard Löwenherz, und dieß wollte zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, schon etwas heißen. Dann kamen einige bedeutende Iffländische Schauspiele an die Reihe, und unser Personal lernte sich immer besser und reiner in diese Vorträge finden. Das Repertorium war schon ansehnlich, daher denn kleinere Stücke, wenn sie sich auch nicht hielten, immer einigemal als Neuigkeit gelten konnten. Die Schauspielerin Beck, welche in diesem Jahre antrat, füllte das in Iffländischen und Kotzebueschen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mutter, Schwestern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus. Vohs hatte die höchst anmuthige, zur Gurli geschaffene Porth geheirathet, und es blieb in dieser mittlern Region wenig zu wünschen übrig. Die Gesellschaft spielte den Sommer über einige Monate in Lauchstädt, daher man wie immer den doppelten Vortheil zog, daß eingelernte Stücke fortgeübt wurden, ohne dem Weimarischen Publicum verdrießlich zu fallen.

Nunmehr gegen Jena und die dortigen Lehrbühnen die Aufmerksamkeit lenkend, erwähne ich folgendes:

Nach Reinhold's Abgang, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherm

Betracht nichts auszuſetzen; aber wie hatte er mit der Welt, die er als ſeinen erſchaffenen Beſitz betrachtete, gleichen Schritt halten ſollen?

Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorleſungen benutzen wollte, an Werkeltagen verkümmert hatte, ſo unternahm er Sonntags Vorleſungen, deren Einleitung Hinderniſſe fanden. Kleine und größere daraus entſpringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der obern Beherden, getuſcht und geſchlichtet, als uns deſſen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von außen beſchwerende Anregungen zuzogen. In Churſachſen wollte man von gewiſſen Stellen der Fichte'ſchen Zeitſchrift nicht das Beſte denken, und freilich hatte man alle Mühe dasjenige, was in Worten etwas ſtark verfaßt war, durch andere Worte leidlich auszulegen, zu mildern, und wo nicht geltend doch verzeihlich zu machen.

Profeſſor Gottling, der nach einer freiſinnigen Bildung durch wiſſenſchaftliche Reiſen unter die allererſten zu zählen iſt, die den allerdings hohen Begriff der neuern Franzöſiſchen Chemie in ſich aufnahmen, trat mit der Entdeckung hervor, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die deßhalb entſtehenden Hin- und Widerverſuche beſchäftigten uns eine Zeit lang.

Geh. Rath Voigt, ein getreuer Mitarbeiter auch im mineralogiſchen Felde, kam von Carlsbad zurück und brachte ſehr ſchöne Tungſteine, theils in größeren Maſſen, theils deutlich kryſtalliſirt, womit wir ſpäterhin, als dergleichen ſeltener vorkamen, gar manchen Liebhaber erfreuen konnten.

Alexander von Humboldt längſt erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeinere der

Naturwissenschaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Interesse nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forschen und Unterricht.

Zu bemerken ist, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las, den höchst wichtigen Theil der Anatomie: denn was vermittelt wohl Muskeln und Knochen als die Bänder? Und doch ward durch eine besondere Verrücktheit der medicinischen Jugend gerade dieser Theil vernachlässigt. Wir Genannten, mit Freund Meyer, wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Verknüpfung aufs deutlichste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen.

Der treffliche, immerfort thätige, selbst die kleinsten Nachhülfen seines Bestrebens nicht verschmähende Batsch ward in diesem Jahre in einen mäßigen Theil des obern Fürstengartens zu Jena eingesetzt. Da aber ein dort angestellter, auf Nutzung angewiesener Hofgärtner im Hauptbesitz blieb, so gab es manche Unannehmlichkeiten, welche zu beseitigen man dießmal nur Pläne für die Zukunft machen konnte.

Auch in diesem Jahre, gleichsam zu guter Vorbedeutung, ward die Nachbarschaft des gedachten Gartens heiterer und freundlicher. Ein Theil der Stadtmauer war eingefallen, und um die Kosten der Wiederherstellung zu vermeiden, beschloß man die Ausfüllung des Grabens an dieser Stelle; dann sollte die gleiche Operation sich auf den übrigen Theil nach und nach erstrecken.

Gegen die großen immer gesteigerten Forderungen der Chromatik fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit. Ich ließ daher nicht ab, fortwährend Gemüthsfreunde heran zu ziehen. Mit Schlossern gelang es mir nicht: denn selbst in den friedlichsten Zeiten wurde er diesem Geschäft seine

Aufmerksamkeit nicht zugewendet haben. Der sittliche Theil des menschlichen Wesens unterlag seinen Betrachtungen, und von dem Innern zu dem Aeußern überzugehen ist schwerer als man denkt. Sömmering dagegen setzte seine Theilnahme durch alle die verworrenen Schicksale fort. Geistreich war sein Eingreifen, fordernd selbst sein Widerspruch, und wenn ich auf seine Mittheilungen recht aufmerkte, so sah ich immer weiter.

Von allen Unbilden dieses Jahres nahm die Natur ihrer Gewohnheit gemäß nicht die geringste Kenntniß. Alle Feldfrüchte gediehen herrlich, alles reifte einen Monat früher, alles Obst gelangte zur Vollkommenheit, Aprikosen und Pfirsichen, Melonen und auch Castanien boten sich dem Liebhaber reif und schmackhaft dar, und selbst in der Reihe vortrefflicher Weinjahre finden wir 1794 mit aufgezählt.

Von literarischen Arbeiten zu reden, so war der Reineke Fuchs nunmehr abgedruckt; allein die Unbilden, die aus Versendung der Freiexemplare sich immer hervorthun, blieben auch dießmal nicht aus. So verdarb eine Zufälligkeit mir die frische Theilnahme meiner Gothaischen Gönner und Freunde. Herzog Ernst hatte mir verschiedene physikalische Instrumente freundlichst geborgt, bei deren Rücksendung ich die Exemplare des Scherzgedichtes beipackte, ohne derselben in meinem Briefe zu erwähnen, ich weiß nicht ob aus Uebereilung, oder eine Ueberraschung beabsichtigend. Genug, der mit solchen Geschäften Beauftragte des Fürsten war abwesend und die Kiste blieb lange Zeit unausgepackt; ich aber, eine theilnehmende Erwiederung so werther und sonst so pünktlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tausend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiste nur Entschuldigungen, Anklagen, Bedauernisse wiederholt ausgedruckt, mir statt einer heitern Aufnahme unglücklicherweise zu Theil wurden.

Von der beurtheilenden Seite aber waren Voſſens rhythmiſche Bemerkungen nicht tröſtlich, und ich mußte nur zufrieden ſeyn, daß mein gutes Verhältniß zu den Freunden nicht geſtört wurde, anſtatt daß es ſich hatte erhöhen und beleben ſollen. Doch ſetzte ſich alles bald wieder ins Gleiche: Prinz Auguſt fuhr mit ſeinen literariſchen Scherzen fort. Herzog Ernſt gewahrte mir unausgeſetzt ein wohlgegründetes Vertrauen, indem ich beſonders ſeiner Kunſtliebhaberei gar manche angenehme Beſitzung zuführte. Auch Voß konnte mit mir zufrieden ſeyn, indem ich auf ſeine Bemerkungen achtend mich in der Folge nachgiebig und bildſam erwies.

Der Abdruck des erſten Bandes von Wilhelm Meiſter war begonnen, der Entſchluß, eine Arbeit, an der ich noch ſo viel zu erinnern hatte, für fertig zu erklären, war endlich gefaßt, und ich war froh den Anfang aus den Augen zu haben, wenn mich ſchon die Fortſetzung ſo wie die Ausſicht auf eine nunmehrige Beendigung höchlich bedrangte. Die Nothwendigkeit aber iſt der beſte Rathgeber.

In England erſchien eine Ueberſetzung der Iphigenia; Unger druckte ſie nach; aber weder ein Exemplar des Originals noch der Copie iſt mir geblieben.

An dem Bergbaue zu Ilmenau hatten wir uns ſchon mehrere Jahre herumgequalt; eine ſo wichtige Unternehmung iſolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Uebermuth zu verzeihen. Innerhalb eines großen eingerichteten Bergweſens hätte ſie ſich fruchtbarer fortbilden können; allein mit beſchränkten Mitteln, fremden, obgleich ſehr tüchtigen, von Zeit zu Zeit herbeigerufenen Officianten konnte man zwar ins Klare kommen, dabei aber war die Ausführung weder umſichtig noch energiſch genug, und das Werk, beſonders

bei einer ganz unerwarteten Naturbildung, mehr als einmal im Begriff zu stocken.

Ein ausgeschriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir, und selbst von meinem Collegen, dem geschäftsgewandteren Geh. Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hatten. Der Zeitgeist, dem man so viel Gutes und so viel Böses nachzusagen hat, zeigte sich als unser Alliirter, einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen eine Art von Convent zu bilden, und sich der Führung und der Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß wir Commissarien also nöthig gehabt hatten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns schon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward sogleich beschlossen, daß die Repräsentanten selbst sich Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten.

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hülfsmittel, die man selbst erfand, so daß zuletzt alles, wie wir es nur wünschen konnten, beschlossen wurde; und da es denn endlich an Gelde nicht fehlen durfte, um diese weisen Rathschläge ins Werk zu setzen, so wurden auch die nöthigen Summen verwilligt und alles ging mit Wohlgefallen auseinander.

Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann, hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung, als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann, mehreres überlieferte, was ich

selbst nicht hatte bis auf den Grad einsehen und mir zu eigen machen können.

Durch meine vorjährige Reise an den Niederrhein hatte ich mich an Fritz Jacobi und die Fürstin Gallitzin mehr angenähert; doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, dessen Art und Weise schwer auszusprechen und nur durch den Begriff der ganzen Classe gebildeter, oder vielmehr der sich erst bildenden Deutschen einzusehen.

Dem besten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das sie aus der öden, gehaltlosen, abhängigen Pedanterie als einem kümmerlichen Streben herauszuleiten versprach. Sehr viele waren zugleich von demselben Geist ergriffen, sie erkannten die gegenseitigen Verdienste, sie achteten einander, fühlten das Bedürfniß sich zu verbinden, sie suchten, sie liebten sich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entstehen. Das allgemeine Interesse, sittlich, moralisch, war doch ein vages, unbestimmtes, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu besondern Thätigkeiten. Daher zerfiel der große unsichtbare Kreis in kleinere, meist locale, die manches Löbliche erschufen und hervorbrachten; aber eigentlich isolirten sich die bedeutenden immer mehr und mehr.

Es ist zwar dieß die alte Geschichte, die sich bei Erneuerung und Belebung starrer stockender Zustände gar oft ereignet hat, und mag also für ein literarisches Beispiel gelten, dessen was wir in der politischen und kirchlichen Geschichte so oft wiederholt sehen.

Die Hauptfiguren wirkten ihrem Geist, Sinn und Fähigkeit nach unbedingt; an sie schlossen sich andere, die sich zwar Kräfte fühlten, aber doch schon gesellig und untergeordnet zu wirken nicht abgeneigt waren.

Klopstock sey zuerst genannt. Geistig wendeten sich viele

zu ihm: seine keusche abgemessene, immer Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit aber lockte zu keiner Annäherung. An Wieland schlossen sich gleichfalls wenige persönlich; das literarische Zutrauen aber war grenzenlos; — das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Cultur schuldig; — unübersehbare Einsendungen jedoch brachten ihn oft zu heiterer Verzweiflung.

Herder wirkte später. Sein anziehendes Wesen sammelte nicht eigentlich eine Menge um ihn her, aber Einzelne gestalteten sich an und um ihn, hielten an ihm fest, und hatten zu ihrem größten Vortheile sich ihm ganz hingegeben. Und so hatten sich kleine Weltsysteme gebildet. Auch Gleim war ein Mittelpunkt, um den sich viele Talente versammelten. Mir wurden viele Sprudelköpfe zu Theil, welche fast den Ehrennamen eines Genie's zum Spitznamen herabgebracht hatten.

Aber bei allem diesen fand sich das Sonderbare, daß nicht nur jeder Hauptling, sondern auch jeder Angeordnete seine Selbstständigkeit festhielt und andere deßhalb an und nach sich in seine besonderen Gesinnungen heranzuziehen bemüht war: wodurch denn die seltsamsten Wirkungen und Gegenwirkungen sich hervorthaten.

Und wie Lavater forderte, daß man sich nach seinem Beispiel mit Christo transsubstantiiren müsse, so verlangte Jacobi, daß man seine individuelle, tiefe, schwer zu definirende Denkweise in sich aufnehmen solle. Die Fürstin hatte in der katholischen Sinnesart, innerhalb der Ritualitäten der Kirche, die Möglichkeit gefunden, ihren edlen Zwecken gemäß zu leben und zu handeln. Diese beiden liebten mich wahrhaft, und ließen mich im Augenblick gewahren, jedoch immer mit stiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung, mich ihren

Stimmungen völlig anzueignen; ſie ließen ſich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld und um mir gegen ſie Luft zu machen, vorſaßlich ausübte.

Im Ganzen war jedoch jener Zuſtand eine ariſtokratiſche Anarchie, ungefähr wie der Conflict jener, eine bedeutende Selbſtſtändigkeit entweder ſchon beſitzenden oder zu erringen ſtrebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höheren Cultur voranging, wie wir jetzt wohl überſehen, da uns mehrere Einblicke in dieſen nicht zu beſchreibenden, vielleicht für Nachlebende nicht zu faſſenden Zuſtand eröffnet worden. Hamann's Briefe ſind hiezu ein unſchätzbares Archiv, zu welchem der Schluſſel im Ganzen wohl möchte gefunden werden, für die einzelnen geheimen Fächer vielleicht nie.

Als Hausgenoſſen beſaß ich nunmehr meinen älteſten Römiſchen Freund, Heinrich Meyer. Erinnerung und Fortbildung Italiäniſcher Studien blieb tägliche Unterhaltung. Bei dem letzten Aufenthalt in Venedig hatten wir uns aufs neue von Grund aus verſtändigt und uns nur deſto inniger verbunden.

Wie aber alles Beſtreben, einen Gegenſtand zu faſſen, in der Entfernung vom Gegenſtande ſich nur verwirrt, oder, wenn man zur Klarheit vorzudringen ſucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerung fühlbar macht, und immerfort eine Rückkehr zur Quelle des Anſchauens in der lebendigen Gegenwart fordert, ſo war es auch hier. Und wer, wenn er auch mit wenigerem Ernſt in Italien gelebt, wünſcht nicht immer dorthin zurückzukehren!

Noch aber war der Zwieſpalt, den das wiſſenſchaftliche Bemühen in mein Daſeyn gebracht, keinesweges ausgeglichen: denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen

behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämmtlich für sich zu fordern.

In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand beseitigt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstsachen auszubilden gesucht hatte, unbekümmert was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehn, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht vertragen nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn so viel treffliches und albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt,

Und ihr weiten Reiche der Parzen,
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen unſichtbar.

Du biſt unſer!
Iſt der Rathſchluß deines Ahnherrn:
Nüchtern ſollteſt wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht dich unſer!
Königinn, wir ehren dich!

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verſtößeſt?
Warum rufſt du mich nicht
Zu deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie ich mich gebildet hatte, schien mir beseitigt und gelahmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, so wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet, ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hatte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort.

Sein Aufsatz über Anmuth und Würde war eben so wenig ein Mittel mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und

Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie als ſelbſtſtändig, lebendig vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich vorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich direct auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Lichte; dabei fühlte ich es ſey noch ſchlimmer wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt werden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos, ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen ſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte laugnen daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in eins nicht zuſammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen ſtattfinde, erhellt aus folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht ſah. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einſtmals fand ich Schillern daſelbſt, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Geſpräch knüpfte ſich an, er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.

Ich erwiederte darauf: daß ſie den Eingeweihten ſelbſt

vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu seyn, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb seyn daß ich Ideen habe ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? denn darin besteht eben das Eigenthumliche der letztern,

daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne." Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich, von ihrer Kindheit auf, zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das übrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject, einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.

1795.

Die Horen wurden ausgegeben, Episteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und berietben wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hiebei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen

hatten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend, als ich, und mußte nachsichtig seyn als Herausgeber.

Bei allem diesen konnt' ich mich nicht enthalten Anfangs Juli nach Carlsbad zu gehen, und über vier Wochen daselbst zu verweilen. In jüngern Jahren ist man ungeduldig bei den kleinsten Uebeln, und Carlsbad war mir schon öfters heilsam gewesen. Vergebens aber hatt' ich mancherlei Arbeiten mitgenommen, denn die auf gar vielfache Weise mich berührende große Masse von Menschen zerstreute, hinderte mich, gab mir freilich aber auch manche neue Aussicht auf Welt und Persönlichkeiten.

Kaum war ich zurück, als von Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Stollenbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Ich eilte hin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Erheiternd war mir dagegen die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und, viel entschiedener als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach: daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

Von da ward ich nach Eisenach gefordert; der Hof weilte daselbst mit mehreren Fremden, besonders Emigrirten. Bedenkliche Kriegsbewegungen riefen jedermann zur Aufmerksamkeit: die Oesterreicher waren 60,000 Mann über den Main gegangen, und es schien als wenn in der Gegend von

Frankfurt die Ereigniſſe lebhaft werden ſollten. Einen Auftrag, der mich dem Kampfplatze genähert hatte, wußte ich abzulehnen; ich kannte das Kriegsunheil zu ſehr, als daß ich es hatte aufſuchen ſollen.

Hier begegnete mir ein Fall, an welchen ich öfters zu denken im Leben Urſache hatte. Graf Dumanoir, unter allen Emigrirten ohne Frage der am meiſten Gebildete, von tuchtigem Charakter und reinem Menſchenverſtand, deſſen Urtheil ich meiſt unbefangen gefunden hatte — er begegnete mir in Eiſenach vergnügt auf der Straße und erzählte, was in der Frankfurter Zeitung Günſtiges für ihre Angelegenheiten ſtehe. Da ich doch auch den Gang des Weltweſens ziemlich vor mir im Sinne hatte, ſo ſtutzte ich und es ſchien mir unbegreiflich, wie dergleichen ſich ſollte ereignet haben. Ich eilte daher mir das Blatt zu verſchaffen, und konnte beim Leſen und Wiederleſen nichts Aehnliches darin finden, bis ich zuletzt eine Stelle gewahrte, die man allenfalls auf dieſe Angelegenheit beziehen konnte, da ſie denn aber gerade das Gegentheil wurde bedeutet haben. Fruher hatte ich ſchon einmal ein Starkeres, aber freilich auch von einem Emigrirten vernommen. Die Franzoſen hatten ſich bereits uber der ganzen Oberflache ihres Vaterlandes auf alle Weiſe gemordet; die Aſſignate waren zu Mandaten, und dieſe wieder zu nichts geworden; von allem dem war umſtändlich und mit großem Bedauern die Rede, als ein Marquis mit einiger Beruhigung verſetzte: dieß ſey zwar ein großes Unglück, nur befürchte er, es werde noch gar der burgerliche Krieg ausbrechen und der Staatsbankerutt unvermeidlich ſeyn.

Wem dergleichen von Beurtheilung unmittelbarer Lebensverhaltniſſe vorgekommen, der wird ſich nicht mehr wundern, wenn ihm in Religion, Philoſophie und Wiſſenſchaft, wo des

Menſchen abgeſondertes Innere in Anſpruch genommen wird, eben ſolche Verfinſterung des Urtheils und der Meinung am hellen Mittag begegnet.

In derſelben Zeit ging Freund Meyer nach Italien zurück; denn obgleich der Krieg in der Lombardei ſchon heftig geführt wurde, ſo war doch im übrigen alles noch unangetaſtet, und wir lebten im Wahn die Jahre von 87 und 88 wiederholen zu können. Seine Entfernung beraubte mich alles Geſprächs über bildende Kunſt, und ſelbſt meine Vorbereitung ihm zu folgen, führte mich auf andere Wege.

Ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erſchienen. Sie nahmen beiderſeits in dieſem Augenblick an Naturwiſſenſchaften großen Antheil, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodiſche Behandlung im Geſpräch mitzutheilen. Da man meine Darſtellungen zuſammenhangend und ziemlich vollſtändig erachtete, ward ich dringend aufgefordert ſie zu Papier zu bringen, welches ich auch ſogleich befolgte, indem ich an Max Jacobi das Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre, gegenwartig wie es mir war, dictirte, den Freunden Gnüge that und mir ſelbſt einen Anhaltepunkt gewann, woran ich meine weiteren Betrachtungen knüpfen konnte.

Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen beſonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und ſein alterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema zu dictiren. Bei ſeinem Aufenthalt in Bayreuth iſt mein briefliches Verhaltniß zu ihm ſehr intereſſant.

Gleichzeitig und verbunden mit ihm tritt Geh. Rath

Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne mit in unſern Kreis.

Die Versendung der Freiexemplare von Wilhelm Meiſters erſtem Theil beſchäftigte mich eine Weile. Die Beantwortung war nur theilweiſe erfreulich, im Ganzen keineswegs förderlich; doch bleiben die Briefe wie ſie damals einlangten und noch vorhanden ſind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Frau von Frankenberg daſelbſt, von Thummel, meine Mutter, Sömmering, Schloſſer, von Humboldt, von Dalberg in Mannheim, Voß, die meiſten, wenn man es genau nimmt, ſo defendendo, gegen die geheime Gewalt des Werkes ſich in Poſitur ſetzend. Eine geiſtreiche geliebte Freundin aber brachte mich ganz beſonders in Verzweiflung, durch Ahnung manches Geheimniſſes, Beſtreben nach Enthüllung und ängſtliche Deutelei, anſtatt daß ich gewünſcht hatte, man möchte die Sache nehmen wie ſie lag und ſich den faßlichen Sinn zueignen.

Indem nun Unger die Fortſetzung betrieb und den zweiten Band zu beſchleunigen ſuchte, ergab ſich ein widerwärtiges Verhältniß mit Capellmeiſter Reichardt. Man war mit ihm, ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, in Rückſicht auf ſein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen geſtanden, er war der erſte, der mit Ernſt und Stetigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch Muſik ins Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die grauſichen unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſ'ten Zuſtände mit Augen ſchauend und zugleich ein

ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen, ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen.

Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meister mit Glück zu componiren angefangen, wie denn immer noch seine Melodie zu: „Kennst du das Land," als vorzüglich bewundert wird. Unger theilte ihm die Lieder der folgenden Bande mit, und so war er von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher, daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam.

Ueber das Verhältniß zu Jacobi habe ich hiernächst besseres zu sagen, ob es gleich auch auf keinem sichern Fundamente gebaut war. Lieben und Dulden und von jener Seite Hoffnung, eine Sinnesveränderung in mir zu bewirken, drukken es am kürzesten aus. Er war vom Rheine wegwandernd nach Holstein gezogen, und hatte die freundlichste Aufnahme zu Eutendorf in der Familie des Grafen Reventlow gefunden; er meldete mir sein Behagen an den dortigen Zuständen aufs reizendste, beschrieb verschiedene Familienfeste zur Feier seines Geburtstags und des Grafen, anmuthig und umständlich, worauf denn auch eine wiederholte dringende Einladung dorthin erfolgte.

Dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes waren mir immer widerwärtig, die Aussicht darauf stieß mich mehr ab als daß sie mich angezogen hatte; mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionelle Sittlichkeiten zu beschranken gedachte, und ich fühlte

mich hierin so fest, daß ich der dringenden Anforderung, einen Sohn, der in der Nähe studirt und promovirt hatte, dorthin zu geleiten, keineswegs Folge leistete, sondern auf meiner Weigerung standhaft verharrte.

Auch seine Briefe über Wilhelm Meister waren nicht einladend; dem Freunde selbst so wie seiner vornehmen Umgebung erschien das Reale, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches auszusetzen, und nur ein einziger tüchtiger überschauender Weltmann, Graf Bernstorff, nahm die Partei des bedrängten Buches. Um so weniger konnte der Autor Lust empfinden, solche Lectionen persönlich einzunehmen und sich zwischen eine wohlwollende liebenswürdige Pedanterie und den Theetisch geklemmt zu sehen.

Von der Fürstin Gallitzin erinnere ich mich nicht, etwas über Wilhelm Meister vernommen zu haben, aber in diesem Jahre klarte sich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwischen uns gewirkt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtsinnigem Scherz oder Vorsatz; es war aber nicht löblich, und ware die Fürstin nicht so reiner Natur gewesen, so hatte sich früh oder spat eine unerfreuliche Scheidung ergeben. Auch sie war von Münster vor den Franzosen geflohen; ihr großer, durch Religion gestärkter Charakter hielt sich aufrecht, und da eine ruhige Thätigkeit sie überall hinbegleitete, blieb sie mit mir in wohlwollender Verbindung, und ich war froh in jenen verworrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäß manches Gute zu stiften.

Wilhelm von Humboldt's Theilnahme war indeß fruchtbarer; aus seinen Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte.

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt du?
Sieh, wir ehren dich,
Unſre Königinn!

Proſerpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünſchen konnte!
O wäre der Kocyt nicht euer ewig Bad,
Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königinn,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! —
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!
In ewig gleich elendem Schickſal!
Ich beherrſche euch,
Und bin darum elender als ihr alle.

Schiller's Theilnahme nenne ich zuletzt, ſie war die innigſte und höchſte; da jedoch ſeine Briefe hierüber noch vorhanden ſind, ſo darf ich weiter nichts ſagen, als daß die Bekanntmachung derſelben wohl eins der ſchönſten Geſchenke ſeyn möchte, die man einem gebildeten Publicum bringen kann.

Das Theater war ganz an mich gewieſen; was ich im Ganzen überſah und leitete, ward durch Kirms ausgeführt; Vulpius, dem es zu dieſem Geſchäft an Talent nicht fehlte, griff ein mit zweckmäßiger Thätigkeit. Was im Laufe dieſes Jahrs geleiſtet wurde, iſt ungefähr folgendes:

Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren früheren Einfluß, und die Opern zogen mehr an als alles Uebrige. Don Juan, Doctor und Apotheker, Coſa Rara, das Sonnenfeſt der Braminen befriedigten das Publicum. Leſſing's Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schröderiſche, Iffländiſche, Kotzebue'ſche Stücke an der Tagesordnung. Auch Hagemann und Großmann galten etwas. Abälino ward den Schilleriſchen Stücken ziemlich gleichgeſtellt; unſere Bemühung aber, alles und jedes zur Erſcheinung zu bringen, zeigte ſich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Maier, den Sturm von Borberg, aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück; indeſſen hatte man doch ein ſolches merkwürdiges Stück geſehen und ſein Daſeyn wo nicht beurtheilt doch empfunden.

Daß unſere Schauſpieler in Lauchſtadt, Erfurt, Rudolſtadt von dem verſchiedenſten Publicum mit Freuden aufgenommen, durch Enthuſiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen ſich ſelbſt geſteigert wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unſerer Bühne und zur Auffriſchung einer Thätigkeit, die, wenn man daſſelbe Publicum

immer vor ſich ſieht, deſſen Charakter, deſſen Urtheilsweiſe man kennt, gar bald zu erſchlaffen pflegt.

Wenden ſich nun meine Gedanken von dieſen kleinen, in Vergleich mit dem Weltweſen höchſt unwichtigen Verhältniſſen zu dieſem, ſo muß mir jener Bauer einfallen, den ich bei der Belagerung von Mainz, im Bereich der Kanonen, hinter einem auf Rädern vor ſich hingeſchobenen Schanzkorbe ſeine Feldarbeit verrichten ſah. Der einzelne beſchränkte Menſch giebt ſeine nächſten Zuſtände nicht auf, wie auch das große Ganze ſich verhalten möge.

Nun verlauteten die Baſeler Friedens-Präliminarien und ein Schein von Hoffnung ging dem nördlichen Deutſchland auf. Preußen machte Frieden, Oeſterreich ſetzte den Krieg fort, und nun fühlten wir uns in neuer Sorge befangen; denn Churſachſen verweigerte den Beitritt zu einem beſondern Frieden. Unſere Geſchäftsmänner und Diplomaten bewegten ſich nun nach Dresden, und unſer gnädigſter Herr, anregend alle und thätig vor allen, begab ſich nach Deſſau. Inzwiſchen hörte man von Bewegungen unter den Schweizer Landleuten, beſonders am oberen Zürchersee; ein deßhalb eingeleiteter Proceß regte den Widerſtreit der Geſinnungen noch mehr auf; doch bald ward unſere Theilnahme ſchon wieder in die Nähe gerufen. Das rechte Mainufer ſchien abermals unſicher, man fürchtete ſogar für unſere Gegenden, eine Demarcationslinie kam zur Sprache; doppelt und dreifach traten Zweifel und Sorge hervor.

Eilerfahrt tritt auf, wir halten uns an Churſachſen; nun werden aber ſchon Vorbereitungen und Anſtalten gefordert, und als man Kriegsſteuern ausſchreiben muß, kommt man endlich auf den glücklichen Gedanken, auch den Geiſt, an den man bisher nicht gedacht hatte, contribuabel zu machen; doch verlangte man nur von ihm ein Don Gratuit.

In dem Laufe dieser Jahre hatte meine Mutter den wohlbestellten Weinkeller, die in manchen Fachern wohlausgerüstete Bibliothek, eine Gemälde-Sammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, und was sonst nicht alles verkauft, und ich sah, indem sie dabei nur eine Bürde los zu seyn froh war, die ernste Umgebung meines Vaters zerstückt und verschleudert. Es war auf meinen Antrieb geschehen, niemand konnte damals dem andern rathen noch helfen. Zuletzt blieb das Haus noch übrig; dieß wurde endlich auch verkauft und die Meubles, die sie nicht mitnehmen wollte, zum Abschluß in einer Auction vergeudet. Die Aussicht auf ein neues lustiges Quartier an der Hauptwache realisirte sich, und dieser Wechsel gewahrte zur Zeit, da nach vorübersliegender Friedenshoffnung neue Sorge wieder eintrat, ihr eine zerstreuende Beschäftigung.

Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familien-Ereigniß habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Eutin wohnhaft, meine Nichte heirathete, die Tochter Schlosser's und meiner Schwester.

Außer den gedachten Unbilden brachte der Versuch, entschiedene Idealisten mit den höchst realen akademischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, fortdauernde Verdrießlichkeiten. Fichtens Absicht, Sonntags zu lesen und seine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, mußte den Widerstand seiner Collegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studenten-Haufen vors Haus zu treten erkühnte und ihm die Fenster einwarf: die unangenehmste Weise von dem Daseyn eines Nicht-Ichs überzeugt zu werden.

Aber nicht seine Persönlichkeit allein, auch die eines andern machte den Unter- und Oberbehörden viel zu schaffen.

Er hatte einen denkenden jungen Mann Namens Weißhuhn nach Jena berufen, einen Gehülfen und Mitarbeiter an ihm hoffend; allein dieſer wich bald in einigen Dingen, das heißt für einen Philoſophen in allen, von ihm ab, und ein reines Zuſammenſeyn war gar bald geſtört, ob wir gleich zu den Horen deſſen Theilnahme nicht verſchmahten.

Dieſer Wackere, mit den äußeren Dingen noch weniger als Fichte ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen fahig, erlebte bald mit Prorektor und Gerichten die unangenehmſten perſönlichen Handel; es ging auf Injurien-Proceſſe hinaus, welche zu beſchwichtigen man von oben her die eigentliche Lebensweisheit hereinbringen mußte.

Wenn uns nun die Philoſophen kaum beizulegende Händel von Zeit zu Zeit erneuerten, ſo nahmen wir jeder günſtigen Gelegenheit wahr, um die Angelegenheiten der Naturfreunde zu befördern. Der geiſtig ſtrebende und unaufhaltſam vordringende Batſch war denn im Wirklichen doch ſchrittweis zufrieden zu ſtellen, er empfand ſeine Lage, kannte die Mittel die uns zu Gebote ſtanden, und beſchied ſich in billigen Dingen. Daher gereichte es uns zur Freude, ihm in dem fürſtlichen Garten einen feſteren Fuß zu verſchaffen; ein Glashaus, hinreichend für den Anfang, ward nach ſeinen Angaben errichtet, wobei die Ausſicht auf fernere Begünſtigung ſich von ſelbſt hervorthat.

Fur einen Theil der Jenaiſchen Bürgerſchaft ward auch gerade in dieſer Zeit ein bedeutendes Geſchaft beendigt. Man hatte den alten Arm der Saale oberhalb der Rasenmühle, der durch mehrere Krümmungen die ſchönſten Wieſen des rechten Ufers in Kiesbette des linken verwandelte, ins Trockne zu legen einen Durchſtich angeordnet, und den Fluß in gerader Linie abwarts zu fuhren unternommen. Schon einige Jahre

dauerte die Bemühung, welche endlich gelang, und den anſäſſigen Bürgern, gegen geringe frühere Beiträge, ihre verlornen Raume wieder gab, indem ihnen die alte Saale und die indeß zu nutzbaren Weidichten herangewachſenen Riesraume zugemeſſen und ſie auf dieſe Weiſe über ihre Erwartung befriedigt wurden; weßhalb ſie auch eine ſeltene Dankbarkeit gegen die Vorgeſetzten des Geſchaftes ausdrückten.

Unzufriedene machte man jedoch auch bei dieſer Gelegenheit: denn auch ſolche Anlieger, die im Unglauben auf den Erfolg des Geſchaftes die fruheren geringen Beitrage verweigert hatten, verlangten ihren Theil an dem eroberten Boden, wo nicht als Recht doch als Gunſt, die aber hier nicht ſtatt haben konnte, indem herrſchaftliche Caſſe für ein bedeutendes Opfer einige Entſchadigung an dem errungenen Boden zu fordern hatte.

Dreier Werke von ganz verſchiedener Art, welche jedoch in dieſem Jahr das gröſte Aufſehen erregten, muß ich noch gedenken. Dumouriez Leben ließ uns in die beſondern Vorfallenheiten, wovon uns das Allgemeine leider genugſam bekannt war, tiefer hineinſehen, manche Charaktere wurden uns aufgeſchloſſen, und der Mann, der uns immer viel Antheil abgewonnen hatte, erſchien uns klarer und im günſtigen Lichte. Geiſtreiche Frauenzimmer, die denn doch immer irgendwo Neigung unterzubringen genöthigt ſind, und den Tageshelden wie billig am meiſten begünſtigen, erquickten und erbauten ſich an dieſem Werke, das ich ſorgfaltig ſtudirte, um die Epoche ſeiner Groſthaten, von denen ich perſönlich Zeuge geweſen, mir bis ins einzeln Geheime genau zu vergegenwartigen. Dabei erfreute ich mich denn, daß ſein Vortrag mit meinen Erfahrungen und Bemerkungen vollkommen übereinſtimmte.

Das zweite, dem allgemeinen Bemerken ſich aufdringende Werk, waren Valde's Gedichte, welche nach Herder's Ueberſetzung, jedoch mit Verheimlichung des eigentlichen Autors, ans Licht kamen und ſich der ſchönſten Wirkung erfreuten.

Von reichem Zeitgehalt, mit Deutſchen Geſinnungen ausgeſprochen, waren ſie immer willkommen geweſen; kriegeriſch verworrene Zeitläufte aber, die ſich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in dieſem dichteriſchen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von geſtern, was unſere Urvorfahren genaält und geangſtigt hatte.

Einen ganz andern Kreis bildete ſich das dritte Werk. Lichtenberg's Hogarth und das Intereſſe daran war eigentlich ein gemachtes: denn wie hatte der Deutſche, in deſſen einfachem reinen Zuſtande ſehr ſelten ſolche excentriſche Fratzen vorkommen, hieran ſich wahrhaft vergnügen können? Nur die Tradition, die einen von ſeiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Continent hatte geltend gemacht, nur die Seltenheit, ſeine wunderlichen Darſtellungen vollſtändig zu beſitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung ſeiner Werke weder Kunſtkenntniß noch höheren Sinnes zu bedürfen, ſondern allein böſen Willen und Verachtung der Menſchheit mitbringen zu können, erleichterte die Verbreitung ganz beſonders, vorzüglich aber daß Hogarth's Witz auch Lichtenberg's Witzeleien den Weg gebahnt hatte.

Junge Männer, die von Kindheit auf, ſeit beinahe zwanzig Jahren an meiner Seite heraufgewachſen, ſahen ſich nunmehr in der Welt um, und die von ihnen mir zugehenden Nachrichten mußten mir Freude machen, da ich ſie mit Verſtand und Thatkraft auf ihrer Bahn weiter ſchreiten ſah. Friedrich von Stein hielt ſich in England auf und gewann daſelbſt für ſeinen techniſchen Sinn viele Vortheile. Auguſt

von Herder schrieb aus Neufchatel, wo er sich auf seine übrigen Lebenszwecke vorzubereiten dachte.

Mehrere Emigrirte waren bei Hof und in der Gesellschaft wohl aufgenommen, allein nicht alle begnügten sich mit diesen socialen Vortheilen. Manche von ihnen hegten die Absicht, hier wie an andern Orten, durch eine löbliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein wackerer Mann, schon vorgerückt in Jahren, mit Namen von Wendel, brachte zur Sprache, daß in Ilmenau, bei einem gesellschaftlichen Hammerwerke, der herzoglichen Kammer einige Antheile zustanden. Freilich wurde dieses Werk auf eine sonderbare Weise benutzt, indem die Hammermeister in einem gewissen Turnus arbeiteten, jeder für sich so gut er vermochte, um es nach kurzer Frist seinem Nachfolger abermals auf dessen eigne Rechnung zu überlassen. Eine solche Einrichtung läßt sich nur in einem altherkömmlichen Zustande denken, und ein höher gesinnter, an eine freiere Thätigkeit gewöhnter Mann konnte sich hierin nicht finden, ob man ihm gleich die herrschaftlichen Antheile für ein mäßiges Pachtgeld überließ, das man vielleicht nie eingefordert hätte. Sein ordnungsliebender, ins Ganze rege Geist suchte durch erweiterte Plane seine Unzufriedenheit zu beschwichtigen; bald sollte man mehrere Theile, bald das Ganze zu acquiriren suchen: beides war unmöglich, da sich die mäßige Existenz einiger ruhigen Familien auf dieses Geschäft gründete.

Nach etwas anderem war nun der Geist gerichtet; man baute einen Reverberir-Ofen, um altes Eisen zu schmelzen und eine Gußanstalt ins Werk zu richten. Man versprach sich große Wirkung von der aufwarts concentrirten Gluth; aber sie war groß über alle Erwartung: denn das Ofengewölbe schmelz zusammen, indem das Eisen zum Fluß kam. Noch manches andere ward unternommen ohne glücklichen Erfolg;

der gute Mann, endlich empfindend daß er ganzlich aus seinem Elemente entfallen sey, gerieth in Verzweiflung, nahm eine übergroße Gabe Opium zu sich, die, wenn nicht auf der Stelle doch in ihren Folgen, seinem Leben ein Ende machte. Freilich war sein Unglück so groß, daß weder die Theilnahme des Fürsten noch die wohlwollende Thatigkeit der beauftragten Rathe ihn wieder herzustellen vermochte. Weit entfernt von seinem Vaterlande, in einem stillen Winkel des Thüringer Waldes fiel auch er ein Opfer der granzenlosen Umwalzung.

Von Personen, deren Schicksalen und Verhältnissen bemerke Folgendes:

Schlosser wandert aus und begiebt sich, da man nicht an jedem Nyl verzweifeln konnte, nach Anspach, und hat die Absicht daselbst zu verbleiben.

Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthut, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre zu helfen gewesen. Seine Abneigung gegen die Kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena, hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch das alte Verhaltniß herzustellen fruchtlos, um so mehr als Wieland die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwunschte, und als Latitudinarier sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, so wie es hieß, firiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte.

Herder war von Natur weich und zart, sein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, so geschah es immer mit einer gewissen Hast und Ungeduld; sodann war er mehr von dialektischem als constructivem Geiste. Daher der beständige heteros logos gegen alles was man

vorbrachte. Ja er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Ueberzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als seine eigene Meinung gelehrt und mitgetheilt hatte.

Traurig aber war mir ein Schreiben des höchst bedeutenden Carl von Moser. Ich hatte ihn früher auf dem Gipfel ministerieller Machtvollkommenheit gesehen, wo er den Ehecontrakt zwischen unserm theuren Fürstlichen Ehepaar aufzusetzen nach Carlsruhe berufen ward, zu einer Zeit, wo er mir manche Gefälligkeit erwies, ja einen Freund durch entschiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieser war nun seit zwanzig Jahren nach und nach in seinen Vermögensumständen dergestalt zurückgekommen, daß er auf einem alten Bergschlosse Zwingenberg ein kummerliches Leben führte. Nun wollte er sich auch einer feinen Gemäldesammlung entäussern, die er zu besserer Zeit mit Geschmack um sich versammelt hatte; er verlangte meine Mitwirkung, und ich konnte sein zartes dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlich höflichen Brief erwiedern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen bedrängten und zugleich in sein Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rührt, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah, solchem Bedürfnisse abzuhelfen.

Anatomie und Physiologie verlor ich dieses Jahr fast nicht aus den Augen. Hofrath Loder demonstrirte das menschliche Gehirn einem kleinen Freundes-Cirkel, hergebrachterweise, in Schichten von oben herein, mit seiner ihn auszeichnenden Klarheit. Die Camper'schen Arbeiten wurden mit demselben durchgesehen und durchgedacht.

Sömmerina's Versuch dem eigentlichen Sitz der Seele näher nachzuspüren, veranlaßte nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung.

Brandis in Braunschweig zeigte sich in Naturbetrachtungen geistreich und belebend; auch er, wie wir, versuchte sich an den schwersten Problemen.

Seit jener Epoche wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düstern Region verfirte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günstiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit wenigstens im Verfolg doch leiten lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.

Ein solcher war von Sonnenberg, der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Raumen sich erging. Klopstock's Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, energumenisch vorgetragen, keinen besonderen Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang, zu Beangstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn, sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte.

Auch thaten sich in Staatsverhältnissen hiernächst die Folgen einer jugendlichen Gutmüthigkeit hervor, die ein

Parzen.

Du biſt unſer!
Wir neigen uns dir!
Biſt unſer! unſer!
Hohe Königinn!

Proſerpina.

Fern! weg von mir
Sey eure Treu' und eure Herrlichkeit!
Wie haß' ich euch!
Und dich, wie zehnfach haß' ich dich —
Weh mir! ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unſer! Unſre Königinn!

Proſerpina.

Warum reckſt du ſie nach mir?
Recke ſie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus Stygiſchen Nächten empor!

bedeutendes Vertrauen auf einen Unwurdigen niedergelegt hatte. Die deßhalb entstandenen Processe wurden dießseits von einsichtsvollen Mannern mit großer Gewandtheit einem glucklichen Ausgang entgegen gefuhrt. Indessen beunruhigte eine solche Bewegung unsre geselligen Kreise, indem nahverwandte, sonst tüchtig denkende, auch uns verbundene Personen Ungerechtigkeit und Harte sahen, wo wir nur eine stetige Verfolgung eines unerlaßlichen Rechtsgangs zu erblicken glaubten. Die freundlichsten zartesten Reclamationen von jener Seite hinderten zwar den Geschaftsgang nicht, allein bedauerlich war es, die schönsten Verhaltnisse beinahe zerstört zu sehen.

1796.

Die Weimarische Bühne war nun schon so besetzt und befestigt, daß es in diesem Jahre keiner neuen Schauspieler bedurfte. Zum größten Vortheil derselben trat Iffland im März und April vierzehnmal auf. Außer einem solchen belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß das Wünschenswerthe naher zu kennen. Schiller, der an dem Vorhandenen immer festhielt, redigirte zu diesem Zweck den Egmont, der zum Schluß der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefahr wie er noch auf Deutschen Bühnen vorgestellt wird.

Ueberhaupt finden sich hier, rücksichtlich auf das Deutsche Theater, die merkwurdigsten Anfange. Schiller der schon in seinem Carlos sich einer gewissen Mäßigkeit befliß und durch Redaction dieses Stücks furs Theater zu einer beschrankteren Form gewöhnte, hatte nun den Gegenstand von Wallenstein

aufgefaßt und den granzenloſen Stoff in der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs dergeſtalt behandelt, daß er ſich als Herrn dieſer Maſſe gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch dieſe Fülle ward eine ſtrengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge ſeyn konnte, weil er ſich über alles, was er dichteriſch vorhatte, mit andern gern beſprach und was zu thun ſeyn mochte hin und wieder überlegte.

Bei dem unabläſſigen Thun und Treiben was zwiſchen uns ſtattfand, bei der entſchiedenen Luſt das Theater kräftig zu beleben, ward ich angeregt den Fauſt wieder hervorzunehmen; allein was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater als daß ich ihn herangebracht hatte.

Die Hexen gingen indeſſen fort, mein Antheil blieb derſelbige; doch hatte Schiller's granzenloſe Thätigkeit den Gedanken eines Muſenalmanachs gefaßt, einer poetiſchen Sammlung, die jener, meiſt proſaiſchen, vortheilhaft zur Seite ſtehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen ſeiner Landsleute günſtig. Die guten ſtrebſamen Köpfe neigten ſich zu ihm. Er ſchickte ſich übrigens trefflich zu einem ſolchen Redacteur; den innern Werth eines Gedichts überſah er gleich, und wenn der Verfaſſer ſich zu weitläuftig ausgethan hatte, oder nicht endigen konnte, wußte er das Ueberflüſſige ſchnell auszuſondern. Ich ſah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittheil Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend.

Ich ſelbſt ward ſeiner Aufmunterung viel ſchuldig, wovon die Hexen und Almanache vollgültiges Zeugniß ablegen. Alexis und Dora, Braut von Korinth, Gott und Bajadere wurden hier ausgeführt oder entworfen. Die Xenien, die aus unſchuldigen, ja gleichgültigen Anfängen ſich nach und nach zum Herbſten und Schärfſten hinaufſteigerten,

unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der Deutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.

Einer höchst lieb und werthen, aber auch schwer lastenden Bürde entledigte ich mich gegen Ende Augusts. Die Reinschrift des letzten Buches von Wilhelm Meister ging endlich ab an den Verleger. Seit sechs Jahren hatte ich Ernst gemacht diese frühe Conception auszubilden, zurecht zu stellen und dem Drucke nach und nach zu übergeben. Es bleibt daher dieses eine der incalculabelsten Productionen, man mag sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um sie zu beurtheilen fehlt mir beinahe selbst der Maaßstab.

Kaum aber hatte ich mich durch successive Herausgabe davon befreit als ich mir eine neue Last auflegte, die jedoch leichter zu tragen, oder vielmehr keine Last war, weil sie gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Hermann und Dorothea war gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt, die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so viel Jahren noch immer geblieben.

Freund Meyer schrieb fleißig aus Italien gewichtige Briefe. Meine Vorbereitung ihm zu folgen nöthigte mich zu mannigfaltigen Studien, deren Actenstücke mir noch gegenwärtig

vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich faßte, um mich dort recht einzubürgern, gern den Entschluß seine Selbstbiographie zu übersetzen; besonders weil sie Schillern zu den Horen brauchbar schien.

Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus. Den Sommer über fand ich die schönste Gelegenheit Pflanzen unter farbigen Glasern und ganz im Finstern zu erziehen, so wie die Metamorphose der Insecten in ihren Einzelnheiten zu verfolgen.

Galvanismus und Chemismus drangten sich auf; die Chromatik ward zwischen allem durch getrieben; und um mir den großen Vortheil der Vergegenwartigung zu gewahren, fand sich eine edle Gesellschaft, welche Vortrage dieser Art gern anhören mochte.

Im Auswartigen beharrt Chursachsen auf seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, und will in diesem Sinne sein Contingent marschiren lassen. Auch unsere Mannschaft rüstet sich; die Kosten hierzu geben manches zu bedenken.

Im großen Weltwesen ereignet sich, daß die hinterbliebene Tochter Ludwigs XVI., Prinzessin Marie Therese Charlotte, bisher in den Händen der Republicaner, gegen gefangene Französische Generale ausgewechselt wird, ingleichen daß der Papst seinen Waffenstillstand theuer erkauft.

Die Oesterreicher gehen über die Lahn zurück, bestehen bei Annaherung der Franzosen auf dem Besitz von Frankfurt, die Stadt wird bombardirt, die Judengasse zum Theil verbrannt, sonst wenig geschadet, worauf denn die Uebergabe erfolgt. Meine gute Mutter, in ihrem schönen neuen Quartiere an der Hauptwache, hat gerade die Zeil hinaufschauend den bedrohten und beschadigten Theil vor Augen, sie rettet

ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller, und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deßhalb verdiente beigelegt zu werden.

Der Churfürst von Mainz geht nach Heiligenstadt, der Aufenthalt des Landgrafen von Darmstadt bleibt einige Zeit unbekannt, die Frankfurter flüchten, meine Mutter halt aus. Wir leben in einer eingeschlaferten Furchtsamkeit. In den Rhein- und Maingegenden fortwährende Unruhen und Flucht. Frau von Coudenhoven verweilt in Eisenach, und so durch Flüchtlinge, Briefe, Boten, Staffetten strömt der Kriegsallarm ein- und das anderemal bis zu uns; doch bestätigt sich nach und nach die Hoffnung, daß wir in dem Augenblicke nichts zu fürchten haben, und wir halten uns für geborgen.

Der König von Preußen, bei einiger Veranlassung, schreibt von Pyrmont an den Herzog, mit diplomatischer Gewandtheit den Beitritt zur Neutralität vorbereitend und den Schritt erleichternd. Furcht, Sorge, Verwirrung dauert fort, endlich erklart sich Churſachsen zur Neutralität, erst vorläufig, dann entschieden, die Verhandlungen deßhalb mit Preußen werden auch uns bekannt.

Doch kaum scheinen wir durch solche Sicherheit beruhigt, so gewinnen die Oesterreicher abermals die Oberhand. Moreau zieht sich zurück, alle königisch Gesinnten bedauern die Uebereilung zu der man sich hatte hinreißen lassen, die Gerüchte vermehren sich zum Nachtheil der Franzosen, Moreau wird zur Seite verfolgt und beobachtet, schon sagt man ihn eingeschlossen; auch Jourdan zieht sich zurück, und man ist in Verzweiflung daß man sich allzufrühzeitig gerettet habe.

Eine Gesellschaft hochgebildeter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, bestätigte sich mehr und mehr. Ich las einen Gesang der Ilias von Voß, erwarb mir

Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, ruhmliches Anerkennen dem Ueberſetzer. Ein jedes Mitglied gab von ſeinen Geſchäften, Arbeiten, Liebhabereien, beliebige Kenntniß, mit freimuthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort die neuſten phyſiſch-chemiſchen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeſchloſſen, und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde ſogar in ſich aufnahmen, hielt von ſelbſt alles ab, was einigermaßen hatte läſtig ſeyn können. Akademiſche Lehrer geſellten ſich hinzu, und wie fruchtbar dieſe Anſtalt ſelbſt für die Univerſität geworden, geht aus dem einzigen Beiſpiel ſchon genugſam hervor, daß der Herzog, der in einer ſolchen Sitzung eine Vorleſung des Doctor Chriſtian Wilhelm Hufeland angehört, ſogleich beſchloß ihm eine Profeſſur in Jena zu ertheilen, wo derſelbe ſich durch mannichfache Thatigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreiſe vorzubereiten wußte.

Dieſe Societat war in dem Grade regulirt, daß meine Abweſenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geh. Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinſam geregelten Thatigkeit zu erfreuen.

Und ſo ſahen wir denn auch unſern trefflichen Batſch dieſes Jahr in thatiger Zufriedenheit. Der edle reine aus ſich ſelbſt arbeitende Mann bedurfte, gleich einer ſaftigen Pflanze, weder vieles Erdreich noch ſtarke Bewäſſerung, da er die Fahigkeit beſaß aus der Atmoſphare ſich die beſten Nahrungsſtoffe zuzueignen.

Von dieſem ſchönen ſtillen Wirken zeugen noch heut ſeine Schreiben und Berichte, wie er ſich an ſeinem maßigen Glaspauſe begnügt und durch das allgemeine Zutrauen gleichzeitiger Naturforſcher die Achtung ſeiner Societat wachſen und

ihren Beſitz ſich erweitern ſieht; wie er denn auch bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Vorſätze vertraulich mittheilte, nicht weniger ſeine Hoffnungen mit beſcheidener Zuverſicht vortrug.

1797.

Zu Ende des vorigen Jahrs machte ich eine Reiſe meinen gnädigſten Herrn nach Leipzig zu begleiten; beſuchte einen großen Ball wo uns die Herren Dyck und Compagn., und wer ſich ſonſt durch die Xenien verletzt oder erſchreckt hielt, mit Apprehenſion, wie das böſe Princip betrachteten. In Deſſau ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte ſich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtſchaft, und man konnte ſich der frühſten Frankfurter Tage und Stunden zuſammen erinnern.

Schon in den erſten Monaten des Jahrs erfreute ſich das Theater an dem Beitritt von Caroline Jagemann, als einer neuen Zierde. Oberon ward gegeben, bald darauf Telemach, und manche Rollen konnten mit mehr Auswahl beſetzt werden. Aeußerlich führte man das Bühnenweſen zunächſt in ſeinem gewohnten Gange fort, innerhalb aber ward manches Bedeutende vorbereitet. Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernſtlich darauf, ſeine Stücke ſpielbarer zu machen, und als ihm hierin die große Breite wie er Wallenſtein ſchon gedacht abermals hinderlich war, entſchloß er ſich den Gegenſtand in mehreren Abtheilungen zu behandeln. Dieß gab in Abweſenheit der Geſellſchaft, den ganzen Sommer über reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geſchrieben, Wallenſteins Lager wuchs heran.

Auch ich blieb meinerſeits in vollkommener Thätigkeit:

Hermann und Dorothea erschien als Taschenbuch, und ein neues episch-romantisches Gedicht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen seinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweise meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch daß ich ihnen Folge leistete: denn der Dichter allein kann wissen was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich schrieb den neuen Pausias und die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form, Schiller wetteiferte, indem er seinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Xenien hatten wir ganz Deutschland aufgeregt, jedermann schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit.

Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treusten lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre im philosophischen Journal. Woltmann hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und Alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. Mein osteologischer Typus von 1795 gab nun Veranlassung die öffentliche Sammlung so wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen. Ich schematisirte die Metamorphose der Insecten, die ich seit mehreren Jahren nicht aus den Augen ließ. Die Krausischen Zeichnungen der Harzfelsen gaben Anlaß zu geologischen Betrachtungen,

galvaniſche Verſuche wurden durch Humboldt angeſtellt. Scherer zeigte ſich als hoffnungsvoller Chemikus. Ich fing an die Farbentafeln in Ordnung zu bringen. Für Schillern fuhr ich fort am Cellini zu überſetzen, und da ich bibliſche Stoffe in Abſicht, poetiſche Gegenſtände zu finden, wieder aufnahm, ſo ließ ich mich verführen, die Reiſe der Kinder Israel durch die Wüſte kritiſch zu behandeln. Der Aufſatz, mit beigefügter Charte, ſollte jenen wunderlichen vierzigjährigen Irrgang zu einem wo nicht vernünftigen, doch faßlichen Unternehmen umbilden.

Eine unwiderſtehliche Luſt nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menſchen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena, und zog hinaus; Wieland hatte ſich in Oßmannſtedt angeſiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Oberroßla, ein kleines Gut verkäuflich, ich hatte Abſichten darauf.

Als Beſuch erfreuten uns Lerſe und Hirt. Der ſeltſame Reiſende Lord Briſtol gab mir zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß. Ich bereite mich zu einer Reiſe nach der Schweiz, meinem aus Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Der Weimariſche Schloßbau nöthigt zur Umſicht nach einem geiſtreichen Architekten und geſchickten Handwerkern. Auch die Zeichenſchule erhält neue Anregung.

Vor meiner Abreiſe verbrenn' ich alle an mich geſendeten Briefe ſeit 1772, aus entſchiedener Abneigung gegen Publication des ſtillen Gangs freundſchaftlicher Mittheilung. Schiller beſucht mich noch in Weimar und ich reiſe den 30. Juli ab. Da ein geſchickter Schreiber mich begleitete, ſo iſt alles in Acten geheftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend ſeyn konnte.

Da hieraus mit schicklicher Redaction ein ganz unterhaltendes Bändchen sich bilden ließe, so sey von dem ganzen Reiseverlauf nur das Allgemeinste hier angedeutet.

Unterwegs beschäftigt mich die genaue Betrachtung der Gegenden, hinsichtlich auf Geognosie und der darauf gegründeten Cultur. In Frankfurt belehrt mich Sömmering, durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Ich werde mit manchen Persönlichkeiten bekannt, mit Oeffentlichem und Besonderem; ich beachte das Theater und führe lebhafte Correspondenz mit Schiller und andern Freunden. Oesterreichische Garnison, gefangene Franzosen als Gegensatz; jene von imperturbablem Ernst, diese immer von possenhafter Heiterkeit. Französische satyrische Kupferstiche.

Den 25. ab von Frankfurt, über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg kam ich den 30. in Stuttgart an. Kaufmann Rapp, Dannecker, Scheffauer werden besucht; Bekanntschaft mit Professor Thouret, mit geschickten Arbeitern von Zierrathen, Stuckatoren, Quadratoren, die sich aus der bewegten Regierungszeit Herzog Carl's verschrieben; Unterhandlungen mit denselben, sie bei dem Weimarischen Schloßbau anzustellen.

Anfang Septembers fällt der Jungfrau und der Mühlbach, den Zumsteeg sogleich componirt, sodann der Jungfrau und die Zigeunerin. Den 9. September in Tübingen, bei Cotta gewohnt, die vorzüglichen dortigen Männer besprochen. Naturaliencabinet des Professor Storr besichtigt, das, vormals Pasquay in Frankfurt am Main gehörig, mit der liebevollsten Sorgfalt nach Tübingen transportirt worden. Den 16. September von dort weg. Schaffhausen, Rheinfall, Zürich. Den 21. in Stafa; Zusammenkunft mit Meyer, mit ihm die Reise angetreten; den 28. über Marie

Sie steigen deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie haß' ich dich,
Abscheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gib mir das Schicksal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit diesen Armen
In die zerstörende Qual!

Parzen.

Unser! unser! hohe Königinn!

Andrason erscheint bey den Worten: Abscheu und Gemahl ꝛc. Mandane richtet die Apostrophe an ihn, und flieht vor ihm mit Entsetzen. Er erstaunt, sieht sich um, und folgt ihr voller Verwunderung.

Einſiedel bis auf den Gotthard. Den 8. October waren wir wieder zurück. Zum drittenmale beſucht' ich die kleinen Cantone, und weil die epiſche Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, erſann ich einen Tell unmittelbar in der Gegenwart der claſſiſchen Oertlichkeit. Eine ſolche Ableitung und Zerſtreuung war nöthig, da mich die traurigſte Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Chriſtiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geſchieden; ich widmete ihr die Elegie Euphroſyne. Liebreiches, ehrenvolles Andenken iſt alles was wir den Todten zu geben vermögen.

Auf dem St. Gotthard hatte ich ſchöne Mineralien gewonnen; der Hauptgewinn aber war die Unterhaltung mit meinem Freunde Meyer; er brachte mir das lebendigſte Italien zurück, das uns die Kriegsläufte leider nunmehr verſchloſſen. Wir bereiteten uns zum Troſt auf die Propyläen vor. Die Lehre von den Gegenſtänden und was denn eigentlich dargeſtellt werden ſoll, beſchäftigte uns vor allen Dingen. Die genaue Beſchreibung und kennerhafte Bemerkung der Kunſtgegenſtände alter und neuer Zeit verwahrten wir als Schätze für die Zukunft. Nachdem ich eine Beſchreibung von Stäfa verſucht, die Tagebücher revidirt und mundirt waren, gingen wir den 21. October von dort ab. Den 26. October von Zürich abreiſend langten wir den 6. November in Nürnberg an. In dem freundlichen Cirkel der Kreisgeſandten durchlebten wir einige frohe Tage. Den 15. November von dort ab.

In Weimar hatte die Ankunft mehrerer bedeutenden Emigrirten die Geſellſchaft erweitert, angenehm und unterhaltend gemacht. Nachzutragen iſt noch, daß Oberappellationsrath Körner und ſeine liebe und hoffnungsvolle Familie uns im abgelaufenen Sommer mit ihrer Gegenwart erfreute, und

doch bleibt noch manches Besondere dieses merkwürdigen Jahres zurück.

Millin's antiquarische Thatigkeit begann zu wirken, den größten Einfluß aber übten Wolf's Prolegomena.

Auf dem Theater fand ich die große Lücke; Christiane Neumann fehlte, und doch war's der Platz noch wo sie mir so viel Interesse eingeflößt hatte. Ich war durch sie an die Bretter gewöhnt, und so wendete ich nun dem Ganzen zu, was ich ihr sonst fast ausschließlich gewidmet hatte.

Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgefälligen Schauspielerin. Auch Caroline Jagemann indessen bildete sich immer mehr aus und erwarb sich zugleich im Schauspiel allen Beifall. Das Theater war schon so gut bestellt, daß die currenten Stücke ohne Anstoß und Rivalität sich besetzen ließen.

Einen großen und einzigen Vortheil brachte aber dieser Unternehmung, daß die vorzüglichsten Werke Iffland's und Kotzebue's schon vom Theater gewirkt und sich auf neuen, in Deutschland noch nicht betretenen Wegen großen Beifall erworben hatten. Beide Autoren waren noch in ihrem Vigor; ersterer als Schauspieler stand in der Epoche höchster Kunstausbildung.

Auch gereichte zu unserm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genugsam gebildeten Publicum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns doch daher unabhängig erhalten konnten; ja wir durften manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höheren Sinne auszubilden.

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hulfe; er stand im Begriff sich zu beschranken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen; schon gelang ihm das

wahrhaft Große und deſſen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarſchaft, ohne uns ſchriftlich zu unterhalten.

1798.

So arbeiteten wir unermüdet dem Beſuche Iffland's vor, welcher uns im April durch acht ſeiner Vorſtellungen anfriſchen ſollte. Groß war der Einfluß ſeiner Gegenwart: denn jeder Mitſpielende mußte ſich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte, und die nächſte Folge davon war, daß auch dießmal unſere Geſellſchaft gar löblich ausgeſtattet nach Lauchſtädt zog.

Kaum war ſie abgegangen, als der alte Wunſch ſich regte, in Weimar ein beſſeres Local für die Bühne einzurichten. Schauſpieler und Publicum fühlten ſich eines anſtändigern Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer ſolchen Veränderung ward von jedermann anerkannt, und es bedurfte nur eines geiſtreichen Anſtoßes um die Ausführung zu beſtimmen und zu beſchleunigen.

Baumeiſter Thouret war von Stuttgart berufen um den neuen Schloßbau weiter zu fördern; als Nebenzweck gab er einen ſogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals, nach welchem ſich zu richten er die größte Gewandtheit bewies. Und ſo ward auch an uns die alte Bemerkung wahr, daß Gegenwart eines Baumeiſters Paulus erregt. Mit Fleiß und Haſt betrieb man die Arbeit, ſo daß mit dem 12. October Hof und Publicum zu Eröffnung des neuen Hauſes eingeladen

werden konnten. Ein Prolog von Schiller und Wallensteins Lager gaben dieser Feierlichkeit Werth und Würde.

Den ganzen Sommer hatte es an Vorarbeiten hiezu nicht gefehlt, denn der große Wallensteinische Cyclus, zuerst nur angekündigt, beschäftigte uns durchaus, obgleich nicht ausschließlich.

Von meinen eigenen poetischen und schriftstellerischen Werken habe ich so viel zu sagen, daß die Weissagungen des Bakis mich nur einige Zeit unterhielten. Zur Achilleis hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzahlte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen konnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Sylbenmaaß. So angetrieben und fleißig ermahnt schrieb ich die zwei ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Forderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte.

Doch hiervon leitete mich ab die Richtung zur bildenden Kunst, welche sich bei Meyer's Zurückkunft aus Italien ganz entschieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beschäftigt das erste Stuck der Propyläen, welches theils vorbereitet theils geschrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern. Cellini's Leben setzt' ich fort, als einen Anhaltepunkt der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Diderot von den Farben ward mit Anmerkungen begleitet, welche mehr humoristisch als künstlerisch zu nennen wären, und indem sich Meyer mit den Gegenständen in dem Hauptpunkt aller bildenden Kunst gründlich beschäftigte, schrieb ich den Sammler, um manches Nachdenken und Bedenken in die heitere freie Welt einzuführen.

In der Naturwissenschaft fand ich manches zu denken, zu beschauen und zu thun. Schelling's Weltseele beschäftigte

unſer höchſtes Geiſtesvermögen. Wir ſahen ſie nun in der ewigen Metamorphoſe der Außenwelt abermals verkörpert. Alles Naturgeſchichtliche, das ſich uns lebendig naherte, betrachtete ich mit großer Aufmerkſamkeit; fremde merkwürdige Thiere, beſonders ein junger Elephant, vermehrten unſere Erfahrungen.

Hier muß ich aber auch eines Aufſatzes gedenken, den ich über pathologiſches Elfenbein ſchrieb. Ich hatte ſolche Stellen angeſchoſſener und wieder verheilter Elephantenzähne, die beſonders den Kammmachern höchſt verdrießlich ſind, wenn ihre Säge oft unvermuthet auf ſie ſtößt, ſeit mehreren Jahren geſammelt, an Zahl mehr denn zwanzig Stücke, woran ſich in gar ſchöner Folge zeigen ließ, wie eine eiſerne Kugel ins Innere der Zahnmaſſe eindringen, wohl die organiſche Lebendigkeit ſtören, aber nicht zerſtören kann, indem dieſe ſich hier auf eine eigene Weiſe wehrt und wieder herſtellt. Ich freute mich dieſe Sammlung, beſchrieben und ausgelegt, dem Cabinette meines Freundes Loder, dem ich ſo viel Belehrung ſchuldig geworden, dankbar einzuverleiben.

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geſchichte der Farbenlehre vorgetragen werden ſollte, ward epochenweiſe durchgedacht und die einzelnen Schriftſteller ſtudirt, auch die Lehre ſelbſt genau erwogen und mit Schillern durchgeſprochen. Er war es der den Zweifel löſ'te, der mich lange Zeit aufhielt: worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewiſſe Menſchen die Farben verwechſeln, wobei man auf die Vermuthung kam, daß ſie einige Farben ſehen, andere nicht ſehen, da er denn zuletzt entſchied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Bildemeiſter, der eben in Jena ſtudirte, war in ſolchem Falle, und bot ſich freundlich zu allem Hin- und Wiederverſuchen, woraus ſich denn zuletzt für uns jenes Reſultat ergab.

Ferner um das Mentale ſichtlich darzuſtellen, verfertigten wir zuſammen mancherlei ſymboliſche Schemata. So zeichneten wir eine Temperamentenroſe, wie man eine Windroſe hat, und entwarfen eine tabellariſche Darſtellung, was der Dilettantismus jeder Kunſt Nützliches und Schädliches bringe.

Gar manche Vortheile die wir im Naturwiſſenſchaftlichen gewannen, ſind wir einem Beſuch ſchuldig geworden, den uns Herr van Marum gönnen wollte.

Damit aber auch von der andern Seite der Geiſt zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landſchaftlichen Grille. Der Beſitz des Freiguts zu Roßla nöthigte mich dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältniſſen näher zu treten, und verlieh gar manche Anſichten und Mitgefühle, die mir ſonſt völlig fremd geblieben wären. Hieraus entſtand mir auch eine nachbarliche Gemeinſchaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und ſeinen Wohnort in Oßmannſtedt aufſchlug. Er hatte nicht bedacht was ihm am erſten hatte einfallen ſollen: daß er unſrer Herzogin Amalia und ſie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entſtand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiederſenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewiſſe, kaum zu beſchwichtigende Unruhe.

Eine wunderbare Erſcheinung war in dieſem Sommer Frau von La Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingeſtimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommenen Widerſpruch ſich befand. Freilich war eine gutmüthige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren, zur Zeit wechſelſeitiger Schonung, noch ertragen werden konnte, nunmehr

ganz außer der Jahrszeit, und einem Manne wie Wieland unertraglich. Ihre Enkelin, Sophie Brentano, hatte ſie begleitet und ſpielte eine entgegengeſetzte, nicht minder wunderliche Rolle.

1799.

Den 30. Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20. April von Wallenſtein. Indeſſen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir beriethen uns über den Gedanken, die Deutſchen Stücke, die ſich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu ſammeln, theils aber verändert und ins Enge gezogen der neueren Zeit und ihrem Geſchmack näher zu bringen. Eben daſſelbe ſollte mit ausländiſchen Stücken geſchehen, eigene Arbeit jedoch durch eine ſolche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier iſt die Abſicht unverkennbar, den Deutſchen Theatern den Grund zu einem ſoliden Repertorium zu legen, und der Eifer dieß zu leiſten, ſpricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein ſolches Unternehmen ſey.

Wir waren ſchon gewohnt gemeinſchaftlich zu handeln, und wie wir dabei verfuhren, iſt in dem Aufſatz: Ueber das deutſche Theater (Bd. 35.) ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaction von Macbeth und die Ueberſetzung von Mahomet.

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregen in mir die Conception der natürlichen Tochter. In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich ſo manches Jahr über die Franzöſiſche Revolution und

deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke schematisirte ich mit Schillern gemeinschaftlich, wovon noch einiges von Schillern eigenhändig geschrieben übrig ist.

Die Propyläen wurden fortgesetzt. Im September hielten wir die erste Ausstellung der Preisbilder; die Aufgabe war Paris und Helena. Hartmann in Stuttgart erreichte den Preis.

Erwarben nun auf diese Weise die Weimarischen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentenrose wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhändig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

Und so konnte das Leben nirgends stocken in denjenigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, die wir als die unsrigen ansahen. Schelling theilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er besprach gern mancherlei Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst.

Im August und September bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondswechsel durch ein gutes

Spiegel-Teleſcop zu beobachten, und ſo ward ich denn mit dieſem, ſo lange geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bei allem dieſem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele ſchwebte, durchaus im Hintergrund.

Während meines Gartenaufenthalts las ich Herder's Fragmente, ingleichen Winckelmann's Briefe und erſte Schriften, ferner Milton's verlornes Paradies, um die mannichfaltigſten Zuſtände, Denk- und Dichtweiſen mir zu vergegenwärtigen. In die Stadt zurückgekehrt ſtudirte ich zu obgemeldeten Theaterzwecken ältere Engliſche Stücke vorzüglich des Ben Johnſon, nicht weniger andere, welche man Shakſpearen zuſchreibt. Durch guten Rath nahm ich Antheil an den Schweſtern von Lesbos, deren Verfaſſerin mich früher als ein höchſt ſchönes Kind, ſpäter als ein vorzüglichſtes Talent angezogen hatte. Tieck las mir ſeine Genovefa vor, deren wahrhaft poetiſche Behandlung mir ſehr viel Freude machte, und den freundlichſten Beifall abgewann. Auch die Gegenwart Wilhelm Auguſt Schlegel's war für mich gewinnreich. Kein Augenblick ward müßig zugebracht, und man konnte ſchon auf viele Jahre hinaus ein geiſtiges gemeinſames Intereſſe vorherſehen.

1800.

Dieſes Jahr brachte ich halb in Weimar, halb in Jena zu. Den 30. Januar ward Mahomet aufgeführt zu großem Vortheil für die Bildung unſerer Schauſpieler. Sie mußten ſich aus ihrem Naturaliſiren in eine gewiſſe Beſchränktheit zurückziehen, deren Manierirtes aber ſich gar leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir gewannen eine Vorübung

in jedem Sinne zu den schwierigeren reicheren Stücken, welche bald darauf erschienen. Von den Opern will ich nur Tarare nennen.

Spaterhin am 24. October, als am Geburtstag der Herzogin Amalia, ward im engern Kreise Palaeophron und Neoterpe gegeben. Die Aufführung des kleinen Stücks durch junge Kunstfreunde war musterhaft zu nennen. Fünf Figuren spielten in Masken, der Dame allein war vergönnt, uns in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen.

Diese Darstellung bereitete jene Maskenkomödien vor, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung jahrelang gewahrten.

Die Bearbeitung verschiedener Stücke, gemeinschaftlich mit Schiller, ward fortgesetzt und zu diesem Zweck das Geheimniß der Mutter von Horace Walpole studirt und behandelt, bei näherer Betrachtung jedoch unterlassen. Die neueren kleinen Gedichte wurden an Unger abgeliefert, die guten Frauen, ein geselliger Scherz, geschrieben.

Nun sollte zum nächsten immer gefeierten dreißigsten Januar ganz am Ende des Jahrs Tancred übersetzt werden, und so geschah es auch, ungeachtet einer sich anmeldenden krankhaften Unbehaglichkeit.

Als wir im August dieses Jahrs die zweite Ausstellung vorbereiteten, fanden wir uns schon von vielseitiger Theilnahme begünstigt. Die Aufgabe: der Tod des Abesns und Hektors Abschied von Andromache, hatten viele wackere Künstler gelockt. Den ersten Preis erhielt Hoffmann zu Köln, den zweiten Nahl zu Cassel. Der Propylaen drittes und letztes Stück ward, bei erschwerter Fortsetzung aufgegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Trost unserer Enkel, denen es

Fünfter Act.

Vorsaal.

Mana. Sora. Lato. Mela.

Sora.

Liebe Schweſtern, es koſte was es wolle, wir müſſen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es ſind Männer. Wir wollen ihnen ſchön thun, und Wein geben; damit führen wir ſie wie wir wollen.

auch nicht beſſer gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.

Die Naturforſchung verfolgte ſtill ihren Gang. Ein ſechsfüßiger Herſchel war für unſere wiſſenſchaftlichen Anſtalten angeſchafft. Ich beobachtete nun einzeln mehrere Mondwechſel, und machte mich mit den bedeutendſten Lichtgränzen bekannt, wodurch ich denn einen guten Begriff von dem Relief der Mondoberfläche erhielt. Auch war mir die Haupteintheilung der Farbenlehre in die drei Hauptmaſſen, die didaktiſche, polemiſche und hiſtoriſche, zuerſt ganz klar geworden, und hatte ſich entſchieden.

Um mir im Botaniſchen das Juſſieu'ſche Syſtem recht anſchaulich zu machen, brachte ich die ſämmtlichen Kupfer mehrerer botaniſchen Octav-Werke in jene Ordnung; ich erhielt dadurch eine Anſchauung der einzelnen Geſtalt und eine Ueberſicht des Ganzen, welches ſonſt nicht zu erlangen geweſen wäre.

1801.

Zu Anfang des Jahrs überfiel mich eine grimmige Krankheit; die Veranlaſſung dazu war folgende: ſeit der Aufführung Mahomets hatte ich eine Ueberſetzung des Tancred von Voltaire begonnen und mich damit beſchäftigt; nun aber ging das Jahr zu Ende, und ich mußte das Werk ernſtlich angreifen, daher begab ich mich Hälfte Decembers nach Jena, wo ich in den großen Zimmern des herzoglichen Schloſſes einer altherkömmlichen Stimmung ſogleich gebieten konnte. Auch dießmal waren die dortigen Zuſtände meiner Arbeit günſtig; allein die Emſigkeit, womit ich mich daran hielt, ließ mich

den schlimmen Einfluß der Localität dießmal wie schon öfter übersehen. Das Gebäude liegt an dem tiefsten Punkte der Stadt, unmittelbar an der Mühllache; Treppe so wie Treppenwände von Gyps, als einer sehr kalten und verkältenden Steinart, an die sich bei eintretendem Thauwetter die Feuchtigkeit häufig anwirft, machen den Aufenthalt besonders im Winter sehr zweideutig. Allein wer etwas unternimmt und leistet, denkt er wohl an den Ort wo es geschieht? Genug ein heftiger Katarrh überfiel mich, ohne daß ich deßhalb in meinem Vorsatz irre geworden wäre.

Damals hatte das Brownische Dogma ältere und jüngere Mediciner ergriffen; ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß Peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand verursache und dem gefährlichen Verlauf sich entgegensetze. Er rieth mir zu diesem Mittel, und in dem Augenblick war Husten, Auswurf und alles verschwunden. Wohlgemuth begab ich mich in Professor Schelling's Begleitung nach Weimar, als gleich zu Anfange des Jahrs der Katarrh mit verstärkter Gewalt zurückkehrte und ich in einen Zustand gerieth, der mir die Besinnung raubte. Die Meinigen waren außer Fassung, die Aerzte tasteten nur, der Herzog, mein gnädigster Herr, die Gefahr überschauend, griff sogleich persönlich ein, und ließ durch einen Eilboten den Hofrath Stark von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtseyn zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hülfe mich selbst wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geschwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zustande. Der Fürst ließ in seiner sorgfaltigen Leitung nicht nach, der

hocherfahrne Leibarzt, im Praktischen von sicherm Griff, bot alles auf, und so stellte Schlaf und Transpiration mich nach und nach wieder her.

Innerlich hatte ich mich indessen schon wieder so gestaltet, daß am 19. Januar die Langeweile des Zustandes mir eine maßige Thätigkeit abforderte, und so wendete ich mich zur Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben, die ich schon langst im Sinne gehabt. Die nächsten Freunde, Schiller, Herder, Voigt, Einsiedel und Loder waren thätig, mich über fernere böse Stunden hinauszuheben. Am 22. war schon bei mir ein Concert veranstaltet, und Durchlaucht dem Herzog konnt' ich am 24., als am Tage, wo er nach Berlin reis'te, für die bis zuletzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiste danken: denn an diesem Tage hatte sich das Auge wieder geöffnet, und man durfte hoffen, frei und vollstandig abermals in die Welt zu schauen. Auch konnte ich zunächst mit genesendem Blick die Gegenwart der durchlauchtigsten Herzogin Amalia und Ihrer freundlich geistreichen Umgebung bei mir verehren.

Am 29. durchging ich die Rolle der Amenaide mit Demoiselle Caspers, einer sich heranbildenden Schauspielerin. Freund Schiller leitete die Proben, und so gab er mir denn auch den 30. Abends nach der Aufführung Nachricht von dem Gelingen. So ging ich ferner dieselbe Rolle mit Demoiselle Jagemann durch, deren Naturell und Verdienst als Schauspielerin und Sangerin damals ein Verehrer nach unmittelbaren Eindrücken hatte schildern sollen.

Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauspieler und Sänger, besonders in dieser letzten Eigenschaft geselliger Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit

genaueſter Praciſion der Textworte, ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studiren des eigentlichſten Ausdrucks, der darin beſteht, daß der Sänger nach Einer Melodie die verſchiedenſte Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und ſo die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hievon durchdrungen ließ er ſich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendſtunden, ja bis tief in die Nacht hinein, daſſelbe Lied mit allen Schattirungen aufs pünktlichſte zu wiederholen: denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er ſich, wie verwerflich alles ſogenannte Durchcomponiren der Lieder ſey, wodurch der allgemein lyriſche Charakter ganz aufgehoben und eine falſche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird.

Schon am 7. Februar regte ſich in mir die productive Ungeduld, ich nahm den Fauſt wieder vor und führte ſtellenweiſe dasjenige aus, was in Zeichnung und Umriß ſchon langſt vor mir lag.

Als ich zu Ende vorigen Jahrs in Jena den Tancred bearbeitete, ließen meine dortigen geiſtreichen Freunde den Vorwurf laut werden, daß ich mich mit Franzöſiſchen Stücken, welche bei der jetzigen Geſinnung von Deutſchland nicht wohl Gunſt erlangen könnten, ſo emſig beſchäftige und nichts Eigenes vornähme, wovon ich doch ſo manches hatte merken laſſen. Ich rief mir daher die natürliche Tochter vor die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema ſchon ſeit einigen Jahren unter meinen Papieren lag.

Gelegentlich dacht' ich an das Weitere; allein durch einen aus Erfahrung geſtützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht ausſprechen dürfe, wenn es gelingen ſolle, verſchwieg ich ſelbſt Schillern dieſe Arbeit und erſchien ihm daher als unantheilnehmend, glauben- und thatlos. Ende December ſind'

ich bemerkt, daß der erſte Act der natürlichen Tochter vollendet worden.

Doch fehlte es nicht an Ableitungen, beſonders naturwiſſenſchaftlichen, ſo wie ins Philoſophiſche und Literariſche. Ritter beſuchte mich öfters, und ob ich gleich in ſeine Behandlungsweiſe mich nicht ganz finden konnte, ſo nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte und was er nach ſeinen Beſtrebungen ſich ins Ganze auszubilden getrieben war. Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges mittheilendes Verhältniß. Tieck hielt ſich länger in Weimar auf, ſeine Gegenwart war immer anmuthig fördernd. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verbündniß; wie denn alle dieſe Verhältniſſe durch die Nähe von Weimar und Jena ſich immerfort lebendig erhielten und durch meinen Aufenthalt am letztern Orte immer mehr beſtätigt wurden.

Von Naturhiſtoriſchem berührte mich weniges; ein krummer Elephantenzahn ward nach einem großen Regenguß in der Gelmeröder Schlucht entdeckt. Er lag höher als alle die bisherigen Reſte dieſer frühern Geſchöpfe, welche in den Tuffſteinbrüchen eingehüllt in dieſes Geſtein, wenig Fuß über der Ilm gefunden werden; dieſer aber ward unmittelbar auf dem Kalkflötz unter der aufgeſchwemmten Erde im Gerölle entdeckt, über der Ilm etwa zweihundert. Er ward zu einer Zeit gefunden, wo ich, dergleichen Gegenſtänden entfremdet, daran wenig Antheil nahm. Die Finder hielten die Materie für Meerſchaum und ſchickten ſolche Stücke nach Eiſenach, nur kleine Trümmer waren mir zugekommen, die ich auf ſich beruhen ließ. Bergrath Werner jedoch, bei einem abermaligen belehrenden Beſuche, wußte ſogleich die Sache zu entſcheiden, und wir erfreuten uns der von einem Meiſter des Fachs ausgeſprochenen Beruhigung.

Auch die Verhältnisse, in die ich durch den Besitz des Freiguts zu Neßla gekommen war, forderten aufmerksame Theilnahme für einige Zeit, wobei ich jedoch die Tage, die mir geraubt zu werden schienen, vielseitig zu benutzen wußte. Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.

Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt schon erquicklich genug. Oekonomen und Juristen überließ man das Geschäft und ergötzte sich einstweilen in freier Luft, und weil die Conclusion ergo bibamus zu allen Pramissen paßt, so ward auch bei dieser Gelegenheit manches herkömmliche und willkurliche Fest gefeiert; es fehlte nicht an Besuchen, und die Kosten einer wohlbesetzten Tafel vermehrten das Deficit, das der alte Pachter zurückgelassen hatte.

Der neue war ein leidenschaftlicher Freund von Baumzucht; seiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarsten Boden Gelegenheit zu solchen Anlagen. Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geschmückt, rief dagegen meine alte Parkspielerei zu geschlängelten Wegen und geselligen Raumen hervor; genug es fehlte nichts als das Nutzliche, und so wäre dieser kleine Besitz höchst wünschenswerth geblieben. Auch die Nachbarschaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortschaften, durch verständige Beamte und tuchtige Pächter gesellig, gaben dem Aufenthalt besondern Reiz; die schon entschiedene Straßenführung nach Eckartsberga, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Lusthauschen anlegen und von dort an den belebenden Meßfuhren sich ergötzen wollte; so daß man sich auf dem Grund und Boden, der einträglich hatte werden sollen, nur neue

Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerſtreuungen mit Behagen vorbereitete.

Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit fiel jedoch im Innern des Hauſes in dieſen Tagen vor. Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach ſeiner edlen Weiſe verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangner Verhältniſſe, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.

Unter dieſen und andern Ereigniſſen war der Tag hingegangen; Aerzte ſowohl als Freunde verlangten, ich ſolle mich in ein Bad begeben, und ich ließ mich, nach dem damaligen Stärkungsſyſtem, um ſo mehr für Pyrmont beſtimmen, als ich mich nach einem Aufenthalt in Göttingen ſchon längſt geſehnt hatte.

Den 5. Juni reiſ'te ich ab von Weimar, und gleich die erſten Meilen waren mir höchſt erfriſchend; ich konnte wieder einen theilnehmenden Blick auf die Welt werfen, und obgleich von keinem äſthetiſchen Gefühl begleitet, wirkte er doch höchſt wohlthätig auf mein Inneres. Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechſelung der Landesart bemerken, nicht weniger den Charakter der Städte, ihre ältere Herkunft, Erneuerung, Polizei, Arten und Unarten. Auch die menſchliche Geſtalt zog mich an und ihre höchſt merkbaren Verſchiedenheiten; ich fühlte, daß ich der Welt wieder angehörte.

In Göttingen bei der Krone eingekehrt bemerkt' ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studirende kamen und gingen, verloren ſich in Seitengäßchen und traten in bewegten Maſſen wieder vor. Endlich erſcholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verſchwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt ſeyen, und es freute mich

um ſo mehr, daß man es gewagt hatte mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreiſe zu begrußen. Gleich darauf erhielt ich ein Billet, unterzeichnet Schumacher aus Holſtein, der mir auf eine anſtändig vertrauliche Art den Vorſatz meldet, den er und eine Geſellſchaft junger Freunde gehegt, mich zu Michaeli in Weimar zu beſuchen, und wie ſie nunmehr hofften hier am Ort ihren Wunſch befriedigt zu ſehen. Ich ſprach ſie mit Antheil und Vergnugen. Ein ſo freundlicher Empfang ware dem Geſunden ſchon wohlthatig geweſen, dem Geneſenden ward er es doppelt.

Hofrath Blumenbach empfing mich nach gewohnter Weiſe. Immer von dem Neuſten und Merkwürdigſten umgeben iſt ſein Willkommen jederzeit belehrend. Ich ſah bei ihm den erſten Aerolithen, an welches Naturerzeugniß der Glaube uns erſt vor kurzem in die Hand gegeben ward. Ein junger Keſtner und von Arnim, früher bekannt und verwandten Sinnes, ſuchten mich auf und begleiteten mich zur Reitbahn, wo ich den berühmten Stallmeiſter Ayrer in ſeinem Wirkungskreiſe begrußte. Eine wohlbeſtellte Reitbahn hat immer etwas Impoſantes; das Pferd ſteht als Thier ſehr hoch, doch ſeine bedeutende weitreichende Intelligenz wird auf eine wunderſame Weiſe durch gebundene Extremitaten beſchrankt. Ein Geſchopf, das bei ſo bedeutenden, ja großen Eigenſchaften ſich nur im Treten, Laufen, Rennen zu außern vermag, iſt ein ſeltſamer Gegenſtand fur die Betrachtung, ja man uberzeugt ſich beinahe, daß es nur zum Organ des Menſchen geſchaffen ſey, um geſellt zu hoherem Sinne und Zwecke das Kraftigſte wie das Anmuthigſte bis zum Unmoglichen auszurichten.

Warum denn auch eine Reitbahn ſo wohlthatig auf den Verſtandigen wirkt, iſt daß man hier, vielleicht einzig in der

Welt, die zweckmäßige Beschränkung der That, die Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls mit Augen schaut und mit dem Geiste begreift. Menschen und Thier verschmelzen hier dergestalt in Eins, daß man nicht zu sagen wüßte, wer denn eigentlich den andern erzieht. Dergleichen Betrachtungen wurden bis aufs höchste gesteigert, als man die zwei Paare sogenannter weißgeborner Pferde zu sehen bekam, welche Fürst Sanguszko in Hannover für eine bedeutende Summe gekauft hatte.

Von da zu der allerruhigsten und unsichtbarsten Thatigkeit überzugehen, war in oberflächlicher Beschauung der Bibliothek gegönnt; man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.

Hofrath Heyne zeigte mir Köpfe Homerischer Helden von Tischbein in großem Maaßstabe ausgeführt; ich kannte die Hand des alten Freundes wieder, und freute mich seiner fortgesetzten Bemühungen, durch Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Wie viel weiter war man nicht schon gekommen als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Aechte vorahnende Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen, und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch-epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln habe.

Neue und erneuerte Bekanntschaften fanden sich wohlwollend ein. Unter Leitung Blumenbach's besah ich abermals die Museen, und fand im Steinreiche mir noch unbekannte außereuropäische Musterstücke.

Und wie denn jeder Ort den fremden Ankömmling zerstreuend hin- und herzieht und unsere Fähigkeit, das Interesse

mit den Gegenſtanden ſchnell zu wechſeln, von Augenblick zu Augenblick in Anſpruch nimmt, ſo wußte ich die Bemühung des Profeſſors Oſiander zu ſchatzen, der mir die wichtige Anſtalt des neu- und ſonderbar erbauten Accouchirhauſes, ſo wie die Behandlung des Geſchaftes erklärend zeigte.

Den Lockungen, mit denen Blumenbach die Jugend anzuziehen und ſie unterhaltend zu belehren weiß, entging auch nicht mein zehnjahriger Sohn. Als der Knabe vernahm, daß von den vielgeſtaltigen Verſteinerungen der Heinberg wie zuſammengeſetzt ſey, drangte er mich zum Beſuch dieſer Höhe, wo denn die gewöhnlichen Gebilde haufig aufgepackt, die ſeltnern aber einer ſpatern emſigen Forſchung vorbehalten wurden.

Und ſo entfernte ich mich den 12. Juni von dieſem einzig bedeutenden Orte, in der angenehm beruhigenden Hoffnung mich zur Nacheur langer daſelbſt aufzuhalten.

Der Weg nach Pyrmont bot mir neue Betrachtungen dar: das Leinerthal mit ſeinem milden Charakter erſchien freundlich und wöhnlich; die Stadt Einbeck, deren hoch aufſtrebende Dacher mit Sandſteinplatten gedeckt ſind, machte einen wunderſamen Eindruck. Sie ſelbſt und die nächſte Umgegend mit dem Sinne Zadigs durchwandelnd, glaubt' ich zu bemerken, daß ſie vor zwanzig, dreißig Jahren einen trefflichen Burgemeiſter müſſe gehabt haben. Ich ſchloß dieß aus bedeutenden Baumpflanzungen von ungefahr dieſem Alter.

In Pyrmont bezog ich eine ſchöne, ruhig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnencaſſirer, und es konnte mir nichts glücklicher begegnen als daß Griesbach's ebendaſelbſt eingemiethet hatten, und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, geprüfte Freunde, ſo unterrichtete als wohlwollende Perſonen trugen zur ergötzlichen Unterhaltung das vorzüglichſte bei. Prediger Schütz aus Bückeburg, jenen

Lato. Laß ſehn!

Sora. Ich habe vom ſüßen Wein genommen, und ihn mit Schlaftrunk gemiſcht. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Mela. Wie ſo?

Sora. Wer nicht neugierig iſt, erfährt nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen zu wiſſen, wie's im Zimmer wohl ſeyn möchte, wenn die ſchönen Sachen alle ſpielten. Gegen Mitternacht ſchlich ich mich an, und guckte durch einen Ritz in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was ſahſt du?

Sora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns ſo unempfindlich blieb, ſo verachtend von uns wegging!

Lato. Ach! er iſt ein ſchöner Geiſt von der neuen Sorte, die ſind alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt ſeine Geliebte mit ſich herum.

als Bruder und Schwager, und mir als Gleichniß ſeiner langſt bekannten Geſchwiſter höchſt willkommen, mochte ſich gern von allem was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten.

Hofrath Richter von Göttingen, in Begleitung des augenkranken Fürſten Sanguszko, zeigte ſich immer in den liebenswürdigſten Eigenheiten, heiter auf trockne Weiſe, neckiſch und neckend, bald ironiſch und parador, bald gründlich und offen.

Mit ſolchen Perſonen fand ich mich gleich anfangs zuſammen; ich wüßte nicht, daß ich eine Badezeit in beſſerer Geſellſchaft gelebt hatte, beſonders da eine mehrjahrige Bekanntſchaft ein wechſelſeitig duldendes Vertrauen eingeleitet hatte.

Auch lernte ich kennen Frau von Weinheim, ehemalige Generalin von Bauer, Madame Scholin und Raleff, Verwandte von Madame Sander in Berlin. Anmuthige und liebenswürdige Freundinnen machten dieſen Cirkel höchſt wunſchenswerth.

Leider war ein ſtürmiſch-regneriſches Wetter einer öftern Zuſammenkunft im Freien hinderlich; ich widmete mich zu Hauſe der Ueberſetzung des Theophraſt und einer weitern Ausbildung der ſich immermehr bereichernden Farbenlehre.

Die merkwürdige Dunſthöhle in der Nähe des Ortes, wo das Stickgas, welches mit Waſſer verbunden ſo kräftig heilſam auf den menſchlichen Körper wirkt, für ſich unſichtbar eine tödtliche Atmoſphäre bildet, veranlaßte manche Verſuche, die zur Unterhaltung dienten. Nach ernſtlicher Prüfung des Locals und des Niveau's jener Luftſchicht konnte ich die auffallenden und erfreulichen Experimente mit ſicherer Kühnheit anſtellen. Die auf dem unſichtbaren Elemente luſtig tanzenden

Seifenblasen, das plötzliche Verlöschen eines flackernden Strohwisches, das augenblickliche Wiederentzunden, und was dergleichen sonst noch war, bereitete staunendes Ergötzen solchen Personen, die das Phänomen noch gar nicht kannten, und Bewunderung, wenn sie es noch nicht im Großen und Freien ausgeführt gesehen hatten. Und als ich nun gar dieses geheimnißvolle Agens, in Pyrmonter Flaschen gefullt, mit nach Hause trug und in jedem anscheinend leeren Trinkglas das Wunder des auslöschenden Wachsstocks wiederholte, war die Gesellschaft völlig zufrieden und der ungläubige Brunnenmeister so zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich bereit zeigte, mir einige dergleichen wasserleere Flaschen den übrigen gefüllten mit beizupacken, deren Inhalt sich auch in Weimar noch völlig wirksam offenbarte.

Der Fußpfad nach Lüde, zwischen abgeschrankten Weideplätzen her, ward öfters zurückgelegt. In dem Oertchen, das einigemal abgebrannt war, erregte eine desperate Hausinschrift unsere Aufmerksamkeit; sie lautet:

Gott segne das Haus!
Zweimal rannt' ich heraus,
Denn zweimal ist's abgebrannt,
Komm' ich zum drittenmal gerannt,
Da segne Gott meinen Lauf,
Ich bau's wahrlich nicht wieder auf.

Das Franciscaner-Kloster ward besucht und einige dargebotene Milch genossen. Eine uralte Kirche außerhalb des Ortes gab den ersten unschuldigen Begriff eines solchen früheren Gotteshauses mit Schiff und Kreuzgangen unter Einem Dach bei völlig glattem unverziertem Vordergiebel. Man schrieb sie den Zeiten Carl's des Großen zu; auf alle Falle ist

ſie für uralt zu achten, es ſey nun der Zeit nach, oder daß ſie die uranfänglichen Bedürfniſſe jener Gegend ausſpricht.

Mich und beſonders meinen Sohn überraſchte höchſt angenehm das Anerbieten des Rectors Werner uns auf den ſogenannten Kryſtallberg hinter Lüde zu führen, wo man bei hellem Sonnenſchein die Aecker von tauſend und aber tauſend kleinen Bergkryſtallen wiederſchimmern ſieht. Sie haben ihren Urſprung in kleinen Höhlen eines Mergelſteins, und ſind auf alle Weiſe merkwürdig als ein neueres Erzeugniß, wo ein Minimum der im Kalkgeſtein enthaltenen Kieſelerde, wahrſcheinlich dunſtartig befreit, rein und waſſerhell in Kryſtalle zuſammentritt.

Ferner beſuchten wir die hinter dem Königsberge von Quakern angelegte wie auch betriebene Meſſerfabrik, und fanden uns veranlaßt, ihrem ganz nah bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienſt mehrmals beizuwohnen, deſſen, nach langer Erwartung, für improviſirt gelten ſollende Rhetorik kaum jemand das erſtemal, geſchweige denn bei wiederholtem Beſuch, für inſpirirt anerkennen möchte. Es iſt eine traurige Sache, daß ein reiner Cultus jeder Art, ſobald er am Orte beſchränkt und durch die Zeit bedingt iſt, eine gewiſſe Heuchelei niemals ganz ablehnen kann.

Die Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig des XVIII. unter dem Namen einer Gräfin Lille, erſchien auch am Brunnen, in weniger aber abgeſchloſſener Umgebung.

Bedeutende Männer habe ich noch zu nennen: Conſiſtorialrath Horſtig und Hofrath Marquart, den letztern als einen Freund und Nachfolger Zimmermann's.

Das fortdauernde üble Wetter drängte die Geſellſchaft öfter ins Theater. Mehr dem Perſonal als den Stücken wendete ich meine Aufmerkſamkeit zu. Unter meinen Papieren

fand' ich noch ein Verzeichniß der sammtlichen Namen und der gespielten Rollen, der zur Beurtheilung gelassene Platz hingegen ward nicht ausgefüllt. Iffland und Kotzebue thaten auch hier das Beste, und Eulalia, wenn man schon wenig von der Rolle verstand, bewirkte doch, durch einen sentimental-tönend weichlichen Vortrag, den größten Effect; meine Nachbarinnen zerflossen in Thränen.

Was aber in Pyrmont apprehensiv wie eine böse Schlange sich durch die Gesellschaft windet und bewegt, ist die Leidenschaft des Spiels und das daran bei einem jeden, selbst wider Willen erregte Interesse. Man mag um Wind und Wetter zu entgehen in die Sale selbst treten, oder in bessern Stunden die Allee auf und ab wandeln, überall zischt das Ungeheuer durch die Reihen; bald hört man, wie ängstlich eine Gattin den Gemahl nicht weiter zu spielen ansieht, bald begegnet uns ein junger Mann, der in Verzweiflung über seinen Verlust die Geliebte vernachlässigt, die Braut vergißt; dann erschallt auf einmal ein Ruf ganzenloser Bewunderung: die Bank sey gesprengt! Es geschah dießmal wirklich in Roth und Schwarz. Der vorsichtige Gewinner setzte sich alsbald in eine Postchaise, seinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es schien mit mäßiger Börse, denn er lebte stille fort, als wäre nichts geschehen.

Nun aber kann man in dieser Gegend nicht verweilen, ohne auf jene Urgeschichten hingewiesen zu werden, von denen uns Römische Schriftsteller so ehrenvolle Nachrichten überliefern. Hier ist noch die Umwallung eines Berges sichtbar, dort eine Reihe von Hügeln und Thalern, wo gewisse Heerzüge und Schlachten sich hatten ereignen können. Da ist ein Gebirgs-, ein Ortsname, der dorthin Winke zu geben scheint;

herkömmliche Gebräuche ſogar deuten auf die früheſten roh feiernden Zeiten, und man mag ſich wehren und wenden wie man will, man mag noch ſo viel Abneigung beweiſen, vor ſolchen aus dem Ungewiſſen ins Ungewiſſere verleitenden Bemühungen, man findet ſich wie in einem magiſchen Kreiſe befangen, man identificirt das Vergangene mit der Gegenwart, man beſchränkt die allgemeinſte Raumlichkeit auf die jedesmal nächſte und fühlt ſich zuletzt in dem behaglichen Zuſtande, weil man für Einen Augenblick wähnt, man habe ſich das Unfaßlichſte zur unmittelbaren Anſchauung gebracht.

Durch Unterhaltungen ſolcher Art, geſellt zum Leſen von ſo mancherlei Heften, Büchern und Büchelchen, alle mehr oder weniger auf die Geſchichte von Pyrmont und die Nachbarſchaft bezüglich, ward zuletzt der Gedanke einer gewiſſen Darſtellung in mir rege, wozu ich nach meiner Weiſe ſogleich ein Schema verfertigte.

Im Jahre 1582 begab ſich auf einmal aus allen Welttheilen eine lebhafte Wanderſchaft nach Pyrmont, einer damals zwar bekannten aber doch noch nicht hochberühmten Quelle; ein Wunder das niemand zu erklären wußte. Durch die Nachricht hiervon wird ein Deutſcher wackerer Ritter, der in den beſten Jahren ſteht, aufgeregt; er befiehlt ſeinem Knappen alles zu rüſten und auf der Fahrt ein genaues Tagebuch zu führen: denn dieſer, als Knabe zum Mönch beſtimmt, war gewandt genug mit der Feder. Von dem Augenblicke des Befehls an enthält ſein Tagebuch die Anſtalten der Abreiſe, die Sorge des Hausweſens in der Abweſenheit, wodurch uns denn jene Zuſtände ganz anſchaulich werden.

Sie machen ſich auf den Weg und finden unzählige Wanderer die von allen Seiten herzuſtrömen. Sie ſind hülfreich, ordnen und geleiten die Menge, welches Gelegenheit giebt,

diese Zustände der damaligen Zeit vor Augen zu bringen. Endlich kommt der Ritter als Führer einer großen Caravane in Pyrmont an; hier wird nun gleich so wie bereits auf dem Wege durchaus das Locale beachtet und benutzt. Es war doch von uralten Zeiten her noch manches übrig geblieben, das an Hermann und seine Genossen erinnern durfte.' Die Kirche zu Luden, von Carl dem Großen gestiftet, ist hier von höchster Bedeutung. Das Getümmel und Gewimmel wird vorgeführt; von den endlosen Krankheiten werden die widerwärtigen mit wenig Worten abgelehnt; die psychischen aber, als reinlich und wundervoll, ausführlich behandelt, so wie die Persönlichkeit der damit behafteten Personen hervorgehoben. Bezüge von Neigung und mancherlei Verhältnisse entwickeln sich und das Unerforschliche, Heilige macht einen wünschenswerthen Gegensatz gegen das Ruhmwürdige. Verwandte Geister ziehen sich zusammen, Charaktere suchen sich und so entsteht mitten in der Weltwoge eine Stadt Gottes, um deren unsichtbare Mauern das Pöbelhafte nach seiner Weise wüthet und rast: denn auch Gemeines jeder Art versammelte sich hier: Marktschreier, die besondern Eingang hatten; Spieler, Gauner, die jedermann nur nicht unseren Verbündeten drohten; Zigeuner, die durch wunderbares Betragen, durch Kenntnisse der Zukunft Zutrauen und zugleich die allerbanglichste Ehrfurcht erweckten; der vielen Kramer nicht zu vergessen, deren Leinwand, Tücher, Felle vom Ritter sogleich in Beschlag genommen und dem sittlichen Kreise dadurch ein gedrangter Wohnort bereitet wurde.

Die Verkäufer, die ihre Waare so schnell und nützlich angebracht sahen, suchten eilig mit gleichen Stoffen zurückzukehren, andere speculirten daraus sich und andern Schirm und Schutz gegen Wind und Wetter aufzustellen; genug bald war

ein weit ſich erſtreckendes Lager errichtet, wodurch bei ſtetigem Abgange, der Nachfolgende die erſten Wohnbedürfniſſe befriedigt fand.

Den Bezirk der edeln Geſellſchaft hatte der Ritter mit Paliſſaden umgeben und ſo ſich vor jedem phyſiſchen Andrang geſichert. Es fehlt nicht an mißwollenden, widerwärtig-heimlichen, trotzig-heftigen Gegnern, die jedoch nicht ſchaden konnten; denn ſchon zahlte der tugendſame Kreis mehrere Ritter, alt und jung, die ſogleich Wache und Polizei anordnen, es fehlt ihm nicht an ernſten geiſtlichen Männern, welche Recht und Gerechtigkeit handhaben.

Alles dieſes ward, im Style jener Zeit, als unmittelbar angeſchaut, von dem Knappen täglich niedergeſchrieben mit naturgemäßen kurzen Betrachtungen, wie ſie einem heraufkommenden guten Geiſte wohl geziemten.

Sodann aber erſchienen, Aufſehen erregend, langfaltig, blendend-weiß gekleidet, ſtufenweiſe bejahrt, drei würdige Männer: Jüngling, Mann und Greis und traten unverſehens mitten in die wohldenkende Geſellſchaft.

Selbſt geheimnißvoll enthüllten ſie das Geheimniß ihres Zuſammenſtrömens und ließen auf die künftige Größe Pyrmonts in eine freundliche Ferne lichtvoll hinausſehen.

Dieſer Gedanke beſchäftigte mich die ganze Zeit meines Aufenthalts, ingleichen auf der Rückreiſe. Weil aber, um dieſes Werk gehaltvoll und lehrreich zu machen, gar manches zu ſtudiren war und viel dazu gehörte dergleichen zerſplitterten Stoff ins Ganze zu verarbeiten, ſo daß es würdig geweſen wäre von allen Badegaſten nicht allein, ſondern auch von allen Deutſchen, beſonders niederdeutſchen Leſern beachtet zu werden; ſo kam es bald in Gefahr Entwurf oder Grille zu bleiben, beſonders da ich meinen Aufenthalt in Göttingen zum

Studium der Geschichte der Farbenlehre bestimmt hatte, wovon an seinem Ort gehandelt worden.

Ich hatte die letzten Tage bei sehr unbeständigem Wetter nicht auf das angenehmste zugebracht und fing an zu fürchten, mein Aufenthalt in Pyrmont würde mir nicht zum Heil gedeihen. Nach einer so hochentzündlichen Krankheit mich abermals im Brownischen Sinne einem so entschieden anregenden Bade zuzuschicken, war vielleicht nicht ein Zeugniß richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, daß mich Nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ, bei Tage das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzte.

Der Herzog mein gnädigster Herr kam den 9. Juli in Pyrmont an, ich erfuhr, was sich zunächst in Weimar zugetragen und was daselbst begonnen worden; aber eben jener aufgeregte Zustand ließ mich einer so erwünschten Nähe nicht genießen. Das fortdauernde Regenwetter verhinderte jede Geselligkeit im Freien; ich entfernte mich am 17. Juli, wenig erbaut von den Resultaten meines Aufenthalts.

Durch Bewegung und Zerstreuung auf der Reise, auch wohl wegen unterlassenen Gebrauchs des aufregenden Mineralwassers, gelangt' ich in glücklicher Stimmung nach Göttingen. Ich bezog eine angenehme Wohnung bei dem Instrumentenmacher Kramer an der Allee im ersten Stocke. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daselbst war, die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab solches

dem Herrn Professor Neus und erfuhr von ihm so wie von allen übrigen Angestellten die entschiedenste Beihülfe. Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, sondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hause gegeben, und so verbracht' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeschichte von Göttingen, nach Pütter, studirte ich nun am Orte selbst mit größter Aufmerksamkeit und eigentlichster Theilnahme, ja ich ging die Lections-Katalogen vom Ursprung der Akademie sorgfältig durch, woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die sämmtlichen physikalischen Compendien, nach welchen gelesen worden, in den nach und nach auseinander folgenden Ausgaben, und in solchen besonders das Capitel von Licht und Farben.

Die übrigen Stunden verbracht' ich sodann in großer Erheiterung. Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen nach Wehnde mit Professor Bouterwek zu Oberamtmann Westfeld, und einer andern von Hofrath Meiners veranstalteten, wo ein ganz heiterer Tag zuerst auf der Papiermühle, dann in Pappelhausen, ferner auf der Plesse, wo eine stattliche Restauration bereitet war, in Gesellschaft des Professor Fiorillo zugebracht, und am Abend auf Mariaspring traulich beschlossen wurde.

Die unermüdliche durchgreifende Belehrung Hofrath Blumenbach's, die mir so viel neue Kenntniß und Aufschluß verlieh, erregte die Leidenschaft meines Sohnes für die Fossilien

des Heinberges. Gar manche Spazierwege wurden dorthin vorgenommen, die häufig vorkommenden Exemplare gierig zusammengesucht, den seltnern emsig nachgespürt. Hierbei ergab sich der merkwürdige Unterschied zweier Charaktere und Tendenzen: indeß mein Sohn mit der Leidenschaft eines Sammlers die Vorkommnisse aller Art zusammentrug, hielt Eduard, ein Sohn Blumenbach's, als geborner Militar, sich bloß an die Belemniten und verwendete solche, um einen Sandhaufen als Festung betrachtet mit Palissaden zu umgeben.

Sehr oft besucht' ich Professor Hoffmann, und ward den Kryptogamen, die für mich immer eine unzugangliche Provinz gewesen, naher bekannt. Ich sah bei ihm mit Bewunderung die Erzeugnisse kolossaler Farrenkrauter, die das sonst nur durch Mikroskope Sichtbare dem gewöhnlichen Tagesblick entgegen führten. Ein gewaltsamer Regenguß überschwemmte den untern Garten, und einige Straßen von Göttingen standen unter Wasser. Hieraus erwuchs uns eine sonderbare Verlegenheit. Zu einem herrlichen, bei Hofrath Martens angestellten Gastmahl sollten wir uns in Portechaisen hinbringen lassen. Ich kam glücklich durch, allein der Freund, mit meinem Sohne zugleich eingeschachtelt, ward den Tragern zu schwer, sie setzten wie bei trocknem Pflaster den Kasten nieder, und die geputzten Insitzenden waren nicht wenig verwundert, den Strom zu ihnen hereindringen zu fühlen.

Auch Professor Seyffer zeigte mir die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Mehrere bedeutende Fremde, deren man auf frequentirten Universitaten immer als Gäste zu finden pflegt, lernt' ich daselbst kennen, und mit jedem Tag vermehrte sich der Reichthum meines Gewinnes über alles Erwarten. Und so hab' ich denn auch der freundlichen Theilnahme des Professor Sartorius zu

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ey wie?

Sora. Wenn ich euch nichts aufſpürte! In dem verfluchten Kaſten, in der geheimnißvollen Laube ſitzt ſie. Mich wundert nur, wie ſie ſich mag ſo herumſchleppen laſſen, ſo ſtille ſitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Mauleſeln getragen!

Mela. Wie ſieht ſie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide ſehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entſtand ein Geräuſche; da ruſcht' ich fort.

Lato. O laßt uns ſehen!

Mana. Wenn ſich's nur ſchickte!

Sora. Es iſt ja Nacht, kein Menſch wird es erfahren. Ich habe ſchon den Hauptſchlüſſel. Nun ſpielt mit der Wache hübſch die Mädchen.

gedenken, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgesetzt ist, mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geselligkeit die sämmtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten.

Auch hatte derselbe in Gesellschaft mit Professor Hugo die Geneigtheit einen Vortrag von mir zu verlangen, und was ich denn eigentlich bei meiner Farbenlehre beabsichtige, näher zu vernehmen. Einem solchen Antrage durft' ich wohl, halb Scherz halb Ernst, zu eigner Fassung und Uebung nachgeben; doch konnte bei meiner noch nicht vollständigen Beherrschung des Gegenstandes dieser Versuch weder mir noch ihnen zur Befriedigung ausschlagen.

So verbracht' ich denn die Zeit so angenehm als nützlich, und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefahrlich es sey sich einer so großen Masse von Gelehrsamkeit zu nahern: denn indem ich, um einzelner in mein Geschäft einschlagender Dissertationen willen, ganze Bände dergleichen akademischer Schriften vor mich legte, so fand ich nebenher allseitig so viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Bestimmbarkeit und Vorkenntniß in vielen Fachern, hier und da hingezogen ward und meine Collectaneen eine bunte Gestalt anzunehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder ins Enge und wußte zur rechten Zeit einen Abschluß zu finden.

Indeß ich nun eine Reihe von Tagen nützlich und angenehm, wie es wohl selten geschieht, zubrachte, so erlitt ich dagegen zur Nachtzeit gar manche Unbilden, die im Augenblick höchst verdrießlich und in der Folge lächerlich erscheinen.

Meine schöne und talentvolle Freundin Dem. Jagemann hatte kurz vor meiner Ankunft das Publicum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus als den Frauen lieb war, und gleicherweise sah man eine erregbare Jugend hingerissen; aber mir hatte die Superiorität ihrer Natur- und Kunstgaben ein großes Unheil bereitet. Die Tochter meines Wirthes Dem. Kramer hatte von Natur eine recht schöne Stimme, durch Uebung eine glückliche Ausbildung derselben erlangt, ihr aber fehlte die Anlage zum Triller, dessen Anmuth sie nun von einer fremden Virtuosin in höchster Vollkommenheit gewahr worden; nun schien sie alles Uebrige zu vernachlässigen und nahm sich vor, diese Zierde des Gesanges zu erringen. Wie sie es damit die Tage über gehalten, weiß ich nicht zu sagen, aber Nachts, eben wenn man sich zu Bette legen wollte, erstieg ihr Eifer den Gipfel: bis Mitternacht wiederholte sie gewisse cadenzartige Gänge, deren Schluß mit einem Triller gekrönt werden sollte, meistens aber häßlich entstellt, wenigstens ohne Bedeutung, abgeschlossen wurde.

Andern Anlaß zur Verzweiflung gaben ganz entgegengesetzte Töne; eine Hundeschaar versammelte sich um das Eckhaus, deren Gebell anhaltend unerträglich war. Sie zu verscheuchen, griff man nach dem ersten besten Werkzeuge, und da flog denn manches Ammonshorn des Heinberges, von meinem Sohne mühsam herbeigetragen, gegen die unwillkommenen Ruhestörer, und gewöhnlich umsonst. Denn wenn wir alle verscheucht glaubten, bellt' es immerfort bis wir endlich entdeckten, daß über unsern Häuptern sich ein großer Hund des Hauses am Fenster aufrecht gestellt seine Cameraden durch Erwiederung hervorrief.

Aber dieß war noch nicht genug; aus tiefem Schlafe

weckte mich der ungeheure Ton eines Hornes, als wenn es mir zwiſchen die Bettvorhänge hineinbliese. Ein Nachtwächter unter meinem Fenſter verrichtete ſein Amt auf ſeinem Poſten, und ich war doppelt und dreifach unglücklich, als ſeine Pflichtgenoſſen an allen Ecken der auf die Allee führenden Straßen antworteten, um durch erſchreckende Töne uns zu beweiſen, daß ſie für die Sicherheit unſerer Ruhe beſorgt ſeyen. Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten, welche die beſondere Gefälligkeit hatte, erſt eins, dann mehrere dieſer Hörner um des wunderlichen Fremden willen zum Schweigen zu bringen, der im Begriff war die Rolle des Oheims in Humphry Klinker zu ſpielen, deſſen ungeduldige Reizbarkeit durch ein paar Waldhörner zum thätigen Wahnſinn geſteigert wurde.

Belehrt, froh und dankbar reiſ'te ich den 14. Auguſt von Göttingen ab, beſuchte die Baſaltbrüche von Dransfeld, deren problematiſche Erſcheinung ſchon damals die Naturforſcher beunruhigte. Ich beſtieg den hohen Hahn, auf welchem das ſchönſte Wetter die weite Umſicht begünſtigte, und den Begriff der Landſchaft vom Harz her deutlicher faſſen ließ. Ich begab mich nach Hannövriſch-Minden, deſſen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch die Vereinigung der Werre und Fulde gebildet, einen ſehr erfreulichen Anblick darbot. Von da begab ich mich nach Caſſel, wo ich die Meinigen mit Prof. Meyer antraf; wir beſahen unter Anleitung des wackern Nahl, deſſen Gegenwart uns an den frühern Römiſchen Aufenthalt gedenken ließ, Wilhelmshöhe an dem Tage, wo die Springwaſſer das mannichfaltige Park- und Garten-Local verherrlichten. Wir beachteten ſorgfältig die köſtlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schloſſes, durchwandelten das Muſeum

Bayerische Staatsbibliothek

und besuchten das Theater. Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Truchseß, der in frühern Jahren durch redliche Tüchtigkeit sich in die Reihe der Helfe von Berlichingen zu stellen verdient hatte.

Den 21. August gingen wir über Hohenecken nach Kreuzburg; am folgenden Tage, nachdem wir die Salinen besehen, gelangten wir nach Eisenach, begrüßten die Wartburg und den Madelstein, wo sich manche Erinnerung von zwanzig Jahren her belebte. Die Anlagen des Handelsmanns Hose waren zu einem neuen unerwarteten Gegenstand indessen herangewachsen.

Darauf gelangte ich nach Gotha, wo Prinz August mich nach altem freundschaftlichem Verhältniß in seinem angenehmen Sommerhause wirthlich aufnahm und die ganze Zeit meines Aufenthalts eine im Engen geschlossene Tafel hielt; wobei der Herzog und die theuren von Frankenbergischen Gatten niemals fehlten.

Herr von Grimm, der vor den großen revolutionären Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig dem Sechzehnten, glücklicher als dieser von Paris entwichen war, hatte bei dem altbefreundeten Hofe eine sichre Freistatt gefunden. Als gebildeter Weltmann und angenehmer Mitgast konnte er doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verlust nicht immer verbergen. Ein Beispiel wie damals aller Besitz in nichts zerfloß, sey folgende Geschichte: Grimm hatte bei seiner Flucht dem Geschäftsträger einige hunderttausend Franken in Assignaten zurückgelassen; diese wurden durch Mandate noch auf geringeren Werth reducirt, und als nun jeder Einsichtige, die Vernichtung auch dieser Papiere voraus fürchtend, sie in irgend eine unzerstörliche Waare umzusetzen trachtete, — wie man denn z. B. Reis, Wachslichter und was dergleichen nur

noch zum Verkaufe angeboten wurde, begierlich aufspeicherte — so zauderte Grimm's Geschäftsträger wegen großer Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüsseler Manchetten und Busenkrause hingab. Grimm zeigte sie gern der Gesellschaft, indem er launig den Vorzug pries, daß wohl niemand so kostbare Staatszierden aufzuweisen habe.

Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zusammen gewesen, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch literarischen Mittheilungen unterhalten, stach freilich sehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der andern verschwand, und man sich, wie bei einer Sündfluth kaum auf den höchsten Gipfeln, so hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde gesichert glaubte. Indessen fehlte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen eintretenden Geburtstag wollte man mit gnädiger Aufmerksamkeit bei einem solchen geschlossenen Mahle feiern; schon an den gewöhnlichen Gängen sah man einigen Unterschied; beim Nachtisch aber trat nun die sämmtliche Livrée des Prinzen in stattlich gekleidetem Zug herein, voran der Haushofmeister; dieser trug eine große, von bunten Wachsstöcken flammende Torte, deren ins Halbhundert sich belaufende Anzahl einander zu schmelzen und zu verzehren drohte, anstatt daß bei Kinderfeierlichkeiten der Art noch Raum genug für nachfolgende Lebenskerzen übrig bleibt.

Auch mag dieß ein Beispiel seyn, mit welcher anständigen Naivetät man schon seit so viel Jahren einer wechselseitigen Neigung sich zu erfreuen gewußt, wo Scherz und Aufmerksamkeit, guter Humor und Gefälligkeit, geistreich und wohlwollend das Leben durchaus zierlich durchzuführen sich gemeinsam beeiferten.

In der beſten Stimmung kehrte ich am 30. Auguſt nach Weimar zurück, und vergaß über den neuandringenden Beſchäftigungen, daß mir noch irgend eine Schwachheit als Folge des erduldeten Uebels und einer gewagten Cur möchte zurückgeblieben ſeyn. Denn mich empfingen ſchon zu der nunmehrigen dritten Ausſtellung eingeſendete Concurrenzſtücke. Sie ward abermals mit Sorgfalt eingerichtet, von Freunden, Nachbarn und Fremden beſucht, und gab zu mannichfaltigen Unterhaltungen, zu näherer Kenntniß mitlebender Künſtler und der daraus herzuleitenden Beſchäftigung derſelben Anlaß. Nach geendigter Ausſtellung erhielt der in der Römiſch antiken Schule zu ſchöner Form und reinlichſter Ausführung gebildete Nahl die Hälfte des Preiſes, wegen Achill auf Skyros, Hoffmann aus Köln hingegen, der farben- und lebensluſtigen Niederländiſchen Schule entſproſſen, wegen Achills Kampf mit den Flüſſen, die andere Hälfte; außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Verzierung der Schloßzimmer aufbewahrt.

Und hier iſt wohl der rechte Ort eines Hauptgedankens zu erwähnen, den der umſichtige Fürſt den Weimariſchen Kunſtfreunden zur Ueberlegung und Ausführung gab.

Die Zimmer des neueinzurichtenden Schloſſes ſollten nicht allein mit anſtändiger fürſtlicher Pracht ausgeſtattet werden, ſie ſollten auch den Talenten gleichzeitiger Künſtler zum Denkmal gewidmet ſeyn. Am reinſten und vollſtändigſten ward dieſer Gedanke in dem von durchlauchtigſter Herzogin bewohnten Eckzimmer ausgeführt, wo mehrere Concurrenz- und ſonſtige Stücke gleichzeitiger Deutſcher Künſtler, meiſt in Sepia, unter Glas und Rahmen auf einfachen Grund angebracht wurden. Und ſo wechſelten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hoffmann aus Köln und Nahl aus Caſſel,

von Heinrich Meyer aus Stäfe und Hummel aus Neapel, Statuen und Basreliefe von Tieck, eingelegte Arbeit und Flacherhobenes von Catel, in geschmackvoller harmonischer Folge. Daß jedoch dieser erste Vorsatz nicht durchgreifender ausgeführt worden, davon mag der gewöhnliche Weltgang die Schuld tragen, wo eine löbliche Absicht oft mehr durch den Zwiespalt der Theilnehmenden, als durch äußere Hindernisse gefährdet wird.

Meiner Büste, durch Tieck mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einschaltend an dieser Stelle wohl gedenken.

Was den Gang des Schloßbaues in der Hauptsache betrifft, so konnte man demselben mit desto mehr Beruhigung folgen, als ein paar Männer wie Gentz und Rabe, darin völlig aufgeklart zu wirken angefangen. Ihr zuverlässiges Verdienst überhob aller Zweifel in einigen Fällen, die man sonst mit einer gewissen Bangigkeit sollte betrachtet haben: denn im Grunde war es ein wunderbarer Zustand. Die Mauern eines alten Gebaudes standen gegeben, einige neuere, ohne genugsame Umsicht darin vorgenommene Anordnungen schienen überdachteren Planen hinderlich, und das Alte so gut als das Neue höheren und freieren Unternehmungen im Wege; weßhalb denn wirklich das Schloßgebaude manchmal aussah wie ein Gebirg, aus dem man, nach indischer Weise, die Architektur heraushauen wollte. Und so leiteten dießmal das Geschaft gerade ein paar Männer, die freilich als geistreiche Künstler mit frischem Sinn herankamen, und von denen man nicht abermals abzuandernde Abanderungen sondern eine schließliche Feststellung des Bleibenden zu erwarten hatte.

Ich wende nunmehr meine Betrachtungen zum Theater zurück. Am 24. October, als am Jahrstag des ersten

Maskenſpieles Palaophron und Neoterpe, wurden die Brüder nach Terenz von Einſiedel bearbeitet aufgeführt, und ſo eine neue Folge theatraliſcher Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannichfaltigkeit in die Vorſtellungen bringen und zu Ausbildung gewiſſer Fertigkeiten Anlaß geben ſollten.

Schiller bearbeitete Leſſing's Nathan, ich blieb dabei nicht unthätig. Den 28. November ward er zum erſtenmal aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die Deutſche Bühne.

Schiller hatte die Jungfrau von Orleans in dieſem Jahr begonnen und geendigt; wegen der Aufführung ergaben ſich manche Zweifel, die uns der Freude beraubten ein ſo wichtiges Werk zuerſt auf das Theater zu bringen. Es war der Thätigkeit Iffland's vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, durch eine glänzende Darſtellung dieſes Meiſterſtücks ſich für alle Zeiten in den Theater Annalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben.

Nicht geringen Einfluß auf unſre dieſjährigen Leiſtungen erwies Mad. Unzelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftreten ſollte. Gar manches Unbequeme ja Schädliche hat die Erſcheinung von Gaſten auf dem Theater; wir lehnten ſie ſonſt möglich ab, wenn ſie uns nicht Gelegenheit gaben, ſie als neue Anregung und Steigerung unſerer bleibenden Geſellſchaft zu benutzen, dieß konnte nur durch vorzügliche Künſtler geſchehen. Mad. Unzelmann gab acht wichtige Vorſtellungen hintereinander, bei welchen das ganze Perſonal in bedeutenden Rollen auftrat und ſchon an und für ſich, zugleich aber im Verhältniß zu dem neuen Gaſte, das Möglichſte zu leiſten hatte. Dieß war von unſchätzbarer Anregung. Nichts iſt trauriger als der Schlendrian, mit dem

sich der Einzelne ja eine Gesammtheit hingehen läßt; aber auf dem Theater ist es das Allerschlimmste, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird, und nicht etwa ein durch die Zeit selbst sich einleitender Erfolg abzuwarten ist. Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Creatur von der Welt, meist ist er incorrigibel, deßhalb sind neues Publicum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel: jenes läßt ihm seine Fehler nicht hingehen, dieser fordert ihn zu schuldiger Anstrengung auf. Und so möge denn nun auch das auf dem Deutschen Theater unaufhaltsame Gastrollenspielen sich zum allgemeinen Besten wirksam erweisen.

Stolberg's öffentlicher Uebertritt zum katholischen Cultus zerriß die schönsten früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei nichts, denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte sich schon längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche.

Auch überraschte mich dieses Ereigniß keineswegs, ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und so konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zusehen, der aus einer späten Manifestation geheimer Mißverhältnisse zuletzt entspringen mußte.

1802.

Auf einen hohen Grad von Bildung waren schon Bühne und Zuschauer gelangt. Ueber alles Erwarten glückten die

Vorſtellungen von Jon (Jan. 4.), Turandot (Jan. 30.), Iphigenia (Mai 15.), Alarcos (Mai 29.) [illegible] werden mit größter Sorgfalt trefflich gegeben; letzterer [illegible] ſich jedoch keine Gunſt erwerben. Durch dieſe Vorſtellungen bewieſen wir, daß es Ernſt ſey, alles was der Aufmerkſamkeit wurdig ware einem freien reinen Urtheil aufzuſtellen; wir hatten aber dießmal mit verdrangendem ausſchließendem Parteiacrſt zu kampfen.

Der große Zwieſpalt der ſich in der Deutſchen Literatur hervorthat, wirkte, beſonders wegen der Nahe von Jena, auf unſern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neuern ſtrebenden Philoſophie und einer daraus herzuleitenden Aeſthetik, ohne viel auf Perſönlichkeiten zu achten, die nebenher im Beſondern ein muthwilliges und freches Spiel trieben.

Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tiefſten beleidigt, deßhalb trat ſchon am Vorſtellungsabend Jons, deſſen Verfaſſer kein Geheimniß geblieben war, ein Oppoſitions-Verſuch unbeſcheiden hervor; in den Zwiſchenacten flüſterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß gab. Ein ſowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufſatz war in das Mode-Journal projectirt, aber ernſt und kraftig zurückgewieſen; denn es war noch nicht Grundſatz daß in demſelbigen Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt ſey, das zu zerſtören was andere kurz vorher aufgebaut hatten.

Wir wollten ein für allemal den Klatſch des Tages auf unſerer Bühne nicht dulden, indeß der andern Partei gerade daran gelegen war ſie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deßhalb gab es einen großen Kampf, als ich

Muſik.

Die Frauenzimmer ſpielen unter ſich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und ſehen zu; ſie rufen einander herbey, endlich miſchen ſie ſich in die Spiele. Die Fräulein thun erſt fremd, dann freundlich, endlich bringen ſie Wein und Früchte; die Jünglinge laſſen ſich's wohl ſchmecken, Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfangt ſchläfrig zu werden; ſie taumeln hin und her, zuletzt in die Couliſſen, und die Mädchen behalten das Feld.

Cora. Nun friſch ohne Zeitverluſt in's Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reiſſen, ihre Schande zu unſerm Triumph offenbaren! Alle ab.

Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert ſich in die Waldſcene. Nacht ohne Mondſchein. Um die Laube iſt alles duſter und ſtille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin ſie Neugierde und Verdruß ausdrucken. Sie eröffnen die Laube, leuchten ſtarrend hinein, und fahren zurück.

aus den Kleinſtädtern alles ausſtrich was gegen die Perſonen gerichtet war, die mit mir in der Hauptſache übereinſtimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre ſammtlichen Productionen lobenswerth finden konnte. Man regte ſich von der Gegenſeite gewaltig, und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig ſey, man mit ihm Rath zu pflegen habe. Es ſey mit Schillern geſchehen und ein anderer könne das Gleiche fordern. Dieſe wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten; Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematiſch Gute Entſtellendes und Vernichtendes herbei; und das iſt das Kunſtſtück ſolcher Geſellen, daß ſie jedes wahre reine Verhaltniß mißachtend ihre Schlechtigkeiten in die laſſige Nachſicht einer geſelligen Convenienz einzuſchwärzen wiſſen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und ich gab mir die Mühe alle entſtandenen Lucken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir eben auch gelang das Lachen der Menge zu erregen.

Dieſes alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entſchiedenen Riß, der wegen eines am funften März zu feiernden Feſtes in der Weimariſchen Societat ſich ereignete. Die Sachen ſtanden ſo, daß es früher oder ſpater dazu kommen mußte, warum gerade gedachter Tag erwahlt war, iſt mir nicht erinnerlich, genug an demſelben ſollte zu Ehren Schiller's eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und ſeine Werke bezüglichen Darſtellungen in dem großen, von der Gemeine ganz neu decorirten Stadthausſaale Platz finden. Die Abſicht war offenbar Aufſehen zu erregen, die Geſellſchaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu ſchmeicheln, ſich dem Theater entgegen zu ſtellen, der öffentlichen Bühne eine geſchloſſene entgegen zu ſetzen, Schiller's Wohlwollen zu erſchleichen, mich

durch ihn zu gewinnen, oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.

Schillern war nicht wohl zu Muthe bei der Sache; die Rolle die man ihn spielen ließ, war immer verfänglich, unertraglich für einen Mann von seiner Art, wie für jeden Wohldenkenden, so als eine Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen in Person vor großer Gesellschaft dazustehn. Er hatte Lust sich krank zu melden, doch war er, geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse mehr in die Societat verflochten, fast genöthigt diesen bittern Kelch auszuschlürfen. Wir setzten voraus daß es vor sich gehen würde, und scherzten manchen Abend darüber; er hatte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte.

Soviel man vernehmen konnte sollten manche Gestalten der Schiller'schen Stücke vortreten; von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß. Helm und Fahne, durch Bildschnitzer und Vergulder behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatte großes Aufsehen erregt und das Geheimniß vereitlig ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Oberführer selbst vorbehalten; eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen, nach gesprochnem geheimnißvollen Gruße, nach geflossener glühender Masse sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schiller's Buste hervortreten. Wir belustigten uns an diesem nach und nach sich verbreiteten Geheimniß, und sahen den Handel gelassen vorwarts gehen.

Nur hielt man uns für allzugutmüthig, als man uns selbst zur Mitwirkung aufforderte. Schiller's einzige Original-Buste, auf der Weimarischen Bibliothek befindlich, eine frühere herzliche Gabe Dannecker's, wurde zu jenem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeschlagen,

weil man noch nie eine Gypsbüste unbeschadigt von einem Feste zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten her zufällig eintretende Verweigerungen erregten jene Verbundeten aufs höchste; sie bemerkten nicht daß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten alles zu beseitigen sey, und so glich nichts dem Erstaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stollen, Latten und Bretern angezogen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden, und die Erklarung vernehmen mußten: er sey erst ganz neu eingerichtet und decorirt, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einraumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.

Das erste Finale des unterbrochenen Opferfestes macht nicht einen so entsetzlichen Spectakel als diese Störung, ja Vernichtung des löblichsten Vorsatzes, zuerst in der oberen Societat und sodann stufenweise durch alle Grade der sammtlichen Population anrichtete. Da nun der Zufall unterschiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hindernisse dergestalt geschickt combinirt hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Princips zu erkennen glaubte; so war ich es, auf den der heftigste Grimm sich richtete, ohne daß ich es jemand verargen mochte. Man hatte aber bedenken sollen, daß ein Mann wie Kotzebue, der durch vielfache Anlasse nach manchen Seiten hin Mißwollen erregt, sich gelegentlich feindselige Wirkungen schneller da und dorther zuzieht, als einer verabredeten Verschwörung zu veranlassen jemals gelingen wurde.

War nun eine bedeutende höhere Gesellschaft auf der Seite des Widersachers, so zeigte die mittlere Classe sich ihm abgeneigt, und brachte alles zur Sprache, was gegen dessen

erſte jugendliche Unfertigkeiten zu ſagen war, und ſo wogten die Geſinnungen gewaltſam wider einander.

Unſere höchſten Herrſchaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem, freiem Umblick, dieſen Privathandeln keine Aufmerkſamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller ſagt, oft naiv iſt, ſollte dem ganzen Ereigniß die Krone aufſetzen, indem gerade in dem Moment der verſchließende Burgemeiſter, als verdienter Geſchäftsmann, durch ein Decret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an geiſtreichen, das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfallen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürſten Piccolomini, ein Pradicat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Geſellſchaft verblieben iſt.

Daß eine ſolche Erſchütterung auch in der Folge auf unſern geſelligen Kreis ſchädlich eingewirkt habe, läßt ſich denken; was mich davon zunächſt betroffen, möge hier gleichfalls Platz finden.

Schon im Lauf des vergangenen Winters hielt ſich, ganz ohne ſpeculative Zwecke, eine edle Geſellſchaft zu uns, an unſerm Umgang und ſonſtigen Leiſtungen ſich erfreuend. Bei Gelegenheit der Pikniks dieſer geſchloſſenen Vereinigung, die in meinem Hauſe, unter meiner Beſorgung, von Zeit zu Zeit gefeiert wurden, entſtanden mehrere nachher ins Allgemeine verbreitete Geſange. So war das bekannte: „Mich ergreift ich weiß nicht wie," zu dem 22. Februar gedichtet, wo der durchlauchtigſte Erbprinz, nach Paris reiſend, zum letztenmal bei uns einkehrte, worauf denn die dritte Strophe des Liedes zu deuten iſt. Eben ſo hatten wir ſchon das neue Jahr begrüßt und im Stiftungsliede: „Was gehſt du ſchöne Nachbarin" konnten ſich die Glieder der Geſellſchaft, als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen. Ferner ward ich

noch andere durch Naivetät vorzüglich anſprechende Geſange dieſer Vereinigung ſchuldig, wo Neigung ohne Leidenſchaft, Wetteifer ohne Neid, Geſchmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und, zu all dem, Natürlichkeit ohne Rohheit, wechſelſeitig in einander wirkten.

Nun hatten wir freilich den Widerſacher, ungeachtet mancher ſeiner anklopfenden klüglichen Verſuche, nicht hereingelaſſen, wie er denn niemals mein Haus betrat; weßhalb er genöthigt war ſich eine eigene Umgebung zu bilden, und dieß ward ihm nicht ſchwer. Durch gefälliges, beſcheiden zudringliches Weltweſen wußte er wohl einen Kreis um ſich zu verſammeln; auch Perſonen des unſrigen traten hinüber. Wo die Geſelligkeit Unterhaltung findet, iſt ſie zu Hauſe. Alle freuten ſich an dem Feſte des fünften März activen Theil zu nehmen, deßhalb ich denn, als vermeintlicher Zerſtörer ſolches Freuden- und Ehrentages, eine Zeit lang verwünſcht wurde. Unſere kleine Verſammlung trennte ſich, und Geſange jener Art gelangen mir nie wieder.

Alles jedoch was ich mir mit Schillern und andern verbündeten thatigen Freunden vorgeſetzt, ging unaufhaltſam ſeinen Gang; denn wir waren im Leben ſchon gewohnt den Verluſt hinter uns zu laſſen, und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um deſto eher geſchehen, als wir von den erhabenen Geſinnungen der alleroberſten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Anſicht die Hof- und Stadt-Abenteuer als gleichgültig vorubergehend, ſogar manchmal als unterhaltend betrachteten.

Ein Theater das ſich mit friſchen jugendlichen Subjecten von Zeit zu Zeit erneuert, muß lebendige Fortſchritte machen; hierauf nun war beſtändig unſer Abſehn gerichtet.

Am 17. Februar betrat Dlle. Maas zum erſtenmal

unſere Bühne. Ihre niedliche Geſtalt, ihr anmuthig natürliches Weſen, ein wohlklingendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann ſogleich das Publicum. Nach drei Proberollen: als Madchen von Marienburg, als Roſine in Juriſt und Bauer, als Lottchen im Deutſchen Hausvater, ward ſie engagirt, und man konnte ſehr bald bei Beſetzung wichtiger Stücke auf ſie rechnen. Am 29. November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Acquiſition. Aus Achtung für Mad. Unzelmann, aus Neigung zu derſelben, als einer allerliebſten Künſtlerin, nahm ich ihren zwölfjahrigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufallig prüft' ich ihn auf eine ganz eigene Weiſe. Er mochte ſich eingerichtet haben mir mancherlei vorzutragen; allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes orientaliſches Mährchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geſchichtchen las, mit ſo viel natürlichem Humor, Charakteriſtik im Ausdruck beim Perſonen- und Situationswechſel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat in der Rolle als Görge in den beiden Billets mit Beifall auf, und zeigte ſich beſonders in natürlich humoriſtiſchen Rollen aufs wünſchenswertheſte.

Indeß nun auf unſerer Bühne die Kunſt in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete ſich ein Todesfall, deſſen zu erwähnen ich für Pflicht halte.

Corona Schröter ſtarb, und da ich mich gerade nicht in der Verfaſſung fühlte ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, ſo ſchien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor ſo viel Jahren ein Andenken ſtiftete, das ich jetzt charakteriſtiſcher nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abſcheiden Mieding's des Theaterdecorateurs, daß in ernſter Heiterkeit der ſchönen Freundin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des

Trauergedichts, auf ſchwarz gerändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichſt abgeſchrieben. Doch für Coronen war es keine Vorbedeutung, ihre ſchöne Geſtalt, ihr munterer Geiſt erhielten ſich noch lange Jahre; ſie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben ſollen, aus der ſie ſich zurückgezogen hatte.

Nachträglich zu den Theaterangelegenheiten iſt noch zu bemerken, daß wir in dieſem Jahr uns gutmüthig beigehen ließen, auf ein Intriguen-Stück einen Preis zu ſetzen. Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meiſt von ſo deſperater und vertracter Art, daß wir nicht genugſam uns wundern konnten, was für ſeltſame falſche Beſtrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei ſolchem Aufruf ſich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unſer Urtheil zurück, da eigentlich keins zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Productionen wieder aus.

Auch iſt zu bemerken, daß in dieſem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach Zeit unſeres Lebens kannten, ſich zu nähern anfing und uns gleich bei den erſten Muſterſtücken in Erſtaunen ſetzte.

Zwiſchen alle dieſe vorerzählten Arbeiten und Sorgen ſchlangen ſich gar manche unangenehme Bemühungen, im Gefolg der Pflichten, die ich gegen die Muſeen zu Jena ſeit mehreren Jahren übernommen und durchgeführt hatte.

Der Tod des Hofraths Büttner, der ſich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiſte wenig fruchtendes Geſchäft auf. Die Eigenheiten dieſes wunderlichen Mannes laſſen ſich in wenige Worte faſſen: unbegränzte Neigung zum wiſſenſchaftlichen Beſitz, beſchränkte

Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeiste. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren wendete er die Pension an, die man ihm jährlich für die schuldige Summe der Stammbibliothek darreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schlosses waren ihm zur Wohnung eingegeben, und diese sämmtlich besetzt und belegt. In allen Auctionen bestellte er sich Bücher, und als der alte Schloßvogt, sein Commissionar, ihm einstmals eröffnete, daß ein bedeutendes Buch schon zweimal vorhanden sey, hieß es dagegen: ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben.

Nach seinem Tode fand sich ein großes Zimmer, auf dessen Boden die sämmtlichen Auctionserwerbnisse, partienweis wie sie angekommen, neben einander hingelegt waren. Die Wandschränke standen gefüllt, in dem Zimmer selbst konnte man keinen Fuß vor den andern setzen. Auf alte gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie sie von der Messe kamen, gekauft; die gebrechlichen Füße knickten zusammen, und das Neue schob sich stoßweise über das Alte hin.

In einem andern Zimmer lehnten, an den Wänden umher gethürmt, planirte, gefalzte Bücher, wozu der Probeband erst noch hinzugelegt werden sollte. Und so schien dieser wackre Mann, im höchsten Alter die Thätigkeit seiner Jugend fortzusetzen begierig, endlich nur in Velleitäten verloren. Denke man sich andere Kammern mit brauchbarem und unbrauchbarem physikalisch-chemischem Apparat übersetzt, und man wird die Verlegenheit mitfühlen, in der ich mich befand, als dieser Theil des Nachlasses, von dem seiner Erben gesondert, übernommen und aus dem Quartiere, das schon lange zu andern Zwecken bestimmt gewesen, tumultuarisch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit, vieles kam zu Schaden, und mehrere Jahre reichten nicht hin die Verworrenheit zu lösen.

Wie nöthig in ſolchem Falle eine perſönlich entſcheidende Gegenwart ſey, überzeugt man ſich leicht. Denn da wo nicht die Rede iſt das Beſte zu leiſten, ſondern das Schlimmere zu vermeiden, entſtehen unauflösliche Zweifel, welche nur durch Entſchluß und That zu beſeitigen ſind.

Leider ward ich zu einem andern gleichfalls dringenden Geſchäft abgerufen, und hatte mich glücklich zu ſchätzen, ſolche Mitarbeiter zu hinterlaſſen, die in beſprochenem Sinne die Arbeit einige Zeit fortzuführen ſo fähig als geneigt waren.

Schon mehrmals war im Lauf unſrer Theatergeſchichten von dem Vortheil die Rede geweſen, welche der Lauchſtadter Sommeraufenthalt der Weimariſchen Geſellſchaft bringe; hier iſt aber deſſen ganz beſonders zu erwähnen. Die dortige Bühne war von Bellomo ſo ökonomiſch als möglich eingerichtet; ein paar auf einem freien Platz ſtehende hohe Bretergiebel, von welchen zu beiden das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, ſtellten dieſen Muſentempel dar; der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuſchauern gewidmet war, die beiden niedrigen ſchmalen Seiten aber den Garderoben. Nun aber, bei neuerer Belebung und Steigerung unſerer Anſtalt, forderten ſowohl die Stücke als die Schauſpieler, beſonders aber auch das Halliſche und Leipziger theilnehmende Publicum ein würdiges Local.

Der mehrere Jahre lang erſt ſachte, dann lebhafter betriebene Schloßbau zu Weimar rief talentvolle Baumeiſter heran, und wie es immer war und ſeyn wird: wo man bauen hört, regt ſich die Luſt zum Bauen. Wie ſich's nun vor einigen Jahren auswies, da wir, durch die Gegenwart des Herrn Thouret begünſtigt, das Weimariſche Theater würdig einrichteten,

ſo fand ſich auch dießmal, daß die Herren Genß und Rabe aufgefordert wurden, einem Lauchſtadter Hausbau die Geſtalt zu verleihen.

Die Zweifel gegen ein ſolches Unternehmen waren vielfach zur Sprache gekommen. In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz beſondern Rückſichten der dort Angeſtellten, ſchienen die Hinderniſſe kaum zu beſeitigen. Der Platz des alten Theaters war zu einem größern Gebaude nicht geeignet, der ſchöne einzig ſchickliche Raum ſtrittig zwiſchen verſchiedenen Gerichtsbarkeiten, und ſo trug man Bedenken, das Haus dem ſtrengen Sinne nach ohne rechtlichen Grund aufzuerbauen. Doch von dem Drang der Umſtände, von unruhiger Thätigkeit, von leidenſchaftlicher Kunſtliebe, von unverſiegbarer Productivität getrieben beſeitigten wir endlich alles Entgegenſtehende; ein Plan ward entworfen, ein Modell der eigentlichen Bühne gefertigt, und im Februar hatte man ſich ſchon über das was geſchehen ſollte, vereinigt. Abgewieſen ward vor allen Dingen die Huttenform, die das Ganze unter Ein Dach begreift. Eine maßige Vorhalle für Caſſe und Treppen ſollte angelegt werden, dahinter der höhere Raum für die Zuſchauer emporſteigen, und ganz dahinter der höchſte fürs Theater.

Viel, ja alles kommt darauf an, wo ein Gebaude ſtehe. Dieß ward an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt bedacht, und auch nach der Ausführung konnte man es nicht beſſer verlangen. Der Bau ging nun kräftig vor ſich; im Marz lag das accordirte Holz freilich noch bei Saalfeld eingefroren, demungeachtet aber ſpielten wir den 26. Juni zum erſtenmal. Das ganze Unternehmen in ſeinem Detail, das Gunſtige und Ungünſtige in ſeiner Eigenthümlichkeit, wie es unſere Thatluſt drei Monate lang unterhielt, Mühe, Sorge, Verdruß

Sora. Was iſt das? Mandandane!

Lato. Ein Geſpenſt oder Andraſons Gemahlinn!

Mela. Eine Macke. Was ſteckt darunter.

Sie nähern ſich wieder allmählig.

Mana. Wir wollen ſie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt ſich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte, es ſteckt Zauberey dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher beſehn.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's auffährt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora die es anrührt und zurückfährt. Ha!

Mana. Was gibt's?

brachte und durch alles hindurch persönliche Aufopferung forderte, dieß zusammen würde einen kleinen Roman geben, der als Symbol größerer Unternehmungen sich ganz gut zeigen könnte.

Nun ist das Eröffnen, Einleiten, Einweihen solcher Anstalten immer bedeutend. In solchem Falle ist die Aufmerksamkeit gereizt, die Neugierde gespannt und die Gelegenheit recht geeignet, das Verhältniß der Bühne und des Publicums zur Sprache zu bringen. Man versäumte daher diese Epoche nicht und stellte in einem Vorspiel, auf symbolische und allegorische Weise, dasjenige vor, was in der letzten Zeit auf dem Deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimarischen geschehen war. Das Possenspiel, das Familiendrama, die Oper, die Tragödie, das Naive so wie das Maskenspiel producirten sich nach und nach in ihren Eigenheiten, spielten und erklärten sich selbst, oder wurden erklärt, indem die Gestalt eines Mercur das Ganze zusammenknüpfte, auslegte, deutete.

Die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen theatralischen Palast, wobei zugleich die meisten Personen in eine höhere Sphäre versetzt worden, beförderte heiteres Nachdenken.

Den 6. Juni begab ich mich nach Jena und schrieb das Vorspiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchstadt selbst angelegt, und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine liebliche Wirkung, und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse.

Mein Lauchstädter Aufenthalt machte mir zur Pflicht, auch Halle zu besuchen, da man uns von dorther nachbarlich, um des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen, mit öfterem Zuspruch beehrte. Ich nenne Geh. Rath Wolf,

mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung eintragt; Kanzler Niemeyer, der so thätigen Theil unsern Bestrebungen schenkte, daß er die Andria zu bearbeiten unternahm, wodurch wir denn die Summe unsrer Maskenspiele zu erweitern und zu vermannichfaltigen glücklichen Anlaß fanden.

Und so war die sämmtliche gebildete Umgebung mit gleicher Freundlichkeit, mich und die Anstalt, die mir so sehr am Herzen lag, geneigt zu befördern. Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Frau, anmuthige schöne Tochter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen, und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften.

Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichardt meinen Liedern am frühsten vergönnt, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

Uebrigens bliebe noch gar manches bei meinem Aufenthalt in Halle zu bemerken. Den botanischen Garten unter Sprengel's Leitung zu betrachten, das Meckelische Cabinet, dessen Besitzer ich leider nicht mehr am Leben fand, zu meinen besondern Zwecken aufmerksam zu beschauen, war nicht geringer Gewinn; denn überall, sowohl an den Gegenständen als aus den Gesprächen, konnte ich etwas entnehmen, was mir zu mehrerer Vollständigkeit und Förderniß meiner Studien diente.

Einen gleichen Vortheil, der sich immer bei akademischem Aufenthalt hervorthut, fand ich in Jena während des Augustmonats. Mit Lodern wurden früher angemerkte anatomische Probleme durchgesprochen; mit Himly gar vieles über das

ſubjective Sehen und die Farbenerſcheinung verhandelt. Oft verloren wir uns ſo tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herum wanderten. Voß war nach Jena gezogen und zeigte Luſt ſich anzukaufen; ſeine große umſichtige Gelehrſamkeit, wie ſeine herrlichen poetiſchen Darſtellungen, die Freundlichkeit ſeiner häuslichen Exiſtenz zog mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von ſeinen rhythmiſchen Grundſätzen zu überzeugen. Dadurch ergab ſich denn ein höchſt angenehmes und fruchtbares Verhältniß.

Umgeben von den Muſeen und von allem, was mich früh zu den Naturwiſſenſchaften angeregt und gefördert hatte, ergriff ich jede Gelegenheit, auch hier mich zu vervollſtändigen. Die Wolfsmilchsraupe war dieſes Jahr häufig und kräftig ausgebildet, an vielen Exemplaren ſtudirte ich das Wachsthum bis zu deſſen Gipfel, ſo wie den Uebergang zur Puppe. Auch hier ward ich mancher trivialen Vorſtellungen und Vegriffe los.

Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich beſonders mit mir immer in Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen beſchäftigten Stunden.

Das Abſcheiden des verdienſtreichen Batſch ward, als Verluſt für die Wiſſenſchaft, für die Akademie, für die naturforſchende Geſellſchaft, tief empfunden. Leider wurde das von ihm geſammelte Muſeum durch ein wunderliches Verhältniß zerſtückt und zerſtreut. Ein Theil gehörte der naturforſchenden Geſellſchaft; dieſer folgte den Directoren, oder vielmehr einer höhern Leitung, die mit bedeutendem Aufwande die Schulden der Societät bezahlte und ein neues unentgeldliches Locale für die vorhandenen Körper anwies. Der andere Theil konnte, als Eigenthum des Verſtorbenen, deſſen Erben nicht betreten werden. Eigentlich hätte man das kaum zu trennende Ganze mit etwas mehrerem Aufwand herübernehmen und

zusammenhalten sollen, allein die Gründe warum es nicht geschah, waren auch von Gewicht.

Ging nun hier etwas verloren, so war in der späteren Jahrszeit ein neuer vorausgesehener Gewinn beschieden. Das bedeutende Mineraliencabinet des Fürsten Gallitzin, das er als Präsident derselben ihr zugedacht hatte, sollte nach Jena geschafft und nach der von ihm beliebten Ordnung aufgestellt werden. Dieser Zuwachs gab dem ohnehin schon wohl versehenen Museum einen neuen Glanz. Die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, meiner Leitung untergeben, erhielten sich in einem mäßigen, von der Casse gebotenen Zustand.

Belebt sodann war die Akademie durch bedeutende Studirende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Lehrern gleichen jugendlichen Muth gaben. Von bedeutenden, einige Zeit sich aufhaltenden Fremden nenne: von Podmanitzky, der vielseitig unterrichtet an unserm Wollen und Wirken Theil nehmen und thatig mit eingreifen mochte.

Neben allen diesem wissenschaftlichen Bestreben hatte die Jenaische Geselligkeit nichts von ihrem heitern Charakter verloren. Neue heranwachsende, hinzutretende Glieder vermehrten die Anmuth und ersetzten reichlich, was mir in Weimar auf einige Zeit entgangen war.

Wie gern hätte ich diese in jedem Sinne angenehmen und belehrenden Tage noch die übrige schöne Herbstzeit genossen, allein die vorzubereitende Ausstellung trieb mich nach Weimar zurück, womit ich denn auch den September zubrachte. Denn bis die angekommenen Stücke sämmtlich ein- und aufgerahmt wurden, bis man sie in schicklicher Ordnung in günstigem Lichte aufgestellt und den Beschauern einen würdigen Anblick vorbereitet hatte, war Zeit und Mühe nöthig, besonders da ich alles mit meinem Freunde Meyer selbst

verrichtete, auch auf ein sorgfältiges Zurücksenden Bedacht zu nehmen hatte.

Perseus und Andromeda war der für die dießjährige vierte Ausstellung bearbeitete Gegenstand. Auch dabei hatten wir die Absicht, auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam zu machen; denn wo sollte man den Gipfel der Kunst finden, als auf der Blüthenhöhe des Geschöpfs nach Gottes Ebenbilde.

Ludwig Hummeln, geboren in Neapel, wohnhaft in Cassel, war der Preis zu erkennen; er hatte mit zartem Kunstsinn und Gefühl den Gegenstand behandelt. Andromeda stand aufrecht in der Mitte des Bildes am Felsen, ihre schon befreite linke Hand konnte durch Heranziehen einiger Falten des Mantels Bescheidenheit und Schamhaftigkeit bezeichnen; ausruhend saß Perseus auf dem Haupte des Ungeheuers zu ihrer Seite, und gegenüber lös'te ein heraneilender Genius so eben die Fesseln der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgestalt erhöhte die Schönheit und Kraft des würdigen Paares.

Einer Landschaft von Rohden aus Cassel ward in diesem Fach der Preis zuerkannt. Die Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1803 erhält durch einen Umriß des historischen Gemaldes das Andenken des Bildes und durch umständliche Beschreibung und Beurtheilung der eingesendeten Stücke die Erinnerung jener Thätigkeit.

Indem wir nun aber uns auf jede Weise bemühten, dasjenige in Ausübung zu bringen und zu erhalten, was der bildenden Kunst als allein gemaß und vortheilhaft schon längst anerkannt worden, vernahmen wir in unsern Salen: daß ein neues Büchlein vorhanden sey, welches vielen Eindruck mache; es bezog sich auf Kunst, und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derselben festsetzen. Von dieser Nachricht

waren wir wenig gerührt; denn wie sollte auch eine Schlußfolge gelten, eine Schlußfolge wie diese: einige Mönche waren Künstler, deßhalb sollen alle Künstler Mönche sein.

Doch hatte bedenklich scheinen dürfen, daß werthe Freunde, die unsere Ausstellung theilnehmend besuchten, auch unser Verfahren billigten, sich doch an diesen, wie man wohl merkte, schneidelhaften, die Schwache beunruhigenden Einflüsterungen zu erlaben schienen, und sich davon eine glückliche Wirkung versprachen.

Die im October fleißig besuchte Ausstellung gab Gelegenheit, sich mit einheimischen und auswärtigen Kunstfreunden zu unterhalten, auch fehlte es, der Jahreszeit gemäß, nicht an willkommenen Besuchen aus der Ferne. Hofrath Blumenbach gönnte seinen Weimarisch- und Jenaischen Freunden einige Tage, und auch dießmal wie immer verlieh seine Gegenwart den heitersten Unterricht.

Und wie ein Gutes immer ein anderes zur Folge hat, so stellte sich das reine Vernehmen in der innersten Gesellschaft nach und nach wieder her.

Eine bedeutende Correspondenz ließ mich unmittelbare Blicke selbst in die Ferne richten. Friedrich Schlegel, der bei seiner Durchreise mit unsern Bemühungen um seinen Alarcos wohl zufrieden gewesen, gab mir von Pariser Zuständen hinreichende Nachricht. Hofrath Sartorius, der gleichfalls zu einem Besuch das lange bestandene gute Verhältniß abermals aufgefrischt und eben jetzt mit den Studien der Hansestadte beschäftigt war, ließ mich an diesem wichtigen Unternehmen auch aus der Ferne Theil nehmen.

Hofrath Rochlitz, der unser Theater mit zunehmendem Interesse betrachtete, gab solches durch mehrere Briefe, die sich noch vorfinden, zu erkennen.

Gar manches andere von erfreulichen Verhältniſſen fand' ich noch angemerkt; drei junge Männer: **Klaproth, Bode, Hain**, hielten ſich in Weimar auf, und benutzten mit Vergünſtigung den Büttnerischen polyglottiſchen Nachlaß.

Wenn ich nun dieſes Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde, und bald in Weimar bald in Jena und Lauchſtädt meine Geſchäfte wie ſie vorkamen verſah; ſo gab auch der Beſitz des kleinen Freigutes Roſla Veranlaſſung zu manchen Hin- und Herfahrten. Zwar hatte ſich ſchon deutlich genug hervorgethan, daß wer von einem ſo kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es ſelbſt bebauen, beſorgen und, als ſein eigener Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müſſe, da ſich denn eine ganz artige Exiſtenz darauf gründen laſſe, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indeſſen hat das ſogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buſchbegränzten Fluſſe, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines vollreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer etwas das mich Tage lang unterhielt, und ſogar zu kleinen poetiſchen Productionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder ſind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterei iſt hier wenigſtens an ihrem einfachſten Urſprung; ſelbſt Abneigung und Mißwollen ſcheinen reiner, weil ſie aus den unmittelbaren Bedürfniſſen der Menſchheit hervorſpringen.

Höchſt angenehm war die Nachbarſchaft von Oßmannſtedt, in demſelbigen Thale aufwärts nur auf der linken Seite des Waſſers. Auch **Wielanden** fing dieſer Naturzuſtand an bedenklich zu werden; einmal ſetzte er ſehr humoriſtiſch auseinander, welches Umſchweifes es bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umſtändlichkeiten

des Erzeugniſſes der Futterkräuter gründlich und heiter darzuſtellen: erſt brachte er den ſorgſam gebauten Klee, mühſam durch eine theuer zu ernährende Magd zuſammen, und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben.

Wieland hatte ſich in jenen Theater- und Feſthandeln ſehr wacker benommen, wie er denn, immer redlich, nur manchmal, wie es einem jeden geſchieht, in augenblicklicher Leidenſchaft, bei eingeflößtem Vorurtheil, in Abneigungen, die nicht ganz zu ſchelten waren, eine launige Unbilligkeit zu äußern verführt ward. Wir beſuchten ihn oft nach Tiſche und waren zeitig genug über die Wieſen wieder zu Hauſe.

In meinen Weimariſchen häuslichen Verhältniſſen ereignete ſich eine bedeutende Veränderung. Freund Meyer, der ſeit 1792, einige Jahre Abweſenheit ausgenommen, als Haus- und Tiſchgenoſſe, mich durch belehrende, unterrichtende, berathende Gegenwart erfreute, verließ mein Haus in Gefolg einer eingegangenen ehlichen Verbindung. Jedoch die Nothwendigkeit ſich ununterbrochen mitzutheilen, überwand bald die geringe Entfernung, ein wechſelſeitiges Einwirken blieb lebendig, ſo daß weder Hinderniß noch Pauſe jemals empfunden ward.

Unter allen Tumulten dieſes Jahres ließ ich doch nicht ab meinen Liebling Eugenien im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, ſo arbeitete ich am Einzelnen wie ich ging und ſtand; daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären iſt, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt concentrirte, der unmittelbar in die Anſchauung treten ſollte.

Cellini gehörte ſchon mehr einer wilden zerſtreuten Welt an; auch dieſen wußt' ich, jedoch nicht ohne Anſtrengung,

zu fördern: denn im Grunde war die unternommene Arbeit mehr von Belang als ich anfangs denken mochte.

Reineke Fuchs durfte nun auch in jedem leidenschaftlich-leichtfertigen Momente hervortreten, so war er wohl empfangen und für gewisse Zeit ebenfalls gepflegt.

1803.

Zum neuen Jahr gaben wir Palaeophron und Neoterpe auf dem öffentlichen Theater. Schon war durch die Vorstellung der Terenzischen Brüder das Publicum an Masken gewöhnt, und nun konnte das eigentliche erste Musterstück seine gute Wirkung nicht verfehlen. Der frühere an die Herzogin Amalie gerichtete Schluß ward ins Allgemeinere gewendet, und die gute Aufnahme dieser Darstellung bereitete den besten Humor zu ernsteren Unternehmungen.

Die Aufführung der Braut von Messina (19. März) machte viel Vorarbeit, durchgreifende Lese- und Theaterproben nöthig. Der bald darauf folgenden natürlichen Tochter erster Theil (2. April), sodann die Jungfrau von Orleans verlangten die volle Zeit; wir hatten uns vielleicht nie so lebhaft, so zweckmäßig und zu allgemeiner Zufriedenheit bemüht.

Daß wir aber alles Mißwollende, Verneinende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon sey nachstehendes ein Zeugniß. Zu Anfang des Jahrs war mir durch einen werthen Freund ein kleines Lustspiel zugekommen mit dem Titel: der Schädelkenner, die respectablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als ins Ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient.

„Indem ich das kleine artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse, für Pflicht die näheren Ursachen anzugeben.

Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist, und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig alles was sich in einiger Breite auf philosophische oder literarische Handel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch, so wenig als der Lavaterischen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter preisgeben, besonders da wir fürchten müßten manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Weimar am 21. Januar 1803."

Mit einem schon früher anlangenden und nun frisch bereicherten Repertorium kamen wir wohl ausgestattet nach Lauchstädt. Das neue Haus, die wichtigen Stücke, die sorgfältigste Behandlung erregten allgemeine Theilnahme. Die Andria des Terenz, von Herrn Riemeyer bearbeitet, ward

Mela. Es iſt wirklich lebendig! Sollt' es denn Mandandane ſelbſt ſeyn? Es iſt nicht möglich!

Lato indem ſie ſich immer weiter entferne. Wir müſſen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora die ſich furchtſam nähert. Wer du auch ſeyſt, ſeltſame unbekannte Geſtalt, rede! rühre dich! und gib uns Rechenſchaft von deinem abenteuerlichen Daſeyn!

Mana. Es will ſich nicht rühren.

Lato. Geh' eins hin und nehm' ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

Sie halten ſich an einander, und es zerrt eine die andere nach ſich, bis zur Laube.

Mana. Wir wollen am Seſſel ziehen, ob's leicht oder ſchwer iſt?

ebenmäßig wie die Brüder mit Annäherung ans Antike aufgeführt. Auch von Leipzig fanden ſich Zuſchauer, ſie ſowohl als die von Halle wurden mit unſern ernſten Bemühungen immermehr bekannt, welches uns zu groſem Vortheil gedieh. Ich verweilte dießmal nicht länger daſelbſt als nöthig, um mit Hofrath Kirms, meinem Mitcommiſſarius, die Bedürfniſſe der Baulichkeiten und einiges Wünſchenswerthe der Umgebung anzuordnen.

In Halle, Giebichenſtein, Merſeburg, Naumburg erneuerte ich gar manche werthe Verbindung. Profeſſor Wolf, Geh. Rath Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine, Niemeyer entgegneten mir mit gewohnter Freundlichkeit. Ich beſah von Leyſſer's Mineralien-Cabinet, beſtieg den Petersberg, um friſche Porphyr-Stücke zu holen. Ehe ich abreiſ'te, ſah ich noch mit Freuden, daß unſer theatraliſches Ganzes ſich ſchon von ſelbſt bewegte und im Einzelnen nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die groſe Thätigkeit des Regiſſeurs Genaſt gerühmt werden mußte. Ich nahm meinen Rückweg über Merſeburg, das gute Verhältniß mit den dortigen oberen Behörden zu befeſtigen, ſodann meinen Geſchäften in Weimar und Jena weiter obzuliegen.

Als ich mir nun für dieſe Zeit das Theaterweſen ziemlich aus dem Sinne geſchlagen hatte, ward ich im Geiſte mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten ſich, mit entſchiedener Neigung für die Bühne, zwei junge Männer, die ſich Wolff und Grüner nannten, von Augsburg kommend, jener bisher zum Handelsſtande, dieſer zum Militär zu rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald daß beide dem Theater zur beſondern Zierde gereichen würden und daß, bei unſerer ſchon wohlbeſtellten Bühne, ein paar friſche Subjecte von dieſem Werth ſich ſchnell heranbilden würden. Ich beſchloß

sie fest zu halten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporstudirte, so daß ich selbst klärer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinctmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauspielern, einiges davon ist schriftlich übrig geblieben.

Nach jenen genannten beiden fügte sich's, daß noch ein hübscher junger Mann, Namens Grimmer, mit gleichmäßigem Antrag bei uns vortrat. Auch von ihm ließ sich nach Gestalt und Wesen das Beste hoffen, besonders war er Schillern willkommen, der seinen personenreichen Tell im Sinne hatte und auf schickliche Besetzung der sämmtlichen Rollen sein Augenmerk richtete. Wir hielten daher auch ihn fest, und fanden ihn bald an seinem Platze brauchbar.

Der erste Theil von Eugenie war geschrieben, gespielt und gedruckt, das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir, und ich kann wohl sagen, meine mehrjährige Neigung zu diesem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen.

Der zweite Theil sollte auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben. Doch ich darf nicht weiter gehen, weil ich sonst das Ganze umständlich vortragen müßte.

Ich hatte mich der freundlichsten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wovon ich die wohlthätigsten Zeugnisse gesammelt habe, die ich dem Oeffentlichen mitzutheilen vielleicht Gelegenheit finde. Man empfand, man dachte, man

folgerte was ich nur wünschen konnte; allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, eh das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß wohl ganz vernünftig erklaren laßt.

Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Mahrchen, man müsse, bei wunderbarer Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman, in entlegenen Bergwildnissen, unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade furchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Indessen war's geschehen, und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstate Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.

So wie schon einige Jahre machte der Zustand von Jena uns auch dießmal gar manche Sorge. Seit der Französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt daß sie entweder an ihrem Zustand zu andern, oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verlockt werden, und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzuglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höheren Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreise sich versprechen konnte.

Diese großweltlichen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im Allgemeinen einen Begriff machen will von dem was um diese Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Akademie sich ereignete.

Der im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannichfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte Christian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimen Raths, welcher in einem großen Reiche schon zum bloßen Ehrentitel geworden war, indessen er in kleineren Staaten noch immer die ursprüngliche active Würde bezeichnete und ohne dieselbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine solche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelassenen nicht ohne Einfluß.

Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien; er ward in Anspruch genommen, seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung wie gut man dießeits für ihn gesinnt sey, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse; welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben so wenig die Art und Weise, wie man ihm auf das gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsichern Reden auf der Akademie durcheinander, man sprach von einem ministeriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hatte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen, worin er jene Maaßregel als gewiß voraussehend,

mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einſtimmig den Ort gleichzeitig zu verlaſſen gedachten.

Hiedurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralyſirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig, und das gelindeſte war, ihm ohne Weiteres ſeine Entlaſſung zu ertheilen. Nun erſt, nachdem die Sache ſich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte ſeinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.

Zu einer Verabredung jedoch mit ihm die Akademie zu verlaſſen, wollte ſich niemand bekennen, alles blieb für den Augenblick an ſeiner Stelle; doch hatte ſich ein heimlicher Unmuth aller Geiſter ſo bemächtigt, daß man in der Stille ſich nach außen umthat, und zuletzt Hufeland der Juriſt nach Ingolſtadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten.

Nach allem dieſem vernahmen wir im Auguſt die ſo hochgeſchätzte Literatur-Zeitung ſolle auch von Jena weg und nach Halle gebracht werden. Der Plan war klug genug angelegt, man wollte ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und ſchließen, ſodann, als geſchähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Oſtern aber gleichſam nur den Druckort verändern und durch ſolches Manöuvre, mit Anſtand und Bequemlichkeit, dieſe wichtige Anſtalt für ewig von Jena wegſpielen.

Die Sache war von der größten Bedeutſamkeit und es iſt nicht zu viel geſagt: dieſe ſtille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflöſung. Man

war diesseits wirklich in Verlegenheit: denn ob man gleich das Recht hatte die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gehäuften Sache nicht übereilt noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erste Hälfte des Augusts war verstrichen, und alles kam darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

Auf einmal kommt Hülfe, woher sie nicht zu erwarten war. Kotzebue, der sich seit den Scenen des vorigen Jahrs als Todfeind aller Weimarischen Thätigkeit erwiesen hatte, kann seinen Triumph nicht im Stillen feiern, er zieht in dem Freimüthigen übermüthig an den Tag: Mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sey es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literatur-Zeitung, in Gefolg großer dem Redacteur verwilligter Begünstigungen, von da hinweg und nach Halle verlegt werde.

Von unserer Seite hörte nun alles Bedenken auf; wir hatten volle Ursache die Unternehmer zu fragen, ob dieß ihre Absicht sey? Und da solche nun nicht geläugnet werden konnte, so erklärte man ihren Vorsatz, die Anstalt bis Ostern in Jena hinzuhalten, für nichtig, und versicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die allgemeine Literatur-Zeitung selbst fortsetzen.

Diese Erklärung war kühn genug, denn wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu sehen geglaubt; doch rechtfertigte der Erfolg den wackern Entschluß. Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt, vielleicht ergötzen sich unsere Nachkommen an dem Hergang dieser für uns wenigstens höchst bedeutenden Begebenheit.

Nachdem alſo die Anſtalt der Literatur-Zeitung in ihrem ganzen Gewichte geſichert war, hatte man ſich nach Männern umzuſehen, die erledigten Lehrfacher wieder zu beſetzen. Von mehreren in Vorſchlag gebrachten Anatomen wurde Ackermann berufen, welcher den Grund zu einem längſt beabſichtigten ſtehenden anatomiſchen Muſeum legte, das der Akademie verbleiben ſollte. Auch Schelver ward herangezogen und der botaniſchen Anſtalt vorgeſetzt. Man hatte von ſeiner Perſönlichkeit, als eines zugleich höchſt zarten und tiefſinnigen Weſens, die beſten Hoffnungen für die Naturwiſſenſchaft.

Die von Lenz gegründete mineralogiſche Societat erweckte das größte Vertrauen; alle Freunde dieſes Wiſſens wünſchten als Mitglieder aufgenommen zu werden, und ſehr viele beeiferten ſich mit bedeutenden Geſchenken das angelegte Cabinet zu vermehren.

Unter ſolchen zeichnete ſich Fürſt Gallitzin aus, welcher die Ehre der ihm übertragenen Präſidentenſtelle, durch das Geſchenk ſeines anſehnlichen Cabinets anzuerkennen ſuchte, und da durch dieſen wie durch andern Zuwachs die Anſtalt höchſt bedeutend geworden, ſo beſtätigte der Herzog gegen Ende des Jahrs die Statuten der Geſellſchaft, und gab ihr dadurch unter den öffentlichen Anſtalten einen entſchiedenen Rang.

Nach dem Verluſt ſo mancher bedeutenden Perſonen hatten wir uns jedoch neumitwirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutſchland zu verbleiben, wir hielten ihn feſt. Herzogin Amalie gab ihm die ſeit Jacobsmann's Tode unbeſetzte Bibliothekarſtelle ihrer beſondern Bücherſammlung; ſeine gründliche Kenntniß der Italiäniſchen Literatur, eine ausgeſuchte Bibliothek dieſes Faches und ſeine angenehmen geſelligen Eigenſchaften machten dieſen Erwerb höchſt ſchätzbar. Daneben führte er einen bedeutenden Zubau

mit sich, die hinterlassenen Zeichnungen seines Freundes Carstens, dem er in seiner künstlerischen Laufbahn bis an sein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhülfe treulichst beigestanden hatte.

Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war, und dort einige Zeit in dessen Familienkreis mitgewirkt hatte, war in Fernow's Gesellschaft herausgereif't, und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Er gesellte sich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete seine Sorgfalt meinem Sohne zu.

Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältniß; bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um vieles näher gekommen. Er befand sich in dem seltsamsten Drange zwischen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Existenz ökonomisch versicherte, und zwischen einem eingebornen, kräftigen, unwiderstehlichen Kunsttriebe, der aus seinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von diesem getrieben, von jenem eine erworbene Fertigkeit besitzend, in diesem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit bestrebt, stand er nicht etwa wie Hercules am Scheidewege zwischen dem was zu ergreifen oder zu meiden seyn möchte, sondern er ward von zwei gleich werthen Musen hin und hergezogen, deren eine sich seiner bemächtigt, deren andere dagegen er sich anzueignen wünschte. Bei seinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm eben so sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nah verwandt, ja ihr verkörpert ist, und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

Und so konnte ein doppelt wechselseitiges Bestreben nicht außen bleiben, da die Weimarischen Kunstfreunde sich fast in demselben Falle befanden; wozu sie nicht geschaffen waren, hatten sie zu leisten, und was sie Angebornes zu leisten wünschten, schien immerfort unversucht zu bleiben.

Die Angebäude der Bibliothek, nach dem Schlosse zu, wurden der freieren Aussicht wegen abgebrochen, nun machte sich statt ihrer ein neuer Gelaß nöthig, wozu die Herren Genß und Rabe gleichfalls die Risse zu liefern gefällig übernahmen. Was sonst in jenen Platz gefunden hatte, stattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Gesellschaftszimmer wurden gewonnen, ferner im zweiten Stock nicht allein Stand für mehrere Bücherrepositorien, sondern auch einige Räume für Alterthümer, Kunstsachen und was dem anhängt; nicht weniger wurde das Münzcabinet, vollständig an Sächsischen Medaillen, Thalern und kleineren Geldsorten, nebenher auch mit Denkmünzen, ingleichen Römischen und Griechischen versehen, besonders aufbewahrt.

Da ich mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und mir eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, an andern unerträglich, an mir unmöglich schien, so litt ich bei der Uebersetzung des Cellini, wozu durchaus unmittelbare Ansicht gefordert wird, wirkliche Pein. Ich bedauerte herzlich daß ich meine erste Durchreise, meinen zweiten Aufenthalt zu Florenz nicht besser genutzt, mir von der Kunst neuerer Zeit nicht ein eindringlicheres Anschauen verschafft hatte. Freund Meyer, der in den Jahren 1796 und 1797 sich daselbst die gründlichsten Kenntnisse erworben hatte, half mir möglichst aus, doch sehnt' ich mich immer nach dem eigenen, nicht mehr gegönnten Anblick.

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wenigstens

Cellinische Münzen, auf die er sich soviel zu gute thut, noch zu finden seyn möchten, ob nicht anderes was mich in jene Zeiten versetzen könnte noch zu haben wäre.

Glücklicherweise vernahm ich von einer Nürnbergischen Auction, in welcher Kupfermünzen des fünfzehnten und sechzehnten, ja des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feil geboten wurden, und es gelang die ganze Masse zu erhalten. Die Originalfolge von Päpsten, seit Martin dem V. bis auf Clemens XI., also bis zum ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wurde mir nicht allein zu eigen, sondern auch dazwischen Cardinale und Priester, Philosophen, Gelehrte, Künstler, merkwürdige Frauen, in scharfen unbeschädigten Exemplaren, theils gegossen, theils geprägt, aber verwunderlich und bedauerlich: unter so manchen Hunderten kein Cellini. Aufgeregt war man nun auch hier das Geschichtliche zu studiren; man forschte nach Bonanni, Mazzuchelli und andern, und leate so den Grund zu ganz neuer Belehrung.

Das ältere Schießhaus vor dem Frauenthor war schon längst von den Parkanlagen überflügelt, der Raum den es einnahm bereits zwischen Garten eingeschlossen und Spaziergängen, die Uebungen nach der Scheibe, besonders aber das eigentliche Vogelschießen, nach und nach unbequem und gefährlich.

Zum Tausch nahm der Stadtrath mit mehrfachem Gewinn einen großen schön gelegenen Bezirk vor dem Kegelthor, die weit verbreiteten Aecker sollten in Garten, Gartenländer verwendet und an dem schicklichsten Platz ein neues Schießhaus gebaut werden.

Die eigentliche Lage eines Gebäudes, sobald dem Architekten Freiheit gegeben ist, bleibt immer desselben Hauptaugenmerk: ein ländliches Gebäude soll die Gegend zieren und

Sie ziehen am Sessel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor aufs Theater; sie gehn herum, machen allerley Versuche, die Maske fällt herunter, und sie thun einen allgemeinen Schrey.

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgestopfte Nebenbuhlerinn!

Lato. O ein schönes Gehirn!

Sora. Wenn sie eben so ein Herz hat.

Mana. Die soll uns nicht umsonst verirt haben! Auskleiden soll man sie und in den Garten stellen, die Vögel damit zu schrecken.

Lato. So was ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es ist doch ein schönes Kleid.

Mana. Man sollte schwören, es gehöre Mandandanen.

Mela. Ich begreife nicht was der Prinz mit der Puppe will.

wird von ihr geziert; und so war die sorgfaltigste Berathung zwischen den Berliner Architekten und den Weimarischen Kunstfreunden nicht weniger dem Stadtrath und der Schützengesellschaft eine geraume Zeit im Schwange.

Bei einem neuen Lustgebäude mit seinen Umgebungen, zur Aufnahme einer großen Menge bestimmt, ist das Haupterforderniß Schatten, welcher nicht sogleich herbeigebannt werden kann. Hier war also ein angenehmes Hölzchen der nothwendige Punkt einen Flügel daran zu lehnen, für die Hauptrichtung entschied sodann eine oberhalb jenes Buschwerks hergehende uralte vierfache Lindenallee; man mußte den Flügel und also das ganze Gebäude rechtwinkelig darauf richten.

Ein mäßiger Plan, den Bedürfnissen allenfalls hinreichend, erweiterte sich nach und nach, die Schützengesellschaft, das Publicum, als die Tanzenden, die Genießenden, alle wollten bedacht seyn, alle verlangten ein schickliches und bequemes Local. Nun aber forderte die nahebei doch gesondert anzulegende Wirthschaft ebenfalls ihre mannichfaltigen Bedürfnisse, und so dehnte sich der Plan immer mehr aus. Zwar gab die Unebenheit des Terrains, die man zu überwinden hatte, die schönste Gelegenheit aus der nothwendigen Bedingtheit des Locals die Forderungen des Zweckes zu entwickeln, am Ende aber konnte man sich nicht läugnen, bei ökonomischer Ausdehnung und nach ästhetischen Rücksichten, über die Gränze des Bedürfnisses hinausgegangen zu seyn.

Doch ein Gebäude gehört unter die Dinge, welche nach erfüllten inneren Zwecken auch zu Befriedigung der Augen aufgestellt werden, so daß man, wenn es fertig ist, niemals fragt, wie viel Erfindungskraft, Anstrengung, Zeit und Geld dazu erforderlich gewesen: die Totalwirkung bleibt immer das Dämonische, dem wir huldigen.

Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück mein Verhältniß zu den Erdschollen von Roßla völlig aufgehoben zu sehen. War der vorige Pachter ein Lebemann und in seinem Geschäft leichtsinnig und nachlässig, so hatte der neue als bisheriger Bürger einer Landstadt, eine gewisse eigene kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol seyn mag. Der gute Mann, in seinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das höchste befindend, leitete das dort mäßig abfließende Wasser in engen Blechröhren an die niedrigste Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe sprang, aber statt des Wasserspiegels einen Sumpf bildete. Das idyllische Naturwesen jenes Spaziergangs war um seine Einfalt verkümmert, so wie denn auch andere ähnliche Anstalten ein gewisses erstes Gefallen nicht mehr zuließen.

Zwischen allem diesem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Besitzung für den der sie persönlich benutze ganz einträglich sey, und in dem Maaße wie mir der Besitz verleidete, mußte er ihm wünschenswürdig erscheinen, und so ereignete sich's, daß ich nach sechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Geld anschlagen, so war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien gesellig zugebracht.

Frau von Staël kam Anfangs December in Weimar an, als ich noch in Jena mit dem Programm beschäftigt war. Was mir Schiller über sie am 21. December schrieb diente auf einmal über das wechselseitige aus ihrer Gegenwart sich entwickelnde Verhältniß aufzuklären.

„Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie

Sie ſie ſich a priori ſchon conſtruirt haben werden; es iſt alles aus Einem Stück und kein fremder, falſcher, pathologiſcher Zug in ihr. Dieß macht daß man ſich, trotz des immenſen Abſtands der Naturen und Denkweiſen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles ſagen mag. Die Franzöſiſche Geiſtesbildung ſtellt ſie rein und in einem höchſt intereſſanten Lichte dar. In allem was wir Philoſophie nennen, folglich in allen letzten und höchſten Inſtanzen, iſt man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl iſt beſſer als ihre Metaphyſik, und ihr ſchöner Verſtand erhebt ſich zu einem genialiſchen Vermögen. Sie will alles erklären, einſehen, ausmeſſen, ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft wo ſie umkommt. Für das was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr, ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen, aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie erſehen aus dieſen paar Worten, daß die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Laſtige iſt die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß ſich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da ſogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Franzöſiſchreden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, ſo werden Sie, bei Ihrer größern Uebung, eine ſehr leichte Communication mit ihr haben."

Da ich mich von Jena ohne mein Geſchäft abgeſchloſſen

zu haben nicht entfernen konnte, so gelangten noch gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu mir, wie Frau von Staël sich benehme und genommen werde, und ich konnte mir ziemlich die Rolle vorschreiben, welche ich zu spielen hatte. Doch sollte das alles ganz anders werden, wie in dem nächsten Jahr, wohin wir hinüber gehen, zu melden ist.

Wie unbequem aber ein so bedeutender Besuch mir gerade zu der Zeit seyn mußte, wird derjenige mitempfinden, der die Wichtigkeit des Geschäfts bedenkt, das mich damals in Jena festhielt. Der weltberühmten allgemeinen Literatur-Zeitung mit Ankündigung des Dienstes zuvorzukommen, und indem sie sich an einen andern Ort bewegte, sie an derselben Stelle fortsetzen zu wollen war ein kühnes Unternehmen. Man bedenkt nicht immer daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungemeinen durch gemeine Mittel nicht wohl auszulangen seyn möchte. Mehr als Ein Verständiger, Einsichtiger gab mir das Erstaunen zu erkennen, wie man sich in ein solch unmögliches Unternehmen habe einlassen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hofrath Eichstädt sich zu Fortsetzung des Geschäfts entschloß, an dem er bisher so bedeutenden Theil genommen hatte.

Die Weimarischen Kunstfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, das was an ihrem Einfluß gewichtig seyn konnte, auch auf die Schale zu legen. Preisaufgaben für bildende Künstler, Recensionen der eingesendeten Blätter, Preisertheilung, sonstig verwandte Ausführungen, Ausschreiben einer neuen Preisaufgabe. Dieser Complex von ineinander greifenden Operationen, welcher bisher den Propyläen angehört hatte, sollte nunmehr der allgemeinen Literatur-Zeitung zu

Theil werden. Das Programm hiezu beſchäftigte mich in meiner dießmaligen Abſonderung, indem ich mit dem Freund und eifrigen Mitarbeiter Heinrich Meyer in fortwährender Communication blieb.

Wer Gelegenheit hat den erſten Jahrgang der Neuen oder Jenaiſchen allgemeinen Literatur-Zeitung anzuſehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit geweſen. Die Preisaufgabe von 1803 war auf verſchiedene Weiſe gelöſ't, auch Profeſſor Wagner aus Würzburg der Preis zuerkannt, nachdem vorher die verſchiedenen Verdienſte der Mitwerber gewürdigt ſowohl als von freiwillig Eingeſendetem Rechenſchaft gegeben worden. Alsdann hatte man einen Verſuch gemacht Polygnot's Gemälde in der Leſche zu Delphi zu reſtauriren und ſich in Gedanken der Kunſt dieſes Urvaters, wie es ſich thun ließe, zu nähern.

Die Weimariſchen Kunſtfreunde hatten dieſe fünf Jahre her, während welcher ſie dieſe Anſtalt durchgeführt, gar wohl bemerken können, daß eine allzu eng beſtimmte Aufgabe dem Künſtler nicht durchaus zuſage, und daß man dem freien Geiſt einigen Spielraum laſſen müſſe, um nach eignem Sinn und Vermögen eine Wahl anſtellen zu können. Die dießjährige Aufgabe war daher: das Menſchengeſchlecht vom Elemente des Waſſers bedrängt, wovon wir eine ganz beſondere Mannichfaltigkeit hoffen konnten.

Aus jenem Programm füge zum Schluß noch eine Stelle hier ein, die Gelegenheit giebt ein anmuthiges Ereigniß zu beſprechen. „Unter den Schätzen der Galerie zu Caſſel verdient die Charitas, von Leonardo da Vinci, die Aufmerkſamkeit der Künſtler und Liebhaber im höchſten Grad. Herr Riepenhauſen hatte den ſchönen Kopf dieſer Figur, in Aquarellfarben, trefflich copirt, zur Ausſtellung eingeſandt.

Die süße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; ja derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses von angenehmen Lippen, auf dem Glase, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden."

Wie liebenswürdig aber das Facsimile eines solchen Kusses gewesen, wird man nur erst ganz empfinden, erfahrt man die Umstande unter welchen solches möglich geworden. Unsere Ausstellung kam dieses Jahr spater zu Stande; bei dem Antheil welchen das Publicum zeigte, ließen wir es langer als gewöhnlich stehen, die Zimmer wurden kalter und nur gegen die Stunden des eröffneten Einlasses geheitzt. Eine geringe Abgabe für die einmalige Entrée zum Besten der Anstalt war genehmigt, besonders von Fremden; für Einheimische war ein Abonnement eingerichtet, welches nach Belieben auch außer der bestimmten Zeit den Eintritt gewährte. Indem wir also, nach Gewahrwerden dieser liebevollen Theilnahme an einem vorzüglichen Kunstwerk, uns in stiller Heiterkeit den Urheber zu entdecken bemühten, wurde folgendes erst festgesetzt. Jung war der Küssende, das hatte man voraussetzen können, aber die auf dem Glas fixirten Züge sprechen es aus; er muß allein gewesen seyn, vor vielen hatte man dergleichen nicht wagen dürfen. Dieß Ereigniß geschah früh bei ungeheitzten Zimmern: der Sehnsüchtige hauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in seinen eignen Hauch, der alsdann erstarrend sich consolidirte. Nur wenige wurden mit dieser

Angelegenheit bekannt, aber es war leicht auszumachen wer bei Zeiten in den ungeheitzten Zimmern allein ſich eingefunden, und da traf ſich's denn auch recht gut: die bis zur Gewißheit geſteigerte Vermuthung blieb auf einem jungen Menſchen ruhen, deſſen wirklich küßliche Lippen wir Eingeweihten nachher mehr als einmal freundlich zu begrüßen Gelegenheit hatten.

Soviel wir wiſſen iſt das Bild nach Dorpat gekommen.

Ein groſſer jedoch leider ſchon vorausgeſehener Verluſt betraf uns am Ende des Jahres: Herder verließ uns nachdem er lange geſiecht hatte. Schon drei Jahre hatte ich mich von ihm zurückgezogen, denn mit ſeiner Krankheit vermehrte ſich ſein mißwollender Widerſpruchsgeiſt und überdüſterte ſeine unſchätzbare einzige Liebensfahigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm ohne ſich ſeiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu ſeyn.

Wie leicht iſt es irgend jemand zu kränken oder zu betrüben, wenn man ihn in heiteren offenen Augenblicken an eigene Mängel, an die Mängel ſeiner Gattin, ſeiner Kinder, ſeiner Zuſtände, ſeiner Wohnung, mit einem ſcharfen, treffenden, geiſtreichen Wort erinnert! Dieß war ein Fehler früherer Zeit, dem er aber nachhing und der zuletzt jedermann von ihm entfremdete.

Fehler der Jugend ſind erträglich, denn man betrachtet ſie als Uebergange, als die Saure einer unreifen Frucht; im Alter bringen ſie zur Verzweiflung.

Sonderbar genug ſollte ich kurz vor ſeinem Ende ein Reſumé unſerer vieljahrigen Freuden und Leiden, unſerer Uebereinſtimmung ſo wie des ſtörenden Mißverhaltniſſes erleben.

Herder hatte sich, nach der Vorstellung von Eugenie, wie ich von Anderen hörte, auf das günstigste darüber ausgesprochen, und er war freilich der Mann Absicht und Leistung am gründlichsten zu unterscheiden. Mehrere Freunde wiederholten die eigenen Ausdrücke; sie waren prägnant, genau, mir höchst erfreulich; ja ich durfte eine Wiederannäherung hoffen, wodurch mir das Stück doppelt lieb geworden wäre.

Hierzu ergab sich die nächste Aussicht. Er war zu der Zeit, als ich mich in Jena befand, eines Geschäfts wegen daselbst; wir wohnten im Schloß unter einem Dache und wechselten anständige Besuche. Eines Abends fand er sich bei mir ein und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen. Indem er als Kenner entwickelte, nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Production recht zu kennen und einseitig selbst zu genießen. Diese innerlichste schöne Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt seyn, denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward. Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiederte nichts und die vielen Jahre unseres Zusammenseyns erschreckten mich in diesem Symbol auf das fürchterlichste. So schieden wir und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

1804.

Der Winter hatte ſich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verſchneit, auf der Schnecke (eine ſteile Anhöhe vor Jena) kein Fortkommen. Frau von Staël kündigte ſich immer dringender an, mein Geſchäft war vollendet, und ich entſchloß mich in mancherlei Betracht nach Weimar zu gehen. Aber auch dießmal fühlt' ich die Schädlichkeit des Winteraufenthaltes im Schloſſe. Die ſo theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerkſam, nicht klüger gemacht, ich kehrte mit einem ſtarken Katarrh zurück, der ohne gefährlich zu ſeyn, mich einige Tage im Bette und ſodann Wochen lang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nun ein Theil des Aufenthalts dieſer ſeltenen Frau hiſtoriſch, indem ich was in der Geſellſchaft vorging, von Freunden berichtlich vernahm, und ſo mußte denn auch die Unterhaltung erſt durch Billette, dann durch Zwiegeſpräche, ſpäter in dem kleinſten Cirkel ſtattfinden: vielleicht die günſtigſte Weiſe, wie ich ſie kennen lernen und mich ihr, in ſofern dieß möglich war, auch mittheilen konnte.

Ihre Gegenwart hatte wie in geiſtigem ſo in körperlichem Sinne etwas reizendes, und ſie ſchien es nicht übel zu nehmen wenn man auch von dieſer Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte ſie Geſelligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenſchaft zuſammengeſchmolzen haben. Auch ſagte ſie einſt: „ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt geweſen wäre.“ Die Bemerkung iſt richtig: denn, hat, wie in der Liebe geſchieht, ein Mann ſein Inneres aufgeſchloſſen und ſich hingegeben, ſo iſt das ein Geſchenk das er nicht zurücknehmen kann, und

es würde unmöglich seyn ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen.

Mit entschiedenem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsere Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen soviel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeineren Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und zu durchschauen. Ob ich nun gleich gar keine Ursache hatte mich gegen sie zu verstellen, wiewohl ich, auch wenn ich mich gehen lasse, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde; so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick scheu machte. Ich erhielt so eben ein erst herausgekommenes Französisches Buch, die Correspondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen scheuen Mann ganz eigentlich mystificirt, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihnen anzulocken gewußt, den sie, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen.

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Staël zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, sogar zu billigen schien und nicht undeutlich zu verstehen gab: sie denke ungefähr gleicherweise mit uns zu verfahren. Weiter bedurft' es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen.

Die großen Vorzüge dieser hochdenkenden und empfindenden Schriftstellerin liegen jedermann vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet.

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche,

Sie versuchen an der Puppe verschiedenes, endlich bringen sie aus der Brust einen Sack hervor, und erheben ein lautes Geschrey.

Cora. Was ist in dem Sack? Laßt sehn, was ist in dem Sack?

Mana. Häckerling ist drin, wie sich's anfühlen läßt.

Cora. Es ist doch zu schwer —

Lato. Es ist auch etwas festes drin.

Mela. Bindet ihn auf; laßt sehn!

Andrason kommt.

Ihr Kinder, wo seyd ihr? Ich such' euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommst eben zur gelegenen Zeit! Da sieh!

Andrason. Was Teufel ist das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Gestalt?

Mana ihm den Sack zeigend. Mit Häckerling ausgestopft.

geſellige, literariſche Weimar kennen lernen und ſich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch ſie gekannt ſeyn, und ſuchte daher ihre Anſichten eben ſo geltend zu machen, als es ihr darum zu thun ſchien, unſere Denkweiſe zu erforſchen. Allein dabei konnte ſie es nicht laſſen; auch wirken wollte ſie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geiſt, ſie wollte zu einer gewiſſen Thätigkeit aufregen, deren Mangel ſie uns vorwarf.

Da ſie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und zu welcher ſtillen gefaßten Lage ſich derjenige, der ſie übernimmt, entſchließen muß, ſo ſollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, ſo wie in der Geſellſchaft immer geſprochen und verhandelt werden.

Die Weimaraner ſind gewiß eines Enthuſiasmus fahig, vielleicht gelegentlich auch eines falſchen, aber das Franzöſiſche Auflodern ließ ſich nicht von ihnen erwarten, am wenigſten zu einer Zeit, wo die Franzöſiſche Uebergewalt ſo allſeitig drohte und ſtillkluge Menſchen das unausweichliche Unheil vorausſahen, das uns im nächſten Jahre an den Rand der Vernichtung führen ſollte.

Auch vorleſend und declamirend wollte Frau von Staël ſich Kränze erwerben. Eine Vorleſung der Phädra der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszuſehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutſche möchte wohl auf ewig dieſer beſchränkten Form, dieſem abgemeſſenen und aufgedunſenen Pathos entſagt haben. Den darunter verborgenen hübſchen natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus ſo vieler nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmüthig herausklauben.

Philoſophiren in der Geſellſchaft heißt ſich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dieß war ihre

eigentliche Luſt und Leidenſchaft. Natürlicherweiſe trieb ſie es in Reden und Wechſelreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwiſchen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen ſollten. Dabei hatte ſie, als Frau und Franzöſin, immer die Art, auf Hauptſtellen poſitiv zu verharren, und eigentlich nicht genau zu hören, was der andere ſagte.

Durch alles dieſes war der böſe Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widerſprechend dialektiſch und problematiſch alles Vorkommende behandelte, und ſie durch hartnäckige Gegenſätze oft zur Verzweiflung brachte, wo ſie aber erſt recht liebenswürdig war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwiedern auf die glänzendſte Weiſe darthat.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Geſpräche mit ihr, wobei ſie jedoch auch nach ihrer Weiſe läſtig war, indem ſie über die bedeutendſten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick ſtilles Nachdenken erlaubte, ſondern leidenſchaftlich verlangte, man ſolle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigſten Gegenſtänden eben ſo ſchnell bei der Hand ſeyn, als wenn man einen Federball aufzufangen hatte.

Ein Geſchichtchen ſtatt vieler möge hier Platz nehmen: Frau von Staël trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein und ſagte gleich zum Willkommen, mit heftiger Lebhaftigkeit: „Ich habe euch eine wichtige Nachricht anzukündigen: Moreau iſt arretirt mit einigen andern, und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt.“ — Ich hatte ſeit langer Zeit, wie jedermann, an der Perſönlichkeit des Edlen Theil genommen, und war ſeinem Thun und Handeln gefolgt; ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um, nach meiner Art, daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige

daraus zu ſchließen, oder doch wenigſtens zu ahnen. Die Dame veranderte das Geſpräch, daſſelbe wie gewöhnlich, auf mannichfach gleichgültige Dinge führend, und als ich in meinem Grübeln verharrend ihr nicht ſogleich geſprächig zu erwiedern wußte, erneuerte ſie die ſchon oft vernommenen Vorwürfe: ich ſey dieſen Abend wieder einmal, gewohnter Weiſe, mauſſade und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. — Ich ward wirklich im Ernſt böſe, verſicherte, ſie ſey keines wahren Antheils fähig; ſie falle mit der Thür ins Haus, betäube mich mit einem derben Schlag, und verlange ſodann, man ſolle alſobald ſein Liedchen pfeifen und von einem Gegenſtand zum andern hüpfen.

Dergleichen Aeußerungen waren recht in ihrem Sinn, ſie wollte Leidenſchaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu verſöhnen, ſprach ſie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls gründlich durch und bewies dabei groſſe Einſicht in die Lage der Dinge, wie in die Charaktere.

Ein anderes Geſchichtchen bezeugt gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weiſe nahm. An einem perſonenreichen Abendeſſen bei Herzogin Amalie ſaß ich weit von ihr, und war eben auch für dießmal ſtill und mehr nachdenklich. Meine Nachbarſchaft verwies es mir, und es gab eine kleine Bewegung, deren Urſache endlich bis zu den höhern Perſonen hinaufreichte. Frau von Staël vernahm die Anklage meines Schweigens, äußerte ſich darüber wie gewöhnlich, und fügte hinzu: „Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat.“ Ich ſagte darauf halb laut, ſo daß es nur meine Nachſten vernehmen konnten: da müſſen wir uns denn doch ſchon manchmal zuſammen beſoffen haben. Ein maſſiges Gelachter entſtand darauf; ſie wollte den Anlaß

erfahren, niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichsten Sinne Franzöſisch wieder geben; bis endlich Benjamin Conſtant, auch ein Nahſitzender, auf ihr anhaltendes Fordern und Drangen, um die Sache abzuſchließen, es unternahm, ihr mit einer euphemiſtiſchen Phraſe genug zu thun.

Was man jedoch von ſolchen Verhaltniſſen hinterher denken und ſagen mag, ſo iſt immer zu bekennen, daß ſie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge geweſen. Jenes Werk über Deutſchland, welches ſeinen Urſprung dergleichen geſelligen Unterhaltungen verdankte, iſt als ein mächtiges Hinſtzeug anzuſehen, das in die Chineſiſche Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, ſogleich eine breite Lücke durchbrach, ſo daß man über dem Rhein und, in Gefolg deſſen, über dem Canal, endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Weſten zu gewinnen hatten. Segnen wollen wir alſo jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erſcheinen wollten.

Mit Benjamin Conſtant wurden mir gleichfalls angenehme belehrende Stunden. Wer ſich erinnert was dieſer vorzügliche Mann in den folgenden Zeiten gewirkt und mit welchem Eifer derſelbe ohne Wanken auf dem einmal eingeſchlagenen, für recht gehaltenen Wege fortgeſchritten, der wurde ahnen können, was in jener Zeit für ein würdiges noch unentwickeltes Streben in einem ſolchen Manne gewaltet. In beſondern vertraulichen Unterredungen gab er ſeine Grundſätze und Ueberzeugungen zu erkennen, welche durchaus ins ſittlich-politiſch-praktiſche auf einem philoſophiſchen Wege gerichtet waren. Auch er verlangte das Gleiche von mir; und wenn ihm auch meine Art und Weiſe Natur und Kunſt

anzuſehen und zu behandeln, nicht immer deutlich werden konnte, ſo war doch die Art wie er ſich dieſelbe redlich zuzueignen, um ſie ſeinen Begriffen anzunähern, in ſeine Sprache zu überſetzen trachtete, mir ſelbſt von dem größten Nutzen, indem für mich daraus hervorging was noch Unentwickeltes, Unklares, Unmittheilbares, Unpraktiſches in meiner Behandlungsweiſe liegen dürfte.

Abendlich verweilte er einigemal mit Frau von Staël bei mir, ſpäterhin langte noch Johannes von Müller an und es konnte an höchſt bedeutender Unterhaltung nicht fehlen, da auch der Herzog, mein gnädigſter Herr, an ſolchen engen Abendkreiſen Theil zu nehmen geneigt war. Freilich waren alsdann die wichtigen Ereigniſſe und Verhängniſſe des Augenblicks unaufhaltſam an der Tagesordnung, und um hievon zu zerſtreuen, kam die von mir angelegte, gerade damals leidenſchaftlich vermehrte Medaillenſammlung aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts glücklich zu Hulfe, indem die Geſellſchaft ſich dadurch veranlaßt ſah, aus dem Bedenklich-Politiſchen, aus dem Allgemein-Philoſophiſchen in das Beſondere, Hiſtoriſch-Menſchliche hinüberzugehen. Hier war nun Johannes Müller an ſeiner Stelle, indem er die Geſchichte eines jeden, mehr oder weniger bedeutenden vor unſern Augen in Erz abgebildeten Mannes vollkommen gegenwärtig hatte, und dabei gar manches Biographiſch-Erheiternde zur Sprache brachte.

Auch in den folgenden Wochen des erſten Jahresviertels fehlte es nicht an theilnehmenden Fremden. Profeſſor Wolf, der mächtige Philolog, ſchien ſich immer mehr in unſerm Kreiſe zu gefallen und war von Halle dießmal auf kurze Zeit mich zu beſuchen gekommen. Rehberg, verdienſtvoller Maler, den die Kriegslaufte aus Italien vertrieben hatten, ließ uns

preiswürdige Arbeiten sehen, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch vernahmen wir umständlich durch ihn, welchen Unbilden das schöne Land, besonders aber auch Rom ausgesetzt sey.

Fernow's Gegenwart war höchst erfrischend und belehrend, indem er für Kunst und Italiänische Sprache viel Anregendes mitgebracht hatte. Voſſens Aufenthalt in Jena war nicht weniger einflußreich; sein gutes Verhältniß zu Hofrath Eichstädt ließ ihn für die Literaturzeitung thätig seyn, ob er gleich schon die Absicht, Jena zu verlaſſen, nicht ganz verbergen konnte.

Wie schwer es übrigens war, mit den fremden trefflichen Gästen einigermaßen auszudauern, davon gebe ich nur folgendes Beispiel. Frau von Staël hatte eine Aufführung der natürlichen Tochter so gut wie erzwungen; was wollte sie aber bei der wenigen mimischen Bewegung des Stücks aus der ihr völlig unverständlichen Redefülle herausnehmen? Mir sagte sie daß ich nicht wohlgethan diesen Gegenstand zu behandeln; das Buch das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt und das Original der Heldin die darin figurire, in der guten Societät nicht geachtet. Als ich nun solche Instanzen scherzhaft abzulehnen Humor genug hatte, versetzte sie: das sey eben der große Fehler von uns Deutschen Autoren daß wir uns nicht ums Publicum bekümmerten.

Ferner verlangte sie dringend das Mädchen von Andros aufführen zu sehen. Ich erinnere mich aber nicht wie sie dieſes antikisirende Maskenwesen mochte aufgenommen haben.

Gegen Ende Juni begab ich mich nach Jena und ward gleich an demselbigen Abend durch lebhafte Johannisfeuer

munter genug empfangen. Es iſt keine Frage: daß ſich dieſe Luftflammen auf den Bergen, ſowohl in der Nähe der Stadt, als wenn man das Thal auf- und abwärts fährt, überraſchend freundlich ausnehmen.

Nach Verſchiedenheit der vorhandenen Materialien, ihrer Menge, mehr oder weniger Schnelligkeit der Verwendung, zünden ſie bald obelisken- bald pyramidenartig in die Höhe, ſcheinen glühend zu verlöſchen und leben auf einmal ermuntert wieder auf. Und ſo ſieht man ein ſolches feuriges Wechſelſpiel Thalauf Thalab, auf die mannichfaltigſte Weiſe belebend fortſetzen.

Unter allen dieſen Erſcheinungen that ſich eine zwar nur auf kürzere Zeit, aber bedeutend und auffallend hervor. Auf der Spitze des Hausberges, welcher, von ſeiner Vorderſeite angeſehen, kegelartig in die Höhe ſteigt, flammte gleichmäßig ein bedeutendes Feuer empor, doch hatte es einen beweglichern und unruhigern Charakter; auch verlief nur kurze Zeit, als es ſich in zwei Bachen an den Seiten des Kegels herunterfließend ſehen ließ; dieſe in der Mitte durch eine feurige Querlinie verbunden zeigten ein koloſſales leuchtendes A, auf deſſen Gipfel eine ſtarke Flamme gleichſam als Krone ſich hervorthat und auf den Namen unſerer verehrten Herzogin Mutter hindeutete. Dieſe Erſcheinung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen; fremde Gäſte fragten verwundert über die Mittel, wodurch ein ſo bedeutendes und Feſtlichkeit krönendes Feuergebilde habe veranſtaltet werden können.

Sie erfuhren jedoch gar bald, daß dieſes das Werk einer vereinigten Menge war und einer ſolchen, von der man es am wenigſten erwartet hätte.

Die Univerſitätsſtadt Jena, deren unterſte ärmſte Klaſſe ſich ſo fruchtbar erweiſ't, wie es in den größten Städten ſich

zu ereignen pflegt, wimmelt von Knaben verſchiedenen Alters, welche man gar füglich den Lazaroni's vergleichen kann. Ohne eigentlich zu betteln, nehmen ſie durch Vielthätigkeit das Wohlthun der Einwohner, beſonders aber der Studirenden in Anſpruch. Bei vorzüglicher Frequenz der Akademie hatte ſich dieſe Erwerbsclaſſe beſonders vermehrt; ſie ſtanden am Markte und an den Straßenecken überall bereit, trugen Botſchaften hin und wieder, beſtellten Pferde und Wagen, trugen die Stammbücher hin und her und ſollicitirten das Einſchreiben, alles gegen geringe Retributionen, welche denn doch ihnen und ihren Familien bedeutend zu gute kamen. Man nannte ſie Mohren, wahrſcheinlich weil ſie von der Sonne verbrannt, ſich durch eine dunklere Geſichtsfarbe auszeichneten.

Dieſe hatten ſich ſchon lange her das Recht angemaßt, das Feuer auf der Spitze des Hausbergs anzuzünden und zu unterhalten, welches anzufachen und zu ernähren ſie ſich folgender Mittel bedienten. Eben ſo den weiblichen Dienſtboten der bürgerlichen Häuſer als den Studirenden willfahrig, wußten ſie jene durch manche Gefälligkeit zu verpflichten, dergeſtalt daß ihnen die Beſenſtumpfen das Jahr über aufbewahrt und zu dieſer Feſtlichkeit abgeliefert wurden. Um dieſe regelmäßig in Empfang zu nehmen, theilten ſie ſich in die Quartiere der Stadt und gelangten am Abend des Johannistags ſchaarenweis zuſammen auf der Spitze des Hausberges an, wo ſie dann ihre Reisfackeln ſo ſchnell als möglich entzündeten, und ſodann mit ihnen mancherlei Bewegungen machten, welche ſich dießmal zu einem großen A geſtalteten, da ſie denn ſtill hielten und jeder an ſeinem Platze die Flamme ſo lange als möglich zu erhalten ſuchten.

Dieſe lebhafte Erſcheinung, bei einem heitern Abendſaal von verſammelten Freunden gewahrt und bewundert, eignete

ſich auf alle Falle, einigen Enthuſiasmus zu erregen. Man ſtieß auf das Wohl der verehrten Fürſtin an, und, da ſchon ſeit einiger Zeit eine immer ernſtere Polizei dergleichen feurige Luſtbarkeiten zu verbieten Anſtalten machte, ſo bedauerte man, daß eine ſolche Seelenfreude künftig nicht mehr genoſſen werden ſollte, und äußerte den Wunſch für die Dauer einer ſolchen Gewohnheit in dem heitern Toaſt:

Johannisfeuer ſey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Einer gründlichern Heiterkeit genoß man bei Unterſuchung der dortigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten; beſonders hatte die Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft an Reichthum und Ordnung merklich zugenommen. Die Blitzſinter, welche zu der Zeit erſt lebhaft zur Sprache gekommen, gaben, wie es mit allem bedeutenden Neuen geſchieht, dem Studium ein friſches Intereſſe. Geognoſtiſche Erfahrungen, geologiſche Gedanken in ein folgerechtes Anſchauen einzuleiten, gedachte man an ein Modell, das beim erſten Anblick eine anmuthige Landſchaft vorſtellen, deren Unebenheiten bei dem Auseinanderziehen des Ganzen durch die innerlich angedeuteten verſchiedenen Gebirgsarten rationell werden ſollten. Eine Anlage im Kleinen ward gemacht, anfanglich nicht ohne Erfolg, nachher aber durch andere Intereſſen beſeitigt und durch ſtreitige Vorſtellungsarten über dergleichen problematiſche Dinge der Vergeſſenheit übergeben.

Die von Hofrath Büttner hinterlaſſene Bibliothek gab noch immer manches zu thun, und das Binden der Bücher, das nachherige Einordnen manche Beſchaftigung.

Höchſt erfreulich aber bei allem dieſem war der Beſuch meines gnädigſten Herrn, welcher mit Geh. Rath von Voigt, einem in dieſen Geſchäften eifrig mitwirkenden Staatsmanne, herüberkam. Wie belohnend war es für einen ſolchen Fürſten zu wirken, welcher immer neue Ausſichten dem Handeln und Thun eröffnete, ſodann die Ausführung mit Vertrauen ſeinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinſah und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Abſichten gemäß gehandelt hatte; da man ihn denn wohl ein und das anderemal durch die Reſultate ſchnellerer Fortſchritte zu überraſchen wußte.

Bei ſeiner dießmaligen Anweſenheit wurde der Beſchluß reif, ein anatomiſches Muſeum einzurichten, welches bei Abgang eines Profeſſors der Anatomie der wiſſenſchaftlichen Anſtalt verbleiben müſſe. Es ward dieſes um ſo nöthiger, als bei Entfernung des bedeutenden Loderiſchen Cabinets eine große Lücke in dieſem Fach empfunden wurde. Profeſſor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte ſich's zur Pflicht, ſogleich in dieſem Sinne zu arbeiten und zu ſammeln, und unter ſeiner Anleitung gedieh gar bald das Unternehmen zuerſt im didaktiſchen Sinne, welcher durchaus ein anderer iſt als der wiſſenſchaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curioſes Aufmerkſamkeit und Bemühung richtet, und nur in Gefolg des erſten allerdings Platz finden kann und muß.

Je weiter ich in meinen chromatiſchen Studien vorrückte, deſto wichtiger und liebwerther wollte mir die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften überhaupt erſcheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einſicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wiſſen fortſchreiten und ſich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichſte Einſicht keineswegs in gleicher Maaße vollkommener

Sora. Sieh dich um; das iſt die Natur, worin der Prinz lebt, und das iſt ſeine Geliebte.

Andraſon auffahrend. Ihr großen Götter!

Sora. Mach nur den Sack auf!

Andraſon aus tiefen Gedanken. Halt!

Mana. Was iſt dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du biſt verzückt.

Andraſon. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? Begreift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Geſpenſt, das uns geängſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sora. Du machſt mich mit deinem Ernſt lachen.

wird, und zwar aus der ganz natürlichen Urſache, weil das Wiſſen unendlich und jedem neugierig Umherſtehenden zugänglich, das Ueberlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewiſſen Kreiſes der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen iſt; dergeſtalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenſtände, vom Fixſtern bis zum kleinſten lebendigen Lebepunkt, immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einſicht in die Natur dieſer Dinge jedoch in ſich ſelbſt gehindert iſt und dieſes in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, ſondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum ſich in einem ſtetigen Kreiſe bewegen.

In dieſem Jahre war ich bis zu der wichtigen Zeit gelangt, wo die nachher königlich genannte Engliſche Geſellſchaft ſich erſt in Oxford, dann in London zuſammen that, durch mannichfaltige wichtige Hinderniſſe aufgehalten, ſodann durch den großen Brand in London in ihrer Thätigkeit unterbrochen, zuletzt aber immer mehr eingerichtet, geordnet und gegründet war.

Die Geſchichte dieſer Societät von Thomas Sprat las ich mit großem Beifall und bedeutender Belehrung, was auch ſtrengere Forderer gegen dieſen freilich etwas flüchtigen Mann mögen einzuwenden haben. Geiſtreich iſt er immer, und läßt uns in die Zuſtände recht eigentlich hineinblicken.

Die Protokolle dieſer Geſellſchaft, herausgegeben von Birch, ſind dagegen unbeſtritten ganz unſchätzbar. Die Anfange einer ſo großen Anſtalt geben uns genug zu denken. Ich widmete dieſem Werke jede ruhige Stunde, und habe von dem was ich mir davon zugeeignet, in meiner Geſchichte der Farbenlehre kurze Rechenſchaft gegeben.

Hier darf ich aber nicht verſchweigen, daß dieſe Werke von

der Göttinger Bibliothek, durch die Gunst des edlen Heyne mir zugekommen, dessen nachsichtige Geneigtheit durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verspäteter Zurücksendung mancher bedeutenden Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine desultorische Lebens- und Studienweise meistens schuld, daß ich an tüchtige Werke nur einen Anlauf nehmen und sie wegen äußerer Zudringlichkeiten bei Seite legen mußte, in Hoffnung eines günstigern Augenblicks, der sich denn wohl auf eine lange Zeitstrecke verzögerte.

Winckelmann's frühere Briefe an Hofr. Berendis waren schon längst in meinen Händen, und ich hatte mich zu ihrer Ausgabe vorbereitet. Und das was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannichfaltige Weise dienen könnte, zusammenzustellen, zog ich die werthen Freunde, Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena, mit ins Interesse, und so bildete sich nach und nach der Octavband, wie er sodann in die Hände des Publicums gelangte.

Ein französisches Manuscript, Diderot's Neffe, ward mir von Schillern eingehändigt, mit dem Wunsche, ich möchte solches übersetzen. Ich war von jeher, zwar nicht für Diderot's Gesinnungen und Denkweise, aber für seine Art der Darstellung als Autor ganz besonders eingenommen, und ich fand das mir vorliegende kleine Heft von der größten aufregenden Trefflichkeit. Frecher und gehaltener, geistreicher und verwegener, unsittlich-sittlicher war mir kaum etwas vorgekommen; ich entschloß mich daher sehr gern zur Uebersetzung; rief zu eignem und fremdem Verständniß das früher Eingesehene aus den Schatzen der Literatur hervor, und so entstand, was ich unter der Form von Noten in alphabetischer Ordnung dem Werk hinzufügte, und es endlich bei Göschen herausgab.

Die Deutsche Uebersetzung solle vorausgehen, und das Original bald nachher abgedruckt werden. Hievon überzeugt versaumte ich eine Abschrift des Originals zu nehmen, woraus, wie spater zu erzahlen seyn wird, gar wunderliche Verhaltnisse sich hervorthaten.

Die neue allgemeine Literatur-Zeitung bewegte sich mit jedem Monat lebendiger vorwarts, nicht ohne mancherlei Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hinderniß. Alles Für und Wider, was hier durchgefochten werden mußte, im Zusammenhang zu erzahlen würde keine unangenehme Aufgabe seyn, und der Gang eines wichtigen literarischen Unternehmens ware jedenfalls belehrend. Hier können wir uns jedoch nur durch ein Gleichniß ausdrücken. Der Irrthum jenseits bestand darin: Man hatte nicht bedacht, daß man von einem militarisch-günstigen Posten wohl eine Batterie wegfuhren und an einen andern bedeutenden versetzen kann, daß aber dadurch der Widersacher nicht verhindert wird, an der verlassenen Stelle sein Geschütz aufzufahren, um für sich gleiche Vortheile daraus zu gewinnen. An der Leitung des Geschäftes nahm ich fortwahrenden lebhaften Antheil: von Recensionen, die ich lieferte, will ich nur die der Vossischen Gedichte nennen und bezeichnen.

Im Jahr 1797 hatte ich, mit dem aus Italien zurückkehrenden Freunde Meyer, eine Wanderung nach den kleinen Cantonen, wohin mich nun schon zum drittenmale eine unglaubliche Sehnsucht anregte, heiter vollbracht. Der Vierwaldstadter See, die Schwyzer Haken, Fluelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nur wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitaten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar als Tell und seine wackern

Zeitgenossen? Ich ersann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, in dieser schönen Dichtart, in die sich nach und nach unsre Sprache zu finden wußte, wobei die Absicht war, mich immer mehr durch Uebung und Beachtung mit Freunden darin zu vervollkommnen.

Von meinen Absichten melde nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzustellen vorhatte und ihn deßhalb als einen kolossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward.

Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtlos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die alten Eidgenossen und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verletzt, sollten das sittlich

Leidenſchaftliche zur inneren Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren perſönlich gegen einander zu ſtehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.

Dieſe Gedanken und Einbildungen, ſo ſehr ſie mich auch beſchäftigt und ſich zu einem reifen Ganzen gebildet hatten, gefielen mir ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Die Deutſche Proſodie, inſofern ſie die alten Sylbenmaaße nachbildete, ward, anſtatt ſich zu regeln, immer problematiſcher; die anerkannten Meiſter ſolcher Künſte und Künſtlichkeiten lagen bis zur Feindſchaft in Widerſtreit. Hierdurch ward das Zweifelhafte noch ungewiſſer; mir aber, wenn ich etwas vorhatte, war es unmöglich über die Mittel erſt zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre; jene mußten mir ſchon bei der Hand ſeyn, wenn ich dieſen nicht alſobald aufgeben ſollte.

Ueber dieſes innere Bilden und äußere Unterlaſſen waren wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich hatte mit Schiller dieſe Angelegenheit oft beſprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrangten Zuſtände oft genug unterhalten, dergeſtalt daß ſich bei ihm dieſes Thema nach ſeiner Weiſe zurechtſtellen und formen mußte. Auch er machte mich mit ſeinen Anſichten bekannt, und ich entbehrte nichts an einem Stoff der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anſchauens verloren hatte, und überließ ihm daher denſelben gerne und förmlich, wie ich ſchon früher mit den Kranichen des Ibycus und manchem andern Thema gethan hatte; da ſich denn aus jener obigen Darſtellung, verglichen mit dem Schilleriſchen Drama, deutlich ergiebt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anſchauung

ſchuldig ſeyn mag, als ihm die einfache Legende hatte gewähren können.

Eine Bearbeitung dieſes Gegenſtandes ward immerfort, wie gewöhnlich, unter uns beſprochen, die Rollen zuletzt nach ſeiner Ueberzeugung ausgetheilt, die Proben gemeinſchaftlich vielfach und mit Sorgfalt behandelt; auch ſuchten wir in Coſtum und Decoration nur mäßig, wiewohl ſchicklich und charakteriſtiſch, zu verfahren, wobei, wie immer, mit unſern ökonomiſchen Kräften die Ueberzeugung zuſammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geiſtige ſo hoch als möglich ſteigern müſſe. Ueberwiegt jenes, ſo erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugthuende Stoff alles das eigentlich höher Geformte, deſſentwegen das Schauſpiel eigentlich nur zulaſſig iſt. Den 17. März war die Aufführung und durch dieſe erſte wie durch die folgenden Vorſtellungen, nicht weniger durch das Glück, welches dieſes Werk durchaus machte, die darauf gewendete Sorgfalt und Mühe, vollkommen gerechtfertigt und belohnt.

Der Verabredung mit Schiller gemäß ein Repertorium unſers Deutſchen Theaters nach und nach zu bilden, verſuchte ich mich an Götz von Berlichingen ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück blieb immer zu lang, in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende hiſtoriſche Gang hinderte durchaus ein ſtationares Intereſſe der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indeſſen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverluſt und ſonſtige Unbilden.

In dieſen Zeiten meldete ſich auch bei mir Graf Jenovio, um die funfzig Carolin wieder zu empfangen, die er vor einigen Jahren bei mir niedergelegt hatte; ſie waren als Preis ausgeſetzt für die beſte Auflöſung einer von ihm geſtellten

Frage, die ich gegenwärtig nicht mehr zu articuliren wüßte, die aber auf eine wunderliche Weiſe da hinausging: wie es eigentlich von jeher mit der Bildung der Menſchen und menſchlicher Geſellſchaft zugegangen ſey. Man hätte ſagen mögen, die Antwort ſey in Herder's Ideen und ſonſtigen Schriften der Art ſchon enthalten geweſen; auch hätte Herder in ſeinem früheren Vigor um dieſen Preis zu gewinnen wohl noch einmal zu einem faßlichen Resumé ſeine Feder walten laſſen.

Der gute wohldenkende Fremde, der ſich's um die Aufklärung der Menſchen etwas wollte koſten laſſen, hatte ſich von der Univerſität Jena eine Vorſtellung gemacht, als wenn es eine Akademie der Wiſſenſchaften wäre. Von ihr ſollten die eingekommenen Arbeiten durchgeſehen und beurtheilt werden. Wie ſonderbar eine ſolche Forderung zu unſern Zuſtänden paßte, iſt bald überſehen. Indeſſen beſprach ich die Sache mit Schillern weitläufig, ſodann auch mit Griesbach. Beide fanden die Aufgabe allzuweit umgreifend und doch gewiſſermaßen unbeſtimmt. In weſſen Namen ſollte ſie ausgeſchrieben, von wem ſollte ſie beurtheilt werden, und welcher Behörde durfte man zumuthen, die eingehenden Schriften, welche nicht anders als umfänglich ſeyn konnten, ſelbſt von dem beſten Kopfe ausgearbeitet, durchzuprüfen? Der Conflict zwiſchen den Anatoliern und Oekumeniern war damals lebhafter als jetzt; man fing an ſich zu überzeugen, daß das Menſchengeſchlecht überall unter gewiſſen Naturbedingungen habe entſtehen können und daß jede ſo entſtehende Menſchenrace ſich ihre Sprache nach organiſchen Geſetzen habe erfinden müſſen. Jene Frage nöthigte nun auf dieſe Anfänge hinzudringen. Entſchied man ſich für eine Seite, ſo konnte der Aufſatz keinen allgemeinen Beifall erwarten; ſchwanken zwiſchen beiden war nicht ein Leichtes. Genug, nach vielen Hin- und Widerreden

ließ ich Preis und Frage ruhen, und vielleicht hatte unser Macen in der Zwischenzeit andere Gedanken gefaßt, und glaubte sein Geld besser anwenden zu können, welches aus meiner Verwahrung und Verantwortung los zu werden für mich ein angenehmes Ereigniß war.

1805.

Also ward auch dieses Jahr mit den besten Vorsätzen und Hoffnungen angefangen, und zumal Demetrius umständlich öfters besprochen. Weil wir aber beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten gestört wurden, so setzte Schiller die Uebertragung der Phädra, ich die des Rameau fort, wobei nicht eigne Production verlangt, sondern unser Talent durch fremde, schon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde.

Ich ward bei meiner Arbeit aufgemuntert, ja genöthigt die Französische Literatur wieder vorzunehmen, und zu Verständniß des seltsamen, frechen Buchleins manche, für uns Deutsche wenigstens, völlig verschollene Namen in charakteristischen Bildern abermals zu beleben. Musikalische Betrachtungen rief ich auch wieder hervor, obgleich diese mir früher so angenehme Beschäftigung lange geschwiegen hatte. Und so benutzte ich manche Stunde, die mir sonst in Leiden und Ungeduld verloren gegangen ware. Durch einen sonderbar glücklichen Zufall traf zu gleicher Zeit ein Franzose hier ein, Namens Terrier, welcher sein Talent, Französische Komödien mit abwechselnder Stimme, wie ihre Schauspieler sie vortragen, munter und geistreich vorzulesen, bei Hofe mehrere Abende hindurch zu bewundern gab; mir besonders zu Genuß und Nutzen, da ich Molièren, den ich hochlich schätzte, dem ich

jährlich einige Zeit widmete, um eine wohl empfundene Verehrung immer wieder zu prüfen und zu erneuern, nunmehr in lebendiger Stimme von einem Landsmann vernahm, der gleichfalls von einem so großen Talente durchdrungen, mit mir in Hochschätzung desselben darstellend wetteiferte.

Schiller, durch den dreißigsten Januar gedrängt, arbeitete fleißig an Phädra, die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward, und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab sich hervorzuthun und ihr Talent zu steigern.

Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.

Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war

den Demetrius zu vollenden. Von dem Versaß an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen; Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde fremde Meinungen zu vernehmen wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte, und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beirathig und mitthätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Daseyn fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das Deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist seyn. Genug, aller Enthusiasmus den die Verzweiflung bei einem großen Verlust

Andrason. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weissagenden Orakels erfüllt! —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen sind!

Andrason.

Wenn wird ein greiflich Gespenst von saynen Handen entgeistert.

Cora. Nichts kann klärer seyn!

Andrason.

Und der leinene Sack sein Eingeweide gibt her!

Nun aufgemacht, ihr Kinder, laßt uns vor allem sehn, was der enthält!

Sie binden ihn auf, und wie sie ihn umschütteln, fällt eine ganze Parthie Bücher, mit Häckerling vermischt heraus.

Andrason. Seht Alt, da werden Bücher drinn seyn. Er hat uns auf. Empfindsamkeiten!

Mana. O gebt's her!

in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hatte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schiller's Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hatt' ich ihm und unserm Zusammenseyn das erfreulichste stiften können.

Die Uebersetzung von Rameau's Neffen war noch durch

Schillern nach Leipzig gesandt. Einige geschriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach seinem Tode zurück. Was er bei angestrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mir in seinem Sinne deuten, und so wirkte seine Freundschaft vom Todtenreiche aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen sich gekannt sah.

Die einsame Thätigkeit mußt' ich nun auf einen andern Gegenstand werfen. Winckelmann's Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich über diesen herrlichen langst vermißten Mann zu denken, und was ich über ihn seit so vielen Jahren im Geist und Gemüth herumgetragen ins Enge zu bringen. Manche Freunde waren schon früher zu Beitragen aufgefordert, ja Schiller hatte versprochen nach seiner Weise Theil zu nehmen.

Nun aber darf ich es wohl als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius preisen, daß ein vorzüglich geschätzter und verehrter Mann, mit dem ich früher nur in den allgemeinen Verhältnissen eines gelegentlichen Briefwechsels und Umgangs gestanden, sich mir näher anzuschließen Veranlassung fühlte. Professor Wolf aus Halle bewahrte seine Theilnahme an Winckelmann und dem was ich für sein Andenken zu thun gedachte, durch Uebersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Schon im März des Jahrs hatte er sich bei uns angekündigt, die sämmtlichen Weimarischen Freunde freuten sich ihn abermals in ihrem Kreise zu besitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert, und uns alle in tiefer Herzenstrauer fand, als er am 30. Mai in Weimar anlangte, begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte. Ich konnte den werthen Mann gastfreundlich aufnehmen und so mit ihm höchst

erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in ſo vertraulichem Verhältniß jeder offen von demjenigen ſprach, was ihm zunächſt am Herzen lag, ſo that ſich ſehr bald die Differenz entſchieden hervor, die zwiſchen uns beiden obwaltete. Hier war ſie von anderer Art als diejenige, welche mich mit Schiller anſtatt zu entzweien, innigſt vereinigte. Schiller's ideeller Tendenz konnte ſich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, ſo traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zuſammen.

Wolf dagegen hatte ſein ganzes Leben den ſchriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, ſie, inſofern es möglich war, in Handſchriften, oder ſonſt in Ausgaben, genau unterſucht und verglichen. Sein durchdringender Geiſt hatte ſich der Eigenheiten der verſchiedenen Autoren, wie ſie ſich nach Orten und Zeiten ausſpricht, dergeſtalt bemächtigt, ſein Urtheil auf den höchſten Grad geſchärft, daß er in dem Unterſchied der Sprache und des Styls zugleich den Unterſchied des Geiſtes und des Sinnes zu entdecken wußte, und dieß vom Buchſtaben, von der Sylbe hinauf bis zum rhythmiſchen und proſaiſchen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannichfaltigen Verflechtung der Sätze.

War es daher ein Wunder, daß ein ſo großes Talent, das mit ſolcher Sicherheit in dieſem Elemente ſich erging, mit einer faſt magiſchen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem jeden ſeine Stelle nach Landern und Jahren anzuweiſen verſtand, und ſo im höchſten Grade die Vergangenheit ſich vergegenwärtigen konnte! — War es alſo ein Wunder, daß ein ſolcher Mann dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das höchſte ſchätzen und die daraus entſpringenden Reſultate für einzig halten mußte! Genug, aus ſeinen Unterhaltungen ging hervor: er achte das nur einzig für

geſchichtlich, für wahrhaft glaubwurdig, was durch geprufte und zu prufende Schrift aus der Vorzeit zu uns herubergekommen ſey.

Dagegen hatten die Weimariſchen Freunde mit denſelben Ueberzeugungen einen andern Weg eingeſchlagen; bei leidenſchaftlicher Neigung für bildende Kunſt mußten ſie gar bald gewahr werden, daß auch hier das Geſchichtliche ſowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer praktiſchen Nacheiferung werden konne. Sie hatten daher ſowohl alte als neuere Kunſt auf ihrem Lebenswege immer geſchichtlich zu betrachten ſich gewöhnt, und glaubten auch von ihrer Seite ſich gar manches Merkmals bemachtigt zu haben, woran ſich Zeit und Ort, Meiſter und Schüler, Urſprüngliches und Nachgeahmtes, Vorganger und Nachfolger füglich unterſcheiden ließen.

Wenn nun im lebhafteſten Geſpräche beide Arten die Vergangenheit ſich zu vergegenwartigen zur Sprache kamen, ſo durften die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da ſie ſeinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihren Geſchmack an dem ſeinigen ſchärften, mit ihrem geiſtigen Vermögen ſeinem Geiſte nachzudringen ſuchten und ſich alſo im höheren Sinne auferbaulich bereicherten. Dagegen läugnete er hartnackig die Zuläſſigkeit ihres Verfahrens, und es fand ſich kein Weg ihn vom Gegentheil zu uberzeugen: denn es iſt ſchwer, ja unmöglich demjenigen der nicht aus Liebe und Leidenſchaft ſich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch auch nach und nach zur genaueren Kenntniß und zur Vergleichungsfahigkeit gelangt iſt, auch nur eine Ahnung des zu unterſcheidenden aufzuregen, weil denn doch immer zuletzt in ſolchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anſpruch gemacht werden muß. Wenn wir ihm nun ſehr willig

zugaben, daß einige Reden Cicero's, vor denen wir den größten Respect hatten, weil sie zu unserm wenigen Latein uns behülflich gewesen waren, für später untergeschobenes Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seyen, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne.

Ob wir nun gleich gern einraumten, daß auch hier manches problematisch möchte liegen bleiben; wie denn ja auch der Schriftforscher weder sich selbst noch andere jederzeit völlig befriedigen werde: so konnten wir doch niemals von ihm erlangen, daß er unseren Documenten gleiche Gültigkeit mit den seinigen, unserer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth wie der seinigen zugestanden hatte. Aber eben aus diesem hartnäckigen Conflict ging für uns der bedeutende Vortheil hervor, daß alle die Argumente Für und Wider auf das entschiedenste zur Sprache kamen, und es denn nicht fehlen konnte, daß jeder, indem er den andern zu erleuchten trachtete, bei sich selbst auch heller und klarer zu werden bestrebt seyn mußte.

Da nun allen diesen Bestrebungen Wohlwollen, Neigung, Freundschaft, wechselseitiges Bedürfniß zum Grunde lag, weil beide Theile während der Unterhaltung noch immer ein Unendliches von Kenntniß und Bestreben vor sich sahen, so herrschte in der ganzen Zeit eines längeren Zusammenseyns eine aufgeregte Munterkeit, eine heftige Heiterkeit, die kein Stillstehen duldete, und innerhalb desselben Kreises immer neue Unterhaltung fand.

Nun aber mußte, indem von der altern Kunstgeschichte die Rede war, der Name Phidias oft genug erwähnt werden, der so gut der Welt als der Kunstgeschichte angehört: denn

was ware die Welt ohne Kunſt? und ſo ergab ſich's ganz natürlich, daß der beiden Koloſſal Köpfe der Dioskuren von Monte Cavallo als in Rudolſtadt befindlich gedacht wurde. Der ungläubige Freund nahm hievon Gelegenheit zu einer Spazierfahrt, als Beweis des guten Willens ſich uns zu nahern, allein, wie voraus zu ſehen war, ohne ſonderlichen Erfolg: denn er fand leider die beiden Rieſenköpfe, für welche man bis jetzt keinen ſchicklichen Raum finden können, an der Erde ſtehen; da denn nur dem liebevollſten Kenner ihre Trefflichkeit hatte entgegen leuchten mögen, indem jedes faßliche Anſchauen ihrer Vorzüge verſagt war. Wohl aufgenommen von dem dortigen Hofe vergnügte er ſich in den bedeutend ſchönen Umgebungen, und ſo kam er, nach einem Beſuch in Schwarzburg, mit ſeinem Begleiter, Freund Meyer, vergnügt und behaglich, aber nicht überzeugt zurück.

Die Weimariſchen Kunſtfreunde hatten ſich bei dem Aufenthalt dieſes höchſt werthen Mannes ſo viel Fremdes zugeeignet, ſo viel Eigenes aufgeklärt und geordnet, daß ſie in mehr als Einem Sinne ſich gefördert finden mußten, und da nun ihr Gaſt noch außerdem lebensluſtig als theilnehmender Geſellſchafter ſich erwies, ſo war durch ihn der ganze Kreis auf das ſchönſte belebt, und auch er kehrte mit heiterem Sinne und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbeſuch in Halle, wohlgemuth nach Hauſe zurück.

Ich hatte daher die ſchönſte Veranlaſſung abermals nach Lauchſtadt zu gehen, obgleich das Theater mich eigentlich nicht hinforderte. Das Repertorium enthielt ſo manches dort noch nicht geſehene Gute und Treffliche, ſo daß wir mit dem anlockenden Worte zum erſtenmale gar manchen unſerer Anſchläge zieren konnten. Möge hier den Freunden der Theatergeſchichte zu Liebe die damalige Conſtellation vorgeführt

werden, womit wir in jener Sphäre zu glänzen ſuchten. Als meiſtens neu, oder doch ſehr beliebt, erſchienen an Trauer- und Heldenſpielen: Othello, Regulus, Wallenſtein, Nathan der Weiſe, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfaucon. Ebenmäßig führte man an Luſt- und Gefühlſpielen folgende vor: Lorenz Stark, beſchämte Eiferſucht, Mitſchuldige, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Huſſiten und Pagenſtreiche. An Singſpielen wurden vorgetragen: Saalnire, Coſa Rara, Fanchon, Unterbrochenes Opferfeſt, Schatzgräber, Soliman der Zweite: zum Schluſſe ſodann das Lied von der Glocke, als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabſichtigten eigentlichen Feier ſich mancherlei Hinderniſſe entgegenſtellten.

Bei einem kurzen Aufenthalt in Lauchſtädt ſuchte ich daher vorzüglich dasjenige zu beſorgen was an Baulichkeiten und ſonſtigen Localitäten, nicht weniger was mit dortigen Beamten zu verabreden und feſtzuſtellen war, und begab mich darauf nach Halle, wo ich in dem Hauſe meines Freundes die gaſtlichſte Aufnahme fand. Die vor kurzem abgebrochene Unterhaltung ward lebhaft fortgeſetzt, und nach vielen Seiten hin erweitert: denn da ich hier den unabläſſig arbeitenden Mann, mitten in ſeiner täglichen, beſtimmten, manchmal aufgenöthigten Thätigkeit fand; ſo gab es tauſend Gelegenheiten, einen neuen Gegenſtand, eine verwandte Materie, irgend eine ins Leben eingreifende Handlung zum Text geiſtreicher Geſpräche aufzufaſſen, wobei denn der Tag und halbe Nächte ſchnell vorüber gingen, aber bedeutenden Reichthum zurückließen.

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuren

Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn alles was ich von ihm erwarten konnte in Thätigkeit fand: Eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.

Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, läßt sich nicht übersehen; wie einflußreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im allgemeinen mitempfinden können.

Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. Doctor Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des August, und ich gesellte mich zu den vielen sich an ihn herandrangenden Zuhörern. Seine Lehre mußte gleich so wie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählig die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun eben diese organische Operation sich in allen Systemen des Thiers von unten auf wiederholt und sich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren steigert; so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und sollte Gall, wie man vernahm, auch durch seinen Scharfblick verleitet zu sehr ins Specifische gehen, so hing es ja nur von uns ab, ein scheinbar paradores Absondern in ein

faßlicher Allgemeines hinüber zu heben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebſinn ſo gut als die Kinder-, Freundes- und Menſchenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen und alſo gar wohl gewiſſe Tendenzen mit dem Vorwalten gewiſſer Organe in Bezug ſetzen.

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird ſich nicht leicht einer Anzahl wünſchenswerther Schüler zu erfreuen haben; das Beſondere hingegen zieht die Menſchen an und mit Recht: denn das Leben iſt aufs Beſondere angewieſen, und gar viele Menſchen können im Einzelnen ihr Leben fortſetzen ohne daß ſie nöthig hätten weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menſchenverſtand noch ihren fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Beim Anfang ſeiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphoſe der Pflanze Berührendes zur Sprache, ſo daß der neben mir ſitzende Freund Loder mich mit einiger Verwunderung anſah; aber eigentlich zu verwundern war es, daß er, ob er gleich dieſe Analogie gefühlt haben mußte, in der Folge nicht wieder darauf zurück kam, da doch dieſe Idee gar wohl durch ſein ganzes Geſchäft hätte walten können.

Außer dieſen öffentlichen, vorzüglich craneologiſchen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn ſelbſt vor unſern Augen, wodurch denn meine Theilnahme ſich ſteigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und daher das Hauptaugenmerk, da es ſich nicht nach der Hirnſchale, ſondern dieſe nach jenem zu richten hat, und zwar dergeſtalt, daß die innere Diploe der Hirnſchale vom Gehirn feſtgehalten und an ihre organiſche Beſchränkung gefeſſelt wird; dagegen denn, bei genugſamem Vorrath von Knochenmaſſe, die äußere Lamina ſich bis ins Monſtroſe zu erweitern und innerhalb ſo viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behauptet.

Gall's Vortrag durfte man wohl als den Gipfel vergleichender Anatomie anerkennen, denn ob er gleich seine Lehre von dorther nicht ableitete und mehr von außen nach innen verfuhr, auch sich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzusetzen schien: so stand doch alles mit dem Rückenmark in solchem Bezug, daß dem Geist vollkommene Freiheit blieb sich nach seiner Art diese Geheimnisse auszulegen. Auf alle Weise war die Gallische Entfaltung des Gehirns in einem höheren Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man etagen- oder segmentweise von oben herein, durch bestimmten Messerschnitt von gewissen unter einander folgenden Theilen Anblick und Namen erhielt, ohne daß auf irgend etwas weiter daraus ware zu folgern gewesen. Selbst die Basis des Gehirns, die Ursprunge der Nerven, blieben Localkenntnisse, denen ich, so ernst mir es auch war, nichts abgewinnen konnte; weßhalb auch noch vor kurzem die schönen Abbildungen von Vicq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung gesetzt hatten.

Doctor Gall war in der Gesellschaft, die mich so freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit eingeschlossen, und so sahen wir uns taglich, fast stündlich, und das Gespräch hielt sich immer in dem Kreise seiner bewundernswürdigen Beobachtung; er scherzte über uns alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge: ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sey. Dergleichen gab nun zu allerlei scherzhaften Bezugen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Corvisartemus in Eine Diebe zu setzen beliebte.

Nun mochte freilich solche geistige Anstrengung, verglichen

Die andern haben indeſſen die übrigen Bücher aufgehoben.

Andraſon. Was haſt du? Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, in drey Bänden.

Mana. O das muß ſcharmant ſeyn! Gib her, das muß ich leſen. — Der gute Jüngling!

Lato. Den müſſen wir kennen lernen.

Sora. Da iſt ja auch ein Kupfer dabey!

Mela. Das iſt gut, da weiß man doch, wie er ausgeſehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht intereſſant ausgeſehn.

Es bleibt den Schauſpielern überlaſſen, ſich hier auf gute Art über ähnliche Schriften luſtig zu machen.

Andraſon. Eine ſchöne Geſellſchaft unter Einem Herzen!

Mela. Wie kommen die Bücher nur da herein?

in geselliges Wohlleben, meinen körperlichen Zuständen nicht eben zusagen; es überfiel mich ganz unversehens der Paroxysmus eines herkömmlichen Uebels, das von den Nieren ausgehend sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte. Es brachte mir dießmal den Vortheil einer großern Annaherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelnd mir zugleich als Praktiker, als denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen seyn ließ, davon giebt ein eigenhandiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17. September dieses Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.

Doctor Gall's ferneren Unterricht sollte ich denn auch nicht vermissen; er hatte die Gefalligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf mein Zimmer zu schaffen und mir, der ich durch mein Uebel an höherer Beschauung und Betrachtung nicht gehindert war, sehr auslangende Kenntniß und Uebersicht seiner Ueberzeugungen mitzutheilen.

Doctor Gall war abgegangen und besuchte Göttingen, wir aber wurden durch die Aussicht eines eigenen Abenteuers angezogen. Der wunderliche, in manchem Sinne viele Jahre durch schon bekannte problematische Mann, Hofrath Beireis in Helmstadt, war mir schon so oft genannt, seine Umgebung, sein merkwurdiger Besitz, sein sonderbares Betragen, so wie das Geheimniß, das uber allem diesem waltete, hatte schon langst auf mich und meine Freunde beunruhigend gewirkt, und man mußte sich schelten, daß man eine so einzig merkwurdige Persönlichkeit, die auf eine frühere vorubergehende Epoche hindeutete, nicht mit Augen gesehen, nicht im Umgang einigermaßen erforscht habe. Professor Wolf war in demselbigen Falle, und wir beschlossen, da wir den Mann zu Hause wußten,

eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnißvoller Greif über außerordentlichen und kaum denkbaren Schätzen waltete. Mein humoristischer Reisegefährte erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn August Theil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieses gerieth zur besten geselligen Erheiterung; denn indem der tüchtige gelehrte Mann den Knaben unausgesetzt zu necken sich zum Geschäft machte, so durfte dieser des Rechts der Nothwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offensiv verfahren muß, sich zu bedienen, und wie der Angreifende auch wohl manchmal die Granze überschreiten zu können glauben; wobei sich denn wohl mitunter die wörtlichen Neckereien in Kitzeln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten. Nun machten wir Halt in Bernburg, wo der würdige Freund gewisse Eigenheiten in Kauf und Tausch nicht unterließ, welche der junge lose Vogel, auf alle Handlungen seines Gegners gespannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu bescherzen nicht ermangelte.

Der eben so treffliche als wunderliche Mann hatte auf alle Zöllner einen entschiedenen Haß geworfen und konnte sie, selbst wenn sie ruhig und mit Nachsicht verfuhren, ja wohl eben deßhalb, nicht ungehudelt lassen, woraus denn unangenehme Begebenheiten beinahe entstanden waren.

Da nun aber auch dergleichen Abneigungen und Eigenheiten uns in Magdeburg vom Besuch einiger verdienten Männer abhielten, so beschäftigte ich mich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms, betrachtete die plastischen Monumente, vorzüglich die Grabmäler. Ich spreche nur von drei bronzenen derselben, welche für drei Erzbischöfe von Magdeburg errichtet waren. Adelbert II. nach 1303 steif und starr, aber sorgfältig und einigermaßen natürlich, unter Lebensgröße,

Friedrich nach 1464 über Lebensgröße, natur- und kunſtgemäßer. Ernſt mit der Jahrzahl 1499, ein unſchätzbares Denkmal von Peter Viſcher, das wenigen zu vergleichen iſt. Hieran konnte ich mich nicht genug erfreuen: denn wer einmal auf die Zunahme der Kunſt, auf deren Abnahme, Ausweichen zur Seite, Rückkehr in den rechten Weg, Herrſchaft einer Hauptepoche, Einwirkung der Individualitäten gerichtet, Aug und Sinn darnach gebildet hat, der findet kein Zwiegeſpräch belehrender und unterhaltender als das ſchweigſame in einer Folge von ſolchen Monumenten. Ich verzeichnete meine Bemerkungen ſowohl zur Uebung als Erinnerung, und finde die Blätter noch mit Vergnügen unter meinen Papieren; doch wünſchte ich nichts mehr in dieſen Stunden, als daß eine genaue Nachbildung, beſonders des herrlichen Viſcher'ſchen Monuments vorhanden ſeyn möge. (Iſt ſpäterhin lobenswürdig mitgetheilt worden.)

Stadt, Feſtung und, von den Wällen aus, die Umgegend ward mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme betrachtet, beſonders verweilte mein Blick lange auf der großen Baumgruppe, welche nicht allzufern die Fläche zu zieren ehrwürdig daſtand. Sie beſchattete Kloſter Bergen, einen Ort, der mancherlei Erinnerungen aufrief. Dort hatte Wieland in allen concentrirten jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer literariſchen Bildung den Grund gelegt; dort wirkte Abt Steinmetz in frommem Sinne, vielleicht einſeitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einſeitigkeit, auch ſolcher Licht- und Wärmequellen um nicht durchaus im egoiſtiſchen Irrſaale zu erfrieren und zu verdurſten.

Bei wiederholten Beſuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzoſen in geiſtlicher Kleidung, der von dem Küſter

umher geführt ſich mit ſeinen Gefahrten ſehr laut unterhielt, indeſſen wir als eingewohnte unſere ſtillen Zwecke verfolgten. Wir erfuhren, es ſey der Abbé Gregoire, und ob ich gleich ſehr neugierig war mich ihm zu nähern und eine Bekanntſchaft anzuknüpfen, ſo wollte doch mein Freund, aus Abneigung gegen den Gallier, nicht einwilligen, und wir begnügten uns in einiger Ferne beſchäftigt ſein Betragen genauer zu bemerken und ſeine Urtheile, die er laut ausſprach, zu vernehmen.

Wir verfolgten unſern Weg, und da der Uebergang aus einer Flußregion in die andere immer der Hauptaugenmerk mein des Geognoſten war, ſo fielen mir die Sandſteinhöhen auf, die nun, ſtatt nach der Elbe, nach der Weſer hindeuteten. Helmſtadt ſelbſt liegt ganz freundlich, der Sand iſt dort, wo ein geringes Waſſer fließt, durch Gärten und ſonſt anmuthige Umgebung gebändigt. Wer nicht gerade den Begriff einer lebhaften Deutſchen Akademie mitbringt, der wird angenehm überraſcht ſeyn, in einer ſolchen Lage eine ältere beſchränkte Studienanſtalt zu finden, wo auf dem Fundament eines frühern Kloſterweſens Lehrſtühle ſpäterer Art gegründet worden, wo gute Pfründen einen behaglichen Sitz darbieten, wo altraumliche Gebäude einem anſtändigen Haushalt, bedeutenden Bibliotheken, anſehnlichen Cabinetten hinreichenden Platz gewahren, und eine ſtille Thätigkeit deſto emſiger ſchriftſtelleriſch wirken kann, als eine geringe Verſammlung von Studirenden nicht jene Haſt der Ueberlieferung fordert, die uns auf beſuchten Akademien nur betäubt.

Das Perſonal der Lehrer war auf alle Weiſe bedeutend; ich darf nur die Namen Henke, Pott, Lichtenſtein, Crell, Bruns und Bredow nennen, ſo weiß jedermann den damaligen Cirkel zu ſchätzen, in welchem die Reiſenden ſich befanden.

Gründliche Gelehrſamkeit, willige Mittheilungen, durch immer nachwachſende Jugend erhaltene Heiterkeit des Umgangs, frohe Behaglichkeit bei ernſten und zweckmäßigen Beſchäftigungen, das alles wirkte ſo ſchön in einander, wozu noch die Frauen mitwirkten, ältere durch gaſtfreie Häuslichkeit, jüngere Gattinnen mit Anmuth, Töchter in aller Liebenswürdigkeit, ſämmtlich nur einer allgemeinen einzigen Familie anzugehören ſcheinend. Eben die großen Räume altherkömmlicher Häuſer erlaubten zahlreiche Gaſtmahle und die beſuchteſten Feſte.

Bei einem derſelben zeigte ſich auch der Unterſchied zwiſchen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns beiden zwei ſchöngeflochtene Kränze zugedacht; ich hatte dem ſchönen Kinde, das mir ihn aufſetzte, mit einem lebhaft erwiederten Kuß gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniß zu leſen ſchien, daß ich ihr ſo geſchmückt nicht mißfalle. Indeſſen ſträubte ſich mir gegenüber der eigenſinnige Gaſt gegen ſeine lebensmuthige Gönnerin gar widerſpenſtig, und wenn auch der Kranz unter ſolchem Ziehen und Zerren nicht ganz entſtellt wurde, ſo mußte doch das liebe Kind ſich einigermaßen beſchämt zurückziehen, daß ſie ihn nicht losgeworden war.

Ueber ſo vieles Anmuthige hätten wir nun faſt den Zweck vergeſſen können, der uns eigentlich hieher geführt hatte: allein Beireis belebte durch ſeine heitere Gegenwart jedes Feſt. Nicht groß, wohl und beweglich gebaut, konnte man eben die Legenden ſeiner Fechterkünſte gelten laſſen; eine unglaublich hohe und gewölbte Stirn, ganz in Mißverhältniß der untern fein zuſammen gezogenen Theile, deutete auf einen Mann von beſondern Geiſteskräften, und in ſo hohen Jahren konnt' er ſich fürwahr einer beſonders muntern und ungeheuchelten Thätigkeit erfreuen.

In Gesellschaften, besonders aber bei Tische, gab er seiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaliger Verehrer der Mutter, als jetziger Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darzustellen wußte; und man ließ sich dieses oft wiederholte Mährchen gern gefallen, weil zwar niemand auf den Besitz seiner Hand, wohl aber mancher gern auf einen Antheil an seinem Nachlaß Anspruch gemacht hatte.

Angemeldet wie wir waren, bot er uns alle Gastfreundschaft an; eine Aufnahme in sein Haus lehnten wir ab, dankbar aber ließen wir uns einen großen Theil des Tags bei ihm unter seinen Merkwürdigkeiten gefallen.

Gar manches von seinen früheren Besitzungen, das sich dem Namen und dem Ruhme nach noch lebendig erhalten hatte, war in den jammerlichsten Umständen; die Vaucansonischen Automaten fanden wir durchaus paralysirt. In einem alten Gartenhause saß der Flötenspieler in sehr unscheinbaren Kleidern; aber er flötete nicht mehr, und Beireis zeigte die ursprüngliche Walze vor, deren erste einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweite Walze sehen, die er von jahrelang im Hause unterhaltenen Orgelkünstlern unternehmen lassen, welche aber, da jene zu früh geschieden, nicht vollendet noch an die Stelle gesetzt werden können, weßhalb denn der Flötenspieler gleich anfangs verstummte. Die Ente, unbefiedert, stand als Gerippe da, fraß den Haber noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr: an allem dem ward er aber keineswegs irre, sondern sprach von diesen veralteten halbzerstörten Dingen mit solchem Behagen und so wichtigem Ausdruck, als wenn seit jener Zeit die höhere Mechanik nichts frischeres Bedeutenderes hervorgebracht hätte.

In einem großen Saale, der Naturgeschichte gewidmet, wurde gleichfalls die Bemerkung rege, daß alles was sich selbst

erhalt, bei ihm gut aufgehoben ſey. So zeigte er einen ſehr kleinen Magnetſtein vor, der ein großes Gewicht trug, einen achten Phreniten vom Cap von größter Schönheit, und ſonſtige Mineralien in vorzüglichen Exemplaren.

Aber eine in der Mitte des Saals gedrängt ſtehende Reihe ausgeſtopfter Vögel zerfielen unmittelbar durch Mottenfraß, ſo daß Gewürm und Federn auf den Geſtellen ſelbſt aufgehauft lagen; er bemerkte dieß auch und verſicherte, es ſey eine Kriegsliſt: denn alle Motten des Hauſes zögen ſich hieher, und die übrigen Zimmer blieben von dieſem Geſchmeiße rein. In geordneter Folge kamen denn nach und nach die ſieben Wunder von Helmſtädt zu Tage; die Lieberkühniſchen Praparate, ſo wie die Hahniſche Rechenmaſchine. Von jenen wurden einige wirklich bewundernswurdige Beiſpiele vorgewieſen, an dieſem complicirte Exempel einiger Species durchgefuhrt. Das magiſche Orakel jedoch war verſtummt; Beireis hatte geſchworen, die gehorſame Uhr nicht wieder aufzuziehn, die auf ſeine, des Entfernteſtehenden, Befehle bald ſtill hielt, bald fortging. Ein Officier, den man wegen Erzählung ſolcher Wunder Lugen geſtraft, ſey im Duell erſtochen worden, und ſeit der Zeit habe er ſich feſt vorgenommen, ſeine Bewunderer nie ſolcher Gefahr wieder auszuſetzen, noch die Ungläubigen zu ſo übereilten Gräuelthaten zu veranlaſſen.

Nach dem bisher Erzählten darf man nun wohl ſich einige Bemerkungen erlauben. Beireis im Jahre 1730 geboren fühlte ſich als trefflicher Kopf eines weit umfaſſenden Wiſſens fahig und zu vielſeitiger Ausübung geſchickt. Den Anregungen ſeiner Zeit zufolge bildete er ſich zum Polyhiſtor, ſeine Thatigkeit widmete er der Heilkunde, aber bei dem glücklichſten alles feſthaltenden Gedachtniß konnte er ſich anmaßen, in den ſammtlichen Facultaten zu Hauſe zu ſeyn, jeden Lehrſtuhl

mit Ehre zu betreten. Seine Unterſchrift in meines Sohnes Stammbuch lautet folgendermaßen:

Godofredus Christophorus Beireis.
Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae,
Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae
Historiae naturalis.
Helmstadii a.d. XVII. Augusti MDCCCV.

Aus dem bisher Vorgezeigten jedoch ließ ſich einſehen, daß ſeine Sammlungen, dem naturhiſtoriſchen Theile nach, einen eigentlichen Zweck haben konnten, daß hingegen das, worauf er den meiſten Werth legte, eigentlich Curioſitäten waren, die durch den hohen Kaufpreis Aufmerkſamkeit und Bewunderung erregen ſollten; wobei denn nicht vergeſſen wurde, daß bei Ankauf deſſelben Kaiſer und Könige überboten worden.

Dem ſey nun wie ihm wolle, anſehnliche Summen mußten ihm zu Gebote ſtehen; denn er hatte, wie man wohl bemerken konnte, eben ſo ſehr eine gelegene Zeit zu ſolchen Ankaufen abgewartet, als auch mehr denn andere vielleicht ſich ſogleich zahlungsfähig erwieſen. Obgenannte Gegenſtände zeigte er zwar mit Antheil und Behagen umſtändlich vor, allein die Freude daran ſchien ſelbſt gewiſſermaßen nur hiſtoriſch zu ſeyn; wo er ſich aber lebhaft, leidenſchaftlich überredend und zudringlich bewies, war bei Vorzeigen ſeiner Gemälde, ſeiner neueſten Liebhaberei, in die er ſich ohne die mindeſte Kenntniß eingelaſſen hatte. Bis ins Unbegreifliche ging der Grad, womit er ſich hierüber getauſcht hatte, oder uns zu täuſchen ſuchte, da er denn doch auch vor allen Dingen gewiſſe Curioſa vorzuſtellen pflegt. Hier war ein Chriſtus, bei deſſen Anblick ein Göttinger Profeſſor in den bitterſten

Thränenguß ſollte ausgebrochen ſeyn, ſogleich darauf ein von einer Engliſchen Dogge angebelltes natürlich genug gemaltes Brod auf dem Tiſche der Jünger zu Emaus, ein anderes aus dem Feuer wunderwürdig gerettetes Heiligenbild und was dergleichen mehr ſeyn mochte.

Die Art ſeine Bilder vorzuweiſen war ſeltſam genug, und ſchien gewiſſermaßen abſichtlich; ſie hingen nämlich nicht etwa an den hellen breiten Wänden ſeiner oberen Stockwerke wohlgenießbar nebeneinander, ſie ſtanden vielmehr in ſeinem Schlafzimmer um das große Thronhimmelbette an den Wänden geſchichtet übereinander, von wo er, alle Hülfleiſtung ablehnend, ſie ſelbſt herholte und dahin wieder zurückbrachte. Einiges blieb in dem Zimmer um die Beſchauer herumgeſtellt, immer enger und enger zog ſich der Kreis zuſammen, ſo daß freilich die Ungeduld unſeres Reiſegefährten allzuſtark erregt, plötzlich ausbrach und ſein Entfernen veranlaßte.

Es war mir wirklich angenehm, denn ſolche Qualen der Unvernunft ertragen ſich leichter allein als in Geſellſchaft eines einſichtigen Freundes, wo man bei geſteigertem Unwillen jeden Augenblick einen Ausbruch von einer oder der andern Seite befürchten muß.

Und wirklich war es auch zu ſtark, was Beireis ſeinen Gaſten zumuthete; er wußte ſich nämlich damit am meiſten, daß er von den größten namhaften Künſtlern drei Stücke beſitze, von der erſten, zweiten und letzten Manier, und wie er ſie vorſtellte und vortrug, war jede Art von Faſſung, die dem Menſchen zu Gebot ſtehen ſoll, kaum hinreichend, denn die Scene war lächerlich und ärgerlich beleidigend und wahnſinnig zugleich.

Die erſten Lehrlingsproben eines Raphael, Tizian, Carracci, Correggio, Dominichin, Guido und von

wem nicht sonst waren nichts weiter als schwache, von mäßigen Künstlern gefertigte, auch wohl copirte Bilder. Hier verlangte er nun jederzeit Nachsicht gegen dergleichen Anfänge, rühmte aber mit Bewunderung in den folgenden die außerordentlichsten Fortschritte. Unter solchen der zweiten Epoche zugeschriebenen fand sich wohl manches Gute, aber von dem Namen, dem es zugeeignet worden, sowohl dem Talent als der Zeit nach himmelweit entfernt. Eben so verhielt es sich mit den letzten, wo denn auch die leersten Phrasen, deren anmaßliche Unkenner sich bedienen, gar wohlgefällig vom Munde flossen.

Zum Beweis der Aechtheit solcher und anderer Bilder zeigte er die Auctions-Katalogen vor, und freute sich der gedruckten Lobpreisung jeder von ihm erstandenen Nummer. Darunter befanden sich zwar ächte aber stark restaurirte Originale; genug, an irgend eine Art von Kritik war bei diesem sonst werthen und würdigen Manne gar nicht zu denken.

Hatte man nun die meiste Zeit alle Geduld und Zurückhaltung nöthig, so ward man denn doch mitunter durch den Anblick trefflicher Bilder getröstet und belohnt.

Unschätzbar hielt ich Albrecht Durer's Portrait, von ihm selbst gemalt mit der Jahrzahl 1493, also in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, halbe Lebensgröße, Bruststück, zwei Hände, die Ellenbogen abgestutzt, purpurrothes Mützchen mit kurzen schmalen Nesteln, Hals bis unter die Schlüsselbeine bloß, am Hemde gestickter Obersaum, die Falten der Aermel mit pfirsichrothen Bändern unterbunden, blaugrauer mit gelben Schnuren verbrämter Ueberwurf, wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hatte, in der Hand bedeutsam ein blaublühendes Eryngium, im Deutschen Mannstreue genannt, ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um

Andrason. Laßt sehn! Ist das alles? Er wendet den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus. Da kommt erst die Grundsuppe!

Sora. O laßt sehn!

Andrason. Die neue Heloise — weiter! — Die Leiden des jungen Werthers! — Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl traurig sein.

Andrason. Ihr Kinder, da sey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun solltet! Gebt her! Er packt die Bücher wieder in den Sack zusammen, thut den Häckerling dazu und bindet's um.

Mana. Es ist nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt; wir hätten da manche schöne Nacht lesen können, wo wir ohnedem nicht schlafen.

Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Theilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürer's würdig, obgleich mit sehr dünner Farbe gemalt, die sich an einigen Stellen zusammengezogen hatte.

Dieses preiswürdige, durchaus unschätzbare Bild, das ein wahrer Kunstfreund im goldenen Rahmen eingefaßt im schönsten Schränkchen aufbewahrt hätte, ließ er das auf ein dünnes Bret gemalte, ohne irgend einen Rahmen und Verwahrung. Jeden Augenblick sich zu spalten drohend, ward es unvorsichtiger als jedes andere hervorgeholt, auf- und wieder bei Seite gestellt, nicht weniger die dringende Theilnahme des Gastes, die um Schonung und Sicherung eines solchen Kleinods flehte, gleichgültig abgelehnt; er schien sich wie Hofrath Büttner in einem herkömmlichen Unwesen eigensinnig zu gefallen.

Ferner gedenk' ich eines geistreich frei gemalten Bildes von Rubens, länglich, nicht allzugroß, wie er sich's für solche ausgeführte Skizzen liebte. Eine Höckenfrau sitzend in der Fülle eines wohlversorgten Gemüskrams, Kohlhäupter und Salat aller Arten, Wurzeln, Zwiebeln aller Farben und Gestalten; sie ist eben im Handel mit einer stattlichen Burgersfrau begriffen, deren behagliche Würde sich gar gut ausnimmt neben dem ruhig anbietenden Wesen der Verkäuferin, hinter welcher ein Knabe, so eben im Begriff einiges Obst zu stehlen, von ihrer Magd mit einem unvorgesehenen Schlag bedroht wird. An der andern Seite, hinter der angesehenen Burgersfrau, sieht man ihre Magd einen wohlgeflochtenen, mit Marktwaaren schon einigermaßen versehenen Korb tragen, aber auch sie ist nicht müßig, sie blickt nach einem Burschen und scheint dessen Fingerzeig mit einem freundlichen Blick zu erwiedern. Besser gedacht und meisterhafter ausgeführt war

nicht leicht etwas zu ſchauen, und hatten wir nicht unſere jährlichen Ausſtellungen abzuſchließen feſtgeſtellt, ſo würden wir dieſen Gegenſtand, wie er hier beſchrieben iſt, als Preisaufgabe geſetzt haben, um die Künſtler kennen zu lernen, die, von der überhandnehmenden Verirrung auf Goldgrund noch unangeſteckt, ins derbe friſche Leben Blick und Talent zu wenden geneigt wären.

Im kunſtgeſchichtlichen Sinne hatte denn auch Beireis, bei Aufhebung der Klöſter, mehr als Ein bedeutendes Bild gewonnen; ich betrachtete ſie mit Antheil und bemerkte manches in mein Taſchenbuch. Hier find' ich nun verzeichnet, daß außer dem erſten vorgewieſenen, welches für acht Byzantiniſch zu halten ware, die übrigen alle ins funfzehnte, vielleicht ins ſechzehnte Jahrhundert fallen möchten. Zu einer genaueren Würdigung mangelte es mir an durchgreifender Kenntniß und bei einigem was ich allenfalls noch hätte näher beſtimmen können, brachte mich Zeitrechnung und Nomenklatur unſeres wunderlichen Sammlers Schritt vor Schritt aus der Richte.

Denn er wollte nun ein- für allemal, wie perſönlich ſo auch in ſeinen Beſitzungen, einzig ſeyn, und wie er jenes erſte Byzantiniſche Stück dem vierten Jahrhundert zuſchrieb, ſo wies er ferner eine ununterbrochene Reihe aus dem fünften, ſechsten u. ſ. w. bis ins funfzehnte mit einer Sicherheit und Ueberzeugung vor, daß einem die Gedanken vergingen, wie es zu geſchehen pflegt, wenn uns das handgreiflich Unwahre, als etwas das ſich von ſelbſt verſteht, zutraulich vorgeſprochen wird, wo man denn weder den Selbſtbetrug noch die Unverſchämtheit in ſolchem Grade für möglich hält.

Ein ſolches Beſchauen und Betrachten ward ſodann durch feſtliche Gaſtmahle gar angenehm unterbrochen. Hier ſpielte der ſeltſame Mann ſeine jugendliche Rolle mit Behagen fort,

er ſcherzte mit den Müttern, als wenn ſie ihm auch wohl früher hätten geneigt ſeyn mögen, mit den Töchtern, als wenn er im Begriff wäre ihnen ſeine Hand anzubieten. Niemand erwiederte dergleichen Aeußerungen und Antrage mit irgend einem Befremden, ſelbſt die geiſtreichen männlichen Glieder der Geſellſchaft behandelten ſeine Thorheiten mit einiger Achtung, und aus allem ging hervor, daß ſein Haus, ſeine Natur- und Kunſtſchätze, ſeine Baarſchaften und Capitalien, ſein Reichthum, wirklich oder durch Großthun geſteigert, vielen ins Auge ſtach, weßhalb denn die Achtung für ſeine Verdienſte auch ſeinen Seltſamkeiten das Wort zu reden ſchien.

Und gewiß es war niemand geſchickter und gewandter Erbſchleicherei zu erzielen als er, ja es ſchien Maxime zu ſeyn, ſich dadurch eine neue künſtliche Familie und die unfromme Pietät einer Anzahl Menſchen zu verſchaffen.

In ſeinem Schlafzimmer hing das Bild eines jungen Mannes, von der Art wie man hunderte ſieht, nicht ausgezeichnet, weder anziehend noch abſtoßend; dieſen ließ er ſeine Gäſte gewöhnlich beſchauen und bejammerte dabei das Ereigniß, daß dieſer junge Mann, an den er vieles gewendet, dem er ſein ganzes Vermögen zugedacht, ſich gegen ihn untreu und undankbar bewieſen, daß er ihn habe müſſen fahren laſſen und nun vergebens nach einem zweiten ſich umſehe, mit dem er ein gleiches und glücklicheres Verhältniß anknüpfen könne.

In dieſem Vortrag war irgend etwas Schelmiſches; denn wie jeder bei Erblickung eines Lotterieplans das große Loos auf ſich bezieht, ſo ſchien auch jedem Zuhörer, wenigſtens in dem Augenblick, ein Hoffnungsgeſtirn zu leuchten; ja ich habe kluge Menſchen gekannt, die ſich eine Zeit lang von dieſem Irrlicht nachziehen ließen.

Den größten Theil des Tages brachten wir bei ihm zu, und Abends bewirthete er uns auf Chinesischem Porcellan und Silber mit fetter Schafmilch, die er als höchst gesunde Nahrung pries und aufnöthigte. Hatte man dieser ungewohnten Speise erst einigen Geschmack abgewonnen, so ist nicht zu laugnen, daß man sie gern genoß, und sie auch wohl als gesund ansprechen durfte.

Und so besah man denn auch seine ältern Sammlungen, zu deren glücklichem Beischaffen historische Kenntniß genügt, ohne Geschmack zu verlangen. Die goldenen Münzen Römischer Kaiser und ihrer Familien hatte er aufs vollständigste zusammengebracht, welches er durch die Katalogen des Pariser und Gothaischen Cabinets eifrig zu belegen und dabei zugleich sein Uebergewicht durch mehrere dort fehlende Exemplare zu bezeugen wußte. Was jedoch an dieser Sammlung am höchsten zu bewundern, war die Vollkommenheit der Abdrücke, welche sämmtlich als kamen sie aus der Münze vorlagen. Diese Bemerkung nahm er wohl auf, und versicherte, daß er die einzelnen erst nach und nach eingetauscht und mit schwerer Zubuße zuletzt erhalten und doch noch immer von Glück zu sagen habe.

Brachte nun der geschäftige Besitzer aus einem nebenstehenden Schrank neue Schieber zum Anschauen, so ward man sogleich der Zeit und dem Ort nach anders wohin versetzt. Sehr schöne Silbermünzen Griechischer Städte lagen vor, die, weil sie lange genug in feuchter verschlossener Luft aufbewahrt worden, die wohlerhaltenen Gepräge mit einem blauen Anhauch darwiesen. Eben so wenig fehlte es sodann an goldenen Rosenobeln, päpstlichen älteren Münzen, an Bracteaten, verfänglichen satyrischen Gepräagen und was man nur merkwürdig Seltsames bei einer so zahlreichen altherkömmlichen Sammlung erwarten konnte.

Nun war aber nicht zu läugnen, daß er in diesem Fache unterrichtet und in gewissem Sinne ein Kenner war: denn er hatte ja schon in früheren Jahren eine kleine Abhandlung, wie ächte und falsche Münzen zu unterscheiden seyen, herausgegeben. Indessen scheint er auch hier wie in andern Dingen sich einige Willkür vorbehalten zu haben, denn er behauptete, hartnäckig und über alle Münzkenner triumphirend: die goldnen Lysimachen seyen durchaus falsch, und behandelte deßhalb einige vorliegende schöne Exemplare höchst verächtlich. Auch dieses ließen wir, wie manches andere, hingehen und ergötzten uns mit Belehrung an diesen wirklich seltenen Schätzen.

Neben allen diesen Merkwürdigkeiten, zwischen so vieler Zeit, die uns Beirein widmete, trat immer zugleich seine ärztliche Thätigkeit hervor; bald war er Morgens früh schon vom Lande, wo er eine Bauersfrau entbunden, zurückgekehrt, bald hatten ihn verwickelte Consultationen beschäftigt und festgehalten.

Wie er nun aber zu solchen Geschäften Tag und Nacht bereit seyn könne, und sie doch mit immer gleicher äußerer Würde zu vollbringen im Stande sey, machte er auf seine Frisur aufmerksam; er trug nämlich rollenartige Locken, länglich, mit Nadeln gesteckt, fest gepicht über beiden Ohren. Das Vorderhaupt war mit einem Toupet geschmückt, alles fest, glatt und tüchtig gepudert. Auf diese Weise, sagte er, lasse er sich alle Abend frisiren, lege sich, die Haare festgebunden, zu Bette, und welche Stunde er denn auch zu einem Kranken berufen werde, erscheine er doch so anständig, eben als wie er in jede Gesellschaft komme. Und es ist wahr, man sah ihn in seiner hellblaugrauen vollständigen Kleidung, in schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen, überall ein- wie das anderemal.

Während solcher belebten Unterhaltung und fortdauernder Zerstreuung hatte er eigentlich von unglaublichen Dingen noch wenig vorgebracht; allein in der Folge konnte er nicht ganz unterlassen die Litanei seiner Legenden nach und nach mitzutheilen. Als er uns nun eines Tags mit einem ganz wohlbestellten Gastmahle bewirthete, so mußte man eine reichliche Schüssel besonders großer Krebse in einer so bach- und wasserarmen Gegend höchst merkwürdig finden; worauf er denn versicherte, sein Fischkasten dürfe niemals ohne dergleichen Vorrath gefunden werden; er sey diesen Geschöpfen so viel schuldig, er achte den Genuß derselben für so heilsam, daß er sie nicht nur als schmackhaftes Gericht für werthe Gaste, sondern als das wirksamste Arzneimittel in äußersten Fallen immerfort bereit halte. Nun aber schritt er zu einigen geheimnißvollen Einleitungen, er sprach von gänzlicher Erschöpfung, in die er sich durch ununterbrochene höchst wichtige, aber auch höchst gefährliche Arbeit versetzt gesehen, und wollte dadurch den schwierigen Proceß der höchsten Wissenschaft verstanden wissen.

In einem solchen Zustande habe er nun ohne Bewußtseyn, in letzten Zügen, hoffnungslos dagelegen, als ein junger ihm herzlich verbundener Schüler und Warter, durch inspirationsmäßigen Instinct angetrieben, eine Schüssel großer gesottener Krebse seinem Herrn und Meister dargebracht und davon genugsam zu sich zu nehmen genöthigt; worauf denn dieser wundersam ins Leben zurückgekehrt, und die hohe Verehrung für dieses Gericht behalten habe.

Schalkhafte Freunde behaupteten, Betreis habe sonst auch wohl gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte, durch das Universale, ausgesuchte Maikafer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere spagyrische

Nahrung zu merkwürdiger Größe heraufzufuttern verstehe. Wir hielten dieß wie billig für eine im Geist und Geschmack des alten Wunderthäters erfundene Legende, dergleichen mehr auf seine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wohl Taschenspieler und sonstige Thaumaturgen auch gerathen finden, keineswegs abzuläugnen geneigt war.

Hofrath Beireisens ärztliches Ansehen war in der ganzen Gegend wohl gegründet, wie ihn denn auch die gräflich Veltheimische Familie zu Harbke als Hausarzt willkommen hieß, in die er uns daher einzuführen sich sogleich geneigt erklärte. Angemeldet traten wir dort ein, stattliche Wirthschaftsgebäude bildeten vor dem hohen ältlichen Schlosse einen geräumigen Gutshof. Der Graf hieß uns willkommen und freute sich an mir einen alten Freund seines Vaters kennen zu lernen, denn mit diesem hatte uns andere durch mehrere Jahre das Studium des Bergwesens verbunden, nur daß er versuchte, seine Naturkenntnisse zu Aufklärung problematischer Stellen alter Autoren zu benutzen. Mochte man ihn bei diesem Geschäft auch allzugroßer Kühnheit beschuldigen, so konnte man ihm einen geistreichen Scharfsinn nicht absprechen.

Gegen den Garten hin war das alterthumlich-aufgeschmückte ansehnliche Schloß vorzüglich schön gelegen. Unmittelbar aus demselben trat man auf ebene reinliche Flachen, woran sich sanft aufsteigende von Büschen und Bäumen überschattete Hügel anschlossen. Bequeme Wege führten sodann aufwarts zu heiteren Aussichten gegen benachbarte Höhen, und man ward mit dem weiten Umkreis der Herrschaft, besonders auch mit den wohlbestandenen Waldern, immer mehr bekannt. Den Großvater des Grafen hatte vor funfzig Jahren die Forstcultur ernstlich beschaftigt, wobei er denn nordamerikanische Gewachse der Deutschen Landesart anzueignen

trachtete. Nun führte man uns in einen wohlbestandenen Wald von Weymouths-Kiefern, ansehnlich stark und hoch gewachsen, in deren stattlichen Bezirk wir uns, wie sonst in den Forsten des Thüringer Waldes, auf Moos gelagert an einem guten Frühstück erquickten, und besonders an der regelmäßigen Pflanzung ergötzten. Denn dieser großväterliche Forst zeigte noch die Absichtlichkeit der ersten Anlage, indem die sämmtlichen Bäume reihenweis gestellt sich überall ins Gevierte sehen ließen. Eben so konnte man in jeder Forstabtheilung bei jeder Baumgattung die Absicht des vorsorgenden Ahnherrn gar deutlich wahrnehmen.

Die junge Gräfin, so eben ihrer Entbindung nahe, blieb leider unsichtbar, da wir von ihrer gerühmten Schönheit selbst doch gern Zeugniß abgelegt hatten. Indessen wußten wir uns mit ihrer Frau Mutter, einer verwittibten Frau von Lauterbach aus Frankfurt am Main, von alten Reichsstädtischen Familienverhältnissen angenehm zu unterhalten.

Die beste Bewirthung, der anmuthigste Umgang, belehrendes Gespräch, worin uns nach und nach die Vortheile einer so großen Besitzung im Einzelnen deutlicher wurden, besonders da hier soviel für die Unterthanen geschehen war, erregten den stillen Wunsch länger zu verweilen, dem denn eine freundlich dringende Einladung unverhofft entgegen kam. Aber unser theurer Gefährte, der fürtreffliche Wolf, der hier für seine Neigung keine Unterhaltung fand und desto eher und heftiger von seiner gewöhnlichen Ungeduld ergriffen ward, verlangte so dringend wieder in Helmstadt zu seyn, daß wir uns entschließen mußten, aus einem so angenehmen Kreise zu scheiden; doch sollte sich bei unserer Trennung noch ein wechselseitiges Verhältniß entwickeln. Der freundliche Wirth verehrte aus seinen fossilen Schätzen einen köstlichen Entrinniten

meinem Sohn, und wir glaubten kaum etwas Gleichgefälliges erwiedern zu können, als ein forſtmanniſches Problem zur Sprache kam. Im Ettersberg nämlich bei Weimar ſolle nach Ausweis eines beliebten Journals, eine Buche gefunden werden, welche ſich in Geſtalt und ſonſtigen Eigenſchaften offenbar der Eiche nahere. Der Graf mit angeerbter Neigung zur Forſtcultur, wunſchte davon eingelegte Zweige und was ſonſt noch zu genauerer Kenntniß beitragen könne, beſonders aber wo möglich einige lebendige Pflanzen. In der Folge waren wir ſo glücklich dieß Gewünſchte zu verſchaffen, unſer Verſprechen wirklich halten zu können, und hatten das Vergnügen von dem zweideutigen Baume lebendige Abkömmlinge zu überſenden, auch nach Jahren von dem Gedeihen derſelben erfreuliche Nachricht zu vernehmen.

Auf dem Rückwege nun wie auf dem Hinwege hatten wir denn mancherlei von des alten uns geleitenden Zauberers Großthaten zu hören. Nun vernahmen wir aus deſſen Munde, was uns ſchon aus ſeinen frühern Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war; doch genau beſehen fand ſich in der Legende dieſes Heiligen eine merkliche Monotonie. Als Knabe jugendlich muthiger Entſchluß, als Schüler raſche Selbſtvertheidigung; akademiſche Händel, Rappierfertigkeit, kunſtmäßige Geſchicklichkeit im Reiten, und ſonſtige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, Beſtändigkeit und Thatluſt; alles dieſes lag rückwarts in dunklen Zeiten; dreijährige Reiſen blieben geheimnißvoll, und ſonſt noch manches im Vortrag, gewiß aber in der Erörterung unbeſtimmt.

Weil jedoch das auffallende Reſultat ſeines Lebensganges ein unüberſehlicher Beſitz von Koſtbarkeiten, ein unſchätzbarer Geldreichthum zu ſeyn ſchien; ſo konnte es ihm an Glaubigen,

an Verehrern gar nicht fehlen. Jene beiden sind eine Art von Hausgottern, nach welchen die Menge andächtig und gierig die Augen wendet. Ist nun ein solcher Besitz nicht etwa ererbt und offenbaren Herkommens, sondern im Geheimniß selbst erworben; so giebt man im Dunkeln alles übrige Wunderbare zu, man laßt ihn sein mahrchenhaftes Wesen treiben: denn eine Masse gemünztes Gold und Silber verleiht selbst dem Unwahren Ansehen und Gewicht; man laßt die Lüge gelten, indem man die Baarschaft beneidet.

Die möglichen oder wahrscheinlichen Mittel, wie Beireis zu solchen Gutern gelangt, werden einstimmig und einfach angegeben. Er solle eine Farbe erfunden haben, die sich an die Stelle der Cochenille setzen konnte; er solle vortheilhaftere Gahrungsprocesse als die damals bekannten an Fabrikherren mitgetheilt haben. Wer in der Geschichte der Chemie bewandert ist, wird beurtheilen, ob in der Halfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen Recepte umherschleichen konnten, er wird wissen, in wiefern sie in der neuern Zeit offenbar und allgemein bekannt geworden. Sollte Beireis z. B. nicht etwa zeitig auf die Veredlung des Krapps gekommen seyn?

Nach allem diesem aber ist das sittliche Element zu bedenken, worin und worauf er gewirkt hat, ich meine die Zeit, den eigentlichen Sinn, das Bedurfniß derselben. Die Communication der Weltburger ging noch nicht so schnell wie gegenwartig, noch konnte jemand, der an entfernten Orten wie Swedenberg, oder auf einer beschrankten Universitat wie Beireis seinen Aufenthalt nahm, immer die beste Gelegenheit finden, sich in geheimnißvolles Dunkel zu hullen, Geister zu berufen, und am Stein der Weisen zu arbeiten. Haben wir nicht in den neuern Tagen Cagliostro gesehen, wie er große Raume eilig durchstreifend, wechselsweise im Suden, Norden,

Andraſon. Es iſt zu euerm Beſten, ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es iſt warlich zu euerm Beſten. Nur in's Feuer damit!

Mana. Laſt ſie nur erſt der Prinzeſſinn ſehn.

Andraſon. Ohne Barmherzigkeit! Nach einer Pauſe. Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich ſeh'! ich ſeh', die Götter nehmen ſich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erſcheinungen?

Andraſon. Hört mich! Dieſe Bücher ſollen nicht in's Feuer!

Mana. Das iſt mir ſehr lieb

Andraſon. Und ihr ſollt ſie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Weſten ſeine Taſchenſpielereien treiben, und überall Anhänger finden konnte? Iſt es denn zuviel geſagt, daß ein gewiſſer Aberglaube an dämoniſche Menſchen niemals aufhören, ja daß zu jeder Zeit ſich immer ein Lokal finden wird, wo das problematiſch Wahre, vor dem wir in der Theorie allein Reſpect haben, ſich in der Ausübung mit der Lüge auf das allerbequemſte begatten kann.

Länger als wir gedacht hatte uns die anmuthige Geſellſchaft in Helmſtädt aufgehalten. Hofrath Beireis betrug ſich in jedem Sinne wohlwollend und mittheilend, doch von ſeinem Hauptſchatz dem Diamanten hatte er noch nicht geſprochen, geſchweige denſelben vorgewieſen. Niemand der Helmſtädter Akademieverwandten hatte denſelben geſehen, und ein oft wiederholtes Mährchen, daß dieſer unſchätzbare Stein nicht am Orte ſey, diente ihm, wie wir hörten, auch gegen Fremde zur Entſchuldigung. Er pflegte nämlich ſcheinbar vertraulich zu äußern, daß er zwölf vollkommen gleiche verſiegelte Kaſtchen eingerichtet habe in deren einem der Edelſtein befindlich ſey. Dieſe zwölf Käſtchen nun vertheile er an auswärtige Freunde, deren jeder einen Schatz zu beſitzen glaube; er aber wiſſe nur allein, wo er befindlich ſey. Daher mußten wir befürchten, daß er auf Anfragen dieſes Naturwunder gleichfalls verläugnen werde. Glücklicherweiſe jedoch kurz vor unſerm Abſchiede begegnete folgendes.

Eines Morgens zeigte er in einem Bande der Reiſe Tournefort's die Abbildung einiger natürlichen Diamanten, die ſich in Eiform mit theilweiſer Abweichung ins Nieren- und Nußförmige unter den Schätzen der Indier gefunden hatten. Nachdem er uns die Geſtalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hoſentaſche das bedeutende Naturerzeugniß. In der Größe eines mäßigen

Ganzen war es vollkommen klar, durchsichtig, doch ohne Spur, daß daran geschliffen worden; an der Seite bemerkte man einen schwachen Höcker, einen nierenförmigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abbildungen vollkommen ähnlich ward.

Mit seiner gewöhnlichen ruhigen Haltung zeigte er darauf einige zweideutige Versuche, welche die Eigenschaften eines Diamanten bethätigen sollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierschnitzchen an; die englische Feile schien ihm nichts anzuhaben; doch ging er eilig über diese Beweisthümer hinweg, und erzählte die oft wiederholte Geschichte: wie er den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöschen vergessen, so daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in kurzem verloren habe. Demungeachtet aber pries er sich glücklich, daß er ein Feuerwerk gesehen, welches Kaisern und Königen versagt worden.

Indessen er nun sich weitläufig darüber herausließ, hatte ich, chromatischer Prüfungen eingedenk, das Wunderei vor die Augen genommen, um die horizontalen Fensterstäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbensäume nicht breiter, als ein Bergcrystall sie auch gegeben hatte; weßhalb ich im Stillen wohl einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeierten Schatzes fernerhin nähren durfte. Und so war denn unser Aufenthalt durch die größte Rodomontade unseres wunderlichen Freundes ganz eigentlich gekrönt.

Bei heitern vertraulichen Unterhaltungen in Helmstadt, wo denn vorzüglich die Beireisischen Eigenheiten zur Sprache kamen, ward auch mehrmals eines höchst wunderlichen Edelmanns gedacht, welchen man, da unser Rückweg über Halberstadt genommen werden sollte, als unsern vom Wege wohnend

auf der Reise gar wohl besuchen und somit die Kenntniß seltsamer Charaktere erweitern könne. Man war zu einer solchen Expedition desto eher geneigt, als der heitere geistreiche Probst Henke uns dorthin zu begleiten versprach; woraus wenigstens hervorzugehen schien, daß man über die Unarten und Unschicklichkeiten jenes berufenen Mannes noch allenfalls hinauskommen werde.

So saßen wir denn zu vier im Wagen, Probst Henke mit einer langen weißen Thonpfeife, die er, weil ihn jede andere Art zu rauchen anwiderte, sogar im Wagen, selbst, wie er versicherte, auf weiteren Reisen, mit besonderer Vorsicht ganz und unzerstückt zu erhalten wußte.

In so froher als belehrender Unterhaltung legten wir den Weg zurück, und langten endlich an dem Gute des Mannes an, der, unter dem Namen des tollen Hagen, weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Cyclopen auf einer schönen Besitzung hauf'te. Der Empfang war schon charakteristisch genug. Er machte uns aufmerksam auf das an tüchtigem Schmiedewerk hangende Schild seines neuerbauten Gasthofes, das den Gästen zur Lockung dienen sollte. Wir waren jedoch nicht wenig verwundert, hier von einem nicht ungeschickten Künstler ein Bild ausgeführt zu sehen, welches das Gegenstück jenes Schildes vorstellt, an welchem der Reisende in das südliche Frankreich sich so umständlich ergeht und ergötzt; man sah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umstehende Betrachter vorgestellt.

Ein solcher Empfang ließ uns freilich das Schlimmste vermuthen und ich ward aufmerksamer, indem mich die Ahnung anflog als hätten die werthen neuen Freunde, nach dem edlen Helmstadter Drama, uns zu diesem Abenteuer beredet, um uns als Mitspieler in einer leidigen Satyrposse verwickelt zu

sehen. Sollten sie nicht, wenn wir diesen Jocus unwillig aufnähmen, sich mit einer stillen Schadenfreude kitzeln.

Doch ich verscheuchte solchen Argwohn als wir das ganz ansehnliche Gehöfte betraten. Die Wirthschaftsgebäude befanden sich im besten Zustand, die Höfe in zweckmäßiger Ordnung, obgleich ohne Spur irgend einer ästhetischen Absicht. Des Herren gelegentliche Behandlung der Wirthschaftsleute mußte man rauh und hart nennen, aber ein guter Humor der durchblickte machte sie erträglich; auch schienen die guten Leute an diese Weise schon so gewöhnt zu seyn, da sie ganz ruhig, als hätte man sie sanft angesprochen, ihrem Geschäft weiter oblagen.

In dem großen reinlichen hellen Tafelzimmer fanden wir die Hausfrau, eine schlanke wohlgebildete Dame, die sich aber in stummer Leidensgestalt ganz untheilnehmend erwies und uns die schwere Duldung die sie zu übertragen hatte, unmittelbar zu erkennen gab. Ferner zwei Kinder, ein preußischer Fahndrich auf Urlaub, und eine Tochter aus der Braunschweigischen Pension zum Besuche da, beide noch nicht zwanzig, stumm wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung drein sehend, wenn die Blicke jener ein vielfaches Leiden aussprachen.

Die Unterhaltung war sogleich einigermaßen soldatisch derb; der Burgunder, von Braunschweig bezogen, ganz vortrefflich; die Hausfrau machte sich durch eine so wohlbediente als wohlbestellte Tafel Ehre; daher ware denn bis jetzt alles ganz leidlich gegangen, nur durfte man sich nicht weit umsehen ohne das Faunenohr zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Landedelmanns durchstach. In den Ecken des Saales standen saubere Abgusse des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber sah man sie aufgeputzt: denn er hatte sie mit Manschetten, von seinen abgelegten, wie mit Feigenblattern der guten Gesellschaft zu accommodiren

geglaubt. Ein solcher Anblick gab nur um so mehr Apprehension, da man versichert seyn kann, daß ein Abgeschmacktes gewiß auf ein anderes hindeutet, und so fand sich's auch. Das Gespräch war noch immer mit einiger Mäßigung, wenigstens von unserer Seite geführt, aber doch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachsenden Kinder unschicklich genug. Als man sie aber wahrend des Nachtisches fortgeschickt hatte, stand unser wunderlicher Wirth ganz feierlich auf, nahm die Manschettchen von den Statuen weg, und meinte nun sey es Zeit sich etwas natürlicher und freier zu benehmen. Wir hatten indessen der bedauernswerthen Leidensgestalt unserer Wirthin durch einen Schwank gleichfalls Urlaub verschafft; denn wir bemerkten worauf unser Wirth ausgehen mochte indem er noch schmackhafteren Burgunder vorsetzte, dem wir uns nicht abhold bewiesen. Dennoch wurden wir nicht gehindert nach aufgehobener Tafel einen Spaziergang vorzuschlagen. Dazu wollte er aber keinen Gast zulassen, wenn er nicht vorher einen gewissen Ort besucht hatte. Dieser gehörte freilich auch zum Ganzen. Man fand in einem reinlichen Cabinet einen gepolsterten Großvaterstessel, und um zu einem längeren Aufenthalt einzuladen, eine mannichfaltige Unzahl bunter ringsumher aufgeklebter Kupferstiche, satyrischen pasquillantischen, unsauberen Inhalts, neckisch genug. Diese Beispiele genügen wohl die wunderliche Lage anzudeuten in der wir uns befanden. Bei eintretender Nacht nöthigte er seine bedrängte Hausfrau einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, wodurch sie uns bei gutem Vortrag allerdings Vergnügen machte; zuletzt aber enthielt er sich nicht sein Mißfallen an solchen faden Gesangen zu bezeugen, mit der Anmaßung ein tüchtigeres vorzutragen, worauf sich denn die gute Dame genüßigt sah eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Nun fuhlte

ich, indignirt durch das Widerwärtige, inspirirt durch den Burgunder, es sey Zeit meine Jugend-Pferde zu besteigen, auf denen ich mich sonst übermüthig gerne herumgetummelt hatte.

Nachdem er auf mein Ersuchen die detestable Strophe noch einigemale wiederholt hatte, versicherte ich ihm das Gedicht sey vortrefflich, nur müsse er suchen durch künstlichen Vortrag sich dem köstlichen Inhalt gleich zu stellen, ja ihn durch den rechten Ausdruck erst zu erhöhen. Nun war zuvörderst von Forte und Piano die Rede, sodann aber von feineren Abschattirungen, von Accenten, und so mußte gar zuletzt ein Gegensatz von Lispeln und Ausschrei zur Sprache kommen. Hinter dieser Tollheit lag jedoch eine Art von Didaskalie verborgen, die mir denn auch eine große Mannichfaltigkeit von Forderungen an ihn verschaffte, woran er sich als ein geistreich karocker Mann zu unterhalten schien. Doch suchte er diese lästigen Zumuthungen manchmal zu unterbrechen, indem er Burgunder einschenkte und Backwerk anbot. Unser Wolf hatte sich, unendlich gelangweilt, schon zurückgezogen; Abt Henke ging mit seiner langen thönernen Pfeife auf und ab, und schüttete den ihm aufgedrungenen Burgunder, seine Zeit ersehend, zum Fenster hinaus, mit der größten Gemüthsruhe den Verlauf dieses Unsinnes abzuwarten. Dieß aber war kein Geringes: denn ich forderte immer mehr, noch immer einen wunderlicheren Ausdruck von meinem humoristisch gelehrigen Schüler, und verwarf zuletzt gegen Mitternacht alles Bisherige. Das sey nur eingelernt, sagte ich und gar nichts werth. Nun müsse er erst aus eignem Geist und Sinn das Wahre was bisher verborgen geblieben selbst erfinden, und dadurch mit Dichter und Munker als Original wetteifern.

Nun war er gewandt genug um einigermaßen zu gewahren daß hinter diesen Tollheiten ein gewisser Sinn verborgen sey,

ja er schien sich an einem so frevenlichen Mißbrauch eigentlich respectabler Lehren zu ergötzen; doch war er indessen selbst müde, und so zu sagen mürbe geworden, und als ich endlich den Schluß zog, er müsse nun erst der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Aufklarung komme, gab er gerne nach und entließ uns zu Bette.

Den andern Morgen waren wir früh wieder bei der Hand und zur Abreise bereit. Beim Frühstück ging es ganz menschlich zu, es schien als wolle er uns nicht mit ganz ungünstigen Begriffen entlassen. Als Landrath wußte er vom Zustand und den Angelegenheiten der Provinz sehr treffende, nach seiner Art barocke Rechenschaft zu geben. Wir schieden freundlich und konnten dem nach Helmstadt mit unzerbrochener langen Pfeife zurücklehrenden Freunde für sein Geleit bei diesem bedenklichen Abenteuer nicht genugsam Dank sagen.

Vollkommen friedlich und vernunftgemäß ward uns dagegen ein längerer Aufenthalt in Halberstadt beschert. Schon war vor einigen Jahren der edle Gleim zu seinen frühsten Freunden hinübergegangen; ein Besuch, den ich ihm vor geraumer Zeit abstattete, hatte nur einen dunklen Eindruck zurückgelassen, indem ein dazwischen rauschendes, mannichfaltiges Leben mir die Eigenheiten seiner Person und Umgebung beinahe verlöschte. Auch konnte ich, damals wie in der Folge, kein Verhältniß zu ihm gewinnen, aber seine Thätigkeit war mir niemals fremd geworden; ich hörte viel von ihm durch Wieland und Herder, mit denen er immer in Briefwechsel und Bezug blieb.

Dießmal wurden wir in seiner Wohnung von Herrn Körte gar freundlich empfangen, sie deutete auf reinliche Wohlhabigkeit, auf ein friedliches Leben und stilles geselliges Behagen. Sein vorübergegangenes Wirken feierten wir an seiner

Verlassenschaft; viel ward von ihm erzählt, manches vorgewiesen, und Herr Körte versprach durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen.

Dem allgemeinen Deutschen Wesen war Gleim durch seine Gedichte am meisten verwandt, worin er als ein vorzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erscheint. Seine Poesie von der technischen Seite besehen ist rhythmisch, nicht melodisch, weßhalb er sich denn auch meistens freier Sylbenmaaße bedient; und so gewahren Vers und Reim, Brief und Abhandlung durcheinander verschlungen den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung.

Vor allem aber war uns anziehend der Freundschaftstempel, eine Sammlung von Bildnissen älterer und neuerer Angehörigen. Sie gab ein schönes Zeugniß wie er die Mitlebenden geschätzt, und uns eine angenehme Recapitulation so vieler ausgezeichneter Gestalten, eine Erinnerung an die bedeutenden einwohnenden Geister, an die Bezüge dieser Personen unter einander, und zu dem werthen Manne, der sie meistens eine Zeit lang um sich versammelte, und die Scheidenden, die Abwesenden wenigstens im Bilde festzuhalten Sorge trug. Bei solchem Betrachten ward gar manches Bedenken hervorgerufen, nur eines sprech' ich aus: man sah über hundert Poeten und Literatoren, aber unter diesen keinen einzigen Musiker und Componisten. Wie? sollte jener Greis, der, seinen Aeußerungen nach, nur im Singen zu leben und zu athmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben? Von der Tonkunst, dem wahren Element woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren?

Suchte man nun aber in einen Begriff zuſammen zu faſſen was uns von dem edlen Manne vorſchwebt, ſo könnte man ſagen: ein leidenſchaftliches Wohlwollen lag ſeinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirkſam zu machen ſuchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines rein menſchliches Gefühl zu verbreiten bemuht zeigte er ſich, als Freund von jedermann, hülfreich dem Darbenden, armer Jugend aber beſonders förderlich. Ihm, als gutem Haushalter, ſcheint Wohlthatigkeit die einzige Liebhaberei geweſen zu ſeyn, auf die er ſeinen Ueberſchuß verwender. Das Meiſte thut er aus eigenen Kräften; ſeltener und erſt in ſpateren Jahren bedient er ſich ſeines Namens, ſeines Ruhms, um bei Königen und Miniſtern einigen Einfluß zu gewinnen, ohne ſich dadurch ſehr gefördert zu ſehen. Man behandelt ihn ehrenvoll, duldet und belobt ſeine Thatigkeit, hilft ihm auch wohl nach, trägt aber gewöhnlich Bedenken in ſeine Abſichten kraftig einzugehen.

Alles jedoch zuſammengenommen, muß man ihm den eigentlichſten Bürgerſinn in jedem Betracht zugeſtehen; er ruht als Menſch auf ſich ſelbſt, verwaltet ein bedeutendes öffentliches Amt, und beweiſ't ſich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen Deutſches Vaterland und Welt als ächten Liberalen. Alles Revolutionare dagegen, das in ſeinen älteren Tagen hervortritt, iſt ihm höchlich verhaßt, ſo wie alles was früher Preußens großem Könige und ſeinem Reiche ſich feindſelig entgegenſtellt.

Da nun ferner eine jede Religion das reine ruhige Verkehr der Menſchen unter einander befördern ſoll, die chriſtlich-evangeliſche jedoch hiezu beſonders geeignet iſt; ſo konnte er die Religion des rechtſchaffenen Mannes, die ihm angeboren und ſeiner Natur nothwendig war, immerfort ausübend, ſich

für den rechtglaubigsten aller Menschen halten und an dem ererbten Bekenntniß, so wie bei dem herkömmlichen einfachen Cultus der protestantischen Kirche, gar wohl beruhigen.

Nach allen diesen lebhaften Vergegenwartigungen sollten wir noch ein Bild des Vergänglichen erblicken, denn auf ihrem Siechbette begrüßten wir die ablebende Nichte Gleim's, die unter dem Namen Gleminde viele Jahre die Zierde eines dichterischen Kreises gewesen. Zu ihrer anmuthigen obschon kränklichen Bildung, stimmte gar fein die große Reinlichkeit ihrer Umgebung, und wir unterhielten uns gern mit ihr von vergangenen guten Tagen, die ihr mit dem Wandeln und Wirken ihres trefflichen Oheims immer gegenwärtig geblieben waren.

Zuletzt um unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten um das Grab des edlen Greises, dem nach vieljahrigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden, umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.

Die öden feuchten Raume des Doms besuchten wir zu wiederholten Malen; er stand, obgleich seines frühern religiosen Lebens beraubt, doch noch unerschüttert in ursprünglicher Würde. Dergleichen Gebäude haben etwas eigen Anziehendes, sie vergegenwärtigen uns tüchtige aber dustere Zustande, und weil wir uns manchmal gern ins Halbdunkel der Vergangenheit einhüllen, so finden wir es willkommen, wenn eine ahnungsvolle Beschränkung uns mit gewissen Schauern ergreift, körperlich, physisch, geistig auf Gefuhl, Einbildungskraft und Gemüth wirkt, und somit sittliche, poetische und religiose Stimmung anregt.

Die Spiegelberge, unschuldig buschig bewachsene Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, jetzt durch die seltsamsten

Andrason. Hört, was das Orakel ferner gesagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem
Verliebten vereinet;
Dann kommt Ruhe und Glück,
Fragender, über dein Haus.

Daß von dieser lieblichen Braut die Rede sey, das ist wohl keine Frage mehr. Wie wir sie aber mit dem lieben Prinzen vereinen sollen, das seh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht daruber nachdenken: das ist der Götter Sache! Aber geflickt muß sie zuerst werden, das ist klar, und das ist unsere Sache!

Er hat den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decenz geschehe. Darauf wird die Maske wieder vorgenommen und die Furre in gehörige Position gesetzt.

Cora. Ich verstehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, ist, daß es von so gemeinen Sachen mit so niedrigen Ausdrücken spricht.

Gebilde ein Tummelplatz häßlicher Creaturen, eben als wenn eine vermaledeite Gesellschaft, vom Blocksberge wiederkehrend, durch Gottes unergründlichen Rathschluß hier ware versteinert worden. Am Fuße des Aufstiegs dient ein ungeheures Faß abscheulichem Zwergengeschlecht zum Hochzeitsaal; und von da, durch alle Gange der Anlagen, lauern Mißgeburten jeder Art, so daß der Mißgestalten liebende Pratorius seinen mundus anthropodemicus hier vollkommen realisirt erblicken könnte.

Da fiel es denn recht auf, wie nöthig es sey in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beseitigen sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern, die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, sie hat von Natur einen unwiderstehlichen Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen mächtig wirkt und gegen alle Cultur die angestammte Rohheit fratzenliebender Wilden mitten in der anständigsten Welt wieder zum Vorschein bringt.

Von der übrigen Rückreise darf ich nur vorübereilend sprechen. Wir suchten das Budethal und den langst bekannten Hammer; von hier ging ich, nun zum drittenmale in meinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts so sehr veranlaßt werden über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene charakteristische Naturscenen, nach langen Zwischenraumen endlich wiedersehen und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt, daß wenn wir uns früher an den

Gegenſtänden empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf ſie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbſtigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren laſſen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenſchaften, ſofern wir ſie durchdringen, in einem höhern Grade zu ſchätzen wiſſen. Jene Art des Anſchauens gewahrt der künſtleriſche Blick, dieſe eignet ſich dem Naturforſcher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preiſen daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlaſſen drohte, dieſer ſich im Aug' und Geiſt deſto kräftiger entwickelte.

1806.

Die Interims-Hoffnungen mit denen wir uns philiſterhaft ſchon manche Jahre hingehalten, wurden ſo abermals im gegenwärtigen genährt. Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Geſtalt genommen, zu Lande und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern, aber das mittlere, das nördliche Deutſchland genoß noch eines gewiſſen fieberhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematiſchen Sicherheit hingaben. Das große Reich in Weſten war gegründet, es trieb Wurzeln und Zweige nach allen Seiten hin. Indeſſen ſchien Preußen das Vorrecht gegönnt ſich im Norden zu befeſtigen. Zunächſt beſaß es Erfurt, einen ſehr wichtigen Haltepunkt, und wir ließen uns in dieſem Sinne gefallen, daß von Anfang des Jahrs Preußiſche Truppen bei uns einkehrten. Dem Regiment Oſtin folgten, Anfangs Februar, Füſeliere, ſodann trafen ein die Regimenter Bork, Arnim, Pirſch; man hatte ſich ſchon an dieſe Unruhe gewöhnt.

Der Geburtstag unſerer verehrten Herzogin, der 30ſte Januar, ward [illegible] dießmal zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert. Das Regiment Oſtin rühmte ſich eines Chors Trompeter das ſeines Gleichen nicht hatte; ſie traten in einem Halbkreis zum Willkommen auf das Theater, gaben Proben ihrer außerordentlichen Geſchicklichkeit, und begleiteten zuletzt einen Geſang, deſſen allgemein bekannte Melodie, einem Inſelkönig gewidmet und noch keineswegs von dem patriotiſchen Feſtland überboten, ihre vollkommen herzerhebende Wirkung that.

Eine Ueberſetzung oder Umbildung des Cid von Corneille ward hiernach aufgeführt, ſo wie auch Stella, zum erſtenmal mit tragiſcher Kataſtrophe. Götz von Berlichingen kam wieder an die Reihe, nicht weniger Egmont. Schiller's Glocke mit allem Apparat des Gießens und der fertigen Darſtellung, die wir als Didaskalie ſchon langſt verſucht hatten, ward gegeben, und ſo daß die ſammtliche Geſellſchaft mitwirkte, indem der eigentliche dramatiſche Kunſt- und Handwerkstheil dem Meiſter und den Geſellen anheim fiel, das übrige Lyriſche aber an die männlichen und weiblichen Glieder, von den älteſten bis zu den jüngſten, vertheilt und jedem charakteriſtiſch angeeignet ward.

Aufmerkſamkeit erregte im Ganzen der von Iffland zur Vorſtellung gebrachte Doctor Luther, ob wir gleich zauderten, denſelben gleichfalls aufzunehmen.

Bei dem verlangerten Aufenthalt in Carlsbad gedachte man der nächſten Theaterzeit, und verſuchte Oehlenſchlager's verdienſtliche Tragödie Hakon Jarl unſerer Bühne anzueignen, ja es wurden ſogar ſchon Kleider und Decorationen aufgeſucht und gefunden. Allein ſpaterhin ſchien es bedenklich, zu einer Zeit da mit Kronen im Ernſt geſpielt wurde, mit

dieſer heiligen Zierde ſich ſcherzhaft zu gebarden. Im vergangenen Frühjahr hatte man nicht mehr thun können als das beſtehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren. Im Spatjahr als der Kriegsdrang jedes Verhaltniß aufzulöſen drohte, hielt man fur Pflicht die Theateranſtalt, als einen öffentlichen Schatz, als ein Gemeingut der Stadt zu bewahren. Nur zwei Monate blieben die Vorſtellungen unterbrochen, die wiſſenſchaftlichen Bemühungen nur wenige Tage, und Iffland's Theaterkalender gab der Deutſchen Bühne eine ſchwunghafte Aufmunterung.

Die projectirte neue Ausgabe meiner Werke nöthigte mich ſie ſämmtlich wieder durchzugehen, und ich widmete jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerkſamkeit, ob ich gleich bei meinem alten Vorſatze blieb nichts eigentlich umzuſchreiben, oder auf einen hohen Grad zu verändern.

Die zwei Abtheilungen der Elegien wie ſie noch vorliegen, wurden eingerichtet und Fauſt in ſeiner jetzigen Geſtalt fragmentariſch behandelt. So gelangte ich dieſes Jahr bis zum vierten Theil einſchließlich, aber mich beſchäftigte ein wichtigeres Werk. Der epiſche Tell kam wieder zur Sprache wie ich ihn 1797 in der Schweiz concipirt, und nachher dem dramatiſchen Tell Schiller's zu Liebe bei Seite gelegt. Beide konnten recht gut neben einander beſtehen; Schillern war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines ſelbſtſtandigen von den übrigen Verſchwornen unabhangigen Tell benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung ſeines Talents zu Folge ſo wie nach den Deutſchen Theaterbedürfniſſen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Epiſch-ruhig-grandioſe noch immer zu Gebot, ſo wie die ſämmtlichen Motive, wo ſie ſich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Geſtalt nahmen.

Ich hatte Luſt wieder einmal Hexameter zu ſchreiben, und mein gutes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, ließ mich hoffen auch in dieſer herrlichen Versart immer ſicherer vorzuſchreiten. Aber die Tage und Wochen waren ſo ahnungsvoll, die letzten Monate ſo ſtürmiſch und ſo wenig Hoffnung zu einem freieren Athemholen, daß ein Plan, auf dem Vierwaldſtadter See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängſtigten Deutſchland nicht wohl ware auszuführen geweſen.

Wenn wir nun auch ſchon unſer öffentliches Verhältniß zur bildenden Kunſt aufgegeben hatten, ſo blieb ſie uns doch im Innern ſtets lieb und werth. Bildhauer Weiſſer, ein Kunſtgenoſſe von Friedrich Tieck, bearbeitete mit Glück die Büſte des hier verſtorbenen Herzogs von Braunſchweig, welche, in der öffentlichen Bibliothek aufgeſtellt, einen ſchönen Beweis ſeines vielverſprechenden Talents abgiebt.

Kupferſtiche ſind überhaupt das Kunſtmittel durch welches Kenner und Liebhaber ſich am meiſten und bequemſten unterhalten, und ſo empfingen wir aus Rom von Gmelin das vorzügliche Blatt, unterzeichnet der Tempel der Venus, nach Claude. Es war mir um ſo viel mehr werth, als das Original erſt nach meinem Abgang von Rom bekannt geworden und ich mich alſo zum erſtenmal von den Vorzügen deſſelben aus dieſer kunſtreichen Nachbildung überzeugen ſollte.

Ganz in einem andern Fache, aber heiter und geiſtreich genug, erſchienen die Riepenhauſiſchen Blatter zur Genoveva, deren Original-Zeichnungen wir ſchon früher gekannt. Auch dieſe jungen Manner, die ſich zuvor an Polygnot geübt hatten, wandten ſich nun gegen die Romantik, welche ſich durch ſchriftſtelleriſche Talente beim Publicum eingeſchmeichelt hatte, und ſo die Bemerkung wahr machte: daß mehr als

man denkt der bildende Künstler vom Dichter und Schriftsteller abhangt.

In Carlsbad unterhielt mich belehrend eine Sammlung Kupfer, welche Graf Lepel mit sich führte; nicht weniger große mit der Feder gezeichnete, aquarellirte Blatter von Ramberg bewährten das heitere glücklich auffassende mitunter extemporirende Talent des genannten Künstlers. Graf Corneillan besaß dieselben und nebst eigenen Arbeiten noch sehr schöne Landschaften in Deckfarben.

Die hiesigen Sammlungen vermehrten sich durch einen Schatz von Zeichnungen im höhern Sinne. Carstens künstlerische Verlassenschaft war an seinen Freund Fernow vererbt, man traf mit diesem eine billige Uebereinkunft, und so wurden mehrere Zeichnungen des verschiedensten Formats, größere Cartone und kleinere Bilder, Studien in schwarzer Kreide, in Rothstein, aquarellirte Federzeichnungen und so vieles andere, was dem Künstler das jedesmalige Studium Bedurfniß oder Laune mannichfaltig ergreifen laßt, für unser Museum erworben.

Wilhelm Tischbein der nach seiner Entfernung von Neapel, von dem Herzog von Oldenburg begunstigt, sich in einer friedlichen glucklichen Lage befand, ließ auch gelegentlich von sich hören, und sendete dieß Fruhjahr manches Angenehme.

Er theilte zuerst die Bemerkung mit, daß die flüchtigsten Bilder oft die glucklichsten Gedanken haben: eine Beobachtung, die er gemacht, als ihm viele hundert Gemalde von trefflichen Meistern, herrlich gedacht aber nicht sonderlich ausgeführt, vor die Augen gekommen; und es bewahrt sich freilich daß die ausgeführtesten Bilder der Niederlandischen Schule, bei allem großen Reichthum womit sie ausgestattet sind, doch manchmal etwas an geistreicher Erfindung zu wunschen übrig

laſſen. Es ſcheint als wenn die Gewiſſenhaftigkeit des Künſtlers, dem Liebhaber und Kenner etwas vollkommen Würdiges überliefern zu wollen, den Aufflug des Geiſtes einigermaßen beſchranke; dahingegen eine geiſtreich gefaßte flüchtig hingeworfene Skizze außer aller Verantwortung das eigenſte Talent des Künſtlers offenbare. Er ſendete einige aquarellirte Copien, von welchen uns zwei geblieben ſind: Schatzgraber in einem tiefen Stadtgraben und Caſematten, bei Nachtzeit durch unzulangliche Beſchwörungen ſich die böſen Geiſter auf den Hals ziehend, der entdeckten und ſchon halb ergriffenen Schatze verluſtig. Der Anſtand iſt bei dieſer Gelegenheit nicht durchaus beobachtet, Vorgeſtelltes und Ausführung einem Geheimbilde angemeſſen; das zweite Bild vielleicht noch mehr. Eine grauliche Kriegsſcene, erſchlagene beraubte Manner, troſtloſe Weiber und Kinder, im Hintergrunde ein Kloſter in vollen Flammen, im Vordergrund mißhandelte Mönche; gleichfalls ein Bild welches im Schränkchen müßte aufbewahrt werden.

Ferner ſendete Tiſchbein an Herzogin Amalie einen maßigen Foliobaud aquarellirter Federzeichnungen. Hierin iſt nun Tiſchbein ganz beſonders glücklich, weil auf dieſe leichte Weiſe ein geubtes Talent Gedanken, Einfalle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr ſeine Zeit zu verlieren ausſpricht. Solche Blatter ſind fertig wie gedacht.

Thiere darzuſtellen war immer Tiſchbein's Liebhaberei; ſo erinnern wir uns hier auch eines Eſels, der mit großem Behagen Ananas ſtatt Diſteln fraß.

Auf einem andern Bilde blickt man über die Dacher einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz nah an dem Beſchauer, im vorderſten Vordergrunde ſitzt ein ſchwarzer Oeffenjunge unmittelbar an dem Schornſtein. Was an ihm noch Farbe annehmen konnte, war von der Sonne vergoldet,

und man mußte den Gedanken allerliebst finden, daß der letzte Sohn des jammervollsten Gewerbes unter viel Tausenden der Einzige sey, der eines solchen herzerhebenden Naturanblicks genoße.

Dergleichen Mittheilungen geschahen von Tischbein immer unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich künstlerischen Träume möge zukommen lassen. Die kleinen Gedichte, die man ihm zur Erwiederung sendete, finden sich unter den meinigen. Herzogin Amalie und ihre Umgebung theilten sich darin nach Stand und Würden, und erwiederten so eigenhändig die Freundlichkeit des Gebers.

Auch ich ward in Carlsbad angetrieben, die bedeutend abwechselnden Gegenstände mir durch Nachbildung besser einzuprägen; die vollkommnern Skizzen behielten einigen Werth für mich, und ich fing an sie zu sammeln.

Ein Medaillen-Cabinet, welches von der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an, über den Weg, den die Bildhauerkunst genommen, hinlänglichen Aufschluß zu geben, schon reich genug war, vermehrte sich ansehnlich und lieferte immer vollständigere Begriffe.

Eben so wurde die Sammlung von eigenhändig geschriebenen Blättern vorzüglicher Männer beträchtlich vermehrt. Ein Stammbuch der Walchischen Familie, seit etwa den Anfangen des achtzehnten Jahrhunderts, worin Massei voraussieht, war höchst schätzenswerth, und ich dankte sehr verpflichtet den freundlichen Gebern. Ein alphabetisches Verzeichniß des handschriftlichen Besitzes war gedruckt, ich legte solches jedem Brief an Freunde bei, und erhielt dadurch nach und nach fortdauernde Vermehrung.

Von Künstlern besuchte uns nun abermals Rabe von

Berlin, und empfahl ſich eben ſo durch ſein Talent wie durch ſeine Gefälligkeit.

Aber betrüben mußte mich ein Brief von Hackert; dieſer treffliche Mann hatte ſich von einem apoplektiſchen Anfall nur inſofern erholt, daß er einen Brief dictiren und unterſchreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die ſo viel ſichre Charakterſtriche geführt, nun zitternd und unvollſtändig, den eigenen, ſo oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten berühmten Namen bloß andeuten zu ſehen.

Bei den Jenaiſchen Muſeen drangen immer neue Gegenſtände zu, und man mußte deßhalb Erweiterungen vornehmen und in der Anordnung eine veränderte Methode befolgen.

Der Nachlaß von Batſch brachte neue Mühe und Unbequemlichkeit. Er hatte die naturforſchende Geſellſchaft geſtiftet, auch in einer Reihe von Jahren durch und für ſie ein unterrichtendes Muſeum aller Art zuſammengebracht, welches dadurch anſehnlicher und wichtiger geworden, daß er demſelben ſeine eigene Sammlung methodiſch einverleibt. Nach ſeinem Hintritt reclamirten die Directoren und anweſenden Glieder jener Geſellſchaft einen Theil des Nachlaſſes, beſonders das ihr zuſtehende Muſeum; die Erben forderten den Reſt, welchen man ihnen, da eine Schenkung des bisherigen Directors nur muthmaßlich war, nicht vorenthalten konnte. Von Seiten herzoglicher Commiſſion entſchloß man ſich auch hier einzugreifen, und da man mit den Erben nicht einig werden konnte, ſo ſchritt man zu dem unangenehmen Geſchäft der Sonderung und Theilung. Was dabei an Rückſtänden zu zahlen war, glich man aus und gab der naturforſchenden Geſellſchaft ein Zimmer im Schloſſe, wo die ihr zugehörigen Naturalien abgeſondert ſtehen konnten. Man verpflichtete ſich, die

Erhaltung und Vermehrung zu begünstigen, und so ruhte auch dieser Gegenstand ohne abzusterben.

Als ich von Carlsbad im September zurückkam, fand ich das mineralogische Cabinet in der schönsten Ordnung, auch das zoologische reinlich aufgestellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte nicht wenig unsere Einsicht in die Physik überhaupt, und besonders in die Farbenlehre. Wenn er zu jenen Zwecken sich um den Galvanismus bemühte, so waren seine übrigen Versuche auf Oxydation und Desoxydation, auf Erwarmen und Erkalten, Entzünden und Auslöschen für mich im chromatischen Sinne von der größten Bedeutung.

Ein Versuch, Glasscherben trübe zu machen, wollte unserm wackern Göttling nicht gelingen, eigentlich aber nur deßhalb, weil er die Sache zu ernst nahm, da doch diese chemische Wirkung, wie alle Wirkungen der Natur, aus einem Hauch, aus der mindesten Bedingung hervorgehen. Mit Professor Schelver ließen sich gar schöne Betrachtungen wechseln; das Zarte und Gründliche seiner Natur gab sich im Gespräch gar liebenswürdig hervor, wo es dem Mitredenden sich mehr anbequemte als sonst dem Leser, der sich immer, wie bei allzutief gegriffenen Monologen, entfremdet fühlte.

Sömmering's Gehörwerkzeuge führten uns zur Anatomie zurück; Alexander von Humboldt's freundliche Sendungen riefen uns in die weit und breite Welt; Steffens Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in uneiniger Einigkeit lebte.

Um so viel als mir gegeben seyn möchte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montucla's Histoire des Mathématiques, und nachdem ich die höheren Ansichten, woraus

Andraſon. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Intereſſe, und ich verzeihe dir, daß du den tiefen Sinn des Oraſels nicht einſiehſt.

Mama. Nun, ſo ſayd nicht ſo geheimniß-voll, erklaut einem wae.

Andraſon. Iſt es nicht deutlich, meine ſchöne Kinder, daß in dieſen Papieren eine Art von Talisman ſteckt, daß in ihnen dieſe magiſche Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeſchmackte ausgeſtopfte Puppe feſſelt, wezu er die Geſtalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir dieſe Papiere verbrennten, der Zauber aufhören, und er ſeine Geliebte als ein hohles Bild der Phantaſie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir dieſen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich ſie nicht mißverſtanden habe. O du liebliche, holde, geflichte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf dich herab-ſteigen! mage dein papiernes Herz, deine lei-nene Gedäume ſo viel Kraft haben, den hoch

das Einzelne ſich herleitet, abermals bei mir möglichſt aufgeklart und mich in die Mitte des Reichs der Natur und der Freiheit zu ſtellen geſucht, ſchrieb ich das Schema der allgemeinen Naturlehre, um für die beſondere Chromatik einen ſicheren Standpunkt zu finden.

Aus der alten Zeit, in die ich ſo gern zurücktrete, um die Muſter einer menſchenverſtändigen Anſchauung mir abermals zu vergegenwärtigen, las ich Agricola de ortu et causis subterraneorum und bemerkte hiebei, daß ich auf eben einer ſolchen Wanderung ins Vergangene die glaubwürdigſte Nachricht von einem Meteorſtein in der Thüringer Chronik fand.

Und ſo darf ich denn am Schluſſe nicht vergeſſen, daß ich in der Pflanzenkunde zwei ſchöne Anregungen erlebte: die große Charte botanique d'après Ventenat machte mir die Familienverhältniſſe augenfälliger und eindrücklicher. Sie hing in einem großen Zimmer des Jenaiſchen Schloſſes, welches ich im erſten Stock bewohnte, und blieb, als ich eilig dem Fürſten Hohenlohe Platz machte, an der Wand zurück. Nun gab ſie ſeinem unterrichteten Generalſtab, ſo wie nachher dem Napoleon'ſchen gelegentliche Unterhaltung, und ich fand ſie daſelbſt noch unverſehrt, als ich nach ſo viel Sturm und Ungethüm meine ſonſt ſo friedliche Wohnung wieder bezog.

Cotta's Naturbetrachtung über das Wachsthum der Pflanzen, nebſt beigefügten Muſterſtücken von durchſchnittenen Hölzern, waren mir eine ſehr angenehme Gabe. Abermals regte ſie jene Betrachtungen auf, denen ich ſo viele Jahre durch nachhing, und war die Hauptveranlaſſung, daß ich von neuem zur Morphologie mich wendend den Vorſatz faßte, ſowohl die Metamorphoſe der Pflanzen als ſonſt ſich anſchließendes wieder abdrucken zu laſſen.

Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich

seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigte, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach. Was ich nach meiner Weise an den physiologischen Farben thun konnte und wollte, war gethan, eben so lagen die Anfange des Geschichtlichen bereits vor, und man konnte daher den Druck des ersten und zweiten Theils zugleich anfangen. Ich wendete mich nun zu den pathologischen Farben; und im Geschichtlichen ward untersucht, was Plinius von den Farben mochte gesagt haben.

Wahrend nun das Einzelne vorschritt ward ein Schema der ganzen Lehre immer durchgearbeitet.

Die physischen Farben verlangten nun der Ordnung nach meine ganze Aufmerksamkeit. Die Betrachtung ihrer Erscheinungsmittel und Bedingungen nahm alle meine Geisteskrafte in Anspruch. Hier mußt' ich nun meine langst befestigte Ueberzeugung aussprechen, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln sehen, die Lehre vom Truben, als dem allerzartesten und reinsten Materiellen, derjenige Beginn sey, woraus die ganze Chromatik sich entwickele.

Ueberzeugt daß rückwarts, innerhalb dem Kreise der physiologischen Farben, sich auch ohne mein Mitwirken eben dasselbe nothwendig offenbaren musse, ging ich vorwarts und redigirte, was ich alles über Refracton mit mir selbst und andern verhandelt hatte. Denn hier war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzessin, welche im siebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum Besten hatte. Hier lag der grimmig sophistische Drache, einem jeden bedrohlich, der sich unterstehen wollte, das Abenteuer mit diesen Irrsalen zu wagen. Die Bedeutsamkeit dieser Abtheilung und der dazu gehörigen Capitel war groß, ich suchte ihr durch Ausfuhrlichkeit genug

zu thun und ich fürchte nicht, daß etwas verſäumt worden ſey. Daß, wenn bei der Refraction Farben erſcheinen ſollen, ein Bild, eine Gränze verrückt werden müſſe, ward feſtgeſtellt. Wie ſich bei ſubjectiven Verſuchen ſchwarze und weiße Bilder aller Art durch Prisma an ihren Rändern verhalten, wie das Gleiche geſchieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an bunten jeder Farbe und Abſtufung, bei ſtärkerer oder geringerer Refraction, alles ward ſtreng auseinander geſetzt, und ich bin überzeugt, daß der Lehrer, die ſämmtlichen Erſcheinungen in Verſuchen vorlegend, weder an dem Phanomen noch am Vortrag etwas vermiſſen wird.

Die katoptriſchen und paroptiſchen Farben folgten darauf, und es war in Betreff jener zu bemerken, daß bei der Spiegelung nur alsdann Farben erſcheinen, wenn der ſpiegelnde Körper geritzt oder fadenartig glänzend angenommen wird. Bei den paroptiſchen läugnete man die Beugung und leitete die farbigen Streifen von Doppellichtern her. Daß die Ränder der Sonne jeder für ſich einen eigenen Schatten werfen, kam bei einer ringförmigen Sonnenfinſterniß gar bekräftigend zum Vorſchein.

Die ſinnliche ſittliche Wirkung der Farbe ward darauf ausgeführt; und im Geſchichtlichen nebenher Gautier's Chroageneſie betrachtet.

Mit dem Abdruck waren wir bis zum dreizehnten Bogen des erſten Theils und bis zum vierten des zweiten gelangt, als mit dem vierzehnten October das grimmigſte Unheil über uns hereinbrach, und die übereilt geflüchteten Papiere unwiederbringlich zu vernichten drohte.

Glücklich genug vermochten wir, bald wieder ermannt, mit andern Geſchäften auch dieſes von neuem zu ergreifen und in gefaßter Thatigkeit unſer Tagewerk weiter zu fördern.

Nun wurden vor allen Dingen die nöthigen Tafeln sorgfaltig bearbeitet. Eine mit dem guten und werthen Runge fortgeseßte Correspondenz gab uns Gelegenheit, seinen Brief dem Schluß der Farbenlehre beizufügen, wie denn auch Seebeck's gesteigerte Versuche dem Ganzen zu gute kamen.

Mit befreiter Bruſt dankten wir den Musen für so offenbar gegönnten Beistand; aber kaum hatten wir einigermaßen frischen Athem geschöpft, so sahen wir uns genöthigt, um nicht zu stocken, alsogleich den widerwartigen polemischen Theil anzufassen, und unsere Bemühungen um Newton's Optik, so wie die Prufung seiner Versuche und der daraus gezogenen Beweise, auch ins Enge und dadurch endlich zum Abschluß zu bringen. Die Einleitung des polemischen Theils gelang mit Ausgang des Jahrs.

An fremdem poetischem Verdienst war, wo nicht ausgedehnte aber doch innig erfreuliche Theilnahme. Das Wunderhorn alterthümlich und phantastisch, ward seinem Verdienste gemaß geschaßt, und eine Recension desselben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt. Hiller's Naturdichtungen, gerade im Gegensaß, ganz gegenwartig und der Wirklichkeit angehörig, wurden nach ihrer Art mit billigem Urtheil empfangen. Aladin von Oelenschlager war nicht weniger wohl aufgenommen, ließ auch nicht alles, besonders im Verlauf der Fabel, sich gut heißen. Und wenn ich unter den Studien früherer Zeit die Perser des Aeschylus bemerkt finde, so scheint mir als wenn eine Vorahnung dessen, was wir zu erwarten hatten, mich dahin getrieben habe.

Aber einen eigentlichen Nationalantheil hatten doch die Nibelungen gewonnen; sie sich anzueignen, sich ihnen hinzugeben, war die Luſt mehrerer verdienter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten.

Schiller's Verlassenschaft blieb ein Hauptaugenmerk, ob ich gleich jenes frühern Versuchs schmerzlich gedenkend allem Antheil an einer Herausgabe und einer biographischen Skizze des trefflichen Freundes standhaft entsagte.

Adam Müller's Vorlesungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja studirte sie, jedoch mit getheilter Empfindung: denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man auch mancher unsichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beste Naturell auf falsche Wege führen mußten.

Hamann's Schriften wurden von Zeit zu Zeit aus dem mystischen Gewölbe wo sie ruhten, hervorgezogen. Der durch die sonderbare Sprachhülle hindurch wirkende rein kräftige Geist zog immer die Bildungslustigen wieder an, bis man, an so viel Räthseln müde und irre, sie bei Seite legte und doch jedesmal eine vollständige Ausgabe zu wünschen nicht unterlassen konnte.

Wieland's Uebersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen leitete mich wirklich auf eine Zeit lang von andern Beschäftigungen ab. Dieses problematische Werk wird dem einen anders vorkommen als dem andern, und jedem alle zehn Jahre auch wieder anders. Ich unternahm das Wagniß kühner und wunderlicher Auslegungen des Ganzen sowohl als des Einzelnen, die ich wohl aufgezeichnet wünschte, und wenn auch nur um der humoristischen Ansicht willen: allein diese Gedanken und Grillen, gleich so vielen tausend andern in freundschaftlicher Conversation ausgesprochen, gingen ins Nichts der Luft.

Der große Vortheil mit einem Manne zu wohnen, der sich aus dem Grunde irgend einem Gegenstande widmet, ward uns reichlich durch Fernow's dauernde Gegenwart. Auch

in diesem Jahre brachte er uns durch seine Abhandlung über die Italianischen Dialekte mitten ins Leben jenes merkwürdigen Landes.

Auch die Geschichte der neuern Deutschen Literatur gewann gar manches Licht; durch Johannes Muller in seiner Selbstbiographie, die wir mit einer Recension begrüßten; ferner durch den Druck der Gleimischen Briefe, die wir dem eingeweihten Körte, Huber's Lebensjahre, die wir seiner treuen und in so vieler Hinsicht höchst schatzenswerthen Gattin verdanken.

Von alteren geschichtlichen Studien findet sich nichts bemerkt, als daß ich des Lampridius Kaisergeschichte gelesen, und ich erinnerte mich noch gar wohl des Grausens, das bei Betrachtung jenes Unregiments mich befiel.

An dem höhern Sittlichreligiosen Theil zu nehmen, riefen mich die Studien von Daub und Creuzer auf, nicht weniger der Hallischen Missionsberichte zweiundsiebzigstes Stück, das ich wie die vorigen der Generatheit des Herrn Doctor Knapp verdankte, welcher von meiner aufrichtigen Theilnahme an der Verbreitung des sittlichen Gefuhls durch religiose Mittel uberzeugt, mir schon seit Jahren die Nachrichten von den gesegneten Fortschritten einer immer lebendigen Anstalt nicht vorenthielt.

Von anderer Seite ward ich zu der Kenntniß des gegenwartig Politischen gefuhrt durch die Gegengewichte von Gentz; so wie mir von Aufklarung einzelner Zeitereignisse noch wohl erinnerlich ist, daß ein bei uns wohnender Englander von Bedeutung, Herr Osborn, die Strategie der Schlacht von Trafalgar, ihrem großen Sinn und kuhner Ausfuhrung nach, umstandlich graphisch erklarte.

Seit 1801 wo ich nach uberstandener großer Krankheit

Pyrmont beſucht hatte, war ich eigentlich meiner Geſundheit wegen in kein Bad gekommen; in Lauchſtadt hatt' ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht, und in Weimar der Kunſtausſtellung wegen. Allein es meldeten ſich dazwiſchen gar manche Gebrechen, die eine duldende Indolenz eine Zeit lang hingehen ließ; endlich aber von Freunden und Aerzten beſtimmt, entſchloß ich mich Carlsbad zu beſuchen, um ſo mehr, als ein thätiger und behender Freund, Major von Hendrich, die ganze Reiſeſorge zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr alſo mit ihm und Riemer Ende Mai's ab. Unterwegs beſtanden wir erſt das Abenteuer, den Huſſiten vor Naumburg beizuwohnen, und in eine Verlegenheit anderer Art geriethen wir in Eger, als wir bemerkten daß uns die Paſſe fehlten, die vor lauter Geſchäftigkeit und Reiſeanſtalt vergeſſen, durch eine wunderliche Complication von Umſtänden auch an der Gränze nicht waren abgefordert worden. Die Polizeibeamten in Eger fanden eine Form dieſem Mangel abzuhelfen, wie denn dergleichen Falle die ſchönſte Gelegenheit darbieten, wo eine Behörde ihre Competenz und Gewandtheit bethätigen kann; ſie gaben uns einen Geleitſchein nach Carlsbad gegen Verſprechen die Paſſe nachzuliefern.

An dieſem Curorte, wo man ſich um zu geneſen aller Sorgen entſchlagen ſollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angſt und Bekümmerniß.

Fürſt Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr geweſen, befand ſich daſelbſt, und war geneigt mir mit diplomatiſcher Gewandtheit das Unheil zu entfalten das unſern Zuſtand bedrohte. Gleiches Zutrauen hegte General Richter zu mir, der mich ins Vergangene gar manchen Blick thun ließ. Er hatte die harten Schickſale von Ulm mit erlebt, und mir ward ein Tagebuch vom dritten October 1805 bis zum

ſiebzehnten, als dem Tage der Uebergabe gedachter Feſtung, mitgetheilt. So kam der Julius heran, eine bedeutende Nachricht verdrangte die andere.

Zu Förderniß geologiſcher Studien hatte, in den Jahren da ich Carlsbad nicht beſucht, Joſeph Müller treulich vorgearbeitet. Dieſer wackere Mann, von Turnau gebürtig, als Steinſchneider erzogen, hatte ſich in der Welt mancherlei verſucht, und war zuletzt in Carlsbad einheimiſch geworden. Dort beſchäftigte er ſich mit ſeiner Kunſt und gerieth auf den Gedanken die Carlsbader Sprudelſteine in Tafeln zu ſchneiden und reinlich zu poliren, wodurch denn dieſe ausgezeichneten Sinter nach und nach der naturliebenden Welt bekannt wurden. Von dieſen Productionen der heißen Quellen wendete er ſich zu andern auffallenden Gebirgserzeugniſſen, ſammelte die Zwillingskryſtalle des Feldſpathes, welche die dortige Umgegend vereinzelt finden laßt.

Schon vor Jahren hatte er an unſern Spaziergangen Theil genommen, als ich mit Baron von Racknitz und andern Naturfreunden bedeutenden Gebirgsarten nachging, und in der Folge hatte er Zeit und Mühe nicht geſpart, um eine mannichfaltige charakteriſtiſche Sammlung aufzuſtellen, ſie zu numeriren und nach ſeiner Art zu beſchreiben. Da er nun dem Gebirg gefolgt war, ſo hatte ſich ziemlich, was zuſammengehörte, auch zuſammengefunden, und es bedurfte nur weniges, um ſie wiſſenſchaftlichen Zwecken naher zu fuhren, welches er ſich denn auch, obgleich hie und da mit einigem Widerſtreben gefallen ließ.

Was von ſeinen Unterſuchungen mir den größten Gewinn verſprach war die Aufmerkſamkeit, die er dem Uebergangsgeſtein geſchenkt hatte, das ſich dem Granit des Hirſchenſprungs vorlegt, einen mit Hornſtein durchzogenen Granit darſtellt,

Schwefelkies und auch endlich Kalkſpath enthalt. Die heißen Quellen entſpringen unmittelbar hieraus, und man war nicht abgeneigt in dieſer auffallenden geologiſchen Differenz, durch den Zutritt des Waſſers, Erhitzung und Auflöſung und ſo das geheimnißvolle Räthſel der wunderbaren Waſſer aufgehellt zu ſehen.

Er zeigte mir ſorgfaltig die Spuren obgedachten Geſteins, welches nicht leicht zu finden iſt, weil die Gebäude des Schloßbergs darauf laſten. Wir zogen ſodann zuſammen durch die Gegend, beſuchten die auf dem Granit aufſitzenden Baſalte uber dem Hammer, nahe dabei einen Acker, wo die Zwillingskryſtalle ſich ausgepflügt finden. Wir fuhren nach Engelhaus, bemerkten im Orte ſelbſt den Schriftgranit und anderes vom Granit nur wenig abweichendes Geſtein. Der Klingſteinfelſen ward beſtiegen und beklopft, und von der weiten, obgleich nicht erheiternden Ausſicht, der Charakter gewonnen.

Zu allem dieſem kam der günſtige Umſtand hinzu, daß Herr Legationsrath von Struve, in dieſem Fache ſo unterrichtet als mittheilend und gefallig, ſeine ſchönen mitgeführten Stufen belehrend ſehen ließ, auch an unſern geologiſchen Betrachtungen vielen Theil nahm und ſelbſt einen ideellen Durchſchnitt des Leſſauer und Hohdorfer Gebirges zeichnete, wodurch der Zuſammenhang der Erdbrande mit dem unter und neben liegenden Gebirg deutlich dargeſtellt und vermittelſt vorliegender Muſter, ſowohl des Grundgeſteins als ſeiner Veranderung durch das Feuer, belegt werden konnte.

Spazierfahrten, zu dieſem Zwecke angeſtellt, waren zugleich belehrend, erheiternd und von den Angelegenheiten des Tags ablenkend.

Spaterhin traten Bergrath Werner und Auguſt von Herder, jener auf langere, dieſer auf kürzere Zeit an uns

heran. Wenn nun auch, wie bei wissenschaftlichen Unterhaltungen immer geschieht, abweichende, ja contrastirende Vorstellungsarten an den Tag kommen, so ist doch, wenn man das Gespräch auf die Erfahrung hinzuwenden weiß, gar vieles zu lernen. Werner's Ableitung des Sprudels von fortbrennenden Steinkohlen-Flötzen war mir zu bekannt, als daß ich hatte wagen sollen ihm meine neusten Ueberzeugungen mitzutheilen, auch gab er der Uebergangsgebirgsart vom Schloßberge, die ich so wichtig fand, nur einen untergeordneten Werth. August von Herder theilte mir einige schöne Erfahrungen von dem Gehalt der Gebirgsgänge mit, der verschieden ist, indem sie nach verschiedenen Himmelsgegenden streichen. Es ist immer schön, wenn man das Unbegreifliche als wirklich vor sich sieht.

Ueber eine pädagogisch-militarische Anstalt bei der Französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Officieren und Unterofficieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, so weit es ihn in seinem Kreise fördert, belehrt werde. Man sah wohl daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dieß aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Raisonneurs nichts zu fürchten hatte.

Angst und Gefahr jedoch vermehrte der brave tüchtige Wille achter Deutscher Patrioten, welche in der ganz einfachen und nicht einmal verhehlten Absicht: einen Volksaufstand zu organisiren und zu bewirken, über die Mittel dazu sich leidenschaftlich besprachen, so daß während wir von fernen

und ſein empfindenden Prinzen an ſich zu ziehen, wie ſonſt magiſche Zeichen, geweihte Kerzen, Alraune und Todtenköpfe, Geiſter und Schatze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmliſchen Nymphe? Kommt! wir wollen ſie verwahren, alles in Ordnung bringen, niemand etwas davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter für's folgende gewiß ſeyn.

Mana. Andraſen, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß ihr da ſeyd.

Andraſen. Ein ſeltſames verdränge die Empfindung des andern.

Sera. Wie kommt ihr ſo ſchnell wieder, und in tiefer Nacht bey uns an.

Andraſen. Laßt's euch ſagen und klagen, meine liebe Kinder. Als ich von euch weggina, eilte ich gerade nach Hauſe. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wie-

Gewittern uns bedroht sahen, auch in der nächsten Nähe sich Nebel und Dunst zu bilden anfing.

Indessen war der Deutsche Rheinbund geschlossen und seine Folgen leicht zu übersehen; auch fanden wir bei unserer Rückreise durch Hof in den Zeitungen die Nachricht: das Deutsche Reich sey aufgelöst.

Zwischen diese beunruhigenden Gespräche jedoch traten manche ableitende. Landgraf Carl von Hessen, tieferen Studien von jeher zugethan, unterhielt sich gern über die Urgeschichte der Menschheit und war nicht abgeneigt höhere Ansichten anzuerkennen, ob man gleich mit ihm einstimmig auf einen folgerechten Weg nicht gelangen konnte.

Carlsbad gab damals das Gefühl, als wäre man im Lande Gosen; Oesterreich war zu einem scheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt und in Böhmen ward man wenigstens nicht, wie in Thüringen, durch Märsche und Wiedermärsche jeden Augenblick aufgeregt. Allein kaum war man zu Hause, als man das bedrohende Gewitter wirklich heranrollen sah, die entschiedenste Kriegserklärung durch Heranmarsch unübersehlicher Truppen.

Eine leidenschaftliche Bewegung der Gemüther offenbarte sich nach ihrem verschiedenen Verhältniß und, wie sich in solcher Stimmung jederzeit Mährchen erzeugen, so verbreitete sich auch ein Gerücht von dem Tode des Grafen Haugwitz, eines alten Jugendfreundes, früher als thätiger und gefälliger Minister anerkannt, jetzt der ganzen Welt verhaßt, da er den Unwillen der Deutschen durch abgedrungene Hinneigung zu dem Französischen Uebergewicht auf sich geladen.

Die Preußen fahren fort Erfurt zu befestigen; auch unser Fürst als preußischer General, bereitet sich zum Abzuge. Welche sorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und

ewig unvergeßlichen Geschäftsfreunde dem Staatsminister von Voigt damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen seyn; eben so wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla.

Die Herzogin Mutter bewohnte Tiefurt, Capellmeister Himmel war gegenwärtig, und man musicirte mit schwerem Herzen; es ist aber in solchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Vergnügungen und Arbeiten, so gut wie Essen, Trinken, Schlafen, in dusterer Folge hintereinander fortgehen.

Die Carlsbader Gebirgsfolge war in Jena angelangt, ich begab mich am sechsundzwanzigsten September sie auszupacken und unter Beistand des Directors Lenz vorläufig zu katalogiren; auch ward ein solches Verzeichniß für das Jenaische Litteratur-Intelligenzblatt fertig geschrieben und in die Druckerei gegeben.

Indessen war ich in den Seitenflügel des Schlosses gezogen, um dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen, der, mit seiner Truppenabtheilung widerwillig heranrückend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feind entgegen zu gehen gewünscht hatte. Dieser trüben Ansichten ungeachtet, ward nach alter akademischer Weise mit Hegel manches philosophische Capitel durchgesprochen. Schelling gab eine Erklärung heraus von Ehs beantwortet. Ich war bei Fürst Hohenlohe zu Tafel, sah manche bedeutende Männer wieder, machte neue Bekanntschaften; niemanden war wohl, alle fühlten sich in Verzweiflung, die keiner umhin konnte, wo nicht durch Worte doch durch Betragen zu verrathen.

Mit Obrist von Massenbach, dem Heißkopf, hatte ich eine wunderliche Scene. Auch bei ihm kam die Neigung zu schriftstellern der politischen Klugheit und militärischen

Thätigkeit in den Weg. Er hatte ein seltsames Opus verfaßt, nichts Geringeres als ein moralisches Manifest gegen Napoleon. Jedermann ahnete, fürchtete die Uebergewalt der Franzosen, und so geschah es denn daß der Drucker begleitet von einigen Rathspersonen mich anging, und sie sammtlich mich dringend baten, den Druck des vorgelegten Manuscriptes abzuwenden, welches beim Einrücken des Französischen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen musse. Ich ließ mir es übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: „Napoleon, ich liebte dich!" die letzte aber: „ich hasse dich!" Dazwischen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgesprochen, die man anfangs von der Großheit des Napoleon'schen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne sittlich-menschliche Zwecke unterlegen zu müssen wähnte, und zuletzt ward alles das Böse was man in der neuern Zeit von ihm erdulden müssen, in geschärften Ausdrücken vorgeworfen. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verdruß eines betrogenen Liebhabers über seine untreue Geliebte übersetzen können, und so erschien dieser Aufsatz eben so lacherlich als gefahrlich.

Durch das Andringen der wackern Jenenser, mit denen ich so viele Jahre her in gutem Verhaltniß gestanden, überschritt ich das mir selbst gegebene Gesetz, mich nicht in öffentliche Handel zu mischen; ich nahm das Heft und fand den Autor in den weitlaufigen antiken Zimmern der Wilhelmischen Apotheke. Nach erneuerter Bekanntschaft rückte ich mit meiner Protestation hervor, und hatte, wie zu erwarten, mit einem beharrlichen Autor zu thun. Ich aber blieb ein eben so beharrlicher Burger, und sprach die Argumente, die freilich Gewicht genug hatten, mit beredter Heftigkeit aus, so daß er endlich nachgab. Ich erinnere mich noch daß ein langer strenger

Preuße, dem Anſehen nach ein Adjutant, in unbewegter Stellung und unveränderten Geſichtszügen dabei ſtand und ſich wohl über die Kühnheit eines Bürgers innerlich verwundern mochte. Genug ich ſchied von dem Obriſten im beſten Vernehmen, verflocht in meinen Dank alle perſuaſoriſchen Gründe, die eigentlich an ſich hinreichend geweſen waren, nun aber eine milde Verſöhnung hervorbrachten.

Noch trefflichen Männern wartete ich auf; es war am Freitag den dritten October. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach ſeiner Art tüchtig und freundlich; Generallieutenant von Grawert, Obriſt von Maſſow, Hauptmann Blumenſtein, letzterer jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit allen bei Fürſt Hohenlohe zur Tafel.

Verwunderlich ſchienen mir bei dem großen Zutrauen auf Preußiſche Macht und Kriegsgewandtheit, Warnungen die hie und da an meinen Ohren vorübergingen: man ſolle doch die beſten Sachen, die wichtigſten Papiere zu verbergen ſuchen; ich aber, unter ſolchen Umſtänden aller Hoffnung quitt, rief, als man eben die erſten Lerchen ſpeiſte: nun, wenn der Himmel einfällt, ſo werden ihrer viel gefangen werden.

Den Sechsten fand ich in Weimar alles in voller Unruhe und Beſtürzung. Die großen Charaktere waren gefaßt und entſchieden, man fuhr fort zu überlegen, zu beſchließen: Wer bleiben, wer ſich entfernen ſollte? das war die Frage.

1807.

Zu Ende des vorigen Jahrs war das Theater ſchon wieder eröffnet, Balcon und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten ſich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichniß,

daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen. Freilich hatten wir von Glück zu sagen, daß der Kaiser seiner Hauptmaxime getreu blieb, mit allem was den Sächsischen Namen führte in Frieden und gutem Willen zu leben, ohne sich durch irgend einen Nebenumstand irre machen zu lassen. General Denzel, der in Jena vor so viel Jahren Theologie studirt hatte, und wegen seiner Localkenntnisse zu jener großen Expedition berufen ward, zeigte sich als Commandant zu freundlicher Behandlung gar geneigt. Der jüngere Mounier, bei uns erzogen, mit Freundschaft an manches Haus geknüpft, war als Commissaire-Ordonnateur angestellt und ein gelindes Verfahren beschwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüther. Jeder hatte von den schlimmen Tagen her etwas zu erzählen und gefiel sich in Erinnerung überstandenen Unheils, auch ertrug man gar manche Last willig, als die aus dem Stegreif einbrechenden Schrecknisse nicht mehr zu fürchten waren.

Ich und meine Nächsten suchten also dem Theater seine alte Consistenz wieder zu geben, und es gelangte, zwar vorbereitet aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche den innigsten Frieden herstellende Kunsterscheinung. Tasso ward aufgeführt, allerdings nicht erst unter solchen Stürmen, vielmehr längst im Stillen eingelernt: denn wie bei uns antretende jüngere Schauspieler sich in manchen Rollen übten, die sie nicht alsobald übernehmen sollten, so verfuhren auch die älteren, indem sie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet schien. Hiernach hatten sie auch Tasso seit geraumer Zeit unter sich verabredet, vertheilt und einstudirt, auch wohl in meiner Gegenwart gelesen, ohne daß ich jedoch, aus verzeihlichem Unglauben und daran geknüpftem Eigensinn, die Vorstellung hatte ansagen und entscheiden wollen. Nun, da manches

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03764/128

zu stocken schien, da sich zu anderem Neuen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feiernde Festtage sich drangten, da regte sich die freundliche Zudringlichkeit meiner lieben Zöglinge, so daß ich zuletzt dasjenige halb unwillig zugestand was ich eifrig hatte wünschen, befördern und mit Dank anerkennen sollen. Der Beifall den das Stück genoß war vollkommen der Mühe gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium gewonnen hatte, und ich ließ mich gern beschämen, indem sie dasjenige als möglich zeigten was ich hartnäckig als unmöglich abgewiesen hatte.

Mit bebarrlicher treuer Sorgfalt ward auch die nächsten Monate das Theater behandelt, und junge Schauspieler in allem was ihnen nöthig war, besonders in einer gewissen natürlichen Gelenkheit, und eigener persönlichen Ausbildung, die alle Manier ausschließt, geleitet und unterrichtet. Eine höhere Bedeutung für die Zukunft gab sodann der standhafte Prinz, der, wie er einmal zur Sprache gekommen, im Stillen unaufhaltsam fortwirkte. Auf ein anderes, freilich in anderem Sinne, problematisches Theaterstück hatte man gleichfalls ein Auge geworfen, es war der zerbrochene Krug, der gar mancherlei Bedenken erregte, und eine höchst unangenehme Aufnahme zu erleben hatte. Aber eigentlich erholte sich das Weimarische Theater erst durch einen längeren Aufenthalt in Halle und Landsstadt, wo man, vor einem gleichfalls gebildeten, zu höheren Forderungen berechtigten Publicum, das Beste was man liefern konnte zu leisten genöthigt war. Das Repertorium dieser Sommervorstellungen ist vielleicht das bedeutendste was die Weimarische Bühne, wie nicht leicht eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hat.

War bald nach Aufführung des Tasso, einer so reinen Darstellung zarter, geist- und liebevoller Hof- und Weltscenen,

verließ Herzogin Amalie den für sie im tiefsten Grund erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden, allen zur Trauer, mir zum besonderen Kummer. Ein eiliger Aufsatz, mehr in Geschäftsform als in höherem inneren Sinne abgefaßt, sollte nur Bekenntniß bleiben, wie viel mehr ihrem Andenken ich zu widmen verpflichtet sey. Indessen wird man jene Skizze zunächst mitgetheilt finden.

Um mich aber von allen diesen Bedrängnissen loßzureißen und meine Geister ins Freie zu wenden, kehrte ich an die Betrachtung organischer Naturen zurück. Schon waren mehrmals Anklange bis zu mir gedrungen, daß die frühere Denkweise die mich glücklich gemacht auch in verwandten Gemüthern sich entwickle; daher fühlt' ich mich bewogen die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken zu lassen, manchen alten Heft und Papierbündel durchzusehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu schöpfen. Ich glaubte des Gelingens dergestalt sicher zu seyn, daß bereits im Meßkatalog Ostern dieses Jahres, eine Ankündigung unter dem Titel: Goethe's Ideen über organische Bildung dieserwegen auftrat, als könnte zunächst ein solches Heft ausgegeben werden. Die tieferen, hierauf bezüglichen Betrachtungen und Studien wurden deßhalb ernstlicher vorgenommen als je; besonders suchte man von Casp. Fr. Wolf's Theorie der Generation sich immer mehr zu durchdringen. Die älteren osteologischen Ansichten, vorzüglich die im Jahre 1790 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet sey, ward näher beleuchtet, und mit zwei theilnehmenden Freunden, Voigt dem Jüngeren, und Riemer, verhandelt, welche beide mir mit Erstaunen die Nachricht brachten, daß so eben diese Bedeutung der Zwischenknochen durch ein akademisches Programm in

Publicum gesprungen sey, wie sie, da sie noch leben, Zeugniß geben können. Ich ersuchte sie sich stille zu halten, denn daß in eben gedachtem Programm die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, fiel dem Wissenden nur allzusehr in die Augen. Es geschahen mancherlei Versuche mich reden zu machen, allein ich wußte zu schweigen.

Nachstdem wurden die versammelten Freunde der organischen Metamorphosen-Lehre durch einen Zufall begünstigt: es zeigt sich nämlich der monoculus apus manchmal, obgleich selten, in stehenden Wassern der Jenaischen Gegend; dergleichen ward mir dießmal gebracht, und nirgends ist wohl die Verwandlung eines Glieds, das immer dasselbige bleibt, in eine andere Gestalt deutlicher vor Augen zu sehen als bei diesem Geschöpfe.

Da nun ferner seit so viel Jahren Berg um Berg bestiegen, Fels um Fels beklettert und beklopft, auch nicht versäumt wurde Stollen und Schachte zu befahren, so hatte ich auch die Naturerscheinungen dieser Art selbst gezeichnet und ihre Weise und Wesen mir einzudrücken, theils zeichnen lassen, um richtigere Abbildungen zu gewinnen und festzuhalten. Bei allem diesem schwebte mir immer ein Modell im Sinne, wodurch das anschaulicher zu machen wäre, wovon man sich in der Natur überzeugt hatte. Es sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchste Gebirg sich erhob. Hatte man die Durchschnittstheile auseinander gerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was sonst verlangt werden mochte. Diesen ersten Versuch bewahrte ich lange, und bemühte mich ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollständigkeit zu geben. Freilich aber stieß ich dabei auf Probleme die so leicht nicht zu lösen waren. Höchst erwünscht begegnete mir daher ein Antrag

des wackern Naturforschers Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunsch, daß er sie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzubald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinstimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf seine weitere Bearbeitung hoffend, habe sie aber, da er wegen meteorologischer Mißlehren sich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergesehen.

Hochgeehrt fand ich mich auch in der ersten Hälfte des Jahrs, durch ein, von Herrn Alexander von Humboldt, in bildlicher Darstellung mir, auf so bedeutende Weise, gewidmetes gehaltvolles Werk: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer.

Aus frühster und immer erneuter Freundschaft für den edlen Verfasser und durch diesen neusten, mir so schmeichelhaften Anklang aufgerufen, eilte ich das Werk zu studiren; allein die Profilcharte dazu sollte, wie gemeldet ward, erst nachkommen. Ungeduldig meine völlige Erkenntniß eines solchen Werkes aufgehalten zu sehen, unternahm ich gleich, nach seinen Angaben, einen gewissen Raum, mit Höhenmaaßen an der Seite in ein landschaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich, der Vorschrift gemäß, die tropische rechte Seite mir ausgebildet, und sie als die Licht- und Sonnenseite dargestellt hatte, so setzt' ich zur linken an die Stelle der Schattenseite die Europäischen Höhen, und so entstand eine symbolische Landschaft, nicht unangenehm dem Anblick. Diese zufällige Arbeit widmete ich inschriftlich dem Freunde, dem ich sie schuldig geworden war.

Das Industrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts so viel Gunst erwarb, daß ein Nachstich davon in Paris erschien.

der zu ſehen, wurde immer gröſſer bey mir. Ich fühlte mich ſchon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abweſenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hineintrete, ihr Kinder, höre ich eben ein Gebrauſe, ein Getöne, Rufen, hohles Anſchlagen und eine Wirthſchaft durch einander, daß ich nicht anders dachte, als der wilde Jager ſey bey mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich ſchreyen und rufen, als wenn ſie unſinnig geworden ware. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finſter wie eine Höhle, ganz zur Hölle decorirt und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenſchaft und mit entſetzlichem Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, als Scheuſal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie verſteint daſtehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Zu der Farbenlehre wurden, mit Genauigkeit und Muhe, die langst vorbereiteten Tafeln nach und nach ins Reine gebracht und gestochen, indessen der Abdruck des Entwurfs immer vorwarts rückte und zu Ende des Januars vollendet ward. Nun konnte man sich mit mehr Freiheit an die Polemik wenden. Da Newton durch Verknupfung mehrerer Werkzeuge und Vorrichtungen einen experimentalen Unfug getrieben hatte, so wurden besonders die Phanomene, wenn Prismen und Linsen auseinander wirken, entwickelt und uberhaupt die Newtonischen Experimente eins nach dem andern genauer untersucht. Somit konnte denn der Anfang des polemischen Theils zum Druck gegeben werden; das Geschichtliche behielt man zugleich immer im Auge. Nuguet uber die Farben aus dem Journal de Trevoux war höchst willkommen. Auch wandte man sich zurück in die mittlere Zeit; Roger Bacon kam wieder zur Sprache und zur Vorbereitung schrieb man das Schema des funfzehnten Jahrhunderts.

Freund Meyer studirte das Colorit der Alten und fing an einen Aufsatz darüber auszuarbeiten; die Verdienste dieser nie genug zu schatzenden classischen Altvordern wurden in ihrer reinen Naturlichkeit redlich geachtet. Eine Einleitung zur Farbenlehre, dazu ein Vorwort, war geschrieben; auch versuchte ein theilnehmender Freund eine Uebersetzung ins Französische, wovon mich die bis jetzt erhaltenen Blatter noch immer an die schönsten Stunden erinnern. Indessen mußte die Polemik immer fortgesetzt und die gedruckten Bogen beider Theile berichtigt werden. Am Ende des Jahrs waren dreißig Aushangebogen des ersten, und funfe des zweiten Theils in meinen Handen.

Wie es nun geht, wenn man sich mit Gegenständen lange beschaftigt und sie uns so bekannt und eigen werden, daß sie

uns bei jeder Gelegenheit vorschweben, so gebraucht man sie auch gleichnißweise im Scherz und Ernst; wie ich denn ein paar glückliche Einfalle heiterer Freunde in unsern literarischen Mittheilungen anführen werde.

Das Manuscript zu meinen Schriften wird nach und nach abgesendet, die erste Lieferung kommt gedruckt an.

Ich vernehme Hackert's Tod, man übersendet mir nach seiner Anordnung biographische Aufsätze und Skizzen, ich schreibe sein Leben im Auszuge, zuerst fürs Morgenblatt.

Der vorjährige Aufenthalt in Carlsbad hatte mein Befinden dergestalt verbessert, daß ich wohl das Glück, dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterlegen zu seyn, ungezweifelt jener sorgfaltig gebrauchten Cur zuschreiben durfte. Ich entschloß mich daher zu einer abermaligen Reise und zwar einer baldigen, und schon in der zweiten Halfte des Mai's war ich daselbst angelangt. An kleineren Geschichten, ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahrszeit reich; sie sollten alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden. Zu diesem Zweck finden sich bemerkt, Schluß der neuen Melusine, der Mann von funfzig Jahren, die pilgernde Thörin.

Glücklich war ich nicht weniger mit Joseph Muller's Carlsbader Sammlung. Die Vorbereitungen des verflossenen Jahres waren sorgfaltig und hinreichend; ich hatte Beispiele der darin aufzuführenden Gebirgsarten zur Genüge mitgenommen und dieselben, meine Zwecke hartnäckig verfolgend, in dem Jenaischen Museum niedergelegt, mit Bergrath Lenz ihre Charakteristik und dem Vorkommen gemäße Anordnung besprochen.

Also ausgerüstet gelangt' ich dießmal nach Carlsbad in die Fulle des Müllerischen Steinvorraths. Mit weniger Abweichung

von der vorjährigen Ordnung, in welcher ich eine Musterſammlung noch beiſammen fand, wurde, mit gutem Willen und Ueberzeugung des alten Steinfreundes, die entſchiedene neue Ordnung beliebt, ſogleich ein Aufſatz gefertigt und wiederholt mit Sorgfalt durchgegangen.

Ehe der kleine Aufſatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und ſo hab' ich das Vergnügen auf einem meiner Manuſcripte das Vidi der Prager Cenſur zu erblicken. Dieſe wenigen Bogen ſollten mir und andern in der Folge zum Leitfaden dienen und zu mehr ſpecieller Unterſuchung Anlaß geben.

Zugleich war die Abſicht gewiſſe geologiſche Ueberzeugungen in die Wiſſenſchaft einzuſchwärzen.

Für den guten Joſeph Muller aber war die erfreuliche Folge daß die Aufmerkſamkeit auf ſeine Sammlung gerichtet und mehrere Beſtellungen darauf gegeben wurden. Doch ſo eingewurzelt war ihm die, freilich wegen der Concurrenz ſo nöthige Geheimnißluſt, daß er mir den Fundort von einigen Nummern niemals entdecken wollte, vielmehr die ſeltſamſten Ausflüchte erſann um ſeine Freunde und Gönner irre zu führen.

In reiferen Jahren, wo man nicht mehr ſo heftig wie ſonſt durch Zerſtreuungen in die Weite getrieben, durch Leidenſchaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badezeit große Vortheile, indem die Mannichfaltigkeit ſo vieler bedeutender Perſonen von allen Seiten Lebensbelehrung zuführt. So war dieſes Jahr in Carlsbad mir höchſt günſtig, indem nicht nur die reichſte und angenehmſte Unterhaltung mir ward, ſondern ſich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches ſich in der Folge ſehr fruchtbar ausbildete. Ich traf mit dem Reſidenten von

Reinhard zusammen, der mit Gattin und Kindern diesen Aufenthalt wählte, um von harten Schicksalen sich zu erholen und auszuruhen. In früheren Jahren mit in die Französische Revolution verflochten, hatte er sich einer Folge von Generationen angeähnlicht, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch empor gekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihn doch zu gebrauchen, sendete ihn aber zuletzt an einen unerfreulichen und gefährlichen Posten, nach Jassy, wo er seiner Pflicht treulich vorstehend eine Zeit lang verweilte, sodann aber von den Russen aufgehoben, durch manche Länderstrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf dringende Vorstellungen wieder losgegeben wurde. Hievon hatte seine höchst gebildete Gattin, eine Hamburgerin, Reimarus Tochter, eine treffliche Beschreibung aufgesetzt, wodurch man die verwickelten, ängstlichen Zustände genauer einsah und zu wahrer Theilnahme hingenöthigt wurde.

Schon der Moment, in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darstellte, war bedeutend genug um alsobald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte.

Ein Mann vom Geschäftsfache, gewohnt sich die fremdesten Angelegenheiten vortragen zu lassen, um solche alsobald richtig gelegt in klarer Ordnung zu erkennen, leiht einem jeden sein Ohr, und so gönnte mir auch dieser neue Freund aufmerksame Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre

vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Uebersetzung einiger Stellen, ja wir machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mittheilung, indem ich ihm die Geschichte und Schicksale der Farbenlehre, von den ältesten Zeiten bis auf die neusten, und auch meine Bemühungen, eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen sein' Lebensgeschichte am andern Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem was ihm begegnet, er mit dem was mich auf das lebhafteste beschäftigte, zugleich bekannt, und ein innigeres Einarbeiten in die wechselseitigen Interessen erleichtert.

Zunächst hab' ich nun der Fürstin Solms einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies. Sie veranlaßte mich jederzeit ihr etwas vorzulesen, und ich wählte hiezu das Neuste was mir aus Sinn und Herz hervorgequollen war, wodurch denn die Dichtung jedesmal als der Ausdruck eines wahren Gefühls auch wahr erschien und, weil sie aus dem Innern hervortrat, wieder aufs Innerste ihre Wirkung ausübte. Eine freundlich sinnige Hofdame, Fräulein v. Stock, war es, welche mit gutem Geiste diesen vertraulichen Mittheilungen beiwohnte.

Sodann sollte mir der Name Reinhard noch einmal theuer werden. Der Königl. Sächsische Oberhofprediger suchte eine schon sehr zerrüttete Gesundheit an der heißen Quelle wieder aufzubauen. So leid es that, diesen Wackern in bedenklichen Krankheitsumständen zu sehen, so erfreulich war die Unterhaltung mit ihm. Seine schöne sittliche Natur, sein ausgebildeter Geist, sein redliches Wollen, so wie seine praktische Einsicht was zu wünschen und zu erstreben sey, traten überall, in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor. Ob er

gleich mit meiner Art mich über das Vorliegende zu äußern sich nicht ganz befreunden konnte, so hatt' ich doch die Freude in einigen Hauptpunkten gegen die herrschende Meinung mit ihm vollkommen überein zu stimmen, woraus er einsehen mochte, daß mein scheinbarer liberalistischer Indifferentismus, im tiefsten Ernste mit ihm praktisch zusammen treffend, doch nur eine Maske seyn durfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte. Auch gewann ich in einem hohen Grade sein Vertrauen, wodurch mir manches Treffliche zu Theil ward. Und so waren es sittliche, das Unvergängliche berührende Gespräche welche das Gewaltsame der aufeinander folgenden Kriegsnachrichten ablehnten oder milderten.

Die erneuerte Bekanntschaft mit dem verdienten Kreishauptmann von Schiller gewährte gleichfalls, ungeachtet der vielfachen Arbeiten dieses überhäuften Geschäftsmannes, gar manche angenehme Stunde. Auch überraschte mich durch seine Gegenwart Hauptmann Blumenstein, den ich vor einem Jahr in Jena, am furchtbaren Vorabend unserer Unglückstage, theilnehmend und aufrichtig gefunden. Voller Einsicht, Heiterkeit und glücklicher Einfälle war er der beste Gesellschafter, und wir trieben manchen Schwank zusammen; doch konnte er, als leidenschaftlicher Preuße mir nicht verzeihen, daß ich mit einem Französischen Diplomaten zu vertraulich umgehe. Aber auch dieses ward durch ein paar lustige Einfälle bald zwischen uns in Freundschaft abgethan.

Nun aber schloß sich mir ein neuer Kreis auf: Fürstin Bagration, schön, reizend, anziehend, versammelte um sich eine bedeutende Gesellschaft. Hier ward ich dem Fürsten Clemens vorgestellt, dessen Name mir schon so viele Jahre bekannt, dessen Persönlichkeit mir durch Verhältnisse zu meinen Freunden

höchst merkwürdig geworden. Seine Gegenwart bestätigte seinen Ruf; er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorfallen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause. Der Herzog von Coburg zeichnete sich aus durch schöne Gestalt und anmuthig würdiges Betragen. Der Herzog von Weimar, den ich in Bezug auf mich zuerst hatte nennen sollen, weil ich ihm die ehrenvolle Aufnahme in diesen Kreis zu verdanken hatte, belebte denselben durch seine Gegenwart vorzüglich. Graf Corneillan war auch hier, durch sein ernstes ruhiges Betragen und dadurch daß er angenehme Kunstwerke zur Unterhaltung brachte, immer willkommen. Vor der Wohnung der Fürstin, mitten auf der Wiese, fanden sich stets einige Glieder dieser Kette zusammen; unter diesen auch Hofrath von Gentz, der mit großer Einsicht und Uebersicht der kurzvergangenen Kriegsereignisse mir gar oft seine Gedanken vertraulich eröffnete, die Stellungen der Armeen, den Erfolg der Schlachten und endlich sogar die erste Nachricht von dem Frieden zu Tilsit mittheilte.

An Aerzten war dießmal Carlsbad gleichfalls gesegnet. Dr. Kapp von Dresden nenne ich zuerst, dessen Anwesenheit im Bade mich immer glücklich machte, weil seine Unterhaltung überaus lehrreich und seine Sorgfalt für den der sich ihm anvertraute höchst gewissenhaft war. Hofrath Sulzer von Neuenburg, ein treuer Naturforscher und emsiger Mineralog, schloß sich an; Dr. Mitterbacher, sofern seine Geschäfte erlaubten, war auch beirathig. Dr. Florian, ein Böhme von Mauern, trat gleichfalls hinzu, und so hatte man Gelegenheit mehr als eine der ärztlichen Denk- und Behandlungsweisen gewahr zu werden.

Auch von Seiten der Stadt und Regierung schien man gesorgt, Anstalt zu treffen, diese heißen Quellen besser als

bisher zu ehren, und den herangelockten Fremden eine angenehmere Localität zu bereiten. Ein zur Seite des Bernhardfelsens angelegtes Hospital gab Hoffnungen für die unvermögende Classe, und die höheren Stände freuten sich schon zum Voraus, dereinst am Neubrunnen einen bequemern und schicklichern Spaziergang zu finden. Man zeigte mir die Plane vor, die nicht anders als zu billigen waren; man hatte die Sache wirklich im Großen überdacht, und ich freute mich gleichfalls der nahen Aussicht, mit so viel tausend anderen aus dem möglichst unanständigen Gedränge in eine würdig geräumige Saulenhalle versetzt zu seyn.

Meiner Neigung zur Mineralogie war noch manches andere förderlich. Die Porcellanfabrik in Dalwitz bestätigte mich abermals in meiner Ueberzeugung daß geognostische Kenntniß im Großen und im Kleinen jedem praktischen Unternehmen von der größten Wichtigkeit sey. Was wir sonst nur diesem oder jenem Lande zugeeignet glaubten, wissen wir jetzt an hundert Orten zu finden: man erinnere sich der vormals wie ein Kleinod geachteten Sächsischen Porcellanerde, die sich jetzt überall hervorthut.

Für ein näheres Verständniß der Edelsteine war mir die Gegenwart eines Juweliers, Zöldner von Prag, höchst interessant: denn ob ich ihm gleich nur weniges abkaufte, so machte er mich mit so vielem bekannt was mir im Augenblick zur Freude und in der Folge zum Nutzen gereichte.

Uebergehen will ich nicht, daß ich in meinen Tagebüchern angemerkt finde, wie des Dr. Hausmann's und seiner Reise nach Norwegen mit Ehren und Zutrauen in der Gesellschaft gedacht worden.

Und so wurde mir auch noch, wie gewöhnlich in den spätesten Tagen des Carlsbader Aufenthalts, Bergrath Werner's

Anwesenheit höchst belebend. Wir kannten einander seit vielen Jahren, und harmonirten, vielleicht mehr durch wechselseitige Nachsicht, als durch übereinstimmende Grundsätze. Ich vermied seinen Sprudelursprung aus Kohlenflötzen zu berühren, war aber in andern Dingen aufrichtig und mittheilend, und er, mit wirklich musterhafter Gefälligkeit, mochte gern meinen dynamischen Thesen, wenn er sie auch für Grillen hielt, aus reicher Erfahrung belehrend nachhelfen.

Es lag mir damals mehr als je am Herzen, die porphyrartige Bildung gegen conglomeratische hervor zu heben, und ob ihm gleich das Princip nicht zusagte, so machte er mich doch in Gefolg meiner Fragen mit einem höchst wichtigen Gestein bekannt; er nannte es nach trefflicher eigenartiger Bestimmung, dattelförmig kernigen Quarz, der bei Priebern in Schlesien gefunden werde. Er zeichnete mir sogleich die Art und Weise des Erscheinens, und veranlaßte dadurch vieljährige Nachforschungen.

Es begegnet uns auf Reisen, wo wir entweder mit fremden oder doch lange nicht gesehenen Personen, es sey nun an ihrem Wohnort oder auch unterwegs, zusammentreffen, daß wir sie ganz anders finden, als wir sie zu denken gewohnt waren. Wir erinnern uns, daß dieser oder jener namhafte Mann einem oder dem andern Wissen mit Neigung und Leidenschaft zugethan ist; wir treffen ihn und wünschen uns gerade in diesem Fache zu belehren, und siehe da, er hat sich ganz wo anders hingewendet, und das was wir bei ihm suchen ist ihm völlig aus den Augen gekommen. So ging es mir dießmal mit Bergrath Werner, welcher prykognostische und geognostische Gespräche lieber vermied und unsere Aufmerksamkeit für ganz andere Gegenstände forderte.

Der Sprachforschung war er dießmal ganz eigentlich

ergeben; deren Ursprung, Ableitung, Verwandtschaft gab seinem scharfsinnigen Fleiß hinreichende Beschäftigung, und es bedurfte nicht viel Zeit, so hatte er uns auch für diese Studien gewonnen. Er führte eine Bibliothek von Pappenkasten mit sich, worin er alles was hierher gehörte, ordnungsgemäß, wie es einem solchen Mann geziemt, verwahrte und dadurch eine freie, geistreiche Mittheilung erleichterte.

Damit aber dieses nicht allzu paradox erscheine, so denke man an die Nöthigung, wodurch dieser Treffliche in ein solches Fach hingedrängt worden. Jedes Wissen fordert ein zweites, ein drittes und immer sofort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln oder in seinen Aesten und Zweigen verfolgen, eins ergiebt sich immer aus dem andern, und je lebendiger irgend ein Wissen in uns wird, desto mehr sehen wir uns getrieben, es in seinem Zusammenhange auf- und abwärts zu verfolgen. Werner hatte sich in seinem Fach, wie er herankam, für die Einzelheiten solcher Namen bedient, wie sie seinem Vorgänger beliebt; da er aber zu unterscheiden anfing, da sich täglich neue Gegenstände aufdrangen, so fühlte er die Nothwendigkeit selbst Namen zu ertheilen.

Namen zu geben ist nicht so leicht wie man denkt, und ein recht gründlicher Sprachforscher würde zu manchen sonderbaren Betrachtungen aufgeregt werden, wenn er eine Kritik der vorliegenden oryktognostischen Nomenclatur schreiben wollte. Werner fühlte das gar wohl, und holte freilich weit aus, indem er, um Gegenstände eines gewissen Fachs zu benennen, die Sprachen überhaupt in ihrem Entstehen, Entwicklungs- und Bildungssinne betrachten und ihnen das was zu seinem Zwecke gefordert ward, ablernen wollte.

Niemand hat das Recht einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt

Andraſon. Wie ich's beym Licht beſah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz curios ſeyn.

Andraſon. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit ſagen: ſie iſt mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß ihr ſie mit hierher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andraſon. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie ſie ſich aus ihrer poetiſch-theatraliſchen Wuth ein Bißchen erhohlt hatte, war ſie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerley um ſie zu zerſtreuen, erzählte ihr allerhand von euch und meiner Schweſter; ſie ſagte, ſie hätte längſt gewünſcht euch wieder einmal zu ſehn; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſeyn

aus dem Centrum seiner Radien nach der Peripherie, stößt er dort an, so läßt er's auf sich beruhen, und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben ist seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge. Und wenn auch Werner über dem Mittel den Zweck vergessen hatte, welches wir doch keineswegs behaupten dürfen, so waren wir doch Zeugen der Freudigkeit, womit er das Geschäft betrieb, und wir lernten von ihm und lernten ihm ab, wie man verfahrt, um sich in einem Unternehmen zu beschranken, und darin eine Zeit lang Gluck und Befriedigung zu finden.

Sonst ward mir weder Muße noch Gelegenheit in ältere Behandlungen der Naturgeschichte einzugehen. Ich studirte den Albertus Magnus, aber mit wenigem Erfolg. Man müßte sich den Zustand seines Jahrhunderts vergegenwartigen, um nur einigermaßen zu begreifen was hier gemeint und gethan sey.

Gegen das Ende der Cur kam mein Sohn nach Carlsbad, dem ich den Anblick des Ortes, wovon so oft zu Hause die Rede war, auch gönnen wollte. Dieß gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den innern unruhigen Zustand der Gesellschaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Pelerinen Mode, grün, mit Schnuren von gleicher Farbe vielfach beliebt, beim Reiten und auf der Jagd sehr bequem, und deßwegen ihr Gebrauch sehr verbreitet. Diese Hulle hatten sich mehrere durch den Krieg versprengte Preußische Officiere, zu einer Interimsuniform beliebt, und konnten überall unter Pachtern, Gutsbesitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehen. Mein Sohn trug dergleichen. Indessen hatte man in Carlsbad einige dieser verkappten Officiere ausgewittert, und nun deutete gar bald dieses ausgezeichnete Costüm auf einen Preußen.

Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich stand mit Fräulein L'Estocq an der Tepelmauer vor dem Sachsischen Saale; er geht vorbei und grüßt; sie zieht mich bei Seite und sagt' mit Heftigkeit: Dieß ist ein Preußischer Officier, und was mich erschreckt, er sieht meinem Bruder sehr ähnlich. Ich will ihn herrufen, versetzte ich, will ihn examiniren. Ich war schon weg als sie mir nachrief: Um Gottes willen, machen Sie keine Streiche! Ich brachte ihn zurück, stellte ihn vor und sagte: Diese Dame, mein Herr, wünscht einige Auskunft, mögen Sie uns wohl entdecken woher Sie kommen und wer Sie sind? Beide junge Personen waren verlegen, eins wie das andere. Da mein Sohn schwieg und nicht wußte was es bedeuten solle, und das Fräulein schweigend auf einen schicklichen Rückzug zu denken schien, nahm ich das Wort und erklärte mit einer scherzhaften Wendung, daß es mein Sohn sey, und wir mußten es für ein Familienglück halten, wenn er ihrem Bruder einigermaßen ähnlich sehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Mahrchen endlich in Wahrscheinlichkeit und zuletzt in Wirklichkeit überging.

Das zweite Abenteuer war nicht so ergötzlich. Wir waren schon in den September gelangt, zu der Jahrszeit, in welcher die Polen häufiger sich in Carlsbad zu versammeln pflegen. Ihr Haß gegen die Preußen war schon seit langer Zeit groß, und nach den letzten Unfällen in Verachtung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als polnischen Ursprungs, recht eigentlich polnischen Jacke, dießmal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Hauern der Wiese, vier Polen begegnen ihm auf der Mitte des Sandweges hergehend; einer los't sich ab, geht an ihm vorbei, sieht ihm ins Gesicht und gesellt sich wieder zu den

andern. Mein Sohn weiß so zu manövriren, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Sandwe[illegible] auf sie losgeht und die Viere durchschneidet, dabei sich auch ganz kurz erklärt, wie er heiße, wo er wohne und zugleich daß seine Abreise auf morgen früh bestimmt sey und daß wer was an ihn zu suchen habe, es diesen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend ohne beunruhigt zu seyn, und so reis'ten wir auch den andern Morgen ab. Es war als könnte diese Komedie von vielen Akten wie ein Englisches Lustspiel nicht endigen ohne Ehrenhandel.

Bei meiner Rückkunft von Carlsbad brachten mir die Sänger ein Ständchen, woraus ich zugleich Neigung, guten Willen, Fortschreiten in der Kunst und manch anderes Erfreuliche gewahr werden konnte. Ich vergnügte mich nunmehr bekannten Melodien neue aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen; Demoiselle Engels trug sie mit Geist und Leben vor, und so eigneten wir uns die beliebtesten Sangweisen nach und nach dergestalt an, als wenn sie für unsern Kreis waren gedichtet worden. Musikalische, mehrstimmige Vorübungen fanden fleißig statt und am dreißigsten December konnte der erste Sonntag vor großer Gesellschaft gefeiert werden.

Das Weimarische Theater gewann zu Michael einen angenehmen und hoffnungsvollen Tenoristen, Morhard. Seine Ausbildung beförderte ein älterer musikalischer Freund, dem eine gewisse concertmeisterliche Geschicklichkeit eigen war, mit der Violine dem Gesang nachzuhelfen, und dem Sänger Sicherheit, Muth und Lust einzuflößen. Dieß gab Veranlassung zu musikalischen Didaskalien nach Art jener dramatischen zu halten, als Vorübung, um den Sänger in Rollen einzuleiten, die ihm vielleicht nur später zugetheilt wurden. Zugleich war

die Absicht Personen von weniger Stimme in leichten
lichen Opern, die als Einschub immer willkommen
brauchbar und angenehm zu machen. Hieraus entsprang fe
hin eine Uebung mehrstimmigen Gesanges, welches denn
her oder später dem Theater zum Nutzen zu gute kon
mußte.

Auch als Dichter wollte ich für die Bühne nicht unt
bleiben. Ich schrieb einen Prolog für Leipzig, wo u
Schauspieler eine Zeit lang auftreten sollten; ferner
Prolog zum dreißigsten September, um die Wiedervereini
der Fürstlichen Familie nach jener widerwärtigen Tren
zu feiern.

Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich jedoch,
ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing.
that es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden
Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll, beide
literarischem Bestreben dachten einen Musenalmanach in
herauszufördern; er sollte den Titel Pandora führen,
da der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt,
immer gegenwärtig und zur belebten Fridee geworden
griff ich ein, nicht ohne die ernstlichsten Intentionen, wi
jeder sich überzeugen wird, der das Stück so weit es vo
aufmerksam betrachten mag.

Dem Bande meiner epischen Gedichte sollte Achi
hinzugefügt werden; ich nahm das Ganze wieder vor,
jedoch genug zu thun, nur die beiden ersten Gesänge so
zu führen, um sie anfügen zu können.

Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls aus f
schaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes
Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken
Friedrich's des Zweiten eine akademische Rede geschr

faß-
ind
ner-
fra-
nen
artig
fere
nen
ung
ung
daß
Ich
zu
von
Wien
und
mir
so
ein
liegt
leis
hatte
weit
und-
von
könig
eben.

und wurde deßhalb heftig angefochten. Nun hatte er seit den ersten Jahren unserer Bekanntschaft mir viele Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet; ich dachte daher ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen, und glaubte, es würde ihm angenehm seyn, wenn er von irgend einer Seite her sein Unternehmen gebilligt sähe. Ein freundlicher Widerhall durch eine harmlose Uebersetzung schien mir das geeignetste; sie trat im Morgenblatt hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nichts gebessert wurde.

Pandora's Wiederkunft war schematisirt, und die Ausführung geschah nach und nach. Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt worden.

Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heitern Stunden, und auch die Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Stoff war allzubedeutend, und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können.

Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und konnten also neben einander gar wohl gedeihen. Pandorens erster Theil gelangte zu rechter Zeit gegen Ende des Jahrs nach Wien; das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen, und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht. Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre.

Ich kannte längst das Daseyn dieses Gedichts aus Bodmer's Bemühungen. Christoph Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb

roh bei mir liegen und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumm dagegen wie die übrige Deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dieß traf mich, ohne daß ich ware gereizt worden, ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte sie abzuschließen und zu vollenden.

Nun aber ward, wie alles seine Reife haben will, durch patriottische Thätigkeit die Theilnahme an diesem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erkundigten sich darnach, und ich saumte nicht ihnen davon gewünschte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung vorlesen konnte. Es blieb der Ton, der Gang und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Am besten glückt ein solcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn sich beisammen halten und der Geist lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improvisiren ist. Doch indem ich in das Ganze des poetischen Werks auf diese Weise einzudringen dachte, so versaumte ich nicht mich auch dergestalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenschaft zu geben im Stande ware. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Personen und Charaktere, flüchtige Aufsätze über Localität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Incongruitäten, und entwarf zugleich zum ersten Theil eine hypothetische Charte. Hiedurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die

Folge, indem ich nachher die ernsten anhaltenden Bemühungen Deutscher Sprach- und Alterthums-Freunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte.

Zwei weit ausgreifende Werke wurden durch Doctor Niethammer angeregt von München her; ein historisch religiöses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Ergötzung der Deutschen. Beides wurde eine Zeit lang durchgedacht und schematisirt, das Unternehmen jedoch, wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indessen wurden von beiden, weil doch in der Folge etwas Aehnliches unternommen werden konnte, die gesammelten Papiere zurückgelegt.

Zu Hackert's Biographie wurde die Vorarbeit ernstlich betrieben. Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und wie es lag nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher diese Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eigenes aus mir selbst entsprungenes Werk, und es gehörte einige Beharrlichkeit und die ganze, dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, da die Erben des edlen Mannes, welche sich den Werth der Manuscripte sehr hoch vorstellten, mir nicht auf das allerfreundlichste begegneten.

Sowohl der polemische als der historische Theil der Farbenlehre rücken zwar langsam aber doch gleichmäßig fort; von geschichtlichen Studien bleiben Roger Bacon, Aquilonius und Boyle die Hauptschriftsteller, am Ende des Jahrs ist der erste Theil meist vollendet, der zweite nur zum neunten Revisionsbogen gelangt.

Die Jenaischen Anstalten hatten sich nach den kriegerischen

Sturmen, aus denen ſie glücklich und wie durch ein Wunder gerettet worden, völlig wieder erholt, alle Theilnehmenden hatten eifrig eingegriffen, und als man im September ſie ſammtlich revidirte, ließ ſich dem Schöpfer derſelben, unſerm gnädigſten Herrn, bei ſeiner glücklichen Rückkehr davon genügs licher Vortrag abſtatten.

1808.

Die geſelligen Perſönlichkeiten in Carlsbad hatten dieſen Sommer für mich ein ganz ander Weſen; die Herzogin von Curland, immer ſelbſt anmuthig mit anmuthiger Umgebung, Frau von der Recke, begleitet von Tiedge und was ſich daran anſchloß, bildeten höchſt erfreulich eine herkömmliche Mitte der dortigen Zuſtände. Man hatte ſich ſo oft geſehen, an derſelben Stelle, in denſelben Verbindungen, man hatte ſich in ſeiner Art und Weiſe immer als dieſelbigen gefunden; es war als hätte man viele Jahre mit einander gelebt, man vertraute einander ohne ſich eigentlich zu kennen.

Für mich machte die Familie Ziegeſar einen andern mehr entſchiedenen, nothwendigern Kreis. Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl ſagen Verehrung empfunden. Die unverwüſtbar behagliche Thatigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung niemand unbefriedigt; Kinder, bei meinem erſten Eintritt in Drackendorf noch nicht geboren, kamen mir ſtattlich und liebenswurdig herangewachſen hier entgegen; Bekannte und Verwandte ſchloſſen ſich an, einiger und zuſammenſtimmender wäre kein Cirkel zu finden. Frau von Seckendorf, geborne von Uechtritz, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieſes Verhaltniſſes. Alles

suchte zu gefallen und jedes gefiel sich mit dem andern, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete, und Eifersucht und Mißhelligkeit zugleich ausschloß. Diese ungesuchten Verhältnisse brachten eine Lebensweise hervor, die bei bedeutendern Interessen eine Novelle nicht übel gekleidet hätte.

Bei einem in der Fremde miethweise geführten Haushalt erscheinen solche Zustände ganz natürlich und bei gesellschaftlichen Wanderungen sind sie ganz unvermeidlich. Das Leben zwischen Carlsbad und Franzenbrunnen, im Ganzen nach gemessener Vorschrift, im Einzelnen immer zufällig, veranlaßt, von der Klugheit der Aelteren zuerst angeordnet, von Leidenschaftlichkeit der Jüngern am Ende doch geformt, machte auch die aus solchem Conflict hervorgehenden Unbilden immer noch ergötzlich, so wie in der Erinnerung höchst angenehm, weil doch zuletzt alles ausgeglichen und überwunden war.

Von jeher und noch mehr seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da sind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden, es sey nun daß den Redacteur eine äußere Gewalt hindere das Wahre zu sagen, oder daß ein innerer Parteisinn ihm ebendasselbe verbiete, las ich keine mehr: denn von den Hauptereignissen benachrichtigten mich neuigkeitslustige Freunde, und sonst hatte ich im Laufe dieser Zeit nichts zu suchen. Die Allgemeine Zeitung jedoch durch Freundlichkeit des Herrn Cotta regelmäßig zugesendet, haufte sich bei mir an, und so fand ich durch die Ordnungsliebe eines Kanzleigenossen die Jahre 1806 und 1807 reinlich gebunden, eben als ich nach Carlsbad abreisen wollte. Ob ich nun gleich, der Erfahrung gemäß, wenig Bücher bei solchen Gelegenheiten mit mir nahm, indem man die mitgenommenen und vorhandenen nicht benutzt, wohl aber solche lies't, die uns zufällig von Freunden mitgetheilt

werden, ſo fand ich bequem und erfreulich dieſe politiſche Bibliothek mit mir zu führen, und ſie gab nicht allein mir unerwarteten Unterricht und Unterhaltung, ſondern auch Freunde, welche dieſe Bände bei mir gewahr wurden, erſuchten mich abwechſelnd darum, ſo daß ich ſie am Ende gar nicht wieder zur Hand bringen konnte; und vielleicht zeigte dieſes Blatt eben darin ſein beſonderes Verdienſt, daß es mit kluger Retardation zwar hie und da zurückhielt, aber doch mit Gewiſſenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht verſäumte, was dem ſinnigen Beobachter Aufſchluß geben ſollte.

Indeſſen war die Lage des Augenblicks noch immer bänglich genug, ſo daß die verſchiedenen Völkerſchaften, welche an einem ſolchen Herlort zuſammentreffen, gegen einander eine gewiſſe Apprehenſion empfanden und deßhalb ſich auch alles politiſchen Geſprächs enthielten. Um ſo mehr aber mußte die Lecture ſolcher Schriften als ein Surrogat deſſelben lebhaftes Bedürfniß werden.

Des regierenden Herzogs Auguſt von Gotha darf ich nicht vergeſſen, der ſich, als problematiſch darzuſtellen und, unter einer gewiſſen weichlichen Form, angenehm und widerwärtig zu ſeyn beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen, aber es war immer ängſtlich eine Einladung zu ſeiner Tafel anzunehmen, weil man nicht vorausſehen konnte, welchen der Ehrengäſte er ſchonungslos zu behandeln zufällig geneigt ſeyn möchte.

Sodann will ich noch des Fürſt-Biſchofs von Breslau und eines geheimnißvollen Schweden, in der Badeliſte von Retterholm genannt, erwähnen. Erſterer war leidend, aber freundlich und zuthulich, bei einer wahrhaft perſönlichen Würde. Mit letzterem war die Unterhaltung immer bedeutend, aber weil man ſein Geheimniß ſchonte und doch es zufällig zu

würde, und weil die schnellsten Entschlüsse die besten seyn, sollte sie sich gleich in den Wagen setzen. Sie nahm's an, und erst hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, sie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zusammen zu bringen. Doch war's gleich mein Trost, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entsteht vielleicht etwas gutes daraus. Und wie ihr seht, gelegner hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria kommen.

Mana. Sey uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine recht unvermuthete Freude. — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Ist das sein Zimmer?

Feria. Was gibt's denn da? was ist das?

verübten immer fürchten mußte, so kam man wenig mit ihm zusammen, da wir ihn nicht suchten und er uns vermied.

Kreishauptmann von Schiller zeigte sich wie immer, über den Curgasten ausweichend als sich ihnen anschließend, ein an seiner Stelle sehr nothwendiges Betragen, da er bei vorkommenden polizeilichen Fällen Alle, nur insofern sie Recht oder Unrecht hatten, betrachten konnte und kein anderes Verhältniß, welches persönlich so leicht günstig oder ungünstig stimmt, hier obwalten durfte.

Mit Bergrath von Herder setzte ich die herkömmlichen Gespräche fort, als wären wir nur eben vor kurzem geschieden, so auch mit Wilhelm von Schütz, welcher, wie sich bald bemerken ließ, auf seinem Wege gleichfalls treulich fortschreiten mochte.

Auch Bergrath Werner trat nach seiner Gewohnheit erst spät herzu. Seine Gegenwart belehrte jederzeit, man mochte ihn und seine Denkweise betrachten, oder die Gegenstände mit denen er sich abgab, durch ihn kennen lernen.

Ein längerer Aufenthalt in Franzenbrunnen ließ mich den problematischen Kammerberg bei Eger öfters besuchen. Ich sammle dessen Producte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt von der Neuischen Meinung, die ihn als pseudovulcanisch anspricht, abzugehen und ihn für vulcanisch zu erklären. In diesem Sinne schreib' ich einen Aufsatz, welcher für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöst, und eine Rückkehr zu der Neußischen Auslegung gar wohl rathlich seyn.

In Carlsbad war erfreulich zu sehen, daß die Joseph Müllerische Sammlungen Gunst gewannen, obgleich die immerfort bewegten Kriegslaufte alle eigentlich wissenschaftlichen

Bemühungen mit Ungunst verfolgten. Doch war Müller guten Muthes, trug haufig Steine zusammen und, an die neue Ordnung gewohnt, wußte er sie so zierlich zurecht zu schlagen, daß bei Sammlungen größeren oder kleineren Formats alle Stücke von gleichem Maaße sauber und instructiv vor uns lagen. Denn weil aus den unter dem Hammer zersprungenen Steinen immer der passende oder bedeutende sich auswahlen ließ und das Weggeworfene nicht von Werthe war, so konnte er immer den Liebhaber aufs beste und treulichste versorgen. Aber zu bewegen war er nicht seinen rohen Vorrath zu ord nen; die Sorge sein Monopol zu verlieren und Gewohnheit der Unordnung machten ihn allem guten Rath unzuganglich. Bei jeder frischen Sammlung fing er an aus dem chaotischen Vorrath auszuklauben und nach der neuen Einrichtung, auf Bretern, die durch schwache Bretchen in Vierecke getheilt waren und dadurch die Größe des Exemplars angaben, in der Nummerfolge die Steine zu vertheilen und so die Casen des Bretes nach und nach auszufullen. Ich besuchte ihn taglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen zu einer immer erfreulichen belehrenden Unterhaltung; denn ein solcher Naturkreis möge noch so beschrankt seyn, es wird immer darin etwas Neues oder aus dem Alten etwas hervorstehend erscheinen.

Nach solchen vielleicht allzutrocken und materiell erscheinenden Gegenstanden sollten mich erneuerte Verhaltnisse mit wackern Kunstlern auf eine eigne Weise anregen und beleben.

Die Gegenwart Kaazens, des vorzuglichen Dresdener Landschaftsmalers, brachte mir viel Freude und Belehrung, besonders da er meisterhaft meine dilettantischen Skizzen so gleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine, Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem

phantastischen Skizzen zu einer feineren Behandlung. U
zum Belege, wie uns die Nähe des Meisters gleich eine
Elemente hebt und trägt, bewahre ich noch aus jener Zei
einige Blätter die, gleich Lichtpunkten, andeuten: daß m
unter solchen Umständen etwas vermag, was vor- und nachh
als unmöglich erschienen wäre.

Sodann hatte ich die angenehme Ueberraschung von einer
vieljährigen Freunde und Angeeigneten, nach altem Herkom
men, mich leidenschaftlich angegangen zu sehen. Es war d
aute, talentvolle Bury, der, im Gefolg der Frau Erbprinze
von Hessen-Cassel, in und um Dresden, zu Kunst- und Natu
genuß, sich eine Zeit lang aufgehalten hatte und nun, beu
laubt, auf einige Tage hierher kam.

Ich schrieb ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieser wu
digen, auch mir gewogenen Dame, welches, in der Mit
eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bilderreichste
Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenden darstellend
durch welche sie gereis't, die Gegenstände denen sie die meis
Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß g
wahrt hatten. Eine ausführliche Skizze ward erfunden un
gezeichnet und alles dergestalt mit Eifer vorbereitet, daß a
glücklicher Ausführung nicht zu zweifeln war. Das Gedich
selbst findet sich unter den meinigen abgedruckt. Bei dieser
Gelegenheit zeichnete Bury abermals mein Portrait in kleinem
Format und Umriß, welches meine Familie als erfreuliche
Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte. So be
reicherte sich denn von Seiten der bildenden Kunst dieser
Sommeraufenthalt, welcher einen ganz andern Charakter al
der vorige, doch aber auch einen werthen und folgereichen an
genommen hatte.

Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höhere

Kunſtbetrachtung aufgefordert. Die unſchätzbaren Mionnetiſchen Paſten nach Griechiſchen Münzen waren angekommen. Man ſah in einen Abgrund der Vergangenheit und erſtaunte über die herrlichſten Gebilde. Man bemühte ſich in dieſem Reichthum zu einer wahren Schätzung zu gelangen und fühlte voraus, daß man für viele Jahre Unterricht und Auferbauung daher zu erwarten habe. Geſchnittene Steine von Bedeutung vermehrten meine Ringſammlung. Albrecht Dürer's Federzeichnungen in Steindruck kamen wiederholt und vermehrt zu uns.

Runge, deſſen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, ſendete mir die Originalzeichnungen ſeiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten, welche, obgleich ſo treu und ſorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewieſen. Auch andere, meiſt halb vollendete Umrißzeichnungen von nicht geringerem Werthe waren beigelegt. Alles wurde dankbar zurückgeſandt, ob man gleich manches, ware es ohne Indiscretion zu thun geweſen, gern bei unſern Sammlungen, zum Andenken eines vorzüglichen Talents, behalten hätte.

Auch wurden uns im Spätjahr eine Anzahl landſchaftlicher Zeichnungen von Friedrich die angenehmſte Betrachtung und Unterhaltung. Sein ſchönes Talent war bei uns gekannt und geſchätzt, die Gedanken ſeiner Arbeiten zart, ja fromm, aber in einem ſtrengern Kunſtſinne nicht durchgängig zu billigen. Wie dem auch ſey, manche ſchöne Zeugniſſe ſeines Verdienſtes ſind bei uns einheimiſch geworden. Am Schluſſe des Jahrs beſuchte uns der überall willkommene Rügelgen, er malte mein Portrait und ſeine Perſönlichkeit mußte nothwendig auf den gebildet geſelligen Kreis die zarteſte Einwirkung ausüben.

Ein Ständchen das mir die Sänger vor meiner Abreise nach Carlsbad brachten, versicherte mich damals ihrer Neigung und beharrlichen Fleißes auch während meiner Abwesenheit, und dem gemäß fand ich auch bei meiner Wiederkehr alles in demselben Gange. Die musikalischen Privatübungen wurden fortgesetzt, und das gesellige Leben gewann dadurch einen höchst erfreulichen Anklang.

Gegen Ende des Jahrs ergaben sich beim Theater mancherlei Mißhelligkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den December verkummerten. Nach mancherlei Discussionen vereinigte man sich über eine neue Einrichtung in Hoffnung auch diese werde eine Zeit lang dauern können.

Des persönlich Erfreulichen begegnete mir in diesem Jahre manches: Unsern jungen Herrschaften ward Prinzeß Marie geboren, allen zur Freude, und besonders auch mir, der ich einen neuen Zweig des fürstlichen Baumes, dem ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorsprossen sah.

Mein Sohn August zog rüstig und wohlgemuth auf die Akademie Heidelberg, mein Segen, meine Sorgen und Hoffnungen folgten ihm dahin. An wichtige, vormals Jenaische Freunde, Voß und Thibaut, von Jugend auf empfohlen, konnte er wie im elterlichen Hause betrachtet werden.

Bei der Durchreise durch Frankfurt begrüßte er seine gute Großmutter, noch eben zur rechten Zeit, da sie später im September uns leider entrissen ward. Auch gegen Ende des Jahrs ereignete sich der Tod eines jüngern Mannes, den wir jedoch mit Bedauern segneten. Fernow starb, nach viel beschwerlichem Leiden; die Erweiterung der Halsarterie qualte ihn lange bedrangte Tage und Nachte, bis er endlich eines

Morgens, aufrecht ſitzend, plötzlich, wie es bei ſolchen Uebeln zu geſchehen pflegt, entſeelt gefunden ward.

Sein Verluſt war groß für uns, denn die Quelle der Italianiſchen Literatur, die ſich ſeit Jagemann's Abſcheiden kaum wieder hervorgethan hatte, verſiegte zum zweitenmale; denn alles fremde Literariſche muß gebracht, ja aufgedrungen werden, es muß wohlfeil, mit weniger Bemühung zu haben ſeyn, wenn wir darnach greifen ſollen, um es bequem zu genießen. So ſehen wir im öſtlichen Deutſchland das Italianiſche, im weſtlichen das Franzöſiſche, im nördlichen das Engliſche wegen einer nachbarlichen oder ſonſtiger Einwirkung vorwalten.

Der im September erſt in der Nähe verſammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt iſt von ſo großer Bedeutung, auch der Einfluß dieſer Epoche auf meine Zuſtände ſo wichtig, daß eine beſondere Darſtellung dieſer wenigen Tage wohl unternommen werden ſollte.

Skizze.

September.

In der Hälfte des Monats beſtätigt ſich die Nachricht von der Zuſammenkunft der Monarchen in Erfurt.

Den 23. marſchirten Franzöſiſche Truppen dahin.

Den 24. kommt Großfürſt Conſtantin in Weimar an.

Den 25. Kaiſer Alexander.

Den 27. die Herrſchaften nach Erfurt, Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen.

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends Andromache im theatre français.

Den 30. bei dem Herzog große Tafel. Abends Britannicus. Sodann bei Frau Präsidentin von Reck großer Thee. Minister Maret.

October.

Den ersten.

Lever beim Kaiser Napoleon.

Statthalterei, Treppe, Vorsaal und Zimmer.

Geschwirre durchaus.

Das allbekannte Locale und neues Personal.

Gemisch.

Alt und neue Bekannte.

Dichter als Prophet.

Scherzhaft angeregt.

Der Fürst von Dessau blieb zur Audienz.

Viele versammelten sich im Geleitshause bei dem Herzog von Weimar.

Der Fürst kommt zurück und erzählte eine Scene zwischen dem Kaiser und Talma, welche Mißdeutung und Gelächter veranlassen konnte.

Ich speis'te bei dem Minister Champagny.

Mein Tischnachbar war Bourgoing, Französischer Gesandte zu Dresden.

Den zweiten.

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben.

Ersterer kannte mich seit 1806.

Ich wurde um eilf Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen.

Die Menge entfernte ſich.

Präſentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde in das Cabinet des Kaiſers gerufen.

In demſelben Augenblick meldet ſich Daru, welcher ſogleich eingelaſſen wird.

Ich zaudere deßhalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiſer ſitzt an einem großen runden Tiſche frühſtückend; zu ſeiner Rechten ſteht etwas entfernt vom Tiſche Talleyrand, zu ſeiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er ſich über die Contributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiſer winkt mir heranzukommen.

Ich bleibe in ſchicklicher Entfernung vor ihm ſtehen.

Nachdem er mich aufmerkſam angeblickt, ſagte er: vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

Er fragt: wie alt ſeyd ihr?

Sechzig Jahr.

Ihr habt euch gut erhalten —

Ihr habt Trauerſpiele geſchrieben.

Ich antwortete das Nothwendigſte.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutſchen, denen er ſo wehe thun mußte, einigermaßen zu ſchmeicheln, von Deutſcher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der Lateiniſchen wohlbewandert und ſelbſt Herausgeber des Horaz war.

Er ſprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten geſprochen haben, wenigſtens erkannt' ich daran ihre Denkweiſe und ihre Geſinnung.

Er fügte ſodann hinzu, daß ich auch aus dem Franzöſiſchen überſetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiser versetzte: es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander wie unschicklich es sey, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem verzogenen Lächeln: daß ich zwar nicht wisse ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet, und dabei das Abweichen des Französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hatten einer dunklern Zeit angehört: Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Contributions-Angelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in

welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.

Marschall Soult ward gemeldet.

Diese große Gestalt mit stark behaartem Haupte, trat herein, der Kaiser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Polen und ich hatte Zeit mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Portraite an den Wanden waren verschwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Redouten-Anzug eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manoeuvre von den übrigen Gliedern der Reihe ab in der ich stand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er: ob ich verheirathet sey, Kinder habe? und was sonst persönliches zu interessiren pflegt. Eben so auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Gespräch die Mannichfaltigkeit seiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte; denn selten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder sagte oui oder c'est bien oder dergl.; auch darf ich nicht vergessen zu

Mandandane. Wie? Meine Geſtalt? Meine Kleider?

Andraſon vor ſich. Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben dieſe ausgeſtopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit ſich herumſchleppt.

Sora. Dieß iſt die Göttinn, die ſeine vollkommene Anbethung hat.

Mandandane. Es iſt Verläumdung! Der Mann, deſſen Liebe ganz in geiſtigen Empfindungen ſchwebt, ſollte ſich mit ſo einem ſchalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es iſt meine Geſellſchaft, die Unterhaltung, die er für ſeinen Geiſt bey mir findet. — Ihn mit ſo einem kindiſchen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte ſagen: daß er euer Andenken ſo werth halt, und euer Bild überall

bemerken, daß wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufugte:

Qu'en dit Mr. Göt?

Und so nahm ich Gelegenheit bei dem Kammerherrn durch eine Gebarde anzufragen ob ich mich beurlauben könne? die er bejahend erwiederte, und ich dann ohne Weiteres meinen Abschied nahm.

Den dritten.

Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abends Oedip.

Den vierten

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den sechsten

grose Jagd. Die Französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Director. Abends Tod des Cäsars. Minister Maret und Angehörige logirten bei mir.

Den siebenten.

Marschall Lannes und Minister Maret, umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden Spanischen Expedition. Von der Jenaisch-Apoldischen Jagd alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein.

Den vierzehnten.

Ich erhalte den Orden der Ehren-Legion. Talma und Frau und Ministers Maret's Secretar de Lorgne d'Idonville finden sich bei mir zusammen.

1809.

Dieſes Jahr muß mir in der Erinnerung, ſchöner Reſultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte ſolches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geſchloſſenheit gewann als andere, die, meiſt in der Hälfte durch eine Badereiſe zerſchnitten, an mannichfaltiger Zerſtreuung zu leiden hatten.

Was ich mir aber in Jena zu leiſten vorgenommen, ſollte eigentlich durch einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt begünſtigt ſeyn; dieſer war mir jedoch nicht gegönnt, unerwartete Kriegslaufte drangen zu und nöthigten zu einem mehrmaligen Ortswechſel.

Die ferneren und näheren Kriegsbewegungen in Spanien und Oeſterreich mußten ſchon jedermann in Furcht und Sorgen ſetzen. Der Abmarſch unſerer Jäger, den 14. März nach Tyrol, war traurig und bedenklich; gleich darauf zeigte ſich Einquartierung; der Prinz von Ponte-Corvo, als Anführer des Sächſiſchen Armeecorps, wendete ſich nach der Gränze von Böhmen und zog von Weimar den 25. April nach Kranichfeld. Ich aber längſt, und beſonders ſchon ſeit den letzten Jahren, gewohnt mich von der Außenwelt völlig abzuſchließen, meinen Geſchäften nachzuhangen, Geiſtesproductionen zu fördern, begab mich ſchon am 29. April nach Jena. Dort bearbeitete ich die Geſchichte der Farbenlehre, holte das funfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert nach und ſchrieb die Geſchichte meiner eigenen chromatiſchen Bekehrung und fortſchreitender Studien, welche Arbeit ich am vierundzwanzigſten Mai, vorläufig abgeſchloſſen, bei Seite legte, und ſie auch nur erſt gegen Ende des Jahrs wieder aufnahm, als Runges

Farbenkugel unsere chromatischen Betrachtungen aufs neue in Bewegung setzte.

In dieser Epoche führte ich die Farbenlehre bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie denn auch zu gleicher Zeit der Druck des zweiten Theils ununterbrochen fortging und die Aufmerksamkeit zunächst sich auf die Controvers mit Newton richtete. Bei allem diesem war Dr. Seebeck theilnehmend und hülfreich.

Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich von Ende Mai's an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheint, ein Herz das zu genesen fürchtet. Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, verwannichfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgränze zu überschreiten. Endlich nach so vielen Vorarbeiten bestätigte sich der Entschluß, man wolle den Druck beginnen, über manchen Zweifel hinausgehen, das eine festhalten, das andere endlich bestimmen.

In diesem raschen Vorschritt ward ich jedoch auf einmal gestört, denn indem man die Nachrichten des gewaltsamen Vordringens der Franzosen in Oesterreich mit Bangigkeit vernommen hatte, begann der König von Westphalen einen Zug gegen Böhmen, weßhalb ich den 13. Juni nach Weimar zurückging. Die Nachrichten von dieser sonderbaren Expedition waren sehr ungewiß, als zwei, dem Hauptquartier folgende diplomatische Freunde, von Reinhard und Wangenheim, mich unerwartet besuchten, einen unerklärlichen Rückzug rathselhaft ankündigend. Schon am 15. Juli kommt der König nach Weimar, der Rückzug scheint in Flucht auszuarten und

gleich am zwanzigsten ängstigt das umherstreifende Oelsnitzer Corps uns und die Nachbarschaft. Aber auch dieses Gewitter zieht schnell in nordwestlicher Richtung vorüber, und ich säume nicht am 23. Juli wieder nach Jena zu gehen.

Unmittelbar darauf werden die Wahlverwandtschaften in die Druckerei gegeben, und indem diese fleißig fördert, so reinigt und rundet sich auch nach und nach die Handschrift, und der dritte October befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hatte verlieren können.

In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit. Die, nach dem Original, aus dem Stegreif vorgetragene, und immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Fierabras und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isalde folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Productionen gelenkt, als der wunderliche Fußreisende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte, durch persönliche Mittheilungen und Vorträge die Gesellschaft wo nicht für sich einnahm, doch sich ihr erträglich zu machen suchte. Dr. Mayer's nordische Sagen trugen das Ihrige bei, uns unter dem düstern Himmel wohlbehaglich zu erhalten; zugleich war nichts natürlicher als daß man Deutsche Sprachalterthümer hervorhob und immer mehr schätzen lernte, wozu Grimm's Aufenthalt unter uns mitwirkte, indeß ein gründlich grammatischer Ernst durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgefrischt wurde.

Die Ausgabe meiner Werke bei Cotta forderte gleichfalls manchen Zeitaufwand, sie erschien und gab mir Gelegenheit

durch Versendung mancher Exemplare mich Gönnern und Freunden ins Gedachtniß zu rufen. Von derselben wird an einem andern Orte die Rede seyn.

Was aber bei meinen dießjahrigen Bemühungen am entschiedensten auf das Künftige hinwies, waren Vorarbeiten zu jenem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie, denn es mußte mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen. Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt, mit dem Entschluß gegen sich und andere aufrichtig zu seyn und sich der Wahrheit möglichst zu nahern, in soweit die Erinnerung nur immer dazu behulflich seyn wollte.

Meinen dießjahrigen langern Aufenthalt in Jena forderte auch die neue Einrichtung, welche in Absicht des Hauptgeschaftes das mir oblag unlangst beliebt wurde. Unser gnadigster Herr nämlich hatte angeordnet, daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter Eine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Casse bestritten und in Einem Sinne verhaltnißmaßig fortgefuhrt werden sollten. Höchstdieselben hatten das Zutrauen zu Geh. Rath von Voigt und mir, daß wir diese Absichten treu und zweckmaßig erfullen wurden. Zu diesen Anstalten aber, welche, ohne mit ahnlichen Instituten verknupft, und in altere Verhaltnisse verflochten zu seyn, bloß von dem Willen des Fursten abhingen, indem er auch den Aufwand derselben aus eigenen Mitteln bestritt, gehorte in Weimar die Bibliothek und das Munzcabinet, ingleichen die freie Zeichenschule; in Jena die verschiedenen seit dem Regierungsantritt des Herzogs erst gegrundeten und ohne Mitwirkung der ubrigen höchsten Herren Erhalter der Akademie, errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen. Bei nunmehrigem Verein aller dieser Institute, die bisher

besondere Etats gehabt, hing es von den Vorgesetzten ab, zu ermessen wo jedesmal, nach Vorkommniß der Umstände, Gelder verwendet und diesem und jenem Zweige nachgeholfen werden sollte; welches bei lebendiger Uebersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowohl Vorschläge zu dem was geschehen sollte verlangte, als vielmehr gern von dem was geschehen war berichtlich und persönlich Kenntniß nahm.

Da die gedachten Jenaischen Anstalten, seit dreißig Jahren gegründet und fortgeführt, bei der Französischen Invasion nur wenig gelitten hatten, so suchte man sie um desto muthiger vollkommen herzustellen und noch andere neu damit zu verbinden. Weil aber wegen Erweiterung beschränkter Localitäten und zweckmäßiger Umstellung des vorhandenen, alles dieses eine gewisse durchdringende individuelle Einsicht verlangte; so wurde die persönliche Gegenwart desjenigen der zu entscheiden berechtigt war, um so mehr erfordert, als hier kein Plan sich denken ließ, und nur eine, die augenblicklichen Umstände benutzende Gewandtheit zum Ziele führen konnte.

Für Weimar dagegen machte sich eine Baulichkeit von Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an herzogliche Bibliothek, wodurch sowohl Expeditionszimmer als andere Räume zu dem sich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferstichen und andern Kunstsachen gewonnen wurden. Die wegen Ausbau des Schlosses anwesenden Preußischen Architekten Genß und Rabe waren beirathig, und so entstand ein so nützliches als erfreuliches auch innerhalb wohl verziertes Gebäude.

Doch nicht für Räume und Sammlungen allein ward gesorgt, eine durch Sparsamkeit in gutem Zustand erhaltene Casse erlaubte gerade zur rechten Zeit einen jungen Naturforscher, den Professor Voigt, nach Frankreich zu senden, der

gut vorbereitet, in Paris und andern Orten, seinen Aufenthalt sorgfältig zu nutzen wußte, und in jedem Sinne wohlausgestattet zurückkehrte.

Das Theater ging, nach überstandenen leichten Stürmen, ruhig seinen Gang. Bei dergleichen Erregungen ist niemals die Frage wer etwas leisten, sondern wer einwirken und befehlen soll; sind die Mißverhältnisse ausgeglichen, so bleibt alles wie vorher und ist nicht besser wo nicht schlimmer. Das Repertorium war wohl ausgestattet, und man wiederholte die Stücke, dergestalt daß das Publicum an sie gewohnt blieb, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Die neusten Erzeugnisse: Antigone von Rochlitz, Knebel's Uebersetzung von Saul des Alfieri, die Tochter Jephta von Robert, wurden der Reihe nach gut aufgenommen. Werner's bedeutendes Talent zu begünstigen bereitete man eine Aufführung des vierundzwanzigsten Februars mit großer Sorgfalt vor, indessen die gefälligen heiteren Stücke von Steigentesch sich im Publicum einschmeichelten.

Demoiselle Hasler als vielversprechende Sängerin, Moltke als höchst angenehmer Tenor, traten zu unserer Bühne und nahmen Theil an den Didaskalien welche treulich und eifrig fortgesetzt wurden. Werner versuchte große und kleine Tragödien, ohne daß man hoffen konnte sie für das Theater brauchbar zu sehen.

Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewannen durch ernstere Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Sängerchor unter Anleitung Eberwein's leistete immer mehr. Donnerstag Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb. Sonntags Aufführung vor großer guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Frühstück. Diese durch den Sommer einigermaßen unterbrochenen

Privatübungen wurden im Spätherbst sogleich wieder aufgenommen, indessen Theater und öffentliche Musik durch den antretenden Capellmeister Muller belebt und geregelt wurden. Auch ist nicht zu vergessen, daß im Laufe des Jahrs Fraulein aus dem Winckel uns durch die mannichfaltigsten Talente zu ergötzen wußte.

Auch die bildende Kunst, die wir freilich immerfort auf das herzlichste pflegten, brachte uns dieses Jahr die schönsten Früchte.

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Durer's herausgegeben, und man durfte wohl sagen, daß man erst jetzt das Talent des so hoch verehrten Meisters erkenne. Aus der gewissenhaften Peinlichkeit, die sowohl seine Gemälde als Holzschnitte beschrankt, trat er heraus bei einem Werke wo seine Arbeit nur ein Beiwesen bleiben, wo er mannichfaltig gegebene Räume verzieren sollte. Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch; es war das schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks.

Von der Malerei wurden wir auch gar freundlich theilnehmend heimgesucht; Kügelgen der gute, im Umgang allen so werthe Künstler verweilte mehrere Wochen bei uns, er malte Wieland's Portrait und meins nach der Person, Herder's und Schiller's nach der Ueberlieferung. Mensch und Maler waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten.

Wie nun er durch Menschengestalt die Aufmerksamkeit sowohl auf seine Arbeit als auf die Gegenstande hinzog, so zeigte Kaaz mehrere landschaftliche Gemälde vor, theils nach der Natur eigens erfunden, theils den besten Vorgangern nachgebildet. Die Ausstellung sowohl hier als in Jena gab zu manig geselligen Vereinen den heitersten Anlaß, und brachte

auch solche Personen zusammen die sich sonst weniger zu nahern pflegten.

Hirt's Werk über die Baukunst forderte zu neuer Aufmerksamkeit und Theilnahme in diesem Fache, sodann nöthigte er uns durch die Restaurationen des Tempels der Diana zu Epheius, ingleichen des Salomonischen, ins Alterthum zurück. Zu Geschichte und trümmerhafter Anschauung mußte die Einbildungskraft sich gesellen; wir nahmen lebhaft Theil, und wurden zu ähnlichen Versuchen aufgeregt.

Ein vorzugliches für alterthümliche Kunst höchst wichtiges Geschenk ertheilte uns Herr Dr. Streglitz, indem er Schwefelabgusse seiner ansehnlichen Münzsammlung verehrte und sowohl dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forschungen in dem Felde alterthümlicher Kunst nicht geringen Vorschub leistete.

Zugleich vermehrten sich unsere Münzfächer durch Medaillen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen darüber wurden zu Programmen der allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung bestimmt; der kunstreiche Schwerdgeburth, mit gewissenhafter Genauigkeit, stach dazu einige Umrißtafeln.

Zu allen diesen fügte sich noch eine Sammlung Köstritzer Ausgrabungen metallner Gerathe von unbekannten Formen, denen ich viel Aufmerksamkeit schenkte. Ich forschte manches darüber in der ältern Geschichte, besonders jener Epoche wo Heiden und Christenthum in Franken und Thuringen gegen einander schwankten. Unter den Büchern die ich damals aufschlug waren mir die Antiquitates Nordgavienses besonders merkwürdig, und veranlaßten eine genaue Betrachtung der Paganien, d. h. der heidnischen Gebrauche, welche durch die ersten Fränkischen Concilien verbannt wurden. Ich überzeugte mich aufs neue daß unsere heidnischen Urvater zwar

viele auf Naturahnungen sich beziehende düster abergläubische Gewohnheiten, aber keine fratzenhaften Götzenbilder gebaut. Ein schriftlicher Aufsatz über diese Gegenstände ward von dem Fürstlich Reußischen Besitzer freundlich aufgenommen und mir dagegen ein Exemplar der gefundenen räthselhaften Alterthümer verehrt.

Auch eine Sammlung von eigenen Handschriften bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundesgunst ansehnlich vermehrt, und so bestärkte sich der Glaube daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben könne; wie es ja bei aller Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte.

Von Naturereignissen erwähne ich des gewaltsamen Sturms in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar, welcher weit und breit wüthete, und auch mir einen empfindlichen Schaden brachte, indem er einen alten ehrwürdigen Wachholderbaum in meinem Garten am Sterne niederwarf und so einen treuen Zeugen glücklicher Tage von meiner Seite riß. Dieser Baum, der einzige in der ganzen Gegend, wo der Wachholder fast nur als Gestrüppe vorkommt, hatte sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten erhalten wo hier noch keine Gartencultur gewesen. Es hatten sich allerlei Fabeln von ihm verbreitet; ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben seyn, zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespensterhafte Mädchen, die den Platz reine kehrten, gesehen haben; genug er gehörte zu dem abenteuerlichen Complex jenes Aufenthalts, in welchem

mit sich herum träge, um sich mit ihm wie mit euch selbst zu unterhalten.

Andrason leise zu ihr. Halte dein verwünschtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht was ich dazu sagen soll.

Mandandane. Nein! Sollte sein Andenken so eine erlogene, abgeschmackte Nahrung brauchen; so müßte seine Liebe selbst von dieser kindischen Art seyn; er würde nicht mich, sondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Gestalt zu modeln Belieben trüge.

Andrason. Wenn du wüßtest, womit sie ausgestopft ist.

Mandandane. Es ist nicht wahr!

Mana. Wir betheuern's. Wo sollten wir denn die Puppe her nehmen? Sieh hier noch den Platz wo sie gesteckt hat.

so manche Jahre meines Lebens hingeflossen, und der mir und andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn so herzlich lieb geworden.

Den umgestürzten Baum ließ ich durch einen jungen Künstler zeichnen, wie er noch auf Herzoglicher Bibliothek zu sehen ist; die Unterschrift sagt von ihm folgendes:

„Dem gezeichneter Wachholderbaum stand in dem Garten des Herrn Geheimen Raths von Goethe, am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin wo er sich in zwei Aeste theilte, war zwölf hiesige Fuß, die ganze Höhe 43 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmesser, da wo er sich in die beiden Aeste theilte, 15 Zoll. Jeder Ast 11 Zoll, und nachher fiel es ab, bis sich die Spitzen ganz zart verzweigten.

Von seinem äußerst hohen Alter wagt man nichts zu sagen. Der Stamm war inwendig vertrocknet, das Holz desselben mit horizontalen Rissen durchschnitten, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gelblicher Farbe und von Würmern zerfressen.

Der große Sturm, welcher in der Nacht vom 30. zum 31. Januar wüthete im Jahr 1809, riß ihn um; ohne dieses außerordentliche Ereigniß hatte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste so wie die Enden der Zweige waren durchaus grün und lebendig."

1810.

Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn, so daß ich mich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig ordnungsgemäß darstellen soll.

Vor allen Dingen verdient wohl das Wissenschaftliche einer nahern Erwähnung. Hier war der Anfang des Jahrs mühsam genug; man war mit dem Abdruck der Farbenlehre so weit vorgerückt, daß man den Abschluß vor Jubilate zu bewirken nicht für unmöglich hielt; ich schloß den polemischen Theil, so wie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts: die nach meinen sorgfaltigen Zeichnungen gestochenen Tafeln wurden illuminirt, die Recapitulation des Ganzen vollbracht, und man sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern.

Dieß geschah achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrthums, in Gefolg von unablässigen Bemühungen und dem endlich gefundenen Punkte worum sich alles versammeln mußte. Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert, und that wohl. Einer so vollkommenen Untheilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon und erwähne lieber wie viel ich bei dieser und bei meinen übrigen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten einem mehrjahrigen Hausgenossen, Reisegefahrten, so gelehrten als gewandten und freundlichen Mitarbeiter Hr. Friedrich Wilhelm Riemer schuldig geworden.

Weil man aber einmal des Mühens und Bemühens gewohnt, sich immer sehr gern und leicht neue Lasten auflegt, so entwickelte sich, bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre, der verwandte Gedanke: ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte, und so entsprang eine ausführliche Tabelle, wo in drei Columnen, Subject, Object und Vermittelung aufgestellt worden.

Und wie keine unserer Gemuthskrafte sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege leicht irre machen laßt, es sey nun daß man zum Wahren oder zum Falschen hinschreite; so wurde jene Vorstellungsart auf die ganze Physik angewandt: das Subject in genauer Erwagung seiner auffassenden und erkennenden Organe, das Object als ein allenfalls Erkennbares gegenuber, die Erscheinung durch Versuche wiederholt und vermannichfaltigt, in der Mitte; wodurch denn eine ganz eigene Art von Forschung bereitet wurde.

Der Versuch, als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches, ward verworfen; es entstand was man schon langst Anfrage an die Natur genannt hat. Und wie denn alles Erfinden als eine weise Antwort auf eine vernunftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Schritt uberzeugen, daß man auf dem rechten Wege sey, indem man uberall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zur Seite sah.

Wie sehr ich aber auch durch gluckliche Umgebung in diesem Fache festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß Doctor Seebeck sowohl zu Hause als auswarts fast immer in meiner Nahe blieb. Professor Voigt kam aus Frankreich zurück und theilte gar manche schöne Erfahrung und Ansicht mit; die wissenschaftlichen Zustände in Paris wurden uns durch einen Deutschen nach unserer Sprach- und Denkweise naher gebracht, und wir bekannten mit Vergnügen, daß er seine Zeit sowohl fur sich als für uns gut angewendet hatte.

Was für Musik im Theater, sowohl in den ersten als letzten Monaten des Jahrs geschah, vermelde kurzlich: die Uebungen der freiwilligen Hauscapelle wurden regelmaßig fortgesetzt; Donnerstags Abends Probe vor einigen Freunden gehalten, Sonntags Fruh Aufführung vor großer Gesellschaft. Aeltere und jungere Theatersanger, Choristen und Liebhaber

nahmen Theil; Eberwein dirigirte meisterhaft. Mehrstimmige Sachen von Zelter und andern Italianischen Großen wurden ins Leben geführt und ihr Andenken begründet, Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortschreiten in Eins verbunden.

Dadurch daß die Probe von der Ausführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfuschen völlig entfernt, das gewöhnlich erst im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll.

Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für jeden empfanglich und genußreich.

Gegen Ende des Jahrs konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Unterhaltungen im Theater gegeben werden; man führte solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publicum sonst keine Gelegenheit findet, und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben. Als Beispiel nenne ich hier Johanna Sebus, componirt von Zelter, die einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurück ließ.

Ebenmäßig wurden mit den recitirenden Schauspielern die Didaskalien fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den Jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist eigentlich der wichtigste Theil des Unterrichts, ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten wird ein ungestörtes Ensemble erhalten.

Zaire, übersetzt von Peucer, bewies abermals die Fertigkeit unseres Personals im reinen Recitiren und Declamiren. Die erste Leseprobe war so vollkommen, daß ein gebildetes Publicum durchaus dabei hätte gegenwartig seyn können.

Der vierundzwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph

vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig.

Bewegte Plastik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendel-Schutz vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere scherzhafte ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß.

Die Vorstellung der Oper Achill durch Brizzi in Italiänischer Sprache eröffnete gegen Ende des Jahrs ein neues Feld, und zu gleicher Zeit näherte sich, unter den ernstesten und treusten Bemühungen, bei hochgesteigertem Talent des Schauspielers Wolff, der standhafte Prinz der ersehnten Aufführung.

Bezüglich auf bildende Kunst ergab sich gleichfalls eine merkwürdige Epoche. Die Gebrüder Boisserée sandten mir durch den auf die Leipziger Messe reisenden Buchhändler Zimmer von Heidelberg ihre köstlichen ausgeführten Zeichnungen des Domgebäudes. Gern rief ich die Gefühle jener Jahre zurück, als der Straßburger Münster mir Bewunderung abnöthigte, und mich zu seltsamen aber tief empfundenen enthusiastischen Aeußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener älteren besonderen Baukunst abermals ernstlich und gründlich aufgeregt, und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden theilnehmend in Betrachtung gezogen.

Eine Anwandlung landschaftliche Skizzen zu zeichnen wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nahe bei Jena, faßt' ich irgend einen Gegenstand auf, der sich zum Bild qualificiren wollte, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papier zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen

trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise, und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten.

Auch fehlte es nicht im Laufe des Jahrs an Gelegenheit festlichen Tagen manches Gedicht und manche Darstellung zu widmen. Die romantische Poesie, ein großer Redoutenaufzug war dem dreißigsten Januar gewidmet, zum 16. Februar wiederholt, wobei zugleich eine charakteristische Reihe Russischer Völkerschaften sich anschloß, gleichfalls von Gedicht und Gesang begleitet. Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät in Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleinere Gedicht entwickelte sich im Stillen.

Hackert's Biographie ward indessen ernstlich angegriffen, eine Arbeit die viel Zeit und Mühe kostete; wobei uns das Andenken an den verewigten Freund zu Hulfe kommen mußte. Denn obgleich die vorliegenden Papiere von Bedeutung waren und genugsamen Gehalt lieferten, so blieb doch die verschiedenartige Form desselben schwer zu gewaltigen und in irgend ein congruentes Ganzes zusammenzufügen.

Zerstreuungen der Reise, vorubergehende Theilnahme begegnender Freunde an kleineren Aufsätzen erinnerte mich an die mancherlei Einzelnheiten, die auf eine Verbindung warteten, um dem Publicum sich, theils neu theils zum zweitenmale, wieder vorzustellen. Der Gedanke der Wanderjahre, der den Lehrjahren so natürlich folgte, bildete sich mehr und mehr aus, und beschäftigte mich in einzelnen Stunden die auf andere Weise nicht genutzt werden konnten.

Bezüglich auf die Rechte des Autors mußte man merkwürdig finden, daß Minister Portalis bei mir anfragte: ob es mit meiner Bewilligung geschehen könne, daß ein

Kölnischer Buchhandler die Wahlverwandtschaften abdrucke? Ich antwortete dankbar in Betreff meiner, verwies aber die Angelegenheit an den rechtmäßigen Verleger. So viel höher standen schon die Franzosen im Begriff von geistigem Besitz und gleichem Recht des Höhern und Niedern, wozu sich die guten Deutschen wohl sobald nicht erheben werden.

In Carlsbad betrachtete ich die Verwüstung die der Syrndel angerichtet mit großem Interesse. Aus den hinteren Fenstern des weißen Hirsches zeichnete ich diesen seltsamen Zustand sorgfaltig nach der Wirklichkeit, und überließ mich der Erinnerung vieljähriger Betrachtungen und Folgerungen, deren ich hier nur kurzlich erwähnen darf.

1811.

Dieses Jahr zeichnet sich durch anhaltende äußere Thätigkeit besonders aus. Das Leben Philipp Hackert's ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfniß sorgfaltig redigirt. Durch diese Arbeit wurd' ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse die ich jener Zeit in Hackert's Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige was ich für einen andern thue nicht für mich selbst zu leisten unternehme? Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühste Lebensgeschichte; hier fand sich nun freilich daß ich zu lange gezaudert hatte. Bei meiner Mutter Lebzeiten hatt' ich das Werk unternehmen sollen, damals hatte ich selbst noch jenen Kinderscenen näher gestanden, und ware durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister

in mir ſelbſt hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühſam und kunſtreich zuſammenſchaffen. Ich hatte die Entwicklung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie ſie ſich unter gegebenen Umſtänden hervorgethan, aber doch wie ſie im allgemeinen dem Menſchenkenner und deſſen Einſichten gemäß wäre, darzuſtellen.

In dieſem Sinne nannt' ich beſcheiden genug ein ſolches mit ſorgfältiger Treue behandeltes Werk: Wahrheit und Dichtung, innigſt überzeugt, daß der Menſch in der Gegenwart ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach ſeinen Eigenheiten bildend modele.

Dieſes Geſchäft, inſofern ich durch geſchichtliche Studien und ſonſtige Local- und Perſonen-Vergegenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beſchäftigte mich wo ich ging und ſtand, zu Hauſe wie auswärts, dergeſtalt daß mein wirklicher Zuſtand den Charakter einer Nebenſache annahm, ob ich gleich überall wo ich durchs Leben hingefordert wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und vollem Sinne mich gegenwärtig erwies.

Für das Theater geſchah ſehr viel, wobei des trefflichen Wolff ſich immer ſteigerndes Talent im beſten Sinne hervortrat. Der ſtandhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt, und ſo der Bühne eine ganz neue Provinz erobert. Auch erſchien Wolff als Pygmalion, und ſeine Darſtellung machte vergeſſen, wie unzuläßlich und unerfreulich dieß Stück eigentlich ſey.

Von Knebel's überſetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephta, Taſſo wurden wiederholt, Romeo und Julie fürs Theater bearbeitet; wobei ſowohl Riemer als Wolff eifrig mitwirkten; und ſo ward auch für die nächſte Folge Calderon's Leben ein Traum vorbereitet.

Demoiſelle Franck aus Mannheim erntete als Emmeline

und Fanchon großen Beifall; Brizzi wiederholte seinen Besuch, die Vorstellung von Achill nahm wieder ihren glanzenden Gang. Die zweite große Oper Ginevra konnte sich jener nicht gleich stellen; auch hier bewahrheitete sich die alte Lehre, daß ein verfehlter Text der Musik und Darstellung insgeheim den Untergang vorbereite. Ein Bösewicht und Verräther nimmt sich am Ende überall schlecht aus, am schlechtesten auf dem Theater, wo der Verlauf seiner Niederträchtigkeiten abgesponnen und uns vor die Augen geführt wird.

Das neuerbaute Schauspielhaus zu Halle verlieh die sämmtlichen Vortheile der Lauchstädter Bühne; die Einweihung desselben gab Gelegenheit zu einem Prolog, welchem freundliche Theilnahme zu Theil ward.

Mit der Musik gelang es mir nicht so glücklich; was ich vor einem Jahre meine Hauscapelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innersten bedroht. Niemand merkte einige Veränderung, aber es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir sogleich gefährlich schienen, ohne daß ich ihren Einfluß hatte hindern können. Noch zu Anfang des Jahres ward nach herkömmlicher Weise verfahren, doch schon nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir achte alte Sachen vor, mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich schon in diesen Verlust ergeben, und als bei meiner bevorstehenden Sommerreise zu Ende Aprils eine Pause eintreten mußte, so war schon mein Entschluß gefaßt nie wieder zu beginnen: ich verlor dabei sehr viel, und mußte deßhalb ernstlich bedacht seyn mich anderwärts zu entschädigen.

Noch wahrend dieser auserbaulichen Unterhaltung schrieb

ich die Cantate Rinaldo für des Prinzen Friedric
Gotha Durchlaucht; sie ward durch den verdienstvollen C
meister Winter componirt, und gewahrte, durch des
zen anmuthige Tenorstimme vorgetragen, von Chören
tet, einen schönen Genuß.

Was sich auf ältere bildende Kunst bezog ward vorz
geachtet. Meyer bearbeitete unablässig die Kunstgesc
und alle deßhalb gepflogenen Untersuchungen gaben St
belehrendem Gespräch.

Mionnetische Pasten Altgriechischer Münzen hatten
die würdigsten Documente jener Zeit, die entschiedensten
sichten eröffnet.

Die Lust sich Vergangenes zu vergegenwärtigen
fort, und wir suchten mit Hülfe eines guten Rechner
Rogus des Hephästion, besonders aber das ungeheure A
theater wieder herzustellen, in dessen Mitte er aufgefuhrt
und wozu die Mauer von Babylon Erde und Schutt
hergeben müssen, wie zum Rogus die Ziegeln. Das
Griechische Heer sah mit Bequemlichkeit der Feier zu.

Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überschreiten,
Dr. Sulpiz Boisserée mit einer wichtigen Folge
Zeichnungen und Kupfern bei uns eintraf, und unsere
betrachtungen ins Mittelalter hinlenkte. Hier verweilten
so gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinstimm
Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar düstere
durchaus ehren- und antheilwerthe Zeit versetzte. Da
hafte Interesse des Vorzeigenden, die gründliche Erken
jener Zustande und Absichten, alles theilte sich mit, und
ließ sich, wie bei einer veranderten Theaterdecoration,
mals gern in Zeiten und Localitaten versetzen, zu denen
in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen sollte.

von
apell-
Prin-
gglei-

glich
chte,
T zu

als
Aus-

irkte
den
phi-
war,
hatte
anze

als
von
nst-
wir
nder
aber
leb-
niß
man
ber-
nan.

Andraſon. Wenn du es nicht glauben willſt, ſo iſt das beſte Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, ſetze dich ſelbſt in die Laube, thue, als ſeyſt du mit Häckerling ausgeſtopft, und ſieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

Die Mädchen ſetzen indeſſen die Puppe wieder in die Laube.

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh' der Tag und jemand von ſeinen Leuten uns überraſcht.

Alle ab bis auf Andraſon, der Sora zurückhält.

Andraſon. Sora!

Sora. Herr!

Andraſon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach.

Ferner hatte derselbe Federzeichnungen nach dem Gedichte: die Nibelungen, von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich tapferen Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte.

Als Nachklang jener früheren Weimarischen Kunstausstellung, in Gefolg guter daraus sich herleitender Verhältnisse mit lebenden Künstlern, ward gar manches eingesendet. Der verdienstvolle Nauwerck zu Nassebura schickte Zeichnungen und Gemälde; des allzufrüh abgeschiedenen Landschaftsmalers Raaz hinterlassene Zeichnungen wurden vorgelegt. Prinzeß Caroline von Mecklenburg, selbst einen schönen Sinn für landschaftliche Zeichnungen besitzend, so wie anmuthig ausführend, verschaffte sich von beiden eine Auswahl.

So wurden wir auch mit einem hoffnungsvollen Talente eines jung abgeschiedenen Mannes Namens Wehle zum erstenmal bekannt, dessen Verlassenschaft Baron Schönberg-Rothschönberg kaufich an sich gebracht hatte. Sowohl in Skizzen als ausgeführten Blättern nach der Natur offenbarte sich ein glücklich künstlerischer Blick in die Welt, und das Interesse an diesen Blättern war durch fremdartige seltsamliche Localität erhöht. Er war bis Tiflis vorgedrungen, und hatte Fernes so wie Nahes mit charakteristischer Leichtigkeit dem Papier anvertraut.

Vor der Naturbetrachtung war man einigermaßen auf der Hut; doch studirte ich zwischendurch die Geschichte der Physik, um das Herankommen dieser höchsten Wissenschaft mir möglichst zu vergegenwärtigen: denn ganz allein durch Aufklärung der Vergangenheit läßt sich die Gegenwart begreifen.

Eine Wiſſenſchaft iſt, wie jede menſchliche Anſtalt und Einrichtung, eine ungeheure Contignation von Wahrem und Falſchem, von Freiwilligem und Nothwendigem, von Geſundem und Krankhaftem; alles was wir tagtaglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome anſehen, die wenn wir uns wahrhaft ausbilden wollen, auf ihre phyſiologiſchen und pathologiſchen Principe zurückzuführen ſind.

Ich enthielt mich perſönlich von Verſuchen aller Art, aber ein Indianiſches Weißfeuer auf dem Landgrafenberg, von Profeſſor Döbereiner abgebrannt, gab durch Erleuchtung des Thales, beſonders der gegenüber liegenden Berge, eine höchſt überraſchende Erſcheinung.

Nach dieſem aufblickenden Lichtglanze durfte ſich der herrliche langverweilende Komet wohl auch noch ſehen laſſen, unſere Augen entzücken und unſern innern Sinn in das Weltall hinausfordern.

Mein dießjähriger Aufenthalt in Carlsbad nahm einen ganz eigenen Charakter an; die Luſt des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar verlaſſen; nichts der Art wollte weiter gelingen, und ſo war ich auch des Durchſtöberns und Durchklopfens der allzubekannten Felsmaſſen völlig müde. Muller, in hohen Jahren, war nicht mehr anregend, und ſo ſah ich denn auch die Bemühungen, dem Sprudel ſeinen alten Weg wieder zu weiſen, mit Gleichgültigkeit, getröſtet durch die Bemerkung, daß man zwar althergebrachten Vorurtheilen zu widerſtehen, aber doch einem ähnlichen Uebel zuvor zu kommen trachtete.

In Geſellſchaft von lebensluſtigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerſtreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug ſich nach allen Seiten zu bewegen; die näheren

ſowohl als die entfernten Luſtorte wurden beſucht, zu welchen ſich noch ein neuer auf eine faſt lächerliche Weiſe geſellt hatte. In Weheditz, einem Dorfe über der Eger gegen Dalwitz gelegen, hatte ſich ein Bauer, der als Fuhrmann bis Ungarn frachtete, auf dem Rückwege mit jungen geiſtig wohlſchmeckenden Weinen beladen und in Hof und Haus eine kleine Wirthſchaft errichtet. Bei dem niedrigen Stande des Papiergeldes, faſt wie Zehn gegen Eins, trank man eine anmuthige Flaſche Ungarwein für den Betrag von wenig Silbergroſchen. Die Neuheit, das Seltſame, ja die Unbequemlichkeit des Aufenthalts, fingen zur Wohlfeilheit einen gewiſſen Reiz; man zog hinaus, man lachte, ſpottete über ſich und andere und hatte immer mehr des einſchmeichelnden Weins genoſſen als billig war. Man trug ſich über eine ſolche Wallfahrt mit folgender Anekdote: Drei bejahrte Männer gingen nach Wehedits zum Weine:

Obriſt Otto, alt . .	87	Jahr.
Steinſchneider Müller	84	—
Ein Erfurter . . .	82	—
	253	Jahr.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte bei Nachhauſegehen einige Spuren von Beſpitzung, die beiden andern griffen dem Jüngeren unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in ſeine Wohnung.

Einen ſolchen allgemeinen Leichtſinn begünſtigte jener niedere Stand des Papiers. Ein ergangenes Patent hatte alle Welt verwirrt gemacht, die vorhandenen Zettel hatten allen Werth verloren, man erwartete die neuen ſogenannten Anticipationsſcheine. Die Verkäufer und Empfänger konnten dem ſinkenden Papierwerth nicht genug nachrücken, den Käufern

und Ausgebenden gerieth es auch nicht zum Vortheil; sie verschleuderten Groschen und wurden so allmählich ihre Thaler los. Der Zustand war von der Art, daß er auch den Besonnensten zur Verrücktheit hinriß.

Doch ist der Tag so lang, daß er sich ohne nützliche Beschäftigung nicht hinbringen läßt, und so setzte ich mit Riemer's Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Biographie fort, das Nächste ausführend, das Fernere schematisirend. Auch waren zum fortgesetzten Lesen und Betrachten die kleineren Schriften Plutarch's jederzeit bei der Hand, wie es denn auch, an mancherlei Erfahrung und Belehrung in einem so großen Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die in geschäftsloser Freiheit sich gern von dem was ihnen lieb und werth ist unterhalten, keineswegs fehlen konnte.

Von Personen, die dieses Jahr in Weimar eingesprochen, find' ich folgende bemerkt: **Engelhard**, Architekt von Cassel, auf seiner Durchreise nach Italien. Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt. Der so geschickte als gefallige **Raabe** hielt sich einige Zeit bei uns auf, malte mein Bildniß in Oel auf Kupfer. Ritter **O'Hara**, ein trefflicher Gesellschafter, guter Wirth und Ehrenmann, wählte Weimar für einige Zeit zu seinem Wohnort. Die Geschichten seiner vieljährigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über sich selbst zu würzen verstand, verbreiteten über seine Tafel einen angenehmen vertraulichen Ton. Daß seine Köchin die trefflichsten Beefsteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem ächtesten Mokka-Kaffee seine Gastmahle schloß, ward ihm nicht zum geringen Verdienst angerechnet.

Lefevre, Französischer Legationssecretar von Cassel

kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Geſpräch Franzöſiſche Rede, Poeſie und Geſchichte wieder auf, zu angenehmſter Unterhaltung. Profeſſor Thierſch ging, gute Eindrücke zurücklaſſend und hoffentlich mitnehmend, bei uns vorüber. Das Ehepaar von Arnim hielt ſich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte ſich ſogleich eingefunden; aber eben durch ſolche freie unbedingte Mittheilungen erſchien erſt die Differenz, in die ſich ehemalige Uebereinſtimmung aufgelöſ't hatte. Wir ſchieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung.

Von wichtigen Büchern, deren Einfluß bleibend war, las ich St. Croix Examen des Historiens d'Alexandre; Heeren's Ideen über die Geſchichte des Handels; de Gerando histoire de la philosophie; ſie verlangten ſämmtlich, daß man ſeine Umſicht innerhalb der vergangenen Zeiten auszudehnen und zu erweitern ſich entſchließe.

Jacobi, „von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines ſo herzlich geliebten Freundes willkommen ſeyn, worin ich die Theſe durchgeführt ſehen ſollte: die Natur verberge Gott. Mußte, bei meiner reinen tiefen, angebornen und geübten Anſchauungsweiſe, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen unverbrüchlich gelehrt hatte, ſo daß dieſe Vorſtellungsart den Grund meiner ganzen Exiſtenz machte, mußte nicht ein ſo ſeltſamer, einſeitig beſchränkter Ausſpruch mich dem Geiſte nach von dem edelſten Manne, deſſen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem ſchmerzlichen Verdruſſe nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Aſyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da ſich indeß meine Bildung geſteigert hatte, ward ich, im ſchon Bekannten, gar manches das ſich neu und

anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung, gewahr.

Uwaroff's Project einer Asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war. Hebel's abermalige allemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annaherung von Stammverwandten immer empfinden. Nicht so von Hagen's Heldenbuch; hier hatte sich eine alles verwandelnde Zeit dazwischen gelegt. Eben so brachte mir Busching's armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schatzenswerthes Gedicht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Ekel gegen einen aussatzigen Herrn, für den sich das wackerste Madchen aufopfert, wird man schwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwartigste Krankheit in einemfort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zum Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buchs schon angesteckt glaube.

Durch einen besondern Zufall kam mir sodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unsittliche Ansteckung hätte befürchten können; weil man sich aber vor geistigen Einwirkungen, aus einem gewissen frevelhaften Dünkel immer sicherer hält als vor körperlichen, so las ich die Bandchen mit Vergnügen und Eile, da sie mir nicht lange vergönnt waren; es sind die Novelle galanti von Verrocchio; sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Werth ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammengenommen und beherrscht seinen Stoff meisterhafter. Auf Erinnerung eines Freundes schloß ich die Novelle des Randelli unmittelbar an. Die Abenteuer des Ritter Grieux

und Manon l'Escot wurden als nahe verwandt herbeigerufen; doch muß ich mir zuletzt das Zeugniß geben, daß ich nach allem diesem endlich zum Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurückkehrte.

1812.

Die Familie Kohler eröffnete mit höchst anmuthigen Balletten das Jahr. Romeo und Julie, sodann Turandot wurden wiederholt; die Aufführung von: Leben ein Traum vorbereitet. Die zu würdiger Darstellung solcher Stücke erforderlichen Anstrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium und der ganzen Behandlung einen frischen Schwung. Ein junger Schauspieler trat hinzu, Namens Durand, mit allen Vorzügen die man im allgemeinen an einem jungen sogenannten Liebhaber wünschen kann, nur vermißte man an ihm ein gewisses inneres Feuer, oder auch nur jene Art von Enthusiasmus, der ihn aus sich selbst herausgetrieben, womit er sich dem Publicum aufgedrungen hatte, daß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch daß er dieß Bedürfniß bald selbst empfinden werde.

Theodor Körner war als Theaterdichter hervorgetreten; dessen Toni, Zriny und Rosamunde, als Nachklange einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und eben so dem Publicum sinn- und artverwandt von ihm günstig aufgenommen wurden. Zu höheren Zwecken ward die große Zenobia von Calderon studirt und der wunderbare Magus durch Griesens Uebersetzung uns angenähert.

Wolff und Riemer machten einen Plan zu Aufführung

des Fauſt, wodurch der Dichter verleitet ward mit dieſem Gegenſtand ſich abermals zu beſchäftigen, manche Zwiſchenſcenen zu bedenken, ja ſogar Decorationen und ſonſtiges Erforderniß zu entwerfen. Jene genannten, immer thätigen Freunde entwarfen gleichfalls den Verſuch einer neuen Redaction des Egmont mit Wiederherſtellung der Herzogin von Parma, die ſie nicht entbehren wollten. Die Anweſenheit der Madame Schönberger veranlaßte die erfreulichſten Darſtellungen. Iffland ſchloß das Jahr auf das erwünſchteſte, indem er mehrmals auftrat; vom 20. December an ſehen wir folgende Vorſtellungen: Clementine, Selbſtbeherrſchung, der Jude, Künſtlers Erdewallen, Don Ranudo und der arme Poet; der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Polterer.

Neben ihm traten von unſerm wohlbeſtellten Theater folgende Schauſpieler auf, deren Gemeinſchaft er ſeiner hohen Kunſt nicht unwürdig fand. Es ſcheint uns der Sache gemäß ihre Namen hier aufzuführen, die Herren: Durand, Deny, Graff, Genaſt, Haide, Lorzing, Malkolmi, Oels, Unzelmann, Wolff; ſodann die Damen: Beck, Eberwein, Engels, Lorzing, Wolff.

Der Biographie zweiter Band wurde gearbeitet und abgeſchloſſen, auch der dritte Band eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt. In Gefolg der Darſtellung Moſaiſcher Geſchichte im erſten Bande nahm ich den Irrgang der Kinder Iſrael durch die Wüſte aus alten Papieren wieder vor, die Arbeit ſelbſt aber wurde zu andern Zwecken zurückgelegt.

Drei Gedichte für Kaiſerliche Majeſtäten, im Namen der Carlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit zu verſuchen, ob noch einiger poetiſcher Geiſt in mir walte.

In der bildenden Kunst ereignete sich manches Günstige: die Nachricht von dem Fund auf Aegina eröffnete der Kunstgeschichte neue Aussichten, an welchen wir uns mit Freund Meyer, der in seinen Bemühungen immer vorwärts ging, erbauten und ergötzten.

Der Gedanke aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorner Kunstwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergestalt soliden Grund, daß man nach dem Aufsatz über Myron's Kuh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno, und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete.

Ein kleiner Centaur von Silber, etwa spannenlang und bewundernswürdig gearbeitet, rief eine lebhafte Streitigkeit hervor, ob er antik oder modern sey. Die Weimarischen Kunstfreunde, überzeugt daß in solchen Dingen niemals an Uebereinstimmung und Entscheidung zu denken sey, bewunderten ihn, belehrten sich daran und traten zu derjenigen Partei, die ihn für alt und aus den ersten Kaiserzeiten hielt.

Ich acquirirte eine nicht gar ellenhohe altflorentinische Copie des sitzenden Moses von Michel Angelo, in Bronze gegossen und im Einzelnen durch Grabstichel und andere ciselirende Instrumente fleißigst vollendet: ein schönes Denkmal sorgfältiger, beinahe gleichzeitiger Nachbildung eines höchst geschätzten Kunstwerkes jener Epoche, und ein Beispiel wie man dem kleinen Bilde, welches natürlich die Größheit des Originals nicht darstellen konnte, durch eine gewisse Ausführlichkeit im Einzelnen, einen eigenthümlichen Werth zu geben wußte.

Die Naturwissenschaft erfreute sich manchen Gewinnes; Namentlich „von den Verdauungswerkzeugen der Insecten" beschäftigte unsere Denkweise über die allmählige Steigerung

organischer Wesen. Uebrigens aber wandte sich die Aufmerksamkeit mehr gegen allgemeine Naturforschung.

Doctor Seebeck, der chromatischen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemuhte sich um den zweiten Newtonischen Versuch, den ich in meiner Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart und es ergaben sich wichtige Resultate, wie jene Lehre, sobald man anstatt der anfanglichen Prismen zu Linsen übergeht, in eine fast unauflösliche Verflechtung verwickelt werde.

Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes eigneten sich die Schriften des Jordanus Brunus von Nola, aber freilich das gediegene Gold und Silber aus der Masse jener so ungleich begabten Erzgange auszuscheiden und unter den Hammer zu bringen, erfordert fast mehr als menschliche Kraefte vermögen, und ein jeder dem ein ahnlicher Trieb eingeboren ist thut besser, sich unmittelbar an die Natur zu wenden, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden, vergangener Jahrhunderte herumzumuhen.

In Carlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen geologischen Betrachtungen genöthigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein kuhnes vielleicht in fruherer Zeit nicht denkbares Vornehmen, bestarkte in den bisherigen Vorstellungen; ein merkwurdiges Gestein ward daselbst gewonnen, starkes Wasser der Tepl und heftiges Aufbrausen der heißen Quellen trafen zusammen, Umstande welche auf die Hypothese hinzudeuten schienen: diese große Naturwirkung sey als ein ungeheures galvanisches Experiment anzusehen.

Von Teplitz aus besuchte man Doctor Stolz in Außig und belehrte sich an dessen trefflichen Kenntnissen und Sammlungen. Fossile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen.

Andraſon. Der fünfte Act geht zu Ende und wir ſind erſt recht verwickelt!

Sora. So laßt den ſechſten ſpielen!

Andraſon. Das iſt außer aller Art.

Sora. Ihr ſeyd ein Deutſcher, und auf dem Deutſchen Theater geht alles an.

Andraſon. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Menſch woran er iſt.

Sora. Das geſchieht ihnen oft.

Andraſon. Sie könnten denken, wir wollten ſie zum Beſten haben.

Sora. Würden ſie ſich ſehr irren?

Andraſon. Freylich! denn eigentlich ſpielen wir uns ſelber.

Sora. Ich habe ſo etwas gemerkt.

Nach Hause zurückgekehrt verweilte man zuerst in Jena, um den dortigen Museen im Augenblick einer eintretenden günstigen Epoche eine freudige Aufmerksamkeit zu widmen. Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbprinzeß bestimmten eine ansehnliche Summe zu diesem Zwecke, und Mechanicus Körner verfertigte eine Luftpumpe für das physikalische Cabinet. Sonstige Instrumente und andere Anschaffungen dorthin werden alsdenn eingeleitet, und um des Raumes mehr zu gewinnen, die oberen Zimmer im Jenaischen Schloß für die Aufnahme eines Theils der Museen eingerichtet. Von Treb ra verehrte merkwürdige Granitübergangsplatten als Documente früherer geognostischer Wanderungen auf dem Harze; sein Werk vom Innern der Gebirge wird aufs neue vorgenommen und dabei ältere und jüngere Verstellungsarten besprochen.

Sogenannte Schwefelquellen in Berka an der Ilm, oberhalb Weimar gelegen, die Austrocknung des Teichs, worin sie sich manchmal zeigten, und Benutzung derselben zum Heilbade, gab Gelegenheit geognostische und chemische Betrachtungen hervorzurufen. Hiebei zeigte sich Professor Döbereiner auf das lebhafteste theilnehmend und einwirkend.

1813.

Die erneuerte Gegenwart Brizzi's hatte der Oper einen eigenen Schwung gegeben, auch die Aufführung derselben Italiänisch möglich gemacht. Keinem Sänger ist diese Sprache ganz fremd: denn er muß sein Talent mehrentheils in selbiger produciren; sie ist überhaupt für den, dem die Natur ein glückliches Ohr gegönnt, leicht zu erlernen. Zu größerer

Bequemlichkeit und schnellerer Wirkung ward ein Sprachmeister angestellt. Eben so hatte Iffland's Gegenwart alle Aufmerksamkeit unserer Schauspieler angeregt, und sie wetteiferten allzusammt würdig neben ihm zu stehen. Wer in die Sache tief genug hineinsah, konnte wohl erkennen, daß die Uebereinstimmung, die Einheit unserer Bühne diesem großen Schauspieler vollkommene Leichtigkeit und Bequemlichkeit gab, sich wie auf einem reinen Element nach Gefallen zu bewegen. Nach seiner Abreise wurde alles wieder ernstlich und treulich fortgesetzt; aber jedes künstlerische Bestreben durch Furcht vor immer näher heraudringenden Kriegsereignissen dergestalt gelähmt, daß man sich begnügen mußte mit den Vorräthen auszulangen.

Poetischer Gewinn war dieses Jahr nicht reichlich; drei Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckart und die wandelnde Glocke verdienten einige Erwähnung. Der Löwenstuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade „die Kinder die hören es gerne," ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Esser darf wohl auch erwähnt werden.

Der dritte Band meiner Biographie ward redigirt und abgedruckt und erfreute sich, ungeachtet äußerer mißlicher Umstände, einer guten Wirkung. Das Italiänische Tagebuch ward näher beleuchtet und zu dessen Behandlung Anstalt gemacht; ein Aufsatz zu Wieland's Andenken in der Trauerloge vorgelesen und zu vertraulicher Mittheilung dem Druck übergeben.

Im Felde der Literatur ward manches Aeltere, Neuere und Verwandte vorgenommen und mehr oder weniger durch Fortsetzung der Arbeit irgend einem Ziele näher gebracht, besonders ist das Studium zu erwähnen, das man Shakspearen in Bezug auf seine Vorgänger widmete.

Geographische Charten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begränzt und illuminirt; eben so ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild zu bringen.

Hier ist nun am Platze mit wenigem auszusprechen, wie ich das Glück gleichzeitig mit den vorzüglichsten Männern zu leben mir zu verdienen suchte.

Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegen zu kommen und so, auf den Gewinn dessen was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhundert geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremd und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen, oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen.

Als Zeichen der Aufmerksamkeit auf das allerbesondersie brachte ich Durchzeichnungen von Bildern aus einer alten Handschrift des Sachsenspiegels Kennern und Liebhabern in die Hände, welche denn auch davon den löblichsten Gebrauch machten, und die Symbolik eines, in Absicht auf bildende Kunst, völlig kindischen Zeitalters gar sinnig und überzeugend auslegten.

Des Allerneuesten hier zu erwähnen sendete mir Abbate Monti, früherer Verhältnisse eingedenk, seine Uebersetzung der Ilias.

Als Kunstschätze kamen mir ins Haus: Gypsabguß von Jupiters Kolossal-Büste, kleine Herme eines Indischen Bacchus von rothem antiken Marmor, Gypsabgüsse von Peter Vischer's Statuen der Apostel am Grabmal des heiligen Sebaldus zu Nürnberg. Vorzüglich bereicherten eine meiner liebwerthesten Sammlungen Päpstliche Münzen, doppelt erwünscht theils wegen Ausfüllung gewisser Lücken, theils weil sie die Einsichten in die Geschichte der Plastik und der bildenden Kunst überhaupt vorzüglich beförderten. Freund Meyer setzte seine Kunstgeschichte fort; Philostrat's Gemälde belebten sich wieder, man studirte Heyne's Arbeiten darüber; die kolossale Statue Domitian's, von Statius beschrieben, suchte man sich gleichfalls zu vergegenwärtigen, zu restauriren und an Ort und Stelle zu setzen. Die Philologen Riemer und Hand waren mit Gefälligkeit beirathig. Visconti's Iconographie grecque ward wieder aufgenommen, und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchst willkommenes Geschenk. Herr Bröndsted beschenkte mich im Namen der zu so bedeutenden Zwecken nach Griechenland Gereis'ten mit einem zum Spazierstabe umgeformten Palmenzweig von der Akropolis; eine bedeutende Griechische Silbermünze vertrat die Stelle des Knopfes.

Damit man ja recht an solchen Betrachtungen festgehalten werde, fand sich Gelegenheit die Dresdener Sammlung der Originalien sowohl als der Abgüsse mit Muße zu betrachten.

Indessen zog denn doch auch die Meisterschaft mancher Art, die den Neuern vorzuglich zu Theil geworden, eine

gefühlte Aufmerksamkeit an sich. Bei Betrachtung Ruysdaelischer Arbeiten entstand ein kleiner Aufsatz: der Landschaftsmaler als Dichter.

Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit die Arbeiten Kerstings kennen zu lernen und Ursache sie werth zu schätzen.

Naturwissenschaften, besonders Geologie, erhielten sich gleichfalls in der Reihe; von Teplitz aus besuchte ich die Zinnwerke von Graupen, Zinnwalde und Altenberge; in Bilin erfreute ich mich der Leitung des erfahrnen klar denkenden Dr. Reuß; ich gelangte unter seiner Fuhrung bis an den Fuß des Bilmer Felsens, wo auf dem Klingstein in Masse der saulenförmige unmittelbar aufsteht; eine geringe Veranderung der Bedingungen mag die Veranderung dieses Gestaltens leicht bewirkt haben.

Die in der Nahe von Bilin sich befindenden Granaten, deren Sortiren und Behandlung uberhaupt, ward mir gleichfalls ausfuhrlich bekannt.

Eben so viel ware von anderer Seite ein Besuch von Dr. Stolz in Außig zu rühmen; auch hier erschien das große Verdienst eines Mannes, der seinen Kreis zunachst durchprüft, und dem ankommenden Gast gleich so viel Kenntnisse mittheilt, als ihm ein langerer Aufenthalt kaum hatte gewahren konnen.

Aus dem mannichfaltigen Bücherstudium sind hier abermals Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge und Charpentier's Werke zu nennen. Es war meine Art auf Ansichten und Ueberzeugungen mitlebender Manner vorzuglich zu achten, besonders wenn sie nicht gerade der Schnurre des Tags angemessene Bewegung machen konnten.

Das intentionirte Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei Discussionen Gelegenheit; man versuchte was man

vorausſehen konnte und ließ bewenden, was man nicht hätte beabſichtigen ſollen.

Die entoptiſchen Farben erregten Aufmerkſamkeit; unabhängig hievon hatte ich einen Aufſatz über den Doppelſpath geſchrieben.

Und ſo bemerke ich am Schluſſe, daß die Inſtrumente für die Jenaiſche Sternwarte beſtellt und Klugens Werk über den animaliſchen Magnetismus beachtet wurde.

Bedeutende Perſonen wurden von mir geſehen. In Tharand Forſtmeiſter Cotta, in Teplitz Dr. Kapp, Graf Brühl, General Thielmann, Rittmeiſter von Schwanenfeld, Profeſſor Dittrich vom Gymnaſium zu Kommothau, Großfürſtinnen Catharina und Maria.

Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar geſehen: Wilhelm von Humboldt; Graf Metternich; Staatskanzler von Hardenberg; Prinz Paul von Würtemberg; Prinz Auguſt von Preußen; Churprinzeß von Heſſen; Profeſſor John, Chemicus; Hofrath Rochlitz.

Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweiſe gedenken. Wie ſich in der politiſchen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, ſo warf ich mich eigenſinnig auf das Entfernteſte. Dahin iſt denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernſtlichſtem Studium dem Chineſiſchen Reich widmete, und dazwiſchen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Eſſex im Auge, der Schauſpielerin Wolff zu Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Eſſex ſchrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig.

Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772 und 1773 die

Recensionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten. Um in jene Zeiten mich noch mehr zu versetzen studirte ich Möser's Phantasien, sodann aber auch Klinger's Werke, die mich an die unverwüstliche Thatigkeit nach einem besondern eigenthumlichen Wesen gar charakteristisch erinnerten. In Absicht auf allgemeineren Sinn in Begründung asthetischen Urtheils hielt ich mich immerfort an Ernesti's Technologie Griechischer und Römischer Redekunst, und beispielte mich darinnen scherz- und ernsthaft, mit nicht weniger Beruhigung, daß ich Tugenden und Mangel nach ein paar tausend Jahren als einen großen Beweis menschlicher Beschranktheit in meinen eigenen Schriften unausweichlich wieder zurückkehren sah.

Von Ereignissen bemerke vorlaufig: der Französische Gesandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seyen unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein. Ich reise ab, Begegnisse unterwegs. In Dresden Russische Einquartierung, Nachts mit Fackeln. Ingleichen der König von Preußen. In Teplitz Vertraulichkeiten. Vorlaufige Andeutungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon. Schlacht von Lutzen. Franzosen in Dresden. Waffenstillstand. Aufenthalt in Bohmen. Lustmanoeuvre zwischen Bilin, Osseck und Duchs. Mannichfache Ereignisse in Dresden. Rückkehr nach Weimar. Die jungste Französische Garde zieht ein. General Travers, den ich als jenen Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wird bei mir zu seiner höchsten Verwunderung einquartiert. Die Franzosen ziehen alle vorwarts. Schlacht von Leipzig. Die Kosaken schleichen heran, der Französische Gesandte wird hier genommen, die Franzosen

von Apolda und Umpferſtedt her andrangend. Die Stadt wird vom Ettersberg her überfallen. Die Oeſterreicher rucken ein.

1814.

Auf dem Theater ſah man die Schuld von Müllner. Ein ſolches Stück, man denke übrigens davon wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vortheil, daß jedes Mitglied ſich zuſammen nehmen, ſein Möglichſtes thun muß, um ſeiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erſcheinen.

Die Löſung dieſer Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorſtellungen von Romeo und Julie, Egmont, Wallenſteins Lager und Tod. Alle Rollenveranderungen die in dieſen Stucken vorfielen, wurden benutzt zu ſorgfaltigen Didaskalien, um geübte und ungeübte Schauſpieler mit einander in Harmonie zu ſetzen.

Indem man ſich nun nach etwas Neuem, Fremdem und zugleich Bedeutendem umſah, glaubte man aus den Schauſpielen Fouqué's, Arnim's und anderer Humoriſten einigen Vortheil ziehen zu können, und durch theatermaßige Bearbeitung ihrer, öfters ſehr glücklichen und bis auf einen gewiſſen Grad günſtigen Gegenſtanden ſie bühnengerecht zu machen: ein Unternehmen welches jedoch nicht durchzuführen war, ſo wenig als bei den früheren Arbeiten von Tieck und Brentano.

Der Beſuch des Fürſten Radziwill erregte gleichfalls eine ſchwer zu befriedigende Sehnſucht; ſeine genialiſche uns glücklich mit fortreißende Compoſition zu Fauſt ließ uns doch nur entfernte Hoffnung ſehen, das ſeltſame Stück auf das Theater zu bringen.

Unsere Schauspielergesellschaft sollte wie bisher auch dießmal der Gunst genießen in Halle den Sommer durch Vorstellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Entstehung verdankte, war gestorben; man wünschte ein Vorspiel, das zugleich als Todtenfeier für den trefflichen Mann gelten konnte; ich entwarf es beim Frühlingsaufenthalte zu Berka an der Ilm. Als ich aber, durch Liefland unerwartet aufgefordert, das Erwachen des Epimenides unternahm, so wurde jenes durch Riemer nach Verabredung ausgearbeitet. Capellmeister Weber besuchte mich wegen der Composition des Epimenides über die wir uns verglichen.

Das Monodram **Proserpina**, wurde, nach Eberwein's Composition, mit Madame Wolff eingelernt, und eine kurze, aber höchst bedeutende Vorstellung vorbereitet, in welcher Recitation, Declamation, Mimik und edelbewegte plastische Darstellung wetteiferten, und zuletzt ein großes Tableau, Pluto's Reich vorstellend und das Ganze krönend, einen sehr günstigen Eindruck hinterließ.

Das Gastmahl der Weisen, (Bd. 2. S. 305 unter dem Titel: die Weisen und die Leute.) ein dramatisch lyrischer Scherz, worin die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf bessere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen, war, wohl nicht fürs Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt, mußte aber, wegen Anzüglichkeit, unter die Paralipomena gelegt werden.

Musikalische Aufmunterung durch Zelter's Gegenwart und durch Inspector Schützens Vortrag der Bachischen Sonaten.

Die Feierlichkeiten zur Ankunft des Herzogs aus dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architektonischer

Zierde der Straßen. Redaction einer Gedichtsammlung nachher unter dem Titel: Willkommen herausgegeben.

Indeſſen war die neue Ausgabe meiner Werke vorbereitet; der biographiſche dritte Band gelangte zu Jubilate ins Publicum. Die Italiäniſche Reiſe rückte vor, der weſtöſtliche Divan ward gegründet; die Reiſe nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden gewahrte eine große Ausbeute und reichlichen Stoff an Perſönlichkeiten, Localitäten, Kunſtwerken und Kunſtreſten.

In Heidelberg bei Boiſſerée's Studium der Niederländiſchen Schule in Gefolg ihrer Sammlung. Studium des Kölner Doms und anderer alten Baulichkeiten nach Riſſen und Planen. Letzteres fortgeſetzt in Darmſtadt bei Moller. Alte Oberdeutſche Schule in Frankfurt bei Schub. Von dieſer Ausbeute und reichlichem Stoff an Menſchenkenntniß, Gegenden, Kunſtwerken und Kunſtreſten mitgetheilt in der Zeitſchrift Rhein und Main.

Naturwiſſenſchaft wurde ſehr gefördert durch gefällige Mittheilung des Bergrath Cramer zu Wiesbaden an Mineralien und Notizen des Bergweſens auf dem Weſterwalde. Das Darmſtadter Muſeum, die Frankfurter Muſeen, Aufenthalt bei Geheimerath von Leonhard in Hanau. Nach meiner Rückkunft Sorge für Jena.

Von öffentlichen Ereigniſſen bemerke ich die Einnahme von Paris, und daß ich der erſten Feier des achtzehnten Octobers in Frankfurt beiwohnte.

1815.

Schon im vorigen Jahre waren mir die ſämmtlichen Gedichte des Hafis in der von Hammer'ſchen Ueberſetzung

Andraſon. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuſchauer Geduld und dieſem Stück eine Entwicklung gebt! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen ſollen.

zugekommen, und wenn ich fruher den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgetheilten einzelnen Stucken dieses herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen productiv verhalten, weil ich sonst vor der machtigen Erscheinung nicht hatte bestehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft, die Deutsche Uebersetzung lag vor, und ich mußte also hier Veranlassung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und dieß mit um so mehr Heftigkeit als ich höchst nothig fuhlte mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu fluchten, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Lust, Fahigkeit und Willen uberlassen war.

Nicht ganz fremd mit den Eigenthumlichkeiten des Ostens wandt' ich mich zur Sprache, insofern es unerlaßlich war jene Luft zu athmen, sogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen. Ich rief die Moallakats hervor, deren ich einige gleich nach ihrer Erscheinung übersetzt hatte. Den Beduinen-Zustand bracht' ich mir vor die Einbildungskraft; Mahomet's Leben von Oelsner, mit dem ich mich schon längst befreundet hatte, förderte mich aufs neue. Das Verhaltniß zu v. Diez befestigte sich; das Buch Kabus eroffnete mir den Schauplatz jener Sitten in einer höchst bedeutenden Zeit der unsrigen gleich, wo ein Fürst gar wohl Ursache hatte seinen Sohn in einem weitlaufigen Werke zu belehren, wie er allenfalls bei traurigstem Schicksale sich doch noch in einem Geschäft und Gewerbe durch die Welt bringen könne. Medschnun und Leila, als Muster einer granzenlosen Liebe, ward wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet;

die reine Religion der Parſen aus dem ſpäteren Verfall hervorgehoben und zu ihrer ſchönen Einfalt zurückgeführt; die längſt ſtudirten Reiſenden, Pietro della Valle, Tavernier, Chardin abſichtlich durchgeleſen, und ſo häufte ſich der Stoff, bereicherte ſich der Gehalt, daß ich nur ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte ſogleich zu ergreifen und anzuwenden. Diez war die Gefälligkeit ſelbſt, meine wunderlichen Fragen zu beantworten; Lorsbach höchſt theilnehmend und hülfreich; auch blieb ich durch ihn nicht ohne Berührung mit Sylveſtre de Sacy; und obgleich dieſe Männer kaum ahnen noch weniger begreifen konnten was ich eigentlich wolle, ſo trug doch ein jeder dazu bei mich aufs eiligſte in einem Felde aufzuklären in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernſtlich umgeſehen hatte. Und wie mir die von Hammer'ſche Ueberſetzung täglich zur Hand war, und mir zum Buch der Bücher wurde, ſo verfehlte ich nicht aus ſeinen Fundgruben mir manches Kleinod zuzueignen.

Indeſſen ſchien der politiſche Himmel ſich nach und nach aufzuklären, der Wunſch in die freie Welt, beſonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Luſt und Antheil faſſen konnte, drängte mich zu einer Reiſe. Heitere Luft und raſche Bewegung gaben ſogleich mehreren Productionen im neuen öſtlichen Sinne Raum. Ein heilſamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geiſtreicher, liebender Freunde, gedieh zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zuſtandes, der ſich einem jeden Reinfühlenden aus dem Divan darbieten muß.

Gegen Ende dieſer Wallfahrt fand ich meine Sammlung ſo bereichert, daß ich ſie ſchon nach gewiſſer Verwandtſchaft ſondern, in Bücher eintheilen, die Verhältniſſe der verſchiedenen Zweige ermeſſen, und das Ganze, wo nicht der Vollendung,

doch dem Abschluß naher bringen konnte. Und so hatt' ich in dieser Zerstreuung mehr gewonnen und gefunden, als mir eine gleiche Zeit in den ruhvollsten Tagen hatte gewähren können.

Vor meiner Abreise waren vier Bande der neuen Auflage meiner Werke fortgesendet; ich fing an die Sicilianische Reise zu redigiren, doch riß das orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort: allzulich genug! denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt.

Wenig Fremdes berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an Griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Uebersetzung mitgetheilt wurden, und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die Herren von Raßmer und Harthausen hatten diese schöne Arbeit übernommen.

In literarischer Hinsicht forderten mich nicht wenig Göttinger Anzeigen, deren ich viele Bande auf der Wiesbadner Bibliothek antraf, und sie, der Ordnung nach, mit gemüthlicher Aufmerksamkeit durchlas. Hier ward man erst gewahr, was man erlebt und durchlebt hatte, und was ein solches Werk bedeute, das mit Umsicht aus dem Tage entsprungen in die Zeiten fortwirkt. Es ist höchst angenehm in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wirkende und Gewirkte schon im Zusammenhange, aller mindere Werth ist schon zerstoben, der falsche Antheil des Augenblicks ist verschwunden, die Stimme der Menge verhallt, und das überbliebene Würdige ist nicht genug zu schätzen.

Zunächst wäre sodann der älteren Deutschen Baukunst zu gedenken, deren Begriff sich mir immer mehr und mehr erweiterte und reinigte.

Eine Fahrt nach Köln in der ehrenden Gesellschaft des Herrn Staatsministers von Stein, drückte hierauf das Siegel

Ich sah mit vorbereitetem Erstaunen das schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung, und konnte doch mit Augen das Maaß fassen, von dem was es hatte werden sollen, ob es gleich dem angestrengtesten Sinne noch immer unbegreiflich blieb. Auch von alterthümlicher Malerei fand sich in Professor Wallraf's Sammlung und anderer Privaten gar viel zu schauen, gar mancher Werth zu erkennen, und der Aufenthalt, so kurz er gewesen, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück. Diese wurden gehegt und erhöht durch die gesellige Nähe von Sulpiz Boisserée, mit dem ich von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt, Darmstadt reisend fast nur solche Gespräche führte. In Heidelberg angelangt, fand ich die gastfreundlichste Aufnahme, und hatte die schönste Gelegenheit die unschätzbare Sammlung mehrere Tage zu betrachten, mich von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen, und in eben dem Maaße historisch wie artistisch zu belehren. Aufgezeichnet ward manches Bemerkte, dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauche zum Besten.

Hinsichtlich auf Baukunst, in Bezug auf meine Kölner Fahrt, ward gar manches, in Gegenwart von Grund und Aufrissen älterer Deutscher, Niederländischer und Französischer Gebäude, besprochen und verhandelt, wodurch man denn sich nach und nach fähig fühlte aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen. Die zwei Moller'schen ersten Hefte, in dem Augenblick erscheinend, gewährten hierbei erwünschte Hülfe. Das Technische anlangend, gab ein altes gedrucktes Exemplar „der Steinmetzen Brüderschaft" von der hohen Bedeutsamkeit dieser Gilde ein merkwürdiges Zeugniß. Wie Handwerk und Kunst hier zusammentraf, ließ sich recht gut einsehen.

So wurd' ich denn auch auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte. In Frankfurt konnte ich die Städelischen Schätze abermals bewundern, auch der patriotischen Absichten des Sammlers mich erfreuen; nur überviel mich die Ungeduld so viel Kräfte ungenutzt zu sehen: denn meinem Sinne nach hätte man bei viel geringerem Vermögen die Anstalt gründen, errichten und die Künstler ins Leben führen können. Dann hätte die Kunst schon seit Jahren schöne Früchte getragen, und dasjenige hinreichend ersetzt, was dem Capital an Interessen vielleicht abgegangen wäre.

Die Brentano'sche Sammlung an Gemälden und Kupferstichen und anderen Kunstwerken gab doppelten Genuß, bei dem lebhaften Antheil der Besitzer und ihrer freundlichen Aufforderung so viel Gutes mit zu genießen.

Dr. Grambs, der seine Kunstschätze den Städelischen anzuschließen bedacht war, ließ mehrmals seine trefflichen Besitzungen theilweise beschauen; wobei denn gar manche Betrachtung einer gründlicheren Kenntniß den Weg bahnte. Hofrath Meyer in Offenbach zeigte bedeutende Gemälde, Münzen und Gemmen vor, nicht abgeneigt dem Liebhaber eins und das andere Wünschenswerthe zu überlassen.

Auf Naturgeschichte bezüglich haben wir die Sammlung von Braun bei Hofrath Meyer, nicht ohne neue Belehrung über diesen herrlichen Zweig der Naturkunde.

Das Senkenbergische Stift in Frankfurt fand man in den besten Händen; die Thätigkeit des Augenblicks ließ voraussehen, daß eine neue Epoche dieser schönen Anstalt unmittelbar zu erwarten sey.

In Carlsruhe ward uns, durch Geneigtheit des Herrn Gmelin, eine zwar flüchtige aber hinreichende Uebersicht des höchst bedeutenden Cabinets; wie wir denn überhaupt die kurze dort vergönnte Zeit eben so nützlich als vergnüglich anwendeten.

Bei so manchen Hin- und Wiederfahrten konnte die Geognosie auch nicht leer ausgehen. Von Hoyel's Gebirge der Grafschaft Mark wurden, besonders mit Beihülfe dortiger Beamten, auch in der Ferne belehrend. In Holzapfel, bei Gelegenheit des dortigen höchst merkwürdigen Ganges, kam Werner's Gang-Theorie (von 1791) zur Sprache, ingleichen des dort angestellten Schmidt Verschiebung der Gänge (von 1810). Diese wichtige, von mir so oft betrachtete und immer geheimnißvoll bleibende Erscheinung trat mir abermals vor die Seele, und ich hatte das Glück im Lahnthal einer aufgehobenen Abtei ungefähr gegenüber, auf einer verlassenen Halde Thonschieferplatten mit kreuzweis laufenden sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen zu finden, wo das Grundphänomen mit Augen gesehen, wenn auch nicht begriffen noch weniger ausgesprochen werden kann.

Besonderes Glück ereignete sich mir auch zu Bibrich, indem des Herrn Erzherzogs Carl K. H. die Gnade hatte, nach einem interessanten Gespräch, mir die Beschreibung Ihrer Feldzüge mit den höchst genau und sauber gestochenen Charten zu verehren. Auf diesen überaus schätzbaren Blättern fand sich gerade die Umgebung der Lahn von Wetzlar bis Neuwied, und ich machte die Bemerkung, daß eine gute Militarcharte zu geognostischen Zwecken die allerdienlichste sey. Denn weder Soldat noch Geognost fragt, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre, sondern jener: inwiefern es ihm zu seinen Operationen vortheilhaft, und dieser: wie es für seine Erfahrungen ergänzend

und nochmals belegend seyn möchte. Eine Fahrt in verschiedene Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, mit Bergrath Cramer begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche schöne Kenntniß und Einsicht; auch verdiente sie wohl unter die kleinen geognostischen Reisen aufgenommen zu werden.

Auch meiner Rückreise werde ich mich immer mit vorzüglichem Antheil erinnern. Von Heidelberg auf Würzburg legte ich sie mit Sulpiz Boisserée zurück. Da uns beiden der Abschied wehe that, so war es besser auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen. Ich reiste sodann über Meiningen, den Thüringerwald, auf Gotha, und kam den 11. October in Weimar an, nachdem ich viele Wochen mich auswärts umgesehen.

Zu Hause erwahn' ich zuerst den Besuch des Dr. Stolz, des wackern Arztes aus Teplitz, wobei mineralogische und geognostische Unterhaltung, die uns früher in Böhmen belehrt und erfreut, mit Leidenschaft erneuert wurde. Bei dem nächsten Aufenthalte in Jena leitete mich Professor Döbereiner zuerst in die Geheimnisse der Stöchiometrie; auch machte er zu gleicher Zeit wiederholte Versuche mit dem Weißfeuer, welches von dem Landgrafen herunter das Jenaische Thal erhellend einen magisch überraschenden Anblick gewährte.

In der Farbenlehre ward fortschreitend einiges gethan; die entoptischen Farben bleiben beständiges Augenmerk. Daß ich in Frankfurt Dr. Seebeck begegnet war, gereicht zu großem Gewinn, indem er, außer allgemeiner, ins Ganze greifender Unterhaltung, besonders die Lehre des Doppelspaths, die er wohl durchdrungen hatte, und das Verhältniß der Achsen solcher doppelt refrangirender Körper Naturfreunden vor Augen zu bringen wußte. Die Tonlehre ward weiter mit der

Farbenlehre veranlaßen; Professor Voigt verfolgte seine Bemerkungen bezüglich auf Farben organischer Körper, und über meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebte die Howardische Wolkenlehre.

Nach so viel Natürlichem ist's doch wohl auch billig zur Kunst zurückzukehren! Auf dem Weimarischen Theater beschäftigte man sich immerfort mit Calderon; die große Zenobia ward aufgeführt. Die drei ersten Acte geriethen trefflich, die zwei letzteren, auf national-conventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war.

Das Monodram Proserpina ward bei uns mit Eberwein's Composition glücklich dargestellt; Epimenides, für Berlin gearbeitet; zu Schiller's und Iffland's Andenken gemeinschaftlich mit Peucer ein kleines Stück geschrieben. In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das Weimarische Theater, in Absicht auf reine Recitation, kräftige Declamation, natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Werths erhoben hatte. Auch das Aeußere mußte sich nach und nach steigern; so die Garderobe durch Nacheiferung, zuerst der Frauenzimmer, hierauf der Männer. Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Decorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künstler, der durch perspectivische Mittel unsere kleinen Räume ins Gränzenlose zu erweitern, durch charakteristische Architektur zu vermannichfaltigen, und durch Geschmack und Zierlichkeit höchst angenehm zu machen wußte. Jede Art von Styl unterwarf er seiner perspectivischen Fertigkeit, studirte auf der Weimarischen Bibliothek die Aegyptische

ſo wie die Altdeutſche Bauart, und gab den ſie fordernden Stücken dadurch neues Anſehn und eigenthümlichen Glanz.

Und ſo kann man ſagen, das Weimariſche Theater war auf ſeinem höchſten ihm erreichbaren Punkt zu dieſer Epoche gelangt, der man eine erwünſchte Dauer auch für die nächſte und folgende Zeit verſprechen durfte.

Hier wäre es nun wohl am Orte über ein Geſchäft welches mir ſo lange Jahre ernſtlich obgelegen, noch einige wohlbedachte Worte hinzuzufügen.

Das Theater hat, wie alles was uns umgiebt, eine doppelte Seite, eine ideelle und eine empiriſche; eine ideelle, inſofern es ſeiner inneren Natur gemäß aeſetzlich fortwirkt; eine empiriſche, welche uns in der mannichfaltigſten Abwechſelung als ungeregelt erſcheint und ſo müſſen wir daſſelbe von beiden Seiten betrachten, wenn wir davon richtige Begriffe faſſen wollen.

Von der ideellen Seite ſteht das Theater ſehr hoch, ſo daß ihm faſt nichts was der Menſch durch Genie, Geiſt, Talent, Technik und Uebung hervorbringt, gleichgeſtellt werden kann. Wenn Poeſie mit allen ihren Grundgeſetzen, wodurch die Einbildungskraft Regel und Richtung erhält, verehrenswerth iſt; wenn Rhetorik mit allen ihren hiſtoriſchen und dialectiſchen Erforderniſſen höchſt ſchätzenswerth und unentbehrlich bleibt; dann aber auch perſönlicher mündlicher Vortrag, der ſich ohne eine gemäßigte Mimik nicht denken läßt: ſo ſehen wir ſchon wie das Theater ſich dieſer höchſten Erfordernisse der Menſchheit ohne Umſtände bemächtigt. Füge man nun noch die bildenden Künſte hinzu, was Architektur, Plaſtik, Malerei zur völligen Ausbildung des Bühnenweſens beitrage, rechne man das hohe Ingredienz der Muſik; ſo wird man einſehen was für eine Maſſe von menſchlichen Herrlichkeiten auf dieſen einen Punkt ſich richten laſſen.

Alle dieſe großen, ja ungeheuern Erforderniſſe ziehen ſich unſichtbar, unbewußt, durch alle Repräſentationen, von der höchſten bis zu der geringſten, und es kommt bloß darauf an ob die Dirigirenden mit Bewußtſeyn und Kenntniß, oder auch nur aus Neigung und Erfahrung, es ſey nun im Ganzen oder in den Theilen ihre Bühne gegen den Willen des Publicums abſichtlich heben, oder hingegen durch Unkunde zufällig ſinken laſſen.

Daß ich immerfort, beſonders durch Schiller's Einwirkung, unſere Bühne im Ganzen und in den Theilen nach Kräften, Verhältniſſen und Möglichkeit zu heben geſucht hatte, davon war das Reſultat, daß ſie ſeit mehreren Jahren für eine der vorzüglichſten Deutſchlands geachtet wurde.

Und darin beſtunde eigentlich alle wahre Theater-Kritik, daß man das Steigen und Sinken einer Bühne im Ganzen und Einzelnen beachtete, wozu freilich eine große Ueberſicht aller Erforderniſſe gehört, die ſich ſelten findet und bei der Mannichfaltigkeit der Einwirkungen und Veränderungen, die das empiriſche Theater erleidet, für den Augenblick, der immer beſtochen iſt, für die Vergangenheit, deren Eindruck ſich abſtumpft, faſt unmöglich wird.

Von der eingeſchränkten Bretterbühne auf den großen Weltſchauplatz hinaus zu treten, möge nun auch vergönnt ſeyn. Napoleon's Wiederkehr erſchreckte die Welt, hundert ſchickſalſchwangere Tage mußten wir durchleben, die kaum entfernten Truppen kehrten zurück, in Wiesbaden fand ich die Preußiſche Garde; Freiwillige waren aufgerufen, und die friedlich beſchäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten ſich wieder einem Zuſtande, dem ihre phyſiſchen Kräfte nicht gewachſen und ihre ſittlichen nicht einſtimmig waren; die Schlacht von Waterloo, in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, ſodann zu überraſchender, ja betäubender Freude,

Sechster Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkule.

Prinz

auf dem Rasen liegend.

Merkule vor sich. Der Besuch beym Orakel ist meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, so ist er jetzt außer sich. Könnt' ich seinen Schmerz nur in Worten bringen! Zum Prinzen. Theuerster

als gewonnen angekündigt. In Furcht vor ſchneller Ausbreitung der Franzöſiſchen Truppen, wie vormals über Provinzen und Länder, machten Badegaſte ſchon Anſtalten zum Einpacken, und konnten ſich vom Schrecken erholend die unnütze Vorſicht keineswegs bedauern.

Von Perſonen habe noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen: Erzherzog Carl in Bibrich, Großfürſtin Catharina in Wiesbaden, Herzog und Herzogin von Cumberland bei Frankfurt, den Erbgroßherzog von Mecklenburg ebendaſelbſt; in Carlsruhe die Grafen von Hochberg, Herrn Weinbrenner und Hebel; nach Hauſe gelangt, Ihro der regierenden Kaiſerin von Rußland Majeſtät ſämmtliche Umgebung; Graf Barclay de Tolly.

1816.

Das mannichfaltig Bedeutende, das ich vor einem Jahr im eigentlichen Mutterlande geſehen, erlebt und gedacht hatte, mußte ſich auf irgend eine Weiſe wiederſpiegeln. Ein Heft „Kunſt und Alterthum am Rhein und Main" ward unternommen, und dazu am Ende vorigen Jahrs mehr als eine Vorarbeit durchgeführt; die älteren Niederländer, van Eyck und was ſich von ihm beſchrieb, gründlich erwogen; das frühere problematiſche Bild Veronica zu künftigem Gebrauch verkleinert und aufgeſtellt. Büſching's wöchentliche Nachrichten arbeiteten zu gleichem Zweck, und in dieſem Sinne wandte ſich die Pietät der Weimariſchen Kunſtfreunde gegen alte Heiligenbilder, die wir von Heilsberg am Thüringerwald kommen und unter unſern Augen reparirten ließen. Weil aber immer in neuerer Zeit Eins ins Andere wirkt, ja ſogar Gegenſeitiges durch Gegenſeitiges, ſo war auch ein Heldenbild, als Gleichniß von Blücher's Perſönlichkeit, in Gefolg ſeiner großen Thaten zur Sprache gekommen.

Wenn der Held mit Gefahr seines Lebens und Ruhms die Schicksale der Welt aufs Spiel setzt, und der Erfolg ihm glücklicherweise zusagt, so staunt der Patriot und nimmt gern den Künstler zu Hülfe, um für sein Bewundern, sein Verehren irgend eine Sprache zu finden.

In hergebrachter Denkweise der Vorzeit, heroische Gestalt mit angenähertem Costüm der Neuwelt heranzubringen, war nach vorgängigem Schriftwechsel mit Herrn Director Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Beschädigung des ersten Modells brachte der Künstler ein zweites, worüber man, nach lehrreichen Gesprächen, zuletzt bis auf Veränderungen, welche das Vollenden immer herbeiführt, sich treulich vereinigte. Und so steht dieses Bild, wie auf dem Scheidepunkt älterer und neuerer Zeit, auf der Gränze einer gewissen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst, selbst wider Willen, an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet.

Von Berlin erfreuten mich transparente Gemälde nach meinem Hans Sachs. Denn wie mich früher Nachbildung der älteren treulich ernsten charakteristischen Dichtkunst lange Zeit ergötzt hatte, so war mir es angenehm sie wieder als vermittelnd gegen neuere Künstler auftreten zu sehen. Zeichnungen zum Faust von Cornelius und Retzsch wirkten in ihrer Art das Aehnliche: denn ob man gleich eine vergangene Vorstellungsweise weder zurückrufen kann noch soll, so ist es doch löblich sich historisch praktisch an ihr zu üben und durch neuere Kunst das Andenken einer älteren aufzufrischen, damit man, ihre Verdienste erkennend, sich alsdann um so lieber zu freieren Regionen erhebe.

In gesellschaftlichen Kreisen hatte die Lust zu Bilderscenen

immer zugenommen, und ward von mir, wenn auch nicht unmittelbar gefördert, doch gelegentlich mit einigen Strophen begleitet.

Im Nachklang der Rheinischen Eindrücke ward von den Weimarischen Kunstfreunden das Bild des heiligen Rochus, wie er als völlig ausgebeutelt von seinem Palast die Pilgerschaft antritt, erfunden und skizzirt, hierauf sorgfältig cartonirt, und zuletzt von zarter Frauenzimmerhand gemalt, in der freundlichen Rochus-Capelle gunstig aufgenommen. Ein gestochener verkleinerter Umriß ist in dem zweiten Rhein- und Mainheft wie billig vorgebunden.

Von Offenbach erhielt ich schöne bronzene Münzen, die mich in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder zurückführten. Graf Cicognara's Storia della Scultura kam eben zu rechter Zeit diesen schönen Studien zu Hülfe. In höhere Regionen führte uns der Olympische Jupiter von Quatremère de Quincy; hier gab es viel zu lernen und zu denken. Die Ankunft der Elginischen Marmore erregte großes Verlangen unter allen Kunstliebhabern; indessen blieb auch Burtin Connaissance des Tableaux, das uns Einsicht in ein anderes bedeutendes Feld gewahrte, nicht unbeachtet.

Die Restauration der Dresdner Gemälde kam in Anregung. Welch' eine große Anstalt hiezu erforderlich sey, einigermaßen darzustellen, erzählte ich von der Restaurations-Akademie in Venedig, die aus einem Director und zwölf Professoren bestand, und große Räume eines Klosters zu ihren Arbeiten bezogen hatte. Eine solche Wiederherstellung und Rettung ist wichtiger als man denkt, sie kann nicht aus dem Stegreif unternommen werden.

Die Weimarische Zeichenschule hatte sich in eine große Veränderung zu fügen. Da das alte Local zu andern Zwecken

beſtimmt, und kein gleich großes für ſie zu finden war, ſo wurden die Claſſen getheilt, für die erſte ein Gebäude auf der Esplanade erkauft, die beiden andern aber vor dem Frauenthor im ſogenannten Jägerhaus eingerichtet. Auch dieſe Veränderung wie die vorhergehenden verdiente wohl eine beſondere Schilderung, indem ſie nicht ohne gute Folgen für die Anſtalt ſelbſt bleiben ſollte.

Gleichzeitig ward ein vorzüglicher Bildhauer Namens Kaufmann von Rom berufen, der auch dieſe Kunſt wieder neu zum Leben brachte.

Soll ich meiner eigenen Arbeiten gedenken, ſo hab' ich wohl zuerſt des Divans zu erwähnen. Er ward immer mehr ſupplirt, geordnet und einiges davon zum Damenkalender beſtimmt. Für den hiſtoriſchen und erklärenden Theil ſammelte ich immer mehr Vorarbeit. Von Diez Denkwürdigkeiten, deſſen Streitigkeit mit Hammer, des letzteren orientaliſche Fundgruben, ſtudirte ich mit Aufmerkſamkeit, und überall ſchöpfte ich friſche öſtliche Luft. Knox Ceylon kam zu rechter Zeit mir in die Hände; beſonders werth jedoch erſchien mir Hyde perſiſche Religion; und wie denn, ſobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denſelben unwillkürlich zu geſtalten aufgefordert wurde, ſo entwarf ich eine Orientaliſche Oper, und fing an ſie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da ſie wirklich eine Zeit lang in mir lebte, hätte ich einen Muſiker zur Seite und ein großes Publikum vor mir gehabt, um genöthigt zu ſeyn den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, ſo wie dem Geſchmack und den Forderungen des andern entgegen zu arbeiten.

Wunderliche Menſchen wie es giebt, verlangten, verführt durch die Schiller'ſche Ausgabe in chronologiſcher Folge, das Gleiche von mir, und hätten beinahe den ſchon eingeleiteten

Abdruck in Verwirrung gebracht. Meine Gründe, dieſes abzulehnen, wurden indeß gebilligt, und das Geſchäft ging unbehelligt ſeinen Gang. Der neunte und zehnte Band ward revidirt; die Italianiſche Reiſe, beſonders nach Neapel und Sicilien, geſtaltete ſich immer mehr, und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft, konnt' ich nicht unterlaſſen an dem vierten, ſo lange verzögerten und erwarteten Bande von Wahrheit und Dichtung wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen. Das Rhein- und Mainheft zweites Stück ward gefördert, Reineke Fuchs durchgeſehen, und das Neckarheft geſchrieben.

Die zweite Lieferung meiner Werke kommt an, die Paralipomena werden neuerdings beachtet, ein Lied für das Berliner Künſtlerfeſt geſchrieben, wogegen eine beabſichtigte große Cantate zum Lutherfeſt, wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung, bald nach der Conception, aufgeſtelltem Schema und geringer Bearbeitung liegen blieb, und für die Ausbildung verloren ging.

Mein Antheil an fremden Werken bezog ſich lebhaft auf Byron's Gedichte, der immer wichtiger hervortrat, und mich nach und nach mehr anzog, da er mich früher durch hypochondriſche Leidenſchaft und heftigen Selbſthaß abgeſtoßen, und wenn ich mich ſeiner großen Perſönlichkeit zu nähern wünſchte, von ſeiner Muſe mich völlig zu entfernen drohte. Ich leſe den Corſaren und Lara, nicht ohne Bewunderung und Antheil. Zu gleicher Zeit erſchienen Nelſon's Briefe mit ſeinem Leben, gaben viel zu denken und viel zu trauern. Gries, durch die Ausgabe des zweiten Theils ſeines Calderon, machte uns im Spanien des ſiebzehnten Jahrhunderts immer einheimiſcher. Anatole verſetzte uns nach einem neuern Paris, und ließ uns einen ſchönen Roman bewundern

Die Friedensgefangenen von Lawrence, ein der voll-
samsten Productionen, nöthigte uns alle Aufmerksam eit einem
ganz verwünschten Zustand zu schenken. Reisende ngländer
in Verdun festgehalten, nach neueren Völkerrecht marimen
beim Ausbruch eines Krieges mit Albion; repu ucanische
Franzosen, besonders Commandant und Commande ntin, von
geringem Stande während der Revolution empor kommen;
heimliche, für Engländer gehaltene Emigrirte, verka pte Vor-
nehme und wer sonst noch zu bemerken wäre, u chen ein
barockes Bild, das auf die Nachwelt zu kommen verdient,
weil es nur unter dieser Bedingung von einem gei reich an-
schauenden Leidensgenossen concipirt und mehr mi Haß als
Liebe vollendet werden konnte.

Ruckstuhl schrieb über die Deutsche Sprache, und das
nicht zu erschöpfende Werk Ernesti's Technologia heorica
Graecorum et Romanorum lag mir immer zur Hand: denn
dadurch erfuhr ich wiederholt, was ich in meiner schrift steller-
rischen Laufbahn recht und unrecht gemacht hatte. Noch
aber muß ich einer höchst merkwürdigen, vielleicht einzigen
Darstellung gedenken; es ist das Tag- und Stunden buch der
Leipziger Schlacht von Rochlitz, wovon ich anderwärts gehan-
delt habe.

Die Jenaischen unmittelbaren Anstalten der Naturlehre
im Allgemeinen, der Naturgeschichte im Besondern widmet
erfreuten sich der aufmerksamsten Behandlung. Fast in allen
Abtheilungen war die innere Thätigkeit so heran wachsen,
daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich bestrei-
ten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Mu umsetzt
nothwendig denken und einen neuen Maaßstab feststellen mußte.
Döbereiner's Wohnhaus ward ausgebaut, ein Garte stück bei
der Sternwarte angekauft und zu diesem Besitz hinzu schlagen.

Die Veterinaranſtalt in Jena beſtattete ſich; Profeſſor Renner begann ſeinen Curſus, und ich gab meine älteren zerſagten und ſonſt präparirten Pferdeſchädel zum didaktiſchen Anfang hinüber, da ſie früher mir auch zum Anfang gedient hatten.

Die lang unterbrochenen Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Remſtedt wurden fortgeſetzt, und gaben uns mehrere Schädel; nicht weniger wurde durch beſondere Aufmerkſamkeit nach Jena ein ganzes Skelett geſchafft und ſorgfältig geordnet niedergelegt. Ein durch Knochenaufſchwellung merkwürdig monſtröſer Schädel kam in Gypsabgüſſen von Darmſtadt, durch die Gewogenheit des Herrn Schleiermacher.

Ich rief mir das Andenken Caſpar Friedrich Wolf's wieder hervor, durchdachte Jäger's Mißbildung der Gewächſe, ingleichen Philibert's Pflanzenkrankheiten. Von Humboldt's Werk über Vertheilung der Pflanzengeſtalten auf dem Erdboden war höchſt willkommen, und Nees von Eſenbeck ausführlichſte Arbeit über Pilze und Schwämme ließ mich ein treffliches Mikroſkop bedauern, das mir ein ſeltſames Schickſal in den angenehmſten Lebensaugenblicken zerſtört hatte.

Aus dem Thierreiche wurde uns ein Wundergeſchöpf, der proteus anguinus, durch Herrn Profeſſor Confiliachi vorgezeigt, der ihn, in einem Glaſe mit Waſſer, auf der Reiſe höchſt ſorgfältig im Buſen verwahrt, lebendig bis zu uns gebracht hatte.

Im Mineralreiche waren wir ſehr begünſtigt; Geheimeraths Heim's zu Meiningen wichtige Sammlung gelangte durch ſein Wohlwollen für unſere Anſtalt nach Jena, wo ſie nach ſeinem Sinn geordnet aufgeſtellt wurde. Von einzelnen Merkwürdigkeiten verdient der Kugel-Sienit von Vallinco

aus Corſica vorzüglich Erwähnung. In meine Sammlung gelangten, in Gefolg eines vorjährigen Reiſebeſuchs, Mineralien vom Weſterwald und Rhein, auch ein Hyalit von Frankfurt als Ueberzug vielleicht der größeſten Fläche, an der er je ſich vorgefunden, von ſieben Zoll im Durchmeſſer. Geh. Rath von Leonhard's „Bedeutung und Stand der Mineralien“ bereicherte uns von theoretiſcher Seite.

Howard's Wolkenterminologie ward fleißig auf die atmoſphäriſchen Erſcheinungen angewendet, und man gelangte zu beſonderer Fertigkeit ſie mit dem Barometerſtand zu parallelifiren.

Zu ſonſtigen phyſikaliſchen Aufklärungen war der Verſuch einer Gasbeleuchtung in Jena veranſtaltet; wie wir denn auch durch Döbereiner die Art durch Druck verſchiedene Stoffe zu extrahiren, kennen lernten.

Im Chromatiſchen waren die entoptiſchen Phänomene an der Tagesordnung. Ich nahm zuſammen was ich bis jetzt erfahren hatte, und trug es in einem kurzen Aufſatz vor, deſſen bald gefühlte Unzulänglichkeit mich zu weitern Forſchungen nöthigte und mich immer näher zu dem Wahrhaften hindrangte.

Profeſſor Pfaff ſandte mir ſein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutſchen angebornen unartigen Zudringlichkeit. Ich legte es zur Seite bis auf künftige Tage, wo ich mit mir ſelbſt vollkommen abgeſchloſſen hätte. Seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt immer das Vortheilhafteſte: denn dieſer hat das Glückliche uns von Irrwegen wieder auf uns ſelbſt zurückzuführen.

Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinſtimmend mit einander, doch ließ ſich zuletzt eine gewiſſe Scheidung

nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.

Farbenversuche mit vegetabilischen Extracten dienten wiederholt die höchste Consequenz der Farbenlehre darzuthun.

Nun muß ich aber ein Zwischenspiel im Zusammenhange vortragen, worin mancherlei vorkommt das ich unter die Rubriken nicht zersplittern mochte. Bei herannahender guter Witterung gedachte ich nach Wunsch und Neigung die schönen Tage des vorigen Jahrs im Mutterlande abermals zu genießen. Freund Meyer wollte mich begleiten; Natur und Kunst sollten uns mit ihren Schatzen überfüllen. Vorarbeiten waren gemacht, Plane entworfen wie alles zu genießen und zu nutzen wäre; und so saßen wir wohlgepackt und eingerichtet in einem bequemen Wagen; aber die Hälfte des Erfurter Weges war noch nicht erreicht, als wir umgeworfen wurden, die Achse brach, der Freund sich an der Stirne beschadigte und wir umzukehren genöthigt wurden. Aus Unmuth und Aberglaube ward die vorgesetzte Reise vielleicht übereilt aufgegeben, und wir verfügten uns ohne langes Besinnen nach Tennstädt, wo ein Thuringer Schwefelwasser gute Wirkung versprach. Dort interessirte mich nach meiner Gewohnheit Localität und Geschichte: denn eigentlich bewegt sich die Thuringer Vorwelt viel an der Unstruth. Ich las daher die Thüringische Chronik, die an Ort und Stelle gar manches in deutlicher Localität erscheinen ließ. Die Lage der Stadt an ihrem Platz und in der Umgegend ward beachtet, und man konnte wohl begreifen, wie hier in der frühsten Zeit sich Wohnungen gesammelt hatten. Wir besuchten Herbsleben an der Unstruth, Kleinwallhausen und andere nahgelegene Orte, und

so fanden wir in der Ebene ausgetrocknete Seen, Tuffsteinbrüche und Konchylien des süßen Wassers in Menge. Fast bei allen Excursionen hatten wir die Rückseite des Ettersbergs vor Augen und konnten uns leicht nach Hause denken. Die Menge versammelte sich bei einem Vogelschießen, nicht weniger bei einem Brunnenfest, welches durch einen Kinderaufzug recht gemüthlich wurde.

Agamemnon übersetzt von Humboldt, war mir so eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte. Marcus Cornelius Fronto von Niebuhr suchte mich auf; unerwartet erschien Geheime Rath Wolf, die Unterhaltung war bedeutend und förderlich, und Meyer nahm daran eingreifenden künstlerischen Antheil. Zufällig jedoch verließen mich beide Freunde am 27. August, und so hatte ich Zeit genug meinen Geburtstag abermals in stiller Sammlung zu feiern, und den Werth der Kränze zu bedenken, womit ich mein Zimmer von der wohlwollenden Wirthin aufgeschmückt sah. Uebrigens war ich der mir an diesem Orte gegönnten Sammlung und Ruhe die ausführliche Darstellung des Rochusfestes schuldig geworden.

Ferner hab' ich zu rühmen, welchen vorzüglichen Genuß mir ein Hermstedtisches Concert und Privat-Exhibition gegeben, da, von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, ich diesem herrlichen Kunst- und Naturelement beinahe entfremdet worden.

Oeffentliche Ereignisse, die mich in diesem Jahr nah genug berührten, erwähn' ich mit freudiger und trauriger Erinnerung. Am 30. Januar ward der Falkenorden gestiftet und mir zugleich das Großkreuz ertheilt. Des Herzog Bernhard's Vermählung gab die schönsten Hoffnungen; dagegen

Herr! Hat die kurze Abweſenheit Ihr Herz ſo gegen mich zugeſchloſſen, daß Sie mich nicht würdigen, der Vertraute Ihres Schmerzes zu ſeyn, da ich ſo oft der Vertraute Ihres Entzückens geweſen bin?

Prinz. Ich verſtehe nicht was ſie ſagen — und doch iſt mir's, als wenn die Götter etwas großes über mich verhängten. Mein Gemüth iſt von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausſpruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte ſind zweydeutig, und was mich am meiſten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zuſtand ſelbſt den Göttern einflößen ſollten. Ich bath ſie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn dieſe ſtürmiſche Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieſes Tantaliſche Streben nach ewig flie-

verſetzte mich der Tod der Kaiſerin von Oeſterreich in einen Zuſtand, deſſen Nachgefühl mich niemals wieder verlaſſen hat. Der Staatsminiſter von Voigt, ein theurer vieljähriger Mitarbeiter und Beförderer meiner wohlgemeinten Unternehmungen, feierte ſein Dienſtjubiläum, das ich mit einem Gedicht und den treuſten Wünſchen begrüßt.

Von Beſuchen bemerk' ich folgende, ſammtlich Erinnerungen früher und frühſter Zeiten erweckend: von Melliſh, Dr. Hufeland, Mar Jacobi, von Laſſert, Dr. Chladni, Zelter und Wilken, Graf und Gräfin O'Donell, Hofrathin Keſtner aus Hannover.

Ein ſolcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünſtigt, als nach ausgeſprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Iſis erſchien und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren, und die nicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern vorausſah.

1817.

Dieſes Jahr ward ich auf mehr als Eine Weiſe zu einem langern Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich vorausſah und deßhalb an eigenen Manuſcripten, Zeichnungen, Apparaten und Sammlungen manches hinüber ſchaffte. Zuvörderſt wurden die ſammtlichen Anſtalten durchgeſehen, und als ich gar manches für Bildung und Umbildung der Pflanzen merkwürdiges vorfand, ein eigenes botaniſches Muſeum eingerichtet und darin ſowohl bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfange einer Zuſammenſtellung von Samereien, nicht weniger Beiſpiele deſſen was ſich auf Holzbildung bezog, angelegt

und in Verbindung gebracht, Monstrositäten aber von besonderer Wichtigkeit in einer großen Reihenfolge aufgestellt.

Die Versetzung des Hofmechanikus Körner von Weimar nach Jena brachte einen geschickt-gewandten, thätigen Mann den dortigen Anstalten in die Nähe. Ein noch in Weimar von demselben verfertigtes Passage-Instrument ward, wegen einiger an der Sternwarte zu besorgenden Baulichkeiten, zuerst in dem Schlosse aufgestellt.

Ferner die mannichfaltigen Gaben, welche Serenissimus von der Mailändischen Reise mitgebracht, wurden in die verschiedenen Fächer eingeordnet.

Die Ausgaben hatten sich gemehrt, der Etat mußte abermals capitelweise durchgearbeitet werden; ich schrieb einen umständlichen Aufsatz deßhalb und eine klare Uebersicht war sodann höchsten Ortes vorzulegen.

Allein es kam in dem letzten Viertel des Jahres eine mehrjährig besprochene und wegen großer Schwierigkeiten immer verschobene Angelegenheit wieder in Anregung. Unter allen theils auf Serenissimi Betrieb und Kosten allein, theils mit Zuziehung des Gothaischen Hofes, verbesserten oder gar neu gegründeten Anstalten konnte man leider die akademische Bibliothek noch nicht zählen; sie lag hoffnungslos im Argen, ohne daß man deßhalb jemand eigentlich die Schuld hätte geben können. Zu den vor drei hundert Jahren gestifteten Anfängen hatte sich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Büchersammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und sonstige Contracte, nicht weniger einzelne Bücher, auf mannichfaltige Weise gehäuft, daß sie klotzartig in dem ungünstigsten Locale bei der widerwärtigsten, großentheils zufälligen Einrichtung über und nebeneinander gelagert standen. Wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches

Geheimniß mehr des Bibliotheldieners als der höheren Angestellten. Die Räume langten nicht mehr zu, die Buderische Bibliothek stand verschlossen, kaum zugänglich; sie sollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetastet bleiben.

Aber nicht nur diese sonderbaren Verhältnisse sollten entwickelt und dieses Chaos geordnet werden, auch die im Schloß befindliche ehemals Büttnerische Bibliothek wollte man gleichfalls der Hauptmasse einverleibt sehen. Ueberschaute man die Sache im Ganzen, durchdrang man das Einzelne, so durfte man sich nicht laugnen, daß bei völlig neu zu schaffenden Localitäten, vielleicht wenig Bände in der alten Ordnung nebeneinander würden zu stehen kommen. Unter diesen Umständen war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geschäfts zu beschleunigen Anstand nahm. Endlich aber erhielt ich am 14. October durch gnädigstes Rescript den Auftrag, die Angelegenheit ungesäumt zu behandeln. Hier blieb also nichts übrig als die Sache nochmals durchzudenken, die Hindernisse für Null zu erklären, wie man ja bei jedem bedeutenden Unternehmen thun muß, besonders wenn es unter der Clausul non obstantibus quibuscunque muthig anzugreifen ist. Und so begann ich rasch und fuhr unaufhaltsam fort.

Die Feuchtigkeit des untern Saals hatte man jahrelang bejammert; kein Vorschlag aber war ins Werk gesetzt, noch weniger durchgeführt worden. Dieß war also zuerst ins Auge zu fassen. Die beschränkende Mauer nach dem Graben zu wurde, trotz einer lebhaften sogar intriguirenden Protestation, abgetragen, die vorliegende Erde weggeschafft, vor allen Dingen aber die Expeditionszimmer so eingerichtet, daß man darin gern arbeiten mochte. Indessen andere Baulichkeiten vorbereitet und accordirt wurden, verfloß das Jahr.

Für die Veterinärschule mußte nun vorzüglich gesorgt

werden. Die Einrichtung derſelben ging Schritt vor Schritt. Von wiſſenſchaftlicher Seite brachte ich mein Porteſeuille der vergleichenden Anatomie nach Jena, und ſtellte was von Zeichnungen am meiſten bedeutend gefunden wurde unter Glas und Rahmen.

Profeſſor Renner demonſtrirte mir verſchiedenes, beſonders bezüglich auf das lymphatiſche Syſtem. Eine verendete Phoca wird dem herumziehenden Thierwärter abgekauft und ſecirt, bedeutende Präparate werden verfertigt.

Spix Cephalogeneſis erſcheint: bei mannichfaltiger Benutzung derſelben ſtößt man auf unangenehme Hinderniſſe. Methode der allgemeinen Darſtellung, Nomenclatur der einzelnen Theile, beides iſt nicht zur Reife gediehen; auch ſieht man dem Text an, daß mehr Ueberliefertes als Eigengedachtes vorgetragen werde.

Herold von Marburg macht uns durch Anatomie der Raupen und Schmetterlinge ein angenehmes Geſchenk. Wie viel weiter in ſinniger Betrachtung organiſcher Naturweſen ſind wir nicht ſeit dem fleißigen und übergenauen Lyonet gekommen!

Ich bearbeite mit Neigung das zweite Heft der Morphologie und betrachte geſchichtlich den Einfluß der Kantiſchen Lehre auf meine Studien.

Geognoſie, Geologie, Mineralogie und Anachöriges war an der Tagesordnung. Ich überdachte die Lehre von den Gangen überhaupt, vergegenwärtigte mir Werner's und Charpentier's Ueberzeugungen. Die merkwürdigen Thonſchieferplatten aus dem Lahnthal ſtellt' ich als Tableau zuſammen. Muſter des Gerinnens der Felsmaſſen ſuchte ich überall auf, und glaubte vieles zu finden was für die porphyrartige Entſtehung ſo mancher Breccien zeugte. Eine von Sereniſſimo angeſchaffte Suite von Chamouni ward im Muſeum folgemäßig

aufgeſtellt, nicht weniger manche Schweizer Gebirgsarten, Modelle und Panoramen jedes nach ſeiner Weiſe aufbewahrt, benutzt und zur Evidenz gebracht.

Die Umgegenden Badens erregten durch Gimbernat's Unterſuchung und Behandlung ein wachſendes Intereſſe, und ſeine geologiſche Charte jener Gegend, von hoher Hand mitgetheilt, war dem augenblicklichen Bedürfniß unſerer Studien überaus willkommen. Brocchi's Thal von Faſſa forderte uns auf, die Wackenbildung nach ihm und andern zu ſtudiren.

Herr Kammerherr von Preen hatte auf einer Reiſe dorthin auch für mich die ſchönſten Exemplare beſorgt.

Mawe's Aufſatz über Braſilien und die dortigen Edelſteine gab uns von dieſer Seite eine nähere Kenntniß jener Länder. Ich aber trat in ein unmittelbares Verhältniß zu ihm, und erhielt durch ſeine Vorſorge eine ſchöne Sammlung Engliſcher Zinnſtufen, wie immer unmittelbar vom Urgebirg gewonnen, und zwar dießmal im Chloritgeſtein.

Geheimeraths von Leonhard große Tabellen-Werke, in Geſellſchaft mit andern Naturforſchern herausgegeben, erleichterten die Anordnung meines Privatcabinets.

Nicht geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie jedoch verdankte ich der Europäiſchen Gebirgscharte Sorriot's. So ward mir, zum Beiſpiel, Spaniens, für einen Feldherrn ſo chicanöſer, den Guerillas ſo günſtiger Grund und Boden auf einmal deutlich. Ich zeichnete ſeine Hauptwaſſerſcheide auf meine Charte von Spanien, und ſo ward mir jede Reiſeroute, ſo wie jeder Feldzug, jedes regelmäßige und unregelmäßige Beginnen der Art klar und begreiflich; und wer gedachte koloſſale Charte ſeinen geognoſtiſchen, geologiſchen, geographiſchen und topographiſchen Studien mit Sinn zu Grunde legt, wird ſich dadurch aufs höchſte gefördert ſehen.

Die Chromatik beschäftigte mich im Stillen unausgesetzt; ich suchte mir den Zustand derselben in England, Frankreich, Deutschland zu vergegenwärtigen, ich studirte vier Englische Schriftsteller, welche sich in diesem Fache hervorgethan, suchte mir ihre Leistungen und Sinnesweisen deutlich zu machen; es waren Bancroft, Sowerby, Dr. Reade und Brewster. Einerseits bemerkte ich mit Vergnügen daß sie, durch reine Betrachtung der Phänomene, sich dem Naturwege genähert, ja ihn sogar manchmal berührt hatten; aber mit Bedauern wurde ich bald gewahr, daß sie sich von dem alten Irrthum, die Farbe sey im Licht enthalten, nicht völlig befreien konnten, daß sie sich der herkömmlichen Terminologie bedienten und deßhalb in die größte Verwickelung geriethen. Auch schien besonders Brewster zu glauben, durch eine unendliche Ausführlichkeit der Versuche werde die Sache gefördert, da vielmehr mannichfaltige und genaue Experimente nur Vorarbeiten der wahren Naturfreunde sind, um ein reines, von allen Nebendingen befreites Resultat zuletzt aussprechen zu können.

Das Widerwärtigste aber, was mir jemals vor Augen gekommen, war Biot's Capitel über die entoptischen Farben, dort Polarisation des Lichts genannt. So hatte man denn, nach falscher Analogie eines Magnetstabs, das Licht auch in zwei Pole verzerrt und also, nicht weniger wie vorher, die Farben aus einer Differenzirung des Unveränderlichsten und Unantastbarsten erklären wollen.

Um nun aber einen falschen Satz mit Beweisen zu verdecken, ward hier abermals die sämmtliche mathematische Rüstkammer in Bewegung gesetzt, so daß die Natur ganz und gar vor dem äußern und innern Sinne verschwand. Ich mußte das ganze Ereigniß als einen pathologischen Fall ansehen, als

wenn ein organischer Körper einen Splitter finge und ein ungeschickter Chirurg, anstatt diesen zu augenblicklicher Heilung herauszuziehen, die größte Sorgfalt auf die Geschwulst verwendete, um solche zu mildern und zu vertheilen, indessen das Geschwür innerlich bis zur Unheilbarkeit fortarbeitete.

Und so war es mir denn auch ganz schrecklich, als ein akademischer Lehrer, nach Anleitung eines Programms des Hofrath Meyer in Göttingen, mit unglaublicher Ruhe und Sicherheit, vor hohen und einsichtigen Personen, den unstatthaftesten Apparat auskramte; da man denn nach Schauen und Wiederschauen, nach Blinzen und Wiederblinzen, weder wußte was man gesehen hatte noch was man sehen sollte. Ich war indessen bei den ersten Anstalten auf und davon gegangen und hörte den Verlauf dieser Demonstration, als vorausgesehen, bei meiner Rückkunft ohne Verwunderung. Auch erfuhr man bei dieser Gelegenheit, unter Vorweisung einiger Billardkugeln, daß die runden Lichttheilchen, wenn sie mit den Polen aufs Glas treffen, durch und durch gehen, wie sie aber mit dem Aequator ankommen, mit Protest zurückgeschickt werden.

Indessen vermannichfaltigte ich die entoptischen Versuche ins Granzenlose, da ich denn zuletzt den einfachen atmosphärischen Ursprung entdecken mußte. Zu völliger Ueberzeugung bestätigte sich der Hauptbegriff am 17. Juni bei ganz klarem Himmel, und ich machte nun Anstalt die vielen Einzelnheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen, und den Kern Natur- und Kunstfreunden mündlich und schriftlich mitzutheilen. Dabei entdeckte sich daß ein dem Maler günstiges oder ungünstiges Licht von dem directen oder obliquen Widerschein herrühre. Professor Rour hatte die Gefälligkeit mir genaue Nachbildungen der entoptischen Farbenbilder zu liefern. Beide Seiten, die helle sowohl als die dunkle, sah man nun in gesteigerter

Folge neben einander, jeder Beſchauende rief aus, daß er die Chladniſchen Figuren gefärbt vor ſich ſehe.

Der Aufſatz Leonardo da Vinci's über die Urſache der blauen Farbenerſcheinung an fernen Bergen und Gegenſtanden, machte mir wiederholt große Freude. Er hatte als ein die Natur unmittelbar anſchauend auffaſſender an der Erſcheinung ſelbſt denkender ſie durchdringender Künſtler ohne weiters das Rechte getroffen. Nicht weniger kam die Theilnahme einzelner aufmerkender und denkender Männer. Staatsrath Schultz in Berlin überſandte mir den zweiten Aufſatz über phyſiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe ins Leben geführt ſah. Eben ſo erbaute mich Profeſſor Hegel's Zuſtimmung. Seit Schiller's Ableben hatte ich mich von aller Philoſophie im Stillen entfernt, und ſuchte nur die mir eingeborne Methodik, indem ich ſie gegen Natur, Kunſt und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Werth mußte deßhalb für mich haben, zu ſehen und zu bedenken, wie ein Philoſoph von dem was ich meinerſeits nach meiner Weiſe vorgelegt, nach ſeiner Art Kenntniß nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt das geheimnißvoll klare Licht, als die höchſte Energie, ewig, einzig und untheilbar zu betrachten.

Fur die bildende Kunſt naherten ſich dieſes Jahr große Aufſchlüſſe. Von Elgin's Marmoren vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde etwas dem Phidias Angehörtes mit Augen zu ſehen, ward ſo lebhaft und heftig, daß ich an einem ſchönen ſonnigen Morgen, ohne Abſicht aus dem Hauſe fahrend, von meiner Leidenſchaft überraſcht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreiſe nach Rudolſtadt lenkte, und mich dort, an den erſtaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo, fur lange Zeit herſtellte. Nahere Kenntniß der Aeginetiſchen

Marmore ward mir gleichfalls durch Zeichnungen des in Rom mit der Reſtauration Beauftragten; und zu einem der herzlichſten Erzeugniſſe neuerer Kunſt wendete ich mich durch eine gleiche Veranlaſſung.

Boſſi's Werk über das Abendmahl von Leonardo da Vinci naher zu betrachten befähigten mich die Durchzeichnungen, welche unſer Fürſt aus Mailand mitgebracht hatte; Studium und Vergleichung derſelben beſchäftigten mich lange, und ſonſt war noch manches uns zur Betrachtung angenähert. Die architektoniſchen Ueberreſte von Eleuſis, in Geſellſchaft unſeres Oberbaudirectors Coudray betrachtet, ließen in eine unvergleichliche Zeit hinüber ſehen. Schinkel's große bewundernswürdige Federzeichnungen, die neuſten Münchner Steindrucke, Thierfabeln von Menken, eine Kupferſtichſammlung aus einer Leipziger Auction, ein ſchätzenswerthes Oelbildchen von Rochlitz verehrt, hielten meine Betrachtung von vielen Seiten feſt. Zuletzt fand ich Gelegenheit eine bedeutende Sammlung Majolika anzuſchaffen, welche ihrem Verdienſt nach unter neueren Kunſtwerken ſich allerdings zeigen durften.

Von eignen Arbeiten ſag' ich folgendes. Um des Divans willen ſetzte ich meine Studien Orientaliſcher Eigenheiten immer fort, und wendete viele Zeit darauf; da aber die Handſchrift im Orient von ſo großer Bedeutung iſt, ſo wird man es kaum ſeltſam finden, daß ich mich, ohne ſonderliches Sprachſtudium, doch dem Schönſchreiben mit Eifer widmete, und zu Scherz und Ernſt Orientaliſche mir vorliegende Manuſcripte ſo nett als möglich, ja mit mancherlei herkömmlichen Zierrathen nachzubilden ſuchte. Dem aufmerkſamen Leſer wird die Einwirkung dieſer geiſtig techniſchen Bemühungen bei naherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehen.

Die dritte Lieferung meiner Werke, neunter bis zwölfter Band, erscheint zu Oſtern; das zweite Rhein- und Mainheft wird abgeſchloſſen, das dritte angefangen und vollbracht. Die Reiſe nach Neapel und Sicilien wird gedruckt, die Biographie überhaupt wieder vorgenommen. Ich verzeichne „die Meteore des literariſchen Himmels“ und beſchäftige mich „die Urtheilsworte Franzöſiſcher Kritiker“ aus der von Grimmiſchen Correſpondenz auszuziehen; einen Aufſatz über die Hohlmünzen, Regenbogen-Schüſſelchen genannt, theil' ich den Freunden ſolcher Curioſitäten mit. Die berühmte Heilsberger Inſchrift laſſe ich mit einer von Hammer'ſchen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück macht.

Von Poetiſchem wüßt' ich nichts vorzuzeigen als die Orphiſchen Worte in fünf Stanzen, und einen Iriſchen Todtengeſang aus Glenarvon überſetzt.

Zur Naturkenntniß erwähne ich hier ein bedeutendes Nordlicht im Februar.

Uebereinſtimmung des Stoffs mit der Form der Pflanzen belebte die Unterhaltung zwiſchen mir und Hofr. Voigt, deſſen Naturgeſchichte, als dem Studium höchſt förderlich, dankbar anzunehmen war. An die Verſtaubung der Berberisblume und der dorthin deutenden gelben Auswüchſe alterer Zweigblätter wendete ich manche Betrachtung. Durch die Gefälligkeit Hofrath Döbereiner's konnte ich mich der ſtöchiometriſchen Lehre im Allgemeinen fernerweit annähern. Zufällig macht' ich mir ein Geſchäft, eine alte Ausgabe des Thomas Campanella de sensu rerum von Druckfehlern zu reinigen: eine Folge des höchſt aufmerkſamen Leſens, das ich dieſem wichtigen Denkmal ſeiner Zeit von neuem zuwendete. Graf Buquoy erfreute auch ſeine abweſenden Freunde durch fernere gedruckte Mittheilungen, in welchen ſeine geiſtreiche

hendem Genuß endlich erſättiget werden würde? wann ich für meine Mühſeligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und dieſe holde Traurigkeit mit einem beſtätigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben ſie mir für eine Antwort! Ich mag ſie meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm und lies. Er gibt ihm eine Rolle.

Merkulo lieſt:

Wird nicht ein kindiſches Spiel
vom ernſten Spiele vertrieben,
Wird dir lieb nicht und werth,
was du beſitzend nicht haſt;
Gibſt entſchloſſen dafür, was du
nicht habend beſitzeſt;
Schwebt in ewigem Traum, Armer,
dein Leben dahin.

Ein witziges Orakel! ein amitheriſches Orakel!

Thätigkeit uns um so mehr ansprach, als sie uns die persönliche Unterhaltung desselben wieder vergegenwärtigte.

Da aus näherer Betrachtung der Howardischen Wolkenformen hervorzugehen schien, daß ihre verschiedenen Formen verschiedenen atmosphärischen Höhen eigneten, so wurden sie versuchsweise auf jene frühere Höhentafel sorgfältig eingetragen, und so die wechselseitigen Bezuge im allgemeinen versinnlicht und dadurch einer Prüfung angenähert.

Hier schließt sich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Uebersetzung des Indischen Mega Dhuta freundlichst an. Man hatte sich mit Wolken und Wolkenformen so lange getragen, und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfaltig veränderten Gestalten mit desto sicherer Anschauung im Geiste folgen.

Englische Poesie und Literatur trat vor allen andern dieses Jahr besonders in den Vordergrund; Lord Byron's Gedichte, je mehr man sich mit den Eigenheiten dieses außerordentlichen Geistes bekannt machte, gewannen immer größere Theilnahme, so daß Männer und Frauen, Magdlein und Jungesellen fast aller Deutschheit und Nationalität zu vergessen schienen. Bei erleichterter Gelegenheit seine Werke zu finden und zu besitzen, ward es auch mir zur Gewohnheit mich mit ihm zu beschäftigen. Er war mir ein theurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen seines Lebens.

Der Roman Glenarvon sollte uns über manches Liebesabenteuer desselben Aufschlüsse geben; allein das voluminose Werk war an Interesse seiner Masse nicht gleich, es wiederholte sich in Situationen, besonders in unerträglichen; man mußte ihm einen gewissen Werth zugestehen, den man aber mit mehr Freude bekannt hatte, wenn er uns in zwei maßigen Bänden wäre dargereicht worden.

Von Peter Pindar wünscht' ich mir, nachdem ich seinen Namen so lange nennen gehört, endlich auch einen deutlichen Begriff; ich gelangte dazu, erinnere mich dessen aber nur, daß er mir wie ein der Carricatur sich zuneigendes Talent vorkam. John Hunter's Leben erschien höchst wichtig, als Denkmal eines herrlichen Geistes, der sich bei geringer Schulbildung an der Natur edel und kräftig entwickelte. Das Leben Franklin's sprach im Allgemeinen denselben Sinn aus, im Besondern himmelweit von jenem verschieden. Von fernen, bisher unzugänglichen Gegenden belehrte uns Elphinstone's Kabul; das bekanntere dagegen verdeutlichte Raffles Geschichte von Java ganz ungemein. Zugleich traf das Prachtwerk indischer Jagden, besorgt von Howett, bei uns an, und half durch treffliche Bilder einer Einbildungskraft nach, die sich, ohne gerade diesen Punkt der Wirklichkeit zu treffen, ins Unbestimmte würde verloren haben. Auf Nordamerica bezüglich ward uns Vielfaches zu Theil.

Von Büchern und sonstigen Druckschriften und deren Einwirkung bemerke folgendes: Hermann über die älteste Griechische Mythologie interessirte die Weimarischen Sprachfreunde auf einen hohen Grad. In einem verwandten Sinne Raynouard Grammatik der Romanischen Sprache. Manuscrit venu de St. Helène beschäftigte alle Welt. Aechtheit oder Unächtheit, halbe oder ganze Ursprünglichkeit wurde durchgesprochen und durchgefochten. Daß man dem Heroen gar manches abgehorcht hatte, blieb offenbar und unzweifelhaft. Deutschlands Urgeschichte von Barth griff in unsere Studien der Zeit nicht ein; dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Straßburg eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Es ist ein entschieden anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut sich nicht klares Bewußtseyn zu geben,

wenn sich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder bespiegelt: denn zu nur im Besondern erkennt man, daß man Verwandte hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her. Ich beschäftigte mich viel mit gedachtem Stück und sprach mein Behagen daran aufrichtig und umständlich aus.

Von Ereignissen bemerke Weniges aber für mich und andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd war ich niemals nach Paulinzelle gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich so viel davon hören, die einheimische und reisende junge Welt rühmte mir den großartigen Anblick daß ich mich entschloß meinen dießjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feierte, einsam dort zuzubringen. Ein sehr schöner Tag begünstigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundschaft ein unerwartetes Fest. Oberforstmeister von Fritsch hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gastmahl veranstaltet, wobei wir jenes von der Schwarzburg-Rudolstadtischen Regierung aufgeräumte alte Bauwerk mit heiterer Muße beschauen konnten. Seine Entstehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Halbcirkelbogen stattfand. Die Reformation versetzte solches in die Wüste worin es entstanden war; das geistliche Ziel war verschwunden, aber es blieb ein Mittelpunkt weltlicher Gerechtsame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerstört ward es nie, aber zu ökonomischen Zwecken theils abgetragen, theils entstellt; wie man denn auf dem Brauhause noch von den uralten Kolossalziegeln, einige hart gebrannt

und glasirt, wahrnehmen kann; ja ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Angebauden noch einiges von dem uralten Gebalke der flachen Decke und sonstiger ursprünglichen Contignation entdecken würde.

Aus der Ferne kam uns Nachricht von Zerstörung und Wiederherstellung. Das Berliner Schauspielhaus war niedergebrannt; ein neues ward in Leipzig errichtet. Ein Symbol der Souverainetat ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog vom Thron den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal belieh, wobei wir sammtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Rangesgebühr erschienen, und also auch unsrerseits die Oberherrschaft des Fürsten anerkannten, indessen im Lauf desselben Jahrs eine allgemeine Feier Deutscher Studirender am 18. Juni zu Jena und noch bedeutender den 18. October auf der Wartburg eine ahnungsvolle Gegenwirkung verkündigten.

Das Reformations-Jubiläum verschwand vor diesen frischen jungeren Bemühungen. Vor drei hundert Jahren hatten tuchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet und man mochte sich ganz anderes von den neuesten öffentlich geheimen Bestrebungen erwarten.

Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollte mich auch dieses Jahr öfter beglücken. Die Frau Erbprinzessin von Hessen wußte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben mich ihrer fortdauernden Gnade persönlich zu versichern. Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch dießmal wie immer belebend und anregend bei mir ein. Eine ganz eigene Einwirkung jedoch auf längere Zeit empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig studirender junger Griechen. Der Wunsch, sich besonders Deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft,

so wie das Verlangen allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben, nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden.

Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.

Es ist derselbe, welcher zu jener Zeit meine Iphigenie ins Neugriechische übersetzte, und wunderbar genug, wenn man das Stück in dieser Sprache und in dieser Beziehung betrachtet, so drückt es ganz eigentlich die sehnsüchtigen Gefühle eines reisenden, oder verbannten Griechen aus: denn die allgemeine Sehnsucht nach dem Vaterlande ist hier unter der Sehnsucht nach Griechenland, als dem einzig menschlich gebildeten Lande, ganz specifisch ausgedrückt.

Eine neue angenehme Bekanntschaft machte ich an einem Fellenbergischen Gehülfen Namens Lippe, dessen klare Ruhe, Entschiedenheit seiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirkungen mir höchst schätzbar entgegen traten, und mich zugleich in der guten Meinung so für ihn wie für das Institut dem er sich gewidmet hatte bestärkten. Gar mannichfaltig war ein erwünschtes Wiedersehen. Wilhelm von Schütz von Ziebingen erneuerte frühere Unterhaltungen in Ernst und Tiefe. Mit diesem Freunde erging es mir indessen

ſehr wunderlich: bei dem Anfange jedes Geſpräches trafen wir in allen Prämiſſen völlig zuſammen; in fortwährender Unterhaltung jedoch kamen wir immer weiter auseinander, ſo daß zuletzt an keine Verſtändigung mehr zu denken war. Gewöhnlich ereignete ſich dieß auch bei der Correſpondenz und verurſachte mir manche Pein, bis ich mir dieſen ſelten vorkommenden Widerſpruch endlich aufzulöſen das Glück hatte. Doch auch das Umgekehrte ſollte mir begegnen, damit es ja an keiner Erfahrung fehle. Hofrath Hirt, mit welchem ich mich, was die Grundſätze betraf, niemals hatte vereinigen können, erfreute mich durch einen mehrtägigen Beſuch, bei welchem, ſo im ganzen Verlauf als im Einzelnen, auch nicht die geringſte Differenz vorkam. Betrachtete ich nun das angedeutete Verhältniß zu beiden Freunden genau, ſo entſprang es daher, daß von Schütz aus dem Allgemeinen, das mir gemäß war, ins Allgemeinere ging, wohin ich ihm nicht folgen konnte, Hirt dagegen das beiderſeitige Allgemeine auf ſich beruhen ließ, und ſich an das Einzelne hielt, worin er Herr und Meiſter war, wo man ſeine Gedanken gern vernahm und ihm mit Ueberzeugung zuſtimmte.

Der Beſuch von Berliner Freunden, Staatsrath Hufeland und Langermann, Varnhagen von Enſe blieb mir, wie die Frommen ſich auszudrücken gewohnt ſind, nicht ohne Segen: denn was kann ſegenreicher ſeyn als wohlwollende einſtimmende Zeitgenoſſen zu ſehen, die auf dem Wege ſich und andere zu bilden unaufhaltſam fortſchreiten?

Ein junger Batſch, an ſeinen Vater durch freundliches thätiges Benehmen, ſo wie durch übereinſtimmende geſellig geiſtreiche Geſtalt erinnernd, kehrte von Cairo zurück, wohin er in Geſchäften Europäiſcher Kaufleute gegangen war. Er hatte zwar treue aber keineswegs kunſtgemäße Zeichnungen

von dortigen Gegenden mitgebracht, so auch kleine Alterthümer Aegyptischer und Griechischer Abkunft. Er schien mit lebendiger Thätigkeit dasjenige im praktischen Handel wirken zu wollen, was sein Vater theoretisch in der Naturwissenschaft geleistet hatte.

1818.

Der Divan war auch den Winter über mit so viel Neigung, Liebe, Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck desselben im Monat März anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immerfort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte: denn freilich mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publikum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen seyen, kam dem Unternehmen nicht zu gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt das Deutsche Publicum erst stutzen zu sehen, eh es empfing und genoß.

Vor allen Dingen schien sodann nothwendig die Charaktere der sieben Persischen Hauptdichter und ihre Leistungen mir und andern klar zu machen. Dieß ward nur möglich, indem ich mich der von Hammerischen bedeutenden Arbeit mit Ernst und Treue zu bedienen trachtete. Alles ward herangezogen, Anquetil's Religionsgebräuche der alten Parsen, Bidpai's Fabeln, Freytag's Arabische Gedichte, Michaelis Arabische Grammatik, alles mußte dienen mich dort einheimischer zu machen.

Indessen hatten die von unserm Fürsten aus Mailand mitgebrachten Seltenheiten, wovon sich der größere Theil auf Leonardo's Abendmahl bezog, im höchsten Grad meine Aufmerksamkeit erregt. Nach eifrigem Studium der Arbeit Bossi's über diesen Gegenstand, nach Vergleichung der vorliegenden Durchzeichnungen, nach Betrachtung vieler andern gleichzeitigen Kunstleistungen und Vorkommnisse, ward endlich die Abhandlung geschrieben wie sie im Druck vorliegt, und zugleich ins Französische übersetzt, um den Mailänder Freunden verständlich zu seyn. Zu gleicher Zeit ward uns von dorther ein ähnlicher Widerstreit des Antiken und Modernen, wie er sich auch in Deutschland rührt und regt, gemeldet; man mußte von dorther auch über Classisches und Romantisches polemische Nachrichten vernehmen.

Zwischen allem diesem, bei irgend einer Pause, nach dem Griechischen hingezogen, verfolgte ich einen alten Lieblingsgedanken, daß Myron's Kuh auf den Münzen Dyrrachiums dem Hauptsinne nach aufbehalten sey: denn was kann erwünschter seyn als entschiedenes Andenken des Höchsten aus einer Zeit, die nicht wieder kommt? Eben dieser Sinn ließ mich auch Philostrat's Gemälde wieder aufnehmen, mit dem Vorsatz das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben. Womit ich mich sonst noch beschäftigt, zeigt Kunst und Alterthum viertes Stück.

Ein wundersamer Zustand bei hehrem Mondenschein brachte mir das Lied Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte. Aufgefordert, und deßhalb in seiner Entstehung klarer, aber doch eben so wenig in der Ausführung berechenbar, erschien mir zu Ende des Jahrs ein Gedicht, in

kurzer Zeit verlangt, erfunden, eingeleitet und vollbracht. Zu Verehrung Ihro Majestät der Kaiserin Mutter sollte ein Maskenzug die vieljährigen poetischen Leistungen des Weimarischen Musenkreises, in einzelnen Gruppen gestalten und diese einen Augenblick in höchster Gegenwart verweilend, durch schickliche Gedichte sich selbst erklären. Er ward am 18. December aufgeführt, und hatte sich einer günstigen Aufnahme und dauernden Erinnerns zu erfreuen.

Kurz vorher war der siebzehnte und achtzehnte Band meiner Werke bei mir angelangt. Mein Aufenthalt in Jena war dießmal auf mehr als Eine Weise fruchtbar. Ich hatte mich im Erker der Tanne [illegible]nsdorf einquartiert und genoß mit Bequemlichkeit, bei fr[illegible]nd schöner Aus- und Umsicht, besonders der charakteristischen Wolkenerscheinungen. Ich beachtete sie, nach Howard, in Bezug auf den Barometer, und gewann mancherlei Einsicht.

Zugleich war das entoptische Farbencapitel an der Tagesordnung. Brewster's Versuche, dem Glase durch Druck, wie sonst durch Hitze, dieselbe Eigenschaft des regelmäßigen Farbenzeigens bei Spiegelung zu ertheilen, gelangen gar wohl, und ich meinerseits, überzeugt vom Zusammenwirken des Technisch-Mechanischen mit dem Dynamisch-Ideellen, ließ die Seebeckischen Kreuze auf Damastart sticken, und konnte sie nun nach beliebigem Scheinwechsel hell oder dunkel auf derselben Fläche sehen. Dr. Seebeck besuchte mich den 16. Juni, und seine Gegenwart förderte in diesem Augenblick wie immer zur gelegenen Zeit.

In Carlsbad sah ich voll Bedauern ein wohlgearbeitetes messingenes Rohr mit Gradbogen, wodurch die Polarisation des Lichtes erwiesen werden sollte. Es war in Paris gefertigt, man sah aber hier in der Beschränkung nur theilweise, was

wir schon längst ganz und völlig in freier Luft darzustellen verstanden. Desto angenehmer war mir ein Apparat zu gleichem Zwecke, verehrt zu meinem Geburtstage, von Professor Schweigger, welcher alles leistet was man in diesem Capitel verlangen kann.

Zur Geognosie waren uns auch die schönsten Beiträge gekommen, mit bedeutenden Exemplaren aus Italien. Brocchi's Werk über Italiänische Fossilien, Sömmering's fossile Eidechsen und Fledermäuse. Von da erhuben wir uns wieder in ältere Regionen, betrachteten Werner's Gangtheorie und Freiesleben's Sächsische Zinnformation. Eine angekündigte Mineraliensammlung aus Norden kommt an, Versteinerungen von der Insel Rügen durch Rosegarten, Mineralien aus Sicilien und der Insel Elba durch Odeleben. Die Lage des Cölestins bei Dornburg wird erforscht. Durch besondere Gelegenheit kommt die Geognosie der Vereinigten Staaten uns näher. Was für Vortheil daher entspringt, wird auf freundliche und solide Weise erwiedert.

In Böhmen war sogleich die allgemeine Geognosie um desto ernster gefördert, als ein junger weitschreitender Bergfreund, Namens Reupel, auf kurze Zeit mit uns zusammentraf, und eine Charte des Königreichs mir zu illuminiren die Gefälligkeit hatte, des Vorsatzes in einer eigenen Schrift dieses Bestreben weiter zu führen und öffentlich bekannt zu machen. Man besuchte Haidinger's Porcellanfabrik in Ellbogen, wo man außer dem Material des reinen verwitterten Feldspathes auch das ausgebreitete Brennmaterial der Braunkohlen kennen lernte, und von dem Fundort der Zwillingskrystalle zugleich unterrichtet wurde. Wir besuchten Bergmeister Beschorner in Schlackenwalde, erfreuten uns an dessen instructiver Mineraliensammlung, und erlangten zugleich am

Er lieſt weiter:

Was du thöricht geraubt, gib du dem Eigener wieder;
Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erborgſt.
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Fürchte Tantals Geſchick hier und über dem Fluß.

Prinz. Warum mußt' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, oder der Götter Zorn auf mich laden muß!

Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederhohlen, Anmerkungen machen ꝛc. bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.

Merkulo. Bey dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie Sich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens

Tage eine Art von Ueberſicht der Localität des Stockwerks. Im Granit einbrechende, oder vielmehr im Granit enthaltene, und ſich durch Verwitterung daraus ablöſende Theile, wie z. B. Glimmerkugeln, wurden bemerkt und aufgehoben. So wurden mir auch ſehr belehrende kryſtallographiſche Unterhaltungen mit Profeſſor Weiß. Er hatte einige kryſtalliſirte Diamante bei ſich, deren Entwicklungsfolge er nach ſeiner höheren Einſicht mich gewahr werden ließ. Eine kleine Müllerſche Sammlung, beſonders inſtructiv, ward zurecht gelegt; Roſenquarz von Königswart gelangte zu mir, ſo wie ich einige Böhmiſche Chryſolithe gelegentlich anſchaffte.

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hauſe Mineralien von Coblenz und ſonſtiges Belehrendes dieſer Art. Auf die Akademie Jena war die Aufmerkſamkeit der höchſten Herren Erhalter ganz beſonders gerichtet; ſie ſollte aufs neue ausgeſtattet und beſetzt werden. Man unternahm die älteren Statuten der neuen Zeit gemäß einzurichten, und auch ich, inſofern die unmittelbaren Anſtalten mit der Akademie ſich berührten, hatte das Meinige durch dienſame Vorſchläge beigetragen. Das Bibliotheksgeſchäft jedoch heiſchte ſeit Anfang des Jahres fortgeſetzte und erweiterte Thätigkeit. Das Local wurde in genaue Betrachtung gezogen, und hauptſächlich was an Räumlichkeiten, ohne großen Aufwand zu gewinnen ſey, artiſtiſch und handwerksmäßig überlegt, auch in wiefern dem gemäß die Arbeit ſelbſt begonnen und fortgeſetzt werden könne, wohl überdacht. Die Vorſchläge zu ſicherem Gang der Angelegenheit werden durch die höchſten Höfe gebilligt und entſchieden, und Accorde mit den Handwerkern ſogleich geſchloſſen. Die Hauptſache blieb immer die Trockenlegung des untern großen Saals. Wie man von außen gegen Graben und Garten zu Luft gemacht hatte, ſo geſchah es nun auch von innen durch Vertiefung

des Hofes. Alles andere was zur Sicherheit und Trocknis des Gebaudes dienen konnte, ward berathen und ausgefuhrt, daher die äußere Verappung sogleich vorgenommen. Nachdem auch im Innern gewisse Hinderniſſe mit Lebhaftigkeit beseitigt waren, ward nunmehr die Schloßbibliothek translocirt, welches mit besonderer Sorgfalt und Vorsicht geschah, indem man sie in der bisherigen Ordnung wieder aufstellte, um bis zur neuen Anordnung auch die Benutzung derselben nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt ist hier zu Ehren der Angestellten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek nach wie vor, ja noch viel starker und lebhafter, benutzt werden konnte.

Hier finde ich nun eine Schuld abzutragen, indem ich die Manner nenne, welche mir in diesem höchst verwickelten und verworrenen Geschaft treulich und jeder Anordnung gemaß mitwirkend sich erwiesen haben. Professor Guldenapfel, bisheriger Jenaischer Bibliothekar, hatte unter dem vorigen Zustand so viel gelitten, daß er zu einer Veranderung desselben freudig die Hand bot, und eine gewisse hypochondrische Sorgfalt auch auf die neue Anordnung mit Rathlichkeit hinwendete. Rath Vulpius, Bibliothekar in Weimar, hatte bisher der im Schloß verwahrten Büttnerischen Bibliothek vorgestanden, und versagte zu der Translocation derselben seine Dienste nicht, wie er denn auch manche neue nöthig werdende Verzeichnisse mit großer Fertigkeit zu liefern wußte. Dr. Weller, ein junger kraftiger Mann, übernahm die Obsorge über die oft mißlichen Baulichkeiten, indem sowohl die Benutzung der Localitaten zu neuen Zwecken als auch der Wiedergebrauch von Repositorien und andern Holzarbeiten eine sowohl gewandte als fortdauernde Aufsicht und Anleitung erforderten. Der Kanzlist Compter, der bisherige Custos der Schloßbibliothek

Farber thaten jeder an seiner Stelle und auf seine Weise das Mögliche, so daß ich in diesem Falle die Liebe zur Sache und die Anhänglichkeit an mich sämmtlicher Angestellten nicht genugsam zu rühmen wüßte.

Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verkauf der Gruner'schen so höchst bedeutenden Bibliothek angekündigt, und sogar der Antrag gethan solche im Ganzen anzukaufen und die Dubletten in der Folge wieder zu veräußern. Ich, als ein abgesagter Feind solcher Operationen, bei denen nichts zu gewinnen ist, ließ den Gruner'schen Katalog mit den Katalogen sämmtlicher Bibliotheken vergleichen und durch Buchstaben andeuten, was und wo es schon besessen werde. Durch diese mühselige und in der Zwischenzeit oft getadelte Sorgfalt erschien zuletzt, wie viel Vorzügliches die öffentlichen Anstalten schon besaßen; über das andere was noch zu acquiriren wäre, ward die medicinische Facultät gefragt, und wir gelangten dadurch mit mäßigem Aufwand zu dem Inhalt der ganzen Gruner'schen Bibliothek. Schon aber konnte sich diese neue nun eben erst Bestand gewinnende, in Gefolg ihres akademischen Rufes, einer auswärtigen Aufmerksamkeit erfreuen, indem mit freundlicher Anmerkung der Herzog von Egerton die von ihm herausgegebenen Werke sämmtlich einsendete. Im November erstattete die Behörde einen Hauptbericht, welcher sich höchsten Beifalls um so mehr getrösten sollte, als der umsichtige Fürst persönlich von dem ganzen Geschäftsgange Schritt vor Schritt Kenntniß genommen hatte.

Die Oberaufsicht über die sämmtlichen unmittelbaren Anstalten hatte sich im Innern noch einer besondern Pflicht zu entledigen. Die Thatigkeit in einzelnen wissenschaftlichen Fachern hatte sich dergestalt vermehrt, die Forderungen waren auf einen solchen Grad gewachsen, daß der bisherige Etat nicht

mehr hinreichte. Dieß konnte zwar im Ganzen bei guter Wirthschaft einigermaßen ausgeglichen werden: allein das Unsichere war zu beseitigen, ja es mußten, mehrerer Klarheit wegen, neue Rechnungscapitel und eine neue Etatsordnung eingeführt werden. In diesem Augenblick war der bisherige Rechnungsführer, als Rentbeamter, von Herzoglicher Kammer an eine andere Stelle befördert, und die beschwerliche Arbeit, die alte Rechnung abzuschließen, die Gewahrschaft los zu werden und einen neuen Etat nebst Rechnungsformular aufzustellen, blieb mir dem Vorgesetzten, der wegen Eigenheit der Lage sich kaum der Mitwirkung eines Kunstverständigen bedienen konnte.

Auch in dieses Jahr fallt ein Unternehmen, dessen man sich vielleicht nicht hatte unterziehen sollen: das Abtragen des Löberthors. Als nämlich das, heiter auch von außen hergestellte Bibliotheksgebaude den Wunsch hervorrief, gleicherweise die nächste bisher vernachlässigte Umgebung gereinigt und erheitert zu sehen, so that man den Vorschlag, sowohl das äußere als innere Löberthor abzutragen, zu gleicher Zeit die Graben auszufüllen und dadurch einen Marktplatz für Holz- und Fruchtwagen, nicht weniger eine Verbindung der Stadt in Feuersgefahr mit den Teichen zu bewirken. Das Letztere ward auch bald erreicht; als man aber an die innern Gebäude kam, durch deren Wegräumung man einen stattlichen Eingang der Stadt zu gewinnen hoffte, that sich eine Gegenwirkung hervor, gegründet auf die moderne Maxime, daß der Einzelne durchaus ein Recht habe gegen den Vortheil des Ganzen den seinigen geltend zu machen. Und so blieb ein höchst unschicklicher Anblick stehen, den, wenn es glückt, die Folgezeit den Augen unserer Nachkommen entziehen wird.

Fur die Einsicht in höhere bildende Kunst begann dieses

Jahr eine neue Epoche. Schon war Nachricht und Zeichnung der Aeginetischen Marmore zu uns gekommen, die Bildwerke von Phigalia sahen wir in Zeichnungen, Umrissen und ausgeführteren Blattern vor uns, jedoch war das Höchste uns noch fern geblieben; daher forschten wir dem Parthenon und seinen Giebelbildern, wie sie die Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts noch gesehen hatten, fleißig nach, und erhielten von Paris jene Zeichnung copirt, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichern Begriff von der Intention des Ganzen verschaffte, als es in der neuern Zeit bei fortgesetzter Zerstörung möglich ist. Aus der Schule des Londner Malers Haydon sandte man uns die Copien in schwarzer Kreide, gleich groß mit den Marmoren, da uns denn der Hercules und die im Schooß einer andern ruhende Figur, auch die dritte dazu gehörige Sitzende, im kleineren Maaßstab, in ein würdiges Erstaunen versetzte. Einige Weimarische Kunstfreunde hatten auch die Gypsabgusse wiederholt gesehen, und bekraftigten, daß man hier die höchste Stufe der aufstrebenden Kunst im Alterthum gewahr werde.

Zu gleicher Zeit ließ uns eine kostbare Sendung von Kupferstichen aus dem sechzehnten Jahrhundert in eine andere gleichfalls höchst ernsthaft gemeinte Kunstepoche schauen. Die beiden Bande von Bartsch XIV. und XV. wurden bezüglich hierauf studirt, und was wir dahin gehöriges schon besaßen durchgesehen, und nur einiges, wegen sehr hoher Preise, mit bescheidener Liebhaberei angekauft.

Gleichfalls höchst unterrichtend, in einer neuern Sphäre jedoch, war eine große Kupferstich-Sendung aus einer Leipziger Auction. Ich sah Jacksons holzgeschnittene Blatter beinahe vollständig zum erstenmal; ich ordnete und betrachtete diese Acquisition, und fand sie in mehr als Einem Sinne bedeutend.

Eine jede Technik wird merkwürdig, wenn sie sich an vorzügliche Gegenstände, ja wohl gar an solche wagt, die über ihr Vermögen hinausreichen.

Aus der französischen Schule erhielt ich viele gute Blätter um den geringsten Preis. Die Nachbarnation war damals in dem Grade verhaßt, daß man ihr kein Verdienst zugestehen, und so wenig irgend etwas das von ihr herkäme, an seinen Besitz heranziehen mochte. Und so war mir schon seit einigen Auctionen gelungen, für ein Spottgeld, bedeutende, sogar in der Kunst und Kunstgeschichte wohl gekannte, durch Anekdoten und Eigenheiten der Künstler namhafte große wohlgestochene Blatter, eigenhändige Radirungen mehrerer im achtzehnten Jahrhundert berühmter und beliebter Künstler, das Stück für zwei Groschen anzuschaffen. Das Gleiche gerieth mir mit Sebastian Bourdon's geätzten Blattern, und ich lernte bei dieser Gelegenheit einen Künstler, den ich immer im Allgemeinen geschätzt, auch im Einzelnen werth achten.

Eine Medaille, welche die Mailänder zu Ehren unseres Fürsten als ein Andenken seines dortigen Aufenthalts prägen lassen, giebt mir Gelegenheit zur Plastik zurückzukehren. Ich acquirirte zu gleicher Zeit eine vorzüglich schöne Münze Alexanders; mehrere kleine Bronzen von Bedeutung wurden mir in Carlsbad theils käuflich, theils durch Freundesgeschenk, glücklich zu eigen. Graf Tolstoy's Basreliefe, deren ich nur wenige kannte, überschickte mir der wohlwollende Künstler, durch einen vorübereilenden Courier, und daß ich noch einiges Zerstreute zusammenfasse, das Kupferwerk vom Campo Santo in Pisa erneute das Studium jener ältern Epoche, so wie im wunderbarsten Gegensatz das Omaggio della Provincia Veneta alla S. M. l'Imperatrice d'Austria, von dem wunderlichen Sinnen und Denken gleichzeitiger Künstler ein Beispiel

Meiningen und Prinz Paul von Mecklenburg, der Studien wegen, in Jena einige Zeit verweilten.

In Carlsbad sah ich Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung, und fand an ihm wie sonst einen gnädigen Herrn. Grafen Bernstorff lernt' ich persönlich kennen, nachdem ich ihn lange Jahre hatte vortheilhaft nennen hören, und ihn wegen inniger treuer Verhältnisse zu werthen Freunden auch schätzen lernen. Auch sah ich Graf Kaunitz und andere, die mit Kaiser Franz in Rom gewesen waren, fand aber keinen darunter, der von der deutsch-frommen Ausstellung im Palaste Caffarelli hatte ein Günstiges vermelden mögen. Den Grafen Carl Harrach, den ich vor so viel Jahren, als er sich der Medicin zu widmen den Entschluß faßte, in Carlsbad genau kannte, fand ich, zu meinem großen Vergnügen, gegen mich wieder wie ich ihn verlassen, und seinem Berufe nunmehr leidenschaftlich treu. Seine ganz einfach lebhaften Erzählungen von der beweglichen Wiener Lebensweise verwirrten mir wirklich in den ersten Abenden Sinne und Verstand, doch in der Folge ging es besser; theils wurd' ich die Darstellung eines so kreiselhaften Treibens mehr gewohnt, theils beschränkte er sich auf die Schilderung seiner praktischen Thatigkeit, ärztlicher Verhältnisse, merkwürdiger Berührungen und Einflüsse, die eine Person der Art als Standes-, Welt- und Heilmann erlebt, und ich erfuhr in diesem Punkte gar manches Neue und Fremdartige.

Geheimerath Berends von Berlin, ein sogleich Vertrauen erweckender Medicus, ward mir und meinem Begleiter dem Dr. Rehbein, einem jüngeren, vorzüglich einsichtigen und sorgfältigen Arzte, als Nachbar lieb und werth. Die verwittwete Frau Berghauptmann von Trebra erinnerte mich an den großen Verlust, den ich vor kurzem in ihrem

Gemahl, einem vieljährigen so nachsichtigen als nachhelfenden Freund erlitten; und so ward ich auch im Gespräch mit Professor Dittrich von Kommothau an frühere Teplitzer Momente hingewiesen, alte Freude, altes Leid wieder hervorgerufen.

Zu Hause, so wie in Jena, ward mir gar manches Gute durch bleibende und vorübergehende Personen. Ich nenne die Grafen Canicoff und Bombelles, und sodann ältere und neuere Freunde, theilnehmend und belehrend. Nees von Esenbeck, nach Berlin reisend und zurückkehrend, von Stein aus Breslau. Mannichfaltige Mittheilungen dieses thätigen rüstigen Mannes und früheren Zöglings erfreuten mich. Ein gleiches Verhältniß erneuerte sich zu Bergrath von Herder. General-Superintendent Krause erschien als tieskranker Mann, und man mußte vielleicht manche schwache Aeußerung einem inwohnenden unheilbaren Uebel zuschreiben. Er empfahl den oberen Classen des Gymnasiums Tiedgens Urania als ein klassisches Werk, wohl nicht bedenkend, daß die von dem trefflichen Dichter so glücklich bekämpfte Zweifelsucht ganz aus der Mode gekommen, daß niemand mehr an sich selbst zweifle, und sich die Zeit gar nicht nehme an Gott zu zweifeln. Seine Gegenwart muthete mich nicht an; ich habe ihn nur einmal gesehen, und bedauert daß er seine gerühmte Einsicht und Thatigkeit nicht auch an Weimarischen Kirchen und Schulen habe beweisen können. Lebensheiterer war mir der Anblick der zahlreichen Seebeckischen Familie, die von Nürnberg nach Berlin zog, den glücklichen Aufenthalt an jenem Orte mit innigem Bedauern rühmend, früherer Jenaischer Verhältnisse an Ort und Stelle sich lebhaft erinnernd, und nach Berlin mit freudiger Hoffnung hinschauend. Ein Besuch Dr. Schopenhauer's, eines meist verkannten, aber auch

schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechselseitigen Belehrung. Ein junger Angestellter von Berlin, der sich durch Talent, Mäßigung und Fleiß aus bedenklichen Umständen zu einer ansehnlichen Stelle, einem bequemen häuslichen Zustande und einer hübschen jungen Frau geholfen hatte. Major von Luck, der Mainzer Humorist, der ganz nach seiner Weise zum Besuch bei mir unversehens eintrit[illegible] sein Bleiben ohne Noth verkurzt und gerade aus Ue[illegible]eilung die Reisegelegenheit versäumt. Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt sich länger auf, und gab Raum eine vielversprechende Jugend zu kennen und zu schatzen. Geheimerath von Willemer, der die Folgen einer für ihn höchst traurigen Angelegenheit großmuthig abzulenken suchte, reis'te nach Berlin, um von Ihro Majestat dem König Verzeihung für den Gegner seines Sohnes zu erflehen. Der Grieche Gika besuchte mich öfters, auch hatte ich seine Landsleute, die um höhere Bildung zu gewinnen nach Deutschland gekommen waren, immer freundlich aufgenommen. Präsident von Welden aus Bayreuth, so sehr wie jeder Vorgesetzte von akademischer Turbulenz beunruhigt, besuchte mich, und man konnte sich über die damals so dringenden Angelegenheiten nichts Erfreuliches mittheilen. Die Weimar- und Gothaischen Regierungsbevollmachtigten von Conta und von Hoff sprachen gleichfalls wegen akademischer Besorgnisse bei mir ein. Ein Sohn von Baggesen erfreute mich durch heitere Gegenwart und unbewundenes Gespräch. Ernst von Schiller, dem es hier nicht glucken wollte, ging einer Anstellung im Preußischen entgegen. Sodann lernte ich noch einen jungen Chemicus, Namens Runge, kennen, der mir auf gutem Wege zu seyn schien.

Des Antheils hab' ich nunmehr zu erwahnen, den man

nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. Gegen die Laute gekehrt. Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Exeplich laſſen ſich allenfalls die Worte des Orakels dahin deutrn.

Prinz.

Es iſt allzugrauſam!

Wegzugeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo.

Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

meinem siebzigsten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu schenken geneigt war. Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Dießmal hatte ich ihn zwischen Hof und Carlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. August sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahl auf den Posthof eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte. Auch überraschte mich aus der Ferne noch gar mannichfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28. August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert; die Gesellschaft der Deutschen Geschichtskunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt, die Ausfertigung deßhalb erhielt ich durch ministerielle Gelegenheit. Die Mecklenburgischen Herren Stande verehrten mir zu diesem Tage eine goldne Medaille, als Dankzeichen für den Kunstantheil den ich bei Verfertigung der Blücherischen Statue genommen hatte.

1820.

Nachdem wir den 29. März eine Mondverdunklung beobachtet hatten, blieb die auf den 7. September angekündigte ringförmige Sonnenfinsterniß unser Augenmerk. Auf der Sternwarte zu Jena wurden vorläufige Zeichnungen derselben verfertigt, der Tag kam heran, aber leider mit ganz überwölktem Himmel. In dem Garten der Prinzessinnen waren Einrichtungen getroffen, daß mehrere Personen zugleich eintreten konnten. Serenissimus beehrten ihre lieben Enkel zur guten Stunde, das Gewölk um die Sonne ward lichter,

Anfang und Mitte konnten vollkommen beobachtet werden, und den Austritt, das Ende zu sehen begab man sich auf die Sternwarte, wo Professor Posselt mit andern Angestellten beschäftigt war. Auch hier gelang die Betrachtung, und man konnte vollkommen zufrieden seyn, während in Weimar ein bedeckter Himmel jede Ansicht vereitelte.

Auf einer Reise nach Carlsbad beobachtete ich die Wolkenformen ununterbrochen, und redigirte die Bemerkungen jedesmal selbst. Ich setzte ein solches Wolkendiarium bis Ende Juli und weiter fort, wodurch ich die Entwicklung der sichtbaren atmosphärischen Zustände auseinander immer mehr kennen lernte, und endlich eine Zusammenstellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verschiedenen Feldern unternehmen konnte. Nach Hause zurückgekehrt, besprach ich die Angelegenheit mit Professor Posselt, welcher daran sehr verständigen Theil nahm. Auch wurden nunmehr von Eisenach Wetterbeobachtungen eingesendet. Von Büchern förderte mich am meisten Brandes Witterungskunde und sonstige Bemühungen in diesem Fache. Dittmar's Arbeiten wurden benutzt, freilich nicht in dem Sinne wie es der gute Mann wünschen mochte.

Das Botanische ward nicht außer Augen gelassen; der Weimarische Katalog kam zu Stande, und ich sah mich dadurch veranlaßt die Geschichte der Weimarischen Botanik zu schreiben. Ich ließ hierauf ein Französisches Heft übersetzen, das in galantem Vortrag die Vermehrung der Arten anrieth und anleitete. Jaeger über Mißbildung der Pflanzen, de Candolle, Arzneikraite derselben, Henschel gegen die Sexualität, Nees von Esenbeck's Handbuch, Robert Brown über die Syngenesisten wurden sämmtlich beachtet, da mir Aufenthalt in dem botanischen Garten zu Jena mir dazu die erwünschteste Muße gab.

Bedeutender Honigthau wurde auf der Stelle beobachtet und beſchrieben; Herr Doctor Carus theilte von einem Kirchhof in Sachſen ein zartes Geflechte von Lindenwurzeln mit, welche, zu den Särgen hinabgeſtiegen, dieſe ſowohl als die enthaltenen Leichname wie mit Filigranarbeit umwickelt hatten. Ich fuhr fort mich mit Wartung des Bryophillum calycinum zu beſchaftigen, dieſer Pflanze die den Triumph der Metamorphoſe im Offenbaren feiert. Indeſſen war durch die Reiſe Oeſterreichiſcher und Baieriſcher Naturforſcher nach Braſilien die lebhafteſte Hoffnung erregt.

Auf meiner Reiſe nach Carlsbad nahm ich den Weg uber Wunſiedel nach Alexandersbad, wo ich die ſeltſamen Trümmer eines Granitgebirges nach vielen Jahren ſeit 1785 zum erſtenmal wieder beobachtete. Mein Abſcheu vor gewaltſamen Erklarungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulcanen, Waſſerfluthen und andern Titaniſchen Ereigniſſen geltend zu machen ſuchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick ſich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweiſe Auflöſung wie theilweiſe Beharrlichkeit des Urgeſteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Sturzen, und zwar in ungeheuern Maſſen, dieſe ſtaunenswurdige Erſcheinung ganz naturgemaß ſich ergeben habe. Auch dieſer Gegenſtand ward in meinen wiſſenſchaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch daß eine ſo ruhige Anſicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde.

In Carlsbad legte ich die alte geognoſtiſche Folge wieder in belehrenden Muſtern zuſammen, worunter ſchöne Stücke des Granits vom Schloßberge und Bernhardtsfelſen, mit Hornſteinadern durchzogen, gar wohl in die Augen fielen. Eine neue ſpeciellere Folge, auf Porcellan- und Steingutsfabrikation

sich beziehend, zugleich die natürlichen unveränderten Stücke enthaltend, ward angefügt. Eine solche vollständigste Sammlung zeigte ich dem Fürsten von Thurn und Taxis und seiner Umgebung vor, welcher bei theilnehmendem Besuch mit dem Aufgewiesenen zufrieden schien.

Den pseudovulcanischen Gebirgen schenkte ich gleichfalls erneute Aufmerksamkeit, wozu mir einige, Behufs des Wegebaues, neu aufgeschlossene Bergräume in der Gegend von Dallwitz und Lessau die beste Gelegenheit gaben. Hier war es augenfällig wie die ursprünglichen Schichten des früheren Flötzgebirges, ehmals innigst mit Steinkohlenmasse vermischt, nunmehr durchgeglüht, als bunter Porcellanjaspis, in ihrer alten Lage verharrten, da denn z. B. auch eine ganze Schicht flenglichen Eisensteins sich dazwischen deutlich auszeichnete, und Veranlassung gab, sowohl die Müllerische Sammlung, als die eigenen und Freundescabinette, mit großen und belehrenden Stücken zu bereichern.

Als ich nun hierauf den, durch den Wegebau, immer weiter aufgeschlossenen Kammerberg bei Eger bestieg, sorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten desselben genau ansah, so mußt' ich freilich zu der Ueberzeugung des Bergrath Reuß wieder zurückkehren, und dieses problematische Phänomen für pseudovulcanisch ansprechen. Hier war ein mit Kohlen geschichteter Glimmerschiefer wie dort spätere Thonflötzlager durchglüht, geschmolzen und dadurch mehr oder weniger verändert.

Diese Ueberzeugung einem frischen Anschauen gemäß, kostete mich nichts selbst gegen ein eignes gedrucktes Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, ist es kein Wunder wenn ein redlicher Forscher in seiner Meinung wechselt.

Die kleinen Basalte vom Horn, einem hohen Berge in der Nähe von Ellbogen, denen man bei der Größe einer Kinderfaust oft eine bestimmte Gestalt abgewinnen kann. Der Grundtypus, woraus alle die übrigen Formen sich zu entwickeln schienen, ward in Thon nachgebildet, auch Musterstücke an Herrn von Schreibers nach Wien gesendet.

Auf den Jenaischen Museen revidire ich die Carlsbader Suite mit neuer Uebersicht, und da man denn doch immer vorsätzliche Feuer- und Gluthversuche anstellt, um zu den Naturbranden parallele Erscheinungen zu gewinnen, so hatte ich in der Flaschenfabrik zu Zwatzen dergleichen anstellen lassen, und es betrübt mich die chemischen Erfolge nicht in der eingeleiteten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben, besonders da einige Gebirgsarten nach dem heftigsten Brande sich äußerst regelmäßig gestalteten. Gleicherweise sandte man von Coblenz aus natürlichen Thon und daraus übermäßig gebrannte Ziegeln, welche auch sich schlackenartig und zugleich gestaltet erwiesen.

Jüngere Freunde versorgten mich mit Musterstücken von dem Urgeschiebe bei Danzig, ingleichen bei Berlin, aus denen man eine völlig systematische Sammlung Gesteinarten, und zwar in ihren härtesten Fels- und Ganatheilen anreihen konnte.

Das Beispiel einer allerletzten Formation zeigte uns der Steinschneider Facius. Er hatte in einem Tuffsteinconglomerat, welches mancherlei abgerundete Geschiebe enthielt, auch einen geschnittenen Chalcedon gefunden, worauf ein Obelisk mit allerlei nicht Aegyptischen Zeichen, ein kniend Betender an der einen, ein stehend Opfernder an der andern Seite, von leidlicher Arbeit. Man suchte sich diese offenbar zufällige Erscheinung aus vorwaltenden Umständen zu erklären, die jedoch hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Der Mecklenburgische

Kammerherr Herr von Preen verehrte mir von einer Reise aus Tyrol mitgebrachte bedeutende Mineralien; Graf Bedemar, königlich Danischer Kammerherr, schöne Opale von den Ferroe-Inseln.

An Büchern waren mir sehr angenehm: Rose über Basaltgenese, ein alter Gleichzeitiger, der auch noch an alten Begriffen hielt; ferner dessen Symbola; einen Auszug des ersteren theilt' ich im Drucke mit, einer des letzteren liegt noch unter meinen Papieren. Herrn von Schreibers Aërolithen förderten uns auch in diesem Capitel. Von England waren sehr willkommen The first Principles of Geology, by G. B. Greenough. Lond. 1819. Die Wernerischen Ansichten, die man nun schon so viele Jahre gewohnt war, in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war aufregend ergötzlich. Eine große geologische Charte von England war durch besondere Ausführung und Reinlichkeit einer ernsten Belehrung höchst förderlich. Als selbstthatig lieferte ich zur Morphologie und Naturwissenschaft des ersten Bandes drittes Heft.

Frische Lust zu Bearbeitung der Farbenlehre gaben die entoptischen Farben. Ich hatte mit großer Sorgfalt meinen Aufsatz im August dieses Jahrs abgeschlossen und dem Druck übergeben. Die Ableitung, der ich in meiner Farbenlehre gefolgt, fand sich auch hier bewährt; der entoptische Apparat war immer mehr vereinfacht worden. Glimmer- und Gypsblättchen wurden bei Versuchen angewendet, und ihre Wirkung sorgfaltig verglichen. Ich hatte das Glück mit Herrn Staatsrath Schultz diese Angelegenheit nochmals durchzugehen, sodann begab ich mich an verschiedene Paralipomena der Farbenlehre. Purkinje zur Kenntniß des Sehens ward ausgezogen und die Widersacher meiner Bemühungen nach Jahren aufgestellt.

Von theilnehmenden Freunden wurd' ich auf ein Werk aufmerksam gemacht: Nouvelle Chroagénésie par le Prince, welches als Wirkung und Bestätigung meiner Farbenlehre angesehen werden könne. Bei näherer Betrachtung fand sich jedoch ein bedeutender Unterschied. Der Verfasser war auf demselben Wege wie ich dem Irrthum Newton's auf die Spur gekommen, allein er förderte weder sich noch andere, indem er, wie Doctor Reade auch gethan, etwas gleich Unhaltbares an die alte Stelle setzen wollte. Es gab mir zu abermaliger Betrachtung Anlaß, wie der Mensch, von einer Erleuchtung ergriffen und aufgeklärt, doch so schnell wieder in die Finsterniß seines Individuums zurückfällt, wo er sich alsdann mit einem schwachen Laternchen kümmerlich fortzuhelfen sucht.

Gar mancherlei Betrachtungen über das Herkommen in den Wissenschaften, über Vorschritt und Retardation, ja Rückschritt, werden angestellt. Der sich immer mehr an den Tag gebende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phanomene auf einander ward mit Bescheidenheit betrachtet und so die Chladnischen und Seebeckischen Figuren paralleliſirt, als auf einmal in der Entdeckung des Bezugs des Galvanismus auf die Magnetnadel, durch Prof. Oerſted, sich uns ein beinahe blendendes Licht aufthat. Dagegen betrachtete ich ein Beiſpiel des fürchterlichſten Obſcurantismus mit Schrecken, indem ich die Arbeiten Biot's über die Polarisation des Lichtes näher studirte. Man wird wirklich krank über ein solches Verfahren; dergleichen Theorien, Beweis- und Ausführungsarten sind wahrhafte Nekrosen, gegen welche die lebendigſte Organisation sich nicht herſtellen kann.

Der untere große Jenaische Bibliothekſaal war nun in der Hauptſache hergeſtellt; die Repoſitorien, die ſonſt der

Länge nach den Raum verfinsterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht gehörig auf. Ein buntes, von Serenissimo verehrtes altdeutsches Fenster ward eingesetzt und daneben die Gypsbüsten der beiden Herren Nutritoren aufgestellt, in dem oberen Saal ein geraumiger Pult eingerichtet und so immer mehreren Erfordernissen Genüge geleistet. Um in den allzueinfachen, unverzierten, dem Auge wenig Ergötzliches bietenden Sälen einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf symbolische, die verschiedenen geistigen Thatigkeiten bezeichnende Bilder, welche sonst so beliebt, mit Sinnsprüchen begleitet, in allen wissenschaftlichen Anstalten dem Besucher entgegen leuchteten. Einiges wurde ausgeführt, anderes durch Herrn Schinkel's Gefalligkeit vorbereitet, das Meiste blieb als Skizze, ja nur als bloßer Gedanke zurück. Die Buderischen Deductionen wurden durch Vulpius katalogirt, ein Böhmisches Manuscript, auf Hussens Zeiten bezüglich, durch Dr. Wlokka übersetzt, ein Hauptbibliotheks-Bericht erstattet, eine übersichtliche Fortwirkung durch ausführliche Tagebücher und Dr. Weller's persönliche Berichterstattung möglich gemacht.

Bei der botanischen Anstalt beschaftigte uns die Anlage eines neuen Glashauses, nach dem Befehl Serenissimi, und unter dessen besonderer Mitwirkung. Riß und Anschlag wurden geprüft, die Accorde abgeschlossen und zu gehöriger Zeit die Arbeit vollendet. Auch war der Ankauf der Starkischen Praparatensammlung für das anatomische Cabinet gebilligt und abgeschlossen, der Transport derselben aber, welcher ein neues Local forderte, noch aufgeschoben. Der untere große Saal im Schlosse, der seit Entfernung der Büttnerischen Bibliothek noch im Wuste lag, ward völlig wieder hergestellt, um verschiedene Curiosa darin aufzubewahren. Ein bedeutendes Modell des Amsterdamer Rathhauses, das bei mehrmaligem

Umſtellen und Transportiren höchſt beſchadigt worden war, ließ ſich nun reparirt ruhig wieder aufrichten.

In Weimar ging alles ſeinen Gang; das Münzcabinet war an Vulpius zu endlicher Einordnung übergeben worden, auch kam die Actenrepoſitur völlig in Ordnung.

Zu meinem Geburtstagsfeſte hatte voriges Jahr die angeſehene Geſellſchaft der Deutſchen Alterthümer in Frankfurt am Main die Aufmerkſamkeit, mich unter die Ehrenmitglieder aufzunehmen. Indem ich nun ihre Forderungen naher betrachtete, und welche Theilnahme ſie allenfalls auch von mir wünſchen konnte, ſo ging mir der Gedanke bei, es möchte wohl auch ein Vortheil ſeyn, in ſpatern Jahren, bei höherer Ausbildung, in ein neues Fach gerufen zu werden. Es lag auf der Jenaiſchen Bibliothek ein geſchätztes Manuſcript von der Chronik des Otto von Freyſingen, auch einige andere, welche nach dem Wunſch jener Geſellſchaft ſollten beſchrieben werden. Nun hatte der Bibliotheksſchreiber Compter ein beſonderes Talent zu dergleichen Dingen, es glückte ihm die Nachahmung der alten Schriftzüge ganz beſonders, deßwegen er auch die genaueſte Aufmerkſamkeit auf ſo etwas zu legen pflegte. Ich verfertigte ein ſorgfaltiges Schema, wornach die Codices Punkt für Punkt verglichen werden ſollten. Hiernach fing er an gedachtes Manuſcript des Otto von Freyſingen mit dem erſten Straßburger Abdruck deſſelben zu vergleichen; eine Arbeit die nicht fortgeſetzt wurde. Im Ganzen ward jedoch die Beſchaftigung eine Zeit lang fortgeſetzt, ſo wie das Verhaltniß zu Herrn Büchler in Frankfurt unterhalten.

Zu gleicher Zeit erkaufte die Frau Erbgroßherzogin aus der Auction des Kanonicus Pick zu Köln eine wohlerhaltene ſilberne Schale, deren eingegrabene Darſtellung ſowohl als Inſchrift ſich auf einen Taufact Friedrich des Erſten beziehen

und auf einen Pathen Otto genannt. Es wurde in Steindruck für Frankfurt copirt, daselbst und an mehreren Orten commentirt; aber eben hieraus zeigte sich, wie unmöglich es sey antiquarische Meinungen zu vereinigen. Ein deßhalb geführtes Actenheft ist ein merkwürdiges Beispiel eines solchen antiquarisch-kritischen Dissensus, und ich laugne nicht, daß mir nach solcher Erfahrung weitere Lust und Muth zu diesem Studium ausging. Denn meiner gnädigsten Fürstin hatte ich eine Erklärung der Schale angekündigt, und da immer ein Widerspruch dem andern folgte, so ward die Sache dergestalt ungewiß, daß man kaum noch die silberne Schale in der Hand zu halten glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.

Der Triumphzug Mantegna's, von Andreas Andreani in Holz geschnitten, hatte unter den Kunstwerken des sechzehnten Jahrhunderts von jeher meine größte Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich besaß einzelne Blätter desselben, und sah sie vollständig in keiner Sammlung ohne ihnen eine lebhafte Betrachtung ihrer Folge zu widmen. Endlich erhielt ich sie selbst und konnte sie ruhig neben und hinter einander beschauen; ich studirte den Vasari deßhalb, welcher mir aber nicht zusagen wollte. Wo aber gegenwärtig die Originale seyen, da sie, als auf Tafeln gemalt, von Mantua weggeführt worden, blieb mir verborgen. Ich hatte meine Blätter eines Morgens in dem Jenaischen Gartenhause vollständig aufgelegt, um sie genauer zu betrachten, als der junge Mellish, ein Sohn meines alten Freundes, hereintrat und sich alsobald in bekannter Gesellschaft zu finden erklärte, indem er kurz vor seiner Abreise aus England sie zu Hamptoncourt wohlerhalten in den königlichen Zimmern verlassen hatte. Die Nachforschung ward leichter, ich erneuerte meine Verhältnisse zu Herrn

Prinz.

Ich verliere dieſe Freuden!
Mir verſchwindet dieſes Licht!

Merkulo der 2te.

O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und ſie nennen es ein Spiel.

Merkulo.

Uns weis beſſer zu erquicken
Gibt's nach anderer Sachen viel.

Prinz. Es iſt ein entſetzlicher Entſchluß, der in meiner Seele ſich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf- und abſteis

Dr. Roehden, welcher auf die freundlichſte Weiſe bemüht war allen meinen Wünſchen entgegen zu kommen. Zahl, Maaß, Zuſtand, ja die Geſchichte ihres Beſitzes von Carl dem Erſten her, alles ward aufgeklärt, wie ich ſolches in Kunſt und Alterthum IV. Band II. Heft umſtändlich ausgeführt habe. Die von Mantegna ſelbſt in Kupfer geſtochenen Originalblatter aus dieſer Folge kamen mir gleichfalls durch Freundesgunſt zur Hand, und ich konnte alle zuſammen mit den Nachweiſungen von Bartſch verglichen, nunmehr ausführlich erkennen und mich über einen ſo wichtigen Punkt der Kunſtgeſchichte ganz eigens aufklaren.

Von Jugend auf war meine Freude mit bildenden Künſtlern umzugehen. Durch freie leichte Bemühung entſtand im Geſprach und aus dem Geſprach etwas vor unſern Augen; man ſah gleich, ob man ſich verſtanden hatte und konnte ſich um deſto eher verſtandigen. Dieſes Vergnügen ward mir dießmal in hohem Grade: Herr Staatsrath Schultz brachte mir drei wurdige Berliner Künſtler nach Jena, wo ich gegen Ende des Sommers in der gewöhnlichen Gartenwohnung mich aufhielt. Herr Geh. Rath Schinkel machte mich mit den Abſichten ſeines neuen Theaterbaues bekannt und wies zugleich unſchatzbare landſchaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reiſe ins Tyrol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Buſte, erſterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafte ja leidenſchaftliche Kunſtunterhaltung ergab ſich dabei, und ich durfte dieſe Tage unter die ſchönſten des Jahres rechnen. Nach vollbrachtem Modell in Thon ſorgte Hofbildhauer Kaufmann für eine Gypsform. Die Freunde begaben ſich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte, und die angenehmſten Stunden wiederholt genoß. Es hatte ſich in den wenigen Tagen ſo viel

Productives — Anlage und Ausführung, Plane und Vorbereitung, Belehrendes und Ergötzliches — zuſammengedrangt, daß die Erinnerung daran immer wieder neu belebend ſich erweiſen mußte.

Von den Berliniſchen Kunſtzuſtänden ward ich nunmehr aufs vollſtändigſte unterrichtet, als Hofrath Meyer mir das Tagebuch eines dortigen Aufenthaltes mittheilte; ſo wie die Betrachtung über Kunſt und Kunſtwerke im Allgemeinen, durch deſſen Aufſätze in Bezug auf Kunſtſchulen und Kunſtſammlungen, bis zu Ende des Jahrs lebendig erhalten wurde. Von moderner Plaſtik erhielt ich die vollſtändige Sammlung der Medaillons, welche Graf Tolſtoy, zu Ehren des großen Befreiungskrieges, in Meſſing geſchnitten hatte. Wie höchlich lobenswerth dieſe Arbeit angeſprochen werden mußte, ſetzten die Weimariſchen Kunſtfreunde in Kunſt und Alterthum mehr auseinander.

Leipziger Auctionen und ſonſtige Gelegenheiten verſchafften meiner Kupferſtichſammlung belehrende Beiſpiele. Braundrücke, nach Raſaelin da Reggio, einer Grablegung, wovon ich das Original ſchon einige Zeit beſaß, gaben über die Verfahrungsart der Künſtler und Nachbildner erfreulichen Aufſchluß. Die Sacramente von Pouſſin ließen tief in das Naturell eines ſo bedeutenden Künſtlers hineinſchauen. Alles war durch den Gedanken gerechtfertigt, auf Kunſtbegriff gegründet; aber eine gewiſſe Naivetät, die ſich ſelbſt und die Herzen anderer aufſchließt, fehlte faſt durchaus, und in ſolchem Sinne war eine Folge ſo wichtiger und verehrter Gegenſtände höchſt förderlich.

Auch kamen mir gute Abdrücke zu von Haldenwang's Aquatinta nach ſorgfältigen Nahliſchen Zeichnungen der vier Caſſeler Claude Lorain's. Dieſe ſetzen immerfort in

Erſtaunen und erhalten um ſo größeren Werth, als die Originale, aus unſerer Nachbarſchaft entrückt, in dem hohen Norden nur wenigen zugänglich bleiben.

Der wackere, immer fleißige, den Weimariſchen Kunſtfreunden immer geneigt gebliebene Friedrich Gmelin ſendete von ſeinen Kupfern zum Virgil der Herzogin von Devonſhire die meiſten Probeabdrücke. So ſehr man aber auch hier ſeine Nadel bewunderte, ſo ſehr bedauerte man, daß er ſolchen Originalen habe ſeine Hand leihen müſſen. Dieſe Blätter, zur Begleitung einer Prachtausgabe der Aeneis von Annibal Caro beſtimmt, geben ein trauriges Beiſpiel von der modernen realiſtiſchen Tendenz, welche ſich hauptſächlich bei den Engländern wirkſam erweiſt. Denn was kann wohl trauriger ſeyn, als einem Dichter aufhelfen zu wollen durch Darſtellung wüſter Gegenden, welche die lebhafteſte Einbildungskraft nicht wieder anzubauen und zu bevölkern wüßte? Muß man denn nicht ſchon annehmen, daß Virgil zu ſeiner Zeit Mühe gehabt ſich jenen Urzuſtand der Lateiniſchen Welt zu vergegenwärtigen, um die längſt verlaſſenen, verſchwundenen, durchaus veränderten Schlöſſer und Städte einigermaßen vor den Römern ſeiner Zeit dichteriſch aufzuſtutzen? Und bedenkt man nicht, daß verwüſtete, der Erde gleich gemachte, verſtümmelte Localitäten die Einbildungskraft völlig paralyſiren und ſie alles Auf- und Nachſchwungs, der allenfalls noch möglich wäre, ſich dem Dichter gleichzuſtellen, völlig berauben?

Die Münchener Steindrucke ließen uns die unaufhaltſamen Fortſchritte einer ſo hochwichtigen Technik von Zeit zu Zeit anſchauen. Die Kupfer zum Fauſt, von Retzſch gezeichnet, erſchienen im Nachſtich zu London, höchſt reinlich und genau. Ein hiſtoriſches Blatt, die verſammelten Miniſter beim Wiener Congreſſe darſtellend, ein Geſchenk der Frau

Herzogin von Curland, nahm in den Portefeuillen des größten Formats seinen Platz.

Der älteste Grundsatz der Chromatik: die körperliche Farbe sey ein Dunkles, das man nur bei durchscheinendem Lichte gewahr werde, bethätigte sich an den transparenten Schweizerlandschaften, welche König von Bern bei uns aufstellte. Ein kräftig Durchschienenes setzte sich an die Stelle des lebhaft Beschienenen und übermannte das Auge so, daß anstatt des entschiedensten Genusses endlich ein peinvolles Gefühl eintrat.

Schließlich habe ich noch dankbar eines Steindrucks zu gedenken, welcher von Mainz aus meinen dießjährigen Geburtstag feiernd, mit einem Gedicht freundlich gesendet wurde. Auch langte der Riß an zu einem Monument, welches meine theuren Landsleute mir zugedacht hatten. Als anmuthige Verzierung einer idyllischen Gartenscene, wie der erste Freundes-Gedanke die Absicht aussprach, war' es dankbar anzuerkennen gewesen, aber als große architektonische selbstständige Prachtmasse war es wohl geziemender sie bescheiden zu verbitten.

Aber zu höheren, ja zu den höchsten Kunstbetrachtungen wurden wir aufgefordert, indem die Bau- und Bildwerke Griechenlands lebhafter zur Sprache kamen. An das Parthenon wurden wir aufs neue geführt, von den Elginischen Marmoren kam uns nähere Kunde, nicht weniger von dem Phigalischen. Die äußersten Granzen menschlicher Kunstthätigkeit im höchsten Sinne und mit natürlichster Nachbildung wurden wir gewahr und priesen uns glücklich auch dieß erlebt zu haben.

Auch ein gleichzeitiger Freund fesselte Trieb und Einbildungskraft am Alterthum; das neueste Heft von Tischbein's Bildwerken zum Homer gab zu manchen Vergleichungen

Anlaß. Der Mailandiſche Codex der Ilias, obgleich aus ſpaterer Zeit, war für die Kunſtbetrachtungen von großem Belang, indem offenbar ältere herrliche Kunſtwerke darin nachgebildet und deren Andenken dadurch für uns erhalten worden.

Der Aufenthalt Herrn Raabe's in Rom und Neapel war für uns nicht ohne Wirkung geblieben. Wir hatten auf höhere Veranlaſſung demſelbigen einige Aufgaben mitgetheilt, wovon ſehr ſchöne Reſultate uns überſendet wurden. Eine Copie der Aldobrandiniſchen Hochzeit, wie der Künſtler ſie vorfand, ließ ſich mit einer älteren, vor dreißig Jahren gleichfalls ſehr ſorgfaltig gefertigten, angenehm vergleichen. Auch hatten wir, um das Colorit der Pompejiſchen Gemälde wieder ins Gedächtniß zu rufen, davon einige Copien gewünſcht, da uns denn der wackere Künſtler mit Nachbildung der bekannten Centauren und Tänzerinnen höchlich erfreute. Das chromatiſche Zartgefühl der Alten zeigte ſich ihren übrigen Verdienſten völlig gleich, und wie ſollt' es auch einer ſo harmoniſchen Menſchheit an dieſem Hauptpunkte gerade gemangelt haben? wie ſollte, ſtatt dieſes großen Kunſterforderniſſes, eine Lücke in ihrem vollſtändigen Weſen geblieben ſeyn?

Als aber unſer werther Künſtler bei der Rückreiſe nach Rom dieſe ſeine Arbeit vorwies, erklarten ſie die dortigen Nazarener für völlig unnütz und zweckwidrig. Er aber ließ ſich dadurch nicht irren, ſondern zeichnete und colorirte, auf unſern Rath, in Florenz einiges nach Peter von Cortona, wodurch unſere Ueberzeugung, daß dieſer Künſtler beſonders für Farbe ein ſchönes Naturgefühl gehabt habe, ſich abermals beſtatigte. Ware ſeit Anfang des Jahrhunderts unſer Einfluß auf Deutſche Künſtler nicht ganz verloren gegangen, hatte ſich der durch Frömmelei erſchlaffte Geiſt nicht auf ergrauten Roder zurückgezogen, ſo würden wir zu einer Sammlung der

Art Gelegenheit gegeben haben, die dem reinen Natur- und Kunstblick eine Geschichte älteren und neueren Colorits, wie sie schon mit Worten verfaßt worden, in Beispielen vor Augen gelegt hätte. Da es aber einmal nicht seyn sollte, so suchten wir nur uns und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken, indeß jener wahnsinnige Sectengeist keine Scheu trug das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen.

Mit eigenen künstlerischen Productionen waren wir in Weimar nicht glücklich. Heinrich Müller, der sich in München des Steindrucks beflei\u00dfigt hatte, ward aufgemuntert, verschiedene hier vorhandene Zeichnungen, worunter auch Carstens'sche waren auf Stein zu übertragen; sie gelangen ihm zwar nicht übel, allein das unter dem Namen Weimarische Pinakothek ausgegebene erste Heft gewann, bei überfülltem Markt, wo noch dazu sich vorzüglichere Waare fand, keine Käufer. Er versuchte noch einige Platten, allein man ließ das Geschäft ihme halten, in Hoffnung, bei verbesserter Technik in der Folge dasselbe wieder aufzunehmen.

Als mit bildender Kunst einigermaßen verwandt bemerke ich hier, daß meine Aufmerksamkeit auf eigenhändige Schriftzüge vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt worden, indem eine Beschreibung des Schlosses Friedland, mit Facsimile's von bedeutenden Namen aus dem dreißigjährigen Kriege herauskam, die ich an meine Original-Documente sogleich ergänzend anschloß. Auch erschien zu derselben Zeit ein Portrait des merkwürdigen Mannes in ganzer Figur, von der leichtgeübten Hand des Director Bergler in Prag, wodurch denn die Geister jener Tage zwiefach an uns wieder herangebannt wurden.

Von gleicher Theilnahme an Werken mancher Art wäre

ſoviel zu ſagen. Hermann's Programm über das Weſen und die Behandlung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung, die ich den Arbeiten dieſes vorzüglichen Mannes von jeher gewidmet hatte: denn was kann uns zu höherem Vortheil gereichen, als in die Anſichten ſolcher Manner einzugehen, die mit Tief- und Scharfſinn ihre Aufmerkſamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen, daß die ſpracherfindenden Urvölker, bei Benamung der Naturerſcheinungen und deren Verehrung als waltender Gottheiten, mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derſelben aufgeregt worden, ſo daß ſie eigentlich mehr tumultuariſch zerſtörende als ruhig ſchaffende Gottheiten gewahr wurden. Mir ſchienen, da ſich denn doch dieſes Menſchengeſchlecht in ſeinen Grundzügen niemals verändert, die neueſten geologiſchen Theoriſten von eben dem Schlage, die ohne feuerſpeiende Berge, Erdbeben, Kluftriſſe, unterirdiſche Druck- und Quetſchwerke (συμπατα), Stürme und Sündfluthen keine Welt zu erſchaffen wiſſen.

Wolf's Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieſes Mannes, mit dem ich in näheren perſönlichen Verhältniſſen ſtand, hatten mir auch ſchon längſt auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir ſelbſt und meinen innern Geiſtesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, daß eine Syſtole und Diaſtole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt die beiden Homeriſchen Gedichte als Ganzheiten anzuſehen, und hier wurden ſie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfſinn und Geſchicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem ſich mein Verſtand dieſer Vorſtellung willig hingab, ſo faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf einen Punkt zuſammen, und eine gewiſſe Läßlichkeit, die uns bei

allen wahren poetiſchen Productionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend überſehen. Reiſig's Bemerkungen über den Ariſtophanes erſchienen bald darauf; ich eignete mir gleichfalls was mir gehörte daraus zu, obgleich das Grammatiſche an ſich ſelbſt außerhalb meiner Sphare lag. Lebhafte Unterhaltungen mit dieſem tüchtigen jungen Manne, geiſtreich wechſelſeitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem dießmaligen längeren Aufenthalt in Jena die angenehmſten Stunden.

Die Franzöſiſche Literatur, ältere und neuere, erregte auch dießmal vorzüglich mein Intereſſe. Den mir zum Leſen faſt aufgedrungenen Roman Anatole mußt' ich als genügend billigen. Die Werke der Madame Roland erregten bewundrendes Erſtaunen. Daß ſolche Charaktere und Talente zum Vorſchein kommen, wird wohl der Hauptvortheil bleiben, welchen unſelige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie ſind es denn auch, welche den abſcheulichſten Tagen der Weltgeſchichte in unſern Augen einen ſo hohen Werth geben. Die Geſchichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail thut eine gleiche Wirkung, nur daß ſie in der Entfernung mehrerer Jahrhunderte noch ein gewiſſes abenteuerliches Helldunkel gewinnt. Eben ſo werden die Gedichte Mariens von Frankreich durch den Duft der Jahre, der ſich zwiſchen uns und ihre Perſönlichkeit hineinzieht, anmuthiger und lieber.

Von Deutſchen Productionen war mir Olfried und Liſena eine höchſt willkommene Erſcheinung, worüber ich mich auch mit Antheil ausſprach. Das einzige Bedenken, was ſich auch in der Folge einigermaßen rechtfertigte, war: der junge Mann möchte ſich in ſolchen Umfang zu früh ausgegeben haben. Werner's Maccabaer und Houwald's Bild traten mir, jedes in ſeiner Art, unerfreulich entgegen;

ſie kamen mir vor wie Ritter, welche um ihre Vorgänger zu überbieten den Dank außerhalb der Schranken ſuchen. Auch enthielt ich mich von dieſer Zeit an alles Neueren, Genuß und Beurtheilung jüngeren Gemüthern und Geiſtern überlaſſend, denen ſolche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch ſchmackhaft ſeyn konnten.

In eine frühere Zeit jedoch durch Blumauer's Aeneis verſetzt, erſchrack ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine ſo gränzenloſe Nüchternheit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und gemäß hatte ſeyn können. Touti Nameh von Iken zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Mährchen, beſonders nach der älteren Redaction, wovon Rosegarten in dem Anhange uns Beiſpiele gab, erhöhte ſich, oder vielmehr ſie friſchte ſich an: lebendige Gegenwart des Unerforſchlichen und Unglaublichen iſt es, was uns hier ſo gewaltſam erfreulich anzieht. Wie leicht waren ſolche unſchätzbare naive Dinge durch myſtiſche Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu zerſtören. Als völligen Gegenſatz erwähne ich hier einer ſchriftlichen Sammlung Lettiſcher Lieder, die eben ſo begränzt, wie jene gränzenlos, ſich in dem natürlichſten, einfachſten Kreiſe bewegten.

In ferne Länder ward mein Antheil hingezogen und in die ſchrecklichſten Africaniſchen Zuſtände verſetzt, durch Dumont in Marocaniſcher Sclaverei; in Verhältniſſe älterer und neuerer ſteigender und ſinkender Bildung, durch Laborde's Reiſe nach Spanien. An die Oſtſee führte mich ein geſchriebenes Reiſetagebuch von Zelter, das mir aufs neue die Ueberzeugung bethätigte, daß die Neigung, die wir zum Reiſenden hegen, uns aufs allerſicherſte entfernte Localitäten und Sitten vergegenwärtigt.

Bedeutende Persönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizerhauptmann Landolt's Biographie von Heß, besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerten Anschauung und Begriff des wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt, und als Liebhaber von Seltsamkeiten und Excentricitäten, die tüchtige Wunderlichkeit desselben angestaunt, auch mich an den Mährchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergötzt. Hier fand ich nun jene früheren Tage wieder hervorgehoben und konnte ein solches psychisches Phänomen um so eher begreifen, als ich seine persönliche Gegenwart und die Umgebung worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hülfe rief.

Näher berührte mich die zwischen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, welches zu mancherlei Betrachtung Anlaß gab.

Man erlebt wohl, daß nach einem zwanzigjährigen Ehestand ein im Geheimen mißhelliges Ehepaar auf Scheidung klagt und jedermann ruft aus: warum habt ihr das so lange geduldet, und warum duldet ihr's nicht bis ans Ende?

Allein dieser Vorwurf ist höchst ungerecht. Wer den hohen würdigen Stand, den die eheliche Verbindung in geistlich gebildeter Gesellschaft einnimmt, in seinem ganzen Werthe bedenkt, wird eingestehen wie gefährlich es sey, sich einer solchen Würde zu entkleiden; er wird die Frage aufwerfen: ob man nicht lieber die einzelnen Unannehmlichkeiten des Tags, denen man sich meist noch gewachsen fühlt, übertragen und ein verdrießliches Daseyn hinschleifen solle, anstatt übereilt sich zu einem Resultat zu entschließen, das denn leider wohl

gen, die mir dieſen Entſchluß bald zu erleichtern, bald zu erſchweren ſcheinen! — Laß mich allein, und ſey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieſes Hauſes zuſammen zu rufen: denn was ich thun will, iſt eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Beſter Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht.

Merkulo im Weggehen umkehrend. Noch eins! Andrason iſt wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andrasen!

Merkulo. Er ſelbſt. Ich hab' ihn, wie ich aufſtand, mit ſeiner Schweſter am Fenſter geſehen.

zuletzt, wenn das Facit allzulastig wird, gewaltsam von selbst hervorspringt.

Mit einer jugendlich eingegangenen Freundschaft ist es ein ähnlicher Fall. Indem man sich in ersten, hoffnungsreich sich entwickelnden Tagen einer solchen Verbindung hingiebt, geschieht es ganz unbedingt; an einen Zwiespalt ist jetzt und in alle Ewigkeit nicht zu denken. Dieses erste Hingeben steht viel höher als das von leidenschaftlich Liebenden am Altar ausgesprochene Bündniß, denn es ist ganz rein, von keiner Begierde, deren Befriedigung einen Rückschritt befürchten läßt, gesteigert; und daher scheint es unmöglich einen in der Jugend geschlossenen Freundschaftsbund aufzugeben, wenn auch die hervortretenden Differenzen mehr als einmal ihn zu zerreißen bedrohlich obwalten.

Bedenkt man die Beschwerden von Voß gegen Stolberg genau, so findet sich gleich bei ihrem ersten Bekanntwerden eine Differenz ausgesprochen, welche keine Ausgleichung hoffen läßt.

Zwei gräfliche Gebrüder, die sich beim Studenten-Kaffee schon durch besseres Geschirr und Backwerk hervorthun, deren Ahnenreihe sich auf mancherlei Weise im Hintergrunde hin und her bewegt, wie kann mit solchen ein tüchtiger, derber, isolirter Autochthon in wahre dauernde Verbindung treten? Auch ist der beiderseitige Bezug höchst lose; eine gewisse jugendliche liberale Gutmüthigkeit, bei obwaltender ästhetischer Tendenz, versammelt sie ohne sie zu vereinigen: denn was will ein bischen Meinen und Dichten gegen angeborne Eigenheiten, Lebenswege und Zustände!

Hatten sie sich indessen von der Akademie nach Norden und Süden getrennt, so wäre ein gewisses Verhältniß in Briefen und Schriften noch allenfalls fortzuhalten gewesen;

aber ſie nahern ſich örtlich, verflichten ſich wechſelsweiſe zu Dienſt und Dank, nachbarlich wohnen ſie, in Geſchaften berühren ſie ſich und, im Innern uneins, zerren ſie ſich an elaſtiſchen Banden unbehaglich hin und wieder.

Die Möglichkeit aber, daß eine ſolche Qualerei ſo lange geduldet, eine ſolche Verzweiflung perennirend werden konnte, iſt nicht einem jeden erklärbar; ich aber bin überzeugt, daß die liebenswürdig-vermittelnde Einwirkung der Gräfin Agnes dieſes Wunder geleiſtet.

Ich habe mich ſelbſt in ihren blühenden ſchönſten Jahren an ihrer anmuthigſten Gegenwart erfreut und ein Weſen an ihr gekannt, vor dem alſobald alles Mißwillige, Mißklingende ſich auflöſen, verſchwinden mußte. Sie wirkte nicht aus ſittlichem, verſtändigem, genialem, ſondern aus frei-heiterm, perſönlich-harmoniſchem Uebergewicht. Nie ſah ich ſie wieder, aber in allen Relationen, als Vermittlerin zwiſchen Gemahl und Freund, erkenn' ich ſie vollkommen. Durchaus ſpielt ſie die Rolle des Engel Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meiſter dieſes Faches, in Verwunderung geſetzt hatte?

Nicht ohne Bewußtſeyn, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität bewegt ſie ſich zwiſchen beiden Unfreunden und ſpiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, wo ſie innerlich ſchon die Vorboten der Hölle gewahr werden.

Die Göttliche eilt zu ihrem Urſprung zurück; Stolberg ſucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rebe ſchlingt ſich zuletzt ums Kreuz. Voß dagegen läßt ſich von dem Unmuth übermeiſtern, den er ſchon ſo lange in ſeiner Seele gehegt hatte, und offenbart uns ein beiderſeitiges Ungeſchick als ein Unrecht jener Seite. Stolberg mit etwas mehr Kraft, Voß mit

weniger Tenacität hatten die Sache nicht so weit kommen lassen. Wäre auch eine Vereinigung nicht möglich gewesen, eine Trennung würde doch leidlicher und lasslicher geworden seyn.

Beide waren auf alle Falle zu bedauern; sie wollten den früheren Freundschafts-Eindruck nicht fahren lassen, nicht bedenkend, daß Freunde, die am Scheidewege sich noch die Hand reichen, schon von einander meilenweit entfernt sind.

Nehmen die Gesinnungen einmal eine entgegengesetzte Richtung, wie soll man sich vertraulich das Exacuste bekennen! Gar wunderlich verargt daher Voß Stolbergen eine Verheimlichung dessen was nicht auszusprechen war, und das, endlich ausgesprochen, obgleich vorhergesehen, die verständigsten, gesetztesten Männer zur Verzweiflung brachte.

Wie benahm sich Jacobi und mancher andere! und wird man die Sache kunftig so wichtig finden als sie im Augenblick erschien? Das weiß ich nicht, aber ein gleicher Skandal wird sich ganz gewiß ereignen, wenn Katholicismus und Protestantismus, waren sie auch noch so lange im Trüben neben einander hergeschlichen, plötzlich im einzelnen Falle in schreienden Conflict gerathen.

Aber nicht allein Religion wird solche Phanomene hervorbringen, politische, literarische unvermuthet entdeckte Differenzen werden das Gleiche thun. Man erinnere sich nur an die unglückliche Entdeckung von Lessing's geheimer Spinozistischer Sinnesart, durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstablichem Sinne sich den Tod holte.

Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe.

Mich besuchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und werth machen, seine innige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte.

Eigene Arbeiten und Vorarbeiten beschäftigten mich auf einen hohen Grad. Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italiänischen Reise einen nothwendigen Fortgang anzuschließen; sodann aber fand ich mich bestimmt die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epochen bezügliche Werke, und suchte manche Erinnerungen hervor. Ferner schrieb ich eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 98, und lieferte zwei Hefte von Kunst und Alterthum, als Abschluß des zweiten Bandes, und bereitete das erste des dritten vor, wobei ich einer abermaligen sorgfältigen Entwicklung der Motive der Ilias zu gedenken habe. Ich schrieb den Verräther sein selbst, die Fortsetzung des nußbraunen Mädchens, und förderte den ideellen Zusammenhang der Wanderjahre. Die freie Gemüthlichkeit einer Reise erlaubte mir dem Divan wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieses, und fand manches in die vorhergehenden einzuschalten. Die so freundlich von vielen Seiten her begangene Feier meines Geburtstages suchte ich dankbar durch ein symbolisches Gedicht zu erwiedern. Aufgefordert durch theilnehmende Anfrage schrieb ich einen Commentar zu dem abstrusen Gedichte: Harzreise im Winter.

Von fremder Literatur beschäftigte mich Graf Carmagnola. Der wahrhaft liebenswürdige Verfasser Alexander Manzoni, ein geborner Dichter, ward wegen theatralischer Ortsverletzung von seinen Landsleuten des Romanticismus angeklagt, von dessen Unarten doch nicht die geringste an ihm haftete. Er hielt sich an einem historischen Gange, seine Dichtung hatte den Charakter einer vollkommenen Humanität, und ob er gleich wenig sich in Tropen erging, so waren doch seine lyrischen Aeußerungen höchst ruhmenswerth, wie selbst mißwollende Kritiker anerkennen mußten. Unsere guten Deutschen Jünglinge könnten an ihm ein Beispiel sehen, wie man in einfacher Größe natürlich waltet; vielleicht dürfte sie das von dem durchaus falschen Transcendiren zurückbringen.

Musik war mir spärlich aber doch lieblich zugemessen. Ein Kinderlied zum Nepomucksfeste in Carlsbad gedichtet, und einige andere von ähnlicher Naivetät gab mir Freund Zelter in angemessener Weise und hohem Sinne zurück. Musikdirector Eberwein wandte sein Talent dem Divan mit Glück zu, und so wurde mir durch den allerliebsten Vortrag seiner Frau manche ergötzliche gesellige Stunde.

Einiges auf Personen Bezügliche will ich, wie ich es bemerkt finde, ohne weiteren Zusammenhang aufzeichnen. Der Herzog von Berry wird ermordet, zum Schrecken von ganz Frankreich. Hofrath Jagemann stirbt zur Bedauerung von Weimar. Herrn von Gagern's längst ersehnte Bekanntschaft wird mir bei einem freundlichen Besuche, wo mir die eigenthümliche Individualität des vorzüglichen Mannes entgegen tritt. Ihro Majestät der König von Würtemberg beehren mich in Begleitung unserer jungen Herrschaften mit Ihro Gegenwart. Hierauf habe ich das Vergnügen auch seine begleitenden Cavaliere, werthe Männer, kennen zu lernen.

In Carlsbad treff' ich mit Gönnern und Freunden zusammen. Gräfin von der Recke und Herzogin von Curland sind' ich wie sonst anmuthig und theilnehmend gewogen. Mit Dr. Schütze werden literarische Unterhaltungen fortgesetzt. Legationsrath Conta nimmt einsichtigen Theil an den geognostischen Excursionen. Die auf solchen Wanderungen und sonst zusammengebrachten Musterstücke betrachtet der Fürst von Thurn und Taxis mit Antheil, so wie auch dessen Begleitung sich dafür interessirt. Prinz Carl von Schwarzburg-Sondershausen zeigt sich mir gewogen. Mit Professor Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zusammen, und man gelangt wechselseitig zu näherer Aufklarung.

Und so darf ich denn wohl auch zuletzt in Scherz und Ernst einer bürgerlichen Hochzeit gedenken, die auf dem Schießhause, dem sogenannten kleinen Versailles, gefeiert wurde. Ein angenehmes Thal an der Seite des Schlackenwalder Weges war von wohlgekleideten Bürgern übersäet, welche sich theils als Gäste des jungen Paars unter einer alles überschallenden Tanzmusik mit einer Pfeife Tabak lustwandelnd, oder bei oft wieder gefüllten Gläsern und Bierkrüglein sitzend, gar traulich ergötzten. Ich gesellte mich zu ihnen, und gewann in wenigen Stunden einen deutlichern Begriff von dem eigentlich städtischen Zustande Carlsbads, als ich in vielen Jahren vorher mir nicht hatte zueignen können, da ich den Ort bloß als ein großes Wirths- und Krankenhaus anzusehen gewohnt war.

Mein nachheriger Aufenthalt in Jena wurde dadurch sehr erheitert, daß die Herrschaften einen Theil des Sommers in Dornburg zubrachten, wodurch eine lebhaftere Geselligkeit entstand, auch manches Unerwartete sich hervorthat; wie ich

denn den berühmten Indischen Gaukler und Schwertverschlucker Artem Balabja seine außerordentlichen Künste mit Erstaunen bei dieser Gelegenheit vortragen sah.

Gar mancherlei Besuche beglückten und erfreuten mich in dem alten Gartenhause und dem daran wohlgelegenen wissenschaftlich geordneten botanischen Garten: Madame Rodde, geborne Salzer, die ich vor vielen Jahren bei ihrem Vater gesehen hatte, wo sie als das schönste hoffnungsvollste Kind zur Freude des strengen fast mißmuthigen Mannes glücklich emporwuchs. Dort sah ich auch ihre Büste, welche unser Landsmann Trippel kurz vorher in Rom gearbeitet hatte, als Vater und Tochter sich dort befanden. Ich möchte wohl wissen ob ein Abguß davon noch übrig ist, und wo er sich findet; er sollte vervielfaltigt werden: Vater und Tochter verdienen daß ihr Andenken erhalten bleibe. Von Voß und Gemahlin aus Rostock, ein werthes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir näher verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und Nationaldichters, D. G. Babst's Produktionen, welche sich neben den Arbeiten seiner gleichburtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkommlichen Zustand in festlichen Augenblicken neu belebt wieder darstellen. Graf Paar, Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg, dem ich in Carlsbad mich freundschaftlich verbunden hatte, versicherte mir durch unerwartetes Erscheinen und durch fortgesetzte vertrauliche Briefe seine unverbrüchliche Neigung. Anton Proksch, gleichfalls Adjutant des Fürsten, ward mir durch ihn zugeführt. Beide von der Hahnemannischen Lehre durchdrungen, auf welche der herrliche Fürst seine Hoffnung gesetzt hatte, machten mich damit umständlich bekannt, und mir schien daraus hervorzugehen, daß, wer auf sich selbst aufmerksam einer

angemessenen Diät nachlebt, bereits jener Methode sich unbewußt annähert.

Herr von der Malsburg gab mir Gelegenheit ihm für so manches aufklärende Vergnügen und tiefere Einsicht in die Spanische Literatur zu danken. Ein Tellenberg'scher Sohn brachte mir die menschenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele. Frau von Helwig, geborne von Imhoff, erweckte durch ihre Gegenwart angenehme Erinnerungen früherer Verhältnisse, so wie ihre Zeichnungen bewiesen, daß sie auf dem Grund immer fortbaute, den sie in Gesellschaft der Kunstfreunde vor Jahren in Weimar gelegt hatte. Graf und Gräfin Hopfgarten, so wie Förster und Frau, brachten mir persönlich die Versicherung bekannten und unbekannten treuen Antheils an meinem Daseyn. Geheimerath Rudolphi von Berlin, so wie Professor Weiß, gingen allzuschnell vorüber, und doch war ihre kurze Gegenwart mir zur aufmunternden Belehrung.

Für unsern Kreis erwarteten wir zu dieser Zeit Herrn Generalsuperintendenten Röhr. Welche große Vortheile durch ihn für uns sich bereiteten, war gleich bei seinem Eintritt zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszusehen. Mir kam er zur glücklichen Stunde; seine erste geistliche Handlung war die Taufe meines zweiten Enkels, dessen unentwickeltes Wesen mir schon manches Gute vorzudeuten schien. Geh. Hofrath Blumenbach und Familie erfreuten uns einige Tage durch ihre Gegenwart, er immer der heitere, unmittige kenntnißreiche Mann von unerloschnem Gedächtniß, selbstständig, ein wahrer Repräsentant der großen gelehrten Anstalt, als deren hochst bedeutendes Mitglied er so viele Jahre gewirkt hatte. Die lieben Verwandten, Rath Schlosser und Gattin, von Frankfurt am Main kommend, hielten sich einige Tage bei

uns auf, und das vieljährig thätige freundschaftliche Verhältniß konnte sich durch persönliche Gegenwart nur zu höherem Vertrauen steigern. Geheimerath Wolf belebte die gründlichen literarischen Studien durch seinen belehrenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah. Dr. Kuchelbecker von Petersburg, von Quandt und Gemahlin, von Arnim und Maler Rühl brachten durch die interessantesten Unterhaltungen große Mannichfaltigkeit in unsere geselligen Tage.

Von Seiten unserer fürstlichen Familie erfreute uns die Gegenwart Herzog Bernhard's mit Gemahlin und Nachkommenschaft; fast zu gleicher Zeit aber sollten durch eine unglückliche Beschädigung unserer Frau Großherzogin, indem sie bei einem unversehenen Ausgleiten den Arm brach, die sämmtlichen Ihrigen in Kummer und Sorgen versetzt werden.

Nachträglich will ich noch bemerken, daß Ende Septembers die Revolution in Portugal ausbrach; daß ich persönlich einem Geschäft entging, dessen Uebernahme bei großer Verantwortlichkeit mich mit unübersehbarem Verdruß bedrohte.

1821.

Zu eigenen Arbeiten fand sich manche Veranlassung. Vieljährige Neigung und Freundschaft des Grafen Brühl verlangte zu Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses einen Prolog, der denn wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte. Die

gute Wirkung war auch mir höchſt erfreulich: denn ich hatte die Gelegenheit erwünſcht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen ſeiner Zuſtande zu geben.

Ich faßte darauf die Paralipomena wieder an. Unter dieſer Rubrik verwahre ich mir verſchiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungeſammelt vorhanden ſeyn mag. Sie zu ordnen, und da viel Gelegenheitsgedichte darunter ſind, ſie zu commentiren, pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine ſolche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann.

Auch zahme Xenien bracht' ich zuſammen; denn ob man gleich ſeine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entſtellen ſoll, ſo wird man ſich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen auf dieſe Weiſe entſtehenden Productionen ſonderte ich die laßlichſten und ſtellte ſie in Pappen zuſammen.

Schon ſeit einigen Jahren hatte mich die Wolkenbildung nach Howard beſchäftigt und große Vortheile bei Naturbetrachtungen gewahrt. Ich ſchrieb ein Ehrengedächtniß in vier Strophen, welche die Hauptworte ſeiner Terminologie enthielten; auf Anſuchen Londoner Freunde ſodann noch einen Eingang von drei Strophen, zu beſſerer Vollſtändigkeit und Verdeutlichung des Sinnes.

Lord Byron's Invective gegen die Edinburger, die mich in vielfachem Sinne intereſſirte, fing ich an zu überſetzen, doch nöthigte mich die Unkunde der vielen Particularien bald inne zu halten. Deſto leichter ſchrieb ich Gedichte zu einer Sendung von Tiſchbein's Zeichnungen, und eben dergleichen zu Landſchaften nach meinen Skizzen radirt.

Hierauf ward mir das unerwartete Glück Ihro des

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinnen verwirren ſich; ich muß Luft haben, um die tauſend Gedanken, die in mir durch einander gehn, zurechte zu legen. Merkuld ab.

Prinz allein, nach einer Pauſe.

Faſſe dich! entſchließe dich: denn du mußt! — Weggeben ſollſt du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menſchheit ein Spiel zu ſeyn ſcheint. Dich' weggeben! Er macht die Laube auf. Man: tesdame mit einer Maske vor dem Geſicht ſitzt drin. Es iſt ganz unmöglich! Es iſt als griff' ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! und doch! — Er fährt zuſammen und von der Laube weg. Was iſt das in mir! wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entſchluß erleichtern? Soll ich mir's läugnen oder geſtehn? Zum erſtenmal fühl' ich den Zug, der

Großfürsten Nicolaus und Gemahlin Alexandra Kaiserl. Hoheit, im Geleit unserer gnädigsten Herrschaften bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin Kais. Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlich-prachtige Album verehrend einzuzeichnen.

Auf Anregung eines theilnehmenden Freundes suchte ich meine in Druck und Manuscript zerstreuten naturwissenschaftlichen Gedichte zusammen, und ordnete sie nach Bezug und Folge.

Endlich ward eine Indische, mir lange im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig, und ich suchte sie völlig zu gewältigen.

Geh' ich nun von der Poesie zur Prosa hinüber, so habe ich zu erzählen, daß die Wanderjahre neuen Antheil erregten. Ich nahm das Manuscript vor, aus einzelnen zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widersprechende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß, und ermuthigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen, und in der Hälfte Mai beendigt.

Kunst und Alterthum III. B. 2. H. behandelte man zu gleicher Zeit, und legte darin manches nieder, was gebildeten Freunden angenehm seyn sollte.

Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geschrieben, welches freilich einladen sollte, das Uebrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und ausgezeichnet. Doch sah

ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt.

Einige Novellen wurden projektirt: die gefährliche Nachlässigkeit, verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit, und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente, aus herkömmlicher Gleichgültigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.

In der Mitte November ward an der Campagne von 1792 angefangen. Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen. Kunst und Alterthum III. B. 3. Heft verfolgte gleichfalls seinen Weg; auch leichtere Bemühungen, wie etwa die Vorreden zum Deutschen Gil-Blas, kleinere Biographien zur Trauerloge, gelangen freundlich in ruhigen Zwischenzeiten.

Von außen, auf mich und meine Arbeiten bezüglich, erschien gar manches Angenehme. Eine Uebersetzung von Howard's Ehrengedächtniß zeigte mir daß ich auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochschätzung ihres Landsmannes Freude gemacht. Dr. Noehden, bei dem Museum in London angestellt, übersetzte commentirend meine Abhandlung über da Vinci's Abendmahl, die er in trefflicher Ausgabe auf das zierlichste gebunden übersendet. Rameau's Neffe wird in Paris übersetzt und einige Zeit für das Original gehalten, und so werden auch meine Theaterstücke nach und nach übertragen. Meine Theilnahme an fremder wie an Deutscher Literatur kann ich folgendermaßen bewahren.

Man erinnert sich welch' ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben

ſich verbreitete, als die Perſönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberuhmten Gedichte, auf eine ſo kühne und tüchtige Weiſe beſtritten wurde. Die gebildete Menſchheit war im Tiefſten aufgeregt, und wenn ſie ſchon die Gründe des hochſt bedeutenden Gegners nicht zu entkraften vermochte, ſo konnte ſie doch den alten Sinn und Trieb ſich hier nur Eine Quelle zu denken, woher ſo viel Köſtliches entſprungen, nicht ganz bei ſich auslöſchen. Dieſer Kampf wahrte nun ſchon über zwanzig Jahre, und es war eine Umwalzung der ganzen Weltgeſinnung nothig, um der alten Vorſtellungsart wieder einigermaßen Luft zu machen.

Aus dem Zerſtörten und Zerſtückten wünſchte die Mehrheit der claſſiſch Gebildeten ſich wieder herzuſtellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genuß wieder zu gelangen. Eine friſche Jugend war herangewachſen, unterrichtet wie lebensluſtig, ſie unternahm mit Muth und Freiheit den Vortheil zu gewinnen, deſſen wir in unſerer Jugend auch genoſſen hatten, ohne die ſpärſte Unterſuchung ſelbſt den Schein eines wirklichen Ganzen als ein Ganzes gelten zu laſſen. Die Jugend liebt das Zerſtückelte überhaupt nicht, die Zeit hatte ſich in manchem Sinne kraftig hergeſtellt, und ſo fühlte man ſchon den früheren Geiſt der Verſöhnung wiederum walten.

Wolfarth's Ideen uber Homer wurden laut, ſeine geiſtreiche Behandlung, beſonders die herausgehobene Begunſtigung der Trojaner, erregten ein neues Intereſſe, und man fühlte ſich dieſer Art die Sache anzuſehn geneigt. Ein Engliſcher Aufſatz uber Homer, worin man auch die Einheit und Unheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weiſe zu behaupten ſchien, kam zu gelegener Zeit, und ich, in der Ueberzeugung daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit

solchen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber getrachtet habe, ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern, suchte den Auszug der Ilias wieder vor, den ich zu schnellerer Uebersicht derselben vor vielen Jahren unternommen hatte.

Die Fragmente Phaëthon's, von Ritter Hermann mitgetheilt, erregten meine Productivität. Ich studirte eilig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Göttling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung.

Aristophanes von Voß gab uns neue Ansichten und ein frisches Interesse an dem seltsamsten aller Theaterdichter. Plutarch und Appian werden studirt, dießmal um der Triumphzüge willen, in Absicht Mantegna's Blätter, deren Darstellungen er offenbar aus den Alten geschöpft, besser würdigen zu können. Bei diesem Anlaß ward man zugleich in den höchst wichtigen Ereignissen und Zuständen der Römischen Geschichte hin und her geführt. Von Knebel's Uebersetzung des Lucrez, welcher nach vielfaltigen Studien und Bemühungen endlich herauskam, nöthigte zu weiteren Betrachtungen und Studien in demselben Felde; man ward zu dem hohen Stande der Römischen Cultur ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, und in das Verhältniß der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen genöthigt. Dionys von Halikarnaß konnte nicht versäumt werden, und so reizend war der Gegenstand, daß mehrere Freunde sich mit und an demselben unterhielten.

Nun war der Antheil an der Englischen Literatur durch vielfache Bücher und Schriften, besonders auch durch die Huttnerischen höchst interessanten handschriftlichen Berichte von

London gesendet, immer lebendig erhalten. Lord Byron's früherer Kampf gegen seine schwachen und unwürdigen Recensenten brachte mir die Namen mancher seit dem Anfange des Jahrhunderts merkwürdig gewordener Dichter und Prosaisten vor die Seele, und ich las daher Jacobsen's biographische Chrestomathie mit Aufmerksamkeit, um von ihren Zuständen und Talenten das Genauere zu erfahren. Lord Byron's Marino Faliero, wie sein Manfred, in Doring's Uebersetzung, hielten uns jenen werthen außerordentlichen Mann immer vor Augen. Kenilworth von Walter Scott, statt vieler andern seiner Romane aufmerksam gelesen, ließ mich sein vorzügliches Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln, bemerken und überhaupt als höchst gewandt in dieser Dicht- und Schreibart anerkennen.

Unter Vermittlung des Englischen, nach Anleitung des werthen Professor Kosegarten, wandte ich mich wieder eine Zeit lang nach Indien. Durch seine genaue Uebersetzung des Anfangs von Mega Dhuta kam dieses unschätzbare Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele, und gewann ungemein durch eine so treue Annäherung. Auch Nala studirte ich mit Bewunderung, und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweise so verschieden von jener östlichen Nation sich ausgebildet haben, daß ein so bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leser vom Fache, sich gewinnen möchte.

Von Spanischen Erzeugnissen nenne ich zuvörderst ein bedeutendes Werk: Spanien und die Revolution. Ein Gereif'ter, mit den Sitten der Halbinsel, den Staats-, Hof- und Finanzverhaltnissen gar wohl bekannt, eröffnet uns methodisch und zuverlässig wie es in den Jahren, wo er selbst Zeuge gewesen, mit den innern Verhaltnissen ausgesehen, und giebt

uns einen Begriff von dem, was in einem solchen Lande durch Umwälzungen bewirkt wird. Seine Art zu schauen und zu denken sagt dem Zeitgeist nicht zu; daher secretirt dieser das Buch durch ein unverbrüchliches Schweigen, in welcher Art von Inquisitionscensur es die Deutschen weit gebracht haben.

Zwei Stücke von Calderon machten mich sehr glücklich: der absurdeste Gegenstand in Aurora von Copacabana; der vernunft- und naturgemäßeste, die Tochter der Luft, beide mit gleichem Geist und überschwenglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genie's in Beherrschung alles Widersprechenden daraus aufs kräftigste hervorleuchtet, und den hohen Werth solcher Productionen doppelt und dreifach beurkundet.

Eine Spanische Blumenlese, durch Gefälligkeit des Herrn Perthes erhalten, war mir höchst erfreulich; ich eignete mir daraus zu was ich vermochte, obgleich meine geringe Sprachkenntniß mich dabei manche Hinderung erfahren ließ.

Aus Italien gelangte nur wenig in meinen Kreis: Ildeagonda von Grossi erregte meine ganze Aufmerksamkeit, ob ich gleich nicht Zeit gewann öffentlich darüber etwas zu sagen. Hier sieht man die mannichfaltigste Wirksamkeit eines vorzüglichen Talents, das sich großer Ahnherren rühmen kann, aber auf eine wundersame Weise. Die Stanzen sind ganz fürtrefflich, der Gegenstand modern unerfreulich, die Ausführung höchst gebildet nach dem Charakter großer Vorgänger: Tasso's Anmuth, Ariost's Gewandtheit, Dante's widerwartige oft abscheuliche Großheit, eins nach dem andern wickelt sich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder lesen, um es näher zu beurtheilen, da ich genug zu thun hatte, die gespensterhaften Ungeheuer, die mich bei der ersten Lesung verschüchterten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.

Deſto willkommener blieb mir Graf Carmagnola, Trauerſpiel von Manzoni, einem wahrhaften, klar-auffaſſenden, innig durchdringenden, menſchlich fühlenden, gemüthlichen Dichter.

Von der neuern Deutſchen Literatur durft' ich wenig Kenntniß nehmen, meiſt nur was ſich unmittelbar auf mich bezog, kennt' ich in meine übrige Thätigkeit mit aufnehmen. Zauper's Grundzüge einer Deutſchen theoretiſch-praktiſchen Poetik, brachten mich mir ſelbſt entgegen, und gaben mir, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich ſagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chreſtomathien anwendet, ſo iſt es gar nicht übel gethan ſich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schickſal, denn aus Wahl und Vorſatz dahin gelangt, ſelbſt eine Chreſtomathie zu ſeyn: denn da findet ſich im Ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geſchmack. Dieſes beſchränkt keineswegs den jüngeren Mann, der einen ſolchen Gang nimmt, ſondern nöthigt ihn, wenn er ſich lange genug in einem gewiſſen Kreiſe eigenſinnig umher getrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth ſehen kann, der ſich eine ganze Weile in meinem Bezirk aufhielt und ſich dadurch nur geſtärkt fand, nunmehr die ſchwierigſten Probleme des Alterthums anzugreifen und eine geiſtreiche Löſung zu bewirken. Dem guten Zauper ſagte ich manches, was ihm förderlich ſeyn konnte, und beantwortete ſeine Aphorismen, die er mir im Manuſcript zuſendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und andere nicht ohne Nutzen.

Die Neigung womit Dr. Kannegießer meine Harzreiſe zu entziffern ſuchte, bewog mich in meine frühſte Zeit zurück zu gehen und einige Aufſchluſſe über jene Epoche zu geben.

Ein Manuscript aus dem funfzehnten Jahrhundert, die Legende der heiligen drei Könige ins Mährchenhafte dehnend und ausmalend, hatte mich, da ich es zufällig gewann, in manchem Sinne interessirt. Ich beschäftigte mich damit, und ein geistreicher junger Mann, Dr. Schwab, mochte es übersetzen. Dieses Studium gab Anlaß zu Betrachtung wie Mährchen und Geschichten epochenweise gegen und durcheinander arbeiten, so daß sie schwer zu sondern sind, und man sie durch ein weiteres Trennen nur weiter zerstört.

Jedesmal bei meinem Aufenthalt in Böhmen bemüht' ich mich einigermaßen um Geschichte und Sprache, wenn auch nur im allgemeinsten. Dießmal las ich wieder Zacharia Theobaldus Hussitenkrieg und ward mit Stransky respublica Bohemiae, mit der Geschichte des Verfassers selbst und dem Werthe des Werks, zu Vergnügen und Belehrung näher bekannt. Durch die Ordnung der akademischen Bibliothek zu Jena, wurde auch eine Sammlung fliegender Blätter des sechzehnten Jahrhunderts dem Gebrauch zugänglich: einzelne Nachrichten, die man in Ermangelung von Zeitungen dem Publicum mittheilte, wo man unmittelbar mit dem ursprünglichen Factum genauer bekannt wurde als jetzt, wo jedesmal eine Partei uns dasjenige mittheilt, was ihren Gesinnungen und Absichten gemäß ist, weßhalb man erst hinterdrein die Tagesblatter mit Nutzen und wahrer Einsicht zu lesen in den Fall kommt.

Die unschätzbare Boisserée'sche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früherer Niederdeutscher Kunstmalerei geben und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ziemlich ausgefüllt hat, sollte denn auch durch treffliche Steindrucke dem Abwesenden bekannt und der Ferne sogleich angelockt werden, sich diesen Schätzen persönlich zu nähern. Strirner, schon

wegen seiner Münchner Arbeiten längst gerühmt, zeigte sich auch hier zu seinem großen Vortheil; und obgleich der auffallende Werth der Originalbilder in glänzender Farbung besteht, so lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnung und Zusammensetzung kennen, und werden, wie mit den Oberdeutschen Künstlern durch Kupferstiche und Holzschnitte, so hier durch eine neuerfundene Nachbildungsweise auch mit den bisher unter uns kaum genannten Meistern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferstichsammler wird sich diese Hefte gern anschaffen, da in Betracht ihres innern Werthes der Preis für maßig zu achten ist.

So erschienen uns denn auch die Hamburger Steindrücke, meist Portraits, in Vortrefflichkeit von zusammenlebenden und arbeitenden Künstlern unternommen und ausgeführt. Wir wünschen einem jeden Liebhaber Glück zu guten Abdrucken derselben.

Vieles andere, was die Zeit hervorbrachte, und was wohl für granzenlos angesprochen werden kann, ist an anderem Orte genannt und gewürdigt.

Nun wollen wir noch einer eigenen Bemühung gedenken, eines Weimarisch-lithographischen Heftes mit erklarendem Text, das wir unter dem Titel einer Pinakothek herausgaben. Die Absicht war manches bei uns vorhandene Mittheilungswerthe ins Publicum zu bringen. Wie es aber auch damit mochte beschaffen seyn, dieser kleine Versuch erwarb sich zwar manche Gonner aber wenig Kaufer, und ward nur langsam und im Stillen fortgesetzt, um den wackeren Künstler nicht ohne Uebung zu lassen und eine Technik lebendig zu erhalten, welche zu fördern ein jeder Ort, groß oder klein, sich zum Vortheil rechnen sollte.

Nun aber brachte die Kupferstecherkunst nach langem Erwarten uns ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird uns in schönster Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphael's überliefert, aus den schönsten Jünglingsjahren; hier ist bereits soviel geleistet als noch zu hoffen. Die lange Zeit, welche der überliefernde Kupferstecher Longhi hierauf verwendet, muß als glücklich zugebracht angesehen werden, so daß man ihm den dabei errungenen Gewinn gar wohl gönnen mag.

Von Berlin kamen uns fast zu gleicher Zeit Musterblatter für Handwerker, die auch wohl einem jeden Künstler höchst willkommen seyn müßten. Der Zweck ist edel und schön, einer ganzen großen Nation das Gefühl des Schönen und Reinen auch an unbelebten Formen mitzutheilen; daher ist an diesen Mustern alles musterhaft: Wahl der Gegenstände, Zusammenstellung, Folge und Vollständigkeit, Tugenden welche zusammen, diesem Anfange gemäß, sich in den zu wünschenden Heften immer mehr offenbaren werden.

Nach so trefflichen ins Ganze reichenden Arbeiten darf ich wohl eines einzelnen Blattes gedenken, das sich zunächst auf mich bezieht, doch als Kunstwerk nicht ohne Verdienst bleibt; man verdankt es der Bemühung, welche sich Dawe, ein Englischer Maler, bei seinem längeren hiesigen Aufenthalt um mein Portrait gegeben; es ist in seiner Art als gelungen anzusprechen, und war es wohl werth in England sorgfaltig gestochen zu werden.

In die freie Welt wurden wir durch Landschaftszeichnungen des Herrn David Heß aus Zürich hinausgeführt. Eine sehr schön colorirte Aquatintenfolge brachte uns auf den Weg uber den Simplon, ein Kolossalbau, der zu seiner Zeit viel Redens machte.

In ferne Regionen versetzten uns die Zeichnungen zu des

mich nach dieſer himmliſchen Geſtalt zieht, ſich verringern! Dieſe Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich ſonſt vor ihr mit himmliſchen Nebeln bedeckte! Iſt's möglich? in meinem Herzen entwickelt, beſtimmt ſich das Gefühl: du kannſt, du willſt ſie weggeben! — Es iſt mir unbegreiflich! Er geht auf ſie los. Geliebteſte! Er wendet kurz wieder um. Nein, ich belüge mich! Mein Herz iſt nicht hier! In fremden Gegenden ſchwärmt's herum, und ſucht nach voriger Seligkeit — Mir iſt's, als wenn du es nicht mehr wäreſt, als wenn eine Fremde mir untergeſchoben wäre. O ihr Götter! die ihr ſo grauſam ſeyd, welche ſeltſame Gnade erzeigt ihr mir wieder, daß ihr mir das ſo erleichtert, was ich auf euern Befehl thue! — Ja, lebe wohl! Von Ungefähr iſt Andraſon nicht hier. Ich hatte ihm die beſte Hälfte ſeines Eigenthums geraubt; hier nehme er ſie wieder! Und ihr, himmliſche Geiſter, gebt euerm folgſamen Sohn aus den Weiten der

Prinzen von Neuwied Durchlaucht Braſilianiſche Reiſe: das Wunderſame der Gegenſtände ſchien mit der künſtleriſchen Darſtellung zu wetteifern.

Noch einer Künſtelei muß ich gedenken, die aber als räthſelhaft jeden guten erfinderiſchen Kopf in Anſpruch nahm und beunruhigte: es war die Erfindung eine Kupfertafel nach Belieben größer oder kleiner abzudrucken. Ich ſah dergleichen Probeblätter bei einem Reiſenden, der ſolche ſo eben als eine große Seltenheit von Paris gebracht hatte, und man mußte ſich, ungeachtet der Unwahrſcheinlichkeit, doch bei näherer Unterſuchung überzeugen: der größere und kleinere Abdruck ſeyen wirklich als Eines Urſprungs anzuerkennen.

Um nun auch von der Malerei einiges Bedeutende zu melden, ſo verfehlen wir nicht zu eröffnen, daß, als auf höhere Veranlaſſung dem talentreichen Hauptmann Raabe nach Italien bis Neapel zu gehen Mittel gegonnt waren, wir ihm den Auftrag geben konnten, verſchiedenes zu copiren, welches zur Geſchichte des Colorits merkwürdig und für dieſen wichtigen Kunſttheil ſelbſt förderlich werden möchte. Was er während ſeiner Reiſe geleiſtet und ins Vaterland geſendet, ſo wie das nach Vollendung ſeiner Wanderſchaft Mitgebrachte war gerade der lobenswürdige Beitrag den wir wünſchten. Die Aldobrandiniſche Hochzeit in ihrem neuſten Zuſtande, die unſchätzbaren Tänzerinnen und Bacchiſchen Centauren, von deren Geſtalt und Zuſammenſetzung man allenfalls im Norden durch Kupferſtiche unterrichtet wird, ſah man jetzt gefärbt, und konnte auch hier den großen antiken Geſchmackſinn freudig bewundern. Solche Bemühung wollte freilich Deutſchen, von modernem Irrſal befangenen Kunſtjüngern nicht einſichtig werden, weßhalb man denn ſowohl ſich ſelbſt als den verſtändigen Künſtler zu beruhigen wußte.

Angenähert dem antiken Sinne erschien uns darauf Mantegna's Triumphzug abermals höchst willkommen; wir ließen, gestützt auf den eigenhändigen Kupferstich des großen Künstlers, das zehnte hinter den Triumphwagen bestimmte Blatt in gleicher Art und Größe zeichnen, und brachten dadurch eine höchst lehrreich abgeschlossene Folge zur Anschauung.

Mit größter Sorgfalt in Zeichnung und Farbe nachgebildete Copien alter Glasmalereien der St. Gereons-Kirche in Köln setzten jedermann in Verwunderung, und gaben einen merkwürdigen Beleg, wie sich eine aus ihren ersten Elementen auftretende Kunst zu Erreichung ihrer Zwecke zu benehmen gewußt.

Anderes dieser Niederdeutschen Schule, weiter heraufkommend und ausgebildeter, ward uns durch die Freundlichkeit des Boisserée'schen Kreises zu Theil; wie uns denn auch später von Cassel ein neueres zu dem Alten zurückstrebendes Kunstbemühen vor Augen kam: drei singende Engel von Rubl, welche wir wegen ausführlicher Genauigkeit besonderer Aufmerksamkeit werth zu achten Ursache hatten.

Im Gegensatz jedoch von dieser strengen sich selbst retardirenden Kunst kam uns von Antwerpen ein lebenslustiges Gemälde, Rubens als Jüngling, von einer schönen stattlichen Frau dem alternden Lipsius vorgestellt, und zwar in dem unverändert aus jener Zeit her verbliebenen Zimmer, worin dieser auf seine Weise vorzügliche Mann als Revisor der Plantinischen Officin gearbeitet hatte.

Unmittelbar stimmte hiezu eine Copie nach den Söhnen Rubens in Dresden, welche Gräfin Julie von Egloffstein vor kurzem lebhaft und glücklich vollendet hatte. Wir bewunderten zu gleicher Zeit ihr höchst geübtes und ausgebildetes Talent in einem Zeichenbuche, worin sie Freundes-Portraite

so wie landschaftliche Familienſitze mit ſo großer Gewandtheit als Natürlichkeit eingezeichnet.

Endlich kam auch mein eigenes ſtockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewöhnt reinlichen Blättern in Einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letztenmale der Trieb die Natur nach meiner Art auszuſprechen Monate lang belebte; ſie durften für mich, des ſonderbaren Umſtands halber, einigen Werth haben.

Im Bezug auf die Baukunſt verhielt ich mich eigentlich nur hiſtoriſch, theoretiſch und kritiſch. Oberbaudirector Coudray, gründlich, gewandt, ſo thätig als geiſtreich, gab mir Kenntniß von den bei uns zu unternehmenden Bauten, und das Geſpräch darüber war mir höchſt förderlich. Wir gingen manche bedeutende Kupferwerke zuſammen durch; das neue von Durand: Partie graphique des Cours d'Architecture etc. an kurz vergangene Zeit erinnernd; Richardson: The New Vitruvius Britannicus, und im Einzelnen die ſtets muſterhaften Zierrathen Albertolli's und Moreau's.

Höchſt vollkommen in dieſem Fache war eine Zeichnung, mir von Berlin durch das Wohlwollen des Herrn Theater-Intendanten zugeſendet, die Decoration innerhalb welcher bei Eröffnung des Theaters der von mir verfaßte Prolog geſprochen worden.

Boiſſerée's Abhandlung über den Kölner Dom rief mich in frühere Jahrhunderte zurück; man bedurfte aber das Manuſcript eher als mir lieb war, und der mit augenblicklichem Intereſſe angeſponnene Faden der Reflexionen zerriß, deſſen eben ſo eifriges Anknüpfen jedoch manchen Zufälligkeiten unterworfen ſeyn möchte.

Hatte man nun dort die altdeutsche Baukunst auf ihrem höchst geregelten Gipfel erblickt, so ließen andere Darstellungen, wie z. B. die alten Baudenkmale im Oesterreichischen Kaiserthume, nur eine beim Hergebrachten ins Willkürliche auslaufende Kunst sehen.

An eine gute Zeit dieser Bauart erinnerte jedoch eine uralte jüdische Synagoge in Eger, einst zur christlichen Capelle umgewandelt, jetzt verwaist vom Gottesdienste des alten und neuen Testaments. Die Jahrzahl einer alten Hebraischen Inschrift hoch am Pfeiler, war selbst einem durchreisenden studirten Juden nicht zu entziffern. Dieselbe Zweideutigkeit, welche sowohl die Jahres- als Volkszahlen der Ebräer höchst unsicher läßt, waltet auch hier, und hieß uns von fernerer Untersuchung abstehen.

In der Plastik zeigte sich auch einige Thatigkeit, wenn nicht im Vielen, doch im Bedeutenden; einige Büsten in Gyps und Marmor vom Hofbildhauer Kaufmann erhalten Beifall und eine kleinere Medaille mit Serenissimi Bild in Paris zu fertigen ward besprochen und berathen.

Theorie und Kritik, auch sonstiger Einfluß verfolgte seinen Gang, und nützte bald im Engeren bald im Breiteren. Ein Aufsatz des Weimarischen Kunstfreundes für Berlin, Kunstschulen und Akademien betreffend, ein anderer auf Museen rücksichtlich, nach Ueberzeugung mitgetheilt, wenn auch nicht aller Orten mit Billigung aufgenommen; eine Abhandlung über den Steindruck, die Meister solcher Kunst belobend, ihnen gewiß erfreulich: alles dieses zeigte von dem Ernst, womit man das Heil der Kunst von seiner Seite zu fördern mannichfaltig bedacht war.

Eine sehr angenehme Unterhaltung mit auswärtigen Freunden gewährte, durch Vermittelung von Kupferstichen, manche

Betrachtung über Conception, höhere so wie technische Composition, Erfinden und Geltendmachen der Motive. Der hohe Werth der Kupferstecherkunst in diesem historischen Sinne, ward zugleich hervorgehoben und sie für ein Glück gehalten.

Die Musik versprach gleichfalls in meinem häuslichen Kreise sich wieder zu heben; Alexander Boucher und Frau, mit Violine und Harfe, setzten zuerst einen kleinen Kreis versammelter Freunde in Verwunderung und Erstaunen, wie es ihnen nachher mit unserm und dem so großen und an alles Treffliche gewöhnten Berliner Publicum gelang. Director Eberwein und seiner Gattin musikalisch-productive und ausführende Talente wirkten zu wiederholtem Genuß, und in der Hälfte Mai konnte schon ein größeres Concert gegeben werden. Recitation und rhythmischen Vortrag zu vernehmen und anzuleiten, war eine alte nie ganz erstorbene Leidenschaft. Zwei entschiedene Talente dieses Faches, Gräfin Julie Egloffstein und Fräulein Adele Schopenhauer ergötzten sich den Berliner Prolog vorzutragen, jede nach ihrer Weise, jede die Poesie durchdringend und ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend. Durch die kenntnißreiche Sorgfalt eines längst bewährten Freundes, Hofrath Rochlitz, kam ein bedächtsam geprüfter Streicherischer Flügel von Leipzig an; glücklicherweise: denn bald darauf brachte uns Zelter einen höchste Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können. Und so kam denn auch ein großes bedeutendes Concert zu Stande, wobei unser nicht genug zu preisende Capellmeister Hummel sich gleichfalls hören ließ, der sodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Ausübungen

den Besitz des vorzüglichen Instrumentes ins Unschätzbare zu erheben verstand.

Ich wende mich zur Naturforschung, und da hab' ich vor allem zu sagen, daß Purkinje's Werk über das subjective Sehen mich besonders aufregte. Ich zog es aus und schrieb Noten dazu, und ließ, in Absicht Gebrauch davon in meinen Heften zu machen, die beigefügte Tafel copiren, welche mühsame und schwierige Arbeit der genaue Künstler gern unternahm, weil er in früherer Zeit durch ähnliche Erscheinungen geängstigt worden, und nun mit Vergnügen erfuhr, daß sie als naturgemäß keinen krankhaften Zustand andeuteten.

Da auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwicklung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden, so war es wohl der Mühe werth sich umzusehen, wie die verschiedenen Völker sich hierüber ausgedrückt, von wo sie ausgegangen und wie sie, roher oder zarter, in der Beziehung sich näherer oder entfernterer Analogien bedient. Man suchte gewisse Wiener Trinkgläser habhaft zu werden, auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schöner als irgendwo darstellte.

Verschiedenes Chromatische wurde zum vierten Hefte aus früheren Papieren hervorgesucht; Bernadinus Telesius sowohl überhaupt als besonders der Farbe wegen studirt. Seebeck's Vorlesung über die Wärme im prismatischen Sonnenbilde war höchst willkommen, und die früheren eigenen Vorstellungen über diese merkwürdigen Erscheinungen erwachten wieder.

Hofmechanicus Körner beschäftigte sich Flintglas zu fertigen, stellte in seiner Werkstatt nach Französischen Vorschriften ein Instrument auf, zu den sogenannten Polarisationsversuchen; das Resultat derselben war, wie man sich schon lange

belehrt hatte, kümmerlich, und merkwürdig genug daß zu gleicher Zeit eine Fehde zwischen Biot und Arago laut zu werden anfing, woraus für den Wissenden die Richtigkeit dieser ganzen Lehre noch mehr an den Tag kam.

Herr von Henning von Berlin besuchte mich, er war in die Farbenlehre, dem zufolge was ich mit ihm sprach, vollkommen eingeweiht, und zeigte Muth öffentlich derselben sich anzunehmen. Ich theilte ihm die Tabelle mit, woraus hervorgehen sollte, was für Phanomene und in welcher Ordnung man bei einem chromatischen Vortrag zu schauen und zu beachten habe.

In der Kenntniß der Oberfläche unsres Erdbodens wurden wir sehr gefördert durch Graf Sternberg's Flora der Vorwelt und zwar deren erstes und zweites Stück. Hiezu gesellte sich die Pflanzenkunde von Rhode in Breslau. Auch des Urstiers, der aus dem Haßleber Torfbruch nach Jena gebracht und dort aufgestellt wurde, ist wohl als eines der neuesten Zeugnisse der früheren Thiergestalten hier zu erwähnen. Das Archiv der Urwelt hatte schon eines gleichen gedacht, und mir ward das besondere Vergnügen, mit Herrn Körte in Halberstadt bei dieser Gelegenheit ein früheres freundliches Verhaltniß zu erneuen.

Die Absicht Keferstein's einen geologischen Atlas für Deutschland herauszugeben, war mir höchst erwunscht, ich nahm eifrig Theil daran und war gern was die Farbung betrifft mit meiner Ueberzeugung berathig. Leider konnte durch die Gleichgultigkeit der ausfuhrenden Techniker gerade dieser Hauptpunkt nicht ganz gelingen. Wenn die Farbe zu Darstellung wesentlicher Unterschiede dienen soll, so müßte man ihr die größte Aufmerksamkeit widmen.

Die Marienbader Gebirgsarten sammelte man mit

Sorgfalt, in Jena geordnet wurden ſie dann verſuchsweiſe dem Publicum mitgetheilt, ſowohl um mich ſelbſt bei Wiederkehr eines Anhaltens zu verſichern als auch Nachfolgern dergleichen an die Hand zu geben. Sartorius übergab dem Jenaiſchen Muſeum eine Folge der Gebirgsarten von der Röhn ſich herſchreibend, als Beleg zu ſeiner dem Vulcan gewidmeten Abhandlung.

Auch in dieſem Jahre lenkte ich die Aufmerkſamkeit meiner Schleſiſchen Freunde auf den Prieborner gegliederten Sandſtein, oder wie man dieſe wunderſame Gebirgsart nennen will, ſo wie auf die in früherer Zeit häufigen, aber nicht erkannten Blitzröhren bei Maſſel, an einem endlichen Gelingen nicht verzweifelnd.

Im Allgemeinſten wurde ich gefördert durch d'Aubuiſſon de Voiſins Geognoſie und durch Sorriot Höhencharte von Europa.

Meteorologie ward fleißig betrieben; Profeſſor Poſſelt that das Seinige; Conducteur Schrön bildete ſein Talent immer mehr aus; Hofmechanicus Körner war in allen techniſchen Vorrichtungen auf das ſorgfältigſte behülflich, und alles trug bei die Abſichten und Anordnungen des Fürſten möglichſt zu befördern. Eine Inſtruction für die ſämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgeſetzt, neue Tabellen gezeichnet und geſtochen; die atmoſphäriſchen Beobachtungen in der Mitte April waren merkwürdig, ſo wie der Höherauch vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins Reine und damit es an keinerlei Beobachtungen fehlen möge, beauftragte man den Jenaiſchen Thurmer auf gewiſſe Meteore aufmerkſam zu ſeyn. Indeſſen gaben die Dittmariſchen Prophezeihungen viel zu reden, woraus aber weder Nutzen noch Verfall hervorging.

Wollte man ausführlicher von der Belvederiſchen Thätigkeit in der Pflanzencultur ſprechen, ſo mußte man hiezu ein eigenes Heft verwenden. Erwähnt ſey nur daß ein Palmenhaus zu Stande kam, welches zugleich dem Kenner genügen und den Geſchmack eines jeden Beſuchenden befriedigen muß. Das entgegengeſetzte Ende der tropiſchen Vegetation gaben getrocknete Pflanzen-Exemplare von der Inſel Melville, welche durch Kummer und Dürftigkeit ſich beſonders auszeichneten und das letzte Verſchwinden einer übrigens bekannten Vegetation vors Auge ſetzten. Der Kloß eines beſchädigten und wieder zuſammengewachſenen Baumſtammes gab zu manchen Unterſuchungen über die Wiederherſtellungskraft der Natur Anlaß.

In Jena fing der botaniſche Garten an ſich neubelebt zu zeigen; der demſelben vorgeſetzte Hofrath Voigt, imgleichen der dabei angeſtellte Kunſtgartner Baumann, machten eine Reiſe nach Berlin, woher ſie nicht ohne Vortheil für ſich und die Anſtalt zurückkehrten.

Ich ließ mir angelegen ſeyn die beiden Bände Morphologie und Wiſſenſchaftslehre durch das vierte Heft abzuſchließen, und behielt noch ſo viel Vorrath übrig, um auch wohl ein folgendes vorzubereiten.

1822.

Zur altdeutſchen Baukunſt, zu Prüfung ihres Charakters, durch Schätzung ihres Sinnes, zum Begriff der Zeit worin ſie entſtand, führten mich zwei bedeutende Werke. Moller's Deutſche Baudenkmale, deren erſtes Heft nun geſchloſſen, lagen uns vor. Nach mehreren Probedrucken erſchien auch das erſte Heft des Boiſſerée'ſchen Domwerks. Ein großer

Theil des Textes, den ich vorher im Manuscript studirt hatte, lag bei, und die Ueberzeugung bestätigte sich, daß zu richtiger Einsicht in dieser Sache, Zeit, Religion, Sitte, Kunstfolge, Bedürfniß, Anlage der Jahrhunderte, wo diese Bauart überschwenglich ausgedehnt in Anwendung blühte, alles zusammen als eine große lebendige Einheit zu betrachten sey. Wie sich nun an das Kirchthum auch das Ritterthum anschloß, zu anderm Bedürfniß in gleichem Sinne, wollte ebenmäßig wohl erwogen seyn.

Die Plastik brachte wenig aber Bedeutendes; die kleinere Medaille mit Serenissimi Bild und der Inschrift: Doctarum frontium praemia. ward in Paris von Barre geschnitten. Ein kleiner Bacchus von Bronze, acht antik und von der größten Zierlichkeit, ward mir durch die Geneigtheit des Herrn Major von Staff. Er war auf dem Feldzuge nach Italien durch Welschland bis nach Calabrien gekommen, und hatte manches hübsche Kunstwerk anzuschaffen Gelegenheit. Meine Vorliebe für solche Werke kennend verehrte er mir das kleine Bild, welches wie ich es ansehe mich zu erheitern geeignet ist.

Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit roh, Gedanke und Composition ganz vortrefflich.

Ich erhalte Howard's Klima von London, zwei Bände. Posselt schreibt eine Recension. Die inländischen Beobachtungen gehen nach allen Rubriken fort und werden regelmäßig in Tabellen gebracht. Inspector Bischof von Durrenberg dringt auf vergleichende Barometer-Beobachtungen, denen man entgegen kommt, Zeichnungen der Wolkengestalten wurden gesammelt, mit Aufmerksamkeit fortgesetzt. Beobachten und Ueberlegen gehen gleichen Schrittes, dabei wird durch symbolisch graphische Darstellung der gleichförmige Gang so

Welt neues unbekanntes Glück! Er ruft: Merkulo!

Merkulo kommt.

Prinz. Bringe ſie zuſammen, die Meinigen, das Haus: könnt' ich die Welt zuſammen rufen, ſie ſollte Zeuge der wundervollen That ſeyn! Merkulo ab.

Der Prinz verſchließt die Laube. Unter einer feierlichen Muſik kommen, der Oberſte, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräulein, alles ſtellt ſich zu beyden Seiten, wie ſie ſtehen müſſen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen Feria, und Andraſon mit Merkulo. Die Muſik hört auf.

Prinz. Tritt näher, Andraſon, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher ſind wir nicht die beſten Freunde geweſen: nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, ſeh' ich, war auf meiner Seite; ich raubte dir die beſte Hälfte des Weibes das du

vieler, wo nicht zu sagen aller Barometer, deren Beobachtungen sich von selbst parallel stellten, zum Anlaß eine tellurische Ursache zu finden und das Steigen und Fallen des Quecksilbers innerhalb gewisser Gränzen einer stetig veränderten Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben.

Bei meinem dießmaligen Aufenthalt in Böhmen ward die geologische Sammlung der Marienbader Gegend wieder aufgenommen und vervollständigt, in Bezug auf die Acten und das in den Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden solche, wohlgeordnet, bei der Abreise Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforscher. Das Teyler Museum verehrt mir schönen Kalkschiefer mit Fischen und Pflanzen, von der Herrschaft Walsch. Angenehmes und lehrreiches Einsprechen des Herrn von Buch. In Eger traf ich den, für Naturkunde aufmerksamen Herrn Rath Gruner, beschäftigt eine uralte kolossale Eiche, die quer über das Flußbett im Tiefen gelegen hatte, hervorziehen zu lassen. Die Rinde war völlig braunkohlenartig. Sodann besuchten wir den ehemaligen Kalkbruch von Dolitz, wo der Mammuthszahn sich verschrieb, der lange Zeit als merkwürdiges Erbstück der besitzenden Familie sorgfältig aufbewahrt, nunmehr für das Prager Museum bestimmt wurde. Ich ließ ihn abgießen, um ihn zur nähern Untersuchung an Herrn d'Alton mitzutheilen.

Mit durchreisenden Fremden wurde das Gesammelte betrachtet, wie auch der problematische Kammerberg wieder besucht. Bei allem diesem war Diask Naturgeschichte von Böhmen förderlich und behülflich.

Herr von Eschwege kommt aus Brasilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeutenden Ankauf. Bei dieser Gelegenheit wird mir die Edelsteinsammlung übergeben, welche früher aus der

Prückmannischen Erbschaft erkauft wurde. Mir war höchst interessant eine solche, von einem früheren passionirten Liebhaber und, für seine Zeit, treuen und umsichtigen Kenner, zusammengestellte Folge zu revidiren, das später Acquirirte einzuschalten und dem Ganzen ein fröhliches Ansehn zu geben. Eine Zahl von 50 rohen Demantkrystallen, merkwürdig einzeln, noch mehr der Reihe nach betrachtet, jetzt von Herrn Soret nach ihrer Gestaltung beschrieben und geordnet, gab mir eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturerzeugniß. Ferner theilte Herr von Eschwege Brasilianische Gebirgsarten mit, die abermals bewiesen, daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen; wie denn auch sowohl seine gedruckten als handschriftlichen Bemerkungen hierüber dankenswerthen Aufschluß verleihen.

Zur Pflanzenkunde verfertigte ich das Schema zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Ein wunderbar gezeichnetes Buchenholz gewann ich als pathologisches Phänomen. Ein gespaltener Klotz war es, von einem Buchstamme, in welchem sich entdeckte, daß vor mehreren Jahren die Rinde regelmäßig mit einem eingeschnittenen Kreuze bezeichnet worden, welches aber vernarbend überwachsen in den Stamm eingeschlossen, sich nunmehr in der Spaltung als Form und Abdruck wiederholt.

Das Verhältniß zu Ernst Meyer gab mir neues Leben und Anregung. Das Geschlecht Juncus, von demselben näher bestimmt und durchgeführt, bracht' ich mir mit Beihülfe von Host gramina austriaca zur Anschauung.

Und so muß ich noch zum Schluß eines riesenhaften Cactus melo-Cactus, von Herrn Andrea zu Frankfurt gesendet, dankbar erwähnen.

Für das Allgemeine erschienen mehrere bedeutende Werke. Die große naturgeschichtliche Charte von Wilbrand und Ritgen, in Bezug auf das Element des Wassers und auf Bergeshöhe, wie sich die Organisation überall verhalte. Ihr Werth ward sogleich anerkannt, die schön augenfällige Darstellung an die Wand geheftet, zum täglichen Gebrauch vorgezeigt und commentirt in geselligen Verhältnissen, und immerfort studirt und benutzt.

Keferstein's geognostisches Deutschland war in seiner Fortsetzung gleichfalls sehr förderlich und wäre es bei genauerer Färbung noch mehr gewesen. Man wird sich's in solchen Fällen noch öfter wiederholen müssen, daß da wo man durch Farben unterscheiden will, sie doch auch unterscheidbar seyn sollten.

Das vierte Heft meiner morphologischen und naturwissenschaftlichen Bemühungen ward sorgfältig durchdacht und ausgeführt, da mit ihm die beiden Bände für dießmal geschlossen seyn sollten.

Die Veränderung der Erdoberfläche von Herrn von Hoff gab neuen Reiz. Hier liegt ein Schatz, zu welchem man immer etwas hinzuthun möchte, indem man sich daran bereichert.

Ich erhielt zu Anfrischung der Berg- und Gesteinlust bedeutende Pflanzenabdrücke, in Kohlenschiefer durch den sorgfältigen und diesen Studien ergebenen Rentamtmann Mahr. Fichtelbergische Mineralien erhalte ich von Redwitz, manches andere von Tyrol, wogegen ich den Freunden verschiedenes zusende. Herr Soret vermehrt meine Sammlung durch manches Bedeutende, sowohl aus Savoyen als aus der Insel Elba und fernern Gegenden. Seine krystallographische Kenntniß war höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien; wobei er denn

die von ihm in Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilte und besprach.

Im Chromatischen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erschien, daß ein Jüngerer die Pflicht über sich nehmen wolle dieses wichtige Capitel durchzuführen und durchzufechten. Herr von Henning besuchte mich und brachte höchst glücklich gerathene entoptische Gläser, auch schwarze Glasspiegel mit, welche verbunden durchaus alle wünschenswerthen Phänomene ohne viel weitere Umständlichkeit vor die Augen bringen. Die Unterhaltung war leicht, er hatte das Geschäft durchdrungen, und manche Frage die ihm übrig blieb, konnt' ich ihm gar bald beantworten. Er erzählte von seinen Vorlesungen, wie er es damit gehalten, und zu denen er mir schon die Einleitung mitgetheilt. Wechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen älteren Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im bisherigen Vortrag zu falschen Zwecken angewendet, überlieferte ich ihm, und er dagegen regte mich an, die chromatischen Acten und Papiere nunmehr vollkommener und sachgemäßer zu ordnen. Dieses alles geschah im Herbst und gab mir nicht wenig Beruhigung.

Ein entoptischer Apparat war für Berlin eingerichtet und fortgesendet, indessen die einfachen entoptischen Gläser mit schwarzen Glasspiegeln auf einen neuen Weg leiteten, die Entdeckungen vermehrten, die Ansicht erweiterten, und sodann zu der entoptischen Eigenschaft des schmelzenden Eises Gelegenheit gaben.

Die Farbentabelle wurde revidirt und abgedruckt; ein höchst sorgfaltiges Instrument, die Phanomene der Lichtpolarisation nach Französischen Grundsätzen sehen zu lassen, ward bei mir aufgestellt, und ich hatte Gelegenheit dessen Bau und Leistung vollkommen kennen zu lernen.

In der Zoologie förderte mich Carus Urwirbel, nicht weniger eine Tabelle, in welcher die Filiation sämmtlicher Wirbelverwandlungen anschaulich verzeichnet war. Hier empfing ich nun erst den Lohn für meine früheren allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnete Ausführung bis ins Einzelne vor Augen sah. Ein Gleiches ward mir, indem ich d'Alton's frühere Arbeit über die Pferde wieder durchnahm, und sodann durch dessen Pachyderme und Raubthiere belehrt und erfreut wurde.

Der hinter dem Ettersberg im Torfbruche gefundene Urstier beschäftigte mich eine Zeit lang. Er ward in Jena aufgestellt, möglichst restaurirt und zu einem Ganzen verbunden. Dadurch kam ich wieder mit einem alten Wohlwollenden in Berührung, Herrn Dr. Körte, der mir bei dieser Gelegenheit manches Angenehme erwies.

Heinroth's Anthropologie gab mir Aufschlüsse über meine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen, als ich eben bemüht war mein naturwissenschaftliches Heft zu Stande zu bringen.

Herr Purkinje besuchte uns und gewahrte einen entschiedenen Begriff von merkwürdiger Persönlichkeit und unerhörter Anstrengung und Aufopferung.

Indem ich zu meiner eigenen Aufklärung Kunckel's Glasmacherkunst, die ich bisher in düsterem Vorurtheil und ohne wahre Schätzung betrachtet hatte, genauer zu kennen und anschaulicher zu machen wünschte, hatte ich manche Communication mit Hrn. Dr. Döbereiner, welcher mir die neuesten Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte. Gegen Ende des Jahrs kam er nach Weimar, um vor Serenissimo und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigen Versuche galvanisch magnetischer wechselseitiger Einwirkung mit Augen

ſehen zu laſſen und erklärende Bemerkungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Beſuche des Herrn Profeſſor Oerſted nur um deſto erwünſchter ſeyn mußten.

Was geſellige Mittheilungen betrifft, war dieſes Jahr unſerem Kreiſe gar wohl gerathen; zwei Tage der Woche waren beſtimmt unſern gnädigſten Herrſchaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben. Hiezu fand ſich denn jederzeit neuer Anlaß, und die Mannichfaltigkeit war groß, indem Altes und Neues, Kunſtreiches und Wiſſenſchaftliches jederzeit wohl aufgenommen wurde.

Jeden Abend fand ſich ein engerer Kreis bei mir zuſammen, unterrichtete Perſonen beiderlei Geſchlechts; damit aber auch der Antheil ſich erweitere, ſetzte man den Dienſtag feſt, wo man ſicher war eine gute Geſellſchaft an dem Theetiſch zuſammen zu ſehen; auch vorzügliche Geiſt und Herz erquickende Muſik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an dieſen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, ſo blieb ich zwar auf mein Haus eingeſchränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung; vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerſtreut hätte.

Ein junger Bibliothek- und Archivsverwandter macht ein Repertorium über meine ſämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften, nachdem er alles ſortirt und geordnet hatte.

Bei dieſer Gelegenheit fand ſich auch ein vorläufiger Verſuch die Chronik meines Lebens zu redigiren, der bisher vermißt war, wodurch ich mich ganz beſonders gefördert ſah. Ich ſetzte gleich darauf mit neuer Luſt die Arbeit fort, durch weitere Ausführung des Einzelnen.

Van Bree aus Antwerpen sendete seine Hefte zur Lehre der Zeichenkunst. Tischbein's Homer VII. Stück kam an. Die große Masse lithographischer Zeichnungen von Strixner und Piloty sonderte ich nach Schulen und Meistern, wodurch denn die Sammlung zuerst wahrhaften Werth gewann. Steindrucke von allen Seiten dauerten fort, und brachten manches gute Bild zu unsrer Kenntniß. Einem Freund zu Liebe erklärte ich ein paar problematische Kupfer, Polidor's Manna und ein Tizianisches Blatt, Landschaft, St. Georg mit dem Drachen und der ausgesetzten Schönheit: Mantegna's Triumphzug ward fernerweit redigirt.

Maler Kolbe von Dusseldorf stellte hier einige Arbeiten aus, und vollendete verschiedene Portraite: man freute sich dieses wackern Mann, den man schon seit den Weimarischen Kunstausstellungen gekannt, nunmehr persönlich zu schätzen und sich seines Talents zu freuen. Gräfin Julie Egloffstein machte bedeutende Fortschritte in der Kunst. Ich ließ die Radirungen nach meinen Skizzen austuschen und ausmalen, um sie an Freunde zu überlassen.

Meyer's Kunstgeschichte ward schließlich mundirt und dem Druck angenähert. Dr. Carus gab einen sehr wohl gedachten und wohlgefühlten Aufsatz über Landschaftsmalerei in dem schönen Sinne seiner eigenen Productionen.

Rede

bei

Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

am 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute diesen Tag. Sie zogen versammelt zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnte Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat, ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, was wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns

um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegen setzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flötz hauften, und, wenn ich so sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hatte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Landesväter durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert; wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Platze zu, den unsere Vorfahren sich schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller

Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath, denn man sahe von jeher, selbst da noch das Sturmheyder Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für entbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Bergbau der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheyder Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werks. Nunmehr aber, da wir jene ersoffene abgebaute Tiefen dem Wasser und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen frischen Felde führen, wo wir gewisse unangetastete Reichthümer zu erwarten hoffen können.

Lassen Sie uns also die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Keilhaue nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfindend, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren sie zu begehen und Zeugen derselben zu seyn.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sey aber auch unsere Vorsicht und unser Eifer bei dem Anariffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten

liebſt. Auf Befehl der Unſterblichen geb' ich dir ſie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe!

Andraſon laut. Was ſoll das heißen? Vor ſich. Was wird das geben?

Prinz eröffnet die Laube, man ſieht Mandandane ſitzen. Hier, erkenne das Geheimniß und empfange ſie zurück!

Andraſon. Meine Frau! Du entführſt mir meine Frau? ſchleppſt ſie mit dir herum? beſchimpfeſt mich öffentlich, da du ſie mir vor den Augen aller Welt zurückgibſt?

Prinz. Dieß ſey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Geſinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht ſcheue!

der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläuftigen Worten an seine Pflicht; ich schildre nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamten dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innere Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, vieles mit leichter Mühe zu wirken; daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhangt und daß wir alle Bewohner der Staaten unsers Fürsten, unsre Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unserer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerken eine ansehnliche Summe Geldes in unsre Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publicum vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerke nutzen nnd schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich daß ein jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringste, dasjenige was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu raumen, Mißverständnisse aufzuklaren, widrige Leidenschaften zu unterdrücken und dadurch zu dem gemeinen Besten

mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor; so kann ein jeder, er sey wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen, ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die unsrigen diesen Segen genießen! —

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervor zu bringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werde.

Rede zum feierlichen Andenken

der Durchlauchtigsten

Fürstin und Frau Anna Amalia,

verwittweten

Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg.

1807.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtniß einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen, manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause (1739. Oct. 21.), das von den frühesten Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten, als ein solches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig ware; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Cultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Manner, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glanzten, gegeben wurde.

Von dort wurde sie früh hinweg gerufen (1756) zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der Vortheile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entsprang (1757) aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen (1758), selbst noch minderjährig, fühlte sie sich, bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege, in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrangt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten

Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermudete nicht mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth (1772). Gerechtigkeit und freier Edelmuth bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen.

Eben so war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondere Land, ja für das ganze Deutsche Vaterland, so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich, nach dem gegebenen Maaß, um sich zu versammeln, und sie war im Begriff mit Freude und Zutrauen das gewissenhaft Verwaltete ihrem Durchlauchtigsten Sohn (1774) zu übergeben, als das unerwartete Unglück des Weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingebornen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten, und trat eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannichfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler, wirkten

besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde frei gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun, unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Ehevereinigung eine würdige frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtseyn ihre Pflicht gethan, das was ihr obtag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft, so wie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hatte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen (1788): denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höhern Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische und Fremde verherrlichten, und jede

Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels (1804) mit einer unvergleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gaben zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte, und uns hoffen ließ, daß, zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders, und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre

auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen (1807. April 10.), wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen, als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die ihrigen; und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

Rede zum Andenken

des edlen

Dichters, Bruders und Freundes Wieland.

1813.

Durchlauchtigſter Protector,
Sehr ehrwürdiger Meiſter,
Verehrungswürdigſte Anweſende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen ſich entgegen zu ſtellen, und das, was unſere weiſen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, ſo würde ich doch, ſtände mir der Zauberſtab wirklich zu Gebote, den die Muſe unſerm abgeſchiedenen Freunde geiſtig anvertraut, ich würde dieſe ganze düſtere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieſes Finſtere müßte ſich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein feſtlich geſchmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, ſo froh und klar als das Leben unſeres Freundes, ſollte vor Ihnen erſcheinen. Da möchten die Schöpfungen ſeiner blühenden Phantaſie Ihre Augen, Ihren Geiſt anziehn, der Olymp mit ſeinen Göttern, eingeführt durch die Muſen, geſchmückt durch die Grazien, ſollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in ſo heiterer Umgebung gelebt, und dieſer Heiterkeit gemäß auch

von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wo sollte dieß früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich

Andraſon. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. Er greift nach dem Schwert, Fenia hält ihn, er ſpricht leiſe zu ihr. Laß ſeyn! Ich muß ja ſo thun.

Prinz. Entrüſte dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sey ſtille, gib der Vernunft Gehör! Du kannſt nicht ſagen: Es iſt mein Weib; und es iſt doch dein Weib.

Andraſon. Ich haſſe die Räthſel! Nach einem Augenblick, ſtille vor ſich. Ich erſtaune! Wieder entbindet ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O helfe mir, gütige Götter! Laut. Verzeih'! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin iſt Zauberey oder eine andere geheime Kraft, die der Menſchen Sinne zwieſpaltig mit ſich ſelbſten macht. Was ſoll ich mit zwey Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen

daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten, noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfaltige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte

in seine Vaterstadt zurück und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, churfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Churfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er hierüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wieland's auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über Deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen was Kuttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern

durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfaltige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als andre. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebne Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er ein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der nämlichen

Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so

viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfahrt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewaltigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die

herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seyen die achten Organe, womit ein solches Gemuth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen achten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewaltigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menachmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen

umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrangten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, in sofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden: seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wieland's Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren

alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehn, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakspeare's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakspearen zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Andererseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich

mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles giebt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefallt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu seyn, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der Deutsche Lucian, der uns den Griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht

Schwur. Dieſe nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich dir jene dagegen, die ich gegenwärtig beſitze.

Prinz. Wie?

Andraſon. Bringt ſie her!

Die Sklaven ab.

Prinz. Sollte ich nach ſo viel Leiden noch glücklich werden können?

Andraſon. Vielleicht thun hier die Himmliſchen ein Wunder, um uns beyde zur Ruhe zu bringen. Laß uns dieſe beyde als Schweſtern betrachten, jeder darf Eine beſitzen, und jeder die ſeinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andraſon. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte.

fühlen, die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von jeher das Genie ſolche Wagſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb befriedigte Wieland, indem er ſich dem kühnen, außerordentlichen Ariſtophanes anzugleichen ſuchte, und die eben ſo verwegnen als geiſtreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen dieſen Darſtellungen auch eine Einſicht in die höhere bildende Kunſt nöthig, und da unſerm Freund niemals das Anſchauen jener überbliebenen alten Meiſterwerke gegönnt ward, ſo ſuchte er durch den Gedanken ſich zu ihnen zu erheben, ſie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergeſtalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geiſt ſich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen ſeyn, hatte ihn nicht eben ſeine lobenswerthe Behutſamkeit abgehalten, entſchiedene Schritte zu thun; denn die Kunſt überhaupt, beſonders aber die der Alten, läßt ſich ohne Enthuſiasmus weder faſſen noch begreifen. Wer nicht mit Erſtaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unſer Freund aber war viel zu bedachtig, und wie hatte er auch in dieſem einzigen Falle eine Ausnahme von ſeiner allgemeinen Lebensregel machen ſollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geſchmack nah verwandt, ſo war er es mit den Römern noch mehr durch Geſinnung. Nicht daß er ſich durch republikaniſchen oder patriotiſchen Eifer hatte hinreißen laſſen, ſondern er findet, wie er ſich den Griechen gewiſſermaßen nur anbildete, unter den Römern wirklich ſeines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; ſelbſt kunſtreich, ſelbſt Hof- und Weltmann

iſt er ein verſtändiger Beurtheiler des Lebens und der Kunſt; Cicero, Philoſoph, Redner, Staatsmann, thatiger Bürger, und beide aus unſcheinbaren Anfangen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag ſich unſer Freund, indem er ſich mit den Werken dieſer beiden Männer beſchaftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenoſſen verſetzen, um uns ein anſchauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erſtaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menſchen verlangen, mit denen er ſich beſchaftigt, aber er fürchtet ſich ſo ſehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen ſie als für ſie Partei nehmen mag.

Es giebt zwei Ueberſetzungsmarimen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns heruber gebracht werde, dergeſtalt daß wir ihn als den unſrigen anſehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in ſeine Zuſtande, ſeine Sprachweiſe, ſeine Eigenheiten finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefuhl und Geſchmack in zweifelhaften Fallen die erſte Marime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden, welch verwickeltes Geſchaft eine Ueberſetzung ſey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemuht iſt, wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerem Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen

laßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden konnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir laugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der Griechischen. Die germanische, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte selbes in sich bewahren, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fach geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indeß gewann

er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich aufs neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher

Klugheit er ſich als ein Deutſcher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier iſt es der Ort, der für Deutſchland ſo wichtigen Zeitſchrift, des Teutſchen Merkurs, zu gedenken. Dieſes Unternehmen war nicht das erſte in ſeiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verſchaffte ſogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der ſelbſt dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen verſprach, daß ein Schriftſteller, dem man ſo herrliche Werke verdankte, ſelbſt urtheilen, ſeine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch verſammelten ſich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieſer Verein vorzüglicher Literatoren wirkte ſo viel, daß man durch mehrere Jahre hin ſich des Merkurs als Leitfadens in unſerer Literargeſchichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Leſen und Urtheilen über eine größere Maſſe ſich verbreitete, ſo ward auch die Luſt, ſich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; ſein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitſchriften entſtanden, die erſt monatlich, dann wochen- und tagweiſe ſich ins Publicum drängten und endlich jene Babyloniſche Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und ſind, und die eigentlich daher entſpringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Teutſchen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber deſſelben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geſchaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf ſich keiner Einſeitigkeit ſchuldig machen. Was ſeinen

regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweis't er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut,

zu thun fortfahrt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlich-geselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade

in der Nähe von Weimar ſich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entſchluß, daſelbſt den Reſt ſeines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters beſucht, welche mit ihm gelebt, umſtändlich erzählen, wie er gerade hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſchien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, beſonders aber, weil er ſich den Menſchen wohl entziehen, die Menſchen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gaſtfreier Wirth ſeine geſelligen Tugenden am anmuthigſten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieſer idylliſchen Darſtellung auffordere, ſo muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie dieſe ländliche Heiterkeit durch das Hinſcheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod ſeiner werthen, ſorgſamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt dieſe theueren Reſte auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er ſich entſchließt, die für ihn allzuſehr verflochtene landwirthſchaftliche Beſorgung aufzugeben, und ſich des einige Jahre froh genoſſenen Grundbeſitzes zu entäußern, ſo behält er ſich doch den Platz, den Raum zwiſchen beiden Geliebten vor, um dort auch ſeine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch ſeinen ſchönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen ſeinen Grabhügel in einem lebendigen Haine beſuchen und heiter verehren ſollten.

Nicht ohne höhere Veranlaſſung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu ſeiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüſtert. Er fühlte nur zu ſehr, was es ihm koſte, von ihr entfernt zu ſeyn. Er konnte ihren

Umgang nicht entbehren, und deſſelben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unſtatten genießen. Und ſo, nachdem er ſeine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald verſammelt, bald zerſtreut geſehen, zieht die erhabene Furſtin ihn in ihren nachſten Kreis. Er kehrt zuruck, bezieht eine Wohnung ganz nahe der furſtlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet ſich nun als Glied des Hauſes und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Geſellſchaft geboren, ja die größte wurde ſein eigentliches Element geweſen ſeyn; denn weil er nirgends oben an ſtehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und uber alles mit Maßigung ſich zu außern geneigt war, ſo mußte er nothwendig als angenehmer Geſellſchafter erſcheinen, ja er ware es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernſt nehmenden Nation noch mehr geweſen.

Denn ſein dichteriſches, ſo wie ſein literariſches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktiſchen Zweck ſuchte, ein praktiſches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren ſeine Gedanken beſtandig klar, ſein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntniſſen, ſtets an dem Intereſſe des Tags feſthielt, demſelben folgte, ſich geiſtreich damit beſchaftigte, ſo war auch ſeine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieſer Art zu denken, ſich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Abſicht, auf ſein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern

philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten praludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Literatur

Die Mohren heben den Seſſel aus der Laube und ſetzen ihn an die linke Seite des Grundes.

Mandandane im Begriff die Maske abzuwerfen, an Andraſons Hals. O Andraſon!

Andraſon der ſie nicht aufſtehn noch die Maske abnehmen läßt. Still Püppchen! Stille, Liebchen! Es naht der entſcheidende Augenblick!

Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf ſie los und fällt vor ihr nieder.

Prinz. Himmel ſie iſt's! Himmel ſie iſt's! Seligkeit thauet herab!

Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber geſetzt. Hier muß die Ähnlichkeit beyder dem Zuſchauer noch Illuſion machen, wie es überhaupt durch's ganze Stück darauf angeſehen iſt.

entſtandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen iſt, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienſt ſchätzen und ſein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen ſo wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Perſonen genau unterrichtet ſeyn müßte, die Kräfte, die Verdienſte beider Theile wohl kennen, und, um unparteiiſch zu wirken, beiden Parteien gewiſſermaſen angehören.

Doch von jenen hieraus entſprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernſte Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlaſſen haben.

Die zwiſchen unſern Bergen und Hügeln, in unſern anmuthig bewäſſerten Thälern viele Jahre glücklich angeſiedelte Ruhe war ſchon längſt durch Kriegszüge wo nicht verſcheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, da das Schickſal der Welt in unſern Spaziergängen entſchieden ward, auch in dieſen ſchrecklichen Stunden, denen unſer Freund ſorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erſt durch die Vorſorge eines jungen entſchloſſenen Freundes, dann durch die Aufmerkſamkeit der Franzöſiſchen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftſteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wiſſenſchaftlichen Inſtituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den ſchmerzlichen Verluſt Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Erſatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaiſern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in ſeinem langen Leben nicht geſucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wiederherstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewahrte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglichbegabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig

hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Granzen der allgemeinen Erkenntniße liegt, außer dem Kreise deßen, was sich durch Erfahrung bethätigen laßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Eurbanaße berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern klaren Sinnesart jene trüben Geheimniße, aber verlaugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriße eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseyns sowohl von frischen Schrecknißen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenoßen auf der Erde zurückgelaßen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, naherte er sich unserm theueren

Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhangende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bande nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder,

auf die er am meiſten und am eigenſten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genoſſen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, ſo wurde hiedurch ein Schatz von Thatſachen, Nachrichten und Urtheilen geſammelt, welcher wohl einzig in ſeiner Art ſeyn dürfte, und woraus denn unſere Nachkommen ſchöpfen könnten, um mit ſtandhafter Neigung ein ſo würdiges Andenken immerfort zu beſchützen, zu erhalten und zu verklären.

Johannes von Müller's

Rede über Friedrich den Großen

am 29. Januar 1807.

Deutsch von Goethe.

Intaminatis fulget honoribus.

Jener große König, Friedrich der Zweite, Ueberwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Akademie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselsweise von Sanssouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten, sie sind heute gekommen, unsere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben, und ob

die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes, durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß, eine solche Lobrede keiner Kunste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken, und die Schwachen tröstend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört, wie die unsterblichen Götter, nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk — diese können veränderliche Schicksale haben — der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Diese Betrachtungen gründen sich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beschränkten Köpfe, einiger Freunde seltsamen Widerspruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmuthige Seele, dem ersten der Cäsaren streitig gemacht? wer den ungeheuren Umfassungsgeist, die Kühnheit der Entwürfe, dem großen Alexander? oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Constantin und Justinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erste nicht Stärke des Geistes genug besessen hatte, um die Parteien zu beherrschen, und daß er, statt sich der Hierarchie zu bedienen,

ſich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einſah, daß an dem Größten und Schönſten, was zu Juſtinian's Zeiten geſchehen war, dieſer Kaiſer faſt ganz und gar keinen perſönlichen Antheil gehabt hatte, da verloren dieſe Fürſten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Ränkeſpiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweiſen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römiſchen Reichs, der andere Herr der ſchönſten ſeiner Provinzen. Conſtantin erwarb Kriegs-Lorbeern, Juſtinian war von glücklichen Feldherren und weiſen Rechtsgelehrten umgeben; doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläſſige Pfander eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzuſtellen, dem Erfinder der ſchragen Schlachtordnung, dem Beſieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexander's zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipp's; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſchätzbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus ſeinem Schooße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniß werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn ſie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten, oder auf das edelſte vergrößerten; wenn ſie uns als unvergleichliche Damonen erſcheinen, die, ähnlich den höchſten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indeß

hundert und hundert Menschengeschlechter augenblicklichen Ruis nach und nach hinschwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verschlungen. Von jenem Hohen bleibt ein Eindruck, der Menschen-Charakter eignet sich ihn zu, durchdringt sich davon und stahlt sich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; sie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unserer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz, der Geist Philipp's trat hervor und das Gestirn Alexander's. In der zweiten Geschlechtsreihe nach ihnen sehen sich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflösung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als sie, nach so vielen und unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsere Zeit den Ruf, die besten Soldaten des Reichs zu seyn, dem sie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpen-Gewand Romanos rerum dominos! An allen Italienern studirt man die Züge dieses wunderhaften Volks, das zweimal die Welt überwand, und länger als ein anderes beherrschte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundsätze, jene unerschütterliche Folge von Entwürfen, diese Kunst, die Gewalt sie auszuführen, uns im Leben begegne? Und so fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Muth ihrer germanischen Väter, jene Vorzüge veredelt durch die Anmuth Franz des Ersten, die edle Freimüthigkeit des großen Heinrich's und das Zeitalter Ludwig's des Vierzehnten. Ja was werden

kunftige Geſchlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetiſcher Tapferkeit zerſtören; immer noch würde die Welt mit Liebe ſich unter den Schweizern ein Bild Telliſcher Einfalt, Winkelriediſcher Aufopferung hervorzuſuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anſtatt ſich gefangen zu geben, lieber geſammt umkam.

Dergleichen unzerſtörliche höchſt achtungswerthe Erinnerungen an die Voreltern ſind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einſt keine Schiffe mehr in Piraeus, keine Schätze mehr in der Cecropiſchen Burg beſaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrſchend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrſcherin, zu kampfen ſich vermaß; — was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute ſich ſeiner Güte. Große Manner — und an Sylla fand man Zuge, die den großen Mann bezeichnen — ſie haben nicht, wie andere Menſchen, in Leidenſchaften und Verhaltniſſen etwas Beſonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Beſitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anſtatt zu zerſtören, bilden ſie alle zuſammen einen Geſchlechtskreis, in dem man ſich wechſelſeitig anerkennt; ja ſie achten gegenſeitig das Andenken ihres Ruhms. Fimbria's rohe Natur konnte Ilium zerſtören; Alexander opferte daſelbſt. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beſchrankt ſich im Kreiſe des Augenblicks; der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert ſich im Gefühl ſeiner Verwandtſchaft mit den beſten.

Andraſon. Komm und gib mir deine Hand! aller Groll höre unter uns auf, und feierlich entſag' ich hier dieſer zweyten Mandandane, und vereine ſie mit dir auf ewig! Er legt ihre Hände zuſammen. Sey glücklich! Vor ſich mit deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht, wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang' an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauber-Strudel hingeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. Zu Mandandanen. Verzeih' und leb' wohl! Auf die Puppe deutend. Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht.

Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindar's Haus; Pius der Fünfte zerstreute Tacitus Asche. Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt; so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, darfst ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrich's Volk betrachten.

Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einem solchen, wär' es nicht Thorheit? Diese fragen wir dagegen: war er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entschied? war er's durch Gewalt, die so oft zu Irrthümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward so groß durch das was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das erste, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Ueberzeugung: er müsse, weil er König sey, der erste unter den Königen seyn, durch die Art seine Pflichten zu erfüllen. Er hatte die Künste des Friedens lieben mögen, und führte doch zwölf Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit vertheilt, unter Studien, Musik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes, womit er sich nicht während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung beschäftigt hatte. Er war von Natur nicht der Herzhafteste; und doch, wer hat sich in Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit besorglichen Anstalten? wer war fester entschlossen, eher zu sterben als zu weichen? Er besaß über sich selbst die ungeheure Gewalt, die

auch dem Glück gebietet. Diese Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er sich's nicht merken und überwand sie wieder. Er überzeugte sich, das Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes seyn, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens; sondern er müsse zugleich frei seyn von Parteigeist, von entnervenden Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt seyn, und fürchten sollte man ihn doch auch, und sich dabei mit Zutrauen auf seine Gerechtigkeit, auf seine Großmuth verlassen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderstehlich zu fesseln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majestat zu füllen wußte, die rein persönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben, wer wird es laugnen? sehr große Vorzüge. Aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen Denkweise liegt die Möglichkeit, allgemein und fortschreitend vollkommener zu werden; so wie die Quelle der Entwurdigung des Menschen und des größten Unheils in der sogenannten weisen Mittelmäßigkeit zu finden ist. Der Mensch, überhaupt weit entfernt, alles zu thun was er vermag, wenn er seinem Streben zu nahe Granzen setzt, was wird er je seyn? Johann Chrysostomus, in seiner schönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ραθυμία) zu begreifen; denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhangt.

Die sittliche Großheit entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tausendmal verglich man

Friedrichen mit Cäsarn, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwalzungen hatte zu ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen; aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg dauchte nicht geringer als Pharſalus, und Torgau ſchien nicht weniger als Munda. Und ſo in allem. Jegliches wußte der große König zu ſchätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben ſich, und indeſſen er über den größten Theil der Herrſcher ſich ſcherzhaft äußerte, deren Untergang zuſammt dem Sturz ihrer Thronen er vorausſah, bemühte er ſich um die Freundſchaft Voltaire's, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß, ſich immer ſeiner ſelbſt würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu ſeyn, lag in der Art, wie er ſeine Zeit anwendete. Er hatte ſich abgeſondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und ſo gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung ſeines Geiſtes. Die ſehr beſcheidne Wohnung von Sansſouci hat einen beſondern Vorzug vor den prachtigen Reſidenzſchlöſſern aller Jahrhunderte in Europa und Aſien; der Beſitzer fühlte daſelbſt nie Langeweile. Hier kann man ſich noch jetzt ſein ganzes Leben ausführlich denken. Hier an einem und demſelben Tage, erſchien zu verſchiedenen Stunden, in demſelben Manne, der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beſchützer des Reichs, der Staatsmann, der Künſtler, der Dichter, der Gelehrte, der Menſch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieſer Eigenſchaften der andern geſchadet hatte. Frage man, ob er ſein Leben beſſer angewendet oder glücklicher genoſſen habe. Denn wir leben nur, inſofern wir uns unſer

bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Canzeleiverwandten; da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Thunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sanssouci, umgeben von seinen Classikern, in diesem geweihten Rundgebau, dem Allerheiligsten von Friedrich's Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unvorhergesehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns betaubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten; vergegenwartigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren, als den, wo er starb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hatte seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen forderlich, und hinderten dagegen seine lebhafte Einbildungskraft und seine feurige Seele, sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er eben so viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden, höchlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schatzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst

den Sinn aufschließen. Er zog die Geschichtschreiber des Alterthums vor; denn die mittäglichen Völker sind reicher an Ideen, ausdrucksvoller und glühender in der Art zu empfinden. Diese Menschen waren einer frischen kraftigen Natur viel naher. Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten, seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin, gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilian's wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften Voltaire's, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten, und so kampfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinstert; und auch der große Ludwig sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beispiel gewahrt, sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrich's Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geschichtschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß

der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sey über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Granzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigenthum schonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts; hier zeigt er sich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerksam wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältniß seines Heeres zu den Hülfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus nothwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militairgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerther Vortheil. Da wo mittelmäßige und künstliche Reichthümer von tausend Zufallen abhangig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser seyn, als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stande von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals genug zu thun hatte, um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen; weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den erst aufkeimenden Künsten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschranktes Herrschen zum

Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Uebergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines großen Mannes machen sich wohlthatig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größern Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Capitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege, und seine Eroberungen nicht mit gerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volkes vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughauser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldenthaten zurückrufen, die ersten Kriege die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner werdenden Reiterei? bei Striegau der schrägen Schlachtordnung? bei Sorr, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wieder hergestellt, die Wunderthaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglucksfallen, ihn allein aufrecht gegen Europa, und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht

des Schicksals? Doch es sey genug! — ich halte mich zurück, — ungern — o Erinnerungen! — Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmahlig hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen vertrate. Eben so muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen, selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sey, giebt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Vater in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wahnen, das Ende sey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Manner feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen was zerknirscht, was den Anfang lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur Ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt.

Und du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen: so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe,

die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichſten iſt. Du wirſt ſehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzoſen, die Du immer ſehr liebteſt, mit den Preußen, deren Ruhm Du biſt, in der Feier ſo ausgezeichneter Tugenden, wie ſie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Biographische Einzelnheiten.

Mandandane

die die Maske abwirft, zu Andraſen.

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz zur Puppe.

Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkulo.

Wie mir's iſt, ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Eſel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Bedeutung des Individuellen.

Das Individuum geht verloren; das Andenken deſſelben verſchwindet und doch iſt ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

Jeder iſt ſelbſt nur ein Individuum und kann ſich auch eigentlich nur fürs Individuelle intereſſiren. Das Allgemeine findet ſich von ſelbſt, drängt ſich auf, erhält ſich, vermehrt ſich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntniſſen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeſchiedener ſelbſt unbedeutender Menſchen.

Die Frage: ob einer ſeine eigene Biographie ſchreiben dürfe, iſt höchſt ungeſchickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichſten aller Menſchen.

Wenn ſich einer nur mittheilt, ſo iſt es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut.

Es iſt gar nicht nöthig, daß einer untadelhaft ſey, oder das Vortrefflichſte und Tadelloſeſte thue; ſondern nur, daß etwas geſchehe, was dem andern nutzen, oder ihn freuen kann.

Man hat es Lavatern nicht gut aufgenommen daß er ſich ſo oft malen, zeichnen und in Kupfer ſtechen ließ und ſein Bild überall herumſtreute. Aber freut man ſich nicht jetzt, da die Form dieſes außerordentlichen Weſens zerſtört iſt, bei ſo mannichfaltigen, zu verſchiedener Zeit gearbeiteten

Nachbildungen, im Durchſchnitt gewiß zu wiſſen, wie er ausgeſehen hat?

Dem ſeltſamen Aretin hat man es als ein halb Verbrechen angerechnet, daß er auf ſich ſelbſt Medaillen ſchlagen ließ und ſie an Freunde und Gönner verehrte; und mich macht es glücklich ein paar davon in meiner Sammlung zu beſitzen und ein Bild vor mir zu haben das er ſelbſt anerkannt.

Wir ſind überhaupt von einer Seite viel zu leichtſinnig das individuelle Andenken in ſeinen wahrhaften Beſonderheiten als ein Ganzes zu erhalten, und von der andern Seite viel zu begierig, das Einzelne, beſonders das Herunterſetzende zu erfahren.

Leipziger Theater.

1768.

Auf dem neuerbauten Theater erhielt natürlicherweise das Schauspiel neue Aufmunterung und Belebung. Die Kochische Gesellschaft hatte Verdienst genug, um das Publicum zu beschäftigen und zu unterhalten. Man wollte ein Deutsches Theater auch mit einem patriotischen Stück anfangen und wählte, oder vielmehr man nahm hiezu den Hermann von Schlegel, der nun freilich, ungeachtet aller Thierhäute und anderer animalischen Attribute, sehr trocken ablief; und ich, der ich gegen alles was mir nicht gefiel oder mißfiel mich sogleich in eine praktische Opposition setzte, dachte nach, was man bei so einer Gelegenheit hätte thun sollen. Ich glaubte einzusehen, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und suchte nach bedeutenden Gegenständen in der spätern Zeit, und so war dieses der Weg auf dem ich einige Jahre später zu Götz von Berlichingen gelangte. Koch, der Director war durch sein hohes Alter von der Bühne dispensirt. Ich habe ihn nur zweimal in dem obgedachten Hermann, und dann einmal als Crispin gesehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen wußte. Brinkner, als erster Liebhaber, hatte unsern ganzen Beifall, weniger Demoiselle Steinberger, welche uns als Liebhaberin zu kalt schien. Eine Madame

Starke war in den Mutterrollen wohl aufgenommen; der übrigen Gestalten erinnere ich mich nicht mehr, aber desto besser des lebhaften Eindrucks, den eine Demoiselle Schulz auf uns machte, die mit ihrem Bruder, dem Balletmeister, bei uns anlangte. Sie war nicht groß, aber nett, schöne schwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Recitation vielleicht zu scharf, aber doch durch die Anmuth der Jugend gemildert. Sie zog uns in die Bühne so oft sie spielte, und ihre Darstellung von Romeo und Julie von Weiße ist mir noch ganz gegenwärtig, besonders wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision bis zum Wahnsinn steigert. Wenn sie die Ottern, welche sie an sich hinaufkriechend wahnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern schien, war ein unendliches Beifallklatschen ihr Lohn; ja sie hatte durch ihre tragischen Tugenden uns dergestalt gewonnen, daß wir sie in keiner mindern Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollten, und sie davon sogar in kleinen ausgestreuten Versen abzumahnen gedachten.

Die nachher als Mara so bekannt gewordene Schmehling befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung. Dagegen hatte Corona Schröter, ob sie gleich mit jener es nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten anmuthigen Vortrags, eine allgemeine Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. Verschiedene ihrer Anbeter machten mich zum Vertrauten und erbaten sich meine Dienste, wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten

drucken und ausstreuen lassen. Beide, die Schröter und Schmehling, habe ich oft in Hasse'schen Oratorien neben einander singen hören; und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth in Betrachtung kam.

Lenz.

Späte Bekanntschaft mit ihm, in den letzten Monaten.
Seine Gestalt, sein Wesen.
Seine Bestimmung in Straßburg.
Hofmeister von ein paar Curländischen Edelleuten.
Seltsamstes und indefinibelstes Individuum.

Neben seinem Talent, das von einer genialen aber barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin bestand, Alles auch das simpelste, durch Intrigue zu thun, dergestalt daß er sich Verhaltnisse erst als Mißverhaltnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder ins Gleiche zu bringen. In dem Umgang mit seinen Freunden, Eleven und Bekannten war es seine Art sich die närrischesten Irrwege auszusinnen, um aus Nichts etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böses oder Schadliches zu wollen, übte er sich doch immer dergestalt, um in der Folge bei andern Zwecken, die er sich vorsetzen mochte, auf die tollste Weise zu einer Art von Schelmen zu werden. Wobei ihm, in Absicht auf Beurtheilung und Imputation, immer seine Halbnarrheit, ein gewisser von Jedermann anerkannter bedauerter ja geliebter Wahnsinn, zu Statten kam.

Sein naher Verhaltniß zu mir fallt in die folgende Epoche.

Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion; finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir was nur möglich war zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch daß er sich die größte Mühe gab meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sey der einzige Weg hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht; so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklaren und nach der Stadt schaffen kann. Sie klart mich über die Absicht auf, die er gehabt mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen.

Wiederholte Spiegelungen.

Um über die Nachrichten von Sesenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein-physischen, im Besondern aber aus der Entoptik hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede seyn.

1) Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2) Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3) Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt.

4) Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein schönes edles Gemüth mag an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzücken, und empfangt davon einen tiefen Eindruck.

5) Hieraus entfaltet sich ein Trieb, alles was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre zu verwirklichen.

6) Die Sehnsucht wächst und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig an Ort und Stelle zu gelangen um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen.

7) Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten

Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedruckt hat.

8) Hier entsteht nun, in der gewissermaßen verödeten Localität, die Möglichkeit ein Wahrhaftes wiederherzustellen; aus Trümmern von Daseyn und Ueberlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9) So kann sie nun, ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens, sich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln und demselben eine holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben empor steigern, so wird man der entoptischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen, dessen was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt, sich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

Mandandane zu Andraſen.

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz zur Puppe.

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand.

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, mehr her-

An den Conſul Schönborn
in Algier.

Frankfurt, den 1. Juni 1774.

Am 25. Mai erhielt ich Ihren Brief, er machte uns allen eine langſt erwartete Freude; ich ſchnitt mir gleich dieſe reine Feder um Ihnen einen äquivalenten Bogen voll zu ſtropfen, kann aber erſt heut den 1. Juni zum Schreiben kommen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai kam Feuer aus, in unſrer Judengaſſe, das ſchnell und gräßlich überhand nahm; ich ſchleppte auch meinen Tropfen Waſſers zu, und die wunderbarſten, innigſten, mannichfaltigſten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber und abermal vergewiſſert worden, daß das doch die beſten Menſchen ſind.

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie ſo ins Einzelne Ihrer Reiſe mit mir gegangen ſind, dafür ſollen Sie auch allerlei hören aus unſerm Reiche. Ich habe Klopſtocken geſchrieben und ihm zugleich was geſchickt; brauchen wir Mittler um uns zu communiciren?

Allerhand neues hab' ich gemacht. Eine Geſchichte des Titels: die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menſchen darſtelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, ſich in ſchwärmende Träume verliert, ſich durch Speculation untergräbt,

bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt. Dann hab' ich ein Trauerspiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Nundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte. Auf Wieland hab' ich ein schändlich Ding drucken lassen, unterm Titel: Götter, Helden und Wieland, eine Farce. Ich turlupinire ihn auf eine garstige Weise über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt. Ich will suchen Euch nach und nach das Zeug durch Gelegenheit nach Marseille zu spediren, übers Meer kann das Porto nicht viel tragen. Noch einige Plane zu großen Drama's hab' ich erfunden, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar der Euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden. Mit Kritik geb' ich mich gar nicht ab. Kleinigkeiten schick' ich an Claudius und Boie, davon ich diesem Brief einige beifügen will. Aus Frankfurt bin ich nicht gekommen, doch hab' ich ein so verworren Leben geführt, daß ich neuer Empfindungen und Ideen niemals gemangelt habe. Von der Ladung vergangener Leipziger Messe Morgen. Für heute Adieu.

Am 8. Juni.

Ich fahre fort. Herder hat ein Werk drucken lassen: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Ich hielt

meinen Brief inne um Ihnen auch Ihr Theil übers Meer zu schicken, noch aber bin ich's nicht im Stande, es ist ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Gesetze lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maaßstab einigen Ausdruck der Riesengestalt nachaffen, oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drinn alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem hier und da morgenfreundlich lächelnden, Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten ꝛc. ꝛc. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilget. Sonderlich wird Michaelis von Skorpionen getödtet. Aber ich höre das Maaßtervolk schon rufen: er ist voll süßen Weins, und der Landpfleger wiegt sich auf seinem Stuhle und spricht: Du rasest! —

Sonst hab' ich nichts von der Messe kriegt, das der Worte unter uns werth ware. Klopstock's Republik ist angekommen. Mein Exemplar hab' ich noch nicht. Ich subscribirte außerhalb. Der Trodelkramer Merkurius fahrt fort seine philosophisch-moralisch-poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc. nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter, putzt sie wie Buben in Noten und Nachreden ꝛc. ꝛc.

Nun auch ein vernünftig Wort aus dem Leben; meine Schwester ist schwanger und grüßt Euch, wie auch ihr Mann. Der Dechant war einige Zeit krank, jetzt sind wir in dem

Garten fleißig, saen, binden, gaten und essen; er will in der Apathie was vor sich bringen, ich aber, der ich sehe es acht nicht, übe mich taglich in der Anakatastasis. Unter den übrigen die Sie haben kennen lernen hat sich nichts merkwürdiges zugetragen. Höpfner ist glucklich in seinem Ehestande.

Lavater der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbstandigen Gefuhls einflößen kann, toll mich's hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die collective Kraft entzogen, und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich wie schwach er ist und wie man ihm, der doch den schönsten schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Rathsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet.

Am 10. Juni.

Klopstock's herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die Einzige Poetik aller Zeiten und Volker, die einzigen Regeln die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühls wie es sich nach und nach festiget und lautert und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet; und die biedersten Aldermanns-Wahrheiten von dem was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben! Doch was sag' ich das Ihnen, der's schon muß gelesen haben! Der unter den Junglingen, den das Ungluck unter die Recensentenschaar gefuhrt hat, und nun, wenn er das Werk las, nicht seine Federn wegwirft, alle Kritt und

Kritelei verſchwört, ſich nicht geradezu wie ein Quietiſt zur Contemplation ſeiner ſelbſt niederſetzt, — aus dem wird nichts. Denn hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.

Den 1. Juli.

Lavater war fünf Tage bei mir und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden ſoll den man nicht perſönlich geſehen hat. Wie ganz anders wird doch alles. Er ſagt ſo oft daß er ſchwach ſey, und ich habe niemand gekannt, der ſchönere Starken gehabt hatte als er. In ſeinem Elemente iſt er unermüdet, thatig, fertig, entſchloſſen und eine Seele voll der herzlichſten Liebe und Unſchuld. Ich habe ihn nie für einen Schwarmer gehalten und er hat noch weniger Einbildungskraft als ich mir vorſtellte. Aber weil ſeine Empfindungen ihm die wahrſten, ſo ſehr verkannten Verhaltniſſe der Natur in ſeine Seele pragen, er nun alſo jede Terminologie wegſchmeißt, aus vollem Herzen ſpricht und handelt und ſeine Zuhörer in eine fremde Welt zu verſetzen ſcheint, indem er ſie in die ihnen unbekannte Winkel ihres eignen Herzens führt: ſo kann er dem Vorwurf eines Phantaſten nicht entgehen. Er iſt im Emſer Bade, wohin ich ihn begleitet habe. Mit Klopſtock's Gelehrten-Republik iſt die ganze Welt unzufrieden, es verſteht ſie kein Menſch. Ich ſah wohl voraus was für eine erbarmliche Figur das herrliche Buch in den Handen aller Welt machen wurde.

Lavater's Phyſiognomik giebt ein weitlaufiges Werk mit viel Kupfern. Es wird große Beitrage zur bildenden Kunſt enthalten und dem Hiſtorien- und Portraitmaler unentbehrlich ſeyn.

Heinſe, den Sie aus der Ueberſetzung des Petron's ken-
nen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: Lai-
dion oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe. Es iſt mit der blü-
hendſten Schwärmerei der geilen Grazien geſchrieben und
läßt Wieland und Jacobi weit hinter ſich, obgleich der Ton
und die Art des Vortrags, auch die Ideen-Welt in denen
ſich's herumdreht, mit den übrigen coincidirt. Hintenan ſind
Ottave gedruckt die alles übertreffen was je mit Schmelzfar-
ben gemalt worden.

Leben Sie wohl aber und abermal und behalten mich lieb.

G.

An Frau von Voigts geborne Moeser
zu Osnabrück.

Madame!

Man erfreut sich wohl wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft, es unterhalt uns, wir rufen, es antwortet; sollte denn das Publicum harter, unthelnehmender als ein Fels seyn? Schandlich ist's daß die garstigen Recensenten aus ihren Hohlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat. Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotischen Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwurfe entfalten sich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, nehmen Sie diesen Gruß so mit ganzem Herzen auf wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern.

Frankfurt a. M., den 28. December 1774.

Madame

Dero

ergebenster Goethe.

Das Louisenfest

gefeiert Weimar am 25. August 1777.

Das genannte, hiernächst umständlich zu beschreibende Fest, gilt vor allen Dingen als Zeugniß, wie man damals den jungen fürstlichen Herrschaften und ihrer Umgebung etwas Heiteres und Reizendes zu veranstalten und zu erweisen gedachte. Sodann bleibt es auch für uns noch merkwürdig, als von dieser Epoche sich die sämmtlichen Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm, wie sie auch heißen mögen, datiren und herschreiben.

Die Neigung der damaligen Zeit zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft, ist bekannt und wie die sich daraus entwickelnde Leidenschaft eine Gegend zu verschönern und als eine Folge von ästhetischen Bildern darzustellen, durch den Park des Herzogs von Dessau angeregt, sich nach und nach zu verbreiten angefangen habe.

In der Nähe von Weimar war damals nur der mit Bäumen und Büschen wohl ausgestattete Raum, der Stern genannt, das Einzige was man jenen Forderungen analog nennen und wegen Nähe der herrschaftlichen Wohnung als angenehm geachtetes Local schätzen konnte. Es fanden sich daselbst uralte gradlinige Gänge und Anlagen, hoch in die Luft sich erhebende stämmige Bäume, daher entspringende mannichfaltige Alleen, breite Plätze zu Versammlung und Unterhaltung.

Begünstigt nun durch heitere trockne Witterung beschloß man hier zum Namenstag der regierenden Frau Herzogin ein heiter geschmücktes Fest, welches an die ältern Italiänischen Wald- und Buschfabeln (Favole boschereccie) geistreich erinnern sollte. Dazu wurde denn auch ein Plan gemacht und manche Vorbereitung im Stillen getroffen. Da sollte es denn an Nymphen und Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen nicht fehlen; glückliche wie verschmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergessen.

Unglücklicherweise trat, nach gewaltsamem Ungewitter, eine Wasserfluth ein, Wiesen und Stern überschwemmend, wodurch denn jene Anstalten völlig vereitelt wurden. Denn das Dramatische und die Erscheinung der verschiedenen verschränkten Paare war genau auf das Local berechnet, daher, um jene Absicht nicht völlig aufzugeben, mußte man auf etwas anders denken.

Damals führte schon, von dem Fürstenhause her, ein etwas erhöhter Weg, den die Fluth nicht erreichte, an dem linken Ufer der Ilm unter der Höhe weg; man bediente sich aber desselben nur um an den schon eingerichteten Festenplatz, sodann aber die damalige Floßbrücke, welche nachher der sogenannten Naturbrücke Platz machen mußte, zu den Stern zu gelangen.

An dem diesseitigen Ufer stand, ein wenig weiter hinauf, eine von dem Fluß an bis an die Schießhausmauer vorgezogene Wand, wodurch der untere Raum nach der Stadt zu, nebst dem Welschengarten völlig abgeschlossen war. Davor lag ein wüster, nie betretener Platz, welcher um so weniger besucht ward, als hier ein Thürmchen sich an die Mauer lehnte welches, jetzt zwar leer und unbenutzt, doch immer noch einige Aprehension gab, weil es früher dem Militär zu Aufbewahrung des Pulvers gedient hatte.

Diesen Platz jedoch erreichte das Wasser nicht; der bisherige Zustand erlaubte hier etwas ganz Unerwartetes zu veranstalten, man faßte den Gedanken die Festlichkeit auf die unmittelbar anstoßende Höhe zu verlegen, dahin wo hinter jener Mauer eine Gruppe alter Aeschen sich erhob, welche noch jetzt Bewunderung erregt. Man ebnete unter denselben, welche glücklicherweise ein Oval bildeten, einen anständigen Platz und baute gleich davor, in dem, schon damals waltenden und auch lange nachher wirkenden Mönchssinne, eine sogenannte Einsiedelei, ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete.

Alles dieses kam in drei Tagen und Nächten zu Stande, ohne daß man weder bei Hofe noch in der Stadt etwas davon vermuthet hatte. Der nahgelegene Bauplatz lieferte unserm Werk die Materialien, wegen der Ueberschwemmung hatte Niemand Lust sich nach dem Stern zu begeben.

Nach jenen mönchischen, unter diesen Umständen die Oberhand gewinnenden Ansichten, kleidete sich eine Gesellschaft geistreicher Freunde in weiße, höchst reinliche Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete sich zum Empfange. Der Hof war zur gesetzlichen Tagesstunde eingeladen; die Herrschaften kamen jenen untern Weg am Wasser her; die Mönche gingen ihnen bis an den erweiterten Felsenraum entgegen, wo man sich anständig ausbreiten konnte, worauf denn nachstehendes, vom Kammerherrn Siegmund von Seckendorf gefertigtes Dramolet gesprochen wurde.

Pater Orator.

Memento mori! die Damen und Herrn
Gedachten wohl nicht uns zu finden am Stern,
Es sey denn sie hatten im Voraus vernommen,
Daß, eben am Tag wie das Wasser gekommen,

vortretend gegen die Zuschauer, und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns besonders diese merken: daß ein Thor erst dann recht angeführt ist, wenn er sich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

Ein großes Ballet zum Schlusse.

Auch wir mit dem Kloſter hieher ſind geſchwommen.
Zwar iſt die Capelle, der ſchöne Altar,
Die heiligen Bilder, die Orgel ſogar,
Erbärmlich beſchädigt, faſt alles zerſchlagen,
Die Stücke, Gott weiß! wo hinabwärts getragen;
Doch Keller und Küche, zwar wenig verſchlemmt,
Hat auch ſich, Gottlob, mit uns feſte geſtemmt,
Als wir, durch brauſende Fluthen getrieben,
Hier dicht an der Mauer ſind ſtehen geblieben.

P. Proviſor.

Ja das war fürs Kloſter ein groß Glück,
Sonſt waren wir wahrlich geſchwommen zurück;
Und iſt man auch gleich reſignirt in Gefahren,
So mag doch der Teufel die Welt ſo durchfahren.

P. Guardian.

Ich meines Orts freu' mich der Nachbarſchaft,
Die uns unſre ſeltſame Reiſe verſchafft.
Und iſt auch das Kloſter hier gut etablirt —

P. Küchenmeiſter.

Ja nur etwas kärglich und enge logirt —

P. Decorator.

Nun 's Waſſer hat freilich uns viel ruinirt.

P. Florian

Von Mücken und Schnaken ganz raſend geplagt.

P. Küchenmeiſter.

Und vielerlei, was mir noch ſonſt nicht behagt.

P. Decorator.

Ei! Ei! wer wird ewige Klaglieder ſtimmen —
Sey der Herr zufrieden nicht weiter zu ſchwimmen.

P. Florian.

Der dicke Herr iſt der Pater Guardian,
Ein überaus heilig und ſtiller Mann,
Den wir, dem löblichen Kloſter zum beſten,
Mit allem was lecker und nahrend iſt maſten.
Und dieſer hier Pater Decorator,
Der all unſern Gärten und Bauwerk ſteht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn wenn der was angreift ſo hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Gänge,
Bald grad aus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den ſonſt niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Roſen verziert.

P. Proviſor.

Et überhaupt von den Patern hier insgeſammt
Iſt keiner der wohl nicht verwaltet ſein Amt.
Doch pranget freilich Pater Küchenmeiſter
Als einer der höchſt ſpeculirendſten Geiſter,
Weil ſchwerlich auf Erden eine Speiſe exiſtirt,
Die er doch nicht wenigſtens hätte probirt.

P. Orator.

Ja der verſteht ſich aufs Sieden und Braten,
Der macht rechte Saucen und ſüße Panaten,
Und Torten von Zucker und Cremen mit Wein,
Mit dem iſt's eine Wolluſt im Kloſter zu ſeyn.
Drum dacht' ich ihr ließt euch drum eben nicht ſchrecken,
Wenn gleich rauhe Felſen unſre Wohnung bedecken,
Und eng ſind die Zellen und ſchlecht dieß Gewand,
So bergen ſie Reize die nie ihr gekannt.

Laßt ab zu verſchwenden die koſtlichen Tage
Mit quirlenden Sinnen und ſtrebender Plage,
Mit ſchlafrigen Tanzen, und ſchlafrigem Spiel,
In ſinnlicher Tragheit und dumpfem Gefuhl.
Bekehrt euch von Kolik von Zahnweh und Fluſſen,
Und lernet geſunder des Lebens genießen!
Ihr gahnet im Glanze von feſtlicher Pracht,
Wir ſchaffen den Tag und benutzen die Nacht;
Ihr ſchlaft noch beim Aufgang der lieblichen Sonne,
Wir ſchopfen und athmen den Morgen mit Wonne;
Ihr taumelt im Hoffen und Wunſchen dahin,
Wir laſſen uns lieber vom Augenblik ziehn.
Und beichten wir unſere Sunden im Chor,
So ſind wir ſo heilig und ehrlich wie vor.

P. Proviſor.

Herr Guardian, die Glok' hat zwei ſchon geſchlagen.

P. Guardian.

Gottlob! Ich fuhlt' es ſchon langſtens im Magen.

P. Küchenmeiſter.

Ew. Hochwurden, die Speiſen ſind aufgetragen.

P. Orator.

Sie rechnen's uns allerſeits ubel nicht an
Wenn keiner der Paters verweilen nicht kann.
Sie wiſſen, die Suppe verſaumt man nicht gern.

Alle.

O ſtunde doch unſre Tafel im Stern!

P. Guardian.

Doch will jemand ins Refectorium kommen,
So iſt er mir und dem Kloſter willkommen.

Auf die einladenden Verbeugungen des Pater Guardian folgten die Herrſchaften mit dem Hofe in das kleine Zimmer, wo, um eine Tafel, auf einem reinlichen aber groben Tiſchtuche, um eine Bierkaltſchale, eine Anzahl irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu ſehen waren, ſo daß man bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anſtalten nicht wußte was es heißen ſolle, auch die Frau Oberhofmeiſterin, Grafin Gianini, ſonſt eine heitere humoriſtiſche Dame, ihr Mißbehagen nicht ganz verbergen konnte.

Hierauf ſprach

P. Guardian.

Herr Decorator, der Platz iſt ſehr enge,
Und unſre Clauſur iſt eben nicht ſtrenge,
Ich dachte wir führten die Damen ins Grüne.

P. Decorator.

Ja wenn die Sonne ſo warm nur nicht ſchiene.

P. Guardian.

Es wird ja wohl Schatten zu finden ſeyn.

P. Küchenmeiſter.

Ich meines Orts eſſe viel lieber im Frei'n!

P. Guardian (zum P. Decorator).

Es fehlt ihm ja ſonſt nicht an guten Ideen.

P. Decorator.

Nun, wenn Sie's befehlen, ſo wollen wir ſehen.

(Geht ab.)

P. Guardian.

Es iſt ein gar fürtrefflicher Mann.

P. Küchenmeiſter.

Ich zweifle, daß er uns dießmal helfen kann;
Die Plätze ſind alle mit Waſſer verſchlemmt
Und noch nicht peignirt —

P. Orator.

Sag' Er doch gekammt!
Daß Er doch sein Frankreich, wo die Kuch' Er studirt,
Noch immer und ewig im Munde führt.

P. Decorator (kommt wieder).

Ew. Hochwürden der Platz ist ersehn;
Wenn's Ihnen gefällig ist wollen wir gehn.

(Alle ab.)

In diesem Augenblicke eröffnete sich die hintere Thüre und es erschien eine, gegen den engen Vordergrund abstechende prachtig-heitere Scene. Bei einer vollständigen symphonischen Musik sah man, hoch überwölbt und beschattet von den Aesten des Aeschenrundes, eine lange, wohlgeschmückte fürstliche Tafel, welche ohne weiteres schicklich nach herkömmlicher Weise besetzt wurde, da sich denn die eingeladenen übrigen Gaste mit Freuden und glückwunschend einfanden.

Den Mönchen ward die schuldigst angebotene Aufwartung verwehrt und ihnen die sonst gewohnten Plätze bei Tafel angewiesen. Der Tag erzeigte sich vollkommen günstig, die rings umgebende Grüne voll und reich. Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen, welches besonders dadurch erhöht wurde, daß man eine Scene der Art, in solcher Nähe, an so wüster Stelle keineswegs hatte vermuthen können. Das Ganze war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Mährchen glich. Genug der Zustand that eine durchaus glückliche Wirkung, welche folgereich ward. Man liebte an den Ort wiederzukehren, der junge Fürst mochte sogar daselbst

übernachten, für deſſen Bequemlichkeit man die ſcheinbare Ruine und das ſimulirte Glockenthürmchen einrichtete. Ferner und ſchließlich aber verdient dieſer Lebenspunkt unſre fortdauernde Aufmerkſamkeit, indem die ſämmtlichen Wege, an dem Abhange nach Ober-Weimar zu, von hieraus ihren Fortgang gewannen; wobei man die Epoche der übrigen Parkanlagen, auf der obern Fläche bis zur belvederiſchen Chauſſee, von dieſem glücklich beſtandenen Feſte an zu rechnen billig befugt iſt.

Besuch von Iffland.

auf meiner Reise über Mannheim nach der Schweiz im Jahre 1779.

Ich hatte lebhaft gewünscht Iffland zu sehen, und er hatte die Freundlichkeit mich zu bemerken, seine Gegenwart lockte mich in ein angenehmes Erstaunen. Er war etwas über zwanzig Jahr alt, von mittlerer Größe, wohl proportionirtem Körperbau, behaglich ohne weich zu seyn; so war auch sein Gesicht, rund und voll, heiter ohne gerade zuvorkommender Miene. Dabei ein paar Augen, ganz einzig! Ich konnte ihm meine Verwunderung nicht verbergen daß er, mit solchen äußeren Vorzügen, sich als ein Alter zu maskiren beliebte und Jahre sich anlege die noch weit genug von ihm entfernt seyen. Er solle der Vorzüge seiner Jugend genießen; im Fache junger Liebhaber, junger Helden müsse er lange Zeit das Publicum entzücken und verdienten unablaßlichen Beifall sich erwerben. Ob er gleich nicht meiner Meinung schien und sie als allzustrenge von sich ablehnte, so konnten ihm meine Zudringlichkeiten doch nur schmeichelhaft seyn; darauf im stummen Spiel und Wiederreden über sein Talent, seine Denkweise, seine Vorsätze, verschlang sich das Gespräch bis zum Ende, da wir denn beide, wohlzufrieden miteinander, für dießmal Abschied nahmen.

An Möſer's Tochter, Frau von Voigts zu Osnabrück.

König Friedrich II. von Preußen äußerte ſich in ſeiner Schrift „De la littérature allemande“ etc. folgendermaßen über Goethe:

„Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paroit à la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises.“

Der berühmte Möſer zu Osnabruck vertheidigte hierauf Goethen mit Warme in einem Aufſatze:

„Schreiben über die deutſche Sprache und Literatur“ den er durch ſeine Tochter, Frau von Voigts, Goethen zuſandte.

Des Letztern Antwort war folgende:

„Ihr Brief iſt mir wie viele Stimmen geweſen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer ſtillen Geſchäftigkeit fortlebt und nur mit dem Nächſten und Alltäglichen zu thun hat, ſo verliert man die Empfindung des Abweſenden; man kann ſich kaum überreden, daß im Fernen unſer Andenken noch fortwahrt, und daß gewiſſe Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters verſichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es iſt gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er ſein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet, denn er hat uns doch eigentlich in dieſes Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt als zu durchſtreichen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen

Versuchen gedacht, was mochte wohl dabei Möser denken oder sagen. Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen, denn wer aufs Publicum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspunkte wieder zurecht stellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein andrer den Brennpunkt, und die Gegenstände erscheinen ihm trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten, so wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen, es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen.

Auch dießmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrod einladt und ihm dazu einen Tisch auserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun ist, danken muß. Was er von meinen Sachen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden, denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ich unterschreibe besonders sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert seyn, daß ich mich noch täglich nach den besten

Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden ſtrebe, und daß ich mich von Verſuch zu Verſuch leiten laſſe, demjenigen, was vor allen unſern Seelen als das Höchſte ſchwebt, ob wir es gleich nie geſehen haben und nicht nennen können, handelnd, ſchreibend und lebend, immer näher zu kommen. Wenn der König meines Stücks in Unehren erwahnt, iſt es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menſchen zu Tauſenden mit einem eiſernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unertraglich finden. Ueberdieß möchte ein billiger und toleranter Geſchmack wohl keine auszeichnende Eigenſchaft eines Königs ſeyn, ſo wenig ſie ihm, wenn er ſie auch hatte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausſchließende zieme ſich für Große und Vornehme. Laſſen Sie uns darüber ruhig ſeyn, mit einander dem mannichfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf deſſen Gipfel ſteht.

Mein Schattenbild liegt hier bei, vielleicht kann ich Ihnen bald etwas ſchicken, das weniger Flache iſt. Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters, doch am liebſten groß, wie es an der Wand gezeichnet iſt, und unausgeſchnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu dieſem Brief gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünſcht ware, die Sie mir oder mich Ihnen naher bringen könnte.

Weimar den 21. Juni 1781.

Goethe."

Die Vögel.

Nach dem Ariſtophanes.

Lord Briſtol, Biſchof von Derby.

Etwa 63 Jahr alt, mittlerer oder kleiner Statur, von feiner Körper- und Geſichtsbildung, lebhaft in Bewegungen und Betragen, im Geſpräch ſchnell, rauh, eher mitunter grob; in mehr als einem Sinne einſeitig und beſchränkt; als Prälat ſtarr, als Individuum eigenſinnig, als Geiſtlicher ſtrenge, als Gelehrter pedantiſch. Rechtſchaffenheit, Eifer für das Gute und deſſen unmittelbares Wirken ſieht überall durch das Unangenehme jener Eigenſchaften, wird auch balancirt durch große Welt-, Menſchen- und Bücherkenntniß, durch Liberalität eines vornehmen, durch Nuance eines reichen Mannes. So heftig er auch ſpricht und weder allgemeine noch beſondere Verhältniſſe ſchont, ſo hört er doch ſehr genau auf alles was geſprochen wird, es ſey für oder gegen ihn; giebt bald nach, wenn man ihm widerſpricht; widerſpricht, wenn ihm ein Argument nicht gefällt, das man ihm zu Gunſten aufſtellt; läßt bald einen Satz fallen, bald faßt er einen an dem an, indem er ein paar Hauptideen gerade durchſetzt. So ſcheinen ſich auch bei ihm ſehr viele Worte fixirt zu haben: er will nur gelten laſſen was das klare Bewußtſeyn des Verſtandes anerkennen mag, und doch läßt ſich im Streite bemerken, daß er viel zarterer Anſichten fähig iſt als er ſich ſelbſt geſteht. Uebrigens ſcheint ſein Betragen nachlaſſig, aber angenehm, höflich und zuvorkommend. So iſt's unglaublich wie ich dieſen merkwürdigen Mann, für und gegen den ich ſo viel gehört, in einer Abendſtunde geſehen habe.

Jena, den 10. Juni 1805.

Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller.

Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muß sich nach und nach eine Methode bilden, um nur zu leben. Er lernt sich allmählig kennen, auch die Zustände der Außenwelt; er fügt sich darein, setzt sich aber wieder auf sich selbst zurück und formt sich zuletzt Maximen des Betragens, womit er auch ganz gut durchkommend, sich andern mittheilt, von andern empfängt und je nachdem er Widerspruch oder Einstimmung erfahrt, sich entfernt oder anschließt, und so halten wir's mit uns selbst und mit unsern Freunden. Selten ist es aber daß Personen gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen.

Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß die nothwendigen Lebensmethoden von einander abweichen und daß im Verlauf der Zeit Niemand den andern übersieht.

Ich besaß die entwickelnde entfaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende ordnende; mit den Erscheinungen neben einander wußt' ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen.

Nun aber iſt zu bedenken, daß ich ſo wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie ſie der Mann wohl wünſchen ſollte; deßhalb denn zu der Differenz unſerer Individualitäten die Wahrung ſich geſellte, die ein jeder mit ſich ſelbſt zu verarbeiten hatte; weßwegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grad gefordert wurden um ein freundſchaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zuſammenwirken zu laſſen.

Letzte Kunstausstellung.

1805.

Die siebente und letzte Kunstausstellung war den Thaten des Hercules gewidmet. Hoffmann von Köln erhielt abermals den Preis. Hercules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt, war höchst geistreich gedacht, mit Luft und Freiheit vollendet. Um uns recht zur Beurtheilung vorzubereiten studirten wir die Philostratischen Gemälde, deren lebensreiche Gegenstände wir im vierten Heft von Kunst und Alterthum (s. Bd. XI. dieser Ausgabe) den Liebhabern empfohlen.

Polygnot's Lesche und sonstige alte Kunstwerke, von denen uns nur die Beschreibung übrig geblieben, wurde fleißig bedacht und im antiken Sinn nach mannichfaltiger Prüfung so gut als möglich wieder hergestellt. Hiebei verlor man die frühere Mitwirkung der Gebrüder Riepenhausen, deren schönes Talent sich mit Andern der Legende und dem Mittelalter zugewendet hatte.

Wenn die bisherigen Ausstellungen, sowohl den Künstlern als uns, gar manchen Vortheil brachten, so schieden wir nur ungern davon und zwar auch aus dem Grunde: weil eine durch Frömmelei ihr unverantwortliches Rückstreben beschönigende Kunst desto leichter überhand nahm, als süßliche Reden und schmeichelhafte Phrasen sich viel besser anhören und wiederholen, als ernste Forderungen auf die höchstmögliche Kunstthatigkeit menschlicher Natur gerichtet.

Das entgegengesetzte von unsern Wünschen und Bestrebungen thut sich hervor, bedeutende Männer wirken auf eine der Menge behagliche Weise; ihre Lehre und Beispiel schmeichelt den Meisten; die Weimarischen Kunstfreunde, da sie Schiller verlassen hat, sehen einer großen Einsamkeit entgegen.

Gemüth wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst, und so ist der Fähige wie der Unfähige gewonnen. Gemüth hat jedermann, Naturell mehrere; der Geist ist selten, die Kunst ist schwer.

Das Gemüth hat einen Zug gegen die Religion, ein religiöses Gemüth mit Naturell zur Kunst, sich selbst überlassen, wird nur unvollkommene Werke hervorbringen; ein solcher Künstler verläßt sich auf das Sittlich-Hohe, welches die Kunstmängel ausgleichen soll. Eine Ahnung des Sittlich-Höchsten will sich durch Kunst ausdrücken, und man bedenkt nicht daß nur das Sinnlich-Höchste das Element ist, worin sich jenes verkörpern kann.

Jacobi.

In solchen Zuständen befand ich mich als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi, auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland, bei mir einsprach und mehrere Tage verweilte. Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich: Neigung, Liebe, Freundschaft, Theilnahme, alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge der Unterhaltung that sich ein wunderlicher Zwiespalt hervor.

Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegen stand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit so lange bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; alles was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, so wie durch Gesinnung also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders, wir liebten uns, ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie. Er konnte sich in der Welt

meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hatt' ich gewünscht hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hatte, die sich zwischen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen und von unsern Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen.

Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur, uns trennte was uns hatte vereinigen sollen. Der erste Grund unserer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Antheil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Ueber unsere spätern Arbeiten haben wir nie ein freundliches Wort gewechselt. Sonderbar! daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu hebenden Irrthum, durch eine Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren ließen. Warum sagten sie nicht in Zeiten: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen, oder im Stillen mit verstehn. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen! Hatten sie sich auf diese oder auf jede andere Weise verständigt, so konnten sie Hand in Hand durchs Leben gehn, anstatt daß sie nun, am Ende der Laufbahn, die getrennt zurückgelegten Wege mit Bewußtseyn betrachtend, sich zwar freundlich und herzlich, aber doch mit Bedauern begrüßten.

Lavater

als ein vorzüglicher ins Allgemeine gehender Mensch erlebte die Gegenwirkung der Bedingungen. Er wollte auf die Masse wirken und so entgegnete ihm das Fratzenhafte der Masse fürchterlich. Er wäre ein Ueber-Hogarth gewesen, wenn er hatte so bilden können. Denn was ist Hogarth und alle Carricatur auf diesem Wege als der Triumph des Formlosen über die Form. Die Menschengestalt chemischen Philisterseelen anheim gegeben, gährend und in allen Graden verfaulend. Daher sein: Zum Fliehen.

Der Engel Lavater war durch diesen niedertrachtigen Drang so gequetscht, daß er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte.

Kotzebue.

Betrachtet man die Geschichte der Literatur genau, so findet man, daß diejenigen, die durch Schriften zu Belehrung und Vergnügen wirksam zu seyn sich vornehmen, sich durchaus in einer üblen Lage befinden: denn es fehlt ihnen niemals an Gegnern, welche das Vergangene, was sie gethan, auszulöschen, den Effect des Augenblicks zu schwächen oder abzulenken, und die Wirkung in die Zukunft zu verkümmern suchen. Daß dawider kein Gegenmittel sey, davon überzeugen uns ältere und neuere Controversien aller Art; denn es fehlt einem solchen Kampfe gerade an allem: an ritterlichem Schrankenraum, an Kreiswärteln und Kampfrichtern; und in jedem Schaukreise wirft sich, wie vor alters im Circus, die ungestüme Menge parteiisch auf die Seite der Grünen oder Blauen: die größte Masse beherrscht den Augenblick und ein kunstreicher Wettkampf erregt Aufstand, Erbitterung und endlich gewaltsam.

Bei so gestalteten Sachen kann jedoch der sittliche Mensch niemals ohne ein Hülfsmittel bleiben, wenn er es nur nicht zu weit sucht, da es ihm unmittelbar zur Seite liegt, ja sich ihm öfters ungestüm aufdrangt.

Mich meines biographischen Rechtes bedienend erwähne ich hier zum Beispiel, daß, nebst gar manchem andern, die meiner Wirksamkeit widerstrebten, sich Einer besonders zum Geschäft machte, auf jede Art und Weise meinem Talent,

meiner Thätigkeit, meinem Glück entgegenzutreten; dagegen wurde ich mich, nach meiner Sinnesart ganz wehrlos und in einem unangenehmen Zustande finden, wenn ich nicht jenes eben gerühmte Hausmittel seit geraumer Zeit gegen diese Zudringlichkeit angewendet und mich gewöhnt hatte, die Existenz desjenigen, der mich mit Abneigung und Haß verfolgt, als ein nothwendiges und zwar günstiges Ingrediens zu der meinigen zu betrachten.

Ich denke mir ihn gern als Weimaraner und freue mich, daß er der mir so werthen Stadt das Verdienst nicht rauben kann, sein Geburtsort gewesen zu seyn; ich denke mir ihn gern als schönen muntern Knaben, der in meinem Garten Spectakel stellte und mich durch seine freie Thätigkeit sehr oft ergötzte; ich gedenke seiner gern als Bruder eines liebenswürdigen Frauenzimmers, die sich als Gattin und Mutter immer verehrungswerth gezeigt hat. Gehe ich nun seine schriftstellerischen Wirkungen durch, so vergegenwärtige ich mir mit Vergnügen heitere Eindrücke einzelner Stellen; obschon nicht leicht ein Ganzes, weder als Kunst- noch Gemüthsproduct, weder als das was es aussprach, noch was es andeutete, mich jemals anmuthen und sich mit meiner Natur vereinbaren konnte. Sehr großen Vortheil dagegen hat mir seine literarische Laufbahn in Absicht auf Uebung des Urtheils gebracht, welches wir am eigentlichsten durch die Productionen der Gegenwart zu schärfen vermögend sind. Er hat mir Gelegenheit gegeben, manche Andere, ja das ganze Publicum kennen zu lernen; ja was noch mehr ist, ich finde noch öfters Anlaß, seine Leistungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen kann, gegen überhinfahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen.

Betrachte ich mich nun gar als Vorsteher eines Theaters

Personen.

Treufreund, als Scaxin.
Hoffegut, als Pigrot.
Schuhu.
Papagey.
Chor der Vögel.

und bedenke, wie viele Mittel er uns in die Hand gegeben hat die Zuschauer zu unterhalten und der Casse zu nutzen, so wußte ich nicht wie ich es anfangen sollte, um den Einfluß den er auf mein Wesen und Vornehmen ausgeübt zu verachten, zu schelten oder gar zu laugnen; vielmehr glaube ich alle Ursache zu haben, mich seiner Wirkungen zu freuen und zu wunschen, daß er sie noch lange fortsetzen möge.

Eines solchen Bekenntnisses wurde ich mich nun gar sehr erfreuen, wenn ich vernahme, daß mancher, der sich in ahnlichem Falle befindet, dieses weder hochmoralische, noch viel weniger christliche, sondern aus einem verklarten Egoismus entsprungene Mittel gleichfalls mit Vortheil anwendete um die unangenehmste von allen Empfindungen aus seinem Gemuth zu verbannen: kraftloses Widerstreben und ohnmachtigen Haß.

Und warum sollte ich hier nicht gestehen, daß mir bei jener großen Forderung: man solle seine Feinde lieben, das Wort lieben gemißbraucht oder wenigstens in sehr uneigentlichem Sinne gebraucht scheine, wogegen ich mit viel Ueberzeugung gern jenen weisen Spruch wiederhole: daß man einen guten Haushalter hauptsachlich daran erkenne, wenn er sich auch des Widerwartigen vortheilhaft zu bedienen wisse.

Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullitat, die niemand uberwindet, die ihn qualte und nöthigte, das Treffliche herunter zu setzen damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionar und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.

Aus meinem Leben.
Fragmentarisches.

Jugend-Epoche.

Es ist wohl nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geist, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenstände zu fragen die man gewahr wird; und in mir lag entschieden und anhaltend das Bedürfniß, nach den Maximen zu forschen aus welchen ein Kunst- oder Naturwerk, irgend eine Handlung oder Begebenheit herzuleiten seyn möchte. Dieses Bedürfniß fühlte ich freilich nicht in der Deutlichkeit wie ich es gegenwartig ausspreche; aber je unbewußter ich mir bei einer solchen Richtung war, desto ernstlicher, leidenschaftlicher, unruhiger, emsiger ging ich dabei zu Werke; und weil ich nirgends eine Anleitung fand, die mich auf meiner Bildungsstufe bequem gefördert hatte, so machte ich den Weg unzähligemal vor und rückwärts, wie es uns in einem künstlichen Labyrinth, oder in einer natürlichen Wildniß wohl begegnen mag

Das was ich hier Maxime nenne, nannte man damals Gesetze und glaubte wohl, daß man sie geben könne, anstatt daß man sie hatte aufsuchen sollen.

Die Gesetze wonach Theaterstücke zu schreiben und zu beurtheilen seyen, glaubte ich mir ziemlich eigen gemacht zu

haben, und durfte mir es bei der Bequemlichkeit wohl einbilden, womit ich jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln wußte. Mit dem Roman war ich ungefähr zu derselbigen Fertigkeit gelangt; ich erzählte sehr leicht und bequem alle Mährchen, Novellen, Geister- und Wundergeschichten, und wußte manche Vorfälle des Lebens aus dem Steganetie in einer selben Form darzustellen. Ich hatte mir auch darüber eine Norm gemacht, die von der theatralischen wenig abwich. Was das Urtheil betraf, so reizten meine Einfälle ziemlich hin, daher mir denn alles Poetische und Rhetorische angenehm und erwünscht schien. Die Weltgeschichte hingegen der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber quälte mich das Leben selbst, wo mir eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die mir um so nöthiger gewesen wäre, da ich jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr, und also jeden Augenblick zu strandender Gefahr lief. Wie viel Trauriges, Aengstliches, Verdrießliches war mir schon begegnet; wie ich einigermaßen aufmerksam umher schaute, so fand ich mich keinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre her hatte mir das Glück mehr als einen trefflichen Mentor zugesandt, und doch jemehr ich ihrer kennen lernte, desto weniger gelangte ich zu dem, was ich eigentlich suchte. Der Eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der andre in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn, der vierte in Frömmigkeit, der fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der folgende in eine unverwüstliche Heiterkeit und immer fort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämmtlicher Moral-Philosophen durchlaufen hatte

Diese Lehren widersprachen einander öfter, als daß sie sich untereinander hatten ausgleichen lassen. Durchaus aber war immer von einer gewissen Mäßigkeit die Rede, von der ich, meinem Naturell nach, am wenigsten begriff und wovon man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn sie nicht angeboren ist, das klarste Bewußtseyn fordert — nichts begreifen kann und bei allem Bestreben darnach nur desto unmäßigere ungeschicktere Streiche macht. Alle diese Gedanken und Denkweisen waren aber nun einmal bei mir aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch so heiter, frei und lebhaft hinschritt, so ward man doch oft genug an jene wünschenswerthe und unbekannte Norm erinnert. Je freier und ungebundener ich lebte, und je froher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sey das Beste uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen.

Spätere Zeit.

Ich habe niemals einen praesumtuoseren Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon daß wahr ist was ich sage.

Niemals glaubte ich daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich ich hatt' es schon. Man hatte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hatte gedacht das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andre. Aber daß ich das über meine Kräfte Erarbeitete durch zuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen

suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen.

Erst war ich **den Menschen** unbequem durch meinen Irrthum, dann durch **meinen** Ernst. Ich mochte mich stellen wie ich wollte, so war **ich allein**.

Die Vernunft in uns wäre eine große Macht wenn sie nur wüßte wen sie zu bekämpfen hatte. Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Gestalt an, und jede neue Gestalt wird ein unerwarteter Feind für die gute sich immer gleiche Vernunft.

Gelassen **beobachtende** Freunde pflegen gemeiniglich die genialischen Nachtwandler unsanft mitunter aufzuwecken, durch Bemerkungen, die gerade das innerste mystische Leben solcher begünstigten oder wenn man will bevortheilten Naturkinder aufheben und zerstören. In meiner besten Zeit sagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lebte sey besser als was ich spreche, dieses besser als was ich schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte.

Durch solche wohlgemeinte ja schmeichelhafte Reden bewirkten sie jedoch nichts Gutes, denn sie vermehrten dadurch die in mir ohnehin obwaltende Verachtung des Augenblicks, und es ward eine nicht zu überwindende Gewohnheit, das was gesprochen und geschrieben ward zu vernachlässigen und manches, was der Aufbewahrung wohl werth gewesen wäre, gleichgültig dahinfahren zu lassen.

Ich war mir edler, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen unter denen ich wirkte; was mir mangelte merkt' ich wohl, was an mir zuviel sey

gleichfalls; deßhalb unterließ ich nicht mich zu bilden, nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernſt, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft widerſpänſtige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch ſcheiterte ich daran, weil ich nachgeben und umgeben nicht lernen konnte. Und ſo ging mein Leben hin unter Thun und Genießen, Leiden und Widerſtreben; unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen anderer. Hieran ſpiegele ſich, dem das gleiche Schickſal geworden.

Entſtehung der biographiſchen Annalen.

1823.

Cellini ſagt, wenn ein Mann, der glaubt etwas geleiſtet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigſten Jahre ſteht, ſo ſoll er ſeine Lebensbeſchreibung beginnen, die ereignißvolle Zeit ſeiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge weiter fortfahren.

Cellini hat ganz Recht: denn es iſt keine Frage daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene erſten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erliſcht, daß die anmuthige Sinnlichkeit verſchwindet und ein gebildeter Verſtand durch ſeine Deutlichkeit jene Anmuth nicht erſetzen kann.

Hiebei iſt aber noch ein bedeutender Umſtand wohl zu beachten: wir müſſen eigentlich noch nah genug an unſern Irrthümern und Fehlern ſtehn, um ſie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zuſtände wieder in uns hervorrufen, unſere Mangel mit Nachſicht betrachten und mancher Fehler uns nicht grämen mögen. Rücken wir weiter ins Leben hinein, ſo gewinnt das alles ein anderes Anſehn und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterſtücks auszurufen: was ſoll denn das aber beweiſen?

Doch wie man ſich aus jeder gegründeten oder grundloſen hypochondriſchen Anſicht nur durch Thätigkeit retten kann, ſo

muß man den Antheil an der Vergangenheit wieder in sich heraufrufen, und sich wieder dahin stellen wo man noch hofft ein Mangel lasse sich ausfüllen, Fehler vermeiden, Ueberei-lung sey zu bändigen und Versäumtes nachzuholen.

Was wir zu diesem Zwecke versucht und vorgearbeitet, um ihn sicherer zu erreichen, was hiebei ein junger Zögling geleistet, davon gebe Nachstehendes nähere Kenntniß.

Mehr als einmal während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Lessingischen Werke vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten erlebt, und freute mich des treuergebenen Bruders, der seine Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbst thätiger Literator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdet sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte.

In solchem Falle ist dem Menschen wohl erlaubt, der einer ähnlichen Lage sich bewußt ist, auf sich selbst zurückzukehren und eine Vergleichung anzustellen, was ihm gelungen oder mißlungen sey; was von ihm und für ihn geschehen und was ihm allenfalls zu thun noch obliege.

Und so hab' ich mich denn einer besondern Gunst des leitenden Geistes zu erfreuen, ich sehe zwanzig Bände ästhetischer Arbeiten in geregelter Folge vor mir stehen, so manchen andern der sich unmittelbar anschließt, mehrere sodann gewissermaßen im Widerspruch mit dem poetischen Wirken, so daß ich den Vorwurf zerstreuter und zersplitterter Thätigkeit befürchten müßte, wenn derjenige getadelt werden könnte, der, dem eigenen Triebe seines Geistes folgend, zugleich aber auch

durch die Forderung der Welt angeregt, ſich bald hie bald da verſuchte, und die Zeit, die man einem jeden auszuruhen vergönnt, mit vermannichfaltigtem Beſtreben auszufüllen wußte.

Das Uebel freilich, das daher entſtand, war, daß bedeutende Verſuche nicht einmal angetreten, manch löbliches Unternehmen im Stocken gelaſſen wurde. Ich enthielt mich Manches auszuführen, weil ich bei geſteigerter Bildung das Beſſere zu leiſten hoffte, benutzte manches Geſammelte nicht, weil ich es vollſtändiger wünſchte, zog keine Reſultate aus dem Vorliegenden, weil ich übereilten Ausſpruch fürchtete.

Ueberſah ich nun öfters die große Maſſe, die vor mir lag, gewahrte ich das Gedruckte, theils geordnet, theils ungeordnet, theils geſchloſſen, theils Abſchluß erwartend, betrachtete ich wie es unmöglich ſey, in ſpäteren Jahren alle die Faden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen laſſen, oder wohl gar ſolche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verſchwunden war, ſo fühlte ich mich in wehmüthige Verwirrenheit verſetzt, aus der ich mich, einzelne Verſuche nicht abſchwörend, auf eine durchgreifende Weiſe zu retten unternahm. Die Hauptſache war eine Sonderung aller der bei mir ziemlich ordentlich gehaltenen Fächer, die mich mehr oder weniger früher oder ſpäter beſchäftigten; eine reinliche ordnungsgemäße Zuſammenſtellung aller Papiere, beſonders ſolcher die ſich auf mein ſchriftſtelleriſches Leben beziehen, wobei nichts vernachläſſigt noch unwürdig geachtet werden ſollte.

Dieſes Geſchäft iſt nun vollbracht; ein junger, friſcher in Bibliotheks- und Archivsgeſchäften wohlbewanderter Mann (Bibliothek-Secretär Kräuter) hat es dieſen Sommer über dergeſtalt geleiſtet, daß nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Geſammeltes und Zerſtreutes vollkommen geordnet beiſammenliegt, ſondern auch die Tagebücher, eingegangene und abgeſendete

Briefe in einem Archiv beſchloſſen ſind, worüber nicht weniger ein Verzeichniß, nach allgemeinen und beſondern Rubriken, Buchſtaben und Nummern aller Art gefertigt, vor mir liegt, ſo daß mir ſowohl jede vorzunehmende Arbeit höchſt erleichtert, als auch denen Freunden, die ſich meines Nachlaſſes annehmen möchten, zum Beſten in die Hände gearbeitet iſt. Was ich aber größeres ſogleich nach jener Leiſtung zu unternehmen gedrungen war, ſagt nachſtehender Aufſatz umſtändlicher.

So oft ich mich entſchloß, den Wünſchen naher und ferner Freunde gemäß, über einige meiner Gedichte irgend einen Aufſchluß, von Lebensereigniſſen auslangende Rechenſchaft zu geben, ſah ich mich immer genöthigt in Zeiten zurückzugehen, die mir ſelbſt nicht mehr klar vor der Seele ſtanden, und mich deßhalb manchen Vorarbeiten zu unterziehen, von denen kaum ein erwünſchtes Reſultat zu hoffen war. Ich habe es demungeachtet einigemale gewagt und man iſt nicht ganz unzufrieden mit dem Verſuch geweſen.

Dieſes freundliche Anſinnen dauert nun immer fort, indeſſen andere liebe Theilnehmende verſichern, daß ſie mehr würden befriedigt ſeyn, wenn ich in einer Folge, ſowohl Arbeiten als Lebensereigniſſe, wie früher geſchehen, darbringen wollte und künftig nicht, wie ich bisher manchmal gethan, treue Bekenntniſſe ſprungweis mittheilte. Auch hierüber ſcheint mir gerade bei dieſer Gelegenheit eine nähere Erklärung nöthig.

Schon im Jahr 1819, als ich die Inhalts-Folge meiner ſämmtlichen Schriften ſummariſch vorlegen wollte, ſah ich mich zu tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen und ich bearbeitete einen zwar lakoniſchen doch immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereigniſſe und der daraus hervorgegangenen

Waldiges felsiges Thal

auf einem hohen Berggipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut

von der einen Seite oben auf dem Felsen.

O gefährlicher Steig! o unglückseliger Weg!

Treufreund auf der andern Seite in der Höhe, ungesehn. Still! Ich hör' ihn wieder. — Houp!

Hoffegut antwortend. Houp!

schriftstellerischen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr; sonderte sodann was sich auf Autorschaft bezieht und so entstand das nackte chronologische Verzeichniß am Ende des zwanzigsten Bandes.

Seit gedachtem Jahre habe ich von Zeit zu Zeit in ruhigen Stunden fortgefahren sinnige Blicke ins vergangene Leben zu werfen und die nächste Zeit auf gleiche Weise zu schematisiren, wozu mir denn ausführlichere Tagebücher erwünscht und hülfreich erschienen; nun liegen nicht allein diese, sondern so viel andere Documente, nach vollbrachter archivarischer Ordnung, aufs klarste vor Augen und ich finde mich gereizt jenen Auszug aus meiner ganzen Lebensgeschichte dergestalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunsch nach fernerer Ausführung wenigstens gewisser Theile lebhaft errege; woraus denn der Vortheil entspringt, daß ich die gerade jedesmal mir zusagende Epoche vollständig bearbeiten kann und der Leser doch einen Faden hat, woran er sich durch die Lücken folgerecht durchhelfen möge.

Denn mich wegen einer theilweisen Behandlung zu rechtfertigen, darf ich mich nur auf einen jeden selbst berufen und er wird mir gestehen, daß, wenn er sein eigenes Leben überdenkt, ihm gewisse Ereignisse lebhaft entgegen treten, andere hingegen vor und nachzeitige in den Schatten zurück weichen, daß wenn jene sich leuchtend aufdrangen, diese selbst mit Bemühung kaum aus den Fluthen der Lethe wieder hervorzuheben sind.

Es soll also vorerst meine anhaltende Arbeit seyn, eine solche Bemühung in sofern sie begonnen ist fortzusetzen, in sofern ich sie skelettartig finde mit Fleisch und Gewand zu bekleiden und so weit zu führen, daß man sie nicht bloß sich zu unterrichten, sondern auch sich zu vergnügen lesen möge.

Aufenthalt in Dornburg

im Sommer 1828.

Wo dem Dichter durch höchste Gunst in einem der dortigen Schlösser zu verweilen vergönnet war, um sich nach dem Tode seines Fürsten von der Oede eines so großen Verlustes in freier Natur zu erholen.

An Herrn

Oberst und Kammerherrn von Beulwitz,

zu Wilhelmsthal.

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! 1608.

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehst du, als Wandrer, vorbei, flehe die Gnade der Gott!

Da gewiß höchsten Ortes, so wie von Ew. Hochwohlgeboren, gnadig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zustand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszusprechen wage, dasjenige, was sich von selbst versteht, bescheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile; so eröffne mir obigen zwei lateinischen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand sie als Ueberschrift der Hauptpforte des Dornburger neuacquirirten Schlößchens, wo mir, durch höchste Nachsicht, in den traurigsten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden.

Die Einfassung gedachter Thüre selbst ist, nach Weise jener Zeit, architektonisch-plastisch überreich verziert und giebt, zusammen mit der Inschrift, die Ueberzeugung, daß vor langer als zweihundert Jahren gebildete Menschen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hause gewesen, wogegen auch diese Wohnung durch so viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht bestehend erhalten werden.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung, rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir hervor: gerade ein so einladend segnendes Motto sey durch eine Reihe von mehr als funfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß bedeutendes Daseyn gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war als für sich selbst; der, wie der Anordner jener Inschrift weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte als derjenigen welche da zu herbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehend zu begrüßen waren. Hier schien es also, daß ich abermals bei Ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunden ließ mich den Werth solcher Betrachtungen doppelt fühlen und reate mich an, denselben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Lustortes still in mich aufzunehmen begann.

Da sah ich vor mir auf schroffer Felskante eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am

nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig-weitläufiges Schloß, große Sale zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Raume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen spater hinzugesellte Gebaude, haushaltischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet.

Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau, ein heiteres Lustschloß neuerer Zeit, zu anstandigster Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe, welches mich so gastfreundlich einlud.

Auf diesem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terrassengange zu einer Art von auf- und absteigendem Labyrinthe architektonisch auf das schicklichste verschränkt worden, indessen ich zugleich die sämmtlichen, übereinander zurückweichenden Localitaten auf das vollkommenste grünen und bluhen sah. Weithin gestreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwarts gepflanzte, tiefgrünende Weinhugel; aufwarts, an Mauergelandern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, sonst ausländische Pflanzenart, das Auge nachstens mit hochfarbigen, an leichtem Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend. Ferner vollkommen geschlossen gewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor durchaus bluhender Rosen höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gestrauch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünschteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger,

einen edlen Beſitz gemeinſchaftlich feſthaltend, pflegend und genießend, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ein anſtändig bequemes Wohlbefinden emſig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge beſtätigten Daſeyns und genießenden Behagens einleiten und ſichern?

Dieſes mußte mir alſo zu einer eignen Tröſtung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier ſprach vielmehr der Gegenſtand ſelbſt das alles aus, was ein bekümmertes Gemüth ſo gern vernehmen mag: die vernünftige Welt ſey von Geſchlecht zu Geſchlecht auf ein folgerechtes Thun entſchieden angewieſen. Wo nun der menſchliche Geiſt dieſen hohen ewigen Grundſatz in der Anwendung gewahr wird, ſo fühlt er ſich auf ſeine Beſtimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich geſtehen muß, daß er, eben in der Gliederung dieſer Folge ſelbſt an- und abtretend, ſo Freude als Schmerz, — wie in dem Wechſel der Jahreszeiten, ſo in dem Menſchenleben, — an andern, wie an ſich ſelbſt, zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine fortgeſetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zuſtandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von dieſen würdigen landesherrlichen Höhen ſeh' ich ferner in einem anmuthigen Thale ſo vieles, was, dem Bedürfniß der Menſchen entſprechend, weit und breit in allen Landen ſich wiederholt. Ich ſehe zu Dörfern verſammelte ländliche Wohnſitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen geſondert; einen Fluß der ſich vielfach durch Wieſen zieht, wo eben eine reichliche Heuernte die Emſigen beſchäftigt; Wehr, Mühle, Brücken folgen aufeinander, die Wege verbinden ſich auf- und abſteigend. Gegenüber erſtrecken ſich Felder an wohlgebauten

Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen, nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades. Büsche hie und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen. Reihenweis, auch den heitersten Anblick gewahrend, seh' ich große Anlagen von Fruchtbäumen; sodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neuangelegte Weinberge.

Das alles zeigt sich mir, wie vor funfzig Jahren, und zwar in gesteigertem Wohlseyn, wenn schon diese Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte, hart auftretend, gewaltsam über die Thäler. Dagegen deutet alles auf eine emsig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes.

Ein so geregeltes, sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns seyn, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.

Nun aber sey vergönnt, mich von jenen äußern und allgemeinern Dingen zu meinem Eigensten und Innersten zu wenden, wo ich denn aufrichtigst bekennen kann: daß eine gleichmäßige Folge der Gesinnungen daselbst lebendig sey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wüßte, als wenn ich, selbiger Weise dem verehrten Eintretenden gewidmet, alles was

noch an mir ist, diesem, wie seinem hohen Hause und seinen Landen, von frischem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiederung gnädigsten Wohlwollens, fortgesetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachsicht mich beruhigend getrösten darf, indem ja das von Pawlowsk, am 28. Juni dieses Jahres, erlassene Huldverkündende Schreiben mir ein so entschieden erfreuliches, fast beschamendes Zeugniß geworden.

Wie sehr dasselbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen mußte, solches von der Hand eines so werthen, langst geschätzten geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge ich nur die Bitte hinzu, Ew. Hochwohlgeboren mögen sich eifrigst verwenden, daß Vorstehendes, wenn auch seltsam scheinend, jedoch aus den eigensten Zuständen und treusten Gesinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unsern höchsten Herrschaften nachsichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges frohes Wiedersehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichster Hochachtung

J. W. von Goethe.

Vorschlag zur Güte.

Man hat einen Octavband herausgegeben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden.“ Nun würde ich rathen ein Gegenstück zu besorgen: „Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden.“

Die dabei zu übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde sie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten her guten Geruch bringt, sichern Vortheil gewähren.

Zu diesem Vorschlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der besondern Deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht los werden wird, es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm seyn muß, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unsern Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet.

Mir selbst würde ein solches Unternommene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchst interessant seyn; denn wie sollt' ich mir läugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden und daß diese mich auf ihre Weise dem Publicum vorzubilden gesucht.

Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, sondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und sie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.

Treufreund. Auf welche Klippe haſt du dich verirrt?

Hoffegut. Weh mir! o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund.

Hoffegut. Ich ſtecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelaſſen!

Hoffegut. Auf dem feuchten betrügriſchen Moos ſchwindl' ich am Abhang des Felſens.

Treufreund. Immer ruhig! — Mach dich herunter! Da ſeh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur ſachte! ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au, ich liege ſchon unten!

Treufreund. Warr', ich will dich aufheben.

Goethe's

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Achtundzwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1840.

Benvenuto Cellini.

Erſtes bis drittes Buch.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. — Urſprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtſchaft. — Urſache warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geſchmack für Nachbilden und Zeichnen; aber ſein Vater unterrichtet ihn in der Muſik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerwillen, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. beauftragt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldſchmied in die Lehre. Seite 3.

Zweites Capitel.

Der Autor ſieht ſeinen Bruder in einem Gefecht beinahe erſchlagen und nimmt ſeine Partei; daraus entſpringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deßhalb von Florenz verbannt. — Er begiebt ſich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunſt auf der Flöte zu blaſen zunimmt, mehr aber noch in der Profeſſion des Goldſchmieds. — Streit zwiſchen ſeinem Vater und Pierino einem Tonkünſtler; trauriges Ende des letztern. — Der Autor begiebt ſich nach Piſa und geht bei einem dortigen Goldſchmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach ſeiner Geneſung tritt er bei ſeinem alten Meiſter Marcone in Arbeit. S. 17.

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein Italiäniſcher Bildhauer, kommt nach Florenz und ſucht junge Künſtler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt ſich nach

den Cartonen von Michelagnolo und Leonardo da Vinci zu ſtudiren. — Um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Geſellen, Namens Taſſo. — Er findet in dieſer Hauptſtadt große Aufmunterung ſo wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwei Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er ſeine Kunſt mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünſtler werden eiferſüchtig über ſeine Geſchicklichkeit. — Streit zwiſchen ihm und Gerard Quaſconi. — Verfolgt, weil er ſeinen Gegner geſchlagen und verwundet, kleidet er ſich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom. S. 25.

Viertes Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Obigi höchlich aufgemuntert. — Beſonderes Zutrauen dieſer Dame. — Eiferſucht zwiſchen ihm und Lucagnolo von Jeſi. — Er bläſt vor Papſt Clemens VII., der mit ihm wohl zufrieden iſt und ihn wegen der vorzüglichen Fähigkeit, als Goldſchmied und Muſicus in Dienſt nimmt. Der Biſchof von Salamanca giebt ihm, auf die Empfehlung des Franciscus Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltſame Abenteuer zwiſchen ihm und dem Biſchof. S. 37.

Fünftes Capitel.

Der Autor findet Händel und nimmt eine Aufforderung eines der Leute des Rienzo da Cere an. — Er arbeitet große Cardinalsſiegel, nach Art des Lautizie. — Die Peſt bricht in Rom aus, während der elben hält er ſich viel in den Ruinen auf und ſtudirt dort nach den architektoniſchen Zierrathen. — Geſchichte des Herrn Jacob Carpi, berühmten Wundarztes. Begebenheiten mit einigen Baſen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Peſtilenz vorbei war, treten mehrere Künſtler zuſammen, Maler, Bildhauer und Goldſchmiede, ſich wöchentlich zu vergnügen. — Angenehme Beſchreibung eines dieſer Bankette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht. S. 50.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt Türkiſche mit Silber damaſcirte Dolche nach. — Ableitung des Worts Groteske von Zierrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenſchaft des Pulci zu Pantaſilea und tragiſches Ende deſſelben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und

ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und versöhnt sich mit Benvenuto von Perugia. S. 61

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon, durch Büchsenschüsse von der Mauer. — Er flüchtet ins Caſtell Sanct Angelo wo er als Bombardier angeſtellt wird, und ſich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenſchuß des Autors. — Der Papſt erkennt die Dienſte des Benvenuto. — Das Caſtell Sanct Angelo geht über durch Vertrag. S. 71.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft ſeinen Bann ab. — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenſtand bereden; aber auf ſeines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet ſeinen Freund Julius Romano daſelbſt, der ſeine Kunſt dem Herzog empfiehlt. — Eine unverſchämte Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo ſein Vater indeß und die meiſten ſeiner Bekannten an der Peſt geſtorben. — Gutes Verhältniß zwiſchen ihm und Michelagnole Buonarotti, durch deſſen Empfehlung er bei ſeinen Arbeiten ſehr aufgemuntert wird. — Geſchichte Friedrichs Ginori. — Bruch zwiſchen Papſt Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom. S. 84.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papſt vorgeſtellt. Unterredung zwiſchen ihm und Seiner Heiligkeit. Der Papſt überträgt ihm eine vortreffliche Goldſchmied- und Juwelier-Arbeit. Nach des Papſtes Wunſch wird er als Stempelſchneider bei der Münze angeſtellt, ungeachtet ſich die Hofleute und beſonders Pompeo von Mailand, des Papſtes Günſtling, dagegen ſetzen. — Schöne Medaille nach ſeiner Erfindung. — Streit zwiſchen ihm und Bandinelli dem Bildhauer. S. 97.

Zehntes Capitel.

Die Tochter des Raphael del Moro hat eine böſe Hand, der Autor iſt bei ihr Gut geſchäftig; aber ſeine Abſicht ſie zu heirathen wird vereitelt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens VII. — Trauriges Ende ſeines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors

darüber, der seinem Bruder ein Monument mit einer Inschrift errichtet und den Text macht. — Seine Werkstatt wird bestohlen. — Außerordentliches Beispiel von der Treue eines Hundes bei dieser Gelegenheit. — Der Papst setzt großes Vertrauen auf den Autor und munitert ihn außerordentlich auf. S. 102.

Eilftes Capitel.

Des Autors Feinde bedienen sich der Gelegenheit, daß falsche Münzen zum Vorschein kommen, um ihn bei dem Papste zu verläumden, allein er beweist seine Unschuld zu des Papstes Verwunderung. — Er entreißt den Fahren, der seine Werkstatt bestohlen, durch die Feuerflamme seines Hundes. — Ueberschwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kleide für den Papst. — Mißverhältniß zwischen ihm und seiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papstes Abwesenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert diesen, den Kelch zu endigen. — Der Papst bei seiner Rückkunft ist über ihn erzürnt. — Außerordentliche Scene zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt. S. 116.

Zwölftes Capitel.

Geschichte eines Goldschmieds von Mailand, der zu Parma als falscher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieser Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal sendet ihn nach Rom, als einen geschickten Künstler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tarlas wird von dem Papst in Arbeit gesetzt, welches dem Autor sehr unangenehm ist. Pompeo von Mailand verläumdet ihn, er verliert seine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht aufweisen will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwischen ihm und dieser Magistratsperson. — Der Gouverneur, durch einen Kunstgriff, unterredet ihn den Kelch dem Papste aufzuopfern, der ihn dem Autor zurückstellt, mit Befehl das Werk fortzusetzen. S. 127.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Der Autor verliebt ſich in eine Sicilianiſche Curtiſane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geſchwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten. — Er wird mit einem Sicilianiſchen Prieſter bekannt, der ſich mit Zauberei abgiebt. — Ceremonien, deren er ſich bedient. — Der Autor iſt bei den Beſchwörungen gegenwärtig, in Hoffnung ſeine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beſchwörung. — Ihm wird verſprochen, er ſoll Angelica innerhalb eines Monats wieder ſehen. — Streit zwiſchen ihm und Herrn Benedetto, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papſt, der Autor habe den Goldſchmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu laſſen. Er entflieht und begiebt ſich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Solomeo den Bildhauer. S. 1.

Zweites Capitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er ſeine geliebte Angelica und ihre Mutter. Sonderbare Zuſammenkunft dieſer Perſonen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günſtig aufgenommen, welcher verſucht, ihn in ſeinen Dienſten zu behalten. — Angelica's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals von Medicis nach Rom an, da der Papſt den Irrthum wegen Tobias Tod ſchon entdeckt hat. — Beſonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von ſeiner Wunde geneſen iſt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens und wartet Seiner Heiligkeit auf. — Was in dieſer Audienz begegnet. — Der Papſt vergiebt ihm und nimmt ihn in ſeine Dienſte. S. 15.

Drittes Capitel.

Papſt Clemens wird krank und ſtirbt. — Der Autor tödtet Pompeo von Mailand. — Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III. aus dem Hauſe Farneſe wird Papſt. Er ſetzt den Verfaſſer wieder an ſeinen Platz, als Stempelſchneider bei der Munze. — Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, wird Cellini's Feind. Urſache davon. — Peter

Hoffegut auf der Erde liegend. O daß den böſen Verführer, den landſtreicheriſchen Geſellen, den wagehalſigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was ſchreyſt du?

Hoffegut. Ich verwünſche dich!

Treufreund den man oben auf dem Felſen auf allen Vieren erblickt. Hier iſt der Muſcus cyperoides polytrichocarpomanidoides.

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier iſt der Lichen canescens pigerrimus, welch eine traurige Figur!

Hoffegut. Mir ſind alle Gebeine zerſchellt.

Treufreund. Siehſt du, was die Wiſſenſchaft für ein Nothanker iſt! In den höchſten Lüften, auf den rauhſten Felſen findet der unterrichtete Menſch Unterhaltung.

Ludwig beſtellt einen Cornetiſchen Soldaten, den Autor zu entfernen der die Abſicht erfährt und nach Florenz geht. S. 156.

Viertes Capitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor ſehr freundlich auf. — Dieſer macht eine Reiſe nach Venedig mit Tribolo einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit Florentiniſchen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren ſie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geſchichte wie der Autor ſich an einem Gaſtwirthe rächt. — Nach ſeiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeiſter, und ſchenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papſt Paul III. verſpricht ihm Begnadigung und läßt ihn wieder nach Rom in ſeine Dienſte. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders. S. 161.

Fünftes Capitel.

Der Autor, bald nach ſeiner Rückkunft, wird in ſeinem Hauſe, bei Nacht, von vielen Häſchern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen ſollen. — Er vertheidigt ſich tapfer und zeigt ihnen des Papſtes Freibrief. — Er wartet dem Papſt auf, und ſeine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung deſſen, was während dieſer Krankheit vorfällt. — Muſterhafte Treue ſeines Dieners Felix. S. 175.

Sechstes Capitel.

Der Autor, nachdem er geneſen, reiſ't nach Florenz mit Felix, um der vaterländiſchen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern, durch den Einfluß ſeiner Feinde, ſehr gegen ſich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält ſich fleißig an ſein Geſchäft. — Feuriges Luftzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hauſe kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papſt vernimmt, daß Carl V., nach ſeinem glücklichen Zuge gegen Tunis, nach Rom kommen werde, ſchickt nach unſerm Autor, ein koſtbares Werk, zum Geſchenke für Ihro Kaiſerliche Majeſtät, zu beſtellen. S. 191.

Siebentes Capitel.

Kaiſer Carl V. hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieſer Furſt dem Papſte ſchenkt. — Herr Durante und der Autor

werden von Seiner Heiligkeit beſchligt, die Geſchenke dem Kaiſer zu bringen. — Dieſe waren zwei Türkiſche Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiſer, der ſich mit ihm freundlich beſpricht. — Ihm wird aufgegeben den Diamanten zu faſſen, den der Kaiſer dem Papſte geſchenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geſchichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfaſſer einzunehmen, der, als er ſich vernachläſſigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entſchluß faßt. S. 200.

Achtes Capitel.

Wunderbare Geſchichte ſeines Knaben Aëcanio. — Der Autor zieht mit Aëcanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna und Venedig, nach Padua, wo er ſich einige Zeit bei dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Großmüthiges Betragen dieſes Herrn gegen Gelini. — Dieſer ſetzt bald ſeine Reiſe fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr ſchifft er über den Wallenſtädter See. — Er beſucht Genf, auf ſeinem Wege nach Lyon, und nachdem er ſich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris. S. 207.

Neuntes Capitel.

Undankbares Betragen Roſſo des Malers. — Der Autor wird dem Könige Franz I. zu Fontainebleau vorgeſtellt und ſehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienſte zu nehmen, er aber, da ihn eine ſchnelle Krankheit heimſucht, mißfällt ſich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwiſchen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er ſeinen treuen Diener Felix wieder findet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals von Ferrara über das Betragen des Cardinal Gaddi. — Er wird fälſchlich von einem Geſellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelſteinen beſitze, den er damals entwandt, als ihm der im Caſtell belagerte Papſt die Kronen auszubrechen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht. S. 220.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Schatz zu erhalten, überredet ſeinen Vater mit der äußerſten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und

anderm abtrakelitlichen Perſonen verbeut. — Troſtliche Rede zur Vertheidigung ſeiner Unſchuld. — **Peter Ludwig** thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indeſſen der König **von Frankreich** ſich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Caſtellcommandanten gegen ihn. — Geſchichte des Mönchs Pallavicini. — **Der Autor** macht Anſtalten zur Flucht. — Der Papſt, unterrichtet über **das Fürwort des Königs** in Frankreich, beſchließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten. S. 231.

Eilftes Capitel.

Streit zwiſchen dem **Autor und Aſcanio**. — Seltſame kranke Phantaſie des Schloßhauptmanns, wodurch ſein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieſer wird enger als jemals eingeſchloſſen und mit großer Strenge behandelt. — Er entflieht; Cardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang. S. 245.

Zwölftes Capitel.

Allgemeines Erſtaunen **über des Autors** Entkommen. — Geſchichte einer ähnlichen Flucht **Paul III.**, in ſeiner Jugend, aus dem Caſtell. — Peter Ludwig thut ſein Möglichſtes, um ſeinen Vater abzuhalten, daß er dem Verlaſſer nicht die **Freiheit** ſchenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom **Papſt** und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweitenmal in die Engelsburg gebracht und von dem verrückten Schloßhauptmann mit äußerſter Strenge behandelt. S. 255.

Dreizehntes Capitel.

Erzählung der grauſamen **Mißhandlung**, die er während ſeiner Gefangenſchaft erduldet. — Große **Ergebung** in ſein trauriges Schickſal. — Wunderbare Vision, die eine baldige **Befreiung** verkündigt. — **Er ſchreibt** ein Sonett auf ſein Elend, **wodurch das Herz** des Caſtellans erweicht wird. — Der Caſtellan ſtirbt. — **Durante** verſucht den Cellini zu vergiften. Dieſer entkommt dem **Tode, durch den Geiz eines** armen Juweliers. S. 269.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb.

S. 288.

Zweites Capitel.

Der Autor, nach ſeiner Befreiung, beſucht den Aſcanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen ſchönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet ſich zu den Dienſten des Königs von Frankreich Franz I. und verreiſt mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böſes Abenteuer mit dem Poſtmeiſter von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei ſeiner Schweſter bleibt.

S. 291.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profil von ihm bezeichnen läßt. — Das Klima iſt ihm ſehr günſtig, und er wird krank. Er ſpeiſt junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub reiſt er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er ſich nach Fontainebleau begiebt, wo der Hof ſich eben aufhielt.

S. 305.

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber ſehr verdrießlich entſchließt ſich aus dem Stegreiſe, eine Pilgerſchaft nach Jeruſalem anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt giebt und ein großes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begiebt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber großen Widerſtand, indem er Luſt von

seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

S. 511.

Fünftes Capitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein sonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Fremdenten angefallen, die er zurückschlagt. — Streit zwischen ihm und einigen Französischen Künstlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn.

S. 522.

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwei schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieser Gelegenheit. — Madame d'Estampes sindet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Beauftragten der Madame d'Estampes, der im Schloßchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht ihm die Gunst des Königs zu entziehen, aber der Dauphin spricht zu seinem Vortheil.

S. 544.

Siebentes Capitel.

Madame d'Estampes muntert den Maler Primaticcio, sonst Bologna genannt, auf, durch Versetzen den Autor zu ärgern. Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt, mit einer Person, die er aus Klein Nello verwiesen. — Beschreibung der Französischen Gerichtshöfe. — Der Verfasser,

durch viele Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe aufs äußerſte gebracht, verwundet die Gegenpartei und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betrügt den Meiſter und hält mit Katharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen.

S. 346.

Achtes Capitel.

Neuer Bruch zwiſchen Bellini und Bologna dem Maler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers auszuführen unternommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht geſetzt giebt die Sache auf. — Bellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortſetzen und rächt ſich auf eine beſondere Weiſe. — Er bringt Seiner Majeſtät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in ſeine Dienſte, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König beſucht den Autor wieder, und da er ſeine Arbeiten ſehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt ſeinem Miniſter, demſelben die erſte Abtei welche ledig wurde, zu übertragen.

S. 357.

Neuntes Capitel.

Madame d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Diſtillateur die Erlaubniß, das Vallhaus in Klein Bello zu beziehen. — Bellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begiebt ſich nach Fontainebleau, mit der ehernen Statue des Juviters. — Bologna der Maler, der einen Abguß antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, verſucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteilichkeit der Madame d'Eſtampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Närriſches Abenteuer des Abbate.

S. 374.

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfaſſer will zur Befeſtigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Eſtampes, durch verſtellte Kunſtgriffe, ſucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majeſtät macht ihm Vorwürfe, gegen die er ſich vertheidigt. — Madame d'Eſtampes wirkt, nach ihren ungünſtigen Geſinnungen, weiter fort. — Cellini ſpricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verſchafft. S. 378.

Vorrede
des Italiänischen Herausgebers.

Wenn umständliche Nachrichten von den Leben geschickter Künstler sich einer guten Aufnahme bei solchen Personen schmeicheln dürfen, welche die Künste lieben und treiben, dergleichen es in unsern gebildeten Zeiten viele giebt, so darf ich erwarten, daß man ein zweihundert Jahre versäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meine die Herausgabe der Lebensbeschreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der besten Zöglinge der Florentinischen Schule. Eine solche Hoffnung belebt mich um so mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunstgeschichten erzählt findet, welche doch sonst mit großem Fleiße geschrieben und gesammelt sind.

Zu diesem Werthe der Neuheit gesellt sich noch das höhere Verdienst einer besondern Urkundlichkeit: denn er schrieb diese Nachrichten selbst, in reifem Alter, mit besonderer Rücksicht auf Belehrung und Nutzen derjenigen, welche sich nach ihm den Künsten, die er auf einen so hohen Grad besaß, ergeben würden.

Dabei finden sich noch sehr viele Umstände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeschichte Bezug haben; indem dieser Mann theils durch Ausübung seiner Kunst, theils durch

fortdauernde Regsamkeit, Gelegenheit fand mit den berühmtesten Personen seines Jahrhunderts zu sprechen, oder sonst in Verhältnisse zu kommen; wodurch dieses Werk um so viel bedeutender wird. Denn man hat schon oft bemerkt, daß sich der Menschen Art und wahrer Charakter, aus geringen Handlungen und häuslichen Gesprächen besser fassen läßt, als aus ihrem künstlichen Betragen bei feierlichen Auftritten, oder aus der idealen Schilderung, welche die prachtigen Geschichtbücher von ihnen darstellen.

Dessen ungeachtet ist nicht zu laugnen, daß unter diesen Erzählungen sich manches findet, das zum Nachtheil anderer gereicht, und keinen völligen Glauben verdienen dürfte. Nicht als wenn der Autor seine brennende Wahrheitsliebe hie und da verlaugne, sondern weil er sich zu Zeiten, entweder von dem unbestimmten und oft betrügerischen Rufe oder von übereilten Vermuthungen hinreißen läßt, wodurch er sich denn ohne seine Schuld betrogen haben mag.

Aber diese bösen Nachreden nicht allein konnten das Werk bei manchem verdächtig machen, sondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, mochten viel hierzu beitragen, wenn man nicht bedachte, daß er doch alles aus Ueberzeugung gesagt haben konne, indem er Traume, oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft, als wahre und wirkliche Gegenstände gesehen zu haben glaubte. Daher lassen sich die Geistererscheinungen wohl erklaren, wenn er erzählt, daß bei den Beschwerungen betäubendes Rauchwerk gebraucht worden; imgleichen die Visionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhafte, schmerzliche Gedanken, am meisten aber durch Einsamkeit und

eine unveränderte elende Lage des Körpers der Unterschied zwischen Wachen und Träumen völlig verschwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein gleiches andern weisen und geehrten Menschen begegnet sey, auf deren Erzählung und Versicherung uns die Geschichtsbücher so manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen unveränderlichen Gesetzen der Natur widersprechen, ernsthaft überliefert haben.

Sodann ersuche ich meine Leser, daß sie mich nicht verdammen, weil ich eine Schrift herausgebe, worin einige Handlungen, theils des Verfassers, theils seiner Zeitgenossen, erzählt sind, woran man ein böses Beispiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich sey, wenn jeder sobald als möglich, sowohl mit den menschlichen Lastern als mit der menschlichen Tugend bekannt wird. Ein grosser Theil der Klugheit besteht darin, wenn wir den Schaden vermeiden der uns daher entspringt, wenn wir an die natürliche Güte des menschlichen Herzens glauben, die von einigen mit Unrecht angenommen wird. Besser ist es, nach meiner Meinung, dieses gefährliche Zutrauen durch Betrachtung des Schadens, welchen andere erlitten haben, bald möglichst los zu werden, als abzuwarten, daß eine lange Erfahrung uns davon befreie.

Dieses leisten vorzüglich die wahren Geschichten, aus denen man lernt, daß die Menschen bösartig sind, wenn sie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln bewegt. Ist nun diese Geschichte eine solche Meinung zu bestärken geschickt, so fürchte ich nicht, daß man mich, der ich sie bekannt mache, tadeln werde. Denn indem man so deutlich sieht, in welche Gefahr und Verdruß allzuoffnes Reden, rauhe gewaltsame

Hoffegut. Ich wollte, du müßtest im tiefsten Meersgrund' ein Conchiliencabinet zusammenlesen, und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Ist dir's nicht wohl? Es ist so eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich spür's am Athem!

Treufreund. Hast du dich umgesehen? Welche treffliche Aussicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du bist wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kälte ausschlägt! ich schwitze über und über.

Treufreund herunter kommend. Das ist heilsam; und ich versichre dich, wir sind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte, wir wären wieder unten —

Treufreund. Und sind den nächsten Weg gegangen.

Manieren und ein unversöhnlicher Haß, welche sämmtlich unserm Verfasser nur allzu eigen waren, den Menschen hinführen können, so zweifle ich nicht, daß das Lesen dieses Buchs einer gelehrigen Jugend zur sittlichen Besserung dienen, und ihr eine sanfte, gefällige Handelsweise, wodurch wir uns die Gunst der Menschen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang, die sich nicht wohl verstehen ließen, den Bau der Schreibart beibehalten, den ich im Manuscripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor gesteht, daß ihm die Kenntniß der Lateinischen Sprache mangle, durch welche man sich einen festen und sichern Styl zu eigen macht. Dessen ungeachtet aber, wenn man einige geringe Nachlässigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht versagen, daß er sich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt, und obgleich sein Styl sich keineswegs erhebt, noch anstrengt, so scheint er sich doch von der gewöhnlichen Wohlredenheit der besten Italienischen Schriftsteller nicht zu entfernen: ein eigner und natürlicher Vorzug der gemeinen Florentinischen Redart, in welcher es unmöglich ist roh und ungeschickt zu schreiben, da sie schon einige Jahrhunderte her durch Uebereinstimmung aller übrigen Völker Italiens, als eine ausgebildete und gefällige Sprache vor andern hervorgegangen, und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geadelt worden ist.

So viel glaubte ich nöthig anzuzeigen, um mir leichter euren Beifall zu erwerben. Lebt und lebt glücklich!

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. — Unterricht der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtſchaft. — Urſache warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geſchmack für Nachbilden und Zeichnen; aber ſein Vater unterrichtet ihn in der Muſik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerwillen, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. begünſtigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldſchmied in die Lehre.

Alle Menſchen von welchem Stande ſie auch ſeyen, die etwas Tugendſames oder Tugendähnliches vollbracht haben, ſollten, wenn ſie ſich wahrhaft guter Abſichten bewußt ſind, eigenhändig ihr Leben aufſchreiben, jedoch nicht eher zu einer ſo ſchönen Unternehmung ſchreiten, als bis ſie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Dieſer Gedanke beſchäftigt mich gegenwärtig, da ich im acht und funfzigſten ſtehe, und mich hier in Florenz mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wohl erinnern mag, da mich nicht, wie ſonſt, böſe Schickſale verfolgen, und ich zugleich eine beſſere Geſundheit und größere Heiterkeit des Geiſtes, als in meinem ganzen übrigen Leben genieße.

Sehr lebhaft iſt die Erinnerung manches Angenehmen und Guten, aber auch manches unſchätzbaren Uebels das mich

erſchreckt, wenn ich zurückſehe, und mich zugleich mit Verwunderung erfüllt, wie ich zu einem ſolchen Alter habe gelangen können, in welchem ich ſo bequem durch die Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter ſolchen Betrachtungen beſchließe ich mein Leben zu beſchreiben.

Nun ſollten zwar diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leiſten und ſich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen Tugenden erwähnen; denn deßhalb werden ſie als vorzügliche Menſchen von andern anerkannt; weil man ſich aber doch auch nach den Geſinnungen mehrerer zu richten hat, ſo kommt zum Anfange meiner Erzählung manches Eigne dieſes Weltweſens vor, und zwar mag man gern vor allen Dingen jeden überzeugen, daß man von trefflichen Perſonen abſtamme.

Ich heiße Benvenuto Cellini. Meinen Vater nannte man Meiſter Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Chriſtoph Cellini. Meine Mutter war Maria Elisabetha, Stephan Granacci's Tochter. Ich ſtamme alſo väterlicher und mütterlicher Seits von Florentiniſchen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unſerer alten glaubwürdigen Florentiner, daß Florenz nach dem Muſter der ſchönen Stadt Rom gebaut geweſen. Davon zeugen die Ueberbleibſel eines Coliſeum und öffentlicher Bäder, welche letzte ſich zunächſt beim heiligen Kreuz befinden. Der alte Markt war ehemals das Capitol, die Rotonde ſteht noch ganz. Sie ward als Tempel des Mars erbaut und iſt jetzt unſerm heiligen Johannes gewidmet. Man ſchenkt alſo gern jener Meinung Glauben, obgleich dieſe Gebäude viel kleiner als die Römiſchen ſind.

Julius Cäſar und einige Römiſche Edelleute ſollen, nach Eroberung von Fieſole, eine Stadt in der Nähe des Arno

gebaut und jeder über sich genommen haben, eines der ansehnlichen Gebaude zu errichten.

Unter den ersten und tapfersten Hauptleuten befand sich Florin von Cellino, der seinen Namen von einem Castell herschrieb, das zwei Miglien von Monte Fiascone entfernt ist. Dieser hatte sein Lager unter Fiesole geschlagen, an dem Orte wo gegenwartig Florenz liegt; denn der Platz nahe an dem Flusse war dem Heere sehr bequem. Nun sagten Soldaten und andere die mit dem Hauptmann zu thun hatten: lasset uns nach Florenz gehen! theils weil er den Namen Florino führte, theils weil der Ort seines Lagers von Natur die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieser schöne Name Julius Casarn, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten, schien eine gute Vorbedeutung, und auf diese Weise wurde sie Florenz genannt. Wobei der Feldherr zugleich seinen tapfern Hauptmann begünstigte, dem er um so mehr geneigt war, als er ihn von geringem Stande heraufgehoben und selbst einen so trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte.

Wenn aber die gelehrten Untersucher und Entdecker solcher Namensverwandtschaften behaupten wollen: die Stadt habe zuerst Fluenz geheißen, weil sie am Flusse Arno liege, so kann man einer solchen Meinung nicht beitreten; denn bei Rom fließt die Tiber, bei Ferrara der Po, bei Lyon die Rhone, bei Paris die Seine vorbei und alle diese Stadte sind aus verschiedenen Ursachen verschieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrscheinlichkeit, daß unsere Stadt ihren Namen von jenem tugendsamen Manne herschreibe.

Weiter finden wir unsere Cellini's auch in Ravenna, einer Stadt, die viel älter als Florenz ist, und zwar sind es dort vornehme Edelleute. Gleichfalls giebt es ihrer in Pisa,

und ich habe denſelben Namen in vielen Städten der Chriſtenheit gefunden; auch in unſerm Land ſind noch einige Häuſer übrig geblieben.

Meiſtens waren dieſe Männer den Waffen ergeben, und noch iſt es nicht lange, daß ein unbärtiger Jüngling, Namens Lucas Cellini, einen geübten und tapfern Soldaten bekämpfte, der ſchon mehrmals in den Schranken gefochten hatte und Franciscus von Vicorati hieß. Dieſen überwand Lucas durch eigne Tapferkeit und brachte ihn um. Sein Muth ſetzte die ganze Welt in Erſtaunen, da man gerade das Gegentheil erwartete. Und ſo darf ich mich wohl rühmen, daß ich von braven Männern abſtamme.

Auf welche Weiſe nun auch ich meinem Hauſe durch meine Kunſt einige Ehre verſchafft habe, das freilich nach unſerer heutigen Denkart und aus mancherlei Urſachen nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an ſeinem Orte erzählen. Ja ich glaube, daß es rühmlicher iſt, in geringem Zuſtande geboren zu ſeyn, und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen Stamm durch ſchlechte Aufführung Schande machen. Zuerſt alſo will ich erzählen, wie es Gott gefallen, mich auf die Welt kommen zu laſſen.

Meine Vorfahren wohnten in Val d'Ambra, und lebten daſelbſt bei vielen Beſitzungen wie kleine Herren. Sie waren alle den Waffen ergeben und die tapferſten Leute.

Es geſchah aber, daß einer ihrer Söhne, Namens Chriſtoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und Freunden anfing, ſo daß von einer ſowohl als der andern Seite die Häupter der Familien ſich der Sache annehmen mußten; denn ſie ſahen wohl, das Feuer ſey von ſolcher Gewalt, daß beide Häuſer dadurch hätten können völlig aufgezehrt werden. Dieſes betrachteten die Aelteſten, und wurden einig, ſowohl

gedachten Christoph, als den andern Urheber des Streites wegzuschaffen. Jene schickten den ihrigen nach Siena, die unsrigen versetzten Christoph nach Florenz und kauften ihm ein kleines Haus in der Straße Chiara, des Klosters Sanct Ursula, und verschiedene gute Besitzungen an der Brücke Rifredi. Er heirathete in Florenz und hatte Söhne und Töchter; diese stattete er aus, jene theilten sich in das Uebrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße Chiara mit einigen andern wenigen Dingen an einen der Söhne, der Andreas hieß; auch dieser verheirathete sich und zeugte vier Söhne. Den ersten nannte man Hieronymus, den zweiten Bartholomäus, den dritten Johannes, der mein Vater ward, und den vierten Franciscus.

Andreas Cellini, mein Großvater, verstand sich genugsam auf die Weise der Baukunst, die in jenen Zeiten üblich war, und lebte von dieser Beschäftigung. Johannes, mein Vater, legte sich besonders darauf, und weil Vitruv unter andern behauptet, daß man, um diese Kunst recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, sondern auch etwas Musik verstehen müsse, so fing Johannes, nachdem er sich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Musik zu studiren an, und lernte, nachst den Grundsätzen, sehr gut Viole und Flöte spielen. Dabei ging er, weil er sehr fleißig war, wenig aus dem Hause.

Sein Wandnachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, worunter, nach Gottes Willen, Johannes eine besonders bemerkte, die Elisabeth hieß, und ihm so wohl gefiel, daß er sie zur Frau verlangte.

Diese Verbindung war leicht zu schließen, denn beide Väter kannten sich wegen der nahen Nachbarschaft sehr gut, und beiden schien die Sache vortheilhaft. Zuerst also beschlossen die guten Alten die Heirath, dann fingen sie an vom

Heirathsgute zu ſprechen, wobei zwiſchen ihnen einiger Streit entſtand. Endlich ſagte Andreas zu Stephan: Johann, mein Sohn iſt der trefflichſte Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längſt verheirathen wollen, ſo könnte ich wohl eine größere Mitgift erlangt haben, als unſeres Gleichen in Florenz finden mögen. Stephan verſetzte: Auf deine tauſend Gründe antworte ich nur, daß ich an fünf Töchter und faſt eben ſo viel Söhne zu denken habe. Meine Rechnung iſt gemacht, und mehr kann ich nicht geben.

Johann hatte indeß eine Zeit lang heimlich zugehört, er trat unvermuthet hervor und ſagte: Ich verlange, ich liebe das Mädchen und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der ſich an der Mitgift ſeiner Frau erholen will! Habt ihr nicht gerühmt, daß ich ſo geſchickt ſey! ſollte ich nun dieſe Frau nicht erhalten und ihr verſchaffen können, was ſie bedarf, wodurch zugleich euer Wunſch befriedigt würde? Aber wißt nur, das Mädchen ſoll mein ſeyn, und die Ausſteuer mag euer bleiben.

Darüber ward Andreas Cellini, ein etwas wunderlicher Mann, einigermaßen böſe, doch in wenigen Tagen führte Johann ſeine Geliebte nach Hauſe, und verlangte keine weitere Mitgift.

So erfreuten ſie ſich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen Kinder zu beſitzen. Nach Verlauf dieſer Zeit gebar ſie zwei todte Knaben, woran die Ungeſchicklichkeit der Aerzte Schuld war. Als ſie zunächſt wieder guter Hoffnung ward, brachte ſie eine Tochter zur Welt, welche man Roſa nannte, nach der Mutter meines Vaters.

Zwei Jahre darauf befand ſie ſich wieder in geſegneten Umſtänden, und als die Gelüſte, denen ſie, wie andere Frauen in ſolchen Fällen, ausgeſetzt war, völlig mit jenen

übereinſtimmten, die ſie in der vorigen Schwangerſchaft empfunden, ſo glaubten alle, es würde wieder ein Mädchen werden, und waren ſchon übereingekommen, ſie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Nun begab ſich's, daß ſie in der Nacht nach Allerheiligen niederkam um vier und ein halb Uhr im Jahr Fünfzehnhundert. Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hauſe ein Mädchen erwartete, reinigte die Creatur und wickelte ſie in das ſchönſte weiße Zeug; dann ging ſie, ſtille, ſtille, zu Johann, meinem Vater und ſagte: ich bringe euch ein ſchönes Geſchenk, das ihr nicht erwartet.

Mein Vater, der ein Philoſoph war, ging auf und nieder und ſagte: was mir Gott giebt, iſt mir lieb, und als er die Tücher auseinander legte, ſahe er den unerwarteten Sohn. Er ſchlug die alten Hände zuſammen, hub ſie und die Augen gen Himmel und ſagte: Herr! ich danke dir von ganzem Herzen! dieſer iſt mir ſehr lieb, er ſey willkommen! Alle gegenwärtigen Perſonen fragten ihn freudig, wie ich heißen ſolle? Johannes aber antwortete ihnen nur: er ſey willkommen! (Benvenuto). Daher entſchloſſen ſie ſich mir dieſen Namen in der heiligen Taufe zu geben, und ich lebte mit Gottes Gnade weiter fort.

Noch war Andreas Cellini, mein Großvater, am Leben, als ich etwa drei Jahr alt ſeyn mochte, er aber ſtand im hundertſten. Man hatte eines Tages die Röhre einer Waſſerleitung verändert, und es war ein großer Skorpion, ohne daß ihn jemand bemerkte, heraus und unter ein Bret gekrochen. Als ich ihn erblickte, lief ich drauf los und haſchte ihn. Der Skorpion war ſo groß, daß, wie ich ihn in meiner kleinen Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beiden Zangen zu ſehen waren. Sie ſagen, ich

ſey eilig zu dem Alten gelaufen, und habe gerufen: Seht lieber Großvater, mein ſchönes Krebschen! Der gute Alte der ſogleich das Thier für einen Skorpion erkannte, ware faſt für Schrecken und Beſorgniß des Todes geweſen; er verlangt das Thier mit den äußerſten Liebkoſungen. Aber ich drückt es nur deſto feſter, weinte und wollte es nicht hergeben. Mein Vater lief auf das Geſchrei herzu, und wußte ſich vor Angſ nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Thier werd mich tödten. Indeſſen erblickte er eine Scheere, begütigte mic und ſchnitt dem Thiere den Schwanz und die Zangen ab, und nach überſtandener Gefahr, hielt er dieſe Begebenheit für ei gutes Zeichen.

Ungefahr in meinem fünften Jahr befand ſich mein Vate in einem kleinen Gewölbe unſers Hauſes, wo man gewaſche hatte, und wo ein gutes Feuer von eichnen Kohlen übrig ge blieben war; er hatte eine Geige in der Hand, fang un ſpielte um das Feuer; denn es war ſehr kalt. Zufälligerweiſ erblickte er mitten in der ſtärkſten Gluth ein Thierchen, wi eine Eidere, das ſich in dieſen lebhaften Flammen ergötzte Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schweſte rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüch tige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, ſucht er mich aufs freundlichſte zu beſänftigen und ſagte: Liebe Sohn! ich ſchlage dich nicht, weil du etwas Uebles begange haſt, vielmehr daß du dich dieſer Eidere erinnerſt, die du in Feuer ſiehſt. Das iſt ein Salamander, wie man, ſo viel ic weiß, noch keinen geſehen hat. Er küßte mich darauf, un gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fing an, mich die Flöte zu lehren, und un terwies mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters in welchem die kleinen Kinder ſich an einem Pfeifchen un

anderm solchen Spielzeuge ergötzen, mißfiel mir's unsäglich, und ich sang und blies nur aus Gehorsam. Mein Vater machte zu selbiger Zeit wundersame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere, so schön und gut, als man sie damals nur sehen konnte, Violen, Lauten und Harfen, auf das beste.

Er war auch in der Kriegsbaukunst erfahren, und verfertigte mancherlei Werkzeuge, als: Modelle zu Brücken, Mühlen und andre Maschinen; er arbeitete wundersam in Elfenbein, und war der erste, der in dieser Kunst etwas leistete. Aber da er sich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er sich mehr als billig mit der Flöte beschäftigen, und ward von den Rathspfeifern ersucht, mit ihnen zu blasen. So trieb er es eine Weile zu seinem Vergnügen, bis sie ihn endlich festhielten, anstellten, und unter ihre Gesellschaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter sein Sohn, die ihm sehr günstig waren, sahen nicht gern, daß er, indem er sich ganz der Musik ergab, seine übrigen Fähigkeiten und seine Kunst vernachlässigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es sehr übel, er glaubte, man thue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er sich wieder zur Kunst, und machte einen Spiegel, ungefähr eine Elle im Durchmesser, von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren sehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet, in der Mitte befand sich der Spiegel, rings herum waren sieben Rundungen angebracht, und in solchen die sieben Tugenden, aus Elfenbein und schwarzen Knochen geschnitten. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, so daß, wenn man das Rad drehte, sich die Figuren bewegten: denn sie hatten ein Gegengewicht, das sie grad

Hoffegut. Ja, grad auf, aber ein paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vom Fall. Weh! o weh!

Treufreund hebt ihn auf. Nu, nu, du hängst ja noch zusammen.

Hoffegut. O müß' es allen denen so ergehen, die zu Hause unzufrieden sind!

Treufreund. Faß' dich, faß' dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigstens zu essen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns jemand borgte, oder es was zu schmarutzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute schlimmer dran wie wir, die wir wie unsinnig in die Welt hinein ren-

hielte, und da mein Vater einige Kenntniß der lateinischen Sprache besaß, setzte er einen Vers umher, welcher sagte, daß bei allen Umwalzungen des Gluckrads die Tugend immer aufrecht bleibe.

Rota sum, semper, quo quo me verto, stat virtus.

Nachher ward ihm bald sein Platz unter den Rathspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu diesen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen; einige davon arbeiteten Wolle und Seide im Großen, daher verschmahte mein Vater auch nicht sich zu ihnen zu gesellen, und der größte Wunsch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Musicus werden mochte. Dagegen war mir's außerst unangenehm, wenn er mir davon erzahlte und mir versicherte: wenn ich nur wollte, könnte ich der erste Mensch in der Welt werden.

Wie gesagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauses Medicis, und da Peter vertrieben wurde (1494), vertraute er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere ward (1498), und mein Vater unter den Rathspfeifern sein Amt fortthat, erfuhr diese Magistratsperson, wie geschickt der Mann überhaupt sey, und bediente sich seiner zum Kriegsbaumeister in bedeutenden Fallen. Um diese Zeit ließ mein Vater mich schon vor dem Rathe mit den andern Musikern den Discant blasen, und da ich noch so jung und zart war trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Soderino fand Vergnugen, sich mit mir abzugeben und mich schwatzen zu lassen; er gab mir Zuckerwerk und sagte zu meinem Vater: Meister Johann, lehre ihn, neben der Musik, auch die beiden andern schönen Künste. Mein Vater antwortete: Er soll keine andere Kunst treiben, als blasen und componiren, und auf diesem

Wege, wenn ihm Gott das Leben laßt, hoffe ich ihn zum ersten Mann in der Welt zu machen. Darauf sagte einer von den alten Herren: Thue nur ja, was der Gonfaloniere sagt: denn warum sollte er nichts anders als ein guter Musicus werden?

So ging eine Zeit vorbei, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Cardinal, der nachher Papst Leo wurde, begegnete meinem Vater sehr freundlich. Aus dem Wappen am Mediceischen Palast hatte man die Kugeln genommen, sobald die Familie vertrieben war, und das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreuz, dagegen in das Feld malen lassen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortrefflich ausstaffirt.

Wenige Tage nachher starb Papst Julius II. (1513), der Cardinal Medicis ging nach Rom, und ward, gegen alles Vermuthen, zum Papst erwählt. Er ließ meinen Vater zu sich rufen, und wohl hätte dieser gethan, wenn er mitgegangen ware; denn er verlor seine Stelle im Palast, sobald Jacob Salviati Gonfaloniere geworden war.

Nun bestimmte ich mich, ein Goldschmied zu werden, und lernte zum Theil diese Kunst, zum Theil mußte ich viel gegen meinen Willen blasen. Ich bat meinen Vater, er mochte mich nur gewisse Stunden des Tages zeichnen lassen, die übrige Zeit wollte ich Musik machen, wenn er es befohle. Darauf sagte er zu mir: so hast du denn kein Vergnugen am Blasen? Ich sagte nein! Denn diese Kunst schien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinne hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Verzweiflung, und that mich in die Werkstatt des Vaters des Cavalier Bandinello, der Michel Agnolo hieß, trefflich in seiner Kunst war,

aber von geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhandlers. Ich sage das nicht, um den Vandinello zu schelten, der sein Haus zuerst gegründet hat. Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! Doch wie es zugegangen ist, davon habe ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daselbst, als mein Vater mich wieder wegnahm, denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um sich zu haben, und so mußte ich wider Willen blasen, bis ich funfzehn Jahr alt war. Wollte ich die sonderbaren Begebenheiten erzahlen, die ich bis zu diesem Alter erlebt, und die Lebensgefahren, in welchen ich mich befunden, so würde sich der Leser gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich, wider den Willen meines Vaters, in die Werkstatt eines Goldschmiedes, der Antonio Sandro hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, stolz und frei in seinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gabe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bei meiner freiwilligen Neigung zur Kunst, auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir sehr angenehm, und mein redlicher Meister hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, natürlichen Sohn bei sich, dem er manches auftrug, um mich zu schonen. Meine Neigung war so groß, daß ich in wenig Monaten die besten Gesellen einholte und auch einigen Vortheil von meinen Arbeiten zog. Dessen ungeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe, bald auf der Flöte bald auf dem Hörnchen zu blasen, und so oft er mich hörte, fielen ihm, unter vielen Seufzern, die Thränen aus den Augen. Ich that mein Möglichstes zu seiner Zufriedenheit, und stellte mich als wenn ich auch großes Vergnugen dabei empfande.

Zweites Capitel.

Der Autor sieht seinen Bruder in einem Gefecht beinahe erschlagen und nimmt seine Partei; daraus entspringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deßhalb von Florenz verbannt. — Er begiebt sich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunst auf der Flöte zu blasen zunimmt, mehr aber noch in der Profession des Goldschmieds. — Streit zwischen seinem Vater und Pierino einem Tonkünstler; trauriges Ende des letztern. — Der Autor begiebt sich nach Pisa und geht bei einem dortigen Goldschmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach seiner Genesung tritt er bei seinem alten Meister Marcone in Arbeit.

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahre jünger als ich und sehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der besten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet wurden. Dieser Knabe war ungefähr vierzehn Jahr alt und bekam eines Sonntags zwei Stunden vor Nacht zwischen den Thoren St. Gallo und Pinti, mit einem Menschen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, setzte ihm tapfer zu, und wollte nicht ablassen, ob er ihn gleich schon übel verwundet hatte. Viele Leute sahen zu, und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen Menschen. Da diese merkten, daß die Sache übel ging, griffen sie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er fur todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen, er solle sich zurückziehen! Als er fiel, nahm ich seinen Degen und hielt mich, in seiner Nähe, gegen viele Degen und Steine. Einige tapfere Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreiten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hause;

mit vieler Mühe ward er wieder zu sich selbst gebracht und geheilt. Die Herren Achte verbannten unsere Gegner auf einige Jahre, und uns auf sechs Monate zehn Miglien von der Stadt. So schieden wir von unserm armen Vater, der uns seinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Ich ging nach Siena, zu einem braven Manne, der Meister Francesco Castoro hieß. Ich war schon einmal meinem Vater entlaufen, und hatte dort gearbeitet, nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freies Quartier, so lange ich in Siena blieb, wo ich mich, mit meinem Bruder, mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Papst Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewisser Schüler meines Vaters sagte aus böser Absicht zum Cardinal: er solle mich doch nach Bologna schicken, damit ich dort von einem geschickten Meister das Blasen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Cardinal versprach meinem Vater, mir Empfehlungsschreiben zu geben, mein Vater wünschte nichts Besseres, und ich ging gerne, aus Verlangen die Welt zu sehen.

In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meister Hercules, der Pfeifer, hieß. Ich fing an Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lectionen in der Musik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blasen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldschmiedekunst; denn da mir der Cardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneser Miniaturmalers, der Scipio Cavalletti hieß, ich zeichnete und arbeitete für einen Juden, und gewann genug dabei.

Nach sechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer,

sehr verdrießlich war, aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in sein Haus, und blies mit seinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin, um uns zu hören, er hatte große Freude an mir und sagte: Ich will doch einen großen Musicus aus dir machen, zum Trotz eines jeden, der mich daran zu verhindern denkt. Darauf antwortete Peter: Weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er sich auf die Goldschmiedekunst legt, als von dieser Pfeiferei. Das war nun freilich wahr gesprochen, aber es verdroß meinen Vater um desto mehr, je mehr er sah, daß ich auch derselben Meinung war, und sagte sehr zornig zu Petern: ich wußte wohl, daß du der seyst, der sich meinem so erwünschten Zwecke entgegensetzt, durch dich habe ich meine Stelle im Palast verloren, mit solchem Undank hast du meine große Wohlthat belohnt, dir hab' ich sie verschafft, mir hast du sie entzogen; aber merke diese prophetischen Worte: nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbei gehen, und du wirst wegen deines schandlichen Undanks umkommen. Darauf antwortete Peter: Meister Johann, viele Menschen werden im Alter schwach und kindisch, wie es euch auch geht, man muß euch nichts übel nehmen, denn ihr habt ja alles verschenkt und nicht bedacht, daß eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun, und meinen Söhnen so viel zu hinterlassen, daß sie den euern allenfalls zu Hulfe kommen können.

Darauf antwortete mein Vater: Kein schlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich sage dir, da du bös bist, werden deine Söhne arm und Narren werden, und werden bei meinen braven und reichen Söhnen in Dienste gehn.

So eilten wir aus dem Hause, und es fielen noch manche

heftige Worte. Ich nahm die Partie meines Vaters und sagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich bei der Zeichenkunst ließe, so wollte ich ihn an dem unartigen Menschen rächen. Er sagte darauf: Lieber Sohn! ich bin auch ein guter Zeichner gewesen, und habe es mir in meinem Leben sauer werden lassen, willst du nun nicht, um deinen Vater, der dich gezeugt und erzogen, und den Grund zu so vieler Geschicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken, die Flöte und das allerliebste Hörnchen in die Hand nehmen? Darauf sagte ich: aus Liebe zu ihm wollte ich's gerne thun. Der gute Vater versetzte: mit solchen Geschicklichkeiten und Tugenden würde man sich am sichersten an seinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbei, und Pierino hatte in seinem Hause ein Gewölbe machen lassen, und war mit mehrern Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, sprach über meinen Vater, seinen Meister, und scherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen solle. Kaum war es gesagt, so fiel das Gewölbe ein, entweder weil es schlecht angelegt war, oder durch Gottes Schickung, der die Frevler bestraft. Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabstürzten, zerbrachen ihm beide Beine, aber alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Gewölbes, und niemand that sich ein Leid. Sie waren erstaunt und verwundert genug, besonders, da sie sich erinnerten, wie er kurz vorher gespottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und sagte, in Gegenwart seines Vaters: Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt mich dein Unfall! aber erinnerst du dich, wie ich dich vor kurzem warnte? und so wird auch das, was ich von deinen und meinen Söhnen gesagt habe, wahr werden. Bald darauf starb der undankbare Piero an dieser Krankheit; er hinterließ ein

liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almosen ansprach. Ich gab sie ihm; denn es ist in meiner Natur, und erinnerte mich mit Thranen an den glucklichen Zustand Pierino's, zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetischen Worte gesagt hatte.

Ich fuhr fort der Goldschmiedekunst mich zu ergeben, und stand meinem Vater mit meinem Verdienste bei. Mein Bruder Cecchino mußte anfangs Lateinisch lernen, denn, wie der Vater aus mir den größten Tonkünstler bilden wollte, so sollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Jurist werden; nun konnte er aber in uns beiden die natürliche Neigung nicht zwingen, ich legte mich aufs Zeichnen, und mein Bruder, der von schöner und angenehmer Gestalt war, neigte sich ganz zu den Waffen.

Einst kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hause, wo ich mich eben nicht befand, und, weil er sehr schlecht mit Kleidern versehen war, bewegte er unsre Schwestern, daß sie ihm ein ganz neues Kleid gaben, das ich mir hatte machen lassen. Denn außerdem daß ich meinen Vater und meinen guten Schwestern durch meinen Fleiß beistand, hatte ich mir auch ein hübsches ansehnliches Kleid angeschafft. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt, mein Bruder hatte sich davon gemacht, und ich setzte meinen Vater zur Rede, warum er mir so großes Unrecht geschehen ließe, da ich noch so gerne arbeitete, um ihm beizustehen. Darauf antwortete er mir: ich sey sein guter Sohn, was ich glaubte verloren zu haben, würde mir Gewinnst bringen, es sey nöthig, es sey Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas besitzt, dem Bedurftigen gebe, und wenn ich dieses Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, so wurde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weise vermehren.

Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater, wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld, und ging gerade zu einem Stadtthor hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, befand ich mich in Lucca. Von da ging ich nach Piſa, ich mochte ungefähr ſechzehn Jahr alt ſeyn, und blieb auf der mittelſten Brucke, wo ſie es zum Fiſchlein nennen, bei einer Goldſchmiedwerkſtatt ſtehen, und ſah mit Aufmerkſamkeit auf das, was der Meiſter machte. Er fragte: wer ich ſey und was ich gelernt hätte? darauf antwortete ich: daß ich ein wenig in ſeiner Kunſt arbeitete. Er hieß mich hereinkommen, und gab mir gleich etwas zu thun, wobei er ſagte: dein gutes Anſehn überzeugt mich, daß du ein wackrer Menſch biſt; und ſo gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in ſein Haus, wo er mit einer ſchönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte, und ſchrieb ihm, daß ich in dem Hauſe eines ſehr guten Mannes aufgenommen ſey, und mit ihm große und ſchöne Arbeit verfertige, er möchte ſich beruhigen, ich ſuche was zu lernen, und hoffe mit meiner Geſchicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geſchwind antwortete er mir: Mein lieber Sohn! meine Liebe zu dir iſt ſo groß, daß ich, wenn es nur ſchicklich ware, mich gleich aufgemacht hatte, zu dir zu kommen, denn gewiß, mir iſt es als wenn ich des Lichts dieſer Augen beraubt wäre, daß ich dich nicht taglich ſehe, und zum Guten ermahnen kann. Dieſe Antwort fiel in die Hande meines Meiſters, er las ſie heimlich und geſtand es mir dann mit dieſen Worten: Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Anſehn betrog mich nicht, ein Brief deines Vaters, der ein recht braver Mann ſeyn muß,

giebt dir das beſte Zeugniß, rechne als wenn du in deinem Hauſe und bei deinem Vater ſeyſt.

Ich ging nun den Gottesacker von Piſa zu beſehen, und fand dort beſonders antike Sarkophagen von Marmor, und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, ſo bald ich in der Werkſtatt frei hatte, beſtändig übte. Mein Meiſter faßte darüber große Liebe zu mir, beſuchte mich oft auf meiner Kammer, und ſah mit Freuden, daß ich meine Stunden ſo gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich ſehr zu, arbeitete in Gold und Silber ſchöne und bedeutende Sachen, die meine Luſt, weiter vorwärts zu gehn, immer vermehrten.

Indeſſen ſchrieb mir mein Vater auf das liebreichſte, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabei ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blaſen nicht unterlaſſen ſollte, das er mich mit ſo großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Luſt, jemals wieder zu ihm zurückzukehren, dergeſtalt haßte ich das abſcheuliche Blaſen, und wirklich, ich glaubte das Jahr in Piſa im Paradieſe zu ſeyn, wo ich niemals Muſik machte.

Am Ende des Jahrs fand mein Meiſter Urſache nach Florenz zu reiſen, und einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich, in der böſen Luft, ein kleines Fieber angewandelt hatte, ſo ging ich mit ihm nach meiner Vaterſtadt, wo ihn mein Vater insgeheim und auf das inſtändigſte bat, mich nicht wieder nach Piſa zu führen.

So blieb ich krank zurück, und mußte ungefähr zwei Monate das Bette hüten. Mein Vater ſorgte für mich mit großer Liebe, und ſagte immer, es ſchienen ihm tauſend Jahre, bis ich geſund wäre, damit er mich wieder könnte blaſen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem

nen und was tolles auf die tollste Art aufsuchen.

Treufreund gegen die Zuschauer. Unsere Geschichte ist mit wenigen Worten diese: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn, ob wir gleich nicht viel verlangten, so kriegten wir doch immer weniger als wir hofften; was wir thaten wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger als wir brauchten; wir schränkten uns auf alle mögliche Weise ein, und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unsere Weise, und konnten selten eine Gesellschaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir sehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Weg' vortrefflich verbessert.

Treufreund. Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienste bleiben in den neuern Zeiten selten verborgen, es gibt Journale, wo man jede edle Handlung

Puls hatte, denn er verſtand ſich ein wenig auf die Medicin und auf die lateiniſche Sprache, ſo fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blaſen hörte, die größte Bewegung entſtand, und er ging ganz bekümmert und mit Thranen von mir. Da ich nun ſein großes Herzeleid ſah, ſagte ich zu einer meiner Schweſtern, ſie ſollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, ſo machte mir doch dieß Inſtrument, das keine große Anſtrengung erfordert, nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit; ich blies mit ſo glücklicher Dispoſition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tauſendmal ſegnete, und mich verſicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswarts geweſen, unendlich gewonnen habe: er bat mich, daß ich vorwarts gehen und ein ſo ſchönes Talent nicht vernachläſſigen ſolle.

Als ich nun wieder geſund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldſchmied, zurück, und mit dem, was er mir zu verdienen gab, unterſtützte ich meinen Vater und mein Haus.

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein Italiäniſcher Bildhauer, kommt nach Florenz und ſucht junge Kunſtler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt ſich nach den Cartonen von Michelangelo und Leonhard da Vinci zu ſtudiren. — Um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Geſellen, Namens Taſſo. — Er findet in dieſer Hauptſtadt große Aufmunterung ſo wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwei Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er ſeine Kunſt mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünſtler werden eiferſüchtig über ſeine Geſchicklichkeit. — Streit zwiſchen ihm und Gerard Guaſconti. — Verfolgt, weil er ſeinen Gegner geſchlagen und verwundet, kleidet er ſich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom.

Zu dieſer Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani hieß. Er hatte ſich lange in England aufgehalten, und beſuchte täglich meinen Meiſter, zu dem er große Freundſchaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angeſehen hatte, ſagte er: ich bin zurückgekommen, um ſo viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, ſo will ich mir beſonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen. Deine Arbeiten und deine Zeichnungen ſind mehr eines Bildhauers, als eines Goldſchmieds, und da ich große Werke von Erz zu machen habe, ſo ſollſt du bei mir zugleich geſchickt und reich werden.

Es war dieſer Mann von der ſchönſten Geſtalt und von dem kühnſten Betragen. Er ſah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich; ſeine entſchiedenen Gebärden, ſeine klingende Stimme, das Runzeln ſeiner Augbraunen hatten auch einen braven Mann erſchrecken können, und alle Tage ſprach er von ſeinen Handeln mit den Beſtien, den

Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarotti zu reden, und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieſes göttlichſten Mannes gemacht hatte.

Dieſer Carton war das erſte Werk, in welchem Michelagnolo ſein erſtaunliches Talent zeigte; er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm; beide waren für das Zimmer des Conſeils, im Palaſt der Signorie beſtimmt; ſie ſtellten einige Begebenheiten der Belagerung von Piſa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reiterei unternommen, dabei einige Fahnen erobert werden, ſo göttlich gemacht, als man ſich's nur vorſtellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolk vorgeſtellt, die bei dem heißen Wetter ſich im Arno badeten; der Augenblick war gewahlt, wie unverhofft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird, und dieſe nackten Völker ſchnell nach den Waffen rennen: ſo ſchön und vortrefflich waren die Stellungen und Gebarden, daß man weder von Alten noch Neuen ein Werk geſehen hatte, das auf dieſen hohen und herrlichen Grad gelangt ware; ſo war auch die Arbeit des großen Leonard höchſt ſchön und wunderbar. Es hingen dieſe Cartone, einer in dem Palaſt der Medicis, einer in dem Saale des Papſtes, und ſo lange ſie ausgeſtellt blieben, waren ſie die Schule der Welt. Denn obgleich der gottliche Michelagnolo die große Capelle des Papſtes Julius malte, ſo erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieſes erſten Werks, und ſein Talent erhob ſich niemals zur Starke dieſer früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und ſagte: Dieſer Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine,

um in der Capelle des Maſaccio zu ſtudiren, und Buonarotti hatte die Art alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er ſich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als ſonſt; ich ballte die Fauſt, und ſchlug ihn ſo heftig auf die Naſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate geweſen ware, und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet.

Dieſe Worte erregten in mir einen ſolchen Haß, da ich die Arbeiten dieſes unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder anſehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort, mich nach der ſchönen Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die größte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied und der Sohn des trefflichen Malers Filippo di Fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten; ſein Haus war voller ſchöner Studien, die ſein Vater nach den Römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehreren Büchern aufbewahrt wurden. Von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen, und faſt zwei Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhabene Arbeit in Silber, ſo groß wie eine kleine Kindshand; ſie diente zum Schloß fur einen Mannsgürtel, wie man ſie damals zu tragen pflegte. Es war auf demſelben, nach antiker Art, eine Verwicklung von Blattern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Francesco Salimbeni, und die Gilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erkarte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweite ich mich wieder mit meinem Vater über das Blasen, und ein gewisser Holzschneider, den man Tasso nannte, hatte sich auch mit seiner Mutter überworfen. Ich sagte zu ihm: Wenn du nur der Mensch warst, anstatt vieler Worte, etwas zu unternehmen! Er antwortete mir: hatte ich nur so viel Geld um nach Rom zu kommen, so wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armselige Werkstatt zu verschließen. Darauf sagte ich: wenn ihn weiter nichts hindere, so hatte ich so viel bei mir, als wir beide bis Rom brauchten.

Da wir so im Gehen zusammen sprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini. Darauf sagte ich: Mein Tasso, das ist göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dieß Thor gekommen sind! Nun da ich hier bin, ist mir's als wenn ich schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und sprachen zusammen: was werden unsere Alten diesen Abend sagen? Dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen waren, banden unsere Schurzfelle auf den Rücken und gingen stillschweigend nach Siena.

Tasso hatte sich wund gegangen, wollte nicht weiter, und bat mich, daß ich ihm Geld borgen sollte, um wieder zurückzukehren; ich antwortete: Daran hättest du denken sollen, ehe du von Hause weggingst, ich habe nur noch so viel, um nach Rom zu kommen, kannst du zu Fuße nicht fort, so ist da ein Pferd, das zurück nach Rom geht, zu haben, und du hast keine weitere Entschuldigung. Ich miethete das Pferd, und da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das Römische Thor zu. Als er mich entschlossen sah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein. Am Thore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und sagte zu ihm: Was würden morgen

unſere Freunde von uns ſagen, wenn wir den Entſchluß, nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hatten feſthalten können? Er gab mir Recht, und weil er ein froher Menſch war, fing er an zu lachen und zu ſingen, und ſo kamen wir immer lachend und ſingend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert, und begab mich gleich in die Werkſtatt eines Meiſters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchſt geſchickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schloſſes, das ich gearbeitet hatte, es gefiel ihm außerordentlich, und er ſagte zu einem Florentiner Geſellen, der ſchon einige Jahre bei ihm ſtand: Das iſt ein Florentiner, der's verſteht, und du biſt einer von denen, die's nicht verſtehen. Ich erkannte darauf den Menſchen, und wollte ihn grüßen, denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet, und waren viel mit einander umgegangen, er aber, höchſt mißvergnügt über die Worte ſeines Meiſters, behauptete mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wiſſen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: O Giannotto! ehemals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zuſammen gezeichnet, auf deſſen Landhaus ich gegeſſen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugniß nicht bei dieſem braven Manne, deinem Meiſter, und hoffe, daß meine Hände ohne deinen Beiſtand beweiſen ſollen, wer ich bin. Hierauf wendete ſich Firenzuola, der ein lebhafter und wackrer Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: Schlechter Menſch! ſchämſt du dich nicht, einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen! und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: Komm herein und thue, wie du geſagt haſt, deine Hände mögen ſprechen wer du biſt, und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Cardinal zu machen.

Es war ein Kaſtchen nach dem porphyrnen Sarg vor der

Thüre der Rotonde. Was ich von dem Meinen dazu that, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge schöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meister höchlich, der das Werk überall zeigte, und sich rühmte, daß ein solches aus seiner Werkstatt ausgegangen sey. Das Kästchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet das Salzfaß bei Tafel aufzunehmen.

Das war mein erster Verdienst in Rom. Einen Theil schickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indessen ich nach den Alterthümern studirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt, mich wieder an die Arbeit zu begeben. Tasso aber, mein Geselle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Lust an, zu einem andern Meister zu gehen. Ein gewisser Mailander, Paul Arsago, hatte mich an sich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Handel an, und sagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meisters an und versetzte, daß ich frei geboren sey und auch frei leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er sich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch einiges heraus zu zahlen, und als ein freier Arbeiter wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch niemand ein Leid thate. Auch mein neuer Meister sagte ungefähr dasselbe, und versicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm seyn werde, wenn ich zu meinem ersten Meister zurückginge. Auf das sagte ich: ich wollte niemanden fragen, ich hatte meine angefangenen Arbeiten geendigt, wurde immer nur mir selbst und niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

Ich habe nichts mehr mit dir zu thun, verſetzte Firenzuola, du ſollſt mir nicht mehr unter die Augen kommen! Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir ſpöttiſch antwortete. Aber ich verſetzte: Hab' ich Stahl und Eiſen gebraucht, um deine Arbeiten zu machen, ſo ſollen ſie mir auch zu meinem Lohn verhelfen. Als ich ſo ſprach, blieb ein alter Mann am Laden ſtehen, der Meiſter Antonio von St. Marino hieß, der erſte, der vortrefflichſte Goldſchmied von Rom und Meiſter des Firenzuola; er hörte meine Gründe an, gab mir Recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen ſolle.

Man ſtritt ſich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit beſſerer Fechter als Goldſchmied, wollte nicht nachgeben, doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz, und meine Feſtigkeit verſchaffte mir Recht; er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unſre Freundſchaft. Er bat mich ſogar, bei ihm Gevatter zu ſtehn.

Unter meinem neuen Meiſter verdiente ich genug und ſchickte den größten Theil meinem guten Vater. Deſſen ungeachtet lag dieſer mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwei Jahren that ich ihm ſeinen Willen. Ich arbeitete wieder bei Salimbeni, verdiente viel, und ſuchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Francesco di Filippo, und ob mir gleich das verwünſchte Blaſen viel Zeit verdarb, ſo unterließ ich doch nicht, gewiſſe Stunden des Tags und der Nacht zu ſtudiren.

Ich machte damals ein ſilbernes Herzſchloß, ſo nannte man einen Gurtel, drei Finger breit, den die Braute zu tragen pflegten; er war in halberhobener Arbeit gemacht und einige runde Figuren dazwiſchen, und ob ich gleich äuſerſt ſchlecht bezahlt ward, ſo war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unſchätzbar.

Indeſſen hatte ich bei verſchiedenen Meiſtern gearbeitet, und ſehr wohldenkende Männer, wie zum Beiſpiel Marcone, darunter gefunden. Andere hatten einen ſehr guten Namen und bevortheilten mich aufs äußerſte. Sobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen los und hütete mich vor dieſen Raubern. Als ich nun fortfuhr zu arbeiten und zu gewinnen, beſonders da ein Meiſter, Scagliani genannt, freundlich ſeine Werkſtatt mit mir theilte, waren jene gehaſſigen Leute neidiſch, und da ſie drei große Werkſtatten und viel zu thun hatten, druckten ſie mich auf alle mögliche Weiſe. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und ſagte: es ſollte ihnen genug ſeyn, daß ſie mich unter dem Schein der Güte beraubt hatten. Sie erfuhren es wieder und ſchwuren, ich ſollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des einen, er hatte mich gerufen und wollte mich ſchelten und gegen mich großthun; dagegen ſagte ich: ſie möchten ſich's ſelbſt zuſchreiben, denn ich hatte von ihren Handlungen geſprochen wie ſie waren.

Indeſſen da ich ſo ſprach paßte ein Vetter, den ſie wahrſcheinlich angeſtiftet hatten, heimtückiſch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeigetrieben wurde, und ſchob mir den Kopf ſo auf den Leib, daß mir ſehr wehe geſchah. Schnell kehrte ich mich um, ſah daß er lachte, und ſchlug ihn mit der Faust ſo tückiſch auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel, dann rief ich ſeinen Vettern zu: So behandelt man feige Spitzbuben ſeines gleichen! und da ſie Miene machten, ſo viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Meſſer und rief: Kömmt einer zum Laden heraus, ſo laufe der andere zum Beichtvater, denn der Arzt ſoll hier nichts

zu thun kriegen. Sie erſchracken hierüber ſo ſehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Vater und Söhne zu dem Collegio der Achte und klagten, ich habe ſie mit bewaffneter Hand angefallen, das in Florenz unerhört ſey. Die Herren Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, ſowohl weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren ſchon zu Hauſe einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich, als ein unerfahrner Knabe, verſaumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich ſagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hatte, und deßhalb keinen ſo heftigen Auspußer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stuffa, der von den Achten war, das Wort: Ohrfeige, ausſprechen, ſo rief er: Keine Ohrfeige, einen Fauſtſchlag haſt du ihm gegeben! Er zog darauf die Glocke, ſchickte uns alle hinaus und ſprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunſten. Betrachtet, ſagte er, ihr Herren! die Einfalt dieſes armen Menſchen, er klagt ſich an eine Ohrfeige gegeben zu haben, da ſeine Gegner nur von einem Fauſtſchlag reden. Eine Ohrfeige, auf dem neuen Markt, koſtet fünf und zwanzig Scudi, ein Fauſtſchlag wenig oder nichts. Er iſt ein braver Junge und erhalt ſein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gabe viel ſolche in unſerer Stadt!

Es waren aber einige unter den Rothklappen durch Bitten und falſche Vorſtellungen meiner Feinde bewegt, auch ohne dieß von ihrer Partei, die mich gern ins Gefängniß geſchickt und mir eine ſtarke Strafe auferlegt hatten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich vier

gleich verewigt. Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieses überhohen Bergs ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden ist, und dem wir deswegen große Kenntnisse zuschreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Criticus. Er sitzt den Tag über zu Hause, und denkt alles durch, was die Leute gestern gethan haben, und ist immer noch einmal so gescheut, als einer der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen, daß er alle Städte, obwohl nur bey Nacht, wie der hinkende Teufel, wird gesehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unser Leben zubringen mögen. Sie doch, sieh, das schöne Gemäuer dahinten! Ist's doch als wenn die Feen es hin gehext hätten.

Hoffegut. Entzückst du dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu! he! he! Herr Schuhu! Ist niemand zu Hause?

Maaß Mehl, als Almoſen, in ein Kloſter zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen; er verbot mir, bei Strafe ihrer Ungnade, nicht zu reden und meine Buße ſogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweis und ſchickten uns zum Actuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Fauſtſchlag! ſo daß die Achte uber mich lachen mußten. Der Actuarius befahl uns, daß wir einander Burgſchaft leiſten ſollten. So gingen die andern frei aus und mich allein verdammten ſie in die vier Maaß Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit ſchien. Ich ſchickte nach einem Vetter, der ſich für mich verbürgen ſollte, er aber wollte nicht kommen; daruber wurd' ich ganz raſend, und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie ſehr dieſer Mann meinem Hauſe verbunden ſey. Ich faßte mich in meiner Wuth ſo gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tiſche ging. Da ich nun allein war, und niemand von den Gerichtsdienern auf mich acht gab, ſprang ich wuthend aus dem Palaſt, lief nach meiner Werkſtatt, ergriff einen Dolch und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich beim Eſſen fand. Gherardo, der Urheber des Streits, fiel gleich uber mich her, ich ſtieß ihm aber den Dolch nach der Bruſt und durchbohrte Rock und Weſte, ſonſt geſchah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre ſchwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Gerauſch in den Kleidern machte, und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus, heute ſollt ihr alle ſterben!

Vater, Mutter und Schweſter glaubten der jungſte Tag ſey gekommen; ſie warfen ſich auf die Knie und flehten ſchreiend um Barmherzigkeit. Da ſie ſich nicht gegen mich vertheidigten und der andere für todt auf der Erde lag, ſchien es mir niedrig, ſie zu verletzen. Wuthend ſprang ich die

Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippschaft beisammen. Mehr als zwölfe waren herbeigelaufen; einer hatte einen eisernen Stab, der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hammer und Stöcke; ich fuhr unter sie hinein wie ein wüthender Stier, und warf vier oder fünfe nieder, ich stürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen diesen, bald gegen jenen; die, welche noch standen, schlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten, nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die sie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuschlugen, dann wollten sie nach ihren Verwundeten und Todten sehen, aber es war niemand beschadigt.

Ich ging in das Kloster St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Aleris Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten, denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater sagte zu mir: ich sollte mich nicht fürchten, denn wenn ich alles Uebel in der Welt angestellt hätte, wäre ich doch in seiner Kammer vollkommen sicher. Ungefähr eine Stunde nachher hatten sich die Achte außerordentlich versammelt, sie ließen einen schrecklichen Bann ausgehen, und drohten dem die größten Strafen, der mich verbarge, oder von meinem Aufenthalt wisse, ohne Ansehn des Orts und der Person. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf sich auf die Knie, und bat um Barmherzigkeit; da stand einer von ihnen auf und schüttelte die Quaste seines Kappchens und sagte, unter andern beleidigenden Worten, zu meinem Vater: Hebe dich weg und mache daß du fortkommst! Morgen des Tags soll er seinen Lohn empfangen. Mein Vater antwortete: Was Gottes Wille ist, werdet ihr thun, und nicht mehr; aber der andre sagte darauf: Das wird

Gottes Wille seyn. Mein Vater versetzte dagegen: Es ist mein Trost, daß ihr das gewiß nicht wißt.

Er kam sogleich mich aufzusuchen, mit einem jungen Menschen von meinem Alter, der Peter Landi hieß; wir lieb ten uns als leibliche Brüder. Dieser hatte, unter seinem Mantel, einen trefflichen Degen und das schönste Panzer hemd. Mein lebhafter Vater erzahlte, wie es ihm bei den Achten ergangen sey, dann kußte er mir die Stirne und beide Augen, segnete mich von Herzen und sagte: Die Macht Gottes stehe dir bei! und so reichte er mir Degen und Waffen und half mir, mit eignen Handen, sie anlegen. Dann fuhr er fort: lieber Sohn! mit diesen in der Hand leb oder stirb.

Peter Landi hörte indessen nicht auf, zu weinen, und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Barthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geistlichen und einen Laienbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloster und langs der Mauer bis auf den Platz; nicht weit davon fand ich in einem Hause einen Freund, entmönchte mich sogleich und ward wieder Mann. Wir bestiegen zwei Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurück kam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen sey, hatte derselbe eine unendliche Freude, und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn so angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und sagte: Seht, Antonio, Gott wußte besser, als ihr, was aus meinem Sohne werden sollte. Jener antwortete: Er soll uns nur wieder unter die Hande kommen! Indeß, versetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dießmal glücklich errettet hat.

In Siena erwartete ich die ordinare Römische Post und

verdung mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neuerwählten Papſt Clemens ankündigte. (1532.)

Viertes Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Obigi höchlich aufgemuntert. — Beſonderes Zutrauen dieſer Dame. — Eiferſucht zwiſchen ihm und Lucagnolo von Jeſi. — Er blaſirt vor Papſt Clemens VII., der mit ihm wohl zufrieden iſt und ihn wegen der doppelten Fähigkeit, als Goldſchmied und Muſicus in Dienſt nimmt. Der Biſchof von Salamanca giebt ihm auf die Empfehlung des Franciscus Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltſame Abenteuer zwiſchen ihm und dem Biſchof.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkſtatt des Meiſter Santi, der verſtorben war, und deſſen Sohn das Gewerb fortſetzte, nicht ſelbſt arbeitete, ſondern alles durch einen jungen Menſchen beſorgen ließ, der ſich Lucagnolo von Jeſi nannte. Er war Sohn eines Mailändiſchen Bauern, und hatte von Jugend auf bei Meiſter Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieſer junge Menſch arbeitete beſſer als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und ſolche Dinge.

Ich übernahm für den Biſchof von Salamanca, einen Spanier, Leuchter zu machen; ſie wurden ſehr reich gearbeitet, wie es für ſolche Werke gehört. Ein Schüler Raphael's, Johann Franciscus Penni, mit dem Zunamen il Fattore, ein trefflicher Maler und Freund des gedachten Biſchofs, ſetzte mich bei ihm in Gunſt, man gab mir viel zu arbeiten, und ich ward gut bezahlt.

Zu derſelbigen Zeit ging ich an Feſttagen manchmal in die Capelle des Michelagnolo und manchmal in das Haus des Auguſtin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die ſchönſten Arbeiten, von der Hand des vortrefflichen Malers Raphael von Urbino. Gismondo Chigi, der Bruder, wohnte daſelbſt. Sie waren ſtolz darauf, wenn junge Leute Meinesgleichen, bei ihnen zu ſtudiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche ſehr angenehm und außerſt ſchön war, hatte mich oft in ihrem Hauſe geſehen; ſie trat eines Tages zu mir, beſah meine Zeichnungen und fragte: ob ich Maler oder Bildhauer ſey? Ich antwortete ihr: ich ſey ein Goldſchmied, worauf ſie verſetzte, daß ich zu gut für einen Goldſchmied zeichnete. Sie ließ ſich durch ihr Kammermadchen eine Lilie von ſchönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte daß ich ſie ſchatzen ſollte. Ich ſchatzte ſie auf 800 Scudi; ſie ſagte, ich habe es getroffen und fragte, ob ich Luſt hatte, ſie recht gut umzufaſſen? Ich verſicherte, daß ich es mit Freuden thun wurde und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um deſto beſſer ausführte, je mehr ich Luſt hatte, mich mit dieſer ſchönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere ſchöne, edle Römerin aus dem Hauſe herunter und fragte ihre Freundin, was ſie da mache? Porzia antwortete lachelnd: Ich ſehe dieſem wackern jungen Menſchen mit Vergnügen zu, der ſo ſchön als gut iſt. Ich ward roth und verſetzte halb verſchamt und halb muthig: Wie ich auch ſey, bin ich bereit euch zu dienen. Die ſchöne Frau erröthete auch ein wenig und ſagte: Du weißt, daß ich deine Dienſte verlange. Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die ſie in der Taſche hatte. Faſſe mir die Steine nach deiner Zeichnung, ſagte ſie, und

bringe mir das alte Gold zurück. Ihre Freundin sagte darauf: Wenn ich in dem jungen Menschen stacke, so ging ich, in Gottes Namen durch. Porzia antwortete: Solche Talente sind selten mit Lastern verbunden, er wird das Ansehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen; sie nahm ihre Freundin bei der Hand, und indem sie sich umwendete sagte sie mit dem freundlichsten Lächeln: Lebe wohl, Benvenuto!

Ich vollendete noch erst meine Zeichnung, die ich nach Raphaels Jupiter angefangen hatte, dann ging ich, ein kleines Wachsmodell zu machen, um zu zeigen, wie die Arbeit werden sollte. Ich wies es den beiden Damen, die mich so sehr lobten und mir so artig begegneten, daß ich kühn genug war zu versprechen, die Arbeit solle doppelt so schön als das Modell werden. So machte ich mich daran, und endigte das Werk in zwölf Tagen; zwar wieder in Gestalt einer Lilie, aber mit so viel Masken, Kindern und Thieren gezieret, und so sorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indessen ich daran arbeitete, war der geschickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und versicherte: es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an seinen silbernen Gefaßen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten, wie die meine, nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben so viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und sagte: Wir wollen sehen! Ich habe dieses Gefaß zugleich mit dir angefangen, und denke auch mit dir zu endigen, wir können alsdann vergleichen, was wir beide gewinnen. Ich sagte, es würde mich freuen, mit einem so geschickten Manne in die Wette zu arbeiten, und so bückten wir, ein wenig verdrießlich, unsere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beide so fleißig daran, daß, in zehn Tagen ungefähr,

jeder mit aller Kunſt und Reinlichkeit, ſein Werk geendigt hatte.

Das Gefaß des Lucagnolo ſollte dem Papſt Clemens bei Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hinein zu werfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwei ſchönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, ſo großen als kleinen, und mit den ſchönſten Blattern; alles von ſolcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünſchen konnte. Ich verſicherte, in meinem Leben nichts Schoneres geſehen zu haben!

Lucagnolo glaubte, ich habe meinen Sinn verandert, lobte gleichfalls meine Arbeit, ſagte aber den Unterſchied werden wir bald ſehen. Er trug ſein Gefaß zum Papſt und ward nach dem Maaßſtab dieſer großen Arbeiten bezahlt: indeſſen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung verſicherte, daß ich mein Verſprechen weit übertroffen habe, ich ſolle für meine Arbeit was ich wolle verlangen, denn ſie glaube nicht mich belohnen zu können, auch wenn ſie im Stande ware mir ein Landgut zu ſchenken. Ich verſetzte, meine größte Belohnung ſey ihr Beifall, ich verlange nichts weiter, und ſo wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia ſagte darauf zu ihrer Freundin: Sehet, wie ſich in Geſellſchaft ſeiner Talente auch die Tugenden befinden! und ſo ſchienen beide Frauen verwundert zu ſeyn. Darauf ſagte Porzia: Du haſt wohl ſagen hören, wenn der Arme dem Reichen ſchenkt, ſo lacht der Teufel. Ich verſetzte, der Böſe habe Verdruß genug, dießmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg, und ſie riefen mir nach: er ſolle den Spaß nicht boten!

Als ich in die Werkſtatt zurückkam, zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und ſagte: Laß nun einmal deinen Verdienſt neben

dem meinigen sehen. Ich ersuchte ihn, bis auf den nächsten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit so brav, wie in der seinigen, gehalten hätte, auch in Absicht der Belohnung nicht mit Schanden zu bestehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeister der Frau Porzia, rief mich aus der Werkstatt, und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, sagte er, daß der Teufel sich gar zu lustig machen sollte; doch sey das, was sie mir schicke, weder mein ganzes Verdienst, noch die ganze Belohnung. Er setzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine solche vortreffliche Dame sich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der seinigen zu vergleichen, und brachte diese, sobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entscheidung des Streits neugierig, herbei gekommen waren, hervor, lachte verächtlich, sagte drei oder viermal: Au! und goß, mit vielem Larm, sein Geld auf die Tafel aus. Es waren funf und zwanzig Scudi in Münze. Mich hatten sein Geschrei, seine Blicke, die Spaße und das Gelächter der Umstehenden ein wenig irre gemacht, ich schielte nur in meine Hülse hinein, und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hub ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeschlagenen Augen und ohne Geräusch, mit beiden Handen, meine Rolle stark in die Höhe und ließ das Geld, wie aus einem Mühltrichter, auf den Tisch laufen. Da sprangen noch die Hälfte so viel Stücke als bei ihm hervor, und alle Augen, die mich erst mit einiger Verachtung angeblickt hatten, wendeten sich auf ihn. Man rief: Hier sieht's viel besser aus; hier sind Goldstücke und die Hälfte mehr.

Ich dachte, er wollte vor Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meister den dritten Theil meines Verdienstes erhielt, so konnte er sich doch nicht vor

Bosheit. Auch ich war verdrießlich und sagte: Jeder Vogel singe nach seiner Weise. Er verfluchte darauf seine Kunst und den, der sie ihn gelehrt hatte und schwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, sondern sich auf solche Lumpereien legen, da sie so gut bezahlt wurden. Ich antwortete darauf: er möchte es immer versuchen, doch ich sagte ihm voraus: seine Arbeiten wollte ich wohl auch machen, aber diese Lumpereien würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzurnt weg und schwur, ich wollte es ihm schon zeigen. Die Umstehenden gaben ihm laut Unrecht, und schalten ihn, wie er's verdiente; von mir aber sprachen sie, wie ich mich erwiesen hatte.

Den andern Tag ging ich, Madame Porzia zu danken und sagte, daß sie, gerade umgekehrt, anstatt dem Teufel Gelegenheit zum Lachen zu geben, Ursache ware, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zusammen und sie bestellte bei mir noch mehr gute und schöne Arbeiten.

Zu derselben Zeit verschaffte mir Franz Penni abermals Arbeit beim Bischof von Salamanca. Dieser Herr wollte zwei große Wasserkessel, von gleicher Größe, auf die Credenztische haben, den einen sollte ich, den andern Lucagnolo machen, und, wie es bei solchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in seiner Werkstatt gegeben, dabei überschlug ich mein Geld und schickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitgliede der Acht begegnete, dessen Söhne sich sehr schlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn sein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit

Freuden ſchrieb, und mich dabei um Gottes Willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blaſen und das ſchöne Talent, das er mich mit ſo vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachläſſigen ſollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut ſollte blaſen hören, in Betrachtung, daß ja Gott ſelbſt, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indeſſen ich an dem Gefäß des Salamanca arbeitete, hatte ich zu meiner Beihülfe nur einen Knaben, den ich auf inſtandiges Bitten meiner Freunde, halb wider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines Römiſchen Burgers, der von ſeinen Einkünften lebte. Paulin war ſo glücklich geboren, der ehrbarſte und ſchönſte Knabe, den ich im Leben geſehen hatte; ſein gutes Weſen, ſein angenehmes Betragen, ſeine unendliche Schönheit, ſeine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Urſachen, daß ich ſo große Liebe für ihn empfand, als die Bruſt eines Menſchen faſſen kann. Dieſe lebhafte Neigung bewog mich, um dieſes herrliche Geſicht, das von Natur ernſthaft und traurig war, erheitert zu ſehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, ſo lächelte er ſo ſchön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, ſo würde er die Menſchen ganz außer ſich gebracht haben. Er hatte eine Schweſter, die ſo ſchön war wie er, und Fauſtina hieß; der Vater führte mich oft in ſeinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu ſeinem Schwiegerſohn gehabt hätte; durch dieſe Veranlaſſung blies ich mehr als gewöhnlich.

Um dieſe Zeit ließ mich ein gewiſſer Jacob von Ceſena,

Papagey tritt auf und spricht schnarrend. Herren! meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Überraschung!

Treufreund. Wir kommen den Herrn Schuhu hier oben aufzusuchen.

Hoffegut. Und haben fast die Hälse gebrochen, um die Ehre zu haben ihm aufzuwarten.

Papagey. Was thut man nicht, um die Bekanntschaft eines großen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen seyn. Wenn er gleich kein freundlich Gesicht macht, so sieht er's doch gern, wenn man ihn besucht.

Treufreund. Sind Sie sein Diener?

Papagey. Ja, so lang' als mir's denkt.

Hoffegut. Wie ist denn Ihr Nahme?

Papagey. Man heißt mich den Leser.

ein trefflicher Musicus, der bei dem Papste in Diensten war, fragen, ob ich ihnen am ersten August helfen und den Sopran blasen wollte, sie hatten auf diesen Tag die schönsten Stücke zu des Papstes Tafelmusik ausgesucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein schönes angefangenes Gefaß zu endigen, so reizte mich doch die Musik, als eine wunderbare Sache an sich, wobei ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor, von der Gesellschaft zu seyn. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwei Stunden und gingen sodann, am Festtage, ins Belvedere und bliesen bei Tage die geübten Motetten, so daß der Papst sagte, er habe keine angenehmere Musik gehört. Er rief jenen Jacob von Cesena zu sich und fragte ihn: wie er es angefangen habe, um einen so guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau, wer ich sey. Als er meinen Namen erfuhr, sagte er: Ist das ein Sohn des Meister Johannes? den will ich in meine Dienste haben! Jacob versetzte, er wird schwer zu bereden seyn, denn er ist ein Goldschmied, sehr fleißig bei seiner Kunst, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Musik nicht thun würde. Desto besser versetzte der Papst, daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete, er soll seine Besoldung, wie die übrigen empfangen, und mir dienen; in seiner andern Profession will ich ihm auch schon zu arbeiten geben. Darauf reichte ihm der Papst ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jacob wiederholte uns des Papstes Rede, und theilte das Geld unter uns Achte. Als er mir meinen Theil gab, sagte er: Ich will dich in unsere Zahl einschreiben lassen. Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen sollte; denn ich sah wohl, welchen Schaden

meine Kunst darunter leiden würde. Die folgende Nacht erschien mir mein Vater im Traume, und bat mich, mit den liebevollsten Thränen, daß ich, um Gott und seinetwillen, doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weise thun könne; schnell erschreckte mich seine fürchterliche Gestalt, er drohte mir mit seinem Fluch, wenn ich es ausschlüge, und versprach mir, wenn ich gehorchte, seinen ewigen Segen. Kaum war ich erwacht, so lief ich, mich einschreiben zu lassen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beinahe den Tod gehabt hätte. Er schrieb mir, daß auch er beinahe dasselbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müsse.

Inzwischen arbeitete ich mit großer Sorgfalt das angefangene Gefaß für den Bischof von Salamanca zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, sehr reich, aber schwer zu befriedigen; er schickte täglich, um zu erfahren, was ich machte, und ward, wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wüthend, und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen, und sie durch einen andern endigen lassen. Daran war denn doch das verdammte Blasen schuld, denn übrigens arbeitete ich Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, so daß ich dem Bischof das Gefaß wenigstens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht besser; denn nun ward erst seine Lust so groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drei Monaten war das Gefaß endlich fertig, mit so schönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man sich vorstellen kann. Sogleich schickte ich es, durch meinen Paulin, zu Lucagnolo, dem der Knabe mit seiner gewöhnlichen Zierlichkeit sagte: Hier schickt euch Benvenuto sein Versprechen

und seine H****eien, er hofft von euch bald auch eure Lumpereien zu sehen. Lucagnolo nahm das Gefaß in die Hand, und, nachdem er es lang genug betrachtet hatte, sagte er zu Paulin: Schöner Knabe, sage deinem Herrn: daß er ein trefflicher Mann ist, er soll mein Freund seyn und das Uebrige auf sich beruhen lassen. Der gute Knabe brachte mir freudig die Botschaft; das Gefäß wurde zu Salamanca getragen, welcher verlangte, daß es geschätzt werden sollte. Lucagnolo kam dazu, seine Schätzung war ehrenvoll, und sein Lob weit größer, als ich's zu verdienen glaubte. Salamanca nahm das Gefaß, und sagte in Spanischer Manier: Bei Gott, er soll so lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten lassen. Hierüber ward ich äußerst verdrießlich, ich verfluchte ganz Spanien, und jeden der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierrathen daran war ein Henkel, von einem Stucke, auf das zarteste gearbeitet, der, durch Hülfe einer gewissen Stahlfeder, grade über der Oeffnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Bischof, mit großer Zufriedenheit, einigen seiner Spanier dieses Gefaß; einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinste umgegangen seyn; die zarte Feder konnte seiner bäuerischen Gewalt nicht widerstehen, und der Henkel brach ab. Der Bischof war schon weggegangen, und der Edelmann, äußerst erschrocken, bat den Mundschenken, er möchte doch geschwind das Gefaß zum Meister tragen, damit es schnell wieder hergestellt würde, es mochte kosten was es wollte. So kam mir dieß Gefaß wieder in die Hände; ich versprach es schnell zu ergänzen und that es auch, denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwei Stunden vor Nacht hatte ich es schon fertig. Nun kam der Mundschenk wieder, eilig und im Schweiß; denn der Herr hatte es nochmals verlangt, um es andern Gästen zu

zeigen. Der Mundschenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: Nur schnell! schnell das Gefaß her! Ich, der ich keine Lust hatte, es herauszugeben, sagte nur: Ich habe keine Eile.

Er kam darüber in solche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltsam in die Werkstatt eindringen wollte. Ich widersetzte mich ihm, mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich geb' es nicht heraus! rief ich, geh', sage deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kömmt. Da er sah, daß sein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Kreuz anzurufen pflegt, und versprach, wenn ich es heraus gäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorsatz nicht, und da ich ihm immer dasselbe antwortete, verzweifelte er endlich, und schwur mir so viel Spaniern wieder zu kommen, daß sie mich in Stucken hauen sollten, und so lief er fort. Da ich sie nun wohl solcher Mordthat fähig hielte, setzte ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchse zur Hand und dachte: wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, so kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich so mit mir zu Rathe ging, erschienen viele Spanier, mit dem Haushofmeister, der auf ungestüm-spanische Weise befahl, sie sollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Buchse mit gespanntem Hahn und schrie mit lauter Stimme: Nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder: stürmt man so die Häuser und Laden in Rom? So viel sich von euch Spitzbuben dieser Thür nahern, so viel will ich mit der Buchse todt hinstrecken. Ich zielte sogleich nach dem Haushofmeister, und rief: Du Erzschelm, der du sie anstiftest, sollst mir zuerst

ſterben. Schnell gab er ſeinem Pferd die Sporen und flob mit verhangtem Zügel davon.

Ueber dieſem großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige Römiſche Edelleute, welche eben vorbeigingen, ſagten zu mir: Schlag die Hunde nur todt, wir wollen dir helfen. Dieſe kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, ſie ſahen ſich genöthigt zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umſtanden zu erzählen. Der ſtolze Mann machte ſeine Bedienten und Officianten heftig herunter, theils weil ſie einen ſolchen Excеß begangen, theils weil ſie den Handel, den ſie einmal angefangen hatten, nicht beſſer durchſetzten.

Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu und Monſignor ſagte zu ihm: er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das Gefaß nicht geſchwind brachte, ſo ſollten meine Ohren das größte Stück ſeyn, das an mir bliebe; brachte ich das Gefaß gleich, ſo ſollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs, und ließ ihm wiſſen, daß ich die Sache gleich an den Papſt bringen wurde.

Indeſſen waren wir beide kalter geworden, einige Römiſche Edelleute ſchlugen ſich ins Mittel, und verbürgten ſich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die Zahlung meiner Arbeit leiſten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg, in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche, ſo kam ich in das Haus des Biſchofs, der ſein ganzes Geſinde hatte auftreten laſſen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefaß trug, und es war als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte, einer ſah aus wie der Löwe, einer wie der Skorpion, andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen ſelbſt kamen; der ſprudelte äußerſt pfaffiſche

und überſpaniſche Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf ihn anzuſehen, und antwortete nicht: darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir, ich ſollte quittiren, daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden ſey. Darauf hob ich den Kopf und ſagte zu ihm: ich würde es gerne thun, wenn ich nur erſt mein Geld hatte. Der Biſchof ereiferte ſich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu ſchreien; endlich zahlte man mir erſt das Geld, dann ſchrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Papſt Clemens vernahm die Geſchichte und freute ſich ſehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt, und nun ſagte er öffentlich, daß er mir ſehr wohl wollte, ſo daß Monſignor Salamanca ſein übles Betragen bereute, und, um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni ſagen ließ, daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich ſie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch dieſe Worte kamen zu den Ohren des Papſtes, der herzlich darüber lachte. Cardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Papſt die Händel zwiſchen mir und Salamanca erzählte, dann wandte er ſich zu ſeinen Leuten und befahl, daß man mir immer ſollte für den Palaſt zu thun geben. Cardinal Cibo ſelbſt ſchickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes geſagt hatte, beſtellte er ein Gefaß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Cardinale Carnaro und beſonders Ridolfi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich ſelbſt eine Werkſtatt eröffnen ſollte: ich folgte ihr, und fuhr fort, für dieſe treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht iſt ſie die Urſache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundſchaft des Herrn Gabriel Ceſarini,

der Gonfaloniere von Rom war; für diesen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu sehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er sie schätzen lassen, um mich nach Verdienst zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meister schätzten sie viel höher als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte, mich zu bezahlen. Fast wäre mir's damit, wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

Fünftes Capitel.

Der Autor macht Handel und nimmt eine Ausforderung eines der Leute des Herzogs Cosmo an. — Er arbeitet große Cardinalsmünzen, nach Art des Vaters. — Die Pest bricht in Rom aus, während derselben hält er sich bei den Ruinen auf und studirt dort nach den architektonischen Zierrathen. — Geschichte des Herrn Jacob Carpi, berühmten Wundarztes. Verabredeten mit einigen Basen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Pestilenz vorbei war, treten mehrere Künstler zusammen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede, sich wechselweise zu verpflichten. — Angenehme Beschreibung eines dieser Bankette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beschreiben will, so muß ich andere Dinge, die sich zwar nicht auf meine Profession beziehen, doch im Vorbeigehn bemerken. Am Feste unsers Patrons St. Johann aßen viele Florentiner zusammen, von verschiedenen Professionen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede; unter andern angesehenen Leuten war Rosso, der Maler, und Penni, Raphael's Schuler, dabei. Ich hatte sie eigentlich zusammengebracht. Sie lachten und scherzten, wie es geschieht, wenn viele Manner beisammen sind, die sich eines gemeinsamen

Festes erfreuen. Zufallig ging ein tollköpfiger junger Mensch vorbei, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Cerr war. Da er uns so lustig hörte, spottete er auf eine unanständige Weise über die Florentinische Nation. Ich hielt mich für den Anführer so vieler geschickten und braven Leute, und konnte das nicht hingehen lassen; still, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit seiner Liebsten, und um sie zum Lachen zu bringen, setzte er sein albernes Geschwatze fort. Ich stellte ihn zur Rede und fragte ihn: ob er der Freche sey, der schlecht von der Florentinischen Nation spreche? Er antwortete schnell: Ich bin's! Drauf schlug ich ihn ins Gesicht und sagte: Das bin ich! und sogleich waren unsere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als sich viele dazwischen legten und, da sie die Sache vernahmen, mir Recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm zugestellt; ich nahm sie freudig an und sagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunst fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Pevi lagna hieß; er hatte den Ruf, der erste Degen von Italien gewesen zu seyn, denn er hatte sich wohl zwanzigmal geschlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geschieden. Dieser brave Mann hatte viel Freundschaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunst, und hatte mir schon bei fürchterlichen Händeln beigestanden. Er pflegte zu sagen: Mein Benvenuto! wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hattest, so bin ich gewiß, du würdest mit Ehren bestehen: denn so viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen sehen. So nahm er Theil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den

Streit endigten. Ich übergehe viele schöne Geschichten dieser Art, um von meiner Kunst zu reden, um derentwillen ich eigentlich schreibe, und ich werde darin nur zu viel zu sagen haben.

Man weiß, wie ich, mit einem löblichen Wetteifer, die Art und Kunst des Lucagnola zu übertreffen suchte, und dabei die Geschäfte eines Juweliers nicht versaumte; eben so bemühte ich mich, die Geschicklichkeiten anderer Künstler nachzuahmen. Es war zur selbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer, mit Namen Lautizio, der nur eine Profession trieb, in dieser aber auch einzig war. Es ist gewöhnlich, daß in Rom jeder Cardinal sein Wappen im Siegel führt. Diese Siegel sind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, so bezahlt man für ein solches hundert und mehr Scudi. Auch diesem braven Manne wünschte ich nachzueifern, obgleich seine Kunst sehr von den Künsten entfernt war, die ein Goldschmied auszuüben hat; auch verstand Lautizio nichts zu machen als nur diese Siegel. Ich aber befleißigte mich, nebst andern Arbeiten, auch dieses, und so schwer ich sie auch fand, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand sich in Rom ein andrer trefflicher Künstler, von Mailand gebürtig, mit Namen Caradosso; er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieser Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Crucifixe, einen Palm groß, von dem zartesten Goldblech auf das vortrefflichste gearbeitet, und ich wünschte ihn mehr als jemanden zu erreichen. Ueberdieß fanden sich andere Meister, welche Stahlstempel, wodurch man die schönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle diese verschiedenen

Arbeiten übernahm ich, und suchte sie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die schöne Kunst des Emaillirens ließ ich mir gleichfalls angelegen seyn, und nahm mir darin einen unserer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals persönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat sich, daß ich wüßte, seiner göttlichen Arbeit genähert. Auch diese schweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man sein Werk und die Frucht seines Fleißes zuletzt dem Feuer überlassen muß, das alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen ansahe. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichste Gabe, eine so gute und wohl proportionirte Complexion gegeben, daß ich damit frei alles was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte. Was ich in diesen so ganz verschiedenen Professionen geleistet habe, werde ich an seinem Orte anzeigen.

Zu dieser Zeit, ich war ungefähr drei und zwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine pestilenzialische Krankheit; viele Tausende starben jeden Tag, und, dadurch geschreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewissen Lebensart die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Festtagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus, und studirte nach ihnen, entweder in Wachs, oder mit Zeichnen. Weil sich nun viele schöne Sachen in den Ruinen finden, und dabei viele Tauben nisten, fand ich Vergnügen meine Büchse gegen sie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Pest, und um allen menschlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus, und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hause. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr und vergnugte mich, durch Kunst und Geschicklichkeit große Jagd

Treufreund. Den Leser!

Papagey. Und von Geschlecht bin ich ein Papagey.

Hoffegut. Das hätt' ich Ihnen eher angesehen.

Treufreund. Seyd ihr denn mit euerm Herrn zufrieden?

Papagey. Ach ja, ja. Wir schicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über alles, und das ist mir sehr recht, da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir [illegible]was recht in der Seele wohl thut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt?

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche Langeweile haben.

Papagey. Glaubt das nicht; wir sind von allem unterrichtet.

zu machen. Ich hatte mir selbst meine Büchse eingerichtet, sie war von außen und innen spiegelglatt; dazu machte ich mir selbst das feinste Schießpulver, wobei ich Geheimnisse fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur diesen Wink geben, daß ich, mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel, von meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weißen Punkt traf, worüber sich die, welche das Handwerk verstehen, gewiß verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieser Uebung, daß sie mich manchmal von meiner Kunst und von meinen Studien zu entfernen schien; allein ich zog, von der andern Seite, daraus wieder großen Vortheil, denn ich verbesserte dadurch meine Lebenskräfte und die Luft war mir sehr heilsam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieses Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geschickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte sich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Uebungen blieb, so daß mir am Ende meine Büchse mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bei dieser Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntschaft mit Antiquitätensuchern gemacht, die den Lombardischen Bauern aufpaßten, welche zu bestimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Achate, Prasem, Carniole und Cameen fanden; manchmal hatten sie sogar das Glück, Edelsteine, zum Beispiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufsucher kauften gewöhnlich solche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich sie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wohl so viele Goldgulden als sie Julier gegeben hatten. Ich verhandelte diese Dinge wieder, und ob ich dabei gleich

wieder Zehn für Eins gewann, so machte ich mir doch dadurch fast alle Cardinale zu Freunden.

Um nur von den seltensten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß, wie eine mächtige Bohne, in dem schön gefärbtesten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer starken Nuß groß, einen Camee mit Hercules und Cerberus, ein Werk, das unser großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf, von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geschichte erzähle, die früher vorfiel! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meister Jacob da Carpi hieß; dieser treffliche Mann curirte unter andern besonders desperate Französische Uebel; er verstand sich sehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkstatt vorbeiging, sah er zufälligerweise einige Handrisse, worunter sich wunderliche Vasen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; sie waren ganz verschieden von allem, was bis dahin gesehen worden war. Meister Jacob verlangte, ich sollte sie ihm von Silber machen, welches ich äußerst gern that, weil ich dabei meinen Grillen folgen konnte; er bezahlte mir sie gut; aber hundertfach war die Ehre, die sie mir verschafften. Denn die Goldschmiede lobten die Arbeit über die Maßen, und ich hatte sie nicht sobald ihrem Herrn übergeben, als er sie dem Papst zeigte und den andern Tag verreis'te. Er war sehr gelehrt, und sprach zum Erstaunen über die Medicin. Der Papst verlangte, er sollte in seinen Diensten bleiben, aber er sagte: er wolle in keines Menschen Dienste treten, und wer ihn nöthig hatte, sollte ihn aufsuchen. Es war ein verschlagner Mann, und er that wohl

von Rom wegzugehn, denn wenige Monate darauf befanden sich alle, die er curirt hatte, viel schlimmer als vorher; sie hatten ihn umgebracht, wenn er geblieben ware.

Er zeigte meine Gefaße dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herren, auch unserm durchlauchtigsten Herzog, und sagte: er habe sie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung laß er ihm diese Gefaße abtrate habe curiren wollen; der Herr habe sich sehr geweigert, ihm versichert, daß sie antik seyen, und ihn gebeten, er möchte lieber alles andere verlangen; er aber sey darauf beſtanden, und habe die Cur nicht eher begonnen, als bis er die Gefaße erhalten.

Dieſes erzahlte mir Alberto Bendidio, der mir mit großen Umſtanden einige Copien wies, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und sagte nichts weiter. Der stolze Mann erzürnte sich und rief: Du lachſt und ich sage dir, seit tausend Jahren iſt keiner geboren, der sie nur zeichnen konnte. Ich war still, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und schien ſie ſelbſt zu bewundern.

Viele Herren in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, sprachen mit Verwunderung von dieſen Arbeiten, die ſie ſelbſt für alt hielten: ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete, daß ich ſie gemacht habe; man wollte es nicht glauben, und zum Beweis machte ich neue Zeichnungen, denn die alten hatte Meiſter Jacob klüglich mitgenommen.

Die Peſt war vorüber, und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Geſellen waren geſtorben. Man ſuchte ſich wieder auf und umarmte freudig und getröſtet diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entſtand in Rom eine Geſellſchaft der beſten Maler, Bildhauer und

Goldschmiede, die ein Bildhauer von Siena, Namens Michelagnolo, stiftete; er durfte in seiner Kunst sich neben jedem andern zeigen, und man konnte dabei keinen gefälligern und lustigern Mann finden. Er war der älteste in der Gesellschaft, aber der jüngste seines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigstens zweimal zusammen; Julius Romano und Franciscus Penni waren von den Unsern.

Schon hatten wir uns öfters versammelt, als es unserm guten Anführer beliebte, uns auf den nächsten Sonntag bei sich zu Tische zu laden; jeder sollte sich seine Krabe mitbringen: das war der Name, den er unsern Mädchen gegeben hatte, und wer sie nicht mitbrachte, sollte zur Strafe die ganze Gesellschaft zunächst zu Tische laden. Wer nun von uns mit solchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Kosten und Anstalten, eine für den Tag sich aufsuchen, um nicht beschämt bei dem herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte wunder, wie gut versehen ich wäre, denn ein sehr schönes Mädchen, mit Namen Pantasilea, war sterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genöthigt, sie meinem besten Freunde Bachiacca zu überlassen, der gleichfalls heftig in sie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß, denn das Mädchen, als sie sah, daß ich sie so leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe schlecht zu schätzen wisse; darüber entstand mir ein böser Handel in der Folge, dessen ich an seinem Ort gedenken will.

Schon nahte sich die Stunde, da jeder mit seiner Krabe in die treffliche Gesellschaft kommen sollte. Bei einem solchen Spaße mich auszuschließen, hielt ich für unschicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Ansehn irgend einen schlechten, gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu

vermehren gedachte. So entſchloſſen rief ich einen Knaben von ſechzehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines Spaniſchen Meſſingarbeiters; er hieß Diego, ſtudirte fleißig Latein, war ſchön von Figur, und hatte die beſte Geſichtsfarbe. Der Schnitt ſeines Geſichts war viel ſchöner als des alten Antinous; ich hatte ihn oft gezeichnet und in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, ſo daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich ſehr ſchlecht gekleidet, und nur in ſeine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen mochte, die er daſelbſt vorfand. Er war willig, zog ſich ſchnell an, und ich ſuchte mit allerlei Schmuck ſein reizendes Geſicht zu verſchönern; ich legte ihm zwei Ringe, mit großen ſchönen Perlen, an die Ohren; die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, ſo als wenn es durchſtochen ware; dann ſchmückte ich ſeinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelſteinen, auch ſeine Finger ſteckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beim Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel; er erſtaunte über ſich ſelbſt und ſagte mit Zufriedenheit: Iſts möglich! das ware Diego?

Ja, verſetzte ich, das iſt Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe, nur gegenwärtig bitt' ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit dieſen Kleidern zu jener vortrefflichen Geſellſchaft zu Tiſche zu kommen, von der ich ihm ſo oft erzählt habe. Der ehrbare, tugendſame und kluge Knabe ſchlug die Augen nieder und blieb eine Weile ſtille, dann hob er auf einmal ſein himmliſches Geſicht auf und ſagte: Mit Benvenuto komme ich! laß uns gehen! Darauf ſchlug ich ihm ein großes ſeidnes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen.

Als wir an dem Platz ankamen, waren ſchon alle beiſammen

und gingen mir sämmtlich entgegen. Michelagnolo von Siena, zwischen Julius Roman und Penni, nahm den Schleier meiner schönen Figur ab, und wie er der allerlustigste und launigste Mann von der Welt war, faßte er seine Freunde zu beiden Seiten an und nöthigte sie, sich so tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er selbst fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zusammen und sagte: Sehet nur, so sehen die Engel im Paradiese aus! Man sagt immer nur Engel, aber da sehet ihr, daß es auch Engelinnen giebt. Dann mit erhobener Stimme sprach er: O schöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, segne mich! Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpstlichen Segen. Michelagnolo erhub sich und sagte: dem Papst küsse man die Füße, den Engeln die Wangen! und so that er auch. Der Knabe ward über und über roth, und seine Schönheit erhöhte sich außerordentlich.

Als wir uns weiter umsahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonette angeschlagen, die jeder von uns gemacht und dem Michelagnolo zugeschickt hatte. Das schöne Kind fing an sie zu lesen und las sie alle mit so viel Ausdruck, daß jedermann erstaunen mußte. Auf diese Weise wurde viel gesprochen, und jeder zeigte seine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anwesenden und besonders die Frauen angesehen hatte, sagte er: Lieber Michelagnolo! wenn ihr die Mädchen Krähen benennt, so habt ihr dießmal doppelt recht, denn sie nehmen sich noch schlimmer aus, als Krähen neben dem schönen Pfau.

Die Speisen waren aufgetragen, und Julius erbat sich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweisen; als es ihm gestattet war, nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ sie alle

an einer Seite und die meinige in der Mitte niederſitzen, alsdann die Manner an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, worauf ſich die Geſtalten, und beſonders meiner Schönen, über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bei ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſo viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern, ernſthaft, wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf fing ein gewiſſer Aurelius von Ascoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hörten die beiden Frauen, die meine ſchöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf, zu ſchwätzen. Die eine erzahlte, wie es ihr übel ergangen, und die andere fragte mein Geſchöpfchen, wie ſie ſich geholfen hätte, wer ihre Freunde waren, wie lange ſie ſich in Rom befande und andere Dinge der Art. Indeſſen hatte Pantaſilea, meine Liebſte, aus Neid und Verdruß, auch allerlei Handel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner ſchönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgeſchmackten Zudringlichkeiten zur Laſt, und ſie drehte ſich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob ſie ſich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen ſagte meine Schönheit ja! und ſetzte hinzu, ſie glaube ſeit einigen Monaten guter Hoffnung zu ſeyn, und fürchte ohnmachtig zu

werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr, und wollten ihr Luft machen; da ergab ſich's, daß es ein Knabe war, ſie ſchrien, ſchalten und ſtanden vom Tiſche auf. Da erhub ſich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelachter. Michelagnolo verlangte die Erlaubniß, mich beſtrafen zu dürfen, und erhielt ſie unter großem Geſchrei. Er ſoll leben! rief der Alte aus; wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er durch dieſen Scherz unſer Feſt vollkommen gemacht hat; ſo endigte ſich dieſer Tag, von dem wir alle vergnügt nach Hauſe kehrten.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt Türkiſche mit Silber damaſcirte Dolche nach. — Ableitung des Worts Groteske von Zierrathen gebraucht. — Des Autors Krieg an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenſchaft des Pulci zu Pantaſilea und tragiſches Ende deſſelben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verletzten und ihr bewaffnetes Gefolg angreift. — Der Autor entkommt und verſöhnt ſich mit Benvenuto von Perugia.

Wollte ich umſtändlich beſchreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Perſonen vollendete, ſo hatte ich genug zu erzählen; gegenwärtig iſt aber nur ſo viel nothwendig zu ſagen: daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß, in allen den verſchiedenen Künſten zu üben ſuchte, von denen ich oben geſprochen habe. Ich fuhr beſtändig fort, mancherlei zu unternehmen, und weil ich meiner merkwürdigſten Arbeiten zu erwähnen gedenke, ſo ſoll es von Zeit zu Zeit am gehörigen Orte und zwar bald geſchehen.

Obgedachter Michelagnolo von Siena, der Bildhauer,

verfertigte zu selbiger Zeit das Grabmal des letztverstorbenen Papstes Adrian; Julius Romano, der Maler, war in des Marchese von Mantua Dienste getreten, und die andern Freunde begaben sich, nach und nach, dieser da, der andere dorthin, je nachdem er zu thun hatte, so daß jene treffliche Gesellschaft fast ganz auseinander ging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine Türkische Dolche in die Hände, wovon sowohl Griff und Scheide, als auch die Klinge von Eisen war; zugleich fand sich auf diesem Gewehr das schönste Blatterwerk nach Türkischer Art eingegraben, und auf das zierlichste mit Gold ausgelegt. Eine solche Arbeit reizte mich gewaltig, auch in dieser Profession etwas zu leisten, die doch so verschieden von meinen übrigen war, und als ich sah, daß sie mir aufs beste gelang, fuhr ich fort mehrere dergleichen Gewehre zu machen, welche schöner und dauerhafter als die Türkischen selbst ausfielen und zwar wegen verschiedener Ursachen. Erstlich, weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es die Türkischen Arbeiter zu thun pflegen; zweitens, weil jenes Turkische Laubwerk eigentlich nur aus Krumsblattern mit einigen Aegyptischen Blumchen besteht, die, ob sie gleich etwas weniges Grazie haben, dennoch auf die Dauer nicht wie unser Laubwerk gefalien.

Denn wir haben in Italien gar verschiedene Arten, und die Künstler selbst arbeiten verschieden. So ahmen die Lombarden den Epheu und wilden Wein nach, deren schöne Ranken sehr angenehm zu sehen sind; die Florentiner und Römer dagegen haben mit noch weit mehr Geschmack gewahlt: denn sie bilden den Akanth mit seinen Blattern und Blumen, die sich auf verschiedene Weise herumschlingen, und zwischen gedachten Blattern werden gewisse Vögel und verschiedene Thiere angebracht, woran man erst sehen kann wer guten Geschmack

habe. Manches kann man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, z. B. von denen die man Löwenmäuler nennt, und was dergleichen mehr seyn mag; da denn die trefflichen Goldschmiede ihre eignen Erfindungen hinzufügen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen Grotteſken genannt; welche Benennung ſich von den Neueren herſchreibt, indem die aufmerkſamen Künſtler in Rom in manchen unterirdiſchen Höhlen dergleichen Zierrathen fanden; weil dieſe Orte ehemals als Zimmer, Stuben, Studienſale und ſonſt gebraucht wurden, nun aber, da durch den Ruin ſo großer Gebaude jene Theile in die Tiefe gekommen ſind, gleichſam Höhlen zu ſeyn ſcheinen, welche in Rom Grotten genannt werden; daher denn, wie geſagt, der Name Grotteſken ſich ableitet. Die Benennung aber iſt nicht eigentlich. Denn wie die Alten ſich vergnügten, Monſtra zuſammen zu ſetzen, indem ſie die Geſtalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden, ſo ſollten auch dieſe Verbindungen verſchiedener Pflanzen und Blatterarten Monſtra und nicht Grotteſken genannt werden. Auf dieſe Weiſe machte ich ſolche wunderſam zuſammengeſetzte Blätter, die viel ſchöner als die Türkiſchen anzuſehen waren.

Auch begab ſich's, daß in dieſer Zeit in einigen alten Graburnen unter der Aſche gewiſſe eiſerne Ringe gefunden wurden, von den Alten ſchön mit Gold eingelegt. In jedem war ein kleiner Onyx gefaßt. Die Gelehrten, die darüber Unterſuchungen anſtellten, behaupteten, daß man dieſe Ringe getragen habe, um in allen ſeltſamen Fallen des Lebens, ſowohl glücklichen als unglücklichen, bei geſetztem Gemüthe zu bleiben. Darauf machte ich verſchiedene ſolche Ringe auf Verlangen einiger Herren, die meine großen Freunde waren. Ich nahm dazu den reinſten Stahl, und grub und legte die

Hoffegut. Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?

Papagey. Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrscheinlich noch besondere Liebhabereyen?

Papagey. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang bey Tag und Nacht kann ich sitzen und ihnen zuhören, und so entzückt seyn, so selig seyn, daß ich manchmal meine, die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück ist mein Herr auch sehr auf diese Thierchen gestellt, nur von einer andern Seite; wo er eins habhaft werden kann, schnaps! hat er's beym Kopfe und rupft's. Kaum ein Paar hat er auf mein inständiges Bitten hier oben leben lassen, und just nicht die besten.

Treufreund. Ihr solltet ihm remonstriren.

Zierrathen mit großer Sorgfalt ein; sie sahen sehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als vierzig Scudi bloß für meine Arbeit.

Ferner bediente man sich zu jener Zeit goldner Medaillen, worauf ein jeder Herr und Edelmann irgend eine Grille, oder Unternehmung vorstellen ließ und sie an der Mütze trug. Dergleichen machte ich viele, ob es gleich eine sehr schwere Arbeit war. Bisher hatte sie der große geschickte Meister Caradosso, den ich schon genannt habe, verfertigt, und da gewöhnlich mehr als Eine Figur darauf bestellt wurde, verlangte er nicht weniger als hundert Goldgulden. Nun empfahl ich mich gedachten Herren, nicht weil jener so theuer, sondern weil er so langsam war, und arbeitete für sie unter andern eine Medaille mit ihm um die Wette, worauf vier Figuren zu sehen waren, an welche ich großen Fleiß wendete.

Als die Herren beide Arbeiten verglichen, gaben sie meiner den Vorzug, und behaupteten, sie sey schöner und besser als die andre, verlangten den Preis zu wissen und sagten: weil ich ihnen so sehr Genuge geleistet habe, so wünschten sie mir auch ein Gleiches zu thun. Darauf antwortete ich: die größte Belohnung, nach der ich am meisten gestrebt habe, sey, die Kunst eines so vortrefflichen Mannes zu erreichen, und wenn mir, nach dem Urtheil der Herren, diese Absicht geglückt sey, so fände ich mich überflüssig bezahlt. Als ich darauf fortging, schickten sie mir ein so freigebiges Geschenk nach, daß ich sehr zufrieden seyn konnte, und meine Lust zu arbeiten dergestalt zunahm, daß die Folgen daraus entstanden, die man künftig vernehmen wird.

Nun muß ich mich aber ein wenig von meiner Profession entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühseligen Lebens zu erzählen.

Man wird sich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener trefflichen Gesellschaft und von den anmuthigen Scherzen sprach, die bei Gelegenheit des verkleideten Knaben vorgekommen waren, auch einer Pantasilea gedachte, die erst eine falsche und beschwerliche Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerst erzürnt war, weil sie glaubte, daß ich sie damals höchlich beleidigt habe. Sie hatte geschworen, sich zu rächen, und fand dazu Gelegenheit. Da ich denn beschreiben will, wie sich mein Leben in der größten Gefahr befand, und zwar verhielt es sich damit folgendermaßen:

Als ich nach Rom kam, fand ich daselbst einen jungen Menschen, der Ludwig Pulci hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man den Kopf abschlug, weil er sich seiner eignen Tochter nicht enthielt. Dieser junge Mensch hatte einen trefflichen poetischen Geist, schöne Kenntnisse der Lateinischen Literatur, schrieb sehr gut und war über die Maaßen schön und anmuthig. Er hatte sich ich weiß nicht von welchem Bischof getrennt, und stak tief in den Französischen Uebeln. Meine Bekanntschaft mit ihm schrieb sich noch aus Florenz her, wo man sich in Sommernächten auf den Straßen häufig versammelte, und woselbst dieser Jüngling sich mit den besten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Gesang war so angenehm, daß der göttlichste Michelagnolo Buonarotti, der trefflichste Bildhauer und Maler, immer ihn zu hören ging sobald er ihn nur anzutreffen wußte; dabei war ein gewisser Goldschmied Piloto und ich in seiner Gesellschaft.

Da wir uns nun nach zwei Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir seinen traurigen Zustand und bat mich um Gottes Willen, ich möchte ihm helfen! Mich bewegten seine großen Talente, die Liebe des gemeinsamen Vaterlands und meine eigene, mitleidige Natur; ich nahm ihn ins Haus und

ließ ihn heilen, so daß er, als ein junger Mensch, sehr bald wieder hergestellt war. Indessen studirte er sehr fleißig, und ich hatte ihn mit vielen Büchern, nach meinem Vermögen, versehen. Für diese große Wohlthat dankte er mir oft mit Worten und Thränen, und sagte: wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, so wolle er sich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort: Ich habe nur gethan, was ich gekonnt, nicht was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menschlichen Geschöpfe sey, einander zu Hülfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigt, auch wieder einem andern erweisen, der seiner gleichfalls bedürfen könne. Uebrigens solle er mein Freund seyn, und mich für den seinigen halten.

Darauf bemühte er sich um ein Unterkommen am Römischen Hof, welches er auch bald fand. Er schloß sich an einen Bischof an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Bischof von Urgenis nannte. Dieser hatte einen Neffen Herrn Johannes, einen Venezianischen Edelmann, welcher sehr große Vorliebe für die Talente des Ludwig Pulci zeigte und ihn unter diesem Scheine ganz und gar an sich zog, so daß beide zusammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht verschweigen, wie sehr er um wegen so vieler Wohlthaten verbunden sey, deßhalb mich Herr Johannes wollte kennen lernen.

Nun begab sich's, unter andern, daß ich eines Abends gedachter Pantasilea ein kleines Essen gab, wozu ich viele meiner kunstreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu Tische setzen wollten, trat Herr Johannes mit gedachtem Ludwig herein, und nach einigen Complimenten blieben sie bei uns.

Als das unverschamte Weib den schönen Jüngling sa

warf sie gleich die Augen auf ihn. Deßwegen rief ich nach eingenommenem Essen sogleich Ludwig bei Seite und sagte: wenn er bekenne, mir manches schuldig zu seyn, so solle er sich auf keine Weise mit diesem Weibsbild einlassen. Darauf versetzte er: Wie, mein Benvenuto, haltet ihr mich denn für unsinnig. Nicht für unsinnig, sagte ich, aber für jung! dabei schwur ich, daß mir an ihr nichts gelegen sey; aber wohl an ihm, und daß es mir leid thun sollte, wenn er um ihrentwillen den Hals bräche. Darauf schwur er und bat Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er sich mit ihr einließe! Diesen Schwur mag er wohl von ganzem Herzen gethan haben, denn dasselbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

Leider entdeckte man bald an Herrn Johannes, nicht eine tugendsame, sondern eine unreine Liebe zu dem jungen Menschen, denn dieser erschien fast alle Tage in neuen sammt- und seidenen Kleidern. Man konnte leicht erkennen, daß er seine schönen Tugenden abgeschafft und sich ganz dem Verbrechen ergeben hatte. So that er denn auch, als wenn er mich nicht sahe, noch kenne; denn ich hatte ihn einmal zur Rede gestellt, und ihm seine Laster vorgeworfen, worüber er nach seinen eigenen Worten den Hals brechen sollte. Unter andern hatte ihm auch Herr Johannes einen schönen Rappen gekauft und dafür hundert und fünfzig Scudi gegeben. Dieses Pferd war trefflich zugeritten, und Ludwig ließ es alle Tage vor den Fenstern der Pantasilea seine Männchen machen. Ich bemerkte es wohl, bekümmerte mich aber nicht darum, und sagte vielmehr: jedes Ding wolle nach seiner Weise leben, und hielt mich an meine Arbeit.

Nun begab sich's, einen Sonntag Abends, daß uns Michelagnolo von Siena der Bildhauer zu Tische lud; es war

im Sommer, und Bachiacca, von dem ich schon gesprochen habe, war auch geladen. Dieser hatte die Pantasilea mitgebracht, als ihr alter Kunde. So saßen wir zu Tische. Auf einmal gab sie Leibschmerzen vor, stand auf, und versprach sogleich wieder zu kommen. Indessen wir nun aufs anmuthigste scherzten und speis'ten, blieb sie etwas länger als billig aus. Ich horchte zufalligerweise, und es kam mir vor, als wenn ich auf der Straße, ganz leise, wispern hörte; ich hatte eben das Tischmesser in der Hand.

Da ich nah an dem Fenster saß, erhub ich mich ein wenig, sah den Ludwig mit Pantasilea zusammen, und hörte jenen sagen: Wehe! wenn uns der Teufel Benvenuto sehen sollte. Darauf antwortete sie: Seyd nur ruhig! hört, welchen Larm sie machen! sie denken an ganz was anders, als an uns. Kaum hatte ich diese Worte gehört, als ich mich zum Fenster hinaus auf die Straße warf, und Ludwig bei der Jacke erwischte, den ich gewiß wurde mit meinem Messer ermordet haben, wenn er nicht seinen Schimmel gespornt und mir die Jacke in der Hand gelassen hatte. So rettete er sein Leben, und flüchtete mit Pantasilea in eine benachbarte Kirche.

Sogleich standen alle Gaste vom Tische auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch weder mich noch sie um so einer Creatur willen beunruhigen sollte. Da sagte ich: um der Dirne willen würde ich mich nicht gerührt haben; aber der schandliche Jüngling bringe mich auf, der mir so wenig Achtung bezeige! Und so ließ ich mich durch die Worte dieser trefflichen Manner nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wiesen, denn das Haus in dem wir speis'ten, war nahe am Thore des Castells das dahinaus führt. Es dauerte nicht lange, so ging die

Sonne unter, und ich kehrte mit langſamen Schritten nach Rom zurück.

Schon war es Nacht und dunkel, und die Thore von Rom noch nicht geſchloſſen. Gegen zwei Uhr ging ich an dem Hauſe der Pantaſilea vorbei und hatte mir vorgeſetzt, wenn ich Ludwig bei ihr fände, beiden etwas Unangenehmes zu erzeigen. Da ich aber daſelbſt nur eine Magd antraf, die Corida hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Jacke und die Scheide des Degens weg, und kehrte zu jenem Hauſe zurück, das hinter den Bänken an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines Wirthes der ſich Romolo nannte, und zwar mit einer ſtarken Hagebuttenhecke eingefaßt; in dieſe verſteckte ich mich und wartete, daß das Mädchen mit Ludwig nach Hauſe kommen ſollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca; er mochte ſich's nun vorgeſtellt, oder es mochte ihm jemand meinen Aufenthalt verrathen haben, genug er rief mich ganz leiſe: Gevatter! denn ſo nannten wir einander, im Scherze; er bat mich, um Gottes willen, und ſagte faſt weinend: Lieber Gevatter, thue doch dem armen Mädchen nichts zu Leide, denn ſie hat nicht die mindeſte Schuld! Darauf verſetzte ich: Wenn ihr euch nicht ſogleich hinwegpackt, ſo ſchlage ich euch dieſen Degen um die Ohren. Mein armer Gevatter erſchrack und es fuhr ihm in den Leib, ſo daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel ſtand voll Sterne, und die Hellung war ſehr groß. Auf einmal hörte ich einen Larm, von mehreren Pferden, die hüben und drüben vorwarts kamen. Es war Ludwig und Pantaſilea, begleitet von einem gewiſſen Herrn Benvenuto von Perugia, Kammerer des Papſtes Clemens.

Sie hatten noch vier tapfere Hauptleute aus gedachter Stadt bei sich, nicht weniger einige brave, junge Soldaten; es mochten mehr als zwölf Degen seyn.

Da ich das merkte, betrachtete ich, daß kein Weg vor mir war zu entkommen; ich wollte in der Hecke verborgen bleiben, aber die Dornen stachen und hetzten mich so, daß ich fast einen Sprung zu thun und zu fliehen dachte. Zu gleicher Zeit hatte Ludwig die Pantasilea um den Hals gefaßt und sagte: Ich will dich doch in Einem Zug fortküssen, und wenn der Verrather Benvenuto darüber rasend werden sollte. Nun ärgerten mich die Worte des Burschen um desto mehr, als ich schon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da sprang ich hervor und rief, mit starker Stimme: Ihr seyd alle des Todes! Der erste Hieb meines Degens traf die Schulter Ludwigs und weil sie den armen Jungen mit Harnischen und anderm solchen Eisenwerk überblecht hatten, that es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte sich, und traf die Pantasilea an Nase und Mund. Beide Personen fielen auf die Erde, und Bachiacca mit halbnackten Schenkeln, schrie und floh. Sodann wendete ich mich mit Kühnheit gegen die andern. Diese wackern Leute die den großen Lärm vernahmen, der im Wirthshaus indessen entstanden war, glaubten es sey ein Heer von hundert Mann daselbst, und legten tapfer die Hand an den Degen. Indessen wurden ein Paar Pferdchen unter der Truppe wild, und warfen ihre Reiter, die von den bravsten waren, herab und die übrigen ergriffen die Flucht. Ich ersah meinen Vortheil und entkam mit großer Schnelligkeit diesem Handel, von dem ich Ehre genug davon trug, und das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte.

In dieser unmäßigen Unordnung hatten sich einige

Soldaten und Hauptleute ſelbſt mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto der Kammerer war von ſeinem Maulthiere herabgeſtoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit ſeinem Herrn und verwundete ihn übel an der Hand. Das war Urſache, daß dieſer auf ſeine Peruginiſche Weiſe ſchwur: Bei Gott, Benvenuto ſoll den Benvenuto Lebensart lehren!

Nun trug er einem ſeiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieſer war vielleicht kühner als die andern; aber, weil er zu jung war, wußte er ſich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hauſe eines Neapolitaniſchen Edelmanns aufzuſuchen, der mir bei ſich gern eine Zuflucht erlaubte, theils weil er einige Sachen meiner Profeſſion geſehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geiſtes zu kriegeriſchen Thaten, wozu er auch ſehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun nach ſeiner großen Liebe Recht gab und ich ſchon hartnäckig genug war, ertheilte ich jenem Hauptmann eine ſolche Antwort, daß es ihm wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu ſeyn.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwig's, der Pantaſilea und anderer ſich einigermaßen geſchloſſen hatten, wurde gedachter, großer Neapolitaniſcher Cavalier, von Herrn Benvenuto, bei dem ſich die Wuth wieder mochte gelegt haben, erſucht, zwiſchen mir und Ludwig Frieden zu ſtiften. Dabei ward erklärt, daß die tapfern Soldaten, die nichts weiter mit mir zu thun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr antwortete darauf: er wolle mich hinbringen, wohin ſie verlangten, und würde mich gerne zum Frieden bewegen; aber man müſſe von beiden Seiten nicht viel Worte machen; denn eine umſtändliche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen, es ſey genug, zuſammen zu trinken

und sie zu umarmen, er wolle das Wort führen, und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So geschah es auch!

Einen Donnerstag Abends führte er mich in das Haus des Herrn Benvenuto, wo sich alle die Kriegsleute befanden, die bei dieser Niederlage gewesen waren; sie saßen noch alle zu Tische. Im Gefolge meines Edelmanns waren dreißig tapfere, wohlbewaffnete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet war. Der Edelmann trat zuerst in den Saal und ich nach ihm; darauf sagte er: Gott erhalte euch, meine Herren! hier sind wir, Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe. Wir kommen hieher, um alles zu thun, was euch beliebt. Herr Benvenuto, der den Saal nach und nach mit so vielen Personen gefüllt sah, versetzte darauf: Friede wollen wir und nichts weiter! Ferner versprach er, daß der Gouverneur von Rom und seine Leute mir nichts in den Weg legen sollten. So war der Friede gemacht, und ich kehrte sogleich zu meiner Werkstatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann leben, entweder er schickte nach mir, oder er kam, mich zu besuchen. Indessen war Ludwig Pulci geheilt, und ließ sich alle Tage auf seinem Rappen sehen. Einst als es ein wenig regnete, sollte das Pferd seine Künste vor Pantasileens Thüre sehen lassen, es strauchelte und fiel, und stürzte auf den Reiter, er brach den Schenkel des rechten Fußes und starb im Hause der Pantasilea in wenig Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er so ernstlich vor Gott gethan hatte, und so sieht man, daß der Höchste die Guten, so wie die Bösen bemerkt, und einem jeden nach seinen Verdiensten geschehen läßt.

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon, durch Buchsenschuße von der Mauer. — Er flüchtet ins Caſtell Sanct Angelo wo er als Bombardier angeſtellt wird, und ſich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenſchuß des Autors. — Der Papſt erkennt die Dienſte des Benvenuto. — Das Caſtell Sanct Angelo geht über durch Vertrag.

1527.

Schon war alles in Waffen! Papſt Clemens hatte ſich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; dieſe trieben ſo wildes Zeug in Rom, daß es gefahrlich war, in öffentlichen Werkſtatten zu arbeiten. Deßwegen zog ich in ein gutes Haus hinter den Banken, und arbeitete daſelbſt für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel, und ich ſchweige deßhalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Muſik und andern ähnlichen Luſtbarkeiten.

Papſt Clemens hatte indeſſen, auf Anrathen des Herrn Jacob Salviati, die fünf Compagnien des Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardie umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr daß keine Soldaten in Rom waren, drang mit ſeinem Heer gerade auf die Stadt. Bei dieſer Gelegenheit griff jedermann zu den Waffen, und Alexander del Bene, deſſen Freund ich war, und dem ich ſchon einmal, zu der Zeit als die Colonneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich, bei dieſer wichtigen Gelegenheit, daß ich funfzig bewaffnete Manner aufbringen, und an ihrer Spitze, wie vormals, ſein Haus bewachen

Papagey. Das hilft nichts, wenn er hungrig ist.

Hoffegut. Ihr solltet ihm ander Futter unterschieben.

Papagey. Das geschieht auch, so lang's möglich ist, und das ist eben mein Leidwesen. Wenn's nur immer Mäuse gäbe! Denn Mäuse findt er so delicieux wie Lerchen, und die schönste Lerche schnabelirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient ihr ihm denn aber?

Papagey. Er ist nun einmal Herr.

Hoffegut. Ich ließ' ihn hier oben in seiner Wüste, und suchte mir dort unten so ein schönes, allerliebstes, dichtes, feuchtliches Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde dran zu Hunderten in der Luft herum sängen; da wollte ich mir's recht wohl werden lassen!

Papagey. Ach wenn's nur schon so wäre!

ſolle. Ich brachte funfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bei ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauern von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterwegs ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauern beim Campo Santo, und ſahen das mächtige Heer das alle Gewalt anwendete, grade an dieſem Flecke, in die Stadt zu dringen. Die Feinde verloren viel, man ſtritt mit aller Macht, und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexandern und ſagte: Laß uns ſo bald als möglich nach Hauſe gehen, hier iſt kein Mittel in der Welt; jene kommen herauf, und dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen! und wendete ſich mit großer Heftigkeit nach Hauſe zu gehen. Ich tadelte ihn und ſagte: Da ihr mich hergeführt habt, müſſen wir auch irgend etwas Mannliches thun! Und ſo kehrte ich meine Buchſe gegen den Feind, und zielte in ein recht dichtes Gedrang nach einem, den ich uber die andern erhoben ſah; der Nebel aber ließ mich nicht unterſcheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd ſey. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino, und ſagte ihnen, wie ſie auch ihre Büchſen abſchießen, und ſich dabei vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen ſollten. So feuerten wir unſere Gewehre zweimal ab. Darauf ſchaute ich behutſam über die Mauer, und ſah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon von unſern Schüſſen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, ſo war es der geweſen, den ich über die andern erhoben geſehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter, und gelangten

mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri, und Oratio Baglioni verwundeten und erschlugen alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon aber war ein Theil der Feinde in Rom, und wir hatten sie auf dem Leibe. Der Castellan wollte eben das Fallgatter niederlassen, es ward ein wenig Platz, und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Capitan Pallone, von den Mediceern, an, als einen der zum Hause des Papstes gehörte, und führte mich hinauf auf die Bastei, so daß ich wider Willen Alexandern verlassen mußte.

Zu gleicher Zeit war Papst Clemens über die Galerien des Castells gekommen; denn er wollte nicht früher aus seinem Palaste gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den andern eingesperrt, und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz Namens Julian in Aufsicht hatte. Dieser sah durch eine Oeffnung des Mauerkranzes sein Haus plündern, und Weib und Kinder herumschleppen; er unterstand sich nicht zu schießen, aus Furcht die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde, und zerriß, heulend und schreiend, das Gesicht; eben so thaten einige andere Bombardiere. Deßwegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht solche Leidenschaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben diesen Morgen nach Rom hereinkamen, sich dem Castell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten sie sich dessen in diesem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geschütz entgegengestellt hatte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Cardinale und Herren von Herzen segneten und anfeuerten, so

daß ich, voller Muth und Eifer das Möglichste zu thun, fortfuhr. Genug, ich war Ursache, daß diesen Morgen das Castell erhalten wurde, und so hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleristen sich wieder zu ihren Diensten bequemten.

Papst Clemens hatte einem großen Römischen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die sämmtlichen Artilleristen untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Trastevera hereinkam, trat dieser treffliche Mann zu mir, war sehr freundlich, und stellte mich bei fünf Stücke auf den höchsten Ort des Schlosses, zunächst dem Engel; man kann daselbst rings herumgehen, und sieht sowohl nach Rom hinein, als hinauswärts. Er untergab mir so viel Leute als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mir Brod und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weise, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieser Profession mehr Lust, als zu der meinen gehabt, und jetzt that ich solche Dienste um so lieber, als sie mir sehr zu statten kamen. Da es Nacht wurde, sah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein großes Verlangen trug, vor der Zinne des Castells, wo ich war, den schrecklichen und erstaunlichen Brand von Rom, den so viele, die in den übrigen Winkeln des Castells steckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als so lange Zeit wir im Castell belagert waren, die Artillerie zu bedienen, und ich erzähle nur die merkwürdigsten Vorfälle, die mir dabei begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen, um nach Häusern in der Nachbarschaft des Castells zu schießen, in die man einige Feinde hatte schleichen sehen. Indem ich schoß, kam eine

Kugel von außen, traf die Ecke einer Zinne, und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber mir keinen großen Schaden that. Die ganze Masse schlug mir auf die Brust, nahm mir den Athem, so daß ich für todt zur Erde fiel; doch hörte ich alles, was die Umstehenden sagten. Unter diesen beklagte sich Herr Santa Croce am meisten, und rief: o wehe! sie haben uns unsere beste Hülfe genommen! Auf solchen Lärm kam einer meiner Gesellen herbeigelaufen, der Franz der Pfeifer hieß, aber mehr auf die Medicin als auf die Musik studirte; dieser machte einen Ziegel heiß, streute eine gute Hand Wermuth darauf, sprützte Griechischen Wein darüber, und legte mir den Stein auf die Brust, da wo der Schlag sichtbar war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich sogleich meine verlornen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht, denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft, und glaubten mir damit die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig sie hatten mich dadurch beinahe excommunicirt; denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen, als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienst. Papst Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geschickt, der sich bei dem Venetianischen Heere befand; der Abgesandte hatte den Auftrag, seiner Excellenz zu sagen, daß, so lange das Castell sich hielte, alle Abend drei Feuer auf dem Gipfel angezündet, und drei Kanonenschüsse dreimal wiederholt werden sollten. Ich hatte den Befehl die Feuer zu unterhalten, und die Stücke loszubrennen. Unterdessen fuhren die Feinde fort, übel zu hausen, und ich richtete bei Tage mein Geschütz dahin, wo es ihnen den meisten Schaden that. Der Papst wollte

mir deßhalb besonders wohl, weil er sahe, daß ich mein Geschäft mit der größten Aufmerksamkeit betrieb; der Entsatz des Herzogs blieb außen, und es ist hier der Platz nicht, die Ursachen aufzuzeichnen.

Indessen ich das teuflische Handwerk trieb, kamen einige Cardinale mich zu besuchen, am meisten der Cardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters sagte, sie sollten nicht herauskommen, weil man ihre rothen Kappchen von weitem sahe, und man deßwegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de Nenni, uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich sie aussperren, welches sie mir äußerst übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglioni zu mir, der mir sehr wohl wollte. Eines Tages sah er, indem wir sprachen, in einem Wirthshause vor dem Thor des Castells einige Bewegungen. An diesem Gebäude war das Zeichen der Sonne zwischen zwei Fenstern mit rother Farbe angemalt, die Fenster waren zu, und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Gesellschaft Soldaten bei Tische säße und schmauste. Deßwegen sagte er: Benvenuto! wenn du Lust hättest, einen Schuß auf diese Sonne zu richten, so würdest du gewiß ein gutes Werk thun; denn es ist dort herum ein großer Larm, es müssen Leute von Bedeutung seyn. Ich antwortete darauf: Herr, es ist was Leichtes, den Schuß zu thun, aber die Mundung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer steht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunter werfen. Besinne dich nicht lange, antwortete er sogleich, und der Korb wird, wie er sieht, nicht fallen, und fiel er auch, und stünde der Papst drunten, so wäre das Uebel kleiner als du denkst. Schieße! schieße! Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich

versprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich gesagt hatte, und stürzte grade zwischen den Cardinal Farnese und Herrn Jacob Salviati hinein, und hatte sie erschlagen, wenn sie sich nicht eben glücklicherweise gezankt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jacob vor, er sey Schuld an der Verheerung Roms; darüber schimpften sie einander beide, und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entstand, eilte Herr Oratio schnell hinab, und ich schaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte einige sagen: man sollte die Kanoniere gleich todt schlagen. Deßwegen rüstete ich zwei Falconette grade auf meine Treppe, fest entschlossen, den ersten, der herauf kame, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinals Farnese und schienen Auftrag zu haben mir etwas Unangenehmes zu erzeigen. Deßwegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige davon kannte ich, und rief: beim Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht, und sich einer unterfieht, diese Treppe herauf zu kommen; hier habe ich zwei Falconette ganz bereit, mit diesen will ich euch schlecht bewillkommen. Geht, sagt dem Cardinal, ich habe gethan, was meine Obern mir befohlen haben, und was wir thun, geschieht zum Besten der Pfaffen, nicht um sie zu beleidigen.

Hierauf kam Oratio Baglioni gleichfalls heraufgelaufen; ich traute nicht, und rief ihm zu: er solle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm schießen. Er hielt an, nicht ohne Furcht, und sagte: Benvenuto! ich bin dein Freund — Ich versetzte: wenn ihr allein seyd, so kommt nur dießmal, wenn ihr wollt.

Dieser Herr war sehr stolz, besann sich einen Augenblick

und ſagte mit Verdruß: Ich hatte Luſt nicht mehr zu dir hinauf zu kommen, und grade das Gegentheil zu thun von dem, was ich für dich im Sinn hatte. Ich ſagte: wie ich hierher geſetzt ſey andere zu vertheidigen, ſo würde ich auch im Nothfall mich ſelbſt zu ſchützen wiſſen. Darauf ſagte er: Ich komme allein! und als er herauf ſtieg, ſah ich, daß er ſich mehr als billig verfärbt hatte; deßwegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen; die Farbe kam in ſein Geſicht zurück, und er ſagte mir, auf die freundlichſte Weiſe von der Welt: Mein Benvenuto! ich will dir ſo wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, ſollſt du es erfahren. Wollte Gott, du hätteſt die beiden Schurken erſchlagen. Der eine iſt Schuld an ſo großem Unheil, und von dem andern iſt vielleicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten. Alsdann erſuchte er mich, ich ſolle nicht ſagen, daß er im Augenblick da der Korb hinabgeſtürzt, bei mir geweſen ſey, und übrigens ruhig bleiben. Der Larm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indeſſen that ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken, und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtei und ſah auf den Wieſen einen Spaniſchen Hauptmann, den er, an einigen Merkmalen, für einen ehemaligen Diener erkannte, und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war oben beim Engel und wußte nichts davon; aber ich ſah einen Mann, der mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ, und ganz roſenfarb gekleidet war. Ich überlegte was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt, und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer Spaniſchen Großſprecherei den Degen quer vor dem Leibe

trug. Meine Kugel traf den Degen, und man sah den Mann, in zwei Stücke getheilt, niederfallen.

Der Papst, der so etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte daß eine Kugel so weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war den Mann in zwei Stücke getheilt zu sehen, ließ mich rufen, und ich erzählte ihm umständlich, welche Sorgfalt ich beim Schießen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwei Theile getheilt worden, konnte ich so wenig als er erklären.

Ich kniete nieder, und bat ihn, er möchte mir diesen Todtschlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienste der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhub er die Hand, und machte ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, segnete mich, und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienste der Apostolischen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu schießen, und traf immer besser; aber mein Zeichnen, meine schönen Studien, meine angenehme Musik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle schönen Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in diesem grausamen Höllenwesen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, seine Ablösungen durch den Porton von St. Spirito zu führen, worauf er mit großer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drei Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papst Clemens, der die dreifachen Kronen und die sämmtlichen schönen Juwelen der Apostolischen Kammer retten wollte, mich kommen lassen, und schloß sich mit mir und seinem Cavalier in sein Zimmer ein. Dieses Cavalierchen war ein Franzos und diente sonst im Stall des Herrn Philipp Strozzi; der Papst hatte ihn aber

wegen groſſer Dienſte ſehr reich gemacht, und vertraute ihm, ob er gleich von der niedrigſten Herkunft war, wie ſich ſelbſt. Sie legten mir die Kronen und die ſammtlichen Edelſteine vor, und trugen mir auf, ſie aus ihrer goldnen Faſſung auszubrechen. Ich that es, dann wickelten wir jeden Edelſtein in ein Stückchen Papier, und näheten ſie dem Papſt und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ungefähr zweihundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es aufs heimlichſte zu ſchmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verſchlieſſen konnte, und erbaute ſogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich groſſen Aſchenherd ein; oben lag das Gold auf Kohlen, und fiel, ſo wie es ſchmolz, in den Herd herunter.

Indeſſen der Ofen arbeitete, paſte ich beſtandig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Laufgräben groſſen Schaden an. Gegen Abend kam einer ſehr ſchnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee ſprach; ich und die Meinigen ſchoſſen ſo auf, daß das Maulthier todt zur Erde fiel, und der Reiter verwundet weggetragen wurde. Darauf entſtand ein groſſer Tumult in den Laufgraben, und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien, den ſie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen, und in kurzem verſammelte ſich daſelbſt der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Papſt die That vernommen, als er mich rufen lieſ und ſich näher erkundigte. Ich erzahlte ihm den Fall und fügte hinzu, es müſſe ein Mann von groſſer Bedeutung ſeyn, weil ſich in dem gedachten Wirthshaus alles verſammle. Der Papſt, dem dieſs zu einem guten Gedanken Anlaſs gab, lieſs Herrn Santa Croce rufen und ſagte, er ſolle uns andern Bombardieren befehlen, unſer Geſchütz auf gedachtes

Haus zu richten, und wir ſollten auf das Zeichen eines Flintenſchuſſes ſämmtlich auf einmal losſchießen, wodurch das Haus zuſammenſtürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden ſich alsdann zerſtreuen, und ſo würde Gott ſein Gebet erhören, das er ſo eifrig thue, ihn von dieſen Räubern zu befreien. Wir richteten unſer Geſchütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieſes vernahm der Cardinal Orſino und fing an, ſich mit dem Papſte zu ſtreiten. Man ſolle, ſagte er, einen ſolchen Schlag nicht ſo leichtſinnig thun, ſie waren eben im Begriff eine Capitulation zu ſchließen, und die Truppen, wenn ſie keine Anführer hätten, würden erſt recht unbändig werden und das Caſtell ſtürmen, darüber denn alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Papſt, in Verzweiflung ſich von innen und außen verrathen zu ſehen, widerrief ſeinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den ſich viele Perſonen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben, denn ſie verließen das Haus. Der Cardinal Orſino ſchwur, daß er mich wollte hängen, oder auf irgend eine Weiſe umbringen laſſen, aber der Papſt vertheidigte mich ſehr lebhaft.

Sobald das Gold geſchmolzen war, trug ich es zum Papſte, er dankte mir aufs beſte, und befahl dem Cavalier, daß er mir fünf und zwanzig Scudi geben ſolle, entſchuldigte ſich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Treufreund. Nun so macht, daß ihr von ihm los kommt.

Papagey. Wie soll ich's anfangen?

Hoffegut. Gibt er euch denn so gute Nahrung, daß ihr's wo anders nicht besser haben könnt?

Papagey. Behüte Gott! Ich muß mir mein Bißchen selbst suchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe fressen könnte; das ist alles, was er von seinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der so einen treuen Diener verdient.

Papagey. Nur stille, stille, daß ihr ihn nicht aufweckt! denn wenn man ihn aus den Träumen stört, da ist er so unartig als wie ein Kind; sonst ist er ein recht gesetzter Mann. Doch ich höre, daß er eben von seinem Mittagsschlafchen erwacht, sich schüttelt; da ist er am

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft seinen Bann ab. — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenstand bereden; aber auf seines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet seinen Freund Julius Romano daselbst, der seine Kunst dem Herzog empfiehlt. — Eine unverschuldete Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo sein Vater indeß und die meisten seiner Bekannten an der Pest gestorben. — Gutes Verhältniß zwischen ihm und Michelagnolo Buonarotti, durch dessen Empfehlung er bei seinen Arbeiten sehr aufgemuntert wird. — Geschichte Friedrichs Sinori. — Bruch zwischen Papst Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor geht einem Rufe nach Rom.

Wenig Tage darauf kam die Capitulation zu Stande, und ich machte mich mit Herrn Oratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derselbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte sie aber damals nicht annehmen, sondern verlangte meinen Vater zu besuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Oratio, der eben in Florentinische Dienste getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten, als einen von den Seinigen, und so eilte ich mit einigen andern Gesellen in die Stadt. Die Pest würdete gewaltsam in derselben, und meine Ankunft machte dem alten Vater große Freude, er glaubte, ich sey bei der Verheerung Roms umgekommen, oder würde doch wenigstens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und steckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut soldatisch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkoſ't, gingen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derselbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte gesagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders stehe, und Herzog

sich auf die Protection des Herrn Oratio, mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Oratio mich zum Hauptmann erwählt habe, und daß ich nun daran denken müsse, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über diese Eröffnung bestürzt, bat mich um Gottes willen, von diesem Vorsatz abzulassen; er wisse zwar, daß ich hierzu, wie zu größern Dingen geschickt sey; sein anderer Sohn, mein Bruder, sey aber schon ein so braver Soldat, und ich möchte doch die schöne Kunst, die ich so viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintansetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich versprach ihm zu gehorchen; denn als ein kluger Mann sah er wohl ein, daß, wenn Herr Oratio käme, ich, sowohl um mein Versprechen zu erfüllen, als auch aus eigner Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und so suchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bei der entsetzlichen Pest seine Angst zu bedenken, er fürchte immer mich angesteckt nach Hause kommen zu sehen, er erinnerte sich einiger vergnügter Jugendjahre in Mantua und der guten Aufnahme, die er daselbst gefunden; er beschwur mich, je eher je lieber, dorthin zu gehen, und der ansteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua gewesen und mochte überhaupt gern die Welt sehen, daher entschloß ich mich zu reisen, ließ den größten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schwester, die Cosa hieß, und die, da sie sich zum ehelichen Stand nicht entschließen konnte, als Nonne in das Kloster St. Orsula gegangen war; sie sorgte dabei für den alten Vater, und nahm sich einer jüngern Schwester an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Segen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hatte viel zu erzählen, wenn ich beschreiben wollte, wie es mir unterwegs gegangen ist; denn die Welt war voll Pest und Krieg, so daß ich diese kleine Reise nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte, sah ich mich nach Arbeit um, und ward von Meister Nicolaus von Mailand, dem Goldschmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich den trefflichen Julius Romano zu besuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das freundschaftlichste empfing und übel nahm daß ich nicht bei ihm abgestiegen war. Er lebte als ein großer Herr, und baute für den Herzog außen vor der Stadt ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius säumte nicht, mit dem Herzog von mir aufs ehrenvollste zu sprechen, der mir auftrug, ein Modell zu machen zu einem Kästchen, um das Blut Christi darin aufzunehmen, von welchem sie sagen, daß Longin es nach Mantua gebracht habe. Darauf wendete er sich zu Herrn Julius und sagte: er möchte mir eine Zeichnung gedachter Arbeit machen. Herr Julius aber antwortete: Benvenuto ist ein Mann der keine fremden Zeichnungen bedarf, und Sie werden es, gnadiger Herr, selbst gestehen, sobald Sie sein Modell sehen werden. Ich machte also zuerst eine Zeichnung zum Reliquienkästchen, in welches man die Ampulle bequem setzen konnte; dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben drauf; sie stellte einen sitzenden Christus vor, der in der linken, erhöhten Hand ein Kreuz hielt, woran er sich lehnte; mit der rechten schien er die Wunde der Brust zu eröffnen. Dieses Modell gefiel dem Herzog außerordentlich; er bezeigte mir darüber die größte Gunst und gab mir zu verstehen daß er mich in seinem Dienste zu behalten wünsche.

Indessen hatte ich seinem Bruder, dem Cardinal, meine

Aufwartung gemacht; dieſer erbat ſich von dem Herzog, daß ich ihm ſein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber und der Paroxysmus machte mich jederzeit raſend; da verfluchte ich Mantua und ſeinen Herrn und jeden der daſelbſt zu verweilen Luſt habe. Dieſe Worte wurden dem Herzog durch einen Goldſchmied hinterbracht, der ungern ſah daß der Fürſt ſich meiner bediente; und über dieſe meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir. Ich war dagegen auf ſeine Reſidenz verdrießlich, und wir hegten alſo beide einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt, ſo wie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Namen des Cardinals. Dieſer bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom, in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erſt gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi reiſ te ich von Mantua und kam nach Governo, wo der tapfere Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reiſe nicht verhinderte, denn die Krankheit blieb an dem Ort und war mir nicht wieder beſchwerlich.

In Florenz eilte ich ſogleich nach meines Vaters Haus und klopfte ſtark an; da guckte ein tolles, bucklichtes Weib aus dem Fenſter, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angeſteckt ſey. Ich ſagte darauf: Verruckter Buckel! iſt niemand anders im Hauſe als du, ſo ſoll's dein Unglück ſeyn. Laß mich nicht länger warten! rief ich mit lauter Stimme. Ueber dieſen Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir ſagte, mein Vater und alle vom Hauſe ſeyen geſtorben, meine jüngere Schweſter Liberata, die auch ihren Mann

verloren habe, ſey nur noch allein übrig, und ſey von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte ſchon ſo etwas vermuthet und erſchrack deßwegen weniger.

Unterwegs nach dem Wirthshauſe fand ich zufalliger-weiſe einen Freund, an deſſen Hauſe ich abſtieg. Wir gingen ſodann auf den Markt, wo ich erfuhr daß mein Bruder noch lebte, und ſich bei einem Bekannten aufhielt. Wir ſuchten ihn ſogleich und hatten beide unendliche Freude uns wieder zu ſehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bei der Hand und ſagte: Komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermutheſt; ich habe Schweſter Liberaten wieder verheirathet; ſie halt dich auch für todt. Unterweges erzahlten wir einander die luſtigſten Geſchichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schweſter kamen, war ſie über die unerwartete Neuigkeit dergeſtalt außer ſich, daß ſie mir ohnmachtig in die Arme fiel. Niemand ſprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verſtummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Rathſel; man kam der Schweſter zu Hulfe, die ſich bald wieder erholte, und nachdem ſie den Vater, die Schweſter, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte ſie das Abendeſſen zurecht. Wir feier ten auf das anmuthigſte ihre Hochzeit und ſprachen nicht mehr von Todten, ſondern waren luſtig und froh, wie es ſich bei einem ſolchen Feſte geziemet.

Bruder und Schweſter baten mich gar ſehr in Florenz zu bleiben, und mich von meiner Luſt, nach Rom zu gehen, nicht hinreißen zu laſſen. Auch mein alter Freund, Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten ſo treulich beige-ſtanden hatte, rieth mir in meiner Vaterſtadt zu verweilen, um zu ſehen wie die Sachen abliefen; denn man hatte die

Medicis wieder verjagt, und zwar Herrn Hippolyt, der nachher Cardinal, und Herrn Alexandern, der Herzog ward. Ich fing an auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein ansehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Saneser, Mazzetti genannt, aus der Turkei, wo er sich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen. Er bestellte bei mir eine goldne Medaille, am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geist und verlangte, ich solle ihm einen Hercules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich schritt zum Werke, und Michelagnolo Buonarotti kam meine Arbeit zu sehen, und, theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere Weise als meine Vorganger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo ganzlich unbekannt war, rühmte er mein Werk aufs höchste, so daß bei mir das Verlangen etwas Wichtiges zu machen, auf das äußerste vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfassen verleidet, so viel Geld es auch eintrug.

Nach meinem Wunsche bestellte bei mir ein junger Mann, Namens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medaille; er war von erhabenem Geiste, war viele Jahre in Neapel gewesen, und hatte sich daselbst, als ein Mann von schöner Gestalt und Gegenwart, in eine Prinzessin verliebt. Er wollte den Atlas mit der Himmelskugel auf dem Rücken vorgestellt haben, und bat den göttlichsten Michelagnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieser sagte: Gehet zu einem gewissen jungen Goldschmied, der Benvenuto heißt, der euch gut bedienen wird und einer Zeichnung nicht bedarf; damit ihr aber nicht denkt, daß ich in einer solchen Kleinigkeit ungefallig seyn könne, will ich euch eine Zeichnung machen, Benvenuto mag

indeſſen ein Modell boſſiren und das beſte kann man alsdann ins Werk ſetzen.

Friedrich Ginori kam zu mir und ſagte mir ſeinen Willen, zugleich auch, wie ſehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachsmodell machen ſollte, indeſſen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen ſolchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da ſie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michelagnolo, der Maler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann wies ich ihm und Juliano mein Modell, das ganz verſchieden von der Zeichnung des großen Mannes war, und beide beſchloſſen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden ſollte. So fing ich es an, Michelagnolo ſah es und ertheilte mir und meinem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Kryſtallkugel auf dem Rucken, auf welche der Thierkreis eingeſchnitten war. Beides hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm ſich außerſt reizend aus. Unten ſtanden die Worte: Summum tulisse juvat. Ginori war ſehr zufrieden, bezahlte mich aufs freigebigſte, und machte mir die Bekanntſchaft von Herrn Ludwig Alamanni, der ſich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Urſache, daß ich mir dieſes trefflichen Mannes Freundſchaft erwarb.

Indeſſen hatte der Papſt Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete ſich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentiniſchen von Adel um, die ſich ſehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden ſich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zuſammen, und man ſprach von

nichts, als von dieſen Anſtalten. Einmal, um die Mittagsſtunde, ſtand eine Menge Menſchen, worunter ſich die erſten jungen Edelleute befanden, um meine Werkſtatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es ſchrieb mir ihn ein Mann, der Meiſter Jacob von Kahn genannt wurde, weil er zwiſchen Ponte Siſto und Sanct Angelo die Leute überſetzte. Dieſer Meiſter Jacob war ein ſehr geſchickter Mann und führte die gefälligſten und geiſtreichſten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger beim Tuchmacherhandwerk geweſen, Papſt Clemens war ihm ſehr günſtig und hörte ihn gerne reden. Als er ſich eines Tages mit ihm unterhielt, kamen ſie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu ſprechen, der Papſt ſagte viel Gutes von mir, und fügte hinzu: wenn er wüßte wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meiſter Jacob ſagte: ich ſey in Florenz; der Papſt trug ihm auf, mich einzuladen, und nun ſchrieb er mir: ich ſollte wieder Dienſte beim Papſt nehmen, es würde mein Glück ſeyn.

Die jungen Leute wollten wiſſen, was der Brief enthalte; ich aber verbarg ihn, ſo gut ich konnte, ſchrieb an Meiſter Jacob und bat ihn, er möchte mir, weder im Böſen, noch im Guten ſchreiben, und mich mit ſeinen Briefen verſchonen. Darauf ward ſeine Begierde nur noch größer, und er ſchrieb mir einen andern Brief, der ſo ganz und gar das Maaß überſchritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn jemand geſehen hätte. Es ward mir darin im Namen des Papſtes geſagt: daß ich ſogleich kommen ſolle! Meiſter Jacob meinte dabei: Ich thäte wohl, wenn ich alles ſtehen und liegen ließe und mich nicht mit den raſenden Narren gegen den Papſt auflehnte.

Der Anblick dieſes Briefes erregte in mir eine ſolche Furcht, daß ich ſchnell meinen lieben Freund Landi aufzuſuchen

eilte. Er ſah mich mit Verwunderung an, und fragte was ich habe, da ich ihm ſo ſehr in Bewegung ſchien. Ich ſagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könne, ich bat ihn nur die Schlüſſel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelſteine und Gold, dieſem und jenem, den er auf meinem Buch würde geſchrieben finden, zurückgeben ſollte. Dann möchte er meine Sachen zu ſich nehmen und ſie nach ſeiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren, in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befande.

Vielleicht ſtellte er ſich ſelbſt die Sache ungefähr vor und ſagte: Lieber Bruder, eile nur jetzt, dann ſchreibe mir; und wegen deiner Sachen ſey völlig unbeſorgt. So that ich denn auch und hatte recht mich ihm zu vertrauen; denn er war der treueſte, weiſeſte, redlichſte, verſchwiegenſte, liebevollſte Freund, den ich jemals gehabt habe.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papſt vorgeſtellt. Unterredung zwiſchen ihm und ſeiner Heiligkeit. Der Papſt überträgt ihm eine vortreffliche Goldſchmied- und Juwelier-Arbeit. Nach des Papſtes Wunſch wird er als Stempelſchneider bei der Münze angeſtellt, ungeachtet ſich die Hofleute und beſonders Pompeo von Mailand, des Papſtes Günſtling, dagegen ſetzen. — Schöne Medaille nach ſeiner Erfindung. — Streit zwiſchen ihm und Bandinelli dem Bildhauer.

Von Rom aus gab ich ihm ſogleich Nachricht. Ich hatte daſelbſt einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich aufs beſte aufgenommen ward. Ein alter Goldſchmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in ſeiner Kunſt, und übrigens ein braver Mann, lud mich ein in ſeiner Werkſtatt

zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entschloß, und einen guten Verdienst fand.

Schon über zehen Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bei Meister Jacob sehen lassen; er begegnete mir von ungefähr, empfing mich sehr gut und fragte, wie lange ich in Rom sey? Als ich ihm sagte, ungefähr vierzehn Tage, nahm er es sehr übel und sagte mir: es schien, daß ich mir aus einem Papste wenig mache, der mir schon dreimal habe angelegentlich schreiben lassen. Eben diese verwünschten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit gesetzt, ich war böse darüber und gab ihm keine Antwort. Dieser Mann war unerschöpflich in Worten, es strömte nur so aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war, und sagte dann ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Papste führen! Darauf antwortete er: es sey immer Zeit, und ich versicherte ihn daß ich immer bereit sey. So gingen wir nach dem Palaste, es war am grünen Donnerstage, und wir wurden in die Zimmer des Papstes, er als bekannt und ich als erwartet, sogleich eingelassen.

Der Papst, nicht ganz wohl, lag im Bette, Herr Jacob Salviati und der Erzbischof von Capua waren bei ihm. Er freute sich außerordentlich mich wieder zu sehen, ich küßte ihm die Füße, und so bescheiden als möglich trat ich etwas näher und gab ihm zu verstehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröffnen hatte. Er winkte mit der Hand und die beiden Herren traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligster Vater! seit der Plünderung habe ich weder beichten noch communiciren können: denn man will mir die Absolution nicht ertheilen. Der Fall ist der: Als ich das Gold schmolz, und die Mühe übernahm, die Edelsteine auszubrechen, befahl Eure

freundlichſten; ich will euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte euch, hier ſind ein paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel iſt bedeckt, es wird euern Augen nichts ſchaden.

Schuhu tritt auf.

Über was verlangen die Herrn mein Urtheil?

Treufreund. Nicht ſowohl Urtheil als guten Rath.

Papagey. Das iſt eben recht ſeine Sache. Ich habe noch nicht geſehen, daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Naſe auf's beßre geſtoßen hätte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagey. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von allem unterrichtet.

Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas Weniges für meine Mühe reichen solle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich ging hinauf, wo ich das Gold geschmolzen hatte, durchsuchte die Asche, und fand ungefähr anderthalb Pfund Gold, in Körnern, so groß wie Hirsen. Nun hatte ich nicht so viel Geld, um mit Ehren nach Hause zu kommen, ich dachte mich dieses Goldes zu bedienen und den Werth zurück zu geben, sobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit, des wahren Beichtigers, erzeigen Sie mir die Gnade mich frei zu sprechen, damit ich beichten und communiciren könne und, durch die Gnade Eurer Heiligkeit, auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf versetzte der Papst, mit einem stillen Seufzer, vielleicht daß er dabei seiner vergangenen Noth gedachte: Benvenuto! ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redest; ich kann dich von allem, was du irgend begangen hast, freisprechen, und ich will es auch; deßwegen bekenne mir, frei und offenherzig, alles was du auf dem Herzen hast, und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, so bin ich ganz bereit, dir zu verzeihen.

Darauf antwortete ich: Mehr betrug es nicht, als was ich gesagt habe, denn es war nicht gar der Werth von hundert und funfzig Ducaten; so viel zahlte man mir in der Munze von Perugia dafür, und ich ging damit meinen armen Vater zu trösten.

Der Papst antwortete: Dein Vater war ein geschickter, guter und braver Mann und du wirst auch nicht ausarten; es thut mir leid, daß es nicht mehr war; aber das, was du anziehst, schenke ich dir, und verzeihe dir. Sage das deinem Beichtvater und wenn er Bedenken hat, so soll er sich an

mich ſelbſt wenden. Haſt du gebeichtet und communicirt, ſo laß dich wieder ſehen, es ſoll dein Schade nicht ſeyn.

Da ich mich vom Papſte zurückzog, traten Meiſter Jacob und der Erzbiſchof von Capua herbei. Der Papſt ſagte ſehr viel Gutes von mir, und erzählte, daß er mich Beichte gehört und losgeſprochen habe; dann ſagte er dem Erzbiſchof, er ſolle nach mir ſchicken und hören, ob ich ſonſt noch etwas auf dem Herzen habe, auch mich in allem abſolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe, und ſolle mir überhaupt ſo freundlich ſeyn als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meiſter Jacob ſehr neugierig, was für Geheimniſſe und für lange Unterhaltung ich mit dem Papſt gehabt hätte; worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder ſagen wollte noch könnte, und daß er mich nicht weiter fragen ſollte.

Ich that alles, was mir der Papſt befohlen hatte, und als die beiden Feſttage vorbei waren, ging ich ihn zu beſuchen. Er war noch freundlicher als das erſtemal und ſagte: Wenn du ein wenig früher nach Rom kameſt, ſo ließ ich dich die zwei Kronen machen, die wir im Caſtell ausgebrochen haben; aber außer der Faſſung der Juwelen gehört wenig Geſchicklichkeit dazu, und ich will dich zu einer andern Arbeit brauchen, wo du zeigen kannſt, was du verſtehſt. Es iſt der Kopf von dem Pluvial, der in Geſtalt eines mäßigen Tellers, von einer halben, auch einer drittel Elle im Durchſchnitt, gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater, in halb erhabener Arbeit ſehen, und in der Mitte des Werks ſoll ein ſchöner Diamant, mit vielen andern koſtbaren Edelſteinen angebracht werden. Caradoſſo hat ſchon einen angefangen und wird niemals fertig; den deinigen mußt du bald enden, denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe

nun und mache ein ſchönes Modell! Er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indeſſen, daß Florenz belagert ward, ſtarb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindſucht, und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und daſſelbe, mit einigen ſeiner Schriften, dem Könige Franz dem Erſten verehrte. Die Medaille gefiel dem König außerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni ſprach mit Seiner Majeſtät ſo günſtig von mir, daß der König den Wunſch bezeigte, mich kennen zu lernen.

Indeſſen arbeitete ich mit größter Sorgfalt an dem Modell, das ich ſo groß machte, wie das Werk ſelbſt werden ſollte. Nun rührten ſich bei dieſer Gelegenheit viele unter den Goldſchmieden, die ſich für geſchickt hielten ein ſolches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewiſſer Micheletto nach Rom gekommen, ſehr geſchickt im Steinſchneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte großen Ruf und war der Mittelsmann bei der Arbeit der zwei päpſtlichen Kronen geworden. Als ich nun gedachtes Modell verfertigte, wunderte er ſich ſehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verſtand und bei dem Papſt viel zu gelten ſich bewußt war. Zuletzt, da er ſah daß ich nicht zu ihm kam, beſuchte er mich und fragte, was ich mache? — Was mir der Papſt befohlen hat, antwortete ich. Nun verſetzte er: Der Papſt hat mir befohlen, alles anzuſehen was für Seine Heiligkeit gemacht wird. Dagegen ſagte ich, ich würde den Papſt darüber fragen und von ihm ſelbſt erfahren, wem ich Red und Antwort zu geben hatte. Er ſagte es werde mich reuen, ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zuſammen. Sie wurden eins, daß er die Sache

einleiten ſolle. Darauf ließ er als ein kluger Mann, von geſchickten Zeichnern über dreißig Zeichnungen machen, alle denſelben Gegenſtand, jedesmal mit Veränderungen darſtellend.

Weil er nun von ſeiner Seite das Ohr des Papſtes hatte, verband er ſich noch mit einem andern der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des erſten und ſehr begünſtigten Kämmerers des Papſtes. Beide fingen an mit dem Papſt zu ſprechen. Sie hätten, ſagten ſie, mein Modell geſehen; aber es ſchien ihnen nicht, daß ich zu ſo einer wichtigen Unternehmung der Mann ſey. Darauf antwortete der Papſt, er wolle es auch ſehen, und wenn ich nicht fahig ſey, wolle er ſich nach einem Beſſern umthun. Sie ſagten, daß ſie ſchöne Zeichnungen von demſelbigen Gegenſtande beſäßen. Der Papſt ſagte darauf, das wäre ihm ſehr lieb, nur möchten ſie warten bis mein Modell geendigt ware, dann wolle er alles zuſammen anſehn.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig, und trug es eines Morgens zum Papſt hinauf; Trajano ließ mich warten, und ſchickte ſchnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweiſung, ſie ſollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zuſammen hineingelaſſen. Sogleich legten beide dem Papſt die Zeichnungen ſehr emſig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldſchmiede waren, hatten die Juwelen nicht geſchickt angebracht, und die Goldſchmiede hatten ihnen daruber keine Anweiſung gegeben. Denn das iſt eben die Urſache, warum ein Goldſchmied ſelbſt muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden ſind, es mit Verſtand zu machen. Alle dieſe Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Bruſt Gott Vaters angebracht. Dem Papſte, der einen ſehr guten Geſchmack hatte, konnte das keineswegs gefallen, und da er ungefahr zehn Zeichnungen

geſehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und ſagte zu mir, der ich an der Seite ſtand: Zeig' einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich ſehe, ob du auch in demſelbigen Irrthum biſt wie dieſe.

Als ich herbei trat, und meine runde Schachtel öffnete, ſchien es als wenn eigentlich dem Papſte etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme ſagte: Wenn du mir im Leibe geſteckt hätteſt, ſo hatteſt du es nicht anders machen können als ich's ſehe; jene haben ſich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele große Herren herbei und der Papſt zeigte den Unterſchied zwiſchen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt, und die andern beſchämt hatte, wendete er ſich zu mir und ſagte: es iſt denn doch dabei noch eine Schwierigkeit zu bedenken, das Wachs iſt leicht zu arbeiten, aber das Werk von Gold zu machen, das iſt die Kunſt. Darauf antwortete ich kecklich: Heiliger Vater! wenn ich es nicht zehnmal beſſer als mein Modell mache, ſo ſollt ihr mir nichts dafür bezahlen. Darüber entſtand eine große Bewegung unter den Herren, und ſie behaupteten, daß ich zu viel verſprache. Unter ihnen aber war ein großer Philoſoph, der zu meinen Gunſten ſprach und ſagte: Wie ich an dieſem jungen Mann eine gute Symmetrie ſeines Körpers und ſeiner Phyſiognomie wahrnehme, ſo verſpreche ich mir viel von ihm. Ich glaube es auch, ſagte der Papſt. Darauf rief er den Kammerer Trajano und ſagte, er ſollte funfhundert Golddukaten bringen.

Indeſſen, als man das Gold erwartete, beſah der Papſt nochmals, mit mehr Gelaſſenheit, wie glücklich Gott Vater mit dem Diamanten zuſammengeſtellt war. Den Diamanten hatte ich grade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber ſaß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch

der Edelstein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinstimmung sich zeigte. Die Gestalt hub die rechte Hand auf, um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drei Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterstützten; der mittelste war ganz und die beiden andern nur halb erhoben, um sie her war eine Menge anderer Knaben, mit schönen Edelsteinen in ein Verhaltniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Daneben andere Zierrathen, die dem Ganzen ein sehr schönes Ansehen gaben. Die Arbeit war aus einer weißen Masse auf einem schwarzen Steine gearbeitet. Als das Gold kam, überreichte es mir der Papst, mit eigner Hand, und ersuchte mich, ich sollte nach seinem Geschmack und seinem Willen arbeiten, das werde mein Vortheil seyn.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam. Ich blieb mit großer Sorgfalt darüber, als mir nach acht Tagen der Papst durch einen seiner Kämmerer, einen Bolognesischen Edelmann, sagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, so weit sie wäre, mitbringen. Indessen wir auf dem Wege waren, sagte mir dieser Kämmerer, der die gefälligste Person am ganzen Hofe war, daß der Papst nicht sowohl meine Arbeit sehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden sollten; ich möchte mich bereiten, Seiner Heiligkeit zu antworten, deßwegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papst, und zeigte ihm das Goldblech, worauf schon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur so angelegt, schon mehr bedeuten wollte, als

das Wachsmodell, so daß der Papſt erſtaunt ausrief: Von jetzt an will ich dir alles glauben, was du ſagſt, und ich will dir hiezu noch einen andern Auftrag geben, der mir ſo lieb iſt wie dieſer und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wollteſt. Haſt du jemals dergleichen gemacht, oder haſt du Luſt, ſo etwas zu machen?

Ich ſagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch geſehen habe, wie man ſie arbeite, daß ich aber ſelbſt noch keine gemacht habe. Bei dieſem Geſpräch war ein gewiſſer Giovanni da Prato gegenwärtig, der Secretär bei Ihrer Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er ſagte: Heiligſter Vater! bei der Gunſt, die Ihro Heiligkeit dieſem jungen Mann zeigen, wird er, der von Natur kühn genug iſt, alles Mögliche verſprechen. Ich ſorge, daß der erſte wichtige Auftrag, den ihm Ihro Heiligkeit gegeben, durch den zweiten, der nicht geringer iſt, leiden werde.

Der Papſt kehrte ſich erzürnt zu ihm und ſagte: er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern, und zu mir ſprach er: ich ſollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Chriſtus, mit gebundenen Händen ſehen, mit der Umſchrift: Ecce homo. Auf der Rückſeite ſollte ein Papſt und ein Kaiſer abgebildet ſeyn, die ein Kreuz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterſchrift: Unus spiritus et una fides erat in eis.

Als mir der Papſt dieſe ſchöne Münze aufgetragen hatte, kam Vandinello, der Bildhauer, hinein; er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht, und ſagte, mit ſeiner gewohnten, anmaßlichen Unwiſſenheit: Dieſen Goldſchmieden muß man zu ſolchen ſchönen Arbeiten die Zeichnungen machen. Ich kehrte mich ſchnell zu ihm und ſagte: ich brauche zu meiner Kunſt ſeine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner

Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu ſeyn. Der Papſt, dem dieſe Worte ſehr zu gefallen ſchienen, wendete ſich zu mir und ſagte: Geh' nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren reden. So ging ich geſchwind weg und ſchnitt zwei Formen mit der größten Sorgfalt, prägte ſogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag, nach Tiſche, trug ich die Münze und die Stempel zum Papſte. Da er ſie ſah war er erſtaunt und zufrieden, ſowohl über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geſchwindigkeit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpſte Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun ſah, daß ihm die meinigen über die Maaßen wohlgefielen, zog ich einen Aufſatz aus dem Buſen, in welchem ich bat: daß das Amt eines Stempelſchneiders bei der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich ſechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeiſter bezahlt. Der Papſt nahm meine Bittſchrift, gab ſie dem Secretär und ſagte: er ſolle ſie ſogleich ausfertigen. Dieſer wollte ſie in die Taſche ſtecken und ſagte: Ew. Heiligkeit eile nicht ſo ſehr! das ſind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen. Der Papſt verſetzte: Ich verſteh' euch ſchon, gebt das Papier mir her. Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und ſagte: Ohne Widerrede fertigt mir ſogleich aus, denn die Schuhe des Benvenuto ſind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel. Ich dankte Ihro Heiligkeit und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Zehntes Capitel.

Die Tochter des Raphael del Moro hat eine böse Hand, der Autor iſt bei der Cur geſchäftig; aber ſeine Abſicht ſie zu heirathen wird vereitelt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens VII. — Trauriges Ende ſeines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der ſeinem Bruder ein Monument mit einer Inſchrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkſtatt wird beſtohlen. — Außerordentliches Beiſpiel von der Treue eines Hundes bei dieſer Gelegenheit. — Der Papſt ſetzt großes Vertrauen auf den Autor und muntert ihn außerordentlich auf.

Noch arbeitete ich in der Werkſtatt des Raphael del Moro, deſſen ich oben erwähnte. Dieſer brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und ſie zu heirathen gedachte, ich ließ mir aber nichts merken und war vielmehr ſo heiter und froh, daß ſie ſich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwei Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächſten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerkſam und ließ ſie von einem unwiſſenden Medicaſter curiren, der verſicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde ſteif werden, wenn nichts Schlimmeres daraus entſtünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit ſah, ſagte ich ihm, er ſolle nur nicht glauben, was der unwiſſende Menſch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verſchaffen. Ich ließ ſogleich den Meiſter Jacob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er ſah das arme Mädchen, das durch die Worte des unwiſſenden Menſchen in die größte Angſt verſetzt war, ſprach ihr Muth ein und verſicherte, daß ſie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten

ſolle, wenn auch die zwei letzten Finger etwas ſchwächer als die übrigen blieben. Da er nun zur Hülfe ſchritt und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bei der Operation gegenwartig ſeyn! Ich ſah bald, daß die Eiſen des Meiſter Jacob zu ſtark waren, er richtete wenig aus, und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtelſtunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkſtatt und machte vom feinſten Stahl ein Eiſchen, womit er hernach mit ſolcher Leichtigkeit arbeitete, daß ſie kaum einigen Schmerz fühlte, und er in kurzer Zeit fertig war. Deßwegen, und um anderer Urſachen willen, liebte er mich mehr als ſeine beiden Söhne, und gab ſich viele Mühe das gute Madchen zu heilen.

Ich hatte große Freundſchaft mit einem Herrn Gaddi, der Kammerer des Papſtes und ein großer Freund von Talenten war, wenn er auch ſelbſt keine hatte. Bei ihm fand man immer die gelehrten Leute, Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro, einen jungen Fremden, Baſtian von Venedig, einen trefflichen Maler, und mich. Wir gingen gewöhnlich des Tages einmal zu ihm. Der gute Raphael wußte von dieſer Freundſchaft und begab ſich deßwegen zum Herrn Johann Gaddi, und ſagte ihm: Mein Herr! ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, ſo wüßte ich mich an niemand beſſer, als an Eure Gnaden zu wenden. Darauf ließ der kurzſichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt, ſagte er zu ihm: Raphael! denket mir daran nicht mehr, ihr ſeyd weiter von ihm entfernt als der Jänner von den Maulbeeren. Der arme niedergeſchlagene Mann ſuchte ſchnell das Madchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir

Schuhu. Ja, ich habe Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimſten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit Leuten ſpricht, die unzufrieden ſind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagey. O gewiß.

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude allen Vögeln bange zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von weitem wittert. Sie führen ein Gekreiſche und Gekrächze und Gekrakſe, und können, wie ein ſchimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen, wo man ſie äraert. Es iſt aber auch einer oder der andere ſich bewußt, daß ich ihm ſeine Jungen anatemirt habe, um ihm zu zeigen, wie er ihnen hätte ſollen ſchärfere Flügel, rüſtigere Schnäbel und wohlgebautere Beine anſchaffen.

böſe Geſichter, ich wußte nicht was das heißen ſollte, und verdrießlich, daß ſie mir meine treue Freundſchaft ſo ſchlecht belohnten, nahm ich mir vor eine Werkſtatt in ihrer Nachbarſchaft zu errichten. Meiſter Johann ſagte mir nichts, als nach einigen Monaten, da das Mädchen ſchon verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen, und die Münze zu bedienen, als der Papſt aufs neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwei Carlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit ſtehen ſollte, und auf der andern Seite Chriſtus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umſchrift: quare dubitasti? Die Münze gefiel ſo außerordentlich, daß ein gewiſſer Secretär des Papſtes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, ſagte: Ew. Heiligkeit kann ſich rühmen, daß ſie eine Art Münze hat wie die alten Kaiſer mit aller ihrer Pracht nicht geſehen haben. Darauf antwortete der Papſt: Aber auch Benvenuto kann ſich rühmen, daß er einem Kaiſer Meinesgleichen dient, der ihn zu ſchätzen weiß. Nun war ich unausgeſetzt mit der großen goldnen Arbeit beſchäftigt, und ich zeigte ſie oft dem Papſte, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden ſchien.

Auch mein Bruder war um dieſe Zeit in Rom und zwar in Dienſten Herzogs Alexanders, dem der Papſt damals das Herzogthum Penna verſchafft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des außerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt ſo viel auf ihn, als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tiſche unter den Bänken in der Werkſtatt eines gewiſſen Baccino della Croce, wo alle die ruſtigſten Bruder zuſammen kamen; er ſaß auf einem Stuhle und ſchlief. Zu der Zeit

gingen die Häscher mit ihrem Anführer vorbei, und führten einen gewissen Capitän Cisti, der auch aus der Schule des Giovanni war, aber nicht bei dem Herzog in Diensten stand. Als dieser vorbei geführt wurde, sahe er den Capitän Cativanza Strozzi in der gedachten Werkstatt, und rief ihm zu: So eben wollt' ich euch das Geld bringen das ich euch schuldig bin; wollt ihr es haben, so kommt, ehe es mit mir ins Gefängniß spaziert. Capitän Cativanza hatte keine große Lust sich selbst aufs Spiel zu setzen, desto mehr, andere vorzuschieben, und weil einige von den tapfersten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu so großer Unternehmung hatten, sagte er ihnen, sie sollten hinzutreten und sich vom Hauptmann Cisti das Geld geben lassen. Wollten die Häscher widerstehn, so sollten sie Gewalt brauchen, wenn sie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute. Der eine hieß Bertino Aldobrandi, der andere Anguillotto von Lucca, der übrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Maaßen liebte. Gleich waren die braven Jungen den Häschern auf dem Halse, die mehr als vierzig stark, mit Piken, Büchsen und großen Schwertern zu zwei Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen und hätte sich Capitän Cativanza nur ein wenig gezeigt, so hatten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geschlagen; aber so fanden sie Widerstand und Bertino war tüchtig getroffen, so daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anguillotto war auf den rechten Arm geschlagen, so daß er nicht mehr den Degen halten konnte, sondern sich, so gut als möglich, zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indessen diese Handel sich ereigneten, waren wir andern

zu Tiſche, denn man hatte dießmal eine Stunde ſpäter gegeſſen; der älteſte Sohn ſtand vom Tiſche auf, um die Händel zu ſehen. Ich ſagte zu ihm: Giovanni, ich bitte dich, bleib da! in dergleichen Fällen iſt immer gewiß zu verlieren und nichts zu gewinnen; ſo vermahnte ihn auch ſein Vater, aber der Knabe ſah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickſte Getümmel war. Als er ſah, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte was es gebe? Der unverſtändige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts ſagen ſollte, verſetzte doch ganz ohne Kopf: die Häſcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weiſe, daß man es zehn Miglien hätte hören können, und ſagte zu Giovanni: Kannſt du mir ſagen, wer mir ihn erſchlagen hat? Der Knabe ſagte: ja! es ſey einer mit dem Schwert zu zwei Händen, und auf der Mütze trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte ſogleich den Mörder am Zeichen, und mit ſeiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Menſch ſich's verſah ſtach er dem Thäter den Wanſt durch und durch, und ſtieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er ſich gegen die andern mit ſolcher Gewalt, daß er ſie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er ſich nicht gegen einen Buchſenträger gewendet, der zu ſeiner Selbſtvertheidigung losdrückte, und den trefflichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten ſich die Häſcher davon, denn ſie fürchteten ſich vor einem andern dieſer Art.

Der Lärm dauerte immer fort, und ich ſtand endlich vom Tiſche auf, ſchnallte meinen Degen an, wie denn damals

jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menſchen ſah; einige die mich kannten, machten mir Platz, und ich ſah, was ich, unerachtet meiner Neugierde, gerne nicht geſehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht, er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm geſehen hatte, deßwegen kannte er mich zuerſt und ſagte: Lieber Bruder! mein großes Uebel beunruhige dich nicht, denn mein Beruf verſprach mir ein ſolches Ende; laß mich ſchnell hier wegnehmen, ich habe nur noch wenig Stunden zu leben. Nachdem ich ſeinen Fall in aller Kürze vernommen hatte, ſagte ich zu ihm: Das iſt der ſchlimmſte, traurigſte Fall der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber ſey zufrieden, denn ehe dir der Athem ausgeht, ſollſt du dich noch durch meine Hände an dem gerochen ſehen, der dich in dieſen Zuſtand verſetzt hat.

Solche kurze Worte wechſelten wir gegen einander. Die Häſcher waren funfzig Schritte von uns, denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeſchickt, den Corporal zu holen der meinen Bruder erſchlagen hatte. Ich erreichte ſie geſchwind, drängte mich, in meinen Mantel gewickelt, mit möglichſter Schnelligkeit durchs Volk und war ſchon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick als ich den Degen ſchon gezogen hatte, mir ein Berlinghier in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling, und mein großer Freund war. Vier ſeiner Geſellen waren mit ihm und ſagten zu Maffio: Mache daß du wegkömmſt, denn dieſer allein bringt dich um. Maffio fragte: Wer iſt es? ſie ſagten: Es iſt der leibliche Bruder von dem, der dort liegt. Da wollt' er nichts weiter hören und machte daß er ſich eilig nach Torre di Nona zurückzog; die andern ſagten zu mir: Benvenuto! wenn wir dich gegen deinen Willen

verhinderten, so ist es aus guter Absicht geschehen; laß uns nun dem zu Hulfe kommen, der nicht lange mehr leben wird. So kehrten wir um und gingen zu meinem Bruder den wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich traten die Aerzte zusammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten sich nicht entschließen ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hatte. Gleich nach dem Verbande erschien Herzog Alexander selbst, der sich sehr freundlich und theilnehmend gegen ihn bezeigte. Mein Bruder war noch bei sich und sagte zu ihm: Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.

Der Herzog sagte, er möge für sein Leben sorgen, er sey ihm als ein wackrer und braver Mann bekannt, dann kehrte er sich zu seinen Leuten und sagte: sie sollten es an nichts fehlen lassen. Man konnte das Blut nicht stillen, er fing an irre zu reden und phantasirte die ganze Nacht; außer da man ihm die Communion reichen wollte, sagte er: Ich hatte wohl gethan früher zu beichten, denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieses schon zerstörte Gefaß nicht aufnehmen, es sey genug, daß ich es mit den Augen empfange, und durch diese soll meine unsterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anflehe.

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieselben Thorheiten wieder an, die aus den schrecklichsten Dingen, der ungeheuersten Wuth und den fürchterlichsten Worten, die ein Mensch sich denken kann, zusammengesetzt waren, und so hörte er nicht auf, die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er sich zu mir und sagte: Mein Bruder, ich will nicht langer hier bleiben, denn

ich würde etwas thun, das jene bereuen ſollten, die mir Verdruß gemacht haben. Alsbald warf er ſich mit beiden Füßen herum, ob wir ihm gleich den einen in einen ſchweren Kaſten geſteckt hatten, und gleichſam in der Bewegung eines der zu Pferde ſteigen will, ſagte er mir dreimal lebe wohl, und ſo ſchied dieſe tapfre Seele von dannen.

Abends zu gehöriger Stunde ließ ich ihn mit den größten Ehren in der Kirche der Florentiner begraben und ihm nachher einen ſchönen Leichenſtein von Marmor ſetzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Uebergehen kann ich nicht daß ein Freund meinen Bruder fragte: ob er wohl den Mann der ihn verwundet, kenne? worauf denn der Sterbende hinter mir her einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte, und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und die ſeine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Inſchrift mit der Verſicherung, daß der außerordentliche Jüngling ſie wohl verdiene. Sie lautete folgendermaßen:

Francisco Cellino Florentino, qui, quod in teneris annis ad Joannem Medicem Ducem plures victorias retulit et Signifer fuit, facile documentum dedit quantae fortitudinis et consilii vir erat futurus, ni crudelis fati archibuso transfossus quinto aetatis lustro jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII. Maii M.D.XXIX.

Er war fünf und zwanzig Jahr alt, und ob er gleich Johann Franciscus Cellini hieß, ſo nannte man ihn doch, unter ſeinen Kameraden Cecchin den Pfeifer. Dieſen Kriegsnamen ließ ich denn auch auf den Grabſtein ſetzen, mit ſchönen antiken Buchſtaben, die ich alle zerbrochen vorſtellen laſſen, außer dem erſten und letzten. Als mich nun die gelehrten

Verfaſſer der Inſchrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich durch dieſe zerbrochenen Buchſtaben das wunderſame Werkzeug ſeines Körpers, das nun zertrümmert ſey, vorſtellen wollen. Der erſte ganze Buchſtabe hingegen ſolle die von Gott uns geſchenkte Seele bedeuten, welche, unzerſtört, in Ewigkeit bleibe, ſo wie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verſtorbenen anzeige. Dieſer Gedanke fand Beifall; auch hat ihn ein und der andere in der Folge nachgeahmt.

Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini ſetzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer ſehr alten Stadt, finden ſich unſere Cellini's als die geehrteſten Edelleute, welche einen aufwärts gerichteten, zum Kampf geſchickten goldenen Löwen, mit vorwärts geworfenen Pranken, in deren rechter er eine rothe Lilie hält, im blauen Felde, führen. Das Haupt des Schildes von Silber, trägt einen rothen Turnierkragen von vier Lätzen, zwiſchen welchem drei rothe Lilien ſtehen. Unſer Haus aber führt die Löwenpranke, ohne Körper, mit allem Uebrigen was ich erzählt habe: und ſo ließ ich auch das Wappen auf meines Bruders Grabſtein, nur daß ich ſtatt der Lilie ein Beil anbrachte, um mich zu erinnern, daß ich ihn zu rächen habe.

Ich ſuchte nunmehr mit der größten Sorgfalt jene Arbeit in Gold, die der Papſt ſo ſehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwei-, dreimal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm beſſer. Oefters aber verwies er mir die große Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages als er mich über die Maaßen niedergeſchlagen ſah, ſagte er: Benvenuto! ich glaubte nicht, daß du ſo gar thöricht wäreſt! Haſt du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arznei iſt? Du biſt auf dem Wege, ihm nachzufolgen.

Indeſſen ich aber ſo an gedachter Arbeit und an den

Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenschaft gefaßt, den, der meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Madchen nicht aus den Augen zu laſſen. Er war erſt Cavalleriſt geweſen und hatte ſich nachher als Büchſenſchutze unter die Zahl der Häſcher begeben, und was mich gegen ihn am grimmigſten machte, war, daß er ſich ſeiner That noch berühmt und geſagt hatte: Wäre ich nicht geweſen, der den braven Kerl aus dem Wege räumte, ſo hätte er uns alle, zu unſerm größten Schaden, in die Flucht geſchlagen. Ich konnte nun wohl bemerken daß meine Leidenſchaft ihn ſo oft zu ſehen, mir Schlaf und Appetit nahm, und mich den Weg zum Grabe führte; ich faßte alſo meinen Entſchluß und ſcheute mich nicht vor einer ſo niedrigen, und keineswegs lobenswürdigen That; genug, ich wollte eines Abends mich von dieſem Zuſtande befreien.

Er wohnte neben einem Hauſe in welchem eine der ſtolzeſten Courtiſanen ſich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt geſehen hatte. Man hieß ſie Signora Antaa. Es hatte eben vier und zwanzig geſchlagen, als er, nach dem Nachteſſen, den Degen in der Hand an ſeiner Thür lehnte. Ich ſchlich mich mit großer Gewandtheit an ihn heran, und mit einem großen Piſtojeſiſchen Dolch holte ich rücklings dergeſtalt aus, daß ich ihm den Hals rein abzuſchneiden gedachte. Er wendete ſich ſchnell um, der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beſchädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen und entſprang von Schmerzen betäubt. Mit wenig Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er ſich niederbückte, traf die Klinge zwiſchen Hals und Nacken und drang ſo tief in die Knochen hinein, daß ich mit aller Gewalt ſie nicht herausziehen konnte; denn aus dem Hauſe der Antaa ſprangen viele Soldaten mit

bloßen Degen heraus, und ich mußte alſo auch ziehen und mich vertheidigen. Ich ließ den Dolch zuruck, und machte mich fort, und um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwiſchen Piazza Navonna und der Rotonda wohnte. Ich ließ mit ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß wenn ich verfolgt wurde, ſollte ich nur ruhig ſeyn und keine Sorge haben; ich ſollte mich wenigſtens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papſt wünſchte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verbindet und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geſchichte gegangen war, und was ſie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Halſe des Verwundeten heraus zu bringen, den ſie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und ſagte, das iſt mein Dolch, ich habe ihn Benvenuto geborgt, der ſeinen Bruder rächen wollte; da bedauerten die Soldaten, daß ſie mich nicht ganz gewähren laſſen, ob ich ihm gleich ſo ſchon in reichlichem Maaß ſeinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papſt mich nicht nach ſeiner Gewohnheit rufen ließ; endlich kam der Bolognesiſche Kammerer mich abzuholen, der mich mit vieler Beſcheidenheit merken ließ, daß der Papſt alles wiſſe, aber mir demungeachtet ſehr wohl wolle. Ich ſolle nur ruhig ſeyn und fleißig arbeiten.

Der Papſt ſah mich mit einem grimmigen Seitenblick an; das war aber auch alles, was ich auszuſtehen hatte; denn als er das Werk ſah, fing er wieder an heiter zu werden und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit ſo viel gethan hatte, alsdann ſah er mir ins Geſicht, und ſagte: Da du nun geheilt biſt, ſo ſorge für dein Leben. Ich verſtand ihn und ſagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröffnete ich gleich eine ſchöne Werkſtatt unter den Bänken, grad gegen Raphael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oftgedachten Werks. Der Papſt ſchickte mir alle Juwelen dazu, außer dem Diamanten, den er wegen einiger Bedürfniſſe an Genueſer Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geſchickte Geſellen, die ich hielt, ließ ich noch außerdem vieles arbeiten, ſo daß in meiner Werkſtatt ein großer Werth an Juwelen, Gold und Silber ſich befand.

Ich war eben neun und zwanzig Jahr alt, und hatte eine Magd zu mir ins Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmuth; ſie diente mir zum Modell in meiner Kunſt, und ich brachte die meiſten Nachte mit ihr zu; und ob ich gleich ſonſt den leiſeſten Schlaf von der Welt hatte, ſo überfiel er mich doch unter ſolchen Umſtänden dergeſtalt, daß ich nicht zu erwecken war. Dieſes begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bei mir einbrach, der unter dem Vorwand, er ſey ein Goldſchmied, meine Koſtbarkeiten geſehen, und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verſchiedene Gold- und Silberarbeiten vor ſich, doch erbrach er einige Käſtchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geſchenkt hatte, und der ſo brauchbar auf der Jagd, als wachſam im Hauſe war, fiel über den Dieb her, der ſich mit dem Degen ſo gut vertheidigte als er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bei der Sommerhitze offen ſtanden, und weckte die Leute theils durch ſein Bellen, theils indem er ihre Decken wegzog, ja bald den einen bald den andern bei dem Arme packte. Dann lief er wieder mit erſchrecklichem Bellen weg,

Treufreund. Wir haben uns alſo an die rechte Schmiede gewendet; denn wir ſuchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns beſſer befänden, als da wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem wo's ſchlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen. Seyn Sie verſichert, kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und ſie leben doch alle.

Schuhu. Das iſt eben das Schlimmſte. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hauſe ſaßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder in's Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein ſchmecken ließen, wollte uns kein Menſch für unſere Mühe bezahlen. Was wir am liebſten thaten, war am ſtrengſten ver-

als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte; sie wurden dieſen Unfug mude, und weil ſie auf meinen Befehl ein Nachtlicht brannten, ſo griffen ſie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verſchloſſen ihre Thüren. Der Hund von dieſen Schelmen ohne Hülfe gelaſſen, blieb auf ſeinem Vorſatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkſtatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße und hatte ihm ſchon das Kleid vom Leibe geriſſen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hülfe die ſchon auf waren, und bat ſie um Gottes willen, ſie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; ſie glaubten ihm, erbarmten ſich ſeiner und verjagten den Hund mit groſſer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkſtatt, und da ſie die Thür erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen ſie an mit lauter Stimme wehe über den Unfall zu ſchreien. Ich hörte es, erſchrak und kam heraus. Sie riefen mir entgegen: Wir ſind beſtohlen, alles iſt fort, die Schubladen ſind alle erbrochen. Dieſe Worte thaten ſo eine ſchreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu ſehen, in welcher die Juwelen des Papſtes waren. Mein Schrecken war ſo groß, daß mir faſt das Sehen verging; ich ſagte, ſie ſollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papſtes fehle. Mit groſſer Freude fanden ſie die ſammtlichen Edelſteine und die Arbeit in Golde dabei; ſie riefen aus: Nun iſt weiter kein Uebel, genug daß dieſer Schatz unberührt iſt, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelaſſen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn geſtern Abend, da es ſo heiß war, zogen wir uns in der Werkſtatt aus, und ließen unſere Kleider daſelbſt.

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und ſagte:

Gehet nur und kleidet euch alle an, ich will es bezahlen. Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache so abgelaufen war; denn was mich so sehr, gegen meine Natur, erschreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geschichte mit dem Dieb nur ersonnen, um den Papst um seine Juwelen zu bringen. Gleich in den ersten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papst schon vor mir gewarnt worden war. Seine Vertrautesten hatten zu ihm gesagt: Wie könnt ihr, heiligster Vater, die Juwelen von so großem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer ist, mehr an die Waffen, als an die Kunst denkt, und noch nicht dreißig Jahre hat.

Der Papst fragte, ob jemand von mir etwas wisse, das Verdacht erregen könne? Franciscus del Nero antwortete: Nein! er hat aber auch noch niemals solche Gelegenheit gehabt. Darauf versetzte der Papst: Ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann, und wenn ich selbst ein Uebel an ihm sähe, so würde ich es nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieses Gesprächs, brachte, so gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geschwind zum Papste, dem Franciscus del Nero schon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkstatt bestohlen sey, gesagt hatte. Der Papst warf mir einen fürchterlichen Blick zu, und sagte mit heftiger Stimme: Was willst du hier? was giebt's? Sehet hier eure Juwelen, sagte ich, es fehlt nichts daran. Darauf erheiterte der Papst sein Gesicht, und sagte: So sey willkommen! und indeß er die Arbeit ansah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in so große Angst gesetzt habe. Der Papst kehrte sich einigemal um, mir ins Gesicht zu sehen, und lachte zuletzt über alle die Umstände, die ich ihm erzählte. Endlich

ſprach er: Geh und ſey ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!

Eilftes Capitel.

Des Autors Feinde bedienen ſich der Gelegenheit, daß falſche Münzen zum Vorſchein kommen, um ihn bei dem Papſte zu verläumden; allein er beweiſt ſeine Unſchuld zu des Papſtes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der ſeine Werkſtatt beſtohlen, durch die Spürkräfte ſeines Hundes. — Ueberſchwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche für den Papſt. — Mißverſtand zwiſchen ihm und Seiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papſtes Abweſenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert dieſen, den Kelch zu endigen. — Der Papſt bei ſeiner Rückkunft iſt über ihn erzürnt. — Außerordentliche Scene zwiſchen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an veneriſchen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt.

Indeſſen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen ſich in Rom einige falſche Münzen ſehen die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man ſie dem Papſt und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er ſagte darauf zu dem Münzmeiſter: ſuchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken; denn wir wiſſen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann iſt. Jener, der mein großer Feind war, antwortete: Wollte Gott daß es ſo wäre, wir haben aber ſchon einige Spur. Darauf gab der Papſt dem Gouverneur von Rom den Auftrag, wo möglich den Thäter zu entdecken; ließ mich kommen, ſprach über mancherlei, endlich auch über die Münze, und ſagte wie zufällig: Benvenuto! könnteſt du wohl auch falſche Münzen machen? Ich verſetzte, daß ich ſie beſſer machen wollte als alle die Leute, die ſo ein ſchändliches Handwerk

trieben; denn es waren nur unwissende und ungeschickte Menschen, die sich auf solche schlechte Streiche einließen. Ich verdiente so viel mit meiner wenigen Kunst als ich nur brauchte, und könnte dabei vor Gott und der Welt bestehen, und wenn ich falsche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal so viel als bei meinem ordentlichen Gewerbe, verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drei Scudi gewann, denn so hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeister feindete mich an, weil er sie gerne wohlfeiler gehabt hatte.

Der Papst merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich Acht geben und mich nicht aus Rom lassen sollte, befahl er nunmehr die Untersuchung weiter fortzusetzen und sich um mich nicht zu bekümmern; denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Diejenigen, welche die Sache naher anging, und denen der Papst sie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bei der Münze selbst, und zugleich mit ihm wurde ein Mitschuldiger eingezogen.

An demselbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thüre des obersten Häschers kam, stürzte mein Hund mit großem Gebelle ins Haus und fiel einen jungen Menschen an, den ein gewisser Goldschmied von Parma, Namens Domino, als des Diebstahls verdächtig, hatte einziehen lassen. Sie waren eben im Wortwechsel begriffen, der junge Mensch läugnete keklich alles ab, und Domino schien nicht Beweise genug zu haben; nun fiel noch der Hund mit solcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häscher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen lassen, um so mehr, als unter diesen ein Genueser war, der

Vater kannte. Ich trat hinzu, und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf ſich aufs neue dem Menſchen an den Hals, ſo daß ſie mir zuriefen: wenn ich den Hund nicht wegnähme, ſo würden ſie mir ihn todtſchlagen.

Ich riß den Hund ab, ſo gut ich konnte, und als der Menſch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierdüten aus der Jacke, die Donnino für ſein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter, da rief ich aus: Das iſt der Dieb, der meine Werkſtatt erbrochen hat, mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich ihn zu ſchonen und verſprach mir alles das Meinige zurück zu geben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und Ringe wieder, und in der Verwirrung fünf und zwanzig Scudi drüber; dabei bat er um Gnade; ich aber ſagte: er ſollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und erlebte bald, daß der falſche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehenkt, ſein Mitſchuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der Genueſiſche Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienſt den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Waſſerfluth eintrat, durch welche ganz Rom überſchwemmt wurde. Es war ſchon gegen Abend, als das Waſſer noch immer wuchs; meine Werkſtatt lag niedrig, wie die Bauke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Geſellen, ſtieg barfuß zu meinen hinterſten Fenſtern heraus, watete,

so gut ich konnte, durch das Wasser und suchte auf Monte Cavallo zu kommen; daselbst bat ich Herrn Johann Gaddi, der mein großer Freund war, mir diesen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief sich das Wasser, ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte, durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes großen Ruhm; denn man behauptete, es sey die schönste Arbeit, die noch jemals dieser Art in Rom gesehen worden.

Nun brachte ich sie dem Papst, der mich nicht genug rühmen und preisen konnte und ausrief: Wenn ich ein reicher Kaiser wär', wollte ich meinem Benvenuto so viel Land geben, als er mit den Augen erreichen könnte, so aber sind wir heut zu Tage nur arme bankrute Kaiser; doch soll er haben, so viel er bedarf.

Ich ließ den Papst seine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter seinen Leibtrabanten, die eben vacant war. Er versetzte, daß er mir was Besseres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir diese Stelle nur einstweilen zum Miethpfennig geben. Lachend versetzte der Papst: er sey es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienst thun solle, und um die übrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige Freiheiten zugestehn, um die sie ihn gebeten hätten. Dieser Trabantendienst brachte mir jährlich über zweihundert Scudi ein.

1532. 1533.

Nachdem ich dem Papst eine Weile mit verschiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich sogleich, nebst einem Modell, zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs; statt des Fußes hatte ich drei runde Figuren,

Glauben, Hoffnung und Liebe, unter dem Kelche angebracht, sie standen auf einem Untersatze, auf welchem halberhaben die Geburt und Auferstehung Christi, sodann die Kreuzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu sehen war. Indem ich an dieser Arbeit fortfuhr, wollte der Papst sie öfters sehen; allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte mich irgend besser zu versorgen. Daher, als einst die Stelle eines Frate del Piombo vacant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papst, der sich nicht mehr der Entzückung erinnerte in die er über mein voriges vollendetes Werk gerathen war, sagte zu mir: Eine Pfründe del Piombo trägt achthundert Scudi ein, wenn ich dir sie gabe, würdest du nur deinem Leibe wohlthun, deine schöne Kunst vernachlässigen, und man würde mich tadeln. Darauf antwortete ich sogleich: Die Katzen guter Art mausen besser wenn sie fett, als wenn sie hungrig sind; so auch rechtschaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn sie eines reichlichen Lebens genießen, und ein Fürst, der solche Männer in Wohlstand versetzt, pflegt und nährt die Künste selbst, die bei einer entgegengesetzten Behandlung nur langsam und kümmerlich fortwachsen. Und ich will Eurer Heiligkeit nur gestehn, daß ich mir auf diese Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabantendienst erhielt. Geben Eure Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten kunstreichen Manne, nicht einem unwissenden, der seinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beispiel an Papst Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren; er gab dem trefflichen Baumeister Bramante eine solche Pfründe. Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebastian, der Venezianische Maler hervor

und sagte: Wenn Ew. Heiligkeit diese Pfründe jemanden zu geben gedenken, der sich in den Künsten Mühe giebt, so darf ich bitten, mich dadurch zu beglücken. Darauf antwortete der Papst: Läßt sich doch der verteufelte Benvenuto auch gar nichts sagen; ich war geneigt sie ihm zu geben, er sollte aber mit einem Papste nicht so stolz seyn; doch weiß ich nicht, was ich thun soll. Hierauf bat der Bischof von Vasona für den gedachten Sebastian und sagte: Heiliger Vater! Benvenuto ist jung und der Degen an der Seite kleidet ihn besser als der geistliche Rock; geben Ew. Heiligkeit diese Stelle dem geschickten Sebastian und Benvenuto kann immer noch etwas Gutes, das vielleicht schicklicher ist, erhalten. Da wandte sich der Papst zu Herrn Bartholomäus Valori und sagte zu ihm: Wenn ihr Benvenuto begegnet, so sagt ihm, daß er dem Maler Sebastian die Pfründe verschafft hat; aber er soll wissen, daß die erste bessere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht ist. Inzwischen soll er sich gut halten und meine Arbeit endigen.

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße, zwei Fackelträger gingen vor ihm her, er eilte zum Papst, der ihn hatte rufen lassen. Er blieb stehen und sagte mit großer Freundlichkeit alles, was ihm der Papst aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich diese Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeste Hoffnung habe vom Papste etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwies mir, daß ich die Anträge eines Papstes nicht besser zu schätzen wisse. Ich antwortete: da ich weiß, daß ich nichts haben werde, so wär' ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte; und so schieden wir auseinander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papst meine kühnen Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht,

denn ich ward in zwei Monaten nicht gerufen, und ich ging auf keine Weise nach dem Palaste.

Der Papst, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Diebert Pucci den Auftrag nachzusehen, was ich mache? Das gute Mannchen kam alle Tage und sagte mir etwas Freundliches, und so that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papst nach Bologna verreisen wollte und sah, daß ich von freien Stucken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verstehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen solle, denn er wollte sehen, wie weit ich gekommen sey. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeiert hatte, und bat den Papst daß er mir funfhundert Scudi da lassen sollte, theils auf Rechnung meines Verdienstes, theils, weil mir noch Geld fehlte, um das Werk zu vollenden; der Papst sagte darauf: mach's nur erst fertig; und ich antwortete im Fortgehen: wenn er mir Geld ließe, so sollte es nicht fehlen.

Bei seiner Abreise nach Bologna ließ der Papst den Cardinal Salviati als Legaten von Rom zuruck und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bei mir zu betreiben, indem er sagte: Benvenuto ist ein Mann der sich aus seinem Talent wenig macht und eben so wenig aus uns, deßhalb müßt ihr ihn anfeuern, so daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme. Da schickte nach Verlauf von acht Tagen diese Bestie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich sollte meine Arbeit mitbringen, ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf sagte er zu mir: wo hast du dein Zwiebelmuß? ist's fertig? Darauf antwortete ich: Hochwürdigster Herr, mein Zwiebelmuß ist nicht fertig, und wird nicht fertig werden, wenn ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Esel als einem Menschen ahnlich sah, noch um die Halfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief:

Ich werde dich auf die Galeere ſetzen, daß du Zeit haſt deine Arbeit zu vollenden. Da ward ich denn mit dieſer Beſtie auch beſtialiſch und ſagte: Gnädiger Herr! wenn ich durch Uebelthaten die Galeere verdiene, dann werdet ihr mich darauf ſetzen; aber gegenwärtig fürchte ich ſie nicht! und was mehr iſt, ſo betheuere ich, daß ich, eben um Eurer Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir, denn ich komme nicht mehr her, ihr müßtet mich denn durch die Häſcher holen laſſen.

Darauf ſchickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im guten zur Arbeit bereden zu laſſen; dagegen ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln ſchicken, damit mein Zwiebelmuß fertig werden könnte, und ſo mußte er zuletzt an dieſer Cur verzweifeln.

Der Papſt kam von Bologna zurück und fragte ſogleich nach mir; denn der Cardinal hatte ſchon das Schlimmſte, was er konnte, von mir geſchrieben. Der Papſt war in unglaublicher Wuth und befahl, ich ſollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwiſchenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmſte Urſache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können, ich fürchtete wirklich blind zu werden und hatte darauf ſchon meine Rechnung gemacht. Da ich nun ſo zum Papſte ging, dachte ich auf meine Entſchuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich ſie vorbringen wollte, indeß der Papſt die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht, denn ſobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und ſagte: gieb die Arbeit her! iſt ſie fertig? Schnell deckte ich ſie auf, und er fuhr mit größerer Wuth fort: Bei dem wahrhaftigen Gott ſchwöre ich dir; denn du glaubſt dich

bethen, und wenn wir es ja einmal doch probirten, wurden wir für unsere gute Meinung noch dazu gestraft.

Schuhu. Sie scheinen seltsame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unsere meiste Freunde sind so gesinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt suchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche! so eine weiche, wohlgepolsterte — so eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es gibt verschiedene Arten von Wohlseyn.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbesetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

nicht um mich bekummern zu dürfen, hielt mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließ dich und das Werk zu diesem Fenster hinauswerfen. Da ich nun sah, daß der Papst eine so schlimme Bestie geworden war, dachte ich darauf mich sachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu schelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und sagte murmelnd: könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer solchen Arbeit nicht das Vermögen geben. Daher erhob der Papst seine Stimme noch mehr und rief: komm her, was sagst du? Ich war im Begriff fort und die Treppe hinunter zu springen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Knie und, weil er zu schreien nicht aufhörte, schrie ich auch und rief: wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten? darauf antwortete er: du hast dich doch hierher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgeben wahr sey. Da ich nun hörte, daß er seine Stimme mäßigte, versetzte ich: lassen Sie es durch Ihren Arzt untersuchen, und Sie werden die Wahrheit finden. Darauf sagte er: ich will schon erfahren, wie es mit dir steht. Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: an diesem großen Uebel ist nur der Cardinal Salviati schuld; denn sobald Ew. Heiligkeit verreis't waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuß und drohte mir mit der Galeere. Die Gewalt dieser niedertrachtigen Worte war so groß, daß mir auf einmal, vor heftiger Leidenschaft, das ganze Gesicht brannte, und mir eine so unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hause nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mir's wie ein Staar vor beide Augen, ich sah fast nichts und mußte die Arbeit stehen lassen.

Nachdem ich also gesprochen stand ich auf und ging in

Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papſt habe geſagt: Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verſtand und Betragen! Ich habe dem Cardinal nicht befohlen daß er ſo hart verfahren ſollte. Mein Leibarzt ſoll ſeine Augenkrankheit unterſuchen und wird ſie wahr befunden, ſo muß man Nachſicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papſtes und voller Verdienſte, war eben gegenwartig; er fragte wer ich ſey? Heiliger Vater! ſagte er, ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in ſo großem Zorn und alsbald wieder in ſo großem Mitleiden und wahrer Theilnahme geſehen habe. Wer iſt der Mann? und da Ew. Heiligkeit ſehr viel an ihm gelegen ſcheint, ſo kann ich ihm ein Geheimniß lehren, wodurch ſeine Augen geheilt werden ſollen. Der Papſt antwortete: das iſt der größte Meiſter, der jemals in ſeiner Kunſt geboren worden iſt; ich will euch gelegentlich ſeine Arbeit zeigen, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn etwas zu ſeinem Beſten geſchehen kann.

Nach drei Tagen ließ mich der Papſt rufen, als er eben geſpeiſ't hatte; jener Edelmann war gegenwartig, und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber dieſer mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbeigebracht wurde, wuchs ſeine Verwunderung, er ſah mir ins Geſicht und ſagte, er iſt zuma genug, und kann es noch weiter bringen. Darauf erkundigte er ſich nach meinem Namen. Benvenuto heiß' ich, verſetzte ich darauf. Er aber ſagte: dießmal bin ich für dich willkommen! Nimm Lilie, mit Stengel und Blume, und deſtillire ſie bei gelindem Feuer; mit dem Waſſer das du gewinnſt, ſalbe dir die Augen mehrmals des Tages und du wirſt gewiß von deinem Uebel geneſen; aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem

Waſſer fortfahren. Der Payſt ſagte mir einige freundliche Worte, und ich ging halb getröſtet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das ſchöne Mädchen ſchuld ſeyn das ich bei mir hatte, als ich beſtohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, al[illegible]nn zeigte ſie ſich mit Gewalt auf einmal; ſie äußerte ſich aber nicht, wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit rothen Bläschen, ſo groß wie Pfennige überdeckt. Die Aerzte wollten das Uebel nicht anerkennen was es war, ob ich ihnen gleich die Urſache und meine Vermuthung angab. Eine Zeit lang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln; aber es half mir nichts, doch zuletzt entſchloß ich mich das Holz zu nehmen, gegen den Willen dieſer, welche man für die erſten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich dieſe Medicin eine Zeit lang mit großer Sorgfalt und Diät genommen hatte, fühlte ich große Linderung, ſo daß ich nach Verlauf von funfzig Tagen mich geheilt und geſund wie ein Fiſch fühlte.

Darauf da es gegen den Winter ging und ich mich von dem was ich ausgeſtanden hatte wieder einigermaßen erholen wollte, nahm ich meine Büchſe hervor, und ging auf die Jagd, ſetzte mich dem Regen und dem Winde aus, und hielt mich in den Niederungen auf, ſo daß in wenig Tagen mich ein zehnfach größeres Uebel befiel als das erſte geweſen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzneien abermals viel ſchlimmer. Es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Aerzte widerſetzten ſich und verſicherten, wenn ich die Cur während des Fiebers anfinge, ſo würde ich in acht Tagen todt ſeyn; ich that es aber doch mit derſelbigen Ordnung und Vorſicht wie das erſtemal. Nachdem ich vier Tage dieſes heilige Waſſer des Holzes getrunken hatte, verlor

ſich das Fieber ganz und gar, und ich ſpurte die größte Beſſerung.

Unter dieſer Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelchs, und es gelangen mir ſchönere Dinge und beſſere Erfindungen in den Wochen dieſer Faſten und Enthaltſamkeit als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt, und ſuchte nun meine Geſundheit recht zu befeſtigen; dabei verſäumte ich nicht, ſowohl an dem bewußten Werke, als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Zwölftes Capitel.

Geſchichte eines Goldſchmieds von Mailand, der zu Parma als falſcher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieſer Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal ſendet ihn nach Rom, als einen geſchickten Künſtler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papſt in Arbeit geſetzt, welches dem Autor ſehr unangenehm iſt. Pompeo von Mailand verläumdet ihn, er verliert ſeine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwiſchen ihm und dieſer Magiſtratsperſon. — Der Gouverneur, durch einen Kunſtgriff, überredet ihn den Kelch dem Papſte auszuliefern, der ihn dem Autor zurückſchickt, mit Befehl das Werk fortzuſetzen.

Um dieſe Zeit ward Cardinal Salviati, der mich ſo ſehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daſelbſt wurde eben ein Mailändiſcher Goldſchmied, Tobias genannt, als ein falſcher Münzer eingezogen. Man hatte ihn zum Strick und Feuer verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, ſich dieſen trefflichen Mann vorſtellen ließ. Der Legat

verschob darauf die Vollziehung, sprach den Vorfall an den Papst, rühmte gedachten Tobias als den ersten Goldschmied von der Welt, und gab ihm das Zeugniß: er sey ein einfaltiger guter Mann, der durch seinen Beichtvater den er um Rath gefragt, und der ihm diese Handlung erlaubt, eigentlich falsch geführt worden sey. Sodann könne der Papst, wenn er einen so geschickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am besten demüthigen.

Der Papst ließ gedachten Tobias sogleich kommen, und nachdem er uns beide vor sich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am besten gefaßt werden könnte? Er besaß ein solches von der größten Schönheit, es war vor siebzehntausend Kammerducaten verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich schenken, aber vorher reich mit Golde verzieren lassen.

Wir trugen beide unsere Zeichnungen, sobald sie fertig waren, zum Papste. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgestellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingesteckt werden sollte. Statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten über diese schwache Erfindung auf eine bescheidene Weise zu lachen. Der Papst bemerkte es und sagte: laß nur deine Zeichnung sehen! Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgestellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirsches genommen hatte, er war mit einer schönen Art von Schleier und andern gefälligen Zierrathen bereichert. Darauf sollte das Horn eingepaßt werden. Jedermann, der diese Erfindung sah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von großem Ansehn gegenwärtig, die dem Papst einredeten und vorstellten: er

wolle ja das Werk nach Frankreich senden, die Franzosen seyen rohe Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einsehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung besser einleuchten, die auch geschwinder ins Werk gesetzt seyn würde, mittlerweile könne Benvenuto sich an den Kelch halten, zwei Arbeiten würden auf einmal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umsonst berufen worden. Der Papst, der Verlangen hatte seinen Kelch vollendet zu sehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir sagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünsche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wär', so wollte ich ihn wohl ohne weitere Beihülfe zu Stande bringen. Darauf versetzte der pöbelhafte Hofmann: Verlange nur kein Gold vom Papst; denn er geräth sonst in den größten Zorn und wehe dir danach! Ich antwortete darauf: lehret mich ein wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieses Werk nicht fertig werden. Diese Worte verdrossen ihn, er drohte mir, dem Papst alles zu hinterbringen und that es auch; der Papst brach in eine bestialische Wuth aus und sagte: er wolle doch sehen, ob ich so toll sey, mich dieser Arbeit zu weigern. So gingen zwei Monate vorbei, in denen ich, ungeachtet meiner Drohung, mit großer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papst sah, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äußerst ungünstig und drohte, mich auf jede Weise zu züchtigen.

Eben war ein gewisser Mailandischer Goldschmied gegenwärtig, mit Namen Pompeo und ein wahrer Verwandter eines gewissen Herrn Trajans, eines sehr begünstigten Dieners des Papstes; beide sagten einstimmig: Wenn Ew. Heiligkeit ihm die Munze nehmen, so wird ihm die Lust schon

kommen, den Kelch zu endigen. Darauf versetzte der Papst: Es würden vielmehr daraus zwei Uebel entstehen, ich würde bei der Münze übel bedient seyn, und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beiden Mailänder ließen aber doch nicht ab und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und sie einem jungen Menschen von Perugia gab.

Pompeo kam selbst mir im Namen Ihro Heiligkeit zu sagen, daß ich die Münze verloren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, sollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: Sagt Ihro Heiligkeit: die Münze hat er sich, nicht mir genommen, und so wird es auch mit den andern Dingen gehen, und sagt nur, wenn er mir die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich sie nicht annehmen. Dieser abscheuliche mißgünstige Mensch eilte was er konnte, alles dem Papste wieder zu sagen, wobei er gewiß von dem seinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen schickte der Papst denselbigen Menschen zu mir und ließ mir sagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit, so weit wie sie gegenwärtig gekommen sey. Darauf antwortete ich: Das ist nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann wenn er will. Fünfhundert Scudi habe ich von ihm empfangen, und die will ich sogleich zurückzahlen, das Werk ist aber mein, und ich will damit nach Vergnügen schalten; darauf sagte ich ihm noch einige beißende Worte, die sich auf ihn bezogen, und er eilte, dem Papst alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreier Tage kamen zwei Kammerlinge des Papstes zu mir, vornehme und von Ihro Heiligkeit sehr begünstigte Personen. Sie sagten zu mir: Benvenuto! du hast bisher gewagt den Papst aufzuziehen, und willst keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben, höre nun: giebst du

ihm sein Werk nicht heraus, so haben wir Befehl, dich ins Gefängniß zu führen. Darauf sah ich ihnen fröhlich ins Gesicht und sagte: Meine Herren! wenn ich dem Papste dieß Werk gebe, so gebe ich ihm mein Werk, und nicht das seinige, und ich habe nicht Lust es herauszugeben; denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt so weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwissenden Bestie gerathe, die es mit wenig Mühe verdürbe.

Es war bei dieser Unterredung auch jener Goldschmied Tobias gegenwärtig, der sich unterstand von mir sogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber sagte ihm, was solch ein elender Mensch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beiden Herren in mich drangen und verlangten, ich solle mich eilig entschließen, sagte ich ihnen, daß ich schon entschlossen sey, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Crucifix und sagte, mit der Mütze in der Hand: Gnädiger, unsterblicher, gerechter und heiliger Erlöser! Alles, was du thust und zulässest, geschieht nach deiner großen, unvergleichbaren Gerechtigkeit, du weißt daß ich ungefähr in das Lebensalter gelange, welches du auch erreicht hast, und ich habe bis hierher um keiner Ursache willen mich ins Gefangniß begeben müssen, ist es aber gegenwärtig dein Wille, daß ich diese Schmach erdulde, so danke ich dir auch dafür und übernehme sie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kammerlingen und sagte mit einem spottenden Lächeln: Meinesgleichen verdiente wohl keine geringern Häscher als ihr seyd, meine Herren! so nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich wohin ihr wollt.

Diese äußerst artigen und höflichen Männer begannen zu

lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Gesprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotto hieß. Wir fanden bei ihm den Fiscal, sie hatten uns beide erwartet. Die beiden Herrn Kammerlinge sagten lachend: Hier bringen wir euch diesen Gefangenen, nehmt ihn wohl in Acht! Wir haben uns genug erlustigt, indem wir euren Leuten ins Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dieß seine erste Gefangenschaft sey, durch Häscher unserer Art abgeführt werden müsse. Sie eilten darauf zum Papst und erzahlten ihm alle Umstande. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er sich aber Gewalt an und lachte, denn es waren viele Herren und Cardinale gegenwärtig, die mich höchlich begünstigten.

Indessen beschäftigten sich der Gouverneur und der Fiscal mit mir; bald drohten sie, bald ermahnten sie, bald wollten sie mir rathen. Sie sagten, es sey natürlich, daß wenn einer von einem andern eine Arbeit machen lasse, so könne er sie auch, nach seinem Belieben, auf jede Weise wieder zurück nehmen. Dagegen versetzte ich: daß das keineswegs gerecht sey, und daß ein Papst das nicht thun könne; denn er sey nicht von der Art gewisser tyrannischer Herrchen, die ihrem Volk das Schlimmste, was sie nur können, anzuthun fähig sind, und weder Gesetz noch Gerechtigkeit beobachten, dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Christi nicht üben. Darauf sagte der Gouverneur mit gewissen haschermäßigen Gebarden und Worten, die ihm eigen waren: Benvenuto! Benvenuto! du gehst darauf aus, daß ich dich nach Verdienst behandeln soll. — So werdet ihr mir alle Ehre und Höflichkeit wiederfahren lassen! — Schicke sogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweite Wort! Darauf sagte ich: meine Herren! erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache

vorbringe. Der Fiscal, der ein bescheidenerer Büttel als der Gouverneur war, wendete sich zu ihm und sagte: Gnädiger Herr! vergönnt ihm hundert Worte. Wenn er nur das Werk heraus giebt, so haben wir genug. Darauf sagte ich: Wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern ließe, so könnte er zum Meister, der ihn schlecht bediente, mit Gerechtigkeit sagen: Gieb mir mein Haus, ich will nicht daß du mir daran arbeiten sollst! er könnte ihm seine Arbeit bezahlen und ihn wegschicken. Auch wenn einer einen kostbaren Edelstein wollte fassen lassen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach seinem Willen, der könnte sagen: Gieb mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht; aber hier ist nicht von dieser Art die Rede, denn es ist weder ein Haus, noch ein Edelstein, und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe, und so, gnädiger Herr, thut was ihr könnt, von mir erhaltet ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt ihr dem Papst sagen, eure Drohungen machen mir nicht die mindeste Furcht; ich bin ein ehrlicher Mann und bei meinen Handlungen wird mir nicht bange.

Der Gouverneur und Fiscal standen auf und sagten mir, daß sie zum Papste gingen, und der Auftrag, mit dem sie wahrscheinlich wieder kämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf und ab, und sie verzogen fast drei Stunden. Indessen besuchten mich alle die vornehmsten Florentinischen Kaufleute und baten mich inständig, ich solle nicht mit einem Papste rechten, denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich fest entschlossen sey und wisse, was ich zu thun habe.

Sobald der Gouverneur mit dem Fiscal zurückgekommen

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe ist.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinsen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthusiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geschrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in allem frey gehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftsteller?

Treufreund. Ey wohl!

war, ließ er mich rufen und ſagte: der Auftrag, den ich vom Papſte habe, thut mir ſelbſt leid, ſchaffe das Werk ſogleich her, oder erwarte was dir begegnen kann! Darauf antwortete ich: bis auf dieſe Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Chriſti eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es ſehe; thut daher was ihr nicht laſſen könnt. Der Gouverneur verſetzte nochmals: ich habe dir vorerſt noch zwei Worte vom Papſte zu ſagen und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papſt befiehlt, du ſollſt mir die Arbeit hieher bringen, ſie ſoll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und verſiegelt werden, ich ſoll ſie hinbringen, und er verſpricht, bei Treue und Glauben, daß er ſie nicht eröffnen, ſondern ſie dir ſogleich zurückgeben will; aber ſo ſoll es ſeyn um ſeiner eigenen Ehre willen. Darauf antwortete ich lächelnd: herzlich gern will ich mein Werk auf dieſe Weiſe hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu und Glaube eines Papſtes beſchaffen iſt. So ſchickte ich nach meiner Arbeit, ſiegelte ſie, wie er's verlangte und gab ſie hin.

Als der Gouverneur zum Papſte zurückkam, nahm dieſer die Schachtel, wie jener mir nachher ſelbſt erzählte, wendete ſie einigemal um und fragte ſodann den Gouverneur: ob er die Arbeit geſehen habe? Darauf ſagte dieſer: ja! ſie ſey in ſeiner Gegenwart verſiegelt worden und verſicherte dabei, die Arbeit habe ihm höchſt bewundernswerth geſchienen. Darauf verſetzte der Papſt: Sage Benvenuto, die Päpſte haben Gewalt viel größere Dinge denn dieſes zu löſen und zu binden; und indem er dieſes mit einigem Verdruß zu ſagen ſchien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öffnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugſam betrachtet hatte, zeigte er ſie Tobias dem Goldſchmied, der ſie ſehr lobte, und als

der Papſt ihn fragte: ob er nunmehr, da er das Werk geſehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle? mit ja antwortete und vom Papſte Befehl erhielt, ſich ganz danach zu richten. Darauf wendete ſich der Papſt zum Gouverneur und ſagte: ſeht ob Benvenuto euch das Werk überlaſſen will, bezahlt es ihm ſo hoch als es ein Kenner ſchätzen mag; will er es ſelbſt endigen und einen Termin ſetzen, ſo ſucht mit ihm überein zu kommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf. Darauf ſagte der Gouverneur: Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieſes jungen Mannes, erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weiſe zu Leibe gehe. Darauf erwiederte der Papſt: mit Worten ſollte er thun was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen und ſagte zu mir mit einem Häſcherblick: Die Päpſte haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu löſen, und das wird ſogleich im Himmel gut geheißen. Hier iſt dein Werk offen zurück, Seine Heiligkeit hat es geſehen. Darauf erhob ich die Stimme und rief: Nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt! Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und ſagte mit einer etwas ſanftern Art: Benvenuto! es thut mir leid, daß du dein Beſtes nicht einſehen willſt, ſo gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo. So trug ich mein Werk fort und brachte ſogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig den Faden meiner Knechtſchaft

wieder anzuknüpfen, gehofft, ich sollte nicht im Stande seyn sogleich das Geld zu überliefern, als daher Pompeo lachelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihm kam, schimpfte er und ärgerte sich, daß die Sache so abgelaufen war, dann sagte er, geh' und suche Benvenuto in seiner Werkstatt auf, sage ihm, er soll mir das Werk zu einer Monstranz fertig machen, daß ich am Frohnleichnam das Hochwürdige darin in Procession tragen kann, er soll alle mogliche Bequemlichkeit haben, nur soll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir, nach seiner Art, die ungeschicktesten Eselscareſſen und sagte mir die Worte des Papstes wieder. Darauf antwortete ich schnell: Ich kann mir keinen größern Schatz in der Welt wünschen, als wenn ich die Gnade eines so großen Papstes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verloren habe, sondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewisser neidischer Menschen, denen es eine Freude macht, Böses zu stiften. Hat doch der Papst eine Menge Diener! er soll mir euch nicht mehr schicken, um eures Heils willen, und ihr könnt euch nur in Acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienst des Papstes denken, und alles thun, was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was ihr dem Papst über mich gesagt habt und mischt euch nicht in meine Angelegenheiten, denn eure Fehler sollen euch noch verdientermaßen gereuen. Alles dieses hinterbrachte der Mensch dem Papste, auf eine bestialische Weise, und so blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner Werkstatt und trieb mein Geschaft.

Tobias, der Goldschmied, hatte indessen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach seiner Art vollendet; dann befahl ihm der Papst, er solle einen Kelch, nach der Weise des meinen, den er gesehen hatte, sogleich anfangen, und ließ

nach einiger Zeit sich die Arbeit zeigen, und als sie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich, mit mir gebrochen zu haben; er schalt auf die Werke des Tobias und auf alle die ihn empfohlen hatten. Mehrmals schickte er mir darauf den Baccino della Croce, und ließ mich wegen der Monstranz mahnen. Ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur so lange ausruhen lassen bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt sey, wieder erholt hätte; ich würde aber indessen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande sey, bloß Seinem Dienste widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich portratirt und arbeitete in meinem Hause heimlich an einer Medaille für ihn. In meiner Werkstatt aber hielt ich zu der Zeit einen Gesellen, der ehemals mein Lehrbursch gewesen war und sich Felix nannte.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Der Autor verliebt ſich in eine Sicilianiſche Curtiſane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geſchwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten. — Er wird mit einem Sicilianiſchen Prieſter bekannt, der ſich mit Zauberei abgiebt. — Ceremonien, deren er ſich bedient. — Der Autor iſt bei den Beſchwörungen gegenwärtig, in Hoffnung ſeine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beſchwörung. — Ihm wird verſprochen er ſoll Angelica innerhalb eines Monats wieder ſehen. — Streit zwiſchen ihm und Herrn Benedetto, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papſt, der Autor habe den Goldſchmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu laſſen. Er entflieht und begiebt ſich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Soloſmeo den Bildhauer.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerin von der größten Schönheit verliebt; auch ſie zeigte daß ſie mir ſehr wohl wolle; die Mutter aber, welche unſere Leidenſchaft bemerkt hatte, und ſich vor unſern Abſichten fürchtete, denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen, kam mir zuvor, ging Nachts aus Rom, und ließ mir vorſpiegeln, als wenn ſie nach Civita Vecchia

den Weg genommen hätte; sie begab sich aber auf Ostia und von da nach Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia, und beging unglaubliche Thorheiten, um sie wieder zu finden. Es wär' zu umständlich diese Dinge hier zu erzählen, genug, ich war im Begriff toll zu werden oder zu sterben. Sie schrieb mir nach zwei Monaten, daß sie sich in Sicilien, sehr mißvergnügt, befinde. Indessen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene los zu werden.

Unter solchen Ausschweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewissen Sicilianischen Geistlichen Freundschaft gemacht, er war von dem erhabensten Geiste und wohl im Lateinischen und Griechischen erfahren. Einsmals, durch eine besondere Wendung des Gesprächs, kamen wir auch auf die Zauberei zu reden, und ich sagte, wie sehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte irgend etwas von dieser Kunst zu sehen oder zu spüren; darauf versetzte der Priester: zu einem solchen Unternehmen gehört ein starkes und sichres Gemüth. Ich versetzte, daß ich die Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn sich nur die Art und Weise fand', ein solches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Priester: wenn dir am Anschauen solcher Dinge genug ist, so will ich deine Neugierde sattigen. Wir wurden eins das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte sich der Priester bereit, indem er mir sagte, ich solle einen, auch zwei Gefahrten suchen. Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen besten Freund, welcher einen Pistojeser mit sich nahm, der sich auch auf die Schwarzkunstelei gelegt hatte. Wir gingen zusammen ins Colisee; dort kleidete sich der Priester nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde mit den schönsten Ceremonien die man sich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetika

(Assa fetida) mitbringen laſſen, koſtbares Raucherwerk und Feuer, auch böſes Räucherwerk.

Da alles in Ordnung war, machte er das Thor in den Cirkel und führte uns bei der Hand hinein; dem andern Schwarzkünſtler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfniß ins Feuer zu werfen; uns überließ er die Sorge das Feuer zu unterhalten und die Specereien darzureichen, dann fing er ſeine Beſchwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erſchienen manche Legionen Teufel, ſo daß das Coliſee ganz voll ward. Ich war mit den koſtlichſten Specereien beſchäftigt, und als der Prieſter eine ſo große Menge Geiſter bemerkte, wendete er ſich zu mir und ſagte: verlange was von ihnen! ich verſetzte ſie ſollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerin wieder zuſammen komme.

Dieſe Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich ſehr zufrieden über dieſe Begebenheit war. Der Nekromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen und ich würde in allem, was ich verlangte, völlig befriedigt werden; aber ich müßte einen unſchuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ungefähr zwölf Jahr alt, und berief von neuem Vincenzio Romoli, und da ein gewiſſer Agnolino Gaddi unſer Hausfreund war, nahm ich auch dieſen mit zu unſerer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort; der Nekromant machte wieder ſeine Vorbereitung, und mit derſelben, ja mit einer noch wunderſamern Ordnung, brachte er uns in den Cirkel, den er von neuem mit mehr Kunſt und Ceremonien bereitet hatte. Vincenz und Agnolino beſorgten das Raucherwerk und das Feuer, mir gab er das Pentakel in die Hand und ſagte: er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ich's zu wenden hatte. Nun fing der Nekromant die ſchrecklichſten Beſchwörungen an, er rief bei ihren Namen eine

Menge solcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beschwur sie, im Namen und Gewalt Gottes, des unerschaffenen, lebendigen und ewigen, und das in Hebraischen Worten, auch mitunter in genugsamen Griechischen und Lateinischen, so daß in kurzer Zeit einhundertmal mehr als bei der ersten Beschwörung erschienen und das ganze Colisee sich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und sparten das kostbare Räucherwerk nicht, mir aber gab der Nekromant den Rath abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelica seyn möchte. Ich that es, und er wendete sich zu mir und sagte: Hörst du, was sie sprechen? in Zeit eines Monats sollst du bei ihr seyn. Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur fest halten, denn es waren wohl ein Tausend Legionen mehr, als er verlangt habe, und sie seyen von der gefährlichsten Art; da sie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, so müßte man ihnen freundlich thun und sie geduldig entlassen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pentakel war, zu jammern an, und sagte, es seyen ein tausend der tapfersten Manner beisammen, die uns alle drohten, dann sah es noch vier ungeheure Riesen, bewaffnet und mit der Gebarde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indessen suchte der Nekromant, der vor Furcht zitterte, sie auf die sanfteste und gefälligste Art so gut er konnte, zu entlassen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern, ich fürchtete mich so sehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken und sprach ihnen allen Muth zu. Gewiß ich war halb todt, als ich den Nekromanten in so großer Angst sah. Das Kind hatte den Kopf zwischen die Knie gesteckt und sagte: so will ich sterben! denn wir kommen um, alle zusammen. Da sagte ich zum Knaben: diese Creaturen sind alle

unter uns, und was du ſiehſt iſt Rauch und Schatten, hebe nur die Augen ohne Furcht auf! Das Kind blickte hin, und ſagte von neuem: das ganze Coliſee brennt, und das Feuer kömmt auf uns los. Es hielt die Hände vors Geſicht, rief, es ſey todt und wollte nichts mehr ſehen! Der Nekromant empfahl ſich mir, bat, ich möchte nur feſt halten, und ſtark mit Zaffetika räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und ſagte: er möge ſchnell Zaffetika ausſtreuen! Indem ſo betrachtete ich den Agnolino, der ſo erſchrocken war, daß ihm die Augen in die Quere ſtunden und er halb todt ſchien. Agnolo! rief ich, hier iſt nicht Zeit ſich zu fürchten; mache dir was zu thun, rühre dich und ſtreue ſchnell die Zaffetika. Agnolo, indem er ſich bewegen wollte, verunreinigte ſich mit ſo heftigem Getöſe, daß die Kraft der Zaffetika nur gering dagegen war; das Kind erhob bei dieſem Schall und Geſtank ein wenig das Geſicht, und da es mich lächeln ſah, erholte es ſich ein wenig von ſeiner Furcht und ſagte: ſie zögen ſich mit Macht zurück.

So blieben wir bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind ſagte: nur wenige ſeyen noch übrig geblieben und ſie ſtunden von ferne. Der Nekromant vollbrachte nun ſeine Ceremonien, zog ſich aus, nahm ſeinen großen Pack Bücher zuſammen, und wir verließen mit ihm auf einmal den Kreis, einer drückte ſich an den andern, beſonders hatte ſich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Nekromanten bei der Weſte und mich beim Ueberkleid hielt. Beſtändig, bis wir zu unſern Häuſern unter den Bauken gelangt waren, verſicherte es uns, zwei von denen die es im Coliſee geſehen habe, ſpazierten mit großen Sprüngen vor uns her, und liefen bald über die Dächer, bald über die Straßen. Der Nekromant ſagte, ſo oft er auch ſchon in dem Kreis geweſen,

sey ihm doch niemals so etwas Außerordentliches begegnet; er bat mich, daß ich ihm beistehen sollte: denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sey, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden. Die Liebeshandel seyen Eitelkeit und Narrheit, wobei nichts herauskomme. Ich versetzte darauf: daß ich ihm gerne beistehen wollte, wenn ich nur Latein verstünde; er aber versicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne, er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber niemand von so gesetztem Gemüth wie mich, und ich solle mich nur nach seinem Rathe halten. So kamen wir nach Hause und traumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Nekromant des Tages darauf mich wieder sah, sprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen. Darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hatten? Er sagte mir, in weniger als einem Monat würden wir fertig seyn, und der geschickteste Ort wäre in den Bergen von Norcia. Zwar habe sein Meister auch hier in der Nahe, in den Gebirgen der Abtei Fasta, eine solche Weihe vorgenommen, es hätten sich aber doch solche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen; auch seyen die Bauern daselbst in der Nachbarschaft zuverlässige Leute, nicht ganz unerfahren in diesen Dingen, und könnten uns, im Nothfall, wichtige Dienste leisten.

So überredete mich der Priester Nekromant um so leichter, als ich zu solchen Dingen schon geneigt war; aber ich sagte ihm, ich wollte zuerst die Medaille für den Papst fertig machen, denn er und niemand anders wußte um diese geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der bestimmten Zeit meine Sicilianerin sehen würde? Denn der Termin kam

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freylich! wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beytragen können, so sorgen Sie, daß wir besser bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich so gräßliche Gesichter schnitten, wenn man sich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten

naher heran, und es schien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Nekromant versicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zusammentreffen würde; denn jene hielten Wort, wenn sie auf solche Weise versprachen; ich sollte aber aufmerken und mich vor Händeln in Acht nehmen, die sich dabei ereignen könnten; ich sollte lieber etwas gegen meine Natur erdulden, denn es läge eine große Gefahr nicht weit, es wäre besser für mich, wenn ich mit ihm ginge das Buch zu weihen, auf diese Weise würde die Gefahr vorübergehen, und wir würden beide die glücklichsten Menschen werden.

Ich fing an mehr Lust zu empfinden als er selbst, und sagte zu ihm: es sey nur eben jetzt ein gewisser Meister nach Rom gekommen, Namens Johann da Castello, ein Bolognefer, ein trefflicher Mann Medaillen in Stahl zu schneiden, wie ich sie auch machte, und ich wünschte nichts mehr, als mit ihm in die Wette zu arbeiten, mich auch so der Welt zu zeigen, und mit einem solchen Talente lieber als mit dem Schwerte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber sagen was ich wollte, so hörte doch der Priester nicht auf, mir anzuliegen und sagte: mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die große Gefahr, die dir bevorsteht. Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meine Arbeit so verliebt, daß ich weder an Angelica, noch an irgend etwas dachte.

Eines Abends hatte ich mich, zur ungewöhnlichen Zeit, von meinem Hause nach meiner Werkstatt begeben, woselbst Felix, mein Geselle, alle Arbeiten besorgte; ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte. Da machte ich mich auf; und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir

ein sehr guter Freund, Herr Benedetto; er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Saneſers. Dieſer Benedetto war lange in Neapel geweſen; hatte ſich darauf in Rom niedergelaſſen und beſorgte die Geſchäfte gewiſſer Handelsleute von Siena. Mein Geſelle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe ſchuldig, an eben dem Tage waren ſie einander wieder begegnet, und Felix hatte nach ſeiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herren des Benedetto, die zufällig dabei ſtanden. Da ſie vernahmen wie ſich die Sache verhalte, ſchalten ſie ihren Factor tüchtig aus und ſagten: ſie würden ſich eines andern bedienen, denn dergleichen Händel wollten ſie nicht haben. Benedetto entſchuldigte ſich ſo gut er konnte und behauptete, er habe den Goldſchmied bezahlt, ſagte aber dabei: er ſey nicht im Stande, die Tollheit eines Wahnſinnigen zu bändigen. Dieſe Herren nahmen ſein Betragen übel und jagten ihn ſogleich weg. Darauf eilte er wüthend nach meiner Werkſtatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab ſich's, daß wir uns grade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs freundlichſte, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich ſogleich an alles, was mir der Nekromant geſagt hatte, und hielt an mich was ich könnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu ſeine Worte mich nöthigten. Herr Benedetto! ſagte ich, Bruder! entrüſtet euch nicht gegen mich; habe ich euch doch nichts zu Leide gethan! weiß ich doch nichts von dem Vorfall. Habt ihr was mit Felix zu thun, ſo geht doch, ich bitte euch, und macht's mit ihm aus, er weiß am beſten was zu antworten iſt; ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergeſtalt

anzugreifen, um so mehr, da ihr wißt daß ich der Mann nicht bin Beleidigungen zu erdulden.

Darauf antwortete Benedetto: ich wisse um alles, er sey der Mann, mit mir schon fertig zu werden, Felix und ich seyen zwei große Lumpe.

Schon hatten sich viele Leute gesammelt, diesen Streit anzuhören, und, gezwungen durch seine groben Worte, buckte ich mich schnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn ins Gesicht zu treffen; aber er buckte sich, und ich traf ihn mitten auf den Schadel. In dem Kothe stak ein frischer Stein, mit vielen scharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmachtig, für todt, auf die Erde, und jedermann, der das Blut so stark herabrieseln sah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwischen daß einige Anstalt machten ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, dessen ich schon öfters erwähnt habe, und als er diesen Mann so übel zugerichtet sah, fragte er, wer ihn geliefert habe? man sagte: Benvenuto! aber diese Bestie habe es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papst kam, denn er ging wegen einiger Geschafte dahin, sagte er: Heiligster Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erschlagen, ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Da wurde der Papst wuthend und sagte zum Gouverneur, der eben gegenwartig war, er solle mich fahen, und am Orte, da der Todschlag geschehen sey, sogleich aufhangen lassen.

Ich aber, da ich diesen Unglücklichen auf der Erde sah, dachte sogleich mich zu retten, denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bei dieser Gelegenheit gefahrlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Gaddi, um mich, so geschwind als möglich, mit Gott davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich sollte nicht

so eilig seyn, manchmal sey das Uebel so groß nicht als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bei ihm wohnte, und ersuchte ihn hinzugehen, um sich nach der Sache zu erkundigen. Indessen erschien ein Römischer Edelmann, aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes bei Seite, und sagte: sein Herr schicke ihn her, der selbst die Worte des Papstes gehört habe, es sey kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieser ersten Wuth nicht entränne, ich solle mich ja auf kein Haus in Rom verlassen! Der Edelmann entfernte sich sogleich, und Herr Johannes sah mich mit thränenden Augen an und rief: wie traurig, daß ich kein Mittel habe dir zu helfen! Darauf sagte ich: mit der Hulfe Gottes will ich mir schon selbst helfen, nur bitt' ich euch, dient mir mit einem eurer Pferde.

Sogleich ließ er mir ein Türkisches Pferd satteln, das schönste und beste das in Rom war. Ich bestieg es und nahm eine Buchse vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen. Da ich nach Ponte Sisto kam, fand ich die sämmtlichen Häscher zu Pferde und zu Fuß, ich mußte aus der Noth eine Tugend machen, herzhaft frischte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frei durch, und so schnell ich konnte eilte ich nach Palombara, zu Herrn Savelli und schickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wissen zu lassen wo ich mich befande. Herr Savelli bewirthete mich zwei Tage aufs freundlichste; dann rieth er mir, ich solle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erste Hitze voruber sey. Er ließ mich begleiten und auf die Neapolitanische Straße bringen. Auf derselben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Cosmeo hieß und nach St. Germano ging, um das Grab Peter von Medicis auf Monte Cassino fertig zu machen. Er

ſagte mir, daß noch ſelbigen Abend Papſt Clemens einen ſeiner Kammerer geſchickt habe, um nachfragen zu laſſen, wie ſich gedachter Tobias befinde? Der Abgeordnete habe dieſen Mann bei der Arbeit angetroffen, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieſes dem Papſt hinterbracht wurde, wendete er ſich zu Pompeo und ſagte: du biſt ein ſchlechter Menſch; aber ich verſichre dir, du haſt eine Schlange gekneipt, die dich beißen und dir dein Recht anthun wird! Dann ſprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir ſehen ſolle; denn um alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten ſingend auf Monte Caſſino.

Zweites Capitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er ſeine geliebte Angelica und ihre Mutter. Sonderbare Zuſammenkunft dieſer Perſonen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günſtig aufgenommen, welcher verſucht, ihn in ſeinen Dienſten zu behalten. — Angelica's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals von Medicis nach Rom an, da der Papſt den Irrthum wegen Tobias Tod ſchon entdeckt hat. — Beſonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedette von ſeiner Wunde geneſen iſt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens und ſtarter Seiner Heiligkeit auf. — Was in dieſer Audienz begegnet. — Der Papſt vergiebt ihm und nimmt ihn in ſeine Dienſte.

Als nun Solosmeo daſelbſt die Arbeit durchgeſehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ungefähr eine halbe Meile vor der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in ſein Gaſthaus einlud, und verſicherte: er ſey

lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz gewesen, wenn wir bei ihm einkehrten, wolle er uns aufs beste bewirthen. Wir wiederholten öfters: daß wir mit ihm nichts wollten zu schaffen haben; dessen ungeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte seine Einladung, immer mit denselbigen Worten. Endlich war ich seiner Zudringlichkeit überdrüssig, und um ihn los zu werden fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerin, Namens Beatrice, nachweisen könne, die eine Tochter habe, welche Angelica heiße, beide seyen Curtisanen. Der Wirth, welcher glaubte ich hatte ihn zum besten, rief aus: Gott verdamme alle Curtisanen und jeden, der ihnen wohl will! Darauf gab er seinem Pferde die Sporen und eilte von uns weg. Ich freute mich auf so gute Weise die Bestie los geworden zu seyn; aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Madchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten, nicht ohne manchen verliebten Seufzer, von meinem Abenteuer sprach, sahen wir den Wirth im Galop zurückkehren. Es sind zwei oder drei Tage, rief er aus, daß neben meinem Hause ein Weib und ein Madchen eingezogen sind, die so heißen, ob sie Sicilianerinnen sind, kann ich nicht sagen. Darauf versetzte ich, der Name Angelica hat so große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bei dir einkehren will. Wir folgten dem Wirth, und stiegen bei ihm ab. Eiligst brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus, und fand meine Angelica wirklich daselbst, die mich mit unmäßigen Liebkosungen empfing; ich blieb bei ihr bis den andern Morgen, und war glücklicher als jemals. Mitten in diesem Genusse fiel mir ein, daß an diesem Tage grade der Monat um sey, und daß ich nach dem Versprechen der bösen Geister, meine Angelica nun besitze.

Da denke nun jeder, der sich mit ihnen einlaßt, sich die großen Gefahren, durch die ich hatte gehen müssen.

Ob ich gleich noch jung war, so kannte man mich in Neapel doch auch schon als einen Menschen von Bedeutung, und empfing mich aufs beste, besonders Herr Dominico Fontana, ein trefflicher Goldschmied; er ließ mich die drei Tage, die ich in Neapel war, in seiner Werkstatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vicekönig aufwartete, der mich zu sehen verlangt hatte. Ihro Excellenz empfingen mich sehr gnadig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte, zufälliger Weise brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Vicekönig verlangte ihn zu sehen und wunschte ihn zu besitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich versetzte darauf, indem ich den Ring an seinen Finger steckte: der Diamant und ich seyen zu seinem Befehl. Er versetzte: der Diamant sey ihm angenehm, noch angenehmer würde es ihm aber seyn, wenn ich bei ihm bleiben wollte, er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden seyn würde. So ward viel Höfliches hin und wieder gesprochen; zuletzt verlangte er den Preis des Edelsteins mit einem Worte zu wissen; ich verlangte zweihundert Scudi, und Ihro Excellenz fanden die Forderung billig und sagten, daß ihnen der Stein um so lieber sey, da ich ihn gefaßt habe, denn sonst könne er nicht eine so treffliche Wirkung thun. Ich versetzte darauf: der Stein sey nicht von mir gefaßt, ich getraute mir ihm durch eine andere Fassung noch einen viel größern Werth zu geben. Ich druckte sogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Kastchen, putzte ihn, und übergab ihn dem Vicekönig; er war zufrieden und erstaunt, und gab mir eine Anweisung, worauf mir zweihundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hause kam fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worin mir gesagt wurde, ich solle wieder nach Rom kommen, und gleich bei Ihro Eminenz Palast absteigen. Als ich meiner Angelica den Brief gelesen hatte, bat sie mich mit herzlichen Thränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder sie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn sie mit mir ginge, so wollte ich ihr die zweihundert Scudi, die ich vom Vicekönig erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter sah daß wir Ernst machten, trat sie herbei und sagte: so laß mir hundert Scudi, damit ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen. Ich antwortete der alten Kupplerin: dreißig wollte ich ihr geben, wenn sie meine Angelica mit mir ließe. Diese Bedingung ging sie ein, und Angelica bat mich, ich solle ihr ein Kleid von schwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war, auch das war ich zufrieden; ich schickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich sey nun völlig gekocht und gar, und verlangte für sich ein Kleid von feinem Tuche, und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und sagte: meine liebe Beatrice, ist dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe? Sie sagte nein! darauf versetzte ich: so ist es mir genug! nahm Abschied von meiner Angelica, sie weinte und ich lachte, wir trennten uns, und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieselbe Nacht reis'te ich von Neapel weg, damit man mir nicht auflauern und mich berauben sollte, wie es die Gewohnheit von Neapel ist, und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und Geistes-kräften, gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachstellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bei seiner Arbeit auf Monte Cassino, und stieg bei dem Gasthause von

Adananni ab um zu Mittag zu eſſen; nicht weit von dem Hauſe ſchoß ich nach einigen Vögeln und erlegte ſie; aber ein Stuckchen Eiſen, am Schloß meiner Büchſe, verletzte mir bei dieſer Gelegenheit die rechte Hand, und ſo wenig es bedeutete, ſo gefahrlich ſah es aus, weil das Blut ſehr ſtark aus der Wunde ſtrömte. Ich ſtellte mein Pferd in den Stall und ſtieg auf einen Altan, wo ich viele Neapolitaniſche Edelleute fand, die ſich eben zu Tiſche ſetzen wollten und mit ihnen ein junges Fraulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, ſo ſtieg hinter mir mein Diener, ein braver Purſche, mit einer großen Partiſane in der Hand, herauf, ſo daß vor uns beiden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute ſo erſchraken, da ohnedem dieſer Ort für ein Spitzbubenneſt bekannt war, daß ſie vom Tiſche aufſprangen, und mit großem Entſetzen Gott um Hülfe anriefen. Lachend ſagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen ſchon geholfen, denn ich ſey der Mann, ſie gegen jeden zu vertheidigen, der ſie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beiſtand, meine Hand zu verbinden. Das ſchöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold geſtickt war, und als ich damit nicht verbunden ſeyn wollte, riß ſie es ſogleich in der Mitte durch und verband mich, mit der größten Anmuth; ſie beruhigten ſich einigermaßen, und wir ſpeiſ'ten fröhlich. Nach Tiſche ſtiegen wir zu Pferde, und reiſ'ten in Geſellſchaft weiter. Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht, und ließen mich kluger Weiſe durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er ſollte auch hinten bleiben; ich ritt auf meinem ſchönen Pferdchen neben dem Fräulein her; wir ſprachen von Dingen mit denen kein Apotheker handelt, und ſo gelangte ich auf die angenehmſte Weiſe nach Rom.

Sogleich stieg ich bei dem Palast Medicis ab, wartete dem Cardinal auf, und dankte ihm für seine Vorsorge; dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß, und wo möglich, vor der Geldstrafe schützen. Dieser Herr empfing mich aufs Beste und sagte mir, ich solle nur ruhig seyn; dann wendete er sich zu einem seiner Edelleute, der Pecci hieß, und sagte ihm: er habe dem Bargell von seinetwegen zu bedeuten, daß er sich nicht unterstehen solle mich anzurühren; dann fragte er: wie sich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Pecci sagte: er befinde sich schlimm und werde sich noch schlimmer befinden, denn er habe versichert, daß er mir zum Verdruß sterben wolle, sobald ich nach Rom kame. Darauf sagte der Cardinal mit großem Lachen, konnte er uns denn auf keine andere Weise zeigen, daß er von Siena stamme? Alsdann wendete er sich zu mir und sagte: Beobachte, um meinet- und deinetwillen, den äußern Wohlstand und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht sehen, dann gehe hin, wohin du willst, und die Narren mögen nach Gefallen sterben. Ich ging nach Hause, um die angefangene Münze mit dem Bild des Papstes Clemens fertig zu machen, dazu hatte ich eine Rückseite erfunden, worauf ein Friedensbild zu sehen war. Es war ein Weibchen mit den feinsten Kleidern angethan, welche mit der Fackel in der Hand, vor einem Haufen Kriegsrüstungen stand, die wie eine Trophäe verbunden waren, auch sah man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefesselt war, umher stand die Inschrift: Clauduntur belli portae. Inzwischen als ich diese Medaille fertig machte, war der Verwundete genesen. Der Papst hörte nicht auf nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in Acht, den Cardinal Medicis zu besuchen, denn so oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas

Zuſtande eines unverheiratheten wohlgeſinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuſter noch Schneider, weder Fleiſcher noch Wirth zu bezahlen brauchte, da wo mir ſelbſt ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe, ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt ihr, daß ihr gekommen ſeyd?

Treufreund. Wie ſo?

Schuhu. Wo finde ich Worte, die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonſt habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich! und was ſchlimmer iſt, abſcheulich! und was ſchlimmer iſt, gottlos! und was ſchlimmer iſt, abgeſchmackt!

Bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Endlich nahm sich Herr Piero Carnesecchi, ein großer Gunstling des Papstes, der Sache an und sagte mir auf eine geschickte Weise, wie sehr der Papst wünsche, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Ihro Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergessen noch unterlassen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig, und ich prägte sie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte sie dem Herrn Piero, der mich sogleich bei dem Papste einführte. Es geschah nach Tische an einem schönen Tage im April, der Papst war im Belvedere, und ich überreichte ihm die Münzen, so wie die Stempel; er nahm sie, und sah sogleich die große Gewalt der Kunst ein, zeigte sie Herrn Piero und sagte: Sind die Alten jemals so gut in Münzen bedient gewesen? und indessen die Gegenwärtigen bald die Medaillen bald die Stempel beschauten, fing ich mit der größten Bescheidenheit zu reden an und sagte: Wenn das Geschick, das mir unglücklicher Weise Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieses Unwillens verhindert hatte, so verloren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böse lügenhafte Zunge meines größten Feindes hat Ew. Heiligkeit in so großen Zorn versetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu fahen und hangen zu lassen; ware das geschehen, so hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt, denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, soll auf seine Diener nicht so übereilt den schweren Arm fallen lassen, da hinterdrein die Reue nichts helfen kann. Gott hat dießmal den ungünstigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew.

Heiligkeit erhalten, ich bitte, künftig nicht so leicht auf mich zu zürnen.

Der Papst fuhr immer fort die Medaillen zu besehen, und hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu; da aber viele große Herren gegenwärtig waren, schämte sich der Papst ein wenig, und, um aus dieser Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem solchen Befehle nichts wissen. Da ich das merkte, fing ich von etwas anderm an zu reden, und Seine Heiligkeit sprach von den Münzen und fragte mich, wie ich sie so künstlich hätte prägen können, da sie so groß seyen, als er sie von den Alten niemals gesehen. Darüber ward eine Weile gesprochen; er aber schien zu fürchten, daß ich ihm noch einen schlimmeren Sermon halten möchte, und sagte: die Medaillen seyen sehr schön und gefielen ihm wohl, nur möchte er noch eine andere Rückseite haben, wenn es anginge. Ich versetzte, daß solches gar wohl geschehen könne, und er bestellte sich die Geschichte Mosis, der Wasser aus den Felsen schlägt, mit der Umschrift: ut bibat populus. Darauf sagte er: Gehe, Benvenuto; sobald du fertig bist, soll auch an dich gedacht seyn. Als ich weg war, versicherte der Papst, vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nöthig hätte, für andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückseite fertig zu machen.

Drittes Capitel.

Papſt Clemens wird krank und ſtirbt. — Der Autor tödtet Pompeo von Mailand. — Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III. aus dem Hauſe Farneſe wird Papſt. Er ſetzt den Verfaſſer wieder an ſeinen Platz, als Stempelſchneider bei der Münze. — Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, wird Cellini's Feind. Urſache davon. — Peter Ludwig beſtellt einen Corſicaniſchen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Abſicht erfährt und nach Florenz geht.

Indeſſen ward der Papſt krank, und da die Aerzte den Zuſtand für gefährlich hielten, vermehrte ſich die Furcht meines Gegners Pompeo dergeſtalt, daß er einigen Neapolitaniſchen Soldaten auftrug, mir nachzuſtellen; ich hatte viele Mühe mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich ſie ſogleich zum Papſte, den ich im Bette und in ſehr übeln Umſtänden fand, mit allem dem empfing er mich ſehr freundlich und wollte Münzen und Stempel ſehen. Er ließ ſich Licht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf taſtete er ein wenig mit den Fingern, ſeufzte tief und ſagte zu denen die zunächſt ſtanden: Benvenuto dauert mich! wenn ich aber wieder geſund werde, ſo ſoll für ihn geſorgt ſeyn. In drei Tagen ſtarb der Papſt und ich hatte meine Arbeit umſonſt gethan, doch ſprach ich mir Troſt zu, denn ich war durch dieſe Medaillen ſo bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papſt werde mich brauchen und vielleicht beſſer belohnen. So beruhigte ich mich ſelbſt, und löſchte in meinem Sinne alles das große Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter dem todten Papſt die Füße zu küſſen, welches nicht ohne Thränen abging, dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die große Verwirrung zu ſehen, die bei ſolchen Gelegenheiten zu entſtehen pflegt.

Ich saß daselbst mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehen wohlbewaffneten Mannern einher kam. Er blieb gegen mir über stehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen sollte, ich bedachte aber sogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, großer Schaden auch für die entstehen könnte, die nicht die mindeste Schuld hatten, und ich dachte, es sey besser, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ungefähr zwei Ave Maria stehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die Seinigen auch, schüttelten die Köpfe und forderten uns, durch noch mehr solche unartige Zeichen, heraus. Meine Gesellen wollten sogleich Hand ans Werk legen, ich aber sagte ihnen erzürnt: Um meine Händel auszumachen brauchte ich keinen Braven als mich selbst, ein jeder möchte sich um sich bekummern, ich wüßte schon was ich zu thun hätte. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebster Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, der mich wie sich selbst liebte; dieser wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entschlossene Kühnheit sehr gut, deßwegen bat er mich im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem, was ich vorhatte, Theil nehmen lassen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebtester unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hulfe bedarf, aber in diesem Falle, wenn du mich liebst, bekummere dich nicht um mich und mache daß du fortkömmst. Diese Worte sagte ich schnell. Indessen waren meine Feinde aus den Bänken langsam auf einen Kreuzweg gekommen, wo die Straße nach verschiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gasse die grade nach

Campo di Fiore geht; er war wegen einiger Geschäfte bei einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er sich seiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weise sein reines böses Schicksal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraustrat; seine Braven hatten sich aufgethan und ihn schon in die Mitte genommen. Da drang ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen spitzigen Dolch und faßte ihn bei der Brust mit solcher Schnelle und Sicherheit des Geistes, daß ihm keiner zu Hülfe kommen konnte; ich stieß ihm nach dem Gesicht, das er vor Schrecken wegwendete, daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwei einzige Stiche versetzte, so daß er beim zweiten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freilich meine Absicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber wie man sagt: Wunden lassen sich nicht messen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen, da waren alle seine Begleiter mit dem todten Körper beschäftigt, keiner wendete sich gegen mich, keiner zeigte das mindeste Verlangen mit mir zu rechten; so zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreihundert Schritte gegangen, als mich Pilotto der Goldschmied, mein großer Freund, einholte und sagte: Lieber Bruder! da das Uebel geschehen ist, so laß uns sehen, wie wir dich retten können! Darauf sagte ich: gehen wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem gesagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich seiner bedürfe. Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unschätzbaren Liebkosungen, und bald erschienen die vornehmsten Jünglinge aller Nationen die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen die

Mailander, und alle erboten ſich ihr Leben zu meiner Rettung dran zu ſetzen; auch Herr Ludwig Rucellai ſchickte dringend zu mir, ich ſolle mich ſeiner auf alle Weiſe bedienen. Eben ſo thaten mehrere Männer Seinesgleichen, denn alle ſegneten mich, ſie waren ſämmtlich überzeugt, daß mir der Mann allzugroßen Schaden zugefügt habe, und hatten ſich oft über die Geduld womit ich ſeine Feindſchaft ertrug, verwundert.

Zu demſelben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Handel erfahren und ſchickte mir, aus eigner Bewegung, dreißig Soldaten, mit Partiſanen, Piken und Büchſen, die mich ſicher in mein Haus begleiten ſollten. Ich nahm das Erbieten an und ging mit ihnen fort, und wohl noch einmal ſo viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erſter Kammerer des Papſtes, die Sache erfuhr, ſchickte er zum Cardinal Medicis einen Mailändiſchen Edelmann, der das große Uebel das ich angerichtet hatte, erzahlen und ſeine Eminenz auffordern ſollte, mich nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Cardinal antwortete ſogleich: ſehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun! dankt Herrn Trajano, daß er mich von dem, was ich nicht wußte, benachrichtigt hat. Dann wandte er ſich zu dem Biſchof von Trulli und ſagte: ſeht euch ſorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hieher! ich will ihn vertheidigen und ſchützen, und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu thun. Der Mailänder ging ſehr beſchämt weg, und der Biſchof eilte mich aufzuſuchen. Er ging zum Cardinal Cornaro und ſagte: der Cardinal Medicis ſchicke nach Benvenuto und wolle ihn in ſeine Verwahrung nehmen. Der Cardinal Cornaro, der etwas ſeltſam und rauh wie ein Bär war, antwortete voll Zorn, daß er mich ſo gut als der Cardinal Medicis verwahren könne.

Darauf sagte der Bischof: er wunsche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu sprechen, der Cardinal aber versicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne.

Der Cardinal Medicis war hierüber außerst aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm, und bat ihn, er möchte gnadigst geruhen, mich in dem Haus des Cornaro zu lassen, da doch dieser sich so lebhaft meiner angenommen habe. Ihre Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben, übrigens aber dachte ich denenselben nichts vorzuschreiben. Er antwortete mir: ich möchte thun, was ich fur gut hielte, und so kehrte ich in das Haus des Cornaro zuruck.

1534.

Wenig Tage darauf ward Cardinal Farnese zum Papste erwahlt, und als er die wichtigsten Sachen besorgt hatte, verlangte er nach mir und sagte: ich allein solle ihm seine Münzen machen; darauf sagte einer seiner Edelleute, ich sey wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabei die Ursachen die mich zu dieser That bewogen hatten, sehr günstig vor. Ich wußte den Tod des Pompeo nicht, versetzte der Papst, aber die Ursachen des Benvenuto wußte ich wohl, deßwegen fertigt mir sogleich einen Freibrief aus, der ihn völlig sicher stelle. Dabei war ein Mailander, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papste sagte: es ist nicht rathsam, in den ersten Tagen Eurer Regierung solche Verbrechen zu begnadigen. Darauf wendete sich der Papst heftig zu ihm und sagte: das versteht ihr nicht! ihr müßt wissen, daß Manner, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, um so mehr, als ich seine Ursachen weiß. So

ward mir der Schutzbrief ausgestellt, und ich fing gleich an für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich solle die Münzen für den Papst machen; da setzten sich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern, ich aber ließ mich nicht stören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterschrift: vas electionis. Die Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, so daß der Papst sagte: er wolle von keinem weiter hören, ich allein solle seine Münzen arbeiten; so war ich frisch daran und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bei dem Papste. Ich hätte gern das Decret wegen der Münze wieder gehabt, allein da ließ er sich einreden und sagte: ich müßte erst wegen des Todschlags begnadigt seyn und das könnte am Fest der heiligen Marien, im August, durch den Orden der Caporioni von Rom geschehen, denn man pflege diesem alle Jahre zu gedachtem Fest zwölf Verbannte zu schenken, indessen sollte mir ein anderer Freibrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig seyn könne.

Da meine Feinde sahen, daß sie mich auf keine Weise von der Münze abhalten konnten, so nahmen sie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreitausend Ducaten Aussteuer einer natürlichen Tochter hinterlassen, und man wußte es dergestalt einzuleiten, daß ein gewisser Favorit des Herrn Peter Ludwigs, des Sohns unsers neuen Papstes, sie zum Weibe nahm. Dieser Günstling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden, wenig erhielt er daher von diesen Geldern, denn der Herr hatte Lust sich ihrer selbst zu bedienen, dagegen trieb die Frau ihren Mann: er sollte seinem Herrn

anlegen, daß man mich einfinge. Der Herr verſprach es zu thun, ſobald nur die Gunſt des Papſtes ſich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwei Monate, der Diener verlangte ſeine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, ſagte aber deſto öfter zu ihm, und beſonders zu der Frau: daß er gewiß den Vater rachen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht dem Herrn aufzuwarten, und er erzeigte mir die größte Gunſt. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen, oder mich durch irgend jemand umbringen zu laſſen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen, übertrug der Bargell einem ſeiner Soldaten, einem gewiſſen Corſiſchen Teufelchen, die Sache ſobald abzuthun als möglich, und meine andern Feinde, beſonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Corſen ein Geſchenk von hundert Scudi verſprochen, der verſicherte, daß er nicht leichter ein friſches Ei austrinken wolle. Als ich dieſen Anſchlag vernahm, war ich auf meiner Hut, und ging meiſt in guter Geſellſchaft und im Harniſch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Corſe, geizig genug, dachte das Geld nur ſo einzuſtreichen, und die Sache für ſich abzuthun, ſo daß ſie mich eines Tages, im Namen des Herrn Ludwigs, rufen ließen. Ich eilte, weil er von einigen ſilbernen Gefäßen geſprochen hatte, die er wollte machen laſſen; doch hatte ich meine gewöhnlichen Waffen angelegt und ging ſchnell durch die Strada Julia, wo ich um dieſe Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Palaſt Farneſe umwenden wollte, indem ich, nach meiner Gewohnheit, mich nach der mittlern Straße hielt, ſah ich den Corſen, der aufſtund ſich mir in den Weg zu ſtellen. Ich war gefaßt, nahm mich zuſammen, ging langſam und hielt mich nach der Mauer, um dem Corſen Platz zu machen und

mich beſſer zu vertheidigen. Auch er zog ſich wieder gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah, und ich ſah in ſeinem ganzen Betragen, daß er mir etwas Unangenehmes erzeigen wollte, und daß er glaubte, weil er mich allein ſah, könne es ihm gelingen; deßwegen fing ich an zu reden und ſagte: tapfrer Soldat, wenn es Nacht ware, ſo könntet ihr ſagen, ihr hattet mich für einen andern genommen, da es aber Tag iſt, ſo wißt ihr wer ich bin. Einer der mit euch nichts zu thun gehabt hat, einer der euch nie etwas zu Leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blieb er mit kühner Gebarde vor mir ſtehen und ſagte: er verſtehe nicht was ich ſage. Darauf verſetzte ich: ich weiß recht gut was ihr wollt und was ihr ſagt, aber euer Vorhaben iſt ſchwerer und gefahrlicher als ihr glaubt, und könnte euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß ihr mit einem Manne zu thun habt, der ſich gegen hundert wehren wurde, und daß euer Vorhaben ſich für keinen braven Soldaten ſchickt. Indeſſen war ich auf meiner Hut, und wir hatten uns beide verfarbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten daß unſere Worte von Eiſen waren, und da mein Gegner ſeine Gelegenheit nicht fand, ſagte er: wir ſehen uns ein andermal wieder; darauf verſetzte ich: brave Leute ſehe ich immer gerne wieder, und den, der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzuſuchen, der aber nicht nach mir geſchickt hatte.

Als ich in meine Werkſtatt kam, ließ mir der Corſe, durch einen beiderſeitigen Freund ſagen: ich brauche mich vor ihm nicht mehr in Acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde bleiben! Aber ich könnte mich nicht genug verſehen, denn es hatten mir wichtige Manner den Tod geſchworen. Ich ließ ihm danken und nahm mich in Acht, ſo gut ich konnte.

Treufreund. Er hat die Leiter erſtiegen.

Schuhu. Für euch iſt kein Weg als in's Zucht- oder in's Tollhaus. ec.

Papagey. Aber um Gottes willen! was macht ihr, ihr Herren? Ihr ſcheint ja ſo vernünftige Leute, und mein Herr iſt ſo ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß juſt vernünftige Leute ſich unter einander am wenigſten vertragen können.

Papagey. So einen ernſthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja! er gleicht dem Wiedehopf, denn er macht ſein Neſt aus Quark.

Hoffegut. Oder dem Guckguck, denn er legt ſeine Eyer in fremde Neſter.

Papagey. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch diesen Abend gefangen nehmen solle. Darauf beiprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen sollte, brach ich um drei und zwanzig auf, und eilte mit Postpferden nach Florenz.

Also hatte Herr Peter Ludwig, da dem Corsen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigner Macht und Gewalt den Befehl gegeben mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die sich nach ihrer Mitgift erkundigte, und da nun auch dieser letzte Anschlag nicht gelang, so ersann er einen andern, von dem wir zu seiner Zeit reden wollen.

Viertes Capitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor sehr freundlich auf. — Dieser macht eine Reise nach Venedig mit Tribolo einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit Florentinischen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren sie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geschichte wie der Autor sich an einem Cadaverthe rächt. — Nach seiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeister, und schenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papst Paul III. versöhnt ihn [illegible] und läßt ihn wieder nach Rom in seine Dienste. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir sehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bei ihm bleiben sollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Namens Tribolo, mein Gevatter, ich hatte ihm einen Sohn

aus der Taufe gehoben, der sagte mir daß ein gewisser Jacob Sanfuino, bei dem er in der Lehre gestanden, ihn verschrieben habe, und, weil er Venedig niemals gesehen, denke er hinzureisen, besonders, weil er daselbst etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig gewesen sey, so bitte er mich, die Spazierreise mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieses schon versprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander: Ich wünschte erst nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu seinen Diensten seyn. Er war es zufrieden und des andern Tages, ging ich reisefertig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Palast der Pazzi, zu der Zeit, als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo daselbst wohnten; ich ließ meine Absicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog ist, kam mit der Antwort zurück und sagte mir: ich solle Nicolo di Monte Acuto aufsuchen, der würde mir funfzig Goldgulden geben, diese schenke mir seine Excellenz der Herzog, ich solle sie auf seine Gesundheit verzehren und alsdann zu seinem Dienste zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich sagte ihm: Wer zu Pferde sey, um zu verreisen, brauche den Degen nicht fest zu binden. Er versetzte darauf: in Florenz sey das nun der Gebrauch; denn ein gewisser Fra Mauritio sey ein sehr strenger Aufseher, und würde, um einer Kleinigkeit willen Sanct Johann den Taufer selbst wippen lassen; wenigstens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducteur der ordinaren Post von Venedig anschlossen, der Lamentone hieß, und so zusammen weiter zogen.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging einige Ausgewanderte aufzusuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen sprechen durfte, sonst niemand, bei Strafe gleicher Verbannung, als die in welche sie verfallen waren. Um die Zeit, es war ungefähr zwei und zwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo den Herzog von Ferrara auf seinem Rückwege zu sehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nöthigen wollten mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtsamste Mensch von der Welt war, lispelte mir immer zu: Sieh sie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willst. So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolo Benintendi mit Petern seinem Bruder, und ein Alter, ich glaube es war Jacob Nardi, und noch mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Conducteur sprach mit einem jeden von seinen Geschäften, Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolo Benintendi an: Ich kenne die beiden recht gut. Haben sie Quark im Maule, daß sie nicht mit uns reden können? Tribolo hielt mich an, ich sollte stille seyn, und Lamentone sagte zu ihnen: er habe die Erlaubniß mit ihnen zu reden, und nicht wir. Benintendi antwortete: das sey eine Eselei! der Teufel könne uns holen! und andere dergleichen schöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und sagte, so bescheiden als ich nur wußte und konnte: Meine lieben Herren, bedenket daß ihr uns viel

ſchaden könnet und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unſchickliche Wort geſagt, aber wir wollen deßhalb mit euch nicht zürnen. Der alte Nardi ſagte: ich ſey ein braver junger Mann und habe auch ſo geſprochen. Darauf verſetzte Benintendi: ich gebe nichts auf ſie und ihren Herzog! Ich antwortete darauf, er habe ſehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wiſſen. Der alte Nardi hielt es mit uns und ſtellte ihm ſeine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort, und ich ſagte ihm: wenn er nicht aufhörte, ſo ſollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünſche den Herzog und uns, er und wir wären eine Hand voll Eſel.

Darauf ſchalt ich ihn einen Eſel und zog den Degen. Der Alte, der zuerſt die Treppe hinunter wollte, ſtolperte auf den erſten Stufen, ſtürzte hinab, und die andern über ihn her; ich ſprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden, und ſchrie wüthend: ich bringe euch alle zuſammen um! doch nahm ich mich wohl in Acht jemand Leids zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth ſchrie; Lamentone wollte mich abhalten; einige rieſen: Wehe mein Kopf! andere: Laßt mich hinaus! Es war ein unſchätzbarer Handel, es ſchien eine Heerde Schweine durch einander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte, ich ging wieder hinauf und ſteckte den Degen ein, Lamentone verwies dem Benintendi ſein Unrecht, und auch der Wirth ſchalt ihn aus. Es ſteht das Leben darauf, ſagte dieſer wenn hier jemand den Degen zieht, und wenn unſerm Herzog eure Inſolenzen bekannt waren, ſo ließ er euch alle aufhangen. Ihr verdientet wohl daß ich es anzeigte, aber kommt mir nicht mehr ins Haus, ſonſt ſoll es euch übel gehen. Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entſchuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und ſagte: er wiſſe wohl daß ich tauſend

Urſachen habe, ich ſolle mich nur auf der Reiſe vor ihnen in Acht nehmen.

Da wir abgegeſſen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frei für uns haben könnten? Er ſagte ja, und darauf wurden wir eins.

Des Morgens, gut um Achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen der einige Miglien von Ferrara entfernt iſt. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Nicolo Benintendi mit drei Geſellen, die mir aufpaßten, zwei von ihnen waren mit Spießen bewaffnet; ich hatte mich aber auch wohl verſehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und ſo erſchrak ich nicht im mindeſten; Tribolo deſto mehr, der ausrief: Gott helfe uns! dieſe werden uns todtſchlagen. Lamentone kehrte ſich zu mir und ſagte: du wirſt am beſten thun, nach Ferrara zurückzugehen, denn ich ſehe die Sache iſt gefahrlich, mein Benvenuto, gehe der Wuth dieſer raſenden Beſtien aus dem Wege. Da ſagte ich: nur getroſt vorwarts! dem der Recht hat, hilft Gott, und du ſollſt ſehen, wie ich mir ſelbſt helfen will. Iſt dieſes Schiff nicht uns allein verſprochen? Lamentone ſagte ja, und ich antwortete: ſo wollen wir auch allein darin abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich iſt. Ich trieb mein Pferd vorwärts, und da wir ungefahr zehen Schritte entfernt waren, ſtieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf ſie los. Tribolo war zurückgeblieben und hatte ſich auf ſeinem Pferde zuſammengekauzt, daß er wie der Froſt ſelbſt ausſah, und Lamentone ſchnaubte und blies, daß man einen Wind zu hören glaubte, denn es war ſeine Angewohnheit, und dießmal that er es ſtarker als gewöhnlich, denn er bedachte, was dieſe Teufelei für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und ſagte, daß dieſe Florentiniſchen Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff ſteigen wollten. Darauf verſetzte ich: Das Schiff iſt für uns, nicht für andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich ſie nicht einnehmen kann. Darauf ſagte ein tapfrer Jüngling, von den Magalotti: Benvenuto! du wirſt wohl können, was wir wollen? Darauf antwortete ich: Wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, ſo werde ich wohl nicht wollen und können, wie ihr wollt und meint. Mit dieſen Worten ſprang ich ſogleich in das Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und ſagte: Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Luſt, zog den Degen und kam heran, da ſprang ich auf den Rand des Schiffes und ſtieß ſo gewaltſam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch geſtoßen hätte. Die andern Geſellen anſtatt ihm zu helfen, zogen ſich zurück, ich hatte ihn auf der Stelle umbringen können; aber anſtatt ihm eins zu verſetzen, ſagte ich: Stehe auf, Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort; wohl haſt du geſehen, daß ich nicht kann was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein, und ſo fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns dieſe jungen Leute in einem Kahne nach, und als ſie gegen uns über waren, ſagte mir der dumme Peter Veniutendi: Komm nur weiter, Benvenuto, es iſt jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wieder ſehen. Darauf verſetzte ich: Laßt es nur gut ſeyn, ich komme ſchon und ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig, und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die

Erlaubniß verſchaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er verſetzte darauf: daß ich ihn nur frei und ohne Erlaubniß anſtecken ſollte, das Schlimmſte was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizei den Degen wegnahme.

So gingen wir bewaffnet und beſuchten Jacob del Sanſuino den Bildhauer, der den Tribolo verſchrieben hatte. Er begegnete mir außerſt freundlich und behielt uns zum Eſſen. Da ſagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwartig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen; da fing ich an zu lachen und ſagte ſcherzend zu Sanſuino: Sein Haus iſt zu weit von dem eurigen, als daß er euch ſo ganz bequem beſuchen könnte. Der arme Tribolo erſchrak und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sanſuino: Wackre und kunſtreiche Manner Meinesgleichen dürfen das und noch mehr thun. Tribolo zuckte die Achſeln und ſagte: Geduld, Geduld! Ich nahm darauf, ohne Rückſicht auf das herrliche Mittagseſſen, die Partie meines Geſellen, auf deſſen Seite das Recht war, und überdieß hatte Sanſuino bei Tiſche nicht aufgehört von ſeinen großen Werken zu ſprechen, von Michelagnolo und allen Kunſtverwandten übels zu reden und ſich ganz allein übermaßig zu loben, ſo daß mir für Verdruß kein Biſſen ſchmecken wollte. Da ſagte ich nur die paar Worte: Wackre Manner zeigen ſich durch wackre Handlungen, und die kunſtreichen, welche ſchöne und gute Werke machen, lernt man beſſer durch das Lob aus fremdem Munde, als aus ihrem eigenen kennen. Darauf ſtiegen wir verdrießlich vom Tiſche auf.

Noch ſelbigen Tag begegnete ich beim Rialto dem Peter Benintendi, der von verſchiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß ſie Handel ſuchten, trat ich bei einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehen. Darnach hörte ich,

daß der junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, ſie tüchtig ausgeſcholten hatte, und ſo ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz, wir kehrten in einem gewiſſen Ort ein, der dieſſeits Chioggia, auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt ſeyn, ehe wir uns ſchlafen legten, und da wir ihm ſagten, daß es an andern Orten gebräuchlich ſey, des Morgens zu bezahlen, ſo ſagte er: Ich will des Abends das Geld, es iſt nun meine Art ſo. Darauf antwortete ich: die Leute die alles nach ihrer Art haben wollten, müßten ſich auch eine beſondere Welt dazu ſchaffen, denn in dieſer gehe das nicht an. Er verſetzte: ich ſollte ihm den Kopf nicht warm machen, denn er wollte es nun einmal ſo haben. Tribolo zitterte vor Furcht, ſtieß mich und ſagte: ich ſollte ſtill ſeyn, damit es nicht noch ſchlimmer würde! Wir bezahlten alſo den Kerl und legten uns ſchlafen. Wir hatten fürtreffliche Betten, alles neu und recht wie ſich's gehört; mit allem dem aber ſchlief ich nicht, und dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mir's in Sinn ihm das Haus anzuſtecken, ein andermal ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht das zu thun war, ſo ſchwer hätte ich mich darnach mit meinem Geſellen retten können. Zuletzt ließ ich unſere Sachen und die übrigen Gefahrten einſchiffen, und als die Pferde ſchon ans Seil geſpannt waren, ſagte ich, ſie ſollten ſtill halten, bis ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelaſſen. So ging ich ins Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe, der rührte ſich nicht und ſagte: er bekümmere ſich nicht um uns, wir möchten zum Henker gehen. Es war noch ein Knabchen im Hauſe, ein

Stallpurſche, der ſagte ganz ſchlaftrunken zu mir: ſelbſt um des Papſtes willen würde ſich ſein Herr nicht in Bewegung ſetzen, darneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine Venetianiſche Münzen und ſagte ihm: er ſolle die Schiffleute noch ſo lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch den los, und ging hinauf und nahm ein ſcharfes Meſſerchen und zerſchnitt die vier Betten, ſo über und über, daß ich wohl einen Schaden von funfzig Scudi mochte gethan haben, ſteckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, ſtieg in das Schiff, und ſagte eilig zu dem der die Pferde führte: er möchte machen daß er fortkame. Kaum waren wir ein wenig von dem Wirthshauſe entfernt, als Gevatter Tribolo ſagte: er habe ein paar Riemchen zurückgelaſſen, womit er ſeinen Mantelſack aufs Pferd zu binden pflege, er wolle zurück, denn er könne ſie nicht entbehren. Ich ſagte ihm: er ſolle uns deßwegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen laſſen, ſo groß und ſo viel er wollte. Er ſagte, ich ſolle nicht ſpaßen, er wolle nun ein für allemal ſeine Riemen wieder haben. Nun rief er man ſolle halten, und ich rief man ſolle fortfahren! Indeſſen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe verſetzt hatte und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein ſolcher Schrecken, daß er nicht aufhörte zum Fuhrmann zu rufen nur zu! nur zu! und die Angſt verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da ſagte Tribolo: Laßt uns um Gottes willen die Degen aufbinden und treibt's nur nicht weiter ſo fort, mir war's die ganze Zeit als wenn meine Eingeweide im Keſſel kochten. Darauf ſagte ich: Gevatter Tribolo! wie ſolltet ihr den Degen aufbinden, da ihr ihn niemals losgebunden habt? Und das ſagte ich, weil er auf der ganzen Reiſe kein Zeichen eines

Mannes von sich gegeben hatte. Darauf sah er seinen Degen an und sagte: Bei Gott! ihr habt recht! Das Gehang ist noch geflochten wie ich es zu Hause zurecht machte. Und so mochte der Gevatter wohl glauben daß ich ihm schlechte Gesellschaft geleistet habe, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas Unangenehmes erzeigen wollte. Mir schien aber, er habe sich eigentlich schlecht gehalten, daß er mir in solchen Fällen nicht beistand. Das mag nun jeder beurtheilen, wer ohne Leidenschaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geschenk der funfzig Scudi und sagte: ich sey auf alle Weise bereit Seiner Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich solle die Stempel zu seinen Münzen schneiden. Die erste die ich darauf fertig machte, war von vierzig Soldi, mit dem Bilde des Herzogs auf der einen, und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach schnitt ich den Stempel für die halben Julier, ferner den Kopf des heiligen Johannes im Vollgesichte, die erste Münze der Art die in so dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einsehen können, die es in dieser Kunst auf den höchsten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgülden fertig. Auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubim, auf der andern das Wappen des Herzogs.

Da ich nun mit so vielerlei Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz sie möchten mir nun eine Besoldung auswerfen, und mich in die Zimmer auf der Münze einweisen lassen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf sagte er, er sey es zufrieden, und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz sprach mich damals in der Gewehrkammer; ich bemerkte eine furtreffliche Büchse, die aus Deutschland

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durſt.

Papagey. Ach meine Leiden ſind viel grauſamer! es ſind Seelenleiden. Iſt's denn nicht möglich, daß treffliche, mit ſo vielen Gaben ausgerüſtete und ausgezeichnete Männer auf Einen Zweck wirken, und vereint das Gute, das Vollkommene erſchaffen können?

Hoffegut. Es wird ſich ſchon finden. Ich dächte, ihr rettetet indeß die Hauschre und gäbt uns was zum beſten.

Papagey. Die Herren ſcheinen ſonderliche Kenner zu ſeyn. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagey. Nun ſollt ihr ſie hören, meine lieblichen, allerliebſten, unſere Stunden mit ewiger Freude umkränzende Sängerinnen.

gekommen war, und als der Herzog sah mit welcher Aufmerksamkeit ich das schöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und sagte: er wisse wohl wie viel Vergnügen ich an solchen Dingen fande, und zum Gottespfennig seines Versprechens sollte ich mir eine Büchse nach meinem Belieben wahlen, nur diese nicht, und er versichre mich, es seyen viele schönere und eben so gute in seiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte daß ich mit den Augen herumsuchte, befahl er dem Aufseher, der Pietro von Lucca hieß, er solle mich was ich wolle, nehmen lassen. So ging er, mit den gefalligsten Worten, weg, und ich wahlte die schönste und beste Büchse, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und trug sie nach Hause.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten bestellt hatte; er wollte sie seiner Gemahlin schicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bei der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anstellung möge ausfertigen lassen. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm den Stempel von seinem Bilde machen, so schön wie das vom Papst Clemens. Ich fing sogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß so oft ich kame ihn zu portraitiren, ich ohne weiteres eingelassen werden sollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit sich ins Weite zog, wahlte ich einen gewissen Peter Paul von Monteritondo, der als kleiner Knabe in Rom bei mir gewesen war: er hielt sich gegenwartig bei einem Goldschmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deßwegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen aufs beste verfertigen. Indessen portraitirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tische, mit seinem Lorenz Medicis, schlummern fand, der ihn nachher umbrachte.

Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft daß ein solcher Fürst sich so vertrauen konnte.

Nun geschah es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren schien, gegen den Willen des Herzogs, den alten Münzmeister begünstigen wollte; er hieß Bastian Cemini, ein Altfränkischer Mann, der wenig verstand und beim Ausmünzen der Scudi seine dummen Stempel mit den meinigen durcheinander schlagen ließ. Ich beklagte mich darüber beim Herzog, und legte ihm die Münzen vor, worüber er sehr verdrießlich war, und sagte: Gehe zu Octavian und zeig es ihm. Da ging ich schnell weg, und wies diesem wie man meine schönen Münzen verschandet hatte. Darauf antwortete er mir, recht eselmäßig: Das beliebt uns so! Ich antwortete aber, das gehöre sich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf versetzte er: und wenn es nun dem Herzog gefiele? Ich antwortete: auch da würde es mir nicht gefallen, denn es ist weder gerecht noch vernünftig. Darauf sagte er: ich solle mich wegpacken, und sollte es hinunterschlucken, und wenn ich dran erwürgen sollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzahlte ihm das ganze verdrießliche Gespräch und bat ihn, daß er meine schönen Münzen nicht so möchte schanden lassen. Darauf sagte er: Octavian will zu hoch hinaus; dein Wille soll geschehen, denn dadurch beleidigt man mich.

Denselben Tag, es war ein Donnerstag, erhielt ich von Rom einen umstandlichen Freibrief vom Papste, damit ich nach Rom gehen, und den Ablaß durch die heiligen Marien im August erlangen, und mich von dem Flecken des Todschlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette; ich brauchte noch zwei volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet; und es gefiel ihm gar sehr, darn h[illegible]bte i[illegible] den Freibrief [illegible]vor

und eröffnete ihm, wie der Papſt mich zu gewiſſen Arbeiten beſtellt habe, ich wolle deßwegen wieder die ſchöne Stadt Rom gewinnen, und indeſſen an ſeiner Medaille arbeiten. Halb zornig ſagte darauf der Herzog: Benvenuto, folge mir! verreiſe nicht, du ſollſt deine Beſoldung und die Zimmer in der Munze haben, und mehr als du verlangen kannſt. Denn das, was du verlangſt, iſt gerecht und billig, und wer ſollte mir die ſchönen Münzen prägen, die du gemacht haſt. Darauf ſagte ich: Gnadiger Herr! auch daran habe ich gedacht, denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schuler iſt, den habe ich alles gelehrt, und der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer bei Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkſtatt, Arbeiter und verſchiedene Geſchäfte. Habe ich nur einmal erſt den Ablaß, ſo will ich das ganze Römiſche Weſen einem meiner Zöglinge überlaſſen und, mit Ew. Excellenz Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurückkehren. Bei dieſer Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwartig; der Herzog winkte ihm einigemal, er ſolle mir doch auch zureden, er ſagte aber nichts als: Benvenuto, du thateſt beſſer da zu bleiben! Ich ſagte aber, daß ich auf alle Weiſe nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieſelbigen Worte, und ſah beſtandig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indeſſen mein Modell geendigt und in die Schachtel geſchloſſen. Darauf ſagte ich: Gnadiger Herr, ich verſichre euch, Eure Medaille ſoll beſſer werden, als die des Papſtes Clemens; denn jene war die erſte, die ich machte und ich verſteh' es nun beſſer. Ich hoffe, Herr Lorenzo giebt mir eine treffliche Ruckſeite, er iſt gelehrt, und von ſchönem Geiſte. Darauf antwortete Lorenz geſchwind: Ich denke an

nichts anders, als dir eine ſchöne Gegenſeite zu geben, die Sr. Excellenz werth ſey. Der Herzog lachelte ſpöttiſch, und ſagte: Bring ihn auf die Gegenſeite, und ſo verreiſ't er nicht. Da ſagte Lorenz: ich will ſo geſchwind als möglich fertig ſeyn, es ſoll etwas werden, worüber die Welt erſtaunt. Der Herzog, der ihn zum beſten hatte, und ihn überhaupt nicht achtete, kehrte ſich im Bette herum, und lachte über das was er ihm geſagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umſtande, und ließ ſie allein. Der Herzog glaubte nicht daß ich abreiſen würde, und ſagte nichts weiter. Da er aber erfuhr daß ich weg war, ſchickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir funfzig Goldducaten im Namen ſeines Herrn überbrachte mit den Worten: daß ich ſie auf ſeine Geſundheit verzehren, und ſobald als möglich wieder kommen ſollte; dann ſetzte er hinzu: Herr Lorenz laßt dir ſagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirſt, eine wunderſame Rückſeite im Sinne habe. Uebrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewieſen, wie er mit den Münzen verfahren ſollte; weil es aber außerordentlich ſchwer iſt, ſo konnte er niemals ganz damit zu rechte kommen. Mir aber blieb das Münzamt über ſiebzig Scudi für einen Stempel ſchuldig.

Fünftes Capitel.

Der Autor, bald nach seiner Rückkunft, wird in seinem Hause, bei Nacht, von vielen Häschern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen sollen. — Er vertheidigt sich tapfer und zeigt ihnen des Papstes Freibrief. — Er wartet dem Papst auf, und seine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung dessen, was während dieser Krankheit vorfällt. — Musterhafte Treue seines Dieners Felix.

So reis'te ich nach Rom und hatte meine schöne Büchse mit dem Rade bei mir, die ich mit größtem Vergnügen unterweges oft gebrauchte, und mehr als einen wundernswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, so stieg ich bei Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreise meine schönen Waffen und viele andere Dinge, die ich sehr werth hielt, in Verwahrung gegeben hatte; denn an meiner Werkstatt wollte ich nicht absteigen, und schickte nach Felix, meinem Gesellen, er sollte geschwind meine Wohnung aufs beste in Ordnung bringen. Den andern Tag schlief ich dort, machte meine Kleider, und alles was ich bedurfte, zurechte; denn ich wollte den andern Tag zum Papste gehen und ihm danken. Ich hatte zwei Knaben in meinem Dienste und unter mir wohnte eine Wascherin, die mir sehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tische gehabt, wir waren sehr vergnügt gewesen, und ich legte mich schlafen. Kaum war die Nacht vorbei, es mochte eine Stunde vor Tage seyn, als ich mit entsetzlicher Wuth an meine Thure schlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern; ich rief meinen altesten Diener, der Cencio hieß, eben den, der mit mir im Kreise des Nekromanten gewesen war, und sagte ihm: er

solle sehen wer der Narr sey, der zu dieser Stunde so bestialisch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an, denn eins habe ich die Nacht immer brennen, warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weste, wie sie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: O wehe, mein Herr! der Bargell mit allen Häschern ist vor der Thür und sagt: wenn ihr nicht geschwind macht, so werde er die Thür niederrennen, sie haben Fackeln und tausend Dinge bei sich. Darauf sprach ich: Sag ihnen, daß ich mich ankleide und sogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig sey, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freibrief, dann lief ich an die hintern Fenster, die auf gewisse Gärten gingen; auch da sah ich mehr als dreißig Häscher, und b griff, daß ich auf dieser Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beiden Kinder vor mich und sagte: sie sollten die Thüre aufmachen, sobald ich's befahle, und so stellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der Rechten, den Freibrief in der Linken, vollkommen im Vertheidigungszustande. Dann sagte ich zu den Kindern: Fürchtet euch nicht und macht auf.

Sogleich sprang Vittorio, der Bargell, mit zwei andern herein; sie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen, da sie mich aber auf gedachte Weise bereit fanden, zogen sie sich zurück und sagten: hier will's Ernst werden. Da sprach ich, indem ich den Freibrief hinwarf: Leset das! und da ihr mich nicht fangen könnt, so sollt ihr mich auch nicht einmal berühren. Der Bargell sagte darauf zu einigen, sie sollten mich greifen, und den Freibrief könnte man nachher sehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: Lebend entkomm' ich, oder todt habt ihr mich! Der Platz war sehr

enge, ſie drohten jeden Augenblick gewaltſam auf mich einzudringen und ich ſtand immer in Poſitur mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wohl ſah daß ſie mich nur auf ſolche Weiſe haben könnten, wie ich geſagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indeſſen dieſer den Freibrief las, einigemal das Zeichen, daß ſie mich faben ſollten, deßwegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben ſie ihren Vorſatz auf, ſie warfen mir den Freibrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fuhlte ich mich ſehr angegriffen und konnte nicht wieder einſchlafen. Als es Tag war, hatt' ich mir vorgeſetzt zur Ader zu laſſen, und fragte nur erſt den Herrn Johann Gaddi um Rath, und der ließ ſo ein Hausarztlein rufen, das fragte mich, ob ich denn erſchrocken ſey. Nun ſage einer, was ſoll man von dem Verſtand eines Arztes denken, dem man einen ſo großen und außerordentlichen Fall erzahlt, und der ſo eine Frage thut? Es war eben ein Kauz der gleichſam beſtändig über nichts lachte, und mir auch lachend ſagte: ich ſollte einen guten Becher Griechiſchen Weines trinken, mich luſtig machen, und weiter nicht erſchrocken ſeyn. Herr Johann ſagte: Meiſter! und wenn einer von Erz und Marmor geweſen war', ſo hatte er ſich bei dieſer Gelegenheit entſetzt, geſchweige ein Menſch. Darauf ſagte das Aerztlein: Monſignor! wir ſind nicht alle nach einer Weiſe gebauet; dieſer Mann iſt nicht von Erz noch von Marmor, ſondern von reinem Eiſen. Somit legte er mir die Hand an den Puls und ſagte, unter ſeinem unmäßigen Gelachter: Fuhlt einmal hierher, Johannes, kein Menſch, kein erſchrockener Menſch hat einen ſolchen Puls, das iſt ein Löwe, ein Drache. Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls ſtark und über das rechte Maaß ſchlug, wie das Affengeſicht von

Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erschrockener zu scheinen als ich war.

Man ging eben zur Tafel und ich aß mit der ganzen Gesellschaft. Sie war sehr auserlesen, Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, alles sehr gelehrte Personen, auch Herr Hannibal Caro, der noch sehr jung war. Man sprach von nichts, als von meinem wackern Betragen, und dann ließen sie sich die Geschichte von meinem Diener Cencio, der sehr geistreich, lebhaft und von schöner Gestalt war, oftmals wiederholen, und so oft er die rasende Begebenheit erzählte und dabei meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umstand ein. Dabei fragten sie ihn oft: ob er erschrocken wäre? Er antwortete, sie sollten mich fragen, es wär' ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geschwatz beschwerlich, und da ich mich sehr bewegt fühlte, stand ich vom Tische auf und sagte: ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feste der heiligen Marien in Procession zu gehen hatte, und Cencio sollte mir die weiße brennende Kerze tragen. So ging ich und schnitt die blauen Tücher, sodann ein Wesichen von blauem Ermisin und ein Ueberkleid von demselbigen, Cencio aber sollte beides von blauem Taffent haben.

Da ich das alles zugeschnitten hatte, ging ich zum Papste, der mir sagte: ich sollte mit seinem Herrn Ambrosio reden, er habe befohlen, ich solle ein großes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambrosio, der recht gut um die Geschichte des Bargells wußte; denn er war mit meinen Feinden einverstanden und hatte den Bargell tüchtig ausgescholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der sich entschuldigte, daß sich gegen

einen solchen Freibrief nichts thun lasse. Herr Ambrosio fing an von den Arbeiten zu sprechen, wie ihm der Papst befohlen hatte, dann sagte er, ich sollte die Zeichnungen machen, dann wolle er alles besorgen.

Inzwischen kam der Tag der heiligen Marien heran, und weil es die Gewohnheit mit sich bringt daß die welche einen solchen Ablaß erlangen wollen, sich vorher ins Gefangniß begeben müssen, so ging ich abermals zum Papste und sagte Seiner Heiligkeit: ich hätte nicht Lust, mich gefangen einzustellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bei mir eine Ausnahme zu machen. Der Papst antwortete mir, es sey die Gewohnheit so; da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freibrief den er mir ausgestellt hatte, und sagte, daß ich nun mit demselben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit so viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete sich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und sagte: Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefangniß haben, setzt das Rescript auf und so mag's gut seyn. Das geschah, der Papst unterzeichnete, auf dem Capitol ward es registrirt und am bestimmten Tage ging ich, zwischen zwei Edelleuten, ehrenvoll in der Procession, und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein schreckliches Fieber, mit einem unglaublichen Frost. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödtlich. Ich ließ sogleich die ersten Aerzte zusammen berufen. Darunter war Meister Franciscus von Norcia, ein sehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzahlte ihm was ich für die Ursache meines großen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut lassen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit war, mochten sie es noch thun. Meister

Franciscus antwortete, es sey jetzt nicht Zeit Ader zu lassen, hätte man es damals gethan, so hätte mich nicht das mindeste Uebel befallen, jetzt müsse man einen andern Weg nehmen.

So fingen sie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie sie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend schlimmer, und am Ende der Woche war das Uebel so groß, daß die Aerzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man solle mich nur zufrieden stellen und mir geben was ich verlangte. Meister Franciscus sagte: So lange Athem in ihm ist, rufet mich zu jeder Stunde, denn es kann sich niemand vorstellen, was die Natur in einem jungen Mann dieser Art zu thun vermag, und wenn er ohnmachtig werden sollte, wendet mir diese fünf Mittel, eines hinter dem andern an und ruft mich, ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen, ich möchte diesen lieber durchbringen, als irgend einen Cardinal in Rom.

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi, zwei oder dreimal, zu mir, und jedesmal nahm er meine schönen Büchsen in die Hand, meine Panzerhemden und Degen, und sagte beständig: Wie ist das so schön! wie ist das noch schöner! und so machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, so daß er mir zuletzt recht zur Last ward. Mit ihm kam auch ein gewisser Matthäus, ein Franzose, der eben auch auf meinen Tod recht sehnlich zu hoffen schien, nicht weil er von mir etwas zu erwarten hatte, sondern wahrscheinlich, weil er Herrn Gaddi's Verlangen befriedigt zu sehen wünschte.

Indessen stand Felix, mein Geselle, mir auf alle Weise bei und that für mich, was ein Mensch für den andern thun kann. Meine Natur war äußerst geschwächt und so herunter, daß mir kaum so viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu schöpfen. Doch war mein

Treufreund. Leſer, lieber Leſer!

Papagey. O du kleine, leichtbewegliche, aufſpringende, ſchwirrende, ſchmetternde, hellklingende Lerche, du Gaſt der friſchaufſtrebenden Erde, laß deine Stimme hören, und ſchaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

Die Lerche hinter der Scene ſingt, während der Zeit der Papagey ſein unendliches Entzücken und die Zuhörer ihre Verwunderung äußern.

Papagey. Dank dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger! heißen Hunger!

Hoffegut. Durſt, heißen Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufreund. Gibt's keine Heidelbeere, Himbeere, Mehlbeere, Brombeere hier oben,

Kopf so stark, als in gesunden Tagen. Da ich nun so völlig bei mir war, kam ein schrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltsam in seinen ungeheuren Kahn hineinreißen wollte, deßwegen rief ich Felix: er sollte zu mir treten, und den abscheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: Fort, alter Verräther! du sollst mir mein Glück nicht rauben. Herr Johannes Gaddi, der auch gegenwartig war, sagte: der arme Narr faselt, es wird nicht lange mehr währen. Matthäus der Franzose versetzte: Er hat den Dante gelesen, und für großer Schwäche phantasirt er. Darauf sagte er lachend: Fort du alter Schelm! laß unsern Benvenuto ungehudelt! Da ich sah, daß man über mich spottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi und sagte: Wißt nur, lieber Herr, daß ich nicht phantasire, daß es mit dem Alten richtig ist, der mir so zur Last fällt; ihr thätet besser, mir den leidigen Matthäus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Ew. Gnaden mir die Ehre Ihres Besuchs erzeigt, so wünschte ich ihr kamt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit euren übrigen trefflichen Männern, das sind Personen von anderer Lebensart und anderm Geist, als diese Bestie. Darauf sagte Herr Johannes im Scherze zu Matthäus: er solle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus diesem Scherz ward Ernst, denn er sah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herren Allegretti, Ludwig und Caro rufen. Ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung; ich sprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich: was ich denn sehe, und wie er gestaltet sey? Indeß ich ihn recht deutlich beschrieb, nahm mich der Alte beim Arme und riß mich in seinen schrecklichen Kahn. Kaum hatte ich

ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel; mir schien als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe.

In dieser Ohnmacht soll ich mich herum geworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgestoßen haben, als wenn er mich zu berauben kam, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi sehr beschamt war. Alsdann blieb ich, wie sie sagten, als ein Todter, und verharrte in solchem Zustande eine völlige Stunde. Als es ihnen däuchte, daß ich kalt würde, ließen sie mich für todt liegen, und als sie nach Hause kamen, erfuhr es Matthäus der Franzose, der schrieb sogleich nach Florenz an Benedetto Varchi, meinen liebsten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe sterben sehen. Auf diesen vermeinten Tod machte dieser treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonett, das ich an seinen Platz einrücken werde.

Drei lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meister Franciscus nicht helfen wollten, und mein liebster Felix sah, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hause des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend: er möchte doch mitkommen, denn ich sey wahrscheinlich todt. Darauf sagte Meister Franz, der ein heftiger Mann war: Sohn! wozu soll ich kommen? ist er todt, so schmerzt es mich mehr als dich, denkst du, daß ich mit meiner Medicin ihm in den H*** blasen kann, um ihn wieder lebendig zu machen? Da er sah daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewisses Oel, mir die Pulse und das Herz zu salben; dann, sagte er, sollten sie mir die kleinen Finger und Zehen recht fest halten; kam ich wieder zu mir, so möchten sie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun fast

Tag war, und ihm alle Hoffnung verloren ſchien, machten ſie ſich dran, um mich zu waſchen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir ſobald als möglich den laſtigen Alten wegjagen ſollte. Felix wollte zu Meiſter Franzen laufen, da ſagte ich ihm: er ſolle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache ſich fort. Felix naherte ſich, ich berührte ihn und mir ſchien, daß der raſende Alte ſogleich ſich entfernte, deßwegen bat ich den Knaben, immer bei mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und ſagte: er wolle mir auf alle Weiſe durchhelfen, er habe ſeine Tage in einem jungen Mann ſo viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu ſchreiben und verordnete mir Bahungen, Pflaſter, Waſchwaſſer, Salben und andere unſchatzbare Dinge; inzwiſchen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H***. Ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferſtandenen Todten zu ſehen. Viele Manner von groſſer Bedeutung beſuchten mich, in deren Gegenwart ich ſagte: das wenige Gold und meine Baarſchaft — es konnte ungefahr an Gold und Silber, Juwelen und Golde achthundert Scudi ſeyn — ſolle meiner armen Schweſter in Florenz, Namens Liberata, hinterlaſſen bleiben; alle meine übrigen Sachen, ſowohl Waffen, als was ich ſonſt beſaß, ſollten meinem armen Felix gehören und noch funfzig Golddukaten, damit er ſich kleiden könne. Auf dieſe Worte warf ſich mir Felix um den Hals und ſagte: er verlange nichts, als daß ich leben ſolle. Darauf ſagte ich ihm, wenn du mich lebendig erhalten willſt, ſo halte mich auf dieſe Weiſe feſt und ſchilt auf den Alten da, der ſich vor dir fürchtet. Da erſchraken einige von den Gegenwartigen, denn ſie ſahen daß ich nicht phantaſirte, ſondern bei mir war und vernunftig ſprach. So ging es mit meinem groſſen Uebel,

das nach und nach sich ganz langsam besserte. Der vortreffliche Meister Franz kam vier oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi schamte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Auf einmal erschien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber, als ein braver Mann, sich außerordentlich freute, mich lebendig zu finden. Ihn wieder zu sehen, war mir der größte Trost, er begegnete mir aufs freundlichste und versicherte mich, er sey nur gekommen, mich selbst zu warten. Das that er auch mehrere Tage, dann entließ ich ihn, als ich fast sichre Hoffnung zur Genesung hatte, und da gab er mir das Sonett des Herrn Benedetto Varchi, dessen ich oben erwahnt habe.

Wer wird uns trösten Freund? Wer unterdrückt
Der Klagen Fluth bei so gerechtem Leide?
Ach ist es wahr? ward unsers Lebens Weide
So grausam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,
Die nie die Welt vereint gesehn, vom Neide
Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,
Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

O liebt man in den seligen Gefilden
Noch Sterbliches, so blick' auf deinen Freund,
Der nur sein eignes Loos, nicht dich beweint!

Wie du den ew'gen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmst, mit weiser Hand,
So wird von dir sein Antlitz dort erkannt.

Indessen war meine Schwachheit außerordentlich, und es schien nicht möglich sie zu heben. Der brave Meister Franz

gab sich mehr Mühe als jemals, und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verstimmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bei allen diesen unschatzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wieder herstellen lassen, so daß alle Aerzte fast verzweifelten, und nicht wußten, was sie thun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem außerst daran gelegen war mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite; der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traume zu mir.

Eines Tages war Felix ausgegangen, zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio meinem andern Diener geworden sey? und was das heiße, daß er sich nicht sehen lasse? Das Kind sagte mir, Cencio habe sich noch schlimmer befunden als ich, und liege am Tode; Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse; da rief ich die Magd und ersuchte sie, sie möchte mir helfen, und frisches Wasser in einem Kühlkessel bringen, der eben da stund. Gleich lief sie und brachte mir ihn ganz voll. Ich sagte, sie sollte mir ihn an den Mund heben, und wenn sie mich nach Herzenslust trinken ließ, wollte ich ihr eine Jacke schenken. Das Madchen hatte mir einige Sachen von Werth gestohlen und hatte mich gerne todt gesehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe, so ließ sie mich auf zweimal trinken so viel ich nur wollte, so daß ich wohl ein Maaß Wasser verschluckt hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudunsten und schlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen als Felix zurückkam und das Kind fragte was ich mache? Dieses antwortete: Ich weiß

es nicht, Beatrix hat ihm den Kühlkessel voll Wasser geholt, und er hat ihn fast ganz ausgetrunken, ich weiß nicht ob er todt oder lebendig ist.

Da war der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen. Er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz unbarmherzig auf die Magd los und rief: Verrätherin! du hast mir ihn umgebracht! Indessen Felix zuschlug und sie schrie, traumte mir der Alte kam mit Stricken in der Hand und wolle mich binden, Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: Laß mich gehen, ich komme eine ganze Weile nicht wieder.

Beatrix war mit entsetzlichem Geschrei in meine Kammer gelaufen; ich erwachte und sagte zu Felix: Laß es gut seyn, vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genutzt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht im Stande warst. Helft mir jetzt, da ich so außerordentlich geschwitzt habe, und kleidet mich schnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröstete mich; ich fühlte große Erleichterung und fing an auf Gesundheit zu hoffen. Meister Franz war gekommen, sah meine große Besserung, wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief, und Felix lachte, da merkte der Arzt, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn müsse, wodurch ich auf einmal zu solcher Besserung hatte gelangen können. Indessen war auch Meister Bernardin angekommen, jener, der mir anfangs kein Blut lassen wollte. Meister Franz der vortreffliche Mann, rief aus: O Gewalt der Natur! sie kennt ihre Bedürfnisse, und die Aerzte verstehen nichts. Sogleich antwortete das andere Gehirnchen, hatte er nur mehr als eine Flasche getrunken, so ware er gleich völlig genesen. Meister Franz, dem sein Alter ein großes Ansehen gab, versetzte: er ware zum Henker gegangen, wohin ich euch wunsche. Dann fragte

er mich, ob ich mehr hätte trinken können; ich sagte nein! denn mein Durst sey völlig gestillt. Da wandte er sich zu Meister Bernardinen und sagte: Sehet, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und dasselbe forderte sie auch damals, als der junge Mann verlangte daß ihr ihm Blut lassen solltet, und hättet ihr wirklich eingesehen daß er mir zwei Maaß Wasser zu curiren wäre, so hattet ihr es eher sagen, und großen Ruhm dadurch erwerben können. Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf sagte Meister Franz, man solle mich aus meiner Stube auf einen von den Römischen Hügeln bringen.

Als der Cardinal Cornaro von meiner Besserung hörte, ließ er mich in eine seiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen; es geschah noch selbigen Abend: ich saß in einem Tragsessel wohl versorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine Viertelelle lang; die Haare waren groß, und der Wurm abscheulich, gefleckt, mit verschiedenen Farben, grünen, schwarzen und rothen. Man hub ihn für den Arzt auf, der versicherte, er habe so etwas nie gesehen. Dann sagte er zu Felix: Sorge für deinen Benvenuto, denn er ist genesen und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu; denn wenn ihm die eine durchhalf, so konnte die andere dir ihn umbringen; war er doch schon so weit, daß man sich ihm die letzte Oelung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er, mit ein wenig Zeit und Geduld, sich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann. Darauf wandte er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, sey klug und halte dich ordentlich, und wenn du wieder völlig genesen bist, sollst du mir eine Mutter Gottes machen, die ich dir

zu Liebe immer anbeten will. Die verſprach ich ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen laſſen? Er ſagte, daß ich erſt ein wenig ſtärker werden müſſe; man werde ſehen, was die Natur thue.

Sechstes Capitel.

Der Autor, nachdem er geneſen, reiſ't nach Florenz mit Felix, um der vaterländiſchen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern, durch den Einfluß ſeiner Feinde, ſehr gegen ſich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält ſich fleißig an ſein Geſchäft. — Feuriges Luftzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hauſe kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papſt vernimmt, daß Carl V., nach ſeinem glücklichen Zuge gegen Tunis, nach Rom kommen werde, ſchickt nach unſerm Autor, ein koſtbares Werk, zum Geſchenke für Ihro Kaiſerliche Majeſtät, zu beſtellen.

Acht Tage waren vorbei, und die Beſſerung ſo unmerklich, daß ich anfing, mir ſelbſt zur Laſt zu werden, denn ich hatte wohl dreißig Tage die große Noth ausgeſtanden; endlich entſchloß ich mich, miethete ein paar Tragſeſſel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz, in das Haus meiner Schweſter tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu beſuchen, unter andern Peter Landi, der beſte und liebſte den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewiſſer Niccolo da Monte Acuto, auch mein großer Freund, und erzahlte, er habe den Herzog ſagen hören: Er hatte beſſer gethan zu ſterben, denn ich werde ihm niemals verzeihen, und nun hab' ich ihn am Stricke. Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer

ſich vor Bangigkeit war: Meiſter Niccolo erinnert Seine Excellenz, daß Papſt Clemens mich auch einmal übereilt beſtrafen wollte; er ſolle mich beobachten laſſen, und wenn ich geſund bin, wollte ich ihm zeigen, daß er nicht viel ſo treue Diener hat; irgend ein Feind hat mir bei ihm dieſen Dienſt geleiſtet.

Dieſer Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vaſellai (Vaſari) Maler von Arezzo. Wahrſcheinlich verlaumdete er mich aus Dank für die Wohlthaten die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das oberſte zu unterſt. Er hatte ſo einen gewiſſen trocknen Ausſchlag, und ſeine Hände waren immer gewohnt zu kratzen, da ſchlief er mit einem guten Knaben den ich hatte, der ſich Manno nannte, er glaubte ſich zu kratzen und hatte mit ſeinen ſchmutzigen Pfoten an denen er niemals die Nagel abſchnitt, ſeinem armen Schlafgeſellen das ganze Bein abgeſchunden. Manno ging aus meinen Dienſten und ſchwur ihn todt zu ſchlagen, ich aber ſuchte die Sache beizulegen. So verſöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit gedachtem Georg, und half ihm auf alle Weiſe. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von Seiner Excellenz übel geſprochen habe; ich hatte mich vermeſſen, in Verbindung mit den Ausgewanderten, zuerſt die Mauer von Florenz zu erſteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Octaviano Medicis, der ſich an mir wegen des Verdruſſes über die Münze rächen wollte, den er nach meiner Abreiſe von Florenz mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieſer Nachrede nicht die mindeſte Schuld und fürchtete mich auch nicht im geringſten. Der geſchickte Meiſter Franz da Monte Varchi ſorgte für meine Geſundheit;

ihn hatte mein liebſter Freund Lucas Martini zu mir geführet, der den größten Theil des Tages bei mir zubrachte.

Indeſſen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geſchickt, um meinen Sachen vorzuſtehen, und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen ſtehen konnte, ließ ich mich in den Palaſt Medicis, auf die Terraſſe tragen, und ſetzte mich, um zu warten bis der Herzog vorbeiging. Da verſammelten ſich meine vielen Freunde die ich am Hof hatte, und verwunderten ſich, daß ich ohne meine Geneſung abzuwarten mich dem Herzog vorſtellen wollte. Alle verwunderten ſich nicht ſowohl, weil ſie mich für todt gehalten hatten, ſondern weil ich wie ein Todter ausſah. Da ſprach ich in aller Gegenwart: Es hat mich ein nichtswürdiger Menſch beim Herzog verläumdet, als wenn ich übels von Seiner Excellenz geſprochen, und mich vermeſſen hätte, zuerſt ihre Mauern zu überſteigen. Nun kann ich nicht leben noch ſterben, ehe ich dieſe Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß wer der Verräther iſt.

Inzwiſchen hatten ſich mehrere Edelleute verſammelt, die mir alle großen Antheil bezeugten; der eine ſagte dieß, der andere jenes, und ich verſetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwiſchen ſie alle Meiſter Auguſtin, der Schneider des Herzogs, hinein und ſagte, wenn du weiter nichts wiſſen willſt, das kannſt du bald erfahren. In demſelben Augenblick ging Meiſter Georg, der obbenannte Maler, vorbei, da ſagte Auguſtin: Hier iſt dein Ankläger, nun magſt du dich weiter erkundigen. Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr ſey? Dieſer läugnete die ganze Sache. Auguſtin aber verſetzte: Du Galgenſchwengel,

daß ich dem Scheidewasser meines Magens nur etwas zur Nahrung einfüllen könnte?

Papagey. Ihr sollt meine Nachtigall hören, die sanftzaubernde Huldinn, die Beseelerinn der Nächte! — Wecke, rufe hervor jedes schlummernde Gefühlchen! belebe mit Wollust jeden Flaum, und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn sie sich nur kurz faßt!

Treufreund. Das ist gar ihre Art nicht. Wenn so eine Nachtigall einmal in's Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn sie aufhören soll.

Nachtigall hinter der Scene, eine lange zärtliche Arie nach Belieben.

Papagey. Brav! brav! Das ist ein Ausdruck! eine Mannichfaltigkeit!

Treufreund. Mir ist's, als wär' ich in der Deutschen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

weißt du nicht wie genau ich davon unterrichtet bin? Sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf seinem Läugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbei; ich ließ mich aufheben und unterstützen, und er blieb stehen. Ich sagte ihm, daß ich in diesem Zustande nur gekommen sey, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog sah mich an, und war verwundert mich lebendig zu sehen; dann sagte er, ich sollte redlich und brav seyn und an meine Gesundheit denken.

Da ich nach Hause kam, besuchte mich Niccolo da Monte Acuto und sagte mir: ich sey für dießmal einer der größten und denklichsten Gefahren entgangen, er habe mein Unglück mit unauslöschlicher Dinte geschrieben gesehen, ich sollte nur suchen bald gesund zu werden und alsdann mit Gott mich davon machen; denn es gedenke mir's ein Mann, der nicht leicht vergesse. Dann sagte er: Bedenk' nur, was du dem Octavio Medicis für Verdruß gemacht hast! Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geschichte von der Münze, worauf er mir sagte: Gehe mit Gott so geschwind als du kannst, und sey nur ruhig, denn geschwinder als du denkst, wirst du dich gerochen sehen. Ich sorgte für meine Gesundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters wie er sich in verschiedenen Fallen wegen der Stempel zu verhalten habe; dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog, oder sonst jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergötzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an, und hatte schon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das schönste Werk das mir jemals in dieser Art gelungen war. Da kam wenigstens alle Tage einmal ein gewisser alberner Mensch, Franciscus Soderini, ein Florentinischer Emigrirter,

zu mir und sagte, da er meine Arbeit sah: Grausamer! so willst du uns doch den rasenden Tyrannen unsterblich machen! an deiner vortrefflichen Arbeit sieht man wohl, daß du unser grimmiger Feind und eben so sehr Freund von jenem bist. Hat dich der Papst und er nicht zweimal ungerecht wollen aufhängen lassen? Jenes war der Vater, das ist der Sohn, nimm dich nun vorm heiligen Geist in Acht. Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander sey der Sohn vom Papst Clemens. Dabei schwur Herr Francesco: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel und die Medaillen entwenden. Ich sagte ihm drauf: es wäre gut daß ich es wüßte, ich wolle mich vor ihm schon in Acht nehmen und er solle sie nicht wieder sehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wissen, man möchte Lorenzinen an die Rückseite der Schaumünze erinnern, die er mir versprochen habe. Niccolo da Monte Acuto, dem ich geschrieben hatte, antwortete mir: er habe den närrischen, hypochondrischen Philosophen, den Lorenzin gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anders, und wolle sobald als möglich die Rückseite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich solle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückseite nach meiner Erfindung vollenden, und wenn ich fertig sey, dem Herzog Alexander die Arbeit freien Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung und arbeitete fleißig vorwarts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entsetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar nichts von meiner Kunst verstand, weil wir aber Tag und Nacht beisammen waren, von einem jeden für einen großen und trefflichen Meister gehalten wurde. Er war sehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er

sich erworben hatte. Besonders scherzte er manchmal mit einer Anspielung auf seinen Namen, indem er Felix Guadagni hieß, daß sein Gewinn gering seyn würde, wenn ich ihn nicht zu einem so großen Gewinner gemacht hätte. Ich sagte ihm darauf: es gabe zwei Arten zu gewinnen, einmal für sich und dann für andere; an ihm hätte ich die zweite Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf diese Weise unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feste Epiphania (1537), da wir auf der Jagd waren, wo ich viel schoß und wieder recht krank hatte werden können, weil sich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus den Graben holen wollte, mein rechter Stiefel mit Wasser füllte und mir bei der großen Kalte der Fuß erstarrt wär', wenn ich nicht sogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hatte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war schon Nacht; und als wir auf eine kleine Höhe gelangten und nach der Gegend von Florenz hinsahen, riefen wir beide zugleich aus: Gott im Himmel! was ist das für ein Zeichen, das über Florenz steht? Es war wie ein großer Feuerbalke, der funkelte und den stärksten Glanz von sich gab. Ich sagte zu Felix: Wir werden bald hören, daß etwas Großes in Florenz vorgefallen ist. So kamen wir nach Rom in finstrer Nacht, ich stürzte noch über und über mit dem Pferde, das sehr brav war, und einen Schutthaufen hinaufsprang den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir, durch Gottes Hülfe, keinen Schaden, speis'te Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unsern Jagdstückchen, besonders auch von dem Feuerbalken, gesprochen wurde. Jeder fragte was das wohl bedeuten möchte? worauf ich sagte: Wir werden schon was Neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend spät kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs Alexander, und meine Bekannten wunderten sich, wie wahr ich gesprochen hatte. Da kam auf einem Maulthiere, mit Bocksprüngen, Franciscus Soderini herbeigehüpft, lachte unterweges wie ein Narr und rief: Da hast du die Rückseite zur Medaille des schändlichen Tyrannen; Lorenzin hat sein Wort gehalten. Du wolltest die Herzoge verewigen, wir wollen keine Herzoge mehr; und so trutzte er mir spöttisch, als wenn ich ein Haupt der Sieben gewesen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewisser Baccio Bettini dazu, der einen garstigen dicken Kopf, wie ein Korb, hatte, und mich aufziehen wollte. Haben wir sie doch entherzogt! rief er; wir wollen keine Herzoge mehr und du wolltest sie unsterblich machen!

Diese und andere verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt lästig, und ich sagte: O, ihr albernen Menschen! Ich bin ein armer Goldschmied, ich diene jedem, der mich bezahlt, und ihr begegnet mir als wenn ich das Haupt einer Partei wär'. Wollte ich euch Ausgewanderten jetzt eure ehemalige Unersättlichkeit, eure Narrheiten und euer ungeschicktes Betragen vorwerfen, so hätte ich viel zu thun. Aber so viel sollt ihr, bei eurem albernen Lachen, nur wissen, ehe zwei, oder höchstens drei Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der viel schlimmer ist als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkstatt und sagte: Wahrlich du brauchst kein Geld für Couriere auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe sie geschehen; was für ein Geist offenbart dir das? Dann sagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden sey; doch nur unter gewissen Bedingungen, die ihn abhalten würden nach Belieben zu schalten und zu walten.

Da kam nun die Reihe, über sie zu lachen, an mich, wobei ich sagte: Die Florentinischen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, sie haben ihm die Sporen selbst angeschnallt und ihm den Zaum frei in die Hand gegeben, dann haben sie ihn in das schönste Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen sind, und haben ihm dabei gesagt, er möchte nur gewisse bestimmte Gränzen nicht überschreiten. Nun sagt mir, wer will ihn halten wenn er Lust hat darüber hinaus zu gehen? Kann man dem Gesetze geben, den man so zum Herrn macht? Von der Zeit an ließen sie mich in Ruh, ich war ihr verdrießlich Geschwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner Werkstatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit, die noch nicht ganz befestigt war.

Indessen kam der Kaiser siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papst schickte nach mir, um sich zu berathen, was er für ein würdiges Geschenk dem Kaiser machen könnte. Ich versetzte, daß ich für sehr schicklich hielt Sr. Majestät ein goldenes Kreuz, mit einem Christusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewissermaßen schon fertig hatte; dadurch würden mir Ihre Heiligkeit auch eine besondere Gnade erzeigen, denn drei runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, stünden schon da. Es waren jene Figuren die ich für den Kelch des Papst Clemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellten. Sogleich fügte ich alles Uebrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Christusbilde, und andere sehr schöne Zierrathen. Der Papst war alles sehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns wie es gemacht werden sollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht,

und der Papſt hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu laſſen. Dieſem Herrn Latino, der eine gewaltige Narren- ader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papſt aufzudringen, und ſo zerſtörte er alles was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, ſagte er mit ſeinem beſtialiſchen Dünkel: Uns gehört die Erfindung, und ihr mögt immerhin ausführen; ehe ich geſtern Abend vom Papſte wegging, haben wir uns Beſſeres ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und verſetzte: Weder ihr noch der Papſt könnt was Beſſeres erdenken, als wo Chriſtus und ſein Kreuz gegenwärtig iſt. So ſagt denn aber euer böſiſches Getratſch nur heraus. Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und ſuchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papſt ließ ſich aber darauf nicht ein, ſchickte nach mir und ſagte, daß ich wohl geſprochen hätte; ſie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemalt ſey, dem Kaiſer zum Geſchenk beſtimmen. Dem Cardinal Mediciis habe die Mignatur mehr als zwei tauſend Scudi gekoſtet, man müſſe ſich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiſer werde in ſechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geſchenk das ich vorgeſchlagen hatte, und das ſeiner würdig ſey, verehren. Das Büchlein ſollte einen Deckel von maſſivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelſteinen geziert, ſie mochten ungefähr ſechstauſend Scudi werth ſeyn. Ich erhielt ſie und das Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erſchien das Werk ſchon von ſolcher Schönheit, daß der Papſt ſich verwunderte und mir außerordentliche Gunſt bezeigte. Beſonders war

ausgemacht, daß die Beſtie, der Juvenal, mir nicht zu nahe kommen ſollte.

Siebentes Capitel.

Kaiſer Carl V. hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieſer Fürſt dem Papſte ſchenkt. — Herr Durante und der Autor werden von Seiner Heiligkeit beſchickt, die Geſchenke dem Kaiſer zu bringen. — Dieſe waren zwei Türkiſche Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiſer, der ſich mit ihm freundlich beſpricht. — Ihm wird aufgegeben den Diamanten zu faſſen, den der Kaiſer dem Papſte geſchenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geſchichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfaſſer einzunehmen, der, als er ſich vernachläſſigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entſchluß faßt.

Ich hatte das Werk faſt vollendet, als der Kaiſer eintraf, dem man die herrlichſten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht ſeines Einzuges mögen andere beſchreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich ſelbſt angeht, einſchränken. Gleich bei ſeiner Ankunft ſchenkte er dem Papſt einen vortrefflichen Diamanten, den er für zwölftauſend Scudi gekauft hatte. Der Papſt übergab mir ihn ſogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maaß des Fingers Seiner Heiligkeit faſſen ſollte, doch wollte er erſt das Büchelchen ſehen, und wie weit ich damit ſey? Als ich es brachte, war der Papſt ſehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl für eine gültige Entſchuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiſer unvollendet überreichen müſſe? Ich verſetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihre Majeſtat, wenn ſie mich ſo blaß und mager ſähen, würden

dieſe Entſchuldigung wohl gelten laſſen. Darauf verſetzte der Papſt, das ſey ganz recht, ich ſollte aber wenn ich dem Kaiſer das Geſchenk brachte, hinzuſetzen, der Papſt mache Ihro Majeſtät ein Geſchenk mit mir ſelbſt, und darauf ſagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken ſollte. Ich wiederholte ſie ihm ſogleich und fragte: ob es ſo recht ſey? Er verſetzte, das wäre wohl gut und ſchön, wenn du auch das Herz hatteſt, dich vor einem Kaiſer ſo auszudrücken. Darauf antwortete ich, es ſolle mir nicht an Muth fehlen noch viel mehrers zu ſagen, denn der Kaiſer ſey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben mit einem Menſchen von meiner Art zu reden, aber ſo gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihro Heiligkeit ſprach, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, ſowohl wegen der Würde der geiſtlichen Kleidung und Zierde, als wegen des ſchönen Alters Sr. Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit geſetzt würde, als die Gegenwart des Kaiſers jemals über mich vermöchte. Darauf ſagte der Papſt: Gehe, mein Benvenuto, du biſt ein tüchtiger Mann, mache uns Ehre, und es ſoll dir fruchten.

Der Papſt beſtimmte noch zwei Türkiſche Pferde für den Kaiſer, die ſeinem Vorfahren Clemens gehört hatten, keine ſchönern waren jemals in die Chriſtenheit gekommen. Er gab Durante, ſeinem Kämmerer, den Auftrag, er ſolle ſie hinunter in die Galerie des Papſtes führen, und ſie dort dem Kaiſer verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu ſagen hatte. Wir gingen zuſammen hinunter, und als wir vor den Kaiſer kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit ſolcher Majeſtät und Geſchick durch die Zimmer ſchritten, daß der Kaiſer und jedermann darüber erſtaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeſchickteſten Manieren, und verwickelte ſich mit gewiſſen Brescianiſchen

Redensarten die Zunge dergestalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hatte hören noch sehen können, und der Kaiser einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwischen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich merkte daß der Kaiser auf die gefälligste Weise sich nach mir umsah, trat ich hervor und sagte: Geheiligte Majestät, unser heiligster Paul läßt dieses Brevier Eurer Majestät überreichen, es ist geschrieben und gemalt von der Hand des größten Mannes, der jemals diese Kunst getrieben. Der reiche Deckel von Gold und Edelsteinen ist, wegen meiner Krankheit, unvollendet, deßwegen übergiebt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bei Eurer Majestat vollende, wie alles Uebrige, was sie sonst zu befehlen haben möchte, und ihr diene, so lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiser: Das Buch ist mir angenehm und ihr seyd es auch; aber ihr sollt es mir in Rom vollenden. Ist es fertig und seyd ihr geheilt, so kommt und bringt mir's. Indem er nun weiter mit mir sprach, nannte er mich beim Namen, worüber ich mich sehr verwunderte: denn mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er sagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials gesehen, worauf ich für Papst Clemens so wundernswürdige Figuren gemacht habe. So sprachen wir umständlich eine ganze halbe Stunde, von verschiedenen trefflichen und angenehmen Gegenständen uns unterhaltend; und da mir weit größere Ehre widerfahren war, als ich mir versprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pause des Gesprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiser soll gesagt haben: Man zahle sogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto; und der, der sie hinauftrug, fragte, wo der Diener des Papstes sey, der mit dem Kaiser gesprochen habe? Da zeigte sich Herr Durante, und

entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber beim Papste, der mir sagte ich sollte ruhig seyn! Er wisse, wie gut ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiser gehalten habe, und von dem Gelde solle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkstatt zurück, und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamanten zu fassen. Da schickte mir der Papst die vier ersten Juwelier von Rom zu, denn man hatte ihm gesagt der Stein sey durch den ersten Goldschmied der Welt, Meister Milano Targhetta in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig zart sey, so müsse man beim Fassen mit vieler Vorsicht zu Werke gehn. Unter diesen vier Meistern war ein Mailänder, Cajo genannt, eine eingebildete Bestie. Was er am wenigsten verstand, glaubte er eben am besten zu verstehen. Die übrigen waren bescheidene und geschickte Leute. So fing denn auch der Cajo vor allen andern an zu reden und sagte: Bleibe ja bei der Folie des Milano, denn vor der mußt du die Mütze abnehmen. Beim Fassen ist es die größte Kunst die rechte Folie zu finden. Milano ist der größte Juwelier, und das ist der gefährlichste Diamant.

Darauf versetzte ich: Desto größer ist die Ehre, in einer solchen Kunst mit einem so trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meistern, und sagte: Seht! hier verwahre ich die Folie des Milano; ich will nun einige selbst versuchen, und sehen, ob ich sie besser machen kann. Gelingt es mir nicht, so will ich diese unterlegen. Nun, sagte Cajo, wenn dir das geräth, so will ich gern selbst die Mütze abziehen.

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verschiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich euch an einem andern Orte

Hoffegut. Sie hat eine hübsche Stimme, ich möchte sie doch in der Nähe sehen.

Papagey. Nun noch zu guter letzt ein Rondeau von der allerliebsten Lerche; sie hat so was humoristisches in ihrem Gesange.

Rondeau von der Lerche, während dessen Treufreund den Tact tritt, und zuletzt Bewegungen macht, wie einer der tanzen will.

Papagey. Um Gottes willen, wer wird den Tact treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Tact ist das einzige, was ich von der Musik höre; da fährt's einem so recht in die Beine.

Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an für sich zu tanzen.

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll für Hunger.

lehren will. Gewiß iſt es, dieſer Diamant war der bedenklichſte, der mir vor und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailanders war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, ſcharfte die Werkzeuge meines Verſtandes und erreichte jene nicht nur, ſondern übertraf ſie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus mich ſelbſt zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege, noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldſchmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Milano, und hernach mit der meinen; darauf ſagte Raphael del Moro, der geſchickteſte unter ihnen: Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen! Cajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, ſo rief er: Der Stein iſt zweitauſend Ducaten mehr werth als vorher! Nun verſetzte ich: Da ich einen ſolchen Meiſter übertroffen habe, laßt ſehen, ob ich mich ſelbſt übertreffen kann. Darauf bat ich, ſie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und ſchob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: So etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen, der Stein iſt jetzt mehr als achtzehntauſend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftauſend geſchatzt hatten. Die andern Goldſchmiede ſagten darauf: Benvenuto iſt die Ehre unſerer Kunſt, und wir müſſen vor ihm und ſeinen Folien die Mütze wohl abnehmen. Cajo ſagte: Jetzt will ich gleich zum Papſte gehen, er ſoll tauſend Goldgulden für die Faſſung zahlen. Auch lief er wirklich ſogleich hin und erzählte alles. Darauf ſchickte der Papſt deſſelbigen Tages dreimal, ob der Ring nicht fertig ware?

Um drei und zwanzig trug ich den Ring hinauf und, weil ich freien Eintritt hatte, ſo hub ich den Vorhang an der

Thüre beſcheiden auf. Ich ſah den Papſt mit dem Marcheſe del Guaſto ſprechen, ſie ſchienen über gewiſſe Dinge nicht einig zu ſeyn, und ich hörte den Papſt ſagen: Es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, ſonſt hab' ich nichts zu thun. Ich zog mich ſogleich zurück; der Papſt rief mich. Schnell trat ich hinein, und da ich ihm den ſchönen Diamant überreichte, zog er mich ein wenig bei Seite und der Marcheſe entfernte ſich. Indem der Papſt den Diamant anſah, ſagte er leiſe: Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig ausſieht, und höre nicht auf, ſo lange der Marcheſe im Zimmer iſt. Nun ging er mit mir auf und ab, es gefiel mir, daß ich mich bei dieſer Gelegenheit zeigen konnte, und ich fing nun an dem Papſt zu erzählen, wie ich mich benommen hätte, dem Diamant die ſchöne Folie zu geben.

Der Marcheſe lehnte ſich zur Seite an die Tapeten und wiegte ſich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Discurs ein ſolches Thema, daß ich drei ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papſt hörte mir mit Vergnügen zu und ſchien die unangenehme Gegenwart des Marcheſe zu vergeſſen. Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philoſophie gemiſcht, der zu dieſer Kunſt nöthig iſt, und hatte ſo beinahe eine Stunde geſprochen; endlich fing es an den Marcheſe zu verdrießen, und er ging halb erzürnt hinweg. Da erzeigte mir der Papſt die vertrauteſten Liebkoſungen und ſagte: Sey nur fleißig, Benvenuto, ich will dich anders belohnen als mit den tauſend Gulden, die mir Cajo vorgeſchlagen hatte.

Als ich weg war, lobte mich der Papſt vor ſeinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale ſich befand. Der war nun mein abgeſagter Feind geworden und ſuchte mir auf alle mögliche Weiſe zu ſchaden. Als er ſah, daß der Papſt mit

so vieler Neigung und Kraft von mir sprach, versetzte er: Es ist kein Zweifel, Benvenuto ist ein Mann von außerordentlichen Talenten und es ist ihm nicht zu verargen, daß er von seinen Landsleuten vortheilhaft denkt, nur sollte er auch wissen wie man von einem Papste spricht, denn es ist doch unvorsichtig, wenn er sagt: Clemens sey der schönste Fürst gewesen, und dabei der würdigste, nur habe er leider kein Glück gehabt; bei Eurer Heiligkeit sey es ganz umgekehrt, die Krone scheine sich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaube nur einen gekleideten Strohmann zu sehen und nur Ihr gutes Glück sey zu rühmen. Diese Worte brachte er mit einer so ungezwungenen Art vor, daß sie leider nur eine zu starke Wirkung thaten, und der Papst ihnen Glauben beimaß, da ich sie doch weder jemals gesagt, noch auch irgend so etwas gedacht hatte. Wäre es dem Papste möglich gewesen mir mit Ehren etwas Unangenehmes zu erzeigen, so hätte er es wohl gethan; aber als ein Mann von großem Geiste schien er darüber zu lachen. Dessenungeachtet behielt er einen unversöhnlichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte; denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da sah ich nun, als einer der an diesem Hofe viele Jahre gelebt hatte wohl ein, daß mir jemand einen schlechten Dienst geleistet habe. Ich erkundigte mich auf geschickte Weise darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorstellen, wer es gewesen seyn könnte; hatte ich es gewußt, so hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaaße ungemessen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papst, der, als er es erblickte, sich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir versprochen, hinbringen lassen. Er versetzte:

ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun was ihm gefiele. Und ſo befahl er, ich ſollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden, ſo viel hatte ich ungefähr in zwei Monaten verdient, und alles Uebrige, was er mir verſprochen hatte, war zu nichte. Man rechnete den Ring für hundert und fünfzig Gulden, das Uebrige war für das Büchelchen, woran ich mehr als tauſend verdient hatte; denn die Arbeit war äußerſt reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben was ich haben konnte, und ſetzte mir vor, mit Gott, Rom zu verlaſſen. Der Papſt ſchickte Herrn Sforza, einen ſeiner Nepoten, mit dem Büchelchen zum Kaiſer, der es ſehr lobte und äußerſt zufrieden war, auch ſogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man ſchon abgerichtet hatte, verſetzte: wegen meiner Krankheit ſey ich nicht ſelbſt gekommen; das erfuhr ich alles wieder.

Achtes Capitel.

Wunderbare Geſchichte ſeines Knaben Aſcanio. — Der Autor zieht mit Aſcanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna und Venedig, nach Padua, wo er ſich einige Zeit bei dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Dieſer ſetzt bald ſeine Reiſe fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr ſchifft er über den Waldſtädter See. — Er beſucht Genf, auf ſeinem Wege nach Lyon, und nachdem er ſich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris.

Indeſſen machte ich Anſtalt nach Frankreich zu gehen, und ich hatte die Reiſe wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Menſch Namens Aſcanio geweſen, der ſich ſchon eine Zeit lang in meinen Dienſten befand. Er war ſehr jung und der beſte Diener von der Welt. Er hatte vorher bei einem

gewiſſen Spaniſchen Goldſchmied Namens Francesco gedient, und ich ſagte ihm mehr als einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit ſeinem Meiſter nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es ſo lange, bis mir ſein Meiſter ſelbſt ein Billet ſchrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bei mir, und war mager und eingefallen, wir nannten ihn nur unſer Altchen, und man hätte wirklich denken ſollen, daß er alt ſey, denn er diente fürtrefflich, war ſo vernünftig und kaum ſchien es möglich, daß jemand im dreizehnten Jahre ſo viel Verſtand haben könnte. In kurzer Zeit hatte ſich der Knabe wieder erholt, und indem ſein Körper zunahm, ward er der ſchönſte Jüngling von Rom, und neben ſeinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunſt fürtrefflich; ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch ſo in der Kleidung. Als der Knabe ſich wieder hergeſtellt ſah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und ging oft ſeinem Meiſter zu danken, der ſich in dieſer Sache hatte ſo willig finden laſſen. Nun hatte der Meiſter eine ſchöne junge Frau, die ſagte zum Knaben: Wie biſt du nun ſo ſchön geworden? Darauf antwortete Ascanio: Es iſt mein Meiſter der mich ſchön, der mich aber auch gut gemacht hat. Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da ſie es mit ihrem guten Rufe gar nicht genau nahm, mochte ſie den Jüngling mit allerlei Liebreizungen an ſich locken, die eben nicht die ehrbarſten waren, und ich merkte wohl, daß er anfing, mehr als gewöhnlich ſeine ehemalige Meiſterin zu beſuchen.

Nun begab ſich's, daß er eines Tages einen meiner Lehrpurſche ohne Urſache geſchlagen hatte, der ſich, als ich nach Hauſe kam, darüber beklagte und verſicherte, Ascanio habe

nicht die mindeste Urſache dazu gehabt. Darauf ſagte ich zu dieſem: Mit oder ohne Urſache ſollſt du niemand in meinem Hauſe ſchlagen, oder du ſollſt ſehen, wie ich dich treffen will. Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her, und verſetzte ihm mit Fäuſten und Füßen ſo rauhe Stöße, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, floh er ohne Jacke und Mütze aus der Werkſtatt, und ich wußte zwei Tage nicht wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derſelben kam ein Spaniſcher Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalſte Mann war den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet, und noch einige unter der Hand, ſo daß er mein großer Freund war. Er ſagte mir: Aſcanio ſey zu ſeinem alten Meiſter zurückgekehrt, und ich möchte doch ſo gut ſeyn, ihm ſeine Mütze und Weſte wieder zu geben. Ich antwortete: Meiſter Franceſco habe ſich übel betragen, und es ſey dieſes die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Aſcanio ſich in ſeinem Hauſe befinde, ſo hätte ich ihm gern den Abſchied gegeben, da er ihn aber zwei Tage im Hauſe gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, ſo würde ich nicht leiden, daß er bei ihm bliebe, und ſie ſollten es nur nicht darauf ankommen laſſen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego und Franceſco ſpottete nur darüber.

Den andern Morgen ſah ich Aſcanio, der an der Seite ſeines Meiſters einige Lappalien arbeitete; er grüßte mich, da ich vorbeiging, der Meiſter aber ſchien mich beinahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego ſagen: wenn mir's beliebte, ſo möchte ich Aſcanio die Kleider ſchicken die ich ihm geſchenkt hätte, thät ich's auch nicht, ſo hätte es nichts

zu ſagen, Ascanio ſolle doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und ſagte: Mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtſchaffnern Mann gekannt als euch, und davon iſt der nichtswürdige Francesco gerade das Gegentheil; ſagt ihm von meinetwegen, daß wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Ascanio hierher in meine Werkſtatt bringt, ſo ermorde ich ihn ohne Umſtände, und dem Ascanio ſagt: wenn er nicht in der beſtimmten Stunde von ſeinem Meiſter weggeht, ſo ſoll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umſtandlich aus was ich geſagt hatte, und Francesco erſchrak dergeſtalt, daß er nicht wußte was er thun ſollte. Inzwiſchen hatte Ascanio ſeinen Vater aufgeſucht, der nach Rom gekommen war, der, nachdem er den Handel erfuhr, dem Francesco gleichfalls rieth, den Ascanio zu mir zu führen. Darauf ſagte Francesco: So gehe denn nur, Ascanio! dein Vater mag dich begleiten. Darauf verſetzte Don Diego: Francesco, ich befürchte irgend ein großes Unglück. Du kennſt Benvenuto beſſer als ich, führe ihn ſicher zurück, ich gehe mit dir. Indeſſen hatte ich mich zu Hauſe vorbereitet, ging in meiner Werkſtatt auf und ab, und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entſchloſſen die fürchterlichſte Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Francesco, Ascanio, und der Vater, den ich nicht kannte; ich ſah ſie alle mit einem furchterlichen Blick an. Francesco, ganz blaß, ſagte: Siehe, hier iſt Ascanio, den ich bisher bei mir gehabt habe, ohne daß es meine Abſicht war, dir Mißvergnügen zu machen. Ascanio ſagte voll Ehrfurcht: Meiſter! verzeiht mir, ich bin hier, alles zu thun was ihr befehlet. Darauf verſetzte ich: Biſt du gekommen, deine verſprochene Zeit bei mir auszuhalten? Ja,

ſagte er, und ich will niemals wieder von euch weichen. Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrpurſchen, den er geſchlagen hatte das Bundel Kleider zu holen; hier iſt, ſagte ich zu Ascanio, was ich dir geſchenkt hatte, nimm zugleich deine Freiheit und gehe wohin du willſt. Don Diego, der ganz etwas anderes erwartete, ſtand verwundert, indeſſen bat mich Ascanio, ich möchte ihm verzeihen, und ihn wieder nehmen; das Gleiche that der fremde Mann, der dabei ſtund. Ich fragte ihn, wer er ſey, er ſagte, daß er der Vater war', und fuhr zu bitten fort; endlich verſetzte ich: Aus Liebe zu euch mag's geſchehen.

Nun hatte ich mich, wie ſchon oben erwahnt iſt, entſchloſſen nach Frankreich zu gehen. Da der Papſt mich nicht, wie ſonſt, mit günſtigen Augen anſah, durch böſe Zungen mein gutes Verhaltniß geſtört worden war, und ich ſogar befürchten mußte daß es noch ſchlimmer werden könnte, ſo wollte ich ein beſſeres Land, und mit Gottes Hulfe ein beſſeres Glück ſuchen, und gedachte mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reiſe für den andern Morgen beſchloſſen hatte, ſagte ich meinem treuen Felix: er ſollte ſich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich außen bliebe, ſollte alles ſein gehören. Nachher ſetzte ich mich noch mit einem Peruginer Geſellen auseinander, der mir geholfen hatte die Arbeit für den Papſt zu endigen; ich entließ ihn und bezahlte ſeine Arbeit, er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen, er wolle die Reiſe auf ſeine Koſten machen. Nun war er freilich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden ſollte, der beſte von den Italiänern die ich kannte, um mir zu helfen und beizuſtehen; da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit, auf die Bedingungen die

er mir vorgeschlagen hatte. Ascanio, der bei diesem Gespräche gegenwärtig war, sagte halb weinend: Ihr habt mich wieder genommen, ich habe versprochen, lebenslang bei euch zu bleiben und das will ich auch thun. Ich sagte ihm: dießmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen; darauf machte er Anstalt, mir zu Fuße zu folgen. Da ich diesen Entschluß sah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihn einen Mantelsack aufbinden, und so hatte ich mich viel mehr belästigt, als zuerst meine Absicht war.

So zog ich auf Florenz, nach Bologna, Venedig und von da nach Padua. Aus dem Wirthshause holte mich Herr Albertaccio del Bene, mein werther Freund. Den andern Tag ging ich Herrn Peter Bembo die Hand zu küssen, der damals noch nicht Cardinal war; er empfing mich mit außerordentlichen Liebkosungen, dann wendete er sich zu Albertaccio und sagte: Benvenuto soll mit allen seinen Leuten bei mir wohnen, und wenn es hundert wären, auch ihr bleibt nur gleich in meinem Hause, denn auf andere Weise kann ich ihn euch nicht überlassen; und so genoß ich des Umgangs dieses trefflichsten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Cardinal gewesen wär, und verlangte, daß ich beständig an Seiner Gnaden Seite speisen sollte; sodann zeigte er, auf die bescheidenste Weise, im Gespräche sein Verlangen von mir abgebildet zu seyn, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünschte, bereitete mir sogleich in ein Schächtelchen die weißeste Masse und fing an diesen geistreichen Kopf mit so guter Art zu entwerfen, daß Ihro Gnaden ganz erstaunt darüber waren.

Nun war er in den Wissenschaften der größte Mann und außerordentlich in der Poesie; aber von meiner Kunst verstanden

Se. Gnaden auch gar nichts, ſo daß Sie glaubten, ich wäre fertig, als ich kaum angefangen hatte, und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um ſo etwas gut zu machen. Ich aber entſchloß mich, ſo viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein ſolcher Mann verdiente, und da er einen kurzen Bart nach Venezianiſcher Art trug, hatte ich viele Noth einen Kopf zu machen der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig und es ſchien mir die ſchönſte Arbeit die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunſt betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwei Stunden und den Stempel vielleicht in zehen fertig machen, nun aber ſah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweihundert brauchen würde, und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er ſagen ſollte, und verlangte, daß ich nur noch zur Rückſeite einen Pegaſus, innerhalb eines Myrthenkranzes abbilden ſollte. Das that ich in drei Stunden und die Arbeit ſah ſehr gefällig aus. Er war äußerſt zufrieden und ſagte: Das Pferd ſcheint mir zehenmal ſchwerer zu machen, als das Köpfchen mit dem ihr euch ſo ſehr gequält habt; ich kann die Schwierigkeit nicht einſehen. Dann bat er mich, ich ſolle ihm doch noch den Stempel ſchneiden. Ich weiß, ſagte er, ihr macht das ſo geſchwind, als ihr nur wollt. Dagegen verſetzte ich, daß ich ſie hier nicht machen könne, ſobald ich aber irgendwo eine Werkſtatt errichtete, ſollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drei Pferde gehandelt, er aber ließ alle meine Schritte beobachten, denn er ſtand zu Padua in dem größten Anſehn. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die man mir um funfzig Ducaten überlaſſen hatte, ſagte der Beſitzer: Trefflicher Mann! ich verehre euch dieſe drei Pferde. Darauf antwortete ich: Du verehrſt ſie

Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schuhu kommt und ruft:

Schuhu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

Treufreund kriegt den Schuhu und Hoffegut den Pavagey zu faſſen, und nöthigen ſie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: Bravo! bravo! --- Hinter der Scene entſteht ein Getümmel.

Hoffegut. Was hör' ich? welch ein Geſchrey? welch ein Geräuſch?

Treufreund. Die Äſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre piepſen und kraſſen, und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

Die Vögel kommen nach und nach herein.

Treufreund. Welch ein buntes, abgeſchmacktes Gefieder! Lauter Tagvögel! Sie ſpüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Criticus.

mir nicht, und von dem, der ſie mir verehrt, darf ich ſie nicht annehmen; denn ich habe ihm nichts leiſten können. Darauf ſagte der gute Mann: Wenn ihr dieſe Pferde nicht nehmt, ſo wird man euch gewiß in Padua keine andern geben, und ihr würdet genöthigt ſeyn zu Fuße wegzugehn. Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wiſſen wollte, und mich aufs freundlichſte erſuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weiſe fort wollte, war genöthigt die Pferde anzunehmen, und ſo reiſ'te ich weiter.

Ich nahm den Weg zu Land durch Graubündten, denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht ſicher. Wir kamen über den Berg Alba und Merlina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es ſchon der achte Mai war, lag noch ein außerordentlicher Schnee. Jenſeit der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenſtatt hieß, und nahmen Quartier daſelbſt. Die Nacht kam ein Florentiniſcher Courier zu uns, der ſich Burbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in ſeiner Profeſſion ſehr tüchtig ſey; ich wußte aber nicht daß er durch ſeine Schelmſtreiche heruntergekommen war. Als er mich im Wirthshauſe erblickte, nannte er mich beim Namen und ſagte zu mir: er gehe in wichtigen Geſchäften nach Lyon, ich ſolle ihm Geld zur Reiſe borgen. Darauf antwortete ich: Zum Verborgen habe ich kein Geld, wenn ihr aber mit mir in Geſellſchaft kommen wollt, ſo werde ich bis Lyon für euch bezahlen. Darauf weinte der Schelm, verſtellte ſich aufs beſte und ſagte: daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Courier das Geld ausgehe, unſer einer verbunden ſey ihm zu helfen. Ferner ſetzte er hinzu: daß er die wichtigſten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei ſich habe, zeigte mir eine lederne Capſel eines

Bechers und ſagte mir ins Ohr: in dieſem Becher ſey ein Edelſtein, viele tauſend Ducaten an Werth, auch die wichtigſten Briefe von gedachtem Herrn. Darauf ſagte ich: ich wollte ihm die Edelſteine in ſeine Kleider verbergen, wo ſie ſichrer wären als in dieſem Becher, den Becher aber ſolle er mir laſſen, der ungefähr zehen Scudi werth war, ich wollte ihm mit fünf und zwanzig dienen. Darauf verſetzte er: wenn es nicht anders gehe, ſo wollte er mit mir kommen, denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reiſ'ten von Wallenſtatt nach Weſen, über einen See der funfzehn Meilen lang iſt. Als ich die Kahne des See's erblickte, fürchtete ich mich, denn ſie ſind von Tannenholz, weder groß, noch ſtark, noch verpicht, und wenn ich nicht in einem andern ähnlichen Schiffe vier Deutſche Edelleute mit ihren vier Pferden geſehen hatte, ſo wär' ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen laſſen einzuſteigen. Ja ich mußte denken, als ich die Beſtialität jener Reiſenden ſah, daß die Deutſchen Waſſer nicht erſauften wie unſere Italiäniſchen.

Doch meine beiden jungen Leute ſagten zu mir: Benvenuto, es iſt eine gefahrliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu ſteigen. Darauf verſetzte ich: Sehet ihr nicht, ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingeſtiegen ſind, und lachend fortfahren. Wenn der See, ſtatt Waſſer, Wein wäre, ſo würde ich ſagen ſie reiſen ſo luſtig, um darin zu erſaufen, da es aber Waſſer iſt, ſo ſeyd verſichert, die Deutſchen haben ſo wenig Luſt davon zu ſchlucken als wir.

Der See war fünfzehn Miglien lang und ungefahr drei breit. An der einen Seite war ein hoher höhlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr

vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an stürmisch, zu werden, so daß die Männer welche ruderten, uns um Beistand anriefen, wir sollten ihnen an der Arbeit helfen, und so thaten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, sie sollten uns auf jene Seite bringen, sie aber behaupteten es sey unmöglich, denn es sey nicht Wasser genug, das Schiff zu tragen, und es befänden sich dort einige Untiefen, an denen wir sogleich scheitern und alle ersaufen würden; dann verlangten sie wieder, wir sollten ihnen rudern helfen, und riefen einander zu und ermunterten sich zur Arbeit. Da ich sie dergestalt verlegen sah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um dessen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich schien es als verstehe mich das Thier, wie sie denn manchmal sehr gescheidt sind, und wisse was ich thun wollte, denn ich hatte ihm das Gesicht gegen die frischen Wiesen gekehrt und meine Absicht war, daß es schwimmend mich mit sich fortziehen sollte. In diesem Augenblick kam eine große Welle welche über das Schiff schlug; Ascanio schrie Barmherzigkeit, lieber Vater! helft mir! und wollte sich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und sagte: sie sollten thun was ich ihnen gezeigt habe, denn die Pferde würden ihnen eben so gut das Leben retten, als ich auf diese Weise hoffte davon zu kommen; wer sich aber an mir halten wollte, den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieser Todesgefahr einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen konnte, und ich sah daselbst die vier Deutschen Edelleute ausgestiegen. Als wir ein Gleiches zu thun verlangten, wollte der Schiffer es keineswegs zugeben. Darauf sagte ich: Meine Kinder, nun ist es Zeit etwas zu versuchen! Ziehet die Degen und zwingt sie, daß sie uns ans Land setzen! Das erlangten

wir mit großer Beſchwerde, denn ſie widerſetzten ſich was ſie konnten. Als wir aber ans Land geſtiegen waren, mußten wir zwei Miglien einen Berg hinauf, ſchlimmer als hatten wir über eine Leiter ſteigen ſollen. Ich hatte ein ſchweres Panzerhemd an, ſtarke Stiefeln, und es regnete, was Gott nur ſchicken konnte. Die Teufel von Deutſchen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden, aber die unſrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anſtrengung umkommen, als wir ſie dieſen beſchwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein wenig hinauf waren, ſtrauchelte das Pferd des Ascanio, das ein trefflicher Unger war. Ein wenig hinter ihm ging Burbacca der Courier, dem Ascanio ſeinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und ſich überſchlug, war der Schurke von Courier nicht ſo behend die Spitze wegzuwenden, das Pferd ſtürzte vielmehr darauf und ſtach ſich den Hals durch und durch und blieb für todt liegen.

Mein anderer Geſelle wollte ſeinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er ſtrauchelte gegen den See zu und hielt ſich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Thier trug ein paar Mantelſäcke, worin all mein Geld war; denn ich hatte es darein gethan, um es nicht bei mir zu tragen, und alles was ich nur von Werth mit mir führte, hatte ich dazu geſteckt. Ich rief dem Jüngling zu, er ſolle ſein Leben retten und das Pferd zum Henker fallen laſſen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über und es mußte in den See fallen, und grade da unten hatten unſere Schiffer angelegt, ſo daß wenn das Pferd fiel, ſo ſtürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war allen voraus, wir ſahen das Pferd ſtraucheln und arbeiten, und es ſchien als wenn es gewiß zu Grunde gehen müßte. Ich ſagte aber zu meinen Geſellen: Bekümmert

euch um nichts! wir wollen uns retten und Gott für alles danken, nur jammert mich der arme Burbacca, der seine Edelsteine auch auf dem Pferde hat, in seinem Becher, die einige tausend Ducaten werth sind; er hat sie an den Sattel gebunden und glaubte, da seyen sie am sichersten; das meinige ist nicht viel über hundert Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe. Burbacca versetzte: Ums meine ist mir's nicht, wohl aber ums eure! Da sagte ich zu ihm: Warum betrübst du dich um mein weniges und nicht um dein vieles? Voller Verdruß versetzte er darauf: In Gottes Namen, da wir einmal in solchen Umständen und in solcher Laze sind, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich weiß recht gut, daß eures wahrhafte Thaler sind, aber in meinem Bechersutteral, das so viel erlogner Juwelen enthalten sollte, ist nichts als Caviar. Da ich das hörte, mußte ich lachen, meine Gesellen lachten auch und er weinte. Das Pferd half sich aber, weil es sich selbst überlassen war, und so kamen unter dem Lachen unsere Kräfte wieder und wir stiegen weiter bergauf.

Die vier Deutschen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieses steilen Berges gekommen waren, schickten einige Personen, uns zu helfen, so daß wir endlich bei dem allereinsamsten und wildesten Wirthshause ankamen, durchweicht, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und stillten unsern Hunger, auch wurden dem verwundeten Pferde gewisse Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine solche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs, und sagte uns, daß wenn wir die Wunde immer damit vollstopfen, das Pferd nicht allein heilen, sondern uns auch indessen dienen würde als wenn es kein weiteres Uebel hätte. Wir befolgten den Rath, dankten den Edelleuten und

reiſeten weiter, recht wohl wieder hergeſtellt. So zogen wir hin und prieſen Gott, daß er uns aus ſo großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenſeit Weſen, wo wir die Nacht ruhten, und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm ſang; weil aber daſelbſt die Häuſer alle von Fichtenholz ſind, ſo enthielt das Lied gar nichts anders, als daß man aufs Feuer Acht haben ſollte. Burbacca war noch vom Tage her in ſchreckhafter Bewegung und ſchrie im Traume: o Gott! ich erſaufe! und da er ſich, außer dem Schrecken des vergangenen Tages, noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutſchen aufnehmen wollte, rief er manchmal: ich brenne! Manchmal wieder glaubte er in der Hölle zu ſeyn, mit dem Caviar am Halſe. So hatten wir eine ſehr luſtige Nacht und alle unſere Noth war in Lachen verkehrt.

Des Morgens ſtiegen wir beim ſchönſten Wetter auf, und und hielten Mittag in einem fröhlichen Oertchen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten welche Zürich heißt. Der Bote der uns führte, ritt auf einem Damm über den das Waſſer ging, ſo daß der beſtialiſche Führer ſtrauchelte und mit dem Pferde ins Waſſer ſtürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und ſah die Beſtie aus dem Waſſer kommen. Er fing wieder an zu ſingen, als wenn nichts geweſen wär', und machte mir ein Zeichen daß ich ihm folgen ſollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewiſſe Zäune, und ſo führte ich meine Leute und den Burbacca.

Der Bote ſchrie, und rief mir auf Deutſch: wenn die Leute mich ſahen, ſo würden ſie mich todt ſchlagen. So ritten wir weiter und kamen auch durch dieſen Sturm. Wir gelangten

nach Zürich, einer wundernswürdigen Stadt, ſo nett wie ein Edelſtein; wir ruhten daſelbſt einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bei Zeiten auf und kamen in eine andere ſchöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lauſanne, Genf und Lyon. Daſelbſt ruhten wir vier Tage. Wir waren ſingend und lachend hingekommen. Ich ergötzte mich ſehr mit einigen meiner Freunde, und man bezahlte mir die Koſten die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. Das war eine angenehme Reiſe, außer daß in der Gegend von Paliſſa uns eine Bande Rauber anfiel, von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reiſten wir nach Paris ohne irgend ein Hinderniß, und immer lachend und ſingend gelangten wir in Sicherheit.

Neuntes Capitel.

Undankbares Betragen Roſſo des Malers. — Der Autor wird dem Könige Franz I. zu Fontainebleau vorgeſtellt und ſehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienſte zu nehmen, er aber, da ihn eine ſchnelle Krankheit heimſucht, mißfällt ſich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwiſchen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er ſeinen treuen Diener Felix wieder findet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals von Ferrara über das Betragen des Cardinal Gaddi. — Er wird fälſchlich von einem Geſellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelſteinen beſitze, den er damals entwandt, als ihm der im Caſtell belagerte Papſt die Krone auszuliefern gedachte. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht.

Als ich ein wenig ausgeruhet hatte, ging ich Roſſo den Maler aufzuſuchen, der ſich im Dienſte des Königs Franciscus

befand. Ich hielt diesen Mann für meinen größten Freund auf der Welt: denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt die ein Mensch von dem andern erwarten kann, und weil sich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeiten schuldig war, so will ich nicht verfehlen es anzuzeigen und die Undankbarkeit eines heimtückischen Freundes öffentlich darstellen. Als er in Rom war, hatte er so viel Uebles von den Werken des Raphael von Urbino gesagt, daß die Schüler dieses trefflichen Mannes ihn auf alle Weise ermorden wollten, davon errettete ich ihn und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Müh. Ferner hatte er auch von Herrn Antonio von S. Gallo, einem herrlichen Architekten, Böses gesprochen, der ihm dagegen eine Arbeit nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo von Cesi aufgetragen hatte, und so fuhr gedachter Meister gegen Rosso fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen wär'; deßwegen borgte ich ihm manche zehen Scudi um zu leben, die ich noch nicht wieder erhalten hatte.

Nun, da ich wußte daß er im Dienste des Königs war, ging ich ihn, wie gesagt, zu besuchen, nicht sowohl um mein Geld wieder zu haben, aber weil ich hoffte, er solle mir helfen und beistehen, daß ich in den Dienst des großen Königs käm. Als der Mann mich erblickte, verwirrte er sich sogleich und sagte: Benvenuto! du hast auf diese Reise zu großes Geld verwendet, besonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt und nicht an Possen, wie wir machen können. Darauf versetzte ich, ich habe so viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben die Weise zurück zu kehren, wie ich nach Paris gekommen sey, ich habe für meine Müh mit ihm eine andere Begegnung erwartet, und fast fange ich an zu glauben, daß Herr Antonio von S. Gallo wahr von ihm gegen mich geredet

habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren, denn er merkte daß er sich vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechselbrief von fünfhundert Scudi, auf Ricardo del Bene. Da schämte sich der Bösewicht und wollte mich gleichsam mit Gewalt fest halten, ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Maler weg, der eben gegenwärtig war, er hieß Sguazzella, war auch ein Florentiner und ich wohnte in seinem Hause, mit drei Pferden und Dienern, für ein Gewisses die Woche. Er verköstigte mich gut und ich bezahlte ihn noch besser.

Darauf suchte ich den König zu sprechen, bei welchem mich ein gewisser Herr Julian Buonaccorsi, sein Schatzmeister, einführte. Ich eilte nicht damit, denn ich wußte nicht daß Rosso sich mit allem Fleiß bemühte, mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian dieses bemerkte, führte er mich schnell nach Fontainebleau und stellte mich vor den König, der mir eine ganze Stunde die gnädigste Audienz gab, und weil er eben im Begriff war nach Lyon zu gehen, sagte er zu Herrn Julian, er solle mich mit sich nehmen, unterwegens wolle man von einigen schönen Werken sprechen die Seine Majestät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach und unterweges wartete ich dem Cardinal von Ferrara beständig auf, der damals den Hut noch nicht hatte. Dieser ließ sich alle Abend in große Unterredungen mit mir ein, und sagte einsmals, ich möchte in Lyon, in einer seiner Abteien bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme, er selbst gehe nach Grenoble und in seiner Abtei zu Lyon sollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieser Stadt anlangten, war ich krank geworden, und mein Geselle Ascanio hatte das viertägige Fieber, so daß mir die Franzosen

und ihr Hof äußerſt zuwider waren, und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen.

Als der Cardinal meine feſte Entſchließung ſah wieder zurückzukehren, gab er mir ſo viel Geld, daß ich ihm in Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen ſollte, und ſo reiſ'ten wir fort auf den beſten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplons kamen, geſellte ich mich zu gewiſſen Franzoſen mit denen wir eine Zeitlang reiſ'ten, Ascanio mit ſeinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlaſſen ſchien. Ich hatte mir den Magen ſo verdorben, daß ich kaum ein ganzes Brod die Woche verzehren mochte. Aeußerſt verlangte ich nach Italien zu kommen. Ich wollte in meinem Vaterlande und nicht in Frankreich ſterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß, nahe bei einem Ort der Isdevedro hieß; das Waſſer war ſehr breit und tief, und darüber ging ein langer, ſchmaler Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein ſtarker Reif gefallen und ich befand mich vor allen andern an der Brücke. Ich ſah wie gefahrlich ſie war, und befahl meinen Geſellen ſie ſollten abſteigen, und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging, mit einem Franzoſen der ein Edelmann war, im Geſpräch begriffen, weiter fort. Der andere, ein Notarius, war noch zurück und ſpottete über den Edelmann und mich, daß wir uns aus leerer Furcht die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich und als ich ihn mitten auf der Brücke ſah, bat ich ihn er möchte ſachte kommen, denn er ſey auf einer ſehr gefährlichen Stelle. Dieſer Menſch der ſeine Franzöſiſche Natur nicht ablegen konnte, ſagte mir in ſeiner Sprache: ich ſey ein Mann von wenig Herz, hier ſey gar keine Gefahr. Indeſſen

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier sich verwundert!

Treufreund. Dieser hat sich noch ärger ausgeputzt und sieht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh den dritten, wie er wichtig thut! Sie berathschlagen sich unter einander.

Treufreund. Bis sie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh mir! Der Hause vermehrt sich. Sieh diese kleine Brut, diesen gefährlichen Anflug! wie's trippelt, wie's stutzt, wie's hüpft, scheut, und wiederkommt! Weh uns! weh! — O welche Wolke von scheuslichen Kreaturen! welch ein schändlicher Tod droht uns von abscheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit sie zu fressen.

er dieſe Worte ſprach, wollte er das Pferd ein wenig anſpornen, das ſogleich ſtrauchelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott ſich oft der Narren erbarmet, ſo that dieſe Beſtie, mit der andern Beſtie, ſeinem Pferde, einen großen Sturz, beide unters Waſſer. Als ich das ſah, eilte ich und lief und ſprang mit großer Beſchwerlichkeit auf den Felſen, hing mich an denſelben und erwiſchte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann anhatte, daran zog ich ihn herauf, als er ſchon ganz vom Waſſer bedeckt war. Er hatte viel geſchluckt und wenig fehlte, ſo wär' er erſoffen. Als ich ihn außer Gefahr ſah, bezeigte ich ihm meine Freude, ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf Franzöſiſch und ſagte: er danke mir nicht dafür, ſeine Schriften ſeyen die Hauptſache, die manche zehen Scudi werth wären. Er ſagte das gleichſam im Zorn, ganz durchweicht, ſprudelnd und trieſend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die wir bei uns hatten und verlangte ſie ſollten der Beſtie helfen, ich wolle ſie bezahlen. Einer davon bemühte ſich recht eifrig und fiſchte ihm ſeine Schriften wieder auf, ſo daß nichts verloren ging, der andere aber wollte auf keine Weiſe zugreifen, ſo daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich nach Tiſche die Börſe die wir gemeinſchaftlich gemacht hatten, aus der ich die Auslage beſtritt, und gab dem Boten, der jenem beigeſtanden hatte, einiges Geld aus dieſem gemeinſchaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius ich ſollte den Mann von dem meinigen bezahlen und ihm aus der Caſſe nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf ſchimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar nichts gethan hatte, und verlangte daß ich ihn auch bezahlen ſollte. Ich ſagte darauf:

jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat; er antwortete: er wollte mir bald ein Kreuz zeigen, bei dem ich weinen ſollte; ich verſetzte: daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle, wobei er wohl zuerſt weinen würde. Wir waren auf der Gränze zwiſchen dem Venezianiſchen und Deutſchen, ſo lief er nach Leuten und kam mit ihnen, einen großen Spieß in der Hand. Ich ſaß auf meinem guten Pferde und öffnete die Pfanne meiner Büchſe. Darauf wendete ich mich zu meinen Geſellen und ſagte: Dieſen bring' ich zuerſt um, und ihr andern thut eure Schuldigkeit; denn das ſind Straßenräuber, welche nur dieſen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen.

Der Wirth, bei dem wir gegeſſen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn er möchte einem ſo großen Uebel vorbeugen; denn, ſagte er, das iſt ein tapfrer, junger Mann und bis ihr ihn in Stücken haut, bringt er einen Theil von euch um; vielleicht entwiſcht er euch gar und ſchießt den Boten todt. Da ward alles ruhig und der Alte, ihr Anführer, ſagte zu mir: Gehe in Frieden! du würdeſt mit uns zu thun haben und wenn du hundert bei dir hatteſt. Ich wußte wohl, daß er die Wahrheit ſagte, denn ich war ſchon entſchloſſen und hatte mich für todt gegeben; da ich aber nichts weiter Schimpfliches vernahm, ſchüttelte ich den Kopf und ſagte: Ich würde mein Möglichſtes gethan haben, um euch zu zeigen daß ich ein lebendiges Geſchöpf und ein Menſch ſey. Darauf reiſ'ten wir weiter. Abends in der erſten Herberge zahlten wir unſere Caſſe, und ich trennte mich von dem beſtialiſchen Franzoſen, mit dem andern aber, dem Edelmann, hielt ich Freundſchaft und kam mit meinen drei Pferden allein nach Ferrara.

Sobald ich abgeſtiegen war, ging ich an den Hof des

Herzogs, um Sr. Excellenz aufzuwarten; denn ich wollte Morgens nach Loretto verreisen. Ich wartete bis zwei Stunden in der Nacht, da erschien der Herzog und empfing mich aufs gnädigste. Er befahl, als er zur Tafel ging, man solle mir auch das Handwasser reichen. Darauf antwortete ich aufs anmuthigste: Gnädigster Herr, es sind über vier Monate, daß ich weniger gegessen habe als man zum Lebensunterhalt nöthig glauben sollte, deßwegen weiß ich wohl, daß mich auch selbst die königlichen Speisen Ihrer Tafel nicht starken würden, erlauben Sie mir unterdessen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte und vielleicht haben wir beide davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel saß. So fingen wir das Gespräch an, das bis fünf Uhr dauerte; dann beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirthshause und fand einen trefflichen Tisch, den der Herzog mir hatte von seinen Speisen ablegen lassen, dabei viel guten Wein. Da ich nun mehr als zwei Stunden meine gewöhnliche Tischzeit ausgesetzt hatte, aß ich mit großem Appetit, das erstemal seit vier Monaten.

Morgens verreis'te ich zur heiligen Mutter von Loretto, und als ich daselbst meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem ich meine Werkstatt mit allem Geräthe und Zierrathen überließ und eine andere, weit größer und geräumiger, neben Sugarell, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franciscus würde sich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an, und arbeitete indessen an dem Becher und Becken, die ich für den Cardinal von Ferrara unternommen hatte.

Viele Gesellen arbeiteten bei mir, ich hatte viel in Gold und Silber zu thun. Indessen bekam ich mit meinem Peruginer Gesellen Verdruß, der mir alles, was er auf seine

Kleidung und sonstige eigne Bedürfnisse verwendet hatte, auf meine Rechnung schrieb, so daß er mir mit den Reisekosten ungefähr siebenzig Scudi schuldig war. Wir hatten ausgemacht, er solle sich deßwegen drei Scudi monatlich abziehen lassen, da ich ihn mehr als acht Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwei Monaten ging dieser Schelm aus meiner Werkstatt, ließ mich mit vieler Arbeit beladen und sagte, er wolle mir nichts weiter zahlen. Deßhalb rieth man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt ihm einen Arm abzuhauen, und ich hatte es gewiß gethan; doch meine Freunde sagten es wäre nicht gut; ich verlör mein Geld und vielleicht Rom noch einmal, denn die Wunden lassen sich nicht abmessen und ich könne ihn ja auf seine Schrift, die ich in Händen habe, sogleich einstecken lassen. Ich folgte ihrem Rathe, aber ich wollte die Sache großmüthiger behandeln, ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Proceß, nachdem er verschiedene Monate gedauert hatte, dann ließ ich den Burschen ins Gefangniß bringen.

Meine Werkstatt war nun mit den größten Arbeiten beladen, unter andern hatte ich allen Schmuck, von Gold und Edelsteinen für die Gemahlin des Herrn Hieronymus Orsino, in der Arbeit; dieser war der Vater Herrn Pauls, der gegenwärtig Schwiegersohn unsers Herrn Herzogs Cosmus ist. Diese Werke waren sämmtlich dem Ende nah und immer wuchsen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anstellen, und so arbeitete ich, der Ehre und des Nutzens wegen, Tag und Nacht.

Indessen ich nun so aufs eifrigste meine Arbeiten zu befördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich, mit besonderer Eile schickte des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! in diesen vergangenen Tagen hat sich der große, allerchristlichste König deiner erinnert und dich abermal in seine Dienste begehret; worauf ich ihm antwortete: du habest mir versprochen, daß du, sobald ich dich zum Dienst Seiner Majestät verlangte, sogleich kommen wolltest. Seine Majestät antwortete darauf: Ich will, man solle ihm so viel Geld schicken als ein Mann Seinesgleichen zu einer bequemen Reise braucht. Darauf befahl er dem Admiral, er solle mir tausend Goldgulden aus dem Schatz der Ersparnisse zahlen lassen. Bei dieser Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der sogleich hervortrat und sagte: ein solcher Befehl sey nicht nöthig, denn er habe dir Geld genug angewiesen und du müßtest auf dem Wege seyn. Verhielte sich nun die Sache nicht so, du hättest kein Geld erhalten, wärest nicht unterweges, und es wäre dir von allem keine Nachricht zugekommen, sondern es wäre eine bloße Aufschneiderei des Cardinals, um zu zeigen daß er sich auch um geschickte Leute bekümmere nach denen der König fragt, wie ich fast glaube, so antworte mir sobald du meinen Brief empfangst, der die reine Wahrheit enthalt, damit ich ein andermal, wenn ich vor diesen großen König komme, in Gegenwart des Prahlhansen, das Gespräch nach und nach auf dich leiten und sagen kann: daß du das Geld, welches dir der Cardinal Gaddi geschickt haben wolle, nicht erhalten hast, daß du nicht auf der Reise, sondern in Rom bist. Es wird sich zeigen, daß der Cardinal dieß alles nur aus Eitelkeit gesagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeister auswirken, daß du das Geld zur Reise, welches dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögest."

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünstiges

Geſchick über uns Menſchen vermag! Ich hatte nicht zweimal in meinem Leben mit dem närriſchen Cardinalchen Gaddi geſprochen, und er prahlte auch dießmal nicht um mir Schaden zu thun, ſondern es war eine Wirkung ſeines leeren und ungeſchickten Gehirns, weil es auch ſcheinen ſollte als bekümmere er ſich um talentreiche Leute, die der König in ſeinen Dienſt wünſchte, er wollte darin dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher ſo klug geweſen war, und mir den Vorfall gemeldet hätte, ſo würde ich doch, um ſo einen dummen Strohmann nicht ſtecken zu laſſen, aus Patriotismus irgend eine Entſchuldigung gefunden, und ſeiner thörichten Prahlerei einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigſten Cardinals von Ferrara erhielt, antwortete ich ſogleich: mir ſey vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hatte bereden wollen, ſo würde ich mich ohne Vorwiſſen Seiner Hochwürden Gnaden, nicht aus Italien bewegt haben, beſonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde; indeſſen würde ich mich auf ein Wort Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät, das mir durch ſo einen Herrn zukam, ſogleich auf den Weg machen und alles andere bei Seite werfen.

In dieſer Zeit dachte mein Geſelle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch ſehr gut gelang. Denn er erregte den Geiz des Papſtes Paul Farneſe, oder vielmehr ſeines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Caſtro nannte. Nun ließ mein gedachter Geſell einem der Secretarien des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahre bei mir gearbeitet habe, wohl wiſſe und ſich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzig tauſend Ducaten beſitze, davon der größte Theil in Juwelen beſtehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe

sie damals, bei der Verheerung Roms, im Castell St. Angelo bei Seite gebracht. Sie sollten mich nur einmal schnell und ohne Geräusch wegfangen lassen.

Ich hatte einmal eines Morgens sehr früh über drei Stunden an obgedachtem Brautschmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkstatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um, da begegnete mir Crispin, der Bargell, mit seiner ganzen Häscherei und sagte: Du bist ein Gefangener des Papstes! Darauf antwortete ich: Crispin, du irrst dich in der Person! Nein, versetzte er, du bist der brave Benvenuto, ich kenne dich recht gut, ich habe dich nach Castell St. Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren Deinesgleichen zu gehen pflegen.

Da nun hierauf viele seiner Leute sich auf mich warfen, und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reißen wollten, sagte er zu ihnen: keiner unterstehe sich ihn anzurühren! genug, daß ihr eure Schuldigkeit thut und ihn nicht entwischen laßt. Dann trat er zu mir und verlangte mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich sie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derselben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten sie mich ins Castell und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf den Thurm. Das war das erstemal, daß ich das Gefangniß schmeckte, und war eben sieben und dreißig Jahr alt.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Schatz zu erhalten, überredet ſeinen Vater mit der äußerſten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Perſonen verhört. — Treffliche Rede zur Vertheidigung ſeiner Unſchuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indeſſen der König von Frankreich ſich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Caſtellcommandanten gegen ihn. — Geſchichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anſtalten zur Flucht. — Der Papſt, ungehalten über das Fürwort des Königs in Frankreich, beſchließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papſtes, bedachte die große Summe wegen welcher ich angeklagt war, und bat ſogleich bei ſeinem Vater für mich um Gnade, unter der Bedingung, daß ich ihm ein Geſchenk davon machte. Der Papſt gewahrte ihm ſeine Bitte und verſprach zugleich, daß er ihm behülflich ſeyn wolle das Geld zu erlangen. So hielten ſie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derſelben ſie mich, um der Sache einige Geſtalt zu geben, zum Verhör holen ließen. Man brachte mich in einen der Säle des Caſtells. der Ort war ſehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daſelbſt den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Converſini von Piſtoja, der nachher Biſchof von Jeſi wurde, ſodann den Fiscal, deſſen Namen ich vergeſſen habe, und den Criminalrichter Herrn Benedetto Galli. Dieſe drei fingen an mich zu befragen, erſt mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und furchterlichen Ausdrücken, denn ich hatte zu ihnen geſagt: Meine Herren, ſchon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge, ihr ſprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß was das heißen ſoll. Ich bitte euch, ſagt was

ihr von mir verlangt, und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht eitel Fabeln und Geschwätze.

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Pistoja war, seine grimmige Natur nicht mehr verbergen und versetzte: Du sprichst sehr sicher, ja allzukühn, dafür soll dein Stolz so klein wie ein Hündchen werden, wenn du meine gründlichen Worte hören wirst, die weder Geschwätz noch Mahrchen sind, wie du sagst, sondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirst gründlich zu widerlegen. Und zwar wissen wir ganz gewiß, daß du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwartig in dem Castell Sanct Angelo warst und man sich deiner als eines Artilleristen bediente. Da du nun eigentlich Goldschmied und Juwelier bist, und Papst Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieser Profession in der Nahe war, ließ er dich insgeheim rufen, vertraute dir dergestalt, daß er die Juwelen seiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch dich ausbrechen und in die Falten seiner Kleider nähen ließ. Bei dieser Gelegenheit hast du für achtzig tausend Scudi heimlich entwendet. Dieses hat uns einer deiner Gesellen gesagt, gegen den du dich dessen im Vertrauen gerühmt hast. Nun erklären wir dir frei mutbia, schaffe die Juwelen und ihren Werth herbei, so magst du alsdann frei wieder hingehen.

Als ich diese Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erst nachdem ich mich eine Weile ausgeschüttet, sagte ich: Gott sey gedankt, daß ich das erste mal, da es ihm gefallen hat mich gefanglich einziehen zu lassen, so glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr war, was ihr sagt, so ist dabei nicht die geringste Gefahr fur mich, daß ich etwa am

Körper gestraft werden sollte; denn in jener Zeit hatte das Gesetz alle seine Kraft verloren und ich könnte mich daher entschuldigen und sagen: daß ich, als Diener, diesen Schatz dem heiligen apostolischen Sitz aufgehoben habe, mit der Absicht solche Kostbarkeiten einem guten Papste wieder zuzustellen, oder demjenigen der mir sie wieder abfordern ließ, wie es nun durch euch geschähe, wenn sich die Sache so verhielt.

Hierauf ließ mich der rasende Pistojeser keine weitern Gründe vorbringen, und versetzte wüthend: Verziere du die Sache wie du willst, Benvenuto! Uns ist genug, das unsere wieder gefunden zu haben, und mache nur geschwind, wenn wir nicht auf andere Weise als mit Worten verfahren sollen. Zugleich wollten sie aufstehn und weggehen, worauf ich zu ihnen sagte: Meine Herren! mein Verhör ist nicht geendet, deßwegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefallt. Sogleich nahmen sie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn sie entschieden wären nichts zu hören was ich vorbringen könnte, ja sie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht, denn sie glaubten alles schon gefunden zu haben, was sie zu wissen verlangten. Ich fing daher auf folgende Weise zu reden an:

Wißt, meine Herren, daß ich ungefahr zwanzig Jahr in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.

Darauf sagte der Häscher von Gouverneur: Und du hast hier doch Menschen umgebracht! Darauf versetzte ich: Das sagt ihr und nicht ich. Denn wenn einer kam euch umzubringen, so würdet ihr euch schnell genug vertheidigen, und wenn ihr ihn erschlugt, würden es die heiligen Gesetze euch nachsehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papst die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu sprechen gedenkt. Ich sage euch

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende; davon haben wir die Exempel in der Historie. Du wirst umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeste Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Hast du die Geschichte des Regulus gelesen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund Kein großer Mann muß eines natürlichen Todes sterben.

Hoffegut. Hättest du mir das eher gesagt!

Treufreund. Es ist noch immer Zeit.

Hoffegut. Hast du mir darum solche Lehren gegeben? mir immer vorgesagt, daß ein Mensch leben müsse, als wenn er hundert Jahr alt werden wollte; daß er sich ordentlich, mäßig,

von neuem, es sind ungefähr zwanzig Jahre, daß ich das wundersame Rom bewohnt und hier die größten Arbeiten meiner Profession vollendet habe, und weil ich weiß daß Christus hier wohnet und regieret, so hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlassen, ja wenn ein weltlicher Fürst versucht hatte mir einigen Schaden zuzufügen, so würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Christi genommen haben, damit er mich beschützt hatte. Wehe mir, wo soll ich nun jetzo hingehen? Zu welchem Fürsten soll ich mich wenden, der mich vor diesen schandlichen Absichten rette? Hattet ihr nicht, ehe ihr mich gefangen nahmt, untersuchen sollen, wo ich dann auch diese achtzigtausend Scudi verwahren könnte? Hattet ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bei unsrer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hatte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß euch nur sagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles was Papst Clemens besessen hat, sorgfaltig aufgeschrieben ist. Das einzige könnte seyn: als der arme Mann, Papst Clemens, sich mit jenen kaiserlichen Freibeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplundert und die Kirche geschmäht hatten, da kam einer zu dieser Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Jscatinaro hieß. Man hatte sich beinahe über alle Punkte mit dem bedrangten Papste vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas Angenehmes erzeigen wollte, und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ungefähr viertausend Scudi werth seyn konnte. Jscatinaro bückte sich, ihn aufzuheben, worauf der Papst sagte: er möchte

ſich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bei dieſem war ich gegenwärtig, und wenn dieſer Diamant fehlen ſollte, ſo ſag ich euch, wo er hin iſt, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieſes wird bemerkt ſeyn. Und nun könnt ihr an eurer Stelle euch ſchämen, einen Mann Meinesgleichen ſo behandelt zu haben, der ſo vieles ehrenvoll für dieſen apoſtoliſchen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiſerlichen in den Borgo drangen, nicht ſo thätig, ſo überrumpelten ſie ohne Hinderniß das Caſtell. Niemand hatte mich dazu gedungen, und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardierern und Soldaten ganz verlaſſen da ſtand. Ich ſprach noch dabei einen meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Monte Lupo hieß, und ein Bildhauer war, auch er hatte ſeinen Poſten verlaſſen und ſich ganz erſchrocken in eine Ecke verkrochen; ich weckte ihn aus ſeiner Unthätigkeit, und wir beide allein tödteten, von oben herunter, ſo viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es ſelbſt, der nach dem Iscatinaro ſchoß, weil er in der Conferenz mit dem Papſte ohne die mindeſte Ehrfurcht ſprach, und, als ein Lutheraner und Ketzer, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papſt Clemens ließ darauf eine Unterſuchung anſtellen und wollte den Thäter hängen laſſen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die Laufgraben viſitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche ſo viel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen, und ſo viel ſchöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das ſoll nun die freche pfäffiſche Belohnung ſeyn, die man einem Manne zudenkt, der euch mit ſo viel Treue und Anſtrengung gedient und geliebt hat? Und geht nur, hinterbringt was ich geſagt habe alles dem

Papſte, ſagt ihm, daß er ſeine ſammtlichen Juwelen beſitzt und daß ich, zur Zeit jener Verheerung, von der Kirche nichts anders erhalten habe als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papſt Paul mir verſprochen hatte, nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, ſeine Diener.

Indeſſen ich ſo redete, hörten ſie mir mit Erſtaunen zu, ſahen einander ins Geſicht, und verließen mich mit Verwunderung. Alle drei zuſammen gingen dem Papſte alles zu hinterbringen was ich geſagt hatte. Der Papſt ſchamte ſich und befahl eiligſt, man ſolle die ſammtlichen Rechnungen der Juweien durchſehen. Es fand ſich, daß nichts fehlte, aber ſie ließen mich im Caſtell ſitzen, ohne etwas weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig beſonders, als er ſah daß er ſo übel gehandelt hatte, ſuchte meinen Tod zu beſchleunigen.

Dieſe Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz ſchon, mit allen Umſtänden, vernommen hatte, daß der Papſt mich ſo widerrechtlich gefangen hielt, und er gab ſeinem Geſandten an dieſem Hofe, Herrn von Morlüe, in einem Schreiben den Auftrag, er ſolle mich als einen Diener Seiner Majeſtat vom Papſte zurückfordern. Der Papſt, der ſonſt ein verſtandiger und außerordentlicher Mann war, betrug ſich doch in dieſer meiner Sache ſehr unverſtandig und albern. Er antwortete dem Geſandten: Seine Majeſtat mochten ſich doch nicht weiter meiner annehmen, ich ſey ein wilder und gefahrlicher Menſch, er habe mich einziehen laſſen wegen verſchiedener Todtſchlage und anderer ſolcher Teufeleien. Der König antwortete aufs neue: auch in ſeinem Reiche pflege man der beſten Gerechtigkeit. Seine Majeſtat wiſſe die wackern Leute zu belohnen und zu begunſtigen, und eben ſo die Uebelthater zu beſtrafen. Seine Heiligkeit habe den

Benvenuto gehen laſſen, ohne nach deſſen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, dieſen Mann in ſeinem Reiche geſehen, habe er ihn mit Vergnügen in ſeine Dienſte genommen und verlange ihn nun als den ſeinigen zurück.

Dieſer Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden, ſo ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papſt war in raſende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinging, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die ſie an mir begangen hatten, deßwegen ſann er nach, wie er mich, ohne ſeine Ehre zu verletzen, aus der Welt ſchaffen könnte.

Der Caſtellan des Caſtells Sanct Angelo war einer von unſern Florentinern, mit Namen Herr Georg Ugolini. Dieſer brave Mann behandelte mich auf das gefälligſte von der Welt, und weil er das große Unrecht kannte, das mir geſchah, ließ er mich auf mein Wort frei umhergehen. Ich hatte ihm, um die Erlaubniß zu erhalten, Bürgſchaft leiſten wollen, allein er verſetzte, er könne ſie nicht annehmen, denn der Papſt ſey über meine Sache zu ſehr entrüſtet; auf mein Wort hingegen wolle er trauen, denn er höre von jedem, was ich für ein zuverläſſiger Mann ſey. Da gab ich ihm mein Wort, und er verſchaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieſer Verdruß des Papſtes, ſowohl wegen meiner Unſchuld, als wegen der Gunſt des Königs, doch vorüber gehen müſſe, und erhielt meine Werkſtatt offen. Ascanio, mein Geſell, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geſchah, konnte ich zwar wenig thun, doch machte ich aus der Noth eine Tugend und ertrug ſo heiter als ich konnte mein widriges Geſchick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Caſtells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal speis'te der Papst im Castell, und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, sondern standen einem jeden frei, wie an einem gewöhnlichen Palast. Man fand alsdann nöthig, die Gefängnisse mit mehr Sorgfalt zu verschließen; aber ich ward immer gleich gehalten, und konnte auch zu solchen Zeiten frei herumgehen. Oefters riethen mir einige Soldaten, ich solle mich davon machen, sie wollten mir durch die Finger sehen, weil ihnen das große Unrecht bekannt sey das mir geschehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Castellan mein Wort gegeben, der ein so braver Mann sey, und der mir so viel Gefalligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geistreicher Soldat, der zu mir sagte: Wisse, mein Benvenuto, daß ein Gefangener nicht verbunden ist, und sich auch nicht verbinden kann sein Wort zu halten, oder irgend eine andere Bedingung zu erfullen. Thue was ich dir sage, fliehe vor diesem Schurken von *** und vor dem Bastard seinem Sohn, die dir auf alle Weise nach dem Leben stehen. Aber ich, der ich lieber sterben wollte, als daß ich dem würdigen Castellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug diesen ungeheuren Verdruß so gut ich konnte, in Gesellschaft eines Geistlichen aus dem Hause Pallavicini der ein großer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen, er war ein sehr guter Gesellschafter; aber als Mönch der ruchloseste Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Lastern geneigt war. Seine schönen Gaben bewunderte ich, und seine haßlichen Laster mußte ich aufs höchste verabscheuen. Auch unterließ ich nicht ihn darüber ganz freimüthig zu tadeln und zu schelten, dagegen wiederholte er mir immer: ich sey als Gefangener nicht verbunden, dem Castellan mein Wort zu halten; darauf antwortete ich: als Mönch sage er wohl die Wahrheit, nicht als Mensch, denn wer Mensch

und nicht Mönch wäre, müßte sein Wort unter allen Umständen halten, in die er gerathen könnte, und so wollte ich auch mein einfaches und tugendsames Wort nicht brechen. Da er hieraus sah, daß er mich durch seine feinen und künstlichen Argumente, so geschickt er sie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu versuchen. Er schwieg viele Tage ganz von dieser Sache, las mir indessen die Predigten des Bruder Hieronymus Savonarola, und machte so eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel schöner vorkam, als die Predigten selbst, und mich ganz bezauberte. Ich hatte alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie schon gesagt, mein Wort gebrochen. Da er nun sah, daß ich vor seinen Talenten eine solche Ehrfurcht hatte, fing er an mit guter Art mich zu fragen, auf welche Weise ich mich denn hätte flüchten wollen, wenn mir die Lust dazu gekommen wär? und wie ich, wenn man mich enger eingeschlossen hätte, das Gefangniß hatte eröffnen wollen? Diese Gelegenheit wollte ich nicht vorbei lassen, um diesem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geschicklichkeit und Feinheit besitze; ich sagte ihm: daß ich jedes Schloß, selbst das schwerste, gewiß eröffnen wolle, und besonders die von diesem Gefängnisse sollten mich nicht mehr Mühe gekostet haben, als ein Stückchen frischen Kase zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünschte, verspottete mich und sagte: Die Menschen die sich einmal in den Ruf gesetzt haben, daß sie geistreich und geschickt sind, rühmen sich gar vieler Dinge, wollte man sie immer beim Wort halten, so wurde manches zurückbleiben, und sie würden einen guten Theil ihres Credits verlieren; so möchte es auch wohl euch gehen, ihr sagt so unwahrscheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung verlangte, würdet ihr wohl schwerlich mit Ehre bestehen.

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verſprache, als ich auszuführen verſtunde; das was ich wegen der Schlüſſel behauptet hatte, ſey eine geringe Sache, mit wenig Worten ſolle er vollkommen einſehen daß alles wahr ſey. Darauf zeigte ich ihm unbeſonnener Weiſe, mit großer Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich ſchien, als wenn er ſich um die Sache nichts bekümmere, lernte mir, als ein fahiger Mann, alles in der Geſchwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich ſchon oben erwahnt habe, der wackre Caſtellan des Tages frei herum gehen, auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeſchloſſen. Ich konnte dabei in Gold, Silber und Wachs arbeiten was ich wollte, und ſo hatte ich auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Cardinal von Ferrara beſchaftigt; zuletzt verlor ich über meinen eingeſchränkten Zuſtand alle Luſt, und arbeitete nur, um mich zu zerſtreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von dieſem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück, und führte das alles wegen der Schluſſel damit aus, was ich ihn unbedachtſamer Weiſe gelehrt hatte. Er nahm zum Geſellen und Helfer einen Schreiber, Namens Ludwig, einen Paduaner; allein als man die Schlüſſel beſtellte, that der Schloſſer ſogleich die Anzeige. Der Caſtellan, der mich einigemal in meinem Zimmer beſucht, und meiner Arbeit zugeſehen hatte, erkannte mein Wachs und ſagte: Wenn man ſchon dieſem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat, ſo hätte er ſich doch gegen mich ſolche Handlungen nicht erlauben ſollen, da ich ihm alle mögliche Gefalligkeit erzeigt habe. Gewiß ich will ihn feſter halten und alle Nachſicht ſoll aufhören. So ließ er mich mit einigem Unmuth einſchließen und mich

verdroſſen beſonders die Worte, welche mir ſeine vertrauteſten Diener hinterbrachten, deren einige mir ſehr wohl wollten, und ſonſt von Zeit zu Zeit erzählten, wie ſehr der Herr Caſtellan ſich zu meinem Beſten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten ſie mir, daß er mich einen undankbaren, eitlen und treuloſen Menſchen ſchelte.

Da nun einer dieſer Leute mir auf eine etwas harte und unſchickliche Art dieſe Scheltworte ins Geſicht ſagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unſchuld und antwortete: ich hatte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder ſolche ungerechte Worte gegen mich brauchte, ſo würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen ſtrafen. Er entrüſtete ſich darüber, lief in das Zimmer des Caſtellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüſſels. Als ich das Wachs ſah, ſagte ich ihm, wir hätten beide recht, allein er ſolle mir eine Unterredung mit dem Herrn Caſtellan verſchaffen, und ich wollte ihm eröffnen, wie ſich die Sache befand, die von größerer Bedeutung ſey, als ſie glaubten. Sogleich ließ der Caſtellan mich rufen. Ich erzählte den ganzen Vorfall, der Mönch ward enger eingeſchloſſen, und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen ſehr nahe kam. Doch unterdrückte der Caſtellan die Sache, die ſchon bis zu den Ohren des Papſtes gekommen war, rettete ſeinen Schreiber von dem Strick, und ließ mir wieder ſo viel Freiheit als vorher.

Da ich ſah, daß man ſich bei dieſem Falle mit ſo vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich ſelber zu denken und ſagte bei mir: wenn nun ein andermal eine ſolche Verwirrung entſtünde, und der Mann traute mir nicht mehr, ſo würde ich ihm auch nicht mehr verbunden ſeyn, und möchte

mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß besser als jene Pfaffenunternehmung ausfallen sollten. So fing ich nun an mir neue, starke Leintücher bringen zu lassen und die alten schickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, so sagte ich, sie sollten still seyn, denn ich hätte sie einigen armen Soldaten geschenkt, die in Gefahr der Galere geriethen, wenn so etwas herauskam, und so hielten sie mir alle, besonders aber Felix, die Sache geheim. Indessen leerte ich einen Strohsack aus, und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefangniß war, und fing an von den Leintüchern Binden zu schneiden, ein Drittheil einer Elle breit; und als ich so viel gemacht hatte, als ich glaubte daß genug sey mich von der großen Höhe des Thurms herunter zu lassen, sagte ich meinen Dienern, ich habe genug verschenkt, sie sollten nun, wenn sie mir neue Leintücher brachten, die alten immer wieder mitnehmen. Und so vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Cardinale Santiquattro und Cornaro ließen mir die Werkstatt zuschließen und sagten frei heraus: der Papst wolle nichts von meiner Loslassung wissen; die große Gunst des Königs habe mir mehr geschadet als genutzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Morlue von Seiten des Königs dem Papste hinterbracht habe, seyen gewesen: er solle mich in die Hände der ordentlichen Hofrichter geben, und wenn ich gefehlt habe, solle man mich züchtigen, aber habe ich nicht gefehlt, so verlange die Vernunft, daß er mich loslasse. Diese Worte hatten den Papst so sehr verdrossen, daß er sich vorsetzte, mich niemals wieder frei zu geben. Was den Castellan betrifft, der half mir von seiner Seite, so gut er konnte.

Eilftes Capitel.

Streit zwiſchen dem Autor und Aſcanio. Seltſame kranke Phantaſie des Schloßhauptmanns, wodurch ſein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieſer wird enger als jemals eingeſchloſſen und mit großer Strenge behandelt. — Cardinal Cornaro nimmt ſich auf und verbittet ihm eine Zeitlang.

Als in dieſer Zeit meine Feinde laut, daß meine Werkſtatt verſchloſſen war, ſagten ſie alle Tage mit Verachtung irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden, die mich noch im Gefängniß beſuchten; unter andern begegnete mit Aſcanio folgende Geſchichte. Er beſuchte mich alle Tage zweimal und verlangte eines Tages, ich ſolle ihm aus einer blauen Sammtweſte, die ich nicht mehr trug und die mir nur ein einzigesmal bei der Proceſſion gedient hatte, ein Weſtchen machen laſſen. Ich ſagte ihm dagegen, es ſey weder Zeit noch Ort, ſolche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Menſch ſo übel, daß er zu mir ſagte: er wolle nun auch nach Tagliacozzo zu den Seinigen gehen. Ich ſagte ihm voll Verdruß: er mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen ginge. Darauf ſchwur er, mit heftiger Leidenſchaft, daß er mir niemals mehr vors Geſicht kommen wolle. Als wir dieſes ſprachen, gingen wir eben um den Thurm des Caſtells ſpazieren. Es begab ſich, daß der Caſtellan uns eben begegnete, als Aſcanio zu mir ſagte: Nun gehe ich fort, leb wohl für immer! und ich antwortete ihm: So ſey es denn für immer! und damit es wahr bleibe, will ich der Wache ſagen, daß ſie dich nicht mehr hereinlaſſen ſoll. Dann wendete ich mich zum Caſtellan und bat ihn von ganzem Herzen, er möge der Wache befehlen, daß Aſcanio nicht wieder herein dürfe, und ſetzte hinzu: Dieſer Knabe vergrößert noch mein

keusch und in allen Dingen sparsam erzeigen müsse? Hast du mir nicht ein brave, niedliche Frau versprochen, wenn ich mich aufführte, wie sich [illegible] junge Leute nicht aufführen? — und nun soll ich so schändlich untergehen! Hätt' ich das eh' gewußt, ich hätte mir wollen mein Bißchen junges Leben zu nutze machen.

Treufreund. Laß dich deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie schmieden einen Anschlag, sie wetzen ihre Schnabel, sie schließen sich in Reihen, sie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frey, drücke den Schlapphut in's Gesicht, und wehre dich mit dem Ermel. Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter seine Vertheidigungswaffen gegeben.

Erster Vogel. Versäumt keinen Augenblick! Sie sind's! unsere gefährlichsten Feinde! Es sind Menschen!

großes Uebel; deßwegen bitte ich euch, Herr Castellan, laßt ihn nicht wieder herein. Dem Castellan that das sehr leid, denn er wußte daß es ein Junge von viel Fahigkeiten war; dabei hatte er eine so schöne Gestalt, daß jeder der ihn nur einmal gesehen hatte ihn ganz besonders lieb gewann.

Der junge Mensch ging weinend fort und hatte einen kleinen Sabel bei sich, den er manchmal heimlich unter seinen Kleidern trug. Als er aus dem Castell mit so verweintem Gesicht kam, begegnete er zwei meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia und einem gewissen Michael, zwei Goldschmieden. Michael, weil er Freund von jenem Schelm von Perugia und Feind von Ascanio war, sagte: Was will das heißen, daß Ascanio weint? vielleicht ist sein Vater gestorben? ich meine den Vater im Castell. Ascanio versetzte: Er lebt, aber du sollst sterben, und so hieb er ihn zweimal über den Kopf. Mit dem erstenmal streckte er ihn auf die Erde, mit dem zweiten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für todt liegen. Sogleich erfuhr es der Papst, der denn mit bedeutenden Worten sagte: Weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, so gebt ihm drei Tage Zeit seine Gründe beizubringen. Alsbald kamen sie und besorgten das Geschaft, das ihnen der Papst aufgetragen hatte. Der brave Castellan ging sogleich zum Papste und zeigte, daß ich von dieser Sache nichts wissen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So vertheidigte mich der Mann mit aller Kraft, und rettete mir das Leben in diesem wilden Augenblick. Ascanio entfloh nach Tagliacozzo zu den Seinigen, schrieb mir von da, und bat tausendmal um Vergebung. Er bekannte sein Unrecht, daß er mir bei meinem großen Unglück noch Verdruß gemacht habe, wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte,

daß ich wieder aus dem Gefängniß käm, so wolle er mich nicht mehr verlassen. Ich ließ ihm wissen, daß er fortfahren sollte etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freiheit gäb, wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Castellan, der mich übrigens sehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewissen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er sehr viel zu schwatzen, und es waren seine grillenhaften Vorstellungen alle Jahre verschieden. Denn einmal glaubte er ein Oelkrug zu seyn, ein andermal ein Frosch, und da hüpfte er auch nach Art dieses Thieres; hielt er sich für todt, so mußte man ihn begraben, und so hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Dießmal stellte er sich vor, er sey eine Fledermaus, und wenn er so spazieren ging, zischte er manchmal leise, wie diese Geschöpfe, bewegte sich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, so wie seine alten Diener, suchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verschaffen, und weil sie glaubten, er habe großes Vergnügen, mich discuriren zu hören, so holten sie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei diesem armen Manne bleiben, und durfte nicht aufhören zu reden. Er verlangte, daß ich an seiner Tafel gegen ihm über sitzen sollte, und dabei wurde von beiden Seiten unaufhörlich gesprochen. Bei dieser Gelegenheit aß ich sehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und schlief nicht, und ermüdete mich dergestalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn ansah, konnte ich bemerken, daß seine Augen ganz falsch gerichtet waren, das eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter andern fing er auch an mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Lust zu fliegen angekommen

sey? Darauf versetzte ich: eben diejenigen Dinge, die dem Menschen am schwersten vorkamen, hätte ich am liebsten zu vollbringen gewünscht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, so habe mir Gott und die Natur einen Körper sehr geschickt zum Laufen gegeben, und wenn ich nun noch einige mechanische Vortheile dazu thäte, so sollte mir das Fliegen sicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weise ich es anfangen wollte, und ich versetzte: Wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunst nachzuahmen, so finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muster dienen kann.

Kaum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als seine dießjährige Narrheit bei ihm aufwachte, und er mit lauter Stimme rief: Das ist wahr! das ist das rechte Thier! und dann wendete er sich an mich und sagte: Benvenuto, nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäb', so würdest du auch Muth haben zu fliegen? Ich versetzte, er solle mir nur die Erlaubniß geben, so getraute ich mich bis hinaus auf die Wiesen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von seiner gewichster Leinwand machen wollte. Darauf versetzte er: Das könnte ich wohl zugeben, aber der Papst hat mir befohlen, dich aufs genauste in Acht zu nehmen, auch weiß ich, daß du ein künstlicher Teufel bist, und im Stand wärst, mir zu entfliehen, darum will ich dich mit hundert Schlüsseln verschließen lassen, damit du aushalten mußt.

Nun fing ich an ihn zu bitten, und brachte ihm ins Gedächtniß, daß ich also ihm ja schon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gotteswillen und bei allen denen Gefälligkeiten, die er mir schon erzeigt hatte, daß er das

Uebel, das ich ohnedieß leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem er also sprach, befahl er ausdrücklich, daß sie mich binden und mich in meinem Gefängnisse wohl einschließen sollten. Da ich nun sah, daß nichts anders zu hoffen war, sagte ich ihm in Gegenwart aller der Seinigen: So verschließt mich nur wohl; denn ich werde euch auf alle Weise zu entkommen suchen. So führten sie mich weg und sperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an die Art und Weise zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeschlossen war, untersuchte ich das Gefängniß, und da ich sicher glaubte den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, so bedachte ich, wie ich von dem hohen Thurm herunter kommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie gesagt, schon zerschnitten hatte, nahte sie wohl zusammen, und bedachte, wie viel Oeffnung ich brauchte, um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoyarden genommen hatte, der sich unter der Schloßwache befand. Er sorgte für die Wasserfasser und Brunnen, und arbeitete dabei allerlei in Holz. Unter verschiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine sehr starke und große; ich überlegte, daß sie mir sehr nützlich seyn könnte, nahm sie weg und verbarg sie in meinem Strohsack. Als nun die Zeit herbei kam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, so fing ich an, damit die Nagel zu untersuchen, wodurch die Bänder der Thür befestigt waren; weil aber die Thür doppelt war, so blieb auch der umgeschlagene Theil der Nagel ganz verborgen, so daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich, wie ich's nun anzufangen hatte, daß man es nicht merkte,

und vermiſchte ein wenig roſtigen Eiſenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nagelköpfe erhielt, die ich nun, ſo wie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befeſtigt, indem ich einige Nägel abſtutzte und ſie leicht wieder einſteckte, damit ſie mir die Bänder nur feſt halten ſollten.

Dieſes alles vollbrachte ich mit groſſer Schwierigkeit, denn der Caſtellan träumte jede Nacht, ich ſey entflohen, und ſchickte alle Stunden ins Gefängniß. Der Menſch, der jedesmal kam, betrug ſich wie ein Häſcher; man nannte ihn Bozza; er brachte immer einen andern mit ſich, der Johannes hieß, mit dem Zunamen Pedignone, dieſer war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß, ohne mir etwas Beleidigendes zu ſagen; der andere war von Prato, und daſelbſt bei einem Apotheker geweſen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß; und ich ſagte zu ihm: Nehmet mich wohl in Acht, denn ich gedenke auf alle Weiſe zu entfliehen. Ueber dieſe Worte entſtand zwiſchen mir und ihm die gröſte Feindſchaft, ſo daß ich mein Eiſenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, ſorgfaltig in meinem Strohſack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältniß ſelbſt, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötze, ſo trieb ich ſie zu jener Zeit aufs äuſſerſte. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett aufs zierlichſte und putzte es mit Blumen, die ich mir faſt alle Morgen vom Savoyarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Pedignone kamen, ſo ſagte ich ihnen gewöhnlich, ſie ſollten mir vom Bette bleiben, ich wollte es weder beſchmutzt noch

eingeriſſen haben, und wenn ſie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: Ihr ſchmutzigen Lumpen! werd' ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen, und euch ſo zurichten, daß ihr euch verwundern ſollt; glaubt ihr wohl werth zu ſeyn, das Bett von Meinesgleichen anzurühren? Wahrhaftig, ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Iſt es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch ärger quälen? Hört ihr nicht auf, ſo will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Menſch thun kann.

Das ſagten ſie alles dem Caſtellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: ſie ſollten ſich meinem Bette nicht nähern und übrigens aufs beſte für mich ſorgen. Da ich nun mein Bett geſichert hatte, glaubte ich ſchon alles gethan zu haben, weil in demſelben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um ſo mehr, weil ich ſchon Aufſehen erregt hatte.

Am Abend eines Feſttages, unter andern, war der Caſtellan in einem ſehr üblen Zuſtand, ſeine Krankheit hatte ſich verſchlimmert, und er wollte nun von nichts anders wiſſen, als daß er eine Fledermaus ſey. Er befahl ſeinen Leuten, wenn ſie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, ſollten ſie ihn nur gewähren laſſen, er wolle mich gewiß wieder einholen: denn bei Nacht würde er ſtärker fliegen als ich. Benvenuto, pflegte er zu ſagen, iſt nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir iſt er anbefohlen, ich will ſeiner ſchon wieder habhaft werden. So war es viele Nachte fortgegangen, er hatte alle ſeine Diener ermüdet, ich erfuhr, was vorging, auf verſchiedenen Wegen, beſonders durch den Savoyarden, der mir ſehr wohl wollte.

An eben dieſem Abend hatte ich mich entſchloſſen, es

koste was es wolle, zu entfliehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat seine göttliche Majestät, in so einem gefährlichen Unternehmen mich zu beschützen und mir beizustehen. Hernach legte ich Hand ans Werk, und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwei Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter, denn das Thürgewände und der Riegel hinderten mich dergestalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zersplittern, doch brachte ich sie endlich auf, und nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwei Hölzer nach Art der Hanfspindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, deckte von innen zwei Ziegel des Daches auf, und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtwestchen an, auch weiße Beinkleider und Halbstiefeln, und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch gesteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden, und hing es an ein Stück Ziegel, das in den Thurm gemauert war, und ungefähr vier Finger herausstand. Die Binde hatte ich auf Art eines Steigbügels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und sagte: Hilf mir nun, weil ich recht habe, wie du weißt, und weil ich mir selbst zu helfen gedenke.

Nun ließ ich mich sachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenschein, aber eine schöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich so kühn heruntergekommen war, und ging vergnügt weg, denn ich glaubte befreit zu seyn. Es fand sich aber anders; denn der Castellan hatte an dieser Seite zwei hohe Mauern aufführen lassen, wo er seine Ställe und seinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen

Riegeln verschlossen. Da ich sah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun sey. Unversehens stieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete sie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer, und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe; weil aber die Mauer sehr scharf war, so konnte ich nicht ganz hinaufkommen, und entschloß mich, ein Stück meiner neuen Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden, denn die andere war am Thurm des Schlosses hängen geblieben. Da ich sie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch diese Mauer hinunter, doch hatte ich dabei große Mühe, und war sehr ermüdet, denn die Hände waren mir inwendig aufgeschunden und bluteten. Ich ruhte deßhalb ein wenig aus und wusch mir die Hände mit meinem eignen Wasser. Als ich nun glaubte, meine Kräfte wären wieder hergestellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden, und wollte sie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, so auch von der kleinern herunter zu kommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieser Gefahr, meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgesetzt zu sehen, nahm ich mir vor, die Wache anzugreifen, die, als sie meinen entschiedenen Vorsatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte und mir auswich.

Ich kehrte schnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache sah, so wollte doch diese mich dießmal nicht sehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befestigt, und ließ mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich schon nahe genug an der Erde sey, und die Hände aufthat, um hinab zu springen, oder ob sie mir zu müde waren und die Anstrengung nicht ausdauern konnten,

weiß ich nicht zu sagen, genug, ich fiel, verletzte mir den Kopf, und blieb betäubt liegen.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen seyn, als der Thau, der einige Stunden vor Sonnenaufgang fällt, mich wieder erfrischte und munter machte; doch war ich noch immer wie schlaftrunken, ob ich gleich einen Versuch machte, mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir, es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeschlagen und ich befände mich im Fegefeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne stellte sich her; dann sah ich, daß ich außerhalb des Castells war, und ich erinnerte mich alles dessen, was ich gethan hatte; vor allen andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes, und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich sie ganz blutig wieder herunter. Darauf betastete ich mich überall, und glaubte mich nicht sonderlich beschädigt zu haben, als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drei Finger über dem Knöchel, worüber ich sehr erschrack. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zusammt der Scheide, dieser hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Kügelchen, und da sich nun der Fuß deßhalb auf keine Weise biegen konnte, so war es die Ursache daß er an dieser Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolchs weg, und schnitt mit demselben ein Stück von der Binde die mir übrig geblieben war, herunter, womit ich den Fuß, so gut ich konnte, zusammenband, dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verschlossen war. Genau unter demselben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für sehr stark hielt, ich gedachte ihn loszubringen, deßwegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein

heraus und schlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte seyn vom Orte da ich herunterfiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedenemale mich zu quälen wieder kamen, stach ich mit meinem Dolche unter sie und traf einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davon lief. Die andern Hunde, wie es ihre Art ist, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächste Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man sich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorsatz, und ging gegen Sanct Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in der ich schwebte. Da begegnete mir ein Wasserhändler mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen. Ich rief ihn zu mir, und bat ihn er sollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von Sanct Peter tragen, dabei sagte ich ihm: Ich bin ein armer Jüngling, der bei einem Liebeshandel sich zum Fenster herunterlassen wollte: ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung ist, so bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden, deßwegen bitte ich dich, hebe mich schnell auf, du sollst einen Goldgülden haben.

Ich griff sogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge sich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken, und trug mich auf die Stufen von Sanct Peter, da sagte ich ihm, er solle mich nur lassen und zu seinem Esel zurücklaufen, alsdann kroch ich nach dem Hause der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaisers, die vorher Gemahlin Herzog

Zweyter Vogel. Vogelsteller? Verschonet keinen! Fallet sie an mit vereinten Kräften, mit schneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelstellern
Ungesäumt die Augen aus!

Schlagt und klatscht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgesinnten Schläfe;
Daß sie taumelnd niederstürzen!

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner sie dem andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen;
Schlänkert die geliebten Bissen

Alexanders von Florenz gewesen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieser großen Fürstin viele von meinen Freunden sich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte sie schon gelegentlich gutes von mir gesprochen.

Denn als sie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Ursache, daß ein Schade von mehr als tausend Scudi verhindert wurde: es regnete sehr stark, und der Castellan war äußerst verdrießlich, ich aber sprach ihm Muth ein, und sagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hatte, wo die stärksten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfing die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte sich die Sonne, und so war ich Ursache daß dieses Fest aufs glücklichste vorbeiging. Das hatte der Castellan dem Papst erzählt, um etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, sagte sie: Der Benvenuto ist einer von den geschickten Leuten, die mit meinem seligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit giebt. Auch hatte sie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl gesprochen. Deßwegen ging ich gerade nach Ihro Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem sehr schönen Palaste war; da wär ich nun ganz sicher gewesen und der Papst hätte mich nicht angerührt, aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen sterblichen Menschen war, so wollte Gott nicht daß ich mich dieses eiteln Ruhms überheben sollte, vielmehr sollte ich zu meinem Besten noch größere Prüfungen ausstehn, als jene waren, die ich schon erlitten hatte.

Daher begab sich, daß als ich so auf Handen und Füßen die Treppe hinunter kroch, ein Bedienter des Cardinal Cornaro mich erkannte; dieser lief sogleich zu seinem Herrn, der im vaticanischen Palast wohnte, weckte ihn und sagte:

Hochwürdigſter Herr! da iſt euer Benvenuto aus dem Caſtell geflohen, und kriecht ganz blutig auf allen Vieren; ſoviel ſich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wiſſen nicht wo er hin will. Darauf ſagte der Cardinal: Sogleich lauft und tragt mir ihn hierher, in mein Zimmer. Als ich vor ihn kam, ſagte er, ich ſolle nur ruhig ſeyn! und ſchickte ſogleich nach den erſten Aerzten von Rom, die mich in die Cur nahmen. Unter denſelben war Meiſter Jacob von Perugia, der trefflichſte Chirurgus, der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir ſelbſt zur Ader; da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oeffnung etwas groß gemacht hatte, ſo fuhr eine Menge Bluts dergeſtalt gewaltſam heraus, ihm ins Geſicht, und bedeckte ihn über und über, daß er ſich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böſes Anzeigen und curirte mich mit großem Widerwillen; ja einigemale wollte er mich gar verlaſſen; denn er fürchtete dieſe Cur könnte ihm ſehr übel bekommen. Der Cardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen, und ging in der Abſicht weg, mich vom Papſte zu erbitten.

Zwölftes Capitel.

Allgemeines Erſtaunen über des Autors Entkommen. — Geſchichte einer ähnlichen Flucht Paul III., in ſeiner Jugend, aus dem Caſtell. — Peter Ludwig thut kein Mögliches, um ſeinen Vater abzuhalten, daß er dem Erfinder nicht die Freiheit ſchenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papſt und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweitenmal in die Engelsburg gebracht und von dem verrückten Schloßhauptmann mit äußerſter Strenge behandelt.

Indeſſen war in der Stadt ein entſetzlicher Lärm entſtanden, man hatte die Binden am großen Thurme hangen ſehen,

und ganz Rom lief, um dieſe unſchatzbare Begebenheit zu betrachten. Der Caſtellan war in ſeine größten Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt ſich von ſenen Dienern losreißen, und auch am Thurme herunter fliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Um dieſe Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er dieſe große Sache vrnommen, ſelbſt gegangen um ſie zu ſehen; er kam darauf u den Palaſt, wo er dem Cardinal begegnete, der ihm den zanzen Erfolg erzahlte, und wie ich mich in einem ſeiner Zimmer ſchon verbunden befande. Dieſe zwei braven Männr gingen zuſammen, ſich zu den Füßen des Papſtes zu weſen, der ſie nicht zum Worte kommen ließ, ſondern ſogleich ſagte: Ich weiß was ihr von mir wollt. Herr Robert Pucci verſetzte: Heiligſter Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann der wegen ſeiner Geſchicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem ſo viel Muth und Verſtand gezeigt hat, daß es gar keine menſchliche Sache zu ſeyn ſchint. Wir wiſſen nicht wegen welcher Vergehungen er ſo lange im Gefangniß war; ſind ſie allzugroß und ſchwer, ſo wird Ew. Heiligkeit, heilig und weiſe wie ſie iſt, nach Gefallen verfahren; aber ſind es Dinge die läßlich ſind, ſo bitten wr um Gnade für ihn. Der Papſt ſchämte ſich und ſagte: er habe mich auf Anſuchen einiger der Seinigen inne behalen, weil ich ein wenig gar zu verwegen ſey. Da er aber mine guten Eigenſchaften kenne, ſo wolle er mich bei ſich behaten, und mir ſo viel Gutes erzeigen, daß ich nicht Urſache haben ſollte wieder nach Frankreich zu gehen. Sein großes Uebel thut mir leid, ſetzte er hinzu, er ſoll für ſeine Geſundheit ſorgen, und wenn er geneſen iſt, gedenken wir ihn von ſeinen andern

Uebeln zu heilen. Sogleich kamen die beiden wackern Männer und brachten mir dieſe gute Nachricht.

Mittlerweile nun der Römiſche Adel mich beſuchte, junge, alte und von aller Art, ließ ſich der Caſtellan, noch ganz zerſtört, zum Papſte tragen, und als er vor ihn kam, ſchrie er: wenn Seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniß ſtellten, ſo geſchähe ihm das größte Unrecht. Er iſt, rief er aus, gegen ſein gegebenes Wort geflogen, wehe mir! er iſt davon geflogen, und hat mir doch verſprochen nicht wegzufliegen. Der Papſt ſagte lachend: Geht nur, geht! ihr ſollt ihn auf alle Falle wieder haben. Dann bat noch der Caſtellan und ſagte: Sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meinen Leuten iſt, ſo ſoll er an der Zinne hangen, an der ſich Benvenuto herunter ließ.

Als der Caſtellan weg war, rief der Papſt lächelnd den Gouverneur, und ſagte: Das iſt ein braver Mann, und die Sache iſt wunderſam genug, doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben herunter gelaſſen.

Daran ſagte er nun freilich die Wahrheit, denn er hatte gefangen im Caſtell geſeſſen, weil er als Abbreviator ein Breve verfälſcht hatte; Papſt Alexander ließ ihn lange ſitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeſte abſchlagen laſſen. Farneſe wußte das alles, und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden beſtellen, beſtach einige der Wache, ſo daß, am Frohnleichnamstage, indeſſen der Papſt in Proceſſion zog, Farneſe in einem Korb an einem Seile zur Erde gelaſſen wurde. Damals war das Caſtell noch nicht mit Mauern umgeben, ſondern der Thurm ſtand frei, und er hatte keinesweges die großen Hinderniſſe bei ſeiner Flucht, als ich, auch ſaß er mit Recht und ich mit

Unrecht gefangen; genug er wollte gegen den Gouverneur ſich rühmen, daß er auch in ſeiner Jugend brav und lebhaft geweſen ſey, und bemerkte nicht daß er zu gleicher Zeit ſeine Niedertrachtigkeit verrieth. Darauf ſagte er zu dem Gouverneur: Gehet und ſagt ihm, er ſoll bekennen, wer ihm geholfen hat? Es mag ſeyn wer es will, genug ihm iſt's verziehen, das könnt ihr ihm frei verſprechen.

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Biſchof von Jeſi geworden war, kam zu mir, und ſagte: Mein Benvenuto! wenn ſchon mein Amt die Menſchen erſchreckt, ſo komme ich doch dießmal zu beruhigen, und ich habe dazu den eigenſten Befehl und Auftrag vom Papſte. Er hat mir geſagt, daß er auch von dort entflohen ſey, und es wär ihm nicht ohne viele Helfer und Geſellen möglich geweſen. Ich ſchwöre dir bei dem Eid, den ich auf mir habe, denn ich bin ſeit zwei Tagen Biſchof, daß dir der Papſt vergiebt, und dich frei ſpricht, ja ſogar dein Uebel bedauert. Sorge für deine Geſundheit, und nimm alles zum beſten. Selbſt dieſes Gefangniß, in das du ohne die mindeſte Schuld gekommen biſt, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen; denn du wirſt der Armuth entgehen und nicht nöthig haben wieder nach Frankreich zurückzukehren, und dir's dann dort ſauer werden zu laſſen. Daher geſtehe mir frei, wie die Sache zugegangen iſt, und wer dir beigeſtanden hat; dann ſey getroſt und ruhig und geneſe.

Da fing ich an und erzahlte ihm die ganze Geſchichte, wie ſie ſich ereignet hatte, und gab ihm die genaueſten Merkzeichen ſogar von dem Waſſermanne der mich getragen hatte. Darauf ſagte der Gouverneur: Wahrlich das iſt zu viel für einen Mann, und keines Menſchen als deiner wurdig. Darauf ließ er mich die Hand ausſtrecken und ſagte: Sey munter

und getroſt, bei dieſer Hand die ich berühre, du biſt frei, und ſo lange du lebſt wirſt du glücklich ſeyn.

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die ſo lange gewartet hatten, denn jeder wollte den Mann ſehen, der ſo viele Wunder thäte. Dieſer Beſuch blieb lange bei mir, manche boten mir Unterſtützungen an, manche brachten mir Geſchenke. Indeſſen war der Gouverneur zum Papſte gekommen, und fing an die Geſchichte zu erzählen, wie er ſie von mir gehört hatte, und zufälligerweiſe war Herr Peter Ludwig ſein Sohn gegenwärtig. Alle verwunderten ſich höchlich, und der Papſt ſagte: Wahrhaftig, dieſe Begebenheit iſt allzugroß. Darauf verſetzte Herr Peter Ludwig: Heiligſter Vater! wenn ihr ihn befreit, ſo wird er euch noch größere ſehen laſſen, denn er iſt ein allzukühner Mann, ich will euch etwas andres erzählen, was ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen geſetzt wurde, hatte einen Wortwechſel mit einem Edelmann des Cardinals Santa Fiore, über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete ſo heftig und kühn, beinahe als wenn er ihn herausfordern wollte; alles das hinterbrachte der Edelmann dem Cardinal, welcher ſagte: wenn Benvenuto zu Thätigkeiten käm, ſo wollte er ihm den Narren ſchon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen, gleich hielt er ſeine kleine Büchſe parat, mit der er jedesmal einen Pfennig trifft; ſeine Werkſtatt iſt unter den Fenſtern des Cardinals, und als dieſer eines Tages heraus ſah, ergriff jener ſeine Büchſe, um nach dem Cardinal zu ſchießen, der, weil man ihn warnte, ſogleich zurücktrat; Benvenuto, damit es keinen Anſchein haben ſollte, ſchoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Palaſtes in einer Oeffnung niſtete, und traf ſie an den Kopf, was kaum zu glauben iſt. Nun thue Ew. Heiligkeit mit ihm was Ihnen beliebt,

ich habe es wenigſtens ſagen wollen, denn es konnte ihm einmal die Luſt ankommen nach Ew. Heiligkeit zu ſchießen, da er glaubt man habe ihn unſchuldig gefangen geſetzt. Es iſt ein zu wildes, ein allzu ſichres Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwei Stiche in den Hals, in der Mitte von zehen Männern die ihn bewachten, und rettete ſich ſogleich, worüber jene, die doch brave und zuverläſſige Leute waren, nicht wenig geſcholten wurden. Der Edelmann des Cardinals Santa Fiore, der ſo eben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papſt alles, was ſein Sohn geſagt hatte; der Papſt ſchien verdrießlich und ſagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieſer Sache genau und treulich erzählen. Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir, und zeigte mir einen kleinen goldnen Ring, der von Queckſilber ganz verunreinigt war und ſagte: reinige mir den Ring! und mach geſchwind! Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelſteinen vor mir, und da mir jemand ſo geradezu befahl, den ich niemals weder geſprochen noch geſehen hatte, ſagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug ſo eben nicht bei der Hand, er möchte zu einem andern gehen. Darauf ſagte er mir, ohne irgend einen Anlaß: ich ſey ein Eſel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit, ich ſey in jedem Betracht mehr als er, wenn er mich aber anſtieße, ſo wollte ich ihm Tritte geben ärger als ein Eſel! Das hinterbrachte er dem Cardinal und malte ihm eine Hölle vor. Zwei Tage darauf ſchoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch an dem Palaſt; ſie hatte dort geniſtet, und ich hatte einen Goldſchmied, Johann Franciscus della Tacca, einen Mailänder, ſchon oft darnach ſchießen ſehen, der ſie nie getroffen hatte. Dießmal ſah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man ſchon

einigemal nach ihr geschossen hatte. Franciscus und ich waren auf der Jagd mit der Büchse Nebenbuhler, und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkstatt lehnten, sagten zu mir: siehe, da droben ist die Taube, nach der Francesco so lange geschossen, und sie niemals getroffen hat; siehe nur, wie das arme Thier in Furcht ist, kaum läßt es den Kopf sehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und sagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchse angelegt hätte, gewiß ich wollte nicht fehlen. Darauf sagten meine Freunde: dem Erfinder der Büchse selbst würde ein solcher Schuß nicht gelingen; ich aber versetzte: wetten wir einen Becher Griechischen Weins von dem guten des Wirthes Palombo! wartet sie auf mich, bis ich meinen wundersamen Brocardo anlege (denn so nannte ich meine Büchse), so will ich sie auf das bißchen Kopf treffen, das sie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freier Hand ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an den Cardinal noch an irgend einen Menschen, vielmehr hielt ich den Cardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun sehen, was das Glück für mancherlei Wege nimmt, wenn es einen einmal beschädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papst innerlich voll Aerger und Verdruß und bedachte was ihm sein Sohn gesagt hatte. Nun begehrte zwei Tage nachher der Cardinal Cornaro ein Bisthum für einen seiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papst erinnerte sich wohl, daß er gedachtem Manne das erste zu erledigende Bisthum versprochen hatte, und war auch bereit es ihm zu geben, nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar wollte er mich wieder in seine Hände haben. Darauf

sagte der Cardinal: Da Ew. Heiligkeit ihm schon verziehen haben, was wird die Welt sagen? und da Sie ihn frei in meine Hande gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit und von mir denken? Darauf antwortete der Papst: Ich verlange den Benvenuto, wenn ihr das Bisthum verlangt, und jeder denke was er will. Der gute Cardinal versetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken, und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papst, der sich doch einigermaßen seines schändlich gebrochenen Worts schämte: Ich werde den Benvenuto holen lassen und zu meiner kleinen Satisfaction soll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig genesen mag; ich will nicht verbieten daß ihn alle seine Freunde besuchen können, und für seinen Unterhalt sorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe sind.

Der Cardinal kam nach Hause und ließ mir durch den, der das Bisthum erwartete, sogleich sagen, der Papst wolle mich wieder in seine Hände haben, ich sollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jedermann besuchen könnte, so wie bisher in seinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Cardinal sagen, daß er mich dem Papst doch ja nicht ausliefern sollte. Wenn er mich gewähren ließe, so wollte ich mich, in eine Matratze gewickelt, außerhalb Rom an einen sichern Ort bringen lassen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papstes gerieth, würde ich gewiß umkommen.

Waren meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, so glaube ich er hätte es wohl gethan, aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache. Der Papst schickte geschwind nach mir und ließ mich, wie er gesagt hatte,

in eines der untersten Zimmer seines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir sagen, ich sollte nichts von den Speisen essen die mir der Papst schicke, er wolle mir Essen senden. Was er gethan. habe, sey aus Nothwendigkeit geschehen, ich sollte gutes Muths seyn, er wolle mir schon beistehen und mich befreien helfen.

Wahrend dieses Aufenthalts hatte ich täglich Besuch, und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papst kam das Essen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Cardinal mir schickte, und so ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen Griechischen Jüngling von fünf und zwanzig Jahren, derselbe war sehr munter, focht besser als irgend ein anderer in Rom, dabei war er kleinmüthig, äußerst treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papst von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil gesprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und sagte zu ihm: Lieber Bruder, sie wollen mich umbringen, und es wird Zeit, daß ich mich rette; sie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deßwegen solche besondere Gunst, das alles nur lauter Verrätherei ist. Der gute Jüngling sagte zu mir: Mein Benvenuto! in Rom erzählt man, der Papst habe dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben, ich bitte dich, bringe dich nicht durch deinen Verdacht um ein solches Glück. Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Brust, er möchte mir forthelfen, ich wisse wohl, daß ein Papst mir viel Gutes thun könne, es sey aber leider nur zu gewiß, daß mir dieser, insofern er es nur mit Ehren thun dürfe, heimlich alles mögliche Böse zufügen werde. So beschwur ich meinen Freund, er solle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, so

Sie gemächlich zu verschlucken!
Jagt euch um die Leckerbissen!
Selig wer den Fraß verschlingt!

Hoffegut. Wer wird sich der Menge entgegen setzen!

Treufreund. Freylich nicht allein mit zehn Fingern. Die größten Generale loben die Verschanzungen. Hier, mein Freund, ist das Rüst- und Zeughaus unsers alten großglaßängigen Criticus. Diese Geräthschaften und Waffen sind uns gerade willkommen. Hier ist ein Ballen, noch einer, und noch einer.

Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beyden Freunden herausgeschafft, und eine Art von Festung aufgebauet. An den Ballen kann außen angeschrieben stehn, aus welchem Fache die Bücher sind.

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recensirt hat! Hier sind die großen Lexica, die großen Krambuden der Litteratur, wo jeder

würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben schuldig sey, und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling sagte weinend zu mir: Lieber Bruder, du willst dein eigenes Verderben, und doch kann ich dir das was du befiehlst, nicht versagen; zeige mir die Art und Weise, und ich will alles verrichten, obschon wider meinen Willen.

So waren wir entschlossen. Ich hatte ihm die Art gesagt und alles bestellt, so daß es leicht hatte gehen müssen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun ins Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da sagte er, um meines eignen Heils willen wolle er ungehorsam seyn, er wisse wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papst seyen, und denen mein wahres Verhaltniß bekannt sey. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchst verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter diesem Zwist war der ganze Tag vergangen, es war Frohnleichnam 1539, und man brachte mir aus der Küche des Papstes reichliches Essen, nicht weniger gute Speisen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verschiedene Freunde und ich bat sie zu Tische, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach ein Uhr hinweg, zwei meiner Diener brachten mich zu Bette und legten sich darauf ins Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr so schwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreimal, er solle ihn hervorholen, denn das Thier heulte erschrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er sich auf sie und biß um sich, meine Leute fürchteten sich, sie glaubten der Hund sey toll, weil er beständig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr

in der Nacht; wie die Stunde ſchlug, trat der Bargell mit vielen Gehülfen in mein Zimmer, da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über ſie her, zerriß ihnen Jacke und Strümpfe und jagte ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie ihn auch für wüthend hielten. Deßwegen ſagte der Bargell, als ein erfahrner Mann: Das iſt die Art der guten Hunde, daß ſie das Uebel das ihren Herrn bevorſteht, rathen und vorausſagen, wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf dieſen Tragſeſſel, und bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich ſchon ſagte, am Frohnleichnamstage, ungefahr um Mitternacht. So trugen ſie mich verdeckt und verſtopft, und viere gingen voraus, die wenigen Menſchen die noch auf der Straße waren, bei Seite zu weiſen. Sie trugen mich nach Torre di Nona, und brachten mich in das Gefangniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine ſchlechte Matratze und ließen mir einen Wachter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schickſal beklagte, und immer ausrief: Armer Benvenuto, was haſt du dieſen Leuten gethan? Da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen ſolchen Ort gebracht hatte, theils weil der Menſch ſolche Worte wiederholte.

Einen Theil dieſer Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Urſache Gott mir eine ſolche Buße auflege? und da ich ſie nicht finden konnte, war ich äußerſt unruhig. Indeſſen bemühte ſich die Wache, mich ſo gut ſie wußte zu troſten und zu ſtarken, ich aber beſchwor ſie um Gottes willen, ſie ſollte ſchweigen und nichts zu mir ſprechen, denn ich würde ſelbſt am beſten einen Entſchluß zu faſſen wiſſen, und ſie verſprach mir auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott, und bat ihn inbrünſtig, er möge mir beiſtehn, denn ich habe mich allerdings über mein Schickſal

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03765/129

zu beklagen. Meine Flucht sey eine unschuldige Handlung nach den Gesetzen, wie die Menschen solche erkennten. Habe ich auch Todtschlage begangen, so habe mich doch sein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen, und mir, kraft der göttlichen Gesetze, verziehn, und was ich auch gethan habe, sey zur Vertheidigung des Leibes geschehen, den mir seine göttliche Majestät geliehen habe, so daß ich nicht einsehe, wie ich nach den Einrichtungen die wir auf der Welt befolgen, einen solchen Tod verdiene, vielmehr schien es, daß es mir wie unglücklichen Personen begegne, die auf der Straße von einem Ziegel todtgeschlagen werden. Daran sehe man eben die Macht der Gestirne, nicht daß sie sich etwa verbänden um uns gutes oder böses zu erzeigen, sondern weil sie durch ihr Zusammentreffen solches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freien Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht geübt war, die Engel des Himmels mich aus diesem Gefängnisse heraustragen, und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich einer solchen göttlichen Gnade nicht werth sey, so würden jene astralischen Einflüsse wohl ihre Bösartigkeit an mir beweisen. Nachdem ich das so ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und schlief sogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und sagte: Unglücklicher guter Mann, es ist nicht mehr Zeit zu schlafen, denn es ist Einer gekommen, der dir eine böse Neuigkeit zu bringen hat. Darauf antwortete ich: Je geschwinder ich aus diesem irdischen Gefängniß befreiet werde, desto angenehmer ist es mir, besonders da ich sicher bin, daß meine Seele gerettet ist, und daß ich widerrechtlich sterbe. Christus, unser herrlicher und göttlicher Erlöser, gesellt mich zu seinen Schülern und Freunden, die, auch unschuldig, den Tod erduldeten,

und ich habe deßwegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf sagte die Wache: Er bedauert dich gar zu sehr und weint. Darauf nannte ich ihn beim Namen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und sagte zu ihm: Kommt näher, mein Herr Benedetto; denn ich bin gegenwärtig sehr gut gefaßt und entschlossen. Es ist mir rühmlicher, daß ich unschuldig sterbe, als wenn ich schuldig umkäm. Tretet herbei, ich bitte euch, und gebt mir einen Priester, mit dem ich wenige Worte reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich schon meinem Herrn und Gott abgelegt; allein ich möchte doch auch die Befehle unsrer heiligen Mutter der Kirche erfüllen, der ich von Herzen das abscheuliche Unrecht, das sie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich diese Worte gesprochen, entfernte sich der gute Mann und sagte zur Wache: sie sollte die Thür verschließen, denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei obgedachter Herzogin war und sagte, indem er vor die Damen trat: Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade den Papst bitten zu lassen, daß er einen andern schicke das Urtheil an Benvenuto zu vollstrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entsage. Und so ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Gesicht und sagte: Das ist eine schöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt! Der Herzog, mein Gemahl, wollte diesem Manne sehr wohl wegen seiner Kunst und seiner Tugenden und sah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte, er hätte ihn viel lieber bei sich behalten. Und so ging sie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die

Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronyma hieß, ging sogleich zum Papste, warf sich, in Gegenwart vieler Cardinale, ihm zu Füßen, und sagte so große Dinge, daß der Papst sich schämen mußte. Er versetzte darauf: Euch zu Liebe mag es hingehen! Auch sind wir niemals übel gegen ihn gesinnt gewesen. So äußerte sich der Papst, weil so viel Cardinale die Worte dieser kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Ich aber befand mich in den schlimmsten Umständen. Das Herz schlug mir in Einem fort, und auch diejenigen, die den bösen Auftrag verrichten sollten, waren mißbehaglich. Es ward immer später und endlich Tischzeit, da ging jeder seiner Wes , und mir brachte man auch zu essen. Darüber verwunderte ich mich und sagte: Hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der schlimme Einfluß der himmlischen Gestirne, und ich bitte Gott, daß er, nach seinem Gefallen, mich von diesem Unheil errette. Nun fing ich an zu essen, und wie ich mich vorher in mein großes Uebel gegeben hatte, schöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich speis'te mit viel Appetit, und sah und hörte nichts weiter, bis in der ersten Stunde der Nacht, da kam der Bargell, mit mehreren seiner Leute, setzte mich wieder in den Sessel, worauf sie mich Abends vorher an diesen Ort getragen hatten, und sagte mir mit vielen freundlichen Worten, ich sollte ruhig seyn; und den Häschern befahl er, sie sollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß stoßen. So trugen sie mich ins Castell wieder zurück, und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof ist, hielten sie still.

Dreizehntes Capitel.

Erzählung der grausamen Mißhandlung, die er während seiner Gefangenschaft erduldet. — Große Ergebung in sein trauriges Schicksal. — Wundervare Visionen, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er schreibt ein Sonett auf sein Elend, wodurch das Herz des Castellans erweicht wird. — Der Castellan stirbt. — Durante versucht den Cellini zu vergiften. Dieser entkommt dem Tode, durch den Geiz eines armen Juweliers.

Darauf ließ sich der Castellan, krank und elend, wie er war, gleichfalls an diesen Ort tragen und sagte: Nicht wahr; ich habe dich wieder? Ja, versetzte ich, aber nicht wahr, ich bin euch entkommen? und wäre ich nicht unter päpstlicher Treue, um ein Bisthum, zwischen einem Venezianischen Cardinal und einem Römer Farnese, verhandelt worden, welche beide den heiligen Gesetzen sehr das Gesicht zerkratzt haben, so hattest du mich nicht wieder erwischen sollen. Weil sie sich aber so schlecht betragen haben, so thue nun auch das schlimmste was du kannst; denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu schreien und rief: Wehe mir! dem ist Leben und Sterben einerlei, und er ist noch kühner, als da er gesund war. Bringt ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er ist Ursache an meinem Tode.

Man trug mich unter den Garten, in ein dunkles Behältniß das sehr feucht war, voll Tarantel und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matratze von Werg auf die Erde, gab mir diesen Abend nichts zu essen, und verschloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehn Uhr des andern Tages, da brachte man mir zu essen, und ich verlangte einige meiner Bücher zum Lesen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten sie es dem Castellan, welcher gefragt hatte, was ich

denn sagte. Den andern Morgen reichten sie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber sie sagten mir: daraus würde nichts werden, ich hätte an diesen schon zu viel. So lebte ich, elend genug, auf der ganz verfaulten Matratze, denn in drei Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen, und wenn ich um einer Nothdurft willen aus dem Bette mußte, so hatte ich mit großer Noth auf allen Vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerschein durch ein kleines Loch in die unglückselige Höhle; nur diese kurze Zeit konnte ich lesen, übrigens war ich Tag und Nacht in der Finsterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unsere menschliche Gebrechlichkeit. Ja es schien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben auf diese Weise endigen würde. Ich tröstete mich so gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es gewesen wäre, dieses Leben durch den schmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur sich an dieses Fegefeuer gewöhnte.

Da ich nun einmal so weit gekommen war, faßte ich Muth das unglaubliche Elend so lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an, und so fuhr ich täglich mit Lesen und frommen Betrachtungen fort, und ich war so verliebt darein, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber sobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich so, daß ich mehr als einmal entschlossen war, mich selbst umzubringen. Weil sie mir aber kein Messer gelassen hatten, so war die Sache

schwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein großes Holz zurechte gestellt und wie eine Falle unterstützt, und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich todt geblieben war. Als ich nun das Gestelle zurechte gemacht hatte, und eben um loszudrücken die Hand hineinsteckte, ward ich von einem unsichtbaren Wesen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich so erschrack, daß ich für todt liegen blieb.

Dieser Zustand dauerte von Tages Anbruch bis neunzehn Uhr, da sie mir das Essen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen seyn, ehe ich sie bemerkte, denn zuletzt als ich zu mir kam, hörte ich den Capitan Sandrino Monaldi, der im Hereintreten sagte: Welches Ende haben so seltne Tugenden genommen! Als ich diese Worte vernahm, schlug ich die Augen auf und sah die Priester in ihren Chorhemden, welche ausriefen: Ihr habt ja gesagt, daß er todt sey. Darauf antwortete Bozza: Für todt habe ich ihn gefunden, und so sagte ich's auch. Schnell huben sie mich auf, nahmen die Matratze weg, die ganz faul, und wie Nudeln geworden war, warfen sie vor die Thür und erzählten den Vorfall dem Castellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte was wohl gewesen seyn konnte, das mich von meinem Vorsatz abgehalten hatte, so konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft sey, die sich meiner annahm. Die Nacht darauf erschien mir eine wunderbare Gestalt im Traume; es war der schönste Jüngling, er sagte mir mit zorniger Stimme: Weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wolltest? Mir schien als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur schuldig sey. Nun, versetzte er: Du verachtest seine Werke, indem du sie zerstören willst? Laß dich von ihm führen und verliere die

Hoffnung nicht auf seine Macht. Er fügte noch viele der herrlichsten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tausendsten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß diese Engelsgestalt mir die Wahrheit gesagt habe. Ich sah mich im Gefängniß um, und erblickte einen verwitterten Ziegel, ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art Teig daraus, alsdann kroch ich an die Thür und arbeitete mit den Zähnen so lange, bis ich einen Splitter ablöste, und erwartete die Stunde da mir das Licht ins Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, so gut ich konnte, auf weiße Blatter die an die Bibel angebunden waren, zu schreiben. Ich schalt meine Seelenkräfte, daß sie nicht mehr in diesem Leben bleiben wollten, sie antworteten meinem Körper daß sie so viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung besserer Tage, und so brachte ich ein Gespräch in Versen zu Stande.

Nachdem ich mich also selbst gestärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort meine Bibel zu lesen und hatte meine Augen so an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr statt anderthalb Stunden schon drei lesen konnte. Ich betrachtete mit Erstaunen die Gewalt des göttlichen Einflusses auf diese einfaltigen Menschen, die mit so großer Inbrunst glaubten daß Gott ihnen alles zu Gefallen thun würde, was sie sich nur ausgedacht hatten, und so versprach ich mir auch die Hülfe Gottes, sowohl weil er so erhaben und gnadig als auch weil ich so unschuldig sey. Beständig, bald mit Gebet, bald mit Gespräch, wendete ich mich zu Gott, und fühlte ein so großes Vergnügen bei diesen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdrusses erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So sang ich auch den ganzen Tag Psalmen und viele andre meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine

einzeln ſein Bedürfniß pfenniaweiſe nach dem Alphabet abholen kann! — Nun wären wir von unten auf geſichert, denn jene verfluchten kleinen Kröten ſcheinen uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. Halt hier! halt feſt.

Hoffegut. Was ſoll ich weiter hohlen? Es geht verflucht langſam mit unſerer Verſchanzung im Angeſicht der Feinde.

Treufreund. Sey nur ſtill, das iſt homeriſch.

Die nachbenannten Geräthſchaften müſſen coloſſaliſch und in die Augen fallend ſeyn, beſonders die Feder und das Dintenfaß.

Nimm zuerſt dieſen knotigen Pflegel, womit der Criticus alles junge Gezieſer auf der Stelle tod zu ſchlagen pflegt! Nimm dieſe Peitſchen, mit denen er, ſich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezognet macht! Nimm dieſe Blasröhre, womit er ehrwürdigen

Nägel, die immer fortwuchsen, das größte Uebel. Ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß sie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß sie inwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verursachten, auch fingen mir die Zähne an im Munde abzusterben, und weil sie sich an den gesunden stießen, so wurden sie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfassungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich sie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und so hatte ich leider viele verloren. Indessen schickte ich mich auch in diese neuen Uebel, bald sang ich, bald betete ich, auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängnisses an, und erzählte in demselben alle die Vorfälle die mir begegnet waren.

Der gute Castellan schickte oft heimlich zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich, eben den letzten Juli, mit mir selbst ergötzt und mich des großen Festes erinnert das man in Rom am ersten August feiert; ich sagte zu mir: Alle vergangenen Jahre habe ich dieses angenehme Fest mit der vergänglichen Welt gefeiert, dießmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O, wie viel erfreulicher ist dieses, als jenes. Die Abgeschickten des Castellans hörten diese Worte und sagten ihm alles wieder. Dieser versetzte mit unglaublichem Verdrusse: Bei Gott, soll dieser, der in so großem Elend lebt, noch triumphiren, indessen ich bei aller Bequemlichkeit mich abzehre, und bloß um seinetwillen sterbe? Gehet geschwind und werft ihn in die unterste Höhle, wo man den Prediger Fojano verhungern ließ, vielleicht wird sich ihm alsdann in diesem elenden Zustande der Muthwill aus dem Kopf verlieren.

Sogleich kam Capitän Sandrino Monaldi, mit ungefähr zwanzig Dienern des Castellans, in mein Gefängniß. Sie

fanden mich auf meinen Knien, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten triumphirenden Christus, die ich mit einem Stückchen Kohle an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rucklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen, und so oft geträumt hatte die Engel kamen mich zu heilen, so war ich zuletzt ganz gesund geworden, als wenn ich niemals beschadigt gewesen war. Nun kamen so viele Bewaffnete zu mir und schienen sich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf sagte der Capitan: Du hörst doch, daß wir Leute genug sind, und mit großem Geräusch zu dir kommen; und du wendest dich nicht zu uns. Als ich diese Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das schlimmste was mir begegnen konnte, und indem ich mich sogleich mit dem Uebel bekannt machte, und mich dagegen starkte, sagte ich zu ihm: Zu diesem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeister, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angehört. Was gut an mir ist, seyd ihr nicht werth zu sehen, deßwegen macht nun mit dem, was euer ist, alles was ihr könnt.

Der Capitän, der nicht wußte was ich thun wollte, schien furchtsam und sagte zu vier der starksten unter allen: Legt eure Waffen ab! Als sie es gethan hatten, rief er: Schnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wär, so sollten wir uns so sehr nicht vor ihm fürchten; haltet ihn fest, daß er euch nicht entwische. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt, und dachte mir viel was schlimmeres, als das, was mir zubereitet war; da hub ich die

Augen zu Christus auf und sagte: Gerechter Gott! der du auf dem hohen Holze alle unsere Schulden bezahlt hast, warum soll meine Unschuld für Schulden büßen, die ich nicht kenne? doch dein Wille geschehe!

Indessen trugen sie mich fort, beim Scheine der Fackel, und ich glaubte sie wollten mich in die Fallklappe des Samalo stürzen; so heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verschlungen hat, denn sie fallen in den Grund des Castells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davon zu kommen, weil sie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinschleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verließen sie mich und thaten mir weiter kein Leids. Da sang ich ein de Profundis, ein Miserere, ein in te Domine, und feierte den ganzen ersten August mit Gott, und mein Herz jauchzte voll Hoffnung und Glauben.

Den zweiten Tag zogen sie mich aus diesem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich diese wieder sah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor süßer Freude. Nun wollte der Castellan alle Tage wissen, was ich mache, und was ich zu sagen hätte. Der Papst hatte den ganzen Vorgang vernommen; nicht weniger daß die Aerzte dem Castellan schon den Tod verkündigt hatten. Darauf sagte er: Ehe mein Castellan stirbt, soll er auch den Benvenuto, der Schuld an seinem Tode ist, nach seiner Art aus der Welt schaffen. Als der Castellan diese Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwigs hörte, sagte er zu diesem: So will also der Papst, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen soll? Er schenkt mir ihn? Gut, er soll nur ruhig seyn und mich gewähren lassen.

So schlimm nun die Gesinnungen des Papstes gegen mich

waren, so übel dachte auch der Castellan in diesem Augenblicke gegen mich, und sogleich kam das Unsichtbare, das mich vom Selbstmord abgehalten hatte, wieder unsichtbar zu mir, ließ sich aber mit lauter Stimme vernehmen, stieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und sagte sodann: Wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und schreie heftig zu ihm. Ich erschrack, warf mich auf die Knie, und sagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Psalm: qui habitat in auditorio. Darauf sprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal sagte eine helle und deutliche Stimme: Ruhe nunmehr und fürchte dich nicht. Dieser Vorfall aber deutete darauf, daß der Castellan, der den abscheulichsten Auftrag wegen meines Todes schon gegeben hatte, augenblicklich seinen Entschluß wieder veränderte und ausrief: Ist das nicht Benvenuto, den ich so sehr vertheidigt habe, von dem ich so gewiß weiß, daß er unschuldig ist, und dem alles dieses Uebel widerrechtlich begegnet? Wie soll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe die auch mich äußerst beleidigen? Warum soll ich einen guten und unschuldigen Mann verletzen, der mir Dienst und Ehre erwiesen hat? Nein! anstatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freiheit verschaffen, und in meinem Testamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen seines hiesigen Aufenthaltes abfordern soll, denn er hatte sonst eine große Zeche zu bezahlen. Das vernahm der Papst und war darüber sehr ungehalten.

Ich indessen setzte meine gewöhnlichen Gebete fort, und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, so daß sie alle Einbildungskraft überstiegen. Mir träumte immer, daß ich mich sichtlich bei dem befinde, den ich unsichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von

ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne sehen könnte, das sey das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. Auch war der Jammer mein Freund und Gesell geworden, und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Castellans, er solle mich nach seiner Drohung an den Mauerzacken hangen lassen, von dem ich mich heruntergelassen hatte. Da sie aber seine entgegengesetzte Entschließung sahen, waren sie verdrießlich, suchten mir auf alle Weise Furcht einzujagen, und mich in Besorgniß für mein Leben zu setzen. Das war ich aber, wie gesagt, alles so gewohnt, daß ich nichts fürchtete, daß nichts mich rührte. Das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenscheibe erblicken.

Darauf waren stets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Christum inbrünstig anrief, und immer sagte: O wahrhaftiger Sohn Gottes! ich bitte dich bei deiner Geburt, bei deinem Tod am Kreuze, bei deiner herrlichen Auferstehung, daß du mich werth achtest die Sonne wieder zu sehen, wo nicht wirklich, wenigstens im Traume. Aber sollest du mich würdig halten, daß ich sie mit meinen sterblichen Augen wieder sähe, so verspreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu besuchen. Diesen Vorsatz faßte ich, und that unter großen Gebeten dieses Gelübde am zweiten October 1539.

Den andern Morgen war ich, bei Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnen-Aufgang, von meinem unglückseligen Lager aufgestanden, und hatte ein schlechtes Kleid angezogen, denn es fing an kalt zu werden. Ich stand und betete andachtiger als sonst, und sagte zu Christo: er möchte mir wenigstens durch göttliche Eingebung wissen lassen, für welche

Sünde ich so schwer zu büßen hatte? denn da seine göttliche Majestät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu sehen, so bat ich ihn bei aller seiner Kraft und Macht, daß er mir wenigstens die Ursache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als der Unsichtbare nach Art eines Windes mich ergriff, und mich in ein Zimmer führte, wo er sich mir sichtbar in menschlicher Gestalt darstellte, als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wundersamer und schöner Bildung, aber ernst, nicht wollüstig. Er deutete mir auf die vielen Menschen in dem Saal, und sagte: Du siehst hier, die bisher geboren und gestorben sind! Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe; er sagte: Komm nur mit mir, und du wirst es bald sehen. Ich hatte in der Hand einen Dolch, und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal, und zeigte mir diejenigen die zu unendlichen Tausenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thür hinaus, und ich hinter ihm drein. Wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter sich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwaffnet, ich hatte ein weißes Hemd an, nichts auf dem Haupte, und stand zur rechten Seite meines Gefahrten. Da ich mich auf diese Weise fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht, und als ich die Augen erhob, sah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne schien, es war als wenn ich nahe an einem großen Gebäude stünde. Da sagte ich: O! mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich so hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne selbst sehen kann? Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und sagte mir: Steige du nur allein da hinauf. Ich entfernte mich von ihm ein

wenig und stieg einige Stufen ruckwarts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; so eilte ich auf gedachte Art immer höher zu steigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu schließen, aber ich erholte mich bald, öffnete die Augen wieder, sah unverwandt nach ihr und sagte: O meine Sonne! nach der ich so lange mich gesehnt habe, ich will nun nichts weiter sehen, wenn auch deine Strahlen mich blind machen sollten, und so blieb ich mit festem Blick stehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen sich auf die linke Seite der Sonne warf, und die Scheibe ganz rein und klar blieb. Ich betrachtete die besondere Gnade, welche Gott mir diesen Morgen erzeigte, und sagte mit starker Stimme: Wie wunderbar ist deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel größer ist deine Gnade, als ich nie erwartete! Mir schien die Sonne, ohne ihre Strahlen, vollkommen wie ein Bad des reinsten Goldes. Indessen ich diesen merkwürdigen Gegenstand betrachtete, sah ich daß die Mitte des Kreises sich aufblahte und in die Höhe strebte; auf einmal erzeugte sich ein Christus am Kreuz aus derselben Materie, woraus die Sonne war, so schön und gefällig gebildet und von dem gütigsten Anblick, so daß der menschliche Geist ihn nicht den tausendsten Theil so schön hatte ersinnen können. Indessen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnadiger und allvermögender Gott, was machst du mich würdig diesen Morgen zu sehen? Indessen ich nun so betrachtete und sprach, bewegte sich Christus nach der Gegend wo sich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an sich aufzublahen. Diese Bewegung wuchs eine Weile, und verwandelte

sich schnell in die Gestalt der schönsten heiligen Jungfrau. Sie saß erhaben ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligsten Stellung und gleichsam lächelnd. An beiden Seiten standen zwei Engel, von solcher Schönheit als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch sah ich in der Sonne zur rechten Hand eine Gestalt, nach Art eines Priesters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte, und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieses sah ich klar und wirklich, und dankte beständig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich diese wunderbaren Dinge, etwas über den achten Theil einer Stunde, vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: Die Kraft Gottes hat mich gewürdigt mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin, und in der Gnade Gottes stehe, und ihr andern Böswichter werdet unglücklich und in seiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß! am Allerheiligen Tage, als an meinem Geburtstage, genau den ersten November, Nachts um Viere, werdet ihr genöthigt seyn, mich aus diesem finstern Kerker zu befreien. Weniger werdet ihr nicht thun können, denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes gesehen. Der Priester, welcher gegen den Herrn gekehrt stand, und mir den Rücken wies, war Sanct Peter selbst, der für mich sprach, und sich schämte, daß man in seinem Hause Christen so schändlich begegne. Sagt es nur wem ihr wollt! Niemand hat Gewalt mir weiter ein Uebel anzuthun; sagt nur eurem Herrn, er soll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann die ich gesehen habe. Wahrlich ich will es thun!

Der Caſtellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu ſeiner Geneſung hatten, war doch wieder ganz zu ſich gekommen, und die Launen ſeiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlaſſen. Da er nun allein für ſeine Seele beſorgt war, machte ihm ſein Gewiſſen Vorwürfe, und er überzeugte ſich daß man mir, ſowohl vorher als bis auf dieſen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deßwegen den Papſt von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papſt als einer der nichts glaubte, weder an Gott noch an ſonſt was, ließ ihm antworten: ich ſey toll geworden, und er ſolle nur, ſo gut er könne, für ſeine Geſundheit ſorgen. Als der Caſtellan dieſe Antwort hörte, ließ er mich tröſten, ſchickte mir Schreibzeug, Wachs und Boſſirſtabchen, mit vielen freundlichen Worten, die mir einer ſeiner Diener hinterbrachte der mir wohl wollte. Dieſer war ganz das Gegentheil von den andern ſieben Schelmen, die mich gerne todt geſehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten, und ſchrieb dabei folgendes Sonett, das ich an den Caſtellan richtete:

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen
Welch Wunder dieſe Tage Gott mir ſchickte,
Welch herrliches Geſicht mich hoch entzückte,
Wünſcht' ich die Kraft ein himmliſch Lied zu ſingen.

O! möchte nur zum heiligen Vater dringen,
Wie mich die Macht der Gottheit ſelbſt beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,
Er würde meine große Noth bezwingen.

Die Thore ſprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhn, die grimmig wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach! laß mich nur das Licht des Tages sehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen sich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derselbe Diener zu essen, ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Castellan überbrachte, der mich gern losgelassen hatte, denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, sey die eigentliche Ursache seines Todes. Er las das Sonett mehr als einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnsinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und sogleich befahl er seinem Secretär, es dem Papste zu bringen, es in seine eignen Hände zu geben, und ihn zugleich um meine Freiheit zu bitten.

Hierauf schickte mir der Castellan Licht für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Orte verlangen konnte, und so fing ich an das Ungemach meines Lebens zu verbessern, das auf das höchste gestiegen war. Der Papst las das Sonett, und ließ dem Castellan sagen: er werde bald etwas thun, das ihm angenehm seyn würde. Und gewiß der Papst hatte mich gerne gehen lassen, hatte ich nicht um Herrn Peter Ludwigs willen, selbst gegen die Neigung des Vaters, müssen verwahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und bossirt; indessen nahte sich der Tod des Castellans, und er schickte mir, am Allerheiligen Tage, des Morgens, durch Peter Ugolino seinen Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich sogleich: Das ist das Wahrzeichen meiner Freiheit! Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: Daran denke nur nicht, Benvenuto! Darauf

Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perücken schießt — und so wehre dich gegen jeden in seiner Art! Hier, nimm das Dintenfaß und die große Feder, und beschmiere damit dem ersten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht scheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegst, so denke, daß sie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemessen sind.

Hoffegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Pickt und kraht und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelstellern
Ungesäumt die Augen aus!

Papagey. Bedenkt, meine Freunde! hört das Wort der Vernunft!

versetzte ich: Trage deine Juwelen weg, denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dammerung dieser finstern Höhle sehen kann, in welcher sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen läßt; aber ich werde bald aus diesem Gefängniß herausgehen, denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet ihr mich abholen, das soll und muß geschehen, und ihr werdet nicht weniger thun können. Da ging jener weg und ließ mich wieder einschließen. Nach Verlauf etwa zweeier Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwei Knaben, die mich unterstützen sollten, und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nämlich im Jahr 1538, und verschaffte mir daselbst alle Bequemlichkeit die ich verlangte.

Wenige Tage darauf unterlag der Castellan, der mich in Freiheit glaubte, seinem großen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben. An seine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, sein Bruder, der ihm vorgespiegelt hatte, als habe er mich gehen lassen. Dieser Herr Antonio, so viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papste mich in diesem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm sagen würde, was mit mir geschehen sollte.

Obgedachter Herr Durante von Brescia hatte sich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, verabredet, mir irgend einen Saft in dem Essen beizubringen, der mich nicht gleich, sondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten sie sich aus, sie wollten mir gestoßene Diamanten unter die Speise mischen, was an und für sich keine Art von Gift ist, aber wegen seiner unschätzbaren Härte die allerschärfsten Ecken behalt, und nicht etwa, wie die andern Steine, wenn man sie stößt, gewissermaßen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speisen so scharf und spitzig in den

Körper, so hangt er sich bei der Verdauung an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speisen darauf drücken, durchlöchert er die Theile mit der Zeit und man stirbt daran, anstatt daß jede andere Art von Steinen oder Glas keine Gewalt hat sich anzuhängen, und mit dem Essen fortgeht.

Wie gesagt gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werthe einer Wache: die sollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewissen Lione von Arezzo, einem Goldschmied, meinem großen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieser Lione sehr arm war, und der Diamant doch manche zehen Scudi werth seyn mochte, gab er ein falsches Pulver anstatt des gestoßenen Steins, das sie mir denn auch sogleich zu Mittage an alle Essen thaten, an den Salat, an das Ragout und die Suppe. Ich speis'te mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefastet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zahnen knirschen fühlte, so dachte ich doch nicht an solche Schelmstücke. Nach Tische, als ein wenig Salat in der Schussel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen die sich daran befanden. Sogleich ergriff ich sie und brachte sie ans helle Fenster; ich erinnerte mich, indem ich sie betrachtete, wie außerordentlich die Speisen geknirscht hatten, und, so viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich schnell, es sey gestoßener Diamant. Ich hielt mich nun entschieden fur ein Kind des Todes, und wendete mich schmerzlich zum heiligen Gebete, und da ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen so leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es so bestimmt hatten, so schien es mir ein gutes Loos, auf eine so bequeme Weise aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und

neine Lebenszeit geſegnet hatte, wendete ich mich mit mei-
em Gedanken zu dem beſſern Reiche, das ich mit der Gnade
ottes erlangt zu haben hoffte, und in dieſen Gedanken rieb
h einige ſehr feine Körner zwiſchen den Fingern, die ich
anz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer ſtirbt, ſo regten ſich auch
ei mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die ge-
achten Körnchen auf eine eiſerne Fenſterſtange und drückte
ark mit dem flachen Meſſer darauf. Da fühlte ich, daß der
tein ſich zerrieb, und als ich recht genau darauf ſah, fand
h auch, daß es ſich alſo verhielt, und ſogleich erquickte ich
ich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindſchaft des Herrn
urante ſollte mir nicht ſchaden; es war ein ſchlechter Stein,
r mir nicht das geringſte Leid zufügen konnte, und wie ich
rber entſchloſſen war ruhig zu ſeyn und auf dieſe Weiſe in
ieden zu ſterben, ſo machte ich nun aufs neue meine Plane,
d überlegte, was zu thun ſey. Aber ich hatte vor allen
ingen Gott zu loben und die Armuth zu ſegnen, die, wie
öfters den Menſchen den Tod bringt, nun die Urſache
eines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder
r es auch ſeyn mochte, hatte ſeinen Endzweck nicht erreicht.
ne hatte den Stein nicht geſtoßen, ſondern ihn aus Armuth
ſich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen
ryll von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch
Stein ſey, thue er dieſelbigen Dienſte.

Zu der Zeit war der Biſchof von Pavia, Bruder des
afen San Secondo, Monſignor de Roſſi von Parma genannt,
ichfalls Gefangener im Caſtell; ich rief ihm mit lauter
imme und ſagte, daß die Schelmen mich umzubringen,
r einen geſtoßenen Diamanten unter das Eſſen gemiſcht
ten. Ich ließ ihn durch einen ſeiner Diener etwas von

dem übergebliebenen Pulver zeigen, und sagte ihm nicht daß ich es für keinen gestoßenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß sie mich gewiß nach dem Tode des guten Castellans vergiftet hatten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eins von seinen Broden geben, denn ich hatte mir vorgenommen, nichts zu essen was von ihnen kame, und er versprach mir, von seinem Essen zu schicken. Dieser Bischof war gefangen wegen einer Art von Verschwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er so sehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Castellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm, und auch er wollte den gestoßenen Stein sehen, den er gleichfalls für Diamant hielt, doch, da er glaubte, der Anschlag käm' vom Papste, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speisen, welche mir der Bischof sandte, schrieb beständig an meinem Gedichte über das Gefangniß, und setzte täglich Punkt vor Punkt die Begebenheiten hinzu, die sich zutrugen. Inzwischen schickte mir der Castellan mein Essen, durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war. Dieser, mein größter Feind, hatte mir eben den gestoßenen Diamant gebracht, und ich sagte ihm daß ich nicht eher von seinen Speisen essen würde, ehe er sie mir credenzt hatte. Er sagte darauf: das geschahe wohl dem Papste! Ich versetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden seyen, einem Papst zu credenzen, so sey er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, schuldig, einem Florentiner Meinesgleichen aufzuwarten. Darüber sagt er mir harte Worte und ich erwiederte sie. Nun schamte sich Herr Antonio einigermaßen über das was

vorgegangen war, und weil er Luſt hatte mich alle Koſten zahlen zu laſſen, die mir von dem guten verſtorbenen Caſtellan ſchon geſchenkt waren, wahlte er unter ſeinen Dienern einen andern, der mir wohl wollte, und ſchickte mir das Eſſen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal credenzte. Auch ſagte er mir alle Tage, daß der Papſt beſtändig vom Herrn von Morluc angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unabläſſig zurückverlangte, wobei der Papſt wenig Luſt zeige mich heraus zu geben, ja daß ſogar Cardinal Farneſe, ſonſt mein ſo großer Freund und Patron, ſollte geſagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich gedulden müſſen. Worauf ich verſetzte: und ich werde ihnen allen zum Trutz doch frei werden. Der gute Menſch bat mich ich möchte ſtill ſeyn, daß niemand ſo etwas hörte, denn es könne mir großen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im ſtillen erhalten und mich damit ſtärken. Ich antwortete ihm darauf: Die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bösartigen Ungerechtigkeit.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzoſereien ſprechen, weil man bei ſolchen Gelegenheiten ſich freier über viele Dinge als ſonſt herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freigebigen Art des Königs, die er genugſam kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte außerordentlich, der ſich, wie er alle Woche einmal that, bei dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreite, indem er alles wieder von ſich gab.

Da der Cardinal die gute Dispoſition des Papſtes bemerkte, bei welcher wohl eine gnadige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich von Seiten des Königs auf das

nachdrücklichste und versicherte, daß Seine Majestät auf das lebhafteste nach mir begehre. Da nun der Papst sich nahe an der Zeit fühlte wo er sich zu übergeben pflegte, auch sonst der Wein seine Wirkungen äußerte, so sagte er mit großem Lachen zum Cardinal: Nun sollt ihr ihn gleich mit euch nach Hause führen! Darauf gab er seinen besondern Befehl und stand vom Tische auf. Sogleich schickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe; denn der hätte mich auf keine Weise aus dem Gefängniß gelassen. Es kam der Befehl des Papstes und zwei der ersten Edelleute des Cardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreiten sie mich aus dem Gefangnisse, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unschätzbarer Freundschaft empfing, mich gut einquartieren und sonst aufs beste versorgen ließ. Herr Antonio, der neue Castellan, verlangte, daß ich alle Kosten, nebst allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen sollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wissen, was sein Bruder, der Castellan, zu meinen Gunsten verordnet hatte. Das kostete mich noch manche zehn Scudi.

Der Cardinal aber sagte mir, ich solle nur gutes Muthes seyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb sey; denn wenn er mich nicht selbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, so wär' ich wohl niemals herausgekommen; er höre schon, daß der Papst sich beklage, mich losgelassen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verschiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papstes war, besuchte mich unter andern werthen

Freunden ein Cassier des Herrn Vindo Altoviti, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papstes, und wollte mir alles zurückgeben; ich aber versetzte, ich wüßte meine Baarschaft keinem liebern Freunde zu geben, noch sie an einen Ort zu legen wo sie sicherer stünde, da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen, und ich hatte Noth ihn zu bewegen daß er es behielt. Da ich nun aus dem Castell befreit wurde, fand sich's, daß er verdorben war und ich verlor meine Baarschaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen schrecklichen Traum, als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn schrieb, und mir dreimal sagte, ich sollte schweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte wer es war, alles was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete so deutlich und genau, daß ich nichts anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklassen, die größer ist als daß sie einem andern Menschen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgesprochen, und mir seine Geheimnisse selbst offenbaret hat. Denn seit der Zeit, daß ich jene himmlischen Gegenstände gesehen, ist mir ein Schein ums Haupt geblieben, den jedermann sehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwei Stunden darnach. Am besten sieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Grase liegt, imgleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln ist, so daß man den

chein viel ausdrücklicher sah, als in Italien wo die Nebel el häufiger sind; dessen ungeachtet aber seh' ich ihn auf alle Weise, und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht so gut ie in jenen Gegenden.

Zweites Capitel.

r Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I und verreist mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Seine Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt.

Als ich nun so im Palast des Cardinals von Ferrara ich befand, gern von jedermann gesehen und noch weit mehr sucht als vorher, verwunderten sich alle, daß ich aus so glaublichem Unglück in welchem ich gelebt hatte, wieder rettet sey. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte mir das größte Vergnügen meine Verse auszuarbeiten, m um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir st vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein er Cardinal Freiheit und Pferde gab, und so ritt ich mit ei Römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst r, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von m weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Ascanio zu uchen. Ich fand ihn mit Vater, Geschwistern und Stief- tter, welche mich zwei Tage auf das freundschaftlichste virtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm Ascanio mit mir. Unterweges fingen wir an von der

Kunſt zu ſprechen, dergeſtalt, daß ich die lebhafteſte Begierde fuhlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft ſchickte ich mich auch ſogleich dazu an, und fand ein ſilbernes Becken, das ich fur den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein ſchöner Pocal aber, den ich zugleich mit dieſem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indeſſen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, geſtohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden halb erhabenen Figuren geziert, deßgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fiſche von halb erhabener Arbeit vorgeſtellt, ſo daß jeder, der es ſah, ſich verwundern mußte, ſowohl über die Gewalt des Geiſtes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei dieſen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigſtens alle Tage zweimal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir ſein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwei Geſchichten, einmal wie St. Johannes in der Wüſten predigte, und dann wie St. Ambroſius die Arianer verjagte; er war auf einem Pferde vorgeſtellt mit der Geißel in der Hand, von ſo kühner und guter Zeichnung und ſo ſauber gearbeitet, daß jedermann ſagte, ich habe den großen Lautizio übertroffen, der ſich nur allein mit dieſer Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war ſtolz, ſein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinale zu vergleichen, welche gedachter Meiſter faſt alle gearbeitet hatte.

Erster Vogel. Bist du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerst!

Zweyter Vogel. Er hat sie eingeführt, er muß mit ihnen sterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

Sie hacken auf den Papageh und treiben ihn fort.

Treufreund. Sie scheinen getheilt. Man muß sie nicht zu Athem kommen lassen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Diese Nation ist in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Honnetetät am ersten betrügen kann. Ich werde diese Stöcke wegwerfen, wirf die Peitsche aus der Hand! Siehst du, wie sie Acht geben und sich verwundern?

Hoffegut. Ich sehe, wie sie ihre Schnäbel auf uns richten, und uns grimmig zu zerhacken drohen.

So ward mir auch von dem Cardinal und den zwei obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es ſollte ſich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig ſagte bei Gelegenheit dieſes Salzfaſſes viele verwunderswürdige Dinge, ſo wie auch Herr Gabriel Ceſano die ſchönſten Gedanken über denſelben Gegenſtand vorbrachte; der Cardinal hörte gnadig zu, und, ſehr zufrieden von den Zeichnungen welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, ſagte er zu mir: Benvenuto! die beiden Vorſchläge gefallen mir ſo ſehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen ſoll, deßwegen magſt du entſcheiden, der du ſie ins Werk zu ſetzen haſt. Darauf ſagte ich: Es iſt bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiſer ſind, und in was für einem göttlichen Glanz ſie erſcheinen. Deſſen ungeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schafer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu dieſen Prinzen, oder zu ſeinen eigenen Kindern? ſo wird er gewiß geſtehen, daß er dieſe letztern vorziehe; ſo habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunſt hervorbringe, daher was ich euch zuerſt vorlegen werde, hochwürdigſter Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung ſeyn, denn manche Sachen ſind leicht zu ſagen, die nachher, wenn ſie ausgeführt werden, keineswegs gut laſſen; und ſo wendete ich mich zu den beiden trefflichen Männern und verſetzte: Ihr habt geſagt, und ich will thun. Darauf lachelte Herr Ludwig Alamanni und erwiederte mit der größten Anmuth viele treffliche Worte zu meiner Gunſt, und es ſtand ihm ſehr wohl an, denn er war ſchön anzuſehen, von Körper wohlgeſtaltet, und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Ceſano war gerade das Gegentheil, ſo haßlich und ungefällig, und nach ſeiner Geſtalt ſprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorstellen sollte, mit allerlei Galanterien umher, und alles sehr schicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich solle eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwei Figuren einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegen einander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht. Das Meer als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte, darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum statt finden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.

Als nun darauf der Cardinal mit seinen zwei trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Larm herfiel, und sagte: Das Werk ist in zehen Menschenleben nicht zu vollenden, und Ihr wollt, hochwurdigster Herr, es doch in

Eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von seinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der Cardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes Unternehmen nicht einlassen; da versetzte ich: Hochwürdigster Herr! ich sage voll Zuversicht daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es bestellen wird. Ihr sollt es alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf versetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: Wenn du es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe, so glaube ich nicht, daß du es für einen andern zu Stande bringst. Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Absatze schrieb: er solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: O wann wird das Geschwinde doch kommen? Der Cardinal sagte: ich sollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeikam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Cardinal dieses Namens es ihm geschenkt hatte; auch Paul und Ascanio, meine Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Cardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit sich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu besuchen, und alsdann nach Ferrara, in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Florenz, das war der größte, und dabei seine schönste Reiterei. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher seyn wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen, wo nicht, so könnte ich in

Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geschehen muß, was im Himmel beschlossen ist, so gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtissin, die andere Schaffnerin, so daß sie die reiche Abtei gleichsam beherrschten. Sie hatten auch um meinetwillen so viele schwere Leiden erduldet, und für mich so viel gebetet, daß ich für gewiß glaube, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieser guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beschloß ich nach Florenz zu gehen, und statt daß ich auf diesem Wege, so wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals die Reise hatte umsonst machen können, so gefiel es mir noch besser, für mich und in andrer Gesellschaft zu gehen. Den heiligen Montag reis'ten wir zu drei von Rom ab; in Monteroſi traf ich Meister Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen sehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich gesagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hatte es mir bei Monteroſi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeschickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bei Tische saßen, hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reis'te, alle Anstalt gemacht mich zu beschädigen; da wollte Gott, daß das Gefolge so eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichsten unter diesen Truppen bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun so, durch Gottes Gnade, gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkosungen, so wie das ganze Kloster; dann reis'te ich weiter mit meiner Gesellschaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, so daß wir am grünen Donnerstage um zwei und zwanzig nur ungefahr eine Post von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen, der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Kissen und meine Steigbügel auf die gedachte Postistute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, sowohl weil ich einen Freund besuchen, als auch weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und war ging es geschwind genug, doch ritt ich keineswegs postmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, besprach Zimmer für fünf Personen und schickte das Pferd nach der Post, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergessen, mein Kissen und meine Steigbügel herunter zu nehmen.

Wir brachten den Abend sehr lustig zu. Charfreitag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges, und als ich darnach schickte, wollte der Postmeister es nicht wieder herausgeben, weil ich seine Stute zu Schanden geritten hatte. Die Boten gingen oft hin und her, und er versicherte beständig, daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da sagte der Wirth wo ich wohnte: Ihr kommt noch gut weg, wenn er euch nichts Schlimmeres anthut als daß er Kissen und Steigbügel behalt,

denn einen solchen bestialischen Mann hat es noch nicht in unserer Stadt gegeben, und er hat zwei Söhne bei sich, die tapfersten Leute, und als Soldaten noch weit bestialischer denn er. Drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reitet eurer Wege ohne euch weiter mit ihm einzulassen. Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kissen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich sehr gut beritten, mit Panzerhemd und Armschienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchse auf dem Sattel hatte, erregten die großen Bestialitaten, die der tolle Mensch mir hatte sagen lassen, in mir nicht die geringste Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Aermel zu tragen und auf meinen Römischen Burschen hatte ich ein besonderes Vertrauen, denn ich wußte, daß er, so lange wir in Rom waren, die Waffen nicht abgelegt hatte. Auch Ascanio, ungeachtet seiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreitag war, dachte ich der Tollheit der Tollen sollte doch auch ein wenig feiern.

So kamen wir auf die gedachte Post Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen die man mir gegeben hatte; denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwei jungen Leute und die andere Gesellschaft hinter mir, ritt auf ihn los, und sagte ganz gelassen: Postmeister, wenn ich euch versichre, daß ich euer Pferd nicht zu Schanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kissen und Steigbügel, die doch mein sind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir, wirklich auf eine tolle bestialische Weise, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich versetzte: Wie, seyd ihr nicht ein Christ? und wollt am heiligen Charfreitage euch und mir ein solches Aergerniß geben? Er versetzte: daß er sich weder um Gottes- noch um des Teufelsfreitag bekümmere, und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit

einem Spieße, den er indeſſen ergriffen hatte, zuſammt mit meinem Schießgewehr zu Boden ſchlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter Saneſiſcher Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man ſie an ſelbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzhaft hinzu, gedachten Poſtmeiſter zu tadeln, indem er meine Partei nahm. Er ſchalt auch auf die beiden Söhne, daß ſie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslaſterlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne ſagten nichts, ſchüttelten den Kopf und gingen ins Haus. Der raſende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fallte unter ſchimpflichen Flüchen ſeinen Spieß und ſchwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich dieſe beſtialiſche Reſolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas ſehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur deſto raſender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchſe noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Perſon hätte thun können, ſondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von ſelbſt losging; die Kugel traf den Bogen des Thors, ſchlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, ſo daß er todt zur Erde fiel. Seine Söhne liefen ſchnell herbei, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partiſane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere machte ſich an einen Mailander, der närriſch ausſah und nicht etwa ſich aus der Sache zog, denn er hatte nur ſagen dürfen, ich gehe ihn nichts an, vielmehr vertheidigte er ſich gegen die

Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich damit nicht zum besten parieren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet, denn ob er gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele Pfründen von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Ascanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die beiden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporen gegeben und, indem es geschwind galoppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erst aus dem Spaße Ernst zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen seyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids widerfahren war? und Ascanio sagte: Paul sey tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf versetzte ich: Paul, mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er sagte, ich habe es in den Mantelsack gethan. Da antwortete ich: Wohl erst diesen Morgen? so tragt man also die Panzerhemden in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen! und an gefahrlichen Orten, wo man sie eigentlich braucht, hat man sie im Mantelsack. Alles Uebel, was dir widerfahrt geschieht dir recht und du bist Schuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch wieder zurück. Darauf baten Ascanio und er mich um Gotteswillen, ich möchte sie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailander; jener schalt mich aus, daß ich so grimmig sey, denn niemand sey beschadigt, Pauls Wunde sey nicht

rief, der alte Postmeister sey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebst andern Leuten seyen dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher alle in Stucken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns beim ersten Angriffe gerettet hatte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns dießmal verlassen. Darauf versetzt' ich: Da ihr zufrieden seyd, so will ich mich auch beruhigen; und, indem ich mich zu Paul und Ascanio wendete, fuhr ich fort: Gebt euren Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren, und da werden wir sicher seyn. Darauf sagte der Mailander: Der Henker hole die Sünden! das Uebel begegnet mir nur, weil ich gestern ein wenig Fleischsuppe gegessen habe, da ich nichts anders zu Mittage hatte. Darüber mußten wir, ungeachtet der großen Noth in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Bestie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir setzten uns darauf in Galopp und ließen Herrn Cherubin und den Mailander nach ihrer Bequemlichkeit langsam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren sogleich zu dem Herzog von Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reiterei gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indessen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, so gut man ihn daselbst haben konnte, und ließ Paulen besichtigen, da sich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu sagen hatte, und wir bestellten das Essen. Hierauf erschien Meister Cherubin und der närrische Mailander, der nur immer sagt: Hole der Henker alle Handel! Er betrübte sich daß er excommunicirt sey, weil er diesen heiligen Morgen seinen Rosenkranz nicht hatte beten können. Der Mann war erstaunend

garstig, hatte von Natur ein großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drei Finger gewachsen; da nahm sich erst seine wunderliche Mailandische Sprache, die abgeschmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närrisch aus, und gaben uns so viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anstatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem seiner Worte lustig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derselbe schon drei Stiche gethan hatte, sagte der Patient: er möchte inne halten, und sollte ihm nicht etwa gar aus bösem Willen das Maul ganz zunahen. Darauf nahm er einen Löffel, und verlangte, gerade so viel sollte man offen lassen, daß der Löffel durchkönne, und er zu dem Seinigen käme.

Bei diesen Worten, die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erst das Lachen recht los, und so kamen wir mit der größten Lust nach Florenz. Wir stiegen beim Hause meiner armen Schwester ab, die uns sowohl als ihr Mann aufs beste empfing und bewirthete. Herr Cherubin und der Mailander gingen ihren Geschaften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die sonderbarste Sache, daß wir, so oft vom Mailander gesprochen wurde, in eine ausgelassene Lustigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfalle die wir ausgestanden, außerst rührte, so daß wir mehr als einmal zugleich lachen und weinen mußten.

Treufreund. Ich entäußere mich dieſer Feder, ich ſetze das Dintenfaß bey Seite, ich demolire die Feſtung.

Hoffegut. Biſt du raſend?

Treufreund. Ich glaube an Menſchheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Am erſten.

Hoffegut. Was wird das werden!

Treufreund. Weißt du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle ſeine Feinde verſöhnt?

Hoffegut. Wenn ſie Narren ſind.

Treufreund. Das iſt eben, was wir verſuchen wollen.

Hoffegut. Nun ſo mach deine Sache!

Treufreund tritt vor. Nur einen Augenblick euern raſchen, auf unſer Verderben gerich-

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profil von ihm bohren läßt. — Das Klima iſt ihm ſchädlich, und er wird krank. Er ſpeiſ't junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub reiſ't er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er ſich nach Fontainebleau begiebt, wo der Hof ſich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Abenteuer gehört hatte, ſich darüber beſchwerte und ſagte: Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm verſprochen habe. Er wies mir darauf einen ſeiner Paläſte in Ferrara, den angenehmſten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daſelbſt zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anſtalt, nach Frankreich zu gehen, aber keine mich mitzunehmen, und als er ſah, daß ich darüber ſehr verdrießlich war, ſagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geſchieht zu deinem Beſten. Denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erſt gewiß wiſſen was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Kaſſier, daß er dir geben ſoll, was du nöthig haſt. Nun verließ er, und ich blieb höchſt mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Luſt an, in Gottes Namen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papſtes befreit hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war ſein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deßwegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, ſuchte

mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten sich immer mehr der Vollendung.

Unsere Wohnung, so schön sie war, hatte ungesunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten spazieren, der zu unserer Wohnung gehörte und sehr groß war; man hatte fast eine Meile Landes dabei als Wildniß gelassen, wo sich unzählige Pfauen aufhielten und daselbst im Freien nisteten. Da machte ich meine Büchse zurechte, und bediente mich eines Pulvers das keinen Larm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen auf und schoß alle zwei Tage einen. Dergestalt nährten wir uns reichlich, und fanden die Speise so gesund, daß unsere Krankheiten sich gleich verloren; wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beiden Gefaßen, als an eine Arbeit die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Stadte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreimal hundert tausend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß; dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste geben sollte; er lief und schrie durch die Straßen: Herzog Alfons der Vater hatte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben; dabei rief er: Ich werde auf keine Weise zahlen. Endlich als ihn der Herzog

dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wär.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein maßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit so wie meine Unterhaltung sehr wohl, deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo eine Frau als Friede mit der Fackel in der Hand Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt, und sie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken wie zufrieden er sey, als er mir die Umschrift sowohl um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand: Preziosa in conspectu Domini. (Kostbar vor den Augen des Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten: denn der König habe nach mir gefragt und er, der Cardinal, habe seinen Leuten geschrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pocal einpacken, denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die Geschäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Benedikt hieß. Dieser Mann war zwölf Jahre wegen einer Gebrechlichkeit zu Hause geblieben. Er schickte eines Tages mit großer Eile zu mir, und ließ mir sagen, ich sollte geschwind

aufsitzen und nach Frankreich Post reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich schon in Frankreich sey. Der Cardinal, sich zu entschuldigen, habe gesagt: ich sey in einer seiner Abteien zu Lyon ein wenig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deßwegen sey es nun nöthig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabei sehr stolz, und seine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun sagte, daß ich mich geschwind fertig machen und die Post nehmen sollte, so antwortete ich: meine Arbeit mache sich nicht auf der Post, und wenn ich hinzugehen hätte, so wollte ich den Weg in bequemen Tagreisen zurücklegen, auch Ascanio und Paul, meine Kameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich schon von Rom gebracht habe, und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, so viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit stolzen Worten: auf die Art und nicht anders reis'ten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunst reis'ten nun einmal so; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reisen pflegten wüßte ich nicht, denn ich sey nie einer gewesen. Auf alle Weise würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Cardinal sein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar solche unartige Reden hören sollte, so entschloß ich mich mit den Ferraresern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ harte und unanständige Reden zu führen. Ich ging nun dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen, und er begegnete mir mit den ehrenvollsten Liebkosungen, und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen, er solle mir einen Ring von mehr als zweihundert Scudi kaufen

und ihn Fraschino seinem Kämmerer geben, der ihn mir bringen möchte. Und so geschah es auch, noch denselben Abend. Um ein Uhr kam Fraschino und überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten der viel Schein hatte, und sagte von Seiten des Herzogs diese Worte: mit diesen solle die einzig kunstreiche Hand gezieret werden, die so trefflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein von ungefähr zehn Scudi an Werth, und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte die mir der Herzog hatte sagen lassen, mit so einer geringen Belohnung sollten verbunden seyn, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden gestellt. Auch dachte ich wohl daß der Streich von dem Schelm dem Schatzmeister herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Namen Bernhard Saluti, der ihn dem Kämmerer wieder geben sollte, es möchte kosten was es wolle, und das Geschäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fraschino eilig zu mir, in großer Bewegung und sagte: wenn der Herzog wissen sollte, daß ich ein Geschenk zurückschicke das er mir so gnadig zugedacht habe, so möchte er es sehr übel nehmen und es durfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieser Ring sey ungefahr zehn Scudi werth, und meine Arbeit durfte ich wohl auf zweihundert Scudi schatzen; mir sey bloß an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ungefahr einen Paul werth ist, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, mich dabei jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlanglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog

ſo ſehr, daß er den Schatzmeiſter rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausſchalt. Mir ließ er bei Strafe ſeiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne ſeine Erlaubniß zu geben, dem Schatzmeiſter aber befahl er, für mich einen Diamant aufzuſuchen, der gegen dreihundert Scudi werth ware. Aber der alte Geizhals fand einen aus, den er höchſtens für ſechzig bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweihundert zu ſtehen komme.

Indeſſen hatte Herr Albert ſich eines beſſern beſonnen und mir alles gegeben was ich nur verlangte, und ich war gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geſchäftige Kammerer mit Herrn Albert ausgemacht hatte, daß er mir keine Pferde geben ſolle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthſchaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferrareſiſcher Edelmann zu uns, der Herr Alfonſo de Trotti hieß; er war alt und ſehr angenehm, dabei liebte er die Künſte außerordentlich, war aber einer von denen Perſonen, die ſchwer zu befriedigen ſind, und wenn ſie zufälliger Weiſe ſich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, ſo malen ſie ſich's nachher ſo trefflich in ihrem Gehirn aus, daß ſie niemals glauben wieder ſo etwas Herrliches ſehen zu können. Als er hereintrat, ſagte Herr Albert zu ihm: Es iſt mir leid daß ihr zu ſpät kommt, denn ſchon ſind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich ſchicken. Herr Alfonſo antwortete, daß ihm nichts daran gelegen ſey, und ſchickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man ſie in Faenza macht, das ſehr ſauber gearbeitet ſey, herbeiholen ſollte. Indeſſen ſagte Herr Alfonſo: Ich will euch ſagen warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu ſehen, denn es iſt mir einmal ein

antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edelmann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefaß, und er bestach mit großem Gelde den der es besaß, und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren sollte, denn der Besitzer war in großer Furcht es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonso seine langen Mährchen erzahlte, gab er auf mich nicht Acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehn, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und sagte: Wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben! Herr Alfonso fing an zu schimpfen und sagte: Wer bist denn du? du weißt nicht was du sagst. Darauf versetzte ich: Höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns beiden besser weiß was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne und sagte: Dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktschreier Meister Jacob Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Dutzend Herren und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefaß und noch ein anderes verschieden von diesem. Er hat mir beide schlecht bezahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich versichre euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, so daß ich denke,

das Gefäß das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Cardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters.

Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alfonso fur Verlangen nach meiner neuen Arbeit schier vergehen, ich aber bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war: Herr Alfonso, eh' ihr von hier weggeht, sollt ihr die Arbeit sehen, ohne dazu die Gunst des Herzogs zu bedurfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Ascanio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzahlten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe gesagt hatte. Nun wollte Herr Alfonso daß ich sein Hausgenosse werden sollte, und eben deßwegen schienen mir's tausend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens gutes und nutzliches an diesem Orte genossen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salviati und des Cardinals von Ravenna schuldig. Auch hatte ich Bekanntschaft mit einigen geschickten Tonkunstlern gemacht und mit niemand sonst; denn die Ferrareser sind die geizigsten Leute, und was andern gehört, gefallt ihnen gar zu wohl; sie suchen es auf alle Weise zu erhaschen, und so sind sie alle.

Um zwei und zwanzig kam Traschino, überreichte mir den Ring von ungefahr sechzig Scudi, und sagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: Das will ich; und setzte sogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte

meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erzürnt war, und große Luſt hatte mich zurückholen zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott, und war ſehr froh den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu ſeyn; denn außer den jungen Pfauen die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs Monſaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Urſache, und ſo kamen wir glücklich und geſund nach Lyon, Paul, Ascanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäße waren, und wohnten in einer Abtei des Cardinals. Als unſere Sachen ankamen, packten wir ſie ſorgfaltig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnadig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Bellini, er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber ſehr verdrießlich entſchließt ſich aus dem Steareiſe, eine Pilgrimſchaft nach Jeruſalem anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt giebt und ein großes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begiebt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber großen Widerſtand, indem er Beſitz von ſeiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beim Cardinal, der uns ſogleich Quartier

anweisen ließ; und diesen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erschien der Karrn, und da wir nun unsere Sachen hatten, sagte es der Cardinal dem König, der uns sogleich sehen wollte. Ich ging zu Seiner Majestät mit dem Pocal und Becher; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnadig auf. Indessen dankte ich Seiner Majestät, daß er mich aus dem Kerker befreit habe, und sagte, es sey eigentlich die Pflicht eines so guten und einzigen Fürsten, nützliche Menschen zu befreien und zu beschützen, besonders wenn sie unschuldig seyen, wie ich; solche Wohlthaten seyen in den Büchern Gottes obenan geschrieben, vor allem andern was man in der Welt thun und wirken konne. Der gute König hörte mich an bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die seiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefaß und Becken und sagte: Wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine so schöne Art zu arbeiten gesehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen sind, und auch dessen was die besten neuern Meister gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk gesehen, das mich so höchlich bewegt hatte, als das gegenwartige. Diese Worte sagte der König auf Franzosisch zum Cardinal von Ferrara, mit noch größern Ausdrucken. Dann wendete er sich zu mir, sprach mich Italianisch an und sagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage frohlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein schönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestat sich aus meinen wenigen Arbeiten schon uberzeugt hatte, von mir seyen noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Lust hatte.

teten Entſchluß mit Überlegung zurückzuhalten, wird euch zum ewigen Ruhm gereichen, geſtiefelte Völker! die ihr vor andern euers Geſchlechts ſo ausgezeichnet ſeyd, daß ihr nicht bloß mit Gekrakſe und Geſchrey in den Lüften hin und her fahret; ſondern durch die himmliſche Gabe der Rede und vernehmlicher Worte euch zu verſammeln und gemeinſchaftlich zu handeln vermöget! Großes Geſchenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vornehmen, kann uns der größte Vorwurf werden; dagegen es immer lobenswürdig iſt, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Erinnerungen derer anzuhören, die, bekannter mit uns verborgenen Umſtänden, unſerm raſch gefaßten Entſchluß eine beſſere Richtung zu geben wiſſen.

Erſter Vogel. Er ſpricht gut.

Zweyter Vogel. Ganz allerliebſt!

Dritter Vogel. Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das geringste; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beisammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwei Häuser waren, und man schlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschickte; ich erhielt aber zur Antwort: das beste in einem solchen Falle sey, wenn der König selbst meiner gedächte, ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestat speis'te. Das that ich denn eines Mittags: der König rief mich, und sprach Italianisch mit mir und sagte: er habe im Sinne große Werke durch mich arbeiten zu lassen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit allem was ich bedürfe versorgen; dann sprach er noch manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Cardinal von Ferrara war gegenwartig, denn er speis'te fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzahlte, und sagte: Heilige Majestat! dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren laßt. Der König versetzte: er habe wohl gesprochen, und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Noch denselben Abend nach Tische ließ mich der Cardinal rufen und sagte mir, im Namen des Königs: Seine Majestat

so entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Cardinal fuhr fort: Ich dachte, wenn euch der König des Jahrs dreihundert Scudi Besoldung giebt, so könntet ihr recht gut auskommen, und dann sage ich euch, überlaßt mir nur die Sorge: denn alle Tage kommt Gelegenheit in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften, und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: Als ihr mich in Ferrara ließet, hochwürdigster Herr! versprachtet ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weise wie ich mich bei dem König stehen solle, schon bestimmt wär. Anstatt mich nun hievon zu benachrichtigen, schicktet ihr besondern Befehl, ich solle auf der Post kommen, als wenn eine solche Kunst sich postmäßig behandeln ließ; hattet ihr mir damals von dreihundert Scudi sagen lassen, wie ich jetzt hören muß, so hatte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für sechshundert! Aber ich gedenke dabei, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer so großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreiung aus dem Kerker war, und ich versichre Ew. Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das größte Uebel zufügtet, so wurde doch dadurch nicht der tausendste Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieselben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch seyn werde, will ich, so lange ich lebe, Gott für euch bitten.

Der Cardinal versetzte zornig: Gehe hin, wohin du willst; denn mit Gewalt kann man niemanden wohlthun. Darauf sagten gewisse Hofleute, so einige von den Sammelschindern: Der dunkt sich auch recht viel zu seyn, da er dreihundert Ducaten Einkünfte verschmaht! Die Verständigen und Braven dagegen sagten: Der König wird nie Seinesgleichen

wieder finden und unser Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Last Holz wäre. Das sagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfasses vortrug. Er war ein sehr gefälliger Mann und äußerst liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herren und Hofleuten gesagt hatte. Das begab sich in Dauphiné in einem Schlosse, dessen Namens ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartiert, dießmal mocht' es etwa drei Miglien betragen. Ich ritt in Gesellschaft eines Mannes, der Secretar beim Cardinal und gleichfalls daselbst einquartiert war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückging? und was ich denn allenfalls für eine Besoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreihundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer: ich wisse schon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Ascanio, die auf mich warteten. Sie sahen, daß ich sehr verstört war, und da sie mich kannten, fragten sie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer sich. Deßwegen sagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch so viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt; denn ich habe das wichtigste Geschäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange schon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wissen. Neben unserer Kammer wohnte gedachter Secretar, und es ist möglich daß

er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß sagen kann.

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht, und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden; eben so viel behielt ich für mich und überdieß den Diamant den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwei Hemden mit, und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: Der eine hat schon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachsen, ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut als ich sie euch zeigen konnte und so seyd ihr am heutigen Tage die ersten Gesellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwagelchen herauswollt! Soll es denn euch immer fortschleppen? das ist schimpflich! Und wenn ich euch gar ohne Geld gehen ließ, was würdet ihr sagen? Geht mir aus dem Gesichte! Gott segne euch tausendmal und so lebt wohl.

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald und dachte mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwei Miglien zurücklegte, hatte ich mir fest vorgenommen mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wär, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Christus von drei Ellen, wobei ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte,

welche er mir selbst gezeigt hatte. So war ich völlig entschlossen nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte schon so weit zu seyn, daß mich niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir, und ich war nicht ohne Sorgen. Denn in jenen Gegenden schwarmten gewisse Haufen herum, die man Abenteurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern.

Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs sey, der den Ascanio bei sich hatte. Er sagte zu mir: Im Namen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete: Du kömmst vom Cardinal Ferrara, und deßwegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann sagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, so habe er die Macht, seinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Ascanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemanden ins Gefangniß setzte, sich wenigstens fünf Jahre besanne, ehe er ihn wieder losließ. Das Wort Gefangniß erschreckte mich dergestalt, denn ich dachte an mein Römisches Unglück, daß ich geschwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf Französisch murmelte, und auf der ganzen Reise nicht einen Augenblick still war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald sagte er dieses, bald jenes, so daß ich der Welt hatte entsagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Cardinals vorbei. Dieser stand unter der Thür und sagte: Unser allerchristlichster König hat aus eigner Bewegung euch dieselbe Besoldung ausgesetzt, die

er Leonardo da Vinci dem Maler gab, nämlich ſiebenhundert Scudi des Jahrs; daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt ſchenkt er euch fünfhundert Goldgulden, die euch ausgezahlt werden ſollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: Das ſind Anerbieten eines ſo großen Königs würdig! Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, dieſe großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tauſendmal um Vergebung. Paul und Ascanio ſagten: Gott hat uns geholfen in ein ſo ehrenvolles Wagelchen wieder zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich dem König zu danken, und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu ſilbernen Statuen machen ſolle, um als zwölf Leuchter um ſeinen Tiſch zu dienen; er wolle ſechs Götter und ſechs Göttinnen vorgeſtellt haben, gerade ſo groß wie er ſelbſt; und er war beinahe drei Ellen hoch. Als er mir dieſen Auftrag gegeben hatte, wendete er ſich zum Schatzmeiſter der Erſparniſſe und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir fünfhundert Goldgulden zahlen ſolle? Dieſer antwortete darauf: es ſey nicht geſchehen. Das empfand der König ſehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeiſter ſeinen Willen zu ſagen. Ferner befahl er mir, ich ſolle nach Paris gehen und mir eine Wohnung ausſuchen, die zu ſolchen Arbeiten bequem ſey, und ich ſollte ſie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgulden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinals von Ferrara, woſelbſt ich, im Namen Gottes, zu arbeiten anfing, und vier Modelle, jedes von einem Fuß verfertigte. Sie ſtellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulcan vor. Indeſſen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Ascanio und

Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich sollte ihm zuerst den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf stellte ich Seiner Majestät die beiden Jünglinge vor und sagte, ich habe sie zum Dienste Seiner Majestät mit mir gebracht, denn da ich mir sie auferzogen hatte, so würden sie mir wohl mehr Dienste leisten, als die, die ich in Paris finden könnte; darauf sagte der König, ich sollte beiden eine Besoldung auswerfen, die hinreichend wär', sie erhalten zu können. Ich sagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug sey. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkstatt höchst tauglich scheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majestät eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevost von Paris eingegeben, der sich aber dessen nicht bediente, und so konnte mir's der König ja wohl einraumen, da ich es zu seinem Dienst bedurfte. Darauf antwortete der König: Das Haus ist mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, dasselbe nicht bewohnt noch gebraucht; deßwegen sollt ihr euch dessen zu unserer Arbeit bedienen. Sogleich befahl er einem seiner Officiere, er solle mich in das gedachte Nello einführen. Dieser weigerte sich einen Augenblick und sagte, er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergehen, wie es ihm gefiele, jener bediene sich dessen nicht, und ich sey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite; er wolle vom keinem weitern Widerspruch hören. Da versetzte der Officier, es werde wohl nöthig seyn, ein bißchen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: Jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, so gebraucht große! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Besitz zu setzen. Dann sagte er mir, ich sollte nun wohl sorgen, daß ich drinn nicht todt geschlagen würde.

Ich ging hinein, nahm sogleich Diener an, kaufte verschiedene Speisen und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein Französischer Edelmann, und die übrigen Edelleute waren sämmtlich meine Feinde und insultirten mich auf alle Weise, so daß es mir unerträglich schien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majestät Dienste ging, man 1540 schrieb, und ich also eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: Wer seyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war außerst erschrocken, denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage; darauf versetzte ich: daß ich Benvenuto hieße. Da sagte der König: Seyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, so handelt nach eurer Weise, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich versetzte darauf: daß mir allein seine Gnade hinreichend sey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lachelte ein wenig und sagte: So geht nur! an meiner Gnade soll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem seiner Secretare, welcher Villeroi hieß, er solle mich mit allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein großer Freund vom Prevost von Paris, der zuerst das kleine Nello besessen hatte. Dieses Gebaude war in dreieckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe, man hielt aber keine Wache daselbst. Herr von Villeroi rieth mir, ich sollte mich ja nach einem andern Platz umsehen und diesen seinem alten Besitzer wieder einraumen, denn es sey ein sehr machtiger Mann, und er werde mich gewiß todtschlagen lassen. Darauf sagte ich: ich sey aus Italien nach Frankreich gegangen,

bloß um dieſem wunderſamen König zu dienen, und was das Todtſchlagen betreffe, ſo wiſſe ich recht gut, daß ich ſterben müſſe, ein bißchen früher oder ſpäter, daran ſey nichts gelegen.

Dieſer Villeroi war ein Mann von großem Geiſte, bewundernswerth in allen Dingen und ſehr reich; nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ ſich nichts merken. Es war ein ernſthafter Mann von ſchönem Anblick und ſprach langſam. Die Beſorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeiſter von Languedoc war; das erſte was dieſer that, war, daß er die beſten Zimmer des Gebäudes für ſich ſelbſt einrichten ließ. Da ſagte ich ihm, der König habe mir dieſen Ort zu ſeinem Dienſte gegeben, und ich wolle nicht daß jemand außer mir und den Meinigen hier ſeine Wohnung haben ſollte. Dieſer ſtolze, kühne und heftige Mann ſagte zu mir, er wolle thun, was ihm beliebte; ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerſtehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen verſetzte ich: Habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder ihr noch Villeroi ſo etwas unternehmen ſollt. Hierauf ſagte mir der ſtolze Mann in ſeiner Franzöſiſchen Sprache viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen verſetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach ſeinem kleinen Dolch, und ich legte Hand an meinen großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Vertheidigung trug, und ſagte zu ihm: Biſt du kühn genug zu ziehen, ſo ſtech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwei Diener mit ſich und meine zwei Geſellen ſtanden dabei. Marmagna ſchien einen Augenblick unentſchloſſen, doch eher zum Böſen geneigt, und ſagte murmelnd: Das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das ſchlimmſte, und ſagte

entſchloſſen zu Paul und Aſcanio: Sobald ihr ſeht daß ich meinen Dolch ziehe, ſo werft euch gleich über die Diener her, und erſchlagt ſie, wenn ihr könnt. Dieſer ſoll gewiß fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm dieſen Entſchluß und war zufrieden nur lebendig vom Platze zu kommen. Dieſe Begebenheit ſchrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der ſie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majeſtat war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufſicht uber mich; dieſer Mann ſorgte mit der größten Gefalligkeit fur alle meine Bedürfniſſe.

Fünftes Capitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestat Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein sonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, besucht unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hause geht, wird er von vier bewaffneten Fremdlingen angefallen, die er zurückschlagt. — Streit zwischen ihm und einigen Französischen Künstlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn.

Da ich nun Haus und Werkſtatt vollkommen eingerichtet hatte, ſo daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte, und dabei ſehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich ſogleich an den drei Modellen, in der Größe wie die Statuen von Silber werden ſollten, und zwar ſtellten ſie Jupiter, Vulcan und Mars vor; ich machte ſie von Erde, inwendig ſehr wohl mit eiſernen

Hoffegut. Es iſt, als wenn ein Franzos unter die Deutſchen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt ſie nicht reden! ſolat euerm Entſchluß! Wer Gründe anhört, kommt in Gefahr nachzugeben.

Hoffegut zu Treufreund. Es wird dir nichts helfen.

Treufreund Gib nur Acht wie ich pfeife. Zu den Vögeln. Ihr ſeyd in Gefahr, euch ſelbſt einen groſſen Schaden zu thun, indem ihr eure nächſten Verwandte und beſten Freunde aus Mißverſtändniß zu tödten bereit ſeyd.

Erſter Vogel. Mit keinem Menſchen ſind wir verwandt noch Freund. Ihr ſollt umkommen, wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt euch doch. Denn freylich, das ganz unwahrſcheinliche vorauszuſehn und zu bedenken, kann man von kei-

Staben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreihundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte; indeſſen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefaß und das ovale Becken fertig, die mir verſchiedene Monate wegnahmen. Als ſie vollendet waren, ließ ich ſie trefflich vergolden, und man konnte wohl ſagen, daß es die ſchönſte Arbeit ſey die man je in Frankreich geſehen hatte. Sogleich trug ich ſie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maaßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demſelben damit ein Geſchenk machte. Der König hielt ſie ſehr werth, und lobte mich übermäßiger als jemals ein Menſch meiner Art gelobt worden iſt und machte dem Cardinal ein Gegengeſchenk mit einer Abtei, die ſiebentauſend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Abſicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und ſagte: Seine Majeſtät verfahre zu geſchwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da verſetzte der freigebigſte König mehr als jemals entſchloſſen: Ich will ihm eben Luſt und Muth zu ſeiner Arbeit machen. Da ſchamte ſich der Cardinal und ſagte: Ich bitte laßt mich gewahren: denn ſobald ich die Abtei in Beſitz genommen habe, will ich ihm eine Penſion von wenigſtens dreihundert Scudi ausſetzen! Davon iſt mir aber nie etwas geworden, und es wär' zu weitlaufig alle Teufeleien dieſes Cardinals zu erzahlen, beſonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück und jedermann verwunderte ich über die Gunſt, die mir der König bezeigte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Geſellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulcan und Mars waren

im Modell fertig, auch den erſten hatte ich in Silber ſchon weit gebracht, ſo daß meine Werkſtatt reich genug ausſah. Um dieſe Zeit erſchien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich ſah, rief er mir fröhlich zu: wenn ich ihm in meinem Hauſe etwas Schönes zu zeigen hätte, ſo wolle er hinkommen. Da erzählte ich alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte großes Verlangen, die Arbeit zu ſehen. Gleich nach Tafel machte er ſich auf mit Madame d'Eſtampes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, ſeinem Vetter, und der Königin, ſeiner Schweſter; auch kam der Dauphin und die Dauphine, ſo daß der ganze Adel des Hofes ſich in Bewegung ſetzte.

Ich war wieder nach Hauſe gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schloſſes kam, und ſo viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder ſolle ſtill ſeyn; ſo war in meinem Hauſe alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerſt mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters beſtimmt war, ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füße, ſo daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweiſe hatte mir eben in dieſem Augenblick ein Franzöſiſcher Knabe, der bei der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deßwegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweiſe nur zwiſchen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggeſtoßen, der Knabe wollte fallen und hielt ſich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war ſehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in ſeiner Gegenwart arbeiten ſollte. Darauf ſagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht ſo anſtrengen wollte; ich ſollte doch ſo viel Leute nehmen,

als mir beliebte, und dieſe arbeiten laſſen, und mich geſund erhalten, um ihm deſto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich ſie für Seine Majeſtät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einſehen und glaubte, es ſey nur Großſprecherei von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mir's nochmals wieder ſagen, dem ich aber ſo offen und umſtändlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig, nach meinem Belieben, arbeiten laſſen.

So zufrieden mit meinen Werken begab ſich der König nach ſeinem Palaſte zurück und überhäufte mich dergeſtalt mit Gunſt, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen; der Cardinal von Ferrara ſpeiſte mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweiten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majeſtät fing ſogleich mit mir zu reden an. Da er einen ſo ſchönen Becher und ſo ein vortreffliches Becken von mir beſitze, ſo wünſche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich ſollte ihm eine Zeichnung machen und zwar ſo geſchwind als möglich. Darauf verſetzte ich: Ew. Majeſtät ſollen eine ſolche Zeichnung geſchwinder ſehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beiden Gefaße verfertigte, überlegte ich wohl, daß dieſen zur Geſellſchaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müſſe; darum habe ich ſo was dergleichen ſchon aufgeſtellt, und wenn Seine Majeſtät einen Augenblick warten wollen, ſo könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete ſich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und

Ferrara und ſagte: Das iſt wahrhaftig ein Mann den alle Welt lieben und wünſchen muß; dann ſagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung ſehen, die ich zu einem ſolchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geſchwind, denn ich hatte nur die Seine zu paſſiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals ſchon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte ſich der König und ſprach: Das iſt hundertmal göttlicher als ich gedacht habe. Das iſt ein großes Werk dieſes Mannes, er ſollte niemals feiern. Dann wendete er ſich zu mir, mit ſehr freundlichem Geſichte und ſagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal ſah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verſtehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf ſagte ich: Ich habe wohl von dieſem Modell ſchon geſagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand beſtellte. Der Cardinal erinnerte ſich dieſer meiner Worte, und weil es ihm ſchien als habe ich mich rächen wollen, ſo ſagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen iſt groß, und ich furchte nur, wir ſehen es niemals geendigt; denn dieſe braven Künſtler, die ſo trefflicher Erfindungen fahig ſind, fangen gar gern an ſie ins Werk zu ſtellen, ohne zu denken, wann ſie geendigt werden können; wenn ich ſo etwas beſtellte, ſo wollte ich doch auch wiſſen, wann ich es haben ſollte. Der König antwortete: wenn man ſich ſo ängſtlich um das Ende der Arbeit bekümmere, ſo würde man ſie niemals anfangen! Das ſagte er auf eine Weiſe, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu ſolchen Werken gehöre ein muthiger Geiſt. Ich verſetzte darauf: Alle Furſten, die, wie Ew. Majeſtat, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern ſich

und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es! erwiederte der König, und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Gold zu diesem Salzfasse brauchte? Tausend Scudi, versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reis'te, geschenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs aussuchte, und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drei Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch vorsehen, und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie sollten kommen und mich begleiten, denn es sey eine Sache von Bedeutung. Als sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeschickt hatte; er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen, hingegen erbiete er sich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könne ich selbst.

Indessen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward

in das Körbchen gelegt, und ich schob den Arm durch die zwei Henkel; weil sie nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld, und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Säckchen gewesen wär'. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Aermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite, und machte mich schnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verließen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell und kam über der Brücke auf ein Mauerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Augustinern, an einem sehr gefahrlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schlosse entfernt war, weil aber inwendig die Wohnung fast noch einmal so weit ablag, so würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als sie mir naher kamen: Bei Soldaten ist nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr sollt wenig gewinnen, wenn ihr mir sie abnehmt! Da stritt ich heftig gegen sie, und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollten, es müsse ein anderer seyn, der ledig ging. Das Gefecht dauerte kurz, sie zogen sich nach und nach zurück, und sagten untereinander in ihrer Sprache: Das ist ein braver Italianer, und gewiß der nicht, den wir suchen, und wenn er's ist, so hat er nichts bei sich. Ich sprach Italianisch, und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sey eher

Soldat, als was anders; ſie hielten zuſammen und entfernten ſich langſam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewiſſen gleichgültigen Beſcheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, ſolle ſie theuer bezahlen. Ich fing an ſtärker zu geben, und ſie kamen immer langſam hinter mich drein; deßwegen vermehrte ſich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, ſo daß ſie mich hatten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem Hauſe war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich ſprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spießen aus dem Schloſſe, und wollten jenen nach, die man noch wohl ſehen konnte. Da hielt ich ſie an, und ſagte laut: Die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tauſend Goldgülden abnehmen können, da mir doch dieſer Schatz bald den Arm zerbrach, den wollen wir nur erſt in Sicherheit bringen, dann will ich euch Geſellſchaft leiſten mit meinem Schwert zu zwei Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verſchloſſen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und ſagten: Ihr traut euch ſelbſt zu ſehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber geſtritten hatten, waren meine Widerſacher verſchwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendeſſen und lachten über die ſonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Böſen zuſendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war als wenn es nichts geweſen wär'. Zwar ſagt man: Du wirſt nun lernen ein andermal klüger ſeyn; aber ich finde

den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfasse, und ließ sowohl an diesem als an andern Werken mit großer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede, es waren Italianer, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge beisammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt; diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beispiel, denn ich hatte eine stärkere Natur als sie. Da wollten einige, von der großen Anstrengung ermüdet, sich durch vieles Essen und Trinken wieder herstellen, besonders verschiedene Deutsche, welches die besten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer mir nachzuahmen; allein sie konnten die Arbeit nicht ertragen, so daß sie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein silberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und ohne Vorwissen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwei Handhaben ungefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Lust an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu lassen.

Bei dieser neuen Unternehmung, da ich dergleichen selbst noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariser Meistern, und sagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei solchen Werken zu verfahren pflegte. Sie antworteten mir darauf: dieser Weg sey ihnen unbekannt, aber wenn ich sie auf ihre Weise gehen ließ, so wollten sie mir das Bild so schön und glatt gießen, als es jetzt von

Thon ſey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit ſie ganz die Sache übernahmen, und über ihre Forderungen verſprach ich ihnen noch einige Scudi mehr. Sie legten Hand ans Werk, und als ich ſah, daß ſie auf einem falſchen Wege waren, fing ich die Büſte des Julius Caſar mit bewaffneter Bruſt an, und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichſten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenkopf von derſelben Größe, nach einem außerordentlich ſchönen Mädchen, das ich zu meiner Luſt bei mir hatte. Ich nannte dieſes Bildniß Fontainebleau, gleichſam als wenn es die Nymphe jener Quelle ware, bei welcher der König ſich ſeinen Luſtort ausgewahlt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war aufs beſte gebaut, alles in Ordnung und unſere drei Formen ausgebrannt; da ſagte ich zu den Leuten: Ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelaſſen; die Circulation wird nicht gehörig vor ſich gehn, und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeiſter und anderer Edelleute geſprochen, die auf Befehl des Königs mich zu b[illegible]chten kamen und alles was ſie ſahen und hörten Seiner Majeſtät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche den Jupiter gießen wollten, verlangten, man ſolle mit der ganzen Anſtalt inne halten, weil ſie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich ſie eingerichtet habe, ſey es nicht möglich daß der Guß gerathe, und es ware Schade, daß ſo ſchöne Arbeit verloren ginge. Als ſie dieſes dem König beibringen ließen, antwortete Seine Majeſtät: ſie ſollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meiſter Lehren geben; da brachten ſie mit großem

Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweisen, ſtellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiters. Als unſer Metall geſchmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiters füllte ſich aufs beſte, eben ſo meine beiden Köpfe; die Meiſter waren froh und ich zufrieden, daß es beſſer gegangen war als ein beiderſeitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen laſſen. Da verlangten ſie auf Franzöſiſche Weiſe mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen ſehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten ſie zunächſt das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, ſo wie auch den verſprochenen Ueberſchuß. Darauf ſagte ich: Ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in eure Form weit mehr Maſſe als nöthig, gefloſſen iſt, deßwegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe. Früh Morgens kamen ſie, ſtille ſtille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil ſie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerſt meine Köpfe heraus zu nehmen, ſo brachten ſie dieſe hervor; ſie waren trefflich gerathen, und als man ſie aufſtellte, hatten ſie ein ſehr gutes Anſehen. Da ſie nun, mit vier Arbeitern, noch zwei Ellen tiefer gegraben hatten, thaten ſie einen großen Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei; als ich näher kam, fand ich ſie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Chriſti ſchauten, bekümmert und erſchrocken. Ich tröſtete mich, als ich meine beiden Köpfe ſo wohl gerathen erblickte, ſo mißvergnügt ich übrigens war; ſie aber entſchuldigten ſich und ſagten: Da ſeht unſer

nem Rathe erwarten. Wir scheinen euch feindselig hier zu seyn, und sind die besten, edelsten, uneigennützigsten von euern Freunden, sind keine Menschen, sind Vögel.

Zweyter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverschämte Lüge! Wo habt ihr eure Federn?

Treufreund. Wir sind in der Mause; wir haben sie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geschlecht wagt ihr euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer vom Südpole haben uns mitgebracht. Dieses ist der Otahitische Mistfinke, nach dem Linne' Monedula rypaxocandula; und ich bin von den Freundsinseln, der große Hosenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus; es gibt auch einen kleinen, der ist aber nicht so rar.

Erster Vogel zu den andern. Was haltet ihr davon?

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwei schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieser Gelegenheit. — Madame d'Estampes findet sich beleidigt, daß der Autor sich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber schenken; aber er wird nicht vorgelassen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt sich selbst in große Verlegenheit, indem er einen Begünstigten der Madame d'Estampes, der im Schießchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie versucht ihm die Gunst des Königs zu entziehen, aber der Dauphin spricht zu seinem Vortheil.

Zu derselben Zeit kam der bewundernswürdige, taxirte Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe seiner Naturalisation. Der König ließ solche sogleich ausfertigen und sagte: Laßt sie auch zugleich für Benvenuto schreiben, bringt sie ihm in sein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den großen Strozzi kosteten die seinigen einige hundert Ducaten, die meinigen brachte einer der ersten Secretarien, der Herr Antonio Massone hieß. Dieser Edelmann überreichte mir das Document mit außerordentlichen Gnadenbezeigungen von Seiten Seiner Majestät, und sagte: Dieses verehrt euch der König, damit ihr mit desto mehrerer Lust ihm dienen möget; durch dieses Document seyd ihr naturalisirt. Er erzählte mir, daß nur nach langer Zeit und nur als eine besondere Gunst Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieses aus eigner Bewegung schicke,

und daß eine ſolche Gnade in dieſem Reiche unerhört ſey. Darauf erwiederte ich eine umſtändliche Dankſagung gegen den König, bat aber ſodann gedachten Secretar, mir zu ſagen: was dann endlich ein ſolcher Naturaliſationsbrief zu bedeuten habe? Dieſer Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war und gut Italianiſch ſprach, lachte zuerſt laut, dann nahm er ſeinen Ernſt wieder an und ſagte zu mir auf Italianiſch was es zu bedeuten habe: daß es eine der größten Würden ſey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiße, als zum Venezianiſchen Edelmann erhoben zu werden. Dieſes alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann ſprach: Nun ſoll er erſt erfahren, warum ich ihm dieſe Briefe geſchickt habe, geht und macht ihm ſogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schloſſe, das er beſitzt, denn es iſt mein Eigenthum; da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es ſey, naturaliſirt zu werden. Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geſchenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausſchlug, denn der König habe es ſo befohlen. Beide Briefe, ſowohl der Naturaliſation, als des Geſchenkes, das mir der König mit dem Schloſſe machte, nahm ich mit als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch ſeyn und mein Leben endigen werde, ſollen ſie immer bei mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geſchichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzfaß, das große Gefaß von Silber, und die zwei Köpfe von Erz; auch ſchickte ich mich an, das Fußgeſtell zum Jupiter von Erz zu gießen, aufs reichſte verziert. Ich ſtellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhobene Arbeiten gelangen aufs

beſte. Zugleich machte ich ein anderes Fußgeſtell, um die Statue der Juno darauf zu ſetzen; denn ich dachte dieſe ſogleich anzufangen, ſobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der ſilberne Jupiter und das goldene Salzfaß zuſammengeſetzt, das ſilberne Gefaß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz ſchon geendigt; kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeites, kleines Gefaß, welches ich Madame d'Eſtampes ſchenken wollte. Sodann hatte ich für viele Italiäniſche Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurück kam, beſuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels ſeines Hofes; er verwunderte ſich über ſo viele Werke, die ich vor mir hatte, und die ſchon ſo weit waren; ſeine Madame d'Eſtampes war bei ihm, und ſie fingen an von Fontainebleau zu ſprechen. Sie ſagten: Seine Majeſtat ſolle mich etwas zur Zierde dieſes Luſtortes arbeiten laſſen. Der König verſetzte: das ſey wohl geſprochen, und er wolle ſich ſogleich entſchließen. Darauf wendete er ſich zu mir und fragte mich, was ich wohl um jene ſchöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfalle vor, und der König ſagte auch ſeine Gedanken. Dann fugte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reiſe nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit ſollte ich ein Modell für ſeine ſchöne Quelle fertigen, ſo reich an Erfindungen, als es mir möglich ſey; denn dieſer Ort ſey die größte Luſt die er in ſeinem Reiche habe; deßwegen befehle und wünſche er, daß ich mein Möglichſtes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen, und ich verſprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und ſagte zu Madame d'Eſtampes: Ich habe niemanden von dieſer Profeſſion geſehen, der mir beſſer gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieſer. Wir müſſen ſuchen ihn feſt zu halten, er verzehrt viel Geld, iſt ein guter Geſelle und arbeitet genug. Wir müſſen auch ſeiner gedenken um ſo mehr, Madame, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das geringſte abgefordert hat; man ſieht wohl, ſein Gemüth iſt ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müſſen ihm bald etwas zu gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madame d'Eſtampes ſagte: Ich will euch an ihn erinnern. So gingen ſie weg, und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, ſo ſauber ausgeführt, daß man alles klärlich verſtehen konnte. Schon waren die Teufeleien zwiſchen ihm und dem Kaiſer wieder angegangen, ſo daß ich ihn ſehr verwirrt antraf, doch ſprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und ſagte zu ihm, daß ich gewiſſe Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majeſtät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fand', ein Wort darüber fallen zu laſſen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt ſey, der König würde viel Vergnügen daran finden wenn ich ſie ihm vorſtellen könnte. Der Cardinal that's und ſogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erſt hatte ich das Modell zu einem Portal des Schloſſes Fontainebleau gemacht, wobei ich ſo wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu

verändern dachte. Es war nach ihrer Französischen Manier groß und doch zwergenmäßig, seine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt, nach Art eines Korbhenkels. In diese Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorstellen sollte. Nun gab ich zuerst dem obern Theil ein schönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbcirkel darein, und machte gefällige Vorsprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Gesims, und weil wegen dieser Theile und Glieder an der Seite ein paar Saulen erforderlich schienen, machte ich anstatt derselben ein paar Satyren, höher als halb erhoben. Der eine schien mit der Hand das Gebalk zu tragen, und hielt im andern Arm einen großen Stab; sein Gesicht war muthig und wild und konnte dem Anschauenden Furcht einjagen; der zweite hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumstände abgeändert, er hielt eine Geißel in der Hand mit drei Kugeln, die an eben so viel Ketten fest hingen. Diese Figuren hatten sonst nichts vom Satyr, als ein Paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Gesichte, das übrige war alles menschliche Gestalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur in angenehmer liegender Stellung abgebildet; diese legte den linken Arm über den Hals eines Hirsches, so hatte es der König verlangt; auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgestellt, wie solches der schöne Wald wo der Brunnen entspringt, in großer Menge ernährt. Auf der andern Seite sah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieses Werk hatte ich in ein Viereck eingeschlossen und in die beiden Ecken, über dem halben Rund, zwei Siegesgöttinnen von halberhabner Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand nach dem

Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verschiedenen angenehmen Zierrathen, wie sie sich zum Werke schickten das eigentlich der Jonischen Ordnung sich näherte.

Als der König das Modell sah, machte es ihn gleich vergnügt und zerstreute ihn von dem verdrießlichen Gespräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf diese Weise in guter Laune sah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte schon in der ersten Arbeit genug gesehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwei Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgestellt, umher waren die schönsten Treppen, die einander durchschnitten, eine Art, wie man sie niemals in Frankreich und selten in Italien gesehen hatte. In der Mitte war ein Fußgestell, ein wenig höher als das Gefaß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth stand; sie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwertes von der schönsten Form; die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das für eine schöne Erfindung sey, die ich ihm gemacht habe? Alles was ich am Thore vorgestellt, sey ihm verständlich, aber das größere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht auszulegen, und ihm sey wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverständige Künstler, zu Werke gehe, die wenn sie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verstünden, dennoch ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wußten.

Darauf nahm ich mich zusammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine Rede angenehm seyn und sagte deßhalb zu ihm: Heilige Majestat! diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fußen gemessen, so, daß wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im Großen die gefällige Wirkung thun wird; die mittelste Figur soll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen großer Verwunderung von sich. Sie ist, fuhr ich fort, bestimmt den Kriegsgott vorzustellen; diese vier übrigen Figuren stellen die Kunste vor, an denen sich Ew. Majestat ergötzt und die bei Ew. Majestat alle Unterstützung finden. Diese zur Rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften, hier ist das Sinnbild woran man die Philosophie erkennt und alle die Eigenschaften welche sie begleiten; die andere Figur stellt die bildenden Kunste vor, nämlich Bildhauerkunst, Malerei und Baukunst; die dritte ist die Musik, welche sich gern zu jenen Künsten und Wissenschaften gesellt; aber die letzte, welche so angenehm und gutig aussieht, stellt die Freigebigkeit vor, weil ohne diese keines jener verwundersamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte soll Ew. Majestat selbst abbilden, denn Ihr seyd der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zur Erhaltung Eures Ruhmes an.

Kaum hatte der König so viel Geduld mich ausreden zu lassen, als er mit lauter Stimme sprach: Wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeister und befahl, sie sollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte so groß seyn, als er nur wollte. Dann schlug er mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: mon ami, (das heißt: mein Freund) ich weiß nicht wer das größte Vergnügen haben mag, ein Furst, der einen Mann

nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen. Ich versetzte darauf: wenn ich der sey, den er meine, so sey mein Glück immer das größte. Darauf versetzte er: Wir wollen sagen, es sey gleich.

Ich ging mit großer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweise erinnerte mich niemand, daß ich eben diese Komödie mit Madame d'Estampes hatte spielen sollen. Diese hörte alles was vorgefallen war Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte sich so eine giftige Wuth in ihrem Busen, daß sie verdrießlich sagte: Hatte mir Benvenuto seine schönen Arbeiten gezeigt, so hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden seiner zu denken; der König wollte mich entschuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erst vierzehn Tage darauf, als sie nach einer Reise durch die Normandie wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das schönste Gefäßchen das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr schenkte, könne ich ihre Gunst wieder erlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und sagte derselben, daß ich es als Geschenk brächte; diese begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und versprach mir ihrer Frau ein Wort zu sagen die noch nicht angekleidet sey, und ich würde sodann gewiß eingelassen werden; sie sagte auch alles ihrer Dame, die verdrießlich antwortete: Sag' ihm, er soll warten. Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerst schwer ankam, und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging.

Weil es nun schon spat war, machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen

aufzuwarten, dem ich das Gefaß verehrte und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es ſey das nicht nöthig, und wenn es nöthig ware, ſo wollte er es gern thun; dann rief er ſeinen Schatzmeiſter und ſagte ihm etwas ins Ohr. Der Schatzmeiſter wartete bis ich vom Cardinal wegging, dann ſagte er zu mir: Benvenuto, kommt, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte daß er damit was anders ſagen wollte, verſetzte ich: Laßt mich um Himmelswillen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu; fürwahr ich werde ohnmächtig, denn ich habe dieſen Morgen, von acht Uhr bis jetzt, nüchtern an der Thüre der Madame d'Eſtampes geſtanden, um ihr das ſchöne vergoldete Gefaß zu ſchenken. Ich ließ ihr alles hineinſagen, aber ſie, um mich zu qualen, ließ mir immer antworten, ich ſolle warten; nun kömmt der Hunger dazu, und meine Kraſte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne ſchenken ſollte der es weit mehr verdienet, ſo gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas choleriſch bin, ſo iſt mir der Hunger dergeſtalt ſchmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indeſſen ich nun mit Noth dieſe Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erſchienen und ſonſt noch ein angenehmes Frühſtück, ſo daß ich mich völlig wieder herſtellte, und da meine Lebensgeiſter wieder kamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeiſter hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausſchalt und ihm ſagte, er ſolle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeiſter kehrte erzürnt zurück und ſagte:

Dritter Vogel. Es sieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr seyn.

Treufreund. Von Menschen unserer Freyheit beraubt, in der wir so angenehm auf den Zweigen saßen, uns wiegten, Kirschkerne aufknackten, Ananas beschnupperten, Pisangs naschten, Hanfsamen knusperten.

Erster Vogel. Ach, das muß gut geschmeckt haben!

Treufreund. In böse Käfige gesteckt, auf dem langweiligen Schiffe! dem Umgange eines verdrießlichen Capitains und grober Matrosen! mit schlechter Kost, ein trübseliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweyter Vogel. Sie sind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa; wie Scheusale angestaunt, von Standespersonen

ſo arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgeſcholten, und da ich noch immer ein wenig Widerſtand leiſtete, ſo ſagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen ſeiner Secretäre ſagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch ſelbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Eſtampes ſcherzend darüber, die nur deßhalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in große Lebensgefahr ſetzte, wie ich an ſeinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundſchaft eines trefflichen, liebevollen, geſelligen und wackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hatte thun ſollen; dieſes war Herr Guido Guidi, ein ſehr geſchickter Arzt und Florentiniſcher Edelmann. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünſtiges Geſchick in den Weg legte, habe ich ſeiner zu erwahnen unterlaſſen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hatte, ſo wäre es hinreichend; da ich aber wohl ſehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollſtändig beſchrieben werden kann, ſo will ich hier zwiſchen meinen ſonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Troſt und Hülfe war, auch hier ſein Andenken aufbewahrt werde.

Als derſelbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Caſtell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Biſchof von Pavia, Monſignor de Roſſi, Sohn des Grafen San Secondo; dieſen Herrn nahm ich aus dem Gaſthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schloſſe freie Wohnung, wo er und ſeine Diener und Pferde

mehrere Monate gut bewirthet wurden; auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig seyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundschaft so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß jeder in seiner Kunst auf Kosten eines so großen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache; deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Castell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete. Es waren auch dabei einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guido's erstes schönes Buch über die Medicin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeterfabricant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner Deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer raumen, denn ich brauchte sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drei Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drei Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht daß dieser Mann Zutritt zu Madame d'Estampes hatte; aber ich war überhaupt seit jenen Handeln mit dieser Dame

etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drei Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine Deutschen, Italianischen und Französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zum Castell hinaus. Zu diesem in etwas strengem Verfahren bewegten mich seine unverschamten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italianer so kühn seyn, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er herbeilief, sagte ich zu ihm: Ich bin der geringste Italianer und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch große Lust hatte und das du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst! So sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen als er konnte, lief sogleich zu Madame d'Estampes und malte ihr eine Hölle vor, und diese, meine Hauptfeindin, schilderte mit ihrer außerordentlichen Beredsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff außerst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, deßgleichen die Königin von Navarra, Schwester des Königs; diese beiden standen mir mit so vielem Ernste bei, daß der König zuletzt die Sache ins Lacherliche wendete, und so entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

Siebentes Capitel.

Madame d'Eſtampes muntert den Maler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Autor zu ärgern. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt, mit einer Perſon, die er aus Klein Nello geworfen. — Beſchreibung der Franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe aufs äußerſte gebracht, verwundet die Gegenparter und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein beublerischer Geſelle betrugt den Meiſter und hält's mit Katharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobei ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bei dieſer Gelegenheit war Madame d'Eſtampes ſo kühn dem Könige zu ſagen: Ich denke dieſer Teufel wird euch einmal Paris umkehren. Darauf antwortete der König erzürnt: Er thut wohl ſich gegen jene Canaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſt verhindern wollen. Durch dergleichen Vorfalle wuchs die Raſerei dieſes grauſamen Weibes immer mehr. Sie rief einen Maler zu ſich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König ſich immer aufhielt; es war ein Italiäner und Bologneſer und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu dieſem ſagte Madame d'Eſtampes, er ſolle von dem König die Arbeit verlangen welche Seine Majeſtät mir zugedacht habe, ſie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beiſtehen, und ſo wurden ſie einig.

Als Bologna dieſe Arbeit ſchon ſo gut als gewiß vor ſich ſah, erfreute er ſich über die Maaßen, ob es gleich ſeine

Profession nicht war, sondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an sich gezogen hatte die von unserm Florentinischen Maler Rosso gebildet worden. Dieser wirklich sehr geschickte Künstler war schon todt, und was Bologna Gutes hatte, war aus der verwundernswürdigen Manier seines Vorgangers genommen.

Nun brachten sie Tag und Nacht dem König ihre künstlichen Argumente vor, bald lag ihm Madame bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich zuletzt der König bewogen wurde, war die Geschicklichkeit, mit der sie einstimmig und wiederholt zu ihm sagten: Ew. Majestät will, daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen soll, und er hat noch nicht eine vollendet, verwickelt ihr ihn in ein so großes Unternehmen, so beraubt ihr euch aller übrigen Arbeiten, welche ihr so sehr zu sehen wünscht. Hundert der geschickten Künstler könnten nicht so große Werke vollenden, als dieser wackre Mann begonnen hat, er ist voll vom besten Willen zu arbeiten; aber eben weil er so viel unternimmt, werden Ew. Majestät ihn und die Arbeit verlieren. Durch solche und ähnliche Worte ließ der König sich bewegen in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bologna's Hand gesehen.

In derselbigen Zeit erregte jener zweite Einwohner, den ich aus meinem Schlosse vertrieben hatte, einen Proceß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit als ich ihn herauswarf, viele seiner Sachen gestohlen. Dieser Proceß machte mir das größte Leiden und nahm mir so viel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hatte und auf und davon gegangen wär'.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß sie einen Proceß für ein Capital halten, sie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie

merken daß ſie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtſtreite bekannt iſt. Sobald ſie nun ſich einigermaßen im Vortheil ſehen, finden ſie Gelegenheit den Proceß zu verkaufen, ja manchmal hat man ſie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn ſie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen, Proceſſe zu kaufen.

Ferner haben ſie noch eine andere häßliche Gewohnheit: Der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß ſie falſch Zeugniß geben, ſo daß diejenigen die einen Proceß kaufen, ſogleich vier oder ſechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht daſſelbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt iſt, ſo hat er gleich ein Urtheil gegen ſich. Mir begegnete beides, und indem ich die Sache für ſchändlich hielt, erſchien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe ſelbſt vorzubringen. Da ſah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterſtuhle; dieſer Mann war groß, ſtark und dick, und von dem finſterſten Anſehn. Zu ſeiner einen Seite ſtanden viele Leute, zur andern Procuratoren und Advocaten, ſämmtlich in Ordnung, zur Rechten und zur Linken; einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advocaten, die auf der Seite ſtanden, redeten manchmal alle zuſammen, und ich war höchſt verwundert, daß dieſer ſeltene Mann, der ein wahrhaft Plutoniſches Anſehn hatte, mit merklicher Gebärde bald dieſem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geſchicklichkeiten geſehen und genoſſen habe, ſo ſchien mir dieſer Mann ſo wunderſam, daß ich für Vieles ſeinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war ſehr groß und voller Menſchen, daher war man beſorgt niemanden herein zu laſſen, als wer darin zu

thun hatte; die Thür war verschlossen und es stand Wache dabei. Nun geschah es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand, die sie nicht hereinlassen wollte, und durch ihren Larm dem seltenen Richter beschwerlich ward, welcher außerst zornig auf die Wache schimpfte. Dieser Fall kam öfters vor, und ich merkte besonders auf die Worte des Richters bei dieser Gelegenheit. Als nun einmal zwei Edelleute bloß als Zuschauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den starksten Widerstand. Da sah der Richter hin und rief: Stille, stille! Satan, fort, stille! und zwar klingen diese Worte im Französischen folgendermaßen: paix. paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die Französische Sprache sehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bei diesem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil seinem Meister, in die Thore der Hölle tritt; und ich verstand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Maler in Frankreich und am längsten in Paris gewesen, und wahrscheinlich hat er auch diesen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, besucht, und hat diesen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Französisch verstand, auch in seinem Gedichte angebracht. Nun schien es mir sonderbar, daß man diese Stelle niemals verstanden hat. Wie ihn überhaupt seine Ausleger wohl manches sagen lassen, was er weder gedacht noch getraumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten spreche, so wurde mir, durch die Kunst dieser Advocaten, mehr als ein ungünstiges Urtheil gegeben; als ich nun keine Mittel sah, mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß; denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Principal an, der einen so ungerechten Proceß gegen mich angefangen hatte und,

indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann suchte ich den andern auf, der den Proceß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeit lang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italiänern, jeder solle um Gotteswillen sich zu seiner Arbeit halten, und mir einige Zeit aufs beste beistehen, damit ich nur, sobald als möglich, die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italiänern welche ich bei mir hatte, war der erste und liebste Ascanio, aus dem Neapolitanischen Städtchen Caaliacozzo, der andere, Paul, ein Römer, von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater nicht; diese hatte ich schon in Rom bei mir gehabt und sie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzusuchen nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hause der Macherani; dieser verstand nicht viel von der Kunst, hielt sich aber äußerst brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrarese bei mir, mit Namen Bartholomäus Chioccia; sodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Miceri hieß. Ein Bruder von diesem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines sehr reichen

Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewiſſe Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchriſtlichſten Königs und anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri, nach Art und Weiſe ſeines Bruders, meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine ſehr gute Beſoldung, ſo ſchien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich ſah ihn immer ſehr andächtig, und da ich ihn bald Pſalmen, bald den Roſenkranz murmeln hörte, ſo verſprach ich mir viel von ſeiner verſtellten Güte.

Ich rief ihn bei Seite und ſagte ihm: Paul, liebſter Bruder! du ſiehſt, wie gut du bei mir ſtehſt, und weißt, daß du ſonſt keine Ausſicht hatteſt, auch biſt du ein Landsmann und ich vertraue dir, beſonders weil ich ſehe du biſt andächtig und beobachteſt die Gebräuche der Religion; das gefällt mir ſehr wohl, und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deßwegen bitte ich dich ſorge mir vor allem für dieſe beiden erſten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuvörderſt gieb wohl auf meine Sachen Acht, daß mir nichts entwendet wird, und du ſelbſt rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Katharine, die ich beſonders wegen meiner Kunſt bei mir habe, denn ohne ſie könnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein Menſch bin, auch ſinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geſchehen, daß ſie mir ein Kind von einem andern brächte, und mir einen Schimpf anthät, den ich nicht ertragen würde; wär' jemand in meinem Hauſe kühn genug, dergleichen zu unternehmen, ſo glaube ich gewiß, ich würde das eine wie das andere todtſchlagen; deßwegen bitte ich dich, Bruder, ſiehe mir bei, und wenn du irgend etwas bemerkſt, ſo entdecke mir's, denn ich ſchicke ſie, die Mutter und ihren Verführer an Galgen; deßwegen nimm dich vor allem ſelbſt in Acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und sagte: Gebenedeiter Jesus! Gott bewahre mich, daß ich an so was denken sollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne die ich bei euch genieße?. Diese Worte sagte er auf eine einfache und liebevolle Weise, so daß ich sie ihm buchstablich glaubte.

Zwei Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthaus del Nasaro, auch ein Italianer, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunst, mich und einige meiner Gesellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Processen ein wenig zu erholen; und ich sagte zu Paulen, er solle auch mit mir gehn.

Dieser Mensch sagte zu mir: Wahrhaftig es wäre ein großer Fehler, das Haus so allein zu lassen! Seht wie viel Gold, Silber und Juwelen darin sind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, so muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer diesen Dienst thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Ascanio und Cbioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daselbst sehr lustig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böse Laune, und ich gedachte jener Worte die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt gesagt hatte. Da stieg ich zu Pferde, und begab mich mit zwei meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paulen und die abscheuliche Katharine fast auf der That; denn als ich ankam, rief die Französische, kupplerische Mutter: Paul

nach Belieben, von Bürgern um vier Groschen; von Kindern um sechs Pfennige, und von Gelehrten und Künstlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal so dran gehabt.

Treufreund. Sie glaubten, uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr wie anfangs hackten und krallten, sondern Mandelkerne und Nüsse aus den Händen schöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren krauen ließen.

Vierter Vogel. Daß muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachsüchtiger auf dem Englischen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyrannische Wohlthäter, schmiedeten einen doppelten heimlichen, großen Anschlag — unserer Freyheit und ihres Verderbens. — Ist es der Beschei-

und Katharine, der Herr iſt da! Da ſie nun beide erſchrocken heran kamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wußten, was ſie ſagten, noch wo ſie ſich hinwenden ſollten, ſo ſah ich ganz deutlich, daß ſie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beſchloß ſie auf der Stelle beide zu ermorden. Er floh und ſie warf ſich auf die Knie und ſchrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burſchen zuerſt getroffen, konnte ihn aber ſobald nicht erreichen, indeſſen hatte ich denn doch überdacht, daß es beſſer ſey, beide wegzujagen; denn da ich kurz vorher verſchiedene andre Dinge der Art vorgenommen hatte, ſo wär' ich dießmal ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen. Deßwegen ſagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: Hätten meine Augen geſehen, du Schelm, was ich glauben muß, ſo ſtach' ich dir den Degen zehnmal durch den Leib; mache, daß du fortkömmſt und bete, du Heuchler', dein letztes Paternoſter unter dem Galgen; darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Fauſtſchlägen.

Sie dachten darauf ſich zu rächen und hielten einen Rath mit einem Normänniſchen Advocaten. Der gab an, ſie ſolle ſagen, ich habe mich mit ihr auf Italiäniſche Weiſe vergnügt, das heißt gegen die Natur, und ſagte dabei: Sobald der Italiäner das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, ſo giebt er euch ein paar hundert Scudi, damit ihr nur ſchweiget! denn die Strafe iſt groß die in Frankreich auf dieſes Vergehen geſetzt iſt, und ſo wurden ſie einig, verklagten mich und ich ward gefordert.

Leider je mehr ich mir Ruhe ſuchte, deſto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verſchiedene Weiſe

zuwider war, überlegte ich was ich thun sollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals brach'. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studirzimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davon gehen, so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängniß blieb und dem Sturm ein wenig Platz machte, so konnte ich mich beim Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte, und so war ich, wie gesagt, auch entschlossen; aber, als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bei der Schulter und da ich mich umkehrte, sagte mir eine lebhafte Stimme: Benvenuto! thue wie du pflegst und fürchte dich nicht. Sogleich entschloß ich mich anders und sagte zu meinen Italiänischen Gesellen: Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht allem was ich euch sage, und denkt an nichts andres, denn ich will erscheinen. Wenn ich mich entfernte, so ginget ihr den andern Tag alle in Rauch auf; deßwegen gehorcht und kommt mit. Da sagten meine Burschen mit Einer Stimme: Da wir hier sind und von dem

Seinigen leben, so müssen wir mit ihm gehn und so lange der Athem in uns ist, ihm beistehn in allem was er gut findet; denn er hat es besser getroffen als wir. Fürwahr sobald er weg wär', würden uns seine Feinde sämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten die er hier angefangen hat; Werke von so großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können, und seine Feinde würden sagen, er habe sich fortgemacht, weil er mit solchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können. Und so sagten sie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erste aber der ihnen Muth machte, war der Römische Jüngling Maccherani. Er rief noch einige Deutsche und Franzosen die mir wohl wollten, und wir waren Zehn in allem. So machte ich mich auf den Weg, entschlossen, mich nicht lebendig einfangen zu lassen. Als ich vor die Criminalrichter kam, fand ich Katharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermuthet hinzutrat, sah ich, daß sie mit ihrem Advocaten lachten. Ich fragte muthig nach dem Richter, der, aufgeblasen, dick und fett, höher als die andern, auf einem Tribunal stand. Der Mann sah mich drohend an und sagte mit leiser Stimme: Zwar ist dein Name Benvenuto, doch dießmal wirst du übel ankommen. Ich vernahm's und sagte noch einmal schnell: Fertigt mich ab! sagt was ich hier zu thun habe!! Darauf wendete er sich zu Katharinen und sagte: Katharine! nun erzahle alles, was du mit Benvenuto vorgehabt hast. Sie sagte darauf: ich habe auf Italianische Weise mit ihr gelebt. Hörst du, Benvenuto, sagte darauf der Richter, was Katharine sagt? Ich versetzte darauf, wenn es geschehen wär', so wär' meine Absicht gewesen Kinder zu zeugen, wie es andere auch thaten. Der Richter aber sagte: Keineswegs, denn sie bekennt eben, daß es dir nicht um Kinder zu thun war.

Darauf ſagte ich: Das muß alſo eine Franzöſiſche und keine Italianiſche Manier ſeyn, da ihr ſie kennt und ich nicht. Zugleich verlangte ich, ſie ſolle genau die Art erzahlen, was ich mit ihr begangen habe. Nun ſagte die liederliche, ſchandliche Dirne alles klar, wie ſie ſich's vorgenommen hatte. Ich ließ ſie dreimal alle Punkte einen nach dem andern wiederholen, dann ſagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter, Stellvertreter des allerchriſtlichſten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Geſetz beide Theile zum Feuer verdammt. Dieſe bekennt das Verbrechen, und ich weiß nichts davon, und dieſe ihre kupplerische Mutter verdient wegen mehr als einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit! Dieſe Worte wiederholte ich ſo oft und laut, und rief immer noch Feuer für ſie und die Mutter, und ſagte zum Richter: wenn er ſie nicht in meiner Gegenwart gefanglich einzöge, ſo würde ich zum König laufen und ihm die Ungerechtigkeit ſeines Criminalrichters anzeigen. Da ich nun ſo lärmte, mäßigten ſie nach und nach ihre Stimmen und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an, und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun dieſe dicke Memme ſah, daß die Sache nicht ſo ablief wie er gedacht hatte, ſo fing er mit ſanften Worten an die Schwache des weiblichen Geſchlechts zu entſchuldigen. Da konnte ich mich rühmen eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murrend und drohend, aber ſehr zufrieden, in Gottes Namen, weg, doch hatte ich gern fünfhundert Scudi gegeben, wenn ich nicht hatte erſcheinen müſſen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieſer Noth entronnen war und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Caſtell zurück.

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwiſchen Cellini und Bologna dem Maler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers auszuführen unternommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht geſetzt giebt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortſetzen und rächt ſich auf eine beſondere Weiſe. — Er bringt Seiner Majeſtät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben — Er nimmt ein ander Mädchen in ſeine Dienſte, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König beſucht den Autor wieder, und da er ſeine Arbeiten ſehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt ſeinem Miniſter, demſelben die erſte Abtei welche ledig würde, zu übertragen.

Wenn das feindſelige Geſchick, oder, um eigentlich zu reden, unſer widriger Stern, ſich einmal vornimmt uns zu verfolgen, ſo fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weiſen uns zu qualen oder zu beſchädigen. Kaum dachte ich von einem unüberſehlichen Unheil mich befreit zu haben, kaum hoffte ich, wenigſtens einige Zeit, einer erwünſchten Ruhe zu genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein feindſeliger Stern mir zwei neue zubereitete, denn in Zeit von drei Tagen begegneten mir zwei Fälle, bei denen beiden mein Leben auf der Wagſchale lag.

Es begab ſich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu ſprechen, der mir einen Brief geſchrieben hatte in welchem ſein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen ſeines Reiches arbeiten ſollte; dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen ſeine Gedanken verſtändlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß,

ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: Benvenuto! der Maler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren großen Koloß zu machen, und die sämmtlichen schönen Aufträge die der König für euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiäner sich sehr verwegen gegen euch betragt; denn ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie euch dieser, allein durch die Gunst der Madame d'Estampes weg, und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhalten hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt zur Arbeit machte. Ich verwunderte mich und sagte: Wie ist es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf versetzte er mir: jener habe die Sache äußerst geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emsigkeit der Madame d'Estampes sey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf solche Weise beleidigt, mir ein solches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging sogleich den Bologna aufzusuchen und fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und sagte mir mit so gewissen Lombardischen Manieren, was ich ihm Gutes brachte? Darauf versetzte ich: Etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann seinen

Dienern, sie sollten zu trinken bringen und sagte: Ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammen trinken; denn es ist die Französische Art so. Darauf versetzte ich: Das was wir zu reden haben, bedarf nicht daß man erst trinke, vielleicht läßt sich's hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen und sagte: Jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten seyn will, beträgt sich auch auf die Weise rechtschaffener Leute. Thut er das Gegentheil, so verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß euch wohl bekannt war wie der König mir den Koloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder ihr, noch sonst jemand hervorgetreten war', um auch sein Wort dazu zu geben; deßwegen unternahm ich es, dem König meine großen Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele Monate habe ich nichts andres gehört; nur diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und euch aufgetragen seyn solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewundernswurdige Bemühungen mir verschafft habe, mit euren eitlen Worten nur so entreißen sollt.

Darauf antwortete Bologna: O Benvenuto! Jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen und sie ist mein.

Darauf versetzte ich: Wisset, Meister Franz, daß ich viel zu sagen hatte, und euch mit vielen wahren und furtrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie ihr euch betragt und sprecht, keineswegs geziemt; aber ich will mit kurzen Worten

zum Punkt des Schluſſes kommen! Oeffnet die Ohren und verſteht mich wohl; denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufſtehen; denn er ſah daß ich feuerroth im Geſicht wurde und höchlich verändert war; ich ſagte aber, es ſey noch nicht Zeit aufzuſtehen, er ſolle ſitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und ſagte: Meiſter Frantz, ihr wißt, daß das Werk zuerſt mein war, und daß nach der Welt Weiſe niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber ſage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen, noch ein anderes fertigen, dann wollen wir ſie beide zu unſerm groſſen König tragen, und wer auf dieſem Wege den Ruhm davon tragt, am beſten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Koloß zu übernehmen. Trifft es euch, ſo will ich das ganze Unrecht das ihr mir angethan habt, vergeſſen und eure Hände ſegnen, die würdiger als die meinigen einer ſo groſſen Ehre ſind, und ſo wollen wir bleiben und Freunde ſeyn, da wir auf andere Weiſe Feinde werden müßten. Gott beſchützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen groſſen Irrthum ihr verfallen ſeyd, und daß das der rechte Weg iſt, den ich angebe.

Da ſagte Meiſter Franz: Das Werk iſt mein, und da es mir einmal aufgetragen iſt, ſo will ich das Meinige nicht erſt wieder in Frage ſtellen. Darauf antwortete ich: Meiſter Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig iſt, ſo will ich euch den andern zeigen, der, wie der eure, häßlich und mißfällig ausſieht, und ich ſage euch, ſobald ich auf irgend eine Weiſe vernehme, daß ihr von dieſem meinem Werke nur wieder ein Wort ſprecht, ſo ſchlage ich euch ſogleich todt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel, oder Bologna

sind, und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König sprecht, so ermorde ich euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den ersten guten, den ich euch vorschlug, oder den letzten haßlichen, von dem ich euch sage.

Der Mann wußte nicht was er reden oder thun sollte, und ich hatte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: Wenn ich wie ein rechtschaffner Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber versetzte: Ihr habt wohl gesprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betrifft's euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Räthe, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach Französischer Manier, wie bisher, schlagen; darauf antwortete ich: Seine Majestät hätten mich aus Italien kommen lassen, damit ich Ihnen Werke machte die gut aussähen, beföhlen Sie mir aber das Gegentheil, so würde ich niemals den Muth haben sie zu machen. Und so wurde die Sache aufgeschoben, bis man noch einmal davon gesprochen hatte, und sogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgestiegen, so kam eine von den guten Personen die Lust haben das Böse zu sehen, und sagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Katharine und ihre Mutter gemiethet, er liege beständig bei ihr, und wenn er mit ihr spreche, sage er, mit Verachtung: Benvenuto hat

den Bock zum Gärtner geſetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer ſo groß thut und denkt, ich fürchte mich vor ihm, ſo habe ich dieſen Dolch und Degen angeſteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl ſchneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceri's ſind beſſer als ſeine Cellini's.

Der Schelm der mir dieſe Nachricht brachte, ſagte ſie mir mit ſo großer Lebhaftigkeit, daß ich ſogleich einen Fieberanfall verſpürte. Ich ſage Fieber nicht etwa gleichnißweiſe, es fuhr eine ſolche beſtialiſche Paſſion in mich, daß ich daran hätte ſterben können. Nun ſuchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff ſogleich die Gelegenheit, dieſer Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weiſe wie meine Leidenſchaft es verlangte. Ich ſagte meinem Ferrareſiſchen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er ſolle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und ſah daß er Degen und Dolch an der Seite hatte, und auf einem Kaſten ſaß; er hatte den Arm um den Hals der Katharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß ſie mit ihrer Mutter ſich über meine Angelegenheiten luſtig machte. Ich ſtieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und ſetzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelaſſen hätte zu denken daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabei rief ich: Schlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du biſt des Todes! Er rührte ſich nicht, und ſagte dreimal: O, meine Mutter hilf mir! Als ich nun, der ich die Abſicht hatte ihn auf alle Weiſe zu ermorden, dieſe dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

denheit erlaubt, Aufmerksamkeit auf ihre Thaten zu lenken: o! so laßt mich euch bemerken machen, daß sonst jeder gefiligelte Gefangene schon sich selig fühlt, wenn das Thürchen seines Kerkers sich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er sich mit einem schnellen Schwung aus dem Angesichte seiner Feinde entfernen kann. Aber Wir, ganz anders gesinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freyheit; andere Plane wechselten wir im Busen, und saßen lauschend und getrost indeß auf dem Stängelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachsen, ich werde zum Vogel, wenn du so fortfahrst.

Treufreund. Wer lügen will, sagt man, muß sich erst selbst überreden. Zu den Vögeln. Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Untüchtigkeit etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzeten wir so oft in der

Ich hatte meinem Chioccia gesagt, er solle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslassen; denn wenn ich ihn einmal traf, so hätte ich es mit den beiden Menschen nicht besser gemacht. Ich hielt ihm beständig die Spitze an der Kehle und stach ihn manchmal ein wenig, und stieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun sah, daß er sich auch nicht im mindesten vertheidigte, so wußte ich nicht mehr, was ich machen sollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, so fiel mir ein ihn wenigstens mit dem Mädchen zu verheirathen, und mich nachher an ihm zu rachen. Da sagte ich entschlossen: Nimm den Ring, den du am Finger hast, schlechter Mensch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienst. Darauf sagte er sogleich: Wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, so will ich gern alles thun. Ich versetzte: Stecke Katharinen den Ring an den Finger! und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von seiner Kehle, damit er die Handlung desto bequemer verrichten könnte, und sich nicht fürchten sollte. So steckte er ihr den Ring an. Ich sagte: Das ist mir noch nicht genug, man muß zu zwei Notarien gehn, daß der Contract fest und gültig werde! und rief zu Chioccia, er solle die Notarien holen, wendete mich sogleich zu dem Mädchen und der Mutter und sagte zu ihnen auf Französisch: Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die erste, die zu der Sache nur ein Wort spricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle drei; drum bedenkt euch und athmet nicht! Und zu ihm sagte ich, auf Italiänisch: Wenn du irgend etwas versetzest, auf das was ich vortragen werde, bei dem geringsten Worte das du sprichst, leere ich dir sogleich dein Eingeweide aus. Er aber antwortete: Wenn ihr mich nur nicht umbringt, so will ich alles thun,

was ihr nur wollt, und in nichts widersprechen. Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen gültigen und trefflichen Contract; sogleich war Aerger und Wuth, die mich bei jener Erzahlung überfallen hatten, vorbei, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Nasara rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen, und bat mich ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einsah' übel gehandelt zu haben, so würden die andern deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden, daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Micceri zu rachen, wie ich erzahlen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte, eine so vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich sie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rachen, jagte ich sie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur, sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thur klopfen. Es war Katharine, die mit freundlichem Gesicht zu mir sagte: Meister, ich bin gekommen, mit euch zu frühstücken. Ich sagte: Komm nur! Dann gab ich ihr das Frühstück, modellirte sie, und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rachen, und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem

viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht beim Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Vase von schwarzem Ebenholze gesetzt, diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emaillirt, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht satt werden, das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen, er würde mir zu seiner Zeit befehlen was ich damit machen solle. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speis'ten in der größten Lust; das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten, und an dem großen Gefäß, das mit den artigsten Einfallen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Maler, dem Könige zu verstehen: es sey gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen ließe, und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Alterthümer, den Laokoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerin und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich sind auch das die schönsten Stücke, die sich in Rom

befinden. Dabei sagte er dem König, daß wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst würde urtheilen können; denn alles was er von uns Neuen gesehen, sei sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden, und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie ins Teufels Namen fort, und da er sich nicht traute in der Kunst mit mir zu wetteifern, so nahm er den Lombardischen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, so entstand doch eine ganz andere Wirkung, als er sich eingebildet hatte, wovon ich nachher an seinem Orte reden will.

Indessen hatte ich die Katharine völlig weggejagt, und der arme unglückliche Jüngling ging, mit Gott, von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die schon von Erz gegossen war, auch gedachte ich die zwei Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund, gut auszuarbeiten, deßhalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ungefähr funfzehn Jahren, von Körper sehr schön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war scheu in ihrem Wesen, von wenig Worten, schnell im Gange und von dusteren Blicken; ich nannte sie Scozzona (die Gebändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach diesem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwei gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den siebenzehnten Juni 1544 eine Tochter, und also in meinem vier und vierzigsten Jahre. Dieser gab ich den Namen Constanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein bester Freund, hielt sie bei der Taufe; er war, nach Französischer Gewohnheit, der einzige Gevatter, und die beiden

Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrr Ludwigs Alamanni, Florentinischen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Ricardo del Bene, eines Florentinischen Bürgers und großen Kaufmanns; sie stammte aus einer vornehmen Französischen Familie. Dieses war das erste Kind, das ich jemals hatte, so viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich so viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich sie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte sie ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleichfalls, und die Thür fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 geboren war, habe ich etwas zu früh gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestehen konnten, war er damit so zufrieden als nur jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe giebt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er sich von selber, daß der Cardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte was mir doch versprochen war, und sagte murmelnd zu seinem Admiral: de Cardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sähe wohl, ich sey ein Mann von wenig Worten, und ehe man ich's versehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestat zum Cardinal: er solle im Namen Seiner Majestat dem

Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir, sobald als möglich, sibentausend Goldgülden, in drei, oder vier Zahlungen, einhandige so wie es ihm bequem sey, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte der König: Ich habe euch die Aufsicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergessen. Der Cardinal versetzte: er wolle gern alles thun was Seine Majestat befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu, und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog. Der Cardinal sah wohl daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestat: Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns eine so große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zuziehen konnte; denn er möchte sich reich scheinen, und sich Güter in Italien kaufen, und so hatte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gesehen, von hier zu scheiden. Wenn Ew. Majestat ihn bei sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besitzthum in Ihrem Reiche.

De König ließ diese Gründe für gut gelten, weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Baarschaft fühlte; dessen ungeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieser Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Nothwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hate er denn die Nothdurft eines so großen Reiches voraussehen können? Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen war' ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch

die Zimmer, wo ſich verſchiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen von Erz an, die er von ſolchem Werthe noch nicht geſehen hatte, dann zeigte ich ihm den ſilbernen Jupiter, beinahe fertig mit den ſchönſten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere gethan hatte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein ſehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiſer, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geſchenk machen das eines ſo großen Monarchen werth wäre; da ließ er einen Hercules von Silber treiben, von derſelben Größe wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König verſicherte, daß dieſer Hercules das haßlichſte Werk geweſen ſey das er jemals geſehen, und dieſe ſeine Ueberzeugung habe er auch den Leuten geſagt, die ſich für die größten Meiſter der Welt in dieſer Profeſſion ausgaben. Sie mußten geſtehen, daß dieß alles ſey, was ſie in Silber machen könnten, und wollten deſſen ungeachtet zweitauſend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit ſah, und ſie ſo ſauber ausgeführt fand als er kaum geglaubt hatte, entſchied er mit Bedacht, und wollte daß meine Arbeit am Jupiter auf zweitauſend Scudi ſollte geſchatzt werden, und ſagte: Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich dieſem ſchon jährlich tauſend Scudi gebe, ſo kann er für dieſen Preis wohl zufrieden ſeyn. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu ſehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er wegzugehen wollte, deckte ich auf der Wieſe meines Schloſſes den großen Rieſen auf, und gab dem König zu verſtehen, daß das alles ſey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bei keiner andern Sache, und wendete ſich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und ſagte: Nachdem der Cardinal nicht für ihn geſorgt hat,

und er ſelbſt faul im Fordern iſt, ſo will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken ſoll; denn für die Menſchen welche wenig verlangen, ſprechen ihre Werke deſto mehr. Deßwegen gebt ihm die erſte Abtei die aufgeht, bis zu zweitauſend Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal ſeyn kann, ſo gebt es ihm in zwei oder drei Pfründen, denn das kann ihm einerlei ſern.

Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte ſogleich, als wenn ich die Wohlthat ſchon empfangen hatte, und ſagte: Wenn Seine Majeſtät mich alſo verſorgten, wollte ich ohne weitern Gehalt, Penſion, oder Gabe für Seine Majeſtät ſo lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte, und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beſchäftigt, einem ſo großen König gedient zu haben. Auf dieſe Worte wendete ſich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und ſagte: Dabei ſoll es bleiben; und wie er zufrieden wegging, ſo ließ er mich auch zurück.

Neuntes Capitel.

Madame d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Diſtillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begiebt ſich nach Fontainebleau, mit der ſilbernen Statue des Jupiters. — Bologna der Maler, der einen Abguſſe antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, verſucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteilichkeit der Madame d'Eſtampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmuthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Aſcanio.

Madame d'Eſtampes erfuhr alles was geſchehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem ſie bei ſich ſelbſt ſagte: Ich regiere gegenwärtig die Welt und ein kleiner Menſch dieſer Art achtet mich nicht. Nun ſetzte ſie ſich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Diſtillirer war, und ihr einige wohlriechende und wunderſame Waſſer übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man ſich niemals in Frankreich bedient hatte; ſie ſtellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Waſſer überreichte und dieſem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem ſo günſtigen Augenblick trieb ſie den Mann an, vom König das Ballſpiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebſt einigen kleinen Zimmern, von denen ſie ſagte, daß ich mich derſelben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einſah woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Eſtampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weiſe durchzuſetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn ſie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs,

der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt was ſie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeiſter Glorier, der ſehr gut Italianiſch ſprach, einem großen Franzöſiſchen Edelmann. Dieſer fing erſt an mit mir zu ſcherzen, dann kam er auf die Sache und ſagte: Im Namen des Konigs ſetze ich dieſen Mann in Beſitz des Ballſpiels und der kleinen Hauſer, die dazu gehören. Darauf verſetzte ich: der heilige König iſt Herr von allem, und alles kommt von ihm, deßwegen könnt ihr frei hineintreten; da man aber auf dieſe gerichtliche Weiſe durch Notarien den Mann einſetzt, ſo ſieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ahnlich, und ich verſichre euch, daß ich, anſtatt mich beim Könige zu beklagen, mich ſelbſt vertheidigen werde, wie Seine Majeſtat mir noch vor Kurzem befohlen hat. Ich werde euch den Mann, den ihr mir hier hereinſetzt, zum Fenſter hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand ſehe.

Da ging der Schatzmeiſter murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und that deßgleichen, denn ich wollte vorerſt nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die dieſen Mann in Beſitz geſetzt hatten; ſie waren meine guten Freunde, und ſagten: es ſey eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geſchehen ſey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerſtanden hatte, ſo war' der Mann gar nicht in Beſitz gekommen; es ſeyen dieſes Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobei das Anſehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Beſitz werfen könne, wie er hineingekommen ſey, ſo wäre es wohlgethan, und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieſer Wink hinreichend, und ich nahm den

Stille — soll dieß Volk, so unwürdig von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen, und sie den urälteſten Herren, dem erſten Volke vorenthalten!

Erſter Vogel. Wer iſt das erſte Volk?

Treufreund. Ihr ſeyd's! Die Vögel ſind das erſte, urälteſte Geſchlecht, vom Schickſale beſtimmt, Herren zu ſeyn des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Götter vorenthalten euch euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie

andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoß, so setzte ich sie doch in solche Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte ihm beizustehen. Da ich nun eines Tags seine Partei schwach fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn, und warf alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und sagte, ich hatte alles nach dem Befehl Seiner Majestät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt die mich an seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter belästigen sollte.

Indessen endigte ich mit großer Sorgfalt den schönen Jupiter von Silber mit seiner vergoldeten Vase, die ich auf einen hölzernen Untersatz gestellt hatte, der wenig zu sehen war, und in denselben hatte ich vier hölzerne Kugelchen gefügt die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles war so gut eingerichtet, daß ein kleines Kind sehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte. Da ich sie nun auf meine Weise zurecht gemacht hatte, brachte ich sie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und sie mit großer Sorgfalt in Erz gießen lassen; ich wußte nichts davon, theils weil er die Sache sehr heimlich hielt, theils weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ist, daher ich nichts erfuhr. Als ich beim König anfragen ließ wo er den Jupiter zu sehen verlange, war Madame d'Estampes gegenwärtig und sagte: es sey kein geschickterer Ort um ihn aufzustellen, als in seiner schönen Galerie. Das war, wie wir in Toscana

ſagen würden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang, denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen ſind. Es war aber dieſes Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert, mit Malereien von der Hand des trefflichen Roſſo, eines unſerer Florentiner; unter den Gemälden war viele Arbeit von Bildhauerkunſt angebracht, einige rund, einige halb erhaben; es konnte ungefähr zwölf Schritte breit ſeyn. In dieſer Galerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die ſehr gut vollendet waren, in beſter Ordnung aufgeſtellt, jede auf ihrem Piedeſtal, und es waren, wie ich ſchon oben ſagte, die beſten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich dieſe große Vorbereitung ſah und erkannte daß ſie mit Fleiß gemacht ſey, dachte ich bei mir ſelbſt: das iſt, als wenn man durch die Piken laufen müßte, nun helfe mir Gott! Ich ſtellte die Statue an ihren Ort, ſoviel ich vermochte, aufs beſte zurecht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in ſeiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn ſchleudern wollte, in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwiſchen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geſchicklichkeit, ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d'Eſtampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht kam, oder daß mein Werk in der Nacht ſich weniger ausnehmen ſollte. Wie aber Gott denjenigen beiſteht welche an ihn glauben, ſo geſchah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil ſie etwas über den Kopf erhaben ſtand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein ſchöneres Anſehen als ſie

bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit seiner Madame d'Eſtampes, mit dem Dauphin, seinem Sohn, der gegenwärtig König iſt, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margaretha, seine Tochter, dabei, nebſt vielen großen Herren, die von Madame d'Eſtampes unterrichtet waren gegen mich zu ſprechen.

Als ich den König hereintreten ſah, ließ ich durch meinen Geſellen Ascanio ganz ſachte den ſchönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich ſelbſt in die Art, wie ſie bei der Bewegung ſchwankte, einige Kunſt gelegt hatte, ſo ſchien ſie lebendig zu ſeyn. Die Geſellſchaft ließ jene antiken Statuen hinter ſich und betrachtete zuerſt mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich ſagte der König: Das iſt eine ſchönere Arbeit, als jemals ein Menſch geſehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und ſie verſtehe, hatte mir ſie nicht den hundertſten Theil ſo vorgeſtellt. Die Herren, die gegen mich ſprechen ſollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben, Madame d'Eſtampes ſagte aber auf eine kühne Weiſe: Es ſcheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! ſehet ihr nicht, wie viel ſchöner alle Figuren von Erz hier ſtehen, in welchen die wahre Kraft dieſer Kunſt beſteht, und nicht in ſolchen modernen Aufſchneidereien? Darauf machte der König eine Bewegung und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer ſtunden, ſich nicht gut ausnahmen. Darauf ſagte der König: Wer dieſen Mann herunter ſetzen wollte, hat ihn ſehr begünſtigt, denn eben bei dieſen herrlichen Figuren ſieht und erkennt man, daß die ſeinige viel ſchöner und wunderſamer iſt, und man muß den Benvenuto ſehr in Ehren halten, da ſeine Arbeiten nicht allein den alten gleich ſind,

sondern sie noch übertreffen. Madame d'Estampes sagte: wenn man von diesem Werke sprechen wollte, so müßte man es bei Tage sehen, weil es alsdann nicht eintausend Theil so schön als bei Nacht erscheinen würde, auch müsse man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein sehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majestätischer aussehen sollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die schönen Zeugungsglieder entdeckte und indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte sie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger, und daß ich von der Leidenschaft hingerissen anfangen wollte zu reden. Da sagte der weise König in seiner Sprache diese verständigen Worte: Benvenuto, ich schneide dir das Wort im Munde ab, und du sollst tausendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannst. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenschaftlichsten Bewegungen, und sie brummte immer auf eine verdrießliche Weise. Da ging der König, geschwinder als er sonst gethan hatte, weg, und sagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommensten Mann gezogen habe, der jemals zu solchen Künsten geboren worden sey.

Ich ließ den Jupiter daselbst, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tausend Goldgülden. Zum Theil war es meine Besoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. So ergötzte ich mich in meinem Hause und ließ nach Tische meine Kleider herbeibringen, die von dem feinsten Pelzwerk waren, so wie von dem feinsten Tuche, davon machte ich allen meinen Arbeitern

ein Geschenk, indem ich jedem nach seinem Verdienste gab, sogar den Mädchen und den Stallburschen, und sprach ihnen allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz ich mit Eisen wohl befestigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruste von Gyps, ungefahr ein Achttheil einer Elle stark und fleißig gearbeitet. Dann hatte ich veranstaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten, und sie zuletzt mit Schwalbenschwänzen zu verbinden, wie es die Kunst fordert, und wie ich sehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer erzählen, das bei Gelegenheit dieses großen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth ist. Ich hatte allen die in meinen Diensten waren, verboten, daß sie mir keine Mädchen ins Castell bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam daß es nicht geschehe. Nun war Ascanio in ein außerordentlich schönes Mädchen verliebt und sie in ihn; sie floh deßhalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Ascanio aufzusuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er sie verbergen sollte. Zuletzt, als ein erfinderischer Kopf, versteckte er sie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beinahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, so daß ihn wegen der Höhe worauf er stand, ein großer Theil von Paris sehen konnte. Nun stiegen die Nachbarn auf die Dächer und auf diese Art sahen ihn viele Menschen. Da man sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem

Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das geringste davon gespürt habe, so erhielt das Mährchen durch diesen Zufall neue Kraft. Denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte sich doch manchmal regen, und weil die Augen sehr groß waren, so konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher sagte das dumme Volk, der Geist sey schon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn sie reden wolle. Selbst einige klügere Zuschauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen, und versicherten, es müßte ein Geist dahinter stecken; sie wußten aber nicht daß wirklich ein guter Geist darin war, und ein guter Leib dazu.

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Estampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verschafft.

Indessen befleißigte ich mich mein schönes Thor aus allen den schon beschriebenen Theilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heere angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris aufs geschwindeste befestigen könnte? Er kam eilends

deßhalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das was ich gesagt hatte, auf das schnellste zu vollbringen. Er gebot seinem Admiral, jedermann zu befehlen, daß man mir bei seiner Ungnade, in allem gehorchen sollte; der Admiral, der durch die Gunst der Madame d'Estampes und nicht durch sein Verdienst zu dieser Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf, und hieß eigentlich Herr Hannibal, die Franzosen sprechen aber den Namen anders aus, so daß er in ihrer Sprache fast klingt, als wollte man Esel und Ochs sagen, wie sie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Diese Bestie erzählte Madame d'Estampes alles; da befahl sie ihm er solle eilig den Hieronymus Bellarmato rufen lassen. Dieser war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreise von Paris. Er kam sogleich und fing auf dem langsten Wege an die Stadt zu befestigen; daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiser damals mit seinem Heere angerückt wär', so hätte er Paris mit großer Leichtigkeit erobert. Auch sagte man, daß in dem Vertrag der damals geschlossen wurde, Madame d'Estampes, die sich mehr als jemand darein mischte, den König verrathen und bloß gestellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr sagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thür, an dem großen Gefaße und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen, und hatte das verwünschte Weib bei sich, die gleichsam zum Verderben der Welt geboren war, und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß

sie sich als meine Todfeindin bewies. Als sie einst mit dem König über meine Angelegenheiten zu sprechen kam, sagte sie so viel Uebles von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu seyn, zu schwören anfing: er wolle sich nicht weiter um mich bekummern, als wenn er mich niemals gekannt hatte. Diese Worte sagte mir eilig ein Page des Cardinals von Ferrara, der Villa hieß, und mir versicherte, er habe sie selbst aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich so sehr, daß ich alle meine Eisen und Arbeiten durcheinander warf und Anstalt machte, mit Gott wegzugehen. Ich suchte sogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majestat sich mit wenig Personen befanden. Als er mich hereinkommen sah und ich die gehörige Verbeugung die man einem König schuldig ist, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Gesichte mir sogleich zu. Da faßte ich wieder einige Hoffnung und naherte mich langsam, weil er gewisse Arbeiten von meiner Profession befah. Als man nun eine Zeit lang darüber gesprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hause etwas Schönes zu zeigen hatte und wenn ich wünschte, daß er kame? Darauf versetzte ich: wann es ihm auch gefällig sey, könne ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf sagte er: ich solle nach Hause gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von Madame d'Estampes erst Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wissen, wohin er gehe, und sagte, daß sie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefalligkeit heute nicht ohne sie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal ansetzen, um den König von seinem Vorhaben abzubringen, der denn auch diesen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur selbigen Stunde zum König zurück, der denn sogleich, als er mich

ſah, ſchwur, daß er mich beſuchen wolle. Da er nun aber auch dießmal nach ſeiner Gewohnheit von Madame d'Eſtampes ſich zu beurlauben ging, und ſie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, ſagte ſie mit ihrer giftigen Zunge ſo viel Uebles von mir, als man nur von einem Manne ſagen könnte, der ein Todfeind dieſer würdigen Krone wäre. Darauf verſetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergeſtalt auszuſchelten, daß ich erſchrecken ſollte. Und als er ihr dieſes zugeſichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewiſſe untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zuſammengeſetzt hatte, worüber der König ſo erſtaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuſchelten, wie er es verſprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilaſſen und fing an: Es iſt doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß ihr andern, ſo geſchickt ihr ſeyd, nicht einſehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch ſelbſt zeigen könnt, ſondern daß ihr euch nur groß beweiſt durch Gelegenheiten, die wir euch geben, daher ſolltet ihr ein wenig gehorſamer ſeyn, nicht ſo ſtolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen ſolltet, und das war mein ganzes Verlangen, nun wolltet ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich ſehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünſche, hintanſetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber ſo fortzufahren, ſo will ich euch zeigen wie mein Gebrauch iſt, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln ſoll. Indeſſen ſage ich euch, befolget was man euch geſagt hat; denn wenn ihr auf euren Einfällen beharren wollt, ſo werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indem er alſo ſprach, waren die Herren aufmerkſam,

und da ſie ſahen, daß er den Kopf ſchuttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten ſie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im mindeſten zu furchten, und als er, nach ſeinem Verſprechen, den Verweis hergeſagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, kußte ihm das Kleid auf dem Knie und ſagte: Heilige Majeſtat, ich bejahe, daß alles wahr iſt was ihr ſagt; das einzige nur darf ich verſichern, daß mein Herz beſtändig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeiſtern, angeſpannt geweſen iſt, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majeſtat ſcheinen, daß ich gegen dieſe meine Abſicht etwas gefehlt hatte, ſo iſt das nicht Benvenuto geweſen, ſondern ein ungünſtiges Geſchick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewunderungswerthesten Prinzen zu dienen, den je die Erde geſehen hat; indeſſen bitte ich Sie mir zu verzeihen, denn Ew. Majeſtat gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da ich keines von mir ſelbſt habe, konnte ich nicht mehr als dieſe machen. Von dem wenigen Metalle das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieſes Gefaß, um Ew. Majeſtat die ſchone Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erſte von dieſer Art, das Sie je geſehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, ſo ſcheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majeſtat von ſelbſt verlangten, bei Gelegenheit, daß Sie ein ahnliches Gefaß geſehen hatten. Darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Modell vor, das ich ſchon aus Italien mitbrachte, und Sie ließen mir ſogleich tauſend Goldgulden zahlen, damit ich die Arbeit ungeſaumt anfangen konnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und beſonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich ſie fertig überbrachte. Was das Thor betrifft, ſcheint mir, daß Ew. Majeſtat deßhalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Secretare,

ſitzen auf euern väterlichen Thronen; und ihr indeß, wie armſelige Vertriebene, einzelne Ausſchößlinge einer alten Wurzel, werdet auf euerm eignen Boden, wie in einem fremden Garten als Unkraut behandelt.

Zweyter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich euch anſehe. Ein Prinz, deſſen Ältern von Reich und Krone vertrieben worden; der ſeiner Sicherheit wegen in armſeligen Hütten bey Fiſchern ſein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hauſe, einem würdigen General entdeckt; dieſer eilt, ihn aufzuſuchen, und wirft ſich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehrerer Rührung die Knie des entſtellten Erhabenen umfaſſen, nicht mit wahrerer Inbrunſt ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbiethen, als ich mich euch nähere, und zum erſtenmal ſeit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Befehl ertheilten, welcher denen Herren von Marmagna und Apa auftrug, die Arbeit bei mir zu betreiben, und mir in allem beizustehn. Ohne diese Beihülfe war ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die Französischen Erden, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich diese großen Köpfe nicht gegossen haben, wenn ich nicht hätte versuchen wollen, wie mir auch eine solche Arbeit gelänge? Die Piedestale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war daß sie nöthig seyen, um den Figuren ein Ansehen zu geben, und so habe ich in allem, was ich that, geglaubt das Beste zu thun, und mich niemals vom Willen Ew. Majestät zu entfernen. Es ist wahr, daß ich den großen Koloß, bis zur Stufe auf der er sich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein so kleiner Künstler in Diensten eines so großen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber sehe ich, daß es Gott nicht gefallt, mich eines solchen Dienstes werth zu achten, und bitte Ew. Majestät, statt der ehrenvollen Belohnung die Sie meinen Arbeiten bestimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnadigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde sogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreisen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienste zugebracht habe.

Darauf faßte mich der König an, hob mich mit großer Anmuth auf und sagte: ich sollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, ware gut und ihm angenehm. Dann wendete er sich zu den Herren und sagte: Gewiß, wenn das Paradies Thore haben sollte, so würden sie nicht schöner seyn als dieses. Da ich sah, daß er diese Worte

die ganz zu meinen Gunsten waren, mit Lebhaftigkeit aus-
sprach, dankte ich ihm aufs neue, mit größter Ehrfurcht; aber
weil bei mir der Verdruß noch nicht vorbei war, so wieder-
holte ich die Bitte um meine Entlassung. Da der König sah,
daß ich seine außerordentlichen Liebkosungen nicht zu schätzen
wußte, befahl er mit starker Stimme: ich sollte kein Wort
weiter reden, sonst würde es mich gereuen! Dann setzte er
hinzu, er wolle mich in Gold ersticken, und mir Urlaub ge-
ben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen
waren, so sey er mit allem zufrieden, was ich aus eignem
Triebe mache. Ich solle weiter keinen Verdruß mit ihm ha-
ben, denn er kenne mich, und ich solle mich nun auch bemühen
ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich sagte,
daß ich Gott und Seiner Majestat für alles dankbar sey, bat
ihn darauf, er möchte kommen die große Figur zu sehen, und
wie weit ich damit gelangt sey. Ich führte ihn dahin, und
als ich sie aufdecken ließ, war er darüber aufs äußerste ver-
wundert, und befahl einem seiner Secretäre, er sollte mir
sogleich alles Geld wiedergeben was ich von dem meinigen
ausgelegt hatte, die Summe möchte seyn welche sie wollte,
genug, wenn ich sie mit meiner Hand quittirte. Dann ging
er weg und sagte: Adieu, mon ami! Ein Ausdruck, dessen
sich sonst ein König nicht bedient.

Als er nach seinem Palaste zurückkam, erzählte er die so
wundersam demuthigen und äußerst stolzen Worte, die ich ge-
gen ihn gebraucht hatte, und die ihm sehr aufgefallen waren
in Gegenwart der Madame d'Estampes und des Herrn Sanct
Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieser hatte sonst
für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich zeigte
er es trefflich auf Französische Weise; denn als der König sich
weitläufig über den Cardinal von Ferrara beschwerte, dem er

mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekummert hatte, so daß ich beinahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen wär', fügte Seine Majestat hinzu: er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Sanct Paul gleich an und sagte zum König: er solle mich in seine Gewahrsam geben, er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben solle mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf versetzte der König, er sey es wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich fest zu halten. Madame, die gegenwartig war, zeigte sich außerst verdrießlich und Sanct Paul machte Umstände dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestat fragte aufs neue und jener, Madame d'Estampes zu gefallen, versetzte: ich würde ihn aufhangen lassen, und auf diese Weise könntet ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren. Darauf erhub Madame d'Estampes ein großes Gelachter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit, und sagte, er sey wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhangen lasse, wenn er ihm nur erst einen andern Meinesgleichen schaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf diese Weise ging der Tag vorbei, und ich blieb frisch und gesund, dafur Gott gelobt und gepriesen sey.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestillt, aber nicht den mit den Englandern, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die Englischen Meere

führen, das eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit und auch eben so einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gesellen fortschickte, außer den zwei Italianern, die ich an den beiden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ, denn sie verstunden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt, die der Königin von Navarra gehörte; sie hieß Argentan, und liegt viele Tagreisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König krank, und als der Cardinal von Ferrara zu ihm sagte, daß ich angekommen sey, antwortete der König nichts, daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beschwerlichkeit aushalten, und gewiß ich bin nicht leicht verdrießlicher gewesen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König sehen, und zeigte ihm die beiden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn so wohl aufgelegt sah, bat ich ihn, er möchte so gnadig seyn, und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben, ich wollte sieben Monate Besoldung, die ich noch zu erheben hatte, zurücklassen, die mir Seine Majestat, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen lassen. Ich bäte um diese Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen sey; auch habe Seine Majestat Bologna dem Maler ein Gleiches erlaubt, und ich bat' nur mir dieselbe Gnade zu erzeigen. Indessen ich diese Worte sprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerksamkeit die beiden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem seiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, so gut ich wußte und konnte. Auf einmal sah ich ihn erzurnt, er stand auf und sagte mir auf Italianisch: Benvenuto, ihr seyd ein großer Thor! Bringt

dieſe Gefaße nach Paris, denn ich will ſie vergoldet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort, und er ging weg. Ich naherte mich dem Cardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir ſo viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreiet, und mich ſo viele andere Wohlthaten genießen laſſen, ſo möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Cardinal verſicherte, daß er alles in der Welt thun wollte, um mir gefallig zu ſeyn, ich ſollte ihm nur die Sorge überlaſſen, und könnte nur ganz frei hingehen, er wolle ſchon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf verſetzte ich: da Seine Majeſtat ihm die Aufſicht über mich anvertraut habe, ſo würde ich verreiſen, ſobald er mir Urlaub gab', jedoch auf den geringſten Wink Seiner Hochwurden wiederkommen. Der Cardinal ſagte darauf, ich ſolle nur nach Paris gehen, und daſelbſt acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Ware Seine Majeſtat es ja nicht zufrieden, ſo wolle er mich gleich davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts ſchriebe, ſo könnte ich nur frei meines Weges gehen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Neunundzwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Benvenuto Cellini. Viertes Buch	V
Anhang	127
Rameau's Neffe	265
Anmerkungen	317
Nachträgliches zu Rameau's Neffe	365
Diderot's Versuch über die Malerei	383

Hoffegut. Sie ſchweigen. Wahrhaftig ſie ſchluchſen, ſie trocknen ſich die Augen. Sie ſind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küſſen.

Erſter Vogel. Du bringſt uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hoffegut. Sie geberden ſich wie Faſanen, die man bey der Laterne ſchießt. Wie willſt du auskommen? Du haſt dich in einen ſchlimmen Handel gemiſcht.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! Zu den Vögeln. Es wird euch bekannt ſeyn, ihr werdet geleſen haben —

Vögel. Wir haben nichts geleſen.

Treufreund der den Perioden in eben dem Ton wieder aufnimmt. Ihr werdet nicht geleſen haben, es wird euch nicht bekannt ſein, daß nach dem uralten Schickſal, die Vögel das Älteſte ſind.

Vögel. Wie beweiſ't ihr das?

Inhalt zu Benvenuto Cellini.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeſchickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarſchaft von Lyon. — Der Verfaſſer wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterliſt des Cardinals von Ferrara und ſeiner zwei Geſellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter, mit ihren ſechs jungen Töchtern, findet. S. 5.

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis ſehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er ſich in des Herzogs Dienſte. — Der Herzog weiſ't ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwiſchen ihm und dem Haushofmeiſter. S. 11.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verläumdung der Geſellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perſeus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli ſich eiferſüchtig und tückiſch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er ſeine Rechnung mit dem König abgeſchloſſen. — Er antwortet und ſetzt eine umſtändliche Rechnung auf. — Geſchichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten ſpielen. — Des Herzogs Haushofmeiſter ſtiftet ein Weib an, den Verfaſſer wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen. S. 49.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt ſich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sanſovino und andere geſchickte Künſtler, ſehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in ſeiner Arbeit fort. — Den Perſeus kann er nicht zum beſten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt ſich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beſchäftigt ihn als Juwelier und wünſcht, daß er ſeine ganze Zeit auf dieſe Arbeit verwende; aber, aus Verlangen ſich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er ſeinen Perſeus wieder an. S. 30.

Fünftes Capitel.

Die Eiferſucht des Bandinelli legt unſerm Verfaſſer unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang ſeines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fieſole, einen natürlichen Sohn zu beſuchen, und trifft auf ſeinem Rückweg mit Bandinelli zuſammen. — Erſt beſchließt er ihn zu ermorden; doch, da er ſein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt ſich wieder ruhig und hält ſich an ſein Werk. — Unterhaltung zwiſchen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed reſtaurirt. — Nachricht von einigen Marmorſtatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er faſt ſein Auge. — Art ſeiner Geneſung. S. 40.

Sechſtes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geſchicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfaſſer giebt einen hinreichenden Beweis ſeiner Kunſt, indem er den Perſeus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erſtaunen und wird unter vielen Hinderniſſen mit großer Anſtrengung vollendet. S. 53.

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüſte des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papſtes Julius III. — Nachdem er dieſem aufgewartet, beſucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienſte des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entſchuldigung, weil er bei Sanct Peter angeſtellt ſey. — Cellini kehrt nach

Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Urſache ſeyn mochten. — Er wird mit dem Fürſten wieder ausgeſöhnt, fällt aber ſogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beiſteht. — Umſtändliche Erzählung dieſer Begebenheit. — Bernardone ſetzt es beim Herzog durch, daß dieſer gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Dieſe wird des Verfaſſers unverſöhnliche Feindin.
S. 65.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfaſſer wird mit andern zu Ausbeſſerung der Florentiniſchen Feſtungswerke angeſtellt. — Wortſtreit zwiſchen ihm und dem Herzog über die beſte Befeſtigungsart. — Cellini's Händel mit einem Lombardiſchen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verſtümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergeſtellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hinderniſſe von Seiten der Herzogin findet. — Seltſamer Auftritt zwiſchen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verſagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzuſtellen, wodurch das Verhältniß zwiſchen beiden verſchlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldſchmied. — Der Verfaſſer endigt ſeine berühmte Statue des Perſeus, ſie wird auf dem Platze aufgeſtellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog beſonders iſt ſehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienſte nicht verlaſſen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombroſa und Camaldoli.
S. 76.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf ſeinem Wege, einem alten Alchimiſten, von Vagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von ſeiner eignen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog, wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Vandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der

Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich, zwei Pulte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag. S. 91.

Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt. S. 103.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift das er bei Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Sbisagna erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versehnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa. S. 120

Benvenuto Cellini.

Viertes Buch

Königliche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Bécanio wird ihm nachgeſchickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarſchaft von Lyon. — Der Verfaſſer wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterliſt des Cardinals von Ferrara und ſeiner zwei Geſellen entdeckt. — In Piazenz begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter, mit ihren ſechs jungen Töchtern, findet.

Auf dieſe Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwei tüchtige Kaſten zu meinen ſilbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anſtalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Biſchof von Pavia vorgte, dem ich aufs neue die Wohnung in meinem Caſtell gegeben hatte, und ſo machte ich mich auf, mit Herrn Hippolytus Gonzaga, der in dem Dienſte des Königs ſtund und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Geſellſchaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Geſellen die Sorge für mein Caſtell und alle meine Sachen, worunter ſich einige Gefäße befanden, welche ſie endigen ſollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich ſehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl

fünfzehnhundert Scudi werth seyn. Da sagte ich zu Ascanio, er solle sich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sey er ein Knabe ohne Kopf gewesen, es sey nun Zeit sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend etwas gegen mich vermessen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte seyn wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eignen Ehre.

Ascanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: Ich kannte nie einen bessern Vater als euch, und alles was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreis'te mit einem Diener und einem kleinen Französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefaßen des Königs schicken, wo nicht, so würden sie es selbst thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und schickten mir den Verräther Ascanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. Wem lasse ich, sagte ich zu mir selbst, meine Sachen und mein Castell? O! welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reise zwingt! Wahrscheinlich ist der Cardinal mit Madame d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die

Stimme des Ascanio, ſtand ſogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! ſagte der Schelm, nur müßt ihr die Gefäße zurückſchicken, denn die ſchelmiſchen Schatzmeiſter ſchreien und laufen, ſo daß der Biſchof und Herr Guido euch ſagen laſſen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weiſe zurückſchicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich dieſe Reiſe. Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber, und was ich ſonſt bei mir hatte, in die Abtei des Cardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob ſie mir gleich nachſagten, es ſey meine Abſicht geweſen, ſie nach Italien zu ſchaffen, ſo weiß doch jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwei ſolche Gefäße, die mit ihren Kiſten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr iſt's, ſie waren ſchön und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich ſehr krank zurückgelaſſen hatte, und ich glaubte bei einem ſolchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals wär'.

Genug, ich ſchickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und ſetzte den andern Morgen, mit gedachter Geſellſchaft, meinen Weg fort, und zwar unter beſtändigem Seufzen und Weinen. Doch ſtärkte ich mich einigemal mit Gebet und ſagte: Gott! dir iſt die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reiſe allein zur Abſicht hat, ſechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Allmoſen zu bringen, ſo auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schweſter; zwar haben ſie noch ihren Vater, er iſt aber ſo alt, und verdient nichts in ſeiner Kunſt, und ſo könnten ſie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieſes gute Werk

thue, so hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majestät. Auf diese Weise stärkte und tröstete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreise von Lyon befanden, es war ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang, that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerschläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbrust weit vor meinen Gesellen hergeritten. Nach dem Donnern entstand am Himmel ein so großer und fürchterlicher Larm, daß ich dachte, das jüngste Gericht sey nahe; als ich ein wenig stille hielt, fielen Schlossen ohne einen Tropfen Wasser, ungefahr in der Größe der Bohnen, die mir sehr wehe thaten, als sie auf mich fielen. Nach und nach wurden sie größer, wie Armbrustkugeln, und da mein Pferd sehr scheu ward, so wendete ich es um, und ritt mit großer Hast, bis ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, die, um sich zu schützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schlossen wurden immer größer, und endlich wie dicke Citronen. Ich fang ein Miserere, und indessen ich mich andächtig zu Gott wendete, schlug der Hagel einen sehr starken Ast der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, so daß es beinah' zur Erde gefallen ware, mich streifte ein solches Stück und hätte mich todtgeschlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knien lag, vor sich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Ast weder mich noch andere mehr beschützen könne, und daß nebst dem Miserere man auch thätig seyn müsse. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehn, und sagte zu Leonarden, der immer nur Jesus! Jesus! schrie: Gott werde ihm helfen, wenn er

Hoffegut. Ich bin ſelbſt neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es ſagt der Dichter Periplektomenes, da er vom Anfang der Anfänge ſpricht:

Und im Schooſe der Urwelt, voll ruhender tunrer Geburten,
Lag das Ey des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun wo will das Ey hergekommen ſeyn, wenn es kein Vogel gelegt hat?

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ey geweſen ſeyn!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Treufreund. Das iſt lange noch nicht alles; hört weiter; er fährt fort:

Und auf die ſtockende Nacht ſenkt die urſprüngliche Liebe
Mit den Fittigen ſich und brütet über den Weſen.

ſich ſelbſt hülfe; und ich hatte mehr Noth ihn, als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeitlang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir alle zerſtoßen waren, ſetzten uns ſo gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unſern Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Meile vorwärts ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, ſo daß es unmöglich ſcheint, es zu beſchreiben. Denn alle Bäume waren zerſchmettert, alle Thiere erſchlagen, ſo viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug ſolches Hagels, den man nicht mit zwei Händen umſpannt hätte. Da ſahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unſer Gebet und unſer Miſerere wirkſamer geweſen war, als alles was wir zu unſerer Rettung hätten thun können; ſo dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daſelbſt acht Tage ausgeruht und uns ſehr vergnügt hatten, reiſ'ten wir weiter und kamen glücklich über die Berge; daſelbſt kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreiſe in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Poſt vorbei fuhr, und da er bei uns ſtille hielt, mir ſagte: Ich habe unrecht gehabt wegzugehen, ich ſolle nun nicht weiter reiſen, denn wenn ich ſchnell zurückkehrte, würden meine Sachen beſſer ſtehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, ſo gäbe ich meinen Feinden freies Feld, und alle Gelegenheit mir übles zu thun; käm' ich aber ſogleich wieder, ſo würde ich ihnen den Weg verrennen, den ſie zu meinem Schaden einſchlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen ſetzte, ſeyen eben die, die mich betrögen. Weiter

wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wußte, daß der Cardinal von Ferrara mit den beiden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte dessen ungeachtet mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine solche Beklemmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen, oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur desto geschwinder in Florenz zu seyn. Auf der ersten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir fest vor, nach Florenz zu gehen, und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der seinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farnese, der mich scharf ansah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Castell Sanct Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn sah; da ich aber kein ander Mittel wußte ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen, die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: Mein

Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet iſt, thut mir ſehr leid', ich wußte, daß ihr unſchuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm zu verſtehen gaben, als wenn ihr übel von ihm geſprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch ſagte, und mir thut euer Unglück äußerſt leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben dieſe Erklärung ſehr oft, und es ſah faſt aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken die ich für den allerchriſtlichſten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerkſam zu, und war überhaupt ſo gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet laſſen, wären ſie aber fertig, ſo würde ich jeden großen Herrn verlaſſen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieſer Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menſchen niemals ungeſtraft läßt, welche, ſtark und mächtig, die Unſchuldigen ungerecht behandeln. Dieſer Mann bat mich gleichſam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, ſo wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenſte rächten. Und ſo mag kein Herr, ſo groß er auch ſey, über die Gerechtigkeit Gottes ſpotten, wie einige thun die ich kenne, und die mich ſo ſchändlich verletzt haben, wie ich an ſeinem Orte ſagen werde. Alles dieſes ſchreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, ſondern um Gott zu danken, der mich aus ſo großen Nöthen erlöſ't hat. Auch bei allem was mir täglich übles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beſchützer und empfehle mich ihm. Ich helfe mir

ſelbſt, ſo viel ich kann; wenn man mich aber zu ſehr unterdrücken will, und meine ſchwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt ſich ſogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfallt, die andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehrenvolle Amt das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshauſe zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir ſchöne und ehrenvolle Geſchenke an Eſſen und Trinken geſandt hatte, ich genoß die Speiſen mit Vergnügen, dann ſetzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daſelbſt anlangte, fand ich meine Schweſter mit ſechs Töchtern, die älteſte mannbar, und die jüngſte noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verſchiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an ſeiner Kunſt arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelſteine und Franzöſiſche Kleinode für mehr als zweitauſend Ducaten an Werth geſchickt, und ich hatte ungefähr für tauſend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, ſie noch großes Geld aus meinen Geſchenken nahmen, die ſie taglich verkauften. Mein Schwager war ſo ein rechtſchaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu ſeinem Unterhalt ſchickte, nicht hinreichte, er lieber alles verſetzte, und ſich von den Intereſſen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn beſtimmt war; daran erkannte ich den rechtſchaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle ſeine Töchter zu ſorgen.

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringste Absicht bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeigte, und sowohl als die Herzogin nach den Werken fragte die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern alles und jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: Ich habe das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich so sehr lobst. Darauf erzählte ich den großen Dank den ich Seiner Majestät schuldig sey, daß Sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen, und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte so wundersame Arbeiten zu verfertigen als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach machte der Herzog allerlei Gebärden,

als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, sagte er: Wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich dergestalt behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringsten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unsrer wundersamen Schule zu zeigen, daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz machen wolle. Darauf versetzte er, daß er von mir, als erste Arbeit, einen Perseus begehre; ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbei, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehn noch gekannt hatte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: Wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit seyn die auf dem Platze stünde.

Darauf sagte ich: Gnädigster Herr! auf dem Platze stehen die Werke des großen Donatello und des verwunderſamen Michel Agnolo, welches beide die größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreimal besser zu machen. Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir und sagte: er verstehe sich recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zweifel über diese Streitfrage auflösen, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten, als ich versprach', er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieselbe wär' ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbänd'. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken, er wolle alsdann deßhalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß! wär' ich damals so verschmitzt gewesen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte, denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das freimüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günstig geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr! das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten, noch in diesen Papieren, sondern alles kömmt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe. Geschieht

das, so kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde. Bezaubert von diesen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte worin Platz genug sey, um meine Oefen aufzustellen und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befanden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wisse wie geneigt er sey auch von solcher Arbeit zu bestellen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange, bis Sie meine Werke gesehen hatten, so bat' ich, zwei Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht sie, du sollst dein Haus frei erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu seyn,

und war ſicher daß meine Werke mehr gefallen ſollten, als ich verſprochen hatte.

Nächſt dieſem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl ſeinem Hofmeiſter gegeben, der Peter Franziscus Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs geweſen war. Ich ſprach mit dieſer Beſtie, und ſagte ihr alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauſes wollte ich meine Werkſtatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewiſſen Caſſirer den Auftrag, der ein trockner und ſpitzfindiger Menſch war, und Lattantio Gorini hieß. Dieſes Menſchchen, mit ſeinen Spinnemanieren und einer Mückenſtimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir, mit genauer Noth, nur ſo viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenſchlag daraus hätte bauen können. Da ich ſah, daß die Sachen ſo böslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch ſagte ich manchmal zu mir ſelbſt: Kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tauſend Ducaten der Herzog an gewiſſe häßliche Unformen von der Hand des beſtialiſchen Baccio Bandinello weggeworfen hatte. So machte ich mir ſelbſten Muth, und blies dem Lattantio Gorini in den H***, und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Eſel und einen Blinden, der ſie führte.

Unter allen dieſen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkſtatt entworfen, hieb Weinſtöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Taſſo, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perſeus im Großen anzufangen. Taſſo war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube

der größte von seiner Profession, dabei gefällig und froh, und so oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und sang ein Liedchen durch die Fistel, und ich, der ich schon halb verzweifelt war, sowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langsamen Wesen versprach, mußte doch wenigstens über die Hälfte seines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und suchte wenigstens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben gesagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um so schnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeister gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingesetzt habe, und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu lassen. Er verwundere sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich seyn könne. Darauf antwortete ich: Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen, und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lattantio Gorini gegeben; dieser Lattantio habe Steine, Sand und Kalk anfahren lassen, und nach meinem Verlangen alles besorgt, und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwartig diese Frage an mich thue.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und sagte, daß weder jener, noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und

Ihr seht also deutlich, wo will die Liebe Flittige hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? und wie von den Vögeln, wenn keine gewesen sind? und wenn ihrer gewesen sind, sind sie nicht älter als die Liebe? Ja, sogar sind Verschiedene der Meinung, daß die Liebe selbst ein Vogel gewesen sey. — Nun, was sagt ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bey den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt; und werden sie's nicht, so ist's ein Versehn; denn wenn sie, wie ich eben bewiesen habe, von den Vögeln herkommen, so müssen sie Flügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zusammenhängend.

Vögel. O anschauliche Lehre! o ehrenvolles Denkmahl!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! das ist Saturnus! Das zweyte Geschlecht der herrschenden Götter war von euerm Stamme ge-

sagte: O Haushofmeister! so lange Dieselben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franziscus del Riccio vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir mit einigen schimpflichen Worten: er verwundere sich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne Seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich, und sagte: Nun hört mich, Franziscus del Riccio, ich will euch sagen wer Meinesgleichen sind; aber vorher sollt ihr wissen: Euresgleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren. Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme, und wiederholte seine Worte; auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen, und weil er so groß that, so zeigte ich mich auch übermüthig und sagte: Meinesgleichen seyen würdig, mit Päpsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen; Meinesgleichen ginge vielleicht nur einer durch die Welt, und von seiner Art durch jede Thür ein Dutzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen das im Saal war, dann sagte er mir, ich solle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte sie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner sagte ich: es kümmere mich gar nicht dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei stehe. So blieb die Bestie erstaunt und erdfarb, und ich entfernte mich, voller Verdruß, in der Absicht in Gottes Namen fortzugehen, und wollte Gott! ich hätte sie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht daß der Herzog sogleich diese Teufelei erfahren sollte, deßwegen hielt ich mich einige Tage zu Hause, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schwestern und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorsorge so gut als möglich eingerichtet hinterlassen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne schlagen wollte. Und so hatte ich mir vorgenommen so geschwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs, oder jemand anders, davon zu gehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeister von selbst auf das höflichste rufen, und fing an eine gewisse pedantische Rede herzusagen, in der ich weder Art, noch Anmuth, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte: er wolle, als ein guter Christ, keinen Haß gegen jemanden hegen, vielmehr frage er mich, im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange. Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht, fest entschlossen nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er so viel Verstand zu sagen: O Benvenuto! den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwartig im Namen Seiner Excellenz mit dir. Darauf versetzte ich mit einiger Zufriedenheit: er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Haushofmeister: Bandinello hat zweihundert Scudi Besoldung, bist du damit zufrieden, so ist auch die deinige gemacht. Ich sagte, daß ich zufrieden sey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke sah', ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz alles überlassen. So knüpfte ich den Faden, wider meinen Willen, aufs neue fest, und

machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog ſo unendliche Gunſt bezeigte, als man ſich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verläumdung der Geſellen des Letztern gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perſeus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello ſich eiferſüchtig und tückiſch gegen ihn betraat. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er aufgefordert wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er ſeine Rechnung mit dem König abgeſchloſſen. — Er antwortet und legt eine umſtändliche Rechnung auf. — Geſchichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten ſpielen. — Des Herzogs Hausholmeiſter bietet ein Weib an, den Verfaſſer wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indeſſen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treuſten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt: auch in dieſen war nichts als alles Gute enthalten. Aſcanio ſchrieb mir auch und bat mich, ich ſolle mir einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, ſo wolle er mir es melden. Indeſſen ſagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beſte Mann von der Welt war, ſo ſagte er oft: Warum kommt Benvenuto nicht wieder? Und als er ſich deßhalb beſonders bei meinen Geſellen erkundigte, ſagten beide zugleich, ich ſchriebe ihnen, daß ich mich aufs beſte befande, und ſie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge in Ihro Majeſtat Dienſte zurückzukehren. Als der König dieſe

verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: Da er sich von uns, ohne irgend eine Ursache, entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er ist. So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Puncte gebracht den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt war', hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigen Größe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein bißchen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl, als auch die Medusa, vom Gerippe an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon, und brannte sie, allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knabens zum Modell bedient, denn wir finden keine anderen Bücher, die Kunst zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gern gekommen wären, wenn sie Bandinello nicht verhindert hatte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog

ſagte, ich wolle ihm ſeine Arbeiter entziehen, denn mir ſelbſt ſey es nicht möglich, eine große Figur zuſammen zu ſetzen. Ich beklagte mich beim Herzog über den großen Verdruß, den mir die Beſtie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugeſtehen möge. Dieſe Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles, ſo viel als möglich, allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indeſſen ich mich nun ſo Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schweſter krank, und als er in wenigen Tagen ſtarb, hinterließ er mir meine jüngere Schweſter mit ſechs Töchtern, große und kleine; das war meine erſte Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer ſolchen zerſtörten Familie zu ſeyn.

Nun wollte ich aber daß alles gut gehen ſollte, und da mein Garten ſehr verwildert war, ſuchte ich zwei Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von ſiebenzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich ſie drei Tage gehabt hatte, ſagte mir der Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich that' beſſer ihn wegzuſchicken; denn er ſey nicht allein faul, ſondern verhinderte auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei verſicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich ſah daß dieſer Menſch, der Bernardino Mannellini von Mugello hieß, ſo ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden ſogleich darüber einig; dieſer Jüngling beſorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten, und gab ſich alle Mühe, mir auch in der Werkſtatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunſt mit ſo vieler Geſchicklichkeit lernte, daß ich nie

eine beſſere Beihulfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit dieſem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinello gelogen habe, und daß ich recht gut ohne ſeine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derſelben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortſetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldſchmieden, die Johann Paul und Domenico Poggini hießen. Dieſe ließ ich ein goldnes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern ſchönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; Seine Excellenz hatte daſſelbe der Herzogin zum Waſſerbecher beſtellt. Zugleich verlangte er von mir daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen ſolle; und auch dieſes Werk war aufs reichſte mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam ſehr oft in die Garderobe, und fand ein großes Vergnugen, bei der Arbeit zuzuſehen und mit mir zu ſprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indeſſen der Herzog auf und ab ging, portraitirte ich ihn weit über Lebensgröße. Dieſe Arbeit gefiel Seiner Excellenz ſo wohl, und er warf ſo große Neigung auf mich, daß er ſagte, es werde ihm das größte Vergnügen ſeyn, wenn ich im Palaſt arbeiten wollte, und mir darin Zimmer ausſuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich ſonſt bedürfte, aufs beſte einrichten könnte, denn er habe an ſolchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf ſagte ich Seiner Excellenz, es ſey nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unſchätzbare Liebkoſungen, und hatte gewünſcht, daß ich nur allein fur ſie gearbeitet und weder an den Perſeus noch an etwas anders

gedacht hätte. Ich konnte mich dieſer eitlen Gunſt nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böſes und widerwärtiges Schickſal ein ſolches Glück nicht lange dulden, ſondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie ſehr übel ich gethan hatte, um zu einem ſo großen Gute zu gelangen.

Denn was meine Franzöſiſchen Angelegenheiten betraf, ſo konnte der König den großen Verdruß nicht verſchlucken, den er über meine Abreiſe gehabt hatte, und doch hätte er gewünſcht, daß ich wieder käm', freilich auf eine Art die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber ſo viel Urſachen zu haben, um mich nicht erſt zu demüthigen, denn ich wußte wohl, wenn ich dieſen erſten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorſamer Diener erſchienen wäre, ſo hätten ſie geſagt: ich ſey der Sünder! und verſchiedene Vorwürfe die man mir fälſchlich gemacht hatte, ſeyen gegründet. Deßwegen nahm ich mich zuſammen und ſchrieb als ein Mann von Verſtande in ſtrengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätheriſchen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumſchränkte Herren von Florenz ſeyen.

Mit einem ſolchen Briefe gingen ſie zum König, und drangen in Seine Majeſtät, ihnen mein Caſtell zu überlaſſen, auf die Weiſe wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieſer beiden Spitzbübchen verwilligen; denn er ſah wohl ein, worauf ihre boshaften Abſichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben, und mich zur Rückkehr zu veranlaſſen, ließ er mir, auf eine etwas

zornige Weiſe, durch einen ſeiner Schatzmeiſter ſchreiben. Dieſer hieß Herr Julian Buonacorſe, ein Florentiniſcher Bürger. Dieſer Brief enthielt: daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtſchaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, ſo ſey ich nun, da ich für meine Abreiſe keine Urſache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenſchaft von allem zu geben was ich von Seiner Majeſtät in Händen gehabt, und was ich für ſie gearbeitet habe.

Als ich dieſen Brief erhielt, war ich äußerſt vergnügt, denn ich hätte ſelbſt nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran, und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufalle die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwei Notarien und eines Schatzmeiſters gegangen, und alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, ſie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Taſche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Verſprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewiſſe Beſoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgeſetzt geweſen. Auf dieſelbe ſey man mir noch über ſiebenhundert Goldgülden ſchuldig, die ich deßwegen habe ſtehen laſſen, damit ſie mir zu meiner Rückreiſe dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidiſche Menſchen mir einen böſen Dienſt geleiſtet haben, aber die Wahrheit muß doch

ſiegen, und es iſt mir um die Gunſt des allerchriſtlichſten Königs und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleiſtet zu haben, als ich antrug, und doch ſind mir dagegen nur Verſprechungen erfolgt. Mir iſt einzig daran gelegen, in Seiner Majeſtät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erſcheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majeſtät den geringſten Zweifel hegen wollten, ſo würde ich auf den kleinſten Wink ſogleich erſcheinen, und mit meinem eignen Leben Rechenſchaft ablegen; da ich aber ſehe, daß man ſo wenig aus mir mache, ſo habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten, denn ich wiſſe, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Anſprüche an mich mache, ſo werde ich zu antworten wiſſen. Uebrigens waren in dieſen Briefen noch manche Nebenumſtände bemerkt, die vor einen ſo großen König gehören, und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Dieſen Brief, ehe ich ihn wegſchickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas, dann ſchickte ich ihn ſogleich nach Frankreich unter der Adreſſe des Cardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünf und dreißig Karat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Intereſſe, dieſen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erſt eine Roſette geweſen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem ſolchen Juwel verlangen konnte, ſo hatten die Herren die Spitze wegſchleifen laſſen, und nun nahm er ſich, als Brillant, auch nicht ſonderlich aus; unſer Herzog, der die Juwelen äußerſt liebte, gab dem Schelm Bernardo gewiſſe Hoffnung, daß er dieſen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte den Herzog zu

hintergehen, so sprach er mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus und einging, so rief er mich eines Tages bei Seite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes, und sagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewissen Diamant zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamant sehen, helft zu dem Verkaufe, ich kann ihn für siebenzehntausend Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen was ich verstund', ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamant, den ich an den Zeichen die mir Antonio gegeben hatte sowohl der Gestalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war, und man die Spitzen deßhalb abgeschliffen hatte, so wollte mir diese Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, daß ich sagen solle? Denn es sey ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte nur

setzt; seine Frau aber hat wohl keine gehabt; da entstanden die letzten Bastarte, Jupiter und seine Geschwister und Kinder — ihnen waren die Flügel versagt, das Schicksal und die Vögel ihnen gram. Sie legten sich auf's Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günstlingen, um ihnen das Recht auf die Herrschaft vergessen zu machen; Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und Venus die Taube. Seinen geliebten Sohn und Kuppelhohen Mercur, negotiirte Jupiter selbst zwey Paar Flügel. Dem Siege wußten sie Fittige zu verschaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Es ist wahr, ich hab' sie alle so gemahlt gesehn.

Treufreund. Und, was sag' ich? Amorn, den losesten aller Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Er, der Herr ist der Götter und Menschen, ist unstreitig ein Vogel! Er setzt die erste uralte Gewalt eures Geschlechts fort. Und so hat die Liebe bloß von

meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine bescheidene Weise das wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich solle die Schönheit der langen Facetten sehen, die der Stein habe; darauf sagte ich, es sey das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich, und sagte, ich solle den Werth des Edelsteins betrachten, und sagen was ich ihn schätze. Da nun Antonio Landi den Stein für siebenzehntausend Scudi angeboten hatte, glaubte ich der Herzog habe höchstens fünfzehntausend dafür bezahlt, und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten, und sagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab, achtzehntausend Scudi habt ihr bezahlt; da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und sagte: Nun sehe ich, daß du dich nicht darauf verstehst. Ich versetzte: Gnädiger Herr! ihr seht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht den Ruf eures Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht seyn mich drauf zu verstehn. Sagt mir wenigstens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weise Ew. Excellenz mich drauf verstehn lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg, und sagte: Fünf und zwanzigtausend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geschah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldschmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeigelaufen, zu diesem sagte ich, ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen, hätte er aber ja Lust dazu gehabt, so hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen für siebenzehntausend

Scudi angeboten, und ich glaube für funfzehntausend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will seinen Edelstein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen so abscheulichen Betrug gespielt hat, er wird es niemals glauben, wie die Sache sich eigentlich verhält. So sprachen wir unter einander und lachten über die Leichtglaubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte schon die Figur der Meduse, wie gesagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eisen war die Gestalt, gleichsam anatomisch übergezogen, ungefahr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte sie aufs beste, dann brachte ich das Wachs drüber, um sie zu vollenden, wie sie dereinst in Erz werden sollte; der Herzog, der oft gekommen war mich zu sehen, war so besorgt der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünschte, ich möchte einen Meister zu Hülfe nehmen, der diese Arbeit verrichtete. Diese Gunst des Herrn ward mir sehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung sprach, so dachte sein Haushofmeister nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte diesem schlechten Mann, der von Prato, und also ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewissen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Polizeidiener und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts übles thun, und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu seinem Zweck zu gelangen. Er suchte die Mutter meines Lehrburschen auf, der Cencio hieß, ein Weib der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der

pedantiſche Schelm mit der hölliſchen Spitzbübin einen Anſchlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Vargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewiſſer Vologneſer war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem ſchelmiſchen pedantiſchen Narren, dem Haushofmeiſter, erhalten hatte, kam ſie eine Sonnabendsnacht mit ihrem Sohn zu mir und ſagte, ſie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeſchloſſen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen ſolle ſie ihn gehen laſſen wohin er wolle. Ich lachte ſie aus und fragte, warum ſie ihn eingeſchloſſen habe? Sie antwortete: weil er mit mir geſündigt habe, ſo ſey ein Befehl ergangen, uns beide einzuziehen. Darauf ſagte ich, halb erzürnt: Wie habe ich geſündigt? fragt den Knaben ſelbſt. Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr ſey? Der Knabe weinte und ſagte: Nein! Darauf ſchüttelte die Mutter den Kopf und ſagte zum Sohne: Du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie das zugeht! Dann wendete ſie ſich zu mir, und ſagte, ich ſollte ihn im Hauſe behalten, denn der Vargell ſuche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hauſe. Darauf ſagte ich: Ich habe bei mir eine verwittwete Schweſter, mit ſechs frommen Töchtern, und ich will niemand bei mir haben. Darauf ſagte ſie: der Haushofmeiſter habe dem Vargell die Commiſſion gegeben, man ſolle ſuchen mich auf alle Weiſe gefangen zu nehmen; da ich aber den Sohn nicht im Hauſe behalten wolle, ſo ſollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeiſter ſey ihr größter Freund, und ſie werde mit ihm machen was ſie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indeſſen ganz wüthend geworden, und rief: Weg von hier, nichtswürdige Hure! That' ich

es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hatte ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwei, dreimal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrüßlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler, sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum Guß befördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Acte zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufelei ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr zweitausend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub weggegangen sey, so wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene Weise mein grausames Schicksal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine

gewöhnliche Weise zu scharmuzziren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wundersamen Tizian, den Maler, und Meister Jacob del Sansovino einen trefflichen Bildhauer und Baumeister, einen unserer Florentiner, den die Venezianischen Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz in unserer Jugend genau gekannt. Diese beiden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkosungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich sogleich bei der Hand nahm und mir aufs freundlichste zusprach, denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonacorsi, und weil er, ohne seine größte Gefahr, sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem Schlößchen zu, und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten sich, und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle? Denn sie dachten, es sey meine Absicht nach Frankreich zurück zu kehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sey, und daß ich in zwei, drei Tagen wieder zurück gehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: Du thätest besser nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist; was du da gewonnen hast, wirst du alles in Florenz verlieren, und daselbst nur Verdruß haben.

Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreis'te den

andern Tag, ſo geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indeſſen legten ſich die Teufeleien meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Urſache geſchrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernſt und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien beſuchen. Nach einer kurzen ernſthaften Stille, redete er mich freundlich an, und fragte, wo ich geweſen ſey? Ich antwortete, mein Herz ſey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt geweſen, ob mich gleich die Umſtände genöthigt hatten, den Körper ein wenig ſpazieren zu laſſen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und ſo discurirten wir ein wenig. Endlich ſagte er zu mir, ich ſolle fleißig ſeyn und ihm ſeinen Perſeus endigen.

So ging ich nach Hauſe, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schweſter nämlich, mit ihren ſechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erſte, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldſchmiede boſſirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieſes Werk gefiel, ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu verſuchen welche zu den Formen geſchickt ſeyen, denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei ſeinen Arbeiten in Erz ſich auch der Florentiniſchen Erden bedient hatte, dabei ſehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, ſo wollte ich, ehe ich den Guß meines Perſeus unternahm, keinen Fleiß ſparen, um die beſte Erde zu finden, welche der wunderſame Donatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühſeligkeit an ſeinen Werken bemerkte. So ſetzte ich nun zuletzt auf künſtliche Weiſe die Erde zuſammen, die

mir aufs beſte diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkſtatt des Meiſter Zanobi von Pagno des Glockengießers, und da ich ſah, daß der Kopf ſehr rein ausgefallen war, erbaute ich ſogleich einen kleinen Ofen in der Werkſtatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hauſe das er mir geſchenkt hatte, errichtet worden war, und ſobald mein Ofen, mit aller möglichen Sorgfalt ſich in Ordnung befand, machte ich Anſtalt die Statue der Meduſe zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das ſich unter den Füßen des Perſeus befindet. Da dieſes nun ein ſehr ſchweres Unternehmen war, ſo unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und ſo gerieth mir der erſte Guß aus meinem Ofen auf das allerbeſte; er war ſo rein, daß meine Freunde glaubten ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verſtanden es aber ſo wenig, als gewiſſe Deutſche und Franzoſen, die ſich der ſchönſten Geheimniſſe rühmen, und behaupten dergeſtalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe es auszuputzen. Das iſt aber ein närriſches Vorgeben, denn jedes Erz, wenn es gegoſſen iſt, muß mit Hammer und Grabſtichel nachgearbeitet werden, wie es die wunderſamen Alten gethan hatten, und auch die Neuen. Ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verſtanden. Dieſer Guß gefiel Seiner Excellenz gar ſehr, als ſie in mein Haus kamen ihn zu ſehen, wobei ſie mir großen Muth einſprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der raſende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag, und ihr zu verſtehen gab, daß wenn ich auch dergleichen Statuen

gösse, so sey ich doch nie im Stande, sie zusammenzusetzen, denn ich sey neu in der Kunst, und Seine Excellenz solle sich sehr in Acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgendergestalt an: Gnadiger Herr! ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr und besorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir; deßwegen sage ich von neuem, ich halte mich für fahig das Werk dreimal besser zu machen, als das Modell war, so wie ich gesprochen habe. Als ich bemerkte, daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwor' erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt, und fühlte eine unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs neue anging und sagte: Gnadiger Herr! diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt ist, und etwas gelernt hat, so thut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz ist bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wundersame Michel Agnolo Buonarotti ist; diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und so hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte deßwegen mich gehen zu lassen; aber ich bitte euch sehr den Bandinello fest zu halten, und ihm immer mehr zu geben als er verlangt, denn wenn er auswarts geht, so wird seine Anmaßung und Unwissenheit dieser edlen Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub, denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich alſo entſchieden ſah, kehrte er ſich halb zornig um, und ſagte: Benvenuto, wenn du Luſt haſt das Werk zu vollenden, ſoll dir's nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande ſey das verſprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf dieſe Weiſe von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, ſo daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen ſollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini fortfuhren an dem goldnen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten, auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen laſſen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden ſollte. Und ob ich gleich vermied ſo etwas zu unternehmen, ſo hielt mich doch der Herzog mit ſo vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit und verlangte von mir auf die gefälligſte Weiſe, daß ich ſie bei Tage fortſetzen ſolle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verſtehen, ob ich gleich voraus ſah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas ſpäter als gewöhnlich hereintrat, ſagte er zu mir: Du biſt unwillkommen (Malvenuto!). Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das iſt mein Name nicht, denn ich heiße Benvenuto, aber ich denke Ew. Excellenz ſcherzt nur: und ich will alſo weiter nichts ſagen. Darauf ſagte der Herzog, er ſcherze nicht, es ſey ſein völliger Ernſt, ich ſollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen, denn er höre, daß ich im Vertrauen auf ſeine Gunſt, dieſes und jenes thue, was ſich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und ſagte: Sieh

erſt wieder was du von Bernardone borgteſt. Da haſt du eins! Darauf verſetzte ich: Gnadiger Herr, ich danke euch, und bitte, daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es iſt wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwei Amboſe und drei kleine Hammer, und es ſind ſchon fünfzehn Jahre, daß ich ſeinem Georg von Cortona ſagte: er möge nach dieſem Gerathe ſchicken. Da kam gedachter Georg ſelbſt, ſie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfahrt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Perſon auf dieſe Weiſe etwas beſitze, in Rom oder in Florenz, es ſey von denen, die es ihnen ſelbſt hinterbringen, oder von andern, ſo ſtrafen ſie mich nach dem Kohlenmaaße.

Als der Herzog mich in dieſer heftigen Leidenſchaft ſah, wendete er ſich auf eine gelinde und liebevolle Weiſe zu mir und ſagte: Wer nichts verſchuldet hat, dem iſt es nicht geſagt. Verhalt es ſich wie du verſicherſt, ſo werde ich dich immer gerne ſehen, wie vorher. Darauf verſetzte ich: Die Schelmſtreiche des Bernardone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen, und zu bitten, daß Sie mir ſagen, wie viel Sie auf den großen Diamant mit der abgeſchliffenen Spitze verwendet haben, denn ich hoffe die Urſache zu zeigen, warum dieſer böſe Menſch mich in Ungnade zu bringen ſucht. Darauf antwortete der Herzog: Der Diamant koſtet mich fünf und zwanzigtauſend Scudi, warum fragſt du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Antonio Landi geſagt, wenn ich ſuchen wollte dieſen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, ſo wolle er ihn für ſechzehntauſend Scudi geben. Das war nun ſein erſtes Gebot und Ew. Excellenz weiß nun was Sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr ſey, fragen Sie den Domenico Poggini, und ſeinen Bruder, die hier gegenwartig ſind, ob ich

den Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger ist, will ich euch auch sagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Ungewißheit.

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kindersinn! Hätt' ich nur ein Netz! die wären mein.

Treufreund. Hätte Prometheus, als ein weiser vorsichtiger Vater, statt des so sehr beneideten Flämmchens, seinen Menschen Flügel gegeben: welt einen größern Schaden hätt' er seinen Göttern gethan; aber auch euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schicksal und euern Ahnherrn, die ihm seine klugen Sinne verdunkelten. Denn in so mannichfaltiger Kunst als die Menschen sich geübt haben, ist doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunsch, eine eitle Bemühung gewesen. Sie scheinen ihre eigene Vorzüge darüber zu vergessen, stehn mit aufgereckten Mäulern da und beneiden euch, wenn ihr von den hohen Felsen über die un-

es damals nicht gleich gesagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wisset, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde Euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung, ich habe weiter nichts dabei, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackren Leute die hier sind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er sagt.

Sogleich stund der Herzog entrüstet auf, und schickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reisen. Antonio behauptete, er habe nicht von diesem Diamant gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: Gnädiger Herr! was ich gesagt habe, ist wahr, und was Bernardone wegen der Geräthschaften sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweis't, will ich ins Gefängniß gehen. Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: Benvenuto! bleibe ein rechtschaffner Mann, und sey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamant den ihr der Bernadaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwele selbst an die Brust stecken sollte, und gab mir dazu eine grosse

Stecknadel, darauf befestigte ich den Edelstein, und ging unter vielen Gnadenbezeugungen die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen, durch einen Deutschen, oder einen andern Fremden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldne Gefaße mit halberhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papsts Clemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden, als die Münzen die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Sr. Excellenz große Gefaße von Gold und Silber machen, wie dem wundersamen König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: Thue nur und ich werde sehen; er gab mir weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihulfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: Das ist Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein schönes Gefaß. Weil ich aber meinen Perseus nicht zurücklassen wollte, und doch großes Verlangen hatte ihm zu dienen,

gab ich das Metall, mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen, einem Schelm, der Peter Martini der Goldschmied hieß, der die Arbeit ungeschickt anfing und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich sie eigenhändig gemacht hatte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich sah, daß er, weder selbst, noch durch andere, die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich sie zurück, und ich hatte große Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen und sagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch, nach meinen Zeichnungen, verschiedene Personen in Venedig und an andern Orten arbeiten lassen, und ward immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft, ich sollte Goldschmiedearbeiten für sie verfertigen. Darauf versetzte ich öfters: Die Welt und ganz Italien wisse wohl daß ich ein guter Goldschmied sey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweipfennigtöpfchen mit schönen Masken auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das freundlichste, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich

zu einem so großen Werke zu wenig Beihulfe hätte, und daß er der bösen Zunge des Bandinellis nicht glauben solle, die mich verhindere meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen klaglichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: Fürwahr der Herzog sollte nur zuletzt einsehen daß sein Bandinelli nichts taugt.

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bankinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Tod zu suchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden, doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. — Nachricht von einem Marmorbruch bei Seravezza, als einem Apoll, Hyacinth und Narcis. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Heilung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lattantio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut gethan, nun wahrte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattantio, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit seinem Mückenstimmchen, indem er seine Spinnenfinger bewegte: Warum endigst du nicht das Werk? Man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst! Ich sagte darauf erzürnt: Hol euch der Henker und alle die

glauben, daß ich es nicht vollenden könnte! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwundernswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in allem unterstützte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gesellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohl auf, und küßte es in meinem Verdrusse. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen unter einem wüthenden Weinen und Geschrei, das, in dem Alter von ungefähr zwei Jahren, eine äußerst verwundersame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fand', verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sanct Domenico gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein und ich, sogleich entschlossen das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier, wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte nichts, feige Memme, du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und

ſagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch ſeine Kraft verhindert hatte eine ſolche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreit von der teufliſchen Raſerei. Ich faßte Muth und ſagte zu mir ſelber: Wenn mir Gott ſo viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, ſo hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden, und meine Rache wird größer und herrlicher ſeyn, als wenn ich ſie an einem einzigen ausgelaſſen hatte; und mit dieſem guten Entſchluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hauſe.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erſtickt hatte; worüber ich ſolche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Deſſen ungeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und ſagte: Gott und Herr, du gabſt mir ihn und haſt mir ihn nun genommen, für alles danke ich dir von Herzen. Und obſchon der große Schmerz mich faſt ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo machte ich doch aus der Noth eine Tugend und ſchickte mich ſo gut als möglich in dieſen Unfall.

Um dieſe Zeit hatte ein junger Arbeiter den Vandinell verlaſſen; er hieß Franciscus, Sohn Matthäus des Schmiedes; dieſer Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben? Ich war es zufrieden und ſtellte ihn an, die Figur der Meduſe auszuputzen, die ſchon gegoſſen war. Nach vierzehn Tagen ſagte mir dieſer junge Menſch, er habe mit ſeinem vorigen Meiſter geſprochen, der mich fragen ließe: ob ich eine Figur von Marmor machen möchte, er wolle mir ein ſchönes Stuck Stein dazu geben; darauf verſetzte ich: Sag' ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böſer Stein für ihn werden, denn er reizt mich immer und erinnert ſich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze

St. Domenico entronnen iſt. Nun ſag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weiſe verlange. Ich rede niemals von dieſer Beſtie und er kann mich nicht ungehudelt laſſen. Fürwahr ich glaube, er hat dich abgeſchickt bei mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuſpähen; nun gehe und ſag' ihm, ich werde den Marmor auch wider ſeinen Willen, abfordern, und du magſt wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaſte ſehen laſſen. Einſt kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beinah abgeſpeiſ't und wie ich hörte, ſo hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir geſprochen, beſonders hatte er mich ſehr über das Faſſen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ ſie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, erſuchte ſie mich, ihr eine kleine Roſette in einen Ring zu paſſen und ſetzte hinzu, daß ſie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maaß und den Diamant, der ungefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich ſolle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu ſprechen und ſagte: Gewiß war Benvenuto in dieſer Kunſt ohne Gleichen; jetzt, da er ſie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deßwegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieſer Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung iſt, zu große Arbeit verurſachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir dieſen kleinen Dienſt für ſeine Gemahlin erlauben ſolle. Alsbald legte ich Hand an und in wenig Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und beſtand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebſt Bändchen von Schmelz, ſo daß der Edelſtein und die Faſſung ſich ſehr

gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gutigen Worten ſagte: ich habe ihr eine ſehr ſchöne Arbeit gemacht und ſie werde an mich denken. Sie ſchickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geſchenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar ſo liebevoll, daß ich mich immer anſtrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Geſichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünſchte nichts eifriger, als meinen Perſeus zu endigen.

Es hatten ſich gewiſſe Geſellen gefunden die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an mich mehr im Palaſt ſehen zu laſſen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, ſah ich die Garderobenthür offen, und als ich mich ſehen ließ, rief der Herzog und ſagte mir, auf eine ſehr freundliche Weiſe: Du biſt willkommen! ſiehe, dieſes Kaſtchen hat mir Herr Stephan von Paleſtrina zum Geſchenke geſchickt, eröffne es und laß uns ſehen, was es enthält. Als ich das Kaſtchen ſogleich eröffnet hatte, ſagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das iſt eine Figur von Griechiſchem Marmor, die Geſtalt eines Kindes, wunderſam gearbeitet, ich erinnere mich nicht unter den Alterthümern ein ſo ſchönes Werk und von ſo vollkommener Manier geſehen zu haben, deßwegen biete ich mich an, zu dieſer verſtümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar ſchickt ſich nicht für mich Statuen auszuflicken, denn das iſt das Handwerk gewiſſer Pfuſcher, die ihre Sache ſchlecht genug machen, indeſſen fordert mich die Vortrefflichkeit dieſes Meiſters zu ſolcher Arbeit auf. Der Herzog war ſehr vergnügt,

daß die Statue ſo ſchön ſey, fragte mich viel darüber und ſagte: Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Fürtrefflichkeit dieſes Meiſters beſtehe, worüber du dich ſo ſehr verwunderſt. Darauf zeigte ich Seiner Excellenz ſo gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und ſuchte ihm das Talent, die Kenntniß und die ſeltne Manier des Meiſters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich ſehr viel geſprochen, und es um ſo lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indeſſen ich nun den Herzog auf dieſe angenehme Weiſe unterhielt, begab ſich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, ſchien ein wenig unruhig und ſagte mit ernſthaftem Geſichte: Was wollt ihr, Bandinello? Ohne etwas zu antworten, warf dieſer ſogleich die Augen auf das Kaſtchen worin die aufgedeckte Statue lag, und ſagte mit einem widerwärtigen Lacheln und Kopfſchütteln, indem er ſich gegen den Herzog wendete: Herr, das iſt auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz ſo oft geſprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verſtunden, deßwegen auch ihre Werke voller Fehler ſind. Ich war ſtill und merkte nicht auf das, was er ſagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Beſtie ihr ungefalliges Gewäſch geendigt hatte, ſagte der Herzog zu mir: Das iſt ganz das Gegentheil von dem, was du, mit ſo viel ſchönen Gründen, mir erſt aufs beſte bewieſen haſt, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf dieſe herzoglichen Worte, die mir mit ſo vieler Anmuth geſagt wurden, antwortete ich ſogleich: Ew. Excellenz wird wiſſen, daß Baccio Bandinelli ganz aus böſen Eigenſchaften zuſammengeſetzt iſt, ſo wie er immer war, dergeſtalt, daß alles, was er auch

anſieht, ſelbſt Dinge die im allerhöchſten Grad vollkommen gut ſind, ſich vor ſeinen widerlichen Augen ſogleich in das ſchlimmſte Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher iſt das, was ich Ew. Excellenz von dieſer fürtrefflichen Statue geſagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das iſt nur ganz allein das Böſe, woraus er zuſammengeſetzt iſt.

Der Herzog ſtand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indeſſen als ich ſprach verzerrte Bandinell ſeine Gebärde und machte die häßlichſten Geſichter ſeines Geſichts, das häßlicher war, als man ſich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte ſich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinell; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam, wo er ſich niederſetzte. Bandinell und ich ſtanden zu ſeiner Rechten und Linken. Ich hielt mich ſtill und die Umſtehenden, verſchiedene Diener Seiner Excellenz, ſahen den Bandinell ſcharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben geſagt hatte. Nun fing Bandinell zu reden an und ſagte: Als ich meinen Hercules und Cacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert ſchlechte Sonette darauf gemacht, die das ſchlimmſte enthielten was man von einem ſolchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! verſetzte ich dagegen: Als euer Michel Agnolo Buonarotti ſeine Sacriſtey eröffnete, wo man ſo viele ſchöne Figuren ſieht, machte dieſe wunderſame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Beſſeres darüber ſagen könnte. Und ſo wie jener das Gute verdiente, das man von ihm

durchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Wasser hält einen Verliebten auf; mit den Fischen eifern sie in die Wette: aber Euer Reich ist unzugänglich, und zu Euern Künsten ein Sterblicher zu plump. Im Traume finden sie die höchste Seligkeit, wenn sie zu fliegen wahnen, und man hört die Zärtlichen an allen Ecken seufzen: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwey Flügel hätt' —" aber vergebens!

Vierter Vogel. Unsere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider sind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefsten Herzen ist eurer Vorzüge Übermacht ihnen eingeprägt; und von Geschlecht zu Geschlechten beugen sie sich, ohn' es zu wissen, vor dem uralten Recht eurer Herrschaft, wenigstens im Bilde.

Zweyter Vogel. Sag' uns keine Räthsel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken, noch zu rathen.

ausſprach, ſo verdient dieſer alles das Uebel was über ihn ergangen iſt. Auf dieſe Worte wurde Vandinell ſo raſend, daß er hätte berſten mögen, kehrte ſich zu mir und ſagte: Und was wüßteſt du noch mehr? Ich antwortete: Das will ich dir ſagen, wenn du ſo viel Geduld haſt mir zuzuhören. Er verſetzte: Rede nur!

Der Herzog, und die andern die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerkſamkeit, und ich fing an: Wiſſe, daß es mir unangenehm iſt, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir ſelbſt ſagen, vielmehr ſollſt du nur hören, was in dieſer trefflichen Schule von dir geſprochen wird.

Nun ſagte dieſer ungeſchickte Menſch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, ſo daß ich auf eine ſehr unangenehme Weiſe anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er ſich beſſer betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Dieſe treffliche Schule ſagt, daß wenn man dem Hercules die Haare abſchöre, kein Hinterkopf bleiben würde um das Gehirn zu faſſen, und was das Geſicht betrifft, ſo wiſſe man nicht, ob es einen Menſchen oder Löw-Ochſen vorſtellen ſolle? Er ſehe gar nicht auf das was er thue, der Kopf hänge ſo ſchlecht mit dem Hals zuſammen, mit ſo wenig Kunſt und ſo übler Art, daß man es nicht ſchlimmer ſehen könne. Seine abſcheulichen Schultern glichen, ſagt man, zwei hölzernen Bogen von einem Eſelsſattel, die Bruſt mit ihren Muskeln ſeyen nicht nach einem Menſchen gebildet, ſondern nach einem Melonenſacke, den man gerade vor die Wand ſtellt; ſo ſey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbiſſe modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einſehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der

Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeig
Auch sehe man nicht, daß er [illegible] auf beiden Füßen ste
wie es manchmal solche Meister gebildet haben die etwas
machen verstunden; man sehe deutlich genug, daß die Figu
vorwarts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, un
das allein sey der größte und unertraglichste Fehler, den
ein Dutzendmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von
Armen sagt man, sie seyen beide ohne die mindeste Zierlic
keit herunter gestreckt, man sehe daran keine Kunst, ebe
als wenn ihr niemals lebendige, nackte Menschen erblic
hattet; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacu
seyen die Waden in einander versenkt, daß wenn sich d
Füße von einander entfernten, nicht einer, sondern beide ohn
Waden bleiben würden. Ferner sagen sie, einer der Füß
des Hercules stecke in der Erde, und es scheine, als wen
Feuer unter dem andern sey.

Nun hatten diese Worte den Mann so ungeduldig g
macht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch d
großen Fehler des Cacus anzeigte. Denn ich sagte nic
allein die Wahrheit, sondern ich machte sie auch dem Herzo
und allen Gegenwärtigen vollkommen anschaulich, so daß s
die größte Verwunderung zeigten und einsahen, daß ich vol
kommen Recht hatte. Auf einmal fing daegen der Meni
an und sagte: O du böse Zunge! und wo bleibt meine Zeic
nung? Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nicht
Schlechtes hervorbringen, deßwegen glaub' ich, deine Zeic
nung ist wie deine Werke. Da er nun das herzogliche G
sicht und die Gesichter der andern ansah, die ihn mit Blick
und Mienen zerrissen, ließ er sich zu sehr von seiner Fred
heit hinreißen, kehrte sein häßlichstes Gesicht gegen mich un
sagte mit Heftigkeit: O schweige still, du Sodomit!

Der Herzog sah ihn auf diese Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern schlossen den Mund und warfen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Thor! sagte ich, du überschreitest das Maaß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verstünde; denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber als ein niedriges und geringes Menschlein wüßte mich nicht in einen so wundersamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich niemand halten, der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, so wisset nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn seyn sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir todt auf der Erde liegen sollen.

Da der schmutzige dumme Schurke nun sah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Albernheit einzulassen, indem er sagte: Dieser Benvenuto rühmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte. Darauf sagte ich schnell: Wie? hast du mir nicht durch Franzen, den Sohn Matthäus des Schmieds, deinen Gesellen sagen lassen, daß wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu schenken bereit seyst? Ich habe es angenommen und verlange es. Er versetzte darauf:

Rechne nur, daß du es nicht sehen wirst. Noch voll Raserei über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, so daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth versetzte: Ich sage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus schickst, so suche dir eine andere Welt, denn in dieser werde ich dich auf alle Weise erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines so großen Herzogs befand, wendete ich mich demuthig zu Seiner Excellenz und sagte: Gnädiger Herr! Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieses Menschen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich selbst vergessen; deßhalb verzeiht mir! Darauf sagte der Herzog zum Bandinell: Ist es wahr, daß du ihm den Marmor versprochen hast? Dieser antwortete, es sey wahr. Der Herzog sagte darauf zu mir: Geh' in seine Werkstatt und nimm dir ein Stück nach Belieben. Ich versetzte, er habe versprochen, mir eins ins Haus zu schicken. Es wurden noch schreckliche Worte gesprochen, und ich bestand darauf, nur auf diese Weise den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus, ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinello und es sey das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn so groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte,

nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: Laß' das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zusehe. Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: Dieser Marmor ist voller Stiche, dessen ungeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entschließen können ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück Griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde sey es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiwesen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwei Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwei Finger breit waren, deßhalb machte ich die Stellung die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre die es darauf geregnet hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwacht und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Untersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach, und als ich ihn wieder herstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte,

jenen Blumenkranz, den er unter der Bruſt hat. So arbeitete ich an ſeiner Vollendung gewiſſe Stunden vor Tag, oder auch an Feſttagen, nur um keine Zeit an meinem Perſeus zu verlieren, und als ich unter andern eines Morgens gewiſſe kleine Eiſen, um daran zu arbeiten, zurechte machte, ſprang mir ein Splitter vom feinſten Stahl ins rechte Auge, und drang ſo tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weiſe herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieſes Auges zu verlieren. Nach verſchiedenen Tagen rief ich Meiſter Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwei lebendige Tauben nahm, und, indem er mich rückwärts auf den Tiſch legte, dieſen Thieren eine Ader durchſtach die ſie unter dem Flugel haben, ſo daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn ſchnell wieder geſtärkt fühlte. In Zeit von zwei Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei, und mein Geſicht war verbeſſert. Als nun das Feſt der heiligen Lucia herbeikam, es war nur noch drei Tage bis dahin, machte ich ein goldnes Auge aus einer Franzöſiſchen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner ſechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch ſie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Luſt an gedachtem Narciß zu arbeiten; denn da ich den Perſeus unter ſo vielen Hindernissen doch ſo weit gebracht hatte, ſo war ich entſchloſſen ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfaſſer giebt einen hinreichenden Beweis ſeiner Kunſt, indem er den Perſeus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erſtaunen und wird unter vielen Hinderniſſen mit großer Anſtrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduſe ſo gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perſeus in Wachs aus, und verſprach mir, daß er eben ſo gut wie jene in Erz ausfallen ſolle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte ſich ſehr ſchön. Der Herzog ſah ihn, und die Arbeit gefiel ihm ſehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne ſo von Erz nicht ausfallen, oder er mochte ſich es ſelbſt vorgeſtellt haben, genug er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und ſagte mir einmal unter anderm: Benvenuto! die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunſt erlaubt es nicht. Ueber dieſe Worte war ich ſehr verdrießlich und ſagte: Ich weiß daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zu viel glauben die von mir Uebles reden, oder daß Sie die Sache nicht verſtehen. Er ließ mich kaum ausreden, und verſetzte: Ich gebe mir Mühe mich darauf zu verſtehen, und verſtehe es recht gut. Darauf antwortete ich: Ja als Herr, aber nicht als Künſtler: denn wenn Ew. Excellenz es auf dieſe Weiſe verſtunden, wie Sie glauben, ſo würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der ſchöne Kopf von Erz gerathen iſt, das große Portrait von Ew. Excellenz, das nach Elba geſchickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor mit ſo großer Schwierigkeit reſtaurirt und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich

ihn ganz neu hatte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwartig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe, was niemand vor mir in dieser verteufelten Kunst leistete. Sehet, gnadiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Abanderungen und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen war', wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten die ich in Frankreich unter dem wunderlamen König Franciscus gemacht habe, sind mir trefflich gerathen, bloß weil dieser gute König mir immer so großen Muth machte mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deßwegen habe ich in so kurzer Zeit so eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnadiger Herr, und gebt mir die Beihulfe deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geist erniedrigt, und mir die nöthige Hulfe nicht reichen laßt, so ist es unmöglich daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt etwas leisten könne das recht sey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern und wendete sich bald da bald dort hin, und ich Unglucklicher, Verzweifelter, betrubte mich außerst, denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: Nun sage, Benvenuto, wie ist

es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne? Sogleich versetzte ich: Nun sehet, gnädiger Herr, daß ihr es nicht versteht! denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie sie behauptet, so würde sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht.

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog halb erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: Ich glaube Benvenuto thut es aus Prahlerei, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er sich schnell zu mir, halb verachtlich, worin ihm alle die gegenwartig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: Ich will so viel Geduld haben die Ursache anzuhören, die du dir ausdenken kannst, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: Ich will Ew. Excellenz so eine wahre Ursache angeben, daß sie die Sache vollkommen einsehen soll. Denn wisset, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers abwärts, sondern aufwarts zu gehen, deßwegen verspreche ich, daß der Kopf der Meduse trefflich kommen soll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst, sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Ew. Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen aber leicht auszubessern seyn wird. Da versetzte der Herzog: Warum dachtest du nicht dran es so einzurichten, daß er eben so gut als der Kopf sich ausgießen möge. Ich sagte: Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hatte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht starker als zwei Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles soll

ausgebessert seyn; wenn aber meine Form halb voll seyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an, nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Meduse werden aufs beste gerathen, wie ich euch ganz sicher verspreche. Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte, nebst noch unendlichen vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die sich mir stündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte, und nach Florenz meinem süßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freilich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir, dessen ungeachtet versprach ich mir, daß wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an. Denn ob mir gleich wenig Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Monte Lupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit hatten vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs heraus zu ziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß die ich gemacht hatte: denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Treufreund. Ja, übereinstimmend geben alle Völker euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden sich ein, sehr viel Imagination zu haben; und wenn sie den vortrefflichsten unter sich mit etwas rechts vergleichen wollen, so können sie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr seyd so weit herum gekommen in der Welt, ihr solltet wissen —

Vögel. Wir wissen nichts.

Treufreund. Habt ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren so vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entstanden ist, der nicht gewünscht hätte einem ihrer Bürgermeister oder Stadtwachtmeister ähnlich zu sehen — Rom, sag' ich, das freye Rom, das keinen König über sich leiden konnte, setzte den Adler auf die Stange, und den Senat mit dem Volk in einem demüthigen Monogramm zu seinen Füßen! So ließen sie ihn dem Heer vortragen,

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwei Tage und zwei Nachte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form herein zu bringen, und bediente mich aller schönen Vortheile die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht die Luftcanale anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern deraleichen Dingen braucht. Da ich sah daß die Form gut befestigt war, und meine Art sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging: so wendete ich mich, überzeugt, daß ich trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stucke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen.

Damit aber das Metall ſchneller erhitzt würde und zuſammenfloſſe, ſo ſagte ich lebhaft, ſie ſollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen ſie von dem Pinienholze hinein, das, wegen ſeines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen ſo lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war bald von einer bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war ſo groß, daß ſie mir faſt unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicher Weiſe, daß das Feuer die Werkſtatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zuſammenſtürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel ſo viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen ſich abkühlte. So ſtritt ich mit dieſen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete mich dergeſtalt, daß meine ſtarke Natur nicht widerſtand. Es überfiel mich ein Fieber, ſo heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte wegzugehen und mich ins Bette zu legen. Da wendete ich mich ſehr verdrießlich zu denen die mir beiſtanden, das ungefähr zehen oder mehrere waren, ſowohl Meiſter im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die beſondern Arbeiter meiner Werkſtatt, unter denen ſich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verſchiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu dieſem ſagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: Siehe, lieber Bernardin, beobachte die Ordnung die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannſt, denn das Metall wird bald gahr ſeyn, du kannſt nicht irren; die andern braven Männer machen geſchwind die Canale, und mit dieſen beiden Eiſen könnt ihr die Löcher aufſtechen, und ich bin gewiß, daß meine Form ſich zum beſten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel, als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich

höchſt mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, ſie ſollten allen zu eſſen und zu trinken in die Werkſtatt bringen und ſetzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und ſagten, dieſes große Uebel würde vorbei gehen das mich nur wegen zu gewaltſamer Anſtrengung überfallen habe, und ſo litt ich zwei ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige die meinem ganzen Hausweſen vorſtand, und den Namen Frau Fiore von Caſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äußerſt liebevoll. Sie ſchalt mich, daß ich ſo außer mir ſey, und ſuchte mich dabei wieder auf das freundlichſte und gefalligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmaßigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich ſo viel als möglich in Acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war, wie ein großes S. Dieſer fing mit einem erbarmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen die den armen Sündern die zum Gericht geführt werden, zuſprechen, an zu reden, und ſagte: Armer Benvenuto! Euer Werk iſt verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt. Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer ſich näherte mir zu helfen, Magde oder Knabe, nach dem trat und ſchlug ich, dabei jammerte ich, und ſagte: O ihr neidiſchen Verräther,

dieſes Unheil iſt mit Fleiß geſchehen, und ich ſchwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich ſterbe, will ich noch ſo ein Beiſpiel auf der Welt laſſen, daß mehr als einer darüber erſtaunen ſoll! Als ich angezogen war, ging ich mit ſchlimmen Gedanken gegen die Werkſtatt, wo ich alle Leute, die ich ſo munter verlaſſen hatte, erſtaunt und höchſt erſchrocken fand. Da ſagte ich: Nun verſteht mich. Weil ihr die Art und Weiſe die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, ſo gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widerſetzte ſich mir, denn in ſolchen Fällen braucht man Beiſtand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewiſſer Meiſter Aleſſandro Laſtricati und ſagte: Sehet, Benvenuto, ihr beſtehet vergebens darauf, ein Werk zu machen wie es die Kunſt nicht erlaubt, und wie es auf keine Weiſe gehen kann. Auf dieſe Worte wendete ich mich mit ſolcher Wuth zu ihm und zum Allerſchlimmſten entſchloſſen, ſo daß er und alle die übrigen mit Einer Stimme riefen: Auf! befehlt uns nur, wir wollen euch in allem gehorchen, und mit allen Leibes- und Lebenskräften beiſtehn. Dieſe freundlichen Worte, denk' ich, ſagten ſie nur, weil ſie glaubten ich würde in kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu beſehen und fand das Metall ſtehend und zu einem Kuchen geronnen. Ich ſagte zwei Handlangern, ſie ſollten zum Nachbar Capretta, dem Fleiſcher gehen, deſſen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen verſprochen hatte, die ſchon langer als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die erſten Trachten herankamen, fing ich an den Feuerherd damit anzufüllen. Dieſe Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient ſich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stückgießen, weil es

gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieſes gewaltige Feuer empfand, fing er an zu ſchmelzen und blitzen; von der andern Seite betrieb ich die Canäle, andere hatte ich auf das Dach geſchickt, dem Feuer zu wehren, das bei der großen Stärke des Windes wieder aufs neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen aufbreiten, die mir das Waſſer abhalten ſollten. Nachdem ich nun alles dieſes große Unheil, ſo viel als möglich, abgewendet hatte, rief ich mit ſtarker Stimme bald dieſem bald jenem zu: Bringe dieß! nimm das! ſo daß die ganze Geſellſchaft, als ſie ſahe daß der Kuchen zu ſchmelzen anfing, mir mit ſo gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drei verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr ſechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch friſches Feuer und Anſtoßen mit eiſernen Stangen, in kurzer Zeit ganz flüſſig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten, und fühlte in mir eine ſolche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöſe, mit einem gewaltſamen Leuchten des Feuers, ſo daß es ſchien als wenn ſich ein Blitz in unſerer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber dieſe unerwartete fürchterliche Erſcheinung war ein jeder erſchrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, ſahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war, und ſich in die Höhe hob, dergeſtalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen, und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufſtoßen. Da ich aber bemerkte daß das Metall nicht mit der Geſchwindigkeit

lief, als es sich geborte, überlegte ich daß vielleicht der Zusatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden seyn, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeischaffen, und brachte eine nach der andern vor die Canale, zum Theil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß jeder nunmehr das Erz auf das beste geschmolzen sah, und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte. Da halfen sie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da und bald dort, und sagte: O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferstanden und herrlich gen Himmel gefahren bist, verschaffe, daß meine Form sich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bette, es waren zwei Stunden vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeste Uebel gehabt hatte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackre Magd aus eigenem Antrieb einen guten fett'n Capaun zurechte gemacht, und als ich aufstund, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich entgegen und sagte: Ist das der Mann, der sterben wollte? Ich glaube, ihr habt das Fieber diese Nacht mit euren Stößen und Tritten vertrieben? Denn als die Krankheit sah daß ihr in eurer Raserei uns so übel mitspieltet, ist sie erschrocken und hat sich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden, und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinnernen Teller zu ersetzen, nach Töpferwaare, wir aßen alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht,

in meinem Leben heiterer und mit beſſerem Appetit geſpeiſ't zu haben. Nach Tiſche kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten ſich und dankten Gott für alles was begegnet war, und ſagten, ſie hätten Sachen geſehen und gelernt, die alle andern Meiſter für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig ſtolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang, dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte ſie alle.

Sogleich ſuchte mein tödtlicher Feind, der abſcheuliche Haushofmeiſter des Herzogs, mit groſſer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet ſey, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn ſie am Gerinnen des Metalls Schuld ſeyen, ſagten ihm, ich ſey kein Menſch, ſondern eigentlich ein groſſer Teufel: denn ich habe das verrichtet, was der Kunſt unmöglich ſey; das brachten ſie nebſt viel andern groſſen Dingen vor, die ſelbſt für einen böſen Geiſt zu viel geweſen waren. So wie ſie nun wahrſcheinlich mehr als geſchehen war, vielleicht um ſich zu entſchuldigen, erzahlten, ſo ſchrieb der Haushofmeiſter geſchwind an den Herzog, der ſich in Piſa befand, noch ſchrecklicher und noch wunderſamer, als jene erzahlt hatten.

Als ich nun zwei Tage mein gegoſſenes Werk hatte verkühlen laſſen, fing ich an es langſam zu entblöſſen, und fand zuerſt den Kopf der Meduſe, der ſehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog ſagte, die Wirkung aufwarts ging; dann fuhr ich fort das übrige aufzudecken, und fand den zweiten Kopf, nämlich den Perſeus, der gleichfalls ſehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern, denn wie man ſieht, iſt dieſer Kopf viel niedriger, als das Meduſenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren auf

dem Kopfe des Perſeus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem Kopfe des Perſeus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, ſo daß nicht das mindeſte drüber ſtand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich ſehr verwunderte und dieſe ſeltſame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das beſte gekommen, und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferſe ausgegoſſen, ſo wie den Fuß ſelbſt, ſo daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden geſtellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Hohe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, ſo war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog ſehen ſollte, daß ich verſtehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von dieſem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, ſo war die Urſache, daß viele Dinge zuſammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunſt ſind, und weil ich auf die Weiſe, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weiſe, die von andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk ſo ſchön gerathen fand, ging ich geſchwind nach Piſa, um meinen Herzog zu finden, der mich ſo freundlich empfing, als ſich's nur denken läßt; deßgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeiſter ihm die ganze Sache geſchrieben hatte, ſo ſchien es Ihren Excellenzien noch viel erſtaunlicher und wunderſamer die Geſchichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den

Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich seiner Excellenz voraussagte, so war er voll Erstaunen und erzahlte der Herzogin, was zwischen uns vorgefallen war. Da ich nun sah daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen lassen; da gab er mir gnädigen Urlaub und sagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten, welcher Averardo Serristori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung Papst Julius des Dritten. (1550, 1551.)

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet seine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beim Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin.

Ehe ich verreis'te befahl ich meinen Arbeitern daß sie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perseus fortfahren sollten. Die Ursache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Porträt in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom

geschickt; er hatte dieses Bild in sein Schreibzimmer gestellt, das sehr reich mit Alterthümern und andern schönen Dingen verziert war; aber dieser Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Malerei. Denn die Fenster standen zu tief, die Kunstwerke hatten ein falsches Licht und zeigten sich keineswegs auf die günstige Weise, wie sie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab sich's, daß gedachter Bindo an seiner Thür stand und den Michelagnolo Buonarotti, der vorbeiging, ersuchte, er möchte ihn würdigen in sein Haus zu kommen, um sein Schreibzimmer zu sehen. Und so führte er ihn hinein. Jener, sobald er sich umgesehen hatte, sagte: Wer ist der Meister, der euch so gut und mit so schöner Manier abgebildet hat? Wisset, daß der Kopf mir gefällt; ich finde ihn besser, als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind; stünden die Fenster oben, so würde sich alles besser zeigen, und euer Bildniß würde sich unter so schönen Kunstwerken viel Ehre machen.

Als Michelagnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der folgendes enthielt: Mein Benvenuto! ich habe euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wisset, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Portrait von Erz zeigte und mir sagte, daß es von eurer Hand sey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln daß die Büste in schlechtem Lichte stand; denn wenn sie vernünftig beleuchtet wäre, so würde sie als das schöne Werk erscheinen, das sie ist.

Diesen Brief, der so liebevoll und so günstig für mich geschrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und sagte: Benvenuto! wenn du ihm schreibst, so suche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme,

und folgten mit Ehrfurcht und Muth, als seine Söhne, als seine Knechte. So ehrenvoll behandelt man euch, indeß ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begeifen scheint, was für Vorzüge die Götter euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich euch mit der Nase drauf stoße!

Vögel. Wie es dir beliebt.

Treufreund. Es ist schon lange, daß von der Macht Roms und seiner Herrlichkeit kaum einige Backsteine mehr übrig sind. Aber andere Völkerschaften haben sich zu der Ehrfurcht bekannt, die euch niemals entgehen kann. In Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall seht ihr's aufgestellt, und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker, wenn er auch von dem schlechtesten Sudler gemahlt oder geschnitzt ist. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, sperrt er seinen Schnabel aus einander, streckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landstraßen, ist das Ent-

ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen. Darauf schrieb ich ihm einen sehr gefälligen Brief und sagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt seiner Excellenz, ehe ich siegelte und fragte, ob ich vielleicht zu viel versprochen habe. Er antwortete mir dagegen: Du hast nach seinem Verdienste geschrieben; gewiß er verdient mehr, als du ihm versprochen hast, und ich will ihm noch mehr halten. Auf diesen Brief antwortete Michelagnolo niemals, und deßwegen war der Herzog sehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hause des gedachten Bindo Altoviti, der mir sogleich erzählte, wie er sein Bild von Erz dem Michelagnolo gezeigt und wie dieser es außerordentlich gelobt habe, und wir sprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die sich mit unter den fünftausend befanden, welche er unserm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Interessen richtig. Das war die Ursache, daß ich sein Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk funfzig Goldgülden durch einen seiner Leute, Julian Paccali, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: Mir ist's genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sey. Anstatt mich liebzukosen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienst an seinem Bildnisse

und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten laſſen wollte, und er ſollte mir ſo lang ich lebte funfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papſt den Fuß zu küſſen und glaubte, nach der Art, wie er mit mir ſprach, würde ich leicht mit ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hinderniſſe fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Geſandte gegen mich gewirkt hatte. Dann beſuchte ich Michelagnolo Buonarotti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geſchrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angeſtellt ſey und deßhalb ſich nicht entfernen könne. Ich ſagte darauf: da er ſich entſchloſſen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, ſo könne er nur ſeinen Urbino da laſſen, der fürtrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Verſprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und ſagte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: Und ihr? wie ſeyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf verſetzte, daß ich äußerſt vergnügt ſey und ſehr wohl behandelt werde, ſo ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde ſich unmöglich losmachen können. Darauf ſetzte ich hinzu, er würde beſſer thun nach Hauſe in ſein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem ſo großen Liebhaber der Künſte, als die Welt niemals geſehen hatte.

Nun hatte er, wie oben geſagt, einen Knaben bei ſich, der von Urbino war; dieſer hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weiſe gedient, welches

man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michelagnolo mit so vielen guten Gründen festhielt, daß der nicht wußte was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu sage. Da rief dieser Mensch auf seine bäuerische Weise und mit lauter Stimme: Ich lasse nicht von Michelagnolo, bis ich ihn schinde oder er mich. Ueber diese dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büste verlor und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen mußte, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treu und Glauben sey, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Castell an der Brücke zu Rifredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franciscus Ricci, den Haushofmeister, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, sagte er, mit unmäßiger Verwunderung: Wie? du bist zurück gekommen? Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: Der Herzog ist zu Castello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging, und ich konnte nicht begreifen, warum die Bestie sich so gebardete. Sogleich ging ich nach Castell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verstehen, daß ich mich wegbegeben sollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als sie mich entlassen hatten, mußte nun so ein wunderliches

Betragen ſehen, kehrte ſehr verdrießlich nach Florenz zurück, und ſuchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu ſo einem Betragen hatte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen welche zunächſt um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Luſt an, Herrn Sforza ſelbſt zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten ſollte. Er ſagte darauf lachend zu mir: Benvenuto! bleibe ein wackrer Mann und bekümmere dich um weiter nichts. Erſt viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verſchaffen, der auf eine trübe Art freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, ſo gut ich nur wußte, meine Erzählung an, ſprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bande Altoviti gemacht hatte, und dem was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte. Gleichfalls ſagte ich ihm alles wegen Michelagnolo Buonarotti, worüber er ſich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder ſehr über die Worte des Urbino und über die Schinderei von der dieſer Burſche geſprochen hatte; allein er ſagte zu allem dem nichts weiter, als: Es iſt ſein eigner Schade! ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Hausheimeiſter wieder etwas Böſes gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit iſt und mich aus ſo unſäglichen Gefahren bis zu dieſem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch deſſen Mühſeligkeiten ich allein mit Beihülfe ſeiner Kraft muthig hindurchgehe, und weder die Wuth des Glücks noch ungünſtige Sterne befürchte, ſo lange mir Gott ſeine Gnade erhalt.

Nun aber vernimm, gefälliger Leſer, einen ſchrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs den Goldſchmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und faſt alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog ſah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu ſprechen, deßwegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach ſeiner Gewohnheit und beſonders da er wußte daß ich zugegen ſey. Sogleich fing er an mit mir zu ſprechen, und ich hatte ihm dießmal ſo wohl gefallen, daß er ſich mer freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von ſeinen Secretaren eilig und ſagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog ſtand auf und ſie gingen zuſammen in ein andres Zimmer. Indeſſen hatte die Herzogin geſchickt, um zu ſehen, was Seine Excellenz mache? Der Page ſagte zu ihr, er ſpricht und lacht mit Benvenuto und iſt ſehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin ſelbſt in die Garderobe, und als ſie den Herzog nicht fand, ſetzte ſie ſich zu uns, und als ſie uns eine Weile zugeſehen hatte, wendete ſie ſich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich ſehr ſelten war und fragte mich, was ich davon hielte, ich lobte ihr ihn. Darauf ſagte ſie: Ich will daß mir ſie der Herzog kauft, darum, mein Benvenuto, lobe ſie ihm, ſo viel du kannſt. Darauf verſetzte ich mit aller Beſcheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dachte, dieſer Schmuck gehöre ſchon Ew. Excellenz, und da verlangt es die Vernunft von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu ſprechen; jetzt aber muß ich ſagen, daß ich vermöge meiner Profeſſion

viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz sie kaufte. Darauf sagte sie: Der Kaufmann giebt mir sie für sechstausend Scudi; wenn sie ohne Mangel wären, würden sie zwölftausend werth seyn. Darauf versetzte ich: Wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch niemand rathen, mehr als fünftausend Scudi dafür zu geben, denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelstein altert nicht und den sollte man kaufen. Darauf sagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: Ich will aber diese Perlen! Lobe sie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubst, so thue es mir zu dienen, es soll dein Vortheil seyn. Ein solcher Auftrag war mir, als einem beständigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte, Benvenuto, was willst du? Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: Ich komme, euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen! Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: Deßhalb solltet ihr sie kaufen! Darauf sagte der Herzog: Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind. Ich aber versetzte: Verzeiht, denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.

Die Herzogin stand hinten und mußte gehört haben was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst, und wenn die Perlen von solcher Schönheit waren, so würde ich sie gern kaufen, sowohl um die Herzogin zufrieden zu stellen, als auch

um sie zu besitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen fuhr ich fort, und widersprach allem was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich zweihundert Scudi haben sollte, ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und sagte: Ich verstünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre wie er überzeugt sey, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich sagte: Gnädiger Herr! wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Persens, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Ew. Excellenz. Der Herzog sah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, versetzte: Wenn du mir traust, so sorge für nichts weiter. Darauf sagte ich: Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: Rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast. Darauf sagte ich ihm, wie ich's verstand, und daß sie nicht mehr als zweitausend Scudi werth seyen.

Als die Herzogin hörte daß wir still wurden, denn wir redeten ziemlich leise, kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe große Lust dazu und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schönern gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: Ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: Warum will Ew. Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und

dieſe Perlen anſchaffen? Er antwortete: Weil ich nicht Luſt habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? ſagte die Herzogin von neuem, warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht ſo viel Vertrauen habt, mir verſichert, daß über dreitauſend Scudi noch ein wohlfeiler Preis iſt. Darauf ſagte der Herzog: Signora! mein Benvenuto hat mir geſagt: daß ich, wenn ich ſie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn dieſe Perlen ſind weder rund noch gleich, und es ſind auch genug alte darunter, und daß das wahr iſt: ſo ſeht nur dieſe, ſehet jene, ſehet hier, ſehet da! das iſt keine Waare für mich. Auf dieſe Worte ſah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, ſo daß ich verurſacht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren, weil aber mein Perſeus beinahe geendigt war, ſo wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzuſtellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte ſeinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, ſie ſollten mich immer durch die Zimmer laſſen, wo ſich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenſelbigen aufgegeben, ſo oft ich in den Palaſt kame, ſollten ſie mich wegjagen. Wenn ſie mich nun ſahen, verließen ſie ihren Poſten und jagten mich weg; ſie nahmen ſich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, ſo daß, wenn er mich eher als dieſe Schelmen erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte daß ich herein kommen ſollte.

Indeſſen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über deſſen Feigheit und Schlechtigkeit ſie ſich gegen mich ſo ſehr beklagt hatte, und empfahl ihm, ſo wie vormals mir, die Sache: er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur

gewähren! Darauf zeigte ſich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, ſobald er ihn erblickte, ſagte, er ſolle ſich wegheben! Der Schelm ſagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch ſeine Eſelsnaſe klang: O, gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann. Da er nun noch andere ſeiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: Entweder du gehſt, oder du kriegſt Ohrfeigen. Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchamtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und ſich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Proviſion, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und ſo blies er aus Poſſen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn los zu werden, und zwar ein bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und ſo fing er an: Ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird. Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äußerſt zur Laſt, und, ſowohl wegen der Ohrfeigen als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! gehe und mache den Handel, ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünſcht.

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann, und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach

die Gnade des Herzogs; jener dagegen gewann sich die große Provision und ihre Gnade. So ist es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu seyn, wenn das Glück uns übel will.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befestigen wollte, vertheilte die Thore unter geschickte Bildhauer und Baukünstler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen geht; dem Cavalier Bandinell das Thor bei S. Friano; Pasqualino von Ancona ward bei dem Thor S. Pier Gattolini angestellt; Julian von Baccio d'Agnolo

ſehen aller Schleichhändler, Tabaksklüner und Deſerteure. Es wird niemanden recht wohl, der ihn anſieht — Und was ſoll ich von dem zweyköpfigen ſagen? —

Erſter Vogel. Wir wollten, ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn ſelbſt nicht wohl leiden.

Treufreund. Dieſe Ehre iſt euch allen gemein. Denn wenn Fürſten und Könige ſich und die Ihrigen vor andern geringen Menſchen recht auszeichnen wollen, wählen ſie irgend einen Vogel und tragen ihn mit Gold und Silber geſtickt auf der Bruſt. Ja, ſie ſchlagen euch an vergoldete und diamantne Kreuze (die größte Ehre, die jemand widerfahren kann!) und tragen euch in Knopflöchern ſchwebend am Buſen.

Zweyter Vogel. Was hilft uns dieſe zeitliche Ehre, dieſe leere Achtung, wodurch ſie ſich mehr unter einander ſelbſt als unſere Vorzüge preiſen? Götter und Menſchen beſitzen

der Zimmermeiſter bei St. Georg; Particino, der Zimmermeiſter bei St. Nicolas; Franciscus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beim Kreuze, und Johann Baptiſta, Taſſo genannt, bei dem Thore Pinti. Und ſo wurden andere Baſtionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geſchichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die beſten Einſichten zeigte, ging ſelbſt um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl überlegt und ſich entſchloſſen hatte, rief er Lattantio Gorini, ſeinen Caſſirer, der ſich auch ein wenig mit dieſer Profeſſion abgab, und ließ ihn alle die Art und Weiſe zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befeſtigt werden ſollten, und ſchickte einem jeden ſein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Riſſe betrachtete, die man mir zugeſchickt hatte, ſchien es mir, daß ſie keinesweges nach den Umſtänden eingerichtet, ſondern äußerſt fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzuſuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieſer Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog ſich ergrimmt zu mir wendete und ſagte: Wenn die Rede iſt, wie man treffliche Figuren machen ſoll, ſo will ich dir nachgeben; aber in dieſer Kunſt mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe. Auf dieſe kurzen Worte antwortete ich ſo gelind als ich in der Welt nur wußte, und ſagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber geſtritten; nun iſt die Rede von der Befeſtigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deßhalb bitte ich Ew. Excellenz mich

anzuhören, und wenn ich so mit Ihnen spreche, werden Sie mir die Art und Weise zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Diese meine gefälligen Worte nahm der Herzog sehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte sodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art die man mir vorgeschrieben hatte, nicht gut sey. Darauf sagte der Herzog: Nun gehe und mache selbst eine Zeichnung und ich will sehen, ob sie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befestigt werden mußten und brachte sie ihm; er unterschied das Wahre vom Falschen und sagte mir sehr freundlich: Nun gehe, und mach' es nach deiner Art, ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardischer Capitain von schrecklicher starker Gestalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerst unwissend; dieser fragte mich sogleich: was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da und dort hin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte seinen ungeheuren Knebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und sagte nur immer: Zum Henker, ich verstehe das alles nicht! Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: So laßt es mich machen, der ich's verstehe, dabei wendete ich ihm den Rücken, das er höchst übel nahm und sagte: Du willst gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten soll. Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: Es sollte mir lieber seyn mit dir als mit der Bastion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele

wackere Leute von unſern Florentinern und andern Hofleuten dazwiſchen legten. Der große Theil ſchalt ihn aus und ſagte: Er habe unrecht, ich ſey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, ſollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er ſich um ſeine Geſchäfte und ich fing meine Baſtion an. Als ich nun die gehörige Anſtalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitain von Ceſena fand, den artigſten Mann den ich jemals von dieſer Profeſſion gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er ſich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravſten und tödtlichſten Menſchen die man ſich denken kann. Dieſer Edelmann beobachtete mich ſo genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünſchte meine Arbeit zu verſtehen, und ich zeigte ihm alles aufs gefälligſte. Genug wir wetteiferten, wer ſich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, ſo daß ich dieſe Baſtion weit beſſer als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Feſtungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande geſtreift, und das ganze Gebiet von Prato war ſo in Furcht geſetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen ſie mit allen ihren Karren herbei und jeder fuhr ſeine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun ſolche Unordnung ſah, ſagte ich zur Thorwache: ſie ſollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem ſolchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und ſeinen Dienſt nicht leiſten konnte. Als das Ungeheuer von Capitain dieſe meine Worte hörte, wendete er ſich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm ſogleich zurückgab, ſo daß es zwiſchen uns hätte ſchlimmer

als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perseus zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände, oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen sie selbst mit gewissen Grabstichen rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Excellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meiselchen, die er in der Hand hielt, schlug, so daß die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herstellte, und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meiseln hatte, so ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Perseus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich daß die lange Zeit die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geschah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur beim Einbruche der Nacht in den Palast

kommen ſollte. Seine Excellenz war äußerſt ſanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkoſungen zu.

In dieſen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, ſo daß Seine Excellenz, um abgeſondert zu ſeyn, ſich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen, ich ſollte durch ſeine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewiſſe Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um dieſe Zugänge und ließ alle dieſe Thüren verſchließen, ſo daß ich alle Abende, wenn ich in den Palaſt kam, eine Weile warten mußte, weil ſie ſich ſelbſt in dieſen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil ſie nicht wohl war, ſo kam ich niemals ohne ſie zu ſtören. Nun warf ſie deßwegen, und wegen der ſchon bekannten Urſache den äußerſten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weiſe weder ſehen noch leiden. Doch mit aller dieſer großen Noth und dieſem unendlichen Verdruß fuhr ich gelaſſen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, ſogleich aufmachen ſollte, und ſo ließen ſie mich, ohne mir etwas weiter zu ſagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bei ihrer Bequemlichkeit fand, die ſich denn mit einem ſo wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entſetzte. Sie ſagte mir immer: Wann wirſt du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig ſeyn! dein Kommen wird mir allzu läſtig. Darauf antwortete ich mit der größten Gelaſſenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerin! ich verlange nichts mehr, als Ihnen

mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen daß ich krank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wieder sehen. Darauf versetzte sie: Ich sage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen sollst, aber mir scheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weise veranlaßt worden seyn, genug wenn vier und zwanzig Uhr herbeikam, so ließ er mich rufen und der Bote sagte jederzeit: Verfehle nicht zu kommen, der Herzog erwartet dich; und so fuhr ich fort mit eben denselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Herzog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaßen erschreckt eilig zurückgehen wollte; er aber sagte schnell zu mir: Komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit und ich werde bald bei dir seyn. Indessen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Grazia, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Jacke, und trieb so artige Scherze, als ein solches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte sich darüber und sagte: Was ist das für eine anmuthige Freundschaft die meine Kinder zu dir haben?

Indessen ich nun an diesen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Grazia den ganzen Abend um mich herum, und stachen mich, ohne daß es der Herzog sah, ich aber bat sie ruhig zu seyn. Sie antworteten: Wir können nicht! Und ich versetzte: Was man

nicht kann, will man auch nicht, drum laßt mich ruhen. Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Base des Perseus angebracht sind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perseus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich sie zusammen in gedachtes Zimmer bringen lassen, wo ich Abends arbeitete, und sie in eine Reihe, ein wenig höher als das Auge gestellt, wo sie sich wirklich sehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Person die ihm die Nachricht brachte, diese Arbeiten über Verdienst gerühmt und gesagt hatte: sie seyen besser als die alten, und mehr solche Dinge; so kam nun der Herzog und die Herzogin und sprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber stand geschwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach seiner fürstlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn hielt, so groß und schön, als man sie nur sehen kann, und sagte dabei: Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe diese Birn in den Garten deines Hauses. Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr! ist es Ihr Ernst daß ich die Birn in den Garten meines Hauses legen soll? Der Herzog sagte von neuem: In den Garten des Hauses, das dein ist. Verstehst du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den besten Ceremonien die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann setzten sie sich gegen die Figuren über und sprachen über zwei Stunden von nichts als von denselben, so daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir sagte: Ich will nicht, daß du diese schönen Figuren da unten auf dem Platz verschwendest, wo sie in Gefahr kämen verdorben zu werden, vielmehr sollst

du sie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich sie aufs beste will halten lassen, wie ihre seltne Tugend verdient. Gegen diese Worte setzte ich mich mit unendlichen Gründen, weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figuren nicht an die Base wo sie sich jetzo befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwei und zwanzig in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Base schon alles zurechte gemacht hatte, so löthete ich sie sogleich ein, wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so zornig, daß sie mir, wenn ihr Gemahl nicht gewesen wär', gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam also Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perseus schon hingebracht hatte, und arbeitete an seiner Vollendung unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter so vielen andern Vorfallen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu sehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er sich zu gewissen Herren die mit ihm waren und sagte: Ob uns gleich dieses Werk sehr schön vorkömmt, so muß es doch auch dem Volke gefallen, deßwegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegst, wünschte ich, daß du mir zu Liebe diese vordere Thüre nach meinem Platze zu öffnetest, um zu sehen, was

das Volk dazu sagt; denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied seyn muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf diese Worte sagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehen. Erinnern sich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte. Ja sogar Bandinello, der es daselbst sah, war genöthigt, ungeachtet seiner bösen Natur, Gutes davon zu reden, er, der sein ganzes Leben lang von niemand Gutes gesprochen hat, und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel.

Darauf sagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.

Als er weg war, machte ich mich daran die Statue aufzudecken, weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewisser Firniß und andere Kleinigkeiten die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, schalt und betrübte mich und verwünschte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte, denn alles, was ich, von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so mit größtem Verdrusse deckte ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß sobald als sie gesehen wurde, sich ein unmäßiges Geschrei zum Lobe des Werks erhub, wobei ich mich ein wenig getröstet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften,

wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demselben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und Griechische Verse; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa und alle die vortrefflichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Gesinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunst, nämlich Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte, und unter andern, der geschickte Maler Jacob von Pontormo; am höchsten aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Malers, dem es nicht genug war, verschiedene Gedichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes, auf seine seltene und angenehme Weise sagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und so hatte ich das Werk wieder bedeckt, und suchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunst erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei diesem kurzen Anblick erzeigt hatte, sagte er: Ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun, so mag er sich mit Geduld waffnen. An diesen Reden war Bandinell schuld, denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orsanmichele sieht, und noch andere Werke,

unser Reich, und wir irren als Fremdlinge zwischen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt ihr ihnen gelassen; euer Vaterland, euer Reich sind sie untüchtig einzunehmen. Noch ist es frey wie vom Anfang' her.

Vögel. Zeig' es uns.

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ' uns hin.

Dritter Vogel. Gibt's Wicken, gibt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln,
Daß wir uns freuen,
Naschen und flattern —
Rühmliche Wonne!

ſogar den verwunderswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige ſich nur von vorn gut. Dann ſprach er von ſeinem Hercules und ſeinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und ſprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu dieſen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch ſo ablaufen, denn der neidiſche Bandinell hörte nicht auf Uebles zu reden. So ſagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu ſchmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, iſt eine andere Kunſt, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht ſagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet ſehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter dieſe hämiſchen Worte miſchte er nach ſeiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unſterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und ſie an einem Donnerſtag ganz aufdecken konnte. Alſobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte ſich eine ſolche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beſte davon zu ſprechen. Der Herzog ſtand an einem niedern Fenſter des Palaſtes das über der Thüre war, und ſo vernahm er, halb verborgen, alles was man ſagte. Als er nun einige Stunden zugehört hörte, ſtand er mit ſo viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete ſich zu Herrn Sforza und ſagte: Sforza! geh' zu Benvenuto, und ſag' ihm von meinetwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden ſtellen, er ſoll ſich verwundern, und ſag' ihm, er ſoll gutes Muths ſeyn. Herr Sforza brachte mir dieſen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerſt geſtärkt ward und denſelben Tag ſehr vergnügt zubrachte, weil das

Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dem und jenem als eine neue und wundersame Sache zeigte. Unter andern waren zwei Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen sie heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wär'. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bei uns still standen, und mich schärfer ansahen als unsern Perseus selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn, und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprachen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perseus und er sey dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt, als irgend ein andrer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franciscus, der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämmtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien

durch, dankte den Herren für das große Lob, das ſie mir gegeben hatten, und verſicherte ſie, das ſey die größte Belohnung für jeden, der ſich ernſthaft bemühe; ich ſetzte hinzu, ſie hätten meine Luſt gut zu arbeiten ſo vermehrt, daß ich in wenigen Jahren, ein anderes Werk aufzuſtellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen Florentiniſchen Schule noch mehr als mit dieſem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm ſogleich von ihnen Abſchied.

Auf dieſe Weiſe ließ ich zwei Tage vorübergehen, und als ich ſah, daß das große Lob immer zunahm, entſchloß ich mich meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir ſagte: Mein Benvenuto, du haſt mich und das ganze Volk zufrieden geſtellt; aber ich verſpreche dir, daß ich dich auf eine Weiſe befriedigen will, über welche du dich verwundern ſollſt, und ich ſage dir, der morgende Tag ſoll nicht vorüber gehen. Auf dieſe herrlichen Verſprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und ſagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menſchen, die ſie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angeſtrengt habe, und bin überzeugt, daß mein feſter Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen dieſem und ſo manchem andern wunderbaren Beiſtand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unſterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über S. Francesco della Vernia zurückkehren, unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunsch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog mit heiterem Gesichte: Geh' und kehre zurück! Wirklich so gefällst du mir; lasse mir zwei Verse zum Andenken und sey unbesorgt.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: Lege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäm' und seine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube er brächte mich um. Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Gunst, und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf ſeinem Wege, einem alten Alchimiſten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von ſeiner eignen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog, wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbietet ſich, zwei Pulte für den Chor zu machen, und ſie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorſchlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Pſalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reiſe ſingend und ausſprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die ſchönſte Sommerzeit und die Ausſicht in ein Land wo ich nie geweſen war, ſchien mir ſo reizend, daß ich erſtaunte und mich ergötzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebenzig Jahre, vom gefälligſten Weſen, ein Oheim des gedachten Cäſars, eine Art von chirurgiſchem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieſer Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele ſchöne Sachen des Landes ſehen,

woran ich ein groſses Vergnügen fand. Als er nun auf dieſe Weiſe, mit mir bekannt geworden war, ſagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was ſehr Nutzliches entſtehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli iſt ein ſo verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein ſicher durchkommen, ſondern auch Poppi ohne Widerſtand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Taſche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergeſtalt gezeichnet hatte, daß man die groſse Gefahr ſehr wohl ſehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging ſogleich von Pagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und ſo kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaſte und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaſte des Podeſta zurückkehrte, bei der Abrei. Als er mich ſah, empfing er mich aufs freundlichſte, doch mit ein wenig Verwunderung, und ſagte: Warum biſt du ſo geſchwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf verſetzte ich, zum Dienſt Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen ſchönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringſt du denn bei deiner ſchnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf verſetzte ich: Mein Herr, es iſt nöthig daß ich euch Dinge von groſser Bedeutung ſage und vorzeige; und ſo ging ich mit ihm nach dem Palaſt. Daſelbſt führte er mich in ein Zimmer wo wir allein waren. Ich ſagte ihm alles und lieſs ihn die wenige Zeichnung ſehen, und es ſchien ihm angenehm zu ſeyn. Darauf ſagte ich zu Seiner Excellenz, es ſey nöthig, einer Sache von ſolcher Wichtigkeit bald

abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deßwegen sey gutes Muths. Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jacob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepfahlt und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog, sagte er, wolle von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich: Es sey meine Art nicht den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was andres versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: Ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst was du verlangst, bei Strafe völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebkosungen die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: Wenn der Herzog mir zehntausend Scudi

gäb', so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hatte, auf solche Weise behandelt zu werden, so war' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that deßgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: Die Städte und großen Palaste der Fürsten und Könige bauet man mit zehntausend Ducaten. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden die ihr Städte und Palaste zu vollenden verstünden, aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen, denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hatte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beiderseits ganzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gaben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich vergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lachelnd: Du würdest am besten thun, wenn du meinem Rathe folgtest. Sogleich wendete sie mir den Rucken und ging hinweg.

Ich dachte mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demüthige Worte brauchte: denn ob sie gleich vorher ein wenig

über mich gezürnt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter anderm sagte: O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog hast, ins Gleiche zu bringen. Hättest du Vertrauen in mich, so glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse, so wirst du dich dabei sehr übel befinden; das sey dir genug, ich kann dir nicht alles sagen. Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauisch gemacht, denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: Er will ja für weniger als zwei Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt seyn.

Wegen dieses Verdachts sagte ich Herrn Albizzi: Ich überlasse ihm alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden seyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann, der sich recht gut auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerei und verstand auch deßwegen nicht das mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog, auch ich will euch die Entscheidung übertragen, und mit allem was ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreitausend fünfhundert Goldgülden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch

einigermaßen für meinen Unterhalt geſorgt ſey, und womit ich zufrieden ſeyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die ſich alle auf dieſen Preis bezogen. Dieſen Aufſatz unterſchrieb der Herzog ſo gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, ſagte ſie, es wäre beſſer für den armen Mann geweſen, wenn er ſich auf mich verlaſſen hätte, ich würde ihm wenigſtens fünftauſend Goldgülden verſchafft haben, und dieſelbigen Worte ſagte ſie mir eines Tages, als ich in den Palaſt kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; ſie lachte mich aus und ſagte, das Uebel das mir begegne treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen mir ſollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher fing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun ſah, daß ich ſo hingehalten ward, wendete ich mich aufs höflichſte an ihn und bat ihn mir die Urſache zu ſagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir ſo gütig, und es ſchien mir, daß er ſich gar zu weit herauslieſſe, denn er ſagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortſetzen, weil man im Palaſt nicht zum beſten mit Geld verſehen ſey, er verſpreche aber, daß er mich bezahlen wolle, ſobald er Geld erhalte. Dann ſetzte er hinzu: Ich müßte ein großer Schelm ſeyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein ſolches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich ſobald als möglich befriedigt ſehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich ſo aufziehen ſah, erzürnte ich mich mit ihm und ſagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an ſeine eigenen Ausdrücke. Indeſſen ſtarb er, und man blieb mir funfhundert Goldgülden

Mandeln zu knuspern!
Erbſen zu ſchlucken!
Würmchen zu leſen!
Preisliches Glück!
Führ' uns hin!

Treufreund. Ihr ſeyd drin.

Vögel. Du ſtellſt uns auf den Kopf.

Treufreund. Treter näher! — hierher! Nun ſeht euch um! hier in die Höhe! Was ſeht ihr da oben?

Erſter Vogel. Die Wolken und den uralten ausgeſpannten Himmel.

Dritter Vogel. Er ſteht wohl ſchon eine Weile?

Hoffegut. Ich denk's! Es iſt mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da droben wohnen, wie jedermann bekannt iſt, ſeit vielen Jahrtauſenden die Götter. Nun ſeht hinunter, was ſeht ihr da?

ſchuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 ſind.

Auch war ein Theil meiner Beſoldung rückſtändig geblieben, und ich dachte nicht dieſen Reſt jemals zu erhalten, denn es waren ſchon drei Jahre verfloſſen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden das Waſſer nicht laſſen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er ſich vielleicht zu Gott und beſchloß, daß jeder ſeinen Rückſtand erhalten ſolle, da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perſeus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Faſt hatte ich mir vorgeſetzt dem Leſer von meinem unglücklichen Perſeus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umſtand nicht verſchweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin ſprach, und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden ſeyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Abſicht mich wieder allmählich in Gunſt zu ſetzen, und bei dieſer Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu beſänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte ſich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerſt ſchlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonſo Quiſtello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiscal, und beſonders von Baptiſta Bandini von Volterra, dulden mußte, und mit einiger Leidenſchaft meine Gründe vortrug, ſah ich den Herzog in ſo großen Zorn gerathen, als man ſich denken kann. Er ſagte mir dabei: Das iſt ein Fall wie mit deinem Perſeus, für den du mir zehntauſend Scudi gefordert haſt. Du biſt zu ſehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue ſchätzen laſſen, und was man recht findet, ſollſt

Bayerische Staatsbibliothek München

du haben. Hierauf antwortete ich ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: Ja es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deßwegen wird er es auch zu beurtheilen wissen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf versetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand gesetzt in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie z. B. Bronzino der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieser wundersame Mann war schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Malerei abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meister Michelagnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit niemand bekannt sey, der sie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da

Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie, mehr als ein andrer, lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß Ew. Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlicheren Münze bezahlen, denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: Du denkst nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen, aber ich sage dir, du sollst mehr haben, als sie werth ist. Darauf versetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bei S. Felice, denn der Herzog ging nach dem Palaste zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! Hüte dich wohl wegzugehen! Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast, dort gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartolini, und Herrn Pandolfo della Stufa den Auftrag, sie sollten Baccio Bandinelli von seinetwegen sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beiden wackern Männer gingen sogleich zum Bandinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte sehr gut was sie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: Der Herzog hat uns gesagt, daß er bei Strafe seiner Ungnade euch befiehlt, ihm den Preis zu

bestimmen. Wollt ihr zwei, drei Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt euch die Zeit und dann sagt uns, was die Arbeit verdiene. Darauf antwortete jener: er habe sie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk sey reich und schön gerathen, so daß es wohl sechzehntausend Goldgulden und mehr werth sey. Diese Worte hinterbrachten sogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher sich sehr darüber erzürnte. Auch sagten sie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weise das Lob des Bandinells annehmen wolle, da er nur übles von jedermann spreche. Diese meine Worte sagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlassen sollte. Das ist nun alles die reine Wahrheit; genug ich hatte besser gethan die Herzogin walten zu lassen, denn ich war' in kurzem bezahlt gewesen, und hatte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Lelio Torelli, seinen Auditor sagen: er verlange, daß ich gewisse Geschichten in halb erhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen solle. Weil aber dieser Chor ein Unternehmen des Bandinells war, so wollte ich sein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er selbst die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verstand nichts in der Welt von Architektur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es ist nicht die mindeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das ernsthafteste dem Herzog versichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir befähle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von Santa Maria del Fiore befohlen, sie sollten mit mir

übereinkommen, er wolle mir eine Besoldung von zweihundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit sollten sie mir aus der Baucasse bezahlen. So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen sicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen daß so viele Geschichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen war'; dabei führte ich meine Ursachen an, welche sie alle sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chors sey ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht, man sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweite Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrath voll seyn würden, deßwegen wollte ich sie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich sie nicht besser machte als die schönste Thüre von Sanct Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollendete, so wäre ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann tausend Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter

Salviati, der dem Herzog das angenehmste zu sagen glaubte, es war aber gerade das Gegentheil, denn dieser versetzte: ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden ware.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen seyn, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu: Wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke seyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhabener Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kammerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl daß Seine Excellenz nicht das Beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle, zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sey. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle, und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche

Weiſe mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunſt zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einſah, daß ich wahr redete, und es doch auf ſeine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter geſagt wurde.

Zehntes Capitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen verrätherigen Stück Marmor machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunſt der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Viehhändler mit Namen Sbietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bei und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt.

Zu dieſer Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn ſodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn beſſer auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu beſehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin, aus ganz beſonderer Gunſt, ihn dem Cavalier Bandinell zugedacht hatte, ſo jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die beſten Abſichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der Herrſchaft eines böſen Geſchicks liegt, auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen: denn wenn er ſie auch aus einem

offenbaren Uebel gerettet, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, so wie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanato kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo sich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen ihrem Sohn befanden. Sie waren sämmtlich bei Tafel, jene aber speis'ten allein, und ich suchte diesen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß, und ließ mich mit sehr günstigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Gespräch auf den schönen Marmor, den ich gesehen hatte, und sagte: wie ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wetteifer aller Künstler unter einander zu erregen gewußt; auf diese Weise sey die wundersame Kuppel und die schönen Thüren von S. Johann, und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig, und ihre Stadt durch Talente so berühmt geworden, als seit den Alten keine bisher gewesen. Sogleich sagte die Herzogin mit Verdruß: sie wisse recht gut alles was ich sagen wolle, ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: Also mache ich euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin und alles bedenke, damit Sie besser bedient seyn mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden waren, daß jeder ein Modell des Neptuns machte; wenn ihr auch

schon entschlossen seyd, daß Bandinell denselben machen soll, so würde dieser, um seiner Ehre willen, mit größerm Fleiße arbeiten ein schönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf diese Weise werdet ihr besser bedient seyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten strebt; ich meine nach der schönen Art dieser wundersamen Kunst, ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergötzt und sie versteht. Darauf sagte die Herzogin in großem Zorne: meine Worte waren umsonst, sie wolle, daß Bandinell den Marmor haben solle. Frage den Herzog, setzte sie hinzu, ob dieß nicht auch sein Wille sey? Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: Es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und so will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten soll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte: Ich bitte Ew. Excellenz mir die Gnade zu erzeigen daß ich nur wenige Worte zu ihrem eignen Vortheil sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Wisset, mein Herr, der Marmor woraus Bandinell seinen Hercules und Cacus machte, ward für den trefflichen Michelagnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simsons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hatte, und Bandinell brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt, deßwegen schreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht das man jenem Marmor angethan. Ich glaube daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeiten angeschlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieses Vorfalls sich sehr gut erinnert, deßwegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer,

denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten, dem Michelagnolo seinen schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht, könntet ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht ist, von ihm verdorben werde? Und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt sie vor der Schule sammtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beste wahlen. Auf diese Weise werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele

Zweyter Vogel. Zwischen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwischen.

Vögel. Nun, nun, da sehen wir — nichts.

Treufreund. Nichts? O, ihr seyd ja fast so blind wie die Menschen! Seht ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land das an alles gränzt, diesen luftigwäßrigen See der alles umgibt, diesen ätherischen Wohnplatz, dieses mittelweltische Reich?

Vögel. Was meinst du damit?

Treufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt sie als ihr? wer beschifft sie, wer bewegt sich darin von einem Orte zum andern? wem gehört sie zu, als euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

ſeiner Hofleute ſagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über dieſe Sache iſt aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn ſehr, und fragte, wem er zur Arbeit beſtimmt ſey. Der Herzog antwortete ſogleich: Meinem Benvenuto, der ein ſehr ſchönes Modell dazu gemacht hat. Dieſe Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich die Herzogin aufzuſuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunſt, welche ſie ſehr gut aufnahm; dann fragte ſie was ich arbeite? Darauf verſetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der ſchwerſten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix von dem weißeſten Marmor auf einem Kreuze von dem ſchwärzeſten, ſo groß als ein lebendiger Menſch. Sogleich fragte ſie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber verſetzte: Wiſſet, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweitauſend Goldgülden hingäb'. Denn ſo hat wohl eine Arbeit niemals einem Menſchen zu ſchaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterſtanden ſie für irgend einen Herren zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwei Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eiſen, beſonders da der Stein hart iſt, dazu das Arbeitslohn, ſo kömmt er mich über dreihundert Scudi zu ſtehen, ſo daß ich ihn nicht für zweitauſend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteſte Gnade erzeigen will, ſo mache ich Ihnen gern damit ein reines Geſchenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle die zum

Neptun befohlen ſind weder Gunſt noch Ungunſt erzeigen. Darauf ſagte ſie zornig: Alſo ſchätzeſt du weder meine Hülfe noch meinen Widerſtand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß ſie zu ſchätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweitauſend Goldgulden werth halte; aber ich verlaſſe mich zugleich auf meine mühſamen und kunſtmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarotti ſelbſt gegenwärtig wär', von welchem und von ſonſt niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der ſo viel verſteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wiſſen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meiſter könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen iſt. Als ich ausgeſprochen hatte, ſtand ſie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, ſo gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen ſuchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu beſehen und mit ihm zwei Geſandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel ſehr wohl, und der Herzog ſagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's. Da begünſtigten mich beide gar ſehr, am meiſten der Geſandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit ſie alles ſagen möchten, was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm daß ich begünſtigt wurde, trat ich ſogleich näher, wendete mich zum Herzog und ſagte: Ew. Excellenz ſollte noch eine andere wunderſame Vorſicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade ſo groß als es der Marmor fordert, verfertigen ſolle! Dadurch würden Sie ſich am beſten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn ſollte der Marmor unrecht zugeſprochen werden ſo werden

Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luceſiſche Abgesandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewesen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handelsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinello, und man glaubte, daß, außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht; nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella bestimmt, und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Vauherren die Erlaubniß zu haben.

Darauf sagte ich: Warum verlanget ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Vauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkundigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Grab auf alle Weise, wie es mir gefalle, darinne zurichten sollte. Vandinello hatte dieses gemerkt und eilte sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzahlte mir Bernardone, der Mokler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglucklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Vandinells wärest du übel gefahren, aber in den Handen des Ammanato wird dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie eben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Cere zum Neptun zu machen, so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm

in der Loge wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwarts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle. Johann Fiammingo, im Kloster Santa Croce, Vincencio Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Octavio Medici, der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Giorgetto dem Maler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebst Ammanato und allen seinen Gesellen, gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzahlte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: Geh' und frage den Benvenuto, ob sein Koloß so weit vorwarts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete sehr gefallig und gütig den Auftrag

des Herzogs aus, und sagte mir dazu: Wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht konne sehen lassen, so solle ich es frei sagen, denn der Herzog wisse wohl daß ich wenig Hülfe bei einem so grosen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sey, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlanglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen konne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrenste Kunstler gethan hatte, dann ließ er viele Zeichen und Gebarden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhant geben. Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: Das kleine Modell das ich in seinem Hause gesehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Viechio, der Peter Maria von Anteriaoli hieß, und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhandler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts

bei dieſem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als ſo viel Scheffel Korn, ſo viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Caſtanien und was ſonſt noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir ſehr zu ſtatten kamen, denn dieſe Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und ſechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir ſeine Handſchrift: daß er mir, ſo lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es ſchien mir, wie ich ſagte, nicht nöthig das Gut zu beſehen, ſondern ich erkundigte mich nur aufs beſte, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, ſein leiblicher Bruder, dergeſtalt wohlhabend wären, daß ich mich für ſicher halten könnte; und mehrere Perſonen, welche die beiden Brüder kannten, ſagten mir, ich könne ganz ohne Sorge ſeyn.

Nun erſuchten wir beide Herrn Peter Franciscus Berthold, Notar bei der Kaufmannſchaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß dieſe Schrift im Contract angeführt werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf zwei und zwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorſagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indeſſen als der Notarius ſchrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, ſo machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun alſo der Contract geſchloſſen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkoſungen, und ich that ihm ein gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäſe, Capaunen, weichen Käſe und viele Früchte, ſo daß ich anfing mich zu ſchamen, und ihn, ſo oft er nach Florenz kam, aus dem Gaſthauſe in meine Wohnung holte, ſo wie auch ſeine

Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an: es sey nicht erlaubt, daß ich vor so viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entschließen könnte meine Arbeiten, nur auf drei Tage ruhen zu lassen; ich solle doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreis'te. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundsätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hatte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile, bis sie das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien, denn er begegnete mir aufs freundlichste, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strohhut, weil sie versicherte, keinen schönern gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speis'ten wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte mich

in das reinlichſte Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufſtand, wieder dieſelbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu beſehen, das mir ſehr wohl gefiel. Man beſtimmte mir ſo viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, ſagte der Prieſter Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht ſo ganz gefunden hättet, wie man es euch beſchrieben hat, ſeyd verſichert, man wird euch über das Verſprochene befriedigen; denn ihr habt es mit rechtſchaffnen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unſern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Menſch iſt. Dieſer Arbeiter nannte ſich Mariano Roſelli, und ſagte mir mehr als einmal: Sehet nur zu euren Sachen, es wird ſich zeigen, wer von uns der traurigſte ſeyn wird. Als er dieſe Worte ausſprach, lachelte der Bauer auf eine gewiſſe unangenehme Weiſe, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weiſe an das, was mir begegnen ſollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwei Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geiſtlichen, der mich mit ſeinen gewöhnlichen Liebkoſungen erwartete, und wir nahmen ein tuchtiges Frühſtück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt ſchon angegangen war, und alle Einwohner ſahen mich mit Verwunderung, wie einen ſeltenen Gegenſtand an, beſonders aber ein wackrer Mann, der ſich ſchon lange Zeit an dem Ort befindet, deſſen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern beſitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag ſich gern im Ort aufhalten. Dieſer gute Mann nun wohnte zur Miethe, in einem Hauſe, deſſen Einkünfte mir auch mit jenem Gutchen angewieſen waren, und ſagte zu mir: Ich bin in eurem

Hauſe, und ihr ſollt zur rechten Zeit euren Zins erhalten, oder wollt ihr ihn voraus? denn ich wünſchte, daß ihr auf jede Weiſe mit mir zufrieden ſeyn möget. Indeß wir ſo ſprachen, bemerkte ich daß dieſer Mann mich ganz beſonders betrachtete, ſo daß es mir auffiel und ich zu ihm ſagte: Sagt mir, lieber Johann, warum ihr mich ſo ſtark anſehr? Darauf ſagte der wackre Mann: Ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverläſſig wie ihr ſeyd, verſprecht, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich verſprach's ihm, und er fuhr fort: So wiſſet denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen ſich gerühmt hat, was ſein Bruder Sbietta für ein geſcheidter Mann ſey! Er habe ſein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen eingelaſſen, drum lebt nur ſo lange es gehen will, thut die Augen auf, denn ihr habt's Urſache; ich ſage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt ſpazieren, und fand Johann Baptiſta Santini, und gedachter Prieſter führte uns beide zu Tiſche. Es war ungefähr 20 Uhr, und man ſpeiſ'te meinetwegen ſo früh, weil ich geſagt hatte ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geſchwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerſt geſchäftig, und unter andern auch ein gewiſſer Cecchini Buti, ihr Aufwarter. Als die Gerichte fertig waren, und man ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, ſagte der leidige Pfaffe, mit ſo einer gewiſſen vertracten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht ſpeiſen kann, denn es iſt mir ein Geſchäft von Wichtigkeit das meinen Bruder betrifft vorgefallen, und weil er nicht da iſt, muß ich ſtatt ſeiner eintreten. Durch unſere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er ſich auf keine Weiſe bewegen, und wir fingen an zu ſpeiſen. Als wir die

Treufreund. Und fliegt drin herum!

Erster Vogel. Aber wie sollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier ist mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen; eine Stadt zu gründen; mit einer festen Mauer den ganzen Äther zu umgeben; eine regulirte Miliz einzurichten; die Gränzen wohl zu besetzen; eine Accise anzulegen, und so den Göttern und Menschen die Nahrung zu erschweren!

Hoffegut. Da gibt's Ämter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweyter Vogel. Aber Jupiter wird donnern.

Treufreund. Wir lassen ihm keine Blitze aus dem Ätna ohne schweren Impost verabfolgen, und legen selbst uns einen Donnerthurm an. Die Adler sind ja ohnehin gewohnt

Salate, die in gewiſſen Schüſſelchen aufgetragen wurden, gegeſſen hatten, und man anfing das geſottne Fleiſch zu geben, kam ein Schüſſelchen für Einen Mann. Santino, der mir gegenüber ſaß, ſagte darauf: Habt ihr jemals ſo gute Koſt geſehen? und euch geben ſie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, verſetzte ich darauf. Dann ſagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tiſche rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz ordentlich beſchäftigt. Endlich bat ich das Weib ſo ſehr, daß ſie zu uns kam, aber ſie beklagte ſich, und ſagte: Meine Speiſen ſchmecken euch nicht, denn ihr eßt ſo wenig. Ich lobte aber ihr Gaſtmahl über die Maßen und ſagte, daß ich hinreichend gegeſſen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Urſache dieſes Weib mich ſo außerordentlich nöthigte. Als wir aufſtanden, waren ſchon die ein und zwanzig vorbei, und ich wünſchte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiſ'te fort. Ich war nicht drei Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entſetzlich, und mir ſchienen es tauſend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daſelbſt an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geſchah, ging ich, als es Tag ward, nachzuſehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müſſe etwas Giftiges gegeſſen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speiſen und Tellerchen ein, die mir das Weib beſonders vorgeſetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir ſo viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tiſche

bleiben wollte, ja daß er ſollte geſagt haben: ſein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr ſchwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß ſie mir in einem Schüſſelchen Brühe, die ſehr gut gemacht, und angenehm zu eſſen war, einen Doſis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, daß alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleiſch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, ſondern mit bloßem Salze genieße, ſo aß ich auch nur ein paar Biſſen hiervon, ſo ſehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Eſſen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben ſie mir noch auf andere Weiſe Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun ſchon auf ſolche Weiſe angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergeſtalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte daß ich krank war, ließ ſie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf ſagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es ſollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieſer Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach die einem Künſtler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: Ich habe es immer vermuthet; er ſolle nur dankbar gegen das Glück ſeyn, da es ihm nach Würden eine ſolche Gunſt erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meiſter Franciscus da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meiſter Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergeſtalt

meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte; aber der geſchickte Meiſter Franciscus ſah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine ſtarke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher ſagte er eines Tags: Benvenuto! danke Gott, du haſt gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdruſſe der Schelmen, welche dir zu ſchaden gedachten, durchbringen. Darauf verſetzte Meiſter Raphael, das wird eine von den beſten und ſchwerſten Curen ſeyn; denn du mußt wiſſen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verſchluckt haſt. Sogleich unterbrach ihn Meiſter Franciscus, und ſagte: Es war vielleicht ein giftiges Inſect. Da verſetzte ich: Ich weiß recht wohl daß es Gift iſt, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir ſechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift das er bei Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Scheggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II. ein prachtvolles Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis stirbt, wodurch er am Florentinischen Hof große Trauer erregt. — Cellini reist nach Pisa.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Lage bei der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptuns, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco dem Sohn des Herzogs zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeigte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wär', so hätte es mir gleichgültig seyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: Benvenuto, bekümmert euch nicht daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt ihr aber daß ich sie soll bedecken

lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagte Seine Excellenz noch manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren, ich aber versetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünschte, sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereien und andern Schelmstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Sbietta selbst, noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir, vor Zeugen, die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Averardo Serristori und Friedrich Ricci waren. Alfonso Quistello war Fiscal, und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandri darunter, genug alles Manner von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widersprach, denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte, und einen erstaunlichen

Lärm machte, indem Averardo Serristori und die andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata, und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns andere vermocht, daß du wider unsern Willen bist verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen; denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden; genug mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintan zu setzen. Mit diesen Entschließungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich aufs beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst, und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu sprechen, und sagte: Ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genauste, und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hatten, so sollten

Sie den Sbietta, oder diejenigen, welche mir den Gift gegeben, eher belohnen, als bestrafen, weil der Gift, indem er nicht so stark gewesen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedarme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu, und sagte nur: O die bösen Menschen! Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sey, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Concino, einer von den ersten Secretären des Herzogs, und sagte mir halb trotzig: Der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben, willst du aber arbeiten, so sollst du auch zu thun finden, mehr als du gedenkst. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König seyn. Ja, lieber wollte ich Seiner Excellenz um

einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten. Dann sagte er: Wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne weiters. Drum gehet nach Florenz zurück, und seyd gutes Muths, denn der Herzog will euch wohl. Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken, und alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beide Herrschaften sowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun sah daß ihre Excellenzen so wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es so sehr lobten, auch ich niemand gewußt hatte der würdiger gewesen wär', es zu besitzen, so machte ich ihnen gern ein Geschenk damit, und bat nur, daß sie mit mir in das Erdgeschoß gehen möchten. Auf diese Worte standen sie gefällig auf, und gingen aus der Werkstatt in das Haus. Dort sah die Herzogin mein Modell des Neptuns und des Brunnens zum erstenmal, und es fiel ihr so sehr in die Augen, daß sie sich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und sagte: Bei meinem Leben, ich hatte nicht gedacht daß dieses Werk den zehnten

Theil so schön seyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verschiedenemal: Hab' ich's euch nicht gesagt? So sprachen sie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und schienen mich gleichsam um Vergebung zu bitten. Darauf sagte der Herzog, ich solle mir einen Marmor nach Belieben aussuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf diese gütigen Worte versetzte ich: wenn sie mir dazu die Bequemlichkeit verschaffen wollen, so würde ich ihnen zu Liebe gern ein so schweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog schnell: Du sollst alle Bequemlichkeit haben die du verlangst, und was ich dir von selbst geben werde, soll noch viel mehr werth seyn. Mit so gefälligen Worten gingen sie weg, und ließen mich höchst vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah, daß man zu nichts Anstalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man sagt. Gedachter Abgesandter war mein genauer Freund, und wir sahen uns oft. Als er mir nun die Gunst erzählte die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber sagte mir, im Namen der Königin: Ihro Majestät wünsche sehr, das Grab Heinrichs (des Zweiten), ihres Gemahls geendigt zu sehen; Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, sein Termin aber sey verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Zierrathen kommen: wollte ich nun nach Frankreich in mein Castell zurückkehren; so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte ihr zu dienen.

Darauf versetzte ich gedachtem Baccio: er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden sey, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr Baccio fröhlich, so gehen wir zusammen! und nahm die Sache als schon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog sprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn sagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, so würde sich die Königin meiner bedienen. Darauf versetzte der Herzog sogleich: Benvenuto ist der geschickte Mann wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er sogleich das Gespräch veränderte. Den andern Tag sagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und sagte: Wenn ich, seitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten giebt, eines der schwersten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweihundert Scudi von meiner Armuth kostet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beschäftigt hatte! Ich sage, man thut mir sehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieser aber sagte: das sey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf diese Weise stand ich verschiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen lassen, weil es ihm unangenehm zu seyn schien.

Zu dieser Zeit ging der Herzog mit seinem ganzen Hof und allen seinen Kindern, außer dem Prinzen der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Pisa. Der Gift jener bösen Ausdünstungen ergriff den Cardinal zuerst, er verfiel in ein pestilenzialisches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, schön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verschiedene Tage vorbei gehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet seyen: dann ging ich nach Pisa.

damit umzugehn. Wir laſſen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß ſie Tranſito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden ſie ſo zuſehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben ausſieht. Sicher in ihren alten lang' unangetaſteten Rechten, ſitzen ſie ſchlafrig auf ihren Stühlen, ſind aller Mühe, ſind alles Widerſtands entwohnt, ſind leicht zu überraſchen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menſchen, das Pulver und Bley, und die Netze?

Treufreund. Die ſind übel dran. Sie haben unter ſich ſo viel zu kriegen, zu ſcharmuziren und zu ſchikaniren! Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut haushält oder ſich rüſtet, haben ſie nicht leicht ein Arges dran. Widerſetzen ſie ſich, ſo ſind wir ihnen überlegen; ergeben ſie ſich, ſo ſollen ſie's wohl haben; beſſer als jetzt! Wir wollen's machen, wie alle Eroberer, die Leute todtſchlagen

Anhang

zur

Lebensbeſchreibung des Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunſt und Technik.

Inhalt.

I. Vorwort.
II. Vielerlei Kunden.
III. Mancher Einfluß.
IV. Cartons.
1. Der Michelangelo.
2. Der Leonard da Vinci.
V. Antike Vorarbeiten.
VI. Vorzügliches technisches Talent.
VII. Tractate über den technischen Theil der Goldschmiedekunst und Sculptur.
VIII. Goldschmiedegesellschaft.
1. Kenntniß der Edelsteine.
2. Fassen derselben.
Ketten.
Zimmen.
Spiegel.
3. Niello.
4. Filigran.
5. Email.
6. Getriebene Arbeit.
7. Große Spiegel.
8. Münzen und Medaillen.
9. Grobserie.
Gefäße.
Statuen.
IX. Sculptur.
1. Erzguß.

2. Marmorarbeit.
Steine.
Statuen.
Reliefen.

X. Kindliche Schilderung Florentinischer Zustände.

XI. Stammtafel der Medicis.

XII. Schilderung Cellini's.

XIII. Letzte Lebensjahre.

XIV. Hinterlassene Werke.
1. Goldschmiedarbeit.
2. Plastische.
Perseus.
Cinglar.
Chimmek.
Cosmus I. Büste.
Statuen von Fontainebleau.
Medusenkopf Damen.
3. Zeichnungen.

XV. Hinterlassene Schriften.
1. Lebensbeschreibung.
Uebersetzung derselben.
2. Zwei Discurse.
Ueber Goldschmiedekunst.
Ueber Sculptur.
3. Kleine Aufsätze.
4. Poetische Versuche.
5. Unabgedruckte Papiere und Nachrichten.

XVI. Ueber die Grundsätze, wornach man das Zeichnen lernen soll.

XVII. Ueber den Rangstreit der Sculptur und Malerei.

I.

Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhafteren Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir, für dießmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch, einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II.

Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammen gefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deßhalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor und

überlaſſen ihm, ſich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zuſammenwirkens ſelbſt auszubilden.

Hiebei drangt ſich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichſten im funfzehnten Jahrhundert geborenen Künſtler auch das ſechzehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genoſſen; durch welches Zuſammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunſterſcheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um ſo mehr, als man die Anfange, deren ſich ſchon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigſten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellin,
Johann Bellin,
Luca Signorelli,
Leonard da Vinci,
Peter Perugin,
Andreas Mantegna,
Sanſovino,
Fra Bartolomeo,
Franz Ruſtici,
Albrecht Dürer,
Michelangelo,
Balthaſar Peruzzi,
Tizian,
Giorgione,
Raphael,
Andrea del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Roman,

Correggio,
Polidor von Caravaggio,
Roſſo,
Holbein,

der erſte in einem Alter von ein und achtzig, der letzte von zwei Jahren. Ferner wurden in dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,
Parmegianin,
Daniel von Volterra,
Jacob Baſſan,
Bronzin,
Franz Salviati,
Georg Vaſari,
Andrea Sciavone und
Tintoret.

In einer ſo reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem ſolchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leſer rufe ſich die Eigenſchaften dieſer Männer ſummariſch in Gedanken zurück und er wird über das Gedränge von Verdienſten erſtaunen, welches jene Epoche verſchwenderiſch hervorbrachte.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Vaterſtadt des Künſtlers, ſo finden wir in derſelben eine höchſt lebendige Kunſtwelt.

Ohne umſtändlich zu wiederholen was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentiniſchen Schule von mehrern, beſonders auch von unſern Freunden,

in dem erſten Stück des dritten Bandes der Propylaen, unter dem Artikel Maſaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier eine ſummariſche Ueberſicht zu geben.

Cimabue ahmet die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen ſey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur; verſucht ſich alſo huben und druben.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von ſeinem Meiſter, iſt aber ein außerordentlicher Menſch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunſt.

Seine Nachfolger Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt ſich höher und ſchließt ſich an die Poeſie, beſonders an die Geſtalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drei große Männer, ergreifen dem Geiſt und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunſt vor.

Der erſte erfand vielleicht die Geſetze der Perſpective, wenigſtens benutzt er ſie früh und befördert dieſen Theil der Kunſt: worauf denn aber leider eine Art technischer Raſerei, das Eine Gefundene durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, faſt hundert Jahre dauert und das ächte Kunſtſtudium ſehr zurückſetzt.

Maſaccio ſteht groß und einzig in ſeiner Zeit, und rückt die Malerei vor.

Alles drängt ſich nun, in der von ihm gemachten Capelle zu ſtudiren; weil die Menſchen, wenn ſie auch das Rechte nicht deutlich verſtehen, es doch allgemein empfinden.

Maſaccio wird nachgeahmt, in ſo fern er ſich der Natur in Geſtalt und Wahrheit der Darſtellung nahert, ja ſogar an Kunſtfertigkeit übertroffen vom altern Lippi, Botticelli,

Ghirlandaio; welche aber alle in der Naturnachahmung ſtecken bleiben.

Endlich treten die großen Meiſter auf, Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo, Michelangelo und Raphael.

IV.

Cartone.

So ſtark auch die Eindrücke dieſer früheren meiſterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künſtlers mögen geweſen ſeyn, wie er ſelbſt hie und da zu bezeugen nicht unterlaßt, ſo war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwei gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten; Cartone des Leonard da Vinci und des Michelangelo, die ſogleich bei ihrer Entſtehung die Aufmerkſamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunſtwelt erregten.

Von jeher hatten ſowohl die Vorſteher des Florentiniſchen Staats, als einzelne Gilden und Geſellſchaften ſich zur Ehre gerechnet, durch Architektur, Sculptur und Malerei die Zeiten ihrer Adminiſtration zu verherrlichen und beſonders geiſtlichen Gebäuden durch bildende Kunſt einen lebendigen Schmuck zu verſchaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das ſchöne Kunſtcapital, das Lorenz, beſonders in ſeinem Stadtgarten, geſammelt hatte, woſelbſt er eine Bildhauerſchule unter der Aufſicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenſchaftliche Ungeſtüm der Menge, zerſtreut und vergeudet. Eine neue republicaniſche Verfaſſung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, deſſen Wände durch Veranſtaltung Peter Soderini's, des Gonfaloniers und ſeiner Regimentsgenoſſen, von den würdigſten Künſtlern jener Zeit belebt werden ſollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im sieben und vierzigsten Jahre, hatte sich von Mailand, nach dem Einmarsch der Franzosen, auf Florenz zurückgezogen, woselbst Michelangelo, ungefähr im sechs und zwanzigsten, mit größter Anstrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künstlern Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als waren die auf gedachten Cartonen vorgestellten Thaten und Ereignisse in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Pisaner führten, der sich mit der Eroberung von Pisa endigte. Die Gründe warum wir von dieser Meinung abgehen, werden wir zunächst anzeigen, wenn wir vorher eine Darstellung jener Kunstwerke mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuern Nachrichten im allgemeinen verursacht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Tuscien weggenommen und stand gegen die Päpstlichen und Florentinischen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen sorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinin, um bei seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

1.

Carton des Michelangelo.

Die Florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hut, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die

gen, um es mit ihrer Nachkommenſchaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden ſie's geſchehen laſſen?

Treufreund. Wir haben ſie in den Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen groſſe Ciſternen an, und vereinzeln ihn an die Irdiſchen, wenn's Dürrung gibt, ſo viel jeder für ſeinen Acker und Garten braucht. Sie ſollen alle zufriedner ſeyn als jetzt. Ich geb' euch nur eine Skitze von meinem groſſen Plan; denn das Detail iſt unüberſehbar. Kurz, ihr werdet Herren! Die Götter tractiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen ſind; die Menſchen als überwundene Provinzen; die Thiere, beſonders die Inſekten, die in unſerm Reich doch leben müſſen, als Kaiſerliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im Römiſchen Reich.

Vogel. Nur gleich! nur gleich! wir können's nicht erwarten.

Soldaten hatten zum großen Theil um sich zu erfrischen oder zu ergötzen das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind und ruft die zerstreuten Krieger zusammen.

Wir glauben ihn in dem Manne zu sehen, der fast im Centrum des Bildes steht, und, indem er vorschreitet mit seiner kriegerischen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern scheint.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geschichte vorgefunden, oder aus seinem Geiste geschöpft haben; wir finden dieses gehörigste Motiv hier angewendet. Das Baden steht, als das höchste Symbol der Abspannung, entgegengesetzt der höchsten Kraftäußerung im Kampfe, zu der sie aufgefordert werden.

„In dieser, durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge ist beinahe jede Lebendigkeit des menschlichen Alters, jede Bewegung, jeder Gesichtszug, jede Pantomime von Bestürzung, Schreck, Haß, Angst, Eil und Eifer dargestellt. Wie Funken aus einem glühenden Eisen unter dem Hammer, geben alle diese Gemüthszustände aus ihrem Mittelpunkt heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen; noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felsensprung, hier tauchen zwei Arme aus dem Wasser auf, die dem Felsen zutappen, dort flehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich vorwärts zum Beistand. Oft nachgeahmt ist das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Sehne in

ungeheurer Anſtrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt, über die traufelnden Glieder zu ziehen, indem er zürnend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurch fahrt.

Mit dieſer kriegeriſchen Haſt, mit dieſem edlen Unmuth, hat der ſinnvolle Kunſtler die langſam bedachtige Eleganz eines halb abgewendeten Junglings, der eifrig bemuht iſt ſich die Buckeln ſeiner Ruſtung unterwarts der Knochel zuzuſchnallen, in den ſprechendſten Contraſt geſetzt. Hier iſt auch ein Eilen — aber es iſt Methode darin. Ein dritter ſchwingt ſeinen Cuiraß auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anfuhrer zu ſeyn ſcheint, unbekummert um Schmuck, kampfertig mit geſchwungenem Speer, einen Vermann uber den Haufen rennt, der ſich eben gebuckt hat eine Waffe aufzuſammeln. Ein Soldat, der ſelbſt ganz nackt iſt, ſchnallt an dem Harniſch ſeines Kriegscameraden herum, und dieſer, gegen den Feind gekehrt, ſcheint ungeduldig den Grund zu ſtampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrangend oder in ſich zuruckgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausbruchen. Nur Ein Motiv beſeelt dieſe ganze Scene des Tumults. Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die gröſte Anſtrengung die verſchuldete Fahrlaſſigkeit wieder abzubuſſen."

Dieſes gelang denn auch, wie uns die Geſchichte weiter erzahlt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbundete Heer der Papſtlich-Florentiniſchen Truppen zu wiederholtenmalen an; hartnackig widerſtanden dieſe und ſchlugen zuletzt, begunſtigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, deſſen Fahnen, Waffen und Gepack den Siegern in die Hande fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michelangelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Compoſition dargeſtellt, ſo wählte Leonardo da Vinci den letzten ſchwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn, in einer künſtlichen gedrangten Gruppe vor, die wir, in ſo fern ſie ſich aus der Beſchreibung des Vaſari und anderer entwickeln laßt, unſern Leſern darzuſtellen ſuchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrſcheinlich ein Paar von jedem Heere, ſind mit einander in Conflict geſetzt; ſie kampfen um eine Standarte, deren Stab ſie alle angefaßt haben. Zwei widerſtreben einander von beiden Seiten, ſie heben die Schwerter empor ſich zu verwunden, oder, wie es auch ſcheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrſcheinlich im Vordergrunde, wendet ſein Pferd gleichſam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Korper und ausgeſtrecktem Arm die Stange feſt halt und durch dieſe gewaltſame Bewegung das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen ſtrebt, indeſſen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwarts dringt, und indem er die Stange ſelbſt gefaßt hat mit aufgehobenem Schwert die Hande derer die ſie ihm ſtreitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieſes letzten, als eines entſchieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erſcheint, wird beſonders gerühmt, ſo wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier, in Gebarden und Mienen der Uebrigen, zu denen die Streitluſt der Pferde ſich geſellt, deren zwei, mit verſchrankten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen Waffen, wie ihre Reiter mit künſtlichen, ſich bekampfen. Wobei der Meiſter, welcher

dieſe edle Thiergattung beſonders ſtudirt hatte, mit einem ſeltenen Talente glanzen konnte.

So zeigte dieſe geſchloſſene, in allen ihren Theilen aufs künſtlichſte angeordnete Handlung, den dringenden, letzten Moment eines unaufhaltſamen Sieges.

Unterwarts kampften zwei Figuren, in Verkürzung, zwiſchen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgeſtreckt, ſollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltſam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerſtand mit Füßen und Armen der Ungluckliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menſchen und Thiere waren von gleicher Thatigkeit und Wuth belebt, ſo daß ſie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchſten Meiſterſchaft darſtellten.

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künſtleriſchen Zeitgenoſſen erregten, und höher als andere Arbeiten dieſer großen Meiſter geſchatzt wurden, ſind leider verloren gegangen.

Wahrſcheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen ſo groß gefaßten Gedanken ausfuhren zu laſſen, und ſchwerlich fuhlten ſich die Mediceis geneigt, als ſie bald zur Herrſchaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten andere Sorgen! ſowohl für Kunſtler als für Oberhaupter! Und ſehen wir nicht in unſern Tagen, das mit großem Sinne und Enthuſiasmus entworfene, mit ſchatzbarem Kunſtverdienſt begonnene revolutionare Bild David's,

den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß was von diesem Werke in drei Jahrhunderten übrig seyn wird.

Doch was überhaupt so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johanns von Medicis zum Römischen Papste. Ihm, der unter dem Namen Leo X. so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war, oder werth zu seyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Salen in welchen sie aufgehangt gewesen, unversehrt geblieben, ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, versendet, oder zerstört worden, ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Bandinell wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michelangelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand des Zufalls zuschreiben müßten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedachtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich eine nicht allzugroße Copie im Poggia Imperiale, wahrscheinlich von Bronzin.

Ferner iſt ſie in dem Gemalde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorſtellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch ſoll davon ein Kupfer von Gerard Edelinck, jedoch nach einer ſchlechten, manierirten Zeichnung eines Niederlanders in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwartig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beſchreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche ſich zu Halkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt und wünſchen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer beſorgen und befördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein großes Verdienſt erwerben, ſo wie ſolches von dem letzten, durch den Stich des Mailandiſchen Abendmahls, bereits geſchehen iſt.

Möge doch die Kupferſtecherkunſt, die ſo oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchſten Pflicht gedenken und uns die würdigſten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltſam zu zerſtören in Bewegung ſind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten ſuchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Compoſition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darſtellt, mit der Compoſition des jüngſten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Perſon augenblicklich auf die Menge überacht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deßhalb dereinſt höchſt intereſſant

werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiſte des Verfaſſers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit wenigem, daß wir in Darſtellung der hiſtoriſchen Gegenſtände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone ſolche Kriegsbegebenheiten vorſtellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Piſa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vaſari hingegen deutet nur den einen Gegenſtand, welchen Michelangelo behandelt, dorthin; erzählt aber daß Leonardo auf dem ſeinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwiſchen den verbundenen Florentiniſch-Päpſtlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Halfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann dieſe Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche ſeiner florentiniſchen Geſchichte, mit folgenden Worten umſtändlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, alles entfernt vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Luft zu ſchöpfen, denn die Hitze war groß, oder ſonſt zum Vergnügen ſich verlieren mochte.“

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchſten Symbols einer völligen Auflöſung kriegeriſcher Thätigkeit und Aufmerkſamkeit zukommen dürfte.

Wir werden in dieſer Meinung um ſo mehr beſtärkt, als in einer ſehr ausführlichen Beſchreibung der Belagerung und Eroberung von Piſa von Palmerius, ſo wie in den

Pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wäre durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, so läßt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte; anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg über Piccinin keine sinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hiebei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerksamkeit bald seine Auflösung.

V.

Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menschliche Gestalt und ihre Darstellung im höchsten Sinne geführt worden, so zog ihn doch sein Metier und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und sonst sehr häufig vor sich fand und studirte.

Er gedenkt seines Fleißes auf dem Campo Santo zu Pisa, und an einer nachgelassenen, unübersehlichen Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemälden anzubringen.

VI.

Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiedezunft, die sich

nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und ihr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thatigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfaltige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwei Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen uns das einzelne Technische dergestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergötzt, sich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und so zu einem vollständigern Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

VIII.

Goldschmiedegeschäft.

1.

Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd

die Erde, der Sapphir das Waſſer, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals ſelten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So ſtand auch der Smaragd in hohem Preiſe. Die übrigen Edelſteine kannte man wohl, doch ſchloß man ſie entweder an die vier genannten an, oder man verſagte ihnen das Recht Edelſteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man ſchrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem ſie dieſes Leuchten abgewonnen hatten, ſondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte ſie Karfunkel.

2.

Faſſen der Edelſteine.

Bei dem Faſſen der Edelſteine behandelte man die Folien mit der äußerſten Sorgfalt. Es ſind dieſes gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienſt, wie z. B. Cellini durch feingeſchnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkaſten gefuttert, einen Rubin beſonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er ſich auf die Geſchicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu gute. Er tadelt bei gefärbten Steinen die allzudunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erſcheint, wenn nicht Licht durch ſie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinſten Lampenruß bereitet; ſchwachern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

Niello.

Mit Strichen eingegrabene Figuren oder Zierrathen, in Kupfer, oder Silber, wurden mit einer ſchwarzen Maſſe

Treufreund. Gleich! gleich! Das geht so geschwind nicht. Überlegt's wohl. Wählt ein Dutzend oder wie viel ihr wollt, aus euern Mitteln, die das große Werk mit gesammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit nichten! Du hast's ersunnen, führ' es aus! Sey du unser Rathgeber, unser Leiter, unser Heerführer!

Treufreund. Ihr beschämt mich!

Hoffegut. Du bedenkst nicht!

Treufreund. Sey ruhig, unser Glück ist gemacht.

Vögel auf Hoffegut zeigend. Und dieser? Was soll der? Darf er hier bleiben? Zu was ist er nütze?

Treufreund. Er ist uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannst du? Worin übertriffst du das Volk.

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen. Wahrscheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder der sich bemüht hatte, kunstreiche Striche ins Metall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie ein- für allemal mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber, zwei Theilen Kupfer und drei Theilen Blei, welche zusammengeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zusammengeschuttelt worden, wodurch eine schwarze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde sie gestoßen und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche dergestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

4.

Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern, wurden Zierrathen zusammengelegt, mit Dragant verbunden und die Löthe gehörig angebracht; sodann, auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

Emoil.

In Gold und Silber wurden flach erhabene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit wohl geriebenen Emailfarben gemalt und mit großer Vorsicht ins Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmelzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Faden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefarbten Glasern zu: eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halb erhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die altern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zuletzten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

7.

Große Siegel

wurden besonders für Cardinale gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und druckte

dieſe Form eine feine im Feuer nicht ſchmelzende Erde. Dieſes letzte Modell ward zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorſchein kam, welches, mit dem Grabſtichel und ſtählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inſchriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff verſehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerſt wurden Figuren, Zierrathen, Buchſtaben theilweiſe wie es ſich zum Zweck am beſten ſchickte erhöht in Stahl geſchnitten, gehärtet und ſodann mit dieſen erhabenen Punzen der Münzſtempel nach und nach eingeſchlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geſchwind hervorzubringen. Die Medaillenſtempel wurden nachher noch mit dem Grabſtichel ausgearbeitet und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man ſchon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9.

Groſſerie.

Hierunter begriff man alle große, getriebene Arbeit, beſonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerſt gegoſſen, und zwar bediente man ſich dabei eines Ofens mit einem Blaſebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eiſernen Platten, zwiſchen die man eiſerne Stabe legte, zuſammengeſetzt und mit eiſernen Federn zuſammengehalten. Inwendig wurden dieſe Formen mit Oel und auswendig mit Thon beſtrichen.

Die also gegossene Platte wird im allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann erhitzt und mit dem dünnen Theile des Hammers, aus den Ecken nach der Mitte und dann von inken heraus bis sie rund wird geschlagen. In der Mitte bleibt sie am stärksten. Im Centre wird ein Punct gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punct aus in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefaß seine bestimmte Größe erhalt. Gefaße, deren Hals enger ist als der Korper, werden auf besondern Amboßen, die man von ihrer Form Aubzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlagt und womit man schlagt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefaß mit schwarzem Pech gefullt und die Zierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und leicht eingeschroden und die Umrisse mit verschieden geformten Meisseln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und auf langen an dem Ende besonders geformten Amboßen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgesotten, die Hohlung wieder mit Pech gefullt und wieder mit Meiseln die Arbeit auswendig durchgefuhrt. Das Ausschmelzen des Pechs und das Ausseden des Gefaßes wird so oft wiederholt, bis es beinahe vollendet ist.

Sodann um den Kranz und die Handhaben zu erlangen werden sie von Wachs an das Gefaß angebildet, eine Form darüber gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da sich denn die Form vom Gefaße ablost, welche von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Blei aus, arbeitet noch seiner in dieses Metall und macht

darüber eine neue Form, um ſolche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunſt kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem Vorigen bekannt iſt, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bei dieſem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße ſteigerte. Franz I. beſtellte einen ſolchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Carl V., als er durch Paris ging, ein Geſchenk zu machen; allein, obſchon in Frankreich die Groſſerie ſehr häufig und gut gearbeitet wurde, ſo konnten doch die Meiſter mit einer ſolchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zuſammenlöthen der Glieder äußerſt ſchwierig bleibt. Die Art ſolche Werke zu verfertigen iſt verſchieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künſtlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden ſoll; dieſe wird in mehrere Theile getheilt und theilweiſe geformt, ſodann einzeln in Erz gegoſſen, die Platten drüber gezogen und die Geſtalt nach und nach herausgeſchlagen: wobei vorzüglich auf die Stellen zu ſehen iſt, welche künftig zuſammentreffen ſollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, ſo wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil beſteht, ſo werden dieſe erſt zuſammengelöthet, ſo daß das Ganze nunmehr in ſechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit ſehr gewandt war und ſich auf ſeine Einbildungskraft, ſo wie auf ſeine Hand verlaſſen konnte, goß das Modell nicht in Erz, ſondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene obengenannten ſechs Theile der Statue werden nun

erſt mit Pech ausgegoſſen und mit Meiſeln, ſo wie von den Gefäßen erzahlt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgeſotten und wieder mit Pech gefüllt und ſo mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich iſt. Dann werden jene Theile mit Silberfaden an einander befeſtigt, die löthende Materie aufgeſtrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißſieden hat auch bei ſo großen Werken ſeine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei ſeinem Jupiter in einem Farbekeſſel.

Hierauf giebt Cellini noch Rechenſchaft von verſchiedenen Arbeiten, die hieher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewaſſers und dergleichen.

IX.

Sculptur.

1.

Erzguß.

Um in Erz zu gießen macht man zweierlei Arten von Formen.

Bei der erſten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon ſo groß gearbeitet als der künftige Guß werden ſoll. Man läßt es um einen Finger breit ſchwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieſes ſorgfältig ausgeführt, ſo daß dadurch das ganze Bild ſeinen erſten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine feuerfeſte Form gemacht und das Wachs herausgeſchmolzen, da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen ſoll.

Die andere Art zu formen iſt folgende:

Das Modell von Thon erhalt einen leichten Anſtrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblattern überlegt. Dieſes geſchieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht ſchade, wenn darüber eine Gypsform gemacht wird.

Dieſe wird auf die noch übliche Weiſe verfertigt und dergeſtalt eingerichtet, daß ſie in mehrere Haupttheile zerfallt, ſo daß man bequem etwas Wachs, oder Teig hineindrücken kann, ſo ſtark als künftig der Guß werden ſoll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eiſernen Stangen und Drahten zuſammengefügt und mit feuerbeſtandiger Maſſe überzogen, ſo lange bis dieſer Kern jene eingedruckte Oberhaut berührt, weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechſelſeitig befeſtigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegoſſen.

Nun wird die Gypsform wieder abgenommen und das neue wachſerne Grund- und Muſterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wachſerne Stabe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verſchiedene Wege zu circuliren hat, indem alles was künftig in der Form hohl bleiben ſoll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber dieſe alſo zubereitete, wachſerne Geſtalt wird eine feuerbeſtandige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen laßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausſchmelzen kann.

Iſt alles Wachs aus der Form gefloſſen, ſo wird dieſe nochmals auf das ſorgfaltigſte getrocknet, und iſt alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erſte Modell aber,

welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meiſter und den Geſellen bei künftiger Ausarbeitung des Guſſes, welcher folgendermaßen veranſtaltet wird:

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug. In dieſe wird die Form mit Flaſchenzügen hineingelaſſen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgefloſſen, werden thönerne Röhren angeſetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit feſtgeſtampft wird.

Wie man damit weiter herauskommt, werden an die obern in der Form gelaſſenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und ſolche nach den Forderungen der Kunſt mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu ſtehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflaſtert und das im Ofen geſchmolzene Erz in die Form gelaſſen, wobei es denn ſehr viel auf das Glück ankommt, ob ſie ſich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unſern Zwecken entfernt. Wie denn überhaupt die techniſchen Kunſtgriffe in dieſem Fache in den neuern Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon ſich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem gröbſten Korn bis zum feinſten. Er ſpricht alsdann von hartern Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den

weichen, als einer Art Kalkſtein, welche, indem ſie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln iſt, nachher an der Luft verhartet. Ferner gedenkt er der Florentiniſchen grauen Sandſteine, welche ſehr fein und mit Glimmer gemiſcht, beſonders in der Gegend von Fieſole, brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke: Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete theils aus Ungeduld, theils im Gefühl ſeiner Meiſterſchaft, öfters gleich nach dieſem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große Modelle verfertigt und dieſe bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtſinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptanſicht der Statue mit Kohlen aufzeichnete und ſofort dieſelbe nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten her zuerſt ins Runde zu bringen. Er mißbilligt ſie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maaß bei beiden Arten Fehler entſtehen, die man bei der erſten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbeſſern konnte.

Ein Fehler ſolcher Art iſt der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden ſo zuſammenſchmelzen, daß, wenn ſie die Füße auseinander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelangelo ſelbſt iſt von ſolchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art alſo nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maaße hineinwärts zu nehmen, ſcheint zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts unbekannt geweſen

zu ſeyn. Wenigſtens will Cellini ſie ſelbſt erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinern Modellen einen ungeheuern Koloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erſt machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, ſodann ein größeres von drei Ellen. Um ſolches ſchlug er einen wage- und ſenkrechten Kaſten in welchem das Maaß der vierzig Ellen, als ſo groß der Koloß werden ſollte, in verjüngtem Maaßſtab aufgezeichnet war. Um ſich nun zu verſichern daß auf dieſem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden ſeines Saals ein Profil des Koloſſes, indem er jemanden die Maaße innerhalb des Kaſtens nehmen und ausſprechen ließ. Als auf dieſe Weiſe eine Silhouette gut gelang, ſchritt er weiter fort und verfertigte zuerſt ein Gerippe in der Größe des eingekaſteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufſtellte und an dieſen, wie ihm ſein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befeſtigte.

Er ließ darauf einen Baumſtamm, vierzig Ellen hoch im Hofe aufrichten und vier gleiche Stamme ins Gevierte um ihn her; dieſe letzten wurden mit Bretern verſchlagen, woraus ein ungeheurer Kaſten entſtand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes das große Gerippe innerhalb des Kaſtens ausgemeſſen und aufgebaut. Die Figur ſtand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß ſetzte ſie auf einen Helm, welcher ſo eingerichtet war, daß man in denſelben hineingehen und ſodann die ganze Figur hinauf ſteigen konnte.

Als nun das Gerippe auf dieſe Weiſe zu Stande war, überzog man ſolches mit Gyps, indem die Arbeiter die

Vögel. Schön! o schön! o ein köstlicher, ein nothwendiger Bürger. Wir sind ein glückliches Volk von diesem Tag an! Zu Treufreund. Du sollst uns regieren, er soll uns pfeifen. Was geht uns noch ab?

Treufreund beschämt. Soll es so seyn?

Vögel. Du nimmst's an?

Treufreund neigt sich.

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben dir die Herrschaft,
Verleihen dir das Reich!
Mach' uns den stolzen Göttern,
Den stolzern Menschen gleich!

Maaße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieses ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Bretwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Daß der Kopf dieses Kolosses völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeschreibung unsers Verfassers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen, und die Leidenschaften des Künstlers von innen sich solchen Unternehmungen entgegensetzten.

X.

Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.

Können wir uns nun von dem sonderbaren Manne schon eine lebhaftere Vorstellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denselben in seine Werkstatte begleitet, so werden diejenigen seinen Charakter in einem weit helleren Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt und besonders mit der Florentinischen bekannt sind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Räthsel bleiben würden. Daher entsteht bei jedem Leser solcher frühern, eigenen Lebensbeschreibungen ein unwiderstehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren, daß sie uns durch ihre zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einigermaßen hinzudeuten wagen wir eine flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände, die je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfange von Florenz wurden wahrscheinlich in fruhen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunachst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kraften mochten zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschadigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Große zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwurdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnackige Nebenbuhlerin Fiesole und versetzen mit altrömischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Burgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glucklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die Florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufallig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verstößt, in zwei Parteien und kann drei volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie durch äußere Macht genöthiget sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Vondelmontier und Amideer, Donati und Uberti wegen verletzter Familienehre ſtreiten; gegenſeitig bei Kaiſer und Papſt Hülfe ſuchen, und ſich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zahlen oder ſchnell reich gewordne, derbgrobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten ſich vereinigen und ſo die Cerci und Donat und daraus die Schwarzen und Weißen entſtehen, ſpäterhin die Ricci und Albizzi einander entgegen arbeiten; durchaus erblickt man nur ein hin und wieder ſchwankendes, unzulängliches, parteiiſches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Perſönlichkeit gegen Menge oder Ariſtokratie, findet man in beſtändigem Conflict. Hier zeigen ſich dem aufmerkſamen Beobachter die ſeltſamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterſpaltungen; alle Arten von Coalitionen und Neutraliſationen, wodurch man die Herrſchaft zu erlangen und zu erhalten ſucht.

Ja ſogar werden Verſuche gemacht die oberſte Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meiſten Städte, ſagt Machiavell, beſonders aber ſolche die weniger gut eingerichtet ſind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich, nicht weil Freiheit und Knechtſchaft, wie viele meinen, ſondern weil Knechtſchaft und Geſetzloſigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei ſo mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteigewalten, entſteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren ſolche

Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigne Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch Florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigen auf mehrerlei Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden; bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf diesen oder jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lukkesern fort.

Wie bei ihrer ersten Entstehung, so auch in den spätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italiens, in so fern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden, machen ihr auf mancherlei Weise zu schaffen und wirken auf ihre politischen und kriegerischen Anstalten mächtig ein, und dieß um so mehr und so schlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles was sich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünschte; Päpste, Könige, Fürsten,

Republiken, Geiſtlichkeit, Barone, Kriegshelden, Uſurpatoren, Baſtarde, alle ſchwirren in fortwährendem Streite durcheinander. Hier iſt an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Intereſſe des Augenblicks, perſönliche Gewalt oder Unmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung, beſtimmen das Schickſal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menſchen, und nur ſelten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein deutſcher Kaiſer, oder ein anderer Pratendent, an der Spitze von ſchlecht beſoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch ſeine Gegenwart das Verworrene aufs höchſte, ohne für ſich ſelbſt etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwieſpalt die Kirche und geſellen ſich zu dieſen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Peſtilenz: ſo werden die Gebrechen eines übel regierten und ſchlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Lieſ't man nun in den Florentiniſchen Geſchichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur ſolche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil ſie das breite Fundament bürgerlicher Exiſtenz wodurch alles getragen wird, als bekannt voraus ſetzen; ſo begreift man kaum wie eine ſolche Stadt entſtehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die ſchöne Lage, in einem reichen und geſunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, ſo überzeugt man ſich, wie ein ſolches Local von einer Geſellſchaft Menſchen einmal in Beſitz genommen, nie wieder verlaſſen werden konnte.

Man denke ſich dieſe Stadt zu Anfang des eilften Jahrhunderts hergeſtellt, und ihre genugſame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fieſole anſehnlich vermehrt;

man vergegenwartige ſich, was jede wachſende burgerliche Geſellſchaft, nur um ihren eignen nachſten Bedurfniſſen genug zu thun, fur techniſche Thatigkeiten ausuben müſſe; wodurch neue Thatigkeiten aufgeregt, neue Menſchen herbeigezogen und beſchaftigt werden.

So finden wir denn ſchon die Zunfte in früherer Zeit an dieſe oder jene Partei angeſchloſſen, bald ſelbſt als Partei, nach dem Regimente ſtrebend oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Zunft der Wollwirker treffen wir ſchnell in vorzuglicher Aufnahme und beſonderm Anſehen, und erblicken alle Handwerker die ſich mit Bauen beſchaftigen in der größten Thatigkeit. Was der Mordbrenner zerſtört, muß durch den gewerbſamen Burger hergeſtellt werden, was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leiſten. Welche Nahrung und man kann ſagen welchen Zuwachs von Bevolkerung, gewahrte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thurme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit ungeſchickt angelegte Feſtungswerke zu verbeſſern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthauſer, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöſter und Palaſte. Ja das Stadtpflaſter, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, deſſen bloße Unterhaltung gegenwartig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geſchichte von Florenz in dieſen Punkten mit den Geſchichten anderer Stadte zuſammentrifft, ſo erſcheint doch hier der ſeltnere Vorzug, daß ſich aus den Handwerkern die Kunſte früher und allmahlich entwickelten. Der Baumeiſter dirigirte den Maurer, der Tuncher arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer ſah mit Verwunderung ſein tonendes Erz in bedeutende Geſtalten verwandelt, und der Steinhauer

überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk in Gesellschaft des Handels mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger mitten in fortdauernden Kriegsunruhen friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte; so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch eigentlich durch eine besondere Zunft geführt, die in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold bald da bald dort Hülfe leistete oder schadete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich aufs Plündern gestellt und schonten sowohl sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten sie gut; nur werden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner

durch mercantilische Colonien die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italianer über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungsregister, die Zauberformel der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechselgeschäftes, alles finden wir sowohl in der Mutterstadt thätig und ausgeübt als in den Europäischen Reichen durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und unzerstörliche Welt die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Constitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte sich wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Vaterlandes am Herzen lage, im Einzelnen gern ins Gedächtniß zurück rufen; wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken darüber hin und kommen zu dem Punkte wo bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen, und mit klarem Handels- und Weltsinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Diese Familie gewahrt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgersinn, der vom Nützlichen und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltsamen

Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteien den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen, gehen gleichen Schrittes, und in diesem lebendigen Ebenmaaß laßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlstandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen sind bei ihm Natur. Niemanden zu schaden, jedem zu nutzen! bleibt sein Wahlspruch, unaufgefordert eilt er den Bedürfnissen anderer zu Hülfe, seine Milde, seine Wohlthatigkeit erregen Wohlwollen und Freundschaft. Sogar aufgefordert mischt er sich nicht in die brausenden Parteihandel, nur dann tritt er standhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und so erhalt er sich sein Leben durch bei wachsenden Glücksgütern ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus steht schon auf einer höhern und gefahrlichern Stelle. Seine Person wird angefochten, Gefangenschaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn, er bedarf hoher Klugheit zu seiner Rettung und Erhaltung.

Schon sehen wir des Vaters Tugenden zweckmaßig angewendet; Milde verwandelt sich in Freigebigkeit, und Wohlthatigkeit in allgemeine Spende die an Bestechung granzt. So wachs't sein Anhang, seine Partei, deren leidenschaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt diese selbstsüchtigen Freunde gewahren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann, und so wie der Finanzminister doch eigentlich die erste

Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch andere an Rang vorgehen, so verhält sich der Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu, als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung, sein großer, derber Haus- und Weltsinn bei einer ausgebreiteten Uebung in Geschäften diente ihm statt aller andern Beihülfe. Selbst vieles, was er für Literatur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architektur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise genug zu thun, so hoffte seine tiefe Natur in der auflebenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthsels, über welches er im Lauf seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen war ihm das Glück, als Genosse einer, nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen; anstatt daß wohl andere in ähnlichen Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne

Epilog.

Der erste, der den Inhalt dieses Stücks
Nach seiner Weise auf's Theater brachte,
War Aristophanes, der ungezogne
Liebling der Grazien.
Wenn unser Dichter, dem nichts angelegner ist,
Als euch ein Stündchen Lust
Und einen Augenblick Ueberzigung
Nach seiner Weise zu verschaffen,
In ein und anderem gesündigt hat;
So bittet er durch meinen Mund
Euch allseits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig seyd, so werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war.

die Welt um ſich her auf eine oder die andere Weiſe zu beſtechen. Er fordert auf Antrieb eines falſchen Freundes die Darlehne welche der Vater freiwillig, ſelbſt Wohlhabenden, aufdrang und wofür man ſich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partei ſeines Stammes, welche der bejahrte Cosmus ſelbſt nicht mehr beherrſchen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß ſie gewähren laſſen, und Florenz iſt ihrer unerträglichen Raubſucht ausgeſetzt.

Lorenz wird nun ſchon als Prinz erzogen. Er bereiſ't die Höfe, und wird mit allem Weltweſen früh bekannt.

Nach ſeines Vaters Tode erſcheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partei. Die Ermordung ſeines Bruders durch die Pazzi und ſeine eigne Lebensgefahr erhöhen das Intereſſe an ihm, und er gelangt ſtufenweiſe zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterſtadt erduldet viel um ſeinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf ſeine Perſon gerichtet iſt; dagegen wendet er große Gefahren durch Perſönlichkeit von ſeinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen. Ja man erwartet einigemal, daß er ſich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er ſich des Soldatenhandwerks mit ſehr richtigem Sinne.

Durch die Vorſteher ſeiner auswärtigen Handelsverhältniſſe bevortheilt und beſchädigt zieht er nach und nach ſeine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbeſitzungen den Grund des fürſtlichen Daſeyns. Schon ſteht er mit den Großen ſeiner Zeit auf Einer Stufe des Anſehns und der Bedeutung. Er ſieht ſeinen zweiten Sohn im dreizehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpſtlichen Thron, und hat dadurch ſeinem Hauſe für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherſtellung von Unglücksfällen zugeſichert.

So wie er ſich in körperlich-ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergötzte, ſo war er früh zu literariſchen Neigungen und poetiſchen Verſuchen gebildet. Seine zartlichen enthuſiaſtiſchen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil ſie nur an höhere Arbeiten dieſer Art erinnern; aber unter ſeinen Scherzen giebt es Stücke, in denen man eine geiſtreiche Darſtellung geſelliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert. Wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde ſich einem ausgelaſſenen luſtigen Weſen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philoſophen, Dichtern häuslich umgeben, ſieht man ihn ſehr hoch über den dunkeln Zuſtand mancher ſeiner Zeitgenoſſen erhaben. Ja, man könnte eine der katholiſchen Kirche, dem Papſtthume, drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Dieſem großen, ſchönen, heitern Leben ſetzt ſich ein fratzenhaftes, phantaſtiſches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, ſtörriſch, fürchterlich entgegen, und trübt pfaffiſch die in dem Mediceiſchen Hauſe erbliche Heiterkeit der Todesſtunde.

Eben dieſer unreine Enthuſiaſt erſchüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die deſſen Sohn, der ſo unfähige als unglückliche Peter, verlaſſen und die großen Mediceiſchen Beſitzthümer mit dem Rücken anſehen muß.

Hatte Lorenz länger leben, und eine fortſchreitende ſtufenhafte Ausbildung des gegründeten Zuſtandes ſtatt haben können, ſo würde die Geſchichte von Florenz eins der ſchönſten Phänomene darſtellen; allein wir ſollen wohl im Lauf der irdiſchen Dinge die Erfüllung des ſchönen Möglichen nur ſelten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweiter Sohn Johann, nachmals Leo X., im Regimente ſeinem Vater gefolgt, ſo hatte

wahrscheinlich alles ein andres Ansehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geist konnte die verworrenen Verhältnisse auffassen und die gefährlichen beherrschen; allein leider ward zum zweitenmale der Mediceischen Familie der Name Peter verderblich, als dieser Erstgeborne bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufgeregten Menge sich überwältigt und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen das aufgespeicherte Capital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republicanische Regierung dauerte etwa sechzehen Jahre; Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis hatten nach wiedererlangter Herrschaft mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X. zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als Eine Weise die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII. die Herrschaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswechsel entschieden.

Schließen sie sich ferner durch Heirath an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartei in mehreren Städten Italiens einen unmächtigen Haß verkochen.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unsern Cellini finden, dessen Charakter und Handelsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowohl, als im schwer zu regierenden Parteigänger darstellt.

Kann ſich der Leſer nunmehr einen ſolchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklaren; ſo wird er dieſe flüchtig entworfene Schilderung Florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände mit Nachſicht aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauſes Medicis.

(Siehe nebenſtehend.)

XII.

Schilderung Cellini's.

In einer ſo regſamen Stadt zu einer ſo bedeutenden Zeit erſchien ein Mann, der als Repräſentant ſeines Jahrhunderts und vielleicht als Repräſentant ſämmtlicher Menſchheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geiſtige Flügelmänner angeſehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit ſchwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menſchlichen Buſen eingeſchrieben iſt.

Beſtimmter jedoch zeigt er ſich als Repräſentanten der Künſtlerklaſſe durch die Allgemeinheit ſeines Talents. Muſik und bildende Kunſt ſtreiten ſich um ihn, und die erſte, ob er ſie gleich anfangs verabſcheut, behauptet in fröhlich und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend iſt ſeine Fähigkeit zu allem Mechaniſchen. Er beſtimmt ſich früh zum Goldſchmied und trifft glücklicherweiſe den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um mit techniſchen handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgeſtattet ſich dem Höchſten der Kunſt zu nähern. Ein Geiſt wie der ſeinige mußte bald gewahr werden, wie ſehr die Einſicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen, ſubalternen Forderungen erleichtert.

e i s.

1394.
1440.
|
Franz I.
erm. 1474.

Johann auch Julian.
geb. 1467.
gest. 1498.
|
Johann
der brave
geb. 1498.
gest. 1526.
|
Cosmus
erster Großherzog
geb. 1519.
Großh. 1537.
gest. 1574.

Julian
Erzbischof
zu Aix
gest. 1588.

Stammtafel des

Johann

Cosmus.
Vater des Vaterlandes
geb. 1389.
gest. 1464.

Peter Gonf. 1460.
gest. 1472.

Lorenz
der herrliche Vater
der Gelehrsamkeit.
geb. 1448.
gest. 1492.

Julian
geb. 14
erm. 147
wahrscheinl
Vater vo
Julius.
Clemen
geb. 1
Card. 1
Papst 1
gest. 1

Peter.
geb. 1471.
verj. 1494.
umg. 1504.

Johann.
Leo X.
geb. 1475.
Card. 1488.
Papst 1512.
gest. 1523.

Julian.
geb. 1478.

Lorenz
Herzog von Urbino
geb. 1492.
gest. 1518.

Hippolytus Aethus
Card. 1529.
gest. 1535.

Katharina.
Gem. Hein. II.
Kön. v. Frankr.

Alexander
erster Herzog von Florenz
geb. 1510.
erm. 1537.

Es ist ungewiß, ob er ein Sohn Lorenzens, Herzogs von Urbino, oder Clemens VII. gewesen.

XI.

(Zu Seite 170)

Hauses Medicis.

eb. 1360.
Gonfal. 1421.
eſt. 1428.

Lorenz.
geb. 1394.
geſt. 1440.

Peter Franz I.
erm. 1474.

Lorenz II.

Johann auch Julian.
geb. 1467.
geſt. 1498.

3.
8.
t

Peter Franz II.
Gonfal. 1516.

Johann
der brave
geb. 1498.
geſt. 1526.

s VII.
78.
13.
23.
35.

Cosmus
erſter Großherzog
geb. 1519.
Großh. 1537.
geſt. 1574.

Lorenz
Mörder Alexanders.

Julian
Erzbiſchof
zu Aix
geſt. 1588.

Schon waren die trefflichſten Florentiniſchen Bildhauer und Baumeiſter, Donato, Ser Brunellesco, Ghiberti, Verrocchio, Pollajuolo, aus der Werkſtatt der Goldſchmiede ausgegangen, hatten unſterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein ſolches Handwerk, indem es achte und große Kunſt zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer ſolchen Verbindung genießt, ſo laßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit anderer, ſo wie der eigene baare Nutzen, zu erzwecken iſt, gar oft Willkür und Frechheit des Geſchmacks vorwalten.

Dieſe Betrachtung veranlaſſen Cellini und ſeine ſpätern Zeitgenoſſen; ſie producirten leicht ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunſt als Helferin, nicht als Meiſterin.

Cellini ſchätzte durchaus die Natur, er ſchatzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr, wie es ſcheint, mit techniſcher Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernſtem, zuſammenfaſſendem Kunſtgefuhl.

Jedes Handwerk nahrt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitsſinn. Von Werkſtatt zu Werkſtatt, von Land zu Land zu wandern und das gültigſte Zeugniß ohne große Umſtände augenblicklich durch That und Arbeit ſelbſt ablegen zu können, iſt wohl ein reizendes Vorrecht fur denjenigen, den Eigenſinn und Ungeduld, bald aus dieſer, bald aus jener Lage treiben, ehe er einſehen lernt, daß der Menſch, um frei zu ſeyn, ſich ſelbſt beherrſchen müſſe.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldſchmied vor vielen, ja man möchte wohl ſagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Koſtbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannichfaltigkeit der Arbeiten,

das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit bei einem immer produciblen, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger, als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist mit Bequemlichkeit ausführt.

Dessenungeachtet war er doch keineswegs der Mann sich zu beschranken, vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern Maaßstabs beschäftigt; jedoch sich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michelangelo als Muster vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Kolosses aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlicher gelegnen, damals nur

Auch iſt er ſich bewußt,
Mit ſo viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten deckarirten Böſewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er ſich euers Beyfalls ſchmeicheln darf..
Dann bitten wir euch, zu bedenken,
Und etwas Denken iſt dem Menſchen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden iſt,
Die niemals nach ſo ganz gemeßnem Maß
Und reinlich abgezogenem Gewicht geſchlagen werden.
Wir haben nur gar kurz gefaßt
Des ganzen Werkes Eingang
Zur Probe hier demüthig vorgeſtellt,

einigermaßen cultivirten Nation, verführte, ward er als er nach Florenz zurückkehrte gar bald abgerufen. Er zog ſich wieder in das rechte Maaß zuſammen, wendete ſich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte auf dem Platze von Florenz im Angeſicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli aufgeſtellt, neben jenen geſchätzt und dieſen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er ſich nun durchaus genöthigt die Natur fleißig zu ſtudiren; denn nach je größerm Maaßſtabe der Künſtler arbeitet, deſto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er beſonders die ſchöne weibliche Natur immer in ſeiner Nähe zu beſitzen geſucht und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Geſtalten an ſeiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in ſeine Wirthſchaft und eine Menge ſo abenteuerlicher als gefährlicher Romane entſpringen aus dieſem Verhältniſſe.

Wenn nun von der einen Seite die Kunſt ſo nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt iſt, ſo leitet ſie auf der entgegengeſetzten ihre Jünger zu den höchſten, zarteſten Gefühlen. Nicht leicht giebt es ein ſo hohes, heiteres, geiſtreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi, und kein ſanfteres, liebevolleres, leiſeres, als das zu der Tochter des Goldſchmieds Raſaello del Moro.

Bei dieſer Empfänglichkeit für ſinnliche und ſittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunſt Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr es ſind die anmuthigſten Stellen ſeines Werks, wenn er hierüber ſeine

Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poeſie und Proſa viele ſo reizende Situationen dargeſtellt als wir an dem Gaſtmahl finden, wo die Künſtler ſich mit ihren Mädchen, unter dem Vorſitz des Michelangelo von Siena, vereinigen, und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hievon iſt die natürliche Folge, daß er ſich dem Verdacht roher Sinnlichkeit ausſetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus ſeiner ganzen Geſchichte am lebhafteſten entgegenſpringt, iſt die entſchieden ausgeſprochene, allgemeine Eigenſchaft des Menſchencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn ſich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegenſetzt. Dieſe Reizbarkeit einer ſo gewaltigen Natur verurſacht ſchreckliche Exploſionen und erregt alle Stürme die ſeine Tage beunruhigen.

Durch den geringſten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeſte Verletzung ſeines Beſitzes oder ſeiner Würde zieht eine blutige Rache nach ſich.

Furchtbar ausgebreitet war dieſe Weiſe zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umſtände ſchon wieder loſer geworden und jeder tüchtige Menſch bei mancher Gelegenheit ſich durch Selbſthülfe zu retten genöthigt war. So ſtand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Geſetz und gegen deſſen Pfleger und Diener. Die Kriege ſelbſt erſcheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht ſchon das unglückliche Verhältniß Carls V. und Franz I., das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweikampf angeſehen?

Wie gewaltſam zeigt ſich in ſolchen Fällen der Italiäniſche Charakter! Der Beleidigte, wenn er ſich nicht augenblicklich

racht, verfallt in eine Art von Fieber, das ihn als eine phyſiſche Krankheit verfolgt, bis er ſich durch das Blut ſeines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papſt und Cardinale einem, der ſich auf dieſe Weiſe geholfen, zu ſeiner Genesung Gluck wünſchen.

In ſolchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine ſo techniſch gewandte Natur zuverſichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Buchſe ſo wie mit der Kanone ſich zu vertheidigen und andern zu ſchaden. Jede Reiſe iſt Krieg und jeder Reiſender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menſchliche Natur ſich immer ganz herzuſtellen und darzuſtellen genöthigt iſt, ſo erſcheint in dieſen wuſten, ſinnlichen Welträumen an unſerm Helden, ſo wie an ſeinen Umgebungen, ein ſittliches und religioſes Streben, das erſte im gröſten Widerſpruch mit der leidenſchaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unſerm Helden ſchwebt das Bild ſittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares, beſtandig vor Augen. Wie er die auſere Achtung von andern fordert, eben ſo verlangt er die innere von ſich ſelbſt, um ſo lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Laßlichkeit menſchlicher Fehler und Laſter immer aufmerkſam erhalten wird. Sehr merkwürdig iſt es, wie er in der Beſonnenheit, mit welcher er ſein Leben ſchreibt, ſich durchgehends zu rechtfertigen ſucht, und ſeine Handlungen mit den Maaßſtaben der auſern Sitte, des Gewiſſens, des bürgerlichen Geſetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre ſeiner Kirche, ſo wie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er ſich in ſeiner Gefangenſchaft,

weil er ſich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er ſich auf die kunſtlichſte und kuhnſte Weiſe, zuletzt, da er ſich hulflos eingekerkert ſieht, kehrt alle Thatigkeit in das Innere ſeiner Natur zuruck. Empfindung, Leidenſchaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunſtſinn, Sittlichkeit, Religioſitat wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwiſchen Verzweiflung und Hoffnung ſchwankenden Bewegung und bringen bei großen korperlichen Leiden die ſeltſamſten Erſcheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben ſich Viſionen, geiſtigſinnliche Gegenwarten treten auf, wie man ſie nur von einem andern Heiligen oder Auserwahlten damaliger Zeit andachtig hatte ruhmen konnen.

Ueberhaupt erſcheint die Gewalt ſich innere Bilder zu wirklich gewiſſen Gegenſtanden zu realiſiren, mehrmals in ihrer volligen Starke und tritt manchmal ſehr anmuthig, an die Stelle gehinderter Kunſtausubung. Wie er ſich z. B. gegen die ihm als Viſion erſcheinende Sonne vollig als ein plaſtiſcher Metallarbeiter verhalt.

Bei einem feſten Glauben an ein unmittelbares Verhaltniß zu einer gottlichen und geiſtigen Welt, in welchem wir das Kunftige voraus zu empfinden hoffen durfen, mußte er die Wunderzeichen verehren in denen das ſonſt ſo ſtumme Weltall, bei Schickſalen außerordentlicher Menſchen ſeine Theilnahme zu außern ſcheint. Ja damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, ſo ſagte er den Lumens, der bei aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten ſeines Haupts auf feuchten Wieſen ſichtbar wird, mit dunkelbiſchem Stolz, als ein gnadiges Denkmal der glanzenden Gegenwart jener gottlichen Perſonen an, die er von Angeſicht zu Angeſicht in ſeliger Wirklichkeit glaubte geſchaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberei, so hoch sie verpönt seyn mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten: noch heut zu Tage heißen sie die Sibyllenberge. Aeltere Romanenschreiber bedienten sich dieses Locals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen und vermehrten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italiänisches Mährchen, Guerino Meschino, und ein altes Französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden; und Meister Cecco von Ascoli, der, wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Antheil, den Chronikenschreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unsers Helden gerichtet, als ihm ein Sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Kaum sollte man glauben, daß aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit zwischen mehrern Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteilichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-selbstische Mann an allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste in verschiedenen Fachern mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke den gefaßten Anstand eines Weltmanns. Wie er sich denn gegen Papste, Kaiser, Könige und Fursten auf das beste zu betragen weiß.

Der Versuch sich bei Hofe zu erhalten will ihm desto weniger gelingen, wobei er, besonders in alteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch seine Eigenheiten, die er in solchen Verhaltnissen ausubt, den Obern lastig wird, und bequemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern, Menschen den Platz einraumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth, und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollstandig erhalten hat, auch durch solche Aeußerungen genauer kennen lernen.

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wohl unstreitig dadurch den gröſten Vortheil gewann, daß er in dem unschatzbaren Florentinischen Kunstkreise geboren worden; so konnte er als Florentiner ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern zu der Fahigkeit gelangen durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meisel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII.
Letzte Lebensjahre.

Nach dieſem Ueberblick ſeines Charakters, den wir ſeiner Lebensbeſchreibung verdanken, welche ſich bis 1562 erſtreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzahlen was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet ſey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden ſtand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu ſchaffen machte.

Wir haben bei ſeinem ungebändigten Naturweſen durchaus einen Hinblick auf moraliſche Forderungen, eine Ehrfurcht für ſittliche Grundſätze wahrgenommen; wir konnten bemerken daß ſich ſein Geiſt in Zeiten der Noth zu religiöſen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da ſich nun eine ſolche Sinnesweiſe bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu beſtarken und den Menſchen ausſchließlicher zu beherrſchen pflegt, ſo ſtand es ſeiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geiſtige wornach er ſich ſehnte recht gewiß und vollſtändig zu beſitzen, endlich den zerſtreuten und gefahrlichen Laienſtand verließ und in geiſtlicher Beſchränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonſur an, wodurch er den Entſchluß, ſeine Leidenſchaften völlig zu bändigen und ſich höhern Regionen anzunähern, entſchieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher ſtarker in ihm, als eine jede beſondere Richtung und Bildung geherrſcht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückſchritt in die Welt.

Bei ſeinem mannichfaltigen, lebhaften Verhaltniß zu

dem andern Geſchlecht, woraus er uns in ſeiner Geſchichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernſten Vorſatz gefaßt habe ſich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweier natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und ſich verliert, das andere ihm auf eine ungeſchickte Weiſe durch einen gewaltſamen Tod entriſſen wird.

Nun aber in einem Alter von mehr als ſechszig Jahren wird es ihm erſt klar, daß es löblich ſey, eheliche Kinder um ſich zu ſehen; alſobald thut er auf ſeine geiſtlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 ſtirbt, zwei Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch exiſtirte ein geſchickter, geiſtreicher, gutgelaunter wohlhabender Schuſter kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen ſeiner trefflichen Arbeit von allen Cicerons höchlich geſchätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künſtler ſtand.

Von ſeinem letzten Willen iſt auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlaſſene Werke.

1.

Goldſchmiedarbeit.

Von ſeinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben ſeyn, wenigſtens wußten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht iſt auch noch gar in

diesen letzten Zeiten manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Kloster- und Familienschatze gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergoldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indessen findet sich in Albertolli's drittem Bande auf der zwanzigsten Tafel der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blatter, das gewundne Horn, die geknüpfte Binde, mit einer zwar modernen jedoch bedeutenden, kraftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode, sowohl im Ganzen dargestellt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Base des großen Hornes das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte verschlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstliebhaber, daß jenes goldene Salzfaß, welches in Cellini's Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belvoders nebst anderen Schatzen, welche von dem Schlosse Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieses wundersamen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausspricht, befinden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwei Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen bis ins Kleinste

ausgeführten Nebenwerke dem Beschauer vors Gesicht zu bringen.

Ebenso verfuhr man mit den halberhabenen Arbeiten der ovalen Vase, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweis vorgestellt sind.

So viel bekannt, war dieses Werk für Franz I. bestimmt und kam als Geschenk Carls IX. an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und wurde nebst andern unübersehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neusten Zeiten bewahrt. Nun können Kunstfreunde sich glücklich schätzen, daß dieses Werk, welches die Verdienste und Seltsamkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in sich schließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich ist.

2.

Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und bestätigen das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Perseus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, läßt sich manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunstwerken welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit und ist den Werken des Bandinell und Ammanati vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem schwarzen Kreuze ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeitlang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo

Sind aber auch erböthig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläufigen Erfolg
Von dieser wunderbaren doch wahrhaftigen
Geschichte
Nach unsern besten Kräften vorzutragen.

KÜHLEN

es ſich aber gegenwärtig befinde, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen welche die Merkwürdigkeiten des Escorials beſchreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reiſenden daſelbſt ein ſolches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in ſeiner Reiſebeſchreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar geſehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor ſtehe. Die Figur, ſagt er, iſt in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II. zum Geſchenk geſandt. — Der Name des Künſtlers iſt auf ſein Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Siguenza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demſelben Jahre der Ort zum Bau beſtimmt und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden, und daß in eben denſelben Monaten Cellini ſein Werk angefangen habe. Er ſetzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausſchiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in ſeinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593 als bekannt an, daß Spanien ein bewunderuswerthes Crucifix von unſerm Verfaſſer beſitze.

Gegen dieſe Nachrichten ſtreiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldſchmiedekunſt und Sculptur, indem ſie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erſt für die kleine Kirche im Palaſte Pitti beſtimmt geweſen, nachher in die unterirdiſche Capelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es ſich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neuſten Nachrichten aus Florenz melden, es ſey ein ſolches Ereigniß aus gedachter, unterirdiſcher Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwartig auf dem Hauptaltar aufgerichtet ſtehe. Es ſey weſentlich von dem Spaniſchen verſchieden und keins als eine Copie des andern anzuſehen.

Das Spaniſche ſey durchaus mit ſich ſelbſt übereinſtimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der ſterbende, oder vielmehr geſtorbene Chriſtus, trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der Florentiniſche hingegen ſey viel menſchlicher gebildet. Der ganze Körper zeige ſichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch ſey der Kopf voll Ausdruck einer ſchönen Ruhe. Arme, Bruſt und Leib, bis zur Hüfte ſind ſorgſam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künſtler, der es verfertigt, iſt man in Florenz ſelbſt nicht einig. Die meiſten ſchreiben es dem Michelangelo zu, dem es gar nicht angehören kann; einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt ſich künftig durch Vergleichung mit dem Perſeus einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unſers Künſtlers, eine Auflöſung dieſer Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed reſtaurirter furtrefflicher Apoll befand ſich zu Florenz, an welchem freilich die neuen, ins Manierirte und Vielfache ſich neigenden Theile von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Bruſtbild in Bronze von Cosmus I. ſteht wahrſcheinlich auch noch zu Florenz, deſſen ſehr gezierter Harniſch als ein Beiſpiel der großen Liebhaberei unſers Künſtlers zu

Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuillerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des Französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweispanniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

3.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der Florentinischen Zeichnungsammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangne Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlaſſene Schriften.

1.

Lebensbeſchreibung.

Indem wir zu bewundern Urſache haben daß eine allgemeinere Ausbildung als gewöhnlich dem Künſtler zu Theil zu werden pflegt, aus einer ſo gewaltſamen Natur, durch Uebung eines mannichfaltigen Talents hervorgegangen, ſo bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini ſeinen Nachruhm faſt mehr ſeinen Schriften, als ſeinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeſchreibung, ob ſie gleich beinahe zweihundert Jahre im Manuſcript verweilte, ward von ſeinen Landsleuten höchlich geſchaßt und im Original, wovon er den Anfang ſelbſt geſchrieben das Ende aber dictirt hatte, ſo wie in vielfaltigen Abſchriften aufbewahrt.

Und gewiß iſt dieſes Werk, das der Deutſche Herausgeber genugſam kennt, um es völlig zu ſchaßen, das er aber nicht nach ſeiner Ueberzeugung preiſen darf, weil man ihm Parteilichkeit vorwerfen könnte, ein ſehr ſchaßbares Document, worin ſich ein bedeutendes und gleichſam unbegranztes Individuum, und in demſelben der gleichzeitige ſonderbare Zuſtand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen die ſich um dieſes Werk bekümmerten, ging die Engliſche voran. Ihrer Liebe zu biographiſchen Nachrichten, ihrer Neigung ſeltſame Schickſale merkwürdiger, talentreicher Menſchen zu kennen, verdankt man, wie es ſcheint, die erſte und ſo viel ich weiß einzige Ausgabe der Celliniſchen Lebensbeſchreibung. Sie iſt, unter dem Schild eines gebeuchelten Druckorts: Koln, ohne Jahrzahl,

wahrscheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bediente sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leser das derbe Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern Deutschen Uebersetzung hat mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können.

Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit heraus zu geben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwei Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben und 1568, also noch bei seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmale herauskam, gedachte man auch jener Tractate

wieder und veranſtaltete, da die erſte Ausgabe langſt vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei ſich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unſern Arbeiten zu nutzen geſucht haben.

3.

Kleine Aufſätze.

Ein Mann, der mit ſo entſchiedenem Hange zur Reflexion von ſich ſelbſt in einer Lebensbeſchreibung, von ſeinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenſchaft gegeben, mußte ſich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln ſeiner Kunſt, in ſo fern er ſie einſehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorganger, deſſen fragmentariſcher Tractat im Manuſcript circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedener man mit der Methode iſt, durch die man gebildet worden, deſto lebhafter entſteht in uns der Wunſch, einer Folgewelt den nach unſerer Einſicht beſſern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein ſolches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen iſt.

Es enthalt eine Anleitung, wie man ſich das Skelet bekannt machen ſoll, mit ſo vieler Liebe zum Gegenſtand geſchrieben, daß der Leſer den Knochenbau von unten herauf entſtehen und wachſen ſieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen ſich hervorthut.

Wir haben dieſe wenigen Blatter unſern Leſern in der Ueberſetzung vorlegen wollen, damit diejenigen die dem Verfaſſer gunſtig ſind, ihn auch in dem ſonderbaren Zuſtand erblicken, wo er ſich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zulaßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken laßt, giebt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Malerei und Sculptur. Wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der Italiänischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Versiprunks bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu seyn, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den ernsten, tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann.

Wenige findet der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, so wie ein langes, sogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Merkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht

zu lohnen ſchien. Es enthält die Umſtände ſeiner Gefangenſchaft, welche dem Leſer ſchon bekannt geworden, auf eine bizarre Weiſe dargeſtellt, ohne daß dadurch eine neue Anſicht der Begebenheiten oder des Charakters entſtehen kann.

5.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verſchiedne ſeiner Landsleute bewahrten ſorgfältig andere Manuſcripte, davon ſich in Florenz noch manches, beſonders in der Bibliothek Ricardi, finden ſoll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geſchätzt, welche über die Lebensweiſe jener Zeiten beſondere Aufſchlüſſe geben. Vielleicht bemüht ſich darum einmal ein Deutſcher Reiſender, aufgefordert durch das Intereſſe, das denn auch wohl endlich unſere Nation an einem ſo bedeutenden Menſchen und durch ihn aufs neue an ſeinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundſätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen ſoll.

Unter andern wunderſamen Kunſtfertigkeiten, welche in dieſer unſerer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin ſie nicht allein die Alten erreicht, ſondern gar übertroffen hat, kann man die edelſten Künſte der Sculptur, Malerei und Baukunſt nennen, wie ſich künftig an ſeinem Ort wird beweiſen laſſen.

Aber weil mein Hauptvorſatz iſt über die Kunſt, ihre wahren Grundſatze und wie man ſie erlernen ſoll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, ſich aber nicht entſchließen können, einem

so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben; so will ich, obgleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so faßlich als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen, und deßhalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von denen Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten. Deßhalb wir auch ohne weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herrn, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortrefflichen Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wisset für gewiß: daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, daß das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb scheint mir die Gewohnheit die man bis auf den heutigen Tag beibehalt sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben, gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen

geben. Daſſelbe iſt mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird andern auch ſo gegangen ſeyn.

Aus obenangeführten Urſachen halte ich aber für gewiß, daß dieſe Art keineswegs gut ſey und daß man weit ſchicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenſtände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige ſtöckiſche Pedanten, oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeiſter ſeinen Schülern zu Anfang die ſchwerſten Waffen in die Hände gebe, damit ihnen die gewöhnlichen deſto leichter ſcheinen, ſo könnte ich gar vieles dagegen auf das ſchönſte verlieren; allein das war' doch in den Wind geſprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Reſultaten bin, begnüge mich ihnen mit dieſen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das wichtigſte eines ſolchen Talentes immer die Darſtellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, ſo muß derjenige, der ſo etwas gut machen und die Geſtalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen ſind. Haſt du dieſes Gebäude gut im Gedächtniß, ſo wirſt du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel geſagt iſt. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verſchaffſt; es iſt hier die Rede ſie ohne Fehler zu machen und dieſes, kann ich dich verſichern, wirſt du auf meinem Weg erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter ſey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbei verlange ich, daß du zuerſt den Hauptknochen des Beines zeichneſt! Denn wenn man einen ſolchen dem Schüler von dem zarteſten Alter vorlegt, ſo wird er einen Stab zu

zeichnen glauben. Fürwahr in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das, ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste, doch auf das zweitemal, nachzuahmen sich verspräche, wie solches bei einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammen fügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden setzest du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist als die beiden vorhergehenden.

Dann fügst du die Kniescheibe zwischen ein und lässest den Schüler diese vier Knochen sich recht ins Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirst du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sey, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird sich ergeben, daß wenn sich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kömmt, ihm alle andern Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schönste Instrument zusammen setzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Laß nachher den Schüler einen der schönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden da wo dessen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Gränzen

hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sennen und andern schönen Einrichtungen zurückhalt.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedruckt, so kommt die Reihe an einen sehr schönen Knochen, welcher zwischen den beiden Hüftknochen befestigt ist. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Sennen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zusammenhalt. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückengrates, welcher als ein Schwanzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwanzchen wendet sich in unsern warmen Gegenden nach innen; aber in den kaltesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kalte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Jberni nennen und als Monstra erscheinen; es verhalt sich aber damit nicht anders als wie ich gesagt habe.

Sodann lassest du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vier und zwanzig Knochen besteht. Sechzehen zahlt man bis dahin wo die Schultern anfangen und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf sich trefflich bewegt.

Von diesem Knochen mußt du einige mit Vergnügen zeichnen; denn sie sind sehr schön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieses Knochenwerk des Rückens schließen sich vier und zwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, so daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu sehen glaubt. Dieses Rippenwesen mußt du oft zeichnen und dir wohl von allen

Seiten bekannt machen. Du wirſt finden, daß ſie ſich am ſechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzuſetzen anfangen. Die vier erſten ſtehen frei. Von dieſen ſind die beiden erſten klein und ganz knöchern. Die erſte iſt klein, die zweite größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte iſt auch noch nicht mit dem Bruſtknochen verbunden wie die übrigen ſieben. Dieſer Knochen iſt porös wie ein Bimsſtein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieſer ſieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieſer Knorpel iſt nichts anders als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weiſe läßt er ſich mehr einem Knochen als einer Senne vergleichen, denn der Knochen iſt zerbrechlich, der Knorpel auch, die Senne aber nicht.

Nun verſtehe wohl! wenn du dieſes Rippenweſen gut im Gedächtniß haſt und dazu kommſt Fleiſch und Haut darüber zu ziehen, ſo wiſſe, daß die fünf unterſten freien Rippen, wenn ſich der Körper dreht, oder vor und rückwärts biegt, unter der Haut viele ſchöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die ſchönen Dinge ſind, welche an dem Körper des Menſchen unſern des Nabels erſcheinen.

Diejenigen welche nun dieſe Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildiſche Maler, ja Schmierer vorgekommen ſind, die ſich auf ihr Gedächtnißlein verlaſſen und ohne ander Studium als ſchlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und ſich dergeſtalt gewöhnen, daß ſie, wenn ſie auch wollten, nichts Tüchtiges leiſten können. Mit dieſem Handwerksweſen, wobei ſie noch der Geiz bethört, ſchaden ſie denen, die auf dem guten Wege der Studien ſind, und machen den Fürſten

Schande, die, indem sie sich von solcher Behendigkeit bethören lassen, der Welt zeigen, daß sie nichts verstehn. Die trefflichen Bildhauer und Maler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwei oder drei Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, so kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber diesem Rippenbau befinden sich noch zwei Knochen außer der Ordnung, die sich beide auf den Brustknochen auflegen und mit einiger Wendung sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst sie nicht besonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten mußt du dir sie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es sind dieses die Schlüsselbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweier Schaufeln. Es sind sehr schöne Knochen die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen und daher von deinem Schüler an Statt des Auges zu zeichnen sind. Es kömmt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner sind. Wenn du dich

mit diesen beschäftigst, so brauchst du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten hast. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt bist, so kannst du diese alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künstliche und schöne Sache ist. Auch diese Theile mußt du genugsam, nach allen Seiten hin, zeichnen und zwar sowohl die rechte als die linke.

Bist du so weit gelangt, so kannst du dich gleichsam zum Vergnügen an dem wundersamen Knochen des Schädels versuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast du ihn nun, von irgend einer Seite, gezeichnet und deine Arbeit gefällt dir, so mußt du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieses von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das beste wär' daß du während der Zeit, wenn du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun mußt du noch dieses wissen, daß du auch das Maaß aller dieser Theile dir bekannt zu machen hast, auf daß du mit mehr Sicherheit, Sennen und Muskeln darüber ziehen könnest, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn du nun diese Knochen messen willst, so mußt du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch wär', z. B. der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannſt du daher kühnlich zurechte rücken, daß er auf zwei Beinen ſtehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannſt du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magſt du das Gerippe, hoch oder niedrig, ſitzen laſſen und ihm verſchiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirſt du dir ein wunderſames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unſerer göttlichen Kunſt erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beiſpiel zeige und den größten Meiſter anführe, ſo betrachte die Werke des Michelangelo Buonarotti, deſſen hohe Weiſe, die von allen andern und von allem, was man bisher geſehen, ſo ſehr verſchieden iſt, nur darum ſo wohl gefallen hat, weil er das Gerüſte der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle ſeine Werke, ſowohl der Sculptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum ſo viel Ehre machen als die ſichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sennen, wodurch das künſtliche Gebäude des Menſchen erſt entſchieden Geſtalt, Maaß und Verbindung erhalt.

XVII.

Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Malerei.

Man zeichnet mit verſchiedenen Materien und auf verſchiedene Weiſe, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchſchneidet und mehr Linien aufſetzt, wo man die Schatten verſtarken will; ſoll er ſchwacher ſeyn, ſo läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art iſt ſehr ſchwer und nur wenige Künſtler haben ſie vollkommen

zu behandeln gewußt. Auf dieſem Wege ſind die Kupferſtiche erfunden worden, in welchen ſich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meiſter bewieſen hat, ſowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weiſe, indem man, nach vollendetem Umriß mit der Feder, den Pinſel nimmt und mit mehr oder weniger in Waſſer aufgelöſ'ter und verdünnter Tuſche nach Bedürfniß helleren oder dunklern Schatten anbringt. Dieſe Art nennt man Acquarell.

Ferner färbt man mit verſchiedenen Farben das Papier und bedient ſich der ſchwarzen Kreide den Schatten, und des Bleiweißes das Licht anzugeben. Dieſes Weiß wird auch gerieben mit etwas Arabiſchem Gummi vermiſcht und in Stabchen, ſo ſtark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothſtein und ſchwarzer Kreide. Mit dieſen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und beſſer als auf die vorige Weiſe. Alle guten Zeichner bedienen ſich derſelben, wenn ſie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn ſie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf dieſe oder jene Weiſe geſtellt haben und ſie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zuruck; ſo können ſie es leicht thun, weil ſich mit ein wenig Brodtrumme die Striche leicht wegwiſchen laſſen, und deßwegen wird dieſe Weiſe für die beſte gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, ſo ſage ich nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung ſey nichts anders, als der Schatten des Runden, und ſo kann man ſagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung ſey; die Malerei aber iſt eine Zeichnung mit Farben gefärbt wie ſie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweierlei Weise, einmal daß man die sammtlichen Farben nachahmt wie wir sie in der Natur vorfinden; sodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unsern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens unendliche Werke darin verfertigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkurzung mittheilen will, so erzähle ich, daß wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten, ließen wir einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter in einer geweißten Kammer entweder sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobei man die schwersten Verkurzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Rückseite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur und befestigten es, sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsbald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriß hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unserm außerordentlichen Michelangelo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Malerei so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen

Malerei geben, als wenn man sagt: sie trete dergestalt hervor, daß sie als erhoben erscheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Malerei, einer angenehmen und reizenden Tochter, angesehen werden müsse.

Der Maler stellt nur eine der acht vornehmsten Ansichten dar, welche der Bildhauer sämmtlich leisten muß. Daher wenn dieser eine Figur, besonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und stellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Ansichten anfangt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwarts und rückwarts zu wenden und zu biegen. Ist er nun mit der vordern Ansicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptansichten, so findet er oft, daß sie weniger gefällig erscheint, deßwegen er die erste Ansicht, die er bei sich schon festgesetzt hatte, wieder verderben muß, um sie mit der zweiten in Uebereinstimmung zu setzen. Und es begeanet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegen setzt. Ja man kann sagen, daß es nicht etwa nur acht, sondern mehr als vierzig Ansichten giebt; denn wie er nur seine Figur im geringsten wendet, so zeigt sich ein Muskel entweder zu sehr oder zu wenig, und es kommen die größten Verschiedenheiten vor. Daher muß der Künstler von der Anmuth der ersten Ansicht gar manches aufopfern, um die Uebereinstimmung rings um die ganze Figur zu leisten; welche Schwierigkeit so groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten ausnahme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich recht vorstellen, so kann man die Arbeiten des Michelangelo zum Maaßstabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes

Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein solches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunstfleiß vollenden sehen. Dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wundersamer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im allgemeinen sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michelangelo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen; denn für eine Figur in Marmor brachte er hundert gemalte zu Stande, und bloß deßwegen, weil die Malerei nicht an der Schwierigkeit so vieler Ansichten haftet. Wir dürfen daher wohl schließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerei nicht bloß von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den größern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bei der Malerei nicht der Fall ist. Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können: daß die Bildhauerkunst der Malerei weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maaßen am besten verstehen, auch die bessern Architekten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nöthigen und

trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maaß der Saulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maaßen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten, daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne; denn Bramante, Raphael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen; doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder andere eine Statue zu machen verstand.

Deßwegen finden wir so viel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architektonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können.

Dieses habe ich nicht sowohl um des Streites der Bildhauerkunst und der Malerei willen hier anführen wollen, sondern weil es viele giebt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die, als völlige Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meister Terzo, einem Ferraresischen Krämer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude ausführte. Ja, er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerb

verließ und ſich der Baukunſt ganz ergab. Er pflegte zu ſagen: die vollkommenſten Meiſter dieſer Kunſt ſeyen Bramante und Antonio von San Gallo geweſen; außer dieſen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er ſich den Spitznamen Terzo (der dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunellesco der erſte geweſen, der die Baukunſt nach ſo vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem ſie unter den Händen barbariſcher Handwerker völlig erloſchen. Wohl haben ſich nachher Bramante, Antonio von San Gallo und Balthaſar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt iſt ſie auf den höchſten Grad der Vortrefflichkeit durch Michelangelo gelangt, welcher, da er die lebhafteſte Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunſt erlangt, vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobei er ſich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu ſprechen, da ich denn auch die Perſpective abhandeln und nachſt dem was ich aus mir ſelbſt mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer ſchönen Schrift deſſelben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger ſäumen und dasjenige, was ich bisher geſagt habe, denen übergeben, die mit größern und beſſern Gründen, ohne Leidenſchaft dieſe Dinge abzuhandeln werden im Stande ſeyn.

Rameau's Neffe.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuſcript überſetzt.

.. Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.
HORAT. *Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14.*

Es mag schön oder häßlich Wetter seyn, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmak oder Philosophie, und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sey weise oder thöricht. So sieht man in der Allée de Foi unsere jungen Liederlichen einer Courtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschamtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sammtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht ist, flüchte ich mich in den Cafe de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Cafe de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Légal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge, da hört man die gemeinsten Reden. Denn, kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich seyn, wie Legal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich seyn, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, ſprach wenig und hörte ſo wenig als möglich, als eine der wunderlichſten Perſonnagen zu mir trat, die nur jemals dieſes Land hervorbrachte, wo es doch Gott an deraleichen nicht fehlen ließ. Es iſt eine Zuſammenſetzung von Hochſinn und Niederträchtigkeit, von Menſchenverſtand und Unſinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müſſen ganz wunderbar in ſeinem Kopf durch einander gehn: denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenſchaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was ſie ihm an ſchlechten gab, ohne Scham. Uebrigens iſt er von einem feſten Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenſtärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und ſeine Originalität hält euch nicht feſt, ſo verſtopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern, oder ihr entflieht. Gott, was für ſchreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger als er ſelbſt. Manchmal iſt er mager und zuſammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindſucht; man wurde ſeine Zähne durch ſeine Backen zählen; man ſollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegeſſen, oder er käme aus la Trappe.

Den nächſten Monat iſt er feiſt und völlig, als hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlaſſen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Koſt gegeben. Heute, mit ſchmutziger Wäſche, mit zerriſſenen Hoſen, in Lumpen gekleidet und faſt ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht ſich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almoſen zu geben. Morgen, gepudert, chauſſirt, friſirt, wohl angezogen, tragt er den Kopf hoch, er zeigt ſich, und ihr würdet ihn beinah für einen ordentlichen Menſchen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umſtanden. Seine erſte Sorge des Morgens, wenn er aufſteht, iſt, ſich zu bekümmern, wo er zu Mittag ſpeiſen wird. Nach Tiſche denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachteſſen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachſtübchen, ſeine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig den Miethzins langer zu entbehren, ihm den Schlüſſel ſchon abgefordert hat. Bald wirft er ſich in eine Schenke der Vorſtadt, wo er den Tag zwiſchen einem Stück Brod und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die ſechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Taſche, das ihm wohl manchmal begegnet, ſo wendet er ſich an einen Miethkutſcher, ſeinen Freund, oder an den Kutſcher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben ſeinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil ſeiner Matratze in den Haaren. Iſt die Jahrszeit gelind, ſo ſpaziert er die ganze Nacht auf dem Cours, oder den elyſeiſchen Feldern hin und wieder. Mit dem Tage erſcheint er ſogleich in der Stadt, gekleidet von geſtern für heute, und von heute manchmal für den Ueberreſt der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht ſchätzen; andre machen ſie zu ihren nächſten Bekannten, ſogar zu Freunden. Des Jahrs können ſie mich einmal feſthalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen abſticht, und ſie die laſtige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unſre Erziehung, unſre geſellſchaftlichen Conventionen, unſre hergebrachten Anſtandigkeiten eingeführt haben. Kommt ein ſolcher in eine Geſellſchaft, ſo iſt er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt, und jedem einen Theil ſeiner natürlichen Individualitat zurückgiebt. Er ſchüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache; treibt die Wahrheit hervor,

macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt' ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese zuckten die Achseln, lachten ihm ins Gesicht, und versicherten ihm, er sey närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand, aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun, und aß vor Bosheit: es war lustig ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte den Tractat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig den Namen des Mannes zu wissen, da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Lulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren. Ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er, noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat; in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Gesangs, unzusammenhangende Ideen, Larm, Aufzüge, Triumphe, Tanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sangern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch Italianische Virtuosen wird begraben werden, wie er voraussahlte, und

deßhalb mißmüthig, traurig und ärgerlich ward. Denn niemand hat böſere Laune, nicht einmal eine hübſche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Naſe gewahr wird, als ein Autor, der ſich bedroht ſieht, ſeinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweiſen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philoſoph, treff' ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtſen? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzſchieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenſpiel.)

Ich. Nein, aber wenn ich nichts Beſſeres zu thun habe, ſo iſt's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzuſehen, die gut ſchieben.

Er. Alſo eine ſeltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus; die Uebrigen verſtehn nichts.

Ich. Und Herr von Buſſi, was ſagt Ihr zu dem?

Er. Der iſt als Schachſpieler, was Demoiſelle Clairon als Schauſpielerin iſt; beide wiſſen von dieſen Spielen alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr ſeyd ſchwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichſten Menſchen laßt Ihr Gnade wiederfahren.

Er. Ja im Schach- und Damenſpiel, in der Poeſie, Redekunſt, Muſik und andern ſolchen Poſſen. Wozu ſoll die Mittelmäßigkeit in dieſen Fällen?

Ich. Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müſſen ſich viele auf dieſe Künſte legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er iſt dann der eine in der Menge. Aber laſſen wir das gut ſeyn. Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht geſehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht ſehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das was Ihr, ich und alle die Andern machen,

Gutes, Böſes und Nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegeſſen, wenn ſich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durſt und manchmal hab' ich getrunken; indeſſen iſt mir der Bart gewachſen, und da hab' ich mich raſiren laſſen.

Ich. Daran habt Ihr übel gethan: denn der Bart nur fehlt Euch zum Weiſen.

Er. Freilich! meine Stirn iſt groß und runzlich, mein Auge blitzt, die Naſe ſpringt vor, meine Wangen ſind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl geſpalten, die Lippen umgeſchlagen, und das Geſicht viereckt. Wißt Ihr wohl, dieſes ungeheure Kinn, ware es von einem langen Barte bedeckt, es wurde ſich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich. Neben Caſar, Marc Aurel, Sokrates.

Er. Nein! ich ſtünde lieber zwiſchen Diogenes und Phryne. Unverſchamt bin ich wie der eine, und die andere beſuch' ich gern.

Ich. Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich; aber heute nicht beſonders.

Ich. Und wie, mit Eurem Silenenbauch, mit einem Geſicht —

Er. Einem Geſicht, das man für die Rückſeite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böſe Laune, die meinen Onkel ausdorrt, wahrſcheinlich ſeinen Neffen fett macht?

Ich. A propos! den Onkel; Seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er jemanden Gutes, ſo weiß er gewiß nichts davon. Es iſt ein Philoſoph in ſeiner Art; er denkt nur an ſich, und die übrige Welt iſt ihm wie ein Blaſebalgsnagel. Seine Tochter und Frau können ſterben, wenn ſie wollen,

Goethe's Schriften.

Fünfter Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1788.

nur daß ja die Glocken im Kirchſprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübſch die Duodecime und Septdecime nachklingen, ſo iſt alles recht. Er iſt ein glücklicher Mann! und beſonders weiß ich an Leuten von Genie zu ſchätzen, daß ſie nur zu Einer Sache gut ſind, drüber hinaus zu nichts. Sie wiſſen nicht, was es heißt, Bürger, Vater, Mütter, Vettern und Freunde zu ſeyn. Unter uns, man ſollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünſchen, daß der Same zu gemein würde. Menſchen muß es geben, Menſchen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie ſind's die unſere Welt umgeſtalten, und nun iſt im Einzelnen die Thorheit ſo allgemein und mächtig, daß man ſie nicht ohne Handel verdrängt. Da macht ſich's nun zum Theil, wie ſich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlequins Rock!... Nein! die Weisheit des Mönchs im Rabelais, das iſt die wahre Weisheit für unſere Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, ſo gut es gehen will, vom Herrn Prior immer Gutes reden, und die Welt gehn laſſen, wie ſie Luſt hat. Sie geht ja gut, denn die Menge iſt damit zufrieden. Wüßt' ich Geſchichte, ſo wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hierunten iſt immer von genialiſchen Menſchen hergekommen; aber ich weiß keine Geſchichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht ſchlechter deßhalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Miniſters, der Verſtand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, ſo klar wie zwei mal zwei vier iſt, daß nichts den Völkern nützlicher ſey als die Lüge, nichts aber ſchädlicher als die Wahrheit. Ich beſinne mich nicht mehr auf ſeine Beweiſe, aber es folgte ſonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz

abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder ins Wasser werfen sollte.

Ich. Und doch! diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle Genie zu haben.

Er. Im Stillen schreibt sich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ich. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu seyn. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine wie das andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprüchwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genie's doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks seyn, bei dem sie lebten. Früh oder spat errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohlthater des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher kam' ich in Versuchung den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verscheucht, oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsre Verehrung verdient.

Es kann geſchehen, daß dieſes Weſen ein Opfer des Vorurtheils und der Geſetze wird; aber es giebt zwei Arten Geſetze: die einen ſind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umſtande beſtatigt. Dieſe bedecken den, der ſie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zuruck geworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates, oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden iſt nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was rechts! Iſt er deßwegen weniger verdammt worden? Iſt ſein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Burger, und indem er ein ſchlechtes Geſetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kuhner und wunderlicher Mann, und ſeyd Ihr nicht ganz nah an einem Geſtandniß, das den Mannern von Genie wenig günſtig iſt?

Ich. Hört mich, lieber Mann, eine Geſellſchaft ſollte keine ſchlechten Geſetze haben. Hatte ſie nur gute, ſie kame niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden ſey, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor iſt öfter ein Böſewicht, als ein Mann von Geiſt. Ware nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, ſchwer zu behandeln, unerträglich, ware er auch ein Böſewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn erſaufen ſollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! So ſagt mir doch! Nun ich will nicht Euern Onkel zum Beiſpiel nehmen, das iſt ein harter und roher Mann, ohne Menſchlichkeit, geizig, ein

ſchlechter Vater, ſchlechter Gatte, ſchlechter Onkel; und dabei iſt es noch nicht einmal ganz entſchieden, daß er ein Mann von Genie ſey, daß er es in ſeiner Kunſt ſehr weit gebracht habe, daß man ſich in zehn Jahren noch um ſeine Werke bekümmern werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für den beſten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drangt mich nicht: denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet ihr nun verziehen, daß Racine ein guter Mann geweſen ware, völlig eins mit ſeinem Comtoir wie Briaſſon, oder mit ſeiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmaßig alle Jahre ſeiner Frau ein rechtmaßig Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er ſchelmiſch, verrätheriſch, ehrgeizig, neidiſch geweſen ware, aber Verfaſſer von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phadra und Athalia?

Er. Hatte er zu der erſten Art gehört, das möchte für ihn das Beſte geweſen ſeyn.

Ich. Das iſt ſogar unendlich wahrer, als Ihr ſelbſt nicht empfindet.

Er. Ja ſo ſeyd ihr andern! Wenn wir etwas Gutes ſagen, ſo ſoll es, wie bei Narren und Schwarmern, der Zufall gethan haben. Ihr andern nur verſteht euch ſelbſt. Ja, Herr Philoſoph, ich verſtehe mich, und verſtehe mich eben ſo gut, als Ihr Euch verſteht.

Ich. Nun, ſo laßt ſehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die ſchönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht zwanzigtauſend Franken eingetragen haben. Ware er ein guter Seidenhandler in der Straße St. Denis oder St. Honore geweſen, ein guter Materialienhandler im Großen, ein beſuchter Apotheker, da hatte er ein

großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hatten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Caffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Zaberern, alle diese Windbeutel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln mußte er durch seine Lehrpurschen den dienstbaren Gefälligen todt schlagen lassen, der, durch eine saubere Mannichfaltigkeit, den Ehemann von dem Abgeschmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten sucht.

Er. Todt schlagen? Herr, todt schlagen? Niemanden schlagt man todt in einer wohl policirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu ins Teufels Namen soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein Bettler sein, als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieser Mann

taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böse. In tausend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zartlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig, man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Lastern, noch von seinen Fehlern Besser wär' es freilich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Gesinnungen des Rechtschaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in seiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen Füßen wuchsen; aber seinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, seine Aeste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Thron zu ruhen. Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht und die sich immer erneuern. Freilich könnte man wünschen, auch Voltaire wäre so sanft wie Duclos, so offen wie der Abbé Trublet, so gerade wie der Abbe d'Olivet; aber, da das nun einmal nicht seyn kann, so laßt uns die Sache von der wahrhaft interessanten Seite betrachten. Laßt uns einen Augenblick den Punct vergessen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen. Verbreiten wir unsern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker; denken wir an das Wohl unserer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug sind, verzeihen wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war, als wir. Gießt auf Greuzens Kopf kaltes Wasser, vielleicht löscht

ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzusteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum machte sie diese Männer nicht eben so gut als groß?

Ich. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft: denn wäre hierunten alles vortrefflich, so gäb' es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt recht: denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir beide da seyen, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seyen: das andere mag gehen, wie es kann. Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei seyn sollte. Lieber will ich seyn, und selbst ein impertinenter Schwätzer seyn, als nicht seyn.

Ich. Jeder denkt wie Ihr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Daseyn Verzicht thut.

Er. Das ist wahr.

Ich. Nehmen wir darum die Sachen wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es nothwendig ist, wie viele Leute sich einbilden.

Er. Von allem, was Ihr da vorbringt, verstehe ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer seyn, selbst auf die Gefahr ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann.

Ja! gesteh' ichs nur, hier ist etwas das mir es sagt! Ich habe niemals einen dergleichen loben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hatte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie herunterseßt, das hör' ich mit Vergnügen, das nahert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: freilich du hattest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupeou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß mittelmäßig zu seyn. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouverture der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: Profonds abimes du Ténare, Nuit, éternelle Nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen, dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersuchtig auf meinen Onkel, und fanden sich bei seinem Tod einige gute Clavierstücke in seinem Portefeuille, so würde ich mich nicht bedenken ich zu bleiben und er zu seyn.

Ich. Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts, nichts! das sind Augenblicke die vorübergehen. (Dann sang er die Ouverture der galanten Indien, die Arie Profonds abimes und fuhr fort:)

Da seht! das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hattest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr dergleichen. Hattest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so sange man dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewissen würde von deinem eigenen Verdienste zeugen. Die andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun sang er die Gavotten. Dann mit der

Miene eines gerührten Mannes, der in Freude ſchwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er ſich die Hande und ſprach:) Du hatteſt ein gutes Haus, (er ſtreckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen,) ein gutes Bett, (er ſank nachläſſig darauf hin,) gute Weine, (er ſchien ſie zu koſten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatſchte,) Kutſch' und Pferde, (er hob den Fuß auf hineinzuſteigen,) hübſche Weiber (er umfaßte ſie ſchon und blickte ſie wollüſtig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich mich zu beräuchern. (Er glaubte ſie um ſich zu ſehen. Er ſah Paliſſot, Poinſinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte, er hörte ſie an, brüſtete ſich, billigte, lächelte, verſchmähte, verachtete ſie, jagte ſie fort und rief ſie zurück. Dann ſprach er weiter:) So ſagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann biſt, ſo läſeſt du in der Geſchichte der drei Jahrhunderte, daß du ein großer Mann biſt: du wärſt Abends überzeugt, daß du ein großer Mann biſt, und der große Mann Rameau, der Vetter, ſchliefe bei dem ſanften Geräuſch des Lobes ein, das um ſein Ohr ſäuſelte. Selbſt ſchlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, ſeine Bruſt erweiterte ſich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er ſchnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das ſagte, ließ er ſich weichlich auf einen Sitz nieder, ſchloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er ſich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines ſolchen ſüßen Ruhegenuſſes wachte er auf, ſtreckte die Arme, gähnte, rieb ſich die Augen und ſuchte ſeine abgeſchmackten Schmeichler noch um ſich her.)

Ich. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig ſchläft?

Er. Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachſtübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zuſammengeſchroben

bin, dann iſt meine Bruſt enge, das Athemholen ſchwach, es iſt eine Art von leiſer Klage, die man kaum vernimmt, anſtatt daß ein Financier ſein Schlafgemach erſchüttert und die ganze Straße in Erſtaunen ſetzt. Aber was mich heute betrübt, iſt nicht, daß ich nur kümmerlich ſchlafe und ſchnarche.

Ich. Traurig iſt's immer.

Er. Was mir begegnet, iſt noch viel trauriger.

Ich. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich. Das iſt wahr.

Er. So laßt Euch ſagen. (Ehe er anfängt, ſeufzt er tief, bringt ſeine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er ſeine Geſichtszüge und ſagt:) Ihr wißt, ich bin unwiſſend, thöricht, narriſch, unverſchamt, gaunériſch, gefraßig.

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie iſt durchaus wahr. Kein Wort iſt abzudingen, keinen Widerſpruch deßhalb, ich bitt' Euch. Niemand kennt mich beſſer, als ich ſelbſt, und ich ſage nicht alles.

Ich. Euch nicht zu erzürnen, ſtimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Perſonen, die mich eben ſehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad dieſe Eigenſchaften ſammtlich beſaß.

Ich. Das iſt doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbarge ſie vor ſich ſelbſt, oder man verziehe ſie ſich, aber man verachte ſie an andern.

Er. Sie ſich verbergen, könnte man das? Seyd gewiß, wenn Paliſſot allein iſt und ſich ſelbſt betrachtet, ſagt er ſich ganz andre Sachen. Seyd gewiß, ſein College und er, einander gegenüber, bekennen ſich offenherzig, daß ſie zwei

S

Mit

gewaltige Schurken ſind. An andern dieſe Eigenſchaften verachten? Meine Leute waren viel billiger und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abweſend ward ich gleich vermißt: man hätſchelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverſchämte, der Unwiſſende, der Faule, der Freſſer, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieſer Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkoſung, einen kleinen Schlag auf die Achſel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Biſſen, den man mir auf den Teller warf, nach Tiſche eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete: denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohne daß es mir auffallt. Die kleinen Geſchenke die mir zuregneten — dummer Hund, der ich bin! das habe ich alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menſchenverſtand hatte, ein einzigesmal in meinem Leben. Ach wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! hatte man dich deßhalb aufgenommen? welche Narrheit ein bißchen Geiſt, ein bißchen Vernunft zu haben! Rameau mein Freund, das wird dich lehren das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat und wie deine Beſchützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und geſagt: Fort, Schuft, laß dich nicht wieder ſehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Dergleichen haben wir übrig. Nun gingſt du und biſſeſt in die Finger. In die verfluchte Zunge hatteſt du vorher beißen ſollen. Warum warſt du nicht klüger? Nun biſt du auf der Gaſſe, ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du

warſt genährt, Mund, was begehrſt du? und nun halte dich wieder an die Hören. Gut logirt und überglücklich wirſt du nun ſeyn, wenn man dich wieder ins Dachſtübchen laßt; wohl gebettet warſt du, und Stroh erwartet dich wieder zwiſchen dem Kutſcher des Herrn von Soubiſe und Freund Robbé. Statt eines ſanften und ruhigen Schlafs hörſt du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tauſendmal unerträglichere Geräuſch trockner, harter, barbariſcher Verſe. Unglücklich, übelberathen; von tauſend Teufeln beſeſſen.

Ich. Aber gab' es denn kein Mittel Euch wieder zurückzuführen? Iſt denn Euer Fehler ſo groß, ſo unverzeiblich? An Eurem Platz ſuchte ich meine Leute wieder auf. Ihr ſeyd ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt da ich ſie nicht lachen mache, haben ſie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit mich entbehren zu lernen, ſich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geſchehen kann.

Er. Das fürchte ich nicht, das kann nicht geſchehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch ſeyn mögt, ein andrer kann Euch erſetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das ſey! Aber ich ginge doch mit dieſem entſtellten Geſicht, dieſem verirrten Blick, dieſem loſen Haar, dieſen zerzauſ'ten Haaren, in dieſem wahrhaft tragiſchen Zuſtand, wie Ihr da ſteht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt ſagte ich mit leiſer, ſchluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals

Menſchenverſtand zu haben, und ich verſpreche Euch, es ſoll in meinem ganzen Leben nicht wieder geſchehen. (Luſtig war es anzuſehen, wie er, unterdeſſen ich ſo ſprach, die Pantomime dazu ſpielte. Er hatte ſich niedergeworfen, ſein Geſicht an die Erde gedrückt, er ſchien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten, er weinte, er ſchluchzte, er ſagte: Ja, meine kleine Königin, ja das verſprech' ich, in meinem ganzen Leben ſoll mir's nicht wieder begegnen. Dann ſprang er auf und ſagte mit ernſtem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt Recht, das iſt wohl das Beſte. Herr Vieillard ſagt, ſie ſey ſo gut; ich weiß wohl daß ſie es iſt; aber ſich vor einer ſolchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine, elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzuflehen, eine Creatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann — Ich Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Vetter deſſen, den man den großen Rameau nennt, deſſen, der nun grade und ſtrack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal ſpazieren geht, ſeitdem ihn Herr Carmontel gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockſchößen ſonſt einher ſchlich; ich, der ich Stücke fürs Clavier geſetzt habe, die niemand ſpielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die ſie ſpielen wird, ich, genug ich! gehen ſollt' ich? Nein, Herr, das geſchieht nicht! (Nun legte er ſeine rechte Hand auf die Bruſt und fuhr fort.) Hier fühle ich etwas, das ſich regt, das mir ſagt: Rameau, das thuſt du nicht. Es muß doch eine gewiſſe Würde mit der menſchlichen Natur innig verknüpft ſeyn, die niemand erſticken kann. Das wacht nun einmal auf, um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts: denn es giebt

andre Tage, da mich's gar nichts koſtete ſo niedertrachtig zu ſeyn, als man wollte, Tage, wo ich fur einen Pfennig der kleinen Hus den H—n geküßt hatte.

Ich. Ei, mein Freund! ſie iſt weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu ſo einer Demuthshandlung könnte ſich wohl einer entſchließen, der delicater wäre als Ihr.

Er. Verſtehen wir uns. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen H—n küſſen. Es giebt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den dicken Bergier, er küßt Madame de la M— den H—n im eigentlichen und figürlichen Sinne, und wahrhaftig das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich ſchlecht gefallen.

Ich. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, ſo habt doch den Muth ein Bettler zu ſeyn.

Er. Es iſt hart ein Bettler ſeyn, indeſſen es ſo viel reiche Thoren giebt, auf deren Unkoſten man leben kann, und dann ſich ſelbſt verachten zu müſſen iſt doch auch unertraglich.

Ich. Und kennt Ihr denn dieſes Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir geſagt: wie, Rameau, es giebt zehntauſend gute Tafeln zu Paris, zu funfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede, und von allen dieſen Gedecken iſt keines fur dich? Tauſend kleine Schöngeiſter ohne Talent, ohne Verdienſt, tauſend kleine Creaturen ohne Reize, tauſend platte Intrigants ſind gut gekleidet, und du lieſeſt nackend herum, ſo unſahig warſt du? Wie, du ſollteſt nicht ſchmeicheln können wie ein andrer, nicht lugen, ſchwören, falſch ſchwören, verſprechen, halten oder nicht halten, wie ein andrer? Sollteſt du nicht können auf vier Fußen kriechen wie ein andrer? Sollteſt du nicht den Liebeshandel der Frau begünſtigen und das Briefchen des Mannes beſtellen können, wie ein andrer? Sollteſt du nicht einem hübſchen

Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spitzen und ein Kleid nach Polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden? daß diese kleinen Füßchen nicht gemacht sind über die Straße zu gehen, daß ein hübscher Mann jung und reich sich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, sechs großen Lakayen, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde? — Aber mein Vater? — Nun nun, euer Vater, der wird anfangs ein wenig böse seyn — Und meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt ein ehrbares Madchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen — Und mein Beichtvater? — Den seht ihr nicht mehr, oder wenn ihr auf der Grille besteht, ihm die Geschichte eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es euch einige Pfund Zucker und Kaffee. — Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: „Komm in meine Zelle" die Absolution verweigert hat — Nur weil ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn ihr vor ihm in Spitzen erscheint — Spitzen also soll ich haben? — Gewiß und von aller Art! mit brillantenen Ohrgehängen. — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Völlig so. In einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Laufer voraus, Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen — zum Ball? — zum Ba.., zur Oper, zur Komödie. Schon schlagt ihr das Herz vor Freude. Nun spiel' ich mit einem Papier zwischen den Fingern. Was ist das? — Nichts, gar nichts — Ich dächte doch — Ein Billet — Und für wen? —

Für euch, wenn ihr ein bißchen neugierig seyd. — Neugierig? ich bin es gar sehr, laßt sehn — Die Uesr. — Eine Zusammenkunft? Das geht nicht — Wenn ihr in die Messe geht — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein bißchen früh kame. Ich stehe immer zuerst auf und bin von allen zuerst im Comtoir. — Er kommt, er gefallt, und ehe man sich's versieht, zwischen Licht und Dunkel, verschwindet die Kleine, man bezahlt mir meine zwei tausend Thaler. Und ein solch Talent besitzest du eben so gut und dir fehlt's an Brod? Schamst du dich nicht, Ungluklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, strotzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan; sie waren mit Sammt bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? die elendesten Lumpenhunde; jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fahig zu allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange: denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen können. Dem sey wie ihm wolle, dieß ist der Text zu meinen öftern Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen lassen. Es wäre fast eben so gut nicht geboren zu seyn.

(Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte. Ich litt. Ich war betroffen von so

viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer so völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer so vollkommenen Schändlichkeit und einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte:) Was habt Ihr?

Ich. Nichts.

Er. Ihr scheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas anderm zu reden. Unglücklicher! zu welchem verworfenen Zustand seyd Ihr geboren oder verleitet.

Er. Ich gesteh's. Aber laßt Euch meinen Zusland nicht allzusehr zu Herzen gehn; indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Absicht nicht Euch weh zu thun. Ich habe mir bei diesen Leuten etwas gespart.

Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch so viel zulegte ....

Hier findet sich im Manuscript eine Lücke. Die Scene ist verändert und die Sprechenden sind in eins der Häuser bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an die Stirne sich mit der Faust zu schlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzusehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache ist richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht, die Zeit ist vergangen, und das ist so viel gewonnen.

Ich. Verloren wollt Ihr sagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr ist ganz eins. Der Hauptpunkt im Leben ist doch nur frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtstuhl zu gehn. O stercus pretiosum! das ist das große Resultat

des Lebens in allen Standen. Im letzten Augenblick hat einer so viel als der andre, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plundern, Banqueroutt machen, sieben und zwanzig Millionen in Gold zusammenbringt und zurücklaßt, so gut als Rameau, der nichts zurucklaßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch schaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um seinetwillen; umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter her; seine Seele schreitet nicht neben dem Ceremonienmeister. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde, ist immer faulen. Um seinen Sarg rothe und blaue Kinder, oder niemand haben, was ist daran gelegen? Und dann sehet diese Faust an, sie war strack wie ein Teufel, diese zehn Finger, zehn Stabe in eine hölzerne Handwurzel befestigt, diese Sehnen, alte Darmsaiten, trockener, straffer, unbiegsamer als die an einem Drechselersrad gedient haben. Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich sage dir, gehen sollst du, und so soll's werden.

(Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der Linken gefaßt, er riß sie herauf und herunter, die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht, Ihr thut Euch Schaden.

Er. Furchtet nichts, das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen schon anders aufzurathen gegeben. So wenig sie dran wollten, haben die Schuite sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

(Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinspielers an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu seyn, daß der Ton rein ist. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari, oder Chiabran, oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache an demjenigen nur die Marter zu schauen, der bemüht ist uns das Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß.

Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschrei's veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er beborchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Accorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den andern.

(Alsbald kauerte er, wie ein Tonkünstler, der sich vors Clavier setzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, sagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man giebt, ohne zu wissen, warum. Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schuler mehr.

Ich. Ich habe so wenig Bekanntschaft und Ihr ermüdet Euch ganz umsonst.

Er. Ich ermüde niemals.

(Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte: denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt, so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Claviere mit gebogenen Knien, das Gesicht gegen die Decke gewendet, man hatte geglaubt, da oben sahe er eine Partitur. Nun fang er, praludirte, executirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er gefehlt hatte, sich ärgerte das Stück nicht gelaufig in den Fingern zu haben. Endlich, sagte er:) Nun seht Ihr (und wandte sich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen herunterlief:)

Goethe's
Schriften.

Fünfter Band.

allergnädigstem Kaiserlichen Privilegium.

Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit überflüssigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig ist. Diese enharmonischen Passagen, von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind eben keine Hexerei. Wir wissen uns auch herauszuziehn.

Ich. Ihr habt Euch viel Mühe gegeben mir zu zeigen, daß Ihr sehr geschickt seyd. Ich war der Mann Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verstehe ich ungefähr, und das ist mehr als nöthig: denn ist man denn in diesem Lande verbunden das zu wissen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als das zu wissen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philosoph, die Hand aufs Gewissen, redlich gesprochen, es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gefüttert wart, wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxemburg gehn — Erinnert Ihr Euch? im —

Ich. Laßt das gut seyn. Ja! ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüsch.

Ich. Ja doch!

Er. Verschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarz wollenen Strümpfen, hinten mit weißen Faden geflickt.

Ich. Ja doch, ja! Alles wie's Euch gefällt.

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich Eine sehr traurige Gestalt.

Er. Und von da ging's übers Pflaster.

Ich. Ganz recht.

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verſtehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich andere unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das iſt möglich. Aber es geht nicht mit der Muſik, wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein ſtattlicher Herr ſeyd —

Ich. Nicht ſo gar ſtattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeiſter.

Ich. Noch nicht: denn ihre Mutter beſorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hauſe haben.

Er. Frieden im Hauſe, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr iſt, und Herr muß man ſeyn. Ich hatte eine Frau, Gott ſey ihrer Seele gnädig! aber wenn ſie manchmal ſtöckiſch wurde, ſetzte ich mich auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und ſagte wie Gott: es werde Licht, und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unſere Stimmen erhoben. Wie alt iſt Euer Kind?

Ich. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt iſt Euer Kind?

Ich. Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und ſein Alter! Reden wir von den Lehrmeiſtern, die ſie haben wird.

Er. Bei Gott! ſo iſt doch nichts ſtörriger, als ein Philoſoph. Wenn man Euch nun ganz gehorſamſt bäte, könnte man von dem Herrn Philoſophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiſelle ſeine Tochter iſt?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre ſollte ſie die Finger auf den Taſten haben.

Ich. Aber vielleicht iſt mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein ſolches Studium einzuflechten, das ſo lange beſchäftigt und ſo wenig nützt.

Er. Und was ſoll ſie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich. Vernünftig denken, wenn's möglich iſt, eine ſeltne Sache bei Männern und noch ſeltner bei Weibern.

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt ſie hübſch, unterhaltend, coquett ſeyn.

Ich. Keineswegs! Die Natur war ſtiefmütterlich genug gegen ſie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele, und ich ſollte ſie den Mühſeligkeiten des Lebens ausſetzen, eben als wenn ſie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich iſt, ſo lehre ich ſie das Leben mit Muth ertragen.

Er. Laßt ſie doch weinen, leiden, ſich zieren und gereizte Nerven haben, wie die andern, wenn ſie nur hübſch, unterhaltend und coquett iſt. Wie, keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig iſt, um ſich ſchicklich zu neigen, ſich anſtändig zu betragen, ſich vortheilhaft darzuſtellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Geſang?

Ich. Nicht mehr als nöthig iſt, um gut auszuſprechen.

Er. Keine Muſik?

Ich. Gäbe es einen guten Meiſter der Harmonie, gern wurde ich ſie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle ſo weſentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Ich. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt, wie die unsrige, sind. Was sage ich unnütz, vielleicht gefahrlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß.

Er. Ah, da sind wir wieder. Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen. Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hatten ihr Leben verwendet sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen seyn, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klaren die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sey, die Elemente zu lehren. Nach dreißig oder vierzig Jahren Uebung ist mein Onkel die erste Dammerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich. O Narr! Erznarr! rief ich aus, wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?

Er. Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drinne. So viel ist gewiß, wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht

nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andre herkommt, wohin dieſe oder jene geordnet ſeyn will, welche vorausgehn oder folgen ſoll. Unterrichtet man gut ohne Methode? und die Methode? woher kommt ſie? Seht, lieber Philoſoph, mir iſt, als wenn die Phyſik immer eine arme Wiſſenſchaft ſeyn würde, ein Tropfen Waſſer mit einer Stecknadelſpitze aus dem unendlichen Ocean geſchöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöſ't. Und nun gar die Urſachen der Erſcheinungen! Wahrhaftig es wäre beſſer gar nichts zu wiſſen, als ſo wenig ſo ſchlecht zu wiſſen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der muſikaliſchen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, daß alles, was Ihr da ſagt, auffallender als gründlich iſt. Es mag gut ſeyn. Ihr unterwieſ't, ſagtet Ihr, in der Begleitung und Tonſetzung?

Er. Ja.

Ich. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! und deßwegen waren jene viel ſchlimmer als ich, die ſich einbildeten, ſie verſtünden was. Wenigſtens verdarb ich weder das Urtheil noch die Hände der Kinder. Kamen ſie nachher von mir zu einem guten Meiſter, ſo hatten ſie nichts zu verlernen, da ſie nichts gelernt hatten, und das war immer ſo viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie ſie's alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter ſchlecht iſt! wie das Pflaſter ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiſelle le Mierre ſollte eine Veſtalin in der neuen Oper machen, ſie iſt aber zum zweitenmal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer ſie dupliren wird. Mademoiſelle Arnoud hat ihren

kleinen Grafen fahren laſſen. Man ſagt, ſie unterhandelt mit Bertin. Unterdeſſen hat ſich der kleine Graf mit dem Porcellan des Herrn von Montami entſchadigt. Im letzten Liebhaber-Concert war eine Italianerin, die wie ein Engel geſungen hat. Das iſt ein ſeltener Korper, der Préville. Man muß ihn in dem galanten Mercur ſehen. Die Stelle des Rathſels iſt unbezahlbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr was ſie ſagt, noch was ſie thut .... Friſch, Mademoiſelle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiſelle ſich gar nicht übereilt, das Buch ſucht, das ſie verlegt hat, man das Kammermadchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon iſt wirklich unbegreiflich. Man ſpricht von einer ſehr abgeſchmackten Heirath der Mademoiſelle .... wie heißt ſie doch? einer kleinen Creatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die ſchon ſo mancher unterhalten hatte — Geht, Rameau, das iſt nicht möglich — Genug, man ſagt, die Sache iſt gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt iſt. Deſto beſſer — Warum deſto beſſer? — Da giebt er uns gewiß wieder was Neckiſches zum Beſten. Das iſt ſo ſeine Art, vierzehn Tage ehe er ſtirbt .... Was ſoll ich weiter ſagen? Da ſagte ich nun einiges Unanſtandige aus den Hauſern, wo ich geweſen war: denn wir ſind alle große Klätſcher. Ich ſpielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: Er iſt doch immer allerliebſt. Unterdeſſen hatte man das Notenbuch unter einem Seſſel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeſchleppt, zerkaut, zerriſſen hatte. Nun ſetzte ſich das ſchöne Kind ans Clavier, nun machte ſie erſt allein gewaltigen Larm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. Nun, das geht ſo übel nicht (ſagt die Mutter), man brauchte nur zu wollen: aber man will

nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seyd, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. Ich that böse, ich schrie: Sol, sol, sol, Mademoiselle, es ist ein sol. Die Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren. Ich steh' nicht am Clavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es seyn. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts. Nun fing ich diese Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein wenig studirte; aber so ganz übel geht es doch nicht — An Eurer Stelle hielt ich sie ein ganzes Jahr an einem Stücke fest — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist, und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seyd zu gut. Das ist von der Lection das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche und die Mutter sagte: Recht schön, Mademoiselle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren. Ich schwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich, und das hieß man damals eine Lection in der Begleitung.

Ich. Und heut zu Tage ist es denn anders?

Er. Bei Gott! das sollt' ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten laßt, so schrei' ich als wenn man mir einen Thaler stahle. In einer Stunde muß ich da und dort seyn, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei einer schönen Marquise, und von da giebt's ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich. Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das ist wahr!

Ich. Und wozu alle diese kleinen niederträchtigen Künste?

Er. Niedertrachtig? und warum? wenn's beliebt. In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich ware sehr wunderlich und ungeschickt mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß schwarz weiß, und weiß schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen giebt, wie eine allgemeine Grammatik, so giebt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, so helft mir doch! —

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Styl wimmelt von Französischen Idiotismen.

Er. Und der Fürst, der Minister, der Financier, die

Magiſtratsperſonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeiſter, der Tanzmeiſter ſind ſehr rechtſchaffene Leute, wenn ſich gleich ihr Betragen auf mehreren Puncten von dem allgemeinen Gewiſſen entfernt und voll moraliſcher Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten ſind, um ſo viel vermehren ſich die Idiotismen. Was der Menſch werth iſt, iſt ſein Handwerk werth, und wechſelſeitig am Ende was das Handwerk taugt, taugt der Menſch. Und ſo ſucht man denn das Handwerk ſo viel als möglich geltend zu machen.

Ich. So viel ich merken kann, ſoll alle das Redegeflechte nur ſagen, ſelten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute ſind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut! die giebt's nicht. Aber dagegen giebt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkſtatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, ſtreng ihre Pflichten erfüllend, ernſt, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkſtätten ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch ſind ſie die einzigen, die reich werden und die man ſchätzt.

Ich. Der Idiotismen willen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verſtanden. Alſo der Idiotism faſt aller Stände: denn es giebt ihrer, die allen Andern gemein ſind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten giebt; genug ein allgemeiner Idiotism iſt, ſich ſo viel Kunden zu verſchaffen als möglich; eine gemeinſame Albernheit iſt's zu glauben, daß der Geſchickteſte die meiſten habe. Das ſind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, denen

man eben nachgeben muß, eine Art Credit, nichts an sich, aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: guter Ruf ist goldnen Gürtel werth. Indessen nicht immer hat der einen goldenen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das ist heut zu Tage gewiß, wer den goldnen Gurtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich gelten mache und zwar durch das, was Ihr unwurdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe scheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut, das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euren Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja! nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat das alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich stahl's, das ist ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigstens so gut als ein andrer.

Ich. Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er. Was das betrifft, man sagt, wenn ein Rauber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Banquiers, Mackler. Ich und viele andre, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft, wir strafen einer den andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhandler, der Tapezierer, die Wäscherin, der Gauner, das Kammermadchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und

indeſſen iſt's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand verkürzt zu haben, und das geſchieht ihm Recht, und daran ſeht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, alle dieſe moraliſchen Idiotismen, über die man ſo viel Lärm macht, und ſie Schelmſtreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundre ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewiſſens und der Ehre iſt ſehr ſchwach, wenn die Eingeweide ſchreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wieder erſtatten, und ich bin feſt entſchloſſen wieder zu erſtatten, auf alle mögliche Weiſe, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnet auch ſo was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdt Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's, wie alle glücklichen Bettler, der inſolenteſte Schuft wollt' ich ſeyn, den man jemals geſehn hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was ſie mir leid's gethan, und ich wollte ihnen die ſchlechte Behandlung redlich wieder erſtatten. Ich mag gern befehlen und befehlen werd' ich. Ich will gelobt ſeyn und man wird mich loben. Das ſämmtliche Klatſchpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir geſprochen hat, will ich mit ihnen ſprechen. Friſch, ihr Schurken, man unterhalte mich, und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute, und man wird ſie zerreißen, wenn's ihrer noch giebt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns dutzen, wenn wir betrunken ſind, wir wollen uns betrinken und Mährchen erfinden,

an allerlei Schiefheiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich seyn. Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sey; daß Busson, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen declamire, daß Montesquieu nur ein schöner Geist sey; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik, und gehen solchen kleinen Catonen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seyd. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst ruhmliche Weise.

Er. Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsre Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe was ich Euch so eben vertraute. So viel ist aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seyd ihr nun, ihr andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sey für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanenhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese Grillen verziert ihr mit dem Namen der Tugend, ihr nennt es Philosophie; aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will: aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, gestehn nur, verteufelt

traurig würde sie seyn. Leben soll mir dagegen Salomons Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist alles eitel.

Ich. Wie? sein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es giebt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sclaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in undankbare verwandeln? Besehn's genau, und Ihr werdet finden, fast immer ist's Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Ich. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt seyn?

Er. Eitelkeit! das ist die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er. Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn sie sich ins liederliche Leben, ins Laster stürzen?

Er. Das ist standsmäßig.

Ich. Wenn ſie ſich entehren?

Er. Man mag ſich ſtellen wie man will, man entehrt ſich nicht, wenn man reich iſt.

Ich. Wenn ſie ſich zu Grunde richten?

Er. Deſto ſchlimmer fur ſie.

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, ſo möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlaſſigen.

Er. Verzeiht, es iſt manchmal ſchwer Geld zu finden, und drum iſt es klug ſich von weitem vorzuſehn.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beſte Betragen gegen ſeine liebe Halfte bleibt immer das zu thun, was ihr anſteht. Doch geſchahe im Ganzen was Ihr wünſcht; ſo wurde die Geſellſchaft ſehr langweilig ſeyn, wenn jeder nur darin an ſich und ſein Gewerb dachte.

Ich. Warum nicht? Der Abend iſt niemals ſchöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Fur mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute ſo delicat in ihrem Zeitvertreib macht, das iſt ihr tiefer Müßiggang.

Er. Glaubt's nicht. Sie machen ſich viel zu ſchaffen.

Ich. Da ſie niemals müde werden, ſo erholen ſie ſich niemals.

Er. Glaubt's nicht. Sie ſind immer außer Athem.

Ich. Das Vergnügen iſt immer ein Geſchaft fur ſie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Deſto beſſer. Das Bedürfniß iſt immer beſchwerlich.

Ich. Alles nutzen ſie ab. Ihre Seele ſtumpft ſich, und die Langweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem

erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienſt leiſten, eben weil ſie vom Glück nur den Theil kennen, der ſich am ſchnellſten abſtumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speiſe, durch einen köſtlichen Wein geſchmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib beſitzen, ſie umfaſſen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wolluſt aus ihren Blicken ſaugen und an ihrem Buſen vor Freude vergehn. Manchmal mißfällt mir nicht ein luſtiger Abend mit Freunden, ſelbſt ein ausgelaſſener; aber ich kann Euch nicht verhalten, mir iſt's unendlich ſüßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weiſen Rath gegeben, ein angenehmes Buch geleſen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geſchrieben und der Geliebten zärtliche, ſanfte Dinge geſagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hingäbe was ich beſitze. Mahomet iſt ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergeſtellt haben. Einer meiner Bekannten hatte ſich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborner Sohn aus einem Lande wo das Herkommen alles Vermögen dem älteſten zuſpricht. Dort vernimmt er, daß ſein Erſtgeborner, ein verzogner Sohn, ſeinen zu nachgiebigen Eltern alle Beſitzungen entzogen, ſie aus ihrem Schloſſe verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzſtadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieſer Nachgeborne, der in ſeiner Jugend hart von den Eltern gehalten, ſein Glück in der Ferne geſucht hatte? Er ſchickt ihnen Hülfe, er eilt ſeine Geſchäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er

führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet seine Schwestern. Ach mein lieber Rameau, diesen Theil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten. Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz vor Freude und das Vergnügen versetzt mir die Stimme.

Er. Ihr seyd wunderliche Wesen!

Ich. Ihr seyd bedauernswerthe Wesen, wenn Ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann, und daß es unmöglich ist unglücklich zu seyn unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte: denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen seyn?

Ich. Um glücklich zu seyn, gewiß!

Er. Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffne Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu seyn.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachtessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte.

Ich. Keinesweges, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet; weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu seyn.

Er. Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Charakter eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen.

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschützer sind, übereinstimmender mit ihren kleinen besondern Bedürfnissen, als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts: denn darf wohl ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben: denn warum sind die Frommen, die Andachtigen so hart, so widerlich, so ungesellig? Sie haben sich zu leisten auferlegt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andere leiden. Das ist weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich seyn, ungezwungen, neckisch, närrisch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich seyn. Und hätte mich die Natur nicht so

geſchaffen, ſo müßte ich kurz und gut ſo ſcheinen. Glücklicher Weiſe brauche ich kein Heuchler zu ſeyn. Es giebt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die ſich ſelbſt belügen.

Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der ſeinen Hut aufs Ohr drückt, die Naſe in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter anſieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel ſchlagt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern ſcheint, was thut er? Alles was er kann, um ſich zu überreden, daß er herzhaft iſt; aber feig iſt er. Bietet ihm einen Naſenſtüber an, er wird ihn ſanftmüthig empfangen. Soll er ſeinen Ton herabſtimmen, ſo erhebt den Eurigen, zeigt ihm Euren Stock, oder gebt ihm einen Tritt in H—n. Ganz erſtaunt ſich ſo feig zu finden wird er Euch fragen, wer's Euch geſteckt hat, woher Ihr es wiſſen könnt, daß er eine Memme ſey: denn im Augenblick vorher war es ihm ſelbſt noch unbekannt. Durch eine langgewohnte Nachaffung muthvollen Betragens hatte er ſich ſelbſt überzeugt. Er machte ſo lange die Gebärden, daß er glaubte die Sache zu haben.

Und jene Frau, die ſich kaſteit, Gefängniſſe beſucht, allen wohlthätigen Geſellſchaften beiwohnt, mit geſenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade anſehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne beſorgt; brennt ihr Herz deßhalb weniger? entwiſchen ihr nicht Seufzer? entzündet ſich nicht ihr Temperament? iſt ſie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltſam verführeriſchen Bildern ergriffen? Und nun wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau? die aus dem Bette ſpringt um einer Gebieterin Hülfe zu leiſten, die gefährlich krank

ſcheint. O! gute Juſtine, lege dich wieder zu Bette, dich rief ſie nicht in ihrem Wahnſinn.

Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßiggang zu verachten, zu catoniſiren, was wäre er? ein Heuchler. Rameau ſey was er iſt, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der ſein Krüſtchen Brod allein verzehrt oder in Geſellſchaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückſeligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich ſehe, mein Freund, Ihr wißt nicht was es iſt, und ſeyd nicht einmal im Stande es kennen zu lernen.

Er. Deſto beſſer für uns, deſto beſſer! Ich ſtürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So rath' ich Euch denn, ein für allemal, geſchwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch ſo ungeſchickt habt verjagen laſſen.

Er. Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein wenig zuwider iſt?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen .... Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die ſeinige. Ich will die meine vergeſſen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir ſagen: krieche, und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide ſo fort, wenn man uns gehn läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz

getreten und ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem confusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brachte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide, und die noch neckischern Sprünge meines Witzes. Denn unter uns, der Père Noel, der häßliche Benedictiner, so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um eine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? Lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist. Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus, wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhinge. Man paßt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt und alle Eure Asserein sey'n verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen, die Muscularfeder spannt sich ab, und die Maschine schließt sich.

Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme

Wir Joseph der Andere von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, zu Jerusalem, Hungarn, Böheim, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galitzien, und Lodomerien, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, und zu Lothringen, Großherzog zu Toscana, Großfürst zu Siebenbürgen, Herzog zu Mayland, Mantua, Parma, Gefürsteter Graf zu Habsburg, zu Flandern, zu Tyrol ꝛc. ꝛc. Bekennen öffentlich mit diesem Brief, und thun kund allermänaiglich, daß Uns Joseph Stahel, Buchhändler allhier, in Unterthänigkeit zu vernehmen gegeben, was massen er, in Gesellschaft

hangend, die Kinnlade bewegend, wie ein Automat. Er sagte:)

Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht, das muß mit Feinheit behandelt werden! Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafel, beim Caffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron.

Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig thut, der man wohl sagen möchte, sie sey hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Vouvillon nähert. Ich liebe hubsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item sie will Witz haben; item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als jemand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Hand' und Füßen Beifall geben, vor Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach was ist das schön', zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? ohne Studium einzig durch die Gewalt, des Naturtriebs, durch natürliche Gaben. Das gränzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium Nachdenken, Erziehung thäten was dabei — und mehr solche Albernheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre

Wünſche in ihren Augen ſuchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte ſich nun einer ſolchen Rolle unterwerfen, als der Elende, der zwei- oder dreimal die Woche die Tribulation ſeiner Eingeweide an einem ſolchen Orte beſänftigen kann. Was ſoll man aber von andern denken, von ſolchen wie Paliſſot, Fréron, Poinſinet, Vaculard, die nicht arm ſind, deren Niedertrachtigkeiten ſich nicht durch die Vorboygmen eines leidenden Magens entſchuldigen laſſen?

Ich. Ich hätte Euch nicht ſo ſchwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die andern machten, und ich machte es wie ſie, ja ein wenig beſſer. Denn ich bin unverſchämter, beſſerer Schauſpieler, hungriger und mit beſſern Lungen verſehen. Wahrſcheinlich ſtamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab.

(Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieſes Eingeweides zu geben, fing er an ſo gewaltig zu huſten, daß die Glaſer des Kaffeezimmers zitterten, und die Schachſpieler die Aufmerkſamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich. Aber wozu ſoll das Talent?

Er. Rathet ihr's nicht?

Ich. Nein! ich bin ein wenig beſchränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang ſeyn, den Sieg ungewiß. Ich ſtehe auf, entfalte meinen Donner und ſage: Die Sache verhalt ſich völlig wie Mademoiſelle behauptet, das heißt urtheilen! Hundert von unſern ſchönen Geiſtern ſollen es beſſer machen. Der Ausdruck iſt genialiſch .... Aber man muß nicht immer auf gleiche Weiſe Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeſchmackt. Dieß laßt ſich nur durch Urtheilskraft

und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß dieſe mächtigen und abſchließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wiſſen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn z. B. die Meinungen getheilt ſind, wenn der Streit ſich bis zum höchſten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man ſich nicht mehr verſteht, wenn alle zuſammen reden: ſo muß man ſich beſonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillſchweigen vorbereitet haben, und dann ſchnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand verſteht dieſe Kunſt beſſer als ich; aber wo ich überraſche, das iſt im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lacheln begleite, eine unendliche Menge Beifallsmienen beſitze ich. Bald bring' ich die Naſe, den Mund, die Stirne, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art den Rückgrat zu drehen, die Achſeln auf und ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu ſchließen, und mich ſo verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine engliſche und göttliche Stimme vernommen. Das iſt es, was ſchmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieſer letzten Stellung einſeht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, ſeht her!

Ich. Das iſt wahr, es iſt einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn giebt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich. Nein! man muß geſtehen, Ihr habt das Talent Narren zu machen und ſich zu erniedrigen ſo weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, alle ſo viel ihrer ſind, dahin gelangen ſie nicht. Der beſte unter ihnen, z. E. Paliſſot, wird höchſtens ein guter Schüler bleiben.

Aber wenn eine ſolche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet ſich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewiſſen Anzahl Entdeckungen iſt man genöthigt ſich zu wiederholen. Geiſt und Kunſt haben ihre Granzen. Nur vor Gott und einigen ſeltnen Geiſtern erweitert ſich die Laufbahn, indem ſie vorwärts ſchreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug ſehen, der mir, ja mir ſelbſt, von ihm den höchſten Begriff giebt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückſeligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Verſailles ſind Dinge, die mich beſtürzen, erniedrigen, das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernſte, Euch iſt nicht bekannt, wie es dieſer außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von ſich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir iſt's nicht bekannt.

Er. Deſto beſſer. Das iſt eins der ſchönſten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erſtaunt und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfſinn, laßt ſehen, was Ihr an ſeiner Stelle gethan hattet. Bedenkt, daß Bouret von ſeinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das ſeltſame Kleid des Miniſters das kleine Thier erſchreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienſt der Auflöſung genugſam zu ſchätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichteſten Dinge dieſer Art mich in Verwirrung ſetzen würden.

Er. Hört (sagt er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achsel gab, denn er ist zudringlich), hört und bewundert. Er laßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, giebt ihm Kuchen. Dann auf einmal Verändrung der Decoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpachter fliehen und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seyd ein Ungläubiger, der nicht verdient die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Dem ungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaster, das wird Euch solche Dinge erzählen, und benutzt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß, als ich.

Ich. Ihr habt Recht.

Er. Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es giebt Ludwigskreuze, die das Brod nicht haben, was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man sich ums Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Muth, man bedauert sich selbst

und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genius habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Verzeiht! z. B. die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sey, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzustecken, verachtete. Ich habe zehn Mittel mir sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln giebt's manche neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent junge schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube man würde mir wohl Genie zugestehn.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle würf' ich das alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur

Cäsarn, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder den Cardinal und seinen Secretär den Abbé Trublet — und Bouret? Wer hat Bouret Lection gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltnen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sey?

Ich. Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens, oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten.

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publicums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in d.' Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit halt, ihr Trippeln für Grazie; des Publicums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magrer, zugestutzter, studirter, schwerfälliger ist, als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein wenig zu, aber was thut's, haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel, freilich wenig Gefühl, einen Gang der nicht leicht ist; doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindungen betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Ich. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufels-Empfindungen alle

inwendig ſtecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchſcheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, ſie hat Gefühl. Und iſt's nicht gerade das, ſo iſt's etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böſer Laune ſind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wiſſen, die ſich einigermaßen vom ſchuldigen Reſpect entfernen. Das iſt ein kleiner Teufel, ſage ich, ganz voll Gefühl und würde ..... Nun! wie ſieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr ſeyd. Nicht wahr?

Ich. Laßt mich bekennen, ich unterſcheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weiſe redet. Ich bin ein gerader Mann, ſeyd ſo gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunſt bei Seite.

Er. So ſprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemiſcht, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm. Nur ein dummer Teufel oder ein äußerſt verliebter Menſch könnte im Ernſt ſo viel Albernheiten vorbringen.

Ich. Und wie entſchließt man ſich ſie zu ſagen?

Er. Das macht ſich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Ich. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das iſt möglich. Indeſſen ſo ſtark Euch das auch ſcheinen mag, jene ſind mehr gewohnt dergleichen zu hören, als wir es zu ſagen.

Ich. Iſt denn einer, der ſich unterſteht Eurer Meinung zu ſeyn?

Er. Was heißt Ihr einer? Das iſt die Geſinnung, die Sprache der ganzen Geſellſchaft.

Ich. Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur einer darunter und zwar jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum Besten haben sollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber so grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehn.

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehn einige bittere Wahrheiten entwischt seyn, von solchen, die verletzen. Denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keinesweges. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist wahr zu seyn, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde falsch zu seyn. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen, vernünftig, desto besser; ungehörig, man merkt nicht drauf. Ich spreche frei vor mich hin, ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für Euch so viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es iſt ein Unglück, ein falſcher Augenblick, wie es ihrer im Leben giebt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut, das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichſte, ausgeſuchteſte Geſellſchaft, es iſt eine Schule der Menſchlichkeit, eine Erneuerung der alten Gaſtfreundſchaft. Alle Pocten die fallen, wir raffen ſie auf. Wir hatten Paliſſot nach ſeiner Zara, Bret nach dem faux Généreux, alle verſchrienen Muſiker, alle Schriftſteller, die man nicht lieſ't, alle ausgepfiffenen Schauſpielerinnen, alle ausgeziſchten Schauſpieler, ein Haufen verſchämter Armen, platte Schmarotzer an deren Spitze ich mich zu ſtellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtſamen Haufens. Das erſtemal, wenn ſie ſich zeigen, muntre ich ſie auf. Ich verlange zu trinken für ſie. Nehmen ſie doch gar ſo wenig Platz weg! Abgeriſſene junge Leute, die nicht wiſſen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron ſtreicheln, um ihn einzuſchläfern, um alsdann die Patronin zu umſchweben. Wir ſcheinen munter; aber im Grunde haben wir alle böſen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe ſind nicht heißhungriger, Tiger nicht grauſamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger alles was Glück macht. Manchmal vereinigen ſich Bertin, Méſenge und Villemorin; dann giebt es erſt einen ſchönen Larm im Thiergarten. Niemals ſah man ſo viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Weſen. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Monteſquieu, Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geiſt, wenn er nicht ſo abgeſchmackt iſt, wie wir. Und ſo iſt der Plan des Schauſpiels, die Philoſophen, erfunden worden. Die Scene des Büchertrödlers habe ich

mit Joachim Göschen, Buchhändler in Leipzig, Goethe's sämmtliche Werke zum offenen Druck zu beförderen willens seye, hierbey aber beyde Supplicanten einen auf dieses Werk verwendeten vielen Kösten schädlichen Nachdruck besorgeten, zu dessen Verhütung Uns dieselbe um Ertheilung Unsers Kayserlichen Druck-Privilegii gehorsamst bitten. Wann Wir nun mildest angesehen solche der Supplicanten demüthigst ziemliche Bitte, als haben Wir ihnen, ihren Erben und Nachkommen die Gnade gethan, und Freyheit gegeben, thun solches auch hiemit wissentlich in Kraft dieses Briefs, also und dergestalt, daß sie obgedachten Goethe's sämmtliche Werke in offenen Druck auflegen, ausgehen,

ſelbſt geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr ſeyd nicht mehr geſchont als ein andrer.

Ich. Deſto beſſer! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn ſie, die ſo viel Uebles von geſchickten und ehrlichen Leuten ſprechen, ſich einfallen ließen von mir Gutes zu reden.

Er. Wir ſind viele und jeder muß ſeine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert ſind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wiſſenſchaft und Tugend angreifen, um zu leben, das iſt ſehr theures Brod.

Er. Ich ſagte es Euch ſchon: wir ſind ohne Conſequenz. Wir läſtern alle Menſchen und betrüben niemand. Manchmal findet ſich auch bei uns der ſchwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé iſt nur boshaft vor Tafel, nach dem Caffee wirft er ſich in einen Seſſel, die Füße gegen den Kaminſockel geſtemmt, da ſchlaft er ein, wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Larm gewaltſam, dann gähnt er, dehnt ſich, reibt die Augen, und ſagt: Nun, nun, was giebt's? — Es fragt ſich, ob Piron mehr Geiſt habe als Voltaire? — Verſtehn wir uns, Geiſt ſagt Ihr, von Geſchmack iſt nicht die Rede. Denn vom Geſchmack ahnet Piron nicht das Mindeſte — Nicht das Mindeſte — Nein . . . Und nun geht eine Abhandlung über den Geſchmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre: denn auf Geſchmack glaubt er ſich beſonders zu verſtehen. Der Geſchmack, ſagt er . . . der Geſchmack iſt ein Ding . . . fürwahr ich weiß nicht für welch ein Ding er es ausgab, er wußt' es ſelbſt nicht.

Manchmal haben wir Freund Robbé, der tiſcht uns ſeine cyniſchen Mahrchen auf von convulſionären Wundern, wovon

er Augenzeuge war. Manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen. Er hat das Ansehn eines Besessenen. Alle schreien um ihn her: das heißt doch ein Poet! . . . Unter uns, diese Poesie ist nichts, als ein Scharivari von allerlei confusen Klangen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des Babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinselgesicht von plattem und dummem Ansehn, der aber Verstand wie ein Teufel hat und boshafter ist als ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Nasenstübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menschen geschaffen hat, die nach der Gesichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hatte belehren sollen, daß es eben so leicht ist, ein Mann von Geist zu seyn und das Ansehn eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geistreichen Physiognomie zu verbergen. Es ist eine gemeine Niederträchtigkeit, andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf diesen. Dieß ist eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und ich habe fast niemand gefunden, der nicht hineingetapt wäre.

(Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieses Narren über Menschen und Charaktere und gab es ihm zu verstehen.) Aus der schlechten Gesellschaft, antwortete er mir, läßt sich Vortheil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier entschadigt uns der Verlust der Vorurtheile wegen des Verlustes der Unschuld, in der Gesellschaft der Bösen, wo das Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig gelesen.

Ich. Was habt Ihr gelesen?

Er. Geleſen habe ich und leſe und unaufhörlich leſe ich wieder Theophraſt, La Bruyère und Molière.

Ich. Das ſind vortreffliche Bücher.

Er. Sie ſind viel beſſer als man denkt, aber wer verſteht ſie zu leſen?

Ich. Jedermann, nach dem Maaß ſeines Geiſtes.

Er. Faſt niemand. Könnt Ihr mir ſagen, was man darin ſucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß ſeiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Laſters.

Er. Ich aber lerne daraus alles was man thun ſoll und alles was man nicht ſagen ſoll. Alſo wenn ich den Geizigen leſe, ſo ſage ich mir, ſey geizig wenn du willſt, nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden. Leſe ich den Tartuffe, ſo ſage ich mir, ſey ein Heuchler wenn du willſt, aber ſprich nicht wie ein Heuchler. Behalte die Laſter, die dir nützlich ſind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die dich lächerlich machen würden. Und dich vor dieſem Ton, dieſen Aeußerungen zu bewahren, mußt du ſie kennen. Nun haben ſie dir dieſe Autoren vortrefflich geſchildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie ſich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moraliſten verachten. Es iſt viel zu lernen, beſonders bei denen, die die Moral in Handlung geſetzt haben. Das Laſter beleidigt die Menſchen nur von Zeit zu Zeit, die laſterhaften Charaktere beleidigen ſie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es beſſer inſolent zu ſeyn, als ſo auszuſehn. Ein ſo inſolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein inſolentes Anſehn verletzt immer. Uebrigens bilder Euch nicht ein, daß

ich der einzige Leſer meiner Art ſey. Ich habe hier kein andres Verdienſt, als ſyſtematiſch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Anſicht das geleiſtet zu haben, was andre aus Inſtinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Leſen ſie nicht beſſer macht, als mich, und daß ſie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anſtatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und ſie alsdann weit hinter mir zurücklaſſe. Denn dieſelbe Kunſt, die mich lehrt bei gewiſſen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwiſchen. Dann erinnre ich mich an alles, was andre geſagt haben, an alles, was ich geleſen habe, und dann füg ich' noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wachſ't, der in dieſer Art ganz erſtaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan mir dieſe Geheimniſſe zu eröffnen, ſonſt hätte ich glauben müſſen Ihr widerſprächt Euch ſelber.

Er. Ich widerſpreche mir nicht: denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, giebt es glücklicherweiſe hundert, wo man ſich's geben muß. Es giebt keine beſſre Rolle bei den Großen als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weiſen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertin's und mehrerer andern, Eurer vielleicht in dieſem Augenblick, vielleicht ſeyd Ihr der meine. Wer weiſe ware hätte keine Narren, wer einen Narren hat iſt nicht weiſe, und iſt er nicht weiſe, ſo iſt er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr ſeines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer ſo veränderlichen Sache, wie die Sitten ſind, nichts abſolut, weſentlich und allgemein wahr oder falſch iſt, außer daß man ſey was unſer Vortheil gebietet, gut oder böſe, weiſe oder narriſch, anſtandig oder

lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälliger Weise die Tugend zum Glück geführt hätte; so wäre ich tugendhaft gewesen, oder hätte die Tugend geheuchelt, wie ein andrer. Man hat mich lächerlich haben wollen und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich lasterhaft sage, so rede ich nur Eure Sprache. Denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wohl möglich, Ihr hießet Laster was ich Tugend nenne, und was ich Laster nenne, Tugend.

So kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moette, alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten.

Ach ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant Coureur, les petites Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blätter.

Ich. Die Année littéraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er. Das ist wahr, aber alle Bettler versöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der Teufel ihn und seine Blätter geholt hätte! Das ist der Hund, der kleine geizige Priester, der stinkende Wucherer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum erstenmal an unserm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich derjenige unter uns, der ein vier und zwanzig Sousstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen genetzt erscheint,

und kommt Abends doch wohl ſelbſt eben ſo zugerichtet in ſeine Wohnung zurück. Ja es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unſerer Thure hatte. Sie ſtanden auf Rechnung mit einander, der Gläubiger wollte bezahlt ſeyn, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf ohne durch jenes Hände gegangen zu ſeyn.

Es wird aufgetragen, man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn oben an zu ſetzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, ſagte ich, Abbé, Ihr präſidirt? Das iſt gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und ſo immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palißot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich ſtationar werdet neben mir armen platten Schuft Euresgleichen, che sielo sempre come un maesoso c—o fra duoi c—i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu, auch Mademoiſelle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle die neben ihm zur Rechten und zur Linken ſaßen, oder die er um einen Kerbſchnitt heruntergedrangt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böſe wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hatten, wenn wir allein geweſen waren. Rameau, Ihr ſeyd ein impertinenter Burſche — Ich weiß es: denn auf dieſe Bedingung habt Ihr mich aufgenommen — Ein Schuft — Wie ein andrer — Ein Bettler — Ware ich ſonſt hier? — Ich werde Euch hinauswerfen laſſen — Nach Tiſche werde ich von ſelbſt gehen — Das rath' ich Euch .... Man ſpeiſ'te und ich verlor keinen

Biſſen. Nachdem ich gut gegeſſen und reichlich getrunken hatte: denn im Ganzen ware es nicht mehr noch weniger geweſen, Meſſer Gaſter iſt eine Perſon, mit der ich niemals getrußt habe, jetzt entſchloß ich mich und ſchickte mich an zum Wegaehen: denn ich hatte doch in Gegenwart von ſo vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu ſuchen, wo ſie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde ſich abermals in Schimpfwörtern auslaſſen, jemand würde als Mittelsperſon auftreten und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder verſöhnen. Ich drehte mich und drückte mich: denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düſtrer und ſchwärzer als Apollo beim Homer, da er ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen ſchießt, die Nuße noch einmal ſo tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Fauſt unter dem Kinn. Mademoiſelle nahte ſich mir: Aber Mademoiſelle was giebt's denn beſonders? War ich denn heute von mir ſelbſt verſchieden? — Ihr ſollt fort — Ich will fort; aber *ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man* ladt den Herrn Abbé und .... — Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm, und mit mir ſo viele ſchöne Weſen als ich bin — Friſch, kleiner Mameau, ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird ſich alles geben — Sie nimmt mich bei der Hand, ſie zieht mich gegen den Seſſel des Abbé: Abbé, ſage ich, das iſt alles doch ſehr lacherlich, nicht wahr? und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entſchuldigt, nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu ſagen hatte, war von andrer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich

meine Entschuldigung wendete: Mein Herr, hier ist der Narr ... — Schon zu lange ist er mir beschwerlich, ich will nichts mehr von ihm wissen — Man ist erzurnt — Ja sehr erzurnt — Das soll nicht mehr begegnen — Beim ersten Schuft ... — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug es war schlimmer als vorher. Was Teufel, kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände giebt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trutz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich, daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sey.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seyd, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von

Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der ſie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für ſie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tiſch, Bett, Kleid, Weſte und Hoſen, Schuhe und eine Piſtole monatlich.

Er. Das iſt die ſchöne Seite, das iſt der Gewinn. Aber von den Laſten ſagt Ihr nichts. Erhob ſich ein Gerücht, ein neues Theaterſtück ſey im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariſer Dachſtuben herumſtöbern, bis ich den Verfaſſer gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Leſen verſchaffen und ganz künſtlich merken laſſen, darin ſey eine Rolle, die eine meiner Bekanntſchaft vortrefflich ſpielen würde — Und wer denn? wenn's beliebt — Wer denn? ſchöne Frage! Es ſind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit — Mademoiſelle Dangeville wollt Ihr ſagen. Solltet Ihr ſie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber ſie iſt es nicht — Und wer denn? — Ganz leiſe ſprach ich den Namen — Sie! — Ja ſie, verſetzt' ich ein wenig beſchamt, denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man ſehen ſollen, wie das Geſicht des Poeten ſich verlängerte, und manchmal wie man mir ins Geſicht lachte. Indeſſen, er mochte wollen oder nicht, ſollte ich meinen Mann zum Mittageſſen herbeiſchaffen, und er, der ſich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog ſich zurück, dankte. Und dann mußte man ſehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geſchäft nicht glücklich durchſetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer ſchwerfälliger Burſche zu nichts nütze, das Glas Waſſer nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam, und ich unerſchrocken mitten unter dem Hohngeſchrei des Publicums, das richtig urtheilt, man mag ſagen was man will, mein einzelnes Klatſchen mußte

vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann, man glaubt es sey Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen, und sagte: O es ist Rameau . . . Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lacherlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Nichtplatz ging, mußte man sich das Gedachtniß mit glanzenden Stellen anfullen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir sie zu vergessen, oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Larm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Kuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir alberner Weise dieses Geschaft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glucklich, wenn Micon mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reib' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derentbalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, jemand lastig zu seyn. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rucklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse

hin und wieder ausgeben, feil haben, und verkaufen mögen, auch ihnen solche niemand, ohne ihren Consens, Wissen, oder Willen, innerhalb zehen Jahren, von dato dieses Briefs an zu rechnen, im Heiligen Römischen Reich, weder unter diesem, noch anderm Titel, weder ganz, noch Extractweise, weder auch in größerer, noch kleinerer Form, nachdrucken und verkaufen solle. Und gebiethen darauf allen und jeden Unsern und des Heiligen Reichs Unterthanen, und Getreuen, insonderheit aber allen Buchdruckern, Buchführern, Buchbindern und Buchhändlern, bey Vermeidung einer Poen, von fünf Mark löthigen Goldes, die ein jeder, so oft er freventlich hierwider thäte, Uns halb in Unsere Kayserliche Kammer, und den andern

gebeugt ſtand. Man macht ſich's bequem mit ſeinen Hausgenoſſen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apoſtel der Familiarität, der Bequemlichkeit, ich prediate ſie durch Beiſpiel, ohne daß man es hoch aufnahm, ich konnte mich nur gehen laſſen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Beſten gegeben. Mademoiſelle fängt an ein wenig ſchwer zu werden, man erzählt die luſtigſten Mährchen.

Ich. Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es iſt wenigſtens unanſtändig ſeine Wohlthäter lächerlich machen.

Er. Aber iſt es nicht noch ſchlimmer, ſich durch Wohlthaten berechtigt glauben den Begünſtigten zu erniedrigen?

Ich. Aber wenn der Begünſtigte nicht ſchon von ſelbſt niedrig wäre, nichts würde dem Gönner dieſe Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Perſonen nicht lächerlich von ſelbſt waren, ſo gab' es keine hübſchen Mährchen. Und iſt es denn mein Fehler, daß ſie ſich mit Lumpen bepacken, und wenn ſie mit Lumpen bepackt ſind, daß man ſie verrath, ſie in den Koth ſchleift? Entſchließt man ſich mit Leuten zu leben, wie wir ſind, und man hat nur Menſchenverſtand, ſo muß man ſich auf den ſchwärzeſten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir ſind, als eigennützige, niederträchtige, treuloſe Seelen? Kennt man uns, ſo iſt alles gethan. Es beſteht nun eine ſtillſchweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird und daß wir, früher oder ſpäter, das Gute mit Böſem vergelten werden. Dieſe Uebereinkunft beſteht ſie nicht zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Affen und ſeinem Papagey?

Was erhebt Le Brun für ein Geſchrei, daß Paliſſot, ſein Tiſchgenoß, ſein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat!

Paliſſot hat Spottreime machen müſſen und Le Brun hat Unrecht. Poinſinet erhebt ein lautes Geſchrei, daß Paliſſot ihm die Reime gegen Le Brun aufbürdet. Paliſſot hat Poinſineten die Reime aufbürden müſſen, die er gegen Le Brun gemacht hat, und Poinſinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geſchrei, daß ſein Freund Paliſſot ihm ſeine Maitreſſe weggeſchnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hatte Paliſſot nicht bei ſeiner Maitreſſe einführen ſollen, oder er mußte ſich gleich entſchließen ſie zu verlieren. Paliſſot hat ſeine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geſchrei erheben, daß Paliſſot ihn als einen ſchlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Paliſſot noch Geld ſchuldig iſt, das er ihm borgte, um ſich curiren zu laſſen, ſich zu nähren, ſich zu kleiden. Sollte ſich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schandlichkeit befleckt iſt, der zum Zeitvertreib ſeinen Freund die Religion abſchwören laßt, der ſich der Güter ſeiner Geſellen bemächtigt, der weder Treue, noch Geſetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück lauft per fas et nefas, der ſeine Tage nach ſeinen Verbrechen zählt, der ſich ſelbſt auf dem Theater als einen der gefährlichſten Schelmen dargeſtellt hat; eine Unklugheit, wovon ſchwerlich ein Beiſpiel vorhanden iſt, noch ſich künftig finden wird. Nein, es iſt alſo nicht Paliſſot, es iſt Helvetius der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burſchen aus der Provinz in den Thiergarten von Verſailles bringt und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter, zum Tiger oder Panther hineinſtreckt, und der Burſche ſeinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles iſt im ſtillſchweigenden Vertrag enthalten. Deſto ſchlimmer für den, der ihn nicht kennt, oder vergißt.

Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen allgemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die man der Bosheit anklagt, indessen daß man nur sich der Dummheit anklagen sollte. Ja, dicke Grafin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk versammelt, das man in Eurer Sprache Espeees nennt. Wenn diese Espeeen Euch Schlechtigkeiten begehen, und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen was sie sollen und die Espeeen auch. Ihr aber habt Unrecht sie aufzunehmen. Lebte Bertinus ruhig und still mit seiner Geliebten, hätten sie sich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntschaften erworben, hatten sie um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hatten sie einer kleinen erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Süßigkeit zusammen zu seyn, sich zu lieben und sich's im Stillen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Mährchen auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt Gerechtigkeit zu üben an den Mésenges und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, weggeworfner und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug?

Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es giebt zwei Generalprocuratoren, einer der Euch aufpaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft, die Natur ist der andre. Diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wasserüchtig. Seyd Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungenüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet seyn. Das Kurzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbeßre sich oder man bleibe was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Ich. Ihr habt recht.

Er. Uebrigens was die bösen Mährchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Umtragers. Sie sagen vor einiger Zeit — — —

(Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthatern ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Ich. Ihr seyd ein Poliſſon. Laßt uns von was anderm reden. Seitdem wir schwatzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich. Weil ich fürchtete zudringlich zu seyn.

Er. Nach dem was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keinesweges. Ich bin in Euern Augen ein sehr verworfnes Wesen, ich bin es auch in den meinigen; aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deßhalb tadle. Ihr seyd beständiger in Eurer Verachtung.

Ich. Es iſt wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch ſchon einen guten Theil und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberreſt bekannte.

Ich. Und wie das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend iſt, ſublim in irgend einer Art zu ſeyn, ſo iſt es beſonders im Böſen. Man ſpuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth ſetzt Euch in Erſtaunen, ſeine Grauſamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich. Aber dieſe ſchätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundſatzen. Es iſt ungewiß, ob Ihr bösartig von Natur, oder durch Bemühung ſeyd, und ob Euch die Bemühung ſo weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt recht haben; aber ich habe mein Beſtes gethan. Bin ich nicht beſcheiden genug vollkommnere Weſen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefſten Bewunderung geſprochen? Bouret iſt der erſte Menſch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr?

Er. Nein!

Ich. Alſo Paliſſot.

Er. Freilich Paliſſot, aber nicht Paliſſot allein.

Ich. Und wer kann wohl werth ſeyn die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Ich. Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören, aber es muß ein erſtaunlicher Mann ſeyn.

Er. Das iſt er auch.

Ich. Die Geſchichte großer Perſonen hat mich immer intereſſirt.

Er. Ich glaube es wohl. Dieſer lebte bei einem guten redlichen Abkömmling Abrahams, deren dem Vater der Glaubigen eine den Sternen gleiche Anzahl verſprochen ward.

Ich. Bei einem Juden.

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erſt hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verſtanden. Wir zählen dergeſtalt auf unſre Wohlthaten, daß wir ſelten unſer Geheimniß dem verſchweigen, den wir mit Gute überfüllten. Wie ſoll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menſchen der Verſuchung ausſetzen, es ungeſtraft ſeyn zu können? Das iſt eine richtige Betrachtung, die unſer Jude nicht anſtellte. Er vertraute deßhalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewiſſen kein Schweinefleiſch eſſen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geiſt aus dieſem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei und unſer Renegat verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit. Als er nun ſeinen Juden durch ſo viel Mühe genugſam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein beßrer Freund in allen Stämmen Iſraels zu ſuchen ſey . . . Bewundert mir die Vorſichtigkeit des Menſchen. Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Aſt ſchüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Project zerſtören: denn gewöhnlich entſteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengeſetzten Eigenſchaften.

Ich. Ich erlaſſe Euch Eure Betrachtungen, fahrt in der Geſchichte fort.

Er. Das geht nicht. Es ſind Tage, wo ich Betrachtungen

anſtellen muß. Das iſt eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlaſſen hat. Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu. Auf was ſinnt Ihr?

Ich. Ich ſinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr ſprecht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Laſterhaften eine Einheit haben? . . . Endlich Abends kommt er zu ſeinem guten Freund mit zerſtörter Miene, gebrochner Stimme, todtenbleichem Geſicht, an allen Gliedern zitternd — Was habt Ihr? — Wir ſind verloren — Verloren und wie? — Verloren, ſage ich, verloren ohne Rettung — Erklärt Euch. — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole. — So erholt Euch, ſagte der Jude, anſtatt ihm zu ſagen, du biſt ein abgeſeimter Spitzbube. Ich weiß nicht was du für Nachricht bringſt; aber du biſt ein Spitzbube. Du ſpielſt den Erſchrockenen.

Ich. Und warum ſollte der Jude ſo ſagen?

Er. Weil der Renegat in ſeiner Verſtellung das Maß überſchritten hatte. Das iſt klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter. Wir ſind verloren, ohne Rettung . . . . Fühlt Ihr nicht die Affectation dieſes wiederholten verloren? . . Ein Verräther hat uns bei der Inquiſition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht wie der Spitzbube nicht erröthet ſich der verhaßteſten Ausdrücke zu bedienen. Es braucht mehr Muth, als man denkt, um ſich ſeinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es koſtet, um dahin zu gelangen.

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er. Iſt falſch; aber ſeine Falſchheit ſcheint ſehr künſtlich. Der Jude erſchrickt, reißt ſich den Bart aus, walzt ſich an der Erde. Er ſieht die Häſcher an ſeiner Thüre, er ſieht ſich mit dem San Benito geziert, er ſieht ſein auto-da-fé bereitet — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals iſt heimlich, aber langſam, benutzt die Friſt, um alles zu verkaufen. Ich miethe oder laſſe durch einen Dritten ein Schiff miethen, ja durch einen Dritten, das wird das Beſte ſeyn. Wir bringen Euer Vermögen dahin: denn auf Euer Vermögen iſt es vorzüglich angeſehn. Und ſo wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit ſuchen unſerm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Geſetz Abrahams und unſres Gewiſſens gehorchen. Das Wichtigſte in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, iſt, ja nichts Unkluges zu begehen .... Geſagt, gethan. Das Schiff iſt gemiethet, mit Lebensmitteln und Matroſen verſehen, das Vermögen des Juden iſt an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren ſie ab und können nun munter zu Nacht eſſen und ſicher ſchlafen. In der Nacht ſteht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftaſche, ſeinen Beutel, ſeine Juwelen, begiebt ſich an Bord und weg iſt er. Und Ihr denkt wohl das iſt alles. Denkt Ihr? Ich ſehe Ihr ſeyd der Sache nicht gewachſen. Ich, als man mir dieſes Geſchichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verſchwieg, um Euern Scharfſinn auf die Probe zu ſtellen. Ihr habt wohl gethan ein ehrlicher Mann zu ſeyn: denn Ihr wart nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt iſt der Renegat nichts weiter, es iſt ein verachtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene ſeiner Bosheit zeigt ſich erſt darin, daß er ſelbſt

ſeinen Freund, den Iſraeliten, angegeben hatte, daß die Inquiſition dieſen bei ſeinem Erwachen in Empfang nahm, und nach einigen Tagen ein Luſtfeuerchen mit ihm anſtellte, und ſo war der Renegat ruhiger Beſitzer des Vermögens dieſes verfluchten Abkömmlings derer, die unſern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entſetzen ſoll, vor der Verruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon ſprecht.

Er. Das iſt, was ich Euch ſagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das iſt die Urſache meiner Aufrichtigkeit. Ihr ſolltet einſehen, wie hoch ich in meiner Kunſt ſtehe, Ihr ſolltet bekennen, daß ich wenigſtens original in meiner Erniedrigung ſey, und ſolltet mich in Eurem Kopf in die Reihe der großen Taugenichtſe ſetzen, dann wollt' ich rufen: Vivat Mascarillus fourbum Imperator! Nun luſtig, Herr Philoſoph, Chorus! Vivat Mascarillus fourbum Imperator!

(Und nun führte er einen ganz ſonderbaren fugirten Geſang auf. Bald war die Melodie ernſt und majeſtatiſch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberſtimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltnen Stellen, componirte, führte ſich ſelbſt ein Triumphlied auf, wobei man wohl ſah, daß er ſich beſſer auf gute Muſik, als auf gute Sitten verſtand.

Ich wußte nicht, ſollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüſten. Ich blieb in der Abſicht die Unterhaltung auf irgend einen Gegenſtand zu lenken, der aus meiner Seele den Abſcheu, wovon ſie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menſchen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erſchreckliche That, ein abſcheuliches Verbrechen

eben behandelte wie ein Kenner der Malerei oder Poeſie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Moraliſt, ein Hiſtoriker die Umſtände einer heroiſchen Handlung erhebt und lebhaft darſtellt. Wider meinen Willen ward ich finſter. Er bemerkte es und ſagte:)

Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich. Ein wenig. Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Anſehn eines Menſchen, der von beſchwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So iſt's auch.

(Nachdem wir beide einen Augenblick geſchwiegen hatten, indem er pfeifend und ſingend auf und nieder ging, ſagte ich, um ihn auf ſein Talent zurückzuführen:) was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das iſt ſehr ermüdend.

Er. Ich war ſchon dumm genug, nun habe ich dieſe Muſik von Duni und andern jungen Componiſten gehört, die mich ganz närriſch macht.

Ich. Billigt Ihr denn dieſe Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in dieſen neuen Geſangen?

Er. Ob ich Schönes drinn finde? Bei Gott dafür ſtehe ich Euch. Wie iſt das declamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat ſein Muſter in der Natur. Was iſt das Muſter des Tonkünſtlers, wenn er einen Geſang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was iſt denn ein Geſang?

Ich. Geſteh' ich Euch, dieſe Frage geht über meine

halben Theil mehrbesagten Stahel und Göschen, oder deren Erben und Nachkommen unnachläßig zu bezahlen verfallen seyn solle, hiemit ernstlich, und wollen, daß ihr, noch einiger aus euch selbst, oder jemand von euertwegen obangeregte Goethe's sämmtliche Werke innerhalb den bestimmten zehen Jahren, obverstandener massen nicht nachdrucket, distrahiret, feil habet, umtraget, oder verkaufet, noch auch solches andern zu thun gestattet, in keinerley Weise noch Wege, alles bey Vermeidung Unsrer Kayserlichen Ungnade, und vorangesetzter Poen, auch Verlierung desselben euren Drucks, den vielgemelte Stahel und Göschen, deren Erben und Nachkommen, oder deren Befehlshabere, mit Hülf und Zuthun eines jeden Orts Obrigkeit, wo sie

Kraft. So ſind wir alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verſtehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und ſie ſogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verſtand nur unbeſtimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort Geſang aus, ſo habe ich davon keinen beſtimmtern Begriff, als Ihr und die meiſten Euresgleichen, wenn ſie ausſprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laſter, Tugend, Scham, Anſtand, Beſchämung, Lacherliches.

Er. Der Geſang iſt eine Nachahmung durch Töne einer, durch Kunſt erfundenen, oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, ſie werde nun durch Stimmen oder Inſtrumente dargeſtellt, eine Nachahmung phyſiſcher Laute oder leidenſchaftlicher Töne, und Ihr ſeht, daß mit gehöriger Veranderung ſich die Definition der Malerei, der Redekunſt, der Sculptur und Poeſie wohl anpaſſen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: was iſt das Muſter des Muſikers oder des Geſanges? Es iſt die Declamation, wenn das Muſter lebendig und empfindend iſt; es iſt der Klang, wenn das Muſter unbelebt iſt. Man muß die Declamation wie eine Linie anſehen, und den Geſang wie eine andre Linie, die ſich um die erſte herſchlängelt. Je mehr dieſe Declamation, Muſter des Geſangs, ſtark und wahr iſt, an je mehr Puncten der Geſang, der ſich ihr gleichſtellt, ſie durchſchneidet, deſto ſchöner wird er ſeyn. Und das haben unſre jungen Muſiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: je suis un pauvre Diable. ſo glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sange er nicht, ſo würde er in denſelbigen Tönen zur Erde ſprechen, wenn er ihr ſein Gold vertraut und zu ihr ſagt: o terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das ſein Herz klopfen fühlt, das roth wird, ſich verwirrt und den gnadigen Herrn bittet, ſie los zu laſſen, würde ſie ſich anders

ausdrücken? In dieſen Werken giebt es die verſchiedenſten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation, das iſt vortrefflich. Ich ſag es Euch. Geht! geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der ſich ſterben fühlt, ausruft: mon coeur s'en va! Hört den Geſang, hört die Begleitung und ſagt mir nachher, welch ein Unterſchied ſey zwiſchen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieſes Geſangs. Ihr werdet ſehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zuſammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Geſangs iſt, ich halte mich an den Ausdruck, und es iſt nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo geleſen habe: Musices seminarium accentus, der Accent iſt die Pflanzſchule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie ſchwer und bedeutend es iſt, ein gutes Recitativ ſchreiben zu können. Es giebt keine ſchöne Arie, woraus man nicht ein ſchönes Recitativ machen könnte, kein ſchönes Recitativ, daraus ein geſchickter Mann nicht eine ſchöne Arie ziehen ſollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut ſingen werde; aber ich wäre ſehr verwundert, wenn der, der gut ſingt, nicht gut recitiren ſollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch da ſage, denn es iſt wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und dieſe Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine ſolche Muſik ſublim iſt, ſo muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns geſagt, des lieben Onkels ein wenig platt ſeyn.

Er (ſich meinem Ohre nähernd). Ich wollte nicht, daß man mich hörte: denn hier ſind viele Leute, die mich kennen. Sie iſt's auch. Ich rede leiſe, nicht weil ich mich um den lieben

Onkel bekümmere, den ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein iſt er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halſe hinge, ſo gäbe er mir kein Glas Waſſer. Nun mag er's auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur le tutu und dem ſämmtlichen Teufelslärm. Alle die anfangen ſich darauf zu verſtehen, und die das Getöſe nicht mehr für Muſik nehmen, werden ſich niemals mehr daran befriedigen. Ja wenn man durch eine Polizeiverordnung den Perſonen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergoleſe ſingen zu laſſen. Das Stabat ſollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig dieſe verfluchten Schalksnarren mit ihrer servante maitresse, mit ihrem Tracolle haben uns einen gewaltigen Rippenſtoß gegeben. Ehmals gingen Tancrède, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les Talens lyriques vier, fünf, ſechs Monate, die Vorſtellungen Armidens wollten gar nicht endigen. Jetzt fällt das alles über einander, wie Kartenmänner. Auch ſpeien Rebel und Francoeur deßhalb Feuer und Flammen. Sie ſagen, alles gehe verloren, ſie ſeyen zu Grunde gerichtet, und wenn man länger dieſe Jahrmarktſänger dulde, ſo ſey die Nationalmuſik zum Teufel und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es iſt wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken die ſeit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zuſammenkommen, anſtatt ſich wie ſonſt unterhalten zu ſehen, haben Langeweile und gähnen, ohne zu wiſſen warum. Sie fragen ſich und wiſſen nicht warum. Warum wenden ſie ſich nicht an mich? Duni's Weiſſagung wird erfüllt werden und den Weg, den das nimmt, will ich ſterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen ſind.

Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben, um Italiäniſche Symphonien zu ſpielen. Sie haben geglaubt ihre Ohren ſollten ſich an dieſe gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocalmuſik Eintrag geſchähe, eben als wenn die Symphonie ſich nicht zum Geſang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Inſtruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl verleiten kann, wie ſich der Geſang zur natürlichen Declamation verhält. Iſt der Violiniſt nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, ſich gewiß zum Affen des Violiniſten macht? Der erſte der etwas von Locatelli ſpielte, war der Apoſtel der neuen Muſik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns ein die Nachahmung der leidenſchaftlichen Accente, der Natur-Accente, durch Geſang und Stimme und durchs Inſtrument gewöhnen: denn das iſt der ganze Umfang muſikaliſcher Gegenſtände. Und wir ſollten unſern Geſchmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphe, Victorien behalten? Va-t' en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben ſich eingebildet, ſie wollten weinen oder lachen, in muſikaliſchen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Haſſes, der Eiferſucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des Italiäniſchen oder Franzöſiſchen Theaters bringen, und ſie könnten fortfahren Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren ſchneiden ſich gewaltig. Sie bilden ſich ein ſie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegſamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Proſodie, die Ellipſen, die Inverſionen der Italiäniſchen Sprache ſich der Kunſt anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Geſangs, dem gemeſſenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache

schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht Langeweile haben würden bei ihrer Feerey, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten, als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht seyn. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt Euch nicht stören. Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen giebt er mit dem Ellbogen seinem Kameraden einen Schub und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beste.

Ich. Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er. Vernunft? desto besser. Der Teufel hole mich,

wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Muſiker in der Sackgaſſe, als mein Onkel erſchien. Treff' ich's, meinetwegen. Ein Köhlerjunge wird immer beſſer von ſeinem Handwerk ſprechen, als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

(Und dann ſpaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des fous, dem Peintre amoureux de son Modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaideuse — und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus, ob das ſchön iſt? bei Gott! ob das ſchön iſt? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine ſolche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenſchaftlich und ſang ganz leiſe, dann erhob er den Ton, nach Maaßgabe wie er ſich mehr paſſionirte, dann kamen die Gebarden, das Verziehen des Geſichts und das Verzerren des Körpers. Nun ſagte ich: gut, er verliert den Kopf und eine neue Scene iſt zu erwarten. *Wirklich bricht er auf einmal* ſingend los: Je suis un pauvre misérable..... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir..... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre!..... le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire... A Zerbina penserete... Sempre in contrasti con te si sta... Er häufte und verwirrte dreißig Arien, Italiäniſche, Franzöſiſche, tragiſche, komiſche von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß ſtieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zuſammen und mit einem Fiſtelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verſchiedenen ſingenden Perſonen nach, wechſelsweiſe raſend, beſänftigt, gebieteriſch und ſpöttiſch. Da iſt ein kleines Mädchen, das weint, und er ſtellt die ganze kleine Ziererei vor. Nun iſt er Prieſter, König, Tyrann, er droht, befiehlt, erzürnt ſich,

nun iſt er Sclave und gehorcht. Er beſänftigt ſich, er verzweifelt, beklagt ſich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens.

Alle die Schachſpieler hatten ihre Breter verlaſſen und ſich um ihn verſammelt, die Fenſter des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende beſetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte berſten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer ſolchen Entfremdung des Geiſtes, einem Enthuſiasmus ſo nahe an der Tollheit, daß es ungewiß iſt, ob er ſich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade ins Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli ſingt.

Hier wiederholte er mit einer Präciſion, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die ſchönſte Stelle jeder Abtheilung; das ſchöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerſtörung Jeruſalems malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor und kein Auge blieb trocken. Mehr war nicht zu verlangen an Zartheit des Geſangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte beſonders bei den Stellen, wo ſich der Tonkünſtler vorzüglich als großen Meiſter bewieſen hatte. Verließ er den Theil des Geſangs, ſo ergriff er die Inſtrumente, und die verließ er wieder ſchnell um zur Stimme zurückzukehren, eins ins andre verſchlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er ſich unſrer Seelen und hielt ſie in der wunderbarſten Lage ſchwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lacherlicher Zug war in dieſe Gefühle verſchmolzen und nahm ihnen ihre Natur.

Aber ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verſchiedenen Inſtrumente nachmachte. Mit aufgeblaſenen ſtrotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton ſtellte er Hörner und Fagot vor, einen ſchreienden näſelnden Ton ergriff er für das Hautbois, mit unglaublicher Geſchwindigkeit übereilte er ſeine Stimme die Saiten-Inſtrumente darzuſtellen, deren Tönen er ſich auf's genaueſte anzunähern ſuchte, er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, ſchrie, ſang mit Gebärden eines Raſenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orcheſter, ein ganzes Operntheater, ſich in zwanzig verſchiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und ſchäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln ſeiner Stirne, der Länge ſeiner Wange folgte, vermiſchte ſich mit dem Puder ſeiner Haare, rieſelte und befurchte den Obertheil ſeines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er ſeufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz verſinkt, ein Unglücklicher, ſeiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel der ſich erhebt, Vögel die beim Untergang der Sonne ſich im Schweigen verlieren. Bald Waſſer, die an einem einſamen und kühlen Orte rieſeln, oder als Gießbäche von Bergen herabſtürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermiſcht mit dem Geziſch der Winde, dem Lärm des Donners, es war die Nacht mit ihren Finſterniſſen, es war der Schatten und das Schweigen, denn ſelbſt das Schweigen bezeichnet ſich durch Töne. Er war ganz außer ſich. Erſchöpft von Anſtrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen

Zerſtreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, ſtumpf, erſtaunt. Nun kehrt er ſeine Blicke um ſich her, wie ein verwirrter Menſch, der den Ort, wo er ſich befindet, wieder zu erkennen ſucht. Er erwartet die Rückkehr ſeiner Kräfte, ſeines Bewußtſeyns, er trocknet maſchinenmäßig ſein Geſicht. Gleich einem, der beim Erwachen ſein Bett von einer großen Menge Perſonen umgeben fände, ſo in einem völligen Vergeſſen, in einem tiefen Unbewußtſeyn deſſen, was er gethan hat, ruft er im erſten Augenblick): Nun, meine Herren, was giebt's, was lacht Ihr? was erſtaunt Ihr? was giebt's denn?.... Dann ſetzte er hinzu, das heißt man eine Muſik, einen Muſiker. Indeſſen verachte man nicht gewiſſe Geſänge des Lulli. Die Scene j'attendrai l'aurore mache man beſſer, ohne die Worte zu verändern. Ich fordre jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinſtücke meines Onkels, ſeine Gavotten, ſeine kriegeriſchen Märſche, ſeine Prieſter und Opferzüge. Pâles flambeaux, Nuit plus affreuse que les ténèbres.... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli.... (Da verſtärkte er ſeine Stimme und hielt die Töne gewaltſam aus. Die Nachbarn ſteckten die Köpfe durch die Fenſter, wir ſteckten unſre Finger in die Ohren. Er ſagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt iſt da, Faſten und drei Könige ſind vorbei, und ſie wiſſen noch nicht, was ſie in Muſik ſetzen ſollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünſtler frommt. Die lyriſche Poeſie ſoll noch geboren werden, aber ſie kommen ſchon noch dazu, hören ſie nur genug den Pergoleſe, den Sachſen, Terradeglias, Traetta und andre, leſen ſie nur Metaſtaſio wiederholt, ſo kommen ſie ſchon dazu.

Ich. Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verſtanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es ſind nicht ſechs Verſe hintereinander, in allen ihren allerliebſten Gedichten, die man in Muſik ſetzen könnte. Es ſind geiſtreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wiſſen, wie leer das von Hülfsmitteln für unſre Kunſt iſt, für die gewaltſamſte der Künſte, ſelbſt die Kunſt des Demoſthenes nicht ausgenommen, laßt Euch ſolche Stücke vorleſen, und ſie erſcheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn nichts iſt drinn, was dem Geſang zur Unterlage dienen könnte. Eben ſo gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thieriſche Schrei der Leidenſchaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Dieſe Ausdrücke müſſen übereinander gedrängt ſeyn, die Phraſe muß kurz ſeyn, der Sinn abgeſchnitten, ſchwebend, damit der Muſiker über das Ganze ſowohl wie über die Theile herrſche, ein Wort auslaſſe oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerſtören. Das macht die Franzöſiſche lyriſche Poeſie viel ſchwerer, als in Sprachen welche Umwendungen zulaſſen und von ſelbſt dieſe Bequemlichkeiten darbieten... Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose.... Ah! je languis, je meurs... Un feu secret s'allume dans mes sens... Cruel amour que veux-tu de moi? Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui... Rends-moi la raison... Die Leidenſchaften müſſen ſtark ſeyn. Die Zärtlichkeit des lyriſchen Poeten und des Muſikus muß extrem ſeyn. Die Arie iſt faſt immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspenſionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir ſchreien, wir ſeufzen, wir weinen, wir lachen

ergleichen bey euch und einem jeden finden
werden, alsogleich aus eigener Gewalt, ohne
Verhinderung männiglichs zu sich nehmen, und
damit nach ihrem Gefallen handeln und thun
mögen; Hingegen sollen sie, Supplicanten,
schuldig und verbunden seyn, bey Verlust dieser
Kayserlichen Freyheit, die gewöhnlichen fünf
Exemplarien von dem ganzen Werk zu Unserm
Kayserlichen Reichs-Hof-Rath zu liefern, und
dieses Privilegium anderen zur Warnung dem-
selben vorandrucken zu lassen. Mit Urkund
dieses Briefs, besiegelt mit Unserm Kayserlichen
aufgedruckten Secret-Insiegel, der geben ist
zu Wien den drey und zwanzigsten Martii,
Anno siebenzehen hundert sieben und achtzig,
Unserer Reiche, des Römischen im drey und

von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Deklamation uns zum Muster dienen könne. Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsre Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor.

(Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand, oder wenig Theil an seiner Rede nahm, denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten, als sich unterrichten, und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir ist; als ich hierher kam war ich frisch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte, das hat mich schnell angepackt.

Ich. Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er. Recht gern. Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt mir alles gefallen zu lassen...

(Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei- oder dreimal. Dann wie ein erquickter Mensch hustet er stark, ruckt sich zusammen und fahrt fort:)

Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Duni kommen muß, uns erſt zu lehren, wie unſrer Muſik ein Ausdruck zu geben ſey, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Tactarten, allen Pauſen, allen Declamationen fügen könne und das ohne die Proſodie zu verletzen. Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingeriſſen, ein eiferſüchtiges raſendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Sylben zieht mit einer Honigſtimme, genug jede Leidenſchaft, es ſey welche es wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente ein Vorbild des Muſikus zu ſeyn; ein ſolcher hätte zwei Dinge gewahr werden ſollen, einmal daß die langen und kurzen Sylben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer, daß die Leidenſchaft mit der Proſodie verfährt faſt wie es ihr gefällt, daß ſie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichen! die ausrufende Sylbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und alsdann in tieferen und ſchwächeren Tönen herabſteigt in die Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität giebt, die der Wendung der Melodie zuſpricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Geſprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, ſeitdem wir die Parentheſe Armidens, das vainqueur im Rinaldo; das quelqu'un le peut-être; das entſchloſſene obéissons; die galanten Indien als Wunder muſikaliſcher Declamation anführten? Jetzt zuck' ich bei dieſen

Wundern die Achseln. Bei dem Schwunge wie die Kunst vorwärts geht weiß ich nicht wohin sie gelangen kann, indessen trinken wir eins!

(Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wissen was er that, und war auf dem Wege sich zu ersäufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm:)

Wie kommt's, daß, mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten musikalischer Kunst, Ihr so blind gegen sittliche Schönheit seyn könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er. Wahrscheinlich weil es für diese einen Sinn giebt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben ist, eine erschlaffte Fiber, die man immer kneipen mag und die nicht schwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf, und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles Uebrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faser zu hemmen?

Er. Das würde, däucht mir, eine sehr unnütze Arbeit seyn. Ist er bestimmt ein rechtlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Urfaser, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, so wäre die sämmtliche

Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen ihm sehr schädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, wie man deren so viele sieht, die sich gleich linkisch im Guten, wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Especen, von allen Spitznamen ist dieß der fürchterlichste, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer Taugenichts, aber er ist keine Espece. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Quere, so verlör' er seine schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts, ich lasse ihn gehen, ich betrachte ihn, er ist schon gefräßig, zudringlich, schelmisch, faul, verlogen, ich fürchte er wird nicht aus der Art schlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Musikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Musikus, einen Musikus! Manchmal betracht' ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage: Solltest du jemals eine Note kennen, ich glaube ich drehte dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Ich. Das führt zu allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich seyn wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden ware ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler?

Ich. Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Liederlichkeit und Aufwand verlornen Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espece von Beschützer und einer Espece von Beschütztem. Dieser war an jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmutzt haben, so habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben — Ich habe das Recht studirt und bin ziemlich darin bewandert — Kämen Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prallstein — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie — Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht, aber es giebt keine — Ich bin ein guter Musikus — Und warum sagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht und ich gebe Euch fünf und zwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speis't, nehmt das Vesper- und Abendbrod mit uns. Der Ueberrest Eures Tags gehört Euch und Ihr verwendet ihn zu Eurem Vortheil.

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das Einzige was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist alles und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupfropfen,

die er vergeſſen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte: dagegen ſobald ich einen Louisd'or beſitze, das mir nicht oft begegnet, ſtelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldſtück aus meiner Taſche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küſſe das Geld; und ihm noch beſſer begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück ſey, ſo lalle ich ihm, ſo zeige ich mit dem Finger alles was man ſich anſchaffen kann, ein hübſches Röckchen, ein hübſches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann ſteck' ich den Louisd'or in die Taſche, ich ſpaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schooß meiner Weſte auf, ich ſchlage mit der Hand auf die Taſche und ſo mache ich ihm begreiflich, daß dieſe Sicherheit die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or ſich herſchreibt.

Ich. Man kann's nicht beſſer. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldſtücke, gelegentlich eines Tages ....

Er. Ich verſtehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es giebt ja auch keinen moraliſchen Grundſatz, der nicht ſeine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, ſo iſt es eine böſe Viertelſtunde und dann iſt alles vorbei.

Ich. Auch nach ſo muthigen und weiſen Anſichten beſtehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre ihn zum Muſiker zu machen. Ich weiß kein Mittel ſich geſchwinder den Großen zu nähern, ihren Laſtern zu dienen und aus den ſeinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es iſt wahr. Aber ich habe Projecte die noch ſchneller und ſicherer guten Erfolg verſprechen. Ach wenn's nur eben ſo wohl ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, ſo muß man nehmen was kommt,

den beſten Vortheil daraus ziehen, und nicht deßhalb auf dumme Weiſe, wie die meiſten Väter, die nichts ſchlimmers thun könnten, wenn ſie aufs Unglück ihrer Kinder ſtudirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben beſtimmt iſt, die Lacedämoniſche Erziehung geben. Iſt unſre Erziehung ſchlimm, ſo ſind die Sitten meiner Nation Schuld dran, nicht ich. Verantwort' es wer kann. Mein Sohn ſoll glücklich ſeyn, oder was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein wenig die leichteſten Wege zu dieſem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weiſen, ſo wird die Menge und der Erfolg mich losſprechen. Er wird Gold beſitzen, ich ſag's Euch, und wenn er genug beſitzt, ſo wird ihm nichts ermangeln, ſelbſt Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert ſich nichts drum, wie andre mehr . . . .

(Hierin war nun freilich gar viel von dem was man denkt, wornach man ſich beträgt; aber was man nicht ausſpricht, und das iſt denn der auffallendſte Unterſchied zwiſchen meinem Manne und den meiſten Menſchen die uns umgeben. Er bekannte die Laſter, die ihm anhingen, die auch andern anhängen; aber er war kein Heuchler; er war nicht abſcheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in ſeiner Verderbniß. Ich zitterte wozu ſein Knabe unter einem ſolchen Lehrer werden könnte: denn gewiß bei einer Erziehung, die ſo genau nach unſern Sitten gebildet war, mußte er weit gehn, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geſchah.)

Er. O fürchtet nichts. Der bedeutende, der ſchwere

Punkt, bei dem ein guter Vater beſonders verweilen ſoll, iſt nicht etwa daß er ſeinem Knaben die ſämmtlichen Laſter überliefre, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unſchätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht ſyſtematiſch wie ich, doch nach Beiſpiel und einzelnem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt iſt, ihm das rechte Maaß zu bezeichnen, die Kunſt ſich der Schande, der Entehrung, den Geſetzen zu entziehen: das ſind Diſſonanzen in der geſellſchaftlichen Harmonie, dieſe muß man wiſſen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts iſt ſo platt, als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerſtreue.

Ich. Sehr gut! Durch dieſen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Muſik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Muſiker denn als Moraliſt.

Er. Und doch ſtehe ich in der Muſik ſehr untergeordnet und ſehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich, aber wenn es wäre, ſo bin ich ein einfacher Mann und Eure Grundſätze ſind nicht die meinigen.

Er. Deſto ſchlimmer für Euch. Ach beſäß' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente und gedenken wir der Euren.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr. Aber ich ſpreche einen verteufelten Miſchmaſch, halb wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu ſagen und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es iſt auch nicht um die Wahrheit zu ſagen, aber um die Lüge gut zu ſagen, daß ich mir Euer Talent wünſche. Wüßt' ich nur zu ſchreiben, ein Buch zu ſchnüren, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von ſeinem Verdienſte trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuſchmeicheln.

Ich. Das alles wißt Ihr tauſendmal beſſer als ich. Ich wäre nicht einmal werth Euer Schüler zu ſeyn.

Er. Wie viel große Eigenſchaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich. Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er. Wäre das wahr, ſo trügt Ihr nicht dieſen groben Rock, dieſe Zeugweſte, dieſe baumwollnen Strümpfe, dieſe ſchweren Schuhe und dieſe alte Perrücke.

Ich. Ihr habt Recht. Man muß ſehr ungeſchickt ſeyn, wenn man nicht reich iſt, und ſich doch alles erlaubt um es zu werden. Aber es giebt Leute, wie ich, die den Reichthum nicht als das Koſtbarſte auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieſer Anſicht wird man nicht geboren, man giebt ſie ſich: denn ſie iſt nicht in der Natur.

Ich. Des Menſchen?

Er. Des Menſchen. Alles was lebt, und ſo auch der Menſch, ſucht ſein Wohlſeyn auf Koſten deſſen, der was hergeben kann, und ich bin ſicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas ſagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthſchätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf ſich vereinigt.

Ich. Wäre der kleine Wilde ſich ſelbſt überlaſſen und

bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so brach' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich. Beinahe könnt' ich Euch beipflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ich. Weil ich fürchte die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehn wir uns nicht mehr.

Er. Und was thut's denn?

Ich. Lassen wir das, was ich davon weiß werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Musik versteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Musik reden und sagt mir, wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit die schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wieder zu geben und andere wieder zu entzücken, wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth sey?

(Anstatt mir zu antworten zuckte er mit dem Kopf, hob den Finger gen Himmel und rief: Und das Gestirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergolese, Duni bildete, da lachelte sie; ein ernsthaftes und gebieterisches Gesicht machte sie, als sie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man wahrend zehn Jahren den großen Rameau wird

zwanzigſten, des Hungariſchen und Böhmiſchen im ſiebenden.

Joſeph.

Vt. Reichs-Fürſt Colloredo.

(L. S.)

Ad Mandatum Sac. Caſ. Majeſtatis proprium,

Jg. v. Hofmann.

genannt haben, und von dem man bald nicht mehr sprechen wird. Als sie aber seinen Vetter zusammenraffte, da schnitt sie eine Fratze und wieder eine Fratze und noch eine Fratze .... Als er das sagte, schnitt er verschiedene Gesichter. Es war Verachtung, Geringschätzung, Ironie. Er schien ein Stück Teig zwischen seinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die seltsame Pagode weg und sagte:) So machte sie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken, wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Hälsen, klotzenden vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehn. Auch krumme Hälse gab's, und dann trockne Figuren, mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen, und ich setzte meine Fäuste in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich sie sahe. Denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, sie suchen sich, sie ziehen sich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprüchwort schon fertig gefunden, das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheidten, mir wäre man's schuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel um es wieder zu erhaschen.

Ich. Ich kenne diese Mittel. Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk?

Er. Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc sagte. Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand, und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie, da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. — Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammen nehmen, Abbé, und die Thure mit

dem Kopf einstoßen. — Der Abbé versetzte: Das habe ich eben versucht und wißt Ihr was ich davon trug? eine Beule an der Stirn.

(Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhub Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzt' er hinzu:) Mir scheint es ist doch was da drinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte:) entweder ist niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten.

(Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehn, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und sagte:) Ich fühle, ja ich fühle .... (Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer erstaunenden Wahrheit. Dann setzt' er hinzu:) So ist's Recht, glaub' ich. Nun kommt's. Da sieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beschleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich allein und nehm' ich die Feder, will ich schreiben, so zerbeiß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. Gehorsamer Diener, guten Abend, der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben, am Ende der Zeile lese ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, sich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die sind denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter

solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gevatterngeklatsch: Heute war der Boulevard allerliebst. Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört, er spielt scharmant. Herr so und so hat das schönste graugeapfelte Gespann, das man sich nur denken mag. Die schöne Madam N. N. ist auch auf dem Rückweg. Trägt man denn mit fünf und vierzig Jahren noch einen solchen Aufsatz? Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlornen und wiedergefundenen Arlequin. Die Scene der Verzweiflung ist gespielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. So kann doch jeder Vater zu dem Seinigen greifen .... Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Ich. Nein! man schlösse sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speis'te trocknes Brod und suchte sich selbst.

Er. Vielleicht. Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und sein ganzes Daseyn an etwas Ungewisses wagen? und der Name den ich führe, Rameau! Rameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten, wie mit dem Adel der sich fortpflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuren Narrenbaume, aber was schadet das? Mit dem Talent ist's ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter seyn, als er, man muß von seiner Faser geerbt haben.

Die Faser ist mir ausgeblieben; aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich und der Topf siedet, ist's nicht Ruhm, so ist's Bouillon.

Ich. An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt seyn, ich versuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum erstenmal sagte, was hast du, Rameau? Du sinnst? Auf was sinnst du? Du möchtest gern etwas gemacht haben, oder machen, woran sich die Welt entzückte . . . Nun denn; so blase und rühre die Finger, schneide das Rohr zu, so giebt es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnons bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

Er. Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memnons Bildsäule standen viele andre, gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet und wer noch? Voltaire, und der Dritte? Voltaire, und der Vierte? Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Hasse, Pergolese, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck, noch Figur hat; aber der fühlt, bei Gott! der Gesang hat, und Ausdruck. Das ist nun wohl eine kleine Zahl Memnons. Das übrige will nicht mehr heißen, als ein Paar Ohren an einen Stock genagelt. Auch sind wir übrigen bettelhaft, so bettelhaft daß es eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph, das Elend ist eine schreckliche Sache. Ich sehe es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen

schärft, aber es verkältet teufliſch den Kopf des Poeten. Man ſingt nicht gut unter dem Faſſe, und doch iſt der glücklich zu preiſen, der einen Platz findet. Ich war ſo glücklich und habe mich nicht halten können. Ach ich war ſchon einmal ſo unglücklich, ich reiſ'te durch Böhmen, Deutſchland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich. Unter dem löcherigen Faß?

Er. Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verſchwendriſcher Jude, der die Muſik und meine Thorheiten liebte. Ich muſicirte wie es Gott gefiel, und ſpielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Geſetz kannte, der es ſtreng und ſchroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog ſich einen böſen Handel zu, den ich Euch erzählen muß.

In Utrecht fand ſich eine allerliebſte Dirne, die Chriſtin gefiel ihm. Er ſchickte ihr einen Kuppler mit einem ſtarken Wechſel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann ſagte, warum betrübt Ihr Euch ſo? Wollt Ihr eine hübſche Frau? Nichts iſt leichter, und zwar eine noch hübſchere als die, nach der Ihr trachtet. Es iſt meine Frau, ich trete ſie Euch ab für denſelbigen Preis. Geſagt gethan. Der Mittelsmann behält den Wechſel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechſel wird fällig, der Jude läßt ihn proteſtiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude ſagte zu ſich ſelbſt: Niemals wird dieſer Mann ſich zu ſagen unterſtehen, um welchen Preis er meinen Wechſel beſitzt, und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Dieſen Wechſel von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld geborgt? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! —

Habt Ihr mir Dienſte geleiſtet? — Nein! aber davon iſt die Rede nicht. Ihr habt den Wechſel unterzeichnet und werdet bezahlen — Ich habe ihn nicht unterzeichnet — So wäre ich alſo ein Verfälſcher? — Ihr oder ein andrer deſſen Werkzeug Ihr ſeyd — Ich bin ein Schuft, aber Ihr ſeyd ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs Aeußerſte. Ich geſtehe ſonſt alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde .... Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geſchichte bei der nächſten Sitzung. Sie wurden beide beſchimpft und der Jude zu Zahlung des Wechſels verdammt, deſſen Summe man zum Beſten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hieher.

Was ſollte ich thun? denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorſchläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen und taugte weder fürs Theater, noch fürs Orcheſter. Bald wollt' ich mir ein Bild malen laſſen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzſtraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geſchichte erzählt: Hier iſt die Stadt, wo er geboren iſt. Hier nimmt er Abſchied von ſeinem Vater dem Apotheker, hier kommt er in die Hauptſtadt und ſucht die Wohnung ſeines Onkels. Hier liegt er ſeinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. ſ. w. Den andern Tag ſtand ich auf, wohl entſchloſſen mich mit den Gaſſenſängern zu verbinden, und das würd' ich nicht am ſchlimmſten gemacht haben. Unſre Uebungen hätten wir unter den Fenſtern meines lieben Onkels angeſtellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel.

(Da hielt er inne und ging nach und nach von der

Stellung eines Mannes der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verscheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brod zuwürfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.)

Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder vier Hungrige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich. Das ist schwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht.

(Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:)

Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seyd kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch. Das sind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, Mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle, ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau zur Mühle, zur Mühle, dort gehörst du hin!

Ich. Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insecten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischer, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger, das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt und bleibe drinn, aber wenn es natürlich ist, Appetit zu haben: denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung die mir immer gegenwärtig ist; so finde ich daß es keine gute Ordnung sey, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufels-Einrichtung! Menschen, die alles übervoll haben, indessen andre, eben auch wie sie, mit ungestümen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung in der uns das Bedürfniß hält das allerschlimmste. Der bedürftige Mensch geht nicht wie ein andrer, er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schleppt sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was sind denn Positionen?

Er. Fragt Noverre! und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Ich. So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen und betrachtet von da herab die verschiednen Pantomimen der Menschengattung?

Er. Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und sehe mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den

Positionen die ich andre nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr sollt urtheilen.

(Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen, er setzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn, fort ist er wie ein Pfeil, er ist wieder da, es ist gethan, er giebt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter! er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen, er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarutzer und Dürftigen.

(Die Thorheiten dieses Menschen, die Mährchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehe, die ich den ernsthaftesten Personen aufs Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Secretär.)

Aber nach Eurer Rechnung, sagte ich zu meinem Manne, giebt es auf dieser Welt viel Dürftige, und ich kenne niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme.

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche giebt es nur Einen Menschen, der grad vor sich hingeht, den Souverän, das übrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Souverän? und dabei ließe sich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen andern braucht, ist bedürftig, und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor dem, der die Beneficien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er. Das tröstet mich.

(Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen, z. B. als kleiner Abbé hielt er den Hut unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels, den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der General-Contröle.)

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen, aber doch giebt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist, der Philosoph der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet

Egmont.

Ein Trauerſpiel

in fünf Aufzügen.

er, bemüht er ſich um nichts, ſo erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogen, der über die Bedürfniſſe ſpottete.

Er. Aber man will gekleidet ſeyn!

Ich. Nein. Er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man ſpeiſ'te.

Ich. Ganz gewiß.

Er. Auf weſſen Koſten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet ſich der Wilde? zur Erde, zu den Thieren, den Fiſchen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie iſt groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man ſie ab, um die unſrigen zu beſetzen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Induſtrie unſrer Köche, Paſtetenbäcker und Zuckerbäcker, ein weniges von dem ihrigen hinzuthut. Mit einer ſo ſtrengen Diät mußte euer Diogen wohl keine ſtörriſchen Organe beſitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehmals, was jetzt unſre Mönchskleidung, und mit derſelben Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliten und Capuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogen hat alſo auch ſeine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigſtens vor Laïs oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten ſehr theuer die Schönheit, die ſich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab ſich's aber, daß die Schönheit ſonſt beſchäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich. So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr riethet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuwerfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andre Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig seyn, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seyd, eine Kothseele.

Er. Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon alles gestanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet und deßwegen wird mich's künftig nichts kosten, und deßhalb thät' ich übel einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brod, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen, da zerbrach ich mir den Kopf den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich ans Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht, daß

man Euch bewundre. Entwickelt Euer Talent, Eure Reiz, entführt, überwindet. Wir kamen an, sie sang, sie entführt, sie überwand. Ach! ich habe die arme kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen, kaum ging der kleine Finger hinein, Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haar, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Modelliren. Früh oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott was für Hüften!

(Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte, es war die Caricatur unserer kleinen Coquetterie, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:)

Ueberall führte ich sie hin, in die Tuillerien, in's Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens wenn sie über die Straße ging mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, Ihr wäret stehn geblieben sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwängen. Kam jemand hinter ihr drein, und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los und jeder blieb betroffen stehn. Denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach! ich habe sie verloren und alle unsre Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen.

(Nun ſchluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein! darüber tröſt' ich mich niemals, und darauf hab' ich Umſchlag und Kappchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber ſeht doch ein wenig, wie viel Uhr es iſt. Ich muß in die Oper.

Ich. Was giebt man?

Er. Von d'Auvergne. Es ſind ſchöne Sachen in ſeiner Muſik. Schade, daß er ſie nicht zuerſt geſagt hat. Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege ſind. Was hilft's! Quisque suos patimur manes. Aber es iſt halb Sechſe. Ich höre die Glocke, die zu der Veſper des Abbé de Cannaye lautet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl. Iſt's nicht wahr, Herr Philoſoph, ich bin immer derſelbe?

Ich. Ja wohl, unglücklicherweiſe.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Anmerkungen

über

Perſonen und Gegenſtände, deren in dem Dialog Rameau's Neffe erwähnt wird.

Vorerinnerung.

Der Ueberſetzer hatte ſich vorgenommen, die Perſonen und Gegenſtände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältniſſe und Beziehungen in dieſen alphabetiſch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Leſers mehr ins Klare zu ſtellen. Manche Hinderniſſe ſetzten ſich dieſem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch ſchon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, ſo hat man in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches muſikaliſches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünſtigt, die ſogar Farinell's Eiferſucht erregte, zugleich ein guter Clavierſpieler, der aber ſeine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen ſeiner Zeitgenoſſen und zu eigenem Behagen anwendete, auch ſehr frühzeitig ſtarb.

---

d'Alembert.

Geb. 1717. Geſt. 1783.

Ihm iſt ſein Ruhm, als Mathematiker, niemals ſtreitig gemacht worden, als er ſich aber um des Lebens und der Geſellſchaft willen vielſeitig literariſch ausbildete, ſo nahmen die Mißgünſtigen daher Anlaß, ſchwachere Seiten aufzuſuchen und zu zeigen.

Solche feindſelige Naturen, die nur wider Willen entſchiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in ſein Verdienſt ganz eigentlich einſperren und ihm eine vielſeitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie ſagen gewöhnlich, zu ſeinem Ruhme habe er dieſes oder jenes nicht unternehmen ſollen! als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Geſinnten, durch ernſte Theilnahme an dem was ſie treiben und leiſten, nicht den höchſten Werth hätte. Und nicht allein Franzoſen, welche alles nach außen thun, ſondern auch Deutſche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu ſchätzen wiſſen, geben ſolche Geſinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftſteller vom Schriftſteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweiſen wir in die Mathematik.

---

d'Auvergne.

Der erſte unter den Franzoſen, der in ſeiner Oper les Troqueurs ſich dem Italianiſchen Geſchmack zu nahern ſuchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Muſik.)

Baculard ſonſt Arnaud.

Geb. 1715.

Verfaſſer kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch ſeine Trauerſpiele, den Grafen von Cominge und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragiſchen erſetzen ſoll.

Bagge (Baron von).

Ein Deutſcher oder Brabantiſcher Edelmann, der ſich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen ſeiner Leidenſchaft zur Muſik merkwürdig war. Er wollte ſie nicht allein durch andre genießen, ſondern er ſuchte ſie auch ſelbſt, wiewohl ohne ſonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja ſeine Bemühungen und ſeine Concerte, allgemein gekannt und beſucht, konnten ſich eines in Paris ſo leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieſelben anzuſpielen ſcheint.

Batteux.

Geb. 1713. Geſt. 1780.

Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen ſo willkommen iſt, die bloß ihren Sinnen vertrauen und deſſen was dahinter liegt ſich nicht bewußt ſind. Warum er hier als Heuchler geſcholten wird, davon wiſſen wir keine Rechenſchaft zu geben.

Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1718. Geſt. 1781.

Wenn durch die Gunſt der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, ſo entſteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles was ſich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienſtlos zu halten, endlich kommen müſſe und ſolle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück ſein Majeſtätsrecht und nimmt ſich der Mittelmäßigen ſo wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich ſehr mittelmäßiger Mann, mußte ſo manchen Seinesgleichen in der Akademie ſehen, die ungeachtet einer, freilich nur vorübergehenden, Gunſt des Hofes für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß ſehr geiſtreich aus.

Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Ober-Director der Poſten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunſt des Hofes und der Großen, denen er alſo wohl ein Hündchen abtreten konnte, zuſammen brachte.

Aber weder ſein Glück, noch ſeine Erniedrigungen, die ihm Diderot ſehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang ſchützen, da er in ſich ſelbſt kein Maaß hatte und

Personen.

Margarete von Parma, Tochter Karls des Fünften. Regentinn der Niederlande.

Graf Egmont, Prinz von Gaure.

Wilhelm von Oranien.

Herzog von Alba.

Ferdinand, sein natürlicher Sohn.

Machiavell, im Dienste der Regentinn.

Richard, Egmonts Geheimschreiber.

Silva, Gomez, } unter Alba dienend.

Clärchen, Egmonts Geliebte.

Ihre Mutter.

Brackenburg, ein Bürgerssohn.

Soest, Krämer. Jetter, Schneider. Zimmermann, Seifensieder, } Bürger von Brüssel.

Buyck, Soldat unter Egmont.

Ruysum, Invalide und taub.

Vansen, ein Schreiber.

Volk, Gefolge, Wachen u. s. w.

Der Schauplatz ist in Brüssel.

ſein Geiſt im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon nur um den König, der alle Jahre mit ſeinem Hofſtaat auf der Jagd jene Gegend beſuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebenſache, bei einer durchaus koſtſpieligen Lebensweiſe, ſehr anſehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte ſeiner eigenen Finanzen dergeſtalt ſchwächte, daß er, als Ludwig der XV. unvermuthet ſtarb und er ſeinen königlichen Gönner, ſo wie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterſtützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigſten bedurft hätte, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und ſeinem Leben ſelbſt ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Geſt. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber ſchwach und nachläſſig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geſchäft ſeine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück le faux généreux fällt in das Jahr 1758.

Carmontel.

Verfaſſer der dramatiſchen Sprüchwörter und anderer angenehmer kleiner theatraliſcher Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Geſt. 1754.

Literator und Geſchäftsmann.

Mehrere ſeiner Stücke erwarben ſich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunſt des Publicums und zieht ſich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Dorat.

Geb. 1734. Geſt. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, beſonders in kleinen Stücken, nicht ſo glücklich in größern, ernſteren, beſonders dramatiſchen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuſchauer hat, zeigt ſich auch darin, daß es ſo manchen productiv zu machen ſcheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation ſtrebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menſchen nach dem Glück ſich ſelbſt von dem Theater herunter wiederzuhören, und es iſt niemanden zu verargen, wenn man zu dieſer innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines ſchnellen, allgemeinen, günſtigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Iſt dieſe Begierde fürs Theater zu arbeiten bei dem ſtillen, mehr in ſich gekehrten Deutſchen faſt zur Seuche geworden, ſo begreift man leicht, wie der Franzoſe, der ſich es ſelbſt gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu ſcheinen, unwiderſtehlich genöthigt ſeyn muß, ſich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze ſo große Namen zählt, die den lebhafteſten Wunſch erregen müſſen,

wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derſelben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte dieſen Lockungen nicht entgehen, um ſo mehr, da er anfangs ſehr beliebt und vorgeſchoben ward; allein ſein Glück war nicht von Dauer, er ward herabgeſetzt und befand ſich in dem traurigen Zuſtand des Mißbehagens mit ſo vielen andern, mit deren Zahl man wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigſtens in ſeinem Fegfeuer beſetzen könnte.

(Siehe Marivaux.)

Duni.

Geb. im Neapolitaniſchen d. 9. Februar 1709. Geſt. den 11. Juni 1775.

Die Franzoſen ſcheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und ſelbſt in ihren Vergnügungen eine gewiſſe Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten ſie ſich an die Muſik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die ſie, wenn man es recht genau unterſuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden ſind.

Zur Zeit nun, als dieſe Muſik noch herrſchend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengeſetzte Art das Publicum zu unterhalten, ſich darneben ſtellte. Indeſſen die große Franzöſiſche Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäſte kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Perſonen, faſt ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodiſchen Geſang, heitern und bequemen Vortrag, eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande

ſeyen. Dieſe eigentlichen Intermezziſten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufſehen und erregten Parteien für und wider ſich.

Duni, der ſich in Italien an der buona figliola ſchon geübt hatte, ſchrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und ſpäter das Milchmädchen, das auch auf dem Deutſchen Theater die komiſche Oper beinahe zuerſt einführte. Jene erſten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog ſchrieb. Er hatte ſich, nebſt ſeinen Freunden, ſchon früher zur Partei der heitern Productionen geſchlagen und ſo weiſſagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Geſt. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geiſt, von ſchönen Studien und mancherlei Kenntniſſen, der aber, weil er manches einſah, alles zu überſehen glaubte und als Journaliſt ſich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er ſuchte ſich beſonders durch ſeine Oppoſition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und ſeine Kühnheit ſich dieſem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widerſetzen, behagte einem Publicum, das einer heimlichen Schadenfreude ſich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute ſchuldig iſt, herabgeſetzt werden, da es ſich, von der andern Seite, einer ſtrenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunſt und verdienten ſie zum Theil. Unglücklicherweiſe hielt er ſich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus

eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größeren aufzustellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewiſſen das Vortreffliche herunterzieht, iſt nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm ſelbſt am nächſten liegt, heraufzuheben und ſich dadurch ein ſchönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrſcher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs befinden ſich beſonders in Literaturen, die in Gährung ſind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künſten und Wiſſenſchaften gerichteten Nationen haben ſie ſtarken Einfluß.

Die geiſtreiche Franzöſiſche Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire ſelbſt nicht wenig beitrug, der ſeinen Widerſacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geiſtreichen Waffen unausgeſetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journaliſten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunſt unbenutzt, ſo daß er ihn ſogar als Fréron in der Schottländerin aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in ſo manchem, was er leiſtete, die Erwartung der Welt übertraf, ſo unterhielt er auch in dieſem Falle das Publicum mit immer neuen und überraſchenden Späßen, griff den Journaliſten zugleich und alle deſſen Günſtlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar, Fréron verlor ſeinen Credit, auch den verdienten, weil ſich denn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu ſchlagen behaglich findet.

Und ſo iſt das Bild Frérons dergeſtalt verſchoben und verdunkelt worden, daß der ſpätere Nachkömmling Mühe hat,

ſich von dem was der Mann leiſtete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geſchmack.

„Der Geſchmack, ſagt er ... der Geſchmack iſt ein Ding ... bei Gott ich weiß nicht zu was für einem Ding er den Geſchmack machte, wußte er es doch ſelbſt nicht.“

In dieſer Stelle will Diderot ſeine Landsleute lächerlich darſtellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geſchmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem ſie ihr den Mangel an Geſchmack vorwerfen, herunterſetzen.

Die Franzoſen gebrauchten zu Ende des 17ten Jahrhunderts das Wort Geſchmack noch nicht allein, ſie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die beſondere Beſtimmung. Sie ſagten ein böſer, ein guter Geſchmack und verſtanden recht gut, was ſie dadurch bezeichneten. Doch findet man ſchon in einer Anekdoten- und Spruchſammlung jener Zeit das gewagte Wort: „die Franzöſiſchen Schriftſteller beſitzen alles, nur keinen Geſchmack.“

Wenn man die Franzöſiſche Literatur von Anfang an betrachtet, ſo findet ſich, daß das Genie ſchon bald ſehr viel für ſie gethan. Marot war ein trefflicher Mann, und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais verkennen?

Das Genie ſowohl als der recht gute Kopf ſucht ſein Gebiet ins Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und ſind oft glücklich genug ſie vollkommen zu beherrſchen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein ſolches Unternehmen nicht ganz, fühlt ſich der Verſtand nicht durchaus genöthigt die Segel

zu ſtreichen, erlangen die Arbeiten nur eine ſolche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann; ſo entſteht ſogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus ſie beſtehen ſollen, recht ſäuberlich ſondert.

Die Franzoſen haben einen Poeten Du Bartas, den ſie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und ſchrieb zahlloſe Alexandriner. Wir Deutſchen, die wir die Zuſtände jener Nation aus einem andern Geſichtspunkte anſehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in ſeinen Werken, deren Titel ihn als den Fürſten der Franzöſiſchen Dichter preiſ't, die ſämmtlichen Elemente der Franzöſiſchen Poeſie, freilich in wunderlicher Miſchung, beiſammenfinden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenſtände, wie z. E. die ſieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anſchauung der Welt und mannichfaltige Kenntniſſe, die er ſich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darſtellende, erzählende, beſchreibende, didaktiſche Weiſe zu Markte zu bringen. Dieſe ſehr ernſthaft gemeinten Gedichte gleichen daher ſämmtlich gutmüthigen Parodien und ſind, wegen ihres bunten Anſehens, dem Franzoſen auf der jetzigen Höhe ſeiner eingebildeten Cultur äußerſt verhaßt, anſtatt daß, wie der Churfürſt von Mainz das Rad, ein Franzöſiſcher Autor die ſieben Tagwerke des Du Bartas irgend ſymbolirt im Wappen führen ſollte.

Damit wir aber, bei einer aphoriſtiſchen Behandlung unſerer Aufſätze, nicht unbeſtimmt und dabei parador erſcheinen; ſo fragen wir, ob nicht die erſten vierzig Verſe des ſiebenten Schöpfungstages von Du Bartas vortrefflich ſind, ob ſie nicht in jeder Franzöſiſchen Muſterſammlung zu ſtehen

verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neuern Product aushalten? Deutsche Kenner werden uns beistimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten, auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig des XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandescultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Producte des Geistes, von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, in wie fern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an,

welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigne Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunkt seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespear's und Calderon's! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehn sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deßhalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hatte, damit sich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend

und nimmt zuletzt der hervorbringenden Classe Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen. Wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten ist unsre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige was andre denken, urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Gest zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspectiv-Malerei und Maschinerie sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Ursprung hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entstanden ist, kann nicht zur Kunst zurückkehren, was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger mit Armbruſten.

Jetter, Bürger von Brüſſel, ein Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt. Soeſt, Bürger von Brüſſel, ein Krämer.

Soeſt.

Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drey Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

In der Hälfte des 17ten Jahrhunderts kam die Italiänische Oper nach Frankreich; Französische Dichter und Componisten machten bald darauf den Versuch sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeit lang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der Französischen Oper, die unter dem Namen Académie royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigentliche Consistenz gab.

„Von diesem Zeitpunkt fing die Französische theatralische Musik an, durch mannichfaltige Verschiedenheiten, sowohl in der poetischen Einrichtung der Dramen und der musikalischen Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, der Arien, Chöre, des mehr singenden oder eigentlich psalmodischen Recitativs, der Ballete, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu den weichern Tonarten, als auch in Absicht vieler Fehler der Execution sich zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art Epoche von so langer Dauer in den Annalen der Französischen Kunstgeschichte bildete."

An dem schönen Talente Quinault's fand Lulli eine große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, declamirte selbst vortrefflich und arbeitete so dem Componisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zusammen und starben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der Französischen Oper und die lange dauernde Gunst für dieselbe der Vereinigung zweier so glücklichen Talente zuschreiben.

Marivaux.

Geb. Paris 1688. Geſt. 1763.

Die Geſchichte ſeines erworbenen und wiederverlorenen Rufes iſt die Geſchichte ſo vieler andern, beſonders bei dem Franzöſiſchen Theater.

Es giebt ſo viele Stücke die zu ihrer Zeit ſehr gut aufgenommen worden, bei denen die Franzöſiſchen Kritiker ſelbſt nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch iſt die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als ſolches ſchon eine beſondre Gunſt. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der ſich durch Beſcheidenheit Gunſt zu erwerben weiß, um ſo leichter als er nicht den höchſten Kranz davon zu tragen, ſondern nur Hoffnungen zu erregen verſpricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt anſieht, worauf man Gunſt oder Ungunſt nach Befinden ſchreiben kann, und man denke ſich ein Stück mit einigem Talent geſchrieben, von vorzüglichen Schauſpielern aufgeführt, warum ſollte es nicht günſtig aufgenommen werden? warum ſollte es nicht ſich und ſeinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbſt ein erſter Mißgriff iſt in der Folge zu verbeſſern, und wem es zuerſt nicht ganz geglückt, kann ſich durch fortdauerndes Beſtreben in Gunſt ſetzen und erhalten. Von jenem ſowohl als dieſem Fall kommen in der Franzöſiſchen Theatergeſchichte mannichfaltige Beiſpiele vor.

Aber was unmöglich iſt zeigt ſich auch. Unmöglich iſt es die Gunſt der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie

erſchöpft ſich, um ſo mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt ſelbſt ſeine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunſt werden gemacht, die Zeit ſchreitet vor, eine friſche Jugend wirkt und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftſteller, der nicht ſelbſt bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, ſieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den ſcheidenden Reizen nicht Abſchied nehmen will.

In dieſe traurige Lage kam Marivaux; er mochte ſich mit der Allgemeinheit ſeines Geſchicks nicht tröſten, zeigte ſich übellaunig, und wird hier um deßwillen von Diderot verſpottet.

Montesquieu.

Geb. 1689. Geſt. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein ſchöner Geiſt ſey" Eine ähnliche Redensart iſt oben ſchon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch ſeine lettres persannes machte ſich Montesquieu zuerſt bekannt. Die große Wirkung, welche ſie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung deſſelben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfaſſer ſeine Nation auf die bedeutendſten, ja die gefährlichſten Materien aufmerkſam zu machen, und ſchon ganz deutlich kündigt ſich der Geiſt an, welcher den Esprit des loix hervorbringen ſollte. Weil er ſich nun aber bei dieſem ſeinem erſten Eintritt einer leichten Hülle bedient, ſo will

man ihn denn auch nur, da er ſie ſchon abgeworfen, nach ihr ſchätzen und ihm das weitre größere Verdienſt halbkenneriſch ablängnen.

Muſik.

Ein großer Theil des vorliegenden Geſpräches handelt von Muſik, und es iſt nöthig hier einiges Allgemeine über dieſe Kunſt zu ſagen, damit jeder Leſende in den Stand geſetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Muſik wird auf zweierlei Weiſe behandelt, entweder daß man ſie als eine ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, ſie in ſich ſelbſt ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiäner zu thun pflegt, oder daß man ſie in Bezug auf Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft ſetzt und ſie dergeſtalt bearbeitet, daß ſie mehrere menſchliche Geiſtes- und Seelenkräfte in Anſpruch nehmen könne, wie es die Weiſe der Franzoſen, der Deutſchen und aller Nordländer iſt und bleiben wird.

Nur durch dieſe Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneiſchen Faden, kann man ſich aus der Geſchichte der neuern Muſik und aus dem Gewirr parteiiſcher Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo ſie getrennt erſcheinen, wohl bemerkt und ferner unterſucht, wie ſie ſich an gewiſſen Orten, zu gewiſſen Zeiten, in den Werken gewiſſer Individuen zu vereinigen geſtrebt und ſich auch wohl für einen Augenblick zuſammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne ſich ihre Eigenſchaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da ſie ſich

denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiäner wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung, als solchen, ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehn, und das, was dieser an gehaltenen, oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannichfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, in so fern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz Theil nehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvollern Componisten verdrängt gesehen, eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskraste, lebhaft aus, da sie denn bei einer, dem Deutschen wohl gemäßen, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämmtlichen Kunste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire, bei Vorlesung seiner eigenen Stücke, in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise

die Würde ſeiner Stücke, die eine weit beſſere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben ſo verhielt ſich's mit der Malerei. Durchaus war das Fratzenhafte eines gewiſſen Herkömmlichen ſo hoch geſtiegen, daß es den aus innerer Naturkraft ſich entwickelnden, trefflichen Geiſtern der damaligen Zeit höchſt auffallend und unerträglich ſcheinen mußte.

Sie fielen daher ſämmtlich drauf, das was ſie Natur nannten, der Cultur und der Kunſt entgegen zu ſetzen. Wie hierin Diderot ſich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen dieſen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Muſik befand er ſich in einer beſondern Lage. Die Compoſitionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Muſik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einſchmeichelndes als Bedeutendes, und doch ſchlägt ſich Diderot, der ſo lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieſer letzten Partei und glaubt ſeine Wünſche durch ſie befriedigt zu ſehen. Aber es war wohl mehr, weil dieſes neue bewegliche jenes alte verhaßte ſtarre Zimmerwerk zu zerſtören und eine friſche Fläche für neue Bemühungen zu ebnen ſchien, daß er das letzte ſo hoch in Gunſt nahm. Auch benutzten Franzöſiſche Componiſten ſogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weiſe, melodiſcher und mit mehrerer Kunſtwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Geſt. 1768.

Bei den Jeſuiten erzogen, beſchäftigte er ſich zuerſt mit dem Cicero, den er auch überſetzte. Aufgenommen in die Franzöſiſche Akademie, gedachte er auch für die vaterländiſche Sprache etwas zu leiſten, und hat ihr auf mehr denn Eine Weiſe genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Proſodiſt, Neuerungsfeind, Puriſt und Rigoriſt den Dichtern und Schriftſtellern höchlich verhaßt, denen er, man muß es freilich geſtehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Paliſſot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern ſtreben, das ſie nicht erreichen, und ſich vom Gemeinen abziehn, das ſie nicht los werden. Will man billig ſeyn, ſo darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verſtandes-Klarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewiſſen Talent; aber gerade dieſe Menſchen ſind es, die ſich mancher Anmaßung ſchuldig machen. Denn indem ſie alles nach einem gewiſſen, kleineren Maaßſtabe meſſen, ſo fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem ſie ſich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden ſie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienſt, beſonders anfangs, wenn es ſich ankündigt. So vergriff ſich Paliſſot an Rouſſeau, und es dient zu unſerm Zwecke, dieſer Händel, von ihrem erſten Urſprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig dem XV. eine Statue. Am Feſte der Weihung,

den 6. November 1755, ſollte auch ein analoges Theaterſtück gegeben werden. Paliſſot, deſſen Talent in ſeiner Vaterſtadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anſtatt nun daß ein wahrer Dichter dieſe Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darſtellung nicht unbenutzt gelaſſen hatte, ſuchte der gute Kopf durch ein kurzes allegoriſches Vorſpiel den glücklichen Stoff nur geſchwind los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenſtück, der Zirkel, folgen ließ, worin er das, was ſeiner literariſchen Kleinheit am nächſten lag, mit Selbſtgefälligkeit behandelte.

Es erſchienen nämlich in dieſem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Perſonen, deren Urbilder nicht ſelten ſind, ſobald Kunſt und Wiſſenſchaft in das Leben einwirkt. Was ſie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis ins Abgeſchmackte übertrieben dargeſtellt, anſtatt daß es immer ſchon dankenswerth iſt, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weiſe geſchieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater, als Literatur und ihre Verhältniſſe. Alles was in dieſem Kreiſe webt, iſt ſo zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demſelben vor den Richterſtuhl der gaffenden und ſtaunenden Menge gebracht werden ſollte. Man berufe ſich nicht auf Molière, wie Paliſſot und nach ihm andre gethan haben. Dem Genie iſt nichts vorzuſchreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die ſcharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim erſten Verſuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenſtände berührt, wird nächſtens anderswo zu entwickeln ſeyn.

Nicht genug daß Paliſſot ſeine literariſchen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Zrathenbild Rouſſeau's auftreten, der ſich zu jener Zeit, zwar parador aber doch würdig genug, angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieſes außerordentlichen Mannes den Weltmenſchen auffallen konnte, ward hier, keinesweges geiſtreich und heiter, ſondern täppiſch und mit böſem Willen vorgeſtellt, und das Feſt zweier Könige pasquillantiſch herabgewürdigt.

Auch blieb dieſe unſchickliche Kühnheit für den Verfaſſer nicht ohne Folgen, ja ſie hatte Einfluß auf ſein ganzes Leben. Die Geſellſchaft genie- und talentreicher Menſchen, die man unter dem Namen der Philoſophen oder Encyklopadiſten bezeichnete, hatte ſich ſchon gebildet und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derſelben. Er fühlte was ein ſolcher Ausfall, an einem ſolchen Tage, bei einer ſolchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnte ſich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Paliſſoten nicht weiter beikommen konnte, ſo ward er doch als ein entſchiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weiſe das Leben ſauer zu machen. Dagegen blieb er von ſeiner Seite nicht müßig.

Nichts iſt natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer, wegen deſſen was ſie waren und was ſie wollten, viele Widerſacher finden mußten. Zu dieſen ſchlug ſich Paliſſot und ſchrieb das Luſtſpiel, die Philoſophen, worüber der folgende Artikel nachzuſehen.

Jetter. Meister und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr sollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr sollt eure Geschicklichkeit bezahlen, wie's recht ist.

Buyck,

ein Holländer, Soldat unter Egmont.

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinst, traktire die Herren: ich bin so schon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, so ist's als wenn ihr geschossen hättet.

Soest. Ich sollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabey. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck schießt. Nun, Pritschmeister, Reverenz! — Eins! Zwey! Drey! Vier!

Soest. Vier Ringe? Es sey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum erstenmal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistentheils fort, und bei mittleren Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Palissot's Philosophen nur eine Amplification jenes Feststückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widersacher eines gewissen Zustandes erblickt er keineswegs, worauf es im allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Publicum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, so bleibt uns nicht verborgen daß ein falscher Schein gewöhnlich Kunst und Wissenschaft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten: denn sie wirken auf alle vorhandenen Menschen und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des Jahrhunderts. Oft ist die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die falsche Anwendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewisses Geschäft wirksamen Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen dem, der die Bemühung nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das

ſich vielleicht zu ſehr fühlt, keine Nachſicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieſes entſpringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der ſolchen unvermeidlichen Uebeln dergeſtalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Paliſſot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu ſchreiben, und gewiſſen beſtimmten Individuen, deren Bild ſich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu ſchaden, und wie benimmt er ſich?

Sein Stück iſt in drei Acte kurz zuſammengefaßt. Die Oekonomie deſſelben iſt geſchickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung iſt mager, man ſieht ſich in dem ganz bekannten Raume der Franzöſiſchen Komödie. Nichts iſt neu, als die Kühnheit ganz deutlich ausgeſprochene Perſonalitäten auszubringen.

Ein wackrer Bürger hatte ſeine Tochter vor ſeinem Tode einem jungen Soldaten zugeſagt, die Mutter aber iſt nunmehr als Wittwe von der Philoſophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieſer Gilde zugeſtehen. Die Philoſophen ſelbſt erſcheinen abſcheulich, und doch in der Hauptſache ſo wenig charakteriſtiſch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Claſſe ſetzen könnte.

Keiner von ihnen iſt etwa durch Neigung, Gewohnheit oder ſonſt an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt ſich etwa über ſie, oder hat ſonſt irgend ein menſchliches Gefühl gegen dieſelbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugſame Muſter hierzu in dem ſogenannten Bureau d'esprit vor ſich fand; verhaßt wollte er die Geſellſchaft der Philoſophen machen. Dieſe verachtet und verwünſcht ihre Gönnerin auf das plumpſte. Die Herren

kommen ſämmtlich nur ins Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verſchaffen. Sie verſichern, daß keiner, ſobald dieſer Anſchlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter ſolchen Zügen ſoll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt ſich, daß die von dem Letztern aufgeſtellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taſchendiebſtahl führend vorgeſtellt werde. Zuletzt erſcheint ein Hanswurſt von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatſtaude, um den von Rouſſeau wünſchenswerth geſchilderten Naturzuſtand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Geſinnungen der Philoſophen gegen die Hausdame, und ſie werden mit Beſchämung fortgejagt.

Das Stück konnte ſich, ſeinem techniſchen Verdienſt nach, recht wohl in Paris ſehen laſſen. Die Verſification iſt nicht ungelenk, hie und da findet man eine geiſtreiche Wendung, durchaus aber iſt der Apell an die Gemeinheit, jener Hauptkunſtgriff derer, die ſich dem Vorzüglichen widerſetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über dieſe Sachen nicht ſowohl dachte als ſchrieb, giebt über die damaligen Verhältniſſe den beſten Aufſchluß. Wir überſetzen daher ein Paar ſeiner Briefe an Paliſſot, der in ſeinen Antworten gegen jenen, die Zuſtände mit Freiheit und Klugheit, man möchte ſagen mit Weisheit überſchauenden Geiſt, eine ſehr beſchränkte, rechthaberiſche, ſubalterne Rolle ſpielt.

Voltaire an Paliſſot.

Mögt Ihr doch ſelbſt Euer Gewiſſen prüfen, und unterſuchen, ob Ihr gerecht ſeyd, indem Ihr die Herren d'Alembert,

Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten.

Noch einmal. Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keinesweges ins komische Genre paßt. Ich rede gerade zu. Die Männer die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keinesweges ein schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit Einem Wort, diese Herren haben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn niemals gesehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyklopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der

Wiſſenſchaften aufrichten konnte. Es befinden ſich darin bewunderswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, ſondern auch von vielen andern Perſonen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, ſich ein Vergnügen machten an dieſem Werke zu arbeiten.

Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin und vielleicht ſind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt ſo unendlich das Schlechte und ganz Europa wünſcht die Fortſetzung der Encyklopädie. Die erſten Bände ſind ſchon in mehrere Sprachen überſetzt, warum denn auf dem Theater ſich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menſchen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich iſt? —

Ihr macht mich raſend, mein Herr. Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen, in meiner ſtillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundſchaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich denen die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich beſſere Verſe mache, wie ſie, und daß ich ungefähr eben ſo viel Geſchichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, ſo alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie geſehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unſterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieſes Werk ein Gegenſtand von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man überſetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet ſich nun gegen dieſes der Nation werthe Denkmal, woran mehr

als funfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet was sie gesagt haben, und gegen das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er citirt die Kirchenväter so falsch, als er das Dictionnär citirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir: Molière habe Cotin und Menage durchgezogen. Sey's; aber er sagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen, in Euerm Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth ist. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den Jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochure, die den Titel führt: La vie heureuse. Ein Narr, Namens Lametrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war,

vor mehr als 12 Jahren. Dieſe Abgeſchmacktheit des Lametrie, die auf immer vergeſſen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philoſophie und Encyklopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeſchichte, und doch verbindet Ihr alle dieſe Anklagen zuſammen. Was entſteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürſten fallen, eines Miniſters, einer wichtig beſchäftigten Magiſtratsperſon. Man hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu leſen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geb. 1689. Geſt. 1773.

Piron war einer der beſten, geiſtreichſten Geſellſchafter, und auch in ſeinen Schriften zeigt ſich der heitere freie Ton, anziehend und belebend.

Die Franzöſiſchen Kritiker beklagen ſich, daß man bei Sammlung ſeiner Werke nicht ſtreng genug verfahren. Man hätte, meinen ſie, manches davon der Vergeſſenheit übergeben ſollen.

Dieſe Anmaßung der Kritik erſcheint ganz lächerlich, wenn wir die große Maſſe unbedeutender Bücher aufgeſtellt ſehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Uebungsſtücke, die geiſtreichen und leichten Compoſitionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade dieſe leichteren Arbeiten ſind es, wodurch man Piron am erſten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzſtadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, ſich

mehr aus ſich ſelbſt entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu ſeiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet ſich bei ſeinen erſten Arbeiten immer etwas wegzuwünſchen.

Wir laugnen nicht, daß er uns da faſt am meiſten intereſſirt, wo er ſein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum beſten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit ſolcher Macht und in ſolcher Breite, nimmt er ſich bedrängter oder beſchränkter Theater an, arbeitet für ſie, macht ihnen Ruf und iſt vergnügt etwas Unerwartetes geleiſtet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauſpiele ſcharf von einander geſondert waren; jedes Theater hatte ein beſtimmtes, umſchriebenes Privilegium auf dieſe oder jene Darſtellungsart. So erlangte noch ein Künſtler, da alle übrigen Formen ſchon vergeben waren, die Erlaubniß Monodramen im ſtrengſten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wohl noch auf dem Theater erſcheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für dieſen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank ſey es den Herausgebern, daß wir dieſe Kleinigkeiten noch beſitzen, deren uns die phariſaiſchen und ſchriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hatten.

Auch in den Vaudeville-Stücken zeigte ſich Piron ſehr geiſtreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erſter Text mit dem neuen Text in einem neckiſchen Verhältniſſe ſteht, gelang ihm vortrefflich und ſeine Arbeiten dieſer Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publicum durch keines ſeiner für das regelmäßige Franzöſiſche Theater geſchriebenen Stücke befriedigen konnte, ſo glücklich war er mit ſeiner Metromanie. Er wußte in demſelben ſeine Landsleute dergeſtalt von der

schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molière'schen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent, in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verläugnete er nie ganz, seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, so schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Was den Geschmack betrifft, von dem hat euer Piron auch nicht die mindeste Ahnung."

(Siehe Geschmack.)

Poinſinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Geſt. 1769.

Es giebt in der Literatur, wie in der Geſellſchaft, ſolche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die mit einem gewiſſen Talent begabt, ſehr zu- und vordringlich ſind, und indem ſie leicht von jedem überſehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indeſſen gewinnen dieſe Perſonen doch immer genug dabei, ſie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt bringt ſie nicht aus der Faſſung, ſie ſehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die beſten Erfolge.

Eine ſolche Figur iſt Poinſinet in der Franzöſiſchen literariſchen Welt. Bis zum Unglaublichen geht was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn myſtificirt, und ſelbſt ſein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den ſein Leben machte, hinweg; ſo wie der Froſch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem ſtärkeren Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Geſt. zu Paris 1764.

Nachſtehendes Urtheil Rouſſeau's über die Rameau'ſchen Verdienſte trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zuſammen und iſt geſchickt, unſern Leſern die Ueberſicht der Hauptfrage zu erleichtern.

Die theoretiſchen Werke Rameau's haben das ſonderbare Schickſal, daß ſie ein großes Glück machten, ohne daß man ſie geleſen hatte, und man wird ſie jetzt noch viel weniger

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meister zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch selbst zu danken.

Ruysum,
ein Friesländer, Invalide und taub.

Daß ich euch sage!

Soest. Wie ist's, Alter?

Ruysum. Daß ich euch sage! — Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchse trifft er erst, wie keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein schwarz geschossen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bey ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergessen, meine Herren! Ein König nährt seine Leute; und so, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es ist unter uns ausgemacht, daß jeder —

leſen, ſeitdem Herr d'Alembert ſich die Mühe gegeben, die Lehre dieſes Verfaſſers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergeſtalt entſchädigt finden, daß wir ſie keineswegs vermiſſen. Dieſe verſchiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbaſſes; aber es iſt kein kleines Verdienſt einen Grundſatz, wär' er auch willkürlich, in einer Kunſt feſtzuſetzen, die ſich dazu kaum zu bequemen ſchien, und die Regeln dergeſtalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Compoſition, wozu man ſonſt zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Muſiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem ſie ſolche zu verachten ſcheinen wollten. Die Schüler haben ſich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man ſah von allen Seiten kleine, zweitägige Componiſten, die meiſten ohne Talente, welche nun, auf Unkoſten ihres Meiſters, die Lehrer ſpielten, und auf dieſe Weiſe haben die großen reellen und gründlichen Dienſte, welche Herr Rameau der Muſik geleiſtet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich ſich von ſchlechter Muſik und ſchlechten Muſikern überſchwemmt ſah, weil jeder ſchon glaubte alle Feinheiten der Kunſt einzuſehen, ſobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterſcheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, ſo hat man ihnen zuerſt die Verbindlichkeit, daß ſie das lyriſche Theater über die gemeinen Breter erhuben. Er hat kühn den kleinen Cirkel der ſehr kleinen Muſik durchbrochen, innerhalb deſſen unſere kleinen Muſiker ſich, ſeit dem Tode des großen Lulli, immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug

seyn wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt, seine Nachfolger pflücken die Rosen.

Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte componirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte; so müßte man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hatte. Gewiß steht er, von Seiten des Geists und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, fast vorzuziehen ist.

Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent erkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfaltige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder wenigstens ein Genie erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dieß eben so sehr der Fehler der Gattung, als der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Declamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen; so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

Er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts beisammen zu seyn, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unsers Opernorchesters.

Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sey wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein

unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verf. darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu krahen.

Ein andrer, noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente übereinander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seyen, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegensätze sind nur ungestalte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll, dort mag ihre letzte Zuflucht seyn.

Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, niemand hat besser, als er, den Geist des Einzelnen gefaßt, niemand hat besser die Kunst der Contraste verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen.

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem Deutschen Publicum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderot's zu rechnen. Seine Nation, ja

ſogar ſeine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganze ſchreiben. Dergleichen Redensarten ſagen ſich nach, pflanzen ſich fort, und das Verdienſt eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Unterſuchung geſchmälert. Diejenigen, die alſo urtheilen, hatten wohl den Jacques le Fataliste nicht geleſen; und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogenſten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftſteller von ihm denken, wie man wollte, ſo waren doch Freunde und Feinde darin einverſtanden, daß niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geiſt, Mannichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er alſo für die gegenwärtige Schrift eine Geſprächsform wählte, ſetzte er ſich ſelbſt in ſeinen Vortheil, brachte ein Meiſterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die redneriſche und moraliſche Abſicht deſſelben iſt mannichfaltig. Erſt bietet er alle Kräfte des Geiſtes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu ſchildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geſchont werden. Zugleich bemüht ſich der Verf. ſeine literariſchen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zuſammenzuſtellen und nimmt ferner Gelegenheit ſeine Meinung und Geſinnung über Franzöſiſche Muſik auszuſprechen.

So heterogen dieſes letzte Ingredienz zu den vorigen ſcheinen mag, ſo iſt es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt: denn indem ſich in der Perſon von Rameau's Neffen eine entſchieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausſpricht, und alſo unſere Verachtung, ja ſogar unſern Haß erregt; ſo werden doch dieſe

Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Composition gewahrt dieses, der Hauptfigur angeborne Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhanglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Faden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechselung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen, Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtseyn. Möge dem Besitzer des Französischen Originals gefallen, dem Publicum auch dieses baldigst mitzutheilen; als das classische Werk eines abgeschiedenen, bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze stehn. Von dem Lustspiele Palissot's, die Philosophen, wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum erstenmal den 2ten Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen, persönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der so lebhaften Stadt groß genug gewesen seyn.

In Deutschland haben wir auch Falle, wo Mißwollende,

theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab, andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles ächte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen seyn will; so kann er dieß auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unsres Vaterlandes, jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine Französische, bedeutende Societät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen

zu beurtheilen, dazu giebt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maaßstab, und jeder findet es behaglich diesen nicht an sich selbst, sondern an einem andern anzulegen. Deßhalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen, zum Vortheile der Welt und der Menschen, besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit, zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst, was daran fehlt berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sey, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo finden wir, indem wir zu unſern Franzöſiſchen Streitern zurückkehren, daß, wenn Paliſſot nichts verſäumte ſeine Gegner im moraliſchen Sinne herabzuſetzen, Diderot in vorliegender Schrift alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunſt und Galle vermögen, um dieſen Gegner als den verworfenſten Sterblichen darzuſtellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieſes geſchieht, würde vermuthen laſſen, daß der Dialog in der erſten Hitze, nicht lange nach der Erſcheinung des Luſtſpiels der Philoſophen geſchrieben werden, um ſo mehr, als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne geſprochen wird, welcher 1764 geſtorben iſt. Hiermit trifft überein, daß die faux généreux des Bret, deren als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottſchriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erſchienen ſeyn, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellet. Sie ſind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'ſche Werk iſt lange im Verborgenen geblieben.

Wir ſind weit entfernt, Paliſſot für den Böſewicht zu halten, als der er im Dialog aufgeſtellt wird. Er hat ſich als ein ganz wackrer Mann, ſelbſt durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrſcheinlich noch und ſcherzt in ſeinen kritiſchen Schriften, in denen ſich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, ſelbſt über das ſchreckliche Fratzenbild, das ſeine Widerſacher von ihm aufzuſtellen bemüht geweſen.

Tencin (Madame de).

Bei der geſelligen Natur der Franzoſen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten,

indem ſie doch immer als Präſidentinnen anzuſehen ſind, die, bei der Leidenſchaftlichkeit und Einſeitigkeit der Männer, durch einen gewiſſen, allgemeinen Ton des Anſtandes und der Duldung einer Zuſammenkunft von bedeutenden Menſchen Haltung und Dauer zu geben wiſſen.

Madame de Tencin iſt eigentlich die Stifterin der neuern Pariſer Geſellſchaften, welche ſich unter den Augen merkwürdiger Frauen verſammelten.

Im geſelligen und thätigen Leben entwickelte ſie die größten Vorzüge; ſie verbarg unter der außern, unſcheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefſte Menſchenkenntniß und das größte Geſchick in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienſte ab, indem er ſie unter den größten Geiſtern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Deſeßarts, du Deffant, Mademoiſelle d'Eſpinaſſe, würde einen ſchönen Beitrag zur Menſchen- und beſonders zur Franzoſen-Kenntniß geben. Marmontel hat in ſeinen Mémoires hierzu ſehr viel geleiſtet.

Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Starb im 80ſten Jahr.

Er ſtand mit Law in Verbindung, ward Miniſter, wie man behauptet, durch die Geſchicklichkeit ſeiner Schweſter, und ließ ſeine Geiſtesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er ſich zurückzog. Diderot ſcheint unter die zu gehören, die günſtig von ihm urtheilen.

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſum. Was?

Soeſt laut. Er will uns gaſtieren; er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen, und der König nur das doppelte zahlt.

Ruyſum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herren Art, ſplendid zu ſeyn, und es laufen zu laſſen wo es gedeiht.

Sie bringen Wein.

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter zu Buyck. Verſteht ſich Eure Majeſtät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruyſum. Wer?

Trublet (Abbe).

Geb. St. Malo 1697. Geſt. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geiſt, jedoch mehr zur Proſa als zur Poeſie geneigt, gedachten die erſtere auf Koſten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der ſich ſelbſt äußerſt proſaiſch fühlt, ſo wenig er auch die Poeſie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literariſchen Verdienſten, ſchlug ſich auf ihre Seite, und brachte überhaupt ſein Leben in Beſchauung und Anbetung dieſer beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindſeligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch, nach fünf und zwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünſtigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Geſt. 177[illegible].

Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherren in ſich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig dem XIV. ein Franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und eben ſo in Voltairen der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.

Die Eigenſchaften ſind mannichfaltig, die man von einem geiſtvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und

die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als die andrer Nationen.

Wir ſetzen den bezeichneten Maaßſtab, vielleicht nicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug gereiht, zu heiterer Ueberſicht hieher.

Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, guter Geiſt, Gefühl, Senſibilität, Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioſes, Styl, Verſification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Vollendung in der Ausführung, ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es iſt ſehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzoſen in ihrer Sprache, ſtatt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in dieſem oder jenem Falle anwenden. Eine hiſtoriſche Darſtellung der Franzöſiſchen Aeſthetik von einem Deutſchen wäre daher höchſt intereſſant, und wir würden auf dieſem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewiſſe Regionen Deutſcher Art und Kunſt, in welchen noch viel Verwirrung herrſcht, zu überſehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine Deutſche Aeſthetik, die jetzt noch ſo ſehr an Einſeitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Nachträgliches

zu

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller: es sey ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderot's, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sey geneigt dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung ins Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publicum nicht greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich ja unthulich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche, verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte, und deßhalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts,

nach deſſen deutſcher Ueberſetzung man den Inhalt dieſes wunderlichen Werkes umſtändlich anzeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins Franzöſiſche zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meiſterwerk gelten laſſen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderot's würdig, wodurch man es denn doch für ein ſolches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erſchien im Jahr 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, und machte wie billig großes Aufſehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerkſamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt ſich aber damit folgendermaßen:

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Verſuch einer Rücküberſetzung. Der Vicomte de Saur, maître des requêts au Conseil du roi, wie er ſich in einer Sendung an mich unterſchreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Géniés, welche dergeſtalt gelang, daß ſie wagen durften ſie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverſtändniſſe, ſo wie eingeſchaltete, den Ueberſetzern eigne Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug man glaubte eine Zeit lang das Original zu beſitzen, bis endlich durch das entſtandene Aufſehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderot's in der Familie deſſelben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geiſtreichen jungen Männer aber wollten ſich eines literariſchen Frevels nicht bezüchtigen laſſen, und erklärten das wahre Original für untergeſchoben, welches denn zu mancherlei Conteſtationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Brière wendete ſich an mich in einem Schreiben

vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollſtändigen Werke Diderot's hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. ſelbſt ausgeſprochenen Wunſch zu erfüllen geſucht, indem ich den Neffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieſes Werk iſt noch nicht öffentlich erſchienen, aber Ihre deutſche Ueberſetzung dieſer merkwürdigen Production iſt ſo treu, wie der Sohn des Colmar'ſchen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen verſicherte, um darnach Diderot's Arbeit originalmäßig wieder herſtellen zu können.

Indeſſen aber habe ich, um der franzöſiſchen Literatur Diderot's Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Ueberſetzung gemacht, ſondern den Abdruck einer Copie veranſtaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfaſſers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquiſe Vandeuil, Diderot's einziger Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxemburg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rücküberſetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randgloſſen zuſendet und, indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuſchickt, gar bedeutende Beweiſe von franzöſiſcher Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächſt aber zeigt ſich erſt die Wichtigkeit ſeiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Ueberſetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterei erklärt. An die innern Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderot's Original vorgewieſen haben, und eine würdige Dame ſo gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet ſich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht ſprechen könne: Denn was

das Hauptoriginal betrifft, sey es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwischendurch erinnern muß, ist dieß, daß das Manuscript nicht nach Gotha gekommen seyn kann, weil ich bei meinen dortigen besonders literarisch vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuscript nach Petersburg an Ihro Majestät die Kaiserin Katharina gelangt, die Copie, nach der ich übersetzte, schien dort genommen und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

„Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderotischen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte; so konnte ich demselben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

„Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken hiemit meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie sey, wornach ich übersetzt. Schon empfand ich dieß gleich beim ersten Lesen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

„Eine ſolche Erklärung ſcheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie geſagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir ſelbſt ein bedeutender Dienſt geſchehen. — Weimar, den 16. October 1823."

Aus Vorſtehendem erkennt man den großen und unerſetzlichen Schaden, welchen falſche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er beſteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen reinen Leitung bedarf, ſich durchaus an ſolchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewiſſe Originalitäten gerade das Beſſere zu ſich herabziehen, ſo daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Abſurde vom Erhabenen nicht mehr zu ſcheiden iſt.

Wer indeſſen Freude an der franzöſiſchen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen ineinander einſichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preiſen, daß ein ſolches Juwel, als das ſchon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende, ſich doch endlich wieder gefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Ueberſetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Intereſſe, das ich dieſem Dialog bei der erſten Leſung zuwendete, entſprang wohl aus der frühern Bekanntſchaft mit Diderot's Werken in dem Augenblick da ſie erſchienen. Die oft genannte und noch jetzt reſpectable Correſpondenz, womit Herr von Grimm ſein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entſtandenen und entſtehenden Werke, höchlich geſteigert. Stückweiſe kamen La Religieuse ſo wie Jacques le Fataliste, in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn dieſe ſich

einander folgenden Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben und in jenem Kreise zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsere Tagblätter bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschähe. Uns aber wurden jene gehaltschweren Abtheilungen nach und nach zugezählt und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun den Gehalt dieser successiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzusprechen; wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographischen Heften schon gestanden habe, mit der französischen Literatur durchaus befreundet worden; weßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren und mir dadurch diese sehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele stand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig seyn. Die Regierungsjahre Ludwigs XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht; von solchen Frechheiten eines müßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr seyn.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen

Soeſt laut. Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruyſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruyſum. Gott tröſt' ihn! das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Fallen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne dieß konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werks und dadurch dem französischen Publikum angemessener zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Géniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à developper et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen; in einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen

nachzukommen. Voltaire steht oben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Uebersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrastisch, jedoch ungeachtet einer solchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen sie genugsam eingedrungen sind; deßwegen sich auch auf diese Weise der Text, als zusammenhängend und übereinstimmend, ganz bequem lesen läßt.

Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerspruch, sich zu vernehmen gegeben. Bald lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie; wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen sind; deßwegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur französischen Literatur wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaire's an Palissot wieder zu finden, worin er diesen wegen des Schauspiels, die Philosophen, bestraft: ein bewundernswerthes Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich aufs anmuthigste und heiterste benehmen kann. Eine Art jedoch die vielleicht niemand als Voltairen gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hätte kleiden können.

Nachdem die französische Uebersetzung des Diderotischen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln ob dieser Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glücklicherweise fand man in Mercier's Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Daseyn außer Zweifel setzt und sowohl vom Oheim als vom Neffen charakteristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir übersetzt hier bei; es ist Mercier der spricht:

„Ich habe, sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, in meiner Jugend Rameau den Musicus gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeschrumpften Unterleibes, der, gebückt wie er war, im Palais Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Stecken statt der Beine und eine schnarrende Stimme. Er schien unzugänglichen Humors und nach Art der Poeten sprach er unsinnig über seine Kunst.

„Man sagte damals: die ganze musikalische Harmonie sey in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerst. Doch wurden sie mir von jedermann als das non plus ultra der Musik vordemonstrirt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine schlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts und es wollte mich später bedünken als hätte ich nicht so ganz unrecht gehabt.

„Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und dieser jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

„Derselbige Rameau, eines Tages eine schöne Dame

besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schooß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erschrockene Dame rüft: Was macht Ihr, mein Herr! — Er bellt falsch, sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr höchlich beleidigt worden.

„Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war; der in den Kaffeehausern lebte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genie's, alle edle Selbstverläugnung, kurz alles Große und Gute was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt als um etwas zwischen die Zahne zu bekommen.

„Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Gebarde und einer höchst malerischen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze, so sagte er: alles dieses, vom Marschall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geschieht bloß um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue und woran man die Gesetze der Mastication erfülle.

„Eines Tages im Gespräch sagte er mir: Mein Onkel der Musicus ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zahne zu bringen verstand! —

„Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit, denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig ängstlich zu seyn. Ich hatte mein zwei und zwanzigstes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir sagte: Wie lange willst du noch so in deiner

faulen Art hinleben? Seit zwei Jahren erwarte ich Werke von dir. — Weißt du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zustand hatte? —

„Da ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: das nenne ich einen Zustand, gehangen zu seyn! Aber wie geschah es, daß ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

„Höre, sagte er, ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten wie er sollte, oder vielmehr wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen weil es löcherig war; Husaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschnitten sie den Strick und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht, die Frische brachte mich wieder zu mir und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke, ich sage zur Frau: Erschrecket euch nicht mich im Hemde zu sehen, mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach. Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

„Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiäner; die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann tritt herein, wenn er bezahlt.

„Ich verschanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemalte; und so war ich fertig, um wechselsweise meine

Puppen reden zu laſſen, und hinter meiner Tapete zu ſingen und zu geigen.

„Ich hatte im Präludiren meinem Inſtrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuſchauer ſtrömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einſt Horaz begeiſterte, inſpirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorſtellungen, und auf dem Zettel nichts von Herabſetzung der Preiſe. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiſerock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiſerkeit durch das Hängen verurſacht, war ganz verſchwunden, ſo daß der Fremde meine ſonore Stimme bewunderte.

„Du ſiehſt alſo, daß ich im zwanzigſten Jahre berühmt war, und meinen Zuſtand hatte. — Du biſt zwei und zwanzig, haſt ein neues Hemd auf dem Leibe, hier ſind zwölf Franken und nun packe dich.

„So verabſchiedete mich mein Vater. Ihr werdet geſtehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Caſtor und Pollux gelangen ſollen. Seitdem ſehe ich alle Menſchen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit ſchneiden, und öffentlich Marionetten ſpielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Maſtication iſt nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller ſeltenſten Dinge dieſer Welt.

„Dieſer Rameau's Neffe hatte am Tage ſeiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leiermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er ſeine Frau am Arme führte. Du biſt die Tugend, ſagte er, aber ich habe dir einen noch größeren Glanz geben wollen durch dieſe Schatten, die dich umringen.“

So weit Mercier, deſſen Unterredung mit Rameau's Neffen denſelbigen Ton hat wie Diderot's Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweiſen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, ſondern ein wirklicher Menſch geweſen ſey, wonach beide Maler, ohne von einander zu wiſſen, ihr Portrait mit ſo großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals überſehend, ſcheint es mir dem allgemeinen Intereſſe gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des franzöſiſchen Verlegers im Original beizufügen; er verſetzt uns lebhafter in jene Tage, wo dieſe Angelegenheit mit Leidenſchaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futures vous avez consacrés au culte des muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Éditeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres françaises l'ouvrage de Diderot je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821, votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre, comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé, d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de

M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition *du Neveu de Rameau*, Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Géniés dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité

et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nro. 68.

Paris le 27. Juillet 1823.

Soest. Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unsre Fürsten müssen froh und frey seyn, wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrukt seyn, so gutherz'ge Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum tüzen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freye Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besizt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buvck, an Euch ist's, die erste Gesundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Gesundheit aus.

Diderot's

Verſuch über die Malerei.

Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geſtändniß des Ueberſetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, ſich doch ſo ungern entſchließt, über eine Materie, die uns geläufig iſt, eine zuſammenhangende Abhandlung zu ſchreiben? eine Vorleſung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff ſich vergegenwartiget, ihn ſo gut man nur konnte geordnet, man hat ſich aus allen Zerſtreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen.

In demſelbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns geſtört, und von unſerm Gegenſtande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt ſich das Geſpräch auf denſelben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Geſinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unſerer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollſtändig vor, das wir beſſer zu überſehen glauben, oder erhöht unſere eigne Vorſtellung, unſer eignes Gefühl, durch tiefere Einſicht, durch Leidenſchaft für die Sache. Schnell ſind alle Stockungen gehoben, wir laſſen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwiedern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen ſie ſich, das Geſpräch ſchwankt ſo lange hin und her, kehrt ſo lange in ſich ſelbſt zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet iſt. Man ſcheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man ſich für dießmal nichts weiter zu ſagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft, man wünscht, daß ein Geschwindschreiber das vorüberrauschende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie, durch Widerspruch und Einstimmung, durch Zweiseitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege so wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt worden, und jeder einseitige Vortrag, er sey noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor.

Daher mag es kommen! Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! und so ist auch diese Uebersetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entstanden.

Eben als ich in Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst, nach unserer Ueberzeugung, zu entwerfen, fällt mir Diderot's Versuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm aufs neue, ich tadle ihn, wenn er sich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zusammentreffen, ich eifre über seine Paradoxe, ich ergötze mich an der Lebhaftigkeit seiner Ueberblicke, sein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeschiedenen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst! Ich bemerke, daß diese Schrift schon vor dreißig Jahren geschrieben ist, daß die paradoxen Behauptungen vorzüglich gegen pedantische Manieristen der Französischen Schule gerichtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr statt findet, und daß diese kleine Schrift mehr

einen historischen Ausleger verlangt, als einen Gegner auf-
fordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß seine
Grundsatze, die er mit eben so viel Geist als rhetorisch sophi-
stischer Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um
die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen,
und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Kunst-
gebäude zu errichten; daß seine Gesinnungen, die nur zu
einem Uebergang vom Manierirten, Conventionellen, Habi-
tuellen, Pedantischen, zum Gefühlten, Begründeten, Wohl-
geübten und Liberalen einladen sollten, in der neuern Zeit
als theoretische Grundmaximen fortspuken, und sehr will-
kommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünsti-
gen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe
mehr mit dem abgeschiedenen Diderot, nicht mit seiner in
gewissem Sinne schon veralteten, Schrift, sondern mit denen
zu thun, die jene Revolution der Künste, welche er haupt-
sachlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hin-
dern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantis-
mus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur hinschlei-
chen, und eben so wenig geneigt sind eine gründliche Kenntniß der
Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern.

Möge denn also dieses Gespräch, das auf der Gränze
zwischen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird,
auf seine Weise wirken, und die Gesinnungen und Grund-
sätze, denen wir ergeben sind, bei allen, denen es Ernst ist,
befestigen helfen!

Erſtes Capitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung.

„Die Natur macht nichts Incorrectes. Jede Geſtalt, ſie „mag ſchön oder häßlich ſeyn, hat ihre Urſache, und unter „allen exiſtirenden Weſen iſt keins, das nicht wäre, wie es „ſeyn ſoll.“

Die Natur macht nichts Inconſequentes, jede Geſtalt, ſie ſey ſchön oder häßlich, hat ihre Urſache, von der ſie beſtimmt wird, und unter allen organiſchen Naturen, die wir kennen, iſt keine, die nicht wäre, wie ſie ſeyn kann.

So müßte man allenfalls den erſten Paragraphen ändern, wenn er etwas heißen ſollte. Diderot fangt gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirren, damit er künftig, nach ſeiner Art, Recht behalte. Die Natur iſt niemals correct! dürfte man eher ſagen. Correction ſetzt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Menſch ſelbſt beſtimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen, und darnach mehr den äußern Schein als das innere Daſeyn eines Geſchöpfes beurtheilt; die Geſetze hingegen nach denen die Natur wirkt, fordern den ſtrengſten, innern organiſchen Zuſammenhang. Hier ſind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Urſache als Folge und die Folge als Urſache betrachten kann. Wenn eins gegeben iſt, ſo iſt das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daſeyn, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchöpfes, unbekümmert ob es ſchön oder häßlich erſcheine. Eine Geſtalt, die von Geburt an ſchön zu ſeyn beſtimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in Einem Theile verletzt werden, ſogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wieder herzuſtellen, und ſo wird den übrigen etwas

entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nicht mehr, was es seyn sollte, sondern was es seyn kann. Nimmt man in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Sehet diese Frau an, die in der Jugend ihre Augen „verloren hat. Das allmähliche Wachsthum der Augenhöhle „hat die Lieder nicht ausgedehnt, sie sind in die Tiefe zurück„getreten, die durch das fehlende Organ entstanden ist, sie „haben sich zusammengezogen. Die obern haben die Augen„braunen mit fortgerissen, die untern haben die Wangen ein „wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie dieser Be„wegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen, „und so sind alle Theile des Gesichtes gestört worden, je „nachdem sie näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls „entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß diese Entstellung sich „bloß in das Oval eingeschlossen habe? glaubt ihr, daß der „Hals völlig frei geblieben sey? und die Schultern und die „Brust? Ja freilich für eure Augen und für die meinen. „Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr diesen Hals, diese „Schultern, diese Brust, und sie wird sagen: dieß sind Glieder „eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

„Wendet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken „und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen haben. „Indessen die Knorpel des Halses vorn auseinander gingen, „drückten sich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf ist „zurückgeworfen, die Hände haben sich an den Gelenken des „Arms verschoben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle „Glieder haben den gemeinschaftlichen Schwerpunkt gesucht, „der einem so verschobenen System zukam; das Gesicht hat „darüber einen Zug von Zwang und Mühseligkeit angenommen.

„Bedeckt dieſe Geſtalt, zeigt der Natur ihre Füße, und die „Natur, ohne zu ſtocken, wird euch antworten: es ſind die „Füße eines Bucklichten.“

Vielleicht ſcheint manchem die vorſtehende Behauptung übertrieben, und doch iſt es im ſchärfſten Sinne wahr: daß die Conſequenz der organiſirenden Natur, im geſunden Zuſtande ſowohl als im kranken, über alle unſere Begriffe geht.

Wahrſcheinlich hätte ein Meiſter der Semiotik die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beſchreibt, beſſer dargeſtellt, doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müſſen ſehen, wozu er ſeine Beiſpiele brauchen will.

„Wenn die Urſachen und Wirkungen uns völlig anſchau„lich wären, ſo hätten wir nichts Beſſeres zu thun, als die „Geſchöpfe darzuſtellen, wie ſie ſind; je vollkommener die „Nachahmung wäre, je gemäßer den Urſachen, deſto zufrie„dener würden wir ſeyn.“

Hier kommen die Grundſätze Diderot's, die wir beſtreiten werden, ſchon einigermaßen zum Vorſchein. Die Neigung aller ſeiner theoretiſchen Aeußerungen geht dahin, Natur und Kunſt zu confundiren, Natur und Kunſt völlig zu amalgamiren; unſere Sorge muß ſeyn, beide in ihren Wirkungen getrennt darzuſtellen. Die Natur organiſirt ein lebendiges, gleichgültiges Weſen, der Künſtler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künſtler ein ſcheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beſchauer erſt Bedeutſamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth ſelbſt hinbringen, im Kunſtwerke will und muß er das alles ſchon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur iſt in keinem Sinne möglich, der Künſtler iſt nur zur Darſtellung der Oberfläche einer Erſcheinung berufen. Das Aeußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen

unſern geiſtigen und ſinnlichen Kräften ſpricht, unſer Verlangen reizt, unſern Geiſt erhebt, deſſen Beſitz uns glücklich macht, das Lebenvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin iſt der Künſtler angewieſen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehn. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerſtören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig iſt, die Labyrinthe des organiſchen Baues, wie den Grundriß eines Irrgartens, in deſſen Krümmungen ſich ſo viele Spaziergänger abmüden, vor ſeiner Seele feſthalten.

Der lebendig genießende Menſch, ſo wie der Künſtler, fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforſcher, als in ſeinem Vaterlande herumwandelt, dagegen hat der reine Naturforſcher wenig Reſpect vor dem Künſtler, er ſieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menſchen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das ſchmackhafte Fleiſch des Pfirſichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft.

So ſtehen Natur und Kunſt, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne ſich wechſelsweiſe aufzuheben, aber ohne ſonderliches Verhaltniß.

Sehen wir nun die Worte unſeres Autors genau an, ſo verlangt er eigentlich vom Künſtler, daß er für Phyſiologie und Pathologie arbeiten ſolle, eine Aufgabe, die das Genie wohl ſchwerlich übernehmen würde.

Nicht beſſer iſt die folgende Periode, ja noch ſchlimmer, denn dieſe leidige, groß und ſchwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl ſchwerlich in einem Kunſtwerke

dulden, wenn ſie auch noch ſo organiſch conſequent wäre. Ueberdieß kann ſie auch der Phyſiolog nicht brauchen, denn ſie ſtellt die menſchliche Geſtalt nicht im Durchſchnitte vor; der Patholog eben ſo wenig, denn ſie iſt nicht krankhaft, noch monſtros, ſondern nur ſchlecht und abgeſchmackt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wollteſt du deine großen Geiſteskräfte lieber brauchen, um durcheinander zu werfen, als zurechtzuſtellen? Sind denn die Menſchen, die ſich, ohne Grundſätze, in der Erfahrung abmüden, nicht ohnehin ſchon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Urſachen des „organiſchen Baues nicht kennen, und aus eben dieſer Un„wiſſenheit uns an conventionelle Regeln gebunden haben, „ſo würde doch ein Künſtler, der dieſe Regeln vernachläſſigte, „und ſich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft „wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geſchwollener Knie, „läſtiger und ſchwerer Köpfe entſchuldigt werden müſſen.“

Zu Anfang des vorſtehenden Perioden legt der Verfaſſer ſchon ſeine ſophiſtiſchen Schlingen, die er hinterher feſter zuziehen will. Er ſagt: wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organiſation verfahrt, und wir ſind deßwegen über gewiſſe Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermangelung einer beſſern Einſicht, zu richten pflegen. Hier iſt es, wo ſich gleich unſer Widerſpruch laut erheben muß.

Ob wir die Geſetze der organiſirenden Natur kennen oder nicht, ob wir ſie beſſer kennen als vor dreißig Jahren, da unſer Gegner ſchrieb, ob wir ſie künftig beſſer kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimniſſe dringen können? darnach hat der bildende Künſtler kaum zu fragen. Seine Kraft beſteht im Anſchauen, im Auffaſſen eines bedeutenden Ganzen,

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruysum. Überwinder bey St. Quintin!

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's frisch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die Walschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten handfesten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mauler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd,

im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl daß eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig ſey, und beſonders im Gefühl was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig ſey; damit er ſich nicht zu weit aus ſeinem Kreiſe entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige verſäume.

Ein ſolcher Künſtler, eine Nation, ein Jahrhundert ſolcher Künſtler, bilden durch Beiſpiel und Lehre, nachdem die Kunſt ſich lange empiriſch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunſt. Aus ihrem Geiſte und ihrer Hand entſtehen Proportionen, Formen, Geſtalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; ſie conveniren nicht über dieß und jenes, das aber anders ſeyn könnte, ſie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeſchicktes für das Rechte gelten zu laſſen, ſondern ſie bilden zuletzt die Regeln aus ſich ſelbſt, nach Kunſtgeſetzen, die eben ſo wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allgemeine Natur die organiſchen Geſetze ewig thätig bewahrt.

Es iſt hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man dieſe Regeln entdeckt und befolgt habe. Es iſt die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umſtänden davon abgewichen ſey, ob man hie und da etwas Conventionelles dem Geſetzmäßigen ſubſtituirt habe; ja es iſt nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden ſind? ſondern man muß kühn behaupten, daß ſie gefunden werden müſſen, und daß, wenn wir ſie dem Genie nicht vorſchreiben können, wir ſie von dem Genie zu empfangen haben, das ſich ſelbſt in ſeiner höchſten Ausbildung fühlt, und ſeinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was ſollen wir aber zu dem folgenden Perioden ſagen?

Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüssige; sie ist parador hingestellt, um uns auf Paradore vorzubereiten.

„Eine krumme Nase beleidigt nicht in der Natur, weil ‚alles zusammenhängt, man wird auf diesen Uebelstand durch „kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten „und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die „Nase, indem das Uebrige an seinem Platze bliebe, so würde „es übel aussehen. Warum? Antinous hat alsdann keine „krumme, er hat eine zerbrochne Nase."

Wir dürfen wohl nochmals fragen: was soll das hier bedeuten? was beweisen? und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt, und warum? weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die gute Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im Ganzen verschoben ist, dergestalt, daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stellung der Theile an dasselbe macht, sollte gar nicht die Rede seyn, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgende Periode, hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

„Wir sagen von einem Menschen, den wir vorbei gehen „sehen: er sey übel gemacht. Ja nach unsern armen Regeln; „aber nach der Natur beurtheilt, wird es anders klingen. „Wir sagen von einer Statue: sie habe die schönsten Propor„tionen. Ja nach unsern armen Regeln, aber was würde „die Natur sagen?"

Mannichfaltig ist die Complication des Halben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wieder die Lebenswirkung der organischen Natur, die sich in allen Störungsfallen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses

Gleichgewicht zu ſetzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das kräftigſte beweiſ't, der vollendeten Kunſt entgegengeſetzt, die auf ihrem höchſten Gipfel keine Anſprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, ſondern die Natur auf dem würdigſten Punkte ihrer Erſcheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um ſie ihr ſelbſt wieder vorzuſchreiben.

Die Kunſt übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, ſie hält ſich an die Oberfläche der natürlichen Erſcheinungen; aber ſie hat ihre eigne Tiefe, ihre eigne Gewalt; ſie fixirt die höchſten Momente dieſer oberflächlichen Erſcheinungen, indem ſie das Geſetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenſchaft.

Die Natur ſcheint um ihrer ſelbſt willen zu wirken, der Künſtler wirkt als Menſch, um des Menſchen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, leſen wir uns im Leben das Wünſchenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künſtler dem Menſchen entgegenbringt, ſoll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geiſt nährend, bildend und erhebend ſeyn: und ſo giebt der Künſtler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menſchlich vollendete zurück.

Soll dieſes aber geſchehen, ſo muß das Genie, der berufne Künſtler, nach Geſetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur ſelbſt vorſchrieb, die ihr nicht widerſprechen, die ſein größter Reichthum ſind, weil er dadurch ſowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum ſeines Gemüths beherrſchen und brauchen lernt.

„Es sey mir erlaubt, den Schleier von meinem Buck-
„lichen auf die mediceische Venus überzutragen, so daß man
„nur die Spitze ihres Fußes gewahr werde. Uebernähme
„nun die Natur zu dieser Fußspitze eine Figur auszubilden,
„so würdet ihr vielleicht mit Verwunderung unter ihrem
„Griffel ein häßliches und verschobenes Ungeheuer entstehen
„sehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil
„geschähe."

Der flache Weg, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personificirte, göttliche Gestalt für so täppisch halten sollten, in die Schlingen eines Sophisten einzugehen, und, um seinen Scheingründen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Fratze zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage: ob der Sperling lebendig oder todt sey? hier auch diese ungeschickte Zumuthung beschämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht die Fußspitze und vernimmt warum der Sophist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen, ruft sie ihm zu: du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit! Laß den Schleier hängen, oder hebe ihn weg; ich weiß was drunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht, denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das du mir zum größten

Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Uebereinstimmung sey. Ich sage dir: diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht! Auf einem andern Fuße würde die würdigste der Frauen, die Götterkönigin ruhen, auf einem andern eine leichtsinnige Bacchantin schweben. Doch dieses merke: der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu gehen, und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die thörichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen? dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkst; aber du hast ihn nicht gekannt, oder ihn mißverstanden, kein ächter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturproduct, oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf, aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbsthervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen läßt. Das giebt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition sagt: daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leſer und Zuhörer, wenn unſere Göttin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, geſprochen hat. Einen verworrenen Knaul kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in ſeiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menſchliche Figur iſt ein Syſtem, ſo mannichfaltig „zuſammengeſetzt, daß die Folgen einer, in ihren Anfängen „unmerklichen, Inconſequenz das vollkommenſte Kunſtwerk „auf tauſend Meilen von der Natur wegwerfen müſſen.“

Ja! der Künſtler verdiente dieſe Demüthigung, daß man ihm ſein vollkommenſtes Kunſtwerk, die Frucht ſeines Geiſtes, ſeines Fleißes, ſeiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabſetzte, wenn er es neben, oder an die Stelle eines Naturproducts hatte ſetzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unſerer ſupponirten Göttin, weil unſer Gegner ſich auch wiederholt, und weil gerade dieſes Vermiſchen von Natur und Kunſt die Hauptkrankheit iſt, an der unſere Zeit darniederliegt. Der Künſtler muß den Kreis ſeiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur ſich ein Reich bilden; er hört aber auf ein Künſtler zu ſeyn, wenn er mit in die Natur verfließen, ſich in ihr auflöſen will.

Wir wenden uns abermals zu unſerem Autor, der eine geſchickte Wendung nimmt, um von ſeinen ſeltſamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählich zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht „wäre, ſo wüßte ich vielleicht, wie weit der Künſtler ſich den „angenommenen Proportionen unterwerfen ſoll; und ich „würde es euch ſagen.“

Wenn es der Fall seyn kann, daß der Künstler sich Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nöthigendes, etwas Gesetzliches haben, sie dürfen nicht willkürlich angenommen seyn, sondern die Masse der Künstler muß hinreichende Ursache, bei Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rücksicht auf Kunstbedürfniß gefunden haben, sie anzunehmen. Das ist's, was wir behaupten, und wir sind schon zufrieden, daß unser Verfasser es einigermaßen zugesteht. Nur geht er leider zu geschwind über das, was gesetzlich seyn soll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Bestimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerksam zu machen, denn er fahrt fort:

„Aber das weiß ich, daß sie gegen den Despotismus der „Natur sich nicht halten können; daß das Alter, der Zustand „auf hunderterlei Art Aufopferungen bewirken."

Dieß ist keineswegs ein Gegensatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künstlergeist sich erhoben hat, den Menschen auf der Höhe seiner Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch sind ja die Proportionen entstanden. Niemand wird die Ausnahmen laugnen, wenn man sie gleich erst bei Seite setzen muß; wer würde eine Physiologie durch pathologische Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel ge„zeichnet nenne, wenn sie ihre äußere Organisation deutlich „sehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leich„tigkeit tägliche Beschäftigungen auszuüben, wohl ausge„drückt ist."

Wenn eine Figur ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden; so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische

Proportionen und kann in einem Kunſtwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Dieſe Beſchäftigungen beſtimmen die vollkommene Größe „der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen; „daher ſehe ich das Kind entſpringen, den erwachſenen Mann „und den Greis; den wilden, ſo wie den gebildeten Menſchen, „den Geſchäftsmann, den Soldaten und den Laſtträger."

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit zu dieſem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beſchäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Laſtträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen ſoll.

„Wenn eine Figur ſchwer zu erfinden wäre, ſo müßte „es ein Menſch von fünf und zwanzig Jahren ſeyn, der „ſchnell auf einmal aus der Erde entſtanden wäre, und nichts „gethan hätte; aber dieſer Menſch iſt eine Chimäre."

Dieſer Behauptung kann man nicht geradezu widerſprechen, und doch muß man ſich gegen das Captioſe, das in ihr liegt, verwahren. Freilich laſſen ſich keine Glieder eines Erwachſenen denken, die ſich ohne Uebung, in einer abſoluten Ruhe, ausgebildet hätten, und doch denkt ſich der Künſtler, indem er ſeinen Idealen nachſtrebt, einen menſchlichen Körper, welcher, durch die mäßigſte Uebung, zu ſeiner größten Ausbildung gekommen iſt; allen Begriff von Mühe, von Anſtrengung, von Ausbildung zu einem gewiſſen Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine ſolche Geſtalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunſt hervorgebracht werden, und iſt alsdann keineswegs eine Chimäre, ſondern ein Ideal.

„Die Kindheit iſt beinahe eine Carricatur, daſſelbe kann „man von dem Alter ſagen; das Kind iſt eine unförm„liche flüſſige Maſſe, die ſich zu entwickeln ſtrebt, ſo wie der „Greis eine ungeſtaltete und trockne Maſſe wird, die in „ſich ſelbſt zurückkehrt, um ſich nach und nach auf nichts zu „reduciren.“

Wir ſtimmen mit dem Verfaſſer völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der ſchönen Kunſt zu verbannen ſind. In ſo fern der Künſtler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Verſuch machen, dieſe zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Cyclus ſchöner und bedeutender Kunſt aufzunehmen.

„Nur in dem Zwiſchenraum der beiden Alter, vom An„fang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mann„heit, unterwirft der Künſtler ſeine Geſtalten der Reinheit, „der ſtrengen Genauigkeit der Zeichnung, da iſt es, wo das „poco più und poco meno, eine Abweichung hinein oder „heraus, Fehler oder Schönheiten hervorbringen.“

Nur äußerſt kurze Zeit kann der menſchliche Körper ſchön genannt werden, und wir würden, im ſtrengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unſer Verfaſſer begränzen. Der Augenblick der Pubertät iſt für beide Geſchlechter der Augenblick, in welchem die Geſtalt der höchſten Schönheit fähig iſt; aber man darf wohl ſagen: es iſt nur ein Augenblick! die Begattung und Fortpflanzung koſtet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menſchen die Schönheit, und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunſt, daß ſie dasjenige dichteriſch bilden darf, was der Natur unmöglich iſt, wirklich aufzuſtellen. So wie die Kunſt Centauren erſchafft, ſo kann ſie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen, ja es iſt ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen

erwachsenen Kindern ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiter führen, er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter und „die Functionen verhalten mögen, indem sie die Formen „verandern, zerstören sie doch die Organe nicht — Das gebe „ich zu — So muß man sie also kennen? — Das will ich nicht „laugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie „zu studiren hat.

„Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel „seine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten seyn, daß dieser „Geschundne beständig in der Einbildungskraft bleiben, daß „der Künstler auf der Eitelkeit beharren werde, sich immer „gelehrt zu zeigen, daß sein verwöhntes Auge nicht mehr auf „der Oberflache verweilen könne, daß er, trotz der Haut und „des Fettes, immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, „seine Befestigung, sein Einschmiegen! Wird er nicht alles „zu stark ausdrücken? Wird er nicht hart und trocken arbeiten? Werde ich nicht den verwünschten Geschundnen auch in „Weiberfiguren wieder finden?

„Weil ich denn doch einmal nur das Aeußere zu zeigen „habe, so wünschte ich, man lehrte mich das Aeußere nur „recht gut sehen, und erließe mir eine gefahrliche Kenntniß, „die ich vergessen soll.“

Hause mit Hause, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bav! bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeyfuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbey, und das nicht nah' genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, alles in's Wasser gesprengt. Und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beydlebig sind, ward erst wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde' im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußte doch die Wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leichtsinnigen Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele spricht. Nein, werther Diderot, drücke dich, da dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus. Ja, das Aeußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Aeußere einer organischen Natur anders, als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Aeußere, diese Oberfläche ist einem mannichfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Daseyn, so wie in der stärksten Bewegung stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll, damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht, auszumachen; aber so viel kann man im allgemeinen sagen: du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lerntest, beleben, nicht vergessen. Der musikalische Componist wird, bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz, dieses mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler seyn, so hüte sie für unnützen Kenntnissen und für falschen Maximen, denn es hält schwer, das Unnütze wegzuwerfen, so wie eine falsche Richtung zu verändern.

„Man studirt die Muskeln am Leichnam nur deßhalb,

„sagt man, damit man lerne, wie man die Natur ansehen „soll; aber die Erfahrung lehrt, daß man, nach diesem Studio, „gar viel Mühe hat, die Natur nicht anders zu sehen, als „sie ist."

Auch diese Behauptung beruht nur auf schwankend gebrauchten Worten. Der Künstler, der an der Oberfläche nur herumkrabelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bei schönem Talente, immer angenehm erscheinen; der Künstler, der sich ums Innere bekümmert, wird freilich auch das sehen, was er weiß, er wird, wenn man will, sein Wissen auf die Oberfläche übertragen, und hier ist auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entscheidet, ob er wohl oder übel thut.

Hat nun bisher unser Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdachtig gemacht, so zieht er nun gleichfalls gegen das akademische Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariser akademischen Anstalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu diesem Punkte bewegt er sich durch einen raschen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet diesen Aufsatz allein lesen, „und darum darf ich schreiben, was mir beliebt. Die sieben „Jahre, die man bei der Akademie zubringt, um nach dem „Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut angewendet? und „wollt ihr wissen, was ich davon denke? Eben während „diesen sieben mühseligen und grausamen Jahren nimmt „man in der Zeichnung eine Manier an; alle diese akademi„schen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt. „wie sie sind, alle die Handlungen, die kalt und schief durch „einen armen Teufel ausgedrückt werden, und immer durch „ebendenselben armen Teufel, der gedungen ist, dreimal die

„Woche zu kommen, sich auszukleiden, und sich durch den „Professor wie eine Gliederpuppe behandeln zu lassen, was „haben sie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur „gemein? Der Mann, der in eurem Hofe Wasser aus dem „Brunnen zieht, wird er durch jenen richtig vorgestellt, der „nicht dieselbe Last zu bewegen hat und mit zwei Armen in „der Höhe auf dem Schulgerüst, diese Handlung ungeschickt „simulirt? Wie verhalt sich der Mensch, der vor der Schule „zu sterben scheint, zu dem, der in seinem Bette stirbt, oder „den man auf der Straße todtschlägt? Was für ein Ver„hältniß hat der Ringer in der Akademie zu dem auf meiner „Kreuzstraße? welches der Mann, der auf Erfordern bittet, „bettelt, schlaft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem „Bauer, der vor Müdigkeit sich auf die Erde streckt, zu dem „Philosophen, der neben seinem Feuer nachdenkt, zu dem „gedrangten, erstickten Mann, der unter der Menge in Ohn„macht fallt? Gar keins, mein Freund, gar keins!“

Von dem Modelle gilt im Allgemeinen, was von dem Muskelkörper vorhin gesagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihülfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschranken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unser Freund von dem, freilich ewigen, Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfährt:

„Eben so gut möchte man die Künstler, um ja das

„Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie dort entlaßt,
„zu Vestris, oder Gardel, oder zu irgend einem andern
„Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie lernen. Denn
„wahrlich, die Natur wird ganz vergessen, die Einbildungs-
„kraft füllt sich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren,
„die nicht falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kalter
„seyn könnten. Da stecken sie im Magazin, und nun kommen
„sie heraus, um sich ans Tuch zu hängen. So oft der
„Künstler seinen Stift oder seine Feder nimmt, erwachen
„diese verdrießlichen Gespenster, und treten vor ihn, er wird
„sie nicht los, und nur ein Wunder kann sie aus seinem
„Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menschen voll
„Geschmack, der, ehe er den mindesten Zug auf die Leinwand
„that, Gott auf seinen Knien anrief und vom Modell befreit zu
„werden bat. Wie selten ist es gegenwärtig ein Gemälde zu
„sehen, das aus einer gewissen Anzahl Figuren besteht, ohne,
„hie und da, einige dieser Figuren, Stellungen, Handlungen
„und Bewegungen zu finden, die akademisch sind, einem
„Mann von Geschmack unerträglich mißfallen, und nur denen
„imponiren, welchen die Wahrheit fremd ist. Daran ist denn
„doch das ewige Studium des Schulmodelles Schuld.

„Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Uebereins-
„stimmung der Bewegungen, die Uebereinstimmung die man
„sieht und fühlt, die sich vom Haupt bis zu den Füßen aus-
„breitet und schlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den
„Kopf sinken läßt, so werden alle Glieder zugleich der Schwere
„gehorchen, sie hebe den Kopf wieder auf, und halte ihn gerade,
„sogleich gehorcht die ganze übrige Maschine."

Durch die Behandlung bei der Französischen Akademie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man sich von dem ersten Zweck des Modells den Körper physisch

kennen zu lernen, und um der Mannichfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen auszudrücken. Da denn unser Freund freilich ganz im Vortheil steht, wenn er diese erzwungenen und falschen Darstellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann, er kann sich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich ist es eine Kunst, eine große Kunst, das Modell „zu stellen, man darf nur sehen, was der Herr Professor sich „darauf zu gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem „armen, gedungenen Teufel sagen könnte: mein Freund, stelle „dich selbst! mache was du willst! viel lieber giebt er ihm „eine sonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache „und natürliche nehmen ließe. Indessen ist das nun einmal „nicht anders.

„Hundertmal war ich versucht, den jungen Kunstschülern, „die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Portefeuille „unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen, Freunde, „wie lange zeichnet ihr da? Zwei Jahre. Das ist mehr als „zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den „Carthäusern, dort werdet ihr den wahren Ausdruck der „Frömmigkeit und Innigkeit sehen. Heute ist Abend vor dem „großen Feste, geht in die Kirche, schleicht euch zu den Beicht„stühlen, dort werdet ihr sehen wie der Mensch sich sammelt, „wie er bereut. Morgen geht in die Landschenke, dort werdet „ihr wahrhaft erzürnte Menschen sehen; mischt euch in die „öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den „Garten, auf den Markten, in Häusern, und ihr werdet „richtige Begriffe fassen über die wahre Bewegung der Lebens„handlungen. Seht! gleich hier! zwei von euren Cameraden „streiten. Schon dieser Wortstreit giebt, ohne ihr Wissen,

„allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet sie wohl, „und wie erbärmlich wird euch die Lection eures geschmack„losen Professors, und die Nachahmung eures geschmackleeren „Modelles vorkommen! Was werdet ihr nicht zu thun haben, „wenn ihr künftig an dem Platz aller dieser Falschheiten, die „ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des Le Sueur „setzen sollt; und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu seyn „verlangt."

Dieser Rath wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein unbedingt wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunstzwecken brauchen soll. Sind ihm diese Vorübungen fremd, so helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unserer Zeitgenossen, das Gewöhnliche, Halbinteressante, oder das, auf sentimentalen Abwegen, falsch Interessante darstellen.

„Etwas anders ist eine Attitude, etwas anders eine „Handlung. Alle Attitude ist falsch und klein, jede Hand„lung ist schön und wahr."

Diderot braucht das Wort Attitude schon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung übersetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben schien, hier ist es aber nicht übersetzlich, denn es führt schon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei sich. Ueberhaupt bedeutet Attitude, in der Französischen akademischen Kunstsprache, eine Stellung, die eine Handlung oder Gesinnung ausdrückt, und in so fern bedeutend ist. Weil nun aber die Stellungen akademischer Modelle dieses was von ihnen gefordert wird, nicht leisten, sondern nach der Natur der Aufgaben und Umstände, gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müssen, so gebraucht Diderot das Wort

Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein Deutſches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademiſche Stellung ſagen wollen, wobei wir aber um nichts gebeſſert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contraſt über und mit Recht. Denn aus der mannichfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, ſo wie aus mannichfaltigen Richtungen der Glieder zuſammengeſtellter Figuren, entſteht der Contraſt. Wir wollen den Verfaſſer ſelbſt hören.

„Der übel verſtandene Contraſt iſt eine der traurigſten „Urſachen des Manierirten. Es giebt keinen wahren Contraſt, „als den, der aus dem Grunde der Handlung entſpringt, aus „der Mannichfaltigkeit der Organe, oder des Intereſſe. Wie „geht Raphael, wie Le Sueur zu Werke? Manchmal ſtellen „ſie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andre, und „die Wirkung iſt herrlich. Bei den Carthäuſern, in der Meſſe „oder der Vesper, ſieht man in zwei langen parallelen Reihen, „vierzig bis funfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Verrich„tung, gleiche Bekleidung; und doch ſieht keiner aus wie der „andre. Sucht mir nur keinen andern Contraſt als den, „der dieſe Mönche unterſcheidet! hier iſt das Wahre! Alles „andere iſt kleinlich und falſch.“

Auch hier iſt er, wie bei der Lehre von den Gebärden, ob er gleich im Ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunſtmittel und empiriſch dilettantiſch in ſeinem Rath. Aus ein paar ſymmetriſchen Mönchsreihen hat Raphael gewiß manches Motiv zu ſeinen Compoſitionen genommen, aber es war Raphael der es nahm, das Kunſtgenie, der fortſchreitende, ſich immer mehr ausbildende und vollendete Kunſtler. Man vergeſſe nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunſt-Anleitung zur Natur hinſtößt, von Natur und Kunſt zugleich entferne.

Nun geht Diderot, wie er schon oben gethan, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über, er will den Kunstschüler, besonders den Maler, aufmerksam machen: daß eine Figur rund und vielseitig sey, daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären „meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihnen ferner sagen: „ist es nicht lange genug, daß ihr nur die eine Seite des „Gegenstandes seht, die ihr nachbildet? Versucht, meine „Freunde, euch die Figur als durchsichtig zu denken, und „euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen. Von „da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beob„achten, ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, „indessen andere sich verkürzen, wie diese zusammensinken, „jene sich aufblähen, und ihr werdet, immer von dem Ganzen „durchdrungen, in der Einen Seite des Gegenstandes, die „euer Gemälde mir zeigt, die schickliche Uebereinstimmung „mit der andern fühlen lassen, die ich nicht sehe; und ob ihr „mir gleich nur Eine Ansicht darstellt, so werdet ihr doch „meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte „zu sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erstaunlicher „Zeichner seyd."

Indem Diderot Künstlern den Rath giebt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichsam nur von einer Seite gefällig zu seyn suchen solle. Denn gewiß schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten erscheint

rund, so wie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowohl die vordere, als Rückseite der Figur hinein zeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unsers Verfassers Rath nicht ganz deutlich seyn sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge, von zwei Seiten auf denselben Contour gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammen gezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der geübteste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen.

„Aber es ist nicht genug, daß ihr das Ganze gut zu„sammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen, „ohne daß die Masse zerstört werde. Das ist das Werk der „Begeisterung, des Gefühls, des auserlesenen Gefühls.

„Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen „eingerichtet wünschen: wenn der Schüler, mit Leichtigkeit, „nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, so „halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademischen Modell des „Manns und der Frau. Dann stelle ich ihm Kinder vor, „dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Per„sonen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen „Standen der Gesellschaft genommen, genug alle Arten von „Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen; wenn ich sie „gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Aka„demie melden, lebte ich in einem Sclavenlande, so hieße ich „sie kommen.

„Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen „die Zufalligkeiten, welche, durch die tägliche Verrichtung, „Lebensart, Stand und Alter, in den Formen Veränderung „bewirken.

„Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle vier„zehn Tage, und diesem überläßt der Professor sich selbst zu „stellen. Nach der Zeichnungssitzung erklärt ein geschickter „Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam, und „wendet seine Lection auf das lebendige belebte Nackende an. „Höchstens zwölfmal des Jahrs zeichnet er nach der todten „Zergliederung; mehr braucht er nicht um zu empfinden, daß „Fleisch auf Knochen, und freies Fleisch sich nicht überein „zeichnen läßt, daß hier der Streich rund, und dort gleichsam „winklig seyn müsse; er wird einsehen, daß wenn man diese „Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgetriebene „Blase, oder wie ein Wollsack aussieht."

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unzulänglich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiednen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben sey'n, fallt jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht mit dem Verfasser zu hadern. Genug daß er, im Ganzen, den einschränkenden Pedantismus verbannt, und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunsenen Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke wieder sehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung, „noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nach„ahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Akademie, „von der Schule, ja sogar von der Antike."

Fürwahr, so schlimm du angefangen hast, endigst du,

machen. Und den Frieden seyd ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den statt der Margrete von Parma zum Regenten gesetzt!

Soest. Nicht so! Wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margareten nicht schelten. Nun ist's an mir. Es lebe unsre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soest. Wahrlich, treffliche Weiber sind in dem Hause. Die Regentinn lebe!

Jetter. Klug ist sie, und mäßig in allem, was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und fest mit den Pfaffen. Sie ist doch auch mit schuld, daß wir die vierzehn neue Bischofsmützen im Lande haben. Wozu die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann, wo sonst Äbte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir sollen glauben, es sey um der Religion willen. Ja es hat sich. An drey Bischöfen hatten wir ge-

wackrer Diderot, und wir müssen zum Schlusse des Capitels in Unfrieden von dir scheiden. Ist die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht schon aufgeblasen genug, schmeichelt sich nicht jeder so gern: ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, selbst ergriffner Weg sey der beste, und führe am weitesten? Und du willst deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren werth, so gescholten und discreditirt zu werden, das kann ich nicht entscheiden, aber, im allgemeinen genommen, ist in deinen Schlußworten keine wahre Sylbe.

Der Künstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst seyn. Durch die treuste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk, aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen seyn, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe, du abgeschiedner Geist, wenn deine Paradorie mich auch parador macht! Doch das wirst du im Ernste selbst nicht läugnen, von dem Meister, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagst, daß sie das Manierirte veranlasse, kann eben so gut, durch eine richtige Methode, ein ächter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl sagen: welches Genie der Welt wird, auf einmal, durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Ueberlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit leereres Traumbild, als oben dein Jüngling, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß entstunde, und vollendete Glieder hätte, ohne sie jemals gebraucht zu haben.

Und so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank,

daß du uns veranlaßteſt zu ſtreiten, zu ſchwätzen, uns zu ereifern, und wieder kühl zu werden. Die höchſte Wirkung des Geiſtes iſt, den Geiſt hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche ſehen wir uns wieder.

Zweites Capitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geiſt und Verſtand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er ſich, bei Behandlung dieſer Materie, ſeiner Stärke und ſeiner Schwäche bewußt ſey. Schon in der Ueberſchrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten ſollen.

Wenn er in dem erſten Capitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung drohte, ſo war er ſich ſeiner Ueberſicht, ſeiner Kraft und Fertigkeit bewußt, und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüſtigen Streiter, gegen den wir Urſache hatten alle unſere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er ſelbſt, mit einer beſcheidnen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch näher betrachtet thut er ſich unrecht, ſie ſind nicht klein, ſondern meiſtentheils richtig, den Gegenſtänden angemeſſen und ſeine Bemerkungen treffend; aber er ſteht in einem engen Kreiſe beſchränkt, und dieſen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug und ſelbſt das nahe liegende iſt ihm nicht alles deutlich.

Aus dieſer Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von ſelbſt, daß ich, um auch dieſes mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu ſondern, ich konnte mich auf

etwas anerkannt Geſetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wiſſenſchaftlichen Rückenhalt an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, ſeinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit ſelbſt zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künſtlern, von wahren Freunden der Wiſſenſchaften längſt empfunden worden.

Da man aber, geſetzt auch man wäre fähig dazu, eine ſolche Darſtellung bei Gelegenheit eines fremden, unvollſtändigen Aufſatzes, wohl ſchwerlich bequem finden würde, ſo habe ich einen andern Weg eingeſchlagen, um meine Arbeit, bei dieſem Capitel, Freunden der Kunſt nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach ſeiner bekannten ſophiſtiſchen Tücke, die verſchiednen Theile ſeiner kurzen Abhandlung durch einander, er führt uns, wie in einem Irrgarten, herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuſpiegeln. Ich habe daher ſeine Perioden getrennt und ſie unter gewiſſe Rubriken, in eine andre Ordnung, zuſammengeſtellt. Es war dieſes um ſo mehr möglich, da ſein ganzes Capitel keinen innern Zuſammenhang hat und vielmehr deſſen aphoriſtiſche Unzulänglichkeit nur durch eine deſultoriſche Bewegung verſteckt wird.

Indem ich nun auch in dieſer neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, ſo mag eine gewiſſe Ueberſicht desjenigen, was geleiſtet iſt, und desjenigen, was zu leiſten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

„Hohe Wirkung des Colorits. Die Zeichnung giebt „den Dingen die Geſtalt; die Farbe das Leben; ſie iſt der „göttliche Hauch, der alles belebt.“

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe aufs Auge macht, iſt die Folge einer Eigenſchaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erſcheinungen, nur durch das Geſicht, gewahr werden. Man muß die Farbe geſehen haben, ja man muß ſie ſehen, um ſich von der Herrlichkeit dieſes kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

„Seltenheit guter Coloriſten. Wenn es mehrere „treffliche Zeichner giebt, ſo giebt es wenig große Coloriſten. „Eben ſo verhält ſich's in der Literatur, hundert kalte Logiker „gegen Einen großen Redner, zehn große Redner gegen Einen „vortrefflichen Poeten. Ein großes Intereſſe kann einen be„redten Menſchen ſchnell entwickeln und, Helvetius mag ſagen „was er will, man macht keine zehn gute Verſe ohne Stimmung, „und wenn der Kopf darauf ſtünde."

Hier ſpielt Diderot nach ſeiner Art, um das Mangelhafte ſeiner beſondern Kenntniſſe zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, ins Allgemeine, und blendet mit einem falſch angewendeten Beiſpiel aus den redenden Künſten. Immer wird alles dem guten Genie zugeſchoben, immer ſoll die Stimmung alles leiſten. Freilich ſind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunſtwerk hervorgebracht werden ſoll; aber beide ſind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung, wie zur Farbung und zum Ausdruck, ſo wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, ſo muß man das genialiſche Leben in allen ſeinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und ſagen: Es giebt mehr gute Coloriſten als Zeichner, oder, wenn wir anders billig ſeyn wollen: es iſt in einem Fall ſo ſchwer als in dem andern vortrefflich zu ſeyn. Stelle man

übrigens den Punkt, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloriſten gelten ſoll, ſo hoch oder ſo tief als man will, ſo wird man immer zum wenigſten gleiche Zahl der Meiſter finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloriſten antrifft. Man darf nur an die Niederländiſche Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturaliſten genannt werden.

Hat es damit ſeine Richtigkeit und giebt es wirklich eben ſo viel gute Coloriſten als Zeichner, ſo führt uns dieß zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigſtens gewiſſe Grundſätze, gewiſſe Regeln und Maaße, die ſich überliefern laſſen; bei dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundſätze, noch irgend etwas, das ſich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beiſpiele, er wird auf ſeinen eigenen Geſchmack verwieſen. Und warum iſt es denn doch eben ſo ſchwer gut zu zeichnen als gut zu coloriren? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung ſehr viel Kenntniſſe erfordert, viel Studium vorausſetzt, weil die Ausübung derſelben ſehr verwickelt iſt, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewiſſe Strenge fordert; das Colorit hingegen iſt eine Erſcheinung, die nur ans Gefühl Anſpruch macht und alſo auch durchs Gefühl inſtinctmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück daß es ſich alſo verhält! Denn ſonſt würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundſätzen, noch weniger gut colorirte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr giebt, hat mancherlei Urſachen. Diderot bringt in der Folge verſchiedenes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieſer Rubrik in unſern Lehrbüchern ausſehe, kann man ſich überzeugen, wenn man z. B.

den Artikel Colorit, in Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste, mit den Augen eines Künstlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung haben, einem Fingerzeig folgen will! Wo ist da nur eine theoretische Spur? Wo ist da nur eine Spur, daß der Verfasser auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigstens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewiesen, er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen setzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt gestoßen, dort soll er die Sonne, den Duft, die Wolken und wer weiß was alles betrachten, da soll er beobachten, da soll er lernen, da soll er wie ein Kind das man aussetzt, sich in der Fremde durch eigne Kräfte forthelfen. Schlagt man deßwegen das Buch eines Theoristen auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unsicherheit einzelner zerstreuter Beobachtungen, in die Verwirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewiesen zu werden? Freilich ist das Genie, im Allgemeinen, zur Kunst, so wie im Besondern, zu einem bestimmten Theile der Kunst unentbehrlich; wohl ist eine glückliche Disposition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewisses Gefühl für die Harmonie derselben von Natur erforderlich, freilich muß das Genie sehen, beobachten, ausüben und durch sich selbst bestehen; dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedurfniß fühlt, durch den Gedanken, über die Erfahrung, ja, wenn man will, über sich selbst erhoben zu werden. Dann nahert es sich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung seines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. Nur die Meister „der Kunst sind die wahren Richter der Zeichnung, die ganze „Welt kann über die Farbe urtheilen."

Hierein können wir keineswegs einstimmen. Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowohl in Absicht auf Harmonie im Ganzen, als auf Wahrheit des Dargestellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, in so fern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunstproducte, kann doch nur der Meister wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein helleres, ein durch eine gewisse Allgemeinheit, oder ein im Besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meister, oder ein entschiedner Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung, Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildnisses frappirt, es giebt gar vieles, das ein gesundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverlässig zu seyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizian's Colorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muster des Colorits anführt.

„Ein Halbkenner übersieht wohl in der Eile ein Meister„stück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zusammensetzung; „das Auge hat niemals den Coloristen vernachlässigt."

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht seyn! Ja, wenn man es streng nimmt, giebt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen oder abgestoßen wird, macht auf Kennerschaft keinen Anspruch, der ächte Liebhaber wächst täglich und erhält sich immerfort bildsam. Es giebt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch im Ganzen; der Halbkenner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Ton, da selbst ächte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Coloriſten. Aber warum giebt „es ſo wenig Künſtler, die das hervorbringen könnten was „jedermann begreift?“

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falſchen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben iſt. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben ſo wenig als die Ordnung einer ſchönen Zuſammenſetzung. Freilich werden beide nur deſto leichter gefaßt je vollkommener ſie ſind, und dieſe Faßlichkeit iſt eine Eigenſchaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunſt, dieſe Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieſes reizlos, ja abgeſchmackt ſeyn kann, Langeweile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menſchen auf die höchſten Stufen ſeiner Exiſtenz erhöht, ihn dort gleichſam ſchwebend erhält und um das Gefühl ſeines Daſeyns ſo wie um die verfließende Zeit betrügt.

Homer's Geſänge werden ſchon ſeit Jahrtauſenden gefaßt, ja mitunter begriffen und wer bringt etwas Aehnliches hervor? Was iſt faßlicher, was iſt begreiflicher als die Erſcheinung eines trefflichen Schauſpielers? Er wird von tauſenden und aber tauſenden geſehen und bewundert und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenſchaften eines ächten Coloriſten.

„Wahrheit und Harmonie. Wer iſt denn für mich „der wahre, der große Coloriſt? Derjenige, der den Ton der „Natur und wohlerleuchteter Gegenſtände gefaßt hat und der „zugleich ſein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.“

Ich würde lieber ſagen: Derjenige welcher die Farben der Gegenſtände am richtigſten und reinſten, unter allen Umſtänden der Beleuchtung, der Entfernung u. ſ. w. lebhaft

faßt und darſtellt und ſie in ein harmoniſches Verhältniß zu ſetzen weiß.

An wenig Gegenſtänden erſcheint die Farbe in ihrer urſprünglichen Reinheit, ſelbſt im vollſten Lichte, ſie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen ſie erſcheint, ſchon modificirt und überdieß ſehen wir ſie noch, durch ſtärkeres oder ſchwächeres Licht, durch Beſchattung, durch Entfernung, ja endlich ſogar durch mancherlei Trug auf tauſenderlei Weiſe, beſtimmt und verändert. Alles das zuſammen kann man Wahrheit der Farbe nennen, denn es iſt diejenige Wahrheit, die einem geſunden, kräftigen geübten Künſtlerauge erſcheint. Aber dieſes Wahre wird in der Natur ſelten harmoniſch angetroffen, die Harmonie iſt in dem Auge des Menſchen zu ſuchen, ſie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewiſſe Farbe eine andere fordert und man kann eben ſo gut ſagen, wenn das Auge eine Farbe ſieht, ſo fordert es die harmoniſche, als man ſagen kann die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, iſt die harmoniſche. Dieſe Farben, auf welchen alle Harmonie und alſo der wichtigſte Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Phyſikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde ſpricht „uns mehr an, als die wahre Farbe, ſie iſt dem Unwiſſenden „wie dem Unterrichteten verſtändlich.“

Dieſes iſt in jedem Sinne wahr; doch iſt es nöthig zu unterſuchen, was denn dieſe wenigen Worte eigentlich ſagen wollen? Bei allem, was nicht menſchlicher Körper iſt, bedeutet die Farbe faſt mehr als die Geſtalt, und die Farbe iſt es alſo wodurch wir viele Gegenſtände eigentlich erkennen, oder wodurch ſie uns intereſſiren. Der einfärbige, der unfarbige Stein, will nichts ſagen, das Holz wird durch die

Mannichfaltigkeit seiner Farbe nur bedeutend, die Gestalt des Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine individuelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoffe sind nach Verschiedenheit derselben verschieden, anders erscheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Tafft, Atlas, Sammt, obgleich alle von seidnem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das Bestimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch, die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

„Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, die schönste „Farbe in der Welt sey die liebenswürdige Röthe, womit „Unschuld, Jugend, Gesundheit, Bescheidenheit und Scham „die Wangen eines Mädchens zieren, und man hat nicht „nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, sondern auch etwas „Wahres gesagt; denn das Fleisch ist schwer nachzubilden; „dieses saftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu seyn; „diese Mischung von Roth und Blau, die unmerklich durch „(das Gelbliche) bringt, das Blut, das Leben, bringen den „Coloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleisches „erreicht hat, ist schon weit gekommen, das Uebrige ist nichts „dagegen. Tausend Maler sind gestorben, ohne das Fleisch

genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da setzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's.

Sie trinken.

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen. Sie sind wahrlich gar schön in Reimen gesetzt, und haben recht erbauliche Weisen. Die sollen wir nicht singen; aber Schelmenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seyen Ketzereyen drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Brack. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist, der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. Laut. Es ist ja wohl nichts un-

„gefühlt zu haben, tausend andere werden sterben, ohne es „zu fühlen.“

Diderot stellt sich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden, wie alle andern Stoffe der Natur, veredelt, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisirte Wesen ist der Mensch, und man erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenracen innerlich und äußerlich vollkommner organisirte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas Aehnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannichfaltige und zarte Operationen, des Auges sowohl als des Geistes und der Hand, ein frisches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu seyn scheint. Eben so ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form empor gehoben hat, wird alles übrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen, sogenannten Historienmaler sich herabließen, Landschaften, Thiere und unorganische Beiwerke zu malen!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben daß, um sich im Colorit zu be„stärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen

„nicht schaden könnte. Nein, mein Freund, niemals wird „euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was „wird aus Bachelier, wenn er seine Rose, seine Jonquille, „seine Nelke aus den Augen verliert? Laßt Madame Vien „ein Portrait malen und tragt es nachher zu Latour. Aber „nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen „seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; „aber bewegt ihn, der Fleisch zu malen versteht, ein Gewand, „einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine „zart wollige Pfirsche zu malen, ihr werdet sehen wie herr„lich er sich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man „seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? „Eben deßwegen, weil er das Fleisch hervorbringt, wann er „will."

Man kann sich nicht muntrer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbekünstlers, er ist ein bunt übertriebner oder vielmehr manierirter Maler aus Rigaud's Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen innerste, geheimste, leichteste Veränderungen sich blitzschnell über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmuth und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Coloristen noch endlich ganz den „Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches, das sich „von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt.

„Indeſſen der Künſtler ſich an ſein Tuch heftet, indem ſein „Pinſel mich darzuſtellen beſchäftigt iſt, habe ich mich ver„ändert, und er findet mich nicht wieder. Iſt mir der Abbé „Le Blanc in die Gedanken gekommen, ſo mußte ich vor „Langerweile gähnen, zeigte ſich der Abbé Trublet meiner „Einbildungskraft, ſo ſehe ich ironiſch aus. Erſcheint mir „mein Freund Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein „Herz, die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet ſich über mein „Geſicht, die Freude ſcheint mir durch die Haut zu dringen, „die kleinſten Blutgefäße werden erſchüttert und die unmerk„liche Farbe des lebendigen Flüſſigen hat über alle meine „Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte „ſchon verändern ſich vor dem aufmerkſamen Blick des Latour „und Bachelier. Welche Quäl iſt nicht für ſie das Geſicht „des Menſchen! Dieſe Leinwand, die ſich rührt, ſich bewegt, „ſich ausdehnt und ſobald erſchlafft, ſich färbt und mißfärbt, „nach unendlichen Abwechſelungen dieſes leichten und beweg„lichen Hauchs, den man die Seele nennt.“

Wir ſagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe, und gewiß, ſie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht das beſäße, was ihn zum Künſtler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwiſchen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verſtünde als was er ſieht. Aber das iſt ja eben das Künſtlergenie, das iſt das Künſtlertalent, daß es anzuſchauen, feſtzuhalten, zu verallgemeinen, zu ſymboliſiren, zu charakteriſiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunſt, in Form ſowohl als Farbe. Dadurch iſt es eben ein Künſtlertalent, daß es eine Methode beſitzt, nach welcher es die Gegenſtände behandelt, eine, ſowohl geiſtige, als praktiſch mechaniſche Methode, wodurch es den beweglichſten Gegenſtand

feſt zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künſtlichen Exiſtenz zu geben weiß.

„Aber bald hätte ich vergeſſen, euch von der Farbe der „Leidenſchaft zu reden, und doch war ich ganz nahe dran. „Hat nicht jede Leidenſchaft ihre eigene Farbe? verändert „ſie ſich nicht auf jeder Stufe der Leidenſchaft? Die Farbe „hat ihre Abſtufungen im Zorn. Entflammt er das Geſicht, „ſo brennen die Augen; iſt er auf dem höchſten Grad, ſo „verengt er das Herz, anſtatt es auszudehnen. Dann ver„wirren ſich die Augen, die Bläſſe verbreitet ſich über die „Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und ver„bleichen. Liebe und Verlangen, ſüßer Genuß, glückliche „Befriedigung! färbt nicht jeder dieſer Momente mit andern „Farben eine geliebte Schönheit?“

Von dieſem Perioden gilt was von dem vorigen geſagt worden; auch hier iſt Diderot zu loben, daß er dem Künſtler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt iſt; wenn er ihn auf die Mannichfaltigkeit der Naturerſcheinungen aufmerkſam macht und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten ſucht. Ein Gleiches hat er im folgenden zur Abſicht.

„Die Mannichfaltigkeit unſerer gewirkten Stoffe, unſe„rer Gewänder hat nicht wenig beigetragen das Colorit „vollkommener zu machen.“

Schon oben iſt in einer Anmerkung hierüber etwas geſagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn ohne „falſch zu ſeyn.“

Daß die Localfarbe, ſowohl in einem ganzen Bilde, als durch die verſchiedenen Gründe eines Bildes gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den

Gegenſtänden gemäß bleiben kann, daran iſt nicht der mindeſte Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir ſchon oben einiges geäußert, der aber nicht hier, ſondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man ſagt daß es freundliche und feindliche Farben „gebe, und man hat recht wenn man darunter verſteht: daß „es ſolche giebt, die ſich ſchwer verbinden, die dergeſtalt „neben einander abſetzen, daß Licht und Luft, dieſe beiden „allgemeinen Harmoniſten, uns kaum die unmittelbare Nachbarſchaft erträglich machen können.“

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmoniſche und disharmoniſche Farben eingeſtehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß ſtärkeres oder ſchwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewiſſe Vermittlung zu machen ſchien, da man bemerkte, daß die Luft, indem ſie die Körper umgiebt, gewiſſe mildernde und ſogar harmoniſche Veränderungen hervorbringt; ſo ſah man beide als die allgemeinen Harmoniſten an, man vermiſchte das von dem Colorit kaum getrennte Helldunkel, auf eine unzuläſſige Weiſe, wieder mit demſelben, man brachte die Maſſen herbei, man redete von Luftperſpectiv, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man ſehe das Sulzeriſche Capitel vom Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben ſey? nicht herausgehoben, ſondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verſchüttet wird. Dieſe Arbeit iſt alſo noch zu thun, und vielleicht zeigt es ſich, daß

eine ſolche Harmonie, wie ſie unabhängig und urſprünglich im Auge, im Gefühl des Menſchen exiſtirt, auch durch Zuſammenſtellung von gefärbten Gegenſtänden äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Maler dieſe Partie beſſer „verſtehe als eine Frau, die ein wenig eitel iſt, oder ein „Sträußermädchen, die ihr Handwerk verſteht.“

Alſo ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen, verſtehen ſich auf die Harmonie der Farben; die eine weiß was ihr wohl anſteht, die andere, wie ſie ihre Waare gefällig machen ſoll. Und warum begiebt ſich der Philoſoph, der Phyſiolog nicht in dieſe Schule? Warum nimmt er ſich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geſchöpf verfährt, um dieſen Elementarkreis zu ihren Gunſten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht was ſie ſich zueignet und was ſie verſchmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben iſt zugeſtanden, der Maler iſt darauf hingewieſen, jeder fordert ſie von ihm und niemand ſagt ihm was ſie ſey. Was geſchieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er ſich nicht zu helfen. Und wie benimmt er ſich? Er weicht der Farbe ſelbſt aus, er ſchwächt ſie und glaubt ſie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn, ohne „daß die Harmonie zerſtört werde, im Gegentheil läßt ſich „die Stärke des Colorits mit der Harmonie ſchwer ver„binden.“

Man giebt keineswegs zu, daß es leichter ſey ein ſchwaches Colorit harmoniſcher zu machen als ein ſtarkes; aber freilich wenn das Colorit ſtark iſt, wenn Farben lebhaft erſcheinen,

dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben ſchwächt, einige hell, andere gemiſcht, andere beſchmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmoniſches oder disharmoniſches Bild ſieht; das weiß man aber allenfalls zu ſagen, daß es unwirkſam, daß es unbedeutend ſey.

„Weiß malen, und hell malen ſind zwei ſehr verſchiedene „Dinge. Wenn unter zwei verſchiedenen Compoſitionen „übrigens alles gleich iſt, ſo wird euch die lichteſte gewiß am „beſten gefallen; es iſt wie der Unterſchied zwiſchen Tag und „Nacht.“

Ein Gemälde kann allen Anforderungen ans Colorit genugthun und doch vollkommen hell und licht ſeyn. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieſelben Farben in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelſten Zuſtande genommen, werden einen ernſten, ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich iſt es ein anderes hell malen als ein weißes, kreidenhaftes Bild darſtellen.

Noch eins! Die Erfahrung lehrt daß helle, heitere Bilder nicht immer den ſtarken, kraftvollen Effectbildern vorgezogen werden. Wie hätte ſonſt Spagnolett zu ſeiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es giebt eine Zauberei vor der man ſich ſchwer ver„wahren kann, es iſt die, welche der Maler ausübt, der „ſeinem Bilde eine gewiſſe Stimmung zu geben verſteht. „Ich weiß nicht wie ich euch deutlich meine Gedanken aus„drücken ſoll! Hier auf dem Gemälde ſteht eine Frau in „weißen Atlaß gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und ſeht „das Kleid allein, vielleicht erſcheint euch dieſer Atlaß „ſchmutzig, matt und nicht ſonderlich wahr. Aber ſeht dieſe „Figur wieder in der Mitte der Gegenſtände, von denen ſie

„umgeben iſt, und alſobald wird der Atlaß und ſeine Farbe „ihre Wirkung wieder leiſten. Das macht daß das Ganze „gemäßigt iſt, und indem jeder Gegenſtand verhältnißmäßig „verliert, ſo iſt nicht zu bemerken, was jedem einzelnen ge„bricht; die Uebereinſtimmung rettet das Werk. Es iſt die „Natur bei Sonnenuntergang geſehen.“

Niemand wird zweifeln, daß ein ſolches Bild Wahrheit und Uebereinſtimmung, beſonders aber große Verdienſte in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde mich wohl „hüten in der Kunſt die Ordnung des Regenbogens umzu„ſtoßen. Der Regenbogen iſt in der Malerei was der Grund„baß in der Muſik iſt.“

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie, er will es im Regenbogen finden und beruhigt ſich dabei was die Franzöſiſche Malerſchule darüber ausgeſprochen haben mag. Indem der Phyſiker die ganze Farbentheorie auf die prismatiſchen Erſcheinungen und alſo gewiſſermaßen auf den Regenbogen gründete, ſo nahm man wohl hier und da dieſe Erſcheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmoniſchen Geſetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müſſe, um ſo mehr als man eine auffallende Harmonie in dieſer Erſcheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Phyſiker beging, verfolgte mit ſeinen ſchädlichen Einflüſſen auch den Maler. Der Regenbogen, ſo wie die prismatiſchen Erſcheinungen, ſind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfaſſenden, tiefer zu begründenden harmoniſchen Farbenerſcheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma ſie uns zeigen, ſondern dieſe genannten Phänomene ſind harmoniſch, weil es eine höhere,

allgemeine Harmonie giebt, unter deren Geſetzen auch ſie ſtehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Muſik verglichen werden, jener umfaßt ſogar nicht einmal alle Erſcheinungen die wir bei der Refraction gewahr werden, er iſt ſo wenig der Generalbaß der Farben als ein Duraccord der Generalbaß der Muſik iſt; aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, ſo iſt ein Duraccord harmoniſch. Forſchen wir aber weiter, ſo finden wir auch einen Mollaccord, der keineswegs in dem Duraccord, wohl aber in dem ganzen Kreiſe muſikaliſcher Harmonie begriffen iſt.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beſchränktes Phänomen und deſſen allenfallſige Erklärung gezwängt werden kann, ſondern daß jedes einzelne ſich in den Kreis mit allen übrigen ſtellen, ſich ordnen, ſich unterordnen muß; ſo wird auch dieſe Unbeſtimmtheit, dieſe Verwirrung in der Kunſt dauern, wo man im Praktiſchen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anſtatt daß der Theoretiker die Frage nur ſtille bei Seite lehnen und eigenſinnig behaupten darf: alles ſey ja ſchon erklärt!

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Maler davon aus„gegangen ſind, um auf eine armſelige Weiſe die Gränzen „der Kunſt zu verengen und ſich eine leichte und beſchränkte „Manier zu bereiten, das was wir ſo unter uns ein Proto„koll nennen.“

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verſchiedene Maler verfallen ſeyn mögen, welche ſich an die beſchrankte Lage des Phyſikers zu nahe anſchloſſen. Sie ſtellten, ſo ſcheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie ſie im Regenbogen vorkommen, und es entſtand daraus

eine unläugbare harmonische Folge, sie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichsam alles verzeichnet war was geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht bei der Arbeit diese Reihe zu zerstören, oder sie dergestalt zu behandeln daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, sondern man konnte das Protokoll durchs ganze Bild wieder finden; die Farbe blieb auf dem Gemälde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganzes organisch verwebt. Diderot greift diese Künstler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine solche Gemälde gesehen, aber ich glaube mir nach Diderot's Worten wohl vorzustellen was er meint.

„Fürwahr es giebt solche Protokollisten in der Malerei, „solche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man be„ständig errathen kann, was sie machen werden. Wenn ein „Gegenstand diese oder jene Farbe hat, so kann man gewiß „seyn, diese oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Ist „nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, „so weiß man alles Uebrige. Ihr ganzes Leben lang thun „sie nichts weiter als diese Ecke zu versetzen; es ist ein „beweglicher Punkt, der auf einer Fläche herumspaziert, „der sich aufhält und bleibt wo es ihm beliebt, der aber „immer dasselbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen „Herrn, der mit seinem Hof immer in einerlei Kleidern „erschiene."

„Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet, nicht „Chardin. Ihr unerschrockner Pinsel weiß mit der größten „Kühnheit die größte Mannichfaltigkeit und die vollkommenste

ſchuldiger, als ein geiſtlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Rupſum. Ey wohl! Es iſt ja ein Gottesdienſt, eine Erbauung.

Jetter. Sie ſagen aber, es ſey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich iſt's doch immer, da läßt man's lieber ſeyn. Die Inquiſitionsdiener ſchleichen herum und paſſen auf; mancher ehrliche Mann iſt ſchon unglücklich geweſen. Der Gewiſſenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf was ich möchte, können ſie mich doch denken und ſingen laſſen was ich will.

Soeſt. Die Inquiſition kommt nicht auf. Wir ſind nicht gemacht, wie die Spanier, unſer Gewiſſen tyranniſiren zu laſſen. Und der Adel muß auch bey Zeiten ſuchen, ihr die Flügel zu beſchneiden.

Jetter. Es iſt ſehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu ſtürmen, und ich ſitz' an meiner Arbeit, und ſumme juſt einen Franzöſiſchen Pſalm, und denke nichts

„Harmonie zu verbinden und so alle Farben der Natur mit „allen ihren Abstufungen darzustellen.“

Hier fängt Diderot an die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, Robe, Materielle, indem der Künstler die mannichfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundnen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu denen Hauptpunkten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punkt, über den wir erst Diderot hören und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und dessen ungeachtet haben Vernet und Chardin eine „eigene und beschränkte Art der Farbenbehandlung! Ich „zweifle nicht daran und würde sie wohl entdecken, wenn ich „mir die Mühe geben wollte. Das macht, daß der Mensch „kein Gott ist und daß die Werkstatt des Künstlers nicht „die Natur ist.“

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Vernet und Chardin entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punkt, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eignes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen seyn eben dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder ins Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Gränzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erhuben sich die Griechen bis zu der Höhe auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen, und warum haben ihre Werke aus den verschiednen Zeiten und von verschiednem Werthe einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch wohl nur daher weil sie der einen, wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche sie selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deßwegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Raphael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhangt, entfernt sich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von denen die ihm allenfalls

noch ähnlich seyn könnten, er macht keine Ansprüche an die Menschheit und so trennt er sich von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen, denn da alle Handlungen des Menschen aus Einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht Gott gleich zu seyn, aber er strebe sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen.

Irrthümer und Mängel.

„Carricatur. Es giebt Carricaturen der Farbe wie „der Zeichnung, und alle Carricatur ist im bösen Geschmack."

Wie eine solche Carricatur möglich sey, und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich aus einander setzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden; denn es setzt voraus daß das Auge eine Uebereinstimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sey. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hinein setzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen und dann bringt man das Charakteristische hervor, geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, so entsteht die Carricatur, die endlich Fratze und völlige Disharmonie wird und wofür sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

„Individuelles Colorit. Warum giebt es so vielerlei

„Coloriſten, indeſſen es nur Eine Farbenmiſchung in der „Natur giebt?“

Man kann nicht eigentlich ſagen, daß es nur Ein Colorit in der Natur gebe, denn beim Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menſchen der die Farbe ſieht, im Auge aufnimmt und zuſammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raiſonnements zu gerathen, daß alle geſunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr überein ſehen. Denn auf dieſem Glauben der Uebereinſtimmung ſolcher Apperceptionen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verſchiedenheit in Abſicht auf Farben ſich befindet, kann man am beſten bei dem Maler ſehen, der etwas Aehnliches mit dem was er ſieht hervorbringen ſoll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Geſehene ſchließen und mit Diderot ſagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. Ein „zartes und ſchwaches Auge wird ſich mit lebhaften und ſtar„ken Farben nicht befreunden, und ein Maler wird keine „Wirkungen in ſein Bild bringen wollen die ihn in der Natur „verletzen; er wird das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht „lieben, er wird die Tapeten, mit denen er die Wände ſeines „Zimmers bedeckt, er wird ſeine Leinwand mit ſchwachen, „ſanften und zarten Tönen färben, und gewohnlich durch „eine gewiſſe Harmonie erſetzen was er euch an Kraft entzog.“

Dieſes ſchwache, ſanfte Colorit, dieſe Flucht vor lebhaften Farben kann ſich, wie Diderot hier angiebt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herſchreiben. Wir finden, daß geſunde, ſtarke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute ſich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben ſo

n wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht,
s weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Aus-
nende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel
heorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist.
stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder
ner starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre
e sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Em-
ung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Carricatur
r, die er, in so fern er Geschmack hat, vermeiden wird;
also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben,
der Schein von Harmonie, die sich in Nichts auflöst,
t das Ganze zu umfassen.

Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des Malers
auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn sein gewöhnlicher
anke traurig, düster und schwarz ist, wenn es in seinem
ncholischen Kopf und in seiner düstern Werkstatt immer
t bleibt, wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt,
er Einsamkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr nicht
Darstellung zu erwarten haben, die wohl kräftig aber
ich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Gelbsüchtiger,
lles gelb sieht, wie soll der nicht über sein Bild den-
n Schleier werfen, den sein krankes Organ über die
nstände der Natur zieht und der ihm selbst verdrießlich
wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung
e Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht,
r vor Augen sieht?

Seyd gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke eben
r, ja noch mehr, als ein Schriftsteller in dem seinigen
Einmal tritt er wohl aus seinem Charakter, über-
t die Natur und den Hang seines Organs. Er ist wie

„ein verschlossener, schweigender Mann, der doch auch einmal „seine Stimme erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in „seinen natürlichen Zustand in das Stillschweigen zurück. Der „traurige Künstler, der mit einem schwachen Organ geboren „ist, wird wohl Einmal ein Gemälde von lebhafter Farbe „hervorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem natür„lichen Colorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht ihm entgegen zu arbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft ist, auf welche „Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper „verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst „leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

„Einfluß des Meisters. Was den wahren Coloristen „selten macht, ist daß der Künstler sich gewöhnlich Einem „Meister ergiebt. Eine undenkliche Zeit copirt der Schüler „die Gemälde des Einen Meisters, ohne die Natur anzublicken, „er gewöhnt sich durch fremde Augen zu sehen und verliert „den Gebrauch der seinigen. Nach und nach macht er sich „eine gewisse Kunstfertigkeit die ihn fesselt, und von der er „sich weder befreien noch entfernen kann; die Kette ist ihm „ums Auge gelegt, wie dem Sclaven um den Fuß, und das

„iſt die Urſache daß ſich ſo manches falſche Colorit verbreitet.
„Einer der nach La Grénée copirt, wird ſich ans Glänzende
„und Solide gewöhnen, wer ſich an Le Prince hält, wird
„roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violet,
„wer Chardin ſtudirt iſt wahr! Und daher kommt dieſe Ver-
„ſchiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung und Farbe ſelbſt
„unter Künſtlern; der eine ſagt daß Pouſſin trocken, der
„andere daß Rubens übertrieben iſt, und ich, der Liliputianer,
„klopfe ihnen ſanft auf die Schulter und bemerke daß ſie eine
„Albernheit geſagt haben."

Es iſt keine Frage daß gewiſſe Fehler, gewiſſe falſche Rich-
tungen ſich leicht mittheilen, wenn Alter und Anſehen beſon-
ders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle
Schulen und Secten beweiſen daß man lernen könne mit andern
Augen ſehen; aber ſo gut ein falſcher Unterricht böſe Früchte
bringt und das Manierirte fortpflanzt, eben ſo gut wird auch
durch dieſe Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung
einer ächten Methode begünſtigt. Wir rufen dir alſo wackrer
Diderot abermals, ſo wie beim vorigen Capitel zu: indem
du deinen Jüngling vor den Afterſchulen warnſt, ſo mache
ihm die ächte Schule nicht verdächtig.

„Unſicherheit im Auftragen der Farben. Der
Künſtler, indem er ſeine Farbe von der Palette nimmt, weiß
nicht immer welche Wirkung ſie in dem Gemälde hervor-
bringen wird, und freilich! womit vergleicht er dieſe Farbe,
dieſe Tinte auf ſeiner Palette? Mit andern einzelnen Tin-
ten, mit urſprünglichen Farben! Er thut mehr, er betrachtet
ſie an dem Orte wo er ſie bereitet hat, und überträgt ſie
in Gedanken an den Platz wo ſie angewendet werden ſoll.
Wie oft begegnet es ihm nicht daß er ſich bei dieſer Schätzung
betrügt! Indem er von der Palette auf die volle Scene

„seiner Zusammensetzung übergeht, wird die Farbe modificirt, „geschwächt, erhöht, sie verändert völlig ihren Effect. Dann „tappt der Künstler herum, hantiert seine Farbe hin und „wieder und qualt sie auf alle Weise. Unter dieser Arbeit „wird die Tinte eine Zusammensetzung verschiedner Substanzen, „welche mehr oder weniger (chemisch) auf einander wirken „und früher oder später sich verstimmen."

Diese Unsicherheit kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß was er machen soll und wie er es zu machen hat, beides, besonders aber das Letzte, läßt sich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen sind, die Folge, in welcher sie zu brauchen sind, von der ersten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wissenschaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmaler ganz falsche Tinten auftragen muß und nur im Geiste die Wirkung sieht, die erst durchs Feuer hervorgebracht wird, so sollte doch der Oelmaler, von dem hauptsächlich hier die Rede ist, wohl eher wissen was er vorzubereiten und wie er stufenweise sein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen daß wir unter dieser Rubrik das Betragen eines Künstlers den er lobt und begünstigt, aufführen müssen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heftet seine „Augen fest auf das Tuch, sein Mund ist halb geöffnet, er „schnaubt (ächzt, lechzt), seine Palette ist ein Bild des Chaos. „In dieses Chaos taucht er seinen Pinsel und zieht das Werk „seiner Schöpfung hervor. Er steht auf, entfernt sich, wirft „einen Blick auf sein Werk. Er setzt sich wieder, und ihr „werdet so die Gegenstände der Natur lebendig auf seiner „Tafel entstehen sehen."

Vielleicht ist es nur der Deutschen Gesetztheit lächerlich

einen braven Künstler hinter seinem Gegenstande, gleichsam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offnem Munde schnauben zu sehen. Vergebens versuchte ich das Französische Wort haleter in seiner ganzen Bedeutung auszudrücken, selbst die mehreren gebrauchten Worte fassen es nicht ganz in die Mitte; aber so viel scheint mir doch höchst wahrscheinlich, daß weder Raphael bei der Messe von Bolsena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veronese vor einer Hochzeit zu Cana mit offnem Munde gesessen, geschnaubt, geächzt, gestöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl so ein Französischer Fratzensprung seyn, vor dem sich diese lebhafte Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

„Mein Freund! geht in eine Werkstatt und seht den „Künstler arbeiten. Wenn er seine Tinten und Halbtinten „recht symmetrisch, rings um die Palette, geordnet hat, oder „wenn nicht wenigstens nach einer Viertelstunde Arbeit die „ganze Ordnung durch einander gestrichen ist; so entscheidet „kühn daß der Künstler kalt ist und daß er nichts Bedeutendes „hervorbringen wird. Er gleicht einem unbehülflichen schwe„ren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nöthig „hat. Der steigt auf seine Leiter, nimmt und öffnet das „Buch, kommt zum Schreibetisch, copirt die Zeile die er braucht, „steigt die Leiter wieder hinan und stellt das Buch an den „Platz zurück. Das ist fürwahr nicht der Gang des Genie's."

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht gemacht die materielle Farbenerscheinung der abgesonderten Pigmente, durch wohlverstandene Mischung, zu tilgen, die Farbe, seinen Gegenständen gemäß, zu individualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03726/130

daben, weder Gutes noch Böſes; ich ſumme ihn aber, weil er mir in der Kehle iſt; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingeſteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bey einem Haufen Volks ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutſchland gekommen ſind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Geköch, als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit Lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg; ſagte, wie ſie uns bisher hätten bey der Naſe herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran ſeyn. Ich ſagt's immer ſelbſt, und grübelte ſo über die Sache nach. Mir iſt's lang' im Kopf herumgegangen.

vorgenommen werden müſſe, daran zweifelt wie billig ein bedächtiger Deutſcher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes deſto „dauerhafter ſeyn, je ſichrer der Maler von der Wirkung „ſeines Pinſels, je kühner, je freier ſein Auftrag war, je „weniger er die Farbe hin und wieder gehantirt und ge„quält, je einfacher und kecker er ſie angewendet hat. Man „ſieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Uebereinſtimmung „verlieren, man ſieht alte die ſich, ungeachtet der Zeit, „friſch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieſer Vor„theil ſcheint mir nicht ſowohl eine Wirkung der beſſern „Eigenſchaft ihrer Farben, als eine Belohnung des guten „Verfahrens bei der Arbeit zu ſeyn."

Ein ſchönes und ächtes Wort von einer wichtigen und ſchönen Sache. Warum ſtimmſt du, alter Freund, nicht immer ſo mit dem Wahren und mit dir ſelbſt überein? Warum nöthigſt du uns mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoren Perioden zu ſchließen?

„O mein Freund, welche Kunſt iſt die Malerei! Ich „vollende mit einer Zeile was der Künſtler in einer Woche „kaum entwirft und zu ſeinem Unglück weiß er, ſieht er, „fühlt er, wie ich und kann ſich durch ſeine Darſtellung nicht „genug thun. Die Empfindung indem ſie ihn vorwärts „treibt, betrügt ihn über das was er vermag, er verdirbt „ein Meiſterſtück, denn er war, ohne es gewahr zu werden, „auf der letzten Granze ſeiner Kunſt."

Freilich iſt die Malerei ſehr weit von der Redekunſt entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künſtler ſehe die Gegenſtande wie der Redner, ſo wird doch

bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher ächte Künstler weiß von Zeit indem er arbeitet? Das was dich den Redner ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten ihm auch das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sey und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sey auch für dießmal diese Unterhaltung geschlossen. Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über das malerische Colorit im Besondern, das Beste was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung, mittheilen und überliefern können.

Goethe's

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Dreißigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1840.

Inhalt.

	Seite
Winckelmann	1
Hackert	51
Einleitung in die Propyläen	279
Ueber Laokoon	305
Der Sammler und die Seinigen	319
Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit	391
Philostrat's Gemälde	401
Antik und Modern	463
Nachträgliches zu Philostrat's Gemälden	475

Winckelmann.

Ihro der Herzogin

Anna Amalia

von

Sachsen-Weimar und Eisenach

Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Frau!

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunst und Wissenschaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigste Erlaubniß vermehrt, Winckelmann's Briefe an Berendis dem Druck übergeben zu dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte sich unter Höchstihro Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann sich in der ängstlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme lesen kann.

Wären diese Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer sollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soest. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Buyck. Frisch, ihr Herren! Über dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soest. Nun, Alter, bring' auch deine Gesundheit.

Ruysum. Alte Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Ew. Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unser fördernder und mittheilender Fürst Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünstigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Cultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verloschen sind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtseyn anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätzbaren Gnade, wodurch Höchstdieselben mein Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menſchen, ſo wie die Gegenwart bedeutender Kunſtwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geiſt der Betrachtung auf. Beide ſtehen da als Vermächtniſſe für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, dieſe wirklich erhalten als unausſprechliche Weſen. Jeder Einſichtige weiß recht gut, daß nur das Anſchauen ihres beſondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch verſucht man immer aufs neue durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir beſonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf ſolche Gegenſtände Bezug hat; und ſo wird man unſre erneuerte Betrachtung über Winckelmann, ſeinen Charakter und ſein Geleiſtetes in dem Augenblicke ſchicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über ſeine Denkweiſe und Zuſtände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Winckelmann's Briefe.

Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man

schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, lös't sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmannischen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerthen Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war; so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, beängstet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens

mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugniſſe von großer Beharrlichkeit in einem ſchweren, ohne genugſame Vorbereitung leichtſinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geſchäft, durchwebt mit den lebhafteſten literariſchen, politiſchen, Societäts-Neuigkeiten, ein köſtliches Lebensbild, noch intereſſanter, wenn ſie ganz und unverſtümmelt hätten gedruckt werden können. Schön iſt auch die Freimüthigkeit ſelbſt in leidenſchaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefſteller durchaus ſo viel Achtung als Liebe, ſo viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochſchätzung anderer, der Ausdruck von Freundſchaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch ſich die Briefe an die Schweizer charakteriſiren, machen dieſe Sammlung äußerſt intereſſant und liebenswerth, wobei ſie zugleich genugſam unterrichtend iſt, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die erſten Briefe an den Grafen Bünau in der ſchätzbaren Daßdorfiſchen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in ſich ſelbſt befangenen Gemüthe, das an einem ſo hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann ſeine Religionsänderung ankündigt, iſt ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufſatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, ſelbſt unmittelbar anſchaulich zu machen, dient nunmehr die erſte Hälfte ſeiner Briefe an Berendis. Sie ſind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefſteller zeigt ſich mit ſeinen dringenden, unüberwindlichen Wünſchen, in dem

peinlichſten Zuſtande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung geſuchten Glück.

Die andre Halfte iſt aus Italien geſchrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter, doch ſchwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beſeelt ſie. Ueberdieß geben ſie, verglichen mit andern ſchon bekannten gleichzeitigen, eine vollſtandigere Anſchauung ſeiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieſer Sammlung, vielleicht mehr für Menſchenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlaſſen wir empfanglichen Gemüthern und einſichtigen Geiſtern, und fügen einiges über den Mann an den ſie geſchrieben ſind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehauſen in der Altmark im Jahre 1720, ſtudirte zu Halle die Rechte und war, nach ſeiner akademiſchen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem koniglich Preußiſchen Regiment Huſaren, die der Farbe nach gewöhnlich die ſchwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Rueſch genannt wurden. Er ſetzte, ſobald er jenes rohe Leben verlaſſen hatte, ſeine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehauſen fand er Winckelmannen, mit dem er ſich freundſchaftlich verband und ſpäter, durch deſſen Empfehlung, bei dem jüngſten Grafen Bünau als Hofmeiſter angeſtellt wurde. Er führte denſelben nach Braunſchweig, wo ſie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in franzöſiſche Dienſte trat, brachte deſſen Vater, damals Weimariſcher Miniſter, unſern Berendis in gedachte fürſtliche Dienſte, wo er zuerſt als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatullier bei der Herzogin Mutter ſtand. Er ſtarb 1783 am 26. October zu Weimar.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Aegypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrangen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemaß sey. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der

Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseyns erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten, ohne weitern Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der schönen Welt. Hierher waren sie gesetzt, dazu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen.

Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Werth, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am werthesten geachtet, und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als

angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Uebel widerstrebt, und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wieder herstellt; so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und außern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen. Eine solche antike Natur war, in so fern man es nur von einem unsrer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege geruckt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemaßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thatigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthumlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannichfaltigen, außermenschlichen Gegenstände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerlaßlich ist; so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannichfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhangenden

Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach W. auch in dem Wißbaren und Wissenswerthen herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet; so kam er doch früher oder später immer zum Alterthum, besonders zum Griechischen zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seyen. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft geboren so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Ws. Handlungen und Schriften hervor, und spricht sich besonders in seinen frühern Briefen aus, wo er sich noch im Conflict mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch, was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, iſt wohl natürlich; wie lumpig aber unſer einem dabey zu Muthe iſt, kann ich nicht ſagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie ſie über einen Hügel kamen und bey einer Mühle hielten, wie viel da geblieben ſind, wie viel dort, und wie ſie ſich dränzen, und einer gewinnt, der andre verliert, ohne daß man ſein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unſchuldigen Kindern ergeht. Das iſt eine Noth und Angſt, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen ſie! Es geht uns auch ſo.“

Soeſt. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt ſeyn.

Jetter. Ja es übt ſich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich ſie ſehe.

Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveranderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, seiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Gränze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu seyn. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen,

Redner, mit Fabeln, Ereigniſſen, Gefühlen, Geſinnungen ſolchen Inhaltes und Gehaltes überhaufen.

Zu einer Freundſchaft dieſer Art fühlte W. ſich geboren, derſelben nicht allein ſich fähig, ſondern auch im höchſten Grade bedürftig; er empfand ſein eigenes Selbſt nur unter der Form der Freundſchaft, er erkannte ſich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe ſchon legte er dieſer Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenſtand unter, er widmete ſich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denſelben fand er ſelbſt in ſeiner Armuth Mittel reich zu ſeyn, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, ſein Daſeyn, ſein Leben zu verpfänden. Hier iſt es, wo ſich W. ſelbſt mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leiſten kann, den er über alles liebt, ja dem er ſogar, als höchſte Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zuſtände wechſeln, ſo bildet W. alles Würdige, was ihm naht, nach dieſer Urform zu ſeinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von dieſen Gebilden leicht und bald vorüberſchwindet; ſo erwirbt ihm doch dieſe ſchöne Geſinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Beſten ſeines Zeitalters und Kreiſes in dem ſchönſten Verhältniſſe zu ſtehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundſchaftsbedürfniß ſich eigentlich ſeinen Gegenſtand erſchafft und ausbildet; ſo würde dem alterthümlich Geſinnten dadurch nur ein einſeitiges, ein ſittliches Wohl zuwachſen, die äußere Welt würde ihm wenig leiſten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und

ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte, wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst: denn das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sey nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sey.

Dagegen tritt nun die Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf, und erhebt, indem es die menschliche Gestalt besei[illegible], den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum

Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde, und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung aussprachen: es sey ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Gränzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir W. oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholicismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen fröhnte W. lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um W. einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte

ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtvater und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die Römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte W. fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu seyn, um sich innig mit dem dortigen Daseyn zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er, ohne diesen früheren Entschluß, seinen Zweck nicht vollständig erreicht hatte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Ueberzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig

zur Einigkeit gelangen. Ein ſolcher Entſchluß aber kann mit der allgemeinen Denkweiſe, mit der Ueberzeugung vieler Menſchen im Widerſpruch ſtehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu ſehen glauben.

Und ſo erſcheint auch W. bei ſeinem vorgehabten Schritt, beſorgt, ängſtlich, kummervoll und in leidenſchaftlicher Bewegung, wenn er ſich die Wirkung dieſes Unternehmens, beſonders auf ſeinen erſten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie ſchön, tief und rechtlich ſind ſeine vertraulichen Aeußerungen über dieſen Punkt!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel beſpritzt, von der es unmöglich ſcheint ihn zu reinigen. Wir ſehen daraus, daß die Menſchen den beharrenden Willen über alles zu ſchätzen wiſſen und um ſo mehr ſchätzen, als ſie ſammtlich in Parteien getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beſtändig im Auge haben. Hier iſt weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern ſoll man, da wo uns mehr das Geſchick als die Wahl hingeſtellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürſten, einem Freunde, einem Weibe feſthalten, darauf alles beziehen, deßhalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geſchätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieſes nun die eine ſchroffe, ſehr ernſte Seite, ſo läßt ſich die Sache auch von einer andern anſehn, von der man ſie heiterer und leichter nehmen kann. Gewiſſe Zuſtände des Menſchen, die wir keineswegs billigen, gewiſſe ſittliche Flecken an dritten Perſonen haben für unſre Phantaſie einen

besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wunderſam, und es ist nicht zu laugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmann's das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für W. selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch spater scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten, ja vielleicht gar durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdachtig gemacht zu haben, wenigstens ist hie und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

Von allem literarischen, ja selbst von dem höchsten was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, in wie fern dieses Winckelmannen gelungen, liegen der Documente nunmehr genugsam vor uns.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschatzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung

derſelben bedurfte er noch der Künſtler als Mittelsperſonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufaſſen, zu redigiren und aufzuſtellen wußte, woraus denn ſeine noch in Dresden herausgegebene Schrift: Ueber die Nachahmung der Griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt, nebſt zwei Anhängen, entſtanden iſt.

So ſehr W. ſchon hier auf dem rechten Wege erſcheint, ſo köſtliche Grundſtellen dieſe Schriften auch enthalten, ſo richtig das letzte Ziel der Kunſt darin ſchon aufgeſteckt iſt; ſo ſind ſie doch, ſowohl dem Stoff als der Form nach, dergeſtalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen ſuchen möchte, wenn man nicht von der Perſönlichkeit der damals in Sachſen verſammelten Kenner und Kunſtrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet iſt; weßhalb dieſe Schriften für die Nachkommenden ein verſchloſſenes Buch bleiben werden, wenn ſich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunſt, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entſchließen ſollten, eine Schilderung der damaligen Zuſtande inſofern es noch möglich iſt, zu geben oder zu veranlaſſen.

Lippert, Hagedorn, Oeſer, Dietrich, Heinecken, Oeſterreich liebten, trieben, beförderten die Kunſt jeder auf ſeine Weiſe. Ihre Zwecke waren beſchränkt, ihre Maximen einſeitig, ja öfters wunderlich. Geſchichten und Anekdoten curſirten, deren mannichfaltige Anwendung nicht allein die Geſellſchaft unterhalten, ſondern auch belehren ſollte. Aus ſolchen Elementen entſtanden jene Schriften Winckelmann's, der dieſe Arbeiten gar bald ſelbſt unzulänglich fand, wie er es denn auch ſeinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugſam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, ſeinen Weg an, und gelangte nach

jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenſte Bildungsepoche beginnt, welche ſich über deſſen ganzes Weſen verbreitet und ſolche Wirkungen äußert, die eben ſo reell als harmoniſch ſeyn müſſen, weil ſie ſich in der Folge als ein feſtes Band zwiſchen höchſt verſchiedenen Menſchen kraftig erweiſen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger ſeyn, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zuſtand auf eine wahrhaft empfangliche Natur hervorzubringen im Stande iſt. Er ſieht ſeine Wünſche erfüllt, ſein Glück begründet, ſeine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert ſtehen ſeine Ideen um ihn her, mit Staunen wandert er durch die Reſte eines Rieſenzeitalters, das Herrlichſte, was die Kunſt hervorgebracht hat, ſteht unter freiem Himmel; unentgeltlich, wie zu den Sternen des Firmaments, wendet er ſeine Augen zu ſolchen Wunderwerken empor, und jeder verſchloſſene Schatz öffnet ſich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling ſchleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichſten und Heiligſten naht er ſich in unſcheinbarem Gewand, noch laßt er nichts Einzelnes auf ſich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und ſchon fühlt er die Harmonie voraus, die aus dieſen vielen, oft feindſelig ſcheinenden Elementen zuletzt für ihn entſtehen muß. Er beſchaut, er betrachtet alles, und wird, auf daß ja ſein Behagen vollkommener werde, für einen Künſtler gehalten, für den man denn doch am Ende ſo gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.

„Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, Römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht bloß der empfindelnde Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſey es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der ſelbſt, wer wollte, nicht widerſtehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land laſſen, und die unglaubliche Maſſe von Trümmern ſelbſt das Auge dahin führen. Und da nun dieſe Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erſcheint, die allen Neid ausſchließt, an der man ſich überglücklich fühlt, nur mit der Phantaſie Theil zu nehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar iſt, und dann den außern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Geſtalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig iſt, wie in noch ſüdlichern Gegenden, die Beſtimmtheit der Umriſſe in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit verſetzt; ſo iſt hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit

Buyck. Das ſollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch iſt's nicht geſagt, Landsmann. Wie wir die Spaniſchen Beſatzungen los waren, hohlten wir wieder Athem.

Soeſt. Gelt! die lagen dir am ſchwerſten auf?

Jetter. Verir' Er Sich.

Soeſt. Die hatten ſcharfe Einquartierung bey dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soeſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

Sie lachen.

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch Eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit.

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu seyn wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halb versunkene ausgrabt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie seyn. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinale verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dieß ganze Geschlecht."

Mengs.

Aber W. hatte lange Zeit in den weiten Kreisen alterthümlicher Ueberbleibsel nach den werthesten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hatte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit werth

iſt. Hier lernte dieſer die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen, und ſah ſich ſogleich aufgeregt, eine Schrift vom Geſchmack der Griechiſchen Künſtler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunſtwerken aufmerkſam umgehen kann, ohne zu finden, daß ſie nicht allein von verſchiedenen Künſtlern, ſondern auch aus verſchiedenen Zeiten herrühren, und daß ſammtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienſtes zugleich angeſtellt werden muſſen; alſo fand auch Winckelmann mit ſeinem Geradſinne, daß hier die Achſe der ganzen Kunſtkenntniß befeſtigt ſey. Er hielt ſich zuerſt an das Höchſte, das er in einer Abhandlung von dem Style der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias darzuſtellen gedachte. Doch bald erhob er ſich über die Einzelnheiten zu der Idee einer Geſchichte der Kunſt, und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange geahnetes, gedeutetes und beſprochenes, ja man kann ſagen, ein früher ſchon gekanntes und wieder verlornes Land.

Traurig iſt immer die Betrachtung, wie erſt durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordiſcher Völker, und durch die daraus entſtandene Verwirrung das Menſchengeſchlecht in eine ſolche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortſchritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunſt oder Wiſſenſchaft hineinblicken, in welche man will, ſo hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter ſchon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbariſche Art ſich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langſam ins Allgemeine wirken kann.

Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunstgeschichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges (ζωον) anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfallige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen nothwendig darstellen muß. Er gibt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunst von dem engsten Zeitraume umschlossen. Warum nun mehrere, ähnliche, fahige Menschen in sich einen gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne

die Urſachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrſcheinlichen ſind mir folgende die wichtigſten. Nacheiferung nährt die Talente, bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und ſchnell erhebt ſich das mit großem Fleiß geförderte auf die höchſte Stelle. Schwer verweilt ſich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, ſchreitet zurück. Und ſo ſind wir anfangs unſern Vordermännern nachzukommen bemüht, dann aber, wenn wir ſie übertreffen, oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man ſtrebt nicht mehr nach dem Beſitz, den andre ſchon ergriffen, man ſpaht nach etwas Neuem, und ſo laſſen wir das, worinnen wir nicht glänzen können, fahren, und ſuchen für unſer Streben ein ander Ziel. Aus dieſer Unbeſtändigkeit, wie mich dünkt, entſteht das größte Hinderniß vollkommene Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunſtgeſchichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in dieſem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit Römiſchen Kunſtliebhabern, eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem Charakter der Griechiſchen, bildenden Künſtler mit dem der Römiſchen Redner gefunden und ſich bei Kennern und Kunſtfreunden deßhalb näher unterrichtet haben, ſo daß er bei ſeiner gleichnißweiſen Aufſtellung, da jedesmal der Kunſtcharakter mit dem Zeitcharakter zuſammenfällt, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, eine Kunſtgeſchichte ſelbſt darzuſtellen genöthigt iſt.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen besucht, seyen Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise.

Nachher haben Zeuris und Parrhasius, die nicht weit auseinander lebten, beide ungefähr um die Zeit des Peloponnesischen Kriegs, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuris den Gliedern mehr Inhalt, und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltsame Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexander's, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmuth Apelles von niemanden übertroffen worden. Euphranorn bewundert man, daß er in Rücksicht der Kunsterfordernisse überhaupt unter die besten gerechnet werden muß, und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toscanern

ähnlich gearbeitet, Kalamis, weniger streng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja er soll sogar das ernstere Alter vermieden, und sich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Also würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommenen Religion, wie man sagt, zu Statten kam, so sehr hat die Majestät des Werkes dem Gotte sich gleichgestellt.

Lysippus und Praxiteles sollen nach der allgemeinen Meinung sich der Wahrheit am besten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Aehnlichkeit der Schönheit vorgezogen."

Literarisches Metier.

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbst wer das Beste zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und so war auch die

literarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das W. früher dem Grafen Bünau und später dem Cardinal Passionei empfahl.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust merkwürdige und rare Bücher zu sammeln lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große Deutsche Bibliothek sah einer großen Römischen ähnlich. Sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines Deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter Hausgenosse, und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerumpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar, weit mehr als sonst, sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Ursache hat, und ein Deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die uns Ausland verloren waren.

Aber nur kurze Zeit, und nur so lange als es nöthig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb W. seiner eigentlichen literarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor, weder Handschriften vergleichen noch Deutschen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihm seine Kenntnisse schon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiäner überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus

mancherlei Urſachen etwas Geheimnißvolles. Dieſes Geheimniß, dieſe Abſonderung, wenn man will, erſtreckte ſich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrte widmete ſein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke ohne jemals damit erſcheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden ſich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannichfaltigen Kenntniſſen und Einſichten, ſich ſchriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu ſolchen fand W. den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Valdani, und erwähnt ſeiner zunehmenden Bekanntſchaften, ſeines wachſenden Einfluſſes mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenoſſe des Cardinals Albani geworden zu ſeyn. Dieſer, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entſchiedene Kunſtliebhaberei, die beſte Gelegenheit ſie zu befriedigen, und ein bis ans Wunderbare gränzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in ſpäteren Jahren in dem Geſchäft dieſe Sammlung würdig aufzuſtellen, und ſo mit jenen Römiſchen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth ſolcher Schätze aufmerkſam geweſen, ſein höchſtes Vergnügen, ja den dazu beſtimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war ſein Geſchmack und ſeine Luſt. Gebäude drängten ſich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinette die merkwürdigſten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrangt mit Gebäuden und Denkmalern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Raumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Stadte zu Hülfe kame, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebauden, ihre Gebaude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ W. die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. So stand sie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreuenden Zeit ihres sammtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel der Dinge führte man diese Schatze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunstelysiums und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hatte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid, so wie der zum Ersatz nicht immer hinreichenden Freude, schon entwachsen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging; sondern es waren auch die Herculanischen und Pompejischen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Verheimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben, und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Thätigkeit genugsam zu schaffen gab.

Traurig ist es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Rüstkammern, Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Gespensterartiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich solche Sammlungen als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst, wie im Leben, kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sey.

In einer so glücklichen Lage befand sich W. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunsthandel bewegten sich manche alte Besitzungen ans Tageslicht, gingen vor seinen Augen vorbei, ermunterten seine Neigung, erregten sein Urtheil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vortheil für ihn war sein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoschischen Besitzungen. Erst nach dem Tode des Sammlers lernte er diese kleine Kunstwelt kennen, und herrschte darin nach seiner Einsicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Manches

Soest. Ordnung und Freyheit!

Buyck. Brav! das sind auch wir zufrieden.

Sie fangen an und wiederhohlen fröhlich die Worte, doch so, daß jeder ein anders ausruft und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freyheit!

Pallast der Regentinn.

Margarete von Parma, in Jagdkleidern. Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentinn.

Ihr stellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er soll zu mir kommen.

Alle gehen ab.

ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm W. mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen übereilter und doch immer geistreicher Behandlung uns die überbliebene Correspondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkorper, wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung, zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles, was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als W. zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte, und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er übersah die Vorzeit, so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum, so wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, selbst in seinem tiefgedruckten Zustande. Er hatte sich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab, und fing sogleich an alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Menas vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most

nicht etwa gahren und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, uber die ein Werk erfolgen sollte, und diesem Anfang glich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thatigkeit, mit dem Augenblick beschaftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollstandig und befriedigend seyn könnte, und eben so ließ er sich wieder vom nachsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zu Wurdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscript auf das Papier gekommen, und sodann spater im Druck fur die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannichfaltigen kleinen Umstanden ab. Nur einen Monat spater, so hatten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir hochlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben, und immer sein ferneres und neuestes Leben in seine Schriften eingearbeitet hatte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges fur die Lebendigen, nicht fur die im Buchstaben Todten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hatte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel, vielleicht auf einer hohern Stufe der Erkenntniß, selbst ausgesetzt seyn möchte: denn Beschrankung ist überall unser Loos.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß; so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannichfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um deste weniger vertragen, je naher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissene beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Uebermaaß von Ehre und Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Thatigkeit astet wieder ins Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß, nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung macht; so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verlaugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu

nutzen, und was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltburger und mit ihren augenblicklichen Bedurfnissen nicht eben zusammenfallen; so wird sie von denen geschmaht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen ware.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit vor der Welt selbst schmalern: so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

W. beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß W. die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christ's Anleitung, und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekummern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hatte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzuglich begünstigt zu seyn scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das

Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten; so erlangen ihre Kenntniſſe eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geſchmack eine solche Conſiſtenz, daß ſie innerhalb ihres eigenen Kreiſes bis zur Verwunderung, ja bis zum Erſtaunen, ausgebildet erſcheinen.

Auch W. gelang dieſes Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunſt und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poeſie.

So ſehr Winckelmann bei Leſung der alten Schriftſteller auch auf die Dichter Rückſicht genommen; ſo finden wir doch, bei genauer Betrachtung ſeiner Studien und ſeines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poeſie, ja man konnte eher ſagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn ſeine Vorliebe für alte gewohnte Luther'ſche Kirchenlieder, und ſein Verlangen ein ſolches unverfälſchtes Geſangbuch ſelbſt in Rom zu beſitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutſchen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunſt zeugen.

Die Poeten der Vorzeit ſchienen ihn früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, ſpäter als Zeugniſſe für bildende Kunſt intereſſirt zu haben. Deſto wunderbarer und erfreulicher iſt es, wenn er ſelbſt als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in ſeinen Beſchreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in ſeinen ſpätern Schriften. Er ſieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unausſprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderſtehlichen Drang mit Worten und Buchſtaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus dieſe

Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten musiert, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet seyn, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr W. überhaupt auf ein gewisses Ansehn vor der Welt achtete, so sehr er sich einen literarischen Ruhm wünschte, so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feierlichen Styl zu erheben suchte; so war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufsatze dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Erklärung eines Monuments, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Irrthum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern.

Hatte er das Manuscript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet, so wurden Verbesserungen und Nachtrage hinterdrein geschickt, und von allen diesen Neuschritten machte er seinen Freunden kein Geheimniß: denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein ganzes Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That selbst klar, das Unternehmen seiner monumenti inediti.

Man sieht wohl, daß jene Lust neue Gegenstände bekannt zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklaren, die Alterthumskunde in so großem Maaße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er dem Leser vor Augen legt, zu prufen, da denn zuletzt der glückliche Vorsatz sich entwickelte, in der vorausgeschickten Abhandlung das Werk uber die Kunstgeschichte, das ihm schon im Rücken lag, stillschweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrangen und vielleicht sogar theilweise aufzuheben.

Im Bewußtseyn fruherer Mißgriffe, uber die ihn der Nicht-Römer kaum zurecht weisen durfte, schrieb er ein Werk in Italiänischer Sprache, das auch in Rom gelten sollte. Nicht allein befleißigt er sich dabei der großten Aufmerksamkeit, sondern wählt sich auch freundschaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, sich ihrer Einsicht, ihres Urtheils auf das klugste bedient, und so ein Werk zu Stande bringt, das als Vermachtniß auf alle Zeiten ubergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kraften Ehre machen wurde.

Papst.

Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigstens mittelbar manches Gute zufließen lassen!

Winckelmann's Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV. Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und so mögen auch die verschiedenen Stellen, welche W. bekleidete, ihm durch die Gunst seiner hohen Freunde mehr, als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden seyn.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die besondere Auszeichnung dem Papste aus den monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten dasjenige was sie leisten, als die Hauptsache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig äußert; so tritt im Gegentheil bei W. der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deßwegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen, vom Schönheits- und Freundschaftssinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen; so wird das mehr Besondre hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

W. war durchaus eine Natur, die es redlich mit sich selbst und mit andern meinte, seine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbstständiger und unabhangiger er sich fuhlte, so daß er sich zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Literatur so sehr herrschend ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in sich selbst zurückkehren, doch finden wir auch hier jene alterthumliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschaftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht uber sich, ihm liegt im Sinne was er vorhat, er interessirt sich fur sein ganzes Wesen, fur den ganzen Umfang seines Wesens, und hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessiren werden. Wir finden daher in seinen Briefen, vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedurfniß, alles erwahnt, ja er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Rathsel, und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war, und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielsylbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Sylben zusammenbuchstabirt, indessen andre leicht das ganze Wort errathen.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsatze; sein richtiges Gefuhl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen, wie im Aesthetischen, zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art naturlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schonen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezugliches Wesen erscheint. Sehr schon bezaht sich W. innerhalb der Granzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er aufs fleißigste, sich eine Existenz aufs Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinct und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten eben so geschwind zurücknimmt, als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, so wie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

Gesellschaft.

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand; so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen geschätzt zu werden drängt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hatte er sich in keinem bessern Elemente als in dem Römischen befinden können.

Er bemerkt selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen, so ceremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich

Der Gedanke an dieſe ſchreckliche Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergetzen, nichts mich zerſtreuen; immer ſind dieſe Bilder dieſe Sorgen vor mir. Nun wird der König ſagen, dieß ſeyn die Folgen meiner Güte, meiner Nachſicht; und doch ſagt mir mein Gewiſſen jeden Augenblick, das räthlichſte, das beſte gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes dieſe Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte, ſie zu umſtellen, ſie in ſich ſelbſt zu verſchütten. Ja, was ich mir ſelbſt ſage, was ich wohl weiß, entſchuldigt mich vor mir ſelbſt; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, iſt es zu läugnen? Der Übermuth der fremden Lehrer hat ſich täglich erhöht; ſie haben unſer Heiligthum geläſtert, die ſtumpfen Sinnen des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeiſt unter ſie gebannt. Unreine Geiſter haben ſich unter die Aufrührer gemiſcht, und ſchreckliche Thaten ſind geſchehen, die zu denken ſchauderhaft iſt, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe;

doch das orientalische Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle südlichen Nationen würden eine unendliche Langeweile finden, wenn sie gegen die Ihrigen sich in der fortdauernden, wechselseitigen Spannung erhalten sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Sclaven sich gegen ihre Türkischen Herren mit weit mehr Aisance betragen, als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; allein wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunsten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen schuldig ist.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er sich gehen läßt, und diese kommen seiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen schildert W. mit großem Behagen, sie erleichtern ihm seine übrige Abhängigkeit, und nähren seinen Freiheitssinn, der mit Scheu auf jede Fessel hinsieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn W. durch den Umgang mit Einheimischen sehr glücklich ward, so erlebte er desto mehr Pein und Noth von Fremden. Es ist wahr, nichts kann schrecklicher seyn, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann sich der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft Römisch Gesinnten ein Graul.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen, und sogar bis auf den Aetna hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel,

worin sie, selbst auf Reisen, ihre von Hause mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maaßstab urtheilende, nicht um sich her sehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünscht W. mehr als einmal, verschwört sie nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessau, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, so wie den Baron von Riedesel, einen Mann, der sich in der Sinnesart gegen Kunst und Alterthum ganz unseres Freundes würdig erzeigte.

Welt.

Wir finden bei W. das unnachlassende Streben nach Aestimation und Consideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den Französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Connexionen auf eine geschickte und thatige Weise. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber forderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document seines Verdienstes, ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich ins Französische übersetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt, das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen, die Menschen erstaunen, wie sie auf einmal gefordert werden; dahingegen eine kältere Nachkommenschaft mit kleinem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen waren, hatten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war W. den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofs, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfniß einschränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, wegen seiner Subsistenz bald hierhin bald dorthin zu sehen, bald

sich mit geringen Vortheilen im Hause eines Cardinals, in der Vaticana und sonst unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Aussicht vor sich sah, großmuthig seinen Platz aufzugeben, indessen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen, und manchen Antragen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Reiselust nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunkt der alten Welt, und die für den Alterthumsforscher interessantesten Länder nah um sich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten, und erregt in einem, der wie W. mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit zu Zeit ein unsagliches Verlangen welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unser W. auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Gesellschaft solcher wohlhabenden Reisenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre, es ist das unwiderstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammenverlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz; den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete; den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren; den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften that, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern; sich mit seinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen: solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wieder, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem Italiänischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felsigte Tyrol interessirt, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine Cimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hatte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Aeußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Werth legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn

zu überhaufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.

Philipp Hackert.

Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen

Maria Paulowna

Großfürstin von Rußland

Erbprinzessin von Sachsen-Weimar und Eisenach

Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnadigste Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als gunstige Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzuglichen Kunstlers, beschaftigen, begunstigen ihn, und grunden sein zeitliches Gluck. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fuhlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufugen, da Hochstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke, so wie die Kenntnisse verdienter Kunstler schatzen, und sie auf mannichfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzuglich aber durch eine thatige Theilnahme in Ausubung der schonen Kunste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten

schnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvor komme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich sehe kein Mittel, weder strenges noch gelindes, dem Übel zu steuern. O was sind wir Große auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell tritt auf.

Regentinn. Sind die Briefe an den König aufgesetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet ihr sie unterschreiben können.

Regentinn. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umständlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerst um St. Omer die bilderstürmerische Wuth sich zeigt. Wie eine rasende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken versehen,

Talente verliehen ſind. Wie beglückt muß ich mich ſchätzen, daß die Zeit mich aufſparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner ſolcher Vorzüge zu ſeyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die ſich Höchſtihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer ſich in tiefſter Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Weimar, den 16 Febr. 1811.

unterthänigſter Diener

J. W. v. Goethe.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin, war anfanglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet, und sollte deßhalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand, oder ihn dazu hätte leiten konnen. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedachtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschaftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde, im verjungten Maaßstabe, in Oel copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte,

so malte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für abgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig seyn; weßwegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin, in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch; denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Blume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen wurde, welche Art er auch

wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Copien von guten Gemälden und mitunter manches Portrat zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam, und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen, und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. P. H. theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit; und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er, auf die verbindlichste Weise, die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause, als durch besondre Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den

Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweiten, durch den Director Oesterreich und den Handelsmann Gotzkowsky, eine Sammlung anschaffte, und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte Landschaften copirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie eben so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließend der Landschaftsmalerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Hackerten für diese Gattung, und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Claude Le Lorrain, Swanenfeld, Moucheron, Berghem, Asselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publicum zerstreut wurden, und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Baumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht

günſtigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählig zu eigenen Originalen hinaufſtieg.

Unter ſolchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von ſeiner Arbeit zu Geſicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erſte Erſcheinung der Werke eines jungen Künſtlers deſſen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entſcheiden pflegt, ſo war Herrn Le Sueur's verſtändiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anſpruch auf Beifall, und nicht bloß auf precaire Nachſicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im ſiebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen 500 franzöſiſche Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntſchaft machten, und gelegentlich an Hackert's Arbeiten Gefallen bezeigten, ſo veranſtaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu ſeiner Kunſtbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militäriſchen Kunſtfreunden überlaſſen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge ſeinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Dieſe auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes ſetzte P. H. in den Stand, die ſeiner Kunſt unentbehrlichen Hülfsſtudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzuſetzen. Er hatte auf der Malerakademie ſchon die erſten Gründe der Geometrie, Architektur und Perſpective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollſtändiger, indem er wöchentlich dreimal mit Profeſſor Wagner Privatſtunden in ſeiner Wohnung hielt; wobei er des Tages über an ſeinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer beſſer von Statten gingen.

Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler, und was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet, und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde; sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses galt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner feinern Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddick mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden,

machten unter Kunstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gotzkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Kunstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu seyn: denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlangliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hatte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf eben derselben Reise, den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Kunstler gleich willkommen waren, besucht, und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes, demselben die Erlaubniß bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

P. H. trat also im Julius 1762, in Gesellschaft des Portratmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie

aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein, und decorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rugen das Gut Volwitz, wo er, als unverheirathet, bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm, und nebst einem jungen Spalding, die drei Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannichfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte P. H. zugleich, zum Zeitvertreibe, sechs kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rugen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: De la manière de graver à l'eau forte, et au burin; und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gyps gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reis'te Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin, und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im

September wieder nach Stralsund zurück. Hier, in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide, und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, B. A. Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackert's Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reis'ten beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unausgesetzt contrare Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

von wenig Bewaffneten begleitet, erſt Kapellen, Kirchen und Kloſter anfallen, die Andächtigen verjagen, die verſchloſſenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerſchlagen, alle Gemählde verderben, alles was ſie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerſchmettern, zerreißen, zertreten. Wie ſich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie ſie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüſten, die Bibliothek des Biſchofs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unſinn ergriffen, ſich über Menin, Comines, Verwich, Lille verbreitet, nirgend Widerſtand findet, und wie faſt durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verſchwörung ſich erklärt und ausgeführt iſt.

Regentinn. Ach, wie ergreift mich aufs neue der Schmerz bey deiner Wiederhohlung! Und die Furcht geſellt ſich dazu, das Übel werde nur größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Dieß zufällige längere Seereise hatte indessen auf Hackert's Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend, oder in mannichfaltigen Verrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im August 1765 langte P. H. mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Halle; wobei er jedoch immer unter Hackert's Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen armseligen Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzuspreiten, konnte P. H., dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewohnt war, wenig behagen; deßwegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen

zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Perignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glanzenden Glücksumstände des Baron Olthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm wahrend des siebenjahrigen Krieges, gemeinschaftlich mit dem Kammerrath Giese, für die Schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Ivri kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen; welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, wahrend dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigemalde, nach den von

P. H. zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmahlig immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Waagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgangig, daß jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemalden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Waagner's kleine Gemalde als ganz allerliebste Producte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinette vier Stucke davon. Die Gebruder Hackert sahen, wie leicht es sey, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache Farben, und nachdem sie einige kleine Stucke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stucke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinet ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemalde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Kunstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Bestellungen, als sie beide fordern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour langs der Seine

in die Normandie, und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hatte, die so berühmten Vernetischen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug P. H. zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herrn Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemalde zur Versendung nach Alix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermuthlich aus Eifersucht, heimlicher Weise das Bild der Tempête mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thater dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thatigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackert's Werke wurden vorzüglich honorirt; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war P. H. so glücklich seinen ehemaligen Wohlthater, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1768 die ihm gleichfalls vom siebenjahrigen Krieg her noch rückstandigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen Französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisd'or bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne

ſich auf den Wiedererſatz dieſes Geldes von dieſem rechtſchaffenen und ſehr unbillig behandelten Freunde einigen Anſpruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunſch lebhaft geworden, ihre Studien der ſchönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzuſetzen und ſich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Dieſe Neigung, welche zu befriedigen ſie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig beſtimmt, und die Reiſe nach Italien zu Ende Auguſts 1768 angetreten. Beinahe aber ware dieſelbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geſchwiſter auf ſie fiel, vereitelt worden.

Unſere Reiſenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibſel des Alterthums zu beſchauen, über Marſeille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo ſie eine Menge neuer Studien ſammelten; dann gelangten ſie über Livorno, Piſa und Florenz im December 1768 glücklich und geſund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, ſogleich in der erſten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Kunſt und des Alterthums beſehen hatten, ſetzten ſie ihre Studien, ſowohl in der Franzöſiſchen Akademie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte ſich der im Palaſt Farneſe wohnende Cardinal Orſini, nach dem Tode Papſt Clemens XIII, Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unſern Künſtlern die Bequemlichkeit verſchafft wurde, eines der vorzüglichſten

Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu benutzen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergel und des vom Französischen Hofe pensionirten Malers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und so weiter, um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinah ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum erstenmale Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die Villa selbst ist nach und nach in

Verfall gerathen, und die anliegende Gegend iſt in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei dem Aufſeher über dieſen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, ſo wählten beide Brüder dieſen Aufenthalt auf zwei Monate, um, nebſt andern Studien, die ihnen aufgetragene Anſicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen, worauf ſie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzensluſt die prachtigſten Gegenſtände der Natur in Oel-, Leim- und Waſſerfarben auf mannichfaltige Weiſe nachzubilden.

P. H. malte unter andern daſelbſt den berühmten Waſſerfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieſelbe Stunde beſchäftigt war.

Im October machten ſie beide, in Geſellſchaft des Raths Reiffenſtein, eine Fußreiſe nach Licenza, der ehmaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem ſie manche ſchöne Ausſicht gezeichnet hatten, über Pazliano und Paleſtrina nach Tivoli zurück. Dieſe kleine vergnügte Reiſe machten ſie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Eſel ihre Porteſeuilles und Waſche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künſtler überhaupt iſt, den Gegenſtand ſeines Werks nach der Natur ſelbſt zu ſtudiren, ſo wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigſten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte ſolche ſolide Studien der Landſchaft, ſeit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrain's, vernachläſſigt, weil man nicht einſah, daß dieſer

Weg eben so gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Duodezblattchen, nach der Natur skizzirt, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemalde, ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den Englischen Minister, den Ritter Hamilton empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem Paar kleinen Gouache-Gemalden, drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjahrige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen, damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo wieder hergestellt und zu einer jedem Reconvalescenten heilsamen Veranderung der Luft nach Vietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannichfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemalden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prachtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich

bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thatig; und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnaßt und erkaltet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten, durch seinen Freund Cirillo, besonders mittelst der Seebader wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Ruckreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte grose Bestellung für die Russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebritat und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina der Zweiten, den Befehl erhalten, zwei Gemalde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen uber die Turken im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5. Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwei Tage spater erfolgte Verbrennung der Turkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert ubernahm diese Arbeit, mit dem Bedina, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlanglich, daß der Kunstler danach ein lebhaftes, und der

verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwunschte Gelegenheit, von welcher P. H. den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reis'te er sogleich dahin; fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attake und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Kunstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitane selber, deren jeder im grosen Feuer, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen seyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hatte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt gegangen. Das einzige was der Kunstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commentur des Maltheserordens, Maffimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorlaufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als P. H. gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Maffimi, zwei theils geometrisch

Machiavell. Verzeihen Eure Hoheit, meine Gedanken sehen Grillen so ähnlich; und wenn ihr auch immer mit meinen Diensten zufrieden wart, habt ihr doch selten meinem Rath folgen mögen. Ihr sagtet oft im Scherze: „Du siehst zu weit, Machiavell! du solltest Geschichtschreiber seyn: wer handelt, muß für's nächste sorgen.“ Und doch, habe ich diese Geschichte nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles voraus gesehen?

Regentinn. Ich sehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tausend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt sie gelten, sondert sie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt sie in die bürgerliche Ordnung, schränkt sie ein; und so habt ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andere Mittel sind vergeblich, und ihr verheert das Land.

Regentinn. Hast du vergessen, mit welchem Abscheu mein Bruder selbst die Frage ver-

aufgerissene, theils ins Perspectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweier, sechs Gemalde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende seyn sollten.

Das erste: die am 5. Julius 1770 von der in Linie geordneten Russischen Flotte gemachte Attake auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene Türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem Russischen Vice Admirals-Schiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der Russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer Russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der Russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende Russische Flotte, wie sie, beim Anbruch des Tags, von Tschesme zurückkehrt und ein Türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemalden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Plane vorgeschlagen, und diese durch einen Courier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Aleris Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, so wie P. H. schon vorher, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno,

von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im Oktober 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemalde aufgesetzt, und der Preis für jedes derselben auf 375 Römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12,000 Gulden belief.

Das erste Gemalde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beide Vice-Admiral-Schiffe brannten, und die Schlacht im heftigsten entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so versäumte P. H. diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht, und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemalde, sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden See-Officieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung

dieſes vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demſelben um ſo intereſſanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches ſie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht ſehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, ſo daß ſolches zur Erhaltung des Andenkens an dieſen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde exiſtirte.

Indeſſen war auch jenes kleinere Gemalde, die Verbrennung der Flotte vorſtellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft aufſteigenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeſchrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines ſolchen, vom Künſtler nie mit Augen geſehenen Ereigniſſes deutlich entſprechende Vorſtellung, ſelbſt nach den beſten Beſchreibungen der See-Offiziere, zu geben. An dieſem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entſchloß ſich jedoch endlich auch dieſes Hinderniß auf eine ganz eigene grandioſe Weiſe zu heben, und die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit, durch ahnliches Aufſteigen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden Ruſſiſchen Fregatte, dem Künſtler zu geben, wenn er ſich anheiſchig machen würde, dieſen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemalde der Schlacht darzuſtellen.

Der Graf hatte ſich die Erlaubniß dazu ſowohl von ſeinem eigenen Hofe, als auch vom Großherzog von Toscana, erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mai's gedachte Fregatte, die man mit ſo viel Pulver, als zum Aufſteigen nöthig war, laden ließ, ſechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menſchen,

in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert; zuverlässig das theuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem oberen Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch, und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über der Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs, nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte, zu völliger Zufriedenheit

des Grafen Orlow, und vollendete ſodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm feſtgeſetzten Zeit.

Er hatte, während derſelben, ſieben Reiſen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen furs Poſtgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die Ruſſiſche Monarchin ſechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf franzöſiſchen Fuß. Zwei derſelben ſtellten ein, von einer Ruſſiſchen Escadre gegen die Turken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daſelbſt erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der Ruſſiſchen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte einen Seevorfall in Aegypten; das ſechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tſchesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde ſind in Peterhof in einem eigens dazu beſtimmten großen Saal aufgeſtellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stifters der Ruſſiſchen Seemacht, und ſodann das Portrait von Katharina der Zweiten ſich befindet, unter deren Regierung die Ruſſiſche Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb ſich durch dieſe Arbeit, nebſt einem anſehnlichen Gewinn, einen eben ſo frühzeitigen als ſoliden Ruhm, der ſich durch das Aufſehen, welches das ſonderbare viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, koſtbare Modell verurſachte, mit ungemeiner Geſchwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältniſſe.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von Engländern beſtellten Arbeiten, ſelbſt nach London; und als

dieſe im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausſtellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte ſich der Ruf des Künſtlers und das Verlangen nach ſeinen Arbeiten. Allein ſeine Geſundheit ward in dieſem Lande immer ſchwacher, ſo daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er ſich, ſolche wieder herzuſtellen begeben hatte, noch ehe er voll neunundzwanzig Jahre zurück gelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundſchaft, für ſeine Beerdigung, und die ſchon damals berühmte Deutſche Künſtlerin, Angelica Kauffmann, die Güte für die Ueberſendung ſeines nachgelaſſenen Beſitzes und ſeiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieſer frühzeitige Tod war allerdings ein Verluſt für die Kunſt. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieſes jungen Künſtlers, und wer ſie ſah, zweifelte nicht, daß ein langeres Leben ihn ſeinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite geſetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieſes geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen ſo ſchmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfahig, zu Ende deſſelben Jahrs eine Reiſe nach Neapel unternahm, um ſich an veranderten Gegenſtanden und Geſellſchaften von ſeiner Trauer zu erholen. Daſelbſt hatte er Gelegenheit, im Janner 1774 verſchiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geſchehenen Ausbruch des Veſuvs, zu verfertigen, welche er nach ſeiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemalden benutzte.

Wenige Wochen, ehe ſein erwahnter Bruder Johann nach England abreiſ'te, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte

ſich der Geſchichts- und Porträtmalerei gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieſer Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er ſeinem Meiſter nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen Ruſſiſchen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeiſter einer Akademie, im 32ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung ſeines Bruders, Landſchaften in Oel und haufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte ſich nachmals 1778 in Genf, und als ſich die innerlichen Unruhen daſelbſt immer erneuerten, in Lauſanne. Philipp aber ließ ſeinen jüngſten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferſtecherkunſt erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reiſen.

Im Jahre 1774 machte P. H., in Geſellſchaft des Raths Reiffenſtein, eine Reiſe nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchſt merkwürdige Stück der Römiſchen Baukunſt, das von Kaiſer Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehauft ſtehenden Waſſer errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt iſt, zu beſehen. Von da aus zogen ſie über das maleriſch ſchöne Land von Sora, Iſola di Sora, Caſamaro u. ſ. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine ſolche Tour nach Civita Caſtellana, Soracte Pogio Mirteto, Ponte Correſe und andern Gegenden um Rom, ſo daß beinahe im Umkreis von 60 Italianiſchen Meilen um dieſe Stadt kein betrachtlicher Ort, keine reizende Ausſicht war, die der Künſtler

nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hatte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius des Sechsten, und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als P. H. demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Vali Antinori, ein Toscaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. P. H. erwiederte, daß es auch sein Wille ware, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hatte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig seyn könnten. P. H. antwortete: „es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist, und erst anfangt große Platten zu machen, noch keine Kupferstich-Druckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit." Der Papst schenkte dem P. H. für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen, und sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protection." Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich,

und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl.“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von P. H. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinalen, Pralaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villeggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papstes verheirathet wurde, an den Duca di Remi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtniß die ganze Melinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. P. H. fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht, und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen; welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villeggiatur in Albano zubrachte.

Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Messe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Voreltern lesen mußte, Befehl, dem P. H. die ganze Villa nebst allem, was er nöthig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit malte er in Gouache die Aussicht von Rom, und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Frieß kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, theils weil der Papst, noch als Pralat, öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war; auch P. H., der lange in Rom gelebt, und viel mit der Römischen Noblesse Umgang hatte, den Römischen Styl sehr genau kannte: so ließ er durch seinen Freund, den Vali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außerordentlich gnadig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind, sagte er, von allem genau unterrichtet, was Ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswartigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte: Ihr habt

warf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens auf's eifrigſte empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Koſten der Religion nicht hergeſtellt wiſſen will? Hält er nicht ſelbſt in den Provinzen Spionen, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer ſich zu der neuen Meinung hinüber neigt? Hat er nicht zu unſrer Verwunderung uns dieſen und jenen genannt, der ſich in unſrer Nähe heimlich der Ketzerey ſchuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich ſoll gelind ſeyn? ich ſoll Vorſchläge thun, daß er nachſehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bey ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch ſeine Abſichten wiſſen. Ihr ſollt Ruhe und Friede wieder herſtellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblaſen wird. Bedenkt, was ihr thut. Die größten Kaufleute ſind angeſteckt, der Adel,

in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt beſſer Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Baſel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hatten dieſelbe Induſtrie, ſo würde der Staat glücklich ſeyn. Ihr zeichnet Euch beſonders unter den fremden Künſtlern aus. Andre ſuchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weiſe die armen Römer, und gehen davon; Ihr hingegen ſuchet, ohne Anſehen der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künſtler Copien bei Fremden anzubringen." — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und ſchenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieſes war ſein Neffe, jetzt Cardinal Braſchi, der nahe am Payſt auf dem Vatican logirte; desgleichen dem Cardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den P. H. ſchon langſt kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, ſetzte ſich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei ſich. Von dem Kupfer und der Kunſt wurde wenig geſprochen. Da der Geiſtliche hörte, daß es zwei Preußen waren, fragte er den Cardinal: ob ſie zur allein ſeligmachenden Römiſch-katholiſchen Religion gehörten. Der Cardinal ſagte: „das iſt eben zu bejammern, daß zwei ſolche brave Menſchen ewig verdammt ſeyn müſſen." Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, ſie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht Römiſch-katholiſch ſey. Der Cardinal ſtimmte

fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es P. H. nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Se. Eminenz und sagte: Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Secte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert seyn, daß ich nichts gegen die Römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Abscheu ist, und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sey es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch.“ Da P. H. dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden.“ So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von P. H., der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig

über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig sey, denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der C—e: „der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, beaeht er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget." Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. P. H. antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte P. H. den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört; er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden." Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war auch gesprächig und angenehm; an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien

hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Richard Payne Knight.

Philipp Hackert's großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden, und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Richard Knight, vereinigte sich P. H. zu einer Reise nach

Sicilien, auf gemeinschaftliche Kosten; welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in Englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

Tagebuch
einer Reiſe nach Sicilien
von
Richard Payne Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlaſſen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reiſe durch Sicilien zu machen, und im Vorbeigehen Paſtum und die Lipariſchen Inſeln zu beſuchen. Sobald man den Neapolitaniſchen Hafen verlaſſen hat, öffnet ſich die herrlichſte Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt ſich ſtufenweiſe über das Geſtade, indem der Berg Veſuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Iſchia, Procida beſchäftigen das Auge bis zum Cap Miſene, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palaſten, Gärten, Waldern und Ruinen, eine ſolche Verſammlung von Gegenſtänden, wie ſie nie geſehen wird. Wir genoſſen dieſen Augenblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter ſehr ſchön, und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perlton, der Claude Lorrain's Gemälde ſo ſehr auszeichnet und dieſem köſtlichen Klima ganz eigen iſt, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel halt ungefahr 20 (engliſche) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offenen See fuhren, ſchienen Farben und Formen in die Atmoſphare zu ſinken, ſie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen

zurückzog, und alles in Finſterniß hinterließ. Während der Nacht ſchliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Päſtum. Wir nahmen ſogleich Pferde, dieſe ehrwürdigen Denkmaler zu beſuchen.

Päſtum.

Den 13. April.

Die erſte Anſicht derſelben iſt außerſt überraſchend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten ſind, ſtehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und ſchönen Thales, umgeben von romantiſchen Hügeln, welche mit blühenden Büſchen und immergrünen Eichen bedeckt ſind. Einer derſelben iſt der Mons alburnus, und noch jetzt mit jenen Baumen bewachſen, deren Virgil im dritten Buche ſeiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen Asilo
Romanum est: oestron Graji vertere vocantes).

Er heißt nun Monte Postiglione und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager, (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Waldern beſetzt, die wahrend des Sommers, durch die vorerwahnten Oestri oder Asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architektur von Paſtum iſt die alte Doriſche, die Saulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitalen und

ohne Vasen. Sie sind aus einer Art poröser Steinmasse verfertigt, wie die von Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine sind vortrefflich gearbeitet, und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue spielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er ist mit Moos und Kräutern bewachsen, und nicht von Rauch geschwärzt, noch durch neuen Anbau entstellt, wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten sehr harmonisch, angenehm und malerisch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als eine künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfallige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen Dorischen Form; nur sind die Säulen nach Korinthischer Ordnung cannelirt, d. h. zwischen

den Vertiefungen abgeflacht. Auch ſind die Capitäle von derſelben Ordnung, nur ſehr roh und einfach. Das Geſims iſt Doriſch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Paſtum. Zwiſchen den Triglyphen ſind Basreliefe, deren Zeichnung ſehr rein und zierlich geweſen zu ſeyn ſcheint; aber ſie ſind ſo zerfreſſen und verſtümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun iſt die Frage: ob dieſer Tempel gebaut worden, ehe die Korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem ſie ſchon wieder im Abnehmen geweſen. Ich bin aus mancherlei Urſachen geneigt, das erſte zu glauben; denn die Korinthiſche Ordnung zeigt ſich an keinem Monumente vor den Zeiten Auguſt's vollkommen, und ſcheint erſt zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capital ſey durch einen Korinthiſchen Architekten erfunden worden, indem er eine Akanthſtaude geſehen, die um einen Blumenkorb her gewachſen, ſo verdient ſie wenig Aufmerkſamkeit. Die erſten Anfange der Korinthiſchen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Perſepolis. Sie wurden wahrſcheinlich um die Zeit Alexander's des Großen nach Europa gebracht; aber die ſtolzen Griechen wollten ſich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Paſtum muß lange in einem Zuſtand von Verfall geweſen ſeyn, ehe die Korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geſchweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort ſchon verlaſſen und ungeſund zu ſeiner Zeit geweſen ſey, und die Geſchichtſchreiber der Römiſchen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner ſind die Gebäude der ſpätern Römiſchen Zeiten, als die Architektur ſchon verderben war, in einem

ganz verschiedenen Styl von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die Griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen seyn. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig: denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten Griechischen und Römischen Werke gehabt; man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt, und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient, und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des versteinernden Stroms, 300 Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen

das Volk, die Soldaten. Was hilft es, auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geist Philippen eingeben, daß es einem Könige anständiger ist, Bürger zweyerley Glaubens zu regieren, als sie durch einander aufzureiben.

Regentinn. Solch ein Wort nie wieder. Ich weiß wohl, daß Politik selten Treu' und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unsern Herzen ausschließt. In weltlichen Geschäften ist das leider nur zu wahr; sollen wir aber auch mit Gott spielen, wie unter einander? Sollen wir gleichgültig gegen unsre bewährte Lehre seyn, für die so viele ihr Leben aufgeopfert haben? Diesollten wir hingeben an die hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deswegen nicht übler von mir.

Regentinn. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich

Rosengarten nicht unwerth, von welchen die Römischen Poeten so viel zu erzahlen wissen.

Porto Palinuro.

Den 18. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Ueberbleibseln Griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Felucke zurück und fuhren wahrend der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thaler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wozwischen sich Weideplatze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle Weise begränzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feigheit Napolitanischer Seeleute, aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pastum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hatten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und waren wir nicht so ungeduldig gewesen, Sicilien zu erreichen, so hatten wir unsere

Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besondrer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln, Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen, und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten, und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Osero, im Adriatischen Meere, ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen seyn mögen, zu äußern, würde unnütz seyn, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als in Ordnung gewesen seyn, welche immer wechselsweise auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 23. April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22. um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Aetna erschien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmosphare. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Palinuro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein conischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulcanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwest-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loser Asche besteht. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantane zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten,

so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu, und kamen Morgens früh daselbst an.

Lipari.

Den 21. April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Garten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefahrten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dieses war sonst der Krater des Vulcans,

und da das Ganze mit porösen Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämmtlichen Liparischen Inseln, so wie die Küsten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Insel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen; doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Fazello nimmt an, es sey diese Insel zwischen dem zweiten und dritten Punischen Krieg entstanden, unter dem Consulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dieß von einer mißverstandnen Stelle des Orosius her, welcher auf Volcanello anspielt. Volcano hingegen wird schon vom Thucydides erwähnt, als seiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Aristoteles, der einer großen Eruption dieser Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche gedeckt habe. Ehemals hieß sie Thermissa und Hiera, und die Poeten setzten dahin die Schmiede des Vulcan. Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drei Orten gebrannt; gegenwärtig brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen tausend Jahren mag sie, bei der langsamen Verwitterung vulcanischer Materien, wohl so wie die übrigen fruchtbar werden: denn diese müssen sich seit Cicero's Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano sind die einzigen, die noch Heut zu Tage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo

erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, sehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher Isländischen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieser Inseln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt sind, möglich die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszusagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meisten ausgesetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beständige Getös dieses Berges und schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I, 579) giebt noch eine genauere Beschreibung:

Aequore Trinacrio, refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda freti; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas.
Nec scopulus, aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Aeolischen giebt, habe die Höhle des Aeolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari

hingegen umrinat von ihnen. Uebrigens waren sie alle dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die Griechischen und Römischen Schriftsteller zahlten nur sieben dieser Inseln: gegenwartig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drei kleinen Felsen, welche die Ueberzahl machen, in neuerer Zeit, durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht fur merkwürdig genug sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schifften wir auf unserer Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25. April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthalt, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die monteterischen Berge, sonst die Heraischen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begranzt wird. Die Citadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu seyn.

Tindaro.

Den 26. April.

Indem wir nun, an der Küste hin, den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefahr 20 Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort Santa Maria di Tindaro

genannt, wo man noch einige Ueberbleibsel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu seyn, und ein großer Theil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus Römischer Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine Thiere futterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hatte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns sammtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hatten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben,

welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir waren nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reis'ten, und wenn er irgend etwas von einer Festung ware ansichtig geworden, so wurde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er sey aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sey ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sey unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hatten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns fest halten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche, und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vicekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Proceß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sey. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereis't habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschadigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die Heraischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Cap. 84) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhange mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Stadten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbaumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern

Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannichfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöf't hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefahr eine halbe Meile von dem Ufer entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Aqua Dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materien besteht, wie die oben beim Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden sich, wie mir die Landleute sagen, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefahr 300 Yards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht

den nächſten beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat. Es ſind noch andere, Machiavell, Männer die ich ſchätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet ihr mir?

Regentinn. Ich kann es geſtehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentinn. Durch ſein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtſinn. Ich erhielt die ſchreckliche Bothſchaft, eben als ich von vielen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in eurer Provinz entſteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König ſich alles verſprach?“

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentinn. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebenſache wäre, verſetzte er: Wären nur erſt die Niederländer über ihre Ver-

weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drei Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Dusa nach Lufinali, einem elenden Wirthshause, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speis'ten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V. schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alaesa und Cephaloedis sollen vorhanden gewesen seyn; allein ich konnte nichts davon sehen, noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt ware, nicht wohl einzunehmen seyn würde.

Termini.

Die Bader von Termini werden immer sehr gebraucht; aber es giebt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Therma. Die heilsamen Wirkungen dieser Bader werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war, und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben,

dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf seinem Zug durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV. Cap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siciliens: als es aber durch die Carthager, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getödtet ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's versammelte Scipio die zerstreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä, und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor; das andere, ein allegorisches Bildniß der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl in- als auswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer seyn, sich die Vorstellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht

sande. Der größte Theil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gyps, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Vermögen unter Obsorge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberei zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1. Mai.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohl bewohnt; aber die Architektur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Palagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthaltes, außerordentlich höflich; sie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der Römische und Neapolitanische Adel annimmt; sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Conversationen oder Assembléen wie die übrigen Italianer, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vice-Königs alle Abende, außer Donnerstags und Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assembléen besuchen, fahren sie auf

dem Kay hin und wieder, wie die Römer im Corso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrscheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so wunderlich seyn, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heirathen sehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italianer von Stande so lächerlich werden, und wovon unsere eigenen Landsleute nicht völlig frei sind.

Während des Maimonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Domo, der einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fangt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedrange. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine

so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen, bei einem so lebhaften Volk wie die Sicilianer sind, nicht werde versäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthalt nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pelegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung Hetrurischer Gefaße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Munzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen sern, sind von den Vatern, vor ihrer Aufhebung, hinweggeschafft worden.

Des Vice-Königs Palast ist ein altes unregelmäßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Capelle scheint unter den Griechischen Kaisern erbaut: denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fursten herschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sicilien, seit Roger dem Ersten, vom Normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syracus hieher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Große der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kuhnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der

Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seyen von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 5. Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr dreißig Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrudern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten, und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen

in Thätigkeit ſetzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale iſt klein aber auf einen ſchönen Felſen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrſcht. Die Stadtkirche ſcheint aus den Zeiten der Griechiſchen Kaiſer zu ſeyn: denn ſie iſt auch mit jener barbariſchen Moſaik verziert. Darin ſteht eine Anzahl von prachtigen Porphyrſaulen in einem halbgothiſchen Styl vollendet, und ein prachtiger Sarkophag von derſelben Steinart. Dieſer enthalt den Körper Wilhelm's des Erſten, Königs von Sicilien. Dieſer Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und ſcheint zu beweiſen, daß die Römer einen großen Theil deſſen, den ſie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er ſey ſammtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieſer Saulen jedoch zeigt, daß ſie gefertigt worden, nachdem die Saracenen dieſen Theil des Römiſchen Reichs an ſich geriſſen, und der Tod des Königs Wilhelm fallt auf 1160, in ein ſo barbariſches Zeitalter, daß alle auswartigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Segeſta.

Den 6. Mai.

Zu Alcamo kehrten wir im Schloſſe ein, und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Segeſta oder Egeſta zu ſehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nahert man ſich, ſo erſtaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel ſteht und von hohen Bergen umgeben iſt. Er hat ſechs Saulen in der Fronte, und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollſtändigem

Geſims. Die Bauart iſt die alte Doriſche, aber das Gebäude ſcheint nie fertig geworden zu ſeyn: denn die Säulenſchäfte ſind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß ſie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderſtücke in der Nähe, die wahrſcheinlich dazu beſtimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmeſſer, da ſie aber nicht vollendet worden, ſo kann man ihr Maaß nicht genau angeben. Das Geſims konnte ich nicht meſſen, indem ich mir keine Leiter zu verſchaffen wußte, und keine Bruchſtücke deſſelben an dem Boden lagen. Dieſer Tempel ſtand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengeſetzten Hügel nach Weſten lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchſtücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerſtörtes Theater. Es iſt aus gehauenen Steinen errichtet ohne Mörtel, und wie alle Griechiſchen Theater an einem Abhang, ſo daß die hintern Sitze in den Felſen gearbeitet ſind. So gut ich es durch die Büſche und Ruinen, die es bedeckten, meſſen konnte, iſt es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen ſind alle weggeſchafft oder heruntergeſtürzt; auch ſieht man keine Ueberbleibſel von dem Podium oder Proſcenium. Die Ausſicht geht nach der See und iſt ſehr ſchön: denn ſie beherrſcht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Aegeſta, oder wie ſie die Römer nennen, Segeſta, war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

> Interea Aeneas urbem designat aratro
> Sortiturque domos: hoc, Ilium, et haec loca, Trojae
> Esse jubet.

Aeneas benannte ſie zu Ehren ſeines Wirthes Aceſtes und die kleinen Waſſer, die dabei fließen, wurden Simois

und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segestaner selbst nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sicilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinsamen Ursprung, und begünstigten sie mit mancherlei Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besonderm Glanze gelangt zu seyn; denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Nachdem wir den Tag in Segesta zugebracht, kamen wir den 6. Mai zu einer kleinen Stadt, Calatasimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybaum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel veterano, und von da am selbigen Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung, ausserhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und grösseste war, nach Herodot, dem Zeus agoraios gewidmet, und nach Pausanias, dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen grossen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten

Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Saulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Vase und sechs am Capital, und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Saule aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Saulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist zwölf Fuß zehn Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maaß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durcheinander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu seyn, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, sieben Fuß hoch und fünfe breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer, und die Capitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr sieben Fuß sechs Zoll an der Vase und ungefähr fünf Fuß sechs Zoll am Capitäl; die Höhe etwa vier Diameter. In allen drei

fassung beruhigt! Das übrige würde sich leicht geben.

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederländer sieht, daß es mehr um seine Besitzthümer als um sein Wohl, um seiner Seele Heil zu thun ist? Haben die neuen Bischöfe mehr Seelen gerettet als fette Pfründen geschmauf't, und sind es nicht meist Fremde? Noch werden alle Statthalterschaften mit Niederländern besetzt; lassen sich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß sie die größte, unwiderstehlichste Begierde nach diesen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regieret werden, als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maßstab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?

Regentinn. Du stellst dich auf die Seite der Gegner.

Tempeln hat jede Saule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten Dorischen Tempel. Einige hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Kay's sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebaude bestehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die Reste von drei andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maaße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der übrigen gleich. Der dritte hat sechs Saulen in der Fronte und funfzehn in der Tiefe, und nur sechzehn Cannelirungen an jeder Saule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten Dorischen Ordnung, ohne Vasen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenser gebaut, ungefahr 640 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Stadte in Sicilien. Doch da sie in Krieg mit den Aegesianern verfiel, riefen die letztern sich die Carthager zu Hülfe, welche ein machtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibal's sendeten. Die durch Wohlleben und Prachtlust entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sclaven verkauft. Die Tempel, die prachtigsten und schönsten in Sicilien, wurden niedergestürzt, und als die Syracusaner Gesandte abschickten, um zu bitten, daß man dieser Gebaude schonen

mége, antwortete Hannibal: die Götter, wie er gewiß wisse, hatten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den Aegyptischen Pyramiden, am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewaltsamkeit nicht ganz zerstören: noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Carthago schon längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daseyn, ungefähr 150 Jahre, bis die Carthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sey zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden seyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie übereinanderliegen, vermuthet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen seyn, und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus, zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel

liegen alle nach Einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Saule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch seyn mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Saulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den Griechischen Zeiten sehr verandert, indem die Wasser eine versteinernde Eigenschaft haben. Virgil sagt: Palmosa Selinus: gegenwartig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt: denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thieren, daß sie uns fast auffraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu messen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 10. Mai.

Die heißen und mineralischen Bader sind noch sehr im Gebrauch; doch was diesen Ort von allen Theilen Siciliens her sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei der Stadt. Dieß ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt

ein heißer Luftstrom dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sitzt ungefähr eine halbe Stunde drinn, und geht dann zu Bette, und wiederholt dieses jeden Tag bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert, und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Sonst hielt man sie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, eh man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciscaner sehr freundlich annahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg Agrigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten, als irgend andere in ganz Sicilien gefunden werden. Es sind Ueberbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten Dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehalter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am Boden, und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Selinus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung,

doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feineren Theile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwartige Ansicht des Junotempels ist so malerisch, als man sie wunschen kann. Er liegt auf einem kleinen mit Baumen bedeckten Hugel, zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trummer umherliegen: denn das Material ist so gering, daß niemand es fur werth hielt wegzufuhren.

Zunachst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verschieden. Ein Theil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Saulen mit dem großten Theil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angefressen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhaltniß. Nur noch eine einzige Saule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie fielen. Ihr Diameter war ungefahr 6 Fuß 6 Zoll, und die Hohe 5 Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die beruhmte Statue des Hercules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Muth und Thatigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwartig findet man nur noch wenige Trummer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Große zu zeigen, worin er selbst die von Selinus ubertraf, ob er ihnen gleich an Schonheit der Zeichnung und Pracht der Ausfuhrung

nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Fronte und siebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capital; ihr Maaß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite St. Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maaß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und sechszig Breite. Was die zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Sculptur, wie sie eine der reichsten und prachtigsten Griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihren ungeheuern Plan durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal, ohne sichtbare Ursache, zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulcan ſind noch zwei verſtümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man ſieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich geweſen. So ſtehen auch noch zwei Halbſäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeskulap außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln iſt kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beſchriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man ſie gegenwärtig bezeichnet: denn ächt und gewiß ſind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Aeskulap, die übrigen werden nur nach ſehr zweifelhaften Gewährsmännern alſo genannt.

Zwiſchen der alten Stadt und dem Fluß Hypſa iſt ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es ſteht auf einem Fußgeſtelle, und hat eine Joniſche cannelirte Säule an jeder Ecke: aber das Geſims iſt Doriſch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommenſten Zeit der Baukunſt in Sicilien aufgeführt worden; ſo bin ich von der letzten Meinung. Denn es iſt viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden ſich noch einige andere Trümmer aus Römiſchen Zeiten, beſonders ein reiches Korinthiſches Geſims von weißem Marmor, welches nun ausgehöhlt zu einem Waſſerbehälter dient. Es ſcheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt ſeyn, an einigen Orten ſind ſie aus dem Felſen gehauen und voller Niſchen, in welchen man die Aſche der Todten verwahrte. Ich habe dieſe Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Urſache davon denken

ſoll, ſo vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche fürs Vaterland ſtarben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte ſind noch an manchen Orten ſichtbar, und ſcheinen mit viel Arbeit und Koſten angelegt zu ſeyn, indem ſie in den feſten Felſen gehauen ſind, und weit und hoch genug, daß eine Perſon bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden ſich in dem Boden zwiſchen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrſcheinlich Begräbniſſe für Sclaven und arme Bürger.

Agrigent war einſt, nach Syracus, die gröſte Stadt in Sicilien, und man giebt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einſchließen, ſcheint dieſe Berechnung viel zu gering. Wahrſcheinlich ſind die Sclaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigſtens das Doppelte der freien Menſchen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gaſtfreiheit, deßwegen Empedokles von ihnen ſagte: ſie äßen und tränken, als wenn ſie morgen ſterben ſollten, und bauten, als ob ſie ewig zu leben gedachten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung ward es durch Himileon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten Puniſchen Kriege ward ſie von den Römern genommen, und hart behandelt, weil ſie die Carthager begünſtigt hatte. Nach der Zerſtörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Zierden

zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Maßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn sobald Carthago zerstört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Consuln und Pratoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc socius juga pauca boûm, grex parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal Sat. 8.

Dieß sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sey es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königin Constantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthalt sie ungefahr 12,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathauser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jahrliches Einkommen von 20,000 Pf. Sterling; welches ein immerwahrender Verlust für die Gegend ist, denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten

Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute Sicilianische und Punische Stücke enthalt.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sey das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitlaufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maaß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa, und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Styl, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und dieß auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren, als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für Römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Consuls oder Prators unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstande aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verſtande ganz auf der unſrigen ſeyn.

Regentinn. Wenn du ſo willſt, ſo thät' es noth, ich träte ihnen meine Regentſchaft ab; denn Egmont und Oranien machten ſich groſſe Hoffnung, dieſen Platz einzunehmen. Damals waren ſie Gegner; jetzt ſind ſie gegen mich verbunden, ſind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentinn. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien ſinnt nichts Gutes, ſeine Gedanken reichen in die Ferne, er iſt heimlich, ſcheint alles anzunehmen, widerſpricht nie, und in tiefſter Ehrfurcht, mit gröſter Vorſicht thut er was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freyen Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht seyn mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lastig, wenn die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl, als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles Sicilianische Oel ist wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deßwegen es auch sonst berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia, magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17. Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Ueberbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon sichtbar gewesen. Die Geloischen

Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten. Aber sie erhielten zur Antwort: Sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hypparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 19. Mai.

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehn von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner

Großmuth schuldig sey. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Gränze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Diese Kraft, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Oekonomie haben mehr beigetragen, Sicilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hatte thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze Spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europa's Künste und Manufacturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich schwach und unfähig waren, einander beizustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieses kommt natürlich wo jene sind. Ist

es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles. Denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Ueberfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufacturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syracus.

Den 20. Mai.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Insel Ortygia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinste ihrer vier Abtheilungen war, und selbst hier ist ein großer Theil des Bodens zu Festungswerken verwendet, welche stark und weitlaufig sind, ja, wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgil's (Eclog. X. 4.)

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermiscеat undam.

ist nicht erhört worden: denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpfet und dient nur zu einem Waschtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht, einigermaßen unterschieden von denen, welche Theokrit und Virgil beschreiben: es war nichts als eine Gesellschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Kathedralkirche ist ein alter Dorischer Tempel. Man hält sie, ohne genugsame Gewahrschaft, für jenen Tempel der

Minerva, der wegen Reichthums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre aber behaupten, die Buchstaben jener Inschrift seyen von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören konnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art, giebt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forschlustigen, an welchen Sicilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Latomien von Epipola, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Alaunsiederei, wodurch ihre natürliche Dusterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 30 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Punkte zusammenlauft. Sie geht in den Felsen

ungefahr 70 Yards in der Geſtalt eines lateiniſchen S, und hat noch ein ſehr ſtarkes Echo, welches wahrſcheinlich ſehr geſchwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß dieſe Höhle von Dionyſius angelegt ſey, um die Geheimniſſe der Gefangenen zu erfahren, iſt wahrſcheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftſteller etwas davon erwähnt. Indeſſen ſcheint ſie doch vorſatzlich zum Echo angelegt: denn ſie iſt mit mehr Kunſt und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufſtand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieſer Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebaude, wo ſich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Larm in der Höhle genau hören konnte. Aelian ſagt, daß die ſchönſte dieſer Höhlen nach dem Namen Philorenos des Poeten genannt worden, der ſein Gedicht von den Cyclopen ſchrieb, während er von Dionyſius hier eingeſperrt war; und ich bin ſogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philorenos zu halten, weil ſie die andern an Gröſe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Acradina ſind naher an der See, und dienen nunmehr als Gärten eines Capuzinerkloſters. Sie ſind in derſelben Art wie die andern, nur weit ſchöner und maleriſcher. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felſen ſind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbaumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie ſie früher beſchaffen geweſen, kann man aus der Beſchreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam

tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest. Und ſo ſind dieſe ſchrecklichen Wohnungen der Rache, einſt der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmſten Luſtorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin ſo mancher Elende ſein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantiſche Ruheplatze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kalte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verſtummelte Säulen, welche für Ueberreſte des Tempels, der dem Olympiſchen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienſer, nachdem ſie von Syracus abgeſchlagen worden, ſich zurückzogen. Die Säulen haben ſechzehn Cannelirungen, und ſind die erſten der alten Doriſchen Ordnung, die ich mit Vaſen geſehen habe. Vor kurzem fanden ſich noch dieſe Ueberreſte viel bedeutender, aber bald wird ſogar ihre Spur verſchwunden ſeyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Dieſe Saulen, nebſt einigen unterirdiſchen Waſſerleitungen und Grabhöhlen, ſind alles, was von der ſo mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einſt ſo außerordentlich ſchön war, daß ſelbſt Marcellus, in dem Laufe ſeiner Siege, ſich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückſelige Herrſchſucht verwünſchen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerſtören. Die reichen Palaſte des Dionyſius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Malerkunſt, welche ſie zierten, ſind zerſtört und nicht eine Spur derſelben zurückgeblieben. Selbſt die Mauern, deren Starke und Pracht die Römer in Erſtaunen ſetzte, ſind ſo völlig verſchwunden, daß man auch den Grund derſelben nicht einmal mehr entdecken kann. Lieſt man die Erzahlung

von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannichfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero übersteigen allen Glauben; aber aller dieser Reichthum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus ist nicht so weit als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syracuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen seyn, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinwegeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise

gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipola laßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefahr mit dem von Agrigent zusammentreffen, und somit auch die Bevölkerung ungefahr dieselbe gewesen seyn.

Wir reis'ten den 23. Mai von Syracus ab, ließen Agosta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermuthe, es sey ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwartig durchaus, während des Sommers unbewohnbar, denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen, und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 23. Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man uber die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Graben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneser den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk uberzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer, zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erstemal das Vergnügen, einen edeln Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft immer höchst schatzbar seyn würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Aussehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thatigkeit, der im Ganzen herrschte, gab mir den gunstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Großheit kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder

Regentinn. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentinn. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont, freut ihn, sich nennen zu hören; als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren. Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloschne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentinn. Wenn er wollte, wie verdient konnte er sich um die Regierung machen; anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nutzen, unsäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Ge-

der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gesinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen laßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und stößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welches sehr reich ist und fur die Studirenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befinden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büsten und der Torso eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu seyn scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu Rom befindet. Dieser kostbare Ueberrest ist vollkommen erhalten und von der vortrefflichsten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen wußten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, omnia supercilio moventem. Es sind noch andere schöne Werke der Sculptur in dem Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, Hetrurischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die Sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine

angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind: denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie schon als Werke der Sculptur betrachtet höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude; der ältere Theil desselben in barbarisch Sicilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Theil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Styl der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden sollte. Das Benedictinerkloster ist ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es ist nicht geendigt, und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich, wegen der Nähe des Aetna, keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Palagonia nicht viel nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung Hetrurischer Gefäße,

beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß diese Waare nicht allein von den Hetruriern verfertigt worden. Uebrigens ist in Catania uber der Erde wenig Merkwurdiges; die Alterthümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt, und ein Theater, Amphitheater, Bader und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Saulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, laßt sich schließen, daß das Theater sehr prachtig gewesen. Eine Vase, nebst dem Piedestal von einer derselben, steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr uberladen mit Zierrathen, und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes, denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hatte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind, gleich den ubrigen Sicilianern, sehr geneigt, ihre Alterthumer den Griechen zuzuschreiben, aber ohne Grund; denn die Griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wieder hergestellt, aber aufs neue durch einen Ausbruch des Aetna verwustet. Durch den Beistand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Ungluck uberfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wiederholten Zerstorungen, die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber

zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthalt es 16,000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deßwegen wachs't sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thatigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern Sicilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich einen Hafen anzulegen, und hatte ihn der Hof gehörig begünstigt, so ware diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber, wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewassert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk uber die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

Aetna.

Den 27. Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania geseden, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicolosi, steigt man allmählig durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavastrom durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sicilianer nennen solche Plätze mit einem verdorbenen Spanischen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockner schwarzer, damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen ware, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen, und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwaldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuern Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Waldern und Weingarten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, gefuhrt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Fuhrer den Berg besuchenden dienet. Hier fangt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefahr 6 Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über

die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klima's sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernte, zu Nicolosi befand sich alles in der Maienblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle naherten, trieben die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht, und stiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsere Maulthiere zu verlassen, und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar, und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem rothen düstern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildet die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anstrengung durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deßwegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß

der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Calabrien und die Liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem, wie auf einer Charte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben, und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu seyn.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flusse, Städte und Wälder wurden allmählig deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten, dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus, mit einem guten Teleskop, die Küste von Afrika und Epirus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollond'schen Taschentubus die Küste von Apulien zu sehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl

derer, die ſich nicht mehr unterſcheiden laſſen. Der ganze Berg, deſſen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreiſe hat, und, nach den Beobachtungen des Kanonicus Recupero, 5000 Yards ſenkrechte Höhe, iſt durchaus von Lava aufgeführt. Unterſucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergſtröme ausgewaſchen worden, ſo ſieht man, daß der ganze Berg aus verſchiedenen Lavaſchichten beſteht, die über einander, nach langen Zeitraumen gefloſſen ſind: denn ſie haben zwiſchen ſich Boden von abwechſelnder Dicke, von ſechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwiſchen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeſte iſt und am leichteſten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann; daher ſich denken läßt, was für zahlloſe Zeitalter nöthig geweſen, um dieſe ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müſſen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung iſt, indem ein viel höherer Gipfel eingeſtürzt, und der gegenwärtige erſt wieder gebildet worden. Dieſes hat mehr als Wahrſcheinlichkeit: denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, iſt eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, beſonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg ſey anfangs coniſcher Geſtalt geweſen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig iſt, ſo muß alles was über dieſer Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterſatz eines kleineren Berges erſcheint, muß ehedem in Einem Aufſtieg bis zum Gipfel fortgegangen ſeyn, ſo daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünſchte dieſe Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerkſamkeit unterſucht zu haben; aber in der gewaltſamen Kälte war es unmöglich zu

verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabanke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den furchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines stürmischen Feuers, welche unten rasten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unsrer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwarmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

Aci Reale.

Den 1. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Castanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll bedecken können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles

gekappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sicilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebautesten Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert, und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist, als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehmals höher gewesen: denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Asines. Es ist ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt

sellschaften, Gastmale und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft. Wie oft setzt er durch seine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie stutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Absicht.

Regentinn. Schlimm genug. Wie ich sage: er schadet uns, und nutzt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachlässig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich nehmen. So hetzt eins das andre; und was man abzuwenden sucht, das macht sich erst recht. Er ist gefährlicher als ein entschlednes Haupt einer Verschwörung; und ich müßte mich sehr irren, wenn man ihm bey Hofe nicht alles gedenkt. Ich

und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschichte war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulcanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Aegesta. Der äußere Corridor ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hatten dienen sollen. Das Theater von Aegesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tauromenische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert, und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der Römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verstümmelte Saulen von Granit, Cippolin und

andern köstlichen Bausteinen umher, mit Capitalen und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen Korinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küste von Sicilien, sogar bis Syracus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen seyn, wie auch Wasserbehälter, aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine Maltesische Speronara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

Messina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfahrt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch: denn die Küsten sind hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise aneinander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe

gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prachtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die Heraischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingarten, wozwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier steht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Festung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu seyn scheint. Kommt man aber der Stadt naher, so verliert diese liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kai, der prachtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen armlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese ungluckliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchsten Zustand des Reichthums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgestiegen nunmehr die Stadt betraten, verdusterte sich immer die Aussicht. Die Einwohner sind arm und verstummt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Grossen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund, und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vortheile

werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den Normannischen, Deutschen und Arragonischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Saracenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichthum und Größe. Messina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für diese Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, so wurde den Einwohnern das Spanische Joch zur Last, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang, und gaben sich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wirksam geleisteten Diensten schimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der Spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu drucken und verarmen zu lassen. Der Hafen ist beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel streng beschränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens schwer besteuert. Diesen traurigen Zustand noch aufs äußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen Sicilianischen Styl und, die Kirchen ausgenommen, droht fast alles den Einsturz. Die Kathedrale ist ein sehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein

Manuſcript befindet, die Geſchichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin ſo viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abſchrift davon beſeſſen; aber ich konnte ſie auf keine Weiſe erhalten. Es ſcheint ſehr meiſterhaft geſchrieben zu ſeyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgeſprochenen Geſinnungen von oben herein nicht billigen kann.

Der Strudel Charybdis, ſo fürchterlich in der poetiſchen Beſchreibung, befindet ſich gerade vor dem Hafen von Meſſina. Er iſt niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verſchlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schiffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich ſchrecklich geweſen ſeyn, ja zu Zeiten Virgil's nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, ſehr verachtliche Seeleute. Doch iſt die Beſchreibung deſſelben in der Aeneide (III. 420.) ſehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem ſtürmiſchſten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat undâ.

Auch ſieht man keinen Grund zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltſamer geweſen als gegenwartig. Virgil aber ſchreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforſcher, und zeigt ſich hier nicht hyperboliſcher als in manchen andern Stellen ſeines Werkes.

(Beſchluß des Tagebuchs.)

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes nach Lausanne und Genf, wo P. H. seinen Bruder Carl nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbader gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beider, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

P. H. ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Oelgemälde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannichfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana eine ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782

zu Stande kam. Dieſe Galerie oder Saal enthält fünf große Landſchaften, ferner vier kleinere Seeſtücke, die über den Thüren angebracht ſind. Bei dieſer Arbeit wurde jedoch der Künſtler ſehr eingeſchränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunſch, gewiſſe Gegenſtände vorzuſtellen, die ſeinem maleriſchen Geſchmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Ausſichten von dem Landhauſe des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schweſter, der Erzherzogin Marie Chriſtine in Brüſſel, ein angenehmes Geſchenk damit zu machen. Allein das Schiff, das dieſe Bilder führte, ging auf der Seereiſe zu Grunde. Glücklicherweiſe ſind die vorher unter Hackert's Leitung davon gemachten Kupferſtiche noch vorhanden.

Indeſſen hatte ſich der Ruf ſeiner Verdienſte immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, beſuchten ihn; und ob er gleich, noch vor ſeiner Reiſe in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preiſe ſeiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, ſo waren doch immer für Holland, England, Deutſchland, Polen und Rußland öfter auf ſechs bis ſieben Jahre Vorausbeſtellungen vorhanden, ſo daß mancher Liebhaber ſtarb, ehe er noch zu dem Beſitze ſeines gewünſchten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürſt und Großfürſtin.

Um dieſe Zeit war der Großfürſt und die Großfürſtin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denſelben beim Rath Reiffenſtein vorgeſtellt. Er

brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Puozzoli, Baja und Caserta, bei ihm zu machen geruhten; so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfurst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Dießmal aber mußte er es beiden, und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfurst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitscheff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackert'schen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist

beſſer, ihn in Rom zu laſſen und ihn dort zu beſchäftigen.' Was auch die Kaiſerin zu dieſer Entſcheidung mochte bewogen haben, ſo erkannte ſie der Künſtler mit unterthänigſtem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele beſtellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand ſich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine ſolche Reiſe zu machen nicht erlaubten.

Graf Raſumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine maleriſche Reiſe nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Seſſa u. ſ. w. Er eilte jedoch nach Caſerta, um Studien zu einem großen Bilde zu ſammeln. Für die Großfürſtin von Rußland ſollte die Anſicht des Palaſtes von Caſerta, nebſt der Campagna Felice, von S. Leocio her genommen, abgebildet werden.

P. H. kannte ſchon ſeit mehreren Jahren den Grafen Andreas Raſumowsky, der jetzt in Neapel Ruſſiſcher Miniſter war. Dieſer Liebhaber der Künſte machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo P. H. zeichnete. Da nun die Studien in S. Leocio ſechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzuſehen, ſo hatten die Jager dem Könige geſagt, daß ein Maler daſelbſt viel gezeichnet habe, und daß der Ruſſiſche Miniſter jeden Morgen gekommen ſey, ihn zu beſuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß P. H. ſchon vieles für Katharina die Zweite gemalt habe, und daß er gegenwartig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfurſtin von Rußland; auch in Puozzoli,

Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an P. H. das Verlangen des Königs; und da der Hof im Mai nach Castel a Mare ging, leitete man die Sache so ein, daß P. H. an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte: der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche P. H. gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr seyn mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn P. H. seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guisesana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. P. H. hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs, und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

kann nicht läugnen, es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentinn. Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus, als wenn er in der völligen Überzeugung lebe, er sey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte euch, legt seine Offenheit, sein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr schadet nur ihm und euch.

Regentinn. Ich lege nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländischer Adel und sein golden Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beydes kann ihn

Er besah alles zum zweitenmal mit vieler Zufriedenheit und sagte: so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchen-Jagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen." Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit P. H. sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. P. H. erwiederte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a Mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populares Erntefest in Boschetto, Abends mit Illumination und anderm Erfreulichen gab, so ließ er P. H. einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von seinem Jagdhause zu S. Leocio zu haben, und fügte hinzu: er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sey; allein da dieser Ort ihm stets gefallen, und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb seyn, davon ein gutes Bild zu sehen. P. H. machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten (denn die Ernte ist hier später als in Caserta, wegen der höhern Lage),

und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit: ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. P. H. antwortete, daß es sehr schicklich sey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun P. H. zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter andern sagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt, wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies."

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten Gouachen waren sehr malerisch: Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a Mare zu verfertigen mit seinen Galeotten. Er mußte deßhalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seeleute verfertigt seyn. Zu Anfang Septembers sendete P. H. die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Pausilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta, und brachte dem

König das große Oelgemälde von Caſtel a Mare, welches ſehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerſeits war froh, daß ihr Gemahl Geſchmack an ſchönen Künſten fand, und P. H. ſtand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schweſter Marie Chriſtine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er ſeiner Familie zum Andenken laſſen wollte, und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für ſich behalten hatte. Er ſchlug es indeſſen vor, ließ es nach Caſerta kommen, und die Königin kaufte es ſogleich.

P. H. mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derſelben gemalt werden ſollten. Der König beſtellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbſt und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiſer Joſeph II.

Kaiſer Joſeph der Zweite kam nach Neapel und nachher auch Guſtav Adolph, König von Schweden. Joſeph nahm keine Feſte an als Jagden, beſuchte P. H., ſprach viel mit ihm, aber beſtellte keine Arbeit; der Kaiſer ging auf die Jagd nach Perſano, wo er zehn Tage blieb; P. H. mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieſer hatte vier Gemälde beſtellt für einen runden Saal al Fuſaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden ſollten, Neapolitaniſche Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches ſehr maleriſch ausfallt. Der König lud Joſeph den Zweiten

nach al Fusaro ein; P. H. mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklarte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu P. H. sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat euch zu uns geschickt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken." Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in Französischer Sprache.

P. H. blieb in Neapel bis Anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bader in Ischia nehmen wollte, so mußte P. H. versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahrszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei P. H. und sah malen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leucio, gegen Pie di monte Alifa zu, mit dem Voltarno; der Sommer zu S. Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano, mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine,

und sie finden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. P. H. bedauerte den Verlust dieser Gemalde, weil er sie fur seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel fur den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieser. Zu diesem Bilde gehorten viel Studien, sowohl der Personen, als der Pferde, Hunde und mancherlei Gerathschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Portrat auf diesem Bilde haben, und saß dem Kunstler ein und eine halbe Stunde; es fiel sehr ahnlich aus. Gegenwartig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers saßen ihm und wurden sehr ahnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jagerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Kaunowsky wurde zurückberufen, und der König gab P. H. ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta, großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß P. H., da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine

Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwarts, so daß P. H. zuletzt deutlich erklarte: wenn ihm Ihro Majestat nicht 100 Neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden uber das Betragen des Königs, und P. H. sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um 6 Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen." P. H. kam; der König war sehr gnadig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst 6 Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um 12 Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel beslichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer versprechen, im October wieder in Caserta zu seyn.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit P. H., daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren wolle, und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den

Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, stellte P. H. die Conditionen für sich und seinen Bruder, und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsecretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reis'ten nach Rom, und machten Anstalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da P. H. aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte, und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide: auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König: ob Ihro Majestät wohl wüßten, daß P. H. nicht zur Römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl: wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat, und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er."

Familiarität des Königs.

Einst wollte P. H. nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem

Weg von Capua nach Caserta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten — der König kannte ihn sogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello, und speis'te gewöhnlich um 1 Uhr. P. H. eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer, und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder. Ich bin der erste, der Euch die Visite macht." Er befahl, P. H. sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „was macht Ihr morgen?" P. H. sagte: wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen früh, sagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde." Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen seyn; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. P. H., der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht

allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der frischen Luft zu seyn, was ihn gesund erhielt. P. H. hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts commandirte seine Corvette der Capitän, des Tages der König so gut als der beste See-Officier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Canal Zusammenhang mit der See hat, und deßwegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zur See in Behaltern kommen ließ, um sie da zu vermehren; welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R. befindet, öffentlich, sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R. ist, als von Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose, und hielt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunst ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt seyn, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand, und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San

Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin waren, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

P. H. war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannthiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um 12 Uhr, also wollte P. H. nicht weisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während als er die Salsicie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Porelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert: er soll kommen so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat." Dieß geschah sogleich. Die Königin befand sich beim König; er sah alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er:

vor einem schnellen, willkührlichen Unmuth des Königs schützen. Untersuch' es genau, an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, ist er doch nur allein schuld. Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hat's so genau nicht genommen, und vielleicht sich heimlich gefreut, daß wir etwas zu schaffen hatten. Laß mich nur! Was ich auf den Herzen habe, soll bey dieser Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschießen; ich weiß, wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.

Machiavell. Habt ihr den Rath zusammen berufen lassen? Kommt Oranien auch?

Regentinn. Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt. Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Übel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden, und bringe mir sie zur Unterschrift. Dann sende schnell den bewährten Vaska nach Madrit; er ist unermüdet und treu; daß mein Bruder zuerst durch

„Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune.“ — P. H. sagte: wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jager, denen Ihro Majestat es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen seyn. — „Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?“ — Gefrühstuckt, erwiederte P. H. Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sey um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studiren. — „Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Vorelit! sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole.“ Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gebe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. P. H. erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hatte: Ihr müßt oder Ihr sollt das thun; sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: ich bitte Euch das zu thun. Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder

weniger Liebhaber davon iſt, und es auch mit Geſchmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand vergeſſe, ſo hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret geſchenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieſes geſchehen, ſo reitet oder fährt der König nach Caſerta. Iſt das Wildpret nachgekommen, ſo zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht geſtempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieſes geſchieht in des Königs Beiſeyn. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſieht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche ſie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bekommt jedermann richtig was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geſchenke an ſeinen beſtimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermaler, und ſeine Claſſe bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeiſter der Muſik, wie Paiſiello, mit welchen dieſe Claſſe aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd geweſen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die beſten waren. Oefters ſchoß der König, wenn die Faſten früh anfingen, in der Faſanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinſte, weil ſie als Proteſtanten Fleiſch ſpeiſen konnten. Letzterer erhielt einſt in der heiligen Woche ein Schwein,

nebſt einem Korb voll Becaſſinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit ſchon warm war, ſo verſchenkte er einen großen Theil in Neapel an ſeine proteſtantiſchen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft katholiſche Freunde, die wegen Unpaßlichkeit Erlaubniß batten, Fleiſch zu eſſen.

Wenn die große Faſanenjagd war, wo ſechs- bis ſiebenhundert geſchoſſen wurden, bekam ein jeder von ſeiner Claſſe einen Faſanen; P. H. aber bekam zwei. Der König ſagte: „alles was von Hackert's Bekannten nach Caſerta kommt, gehet bei ihm zu ſpeiſen: er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher Weiſe vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere ſich aufhielt, war Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Pesce Spada (Schwertfiſch). Dieſer Fiſch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländiſche Meer, im Mai, hat ſeinen Zug, und geht gegen Ende Auguſts wieder zurück, wie der Tonno. Er iſt außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon eſſen, denn er iſt ſchwer zu verdauen. Er iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne ſein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König einen ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe im Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Kuche. Der König rief ihm, er ſollte kommen, und den großen ſchönen Fiſch ſehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf laſſen ſollte, und ſagte: das iſt für uns; hernach ein großes Stück für die Königin, welches ſogleich

des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spedirt wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischof von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beschenkte, und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt, wie das Fleisch, mortificirt seyn. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Rost in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, halt er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genossen. P. H. bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige; im Sommer hauptsachlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte, und die das beste waren, was die See giebt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dieß ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Grate, die unter ihnen liegt, ohne alle andre Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdauung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König im Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta seyn. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib-Cabinets treffen.“ — Wenn

der Hof nicht auf dem Palaſte wohnet, ſo ſtehen keine Wachen vor den Thuren im Palaſte, daß alſo ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verſchloſſen ſind; die Treppen u. ſ. w. bloß ſind mit Schildwachen beſetzt. Der Ritter Hamilton nebſt einer anſehnlichen vornehmen Geſellſchaft hatten Hackert erſucht, ihnen einen Mittag zu eſſen zu geben, weil ſie den Engliſchen Garten ſehen wollten. Dieſer hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn ſie kommen wollten, den Tag zu beſtimmen, weil die Hitze ſehr groß in Caſerta des Sommers iſt, und man keine Proviſion von Fleiſch nur einen Tag halten kann; ſonſt würden ſie eine ſehr ſchlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geſchrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam die ganze Geſellſchaft von acht Perſonen in ſeiner Wohnung an, und ließen ihm aufs Schloß ſagen, wenn er ihnen in den Engliſchen Garten nachkommen wollte, ſo ſollte es ihnen lieb ſeyn; wo nicht, ſo würden ſie um 4 Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war ſehr beſtürzt, und ſchickte zu Hackert auf den Palaſt. Der König ſagte: „Don Filippo, da iſt Joſeph, Euer Kutſcher! (der König kannte genau alle ſeine Leute) gehet hin, er hat Euch gewiß was zu ſagen.“ — Der Kutſcher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieſer: „was will der Joſeph von Euch haben?“ Hackert mußte dem König alles ſagen. Zugleich ſetzte er hinzu: ich habe dem Koch ſagen laſſen, er ſoll machen was er kann und was zu haben iſt! warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben! Der König lachte herzlich und ſagte: „Hamilton wird ſehr unzufrieden ſeyn, wenn das Mittageſſen nicht gut iſt. Es ſchadet ihm aber nichts; warum hat er nicht aviſirt.“ Hackert ſagte: „Ew. Majeſtat wiſſen, daß in Caſerta nichts anders als gutes Rindfleiſch iſt, gute

Butter von Carditello; das Uebrige kommt aus Neapel. Der König sagte: „mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken: denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wisset, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." — Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, giebt gerne, und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: dieser ist recht fett; er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Laufer: „der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caserta zu Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reiß dazu thun, und diesen mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reiß zieht das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt

ihn aber, ſagte er, morgen friſch kochen laſſen, ſonſt iſt er nicht mehr ſo gut, und ich will wiſſen, wie es Euch geſchmeckt hat.“ In der That war es eine geſunde und delicate Schüſſel, waran man ſich allein völlig ſatt eſſen konnte. P. H. ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn ſpielen zu ſehen, weil er es ſehr gut ſpielte. So wie der König ihn ſah, fragte er gleich: „wie hat der Faſan geſchmeckt?“ Außerordentlich gut, erwiederte er. Der König ſagte: „meiner war auch ſehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß ſimple Speiſen die beſten und geſundeſten ſind.“ Der König hatte ſehr gute Franzöſiſche Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzoſen ſo abgelernt, daß ſie eben ſo geſchickt waren wie dieſe. Hackert geſtand oft, daß er nie einen Hof geſehen, wo alles ſo gut und ordentlich bedient war, als der Neapolitaniſche.

In Caſerta hatte P. H. keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreiſen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühſtück, was er aus der Conditorei verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erſte Kammermaler das Recht hat, ſo auch der Capitän von der Wache, und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht ſpeiſen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthſchaft vorſteht, der Fourier, der die Quartiere beſorgt u. ſ. w. Dieſe Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König ſpeist, in demſelben Augenblick bedient, wenn man dem König ſervirt. So wie der König abgeſpeist hat, iſt die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinare rare Sachen, eben ſo gut bedient iſt, wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide ſehr gutherzig ſind, freuen ſich, wenn andre, die ſie ſchätzen,

mitgenießen. Wenn also mit solchen seltnen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert, und sagte: er verdient es und versteht es. Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut, und sagte: „bringt es dem Hackert, der versteht es. Es ist auf Deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack." Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hatte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um 12 Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brod. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. P. H. war oft dabei zugegen: denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal

hinzuſetzte: ich werde bei der Tafel Euch das übrige ſagen, ſo trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieſer ſprach mit ihm. Es war eine Freude anzuſehen, wie er unter ſeinen Kindern als ein guter Hausvater ſaß.

Zufällige Einkünfte.

In Caſerta kam ein Pächter, welcher Jeſuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und ſagte: Ew. Majeſtat, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieſes Jahr alle Frucht zu Schanden geſchlagen, ſo daß es eine Unmöglichkeit iſt, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jeſuiten-Güter will nichts nachlaſſen, alſo bitte ich Ew. Majeſtat, mir die Gnade zu erzeigen; ſonſt bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrſte davon iſt erſpart von verſchiedenen Jahren her; denn in dieſem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati. Der König ſah dem Mann ſehr genau ins Geſicht; es ſchien ein guter ehrlicher Mann zu ſeyn. Der König frug ihn: „Habt ihr die 6000 Ducaten bei euch?“ Er antwortete: ja! — „Kommt herein!“ In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und ſagte: „das iſt das erſte Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jeſuiten-Gütern ſehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geſchehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf ſchreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein Sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach Spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König stehet vor einem Tische und erwiedert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem commandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Processes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König sagte ihm: „gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem König alles gesagt und seine Bittschrift überreicht

ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn selbst noch sprechen, eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verschont mich, Clärchen.

Clare. Was habt ihr wieder? Warum versagt ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn so fest vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben und ihm sagen: dieses wäre damit er zu leben hätte; sein Proceß sollte bald geendigt seyn. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salsicia in der Tasche haben für den Bassa." So hieß der Hund. Nein, sagte der Priester, ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihre Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem Spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Kuchenwagen täglich von Caserta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien

angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt deßgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo de Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragonerofficier nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die Deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereier. Die Glucke hatte schon 20 Tage auf den Eiern gesessen und noch wäre keins ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin, und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?" Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavilischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der

König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben, leset die übrigen;“ und ging zum Billard. Die Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hatte; die denn auf ihr rothwalsches Italianisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von 20 Fasaneneier mache. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Duc. jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele andere kamen zeitlebens auf die Festungen, und geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

P. H. stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig sein Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden. So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: Wenn

Ew. Maj. es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen. Es gefiel dem König und er sagte: „machet, wie Ihr's gut findet." Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles approbirt und, wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt." Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet wie alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen."

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leocio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war, und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die 100,000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal ware beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen

sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seyd." Damit wurde der Fiscal abgefertigt. P. H. wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, es vergeht ihm bald. Wie P. H. kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwischen kommen, so wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!" — Dieß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so gehet es gut, denn er kennt seine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

Fac totum.

Der König war so gewohnt, P. H. bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen, wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „bringt es zum Hackert." Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht

könnte hergestellt und revarirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oefters sagte P. H.: Ew. Maj. haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient seyn. Dieß geschah. Oefters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Argandische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt." Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grunspan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen, und zeigte dem Manne zum zweitenmal die Methode sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es deßgleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses oder jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

P. H. war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Princip

alles durchzusetzen, und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche P. H. mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seyen; diese könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und P. H. förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Commission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Handler war und vieles hatte restauriren lassen, in Beiseyn des Raths Reiffenstein und der Angelica Kauffmann gesagt, damit alles unparteiisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und P. H. verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Venuti war gleich

bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commission hätten, und daß es in der Folge Verlaumdungen und große Uebel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert: daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Ihro Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rath vorlegte, so antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde: denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat." — Als P. H. nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklarung daruber haben; denn er war ganz neu in sein Amt, von Sicilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hatte auf ihr bestehen können, da sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen waren, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hatten. Es war kein

Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farneſiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, ſo konnten ſie ſich bei dem Verkauf viele tauſend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büſten, nebſt Fragmenten vom Torſo u. a. m.

Gemälde-Reſtauration.

P. H. kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmteſten und beſten Gemälde-Reſtaurateur nach Neapel hatte kommen laſſen, auf Befehl des Königs, ſo ſchlug er dem Könige vor, dieſen in ſeinem großen Studium zu Caſerta, unter den Augen Sr. Majeſtät, die erſten Proben ſeiner Kunſt ablegen zu laſſen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibal Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt iſt. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Chriſti von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carthauſern zu S. Martino in Neapel, welches von einem Neapolitaniſchen Schmierer ganz übermalt war, und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König ſagte: ich will ſelbſt ſehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt. Alles geſchah. Der König ſah in Caſerta die Gemälde, in welchem Zuſtande ſie waren, und kam wenigſtens einmal die Woche zu P. H. und Andres. Die Operation ward ſehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunſtkenner gemacht.

Als die Gemälde fertig waren, ließ ſie der König in Neapel in ſeinem Vorzimmer zur Schau ausſtellen, und freute ſich der Acquiſition, die er an Andres gemacht hatte. Dieſer bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inſpector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Reſtauration, bis alle Gemälde fertig ſeyn würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunſt zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt ausſetzte.

Carthauſe.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug geſehen waren, ſo befahl der König ſie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthäuſern von S. Martino ſchriftlich verſprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, ſo ſchickte doch der Majordomo maggiore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte, und ſagte zum König: es wäre beſſer in der Galerie als bei den Kloſtergeiſtlichen. Da P. H. zur Reſtauration Gelegenheit gegeben hatte, ſo war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthauſe ſich ſogleich an ihn wendete. Derſelbe war ſehr verlegen, daß die Carthauſe unter ſeiner Verwaltung ein Altarblatt aus der ſchönſten und reichſten Capelle verlieren ſollte. P. H. beruhigte ihn ſo viel wie möglich, ſagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufſetzen und zu keinem Menſchen davon ſprechen, ſo als wenn nichts geſchehen wäre; ja er möchte ſogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man

Mutter im Seſſel ſtrickend.

Singt doch eins! Brackenburg ſecundirt ſo hübſch. Sonſt war't ihr luſtig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonſt.

Clare. Wir wollen ſingen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübſch munter und friſch weg! Es iſt ein Soldatenliedchen, mein Leibſtück.

Sie wickelt Garn und ſingt mit Brackenburg.

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen geſpielt!
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämslein,
Und Hoſen und Hut!

nichts merkte, und verſprach ihm, daß die Carthauſe das Gemalde wieder haben ſollte; nur Zeit und Geduld bedurfte es: denn die Sache war etwas ſchwer. P. H. klopfte gelegentlich bei dem König an und ſprach von dem Gemalde. Der König war gegen die Carthauſer aufgebracht; Hackert ſah alſo, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu ſprechen. Er erhielt darauf vom König einen beſondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caſerta zurück. Er fand den König ſehr aufgeraumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über ſeine Commiſſion erſtattete, war angenehm. Hackert ſagte: ich habe zum erſtenmal das Gemalde der Carthauſer von Ribera heute in Capo di Monte geſehen. Der König ſagte: Nicht wahr, es iſt ſchön? Hackert erwiederte ſogleich: Um Vergebung! Ew. Majeſtat, es macht einen ſchlechten Effect, ſo daß, wenn ich nicht verſichert ware, daß es das wahre Bild iſt, ich es nicht geglaubt hatte. Erlauben Ew. Maj. das iſt kein Gemalde für eine Galerie. Erſtlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemalt; er hat die Verkurzung des Leichnams Chriſti in den Punkt der Perſpective geſetzt, daß es richtig für den Platz berechnet iſt. Hangt das Bild nicht auf ſeinem wahren Punkt, ſo wird es nie einen guten Effect machen. Ferner iſt es kein Sujet für eine Galerie, ſondern für eine Capelle, wo ein jeder ſeine Andacht verrichtet. Ueberhaupt ſcheint es unbillig, daß die Carthauſer ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthauſe ſo zu ſagen eine eigene Galerie von auserleſenen Gemalden ausmacht, nicht allein die Kirche, ſondern auch das groſe Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen iſt, wie es Ew. Majeſtat geſehen haben. Der König antwortete ſogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe ſind

richtig, Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen." Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt: die Sache ist gemacht." Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Carthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Custoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignatius Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der P. Prior nebst drei Procuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von 40 Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt unter vielen Viva il Re. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deßhalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi sondiren ließen. P. H. als ein Fremder, im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sey wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der P. Prior kam selbst zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: so oft ich die Carthause und Sie P. Prior besuche, so geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen. (Die Carthäuser haben das beste

feinſte und wohlgebackenes Brod.) Dieſes geſchah ſo oft er ſie beſuchte: denn ſie hatten ſchöne Gemalde und die ſchönſte Ausſicht vom Meerbuſen von Neapel. Die Geiſtlichen ſind bis ans Ende ſehr erkenntlich geweſen. Wo ſie Hackert ſahen, wußten ſie nicht, was ſie aus Dankbarkeit alles für ihn thun ſollten, beſonders auf dem Lande, wo ſie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Prieſter und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte ſich an den Geiſtlichen rächen. Er wohnte in einem Palaſt in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in ſechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tauſend Ducati. —

P. H. hatte ſo zu ſagen ein Gelubde gethan, nie mehr Faſtenſpeiſe bei den Carthäuſern zu eſſen. Sie bereiten ihre Fiſche ſo wohl, daß, dem Geſchmack nach, man glauben ſollte, es ware Fleiſch; beſonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köſtlichen Fiſchen iſt. Allein dieſe Speiſen, ſo lecker ſie ſind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt iſt, höchſt unverdaulich.

Malerbeſchwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram, nebſt andern ſieben Neapolitaniſchen Malern, zu Hackert nach Caſerta, um ſich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittſchrift, daß ſie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Urſache des Verbotes war dieſe: Man hatte den unſinnigen Plan gemacht die ganze Galerie ſtechen zu laſſen. Deßwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin

kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. P. H. hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging P. H. des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: Ew. Maj. es sind acht Maler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „ich danke Euch für Eure Vorsicht.") Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Copien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferstecher

kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemalde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deßwegen also den armen Copisten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren. — Ew. Maj. sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publicum schadlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj., als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht. — Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram vors erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig seyn; die Sache soll in wenig Tagen abgeandert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Gebet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklart ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt." — Marchese di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen

hatte, sagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Pratension auf Kunstkenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sey. P. H. erwiederte: wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles schriftlich geben. Er fand es nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schandlich betrogen. P. H. hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sey, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als ſie in des Königs Dienſte traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß ſie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferſtichdruckerei lieferte, damit es ſowohl für ſie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden ſich viele Verhinderungen. Denn ſobald das Papier im Lande gemacht wurde, ſo ſahen die Schurken wohl ein, daß der Unterſchleif aufhörte. Der erſte Schritt geſchah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er ſogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen laſſen. Der Director der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Miniſter Acton, der die Landcharten u. ſ. w. ſtechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da P. H. ihn öfter ſah, und wöchentlich wenigſtens einmal bei ihm ſpeiſ'te, ſo kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand ſich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo ſehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieſer wollte ſich wegen ſeiner Kinder bei dem Hofe Verdienſt verſchaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von ſechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf daſſelbe ſeine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken laſſen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorſicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufſchrieb. Nach vielem Gefechte kam

der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu sehen was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Bretern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen. „Was! sagte der König, von des Stefano Merola Papier?" Ja! Ew. Majestät. — „Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen lasset; denn heute früh ist der Director Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist." Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten." Er betrachtete es platt und sagte: „es ist rein, weiß und schön." Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen. Der König ward auf das heftigste aufgebracht über den Director seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sahe, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S——." Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen." Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und

ſagte zu Philipp: das Papier iſt noch nicht gerathen. Dieſer antwortete: Ew. Excellenz, es iſt gut, und wir laſſen darauf drucken. Der Miniſter kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, ſah den Betrug ein, und bat ſogleich einige Rieß zu ſeinen See- und Landcharten kommen zu laſſen, die in ſeine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani ſchamroth, und alles wurde nunmehr auf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge immer beſſer wurde.

Fortſetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Miniſters Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Chicanen. Er war aber bei dem König und dem Miniſter Acton ſo gut angeſchrieben, daß er immer frei kommen durfte. P. H. ging öfters ſelbſt mit ihm, wenn er den König ſprach. Er war ein rechtſchaffner Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Neapolitaner, der auch ſo Neapolitaniſch ſprach. Alle Drei beſchützten ihn ſo, daß alle Anfechtungen immer zu Waſſer wurden. Nach acht Jahren da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, ſo verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. P. H. ſollte die Sache zu Stande bringen. Er ſagte ihm oft: was denken Sie das Sie wohl haben möchten? Geld, ſagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit ſeiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leiſtete. P. H. war ſehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen ſollte. Einſt ſprach er gelegentlich die Königin,

und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, ſagte die Königin: ſo wollen wir ihn zum Ritter vom Conſtantin-Orden machen. P. H. verbat es, denn es ſchien ihm nicht am Platz zu ſeyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefſohn von ſeiner verſtorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns geweſen, im adeligen Cadettenhauſe zu Gaeta, woſelbſt nur 12 Cadetten waren, ſollte erziehen laſſen. Dem Merola gefiel der Einfall; P. H. ſchlug es dem Miniſter Acton vor; nachdem dieſer Information von ſeinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches ſogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld koſtete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhauſe zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsſchreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit dieſem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieſer Spagnuolismo iſt in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, iſt wie ein Edelmann angeſehen. Der König ſagte zu niemanden Don, wenn er nicht aus der Claſſe ſolcher Perſonen iſt. Wenn er mit ſeinen Kindern ſpricht, ſagt er Don Francesco oder Donna Luiſa u. ſ. w.; ſonſt bedient er ſich des Italiäniſchen Ser, welches nicht ſo viel als Signor iſt. So ſpricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derſelbe ſehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei; hingegen alle Künſtler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeiſter, der Kammer-Chirurgus; alle Kammeriſtinnen Donna u. ſ. w. Die Kammeriſtinnen, wenn ſie verheirathet ſind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Ich folgt' ihm zum Thor' aus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen darein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu seyn!

Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angesehen; zuletzt bleibt ihm die Stimme stecken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht an's Fenster. Clärchen singt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, sie steht auf, acht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unschlüssig wieder um, und setzt sich.

Mutter. Was gibt's auf der Gasse, Brackenburg? Ich höre marschiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentinn.

Clare. Um diese Stunde? was soll das bedeuten? Sie steht auf und geht an das Fenster zu Brackenburg. Das ist nicht die tägliche Wache,

Erſte Kupferdrucke.

Als P. H. dem König die erſten zwei Drucke brachte, die Georgs Schüler geſtochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, ſo ſagte der König zu ihm: „Ihr wiſſet und habt geſehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieſesmal kann ich Euch meine Freude nicht genug beſchreiben über die beiden Kupfer: denn ſie ſind von Neapolitanern geſtochen und auf Neapolitaniſch Papier gedruckt. (Er ging ſogleich zur Königin, die auch ſelbſt kam, um ſeine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn ſehe, ſo werde ich ihm ſelbſt danken, daß er uns gute Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Del Grado, und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienſt genommen hatte, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und die Idee eines rechtſchaffenen Mannes von ihm hat, ſetzt einen oft in Verlegenheit. In dieſem Fall befand ſich P. H. ſehr oft. Eines Morgens in Caſerta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Miniſtern ſtanden und ſprachen. Da der König Hackert ins erſte Zimmer hineintreten ſah, ſo winkte er und ſchrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit geſagt, Ihr werdet mir ſie

jetzt auch sagen." P. H. fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Appulien bis Taranto gewesen seyd. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?" P. H. sagte: Ew. Majestät, da wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar seyn. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig. Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren." — P. H. sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und P. H. erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam, und sagte: kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen. Da der Wegebau zu seinem Departemente gehörte, so war er sehr dabei interessirt; denn es waren Recurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben. P. H. erwiederte: das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten,

der die Wege unterſuchte. Nein! ſagte jener, das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur beſtechen; ſo kommt von neuem Verdruß. Es iſt beſſer, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich ſind völlig verſichert, daß Sie uns die Wahrheit geſagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da P. H. ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Palaſt kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in ſeine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat, Hackert ſollte zwiſchen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti ſagte: wie iſt es möglich, daß Sie ſo ruhig ſitzen und malen? Wenn mir dieß begegnete, ſo wäre ich halb todt. Hackert ſagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Urſache, warum ich unruhig ſeyn ſollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewiſſen hat, ſo kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es iſt ſehr gut, daß alle drei mich dieſen Morgen verlangen, ſo verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erſter Secretar ſagte ihm, er wäre ſchon oben zum König gegangen. Er ging alſo gleich hinauf und fand ihn. Jener ſagte ihm: „der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte ſoll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei ſeyn ſollen.“ — P. H. ſagte: wenn Ew. Excellenz es verlangen, ſo bin ich zum Dienſte des Königs bereit. — „Andres als Inſpector

ſoll auch mit dabei ſeyn." P. H. ſchlug noch Bonito und Fiſchetti vor, damit es nicht Fremde allein waren. Es wurde genehmigt, und die Sache vors erſte im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marcheſe Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm P. H. freundlich auf und ſagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron iſt, und ein, wie es mir ſcheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Penſion bekömmt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu ſtudiren. Finden Sie ſeine Arbeit nicht gut, und daß der Menſch wenig verſpricht, ſo verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen." Hackert lachte herzlich und ſagte: das iſt ſchnurrig! die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich ſoll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Penſion bekommen kann. — „Nein! ſagte er, wenn ich ihn dem König empfehle, ſo ſagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verſtehe; wenn Sie es thun, ſo glaubt es der König." Hackert bat, daß der junge Mann ſein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, ſo wollte er alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in ſein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Eranti bekam die Penſion, vier Jahre in Rom zu ſtudiren.

Wie P. H. zum König kam, fand er daſelbſt den Ritter Santaſila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Commiſſionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santaſila nach Caſerta. Ihr

kennt die Kiſte, worin die Kupfer ſind. Suchet nach Euerm Geſchmack die beſten davon aus, und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſagte: „in dem Cabinet, wo Borelli ſchlaft, wiſſet Ihr, iſt ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet ihr viele Schlüſſel finden, worunter auch der zu den Kupferſtichen iſt.“ Indem der König den Schlüſſel hielt, ſo wollte Santaſila den Schluſſel nehmen, wie es ſich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüſſel zurück und ſagte zu P. H.: „Ich gebe Euch den Schlüſſel; laſſet ihn nicht aus Euern Handen. Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, ſo bringt mir den Schluſſel wieder; wo nicht, ſo händigt mir ihn morgen früh ein.“ P. H. war ſehr verlegen und hat nie die Urſache erfahren können, warum er ihm allein den Schluſſel anvertraute. Indeſſen richtete er die Sache ſo ein, daß Santaſila mit dabei ſeyn mußte, wie er den Schlüſſel aus dem Schranke nahm, und eben ſo auch bei dem Kupferausſuchen. Alſo vor den Cuſtoden des Palaſtes in Caſerta hatte dem Anſchein nach Santaſila alle Ehre.

Der König ſetzte P. H. ſo oft in Verlegenheit durch ſein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er ſich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, ſo war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majeſtat öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Auftragen zu verſchonen; es half alles nichts: denn wenn der König einmal es ſo will, ſo hilft kein Bitten, er geht ſeinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

P. H. war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammeristinnen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen; so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fraulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen Römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fraulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß P. H. beiden Prinzessinnen Lection geben möchte. P. H. erwiederte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderer Commissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern. Dieselbe Gesellschaft soll auch da seyn, und sie zeichnen alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es P. H. annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, so hatten ihn

die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Therese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzeß Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lection war. Oft, wann P. H. sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwanden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen, welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art Lection zu geben sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dieß dauerte, je lastiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten: denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten genirt seyn, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber, indessen war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt: denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht seyn; sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Maria Therese Lection im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring

mit der Chiffer der Königin zum Geſchenk für allen den Zeitverluſt, den er hatte. Auf dieſe Weiſe kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geſchenk, eine goldene Doſe, für drei Jahre, die er die mehrſte Zeit in Caſerta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtſamkeit hatten ſie für ihn, daß, wenn ſie anders beſchäftigt waren, ſie ihm wiſſen ließen, daß er ſich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten ſie noch für ihn; z. B. wenn ſie kleine Feſte gaben, wo die Prinzeſſinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die ſie einluden, welches die Königin nachſah, und diejenigen ausſtrich, die ſie nicht haben wollte, ſo wurde Hackert jedesmal eingeladen ſowohl zu ihren kleinen Bällen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts ſpeiſte. Die Königin, die auch nicht zu Nacht ſpeiſet, war aber bei Tiſche zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und ſprach viel. Sie hatte das ſo mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzeſſinnen ſich an Geſellſchaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man geſtehen, daß eine Privat-Dame ſich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen geſehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachſagen, daß ſie in Krankheiten die Wärterin und ſtets die beſte Mutter ihrer Kinder in allen Stücken geweſen iſt. Der König gleichfalls liebt ſeine Familie zärtlich und iſt ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung ſeiner Kinder gänzlich der Königin überlaſſen hat.

Da die Prinzeſſinnen ſo weit waren, etwas machen zu können, ſo fertigten ſie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem

er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing, und den zartlichsten Danksagungsbrief an seine Kinder schrieb.

Directorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Constantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 300 Ducati jährlich, sich bei dem Profeß in der Kirche so sehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents, als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben, und miethete sich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Directors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit P. H. davon gesprochen; er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt wurde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis, war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen seyn würde, daß es aber unmöglich ware, ihn bei dem König zu

diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sey. P. H. wurde nicht weiter gefragt, also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bei Caserta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich, und hatte sich durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm sein Vater als Fideicommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departemente die Sache fiel, weil er der erste Secretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Monti Director der Maler-Akademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. P. H. bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu P. H. und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde, und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten seyn; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen 400 Ducati, zusammen also 600 Ducati. P. H. stellte dem Tischbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe

das sind weit mehr! Fast alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! hört einmal was es gibt? Es muß etwas Besonderes seyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. Er reicht ihr abgehend die Hand; sie gibt ihm die ihrige.

Mutter. Du schickst ihn schon wieder weg!

Clärc. Ich bin neugierig. Und auch verdenkt mir's nicht. Seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Clare. Ich kann's auch nicht lassen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unversehens zu, wenn die seine mich so leise, so liebevoll anfaßt. Ich mache

werth, mit 600 Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen seyn würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König giebt Ihnen 1200 Ducati jährlich Pension und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Director mit so wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiederte ihm: Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat; er ist vom Könige geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directors-Stelle der Akademie annehmen.“ P. H. sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin sind so gut als 1600 Ducati in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tischbein's Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese de Marco, beide verstanden nichts von der Malerei. Danielle wollte seinen Monti zum Director haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen

Minister, daß sie beide Directoren würden, daß der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Director 300 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein 300 Ducati jahrliche Miethe für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Styl ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studirten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders Hetruriſcher Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.

Enkaustik.

Da der Rath Reifferstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'Encaustique, sowohl auf seine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in

sein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen selbst mit ansehen, und sagte: Morgen früh werde ich kommen. P. H. vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr seyn würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten schon auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah, und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: Ihr müsset mir mein Bad im Belvedere enkaustisch malen lassen, welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art von Malerei, und wollte genau davon unterrichtet seyn. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich ware, ein Gemalde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erst siehet was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzet, und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retuschiren. P. H. gestand es ein. „Aber," sagte er, „man tappet bei der Retusche eben so im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es gerath oder nicht." Er bewies, daß die antiken Gemalde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hatten; daß die Gewander alle mit ganzen Farben gemalt waren, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w.; daß das Fleisch in diesen Gemalden gemeiniglich zu roth ware, oder gar zu blaß und grau. Kurz es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemalde enkaustisch verfertigen könnte. Ueber dem so ist er der Meinung,

daß ein Oelgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt iſt, ſo lange dauern kann, als ein enkauſtiſches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in Acht genommen werden, wenn es ſich conſerviren ſoll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da iſt dieſe Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es ſo genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller iſt. Da nun der Maler ſich zu ſeinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, ſo kann es ihm nicht fehlen, daß ſeine Verzierungen ſowohl in Clairobſcur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verſchiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieſer Decorations-Malerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er ſeine Farben ſehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien iſt dieſe Malerei ſehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen: denn ſie halt ſich ſehr rein. Man ſtaubt es ab, und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tiſch abreibet, ſo bekommt es ſeinen vorherigen Glanz. Man iſt von allerlei Inſecten frei, die ſich in warmen Landern häufig in die Kalkritzen einniſten, die ſehr ſchwer herauszubringen ſind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang ſtinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkauſtik anwendbar iſt, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Fröſten die Wande, wenn ſie aufthauen, öfters ſo ſchwitzen, daß das Waſſer herunterlauft, ſo könnte es leicht ſeyn, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abſpringen. Hernach ſo iſt ſie gegen die Leimfarben-Malerei theuer. Da bei der Decoration viele Mode

herrschet, und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarben-Malerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet, und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten, die sämmtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitaten sich vorfande. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König Stunden lang mit P. H. und Santarelli alles untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren 500,000 Neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehlen konnte, und wenn die Galeeren-Sclaven, wie gewöhnlich, beim Abtragen des Berges und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; P. H. verlangte jährlich 50,000 Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung seyn.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzerei verdarb alles: denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem

Marchese Venuti und P. H. bewilligte; und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kammeristinnen machte man die Königin glauben, P. H. würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin. Da P. H. dieß merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren 350,000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marchese Vivenzio bekam die Commission. Verschiedene starben während des Processes, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedenemale P. H. zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: der Hof will betrogen seyn; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a Mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebzig Kanonen (La Parthenope).

Das Schiff, im Moment als es von Stapel ablief, ſollte nebſt dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuſchauenden Volk vorgeſtellt werden. Im Grunde war der Veſuv, von jener Seite her geſehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert ſtach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton ſich ſehr geſchmeichelt ſah.

Der König beſtellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehafen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Ausſicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Caſtel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die päpſtlichen Galeeren; eine Vue von Fuſia auf der Inſel Iſchia. Dieſe ſechs Bilder ſind in Caſerta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König ſchickte P. H. 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reiſe am Adriatiſchen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drei Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reiſe zurückkam, präſentirte er ſich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Cur brauche, und ihm ſagte, daß er ſobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Geſellſchaft zu leiſten, der in dieſer Zeit ſonſt niemand ſehe. P. H. ging denſelben Tag noch nach Caſerta. Abends nach ſeiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geſchrieben, daß er ſich nicht incommodiren möchte, des andern

Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm seyn, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beim Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta, oder geht Ihr wieder nach Neapel?" P. H. erwiederte, daß er ganz von Ihro Maj. Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um 4 Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende ist." So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und P. H.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern, sowohl wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Belvedere, nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche aufs neue befestigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Vorominischen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei P. H. in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort

angebrachte Geſchmack zu meubliren und die Zimmer zu verzieren gar ſehr. „Es iſt ſimpel," ſagte er, „und ſchön, und doch iſt ein Luxus darunter verſteckt." Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen ſelbſt machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er P. H. ganz unverſehens nach San Leocio rufen, und ſagte: „Ihr müßt mir helfen, ſonſt werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können: aber ich ſehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianno Roſſi hier; er ſoll mir einen Plafond malen: Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." P. H. antwortete: Laſſen mich Ew. Majeſtät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn perſönlich angeht, ſehr feurig iſt, machte zehn Schritte und frug gleich, was iſt Eure Meinung? Jener verſetzte: da dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſchicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafes vorgeſtellt. Das Uebrige würde ganz ſimpel verziert, damit man ruhig die ſchöne Ausſicht der Campagne Felice genießen könne. Indeſſen findet ſich vielleicht noch was beſſeres, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen zu denken. Der König ſagte: Beſſer kann es nicht werden, und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. „Hier," ſagte er, „will ich es ſauber haben, aber nicht königlich — ſtellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landſitz bin — ohne Luxus, aber ſauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?" P. H. antwortete: Weil San Leocio ein Ort iſt, wo Manufacturen angelegt werden, ſo finde ich ſchicklich im Plafond vorzuſtellen, wie Pallas die Menſchen lehret ſpinnen, weben und dergleichen.

Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Cabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt, und dienten bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich." Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbeln, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herunterreißen lassen."

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Lange, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es P. H. enkaustisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also war Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Mina pazza per Amore, von Paisiello, zum erstenmale aufgeführt wurde. P. H. hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Cavaliere an den Tafeln sitzen konnten; die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend souvirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen,

mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in seinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

Mutter. Das ist nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärst du immer mit ihm gewesen.

Clare. Wäre versorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das ist alles durch deine Schuld verscherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Laze. Wenn ich so nachdenke wie es gegangen ist, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir alles sehr begreiflich, ja wäre mir weit

indem sie nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da ware, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupirt. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich 48 Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabsofficiere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte P. H. mit einer goldnen Dose und Repetiruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals." Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200 Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind viele Stalle dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankase gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brod für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben: denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indessen Leute,

die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über 40 bis 45 Jahre.

P. H. erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello, nebst der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf Englische Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude hergeht, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populare Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte P. H. für seine Mühe, und sagte: „Das ist der einzige Palast den ich habe, der fertig und völlig möblirt ist."

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort sich für die Künste zu interessiren. Im Jahre 1790 wurde P. H. mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Calabrien und Sicilien zu besuchen, und alle malerischen Seehafen zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertiget werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhnlich ist, verlor P. H. viele Zeit, indem er an

öden Stellen der Küste Calabrien, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syracus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam, und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verschiedene Aussichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königin P. H. bei Hoffesten an Souverane vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch fiel dieses den Palermitanischen Cavalieren, die P. H. kannten, und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vicekönig vorgestellt wurde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Assembleen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte P. H. noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel seyn. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug, und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro zurück. Wäre P. H. nicht noch mit Carditello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der

König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beiden Tanten Ludwigs XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. P. H. mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta raumen, so wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war: die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. P. H. wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und P. H. verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. P. H. sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu schmachten. P. H., um sich zurückzuziehen, und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen, oder wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde,

war Anſtalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er ſetzte ſich in den Wagen, und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palaſt des Königs ſeyn. Alſo war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um ſich von den traurigen Ahnungen zu zerſtreuen, die er von den bevorſtehenden Schickſalen hatte, machte er in den heißen Monaten maleriſche Reiſen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Aebte ſeine Freunde waren, ſo wie auch zu den Camaldulenſern a l'Incoronata. Und ſo brachte er in den Apenninen, ſo lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In ſtiller Einſamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verſchiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortſetzte; machte ferner kleine Reiſen auf ſeine Koſten im Königreich, nach Cujazzo, Pie di Monte, Aliſa, Sal Matteſe. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher ſeine Capitalien zurückzuziehen; aber ſie mußten erſt aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze ſchon ſo ſchlecht, daß man 15 p. C. verlor. Doch würde er dieſes nicht geachtet haben, wäre es nur möglich geweſen, ſein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufſehen zu machen: der Hof würde es ſogleich erfahren und Verdacht geſchöpft haben. Alſo war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannnte unglückliche Kataſtrophe zubereitet, wovon Mylord Nelſon und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte ſein Silber hergeben. P. H. lieferte für 2400 Scudi Silbergeſchirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter

Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 p. C. verloren. Der König zog alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieser Lage befand sich P. H. mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müssen den Francavillischen Palast plündern, denn die Königin hat viele schöne Sachen daselbst. Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle mit Papieren und Cameen, und was sie sonst Pretioses hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuß ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Lammer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand P. H. einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Commissarien bei ihm wohnen solle. P. H. widersetzte sich heftig, und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartirungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Commissars blieben die Nacht da, und schliefen gekleidet auf Matratzen: denn P. H. hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissars alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälde von Seehasen, die dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehasen von gleicher Größe waren bei P. H. in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht

bezahlt habe, und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum waren. General Rey, der vom General Championnet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte sich in Philipp's Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengerathschaften und alles was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalitat geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gaste bewirthen sollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden: denn das besondere Verhältniß, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud P. H. den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kraftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seyen, wurde der General ihr Freund; und wie P. H. im siebenjahrigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler Französischen Officieren zu danken hatte, so dankte er nun Französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalitat, daß P. H. sogleich 1200 Neapolitanische Ducaten Contribution bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden, also wendete er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich

mit ihm in den Wagen, und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war dießmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirecte Weise von derselben befreit.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder, und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde P. H. in große Verlegenheit gesetzt: denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne, und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner seyn könnt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich 6000 Livres Pension verliert, nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge seyn; aber Ihr seyd ruhige Leute, und habt Euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Artisten und respectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange aufs dringendste daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris geht: denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir schon angesonnen hat, Euch als Royalisten

arretiren zu lassen. Ziehet weg. Männer und Künstler, wie Ihr seyd, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben."

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher schon vom General Rey etwas Aehnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher sich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu P. H.: Wann gehet Ihr? Dieser antwortete: mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantaine hält, mit dem will ich gehen. Der General versetzte: thut es so geschwind als möglich, denn ich habe meine Ursachen. Er rief sogleich seinen Secretär und gab jedem einen Paß, mit der Weisung ihn beständig in der Tasche zu tragen, und die Französische Cocarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jacobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und maßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des Dänischen Capitains zu Ende, und P. H. mußte bis Livorno über 300 Piaster

mehr begreiflich. Ach, was iſt's ein Mann! Alle Provinzen bethen ihn an, und ich in ſeinem Arm ſollte nicht das glücklichſte Geſchöpf von der Welt ſeyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur ob er mich liebt; und ob er mich liebt? iſt das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangſt mit ſeinen Kindern. Wie das ausgehen wird? Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du haſt dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht.

Clare gelaſſen. Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeyritt und ich an's Fenſter lief, ſchaltet ihr mich da? Tratet

bezahlen für ſich, ſeinen Bruder, einige zwanzig Kiſten und einen Engliſchen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der Daniſche General-Conſul, Chriſtian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbein und andere mehr, in allem 43 Paſſagiere. Bei Monte Chriſto ward das Schiff von einem Franzöſiſchen Caper beſucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, ſo wurde das Schiff genommen. P. H. widerſetzte ſich mit Heftigkeit, zeigte ſeinen Franzöſiſchen Paß und wurde als Preuße reſpectirt. Indeſſen wollten ſie das Schiff nach Baſtia in Corſica bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Baſtia keine Gerechtigkeit ſey; alſo da die Caper das Schiff verlaſſen hatten, handelten ſie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und ſtellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe ſchon das Land verlaſſen, und die Franzoſen ſeyen im Beſitze deſſelben. Sie möchten das Schiff anſtatt nach Baſtia nach Livorno bringen laſſen. Dieſes koſtete 200 Piaſter, welche P. H. mit den beiden obgenannten bezahlte, weil ſie die beſten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungeſtüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reiſe von dreizehn Tagen kamen ſie in der Nacht auf der Rhede daſelbſt an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich beſucht, und weil ein Caper darauf geweſen war, 25 Tage Quarantaine declarirt, welche auch im Hoſpital St. Jacob gehalten wurde.

P. H. ließ gleich seinen Englischen Wagen wegbringen, da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitiren, ob auch Englische Waaren darin wären. Durch den Preußischen Agenten und den General Miollis aber wurde alles sogleich vermittelt, und die Kisten ohne Visitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen sey. Sie wahlten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahre 1803 kaufte P. H. sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will, als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. P. H. hatte seine Wohnung in Florenz, und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte, und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptal's Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das

Kornland beſſer, ließ gemauerte Graben ziehen, pflanzte einige tauſend neue Reben, ſo daß ſein Gütchen in kurzem ſehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er ſah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht geſtört werden möchte. Sein Bruder Georg beſorgte in der Stadt den Kupferſtichhandel und was ſonſt von dieſer Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieſer Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er ſtarb den 4. November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Proteſtant in Livorno begraben: denn in Florenz iſt keine Grabſtatte fur Proteſtanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte P. H. in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Beſinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glücks Schmiede ſind. Sein angebornes Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe [illegible] Menſchen zu ſchätzen, ohne im mindeſten bieſam zu ſeyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die

große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem sein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst seyn, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Aeußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu seyn, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war, und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tuchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Hackert's eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst losen und ungezwungenen Styl, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar seyn würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen seyn ließ; und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen seyn.

Diese durch unsere Redaction entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält; die zweite aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhangender

Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsatzen nicht mehr gethan als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unsers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sey, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swinburne, einen edlen und mannlichen Riedesel, einen heitern mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg,

einen wiſſenſchaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch ſein Kupferwerk alles gleichſam abſchließenden Houel, ja noch ſo manche andere, daß man alſo gar wohl dieſen Knight hätte entbehren können, um ſo mehr als er einige ſeiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land ſtudiren will, er habe es früher nun ſelbſt geſehen oder nicht, wird immer ſo viel Zeugen aufſuchen als er nur kann, deren Menge in dieſem Fall nur intereſſanter iſt, weil ſowohl die verſchiedenen Zeiten, in welchen ſie beobachtet, als die verſchiedenen Standpunkte, woraus ſie die Gegenſtände angeſehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden ſehr zu Statten kommen. Reiſebeſchreibungen aus verſchiedenen Jahren ſind gleichſam als Chroniken ſolcher Gegenſtände anzuſehen; die eigentlichen augenblicklichen Zuſtände werden aufgefaßt und feſtgehalten, indeſſen ſich in der Wirklichkeit manches verändert und ſich nach wenigen Jahren ganz neue Erſcheinungen dem Beobachter darbieten. So ſtand zu den Zeiten Knight's Meſſina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beſchwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anſtatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel ſelbſt ausbrach, das Erklimmen deſſelben beinahe unmöglich ward. Von Schlüſſen, die aus ſolchen Vergleichungen können gezogen werden, giebt uns Spallanzani ein intereſſantes Beiſpiel, indem er zuſammenſtellt, was ſeine Vorgänger von der innern Beſchaffenheit des Aetneiſchen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die ſich mit der Erdbeſchreibung ernſtlich beſchäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weiſe verfahren? Die Bekanntſchaft, die wir bei dieſer Gelegenheit mit ſo bedeutenden Männern machen, iſt faſt eben ſo viel werth, als die

Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst: denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urtheilsweise mit; jeder hat einen gewissen Maaßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Hackert mit seinen beiden Englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthatigkeit und was den Menschen darin erhalt, die Hauptneigung zu allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatssache, so wie im Oekonomischen, Mercantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schatzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen alles, was Faulheit und Tagedieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Uebrigens iſt er als ein Mann von Kenntniſſen, beſonders in der Griechiſchen Literatur, bekannt, und Verfaſſer eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunſt: denn Downton-Caſtel in Shropſhire, ſein Geburtsort, enthält viele Gegenſtände der Sculptur und Malerei, die er auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Hackert's zweitem Reiſegefährten, Herrn Gore, umſtändlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Horkotow in Yorkſhire, ſtammte aus einer würdigen Familie, und einer ſeiner Vorfahren war Lord-Mayor der Stadt London geweſen. Sein Vater, ein ſehr rechtſchaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngſte von drei Brüdern. Die älteſten wurden Parlamentsglieder, und ihn beſtimmte man zur Handelſchaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des erſten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn ſie ihr Glück auf dieſem Wege ſuchen wollten. Er war eine Zeitlang als Director der engliſchen Factorei in Hamburg angeſtellt, und gerade in der Epoche, als die Engliſchen Armeen unter dem Commando des Herzogs v. Marlborough ſich auf dem feſten Lande befanden. Der Herzog war ihm ſehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete ſich dergeſtalt der Perſon und dem Intereſſe dieſes großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und

der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Miniſters Lord Orford hielten, er darüber verdrießlich ſich von ſeiner Familie trennte und ſich nach Yorkſhire begab, wo er eine Beſitzung kaufte und bei ſchon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte ſieben Kinder von ſeiner Gattin, darunter unſer Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Weſtminſter Schule erzogen, und, weil ſein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannſchaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir ſeines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einſt ſeine Familie in Yorkſhire beſuchte, machte er Bekanntſchaft mit einer jungen Erbin, die bei anſehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit beſaß. Als er durch die Heirath mit dieſem Frauenzimmer unabhängig ward, ſo verließ er alsbald ſeine kaufmänniſche Laufbahn, die ihm von jeher ſehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite ſehr zeitig ſtarb; er aber blieb mit ſeiner Familie in Yorkſhire bis zu ſeines Vaters Tode, und beſchäftigte ſich dieſe Zeit über, ſo gut als die Lage ſeines Wohnortes zuließ, ſich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei ſich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunſt. Nach dem Tode ſeines Vaters konnte er nunmehr ſeiner überwiegenden Leidenſchaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf laſſen, welche bis zum größten Enthuſiasmus anwuchs, als er in Hamtſhire die angenehme Stadt Southampton an dem Fluſſe gleiches Namens zu ſeinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit ſeinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich ſtationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung ſeines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

ihr nicht selbst an's Fenster? Wenn er herauf sah, lächelte, nickte, mich grüßte; war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht selbst in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clare gerührt. Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Riefst ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es so weit kommen sollte?

Clare mit stockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen. Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bey der Lampe überraschte, wer war geschäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und stammend sitzen blieb?

Dieſes trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verſchiedene Schiffe nach ſeinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen ſeiner zierlichen Geſtalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in dieſem Schiffe die Brüder Ihro Majeſtät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Inſel Whight und ſonſt umher zu führen. Gewöhnlich brachte er ſeinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küſte von England befuhr, auch die Küſten von Frankreich, die Inſeln Guernſey, Jerſey und andre beſuchte, und auf dieſe Weiſe die Kenntniß des Schiffbaues und des Seeweſens ſich eigen machte, wodurch ſeine Zeichnungen ſo außerordentlich ſchätzbar werden. Er hatte beſtandig zwei Matroſen im Dienſte, und ſtand ſelbſt immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannſchaft.

Erſt in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt, dieſe ſeine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm ſo außerſt angenehm war; doch der ſchlimme Geſundheitszuſtand ſeiner Gattin, und die Meinung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Geneſung entgegenſtehe, bewogen ihn, um ihrentwillen einen mildern Himmelsſtrich zu ſuchen, und ſeine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Liſſabon zu verſetzen. Aber die Geſundheit ſeiner Gattin wurde dadurch ſo wenig gefördert, daß er das nachſte Jahr nach England zurückzukehren im Begriff ſtand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitan Thompſon, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen commandirte, und auf ſeinem Wege in das mittelländiſche Meer in Liſſabon anſprach. Herr

Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerſtehen, der ihn und ſeine Familie nach Livorno zu bringen verſprach; und weil dieſer geſchickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verſchiedenen Engliſchen Garniſonen Geld zu bringen, ſo fand Herr Gore die erwünſchte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Inſel Minorca zu ſehen, an welchem letztern Platz der Capitän ſich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten ſich in Livorno; nachdem Herr Gore ſich faſt ein Jahr in Florenz aufgehalten, und ſeine jüngſte Tochter dem Lord Cowper, der daſelbſt anſäſſig war, verlobt hatte, zog er mit ſeiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung ſeiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er ſich denn meiſtens bis zum Jahr 1773 aufhielt.

Während dieſer Zeit machte er vertraute Bekanntſchaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landſchaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zuſammen auf Caſtel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verſchiedenen Luſtreiſen beſchäftigt, wobei ſie immer nach der Natur ſtudirten und zeichneten; welches in dieſer göttlichen, reichen und durch ſo mannichfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten ſie gegen den Winter nach Rom zurück, ſo brachte Gore ſeine meiſten Abende in Hackert's Hauſe zu, wo ſich einige Deutſche Künſtler, ingleichen Engliſche und andere Fremde ebenfalls einfanden, die ſich wie er den Künſten ergeben hatten. Gewöhnlich ſaßen ſie um einen großen Tiſch, auf welchem mehrere Lampen ſtunden, und jeder wählte ſich ein Vorbild aus Hackert's ſchönen Studien nach der Natur, indeſſen ein Italiäniſcher Abbate ihnen den Taſſo und die

übrigen vorzüglichen Italiänischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beſchloſſen, und die Träume dieſer kleinen Societät ſollen oft beſonders maleriſch geweſen ſeyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Geſellſchaft ſeiner Freunde, Hackert und Knight, die Reiſe nach Sicilien, woran er ſich zeitlebens ſo gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten ſie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo ſie mit großen Schmerzen von einander ſchieden, indem Hackert mit einer Geſellſchaft junger Engländer und Ruſſen die Boromeiſchen Inſeln beſuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland beſuchte. In ſeinem Vaterlande hielt er ſich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Geſundheit ſeiner Gattin von neuem zu ſinken anfing, ſo brachte er ſie nochmals aufs feſte Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, indem er ſich vorgenommen hatte, ſich durchaus in Neapel niederzulaſſen. Aber ein unerwartetes Unglück zerſtörte dieſen Plan. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. Auguſt 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Tochter, denen ſie mit Recht ſo werth und theuer geweſen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropſhire vernommen, da er am Podagra in dem Hauſe ſeines Freundes Lord Batemann darniederlag, der mit ſeiner

trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüths-Bedrangnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefallig erwies er sich gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmuthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu seyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu seyn, hatte er die Camera obscura angewendet,

deren Mangel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er ſich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er ſetzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um ſo leichter ward, als er an Rath Kraus, einem ſehr geſchickten und in dieſem Fache fertigen Künſtler, den beſten Gehülfen fand. Er machte mit demſelben verſchiedene Reiſen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Boromeiſchen Inſeln gedenke.

Was ihn aber zu Hauſe auf eine ſehr angenehme Weiſe beſchäftigte, war die Sorgfalt, womit er ſeine früheren Zeichnungen zuſammenſtellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reiſebeſchreibungen ergänzte und in große Bande zuſammenbinden ließ. Hieraus entſtand eine vorzügliche Folge von Ausſichten. Liſſabon, Gibraltar, Minorca, die Küſten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verſchiedenen Geſichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargeſtellt. Die Seeſtücke und Häfen zeichnen ſich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore ſo lange Zeit ſich mit dem Schiffbau abgegeben, ſo waren ihm dieſe wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, ſondern er verſtand ihre Formen, ſo wie die ganze Technik, wodurch ſie bewegt werden, aufs genaueſte. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut iſt, die Gelenke an den rechten Ort ſetzt, ſo waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die ſie hervorbringen ſollten, ſehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor ſeinem Ende mit der Geſellſchaft zu Verbeſſerung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beſtändigem Verhältniß blieb und ihr ſeine Betrachtungen mittheilte, die er über dieſen Gegenſtand immer fortſetzte. Als

Beweis ſeiner unveränderlichen Neigung zu dieſen Gegenſtänden kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor ſeinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, ſeiner Tochter den Wunſch ausdrückte, daß ſie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlaſſen möge. Eben ſo verordnete er in ſeinem Teſtamente, daß von den alten Matroſen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Penſion, regelmäßig bis an ſein Ende erhalten ſollte, welches denn auch durch ſeine treffliche Tochter gewiſſenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren ſeine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor ſeinem Tode ausgeſprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es ſind dieſe ſchönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daſelbſt aufbewahrt. Eine Marmorbüſte des Herrn Gore wird daſelbſt auch das Andenken an ſeine Perſönlichkeit erhalten. Seinen Ueberreſten geſtattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergeſetzt zu werden, wo ſie neben ſeiner ältern Tochter Eliſe Gore, einer der würdigſten Schülerinnen Hackert's, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruheſtatte gefunden. Ihm daſelbſt ein vollſtändiges Monument zu ſetzen, war ſeiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beſchreibung
der ſechs Gemälde,
die zwei Treffen bei Tſchesme vorſtellend.

S. oben Seite 72—78.

Erſtes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nöthigen.

Die Türkiſche Flotte war in einem Halbcirkel am rechten Ufer des feſten Landes bei Tſchesme geordnet. Das Türkiſche Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Maſt commandirte der Capitan Paſcha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Maſt war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmaſt befehligte der zweite Contre-Admiral; alle andern Türkiſchen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte ſtehen die Landtruppen, dreißigtauſend Mann ſtark, die Landung der Ruſſen zu verhindern, und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulöſen. Hievon ſieht man nur einen Theil auf dem Ufer, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt ſind; ſo wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannſchaft, nur einige vorgeſtellt ſieht.

Der Ober-General der kaiſerlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beſchloſſen die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch

begünſtigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drei Diviſionen vor. Die erſte Diviſion von drei Schiffen, die Europa, St. Eſtaſi und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, deſſen große Flagge auf dem Mittelmaſt des zweiten Schiffes St. Eſtaſi, worauf er ſich befand, zu ſehen. Dieſe ganze Diviſion hat blaue Windfahnen. Das erſte Schiff, Europa, wendet ſich, indem es auf den Feind ſeine Ladung abfeuert, welcher ſchon die Ruſſiſche Flotte eine Zeit lang beſchoſſen hatte. Die zweite Diviſion, gleichfalls von drei Schiffen, St. Januarius, Tri Erarcha und Raſtislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Erarca ſich befindet, auf deſſen großem Maſt man die große Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe ganze Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte Diviſion beſteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinſton, der ſich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmirals-Flagge auf dem Beſanmaſt. Die ganze Diviſion hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die ſich bei der zweiten Diviſion nach vorn zu befindet, wirft beſtändig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Treffen von Tſchesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Eſtaſi, welches das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Maſt deſſelben entzündet, aufgeflogen. Die

Trümmer deſſelben ſieht man im Vordergrund. Man erblickt Ruſſen, welche die Türkiſche Flagge retten, um dieſes Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Ruſſen, die ſich um die Wette auf einem Theil der Trümmer zu retten ſuchen. Weiterhin erblickt man eine Ruſſiſche Schaluppe, die eine Menge Ruſſiſcher Soldaten und Matroſen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demſelben Zweck, aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmaſt des Admiralſchiffes Tri Erarcha. Daſſelbe Schiff hat Anker geworfen, und ſchlägt ſich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Raſtislaw hält an der Windſeite, um ſich mit Vortheil zu ſchlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden Türkiſchen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort zu manövriren, indem ſie die feindlichen Schiffe beſchießen. Die dritte Diviſion des Contre-Admirals Elphinſton iſt noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die ſich entfernt, iſt die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals, das durch den St. Eſtafi genommen war, entzündete ſich. Die Türkiſche Mannſchaft, um ſich zu retten, ſtürzte ſich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erſte Türkiſche Contre-Admiral hat ſein Ankertau gekappt, ſeine Flaggen geſenkt, und entfernt ſich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anſtalten daſſelbe zu thun, während es ſich noch ſchlägt. Alle übrigen Schiffe dieſelbe Gefahr und das beſtändige Feuer der Ruſſiſchen

Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maste unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Rastislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück, und nahern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein Türkischer Posten befindet, der den Russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fallt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Netron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Africa, Nadegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Contre-Admiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Clärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clare mit ausbrechenden Thränen. Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt eure Freude, mich zu ängstigen.

Mutter weinend. Weine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübniß. Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?

Clare aufstehend und kalt. Verworfen! Egmonts Geliebte, verworfen? — Welche Fürstinn neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, so redetet ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seyd gut! — Das Volk was das denkt, die Nachbarinnen was die murmeln — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt.

großen Maſtes ſieht man die Cornette, und auf dem Flaggen Maſte drei angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff ſind. Um den Angriff zu maskiren, ſcheint die übrige Flotte ſich ſegelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beſtändig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert ſich der Türkiſchen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beſtändigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert ſich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die Türkiſchen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tſchesme, fangen, indem ſie die Annäherung der Ruſſiſchen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der Türkiſchen Flotte im Hafen von Tſchesme.

Die drei Schiffe, Europa, Raſtislaw und Petrou Menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche ſie immerwährend beſchießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieſer Schiffe zu erſetzen. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Africa fährt fort die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind ſich völlig gelegt hatte, ſendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um ſie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier ſchon abgeſendeten Brander haben die Türkiſche Flotte in Brand geſteckt, wovon ein

Theil schon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effecte eines Schiffes, welches aufsliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert, und sich alsdann, wie man auf den zweiten Effect sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet, und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemälde.

Zurückkehr der Legreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der Russischen; sodann vier Galeeren, den einzigen Ueberbleibseln der Türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Exarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackert's Kunſtcharacter
und
Würdigung ſeiner Werke
von
Heinrich Meyer.

Hackert's Verdienſt als Landſchaftsmaler und das Eigenthümliche ſeiner Werke klar auseinander zu ſetzen, iſt keine leichte Aufgabe, theils weil er die Proſpectmalerei hauptſachlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunſtrichter ſeinen Talenten und ſeiner großen höchſtachtbaren Kunſtfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren laſſen.

Damit aber der vorgeſetzte Zweck möge erreicht werden, ſo wird ſich der Leſer einige Rückblicke auf den Zuſtand oder vielmehr auf den Gang der Landſchaftsmalerei ſeit dem 17ten Jahrhundert gefallen laſſen. Gegen die Mitte deſſelben nämlich blühten die drei großen Künſtler Claude Lorrain, Caſpar Dughet und Salvator Roſa; allein es iſt nicht zu viel behauptet, wenn man ſagt, der Kunſttheil, welchen ſie ſo ſehr verherrlichten, habe damals auch ſeinen Wendepunkt erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, ſo können doch die ſeither erfolgten Rückſchritte in der Landſchaftsmalerei nicht wohl abgelaugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen

wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich malerischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospectmalerei, deren Ursprung bei den bildnißliebenden Engländern zu suchen seyn dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Prospecte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospectmalerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieses nimmt man bei Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder wenn man will des Schönheitssinnes wahr. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der

malerische Effect wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Uebersicht von Hackert's Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es nothwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maaße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospectmalerei, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist aus den wenigen, frei erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospectmaler nicht frei überlassen, und in sofern war Hackert's Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm verbin schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpunkte bewiesen, so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut aufeinander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospectmalerei aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Erstlich, in wiefern der Maler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinewand überzutragen versteht; und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens, in wiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannichfaltig; der Künstler druckt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr

wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hiebei oft größer als es dem malerischen Effect des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackert's früheren Gemälden Mangel an Uebereinstimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackert'schen Gemälde mit den Meisterstücken der älteren großen Künstler entspringt. Unter Hackert's Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche seiner späteren Arbeiten etwas bunt seyen, läßt sich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, scheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an sich löbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu seyn. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren, und er sich zu Uebertreibungen genöthigt sah. Hackert's Colorit ist deßwegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet

ſich mehr Accord, das Verhaltniß der Tinten iſt mehr kunſtgerecht; jedoch hat er, wenn man namlich den milden Ton und Farbenſchmelz im Ganzen als die Haupteigenſchaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen alteren Meiſter nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt ſich unſer Künſtler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl ſieht, dieſen wichtigen Theil der Kunſt vorzüglich ſtudirt zu haben. Vielleicht hat ihn ſein reales Streben nach Darſtellung des Wirklichen abgehalten, ſich die Vortheile einer künſtlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch ſey, Hackert's Gemalde geben zwar, in Hinſicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit: doch haben ſie auch eben ſo wenig von dieſer Seite Anſpruch auf vorzugliches Verdienſt.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hintereinander zuruck; wo indeſſen von den obgelobten naheren Gebirgen ſich welche finden, ſo wollen dieſe wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu ſehr heraustreten, und ſcheinen alsdann den Künſtler oft zu einigen Harten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verſchiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenſchaften ſind bereits berührt worden; es iſt alſo nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinſel mit unumſchrankter Meiſterſchaft fuhrte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmaßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine ſehr groſe Anzahl Oelgemalde, ſondern auch viele Gouachen, und beinahe unzahlige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in groſern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft.

Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet: der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackert's Gemalde sind, wie es für Prospecte schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl, als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente im hohen Grade besessen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder in wiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Gunst sey es gesagt!) Aussichten nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solches in Hackert's Bildern wirklich geleistet sehen. Ueber den zweiten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen: denn die

Gränzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen; absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich einer mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit ans Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zusetzen und Weglassen, so wie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren malerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten; so würde er schon in das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert seyn, aber diesem doch seinen Rang als ersten Maler des bedingten Faches der Prospecte nicht streitig machen können.

Ueber Landschaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtseyn lebte, Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel

gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzersche Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte, und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand; so wünschte man natürlich diese fruchtbaren Lehren auch aufs Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sey etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte,

Mutter. Man muß ihm hold seyn! das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frey und offen.

Clare. Es ist keine falsche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbürge! wie er um mich besorgt ist! so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft an's Fenster gehen sehn? Habt ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thüre rauscht? — Ob ich schon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Häuser, Thürme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lumachell-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowohl Carricaturen als schöne Gesichter. Dieß hanat aber mehr von unserer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufalligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ahnlich.

Viele mißrathene Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten sich zu erniedrigen und hatten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hatten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequalt, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist, wie zu allen andern Kunsten. Jetzt da ich 60 Jahr alt bin, fange ich erst an wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleiß studirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feines Geschmack und ein feines Gefuhl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nothigen Studien zu machen, die so mannichfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstande man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft, an Oel, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem Italianischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man z. B. Toscana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus solchem Gesichtspunkt betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können sie gut und dienlich seyn, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht: die Natur ist zu sehr gekümmert, selten malerisch. Je weniger die Gegenden cultivirt sind, je malerischer sind sie. An Vorgründen ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sey, daß er Architektur, Optik und Perspective kenne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann

ſich ein Liebhaber wohl damit amüſiren; der Künſtler aber muß ſie nie brauchen, weil ſie ihm nachtheilig iſt, aus Urſache, weil ſie nicht richtig ſeyn kann. Außer dem Focus ſind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht ſich in die Länge alle Kleinigkeiten, die ſie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er ſich eine kleine Manier an, und weil die Lichtſtrahlen durch verſchiedene Gläſer gebrochen werden, bis ſie aufs Papier fallen, ſo ſieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den ſchönen Silberton, der mit dem Luftton ſo ſchön in der Natur herrſcht. Hier iſt alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewiſſen Rauchton, den viele Künſtler Speckton nennen, und den man ſich in der Folge ſchwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt iſt es in der Kunſt ſchwierig das Angewohnte abzulegen, beſonders wenn man ſich einmal falſche Maximen in den Kopf geſetzt hat. Ich nenne das in der Kunſt zurücklernen; dieſes iſt viel mühſamer und ſchwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contur nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perſpective wohl gelernt, ſo wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künſtler muß ſich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzuſtellen ſind. Er muß vieles weglaſſen, um die wahre Illuſion des Gegenſtandes hervorzubringen, und ſo gewöhnt ſich ſein Auge nicht allein an einen großen Styl, ſondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und

malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große Italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Walder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstande, die einem aufgegeben werden, oder die man selbst wahlt, nachzunahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstande so mannichfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach einem Princip theile ich im Allgemeinen alle Baume überhaupt in drei Classen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Castanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Esche und alle Baume, die langliche Blatter haben, zu zeichnen: denn er zieht seine gruppirten Blatter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses

mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w., genug alles was zackige Blatter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannichfaltigkeit der Baume und Straucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen, viele Baume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als componirten Baumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich seyn.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über den untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variirten Aesten bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd seyn. Da alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu

glauben, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtniß bei der großen Mannichfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Localgedächtniß hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt seyn von so mannichfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet, oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß, und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hinschreiben kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang so fortgefahren, so wage er es, große, schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur

ſo viel nur möglich iſt. Er muß ſeinen Standpunkt wenigſtens zweimal ſo weit vom Baume nehmen, als dieſer hoch iſt. Erlaubt es das Terrain, ſo iſt es beſſer drei- oder viermal ſo weit entfernt zu ſeyn: denn ſein Auge kann das Ganze faſſen, und er ſieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei Einer Art von Baumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang: denn es iſt nöthig, ſich in den verſchiedenen Arten zu üben; ſonſt geſchieht es leicht daß der Künſtler immer die Sorte zeichnet, die ihm gelaufig iſt, und es ihm hernach ſchwer wird ſich an andere zu wagen, die ihm nicht gelaufig ſind. Auf dieſe Weiſe kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Baumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumſchlag zu lernen, aus dem der Charakter eines Baumes erſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler citiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Vieles iſt hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſeyn, er war aber immer derſelbe, was ich manierirt nenne, und die Varietat der Baume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum ſogleich erkenne, ſo wie auch Pflanzen und andere Blatter im Vorgrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſtlichen Studium der Baume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieſes laßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen

Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefallt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemalden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Baume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Baumen oder Strauchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulcanischen haben einen ganz besondern Charakter sowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmaßigen und kleinen Blattern, die ihm zu seinem Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wahle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenstanden ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkt, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Hauser zusammenstehen, ist man oft genöthigt viele weazulassen und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde, und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freilich eine gewisse Uebung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in

der Fernung herrſcht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darſtellen ſoll. Beim Malen iſt dieſes leichter als beim Zeichnen, wovon ich an ſeinem Orte ſprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künſtler nicht allein ſeinen Standpunkt wohl gewahlt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug ſtehen, und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauſchen, in welchem Licht ſie den beſten Effect macht, es ſey früh Morgens oder etwas ſpater, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er ſich hieruber beſtimmt, ſo iſt es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur ſchön beleuchtet iſt, wenigſtens die Maſſen des Schattens anlege und ſodann nach ſeinem Gedachtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde ſich wieder hinſetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauſchen, bis er ihn ſo weit hat, daß er das Bild glaubt nach ſeiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fahrt der Künſtler im Anfang mit dieſer Muhſamkeit und Geduld fort, ſo wird er bald ſeinen Endzweck erreichen. Freilich iſt es ſchwer, daß ein feuriges Genie ſich zwingen ſoll, ehe ſeine Werke gerathen, mit Geduld ſo oft an denſelben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, ſie mögen ſo groß ſeyn wie ſie wollen, es kommt endlich auf den Punkt, den es ſich vorgeſetzt hat.

Als das beſte Mittel hiebei, welches ich ſelbſt verſucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet iſt, ſie ſogleich liegen zu laſſen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Luſt und Liebe, und die Veranderung der

Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern Tags nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sey, wie solches Nicolaus und Caspar Poussin, Carracci und Dominichino geleistet haben. Diese Meister formirten einen großen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Composition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sey, und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, das Colorit möchte wahrer seyn; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspective, und die Vorgründe und andere Plane zu schwarzgrün; Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit sey, weil sie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caspar Poussin nie harmonisch gewesen seyn kann, auch da seine

Mutter. Du warſt immer ſo ein Springinsfeld; als ein kleines Kind ſchon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehſt du dich nicht ein wenig beſſer an?

Clare. Vielleicht, Mutter! Wenn ich Langeweile habe. — Geſtern, denkt, gingen von ſeinen Leuten vorbey und ſangen Loblieder auf ihn. Wenigſtens war ſein Nahme in den Liedern; das übrige konnt' ich nicht verſtehn. Das Herz ſchlug mir bis an den Hals — Ich hätte ſie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein hefeiges Weſen verdirbt noch alles; du verräthſt dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bey dem Vetter, wie du den Holzſchnitt und die Beſchreibung fandſt und mit einem Schrey rieſſt: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Clare. Hätt' ich nicht ſchreyen ſollen? Es war die Schlacht bey Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchſtaben C. und

Bilder neu waren. Im Palaſt des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landſchaften geſehen, ſowohl auf Kalk als Leinwand und Bretern; keine waren harmoniſch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne dieſe Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorherſah, daß ſie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 25 Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meiſter, welche die Regeln des großen Styls aus der ſchönen Italianiſchen Natur geſchöpft haben, nehmen uns ein, ſowohl wenn ſie ſchöne als wenn ſie ſchreckliche Gegenſtände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter ſind ſo ſchrecklich ſchön, daß ſie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenſtände ſind reizend, durch die großen und mannichfaltigen Linien, auch da wo die Landſchaft gleichſam in der Vogelperſpective vorgeſtellt iſt, wie z. B. an der großen Landſchaft von Caſpar im Palaſt Colonna, wo Abraham ſeinen Sohn zum Opfer führt. Dieſes Bild iſt weniger ſchwarz geworden als die andern, iſt harmoniſcher und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient ſich in vielen Fällen des Pouſſiniſchen Styls. Seine Compoſition iſt angenehm, die Gruppirung der verſchiedenen Bäume reizend, und man ſieht überhaupt, daß ſein Gefühl für die ſchöne Natur außerordentlich fein geweſen, ob man wohl tadeln könnte, daß ſeine Perſpective fehlerhaft iſt, und man öfters wünſcht, daß bei ſo vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was ſein Colorit betrifft, ſo iſt meiner Meinung nach

keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tagszeiten, sowohl in der Ferne als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefallt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Pouſſin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffallt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Pouſſin's Figuren sind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte selbst: die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen giebt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es giebt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Oefters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeiniglich den Wunsch, darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eigenen Gedanken nachzuhangen. Sind an solchen Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil sie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt,

oder ein paar Hirten, ſitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Dieſe, weil ſie unſchuldig ſind, und bloß in der Abſicht das Vieh zu hüten auf der Stelle ſitzen, verhindern uns nicht an unſerm Vergnügen, ſondern erregen wohl eher eine unſchuldige Freude.

Viele Landſchaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn ſie uns Gegenden vorſtellen, wo große Thaten geſchehen ſind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geſchichte. Wenn Reiſende ſolche Gegenden geſehen haben, und finden ſie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgeſtellt, ſo erweckt es ihnen eine ganze Reihe hiſtoriſcher und anderer bedeutenden Vorſtellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluſe, wo Petrarca ſich aufhielt, ſolche Landſchaften intereſſiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im ſchrecklichen Styl iſt es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und ſchrecklich ſey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landſchaft des Nicolaus Pouſſin, wo die Perſon bei der Quelle von der großen Waſſerſchlange umwunden wird.

Ueber Oelmalerei.

Zu der Zeit als die Kunſt mit Oelfarben zu malen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künſtler ſelbſt nach, ſtudirte ſeine Oele und ſeine Farben, und ließ ſie ſich zu Hauſe reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete

Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben, und andere an diesem Haupterforderniß zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhandler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durchs Weiß zerfressen wird; daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich vieles gelernt; besonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Malen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle, und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Voreltern überliefert erhielt, welche sämmtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugesetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Luft, sag' ich, die Farben schwarz

gemacht hatte. Ich sah ein schönes Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie gesagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern; wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab, und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen seyn, Hackert's technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restauriren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch ins Deutsche durch den Galerie-Inspector Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 182 ff. erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackert's Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 3. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitaten, den Tod meines Bruders Georg den 4. November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters iſt verloren; indeß bin ich geſund, und mit einem kleinen Huſten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glucklich entwiſcht. Ich male und ſtudire fleißig wie ein junger Burſche.

Ihr Werk: Winckelmann und ſein Jahrhundert, habe ich geleſen, welches mir unſer Prediger, Schultheſius in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment uber dieſes Buch. Es iſt mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geſchrieben, deutlich und belehrend. Es iſt das einzige Werk, das ich kenne, was uber die Kunſt geſchrieben iſt, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geſchrieben, daß meine Vorgrunde grell ſind; ich würde es gleich abgeandert haben; deßwegen bin ich ein wenig böſe auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entſchuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit ſo viel andern Objecten zuſammen, ſchadlich ſind, wenn ſie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters uberlaßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit malt, den durchſichtigen Ton laßt und das

Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich Anfangs thun, so würde es dem Gemalde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. s. w., so ist es doch der Natur der Sache gemaß, daß ein Oelgemalde sich auf der Oberflache ein wenig verandert, und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behalt, wenn er in die Gemalde wirklich gemalt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Dietrich's Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in Niederländischen Gemalden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemalde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Biesier-Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Biesier-Luft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderputzer, nicht heraus bringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Styl Wahrheit der Natur sowohl

in Ton als Formen zu verbinden. Pouſſin, Carracci, Dominichino u. ſ. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte ſind auch öfters ſo unwahr, als waren ſie aus einer andern Welt. Dieſe Convention, wie bekannt, iſt einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, ſo iſt es nicht allein unwahr, ſondern hart. Man entſchuldigt dieſe reſpectablen Manner, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemalde ſchwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Pouſſin's Waſſerfarben-Gemalde im Palaſt Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palaſt Borgheſe beweiſen, daß Pouſſin nie harmoniſch in der Farbe geweſen iſt. Seine Luft iſt immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrunen monotonen Baume, die allzugelben Felſen und Wege, wo der bloſe Ocker herrſcht, konnen nie übereinſtimmend geweſen ſeyn. Dieſe Waſſerfarben-Gemalde haben ſich nicht verandert; durch das Verdunkeln der Terra verde ſind hingegen ſeine Oelgemalde eher harmoniſch geworden. Francesco di Bologna iſt in ſeinen Waſſerfarben harmoniſcher. Seine Baume haben denſelben Fehler, daß ſie dunkelgrün und monoton ſind. Boucher hat in Piſoja einen Saal gemalt, und des Pouſſin's gelbe Felſen und kohlſchwarze Baume ſo imitirt, daß einem ekel und bange wird, wenn man es anſieht. Es iſt nur unbegreiflich, wie ein Mann wie Boucher, der wirklich ſo viele Geſchicklichkeit hat, und ernſthafte gute Studien im Portefeuille beſitzt, ſolch tolles Zeug darſtellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Verſuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verklärten Styl, den Silberton der ſchönen Natur, die reichlichten Tinte, die ſchonen Formen der Baume, ohne den Charakter zu verunſtalten, kurz alles mögliche Idealſchone, was die Natur einer

Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen, und die großen Meister zu bestehlen, oder schwach nachzupotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gemalt, die wirklich schon den Stempel des großen Styls an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Giebt es für diesen neuen Styl nicht im allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen, die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seiner Bassevillischen Geschichte aus Rom hierher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Styl, welche besser seyn würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Director der Akademie. Desmarées ist hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein

ſuche unten in der Beſchreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen wird.“ Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeſchnitzten Egmont, der ſo groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabey und die Engliſchen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir ſonſt eine Schlacht vorgeſtellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn ſie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürſten — und wie mir's jetzt iſt!

Brackenburg kommt.

Clare. Wie ſteht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewiſſes. In Flandern ſoll neuerdings ein Tumult entſtanden ſeyn; die Regentinn ſoll beſorgen, er möchte ſich hierher verbreiten. Das Schloß iſt ſtark beſetzt, die Bürger ſind zahlreich an den Thoren, das Volk ſummt in den Gaſſen. — Ich will nur ſchnell zu meinem alten Vater.

Als wollt' er gehen.

Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, compact, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön; die Sujets aber immer grausam, Mord und Todtschlag. Noch seh' ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst, und hatte sich sein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. —

Hinterlassenes.

Nach Hackert's Ableben sind seine sämmtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen; darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht diese Kunstwerke auszuspielen, und wird deßhalb zu seiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weßwegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackert's Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospectmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht *ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ*. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winckelmann, Wiener Ausgabe S. 552 und 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25—33, wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche Abbildung in Kupfer gestochen beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldne Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulysses, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr ins Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen; die Arbeit vortrefflich. Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschadigt.

4) Fragment einer Camee. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin sitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5) Jupiter auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der rechten das Scepter und auf der ausgestreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sammtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Inspruck; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Wedder; Petrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Constanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Therese Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend seyn muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Berendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

Einleitung in die Propyläen.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch besonders, bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dieß nicht gegen unsre Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hatte geſchehen können, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen,

natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben ſich eine Bildung in ſchöner und ſtatiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erſcheint?

Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunſtbildung? und, in gewiſſen Fächern, welche mehr als die Deutſche?

So viel zur Entſchuldigung des ſymboliſchen Titels, wenn ſie ja nöthig ſeyn ſollte. Er ſtehe uns zur Erinnerung, daß wir uns ſo wenig als möglich vom claſſiſchen Boden entfernen, er erleichtere durch ſeine Kürze und Bedeutſamkeit die Nachfrage der Kunſtfreunde, die wir durch gegenwartiges Werk zu intereſſiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmoniſch verbundner Freunde über Natur und Kunſt enthalten ſoll.

Derjenige, der zum Künſtler berufen iſt, wird auf alles um ſich her lebhaft Acht geben, die Gegenſtände und ihre Theile werden ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, und indem er praktiſchen Gebrauch von ſolchen Erfahrungen macht, wird er ſich nach und nach üben, immer ſcharfer zu bemerken, er wird in ſeiner frühern Zeit alles ſo viel möglich zu eignem Gebrauch verwenden, ſpäter wird er ſich auch andern gerne mittheilen. So gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was, unter mancherlei Umſtänden, von uns ſeit mehrern Jahren aufgezeichnet worden, unſern Leſern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer beſcheidet ſich nicht gern, daß reine Bemerkungen ſeltner ſind, als man glaubt? Wir vermiſchen ſo ſchnell unſere Empfindungen, unſere Meinung, unſer Urtheil mit dem was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zuſtande des Beobachters nicht lange verharren, ſondern bald Betrachtungen anſtellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen,

als insofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unsers Geistes einigermaßen verlassen möchten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehrern stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfallt, wenn andere gerade das Gegentheil von unserer Ueberzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsatze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewahrt hat.

Wenn mehrere vereint auf diese Weise zusammenleben, da: sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein gleiches Interesse haben, sich fortschreitend auszubilden, und auf nahverwandte Zwecke los gehen, dann werden sie gewiß seyn, daß sie sich auf den vielfachsten Wegen wieder begegnen, und daß selbst eine Richtung, die sie von einander zu entfernen schien, sie doch bald wieder glücklich zusammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in solchen Fällen das Gespräch gewährt! allein es ist vorübergehend, und indem die Resultate einer wechselseitigen Ausbildung unauslöschlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt ist.

Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschrittes: jeder Moment des Wachsthums ist fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, so ist ein Blick ruckwarts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unablassiges Fortschreiten hoffen läßt.

Kurze Aufsätze in die man von Zeit zu Zeit seine Gedanken, seine Ueberzeugungen und Wünsche niederlegt, um sich nach einiger Zeit wieder mit sich selbst zu unterhalten, sind auch ein schönes Hülfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines versäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemessenen Zeit und die vielen Hindernisse bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege stehen.

Daß hier besonders von einem Ideenwechsel solcher Freunde die Rede sey, die sich, im allgemeinen, zu Künsten und Wissenschaften auszubilden streben, versteht sich von selbst, obgleich ein Welt- und Geschäftsleben auch eines solchen Vortheils nicht ermangeln sollte.

Bei Künsten und Wissenschaften aber ist nicht allein eine solche engere Verbindung, sondern auch das Verhaltniß zu dem Publicum eben so günstig als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder leistet, gehört der Welt an, und das was sie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt sie auch selbst zur Reife. Der Wunsch nach Beifall, welchen der Schriftsteller fühlt, ist ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherem anzulocken; er glaubt den Kranz schon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühsamere Ausbildung jeder angebornen Fähigkeit nöthig ist, um die öffentliche Gunst festzuhalten, die wohl auch, durch Glück und Zufall, auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend ist für den Schriftsteller in einer frühern Zeit sein Verhaltniß zum Publicum, und selbst in spatern Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch bestimmt seyn mag, andere zu belehren, so wünscht er doch sich denen mitzutheilen, die er sich gleich gesinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerstreut ist; er wünscht sein

Verhältniß zu den älteſten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzuſetzen, und in der letzten Generation ſich wieder andere für ſeine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünſcht der Jugend die Umwege zu erſparen, auf denen er ſich ſelbſt verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienſtlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In dieſem ernſten Sinne verband ſich eine kleine Geſellſchaft; eine heitere Stimmung möge unſere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufſätze welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob ſie gleich von mehrern verfaßt ſind, in Hauptpunkten hoffentlich niemals mit einander in Widerſpruch ſtehen, wenn auch die Denkart der Verfaſſer nicht völlig die gleiche ſeyn ſollte. Kein Menſch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verſchiedene Charaktere werden oft Einen Grundſatz, den ſie ſämmtlich anerkennen, verſchieden anwenden. Ja, der Menſch iſt ſich in ſeinen Anſchauungen und Urtheilen nicht immer ſelbſt gleich: frühere Ueberzeugungen müſſen ſpätern weichen. Möge immerhin das Einzelne was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf ſeinem Wege gegen ſich ſelbſt und gegen andre wahr bleibt!

So ſehr nun auch die Verfaſſer unter einander und mit einem großen Theil des Publicums in Harmonie zu ſtehen wünſchen und hoffen, ſo dürfen ſie ſich doch nicht verbergen, daß ihnen von verſchiedenen Seiten mancher Mißton entgegen klingen wird. Sie haben dieß um ſo mehr zu erwarten, als ſie von den herrſchenden Meinungen in mehr als Einem Punkte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend eines Dritten meiſtern oder verändern zu wollen, werden ſie ihre eigne Meinung feſt ausſprechen, und, wie es die Umſtände geben,

Clare. Sieht man euch morgen. Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich ſehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder ſo eine Hiſtorie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg ſeine Hand reichend. Eure Hand!

Clare ihre Hand verſagend. Wenn ihr wieder kommt. Mutter und Tochter ab.

Brackenburg allein. Ich hatte mir vorgenommen, grade wieder fort zu gehn; und da ſie es dafür aufnimmt und mich gehen läſst, möcht' ich raſend werden. — Unglücklicher! und dich rührt deines Vaterlandes Geſchick nicht? der wachſende Tumult nicht? — und gleich iſt dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war: „Brutus Rede

einer Fehde ausweichen oder ſie aufnehmen, im Ganzen aber immer auf einem Bekenntniſſe halten, und beſonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künſtlers unerlaßlich ſcheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun iſt, der muß Partei zu nehmen wiſſen, ſonſt verdient er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen verſprechen, ſo müſſen wir zugleich anzeigen, daß es beſonders ſolche ſeyn werden, die ſich zunächſt auf bildende Kunſt, ſo wie auf Kunſt überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künſtlers beziehen.

Die vornehmſte Forderung die an den Künſtler gemacht wird, bleibt immer die: daß er ſich an die Natur halten, ſie ſtudiren, ſie nachbilden, etwas, das ihren Erſcheinungen ähnlich iſt, hervorbringen ſolle.

Wie groß, ja wie ungeheuer dieſe Anforderung ſey, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künſtler ſelbſt erfahrt es nur bei fortſchreitender Bildung. Die Natur iſt von der Kunſt durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie ſelbſt, ohne äußere Hülfsmittel, zu überſchreiten nicht vermag.

Alles was wir um uns her gewahr werden, iſt nur roher Stoff, und wenn ſich das ſchon ſelten genug ereignet, daß ein Künſtler durch Inſtinct und Geſchmack, durch Uebung und Verſuche, dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere ſchöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beſte auszuwählen, und wenigſtens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt; ſo iſt es, beſonders in der neuern Zeit, noch viel ſeltner, daß ein Künſtler ſowohl in die Tiefe der Gegenſtände, als in die Tiefe ſeines eignen Gemüths zu dringen vermag, um in ſeinen Werken nicht bloß etwas leicht- und oberflächlich Wirkendes, ſondern wetteifernd mit der

Natur, etwas geistig Organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst! Um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern, so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er sich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers dasjenige mühsam aussuchen sollte, was zu seinem Zwecke dient; ja es ist die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigste seyn muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß sie an das eingeschränkte, besondere Bedürfniß des Künstlers denken sollten. Deßhalb ist unsere Absicht, hier ins Mittel zu treten, und, wenn wir gleich nicht voraussehen, die nöthige Arbeit selbst vollenden zu können, dennoch, theils im Ganzen eine Uebersicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einpragen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungetrenntes Ganze, in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche

eines lebendigen Wesens verwirrt den Beobachter, und man darf wohl hier, wie in andern Fällen, den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, sieht man erst! denn wie derjenige, der ein kurzes Gesicht hat, einen Gegenstand besser sieht, von dem er sich wieder entfernt, als einen, dem er sich erst nahert, weil ihm das geistige Gesicht nunmehr zu Hülfe kommt, so liegt eigentlich in der Kenntniß die Vollendung des Anschauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich Zeichner ist, die Gegenstände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, woraus der Charakter des Ganzen entspringt, einsieht und den Nachdruck darauf legt.

So wie nun eine genauere Kenntniß der einzelnen Theile menschlicher Gestalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künstler äußerst fördert, so ist auch ein Ueberblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenstände höchst nützlich, vorausgesetzt, daß der Künstler fähig ist, sich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtschaft entfernt scheinender Dinge zu fassen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen verbreitet; sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir dasselbe fest, so finden wir erst, daß unsere Aufmerksamkeit bei Beobachtung der Gegenstände eine bestimmte Richtung nimmt, daß abgesonderte Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künſtler auf, auch von unorganiſchen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, ſo können wir es um ſo eher thun, als man ſich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und ſchnell unterrichtet. Der Maler bedarf einiger Kenntniß der Steine, um ſie charakteriſtiſch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeiſter, um ſie zu nutzen, der Steinſchneider kann eine Kenntniß der Edelſteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls darnach ſtreben.

Haben wir nun zuletzt dem Künſtler gerathen, ſich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen, die ihn beſonders intereſſiren, theils um ſich nach mehr Seiten auszubilden, theils um das, was ihn betrifft, beſſer zu verſtehen, ſo wollen wir auch über dieſen bedeutenden Punkt noch einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Maler die Lehre des Phyſikers von den Farben nur anſtaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künſtlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine praktiſche Nothwendigkeit führte ihn auf einen eignen Weg, er fühlte die lebhaften Gegenſätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entſteht, er bezeichnete gewiſſe Eigenſchaften derſelben durch annähernde Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben, die eine Nähe, andere, die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr ſind, durch welche er dieſe Phänomene den allgemeinſten Naturgeſetzen auf ſeine Weiſe näher brachte. Vielleicht beſtätigt ſich die Vermuthung, daß die farbigen Naturwirkungen, ſo gut als die magnetiſchen, elektriſchen und andere, auf einem Wechſelverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erſcheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen in einer entſchiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Dieſe Lehre umſtändlich und für den Künſtler faßlich vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können um ſo mehr hoffen, hierin etwas zu thun, das ihm willkommen ſey, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Inſtinct gethan, auszulegen und auf Grundſatze zurückzuführen bemüht ſeyn werden.

So viel von dem, was wir zuerſt in Abſicht auf Natur mitzutheilen hoffen; und nun das Nothwendigſte in Abſicht auf Kunſt.

Da die Einrichtung des gegenwartigen Werks von der Art iſt, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieſelben ſogar theilweiſe, vorlegen werden, dabei aber unſer Wunſch iſt, nicht ein Ganzes zu zerſtücken, ſondern aus mannichfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zuſammenzuſetzen, ſo wird es nöthig ſeyn, bald möglichſt allgemein und ſummariſch dasjenige vorzulegen, worüber der Leſer nach und nach im Einzelnen unſere Ausarbeitungen erhalten wird. Daher wird uns zunachſt ein Aufſatz über bildende Kunſt beſchaftigen, worin die bekannten Rubriken, nach unſerer Vorſtellungsart und Methode, vorgetragen werden ſollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht ſeyn, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunſt vor Augen zu ſtellen, und zu zeigen, daß der Künſtler keinen derſelben zu vernachläſſigen habe, wie es leider ſo oft geſchehen iſt und geſchieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo ſich zeigt, wie die Kunſt ihre Stoffe ſich ſelbſt naher zubereite.

Indem der Künſtler irgend einen Gegenſtand der Natur ergreift, ſo gehört dieſer ſchon nicht mehr der Natur an, ja man kann ſagen, daß der Künſtler ihn in dieſem Augenblicke

erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Werth hineinlegt.

Auf diese Weise werden der menschlichen Gestalt die schönern Proportionen, die edleren Formen, die höhern Charaktere gleichsam erst aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gerne niederlegt, wenn sie übrigens, in ihrer großen Breite, leicht in Häßlichkeit ausartet und sich ins Gleichgültige verliert.

Eben dasselbe gilt von zusammengesetzten Kunstwerken, ihren Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sey Fabel oder Geschichte.

Wohl dem Künstler, der sich bei Unternehmung des Werkes nicht vergreift! der das Kunstgemäße zu wählen, oder vielmehr dasselbe zu bestimmen versteht!

Wer in den zerstreuten Mythen, in der weitläufigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu suchen, ängstlich herumirrt, mit Gelehrsamkeit bedeutend, oder allegorisch interessant seyn will, der wird, in der Hälfte seiner Arbeit, oft bei unerwarteten Hindernissen stocken, oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüth, und wir achten diesen Punkt so wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden, oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die

Tiefe des künſtleriſchen Genie's beurtheilen läßt, ſo kann man an der Entdeckung der Motive ſeine Breite, ſeinen Reichthum, ſeine Fulle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die ſinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechaniſche, zuletzt, wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf beſtimmte Stoffe wirkt, und ſo der Arbeit ihr Daſeyn, ihre Wirklichkeit verſchafft.

Indem wir nun auf ſolche Art dem Künſtler nützlich zu ſeyn hoffen, und lebhaft wünſchen, daß er ſich manches Rathes, mancher Vorſchläge bei ſeinen Arbeiten bedienen möge, ſo dringt ſich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen, ſo wie jeder Menſch, von ſeinem Zeitalter ebenſowohl leide, als man davon gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall iſt, und wir können bei uns ſelbſt die Frage nicht ganz ablehnen, welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten?

Alles iſt einem ewigen Wechſel unterworfen, und da gewiſſe Dinge nicht neben einander beſtehen können, verdrängen ſie einander. So geht es mit Kenntniſſen, mit Anleitungen zu gewiſſen Uebungen, mit Vorſtellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menſchen bleiben ziemlich immer dieſelben: man will jetzt noch ein guter Künſtler und Dichter ſeyn, oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, ſind nicht jedem klar, und warum ſollte man läugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Vorſatz ſpielend ausführen könnte.

Natürlicherweiſe hat das Publicum auf die Kunſt großen Einfluß, indem es für ſeinen Beifall, für ſein Geld, ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar

zu genießen ſey, und meiſtens wird ſich der Künſtler gern darnach bequemen, denn er iſt ja auch ein Theil des Publicums, auch er iſt in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfniſſe, er drängt ſich in derſelbigen Richtung, und ſo bewegt er ſich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt.

Wir ſehen auf dieſe Weiſe ganze Nationen, ganze Zeitalter, von ihren Künſtlern entzückt, ſo wie der Künſtler ſich in ſeiner Nation, in ſeinem Zeitalter beſpiegelt, ohne daß beide nur den mindeſten Argwohn hatten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geſchmack wenigſtens einſeitig, ihre Kunſt auf dem Rückwege, und ihr Vordringen nach der falſchen Seite gerichtet ſeyn.

Anſtatt uns hierüber ins Allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die ſich beſonders auf bildende Kunſt bezieht.

Dem deutſchen Künſtler, ſo wie überhaupt jedem neuen und nordiſchen, iſt es ſchwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formloſen zur Geſtalt überzugehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, ſich dabei zu erhalten.

Jeder Künſtler der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage ſich: ob nicht die Gegenwart der beſten Werke alter und neuer Kunſt in ihm das unabläſſige Streben erregt habe, die menſchliche Geſtalt in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu ſtudiren und nachzubilden, ſich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um ſich jenen Kunſtwerken, die ganz auf ſich ſelbſt ruhen, zu nahern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das ſinnliche Anſchauen befriedigt, den Geiſt in ſeine höchſten Regionen erhebt? er geſtehe aber auch, daß er nach ſeiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben herunterſinken müſſe, weil er wenig Perſonen

findet, die das Gebildete eigentlich ſehen, genießen und denken mögen, ſondern meiſt nur ſolche, die ein Werk obenhin anſehen, dabei etwas Beliebiges denken, und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und genießen.

Das ſchlechteſte Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft ſprechen, indem es ſie in Bewegung ſetzt, los und frei macht, und ſich ſelbſt überläßt; das beſte Kunſtwerk ſpricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verſtehen muß; es feſſelt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unſre Willkür, wir können mit dem Vollkommenen nicht ſchalten und walten wie wir wollen, wir ſind genöthigt uns ihm hinzugeben, um uns ſelbſt von ihm, erhöht und verbeſſert, wieder zu erhalten.

Daß dieß keine Traume ſind, werden wir nach und nach im Einzelnen ſo deutlich als möglich zu zeigen ſuchen, beſonders werden wir auf einen Widerſpruch aufmerkſam machen, in welchen ſich die Neuern ſo oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, ſie geſtehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen ſich in Theorie und Praxis doch von den Maximen, die jene beſtändig ausübten.

Indem wir nun von dieſem wichtigen Punkte ausgehen und oft wieder auf denſelben zurückkehren werden, ſo finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen iſt.

Eines der vorzüglichſten Kennzeichen des Verfalles der Kunſt iſt die Vermiſchung der verſchiedenen Arten derſelben.

Die Künſte ſelbſt, ſo wie ihre Arten, ſind unter einander verwandt, ſie haben eine gewiſſe Neigung, ſich zu vereinigen, ja ſich in einander zu verlieren; aber eben darin beſteht die Pflicht, das Verdienſt, die Würde des achten Künſtlers, daß er das Kunſtfach in welchem er arbeitet, von andern

abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs möglichste zu isoliren wisse.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann uns diese Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der achte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, eben so verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flach erhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren ablös'te, zuletzt Gebäude und Landschaften anbrachte, und so halb Malerei halb Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunst, und leider haben treffliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschten wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler praktisch geprüft werden. Wie selten kann man mit dem andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sey, ist viel geschwinder entschieden. Wie oft sieht man Künstler bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im Allgemeinen, bei der Anordnung im Besondern, so wie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit. Dann ist es Zeit einen Grundsatz zu prüfen, dann wird die

für die Freyheit, zur Übung der Redekunst;“ da war doch immer Fritz der Erste, und der Rector sagte: wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles so über einander gestolpert. — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt schlepp' ich mich an den Augen des Mädchens so hin. Kann ich sie doch nicht lassen! Kann sie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr seyn, was mir ein Freund neulich in's Ohr sagte? daß sie Nachts einen Mann heimlich zu sich einläßt, da sie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hause treibt. Nein, es ist nicht wahr; es ist eine Lüge, eine schändliche verläumderische Lüge! Clärchen ist so unschuldig als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen gestoßen — — Und ich soll so fort leben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiste heftiger be-

Frage leichter zu entscheiden seyn, ob wir durch ihn den großen Mustern und allem was wir an ihnen schätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empirischen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung stecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künstlers, zur Leitung desselben in mancher Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwicklung, Schätzung und Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke dienen, und wieder wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja, es ist um so nöthiger, sich auch hier daran zu halten, weil, unerachtet der allgemein gepriesenen Vorzüge des Alterthums, dennoch unter den Neuern sowohl einzelne Menschen als ganze Nationen oft eben das verkennen, worin der höchste Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am meisten vor diesem Uebel bewahren. Deßhalb sey hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Kritik der ältern sowohl als der neuern Kunstwerke sey, wenn sie einigermaaßen Nutzen bringen soll.

Auf jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommner Gypsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine große Wirkung thun, denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das Allgemeinste noch übrig, so viel als man mit schlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden konnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung ist dem Gegenstande gleich, es wird mehr ein dunkles unbestimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenstand, in seinem Werth und in seiner

Würde, solchen angehenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern: daß eine allzugenaue kritische Untersuchung den Genuß zerstöre, solche sind es, die sich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bei weiterer Erfahrung und Uebung, ein scharfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelegt wird, dann wächst mit der Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne so wie das Ganze vollkommen ist, ja man lernt einsehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maaße kennen lernt, in so fern man das Mangelhafte einzusehen im Stande ist. Die Restauration von den ursprünglichen Theilen, die Copie von dem Original zu unterscheiden, in dem kleinsten Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners, und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganze mit dunklem Sinne, oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgiebt, soll nach dem Höchsten streben! Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung, denn im Praktischen muß sich jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maaß von Kräften zugetheilt sey; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen ein jeder, der sich selbst verlaugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst überzutragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird.

Daher geschieht es so oft, daß derjenige der über Kunstwerke schreibt bloß im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der mit dem Buche in der Hand vor das Kunstwerk hintritt.

Aber eben deßwegen werden wir in mehrern Abhandlungen vielleicht in dem Falle seyn, das Verlangen der Leser mehr zu reizen als zu befriedigen; denn es ist nichts natürlicher als daß sie ein vortreffliches Kunstwerk, das genau zergliedert wird, sogleich vor Augen zu haben wünschen, um das Ganze, von dem die Rede ist, zu genießen, und was die Theile betrifft, die Meinung, die sie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfasser für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils gesehen haben, theils künftig sehen werden, so hoffen sie für solche, die sich in keinem der beiden Falle befinden, dennoch das Möglichste zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen wo Abgüsse von alten Kunstwerken, alte Kunstwerke selbst, besonders den Deutschen sich näher befinden, und so achter Liebhaberei und Kunstkenntniß, so viel an uns liegt, zu begegnen suchen.

Denn nur auf dem höchsten und genausten Begriff von Kunst, kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang

dargestellt werden, den man in der Kunst so wie in andern Fächern nahm, wo erst eine beschränkte Thatigkeit in einer trocknen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden so wie des Bedeutenden verweilte, sich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernst und Strenge, unter günstigen Umständen, die Kunst bis zum Höchsten hinaufstieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das sich von allen diesen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunstwerke, die mit solcher Leichtigkeit sich aussprechen, die dem Menschen ein bequemes Gefühl seiner selbst, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachstrebenden Künstler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem sey. Da der Gipfel dessen, was Kunst und Genie darstellen, eine leichte Erscheinung ist, so werden die Nachkommenden gereizt, sich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten.

So verliert die Kunst sich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen so wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hievon einen anschaulichen Begriff bilden wollen, so müssen wir ins Einzelne des Einzelnen hinabsteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beschäftigung ist, wofür aber der sichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entschädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunstwerke gewisse Maximen bewährt hat, so bedürfen wir ihrer am meisten bei Beurtheilung der neuen und neusten Arbeiten; denn da bei Würdigung lebender oder kurz verstorbener Künstler so leicht persönliche Verhältnisse, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der

Menge ſich einmiſchen, ſo brauchen wir Grundſätze um ſo nöthiger, um über unſre Zeitgenoſſen ein Urtheil zu äußern. Die Unterſuchung kann alsdann ſogleich auf doppelte Weiſe angeſtellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundſatz ſelbſt, ſo wie deſſen Anwendung prüfen, und wenn man ſich auch nicht vereinigen ſollte, ſo kann der ſtreitige Punkt doch ſicher und deutlich bezeichnet werden.

Beſonders wünſchten wir, daß der lebende Künſtler, bei deſſen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern hatten, unſere Urtheile auf dieſe Weiſe bedächtig prüfte. Denn jeder der dieſen Namen verdient, iſt zu unſrer Zeit genöthigt, ſich aus Arbeit und eignem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewiſſen Inbegriff theoretiſcher Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er ſich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf dieſem Wege ſich ſolche Maximen als Geſetze aufſtellt, die ſeinem Talent, ſeiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß ſind. Er unterliegt einem allgemeinen menſchlichen Schickſal. Wie Viele handeln nicht in andern Fächern auf eben dieſe Weiſe! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung ſetzen. Jeder Künſtler, wie jeder Menſch iſt nur ein einzelnes Weſen, und wird nur immer auf Eine Seite hangen. Deßwegen hat der Menſch auch das was ſeiner Natur entgegengeſetzt iſt, theoretiſch und praktiſch, in ſo fern es ihm möglich wird, in ſich aufzunehmen. Der leichte ſehe nach Ernſt und Strenge ſich um, der Strenge habe ein Leichtes und bequemes Weſen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird ſeine eigne Natur nur deſto mehr ausbilden, je mehr er ſich von ihr zu

entfernen ſcheint. Jede Kunſt verlangt den ganzen Menſchen, der höchſtmögliche Grad derſelben die ganze Menſchheit.

Die Ausübung der bildenden Kunſt iſt mechaniſch und die Bildung des Künſtlers fangt in ſeiner frühſten Jugend mit Recht vom Mechaniſchen an; ſeine übrige Erziehung hingegen iſt oft vernachläſſigt, da ſie doch weit ſorgfaltiger ſeyn ſollte, als die Bildung anderer, welche Gelegenheit haben aus dem Leben ſelbſt Vortheil zu ziehen. Die Geſellſchaft macht einen rohen Menſchen bald höflich, ein geſchäftiges Leben den offenſten vorſichtig; literariſche Arbeiten, welche durch den Druck vor ein groſſes Publicum kommen, finden überall Widerſtand und Zurechtweiſung; nur der bildende Künſtler allein iſt meiſt auf eine einſame Werkſtatt beſchränkt, er hat faſt nur mit dem zu thun der ſeine Arbeit beſtellt und bezahlt, mit einem Publicum, das oft nur gewiſſen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit ſolchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichſte ſchon hinlänglich geehrt ware.

Doch es wird Zeit dieſe Einleitung zu ſchlieſſen, damit ſie nicht, anſtatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigſtens den Punkt bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß ſich erſt nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunſt wird uns hoffentlich bald beſchäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reiſen, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, ſoll nicht ausgeſchloſſen ſeyn, und ſo ſey denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks geſprochen.

Fur die Bildung des Kunſtlers, fur den Genuß des

Kunſtfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte ſich Kunſtwerke befanden; es war eine Zeit in der ſie, geringere Dislocationen abgerechnet, meiſtens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat ſich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunſt im Ganzen ſowohl als im Beſondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzo mehr Urſache als jemals Italien als einen großen Kunſtkörper zu betrachten, wie er vor kurzem noch beſtand. Iſt es möglich davon eine Ueberſicht zu geben, ſo wird ſich alsdann erſt zeigen, was die Welt in dieſem Augenblicke verliert, da ſo viele Theile von dieſem großen und alten Ganzen abgeriſſen wurden.

Was in dem Act des Abreißens ſelbſt zu Grunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben; allein eine Darſtellung jenes neuen Kunſtkörpers, der ſich in Paris bildet wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode wie ein Kunſtler und Kunſtliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird ſich angeben laſſen, ſo wie dabei noch eine wichtige und ſchöne Frage zu erörtern iſt: was andere Nationen, beſonders Deutſche und Engländer thun ſollten, um, in dieſer Zeit der Zerſtreuung und des Verluſtes, mit einem wahren, weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künſten und Wiſſenſchaften ſtattfinden kann, die mannichfaltigen Kunſtſchatze, die bei ihnen zerſtreut niedergelegt ſind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunſtkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit, für das was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entſchadigen vermöchte.

So viel im allgemeinen von der Abſicht eines Werkes, dem wir recht viel ernſthafte und wohlwollende Theilnehmer wünſchen.

Ueber Laokoon.

Ein ächtes Kunſtwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unſern Verſtand immer unendlich; es wird angeſchaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger ſein Weſen, ſein Verdienſt mit Worten ausgeſprochen werden. Was alſo hier über Laokoon geſagt iſt, hat keineswegs die Anmaßung dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen; es iſt mehr bei Gelegenheit dieſes trefflichen Kunſtwerks als über daſſelbe geſchrieben. Möge dieſes bald wieder ſo aufgeſtellt ſeyn, daß jeder Liebhaber ſich daran freuen und darüber nach ſeiner Art reden könne.

Wenn man von einem trefflichen Kunſtwerke ſprechen will, ſo iſt es faſt nöthig von der ganzen Kunſt zu reden, denn es enthalt ſie ganz, und jeder kann, ſo viel in ſeinen Kraften ſteht, auch das Allgemeine aus einem ſolchen beſondern Fall entwickeln; deßwegen ſey hier auch etwas Allgemeines vorausgeſchickt.

Alle hohen Kunſtwerke ſtellen die menſchliche Natur dar, die bildenden Künſte beſchäftigen ſich beſonders mit dem menſchlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von dieſen. Die Kunſt hat viele Stufen, auf jeder derſelben können vorzügliche Künſtler erſcheinen, ein vollkommenes Kunſtwerk aber bereitt alle Eigenſchaften, die ſonſt nur einzeln ausgetheilt ſind.

Die höchſten Kunſtwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganiſirte Naturen. Man erwartet vor allem Kenntniß des menſchlichen Körpers in ſeinen

wegt, und ich ſterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reißt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, ſchimpflicher Zuſtand. Es iſt beſſer, ich end' auf einmal. Neulich ſtürzt' ich mich in's Waſſer, ich ſank — aber die geängſtete Natur war ſtärker; ich fühlte, daß ich ſchwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergeſſen, da ſie mich liebte, mich zu lieben ſchien! — Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir dieſe Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, in dem ſie mir ein Paradies von weitem zeigten — Und jener erſte Kuß! Jener einzige! — Hier, die Hand auf den Tiſch legend, hier waren wir allein — ſie war immer gut und freundlich gegen mich geweſen — da ſchien ſie ſich zu erweichen — ſie ſah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den

Theilen, Maaßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinen.

Charaktere. Kenntniß des Abweichens dieser Theile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhaltniß gegen einander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Theile sich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Daseyn anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und ihn also aus seiner beschrankten Wirklichkeit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt Maaß, Granze, Realitat und Würde zu geben.

Anmuth. Der Gegenstand aber und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung ꝛc., wodurch er für das Auge schön, das heißt, anmuthig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maaß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum voraus angegeben habe, so

kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsre Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntniß des menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben, so wie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sey, wird sich aus dem Folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maaß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird manchem parador scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmuthig sey. Hierüber also nur einige Worte:

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewahlte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhaltnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Contraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannichfaltige Massen gegen einander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegen einander in eine regelmaßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierrath erscheint. Die alten Vasen geben

uns hundert Beispiele einer solchen anmuthigen Gruppirung, und es würde vielleicht möglich seyn, stufenweise von der ruhigsten Vasengruppe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiel einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen: daß die Gruppe des Laokoon, neben allen übrigen anerkannten Verdiensten, zugleich ein Muster sey von Symmetrie und Mannichfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen, theils sinnlich theils geistig, dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vortheil für ein Kunstwerk, wenn es selbstständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Daseyn, er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schooß, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben, sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Cirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbstständigen Naturen stehen und ruhen, giebt es kleinere Cirkel, wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Z. E. die neun Musen mit ihrem Führer Apoll, ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannichfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln: sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die unter einander einen leidenschaftlichen

Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana; oder sie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem trojanisch-nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem wozu ihn die Fabel macht, es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Thieren unterzuliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rachende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen, sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt seyn; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher

muß jeder Theil genöthigt ſeyn, dieſe Lage zu verlaſſen; dadurch wird das Werk Millionen Anſchauern immer wieder neu lebendig ſeyn.

Um die Intention des Laokoon recht zu faſſen, ſtelle man ſich in gehöriger Entfernung, mit geſchloſſenen Augen, davor; man öffne ſie und ſchließe ſie ſogleich wieder, ſo wird man den ganzen Marmor in Bewegung ſehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte ſagen, wie ſie jetzt daſteht, iſt ſie ein fixirter Blitz, eine Welle, verſteinert im Augenblicke da ſie gegen das Ufer anſtrömt. Dieſelbe Wirkung entſteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel ſieht.

Der Zuſtand der drei Figuren iſt mit der höchſten Weisheit ſtufenweiſe dargeſtellt; der älteſte Sohn iſt nur an den Extremitaten verſtrickt, der zweite ſchon umwunden, beſonders iſt ihm die Bruſt zuſammengeſchnürt; durch die Bewegung des rechten Arms ſucht er ſich Luft zu machen, mit der Linken drangt er ſanft den Kopf der Schlange zurück, um ſie abzuhalten, daß ſie nicht noch einen Ring um die Bruſt ziehe; ſie iſt im Begriff unter der Hand wegzuſchlupfen, keineswegs aber beißt ſie. Der Vater hingegen will ſich und die Kinder von dieſen Umſtrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und dieſe, gereizt, beißt ihn in die Hufte.

Um die Stellung des Vaters ſowohl im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklaren, ſcheint es mir am vortheilhafteſten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Haupturſache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebiſſen, ſondern ſie beißt und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hufte. Die Stellung des reſtaurirten Kopfes der Schlange

hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben, glücklicherweise haben ſich noch die Reſte der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht dieſe höchſt wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Menſch gegen jeden Reiz ſehr empfindlich iſt, wo ſogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt ſehen: der Körper flieht auf die entgegengeſetzte Seite, der Leib zieht ſich ein, die Schulter drängt ſich herunter, die Bruſt tritt hervor, der Kopf ſenkt ſich nach der berührten Seite; da ſich nun noch in den Füßen, die gefeſſelt, und in den Armen, die ringend ſind, der Ueberreſt der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, ſo entſteht eine Zuſammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anſtrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert ſich in Erſtaunen über die Weisheit der Künſtler, wenn man verſucht den Biß an einer andern Stelle anzubringen, die ganze Gebärde würde verändert ſeyn, und auf keine Weiſe iſt ſie ſchicklicher denklich. Es iſt alſo dieſes ein Hauptſatz: der Künſtler hat uns eine ſinnliche Wirkung dargeſtellt, er zeigt uns auch die ſinnliche Urſache. Der Punkt des Biſſes, ich wiederhole es, beſtimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorſtreben der Bruſt, das Niederzucken der Achſel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angeſichts ſeh' ich durch dieſen augenblicklichen, ſchmerzlichen, unerwarteten Reiz entſchieden.

Fern aber ſey es von mir, daß ich die Einheit der menſchlichen Natur trennen, daß ich den geiſtigen Kräften dieſes

herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken abläugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh' ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden auf der höchsten Stufe dargestellt sey, nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, strebenden, gesunden, kaum verwundeten Körper. Hier sey mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist: der höchste pathetische Ausdruck den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich ergetzt, dann aber etwa unverhofft von einem Gespielen hart getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung theilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Uebersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Laokoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in Einem Augenblick vereinigt sind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr

pathetiſche Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, ſondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zuſtand des fröhlichen Vorſchreitens und des ſchmerzlichen Anhaltens ausgedruckt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in dieſem Sinne gefaßt haben, ſo können wir auf die Verhältniſſe, Abſtufungen und Gegenſatze ſämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und ſichern Blicke hinſehen.

Der gewählte Gegenſtand iſt einer der glücklichſten die ſich denken laſſen. Menſchen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Maſſen oder Gewalten, ſondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zuſammengefaßten Widerſtand fordern, ſondern die nach ihrer ausgedehnten Organiſation fähig ſind, drei Menſchen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralyſiren. Durch dieſes Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung, über das Ganze ſchon eine gewiſſe Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen ſind ſtufenweiſe angegeben. Die eine umſchlingt nur, die andre wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drei Menſchen ſind gleichfalls äußerſt weiſe gewählt: Ein ſtarker wohlgebauter Mann, aber ſchon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz und Leiden zu widerſtehen. Man denke ſich an ſeiner Statt einen rüſtigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, ſelbſt dem Maaße nach, gegen ihn klein gehalten ſind; abermals zwei Naturen empfanglich für Schmerz.

Der jüngere ſtrebt unmächtig, er iſt geängſtigt aber nicht verletzt; der Vater ſtrebt mächtig, aber unwirkſam, vielmehr

bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz, er erschrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk ist abgeschlossen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders bemerken: daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern, und so höchst mannichfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch Erhöhung des rechten Arms Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück, er will sich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verhindern: der höchste Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater strebt sich von den Schlangen loszuwinden und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Biße. Der älteste Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters, und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind abrundungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Hercules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe

uns aber zeigte, was wir von ſeinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der ſich mit ſeinen Kindern, es ſey nun wie es ſey, von Schlangen umwunden fühlt, ſo giebt es nur Einen Moment des höchſten Intereſſe: wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht iſt, wenn der andere zwar wehrhaft aber verletzt iſt, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrigbleibt. In dem erſten Falle iſt der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man verſuche noch einen andern Fall zu finden! man ſuche die Rollen anders, als ſie hier ausgetheilt ſind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß ſie gegenwärtig auf dem höchſten Punkt ſteht, ſo werden wir, wenn wir die nächſtfolgenden und fernern Momente bedenken, ſogleich gewahr werden, daß ſich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der dieſem an Kunſtwerth gleich ſey. Der jüngſte Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erſtickt, oder, wenn er ſie reizen ſollte, in ſeinem völlig hülfloſen Zuſtande, noch gebiſſen. Beide Falle ſind unerträglich, weil ſie ein letztes ſind, das nicht dargeſtellt werden ſoll. Was den Vater betrifft, ſo wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebiſſen, wodurch die ganze Lage ſeines Körpers ſich verändern muß, und die erſten Biſſe für den Zuſchauer entweder verloren gehen, oder wenn ſie angezeigt werden ſollten, ekelhaft ſeyn würden; oder die Schlange kann auch ſich umwenden und den älteſten Sohn anfallen, dieſer wird alsdann auf ſich ſelbſt zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung iſt aus der Gruppe verſchwunden, es iſt keine tragiſche,

meinigen. — Und — und nun? — Stirb, Armer! Was zauderst du? Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche. Ich will dich nicht umsonst aus meines Bruders Doctorkästchen gestohlen haben, heilsames Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.

es iſt eine grauſame Vorſtellung. Der Vater der jetzt in ſeiner Größe und in ſeinem Leiden auf ſich ruht, mußte ſich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Menſch hat bei eignen und fremden Leiden nur drei Empfindungen, Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Vorausſehen eines ſich annahernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieſes Kunſtwerk dargeſtellt und erregt, und zwar in den gehörigſten Abſtufungen.

Die bildende Kunſt, die immer für den Moment arbeitet, wird, ſobald ſie einen pathetiſchen Gegenſtand wahlt, denjenigen ergreifen der Schrecken erweckt, dahingegen Poeſie ſich an ſolche halt, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im höchſten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunſt ihr höchſtes gethan; allein theils um den Cirkel aller menſchlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt ſie Mitleiden für den Zuſtand des jüngern Sohns, und Furcht für den ältern, indem ſie für dieſen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künſtler durch Mannichfaltigkeit ein gewiſſes Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen, und vollendeten ſowohl ein geiſtiges als ein ſinnliches Ganze.

Genug wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieſes Kunſtwerk ſeinen Gegenſtand erſchöpfe, und alle Kunſtbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns: daß, wenn der Meiſter ſein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenſtanden einflößen kann, ſich doch eigentlich daſſelbe in ſeiner höchſten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannichfaltiger

Charaktere seine Kraft beweis't, und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu bändigen versteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beschreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt sind, so wie auch der Gruppe des Farnesischen Stiers; sie gehören unter die wenigen pathetischen Darstellungen, welche uns von alter Sculptur übriggeblieben sind.

Gewöhnlich haben sich die Neuern bei der Wahl solcher Gegenstände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Hände[n] einer Baumspalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, so wird die Kunst sich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anstrengung, ein hülfloser Zustand, ein gewisser Untergang können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt lassen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenstandes zur Poesie.

Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas selbst erzahlen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sey. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kammen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das

Pferd verletzt hatte, umwickeln ſie, beißen ſie, begeifern ſie; umwinden und umſchlingen darauf Bruſt und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Wendungen vergebens um Hulfe ſchreit. Das Volk entſetzt ſich und flieht beim Anblick, niemand wagt es mehr, ein Patriot zu ſeyn, und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geſchichte erſchreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So ſteht alſo die Geſchichte Laokoons im Virgil bloß als ein Mittel zu einem höhern Zwecke, und es iſt noch eine große Frage, ob die Begebenheit an ſich ein poetiſcher Gegenſtand ſey.

Der Sammler und die Seinigen.

Erſter Brief.

Wenn Ihr Abſchied, nach den zwei vergnügten nur zu ſchnell verfloßnen Tagen, mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, ſo hat Ihr Brief, den ich ſo bald erhielt, ſo haben die beigefügten Manuſcripte mich wieder in eine behagliche Stimmung verſetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unſers Geſprächs wieder erinnert, ich habe mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in ſo vielen Fällen als Kunſtbeurtheiler zuſammentreffen.

Dieſe Entdeckung iſt mir doppelt ſchätzbar, indem ich Ihre Meinung, ſo wie die meinige, täglich prüfen kann, ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unſern theoretiſchen und praktiſchen Aphorismen zuſammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter, manchmal ſtoße ich an, manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir ſelbſt einig werden. Indeſſen bewährt ſich doch, daß man ſchon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptſachen mit einander übereintrifft, wenn das Kunſturtheil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder ſchwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befeſtigt iſt und nicht, wenn ich im Gleichniß verharren darf, Wage und Wagſchalen zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herauszugeben gedenken, durch dieſe Probeſtücke meine Hoffnungen und meine

stille Theilnahme verstärkt, und gern will ich auch auf irgend eine Weise, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Absichten mit beitragen. Theorie ist nie meine Sache gewesen, was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, steht von Herzen zu Diensten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich sogleich an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geschichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente schon manchen überrascht haben, wenn er gleich durch den Ruf schon genugsam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen ist es also gegangen. Sie wunderten sich über den seltsamen Reichthum in den verschiedensten Fächern, und Ihre Verwunderung wurde noch gestiegen seyn, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von allem Kenntniß zu nehmen, was ich besitze.

Von meinem Großvater brauche ich am wenigsten zu sagen, er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir selbst Ihre Aufmerksamkeit auf alles das, was sich von ihm herschrieb. Sie hefteten sich vorzüglich an diesen Pfeiler unsers seltsamen Familiengebäudes, mit einer solchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir, wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig sind. Freilich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebildeten, wohin der Sammlungsgeist, zwei Neigungen, die sich oft im Menschen finden, ihre Richtung nehmen sollen, und eben so viel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umständen, unter denen er sich befindet, von gleichzeitigen Künstlern und Kunsthändlern, von den Ländern, die er zuerst besucht, von

den Nationen, mit denen er in irgend einem Verhaltniß steht. Gewiß von tausend dergleichen Zufalligkeiten hängt er ab. Was kann nicht alles zusammentreffen, um ihn solid oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weise beschrankt, überschauend oder einseitig zu machen!

Dem Glücke sey es gedankt, daß mein Großvater in die beste Zeit, in die glücklichste Lage kam, um das an sich zu ziehen, was einem Privatmanne gegenwartig fast unmöglich seyn würde. Rechnungen und Briefe über den Ankauf sind noch in meinen Handen, und wie unverhaltnißmäßig sind die Preise gegen die jetzigen, die eine allgemeinere Liebhaberei aller Nationen so hoch gesteigert hat.

Ja, die Sammlung dieses würdigen Mannes ist für mich, für meine übrigen Besitzungen, für mein Verhaltniß und mein Urtheil, was die Dresdener Sammlungen für Deutschland sind, eine ewige Quelle ächter Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Starkung des Gefühls und guter Grundsatze, und für einen jeden, selbst für den flüchtigsten Beschauer, heilsam; denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausspruch, meine Herren, daß keines dieser Werke, die sich von meinem guten Alten herschreiben, sich neben jenen königlichen Schätzen schamen dürfte, hat mich nicht stolz, er hat mich nur zufrieden gemacht, denn in der Stille hatte ich dieses Urtheil schon selbst gewagt.

Ich schließe diesen Brief, ohne meinen Vorsatz erfullt zu haben. Ich schwätzte anstatt zu erzahlen. Zeigt sich doch in beiden die gute Laune eines Alten so gern. Kaum habe ich noch Platz, Ihnen zu sagen: daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen und daß Julie besonders sich öfter und lebhafter nach der lange verzögerten Dresdener Reise erkundigt, weil sie hoffen kann, unterwegs ihre neuen und so lebhaft

verehrten Freunde wieder zu sehen. Und fürwahr auch keiner ihrer alten Freunde soll sich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu verbundenen.

Zweiter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der sich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorstellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von Sich, Ihrem Zustande, Ihren Arbeiten und Vorsätzen verschafften.

Diese lebhafte Unterhaltung über Sie, in den ersten Augenblicken seiner Wiederkunft, verbarg mir, wie sehr er sich in seiner Abwesenheit verändert hat. Als er auf Akademien zog, versprach er viel. Er trat aus der Schule, stark im Griechischen und Lateinischen, mit schönen Kenntnissen beider Literaturen, bewandert in der alten und neuen Geschichte, nicht ungeübt in der Mathematik und was noch alles erfordert wird, um dereinst ein tüchtiger Schulmann zu werden, und nun kommt er zu unserer größten Betrübniß als Philosoph zurück. Der Philosophie hat er sich vorzüglich, ja ausschließlich gewidmet und unsere kleine Societät, mich eingeschlossen, die wir denn freilich keine sonderlichen philosophischen Anlagen zu haben scheinen, ist sammtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verstehen, interessirt ihn nicht, und was ihn interessirt, verstehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache und wir sind zu alt, sie ihm abzulernen.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der

neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eigenen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich grabt und sich untergräbt? Gewiß diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu seyn, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem praktischen Arzte.

Doch hievon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es soll der Philosophie gewiß auch nicht gelingen; also geschwind, ins Asyl der Kunst! geschwind zur Geschichte, die ich versprochen habe, damit nicht diesem Briefe gerade das mangle, weßwegen er angefangen ist.

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erst, daß er nur für eine gewisse Art von Kunstwerken eine entschiedne Liebhaberei habe, ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Wasserfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erst schaffte er nur solche Blätter an, dann hielt er sich einige Maler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muscheln mit der größten Genauigkeit malen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten, oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinsel aufs Papier fixirt worden wäre, und so hat er manche Abweichungen verschiedener Geschöpfe bewahrt, die, wie ich sehe, den Naturforschern interessant sind.

Nach und nach ging er weiter, er erhub sich zum Portrait. Er liebte seine Frau, seine Kinder; seine Freunde

Zweyter Aufzug.

Platz in Brüſſel.

Jetter und ein Zimmermeiſter
treten zuſammen.

Zimmermeiſter.

Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft ſagt' ich, es würde ſchwere Händel geben.

Jetter. Iſt's denn wahr, daß ſie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeiſter. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben ſie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackte Wände haben ſie ſtehen laſſen. Lauter Lumpengeſindel! Und das

waren ihm werth, daher die Anlage jener Sammlung von Portraiten.

Sie erinnern sich auch wohl der vielen kleinen Bildnisse in Oel auf Kupfer gemalt. Große Meister hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundschaft, dergleichen verfertigt, es war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigne Art Malerei geworden, auf welche sich besondere Künstler legten.

Dieses Format hatte seine eignen Vortheile. Ein Portrait in Lebensgröße, und ware es nur ein Kopf, oder ein Kniestuck, nimmt für das Interesse, das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende, wohlhabende Mann sollte sich und seine Familie, und zwar in verschiednen Epochen des Lebens, malen lassen. Von einem geschickten Künstler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgestellt, wurde man wenig Platz einnehmen, man konnte auch alle seine guten Freunde um sich her versammeln, und die Nachkommen würden für diese Gesellschaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht, gewöhnlicher Weise, besonders in den neuern Zeiten, zugleich mit dem Besitzer den Erben Platz, und die Moden verandern sich so sehr, daß eine, selbst gutgemalte, Großmutter zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerschmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr passen kann.

Indessen hangt der Künstler vom Liebhaber seiner Zeit, so wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künstler ab. Der gute Meister, der jene kleinen Portraite fast noch allein zu machen verstand, war gestorben, ein anderer fand sich, der die lebensgroßen Bilder malte.

Mein Vater hatte schon lange einen solchen in der Nahe gewünscht, seine Neigung ging dahin, sich selbst und seine

Familie in natürlicher Größe zu sehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Insect, das vorgestellt wurde, genau ausgemessen ward und, außer seiner übrigen Wahrheit, auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenstand übereinstimmen mußte, so wollte er auch, accurat wie er sich im Spiegel sah, auf der Leinwand dargestellt seyn. Sein Wunsch ward ihm endlich erfüllt, ein geschickter Mann fand sich, der sich auch eine Zeit lang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater sah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schwester übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es an ein Malen und man hatte nicht an Einer Vorstellung genug. Besonders wurde meine Schwester, wie Sie gesehen haben, in mehr als Einer Maske vorgestellt. Man machte auch Anstalt zu einem großen Familiengemalde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man sich weder über Erfindung noch Zusammensetzung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künstler hatte sich in der Französischen Schule gebildet, die Gemalde waren harmonisch, geistreich und schienen natürlich; doch genau mit dem Urbilde verglichen, ließen sie vieles wunschen, und einige derselben wurden, da der Künstler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefalligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermuthet ward endlich meinem Vater sein Wunsch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unseres Künstlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben sollte, einem Deutschen, von Jugend auf in der Lehre gewesen war, besuchte seinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent das ihn völlig befriedigte. Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden.

und es geschah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geschmackvolles, aber natürliches und wahres Bild entsprang. Da stand sie nun wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare theils um die Stirne fallend, theils in starken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den schönsten Nelken, die der Vater besonders schätzte, ausgefüllt und eine Pfirsche in der Hand, von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicherweise fanden sich diese Umstände sehr wahr zusammen ohne abgeschmackt zu seyn, mein Vater war entzückt, und der alte Maler machte seinem Sohne gerne Platz, mit dessen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unserm Hause sich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. Jede Person ward nun gemalt, mit allem, womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen, Sie haben gewiß die neckische Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemälde, in so fern sich die Requisiten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabacksdose, seine große silberne Taschenuhr, sein Stock mit dem Topasknopfe, die Nahlade der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hat, sie stellte sich mit eben der Gebärde neben das Bild, das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war, in Zeit von einem Jahre,

nun auch faſt der ganze Hausrath abgemalt, und der junge Künſtler mochte, bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit, ſich öfters durch einen Blick auf meine Schweſter ſtärken, eine Cur die um deſto heilſamer war als er in ihren Augen das was er ſuchte zu finden ſchien. Genug die jungen Leute wurden einig mit einander zu leben und zu ſterben. Die Mutter begünſtigte dieſe Neigung, der Vater war zufrieden ein ſolches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in ſeiner Familie zu fixiren.

Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erſt eine Reiſe durch Deutſchland thun, die Einwilligung ſeines Oheims und Vaters beibringen und ſodann auf immer der unſere werden ſollte.

Das Geſchäft war bald vollzogen und ob er gleich ſehr ſchnell zurückkam, ſo brachte er doch eine ſchöne Summe Geldes mit, die er ſich an verſchiedenen Höfen bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden und unſere Familie erlebte eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein ſehr wohlgebildeter, im Leben ſehr bequemer Mann, ſein Talent genügte meinem Vater, ſeine Liebe meiner Schweſter, mir und den Hausgenoſſen ſeine Freundlichkeit. Er reiſ'te den Sommer durch, kam wohlbelohnt wieder nach Hauſe, der Winter war der Familie gewidmet, er malte ſeine Frau, ſeine Töchter gewöhnlich des Jahres zweimal.

Da ihm alles, bis auf die geringſte Kleinigkeit, ſo wahrhaft, ja ſo täuſchend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine ſonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beſchreiben muß, weil das Bild ſelbſt, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden iſt, ſonſt würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die beſten Portraite hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer iſt, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen ſcheint, allein ſie iſt blind, und wenn man ſie ſonſt eröffnete, zeigte ſich ein mehr überraſchender als erfreulicher Gegenſtand. Mein Vater trat mit meiner Mutter am Arme gleichſam heraus und erſchreckte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umſtände, theils durch die Kunſt hervorgebracht war. Er war abgebildet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gaſtmahl, aus einer Geſellſchaft, nach Hauſe kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte, mit aller Sorgfalt gemalt, die Figuren aus einem gewiſſen Standpunkte genau perſpectiviſch gehalten und die Kleidungen, mit der größten Sorgfalt, zum entſchiedenſten Effecte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward ein Fenſter verruckt und alles ſo geſtellt, daß die Täuſchung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunſtwerk, das ſich der Wirklichkeit möglichſt näherte, auch gar bald die Schickſale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in der Thürbekleidung befeſtigt und ſo den Einflüſſen einer feuchten Mauer ausgeſetzt, die um ſo heftiger wirkten als die verſchloſſene Thür alle Luft abhielt, und ſo fand man nach einem ſtrengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet werden war, Vater und Mutter völlig zerſtört, worüber wir uns um ſo mehr betrübten, als wir ſie ſchon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück, denn ich habe noch von den letzten Verannugungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, ſchien nichts weiter ſeine Freude dieſer Art vermehren zu können, und

doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künstler meldete sich und schlug vor die Familie über die Natur in Gyps abzugießen und sie alsdann in Wachs, mit natürlichen Farben, wirklich aufzustellen. Das Bildniß eines jungen Gehülfen, den er bei sich hatte, zeigte sein Talent, und mein Vater entschloß sich zu der Operation. Sie lief glücklich ab, der Künstler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Gesicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perrücke, ein damastner Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet und so sitzt der gute Alte noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zusammen. Meine Schwester starb noch jung und schön, ihr Mann malte sie im Sarge. Seine Töchter, die, wie sie heranwuchsen, die Schönheit der Mutter, gleichsam in zwei Portionen, darstellten, konnte er vor Wehmuth nicht malen. Oft stellte er die kleinen Geräthschaften, die ihr angehört hatten und die er sorgfältig bewahrte, in Stillleben zusammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte sie den liebsten Freunden, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte.

Es schien, als wenn ihn diese Trauer zum Bedeutenden erhübe, da er sonst nur alles Gegenwärtige gemalt hatte. Den kleinen, stummen Gemälden fehlte es nicht an Zusammenhang und Sprache. Auf dem einen sah man in den Geräthschaften das fromme Gemüth der Besitzerin, ein Gesangbuch mit rothem Sammt und goldnen Buckeln, einen artigen gestickten Beutel mit Schnüren und Quasten, woraus sie ihre Wohlthaten zu spenden pflegte, den Kelch, woraus sie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing und den er, gegen einen bessern, der Kirche abgetauscht hatte. Auf einem

andern Bilde sah man, neben einem Brode, das Messer, womit sie den Kindern gewöhnlich vorzuschneiden, ein Samenkästchen, woraus sie im Frühjahr zu säen pflegte, einen Kalender, in den sie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einschrieb, einen gläsernen Becher, mit eingeschnittnem Namenszug, ein frühes Jugendgeschenk vom Großvater, das sich ungeachtet seiner Zerbrechlichkeit, länger als sie selbst erhalten hatte.

Er setzte seine gewöhnlichen Reisen und übrigens seine gewohnte Lebensart fort. Nur fähig das Gegenwärtige zu sehen und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verlust erinnert, konnte sein Gemüth sich nicht wieder herstellen, eine Art von unbegreiflicher Sehnsucht schien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Stilleben, das er malte, bestand aus Geräthschaften die ihm angehörten und die, sonderbar gewählt und zusammengestellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieser Arbeit einigemal nachdenkend und pausirend, was sonst seine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zustande — und Sie verzeihen mir wohl wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Fassung zu setzen, aus der mich diese Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unversehens gerückt hat.

Und doch soll dieser Brief mit einem so traurigen Schlusse nicht in Ihre Hand kommen, ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu sagen —

Mein Oheim giebt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu sagen, wie sehr er Ihnen ergeben sey. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit

getreu, wo man es für Pflicht hielt am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu scheiden. Uns andern ist das nun schon nicht gelehrt worden; ein solcher Knicks scheint uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wir's nun um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorsamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie versichere, daß Ihnen die Nichten so ergeben sind wie der Onkel? Er hat mir verboten sein letztes Blatt zu lesen, ich weiß nicht was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel wenn ich denke daß er von mir gesprochen hat. Genug er hat mir erlaubt den Anfang seines Briefes zu lesen, und da finde ich daß er unsern guten Philosophen bei Ihnen anschwarzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln weil er so ernsthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Seyn Sie aufrichtig und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deßwegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich gesprächig und gesellig. Er spricht auch mit mir und wenn ich gleich seine Philosophie keineswegs verstehe, so verstehe ich doch, wie mich daucht, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken, denn die Rolle mit den Kupfern, begleitet von den freundlichen Worten,

die er mir von Ihnen brachte, verſchaften ihm freilich ſogleich die beſte Aufnahme.

Wie ich für dieſes Andenken, für dieſe Güte meinen Dank einrichten ſoll, weiß ich ſelbſt nicht recht, denn es ſcheint mir als wenn hinter dieſem Geſchenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorſamen Dienerin ſpotten, als Sie ihr dieſe elfenhaften Luftbilder, dieſe ſeltſamen Feen und Geiſtergeſtalten aus der Werkſtatt meines Freundes Füeßli zuſendeten? Was kann die arme Julie dafür daß etwas Seltſames, Geiſtreiches ſie aufreizt, daß ſie gern etwas Wunderbares vorgeſtellt ſieht und daß dieſe durch einander ziehenden und beweglichen Traume, auf dem Papier fixirt, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl ſehe daß ich mir eine neue Ruthe aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweiten Oheim annahm. Als wenn mir der erſte nicht ſchon genug zu ſchaffen machte! denn auch der kann es nicht laſſen die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen.

Dagegen verhält ſich meine Schweſter beſſer als ich, die laßt ſich gar nicht einreden. Und weil in unſerer Familie denn doch eine Kunſtliebhaberei ſeyn muß, ſo liebt ſie nur das was anmuthig iſt und was man immer gern um ſich herum ſehen mag.

Ihr Brautigam (denn alles iſt nun richtig, was bei Ihrer Durchreiſe noch nicht ganz entſchieden war) hat ihr aus England die ſchönſten gemalten Kupfer geſchickt womit ſie äußerſt zufrieden iſt; aber was ſind das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blaßrothen Schleifen und blaßblauen Schleiern! Was ſind das nicht für intereſſante Mütter, mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern! Wenn

das alles einmal unter Glas und Mahagoni-Rahmen, geziert mit den metallnen Stabchen, die auch bei der Sendung waren, auf einem Lillagrund, das Cabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Titanien mit ihrem Feengefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beschaftigt, nicht in die Gesellschaft bringen.

Nun sieht es aus als ob ich mich über meine Schwester aufhalte! denn das ist ja wohl das Klügste was man thun kann um sich Ruhe zu verschaffen, daß man gegen die andern ein wenig unertraglich ist. Und so ware ich denn mit diesen Blattern doch endlich fertig geworden, ware so nahe an den untern Rand unversehens gekommen, daß nur noch der zehnte Marz und der Name Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl sagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachschrift dem Philosophen das Wort geredet, leider stimmt der Oheim noch nicht mit ein, denn der junge Mann halt nicht nur auf einer besondern Methode, die mir keineswegs einleuchtet, sondern sein Geist ist auch auf solche Gegenstände gerichtet über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung sogar, durch die ich fast mit allen Menschen in ein Verhaltniß komme, scheint sich nicht einmal ein Berührungspunkt zu finden. Selbst den historischen, den antiquarischen Antheil, den er sonst daran zu nehmen schien, hat er völlig verloren. Die Sittenlehre, von der ich ausserhalb meines Herzens wenig weiß, beschaftigt ihn besonders; das Naturrecht, das ich nicht vermisse, weil unser Tribunal gerecht und unsere Polizei thatig

macht unsre gute Sache schlimm. Wir hätten eher, in der Ordnung, und standhaft unsere Gerechtsame der Regentinn vortragen und drauf halten sollen. Reden wir jetzt, versammeln wir uns jetzt; so heißt es, wir gesellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja so denkt jeder zuerst: was sollst du mit deiner Nase voran? hängt doch der Hals gar nah' damit zusammen.

Zimmermeister. Mir ist's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müssen, und bringen das Land in Unglück.

Soest tritt dazu.

Guten Tag, ihr Herrn! Was gibt's neues? Ist's wahr, daß die Bilderstürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeister. Hier sollen sie nichts anrühren.

ist, verschlingt seine nächsten Forschungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühsten Jugend schon durch meinen Oheim verleidet wurde, steht als das Ziel seiner Aussichten. Da ist es nun um die Unterhaltung, von der ich mir so viel versprach, beinahe gethan, und es hilft mir nichts daß ich ihn als einen edeln Menschen schätze, als einen guten liebe, als einen Verwandten zu befördern wünsche, wir haben einander nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemälde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der Deutschen Komödie, meinen Unmuth auslasse, so zuckt mich die Erfahrung wieder und erinnert mich daß es der Weg nicht sey sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenschaften exagerirn, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten wie sich das künftig machen kann, und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Officier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiednen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschenke, die mit ihren Bildnissen in Email und Miniatur verziert waren, eine Liebhaberei zu solchen Kunstwerken gewonnen. Er verschaffte sich nach und nach die Portraits verstorbner sowohl als lebender Potentaten, wenn die goldnen Dosen und brillantnen Einfassungen zu den Goldschmieden und Juwelenhändlern wieder zurückkehrten, und so besaß er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel reis'te wollte er seinen Schatz immer bei sich haben, und es war möglich die Sammlung in einen sehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er sie vor, ohne daß ihm das Bildniß eines lebenden oder verstorbenen, aus irgend einem Schmuckkästchen, zugeflogen ware; denn das Eigne hat eine bestimmte Sammlung, daß sie das Zerstreute an sich zieht, und selbst die Affection eines Besitzers gegen irgend ein einzelnes Kleinod, durch die Gewalt der Masse, gleichsam aufhebt und vernichtet.

Von den Portraiten, unter welchen sich auch ganze Figuren, z. B. allegorisch, als Jägerinnen und Nymphen, vorgestellte Prinzessinnen fanden, verbreitete er sich zuletzt auf andere kleine Gemalde dieser Art, wobei er jedoch mehr auf die äußerste Feinheit der Ausführung als auf die höhern Kunstzwecke sah, die freilich auch in dieser Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beste dieser Sammlung selbst bewundert; nur weniges ist gelegentlich durch mich hinzugekommen.

Um nun endlich von mir, als dem gegenwärtigen, vergnügten Besitzer, doch auch oft genug incommodirten Custoden, der wohlbekannten und wohlbelobten Sammlung zu reden, so war meine Neigung von Jugend auf der Liebhaberei meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengesetzt.

Ob die etwas ernsthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es so oft bei Kindern findet, aus Geist des Widerspruchs, mit vorsätzlicher Unart, mich von dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entscheiden, genug, wenn jener durch die genauste Nachahmung, durch die sorgfältigste Ausführung das Kunstwerk mit dem Naturwerke völlig auf Einer Linie stehen wollte, wenn dieser eine kleine Tafel nur in so fern schätzte als sie, durch die zartesten Punkte gleichsam ins

Unendliche getheilt war, wenn er immer ein Vergrößerungsglas bei der Hand hielt und dadurch das Wunder einer solchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte: so konnte ich kein ander Vergnügen an Kunstwerken finden, als wenn ich Skizzen vor mir sah, die mir auf einmal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen legten.

Die trefflichen Blatter von dieser Art, welche sich in meines Großvaters Sammlung befanden, und die mich hatten belehren können, daß eine Skizze mit eben so viel Genauigkeit als Geist gezeichnet werden könnte, dienten meine Liebhaberei anzufachen, ohne sie eben zu leiten. Das Kühnhingestrichene, Wildausgetuschte, Gewaltsame reizte mich, selbst das was, mit wenigen Zügen, nur die Hieroglyphe einer Figur war, wußte ich zu lesen und schätzte es übermäßig; von solchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortsetzte.

Auf diese Weise blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beständig im Widerspruch, der sich um so mehr verlangerte und befestigte, als keiner die Art sich mir oder mich ihm zu nähern verstand.

Ob ich gleich, wie gesagt, nur meistens die geistreiche Hand schätzte, so konnte es doch nicht fehlen daß nicht auch manches ausgeführte Stück in meine Sammlung gekommen ware. Ich lernte, ohne es selbst recht gewahr zu werden, den glücklichen Uebergang von einem geistreichen Entwurf zu einer geistreichen Ausführung schätzen; ich lernte das Bestimmte verehren, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung that daß der bestimmteste Strich zugleich auch empfunden seyn sollte.

Hierzu trugen die eigenhändigen Radirungen verschiedner Italiänischen Meister, die meine Sammlung noch aufbewahrt,

das Ihrige treulich bei und so war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter brachte.

Ordnung und Vollständigkeit waren die beiden Eigenschaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünschte; ich las die Geschichte der Kunst, ich legte meine Blätter nach Schulen, Meistern und Jahren, ich machte Kataloge und muß zu meinem Lobe sagen, daß ich den Namen keines Meisters, die Lebensumstände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer seiner Arbeiten zu bemühen, um sein Verdienst nicht nur in Worten nachzusprechen, sondern es wirklich und anschaulich vor mir zu haben.

So stand es um meine Sammlung, um meine Kenntnisse und ihre Richtung, als die Zeit heran kam die Akademie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wissenschaft, welches nun einmal die Medicin seyn sollte, die Entfernung von allen Kunstwerken, die neuen Gegenstände, ein neues Leben drängten meine Liebhaberei in die Tiefe meines Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit mein Auge an dem Besten zu üben was wir von Abbildungen anatomischer, physiologischer und naturhistorischer Gegenstände besitzen.

Noch vor dem Ende meiner akademischen Laufbahn sollte sich mir eine neue und für mein ganzes Leben entscheidende Aussicht eröffnen, ich fand Gelegenheit Dresden zu sehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligthum der Galerie! Wie manche Ahnung ward zum Anschauen! wie manche Lücke meiner historischen Kenntniß ward nicht ausgefüllt! und wie erweiterte sich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst! Ein selbstgefälliger Rückblick auf die Familiensammlung, die einst mein werden sollte, war von den angenehmsten Empfindungen begleitet, und da ich nicht Künstler seyn konnte, so wäre ich

in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht ſchon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler beſtimmt geweſen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich ſonſt noch gethan um in der Kenntniß nicht ſtehen zu bleiben und wie dieſe Liebhaberei neben allen meinen Beſchäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeiſt begleitet, davon will ich Sie nicht unterhalten, genug daß ich alle meine übrigen Fähigkeiten auf meine Wiſſenſchaft, auf ihre Ausübung verwendete, daß meine Praxis faſt meine ganze Thätigkeit verſchlang, und daß eine ganz heterogene Beſchäftigung meine Liebe zur Kunſt, meine Leidenſchaft zu ſammeln nur zu vermehren ſchien.

Das Uebrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzuſetzen.

Als mein Vater ſtarb und dieſer Schatz nun zu meiner Diſpoſition gelangte, war ich gebildet genug um die Lücken die ich fand, nicht als Sammler nur auszufüllen weil es Lücken waren, ſondern einigermaßen als Kenner, weil ſie ausgefüllt zu werden verdienten. Und ſo glaube ich noch daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meinung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte, übereinſtimmend finde. Ich bin nie in Italien geweſen, und doch habe ich meinen Geſchmack, ſo viel es möglich war, ins Allgemeine auszubilden geſucht. Wie es damit ſteht kann Ihnen nicht verborgen ſeyn. Ich will nicht läugnen daß ich vielleicht meine Neigung hie und da mehr hatte reinigen können und ſollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben!

Für dießmal und für immer genug von mir ſelbſt. Möge ſich mein ganzer Egoism innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit ſey übrigens das

Losungswort, das Ihnen von niemand lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von dem, der sich unterzeichnet

Ihren aufrichtig ergebnen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundschaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie mir die ersten Stücke der Propylaen nicht nur so bald zugesendet, sondern mir außerdem noch manches im Manuscripte mitgetheilt, das mir, bei mehrerer Breite Ihre Absichten deutlicher, so wie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zuruf am Schlusse meines vorigen Briefes recht schön und freundlich erwiedert, und ich danke Ihnen für die günstige Aufnahme, womit Sie die kurze Geschichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geschriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verschafften, als Sie, der üblen Jahrszeit ungeachtet, einen ziemlichen Umweg machten, um die Sammlung eines Privatmannes kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fachern genug that und deren Besitzer von Ihnen, ohne langes Bedenken, mit einer aufrichtigen Freundschaft beglückt ward. Die Grundsätze, die Sie damals äußerten, die Ideen womit Sie sich vorzüglich beschäftigten, finde ich in diesen Blättern wieder, ich sehe Sie sind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben, Sie sind vorgeschritten, und so darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Interesse vernehmen werden wie es mir, in meinem Kreise, ergangen ist und ergeht. Ihre Schrift muntert, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geschichte

meiner Sammlung iſt in Ihren Händen, auch darauf kann ich weiter bauen: denn nun habe ich Ihnen einige Wünſche, einige Bekenntniſſe vorzulegen.

Bei Betrachtung der Kunſtwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurtheilung deſſen was der Künſtler geleiſtet hat den großen Maaßſtab anzuſchlagen, der nach dem Beſten was wir kennen eingetheilt iſt, eifrig das Vollkommenſte aufzuſuchen, den Liebhaber ſo wie den Künſtler immer an die Quelle zu weiſen, ihn auf hohe Standpunkte zu verſetzen, bei der Geſchichte wie bei der Theorie, bei dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichſam auf ein Letztes zu dringen, iſt löblich und ſchön und eine ſolche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weiſe die edlern Metalle zu reinigen, um ein beſtimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entſchiedenen Maaßſtab aller Vermiſchungen, die ihm vorkommen, feſtzuſetzen! Man bringe alsdann ſo viel Kupfer als man will wieder dazu, man vermehre das Gewicht, man vermindere den Werth, man bezeichne die Münzen, die Silbergeſchirre nach gewiſſen Conventionen, alles iſt recht gut! die ſchlechteſte Scheidemünze, ja das Gemünder Silber ſelbſt, mag paſſiren; denn der Probirſtein, der Schmelztiegel iſt gleich bereit, eine entſchiedene Probe des innern Werthes anzuſtellen.

Ohne Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernſtes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich, im Bezug auf mein Gleichniß, Sie auf gewiſſe mittlere Fächer aufmerkſam machen, die der Künſtler ſo wie der Liebhaber fürs gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu dieſen Wünſchen und Vorſchlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen, ich habe noch etwas in Gedanken,

eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntniß gethan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundschaft völlig unwerth zu fühlen. Beleidigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen, es sey daher gewagt! Jeder Fortschritt ist ein Wagestück und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts. Und nun hören Sie geschwind, damit Sie das was ich zu sagen habe nicht für wichtiger halten als es ist.

Der Besitzer einer Sammlung, der sie, wenn er sie auch noch so gern vorweis't, doch immer zu oft vorweisen muß, wird nach und nach, er sey übrigens noch so gut und harmlos, ein wenig tückisch werden. Er sieht ganz fremde Menschen, bei Gegenständen die ihm völlig bekannt sind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politische Verhältnisse gegen einen Fremden herauszugehen findet sich nicht immer Veranlassung und die Klugheit verbietet es; Kunstwerke reizen auf und vor ihnen genirt sich niemand, niemand zweifelt an seiner eignen Empfindung, und daran hat man nicht Unrecht, niemand zweifelt an der Richtigkeit seines Urtheils, und daran hat man nicht ganz Recht.

So lange ich mein Cabinet besitze ist mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat zu glauben daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wisse; er sagte zu mir: ich habe nur kurze Zeit, lassen Sie mich in jedem Fache das Beste, das Merkwürdigste, das Seltenste sehen! Ich dankte ihm, indem ich ihn versicherte daß er der Erste sey der so verfahre, und ich hoffe sein Zutrauen hat ihn nicht gereut, wenigstens schien er äußerst zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht sagen daß er ein besonderer Kenner oder Liebhaber gewesen wäre, auch zeugte vielleicht

eben sein Betragen von einer gewissen Gleichgültigkeit, ja vielleicht ist uns ein Mann interessanter der einen einzelnen Theil liebt, als der der das Ganze nur schätzt; genug dieser verdiente erwähnt zu werden, weil er der Erste war und der Letzte blieb dem meine heimliche Tücke nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur gestehe, haben meiner stillen Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Gesicht brachte — verzeihen Sie ich mußte heimlich lachen wenn Sie von dem Antikenschrank, von den Bronzen, die wir eben durchsahen, immer nach der Thüre schielten, die aber nicht wieder aufgeben wollte. Die Kinder waren verschwunden und hatten den Frühstückswein mit den Zwiebacken stehen lassen, mein Wink hatte sie entfernt, denn ich wollte meinen Alterthümern eine ungetheilte Aufmerksamkeit verschaffen. Verzeihen Sie dieses Bekenntniß und erinnern Sie sich daß ich Sie des andern Morgens möglichst entschädigte, indem ich Ihnen im Gartenhause nicht allein die gemalten, sondern auch die lebendigen Familienbilder vorstellte und Ihnen, bei einer reizenden Aussicht auf die Gegend, das Vergnügen einer fröhlichen Unterhaltung verschaffte — Nicht allein sagte ich — und muß wohl, da mir diese lange Einschaltung meinen Perioden verderben hat, ihn wieder anders anfangen.

Sie erzeigten mir bei Ihrem Eintritt auch eine besondere Ehre, indem Sie anzunehmen schienen daß ich Ihrer Meinung sey, daß ich diejenigen Kunstwerke welche Sie ausschließlich schätzten auch vorzüglich zu schätzen wisse, und ich kann wohl sagen meistens trafen unsere Urtheile zusammen, hie und da glaubte ich eine leidenschaftliche Vorliebe, auch wohl ein

Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Aufmerksamkeit auf verschiedene unscheinbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge übersehen hatte.

Nach Ihrer Abreise blieben Sie ein Gegenstand unserer Gespräche, wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingesprochen hatten und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unserer Besuche geleitet. Wir fanden eine große Verschiedenheit der Liebhabereien und Gesinnungen, doch zeigten sich gewisse Neigungen mehr oder weniger in verschiedenen Personen wieder, wir fingen an die ähnlichen wieder zusammen zu stellen und das Buch worin die Namen aufgezeichnet sind, half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unsere Tücke in Aufmerksamkeit verwandelt, wir beobachteten unsere Gäste genauer und rangirten sie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer wir gesagt, denn ich zog meine Mädchen diesmal wie immer, mit ins Geschäft. Julie war besonders thätig und hatte viel Glück, ihre Leute gleich recht zu placiren. Denn es ist den Frauen angeboren, die Neigungen der Manner genau zu kennen. Doch gedachte Caroline solcher Freunde nicht zum besten, welche die schönen und seltenen Stücke Englischer Schwarzer Kunst, womit sie ihr stilles Zimmer ausgeschmückt hatte, nicht recht lebhaft preisen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieser Mangel der Empfanglichkeit bei dem guten Kinde viel geschadet hätte.

Liebhaber von unserer Art, denn es ist doch natürlich, daß wir von denen zuerst sprechen, finden sich, genau betrachtet, gar manche, wenn man ein wenig Vorurtheil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Bedacht, Biegsamkeit oder Strenge nicht eben in Anschlag bringt, und

Soeſt. Es trat ein Soldat bey mir ein, Tobak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentinn, ſo eine wackre kluge Frau ſie bleibt, dießmal iſt ſie außer Faſſung. Es muß ſehr arg ſeyn, daß ſie ſich ſo geradezu hinter ihre Wache verſteckt. Die Burg iſt ſcharf beſetzt. Man meint ſogar, ſie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeiſter. Hinaus ſoll ſie nicht! Ihre Gegenwart beſchützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verſchaffen, als ihre Stuhlbärte. Und wenn ſie uns unſere Rechte und Freyheiten aufrecht erhält; ſo wollen wir ſie auf den Händen tragen.

Seifenſieder tritt dazu.

Garſtige Händel! üble Händel! Es wird unruhig und geht ſchief aus! — Hütet euch, daß ihr ſtille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soeſt. Da kommen die ſieben Weiſen aus Griechenland.

deßwegen hoffe ich günstig für Ihre Propyläen, nicht allein weil ich gleichgesinnte Personen vermuthe, sondern weil ich wirklich gleichgesinnte Personen kenne.

Wenn ich also in diesem Sinne Ihren Ernst in der Kunst, Ihre Strenge gegen Künstler und Liebhaber nicht tadeln kann, so muß ich doch, in Betracht der vielerlei Menschenkinder, die Ihre Schrift lesen sollen, und wenn sie nur von denen gelesen würde, die meine Sammlung gesehen haben, noch einiges zum Besten der Kunst und der Kunstfreunde wünschen, und zwar einestheils, daß Sie eine gewisse heitere Liberalität gegen alle Kunstsacher zeigten, den beschränktesten Künstler und Kunstliebhaber schätzten, sobald jeder nur ohne sonderliche Anmaßung sein Wesen treibt; anderntheils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerstreit gegen diejenigen empfehlen, die von beschränkten Ideen ausgehen und mit einer unheilbaren Einseitigkeit einen vorgezogenen und beschützten Theil der Kunst zum Ganzen machen wollen. Lassen Sie uns, zu diesen Zwecken, eine neue Art von Sammlung ordnen, die dießmal nicht aus Bronzen und Marmorstücken, nicht aus Elfenbein noch Silber bestehen soll, sondern worin der Künstler, der Kenner und besonders der Liebhaber sich selbst wieder finde.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichtesten Entwurf senden, alles was Resultat ist zieht sich ins Enge zusammen und mein Brief ist ohnehin schon lang genug. Meine Einleitung ist ausführlich und meinen Schluß sollen Sie mir selbst ausführen helfen.

Unsere kleine Akademie richtete, wie es gewöhnlich geschieht, erst ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst und bald fanden wir in unserer Familie fast für alle die verschiedenen Gruppen einen Gesellschafter.

Es giebt Künstler und Liebhaber, welche wir die Nachahmer genannt haben, und wirklich ist die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und schätzbaren Punkt getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchste Freude; mein Vater und mein Schwager gehörten dazu, und die Liebhaberei des einen, so wie die Kunst des andern ließ in diesem Fache fast nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen, bis sie die Abbildung wo möglich an die Stelle des Abgebildeten setzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinheit erfordert wird, so stehet ihnen eine andere Classe nah, welche wir die Punktirer genannt haben; bei diesen ist die Nachbildung nicht das Vorzüglichste, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, bei dem sie die meisten Punkte und Striche anbringen können. Bei diesen wird ihnen die Liebhaberei meines Oheims sogleich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt gleichsam den Raum ins Unendliche zu füllen und uns sinnlich zu überzeugen, daß man die Materie ins Unendliche theilen könne. Sehr schätzbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bildniß einer würdigen, einer werthen Person dergestalt ins Kleine bringt daß wir das was unser Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge, mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinodien erscheinen sehen.

Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Classe sprachen mußte ich mir wohl selbst einfallen, der ich, mit meiner frühern Liebhaberei, eigentlich ganz im Gegensatze mit jenen stand. Alle diejenigen die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die vorigen mit vielen Strichen und Punkten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die

Rede von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden soll, zu eigner und fremder Beurtheilung erst hinschreiben, denn diese machen erst eine Skizze; Skizzisten nennt man aber diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und also nie das Ende der Kunst, die Ausführung, erreichen; so wie der Punktirer den wesentlichen Anfang der Kunst, die Erfindung, das Geistreiche oft nicht gewahr wird.

Der Skizzist hat dagegen meist zu viel Imagination, er liebt sich poetische, ja phantastische Gegenstände und ist immer ein bißchen übertrieben im Ausdruck.

Selten fallt er in den Fehler, zu weich oder unbedeutend zu seyn, diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Fur die Rubrik in welcher das Weiche, das Gefallige, das Anmuthige herrschend ist hat sich Caroline sogleich erklart und feierlich protestirt daß man dieser Classe keinen Spitznamen geben möge; Julie hingegen überlaßt sich und ihre Freunde, die poetisch geistreichen Skizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengern oder liberalern Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweise auf die Holzschnitte und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke, ungeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit, uns durch einen gewissen derben und sichern Charakter noch immer erfreuen.

Dann fielen uns noch verschiedene Arten ein, die aber vielleicht schon in die vorigen eingetheilt werden können, als da sind Carricaturzeichner, die nur das bedeutend Widerwartige, physisch und moralisch Haßliche heraussuchen, Improvisatoren, die mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit alles

aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künſtler, deren Werke man nicht ohne Commentar verſteht, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachſte natürlichſte Werk nicht ohne Commentar laſſen können, und was noch andere mehr waren, davon ich künftig mehr ſagen will; für dießmal aber ſchließe ich mit dem Wunſche, daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit giebt ſich über meine Anmaßung luſtig zu machen, Sie mit dem Anfange deſſelben verſöhnen möge, wo ich mich vermaß einige liebenswürdige Schwachheiten geſchätzter Freunde zu belächeln. Geben Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unterfangen nicht widerwärtig ſcheint, ſchelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel, Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit Ihres

ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir daß Sie mein Brief in der beſten Stimmung angetroffen und Ihnen dieſe herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geſchenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel öfter allein und viel ſeltner in Geſellſchaft kommt als das Unglück, ſo habe ich dießmal eine Ausnahme von der Regel erfahren; erwünſchter und bedeutender hätten mir Ihre Blatter nicht kommen können und Ihre Anmerkungen zu meinen wunderlichen Claſſificationen hätten nicht leicht geſchwinder Frucht gebracht, als eben in dem Augenblick, da ſie, wie ein ſchon keimender Same, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Laſſen Sie mich alſo die

Geſchichte des geſtrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Geſtirn Ihres Briefs in eine ſo glückliche Conjunction tritt.

Geſtern meldete ſich bei uns ein Fremder an, deſſen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freuete mich bei ſeinem Eintritt, machte ihn mit meinen Beſitzungen im Allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein ſehr gebildetes Auge für Kunſtwerke, beſonders für die Geſchichte derſelben. Er erkannte die Meiſter ſo wie ihre Schüler, bei zweifelhaften Bildern wußte er die Urſachen ſeines Zweifels ſehr gut anzugeben und ſeine Unterhaltung erfreute mich ſehr.

Vielleicht ware ich hingeriſſen worden, mich gegen ihn lebhafter zu äußern, wenn nicht der Vorſatz, meinen Gaſt auszuhorchen, mir gleich beim Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hatte. Viele ſeiner Urtheile trafen mit den meinigen zuſammen, bei manchen mußte ich ſein ſcharfes und geübtes Auge bewundern. Das Erſte was mir an ihm beſonders auffiel war ein entſchiedener Haß gegen alle Manieriſten. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid und ich war um deſto mehr aufgefordert zu unterſuchen, aus welcher Quelle eine ſolche Abneigung wohl fließen mochte.

Mein Gaſt war ſpat gekommen und die Dammerung verhinderte uns weiter zu ſehen, ich zog ihn zu einer kleinen Collation, zu der unſer Philoſoph eingeladen war, denn dieſer hat ſich mir ſeit einiger Zeit genahert; wie das kommt muß ich Ihnen im Vorbeigehen ſagen.

Glücklicherweiſe hat der Himmel, der die Eigenheiten der Manner vorausſah, ein Mittel bereitet das ſie eben ſo oft verbindet als entzweit, mein Philoſoph ward von Juliens Anmuth, die er als Kind verlaſſen hatte, getroffen. Eine

richtige Empfindung legte ihm auf, den Oheim so wie die Nichte zu unterhalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften des Menschen.

Ehe wir noch alle beisammen waren, ergriff ich die Gelegenheit meine Manieristen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der glücklichen Uebung ihrer Hand und ihrer Anmuth, doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: dieß will ich alles nur sagen, um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Princip und der höchste Zweck der Kunst, freilich noch etwas ganz anders sey.

Mit einem Lächeln das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiederte er darauf: Sie sind denn also auch den hergebrachten Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sey?

Mir ist kein höheres bekannt, versetzte ich darauf.

Können Sie mir sagen was Schönheit sey? rief er aus.

Vielleicht nicht! versetzte ich, aber ich kann es Ihnen zeigen. Lassen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen sehr schönen Gyps-Abguß des Apoll, einen sehr schönen Marmorkopf des Bacchus, den ich besitze, noch geschwind anblicken, und wir wollen sehen, ob wir uns nicht vereinigen können, daß sie schön seyen.

Ehe wir an diese Untersuchung gehen, versetzte er, möchte es wohl nöthig seyn, daß wir das Wort Schönheit und seinen Ursprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein, sie ist ein Schein und kann als das höchste Ziel der Kunst nicht gelten, das vollkommen Charakteristische nur verdient

schön genannt zu werden, ohne Charakter giebt es keine Schönheit.

Betroffen über diese Art sich auszudrucken versetzte ich: zugegeben, aber nicht eingestanden, daß das Schöne charakteristisch seyn müsse, so folgt doch nur daraus daß das Charakteristische dem Schönen allenfalls zu Grunde liege, keineswegs aber daß es Eins mit dem Charakteristischen sey. Der Charakter verhalt sich zum Schönen wie das Skelet zum lebendigen Menschen. Niemand wird läugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organisirten Gestalt liege, er begründet, er bestimmt die Gestalt, er ist aber nicht die Gestalt selbst und noch weniger bewirkt er die letzte Erscheinung die wir, als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen.

Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen, versetzte der Gast, und aus Ihren Worten selbst erhellet daß die Schönheit etwas Unbegreifliches, oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem sey. Was man nicht begreifen kann das ist nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann, das ist Unsinn.

Ich. Können Sie denn die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrucken?

Er. Das ist wieder eine Instanz, auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug was Charakter sey, laßt sich nachweisen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter, denn sonst wurde sie leer und unbedeutend seyn. Alles Schöne der Alten ist bloß charakteristisch und bloß aus dieser Eigenthumlichkeit entsteht die Schönheit.

Unser Philosoph war gekommen und hatte sich mit den Nichten unterhalten; als er uns eifrig sprechen hörte, trat er hinzu, und mein Gast, durch die Gegenwart eines neuen Zuhorers gleichsam angefeuert, fuhr fort.

Das iſt eben das Unglück wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienſt ſolche falſche Grundſatze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen, niemand ſpricht ſie lieber nach als wer den Gegenſtand nicht kennt und verſteht. So hat uns Leſſing den Grundſatz aufgebunden daß die Alten nur das Schöne gebildet, ſo hat uns Winckelmann mit der ſtillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeſchläfert, anſtatt daß die Kunſt der Alten unter allen möglichen Formen erſcheint; aber die Herren verweilen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verhehlen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die ſtruppichten Haare, den ſchmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzliche Haut des entſtellten Alters, die vorliegenden Adern und die ſchlappen Brüſte.

Um Gottes willen! rief ich aus, giebt es denn aus der guten Zeit der alten Kunſt ſelbſtſtändige Kunſtwerke, die ſolche abſcheuliche Gegenſtände vollendet darſtellen? oder ſind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunſt, die ſich nach äußern Abſichten bequemen muß, die im Sinken iſt?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß und Sie mögen ſelbſt unterſuchen und urtheilen. Aber daß Laokoon, daß Niobe, daß Dirce mit ihren Stiefſöhnen ſelbſtſtändige Kunſtwerke ſind werden Sie mir nicht läugnen. Treten Sie vor den Laokoon, und ſehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erſtickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Gifts, heftige Gährung, ſtockenden Umlauf, erſtickende Preſſung, und paralytiſchen Tod.

Der Philoſoph ſchien mich mit Verwunderung anzuſehen und ich verſetzte: man ſchaudert, man erſtarrt nur vor der

bloßen Beſchreibung. Fürwahr, wenn es ſich mit der Gruppe Laokoons ſo verhält, was will aus der Anmuth werden die man ſogar darin, ſo wie in jedem achten Kunſtwerke finden will! Doch ich will mich darein nicht miſchen, machen Sie das mit den Verfaſſern der Propylaen aus, welche ganz der entgegengeſetzten Meinung ſind.

Das wird ſich ſchon geben, verſetzte mein Gaſt, das ganze Alterthum ſpricht mir zu; denn wo wüthet Schrecken und Tod entſetzlicher als bei den Darſtellungen der Niobe?

Ich erſchrack über eine ſolche Aſſertion, denn ich hatte noch kurz vorher freilich nur die Kupfer im Fabroni geſehen, den ich ſogleich herbeiholte und aufſchlug. Ich finde keine Spur vom wüthenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchſte Subordination der tragiſchen Situation unter die höchſten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich ſehe hier überall den Kunſtzweck die Glieder zierlich und anmuthig erſcheinen zu laſſen. Der Charakter erſcheint nur noch in den allgemeinſten Linien, welche durch die Werke, gleichſam wie ein geiſtiger Knochenbau, durchgezogen ſind.

Er. Laſſen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden. —

Wir ſchlugen ſie auf.

Ich. Von allem Entſetzlichen, aufrichtig geſagt, ſehe ich auch hier nicht das mindeſte. Wo wüthen Schrecken und Tod? Hier ſehe ich nur Figuren mit ſolcher Kunſt durcheinander bewegt, ſo glücklich gegen einander geſtellt, oder geſtreckt, daß ſie, indem ſie mich an ein trauriges Schickſal erinnern, mir zugleich die angenehmſte Empfindung geben. Alles Charakteriſtiſche iſt gemäßigt, alles natürlich Gewaltſame iſt aufgehoben und ſo möchte ich ſagen: das Charakteriſtiſche liegt

zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde, das höchste Ziel der Kunst ist Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteristischen verbunden werden kann, fällt besonders bei diesem Sarkophagen in die Augen. Sind die todten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Zierrathen geordnet? Es ist die höchste Schwelgerei der Kunst! sie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten, sie verziert mit menschlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor sich hingerafft zu sehen. Ja, der schöne Genius, der mit gesenkter Fackel bei dem Grabe steht, hat hier bei dem erfindenden, bei dem arbeitenden Künstler gestanden und ihm zu seiner irdischen Größe eine himmlische Anmuth zugehaucht.

Mein Gast sah mich lächelnd an und zuckte die Achseln. Leider, sagte er, als ich geendigt hatte, leider sehe ich wohl, daß wir nicht einig werden können. Wie schade, daß ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrem Geist nicht einsehen will daß das alles nur leere Worte sind, und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verstand als ein Traum erscheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit versetzen mag, sondern vielmehr widerstrebend findet.

Mein Philosoph schien während des letzten Theiles unsers Gespräches etwas unruhig zu werden, so gelassen und gleichgültig er den Anfang anzuhören schien, er rückte den Stuhl, bewegte ein paarmal die Lippen und fing, als es eine Pause gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte mag er Ihnen selbst überliefern! Er ist diesen Morgen beizeiten wieder da, denn seine Theilnahme

Seifensieder. Ich weiß, da sind viele, die es heimlich mit den Calvinisten halten, die auf die Bischöfe lästern, die den König nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

Es gesellt sich nach und nach allerley Volk zu ihnen und horcht.

Vansen tritt dazu.

Gott grüß' euch Herren! Was Neues?

Zimmermeister. Gebt euch mit dem nicht ab, das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber beym Doctor Wies?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmstreiche halber; pfuscht er jetzt Notaren und Advocaten in's Handwerk, und ist ein Branntweinzapf.

Es kommt mehr Volk zusammen und sieht truppweise.

an dem gestrigen Gespräch hat auf einmal die Schalen unserer wechselseitigen Entfernung abgestoßen und ein paar hübsche Pflanzen im Garten der Freundschaft zeigen sich.

Diesen Morgen geht noch eine Post, womit ich die gegenwärtigen Blatter abschicke, über denen ich schon einige Patienten versaumt habe, weßhalb ich Verzeihung vom Apoll, in so fern er sich um Aerzte und Künstler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Diesen Nachmittag haben wir noch sonderbare Scenen zu erwarten. Unser Charakteristiker kommt wieder, zugleich haben sich noch ein halb Dutzend Fremde anmelden lassen, die Jahrszeit ist reizend und alles in Bewegung.

Gegen diese Gesellschaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philosoph und ich; es soll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erst den Schluß unserer gestrigen Disputation und empfangen nur noch einen lebhaftern Gruß von

Ihrem
zwar dießmal eilfertigen, doch immer
beständigen, treuen Freund und Diener.

Sechster Brief.

Unser würdiger Freund laßt mich an seinem Schreibtisch niedersitzen, und ich danke ihm sowohl für dieses Vertrauen, als für den Anlaß den er mir giebt mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philosophen, er wurde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte wie sehr ich mich zu bilden, wie sehr ich zu lernen wünsche. Doch leid[illegible] hat man eben vor den Menschen, wenn man sich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Ansehen.

Daß ich gestern Abend mich in ein Gespräch über bildende Kunst lebhaft einmischte, da mir das Anschauen derselben fehlt, und ich nur einige literarische Kenntnisse davon besitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus ersehen daß ich bloß im Allgemeinen geblieben bin, daß ich mein Befugniß mitzureden mehr auf einige Kenntniß der alten Poesie gegründet habe.

Ich will nicht laugnen daß die Art wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr mich entrüstete. Ich bin noch jung, entrüste mich vielleicht zur Unzeit und verdiene um desto weniger den Titel eines Philosophen. Die Worte des Gegners griffen mich selbst an; denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunst das Schöne nicht aufgeben darf, so muß der Schüler der Philosophie sich das Ideal nicht unter die Hirngespinste verweisen lassen.

Nun, so viel ich mich erinnere, wenigstens den Faden und den allgemeinen Inhalt des Gesprächs.

Ich. Erlauben Sie daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gast (etwas schnöde). Von Herzen gern und wo möglich nichts von Luftbildern.

Ich. Von der Poesie der Alten kann ich einige Rechenschaft geben, von der bildenden Kunst habe ich wenige Kenntniß.

Der Gast. Das thut mir leid! so werden wir wohl schwerlich näher zusammen kommen.

Ich. Und doch sind die schönen Künste nahe verwandt, die Freunde der verschiedensten sollten sich nicht mißverstehn.

Oheim. Lassen Sie hören.

Ich. Die alten Tragödienschreiber verfuhren mit dem Stoff den sie bearbeiteten völlig wie die bildenden Künstler, wenn anders diese Kupfer, welche die Familie der Niobe vorstellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gaſt. Sie ſind leidlich genug, ſie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falſchen Begriff.

Ich. Nun! dann können wir ſie in ſo fern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödienſchreiber?

Ich. Sie wählten ſehr oft, beſonders in der erſten Zeit, unerträgliche Gegenſtände, unleidliche Begebenheiten.

Gaſt. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! ungefähr wie Ihre Beſchreibung des Laokoon.

Gaſt. Dieſe finden Sie alſo unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! nicht Ihre Beſchreibung ſondern das Beſchriebene.

Gaſt. Alſo das Kunſtwerk?

Ich. Keineswegs! aber das was Sie darin geſehen haben. Die Fabel, die Erzählung, das Skelet, das was Sie dramatiſtiſch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich ſo vor unſern Augen ſtünde wie Sie ihn beſchreiben, ſo wäre er werth daß er den Augenblick in Stücken geſchlagen würde.

Gaſt. Sie drücken ſich ſtark aus.

Ich. Das iſt wohl einem wie dem andern erlaubt.

Oheim. Nun alſo zu dem Trauerſpiele der Alten.

Gaſt. Zu den unerträglichen Gegenſtänden.

Ich. Ganz recht! aber auch zu der alles erträglich, leidlich, ſchön, anmuthig machenden Behandlung.

Gaſt. Das geſchahe denn alſo wohl durch Einfalt und ſtille Größe?

Ich. Wahrſcheinlich.

Gaſt. Durch das mildernde Schönheitsprincip?

Ich. Es wird wohl nicht anders ſeyn.

Gaſt. Die alten Tragödien waren alſo nicht ſchrecklich?

Ich. Nicht leicht, ſo viel ich weiß, wenn man den Dichter ſelbſt hört. Freilich, wenn man in der Poeſie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grund liegt, wenn man vom Kunſtwerke ſpricht als hätte man, an ſeiner Statt, die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann laſſen ſich wohl ſogar Sophokleiſche Tragödien als ekelhaft und abſcheulich darſtellen.

Gaſt. Ich will über Poeſie nicht entſcheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunſt.

Gaſt. Ja, es iſt wohl das beſte daß jeder in ſeinem Fache bleibt.

Ich. Und doch giebt es einen allgemeinen Punkt in welchem die Wirkungen aller Kunſt, redender ſowohl als bildender, ſich ſammeln, aus welchem alle ihre Geſetze ausfließen.

Gaſt. Und dieſer wäre?

Ich. Das menſchliche Gemüth.

Gaſt. Ja! ja! es iſt die Art der neuen Herren Philoſophen alle Dinge auf ihren eignen Grund und Boden zu ſpielen, und bequemer iſt es freilich die Welt nach der Idee zu modeln, als ſeine Vorſtellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es iſt hier von keinem metaphyſiſchen Streite die Rede.

Gaſt. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal zugeben, laſſe ſich unabhängig von dem Menſchen denken, die Kunſt bezieht ſich nothwendig auf denſelben: denn die Kunſt iſt nur durch den Menſchen und für ihn.

Gaſt. Wozu ſoll das führen?

Ich. Sie ſelbſt, indem Sie der Kunſt das Charakteriſtiſche zum Ziel ſetzen, beſtellen den Verſtand, der das Charakteriſtiſche erkennt, zum Richter.

Gaſt. Allerdings thue das ich. Was ich mit dem Verſtand nicht begreife exiſtirt mir nicht.

Ich. Aber der Menſch iſt nicht bloß ein denkendes, er iſt zugleich ein empfindendes Weſen. Er iſt ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundner Kräfte und zu dieſem Ganzen des Menſchen muß das Kunſtwerk reden, es muß dieſer reichen Einheit, dieſer einigen Mannichfaltigkeit in ihm entſprechen.

Gaſt. Führen Sie mich nicht in dieſe Labyrinthe, denn wer vermöchte uns herauszuhelfen.

Ich. Da iſt es denn freilich am beſten, wir heben das Geſpräch auf und jeder behauptet ſeinen Platz.

Gaſt. Auf dem meinigen wenigſtens ſtehe ich feſte.

Ich. Vielleicht fande ſich noch geſchwind ein Mittel daß einer den andern auf ſeinem Platze, wo nicht beſuchen doch wenigſtens beobachten könnte.

Gaſt. Geben Sie es an.

Ich. Wir wollen uns die Kunſt einen Augenblick im Entſtehen denken.

Gaſt. Gut.

Ich. Wir wollen das Kunſtwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gaſt. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen! Die ſteilen Pfade der Speculation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben, daß ich ganz von vorn anfange.

Gaſt. Recht gern.

Ich. Der Menſch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenſtand. Sey es ein einzelnes, belebtes Weſen.

Gaſt. Alſo etwa zu dieſem artigen Schooßhunde.

Julie. Komm, Bello! es iſt keine geringe Ehre als Beiſpiel zu einer ſolchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr der Hund iſt zierlich genug! und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, ſo würde er dieſes Geſchöpf auf irgend eine Weiſe darzuſtellen ſuchen; laſſen Sie aber auch ſeine Nachahmung recht gut gerathen, ſo werden wir doch nicht ſehr gefördert ſeyn, denn wir haben nun allenfalls nur zwei Bello's für einen.

Gaſt. Ich will nicht einreden, ſondern erwarten was hieraus entſtehen ſoll.

Ich. Nehmen Sie an daß dieſer Mann, den wir, wegen ſeines Talents, nun ſchon einen Künſtler nennen, ſich hierbei nicht beruhigte, daß ihm ſeine Neigung zu eng, zu beſchränkt vorkame, daß er ſich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umthäte, dergeſtalt daß zuletzt nicht mehr das Geſchöpf, ſondern der Begriff des Geſchöpfs vor ihm ſtünde, und er dieſen endlich durch ſeine Kunſt darzuſtellen vermöchte.

Gaſt. Bravo! Das würde mein Mann ſeyn. Das Kunſtwerk würde gewiß charakteriſtiſch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel.

Gaſt. Und ich würde mich dabei beruhigen und nichts weiter fordern.

Ich. Wir andern aber ſteigen weiter.

Gaſt. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Verſuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Kanon entſtanden ſeyn, muſterhaft, wiſſenſchaftlich ſchätzbar; aber nicht befriedigend fürs Gemüth.

Gaſt. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieſes lieben Gemüths genug thun?

Ich. Es iſt nicht wunderlich, es läßt ſich nur ſeine gerechten Anſprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns

daß die Elohim einſt unter einander geſprochen: Laſſet uns den Menſchen machen, ein Bild das uns gleich ſey, und der Menſch ſagt daher mit vollem Recht: laſſet uns Götter machen, Bilder die uns gleich ſeyen.

Gaſt. Wir kommen hier ſchon in eine ſehr dunkle Region.

Ich. Es giebt nur Ein Licht uns hier zu leuchten.

Gaſt. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Gaſt. In wie fern ſie ein Licht oder ein Irrlicht ſey iſt ſchwer zu beſtimmen.

Ich. Nennen wir ſie nicht; aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geiſt an ein Kunſtwerk macht. Eine beſchränkte Neigung ſoll nicht nur ausgefüllt, unſere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unſere Kenntniß nur geordnet und beruhigt werden; das Höhere was in uns liegt will erweckt ſeyn, wir wollen verehren und uns ſelbſt verehrungswürdig fühlen.

Gaſt. Ich fange an nichts mehr zu verſtehen.

Oheim. Ich aber glaube einigermaßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe will ich durch ein Beiſpiel zeigen. Nehmen wir an daß jener Künſtler einen Adler in Erz gebildet habe, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den Scepter Jupiters ſetzen. Glauben Sie daß er dahin vollkommen paſſen würde?

Gaſt. Es käme darauf an.

Oheim. Ich ſage nein! Der Künſtler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Gaſt. Was denn?

Oheim. Das iſt freilich ſchwer auszudrücken.

Gaſt. Ich vermuthe.

Ich. Und doch ließe sich vielleicht durch Annaherung etwas thun.

Gast. Nur immer zu.

Ich. Er müßte dem Adler geben was er dem Jupiter gab, um diesen zu einem Gott zu machen.

Gast. Und das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Mensch nicht fühlte und selbst hervorbrachte.

Gast. Ich behaupte immer meinen Platz und lasse Sie in die Wolken steigen. Ich sehe recht wohl Sie wollen den hohen Styl der Griechischen Kunst bezeichnen, den ich aber auch nur in so fern schätze als er charakteristisch ist.

Ich. Für uns ist er noch etwas mehr, er befriedigt eine hohe Forderung, die aber doch noch nicht die höchste ist.

Gast. Sie scheinen sehr ungenügsam zu seyn.

Ich. Dem der viel erlangen kann geziemt viel zu fordern. Lassen Sie mich kurz seyn! Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über sich selbst; nun aber möchte er in sich selbst wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die es zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beschranktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geisterhebende nicht fahren lassen. Was würde aus ihm in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht eintrate und das Räthsel glücklich löst'te! Sie giebt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert und himmlischen Reiz darüber ausgießt,

bringt ſie es uns wieder näher. Ein ſchönes Kunſtwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es iſt nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfaſſen, das wir uns zueignen können.

Gaſt. Sind Sie fertig?

Ich. Für dießmal! der kleine Kreis iſt geſchloſſen, wir ſind wieder da wo wir ausgegangen ſind; das Gemüth hat geſordert, das Gemüth iſt befriedigt und ich habe weiter nichts zu ſagen. (Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.)

Gaſt. Es iſt die Art der Herren Philoſophen daß ſie ſich hinter ſonderbaren Worten, wie hinter einer Aegide, im Streite einher bewegen.

Ich. Dießmal kann ich wohl verſichern daß ich nicht als Philoſoph geſprochen habe, es waren lauter Erfahrungsſachen.

Gaſt. Das nennen Sie Erfahrung wovon ein andrer nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gaſt. Wohl ein beſonderes?

Ich. Kein beſonderes, aber eine gewiſſe Eigenſchaft muß es haben.

Gaſt. Und die wäre?

Ich. Es muß produciren können.

Gaſt. Was produciren?

Ich. Die Erfahrung! Es giebt keine Erfahrung die nicht producirt, hervorgebracht, erſchaffen wird.

Gaſt. Nun das iſt arg genug!

Ich. Beſonders gilt es von dem Künſtler.

Gaſt. Fürwahr! was wäre nicht ein Portraitmaler zu beneiden, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er

ſeine ſämmtlichen Kunden produciren könnte, ohne ſie mit ſo mancher Sitzung zu incommodiren.

Ich. Vor dieſer Inſtanz fürchte ich mich gar nicht, ich bin vielmehr überzeugt: kein Portrait kann etwas taugen als wenn es der Maler im eigentlichſten Sinne erſchafft.

Gaſt (aufſpringend.) Das wird zu toll! Ich wollte Sie hätten mich zum beſten und das alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen wenn das Räthſel ſich dergeſtalt auflöſ'te! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie ſind, die Hand reichen!

Ich. Leider iſt es mein völliger Ernſt! und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gaſt. Nun ſo dächte ich wir reichten einander zum Abſchied wenigſtens die Hände; beſonders da unſer Herr Wirth ſich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präſidenten bei unſerer lebhaften Disputation machen konnte. Leben Sie wohl, Mademoiſelle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich laſſe morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf?

So ſtürmte er zur Thüre hinaus und Julie hatte kaum Zeit ihm die Magd, die ſich mit der Laterne parat hielt, nachzuſchicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte ſich ſchon früher entfernt. Ich glaube es war nicht lange hernach als mein Gegner die reine Schönheit, ohne Charakter, für fade erklärt hatte.

Sie haben es arg gemacht, mein Freund, ſagte Julie, nach einer kurzen Pauſe. Wenn er mir nicht ganz recht zu haben ſcheint, ſo kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben; denn es war doch wohl bloß um ihn zu necken als Sie zuletzt behaupteten: der Portraitmaler müſſe das Bildniß ganz eigentlich erſchaffen.

Schöne Julie, verſetzte ich darauf, wie ſehr wünſchte ich

Vanſen. Ihr ſeyd auch verſammelt, ſteckt die Köpfe zuſammen. Es iſt immer redenswerth.

Soeſt. Ich denk' auch.

Vanſen. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu; wir konnten die Spaniſchen Ketten auf einmal ſprengen.

Soeſt. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geſchworen.

Vanſen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt ſich hören! Sagt eure Meinung.

Einige Andere. Horch, der verſteht's! Der hat Pfiffe.

Vanſen. Ich hatte einen alten Patron, der beſaß Pergamente und Briefe, von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarſten Bücher. In einem

mich Ihnen hierüber verständlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit! Aber Ihnen, deren lebhafter Geist sich in alle Regionen bewegt, die den Künstler nicht allein schätzt, sondern ihm gewissermaaßen zuvor eilt, und selbst das was Sie nicht mit Augen gesehen, sich, als stünde es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie sollten am wenigsten stutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede ist.

Julie. Ich merke Sie wollen mich bestechen. Es wird Ihnen leicht werden, denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Lassen Sie uns vom Menschen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht ob es ein wenig bizarr klingt was wir von ihm sagen. Giebt doch jedermann zu daß der Poet geboren werden müsse! Schreibt nicht jedermann dem Genie eine schaffende Kraft zu und niemand glaubt dadurch eben etwas Paradoxes zu sagen. Wir laugnen es nicht von den Werken der Phantasie: aber wahrlich der unthätige, untaugende Mensch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an sich noch an andern gewahr werden! Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns selbst entspränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! Ist nicht die Handelsweise zugleich mit dem Handeln ihm eingeboren? Ist es nicht die Fähigkeit zur guten That die sich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunsch das Gefühlte darzustellen? und was stellen wir denn eigentlich dar was wir nicht erschaffen? und zwar nicht etwa nur ein für allemal, damit es da sey, sondern damit es wirke, immer wachse und wieder werde und wieder hervorbringe. Das ist ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu singen und zu sagen, daß sie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes neu hervorbringt, in den kleinsten Theilen ausgebildet, im Ganzen umfaßt, bei Tage nicht rastet, bei Nacht

nicht ruht, sich an ihrem eigenen Werke entzückt, über ihre eigne rege Thätigkeit erstaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem süßesten aller Geschäfte wieder neu erzeugt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden, denn jeder Moment ist seine Geburtsstunde.

Ich habe heute sehr gesündigt, ich handelte gegen meinen Vorsatz, indem ich über eine Materie sprach die ich nicht ergründet habe, und in diesem Augenblick bin ich auf dem Wege noch strafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menschen, der sich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf glücklich zu seyn. Lassen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt scheltenswerth sey.

Ich ergriff Juliens Hand, ich war sehr bewegt, sie hielt mich freundlich fest. Ich darf es sagen. Gebe der Himmel daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort, der Oheim kam zurück. Er war freundlich genug das an mir zu loben was ich an mir tadelte, war zufrieden daß meine Ideen über bildende Kunst mit den seinigen zusammentrafen. Er versprach mir, in kurzer Zeit, die Anschauung zu verschaffen deren ich bedürfen könnte. Julie sagte mir scherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich gesprächiger, wenn ich mittheilender werden wollte — und ich fühle schon recht gut daß sie alles aus mir machen kann was sie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte, sie war sehr vergnügt über seine Freigebigkeit, denn er hatte ihr ein ansehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte sie seine Artigkeit. Er hatte sie mit freundlichen Worten entlassen und sie obendrein schönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor ihn zu schonen und

rief aus: o ja! das kann einem leicht paſſiren der das Ideal verläugnet, daß er das Gemeine für ſchön erklart!

Julie erinnerte mich ſcherzend: daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal ſey, wornach der Menſch zu ſtreben habe.

Es war ſpät geworden, der Oheim bat mich um einen Dienſt, durch den ich mir zugleich ſelbſt dienen ſollte, er gab mir eine Abſchrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verſchiedenen Liebhabereien zu bezeichnen ſuchte. Er gab mir Ihre Antwort, verlangte daß ich beides geſchwind ſtudiren, meine Gedanken darüber zuſammenfaſſen und alsdann gegenwärtig ſeyn möchte wenn die angemeldeten Fremden ſein Cabinet beſuchten, um zu ſehen ob wir noch mehr Claſſen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Ueberreſt der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigſtens luſtig iſt, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke daß dieſer Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtiſche liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geſchriebene wieder überleſen dürfen. Wie manches ware anders zu ſagen, wie manches beſſer zu beſtimmen geweſen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, ſo ſollten dieſe Blatter eher ins Feuer als auf die Poſt. Aber wenn nur das Vollendete mitgetheilt werden ſollte, wie ſchlecht würde es überhaupt um Unterhaltung ausſehen! Indeſſen ſoll unſer Gaſt geſegnet ſeyn daß er mich in eine Leidenſchaft verſetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir dieſe Unterhaltung mit Ihnen verſchaffte und zu neuen, ſchönen Verhältniſſen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Juliens Hand! Sie sehen diese Federzüge wieder, von denen Sie einmal physiognomisirten, daß sie einen leicht fassenden, leicht mittheilenden, über die Gegenstände hinschwebenden Geist andeuteten.

Gewiß, diese Eigenschaften sind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen soll, die mir im eigentlichsten Sinne aufgedrungen worden: denn ich fühle mich weder dazu bestimmt noch fähig; aber die Herren wollen es so und da muß es ja wohl geschehen.

Die Geschichte des gestrigen Tages soll ich aufzeichnen! die Personen schildern, die gestern unser Cabinet besuchten, und zuletzt Ihnen Rechenschaft von dem allerliebsten Fachwerk geben, worin künftig alle und jede Künstler und Kunstfreunde, die an einem einzelnen Theile fest halten, die sich nicht zum Ganzen erheben, eingeschachtelt und aufgestellt werden sollen. Jenes erste, insofern es historisch ist, will ich wohl übernehmen, an das letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich schon sehen wie ich diesen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wissen wie ich gerade dießmal dazu komme Sie zu unterhalten, so will ich Ihnen nur kürzlich erzahlen, was gestern Abend beim Abschied vorgefallen.

Wir hatten lange beisammen gesessen (versteht sich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philosoph aufgeführt seyn will, und die beiden Schwestern), wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, uns selbst, so wie auch alle bekannten Freunde in die verschiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir auseinander gehen wollten fing der Oheim an: nun wer giebt unsern abwesenden Freunden, die wir heute so oft zu uns gewünscht, deren wir so oft gedacht

haben, nunmehr auch ſchnell Nachricht von den heutigen Vorfällen und von den Vorſchritten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung, ſowohl unſerer ſelbſt als anderer gemacht haben? An dieſer Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten und ſo der Schneeball ſich immer fortwälze und vergrößere.

Ich verſetzte darauf: mich ſollte dünken daß dieſes Geſchäft nicht in beſſern Händen ſeyn könnte, als wenn unſer Oheim die Geſchichte des Tages aufzeichnete, und unſer Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufſatz zu machen ſich entſchlöſſe.

Eben da Sie das Wort Theorie nennen, verſetzte der Freund, muß ich ſchon mit Entſetzen zurücktreten und mich losſagen, ſo gern ich Ihnen auch in allem gefällig ſeyn wollte. Ich weiß nicht was mich dieſe Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kaum habe ich mein Stillſchweigen gebrochen und über bildende Kunſt geſchwatzt, die ich erſt ſtudiren ſollte, ſo laſſe ich mich bereden etwas, das theoretiſch ſcheinen könnte, über einen Gegenſtand aufzuſetzen, den ich nicht überſehe. Laſſen Sie mir das ſüße Gefühl daß ich dieſe Schwachheiten aus Neigung gegen meine werthеſten Freunde begangen habe; aber waren Sie mir die Beſchämung mich mit dieſen Unvollkommenheiten vor Perſonen ſehen zu laſſen, vor denen ich, als ein Fremder, nicht ſo ganz im Nachtheil erſcheinen möchte.

Hierauf verſetzte ſogleich der Oheim: was mich betrifft ſo bin ich nicht im Stande, unter den erſten acht Tagen, an einen Brief zu denken; meine einheimiſchen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerkſamkeit, ich muß beſuchen, Conſultationen ſchreiben, aufs Land fahren. Seht liebe Kinder wie ihr zuſammen überein kommt. Ich dächte Julie ergriffe kurz und gut die Feder, fange mit dem Hiſteriſchen

an und endigte mit dem Speculativen. Sie erinnert sich des Geschehenen recht gut, und an ihren Spaßen habe ich gesehen daß sie auch im Raisonnement uns manchmal zuvorlauft. Es kommt nur auf guten Willen an und den hat sie meist.

So ward von mir gesprochen und so muß ich von mir schreiben. Ich vertheidigte mich so gut ich konnte, doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich laugne nicht daß ein paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt uber mich ausubt, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun sind also meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren, meine Feder eilt gleichsam zu Ihnen hin, es scheint mir als wenn ich, indem ich schreibe, nach und nach den Weg zurücklege der uns trennt. Schon bin ich bei Ihnen! lassen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten gestern Mittag kaum abgegessen als man uns schon zwei Fremde meldete, es war ein Hofmeister mit seinem jungen Herrn.

Schalkhaft gesinnt und begierig auf die Beute des Tages, eilten wir sogleich sammtlich nach dem Cabinette. Der junge Herr war ein hübscher stiller junger Mann, der Hofmeister hatte nicht eben feine aber doch gute Sitten. Nach dem gewohnlichen allgemeinen Eingang sah er sich unter den Gemalden um, bat sich die Erlaubniß aus die vorzüglichsten schriftlich anzumerken. Mein Oheim zeigte ihm gutmüthig die besten Stucke jedes Zimmers, der Fremde notirte sich mit einigen Worten den Namen des Malers und den Gegenstand, dabei wünschte er zu wissen wie viel das Stück gekostet haben möchte? wie viel es wohl allenfalls an baarem Gelde werth

ſey? wenn man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte.

Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerkſam, er ſchien bei einſamen Landſchaften, felſigen Gegenden und Waſſerfällen am meiſten zu verweilen.

Nun kam auch der Gaſt des vorigen Tages, den ich künftig den Charakteriſtiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, ſcherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den geſtrigen Streit, und verſicherte daß er ſie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich geſprächig vor ein intereſſantes Gemälde, der Freund ſchien düſter und verdrießlich, worüber er von mir ausgeſcholten wurde. Er geſtand daß ihn die Behaglichkeit ſeines Gegners einen Augenblick verſtimmt habe, und verſprach mir heiter zu ſeyn.

Wir konnten bemerken daß der Oheim mit ſeinem Gaſte ſich recht behaglich unterhielt, als eine Dame vertraut, mit zwei Reiſegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieſes Beſuches, zum beſten geputzt hatten, eilten ihr ſogleich entgegen und hießen ſie willkommen. Sie war freundlich und geſprächig und ein gewiſſer Ernſt befremdete uns nicht, der ihrem Stand und ihrem Alter angemeſſen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schweſter und ich, ſchien ſie doch auf uns herabzuſehen und ſich der Superiorität ihres Geiſtes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten ſie was ſie zu ſehen beliebe? Sie verſicherte daß ſie in einer Galerie, in einem Cabinet am liebſten allein herum gehe, ſich ihren Gefühlen zu überlaſſen. Wir überließen ſie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anſtändigen Entfernung.

Als ich hörte daß ſie über einige Niederländiſche Bilder und deren unedle Gegenſtände ſich gegen ihren Begleiter mit

Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen, indem ich ein Kästchen auf die Staffelei hob, worin sich eine köstliche, liegende Venus befindet. Man ist über den Meister nicht einig, aber einig daß sie vortrefflich sey. Ich öffnete die Thüren und bat sie ins rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte sie einen Blick auf die Tafel geworfen, als sie die Augen niederschlug und mich alsdann sogleich mit einigem Unwillen ansah. Ich hatte, rief sie aus, von einem jungen bescheidenen Mädchen nicht erwartet daß sie mir einen solchen Gegenstand gelassen vor die Augen stellen würde — Wie so? fragte ich — und Sie können fragen! versetzte die Dame.

Ich nahm mich zusammen und sagte mit scheinbarer Naivetät: Gewiß, gnädige Frau, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen dieses Bild nicht vorstellen sollte, vielmehr indem ich diesen Schatz unserer Sammlung, den man gewöhnlich nur erst spät zeigt, gleich vom Anfang vorstelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen.

Die Dame. Also diese Nacktheit beleidiget Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht wie mich das Schönste beleidigen sollte was das Auge sehen kann; und überdieß ist mir der Gegenstand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf gesehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben die solche Gegenstände nicht vor Ihren Augen verheimlichten.

Julie. Um Vergebung! wie hätten sie das sollen? und wie hätten sie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fische nicht, und man hätte mir sollen ein Geheimniß aus der Gestalt des Menschen machen, wohin alles weist, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich gewesen seyn? Gewiß! hätte man

alle Menſchen mit Kutten zugedeckt, mein Geiſt hatte nicht eher geraſtet und geruht bis ich mir eine menſchliche Geſtalt ſelbſt erfunden hatte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! wie kann man den Menſchen vor dem Menſchen verheimlichen? und iſt es nicht eine gute Schule der Beſcheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübſch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiſelle, und die reine Beſcheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man ſeine Neugierde bezähmen lernt, wenn man ſeinen Vorwitz zu bändigen weiß und ihn wenigſtens von Gegenſtänden ablehnt, die in ſo manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menſchen geben, gnadige Frau, die zu ſolchen negativen Tugenden bildſam ſind. Was meine Erziehung betrifft, ſo müßten Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er ſagte mir oft, da ich anfangen konnte über mich ſelbſt zu denken, gewöhne dich ans freie Anſchauen der Natur, ſie wird dir immer ernſthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunſt möge die Empfindungen heiligen die daraus entſtehen.

Die Dame wendete ſich um und ſprach Engliſch zu ihrem ſtummen Begleiter. Sie ſchien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden, ſie kehrte ſich um, und da ſie nicht weit von einer Verkündigung ſtand, ſo begleitete ich ſie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerkſamkeit und bewunderte zuletzt die Flugel des Engels und deren beſonders natürliche Abbildung.

Nachdem ſie ſich lange dabei aufgehalten eilte ſie endlich zu einem Ecce Homo bei dem ſie mit Entzücken verweilte.

Da mir aber dieſe leidende Miene keineswegs wohlthätig iſt, ſuchte ich Carolinen an meine Stelle zu ſchieben, ich winkte ihr und ſie verließ den jungen Baron, mit dem ſie im Fenſter ſtand und der eben ein Blatt Papier wieder einſteckte.

Auf meine Frage: womit ſie dieſer junge Herr unterhalten habe? verſetzte ſie: er hat mir Gedichte an ſeine Geliebte vorgeleſen, Lieder, die er auf Reiſen aus der größten Entfernung an ſie gerichtet. Die Verſe ſind recht hübſch, ſagte Caroline, laß dir ſie nur auch zeigen.

Ich fand keine Urſache ihn zu unterhalten, denn er war eben zur Dame getreten und hatte ſich ihr als ein weitläuftiger Verwandter vorgeſtellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Chriſtus ſogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu begrüßen, die Kunſt ſchien auf eine Weile vergeſſen zu ſeyn, und es entſpann ſich ein lebhaftes Welt- und Familiengeſpräch.

Unſer junger philoſophiſcher Freund hatte ſich indeſſen an den einen Begleiter der Dame angeſchloſſen, er hatte an ihm einen Künſtler entdeckt und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung etwas zu lernen, wie er nachher verſicherte; allein er fand ſeine Wünſche nicht befriedigt, obgleich der Mann ſchöne Kenntniſſe zu haben ſchien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im Einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perſpectiv nicht richtig, hier fehlte die Haltung, hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinſel nicht loben. Eine Schulter ſaß nicht gut am Rumpf. Hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth, hier ſtand eine Figur nicht auf dem rechten Plan und was für Bemerkungen noch alles den Genuß der Bilder ſtörten.

ſtand unſere ganze Verfaſſung: wie uns Niederländer zuerſt einzelne Fürſten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unſre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürſten gehabt, wenn er ſie regiert wie er ſollte; und wie ſie ſich gleich verſahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein: denn jede Provinz, ſo klein ſie war, hatte ihre Staaten, ihre Landſtände.

Zimmermeiſter. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtſchaffener Bürger iſt, ſo viel er braucht, von der Verfaſſung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soeſt. Er hat ganz Recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vanſen. So ſeyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur ſo in den Tag hin; und wie ihr

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht sehr erbaut war, rief ich den Hofmeister herbei und sagte zu ihm: Sie haben die vorzüglichsten Bilder und ihren Werth bemerkt, hier ist ein Kenner der Sie auch mit den Fehlern bekannt machen kann, und es ist wohl interessant auch diese zu notiren. Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt als wir fast in einen schlimmern Zustand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher, ernst und einsam, in den Zimmern auf und ab gegangen war, und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu sprechen und bedauerte daß in so wenig Bildern das Costüm beobachtet sey! Besonders sagte er seyen ihm die Anachronismen unerträglich! Denn wie könne man aussehen daß der heilige Joseph in einem gebundenen Buche lese, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Katharina mit dem Christkinde auf Einem Bilde stehen! Dergleichen Fehler kamen zu oft vor als daß man in einer Gemäldesammlung sich mit Behaglichkeit umsehen konnte.

Der Oheim hatte sich zwar, der Höflichkeit gemäß, sowohl mit der Dame als den übrigen, von Zeit zu Zeit, unterhalten; allein mit dem Charakteristiker schien er sich doch am besten zu vertragen. Dieser erinnerte sich dann auch der Dame schon in irgend einem Cabinet begegnet zu seyn. Man fing an auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu sprechen, die Mannichfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, so daß man zuletzt, mitten unter Kunstwerken, sich von der Kunst um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die größte Aufmerksamkeit zog endlich gar unser alter Bedienter auf sich. Diesen könnte man wohl den Unterausseher unserer Sammlung nennen. Er zeigt sie vor, wenn der Oheim verhindert ist, oder wenn man gewiß weiß daß die

Leute bloß aus Neugierde kommen. Dieser hat sich bei Gemälden gewisse Späße ausgedacht, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preise der Bilder in Erstaunen zu setzen, er führt die Gäste zu den Verirbildern, zeigt einige merkwürdige Reliquien, und ergötzt die Zuschauer besonders durch die Künste der Automaten.

Dießmal hatte er die Dienerschaft der Dame herumgeführt, mit noch einigen Personen dieses Schlags und sie auf seine Art besser unterhalten als unsere Weise uns bei den übrigen Gästen gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künstlichen Trommelschläger, den mein Oheim schon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor seinem Publico ein Stückchen aufspielen, die vornehme Gesellschaft versammelte sich auch umher, das Abgeschmackte setzte jedermann in einen behaglichen Zustand und so ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung gesehen hatte. Die Reisenden konnten sich nicht einen Tag länger aufhalten, eilten sämmtlich ins Wirthshaus zurück und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Recapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unsere Gäste nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, so will ich nicht läugnen daß wir dafür mit den Beschauern ziemlich lieblos umgingen.

Caroline besonders ward sehr geplagt, daß sie die Aufmerksamkeit des jungen Herrn nicht von seiner entfernten Geliebten ab und auf sich zu ziehen gewußt. Ich behauptete: es könne einem Mädchen nichts schrecklicher seyn als ein Gedicht auf eine andere vorlesen zu hören! Sie aber versicherte das Gegentheil und behauptete: daß es ihr schön, ja erbaulich vorgekommen sey. Sie habe auch einen abwesenden Liebhaber, und wünsche nichts mehr als daß sich derselbe,

in Gegenwart anderer Mädchen, auch ſo muſterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Collation, bei der wir Ihre Geſundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert ſeine Ueberſicht über Künſtler und Liebhaber vorzulegen, und er that es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger ſind müde geworden und mein Geiſt iſt abgeſpannt. Auch muß ich ſehen ob ich nicht etwa dieſes Geſchäft von mir abſchütteln kann. Die Erzählung der Eigenheiten unſeres Beſuches mochte hingehen, allein mich tiefer einzulaſſen finde ich bedenklich und für heute erlauben Sie daß ich ganz ſtille aus Ihrer Gegenwart wegſchlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch einmal Juliens Hand! Heute iſt's mein freier Wille, ja gewiſſermaßen ein Geiſt des Widerſpruchs, der mich antreibt Ihnen zu ſchreiben. Nachdem ich mich geſtern ſo ſehr geſperrt hatte die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem was noch übrig iſt Rechenſchaft zu geben, ſo ward feſtgeſetzt daß heute Abend eine ſolenne akademiſche Sitzung gehalten werden ſollte, in welcher man die Sache durchſprechen wollte, um ſie ſchließlich an Sie gelangen zu laſſen. Nun ſind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf das allein zu übernehmen, wozu ſie mir ihren Beiſtand großmüthig zuſagten, und ich hoffe ſie dieſen Abend angenehm zu überraſchen. Denn wie manches unternehmen die Männer was ſie nicht ausführen würden, wenn die Frauen

nicht zur rechten Zeit mit eingriffen, und das leicht Begonnene, schwer zu Vollbringende großmüthig beförderten.

Es trat ein sonderbarer Umstand ein, als wir die Liebhaber die uns gestern besuchten auch mit in unsere Eintheilung einrangiren wollten. Sie paßten nirgends hin, wir fanden eben gar kein Fach für sie.

Als wir darüber unsern Philosophen tadelten, versetzte er: meine Eintheilung kann andere Fehler haben; aber das gereicht ihr zur Ehre daß, außer dem Charakteristiker, niemand Ihrer übrigen dießmaligen Gäste in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einseitigkeiten, welche als Mangel anzusehen sind, wenn die Natur den Künstler dergestalt beschränkte, als Fehler, wenn er mit Vorsatz in dieser Beschränkung verharrt. Das Falsche, Schiefe, fremd Eingemischte aber findet hier keinen Platz. Meine sechs Classen bezeichnen die Eigenschaften, welche alle zusammen verbunden, den wahren Künstler, so wie den wahren Liebhaber, ausmachen würden, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir mitgetheilten Papieren sehe, nur leider zu oft einzeln erscheinen.

Nun zur Sache!

Erste Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieses Talent als die Base der bildenden Kunst ansehen. Ob sie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fangt ein Künstler damit an, so kann er sich bis zu dem Höchsten erheben, bleibt er dabei kleben, so darf man ihn einen Copisten nennen und mit diesem Wort

gewiſſermaßen einen ungünſtigen Begriff verbinden. Hat aber ein ſolches Naturell das Verlangen immer in ſeinem beſchränkten Fache weiter zu gehen; ſo muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entſtehen, die der Künſtler zu leiſten, der Liebhaber zu erfahren ſtrebt. Wird der Uebergang zur achten Kunſt verfehlt, ſo findet man ſich auf dem ſchlimmſten Abwege; man gelangt endlich dahin daß man Statuen malt und ſich ſelbſt, wie es unſer guter Großvater that, im damaſtnen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schattenriſſen hat etwas das ſich dieſer Liebhaberei nähert. Eine ſolche Sammlung iſt intereſſant genug, wenn man ſie in einem Portefeuille beſitzt. Nur müſſen die Wände nicht mit dieſen traurigen, halben Wirklichkeitserſcheinungen verziert werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte ohne etwas hinzu zu thun, oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchſt beſchränkte Daſeyn hinein, wir erſtaunen über die Möglichkeit dieſer Operation, wir empfinden ein gewiſſes Ergötzen; aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen, denn es fehlt ihm die Kunſtwahrheit als ſchöner Schein. Sobald auch dieſer nur einigermaßen eintritt, ſo hat das Bildniß ſchon einen großen Reiz, wie wir bei manchen Deutſchen, Niederländiſchen und Franzöſiſchen Portraiten und Stilleben empfinden.

(Notabene! Daß Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand ſehen, glauben, daß das alles aus meinem Köpfchen komme. Ich wollte erſt unterſtreichen was ich buchſtäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; doch dann wäre zu viel unterſtrichen worden. Sie werden am beſten ſehen wo ich nur referire, ja Sie finden die eignen Worte Ihres letzten Briefs wieder.)

Zweite Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieser Gesellschaft sind unsere Freunde gar zu lustig umgesprungen. Es schien als wenn der Gegenstand sie reizte ein wenig aus dem Gleise zu treten, und ob ich gleich dabei saß, mich zu dieser Classe bekannte, und zur Gerechtigkeit und Artigkeit aufforderte, so konnte ich doch nicht verhindern daß ihr eine Menge Namen aufgebürdet wurden, die nicht durchgängig ein Lob anzudeuten scheinen. Man nannte sie Poetisirer, weil sie, anstatt den poetischen Theil der bildenden Kunst zu kennen und sich darnach zu bestreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen desselben nachjagen und ihre eignen Vortheile verkennen und versäumen. Man nannte sie Scheinmänner, weil sie so gern dem Scheine nachstreben, der Einbildungskraft etwas vorzuspielen suchen, ohne sich zu bekümmern in wie fern dem Anschauen genug geschieht. Sie wurden Phantomisten genannt, weil ein hohles Gespensterwesen sie anzieht, Phantasmisten, weil traumartige Verzerrungen und Incohärenzen nicht ausbleiben, Nebulisten, weil sie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verschaffen.

Ja zuletzt wollte man nach Deutscher Reim- und Klangweise sie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete sie seyen ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Daseyn, und ihnen fehle Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falsche Natürlichkeit zuschrieb, so blieben die Imaginanten von dem Vorwurf einer falschen Natur nicht befreit, und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar daß man darauf ausging

mich zu reizen und doch that ich den Herren den Gefallen wirklich böse zu werden.

Ich fragte ſie: ob denn nicht das Genie ſich hauptſachlich in der Erfindung außere? und ob man den Poetiſirern dieſen Vorzug ſtreitig machen könne? Ob es nicht auch ſchon dankenswerth ſey, wenn der Geiſt durch ein gluckliches Traumbild ergötzt werde? Ob nicht in dieſer Eigenſchaft, die man mit ſo vielen wunderlichen Namen anſchwarze, der Grund und die Möglichkeit der höchſten Kunſt begriffen ſey? Ob irgend etwas machtiger gegen die leidige Proſa wirke, als eben dieſe Fahigkeit neue Welten zu ſchaffen? Ob es nicht ein ſeltnes Talent, ein ſeltner Fehler ſey, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht ſprechen müßte?

Die Herren ergaben ſich bald. Sie erinnerten mich daß hier nur von Einſeitigkeit die Rede ſey; daß eben dieſe Eigenſchaft, weil ſie ins Ganze der Kunſt ſo treflich wirken könne, dagegen ſo viel ſchade, wenn ſie ſich als einzeln, ſelbſtſtandig und unabhangig erklare. Der Nachahmer ſchadet der Kunſt nie, denn er bringt ſie mühſam auf eine Stufe wo ſie ihm der achte Kunſtler abnehmen kann und muß, der Imaginant hingegen ſchadet der Kunſt unendlich, weil er ſie über alle ihre Granzen hinausjagt, und es bedürfte des gröſten Genies ſie aus ihrer Unbeſtimmtheit und Unbedingtheit, gegen ihren wahren Mittelpunkt, in ihren eigentlichen, angewieſenen Umkreis zurück zu fuhren.

Es ward noch einiges hin und wieder geſtritten, zuletzt ſagten ſie: ob ich nicht geſtehen müſſe daß auf dieſem Wege die ſatyriſche Carricaturzeichnung, als die kunſt-, geſchmack- und ſittenverderblichſte Verirrung, entſtanden ſey und entſtehe?

Dieſe konnte ich denn freilich nicht in Schutz nehmen: ob ich gleich nicht läugnen will daß mich das häßliche Zeug manchmal unterhalt und der Schadenfreude, dieſer Erb- und Schooßſünde aller Adamskinder, als eine pikante Speiſe nicht ganz übel ſchmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Charakteriſtiker.

Mit dieſen ſind Sie ſchon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieſer Art hinreichend unterrichtet ſind.

Wenn dieſer Claſſe an meinem Beifall etwas gelegen iſt, ſo kann ich ihr denſelben verſichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakterzügen ſpielen ſollen, ſo muß erſt etwas Charakteriſtiſches da ſeyn; wenn mir das Bedeutende Spaß machen ſoll, ſo kann ich wohl leiden daß jemand das Bedeutende ernſthaft aufführt. Wenn uns alſo ein ſolcher Charaktermann vorarbeiten will, damit meine Poetiſirer keine Phantasmiſten werden, oder ſich gar ins Schwelgen und Nebeln verlieren, ſo ſoll er mir gelobt und geprieſen bleiben.

Der Oheim ſchien auch, nach der letzten Unterhaltung, mehr für ſeinen Kunſtfreund eingenommen, ſo daß er die Partei dieſer Claſſe nahm. Er glaubte man könne ſie auch in einem gewiſſen Sinne Rigoriſten nennen. Ihre Abſtraction, ihre Reduction auf Begriffe begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künſtler und Kunſtfreunde gehalten, ſey der Charakteriſtiker beſonders ſchätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philoſoph aber zeigte auch hier wieder ſeinen Zahn, und behauptete: daß ihre Einſeitigkeit,

eben wegen ihres ſcheinbaren Rechtes, durch Beſchränkung der Kunſt weit mehr ſchade als das Hinausſtreben des Imaginanten, wobei er verſicherte, daß er die Fehde gegen ſie nicht aufgeben werde.

Es iſt eine curioſe Sache um einen Philoſophen, daß er in gewiſſen Dingen ſo nachgiebig ſcheint, und auf andern ſo feſt beſteht. Wenn ich nur erſt einmal den Schlüſſel dazu habe wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachſehe, daß er ſie mit allerlei Unnamen verfolgt. Er nennt ſie Skeletiſten, Winkler, Steife, und bemerkt in einer Note: daß ein bloß logiſches Daſeyn, bloße Verſtandes-Operation in der Kunſt nicht ausreiche, noch aushelfe. Was er damit ſagen will darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner ſoll den Charaktermannern die ſchöne Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunſt zu denken ſey. Das will ich denn auch wohl gelten laſſen.

Vierte Abtheilung.

Undulisten.

Unter dieſem Namen wurden diejenigen bezeichnet, die ſich mit den vorhergehenden im Gegenſatz befinden, die das Biedere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchſtens eine gleichgültige Anmuth entſteht. Sie wurden auch Schlangler genannt, und man erinnerte ſich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Dieſe Schlangelei und Weichheit bezieht ſich, ſowohl beim Künſtler als Liebhaber, auf eine gewiſſe Schwäche, Schlafrigkeit und, wenn man will, auf eine gewiſſe kranklichte Reizbarkeit. Solche Kunſtwerke machen

bei denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts ſehen wollen, denen eine Seifenblaſe, die bunt in die Luft ſteigt, ſchon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunſtwerke dieſer Art kaum einen Körper oder andern reellen Gehalt haben können, ſo bezieht ſich ihr Verdienſt meiſt auf die Behandlung, und auf einen gewiſſen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft und deßwegen ſind ſie im allgemeinen willkommen, ſo wie die Nullität in der Geſellſchaft. Denn von rechtswegen ſoll eine geſellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts ſeyn.

Sobald der Künſtler, der Liebhaber einſeitig ſich dieſer Neigung überläßt, ſo verklingt die Kunſt wie eine ausſchwirrende Saite, ſie verliert ſich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und ſchwächer werden. Aus den Gemälden verſchwinden die Farben, die Striche des Kupferſtichs verwandeln ſich in Punkte und ſo wird alles nach und nach, zum Ergötzen der zarten Liebhaber, in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schweſter die, wie Sie wiſſen, über dieſen Punkt keinen Spaß verſteht, und gleich verdrießlich iſt wenn man ihre duftigen Kreiſe ſtört, gingen wir im Geſpräch kurz über dieſe Materie hinweg. Ich hätte ſonſt geſucht dieſer Claſſe das Nebuliſtiſche aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreien. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden bei Reviſion dieſes Proceſſes vielleicht hierauf Bedacht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Kleinkünſtler.

Dieſe Claſſe kam noch ſo ganz gut weg. Niemand glaubte Urſache zu haben ihnen aufſäſſig zu ſeyn, manches ſprach für ſie, wenig wider ſie.

euer Gewerb' von euern Eltern überkommen habt, ſo laßt ihr auch das Regiment über euch ſchalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt da dran? wenn einer nur das tägliche Brot hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und ſagt einem ſo etwas?

Vanſen. Ich ſag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht drin ſchalten und walten, anders als die kleinen Fürſten, die ſie ehemals einzeln beſaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vanſen. Es iſt ſo klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Wenn man auch nur den Effect betrachtet, ſo ſind ſie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punktiren ſie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Käſtchen verwahren. In ſo fern ihre Arbeit lobenswürdig iſt, mag man ſie wohl Miniaturiſten nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geiſt, haben ſie kein Gefühl fürs Ganze, wiſſen ſie keine Einheit ins Werk zu bringen, ſo mag man ſie Pünktler und Punktirer ſchelten.

Sie entfernen ſich nicht von der wahren Kunſt, ſie ſind nur im Fall der Nachahmer, ſie erinnern den wahren Künſtler immer daran, daß er dieſe Eigenſchaft, welche ſie abgeſondert beſitzen, auch zu ſeinen übrigen haben müſſe, um völlig vollendet zu ſeyn, um ſeinem Werk die höchſte Ausführung zu geben.

So eben erinnert mich der Brief meines Oheims an Sie, daß auch dort ſchon gut und leidlich von dieſer Claſſe geſprochen worden, und wir wollen daher dieſe friedlichen Menſchen auch nicht weiter beunruhigen, ſondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünſchen.

Sechste Abtheilung.

Skizziſten.

Der Oheim hat ſich zu dieſer Claſſe ſchon bekannt und wir waren geneigt, nicht ganz übel von ihr zu ſprechen, als er uns ſelbſt aufmerkſam machte, daß die Entwerfer eine eben ſo gefahrliche Einſeitigkeit in der Kunſt befördern könnten als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunſt ſoll, durch den äußern Sinn, zum Geiſte nicht nur ſprechen, ſie ſoll den äußern Sinn ſelbſt befriedigen. Der Geiſt mag

ſich alsdann hinzugeſellen und ſeinen Beifall nicht verſagen. Der Skizziſt ſpricht aber unmittelbar zum Geiſte, beſticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich, und nur gleichſam ſymboliſch dargeſtellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geiſt, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraſchte Liebhaber ſieht was nicht da ſteht. Hier iſt nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zuſammenſtellung, Uebereinſtimmung, Ausführung die Rede, ſondern ein Schein von allem tritt an die Stelle. Der Geiſt ſpricht zum Geiſte, und das Mittel wodurch es geſchehen ſollte, wird zu nichte.

Verdienſtvolle Skizzen großer Meiſter, dieſe bezaubernden Hieroglyphen, veranlaſſen meiſt dieſe Liebhaberei und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der geſammten Kunſt, von der er, ſobald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurückkehren wird. Der angehende Künſtler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er ſich im Kreiſe des Erfindens und Entwerfens anhaltend herumdreht; denn wenn er durch dieſe Pforte am raſcheſten in den Kunſtkreis hineintritt, ſo kommt er dabei gerade am erſten in Gefahr, an der Schwelle haften zu bleiben.

Dieß ſind ungefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künſtler vergeſſen, die bei einem ſchönen Talent, das ſehr viel verſprach, ſich auf dieſer Seite beſchränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel beſaß in ſeiner Sammlung ein beſonderes Portefeuille von Zeichnungen ſolcher Künſtler, die es nie weiter als bis zum Skizziſten gebracht, und behauptet, daß dabei ſich beſonders intereſſante Bemerkungen machen laſſen,

wenn man dieſe mit den Skizzen großer Meiſter, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Als man ſo weit gekommen war, dieſe ſechs Claſſen von einander abgeſondert eine Weile zu betrachten, ſo fing man an ſie wieder zuſammen zu verbinden, wie ſie oft bei einzelnen Künſtlern vereinigt erſcheinen, und wovon ich ſchon im Lauf meiner Relation einiges bemerkte. So fand ſich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünſtler zuſammen, auch manchmal mit dem Charakteriſtiker. Der Skizziſte konnte ſich auf die Seite des Imaginanten, Skeletiſten, oder Undulisten werfen, und dieſer konnte ſich bequem mit dem Phantomiſten verbinden.

Jede Verbindung brachte ſchon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einſeitigkeit, welche ſogar, wenn man ſie in der Erfahrung aufſuchte, nur in ſeltenen Beiſpielen aufgefunden werden konnte.

Auf dieſem Weg gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück: daß nämlich nur durch die Verbindung der ſechs Eigenſchaften der vollendete Kunſtler entſtehe, ſo wie der ächte Liebhaber alle ſechs Neigungen in ſich vereinigen müſſe.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernſt, ſtreng und ängſtlich, die andere zu leicht und loſe. Nur aus innig verbundenem Ernſt und Spiel kann wahre Kunſt entſpringen, und wenn unſere einſeitigen Kunſtler und Kunſtliebhaber je zwei und zwei einander entgegenſtehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Charakteriſtiker dem Undulisten,
der Kleinkünſtler dem Skizziſten;

so entsteht, indem man diese Gegensatze verbindet, immer eins der drei Erfordernisse des vollkommenen Kunstwerks, wie zur Uebersicht das Ganze folgendermaßen kurz dargestellt werden kann.

Ernst	Ernst und Spiel	Spiel
allein.	verbunden.	allein.
Individuelle Neigung,	Ausbildung ins Allgemeine,	Individuelle Neigung,
Manier.	Styl.	Manier.
Nachahmer.	Kunstwahrheit.	Phantomisten.
Charakteristiker.	Schönheit.	Undulisten.
Kleinkünstler.	Vollendung.	Stizzisten.

Hier haben Sie nun die ganze Ueberſicht! Mein Geſchäft iſt vollendet und ich ſcheide abermals um ſo ſchneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein beiſtimmendes oder abſtimmendes Geſpräch eben da anfangen muß wo ich aufhöre. Was ich noch ſonſt auf dem Herzen habe, eine Confeſſion, die nicht gerade ins Kunſtfach einſchlägt, will ich nächſtens beſonders thun und mir dazu eigens eine Feder ſchneiden, indem die gegenwärtige ſo abgeſchrieben iſt, daß ich ſie umkehren muß, um Ihnen ein Lebewohl zu ſagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja dießmal, wie immer, freundlich anſehen mögen.

Julie.

Ueber Wahrheit

und

Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke.

Ein Geſpräch.

Auf einem Deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemalt sind, als wenn sie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.

Anwalt. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich seyn soll?

Zuschauer. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigstens alles wahr und wirklich scheinen solle.

Anwalt. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele laugne und behaupte: Sie verlangen das keinesweges.

Zuschauer. Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Decorateur die Mühe, alle Linien aufs genaueste nach den Regeln der Perspective zu ziehen, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studirte man aufs Costum? Warum

ließe man ſich es ſo viel koſten ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu verſetzen? Warum rühmt man den Schauſpieler am meiſten, der die Empfindungen am wahrſten ausdruckt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächſten kommt, der mich täuſcht, daß ich nicht eine Nachahmung, ſondern die Sache ſelbſt zu ſehen glaube?

Anwalt. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur iſt es ſchwerer als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzuſehen, was man empfindet. Was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatraliſchen Darſtellungen keinesweges wahr ſcheinen, daß ſie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Buſchauer. Ich werde ſagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortſpiel ſeyn könnte.

Anwalt. Und ich darf Ihnen darauf verſetzen, daß wenn wir von Wirkungen unſers Geiſtes reden, keine Worte zart und ſubtil genug ſind, und daß Wortſpiele dieſer Art ſelbſt ein Bedürfniß des Geiſtes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegenſätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten, und ſo gleichſam die Sache in die Mitte zu faſſen ſucht.

Buſchauer. Gut denn! Nur erklären Sie ſich deutlicher, und, wenn ich bitten darf, in Beiſpielen.

Anwalt. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. alſo wenn Sie in der Oper ſind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes vollſtändiges Vergnügen?

Buſchauer. Wenn alles wohl zuſammenſtimmt, eines der vollkommenſten, deren ich mir bewußt bin.

Anwalt. Wenn aber die guten Leute da droben ſingend ſich begegnen und becomplimentiren, Billets abſingen, die ſie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenſchaften ſingend

darlegen, ſich ſingend herum ſchlagen, und ſingend verſcheiden, können Sie ſagen, daß die ganze Vorſtellung, oder auch nur ein Theil derſelben, wahr ſcheine? ja ich darf ſagen auch nur einen Schein des Wahren habe?

Buſchauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, ſo getraue ich mich das nicht zu ſagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwalt. Und doch ſind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Buſchauer. Ohne Widerrede. Ich erinnre mich zwar noch wohl, wie man ſonſt die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrſcheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher deſſen ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand, und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommner ſie geworden iſt.

Anwalt. Und fühlen Sie ſich nicht auch in der Oper vollkommen getäuſcht?

Buſchauer. Getäuſcht, das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwalt. Hier ſind Sie ja auch in einem völligen Widerſpruch, der noch viel ſchlimmer als ein Wortſpiel zu ſeyn ſcheint.

Buſchauer. Nur ruhig, wir wollen ſchon ins Klare kommen.

Anwalt. Sobald wir im Klaren ſind, werden wir einig ſeyn. Wollen Sie mir erlauben auf dem Punkt, wo wir ſtehen, einige Fragen zu thun?

Buſchauer. Es iſt Ihre Pflicht, da Sie mich in dieſe Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder heraus zu fragen.

Anwalt. Sie möchten alſo die Empfindung, in welche

Ein Bürger. Wahrlich!

Vanſen. Hat der Brüſſeler nicht ein ander Recht, als der Antwerper? der Antwerper, als der Genter? Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bey Gott!

Vanſen. Aber, wenn ihr's ſo fortlaufen laßt; wird man's euch bald anders weiſen. Pfuy! Was Karl der Kühne, Friedrich der Krieger, Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probiert.

Vanſen. Freylich! — Unſere Vorfahren paßten auf. Wie ſie einem Herrn gram wurden, fingen ſie ihm etwa ſeinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bey ſich, und gaben ihn nur auf die beſte Bedingungen heraus. Unſere Väter waren Leute! die wußten was ihnen nütz war! die wußten etwas zu faſſen und feſt zu ſetzen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſere Privilegien ſo deutlich, unſere Freyheiten ſo verſichert.

Sie durch eine Oper verſetzt werden, nicht gerne Täuſchung nennen?

Zuſchauer. Nicht gern, und doch iſt es eine Art derſelben, etwas das ganz nahe mit ihr verwandt iſt.

Anwalt. Nicht wahr, Sie vergeſſen beinah ſich ſelbſt?

Zuſchauer. Nicht beinahe, ſondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut iſt.

Anwalt. Sie ſind entzückt?

Zuſchauer. Es iſt mir mehr als einmal geſchehen.

Anwalt. Können Sie wohl ſagen, unter welchen Umſtänden?

Zuſchauer. Es ſind ſo viele Fälle, daß es mir ſchwer ſeyn würde ſie aufzuzählen.

Anwalt. Und doch haben Sie es ſchon geſagt; gewiß am meiſten, wenn alles zuſammenſtimmte.

Zuſchauer. Ohne Widerrede.

Anwalt. Stimmte eine ſolche vollkommne Aufführung mit ſich ſelbſt, oder mit einem andern Naturproduct zuſammen?

Zuſchauer. Wohl ohne Frage mit ſich ſelbſt.

Anwalt. Und die Uebereinſtimmung war doch wohl ein Werk der Kunſt?

Zuſchauer. Gewiß.

Anwalt. Wir ſprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß ſie keinesweges das, was ſie nachahmt, wahrſcheinlich darſtelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Conſequenz eines Kunſtwerks entſpringt, ablaugnen?

Zuſchauer. Wenn die Oper gut iſt, macht ſie freilich eine kleine Welt für ſich aus, in der alles nach gewiſſen Geſetzen vorgeht, die nach ihren eignen Geſetzen beurtheilt, nach ihren eignen Eigenſchaften gefühlt ſeyn will.

Anwalt. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sey, und daß der Künstler keinesweges streben sollte, noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer. Aber es scheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

Anwalt. Ich darf es nicht läugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig seyn?

Zuschauer. Warum das nicht! es ist ja doch unter uns dießmal nicht auf Complimente angesehen.

Anwalt. So getraue ich mir zu sagen: nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden seyn, niemals wird er sich mit dem ächten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuschauer. Es ist sonderbar, doch läßt sich's hören.

Anwalt. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Zuschauer. Lassen Sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu geben, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwalt. Desto lieber.

Zuschauer. Nur dem ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

Anwalt. Gewiß, erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen.

Zuſchauer. Nun beweiſ't das nicht, daß dieſe Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwalt. Keineswegs, vielmehr beweiſ't mir, daß dieſe Liebhaber achte Sperlinge waren.

Zuſchauer. Ich kann mich doch deßwegen nicht erwehren, ein ſolches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwalt. Soll ich Ihnen eine neuere Geſchichte erzählen?

Zuſchauer. Ich höre Geſchichten meiſtens lieber als Raiſonnement.

Anwalt. Ein großer Naturforſcher beſaß, unter ſeinen Hausthieren, einen Affen, den er einſt vermißte, und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort ſaß das Thier an der Erde, und hatte die Kupfer eines ungebundnen, naturgeſchichtlichen Werkes um ſich her zerſtreut. Erſtaunt über dieſes eifrige Studium des Hausfreundes, nahte ſich der Herr, und ſah zu ſeiner Verwunderung und zu ſeinem Verdruß, daß der genäſchige Affe die ſämmtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgefreſſen habe.

Zuſchauer. Die Geſchichte iſt luſtig genug.

Anwalt. Und paſſend hoffe ich. Sie werden doch nicht dieſe illuminirten Kupfer dem Gemälde eines ſo großen Künſtlers an die Seite ſetzen?

Zuſchauer. Nicht leicht.

Anwalt. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuſchauer. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen ſonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deßwegen verlangen, daß ein Kunſtwerk natürlich ſey, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weiſe genießen zu können?

Anwalt. Ich bin völlig dieſer Meinung.

Zuſchauer. Und Sie behaupten daher, daß ein Künſtler ſich erniedrige, der auf dieſe Wirkung losarbeite?

Anwalt. Es iſt meine feſte Ueberzeugung.

Zuſchauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerſpruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch ſonſt ſchon die Ehre, mich wenigſtens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zahlen.

Anwalt. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege ſind, Kenner zu werden.

Zuſchauer. Nun ſo ſagen Sie mir: warum erſcheint auch mir ein vollkommnes Kunſtwerk als ein Naturwerk?

Anwalt. Weil es mit Ihrer beſſern Natur übereinſtimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich iſt. Ein vollkommenes Kunſtwerk iſt ein Werk des menſchlichen Geiſtes, und in dieſem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerſtreuten Gegenſtände in eins gefaßt, und ſelbſt die gemeinſten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, ſo iſt es über die Natur. Es will durch einen Geiſt, der harmoniſch entſprungen und gebildet iſt, aufgefaßt ſeyn, und dieſer findet das Vortreffliche, das in ſich vollendete, auch ſeiner Natur gemaß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunſtwerk wie einen Gegenſtand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber ſieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, ſondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geiſtreiche der Zuſammenſtellung, das Ueberirdiſche der kleinen Kunſtwelt, er fühlt, daß er ſich zum Künſtler erheben muſſe, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er ſich, aus ſeinem zerſtreuten Leben ſammeln, mit dem Kunſtwerke wohnen, es wiederholt anſchauen, und ſich ſelbſt dadurch eine höhere Exiſtenz geben müſſe.

Zuschauer. Gut, mein Freund, ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten, wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ungefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke acht geben; wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unsers Gesprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemalten Zuschauer in unserer Oper zulässig finden solle; und noch sehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Licenz vertheidigen, und unter welcher Rubrik Sie diese gemalten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwalt. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Zuschauer. Keineswegs.

Anwalt. Und die gemalten Männer?

Zuschauer. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser als einen Sperling halte.

Anwalt. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammenführen möge.

Philoſtrat's Gemälde

und

Antik und Modern.

Philoſtrat's Gemälde.

Was uns von Poeſie und Proſa aus den beſten Griechiſchen Tagen übrig geblieben, giebt uns die Ueberzeugung, daß alles was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder ſchriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anſchauen der äußern und innern Welt hervorgegangen ſey. Ihre alteſte Mythologie perſonificirt die wichtigſten Ereigniſſe des Himmels und der Erde, individualiſirt das allgemeinſte Menſchenſchickſal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Duldungen eines immer ſich erneuenden ſeltſamen Geſchlechts. Poeſie und bildende Kunſt finden hier das freiſte Feld, wo eine der andern immer neue Vortheile zuweiſ't, indem beide in ewigem Wettſtreit ſich zu befehden ſcheinen.

Die bildende Kunſt ergreift die alten Fabeln und bedient ſich ihrer zu den nächſten Zwecken, ſie reizt das Auge, um es zu befriedigen, ſie fordert den Geiſt auf, um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Ohr nichts mehr überliefern, was der Bildkünſtler nicht ſchon dem Auge gebracht hatte. Und ſo ſteigern ſich wechſelsweiſe Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis ſie endlich das höchſte Ziel erreichen: ſie kommen der Religion zu Hülfe, und ſtellen den Gott, deſſen Wink die Himmel erſchüttert, der anbetenden Menſchheit vor Augen.

In dieſem Sinn haben alle neueren Kunſtfreunde, die auf dem Wege, den uns Winckelmann vorzeichnete, treulich verharrten, die alten Beſchreibungen verlorener Kunſtwerke

mit übriggebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derſelben immer gern verglichen und ſich dem geiſtreichen Geſchaft ergeben völlig Verlorenes im Sinne der Alten wieder herzuſtellen, welches ſchwieriger oder leichter ſeyn mag, als der neue Zeitſinn von jenem abweicht oder ihm ſich nähert.

So haben denn auch die Weimariſchen Kunſtfreunde, früherer Bemühungen um Polygnot's Gemälde nicht zu gedenken, ſich an der Philoſtrate Schilderungen vielfach geübt, und würden eine Folge derſelben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schickſale der Welt und der Kunſt das Unternehmen nur einigermaßen begünſtigt hätten; doch jene waren zu rauh und dieſe zu weich, und ſo mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückſtehen.

Damit nun aber nicht alles verloren gehe, werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir ſie ſchon ſeit mehreren Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerſt alſo wird vorausgeſetzt, daß die Gemälde-Galerie wirklich exiſtirt habe, und daß man den Redner loben müſſe wegen des zeitgemäßen Gedankens, ſie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An hiſtoriſch-politiſchen Gegenſtänden ſeine Kunſt zu üben, war ſchon längſt dem Sophiſten unterſagt; moraliſche Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erſchöpft; nun blieb das Gebiet der Kunſt noch übrig, wohin man ſich mit ſeinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmloſen Darſtellungen ſeine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entſteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu ſondern, was jene heitere Geſellſchaft wirklich angeſchaut und was wohl redneriſche Zuthat ſeyn möchte. Hiezu ſind uns in der neuern Zeit ſehr viele Mittel gegeben. Herculaniſche,

Pompejiſche und andere neu entdeckte Gemälde, beſonders auch Moſaiken machen es möglich, Geiſt und Einbildungskraft in jene Kunſtepoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienſtlich iſt dieſe Bemühung, da neuere Künſtler in dieſem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der erſten Florentiniſchen Künſtler ließen ſich Beiſpiele anführen, daß ſie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken geſtrebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Roman allein in ſeinen Werken deutlich, daß er die Philoſtrate geleſen, weßhalb auch von ſeinen Bildern manches angeführt und eingeſchaltet wird. Jüngere talentvolle Künſtler der neuern Zeit, die ſich mit dieſem Sinne vertraut machten, trügen zu Wiederherſtellung der Kunſt ins kraftvolle, anmuthige Leben, worin ſie ganz allein gedeihen kann, gewiß ſehr vieles bei.

Aber nicht allein die Schwierigkeit, aus redneriſchen Ueberlieferungen ſich das eigentlich Dargeſtellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung der Philoſtratiſchen Gemälde gehindert; eben ſo ſchlimm, ja noch ſchlimmer iſt die Verworrenheit, in welcher dieſe Bilder hintereinander aufgeführt werden. Braucht man dort ſchon angeſtrengte Aufmerkſamkeit, ſo wird man hier ganz verwirrt. Deßwegen war unſere erſte Sorgfalt die Bilder zu ſondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge. Und ſo bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hochheroiſchen-tragiſchen Inhalts, zielen meiſt auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran ſchließt ſich, damit die Welt nicht entvölkert werde, II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Hercules kräftig entgegen,

Seifensieder. Was sprecht ihr von Freyheiten?

Das Volk. Von unsern Freyheiten, von unsern Privilegien! Erzählt noch was von unsern Privilegien.

Vansen. Wir Brabanter besonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir sind am herrlichsten versehen. Ich habe alles gelesen.

Soest. Sagt an.

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vansen. Erstlich steht geschrieben: Der Herzog von Brabant soll uns ein guter und getreuer Herr seyn.

Soest. Gut! Steht das so?

Jetter. Getreu? Ist das wahr?

Vansen. Wie ich euch sage. Er ist uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweytens: Er soll keine Macht oder eignen Willen an uns bewei-

welcher ein besonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ohnedieß, daß Poesie von diesem Helden ausgegangen sey. „Denn die Dichtkunst beschäftigte sich vorher nur mit Götterspruchen, und entstund erst mit Hercules, Alkmenens Sohn.“ Auch ist er der herrlichste, die mannichfaltigsten Abwechslungen darbietende und herbeiführende Charakter. Unmittelbar verbindet sich V. Kämpfen und Ringen aufs mächtigste. VI. Jäger und Jagden drängen sich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Ableitung tritt VII. Poesie, Gesang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darstellung von Gegenden folgt sodann, wir finden VIII. viele See- und Wasserstücke, wenig Landschaften. IX. Einige Stillleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenstände zur Uebersicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt sich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten Römischen Zahlen deuten auf das erste und zweite Buch Philostrat's. Jun. weis't auf die Ueberlieferung des Jüngeren. Eben so deuten die Arabischen Zahlen auf die Folge wie die Bilder im Griechischen Text geordnet sind. Was den Herculanischen Alterthümern und neueren Künstlern angehört, ist gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemälde-Galerie.

I. Hoch-heroischen tragischen Inhalts.

1. Antilochus; vor Troja getödteter Held, von Achill beweint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgesellen. II. 7.

2. Memnon; von Achill getödtet, von Aurora der Mutter liebevoll beſtattet. I. 7.

3. Skamander; das Gewäſſer durch Vulcan ausgetrocknet, das Ufer verſengt um Achill zu retten. I. 1.

4. Menöceus; ſterbender Held, als patriotiſches Opfer. I. 4.

5. * Hippolyt und Phädra; werbende, verſchmahte Stiefmutter. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 15.

5. Hippolyt; Jüngling, unſchuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 4.

6. Antigone; Schweſter, zu Beſtattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 29.

7. Evadne; Heldenweib, dem erſchlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 30.

8. Panthia; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten ſterbend. II. 9.

9. Ajax, der Lokrier; unbezwungener Held, dem grauſeſten Untergange trotzend. II. 13.

10. Philoktet; einſam, gränzenlos leidender Held. III. 17.

11. Phaëton; verwegener Jüngling, ſich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

11. a) Ikarus; geſtrandet, bedauert vom geretteten Vater, beſchaut vom nachdenklichen Hirten. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 63.

11. b) Phryxus und Helle; Bruder, der die Schweſter, auf dem magiſchen Flug übers Meer, aus den Wellen nicht retten kann. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. Hyacinth; ſchönſter Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunſt. I. 24.

13. a) Cephalus und Prokris; Gattin durch Eiferſucht und Schickſal getödtet. Julius Roman.

14. Amphiaraus; Prophet, auf der Orakelſtätte prangend. I. 26.

15. Kaſſandra; Familienmord. II. 19.

16. Rhodogyne; Siegerin in voller Pracht. II. 5.

16. a) Sieger und Siegesgöttin, an einer Trophäe. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 39.

17. Themiſtokles; hiſtoriſch edle Darſtellung. II. 32.

II. Liebes-Annäherung, Bewerbung, Gelingen, Mißlingen.

18. * Venus; dem Meer entſteigend, auf der Muſchel ruhend, mit der Muſchel ſchiffend. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Vorſpiele der Liebesgötter. I. 6.

19. Neptun und Amymone; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um ſich Waſſer aus dem Fluſſe zu holen, an den Inachus herankam. I. 7.

19. a) Theſeus und die geretteten Kinder. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 5.

19. b) Ariadne; verlaſſen, einſam, dem fortſegelnden Schiffe beſtürzt nachblickend. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 14.

19. c) Ariadne; verlaſſen, dem abſegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend, unter dem Beiſtand von Genien. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 15.

20. Ariadne; ſchlafende Schönheit, vom Liebenden und ſeinem Gefolge bewundert. I. 15.

20. a) Vollkommen derſelbe Gegenſtand, buchſtablich nachgebildet. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 16.

20. d) Leda, mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 8.

20. e) Leda, aus Eurotas; die Doppelzwillinge ſind den Cierſchalen entſchlüpft. Jul. Roman.

21. Pelops, als Freiersmann. I. 30.

22. Derſelbe Gegenſtand, ernſter genommen. Jun. 9.

23. Pelops führt die Braut heim. I. 17.

24. Vorſpiel zu der Argonautenfahrt. Jun. 8.

25. Glaucus weiſſagt den Argonauten. II. 15.

26. Jaſon und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

27. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

28. Perſeus verdient die Andromeda I. 29.

29. Cyclop vermißt die Galatee. II. 18.

29. b) Cyclop, in Liebeshoffnung. Hercul. Alterth. T. I. p. 10.

30. Paſiphae; Künſtler, dem Liebeswahnſinn dienend. I. 16.

31. Meles und Critheïs; Homer entſpringt. II. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. Minerva's Geburt, ſie entwindet ſich aus dem Haupte Zeus und wird von Göttern und Menſchen herrlich empfangen. II. 27.

33. Semele; des Bacchus Geburt. Die Mutter kömmt um, der Sohn tritt durchs Feuer ins lebendigſte Leben. I. 14.

33. a) Bacchus Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Mercur. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 12.

34. Hermes Geburt; er tritt ſogleich als Schelm und Schalk unter Götter und Menſchen. I. 26.

35. Achills Kindheit, von Chiron erzogen. II. 2.

35. a) Daſſelbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 8.

36. Achill, auf Skyros. Der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. I.

37. Centauriſche Familienſcene. Höchſter Kunſtſinn. II. 4.

IV. Hercules

38. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.

38. b) Daſſelbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 7.

39. Achelous; Kampf wegen Dejanira. Jun. 4.

40. Neſſus; Errettung der Dejanira. Jun. 16.

41. Antäus; Sieg durch Ringen. II. 21.

42. Heſione; befreit durch Hercules. Jun. 12.

42. a) Derſelbe Gegenſtand. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 61.

43. Atlas; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf ſeine Schultern. II. 20.

43. a) Hylas; untergetaucht von Nymphen. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 6.

43. b) Hylas; überwaltigt von Nymphen. Julius Roman.

44. Abderus; deſſen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

44. a) Hercules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 6.

45. Hercules, raſend; ſchlecht belohnte Großthaten. II. 23.

45. a) Hercules, bei Admet; Schwelgender Gaſt im Trauerhauſe. W. K. F.

46. Thiodamas; der ſpeiſegierige Held beſchmauſ't einen widerwilligen Ackersmann. II. 24.

47. Hercules und die Pygmäen; köſtlicher Gegenſatz. II. 22.

47. a) Derſelbe Gegenſtand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Paläſtra; überſchwenglich großes Bild; wer den Begriff deſſelben faſſen kann, iſt in der Kunſt ſein ganzes Leben geborgen. II. 33.

49. Arrhichion; der Athlete, im dritten Siege verſcheidend. II. 6.

50. Phorbas; grauſam Beraubender unterliegt dem Phöbus. II. 19.

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroiſche Jagd. Jun. 15.

52. b) Das Gleiche, von Julius Roman.

52. Abermals Schweinsjagd, von unendlicher Schönheit. I. 28.

53. Gaſtmahl nach der Jagd; höchſt liebenswürdig. Jun. 3.

54. Narciſſus; der Jäger in ſich ſelbſt verirrt. I. 23.

VII. Poeſie, Geſang, Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mittagsſchlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.

56. Midas; der weichliche Lydiſche König, von ſchönen Mädchen umgeben, freut ſich einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen ſich deßhalb auch, der eine aber liegt betrunken, ſeiner ohnmächtig. I. 22.

57. * Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. Olympus; der ſchönſte Jüngling, einſam ſitzend, bläſ't auf der Flöte; die Oberhalfte ſeines Körpers ſpiegelt ſich in der Quelle. I. 21.

57. a) Olympus flötet, ein ſilenartiger Pan hört ihm aufmerkſam zu. Annibal Carrache.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und ſingt. Er ſitzt auf blumigem Raſen, Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. Marſyas beſiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf zierlichſter Leyer ſpielend, die Steine wetteifern ſich zur Mauer zu bilden. I. 10.

61. Aeſop; die Muſe der Fabel kömmt zu ihm, krönt, bekranzt ihn, Thiere ſtehen menſchenartig umher. I. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felſen heranziehend. Jun. 6.

62. a) Orpheus; entſetzt ſich (jenem Zauberlehrling ähnlich) vor der Menge von Thieren, die er herangezogen. Ein unſchatzbarer Gedanke für den engen Raum des geſchnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Neugeborne liegt auf Lorbeer- und Myrthenzweigen unter dem Schutz der Rhea, die Nymphen ſind gegenwärtig, Pan tanzt, ein Bienenſchwarm umſchwebt den Knaben. II. 12.

64. Sophokles; nachdenkend, Melpomene Geſchenke anbietend. Aeſculap ſteht daneben, Bienen ſchwarmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig ſingende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See-, Waſſer- und Landſtücke.

66. Bacchus und die Tyrrhener; offene See, zwei Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bacchantinnen in Zuverſicht und Behagen, die Seeräuber gewaltſam, ſogleich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. Andros; Inſel von Bacchus begünſtigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein ſtatt Waſſers; ſein Fluß durchſtrömt das Land, Schmauſende verſammeln ſich um ihn her. Am Ausfluß ins Meer ziehen ſich Tritonen heran zur Theilnahme. Bacchus mit großem Gefolg beſucht die Inſel. I. 25.

68. Palämon; am Ufer des Korinthiſchen Iſthmus, im heiligen Haine, opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin ſchlafend in eine für ihn göttlich bereitete Uferhöhle geführt. II. 16.

69. Bosporus; Land und See aufs mannichfaltigſte und herrlichſte belebt. I. 12.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a) Der Nil im Sinken; Moſaik von Paläſtrina.

71. Die Inſeln; Waſſer und Land mit ihren Charakteren, Erzeugniſſen und Begebenheiten. II. 17.

72. Theſſalien; Neptun nöthigt den Peneus zu ſchnellerem Lauf. Das Waſſer fällt, die Erde grünt. II. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Waſſer und Land in wechſelſeitigem Bezug freundlich dargeſtellt. I. 9.

74. Die Fiſcher; bezüglich auf 69. Fang der Thunfiſche. I. 13.

74. a) Delphins-Fang; Julius Roman.

74. b) Aehnliches um jene Vorſtellung zu beleben. Herc. Alterth. T. II. Tab. 50.

75. Dodona; Götterhain mit allen heiligen Geräthſchaften, Bewohnern und Angeſtellten. II. 34.

76. Nachtlicher Schmaus; Unſchätzbares Bild, ſchwer einzuordnen, ſtehe hier als Zugabe. I. 2.

IX. Stillleben.

77. Xenien. I. 31.

78. Xenien. II. 26.

78. a) Beiſpiele zu vollkommener Befriedigung. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 56. sqq.

79. Gewebe; Beiſpiel der zarteſten, ſicherſten Pinſelführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberſehen wir nunmehr die Philoſtratiſche Galerie als ein geordnetes Ganze, wird uns klar, daß durch entdeckte wahrhaft antike Bilder wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetoriſchen Beſchreibungen überzeugen dürfen, ſehen wir ein, daß es nur von uns abhängt einzuſchalten und anzufügen, damit der Begriff einer lebendigen Kunſt ſich mehr und mehr bethätige, finden wir daß auch große Neuere dieſer Sinnesart gefolgt und uns dergleichen muſterhafte Bilder hinterlaſſen; ſo wird Wunſch und Verpflichtung immer ſtärker nunmehr ins Einzelne zu gehen, und eine Ausführung, wo nicht zu leiſten doch vorzubereiten. Da alſo ohnehin ſchon zu lange gezaudert worden, ungeſaumt ans Werk!

I.

Antilochus.

Das Haupterforderniß einer großen Composition war ſchon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere ſich um Einen Mittelpunkt vereinigen müſſen, der, wirkſam genug, ſie anrege, bei einem gemeinſamen Intereſſe, ihre Eigenheiten auszuſprechen. Im gegenwärtigen Fall iſt dieſer Lebenspunkt ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er ſeinen Vater Neſtor in der Schlacht zu ſchützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erſchlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne; das Gefühl ſeinen Vater gerettet zu haben umſchwebt noch heiter die Geſichtszüge. Sein Bart iſt mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingeſtreckt, der Körper, zur Geſchwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzuſehen, aus der Bruſtwunde nun von purpurnem Blut durchrieſelt.

Achill, grimmig-ſchmerzhaft, warf ſich über ihn, Rache ſchwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröſter ſeines Jammers, als Patroklus unterlag, ſeinen letzten beſten Freund und Geſellen geraubt.

Die Feldherren ſtehen umher theilnehmend, jeder ſeinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomed am Freikühnen, Ajax ſteht finſter und trotzig, der Lokrier als tüchtiger Mann. Ulyß fällt auf als nachdenklich und bemerkend. Neſtor ſcheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf ſeine Speere gelehnt, mit übereinander geſchlagenen Füßen, umringt die Verſammlung, einen Trauergeſang anzuſtimmen.

ſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Coeſt. Nicht merken laſſen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunct. Niemanden geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Vanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentinn gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tropfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Skamander.

In ſchneller Bewegung ſtürmt aus der Höhe Vulcan auf den Flußgott. Die weite Ebene, wo man auch Troja erblickt, iſt mit Feuer überſchwemmt, das, waſſergleich, nach dem Flußbette zuſtrömt.

Das Feuer jedoch wie es den Gott umgiebt, ſtürzt unmittelbar in das Waſſer. Schon ſind alle Bäume des Ufers verbrannt; der Fluß ohne Haare fleht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erſcheint, ſondern gold- und ſonnenfarben.

Menöceus.

Ein tüchtiger Jüngling iſt vorgeſtellt, aufrecht noch auf ſeinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehn, er fangt ſchon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie Schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kraftiger Körperbau, im Kampfſpiel tüchtig ausgearbeitet, braunlich geſunde Farbe. Seine hochgewölbte Bruſt möchte man betaſten, die Schultern ſind ſtark, der Nacken feſt, nicht ſteif, ſein Haarwuchs gemäßigt, der Jüngling wollte nicht in Locken weibiſch erſcheinen. Vom ſchönſten Gleichmaaß Rippen und Lenden. Was uns, durch Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückſeite ſichtbar wird, iſt ebenfalls ſchön und bewundernswürdig.

Fragſt du nun aber wer er ſey? ſo erkenne in ihm Kreons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebteſten Sohn. Tireſias weiſſagete: daß, nur wenn er beim Eingang der

Drachenhöhle ſterben würde, die Stadt befreit ſeyn könne. Heimlich begiebt er ſich heraus und opfert ſich ſelbſt. Nun begreifſt du auch was die Höhle, was der verſteckte Drache bedeutet. In der Ferne ſieht man Theben und die Sieben die es beſtürmen. Das Bild iſt mit hohem Augpunkt gemalt, und eine Art Perſpective dabei angebracht.

Antigone.

Heldenſchweſter! Mit Einem Knie an der Erde umfaßt ſie den todten Bruder, der, weil er ſeine Vaterſtadt bedrohend, umgekommen, unbegraben ſollte verweſen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat, der Mond erleuchtet das Vorhaben. Mit ſtummem Schmerz ergreift ſie den Bruder, ihre Geſtalt giebt Zutrauen, daß ſie fähig ſey einen rieſenhaften Helden zu beſtatten. In der Ferne ſieht man die erſchlagenen Belagerer, Roß und Mann hingeſtreckt.

Ahndungsvoll wachſ't auf Eteokles Grabhügel ein Granatbaum; ferner ſiehſt du zwei als Todtenopfer gegen einander über brennende Flammen, ſie ſtoßen ſich wechſelſeitig ab; jene Frucht, durch blutigen Saft, das Mordbeginnen, dieſe Feuer, durch ſeltſames Erſcheinen den unauslöſchlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

Evadne.

Ein wohlgeſchmückter, mit geopferten Thieren umlegter Holzſtoß ſoll den rieſenhaften Körper des Kapaneus verzehren. Aber allein ſoll er nicht abſcheiden! Evadne, ſeine Gattin,

Heldenweib, des Helden werth, schmückte sich als höchstes Opfer mit Kranzen. Ihr Blick ist hochherrlich: denn indem sie sich ins Feuer stürzt, scheint sie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie schwebt mit geöffneten Lippen.

Wer aber auch hat dieses Feuer angeschürt? Liebesgötter mit kleinen Fackeln sind um den dürren Schragen versammelt, schon entzündet er sich, schon dampft und flammt er, sie aber sehen betrübt auf ihr Geschäft. Und so wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax der Lokrier.

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundsatz Griechischer bildender Kunst, Vertheilung der Eigenschaften in einem hohen geselligen Kreis, er sey göttlich oder menschlich. Wenn nun den Helden mehr als andern Frömmigkeit geziemt und die besseren vor Theben wie vor Troja als gottergebene sich darstellen, so bedurfte doch dort wie hier der Lebenskreis eines Gottlosen.

Diese Rolle war dem untergeordneten Ajax zugetheilt, der sich weder Gott noch Menschen fügt, zuletzt aber seiner Strafe nicht entgeht.

Hier sehen wir schäumende Meereswogen den unterwaschenen Felsen umgischen, oben steht Ajax furchtbar anzusehen; er blickt umher wie ein vom Rausche sich Sammelnder. Ihm entgegnet Neptun furchterlich mit wilden Haaren, in denen der anstrebende Sturm saust.

Das verlassene, im Innersten brennende Schiff treibt fort; in die Flammen, als wie in Segel, stößt der Wind. Keinen Gegenstand faßt Ajax ins Auge, nicht das Schiff,

nicht die Felſen; dem Meer ſcheint er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den eindringenden Poſeidon, immer noch wie zum Angriff bereit ſteht er, die Arme ſtreben kräftig, der Nacken ſchwillt wie gegen Hektor und die Trojer.

Aber Poſeidon ſchwingt den Dreizack und ſogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund ſtürzen.

Ein hoch-tragiſch prägnanter Moment: ein eben Geretteter vom feindſeligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles iſt ſo augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß dieſer Gegenſtand unter die höchſten zu rechnen iſt, welche die bildende Kunſt ſich aneignen darf.

Philoktet.

Einſam ſitzend auf Lemnos leidet ſchmerzhaft Philoktet an der unheilbaren dämoniſchen Wunde. Das Antlitz bezeichnet ſein Uebel. Düſtere Augenbrauen drücken ſich über tiefliegende, geſchwächte, niederſchauende Augen herüber; unbeſorgtes Haar, wilder ſtarrer Bart bezeichnen genugſam den traurigen Zuſtand; das veraltete Gewand, der verbundene Knöchel ſagen das Uebrige.

Er zeigte den Griechen ein verpöntes Heiligthum, und ward ſo geſtraft.

Rhodogyne.

Kriegeriſche Königin! Sie hat mit ihren Perſern die bundbrüchigen Armenier überwunden, und erſcheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegeriſch bewaffnet und königlich

geſchmückt ſteht ſie auf dem Schlachtfeld, die Feinde ſind erlegt, Pferde verſcheucht, Land und Fluß von Blute geröthet. Die Eile, womit ſie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet, daß die eine Seite ihres Haares aufgeſchmückt iſt, die andere hingegen in Locken frei herunter fallt. Ihr Pferd Niſäa ſteht neben ihr, ſchwarz auf weißen Beinen, auch iſt deſſen erhaben gerundete Stirne weiß und weiße Naſenlöcher ſchnauben. Edelſteine, koſtbares Geſchmeide und vielen andern Putz hat die Fürſtin dem Pferd überlaſſen, damit es ſtolz darauf ſey, ſie muthig einhertrage.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majeſtätiſches Anſehen gewinnt, ſo erhöht auch der Fürſtin Purpurgewand alles, nur nicht ſie ſelbſt. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt über die Knie herabzufallen, iſt ſchön, auch ſchön das Unterkleid, auf welchem du geſtickte Figuren ſiehſt. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhangt, iſt unter der Halsgrube zuſammengeheftet, daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieſer Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Bruſt bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen geſteckt, halt eine Lanze und von dem Buſen den Schild ab. Dieſer iſt nun, durch die Kunſt des Malers, mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, ſo daß wir ſeine äußere, obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte ſehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt und ſind nicht Thiere hineingegraben? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, iſt Purpur, deſſen Reiz vom Arm überboten wird.

Wir ſind durchdrungen von der Siegerin Schönheit und mögen gerne weiter davon ſprechen. Höret alſo! Wegen des Sieges über die Armenier bringt ſie ein Opfer und möchte

ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allezeit ſo beſiegen zu können wie jetzt: denn das Glück der Liebe und Gegenliebe ſcheint ſie nicht zu kennen. Uns aber ſoll ſie nicht erſchrecken noch abweiſen, wir werden ſie nur um deſto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgeſteckt iſt, mildert, durch weibliche Zierlichkeit, ihr ſprödes Anſehn, dagegen der herabhängende das Männlich-Wilde vermehrt. Dieſer iſt goldner als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung geflochtener Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrauen entſpringen höchſt reizend gleich über der Naſe wie aus Einer Wurzel und lagern ſich mit unglaublichem Reiz um den Halbcirkel der Augen. Von dieſen erhält die Wange erſt ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Anſehn: denn der Sitz der Heiterkeit iſt die Wange. Die Augen fallen vom Grauen ins Schwarze, ſie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majeſtät von der Fürſtin. Der Mund iſt weich, zum Genuß der Liebe reizend, die Lippen roſenblühend und beide einander gleich, die Oeffnung maßig und lieblich; ſie ſpricht das Opfergebet zum Siege.

Vermagſt du nun den Blick von ihr abzuwenden, ſo ſiehſt du Gefangene hie und da, Siegeszeichen und alle Folgen einer gewonnenen Schlacht, und ſo überzeugſt du dich, daß der Künſtler nichts vergaß ſeinem Bild alle Vollſtändigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorſpiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieſes belebten, heitern Bildes laßt euch zuerſt nicht irre machen, weder durch die Schönheit des

Fruchthaines, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, ſondern beſchauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felſen, dem die munterſte Quelle unausgeſetzt entſpringt. Dort haben die Nymphen ſie aufgerichtet, aus Dankbarkeit daß die Göttin ſie zu ſo glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter beſtimmt hat.

Als Weihgeſchenke ſtifteten ſie daneben, wie dieſe Inſchrift ſagt, einen ſilbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haften, alles zum Putz der Venus gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihr Erſtlings-Aepfel zum Geſchenk, ſie ſtehen herum und bitten: der Hain möge ſofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Abgetheilt iſt der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchſchnitten von zugänglichen Wegen; im Graſe laßt ſich ein Wettlauf anſtellen; auch zum Schlummern finden ſich ruhige Platze. Auf den hohen Aeſten hangen goldne Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwarme der Liebesgötter an ſich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf ſchimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und Gold. Goldene Köcher und Pfeile haben ſie an die Aeſte gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, tauſendfarbige Kleider liegen im Graſe, der Kränze bedürfen ſie nicht: denn mit lockigen Haaren ſind ſie genugſam bekränzt. Nicht weniger auffallend ſind die Körbe zum Einſammeln des Obſtes; ſie glanzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meiſterſtücke Vulcans.

Laſſen wir nun die Menge tanzen, laufen, ſchlafen oder ſich der Aepfel erfreuen; zwei Paare der ſchönſten Liebesgötter fordern zunächſt unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Hier ſcheint der Künſtler ein Sinnbild der Freundſchaft und gegenſeitiger Liebe geſtiftet zu haben. Zwei dieſer

ſchönen Knaben werfen ſich Aepfel zu; dieſe fangen erſt an ſich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen; dieſer faßt ihn auf, und man ſieht, daß er ihn wieder küſſen und zurückwerfen wird. Ein ſo anmuthiger Scherz bedeutet, daß ſie ſich erſt zur Liebe reizen.

Das andere Paar ſchießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken, vielmehr ſcheint einer dem andern die Bruſt zu bieten, damit er deſto gewiſſer treffen könne. Dieſe ſind bedacht in das tiefſte Herz die Leidenſchaft zu ſenken. Beide Paare beſchäftigen ſich zur Seite frei und allein.

Aber ein feindſeliges Paar wird von einer Menge Zuſchauer umgeben, die Kämpfenden erhitzt ringen mit einander. Der eine hat ſeinen Widerſacher ſchon niedergebracht und ſticht ihm auf den Rücken, ihn zu binden und zu droſſeln, der andere jedoch faßt noch einigen Muth, er ſtrebt ſich aufzurichten, hält des Gegners Hand von ſeinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auswärts dreht, ſo daß die andern folgen müſſen und ſich nicht mehr ſchließen können. Der verdrehte Finger ſchmerzt aber den Kämpfer ſo ſehr, daß er den kleinen Widerſacher ins Ohr zu beißen ſucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuſchauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhafteſten Bewegung aber giebt ein Haſe die Veranlaſſung. Er ſaß unter den Apfelbäumen und ſpeiſ'te die abgefallenen Früchte; einige, ſchon angenagt, mußte er liegen laſſen: denn die Muthwilligen ſchreckten ihn auf mit Handeklatſchen und Geſchrei, mit flatterndem Gewand verſcheuchen ſie ihn. Einige fliegen über ihm her; dieſer rennt nach, und als er den Flüchtling zu haſchen denkt, dreht ſich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwiſchen und alle Geſpielen

lachen darüber. Indem nun die Jagd so vorwärts geht, sind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung, wie sie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum schießen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein! sie wollen ihn lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihegeschenk: denn dieses brünstige, fruchtbare Geschlecht ist Liebling der Göttin.

Neptun und Amymone.

Danaus, der seine funfzig Töchter streng zu Hausgeschäften anhielt, damit sie, in eng abgeschlossenem Kreise, ihn bedienten und sich erhielten, hatte, nach alter Sitte, die mannichfaltigen Beschäftigungen unter sie vertheilt. Amymone, vielleicht die jüngste, war befehligt das tägliche Wasser zu holen; aber nicht etwa bequem aus einem nah gelegenen Brunnen, sondern dorthin mußte sie wandern, fern von der Wohnung, wo sich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam sie wieder. Der Künstler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Gestalt, wie sie der Riesen-Tochter ziemt. Braun ist die Haut des kräftigen Körpers, angehaucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen sie sich auf mühsamen Wegen immerfort auszusetzen genöthigt ist. Aber heute findet sie nicht die Wasser des Flusses sanft in das Meer übergehen. Wellen des Oceans stürmen heran: denn die Pferde Neptuns haben mit Schwimm-Füßen den Gott herbeigebracht.

Die Jungfrau erſchrickt, der Eimer iſt ihrer Hand entfallen, ſie ſieht ſcheu wie eine, die zu fliehen denkt. Aber entferne dich nicht, erhabenes Mädchen, ſiehe! der Gott blickt nicht wild, wie er wohl ſonſt den Stürmen gebietet, freundlich iſt ſein Antlitz, Anmuth ſpielt darüber, wie auf beruhigtem Ocean die Abendſonne. Vertraue ihm, ſcheue nicht den umſichtigen Blick des Phöbus, nicht das ſchattenloſe, geſchwatzige Ufer, bald wird die Woge ſich aufbaumen, unter ſmaragdenem Gewölbe der Gott ſich deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt ſollſt du nicht bleiben!

Von der Vortrefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, ſo erlauben wir uns eine Bemerkung auſſerhalb deſſelben. Die Härte, womit Danaus ſeine Töchter erzieht, macht jene That wahrſcheinlich, wie ſie, mehr ſclavenſinnig als grauſam, ihre Gatten in der Brautnacht ſämmtlich ermorden. Amymone, mit dem Liebesglück nicht unbekannt, ſchont des ihrigen und wird, wegen dieſer Milde ſowohl als durch die Gunſt des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schweſtern für ewig auferlegt iſt. Dieſe verrichten nun das mägdehafte Geſchäft des Waſſerſchöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schweſter ſind ihnen zerbrochene und zerbrechende Scherben in die kraftloſen Hände gegeben.

Theſeus und die Geretteten.

Glücklicherweiſe, wenn ſchon durch ein großes Unheil, ward uns dieſes Bild nicht bloß in redneriſcher Darſtellung erhalten; noch jetzt iſt es mit Augen zu ſchauen unter den

Das Volk. Wir wollen sehen, wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vansen. Mancherley, und sehr gute, sehr heilsame. Da steht auch: Der Landesherr soll den geistlichen Stand nicht verbessern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Seest. Ist das so?

Vansen. Ich will's euch geschrieben zeigen, von zwey drey hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Bischöfe? Der Adel muß uns schützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir lassen uns von der Inquisition in's Bockshorn jagen?

Vansen. Das ist eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die sorgen für unser Bestes.

Schätzen von Portici und im Kupferstich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe steht der junge Held, kräftig und schlank, mächtig und behend vor unsern Augen. Er dünkt uns riesenhaft, weil die Unglücksgefährten, die nunmehr Geretteten, als Kinder gebildet sind, der Hauptfigur symbolisch untergeordnet durch die Weisheit des Künstlers. Keins derselben wäre fähig die Keule zu schwingen und sich mit dem Ungeheuer zu messen, das unter den Füßen des Ueberwinders liegt.

Eben diesem hülfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit, ihm ziemt es die rettende Hand zu ergreifen, zu küssen, die Kniee des Kräftigen zu umfassen, ihm vertraulich zu schmeicheln. Auch eine, zwar nur halb kenntliche Gottheit ist in dem obern Raume sichtbar, anzuzeigen daß nichts Heroisches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geschehe.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirksamkeit der Poesie, so wie der bildenden Kunst, liegt darin, daß sie Hauptfiguren schafft und alles was diese umgiebt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Hierdurch lockt sie den Blick auf eine Mitte, woher sich die Strahlen über das Ganze verbreiten, und so bewährt sich Glück und Weisheit der Erfindung so wie der Composition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geschichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; sie darf, ja sie soll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deßhalb vertheilt sie Licht und Schatten über alle; selbst den geringsten unter den Mitwirkenden zieht sie hervor, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhms zugemessen werde.

Fordert man aber, aus mißverstandener Wahrheitsliebe, von der Poesie, daß sie gerecht seyn solle, so zerstört man sie

alſobald, wovon uns Philoſtrat, dem wir ſo viel verdanken, in ſeinem Heldenbuche das deutlichſte Beiſpiel überliefert. Sein dämoniſcher Proteſilaus tadelt den Homer deßhalb, daß er die Verdienſte des Palamedes verſchwiegen und ſich als Mitſchuldigen des verbrecheriſchen Ulyſſes erwieſen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedens-Helden heimtückiſch bei Seite geſchafft.

Hier ſieht man den Uebergang der Poeſie zur Proſe, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Einbildungskraft entzügelt und ihr vergönnt geſetzlos umherzuſchweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verſtand, wie es ſich ſchicken mag, zu dienen. Eben unſerer Philoſtrate ſämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es iſt keine Poeſie mehr, und ſie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Begebenheitsfolge dargeſtellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theſeus entfernt ſich, Ariadne ſchlaft ruhig, und ſchon tritt Bacchus heran, zu liebevollem Erſatz des Verluſtes, den ſie noch nicht kennt. Welche charakteriſtiſche Mannichfaltigkeit aus Einer Fabel entwickelt!

Theſeus mit ſeinen heftig rudernden Athenern gewinnt ſchon, heimathſüchtig, das hohe Meer; ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke ſind von uns abgewendet, nur die Rücken ſehen wir; es wäre vergebens ſie aufzuhalten.

Im ruhigſten Gegenſatz liegt Ariadne auf bemoos'tem Felſen; ſie ſchlaft, ja ſie ſelbſt iſt der Schlaf. Die volle Bruſt, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig

vermittelt Hals und Kehle das zurückgesenkte Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten sich gleichfalls dem Beschauenden, dagegen die linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieses jugendlichen Mundes, wie süß mag er seyn! Ob er dufte wie Trauben oder Aepfel, wirst du herannahender Gott bald erfahren.

Dieser auch verdient es: denn nur mit Liebe geschmückt laßt ihn der Künstler auftreten; ihn ziert ein purpurnes Gewand und ein roseuer Kranz des Hauptes. Liebetrunken ist sein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erstaunt, in sie versunken. Alles andere Beiwesen, wodurch Dionysos leicht kenntlich gemacht wird, beseitigte der kluge, fabige Künstler. Verworfen sind als unzeitig das blumige Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrsen; hier ist nur der zartlich Liebende. Auch die Umgebung verhalt sich gleichermaßen: nicht klappern die Bacchantinnen dießmal mit ihren Blechen, die Faune enthalten sich der Flöten, Pan selbst maßigt seine Sprünge, daß er die Schlaferin nicht frühzeitig erwecke. Schlagt sie aber die Augen auf, so freut sie sich schon uber den Ersatz des Verlustes, sie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe sie noch die Entfernung des ungetreuen erfahrt. Wie glücklich wirst du dich halten, wohlversorgtes Mädchen, wenn über diesem durr scheinenden Felsenufer dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhugel führt, wo du, in Nebengangen von der munterſten Dienerschaft umringt, erst des Lebens genießest, welches du nicht enden, sondern, von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwartigen Himmel genießen wirst.

Prolog der Argonautenfahrt.

Im Vorſaal Jupiters ſpielen Amor und Ganymed, dieſer an der Phrygiſchen Mütze, jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Charakter unterſcheidet ſie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er ſich beim Würfelſpiel, das ſie am Boden treiben. Amor ſprang ſchon auf, den andern übermüthig verſpottend. Ganymed hingegen, von zwei überbliebenen Knöchelchen das eine ſo eben verlierend, wirft furchtſam und beſorgt das letzte hin. Seine Geſichtszüge paſſen trefflich zu dieſer Stimmung, die Wange traurig geſenkt, das Auge lieblich, aber getaucht in Kummer. Was der Künſtler hiedurch andeuten wollte, bleibt Wiſſenden keineswegs verborgen.

Nebenbei ſodann ſtehen drei Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angebornen Rüſtung, ſchaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Wange jungfraulich geröthet. Auch die zweite kennt man ſogleich. Sie verdankt dem unverwüſtlichen Gürtel ein ewig ſüßes, entzückendes Lächeln, auch im Gemälde bezaubernd. Juno dagegen wird offenbar am Ernſt und majeſtätiſchen Weſen.

Willſt du aber wiſſen was die wunderſame Geſellſchaft veranlaſſe, ſo blicke vom Olymp, wo dieſes vorgeht, hinab auf das Ufer, das unten dargeſtellt iſt. Dort ſiehſt du einen Flußgott liegend im hohen Rohr, mit wildem Antlitz. Sein Haupthaar dicht und ſtraubig, ſein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt keiner Urne, ſondern ringsum hervorbrechend deutet er auf die vielen Mündungen, womit er ſich ins Meer ſtürzt.

Hier, am Phaſis, ſind nun die funfzig Argonauten gelandet, nachdem ſie den Bosporus und die beweglichen Felſen

durchschifft; sie berathen sich untereinander. Vieles ist geschehen, mehr noch zu thun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und werth ist, so kommen, in aller Namen, drei Göttinnen, den Amor zu bitten, daß er, der Beförderer und Zerstörer großer Thaten, sich dießmal günstig erweise und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunsten Jasons wende. Amorn zu bereden und ihn vom Knabenspiel abzuziehen, beut ihm nun die Mutter, den eigenen Sohn mit ihren Reizen bezwingend, einen köstlichen Spielball und versichert ihn, Jupiter selbst habe sich als Kind damit ergötzt. Auch ist der Ball keines Gottes unwerth, und mit besonderer Ueberlegung hat ihn der denkende Künstler dargestellt, als wäre er aus Streifen zusammengesetzt. Die Naht aber siehst du nicht, du mußt sie rathen. Mit goldenen Kreisen wechseln blaue, so daß er, in die Höhe geworfen und sich umschwingend, wie ein Stern blinkt. Auch ist die Absicht der Göttinnen schon erfüllt: Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hangt am Kleide der Mutter; die Gabe wünscht er gleich, und betheuert dagegen ihre Wünsche augenblicklich zu vollführen.

Glaucus der Meergott.

Schon liegt der Bosporus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchschneidet des Pontus mittelste Bahn.

Orpheus besänftigt durch seinen Gesang das lautbrausende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs ist köstlich; denn es führt die Dioskuren, Hercules, die Aeaciden, Peleiden und was von Halbgöttern blühte zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes ist zuverlässig, sicher und solcher Last geeignet;

denn ſie zimmerten ihn aus Dodonäiſcher, weiſſagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Propheten-Geiſt. Nun im Schiffe ſehet ihr einen Helden, als Anführer ſich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutendſten und Starkſten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und gunſterwerbend. Es iſt Jaſon, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern ſchifft, des Wundergeſchöpfs, das die Geſchwiſter Phryxus und Helle durch die Lüfte übers Meer trug. Schwer iſt die Aufgabe, die dem jungen Helden auflieat: ihm geſchieht Unrecht, man verdrängt ihn vom vaterlichen Thron und nur unter Bedingung, daß er dem umſichtigſten Wachter-Drachen jenen Schatz entreiße, kehrt er in ſein angeerbtes Reich zurück. Deßhalb iſt die ganze Heldenſchaft aufgeregt, ihm ergeben und untergeben. Typhis hält das Steuer; der Erfinder dieſer Kunſt, Lynceus, auf dem Vordertheil, dringt, mit kräftigeren Strahlen als die Sonne ſelbſt, in die weiteſte Ferne, entdeckt die hinterſten Ufer und beobachtet unter dem Waſſer jede gefahrdrohende Klippe. Und eben dieſe durchdringenden Augen des umſichtigen Mannes ſcheinen uns ein Entſetzen zu verrathen: er blickt auf eine fürchterliche Erſcheinung, die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden, ſammtlich erſtaunt, feiern von der Arbeit. Hercules allein fahrt fort das Meer zu ſchlagen; was den übrigen als Wunder erſcheint, ſind ihm bekannte Dinge. Raſtlos gewohnt zu arbeiten, ſtrebt er kraftig vor wie nach, unbekümmert um alles nebenbei.

Alle nun ſchauen auf Glaucus, der ſich dem Meer enthebt. Dieſer, ſonſt ein Fiſcher, genoß vorwitzig Tang und Meerpflanze, die Wellen ſchlugen über ihm zuſammen und führten ihn hinab als Fiſch zu den Fiſchen. Aber der übriggebliebene menſchliche Theil ward begünſtigt, zukünftige Dinge

kennt er, und nun steigt er herauf den Argonauten ihre Schicksale zu verkünden. Wir betrachten seine Gestalt: aus seinen Locken, aus seinem Bart trieft, gießt das Meerwasser über Brust und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit, womit er sich hervorhob.

Seine Augenbrauen sind stark, in eins zusammengewachsen; sein mächtiger Arm ist kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter sich zwingt. Dicht mit Haaren ist seine Brust bewachsen, Moos und Meergras schlangen sich ein. Am Unterleibe sieht man die Andeutungen der schuppigen Fischgestalt, und wie das Uebrige geformt sey, läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meere herausschlagt, sich um seine Lenden schlingt und am gekrümmten, halbmondförmig auslaufenden Theil die Farbe des Meers abglanzt. Um ihn her schwärmen Alcyonen. Auch sie besingen die Schicksale der Menschen: denn auch sie wurden verwandelt, auf und über den Wellen zu nisten und zu schweben. Das Meer scheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauschen.

Jason und Medea.

Das Liebespaar, das hier gegeneinander steht, giebt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen besorgt: sollten diese beiden wohl auch glücklich gegattet seyn? Wer ist sie, die so bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet? das Haar priesterlich geschmückt, in dem Blick, ich weiß nicht ob einen verliebten oder begeisterten Ausdruck. An ihr glaube ich eine der Heliaden zu erkennen! Es ist Medea, Tochter des Aeetes; sie steht

neben Jason, welchem Eros ihr Herz gewann. Nun aber scheint sie wunderbar nachdenklich. Worauf sie leidenschaftlich sinnt, wüßt' ich nicht zu sagen; so viel aber läßt sich behaupten: sie ist im Geiste unruhig, in der Seele bedrängt. Sie sieht ganz nach innen gekehrt, in tiefer Brust beschäftigt; zur Einsamkeit aber nicht geneigt: denn ihre Kleidung ist nicht jene, deren sie sich bei zauberischen Weihegebrauchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höhern Gewalten sich zu erfreuen; dießmal erscheint sie wie es einer Fürstin ziemt, die sich der Menge darstellen will.

Jason aber hat ein angenehmes Gesicht, nicht ohne Manneskraft; sein Auge blickt ernst unter den Augenbrauen hervor, es deutet auf hohe Gesinnungen, auf ein Verschmähen aller Hindernisse. Das goldgelbe Haar bewegt sich um das Gesicht, und die feine Wolle sproßt um die Wange; gegürtet ist sein weites Kleid, von seinen Schultern fallt eine Löwenhaut, er steht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck seines Gesichtes ist nicht übermüthig, vielmehr bescheiden, doch voll Zutrauen auf seine Kräfte. Amor zwischen beiden maßt sich an dieses Kunststück ausgeführt zu haben. Mit übereinander geschlagenen Füßen stützt er sich auf seinen Bogen; die Fackel hat er umgekehrt zur Erde gesenkt, anzudeuten, daß Unheil diese Verbindung bedrohe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieses Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auslegung, du machst dir sie, ohne dich anzustrengen, selbst: denn das ist der Vortheil bei cyklischen Darstellungen, daß eine auf die

andere hinweist, daß man sich, in bekannter Gegend, mit denselben Personen, nur unter andern Umständen, wieder finde.

Du erkennst hier Phasis, den Flußgott, wieder; sein Strom stürzt sich, wie vormals, ins Meer. Dießmal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts, der Mündung zu. Die Personen, die es trägt, kennst du sämmtlich. Auch hier ist Orpheus, der mit Saitenspiel und Sang die Gesellen antreibt zu kräftigem Ruderschlag. Doch kaum bedarf es einer solchen Anreizung, aller Arme streben ja schon kräftigst den hinabeilenden Fluß zu übereilen, aller Gefahren wohl bewußt, die sie im Rücken bedrohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes steht Jason, mit seiner schönen Beute; er hält, wie immer seinen Spieß zur Vertheidigung seiner Geliebten bewaffnet; sie aber sieht nicht, wie wir sie sonst gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz; ihre Augen, niederblickend, stehen voll Thränen; Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft scheinen sie zu beschäftigen. Auf ihren Zügen ist Ueberlegung ausgedrückt, als wenn sie jeden der streitenden Gedanken in ihrer Seele besonders betrachtete, den Blick auf jeden einzelnen heftete.

Am Lande siehst du die Auflösung dessen, was dir rathselhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte ist ein Drache vielfach gewunden und geschlungen, das schwere Haupt jedoch auf den Boden gesenkt; diesen hat Medea eingeschläfert, und das goldene Vließ war erobert.

Aber schon hat Aeetes den Verrath entdeckt; du erblickst den zornigen Vater auf einem vierspännigen Kriegswagen. Der Mann ist groß, über die anderen hervorragend, mit einer riesenhaften Rüstung angethan. Wüthend glüht sein Gesicht. Feuer blinkt aus den Augen. Entzündet ist die

Fackel in seiner Rechten und deutet auf den Willen, Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf den Hinterwagen ward sein Spieß gesteckt, auch diese verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieses Heranstürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Nasenlöcher stehen weit offen, den Nacken werfen sie in die Höhe, die Blicke sind voll Muths, wie allezeit, jetzt besonders, da sie aufgeregt sind; sie keuchen aus tiefer Brust, weil Absyrtus, der seinen Vater Aeetes führt, ihnen schon Blutstriemen geschlagen hat. Der Staub, den sie erregen, verdunkelt über ihnen die Luft.

Perseus und Andromeda.

Und sind diese das Ufer bespülenden Wellen nicht blutroth? die Küste wäre dieß Indien oder Aethiopien? und hier im fremdesten Lande, was hat wohl der Griechische Jüngling zu thun? Ein seltsamer Kampf ist hier vorgefallen, das sehen wir. Aus dem Aethiopischen Meere stieg oft ein dämonischer Seedrache ans Land, um Heerden und Menschen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königstochter, die deßhalb nackt an den Felsen angeschlossen erscheint; aber sie hat nichts mehr zu fürchten, der Sieg ist gewonnen, das Ungeheuer liegt ans Ufer herausgewälzt, und Ströme seines Blutes sind es, die das Meer färben.

Perseus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Beaufsichtigung wundersam bewaffnet herbei, aber doch vertraute er sich nicht allein; den Amor rief er heran, daß er ihn beim Luftkampf umschwebte und ihm beistünde, wenn er bald auf das Unthier herabschießen, bald sich wieder von ihm vorsichtig entfernen sollte. Beiden zusammen, dem Gott und

Vansen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifensieder. Du Hund!

Er schlägt ihn.

Andere widersetzen sich und rufen. Bist du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? den Ehrenmann?

Anderer. Den Gelahrten?

Sie fallen den Seifensieder an.

Zimmermeister. Um's Himmels willen, ruht! Andere mischen sich in den Streit.

Zimmermeister. Bürger, was soll das?

Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an, Bürger stehn und gaffen, Volk läuft zu, andere gehn gelassen auf und ab, andere treiben allerley Schalkspossen, schreyen und jubiliren.

Andere. Freyheit und Privilegien! Privilegien und Freyheit!

Egmont tritt auf mit Begleitung.

Ruhig! ruhig, Leute! Was gibt's? Ruhe! Bringt sie aus einander.

dem Helden, gebührt der Siegespreis. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglingsgröße, die Feſſeln der Andromeda zu löſen, nicht wie ſonſt göttlich beruhigt und heiter, ſondern wie aufgeregt und tief athmend, vom überwundenen großen Beſtreben.

Andromeda iſt ſchön, merkwürdig wegen der weißen Haut als Aethiopierin; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Geſtalt. Nicht ſind die Lydiſchen Mädchen weicher und zarter, die von Athen nicht ſtolzeres Anſehens, noch die von Sparta kräftiger.

Beſonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher ſie ſich befindet. Sie kann es nicht glauben, daß ſie ſo glücklich befreit iſt, doch blickt ſie ſchon dem Perſeus zu lächeln.

Der Held aber liegt unſern in ſchön duftendem Graſe, worein die Schweißtropfen fallen. Den Meduſenkopf beſeitigt er, damit niemand, ihn erblickend, verſteine. Eingeborne Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es iſt für uns ein fremder luſtiger Anblick dieſe Aethiopier ſchwarz gefarbt zu ſehen, wie ſie zahnbleckend lachen und von Herzen ſich freuen, an Geſichtszügen meiſt einander ähnlich. Perſeus läßt es geſchehen, ſtützt ſich auf den linken Arm, erhebt ſich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde, dieſer iſt von hoher Purpurfarbe, beſprengt mit dunkleren Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufſpritzten.

Seine Schulter ſo trefflich zu malen hat der Künſtler die elfenbeinerne des Pelops zum Muſter genommen, aber nur der Form nach: denn dieſe hier, vorher ſchon lebendig fleiſchfarben, ward im Kampf nur noch erhöhter. Die Adern ſind nun doppelt belebt: denn nach dem erhitzteſten

Streite fühlt eine neue liebliche Regung der Held im Anblick Andromeda's.

Cyclop und Galatee.

Du erblickst hier, mein Sohn, das Felsenufer einer zwar steilen und gebirgigen, aber doch glücklichen Insel, denn du siehst, in Thälern und auf abhängigen Räumen, Weinlese halten und Weizen abernten. Diese Männer aber haben nicht gepflanzt noch gesäet, sondern ihnen wächst, nach dem Willen der Götter, so wie durch dichterische Gunst, alles von selbst entgegen. Auch siehst du an höhern schroffen Stellen Ziegen und Schafe behaglich weiden: denn auch Milch, sowohl frische als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speise.

Fragst du nun, welches Volk wir sehen? so antworte ich dir: es sind die rauhen Cyclopen, die keine Häuser auferbauen, sondern sich in Höhlen des Gebirges einzeln unterthun; deßwegen betreiben sie auch kein gemeinsames Geschäft, noch versammeln sie sich zu irgend einer Berathung.

Lassen wir aber alles dieses bei Seite! wenden wir unsern Blick auf den wildesten unter ihnen, auf den hier sitzenden Polyphem, den Sohn Neptuns. Ueber seinem einzigen Auge dehnt sich ein Brauenbogen von Ohr zu Ohr, über dem aufgeworfenen Mund steht eine breite Nase, die Eckzähne ragen aus dem Lippenwinkel herab, sein dichtes Haar starrt umher wie Fichtenreis, an Brust, Bauch und Schenkeln ist er ganz rauch. Innerlich hungert er, löwengleich, nach Menschenfleisch; jetzt aber enthält er sich dessen, er ist verliebt, möchte gar zu gern gesittet erscheinen und bemüht sich wenigstens freundlich auszusehen. Sein Blick aber bleibt immer schrecklich, das

Drohende deſſelben läßt ſich nicht mildern, ſo wie reißende Thiere, wenn ſie auch gehorchen, doch immer grimmig umherblicken.

Den deutlichſten Beweis aber, wie ſehr er wünſcht ſich angenehm zu machen, giebt ſein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt ſie ruhen, beſingt aber Galateen, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Welle ſpielt; dorthin blickt er ſehnſuchtsvoll, ſingt ihre weiße Haut, ihr munteres friſches Betragen. An Süßigkeit überträfe ſie ihm alle Trauben. Auch mit Geſchenken möchte er ſie beſtechen; er hat zwei Rehe und zwei allerliebſte Bären für ſie aufgezogen. Solch ein Drang, ſolch eine Sehnſucht verſchlingt alle gewohnte Sorgfalt; dieſe zerſtreuten Schafe ſind die ſeinigen, er achtet ſie nicht, zählt ſie nicht, ſchaut nicht mehr landwärts, ſein Blick iſt aufs Meer gerichtet.

Ruhig ſchwankt die breite Waſſerfläche unter dem Wagen der Schönen; vier Delphine neben einander geſpannt ſcheinen, zuſammen fortſtrebend, von Einem Geiſte beſeelt; jungfrauliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber ſteht auf dem Muſchelwagen; das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, ſchwillt ſegelartig über ihrem Haupte und beſchattet ſie zugleich; deßhalb ein röthlicher Durchſchein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überbietet. Mit ihren Haaren verſucht Zephyr nicht zu ſpielen; ſie ſcheinen feucht zu ſeyn. Der rechte Arm, gebogen, ſtützt ſich mit zierlichen Fingern, leicht auf die weiche Hüfte, der Ellbogen blendet uns durch ſein röthlich Weiß, ſanft ſchwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meereswellen, die Bruſt dringt hervor, wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen!

Bein und Fuß ſind ſchwebend über das Meer gewendet, die Sohle berührt ganz leiſe das Waſſer, eine ſteuernde Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber, die Augen, ziehen uns immer wieder und wieder an. Sie ſind bewundernswürdig, ſie verrathen den ſchärfſten, unbegränzteſten Blick der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend iſt es für unſere Zwecke, wenn wir mit dieſer Beſchreibung zuſammenhalten was Raphael, die Carrache und andere an demſelben Gegenſtand gethan. Eine ſolche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beide nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufſchließen.

Meles und Crithels.

Die Quellnymphe Critheïs liebt den Flußgott Meles, aus beiden, Joniſchen Urſprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgeſtellt. Von ſeiner Quelle, deren Auslauf ins Meer man zugleich ſieht, trinkt die Nymphe ohne Durſt, ſie ſchöpft das Waſſer und ſcheint mit der rieſelnden Welle zu ſchwätzen, indem ihr liebevolle Thränen herabrinnen. Der Fluß aber liebt ſie wieder und freut ſich dieſes zärtlichen Opfers.

Die Hauptſchöne des Bildes iſt in der Figur des Meles. Er ruht auf Krokos, Lothos und Hyacinthen, blumenliebend, früheren Jahren gemäß; er ſelbſt iſt als Jüngling dargeſtellt, zartgebildet und geſittet, man möchte ſagen ſeine Augen ſännen auf etwas Poetiſches.

Am anmuthigſten erweiſ't er ſich, daß er nicht heftiges Waſſer ausſtrömt, wie ein rohes ungezogenes Quellgeſchlecht wohl thun mag; ſondern, indem er mit ſeiner Hand über

die Oberfläche der Erde hinfährt, laßt er das sanftquellende Wasser durch die Finger rauschen, als ein Wasser, geschickt Liebesträume zu wecken.

Aber kein Traum ist's, Crithëis! denn deine stillen Wünsche sind nicht vergebens: bald werden sich die Wellen bäumen, und, unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe, dich und den Gott liebebegünstigend verbergen.

Wie schön das Mädchen ist, wie zart ihre Gestalt, Jonisch in allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung und gerade diese Röthe ist hinlänglich für die Wangen. Das Haar hinter das Ohr gezogen, ist mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so süß und einfach, daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner ist der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erscheint; so zeigt sich auch eine wohlgebildete Brust.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie nicht fremd: denn schon geleiteten sie, in Bienengestalt, die Flotte der Athenienſischen Colonien hieher. Wenn sie aber gegenwärtig am Ort leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einstehende Geburt Homers zu feiern.

III.

Minerva's Geburt.

Sämmtliche Götter und Göttinnen siehst du im Olymp versammelt, sogar die Nymphen der Flüsse fehlen nicht. Alle sind erstaunt die ganz bewaffnete Pallas zu sehen, welche so

eben aus dem Haupte des Zeus gesprungen ist. Vulcan, der das Werk verrichtet, steht und scheint um die Gunst der Göttin sich zu bemühen, sein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude wie einer, der eine große Arbeit um großes Nutzens willen übernommen, und, stolz auf eine solche Tochter, betrachtet er sie mit Aufmerksamkeit. Auch Juno, ohne Eifersucht, sieht sie mit Neigung an, als ob sie ihr eigen Kind wäre.

Ferner sind unten die Athener und Rhodier vorgestellt, auf zwei Hochburgen, im Land und auf der Insel, der Neugebornen schon Opfer bringend; die Rhodier nur unvollkommen, ohne Feuer; aber die Athener mit Feuer und hinreichender Anstalt, wovon der Rauch hier glänzend gemalt ist, als wenn er mit gutem Geruch aufstiege. Deßwegen schreitet auch die Göttin auf sie zu, als zu den weisesten. Aber zugleich hat Zeus die Rhodier bedacht, weil sie seine Tochter zuerst mit anerkannt: denn man sagt er habe eine große Wolke Goldes über ihre Häuser und Straßen ausgeschüttet. Deßwegen schwebt auch hier Plutus, von den Wolken herab über diesen Gebauden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen, den er ausspendet.

Geburt des Dionysos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt, und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Palast des Cadmus. Denn Zeus hat seinen tödtlichen Besuch bei Semele vollbracht. Sie ist schon verschieden und Dionysos inmitten des Feuers geboren. Ihr Bildniß, gleich einem

dunklen Schatten, steigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft sich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth, daß sie finster und trüb erscheint. Wunderbar theilt sich die Flamme, sie bildet sich nach Art einer angenehmen Grotte: denn der Epheu, reich von Trauben, wächst rings umher; der Weinstock um Thyrsusrohre geschlungen, steigt willig aus der Erde, er sproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man sich nicht verwundern muß: denn zu Gunsten des Gottes wird zunächst hier alles wunderbar zugehen.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Cithärons Berggipfel, den Dionysos verehrt, tanzend und springend, das Wort Evoe im Munde. Aber Citharon in menschlicher Gestalt betrübt sich schon über das Unglück das bevorsteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen: er mag zu Ehren des Dionysos nicht gern gekränzt seyn. Denn schon pflanzt die rasende Megare eine Fichte nächst bei ihm, und dort entspringt jene Quelle, wo Pentheus Blut und Leben verlieren soll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olymps ist Hermes der Schalk geboren. Die Jahreszeiten nahmen ihn auf. Sie sind alle mit gehöriger Schönheit vorgestellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche sie mit den ausgesuchtesten Blumen bestreuen. Die Mutter ruht neben an auf einem Lager.

Sogleich aber hat er sich aus seinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut sich sein und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe

die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geſchmückten Kühe, Phöbus Eigenthum, in eine Höhle.

Phöbus iſt zur Maja geeilt, um ſich über dieſen Raub zu beklagen. Sie aber ſieht ihn verwundert an und ſcheint ihm nicht zu glauben. Während ſolches Geſpräches hat ſich Hermes ſchon hinter Phöbus geſchlichen. Leicht ſpringt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den ſchelmiſchen Räuber entdeckend, erheitert ſein Geſicht. Dieſer Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künſtlers viel Ehre.

IV.

Hercules.

Um dieſen ungeheuren Gegenſtand nur einigermaßen überſehen zu können, faſſen wir uns kurz und ſagen, daß Hercules der Alkmene Sohn dem Künſtler hinreiche, und er ſich um alles übrige, was nach und nach auf dieſen Namen gehauft worden, keineswegs umzuthun braucht.

Götter und gottähnliche Weſen ſind gleich nach der Geburt vollendet: Pallas entſpringt dem Haupte Jupiters geharniſcht, Mercur ſpielt den diebiſchen Schalk ehe ſich's die Wöchnerin verſieht. Dieſe Betrachtung müſſen wir feſt halten, wenn wir folgendes Bild recht ſchätzen wollen.

Hercules in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, ſondern ausgewindelt wie oben Mercur. Kaum iſt Alkmene, durch Liſt der Galanthis, vom Hercules geneſen, kaum iſt er in Windeln, nach löblicher Ammenweiſe, beſchränkt, ſo ſchickt die betrogene, unverſöhnliche Juno, unmittelbar bei eintretender Mitternacht, zwei

Schlangen auf das Kind. Die Wöchnerin fährt entsetzt vom Lager, die beihelfenden Weiber, nach mehrtägiger Angst und Sorge nochmals aufgeschreckt, fahren hulflos durcheinander. Ein wildes Getümmel entsteht in dem so eben hochbeglückten Hause.

Trotz diesem allem wäre der Knabe verloren, entschlösse er sich nicht kurz und gut. Rasch befreit er sich von den lästigen Banden, fasst die Schlangen, mit geschicktem Griff, unmittelbar unter dem Kopf an der obersten Kehle, wurgt sie; aber sie schleppen ihn fort und der Kampf entscheidet sich zuletzt am Boden. Hier kniet er: denn die Weisheit des Künstlers will nur die Kraft der Arme und Fäuste darstellen. Diese Glieder sind schon göttlich; aber die Kniee des neu geborenen Menschenkindes müssen erst durch Zeit und Nahrung gestärkt werden, diesmal brechen sie zusammen wie jedem Sangling der aufrecht stehen sollte. Also Hercules am Boden. Schon sind, von dem Druck der kindischen Faust, Lebens- und Ringelkräfte der Drachen aufgelöst, schlaff ziehen sich ihre Windungen am Estrich, sie neigen ihr Haupt unter Kindesfaust und zeigen einen Theil der Zähne scharf und giftvoll, die Kämme welk, die Augen geschlossen, die Schuppen glanzlos. Verschwunden ist Gold und Purpur ihrer sonst ringelnden Bewegung, und, anzudeuten ihr völliges Verlöschen, ward ihre gelbe Haut mit Blut bespritzt.

Alkmene, im Unterkleide mit fliegenden Haaren, wie sie dem Bette entsprang, streckt aus die Hände und schreit. Dann scheint sie, über die Wunderthat betroffen, sich zwar vom Schrecken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geschäftigen Weiber möchten bestürzt sich gegeneinander verständigen. Auch der Vater ist aufgeregt; unwissend, ob ein feindlicher Ueberfall sein Haus ergriff,

ſammelt er ſeine getreuen Thebaner und ſchreitet heran, zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert iſt zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet Unentſchloſſenheit; ob er ſtaunt, oder ſich freut, weiß ich nicht; daß er als Retter zu ſpat komme, ſieht er glücklicherweiſe nur allzudeutlich.

Und ſo bedarf denn dieſer unbegreifliche Vorgang einer höheren Auslegung; deßhalb ſteht Tireſias in der Mitte, uns zu verkündigen die überſchwengliche Größe des Helden. Er iſt begeiſtert, tief und heftig Athem holend, nach Art der Wahrſagenden. Auch iſt in der Höhe, nach löblichem dichteriſchen Sinn, die Nacht als Zeuge dieſes großen Ereigniſſes in menſchlicher Geſtalt beigeſellt; ſie tragt eine Fackel in der Hand, ſich ſelbſt erleuchtend, damit auch nicht das Geringſte von dieſen großen Anfangen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft ſtellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verſchwiſtert äußere That und tieferen Sinn vereinigen, ſo begegnet uns in den Herculaniſchen Alterthümern derſelbe Gegenſtand, freilich nicht in ſo hochſinnlicher Sphäre, aber dennoch ſehr ſchatzenswerth. Es iſt eigentlich eine Familienſcene, verſtandig gedacht und ſymboliſirt. Auch hier finden wir Hercules am Boden, nur hat er die Schlangen ungeſchickt angefaßt, viel zu weit abwarts, ſie können ihn nach Belieben beißen und ritzen. Die bewegteſte Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein; ſie iſt herrlich, von den Alten bei jeder ſchicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitryo auf einem Thronſeſſel (denn bis zu ſeinen Füßen hat ſich der Knabe mit den Schlangen herangebalgt), eben im Begriff aufzuſtehen, das Schwert zu ziehen, befindet ſich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Padagog. Dieſer alte Hausfreund hat

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz.

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Halt ſogar die Nähe unſrer königlichen Regentinn dieſen Unſinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen, wenn ihr an Werktagen feiert. Was war's?

Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und alle ſtehen um ihn herum.

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer ſeyd ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Euers Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

den zweiten Knaben auf den Arm genommen und schützt ihn vor Gefahr.

Dieses Bild ist jedermann zugänglich und höchlich zu schätzen, ob es gleich, schwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieser liebenswürdigen Wirklichkeit hat sich nun ein dritter Künstler in das Höchste gehoben, der, wie Plinius meldet, eben den ganzen Himmel um Zeus versammelte, damit Geburt und That des kraftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten bestätigt sey. Zu diesem hohen geistigen Sinne, daß ohne Bezug des Oberen und Unteren nichts dämonisch Großes zu erwarten sey, haben die Alten, wie wir schon öfters rühmen müssen, ihre künstlerischen Arbeiten hingelenkt. Auch war bei Minervens Geburt derselbige Fall, und wird nicht noch bis auf diesen Tag bei Geburt eines bedeutenden Kindes, um sie zu bewahrheiten, zu bekraftigen und zu verehren, alles was Großes und Hohes den Fürsten umgiebt, herbeigerufen?

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Hauptmoment herauszuheben und einzeln darzustellen das Glück gehabt, erwähnen wir einer sehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tuchtige Kind mit den Schlangen im Conflict bis an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kraftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken.

Wir schreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf seine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geschieht, wenn eine bestimmte Zahl und Folge ausgesprochen ist, da man denn wohl immer ein Dutzend ähnlicher Gegenstände in einem Kreise beisammen

ſehen mag. Doch gewiß finden ſich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen, oder auf zufällige Anregung, unternahm, noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicherweiſe giebt unſere Galerie hievon die ſchönſten Beiſpiele.

Herculeſ und Achelous.

Um dieſes Bild klar ins Anſchauen zu faſſen, mußt du, mein Sohn, dich wohl zuſammennehmen und voraus erfahren, daß du auf Aetoliſchem Grund und Boden ſeyeſt. Dieſe Heroine, mit Buchenlaub bekränzt, von ernſtem, ja widerwilligem Anſehen, iſt die Schutzgöttin der Stadt Calydon; ſie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlaſſen und einen Kreis geſchloſſen hätte, dem ungeheuerſten Ereigniß zuzuſehen.

Denn du ſiehſt hier den König Oeneus in Perſon, traurig, wie es einem König ziemt, der zu ſeiner und der Seinen Errettung kein Mittel ſieht. Wovon aber eigentlich die Rede ſey, begreifen wir näher, wenn wir ſeine Tochter neben ihm ſehen, zwar als Braut geſchmückt, jedoch gleichfalls niedergeſchlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was ſie zu ſehen vermeidet, iſt ein unwillkommener, furchtbarer Freier, der gefährliche Gränznachbar, Flußgott Achelous. Er ſteht in derbſter Mannsgeſtalt, breitſchulterig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf; zu beiden Seiten ſtehen ihm die Truggeſtalten, wodurch er die Calydonier ſchrecket. Ein Drache in furchterlichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit ſtrotzendem Kamm, von der andern Seite ein munteres Pferd

von schönster Mähne, mit dem Fuß die Erde schlagend, als wenn es zum Treffen sollte. Betrachtest du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, so entsetzest du dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervortriefen. So steht nun alles in größter Erwartung, als ein tüchtiger Jüngling herantritt, die Löwenhaut abwerfend und eine Keule in der Hand behaltend.

Hat man nun bisher das Vergangene deutungsweise vorgeführt, so siehst du, nun verwandelte sich Achelous in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Hercules losrennt. Dieser aber faßt mit der linken Hand das Horn des dämonischen Ungeheuers und schlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, woraus du siehst, daß der Gott in seiner innersten Persönlichkeit verwundet ist. Hercules aber, vergnügt über seine That, betrachtet nur Dejanira; er hat die Keule weggeworfen, und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.

Hercules und Neſſus.

Dieſe brauſenden Fluthen, welche, angeſchwollen, Felſen und Baumſtamme mit ſich führend, jedem Reiſenden die ſonſt bequeme Fuhrt verſagen, es ſind die Fluthen des Evenus, des Calydoniſchen Landſtroms. Hier hat ein wunderſamer Fahrmann ſeinen Poſten genommen, Neſſus, der Centaur, der einzige ſeines Gelichters, der aus Pholoe den Händen des Hercules entrann. Hier aber hat er ſich einem friedlichen nützlichen Geſchaft ergeben; er dient mit ſeinen Doppelkraften

jedem Reiſenden, dieſe will er auch für Hercules und die Seinigen verwenden.

Hercules, Dejanira und Hyllus kamen im Wagen zum Fluſſe; hier machte Hercules, damit ſie ſicherer überkämen, die Eintheilung, Neſſus ſollte Dejaniren überſetzen, Hyllus aber auf dem Wagen ſich durchbringen, Hercules gedachte watend zu folgen. Schon iſt Neſſus hinüber. Auch Hyllus hat ſich mit dem Wagen gerettet, aber Hercules kämpft noch gewaltig mit dem Fluſſe. Indeſſen vermißt ſich der Centaur gegen Dejaniren; der Hülfe rufenden gleich gewärtig, faßt Hercules den Bogen und ſendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er ſchießt, der Pfeil trifft, Dejanira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dieß iſt der Augenblick, den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erheitert die gewaltſame Scene; ans Ufer gelangt hat er ſogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden, und nun ſteht er droben, klatſcht in die Hände, und freut ſich einer That, die er ſelbſt nicht verrichten konnte. Neſſus aber ſcheint das tödtliche Geheimniß Dejaniren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten feſt im Auge, daß bei Hercules auf Perſönlichkeit alles gemeint ſey; nur unmittelbare That ſollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fauſten zu zerſchmettern, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen, das war ſeine Beſtimmung und ſein Geſchick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken; als Nahwaffe gebrauchte er die Keule, und ſelbſt dieſe öfters nur als Wanderſtab. Denn gewöhnlich um die That zu beginnen wirft er ſie weg, eben

ſo auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen, denn für ein Gewand trägt. Und ſo finden wir ihn immer auf ſich ſelbſt geſtützt, im Zweikampf, Wettſtreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß ſeine Geſtalt von dem Künſtler jedesmal nach der nächſten Beſtimmung modificirt worden, können wir weiſſagen, wobei die köſtlichſten claſſiſchſten Reſte uns zu Hülfe kommen, nicht weniger Zeugniſſe der Schriftſteller, wie wir ſogleich ſehen werden.

Hercules und Antäus.

Der Libyſche Wegelagerer verläßt ſich auf ſeine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verluſt durch die mindeſte Berührung wieder erſtattet werden. Er iſt im Begriff die Erſchlagenen zu begraben, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Bodens halten, denn er gleicht einer roh gebildeten Erdſcholle. Er iſt faſt eben ſo breit als lang, der Hals mit den Schultern zuſammengewachſen; Bruſt und Hals ſcheinen ſo hart als wenn der Erzarbeiter ſie mit Hämmern getrieben hätte. Feſt ſteht er auf ſeinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet ſind.

Dieſem vierſchrötigen Borer ſteht ein gelenker Held entgegen, geſtaltet als wenn er zu Fauſtkämpfen ganz allein geboren und geübt ſey. Ebenmaaß und Stärke der Glieder geben das beſte Zutrauen, ſein erhabenes Anſehen läßt uns glauben, daß er mehr ſey als ein Menſch. Seine Farbe iſt rothbraun, und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn, ob er ſich gleich zuſammennimmt, um, als ein von beſchwerlicher Wanderung Angegriffener, nicht etwa hier den

Kürzern zu ziehen. Solchen Verzug fühlt Antäus nicht; ſchwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er ſich die Ohren verwahrt, weil dorthin die erſten mächtigſten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch iſt nicht unbewußt, daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gäa, die Mutter, ſtellt ihren Liebling, wie er ſie nur im mindeſten berührt, in allen Kräften wieder her. Deßhalb faßt Hercules den Antäus in der Mitte, wo die Rippen ſind, hält ihm die Hände hinterwärts zuſammen, ſtemmt den Ellenbogen gegen den keuchenden Bauch und ſtößt ihm die Seele aus. Du ſiehſt wie er winſelnd auf die Erde herabblickt, Hercules hingegen voller Kraft bei der Arbeit lächelt. Daß auch Götter dieſe That beobachten, kannſt du an der goldenen Wolke ſehen, die, auf den Berg gelagert, ſie wahrſcheinlich bedeckt. Von dorther kommt ja Mercur, als Erfinder des Fauſtkampfes, den Sieger zu bekränzen.

Hercules und Atlas.

Dießmal treffen wir unſern Helden nicht kämpfend noch ſtreitend, nein, der löblichſte Wetteifer hat ihn ergriffen, im Dulden will er hülfreich ſeyn. Denn auf ſeinem Wege zu den Libyſchen Heſperiden, wo er die goldenen Aepfel gewinnen ſollte, findet er Atlas, den Vater jener Heroinen, unter der ungeheuern Laſt des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, faſt erliegend. Wir ſehen die rieſenhafte Geſtalt auf ein Knie niedergedrückt, Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und deſſen Darſtellung bewundern wir, er ſcheint wirklich eine Höhle, aber nicht finſter, denn er iſt,

durch Schatten und Widerscheine, die sich begegnen, genugsam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunststück anzurechnen. Die Brust dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte; sie ist kräftig, doch scheint sie gewaltsam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; so scheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmlischen Kreise stützt. Was aber in diesen sich bewegt, ist nicht körperlich gemalt, sondern als in Aether schwimmend; die beiden Baren sieht man, so wie den Stier, auch Winde blasen theils gemeinsam, theils widerwärtig, wie es sich in der Atmosphäre begeben mag.

Hercules aber tritt hinzu, im Stillen begierig auch dieses Abenteuer zu bestehen; er bietet nicht geradezu dem Riesen seine Dienste, aber bedauert den gewaltsamen Zustand, und erweis't sich nicht abgeneigt, einen Theil der Last zu übertragen; der andere dagegen ist es wohl zufrieden und bittet daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun sehen wir die Freudigkeit des Helden zu solcher That, aus seinem Angesicht leuchtet Bereitwilligkeit, die Keule ist weggeworfen, nach Bemühung streben die Hände. Diese lebhafte Bewegung ist durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick die ungeheure Last von den Schultern des einen auf die Schultern des andern herübergewalzt zu sehen.

Untersuchen wir uns recht, so können wir den Hercules nicht als gebietend, sondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entschiedensten Verhältnisse gesetzt hat. Er verlebt seine Tage als Diener, als Knecht, er freut sich

keiner Heimath; theils zieht er auf Abenteuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern iſt er unglücklich, ſo wie mit ſchönen Günſtlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert ſind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen ſchönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieſer, knabenhaft, Waſſer zu holen, ſteigt in Myſien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier ſehen wir wie es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abſchüſſigen Ufer herab, die klare Welle ſchöpfen will, wie ſie in dichtem Waldgebüſch reichlich hervorquillt, findet es eine lüſterne Nymphe gar leicht ihn hinabzuſtoßen. Noch kniet ſie oben in derſelben Handlung und Bewegung. Zwei andere, aus dem Waſſer erhoben, verbünden ſich mit ihr; vier Hände, glücklich verſchlungen, ſind beſchäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit ſo ruhiger ſchmeichelnder Bewegung, wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch iſt die Linke des Knaben beſchäftigt den Krug ins Waſſer zu tauchen; ſeine Rechte, wie zum Schwimmen ausgeſtreckt, mag nun auch bald von den holdſeligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet ſein Geſicht nach der erſten, gefährlichſten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Abſicht des alten Künſtlers uns wieder belebt vor Augen ſtellte. Dieſes Mienenſpiel von Furcht und Sehnſucht, von Scheu und Verlangen, auf den Geſichtszügen des Knaben würde das liebenswürdigſte ſeyn, was ein Künſtler uns darſtellen könnte. Wüßte er nun den gemeinſamen Ausdruck der drei Nymphen abzuſtufen, entſchiedene Begierde,

dunkles Verlangen, unſchuldige, gleichſam ſpielende Theilnahme zu ſondern und auszudrücken, ſo wurde ein Bild entſtehen, welches auf den Beifall der ſämmtlichen Kunſtwelt Anſpruch machen dürfte.

Aber noch iſt das Gemalde nicht vollendet, noch ſchließt ſich ein herrlicher unentbehrlicher Theil daran. Hercules als liebender Jüngling drangt ſich durchs Dickicht, er hat den Namen ſeines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald, und ſo antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügeriſche Antwort vernehmend ſteht der Held ſtille, ſein Horchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar ſchön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnſucht des getauſchten Wiederfindens ausdrücken könnte, der ware ein Glücklicher, den wir zu begrüſen wünſchen.

Hercules und Abderus.

Hier hat der Kräftige das Viergeſpann des Diomedes mit der Keule bezwungen, eine der Stuten liegt todt, die andere zappelt, und wenn die dritte wieder aufzuſpringen ſcheint, ſo ſinkt die vierte nieder, rauchhaarig und wild ſammtlich anzuſehen. Die Krippen aber ſind mit menſchlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie ſie Diomed ſeinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbariſche Roſſenahrer ſelbſt liegt erſchlagen bei den Beſtien, wilder anzuſchauen als dieſe.

Aber ein ſchwereres Geſchäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Obertheil eines ſchönen Knaben ſchlottert in der Löwenhaut. Wohl! wohl! daß uns die untere Halfte

verdeckt ſcheint. Denn nur einen Theil ſeines geliebten Abderos trägt Hercules hinweg, da der andere ſchon, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Ungeheuern aufgezehrt iſt.

Darum blickt der Unbezwingliche ſo bekümmert vor ſich hin, Thränen ſcheint er zu vergießen, doch er nimmt ſich zuſammen und ſinnt ſchon auf eine würdige Grabſtätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur ſoll den Geliebten verewigen; eine Stadt ſoll gebaut werden, jährliche Feſte gewidmet, herrlich an allerlei Arten Wettſpiel und Kampf, nur ohne Pferderennen, das Andenken dieſer verhaßten Thiere ſey verbannt.

Die herrliche Compoſition, welche zu dieſer Beſchreibung Anlaß gegeben, tritt ſogleich vor die Phantaſie, und der Werth ſolcher zur Einheit verknüpften mannichfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird ſogleich anerkannt.

Wir lenken daher unſere Betrachtung nur auf die bedenkliche Darſtellung der zerfleiſchten Glieder, welche der Künſtler, der uns die Verſtümmlung des Abderos ſo weislich verbarg, reichlich in den Pferdekrippen ausſpendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, ſo konnten freilich die Ueberreſte des barbariſchen Futters nicht vermißt werden; man beruhige ſich mit dem Ausſpruch: alles Nothwendige iſt ſchicklich.

In den von uns dargeſtellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, ſondern vielmehr dem Zuſchauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schadel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Trophäen aufgehängt, eben ſo wenig fehlen die

Egmont. Und ihr?

Soest. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Nahme ist Jetter.

Jetter. Gnade, daß ihr euch dessen erinnert.

Egmont. Ich vergesse niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe. — Alles an euch ist, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr seyd übel genug angeschrieben. Reizt den König nicht mehr, er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freyheit als er braucht.

Zimmermeister. Ach wohl! das ist eben unsre Noth! Die Taugdiebe, die Säffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die zänkern aus Langerweile, und scharren aus

Köpfe der Freier Hippodamia's am Palaſte des Vaters aufgeſteckt, und wie ſollen wir uns bei den Strömen Blutes benehmen, die in ſo manchen Bildern mit Staub vermiſcht hin und wieder fließen und ſtocken. Und ſo dürfen wir wohl ſagen, der höchſte Grundſatz der Alten war das Bedeutende, das höchſte Reſultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne. Und iſt es bei uns Neueren nicht derſelbe Fall: denn wo wollten wir in Kirchen und Galerien die Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollendete Meiſter ſo manches widerwartige Martyrthum dankbar und behaglich anzuſchauen.

Wenn wir uns in dem Vorigen für unfähig erklärt haben, die Geſtalt des Hercules als eines Herrſchenden, Gebietenden, Antreibenden in unſerer Einbildungskraft hervorzubringen, und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leiſtend anerkennen wollten, ſo geſtehen wir doch gegenwärtig ohne Beſchämung, daß der Genius alter Kunſt unſere Fähigkeiten weit überflügelt, und dasjenige was jene für unthunlich hielten, ſchon längſt geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreißig Jahren ſich in Rom der Abguß eines nach England gewanderten Kopfes befand, den Hercules vorſtellend, von königlichem Anſehen. In der ganzen Form des Hauptes, ſo wie in der Beſtimmung einzelner Geſichtszüge war der höchſte Friede ausgedruckt, den Verſtand und klarer Sinn allein dem Antlitz des Menſchen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltſame war verſchwunden, und jeder Beſchauende fühlte ſich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Dieſem huldigte man unbedingt als ſeinem Herrn und Gebieter, ihm vertraute man als Geſetzgeber, ihn hatten wir in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und so finden wir den Helden auch in dem zarteſten Verhältniſſe als Vater zum Sohn, und hier bewährt ſich abermals die große Beweglichkeit Griechiſcher Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menſchheit. Leider hat die neuere Kunſt durch religiöſe Zufälligkeiten verhindert die köſtlichſten Verhaltniſſe nachzubilden: den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunſt die herrlichſten Documente dieſer Art hinterließ. Glücklicherweiſe darf jeder Kunſtfreund nur die Herculaniſchen Alterthümer aufſchlagen, um ſich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier ſteht Hercules; heldenhaft geſchmückt, ihm fehlt keines jener bekannten Beizeichen. Die Keule, vom Löwenfell behangen und bepolſtert, dient ihm zur bequemen Stütze, Köcher und Pfeile ruhen unter dem ſinkenden Arm. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, die Füße übereinander geſchlagen, ſteht er beruhigt, vom Rücken anzuſehen, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend, und zugleich den kleinen am Reh ſäugenden Knaben betrachtend.

Reh und Knabe führen uns wieder auf Myrons Kuh zurück. Hier iſt eine eben ſo ſchöne, ja mehr elegante, ſentimentale Gruppe, nicht ſo genau in ſich geſchloſſen wie jene, denn ſie macht den Antheil eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er ſäugt, blickt nach dem Vater hinauf, er iſt ſchon halbwüchſig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewundere wie die Tafel ausgefüllt ſey; vorn in der Mitte ſteht ein Adler feierlich, eben ſo zur Seite liegt

eine Löwengestalt, anzudeuten daß durch dämonische und heroische Gegenwart diese Vorgeshöhen zum friedlichen Paradies geworden. Wie sollen wir aber diese Frau ansprechen, welche dem Helden so mächtig ruhig gegenüber sitzt? Es ist die Heroine des Berges; maskenhaft starr blickt sie vor sich hin, nach Dämonen-Weise untheilnehmend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fröhlichen Wiesen der Landschaft, Trauben und Granatapfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, so wie ein Faun über ihr uns bezeugt, daß zu gesunder Weide die beste Gelegenheit auf den Höhen sey. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Ortes, ohne Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beschwingte Göttin, bekranzt wie er; sie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, sie deutet ihm nun auf den wundersam erhaltenen und glücklich herangewachsenen Sohn. Wir benamsen sie nicht, aber die Kornähren, die sie führt, deuten auf Nahrung und Vorsorge. Wahrscheinlich ist sie es die den Knaben der säugenden Hinde untergelegt hat.

An diesem Bilde sollte sich jeder Künstler in seinem Leben einmal versucht haben, er sollte sich prüfen, um zu erfahren wie ferne es möglich sey das was dieses Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag wieder herzustellen, ohne daß dem Hauptbegriff der in sich vollendeten Composition geschadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erhöhen seyn möchten. Ferner könnte dieses Bild, in allen seinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geschicklichkeit des Künstlers auf das unwidersprechlichste bewähren.

Hercules und Thiodamas.

Dem Helden, deſſen höchſtes Verdienſt auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl einen ſeiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen, und ſo iſt Hercules auch von dieſer Seite berühmt und dargeſtellt. Heißhungrig findet er einſt, gegen Abend, auf dem ſchroffſten Theil der Inſel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann den kümmerlichſten Bodenraum mit Pflugſchar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere; gutwillig will ſie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umſtände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verſchaffen und fängt an ſich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier ſteht er, aufmerkſam auf das Fleiſch, das über den Kohlen bratend ſchmort. Er ſcheint mit großem Appetit zu erwarten, daß es bald gar werde, und beinahe mit dem Feuer zu hadern, daß es zu langſam wirke. Die Heiterkeit, welche ſich über ſeine Geſichtszüge verbreitet, wird keineswegs geſtört, als der in ſeinen nützlichſten Thieren höchſt beſchädigte Ackersmann ihn mit Verwünſchungen, mit Steinen überfallt. Der Halbgott ſteht in ſeinen großen Formen, der Landmann als ein alter, ſchroffer, ſtrauchwilder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Knice, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort, zum Andenken dieſes Ereigniſſes, den Hercules an hohen Feſttagen mit Verwünſchungen und Steinwerfen, und er, in ſeiner unverwüſtlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu gute.

Die Kunſt, wenn ſie lange mit Gegenſtänden umgeht, wird Herr über dieſelben, ſo daß ſie den würdigſten eine leichte, luſtige Seite wohl abgewinnt. Auf dieſem Wege entſprang auch gegenwärtiges Bild.

Es ist zur Bearbeitung höchst anlockend. Im schönen Gegensatz steht eine große heitere Heldennatur gegen eine roh andringende kraftige Gewalt. Die erste ruhig, aber bedeutend in ihren Formen, die zweite durch heftige Bewegung auffallend. Man denke sich die Umgebung dazu. Ein zweiter Stier noch am Pfluge, geringes aufgerissenes Erdreich, Felsen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Ware dieß nicht ein schönes Gegenstück zum Ulyß bei dem Cyclopen, im heitersten Sinne ein glücklicher Gegensatz?

Hercules bei Admet.

Und so mag denn dieses heitere Bild unsere dießmalige Arbeit beschließen. Ein treulich mitwirkender Kunstfreund entwarf es vor Jahren, zum Versuch in wie fern man sich der antiken Behandlungsweise solcher Gegenstande einigermaßen nahern könne. Der Raum ist wohl das Doppelte so breit als hoch und enthält drei verschiedene Gruppen, welche kunstreich zusammen verbunden sind. In der Mitte ruht Hercules riesenhaft, auf Polster gelehnt, und kommt durch diese Lage mit den übrigen stehenden Figuren ins Gleichgewicht. Der vor ihn gestellte Speisetisch, das unter ihm umgestürzte Weingefäß deuten schon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem sich jeder andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber soll sich das Gastmahl immerfort erneuern. Deßhalb sind zu seiner Rechten drei Diener beschäftigt. Einer, die Treppe heraufsteigend, bringt auf mächtiger Schüssel den fettesten Braten. Ein anderer ihm nach, die schweren Brodkörbe kaum erschleppend. Sie begegnen einem dritten der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel schwenkt

und mit dem Deckel klappernd über die Trinkluſt des mächtigen Gaſtes ungehalten ſcheint. Alle drei mögen ſich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden beſprechen, deſſen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgſeligkeit, ſo beliebten Act des Schnalzens auszuüben bewegt ſind. Zur Linken aber ſteht Admet, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichſten Wirthes. Und ſo verbirgt er dem Gaſt die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beſchriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuſchauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus dieſem dunkeln Winkel, wo eine Anzahl troſtloſer Frauen ihre abgeſchiedene Herrin bedauern, trat ein Knabe hervor, der den Vater beim Mantel faſſend, ihn herein zu ziehen und ihm Theilnahme an dem unſeligen Familiengeſchick aufzunöthigen gedenkt. Durch Geſtalt und Handlung dieſes Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden, und das Auge kehrt gern über Gaſt und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus, und in den Feldraum vor demſelben, wo man noch einen Hausgenoſſen beſchäftigt ſieht ein aufgehängtes Schwein zu zerſtücken, um die entſchiedene Speiſeluſt des Gaſtes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit ſcherzhaft hinzuweiſen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Compoſition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet einander entgegengeſetzt ſind, ſich keineswegs durch Worte ausſprechen laſſen, ſo wünſchen wir gedachtes Blatt den Kunſtfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die früheren Abſichten durch ein Beiſpiel auszuſprechen und wo möglich zu rechtfertigen.

Mag nun unſer Leſer zurückſchauen auf das Verzeichniß, worin wir ſämmtliche Philoſtratiſche Gemälde vorausgeſchickt, ſo wird er gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchſt ungern uns in der Halfte von einer ſo erfreulichen Aufſtellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt, ein glücklicher Augenblick vergönnte ſie wieder vorzunehmen.

Möge das was wir vorgetragen haben nicht bloß geleſen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, ſondern in die Thatkraft jüngerer Manner übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt, können ſolche Beiſpiele wirken, denn ſie tragen den Sinn mit ſich, worauf alles ankommt, und beleben wo noch zu beleben iſt.

Antik und modern.

Da ich in Vorſtehendem genöthigt war zu Gunſten des Alterthums, beſonders aber der damaligen bildenden Künſtler, ſo viel Gutes zu ſagen, ſo wünſchte ich doch nicht mißverſtanden zu werden, wie es leider gar oft geſchieht, indem der Leſer ſich eher auf den Gegenſatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung ſich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit um beiſpielweiſe zu erklären, wie es eigentlich gemeint ſey, und auf das ewig fortdauernde Leben des menſchlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunſt, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Carl Ernſt Schubarth, in ſeinem Hefte zur Beurtheilung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu ſchätzen und dankbar anzuerkennen habe, ſagt: „Ich „bin nicht der Meinung wie die meiſten Verehrer der Alten, „unter die Goethe ſelbſt gehört, daß in der Welt für eine „hohe, vollendete Bildung der Menſchheit nichts ähnlich Gün„ſtiges ſich hervorgethan habe wie bei den Griechen.“ Glücklicherweiſe können wir dieſe Differenz mit Schubarth's eigenen Worten ins Gleiche bringen, indem er ſpricht: „Von unſerem „Goethe aber ſey es geſagt, daß ich Shakſpeare ihm darum „vorziehe, weil ich in Shakſpeare einen ſolchen tüchtigen, ſich „ſelbſt unbewußten Menſchen gefunden zu haben glaube, der

„mit höchſter Sicherheit, ohne alles Raiſonniren, Reflectiren, „Subtiliſiren, Claſſificiren und Potenziren den wahren und „falſchen Punkt der Menſchheit überall ſo genau, mit ſo nie „irrendem Griff und ſo natürlich hervorhebt, daß ich zwar „am Schluß bei Goethe immer das nämliche Ziel erkenne, „von vorn herein aber ſtets mit dem Entgegengeſetzten zuerſt „zu kämpfen, es zu überwinden und mich ſorgfältig in Acht „zu nehmen habe, daß ich nicht für blanke Wahrheit hin„nehme, was doch nur als entſchiedener Irrthum abgelehnt „werden ſoll.“

Hier trifft unſer Freund den Nagel auf den Kopf, denn gerade da, wo er mich gegen Shakſpeare im Nachtheil findet, ſtehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, deſſen Entwickelung von Zeit und Umſtänden nicht begünſtigt wird, ſo daß es ſich vielmehr erſt durch vielfache Hinderniſſe durcharbeiten, von manchen Irrthümern ſich losarbeiten muß, ſteht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet ſich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag, ohne Widerſtand auszuüben.

Bejahrten Perſonen fällt, aus der Fülle der Erfahrung, oft bei Gelegenheit ein, was eine Behauptung erläutern und beſtärken könnte, deßhalb ſey folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntſchaft wünſchte, ſagte, nachdem er mich bei dem erſten Zuſammentreffen nur überhin angeſehen und geſprochen, zu ſeinen Freunden: Voilà un homme qui a eu de grands chagrins! Dieſe Worte gaben mir zu denken: Der gewandte Geſichtsforſcher hatte recht geſehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuſchreiben ſollen. Ein aufmerkſamer,

gerader Deutſcher hätte vielleicht geſagt: Das iſt auch einer der ſich's hat ſauer werden laſſen!

Wenn ſich nun in unſeren Geſichtszügen die Spur überſtandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöſchen laßt, ſo iſt es kein Wunder, wenn alles was von uns und unſerem Beſtreben übrig bleibt, dieſelbe Spur trägt und dem aufmerkſamen Beobachter auf ein Daſeyn hindeutet, das in einer glücklichſten Entfaltung, ſo wie in der nothgedrungenſten Beſchränkung, ſich gleich zu bleiben und wo nicht immer die Würde, doch wenigſtens die Hartnäckigkeit des menſchlichen Weſens durchzuführen trachtete.

Laſſen wir alſo Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren, und ſagen im Allgemeinen: jedes künſtleriſch Hervorgebrachte verſetzt uns in die Stimmung, in welcher ſich der Verfaſſer befand. War ſie heiter und leicht, ſo werden wir uns frei fühlen; war ſie beſchränkt, ſorglich und bedenklich, ſo zieht ſie uns gleichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bei einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede ſey; Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir ſodann dieſem gemäß in der Kunſtwelt frei umher, ſo geſtehen wir, daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künſtler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber beſitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathne Zeichnung oder Radirung unſeres Chodowicki? Hier ſehen wir eine ſolche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus ſeinem Kreiſe, nicht aus ſeinem Format herausgehen, wenn nicht alle ſeiner Individualität gegönnten Vortheile ſollen verloren ſeyn.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieriſten ſogar, wenn ſie es nur nicht allzuweit treiben, uns viel

Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen sie Händel an, die viel tausend Menschen unglücklich machen. Das ist ihnen eben recht. Wir halten unsre Häuser und Kasten zu gut verwahrt; da möchten sie gern uns mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beystand sollt ihr finden; es sind Maßregeln genommen, dem Übel kräftig zu begegnen. Steht fest gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht, durch Aufruhr befestige man Privilegien. Bleibt zu Hause; leidet nicht, daß sie sich auf den Straßen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

Indessen hat sich der größte Haufe verlaufen.

Zimmermeister. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt. Egmont ab. Ein anädiger Herr! der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.

Vergnügen machen, und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten sehr gern besitzen. Künstler die man mit diesem Namen benennt, sind mit entschiedenem Talente geboren, allein sie fühlen bald, daß nach Verhaltniß der Tage so wie der Schule worein sie gekommen, nicht zu Federlesen Raum bleibt, sondern daß man sich entschließen und fertig werden müsse. Sie bilden sich daher eine Sprache, mit welcher sie, ohne weiteres Bedenken, die sichtbaren Zustände leicht und kühn behandeln und uns, mit mehr oder minderm Glück, allerlei Weltbilder vorspiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getauscht werden, bis zuletzt einer oder der andere wieder zur Natur und höheren Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bei den Alten auch zuletzt auf eine solche Art von Manier hinauslief, sehen wir an den Herculanischen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu frisch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzend-Maler sich hatten ganz ins Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunkt und betrachten das einzige Talent Raphael's. Dieser, mit dem glücklichsten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichste Bemühung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue der Kunst widmete. Vorausgehende Meister führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin zur sorgfaltigsten Ausführung angehalten, entwickelt sich sein Genie an Leonard da Vinci und Michel Angelo. Beide gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der höchsten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens. Jener hatte sich, genau besehen, wirklich müde gedacht und sich allzusehr am

Technischen abgearbeitet, dieser, anstatt uns zu dem was wir ihm schon verdanken, noch Ueberschwengliches im Plastischen zu hinterlassen, quält sich die schönsten Jahre durch in Steinbrüchen nach Marmorblöcken und Bänken, so daß zuletzt von allen beabsichtigten Heroen des Alten und Neuen Testamentes der einzige Moses fertig wird, als ein Musterbild dessen, was hätte geschehen können und sollen. Raphael hingegen wirkt seine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft stehen bei ihm in so entschiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künstler habe so rein und vollkommen gedacht als er und sich so klar ausgesprochen. Hier haben wir also wieder ein Talent, das uns aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegen sendet. Er gracisirt nirgends; fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir sehen hier das schönste Talent zu eben so glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umständen, zu Perikles Zeit geschah.

Und so muß man immer wiederholen: das geborne Talent wird zur Production gefordert, es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunstgemäße Entwickelung für sich; es kann sich seiner Vorzüge nicht begeben, und kann sie ohne äußere Zeitbegünstigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci. Hier lag Talent, Ernst, Fleiß und Consequenz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem sich schöne Talente natur- und kunstgemäß entwickeln konnten. Wir sehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künstler von dort ausgehen, jeden in gleichem, allgemeinen Sinn sein besonderes Talent üben und bilden, so daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erscheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuren Schritte, welche der

talentreiche Rubens in die Kunſtwelt hinein thut! Auch er iſt kein Erſtgeborner; man ſchaue die groſſe Erbſchaft in die er eintritt, von den Urvätern des 14. und 15. Jahrhunderts durch alle die trefflichen des 16ten hindurch, gegen deſſen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle Niederländiſcher Meiſter des 17ten, deren groſſe Fahigkeiten ſich bald zu Hauſe, bald ſüdlich, bald nördlich ausbilden, ſo wird man nicht laugnen können, daß die unglaubliche Sagacität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit ſie ihr eignes geſetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet ſey. Ja, in ſo fern wir dergleichen beſitzen, beſchränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe ſolcher Erzeugniſſe, und verargen es Kunſtfreunden keineswegs, die ſich ganz allein im Beſitz und Verehrung dieſes Faches begnügen.

Und ſo könnten wir noch hundert Beiſpiele bringen, das was wir ausſprechen, zu bewahrheiten. Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das iſt es was uns entzückt, und wenn wir nun behaupten, dieſes alles finden wir in den ächt Griechiſchen Werken, und zwar geleiſtet am edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt, mit ſicherer und vollendeter Ausführung, ſo wird man uns verſtehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweiſen. Jeder ſey auf ſeine Art ein Grieche! Aber er ſey's.

Eben ſo iſt es mit dem ſchriftſtelleriſchen Verdienſte. Das Faßliche wird uns immer zuerſt ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und deſſelben Dichters vornehmen, ſo finden wir manche, die auf eine gewiſſe peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent

dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freie Naturerzeugnisse hervortreten. Und so ist unser wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit versagt sey das schönste Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und so führen wir noch zum Schlusse einen neueren Künstler vor, um zu zeigen, daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, sondern auch mit bedingten Werken und Zuständen zufrieden sind. Sebastian Bourdon, ein dem siebzehnten Jahrhundert angehöriger Künstler, dessen Name wohl jedem Kunstliebhaber mehrmals um die Ohren gesummt, dessen Talent jedoch in seiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung genossen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollständig vorführt.

Man muß zuvörderst den Gegenstand wohl gelten lassen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürstenstamme, dem beschieden ist künftig auf die Welt ungeheuern Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerstört und ganz Erneutes dagegen heran geführt wird, daß ein solcher Knabe in den Armen der liebevollsten Mutter, unter Obhut des bedächtigsten Greises geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verschiedenen Momente dieser bedeutenden Handlung sind hundertmal vorgestellt und manche hiernach entsprungene Kunstwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blattern haben wir jedoch folgendes zu sagen, damit ein Liebhaber, der sie nicht selbst vor Augen schaut, einigermaßen unsern Beifall beurtheilen möge.

In diesen Bildern erscheint Joseph als die Hauptperson; vielleicht waren sie für eine Capelle dieses Heiligen bestimmt.

I.

Das Local mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe sieht man noch die beiden bewußten Thiere. Auf einem erhöhteren Hausraum ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, so eben erwachend sich rührt. Die Mutter daneben ist in frommem Gebete begriffen. Mit diesem ruhigen Tagesanbruch contrastirt ein höchst bewegter gegen Joseph heran schwebender Engel, der mit beiden Handen nach einer Gegend hindeutet die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns-Handwerkzeug liegt vernachlässigt am Boden.

II.

Zwischen Ruinen hat sich die Familie, nach einer starken Tagreise, niedergelassen. Joseph, an das beladene lastbare, aus einem Steintroge sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe stehend zu genießen; aber ein Engel fahrt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Frist für das müde Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kind beschaftigte, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräch herum: denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar seyn.

III.

Drückt eine eilende Wanderschaft vollkommen aus. Sie laſſen eine große Bergſtadt zur Rechten hinter ſich. Knapp am Zaum führt Joſeph das Thier einen Pfad hinab, welchen ſich die Einbildungskraft um deſto ſteiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer ſehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr; ihre Blicke ſind völlig in das ſchlafende Kind verſenkt. Sehr geiſtvoll iſt die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß ſie ſchon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff ſind auf der linken Seite zu verſchwinden.

IV.

Ganz im Gegenſatz des vorigen, ruhen Joſeph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrbrunnens. Joſeph, dahinter ſtehend und herüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgeſtürztes Götzenbild und ſcheint der heiligen Mutter dieſes bedeutende Zeichen zu erklaren. Sie, das Kind an der Bruſt, ſchaut ernſt und horchend, ohne daß man wüßte wonach ſie blickt. Das entbürdete Thier ſchmauſ't hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne ſehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nahe überzeugen uns, daß wir in Aegypten ſchon angelangt ſind.

Alles dieſes hat der bildende Künſtler in ſo engen Raumen mit leichten aber glücklichen Zügen dargeſtellt. Durchdringendes, vollſtandiges Denken, geiſtreiches Leben, Auffaſſen

des Unentbehrlichſten, Beſeitigung alles Ueberflüſſigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen: dieß iſt es was wir an unſern Blattern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier ſo gut als irgend wo die Höhe der Kunſt erreicht. Der Parnaß iſt ein Mont Serrat, der viele Anſiedelungen, in mancherlei Etagen erlaubt; ein jeder gehe hin, verſuche ſich und er wird eine Statte finden, es ſey auf Gipfeln oder in Winkeln.

Nachträgliches
zu
Philoſtrat's Gemälden.

Cephalus und Prokris.
Nach Julius Roman.

Cephalus der leidenſchaftliche Jäger, nachdem er das Unglück, welches er unwiſſend in der Morgendämmerung angerichtet gewahr worden, erfüllte mit Jammergeſchrei Felſen und Wald. Hier, auf dieſem nicht genug zu ſchätzenden Platte, nachdem er ſich ausgetobt, ſitzt er, brütend über ſein Geſchick, den Leichnam ſeiner Gattin entſeelt im Schooße haltend.

Indeſſen hat ſein Wehklagen alles was in den waldigen Vergeshöhen lebt und webt aus der morgendlichen Ruhe aufgeregt. Ein alter Faun hat ſich herangedrängt und repräſentirt die Leidklagenden mit ſchmerzlichen Geſichtszügen und leidenſchaftlichen Gebärden. Zwei Frauen, ſchon mäßiger theilnehmend, deren eine die Hand der Verblichenen faßt, als ob ſie ſich ihres wirklichen Abſcheidens verſichern wollte, geſellen ſich hinzu und drücken ihre Gefühle ſchon zarter aus. Von oben herab, auf Zweigen ſich wiegend, ſchaut eine Dryas, gleichfalls mit betrübt; unten hat ſich der unausweichliche Hund hingelagert und ſcheint ſich nach friſcher Beute lechzend umzuſchauen. Amor, mit der linken Hand der Hauptgruppe verbunden, zeigt mit der rechten den verhängnißvollen Pfeil vor.

Wem zeigt er ihn entgegen? Einer Caravane von Faunen, Waldweibern und Kindern, die, durch jenes Jammergeſchrei

erſchreckt, herangefordert, die That gewahr werden, ſich darüber entſetzen und in die Schmerzen der Hauptperſon heftig einſtimmen. Daß ihnen aber noch mehrere folgen und den Schauplatz beengen werden, dieß bezeugt das letzte Mädchen des Zugs, welches von der Mutter mit heraufgeriſſen wird, indem es ſich nach den wahrſcheinlich Folgenden umſieht. Auf dem Felſen über ihren Häuptern ſitzt eine Quellnymphe traurig über der ausgieſſenden Urne; weiter oben kommt eine Oreas eilig, ſich verwundert umſchauend hervor; ſie hat das Geſchrei gehört, aber ſich nicht Zeit genommen ihre Haarflechten zu endigen; ſie kommt, das Langhaar in der Hand hebend, neugierig und theilnehmend. Ein Rehböcklein ſteigt gegenüber ganz gelaſſen in die Höhe und zupft, als wenn nichts vorginge, ſein Frühſtück von den Zweigen. Damit wir aber ja nicht zweifeln, daß das alles mit Tagesanbruch ſich zutrug, eilt Helios auf ſeinem Wagen aus dem Meere hervor. Sein Hinſchauen, ſeine Gebärde bezeugen, daß er das Unheil vernommen, es nun erblicke und mitempfinde.

Uns aber darf es bei aufmerkſamer Betrachtung nicht irren, daß die Sonne gerade im Hintergrunde aufgeht und das ganze oben beſchriebene Perſonal wie vom Mittag her beleuchtet iſt. Ohne dieſe Fiction wäre das Bild nicht was es iſt, und wir müſſen eine hohe Kunſt verehren, die ſich, gegen alle Wirklichkeit, ihrer angeſtammten Rechte zu bedienen weiß.

Noch eine Bemerkung haben wir über den Vordergrund zu machen. Hier findet ſich die Spur benutzender Menſchenhände. Die Hauptgruppe iſt vor dem tiefſten Walddickicht gelagert; der Vordergrund iſt als ein einjähriger Schlag behandelt; Bäume ſind, nicht weit von der Wurzel, abgeſagt, die lebendige Rinde hat ſchon wieder ihren Zweig getrieben. Dieſen forſtmäßigen Schlag legte der Künſtler weislich an, damit

wir bequem und vollſtändig ſähen, was die Bäume, wenn ſie aufrecht ſtünden, uns verdecken müßten. Eben ſo weislich iſt im Mittelgrund ein Baum abgeſagt, damit er uns Fluß und hintere Landſchaft nicht verberge, wo Gebäude, Thürme, Aquaducte und eine Mühle, als Dienerin der allernährenden Ceres thätig, uns andeuten, daß menſchliche Wohnungen zwar fern ſeyen, daß wir uns aber nicht durchaus in einer Wüſte befinden.

Aeſop.

So wie die Thiere zum Orpheus kamen um der Muſik zu genießen, ſo zieht ſie ein anderes Gefühl zu Aeſop, das Gefühl der Dankbarkeit, daß er ſie mit Vernunft begabt.

Löwe, Fuchs und Pferd nahen ſich.

Die Thiere nahen ſich zu der Thüre des Weiſen, ihn mit Binden und Kränzen zu verehren.

Aber er ſelbſt ſcheint irgend eine Fabel zu dichten, ſeine Augen ſind auf die Erde gerichtet und ſein Mund lächelt.

Der Maler hat ſehr weislich die Thiere, welche die Fabel ſchildert, vorgeſtellt, und gleich als ob es Menſchen wären führen ſie einen Chor heran, von dem Theater Aeſops entnommen.

Der Fuchs aber iſt Chorführer, den auch Aeſop in ſeinen Fabeln oft als Diener braucht, wie Luſtſpieldichter den Davus.

Orpheus.

Zu den großen Vorzügen der griechiſchen Kunſt gehörte, daß Bildner und Dichter einen Charakter, den ſie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, ſondern durch alle denkbaren

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soest. Das läßt der König wohl seyn. Den Platz besetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Hast du das Kleid gesehen? Das war nach der neusten Art, nach Spanischem Schnitt.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Soest. Bist du toll? was kommt dir ein?

Jetter. Dumm genug, daß einem so etwas einfällt. — Es ist mir nun so. Wenn ich einen schönen langen Hals sehe, muß ich gleich wider Willen denken: der ist gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt sie nicht aus dem Sinne. Wenn die Bursche schwimmen, und ich seh' einen nackten Buckel; gleich fallen sie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen streichen sehen. Begegnet mir ein rechter Wanst, mein' ich, den seh' ich

Falle durchführten. Orpheus war ihnen das Gefaß, in welches sie alle Wirkungen der Dichtkunst niederlegten: rohe Menschen sollte er der Sittlichkeit näher führen, Flüsse, Wälder und Thiere bezaubern und endlich gar dem Hades eine Verstorbene wieder abzwingen.

Orpheus ist in der Mitte von Lebendigen und leblosen Geschöpfen vorgestellt, die sich um ihn versammeln; Löw' und Keuler stehen zunächst und horchen, Hirsch und Hase sind durch die fürchterliche Gegenwart ihres Erbfeindes nicht erschreckt; auch andere, denen er sonst feindselig nachzujagen pflegt, ruhen in der Gegenwart des Ruhenden. Von Geflügel sind nicht die Singvögel des Waldes allein, sondern auch der krächzende Häher, die geschwätzige Krähe und Jupiters Adler gegenwärtig. Dieser, mit ausgespannten Flügeln schwebend, schaut unverwandt auf Orpheus, und, des nahen Hasens nicht gewahrend, hält er den Schnabel geschlossen, eine Wirkung der besänftigenden Musik. Auch Wölfe und Schafe stehen vermischt und erstaunt. Aber noch ein größeres Wagestück besteht der Maler; denn Bäume reißt er aus ihren Wurzeln, führt sie dem Orpheus zu und stellt sie im Kreise umher. Diese Fichte, Cypresse, Erle, Pappel und andere dergleichen Bäume, mit händegleich verschlungenen Aesten, umgeben den Orpheus; ein Theater gleichsam bilden sie um ihn her, so daß die Vögel als Zuhörer auf den Zweigen sitzen mögen, daß Orpheus in frischem Schatten singe.

Er aber sitzt, die keimende Bartwolle um die Wange, die glänzende Goldmütze auf dem Haupte; sein Auge aber ist geistreich, zartblickend, von dem Gotte voll, den er besingt. Auch seine Augenbraunen scheinen den Sinn seiner Gesange auszudrücken, nach dem Inhalt beweglich.

Der linke Fuß, der auf der Erde steht, trägt die Zither

die auf dem Schenkel ruht, der rechte hingegen deutet den Tact an, indem er den Boden mit der Sohle ſchlägt; die rechte Hand hält das Plectrum feſt und ragt über die Saiten hin, indeſſen der Ellenbogen anliegt und die Handwurzel inwärts gebeugt iſt; die Linke dagegen berührt die Saiten mit geraden Fingern.

Die Andrier.

Sehet den Quellgott auf einem wohlgeſchichteten Bette von Trauben, aus denen durch ſeinen Druck eine Quelle zu entſpringen ſcheint. Sie gewährt den Andriern Wein und ſie ſind im Genuß dieſer Gabe vorgeſtellt. Der Gott hat ein rothes aufgeſchwollenes Geſicht, wie es einem Trinker geziemt, und Thyrſen wachſen um ihn her, wie ſonſt die Rohre an waſſerreichen Orten. An beiden Ufern ſeht ihr die Andrier ſingend und tanzend; Mädchen und Knaben ſind mit Epheu gekrönt, einige trinken, andere wälzen ſich ſchon an der Erde.

Sehet ihr weiter hinaus über dieſe verbreiteten Feſte, ſo ſeht ihr den Bach ſchon ins Meer fließen, wo an der Mündung die Tritonen mit ſchönen Muſcheln ihn auffaſſen, zum Theil trinkend und zum Theil blaſend verſprühen. Einige ſchon trunken tanzen und ſpringen ſo gut es ihnen gelingen will. Indeſſen iſt Dionyſus mit vollen Segeln angekommen um an ſeinem Feſte Theil zu nehmen. Schon hat das Schiff im Hafen Anker geworfen und vermiſcht folgen ihm Satyre, Silenen, das Lachen und Comus, zwei der beſten Trinker unter den Dämonen.

Natürliche, naive und doch weit ausdeutende Behandlung Griechiſcher Mythologie findet ſich in den alten Kunſtwerken.

Theseus, als Knabe, der auf des Hercules Löwenhaut kühn losgeht, indeß die andern Kinder schüchtern fliehn, ist ein schöner und erfreulicher Gedanke.

Orpheus, auf einem bezweigten Baumstamm sitzend, hat durch seine Melodien manche Thiere herbeigezogen, deren heranbringende Menge ihn zu ängstigen scheint. Die Hand ist ihm von den Saiten herabgefallen, er stützt sich auf sie. Gebückt und gleichsam zurückweichend drückt er sich gegen die linke Seite des geschnittenen Steines. Das Angesicht ist scheu, die Haare wild. Seine zusammengezogene Stellung ziert den Raum aufs vollkommenste und giebt Gelegenheit daß Leyer und Thiere das übrige Leere geschmack- und bedeutungsvoll ausfüllen. Die Thiere sind klein gehalten; und höchst geistreich ist der Gedanke daß ein Schmetterling gleichfalls angezogen, wie nach einem Lichte, so nach den Augen des Sangers hinflattert.

Von neuerer Kunst, aber doch auch zu beachten und zu schatzen, ist eine geschnittene Muschel: der junge Hercules von der Tugend, als einer Matrone, die Keule empfangend. Dieser Gedanke scheint uns glücklich: denn, wohl überlegt, so ist ein Hercules, der schon mit der Keule an den Scheideweg kommt, von selbst entschieden etwas Tüchtiges vorzunehmen; denken wir ihn aber daß er frank und frei, als muthiger Wanderer, den Thyrsus, die Blumenkranze und Weinkrüge der lockenden Wollust verschmahe, und sich die Keule von der ernsten derben Tugend erbitte, so möchte dieß wohl mehr folgerecht seyn. Auf unserer Camee componiren nur die zwei Figuren mit einander; wie allenfalls die dritte hinzuzufügen, davon kann die Rede seyn, wenn wir auf diesen Gegenstand

zurückkehren, der alle Betrachtung verdient, indem er, eigentlich rhetorischen Ursprungs, gleichfalls der Poesie und bildenden Kunst gewissermaßen zusagt.

Peneus, der Flußgott, über den Verlust seiner Tochter Daphne betrübt, wird von seinen untergeordneten Quellen und Bächen getröstet. Wenn man fragt, wie denn eigentlich ein Flußgott trauere? so wird jedermann antworten: indem er seicht fließt; getröstet wird er dagegen, wenn ihm frische Wasser zugeführt werden. Das erste, als nicht bildnerisch, vermied Julius Roman. Peneus liegt, traurig ausgestreckt über seiner noch reichlich fließenden Urne; aber das zweite Motiv des Tröstens, des Ermuthigens, Frischbelebens, ist dadurch, so köstlich als deutlich, ausgedrückt, daß vier untergeordnete Flußgötter, zunächst hinter ihm, ihre Urnen reichlich ausgießen, so daß ihre Wasser ihm selbst über die Füße schwellen und er also aufgefordert ist stolzer und muthiger als sonst sich strömend zu ergießen. Der eminente Geist des Julius Roman zeigt sich hier auch in seiner Glorie.

Die fromme, liebevolle Freude einer Mutter an ihrem jungen Knaben ist schon tausendmal, mehr oder weniger ehrwürdig und heilig, vorgestellt und kann in Ewigkeit variirt werden.

Die heitere, muntere Lust einer jungfräulichen Wärterin an einem Kinde, dessen erste menschliche Bewegungen sie leitet und fördert, giebt zu den mannichfaltigsten, anmuthigsten Darstellungen Anlaß.

Der Jüngling, der Mann, der Greis ſey von dieſem hohen Lebensgenuß nicht ausgeſchloſſen. Mercur, der einen Knaben eilig wegtragt und, zurückgewendet, ihn freundlich betrachtet; Hercules und Telephus, den wir ſchon gerühmt; Chiron und Achill; Phönix und Achill; Pan und Olympus; Niobe's Knabe und der, ihn vor den Pfeilen des Apolls ſchützende, Pädagog, und was ſonſt noch Vaterliches und Lehrhaftes dieſer Art gefunden werden kann, geben köſtliche kunſtgerechte und zugleich den ſittlichen Sinn rein anſprechende Bilder.

Das Höchſte dieſer Art vielleicht iſt Simeon, entzückt über das ihm dargebrachte Jeſuskind. Ein ſchön motivirtes Bild davon iſt uns vorgekommen. Der Prieſter überlaßt ſich ſeinem prophetiſchen Entzücken, das Kind, gleichſam davon erregt, wendet ſich von ihm ab, und indem es naiv die Hand ausſtreckt, ſcheint es die Gemeinde zu ſegnen. Die knieende Mutter biegt ſich vor und breitet die Arme aus, den Wunderknaben wieder zu empfangen. Die reiche Umgebung erlaubt, von den ernſt betrachtenden Prieſtern und Leviten, bis zur gleichgultigſten Gegenwart Geſchenke tragender Kinder, eine vollkommene Stufenreihe darzuſtellen. Glücklicherweiſe hat Raphael dieſen Gegenſtand nicht behandelt und ſo bleibt dem Kunſtler die Gelegenheit ohne Vorbild nach dem Höchſten zu ſtreben.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Einunddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

	Seite
Von Deutſcher Baukunſt 1771	5
Verſchiedenes über Kunſt ꝛc.	14
Baukunſt	25
Material der bildenden Kunſt	29
Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl	31
Von Arabesken	37
Ueber Chriſtus und die zwölf Apoſtel, nach Raphael von Marc Anton	45
Abendmahl von Leonard da Vinci	50
Triumphzug von Mantegna	91
Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi	118
Kupferſtich nach Tizian	148
Tiſchbein's Idyllen	152
Handzeichnungen von Goethe	175
Skizzen zu Caſtil's redenden Thieren	181
Blumen-Malerei	187
Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände	195
Ruysdael als Dichter	205
Altdeutſche Gemälde in Leipzig	209
Gérard's hiſtoriſche Portraits	214
Galerie zu Shakſpeare von Retzſch	250
Glasmalerei	251
Charon, als Preisaufgabe	255
Zahn's Ornamente und Gemälde	247
Jacob Roux über die Farben	266
Moron's Kuh	268
Anforderung an den modernen Bildhauer	277
Rücker's Denkmal	281
Die Externſteine	287

schon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Lustbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergessen; die fürchterlichen Gestalten sind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmonts Wohnung.

Secretär

an einem Tische mit Papieren, er steht unruhig auf.

Er kommt immer nicht! und ich warte schon zwey Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern so zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es ist so viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freylich sieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's besser, wenn er strenge wäre, und ließe einen auch

Seite

Christus, nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeschlagen 292
Verein der deutschen Bildhauer 301
Denkmale 306
Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen 308
Rauch's Basrelief am Piedestal von Blücher's Statue 314
Granitarbeiten in Berlin 317
Der Markgrafenstein 319
Plastische Anatomie 321
Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker 330
Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule 333
Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem Königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin 335
Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmen-Sammlung 339
Notice sur le Cabinet des Médailles etc. 343
Münzkunde der deutschen Mittelzeit 349
Von deutscher Baukunst 1823 352
Herstellung des Straßburger Münster 359
Pentazonium Vimariense vom Oberbaudirector Coudray 368
Architektur in Sicilien 372
Kirchen, Paläste und Klöster in Italien von Rubl 376
Das altrömische Denkmal bei Igel unweit Trier 379
Der Tänzerin Grab 390
Homer's Apotheose 397
Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano 400
Zwei antike weibliche Figuren 402
Reizmittel in der bildenden Kunst 405
Tischbein's Zeichnungen des Ammazzaments der Schweine in Rom 407
Danae 409
Beispiele symbolischer Behandlung 411
Rembrandt der Denker 413
Georg Friedrich Schmidt 415
Vortheile die ein junger Maler haben könnte, welcher sich zu einem Bildhauer in die Lehre begäbe 418
Zu malende Gegenstände 420
Ueber den Dilettantismus 422

Ferneres über Kunſt.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Von Deutſcher Baukunſt.

D. M.
Ervini a Steinbach.
1771.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoſſen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und beſſer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ich's vermöchte.

Was braucht's dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die drum krabbeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Höhen darauf zu zaubern, und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen:

ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollender das Begonnene in die Wolken.

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lasterung. Dem schwachen Geschmackler wird's immer schwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf — nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen worden, voll reiner und unreiner Thiere; so auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschossene Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisirend eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiäner, und geht vorbei. Kindereien lallt der Franzose nach, und schnellt triumphirend auf seine Dose à la Grecque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Welscher! Krochst an den mächtigen Resten Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der

Kunſtgeheimniſſe, weil du auf Zoll und Linie von Rieſengebäuden Rechenſchaft geben kannſt. Hätteſt du mehr gefühlt als gemeſſen, wäre der Geiſt der Maſſen über dich gekommen, die du anſtaunteſt, du hätteſt nicht ſo nur nachgeahmt, weil ſie's thaten und es ſchön iſt; nothwendig und wahr hätteſt du deine Plane geſchaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So haſt du deinen Bedürfniſſen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wollteſt auch ihrer brauchen und mauerteſt ſie ein, wollteſt auch Säulenreihen haben, und umzirkelteſt den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnöthige verachtet und haßt, deinen Pöbeltrieb, jene Herrlichkeit zu öffentlichen Cloaken zu proſtituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Naſen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun alles ſeinen Gang: die Grille des Künſtlers dient dem Eigenſinne des Reichen; der Reiſebeſchreiber gafft, und unſere ſchönen Geiſter, genannt Philoſophen, erdrechſeln aus protoplaſtiſchen Mährchen Principien und Geſchichte der Künſte bis auf den heutigen Tag, und ächte Menſchen ermordet der böſe Genius im Vorhof der Geheimniſſe.

Schädlicher als Beiſpiele ſind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menſchen einzelne Theile bearbeitet haben. Er iſt der erſte, aus deſſen Seele die Theile, in Ein ewiges Ganzes zuſammen gewachſen, hervortreten. Aber Schule und Principium feſſelt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was ſoll uns das, du neu-franzöſiſcher philoſophirender Kenner, daß der erſte zum Bedürfniß erfindſame Menſch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber

verband, und Aeſte und Moos drauf deckte? Daraus entſcheidest du das Gehörige unſerer heurigen Bedürfniſſe, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfaltigem patriarchaliſchem Hausvaterſinn regieren wollteſt.

Und es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgeborne der Welt iſt. Zwei an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum Firſt, iſt und bleibt, wie du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannſt, eine weit primävere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt.

So vermag keiner deiner Schluſſe ſich zur Region der Wahrheit zu erheben, ſie ſchweben alle in der Atmoſphare deines Syſtems. Du willſt uns lehren was wir brauchen ſollen, weil das, was wir brauchen, ſich nach deinen Grundſätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Saule liegt dir ſehr am Herzen, und in anderer Weltgegend wärſt du Prophet. Du ſagſt: die Säule iſt der erſte, weſentliche Beſtandtheil des Gebaudes, und der ſchönſte. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannichfaltige Größe, wenn ſie in Reihen daſtehen! Nur hutet euch ſie ungehörig zu brauchen; ihre Natur iſt, freizuſtehn. Wehe den Elenden, die ihren ſchlanken Wuchs an plumpe Mauern geſchmiedet haben!

Und doch dunkt mich, lieber Abt, hatte die öftere Wiederholung dieſer Unſchicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern ſogar antiker Tempel Intercolumnia mit Mauerwerk ausſtopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, dieſe Steine würden ſie dir gepredigt haben.

Saule iſt mit nichten ein Beſtandtheil unſerer Wohnungen;

ſie widerſpricht vielmehr dem Weſen all unſerer Gebäude. Unſere Häuſer entſtehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; ſie entſtehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die ſtatt aller Säulen ſind, alle Säulen ausſchließen, und wo ihr ſie anflickt, ſind ſie belaſtender Ueberfluß. Eben das gilt von unſern Paläſten und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude ſtellen euch alſo Flächen dar, die, je weiter ſie ſich ausbreiten, je kühner ſie zum Himmel ſteigen, mit deſto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müſſen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: vermannichfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen ſollſt, daß ſie aufſteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tauſend Aeſten, Millionen Zweigen, und Blättern wie Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, ſeines Meiſters.

Als ich das erſtemal nach dem Münſter ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geſchmacks. Auf Hörenſagen ehrt' ich die Harmonie der Maſſen, die Reinheit der Formen, war ein abgeſagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten Gothiſcher Verzierungen. Unter die Rubrik Gothiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonymiſchen Mißverſtändniſſe, die mir von unbeſtimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zuſammengeſtoppeltem, aufgeſticktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geſcheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß alles Gothiſch, was nicht in mein Syſtem paßte, von dem gedrechſelten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unſere bürgerlichen Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Reſten der älteren

Deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat; Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelabt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen alteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwei kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! das all' war

nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegenstrecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzahlig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch' eine Schöpfung herabschauen, und Gott gleich sprechen kann: es ist gut!

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der Deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Worte Gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können, das ist Deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italianer sich keiner eigenen rühmen

wieder zur bestimmten Zeit. Man könnte sich einrichten. Von der Regentinn ist er nun schon zwey Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont tritt auf.

Wie steht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drey Bothen warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang' geblieben; du machst ein verdrießlich Gesicht.

Secretär. Euerm Befehl zu gehorchen, wart' ich schon lange. Hier sind die Papiere!

Egmont. Donna Clvira wird böse auf mich werden, wenn sie hört, daß ich dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht, daß du auf dem Schlosse eine Freundinn hast. Was sagen die Briefe?

darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthust, ein Homer sey schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungener und mißlungener Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm', genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein herrliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, theurer Jüngling, gesell' ich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauhheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glatte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seyen entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern. Das ist nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr seyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.

Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist, und doch so

wahre, große Kunſt, ja oft wahrer und größer als die ſchöne ſelbſt. Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thätig beweiſ't, wann ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben, ſeine Cocos, ſeine Federn, und ſeinen Körper. Und laßt die Bildnerei aus den willkürlichſten Formen beſtehen, ſie wird ohne Geſtaltsverhältniß zuſammenſtimmen, denn Eine Empfindung ſchuf ſie zum charakteriſtiſchen Ganzen.

Dieſe charakteriſtiſche Kunſt iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigner, ſelbſtſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ja unwiſſend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindſamkeit geboren werden, ſie iſt ganz und lebendig. Da ſieht ihr bei Nationen und einzelnen Menſchen dann unzählige Grade. Je mehr ſich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältniſſe, die allein ſchön und von Ewigkeit ſind, deren Hauptaccorde man beweiſen, deren Geheimniſſe man nur fühlen kann, in denen ſich allein das Leben des gottgleichen Genius in ſeligen Melodien herumwalzt; je mehr dieſe Schönheit in das Weſen eines Geiſtes eindringt, daß ſie mit ihm entſtanden zu ſeyn ſcheint, daß ihm nichts genug thut als ſie, daß er nichts aus ſich wirkt als ſie, deſto glücklicher iſt der Künſtler, deſto herrlicher iſt er, deſto tiefgebeugter ſtehen wir da und beten an den Geſalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin geſtiegen iſt, wird ihn keiner herabſtoßen. Hier ſteht ſein Werk, tretet hin, und erkennt das tiefſte Gefuhl von Wahrheit und Schonheit der Verhaltniſſe, wirkend aus ſtarker, rauher,

Deutſcher Seele, auf dem einaeſchränkten düſtern Pfaffenſchauplatz des medii aevi.

Und unſer aevum? hat auf ſeinen Genius verzichen, hat ſeine Söhne umhergeſchickt, fremde Gewächſe zu ihrem Verderben einzuſammeln. Der leichte Franzoſe, der noch weit ärger ſtoppelt, hat wenigſtens eine Art von Witz, ſeine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt aus Griechiſchen Säulen und Deutſchen Gewölben ſeiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unſerer Künſtler, als er erſucht ward zu einer altdeutſchen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich geſehen ein Modell fertigen, ſtattlichen antiken Säulenwerks.

Wie ſehr unſere geſchminkten Puppenmaler verhaßt ſind, mag ich nicht declamiren. Sie haben durch theatraliſche Stellungen, erlogene Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anſpötteln, deine holzgeſchnitzteſte Geſtalt iſt mir willkommener.

Und ihr ſelbſt, treffliche Menſchen, denen die höchſte Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seligkeit, ihr ſchadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte ſind's, die ſich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er ſtark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub. Drum erzieht ſie meiſt die Natur, weil ihr Padagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünſteln könnt, ſtets im gegenwärtigen Maaß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttin, werth an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Hercules neu gebar — nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leitet er die Seligkeit der Götter auf die Erde.

Verschiedenes über Kunst

aus der nächsten Zeit nach dem Götz von Berlichingen und Werther.

Folgende Blatter streu' ich ins Publicum mit der Hoffnung, daß sie die Menschen finden werden, denen sie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks über verschiedene Kunst, und sind also für eine besondere Classe von Lesern nicht geeignet. Sey's also nur denen, die einen Sprung über die Graben, wodurch Kunst von Kunst gesondert wird, als salto mortale nicht fürchten, und solchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloser Zutraulichkeit hinreicht.

I.

Dramatische Form.

Es ist endlich einmal Zeit, daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß, und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt losgeht, der sich sonst so von selbst zu geben schien.

Deßwegen giebt's doch eine Form, die sich von jener

unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſeyn will. Unſer Kopf muß überſehen was ein andrer Kopf faſſen kann; unſer Herz muß empfinden, was ein andres fühlen mag. Das Zuſammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit, und wenn ja das Beiſpiel gefährlich ſeyn ſollte, ſo iſt's doch im Grunde beſſer ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes.

Freilich, wenn mehrere das Gefühl dieſer innern Form hätten, die alle Formen in ſich begreift, würden uns weniger verſchobene Geburten des Geiſtes anekeln. Man würde ſich nicht einfallen laſſen, jede tragiſche Begebenheit zum Drama zu ſtrecken, nicht jeden Roman zum Schauſpiel zerſtückeln! Ich wollte, daß ein guter Kopf dieß doppelte Unweſen parodirte und etwa die Aeſopiſche Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerſpiel in fünf Acten umarbeitete.

Jede Form, auch die gefühlteſte, hat etwas Unwahres, allein ſie iſt ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menſchen zum Feuerblick ſammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben iſt wird's nicht erjagen; es iſt, wie der geheimnißvolle Stein der Alchymiſten, Gefaß und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und ſo ein wunderbares Ding, daß juſt die Leute, die es beſitzen, meiſt keinen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, ſtudire die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinewand und Flittern, laſſe die Natur an ihrem Ort, und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was ſich auf Bretern, zwiſchen Latten, Pappendeckel und Leinewand, durch Puppen, vor Kindern ausführen läßt.

II.

Nach Falconet und über Falconet.

— Aber, möchte einer ſagen, dieſe ſchwebenden Verbindungen, dieſe Glanzkraft des Marmors, die die Uebereinſtimmung hervorbringen, dieſe Uebereinſtimmung ſelbſt, begeiſtert ſie nicht den Künſtler mit der Weichheit, mit der Lieblichkeit, die er nachher in ſeine Werke legt? Der Gyps dagegen beraubt er ihn nicht einer Quelle von Annehmlichkeiten, die ſowohl die Malerei als die Bildhauerkunſt erheben? Dieſe Bemerkung iſt nur obenhin. — Der Künſtler findet die Zuſammenſtimmung weit ſtärker in den Gegenſtänden der Natur, als in einem Marmor, der ſie vorſtellt. Das iſt die Quelle wo er unaufhörlich ſchöpft, und da hat er nicht, wie bei der Arbeit nach dem Marmor, zu fürchten ein ſchwacher Coloriſt zu werden. Man vergleiche nur, was dieſen Theil betrifft, Rembrandt und Rubens mit Pouſſin, und entſcheide nachher, was ein Künſtler mit allen den ſogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt. Auch ſucht der Bildhauer die Stimmung nicht in der Materie, woraus er arbeitet, er verſteht ſie in der Natur zu ſehen, er findet ſie ſo gut in dem Gyps als in dem Marmor;* denn es iſt falſch, daß der Gyps eines harmoniſchen Marmors nicht auch harmoniſch ſey, ſonſt würde man nur Abgüſſe ohne Gefühl machen können; das Gefühl iſt Uebereinſtimmung und vice versa. Die

* Warum iſt die Natur immer klein? überall klein? überall beſchränkend? ſpielend? Und der Marmor und Gyps, warum will der Licht, beſonder Licht haben? Da's nicht, weil die Natur ſich ewig in ſich bewegt, ewig neu erſchafft, und der Marmor, der lebt, taucht todt erſt durch den Zauberſtab der Beleuchtung zu retten von ſeiner Lebloſigkeit.

Liebhaber, die bezaubert von diesen Tons, diesen feinen Schwingungen sind, haben nicht unrecht, denn es zeigen sich solche an dem Marmor so gut, wie in der ganzen Natur, nur erkennt man sie leichter da, wegen der einfachen und starken Wirkung, und der Liebhaber, weil er sie hier zum erstenmale bemerkt, glaubt, daß sie nirgends, oder wenigstens nirgends so kräftig anzutreffen seyen. Das Auge des Künstlers aber findet sie überall. Er mag die Werkstätte eines Schusters betreten, oder einen Stall; er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel, oder die Antike ansehn, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritt eröffnet sich ihm die magische Welt, die jene großen Meister innig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländische und inländische, studirte und unstudirte, im Zaum halten, und den reichen Sammler in Contribution setzen werden.

Jeder Mensch hat mehrmal in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, die den Künstler allgegenwärtig faßt, und durch die ihm die Welt ringsumher belebt wird. Wer ist nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grausen geschüttelt? Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollsten Harmonien zusammenfließen?

Davon fühlt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffnen

freut, auch alle die Harmonien ermeßt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht. Darum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heiße: das Gefühl ist die Harmonie und vice versa.

Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verständensten Ausdrucke drangt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu seyn.

Ah dieser Zauber ist's, der aus den Sälen der Großen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchstreifen, nur zum Schauplatz der an einander hinwischenden Eitelkeit ausstaffirt und beschnitten sind. Nur da wo Vertraulichkeit, Bedurfniß, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künstler, der seine Hutte verlaßt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern! Denn wie geschrieben steht: es sey schwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, eben so schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen modischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergötzt, ein gefuhlvoller Künstler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unsrer Vater offen waren, schließen sich ihm. Die papierne Tapete, die an seiner Wand in wenig Jahren verbleicht, ist ein Zeugniß seines Sinns und ein Gleichniß seiner Werke.

Ueber das Uebliche sind schon so viel Blatter verdorben worden, mögen diese mit drein gehn. Mich dunkt das Schickliche gelte in aller Welt ins Uebliche, und was ist in der Welt schicklicher als das Gefuhlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geistlichen Geschichten wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kammerlein und auf dem Felde gegenwartig fuhlen, und nicht

der umſtändlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren. Ich ſetze da drei Meiſter zuſammen, die man faſt immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt; aber ich dürfte mich wohl getrauen noch manche große Namen herzuſetzen, und zu beweiſen, daß ſie ſich alle in dieſem weſentlichen Stücke gleich waren.

Ein großer Maler wie der andere, lockt durch große und kleine empfundene Naturzüge den Zuſchauer, daß er glauben ſoll, er ſey in die Zeiten der vorgeſtellten Geſchichte entrückt, während er nur in die Vorſtellungsart, in das Gefühl des Malers verſetzt wird. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geſchichte der Menſchheit mit und zu wahrer menſchlicher Theilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt ſeine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländiſche Bäuerin vorſtellt, ſieht freilich jedes Herrchen, daß entſetzlich gegen die Geſchichte geſchlägelt iſt, welche vermeldet: Chriſtus ſey zu Bethlehem im jüdiſchen Lande geboren worden. Das haben die Italiäner beſſer gemacht! ſagt er. Und wie? — Hat Raphael was anders, was mehr gemalt, als eine liebende Mutter mit ihrem Erſten, Einzigen? und war aus dem Sujet etwas anders zu malen? Und iſt Mutterliebe in ihren Abſchattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler, in allen Zeiten? Aber es ſind die bibliſchen Stücke alle durch kalte Veredlung und die geſteifte Kirchenſchicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entriſſen worden, um gaffende Augen des Dumpfſinns zu blenden. Sitzt nicht Maria zwiſchen den Schnörkeln aller Altareinfaſſungen, vor den Hirten, mit dem Knablein da, als ließ ſie's um Geld ſehn? oder habe ſich, nach ausgeruhten vier Wochen, mit aller Kindbettsmuße und Weibseitelkeit auf die Ehre dieſes Beſuchs

Secretär. Mancherley, und wenig erfreuliches.

Egmont. Da iſt gut, daß wir die Freude zu Hauſe haben und ſie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Iſt viel gekommen?

Secretär. Genug, und drey Bothen warten.

Egmont. Sag' an! das nöthigſte.

Secretär. Es iſt alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geſchwind!

Secretär. Hauptmann Breda ſchickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat ſich meiſtens gelegt. —

Egmont. Er ſchreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verſchone mich damit.

vorbereitet? Das ist nun schicklich! Das ist gehörig! das stößt nicht gegen die Geschichte!

Wie behandelt Rembrandt diesen Vorwurf? Er versetzt uns in einen dunkeln Stall; Noth hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Brust, mit dem Vieh das Lager zu theilen; sie sind beide bis an Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist alles düster, außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchelchen dasitzt und Marien einige Gebete vorzulesen scheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein. Der Vorderste, der mit einer Stalllaterne vorangeht, guckt, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. War an diesem Platze die Frage deutlicher auszudrücken: Ist hier der neugeborne König der Juden?

Und so ist alles Costüme lächerlich! denn auch der Maler der's euch am besten zu beobachten scheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Mannes Stengelglaser setzte, würde übel angesehen werden, und drum hilft er sich mit abenteuerlichen Formen, belügt euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelschranke er nur immer mag, und zwingt euch durch den markleeren Adel überirdischer Wesen in stattlich gefalteten Schleppmanteln zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Rubens Weiber zu fleischig? Ich sage euch, es waren seine Weiber, und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erd' und Meer mit Idealen bevölkert, so wäre er ein schlechter Ehemann gewesen, und es wäre nie kräftiges Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geworden. *

* In dem Stücke von Gerstenberg nach Elsheimer: Philemon und Baucis hat sich Jupiter auf einem Bauernhofe niedergelassen. Merc

Es ist thörig von einem Künstler zu fordern, er soll **viel**, er soll alle Formen umfassen. Hatte doch oft die Natur **selbst** für ganze Provinzen nur Eine Gesichtsgestalt zu vergeben. Wer allgemein seyn will wird nichts; die Einschränkung **ist** dem Künstler so nothwendig, als jedem der aus sich **etwas** Bedeutendes bilden will. Das Haften an ebendenselben Gegenständen, an dem Schrank voll alten Hausraths und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er ist. Denn ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob sich gleich auf Zeichnung eben das anwenden läßt. Das Haften an eben der Gestalt unter Einer Lichtart muß nothwendig den, der Augen hat, endlich in alle Geheimnisse leiten, wodurch sich das Ding ihm darstellt, wie es ist. Nimm jetzo das Haften an Einer Form, unter allen Lichtern, so wird dir dieses Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich Du selbst werden. Aber bedenke, daß jeder Menschenkraft ihre Gränzen gegeben sind. Wie viel Gegenstände bist du im Stande so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frage dich, geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt.

ruht auf einem niederen Lager aus, Wirth und Wirthin sind nach ihrer Art beschäftigt sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen und zufällt seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Liebesschwänke, durch Mercurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet sieht. Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.

III

Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Julius 1775.

Vorbereitung.

Wieder an deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in dir uber deinem Grabe, heiliger Erwin! fuhle ich, Gott sey Dank, daß ich bin, wie ich war; noch immer so kraftig gerührt von dem Großen, und o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fuhlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seyst lichtscheu und entfliehend im Nebel.

Gebet.

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelsen und wusten Thaler, grauer Gotthard! wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anberung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes unauslöschliches Gefuhl deß, das da ist und da war und da seyn wird.

Erſte Station.

Ich will ſchreiben, denn mir iſt's wohl, und ſo oft ich da ſchrieb, iſt's auch andern wohl worden, die's laſen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Mög' es euch wohl ſeyn, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf dieſem Umgange entgegenweht.

Zweite Station.

Höher in der Luft, hinabſchauend, ſchon überſchauend die herrliche Ebne, vaterlandwarts, liebwarts und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich ſchrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das wenige laſen, buchſtabenweiſe nicht verſtanden, und worin gute Seelen nur Funken wehen ſahen deß was ſie unausſprechlich und unausgeſprochen glücklich macht. Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatſachen in Räthſel hüllen, und von Maaßverhältniſſen poetiſch lallen! und doch geht mir's jetzt nicht beſſer. So ſey es denn mein Schickſal, wie es dein Schickſal iſt, himmelanſtrebender Thurm, und deins, weitverbreitete Welt Gottes! angegafft und lappchenweiſe in den Gehirnchen der Welſchen aller Völker auftapezirt zu werden.

Dritte Station.

Hätt' ich euch bei mir, ſchöpfungsvolle Künſtler, gefühlvolle Kenner! deren ich auf meinen kleinen Wanderungen ſo viele fand, und auch euch, die ich nicht fand, und die ſind! Wenn euch dieß Blatt erreichen wird, laßt es euch Stärkung ſeyn gegen das flache unermüdete Anſpülen unbedeutender

Mittelmäßigkeit, und solltet ihr an diesen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe.

Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten, die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele, drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urtheil leiten; sie sind willig die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Werth auf und ab bestimmen zu lassen.

Hier ward durch Lenzens Ankunft die Andacht des Schreibenden unterbrochen, die Empfindung ging in Gespräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr: daß Schöpfungskraft im Künstler seyn müsse, aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maaße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbstständig Werk entstehe, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden.

Baukunst.

Es war sehr leicht zu sehen, daß die Steinbaukunst der Alten, in so fern sie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunst ihr Muster genommen habe. Vitruv bringt bei dieser Gelegenheit das Mährchen von der Hütte zu Markte, das nun auch von so vielen Theoristen angenommen und geheiliget worden ist: allein ich bin überzeugt, daß man die Ursachen viel näher zu suchen habe.

Die Dorischen Tempel der ältesten Ordnung, wie sie in Großgriechenland und Sicilien, bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind, und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken: daß nicht eine hölzerne Hütte zuerst den sehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die ältesten Tempel waren von Holz, sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von innen heraus lagen, und das Gesims ruhte oben druber. Die sichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht lassen kann, ein wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwischen denselben, die sogenannten Metopen, nicht einmal verschlagen, so daß man die Schädel der Opferthiere hineinlegen, daß Pylades, in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurch zu kriechen den Vorschlag thun konnte. Diese ganz solide, einfache und rohe Gestalt der Tempel war jedoch dem Auge des

Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, ahmte man sie so gut man konnte im Dorischen Tempel nach.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man bei hölzernen Tempeln auch die stärksten Stamme zu Saulen genommen habe, weil man sie, wie es scheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunst, dem Hauptbalken nur gerad untersetzte. Als man diese Saulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man fur die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die festesten Steine zur Hand; man mußte die Saulen aus Stücken zusammen setzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte sie also sehr stark in Verhaltniß zur Höhe, und ließ sie spitzer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Pästum, Segeste, Selinunt, Girgent, sind alle von Kalkstein, der mehr oder weniger sich der Tufsteinart nahert, die in Italien Travertin genannt wird; ja die Tempel von Girgent sind alle von dem losesten Muschel-Kalkstein, der sich denken laßt. Sie waren auch deßhalb von der Witterung so leicht anzugreifen, und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerstören.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzahlt: daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines Dorischen Tempels den Marmor beisammengehabt, seine Gedanken geandert, und daraus einen Jonischen gebaut habe.

Vitruv giebt zwar zur Ursache an: daß dieser Baumeister sowohl als andre mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefallt mir mehr zu glauben, daß dieser Mann, als er die schönen Blöcke Marmor vor sich gesehen, solche lieber zu einem gefalligern und reizendern Gebaude bestimmt habe, indem ihn die Materie an der Aus-

führung nicht hinderte. Auch hat man die Doriſche Ordnung ſelbſt immer ſchlanker gemacht, ſo daß zuletzt der Tempel des Hercules zu Cora acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das, was ich ſage, es nicht gerne mit denjenigen verderben, welche für die Form der altdoriſchen Tempel ſehr eingenommen ſind. Ich geſtehe ſelbſt, daß ſie ein majeſtätiſches, ja einige ein reizendes Anſehen haben: allein es liegt in der menſchlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fortzuſchreiten; und ſo war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe, das Auge immer das Schlankere ſuchte, und der Geiſt mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden glaubte.

Beſonders da man von ſo mannichfaltigem ſchönen Marmor ſehr große Säulen aus Einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Geſteins, der alte Granit, aus Aegypten herüber nach Aſien und Europa gebracht ward, und ſeine großen und ſchönen Maſſen zu jedem ungeheuren Gebrauche darbot. So viel ich weiß, ſind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die Joniſche Ordnung unterſchied ſich bald von der Doriſchen, nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulenhöhe, durch ein verzierteres Capital, ſondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Frieſe ließ, und den immer unvermeidlichen Brüchen in der Eintheilung derſelben entging. Auch würden, nach meinem Begriff, die Triglyphen niemals in die Steinbaukunſt gekommen ſeyn, wenn die erſten nachgeahmten Holztempel nicht ſo gar roh geweſen, die Metopen verwahrt und zugeſchloſſen, und der Fries etwa abgetüncht worden wäre. Allein ich geſtehe es ſelbſt, daß ſolche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren,

und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich ist, Gebäude nur wie einen Holzstoß übereinander zu legen.

Daß nun ein solches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muster ward, wornach ein anderes, von einer ganz andern Materie, aufgeführt wurde, ist ein Schicksal, welches unser Menschengeschlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher lagen, und weit schlimmer auf dasselbe wirkten als Metopen und Triglyphen.

Ich überspringe viele Jahrhunderte und suche ein ähnliches Beispiel auf, indem ich den größten Theil so genannter Gothischer Baukunst aus den Holzschnitzwerken zu erklären suche, womit man in den ältesten Zeiten Heiligenschränkchen, Altäre und Capellen auszuzieren pflegte, welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchsen, mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leisten, an die Außenseiten der nordischen Mauern anheftete, und Giebel und formenlose Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider suchten alle nordischen Kirchenverzierer ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit. Wenige verstanden diesen kleinlichen Formen unter sich ein Verhältniß zu geben; und dadurch wurden solche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Kosten versetzt, und in die elendesten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzusetzen das nie geendigt werden kann, indem der erfindungslose Unsinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte einen gleichsam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunst.

Kein Kunstwerk ist unbedingt, wenn es auch der größte, und geübteste Künstler verfertigt: er mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste seyn, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieses ist einer der großen Vorzüge der alten Kunst; und wie Menschen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn sie in der Beschränkung ihrer Natur und Umstände mit der möglichsten Freiheit leben; so verdienen auch jene Künstler unsere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch so viel machten, daß wir mit einer angestrengten und ausgebildeten Geisteskraft ihr Verdienst kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beispiele anführen, wie die Menschen durch das Material zur Kunst geführt und in ihr selbst weiter geleitet worden sind. Für dießmal ein sehr einfaches.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter zu der Aufrichtung so vieler Obelisken durch die Form des Granits selbst sind gebracht worden. Ich habe bei einem sehr genauen

Secretär. Noch sechs sind eingezogen worden, die bey Verwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehn.

Secretär. Es sind zwey Weiber dabey; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und taufen lassen.

Secretär. Brink von Breda's Compagnie will heirathen. Der Hauptmann hofft, ihr werdet's ihm abschlagen. Es sind so viele Weiber bey den Haufen, schreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarsch, sondern einem Zigeuner-Geschleppe ähnlich sehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehn! Es ist ein schöner junger Kerl; er bath mich noch gar dringend, eh' ich wegging. Aber nun soll's keinem mehr gestattet seyn. So leid

Studium der sehr mannichfaltigen Formen, in welchen der Granit sich findet, eine meist allgemeine Uebereinstimmung bemerkt: daß die Parallelepipeden, in welchen man ihn antrifft, öfters wieder diagonal getheilt sind, wodurch sogleich zwei rohe Obelisken entstehen. Wahrscheinlich kommt diese Naturerscheinung in Ober-Aegypten, im Syenitischen Gebirge, kolossalisch vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen ansehnlichen Stein aufrichtete, so hat man dort zu öffentlichen Monumenten die größten, vielleicht selbst in dortigen Gebirgen seltenen, Granit-Keile ausgesucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit solcher Sorgfalt hinein zu arbeiten, und das Ganze zu glätten; aber doch nicht so viel, als wenn die ganze Gestalt, ohne einigen Anlaß der Natur, aus einer ungeheuren Felsmasse hatte herausgehauen werden sollen.

Ich will nicht zur Befestigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben sind; daß nämlich erst eine Vertiefung in den Stein gehauen ist, in welcher die Figur dann erst erhaben steht. Man könnte dieses noch aus einigen andern Ursachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten: daß man die meisten Seiten der Steine schon so ziemlich eben gefunden, dergestalt daß es viel vortheilhafter gewesen, die Figuren gleichsam zu incassiren, als solche erhaben vorzustellen, und die ganze Oberfläche des Steins um so viel zu vertiefen.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl.

Es scheint nicht überflüssig zu seyn, genau anzuzeigen was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man sich gleich auch derselben schon lange in Schriften bedient, wenn sie gleich durch theoretische Werke bestimmt zu seyn scheinen, so braucht denn doch jeder sie meistens in einem eignen Sinne, und denkt sich mehr oder weniger dabei, je schärfer oder schwacher er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden soll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künstler, bei dem man das natürliche Talent voraussetzen muß, in der frühsten Zeit nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Mustern geübt, sich an die Gegenstände der Natur wendete, mit Treue und Fleiß ihre Gestalten, ihre Farben auf das genaueste nachahmte, sich gewissenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemälde das er zu fertigen hatte wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete, ein solcher würde immer ein schatzenswerther Künstler seyn: denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde, daß seine Arbeiten sicher, kräftig und reich seyn müßten.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß eine zwar fähige aber beschränkte Natur

angenehme aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne.

Solche Gegenstände müssen leicht und immer zu haben seyn; sie müssen bequem gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt, und in einem mäßigen Genuß genügsam seyn.

Diese Art der Nachbildung würde also bei sogenannten todten oder stilliegenden Gegenständen von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden. Sie schließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art zu verfahren zu ängstlich, oder nicht hinreichend. Er sieht eine Uebereinstimmung vieler Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann indem er das Einzelne aufopfert; es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchstaben im Zeichnen nur gleichsam nachzubuchstabiren; er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande den er öfters wiederholt hat, eine eigne bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich geradezu ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden unmittelbar ausdruckt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über sittliche Gegenstände sich in der Seele eines jeden, der selbst denkt, anders reihen und gestalten, so wird auch jeder Künstler dieser Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden, er wird ihre Erscheinungen bedachtiger

oder leichter faſſen, er wird ſie geſetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir ſehen daß dieſe Art der Nachahmung am geſchickteſten bei Gegenſtänden angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine ſubordinirte Gegenſtände enthalten. Dieſe letztern müſſen aufgeopfert werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenſtandes erreicht werden ſoll, wie z. E. bei Landſchaften der Fall iſt, wo man ganz die Abſicht verfehlen würde, wenn man ſich ängſtlich beim Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr feſthalten wollte.

Styl.

Gelangt die Kunſt durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung ſich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenſtände ſelbſt endlich dahin, daß ſie die Eigenſchaften der Dinge und die Art wie ſie beſtehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß ſie die Reihe der Geſtalten überſieht, und die verſchiedenen charakteriſtiſchen Formen neben einander zu ſtellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Styl der höchſte Grad wohin ſie gelangen kann, der Grad, wo ſie ſich den höchſten menſchlichen Bemühungen gleichſtellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daſeyn und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erſcheinung mit einem leichten fahigen Gemüth ergreift, ſo ruht der Styl auf den tiefſten Grundfeſten der Erkenntniß, auf dem Weſen der Dinge, in ſo fern uns erlaubt iſt es in ſichtbaren und greiflichen Geſtalten zu erkennen.

Die Ausführung des oben Gesagten würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu, und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben uns dieser Blätter zu erinnern.

Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drei hier von einander getheilten Arten, Kunstwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt sind, und daß eine in die andere sich zart verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leicht faßlicher Gegenstände (wir wollen hier zum Beispiel Blumen und Früchte nehmen) kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es ist natürlich, daß einer, der Rosen nachbildet, bald die schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden, und unter Tausenden, die ihm der Sommer anbietet, heraussuchen werde. Also tritt hier schon die Wahl ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hatte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannichfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirsche, die fein bestaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannichfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunsch im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstigste Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben, gleichsam spielend, gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu erneuern wieder im Stande seyn, und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simpeln

Daſeyns die Eigenſchaften dieſer Gegenſtände ohne mühſame Abſtraction erkennen und faſſen: und ſo werden die Wunderwerke eines Huyſum, einer Rachel Ruyſch entſtehen, welche Künſtler ſich gleichſam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es iſt offenbar, daß ein ſolcher Künſtler nur deſto größer und entſchiedener werden muß, wenn er zu ſeinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker iſt; wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verſchiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Beſtimmung und wechſelſeitigen Wirkungen erkennt; wenn er die ſucceſſive Entwicklung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einſiehet und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl aus den Erſcheinungen ſeinen Geſchmack zeigen, ſondern er wird uns auch durch eine richtige Darſtellung der Eigenſchaften zugleich in Verwunderung ſetzen und belehren. In dieſem Sinne würde man ſagen können, er habe ſich einen Styl gebildet, da man von der andern Seite leicht einſehen kann, wie ein ſolcher Meiſter, wenn er es nicht gar ſo genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken befliſſen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet alſo gleichſam im Vorhofe des Styls. Je treuer, ſorgfaltiger, reiner ſie zu Werke gehet, je ruhiger ſie das was ſie erblickt, empfindet, je gelaſſener ſie es nachahmt, je mehr ſie ſich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr ſie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzuſondern, und einzelne Gegenſtände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernet, deſto würdiger wird ſie ſich machen, die Schwelle des Heiligthums ſelbſt zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, ſo ſehen

wir, daß sie im höchsten Sinne und in der reinsten Bedeutung des Worts ein Mittel zwischen der einfachen Nachahmung und dem Styl seyn könne. Je mehr sie bei ihrer leichteren Methode sich der treuen Nachahmung nahert, je eifriger sie von der andern Seite das Charakteristische der Gegenstande zu ergreifen und faßlich auszudrücken sucht, je mehr sie beides durch eine reine, lebhafte, thatige Individualitat verbindet, desto höher, großer und respectabler wird sie werden. Unterlaßt ein solcher Künstler sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter sie sich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respectablen Sinne nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten, nach unsrer Meinung, in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns bloß angelegen, das Wort Styl in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verstandigen unterhalten ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

Von Arabesken.

Wir bezeichnen mit diesem Namen eine willkürliche und geschmackvolle malerische Zusammenstellung der mannichfaltigsten Gegenstände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir diese Art Malerei mit der Kunst im höhern Sinne vergleichen, so mag sie wohl tadelnswerth seyn und uns geringschätzig vorkommen; allein wenn wir billig sind, so werden wir derselben gern ihren Platz anweisen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am besten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunstfache unsre Meister sind und bleiben.

Wir wollen suchen unsern Lesern anschaulich zu machen, auf welche Weise die Arabesken von den Alten gebraucht worden sind.

Die Zimmer in den Häusern des ausgegrabenen Pompeji sind meistentheils klein; durchgangig findet man aber, daß die Menschen die solche bewohnten alles um sich her gern verziert und durch angebrachte Gestalten veredelt sahen. Alle Wände sind glatt und sorgfaltig abgetüncht, alle sind gemalt; auf einer Wand von mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meistens einen mythologischen Gegenstand vorstellt. Es ist oft nur zwischen zwei und drei Fuß lang und proportionirlich hoch, und hat als

Kunſtwerk mehr oder weniger Verdienſt. Die übrige Wand iſt in Einer Farbe abgetüncht; die Einfaſſung derſelben beſteht aus ſo genannten Arabesken. Stabchen, Schnörkel, Bander, aus denen hie und da eine Blume oder ſonſt ein lebendiges Weſen hervorblickt, alles iſt meiſtentheils ſehr leicht gehalten, und alle dieſe Zierrathen, ſcheint es, ſollen nur dieſe einfarbige Wand freundlicher machen und, indem ſich ihre leichten Zuge gegen das Mittelſtück bewegen, daſſelbe mit dem Ganzen in Harmonie bringen.

Wenn wir den Urſprung dieſer Verzierungsart näher betrachten, ſo werden wir ſie ſehr vernunftig finden. Ein Hausbeſitzer hatte nicht Vermögen genug, ſeine ganzen Wande mit würdigen Kunſtwerken zu bedecken, und wenn er es gehabt hatte, wäre es nicht einmal rathſam geweſen; denn es würden ihn Bilder mit lebensgroßen Figuren in ſeinem kleinen Zimmer nur geängſtigt, oder eine Menge kleiner neben einander ihn nur zerſtreuet haben. Er verziert alſo ſeine Wande nach dem Maaße ſeines Beutels auf eine gefallige und unterhaltende Weiſe; der einfarbige Grund ſeiner Wande mit den farbigen Zierrathen auf demſelben giebt ſeinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für ſich zu denken und zu thun hat, zerſtreuen und beſchaftigen ſie ihn nicht, und doch iſt er von angenehmen Gegenſtanden umgeben. Will er ſeinen Geſchmack an Kunſt befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergötzen, ſo ſieht er ſeine Mittelbildchen an, und erfreut ſich an ihrem Beſitz.

Auf dieſe Weiſe waren alſo Arabesken jener Zeit nicht eine Verſchwendung, ſondern eine Erſparniß der Kunſt geweſen! Die Wand ſollte und konnte nicht ein ganzes Kunſtwerk ſeyn, aber ſie ſollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und fröhlicher Gegenſtand werden, und in ihrer Mitte ein

proportionirliches gutes Kunſtwerk enthalten, welches die Augen anzöge und den Geiſt befriedigte.

Die meiſten dieſer Stücke ſind nunmehr aus den Wänden herausgehoben und nach Portici gebracht; die Wände mit ihren Farben und Zierrathen ſtehen noch meiſtentheils freier Luft ausgeſetzt und müſſen nach und nach zu Grunde gehen.

Wie wünſchenswerth wäre es, daß man nur einige ſolche Wände im Zuſammenhang, wie man ſie gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte; ſo würde das was ich hier ſage einem jeden ſogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die beſſern Künſtler damaliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegen gearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob ſie gleich auch auf Tünche gemalt ſind, ſcheinen doch nicht an dem Orte, wo ſie ſich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu ſeyn: es ſcheint als habe man ſie erſt herbei gebracht, an die Wand befeſtigt, und ſie daſelbſt eingetüncht und die übrige Fläche umher gemalt.

Es iſt ſehr leicht, aus Kalk und Puzzolane feſte und transportable Tafeln zu fertigen. Wahrſcheinlich hatten gute Künſtler ihren Aufenthalt in Neapel, und malten mit ihren Schülern ſolche Bilder in Vorrath; von daher holte ſich der Bewohner eines Landſtädtchens, wie Pompeji war, nach ſeinem Vermögen ein ſolches Bild; Tüncher und ſubordinirte Künſtler, welche fähig waren Arabesken hinzuzeichnen, fanden ſich eher, und ſo ward das Bedürfniß eines jeden Hausbeſitzers befriedigt.

Man hat in dem Gewölbe eines Hauſes zu Pompeji ein paar ſolche Tafeln los und an die Wand gelehnt gefunden;

mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß geplagt genug sind, ihren besten Spaß zu versagen.

Secretär. Zwey von euern Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter, übel mitgespielt. Sie kriegten sie allein, und die Dirne konnte sich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen ist, und sie haben Gewalt gebraucht; so soll er sie drey Tage hinter einander mit Ruthen streichen lassen, und wenn sie etwas besitzen, soll er so viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausstattung gereicht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern ist heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er schwört, er sey im Begriff, nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl soll er enthauptet werden.

Egmont. Sie sollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm versichern, daß er das zweytemal nicht so wegkommt.

und daraus hat man schließen wollen, die Einwohner hätten bei der Eruption des Vesuv Zeit gehabt, solche von den Wänden abzusagen, in der Absicht sie zu retten. Allein es scheint mir dieses in mehr als einem Sinne höchst unwahrscheinlich, und ich bin vielmehr überzeugt, daß es solche angeschaffte Tafeln gewesen, welche noch erst in einem Gebäude hätten angebracht werden sollen.

Fröhlichkeit, Leichtsinn, Lust zum Schmuck, scheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben, und in diesem Sinn mag man sie gerne zulassen, besonders wenn sie, wie hier, der bessern Kunst gleichsam zum Rahmen dienen, sie nicht ausschließen, sie nicht verdrängen, sondern sie nur noch allgemeiner, den Besitz guter Kunstwerke möglicher machen.

Ich würde deßwegen nie gegen sie eifern, sondern nur wünschen, daß der Werth der höchsten Kunstwerke erkannt würde. Geschieht das, so tritt alle subordinirte Kunst, bis zum Handwerk herunter, an ihren Platz, und die Welt ist so groß und die Seele hat so nöthig ihren Genuß zu vermannichfaltigen, daß uns das geringste Kunstwerk an seinem Platz immer schätzbar bleiben wird.

In den Badern des Titus zu Rom sieht man auch noch Ueberbleibsel dieser Malerei. Lange gewölbte Gänge, große Zimmer, sollten gleichsam nur geglattet und gefarbt, mit so wenig Umständen als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Festigkeit sie der Tunche zu geben wußten. Diese reine Fläche malten sie mit Wachsfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verloren haben und in

ihrer erſten Zeit wie mit einem glänzenden Firniß überzogen waren. Schon alſo, wie geſagt, ergötzte ein ſolcher gewölbter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck contraſtirte gleichſam mit den großen, einfachen, architektoniſchen Maſſen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunklen Saal zur bunten Welt. Wo ſie ſolid verzieren ſollten und wollten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein andermal die Rede ſeyn wird.

Die berühmten Arabesken, womit Raphael einen Theil der Logen des Vaticans ausgeziert, ſind freilich ſchon in einem andern Sinne; es iſt als wenn er verſchwenderiſch habe zeigen wollen, was er erfinden, und was die Anzahl geſchickter Leute, welche mit ihm waren, ausführen konnte. Hier iſt alſo ſchon nicht mehr jene weiſe Sparſamkeit der Alten, die nur gleichſam eilten mit einem Gebäude fertig zu werden, um es genießen zu können: ſondern hier iſt ein Künſtler, der für den Herrn der Welt arbeitet, und ſich ſowohl als jenem ein Denkmal der Fülle und des Reichthums errichten will. Am meiſten im Sinne der Alten dünken mich die Arabesken in einem Zimmerchen der Villa, welche Raphael mit ſeiner Geliebten bewohnte. Hier findet man, an den Seiten der gewölbten Decke, die Hochzeit Alexanders und Roxanens, und ein ander geheimnißvoll allegoriſches Bild, wahrſcheinlich die Gewalt der Begierden vorſtellend. An den Wänden ſieht man kleine Genien und ausgewachſene männliche Geſtalten, die auf Schnörkeln und Stäben gaukeln, und ſich heftiger und munterer bewegen. Sie ſcheinen zu balanciren, nach einem Ziel zu eilen, und was alles die Lebensluſt für Bewegungen einflößen mag.

Das Brustbild der schönen Fornarina ist viermal wiederholt, und die halb leichtsinnigen, halb soliden Zierrathen dieses Zimmerchens athmen Freude, Leben und Liebe. Er hat wahrscheinlicherweise nur einen Theil davon selbst gemalt, und es ist um so reizender, weil er hier viel hatte machen können, aber weniger, und eben was genug war, machen wollte.

Ueber Christus und die zwölf Apostel,

nach Raphael von Marc-Anton gestochen, und von Herrn Professor Langer in Düsseldorf copirt.

1789.

Indem wir die Meisterwerke Raphael's bewundern, bemerken wir gar leicht eine höchst glückliche Erfindung, und eine dem Gedanken ganz gemäße, bequeme und leichte Ausführung. Wenn wir jenes einem glücklichen Naturell zuschreiben, so sehen wir in diesem einen durch vieles Nachdenken geübten Geschmack, und eine durch anhaltende Uebung unter den Augen großer Meister erlangte Kunstfertigkeit.

Die dreizehn Blätter, welche Christum und die zwölf Apostel vorstellen, und welche Marc-Anton nach ihm gestochen, Herr Professor Langer in Düsseldorf aber neuerdings copirt hat, geben uns die schönste Gelegenheit jene Betrachtung zu erneuern.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an seinen Worten und an seinem Daseyn hingen, und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrer-Tode krönten, gebührend vorzustellen, hat er mit einer solchen Einfalt, Mannichfaltigkeit, Herzlichkeit und mit so einem reichen Kunstverständniß

aufgelöſ't, daß wir dieſe Blätter für eins der ſchönſten Monumente ſeines glücklichen Daſeyns halten können.

Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beſchäftigung, Wandel und Tode, in ihren Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das zarteſte benutzt, und dadurch eine Reihe von Geſtalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben.

Wir wollen ſie einzeln durchgehen, um unſere Leſer auf dieſe intereſſante Sammlung aufmerkſam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad von vorne geſtellt und ihm eine feſte gedrungene Geſtalt gegeben. Die Extremitäten ſind bei dieſer, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kurzer ſcheint. Der Hals iſt kurz, und die kurzen Haare ſind unter allen dreizehn Figuren am ſtärkſten gekrauſ't. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zuſammen, das Geſicht ſieht man, wie die übrige Geſtalt, ganz von vorn. Die Figur iſt in ſich ſelbſt zuſammengenommen und ſteht da, wie ein Pfeiler, der eine Laſt zu tragen im Stande iſt.

Paulus iſt auch ſtehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer der geben will und nochmals zurückſieht; der Mantel iſt aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geſchlagen; die Füße ſind frei, es hindert ihn nichts am Fortſchreiten; Haare und Bart bewegen ſich wie Flammen, und ein ſchwärmeriſcher Ernſt glüht auf dem Geſichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krauſen Haaren. Er ſcheint zufrieden, ruhig, die Zeugniſſe der Religion, das Buch und den Kelch, zu beſitzen und vorzuzeigen. Es iſt ein ſehr glücklicher Kunſtgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand zugleich mit in die Höhe bringt, und durch dieſes Mittel die

schön angelegten Falten in die vollkommenste Lage gesetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf seinem Daseyn ruhender Mann. Die allzugroße Ruhe und Bequemlichkeit ist durch einen ernsthaften, beinahe scheuen Blick ins Gleichgewicht gebracht; die Falten die über den Leib geschlagen sind, und der Geldbeutel, geben einen unbeschreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas ist eine der schönsten, in der größten Einfalt ausdrucksvollsten Figuren. Er steht in seinen Mantel zusammengenommen, der auf beiden Seiten fast symmetrische Falten wirft, die aber, durch ganz leise Veränderungen, einander völlig unähnlich gemacht worden sind. Stiller, ruhiger, bescheidener kann wohl kaum eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmoniren auf das schönste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Außenseite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus major. Eine sanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrims-Gestalt.

Philippus. Man lege diesen zwischen die beiden vorhergehenden, und betrachte den Faltenwurf aller drei neben einander, und es wird auffallen, wie reich, groß und breit die Falten dieser Gestalt gegen jene gehalten sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so sicher steht er, so fest hält er das Kreuz, so scharf sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoset sein Kreuz mehr als er es tragt; die einfachen Falten des Mantels sind mit großem Verstande geworfen.

Thaddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reise zu thun pflegen, sein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieser einfachen Handlung entstehen sehr schöne Falten. Er trägt die Partisane, das Zeichen seines Märtyrer-Todes, als einen Wanderstab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch höchst verstandene Falten vermannichfaltigten einfachen Kleide, lehnt sich auf einen Spieß, sein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels sowohl als des übrigen Gewandes, womit diese mehr von hinten als von der Seite zu sehende Figur bekleidet ist, gehören mit unter die schönsten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchse eine unbeschreibliche Harmonie zu bewundern ist.

Bartholomäus steht in seinen Mantel wild und mit großer Kunst kunstlos eingewickelt; seine Stellung, seine Haare, die Art wie er das Messer hält, möchte uns fast auf die Gedanken bringen, er sey eher bereit jemanden die Haut abzuziehen, als eine solche Operation zu dulden.

Christus zuletzt wird wohl niemanden befriedigen, der die Wundergestalt eines Gottmenschen hier suchen möchte. Er tritt einfach und still hervor um das Volk zu segnen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen ist, in schönen Falten das Knie sehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es sich keinen Augenblick so erhalten könne, sondern gleich herunter fallen müsse. Wahrscheinlich hat Raphael supponirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten und lasse es in dem Augenblicke, in dem sie den Arm zum

Segnen aufhebt, los, so daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieses ein Beispiel von dem schönen Kunstmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zustand der Falten anzudeuten.

Alles dieses bisher Gesagte sind immer nur Noten ohne Text, und wir würden uns wohl schwerlich entschlossen haben sie aufzuzeichnen, noch weniger sie abdrucken zu lassen, wenn es nicht unsern Lesern möglich ware, sich wenigstens einen großen Theil des Vergnügens zu verschaffen, welches man beim Anblick dieser Kunstwerke genießt.

Herr Professor Langer in Düsseldorf hat von diesen seltenen und schätzbaren Blattern uns vor kurzem Copien geliefert, welche, für das was sie leisten, um einen sehr geringen Preis zu haben sind.

Die Contoure im Allgemeinen, sowohl der ganzen Figuren als der einzelnen Theile, sind sorgfaltig und treu gearbeitet; auch sind Licht und Schatten im Ganzen genommen harmonisch genug behandelt, und der Stich thut, besonders auf lichtgrauem Papier, einen ganz guten Effect. Diese Blatter gewahren also unstreitig einen Begriff von dem Werth der Originale in Absicht auf Erfindung, Stellung, Wurf der Falten, Charakter der Haare und der Gesichter, und wir durfen wohl sagen, daß kein Liebhaber der Kunste versaumen sollte, sich diese Langerischen Copien anzuschaffen, selbst in dem seltenen Falle, wenn er die Originale besaße; denn auch alsdann würden ihm diese Copien, wie eine gute Uebersetzung, noch manchen Stoff zum Nachdenken geben. Wir wollen hingegen auch nicht bergen, daß, in Vergleichung mit den Originalen, uns diese Copien manches zu wünschen übrig lassen. Besonders bemerkt man bald, daß die Geduld und Aufmerksamkeit des Copirenden durch alle dreizehn Blatter sich nicht

gleich geblieben ist. So ist zum Beispiel die Figur des Petrus mit vieler Sorgfalt, die Figur des Johannes dagegen sehr nachlässig gearbeitet, und bei genauer Prüfung findet man, daß die übrigen sich bald diesem bald jenem an Werthe nähern. Da alle Figuren bekleidet sind, und der größere Kunstwerth in den harmonischen, zu jedem Charakter, zu jeder Stellung passenden Gewandern liegt, so geht freilich die höchste Bluthe dieser Werke verloren, wenn der Copirende nicht überall die Falten auf das zarteste behandelt. Nicht allein die Hauptfalten der Originale sind meisterhaft gedacht, sondern von den scharfsten und kleinsten Brüchen, bis zu den breitesten Verflachungen ist alles überlegt, und mit dem verständigsten Grabstichel jeder Theil nach seiner Eigenschaft ausgedruckt. Die verschiedenen Abschattungen, kleine Vertiefungen, Erhöhungen, Ränder, Brüche, Saume sind alle mit einer bewundernswürdigen Kunst nicht angedeutet, sondern ausgeführt; und wenn man an diesen Blattern den strengen Fleiß und die große Reinlichkeit der Albrecht Dürerischen Arbeiten vermißt, so zeigen sie dagegen bei dem größten Kunstverstand, ein so leichtes und glückliches Naturell ihrer Urheber, daß sie uns wieder unschatzbar vorkommen. In den Originalen ist keine Falte von der wir uns nicht Rechenschaft zu geben getrauen; keine, die nicht, selbst in den schwachern Abdrucken, welche wir vor uns haben, bis zu ihrer letzten Abstufung zu verfolgen ware. Bei den Copien ist das nicht immer der Fall, und wir haben es nur desto mehr bedauert, da, nach dem was schon geleistet ist, es Herrn Professor Langer gar nicht an Kunstfertigkeit zu fehlen scheint, das Mehrere gleichfalls zu leisten. Nach allem diesem glauben wir mit gutem Gewissen wiederholen zu können, daß wir wünschen diesen geschickten, auf ernsthafte Kunstwerke aufmerksamen,

und (welches in unſerer Zeit ſelten zu ſeyn ſcheint) Aufmerkſamkeit erregenden Künſtler, durch gute Auf- und Abnahme ſeiner gegenwärtigen Arbeit aufgemuntert zu ſehen, damit er in der Folge etwa noch ein und das andere ähnliche Werk unternehmen, und mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte uns eine Arbeit vorlegen möge, welche wir mit einem ganz unbedingten Lobe den Liebhabern anpreiſen können.

Joseph Bossi

über Leonard da Vinci Abendmahl zu Mailand.

Großfolio. 264 Seiten. 1810.

Der Verfasser dieses bedeutenden Werkes, ein Mailänder, geboren 1777, von der Natur begabt mit schönen Fähigkeiten die sich früh entwickelten, vor allem aber mit Neigung und Geschick zur bildenden Kunst ausgestattet, scheint aus sich selbst und an Leonard da Vinci Verlassenschaft sich heran gebildet zu haben. So viel wissen wir übrigens von ihm, daß er nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Rom und seiner Rückkunft ins Vaterland, als Director einer neu zu belebenden Kunstakademie angestellt ward.

So zum Nachdenken als wie zum Arbeiten geneigt, hatte er die Grundsätze und Geschichte der Kunst sich eigen gemacht, und durfte daher das schwere Geschäft übernehmen, in einer wohldurchdachten Copie das berühmte Bild Leonard's da Vinci, das Abendmahl des Herrn, wieder herzustellen, damit solches in Mosaik gebracht, und für ewige Zeiten erhalten würde. Wie er dabei verfahren, davon giebt er in genanntem Werke Rechenschaft, und unsere Absicht ist eine kurze Darstellung seiner Bemühungen zu liefern.

Allgemein wird dieses Buch von Kunstfreunden günstig aufgenommen, solches aber näher zu beurtheilen ist man in Weimar glücklicherweise in den Stand gesetzt; denn indem

Boſſi ein gänzlich verdorbenes, übermaltes Original nicht zum Grund ſeiner Arbeit legen konnte, ſah er ſich genöthigt, die vorhandenen Copien deſſelben genau zu ſtudiren; er zeichnete von drei Wiederholungen die Köpfe, wohl auch Hände durch, und ſuchte möglichſt in den Geiſt ſeines großen Vorgängers einzudringen und deſſen Abſichten zu errathen, da er denn zuletzt durch Urtheil, Wahl und Gefühl geleitet, ſeine Arbeit vollendete, zum Vorbild einer nunmehr ſchon fertigen Moſaik. Gedachte Durchzeichnungen finden ſich ſämmtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reiſe Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei; von wie großem Werth ſie aber ſeyen, wird ſich in der Folge dieſer Darſtellung zeigen.

Aus dem Leben Leonard's.

Vinci, ein Schloß und Herrſchaft in Val d'Arno, nahe bei Florenz, hatte in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Beſitzer Namens Pierro, dem ein natürlicher Sohn, von einer uns unbekannt gebliebenen Mutter, geboren ward. Dieſer, Leonard genannt, erwies gar bald als Knabe ſich mit allen ritterlichen Eigenſchaften begabt; Stärke des Körpers, Gewandtheit in allen Leibesübungen, Anmuth und gute Sitten waren ihm verliehen, mächtig aber zeigte ſich Leidenſchaft und Fertigkeit zur bildenden Kunſt, deßhalb man ihn ſogleich nach Florenz zu Verrocchio, einem denkenden, durchaus theoretiſch begründeten Manne in die Lehre that, da denn Leonard ſeinen Meiſter praktiſch bald übertraf, ja demſelben das Malen verleidete.

Die Kunſt befand ſich damals auf einer Stufe, wo ein groſſes Talent mit Glück antreten und ſich im Glanze ſeiner Thatigkeit zeigen kann; ſie hatte ſich ſchon ſeit zwei Jahrhunderten von der magern Steifheit jener Byzantiniſchen Schule

losgesagt, und sogleich durch Nachahmung der Natur, durch Ausdruck frommer, sittlicher Gesinnungen, ein neues Leben begonnen; der Künstler arbeitete trefflich, aber unbewußt, ihm gelang was ihm sein Talent eingab, wohin sein Gefühl ihn trug, so weit sein Geschmack sich ausbildete, aber keiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten was er leistete, und von seinen Mangeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat jeder im Auge, aber eine lebendige Einheit fehlt; man findet die herrlichsten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusammengedacht; überall trifft man auf etwas Zufälliges, Fremdes; noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wornach man seine eigene Arbeit beurtheilt hätte.

In solche Zeit kam Leonard, und wie ihm bei angeborner Kunstfertigkeit die Natur nachzuahmen leicht war, so bemerkte sein Tiefsinn gar bald, daß hinter der äußern Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimniß verborgen liege, nach dessen Erkenntniß er sich unermüdet bestreben sollte; er suchte daher die Gesetze des organischen Baus, den Grund der Proportion, bemühte sich um die Regeln der Perspective, der Zusammenstellung, Haltung und Farbung seiner Gegenstände im gegebenen Raum, genug alle Kunsterfordernisse suchte er mit Einsicht zu durchdringen; was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Verschiedenheit menschlicher Gesichtsbildung, in welcher sich sowohl der bestehende Charakter, als die momentane Leidenschaft dem Auge darstellt, und dieses wird der Punkt seyn, wo wir, das Abendmahl betrachtend, am längsten zu verweilen haben.

Deſſen öffentliche Werke.

Die unruhigen Zeiten, welche der unzulängliche Peter Medicis über Florenz heranzog, trieben Leonarden in die Lombardei, wo eben nach dem Tode des Herzogs Francisco Sforza, deſſen Nachfolger Ludwig, mit dem Zunamen il Moro, ſeinem Vorgänger und ſich ſelbſt, durch gleiche Großheit und Thätigkeit Ehre machen, auch die eigene Regierung durch Kunſtwerke zu verherrlichen gedachte. Hier nun erhielt Leonard ſogleich den Auftrag eine rieſenhafte Reiterſtatue vorzubereiten. Das Modell des Pferdes war nach mehreren Jahren zur allgemeinen Bewunderung fertig. Da man es aber bei einem Feſte, als das Prächtigſte was man aufführen konnte, in der Reihe mit hinzog, zerbrach es, und der Künſtler ſah ſich genöthigt das zweite vorzunehmen; auch dieſes ward vollendet. Nun zogen die Franzoſen über die Alpen; es diente den Soldaten als Zielbild, ſie ſchoſſen es zuſammen, und ſo iſt uns von beiden, die eine Arbeit von ſechzehn Jahren gekoſtet, nichts übrig geblieben. Daran erkennen wir, daß eitle Prunkſucht, eben ſo wie roher Unverſtand, den Künſten zum höchſten Schaden gereiche.

Nur im Vorübergehen gedenken wir der Schlacht von Anghiari, deren Carton er zu Florenz mit Michel Angelo wetteifernd ausarbeitete, und des Bildes der heiligen Anna, wo Großmutter, Mutter und Enkel, Schooß auf Schooß kunſtreich zuſammen gruppirt ſind.

Das Abendmahl.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unſerer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloſter alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war; möchten

unſere Leſer Morghen's Kupferſtich vor ſich nehmen, welcher hinreicht uns ſowohl über das Ganze, als wie das Einzelne zu verſtändigen.

Die Stelle wo das Bild gemalt iſt, wird allervörderſt in Betrachtung gezogen: denn hier thut ſich die Weisheit des Künſtlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte, für ein Refectorium, etwas ſchicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten ſollte?

Als Reiſende haben wir dieſes Speiſezimmer vor manchen Jahren noch unzerſtört geſehen. Dem Eingang an der ſchmalen Seite gegenuber, im Grunde des Saals, ſtand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstiſche, ſammtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nun wenn der Hereintretende ſich umkehrte, ſah er an der vierten Wand, über den nicht allzuhohen Thüren, den vierten Tiſch gemalt, an demſelben Chriſtus und ſeine Jünger eben als wenn ſie zur Geſellſchaft gehörten. Es muß zur Speiſeſtunde ein bedeutender Anblick geweſen ſeyn, wenn die Tiſche des Priors und Chriſti als zwei Gegenbilder auf einander blickten, und die Mönche an ihren Tafeln ſich dazwiſchen eingeſchloſſen fanden. Und eben deßhalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstiſche zum Vorbilde nehmen. Auch iſt gewiß das Tiſchtuch mit ſeinen gequetſchten Falten, gemuſterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waſchkammer des Kloſters genommen; Schuſſeln, Teller, Becher und ſonſtiges Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, deren ſich die Mönche bedienten.

Hier war alſo keineswegs die Rede von Annaherung an ein unſichres, veraltetes Coſtum. Höchſt ungeſchickt ware es geweſen, an dieſem Orte die heilige Geſellſchaft auf Polſter auszuſtrecken. Nein! ſie ſollte der Gegenwart angenahert

werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominicanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämmtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Nothwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler schuf sich hier eilf Halbfiguren, deren Schooß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich seyn sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaale obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kraftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht, und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Contrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch der mich verräth! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekraftigt: Ja es ist nicht anders! Einer ist unter euch der mich verräth.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonard dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dieß konnte aber auch nur ein Italianer finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dieß ist ein Schelm, — nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dieß ist ein Hauptpunkt. Dieß merket besonders wohl, meine Zuhörer!" — Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der, alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonard sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich fassliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in Eins gedacht, in Verhältniß gestellt, und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt, nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes

rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum, und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräther sey? Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftestes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrath. Jacobus der ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und, sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister, und verbindet so, durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn: er hat die linke Hand offen auf den Tisch

gelegt, und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen; eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermuthet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sey betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, sitzt, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen was Johannes vom Herrn ausfragen wird: denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjungers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jacobus der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jacobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jacob der jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Technisches Verfahren.

Indem uns nun noch manches über Gestalten und Gesichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu sagen übrig bleibt, wenden

wir uns zu einem andern Theil des Vortrags, von welchem wir nur Betrübniß erwarten können: es ſind nämlich die mechaniſchen, chemiſch-phyſiſchen und techniſchen Kunſtmittel, welche der Künſtler anwendete das herrliche Werk zu verfertigen. Durch die neueſten Unterſuchungen wird es nur allzuklar, daß es auf die Mauer mit Oelfarbe gemalt geweſen; dieſes Verfahren, ſchon längſt mit Vortheil ausgeübt, mußte einem Künſtler wie Leonard höchſt willkommen ſeyn, der, mit dem glücklichſten Blick die Natur anzuſchauen geboren, ſie zu durchſchauen trachtete, um ihr Inneres im Aeußern vorzuſtellen.

Wie groß dieſe Unternehmung, ja wie ſie anmaßend ſey, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken daß die Natur von innen heraus arbeitet, und ſich ſelbſt erſt unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe ſie, nach tauſendfältigen Verſuchen, die Organe aus und an einander zu entwickeln fähig wird, um eine Geſtalt wie die menſchliche hervorzubringen, welche zwar die höchſten innerlichen Vollkommenheiten äußerlich offenbart, das Räthſel aber, wohinter die Natur ſich verbirgt, mehr zu verwickeln als zu löſen ſcheint.

Das Innere nun im Aeußern gewiſſenhaft darzuſtellen, war nur der größten Meiſter höchſter und einziger Wunſch; ſie trachteten nicht nur den Begriff des Gegenſtandes treffend wahr nachzubilden, ſondern die Abbildung ſollte ſich an die Stelle der Natur ſelbſt ſetzen, ja, in Abſicht auf Erſcheinung, ſie überbieten. Hier war nun vor allem die höchſte Ausführlichkeit nöthig, und wie ſollte dieſe anders als nach und nach zu leiſten ſeyn. Ferner war unerläßlich, daß man irgend einen Neuezug anbringen und aufſetzen könne; dieſe Vortheile und noch ſo viele andere bietet die Oelmalerei.

Und ſo hat man denn nach genauer Unterſuchung gefunden, daß Leonard ein Gemiſch von Maſtix, Pech und andern

Ferner sagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühr einen halben Monath zurückhalten; man könne indessen Rath schaffen; sie möchten sich einrichten.

Egmont. Was ist da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das soll er bleiben lassen.

Secretär. Woher befehlt ihr denn, daß er das Geld nehmen soll?

Egmont. Darauf mag er denken; es ist ihm im vorigen Briefe schon gesagt.

Secretär. Deswegen thut er die Vorschläge.

Egmont. Die taugen nicht. Er soll auf was anders sinnen. Er soll Vorschläge thun, die annehmlich sind, und vor allem soll er das Geld schaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Ant-

Antheilen, mit warmen Eisen auf den Mauertünch gezogen. Ferner, um sowohl einen völligen glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Ueberzug von Bleiweiß, auch gelben und feinen Thonerden. Aber eben diese Sorgfalt scheint dem Werke geschadet zu haben: denn wenn auch dieser letzte zarte Oeltünch im Anfange, als die darauf getragenen Farben des Bildes genugsame Nahrung hatten, seinen Theil davon aufnahm und sich eine Weile gut hielt, so verlor er doch, als das Oel mit der Zeit austrocknete, gleichfalls seine Kraft und fing an zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerst den Moder erzeugte, durch welchen das Bild nach und nach unscheinbar ward.

Ort und Platz.

Was aber noch mehr traurige Betrachtungen erregt, ist leider daß man, als das Bild gemalt wurde, dessen Untergang aus der Beschaffenheit des Gebäudes und der Lage desselben weissagen konnte. Herzog Ludwig, aus Absicht oder Grille, nöthigte die Mönche ihr verfallendes Kloster an diesem widerwärtigen Orte zu erneuern, daher es denn schlecht und wie zur Frohne gebaut ward. Man sieht in den alten Umgangen elende, liederlich gearbeitete Saulen, große Bogen mit kleinen abwechselnd, ungleiche, angegriffene Ziegeln, Materialien von alten abgetragenen Gebäuden. Wenn man nun so an äußerlichen, dem Blick des Beobachters ausgesetzten Stellen verfuhr, so läßt sich fürchten, daß die inneren Mauern, welche übertüncht werden sollten, noch schlechter behandelt worden. Hier mochte man verwitternde Backsteine und andere von schädlichen Salzen durchdrungene Mineralien verwenden, welche die Feuchtigkeit des Locals einsogen und verderblich wieder aushauchten.

Ferner ſtand die unglückliche Mauer, welcher ein ſo großer Schatz anvertraut war, gegen Norden, und überdieß in der Nähe der Küche, der Speiſekammer, der Aurichten, und wie traurig! daß ein ſo vorſichtiger Künſtler, der ſeine Farben nicht genugſam wählen und verfeinern, ſeine Firniſſe nicht genug klären konnte, durch Umſtände genöthigt war, gerade Platz und Ort, wo das Bild ſtehen ſollte, den Hauptpunkt worauf alles ankommt, zu überſehen, oder nicht genug zu beherzigen.

Wäre aber doch trotz allem dieſem das ganze Kloſter auf einer Höhe geſtanden, ſo würde das Uebel nicht auf einen ſolchen Grad erwachſen ſeyn. Es liegt aber ſo tief, das Refectorium tiefer als das Uebrige, ſo daß im Jahr 1800 bei anhaltendem Regen das Waſſer darin über drei Palmen ſtand, welches uns zu folgern berechtigt, daß das entſetzliche Gewaſſer, welches 1500 niederging und überſchwoll, ſich auf gleiche Weiſe hierher erſtreckt habe. Denke man ſich auch, daß die damaligen Geiſtlichen das Möglichſte zur Austrocknung gethan, ſo blieb leider noch genug eingeſogene Feuchtigkeit zurück, und dieß ereignete ſich ſogar ſchon zu der Zeit, als Leonard noch malte.

Etwa zehn Jahre nach beendigtem Bilde überfiel eine ſchreckliche Peſt die gute Stadt, und wie kann man bedrängten Geiſtlichen zumuthen, daß ſie, von aller Welt verlaſſen, in Todesgefahr ſchwebend, für das Gemälde ihres Speiſezimmers Sorge tragen ſollten?

Kriegsunruhen und unzählig anderes Unglück, welches die Lombardei in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts betraf, verurſachten gleichfalls die gänzliche Vernachläſſigung ſolcher Werke, da denn das unſere, bei den ſchon angeführten inneren Mängeln, beſonders der Mauer, des Tünchgrundes,

vielleicht der Malweise selbst, dem Verderben schon überliefert war. In der Hälfte des 16ten Jahrhunderts sagt ein Reisender, das Bild sey halb verdorben; ein anderer sieht darin nur einen blinden Flecken; man beklagt das Bild als schon verloren, versichert, man sehe es kaum und schlecht; einer nennt es völlig unbrauchbar, und so sprechen alle spätern Schriftsteller dieser Zeit.

Aber das Bild war doch immer noch da, und wenn auch gegen seine erste Zeit nur ein Schatten, es war noch vorhanden. Jetzt aber nach und nach tritt die Furcht ein, es völlig zu verlieren; die Sprünge vermehren sich, sie laufen zusammen, und die große kostbare Flache, in unzahlige kleine Krusten zersprengt, droht Stück vor Stück herabzufallen. Von diesem Zustande gerührt, laßt Cardinal Friedrich Borromeo 1612 eine Copie fördern, deren wir nur vorläufig dankbar gedenken.

Zunehmendes Verderbniss.

Allein nicht nur der Zeitverlauf, in Verbindung mit gedachten Umstanden, nein die Besitzer selbst, die seine Hüter und Bewahrer hatten seyn sollen, veranlaßten sein größtes Verderben, und bedeckten dadurch ihr Andenken mit ewiger Schande. Die Thüre schien ihnen zu niedrig, durch die sie ins Refectorium gehen sollten, sie war symmetrisch mit einer andern im Sockel angebracht, worauf das Bild fußte. Sie verlangten einen majestatischen Eingang in dieses ihnen so theure Gemach.

Eine Thüre, weit größer als nöthig, ward in die Mitte gebrochen, und, ohne Pietät, weder gegen den Maler noch gegen die abgebildeten Verklarten, zerstörten sie die Fuße einiger Apostel, ja Christi selbst. Und hier fangt der Ruin

des Bildes eigentlich an! [illegible] da, um einen Bogen zu wölben eine weit größere Lücke [illegible] die Thüre in die Mauer gebrochen werden mußte, so g[illegible]nicht allein mehr von der Fläche des Bildes verloren, sond[illegible] die Hammer- und Hackenschläge erschütterten das Gemälde in seinem eigenen Felde; an vielen Orten ging die Kruste los, deren Stücke man wieder mit Nägeln befestigte.

Späterhin war das Bild durch eine neue Geschmacklosigkeit verfinstert, indem man ein landesherrliches Wappenschild unter der Decke befestigte, welches, Christi Scheitel fast berührend, wie die Thüre von unten, so nun auch von oben des Herrn Gegenwart beengte und entwürdigte. Von dieser Zeit an besprach man die Wiederherstellung immer aufs neue, unternommen wurde sie später: denn welcher ächte Künstler mochte die Gefahr einer solchen Verantwortung auf sich nehmen? Unglücklicherweise endlich im Jahr 1726 meldet sich Bellotti, arm an Kunst, und zugleich, wie gewöhnlich, mit Anmaßungen überflüssig begabt; dieser, marktschreierisch, rühmte sich eines besondern Geheimnisses, womit er das verblichene Bild ins Leben zu rufen sich unterfange. Mit einer kleinen Probe bethört er die kenntnißlosen Mönche, seiner Willkür wird solch ein Schatz verdungen, den er sogleich mit Bretterverschlägen verheimlicht, und nun, dahinter verborgen, mit kunstschandertscher Hand das Werk von oben bis unten übermalt. Die Mönchlein bewunderten das Geheimniß, das er ihnen, um sie völlig zu bethören, in einem gemeinen Firniß mittheilte, damit sollten sie, wie er sie versicherte, sich künftig aus allen Verlegenheiten erretten.

Ob sie bei einer neuen bald eintretenden Uebernebelung des Bildes von diesem köstlichen Mittel Gebrauch gemacht ist nicht bekannt, aber gewiß ward es noch einigemal theilweise

aufgefriſcht, und zwar mit Waſſerfarbe, wie ſich noch an einigen Stellen bemerken läßt.

Indeſſen verdarb das Bild immer und weiter, und aufs neue ward die Frage, inwiefern es noch zu erhalten ſey, nicht ohne manchen Streit unter Kunſtlern und Anordnenden beſprochen. De Giorgi, ein beſcheidener Mann von maßigem Talent, aber einſichtig und eifrig, Kenner der wahren Kunſt, lehnte beharrlich ab ſeine Hand dahin zu führen, wo Leonard die ſeinige gehalten habe.

Endlich 1770, auf wohlmeinenden, aber Einſicht ermangelnden Befehl, durch Nachgiebigkeit eines hofmänniſchen Priors, ward einem gewiſſen Mazza das Geſchaft übertragen; dieſer pfuſchte meiſterhaft; die wenigen alten Originalſtellen, obſchon durch fremde Hand zweimal getrübt, waren ſeinem freien Pinſel ein Anſtoß; er beſchabte ſie mit Eiſen, und bereitete ſich glatte Stellen, die Zuge ſeiner frechen Kunſt hinzuſudeln, ja mehrere Köpfe wurden auf gleiche Weiſe behandelt.

Dawider nun regten ſich Männer und Kunſtfreunde in Mailand, öffentlich tadelte man Gönner und Clienten. Lebhafte, wunderliche Geiſter ſchürten zu, und die Gahrung ward allgemein. Mazza, der zu der Rechten des Heilands zu malen angefangen hatte, hielt ſich dergeſtalt an die Arbeit, daß er auch zur Linken gelangte, und nur unberührt blieben die Köpfe des Matthäus, Thaddäus, und Simon. Auch an dieſen gedachte er Bellotti's Arbeit zuzudecken, und mit ihm um den Namen eines Herkules zu wetteifern. Dagegen aber wollte das Geſchick, daß, nachdem der abhangige Prior einen auswartigen Ruf angenommen, ſein Nachfolger, ein Kunſtfreund, nicht zauderte den Mazza ſogleich zu entfernen, durch welchen Schritt genannte drei Köpfe in ſo fern

gerettet worden, daß man das Verfahren des Bellotti darnach beurtheilen kann. Und zwar gab dieser Umstand wahrscheinlich zu der Sage Gelegenheit: es seyen noch drei Köpfe des achten Originals übrig geblieben.

Seit jener Zeit ist, nach mancher Berathschlagung, nichts geschehen, und was hätte man denn an einem dreihundertjährigen Leichnam noch einbalsamiren sollen. Im Jahr 1796 überstieg das Französische Heer siegreich die Alpen, der General Bonaparte führte sie an. Jung, ruhmbegierig und Gerühmtes aufsuchend, ward er vom Namen Leonard's an den Ort gezogen, der uns nun so lange fest hält.

Er verordnete gleich, daß hier keine Kriegswohnung seyn, noch anderer Schaden geschehen solle, unterschrieb die Ordre auf dem Knie, ehe er zu Pferde stieg. Kurz darauf mißachtete diese Befehle ein anderer General, ließ die Thüre einschlagen, und verwandelte den Saal in Stallung.

Der Aufputz des Mazza hatte schon seine Lebhaftigkeit verloren, und der Pferdeprudel der nunmehr, schlimmer als der Speisedampf von mönchischer Anrichte, anhaltend die Wände beschlug, erzeugte neuen Moder über dem Bilde, ja die Feuchtigkeit sammelte sich so stark, daß sie streifenweise herunterlief und ihren Weg mit weißer Spur bezeichnete. Nachher ist dieser Saal bald zum Heumagazin, bald zu andern immer militarischen Bedürfnissen mißbraucht worden.

Endlich gelang es der Administration den Ort zu schließen, ja zu vermauern, so daß eine ganze Zeit lang diejenigen die das Abendmahl sehen wollten, auf einer Sprossenleiter von der außerhalb zugänglichen Kanzel herabsteigen mußten, von wo sonst der Vorleser die Speisenden erbaute.

Im Jahr 1800 trat die große Ueberschwemmung ein, verbreitete sich, versumpfte den Saal und vermehrte höchlich die

Feuchtigkeit; hierauf ward 1801, auf Boſſi's Veranlaſſung, der ſich hiezu als Secretar der Akademie berechtigt fand, eine Thüre eingeſetzt, und der Verwaltungsrath verſprach fernere Sorgfalt. Endlich verordnete 1807 der Vicekönig von Italien, dieſer Ort ſolle wieder hergeſtellt und zu Ehren gebracht werden. Man ſetzte Fenſter ein, und einen Theil des Bodens, errichtete Gerüſte, um zu unterſuchen, ob ſich noch etwas thun laſſe. Man verlegte die Thüre an die Seite, und ſeit der Zeit findet man keine merkliche Veranderung, obgleich das Bild dem genauern Beobachter, nach Beſchaffenheit der Atmoſphäre, mehr oder weniger getrübt erſcheint. Möge, da das Werk ſelbſt ſo gut als verloren iſt, ſeine Spur, zum traurigen, aber frommen Andenken künftigen Zeiten aufbewahrt bleiben!

Copien uberhaupt.

Ehe wir nun an die Nachbildungen unſeres Gemaldes, deren man faſt dreißig zählt, gelangen, muſſen wir von Copien überhaupt einige Erwahnung thun. Sie kamen nicht in Gebrauch als bis jedermann geſtand, die Kunſt habe ihren höchſten Gipfel erreicht, da denn geringere Talente, die Werke der größten Meiſter ſchauend, an eigner Kraft, nach der Natur, oder aus der Idee, ahnliches hervorzubringen verzweifelten, womit denn die Kunſt, welche ſich nun als Handwerk abſchloß, anfing ihre eigenen Geſchöpfe zu wiederholen. Dieſe Unfähigkeit der meiſten Künſtler blieb den Liebhabern nicht verborgen, die, weil ſie ſich nicht immer an die erſten Meiſter wenden konnten, geringere Talente aufriefen und bezahlten, da ſie denn, um nicht etwas ganz Ungeſchicktes zu erhalten, lieber Nachahmungen von anerkannten Werken beſtellten, um doch einigermaßen gut bedient zu ſeyn.

Nun begünstigten das neue Verfahren sowohl Eigenthümer als Künstler durch Kargheit und Uebereilung, und die Kunst erniedrigte sich vorsätzlich, aus Grundsatz zu copiren.

Im funfzehnten Jahrhundert und im vorhergehenden hatten die Künstler von sich selbst und von der Kunst einen hohen Begriff und bequemten sich nicht leicht Erfindungen anderer zu wiederholen, deßwegen sieht man aus jener Zeit keine eigentlichen Copien, ein Umstand, den ein Freund der Kunstgeschichte wohl beachten wird. Geringere Künste bedienten sich wohl zu kleineren Arbeiten höherer Vorbilder, wie bei Niello und andern Schmelzarbeiten geschah, und wenn ja aus religiösen oder sonstigen Beweggründen eine Wiederholung verlangt wurde, so begnügte man sich mit ungenauer Nachahmung, welche nur ungefähr Bewegung und Handlung des Originals ausdrückte, ohne daß man auf Form und Farbe scharf gesehen hätte, deßhalb findet man in den reichsten Galerien keine Copie vor dem sechzehnten Jahrhundert.

Nun kam aber die Zeit, wo durch wenige außerordentliche Männer (unter welche unser Leonardo ohne Widerrede gezählt und als der früheste betrachtet wird) die Kunst in jedem ihrer Theile zur Vollkommenheit gelangte; man lernte besser sehen und urtheilen, und nun war das Verlangen um Nachbildungen trefflicher Werke nicht schwer zu befriedigen, besonders in solchen Schulen, wohin sich viele Schüler drängten und die Werke des Meisters sehr gesucht waren. Und doch beschränkte sich zu jener Zeit dieß Verlangen auf kleinere Werke, die man mit dem Original leicht zusammenhalten und beurtheilen kann. Bei großen Arbeiten verhielt es sich ganz anders damals wie nachher, weil das Original sich mit den Copien nicht vergleichen laßt, auch solche Bestellungen selten sind. Also begnügte sich nun die Kunst so wie der Liebhaber mit Nachahmungen im

Kleinen, wo man dem Copirenden viel Freiheit ließ, und die Folgen dieser Willkür zeigten sich übermäßig in den wenigen Fällen, wo man Abbildungen im Großen verlangte, welche fast immer Copien von Copien waren, und zwar gefertigt nach Copien im kleinern Maaßstab, fern von dem Original ausgeführt, oft sogar nach bloßen Zeichnungen, ja vielleicht aus dem Gedächtniß. Nun mehrten sich die Dutzend-Maler, und arbeiteten um die geringsten Preise; man prunkte mit der Malerei, der Geschmack verfiel, Copien mehrten sich, und verfinsterten die Wände der Vorzimmer und Treppen, hungrige Anfanger lebten von geringem Solde, indem sie die wichtigsten Werke in jedem Maaßstab wiederholten, ja viele Maler brachten ganz ihr Leben bloß mit Copiren zu; aber auch da sah man in jeder Copie einige Abweichung, sey's Einfall des Bestellers, Grille des Malers, und vielleicht Anmaßung man wolle Original seyn.

Hierzu trat noch die Forderung gewirkter Tapeten, wo die Malerei nicht würdig als durch Gold bereichert scheinen wollte, und man die herrlichsten Bilder, weil sie ernst und einfach waren, für mager und armselig hielt, deßwegen der Copiste Baulichkeiten und Landschaften im Grunde anbrachte, Zierrathen an den Kleidern, goldene Strahlen oder Kronen um die Häupter, ferner wunderlich gestaltete Kinder, Thiere, Chimären, Grotesken und andere Thorheiten. Oft auch kam wohl der Fall vor, daß ein Künstler, der sich eigene Erfindung zutraute, nach dem Willen eines Bestellers, der seine Fahigkeiten nicht zu schätzen wußte, ein fremdes Werk zu copiren den Auftrag erhielt, und indem er es mit Widerwillen that, doch auch hie und da als Original erscheinen wollte, und nun veränderte oder hinzufügte, wie es Kenntniß, vielleicht auch Eitelkeit eingab. Dergleichen geschah auch wohl wie es Zeit

und Ort verlangten. Man bediente ſich mancher Figuren zu ganz anderm Zweck, als ſie der erſte Urheber beſtimmt hatte. Weltliche Gegenſtände wurden durch einige Zuthaten in geiſtliche verwandelt, heidniſche Götter und Helden mußten ſich bequemen Märtyrer und Evangeliſten zu ſeyn. Oft auch hatte der Künſtler zu eigner Belehrung und Uebung irgend eine Figur aus einem berühmten Werk copirt, und ſetzte nun etwas von ſeiner Erfindung hinzu, um ein verkäufliches Bild daraus zu machen. Zuletzt darf man auch wohl der Entdeckung und dem Mißbrauch der Kupferſtiche einen Theil des Kunſtverderbens zuſchreiben, welche den Dutzend-Malern fremde Erfindungen häufig zubrachten, ſo daß niemand mehr ſtudirte, und die Malerei zuletzt ſo weit verfiel, daß ſie mit mechaniſchen Arbeiten vermiſcht ward. Waren doch die Kupferſtiche ſelbſt ſchon von den Originalen verſchieden, und wer ſie copirte vervielfachte die Veränderung nach eigener und fremder Ueberzeugung oder Grille. Eben ſo ging es mit den Zeichnungen, die Künſtler entwarfen ſich die merkwürdigſten Gegenſtände in Rom und Florenz, um ſie, nach Hauſe gelangt, willkürlich zu wiederholen.

Copien des Abendmahls.

Hiernach läßt ſich nun gar wohl urtheilen was mehr oder weniger von den Copien des Abendmahls zu erwarten ſey, obgleich die früheſten gleichzeitig gefertigt wurden: denn das Werk machte großes Aufſehen, und andere Klöſter verlangten eben dergleichen.

Unter den vielen von dem Verfaſſer aufgeführten Copien beſchäftigen uns hier nur drei, indem die zu Weimar befindlichen Durchzeichnungen von ihnen abgenommen ſind; doch liegt dieſen eine vierte zum Grund, von welcher wir alſo zuerſt ſprechen müſſen.

wort. Ihr wolltet ihm selbst schreiben. Gewiß, er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter viel Verhaßtem ist mir das Schreiben das Verhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach, schreib' in meinem Nahmen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu; und wünschte selbst, daß ihm auf seine Bedenklichkeiten was recht beruhigendes geschrieben würde.

Secretär. Sagt mir nur ungefähr eure Meinung; ich will die Antwort schon aufsetzen und sie euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.

Egmont. Gib mir den Brief. Nachdem er hineingesehen. Guter ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend auch wohl so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten?— Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück; und fühlt nicht, daß der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt.—

Marcus von Oggiono, ein Schuler Leonard da Vinci's, ohne weitumgreifendes Talent, erwarb sich doch das Verdienst seiner Schule, vorzüglich in den Köpfen, ob er sich schon auch hier nicht immer gleich bleibt. Er arbeitete ungefahr 1510 eine Copie im Kleinen, um sie nachher im Großen zu benutzen. Sie war, herkömmlicher Weise, nicht ganz genau, er legte sie aber zum Grunde einer größeren Copie, die sich an der Wand des nun aufgehobenen Klosters zu Castelazzo befindet, gleichfalls im Speisesaal der ehemaligen Mönche. Alles daran ist sorgfältig gearbeitet, doch herrscht in den Beiwerken die gewöhnliche Willkür. Und obgleich Bossi nicht viel Gutes davon sagen mochte, so läugnet er doch nicht, daß es ein bedeutendes Monument, auch der Charakter mehrerer Köpfe, wo der Ausdruck nicht übertrieben worden, zu loben sey. Bossi hat sie durchgezeichnet, und wir werden, bei Vergleichung der drei Copien, aus eigenem Anschauen darüber urtheilen können.

Eine zweite Copie, deren durchgezeichnete Köpfe wir ebenfalls vor uns haben, findet sich in Fresco auf der Wand zu Ponte Capriasca; sie wird in das Jahr 1565 gesetzt, und dem Peter Lovino zugeschrieben. Ihre Verdienste lernen wir in der Folge kennen; sie hat das Eigne, daß die Namen der Figuren hinzugeschrieben worden, welche Vorsicht uns zu einer sichern Charakteristik der verschiedenen Physiognomien verhilft.

Das allmahlige Verderbniß des Originals haben wir leider umstandlich genug aufgefuhrt, und es stand schon sehr schlimm um dasselbe, als 1612 Cardinal Friedrich Borromeo, ein eifriger Kunstfreund, den völligen Verlust des Werkes zu verhüten trachtete und einem Mailander Andrea Bianchi, zugenannt Vespino, den Auftrag gab eine Copie in wirklicher Größe zu fertigen. Dieser Kunstler versuchte sich anfangs

nur an einigen Köpfen; dieſe gelangen, er ging weiter, und copirte die ſämmtlichen Figuren, aber einzeln, die er denn zuletzt mit möglichſter Sorgfalt zuſammenfügte; das Bild findet ſich noch gegenwärtig in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, und liegt der neuſten von Boſſi verfertigten Copie hauptſächlich zum Grund, dieſe aber ward auf folgende Veranlaſſung gefertigt.

Neuſte Copie.

Das Königreich Italien war ausgeſprochen und Prinz Eugen wollte den Anfang ſeiner Regentſchaft, nach dem Beiſpiel Ludwigs Sforza's, durch Begünſtigung der Künſte verherrlichen; Ludwig hatte die Darſtellung des Abendmahls dem Leonard aufgetragen. Eugen beſchloß das, durch dreihundert Jahre durch, verdorbene Bild, ſo viel als möglich in einem neuen Gemälde wieder herzuſtellen, dieſes aber ſollte, damit es unvergänglich bliebe, in Moſaik geſetzt werden, wozu die Vorbereitung in einer ſchon vorhandenen großen Anſtalt gegeben war.

Boſſi erhält ſogleich den Auftrag und beginnt Anfangs Mai 1807. Er findet räthlich einen Carton in gleicher Größe zu fertigen, nimmt ſeine Jugendſtudien wieder auf und wendet ſich ganz zu Leonard, beachtet deſſen Kunſtnachlaß und Schriften, beſonders letztere, weil er überzeugt iſt, ein Mann, der ſo vortreffliche Werke hervorgebracht, müſſe nach den entſchiedenſten und vortheilhafteſten Grundſätzen gehandelt haben. Er hatte die Köpfe der Copie von Ponte Capriasca und einige andre Theile derſelben nachgezeichnet, ferner die Köpfe und Hände der Copie von Caſtelazzo und der von Bianchi. Nun

zeichnet er alles nach was von Vinci selbst, ja sogar was von einigen Zeitgenossen herstammt. Ferner sieht er sich nach allen vorhandenen Copien um, deren er siebenundzwanzig naher oder ferner kennen lernt; Zeichnungen, Manuscripte von Vinci werden ihm von allen Seiten freundlichst mitgetheilt.

Bei der Ausführung seines Cartons hält er sich zunächst an die Copie der Ambrosiana, sie allein ist so groß wie das Original; Bianchi hatte durch Fadennetze und durchscheinend Papier eine genauste Nachbildung zu geben gesucht und unablässig unmittelbar in Gegenwart des Originals gearbeitet, welches, obgleich schon sehr beschadigt, doch noch nicht übermalt war.

Ende Octobers 1807 ist der Carton fertig, Leinewand an Einem Stück gleichmäßig gegründet, alsobald auch das Ganze aufgezeichnet. Sogleich um einigermaßen seine Tinten zu reguliren, malte Bossi das Wenige von Himmel und Landschaft, das wegen der Höhe und Reinheit der Farben im Original noch frisch und glänzend geblieben. Er untermalt hierauf die Köpfe Christi und der drei Apostel zu dessen Linken; und was die Gewander betrifft, malte er diejenigen zuerst, über deren Farben er schneller gewiß geworden, um fortan, nach den Grundsätzen des Meisters und eigenem Geschmack, die übrigen auszuwahlen. So deckte er die ganze Leinewand, von sorgfaltigem Nachdenken geleitet, und hielt seine Farben gleich hoch und kraftig.

Leider überfiel ihn, an diesem feuchten und verödeten Ort, eine Krankheit die ihn seine Bemühungen einzustellen nöthigte; allein er benutzte diesen Zwischenraum, Zeichnungen, Kupferstiche, schriftliche Aufsätze zu ordnen, theils auf das Abendmahl selbst, theils auf andere Werke des Meisters bezüglich; zugleich begünstigte ihn das Glück das ihm eine Sammlung

Handzeichnungen zuführte, welche, sich vom Cardinal Cäsar Monti herschreibend, unter andern Kostbarkeiten auch treffliche Sachen von Leonardo selbst enthält. Er studirte sogar die mit Leonardo gleichzeitigen Schriftsteller, um ihre Meinungen und Wünsche zu benutzen, und blickte auf das was ihn fördern konnte nach allen Seiten umher. So benutzte er seinen krankhaften Zustand und gelangte endlich wieder zu Kräften, um aufs neue ans Werk zu gehen.

Kein Künstler und Kunstfreund läßt die Rechenschaft ungelesen, wie er im Einzelnen verfahren, wie er die Charaktere der Gesichter, deren Ausdruck, ja die Bewegung der Hände durchgedacht, wie er sie hergestellt. Eben so bedenkt er das Tischgeräthe, das Zimmer, den Grund, und zeigt daß er über keinen Theil sich ohne die triftigsten Gründe entschieden. Welche Mühe giebt er sich nicht um unter dem Tisch die Füße gesetzmäßig herzustellen, da diese Region in dem Original längst zerstört, in den Copien nachlässig behandelt war.

Bis hierher haben wir von dem Werke des Ritter Bossi im Allgemeinen Nachricht, im Einzelnen Uebersetzung und Auszug gegeben, seine Darstellung nahmen wir dankbar auf, theilten seine Ueberzeugung, ließen seine Meinung gelten, und wenn wir etwas einschalteten, so war es gleichstimmig mit seinem Vortrag; nun aber da von Grundsatzen die Rede ist, denen er bei Bearbeitung seiner Copie gefolgt, von dem Wege den er genommen, sind wir veranlaßt, einigermaßen von ihm abzuweichen. Auch finden wir daß er manche Anfechtung erlitten, daß Gegner ihn streng behandelt, Freunde sogar ihm abgestimmt, wodurch wir wenigstens in Zweifel gesetzt werden, ob wir denn alles billigen sollen was er gethan? Da er jedoch,

schon von uns abgeschieden, sich nicht mehr vertheidigen, nicht mehr seine Gründe verfechten mag, so ist es unsere Pflicht ihn, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch möglichst zu entschuldigen, indem wir das, was ihm zur Last gelegt wird, den Umständen unter welchen er gearbeitet aufbürden, und darzuthun suchen daß ihm Urtheil und Handlung mehr aufgenöthigt worden, als daß sie sich aus ihm selbst entwickelt hätten.

Kunstunternehmungen dieser Art, welche in die Augen fallen, Aufsehen, ja Staunen erregen sollen, werden gewöhnlich ins Kolossale geführt. So überschritt schon, bei Darstellung des Abendmahls, Leonard die menschliche Größe um eine völlige Hälfte: die Figuren waren auf neun Fuß berechnet, und obgleich zwölf Personen sitzen, oder sich doch hinter dem Tisch befinden, daher als Halbfiguren anzusehen sind, auch nur eine und zwar gebückt steht, so muß doch das Bild, selbst in ansehnlicher Ferne, von ungeheurer Wirkung gewesen seyn. Diese wollte man, wenn auch nicht im Besondern charakteristisch zart, doch im Allgemeinen kräftig wirksam wieder hervorbringen.

Für die Menge war ein Ungeheures angekündigt: Ein Bild von achtundzwanzig Pariser Fuß Länge, und vielleicht achtzehn Fuß hoch, sollte aus tausend und aber tausend Glasstiften zusammengesetzt werden, nachdem vorher ein geistreicher Künstler sorgfältig das Ganze nachgebildet, durchdacht, und alle sinnlichen und geistigen Kunstmittel zu Hülfe rufend, das Verlorne möglichst wieder hergestellt hatte. — Und warum sollte man an der Ausführung dieses Unternehmens in dem Moment einer bedeutenden Staatsveränderung zweifeln? warum sollte der Künstler nicht hingerissen werden, gerade in dieser Epoche etwas zu leisten was im gewöhnlichen Lebensverlauf ganz und gar unthulich scheinen möchte!

Sobald aber festgesetzt war, das Bild solle in der Größe des Originals ausgeführt werden, und Bossi die Arbeit übernahm, so finden wir ihn schon genugsam entschuldigt, daß er sich an die Copie des Vespino gehalten. Die alte Copie zu Castellazzo, welcher man mit Recht große Vorzüge zuschreibt, ist um einen guten Theil kleiner als das Original, wollte er diese ausschließlich benutzen, so mußte er Figuren und Köpfe vergrößern; welche undenkbare Arbeit aber besonders das Letzte sey ist keinem Kunstkenner verborgen.

Es wird langst anerkannt daß nur den größten Meistern gelingen könne kolossale Menschengesichter in Malerei darzustellen. Die menschliche Gestalt, vorzuglich das Antlitz, ist nach Naturgesetzen, in einen gewissen Raum eingeschränkt, innerhalb welchem es nur regelmaßig, charakteristisch, schön, geistreich erscheinen kann. Man mache den Versuch sich in einem Hohlspiegel zu beschauen, und ihr werdet erschrecken vor der seelenlosen, rohen Unform die euch medusenhaft entgegen tritt. Etwas Aehnliches widerfahrt dem Künstler, unter dessen Händen sich ein ungeheures Angesicht bilden soll. Das Lebendige eines Gemäldes entspringt aus der Ausführlichkeit, das Ausführliche jedoch wird durchs Einzelne dargestellt, und wo will man Einzelnes finden wenn die Theile zum Allgemeinen erweitert sind?

Welchen hohen Grad der Ausfuhrung übrigens Leonard seinen Köpfen gegeben habe, ist unserm Anschauen entzogen. In den Köpfen des Vespino die vor uns liegen, obgleich aller Ehren, alles Dankes werth, ist eine gewisse Leerheit fühlbar, die den beabsichtigten Charakter aufschwellend verstößt; zugleich aber sind sie ihrer Größe wegen imposant, resolut genug

gemacht, und müssen auf die Ferne tüchtig wirken. Voisi fand sie vor sich, die Arbeit der Vergrößerung, die er nach kleinen Copien mit eigener Gefahr hatte unternehmen müssen, war gethan, warum sollte er sich nicht dabei beruhigen? Er hatte als ein Mann von lebhaftem Charakter sich für das was ihm oblag entschieden, was zur Seite stand oder gar sich entgegensetzte völlig abgewiesen, daher seine Ungerechtigkeit gegen die Copie von Castellazzo und ein festes Zutrauen auf Grundsätze die er sich aus den Werken und Schriften des Meisters gebildet hatte; hierüber gerieth er mit Graf Verri in öffentlichen Widerstreit, mit seinen besten Freunden wo nicht in Uneinigkeit, doch in Zwiespalt.

Blick auf Leonard.

Ehe wir aber weiter gehen, haben wir von Leonard's Persönlichkeit und Talenten einiges nachzuholen. Die mannichfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgestattet, concentrirten sich vorzüglich im Auge, deßhalb er denn, obgleich zu allem fähig, als Maler am entschiedensten groß erschien. Regelmäßig, schön gebildet stand er als ein Mustermensch der Menschheit gegenüber, und wie des Auges Fassungskraft und Klarheit dem Verstande eigentlichst angehört, so war Klarheit und Verständigkeit unserm Künstler vollkommen zu eigen. Nicht verließ er sich auf den innern Antrieb seines angebornen, unschätzbaren Talentes, kein willkürlicher, zufälliger Strich sollte gelten, alles mußte bedacht und überdacht werden. Von der reinen erforschten Proportion an bis zu den seltsamsten, aus widersprechenden Gebilden zusammengehäuften Ungeheuern sollte alles zugleich natürlich und rationel seyn.

Dieser scharfen, verständigen Weltanschauung verdanke

wir auch die große Ausführlichkeit, womit er verwickelter Erdenbegegnisse heftigste Bewegung mit Worten vorzuführen weiß, eben als wenn es Gemälde werden könnten. Man lese die Beschreibung der Schlacht, des Ungewitters, und man wird nicht leicht genauere Darstellungen gefunden haben, die zwar nicht gemalt werden können, aber dem Maler andeuten was man von ihm fordern dürfte.

Und so sehen wir aus seinem schriftlichen Nachlaß, wie das zarte ruhige Gemüth unseres Leonard geneigt war die mannichfaltigsten und bewegtesten Erscheinungen in sich aufzunehmen. Seine Lehre dringt zuerst auf allgemeine Wohlgestalt, sodann aber auch zugleich auf sorgfältiges Beachten aller Abweichungen bis ins Häßlichste; die sichtbare Umwandelung des Kindes bis zum Greis auf allen Stufen, besonders aber, die Ausdrücke der Leidenschaft, von Freude zur Wuth, sollen flüchtig wie sie im Leben vorkommen aufgezeichnet werden. Will man in der Folge von einer solchen Abbildung Gebrauch machen, so soll man in der Wirklichkeit eine annähernde Gestalt suchen, sie in dieselbe Stellung setzen, und mit obwaltendem allgemeinem Begriff genau nach dem Leben verfahren. Man sieht leicht ein, daß so viel Vorzüge auch diese Methode haben mag, sie doch nur vom allergrößten Talente ausgeübt werden kann, denn da der Künstler vom Individuellen ausgeht, und zu dem Allgemeinen hinansteigt, so wird er immer, besonders wenn mehrere Figuren zusammenwirken, eine schwer zu lösende Aufgabe vor sich finden.

Betrachte man das Abendmahl, wo Leonard dreizehn Personen, vom Jüngling bis zum Greise dargestellt hat. Einen ruhig ergeben, einen erschreckt, eilfe durch den Gedanken eines Familienverraths an- und aufgeregt. Hier sieht man das sanfteste, sittlichste Betragen bis zu den leidenschaftlichsten

Aeußerungen. Sollte nun alles dieses aus der Natur genommen werden, welches gelegentliche Aufmerken, welche Zeit war nicht erforderlich um so viel Einzelnes aufzutreiben und ins Ganze zu verarbeiten; daher ist es gar nicht unwahrscheinlich daß er sechzehn Jahre an dem Werke gearbeitet, und doch weder mit dem Verräther, noch mit dem Gott-Menschen fertig werden können, und zwar weil beides nur Begriffe sind, die nicht mit den Augen geschaut werden.

Zur Sache!

Ueberlegen wir nun das Vorgesagte, daß das Bild nur durch eine Art von Kunstwunder seiner Vollendung nahe gebracht werden konnte, daß nach der beschriebenen Behandlungsart, immer in manchen Köpfen etwas Problematisches blieb, welches durch jede Copie, auch durch die genaueste, nur problematischer werden mußte, so sehen wir uns in einem Labyrinth, in welchem uns die vorliegenden Durchzeichnungen wohl erleuchten, nicht aber aus demselben völlig erlösen können.

Zuerst also müssen wir gestehen, daß uns jene Abhandlung, wodurch Bossi die Copien durchaus verdächtig zu machen sucht, ihre historische Richtigkeit unangetastet, zu dem rednerischen Zweck geschrieben zu seyn scheint, die Copie von Castellazzo herunter zu setzen, die, ob sie gleich viele Mängel haben mag, doch in Absicht der Köpfe, welche vor uns liegen, gegen die von Vespino, deren allgemeinen Charakter wir oben ausgesprochen, entschiedene Vorzüge hat. In den Köpfen des Marco d'Oggiono ist offenbar die erste Intention des Vinci zu spüren, ja Leonard könnte selbst daran Theil genommen und den Kopf Christi mit eigener Hand gemalt haben. Sollte er da nicht zugleich auf die übrigen Köpfe, wo nicht auf da

Ganze, lehrenden und leitenden Einfluß verbreiten. Durften auch die Dominicaner zu Mailand so unfreundlich seyn den weiteren Kunstgebrauch des Werkes zu untersagen, so fand sich in der Schule selbst so mancher Entwurf, Zeichnung und Carton, womit Leonard, der seinen Schülern nichts vorenthielt, einem begünstigten Lehrling, welcher unsern der Stadt eine Nachbildung des Gemaldes sorgfaltig unternahm, gar wohl aushelfen konnte.

Von dem Verhaltniß beider Copien (das Verdienst der dritten ist nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geist zu stellen) hier nur mit Wenigem das Nöthigste, das Entschiedenste, bis wir vielleicht so glücklich sind Nachbildungen dieser interessanten Blätter Freunden der Kunst vorzulegen.

Vergleichung.

St. Bartholomäus: männlicher Jüngling, scharf Profil, zusammengefaßtes, reines Gesicht, Augenlied und Braue niedergedrückt, den Mund geschlossen, als wie mit Verdacht horchend, ein vollkommen in sich selbst umschriebener Charakter. Bei Vespino keine Spur von individueller charakteristischer Gesichtsbildung, ein allgemeines Zeichenbuchsgesicht, mit eröffnetem Munde horchend. Bossi hat diese Lippenöffnung gebilligt und beibehalten, wozu wir unsere Einstimmung nicht geben konnten.

St. Jacobus der jüngere, gleichfalls Profil, die Verwandtschaftsahnlichkeit mit Christo unverkennbar, erhält durch vorgeschobene, leicht geöffnete Lippen etwas Individuelles das jene Aehnlichkeit wieder aufhebt. Bei Vespino nahezu ein allgemeines, akademisches Christusgesicht, der Mund eher zum Staunen als zum Fragen geöffnet. Unsere Behauptung daß

Schreib' ihm: er möge unbesorgt seyn; ich handle wie ich soll, ich werde mich schon wahren; sein Ansehn bey Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen, und meines vollkommnen Dankes gewiß seyn.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was soll ich mehr sagen? Willst du mehr Worte machen; so steht's bey dir. Es dreht sich immer um den Einen Punct: ich soll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der Spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Lust, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu mustern. Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Bartholomäus den Mund schließen müsse, wird dadurch bestätigt daß der Nachbar den Mund geöffnet hält; eine solche Wiederholung würde sich Leonard nie erlaubt haben, vielmehr hat der nachfolgende

St. Andreas den Mund gleichfalls geschlossen. Er drückt, nach Art älterer Personen, die Unterlippe mehr gegen die Oberlippe. Dieser Kopf hat in der Copie von Marco etwas Eigenes, mit Worten nicht Auszusprechendes; die Augen in sich gekehrt, der Mund, obgleich geschlossen, doch naiv. Der Umriß der linken Seite gegen den Grund macht eine schöne Silhouette, man sieht von jenseitiger Stirne, von Auge, Nasenfläche, Bart, so viel daß der Kopf sich rundet und ein eigenes Leben gewinnt; dahingegen Vespino das linke Auge völlig unterdrückt, doch aber von der linken Stirn- und Bartseite noch so viel sehen läßt, daß ein derber kühner Ausdruck, bei aufwärts gehobenem Gesichte entspringt, welcher zwar anspre-chend ist, aber mehr zu geballten Fausten als zu vorgewiese-nen flachen Händen passen würde.

Judas verschlossen, erschrocken, ängstlich auf- und rück-wärts sehend, das Profil ausgezackt, nicht übertrieben, keines-wegs häßliche Bildung; wie denn der gute Geschmack, in der Nähe so reiner und redlicher Menschen, kein eigentliches Un-geheuer dulden könnte. Vespino dagegen hat wirklich ein solches dargestellt, und man kann nicht läugnen daß abgesehen dert genommen dieser Kopf viel Verdienst hat; er drückt eine boshaft-kühne Schadenfreude lebhaft aus, und würde unter dem Pöbel der über ein Ecce Homo jubelt, und kreuzige! kreuzige! ruft, sich vortrefflich hervorheben. Auch für einen Mephisto-pheles im teuflischsten Augenblick müßte man ihn gelten lassen. Aber von Erschrecken und Furcht, mit Verstellung, Gleichgül-tigkeit und Verachtung verbunden ist keine Spur; die vorstigen

Haare paſſen gut zum Ganzen, ihre Uebertriebenheit jedoch kann nur neben Kraft und Gewaltſamkeit der übrigen Veſpiniſchen Köpfe beſtehen.

St. Petrus, ſehr problematiſche Züge. Schon bei Marco iſt es bloß ſchmerzlicher Ausdruck; von Zorn aber und Bedrauung kann man nichts darin ſehen, etwas Aengſtliches iſt gleichfalls ausgedrückt, und hier mag Leonard ſelbſt mit ſich nicht ganz einig geweſen ſeyn: denn herzliche Theilnahme an einem geliebten Meiſter, und Bedrohung des Verrathers ſind wohl ſchwerlich in Einem Geſichte zu vereinigen. Indeſſen will Cardinal Borromaus zu ſeiner Zeit dieſes Wunder geſehen haben. So gut ſeine Worte auch klingen, haben wir Urſache zu glauben, daß der kunſtliebende Cardinal mehr ſeine Empfindung als das Bild ausgeſprochen: denn wir wüßten ſonſt unſern Veſpino nicht zu vertheidigen, deſſen Petrus einen unangenehmen Ausdruck hat. Er ſieht aus wie ein harter Capuziner, deſſen Faſtenpredigt die Sünder aufregen ſoll. Wunderſam, daß Veſpino ihm ſtraubige Haare gegeben hat, da der Petrus des Marco ein ſchön kurz gelocktes Kräuſelhaupt darſtellt.

St. Johannes iſt von Marco ganz in Vinciſchem Sinne gebildet; das ſchöne rundliche, ſich aber doch nach dem Langlichen ziehende Geſicht, die vom Scheitel an ſchlichten, unterwarts aber ſanft ſich krauſelnden Haare, vorzüglich wo ſie ſich an Petrus eindringende Hand anſchmiegen, ſind allerliebſt. Was man vom Schwarzen des Auges ſieht, iſt von Petrus abgekehrt, eine unendlich feine Bemerkung! indem wer mit innigſtem Gefühl ſeinem heimlich ſprechenden Seitenmanne zuhört den Blick von ihm abwendet. Bei Veſpino iſt es ein behaglicher, ruhender, beinahe ſchlafender, keine Spur von Theilnahme zeigender Jüngling.

Wir wenden uns nun auf Christi linke Seite, um von dem Bilde des Erlösers selbst erst am Schlusse zu reden.

St. Thomas Kopf und rechte Hand, deren aufgehobener Zeigefinger etwas gegen die Stirne gebogen ist, um Nachdenken anzudeuten. Diese dem Argwöhnischen und Zweifelnden so wohl anstehende Bewegung hat man bisher verkannt, und einen bedenklichen Jünger als drohend angesprochen. In Vespino's Copie ist er gleichfalls nachdenklich genug; da aber der Künstler wieder das fliehende rechte Auge weggelassen, so entsteht ein perpendiculares, gleichförmiges Profil, worin von dem Vorgeschobenen, Aufspürenden der altern Copie nichts mehr zu sehen ist.

St. Jacob der Aeltere. Die heftigste Gesichtsbewegung, der aufgesperrteste Mund, Entsetzen im Auge, ein originelles Wagestück Leonard's; doch haben wir Ursache zu glauben, daß auch dieser Kopf dem Marco vorzüglich gerathen sey. Die Durchzeichnung ist vortrefflich: in der Copie des Vespino dagegen alles verloren; Stellung, Haltung, Miene alles ist verschwunden, und in eine gewisse gleichgültige Allgemeinheit aufgelöst.

St. Philipp, liebenswürdig unschätzbar, gleicht vollkommen den Raphaelischen Jünglingen, die sich, auf der linke Seite der Schule von Athen, um Bramante versammel Vespino hat aber unglücklicherweise das rechte Auge aberma unterdrückt, und da er nicht verlaugnen konnte hier liege etw Mehr als Profil zum Grunde, einen zweideutigen, wunderli übergebogenen Kopf hervorgebracht.

St. Matthäus, jung, arglos er Natur, mit krauſ Haar, ein ängstlicher Ausdruck in dem wenig geöffne Munde: in welchem die sichtbaren Zähne eine Art lei Grimmes aussprechen, zu der heftigen Bewegung der Fi

passend. Von allem diesem ist bei Vespino nichts übrig geblieben: starr und geistlos blickt er vor sich hin; niemand ahnet auch nur im mindesten die heftige Körperbewegung.

St. Thaddäus, des Marco, ist gleichfalls ein ganz unschatzbarer Kopf; Aengstlichkeit, Verdacht, Verdruß kündigt sich in allen Zügen. Die Einheit dieser Gesichtsbewegung ist ganz köstlich, paßt vollkommen zu der Bewegung der Hände, die wir ausgelegt haben. Bei Vespino ist alles abermals ins Allgemeine gezogen; auch hat er den Kopf dadurch unbedeutender gemacht, daß er ihn zu sehr nach dem Zuschauer wendet, anstatt daß bei Marco die linke Seite kaum den vierten Theil betragt, wodurch das Argwöhnische, Scheelsehende gar köstlich ausgedrückt wird.

St. Simon der altere, ganz im Profil, dem gleichfalls reinen Profil des jungen Matthäus entgegen gestellt. An ihm ist die vorgeworfene Unterlippe welche Leonard bei alten Gesichtern so sehr liebte, am übertriebensten, thut aber, mit der ernsten, uberhangenden Stirn, die vortrefflichste Wirkung von Verdruß und Nachdenken, welches der leidenschaftlichen Bewegung des jungen Matthäus scharf entgegensteht. Bei Vespino ist es ein abgelebter, gutmüthiger Greis, der auch an dem wichtigsten, in seiner Gegenwart sich ereignenden Vorfall keinen Antheil mehr zu nehmen im Stande ist.

Nachdem wir nun dergestalt die Apostel beleuchtet, wenden wir uns zur Gestalt Christi selbst. Hier begegnet uns abermals die Legende, daß Leonard weder Christus noch Judas zu endigen gewußt, welches wir gerne glauben, da nach seinem Verfahren es unmöglich war, an diese beiden Enden der Darstellung die letzte Hand zu legen. Schlimm genug also mag es im Original, nach allen Verfinsterungen, welche dasselbe durchaus erleiden müssen, mit Christi nur angelegter

Physiognomie ausgesehen haben. Wie wenig Vespino verstand, läßt sich daraus schließen, daß er einen kolossalen Christuskopf ganz gegen den Sinn Vinci's, aufstellte, ohne auch nur im mindesten auf die Neigung des Hauptes zu achten, die nothwendig mit der des Johannis zu parallelisiren war. Vom Ausdruck wollen wir nichts sagen; die Züge sind regelmäßig, gutmuthig, verständig, wie wir sie an Christo zu sehen gewohnt sind, aber auch ohne die mindeste Sensibilität, daß wir beinahe nicht wußten, zu welcher Geschichte des neuen Testaments dieser Kopf willkommen seyn konnte.

Hier tritt nun aber zu unserm Vortheil der Fall ein, daß Kenner behaupten, Leonard habe den Kopf des Heilandes in Castellazzo selbst gemalt, und innerhalb einer fremden Arbeit dasjenige gewagt, was er bei seinem eigenen Hauptbilde nicht unternehmen wollen. Da wir das Original nicht vor Augen haben, so müssen wir von der Durchzeichnung sagen, daß sie völlig dem Begriff entspricht, den man sich von einem edlen Manne bildet, dem ein schmerzliches Seelenleiden die Brust beschwert, wovon er sich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern suchte, dadurch aber die Sache nicht besser, sondern schlimmer gemacht hat.

Durch diese vergleichenden Vorschritte haben wir uns denn dem Verfahren des außerordentlichen Künstlers, wie er solches in Schriften und Bildern umständlich und deutlich erklärt und bewiesen hat, genugsam genähert, und glücklicherweise finden wir noch eine Gelegenheit, einen fernern Schritt zu thun. Auf der Ambrosianischen Bibliothek nämlich wird eine von Leonard unwidersprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier mit wenig weiß und farbiger Kreide. Von dieser hat Ritter Bossi das genaueste Facsimile verfertigt, welches gleichfalls vor unsern Augen liegt. Ein

edles Jünglingsangesicht nach der Natur gezeichnet, offenbar in Rücksicht des Christuskopfes zum Abendmahl. Reine, regelmäßige Züge, das schlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite gesenkt, die Augen niedergeschlagen, den Mund halb geöffnet und die ganze Bildung durch einen leisen Zug des Kummers in die herrlichste Harmonie gebracht. Hier ist freilich nur der Mensch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne diese Züge auszulöschen, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, ist eine Aufgabe, die auch selbst dem geistreichsten irdischen Pinsel schwer zu lösen seyn möchte. In dieser Jünglingsphysiognomie, welche zwischen Christus und Johannes schwebt, sehen wir den höchsten Versuch, sich an der Natur fest zu halten, da wo vom Ueberirdischen die Rede ist.

Die ältere Florentinische und Sanesische Schule entfernten sich von den trockenen Typen der Byzantinischen Kunst dadurch, daß sie überall in ihren Bildern Porträte anbrachten. Dieß ließ sich nun sehr gut thun, weil bei den ruhigen Ereignissen ihrer Tafeln die theilnehmenden Personen gelassen bleiben konnten. Das Zusammenseyn heiliger Männer, Anhörung einer Predigt, Einsammeln von Almosen, Begräbniß eines verehrten Frommen fordert von den Umstehenden nur solchen Ausdruck, der in jedes natürlich sinnige Gesicht gar wohl zu legen ist; sobald nun aber Leonard Lebendigkeit, Bewegung, Leidenschaft forderte, zeigte sich die Schwierigkeit, besonders da nicht etwa ähnliche Personen neben einander stehen, sondern die entgegengesetztesten Charaktere mit einander contrastiren sollten. Diese Aufgabe, welche Leonard mit Worten so deutlich ausspricht und beinahe selbst unauflöslich findet, ist vielleicht Ursache, daß in der Folgezeit große Talente die Sache leichter machten, und zwischen der besondern Wirklichkeit und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03767/131

der ihnen eingebornen allgemeinen Idee, ihren Pinsel schweben ließen, und sich so von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde mit Freiheit bewegten.

Noch manches wäre zu sagen über die höchst verwickelte und zugleich höchst kunstgemäße Composition, über den Localbezug der Köpfe, Körper, Arme, Hände unter einander. Von den Händen besonders würden wir einiges zu sprechen das Recht haben, indem Durchzeichnungen nach der Copie des Vespino gleichfalls gegenwartig sind. Wir schließen aber billig diese Vorarbeit, weil wir vor allen Dingen die Bemerkungen der Transalpinischen Freunde abzuwarten haben. Denn diesen kommt allein das Recht zu über manche Punkte zu entscheiden, da sie alle und jede Gegenstände, von denen wir nur durch Ueberlieferung sprechen, seit vielen Jahren selbst gekannt, sie noch vor Augen haben, nicht weniger den ganzen Hergang der neusten Zeit persönlich mit erlebten. Außer dem Urtheil über die von uns angedeuteten Punkte werden sie uns gefällig Nachricht geben: inwiefern Bossi von den Köpfen der Copie zu Castellazzo doch noch Gebrauch gemacht? welches um so wahrscheinlicher ist, als dieselbe überhaupt viel gegolten und das Kupfer von Morghen dadurch so großes Verdienst erhält, daß sie dabei sorgfaltig benutzt worden.

Nun aber müssen wir noch ehe wir scheiden, dankbarlich erkennen, daß unser mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenosse, den wir noch immer so gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Maler Müller bezeichnen, uns, von Rom aus, mit einem trefflichen Aufsatz über Bossi's Werk in den Heidelberger Jahrbüchern, December 1816, beschenkt, der unserer Arbeit in ihrem Laufe begegnend, dergestalt zu gute kam, daß wir uns an mehreren Stellen kurzer fassen konnten, und nunmehr auf jene Abhandlung hinweisen,

wo unſere Leſer mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit jenem geprüften Künſtler und Kenner verwandt, ja übereinſtimmend geſprochen haben. In Gefolg deſſen machten wir uns zur Pflicht, hauptſachlich diejenigen Punkte hervorzuheben, welche jener Kunſtkenner nach Gelegenheit und Abſicht weniger ausführlich behandelte.

Eben indem wir ſchließen wird uns dargebracht: Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci; tratto da un Codice della Biblioteca Vaticana. Roma 1817. Dieſer ſtarke Quartband enthält viele bisher unbekannte Capitel, woraus tiefe, neue Einſicht in Leonard's Kunſt und Denkweiſe gar wohl zu hoffen iſt. Auch ſind zweiundzwanzig Kupfertafeln, klein Folio, beigelegt, Nachbildungen bedeutender, leichter Federzüge völlig nach Sinn und Art derjenigen, womit Leonard gewöhnlich ſeine ſchriftlichen Aufſätze zu erläutern pflegte. Und ſo ſind wir denn verpflichtet bald wieder aufzunehmen, was wir niedergelegt haben, welches denn unter Beiſtand der höchſt gefälligen Mailändiſchen Kunſtfreunde uns und andern möge zu gute kommen!

Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. By Goethe Translated, and accompanied with an introduction. By Noehden. London 1821.

Herr Dr. Noehden, in Göttingen geboren und eine gelehrte Erziehung daselbst genießend, widmete sich nachher in England dem Geschäft einer Familienerziehung. Seine Lebensereignisse, so wie seine Verdienste sind durch eine Biographie im 5ten Bande der Zeitgenossen dem Vaterlande allgemein bekannt geworden, und ist derselbe gegenwärtig bei dem Brittischen Museum angestellt. Er verweilte den Winter von 1818–19 in Weimar, und gegenwärtige Schrift ist als Denkmal seines Aufenthalts daselbst höchst erfreulich; er erinnert sich der seinen Verdiensten und Charakter angemessenen, zutrauensvollen, freundschaftlichen Aufnahme, seines, obgleich leider nur vorübergehenden Einflusses in die dortigen Cirkel.

Seine gründlichen Sprachkenntnisse sind durchaus willkommen, und weil die Bemühung sie zu erlangen den denkenden und forschenden Mann zur allgemeinen Bildung treibt, muß eine vielseitige Cultur daher entstehen. Seine Bekanntschaft mit Altem und Neuem, historische Kenntnisse aller Art die Einsicht in den Zustand von England, gaben Stoff genug zu unterhaltenden Gesprächen; sodann war seine Theilnahm

Secretär. Ich bitt' euch, Herr; seyd nicht so harsch und rauh gegen den guten Mann. Ihr seyd ja sonst gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edeln Freund beruhige. Seht, wie sorgfältig er ist! wie leis' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur irre, sie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spatzierte; ist es freundschaftlich, mich bey'm Nahmen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden seines Pfades gehn; er mag sich wahren.

Secretär. Es ziemt euch nicht zu sorgen; aber wer euch kennt und liebt —

Egmont in den Brief sehend. Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Übermuth der Geselligkeit und des Weins getrieben und gesprochen;

an den schönen Künsten vorzüglich geeignet, um die Unterhaltung der Gesellschaft zu beleben.

Denn überzeugt, daß Kunstwerke die schönste Unterlage geistreicher Gespräche seyen, das Auge ergötzend, den Sinn auffordernd, das Urtheil offenbarend, ist es in Weimar herkömmlich, Kupferstiche und Zeichnungen vereinigten Freunden vorzulegen. Insofern nun eine solche Sammlung nach Schulen geordnet ist, oder vielmehr nach wechselseitigem Einfluß der Meister und Mitschuler, so ist sie desto wirksamer und gründet das Gespräch, indem sie es belebt. Gedachten Winter jedoch war die Betrachtung Leonard da Vinci's an der Tagesordnung, weil von Mailand bedeutende, auf diesen Künstler bezügliche Kunstschätze so eben anlangten und der über das Abendmahl verfaßte Aufsatz Herrn Dr. Noehden mitgetheilt wurde. Daß er diese Arbeit billige, ließ sich bald bemerken, ja er bethätigte seine Theilnahme durch begonnene Uebersetzung.

Eine Reise nach Italien, wenn sie schon seine Gegenwart entzieht, wird einem so unterrichteten Manne sodann gern gegönnt; er benutzt sogleich in Mailand die Gelegenheit gedachtes Kunstwerk nochmals zu untersuchen. Nun aber giebt er, in vorausgesendeter Einleitung, Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande desselben, und erweitert unsere Kenntniß davon auf mancherlei Weise; das bisher Bekannte bestimmt er näher, berichtigt Erfahrung und Urtheil; ferner benachrichtigt er uns von einigen Copien und schätzt sie. Die von Castellazzo sah er nicht, jedoch die aus der Carthause von Pavia 1818 in London. Er gedenkt ferner der Tapete in St. Peter am Frohnleichnamstage aufgehängt, rühmt eine Originalskizze in der königl. Sammlung, tadelt aber die Copie Nyland's als höchst unvollkommen, und spricht auslangend von Kupferstichen nach dem merkwürdigen Bilde.

Auf dieſe Einleitung folgt die Ueberſetzung ſelbſt, mit Bedacht, Genauigkeit und doch mit Freiheit behandelt; Druck und Papier iſt Englands werth, und es kommt dem Deutſchen wunderlich vor, ſeine Gedanken ſo anſtändig vorgetragen zu ſehen; freilich um hiezu zu gelangen, mußten ſie übers Meer wandern und durch Freundes Vermittlung in einer fremden Sprache ſich hervorthun.

Eine Miniatur-Nachbildung des koloſſalen Gemäldes von Joſeph Mochetti findet ſich in den Prachtexemplaren dem Titel gegenüber, welchen, als Vignette, eine auf Seine des Großherzogs von Weimar königl. Hoheit in Mailand geprägte Medaille zum Andenken der Acquiſition dortiger bedeutender Kunſtſchätze ziert. Die dem Ganzen vorausgeſchickte Dedication, an Ihro der Frau Erbgroßherzogin kaiſerl. Hoheit, iſt ſowohl für den Verfaſſer als für den hohen bedeutenden Kreis ein erfreuliches Denkmal.

Abſchließen können wir nicht, ohne Herrn Dr. Noehden für eine freundlich fortgeſetzte Theilnahme zu danken, wovon bei Gelegenheit einer Entwickelung des Triumphzugs von Mantegna nächſtens umſtändlicher zu handeln ſeyn wird.

Julius Cäsar's Triumphzug, gemalt von Mantegna.

Des Meisters Kunst im Allgemeinsten.

An den Werken dieses außerordentlichen Künstlers, vorzüglich auch an dem Triumphzug Cäsar's, einer Hauptarbeit, wovon wir näher zu handeln gedenken, glauben wir einen Widerstreit zu fühlen, welcher beim ersten Anblick nicht aufzulösen scheint.

Zuvörderst also werden wir gewahr, daß er nach dem strebt, was man Styl nennt, nach einer allgemeinen Norm der Gestalten; denn sind auch mitunter seine Proportionen zu lang, die Formen zu hager, so ist doch ein allgemein Kräftiges, Tüchtiges, Uebereinstimmendes durchaus wahrzunehmen an Menschen und Thieren, nicht weniger in allen Nebensachen von Kleidern, Waffen und erdenklichem Geräth. Hier überzeugt man sich von seinem Studium der Antike; hier muß man anerkennen, er sey in das Alterthum eingeweiht, er habe sich darein völlig versenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarste und individuellste Natürlichkeit bei Darstellung der mannichfaltigsten Gestalten und Charaktere. Die Menschen wie sie leiden und leben mit persönlichen Vorzügen und Mängeln, wie sie auf dem Markte schlendern, in Processionen einhergehen, sich in

Haufen zusammen drangen, weiß er zu schildern; jedes Alter, jedes Temperament wird in seiner Eigenthümlichkeit vorgeführt, so daß wenn wir erst das allgemeinste ideellste Streben gewahr wurden, wir sodann, nicht etwa neben an, sondern mit dem Höhern verkörpert, auch das Besonderste, Natürlichste, Gemeinste aufgefaßt und überliefert sehen

Lebensereignisse.

Diese beinahe unmöglich scheinende Leistung erklärt sich nur durch Ereignisse seines Lebens. Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Francesco Squarcione, gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh sich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihm nicht allein den treusten und entschiedensten Unterricht gönnt, sondern ihn sogar an Kindesstatt annimmt und also mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieser herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und sie an ihm gleichfalls den Künstler wie den Menschen anzuerkennen und zu schätzen weiß, in solchem Grade, daß ihm eine Tochter Jacobs, die Schwester von Johann und Gentile angetraut wird, da verwandelt sich die eifersüchtige Neigung des ersten väterlichen Meisters in einen grenzenlosen Haß, sein Beistand in Verfolgung, sein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künstlern, denen im fünfzehnten Jahrhunderte der hohe Werth antiker Kunst aufgegangen war; er selbst arbeitete in diesem Sinne nach Vermögen und säumte nicht seine Schüler unverrückt dahin zu weisen. — Es sey sehr thöricht, war sein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur suchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da

unsere großen Griechischen Vorfahren sich schon längst des Edelsten und des Darstellenswerthesten bemächtigt und wir also aus ihren Schmelzöfen schon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Gruß der Natur nur mühselig ausklaubend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müssen.

In diesem Sinne hatte sich denn der hohe Geist des talentvollsten Jünglings unablässig gehalten, zu Freude seines Meisters und eigenen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindselig zerfallen, vergißt jener seines Leitens und Strebens, seines Lehrens und Unterweisens; widersinnig tadelt er nunmehr was der Jüngling auf seinen Rath, auf sein Geheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet sich mit der Menge, welche einen Künstler zu sich herabziehen will um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit, damit sie einen Vergleichungspunkt habe, nicht den höheren der im Geiste ruht, sondern den gemeineren äußeren, wo sich denn Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Copie allenfalls in Anspruch nehmen läßt. Nun soll Mantegna nicht mehr gelten, er vermag, so heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen, seine herrlichsten Arbeiten werden als steinern und hölzern, als starr und steif gescholten. Der edle Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm, eben vom Standpunkt der Antike, die Natur nur desto natürlicher, seinem Kunstblick verständlicher geworden, er fühlt sich ihr gewachsen und wagt auch auf dieser Woge zu schwimmen. Von dem Augenblick an ziert er seine Gemälde mit den Ebenbildnissen vieler Mitbürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt und so den edelsten würdigsten Menschen das erfreulichste

Denkmal setzt, so verschmäht er nicht auch seltsam ausgezeichnete, allgemein bekannte, wunderlich gebildete, ja, den letzten Gegensatz, mißgebildete darzustellen.

Jene beiden Elemente nun fühlt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verflochten; das Ideelle, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein: und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht wie er angekommen wieder ganz vom Ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier. Das Studium der Antike giebt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber selbst das größte Talent, welches in seiner Bildung einen Zwiespalt erfuhr, indem es sich zweimal und zwar nach entgegengesetzten Seiten auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend ist diesen Widerspruch ganz auszugleichen, das Entgegengesetzte völlig zu vereinigen, so wird jenes Gefühl, von dem wir zuerst gesprochen, das uns vor Mantegna's Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelöst'ren Widerstreit erregt. Indessen möcht' es der höchste Conflict seyn, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, da er ein solches Abenteuer zu bestehen zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte.

Dieses Doppelleben also, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet und wovon noch viel zu sagen wäre, manifestirt sich besonders in seinem Triumphzuge Cäsar's, wo er alles was ein großes Talent vermochte in höchster Fülle vorüber führt.

Hievon giebt uns nun einen genugsam allgemeinen Begriff die Arbeit, welche Andreas Andreani gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts unternommen, indem er die neun Bilder Mantegna's, auf eben so viel Blättern, mit Holzstöcken, in bedeutender Größe nachgebildet, und also die Ansicht und den Genuß derselben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen sie vor uns und beschreiben sie der Reihe nach.

1.

Posaunen und Hörner, kriegerische Ankündigung, vausbäckige Musikanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Feld-, Kriegs- und Glücks-Zeichen auf Stangen hoch emportragend. Roma's Büste voran, Juno die Verleiherin, der Pfau besonders, Abundantien mit Fruchthorn und Blumenkorb, sie schwanken über fliegenden Wimpeln und schwebenden Tafeln. Dazwischen in den Lüften flammende, dampfende Fackelpfannen, den Elementen zur Ehre, zu Anregung aller Sinne.

Andere Krieger, vorwärts zu schreiten gehindert, stehen still, den unmittelbar nachfolgenden gewaltsamen Drang abzuwehren; je zwei und zwei halten senkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man hüben und drüben angeheftet Gemälde lang und schmal ausgespannt erblickt. Diese Schildereien, in Felder abgetheilt, dienen zur Exposition; hier wird dem Auge bildlich dargebracht was geschehen mußte, damit dieser überschwengliche Triumphzug statt fände.

Feste Städte von Kriegsheeren umringt, bestürmt durch Maschinen, eingenommen, verbrannt, zerstört; weggeführte Gefangene zwischen Niederlage und Tod. Völlig die ankündigende Symphonie, die Introduction einer großen Oper.

2.

Hier nun die nächste und höchste Folge des unbedingten Sieges. Wegaeführte Götter, welche die nicht mehr zu schützenden Tempel verlassen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweispännigem, Kolossalbüste der Cybele auf einspännigem Wagen, sodann eine kleinere tragbare Gottheit, in den Armen eines Knechtes. Der Hintergrund überhaupt von hoch aufgethürmten Wagengerüsten, Tempelmodellen, baulichen Herrlichkeiten angefüllt, zugleich Belagerungsmaschinen, Widder und Balisten. Aber ganz gränzenlos mannichfaltig aufgeschichtet, gleich hinterdrein, Waffen aller Heeresarten, mit großem ernsten Geschmack zusammen und über einander gestellt und gehängt. Erst in der folgenden Abtheilung

3.

wird jedoch die größte Masse aufgehäuft vorüber geschafft. Sodann sieht man von tüchtigen Jünglingen getragen jede Art von Schätzen: dickbäuchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen, und auf denselben Traggestellen Vasen und Krüge; auf den Schultern lasten diese schon schwer genug, aber nebenbei trägt jeder noch ein Gefäß oder sonst etwas Bedeutendes. Dergleichen Gruppen ziehen sich auch noch ins folgende Blatt fort.

4.

Die Gefäße sind von der mannichfaltigsten Art, aber die Hauptbestimmung ist, gemünztes Silber heran zu bringen. Nun schieben sich, über dieses Gedränge, überlange Posaunen in die Luft vor; an ihnen spielen herabhängende Bänder, mit inschriftlicher Widmung: dem triumphirenden Halbgott Julius

Cäsar; geschmückte Opferthiere; zierliche Camillen und fleischermäßige Popen.

5.

Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drei andern perspectivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe flammende Candelaber; schöne Jünglinge leicht bewegt aufreichend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt.

6.

Auf die beschwerliche Masse der ungeheuern Thiere folgt mannichfaltige Bewegung; das Kostbarste, das höchste Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger schlagen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten ins Bild schreitend. Was aber tragen sie? wahrscheinlich lauteres Gold, Goldmünzen in kleinerem Geschirr, kleinere Vasen und Gefäße. Hinter ihnen folgt noch eine Beute von größerem Werth und Wichtigkeit, die Beute der Beuten, die alle vorhergehende in sich begreift. Es sind die Rüstungen der überwundenen Könige und Helden, jede Persönlichkeit als eigene Trophäe. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürsten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangenlast kaum heben können, sie nah am Boden herschleppen oder gar niederlassen um, einen Augenblick ausruhend, sie wieder frischer fortzutragen.

7.

Doch sie werden nicht sehr gedrängt; hinter ihnen schreiten Gefangene einher; kein Abzeichen unterscheidet sie, wohl

Bayerische Staatsbibliothek München

aber persönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachsenen Töchtern. Zunächst gegen den Zuschauer geht ein Fräulchen von acht bis zehen Jahren, an der Mutter Seite, so schmuck und zierlich als bei dem anständigsten Feste. Treffliche tüchtige Manner folgen hierauf in langen Gewandern, ernst, nicht erniedrigt; es ist ein höheres Geschick das sie hinzieht. Auffallend ist daher im folgenden Glied ein großer, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem, beinahe fratzenhaftem Gesicht rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir lassen ihn vorüber, denn ihm folgt eine Gruppe von anziehenden Frauen. Eine junge Braut in ganzer Jugendfülle, im Vollgesicht dargestellt — wir sagen Braut, weil sie, auch ohne Kranz in den Haaren, so bezeichnet zu werden verdiente — steht hinterwärts, vor dem Zuschauer zum Theil verdeckt von einer älteren kinderbelastigten Frau; diese hat ein Wickelkind auf dem rechten Arme und ihre linke Hand nimmt ein stillstehender Knabe in Anspruch, der den Fuß aufgereckt; weinend will er auch getragen seyn. Eine ältere sich über ihn hinneigende Person, vielleicht die Großmutter, sucht ihn vergebens zu begütigen.

Höchlich rühmen müssen wir indeß den Künstler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Sie sind nicht mehr, ihre Rüstungen trug man hohl vorbei; aber die eigentlichen Staaten, die uralten edlen Familien, die tüchtigen Rathsherren, die behabigen, fruchtbar sich fortpflanzenden Bürger führt man im Triumph auf, und so ist es denn alles gesagt: Die einen sind todtgeschlagen und die andern leiden.

Zwischen diesem und dem folgenden Bilde werden wir nun gewahr, warum der stattliche Gefangene so grimmig zurückblickt. Mißgestaltete Narren und Possenreißer schleichen

und was man daraus für Folgen und Beweiſe durch's ganze Königreich gezogen und geſchleppt habe. — Nun gut! wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unſrer Diener Ärmel flicken laſſen, und haben dieſe tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefährlicher Symbol für alle, die deuten wollen, wo nichts zu deuten iſt. Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren; ſind ſchuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Unnahmen, dem Könige ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief; ſind ſchuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie um unſers Lebens arme Bloße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt; iſt's wohl des An- und Ausziehens werth?

ſich heran und verhöhnen die edlen Unglücklichen; dieſem Würdigen iſt das noch zu neu, er kann nicht ruhig vorübergehen; wenn er dagegen nicht ſchimpfen mag, ſo grinſ't er dagegen.

8.

Aber der Ehrenmann ſcheint noch auf eine ſchmählichere Weiſe verletzt, es folgt ein Chor Muſikanten in contraſtirenden Figuren. Ein wohlbehaglicher, hübſcher Jüngling, in langer, faſt weiblicher Kleidung, ſingt zur Leyer, und ſcheint dabei zu ſpringen und zu geſticuliren; ein ſolcher durfte beim Triumphzug nicht fehlen: ſein Geſchäft war, ſich ſeltſam zu gebärden, neckiſche Lieder zu ſingen, die überwundenen Gefangenen frevelhaft zu verſpotten. Die Schalks-Narren deuten auf ihn, und ſcheinen mit albernen Gebärden ſeine Worte zu commentiren, welches jenem Ehrenmann allzu ärgerlich auffallen mag.

Daß übrigens von keiner ernſthaft edlen Muſik die Rede ſey, ergiebt ſich ſogleich aus der folgenden Figur: denn ein himmellanger, ſchafbepelzter, hochgemützter Dudelſack-Pfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellen-Trommeln ſcheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts blickende Soldaten aber und andere Andeutungen machen uns aufmerkſam, daß nun bald das Höchſte erfolgen werde.

9.

Und nun erſcheint auch, auf einem übermäßig, obgleich mit großem Sinn und Geſchmack verzierten Wagen, Julius Caſar ſelbſt, dem ein [illegible] geſtalteter Jüngling auf einer Art Standarte das Veni Vidi Vici entgegenhält. Dieſes Blatt iſt ſo gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwiſchen Pferden und Rädern nur mit Angſt

anſieht, in der Wirklichkeit müßten ſie längſt zerquetſcht ſeyn. Trefflicher war jedoch ein ſolches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend iſt, bildlich nicht darzuſtellen.

10.

Ein zehntes Bild aber iſt für uns nun von der größten Bedeutung, denn das Gefühl: der Zug ſey nicht geſchloſſen, wandelt einen jeden an, der die neun Blatter hinter einander legt. Wir finden nicht allein den Wagen ſteil, ſondern ſogar hinter demſelben durch den Rahmen abgeſchnittene Figuren, das Auge verlangt einen Nachklang und wenigſtens einige der Hauptgeſtalt nahe tretende, den Rücken deckende Geſtalten.

Zu Hülfe kommt uns nun ein eigenhändiger Kupferſtich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichſten Werken des Meiſters dieſer Art zu rechnen iſt. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, ſammtlich charakteriſtiſcher Perſonen. Daß es der Senat ſey, iſt keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumphzug am ſchicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben, aber auch dieſe konnte ihm nicht weiter entgegen gehen, als nöthig war umzukehren und vorauszuſchreiten, und den verſammelten Vatern die Ankömmlinge vorzuführen.

Doch ſey dieſe Unterſuchung dem Alterthumsforſcher vorbehalten. Nach unſerer Weiſe dürfen wir nur das Blatt aufmerkſam betrachten, ſo ſpricht es ſich wie jedes vortreffliche Kunſtwerk ſelbſt aus; da ſagen wir denn geradezu, es iſt der Lehrſtand, der gern dem ſiegenden Wehrſtand huldiget, weil durch dieſen allein Sicherheit und Förderniß zu hoffen iſt. Den Nährſtand hatte Mantegna in den Triumphzug als Tragende, Bringende, Feiernde, Preiſende vertheilt, auch in der

Umgebung als Zuschauer aufgestellt. Nun aber freut sich der Lehrstand den Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Staat und Cultur wieder gesichert ist.

In Absicht auf Mannichfaltigkeit der Charakteristik ist das beschriebene Blatt eines der schätzbarsten die wir kennen, und Mantegna hat gewiß diesen Zug auf der hohen Schule von Padua studirt.

Voran im ersten Glied, in langen faltigen Gewändern, drei Männer, mittleren Alters, theils ernsten, theils heiteren Angesichts, wie beides Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweiten Gliede zeichnet sich zunächst eine alte, kolossale, behaglichdicke, kräftige Natur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartlose Kinn läßt einen fleischigen Hals sehen, die Haare sind kurz geschnitten; höchst behaglich hält er die Hände auf Brust und Bauch und macht sich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen hab' ich niemanden gesehen der ihm zu vergleichen ware, außer Gottsched; dieser würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung eben so einher geschritten seyn: er sieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatisch-didaktischen Anstalt gleich. Wie er ohne Bart und Haupthaare, sind auch seine Collegen, wenn gleich behaart, doch ohne Bärte; der vorderste etwas ernster und gramlicher scheint eher dialektischen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden sind sechs, welche in Haupt und Geist alles mit sich zu tragen scheinen; dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere leichtere Gestalten bezeichnet sind, sondern auch dadurch, daß sie gebundene Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß sie sowohl hörend als lesend sich zu unterrichten geneigt seyen.

Zwischen jene ältesten und mittleren ist ein Knabe von

etwa acht Jahren eingeklemmt, um die erſten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind ſich anzuſchließen geneigt iſt, ſich einzumiſchen Luſt hat; es hangt ein Pennal an ſeiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege ſey, wo dem Herankömmling manches Unangenehme begegnet. Wunderlicher und anmuthig natürlicher iſt nichts zu erſinnen als dieß Figürchen in ſolcher Lage.

Die Lehrer gehen jeder vor ſich hin, die Schüler unterhalten ſich unter einander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militär, von welchem denn doch zuerſt und zuletzt die Herrlichkeit des Reiches nach außen erworben und die Sicherheit nach innen erhalten werden muß. Dieſe ganze große Forderung aber befriedigt Mantegna mit ein paar Figuren; ein jüngerer Krieger, einen Oelzweig tragend, den Blick aufwärts gerichtet, läßt uns im Zweifel, ob er ſich des Siegs erfreue, oder ob er ſich über das Ende des Kriegs betrübe; dagegen ein alter, ganz abgelebter, in den ſchwerſten Waffen, indem er die Dauer des Krieges repräſentirt, überdeutlich ausſpricht, dieſer Triumphzug ſey ihm beſchwerlich und er werde ſich glücklich ſchatzen, heute Abend irgendwo zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieſes Blattes nun, anſtatt daß wir bisher meiſtens freie Ausſichten gehabt, drängt ſich, dem Menſchendrang gemäß, gleichfalls zuſammen; rechter Hand ſehen wir einen Palaſt, zur Linken Thurm und Mauern; die Nahe des Stadtthors möchte damit angedeutet ſeyn, angezeigt daß wir uns wirklich am Ende befinden, daß nunmehr der ganze Triumphzug in die Stadt eingetreten, und innerhalb derſelben beſchloſſen ſey.

Sollten auch dieſer Vermuthung die Hintergründe der vorhergehenden Blatter zu widerſprechen ſcheinen, indem

landschaftliche Aussichten, viel freie Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläste, doch auch Ruinen gesehen werden, so läßt sich doch auch annehmen, daß der Künstler hierbei die verschiedenen Hügel von Rom gedacht, und sie so bebaut und so ruinenhaft, wie er sie zu seiner Zeit gefunden, vorgestellt habe. Diese Auslegung gewinnt um so mehr Kraft, als doch wohl einmal ein Palast, ein Kerker, eine Brücke, die als Wasserleitung dienen kann, eine hohe Ehrensäule da steht, die man denn doch auf städtischem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir halten inne, weil wir sonst ins Gränzenlose geriethen, und man mit noch so viel gehäuften Worten den Werth der flüchtig beschriebenen Blatter doch nicht ausdrücken könnte.

Cäsar's Triumphzug,

gemalt von Mantegna.

Zweiter Abschnitt.

1) Ursprung, Wanderung, Beschaffenheit der Bilder.
2) Fernere Geschichte derselben. Sammlungen Carl's I. von England.
3) Mantegna's eigene Kupferstiche in Bezug auf den Triumph.
4) Zeugniß von Vasari mit Bemerkungen darüber.
5) Allgemeine Betrachtung und Mißbilligung seiner falschen Methode von hinten hervor zu beschreiben.
6) Emendation der Bartschischen Auslegung.
7) Schwerdgeburth's Zeichnung.

1.

Mantegna lebte 1451 bis 1517 und malte in seiner besten Zeit, auf Anregen seines großen Gönners, Ludwig Gonzaga, Herzogs von Mantua, gedachten Triumphzug für den Palast in der Nähe des Klosters St. Sebastian. Der Zug ist nicht auf die Wand nicht im unmittelbaren Zusammenhange gemalt, sondern in neun abgesonderten Bildern, vom Platze beweglich, daher sie denn auch nicht an Ort und Stelle geblieben. Sie kamen vielmehr unter Carl I., welcher als ein großer Kunstfreund die köstlichsten Schätze zusammenbrachte und also auch den Herzog von Mantua auskaufte, nach

London und blieben daſelbſt, obgleich nach ſeinem unglücklichen Tode die meiſten Beſitzungen dieſer Art durch eine Auction verſchleudert wurden.

Gegenwärtig befinden ſie ſich, hochgeehrt, im Palaſte Hamptoncourt, neun Stücke, alle von gleicher Größe, völlig quadrat, jede Seite neun Fuß, mit Waſſerfarben auf Papier gemalt, mit Leinwand unterzogen, wie die Raphaeliſchen Cartone, welche denſelben Palaſt verherrlichen.

Die Farben dieſer Bilder ſind höchſt mannichfaltig, wohl erhalten und lebhaft; die Hauptfarben in allen ihren Abſtufungen, Miſchungen und Uebergängen zu ſehen; dem Scharlach ſteht anderes Hell- und Tiefroth entgegen, an Dunkel- und Hellgelb fehlt es nicht, Himmelblau zeigt ſich, Blaßblau, Braun, Schwarz, Weiß und Gold.

Die Gemälde ſind überhaupt in gutem Zuſtande, beſonders die ſieben erſten; die zwei letzteren, ein wenig verbleicht, ſcheinen von der Zeit gelitten zu haben, oder abgerieben zu ſeyn, doch iſt dieß auch nicht bedeutend. Sie hangen in vergoldeten Rahmen neun Fuß hoch über dem Boden, drei und drei auf drei Wände vertheilt; die öſtliche iſt eine Fenſterſeite, und folgen ſie, von der ſüdlichen zur nördlichen, völlig in der Ordnung, wie ſie Andreas Andreani numerirt hat.

Erwähnung derſelben thut Hamptoncourt-Guide', Seite 19 mit wenigen Worten; nicht viel umſtändlicher das Prachtwerk: The History of the Royal Residences of Windsor Castle, St. James's Palace p. p. By W. H. Pyne. In three Volumes. London 1819, welches gerade dieſem Zimmer keine bildliche Darſtellung gegönnt hat.

Vorſtehende nähere Nachricht verdanken wir der Gefälligkeit eines in England wohnenden Deutſchen Freundes, des Herrn Dr. Noehden, welcher nichts ermangeln läßt, das in

Weimar angeknüpfte schöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechselwirkung zu erhalten. Auf unser zutrauliches Ansuchen begab er sich wiederholt nach Hamptoncourt, und alles was wir genau von Maaß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufstellung und so weiter angeben, ist die Frucht seiner aufmerksamen Genauigkeit.

2.

Die früheste Neigung der Engländer zur Kunst mußte sich, in Ermangelung inländischer Talente, nach auswärtigen Künstlern und Kunstwerken umsehen. Unter Heinrich dem Achten arbeitete Holbein viel in England. Was unter Elisabeth und Jacob dem Ersten geschehen, wäre noch zu untersuchen. Der hoffnungsvolle Kronprinz Heinrich, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geboren, hatte viel Sinn für die Künste und legte bedeutende Sammlungen an. Als er vor dem achtzehnten Jahre mit Tode abging, erbte Carl der Erste mit der Krone die Sammlung des Bruders und seine Liebhaberei. Rubens und van Dyk werden als Künstler beschäftigt, als Kunstkenner zu Sammlungen behülflich.

Die Sammlung des Herzogs von Mantua wird angekauft, mit ihr also die neun Tafeln Triumphzug. Ueber das Jahr sind wir nicht genau belehrt, es muß aber zwischen 1625 und 1642 fallen, indem nachher, während der Bürgerkriege, Geldmangel dem König dergleichen Acquisitionen untersagte.

„Nach des Königs Ermordung wurde sowohl sein als seiner Gemahlin und Prinzen Vermögen der Nation heimgefallen erklärt und, durch einen Parlaments-Beschluß vom

März 1649, auctionsweise zum Verkauf angeboten, worunter auch sämmtliche Kunstwerke und Gemälde. Aber erst den folgenden Juni faßte die Gemeine, um ihr neues Gemeingut desto kräftiger zu befestigen, über die Verwendung des persönlichen Vermögens des letzten Königs, der Königin und Prinzen, einen Beschluß. Sie erließ einen Befehl, alles zu verzeichnen, zu schätzen und zu verkaufen, ausgenommen solche Theile, welche zum Gebrauch des Staates vorzubehalten seyen; jedoch mit solcher Vorsicht, um alle Nachrede einzelnen Interesses zu vermeiden, daß kein Glied des Hauses sich damit befasse. In diese Schätzung und Verkauf waren eingeschlossen, heu dolor! die ganze Sammlung von edeln Gemälden, alten Statuen und Büsten, welche der letzte König mit gränzenlosen Kosten und Mühen von Rom und allen Theilen Italiens herbeigeschafft hatte."

Ein Verzeichniß dieser höchst kostbaren Merkwürdigkeiten, wovon jetzt gar manche den Palästen des Louvre und Escurials, auch mancher ausländischen Fürsten zur Verherrlichung dienen, mit Schätzungs- und Verkaufspreisen, ward unter folgendem Titel 1757 in London gedruckt: A Catalogue and Description of King Charles the First's Capital Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities.

Nun heißt es auf der fünften Seite: Gemälde zu Hamptoncourt Nro. 332, geschätzt 4675 Pfund 10 Schill., darunter waren:

1) Neun Stück, der Triumphzug des Julius Cäsar, gemalt von Andreas Mantegna, geschätzt 1000 Pfund.
2) Herodias, St. Johannes Haupt in einer Schüssel haltend, von Tizian, geschätzt 150 Pfund.

Die größere Anzahl der Gemälde, welche den übrigen

Werth von 3525 Pfund 10 Schillinge ausmachte, ist nicht einzeln aufgeführt.

Da nun aber hieraus hervorgeht, daß Carl der Erste die Gemälde Mantegna's besessen, so wird noch zum Ueberfluß dargethan, woher sie zu ihm gekommen; folgendes diene zur Erläuterung:

„König Carl's Museum war das berühmteste in Europa; er liebte, verstand und schätzte die Künste. Da er nicht das Glück hatte, große Malergeister unter seinen Unterthanen zu finden, so rief er die geschicktesten Meister anderer Nationen herbei, mit rühmlicher Vorliebe, um sein eigenes Land zu bereichern und zu unterrichten. Auch beschränkte er seinen Aufwand keineswegs auf lebende Künstler: denn außer einzelnen Stücken kaufte er die berühmte Sammlung des Herzogs von Mantua, nachdem er vorher eine Grundstiftung gelegt hatte von dem, was er von seinem Bruder erbte, dem liebenswürdigen Prinzen Heinrich, der, wie man aus dem Katalog sieht, auch außer andern würdigen Eigenschaften, Geschmack für Gemälde besaß, und einen edlen Eifer die Künste zu ermuntern."

„Glücklicherweise sind diese so oft belobten Bilder in England geblieben, und wohl auch noch andere, die wir dort bewundern. Ob zufällig wollen wir nicht entscheiden: denn die Clausel des republicanischen Beschlusses, daß man zurückhalten könne was zum Gebrauch des Staates dienlich sey, ließ ja gar wohl zu, daß jene zwar gewaltsamen, aber keineswegs rohen und unwissenden Machthaber das Beste auf den nunmehr republicanischen Schlössern zurück behielten."

Dem sey nun wie ihm sey, der Engländer, dem wir die bisherige Aufklärung schuldig sind, äußert sich folgendermaßen:

Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was gestern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen; wir wollen sie Schülern und Höflingen überlassen. Die mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen wohin sie können, erschleichen was sie können. — Kannst du von allem diesem etwas brauchen, daß deine Epistel kein Buch wird; so ist mir's recht. Dem guten Alten scheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unsre Hand gehalten, sie stärker noch einmal, wenn er sie lassen will.

Secretär. Verzeiht mir. Es wird dem Fußgänger schwindlich, der einen Mann mit rasselnder Eile daher fahren sieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten,

„Der Streich, der die Königswürde so tief niederlegte, zerstreute zugleich die königliche tugendsame Sammlung. Die ersten Cabinette von Europa glänzen von diesem Raube; die wenigen guten, in den königlichen Palasten zerstreuten Stücke sind bei uns nur kümmerliche Ueberreste von dem was gesammelt oder wieder versammelt war von König Carl's glänzenden Galerien. Man sagt die Holländer hatten vieles angekauft und einiges seinem Sohne wieder überlassen. Der beste Theil aber bleibt begraben in der Düsterniß, wenn er nicht gar untergeht in den Gewölben des Escurials."

3.

Mantegna's Kupferstiche werden hochgehalten wegen Charakter und meisterhafter Ausführung, freilich nicht im Sinne neuer Kupferstecherkunst. Bartsch zählt ihrer siebenundzwanzig, die Copien mitgerechnet; in England befinden sich nach Noehden siebenzehn, darunter sind auf den Triumphzug bezüglich nur viere, No. 5, 6 und 7, die sechste doppelt, aber umgekehrt, worauf ein Pilaster.

Ein Englischer noch lebender Kenner hegt die Ueberzeugung, daß nicht mehr als genannte vier Stücke vorkommen, und auch wir sind der Meinung, daß Mantegna sie niemals alle neun in Kupfer gestochen habe. Uns irret keineswegs, daß Strutt in seinem biographischen Wörterbuche der Kupferstecher, Band II. Seite 120, sich folgendermaßen ausdrückt: „Der Triumph des Julius Cäsar, gestochen nach seinen eigenen Gemälden, in neun Platten mittlerer Größe, beinahe viereckig. Eine vollständige Sammlung dieser Kupfer ist äußerst rar; copirt aber wurden sie von Andreas Andreani."

Wenn denn nun auch Baldinucci in seiner Geschichte der Kupferstecherkunst sagt: Mantegna habe den Triumphzug des

Julius Cäsar während seines Aufenthaltes in Rom in Kupfer gestochen, so darf uns dieses keineswegs zum Wanken bringen; vielmehr können wir denken, daß der außerordentliche Künstler diese einzelnen Vorarbeiten in Kupfer, wahrscheinlich auch in Zeichnungen, die verloren oder unbekannt sind, gemacht, und bei seiner Rückkehr nach Mantua das Ganze höchst wundersam ausgeführt.

Und nun sollen die aus der innern Kunst entnommenen Gründe folgen, die uns berechtigen dieser Angabe kühnlich zu widersprechen. Die Nummern fünf und sechs (Bartsch 12, 13.), von Mantegna's eigener Hand, liegen, durch Glück und Freundesgunst, neben den Platten von Andreani uns vor Augen. Ohne daß wir unternehmen mit Worten den Unterschied im Besonderen auszudrücken, so erklären wir im Allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Ursprüngliches durchaus hervorleuchte; man sieht darin die große Conception eines Meisters, der sogleich weiß was er will, und in dem ersten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptsache nach darstellt und einander folgen laßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, ist es wundersam zu beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. — Jene ersten Anfange sind völlig unschuldig, naiv, obschon reich, die Figuren zierlich, ja gewissermaßen nachlässig, und jede im höchsten Sinne ausdrucksvoll; die andern aber, nach den Gemälden gefertigt, sind ausgebildet, kraftig, überreich, die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunstvoll, ja mitunter künstlich; man erstaunt über die Beweglichkeit des Meisters bei entschiedenem Verharren; da ist alles dasselbe und alles anders; der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig gleich, im Abändern nirgends gemakelt noch gezweifelt, sondern ein anderes, höheren Zweck Erreichendes ergriffen.

Daher haben jene erſten eine Gemuthlichkeit ohne Gleichen, weil ſie unmittelbar aus der Seele des großen Meiſters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunſtzwecke gedacht zu haben ſcheint. Wir würden ſie einem liebenswürdigen häuslichen Mädchen vergleichen, um welche zu werben ein jeder Jüngling ſich geneigt fühlen müßte; in den andern aber, den ausgeführten, würden wir dieſelbe Perſon wieder finden, aber als entwickelte, erſt verheirathete junge Frau, und wenn wir jene einfach gekleidet, häuslich beſchäftigt geſehen, finden wir ſie nun in aller Pracht, womit der Liebende das Geliebte ſo gern ausſchmückt. Wir ſehen ſie in die Welt hervorgetreten bei Feſten und Tänzen, wir vermiſſen jene, indem wir dieſe bewundern. Doch eigentlich darf man die Unſchuld nicht vermiſſen, wo ſie einem höheren Zwecke aufgeopfert iſt.

Wir wünſchen einem jeden wahren Kunſtfreunde dieſen Genuß und hoffen, daß er dabei unſere Ueberzeugung gewinnen ſolle.

In dieſer werden wir nur um ſo mehr beſtärkt durch das was Herr Dr. Noehden von dem dritten Kupfer des Mantegna, welches Bartſch nicht hat, in Vergleichung mit der ſiebenten Tafel des Andreas Andreani meldet: „Wenn auf den beiden andern Blättern, Nummer fünf und ſechs, gegen die Gemälde Abänderungen vorkommen, ſo ſind ſie noch ſtarker bei der gegenwärtigen Nummer. Die edlen Gefangenen werden zwar vorgeführt, allein die höchſt liebliche Gruppe der Mutter mit Kindern und Aeltermutter fehlt ganz, welche alſo ſpäter von dem Künſtler hinzugedacht worden. Ferner iſt ein gewöhnliches Fenſter auf dem Kupferſtiche dargeſtellt, aus welchem drei Perſonen herausſehen; in dem Gemälde iſt es ein breites gegittertes Fenſter, als welches zu einem Gefängniß gehört, hinter welchem mehrere Perſonen, die man für

Gefangene halten kann, sieben. Wir betrachten dieß als eine übereinstimmende Anspielung auf den vorübergehenden Zug, in welchem ebenfalls Veränderungen statt gefunden."

Und wir von unserer Seite sehen hier eine bedeutende Steigerung der künstlerischem Darstellung, und überzeugen uns, daß dieses Kupfer, wie die beiden andern, dem Gemalde vorgegangen.

1.

Vasari spricht mit großem Lobe von diesem Werke, und zwar folgendermaßen: „Dem Marchese von Mantua, Ludwig Gonzaga, einem großen Gönner und Schätzer von Andreas Kunstfertigkeit, malte er, bei St. Sebastian in Mantua, Cäsar's Triumphzug, das Beste was er jemals geliefert hat. Hier sieht man in schönster Ordnung den herrlich verzierten Wagen (*), Verwandte, Weihrauch und Wohlgerüche, Opfer, Priester, bekränzte geweihte Stiere, Gefangene, von Soldaten eroberte Beute, geordneten Heereszug, Elephanten, abermals Beute, Victorien, Städte und Festungen auf verschiedenen Wagen; zugleich auch abgebildet granzenlose Trophäen auf Spießen und Stangen, auch mancherlei Schutzwaffen für Haupt und Rumpf, Ausputz, Zierrath, unendliche Gefäße. Unter der Menge bemerkt man ein Weib, das einen Knaben an der Hand führt, der weinend einen Dorn im Füßchen sehr anmuthig und natürlich der Mutter hinweis't. (**)

In diesem Werke hat man auch abermals einen Beweis von seiner schönen Einsicht in die perspectivischen Künste; denn indem er seine Bodenfläche über dem Auge anzunehmen hatte, so ließ er die ersten Füße an der vordern Linie des Planums vollkommen sehen, stellte jedoch die folgenden desselben Gliedes mehr perspectivisch, gleichsam sinkend vor, so daß

nach und nach Füße und Schenkel dem Geſetz des Augpunktes gemäß ſich verſtecken.

Eben ſo hält er es auch mit Beute, Gefäßen, Inſtrumenten und Zierrathen; er läßt nur die untere Fläche ſehen, die obere verliert ſich ebenfalls nach denſelben Regeln. Wie er denn überhaupt Verkürzungen darzuſtellen beſonders geſchickt war.“

Mit einem ſolchen (*) Sternchen haben wir vorhin eine Lücke angedeutet, die wir nunmehr ausfüllen wollen. Vaſari glaubt in einem nahe vor dem Triumphwagen ſtehenden Jüngling einen Soldaten zu ſehen, der den Sieger mitten in der Herrlichkeit des Feſtzuges mit Schimpf- und Schmähreden zu demüthigen gedenkt, welche Art von übermüthiger Gewohnheit aus dem Alterthume wohl überliefert wird. Allein wir glauben die Sache anders auslegen zu müſſen; der vor dem Wagen ſtehende Jüngling hält auf einer Stange, gleichſam als Feldzeichen, einen Kranz, in welchem die Worte veni, vidi, vici. eingeſchrieben ſind; dieß möchte alſo wohl dem Schluß die Krone aufſetzen. Denn wenn vorher auf mancherlei Bändern und Banderolen an Zinken und Poſaunen, auf Tafeln und Täfelchen ſchon Cäſar genannt und alſo dieſe Feierlichkeit auf ihn bezogen wird, ſo iſt doch hier zum Abſchluß das höchſte Verdienſt einer entſcheidenden Schnelligkeit verkündet und ihm von einem frohen Anhänger vorgehalten, woran bei genauerer Betrachtung wohl kein Zweifel übrig bleiben möchte.

(**) Das zweite Zeichen deutet abermals auf eine vom Vaſari abweichende Meinung. Wir fragten nämlich, da auf dem Andreaniſchen Blatte Nro. 7 dieſer vom Vaſari gerühmte Dorn nicht zu entdecken war, bei Herrn Dr. Noehden in London an, in wiefern das Gemälde hierüber Auskunft gebe; er eilte dieſer und einiger andern Anfragen wegen gefälligſt nach

Hamptoncourt und ließ nach genauer Unterſuchung ſich folgendermaßen vernehmen:

„An der linken Seite der Mutter iſt ein Knabe (vielleicht drei Jahre alt), welcher an dieſelbe hinaufklimmen will. Er hebt ſich auf der Zehe des rechten Fußes, ſeine rechte Hand faßt das Gewand der Mutter, welche ihre linke nach ihm herabgeſtreckt und mit derſelben ſeinen linken Arm ergriffen hat, um ihm aufzuhelfen. Der linke Fuß des Knaben hat ſich vom Boden gehoben, dem Anſcheine nach bloß zufolge des aufſtrebenden Körpers. Ich hatte es nie errathen, daß ein Dorn in dieſen Fuß getreten, oder der Fuß auf irgend eine andere Weiſe verwundet wäre, da das Bild, wenn meine Augen nicht ganz wunderlich trügen, gewiß nichts von der Art zeigt. Das Bein iſt zwar ſteif aufgezogen, welches ſich freilich zu einem verwundeten Fuße paſſen würde; aber dieß reimt ſich eben ſo gut mit dem bloß in die Höhe ſtrebenden Körper. Der ganz ſchmerzenloſe Ausdruck des Geſichtes bei dem Knaben, welcher heiter und froh, obgleich begierig hinaufſieht, und der ruhige Blick der herabſehenden Mutter, ſcheinen mir der angenommenen Verletzung ganz zu widerſprechen. An dem Fuße ſelbſt müßte man doch wohl eine Spur der Verwundung, z. B. einen fallenden Blutstropfen bemerken; aber durchaus nichts Aehnliches iſt zu erkennen. Es iſt unmöglich, daß der Künſtler, wenn er ein ſolches Bild dem Zuſchauer hatte eindrücken wollen, es ſo zweifelhaft und verſteckt gelaſſen haben könnte. Um ganz ohne Vorurtheil bei der Sache zu verfahren, fragte ich den Diener, welcher die Zimmer und Gemälde im Schloſſe zu Hamptoncourt zeigt, und der mehrere Jahre lang dieſes Geſchäft verwaltet hat, einen ganz mechaniſchen kenntnißloſen Menſchen, ob er etwas von einem verwundeten Fuße, oder einem Dornſtich an dem

Knaben bemerkte. Ich wollte sehen, welchen Eindruck die Darstellung auf das gemeine Auge und den gemeinen Verstand machte. „Nein," war die Antwort, „davon läßt sich nichts erkennen: es kann nicht seyn, der Knabe sieht ja viel zu heiter und froh aus, als daß man ihn sich verwundet denken könnte." Ueber den linken Arm der Mutter ist, so wie bei dem rechten, ein rothes Tuch oder Shawl geworfen, und die linke Brust ist ebenfalls ganz entblößt.

Hinter dem Knaben, zur linken Seite der Mutter, steht gebückt eine ältliche Frau, mit rothem Schleiertuche über dem Kopfe. Ich halte sie für die Großmutter des Knaben, da sie so theilnehmend um sie beschäftigt ist. In ihrem Gesichte ist auch nichts von Mitleiden, welches doch wahrscheinlich ausgedrückt worden wäre, wenn das Enkelchen an einer Dornwunde litte. In der rechten Hand scheint sie die Kopfbedeckung des Knaben (ein Hütchen oder Kappchen) zu halten, und mit der linken berührt sie den Kopf desselben."

5.

Sieht man nun die ganze Stelle, wodurch uns Vasari über diesen Triumphzug hat belehren wollen, mit lebendigem Blick an, so empfindet man alsbald den inneren Mangel einer solchen Vortragsweise; sie erregt in unserer Einbildungskraft nur einen wüsten Wirrwarr und laßt kaum ahnen, daß jene Einzelheiten sich klar in eine wohlgedachte Folge reihen würden. Schon darin hat es Vasari gleich anfangs versehen, daß er von hinten anfangt und vor allem auf die schöne Verziertheit des Triumphwagens merken laßt; daraus folgt denn, daß es ihm unmöglich wird, die voraustretenden gedrangten, aber doch gesonderten Schaaren, ordnungsgemaß auf einander folgen zu lassen, vielmehr greift er auffallende Gegenstande zufallig

heraus, daher denn eine nicht zu entwirrende Verwickelung entsteht.

Wir wollen ihn aber deßhalb nicht schelten, weil er von Bildern spricht die ihm vor Augen stehen, von denen er glaubt, daß jedermann sie sehen wird. Auf seinem Standpunkte konnte die Absicht nicht seyn, sie den Abwesenden oder gar Künftigen, wenn die Bilder verloren gegangen, zu vergegenwärtigen.

Ist dieses doch auch die Art der Alten, die uns oft in Verzweiflung bringt. Wie anders hätte Pausanias verfahren müssen, wenn er sich des Zweckes hätte bewußt seyn können, uns durch Worte über den Verlust herrlicher Kunstwerke zu trösten! Die Alten sprachen als gegenwärtig zu Gegenwartigen, und da bedarf es nicht vieler Worte. Den absichtlichen Redekünsten Philostrat's sind wir schuldig, daß wir uns einen deutlichern Begriff von verlornen köstlichen Bildern aufzubauen wagen.

6.

Bartsch in seinem peintre graveur, Band XIII. Seite 234, spricht unter der eilften Nummer der Kupferstiche des Andreas Mantegna: „Der Römische Senat begleitet einen Triumph. Die Senatoren richten ihren Schritt gegen die rechte Seite, auf sie folgen mehrere Krieger, die man zur linken sieht, unter welchen einer besonders auffallt, der mit der Linken eine Hellebarde faßt, am rechten Arme ein ungeheures Schild tragend. Der Grund laßt zur Rechten ein Gebäude sehen, zur Linken einen runden Thurm. Mantegna hat dieses Blatt nach einer Zeichnung gestochen, die er bei seinem Triumphzug Cäsar's wahrscheinlich benutzen wollte, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat."

Wie wir dieses Blatt auslegen, ist in dem ersten Aufsatze

über Mantegna im vorigen Stücke zu ersehen, deßhalb wir unsere Ueberzeugung nicht wiederholen, sondern nur bei dieser Gelegenheit den Dank, den wir unserm verewigten Bartsch schuldig sind, auch von unserer Seite gebührend abstatten.

Hat uns dieser treffliche Mann in den Stand gesetzt, die bedeutendsten und mannichfaltigsten Kenntnisse mit weniger Mühe zu gewinnen, so sind wir, in einem andern Betracht, auch schuldig ihn als Vorarbeiter anzusehen, und hie und da, besonders in Absicht auf die gebrauchten Motive, nachzuhelfen; denn das ist ja eben eins der größten Verdienste der Kupferstecherkunst, daß sie uns mit der Denkweise so vieler Künstler bekannt macht, und, wenn sie uns die Farbe entbehren lehrt, das geistige Verdienst der Erfindung auf das sicherste überliefert.

7.

Um nun aber sowohl uns als andern theilnehmenden Kunstfreunden den vollen Genuß des Ganzen zu verschaffen, ließen wir durch unseren geschickten und geübten Kupferstecher Schwerdgeburth diesen abschließenden Nachzug, völlig in der Dimension der Andreanischen Tafeln und in einer den Holzstock sowohl in Umrissen als Haltung nachahmenden Zeichnungsart, ausführen, und zwar in umgekehrter Richtung, so daß die Wandelnden nach der Linken zu schreiten. Und so legen wir dieses Blatt unmittelbar hinter den Triumphwagen Cäsar's, wodurch denn, wenn die zehn Blatter hinter einander gesehen werden, für den geistreichen Kenner und Liebhaber das anmuthigste Schauspiel entsteht, indem etwas von einem der außerordentlichsten Menschen vor mehr als dreihundert Jahren intentionirt zum erstenmal zur Anschauung gebracht wird.

Polygnot's Gemälde

in der Lesche zu Delphi.

Nach der Beschreibung des Pausanias restaurirt von den Gebrüdern Riepenhausen.

Bleistiftumrisse auf weißem Papier. Zwölf Blätter.

Die unwiderstehliche Begierde nach unmittelbarem Anschauen, die in dem Menschen durch Nachrichten von entfernten Gegenständen erregt wird, das Bedürfniß allem demjenigen, was wir geistiger Weise gewahr werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen, sind ein Beweis der Tüchtigkeit unserer Natur, die das Einseitige flieht und immerfort das Innere durchs Aeußere, das Aeußere durchs Innere zu erganzen strebt.

Wenn wir daher dem Einen Dank wissen, der uns Gegenstände der Kunst und Natur, denen wir in der Wirklichkeit nicht begegnen würden, durch Nachahmung vor die Augen bringt, so haben Andere allerdings auf unsere Erkenntlichkeit größern Anspruch, die bemüht sind, verlorene Monumente wieder herzustellen und so unterrichtet als geistreich, nach geringen Andeutungen, das Zerstörte in einem gewissen Grade wieder zu beleben.

und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam?

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich stehe hoch, und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen; so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbst verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freyen Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte ihr sprecht! Gott erhalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zusammen. Oranien kommt. Fertige aus, was am

Einen ſolchen Dank bringen wir zunachſt den obengenannten trefflichen Künſtlern, die uns durch ihre zwölf nach der Beſchreibung des Pauſanias entworfenen Zeichnungen in den Stand ſetzen von den längſt untergegangenen Gemälden des Polygnot in der Leſche zu Delphi eine Art Anſchauung zu gewinnen; ſo wie ſie uns zugleich Veranlaſſung geben unſre Gedanken über jene bedeutenden Werke des Alterthums im Nachſtehenden mitzutheilen.

Einleitendes

über

Polygnot's Gemälde

in der Lesche zu Delphi.

An diesem Versammlungsorte, einem Porticus, den man um einen länglich viereckten Hof herum gezogen und nach innen zu offen denken kann, fanden sich, noch zu Pausanias Zeiten, wohl erhalten, einige Werke Polygnot's.

Das an der rechten Seite befindliche Gemälde bestand aus zwei Abtheilungen, wovon die eine der Eroberung Troja's, die andere nach unserer Ueberzeugung, der Verherrlichung Helena's gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zusammenstellung unter sich, so wie die Nachbarschaft beider Vorstellungen, kann unsere erste Tafel vergegenwärtigen.

Pausanias beschreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, so wie die Gruppen dem Hereintretenden und an dem Bilde Hergehenden vor die Augen kamen, in welcher Ordnung sie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet worden, obgleich eine andere Betrachtungsweise, die wir in der Folge darlegen werden, stattfinden möchte.

Zur Linken sah man ein einzelnes, großes Bild, den Besuch des Odysseus in der Unterwelt vorstellend.

eſche.

Gemälde auf der

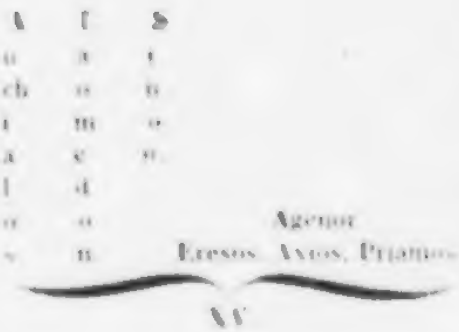

XV.

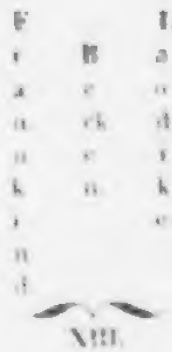

XIII.

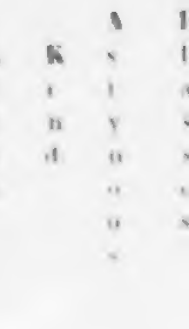

XII.

XVI.

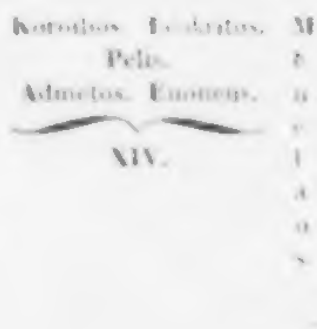

XIV.

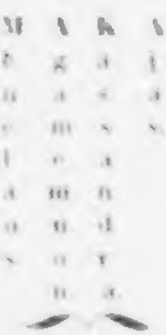

XI.

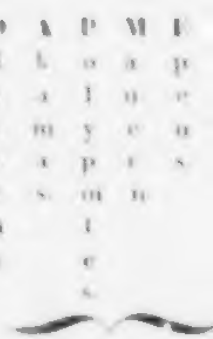

X.

Eroberung von Troja.

echten Seite der Lesche.

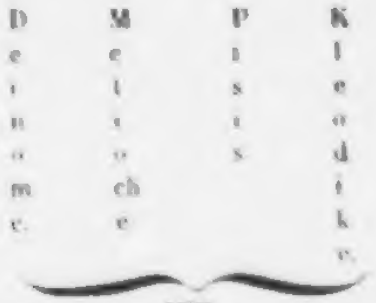

VIII.

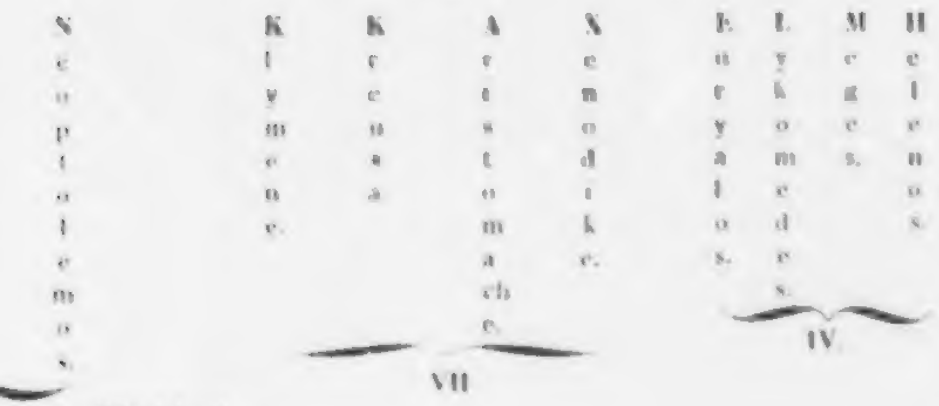

Pferdekopf

VII

IV.

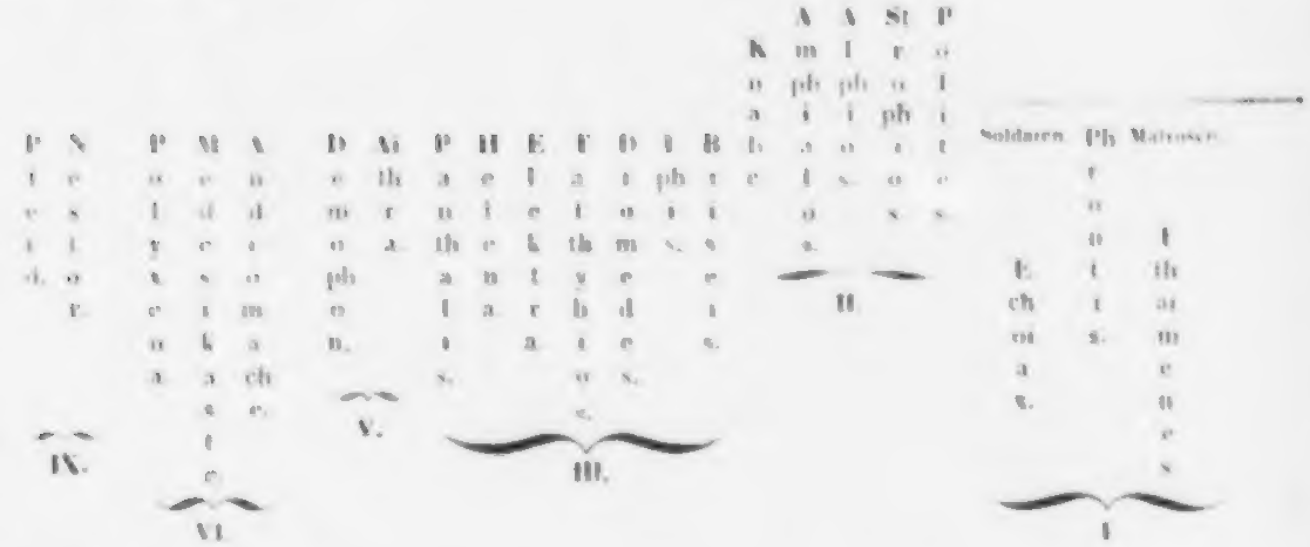

IX.

V.

III.

II.

VI

I

herrschung der Helena.

Wir nehmen an, daß Pausanias, nach Beschreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurückgekehrt sey, sich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daselbst befindliche Gemälde von der Linken zur Rechten beschrieben habe; wie es denn auch, auf unserer zweiten Tafel, vorgestellt ist.

Wir ersuchen unsere Leser, sich zuerst mit dieser unserer Darstellung, so wie mit der Beschreibung des Pausanias, die wir im Auszuge liefern, bekannt zu machen, ehe sie zu unsern Muthmaßungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieser Kunstwerke anzudeuten gedenken.

Dabei werden sie durchaus im Auge behalten: daß die Gruppen keineswegs perspectivisch, sondern, nach Art damaliger Kunst, neben, über und unter einander, jedoch nicht ohne Weisheit und Absicht, gestellt gewesen.

Nach dem Pausanias.

I.

Eroberung von Troja.

X.

Epeus, nackend vorgestellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit seinem Haupte über dieselben hervor.

Polypoites, Sohn des Peirithoos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas, Sohn des Theseus, ist neben ihm. Odysseus steht in seinem Harnisch.

XI.

Ajas, Sohn des Oileus, hält sein Schild, und naht sich dem Altar, als im Schwur begriffen, daß er Kassandren, wider Willen der Göttin, entführen wolle.

Kassandra sitzt auf der Erde, vor der Statue der Pallas; sie hält das Bild umfaßt, welches sie von dem Fußgestelle hob, als Ajas sie, die Schutzflehende, wegriß.

Die zwei Söhne des Atreus sind auch gehelmt, und überdieß hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen sieht, der bei dem Opfer zu Aulis, als ein Wunderzeichen, erschien. Die Atreiden scheinen den Ajas abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verscheidet Elassos, unter den Streichen des Neoptolemos: er ist sterbend vorgestellt. Asynoos kniet, nach ihm haut Neoptolemos. Dieser ist der Einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Ferner ist ein Altar gemalt, wohin sich ein furchtsames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harnisch, wie man sie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hintertheil zusammengesetzt und durch Spangen befestigt.

XIII.

Laodike steht jenseit des Altars, sie befindet sich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken auf einem steinernen Fußgestell.

Medusa, eine Tochter Priamos, liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben seht ihr eine alte Frau, mit geschornem Kopf, ein Kind auf ihren Knieen haltend, welches furchtsam seine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Maler hat nachher todte Körper vorgestellt. Der erste, den man erblickt, ist Pelis, ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Cuoneus und Admetos, welche noch geharnischt sind; höher seht ihr andere. Leokritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Cuoneus und Admetos sieht man den Körper des Koroibos, der um Kassandra freite.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Arios und Agenor.

Ferner seht ihr Sinon, den Gefährten des Odysseus und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt sich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieses Haus zu verschonen haben.

Theano wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgestellt. Der erste sitzt auf einem Harnisch von der alten Art, der zweite auf einem Stein. Neben diesem sieht man Antenor, mit Krino, seiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Maler hat allen diesen Figuren solche Mienen und Gebärden gegeben, wie man sie von Personen erwartet, welche von Schmerz gebeugt sind.

An der Seite sieht man Diener, die einen Esel mit Körben beladen und sie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind sitzt auf dem Thiere.

II.

Verherrlichung der Helena.

I.

Hier wird alles für Menelaos Rückkehr bereitet. Man sieht ein Schiff, die Bootsleute sind, untermischt, Männer und Kinder.

In der Mitte steht Phrontis, der Steuermann, die Fahrstangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Echoiar steigt, mit einem ehernen Wassergefaß, die Schiffstreppe hinab.

II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, sind Polites, Strophios und Alphios beschäftigt, das Gezelt des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos sitzt ein Kind, ohne Namensbeischrift.

Phrontis ist der Einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann steht Briseis, etwas höher Diomedes und Iphis zunächst; beide als wenn sie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena sitzt; bei ihr steht ein junger Mann, wahrscheinlich Eurybates, der Herold des Odysseus, zwar unbärtig.

Helena hat ihre zwei Frauen neben sich, Pantalis und Elektra; die erste steht bei ihr, die andere bindet ihr die Schuhe.

nöthigsten ist, daß die Bothen fortkommen, eh' die Thore geschlossen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; versäume nicht Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir. — Horche, wie sich die Regentinn befindet; sie soll nicht wohl seyn, ob sie's gleich verbirgt. Secretär ab.

Oranien kommt.

Egmont. Willkommen, Oranien. Ihr scheint mir nicht ganz frey.

Oranien. Was sagt ihr zu unsrer Unterhaltung mit der Regentinn?

Egmont. Ich fand in ihrer Art uns aufzunehmen, nichts außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet ihr nicht, daß sie zurückhaltender war? Erst wollte sie unser Betragen bey dem neuen Aufruhr des Pöbels gelassen billigen; nachher merkte sie an, was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse; wich dann mit dem Gespräche zu ihrem alten

IV.

Ueber ihr sitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, sehr traurig; es ist Helenos, der Sohn des Priamos. Neben ihm steht Meges, mit verwundetem Arm; neben diesem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Eurvalos hat zwei Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

V.

Neben ihr sieht man Aithra, die Mutter des Theseus, mit geschornem Haupte, als Zeichen der Knechtschaft, und Demophon, den Sohn des Theseus, in nachdenklicher Stellung. Wahrscheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freiheit setzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es ohne Beistimmung der Helena nicht gewähren wollte. Vermuthlich steht Eurybates bei Helena, diesen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derselben Linie sieht man gefangene, höchst betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Busen, auch Medesikaste, eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheirathet. Diese beide Fürstinnen sind verschleiert.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Personen.

IX.

Nestor steht zunächst: er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd ist bei ihm, das sich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieseln um das Pferd

ber; sonst bemerkt man nichts, was die Nachbarschaft des Meers bezeichnete.

VII.

Ueber jenen Frauen, die sich zwischen Nestor und Aithra befinden, sieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreusa, Arisiomache und Xenodike.

VIII.

Ueber ihnen befinden sich abermals vier Gefangene, auf einem Bette: Demome, Merioche, Pisis und Kleodike.

Besuch des Odysseus in der Unterwelt.

Hier sieht man den Acheron, schilficht, und Schatten von Fischen im Wasser. In einem Schiffe ist der greise Fährmann mit den Rudern abgebildet.

Die im Fahrzeug sitzenden sind keine berühmten Personen — Tellis, ein reisender Knabe und Kleoboia, noch Jungfrau.

Diese hält ein Kastchen auf den Knieen, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charons Nachen wird ein vatermördrischer Sohn von seinem eigenen Vater erdrosselt.

Zunächst wird ein Tempelrauber gestraft. Das Weib, dem er überliefert ist, scheint sowohl jede Arzneimittel, als alle Gifte, mit denen man die Menschen schmerzlich tödtet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen benannten sieht man den Eurynomos, welcher unter die Götter der Unterwelt gezahlt wird. Man sagt, er verzehre das Fleisch der Todten und lasse nur die Knochen

Zweite Tafel

(Noch Seite 186 gehörig.)

Gemälde auf der link

Tityos.

Eurynomos.

Perimedes. Eurylochos.

Gefährten.

Elpenor.

Odysseus. Greis.

Besucher des Hades.

Tiresias. Antikleia.

ehrwürdiges Alter.

Tantalos. Charon. Kleobolos.

Schiff Acheron.

Sohn. Vater. Weib. Gottes.

niedrige Verbrecher.

Agave. Ikaria. Phaedra. Eriphyle.

vergeblich Bemühter.

Ariadne. Phaedra. Tyro. Eriphyle.

unglückliche Gattinnen.

Theseus. Peirithoos.

Sturmer des Hades.

Kamiros. Klymene.

jung Verstorbene.

Chloris. Thyia.

Freundinnen.

Prokris. Klymene.

Nebenbuhlerinnen.

Megara.

verstossene Gattin.

en Seite der Lesche.

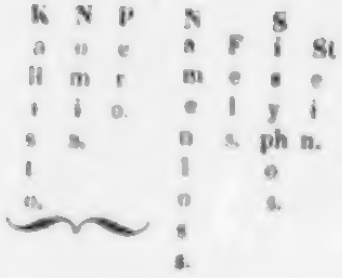

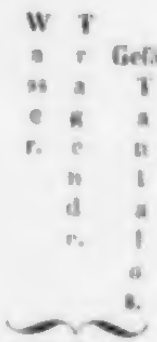

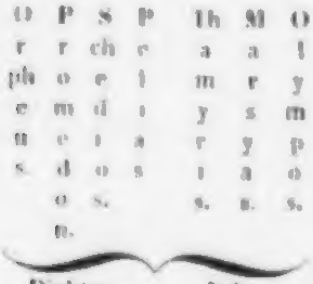

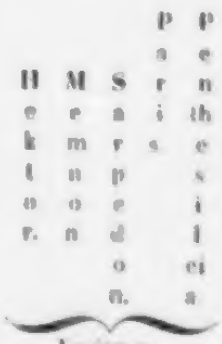

übrig. Hier iſt er ſchwarzblau vorgeſtellt. Er zeigt die Zähne und ſitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächſt ſieht man die Arkadierin Auge, und Iphimedeia. Die erſte hat, unter allen Weibern welche Hercules erkannt, den vaterähnlichſten Sohn geboren. Der zweiten aber hat Mylaſſis, eine Stadt in Carien, große Verehrung erwieſen.

Höher als die erwähnten Figuren ſieht man die Geſellen des Odyſſeus, Perimedes und Eurylochos, welche ſchwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächſt ſitzt ein Mann, mit dem Namen Okuos bezeichnet: er flicht einen Strick aus Schilf, dabei ſteht eine Eſelin, die das was er flicht ſogleich aufzehrt.

Nun ſieht man auch den Tityos, dergeſtalt abgebildet, daß er nicht mehr Strafe zu leiden, ſondern durch die langwierige Strafe verzehrt zu ſeyn ſcheint; denn es iſt ein dunkelnder Schatten.

Zunächſt bei Okuos findet ſich Ariadne, die auf einem Felſen ſitzt und ihre Schweſter Phaidra anſieht. Dieſe ſchwebt an einem Strick, welchen ſie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris, auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwei zärtliche Freundinnen zu ſehen.

Neben Thyia ſteht Prokris, die Tochter des Erechtheus, und nachher Klymene, die ihr den Rücken zukehrt.

Weiterhin ſehet ihr Megara von Theben, die verſtoßene Frau des Hercules.

Ueber dem Haupte dieſer Weiber ſitzt, auf einem Stein, die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächſt ſteht Eriphyle, welche die Fingerſpitzen durchs Gewand am Halſe hervorzeigt, wobei man in den Falten das berüchtigte Halsband vermuthen kann.

Ueber der Eriphyle iſt Elpenor, in einem geflochtenen

Baſtkleide, wie es die Schiffer tragen, dann Odyſſeus kauernd, der das Schwert über der Grube hält; zu dieſer tritt der Wahrſager Teireſias; hinter demſelben ſitzt Antikleia, die Mutter des Odyſſeus.

Unter dem Odyſſeus ſitzen Theſeus und Peirithoos, auf Thronen, auf denen ſie durch unſichtbare Macht feſtgehalten werden. Theſeus hat die Schwerter beider in Händen. Peirithoos ſieht auf die Schwerter.

Sodann ſind die Töchter des Pandaros gemalt, Kameiro und Klytie, mit Blumenkränzen geziert und mit Knöchelchen ſpielend.

Dann ſieht man den Antilochos, der, mit einem Fuß auf einen Stein tretend, Geſicht und Haupt mit beiden Händen hält.

Zunächſt ſteht Agamemnon, der die linke Schulter mit einem Scepter unterſtützt, in Händen aber eine Ruthe trägt.

Proteſilaos, ſitzend, betrachtet den gleichfalls ſitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus ſieht Patroklos. Alle ſind unbärtig, außer Agamemnon.

Höher iſt Phokos gemalt, unmündigen Alters, mit einem Siegelring an der linken Hand, die er dem Jaſeus hinreicht, welcher den Ring betrachtet, und ihn abzunehmen im Begriff iſt.

Ueber dieſem ſitzt Maira, auf einem Stein, die Tochter des Prötos.

Zunächſt ſitzt Aktaion und ſeine Mutter Autonoe auf einem Hirſchfelle. Sie halten ein Hirſchkalb. Auch liegt ein Jagdhund bei ihnen.

Kehrſt du nun zu den untern Theilen des Bildes wieder deine Augen, ſo ſiehſt du, nach dem Patroklos, den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmals ſitzen. Mit der Linken

berührt er die Zither, mit der andern die Zweige einer Weide, an die er ſich lehnt. Er iſt griechiſch gekleidet, weder ſein Gewand noch ſein Hauptſchmuck hat irgend etwas Thraciſches. An der entgegengeſetzten Seite des Baums lehnt Promedon, der, nach Einigen, die Sänger überhaupt, beſonders aber den Orpheus zu hören Freude gehabt.

In dieſem Theile des Bildes iſt auch Schedios, der die Phocenſer nach Troja führte, nach ihm Pelias, auf einem Throne ſitzend, mit grauem Bart und Haupthaar. Dieſer betrachtet den Orpheus. Schedios hält einen kleinen Dolch, und iſt mit Gras bekränzt.

Nachſt dem Pelias ſitzt Thamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Anſehens, mit ſtarkem Haupt- und Barthaar. Vor ſeinen Füßen liegt die Leyer, mit zerbrochenen Hörnern und zerriſſenen Saiten.

Etwas höher ſitzt Marſyas, welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendeſt du wieder deine Augen nach dem obern Theile des Gemäldes, ſo folgt auf Aktaion der ſalaminiſche Ajax; ſodann Palamedes und Therſites mit Würfeln ſpielend. Der andere Ajax ſieht zu. Dieſer hat das Anſehen eines ſchiffbrüchigen, mit ſchäumender Meeresfluth beſprengten Mannes.

Etwas höher als Ajax ſteht des Oineus Sohn, Meleager, und ſcheint jenen anzuſehen. Alle haben Barte, der einzige Palamedes iſt ohne Bart.

Zu unterſt auf der Tafel, hinter Thamyris, ſitzt Hektor und hält, mit beiden Händen, das linke Knie umſchloſſen, ſehr traurig von Anſehen.

Nach Hektor ſitzt Memnon, auf einem Steine, zunächſt Sarpedon, welcher ſein Geſicht in beide Hände verbirgt. Auf ſeiner Schulter liegt die eine Hand Memnons, in deſſen Kleid

Vögel gewirkt sind. Zunächst bei Memnon steht ein äthiopischer Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon sieht Paris, sehr jugendlich abgebildet; er schlagt in die Hande. Durch dieses Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesileia zu sich locken. Diese schaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringschätzung hervorblickt. Sie ist auf Jungfrauen-Art geziert. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwei Frauen Wasser, in zerbrochenen irdenen Gefaßen; eine schön und jung, die andere schon bejahrt. Kein Name ist beigeschrieben; eine gemeinschaftliche Inschrift zeigt jedoch, daß sie nicht eingeweiht waren.

Ueber ihnen sieht man Kallisto, Nomia und Pero; die erste hat ein Bärenfell zum Teppich und berührt mit den Füßen die Kniee der zweiten.

Ueber diesen Frauen steigt ein Fels in die Höhe, auf dessen Gipfel Sisyphos den Stein zu walzen trachtet.

Derselbe Theil des Bildes zeigt auch das große Wassergefaß.

Auf dem Felsen befinden sich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bei dem Alten ein altes Weib; andere tragen Wasser, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefaß gießt aus der Scherbe das übrige Wasser wieder in das Faß.

Unter dem Fasse befindet sich Tantalos, mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederstürzenden Steine.

gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünschten Ausgang nehmen wolle, daß sie am Ende wohl müde werden, der König sich zu andern Maßregeln entschließen müsse. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdessen an was anders. Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß sich alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte. Daß, weil sie friedlich gesinnt sind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, sich durch Ein freundlich Wort beylegen ließe, und die widrigsten Elemente sich zu ihren Füßen in sanfter Eintracht vereinigten. Das ist ihr Fall; und da sie es dahin nicht bringen kann, so hat sie keinen Weg als launisch zu werden, sich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit schreckli-

Polignot's Kunst überhaupt.

Polygnot, Aglaophon's Sohn, von Thasus, lebte vor der neunzigsten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plastik sich schon beinahe völlig ausgebildet hatte, die Malerei aber ihr nur mühsam nacheiferte.

Den Gemälden fehlte damals fast alles, was wir jetzt an solchen Kunstwerken vorzüglich schätzen: Richtigkeit der Perspective, Einheit einer reichen Composition, Massen von Licht und Schatten, liebliche Abwechselung des Helldunkels, Harmonie des Colorits. Auch Polygnot befriedigte, so viel sich vermuthen lasst, keine dieser Forderungen; was er besaß war Würde der Gestalt, Mannichfaltigkeit des Charakters, in der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Keuschheit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verstand, für die Empfindung, durch eine geistreiche, fast durfte man sagen witzige Zusammenstellung zu verbinden. Diese Vorzüge, wodurch er den altern Meistern der in unserm Mittelalter auflebenden Kunst, besonders den Florentinischen verglichen werden kann, verschafften ihm bis zu der Römer Zeiten lebhafte Bewunderer, welches wir um so eher begreifen, als jene Naivetat, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bei uns noch enthusiastische Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzustellen am besten vergegenwärtigen, wenn wir die Vasengemälde, besonders die des alteren Styls, vor uns nehmen. Hier sind auch nur umrissne Figuren und bedeutende Gestalten in gewissen Verhaltnissen zusammen gestellt, manchmal in Reihen, manchmal übereinander. Von einem Local ist gar die Rede nicht; wenn

eine Perſon ſitzen ſoll, wird ein Fels zugegeben, ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenſter, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Gefäße, Altare ſind nur Zugaben. Die Pferde ziehen ohne Geſchirr und werden ohne Zaum gelenkt. Kurz, was nicht Geſtalt iſt, was man nicht zur nothwendigſten Bezeichnung bedurfte, wird übergangen, oder höchſtens angedeutet.

Sehen wir eine rothe Figur auf ſchwarzem Grunde, ſo können wir uns von der monochromatiſchen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Iſt die Geſtalt genau umriſſen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet, ſo darf ſie ſich nur vom Grund ablöſen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert ſich der Fleiſchfarbe, und kann mit einigen Schattirungen ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Barte und Haare, dunkle Saume der Kleider hatten ſchon auf die Localfarbe aufmerkſam gemacht, und nun ſtrich Polygnot die Kleider farbig an, beſonders gelb; er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfputz, unternahm noch andere Darſtellungen, die ihn zu Abwechſelung der Farbe nöthigten, und ſo war ein Weg eröffnet, der nach und nach weiter führen ſollte.

Was er nun an Gedanken, ſowohl im Ganzen als Einzelnen, an Geſtalt, Bedeutſamkeit der Motive, Mannichfaltigkeit der Charaktere, Abſonderung des Ausdrucks, Anmuth des Beiwerks und ſonſt geleiſtet haben mag, werden unſere Leſer ſich ſchon zum Theil aus dem Vorhergehenden entwickelt haben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzufügen, die ſich uns bei Behandlung dieſer Gegenſtände aufgedrungen.

Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche ſich in den neuern Zeiten die Malerei geſchwungen hat, wieder zurück auf ihre erſten Anfange zu ſehen, ſich die ſchätzbaren Eigenſchaften der Stifter dieſer Kunſt zu vergegenwärtigen und die Meiſter ſolcher Werke zu verehren, denen gewiſſe Darſtellungsmittel unbekannt waren, welche doch unſern Schülern ſchon geläufig ſind, dazu gehört ſchon ein feſter Vorſatz, eine ruhige Entäußerung und eine Einſicht in den hohen Werth desjenigen Styls, den man mit Recht den weſentlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Weſen der Gegenſtände, als um ihre Erſcheinung zu thun iſt.

Indem wir nun bei Behandlung der Polygnotiſchen Gemälde, und manchem deßhalb geführten vertraulichen Geſpräch, beſonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am ſchwerſten falle, ſich die aufgeführten Gruppen, nicht perſpectiviſch hinter einander, ſondern plaſtiſch über einander zu denken, ſo hielten wir eine Darſtellung des wechſelſeitigen Bezuges auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieſelben nur mit typographiſchen Mitteln auszuführen im Stande waren, ſo glauben wir doch einem jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, beſonders aber dem Künſtler, der ſich mit dieſen Gegenſtänden weiter zu beſchäftigen gedenkt, dadurch ſchon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Eben ſo denken wir auch durch unſern Auszug aus dem Pauſanias, wobei wir alles weggelaſſen, was die Beſchreibung des Gemäldes nicht unmittelbar betrifft, die Ueberſicht des Ganzen um vieles erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemühungen nur ein mageres Intereſſe bewirken, wenn wir nicht auch dasjenige, was uns wegen ſittlicher und poetiſcher

Beziehung der Gruppen unter einander bedeutend geschienen, dem Leser mitzutheilen, und die Künstler dadurch zu Bearbeitung des Einzelnen sowohl als des Ganzen aufzumuntern gedächten.

Schon aus der bloßen Beschreibung leuchtet hervor, daß Polygnot eine große Mannichfaltigkeit von Zuständen dargestellt; wir finden die verschiedenen Geschlechter und Alter, Stände, Beschäftigungen, gewaltiges Wirken und großes Leiden, alles insofern es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter und Schönheit er wahrscheinlich dadurch auf das Höchste zu steigern vermochte, daß er die Vorstellung der höhern Götter auf diesen Gemälden durchaus vermieden.

Wenn nun auf diese Weise schon eine große und würdige Mannichfaltigkeit in die Augen springt, so sind doch die Bezüge der Gruppen unter einander nicht so leicht aufgefunden. Wir wollen daher die schon oben erwähnte, glückliche Art des Künstlers, das Ganze seiner Werke, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für den Verstand, für das Gefühl zu verbinden, nach unserer Ueberzeugung vortragen.

Die Gemälde der Lesche überhaupt betrachtet.

Die drei Gemälde machen unter sich ein Ganzes; in dem einen ist die Erfüllung der Ilias und die Auflösung des zehnjährigen Räthsels dargestellt, in dem andern der bedeutendste Punkt der Rückkehr griechischer Helden; denn muß nicht, sobald Troja erobert ist, die erste Frage seyn: wie wird es Helenen ergehen? In dem dritten schließt sich, durch Odysseus und die vor seinem Besuch des Hades umgekommenen Griechen

und Trojaner, dieſe groſse Weltepoche an die heroiſche Vergangenheit, bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns ſchon auf die Zeit, wenn durch Bemühung tüchtiger deutſcher Künſtler alle dieſe Schatten, die wir jetzt mühſam vor die Einbildungskraft rufen, vor unſern Augen, in bedeutenden und ſchönen Reihen, daſtehen werden.

Ueber die Eroberung Troja's.

Das erſte Gemälde, ob ſich gleich in demſelben auch manche feine Bezüge, der Denkart des Künſtlers gemäß, aufweiſen laſſen, kann doch eigentlich unter die hiſtoriſchen gezählt werden. Alles geht unter unſern Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein, das unglückbringende Pferd, durch deſſen Hülfe er ſolches bewirkt, iſt dabei angedeutet. Polypoites und Akamas folgen dem klugen Anführer Odyſſeus.

Ueber und neben ihnen erſcheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod ſeines Vaters, hier vermögen die Atreiden ſelbſt eine heilige Jungfrau nicht zu ſchützen.

Doch unſern dieſer gewaltſamen Ereigniſſe iſt eine Verſchonte zu ſehen. Laodike, es ſey nun als Geliebte des Akamas, oder als Schwiegertochter des Antenor, ſteht ruhig unter ſo vielen Gräueln. Vielleicht iſt das Kind auf dem Schooße der alten Frauen ihr Sohn, den ſie von Akamas empfing. Auch liegt ein troſtloſes Mädchen, Meduſa, an dem Fuße des dabei ſtehenden Beckens.

Unter und neben dieſer Gruppe ſieht man gehäufte Todte liegen; dort Jünglinge, hier Greiſe. Die feinern Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden, entdeckt uns künftig der Alterthumsforſcher.

Nach dieſen ſtummen Trauerſcenen wendet ſich das Gemälde zum Schluß: man beginnt die Leichname zu begraben; der Verräther Sinon erzeigt den Abgeſchiedenen dieſen Liebesdienſt, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gaſtfreie Antenor, verſchont, mit den Seinigen.

Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erſte Gemalde mit Pauſanias von der Rechten zur Linken betrachtet, ſo gehen wir dieſes lieber von der Linken zur Rechten durch. Hier iſt von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weiſe Neſtor, noch in ſeinem höchſten Alter als Pferdebändiger angedeutet, iſt am Ufer, als Vorſteher einer, mit Vorſicht vorzunehmenden Einſchiffung geſtellt; neben ihm, in drei Stockwerken über einander gehauſt, gefangene trojaniſche Frauen, ihren Zuſtand mehr oder weniger bejammernd; nicht mehr, wie ſonſt, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, ſondern zuſammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Maſſe behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten geſehen.

Aber nicht ſchwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zuſtande der Gefangenſchaft, auch Manner ſieht man, meiſt ſchwer verwundet, unfahig zu widerſtehen.

Und, alle dieſe geiſtigen und körperlichen Schmerzen, um weſſentwillen werden ſie erduldet?

Um eines Weibes willen, dem Sinnbilde der höchſten Schönheit.

Hier ſitzt ſie wieder, als Königin, bedient und umſtanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen

Liebhaber und Freier, und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieser letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden sogleich auf eine benachbarte Gruppe gewiesen. Hinter Helenen steht Aithra, Theseus Mutter, die schon um ihrentwillen, seit langen Jahren, in der Gefangenschaft schmachtet, und sich nunmehr wieder als Gefangene unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel Demophon scheint, neben ihr, auf ihre Befreiung zu sinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumschränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Beistimmung die Aithra loszugeben nicht geneigt ist, so erscheint jene im höchsten Glanze, da sie mitten unter der Masse von Gefangnen als eine Fürstin ruht, von der es abhängt zu binden oder zu lösen. Alles, was gegen sie verbrochen wurde, hat die traurigsten Folgen; was sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöscht.

Von Jugend auf ein Gegenstand der Verehrung und Begierde, erregt sie die heftigsten Leidenschaften einer heroischen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienstbarkeit auf, wird geraubt, geheirathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem sie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaffnet den rachgierigen Gemahl; und, vorher das Ziel eines verderblichen Krieges, erscheint sie nunmehr als der schönste Zweck des Sieges und erst über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben, thront sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles ist vergeben und vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige sieht die Lebendige wieder und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem idäischen

Schafer einzustimmen, der Macht und Gold und Weisheit, neben der Schönheit, gering achtete.

Mit grosem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseis, die zweite Helena, die nach ihr das gröste Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiß mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung am Rande des Bildes bezeichnet, indem des Menelaos Feldwohnung niedergelegt, und sein Schiff zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sey uns noch eine Bemerkung erlaubt. Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phanomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Karl XII., den schadlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich hie und da ein billiger Unwille, über das Unsittliche ihres Wandels, entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahl übel behandeln, sie sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließ, so finden wir sie doch schon im Homer als behagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt, und so verdiente, nach vieljähriger Controvers, Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig, darstellte, und so die unerläßliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen, befriedigte.

Ueber den Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt.

Wenn in dem erſten Bilde das Hiſtoriſche, im zweiten das Symboliſche vorwaltete, ſo kommt uns im dritten, ohne daß wir jene beiden Eigenſchaften vermiſſen, ein hoher poetiſcher Sinn entgegen, der, weitumfaſſend, tiefeingreifend, ſich anmaßungslos mit unſchuldigem Bewußtſeyn und heiterer, naiver Bequemlichkeit darzuſtellen weiß.

Dieſes Bild, das gleichfalls aus drei Stockwerken übereinander beſteht, beſchreiben wir nunmehr, den Pauſanias auf einige Zeit vergeſſend, nach unſern eigenen Einſichten.

Oben, faſt gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odyſſeus, als den frommen, nur um ſein Schickſal bekümmerten Beſucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen; aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdiſchen Mächte, ſondern die Erſtlinge des blutigen Opfers dem Teireſias zu bewahren, der gegen ihm überſteht, indeß die Mutter Antikleia ihren Sohn noch nicht gewahrend weiter zurückſitzt.

Hinter Odyſſeus ſtehen ſeine Gefährten: Elpenor der kaum verſtorbene, noch nicht begrabene, zunächſt; entfernter Perimedes und Eurylochos, ſchwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun dieſem klugen Helden ſein Beſuch, ſo iſt frevelhaften Stürmern der Unterwelt früher ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm ſieht man Theſeus und Peirithoos, mit Betrachtung ihrer Schwerter beſchäftigt, die ihnen, als irdiſche Waffen, im Kampfe mit dem Geiſterreich wenig gefruchtet. Sie ſitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alten, ſieht man völlig unähnliche Nachbarinnen, Kamειro und Klytie, die

zur Unterwelt allzufrüh entführten anmuthigen Töchter des Pandaros, bekränzt, den unschuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöchelchen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Peirithoos befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglückliche Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, theils durch fremde beschädigt: Eriphyle, Tyro, Phaidra und Ariadne, die erste und dritte sonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freundinnen, eine der andern im Schooße liegend. Sodann Prokris und Klymene, Nebenbuhlerinnen; diese wendet von jener sich weg. Etwas entfernt, für sich allein, steht Megara, die erste würdige, aber leider in ihren Kindern unglückliche, verstoßene Gattin des Hercules.

Hat nun vielleicht der Künstler dadurch, daß er den Odysseus und seine Gefährten in die obere Reihe gesetzt, die höhere Regien des Hades bezeichnen wollen? Da Odysseus, nach Homerischer Dichtung, keineswegs in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie heranwagt, so ist wohl nicht ohne Absicht der Acheron und jener den abgeschiedenen Seelen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiffe befindet sich Charon, neben ihm zwei junge Personen, weder durch sich, noch durch ihre Verwandtschaft berühmt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Tellis scheinet dem Alterthum als ein gegen seine Eltern frommes Kind bekannt geweien zu seyn, indem außerhalb des Schiffes, unter ihm wahrscheinlich auf einer vorgestellten Landzunge, ein unfrommer Sohn von seinem eignen Vater gequalt wird.

chen Aussichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen, daß sie fortgehn will.

Oranien. Glaubt ihr dasmal nicht, daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehn! Wo will sie denn hin? Hier Statthalterinn, Königinn; glaubst du, daß sie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln? oder nach Italien zu gehen, und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil ihr sie habt zaudern, weil ihr sie habt zurücktreten sehn; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang' verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge? und der König schickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut

Kleoboia trägt das heilige Kiſtchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimniſſe, mit ſich, und unter ihr, außer dem Schiffe, wird zum deutlichen Gegenſatz, ein Frevler gepeinigt.

Ueber dem Charon ſehen wir ein Schreckbild, den Dämon Curvnomos, und in derſelben Gegend den zum Schatten verſchwindenden Titvos. Dieſen letzten, würden wir den Künſtlern rathen, noch etwas weiter herunter zu ſetzen, als in unſerer Tafel geſchehen, damit dem Odyſſeus und ſeinen Gefahrten der Rücken frei gehalten werde.

Warum Auge und Iphimedeia zunachſt am Schiffe ſtehen wagen wir nicht zu erklaren; deſto mehr finden wir bei der ſonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eſelin die Arbeit des beſchaftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten ſcheinen, und zwar mit Recht, ein fruchtloſes Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben.

Der immer zurückſtürzende Stein des Siſyphos, die fliehenden Früchte des Tantalos, das Waſſertragen in zerbrechenden Gefaßen, alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier iſt nicht etwan eine dem Verbrechen angemeſſene Wiedervergeltung, oder ſpecifiſche Strafe! Nein, die Unglücklichen werden ſammtlich mit dem ſchrecklichſten der menſchlichen Schickſale belegt, den Zweck eines ernſten, anhaltenden Beſtrebens vereitelt zu ſehen.

Was nun dort als Strafe gewaltſamer Titanen und ſonſtiger Schuldigen gedacht wird, iſt hier durch Oknos und ſeine Eſelin als ein Schickſal, ein Zuſtand, auf das naivſte dargeſtellt. Er flicht eben von Natur, wie ſie von Natur frißt; er könnte lieber aufhören zu flechten; aber was alsdann ſonſt beginnen? Er flicht lieber um zu flechten, und das Schilf, das ſich auch ungeflochten hatte verzehren laſſen, wird nun

geflochten geipeif't. Vielleicht ſchmeckt es ſo, vielleicht nährt es beſſer? Dieſer Oknos, könnte man ſagen, hat auf dieſe Weiſe doch eine Art von Unterhaltung mit ſeiner Eſelin!

Doch, indem wir unſern Leſern die weitere Entwicklung dieſes profunden Symbols überlaſſen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich ins Leben zurückſah, darin den Zuſtand eines fleißigen Mannes, dem eine verſchwenderiſche Frau zugeſellt iſt, zu finden glaubte.

Haben wir nun dieſe Seite des Bildes vollendet, wo wir faſt nur frühere heroiſche Geſtalten erblickten, ſo treffen wir, bei fernerem Fortblick, auf Gegenſtände, die zu Odyſſeus einen näheren Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odyſſeus, Antilochos, Agamemnon, Proteſilaos, Achilleus und Patroklos. Sie dürfen ſich nur in den freien Raum, der über ihnen gelaſſen iſt, erheben, und ſie befinden ſich mit Odyſſeus auf Einer Linie.

Weiterhin ſehen wir des Odyſſeus Gegner verſammelt, die beiden Ajanten nebſt Palamedes, einem der edelſten Griechen, der ſein erfundenes Würfelſpiel mit dem ſonſt ſo verſchmähten Therſites zu üben beſchäftigt iſt.

In der Höhe zwiſchen beiden, ſich der Geſinnung nach widerſtrebenden, durch einen Zwiſchenraum abgeſonderten Gruppen der Griechen finden ſich Liebende verſammelt: Phokos und Joſeus, mit einem Ringe, dem zarteſten Zeichen der Freundſchaft, beſchäftigt; Aktaion und ſeine Mutter, mit gleicher Luſt am Waidwerke theilnehmend; Maira, einſam zwiſchen beiden, könnte räthſelhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater, dieſen Platz unter den anmuthig und naiv Liebenden verſchaffte.

Man wende nun ſeinen Blick nach dem untern Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterwelt, vortreflich

geſchildert, beiſammen. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grabe ſeiner zweimal Verlornen; als berühmteſter Dichter hat er ſeine Hörer bei ſich, Schedios und Pelias, deren Bezeichnung, ſo wie das Recht, in dieſer Geſellſchaft zu ſeyn, noch zu erklären wäre. Thamyris, das ſchönſte Talent, in dem traurigſten Zuſtande der verwelkenden Abnahme. Gleich dabei Lehrer und Schüler, Marſyas und Olympos, auf ein friſches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden ſich nun über dieſer Dichterwelt die abgeſchiedenen Griechen, ſo ſind, neben ihnen, als wie in einem Winkel, die armen Trojaner vorgeſtellt. Hektor, ſein Schickſal immer fort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber, um dieſen düſtern Winkel zu erheitern, hat der Künſtler den lüſternen, weiberſchätzenden Knaben, Paris, in ewiger Jugend dargeſtellt. Noch als roher Waldbewohner, doch ſeiner Macht über Frauen ſich bewußt, ſchlägt er in die Hände, um, das Gegenzeichen erwartend, irgend einer horchenden Schönen anzudeuten, wo er zu finden ſey.

Aber Penthesileia, die Heldin, im kriegeriſchen Schmuck, ſteht vor ihm, ihre Gebärden und Mienen zeigen ſich abſtoßend und verachtend, und ſo wäre denn auch der peinliche Zuſtand eines anmaßlichen Weiberbeſiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verſchmaht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ferner Kalliſto, Pero, Nomia in der höhern Region einen Platz einnehmen, ſey künftigen Auslegern anheim geſtellt.

Wir betrachten nur noch, am Schluſſe des Bildes, jene Geſellſchaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen giebt, wo wir uns befinden. Siſyphos, Tantalos, Unbenannte, welche ſich in die höhern Geheimniſſe

einweihen zu laſſen verabſaumt, zeigen ſich hier. Konnten wir noch über Oknos lacheln, ſo ſind nun die Motive ahnlicher Darſtellungen ins Tragiſche geſteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb ſolcher troſtloſen Zuſtande Heroen und Heroinen zuſammengedrangt und eingeſchloſſen.

Bei den Todten iſt alles ewig. Der Zuſtand, in welchem der Menſch zuletzt den Erdbewohnern erſchien, fixirt ſich für alle Zukunft. Alt oder jung, ſchön oder entſtellt, gluklich oder ungluklich, ſchwebt er immer unſerer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künſtler immer mehr Trieb zeigen, ſich dem Alterthume zu nahern, ſo wird es Pflicht, ihnen zweckmaßig vorzuarbeiten, damit eine höchſt lobenswerthe Abſicht raſcher gefördert werde. Wir wünſchen, daß man dasjenige, was wir an den Gemalden der Leſche zu leiſten geſucht, als eine Probe deſſen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, günſtig aufnehme.

Pauſanias iſt ein für den heitern Künſtlerſinn beinahe unzuganglicher Schriftſteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen ſoll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerker insbeſondere, als Erklarer und Schriftſteller iſt gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verdorbener Text, wodurch ſein Werk noch trüber vor unſern Augen erſcheint: daher wäre zu wünſchen, daß Freunde des Alterthums und der Kunſt ſich vereinigten, dieſe Decke wegzuziehen, und beſonders alles,

was den Künſtler zunächſt intereſſirt, vorerſt ins Klare zu ſtellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Ernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit ſeines weiten Feldes und ſeine eigene Thätigkeit berechtigt, ſelbſt auseinander ſondere, er hat zu viel Rückſichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte; und ſo ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pauſanias erging, daß ein Kunſtwerk, oder ſonſt ein Gegenſtand, ihn mehr an ſein Wiſſen erinnert, als daß es ihn aufforderte, ſich des großen Umfangs ſeiner Kenntniſſe, zu Gunſten dieſes beſondern Falles, zu entäußern. Deßhalb möchte der Kunſtfreund wohl ein verdienſtliches Werk unternehmen, wenn er ſich zwiſchen dem Gelehrten und Künſtler in die Mitte ſtellte, und aus den Schätzen des erſten für die Bedürfniſſe des andern auszuwählen verſtünde.

Die Kunſt überhaupt, beſonders aber die deutſche, ſteht auf dem bedeutenden Punkte, daß ſich Künſtler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit ſtarken Schritten genähert. Man vergleiche die Riepenhauſiſchen Blätter mit Verſuchen des ſonſt ſo verdienten Grafen Caylus, und man wird mit Vergnügen einen ungeheuern Abſtand gewahr werden.

Fahren unſere Künſtler nun fort, die Reſtauration verlorner Kunſtwerke, nach Beſchreibungen, zu unternehmen, ſo läßt ſich gar nicht abſehen, wie weit ſie ſolches führen werde. Sie ſind genöthigt, aus ſich ſelbſt, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen, und indem ſie ſich eine Aufgabe vergegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit ſie gelöſ't haben würde. Sie werden auf die einfach-hohen und profund-naiven Gegenſtände aufmerkſam, und fühlen ſich gedrungen, Bedeutung und Form, im höchſten Sinne, zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde schon seit geraumer Zeit einschlagt, so bemerkt man, daß auch sie dem wünschenswerthen Ziele nachstrebt, die Vorzeit überhaupt, besonders aber die Kunst der Vorzeit, zur Anschauung zu bringen.

Setzt sich nun zugleich die Manier, bloß durch Umrisse eine geistreiche Composition auszudrücken und ganze epische und dramatische Folgen darzustellen, beim Publicum in Gunst, so werden die höheren Kunstzwecke gewiß mehr gefördert, als durch die endlose Qual, womit Künstler, oft unglücklich erfundene Bilder auszuführen, Jahre lang bemüht sind. Das, was ein glücklicher Gedanke sey, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunstwerth, zu allgemeinem Behagen, geben können.

Um zu diesem schönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unsere künftigen Aufgaben dahin lenken, und indessen, durch successive Bearbeitung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, die Künstler zu fördern suchen.

Auch würde die Vergleichung der Homerischen, Virgilischen und Polygnotischen Höllenfahrten dereinst, wenn die letztere vor den Augen des Publicums aufgestellt seyn wird, erfreuliche Gelegenheit geben, Poesie und bildende Kunst, als verwandt und getrennt, zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weise wird sich eine Vorstellung der Eroberung von Troja, wie sie auf einer antiken Vase vorkommt, mit der Polygnotischen Behandlung vergleichen und dergestalt benutzen lassen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vasengemäldes neben den Riepenhausischen Blättern aufgestellt. Hier ist nichts, das mit der Polygnotischen, von uns oben entwickelten, Darstellungsweise übereinstimmte; alles scheint mehr ins Kurze

zusammengezogen, Thaten und Handlungen werden, mit voller Wirklichkeit, neben einander aufgezählt; woraus sich, wie uns dünkt, ohne die übrigen, von Geschmack, von Anordnung u. s. w. hergenommenen Gründe in Anschlag zu bringen, schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine jüngere Entstehung schließen läßt.

Wir wünschen, diese Abbildung gedachten Vasengemäldes künftig der Riepenhausischen Arbeit beigefügt zu sehen. Denn obgleich, so viel wir wissen, Herr Tischbein solches bereits in Kupfer stechen lassen, so ist es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Kupferstich

nach Tizian,

wahrscheinlich von C. Cort.

Wenn man problematische Bilder wie das fragliche von Tizian verstehen und auslegen will, so hat man folgendes zu bedenken: Seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo man anfing den, zwar noch immer respectablen, aber zuletzt doch ganz mumienhaft vertrockneten Byzantinischen Styl zu verlassen und sich an die Natur zu wenden, war dem Maler nichts zu hoch und nichts zu tief, was er nicht unmittelbar an der Wirklichkeit nachzubilden getrachtet hatte; die Forderung ging nach und nach so weit, daß die Gemalde als eine Art von Mustercharte alles dem Auge Erreichbare enthalten mußten. Eine solche Tafel sollte bis an den Rand bedeutend und ausführlich gefüllt seyn; hiebei blieb nun unvermeidlich, daß fremde, zum Hauptgegenstand nicht gehörige Figuren und sonstige Gegenstände als Beweise allgemeiner Kunstfertigkeit mit aufgeführt wurden. Zu Tizian's Zeiten unterwarf sich der Maler noch gern solchen Forderungen.

Wenden wir uns nunmehr zum Bilde selbst! In einer offenen mannichfaltigen Landschaft sehen wir, zu unserer linken Hand fast am Rande nachst Felsen und Baum, das schönste nackte Madchen liegen, bequem, gelassen, impassible, wie auf

dem einſamſten Polſter. Schnitte man ſie heraus, ſo hätte man ſchon ein vollkommenes Bild und verlangte nichts weiter; bei gegenwartigem Muſterbilde aber ſollte vorerſt die Herrlichkeit des menſchlichen Körpers in ſeiner äußerlichen Erſcheinung dargethan werden. Ferner ſteht hinter ihr ein hohes enghalſiges Gefaß, wahrſcheinlich des Metallglanzes willen; ein ſanfter Rauch zieht aus ihm hervor. Sollte das vielleicht auf die Frömmigkeit dieſer ſchönen Frau, auf ein ſtilles Gebet, oder worauf ſonſt deuten?

Denn daß hier eine höchſt merkwürdige Perſon vorgeſtellt ſey, werden wir bald gewahr. Rechts gegenüber am Rande liegt ein Todtenkopf, und aus der Kluft daneben zeigt ſich der Arm eines Menſchen noch von Fleiſch und Muskeln nicht entblößt.

Wie das zuſammenhänge, ſehen wir bald; denn zwiſchen gedachten Exuvien und jenem Götterbilde krümmt ſich ein kleiner beweglicher Drache, begierlich nach der anlockenden Beute ſchauend. Sollten wir nun aber, da ſie ſelbſt ſo ruhig liegt und, wie durch einen Zauber, den Lindwurm abzuhalten ſcheint, für ſie einigermaßen beſorgt ſeyn, ſo ſtürmt aus der duſterſten Gewitterwolke ein geharniſchter Ritter, auf einem abenteuerlichen feuerſpeienden Löwen hervor, welche beide wohl dem Drachen bald den Garaus machen werden. Und ſo ſehen wir denn, obgleich auf eine etwas wunderbare Weiſe, St. Georg der den Lindwurm bedroht und die zu erlöſende Dame vorgeſtellt.

Fragen wir nunmehr nach der Landſchaft, ſo hat dieſe mit der Begebenheit gar nichts gemein; ſie iſt nur, nach oben ausgeſprochenem Grundſatz, fur ſich ſo merkwürdig als möglich, und doch finden die beſchriebenen Figuren in ihr glücklichen Raum.

Zwiſchen zwei felſigen Ufern, einem ſteileren ſtark bebuſchten, einem flächeren der Vegetation weniger unterworfenen, ſtrömt ein Fluß erſt rauſchend, dann ſanft zu uns heran; das rechte ſteile Ufer iſt von einer mächtigen Ruine gekrönt, gewaltige unförmliche Maſſen von überbliebenem Mauerwerk deuten auf Macht und Kraft, die ſich beim Erbauen bewieſen. Einzelne Saulen, ja eine Statue noch in einer Nische deuten auf die Anmuth eines ſolchen königlichen Aufenthalts; die Gewalt der Zeit hat aber alle Menſchenbemühungen unnütz und unbrauchbar gemacht.

Auf dem gegenüber liegenden Ufer werden wir auf neuere Zeiten gewieſen; da ſtehen mächtige Thürme, friſch errichtete oder völlig wieder hergeſtellte Vertheidigungs-Anſtalten, neue, wohlausgemauerte Schießſcharten und Zacken. Ganz hinten aber im Grunde verbindet die beiden Ufer eine Brücke die uns an die Engelsbrücke, ſo wie der dahinter ſtehende Thurm an die Engelsburg erinnert. Bei jener Wahrheits- und Wirklichkeitsliebe ward eine ſolche Ort- und Zeitverwechſelung dem Künſtler nicht angerechnet. Denke man aber ja nicht das Ganze ohne die genaueſte Congruenz, man könnte keine Linie verändern ohne der Compoſition zu ſchaden. Höchſt merkwürdig preiſen wir die vollkommen poetiſche Gewitterwolke die den Retter hervorbringt; doch laſt ſich ohne Gegenwart des Blattes davon nicht ausführlich ſprechen. An der einen Seite ſcheint ſie ſich von jener Ruine gleich einem Drachenſchwanz loszulöſen, im Ganzen kann man aber mit allem Zoomorphismus keine eigentliche Geſtalt herausdeuten; an der andern Seite entſteht zwiſchen Brücke und Feſtungswerken ein Brand, deſſen Rauch, ſtill wallend, bis zu dem feuerſpeienden Rachen des Löwen hinaufſteigt und mit ihm in Zuſammenhang tritt. Genug, ob wir gleich dieſe Compoſition erſt als collectiv anſprachen,

mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hinderniß finden, einen Monath mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagne Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehn, der Kopf schwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unsre Verhältnisse am Herzen, ich stehe immer wie über einem Schachspiele, und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und

ſo müſſen wir ſie zuletzt als völlig zur Einheit verſchlungen betrachten und preiſen.

Zum Schluſſe jedoch ganz genau beſehen, nach befragten Legendenbüchern iſt es eine chriſtliche Parodie der Fabel von Perſeus und Andromeda. Eines heidniſchen Königs Land wird durch einen Drachen verwüſtet, welcher nur durch Menſchenopfer zu beſchwichtigen iſt. Endlich trifft ſeine Tochter das Loos, welche jedoch durch den hereinſtürmenden Ritter St. Georg befreit und der Lindwurm getödtet wird. Sie geht zum Chriſtenthum über, ihr Name jedoch blieb uns unbekannt.

Wilhelm Tischbein's Idyllen.

Wilhelm Tischbein bildete sich in der glücklichen Zeit, wo dem zeichnenden Künstler noch objectives Wahre von außen geboten ward, wo er die reineren Dichterwerke als Vorarbeit betrachten, sie nach seiner Weise belebt wieder hervorbringen konnte.

Wenn Homer ihn zur heroisch-kriegerischen Welt heranzog, wendete er sich eben so gern, mit Theokrit, zum unschuldigen golden-silbernen Zeitalter ländlichen Wesens und Treibens, und wenn die Phantasie, welche alles mit Bildern bevölkert, ins Weite zu führen drohte, so kehrte er schnell zum Charakteristischen zurück, das er, Gestalt um Gestalt, bis zu den Thieren verfolgte.

Und so vorbereitet begab er sich nach Italien, da er denn schon auf der Reise das Vorgefühl einer heroisch-bedeutenden Landschaft in Skizzen gar anmuthig auszudrücken wußte.

Seines wackern Lebensganges haben wir früher schon gedacht, so wie des wechselseitig freundschaftlich belehrend fortdauernden Verhältnisses. Gegenwärtig sey von leicht entworfenen Blättern die Rede, durch deren Sendung er, bis auf den heutigen Tag, eine höchst erquickliche Verbindung auch aus der Ferne zu erhalten weiß.

Vor uns liegt ein Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe, die Mannichfaltigkeit des künstlerischen Sinnes und Denkens enthaltend. Einem jeden Blatte

haben wir, auf des Freundes Verlangen, einige Reime hinzugefügt; er liebt seine sinnigen Skizzen durch Worte verklart und vollendet zu sehen. Als Titelschrift sandten wir voran:

Wie seit seinen Jünglings-Jahren
Unser Tischbein sich ergeht,
Wie er Berg und Thal befahren
Stets an rechter Stelle steht;
Was er sieht, weiß mitzutheilen,
Was er dichtet ebenfalls;
Faunen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Zeilen
Des poetisch-plastischen Alls:
Also war es an der Tiber
Wo dergleichen wir geübt,
Und noch wirkt dieselbe Fiber
Freund dem Freunde gleich geliebt.

I.

Substructionen zerstörter, ungeheurer Lust- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt worden.

Gar manche bedeutende Stelle unserer Erdoberfläche erinnert, mitten in herrlicher Gegenwart, an eine größere Vergangenheit, und vielleicht ist nirgends dieser Contrast sichtbarer, fühlbarer als in Rom und dessen Umgegend; das Zerstörte ist ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, und doch auch erscheint das Wiederhergestellte, unsern Augen sich Darbietende, gleichfalls ungeheuer.

Nun aber zu unserm Blatt! Die weitläuftigsten, von der Baukunst eroberten Räume sollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Substructionen, die Last

kaiserlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlassen nunmehr einen ebenen, gleichgültigen Boden dem Weizenbau; Schlinge- und Hängepflanzen senken sich in diese halbverschutteten, finstern Raume; Früchte des Granatbaumes, Kürbisranken erheitern, schmücken diese Einöde; und wenn dem Auge des Wanderers ein so uneben zerrissener Boden als gestalteter Naturhügel erschien, so wunderte es einen Herabsteigenden desto mehr, in solchen Schluchten, statt Ursels, Mauerwerk, statt Gebirgslagern, Spalten und Gangen gerade anstrebende Mauerpfeiler, mächtige Gewölbsbogen zu erblicken, und, wollte er sich wagen, ein unterirdisches Labyrinth von düsteren Hallen und Gängen vor sich zu finden.

Einem solchen gefühlvollen Anschauen war Tischbein mehr als andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeschiedenen gepaart. Noch besitze ich solche unschatzbare Blatter, die den innigen Sinn eines wundersamen hingeschwundenen und wieder neubelebten Zustandes verkunden.

Dem oben beschriebenen Blatt fugte ich folgende Reime hinzu:

Würdige Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß, nach tausendjähr'gem Treiben,
Thor und Pfeiler sich verkurzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohlgerathen.

Das in solchem Falle uns überraschende Gefühl sprach ich, in früher Jugend ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben, folgendermaßen aus:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens.
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabnen Trümmern
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —

II.

Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquicken sich mit und an einander.

Für dergleichen Naturscenen hatte Tischbein stets reinen Sinn, und offene, freie Brust. Ich besitze noch eine ältere Zeichnung, wo er sich, als Reisender in unwirthbarem Gebirg, am Sonnenaufgang und herrlichen, sich zusammendrängenden Zufälligkeiten entzückt. In diesem Betracht schrieb ich zu obigem Bilde folgende Zeilen:

Schön und menschlich ist der Geist
Der uns in das Freie weist,
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im steilen Berggehänge,

Sonnen-Auf- und Untergänge
Preisen Gott und die Natur.

Der Geschichtsmaler, der eigentliche Menschendarsteller, hat in Bezug auf Landschaft große Vortheile; aus dem Wirklichen zieht er das Bedeutende, findet das Merkwürdige unter jeder Bedingung, weiß ihm Gestalt und Adel zu verleihen. Schroffe Felsen, deren bewaldeter Fuß in bebaute Hügel sich senkt, die endlich gegen den Fluß zu in fette Trift auslaufen. Hier begleiten grüne Wiesen mit bebuschten Ufern den Strom ins Meer. Und was da alles von fernen Vorgebirgen, Buchten und sichern Landungen erscheinen mag, das war dem Künstler um Rom und Neapel auf mannichfachen Reisen so zu eigen geworden, daß dergleichen Umrisse leicht und bequem aus seiner Feder flossen, stets anmuthig, stets bedeutend.

Auch auf das stärkste drückten sich einzelne Vorfallenheiten der leblosen Natur in sein Gedachtniß; er wiederholte sie gern, wie man eine Geschichte, die uns besonders getroffen, uns Antheil abzugewinnen vermocht, erzahlend, gern öfters wiederholen mag. Baum- und Felsgruppen, eigene, seltene Oertlichkeiten, Meteore jeder Art, die Verbindung irdischer Wirkungen mit himmlischen, das Wechselspiel unterer und oberer Erscheinungen ward er nicht mude darzustellen.

Seltenes und Außerordentliches verlischt noch weniger in seiner Einbildungskraft. Den vollen Mond neben dem feuersprühenden, furchtbaren Spiel des Vesuvs, beides im Meere sich abspiegelnd, wagt er sogar mit Federstrichen nachzubilden, fließende Laven, wie die erstarrten, faßt er gleich charakteristisch auf. Solche flüchtige Blatter, deren ich noch gar manche sorgfaltig verwahre, sind geistreiche Lust.

III.

Wie man sonst angehenden Kunstjüngern eine reiche vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimnisse der Composition, Gruppirung, Licht, Schatten und Haltung zu versinnlichen, so standen zu Frascati, in dem Aldobrandinischen Garten, zu einer Einheit versammelt die verschiedenartigsten Bäume, ein Wanderziel allen Künstlern und Kunstfreunden.

In der Mitte hob sich die Cypresse hoch empor, links strebte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem sie zugleich jenen schlanken Baum hie und da mit zierlichen Aesten umfaßte, eine reiche Lichtseite. Rechts in freier Luft zeigten sich der Pinien horizontale Schirmgipfel und die Schattenseite war mit leichterem Gesträuche abgeschlossen, sodann nahmen, weiter hervor, die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf und das Ganze rundete sich befriedigend.

Von dieser musterhaften Gruppe besitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau Papier, jedermann zur Bewunderung. Nun hatte er dieses Gebilde unverrückt im Sinne behalten, solches in gegenwartigem Kunst- und Musterbüchlein abermals vorgestellt, nur, dem Format gemaß, um vieles kleiner und mit einiger Veranderung. Folgenden Reim schrieb ich zur Seite:

Wenn, in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder sich mit Bruder nähret,
Sey das Wandern, sey das Träumen
Unverwehrt und ungestöret;
Doch, wo einzelne Gesellen
Zierlich mit einander streben,

Sich zum ſchönen Ganzen ſtellen,
Das iſt Freude, das iſt Leben.

IV.

Abermals aus der vegetabilen Welt, eine ſeltene, vielleicht einzige Erſcheinung; ſchwer, unmöglich zu beſchreiben. Da ſich jedoch die wunderlichſte Zufälligkeit unſerm Freunde ſo tief eingeprägt hat, daß er den Gegenſtand oft wiederholen mochte, ſo ſey auch von unſerer Seite der Verſuch gewagt.

Inmitten eines von düſteren Bäumen umſchatteten Waſſerſpiegels zeigt ſich, auf geringer Erderhöhung, eine alte Eiche, im Volllichte, ihre zackigen Aeſte umher verbreitend und niederſenkend, ſo daß die letzten Blatterbüſchel beinahe das Waſſer erreichen und ſich darin gar freundlich beſpiegelnd wiederholen. Eben ſo iſt der wenige abgeſteilte Erdgrund, worauf der Baum ſteht, auch Stamm und Aeſte, inſofern es der Raum zuließ, im Abglanz wiederholt.

Der alte, in feuchter Einſamkeit erwachſene, ausdauernde Baum, in düſterer Umgebung erleuchtet, in der Wüſte ſich ſelbſt beſpiegelnd, veranlaßte folgenden anthropomorphiſchen Reim:

Mitten in dem Waſſerſpiegel
Hob die Eiche ſich empor,
Majeſtatiſch Fürſtenſiegel
Solchem grünen Waldrevier;
Sieht ſich ſelbſt zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Flut:
So des Lebens zu genießen
Einſamkeit iſt höchſtes Gut.

V.

In belebte und angenehme Gesellschaft versetzt uns, aus jener Einsamkeit, geschwinde dieses Blatt. Auf Rasen gelagert sehen wir anmuthige Jungfrauen, deren schöne Körper, der Sitte früherer Zeitalter gemaß, nur theilweise verhüllt sind; der Anblick von derben, gefalligen Gliedern ist uns gegönnt.

Nun aber fragen wir: was versammelt sie an diesen Platz? was erwarten sie? Denn gegenwärtig scheint nichts vorhanden, was ihnen Unterhaltung gewähren könnte. Doch, naher besehen, schauen wir hüben und drüben zwei männliche Figuren. Links, erhöht unter einem Baume sitzend, einen lieblichen Jüngling, die Flöte in der Hand, als erklärte er vor Beginnen seines Vortrags, auf was für Melodien er sich bereite, was für Lieder sollten gehört werden. Auf ihn sind viele Blicke gerichtet, wohl die Halfte der Hörerinnen scheint ihm zu vertrauen, von ihm angezogen zu seyn.

Aber an der andern Seite hat sich ein Faun unter die Nymphen gemischt; er zeigt eine vielrohrige Pfeife, verspricht die muntersten Tänze, die lustigste Unterhaltung; auch mag er sich wohl die Hälfte der Hörerschaft gewonnen haben.

Mit wenig Reimen suchten wir dieß auszudrücken:

Harren seht ihr sie, die Schönen,
Was durchs Ohr das Herz ergreife?
Flöte wird für diese tönen,
Für die andern Pan's Gepfeife.

Nun aber laßt uns schweigen, damit beide den Wettstreit zu beginnen nicht weiter gehindert seyen.

VI.

Alle kunstreichen idyllischen Darstellungen erwerben sich deßhalb die größte Gunst, weil menschlich natürliche, ewig wiederkehrende, erfreuliche Lebenszustände einfach wahrhaft vorgetragen werden, freilich abgesondert von allem Lästigen, Unreinen, Widerwärtigen, worein wir sie auf Erden gehüllt sehn. Mütterliche, väterliche Verhältnisse zu Kindern, besonders zu Knaben; Spiel und Naschlust der Kleinen; Bildungstrieb, Ernst und Sorge der Erwachsenen, das alles spiegelt sich gar lieblich gegen einander. Diesem Sinne gemäß finden wir in der sogenannten heiligen Familie einen idyllischen Gegenstand, erhoben zu frommer Würde, und deßhalb doppelt und dreifach ansprechend.

Hiernach also haben wir dem sechsten Bilde folgenden Vers zur Seite geschrieben:

Heute noch im Paradiese
Weiden Lämmer auf der Wiese,
Hüpft von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Obst nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt' und Jungen Speise;
Mutterarm ist Kinderwiege,
Vaterflöte spricht aus Ode,
Und Natur ist's nach wie vor;
Wo ihr huldiget der Hoden,
Erd' und Himmel blühen golden.
Darum Heil dem Fleiße sey,
Der sich fühlt so treu und frei!

Nun zur nähern Beschreibung des Dargestellten! Eine junge, im blauen Gewand kniende Frau schaut, eine Ziege

wie müßige Menschen mit der größten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern, so halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteyen zu kennen. Ich habe Ursach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewissen Grundsätzen gehandelt, er sieht, daß er damit nicht auskommt; was ist wahrscheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege versucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat so viel versucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht versucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das schon lange gefürchtet! Es ist keine Sorge.

melkend, aus dem Bilde heraus, mit vollem freundlichen Angesicht. Es ist aber keineswegs der Zuschauer, nach welchem sie sich umsieht; ihr Geschäft verrichtend horcht sie vielmehr auf die Bitte des Kindes, das, an ihrem Rücken, nach der eben quillenden unschuldigen Nahrung verlangt. Vorwärts liegen und sitzen drei Knaben um eine Schale, eben gemolkene Milch schlürfend, ohne weiteres Hülfsmittel als begierige Lippen. Hinterwärts am Baume sitzt ein Faun, den Schlauch unter dem rechten Arme, mit linker Hand hinaufreichend, als wolle er Früchte von den Knaben, die auf dem Aste schweben, empfangen und der Familie einen willkommenen Nachtisch bereiten.

In der Ferne sieht man vor einer Höhle Feuer angezündet, um den heiteren kühlen Morgen für die Umsitzenden zu erwärmen; die Felsengrotte aber zunächst ist hoch, tief und geräumig, wie sie vor Stürmen und unfreundlicher Jahrszeit zu schützen hinreichend seyn möchte. Und so ist auch das Troglodytische anzudeuten nicht vergessen, als nächstes Haupterfordniß eines solchen halb wahren, halb poetischen Naturzustandes.

VII.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Väter sungen,
Das zwitschern muntere Jungen.
O! möchten sie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären sie geboren
Den ziegenfüßigen Ohren.

Mit dieser Strophe begleiteten wir ein Bild, das, nach des Künstlers liebster Weise, bei natürlichen, selbst aus Rohe gränzenden Gegenständen zugleich auf höhere Bildung deutend, die Anfange der Sittlichkeit zur Sprache bringt.

Auf einer hohen, freien Hügelgruppe haben sich drei Figuren zusammengekauert. Faun der Vater, seinem ziegenfüßigen, von einer halbbekleideten, sittigen Mutter auf dem Schooß gehaltenen Knaben die Töne der Rohrpfeife vordudelnd; begierig greift der Knabe darnach, ein Gleiches zu versuchen. Alle drei Gesichter sind glücklichen Ausdrucks, der Vater scheint sein Bestes thun zu wollen, das Kind greift täppisch wacker zu, die Miene der Mutter hat eher etwas Schmerzliches, sie scheint gerührt, entzückt, wie es solchen Naturen im Augenblicke wohl ziemen mag.

Hier ist zu bemerken, daß der zartfühlende Künstler sich nicht überwinden könne den weiblichen Gliedern solcher Faunenfamilien Ziegenfüße zu verleihen, welches im Plastischen, bei Darstellung wilder Bacchantenchöre, wohl zulässig, ja nothwendig seyn möchte; in der Malerei aber, selbst von großen Meistern kunstreich ausgeführt, immer etwas Anstößiges hat. Wenn auch der Vater allenfalls mit thierischem Huf und Ohr gelten kann, da wir ja ohnehin in der gesitteten Welt die Männer gestiefelt zu sehen gewohnt sind, nicht weit von jenem Faunen-Costüm entfernt; so können die Frauen hingegen ohne lange würdige Kleider nicht gedacht werden. Durch diese vom Künstler beliebte Wendung ergiebt sich eine merkliche Annäherung an unsere Sitten, an das Schickliche, ohne welches ein Kunstwerk nicht leicht glücklichen Eingang finden würde.

Zu wiederholen ist hier noch, daß jener Gipfel, welcher die Gruppe tragt, in großer Höhe gedacht sey; Pinienschirme reichen hinabwärts, wodurch denn auch die kolossalen

Fichtenzapfen motivirt ſind, welche neben jenen Geſtalten, zu andern Früchten gehäuft, an der Erde liegen.

VIII.

Hier iſt nun eines Geſchlechtes zu gedenken, welches in dem Tiſchbein'ſchen Idyllenkreis eine bedeutende Rolle ſpielt, ich meine die Centauren, die er, als Pferd- und Menſchenkundiger, ſehr gut vorzuſtellen weiß.

Wenn wir der menſchlichen Geſtalt Bocksfüße hinzufügen, ſie mit Hörnchen und Großohren begaben, ſo ziehen wir ſie zum Thiere herunter, und nur auf der niedrigſten Stufe ſchöner Sinnlichkeit dürfen wir ſie erſcheinen laſſen. Mit der Centaurenbildung iſt es ganz ein anderes. Wie der Menſch ſich körperlich niemals freier, erhabener, begünſtigter fühlt als zu Pferde, wo er, ein verſtändiger Reiter, die mächtigen Glieder eines ſo herrlichen Thiers, eben als wären es die eigenen, ſeinem Willen unterwirft und ſo über die Erde hin als höheres Weſen zu wallen vermag, eben ſo erſcheint der Centaur beneidenswerth, deſſen unmögliche Bildung uns nicht ſo ganz unwahrſcheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verſchmolzen zu ſeyn ſcheint. Denken wir uns dieſes Geſchlecht nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forſtgeſchöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen ſich ſtählend, ihre Halbſohlen zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir ſie erfahren in der Sternkunde, die ihnen ſichere Wegesrichtung verleiht, ferner einſichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben ſind, ſo läßt ſich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich ſinnende, Erfahrung verbindende Männer ſich hervorthun, denen man wohl die Erziehung eines Fürſten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geschildert, den man hier ausgestreckt ruhend, also den thierischen Leib an der Erde findet. Der obere menschliche Theil deutet aber auf Höheres, mehr als Menschliches. Denn das Haupt wird durch den Arm unterstützt, Angesicht und Augen sind aufwärts gerichtet; edle Form, ernster Blick, auf sinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel gesetzt werden, was so eine wundersame Person im Sinne trage, sehen wir hinterwärts, halb versteckt ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu und spielt mit einem muntern, beinahe unbändigen Menschenknaben. Sollte das nicht Achill seyn? einem Chiron als dem tüchtigsten Padagogen übergeben, welcher jedoch einen solchen Auftrag wohl bedenklich finden darf.

Wir haben diesem Bilde deßhalb folgende Strophe hinzugefügt:

Edel-ernst, ein Halbthier liegend,
Im Beschauen, im Besinnen,
Hin und her im Geiste wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.
Ach! er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, solcher Würde;
Einen Helden zu erziehen
Wird Centauren selbst zur Bürde.

IX.

Die sämmtlichen sowohl sittlich menschlichen, als natürlich animalischen Elemente der Tischbeinischen Idylle haben wir bisher beherzigt und dargestellt; nun da wir genug in dieser Region gewandelt, müssen wir noch zum Abschluß einer tragischen Situation gedenken.

Das Grundmotiv aber aller tragiſchen Situationen iſt das Abſcheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten, rechtlichen Zuſtand, veranlaßt durch mehr oder mindern Nothzwang, durch mehr oder weniger verhaßte Gewalt, iſt auch eine Variation deſſelben Thema's, und ſo hat auch unſer Künſtler nicht unterlaſſen, die Scheideſcene von Hirt und Hirtin gemüthlich darzuſtellen.

Unter einem alten, in der Zeit unverwüſtlich fortwachſenden Eichbaum ſitzen ſie neben einander, die holden, erſt lebensanfänglich Jüngeren. Der Knabe, die Füße über einander geſchlagen, ſieht vor ſich hin; er wüßte nichts zu ſagen, er vermag nicht über den Verluſt zu denken. Verluſt denkt ſich nicht, er fühlt ſich nur. Die ſchlanke, tüchtige, wohlgebaute, ſchöne Hirtin aber lehnt ſich troſtlos auf ſeine Schulter; ihr iſt wohler, ſie kann weinen, ſie bezahlt der Gegenwart was mit ſchweren Zinſen künftigen Stunden abzutragen wäre. Und ſo ſehen wir die beiden allein, aber nicht einſam, denn neben ihnen hat der Künſtler ſinnig die ſpiral-endenden Hirtenſtabe umgekehrt zur Erde geſenkt, in einander greifend; auch ſieht man zunächſt verſchiedenartige Schafe, als wenn ſie beiderlei Heerden angehörten, ſich mit den düſtern Köpfchen gegen einander unſchuldig bethun. Mit einem Waldgebüſch iſt das Ganze geſchloſſen.

Und ſo ſchließen wir auch unſere Idyllenregion, oder vielmehr, ehe wir aus derſelben herausgetreten, befreunden wir uns mit etwas Höherem, Uebermenſchlichem, das uns deſto erfreulicher aufnimmt, als wir an der ſinnigen Behandlung des Untermenſchlichen, dem Künſtler dankend, Freude genoſſen. Und an der Schwelle dieſes Ueberganges ſprechen wir aus wie folgt:

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lechzen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heitre Gegend, groß gebildet,
Jugendschritt an Freundesbrust,
Wechselseitig abgemildet,
Holder Liebe Schmerzenslust;
Alles habt ihr nun empfangen,
Irdisch war's und in der Näh';
Sehnsucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
An der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmels-Duft;
Und das Plätschern und das Wallen
Ein und Andres zieht euch an;
Lasset Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern ist's gethan.

X.

In dem ernst lieblichen Fels- und Waldgebusch liegt, den Rücken gegen uns gekehrt, ausgestreckt auf Moos und Kräutern, über der Urne gelehnt, die schlankste Gestalt, nackende Reize dem Auge darbietend. Des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes geringe Wendung läßt uns ein unbefangenes jugendliches Gesicht sehen, völlig zu der untadeligen Gestalt paßend; sie scheint auf einen Vogel zu achten, der aus dem Rohr, auf dem Rohr sein Nest vertheidigend, mit leidenschaftlichem Geschrei gegen sie anstrebt; es scheint als habe das

zarte Thierchen die Halbgöttin jetzt erſt gewahrt und die Störung ſeines ſtillen ſichern Anſiedelns furchtſam-lebhaft empfunden. Aber ſo ganz einſam iſt unſere Schöne nicht hier oben; nur etwas höher und rückwärts, im Dunkel einer Felsgrotte, ruht in der Dämmerung des Widerſcheines eine ältere, obgleich nicht weniger anmuthige Geſpielin. So dürfen wir ſie nennen, denn die beiden überfließenden Urnen ſenden ihre ſpielenden Wellen Einem Bett zu, vereint fließen ſie hin und ſcheinen das mädchenhafte Geſpräch in ihrem Laufe fortzuführen.

Wie aber zwei vertraute Freundinnen ſich wohl einmal entzweien, und eben auch ſo zuſammengefloſſene Bache nach Umſtänden wieder ſich trennen, das haben wir in wenigen Reimen doppelſinnig auszudrücken geſucht:

Jetzo wallen ſie zuſammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen,
Tiefer unten werden Hirten
Sich zum Wonnebad entgürten;
Um den Schönſten von den dreien
Werden beide ſich entzweien.
Dieſe fließt in offner Schwüle,
Jene, zu gewohnter Kühle,
Sucht den Liebſten in der Mühle.

XI.

Sehen wir doch in der Wirklichkeit auf unmerklichem Draht, auf ſchwankem Seil, wandelbare Bewegungen, kühnen Sprung auf Sprung, Blick verwirrenden Körperwechſel; über ſolcher Kraftäußerung und Anmuthserſcheinung vergeſſen wir die geringen Hülfsmittel, welche dieſe wunderſame Welt flüchtig

begründen; nur auf das Bild ſchauen wir das uns entzückt, den Begriff eines neuen Handwerks mittheilt und eine liebliche Kunſtwelt eröffnet.

Und ſo haben auch die antiken Maler beim anſchaulichen Nachbilden Tanzender, die des Bodens nicht zu bedürfen ſcheinen, da ſie ihn kaum berühren, dieſen Boden ſowohl als jedes irdiſche Hülfsmittel, Sprung- und Flugwerk beſeitigt, ihre Geſtalten in der Luft ſchwebend auf einfachem Grunde gehalten, wie ſie der Einbildungskraft, die ſich ihrer, von allem Nebenwerk abgeſondert, am liebſten erinnern mag, frei und unbedingt vorſchweben. Auf ſolche Weiſe ſteigert auch Tiſchbein ſein idylliſches Beſtreben; auf leichtem Rohrgezweige hebt er ſeine Muſe empor, wie wir begleitend auszudrücken ſuchten:

Was ſich nach der Erde ſenkte,
Was ſich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Seht, wie es empor ſich ſchwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken ſpielt!
Künſtler-Wille macht es leicht.

XII.

Durch dieſen Uebergang jedoch werden wir in die Luftböhe geführt und in atheriſcher Weite uns zu bewegen eingeladen. Hoch im finſtern Luftraume ſchwebt im weiten Mantel, der ſich um und über ſie wolkenartig faltet, eine ſchlanke Geſtalt; im Fortſchweben ſieht ſie ſich um nach dem ſanften Lichte, das von unten zu ihr hinaufblickt, ihr holdes Angeſicht ſo wie die nackten Sohlen erleuchtet.

Nicht lange bleiben wir über die Bedeutung der Schwebenden unaufgeklärt; um ihr Haupt winden ſich Roſen an

Rosen in unbegränzten Cirkeln; Auroren erkennen wir da. Der Gedanke sie so vorzustellen ist freundlich genug. Denn wie wir sonst, auf heiligen Bildern, um das Haupt der verklarten Mutter Gottes, Kreise von Engelsköpfchen sehen, die sich nach und nach in glänzende Wölkchen auflösen, eben so ist es hier mit den Rosen gemeint, zu welchen die roth gesäumten Wölkchen der Morgendämmerung bedeutungsvoll gestaltet sind. Wir begrüßten sie mit folgendem Reim:

Wenn, um das Götterkind Auroren,
In Finsterniß werden Rosen geboren,
Sie feucht, so leicht, so hoch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Fersen scheint.
Das ist denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen schweben.

XIII.

Eine noch lieblichere Gestalt schwebt näher an uns heran, obgleich verschleiert, doch so gut wie nackt. Die Art ihres Erscheinens drücken wir folgendermaßen aus:

Ohne menschliche Gebrechen,
Göttergleich mit heiterm Sinn,
Thauig Moos und Wasserflächen
Ueberschreitend schwebt sie hin.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenstunde gedenken; denn auf diese scheint sie uns zu deuten, wo sich leichte Nebel von feuchter Stelle augenblicklich hervorhoben, um als Thau die benachbarten Hügelflachen sonnenschein zu erquicken und zu verschwinden. Eben so wenig dürfen wir hoffen diese liebenswürdige Gestalt anzuhalten, uns ihrer zu bemachtigen. Sie

zieht vorüber und läßt uns traurig zurück, so wie die Morgenstunde, wenn wir sie auch treulich genützt, immer zu früh enteilt, um uns der Mühe des Tages zu überlassen. Deßhalb fügten wir hinzu:

Heute floh sie, floh wie gestern,
Riß der Muse sich vom Schooß;
Ach! sie hat so lastige Schwestern,
Peinlich werden wir sie los.

XIV.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Gestaltenpaars erinnert uns an die heitersten geselligfestlichen Stunden. Zwei leicht bekleidete Feenmädchen scheinen sich im Fluge zu begegnen; so eben vor einander vorbeischwebend sehen beide sich um, als wollten sie die liebliche Gespielin so schnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichste Biegung der Körper, anmuthigste Bewegung der äußersten Glieder, augenblickliche Verschlungenheit zweier, gleich lieblicher Wesen erinnerten uns an unschätzbare Zeiten, wo die frohe Hora weichend, uns der froheren übergiebt, und das Leben, einem Tanzreihen gleich, sich auf das anmuthigste wiederholend dahin schwebt.

Alles was uns bewegsam beglückte, Musik, Tanz, und was sonst noch aus mannichfaltigen, lebendig beweglichen Elementen sich entwickelt, im Contraste sich trennt, harmonisch wieder zusammenfließt, mag uns wohl beim Anblick dieses Bildes in Erinnerung treten. Dieß sind gerade die schönsten Symbole, die eine vielfache Deutung zulassen, indeß das dargestellte Bildliche immer dasselbe bleibt.

Dießmal entließen wir sie mit dem einfachen Ausruf:

Oranien. Sonst war's Sorge; nach und nach ist mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unsre Art; und unter einander können wir gestehen, daß wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig, in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er sich nun aber mehr zuschriebe, und Treulosigkeit nennte was wir heißen, auf unsre Rechte halten.

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zusammen, wir wollen uns richten lassen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Untersuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Wirket Stunden leichten Webens,
Lieblich lieblichen begegnend,
Zettel, Einschlag längsten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, segnend.

XV.

Und wie denn der kluge Feuerwerker seine blendenden Darstellungen gewöhnlich mit einer Raketengarbe zu enden pflegt, so hat auch unser Freund was bisher einzeln, oder paarweis, an der Erde in der Mittelhöhe erschien, nun zur Dreiheit erhoben und in die höchste Atmosphäre gelüftet. Ein überhängender Felsgipfel tritt zur rechten Seite ins Bild hinein, ohne Rechenschaft von dem Fuße zu geben, worauf die Masse ruhen könnte; er hängt, von Rosen und wildem Wein bekränzt, über dem weiten Meer, welches, bis vorn an den Rahmen herantretend, aus seinem erleuchteten Horizonte die Sonne hervorläßt, die sich in den Wellen bespiegelt und den Himmel aufklärt. Da schweben denn um jenes Felshaupt drei frische leichte Sylphiden, die unterste flach, wie eine Streifwolke einherziehend, die zweite sich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter- und aufwärts sich in den Aether verlierend. Es ist als wenn der Künstler die Howardische Terminologie anthropomorphisch auszudrücken den Vorsatz gehabt, und es bedurfte nur noch Weniges, so wäre die Zeichensprache vollkommen. Sehr anmuthig schwebt die unterste, mit Schale und Krug, an die Rosen heran, und spürt, ob durch linde Befeuchtung der Morgenduft sich möchte entwickelt haben. Die zweite erhebt sich in diagonaler Richtung, die dritte senkrecht steigt empor. Mit wenigen Pinselzügen wäre hier die Streifwolke, die geballte, die zerstiebende vorgestellt. Wir werden den wackern Freund ersuchen, in diesem Sinne ein

Gegenbild zu erfinden, und bringen deßhalb kein Gedicht hier bei, weil solches nur als Wiederholung von Howard's Ehrengedächtniß erscheinen dürfte.

Wir schlagen um und wenden uns zu

XVI.

wo der Künstler auf einmal den Vorhang fallen und uns vor einer Scene stehen läßt, welche Bezug auf das erste Bild zu haben scheint, mit welchem sie jedoch einen auffallenden Gegensatz bildet. Dort sahen wir mächtige, ernstlich gründliche Kunst, durch Natur und Zeit überwaltigt, ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben und mit Frucht-, Feld- und Acker-Boden ausgeglichen, der Vegetation anheim gegeben; hier aber finden wir Natur, wie sie gebirgisch auf sich selbst ruht, ohne der Pflanzenwelt irgend einen Antheil einzuraumen. Wir bezeichneten den Gegenstand mit folgenden Worten:

Ruhig Wasser, grause Höhle,
Bergeshöh' und ernstes Licht,
Seltsam, wie es unserer Seele
Schauderhafte Laute spricht.
So erweis't sich wohl Natur,
Künstlerblick vernimmt es nur.

Nun lasse man diese prosaisch rhythmischen Darstellungen abermals als einen Versuch gelten, weit entfernte oder wohl gar aus der Wirklichkeit verschwundene Bilder in der Einbildungskraft hervorzuwecken. Möge diese Bemühung freundlich aufgenommen werden, wie es derjenigen gelang, die wir der Philostratischen Galerie gewidmet. Glücklicherweise werden

die gegenwärtig beſprochenen noch von Deutſchem Tageslicht beſchienen, und welche Ausführung der Künſtler ſo bedeutenden Intentionen verliehen, wird derjenige beurtheilen, der Glück und Gelegenheit hat das Vorzimmer des Großherzogs von Oldenburg Hoheit im Schloſſe neben deſſen Cabinet zu betreten.

XVII.

In dem lieblichſten Gewirre,
Wo das Bild um Bilder ſummt,
Dichterblick wird ſcheu und irre
Und die Leyer ſie verſtummt.

XVIII.

Die Lieblichen ſind hier zuſammen,
Es iſt doch gar zu viel der Flammen.
Der Ueberfluß erregt nur Pein,
Es ſollten Alle nur Eine ſeyn.

XIX.

„Was trauren denn die guten Kinder,
Sie ſind ſo jung, da hilft's geſchwinder.“
Habt ihr's vergeſſen, alte Kinder?
Es ſchmerzt im Augenblick nicht minder.

XX.

Glücklicher Künſtler! in himmliſcher Luft
Bewegen ſich ihm ſchöne Weiber.
Verſteht er ſich doch auf Roſenduft
Und appetitliche Leiber.

XXI.

Hier hat Tiſchbein, nach ſeiner Art,
Striche gar wunderlich gepaart;
Sie ſind nicht alle deutlich zu leſen,
Sind aber alles Gedanken geweſen.

XXII.

Wie herrlich iſt die Welt! Wie ſchön!
Heil ihm, der je ſie ſo geſehn!

Radirte Blätter, nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe, herausgegeben von Schwerdgeburth, Weimar 1821.

Das Unternehmen einiger verdienten Künstler, nach meinen Entwürfen radirte Blätter herauszugeben, muß mir in mehr als einem Sinne erwünscht seyn; denn wie dem Dichter die Melodie willkommen ist, wodurch der Tonkünstler sein Lied für ihn und andere belebt, so freut es auch hier ältere längst verklungene Bilder aus dem Letheischen Strome wieder hervorgehoben zu sehen.

Anderntheils aber hab' ich längst bedacht, daß in den Bekenntnissen, in den Nachrichten, die ich von meinem Lebensgange gegeben, des Zeichnens öfters erwähnt wird, wobei man wohl nicht mit Unrecht fragen könnte, warum denn, aus wiederholter Bemühung und fortdauernder Liebhaberei, nicht auch etwas künstlerisch Befriedigendes habe hervortreten können.

Da läßt sich nun vor allen Dingen von den Vortheilen flüchtiger Entwürfe nach der Natur für den Einzelnen so manches erwähnen: denn wie man von Leibnitz erzählt, daß er beim Lesen, Sprechen, Denken gar vieles angemerkt, ohne die Blätter jemals wieder anzusehen, und dennoch dadurch jene bedeutenden Momente seinem Gedächtniß eingeprägt;

alſo iſt es auch mit flüchtigen Skizzen nach der Natur, wodurch uns Bilder, Zuſtände, an denen wir vorüber gegangen, feſtgehalten werden und die Reproduction derſelben in der Einbildungskraft glücklich erleichtert wird. Nun kommt hinzu, daß der Liebhaber, deſſen Hand nicht fertig genug iſt, allen und jeden Gegenſtänden eine anmuthige Nachbildung zu verleihen, aufs Bedeutende hinſtreben und dasjenige ſich zueignen wird, was einen auffallenden, ſich beſonders ausſprechenden Charakter hat. Dergleichen glaubten freundſchaftlich geſinnte Künſtler ſchon längſt unter meinen Blattern zu finden; wie denn der uns allzufrüh entriſſene Haaz ſich eine Sammlung ausſuchte, davon aber Gebrauch zu machen durch tödtliche Krankheit verhindert ward.

So iſt denn auch der ſchönſte Gewinn, den der Liebhaber bei ſeinem unerreichten Streben dennoch genießt, daß ihm die Geſellſchaft des Künſtlers lieb und werth, unterhaltend und nützlich bleibt; und wer auch nicht ſelbſt hervorzubringen im Stande iſt, wird, wenn er ſich nur kennt und zu beurtheilen weiß, im Umgang mit productiven Menſchen immer gewinnen, und wo auch nicht gerade von dieſer Seite, doch von einer andern ſich ausbilden und auferbauen.

Im Gefühl übrigens, daß dieſe Skizzen, ſelbſt wie ſie gegenwärtig vorgelegt werden, ihre Unzulänglichkeit nicht ganz überwinden können, habe ich ihnen kleine Gedichte hinzugefügt, damit der innere Sinn erregt und der Beſchauer löblich getäuſcht werde, als wenn er das mit Augen ſähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zuſtand, in welchem der Zeichner ſich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.

Ein Gleiches haben wir ſchon oben bei flüchtigen Zeichnungen eines Freundes gethan; denn wenn man von einem

jeden Kunſtgebilde zwar verlangen kann, daß es ſich ſelbſt ausſpreche, ſo gilt dieß doch eigentlich nur von gewählten, der größten Ausführung ſich eignenden Werken. Andern hingegen, welche etwas zu denken und zu wünſchen übrig laſſen, mag man wohl mit guten Worten eine ſchickliche Nachhülfe gönnen.

Mannichfaltiges was hier noch zu ſagen wäre, bleibe verſpart auf den Fall, daß die Unternehmung begünſtigt würde, und mehrere Blatter, über die man ſich äußern könnte, den Freunden der Kunſt und der Sitte vorgelegt wären.

I.

Einſame Wildniß.

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich wir ſchwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinſel bracht's zu Falle;
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom beſten Wollen halb und halbe Spur.

Ihr Jüngern aber, die ihr unverzagt
Unausgeſprochnes auszuſprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand ſich ſtotternd maß,
Das Unvermögen liebevoll vergaß,
Ihr ſeyd es, die was ich und ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunſtwelt nicht verhehlt.
Und wie dem Walde geht's den Blättern allen,
Sie knospen, grünen, welken ab und fallen.

II.

Hausgarten.

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Thür' zu Thüre ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

III.

Freie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund,
Wir waren jung, hier waren wir geſund,
Und ſchlenderten den Sommer-Abend lang
Mit halber Hoffnung mannichfalt'gen Gang.
Und wie man kam, ſo ging man nicht zurück:
Begegnen iſt ein höchſtes Liebesglück.
Und zwei zuſammen ſehen Fluß und Bahn,
Und Berg und Buſch ſogleich ganz anders an.
Und wer dieſelben Pfade wandernd ſchleicht,
Sey ihm des Zieles holder Wunſch erreicht.

IV.

Geheimſter Wohnſitz.

Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag:
Denn vieles wirkte, hielt am ſel'gen Fleiß,
Weven die Welt noch keine Seide weiß.

Der Tempel ſteht, dem höchſten Sinn geweiht,
Auf Felſengrund in hehrer Einſamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerſchaar,
Sie wechſeln, gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geſchlecht,
Geſchützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht,
Und wer ſich dort ſein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand;
Wir hofften ſelbſt uns im Aſyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unübertrefflich ſchön,
Ach, wollte Gott! ein Künſtler hätt's geſehn.

V.

Bequemes Wandern.

Hier ſind, ſo ſcheint es, Wanderer wohlbedacht:
Denn jeder fände Pfad um Mitternacht.
Wir ſagen nicht, wir hätten's oft geſehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn;
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben,
Da kann der Waller jede Stunde loben;
Er geht beherzt, denn Schritt für Schritt iſt leicht,
So daß er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O ſelige Jugend, wie ſie, Tag und Nacht,
Den Ort zu ändern innigſt angefacht,
Durch wilden Vergriß höchſt behaglich ſteigt,
Und auf dem Gipfel Nebeldunſt erreicht.
Man ſchelt' es nicht, denn wohl genießt ſie rein,
Auch über Wolken, heitern Sonnenſchein.

VI.

Gehindertes Verkehr.

Wie ſich am Meere Mann um Mann befeſtigt
Und am Geſtade Schiffer überläſtigt,
Die engen Pfade völlig weglos macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewalt bedacht;
Bald Recht, bald Plackerei, ſein ſelbſt gewiß,
Sey wie es ſey, und immer Hinderniß,
So Tag und Nacht den Reiſenden zur Laſt:
Es iſt vielleicht zu düſter aufgefaßt.

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der sich Philipp nie schuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und seinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn sie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es ist nicht möglich. Wer sollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloses Unternehmen. Nein, sie wagen nicht das Panier der Tyranney so hoch aufzustecken. Der Windhauch, der diese Nachricht über's Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zusammentreiben. Und wohinaus wollten sie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten sie meuchelmörderisch an unser Leben? — Sie können nicht wollen. Ein schrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen Haß und ewige Trennung vom Spanischen Nahmen würde sich gewaltsam erklären.

Skizzen

zu

Casti's Fabelgedicht: die redenden Thiere.

Diese, von einem vorzüglichen Künstler an die Weimarischen Kunstfreunde gesandt, gaben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Das Fabelgedicht von Casti bietet zu malerischer Darstellung weniger günstigen Stoff als Reineke Fuchs und andere einzelne Apologen. Was gebildet werden soll, muß ein Aeußerliches mit sich führen; wo nichts geschieht, hat der Künstler seine Vortheile verloren. In genanntem Gedichte sind innerliche Zustände die Hauptsache, lebhafte, heftige, kluge, revolutionäre Gesinnungen einer schwachen und doch gewaltsamen und in ihrer Klugheit selbst unklugen, besorgten und sorglosen Despotie entgegengestellt. Als Werk eines geistreichen Mannes hat es große Vorzüge, dem bildenden Künstler aber gewährt es wenige bedeutende Momente. In solchen Fällen betrachtet man ein Bild und man weiß nicht was man sieht, wenn man uns gleich sagt, was dabei zu denken wäre.

1. Berathschlagen der Thiere über künftige Regierungsform; ob monarchisch, oder republikanisch? Macht eine gute Thiergruppe; wer könnte aber dabei errathen, daß sie berathschlagen?

II. Rede des Löwen als erwählten Königs. Bildet ſich gut zuſammen, auch drückt ſich das Herriſche des Löwen, die Nachgiebigkeit der übrigen untergeordneten Geſchöpfe deutlich aus.

III. Die Krönung des Löwen durch den Ochſen. Ein ſinnlicher Act, macht ein gutes Bild; nur iſt die Plumpheit des Krönenden keineswegs erfreulich; man fürchtet den neuen Monarchen auf der Stelle erdrückt zu ſehen.

IV. Das Tatzenlecken; wird ſpöttiſch dadurch der Handkuß vorgeſtellt. Wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß das Gedicht, mit allen ſeinen Verdienſten, nicht ſowohl poetiſch ironiſch, als direct ſatyriſch iſt. Hier ſind nicht Thiere, die wie Menſchen handeln, ſondern völlige Menſchen, und zwar moderne, als Thiere maskirt. Das Tatzenlecken kann im beabſichtigten Sinne nicht deutlich werden. Man glaubt des Löwen Pfote ſey verletzt, das Lecken eine Cur, und man wird durch den leidenden Blick des Löwen gegen Affen und Kater gerichtet in dieſen Gedanken beſtärkt. Kein Künſtler vermöchte wohl auszudrücken, daß der Löwe Langeweile hat.

Dieſe Bilder würden durch das Gedicht klar und, da ſie gut componirt und wohl beleuchtet ſind, von bekannter geſchickter Hand dem Liebhaber wohl erfreulich ſeyn. Das ſechste und ſiebente hingegen iſt nicht zu entziffern; wenn man den Zweck nicht ſchon weiß, ſo verſteht man ſie nicht, und wird uns das Verſtändniß eröffnet, ſo befriedigen ſie nicht. Von bildlichen Darſtellungen, welche zu einem geſchriebenen Werke gefertigt werden, darf man freilich nicht ſo ſtreng verlangen, daß ſie ſich ſelbſt ausſprechen ſollen; aber daß ſie an und für ſich gute Bilder ſeyen, daß ſie nach gegebener Erklarung den Beifall des Kunſtfreundes gewinnen, laßt ſich wohl erwarten.

Was jedoch solchen Productionen eigentlich den höchsten Werth giebt, ist ein guter Humor, eine heitere, leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thierische im Menschen hervorhebt, gemildert und für geistreiche Leser ein geschmackvoller Beigenuß bereitet wird. Musterhaft sind hierin Joſt Ammon und Aldert von Everdingen in den Bildern zu Reineke Fuchs, Paul Potter in dem berühmten weiland Caßler Gemälde, wo die Thiere den Jäger richten und beſtrafen.

Vorſtehendes gab zu weitern Betrachtungen Anlaß.

Die Thierfabel gehört eigentlich dem Geiſte, dem Gemüth, den ſittlichen Kräften, indeſſen ſie uns eine gewiſſe derbe Sinnlichkeit vorſpiegelt. Den verſchiedenen Charakteren, die ſich im Thierreich ausſprechen, borgt ſie Intelligenz, die den Menſchen auszeichnet, mit allen ihren Vortheilen: dem Bewußtſeyn, dem Entſchluß, der Folge, und wir finden es wahrſcheinlich, weil kein Thier aus ſeiner beſchränkten, beſtimmten Art herausgeht und deßhalb immer zweckmäßig zu handeln ſcheint.

Wie die Fabel des Fuchſes ſich durch lange Zeiten durchgewunden und von mancherlei Bearbeitern erweitert, bereichert und aufgeſtutzt worden, darüber giebt uns eine einſichtige Literargeſchichte täglich mehr Aufklärung.

Daß wir ſinnliche Gegenſtände, wovon wir hören, auch mit Augen ſehen wollen, iſt natürlich, weil ſich alles, was wir vernehmen, dem innern Sinn des Auges mittheilt und die Einbildungskraft erregt. Dieſe Forderung hat aber der bildenden Kunſt, ja allen äußerlich darſtellenden, großen

Schaden gethan und richtet ſie mehr oder weniger zu Grunde. Die Thierfabel ſollte eigentlich dem Auge nicht dargeſtellt werden, und doch iſt es geſchehen; unterſuchen wir an einigen Beiſpielen mit welchem Gluck.

Joſt Ammon, in der zweiten Halfte des ſechzehnten Jahrhunderts, gab zu einer Lateiniſchen metriſchen Ueberſetzung des Reineke Fuchs kleine allerliebſte Holzſchnitte. In dem großen Kunſtſinne der damaligen Zeit behandelt er die Geſtalt der Thiere ſymboliſch, flügelmanniſch, nach heraldiſcher Art und Weiſe, wodurch er ſich den größten Vortheil verſchafft, von der naivſten Thierbewegung bis zu einer übertriebenen, fratzenhaften Menſchenwürde gelangen zu können. Jeder Kunſtfreund beſitzt und ſchatzt dieſes kleine Buchelchen.

Albert von Everdingen zog als vortrefflicher Landſchaftsmaler die Thierfabel in den Naturkreis herüber, und wußte, ohne eigentlich Thiermaler zu ſeyn, vierfüßige Thiere und Vögel dergeſtalt ans gemeine Leben heran zu bringen, daß ſie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geſchieht, zu Reiſenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl paſſend, einer und eben derſelben Welt unbezweifelt angehören. Everdingen's außerordentliches Talent bewegte ſich auch hier mit großer Leichtigkeit, ſeine Thiere nach ihren Zuſtanden faſſen vortrefflich zur Landſchaft und componiren mit ihr aufs anmuthigſte. Sie gelten eben ſo gut für verſtandige Weſen, als Bauern, Bauerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüſte, der Wolf ans Glockenſeil gebunden, einer wie der andere ſind an ihrem Platz. Darf man nun hinzuſetzen, daß Everdingen's landſchaftliche Compoſition, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmaſſen trefflich gedacht, dem vollkommenſten Helldunkel Anlaß geben, ſo bleibt wohl nichts weiter zu wünſchen übrig.

Diese Sammlung, in guten Abdrücken, ist jedem Liebhaber werth. Im Nothfall kann man sich aus der Gottschedischen Quartausgabe, wozu man die schon geschwächten Platten benutzte, immer noch einen Begriff von dem hohen Verdienst dieser Arbeit machen.

Von allen Künstlern, welche die Thierfabel zum Gegenstand ihrer Bemühungen erkoren, hat wohl keiner so nahe den rechten Punkt getroffen, als Paul Potter in einem Gemalde von mehreren Abtheilungen, so sich ehemals in der Galerie zu Cassel befunden. Die Thiere haben den Jäger gefangen, halten Gericht, verurtheilen und bestrafen ihn; auch des Jägers Gehülfen, Hunden und Pferd, wird ein schlimmes Loos zu Theil. Hier ist alles ironisch, und das Werk scheint uns als gemaltes Gedicht außerordentlich hoch zu stehen. Wir sagen absichtlich als gemaltes Gedicht, denn obgleich Potter der Mann war, daß alles von ihm Herrührende von Seite der Ausführung Verdienste hat, so gehört doch gerade das erwähnte Stück nicht unter diejenigen, wo er uns als Maler Bewunderung abnöthigt. Hingegen wird schwerlich ein anderes, selbst das vollendete Meisterstück der pissenden Kuh nicht ausgenommen, dem Beschauer größeres Vergnügen gewähren, sich seinem Gedachtniß so lebhaft und ergötzend einprägen.

Giebt Potter's Gemalde ein Beispiel, in welchem Geist Thierfabeln, wofern der bildende Künstler sich dieselben zum Gegenstande wählt, zu behandeln seyen, so möchte hingegen die bekannte Folge von Fabeln, welche der sonst wackere Elias Riedinger eigenhändig radirt hat, als Beispiel durchaus fehlerhafter Denkweise und mißlungener Erfindung in dieser Art angeführt werden. Verdienst der Ausführung ist ihnen wohl nicht abzusprechen; allein sie sind so trocken ernsthaft, haben einen moralischen Zweck, ohne daß die Moral aus dem

Dargeſtellten errathen werden kann; es gebricht ihnen gänzlich an jener durchaus geforderten ironiſchen Würze, ſie ſprechen weder das Gemüth an, noch gewahren ſie dem Geiſt einige Unterhaltung.

Wer ſich jedoch in dieſem Fache bemüht, wie denn dem geiſtreichen Talente ſein Glück nirgends zu verſagen iſt, dem wäre zu wünſchen, daß er die radirten Blatter des Benedetto Caſtiglione immer vor Augen habe, welcher die, doch mitunter allzubreiten, halbgeformten, unerfreulichen Thiergeſtalten ſo zu benutzen gewußt, daß einige das Licht in großen Maſſen aufnehmen, andere wieder durch kleinere Theile, ſo wie durch Localtinten die Schattenpartien mannichfaltig beleben. Dadurch entſpringt der aſthetiſche Sinnenreiz, welcher nicht fehlen darf, wenn Kunſtzwecke bewirkt werden ſollen.

Blumen-Malerei.

Wenn gleich die menſchliche Geſtalt, und zwar in ihrer Würde und Geſundheitsfülle, das Hauptziel aller bildenden Kunſt bleibt, ſo kann doch keinem Gegenſtande, wenn er froh und friſch in die Augen fallt, das Recht verſagt werden gleichfalls dargeſtellt zu ſeyn, und im Nachbild ein großes, ja größeres Vergnügen zu erwecken, als das Urbild nur immer erregen konnte. Wir ſchränken uns hier auf die Blumen ein, die ſehr frühe als Vorbilder vom Künſtler ergriffen werden mußten. Der alten Kunſt waren ſie Nebenſache; Pauſias von Sycion malte Blumen zum Schmuck ſeines geliebten Strauſſermädchens; dem Architekten waren Blätter, Knospen, Blumen und von daher abgeleitete Geſtalten als Zierde ſeiner ſtarren Flächen und Stäbe höchſt willkommen, und noch ſind uns hievon die köſtlichſten Reſte geblieben, wie Griechen und Römer, bis zum Uebermaaß, mit wandelbaren Formen der vegetirenden Welt ihren Marmor belebt.

Ferner zeigt ſich auf den Thüren des Ghiberti die ſchönſte Anwendung von Pflanzen und des mit ihnen verwandten Geflügels. Luca Della Robbia und ſeine Sippſchaft umgaben mit bunt verglaſ'ten, hocherhabenen Blumen- und Fruchtkranzen anbetungswerthe, heilige Bilder. Gleiche Fruchtfulle bringt Johann von Udine dar, in den köſtlich gedrängten Obſtgehangen der Vaticaniſchen Logen, und noch manche dergleichen, ſelbſt ungeheuer laſtende Feſtone verzieren, Fries

an Fries, die Säle Leo des Zehnten. Zu gleicher Zeit finden wir auch koloſſale und niedliche Pergamentblatter, heiligen und frommen Inhalts, zum Beginn und am Rande mit bewundernswürdig nachgebildeten Blumen und Früchten reichlich verziert.

Und auch ſpater war Vegetation wie Landſchaft nur Begleiterin menſchlicher Geſtalten, bis nach und nach dieſe untergeordneten Gegenſtände durch die Machtgewalt des Künſtlers ſelbſtſtandig erſchienen und das Hauptintereſſe eines Bildes zu bewirken ſich anmaßten.

Manche Verſuche vorbeigehend wenden wir uns zu denen Künſtlern, die in den Niederlanden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr Glück auf die Blumenliebe reicher Handelsherren gründeten, auf die eigentliche Blumiſterei, welche, mit unendlicher Neigung, ausgeſuchte Floren durch Cultur zu vervielfaltigen und zu verherrlichen trachtete. Tulpe, Nelke, Aurikel, Hyazinthe wurden in ihrem vollkommenſten Zuſtande bewundert und geſchatzt; und nicht etwa willkurlich geſtand man Vollkommenheiten zu: man unterſuchte die Regeln, wonach etwas gefallen konnte; und wir wagen die Schatzung der Blumenliebhaber als wohl überdacht anzuerkennen, und getrauen uns durchaus etwas Geſetzliches darin nachzuweiſen, wornach ſie gelten ließen, oder forderten.

Wir geben hier die Namen der Kunſtler, deren Arbeit wir bei Herrn Doctor Grambs in Frankfurt am Main, in farbigen Aquarellzeichnungen mit Augen geſehn.

Morel aus Antwerpen blubte um 1700.
Maria Sibylla Merian deſgleichen.
Joh. Bronkhorſt, geb. 1648.
Herrm. Henſtenburgh, geb. 1667.
Joh. van Huyſum, geb. 1682, geſt. 1749.

Oswald Wyne.
Vanloo.
Robb.
Roedig.
Joh. van Os.
Van Brüſſel um 1780.
Van Leen.
Wilh. Hendricus.

Nähere Nachrichten von den neuern Künſtlern würden ſehr willkommen ſeyn.

Ob nun ſchon Sibylle Merian, wahrſcheinlich angeregt durch des hochverdienten, viel jüngern Carl Plumier's Reiſeruf und Ruhm, ſich nach Surinam wagte und in ihren Darſtellungen ſich zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, zwiſchen Naturbeſchauung und maleriſchen Zwecken hin und her bewegte, ſo blieben doch alle folgenden großen Meiſter auf der Spur, die wir angedeutet; ſie empfingen die Gegenſtände von Blumenliebhabern; ſie vereinigten ſich mit ihnen über den Werth derſelben, und ſtellten ſie in dem vollſten äſthetiſchen Glanze dar. Wie nur Licht und Schatten, Farbenwechſel und Widerſchein irgend ſpielen wollten, ließ ſich hier kunſtreich und unerſchöpflich nachbilden. Dieſe Werke haben den großen Vortheil, daß ſie den ſinnlichen Genuß vollkommen befriedigen. Blumen und Blüthen ſprechen dem Auge zu, Früchte dem Gaumen, und das beiderſeitige Behagen ſcheint ſich im Geruch aufzulöſen.

Und noch lebt in jenen wohlhabigen Provinzen derſelbe Sinn, in welchem Huyſum, Rachel Ruyſch und Segers gearbeitet, indeſſen die übrige Welt ſich auf ganz andere Weiſe mit den Pflanzen beſchäftigte, und eine neue Epoche der Malerkunſt vorbereitete. Es lohnt wohl der Mühe gerade

auf dem Wendepunkt dieſe Bemerkung zu machen, damit auch hier die Kunſt mit Bewußtſeyn ans Werk ſchreite.

Die Botanik huldigte in früher Zeit dem Apotheker, Blumiſten und Tafelgartner; dieſe forderten das Heilſame, Augenfallige Geſchmackreiche, und ſo war jedermann befriedigt; allein die Wiſſenſchaft, begünſtigt vom raſtloſen Treiben des Handels und Weltbewegens, erwarb ſich ein Reich, das über Unendlichkeiten herrſchte. Nun waren ihr Geſchöpfe ſogar verächtlich die nur nützlich, nur ſchön, wohlriechend und ſchmackhaft ſeyn wollen; das Unnützeſte, das Häßlichſte umfaßte ſie mit gleicher Liebe und Theil.

Dieſe Richtung [illegible] der Künſtler gleichfalls verfolgen: denn obgleich der Geſetzgeber Linné ſeine große Gewalt auch dadurch bewies, daß er der Sprache Gewandtheit, Fertigkeit, Beſtimmungsfähigkeit gab, um ſich an die Stelle des Bildes zu ſetzen, ſo kehrte doch immer die Forderung des ſinnlichen Menſchen wieder zurück, die Geſtalt mit Einem Blick zu überſehen, lieber als ſie in der Einbildungskraft erſt aus vielen Worten aufzuerbauen.

Welchem Naturfreund wäre nun vorzuerzahlen nöthig, wie weit die Kunſt Pflanzen, ſowohl der Natur als der Wiſſenſchaft gemäß, nachzubilden in unſern Tagen geſtiegen ſey. Will man treffliche Werke vorzahlen, wo ſoll man anfangen, wo ſoll man enden?

Hier ſey uns eins für alle gegeben.

A Description of the Genus Pinus by Lambert. London 1803.

Der in ſeiner Kunſt vollendete und ſie zu ſeinen Zwecken geiſtreich anwendende Ferdinand Bauer ſtellt die verſchiedenen Fichtenarten und die mannichfaltigen Umwandlungen ihrer Aeſte, Zweige, Nadeln, Blatter, Knospen, Blüthen,

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde flöſſe zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie ſollten ſie aber?

Oranien. Alba iſt unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentinn wollte nichts wiſſen.

Oranien. Um deſto mehr bin ich überzeugt. Die Regentinn wird ihm Platz machen. Seinen Mordſinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Auf's neue die Provinzen zu beläſtigen? Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ſich der Häupter verſichern.

Egmont. Nein! Nein!

Früchte, Fruchthülle und Samen zu unserer größten Zufriedenheit durch das einfache Kunstmittel dar, daß er die Gegenstände in ein volles freies Licht setzt, welches dieselben in allen ihren Theilen nicht allein umfaßt, sondern ihnen auch durch lichte Widerscheine überall die größte Klarheit und Deutlichkeit verleiht. Eine solche Behandlungsart gilt hauptsächlich bei diesem Gegenstand: Zweige, Nadeln, Blüthen haben in genanntem Geschlecht eigentlich keinen Körper, dagegen sind alle Theile durch Localfarben und Tinten so unendlich von einander abgesetzt und abgestuft, daß die reine Beobachtung solcher Mannichfaltigkeit uns das Abgebildete als wirklich vor Augen bringt. Jede Farbe, auch die hellste, ist dunkler als das weiße Papier worauf sie getragen wird, und es bedarf also hier weder Licht noch Schatten, die Theile setzen sich unter einander und vom Grunde genugsam ab; und doch würde diese Darstellung noch immer etwas Chinesisches behalten, wenn der Künstler Licht und Schatten aus Unkunde nicht achtete, anstatt daß er hier aus Weisheit beides vermeidet; sobald er aber dessen bedarf, wie bei Aesten und Zapfen, die sich körperlich hervorthun, weiß er mit einem Hauch, mit einem Garnichts nachzuhelfen, daß die Körper sich runden, und doch eben so wenig gegen den Grund abstechen. Daher wird man beim Anblick dieser Blätter bezaubert, die Natur ist offenbar, die Kunst versteckt, die Genauigkeit groß, die Ausführung mild, die Gegenwart entschieden und befriedigend, und wir müssen uns glücklich halten, aus den Schätzen der Großherzoglichen Bibliothek dieses Musterwerk uns und unsern Freunden wiederholt vorlegen zu können.

Denke man sich nun, daß mehrere Künstler im Dienste der Wissenschaft ihr Leben zubringen, wie sie die Pflanzentheile, nach einer sich ins Unendliche vermannichfaltigenden und doch

noch immer fürs Anſchauen nicht hinreichenden Terminologie, durchſtudiren, wiederholt nachbilden und ihrem ſcharfen Künſtlerauge noch das Mikroſkop zu Hulfe rufen, ſo wird man ſich ſagen: es muß endlich einer aufſtehen, der dieſe Abgeſondertheiten vereinigt, das Beſtimmte feſt halt, das Schwebende zu faſſen weiß; er hat ſo oft, ſo genau, ſo treu wiederholt was man Geſchlecht, Art, Varietat nennt, daß er auswendig weiß was da iſt, und ihn nichts irrt was werden kann.

Ein ſolcher Künſtler habe nun auch denſelben innern Sinn, den unſere großen Niederlandiſchen Blumenmaler beſeſſen, ſo iſt er immer in Nachtheil: denn jene hatten nur Liebhaber des auffallend Schönen zu befriedigen, er aber ſoll im Wahren und durchs Wahre das Schöne geben; und wenn jene im beſchränkten Kreiſe des Gartenfreundes ſich behaglich ergingen, ſo ſoll er vor einer unuberſehbaren Menge von Kennern, Wiſſenden, Unterſcheidenden und Aufſtechenden ſich über die Natürlichkeit controliren laſſen.

Nun verlangt die Kunſt, daß er ſeine Blumen nach Form und Farbe gluklich zuſammenſtelle, ſeine Gruppen gegen das Licht zu erhöhe, gegen die Seiten ſchattend und halbſchattig abrunde, die Blüthen erſt in voller Anſicht, ſodann von der Seite, auch nach dem Hintergrunde zu fliehend ſehen laſſe, und ſich dabei dergeſtalt bewahre, daß Blatt und Blattchen, Kelch und Antheren eine Specialkritik aushalte, und er zugleich im Ganzen, Künſtler und Kunſtkenner zu befriedigen, den unerlaßlichen Effect dargeben und leiſten ſoll! — —

Daß irgend jemand eine ſolche Aufgabe zu löſen unternahme, würden wir nicht denken, wenn wir nicht ein paar Bilder vor uns hätten wo der Künſtler geleiſtet hat, was einem jeden, der ſich's bloß einbilden wollte, völlig unmoglich ſcheinen müßte.

Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände.

(Die mit Häkchen bezeichneten Ergänzungen ſind von Heinr. Meyer.)

I

Landſchaftliche Malerei.

Schematiſches.

Der Künſtler peinliche Art zu denken.

Woher abzuleiten.

Der ächte Künſtler wendet ſich aufs Bedeutende, daher die Spuren der älteſten landſchaftlichen Darſtellungen alle groß, höchſt mannichfaltig und erhaben ſind.

Hintergrund in Mantegna's Triumphzug.

Tizian's Landſchaften.

Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

Daher das Steile.

Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

Daher von oben herab das Weite.

Hiedurch zeichnen ſich aus, alle die in Tyrol, im Salzburgiſchen und ſonſt mögen gearbeitet haben.

„Breughel, Jodocus Momper, Roland Savery, Iſaac Major haben alle dieſen Charakter."

Albrecht Dürer und die übrigen Deutſchen der älteren Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem ſie gegen die ungeheuren Gegenſtände die Freiheit des Wirkens verlieren, oder ſolche behaupten, inſofern ihr Geiſt groß und denſelben gewachſen iſt.

Daher ſie bei allem Anſchauen der Natur, ja Nachahmung derſelben, ins Abenteuerliche gehen, auch manierirt werden.

Bei Paul Brill mildert ſich dieſes, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrunde an Gebirgsmaſſen und in dem Uebrigen an Mannichfaltigkeit nie fehlen läßt.

„Das Beſte der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Brill (er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt) befindet ſich in der Florentiniſchen Galerie und ſtellt eine Jagd von Reben und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in dieſem Bilde möchten wir kühl nennen, er drückt rühe Morgenluft recht wohl aus und ſtimmt daher vortrefflich zu den jagenden Figuren. Das Landſchaftliche, die Gegend, iſt ſchön gedacht, einfach, großartig und gleichwohl gefällig: Licht und Schatten wußte der Künſtler zweckmäßig zu vertheilen und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung iſt zwar fleißig, doch weder ängſtlich noch peinlich; ein ſanfter Luftzug ſcheinet durch die Bäume zu gehen und ſie leicht zu bewegen; das Gegenſtück iſt, wiewohl geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdienſten, und ſtellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldſtrom zwiſchen Felſen und Geſtein ſich ſchäumend durchdrängt."

Eintretende Niederländer.

Vor Rubens.

Rubens ſelbſt.

Nach Rubens.

Er, als Hiſtorienmaler, ſuchte nicht ſowohl das Bedeutende als daß er es jedem Gegenſtand zu verleihen wußte; daher ſeine Landſchaften einzig ſind. Es fehlt auch nicht an ſteilen Gebirgen und gränzenloſen Gegenden: aber auch dem

ruhigſten, einfachſten, landlichen Gegenſtand weiß er etwas von ſeinem Geiſte zu ertheilen und das Geringſte dadurch wichtig und anmuthig zu machen.

„Wir gedenken hier einer ſchätzbaren Landſchaft deſſelben im Palaſt Pitti zu Florenz. Sie ſtellt die Heuernte dar, iſt keck, meiſterhaft behandelt, ſchön erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beſchauer nehmen indeſſen mit Erſtaunen in dem Werk eines Künſtlers wie Rubens, die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr, denn auf eine Baumgruppe vorn rechter Hand im Bilde fällt ſolches rechts ein; alles übrige, die ſtaffirenden Figuren nicht ausgenommen, iſt von der entgegengeſetzten Seite beleuchtet."

Rembrandt's Realism in Abſicht auf die Gegenſtände.

Licht, Schatten und Haltung ſind bei ihm das Ideelle.

Bologneſiſche Schule.

Die Carracci.

Grimaldi.

Im Claude Lorrain erklärt ſich die Natur für ewig.

Die Pouſſin's führen ſie ins Ernſte, Hohe, ſogenannte Heroiſche.

Anregung der Nachfolger.

Endliches Auslaufen in die Portrait-Landſchaften.

„Nach dem heroiſchen Styl, welchen Nicolaus und Caſpar Pouſſin in die landſchaftlichen Darſtellungen gebracht, wäre auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Joh. Both, des Ruysdael, des du Jardin, Potter, Berghem, van der Neer und Anderer zu gedenken."

II.

Landſchaftliche Malerei.

Schematiſches.

In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geſchichtlichen.

„Sehr einfach, oft ſogar bloß ſymboliſch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orgagna und andern."

Durchaus einen ſteilen Charakter, weil ja ohne Höhen und Tiefen keine Ferne intereſſant dargeſtellt werden kann.

„Das Steile, Schroffe herrſcht ſelbſt in Tizian's Werken, da wo er Felſen und Gebirge malt, noch vor; ſo ebenfalls bei Leonardo da Vinci.“

Männlicher Charakter der erſten Zeit.

Die erſte Kunſt durchaus ahnungsreich, deßhalb die Landſchaft ernſt und gleichſam drohend.

Forderung des Reichthums.

Daher hohe Standpunkte, weite Ausſichten.

Beiſpiele.

Breughel.

Paul Brill; dieſer ſchon höchſt gebildet, geiſtreich und mannichfaltig. Man ſehe ſeine zwölf Monate in ſechs Blättern und die vielen andern nach ihm geſtochenen Blatter.

Jodocus Momper, Roland Savery.

Einſiedeleien.

„Zu den Einſiedlern oder Einſiedeleien ſind auch wohl J. Muzian's Heilige, in Wildniſſen dargeſtellt, zu rechnen, welche Corn. Cort in ſechs bekannten ſchönen Blättern in Kupfer ſtach.“

Nach und nach ſteigende Anmuth.

Die Carracci.

Dominichino.

„Albani, Guercino, Grimaldi und ihnen an poetiſchem Verdienſt im landſchaftlichen Fach nicht nachſtehend, P. Fr. Mola und J. Bapt. Mola; auch wäre J. Bapt. Viola hier noch zu nennen.“

Claude Lorrain.

Ausbreitung über eine heitere Welt, Zartheit. Wirkung der atmoſphäriſchen Erſcheinungen aufs Gemüth.

„Joh. Both.“

„Herrmann Swaneveld.“

„Poelemburg.“

Nicol. Pouſſin.

Caspar Pouſſin.

Heroiſche Landſchaft.

Genau beſehen eine nutzloſe Erde. Abwechſelndes Terrain ohne irgend einen gebauten Boden.

Ernſte, nicht gerade idylliſche, aber einfache Menſchen.

Anſtändige Wohnungen ohne Bequemlichkeit.

Sicherung der Bewohner und Umwohner durch Thürme und Feſtungswerke.

In dieſem Sinn eine fortgeſetzte Schule, vielleicht die einzige von der man ſagen kann, daß der reine Begriff, die Anſchauungsweiſe der Meiſter, ohne merkliche Abnahme überliefert worden.

„Felix Meyer von Winterthur iſt zwar keiner der hochberühmten Meiſter, allein wir nehmen Anlaß deſſelben hier zu gedenken, weil mehrere ſeiner Landſchaften mit wahrhaft Pouſſinesken Geiſt erfunden ſind: doch iſt die Ausführung meiſtens flüchtig, das Colorit nicht heiter genug. Auch eines wenig bekannten Malers aus derſelben Zeit, oder etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zürich; ſeine höchſt ſeltenen Arbeiten halten in Hinſicht auf Reichthum und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwiſchen denen des Fr. Mola, Grimaldi und Cl. Lorrain, und wenn ſie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der letztern reichen, ſo ſind ſie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigſtens gleich zu ſchätzen.“

„Meiſter, welche in landſchaftlichen Darſtellungen dem Geſchmack der beiden Pouſſin's gefolgt ſind.“

Glauber.

Franz Milet.

Franz von Reve.

Seb. Bourdon.

Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.

Merian's weit umherſchauende Arbeiten.

Beide Arten gehen noch nebeneinander.

Endlich, besonders durch Engländer, der Uebergang zu den Veduten.

So wie beim Geschichtlichen zur Portraitform.

Neuere Engländer, an der großen Liebhaberei zu Claude und Poussin noch immer verharrend.

Sich zu den Veduten hinneigend, aber immer noch in der Composition an atmosphärischen Effecten sich ergötzend und übend.

Die Hackert'sche klare strenge Manier steht dagegen; seine merkwürdigen, meisterhaften Bleistifts- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß Papier, um ihnen mit Sepia Kraft und Haltung zu geben.

Studien der Engländer auf blau und grau Papier, mit schwarzer Kreide und wenig Pastellfarbe, etwas nebulistisch; im Ganzen aber gut gedacht und sauber ausgeführt.

„Der Verfasser zielet hier auf einige schätzbare Zeichnungen englischer Landschaftmaler, welche er während seines Aufenthaltes in Rom an sich brachte und die noch gegenwärtig unter seinen Kunstschätzen sich befinden."

III.

Landschaftliche Malerei.

Ausgeführtes.

1.

Als sich die Malerei in Westen, besonders in Italien von dem östlichen Byzantinischen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war, bei ihren ernsten großen Anfangen, die Thatigkeit bloß auf menschliche Gestalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Gottahnliche vorgestellt ward. Eine capellenartige Einfassung ward den Bildern allenfalls zu

Theil, und zwar ganz der Sache angemeſſen, weil ſie ja in Kirchen und Capellen aufgeſtellt werden ſollten.

Wie man aber bei weiterem Fortrücken der Kunſt ſich in freier Natur umſah, ſollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite ſtehen; deßhalb denn auch hohe Augpunkte gewählt, auf ſtarren Felſen vielfach übereinander gethürmte Schlöſſer, tiefe Thäler, Wälder und Waſſerfalle dargeſtellt wurden. Dieſe Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drangten die Figuren ins Engere und Kleinere, bis ſie zuletzt in dasjenige was wir Staffage nennen zuſammenſchrumpften. Dieſe landſchaftlichen Tafeln aber ſollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus intereſſant ſeyn, und man überfüllte ſie deßhalb nicht allein mit dem was eine Gegend liefern konnte, ſondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beſchauer etwas zu ſehen hatte und der Liebhaber für ſein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von den höchſten Felſen, worauf man Gemſen umherklettern ſah, ſtürzten Waſſerfälle zu Waſſerfällen hinab, durch Ruinen und Gebüſch. Dieſe Waſſerfalle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen, tiefer hinunter beſpülten ſie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung und verloren ſich endlich in den Ocean. Daß dazwiſchen Jager und Fiſcher ihr Handwerk trieben und tauſend andere irdiſche Weſen ſich thatig zeigten, läßt ſich denken; es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirſche und Rehe weideten auf den Waldblößen, und man wurde nicht endigen, dasjenige herzuzahlen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überſchauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erſte Beſtimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einſiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten ſelten.

2.

Tizian, mit großartigem Kunstgeschmack überhaupt, fing, insofern er sich zur Landschaft wandte, schon an mit dem Reichthum sparsamer umzugehen; seine Bilder dieser Art haben einen ganz eignen Charakter. Hölzerne wunderlich über einander gezimmerte Häuser, mittelgebirgige Gegenden, mannichfaltige Hügel, anspülende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menschliche, thierische. Auch legte er seine schönen Kinder ohne Bedenken, ganz nackt, unter freien Himmel ins Gras.

3.

Breughel's Bilder zeigen die wundersamste Mannichfaltigkeit: gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Wasser hinab bis zum Meere; aber der Verlauf seiner Gebirge, obgleich rauh genug, ist doch weniger steil; besonders aber durch eine seltnere Vegetation merkwürdig. Das Gestein hat überall den Vorrang, doch ist die Lage seiner Schlösser, Städte, höchst mannichfaltig und charakteristisch, durchaus aber ist der ernste Charakter des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In seinen Werken läßt sich die oben beschriebene Herkunft noch wohl verspüren, aber es ist alles schon froher, weitherziger und die Charaktere der Landschaft schon getrennt: es ist nicht mehr eine ganze Welt, sondern bedeutende, aber immer noch weit greifende Einzelnheiten.

Wie trefflich er die Zustände der Localitäten, des Bewohnens und Benutzens irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine zwölf Monate in sechs Blättern das schönste Beispiel. Besonders angenehm ist

Oranien. Laß uns gehen, jeder in ſeine Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Nahmen des Königs bey ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenk den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, woran du ſchuld biſt; an dem verderblichſten

zu ſehen, wie er immer zwei auf zwei zu paaren gewußt, und wie ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollſtändiges Bild darzuſtellen gelungen ſey.

Der Einſiedeleien, des Martin de Vos, von Johann und Raphael Sadeler in Kupfer geſtochen, iſt auch zu gedenken. Hier ſtehen die Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beide ſind mit großem Ernſt und tüchtiger Kunſt vorgetragen.

4.

Das ſiebzehnte Jahrhundert befreit ſich immer mehr von der zudringlichen ängſtigenden Welt: die Figuren der Carracci erfordern weitern Spielraum. Vorzüglich ſetzt ſich eine große, ſchöne, bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht und überwiegt vielleicht durch höchſt intereſſante Gegenden ſelbſt die Geſtalten.

Dominichin vertieft ſich bei ſeinem Bologneſiſchen Aufenthalt in die gebirgigen und einſamen Umgebungen; ſein zartes Gefühl, ſeine meiſterhafte Behandlung und das höchſt zierliche Menſchengeſchlecht, das in ſeinen Räumen wandelt, ſind nicht genug zu ſchätzen.

Von Claude Lorrain, der nun ganz ins Freie, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaftarchitektoniſche ſich ergeht, iſt nur zu ſagen, daß er ans Letzte einer freien Kunſtäußerung in dieſem Fache gelangt. Jedermann kennt ſeine Werke, jeder Künſtler ſtrebt ihm nach, und jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug laſſen muß.

5.

Damals entſtand auch die ſogenannte heroiſche Landſchaft, in welcher ein Menſchengeſchlecht zu hauſen ſchien von wenigen

Bedürfnissen und von großen Gesinnungen. Abwechselung von Feldern, Felsen und Waldern, unterbrochenen Hügeln und steilen Bergen, Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernst und anständig, Thürme und Vefestigungen, ohne eigentlichen Kriegszustand auszudrücken, durchaus aber eine unnütze Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, hie und da eine Schafheerde, auf die älteste und einfachste Benutzung der Erdoberfläche hindeutend.

Ruysdael als Dichter.

Jacob Ruysdael, geboren zu Harlem 1635, fleißig arbeitend bis 1681, ist als einer der vortrefflichsten Landschaftsmaler anerkannt. Seine Werke befriedigen vorerst alle Forderungen, die der äußere Sinn an Kunstwerke machen kann. Hand und Pinsel wirken mit größter Freiheit zu der genauesten Vollendung. Licht, Schatten, Haltung und Wirkung des Ganzen läßt nichts zu wünschen übrig. Hievon überzeugt der Anblick sogleich jeden Liebhaber und Kenner. Gegenwärtig aber wollen wir ihn als denkenden Künstler, ja als Dichter betrachten, und auch hier werden wir gestehen, daß ein hoher Preis ihm gebühre.

Zum gehaltreichen Texte kommen uns hiezu drei Gemälde der Königl. Sächs. Sammlung zu statten, wo verschiedene Zustände der bewohnten Erdoberfläche mit großem Sinn dargestellt sind, jeder einzeln, abgeschlossen, concentrirt. Der Künstler hat bewunderungswürdig geistreich den Punkt gefaßt, wo die Productionskraft mit dem reinen Verstande zusammentrifft, und dem Beschauer ein Kunstwerk überliefert, welches, dem Auge an und für sich erfreulich, den innern Sinn aufruft, das Nachdenken anregt, und zuletzt einen Begriff ausspricht, ohne sich darin aufzulösen oder zu verkühlen. Wir haben wohlgerathene Copien dieser drei Bilder vor uns, und können also darüber ausführlich und gewissenhaft sprechen.

I.

Das erſte Bild ſtellt die ſucceſiv bewohnte Welt zuſammen dar. Auf einem Felſen, der ein begränztes Thal überſchaut, ſteht ein alter Thurm, nebenan wohlerhaltene neuere Baulichkeiten; an dem Fuße des Felſen eine anſehnliche Wohnung behaglicher Gutsbeſitzer. Die uralten hohen Fichten um dieſelbe zeigen uns an, welch ein langer friedlich vererbter Beſitz einer Reihe von Abkömmlingen an dieſer Stelle gegönnt geweſen. Im Grunde, am Abhange eines Berges, ein weithingeſtrecktes Dorf, gleichfalls auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieſes Thals hindeutend. Ein ſtark ſtrömendes Waſſer ſtürzt im Vordergrunde über Felſen und abgebrochene ſchlanke Baumſtämme, und ſo fehlt es denn nicht an dem allbelebenden Elemente, und man denkt ſich ſogleich, daß es ober- und unterhalb durch Mühlen und Hammerwerke werde benutzt ſeyn. Die Bewegung, Klarheit, Haltung dieſer Maſſen beleben köſtlich das übrige Ruhende. Daher wird auch dieſes Gemalde der Waſſerfall genannt. Es befriedigt jeden, der auch nicht gerade in den Sinn des Bildes einzudringen Zeit und Veranlaſſung hat.

II.

Das zweite Bild, unter dem Namen des Kloſters berühmt, hat bei einer reichern, mehr anziehenden Compoſition die ähnliche Abſicht: im Gegenwärtigen das Vergangene darzuſtellen, und dieß iſt auf das bewundernswürdigſte erreicht, das Abgeſtorbene mit dem Lebendigen in die anſchaulichſte Verbindung gebracht.

Zu ſeiner linken Hand erblickt der Beſchauer ein verfallenes, ja verwüſtetes Kloſter, an welchem man jedoch

hinterwärts wohlerhaltene Gebäude ſieht, wahrſcheinlich den Aufenthalt eines Amtmanns oder Schöſſers, welcher die ehemals hieher fließenden Zinſen und Gefälle noch fernerhin einnimmt, ohne daß ſie von hier aus, wie ſonſt, ein allgemeines Leben verbreiten.

Im Angeſicht dieſer Gebäude ſteht ein vor alten Zeiten gepflanztes, noch immer fortwachſendes Lindenrund, um anzudeuten, daß die Werke der Natur ein längeres Leben, eine größere Dauer haben, als die Werke der Menſchen: denn unter dieſen Bäumen haben ſich ſchon vor mehreren Jahren, bei Kirchweihfeſten und Jahrmärkten, zahlreiche Pilgrime verſammelt, um ſich nach frommen Wanderungen zu erquicken.

Daß übrigens hier ein großer Zuſammenfluß von Menſchen, eine fortdauernde Lebensbewegung geweſen, darauf deuten die an und in dem Waſſer übrig gebliebenen Fundamente von Brückenpfeilern, die gegenwärtig maleriſchem Zwecke dienen, indem ſie den Lauf des Flüßchens hemmen und kleine rauſchende Cascaden hervorbringen.

Aber daß dieſe Brücke zerſtört iſt, kann den lebendigen Verkehr nicht hindern, der ſich durch alles durch ſeine Straße ſucht. Menſchen und Vieh, Hirten und Wanderer ziehen nunmehr durch das ſeichte Waſſer und geben dem ſanften Zuge deſſelben einen neuen Reiz.

Auch reich an Fiſchen ſind noch bis auf den heutigen Tag dieſe Fluthen, ſo wie zu jener Zeit, als man bei Faſtentafeln nothwendig ihrer bedurfte: denn Fiſcher waten dieſen unſchuldigen Grundbewohnern noch immer entgegen und ſuchen ſich ihrer zu bemächtigen.

Wenn nun die Berge des Hintergrundes mit jungen Büſchen umlaubt ſcheinen, ſo mag man daraus ſchließen, daß

ſtarke Wälder hier abgetrieben und dieſe ſanften Höhen dem Stockausſchlag und dem kleinern Geſträuch überlaſſen werden.

Aber dießſeits des Waſſers hat ſich, zunächſt an einer verwitterten, zerbröckelten Felspartie, eine merkwürdige Baumgruppe angeſiedelt. Schon ſteht veraltet eine herrliche Buche da, entblättert, entäſtet, mit geborſtener Rinde. Damit ſie uns aber durch ihren herrlich dargeſtellten Schaft nicht betrübe, ſondern erfreue, ſo ſind ihr andere noch vollebendige Bäume zugeſellt, die dem kahlen Stamme durch den Reichthum ihrer Aeſte und Zweige zu Hülfe kommen. Dieſen üppigen Wuchs begünſtigt die nahe Feuchtigkeit, welche durch Moos und Rohr und Sumpfkräuter genugſam angedeutet wird.

Indem nun ein ſanftes Licht von dem Kloſter zu den Linden und weiter hin ſich zieht, an dem weißen Stamm der Buche wie im Widerſcheine glänzt, ſodann über dem ſanften Fluß und die rauſchenden Falle, über Heerden und Fiſcher zurückgleitet und das ganze Bild belebt, ſitzt nah am Waſſer im Vordergrunde, uns den Rücken zukehrend, der zeichnende Künſtler ſelbſt, und dieſe ſo oft mißbrauchte Staffage erblicken wir mit Rührung hier am Platze, ſo bedeutend als wirkſam. Er ſitzt hier als Betrachter, als Repräſentant von allen, welche das Bild künftig beſchauen werden, welche ſich mit ihm in die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart, die ſich ſo lieblich durch einander webt, gern vertiefen mögen.

Glücklich aus der Natur gegriffen iſt dieß Bild, glücklich durch den Gedanken erhöht, und da man es noch überdieß nach allen Erforderniſſen der Kunſt angelegt und ausgeführt findet, ſo wird es uns immer anziehen, es wird ſeinen wohlverdienten Ruf durch alle Zeiten erhalten, und auch in einer Copie, wenn ſie einigermaßen gelang, das größere Verdienſt des Originals zur Ahnung bringen.

III.

Das dritte Bild dagegen iſt allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofs. Es iſt auch einer. Die Grabmale ſogar deuten, in ihrem zerſtörten Zuſtande, auf ein mehr als Vergangenes, ſie ſind Grabmäler von ſich ſelbſt.

In dem Hintergrunde ſieht man, von einem vorüberziehenden Regenſchauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ungeheuern, in den Himmel ſtrebenden Doms. Eine freiſtehende, ſpindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange halten. Die ganze ſonſt gewiß fruchtbare Kloſterumgebung iſt verwildert, mit Stauden und Sträuchen, ja mit ſchon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe dringt dieſe Wildniß ein, von deſſen ehemaliger frommen Befriedigung keine Spur mehr zu ſehen iſt. Bedeutende, wunderſame Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchſprengels und was für edle und wohlhabende Geſchlechter an dieſem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber ſelbſt iſt mit großem Geſchmack und ſchöner Künſtlermäßigung ausgeführt; ſehr gern verweilt der Blick an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überraſcht, wenn er weit hinten neue beſcheidene Monumente mehr ahnet als erblickt, um welche ſich Trauernde beſchäftigen — als wenn uns das Vergangene nichts außer der Sterblichkeit zurücklaſſen könnte.

Der bedeutendſte Gedanke dieſes Bildes jedoch macht zugleich den größten maleriſchen Eindruck. Durch das Zuſammenſtürzen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, ſonſt wohlgeleiteter Bach verſchüttet, geſtemmt und aus ſeinem Wege

gedrängt worden seyn. Dieser sucht sich nun einen Weg ins Wüste, bis durch die Graber. Ein Lichtblick, den Regenschauer überwindend, beleuchtet ein Paar aufgerichtete schon beschadigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumstamm und Stock, vor allem aber die heranfluthende Wassermasse, ihre stürzenden Strahlen und den sich entwickelnden Schaum.

Diese sammtlichen Gemalde, so oft copirt, werden vielen Liebhabern vor Augen seyn. Wer das Glück hat die Originale zu sehen, durchdringe sich von der Einsicht, wie weit die Kunst gehen kann und soll.

Wir werden in der Folge noch mehr Beispiele aufsuchen, wo der reinfühlende, klardenkende Künstler, sich als Dichter erweisend, eine vollkommene Symbolik erreicht, und durch die Gesundheit seines äußern und innern Sinnes uns zugleich ergötzt, belehrt, erquickt und belebt.

Nachricht von Altdeutſchen, in Leipzig entdeckten Kunſtſchätzen.

Es befindet ſich wohl keine Kirche in der Chriſtenheit, deren frühere Gemälde, Statuen, oder ſonſtige Denkmale nicht neuern Bedürfniſſen oder verändertem Kunſtgeſchmack einmal weichen müſſen. Glücklich, wenn ſie nicht völlig zerſtört, ſondern, wenn gleich ohne ſorgfältigen Bedacht, jedoch durch günſtiges Geſchick, einigermaßen erhalten werden.

Dieſes Letztere iſt der Fall mit einer Anzahl alter Gemälde, welche ſonſt die Zierden der Leipziger Kirchen geweſen, aber herausgenommen und auf die Gewölbe dieſer Gebäude geſtellt worden. Sie befinden ſich freilich in einem traurigen Zuſtande; doch an ihrer Wiederherſtellung iſt nicht durchaus zu verzweifeln. Die Entdeckung dieſer bedeutenden Schätze ſind wir Herrn Quandt ſchuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthuſiasmus für die Kunſt ſchöne Kenntniſſe derſelben verbindet, auch Geſchmack und Einſichten auf Reiſen gelautert hat. Unter dem Schutz und mit Begünſtigung der hohen Behörden, dem Beiſtande des Herrn Doctor Stieglitz und thätiger Mitwirkung der HH. Hillig und Lehmann, hat derſelbe mehrere koſtbare Bilder vom Untergange gerettet, und man hofft durch Reinigung und Reſtauration ſie wieder genießbar zu machen. Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, bringen wir um ſo ſchneller ins Publicum, als, bei

bevorſtehender Jubilate-Meſſe, gewiß jeder Kunſtfreund und Kenner ſich nach dieſen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen befördern wird.

Vorläufig können wir folgendes mittheilen:

Sechs Gemälde auf Goldgrund.

Die Lichter in den Gewändern mit Gold gehöht.

1. Ein Ecce homo, mit der Jahrzahl 1498.

2. Eine Krönung Maria, viel älter. Zu aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung iſt ſehr viel zartes Gefühl geſellt.

3. Eine Dreifaltigkeit. Gott Vater, die Leiche des Sohns im Schooße haltend. Unzählige Engel umgeben die erhabene Gruppe. Auf der Erde ruhen drei Verſtorbene. Auf der einen Seite kniet Maria, auf der andern der heil. Sebaſtian, welche betend den Todesſchlummer der Schlafenden bewachen.

4. Verfolgung der erſten Chriſten. Die Körpe ſo ſchön und gefühlvoll, daß ſie an Holbein erinnern.

5. Geſchichte des Lazarus. Hände und Füße nicht zum Beſten gezeichnet, die Köpfe hingegen von der größten Schönheit, dem edelſten und rührendſten Ausdruck.

Bilder des ältern Cranach's.

1. Die Verklärung. Chriſtus iſt eine wahre Vergötterung des Menſchen. Die erhabenen Geſtalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Ausſicht eröffnet ſich dem Auge weit über das Meer und über ein reichbebautes Vorgebirge. Das Bild iſt Ein Moment, Ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchſte, gunſtreichſte Augenblick in Cranach's Leben.

Kriege der je ein Land verwüstet hat. Dein Weigern ist das Signal, das die Provinzen mit Einemmale zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehascht hat. Was wir lange mühselig gestillt haben, wirst du mit Einem Winke zur schrecklichsten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wohl im Felde seinen Kameraden neben sich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenschwimmen, daß du mit Entsetzen dastehst, und nicht mehr weißt, wessen Sache du vertheidigst; da die zu Grunde gehen, für deren Freyheit du die Waffen ergreifst. Und wie wird dir's seyn, wenn du dir still sagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich sie.

Oranien. Wir sind nicht einzelne Menschen, Egmont. Ziemt es sich, uns für Tau-

2. Die Samariterin. Chriſtus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, ſpricht wohlwollend und ernſt zu dem jugendlich ſorgloſen Weibe, welche, ohne Beſchauung, das Leben genußreich auf ſich einwirken ließ, und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum erſtenmal ſich in ihr Inneres.

3. Die Kreuzigung. Auf der einen Seite ſtehen, in tiefen Schmerz verſunken, die Freunde des Heilandes, auf der andern, in unerſchütterlich roher Kraft, die Kriegsknechte. Der Hauptmann allein blickt gedankenvoll zu dem Gekreuzigten empor, ſo wie auch einer von den Prieſtern. Dieſe drei Bilder ſind von beträchtlicher Größe.

4. Der Sterbende. Ungefähr zwanzig Zoll breit und einige dreißig Zoll hoch. Die größte Figur im Vordergrunde hat ungefähr vier Zoll. Die Compoſition iſt reich und erfordert eine weitläufige Beſchreibung, daher nur ſo viel zur Einleitung: Unten liegt der Sterbende, dem die letzte Oelung ertheilt wird; an deſſen Bette kniet die Gattin; die Erben hingegen unterſuchen Kiſten und Kaſten. Ueber dem Sterbenden erhebt ſich deſſen Seele, welche ſich auf der einen Seite von Teufeln ihre Sünden vorgehalten ſieht, auf der andern von Engeln Vergebung vernimmt. Oben zeigt ſich in Wolken die Dreieinigkeit mit Engeln und Patriarchen umgeben. Noch höher befindet ſich ein Abſchnitt, auf dem eine Kirche vorgeſtellt iſt, zu welcher ſich Betende nahen. Nicht zu beſchreiben iſt die Zartheit womit dieſes Bild ausgeführt iſt, und vorzüglich haben die größten, wie die kleinſten Köpfe eine muſterhafte Vollendung und Ausführung; auch findet ſich ſehr ſelten hier etwas Verſchobenes, das in Cranach's Köpfen oft vorkommt.

Dieſes Bild diente zur Zierde des Grabmals eines Hrn.

Schmidburg's, der nach der Inschrift im Jahr 1518 starb. Aus dieser Zeit muß also auch dieses Bild seyn, worauf Cranach's Monogramm steht.

Bilder des jüngern Cranach's.

a. Allegorisches Bild. Auf die Erlösung deutend. — Es hat dasselbe im Allgemeinen der Anordnung, in den Gruppen und in der einnehmenden Idee große Aehnlichkeit mit dem Altargemälde in Weimar, das wir durch Kupferstich und Beschreibung kennen; es ist jedoch kleiner.

Im Vordergrunde der Heiland am Kreuze, diesem zur Linken der aufgestandene Heiland und der mit der Gottheit versöhnte Mensch. Christus deutet mit seiner rechten Hand nach seiner Leidensgestalt, und der Mann an seiner Seite faltet verehrend die Hände. Beide sind überaus edle, schöne Köpfe, das Nackende besser als gewöhnlich gezeichnet, und das Colorit zart und warm. Die Gruppe der Hirten, die Erhöhung der Schlange, das Lager, Moses und die Propheten sind fast ganz so wie zu Weimar. Unter dem Kreuze ist das Lamm; doch steht ein wunderschönes Kind daneben, mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten sehen wir im Hintergrunde das erste Menschenpaar in Eintracht mit der Natur; das scheue Wild weidet noch vertraulich neben den Menschen.

Weiter vorn wird ein Mann von Tod und Teufel verfolgt. Im Vorgrunde steht der Heiland zum drittenmal. Unter seinen Füßen bricht das Gerippe des Todes zusammen, und ohne Haß, ohne Zorn, ohne Anstrengung stößt Christus dem gekrönten Ungeheuer den krystallnen Speer, auf welchem die Fahne des Sieges weht, in den Rachen. Unzählige Verdammte, worunter wir größtentheils Mönche, Nonnen und

Geiſtliche vom höchſten Rang erblicken, gehen befreit hervor, und preiſen den Herrn und Retter. Dieſer Chriſtus iſt jenem auf dem Bilde in Weimar ſehr ähnlich, nur in entgegengeſetzter Richtung gezeichnet. Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemalde. Auf dem Stamme des Kreuzes iſt Cranach's Monogramm und die Jahrzahl 1557, woraus zu folgen ſcheint, da Cranach 1553 geſtorben, dieſes Bild, ſo wie das folgende, ſeyen von ſeinem Sohne gemalt.

b. Die Auferſtehung mit der Jahrzahl 1559. Es wäre werth zu unterſuchen, wodurch die Werke des jüngern Cranach's ſich von denen ſeines Vaters unterſcheiden. Es ſcheint mir das Bild mit der Jahrzahl 1557 im eigentlichſten Sinne mehr gemalt als die andern. Es iſt darin eine Untermalung unter den Laſuren zu bemerken; dahingegen die ältern Bilder mehr in Oel laſirte Zeichnungen zu nennen ſind. Und ſo ware es denn nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe letztern Gemälde ſich von Cranach, dem Sohn, jene erſtern hingegen von Cranach, dem Vater, herſchreiben.

Im März 1815.

Collection des portraits historiques de M. le Baron Gérard, premier peintre du roi, gravés à l'eau-forte par M. Pierre Adam: précédée d'une notice sur le portrait historique. I. et II. livraison. Paris. Urbain Canel, éditeur, rue Saint-Germain-des-Prés. No. 9. 1826.

Da uns die auf dem Titel verſprochene Notiz über das hiſtoriſche Portrait nicht zugleich mit den Kupfern zugekommen, ſo muſſen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden ſuchen.

Unter einem hiſtoriſchen Portraite kann man verſtehen, daß Perſonen, die zu ihrer Zeit bedeutend ſind, abgebildet werden, und dieſe können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zuſtandes, oder auch in außerordentlichen Fallen vorgeſtellt ſeyn, und ſo möchten wohl von jeher viele hiſtoriſche Portraite einzeln gemalt worden ſeyn, wenn nur der Künſtler treu an dem Zuſtand geblieben iſt, um einen ſolchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwei Hefte vorliegen, denen noch vielleicht ein Dutzend folgen ſollen, ſcheint auf etwas Ganzes und Zuſammenhängendes zu deuten.

Der Künſtler nämlich, Herr Gérard, im Jahre 1770 geboren, anerkannt tüchtigſter Schuler David's, gefalliger als ſein Meiſter, kam in die bewegteſte Weltepoche, welche jemals

eine geſittete Menſchheit aufregte; er bildete ſich zur wilden Zeit, ſein zartes Gemüth aber ließ ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künſtler zuletzt allein ſich das Publicum verpflichtet. In Paris als Künſtler von Rang anerkannt, malte er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimiſchen und Fremden, hielt von jeder ſeiner Arbeiten eine Zeichnung zurück, und fand ſich nach und nach im Beſitz eines wahrhaft hiſtoriſchen Bilderſaales. Bei einem ſehr treuen Gedächtniß zeichnete er außerdem auch die Beſuchenden, die ſich nicht malen ließen, und ſo vermag er uns eine wahrhaft weltgeſchichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Intereſſe an dieſer Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann, iſt der große Verſtand des geiſtreichen Künſtlers, der einer jeden Perſon ihre Eigenthümlichkeit zu verleihen und faſt durchaus auch ihre Umgebung individuell charakteriſtiſch anpaſſend und mitwirkend zu bilden gewußt hat.

Wir gehen ohne weiteres Vorwort, zu den Gemälden ſelbſt, dasjenige, was wir noch im Allgemeinen zu ſagen hätten bis zum Schluſſe verſparend. Nur Eines haben wir zu erinnern: wer, an die Leiſtungen des Pariſer Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der Bildniſſe gleichzeitiger Männer oder der Galerie der Herzogin von Berry erwartet, wird ſich nicht befriedigt, vielleicht abgeſtoßen finden. Hier iſt, was man ſonſt ſo ſehr zu ſchätzen wußte und noch von der Hand älterer Niederländiſcher Meiſter theuer bezahlt, eine meiſterhaft geiſtreiche Nadel, welche alles leiſtet was ſie will, und nur will was zum Zwecke dient. Wer dieſes erkennt und zugeſteht, wird ſich auch in dieſem Kreiſe gleich einheimiſch finden.

Alexander der Erſte,

Kaiſer von Rußland, gemalt 1814.

Das Auftreten, oder vielmehr das auf ſich ſelbſt Stehen (pose) dieſer allgemein gekannten, verehrten, majeſtätiſchen Perſon iſt gar trefflich ausgedrückt: das Wohlverhältniß der Glieder, der natürliche Anſtand, das ruhige Daſeyn, ſicher und ſelbſtbewußt ohne mehr zu zeigen als es iſt und war; die glücklich ausgedrückten Localtinten des frei nach der rechten Hand blickenden Antlitzes, der dunkeln Uniform, des klareren Ordensbandes, der ſchwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zuſammen dem Bilde viel Anmuth giebt.

Eben dieſen Hut, flammenartig bebuſcht, hält die Hand des rechten niederſinkenden Armes, die Linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens, und betrachtet man das Haupt nochmals, ſo iſt es gar ſchön durch militäriſchen Schmuck des Kragens, der Achſel- und Ordenszierden begleitet. Mit entſchiedenem Geſchmack iſt das Ganze behandelt, und wir müſſen uns die Landſchaft oder vielmehr Unlandſchaft gefallen laſſen. Die Figur iſt auf großer Höhe gedacht, die hinterſten Berge gehen nur ein Weniges über den Ferſen hin, und der Vordergrund iſt kümmerlich an Erdboden und Pflanzengewächs.

Doch wüßten wir nichts dagegen zu ſagen, denn dadurch ſteht die Figur ganz auf dem Wolken- und Himmelsgrunde, und es ſcheint, als wenn die Vaſtität der Steppe uns an das unermeßliche Reich, das er beherrſcht, erinnern ſollte.

Carl der Zehnte,

König von Frankreich.

Ein höchſt merkwürdiger Gegenſatz, eine wohlgebaute edelmänniſche Figur, hier im Krönungsornate, zur Erinnerung eines einzigen freilich höchſt bedeutenden Lebensmomentes.

Der obere Theil dieſer edlen Wohlgeſtalt, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Poſament, Ordenskette und Spange verziert, aber nicht überladen, läßt noch die Figur gut durchſehen, nachher aber umhängt ein koſtbarer Mantel den untern Theil, außer den linken Fuß, und reicht als ſchwere Wolke weit nach beiden Seiten zum Boden hin. Den Federhut in der Linken, den umgekehrten Scepter in der Rechten ſteht der Fürſt neben Stuhl und Kiſſen, worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbeſchlagenen Stufen, ein Thron mit geflügelten Löwenköpfen, faltenreiche Vorhänge, unter und neben welchen Säulen, Pilaſter, Bogen und Bogengänge uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes hinblicken laſſen. Beide beſchriebene Bilder neben einander gelegt, geben zu wahrhaft großen hiſtoriſchen Betrachtungen Anlaß.

Ludwig Napoleon,

König von Holland, gemalt 1808.

Ungern nehmen wir dieß Bild vor uns und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns ſehen, den wir perſönlich hochzuſchätzen ſo viel Urſache hatten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Geſichte blickt er uns an, aber in ſolcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. In einer Art von ſogenannter Spaniſcher Tracht, in Weſte, Schärpe, Mantel und Krauſe, mit Stickerei, Quaſten und Orden geſchmackvoll aufgeputzt, ſitzt er ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles hellbefiedertes Barett in der rechten Hand, in der linken auf einem ſtarken Polſter ein kurzes Schwert haltend, dahinter ein Turnierhelm, alles vortrefflich componirt. Mag es nun für die Augen ein ſchönes

harmonisches Bild seyn; aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber seine kleinen höchst anmuthigen Gedichte, so wie über seine Tragödie Lucretia kam ich schon oft in Versuchung einige Bemerkungen niederzuschreiben, aber die Furcht ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich August,

König von Sachsen, gemalt 1809.

Stellte das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräsentation dar, so giebt das vorliegende den entschiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, charakteristisch sichere Gestalt eines bejahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebildeten Herrn zeigt sich in herkömmlicher Kleidung; er steht vor uns, wie er lange vor seinem Hofe von den Seinigen und unzähligen Fremden gesehen worden: in Uniform, mehr der Hofsitte als militärischen Bestimmungen gemäß, in Schuh und Strümpfen, den Federhut unter dem Arm, Brust und Schultern maßig mit Orden und Achselzierden geschmückt, ein regelmäßiges und ernst und treu anschauendes Gesicht, das Haar nach älterer Weise in Seitenlocken gerollt. Mit Zutrauen würden wir uns einem solchen Fürsten ehrerbietig darstellen, seiner klaren Uebersicht vertrauend, unsere Angelegenheit vortragen und, wenn er unsere Wünsche gerecht und billig fände, einer wohlüberdachten Gewährung völlig sicher seyn.

Der Grund dieſes Bildes iſt einfach würdig gedacht; aus einem anſtandigen Sommerpalaſt ſcheint der Fürſt ſo eben ins Freie zu treten.

Ludwig Philipp,

Herzog von Orleans, gemalt 1817.

Ein würdiges Geſicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann wie er daſteht zeigt ſich in ſeinen beſten Jahren, Ebenmaaß der Glieder, ſtark und muskelhaft, breite Bruſt, wohlhabiger Körper, vollkommen geſchickt als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erſcheinen, die wir längſt an Huſaren, Uhlanen, in der neuern Zeit aber unter mancherlei Abweichungen gewohnt geworden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Poſament und Quaſten, an Riemen und Schnallen, an Gürteln und Haken, an Knöpfen und Dörnern. In der rechten Hand eine herrliche Orientaliſche Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weitabſtehenden, durch lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Taſche verbundenen Sabel. Ebenfalls iſt die Figur ſehr glücklich geſtellt, und componirt vortrefflich; die großen Flachen der weißen Aermel und Beinkleider nehmen ſich gar hübſch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünſchen eine ſolche Figur auf der Parade geſehen zu haben, und indem wir dieſes ſagen, wollen wir gerade den landſchaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant, auch wird ein geſatteltes Pferd, das ſich nach ſeinem Herrn umſieht, dort gehalten. Die Ausſicht nach der Tiefe hin iſt rauh und wild, auch das Wenige vom Vorder-, Mittel- und Hintergrund iſt mit großem Geſchmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Malers

erkennen; aber freilich die Figur tritt eigentlich nur auf um ſich ſehen zu laſſen, ſie beobachtet nicht, ſie gebietet nicht, deßwegen wir ſie denn als auf der Parade ſich zeigend nach unſerer Art betrachten mußten.

Herzog v. Monte Bello,

Marſchall Lannes, gemalt 1810.

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier; ein ſchlanker wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geſchmückt als nöthig iſt, um ihn an ſeiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger Gemüths- und Körperbewegung iſt er dargeſtellt, und wer ſollte in ſolcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerſte Gefahr ſich unbewegt erhalten dürfen. Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden; er ſteht zwiſchen den Trümmern einer Batterie, die zuſammengeſchoſſen iſt und zuſammengeſchoſſen wird; noch ſauſen die Splitter umher, Lafetten krachen und berſten, Kanonenröhren walzen ſich am Boden, Kugeln und zerſchmetterte Waffen ſind in Bewegung.

Ernſthaft, aufmerkſam blickt der Mann nach der Gegend, wo das Unheil herkommt; die geballte linke Fauſt, der ſcharf in den Hut eingreifende Daumen der Rechten geben, wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten, den Eindruck von zuſammengehaltener, zuſammenhaltender Kraft, von Anſpannung, Anſtrengung und innerer Sicherheit; es iſt auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier gemeint ſey, wiſſen wir nicht; aber es iſt immer dieſelbe Lage, in die er ſich ſo oft verſetzt geſehen, und die ihm denn endlich das Leben koſtete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde ſehr viel alter

sende hinzugeben: so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen.

Egmont. Wer sich schont, muß sich selbst verdächtig werden.

Oranien. Wer sich kennt, kann sicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Übel, das du fürchtest, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es ist klug und kühn, dem unvermeidlichen Übel entgegenzugehn.

Egmont. Bey so großer Gefahr kommt die leichteste Hoffnung in Anschlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt offen vor uns.

Egmont. Ist des Königs Gunst ein so schmaler Grund?

Oranien. So schmal nicht, aber schlüpfrig.

Egmont. Bey Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt! Er ist Karls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

als im Jahr 1806, wo wir seiner anmuthigen Persönlichkeit, ja man dürfte wohl sagen schnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrscheinliche Rettung verdankten.

Carl Moritz von Talleyrand,

Prinz von Benevent ꝛc., gemalt 1808.

Je weiter wir in Betrachtung dieser Sammlung vorwärts schreiten, desto wichtiger erscheint sie uns. Jedes einzelne Blatt ist von großer Bedeutung, welche zunimmt, indem wir eins mit dem andern, vor- und rückwärts vergleichen.

In dem vorigen sahen wir einen der ersten Helden des Französischen Heeres, heroisch gefaßt mitten in der größten augenblicklichsten Lebensgefahr; hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe, sitzend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelassen erwartend.

Umgeben von einem höchst anständigen, aber nicht prunkhaften Zimmer finden wir ihn im schicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Canapé liegend, eben als erwarte der Geschäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Conferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tischecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geschlagen, erscheint er vollkommen impassibel. Wir erwehrten uns nicht des Andenkens an die Epikurischen Gottheiten, welche da wohnen „wo es nicht regnet noch schneiet noch irgend ein Sturm weht;" so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her sausen. Begreifen läßt sich, daß er so aussieht, aber nicht wie er aushalt. Sein Blick ist das Unerforschlichste; er sieht vor sich hin, ob er aber den Beschauer

anſieht iſt zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in ſich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwarts, wie der eines Beſchauenden; das Auge ruht in und auf ſich, wie die ganze Geſtalt, welche, man kann nicht ſagen ein Selbſtgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier phyſiognomiſiren und deuten wie wir wollen, ſo finden wir unſre Einſicht zu kurz, unſre Erfahrung zu arm, unſre Vorſtellung zu beſchrankt, als daß wir uns von einem ſolchen Weſen einen hinlanglichen Begriff machen könnten. Wahrſcheinlicherweiſe wird es künftighin dem Hiſtoriker auch ſo gehen, welcher dann ſehen mag, in wie fern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu annaherender Vergleichung gab uns das Portrait dieſes wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Congreß zu Wien, nach Iſabey, jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken dieß um forſchender Liebhaber willen.

Ferdinand Imécourt,

Ordonnanz-Officier des Marſchalls Lefebvre, unternommen vor Danzig 1807, gemalt 1808.

Alſo, wie das Datum beſagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemalt.

Einen merkwürdigen Contraſt giebt uns auch dieſes Bild. Die militäriſche Laufbahn des Mannes deutet auf einen brauchbaren Thatigen, ſein Tod auf einen Braven; aber in dem Incognito des Civilkleides iſt jeder charakteriſtiſche Zug verſchwunden. Gentlemanartig in Stellung und Kleidung, iſt er eben im Begriff die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzuſteigen; den Hut in der herabhangenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand geſtützt, hat er

einen Augenblick inne, als ſich umſehend ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Geſichts ſind die eines verſtändigen gelaſſenen Mannes; die Geſtalt von mittlerer Größe, anſtändiger Zartheit. In der Societät würden wir ihn für einen Diplomaten angeſprochen haben; und es iſt wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommne edle Proſe einer vorübergegangenen Gegenwart hier zwiſchen ſo bedeutenden welthiſtoriſchen Männern zu finden.

Graf und Gräfin Krieſe,

gemalt 1809.

Dieſes Familienbild paßt recht gut zum vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten und er wäre willkommen geweſen.

Der Gemahl hat ſich auf die Ecke eines ausgeſchweiften dreiſeitigen Tiſches geſetzt und zeigt ſich in einer ſehr natürlichen glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und ſo paßt das augenblickliche nachläſſige Hinſitzen auf einer ſolchen Stelle gar wohl. Die Gemahlin, einfach weiß gekleidet, einen bunten Shawl über dem Schooß, ſitzt und ſchaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichſam nach einem Eintretenden. Dießmal ſind wir es, die Anſchauenden, die wir glauben können auf eine ſo freundlich-höfliche Weiſe empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafſtätte eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer ſich ganz wohl zu behagen ſcheint. Wand und Pilaſter, die freie Durchſicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannichfaltigen, anmuthigen, offenen und doch wohnlichen Hintergrund.

Das Bild componirt sehr gut und mag in Lebensgröße, der Andeutung nach colorirt, eine sehr erfreuliche Wirkung thun.

Katharina,

Königliche Prinzessin von Würtemberg, Königin von Westphalen, gemalt 1812.

Dieses Bild spricht uns am wenigsten an, wie man in der Conversationssprache zu sagen pflegt. Eine mit Geschmack, der ans Prachtige hinneigt, gekleidete, wohlgestaltete Dame sitzt auf einem architektonisch maßig verzierten Marmorsessel, dem es nicht an Teppich und Kissen fehlt; die niedergesenkte Rechte hält ein Büchlein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu lesen; der linke Arm, auf ein Polster gestützt, zeigt die Hand in einer Wendung als hatte das nun erhobene Haupt noch erst eben darauf geruht. Gesicht und Augen sind nach dem Beschauer gerichtet, aber in Blick und Miene ist etwas Unbefriedigtes, Entfremdetes, dem man nicht beikommen kann. Die Aussicht nach Berg und Thal, See und Wasserfall, Fels und Gebusch mag auf die Anlagen von Wilhelmshöhe deuten, aber das Ganze ist doch zu heroisch und wild gedacht, als daß man recht begreifen könnte, wie diese stattliche Dame hier zu diesem feenhaften Ruhesitz gelangt.

Sodann entsteht noch die Frage über ein höchst wunderliches Beiwesen. Warum setzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storchs, der von einigen leichten Zweigen umgeben in dem Teppich oder Fußboden skizzenhaft gebildet ist. Dieß alles jedoch beseitigt, mag dieß Bild als trefflich componirt gelten und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommen wohl colorirten Gemalde zugestehen.

Elisa,

ehemalige Großherzogin von Toscana,

und ihre Tochter

Napoleon Elisa,

Prinzessin von Piombino, gemalt 1811.

Das reichste Bild von allen, welches zu dem mannichfaltigsten Farbenwechsel Gelegenheit gab. Eine stattliche Dame, Orientalischer Physiognomie, blickt euch an mit verständigem Behagen; Diadem, Schleier, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Obertheil Würde und Fülle, wodurch er hauptsächlich über das Ganze dominirt; denn schon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf dessen rechter Schulter von hinten her die mütterliche rechte Hand ruht. Das liebliche Kind halt am Bande ein zierliches, nettes, seltsam schlank gestaltetes Hündchen, das unter dem linken Arm der Mutter sich behaglich fühlt. Das breite mit Löwenköpfen und Tatzen architektonisch verzierte weißmarmorne Canape, dessen wohlgepolsterter, geräumiger Sitz von der Hauptfigur bequem eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein stattliches Ansehen; Fußkissen und herabgesunkene Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Vegetation zunächst, deuten auf die mannichfaltigste Färbung. Der Hintergrund, wahrscheinlich in mildem Lufton gehalten, zeigt hoher dichter Bäume überdrängtes Wachsthum; wenige Saulen ruinenartig, eine wilde Treppe, die ins Gebüsche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantischen Kunstanlage, aber bereits von langherkömmlicher Vegetation überwaltigt, und so geben wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem Großherzoglich Florentinischen Landsitz befinden.

Madame Recamier,

gemalt 1805.

Zum Abschluß dieser Darstellungen sehen wir nun das Bild einer schönen Frau, das uns schon seit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von stillem Wasser angespülten Saulenhalle, hinten durch Vorhang und blumiges Buschwerk geschlossen, hat sich die schönste anmuthigste Person, wie es scheint nach dem Bade, in einen gepolsterten Sessel gelehnt: Brust, Arme und Füße sind frei, der übrige Körper leicht, jedoch anstandig bekleidet; unter der linken Hand senkt sich ein Shawl herab zu allenfallsigem Ueberwurf. Mehr haben wir freilich von diesem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu sagen. Da die Schönheit untheilbar ist und uns den Eindruck einer vollkommnen Harmonie verleiht, so laßt sie sich durch eine Folge von Worten nicht darstellen. Glücklich schatzen wir die, welche das Bild, das gegenwartig in Berlin seyn soll, beschauen und sich daran erfreuen konnen. Wir begnügen uns an dieser Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert; und was macht denn am Ende den Werth eines Kunstwerkes aus? es ist und bleibt die Intention, die vor dem Bilde vorausgeht und zuletzt, durch die sorgfaltigste Ausfuhrung, vollkommen ins Leben tritt. Und so müssen wir denn auch dieses Bild, wie die sammtlichen vorhergehenden, wohlgedacht, in seiner Art bedeutend, charakteristisch und gehörig ansprechend anerkennen.

Steht es nun freilich nicht in unserm Vermögen, die äußern Vorzuge einer schönen Person mit Worten auszudrücken, so ist doch die Sprache eigentlich da, um das Gedachtniß sittlicher und geselliger Bezuge zu erhalten; deßwegen wir uns nicht versagen können, mitzutheilen wie sich über diese

merkwürdige Frau, nach zwanzig Jahren, die neuesten Tagesblätter vernehmen lassen.

„Die letzte und lieblichste dieser Gestalten ist Madame Recamier. Niemand wird sich wundern, dieses Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenossen beigesellt zu sehen. Eine Freundin der Frau von Staël, eines Camille Jordan, des Herrn von Chateaubriand wäre zu solchen Ehren berechtigt, wußte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unablässig die vorzüglichsten Männer aller Parteien bei ihr versammelt hat. Man darf sagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dampfen des Hasses, durch Annahern der Meinungen, sie die Unbeständigkeit der Welt gefesselt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe sich von ihr entfernen können. Diejenigen welche glauben möchten, ihr Geist sey die Wirkung eines anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichsten Menschen, der Widerschein eines andern Gestirns, der Wohlgeruch einer andern Blume, solche sind ihr niemals näher getreten. Wir wollen zwar nicht untersuchen, ob nicht mit sechzehn Jahren die Sorge für den Putz und sonstige Hauptgeschafte desselbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern konnen andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu lassen; aber jetzo wäre es unmöglich so viel Geschmack, Anmuth und Feinheit zu erklaren, ohne zu gestehen, daß sie immer Elemente dieser Eigenschaften besessen habe."

„Ohne etwas herausgegeben, vielleicht ohne etwas niedergeschrieben zu haben, übte diese merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwei unserer größten Schriftsteller. Ein solcher ungesuchter Einfluß entspringt aus der Fahigkeit, das Talent zu lieben, es zu begeistern, sich selbst zu entzünden beim Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen welche

wissen wie der Gedanke sich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen derer ist, die euch zuhören, daß der zu Ausführung eines Werkes nöthige Muth aus dem Antheil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in andern erweckt, solche Personen werden niemals erstaunen über Corinna's und des Verfassers der Martyrer leidenschaftliche Freundschaft für die Person, welche sie außerhalb Frankreich begleitete, oder ihnen in der Ungunst treu blieb. Es giebt edle Wesen, die mit allen hohen Gedanken sympathisiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um sie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dieß ist das Geheimniß des Einflusses der Madame Recamier. Vor ihr hatte man niemals so viel Uneigennutz, Bescheidenheit und Verühmtheit vereinigt. Und wie sollte man sich nicht freuen, ein durch die Kunst so wohl überliefertes Bild einer Frau zu besitzen, welche niemals auf mächtige Freundschaften sich lehnte, als um das unbekannte Verdienst belohnt zu sehen; die nur dem Unglück schmeichelte und nur dem Genie den Hof machte."

Ueberliefert nun werden uns diese Bilder durch eine höchst geistreiche Nadirnadel. Man kann sich denken, daß Herr Gérard zu einem Werke, das eigentlich seinen Ruf als denkender Künstler begründen soll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es ist von großem Werthe wenn der Autor seines Uebersetzers gewiß ist, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam allen Beifall zu gewähren. Es ist ein solches Sentiment in seiner Nadel und der Abwechselung derselben, daß der Charakter des zu behandelnden Gegenstandes nirgends vermißt

wird, es sey nun in den zartesten Punkten und Strichlein, mit welchen er die Gesichter behandelt, durch die gelinden, womit er die lichten wie die Localtinten andeutet, bis zu den starken und stärkern, womit er Schatten und mehr oder minder dunkle Localfarben auszudrücken weiß; wie er denn auch auf eine gleichsam zauberische Weise die verschiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet, und so einen jeden, der Auge und Sinn für solche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir stimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war diese geistreich skizzenhafte, obschon genugsam ausführliche Radirungsart dem Steindruck vorzuziehen; nur wünschen wir, daß man beim Abdruck die Platten sorgfaltig behandeln möge, damit sämmtliche Kunstliebhaber auf eine wünschenswerthe Weise befriedigt werden können.

Galerie zu Shakspeare's dramatischen Werken

von Moriz Retzsch.

Leipzig bei Gerhard Fleischer 1828.

Wir verwendeten auf dieses Werk gern mehrere Seiten, wenn sie uns gegönnt waren; da wir aber doch nur loben könnten und das Werk selbst den Meister am besten lobt, so wollen wir nur den Wunsch äußern, daß die Vorsteher aller Leisegesellschaften, sie mögen seyn von welcher Art sie wollen, dieses Werk anschaffen, wodurch sie ihre Mitglieder gewiß sammtlich verbinden werden, indem diese, nebst einem einsichtigen Vorworte die Hauptstelle im Original und in zwei andern Sprachen mitgetheilt erhalten.

Die Hauptstellen sagen wir, weil der Künstler den Geist gehabt hat, die ganze Folge eines Stücks in allen bedeutenden Einzelnheiten uns nach und nach anzuführen, und so raschen Ganges das Ganze an uns vorbeizuleiten.

Hier aber müssen wir schließen, um nicht hingerissen zu werden umstandlich aufzuführen, wie charakteristisch und anmuthig, mit Geschmack und Glück, sinn- und kunstgemaß der Künstler verfahren, um ein Stück wie Hamlet, das denn doch, man mag sagen was man will, als ein düstres Problem auf der Seele lastet, in lebendigen und reizenden Bildern unter erheiternden Gestalten und bequemen Umständen anmuthig vorzuführen.

Oranien. Die Könige thun nichts niedriges.

Egmont. Man ſollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben dieſe Kenntniß räth uns, eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe iſt gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirſt aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen ſehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmal nur mit den meinigen! Freund, weil du ſie offen haſt, glaubſt du, du ſiehſt. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott ſey bey dir. Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beyde auf Einmal verſchlingt. Vielleicht zögert er, um ſeinen Anſchlag ſicherer auszuführen; und vielleicht ſieheſt du indeß die Sache in ihrer wahren Geſtalt. Aber dann ſchnell! ſchnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerkſamkeit nichts

Glasmalerei.

Zu Köln am Rheine befand ſich eine ſehr anſehnliche Sammlung gemalter Fenſter und einzelner Scheiben, welche am 3. Junius des vergangenen Jahres verauctionirt werden ſollte. Ihr weiteres Schickſal, und ob ſie partieweis beiſammen geblieben oder ſich gänzlich zerſtreute, iſt uns unbekannt. Hier ſoll auch vornehmlich von dem auf 36 Seiten in Quarto gedruckten Katalog die Rede ſeyn, welcher in ſeiner Art für muſterhaft gelten kann. Der Verfaſſer ſondert die Fenſter und einzelnen Scheiben der Sammlung in fünf verſchiedene Abtheilungen und nimmt für jede Abtheilung eine beſondere Epoche der Glasmalerei an, von deren Unterſchied und Eigenthümlichkeiten er mit Sachkenntniß und Kunſtverſtand kurze Erläuterungen giebt. Die ganze Sammlung beſtund aus 247 Nummern und das Verzeichniß giebt genaue Nachricht von dem was jede darſtellt, wie ſie ausgeführt ſey, über die Zeiten denen ſie angehören, über die Beſchädigungen, die Geſtalt und Größe einer jeden. Für die Geſchichte der Glasmalerei wird dieſes Verzeichniß einen bleibenden Werth behalten.

Mit den ſo fleißig als ſchön nachgebildeten bunten Glasfenſtern hat Herr Müller den Kunſtfreunden ein angenehmes Geſchenk gemacht und kann ihres Dankes gewiß ſeyn:

es ist ein löbliches Trachten, dergleichen vergängliche, mannichfaltigen Zufallen ausgesetzte Denkmale durch vervielfältigte Nachbildung gesichert, der Zukunft aufzubewahren. Sie sind in doppelter Beziehung schätzbar, einmal in geschichtlicher, da sie Bildnisse andenkenswürdiger Personen, auch Wappenschilde vormals blühender Familien enthalten; sodann hat nicht selten auch die Kunst sich an dergleichen gemalten Fenstern auf eine sehr ehrenwerthe Weise gezeigt, und mitunter sogar Vortreffliches geleistet.

Charon,

neugriechisches Gedicht; bildenden Künstlern als Preisaufgabe vorgelegt.

Die Berges-Höhn warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein Charon ist's, er sauf't einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih gehängt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge sie knieten:
„O Charon, halt! halt am Gehег',
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich,
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gehege halt' ich ſtill,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu ſchöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen ſie,
Das Trennen wird unmöglich.

So oft ich dieß Gedicht vorlas, ereignete ſich, was vorauszuſehen war: es that eine außerordentliche Wirkung; alle Seelen-, Geiſt- und Gemüthskräfte waren aufgeregt, beſonders aber die Einbildungskraft: denn niemand war der es nicht gemalt zu ſehen verlangt hatte, und ich ertappte mich ſelbſt über dieſem Wunſche.

Wenn es nun ſeltſam ſcheinen wollte, das Allerflüchtigſte, in höchſter Wildheit vorüber Eilende vor den Augen feſt halten zu wollen, ſo erinnerte man ſich, daß von jeher die bildende Kunſt auch eins ihrer ſchönſten Vorrechte, im gegenwärtigen Momente den vergangenen und den künftigen und alſo ganz eigentlich die Bewegung auszudrücken, niemals aufgegeben habe. Auch im genannten Falle behauptete man, ſey ein hoher Preis zu erringen, weil nicht leicht eine reichere, mannichfaltigere Darſtellung zu denken ſey: die Jünglinge die ſich niederwerfen, das Pferd das einen Augenblick ſtutzt und ſich bäumt, um über ſie, wie der Sieger über Beſiegte, hinauszuſetzen; die Alten die gerade dieſe Pauſe benutzen, um heran zu kommen; der Unerbittliche, Tartar- und Baſchkirenähnliche, der ſie ſchilt und das Pferd anzutreiben ſcheint. Die Kinder am Sattel wollte man zierlich und natürlich angeſchnallt wiſſen.

Man dachte ſich die Bewegung von der Rechten zur Linken,

und in dem Raume rechts, den die Vorüberſtürmenden ſo eben offen laſſen, wollte man das Gehege, den Brunnen, waſſerholende Frauen, welche den vorbei eilenden Sturm, der in ihren Haaren ſauſ't, ſchreckhaft gewahren, in einer ſymboliſchen Behandlung angedeutet ſehen.

Wichtig aber ſchien, daß beinah ſämmtliche Freunde dieſe Vorſtellung gern basreliefartig ausgeführt, und daher auch, gezeichnet oder gemalt, Farb' in Farb' vor Augen gebracht wünſchten; welches bei näherer Erwagung auch für das Schicklichſte gehalten ward, indem ja hier von Form und Charakter, keineswegs aber von Farbe die Rede ſeyn konnte, deren die Abgeſchiedenen ermangeln. Nur die Landſchaftsmaler verwahrten ihre Rechte und glaubten ſich auch hieran verſuchen zu dürfen.

Wir ſind nicht mehr im Falle wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeit lang herkömmlich war, zu Ausarbeitung gewiſſer Aufgaben förmlich und beſtimmt einzuladen; aber ganz unterlaſſen können wir nicht, aufmerkſam zu machen auf einen Gegenſtand, wo die höheren Kunſtforderungen zu leiſten ſeyn möchten.

Vorſtehendes, im 2ten Stück des 4ten Bandes von Kunſt und Alterthum abgedruckt, hatte ſich der guten Wirkung zu erfreuen, daß das Stuttgarter Kunſtblatt vom 19. Januar 1824 ſowohl Gedicht als Nachſchrift aufnahm mit beigefugter Erklärung des Herrn von Cotta, der ſich geneigt erwies, ihm zugeſendete Zeichnungen dieſes Gegenſtandes nach Weimar zu befördern, auch die welche für die beſte erkannt würde, dem Künſtler zu honoriren und durch Kupferſtich vervielfaltigen zu laſſen.

Einige Zeit darauf erhielten die Weimarischen Kunstfreunde, unmittelbar von einem längstgeprüften Genossen, eine colorirte Oelskizze, jene fabelhafte Erscheinung vorstellend, jedoch mit ausdrücklicher Aeußerung, daß keine Concurrenz beabsichtigt sey und man erklärte sich deßhalb gegen den werthen Mann vertraulich folgendermaßen: „Das beweglichste Lied führen Sie uns im lebhaftesten Bilde vor die Augen; man wird überrascht, so oft man die Tafel aufs neue ansieht, eben wie das erstemal. Die bald entdeckte Ordnung in der Unruhe fordert sodann unsere Aufmerksamkeit; man entziffert sich gern den Totaleindruck aus einer so wohlüberdachten Mannichfaltigkeit und kehrt öfter mit Antheil zu der seltsamen Erscheinung zurück, die uns immer wieder aufregt und befriedigt." Eine solche allgemeine Schilderung des Effects möge denn auch hier genügen.

Denn nun werden von Stuttgart sechs Zeichnungen verschiedener Künstler eingesendet, welche wir vergleichend gegeneinander zu stellen aufgefordert sind, und indem wir in aufsteigender Reihe von ihren Verdiensten Bericht geben, legen wir zugleich dem kunstliebenden Publicum die Gründe vor, die unser schließliches Urtheil bestimmen.

Nr. I.

Zeichnung auf gelbem Papier, Federumriß mit Sepia angetuscht und weiß aufgehöht, hoch 13 Zoll, breit 22½ Zoll.

Redliches Bestreben äußert sich in dieser Zeichnung überall, der Ausdruck in den Köpfen ist gemüthvoll und abwechselnd; einiges, z. B. die Gruppe, bestehend aus drei jugendlich männlichen Figuren und einem Kinde, welche das Pferd eben niederzuwerfen und über sie wegzusetzen scheint, ist glücklich geordnet; eben so die in den Mähnen des Pferdes hängenden

Kinder u. a. m. Wir bedauern, daß die ganze Darſtellung nicht völlig im Geiſte des Gedichtes und mit der dem Künſtler zuſtehenden ja nothwendigen poetiſchen Freiheit aufgefaßt iſt. Es iſt nicht der neugriechiſche Charon, oder der Begriff vom Schickſal, nicht der Gewaltige, Strenge, unerbittlich alles Niederwerfende — nach des Gedichtes Worten: Einherſauſende — der die Jugend vor ſich hertreibt, hinter ſich nach die Alten ſchleppt; hier erſcheint der Reitende vielmehr ſelbſt der Angegriffene, er droht mit geballter Fauſt, vertheidigt ſich gegen die, ſo ihn aufhalten wollen, mit einem hoch über dem Haupte geſchwungenen Ruder.

Zu dieſer Gebärde, zu dieſem Attribut iſt der Künſtler wahrſcheinlich durch Erinnerung an den griechiſchen Fahrmann verleitet worden, den man aber nicht mit dem gegenwartigen wilden, ſpäterer Einbildungskraft angehörigen Reiter vermiſchen muß, welcher ganz an und für ſich und ohne Bezug auf jenen zu denken und darzuſtellen iſt.

Von allen übrigen Zeichnungen jedoch unterſcheidet ſich gegenwartige durch den Umſtand, daß nichts auf Erſcheinung hindeutet, nichts Geiſterhaftes oder Geſpenſtermäßiges darin vorkommt. Alles geſchieht an der Erde, ſo zu ſagen auf freier Straße. Das Pferd regt ſogar Staub auf, und die Weiber welche zur Seite am Brunnen Waſſer ſchöpfen, nehmen an der Handlung unmittelbaren Antheil. Dagegen haben die andern fünf concurrirenden Künſtler den Charon und die Figuren um ihn auf Wolken, gleichſam als Erſcheinung vorüberziehend ſich gedacht, und auch wir ſind aus erheblichen Gründen geneigt, ſolches für angemeſſener zu halten.

Nr. II.

Große Zeichnung auf grauem Papier, mit der Feder ſchraffirt. Breit 44 Zoll, hoch 31 Zoll.

In den Figuren, welche vor dem Reiter her, zum Theil schwebend, entfliehen, und in denen, welche bittend und klagend ihm folgen, vermißt man wissenschaftliche Zeichnung der nackten Glieder. Störend sind ferner einige nicht recht passend bewegte, gleichsam den Figuren nicht angehörige Hände. Charon sitzt schwach und gebückt auf seinem Pferde, sieht sich mitleidig um, die linke Hand ist müßig, und die rechte hält, ebenfalls ohne alle Bedeutung, den Zügel hoch empor; hingegen ist der Kopf des Pferdes gut gezeichnet und von lebendigem Ausdruck. So finden sich auch einige weibliche Köpfe mit angenehmen Zügen und zierlichem Haarputz; ebenfalls sind mehrere in gutem Geschmack angelegte Gewänder zu loben.

Luft und Licht, Wolken, desgleichen der landschaftliche Grund, welchen man unter dem Wolkenzuge, worauf die Darstellung erscheint, wahrnimmt, lassen vermuthen, der Zeichner dieses Stücks besitze mehr Uebung im landschaftlichen Fache als in dem der Figuren: denn die Waldgegend, wo zwischen Hügeln sich ein Pfad hinzieht; im Vordergrunde die Weinlaube, in deren Schatten zwei Figuren ruhen, weidende Schafe u. s. w. sind nicht allein lieblich gedacht, sondern auch mit sicherer Hand ausgeführt. Befremdend ist es, daß die Berggipfel welche über dem Gewölk zum Vorschein kommen, nicht passen, oder besser gesagt, in keinem Zusammenhange stehen mit dem landschaftlichen Grunde unter der Erscheinung, ein Versehen, welches noch zwei andere von den wetteifernden Künstlern ebenfalls begangen haben.

Nr. III.

Zeichnung, eben so wie die vorhergehende mit der Feder schraffirt, jedoch auf weißem Papier. 32 Zoll breit, 22½ Zoll hoch.

Uebertrifft dieſes Werk hinſichtlich auf das Wiſſenſchaftliche in den Umriſſen das vorige nur wenig, ſo muß man doch dem Künſtler bei weitem größere Gewandtheit zugeſtehen; ihm gelingt der Ausdruck, die Figuren ſind glücklich zu Gruppen geordnet, haben alle wohl durchgeführten Charakter, paſſende Stellungen und ſind lebhaft bewegt; von dieſer Seite iſt ganz beſonders ein dem Charon eiligſt an Krücken nachhinkender Alter zu loben. Charon möchte am meiſten der Nachſicht bedürfen, theils weil er verhältnißmäßig zu den übrigen Figuren etwas gigantiſcher hätte gehalten werden ſollen; theils weil in ſeiner Gebarde, der Dichtung ganz entgegen, ſich Beſorgniß, ja Furcht ausſpricht: er möchte die Jünglinge vor ihm überreiten, die Alten hinter ihm möchten nicht nachkommen können. Unter der Wolkenſchicht, auf welcher Charon erſcheint, ſind die Mädchen am Brunnen gar anmuthig gedacht, drei andere weibliche Figuren von denen eine jung, mit lebhafter Bewegung, die Erſcheinung wahrnimmt, eine Alte ſitzend ein Kind hält, dem die dritte einen Apfel darreicht, bilden eine hübſche Gruppe. So verdient auch ein Mann der vom Feigenbaume Früchte pflückt, wegen der maleriſchen Stellung und Bekleidung, nicht überſehen zu werden.

Die hohen, von Wolken umſchwebten Berggipfel, welche oben im Bilde über dem Charon ſichtbar ſind, haben auch in dieſer Zeichnung nicht den erforderlichen Zuſammenhang mit dem landſchaftlichen Grunde unten im Bilde.

Nr. IV.

Das jetzt folgende Stück iſt das kleinſte von allen die eingeſendet worden; nur etwa 1 Fuß hoch und 16 Zoll breit, ſauber mit der Feder umriſſen, kräftig getuſcht und weiß aufgehöht.

Lobenswürdige Sorgfalt und die Hand eines geübten Künſtlers ſind in allen Theilen zu erkennen. Charon ſtürmt auf ungebändigtem zaumloſem Pferde wildrennend vorüber, vom Sattel herab hängen, vor und hinter ihm, kleine Kinder; eine Gruppe alter Männer, Patriarchen gleichend, zieht er mit Gewalt nach ſich an einer ſie umſchlingenden Binde; eine andere Gruppe, meiſt zarte Jünglingsgeſtalten, kommen ihm entgegen, ſchwebend, gehend und auf die Knice niederſinkend, ſie bewundern ehrfurchtsvoll, flehen, beten an. Ein Wolkenſtreif dient als Baſis, unter welchem hin ſich die Landſchaft aufthut: großartige Gebirgsgegend; den Weg herauf kommen drei gar niedliche weibliche Figuren, Krüge in den Händen, am überwölbten Borne Waſſer zu ſchöpfen. Eine derſelben richtet den Blick aufwärts nach dem, was über dem Gewölbe vorgeht.

In dieſer Zeichnung ſind die Figuren viel beſſer als in dem vorigen verſtanden, die Glieder haben Wohlgeſtalt, die Köpfe gemüthlichen ſanften Ausdruck; der Faltenſchlag iſt ſehr zierlich, die Anordnung des Ganzen ſowohl als der einzelnen Gruppen gut, wenn auch vielleicht zu ſymmetriſch; Charon vornehmlich dürfte, wenn ein Werk von ſo vielen Verdienſten nach aller Strenge ſollte beurtheilt werden, von zu weiblichem Ausdruck, die Motive überhaupt zu ſentimental erſcheinen. Gegen die Gruppe der Jünglinge möchte man alsdann auch einwenden, daß ſie durch Geſtalten, Stellung und Faltenwurf etwas zu auffallend an Raphael's Diſputa erinnern.

Nr. V.

Der wackere Künſtler der dieſe ſehr fleißig braunausgetuſchte nur hier und da ein wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung, 23 Zoll breit und beinahe 18 Zoll hoch, verfertigt hat, entwickelte darin ein großes ehrenwerthes Talent; die Umriſſe

entgehen: wie viel Mannschaft er mitbringt, wie er die Stadt besetzt, was für Macht die Regentinn behalt, wie deine Freunde gesatzt sind. Gib mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willst du?

Oranien ihn bey der Hand fassend. Laß dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen ist auch männlich.

Egmont. Du wähnst mich verloren?

Oranien. Du bist's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Frist. Leb wohl. ab.

Egmont allein. Daß andrer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

ſind wohl verſtanden, die Figuren kühn bewegt, zum Theil von ausgearbeiteten kräftigen Formen; die Köpfe geiſtreich, auch fehlt es nicht an ſchönem Faltenſchlag ſelbſt die im Ganzen beachtete Haltung iſt zu loben.

Wie aus dunkeln, ſich gegen die Erde ſenkenden Wetterwolken hervor ſprengt Charon, die vorderſten Figuren auf dieſen Wolken, Jünglinge, ſtürzen nieder, vom Pferde überſprungen, mehrere fliehen, mehrere werden vom grimmigen Reiter mit geſchwungener Geißel bedroht; nach ſich ſchleppt er einen Mann, der, um den Hals gebunden ſchon halb erwürgt, rücklings niederſtürzt, und jammernd die Hände über dem Kopfe ringt; Alte, würdige Greiſe flehen kniefallig; aus dem düſtern Gewölk fahren Blitze, Regengüſſe ſtürzen nieder, Sonnenſtrahlen brechen durch, und unter dem Wolkenſaume ſieht man im landſchaftlichen Grund am Felsborn liebliche Frauengeſtalten verſchieden beſchäftigt; mehrere derſelben ſehen beſtürzt nach der Erſcheinung; eine, welche raſchen Schrittes nach dem Brunnen hinſchreitet, iſt hinſichtlich auf ſchöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswerth.

In der Anordnung des Ganzen nimmt man großartige Intention wahr, nur wenige einzelne Glieder ſtoßen nicht völlig kunſtgerecht aufeinander, ſo daß theils ſcharfe Winkel entſtehen und man auf den erſten Blick ungewiß bleibt, welcher Figur ein Arm oder ein Bein eigentlich angehört.

Die große Ausführung jedoch, wodurch der Künſtler ſein Blatt hervorgehoben, ſetzt ihn in den Stand, die Köpfe höchſt belebt und geiſtreich darzuſtellen; wie denn auch Hände und Füße ſehr gut gezeichnet, zierlich und mit der größten Sorgfalt vollendet ſind. Als ſchön drapirte Figur nimmt ſich vornehmlich unter der Gruppe der ſtehenden Alten der, welcher ganz zu vorderſt kniet, vortheilhaft aus.

In Erwägung der so eben erzählten vielen Verdienste könnte die Frage entstehen, ob dieses Blatt nicht geeignet sey, sich mit dem nachstfolgenden auf Eine Linie zu stellen.

Nr. VI.

Dieser Nummer jedoch gebührt nach unserer Ueberzeugung der Preis. Die Zeichnung 3 Fuß breit, 25 Zoll hoch, ist auf gelblichem Papier, Federumriß, braun angetuscht und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen. Herr Leybold, der Erfinder, hat den Gegenstand am glücklichsten erfaßt und künstlerisch mit bester Einheit des Ganzen, in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist leicht und meisterhaft, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen ware; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler sich den Michel Angelo zum Muster genommen.

Charon, ein gewaltiger, rüstiger Alter, sitzt, an Brust und Körper nackt, auf ungezäumtem Rosse, welches im schnellsten reißendsten Laufe keichend dahin eilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von sehr gutem Faltenschlage verbirgt und zeigt zum Theil drei kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwei aber von ihm mit der Linken gehalten werden, mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bei der linken Hand, welcher ungern folgend, sich zu retten nach dem dürren Aste eines Baumsturzes in der wirklichen Landschaft greift den er doch bald hinter sich lassen wird. Andere Alte schweben bittend und flehend, dumpf, gleichgültig und kümmerlichmüde dem vorübereilenden Charon nach.

Auf der entgegengesetzten Seite scheuen und fliehen das daher stürmende Pferd mehrere jugendliche Gestalten verschiedenen Alters und Geschlechts. Das eilige jüngste Paar, Knabe

und Mädchen, ſo jung und ſchon geſellig umſchlungen, läuft, halb ſpielend, halb furchtſam, voraus; ein wackerer, gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jüngern Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Geſtalt wirft ſich dem Pferde entgegen und ſcheint es beiſeit drängen zu wollen. Auf dem vorderſten Wolkenſaume, mit allen den Andern im Vorübereilen, bückt ſich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich ſproſſenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur Rechten ein junger Mann halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Gebärde der Ueberredung herunter auf den erquicklich ſtrömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landſchaftlichen Grundes ſteigen drei junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Waſſer zu ſchöpfen. Die gröſte, vorderſte, mit niedergeſchlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Wittwe des eben genannten jungen Mannes, der alſo, nach unſerer Auslegung, nicht bloß auf die friſche Quelle, ſondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet. Die zweite iſt eine bloß mägdehafte gleichgültige Geſtalt; die dritte richtet erſtaunt den Blick nach oben, als wenn ſie in dem über ihrem Haupte ſauſenden Sturm etwas Bängliches ahnete.

Alles dieſes zuſammen betrachtet, müſſen wir alſo Herrn Leybold das meiſte Kunſtverdienſt zugeſtehen. Die Aufgabe iſt von ihm am beſten gefaßt, die Darſtellung am vollſtändigſten gedacht worden; er hat ſich der mannichfaltigſten Motive bedient und keins derſelben wiederholt. Angemeſſen ſind die Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edlen Styl, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künſtler verſtändig, er trachtete nicht nach frappantem Effect, und doch hat ſeine Zeichnung eine dem Auge wohlgefallige Wirkung; alle Theile ſondern ſich richtig, ohne Unruhe, ohne Verwirrung aus einander und erſcheinen deutlich.

Auch iſt zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeſchloſſenen Geſtalten eine charakteriſtiſch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landſchaftliche Grund laßt ſich in Betreff der Anlage ebenfalls loben, und ſtimmt vermöge ſeiner Einfalt und Großartigkeit mit dem Ernſt der Darſtellung überein, aber doch begegnet uns auch hier der Umſtand, welcher uns oben ſchon bei Nr. II. und III. wiederholt Bedenken abnöthigte, namlich daß zwiſchen den Berggipfeln über der Erſcheinung und der Durchſicht mit Ferne unter derſelben, kein rechter Zuſammenhang ſtattfindet.

Bei dieſem Punkte jedoch haben wir der Einrede eines unſerer Freunde zu gedenken, welcher ſich der Künſtler annahm und zu ihrer Rechtfertigung behauptete: da die obere und untere Landſchaft durch einen Wolken- und Geiſter-Zug getrennt ſey, ſo dürfe der Künſtler wohl, eben als wäre hier eine Fata Morgana im Spiel, die Berggipfel verrucken und ſie an einem andern Orte als ihnen die Natur angewieſen, hervortreten laſſen.

An dieſe hohen ernſten Bemühungen ſchließt ſich wie ein leichtes heiteres Nachſpiel, ein kleines in ſchwarzem Papier artig ausgeſchnittenes Bildchen, von einer mit Geſchmack und Kunſtfertigkeit begabten Dame. Sie hat den Gegenſtand, wie wir beifallig erkennen, als Erſcheinung über Wolken

dahinziehend gedacht. Charon ſitzt auch hier auf einem zügellos rennenden Pferde, die Jungen vor ſich hertreibend, die Alten nach ſich ziehend. Auf dem Pferde vor und hinter ihm kauern einige Kinder, ein etwas größeres ſchwebt ſogar unter dem Pferde.

Ferner iſt ſehr glücklich gefunden, daß ein Regenbogen den Wolkenzug zuſammt der Erſcheinung, gleichſam als Brückenbogen, über den der Weg führt, zu tragen dient, indeſſen im Raum darunter ein Röhrbrunnen an dem die Frauen Waſſer holen, hervorſtrömt. Bei ihnen ſitzt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang aufdeutet; das Nämliche geſchieht von einem Knaben, indeß ein anderer einem ſitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieſes Kunſtwerks ſind alle lebhaft bewegt, großentheils von anmuthiger Gebärde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gebührt der Anordnung des Ganzen alles Lob, denn der Raum iſt ſehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen und keine leer. Es verſteht ſich, daß ein Werk dieſer Art engverſchränkte Gruppen nicht erlaubt, ſondern alle Figuren der Deutlichkeit wegen bis auf wenige Berührung von einander abgeſondert zu halten ſind.

Indem wir nun dieſe Betrachtungen den Kunſtfreunden zu geneigter Prüfung übergeben, enthalten wir uns nicht, auszuſprechen, wie viel Vergnügen uns die Behandlung einer ſo bedeutenden Aufgabe verſchafft, und zwar auch durch Erinnerung an vergangene Zeiten. Denn es ſind eben zwanzig Jahre, daß wir die ſiebente und letzte Ausſtellung in Weimar vorbereiteten und eine bis dahin fortgeſetzte Zuſammenwirkung

mit deutschen Künstlern abschlossen. Was sich seit jener Zeit erhalten und entwickelt, davon giebt gegenwärtige Concurrenz ein gültiges Zeugniß. Möchten redlich strebende Künstler von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden, die Resultate ihrer stillen Bemühungen dem ganzen deutschen Publicum vor Augen zu bringen.

Jahn's Ornamente und Gemälde

aus

Pompeji, Herculanum und Stabiä.

Ob man schon voraussehen darf, daß gebildete Leser, welche Gegenwärtiges zur Hand nehmen, mit demjenigen genugsam bekannt sind, was uns eigentlich die oben benannten, nach langen Jahren wieder aufgefundenen Städte in so hohem Grade merkwürdig macht, auch, schon beinahe ein ganzes Jahrhundert, den Antheil der Mitlebenden erregt und erhält, so sey doch besonders von einer der dreien, von Pompeji, deren Ruinen eigentlich dem hier anzuzeigenden Werke den Gehalt geliefert, einiges zum voraus gesprochen.

Pompeji war in dem südöstlichen Winkel des Meerbusens gelegen, welcher von Baja bis Sorrent das tyrrhenische Meer in einem unregelmäßigen Halbkreise einschließt, in einer so reizenden Gegend, daß weder der mit Asche und Schlacken bedeckte Boden, noch die Nachbarschaft eines gefährlichen Berges von einer dortigen Ansiedelung abmahnen konnte. Die Umgebung genoß aller Vortheile des glücklichen Campaniens, und die Bewohner, durch überströmende Fruchtbarkeit angelockt und festgehalten, zogen noch von der Nähe des Meeres die größten Vortheile, indem die geographische Lage der Stadt überhaupt sich zu einem bedeutenden Handelsplatz eignete.

Wir sind in der neuern Zeit mit dem Umfange ihrer Ringmauern bekannt worden, und konnten nachfolgende Vergleichung anstellen.

Im ersten Abschnitte der „Wanderungen Goro's durch Pompeji, Wien 1825," ist der Quadratinhalt der Stadt und der ausgegrabenen Stellen, nach Pariser Klaftern gemessen, angegeben. Unter diesen Pariser Klaftern sind wahrscheinlich die Pariser Toisen zu verstehen, denn die Pariser Toise ist ein Maaß von sechs Schuhen, wie die Wiener Klafter. Nach diesem Abschnitte beträgt nun der Flacheninhalt des ausgegrabenen Theiles der Vorstadt mit der Graberstraße 3147 Wiener Quadratklaftern; der Umfang der Stadt 1621½ W. laufende Kl.; der Flacheninhalt der Stadt 171,114 W. Q. Kl.; der Flacheninhalt der ausgegrabenen Theile der Stadt 32,938 W. Q. Kl.; die Stadt mißt vom Amphitheater bis zum entgegengesetzten Theile 881 W. laufende Kl.; dieselbe mißt vom Theater bis zur entgegengesetzten Seite 380 W. laufende Kl.

Wenn man von der Wiener Altstadt, den Paradeplatz, den kaiserlichen Hofgarten und den Garten fürs Publicum, welche an der einen Seite der Stadtmauer neben einander liegen, abzieht, so ist dieselbe noch einmal so groß als Pompeji, denn dieser Theil der Stadt halt 307,500 W. Q. Kl. Nimmt man hiervon die Halfte, so ist dieselbe 168,750 Kl., welcher Flachenraum um 2368 W. Q. Kl. kleiner als der Flachenraum von Pompeji ist. Diese 2368 Kl. machen aber ungefahr den 72sten Theil des Flachenraums von Pompeji aus, sind also, wenn nicht eine zu große Genauigkeit gefordert wird, außer Acht zu lassen.

Der Theil der Vorstadt zwischen der Alsergasse und der Kaiserstraße halt 162,855 W. Q. Kl., ist also um 8259 Q. Kl. kleiner als Pompeji. Diese 8259 Q. Kl. machen aber ungefähr den 21sten Theil des Flacheninhaltes von Pompeji aus, sind also gleichfalls kaum beachtenswerth.

Eben so ist der Raum zwischen der Donau, der Augartenstraße und der Taborstraße etwas zu klein, wenn man bloß das Quartier, so weit die Häuser stehen, mißt, und etwas zu groß, wenn man die Gränze an dem Ufer der Donau nimmt. Ersterer Flächenraum enthält 161,950 W. Q. Kl. und letzterer 189,700 Q. Kl.

Die Stadt mochte nach damaliger Weise fest genug seyn, wovon die nunmehr ausgegrabenen Mauern, Thore und Thürme ein Zeugniß geben; ihre bürgerlichen Angelegenheiten mochten in guter Ordnung seyn, wie denn die mittleren für sich bestehenden Städte nach einfacher Verfassung sich gar wohl regieren konnten.

Aber auch an nachbarlichen Feindseligkeiten konnte es ihnen nicht fehlen; mit den nahen Bergbewohnern, den Noceriern, kamen sie in Streit; einer so kräftig überwiegenden Nation vermochten sie nicht zu widerstehen, sie riefen Rom um Hülfe an, und da sie hierdurch ihr Daseyn behaupteten, blieben sie mit jenem sich immer vergrößernden Staate meist in ununterbrochenem Verhältnisse, wahrscheinlich dem einer Bundesstadt, die ihre eigene Verfassung behielt, und niemals nach der Ehre geizte, durch Erlangung des Bürgerrechts in jenen größern Staatskreis verschlungen zu werden.

Bis zum Jahre Roms 816 meldet die Geschichte Weniges und nur im Vorübergehen von dieser Stadt; jetzt aber ereignete sich ein gewaltsames Erdbeben, welches große Verwüstung mag angerichtet haben. Nun finden wir sie aber bei den gegenwärtigen Ausgrabungen wieder hergestellt, die Häuser planmäßig geregelt, öffentliche und Privatgebäude in gutem Zustande. Wir dürfen daher vermuthen, daß dieser Ort, dem es an Hülfsmitteln nicht fehlte, alsobald nach großem Unglück sich werde gefaßt und mit lebhafter Thätigkeit wieder erneuert

haben. Hiezu hatte man ſechzehn Jahre Zeit, und wir glauben auf dieſe Weiſe die große Uebereinſtimmung erklären zu können, wie die Gebaude bei all ihrer Verſchiedenheit in Einem Sinn errichtet und in Einem Geſchmack, man darf wohl ſagen modiſch verziert ſeyen. Die Verzierungen der Wände ſind wie aus Einem Geiſte entſprungen und aus demſelben Topfe gemalt. Wir werden jene Annahme noch wahrſcheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Maſſe von Künſtlern in dem römiſchen Reiche ſich wahrend des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergeſtalt, daß ganze Colonien, Züge, Schwarme, Wolken, wie man es nennen will, von Künſtlern und Handwerkern da heranzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Steinmetzen, welche ſich in dem mittleren Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernſtreligiöſe Denkweiſe ſich über die chriſtliche Kirche verbreitet hatte.

So viel möge zu einiger Einleitung für dießmal genug ſeyn, um die durchgängige Uebereinſtimmung der ſowohl früher, als auch nunmehr durch die Zahnſchen Tafeln mitgetheilten Wandverzierungen ihrem Urſprunge gemaß zu beurtheilen.

I.

Anſichten und Ueberſichten der ausgegrabenen Räume, auch wohl mit deren landſchaftlicher Umgebung.

Vier Platten.

Alles, was ſich auf die Graberſtraße im Allgemeinen und auf jedes Grab ins Beſondere bezieht, erregt unſere Bewunderung. Der Gedanke, jeden Ankömmling erſt durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo

Dritter Aufzug.

Pallaſt der Regentinn.

Margarete von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen ſollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor ſich hinlebt, denkt man immer, man thue das Möglichſte; und der von weitem zuſieht und befiehlt, glaubt, er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich ſo verdrießen könnte. Es iſt ſo ſchon zu herrſchen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell erſcheint im Grunde.

Regentinn. Tretet näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

das tägliche Leben noch ſein Weſen treibt, aus welchem jene ſich entfernt haben, iſt ein ſtattlicher, geiſterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballaſt das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu halten geeignet iſt, wenn das bewegliche Leben, es ſey nun ſtürmiſch oder leichtfertig, uns deſſen zu berauben droht.

Eine mannichfaltige, großentheils verdienſtliche Architektur erheitert den Blick; und wendet man ſich nun gar gegen die reiche Ausſicht auf ein fruchttragendes, weinreiches Land bis an das Meer hin, ſo fehlt nichts, was den Begriff von den glücklichen Tagen jener Völkerſchaft verdüſtern könnte.

Betrachten wir ferner die noch aufſtehenden Reſte der öffentlichen Plätze und Gebäude, ſo werden wir, nach unſerer gewohnten Schauweiſe, die wir breite und gränzenloſe Straßen, Plätze, zu Uebung zahlreicher Mannſchaft eingerichtet, zu erblicken gewohnt ſind, uns nicht genug über die Enge und Beſchränktheit ſolcher Localitäten verwundern können.

Doch dem Unterrichteten wird ſogleich das römiſche Forum in die Gedanken kommen, wo bis auf den heutigen Tag noch niemand begreifen kann, wie alle die von den alten Schriftſtellern uns genau bezeichneten Gebäude in ſolcher Beſchränkung haben Platz finden, wie daſelbſt vor ſo großen Volksmaſſen habe verhandelt werden können.

Es iſt aber die Eigenſchaft der Imagination, wenn ſie ſich ins Ferne und ins Vergangene begiebt, daß ſie das Unbedingte fordert, welches dann meiſt durch die Wirklichkeit unangenehm beſchränkt wird. Thut ja doch manchem Reiſenden die Peterskirche nicht Genüge; hört man nicht auch bei mancher ungeheuren Naturſcene die Klage: ſie entſpreche der Erwartung nicht; und wäre vielleicht auch der Menſch wohl deßhalb ſo gebildet, damit er ſich in alles, was ihm die Sinne berührt, zu finden wiſſe?

So viel man übrigens die noch stehen gebliebene Architektur beurtheilen kann, so ist sie zwar nicht in einem strengen, aber doch sinnigen Style gedacht und ausgeführt, es erscheint an ihr nichts Willkürliches, Phantastisches, welches man den verschlossenen Räumen des Innern scheint vorbehalten zu haben.

II.

Ganze Wände.

Vierzehn Platten (davon sieben colorirt).

Die Enge und Beschränktheit der meisten Häuser, welche mit unsern Begriffen von bequemer und stattlicher Wohnung nicht wohl vereinbar ist, führt uns auf ein Volk, welches, durchaus im Freien, in städtischer Geselligkeit zu leben gewohnt, wenn es nach Hause zurückzukehren genöthigt war, sich auch daselbst einer heiter gebildeten Umgebung gewartigte.

Die vielen hier mitgetheilten colorirten Zeichnungen ganzer Wände schließen sich dem in dieser Art schon Bekannten auf eine bedeutende und belehrende Weise glücklich an. Was uns bisher vielleicht irre machte, erscheint hier wieder. Die Malerei producirt phantastische, unmögliche Architekturversuche, an deren Leichtsinn wir den antiken Ernst, der selbst in der äußern Baukunst waltet, nicht wieder erkennen.

Helfen wir uns mit der Vorstellung: man habe nur eigentlich ein leichtes Sparren- und Lattenwerk andeuten wollen, woran sich eine nachherige Verzierung, als Draperie oder als sonstiger willkürlicher Ausputz, humoristisch anschließen sollte.

Hiebei kommt uns denn Vitruv im siebenten Buche in dessen fünftem Capitel entgegen und setzt uns in den Stand, mit

Klarheit hierüber zu denken. Er, als ein ächter Realiſt, der Malerei nur die Nachbildung wirklicher Gegenſtände vergönnend, tadelte dieſe der Einbildungskraft ſich hingebenden Gebilde; doch verſchafft er uns Gelegenheit, in die Veranlaſſung dieſer neueren Leichtfertigkeiten hineinzuſehen.

Im höheren Alterthume ſchmückte man nur öffentliche Gebäude durch maleriſche Darſtellungen; man wählte das Würdigſte, die mannichfaltigſten Heldengeſtalten, wie uns die Leſche des Polygnot deren eine Menge vorführt. Freilich waren die vorzüglichen Menſchenmaler nicht immer ſo bei der Hand, oder auch lieber mit beweglichen Tafeln beſchäftigt, und ſo wurden nachher wohl auch an öffentlicher Stelle Landſchaften angebracht, Häfen, Vorgebirge, Geſtade, Tempel, Haine, Gebirge, Hirten und Heerden. Wie ſich aber nach und nach die Malerei in das Innere der Gebäude zog, und engere Zimmer zu verzieren aufgefordert wurde, ſo mußte man dieſe Malereien, welche Menſchen in ihrer natürlichen Größe vorſtellten, ſowohl in der Gegenwart läſtig, als ihre Verfertigung zu koſtbar, ja unmöglich gefunden haben.

Daher denn jene mannichfaltigen phantaſtiſchen Malereien entſtanden, wo ein jeder Künſtler, was es auch war das er vermochte, willkommen und anwendbar erſchien. Daher denn jenes Rohrwerk von ſchmächtigen Säulchen, lattenartigen Pfoſtchen, jene geſchnörkelten Giebel und was ſich ſonſt von abenteuerlichem Blumenweſen, Schlingranken, wiederkehrenden ſeltſamen Auswüchſen daraus entwickeln, was für Ungeheuer zuletzt daraus hervortreten mochten.

Dem ungeachtet aber fehlt es ſolchen Zimmern nicht an Einheit, wie es die colorirten Blätter unſerer Sammlung unwiderſprechlich vor Augen ſtellen. Ein großes Wandfeld ward mit Einer Farbe rein angeſtrichen, da es denn von dem

Hausherrn abhing, in wiefern er hiezu ein koſtbares Material anwenden, und dadurch ſich auszeichnen wollte. Welches denn auch dem Maler jederzeit geliefert wurde.

Nun mochten ſich auch wohl fertige Künſtler finden, welche eine leichte Figur auf eine ſolche einfarbige Wand in die Mitte zeichneten, vielleicht kalkirten, und alsdann mit techniſcher Fertigkeit ausmalten.

Um nun auch den höhern Kunſtſinn zu befriedigen, ſo hatte man ſchon, und wahrſcheinlich in beſondern Werkſtatten, ſich auf die Fertigung kleinerer Bilder gelegt, die, auf getünchte Kalktafeln gemalt, in die weite getünchte Wand eingelaſſen, und, durch ein geſchicktes Zuſtreichen, mit derſelben völlig ins Gleiche gebracht werden konnten.

Und ſo verdient keineswegs dieſe Neuerung den harten Tadel des ſtrengen, nur Nachbildung wirklicher und möglicher Gegenſtande fordernden ernſten Baumeiſters. Man kann einen Geſchmack, der ſich ausbreitet, nicht durch irgend ein Ausſchließen verengen; es kommt hier auf die Fähigkeit und Fertigkeit des Künſtlers, auf die Möglichkeit an, einen ſolchen zur gegebenen Arbeit anzulocken, und da wird man denn bald finden, daß ſelbſt Prunkzimmer nur als Einfaſſung eines Juwels angeſehen werden können, wenn ein Meiſterwerk der Malerei auf ſammtenen und ſeidenen Tapeten uns vor Augen gebracht wird.

III.

Ganze Decken.

Vier Platten (ſammtlich gefärbt).

Deren mögen wohl ſo wenige gegeben werden, weil die Dächer eingedruckt, und die Decken daher zerſtört worden.

Dieſe mitgetheilten aber ſind merkwürdig, zwei derſelben ſind an Zeichnung und Farbe ernſthafter, wie ſich es wohl zu dem Charakter der Zimmer gefügt haben mag; zwei aber in dem leichteſten, heiterſten Sinne, als wenn man über ſich nur Latten und Zweige ſehen möchte, wodurch die Luft ſtrich, die Vögel hin und wieder flatterten, und woran allenfalls die leichteſten Kränze aufzuhängen wären.

IV.

Einzelne, gepaarte und ſonſt neben einander geſtellte Figuren.

Dreiundbreißig Platten.

Dieſe ſind ſämmtlich in der Mitte von farbigen Wandflächen, Körper und Gewänder kunſtmäßig colorirt, zu denken.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen: ob man ſchwebende Figuren abbilden könne und dürfe? Hier nun ſcheint ſie glücklich beantwortet. Wie der menſchliche Körper in verticaler Stellung ſich als ſtehenden erweiſ't, ſo iſt eine gelinde Senkung in die Diagonale ſchon hinreichend, die Figur als ſchwebend darzuſtellen; eine hiebei entwickelte, der Bewegung gemaße Zierlichkeit der Glieder vollendet die Illuſion.

Sogar dergleichen ſchwebende, fliegende Figuren tragen hier noch andere auf den Rücken, ohne daß ſie eigentlich belaſtet ſcheinen, und wir machen dabei die Bemerkung, daß wir, bei Darſtellung des Graciöſen, den Boden niemals vermiſſen, wie uns alles Geiſtige der Wirklichkeit entſagen laßt.

So dankenswerth es nun auch iſt, daß uns hier ſo viele angenehme Bilder überliefert werden, die man mit Bequemlichkeit nur auf die Wand durchzeichnen und mit Geſchmack

coloriren dürfte, um sie wieder schicklich anwendbar zu machen, so erinnere sich doch nur der Künstler, daß er mit der Masse der Bevölkerung großer Städte gerade diesem ächt lebendigen antiken Kunstsinne immerfort schon treu bleibt. Wer ergötzt nicht der Anblick großer theatralischer Ballette? wer trägt sein Geld nicht Seiltänzern, Luftspringern und Kunstreitern zu? und was reizt uns, diese flüchtigen Erscheinungen immer wiederholt zu verlangen, als das anmuthig vorübergehende Lebendige, welches die Alten an ihren Wänden festzuhalten trachteten?

Hierin hat der bildende Künstler unserer Tage Gelegenheit genug, sich zu üben: er suche die augenblicklichen Bewegungen aufzufassen, das Verschwindende festzuhalten, ein Vorhergehendes und Nachfolgendes simultan vorzustellen, und er wird schwebende Figuren vor die Augen bringen, bei denen man weder nach Fußboden, so wenig als nach Seil, Drath und Pferd fragt. Doch was das letzte betrifft, dieses edle Geschöpf muß auch in unsern Bildkreis herangezogen werden. Durchdringe sich der Künstler von den geistreichen Gebilden, welche die Alten so meisterhaft im Centaurengeschlechte darstellten. Die Pferde machen ein zweites Volk im Kriegs- und Friedenswesen aus; Reitbahn, Wettrennen und Revuen geben dem Künstler genugsame Gelegenheit, Kraft, Macht, Zierlichkeit und Behendigkeit dieses Thieres kennen zu lernen; und wenn vorzügliche Bildner den Stallmeister und Cavalleristen zu befriedigen suchen, wenigstens in Hauptsachen, wo ihre Forderungen naturgemäß sind, so ziehe der vollkommene Decorationsmaler auch dergleichen in sein Fach. Jene allgemeinen Gelegenheiten wird er nicht meiden, dabei aber lasse er alle die einer aufgeregten Schaulust gewidmeten Stunden für seine Zwecke nicht vorüber.

Gedenken wir an dieſer Stelle eines vor Jahren gegebenen, hieher deutenden glücklichen Beiſpiels, der geiſtreich aufgefaßten anmuthigen Bewegungen der Vigano's, zu denen ſich das ernſte Talent des Herrn Director Schadow ſeiner Zeit angeregt fühlte, deren manche ſich, als Wandgemalde im antiken Sinne behandelt, recht gut ausnehmen würden. Laſſe man den Tänzern und andern, durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Perſonen ihre techniſch herkömmlichen, mitunter dem Auge und ſittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen; faſſe und fixire man das, was lobenswürdig und muſterhaft an ihnen iſt, ſo kommt auch wohl hier eine Kunſt der andern zu gute, und ſie fügen ſich wechſelſeitig in einander, um uns das durchaus Wünſchenswerthe vor Augen zu bringen.

V.

Vollſtändige Bilder.

Sieben Platten.

Es iſt allgemein bekannt und jedem Gebildeten höchſt ſchätzenswerth, was gründliche Sprachforſcher ſeit ſo langer Zeit zur Kenntniß des Alterthums beigetragen; es iſt jedoch nicht zu laugnen, daß gar Vieles im Dunkeln blieb, was in der neuern Zeit enthüllt worden iſt, ſeit die Gelehrten ſich auch um eine nähere Kunſtkenntniß bemüht, wodurch uns nicht allein manche Stelle des Plinius in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange, ſondern auch nach allen Seiten hin Anderes der überlieferten Schriftſteller klar geworden iſt.

Wer unterrichtet ſeyn will, wie wunderlich man in der Halfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich jene rhetoriſch

beſchriebenen Bilder vorgeſtellt hat, welche uns durch die Philoſtrate überliefert worden, der ſchlage die franzöſiſche Ueberſetzung dieſer Autoren nach, welche von Arthus Thomas, Sieur d'Embry, mit ſchätzenswerthen Notizen, jedoch mit den unglücklichſten Kupferſtichen verſehen; man findet ſeine Einbildungskraft widerwärtig ergriffen, und weit von dem Ufer antiker Einfalt, Reinheit und Eigenthümlichkeit verſchlagen. Auch in dem achtzehnten Jahrhunderte ſind die Verſuche des Grafen Caylus meiſtens mißrathen zu nennen; ja wenn wir uns in der neuern Zeit berechtigt finden, jene in dem Philoſtratiſchen Werke freilich mehr beſprochenen als beſchriebenen Bilder als damals wirklich vorhandene zuzugeben, ſo ſind wir ſolches Urtheil den Herculaniſchen und Pompejiſchen Entdeckungen ſchuldig, und ſowohl die Weimariſchen Kunſtfreunde, als die in dieſem Fache eifrig gebildeten Gebrüder Riepenhauſen, werden gern geſtehen, daß, wenn ihnen etwas über die Polygnotiſche Leſche in Worten oder bildlichen Darſtellungen zu äußern gelungen iſt, ſolches eigentlich erſt in gedachten ausgegrabenen antiken Bildern Grund und Zuverläſſigkeit gefunden habe.

Auch die vom Referenten vorgetragenen Studien über die Philoſtratiſchen Bilder, wodurch er das Wirkliche vom Rhetoriſchen zu ſondern getrachtet hat, ſind nicht ohne die genaueſte und wiederholteſte Anſchauung der neu aufgefundenen Bilder unternommen worden.

Hierüber etwas Allgemeines mitzutheilen, welches ausführlich geſchehen müßte, um nicht verwegen zu ſcheinen, gehörte ein weit größerer, als der hier gegönnte Raum. So viel aber ſey kürzlich ausgeſprochen: die alte Malerei, von der Bildhauerkunſt herſtammend, iſt in einzelnen Figuren höchſt glücklich; zwei, gepaart und verſchlungen, gelingen ihr aufs

beſte; eine dritte hinzukommende giebt ſchon mehr Anlaß zu Nebeneinanderſtellung als zu Vereinigung; mehrere zuſammen darzuſtellen, glückt dieſen Künſtlern auf unſere Weiſe nicht; da ſie aber doch das innige Gefühl haben, daß ein jeder beſchränkte Raum ganz eigentlich durch die dargeſtellten Figuren verziert ſeyn müſſe, ſo kommt beſonders bei größern Bildern eine gewiſſe Symmetrie zum Vorſchein, welche, bedingter oder freier beobachtet, dem Auge jederzeit wohl thut.

Dieß ſo eben Geſagte entſchuldige man damit, daß ich mir Gelegenheit wünſchte, vom Hauptzweck der im Raum bedingten Malerei, den ich nicht anders, als durch „ort- und zweckgemäße Verzierung des Raumes," in kurzem auszuſprechen wüßte, vom Alterthum herauf bis in die neueſten Zeiten ausführlich vorzulegen.

VI.

Einzeln vertheilte maleriſche Zierrathen.

Dreizehn Platten.

Haben wir oben dieſer Art die Wände zu beleben alle Freiheit gegönnt, ſo werden wir uns wegen des Einzelnen nunmehr nicht formaliſiren. Gar vieles, der künſtleriſchen Willkür Angeeignete wird aus dem Pflanzenreiche entnommen ſeyn. So erblicken wir Candelaber, die, gleichſam von Knoten zu Knoten, mit verſchieden gebildeten Blättern beſetzt, uns eine mögliche Vegetation vorſpiegeln. Auch die mannichfaltigſt umgebildeten gewundenen Blatter und Ranken deuten unmittelbar dahin, endigen ſich nun aber manchmal, ſtatt abſchließender Blumen und Fruchtentwickelungen, mit bekannten oder unbekannten Thieren; ſpringt ein Pferd, ein Löwe, ein Tiger aus der Blattervolute heraus, ſo iſt es ein Zeugniß,

daß der Thiermaler, in der allgemeinen Verzierergilde eingeschlossen, seine Fertigkeiten wollte sehen lassen.

Wie denn überhaupt, sollte je dergleichen wieder unternommen werden, nur eine reiche Gesellschaft von Talenten, geleitet von einem übereinstimmenden Geschmacke, das Geschäft glücklich vollenden könnte. Sie müßten geneigt seyn, sich einander zu subordiniren, so daß jeder seinen Platz geistreich einzunehmen bereit wäre.

Ist doch, zu unsern Zeiten, in der Villa Borgheſe, ein höchst merkwürdiges Beispiel hievon gegeben worden, wo in den Arabesken des großen Saales das Blattergeranke, Stengel- und Blumengeschnörkel, von geschickten, in diesem Fache geübten, römischen Künstlern, die Thiergestalten vom Thiermaler Peters, und, wie man sagt, einige kleine, mit in den Arabeskenzierrathen angebrachte Bilder von Hamilton herrühren.

Bei solchen Willkürlichkeiten jedoch ist wohl zu merken, daß eine geniale phantastische Metamorphose immer geistreicher, anmuthiger und zugleich möglicher sich darstelle, je mehr sie sich den gesetzlichen Umbildungen der Natur, die uns seit geraumer Zeit immer bekannter geworden sind, anzuschließen, und sich von daher abzuleiten das Ansehen hat.

Was die phantastischen Bildungen und Umbildungen der menschlichen oder thierischen Gestalt betrifft, so haben wir zu vollständiger Belehrung uns an die Vorgange der Alten zu wenden, und uns dadurch zu begeistern.

VII.

Andere sich auf Architektur näher beziehende malerische Zierrathen.

Sie sind häufig in horizontalen Bandgliedern und Streifen, durch abwechselnde Formen und Farben, höchst anmuthig

Machiavell. Ich darf wiſſen, was er enthält?

Regentinn. So viel zärtliche Aufmerkſamkeit für mich, als Sorgfalt für ſeine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte ſeiner Majeſtat in dieſen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbändige Volk ſo viel zu ſchaffen mache. Er iſt von der Tiefe meiner Einſichten ſo vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens ſo außerordentlich zufrieden, daß ich faſt ſagen muß, der Brief iſt für einen König zu ſchön geſchrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es iſt nicht das erſtemal, daß er euch ſeine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentinn. Aber das erſtemal, daß es rednriſche Figur iſt.

Machiavell. Ich verſteh' euch nicht.

Regentinn. Ihr werdet. — Denn er meint, nach dieſem Eingange: ohne Mannſchaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier

auseinandergesetzt. Sodann finden sich aber auch wirklich erhabene Bauglieder, Gesimse und dergleichen, durch Farben vermannichfaltigt und erheitert.

Wenn man irgend eine Kunsterscheinung billig beurtheilen will, so muß man zuvörderst bedenken, daß die Zeiten nicht gleich sind. Wollte man uns übel nehmen, wenn wir sagen: die Nationen steigen aus der Barbarei in einen hochgebildeten Zustand empor, und senken sich spater dahin wieder zurück; so wollen wir lieber sagen: sie steigen aus der Kindheit in großer Anstrengung über die mittlern Jahre hinüber, und sehnen sich zuletzt wieder nach der Bequemlichkeit ihrer ersten Tage. Da nun die Nationen unsterblich sind, so hängt es von ihnen ab, immer wieder von vorne anzufangen; freilich ist hier manches im Wege Stehende zu überwinden. Verzeihung diesem Allgemeinen! Eigentlich war hier nur zu bemerken: daß die Natur in ihrer Rohheit und Kindheit unwiderstehlich nach Farbe dringt, weil sie ihr den Eindruck des Lebens giebt, das sie denn auch da zu sehen verlangt, wo es nicht hingehört.

Wir sind nun unterrichtet, daß die Metopen der ernstesten sittlichen Gebaude hie und da gefarbt waren, und daß man selbst im griechischen Alterthume, einer gewissen Wirklichkeitsforderung nachzugeben sich nicht enthalten kann. So viel aber möchten wir behaupten, daß der köstliche Stoff des Pentelischen Marmors, so wie der ernste Ton eherner Statuen, einer hoher und zarter gesinnten Menschheit den Anlaß gegeben, die reine Form über alles zu schatzen, und sie dadurch dem inneren Sinne, abgesondert von allen empirischen Reizen, ausschließlich anzueignen.

So mag es sich denn auch mit der Architektur und dem, was sich sonst anschließt, verhalten haben.

Später aber wird man die Farbe nimmer wieder hervortreten sehen. Rufen wir ja doch auch schon, um Hell und Dunkel zu erzwecken, einen gewissen Ton zu Hülfe, durch den wir Figuren und Zierrathen vom Grunde abzusetzen und abzustufen geneigt sind.

So viel sey gesagt, um das Vorliegende, wo nicht zu rechtfertigen, doch demselben seine eigenthümliche Stelle anzuweisen.

Von Mosaik ist in diesen Heften wenig dargeboten, aber dieses Wenige bestätigt vollkommen die Begriffe, die wir uns seit langen Jahren von ihr machen konnten. Die Willkür ist hier, bei Fußbodenverzierung, beschränkter, als bei den Wandverzierungen, und es ist, als wenn die Bestimmung eines Werks, „mit Sicherheit betreten zu werden," den musivischen Bildner zu mehr Gefaßtheit und Ruhe nöthigte. Doch ist auch hier die Mannichfaltigkeit unsäglich, in welcher die vorhandenen Mittel angewendet werden, und man möchte die kleinen Steinchen den Tasten des Instruments vergleichen, welche in ihrer Einfalt vorzuliegen scheinen, und kaum eine Ahnung geben, wie, auf die mannichfaltigste Weise verknüpft, der Tonkünstler sie uns zur Empfindung bringen werde.

VIII.

Landschaften.

Wir haben schon oben vernommen, daß in den älteren Zeiten die Wande öffentlicher Gebaude auch wohl mit Landschaften ausgeziert wurden; dagegen war es eine ganz richtige Empfindung, daß man in der Beschrankung von Privathausern dergleichen nur untergeordnet anzubringen habe. Auch theilt unser Künstler keine im Besondern mit, aber die in Farben

abgedruckten Wandbilder zeigen uns genugsam die in abgeschlossenen Rahmen gar zierlich daselbst eingeschalteten ländlichen, meist phantastischen Gegenstände. Denn wie konnte auch ein in der herrlichsten Weltumgebung sich befindender und fühlender Pompejaner die Nachbildung irgend einer Aussicht, als der Wirklichkeit entsprechend, an seiner Seite wünschen!

Da jedoch in den Kupfern nach Herculanischen Entdeckungen eine Unzahl solcher Nachbildungen anzutreffen ist, auch zugleich ein in der Kunstgeschichte interessanter Punkt zur Sprache kommt, so sey es vergönnt, hiebei einen Augenblick zu verweilen.

Die Frage: ob jene Künstler Kenntniß der Perspective gehabt, beantworte ich mir auf folgende Weise. Sollten solche mit den herrlichsten Sinnen, besonders auch dem des Auges, begabte Künstler, wie so vieles Andere, nicht auch haben bemerken können und müssen, daß alle unterhalb meines Auges sich entfernenden Seitenlinien hinauf, dagegen die oberhalb meines Blickes sich entfernenden hinab zu weichen scheinen? Diesem Gewahrwerden sind sie auch im Allgemeinen gefolgt.

Da nun ferner in den ältern Zeiten sowohl als in den neuern, bis in das siebzehnte Jahrhundert, jedermann recht viel zu sehen verlangte, so dachte man sich auf einer Höhe, und insofern mußten alle dergleichen Linien aufwärts gehen, wie es denn auch damit in den ausgegrabenen Bildern gehalten wird, wo aber freilich manches Schwankende, ja Falsche wahrzunehmen ist.

Eben so findet man auch diejenigen Gegenstände, die nur über dem Auge erblickt werden, als in jener Wandarchitektur die Gesimschen und was man sich an deren Stelle denken mag, wenn sie sich als entfernend darstellen sollen, durchaus im

Sinken gezeichnet, so wie auch das was unter dem Auge gedacht wird, als Treppen und dergleichen aufwarts sich richtend vorgestellt.

Wollte man aber diese nach dem Gesetze der reinen subjectiven Perspectivlehre untersuchen, so würde man sie keineswegs zusammenlaufend finden. Was eine scharfe, treue Beobachtung verleihen kann, das besaßen sie; die abstracte Regel, deren wir uns rühmen, und welche nicht durchaus mit dem Geschmacksgefühl übereintrifft, war, mit so manchem anderu, später entdeckten, völlig unbekannt.

Durch alles Vorgesagte, welches freilich noch viel weiter hätte ausgeführt werden sollen, kann man sich überzeugen, daß die vorliegenden Zahnischen Hefte gar mannichfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden sie förderlich seyn, dem Studium der alterthümlichen Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie, theils weil die Nachbildungen vieler Gegenstande in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet sind, theils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar farbig vorgeführt werden, eher in das praktische Leben eingehen, und den Künstler unserer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch dem Begriff, wie man am schicklichen Platze sich eine heitere, geschmackvolle Umgebung schaffen könne und solle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.

Anschließlich mag ich hier gern bemerken, daß meine alte Vorliebe für die Abbildung des Sauglings mit der Mutter, von Myron's Kuh ausgehend, durch Herrn Zahn's Gefalligkeit abermals belohnt worden, indem er mir eine Durchzeichnung des Kindes Telephus, der in Gegenwart seines

Heldenvaters und aller schützenden Wald- und Berg-Götter an der Hinde saugt, zum Abschied verehrte. Von dieser Gruppe, die vielleicht alles übertrifft was in der Art je geleistet worden, kann man sich Band I. Seite 31 der Herculanischen Alterthümer einen allgemeinen, obgleich nicht genügenden Begriff machen, welcher nunmehr durch den gedachten Umriß, in der Größe des Originals, vollkommen überliefert wird. Die Verschränkung der Glieder eines zarten saugenden Knaben mit dem leichtfüßigen Thiergebilde einer zierlichen Hinde, ist eine kunstreiche Composition, die man nicht genug bewundern kann.

Undankbar aber wäre es, wenn ich hier, wo es Gelegenheit giebt, nicht eines Oelbildes erwähnte, welches ich täglich gern vor Augen sehe. In einem still-engen, doch heitermannichfaltigen Thal, unter einem alten Eichbaume saugt ein weißes Reh einen gleichfalls blendend weißen Abkömmling unter liebkosender Theilnahme.

Auf diese Weise bildet sich denn um mich, angeregt durch jene früheren Bemerkungen, ein heiterer Cyclus dieses anmuthigen Zeugnisses ursprünglichster Verwandtschaft und nothwendigster Neigung. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege am ersten zu dem hohen philosophischen Ziel, das göttlich Belebende im Menschen mit dem thierisch Belebten auf das unschuldigste verbunden gewahr zu werden.

Dr. Jacob Roux

über

die Farben in technischem Sinne.

(1. Heft 1824; 2. Heft 1828.)

Die Zahnischen colorirten Nachbildungen der Pompejischen Wandgemälde setzen uns, außer den glücklichen Gedanken, auch noch durch eine wohlerhaltene Färbung in Erstaunen. Erwägen wir nun, daß jener Farbenschmuck sich durch so manche Jahrhunderte, durch die ungünstigsten Umstände klar und augenfällig erhalten, und finden dagegen Bilder der neuern Zeit, ja der neuesten, geschwärzt, entfärbt, rissig und sich ablösend; treffen wir ferner auch bei Restaurationen dieser Mängel auf gar mancherlei Fehler der ersten Anlage: dann haben wir allerdings den Künstler zu loben, welcher hierüber forschend und nachdenkend einen Theil seiner edlen Zeit anwendet.

Wir empfehlen obgenannte Hefte den Künstlern um desto mehr, als man in der neuern Zeit völlig zu vergessen scheint, daß die Kunst auf dem Handwerk ruht, und daß man sich aller technischen Erfordernisse erst zu versichern habe, ehe man ein eben so würdiges als dauerndes Kunstwerk hervorzubringen Anstalt macht.

Die Bemühungen des ſorgfaltigen Verfaſſers noch höher zu ſchätzen, ſehen wir uns dadurch veranlaßt, daß Palmaroli, der ſich durch ſeine Reſtauration in Dresden ſo viel Verdienſte erworben, in Rom leider mit Tode abgegangen iſt; da denn Uebung und Nachdenken ſowohl über ältere Bilder, wie ſolche allenfalls wieder herzuſtellen, als über die Art den neu zu verfertigenden dauernde Kraft und Haltung zu geben, im Allgemeinen beſtens zu empfehlen ſteht.

Myron's Kuh.

Myron, ein Griechischer Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im siebenten Jahrhundert zu Rom sah, also daß über tausend Jahre dieses Kunstwerk die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Es sind uns von demselben mancherlei Nachrichten übrig geblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorstellung des eigentlichen Gebildes machen; ja was noch sonderbarer scheinen muß, Epigramme, sechsunddreißig an der Zahl, haben uns bisher eben so wenig genutzt, sie sind nur merkwürdig geworden als Verirrungen poetisirender Kunstbeschauer. Man findet sie eintönig, sie stellen nicht dar, sie belehren uns nicht. Sie verwirren vielmehr den Begriff, den man sich von der verlornen Gestalt machen möchte, als daß sie ihn bestimmten.

Genannte und ungenannte Dichter scheinen in diesen rhythmischen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunstwerke; sie wissen nichts davon zu sagen, als daß sie sämmtlich die große Natürlichkeit desselben anzupreisen beflissen sind. Ein solches Dilettantenlob ist aber höchst verdächtig.

Denn bis zur Verwechselung mit der Natur Natürlichkeit darzustellen, war gewiß nicht Myron's Bestreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyclet, in einem

höhern Sinne verfuhr, beſchäftigt war Athleten, ja ſogar den Hercules zu bilden, und gewiß ſeinen Werken Styl zu geben, ſie von der Natur abzuſondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung geweſen wäre: denn dieſe iſt's doch, die am Ende den Kenner wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerkſamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die ſämmtlichen Epigramme preiſen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit, und wiſſen die mögliche Verwechſelung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier ſie beſpringen, ein Kalb an ihr ſaugen, die übrige Heerde ſchließt ſich an ſie an, der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um ſie von der Stelle zu bewegen, er ſchlägt nach ihr, er peitſcht ſie, er dutet ſie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug ſie einzuſpannen, ein Dieb will ſie ſtehlen, eine Bremſe ſetzt ſich auf ihr Fell, ja Myron ſelbſt verwechſelt ſie mit den übrigen Kühen ſeiner Heerde.

Offenbar ſtrebt hier ein Dichter den andern mit leeren redneriſchen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Geſtalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun ſoll ſie zuletzt gar noch brüllen; dieſes fehlte freilich noch zum Natürlichen. Aber eine brullende Kuh, in ſo fern ſie plaſtiſch vorzuſtellen wäre, iſt ein ſo gemeines und noch dazu unbeſtimmtes Motiv, daß es der hochſinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es ſey, fällt jedermann in die Augen, aber unbeſtimmt und unbedeutend iſt es dazu. Sie kann brullen nach der Weide, nach der Heerde, dem Stier, dem Kalbe,

nach dem Stalle, der Melkerin, und wer weiß nach was allem. Auch sagen die Epigramme keineswegs, daß sie gebrullt habe, nur daß sie brüllen würde, wenn sie Eingeweide hatte, so wie sie sich fortbewegen würde, wenn sie nicht an das Piedestal angegossen wäre.

Sollten wir aber nicht trotz aller dieser Hindernisse doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunstwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falschen Umstände, welche in den Epigrammen enthalten sind, ablösen und den wahren Umstand übrig zu behalten suchen.

Niemand wird in der Nähe dieser Kuh, oder als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Heerde, den Ackersmann, den Dieb oder die Bremse denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künstler ihr zugesellen, und zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Es war eine saugende Kuh: denn nur in so fern sie säugt, ist es erst eine Kuh, die uns, als Heerdenbesitzern, bloß durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derselben ohne eigene Anschauung, das Kunstwerk zu schmücken glaubten, so sagen mehrere Epigramme ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine saugende Kuh gewesen.

Myron formte, Wandrer, die Kuh; das Kalb sie erblickend
Nahet lechzend sich ihr, glaubet die Mutter zu sehn.

Armes Kalb, was nahst du dich mir mit bittendem Blicken?
Milch ins Euter hat mir nicht geschaffen die Kunst.

---

eine üble Figur spielen! Wir hätten, sagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unsre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Besatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken lastet, verbiethe ihm durch ihre Schwere, grosse Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerst aufbringen.

Regentinn. Der König meint aber, hörst du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, so einer, der gar keine Raisen annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und schickt deswegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentinn. Du wunderst dich?

Machiavell. Ihr sagt: er schickt. Er fragt wohl, ob er schicken soll?

Regentinn. Der König fragt nicht; er schickt.

Wollte man jedoch gegen die Entschiedenheit dieser beiden Gedichte einigen Zweifel erregen und behaupten, es sey hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Wesen auch nur eine poetische Figur, so erhalten sie doch durch Nachstehendes eine unwidersprechliche Bekräftigung:

Vorbei Hirt bei der Kuh und deine Flöte schweige!
Daß ungestört ihr Kalb sie sauge.

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte stößt, um die Heerde in Bewegung zu setzen. Er soll in ihrer Nähe nicht duten, damit sie sich nicht rühre, das Kalb ist hier nicht supponirt, sondern wirklich bei ihr, und wird für so lebendig angesprochen als sie selbst.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plastische Beiwerk von den poetischen abzusondern gewußt, so haben wir uns noch mehr zu freuen, daß zu Vollendung unserer Absicht, zum Lohne unseres Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden; sie ist auf den Münzen von Dyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptsache sich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon hier bei und sahen gern, durch geschickte Künstler, die flach erhabene Arbeit wieder zur Statue verwandelt.

Da nun dieß herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, abermals vor den Augen der Kenner steht, so darf ich die Vortrefflichkeit der Composition wohl nicht umständlich herausheben. Die Mutter, stramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prachtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische, einer Zelle, einem Heiligthum, ist das kleine nahrungsbedürftige Geschöpf

eingefaßt und füllt den organisch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, alles ist in den besten dieser Copien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet gewesen seyn. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen und die Gruppe schließt sich auf die vollkommenste Weise selbst ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden, und er mag, er kann sich nichts draußen, nichts daneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunstwerk alles Uebrige ausschließen und für den Augenblick vernichten soll.

Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegensatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles was mit Worten kaum ausgesprochen werden kann, verehre der bildende Künstler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen ist eine thierische Function und bei vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das starre bewußtlose Staunen des saugenden Geschöpfes, die bewegliche bewußte Thätigkeit des Gesaugten stehen in dem herrlichsten Contrast. Das Fohlen, schon zu ziemlicher Größe erwachsen, kniet nieder, um sich dem Euter zu bequemen, aus dem es stoßweise die erwünschte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verletzt, halb erleichtert, schaut sich um, und durch diesen Act entspringt das vertraulichste Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken seltner die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bei jedem Frühlingsspaziergang können wir diesen

Act an Schafen und Lämmern mit Ergötzung gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunſt auf, ſolchen über Wies und Feld zerſtreuten Gruppen mehr Aufmerkſamkeit als bisher zu ſchenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunſtwerk, ſo werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thieriſche Geſtalten, einzeln oder geſellt, ſich hauptſächlich zu Darſtellungen qualificiren, die nur von einer Seite geſehen werden, weil alles Intereſſe auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet iſt; deßhalb eignen ſie ſich zu Niſchen- und Wandbildern ſo wie zum Basrelief, und gerade dadurch konnte uns Myron's Kuh, auch flach erhoben, ſo vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig ſo ſehr geprieſenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preiswürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem Griechiſchen plaſtiſchen Künſtler geweſen eine Göttin ſäugend vorzuſtellen. Juno, die dem Hercules die Bruſt reicht, wird dem Poeten verziehen, wegen der ungeheueren Wirkung die er hervorbringt, indem er die Milchſtraße durch den verſpritzten göttlichen Nahrungsſaft entſtehen läßt. Der bildende Künſtler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein, einen Sohn zuzugeſellen, ware für dieſe Majeſtaten höchſt erniedrigend geweſen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höheren Alterthum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido ſelbſt, erſcheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wohl zugeſellt, aber nicht ſo nahe verwandt.

Untergeordnete Weſen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienſte der Ammen, der Erzieher zugetheilt ſind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erſcheinen, da Jupiter ſelbſt von einer Nymphe wo nicht gar von einer

Ziege genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung im Verborgenen genoſſen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chirons und ſo mancher andern.

Bildende Künſtler jedoch haben ihren großen Sinn und Geſchmack am höchſten dadurch bethatigt, daß ſie ſich der thieriſchen Handlung des Säugens an Halbmenſchen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beiſpiel jene Centaurenfamilie des Zeuris. Die Centaurin, auf das Gras hingeſtreckt, giebt der jüngſten Ausgeburt ihres Doppelweſens die Milch der Mutterbruſt, indeſſen ein anderes Thierkind ſich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So iſt uns auch ein ſchönes Familienbild von Waſſergöttern auf einem geſchnittenen Stein übrig geblieben, wahrſcheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Scopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht geruhig durch die Fluthen, ein kleiner Fiſchknabe ſchwimmt munter voraus, ein anderer, dem das ſalzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht ſchmecken mag, ſtrebt an ihr hinauf, ſie hilft ihm nach, indeſſen ſie ein jüngſtes an die Bruſt geſchloſſen tragt. Anmuthiger iſt nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Aehnliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten belehrt, wie höchſt ſchatzbar die Natur auf allen ihren Stufen ſey, da wo ſie mit dem Haupte den göttlichen Himmel und da wo ſie mit den Füßen die thieriſche Erde berührt.

Noch einer Darſtellung jedoch können wir nicht geſchweigen, es iſt die Römiſche Wölfin. Man ſehe ſie wo man will, auch in der geringſten Nachbildung, ſo erregt ſie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieſer wilden Beſtie ſich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung

erfreuen und ſich das fürchterliche Scheuſal des Waldes auch mütterlich nach dieſen fremden Gaſtſäuglingen umſieht, der Menſch mit dem wilden Thiere auf das zärtlichſte in Contact kommt, das zerreißende Monſtrum ſich als Mutter, als Pflegerin darſtellt, ſo kann man wohl einem ſolchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künſtler zuerſt entſprungen ſeyn, der einen ſolchen Gedanken plaſtiſch am beſten zu ſchatzen wußte?

Wie ſchwach erſcheint aber, mit ſo großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — — — — — — — —.

Der Sinn und das Beſtreben der Griechen iſt, den Menſchen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenſchen. Hier iſt ein Theomorphism, kein Anthropomorphism! Ferner ſoll nicht das Thieriſche am Menſchen geadelt werden, ſondern das Menſchliche des Thiers werde hervorgehoben, damit wir uns in höherm Kunſtſinne daran ergötzen, wie wir es ja ſchon, nach einem unwiderſtehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeſchöpfen thun, die wir uns ſo gern zu Geſellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myron's Kuh zurück, ſo bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgeſtellt, welche zum erſtenmale gekalbt; ferner, daß ſie vielleicht unter Lebensgröße geweſen.

Wir wiederholen ſodann das oben zuerſt Geſagte, daß ein Künſtler wie Myron nicht das ſogenannte Natürliche zu gemeiner Täuſchung geſucht haben könne, ſondern daß er den Sinn der Natur aufzufaſſen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter iſt zu verzeihen, wenn er das was im Bilde die höchſte abſichtliche Kunſt iſt, nämlich den harmoniſchen Effect, welcher Seele und

Geiſt des Beſchauers auf Einen Punkt concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es ſich als höchſte Natur mittheilt; aber unverzeihlich wäre es, nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Vorfahren des Prariteles, bei der Vollendung ſeines Werks das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schluſſe ſey uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beizubringen, und zwar das erſte von Menage, welcher Juno auf dieſe Kuh eiferſüchtig ſeyn läßt, weil ſie ihr eine zweite Jo vorzubilden ſcheint. Dieſem braven Neueren iſt alſo zuerſt beigegangen, daß es im Alterthum ſo viele ideelle Thiergeſtalten giebt, ja daß ſie, bei ſo vielen Liebeshändeln und Metamorphoſen, ſehr geeignet ſind das Zuſammentreffen von Göttern und Menſchen zu vermitteln. Ein hoher Kunſtbegriff, auf den man bei Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat.

Als ſie das Kühlein erſah, dein ehernes, eiferte Juno,
Myron! ſie glaubte fürwahr Inachus Tochter zu ſehn.

Zuletzt aber mögen einige rhythmiſche Zeilen ſtehen, die unſere Anſicht gedrängt darzuſtellen geeignet ſind.

Daß du die Herrlichſte biſt, Admetes Heerden ein Schmuck wärſt,
Selber des Sonnengotts Rindern Entſprungene ſcheinſt;
Alles reißet zum Staunen mich hin! zum Preiſe des Künſtlers —
Doch daß du mütterlich auch fühleſt, es ziehet mich an.

Jena, den 20. November 1812.

Anforderung an den modernen Bildhauer.

In der neueſten Zeit iſt zur Sprache gekommen: wie denn wohl der bildende Künſtler, beſonders der plaſtiſche, dem Ueberwinder zu Ehren, ihn als Sieger, die Feinde als Beſiegte darſtellen könne, zu Bekleidung der Architektur, allenfalls im Fronton, im Fries, oder zu ſonſtiger Zierde, wie es die Alten häufig gethan? Dieſe Aufgabe zu löſen hat in den gegenwärtigen Tagen, wo gebildete Nationen mit gebildeten kämpfen, größere Schwierigkeit als damals, wo Menſchen von höheren Eigenſchaften mit rohen thieriſchen oder mit thierverwandten Geſchöpfen zu kämpfen hatten.

Die Griechen, nach denen wir immer als unſern Meiſtern hinaufſchauen müſſen, gaben ſolchen Darſtellungen gleich durch den Gegenſatz der Geſtalten ein entſchiedenes Intereſſe. Götter kämpfen mit Titanen, und der Beſchauende erklärt ſich ſchnell für die edlere Geſtalt; eben derſelbe Fall iſt, wenn Hercules mit Ungeheuern kämpft, wenn Lapithen mit Centauren in Handel gerathen. Zwiſchen dieſen letzte. läßt der Künſtler die Schale des Siegs hin und wieder ſchwanken, Ueberwinder und Ueberwundene wechſeln ihre Rollen, und immer fühlt man ſich geneigt dem rüſtigen Heldengeſchlecht endlich Triumph zu wünſchen. Faſt entgegengeſetzt wird das Gefühl angeregt, wenn Männer mit Amazonen ſich balgen; dieſe, obgleich derb und kühn, werden doch als die ſchwachern geachtet, und ein

heroiſch Frauengeſchlecht fordert unſer Mitleid, ſobald es beſiegt, verwundet oder todt erſcheint. Ein ſchöner Gedanke dieſer Art, den man als den heiterſten ſehr hoch zu ſchätzen hat, bleibt doch immer jener Streit der Bacchanten und Faunen gegen die Tyrrhener. Wenn jene als achte Berg- und Hügelweſen halb reh-, halb bocksartig dem räuberiſchen Seevolk dergeſtalt zu Leibe gehen, daß es in das Meer ſpringen muß, und im Sturz noch der gnadigen Gottheit zu danken hat, in Delphine verwandelt, ſeinem eigenen Elemente auch ferner anzugehören, ſo kann wohl nichts Geiſtreicheres gedacht, nichts Anmuthigeres den Sinnen vorgeführt werden.

Etwas ſchwerfälliger hat Römiſche Kunſt die beſiegten und gefangenen, faltenreich bekleideten Dacier ihren geharniſchten und ſonſt wohlbewaffneten Kriegern auf Triumphſaulen untergeordnet; der ſpatere Polidor aber und ſeine Zeitgenoſſen die bürgerlich geſpaltenen Parteien der Florentiner auf ähnliche Weiſe gegen einander kämpfen laſſen. Hannibal Carrache, um die Kragſteine im Saale des Palaſtes Alexander Fava zu Bologna bedeutend zu zieren, wählt männlich rüſtige Geſtalten mit Sphinxen oder Harpyien im Fauſtgelag, da denn letztere immer die Unterdrückten ſind — ein Gedanke, den man weder glücklich noch unglücklich nennen darf. Der Maler zieht große Kunſtvortheile aus dieſem Gegenſatz, der Zuſchauer aber, der dieſes Motiv zuletzt bloß als mechaniſch anerkennt, empfindet durchaus etwas Ungemüthliches, denn auch Ungeheuer will man überwunden, nicht unterdrückt ſehen.

Aus allem dieſem erhellt jene urſprüngliche Schwierigkeit, erſt Kampfende, ſodann aber Sieger und Beſiegte charakteriſtiſch gegen einander zu ſtellen, daß ein Gleichgewicht erhalten und die ſittliche Theilnahme an beiden nicht geſtört werde.

In der neuern Zeit iſt ein Kunſtwerk, das uns auf ſolche Art anſpräche, ſchon ſeltener. Bewaffnete Spanier mit nackten Americanern im Kampfe vorgeſtellt zu ſehen, iſt ein unertraglicher Anblick; der Gegenſatz von Gewaltſamkeit und Unſchuld ſpricht ſich allzuſchreiend aus, eben wie beim Bethlehemitiſchen Kindermord. Chriſten über Türken ſiegend nehmen ſich ſchon beſſer aus, beſonders wenn das chriſtliche Militär im Coſtüm des ſiebenzehnten Jahrhunderts auftritt. Die Verachtung der Mahomedaner gegen alle Sonſtgläubigen, ihre Grauſamkeit gegen Sclaven unſeres Volkes berechtigt ſie zu haſſen und zu tödten.

Chriſten gegen Chriſten, beſonders der neueſten Zeit, machen kein gutes Bild. Wir haben ſchöne Kupferſtiche, Scenen des Americaniſchen Krieges vorſtellend, und doch ſind ſie, mit reinem Gefühl betrachtet, unerträglich; wohl uniformirte, regelmäßige, kräftig bewaffnete Truppen, im Schlachtgemenge mit einem Haufen zuſammengelaufenen Volks, worunter man Prieſter als Anführer, Kinder als Fahnenträger ſchaut, können das Auge nicht ergötzen, noch weniger den innern Sinn, wenn er ſich auch ſagt, daß der ſchwächere zuletzt noch ſiegen werde. Findet man auch gar halb nackte Wilde mit im Conflict, ſo muß man ſich geſtehen, daß es eine bloße Zeitungsnachricht ſey, deren ſich der Künſtler angenommen. Ein Panorama von dem ſchrecklichen Untergange des Tippo Saibh kann nur diejenigen ergötzt haben, die an der Plünderung ſeiner Schätze Theil genommen.

Wenn wir die Lage der Welt wohl überdenken, ſo finden wir, daß die Chriſten durch Religion und Sitten alle mit einander verwandt und wirklich Brüder ſind, daß uns nicht ſowohl Geſinnung und Meinung als Gewerb und Handel entzweien. Dem Deutſchen Gutsbeſitzer iſt der Engländer

willkommen, der die Wolle vertheuert, und aus eben dem Grunde verwünscht ihn der Mittellandische Fabricant.

Deutsche und Franzosen, obgleich politisch und moralisch im ewigen Gegensatz, können nicht mehr als kampfend bildlich vorgestellt werden; wir haben zu viel von ihrer äußern Sitte, ja von ihrem Militärputz aufgenommen, als daß man beide, fast gleich costümirte Nationen sonderlich unterscheiden könnte. Wollte nun gar der Bildhauer (damit wir dahin zurückkehren, wo wir ausgegangen sind) nach eigenem Recht und Vortheil seine Figuren aller Kleidung und äußern Zierde berauben, so fällt jeder charakteristische Unterschied weg, beide Theile werden völlig gleich; es sind hübsche Leute, die sich einander ermorden, und die fatale Schicksalsgruppe von Eteokles und Polynices müßte immer wiederholt werden, welche bloß durch die Gegenwart der Furien bedeutend werden kann.

Russen gegen Ausländer haben schon größere Vortheile; sie besitzen aus ihrem Alterthume charakteristische Helme und Waffen, wodurch sie sich auszeichnen können; die mannichfaltigen Nationen dieses unermeßlichen Reichs bieten auch solche Abwechselungen des Costüms dar, die ein geistreicher Künstler glücklich genug benutzen möchte.

Solchen Künstlern ist diese Betrachtung gewidmet; sie soll aber und abermals aufmerksam machen auf den günstigen und ungünstigen Gegenstand; jener hat eine natürliche Leichtigkeit und schwimmt immer oben, dieser wird nur mit beschwerlichem Kunstapparat über Wasser gehalten.

Machiavell. So werdet ihr einen erfahrnen Krieger in euern Dienſten haben.

Regentinn. In meinen Dienſten? Rede gerad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vergreifen.

Regentinn. Und ich möchte mich verſtellen. Es iſt mir empfindlich, ſehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder ſagte wie er's denkt, als daß er förmliche Epiſteln unterſchreibt, die ein Staatsſecretär aufſetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einſehen? —

Regentinn. Und ich kenne ſie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern geſäubert und gekehrt haben; und weil ſie ſelbſt nicht zugreifen, ſo findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Beſen in der Hand kommt. O mir iſt's, als wenn ich den König und ſein Conſeil auf dieſer Tapete gewirkt ſähe.

Machiavell. So lebhaft?

Blücher's Denkmal.

Daß Roſtock, eine ſo alte und berühmte Stadt, durch die Großthaten ihres Landsmannes ſich friſch belebt und erhoben fühlte, war ganz naturgemäß; daß die Stellvertreter des Landes, dem ein ſo trefflicher Mann angehört, ſich berufen hielten, demſelben am Orte ſeiner Geburt ein bedeutendes Denkmal zu ſtiften, war eine von den erſten Wirkungen eines lang erſehnten Friedens. Die Verſammlung der Mecklenburgiſchen Stände im December 1814 faßte den einſtimmigen Beſchluß, die Thaten ihres hochberühmten Landsmanns auf eine ſolche Weiſe zu verehren. Die Sanction der beiden Großherzoge königl. Hoh. erfolgte darauf, ſo wie die Zuſage eines bedeutenden Beitrags. Alle Mecklenburger wurden ſodann zu freiwilligen Beiträgen gleichfalls eingeladen, und die Stände bewilligten den allenfalls abgehenden Theil der Koſten. Die höchſtgebildete Erbgroßherzogin Caroline, alles Gute und Schöne befördernd, nahm lebhaften Antheil an dieſem Vorhaben, und wünſchte, im Vertrauen auf ihre Vaterſtadt, daß die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich bei der Ausführung nicht unthätig verhalten möchten. Der engere Ausſchuß der Ritter- und Landſchaft ward beauftragt Ideen und Vorſchläge zu ſammeln; hieraus entſtand eine Concurrenz mehrerer verdienter Künſtler; verſchiedene Modelle, Zeichnungen und Entwürfe

wurden eingesendet. Hier aber that sich die Schwierigkeit hervor, woran in den neuesten Zeiten mancher Plan gescheitert ist: wie nämlich die verschiedenen Wünsche so vieler Interessenten zu vereinigen seyn möchten. Dieses Hinderniß suchte man dadurch zu beseitigen, daß ein, landesherrlicher und ständischerseits genehmigter, Vorschlag durch Herrn Kammerherrn von Preen an den Herausgeber gegenwärtiger Hefte gebracht wurde, wodurch man denselben aufforderte, der Berathung in dieser wichtigen Angelegenheit beizuwohnen. Höchst geehrt durch ein so unerwartetes Vertrauen erneuete derselbe ein früheres Verhältniß mit Herrn Director Schadow in Berlin; verschiedene Modelle wurden gefertigt, und das letzte, bei persönlicher Anwesenheit gedachten Herrn Directors in Weimar, nochmals mit den dortigen Kunstfreunden bedacht und besprochen, sodann aber durch Vermittelung des in dieser Angelegenheit immer thätigen Herrn von Preen die Ausführung höchsten und hohen Orts beschlossen, und dem bereitwilligen Künstler übertragen.

Das Piedestal aus vaterländischem Granit, wird auf der Schweriner Schleifmühle, von der so schöne Arbeiten in dem härtesten Stein bekannt sind, auf Kosten Ihro königl. Hoh. des Großherzogs bearbeitet. Auf diesen Untersatz, von neun Fuß Höhe, kommt die aus Erz gegossene, gleichfalls neun Fuß hohe Statue des Helden zu stehen. Er ist abgebildet mit dem linken Fuß vorschreitend, die Hand am Sabel, die Rechte führt den Commandostab. Seine Kleidung kunstgemäß, doch erinnernd an eine in den neuern Zeiten nicht seltene Tracht. Der Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, wovon der Rachen auf der Brust das Heft bildet. Das entblößte Haupt läßt eine prächtige Stirn sehen, die höchst günstigen Züge des Gesichts sprechen einen bedeutenden Charakter aus, wie denn

überhaupt die ſchlanke Geſtalt des Kriegers dem Künſtler ſehr willkommen entgegen tritt.

Zu bedeutenden halberhobenen Arbeiten an das Piedeſtal ſind auch ſchon Zeichnungen und Vorſchläge eingereicht, deren nähere Beſtimmung noch zu erwarten ſteht.

Die am Schluſſe des Jahres 1815 verſammelten Stände benutzten den 16. December, als den Geburtstag des Fürſten, ihre dankbare Verehrung, nebſt der Anzeige des von ſeinem Vaterlande ihm zu errichtenden Monuments überreichen zu laſſen; die darauf erfolgte Antwort geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl daß die That ſelbſt ſpreche, ein Denkmal derſelben eher ablehnen als begünſtigen möchte.

Fürſt Blücher's Denkbild.

Auszug eines Schreibens, Berlin den 29. Auguſt 1818.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Koloſſal-Statue des Fürſten Blücher trefflich gerathen iſt. Außer dem Kopf iſt es die ganze Höhe vom Halſe an bis herunter mit der Plinte. Den 21. d. M., Abends gegen 6 Uhr, wurde dem Ofen Feuer gegeben und des andern Morgens um 4 Uhr abgeſtochen. Ein Hundert und vier Centner waren eingeſetzt worden. Der größere Theil hievon diente dem eigentlich in die Form Einfließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und ſetzte ſich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Guſſes abzunehmen. Geſtern haben wir den

Guß bis unter die Plinte von Form freigemacht und uns überzeugt, daß von oben bis unten alles dicht und rein ausgefallen. Sonst geschieht bei dergleichen großen Güssen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimsstein, poros vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmasse gemischt sind, welches alles hier nicht der Fall ist.

Der Guß geschah in der königlichen Kanonengießerei beim Zeughause, und man ist, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedachtigkeit und Einsicht des Französischen Formers und Gießers, so wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten schuldig, ohne welches Einverständniß man nicht sicher gearbeitet und einen so wichtigen Zweck schwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die sonderbare Eigenschaft, daß man den Augenblick der höchsten Flüssigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbei ist, man durch das stärkste Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Diesen Augenblick zu erkennen, haben unsere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

Ich habe schon gemeldet, daß eine solche Form aus horizontalen Schichten besteht, und wie gut das Metall muß geflossen seyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derselben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen ist.

Nun haben wir den Kern herauszuschaffen, welches eine schwierige Arbeit ist, da uns nur drei Oeffnungen zu Gebote stehen, nämlich unten durch die beiden Fußsohlen, inwendig der Plinte und oben am Hals. Um den Mantel schwebend zu erhalten, sind künstliche Vorrichtungen angebracht; metallne Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewande hervorstehen, und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was jemanden, der in Rußland gießen sah, neu war, ist die hier angewendete größere Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort sah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß sie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man ist in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch so viele Verästungen gleichsam abgefangen wird und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig ist auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches sonst die Dicke des Metalles bestimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und diese wieder abgenommen ist, wird die ganze Oberfläche beschabt, und zwar um so viel als die Metalldicke künftighin betragen soll. In diesem Zustande gab unsere Statue einen sonderbaren Anblick; die Figur schien sehr lang und dünn und daher außer aller Proportion."

Von diesem und anderem wird Herr Director Schadow dem Publicum hoffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk selbst vor aller Augen steht. Man hofft, daß dieses Standbild an Ort und Stelle auf den 18. Juni 1819 wird zu schauen seyn. Die zwei Reliefstafeln werden in dießjähriger Ausstellung erscheinen. Die erste stellt vor den Helden, sich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind bedrohend; der Genius des Vaterlandes schützt ihn mit der Aegide; die zweite zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämonische Gestalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beistand der guten Geister.

Folgende Inſchriften ſind genehmigt:

Dem Fürſten
Blücher
von Wahlstadt
Die Seinen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Die Externsteine.

An der südwestlichen Gränze der Grafschaft Lippe zieht sich ein langes waldiges Gebirg hin, der Lippische Wald, sonst auch der Teutoburger Wald genannt, und zwar in der Richtung von Südost nach Südwest; die Gebirgsart ist bunter Sandstein.

An der nordöstlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn am Ausgange eines Thales, stehen, abgesondert vom Gebirg, drei bis vier einzelne senkrecht in die Höhe strebende Felsen; ein Umstand der bei genannter Gebirgsart nicht selten ist. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühsten Zeiten Ehrfurcht; sie mochten dem heidnischen Gottesdienst gewidmet seyn und wurden sodann dem christlichen geweiht. Der compacte, aber leicht zu bearbeitende Stein gab Gelegenheit Einsiedeleien und Capellen auszuhöhlen, die Feinheit des Korns erlaubte sogar Bildwerke darin zu arbeiten. An dem ersten und größten dieser Steine ist die Abnahme Christi vom Kreuz in Lebensgröße, halb erhaben in die Felswand eingemeißelt.

Eine treffliche Nachbildung dieses merkwürdigen Alterthums verdanken wir dem Königl. Preußischen Hofbildhauer Hrn. Rauch, welcher dasselbe im Sommer 1823 gezeichnet, und, erwehrt man sich auch nicht des Vermuthens, daß ein zarter Hauch der Ausbildung dem Künstler des 19ten Jahrhunderts angehöre, so ist doch die Anlage selbst schon bedeutend

genug, deren Verdienſt einer früheren Epoche nicht abgeſprochen werden kann.

Wenn von ſolchen Alterthümern die Rede iſt, muß man immer vorausſagen und ſetzen, daß, von der chriſtlichen Zeitrechnung an, die bildende Kunſt, die ſich im Nordweſten niemals hervorthat, nur noch im Sudoſten, wo ſie ehemals den höchſten Grad erreicht, ſich erhalten, wiewohl nach und nach verſchlechtert habe. Der Byzantiner hatte Schulen oder vielmehr Gilden der Malerei, der Moſaik, des Schnitzwerks, auch wurzelten dieſe und rankten um ſo feſter, als die chriſtliche Religion eine von den Heiden ererbte Leidenſchaft, ſich an Bildern zu erfreuen und zu erbauen, unabläſſig forthegte, und daher dergleichen ſinnliche Darſtellungen geiſtiger und heiliger Gegenſtande auf einen ſolchen Grad vermehrte, daß Vernunft und Politik empört ſich dagegen zu ſtrauben anfingen, wodurch denn das größte Unheil entſchiedener Spaltungen der Morgenländiſchen Kirche bewirkt ward.

Im Weſten war dagegen alle Fähigkeit irgend eine Geſtalt hervorzubringen, wenn ſie je da geweſen, völlig verloren. Die eindringenden Völker hatten alles was in früherer Zeit dahin gewandert ſeyn mochte, weggeſchwemmt, eine öde bildloſe Landweite war entſtanden; wie man aber, um ein mannsweichliches Bedürfniß zu befriedigen, ſich überall nach den Mitteln umſieht, auch der Künſtler ſich immer gern dahin begiebt wo man ſein bedarf, ſo konnte es nicht fehlen, daß, nach einiger Beruhigung der Welt, bei Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens, zu Beſtimmung der Einbildungskraft die Bilder im nördlichen Weſten gefordert und öſtliche Künſtler dahin gelockt wurden.

Ohne alſo weitläufiger zu ſeyn, geben wir gerne zu, daß ein mönchiſcher Künſtler, unter den Schaaren der Geiſtlichen,

die der erobernde Hof Carl des Großen nach ſich zog, dieſes Werk könne verfertigt haben. Solche Techniker, wie noch jetzt unſere Stuckatoren und Arabeskenmaler, führten Muſter mit ſich, wornach ſie auch deßhalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Geſtalt ſich zu ſicherem andächtigen Behuf immerfort identiſch eindrücken und ſo ihre Wahrhaftigkeit beſtärken ſollte.

Wie dem nun auch ſey, ſo iſt das gegenwärtig in Frage ſtehende Kunſtwerk ſeiner Art und Zeit nach gut, ächt und ein öſtliches Alterthum zu nennen, und da die treffliche Abbildung jedermann im Steindruck zugänglich ſeyn wird, ſo wenden wir unſere Aufmerkſamkeit zuerſt auf die geſtauchte Form des Kreuzes, die ſich der gleichſchenklichen des Griechiſchen annähert; ſodann aber auf Sonn und Mond, welche in den obern Winkeln zu beiden Seiten ſichtbar ſind und in ihren Scheiben zwei Kinder ſehen laſſen, auf welchen beſonders unſere Betrachtung ruht.

Es ſind halbe Figuren, mit geſenkten Köpfen, vorgeſtellt wie ſie große herabſinkende Vorhange halten, als wenn ſie damit ihr Angeſicht verbergen und ihre Thränen abtrocknen wollten.

Daß dieſes aber eine uralte ſinnliche Vorſtellung der Orientaliſchen Lehre, welche zwei Principien annimmt, geweſen ſey, erfahren wir durch Simplicius Auslegung zu Epictet, indem derſelbe im vierunddreißigſten Abſchnitt ſpottend ſagt: „Ihre Erklärung der Sonn- und Mond-Finſterniſſe legt eine zum Erſtaunen hohe Gelehrſamkeit an den Tag: denn ſie ſagen, weil die Uebel, die mit dem Bau der Welt verflochten ſind, durch ihre Bewegungen viel Verwirrung und Aufruhr machen, ſo ziehen die Himmelslichter gewiſſe Vorhange vor, damit ſie an jenem Gewühl nicht den mindeſten Theil nehmen, und die Finſterniſſe ſeyen nichts anders als dieſes Verbergen der Sonne oder des Mondes hinter ihrem Vorhang.“

Nach dieſen hiſtoriſchen Grundlagen gehen wir noch etwas weiter und bedenken, daß Simplicius, mit mehreren Philoſophen aus dem Abendlande, um die Zeit des Manes nach Perſien wanderte, welcher ein geſchickter Maler oder doch mit einem ſolchen verbündet geweſen zu ſeyn ſcheint, indem er ſein Evangelium mit wirkſamen Bildern ſchmückte und ihm dadurch den beſten Eingang verſchaffte. Und ſo wäre es wohl möglich, daß ſich dieſe Vorſtellung von dort her ſchriebe, da ja die Argumente des Simplicius gegen die Lehre von zwei Principien gerichtet ſind.

Doch da in ſolchen hiſtoriſchen Dingen aus ſtrenger Unterſuchung immer mehr Ungewißheit erfolgt, ſo wollen wir uns nicht allzufeſt hierauf lehnen, ſondern nur andeuten, daß dieſe Vorſtellung des Externſteins einer uralten Orientaliſchen Denkweiſe gemäß gebildet ſey.

Uebrigens hat die Compoſition des Bildes wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablaſſender Theilnehmer ſcheint auf einen niedrigen Baum getreten zu ſeyn, der ſich durch die Schwere des Mannes umbog, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden iſt. Der Aufnehmende iſt anſtändig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingeſtellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabſinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten ſtehenden Mutter ſich lehnt, ja durch ihre Hand ſanft angedrückt wird; ein ſchönes würdiges Zuſammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer ſo erhabenen Mutter zukommt. In ſpäteren Vorſtellungen erſcheint ſie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, ſodann in dem Schooß ihrer Frauen ohnmächtig liegend, bis ſie zuletzt, bei Daniel von Volterra, rücklings quer hingeſtreckt, unwürdig auf dem Boden geſehen wird.

Regentinn. Es fehlt kein Zug. Es sind gute Menschen drunter. Der ehrliche Rodrich, der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Frenda, der feste Las Vargas, und noch einige die mitgehen, wenn die gute Partie mächtig wird. Da sitzt aber der hohlängige Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwischen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden sich tragen lassen, selbst aber schlechte Stallmeister sind, und solche Späße, die ich ehmals von den politischen Herren habe mir durchhören müssen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemählde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentinn. Gesteht nur, Machiavell: In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls mahlen könnte, ist kein Ton so gelbbraun, gallenschwarz, wie Alba's Gesichtsfarbe, und als die Farbe, aus der Er mahlt. Jeder

Aus einer ſolchen das Bild durchſchneidenden horizontalen Lage der Mutter jedoch haben ſich die Künſtler wahrſcheinlich deßhalb nicht wieder herausgefunden, weil eine ſolche Linie, als Contraſt des ſchroff in die Höhe ſtehenden Kreuzes, unerläßlich ſcheint.

Daß eine Spur des Manichäismus durch das Ganze gehe, möchte ſich auch noch durch den Umſtand bekräftigen, daß wenn Gott der Vater ſich über dem Kreuze mit der Siegesfahne zeigt, in einer Höhle unter dem Boden ein paar hart gegen einander knieende Männer von einem löwenklauigen Schlangendrachen als dem böſen Princip umſchlungen ſind, welche, da die beiden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, durch das obere große Opfer kaum zu retten ſeyn möchten.

Und nun vergeſſen wir nicht anzuführen, daß in d'Agincourt's Werk: **Histoire des Arts par les Monumens**, und zwar auf deſſen 163 Tafel, eine ähnliche Vorſtellung vorhanden iſt, wo auf einem Gemälde, die Kreuzabnahme vorſtellend, oben an der einen Seite der Sonnenknabe deutlich zu ſehen iſt, indeſſen der Mondknabe durch die Unbilden der Zeit ausgelöſcht worden.

Nun aber zum Schluß werd' ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithratafeln zu ſehen ſeyen, weßhalb ich denn die erſte Tafel aus Thomas Hyde **Historia Religionis veterum Persarum** bezeichne, wo die alten Götter Sol und Luna noch aus Wolken, oder hinter Gebirgen, in erhobener Arbeit hervortreten, ſodann aber die Tafeln XIX und XX zu Heinrich Seel's Mithrageheimniſſen, Aarau 1823, noch anführe, wo die genannten Gottheiten in flach vertieften Schaalen wenig erhöht ſymboliſch gebildet ſind.

Christus

nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeschlagen.

Wenn wir den Malern abgerathen, sich vorerst mit biblischen Gegenständen zu beschäftigen, so wenden wir uns, um die hohe Ehrfurcht die wir vor jenem Cyclus hegen, zu bethätigen, an die Bildhauer, und denken hier die Angelegenheit im Großen zu behandeln.

Es ist uns schmerzlich zu vernehmen, wenn man einen Plastiker auffordert Christus und seine Apostel in einzelnen Bildnissen aufzustellen; Raphael hat es mit Geist und Heiterkeit einmal malerisch behandelt und nun sollte man es dabei bewenden lassen. Wo soll der Plastiker die Charaktere vernehmen, um sie genugsam zu sondern? Die Zeichen des Märtyrerthums sind der neuern Welt nicht anständig genugend, der Künstler will die Bestellung nicht abweisen, und da bleibt ihm denn zuletzt nichts übrig, als wackern, wohlgebildeten Männern Ellen auf Ellen Tuch um den Leib zu drapiren, mehr als sie je in ihrem ganzen Leben möchten gebraucht haben.

In einer Art von Verzweiflung, die uns immer ergreift wenn wir mißgeleitete oder mißbrauchte schöne Talente zu bedauern haben, bildete sich bei mir der Gedanke: dreizehn Figuren aufzustellen, in welchen der ganze biblische Cyclus

begriffen werden könnte; welches wir denn mit gutem Wissen und Gewissen hiedurch mittheilen.

I.

Adam,

in vollkommen menschlicher Kraft und Schönheit; ein Kanon, nicht wie der Heldenmann, sondern wie der fruchtreiche, weichstarke Vater der Menschen zu denken seyn möchte; mit dem Fell bekleidet, das seine Nacktheit zu decken ihm von oben gegeben ward. Zu der Bildung seiner Gesichtszüge würden wir den größten Meister auffordern. Der Urvater sieht mit ernstem Blick, halb traurig lachelnd, auf einen derben, tüchtigen Knaben, dem er die rechte Hand aufs Haupt legt, indem er mit der linken das Grabscheit, als von der Arbeit ausruhend, nachlässig sinken laßt.

Der erstgeborne Knabe, ein tüchtiger Junge, erwürgt, mit wildem Kindesblick und kraftigen Fausten, ein paar Drachen die ihn bedrohen wollten, wozu der Vater, gleichsam über den Verlust des Paradieses getröstet, hinsieht. Wir stellen bloß das Bild dem Künstler vor die Augen, es ist für sich deutlich und rein, was man hinzu denken kann ist gering.

II.

Noah,

als Winzer, leicht gekleidet und geschürzt, aber doch schon gegen das Thierfell anmuthig contrastirend, einen reich behangenen Rebestock in der linken Hand, einen Becher, den er zutraulich hinweis't, in der rechten. Sein Gesicht edel-heiter, leicht von dem Geiste des Weins belebt. Er muß die zufriedene Sicherheit seiner selbst andeuten, ein behagliches

Bewußtſeyn, daß wenn er auch die Menſchen von wirklichen Uebeln nicht zu befreien vermöge, er ihnen doch ein Mittel, das gegen Sorge und Kummer, wenn auch nur augenblicklich, wirken ſolle, darzureichen das Glück habe.

III.

Moſes.

Dieſen Heroen kann ich mir freilich nicht anders als ſitzend denken, und ich erwehre mich deſſen um ſo weniger, als ich, um der Abwechſelung willen, auch wohl einen Sitzenden und in dieſer Lage Ruhenden möchte dargeſtellt ſehen. Wahrſcheinlich hat die überkraftige Statue des Michel Angelo, am Grabe Julius des Zweiten, ſich meiner Einbildungskraft dergeſtalt bemachtigt, daß ich nicht von ihr loskommen kann; auch ſey deßwegen das fernere Nachdenken und Erfinden dem Künſtler und Kenner überlaſſen.

IV.

David

darf nicht fehlen, ob er mir gleich auch als eine ſchwierige Aufgabe erſcheint. Den Hirtenſohn, Glücksritter, Helden, Sanger, König und Frauenlieb in Einer Perſon, oder eine vorzügliche Eigenſchaft derſelben hervorgehoben, darzuſtellen, möge dem genialen Künſtler glücken.

V.

Jeſaias.

Fürſtenſohn, Patriot und Prophet, ausgezeichnet durch eine würdige, warnende Geſtalt. Könnte man durch irgend

eine Ueberlieferung dem Coſtüme jener Zeiten beikommen, ſo wäre das hier von großem Werthe.

VI.

Daniel.

Dieſen getrau' ich mir ſchon näher zu bezeichnen. Ein heiteres, längliches, wohlgebildetes Geſicht, ſchicklich bekleidet, von langem lockigem Haar, ſchlanke zierliche Geſtalt, enthuſiaſtiſch in Blick und Bewegung. Da er in der Reihe zunächſt an Chriſtum zu ſtehen kommt, würd' ich ihn gegen dieſen gewendet vorſchlagen, gleichſam im Geiſte den Verkündeten vorausſchauend.

Wenn wir uns vorſtellen in eine Baſilika eingetreten zu ſeyn und, im Vorſchreiten, links die beſchriebenen Geſtalten betrachtet zu haben, ſo gelangen wir nun in der Mitte vor

VII.

Chriſtus ſelbſt,

welcher, als hervortretend aus dem Grabe, darzuſtellen iſt. Die herabſinkenden Grabestücher werden Gelegenheit geben den, göttlich, aufs neue Belebten, in verherrlichter Mannesnatur und ſchicklicher Nacktheit darzuſtellen, zur Verſöhnung, daß wir ihn ſehr unſchicklich gemartert, ſehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam ſehen mußten. Es wird dieſes eine der ſchönſten Aufgaben für den Künſtler werden, welche unſres Wiſſens noch niemals glücklich gelöſ't worden iſt.

Gehen wir nun an der andern Seite hinunter und

betrachten die sechs folgenden neutestamentlichen Gestalten, so finden wir

VIII.

den Jünger Johannes.

Diesem würden wir ein rundliches Gesicht, krause Haare und durchaus eine derbere Gestalt als dem Daniel geben, um durch jenen das sehnsüchtige Liebestreben nach dem Höchsten, hier die befriedigte Liebe in der herrlichsten Gegenwart auszudrücken. Bei solchen Contrasten läßt sich, auf eine zarte, kaum den Augen bemerkbare Weise, die Idee darstellen, von welcher wir eigentlich ergriffen sind.

IX.

Matthäus der Evangelist.

Diesen würden wir vorstellen als einen ernsten, stillen Mann von entschieden ruhigem Charakter. Ein Genius, wie ihm ja immer zugetheilt wird, hier aber in Knabengestalt, würde ihm beigesellt, der in flach erhobener Arbeit eine Platte ausmeißelt, auf deren sichtbarem Theil man die Verehrung des auf der Mutter Schooße sitzenden Jesuskindlein, durch einen König, im Fernen durch einen Hirten, mit Andeutungen von folgenden, zu sehen hatte. Der Evangelist, ein Täfelchen in der Linken, einen Griffel in der Rechten, blickt heiter aufmerksam nach dem Vorbilde, als einer der augenblicklich niederschreiben will. Wir sehen diese Gestalt mit ihrer Umgebung auf mannichfaltige Weise freudig im Geiste.

Wir betrachten überhaupt diesen, dem Sinne nach, als das Gegenbild von Moses, und wünschen, daß der Künstler tiefen Geistes, hier Gesetz und Evangelium in Contrast bringe;

jener hat die schon eingegrabenen starren Gebote im Urstein, dieser ist im Begriff das lebendige Ereigniß leicht und schnell aufzufassen. Jenem möchte ich keinen Gesellen geben, denn er erhielt seine Tafeln unmittelbar aus der Hand Gottes, bei diesem aber kann, wenn man allegorisiren will, der Genius die Ueberlieferung vorstellen, durch welche eine dergleichen Kunde erst zu dem Evangelisten mochte gekommen seyn.

X.

Diesen Platz wollen wir dem Hauptmann von Capernaum gönnen; er ist einer der ersten Gläubigen, der von dem hohen Wundermanne Hülfe fordert, nicht für sich, noch einen Blutsverwandten, sondern für den treusten willfahrigsten Diener. Es liegt hierin etwas so Zartes, daß wir wünschten es möchte mit empfunden werden.

Da bei dem ganzen Vorschlag eigentlich Mannichfaltigkeit zugleich beabsichtigt ist, so haben wir hier einen römischen Hauptmann, in seinem Costüme, der sich trefflich ausnehmen wird. Wir verlangen nicht gerade, daß man ihm ausdrücklich ansehe, was er bringt und will, es ist uns genug wenn der Künstler einen kräftig verständigen und zugleich wohlwollenden Mann darstellt.

XI.

Maria Magdalena.

Diese würde ich sitzend, oder halb gelehnt dargestellt wünschen, aber weder mit einem Todtenkopf noch einem Buche beschaftigt; ein zu ihr gesellter Genius müßte ihr das Salbflaschchen vorweisen, womit sie die Füße des Herrn geehrt, und sie sahe es mit frommem, wohlgefalligem Behagen an. Diesen

Gedanken haben wir schon in einer allerliebsten Zeichnung ausgeführt gesehen, und wir glauben nicht, daß etwas Fromm-anmuthigeres zu denken sey.

XII.

Paulus.

Der ernste gewaltige Lehrer! Er wird gewöhnlich mit dem Schwerte vorgestellt, welches wir aber wie alle Marter-instrumente ablehnen und ihn lieber in der beweglichen Stel-lung zu sehen wünschten, eines, der seinem Wort, mit Mienen sowohl als Gebärde, Nachdruck verleihen und Ueber-zeugung erringen will. Er würde als Gegenstück von Jesaias, dem vor Gefahr warnenden Lehrer, dem die traurigsten Zu-stände vorauserblickenden Seher, nicht gerade gegenüber stehen, aber doch in Bezug zu denken seyn.

XIII.

Petrus.

Diesen wünscht' ich nun auf das geistreichste und wahr-hafteste behandelt.

Wir sind oben in eine Basilika hereingetreten, haben zu beiden Seiten in den Intercolumnien die zwölf Figuren im Allgemeinen erblickt; in der Mitte, in dem würdigsten Raum, den Einzelnen, Unvergleichbaren. Wir fingen, historisch, auf unserer linken Hand an, und betrachteten das Einzelne der Reihe nach.

In der Gestalt, Miene, Bewegung St. Peters aber wünscht' ich folgendes ausgedrückt. In der Linken hangt ihm ein kolossaler Schlüssel, in der Rechten trägt er den Gegen-part, eben wie einer der im Begriff ist auf- oder zuzuschließen.

Diese Haltung, diese Miene recht wahrhaft auszudrücken, müßte einem ächten Künstler die größte Freude machen. Ein ernster forschender Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet seyn, ob er denn auch sich hierher zu wagen berechtigt sey? und dadurch würde zugleich dem Scheidenden die Warnung gegeben, er möge sich in Acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Thüre für immer zugeschlossen werde.

Wiederaufnahme.

Ehe wir aber wieder hinaustreten, drängen sich uns noch folgende Betrachtungen auf. Hier haben wir das alte und neue Testament, jenes vorbildlich auf Christum deutend, sodann den Herrn selbst in seine Herrlichkeit eingehend, und das neue Testament sich in jedem Sinne auf ihn beziehend. Wir sehen die größte Mannichfaltigkeit der Gestalten und doch immer, gewissermaßen paarweise, sich auf einander beziehend, ohne Zwang und Anforderung: Adam auf Noah, Moses auf Matthaus, Jesaias auf Paulus, Daniel auf Johannes; David und Magdalena möchten sich unmittelbar auf Christum selbst beziehen, jener stolz auf solch einen Nachkommen, diese durchdrungen von dem allerschönsten Gefühle, einen würdigen Gegenstand für ihr liebevolles Herz gefunden zu haben. Christus steht allein im geistigsten Bezug zu seinem himmlischen Vater. Den Gedanken, ihn darzustellen, wie die Grabestücher von ihm wegsinken, haben wir schon benutzt gefunden, aber es ist nicht die Frage, neu zu seyn, sondern das Gehörige zu finden, oder wenn es gefunden ist, es anzuerkennen.

Es ist offenbar, daß bei der Fruchtbarkeit der Bildhauer sie nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Gegenstände sind; hier werden ihnen viele Figuren geboten, deren jede einzeln werth ist des Unternehmens; und solli' auch das Ganze, im

Großen ausgeführt, nur der Einbildungskraft anheim gegeben werden, so wäre doch, in Modellen maßiger Größe, mancher Ausstellung eine anmuthige Mannichfaltigkeit zu geben. Der Verein der dergleichen billigte würde wahrscheinlich Beifall und Zufriedenheit erwerben.

Würden mehrere Bildhauer aufgerufen, sich, nach ihrer Neigung und Fahigkeit, in die einzelnen Figuren zu theilen, sie, in gleichem Maaßstab, zu modelliren, so könnte man eine Ausstellung machen, die, in einer großen bedeutenden Stadt, gewiß nicht ohne Zulauf seyn würde.

ist bey ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder: denn aus diesem Kapitel kann man sie alle sogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, sieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut ist. — Da hängt er sich an jeden Muthwillen, der vorbey ist, erinnert an jede Unruhe, die gestillt ist; und es wird dem Könige vor den Augen so voll Meuterey, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er sich vorstellt, sie fräßen sich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bey uns lange vergessen ist. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um, und wähnt, so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt ihr nicht Regentinn?

Regentinn. Das kenn' ich. Er wird eine Instruction bringen. — Ich bin in Staats-

Verein der deutschen Bildhauer.

Jena, den 27. Julius 1917.

Da von allen Zeiten her die Bildhauerkunst das eigentliche Fundament aller bildenden Kunst gewesen und mit deren Abnahme und Untergang auch alles andere Mit- und Untergeordnete sich verloren; so vereinigen sich die deutschen Bildhauer in dieser bedenklichen Zeit, ohne zu untersuchen wie die übrigen verwandten Künste sich vorzusehen hätten, auf ihre alten, anerkannten, ausgeübten und niemals widersprochenen Rechte und Satzungen dergestalt, daß es für Kunst und Handwerk gelte, wo erhobene, halb und ganz runde Arbeit zu leisten ist.

Der Hauptzweck aller Plastik, welches Wortes wir uns künftighin zu Ehren der Griechen bedienen, ist, daß die Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt dargestellt werde. Daher ist ihr alles außer dem Menschen zwar nicht fremd, aber doch nur ein Nebenwerk, welches erst der Würde des Menschen angenähert werden muß, damit sie derselbigen diene, ihr nicht etwa in den Weg trete, oder vielleicht gar hinderlich und schädlich sey. Dergleichen sind Gewänder und alle Arten von Bekleidungen und Zuthaten; auch sind die Thiere hier gemeint, welche diejenige Kunst ganz allein würdig bilden kann, die ihnen ihren Theil von dem im Menschen wohnenden Gottesgebilde in hohem Maaße zuzutheilen versteht.

Der Bildhauer wird daher von frühſter Jugend auf einſehen, daß er eines Meiſters bedarf und aller Selbſtlernerei, d. h. Selbſtqualerei zeitig abſagen. Er wird das geſunde menſchliche Gebilde vom Knochenbau herauf, durch Bänder, Sehnen und Muskeln aufs fleißigſte durchüben; welches ihm keine Schwierigkeit machen wird, wenn ſein Talent, als ein Selbſtgeſundes ſich im Geſunden und Jugendlichen wieder anerkennt.

Wie er nun das vollkommene, obſchon gleichgültige Ebenmaaß der menſchlichen Geſtalt, männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſich als einen würdigen Kanon anzueignen und denſelben darzuſtellen im Stande iſt, ſo iſt alsdann der nächſte Schritt zum Charakteriſtiſchen zu thun. Hier bewährt ſich nun jener Typus auf und ab zu allem Bedeutenden, welches die menſchliche Natur zu offenbaren fähig iſt, und hier ſind die griechiſchen Muſter allen andern vorzuziehen, weil es ihnen glückte den Raupen- und Puppen-Zuſtand ihrer Vorgänger zur höchſtbewegten Pſyche hervorzuheben, alles wegzunehmen, und ihren Nachfolgern, die ſich nicht zu ihnen bekennen, ſondern in ihrer Unmacht Original ſeyn wollen, in dem Sanften nur Schwäche und in dem Starken nur Parodie und Carricatur übrig zu laſſen.

Weil aber in der Plaſtik zu denken und zu reden ganz unzuläſſig und unnütz iſt, der Künſtler vielmehr würdige Gegenſtände mit Augen ſehen muß, ſo hat er nach den Reſten der höchſten Vorzeit zu fragen, welche denn ganz allein in den Arbeiten des Phidias und ſeiner Zeitgenoſſen zu finden ſind. Hiervon darf man [illegible] entſchieden ſprechen, weil genugſame Reſte dieſer Art uns ſchon jetzt in London befinden, ſo daß man alſo einen jeden Plaſtiker gleich an die rechte Quelle weiſen kann.

Jeder deutsche Bildhauer verbindet sich daher: alles was ihm von eignem Vermögen zu Gebote steht oder was ihm durch Freunde, Gönner und sonstige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reise nach England mache und daselbst so lang' als möglich verweile; indem allhier zuvörderst die Elginischen Marmore, sodann aber auch die übrigen dort befindlichen dem Museum einverleibten Sammlungen eine Gelegenheit geben, die in der bewohnten Welt nicht weiter zu finden ist.

Daselbst studire er vor allen Dingen aufs fleißigste den geringsten Ueberrest des Parthenons und des Phigalischen Tempels; auch der kleinste, ja beschadigte Theil wird ihm Belehrung geben. Dabei bedenke er freilich, damit er sich nicht entsetze, daß es nicht gerade nöthig sey ein Phidias zu werden.

Denn obgleich in höherem Sinne nichts weniger von der Zeit abhängt, als die wahre Kunst, sie auch wohl überall immer zur Erscheinung kommen könnte, wenn selbst der talentreiche Mensch sich nicht gewöhnlich gefiele albern zu seyn, so ist in unserer gegenwartigen Lage wohl zu betrachten, daß ja die Nachfolger des Phidias selbst schon von jener strengen Höhe herabstiegen, theils in Junonen und Aphroditen, theils in Ephebischen und Herculischen Gestalten, und was der Zwischenkreis alles enthalten mag, sich jeder nach seinen Fahigkeiten und seinem eigenen Charakter zu ergehen wußte, bis zuletzt das Portrait selbst, Thiere und Phantasiegestalten von der hohen Würde des Olympischen Jupiters und der Pallas des Parthenons participirten.

In diesen Betrachtungen also erkennen wir an, daß der Plastiker die Kunstgeschichte in sich selbst repräsentiren musse; denn an ihm wird sogleich merklich, von welchem Punkte er

ausgegangen. Welch ein lebender Meiſter dem Künſtler beſchieden iſt, hängt nicht von ihm ab; was er aber für Muſter aus der Vergangenheit ſich wählen will, das iſt ſeine Sache ſobald er zur Erkenntniß kommt, und da wähle er nur immer das Höchſte: denn er hat alsdann einen Maaßſtab, wie ſchätzenswerth er noch immer ſey, wenn er auch hinter jenem zurückbleibt. Wer unvollkommene Muſter nachahmt, beſchädigt ſich ſelbſt: er will ſie nicht übertreffen, ſondern hinter ihnen zurückbleiben.

Sollte aber dieſer gegenwärtige Vereinsvorſchlag von den Gliedern der edlen Zunft gebilligt und mit Freuden aufgenommen werden, ſo iſt zu hoffen, daß die deutſchen Gönner auch hierhin ihre Neigung wenden. Denn obgleich ein jeder Künſtler, der ſich zum Plaſtiſchen beſtimmt fühlt, ſich dieſe Wallfahrt nach London zuſchwören und mit Gefahr des Pilger- und Märtyrthums ausführen muß, ſo wird es doch der deutſchen Nation viel anſtändiger und für die gute Sache ſchneller wirkſam werden, wenn ein geprüfter junger Mann von hinreichender Fertigkeit dorthin mit Empfehlungen geſendet und unter Aufſicht gegeben würde.

Denn gerade, daß deutſche Künſtler nach Italien, ganz auf ihre eigene Hand, ſeit dreißig Jahren gegangen und dort, nach Belieben und Grillen, ihr halb künſtleriſches, halb religiöſes Weſen getrieben, dieſes iſt Schuld an allen neuen Verirrungen, welche noch eine ganze Weile nachwirken werden.

Haben die Engländer eine afrikaniſche Geſellſchaft, um gutmüthige, dunkel-ſtrebende Menſchen in die widerwärtigen Wüſten zu Entdeckungen abzuſenden, die man recht gut vorausſehen konnte, ſollte nicht in Deutſchland der Sinn erwachen, die uns ſo nahe gebrachten über alle Begriffe würdigen Kunſtſchätze auch wie das Mittelland zu benutzen?

Hier wär' eine Gelegenheit wo die Frankfurter ungeheure und wirklich disproportionirte Städeliſche Stiftung ſich auf dem höchſten bedeutenden Punkt entſchieden ſehen laſſen könnte. Wie leicht würde es den dortigen großen Handelshäuſern ſeyn, einen jungen Mann zu empfehlen und durch ihre mannichfaltigen Verbindungen in Aufſicht halten zu laſſen.

Ob freilich ein ächtes plaſtiſches Talent in Frankfurt geboren ſey, iſt noch die Frage und die noch ſchwerer zu beantworten, ob man die Kunſt außerhalb der Bürgerſchaft befördern dürfe.

Genug, die Sache iſt von der Wichtigkeit, beſonders in dem gegenwärtigen Augenblick, daß ſie wohl verdiente zur Sprache gebracht zu werden.

Denkmale.

Da man in Deutschland die Neigung hegt, Freunden und besonders Abgeschiedenen Denkmale zu setzen, so habe ich lange schon bedauert, daß ich meine lieben Landsleute nicht auf dem rechten Wege seye.

Leider haben sich unsere Monumente an die Garten- und Landschaftsliebhaberei angeschlossen und da sehen wir denn abgestumpfte Saulen, Vasen, Altare, Obelisken und was dergleichen bildlose allgemeine Formen sind, die jeder Liebhaber erfinden und jeder Steinhauer ausführen kann.

Das beste Monument des Menschen aber ist der Mensch. Eine gute Buste in Marmor ist mehr werth als alles Architektonische, was man jemanden zu Ehren und Andenken aufstellen kann; ferner ist eine Medaille, von einem gründlichen Kunstler nach einer Büste oder nach dem Leben gearbeitet, ein schönes Denkmal, das mehrere Freunde besitzen können und das auf die spateste Nachwelt übergeht.

Bloß zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben, wobei denn aber freilich tuchtige Kunstler vorausgesetzt werden. Was hat uns nicht das funfzehnte, sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert für köstliche Denkmale dieser Art überliefert und wie manches schatzenswerthe auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden sich gewiß die Kunstler vermehren, welche etwas Vorzügliches leisten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, wurdig anzuwenden wissen.

Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erſt nach dem Tode einer geliebten Perſon, dann erſt, wenn ihre Geſtalt vorübergegangen und ihr Schatten nicht mehr zu haſchen iſt.

Nicht weniger haben ſelbſt wohlhabende, ja reiche Perſonen Bedenken, hundert bis zweihundert Ducaten an eine Marmorbüſte zu wenden, da es doch das Unſchätzbarſte iſt, was ſie ihrer Nachkommenſchaft überliefern können.

Mehr weiß ich nicht hinzuzufügen, es müßte denn die Betrachtung ſeyn, daß ein ſolches Denkmal überdieß noch transportabel bleibt und zur edelſten Zierde der Wohnungen gereicht, anſtatt daß alle architektoniſchen Monumente an den Grund und Boden gefeſſelt, vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Beſitzer zerſtört und ſo lange ſie ſtehen durch das An- und Einkritzeln der Namen geſchändet werden.

Alles hier Geſagte könnte man an Fürſten und Vorſteher des gemeinen Weſens richten, nur im höhern Sinne. Wie man es denn, ſo lange die Welt ſteht, nicht höher hat bringen können, als zu einer ikoniſchen Statue.

Vorſchläge

den Künſtlern Arbeit zu verſchaffen.

Was in der Abhandlung über Akademien hierüber geſagt worden.

Meiſter und Schüler ſollen ſich in Kunſtwerken üben können.

Wer ſie nehmen und bezahlen ſoll.

Könige, Fürſten, Alleinherrſcher.

Wie viel ſchon von ihnen geſchieht.

Wie jedoch, wenn ſie perſönlich keine Neigung zu den Künſten haben, manches auf ein Menſchenalter ſtocken kann.

Die Neigung, das Bedürfniß iſt daher weiter auszubreiten.

Kirchen.

Katholiſche.

Lutheriſche.

Reformirte.

Local wo die Kunſtwerke zu placiren.

Regenten und Militärperſonen, deren öffentliches Leben gleichſam unter freiem Himmel, ſtehen billig auf öffentlichen Plätzen.

Miniſter in den Rathsſälen, andere verdiente Staatsbeamte in den Seſſionsſtuben.

Gelehrte auf Bibliotheken.

In wie fern ſchon etwas Aehnliches exiſtirt.

Eine ſolche allgemeine Anſtalt ſetzt Kunſt voraus und wirkt wieder zurück auf Kunſt.

Italien auch hierin Muſter und Vorgängerin.

Bilder in den Seſſionsſtuben zu Venedig.

Vom Saal der Signoria an, bis zum Bilde der Schneidergilde.

Gemalde im Zimmer der Zehen.

Wie die Sache in Deutſchland ſteht.

Leerheit des Begriffs eines Pantheons für eine Nation, beſonders wie die deutſche.

Es würde dadurch allenfalls eine Kunſtliebhaberei auf eine Stadt concentrirt, die doch eigentlich über das Ganze vertheilt und ausgedehnt werden ſollte.

Unſchicklichkeit architektoniſcher Monumente.

Dieſe ſchreiben ſich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunſt.

Doppelter Vorſchlag, einmal für die Bildhauerei, dann für die Malerei.

Warum der Bildhauerkunſt die Portraite zu vindiciren.

Pflicht und Kunſt des Bildhauers, ſich ans eigentliche Charakteriſtiſche zu halten.

Dauer des Plaſtiſchen.

Pflicht, die Bildhauerkunſt zu erhalten, welches vorzüglich durchs Portrait geſchehen kann.

Gradation in Abſicht auf den Werth und Stoff der Ausführung.

1) Erſtes Modell allenfalls in Gyps abgegoſſen.
2) In Thon ausgeführt.
3) In Marmor ausgeführt.

Eine gute Gypsbuſte iſt jede Familie ſchon ſchuldig von ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derſelben zu haben.

Erlöst in Thon iſt der Aufwand nicht groß und hat in ſich eine ewige Dauer, und es bleibt den Nachkommen noch immer übrig ſie in Marmor verwandeln zu laſſen.

An größern Orten, ſo wie ſelbſt an kleinern, giebt es Clubs, die ihren bedeutenden Mitgliedern, beſonders wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht hatten, dieſe Ehre zu erzeigen ſchuldig waren.

Die Collegia wären ihren Präſidenten, nach einer gewiſſen Epoche der geführten Verwaltung, ein gleiches Compliment ſchuldig.

Die Stadträthe, ſelbſt kleiner Städte, würden Urſache haben bald jemanden von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß aufs gemeine Weſen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eignen Mitte, oder einen ihrer Eingebornen, der ſich auswärts berühmt gemacht, in dem beſten Zimmer ihres Stadthauſes aufzuſtellen.

Anſtalten, daß dieſes mit guter Kunſt geſchehen könne.

Die Bildhauerzöglinge müßten bei der Akademie neben dem höhern Theile der Kunſt auch im Portrait unterrichtet werden.

Was hiebei zu bemerken.

Ein ſogenanntes natürliches Portrait.

Charakteriſtiſches mit Styl.

Von dem letzten kann nur eigentlich die Rede ſeyn.

Die Akademie ſoll ſelbſt auf bedeutende Perſonen, beſonders durchreiſende, Jagd machen, ſie modelliren laſſen und einen Abdruck in gebranntem Thon bei ſich aufſtellen.

Was auf dieſe Weiſe ſowohl als durch Beſtellung das ganze Jahr von Meiſtern und Schulern gefertigt würde, könnte bei der Ausſtellung als Concurrenzſtück gelten.

In einer Hauptſtadt würde dadurch nach und nach eine

geschäften alt genug geworden, um zu wissen, wie man einen verdrängt, ohne ihm seine Bestallung zu nehmen. — Erst wird er eine Instruction bringen, die wird unbestimmt und schief seyn; er wird um sich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Instruction vorschützen; wenn ich sie sehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf bestehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun, als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan; und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt', ich könnt' euch widersprechen.

Regentinn. Was ich mit unsäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehn, und überdieß noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

unſchätzbare Sammlung entſtehen, indem, wenn man ſich nur einen Zeitraum von zehn Jahren denkt, die bedeutenden Perſonen der In- und Außenwelt aufgeſtellt ſeyn würden.

Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Collegien, Corporationen beſtellten Büſten, ohne großen Aufwand geſchlagen werden und eine unverſiegbare Welt für die Gegenwart und die Nachzeit, für das In- und Ausland entſtehen.

Die Malerei hingegen müßte auf Bildniß keine Anſprüche machen. Die Portraitmalerei müßte man ganz den Particuliers und Familien überlaſſen, weil ſehr viel dazu gehört, wenn ein gemaltes Portrait verdienen ſoll öffentlich aufgeſtellt zu werden.

Allein um den Maler auch von dieſem Vortheile genießen zu laſſen, ſo wäre zu wünſchen, daß der Begriff von dem Werth eines ſelbſtſtändigen Gemaldes, das ohne weitern Bezug fürtrefflich iſt, oder ſich dem fürtrefflichen nahert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Geſellſchaft, jede Gemeinheit müßte ſich überzeugen, daß ſie etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunſt thut, wenn ſie die Ausführung eines ſelbſtſtändigen Bildes möglich macht.

Man müßte den Künſtler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit trocknen hiſtoriſchen oder ſchwachen ſentimentalen Gegenſtänden plagen, ſondern aus der ganzen akademiſchen Maſſe von dem was dort für die Kunſt heilſam und für den Künſtler ſchicklich gehalten wird, ſich irgend ein Werk nach Vermögen zueignen.

Niemand müßte ſich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungsſeſſionsſtube, oder irgend einen Homeriſchen Gegenſtand in einer Kammerſeſſion anzutreffen.

Italianiſche Behandlung.
Hülfe durch Charakterbilder.
Zimmer der Dieci in Venedig.
Wirkung hiervon.
In großen Städten ſchließt ſich's an das übrige Merkwürdige.
Kleine Orte macht es bedeutend.
Guerciniſche Werke in Cento.
Anhänglichkeit an die Vaterſtadt.
Freude, dorthin aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.
Möglichkeit hierbei überhaupt ohne Parteigunſt zu handeln.
Die Akademien ſollen überhaupt alle ihre Urtheile wegen der ausgetheilten Preiſe öffentlich motiviren.
So auch, warum dieſem und jenem eine ſolche Beſtellung zur Ausführung übergeben worden.
Bei der jetzigen Publicität und bei der Art über alles, ſelbſt auch über Kunſtwerke mitzureden und zu urtheilen, mögen ſie ſtrenge, ungerechte, ja unſchickliche Urtheile erwarten.
Aber ſie handeln nur nach Grundſätzen und Ueberzeugung.
Es iſt hier nicht von Meßproducten die Rede, deren ſchlechteſtes immer noch einen Lobpreiſer findet, mehr zu Gunſten des Verlegers als des Verfaſſers und Werkes. Iſt das Werk verkauft, ſo lacht man das betrogene Publicum aus und die Sache iſt abgethan. Wäre hingegen ein ſchlechtes Bild an einem öffentlichen Orte aufgeſtellt, ſo würde es an manchem Reiſenden immerfort einen ſtrengen Cenſor finden, ſo ſehr man es auch anfangs gelobt hatte, und manches, was man anfangs hatte herunterſetzen wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.
Die Hauptſache beruht doch immer darauf, daß man von oben herein nach Grundſätzen handle, um, unter gewiſſen

Bedingungen, das möglich Beſte hervorzubringen; denn daß gegen Kunſtarbeiten, die auf dieſe Weiſe zu unſern Zeiten hervorgebracht werden, immer manches zu erinnern ſeyn würde, verſteht ſich von ſelbſt.

Was alſo aus einem ſolchen Mittelpunkt ausginge, müßte immer aus einem allgemeinen Geſichtspunkt mit Billigkeit beurtheilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Abſicht aufs Oekonomiſche.

Hier iſt beſonders von Gemeinheiten die Rede, die theils unabhängig, theils vom Conſens der Obern abhängig ſind.

Thatigkeit junger Leute.

Bemühungen zu unmittelbar wohlthatigen Zwecken, um das Uebel zu lindern.

Höhere Wohlthatigkeit durch Circulation, in welche eine geiſtige Operation mit eingreift.

Lob der Künſte von dieſer Seite.

Rauch's Basrelief

am Piedestal von Blücher's Statue.

Es war als eine schöne Belohnung ernstlich und unausgesetzt strebender Künstler anzusehen, daß zu der Zeit, wo ihre Landsleute sich im Krieg durch große Thaten verherrlicht hatten, auch sie in den Fall kamen, durch meisterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für so große Verdienste schuldig zu seyn mit fröhlichem Enthusiasmus aussprach. Denn kaum hatte sich Deutschland von dem beschwerlichsten Druck erholt, kaum war es zu dem Wiederbesitz mancher geraubten Kunstschätze gelangt, als man schon in Rostock und Breslau den Gedanken verfolgen konnte, den gefeierten Helden der Zeit im Bilde aufzustellen.

Was zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorst geschehen, ist uns bekannt, wobei wir, unsern nächsten Zweck im Auge, nur bemerken wollen, daß in den diesen Statuen beigefügten Basreliefen im antiken Sinne ideale allegorische Gestalten dem neuern Leben angeeignet worden.

Hier aber haben wir sogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunst auch gut ansteht, und von einem großen Basrelief zu reden, welches am Piedestal der nunmehr in Berlin aufgestellten Blücherischen Statue sich befindet und durch die besondere Gunst des Künstlers uns in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht ist.

Wer in Darſtellungen ſolcher Art immer ein alterthümliches Coſtüme vor ſich zu ſehen gewohnt war, dem mag das völlig Moderne dieſes Basreliefs beim erſten Anblick auffallend erſchienen ſeyn. Wer jedoch eine Zeit lang daran hin und her gegangen, wird ſich gar bald überzeugen, wie ſehr eine ſolche Darſtellung der Denkweiſe des Volks gemäß ſey, das nicht ſowohl fragt, was die Figuren bedeuten, als was und wer ſie ſeyen; das ſich erfreut Portraite und National-Phyſiognomien darauf zu finden; das ſich die Geſchichte vorerzahlt oder erzählen läßt und das Symboliſche, was dergleichen Kunſtwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und faßlich findet.

Es ſtellt nun dieſe reich ausgeſtattete Tafel den nach einem zaudernden unentſchiedenen Feldſtreit kühn beſchloſſenen Marſch nach Paris vor. Die Ungewißheit, worin das Kriegs-Schickſal bisher ſchwebte, wird durch einen Fragenden angedeutet, welcher ſich bei einem Begegnenden erkundigt, in wiefern hier abermals von einem Marſch und Gegenmarſch die Rede ſey? Er wird berichtet, daß das große Unternehmen ſeiner Entſcheidung entgegen ſehe. In der Mitte iſt anmuthig und natürlich ein Bivouac angebracht; man ſchläft und ruht, man ſiedet und liebelt, als wenn die ungeheuren Kriegswogen nicht umher brauſ'ten und ſtrömten. Die Reiterei ſtrebt um dieſen Mittelpunkt herum, von ſchlechtem Boden auf die Chauſſee, wird aber wieder herab beordert um der Infanterie Platz zu machen. Das Auf- und Abſtrebende dieſer Maſſen giebt nun dem Ganzen eine ſymmetriſche gleichſam Cirkelbewegung, indeß die Infanterie und Artillerie im Grunde horizontal einherzieht. Am Ende zur rechten Seite der Zuſchauer ſteht, an das Pferd gelehnt, ein meiſterlicher Mann, dießmal die Lanze in der Hand, einen jüngern belehrend; am entgegengeſetzten Ende

zur Linken liegt, wohlgebildet, halb nackt, ein Erkrankter oder Todter, damit die Erinnerung an Gefahr und Leiden mitten in dieſem Lebensgewühl nicht fern bleibe.

Gewiß ſind auf den drei übrigen Basreliefen correſpondirende, zum Ganzen ſich einende Darſtellungen mannichfaltig ausgeführt. Es iſt nicht möglich ein anmuthigeres Räthſel aufzuſtellen. Offenbar erkennt man abſichtliche Portraite, und wie viele mögen ſich noch daraus vermuthen und ahnen laſſen! Warum ſollte ein damals mitwirkender nicht ſich ſelbſt erkennen? oder warum nicht ihn ein Freund? beſonders wenn die Montur oder irgend eine Abzeichnung die Vermuthung unterſtützt? In dieſem Sinne wünſchten wir wohl ſelbſt umherzugehen, um den ganzen Verlauf gehörig zu betrachten und zuerſt und zuletzt jenem vorwärts herrſchenden Helden unſere Verehrung mitzubezeigen.

Granitarbeiten in Berlin.

Die Granitgeschiebe mannichfaltiger Art, welche sich bald mehr bald weniger zahlreich in den beiden Marken beisammen oder vertheilt finden, wurden seit ungefähr acht Jahren bearbeitet und architektonisch angewendet, und der Werth dieser edlen Gebirgsart, wie sie von den Alten hochgeschätzt worden, auch nunmehr bei uns anerkannt. Der erste Versuch ward bei dem Piedestal von Luther's Standbilde gemacht; sodann verfertigte man daraus die Postamente an der in Berlin neu erbauten Schloßbrücke. Man fing nun an weiter zu gehen, große Geschiebe zu spalten und aus den gewonnenen Stücken Säulenschäfte zu bearbeiten, zugleich Becken von sechs Fuß Diameter; welches alles dadurch möglich ward, daß man sich zur Bearbeitung nach und nach der Maschine bediente. Die beiden Steinmetzmeister Wimmel und Trippel haben sich bis jetzt in diesen Arbeiten hervorgethan. Piedestale, Grabmonumente, Schalen und dergleichen wurden theils auf Bestellung, theils auf den Kauf gefertigt.

Vorgemeldete Arbeiten waren meistens aus den Granitmassen, welche sich um Oderberg versammelt finden, gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bauinspector Cantian eine wichtigere Arbeit. Der große Granitblock auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde, der Markgrafenstein genannt, zog die Aufmerksamkeit der Künstler an sich, und man trennte von demselbigen solche Massen, daß eine für das königliche

Muſeum beſtimmte Schale von 22 Fuß Durchmeſſer daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derſelben wird man hinreichende Maſchinen anwenden, und durch die Vervollkommnung derſelben es dahin bringen, daß die zu edler Meublirung ſo nothwendigen Tiſchplatten um einen billigen Preis können gefertigt werden.

Von allem dieſem liegen umſtändliche Nachrichten in unſern Handen; wir enthalten uns aber ſolche abdrucken zu laſſen, weil wir hoffen können, daß das Berliner Kunſtblatt uns hievon nach und nach in Kenntniß ſetzen werde. Indeſſen fügen wir zu naherem Verſtändniß des Vorhergehenden folgendes hinzu.

Der Markgrafenstein

auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde,

von

Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeltei lithographirt.

Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß uns dieser Granitfels in seiner ganzen kolossalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geschieht, zu obgedachten Arbeiten benutzte. Er liegt auf dem linken Spreeufer, sechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürstenwalde gegenüber, und, verhältnißmäßig zu jenen Gegenden hoch genug, bei 400 Fuß über der Meeresfläche, und zwar nicht allein, sondern es finden sich in dessen Nähe noch zwei andere, ein schon bekannter und ein erst neuerlich entdeckter. Der Gipfel der Rauhischen Berge, ungefähr dreihundert Schritte nördlich von dem Markgrafenstein, erhebt sich 450 Fuß über das Meer.

Das Dorf liegt niedriger, auf einem lettenreichen Plateau, dessen Boden gegen den Fluß nicht allmählig abhängend ist, sondern ungefähr auf halbem Wege, sehr bestimmt und scharf über dem mittlern Wasserstand des Flusses absetzt. Die untere Ebene besteht aus ächt märkischem Sand; das linke Ufer ist auf- und abwärts reich an kleineren Granitblöcken.

Diese Gegend ist höchst merkwürdig, da eine so bedeutende Höhe hier vorwaltet und die Spree von ihrem Weg nach der Oder zu dadurch abgelenkt scheint.

Hierüber dürfen wir nun von Herrn Director Klöden, in Fortsetzung seiner Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg, die sichersten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegenden ersuchen möchten. Glücklich würden wir uns schätzen, wenn Granit hier wirklich in seiner Urlage anstehend gefunden würde, und wir uns der bescheidenen Auflösung eines bisher allzustürmisch behandelten wichtigen geologischen Problems näher geführt sähen.

Regentinn. So viel Gewalt hab' ich über mich, um ſtille zu ſeyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der beſten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt.

Machiavell. So raſch dieſen wichtigen Schritt?

Regentinn. Schwerer als du denkſt. Wer zu herrſchen gewohnt iſt, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schickſal von Tauſenden in ſeiner Hand liegt, ſteigt vom Throne wie in's Grab. Aber beſſer ſo, als einem Geſpenſte gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Anſehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun beſitzt und genießt.

Clärchens Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburgs hab' ich nie geſehen; ich glaubte, ſie ſey nur in Heldengeſchichten.

Plaſtiſche Anatomie.

(Aus einem Schreiben an Herrn Gebelmerath Beuth in Berlin vom 4. Februar 1832.)

Die Weimariſchen Kunſtfreunde erfreuen ſich mit mir der herrlichen Wirkungen wohlangewendeter großer Mittel; ich aber, jene bedeutende Sendung dankbar anerkennend, möchte dergleichen Kräfte zu einem Zweck in Anſpruch nehmen, der ſchon lange als höchſt würdig und wünſchenswerth mir vor der Seele ſchwebt. Möge es Ihnen jedoch nicht wunderlich vorkommen, daß ich vorerſt meine gedruckten Schriften anführe; ich habe dort unter Paradorie und Fabel gar manches verſteckt, oder problematiſch vorgetragen, deſſen frühere oder ſpatere Ausführung mir längſt am ſtillen Herzen lag. In dieſem Sinne wage ich alſo zu bitten dasjenige nachzuleſen, was ich im dritten Buch der Wanderjahre, im 3ten Capitel, von Seite 18 bis 32 niedergeſchrieben habe; iſt dieſes geſchehen, ſo darf ich mich nicht wiederholen, ſondern ganz unbewunden erklaren: daß ich die Ausführung jener Halbfiction, die Verwirklichung jenes Gedankens ganz ernſtlich von Ew. Hochwohlgeboren Mitwirkung zu hoffen, zu erwarten mich längſt gedrängt fühlte, nun aber gerade durch das Anſchauen eines ſo ſchönen Gelingens mich veranlaßt ſehe ſie endlich als ein Geſuch auszuſprechen.

Es iſt von der plaſtiſchen Anatomie die Rede; ſie wird in Florenz ſeit langen Jahren in einem hohen Grade

ausgeübt, kann aber nirgends unternommen werden noch gedeihen, als da, wo Wissenschaften, Künste, Geschmack und Technik vollkommen einheimisch in lebendiger Thätigkeit sind. Sollte man aber bei Forderung eines solchen Lokals nicht unmittelbar an Berlin denken, wo alles jenes beisammen ist und daher ein höchst wichtiges, freilich complicirtes Unternehmen sogleich durch Wort und Willen ausgeführt werden könnte? Einsicht und Kräfte der Vorgesetzten sind vorhanden, zur Ausführung Fähige bieten sich gewiß alsobald an.

In dieser wahrhaft nationalen, ja ich möchte sagen kosmopolitischen Angelegenheit, ist mein unmaßgeblicher Vorschlag der:

Man sende einen Anatomen, einen Plastiker, einen Gypsgießer nach Florenz, um sich dort in gedachter besondern Kunst zu unterrichten.

Der Anatom lernt die Präparate zu diesem eignen Zweck auszuarbeiten.

Der Bildhauer steigt von der Oberfläche des menschlichen Körpers immer tiefer ins Innere und verleiht den höheren Styl seiner Kunst Gegenständen um sie bedeutend zu machen, die ohne eine solche Idealnachhülfe abstoßend und unerfreulich wären.

Der Gießer, schon gewohnt seine Fertigkeit verwickelten Fällen anzupassen, wird wenig Schwierigkeit finden, sich seines Auftrags zu entledigen; es ist ihm nicht fremde mit Wachs von mancherlei Farben und allerlei Massen umzugehen, und er wird alsobald das Wünschenswerthe leisten.

Drei Personen, jeder nach seiner Weise, in Wissen, Kunst und Technik schon gebildet, werden in mäßiger Zeit sich unterrichten und ein neues Thun nach Berlin bringen, dessen Wirkungen nicht zu berechnen sind.

Dergleichen gelungener Arbeiten kann ſich die Wiſſenſchaft zum Unterricht, zu immer wieder erneuter Auffriſchung von Gegenſtänden, die kaum feſt zu halten ſind, bedienen. Der praktiſche Arzt wie der Chirurg werden ſich das nothwendige Anſchaun leicht und ſchnell jeden Augenblick wieder vergegenwärtigen; dem bildenden Künſtler treten die Geheimniſſe der menſchlichen Geſtalt, wenn ſie ſchon einmal durch den Künſtlerſinn durchgegangen ſind, um ſo viel näher. Man laſſe alles gelten, was bisher in dieſem Fache geſchah und geſchieht, ſo haben wir in unſerer Anſtalt ein würdiges Surrogat, das, auf ideelle Weiſe, die Wirklichkeit erſetzt, indem ſie derſelben nachhilft.

Die Florentiniſchen Arbeiten ſind theuer, und wegen der Zerbrechlichkeit kaum zu transportiren. Einzelne deutſche Männer haben uns in Braunſchweig das Gehirn, in Dresden das Ohr geliefert. Man ſieht hierin ein ſtilles Wollen, eine Privatüberzeugung; möge ſie bald unter die großen Staatsangelegenheiten gezählt werden. Die Vorgeſetzten ſolcher allgemeinen Inſtitute ſind Männer, die, beſſer als ich konnte, den vielfach durchdringenden Einfluß eines ſolchen Wirkens ſich vergegenwärtigen. Ich will nur noch von der Verpflichtung ſprechen, ein ſolches Unternehmen zu begünſtigen.

In obengenannter Stelle meiner Werke iſt auf die immer wachſende Seltenheit von Leichen, die man dem anatomiſchen Meſſer darbieten könnte, gedeutet und geſprochen; ſie wird noch mehr zunehmen, und in wenig Jahren daher muß eine Anſtalt, wie die obengewünſchte, willkommen ſeyn.

Diejenigen freien Räume, welche das Geſetz der Willkür überläßt, hat ſich die Menſchlichkeit erobert und engt nunmehr das Geſetz ein. Die Todesſtrafe wird nach und nach beſeitigt, die ſchärfſten Strafen gemildert. Man denkt an die Verbeſſerung

des Zuſtandes entlaſſener Verbrecher, man erzieht verwilderte Kinder zum Guten, und ſchon findet man es höchſt unmenſchlich, Fehler und Irrthümer auf das grauſamſte nach dem Tode zu beſtrafen. Landesverräther mögen geviertheilt werden, aber gefallene Mädchen in tauſend Stücke anatomiſch zu zerfetzen, will ſich nicht mehr ziemen. Dergleichen hat zur Folge, daß die alten harten Geſetze zum Theil ſchon abgeſchafft ſind, und jedermann die Hände bietet, auch die neueren milderen zu umgehen.

Das Furchtbare der Auferſtehungsmänner in England, in Schottland die Mordthaten, um den Leichenhandel nicht ſtocken zu laſſen, werden zwar mit Erſtaunen und Verwunderung geleſen und beſprochen, aber gleich andern Zeitungsnachrichten, wie etwas Wildfremdes das uns nichts angeht.

Die akademiſchen Lehrer beklagen ſich, die emſige Wißbegierde ihrer Secanten nicht befriedigen zu können, und bemühen ſich vergebens, dieſe Unterrichtsart in das alte Gleis wieder zurückzuweiſen. So werden denn auch die Männer vom Fach unſre Vorſchläge mit Gleichgültigkeit behandeln, dadurch dürfen wir aber nicht irre werden; das Unternehmen komme zu Stande, und man wird im Verlauf der Zeit ſich einrichten. Es bedarf nur einiger geiſtreicher talentvoller Jünglinge, ſo wird ſich das Geſchäft gar leicht in Gang ſetzen.

So weit hatte ich geſchrieben, als mir in dem erſten Hefte der Braniſchen Miscellen ein merkwürdiger Beleg zur Hand kam, wovon ich einen Auszug beizulegen nicht ermangele.

Die Erſticker in London.

(Siehe Bran's Miscellen. Erſtes Heft 1832.)

„Keinen größern Schrecken brachte die Nachricht von der Annäherung der Cholera in London hervor, als die Furcht,

im Schooße der Hauptſtadt die Erneuerung von Mordthaten zu erleben, welche vor kurzem in Edinburg und deſſen Umgegend aus dem ſchmutzigſten Eigennutz von einer Bande unter Anführung eines gewiſſen Burke verübt worden waren."

„Durch folgende Thatſache kündigte ſich die Wiedererſcheinung dieſer ſo gefürchteten Geißel an. Ein kleiner Italiener, der zu einer in London wohlbekannten Geſellſchaft wandernder Sänger gehörte, war ſeit einigen Tagen verſchwunden. Vergeblich ſtellten ſeine Verwandten Nachforſchungen nach ihm an, als man auf einmal ſeinen Leichnam in einem Hoſpitale wieder erkannte, durch Hülfe einiger Zöglinge aus demſelben, an welche die Reſurrectioniſten (Auferſtehungsmänner, Leichendiebe) ihn als einen friſch aus dem Grabe aufgeſcharrten Leichnam verkaufen wollten. Da man an der Leiche des unglücklichen Kindes faſt keine Spur eines gewaltſamen Todes entdecken konnte, ſo lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Erſticker gefallen ſey und daß es ſo der Gegenſtand der furchtbarſten Speculation geworden war."

„Man verſicherte ſich ſogleich der muthmaßlichen Schuldigen und unter andern auch eines gewiſſen Biſhop's, eines alten Seemanns, der an den Ufern der Themſe wohnte. Bei einer, in ſeiner Abweſenheit angeſtellten Hausunterſuchung wurde die Frau verleitet zu bekennen, ihr Haus ſey der Aufenthaltsort einer Reſurrectioniſtenbande, und täglich bringe man dahin Leichname, um ſie an die Hoſpitäler zu verkaufen."

„Ein Brief Biſhop's an einen Zögling des Hoſpitals, an den ſie ihre Leichen zu verkaufen pflegten, ward gefunden, darin heißt es: Hätten Sie wohl die Güte, mein Herr, uns in Gemeinſchaft mit Ihren Herren Collegen einige Hülfe zukommen zu laſſen? Vergeſſen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine ſehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten

Gefahren aussetzten, die Mittel geliefert haben, Ihre Studien zu vervollkommnen."

„Aus näheren Nachforschungen ging hervor, daß der junge Italiener nicht der einzige Mensch sey, welcher plötzlich verschwunden. Von ihren Eltern verlassene Kinder, die von Betteln oder Spitzbübereien lebten, kamen nicht wieder an die Orte, die sie gewöhnlich besuchten. Man zweifelt nicht daran, daß auch sie als Opfer der Habgier jener Ungeheuer gefallen sind, die sich um jeden Preis zu Lieferanten der Sectionssale machen wollen. Ein Kirchenvorsteher aus dem Pfarrsprengel Saint-Paul versprach vor dem Polizeibureau von Bow-Street demjenigen eine Belohnung von 200 Pf. Sterl., der die Gerichte auf die Spur dieser Verbrecher führen würde."

„Frau King, die Bishop's Haus gerade gegenüber wohnt, in dem Viertheil, welches unter dem Namen: die Gärten von Neu-Schottland, bekannt ist, sagt aus: sie habe den kleinen Italiener am 4. November früh in der Nähe von Bishop's Wohnung gesehen. Er hatte eine große Schachtel mit einer lebendigen Schildkröte, und auf dieser Schachtel hatte er einen Käfig mit weißen Mäuschen. Die Kinder der Frau King sagen aus: sie hätten ihre Mutter um zwei Sous gebeten um sich vom kleinen Savoyarden die närrischen Thierchen zeigen zu lassen; ihre Mutter habe aber nicht gewollt. Auf die umständlichste Weise bezeichnete die Mutter und die Kinder die Tracht des kleinen Savoyarden, der eine blaue Weste oder Jacke, einen schlechten, ganz durchlöcherten und verschossenen Pantalon, und große Schuhe anhatte, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe"

„Die Frau Augustine Brun, eine Savoyardin, der der Italiener Peragalli zum Dolmetscher diente, sagte folgendes aus: „Vor ungefahr zwei Jahren wurde mir in dem

Augenblicke, wo ich von Piemont abreiſ'te, vom Vater und der Mutter des kleinen Italieners dieß Kind anvertraut, welches Joſeph Ferrari heißt. Ich brachte es mit nach England, wo ich es neun oder zehn Monate bewachte. Ich that es dann zu einem Schornſteinfeger auf drittehalb Jahre in die Lehre; aber es lief weg und wurde Straßenſänger. Joſeph Ferrari war ein ſehr kluges Kind. Vom Profit ſeiner Arbeit kaufte er eine große Schachtel, einen Käfig, eine Schildkröte und weiße Mäuschen, und verdiente ſich ſo recht gut auf dem Pflaſter von London ſein Brod."

„Die Art und Weiſe, wie ſie ihr Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burkiſchen Methode. Sie bedienten ſich narkotiſcher Mittel, die ſie in den Wein miſchten um ſich ſo des Individuums zu bemächtigen, nach deſſen Leichnam ſie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo ſie ihn an den Füßen über dem Waſſer aufhingen, bis ihn das in den Kopf ſteigende Blut erſtickte. Auf dieſe Weiſe brachten ſie ums Leben, einen jungen Menſchen aus Lincolnſhire, die Frau Frances Pigburn und dieſen kleinen italieniſchen Sänger Ferrari."

„Seit dem ausgeſprochenen Todesurtheil war im Aeußern der Gefangenen eine große Veränderung vorgegangen. Sie waren äußerſt niedergeſchlagen, nur mit Schaudern konnten ſie ſich mit dem Gedanken befaſſen, daß ihr Körper zur Section überliefert werden würde, ein höchſt fremdartiges Gefühl für Menſchen, die mit dem Verbrechen ſo vertraut und beſtändige Lieferanten der anatomiſchen Säle waren."

„Nicht zu beſchreiben iſt die Scene, welche nach der Erſcheinung der Verbrecher auf dem Gerüſt erfolgte. Der Haufe ſtürzte ſich gegen die Barrièren; aber ſie widerſtanden dem wüthenden Anlauf, und es gelang den Conſtablern der

Bewegung Einhalt zu thun. Ein wüthendes Geschrei, mit Pfeifen und Hurrahrufen begleitet, erhob sich plötzlich aus dieser ungeheuren Menschenmasse und dauerte so lange bis der Henker mit seinen Vorbereitungen fertig war. Eine Minute später wurde der Strick in die Höhe gezogen, die Verurtheilten hauchten den letzten Lebensathem aus und das Volk jauchzte Beifall zu dem furchtbaren Schauspiel. Man schätzt die Zahl der bei Old-Bayley versammelten Menschenmenge auf 100,000."

Dieses Unheil trug sich in den letzten Monaten des vorigen Jahres zu und wir haben noch mehr dergleichen zu fürchten, wohin die hohe Prämie deutet, welche der wackere Kirchenvorsteher deßhalb anbietet. Wer möchte nicht eilen da vorzuschreiten, wenn er auch nur die mindeste Hoffnung hat solche Gräuelthaten abzuwehren. In Paris sind dergleichen noch nicht vorgekommen; die Morgue liefert vielleicht das Bedürfniß, ob man gleich sagt, die anatomirenden Franzosen gehen mit den Leichnamen sehr verschwenderisch um.

Indem ich nun hiemit zu schließen gedachte, überleg' ich, daß diese Angelegenheit zu manchem Hin- und Wiederreden werde Veranlassung geben, und es daher möchte wohl gethan seyn, an dasjenige zu erinnern, was bereits auf dem empfohlenen Wege für die Wissenschaften geschehen. Schon seit Romé de Lisle hat man für nöthig gefunden, die Mannichfaltigkeit der Krystalle, mit den gränzenlosen Abweichungen und Ableitungen ihrer Gestalten, durch Modelle vor die Augen zu bringen. Und dergleichen sind auf mancherlei Weise von dem verschiedensten Material in jeder Größe nachgebildet und dargeboten worden. In Petersburg hat man den großen am

Ural gefundenen Goldklumpen gleichfalls in Gyps ausgegossen, und er liegt vergoldet vor uns als wenn es das Original selbst wäre. In Paris verfertigt man gleichfalls solche in Gyps gegossene und nach der Natur colorirte Copien der seltenen vorgeschichtlichen fossilen organischen Körper, welche zuerst durch Baron Cuvier entschieden zur Sprache gekommen.

Doch hievon finden sich gewiß in den Berliner Museen, mineralogischen, zoologischen, anatomischen, gar manche Beispiele, die meinen Wunsch, dasjenige nun im Ganzen und in voller Breite zu liefern was bisher nur einzeln unternommen worden, vollkommen rechtfertigen.

Schon vor zwanzig Jahren und drüber lebte in Jena ein junger und thatiger Docent, durch welchen wir jenen Wunsch zu realisiren hofften, indem er freilich besonders pathologische Curiosa, vorzüglich auch syphilitische Krankheitsfalle, aus eigenem Trieb und ohne entschiedene Aufmunterung ausarbeitete und in gefärbtem Wachs mit größter Genauigkeit darzustellen bemüht war. Bei seinem frühen Ableben gelangten diese Exemplare an das Jenaische anatomische Museum, und werden dort zu seinem Andenken und als Muster zu einer hoffentlich dereinstigen Nacheiferung, im Stillen, da sie öffentlich nicht gut präsentabel sind, aufbewahrt.

Vorbilder für Fabricanten und Handwerker.

Auf Befehl des Ministers für Handel, Gewerbe und Bauwesen herausgegeben von der technischen Deputation der Gewerbe. Berlin, 1821. Drei Abtheilungen (Nicht im Handel.)

Wenn die Künste aus einem einfachen Naturzustande, oder aus einer barbarischen Verderbniß nach und nach sich erheben, so bemerkt man, daß sie stufenweise einen gewissen Einklang zu erhalten bemüht sind; deßwegen denn auch die Producte solcher Uebergangszeiten im Ganzen betrachtet, obgleich unvollkommen, uns doch eine gewisse Zustimmung abgewinnen.

Ganz unerlaßlich aber ist die Einheit auf dem Gipfel der Kunst; denn wenn der Baumeister zu dem Gefühl gelangt, daß seine Werke sich in edlen einfachen faßlichen Formen bewahren sollen, so wird er sich nach Bildhauern umsehen, die gleichmäßig arbeiten. An solchen Verein wird der Maler sich anschließen, und durch sie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tischer, Töpfer, Schlösser und wer nicht alles geleitet ein Gebaude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden gesellig bemüht sind.

Es giebt Zeiten wo eine solche Epoche aus sich selbst erblüht, allein nicht immer ist es rathlich die Endwirkung dem Zufall zu überlassen, besonders in Tagen wo die Zerstreuung groß ist, die Wünsche mannichfach, der Geschmack vielseitig. Von oben herein also, wo das anerkannte Gute versammelt

Clärchen geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwiſchen den Lippen ſummend.

Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thäteſt, wenn du wollteſt, er heirathete dich noch.

Clärchen ſingt.

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſeyn;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heyopopeyo.

werden kann, geſchieht der Antrieb am ſicherſten; und in dieſem Sinne iſt obgenanntes Werk unternommen und zur Bewunderung vorwärts geführt, auf Befehl und Anordnung des Königl. Preußiſchen Staatsminiſters Herrn Grafen von Bulow Excellenz.

Im Vorbericht des Herrn Beuth iſt ausgeſprochen, daß der Techniker, in ſofern er ſeiner Arbeit die höchſte Vollendung giebt, alles Lob verdiene; daß aber ein Werk erſt vollkommen befriedige, wenn das Ausgearbeitete, auch in ſeinen erſten Anlagen, ſeinen Grundformen wohl gedacht und dem wahren Kunſtſinn gemäß erfunden werde.

Damit alſo der Handwerker, der nicht, wie der Künſtler, einer weitumfaſſenden Bildung zu genießen das Glück hat, doch ſein hohes Ziel zu erreichen ermuthigt und gefördert ſey, ward vorliegendes Werk unternommen, den Kunſtſchulen der ganzen Preußiſchen Monarchie als Muſter vor Augen zu bleiben. Es wird diejenigen, die es von Jugend auf anſichtig ſind gründlich belehren, ſo daß ſie unter den unzählbaren Reſten der alten Kunſt das Vorzüglichſte auffinden, wählen, nachbilden lernen, ſodann aber in gleichem Sinne, worauf alles ankommt, ſelbſt hervorzubringen ſich angeregt fühlen.

Ein Werk wie dieſes wäre nun durch mercantiliſche Speculation ſchwer zu fördern; es gehörte dazu Königliche Munificenz, einſichtige, kräftige, anhaltende, miniſterielle Leitung; ſodann müßten gelehrte Kenner, eifrige Kunſtfreunde, geiſt- und geſchmackreiche Künſtler, fertige Techniker, alle zuſammen wirken, wenn ein ſolches Unternehmen begonnen werden und zur Vollendung deſſelben gegründete Hoffnung erſcheinen ſollte.

Genannt haben ſich, als Zeichner zugleich und Kupferſtecher Rauch, Moſes und Funcke; als Kupferſtecher Sellier, Wachsmann, Lesnier, Ferdinand Berger jun., und

bei einem Blatte Anderloni als leitender Meiſter. Als Kupferdrucker nennt ſich Pretre. Wenn nun der vorzüglichen Reinlichkeit und Zierlichkeit, welche Zeichner und Kupferſtecher an dieſem Werk bewieſen, rühmlich zu gedenken iſt, ſo verdient endlich auch die große Sauberkeit des Abdrucks billige Anerkennung, zumal da mehrere Blatter mit zwei Platten gedruckt ſind. Ungemein ſauber, nach der in England erfundenen Weiſe, in Holz geſchnitten erſcheint ferner auf dem Haupttitelblatt der Preußiſche gekrönte Adler, Reichsapfel und Scepter haltend. Ein gleiches iſt von den großen Buchſtaben der ſammtlichen Aufſchriften zu ſagen, welche mit Sinn und Geſchmack alteren Deutſchen Schriftzügen nachgebildet worden. Mit Vergnügen finden wir ſodann bemerkt, daß Herr Geheime Oberbaurath Schinkel auch in das Unternehmen mit Geiſt und Hand eingreift.

Und ſo liegen denn vor uns in gr. Fol. Format mehrere Platten des Ganzen, das in drei Abtheilungen beſtehen wird. Von der erſten, welche architektoniſche und andere Verzierungen enthalten ſoll, bewundern wir acht Blatter; von der zweiten, Gerathe, Gefaße und kleinere Monumente vorſtellend, fünf; von der dritten, Verzierungen von Zeugen und für die Wirkerei insbeſondere vier Blätter, oder vielmehr ſechs, weil zwei einmal ſchwarz und einmal colorirt vorhanden.

Der Text klein Fol. Format, gleichfalls höchſt elegant gedruckt, enthalt kurz und klar nöthige Anleitung, Andeutung, Hinweiſen auf elementare, theoretiſche Grundſaße, welche, einmal gefaßt, zu ferneren Fortſchritten ſicheren Weg bahnen.

Uns aber bleibt nichts zu wünſchen übrig, als von Zeit zu Zeit vom Wachſen und Gedeihen eines ſo wichtigen und einflußreichen Werkes Zeuge zu werden.

Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule,

von Director Klöden. Berlin 1828.

Schon mehrere Jahre bewundern und benutzen wir die durch Herrn Beuth herausgegebenen Musterblatter, welche mit so viel Einsicht als Aufwand zum Vortheil der preußischen Gewerbschulen verbreitet worden; nun erfahren wir, daß abermals 37 Kupfertafeln für Zimmerleute, 9 Vorlegeblatter für angehende Mechaniker, beide Werke mit Text ausgegeben werden. Gedachtes Programm belehrt uns von der umfassenden Sorgfalt, womit jener Staat sich gegen die unaufhaltsam fortstrebende Technik unsrer Nachbarn ins Gleichgewicht zu stellen trachtet, und wir haben die Wirksamkeit eines solchen Unterrichts auch an einigen der Unsern erfahren, welche man dort gastlich aufzunehmen die Geneigtheit hatte.

In der Kürze, wie wir uns zu fassen genöthigt sind, dürfen wir sodann aussprechen, daß von jenen Anstalten um desto mehr zu hoffen ist, als sie auch auf Kunst gegründet sind; denn nur dadurch kann das Handwerk immer an Bedeutung wachsen. Indem es alles und jedes hervorzubringen in Stand gesetzt, zu dem Nützlichen durchaus befahigt wird, verherrlicht es sich selbst, wenn es nach und nach auch das Schöne zu erfassen, solches auszudrucken und darzustellen sich kraftig beweis't.

In Berlin iſt nunmehr eine ſo große Maſſe guten Geſchmacks, daß der falſche Noth haben wird ſich irgend hervorzuthun; und eben jene Gewerbsanſtalt, auf höhere Kunſtanſtalten gegründet, ſelbſt höhere Kunſtanſtalt, iſt durchaus in dem Falle den reineren Sinn durch vollendete techniſche Darſtellung zu begünſtigen.

Verzeichniss

der

geschnittenen Steine in dem Königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin.

1827.

Unter vorstehendem Titel ist eine im Auszug abgefaßte deutsche Uebersetzung der von Winckelmann französisch herausgegebenen: Description des pierres gravées du feu Baron Stosch. Florence 1749, erschienen, nach welcher gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet ist, und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Carl Gottlieb Reinhardt gefertigt worden und in zierlichen Kasten, auf das schicklichste angeordnet, zu nicht geringer Erbauung vor uns stehen.

Der große Werth geschnittener Steine überhaupt ist so allgemein anerkannt, daß hievon etwas zu sagen als überflüssig angesehen werden möchte. Nicht allein von dem kunstkennenden, fühlenden, höhern Alterthum wurden sie geschätzt, gebraucht, gesammelt, sondern auch zu einer Zeit, wo es nur auf Pracht und Prunk angesehen war, als Juwel betrachtet, und so wurden sie ganz zuletzt, ohne Rücksicht auf die eingegrabene Darstellung, zur Verzierung der heiligen Schreine, womit hochverehrte Reliquien umgeben sind, in Gesellschaft anderer

Edelsteine, verwendet; wie denn in einem solchen die Gebeine der heiligen drei Könige zu Köln verwahrt werden, ungeachtet so manchen Glückswechsels.

Von der größten Mannichfaltigkeit ist ferner der Nutzen, den der Kunstfreund und Alterthumsforscher daraus zu ziehen vermag. Hievon werde nur Ein Punkt hervorgehoben: Die Gemmen erhalten uns das Andenken verlorner wichtiger Kunstwerke. Der höhere gründliche Sinn der Alten verlangte nicht immer ein anderes, neues, nie gesehenes Gebilde. War der Charakter bestimmt, aufs Höchste gebracht, so hielt man an dem Gegebenen fest, und wenn man auch, das Gelungene wiederholend, aus- und abwich, so strebte man doch immer theils zu der Natur, theils zu den Hauptgedanken zurückzukehren.

Wenn man denn nun auch die Behandlung der besondern Darstellungsarten dem Zweck, dem Material anzueignen verstand, so benutzte man das Gegebene als Copien und Nachahmung der Statuen, selbst im Kleinsten, auf Münzen und geschnittenen Steinen. Deßwegen denn auch beide einen wichtigen Theil des Studiums der Alten ausmachen und höchst behülflich sind, wenn von Darstellung ganz verlorner Kunstwerke oder von Restauration mehr oder weniger zertrümmerter die Rede ist. Mit aufmerksamer Dankbarkeit ist zu betrachten, was, besonders in den letzten Zeiten, auf diesem Wege geschehen ist; man fühlt sich aufgefordert daran selbst mitzuwirken, durch Beifall erfreut, unbekümmert um den Widerspruch, da in allen solchen Bemühungen es mehr um das Bestreben, als um das Gelingen, mehr um das Suchen, als um das Finden zu thun ist.

Auf die Person des Sammlers, Philipp Baron von Stosch, aufmerksam zu machen ist wohl hier der Ort. Der

Artikel des Conversationslexikons wird hier, wie in vielen andern Fällen, theils befriedigen, theils zu weiterm Forschen veranlassen. Wir sagen hier lakonisch nur so viel: Er war zu seiner Zeit ein höchst merkwürdiger Mann. Als Sohn eines Geistlichen studirt er Theologie, geht freisinnig in die Welt, mit Kunstliebe begabt, so wie persönlich von Natur ausgestattet; er ist überall wohl aufgenommen und weiß seine Vortheile zu benutzen. Nun erscheint er als Reisender, Kunstfreund, Sammler, Weltmann, Diplomat und Wagehals, der sich unterwegs selbst zum Baron constituirt hatte, und sich überall etwas Bedeutendes und Schätzenswerthes zuzueignen wußte. So gelangt er zu Seltenheiten aller Art, besonders auch zu gedachter Sammlung geschnittener Steine.

Es wäre anmuthig, näher und ausführlicher zu schildern, wie er in den Frühling einer geschichtlichen Kunstkenntniß glücklicherweise eingetreten. Es regt sich ein frisches Beschauen alterthümlicher Gegenstände; noch ist die Würdigung derselben unvollkommen, aber es entwickelt sich die geistreiche Anwendung classischer Schriftsteller auf bildende Kunst; noch vertraut man dem Buchstaben mehr als dem lebendig geformten Zeugniß. Der Name des Künstlers auf dem geschnittenen Steine steigert seinen Werth. Aber schon keimt die erste, wahrhaft entwickelnde, historisch folgerechte Methode, wie sie durch Mengs und Winckelmann zu Heil und Segen auftritt.

Von den fernern Schicksalen der Gemmensammlung, die uns hier besonders beschäftigt, bemerken wir, daß nach dem Tode des Barons ein Neffe, Philipp Muzell-Stosch, mit vielem andern auch das Cabinet ererbt; es wird eingepackt und versendet, ist durch Unaufmerksamkeit der Spediteurs eine Zeit lang verloren, wird endlich in Livorno wieder gefunden und kommt in Besitz Friedrich's des Großen, Königs von Preußen.

Es gab frühere Abgüsse der Sammlung, aber die Versuche, gestochen und mit Anmerkungen herauszukommen, mißlingen. Einzelne Steine kommen im Abdruck in verschiedene Daktyliotheken, in Deutschland in die Lippert'sche, in Rom in die Dehnische und fanden sich auch wohl einzeln hie und da bei Handlern und in Cabinetten. Der Wunsch, sie im Ganzen zu besitzen und zu übersehen, war ein vieljähriger bei uns und andern Kunstfreunden; er ist gegenwärtig auf das angenehmste erfüllt und dieser angebotene Schatz mit allgemeiner Theilnahme zu begrüßen. Wir eilen zur Bekanntmachung des Nächsten und Nöthigen.

Schema der Fortsetzung.

Geschichte des Künstlers Reinhardt.

Welcher jetzt sowohl Glaspasten, als Massenabdrücke den Liebhabern gegen billige Preise überliefert.

Die Sammlung im Einzelnen sorgfältig durchzugehen.

Die vorzüglichsten Stücke, schon bekannt, kürzlich hervorzuheben.

Weniger bekannte gleichfalls ins Licht zu stellen.

Aufmerksamkeit auf Nachbildungen wichtiger alter Kunstwerke.

Auf geistreiche Vermannichfaltigung mythologischer Gegenstände.

Auf geschmackvolle Scherze.

Dergleichen in Kinderspielen.

Emblemen.

Und sonstigen Darstellungen aller Art.

Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmen-Sammlung.

Den Freunden meiner literarischen Thätigkeit ist aus der Geschichte meiner Campagne in Frankreich bekannt, daß ich nach überstandenem traurigen Feldzug von 1792 eine frohere Rheinfahrt unternommen, um einen lange schuldigen Besuch bei Freunden zu Pempelfort, Duisburg und Münster abzustatten; wie ich denn auch nicht verfehlte ausführlich zu erzählen, daß ich mich, zu gewünschter Erheiterung, überall einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Von dem Aufenthalte zu Münster berichtete ich umständlich, und machte besonders bemerklich wie eine von Hemsterhuis hinterlassene Gemmensammlung den geistig ästhetischen Mittelpunkt verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten.

Aus jenem Erzählten geht gleichfalls hervor, wie gedachte Sammlung beim Abschied mir liebevoll aufgedrungen worden, wie ich sie, durch Ordnung gesichert, mehrere Jahre treulich aufbewahrte und in dem Studium dieses bedeutenden Kunstfachs die Weimarischen Freunde entschieden förderte; daraus entstand sodann der Aufsatz, welcher vor der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung des Januars 1807 als Programm seine Stelle nahm, worin die einzelnen Steine betrachtet, beschrieben und gewürdigt, nebst einigen beigefügten Abbildungen zu finden sind.

Da die Beſitzerin dieſen Schatz verkauflich abzulaſſen und das Erlöſ'te zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden geneigt war, ſuchte ich eine Uebereinkunft deßhalb mit Herzog Ernſt von Gotha zu vermitteln. Dieſer Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, reich genug ſeine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, war aufs höchſte verſucht ſich unſere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt ſeine ſchwankenden Entſchließungen zu Gunſten des Ankaufs entſchieden glaubte, überraſchte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts:

„So lebhaft er auch den Beſitz der vorliegenden, von ihm als köſtlich anerkannten Gemmen wünſche, ſo hindere ihn doch daran, nicht etwa ein innerer Zweifel, ſondern vielmehr ein äußerer Umſtand; ihm ſey keine Freude etwas für ſich allein zu beſitzen, er theile gern den Genuß mit andern, der ihm aber ſehr oft verkümmert werde. Es gebe Menſchen, die ihre tiefblickende Kennerſchaft dadurch zu beweiſen ſuchen, daß ſie an der Aechtheit irgend eines vorgelegten Kunſtwerks zu zweifeln ſcheinen und ſolche verdächtig machen. Um ſich nun dergleichen nicht wiederholt auszuſetzen, entſage er lieber dem wünſchenswerthen Vergnügen."

Wir enthalten uns nicht bei dieſer Gelegenheit noch folgendes hinzuzuſetzen: es iſt wirklich ärgerlich mit Zweifeln das Vorzüglichſte aufgenommen zu ſehen, denn der Zweifelnde überhebt ſich des Beweiſes, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden. Worauf beruht denn aber in ſolchen Fällen der Beweis anders als auf einem innern Gefühl, begünſtigt durch ein geübtes Auge, das gewiſſe Kennzeichen gewahr zu werden vermag, auf geprüfter Wahrſcheinlichkeit hiſtoriſcher Forderungen und auf gar manchem andern, wodurch wir, alles zuſammen genommen, uns doch nur ſelbſt, nicht aber einen andern überzeugen.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es ist ein kräftig Lied. Hab' ich doch schon manchmal ein großes Kind damit schlafen gewiegt.

Mutter. Du hast doch nichts im Kopfe als deine Liebe. Vergäßest du nur nicht alles über das Eine. Den Brackenburg solltest du in Ehren halten, sag' ich dir. Er kann dich noch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder seht nichts voraus, und überhorcht unsre Erfahrungen. Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen schaudert, schweigt und fährt auf. Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken ist schreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns geberden wie wir können —

Nun aber findet die Zweifelſucht kein reicheres Feld ſich zu ergehen als gerade bei geſchnittenen Steinen; bald heißt es eine alte, bald eine moderne Copie, eine Wiederholung, eine Nachahmung; bald erregt der Stein Verdacht, bald eine Inſchrift, die von beſonderem Werth ſeyn ſollte, und ſo iſt es gefahrlicher ſich auf Gemmen einzulaſſen, als auf antike Münzen, obgleich auch hier eine große Umſicht gefordert wird, wenn es zum Beiſpiel gewiſſe Paduaniſche Nachahmungen von den ächten Originalen zu unterſcheiden gilt.

Die Vorſteher der Königl. Franzöſiſchen Münzſammlung haben längſt bemerkt, daß Privatcabinette, aus der Provinz nach Paris gebracht, gar vieles Falſche enthalten, weil die Beſitzer in einem beſchränkten Kreiſe das Auge nicht genugſam uben konnten und mehr nach Neigung und Vorurtheil bei ihrem Geſchäft verfahren. Beſehen wir aber zum Schluß die Sache genau, ſo gilt dieß von allen Sammlungen, und jeder Beſitzer wird gern geſtehen, daß er manches Lehrgeld gegeben bis ihm die Augen aufgegangen.

Jedoch wir kehren in Hoffnung, dieſes Abſchweifen werde verziehen ſeyn, zu unſerm eigentlichen Vortrage wieder zurück.

Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürſtliche Freundin und zuletzt an den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg gelangte, nach deſſen Hinſcheiden ich den Wunſch nicht unterdrücken konnte zu erfahren, wo nunmehr das theure, ſo genau geprüfte Pfand befindlich ſey? wie ich mich denn auch hierüber an gedachtem Orte andringlich vernehmen ließ.

Dieſen Wunſch einer Aufklärung werth zu achten hat man höchſten Orts gewürdigt und mir zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung unzertrennt unter den Schätzen Ihro Majeſtät des Königs der Niederlande einen vorzüglichen Platz

einnehme; welche nachrichtliche Beruhigung ich mit dem lebhafteſten Danke zu erkennen habe, und es für ein Glück achte gewiß zu ſeyn, daß ſo vortreffliche Einzelnheiten von anerkanntem Werth mit Kenntniß, Glück und Aufwand zuſammengebracht, nicht zerſtreut, ſondern auch für die Zukunft beiſammen gehalten werden. Vielleicht befinden ſie ſich noch in denſelbigen Käſtchen, in welche ich ſie vor ſo viel Jahren zuſammengeſtellt. Da man bei einem langen Leben ſo vieles zerſplittert und zerſtört ſieht, ſo iſt es ein höchſt angenehmes Gefühl zu erfahren, daß ein Gegenſtand, der uns lieb und werth geweſen, ſich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen dieſe Kunſtedelſteine den höchſten einſichtigen Beſitzern und allen ächten Freunden ſchöner Kunſt immerfort zur Freude und Belehrung gereichen; wozu vielleicht eine Franzöſiſche Ueberſetzung jenes Neujahrs-Programms der allgemeinen Jenaiſchen Literaturzeitung, mit beigefügten charakteriſtiſchen Umriſſen, nicht wenig beitragen und ein angenehmes Geſchenk für alle diejenigen ſeyn würde, welche ſich in dieſen Regionen mit Ernſt und Liebe zu ergehen geneigt ſind, worauf hinzudeuten ich mir zur dankbaren Pflicht mache.

Notice sur le Cabinet des Médailles et des Pierres gravées de Sa Majesté le Roi des Pays-Bas; par J. C. de Jonge, Directeur. A la Haye 1823.

In der Geschichte meiner Campagne in Frankreich, Seite 210, sprach ich den dringenden Wunsch aus, zu erfahren, wo sich die Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung wohl befinden möchte. Er gelangte glücklicherweise dahin, woher mir der beste Aufschluß zu Theil werden konnte. Ihro des Königs der Niederlande Majestät ließen allergnädigst, durch des Herrn Landgrafen Ludwig Christian von Hessen Hochfürstliche Durchlaucht, mir vermelden, daß gedachte Sammlung in Allerhöchst Ihro Besitz, gut verwahrt und zu andern Schätzen hinzugefügt sey. Wie sehr ich dankbarlichst hiedurch beruhigt worden, verfehlte ich nicht gebührend auszusprechen. Nach kurzer Zeit jedoch wird mir auf eben die Weise vorgenannte ausführliche Schrift, durch welche nunmehr eine vollkommene Uebersicht der im Haag aufgestellten Kostbarkeiten dieses Fachs zu erlangen ist. Wir übersetzen aus der Vorrede so viel als nöthig, um unsern Lesern, vorzüglich den Reisenden, die Kenntniß eines so bedeutenden Gegenstandes zu überliefern.

Die Sammlung verdankt ihren Ursprung dem Statthalter Wilhelm dem Vierten, der, in einer friedlichen Zeit lebend,

die Künste liebend sich mit Sammeln beschäftigte. Er kaufte unter andern die Alterthümer, Medaillen und geschnittenen Steine des Grafen de Thoms, Schwiegersohns des berühmten Boerhave. Prinz Wilhelm der Fünfte, sein Sohn, folgte diesem Beispiele und vermehrte den Schatz unter Beirath der Herren Vosmaer und Friedrich Hemsterhuis. Die Revolution trat ein und der Statthalter verließ das Land. Umstände hinderten ihn die ganze Sammlung mitzunehmen; ein großer Theil fiel den Franzosen in die Hände und ward nach Paris gebracht, wo er sich noch befindet. Glücklicherweise war nicht alles verloren; der Fürst hatte Mittel gefunden, den größten Theil der Gold-, Silber- und Kupfermünzen, so wie die Mehrzahl der hoch- und tiefgeschnittenen Steine zu retten.

Von gleichem Verlangen wie seine glorreichen Vorfahren beseelt, faßte der gegenwärtig regierende Monarch im Jahr 1816 den Gedanken, aus den Resten der Oranischen Sammlung ein königliches Cabinet zum öffentlichen Gebrauch zu bilden, und befahl dieser ersten Grundlage die bedeutende Reihenfolge Griechischer und Römischer Münzen anzuschließen, welche vor dessen Thronbesteigung, bei Vereinzelung des berühmten Cabinets des Herrn van Damme, waren angeschafft worden. Herr de Jonge erhielt die Stelle eines Directors und den Auftrag das Ganze einzurichten.

Die königliche Sammlung vermehrte sich von Tag zu Tage; unter dem Angeschafften zeichnen sich aus:

1) Eine herrliche Sammlung tiefgeschnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen Franz Hemsterhuis, aus dessen Händen sie an den verstorbenen Prinzen Gallitzin, kaiserlich Russischen Gesandten bei Ihro Hochmögenden gelangte, und von seiner Tochter, Gemahlin des

Prinzen Salm-Reiferſcheid-Krautheim, an den König verkauft ward; ſie iſt merkwürdiger durch das Verdienſt als durch die Menge der Steine, aus denen ſie beſteht. Man findet darin Arbeiten des erſten Rangs: einen Dioskorides, Aulus, Gnajus, Hyllus, Nicomachus, Hellen und mehrere andere Meiſterſtücke berühmter Künſtler des Alterthums.

2) Eine kleine Sammlung hoch- und tiefgeſchnittener Steine, welche Herr Hultmann, ſonſt Gouverneur des nördlichen Brabants, zurückließ; ſie ward an den König verkauft durch Frau von Griethuyſen. Dieſe Sammlung, wenn ſchon viel geringer als die vorhergehende, enthält doch einige ſehr ſchätzbare Stücke.

3) Eine zahl- und werthreiche Sammlung neuerer Münzen, die meiſten inländiſch, Belagerungs- und andere currente Münzen, verkauft durch verwittwete Frau von Schuylenburch von Vommenede, im Haag.

4) Das herrliche Cabinet geſchnittener Steine, ſo alter als neuer, des verſtorbenen Herrn Theodor de Smeth, Präſidenten der Schöffen der Stadt Amſterdam. (Es iſt derſelbe, an welchen Franz Hemſterhuis den bedeutenden Brief ſchrieb, über einen alten geſchnittenen Stein, vorſtellend eine Meernymphe an einem Meerpferd herſchwimmend, von herrlicher Kunſt.) Baron de Smeth von Deurne verkaufte ſolches an Ihro Majeſtät.

5) Eine Sammlung Griechiſcher, Römiſcher, Kufiſcher und Arabiſcher Münzen, auch einige geſchnittene Steine, welche Major Humbert von den Afrikaniſchen Küſten mitbrachte, als Früchte ſeiner Reiſe über den Boden des alten Karthago und ſeines fünf und zwanzigjährigen Aufenthalts zu Tunis. Darunter finden ſich mehrere Afrikaniſche ſeltene Münzen mit einigen unbekannten.

6) Eine ſchöne Thalerfolge, abgelaſſen durch Herrn Stiels, ehemaligem Pfarrer zu Maſtricht.

7) Die reiche Sammlung geſchnittener Steine, aus dem Nachlaß des Herrn Baron van Hoorn von Vlooswyck, deſſen Erben abgekauft.

8) Sammlung von Medaillen, Jettons und neuern Münzen, welche ehemals dem reichen Cabinet des Herrn Dibbets zu Leyden angehörte, und welche die Erben des Herrn Byleveld, eines der Präſidenten des hohen Gerichtshofes zu Haag, Ihro Majeſtät überließen.

Außer jenen großen Ankaufen wurden auf Befehl Ihro Majeſtät mit dieſem Cabinet noch vereinigt die Gold- und Silbermedaillen, aus dem Nachlaß Ihro verwittweten königlichen Hoheiten der Prinzeß von Oranien und der Herzogin von Braunſchweig, Mutter und Schweſter des Königs. Von Zeit zu Zeit wurden auch einzeln, beſonders durch Vertauſch des Doppelten, einige ſchöne geſchnittene Steine hinzugefügt und eine große Anzahl Medaillen und Münzen aller Art.

Vorſtehende Nachricht giebt uns zu manchen Betrachtungen Anlaß, wovon wir einiges hier anſchließen.

Zuvörderſt begegnet uns das herzerhebende Gefühl, wie ein ernſtlich gefaßter Entſchluß nach dem größten Glückswechſel durch den Erfolg glücklich begünſtigt und ein Zweck erreicht werde, höher als man ſich ihn hatte vorſtellen können. Hier bewahrheitet ſich abermals, daß wenn man nur nach irgend einer Niederlage, gleich wieder einen entſchiedenen Poſten faßt, einen Punkt ergreift, von dem aus man wirkt, zu dem man alles wieder zurückführt, alsdann das Unternehmen ſchon geborgen ſey und man ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen dürfe.

Eine fernere Betrachtung bringt ſich hier auf: wie wohl ein Fürſt handelt, wenn er das was Einzelne, mit leidenſchaftlicher Mühe, mit Glück, bei Gelegenheit, geſammelt, zuſammenhält und dem unſterblichen Körper ſeiner Beſitzungen einverleibt. Zum einzelnen Sammeln gehört Liebe, Kenntniß und gewiſſer Muth den Augenblick zu ergreifen, da denn ohne großes Vermögen, mit verſtändig mäßigem Aufwand, eine bedeutende Vereinigung manches Schönen und Guten ſich erreichen läßt.

Meiſt ſind ſolche Sammlungen den Erben zur Laſt; gewöhnlich legen ſie zu großen Werth darauf, weil ſie den Enthuſiasmus des erſten Beſitzers, der nöthig war ſo viel treffliche Einzelnheiten zuſammen zu ſchaffen und zuſammen zu halten, mit in Anſchlag bringen, dergeſtalt, daß oft, von einer Seite durch Mangel an entſchiedenen Liebhabern, von der andern durch überſpannte Forderungen, dergleichen Schätze unbekannt und unbenutzt liegen, vielleicht auch als zerfallender Körper vereinzelt werden. Trifft ſich's nun aber, daß hohe Häupter dergleichen Sammlungen gebührend Ehre geben und ſie andern ſchon vorhandenen anzufügen geneigt ſind, ſo wäre zu wünſchen, daß von einer Seite die Beſitzer ihre Forderungen nicht zu hoch trieben, von der andern bleibt es erfreulich zu ſehen, wenn große, mit Gütern geſegnete Fürſten zwar haushalteriſch zu Werke gehen, aber zugleich auch bedenken, daß ſie oft in den Fall kommen, großmüthig zu ſeyn, ohne dadurch zu gewinnen; und doch wird beides zugleich der Fall ſeyn, wenn es unſchätzbare Dinge gilt, wofür wohl alles das angeſehen werden darf, was ein glücklich ausgebildetes Talent hervorbrachte und hervorbringt.

Und ſo hätten wir denn zuletzt noch zu bemerken, welcher großen Wirkung ein ſolcher Beſitz in rechten Händen fähig iſt.

Warum sollte man läugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunstbesitz oft unbequem sey. Weder Zeit noch Zustand erlauben ihm treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es sey nun auf Productivität oder auf Kenntniß, auf That oder Geschichtseinsicht kräftig wirken sollten, dem Künstler so wie dem Liebhaber öfter vorzulegen und dadurch eine höhere, freigesinnte, fruchtbare Bildung zu bezwecken. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anstalt einverleibt, sind Männer dabei angestellt, deren Liebe und Leidenschaft es ist, ihre schöne Pflicht zu erfüllen, die ganz durchdrungen sind von dem Guten, was man stiften, was man fortpflanzen wollte, so wird wohl nichts zu wünschen übrig bleiben.

Sehen wir doch schon im gegenwärtigen Falle, daß der werthe Vorgesetzte genannter Sammlung sich selbst öffentlich verpflichtet, die höchsten Zwecke in allem Umfang zu erreichen, wie das Motto seiner sorgfältigen Arbeit auf das deutlichste bezeichnet: „Die Werke der Kunst gehören nicht Einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an.“ Heeren, Ideen 3. Theil, 1. Abthl.

Münzkunde der Deutschen Mittelzeit.

(Auf Anfrage.)

Ueber die zwar nicht seltenen, doch immer geschätzten, problematischen Goldmünzen, unter dem Namen Regenbogenschüsselchen bekannt, wüßte ich nichts zu entscheiden, wohl aber folgende Meinung zu eröffnen.

Sie stammen von einem Volke, welches zwar in Absicht auf Kunst barbarisch zu nennen ist, das sich aber einer wohlersonnenen Technik bei einem rohen Münzwesen bediente. Wenn nämlich die früheren Griechen Gold- und Silberkügelchen zu stempeln, dabei aber das Abspringen vom Ambos zu verhindern gedachten, so gaben sie der stählernen Unterlage die Form eines Kronenbohrers, worauf das Kügelchen gelegt, der Stempel aufgesetzt und so das Obergebilde abgedruckt ward; der Eindruck des untern viereckten zackigen Hulfsmittels verwandelte sich nach und nach in ein begränzendes, mancherlei Bildwerk enthaltendes Viereck, dessen Ursprung sich nicht mehr ahnen laßt.

Das unbekannte Volk jedoch, von welchem hier die Rede ist, vertiefte die Unterlage in Schüsselform, und grub zugleich eine gewisse Gestalt hinein; der obere Stempel war convex und gleichfalls ein Gebild hineingegraben. Wurde nun das Kügelchen in die Stempelschale gelegt und der obere Stempel

drauf geſchlagen, ſo hatte man die ſchüſſelförmige Münze, welche noch öfters in Deutſchland aus der Erde gegraben wird; die darauf erſcheinenden Geſtalten aber geben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Die erhabenen Seiten der drei mir vorliegenden Exemplare zeigen barbariſche Nachahmungen bekannter, auf Griechiſchen Münzen vorkommender Gegenſtände, einmal einen Löwenrachen, zweimal einen Taſchenkrebs. Gebilde der Unfähigkeit, wie ſie auch häufig auf ſilbernen Daziſchen Münzen geſehen werden, wo die Goldphilippen offenbar kindiſch pfuſcherhaft nachgeahmt ſind.

Die hohle Seite zeigt jedesmal ſechs kleine halbkugelförmige Erhöhungen; hiedurch ſcheint mir die Zahl des Werthes ausgeſprochen.

Das Merkwürdigſte aber iſt auf allen dreien eine ſichelförmige Umgebung, die auf dem einen Exemplar unzweifelhaft ein Hufeiſen vorſtellt, und alſo da, wo die Geſtalt nicht ſo entſchieden iſt, auch als ein ſolches gedeutet werden muß. Dieſe Vorſtellung ſcheint mir Original; fände ſie ſich auch auf andern Münzen, ſo kame man vielleicht auf eine nähere Spur; jedoch möchte das Bild immer auf ein berittenes kriegeriſches Volk hindeuten.

Ueber den Urſprung der Hufeiſen iſt man ungewiß; das älteſte, das man zu kennen glaubt, ſoll dem Pferde des Königs Childerich gehört haben, und alſo um das Jahr 481 zu ſetzen ſeyn. Aus andern Nachrichten und Combinationen ſcheint hervor zu gehen, daß der Gebrauch der Hufeiſen in Schwung gekommen zu der Zeit als Franken und Deutſche noch für Eine Völkerſchaft gehalten wurden, die Herrſchaft hinüber und herüber ſchwankte, und die kaiſerlich-königlichen Gebieter bald dießſeits bald jenſeits des Rheins größere

Egmont, ich dich entbehren! — In Thränen. Nein, es ist nicht möglich, nicht möglich.

Egmont

in einem Reitermantel, den Hut in's Gesicht gedrückt.

Clärchen!

Clärchen thut einen Schrey, fährt zurück. Egmont! Sie eilt auf ihn zu. Egmont! Sie umarmt ihn und ruht an ihm. O du guter, lieber, süßer! Kommst du? bist du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine ist fast vergangen, daß ihr so lang' ausbleibt; sie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und gesungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachtessen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freylich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe schon alles darauf eingerich-

Macht aufzubieten wußten. Wollte man sorgfältig die Orte verzeichnen, wo dergleichen Münzen gefunden worden, so gäbe sich vielleicht ein Aufschluß. Sie scheinen niemals tief in der Erde gelegen zu haben, weil der Volksglaube sie da finden läßt, wo ein Fuß des Regenbogens auf dem Acker aufstand, von welcher Sage sie denn auch ihre Benennung gewonnen haben.

Von Deutscher Baukunst 1823.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italianer und Spanier schon von alten Zeiten her, wir aber erst in der neuesten, die Deutsche (tedesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward sie zu kleinern und zu ungeheuren Gebäuden angewendet, der größte Theil von Europa nahm sie auf; Tausende von Künstlern, aber Tausende von Handwerkern übten sie; den christlichen Cultus förderte sie höchlich und wirkte mächtig auf Geist und Sinn; sie muß also etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhaltnisse verbergen und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderstehlich ist.

Merkwürdig war uns daher das Zeugniß eines Franzosen, eines Mannes, dessen eigene Bauweise der gerühmten sich entgegen setzte, dessen Zeit von derselben äußerst ungünstig urtheilte, und dennoch spricht er folgendermaßen:

„Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunst-Schönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maaß beobachtet sey, unser Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Ist hieran Mangel, so mag man noch so viel äußere Zierrath anwenden, Schönheit und Gefalligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht ersetzt, ja man kann sagen, daß ihre Häßlichkeit nur verhaßter und unerträglicher wird, wenn man die äußeren Zierrathen durch Reichthum der Arbeit oder der Materie steigert."

„Um dieſe Behauptung noch weiter zu treiben, ſag' ich, daß die Schönheit, welche aus Maaß und Proportion entſpringt, keineswegs koſtbarer Materien und zierlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen, ſie glänzt vielmehr und macht ſich fuhlbar, hervorblickend aus dem Wuſte und der Verworrenheit des Stoffes und der Behandlung. So beſchauen wir mit Vergnügen einige Maſſen jener Gothiſchen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entſprungen erſcheint und bemerklich iſt, ungeachtet der häßlichen Zierrathen, womit ſie verdeckt ſind und zum Trutz derſelben. Was uns aber am meiſten überzeugen muß, iſt, daß wenn man dieſe Maſſen mit Genauigkeit unterſucht, man im Ganzen dieſelben Proportionen findet, wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunſt erbaut, uns beim Anblick ſo viel Vergnügen gewähren."

François Blondel, Cours d'Architecture. Cinquième partie. Liv. V. Chap. XVI. XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münſter ſo große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unberufen unſer Entzücken auszuſprechen nicht unterlaſſen konnten. Eben das, was der Franzöſiſche Baumeiſter nach gepflogener Meſſung und Unterſuchung geſteht und behauptet, iſt uns unbewußt begegnet, und es wird ja auch nicht von jedem gefordert, daß er von Eindrücken, die ihn überraſchen, Rechenſchaft geben ſolle.

Standen aber dieſe Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da, ohne ſonderlichen Eindruck auf die größere Menſchenmaſſe, ſo ließen ſich die Urſachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erſchien ihre Wirkſamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder

erweckten! Jüngere und Aeltere beiderlei Geſchlechts waren von ſolchen Eindrücken übermannt und hingeriſſen, daß ſie ſich nicht allein durch wiederholte Beſchauung, Meſſung, Nachzeichnung daran erquickten und erbauten, ſondern auch dieſen Styl, bei noch erſt zu errichtenden, lebendigem Gebrauch gewidmeten Gebauden, wirklich anwendeten, und eine Zufriedenheit fanden, ſich gleichſam urväterlich in ſolchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an ſolchen Productionen der Vergangenheit erregt worden, ſo verdienen diejenigen großen Dank, die uns in den Stand ſetzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt hiſtoriſch zu fühlen und zu erkennen, wovon ich nunmehr Einiges zur Sprache bringe, indem ich mich durch mein näheres Verhaltniß zu ſo bedeutenden Gegenſtänden aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg ſah ich kein wichtiges impoſantes Werk dieſer Art. Der Eindruck erloſch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zuſtandes, wo mich ein ſolcher Anblick zum lebhafteſten Enthuſiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte ſolche Geſinnungen nicht wieder beleben, um ſo weniger als die modernen Veranderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen ließen; und ſo lebte ich viele Jahre ſolchem Kunſtzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahre 1810 jedoch trat ich, durch Vermittelung eines edlen Freundes, mit den Gebrüdern Boiſſerée in ein naheres Verhaltniß. Sie theilten mir glanzende Beweiſe ihrer Bemühungen mit; ſorgfaltig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Köln, theils im Grundriß, theils von mehreren Seiten, machten mich mit einem Gebaude bekannt, das nach ſcharfer Prüfung, gar wohl die erſte Stelle in dieſer Bauart verdient;

ich nahm ältere Studien wieder vor, und belehrte mich durch wechselseitige freundschaftliche Besuche und emsige Betrachtung gar mancher aus dieser Zeit sich herschreibenden Gebäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, so daß ich mich endlich wieder in jenen Zuständen ganz einheimisch fand.

Allein der Natur der Sache nach, besonders aber in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geschichtliche dieser ganzen Angelegenheit das Wichtigste werden, wozu mir denn die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die besten Förderniße darreichten.

Nun fand sich glücklicherweise, daß Herr Moller, ein höchst gebildeter, einsichtiger Künstler, auch für diese Gegenstände entzündet ward und auf das glücklichste mitwirkte. Ein entdeckter Originalriß des Kölner Doms gab der Sache ein neues Ansehen, die lithographische Copie desselben, ja die Contra-Drücke, wodurch sich das ganze zweithürmige Bild durch Zusammenfügen und Austuschen den Augen darstellen ließ, wirkte bedeutsam; und was dem Geschichtsfreunde zu gleicher Zeit höchst willkommen seyn mußte, war des vorzüglichen Mannes Unternehmen, eine Reihe von Abbildungen älterer und neuerer Zeit uns vorzulegen, da man denn zuerst das Herankommen der von uns diesmal betrachteten Bauart, sodann ihre höchste Höhe, und endlich ihr Abnehmen vor Augen sehen und bequem erkennen sollte. Dieses findet nun um desto eher statt, da das erste Werk vollendet vor uns liegt, und das zweite, das von einzelnen Gebäuden dieser Art handeln wird, auch schon in seinen ersten Heften zu uns gekommen ist.

Mögen die Unternehmungen dieses eben so einsichtigen als thätigen Mannes möglichst vom Publicum begünstigt werden; denn mit solchen Dingen sich zu beschäftigen ist an

der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn für uns und unsere Nachkommen ein vollständiger Begriff hervorgehen soll.

Und so müssen wir denn gleiche Aufmerksamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Gebrüder Boisserée wünschen, dessen erste Lieferung wir früher schon im allgemeinen angezeigt.

Mit aufrichtiger Theilnahme sehe ich nun das Publicum die Vortheile genießen, die mir seit dreizehn Jahren gegönnt sind; denn so lange bin ich Zeuge der eben so schwierigen als anhaltenden Arbeit der Boisserée'schen Verbündeten. Mir fehlte es nicht diese Zeit her an Mittheilung frisch gezeichneter Risse, alter Zeichnungen und Kupfer, die sich auf solche Gegenstände bezogen; besonders aber wichtig waren die Probedrücke der bedeutenden Platten, die sich durch die vorzüglichsten Kupferstecher ihrer Vollendung näherten.

So schön mich aber auch dieser frische Antheil in die Neigungen meiner früheren Jahre wieder zurück versetzte, fand ich doch den größten Vortheil bei einem kurzen Besuche in Köln, den ich an der Seite des Herrn Staats-Ministers von Stein abzulegen das Glück hatte.

Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des Kölner Doms von außen eine gewisse Apprehension in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wußte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, sehen wir in ihr den Conflict eines würdigen Menschenwerks mit der stillmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit; so tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieses Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt, etwas Uebergroßes leisten zu wollen.

Selbst der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig seyn wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmonischen

Effect; nur wenn wir ins Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraschender Harmonie anspricht, da erstaunen wir fröhlich, da erschrecken wir freudig, und fühlen unsere Sehnsucht mehr als erfüllt.

Ich aber hatte mich längst schon besonders mit dem Grundriß beschäftigt, viel darüber mit den Freunden verhandelt, und so konnte ich, da beinahe zu allem der Grund gelegt ist, die Spuren der ersten Intention an Ort und Stelle genau verfolgen. Eben so halfen mir die Probedrücke der Seitenansicht und die Zeichnung des vorderen Aufrisses einigermaßen das Bild in meiner Seele auferbauen; doch blieb das was fehlte immer noch so übergroß, daß man sich zu dessen Höhe nicht aufschwingen konnte.

Jetzt aber, da die Boisserée'sche Arbeit sich ihrem Ende naht, Abbildung und Erklärung in die Hände aller Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunstfreund auch in der Ferne Gelegenheit, sich von dem höchsten Gipfel, wozu sich diese Bauweise erhoben, völlig zu überzeugen; da er denn, wenn er gelegentlich sich als Reisender jener wundersamen Stätte nahert, nicht mehr der persönlichen Empfindung, dem trüben Vorurtheil, oder, im Gegensatz, einer übereilten Abneigung sich hingeben, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen wird. Ich wenigstens wünsche mir Glück, zu dieser Klarheit, nach funfzigjahrigem Streben, durch die Bemühungen patriotisch gesinnter, geistreicher, emsiger, unermüdeter junger Manner gelangt zu seyn.

Daß ich bei diesen erneuten Studien Deutscher Baukunst des zwölften Jahrhunderts öfters meiner frühern Anhänglichkeit an den Straßburger Münster gedachte, und des damals, 1771, im ersten Enthusiasmus verfaßten Druckbogens mich

erfreute, da ich mich deſſelben beim ſpäteren Leſen nicht zu ſchamen brauchte, iſt wohl natürlich: denn ich hatte doch die innern Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwickelung der einzelnen Zierrathen eben aus dieſem Ganzen eingeſehen, und nach langem und wiederholtem Anſchauen gefunden, daß der eine hoch genug auferbaute Thurm doch ſeiner eigentlichen Vollendung ermangele. Das alles traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen ganz wohl uberein, und wenn jener Aufſatz etwas Anſinguliſches in ſeinem Styl bemerken laßt, ſo möchte es wohl zu verzeihen ſeyn, da wo etwas Unausſprechliches auszuſprechen iſt.

Wir werden noch oft auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, und ſchließen hier dankbar gegen diejenigen, denen wir die gründlichſten Vorarbeiten ſchuldig ſind, Herrn Moller und Büſching; jenem in ſeiner Auslegung der gegebenen Kupfertafeln, dieſem in dem Verſuch einer Einleitung in die Geſchichte der Altdeutſchen Baukunſt; wozu mir denn gegenwartig als erwünſchtes Hülfsmittel die Darſtellung zu Handen liegt, welche Herr Sulpiz Boiſſerée als Einleitung und Erklarung der Kupfertafeln mit gründlicher Kenntniß aufgeſetzt hat.

Herstellung des Straßburger Münster.

Während die Wünsche der Kunst- und Vaterlands-Freunde auf die Erhaltung und Herstellung der alten Baudenkmale am Nieder-Rhein gerichtet sind, und man über die dazu erforderlichen Mittel rathschlägt, ist es höchst erfreulich und lehrreich zu betrachten, was in der Hinsicht am Ober-Rhein für das Münster zu Straßburg geschieht.

Hier wird nämlich schon seit mehreren Jahren mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg daran gearbeitet, die durch Vernachlässigungen und Zerstörungen der Revolution entstandenen Schäden auszubessern.

Denn ist freilich der Vorschlag der Gleichheits-Brüder, den stolzen Münster abzutragen, weil er sich über die elenden Hütten der Menschen erhebt, in jenen Zeiten nicht durchgegangen; so hat doch die bilder- und wappenstürmende Wuth dieser Fanatiker die vielen Bildwerke an den Eingängen, ja sogar die Wappen der bürgerlichen Stadtvorgesetzten und Baumeister oben an der Spitze des Thurms keineswegs verschont.

Es würde zu weitläufig seyn, alles anzuführen, was durch diese und andere muthwillige frevelhafte Zerstörungen, und wieder was in Folge derselben das Gebäude gelitten hat.

Genug, man beschäftigt sich jetzt unausgesetzt damit, alles nach und nach auf das sorgfältigste wieder herzustellen. So ist bereits das bunte Glaswerk der großen über 40 Fuß weiten

Roſe wieder in neues Blei geſetzt; ſo ſind eine Menge neue Platten und ſteinerne Rinnen gelegt, durchbrochene Gelander, Pfeiler, Baldachine und Thurmchen nach alten Muſtern erſetzt worden. — Die faſt lebensgroßen Caneſter-Statuen der Könige Chlodowig, Dagobert und Rudolph von Habsburg ſind, ganz neu verfertigt, mit vieler Mühe und Koſten wieder an den großen Pfeilern bei der Roſe aufgeſtellt. Und auch an den Eingängen kehren nun von den hundert und aber hundert Bildwerken ſchon manche nach alten Zeichnungen ausgefuhrte an ihre Stelle zurück.

Man erſtaunt billig, daß alle dieſe eben ſo viel Uebung und Geſchicklichkeit als Aufwand erfordernden Arbeiten in unſeren Tagen zu Stande kommen; und man begreift es nur, wenn man die weiſe Einrichtung der noch von Alters her für das Straßburger Münſter beſtehenden Bau-Stiftung und Verwaltung kennt.

Schon im 13ten Jahrhundert waren die zum Bau und Unterhalt dieſes großen Werks beſtimmten Güter und Einkünfte von den zu reingeiſtlichen Zwecken gehörigen getrennt, und der Obhut der Stadtvorgeſetzten anvertraut worden. Dieſe ernannten einen eigenen Schaffner und wahlten aus ihrer Mitte drei Pfleger, worunter immer ein Stadtmeiſter ſeyn mußte, — beides zur Verwaltung der Einnahme und Ausgabe, ſo wie zur Aufſicht über den Werkmeiſter, als welcher, vom Rath bloß zu dieſem Zweck geſetzt und von der Stiftung beſoldet, wieder den Steinmetzen und Werkleuten in der Bauhutte vorſtand.

Auf dieſe Weiſe wurde die Sorge fur das Münſter eine ſtädtiſche Angelegenheit, und dieß hatte vor vielen andern Vortheilen die überaus glückliche Folge, daß die betrachtlichen Güter und Gelder der Stiftung als Gemeinde-Eigenthum

ter, ich habe etwas zubereitet. Verrather mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bey mir iſt, hab' ich gar keinen Hunger; da ſollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bey ihm bin.

Egmont. Meinſt du?

Clärchen ſtampft mit dem Fuße und kehrt ſich unwillig um.

Egmont. Wie iſt dir?

Clärchen. Wie ſeyd ihr heute ſo kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind. Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber, die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer ſteht und dem Feinde etwas abliſten möchte, da nimmt er ſich

ſelbſt in der verderblichſten aller Staatsumwälzungen gerettet werden konnten.

Auch mußte eine Verwaltung, von welcher alle Jahre öffentlich Rechenſchaft abgelegt wurde, nothwendig das größte Vertrauen einflößen, und immerfort neue Wohlthäter und Stifter zu Gunſten eines prachtvollen Denkmals gewinnen, welches eine zahlreiche vermögende Bürgerſchaft großentheils als ihr eigenes betrachten durfte.

Daher ſah ſich denn die Anſtalt im Stande, nicht nur die gewöhnlichen, ſondern auch außerordentliche Bedürfniſſe, wie z. B. nach einer großen Feuersbrunſt, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die ſehr betrachtlichen Koſten neuer Bedachung und vielfachen damit zuſammenhängenden reich verzierten Steinwerks zu beſtreiten; ja vor wenigen Jahren noch ſogar eine große Summe zum Ankauf von Häuſern zu verwenden, welche niedergeriſſen wurden, um dem Gebäude einen weiteren offneren Zugang zu verſchaffen.

Mit den Geldmitteln aber wurden nun zugleich auch die Kunſt- und Handwerksmittel mannichfach erhalten; denn der alte Gebrauch, die Steinmetzen-Arbeit im Taglohn fertigen zu laſſen, blieb bei dieſem Gebäude ſtets beſtehen, und man wich in der Herſtellung der beſchädigten Theile nie von der urſprünglichen Geſtalt und Conſtruction ab.

Gerade aus dieſem Grunde bedurfte man beſonders geübte und geſchickte Werkleute, und dieſe bildeten ſich dann auch immer von ſelbſt, einer durch den andern, weil die Arbeit nie ausging.

Zudem blieben die einmal in dieſer Bauart geübten Leute gern an einem Ort, wo ſie zu allen Jahrszeiten auf ſichern anſtändigen Lohn zählen konnten. Endlich iſt das Straßburger Münſter auch nicht das einzige Denkmal in Deutſchland, bei

welchem ſich ſolche vortreffliche Einrichtung erhalten hat, ſondern es beſteht nach dem Beiſpiel derſelben eine ähnliche, gleichfalls unter ſtädtiſcher Verwaltung, beim Münſter zu Freiburg im Breisgau und bei St. Stephan in Wien, vielleicht auch noch anderwärts, ohne daß es uns bekannt geworden.

Hier hatten wir alſo im eigenen Vaterlande hinlänglich Muſter für Erhaltungs-Anſtalten und Pflanz-Schulen, aus welchen wir fähige Arbeiter zur Herſtellung unſerer in Verfall gerathenen großen Baudenkmale ziehen konnten; und wir brauchten nicht unſere Zuflucht nach England zu nehmen, wo freilich ſeit einer Reihe von Jahren für Erhaltung und Herſtellung der Gebäude dieſer Art am meiſten geſchehen iſt.

Die neuen Arbeiten am Straßburger Münſter laſſen wirklich weder in Rückſicht der Zweckmäßigkeit noch der ſchönen treuen Ausführung irgend etwas zu wünſchen übrig. Ganz beſonders aber muß der treffliche Stand und die Ordnung gerühmt werden, worin hier alles zur Bedeckung und zum Waſſerlauf dienende Steinwerk gehalten wird.

Außer den Dächern iſt nicht eine Hand breit Kupfer oder Blei zur Bedeckung angewandt. Alle die vielen Gänge und Rinnen findet man von Stein verfertigt, und die große Terraſſe, ja ſogar ſämmtliche Gewölbe in den beiden Thürmen, welche wegen der offenen Fenſter der Witterung ausgeſetzt, ſind mit Platten belegt. Dieß Steinwerk iſt nun alles abſchüſſig und ſo ſorgfältig zugerichtet, daß nirgend ein Tropfen Waſſer ſtehen bleiben kann; und wie nur ein Stein ſchadhaft wird, erſetzt man ihn durch einen neuen. Im September des vorigen Jahres hatten wir Gelegenheit, den großen Nutzen dieſer weiſen Vorkehrung im vollſten Maaß zu bewundern. Es war nach den unaufhörlichen beiſpielloſen Regengüſſen des Sommers, ja ſelbſt nach den Regengüſſen des vorigen Tages

auch nicht eine Spur von Feuchtigkeit auf allen den offenen Stiegen, Gewölben, Gängen und Bühnen zu entdecken.

Man sieht leicht ein, wie eng diese Einrichtung des Wasserlaufs mit der ursprünglichen Anlage solcher Gebäude zusammenhängt, und wie hingegen die Blei- und Kupfer-Bedeckung für alle die mannichfaltigen, viele Winkel darbietenden Theile nicht ausreichen, sondern wegen des ewigen Flickwerks in vielen Fällen nur Veranlassung zu großem nutzlosen Kostenaufwand geben kann.

Der Kölnische Dom bietet hierüber Erfahrungen genug dar; man wird darum bei Herstellung desselben jene in Straßburg befolgte, für die Erhaltung so höchst zweckmäßige Weise ohne Zweifel desto mehr beherzigen.

Den Freunden des Alterthums muß es sehr angenehm seyn, zu vernehmen, daß für dieses und andere Denkmale am Niederrhein bereits die ersten nothwendigsten Maaßregeln getroffen sind.

Die im vorigen Sommer mit in dieser Hinsicht unternommene Reise des Geheimen Ober-Bauraths Schinkel war hier von sehr günstigem Einfluß. Die Regierung hat vor der Hand eine beträchtliche Summe zur Ausbesserung eines großen gefahrlichen Bauschadens am Dachstuhl des Kölnischen Doms bewilligt, und die Arbeiten sind schon in vollem Gang.

Außerdem ist zur Niederlegung einer neben dem Dom stehenden verfallenen Kirche Befehl gegeben, wodurch eine freiere Ansicht gerade des vollendeten Theils jenes Denkmals gewonnen wird. Dann sorgte man auch für die Rettung der gleichzeitig mit dem Kölner Dom und nach einem ähnlichen, aber verkleinerten Plan gebauten Abtei-Kirche Altenberg in der Nähe von Köln. Eine Feuersbrunst hatte vor kurzem dieß schöne ganz vollendete Gebäude seines Dachwerks beraubt.

Man war einſtweilen auf die nothdürftigſte Bedeckung bedacht, und hofft im Lauf des Jahres ein neues Dach herſtellen zu können.

Anderſeits bemüht man ſich in Trier ſorgſam für die dortigen bedeutenden Römiſchen Alterthümer; und mehr oder weniger zeigt ſich in dieſer Hinſicht an vielen Punkten der Niederrheiniſchen Lander die ſchützende Hand einer wohlwollenden Regierung, von welcher Kunſt- und Vaterlands-Freunde die Erfüllung ihrer gerechten Wünſche nicht vergebens erwarten werden.

Wir können dieſe Nachricht nicht ſchließen, ohne noch ein Wort in Bezug auf den Straßburger Münſter beizufügen:

Wir bemerkten mit groſer Freude, wie ſorgfaltig dieß wunderwürdige Werk in Ehren gehalten wird; deſto mehr aber befremdete uns, dieß nicht auf die Ruheſtätte des groſen Meiſters ausgedehnt zu finden, welchem das Gebaude ſeine Entſtehung verdankt.

Die außen an einem Pfeiler bei der Sacriſtei angebrachte Grabſchrift des Erwin von Steinbach iſt namlich durch eine kleine Kohlenhütte verdeckt, und man ſieht mit Unwillen die Züge eines Namens von den Anſtalten zu den Rauchfaſern verunreinigt, welchem vor vielen andern Sterblichen der Weihrauch ſelbſt gebührte!

Möchten doch die ſo ſehr ruhmwürdigen Stadtbehörden und Vorſteher des Münſterbaues dieſer leicht zu hebenden Verunehrung ein Ende machen, und den Ort anſtandig einfaſſen, oder die Inſchriften herausnehmen und an einem beſſern Ort im Innern des Gebaudes, etwa beim Eingang unter den Thürmen aufſtellen laſſen.

Auf dieſe Weiſe erfahren wir nach und nach durch die Bemühungen einſichtiger, thätiger junger Freunde, welche Anſtalten und Vorkehrungen ſich nöthig machten, um jene ungeheuren Gebäude zu unternehmen, wo nicht auszuführen.

Zugleich werden wir belehrt, in welchem Sinn und Geſchmack die nördlichere Baukunſt vom achten bis zum funfzehnten Jahrhundert ſich entwickelte, veränderte, auf einen hohen Grad von Trefflichkeit, Kühnheit, Zierlichkeit gelangte, bis ſie zuletzt durch Abweichung und Ueberladung, wie es den Künſten gewöhnlich geht, nach und nach ſich verſchlimmerte. Dieſe Betrachtungen werden wir bei Gelegenheit der Mollerischen Hefte, wenn ſie alle beiſammen ſind, zu unſerer Genugthuung anſtellen können. Auch ſchon die viere, welche vor uns liegen, geben erfreuliche Belehrung. Die darin enthaltenen Tafeln ſind nicht numerirt, am Schluſſe wird erſt das Verzeichniß folgen, wie ſie nach der Zeit zu legen und zu ordnen ſind.

Schon jetzt haben wir dieſes vorläufig gethan und ſehen eine Reihe von ſechs Jahrhunderten vor uns. Wir legten dazwiſchen was von Grund- und Aufriſſen ähnlicher Gebäude zu Handen war und finden ſchon einen Leitfaden, an dem wir uns gar glücklich und angenehm durchwinden können. Sind die Mollerischen Hefte dereinſt vollſtändig, ſo kann jeder Liebhaber ſie auf ähnliche Weiſe zum Grund einer Sammlung legen, woran er für ſich und mit andern über dieſe bedeutenden Gegenſtände täglich mehr Aufklarung gewinnt.

Alsdann wird, nach abgelegten Vorurtheilen, Lob und Tadel gegründet ſeyn, und eine Vereinigung der verſchiedenſten Anſichten, aus der Geſchichte auf einander folgender Denkmale, hervorgehen.

Auch muß es deßhalb immer wünſchenswerther ſeyn, daß

das große Werk der Herren Boisserée, den Dom zu Köln darstellend, endlich erscheine. Die Tafeln, die schon in unsern Händen sind, lassen wünschen, daß alle Liebhaber bald gleichen Genuß und gleiche Belehrung finden mögen.

Der Grundriß ist bewundernswürdig und vielleicht von keinem dieser Bauart übertroffen. Die linke Seite, wie sie ausgeführt werden sollte, giebt erst einen Begriff von der ungeheuern Kühnheit des Unternehmens. Dieselbe Seitenansicht, aber nur so weit als sie zur Ausführung gelangte, erregt ein angenehmes Gefühl mit Bedauern gemischt. Man sieht das unvollendete Gebäude auf einem freien Platz, indem die Darsteller jene Reihe Häuser, welche niemals hatte gebaut werden sollen, mit gutem Sinne weggelassen. Daneben war es gewiß ein glücklicher Gedanke, die Bauleute noch in voller Arbeit und den Krahnen thätig vorzustellen, wodurch der Gegenstand Leben und Bewegung gewinnt.

Kommt hiezu nun ferner das Facsimile des großen Original-Aufrisses, welchen Herr Moller gleichfalls besorgt, so wird über diesen Theil der Kunstgeschichte sich eine Klarheit verbreiten, bei der wir die in allen Landen aufgeführten Gebäude solcher Art, früher und spaterer Zeit, gar wohl beurtheilen können; und wir werden alsdann nicht mehr die Producte einer wachsenden, steigenden, den höchsten Gipfel erreichenden und sodann wieder versinkenden Kunst vermischen und eins mit dem andern entweder unbedingt loben oder verwerfen.

Köln.

Zu unserer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daselbst eine ansehnliche Stiftung zu gründen beschäftigt sey,

wodurch es auf lange Jahre möglich wird den Dom wenigſtens in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zu erhalten.

Auch iſt durch Vorſorge des Herrn General-Gouverneurs Grafen von Solms-Laubach die Wallraſiſche Sammlung in das geräumige Jeſuiten-Gebäude gebracht, und man ſieht einer methodiſchen Aufſtellung und Katalogirung derſelben mit Zutrauen entgegen.

Und ſo wären denn zwei bedeutende Wünſche aller Deutſchen Kunſtfreunde ſchon in Erfüllung gegangen.

Pentazonium Vimariense.

dem dritten September 1825 gewidmet,

vom

Ober-Baudirector **Coudray** gezeichnet, gestochen vom Hofkupferstecher **Schwerdgeburth**.

Das seltene und mit dem reinsten Enthusiasmus gefeierte Fest der funfzigjahrigen Regierung des Großherzogs von Sachsen Weimar Eisenach Königl. Hoheit zu verherrlichen, fühlten auch die Künste eine besondere Verpflichtung; unter ihnen that sich die Baukunst hervor, in einer Zeichnung, welche, nunmehr in Kupferstich gefaßt, dem allgemeinen Anschauen ubergeben ist.

Zu seiner Darstellung nahm der geistreiche Künstler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebauden, wo man zonenweise, Stockwerk über Stockwerk, in die Höhe ging und, den Durchmesser der Area nach Stufenart zusammenziehend, einer Pyramiden- oder sonst zugespitzten Form sich zu nahern trachtete. Wenig ist uns davon übrig geblieben — von dem Trizonium des Quintilius Varus nur der Name — und was wir noch von dem Septizonium des Severus wissen, kann unsere Billigung nicht verdienen, indem es vertical in die Höhe stieg und also dem Auge das Gefühl einer geforderten Soliditat nicht eindrucken konnte.

Bei unſerm Pentazonium iſt die Anlage von der Art, daß erſt auf einer gehörig feſten Ruſtica-Baſis ein Säulengebäude doriſcher Ordnung errichtet ſey, über welchem abermals ein ruhiges Maſſiv einer joniſchen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn alſo ſchon vier Zonen abſolvirt wären, worauf abermals ein Maſſivaufſatz folgt, auf welchem Korinthiſche Säulen, zum Tempelgipfel zuſammengedrängt, den höheren Abſchluß bilden.

Die erſte Zone ſieht man, durch ihre Bildwerke, einer kräftig-thätigen Jugendzeit gewidmet, geiſtigen und körperlichen Uebungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweite ſoll das Andenken eines mittleren Manneslebens bewahren, in That und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht, auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone giebt einem reich geſegneten Familienleben Raum. Die vierte deutet auf das, was für Kunſt und Wiſſenſchaft geſchehen. Die fünfte läßt uns die Begründung einer ſichern Staatsform erblicken, worauf ſich denn das Heiligthum eines wohlverdienten Ruhms erhebt.

Ob nun gleich zu unſerer Zeit Gebäude dieſer Art nicht leicht zur Wirklichkeit gelangen dürften, ſo achtete der denkende Künſtler doch für Pflicht zu zeigen, daß ein ſolches Prachtgerüſte nicht bloß phantaſtiſch gefabelt, ſondern auf einer innern Möglichkeit gegründet ſey; weßhalb er denn in einem zweiten Blatte die vorſichtige Conſtruction deſſelben, ſowohl in Grundriſſen als Durchſchnitten, den Kenneraugen vorlegte; wodurch man auch, umſtändlicher als hier geſchieht, durch eine gedruckte Erklärung erfahren kann, worauf theils durch reale, theils durch allegoriſche Darſtellungen gedeutet worden.

Und ſo wird denn endlich an dem Aufriß, welchen die Hauptplatte darſtellt, der einſichtige Kennerblick geneigt unterſcheiden

und beurtheilen, in wiefern die ſchwierige Uebereinanderſtellung verſchiedener Saulenordnungen, von der derbſten bis zu der ſchlankeſten, gelungen, in wiefern die Profile dem jedesmaligen Charakter gemaß beſtimmt und genügend gezeichnet worden.

Kehrt nun das Auge zu dem beim erſten Anſchauen empfangenen Eindruck nach einer ſolchen Prüfung des Einzelnen wieder zuruck, ſo wünſchen wir die Frage gunſtig beantwortet: ob der allgemeine Umriß des Ganzen, der ſo zu nennende Schattenriß, dem Auge gefallig und nebſt ſeinem reichen Inhalte dem Geiſte faßlich ſey, indem wir von unſerer Seite hier nur eine allgemeine Anzeige beabſichtigen konnten.

Wenn nun der Künſtler in einer genauen, zum ſauberſten ausgeführten Zeichnung das Seinige geleiſtet zu haben hoffen durfte, ſo kann die Arbeit des Kupferſtechers ſich gleichfalls einer geneigten Aufnahme getröſten. Herr Schwerdgeburth, deſſen Geſchicklichkeit man bisher nur in kleineren, unſere Taſchenbücher zierenden Bildern liebte und bewunderte, hat ſich hier in ein Feld begeben, in welchem er bisher völlig fremd geweſen, deßhalb eine Unbekanntſchaft eines Kupferſtechers mit dem architektoniſchen Detail vom Kenner mit Nachſicht zu beurtheilen ſeyn durfte. Ferner iſt zu bedenken, daß bei einer ſolchen Arbeit die geſchickteſte Hand ohne Beihulfe von mitleiſtenden Maſchinen ſich in Verlegenheit fuhlen kann.

Eines ſolchen Vortheils, welcher dem Künſtler in Paris und andern in dieſer Art vielthatigen Stadten zu Hulfe kommt, ermangelt die unſrige ſo gut wie ganzlich: alles iſt hier die That der eigenen freien Hand, es ſey daß ſie die Radirnadel oder den Grabſtichel gefuhrt. Hiedurch aber hat auch dieſes Blatt ein gewiſſes Leben, eine gewiſſe Anmuth gewonnen,

zusammen, faßt sich selbst in seine Arme und kaut seinen Anschlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht setzen? es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts, wenn ihr da seyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille ist die beste Würze. Mutter ab.

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willst.

Clärchen. Vergleicht sie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuförderst also. Er wirft den Mantel ab und steht in einem prächtigen Kleide da.

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frey. Er herzt sie.

Clärchen. Laßt! Ihr verderbt euch. Sie tritt zurück. Wie prächtig! da darf ich euch nicht anrühren.

welche gar oft einer ausschließlich angewandten Technik zu ermangeln pflegt.

Eben so waren bei dem Abdruck gar manche Schwierigkeiten zu überwinden, die bei größeren, den Fabrikanstalten sich nähernden Gelegenheiten gar leicht zu beseitigen sind, oder vielmehr gar nicht zur Sprache kommen.

Schließlich ist nur noch zu bemerken, daß dieses Blatt für die Liebhaber der Kunst auch dadurch einen besondern Werth erhalten wird, daß der löbliche Stadtrath zu Weimar dem Kupferstecher die Platte honorirt und die sorgfältig genommenen Abdrücke, als freundliche Gabe, den Verehrern des gefeierten Fürsten zur Erinnerung an jene so bedeutende Epoche zugetheilt hat, welches allgemein mit anerkennendem Danke aufgenommen worden. Sie sind erfreut dem Lebenden als Lebendige ein Denkmal errichtet zu sehen, dessen Sinn und Bedeutung von ihnen um so williger anerkannt wird, als man sonst dergleichen dem oft schwankenden Ermessen einer Nachkommenschaft überläßt, die, mit sich selbst allzusehr beschäftigt, selten den reinen Enthusiasmus empfindet, um rückwärts dankbar zu schauen und gegen edle Vorgänger ihre Pflicht zu erfüllen, wozu ihr denn auch wohl Ernst, Mittel und Gelegenheit oft ermangeln mögen.

Architektur in Sicilien.

Architecture moderne de la Sicile, par J. Hittorf et Zanth. A Paris.

Wie uns vor Jahren die modernen Gebäude Roms durch Fontaine und Percier, die Florentiniſchen durch Grandjean und Famin, die Genueſiſchen durch Gautier belehrend dargeſtellt worden, ſo haben ſich, um gleichen Zweck zu erreichen, ausgebildete Männer, Hittorf und Zanth, nach Sicilien begeben und liefern uns die dortigen, beſonders von Zeitgenoſſen Michel Angelo's errichteten, öffentlichen und Privatgebäude, ſo wie auch dergleichen aus früheren chriſtlichkirchlichen Zeiten.

Von dieſem Werke liegen uns 49 Tafeln vor Augen und wir können ſolches, ſowohl in Gefolg obgenannter Vorgänger, als auch um der eignen Verdienſte willen, Künſtlern und Kunſtfreunden auf das nachdrücklichſte empfehlen. Ein reicher Inhalt, ſo charakteriſtiſch als geiſtreich dargeſtellt, auf das ſicherſte und zarteſte behandelt. Es ſind nur Linearzeichnungen, aber durch zarte und ſtarke Striche iſt Licht- und Schattenſeite hinreichend ausgedruckt, daher befriedigen ſie mit vollkommener Haltung.

Bei gewiſſen baulichen Gegenſtänden fanden die Künſtler perſpectiviſche Zeichnung nöthig, und dieſe machen den angenehmſten Eindruck; etwas Eigenthümlich-Charakteriſtiſches der ſicilianiſchen Baukunſt tritt hier hervor; wir wagen es nicht näher zu bezeichnen, und bemerken nur Einzelnes.

Beim Eintritt in die dießmal gelieferten Meſſiniſchen Paläſte ſieht man ſich in einem Hofe von hohen Wohnungen umkränzt; wir empfinden ſogleich Reſpect und Wohlgefallen; der Baumeiſter ſcheint dem Hausherrn einen anſtändigen Lebensgenuß zugeſichert zu haben; man iſt in einer grandioſen, aber nicht allzuernſten Umgebung. Das Gleiche gilt von den Klöſtern und andern öffentlichen Gebäuden; man iſt von allem Düſtern, Drückenden durchaus befreit, und dieſe Gebäude ſind ihrem Zweck völlig angemeſſen.

Noch eine zweite allgemeine Bemerkung ſtehe hier: nicht leicht hat irgendwo eine edle Bildhauerkunſt der Einbildungskraft ſo viel Antheil an ihren Werken geſtattet als wie in Sicilien, deßwegen ſie auch ſchwer zu beurtheilen ſind.

Statuen von Menſchen, Halbmenſchen, Thieren und Ungeheuern, Basreliefs mythologiſcher und allegoriſcher Art, Verzierungen architektoniſcher Glieder, alles überſchwenglich angebracht, beſonders bei Brunnen, die bei ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit auch den größten Schmuck zu verdienen ſchienen. Wer an Einfalt und ernſthafte Würde gewöhnt iſt, der wird ſich in dieſen mannichfaltigen Reichthum kaum zu finden wiſſen, wir aber konnten ihm an Ort und Stelle nicht ungünſtig ſeyn; und ſo erfreut es uns, mit ganz außerordentlicher Sorgfalt hier dieſe ſonderbaren Werke dargeſtellt zu ſehen und die architektoniſche Zierlichkeit ihrer Profile ſowohl als die übrige Fülle ihrer Verzierungen zu bewundern. Denn ſo lange die Einbildungskraft von der Kunſt gebändigt wird,

giebt ſie durchaus zu erfreulichen Gebilden Anlaß; dahingegen wenn Kunſt ſich nach und nach verliert, der regelnde Sinn entweicht und das Handwerk mit der Imagination allein bleibt, da nehmen ſie unaufhaltſam den Weg, welcher, wie ſchon in Palermo der Fall iſt, zum Pallagoniſchen Unſinn nicht Schritt vor Schritt, ſondern mit Sprüngen hinführt.

Architecture antique de la Sicile, par Hittorf et Zanth.

Von dieſem Werke ſind 31 Tafeln in unſern Händen: ſie enthalten die Tempel von Segeſte und Selinunt, geographiſche und topographiſche Charten, die genaueſten architektoniſchen Riſſe und charakteriſtiſche Nachbildungen der wunderſamen Basreliefe und Ornamente, zugleich mit ihrer Färbung, und erheben uns zu ganz eigenen neuen Begriffen über alte Baukunſt. Früheren Reiſenden bleibe das Verdienſt die Aufmerkſamkeit erregt zu haben, wenn dieſe Letzteren, begabt mit mehr hiſtoriſch-kritiſchen und artiſtiſchen Hülfsmitteln, endlich das Eigentliche leiſten, was zur wahren Erkenntniß und gründlichen Bildung zuletzt erfordert wird.

Mit Verlangen erwarten wir die Nachbildungen der Tempel zu Girgent, beſonders aber hinlängliche Kenntniß von den letzten Ausgrabungen, wovon uns einige Blätter in Oſterwald's Sicilien ſchon vorläufige Kenntniß gegeben und ein einzelner Theil in einem landſchaftlichen Gemalde dargeſtellt die angenehmſten Eindrücke verleiht, die wir in folgendem näher ausſprechen.

Südöſtliche Ecke des Jupiter-Tempels von Girgent, wie ſie ſich nach der Ausgrabung zeigt; Oelbild von Herrn von Klenze, Königlich Bayeriſchem Ober-Baudirector.

Ein Gemälde nicht nur des Gegenſtandes wegen für den Alterthumsforſcher belehrend, ſondern auch befriedigend, ja erfreulich dem Kunſtfreund, wenn er das Werk bloß als Landſchaft betrachtet.

Die Luft mit leichtem Gewölk iſt recht ſchön, klar, gut abgeſtuft; die Behandlung deſſelben beweiſ't des Meiſters Kunſtfertigkeit; nicht weniger Lob verdient auch die gar zierlich, fleißig und geſchmackvoll ausgeführte weite Küſtenſtrecke des Mittelgrundes. Vorn im Bilde liegen die koloſſalen Tempelruinen mit ſolcher Präciſion der Zeichnung, ſolcher auf das Weſentliche im Detail verwendeten Sorgfalt ausgeführt, wie es nur von einem im Fach der Architektur-Zeichnung vielgeübten Künſtler zu erwarten iſt. Der ſo glücklich in dem geſchmackvollen Ganzen reſtaurirt aufgeſtellte Koloß giebt der mächtigen Ruine eine ganz originelle Anmuth. Ein ſchlanker, an der Seite der Tempelruine aufgewachſener Oelbaum, charakteriſtiſch, ſehr zart und ausführlich in ſeinem Blatterſchlag, eine Aloe und in der Ecke rechts noch verſchiedene Fragmente von der Architektur des Tempels, ſtaffiren durchaus zweckmäßig den nachſten und allernachſten Vordergrund.

Das Verdienſtliche verſchiedener Theile dieſer Malerei wird am beſten gelobt und am treffendſten bezeichnet wenn man ſagt, daß es an Elzheimer's Arbeiten erinnere.

Kirchen, Paläste und Klöster in Italien,

nach den Monumenten gezeichnet, von J. Eugenius Rupfl, Architekten in Cassel, gr. Fol. 3 Lieferungen, jede zu 6 Blättern, sauber radirte Umrisse.

Ein durch merkwürdigen Inhalt, wie durch Verdienst der Ausführung gleich achtbares, vor kurzem erschienenes Werk.

Das erste oder Titelblatt jeder Lieferung enthält antike Fragmente, mit Geschmack und Kunst zum Ganzen geordnet; die fünf übrigen aber Ansichten, bald vom Aeußern, bald vom Innern ansehnlicher Gebäude, von Constantin des Großen Zeit das ganze Mittelalter herab bis an die neuere Baukunst, wie sie unter den großen Meistern des sechzehnten Jahrhunderts zur fröhlichen Blüthe gelangt war. Einige wenige dürften vielleicht bloß als pittoreske Ansichten aufgenommen seyn.

Von Seiten der künstlerischen Behandlung finden wir an den Blättern dieses Werks theils die Genauigkeit und den bis auf das kleinste Detail sich erstreckenden Fleiß, theils die vom Zeichner mit nicht weniger Geschmack als Ueberlegung gewählten Standpunkte zu loben; unbeschadet der Wahrheit stellen sich die sämmtlichen Gegenstände dem Auge von einer gefälligen Seite in malerischer Gruppirung dar.

Auch hat der Verfasser Sorge getragen für die meisten seiner Blätter solche Gegenstände auszuwählen, die zugleich

ſchöne Anſichten gewähren, wenig bekannt und in kunſtgeſchichtlicher Beziehung merkwürdig ſind. Unſere Leſer werden ſelbſt davon urtheilen können, wenn wir ihnen den Inhalt aller drei bis jetzt erſchienenen Lieferungen kurz anzeigen.

Erſte Lieferung.

1) Verſchiedene antike Fragmente, zierlich zuſammengeſtellt. 2) Der innere Hofraum und Säulengänge um denſelben im Palaſt der Cancellaria zu Rom, nach Einigen Architektur des San Gallo, wahrſcheinlicher aber des Bramante. 3) Hof bei der Kirche St. Apoſtoli zu Rom. 4) Veſtibul eines Gebaudes in der Via Siſtina zu Rom. 5) Anſicht der Kirche St. Feliciano zu Fuligno. 6) Anſicht der Kirche St. Giorgio in Velabro und des Bogens der Goldſchmiede zu Rom.

Zweite Lieferung.

1) Wiederum gar zierliche Zuſammenſtellung antiker Fragmente. 2) Kloſterhof zu St. Giovanni in Laterano zu Rom. 3) Anſicht des Innern der Kirche St. Coſtanza vor der Porta Pia zu Rom. 4) Façade und vorliegende große Treppe der Kirche St. Maria in Ara Cöli, auf dem Capitolium zu Rom. 5) Eingang zur Kirche St. Praſſede zu Rom. 6) Palaſt des Grafen Giraud in Via di Borgo novo zu Rom, Architektur von Bramante.

Dritte Lieferung.

1) Anſicht der Kirche St. Salvator zu Fuligno. 2) St. Giacomo zu Vicovaro. 3) Anſicht des Doms zu Spoleto. 4) Cortile eines Palaſtes nahe bei dem Capitol zu Rom. 5) Sacriſtey zu St. Martino a Monti in Rom. 6) Mittlere Anſicht des Kloſterhofs zu St. Giovanni in Laterano.

Ferner sind wir des Vergnügens theilhaft geworden, von eben demselben Künstler einen mit Aquarellfarben gemalten und zum Verwundern fleißig ausgeführten Prospect des Platzes zu Assisi, mit dem darauf liegenden noch sehr wohl erhaltenen Minerven-Tempel, jetzt in eine Kirche verwandelt und Madonna della Minerva genannt, zu sehen. Der gute Ton im Ganzen, die heitere Luft, die natürliche Farbe der verschiedenen Architektur-Gegenstände, der höchst löbliche Fleiß, der auch die geringsten Kleinigkeiten nicht übersehen, sondern mit Sorgfalt und Liebe nachgebildet hat, endlich die wohlgezeichneten Figuren in den eigenthümlichen Landestrachten, womit das Bild reichlich und zweckmäßig staffirt ist — alles zusammen kann unmöglich verfehlen jeden der Kunst kundigen Beschauer zu befriedigen, zu erfreuen. Auf uns wenigstens hat es diese Wirkung gethan und mehrere Tage hindurch, da das Anschauen desselben uns gegönnt war, zu einer heiteren Gemüthsstimmung beigetragen.

Wenn nun meine Freunde an der vollkommenen Ausführung eines so wohl studirten Werkes ihre Freude hatten, so war mir dabei noch ganz anders zu Muthe, indem ich mich der abenteuerlich-flüchtigen Augenblicke lebhaft erinnerte, wo ich vor diesem Tempel gestanden und mich zum erstenmal über ein wohlerhaltenes Alterthum innig erfreute. (Italiänische Reise erster Theil S. 136.) Wie gerne werden wir dem Künstler folgen, wenn er uns, wie er verspricht, nächstens wieder an Ort und Stelle führt, und von seinen anhaltenden gründlichen Studien daselbst bildlich und schriftlich den Mitgenuß vergönnt.

Das altrömiſche Denkmal bei Igel

unweit Trier.

Eine mit ausgezeichneter Sorgfalt gemachte ungefähr 18 Zoll hohe bronzene Abbildung dieſes merkwürdigen römiſchen Denkmals veranlaßt nachfolgende Betrachtungen über daſſelbe.

Das alte Denkmal iſt einigen Gliedern der römiſchen Familie der Secundiner zu Ehren errichtet; es beſteht aus einem feſten grauen Sandſtein, hat im Ganzen thurmartige Geſtalt und über 70 Fuß Höhe.

Die architektoniſchen Verhältniſſe der verſchiedenen Theile an ſich ſowohl als in Uebereinſtimmung zum geſammten Ganzen verdienen großes Lob, und es möchte ſchwerlich irgend ein anderes römiſches Monument ſich dem Auge gefälliger und zierlicher darſtellen.

Ueber die Zeit wann das Werk errichtet worden, giebt weder die Inſchrift Auskunft, noch laßt ſich dieſelbe aus andern Nachrichten genau beſtimmen; jedoch ſcheint die reiche Fülle der Zierrathen und Bilder, womit es gleichſam überdeckt iſt, ſo wie der Geſchmack, in welchem ſie gearbeitet ſind, auf die Zeit der Antonine hinzudeuten.

Die verzierenden Bilder ſind gemiſchter Art: theils Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, auf Stand, Geſchafte,

Verwaltung und Pflichten derer, denen das Denkmal errichtet worden, sich beziehend; theils der Götter- und Heldensage angehörend.

Die vor uns befindliche bronzene Copie ist mit ausnehmender Sorgfalt gemacht; den Styl der Antike, gefälligen Geschmack und angemessene Haltung erkennt man überall nicht nur in den unzähligen, flach erhobenen, doch immer hinreichend deutlich gearbeiteten Figuren, sondern auch in den Blattverzierungen der Gesimse. Der nachbildende Künstler hat seinen Fleiß dergestalt weit getrieben, daß bloß verwitterte Stellen des Monuments deutlich von solchen Beschädigungen zu unterscheiden sind, die es durch Menschenhande gewaltsam erlitten, ja daß sogar eine Anzahl neu eingefügter Steine ohne Schwierigkeit zu erkennen sind.

Auch der Abguß verdient großes Lob; er ist ungemein reinlich und ohne sichtbare Spuren spaterer Nachhülfe.

An die Künstler Heinr. Jumpft und C. Osterwald, Verfertiger der bronzenen Abbildung.

Bei dem erfreulichen Anblick des mir übersendeten löblichen Kunstwerkes eilte ich zuvörderst mich jener Zeit zu erinnern, in welcher mir es, und zwar unter sehr bedenklichen Umstanden, zuerst bekannt geworden. Ich suchte die Stelle meines Tagebuchs, der Campagne 1792, wieder auf und füge sie hier bei, als Einleitung zu demjenigen, was ich jetzt zu äußern gedenke.

„Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nahe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmaler zu

Egmont. Bist du zufrieden? Ich versprach dir, einmal Spanisch zu kommen.

Clärchen. Ich bath euch zeither nicht mehr drum; ich dachte, ihr wolltet nicht — Ach und das goldne Vließ!

Egmont. Da siehst du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiser umgehängt?

Egmont. Ja, Kind! und Kette und Zeichen geben dem, der sie trägt, die edelsten Freyheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens mit dem versammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du dürftest die ganze Welt über dich richten lassen. — Der Sammet ist gar zu herrlich, und die Passement-Arbeit! und das Gestickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen soll.

Egmont. Sieh dich nur satt.

ſetzen wußten, warf ich in Gedanken ſogleich die ſämmtlichen Dorfhütten weg und nun ſtand es an dem würdigſten Platze. Die Moſel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher ſich gegenüber ein anſehnliches Waſſer, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewäſſer, das Auf- und Abſteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

„Das Monument ſelbſt könnte man einen architektoniſch-plaſtiſch verzierten Obelisk nennen. Er ſteigt in verſchiedenen, künſtleriſch über einander geſtellten Stockwerken in die Höhe, bis er ſich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert iſt und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft ſich abſchloß.

„Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegslaufte in dieſe Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang feſthalten, ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen, das Denkmal auszumeſſen und, inſofern er Zeichner iſt, auch die Figuren der vier Seiten, wie ſie noch kenntlich ſind, uns überliefern und erhalten.

„Wie viel traurige bildloſe Obelisken ſah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es iſt freilich ſchon aus einer ſpätern Zeit, aber man ſieht immer noch die Luſt und Liebe, ſeine perſönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugniſſen von Thätigkeit ſinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier ſtehen Eltern und Kinder gegen einander, man ſchmauſ't im Familienkreiſe; aber damit der Beſchauer auch wiſſe woher die Wohlhabigkeit komme, ziehen beladene Saumroſſe einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weiſe vorgeſtellt. Denn eigentlich ſind es Kriegs-Commiſſarien die ſich und ihrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß

damals wie jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erringen sey.

„Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felsen, die architektonisch-plastischen Gebilde herausgebauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl aus einer so gründlichen Anlage herschreiben."

Den 27. October 1787.

„Ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.

„Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

„Obgleich in später Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer von trefflicher Kunst noch so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernst anspricht und aus seinen, obgleich sehr beschadigten Theilen das Gefühl eines fröhlich-thätigen Daseyns mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbarmlichen Zustande fühlte."

Seit der Zeit versäumte ich nicht jenen Eindruck, und war es auch nur einigermaßen, vor der Seele zu erneuern. Auch unvollständige und unzulängliche Abbildungen waren mir willkommen; z. B. ein englischer Kupferstich, eine französische Lithographie nach General de Howen, so wie auch die lithographirte Skizze der Herzogin von Rutland. Jene ersten

beiden erinnerten wenigstens an die wunderbare Stelle dieses Alterthums in nordischer ländlicher Umgebung. Viel näher brachte schon den erwünschten Augenschein die Bemühung des Herrn Quednow, so wie der Herren Hawich und Neurohr: letzterer hatte sich besonders auch über die Literatur und Geschichte, insofern sie dieses Denkmal behandelt, umständlich ausgebreitet, da denn die verschiedenen Meinungen über dasselbe, welche man hiebei erfuhr, ein öfteres Kopfschütteln erregen mußten. Diese zwar dankenswerthen Vorstellungen ließen jedoch manches zu wünschen übrig; denn obgleich auf die Abbildungen Fleiß und Sorgfalt verwendet war, so gab doch der Totaleindruck die Ruhe nicht, welche das Monument selbst verleiht, und im Einzelnen schien die Lithographie das Verwitterte roher und das Ueberbliebene stumpfer vorgestellt zu haben, dergestalt, daß zwar Kenntniß und Uebersicht mitgetheilt, das eigentliche Gefühl aber und eine wünschenswerthe Einsicht nicht gegeben ward.

Beim ersten Anblick Ihrer höchst schätzenswerthen Arbeit jedoch trat mir gerade das Erwünschteste entgegen. Dieses bronzene Facsimile in Miniatur bringt uns jene Eigenthümlichkeiten so vollkommen vor die Seele, daß ich geneigt war Ihrem Werke unbedingtes enthusiastisches Lob zuzurufen. Weil ich aber auf meiner langen Laufbahn gewarnt bin, und oft gemerkt habe, daß man Gegenständen der Kunst, so wie auch Personen, für die man ein günstiges Vorurtheil gefaßt hat, alles nachsieht und in Gefahr kommt ihre Vorzüge zu übersehen, so verlangte ich eine Autorität für meine Gefühle und eine Sicherheit für dieselben in dem Ausspruch eines unbestechbaren Kenners.

Glücklicherweise stand mir nun ein längst geprüfter Freund zur Seite, dessen Kenntnisse ich seit vielen Jahren sich immer

vermehren, ſein Urtheil dem Gegenſtande immer angemeſſen geſehen. Es iſt der Director unſrer freien Zeichenſchule, Herr Heinrich Meyer, Hofrath und Ritter des weißen Falkenordens, der, wie ſo oft, mir auch dießmal die Freude machte, meine Neigung zu billigen und meine Vorliebe zu rechtfertigen. Mehrmalige Geſpräche in Gegenwart des allerliebſten Kunſtwerkes, verſchiedene daraus entſprungene Aufſätze verſchafften nun die innigſte Bekanntſchaft mit demſelben. Nachſtehendes möge als Reſultat dieſer Theilnahme angeſehen werden, ob wir es gleich auch nur aufſtellen als unſre Anſicht unter den vielen möglichen, vorausſetzend, daß über dieſes Werk, inſofern es problematiſch iſt, die Meinungen ſich niemals vereinigen, vielmehr, wo nicht im Gegenſatz, doch im Schwanken und Zweifeln nach menſchlicher Art erhalten werden.

A.

Amtsgeſchäfte.

1) Hauptbasrelief im Baſement der Vorderſeite: An zwei Tiſchen mehrere Verſammelte, Wichtiges verhandelnd. Ein dirigirender Sitzender, Vortragende, Einleitende, Ankömmlinge.

2) Seitenbild in der Attika: Zwei Sitzende, zwei im Stehen Theilnehmende, kann als Rentkammer, Comptoir und dergleichen angeſehen werden.

B.

Fabrication.

3) Hauptbild in der Attika: eine Färberei darſtellend. In der Mitte heben zwei Männer ein ausgebreitetes, wahrſcheinlich ſchon gefärbtes Tuch in die Höhe; der Ofen, worin der Keſſel eingefugt zu denken iſt, ſieht unten hervor. Auf

unſrer linken Seite tritt ein Mann heran, ein Stück Tuch über der Schulter hangend, zum Farben bringend; zur Rechten ein anderer im Weggehen, ein fertiges davon tragend.

4) Langes Basrelief im Fries mag irgend eine chemiſche Behandlung vorſtellen, vielleicht die Bereitung der Farben und ſonſt.

C.

Transport.

Sieht man am vielfachſten und öfterſten dargeſtellt, wie denn ja auch das Beiſchaffen aller Bedürfniſſe das Hauptgeſchäft der Kriegscommiſſarien iſt und bleibt.

5) Waſſertransport, ſehr bedeutend in den Stufen des Sockels, die er, nach den Ueberbliebenen zu ſchließen, ſammtlich ſcheint eingenommen zu haben. Haufige ſogenannte Meerwunder, hier wohl bloß im Allgemeinen als Waſſerwunder gedacht. Die Schiffe werden gezogen, welches auf Flußtransport einzig deutet.

6) Seitenbild in der Baſe: Ein ſchwer beladener Wagen mit drei Maulthieren beſpannt, aus einem Stadtthor nach Baumen hin lenkend.

7) Seitenbild in der Attika: Ein Jungling lehrt einen Knaben, der auf ſeinem Schooße ſitzt, den Wagen fuhren, beide nackt. Ein allerliebſtes Bild, hindeutend, daß dieſe Geſchafte erblich in der Familie geweſen, und daß man die Jungſten gleich in dem Metier unterrichtet, welches fur ſie das Wichtigſte blieb.

8) Bergtransport, gar artige halbſymboliſche Wirklichkeit. Rechts und links zwei Gebaude, zwiſchen denſelben ein Hugel. Von unſerer Linken ſteigt ein beladenes Maulthier mit ſeinem Fuhrer die Höhe hinan, wahrend ein anderes Laſtthier,

ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabsteigt. Oben auf dem Gipfel, in der Mitte, ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend.

f).

Familien- und häusliche Verhältnisse.

9) Großes Bild der Vorderseite, eigentlich das Hauptbild des Ganzen: drei männliche Figuren; die eine rechts, leicht bekleidet, scheint wegzugehen und von der in der Mitte stehenden kleinern, welche des obern Theils ermangelt, durch Händedruck Abschied zu nehmen; die größere männliche, links, hält in beiden Händen einen Mantel, als wollte sie solchen der scheidenden um die Schultern schlagen. Ueber diesen Figuren sind drei Medaillons, aus Schildern oder Tellern hervorschauende Büsten angebracht, vielleicht die Hauptpersonen der Familie.

10) Schmales und langes Bild im Fries. Ein Angesehener, welcher unter einem Vorhang heraustritt, erhält von sechs Figuren Naturalabgaben, Wildpret, Fische u. s. w.; andere Männer stehen, mit Staben, als bereite Boten gegenwärtig, alles wohl auf Frohnen und Zinsen deutend. Ein hinterster bringt Getränke.

11) Langes Basrelief in der Vorderseite des Frieses. An beiden Seiten eines Tisches auf Lehnsesseln sitzen zwei Personen, etwas entfernt von der Tafel; zwei dienende, oder vielleicht unterhaltende Figuren beschäftigt hinter dem Tische. In einer Abtheilung rechts die Küche mit Herd und Schüsseln; ein Koch bereitet Speisen, ein anderer scheint auftragen zu wollen. Links, in einer Abtheilung der Schenktisch mit Gefäßen; ein Mann ist beschäftigt einen Krug herabzuheben, ein anderer gießt Getränk in eine Schale.

E.

Mythologiſche Gegenſtände.

Sie ſind gewiß ſämmtlich auf die Familie und ihre Zuſtande im Allgemeinen zu deuten, wenn dieſes auch im Einzelnen durchzuführen nicht gelingen möchte.

12) Hauptbild der Rückſeite. In der Mitte eines Zodiaks Hercules auf einem Viergeſpann, ſeine Hand einer aus der Höhe ſich herunterneigenden Figur hinreichend. Außerhalb dieſes Kreiſes, in den Ecken des Quadrats, vier große Köpfe, herausſchauend, Vollgeſichter, jedoch ſehr flach gehalten, von verſchiedenem Alter, die vier Winde vorſtellend. Man beſchaue dieſe ganze Abtheilung recht aufmerkſam und frage ſich: könnte man wohl eine thätige, durch glücklichen Erfolg belohnte Lebensweiſe reicher und entſchiedener ausdrücken?

13) Iſt nun hiedurch der Jahr- und Witterungs-Lauf angedeutet, ſo erſcheint im Giebel das Haupt der Luna, um die Monden zu bezeichnen. Ein Reh ſpringt zur Seite hervor. Nur die Halfte des Bildes iſt übrig geblieben.

14) Daneben, gleichfalls im Giebelfelde, Helios, Beherrſcher des Tages, mit frei und frohem Antlitz. Die hinter dem Haupt hervorſpringenden Pferde ſind zu beiden Seiten erhalten. Darunter

15) Hauptbild in der Attika der Rückſeite: Ein Jungling, zwei hochbeinige Greiſe am Zaume haltend, eben als wenn er der Sonne Relais gelegt hätte.

16) Im Fronton der Hauptſeite Hylas von den Nymphen geraubt.

17) Auf dem Gipfel des Ganzen eine Kugel, von der ſich ein Adler, den Ganymed entführend, erhob. Dieſes wie das vorige Bild, wahrſcheinlich auf früh verſtorbene Lieblinge der

Familie deutend, ganz im antiken claſſiſchen Sinn, das Vorübergehende immerfort lebend und blühend zu denken.

18) Endlich möchte wohl im Giebelfelde, Mars zur ſchlafenden Rhea herantretend, auf den römiſchen Urſprung der Familie und ihren Zuſammenhang mit dem großen Weltreiche zu deuten ſeyn.

19) und 20) Zu Erklarung und Rangirung der beiden ſehr beſchadigten hohen Nebenſeiten der Hauptmaſſe des Monuments werden umſichtige Kenner das Beſte beitragen, welche ſich wohl ahnlicher Bilder des Alterthums erinnern, woran man mit einiger Sicherheit dieſe Lucken reſtauriren und ihren Sinn erforſchen könnte. Es ſind allerdings mythologiſche Gegenſtande, welche hier höchſt wahrſcheinlich in Beziehung auf die Schickſale und Verhaltniſſe der Familie abgebildet ſind. Denn daß nicht alle hier vorhandenen Bilder, beſonders die poetiſchen, von Erfindung der ausführenden Kunſtler ſeyen, laßt ſich vermuthen; ſie mögen, wie ja alle decorirenden Kunſtler thun, ſich einen Vorrath von trefflichen Muſtern gehalten haben. Die Zeit, in welche die Errichtung dieſes Monuments fallt, iſt nicht mehr productiv, man nahm ſchon langſt zum Nachbilden ſeine Zuflucht, wie ſpaterhin immer mehr.

Ein Werk dieſer Art, das in einem höhern Sinne collectiv iſt, aus mancherlei Elementen, aber mit Zweck, Sinn und Geſchmack zuſammengeſtellt iſt, laßt ſich nicht bis auf die geringſten Glieder dem Verſtande vorzahlen, man wird ſich immer bei Betrachtung deſſelben in einer gewiſſen Laßlichkeit erhalten muſſen, damit man die Vorzuge des Einzelnen ſcharf und genau kenne, dagegen aber Abſicht und Verknupfung des Ganzen eher behaglich als genau ſich in der Seele wieder erſchaffe.

Offenbar ſind hier die realſten und ideellſten, die gemeinſten und höchſten Vorſtellungen auf eine kunſtleriſche Weiſe

vereinigt und es iſt uns kein Denkmal bekannt, worin gewagt wäre, einen ſo widerſprechenden Reichthum, mit ſolcher Kühnheit und Großheit, der betrachtenden Gegenwart und Zukunft vor die Augen zu ſtellen. Ohne uns durch die Schwierigkeit einer vielleicht geforderten Darſtellung abſchrecken zu laſſen, haben wir die einzelnen Bilder unter Rubriken zu bringen geſucht, und wie überdem dieſe niedergeſchriebenen Worte, ohne die Gegenwart des ſo höchſt gelungenen Modells, auch nicht im mindeſten befriedigen können, ſo haben wir an manchen Stellen mehr angedeutet als ausgeführt. Denn in dieſem Falle beſonders gilt: was man nicht geſehen hat gehört uns nicht und geht uns eigentlich nichts an. Hienach beurtheile man die verſuchte Darſtellung der einzelnen Bilder unter gewiſſen Rubriken.

Der Tänzerin Grab.

Das entdeckte Grab ist wohl für das Grab einer vortrefflichen Tänzerin zu halten, welche zum Verdruß ihrer Freunde und Bewunderer zu früh von dem Schauplatz geschieden. Die drei Bilder muß ich cyklisch, als eine Trilogie, ansehn. Das kunstreiche Mädchen erscheint in allen dreien, und zwar im ersten, die Gäste eines begüterten Mannes zum Hochgenuß des Lebens entzückend; das zweite stellt sie vor, wie sie im Tartarus, in der Region der Verweisung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künste fortsetzt; das dritte zeigt sie uns, wie sie, dem Schein nach wiederhergestellt, zu jener ewigen Schattenseligkeit gelangt ist. Das erste und letzte Bild erlauben keine andere Auslegung; die des mittleren ergiebt sich mir aus jenen beiden.

Es wäre kaum nöthig, diese schönen Kunstproducte noch besonders durchzugehn, da sie für sich zu Sinn, Gemüth und Kunstgeschmack so deutlich reden. — Allein man kann sich von etwas Liebenswürdigem so leicht nicht loswinden, und ich spreche daher meine Gedanken und Empfindungen mit Vergnügen aus, wie sie sich mir bei der Betrachtung dieser schönen Gebilde immer wieder erneuern.

Die erste Tafel zeigt die Künstlerin als den höchsten lebendigsten Schmuck eines Gastmahls, wo Gäste jedes Alters mit Erstaunen auf sie schauen. Unverwandte Aufmerksamkeit ist der größte Beifall den das Alter geben kann, das eben so

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geschichte und sagtet: es sey ein Zeichen alles Großen und Kostbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es ist sehr kostbar — Ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage sie eben so am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willst du sagen?

Clärchen. Hernach vergleicht sich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie so?

Clärchen. Ich habe sie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe ist es anders. Du verdienst sie, weil du dich nicht darum bewirbst — und die Leute erhalten sie auch meist allein, die nicht darnach jagen.

Clärchen. Hast du das von dir abgenommen? Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht? du, den alles Volk liebt?

empfänglich als die Jugend, nicht eben ſo leicht zu Aeußerungen gereizt wird. Das mittlere Alter wird ſchon ſeine Bewunderung in leichter Handbewegung auszudrücken angeregt, ſo auch der Jüngling; doch dieſer beugt ſich überdieß empfindungsvoll zuſammen, und ſchon fährt der jüngſte der Zuſchauer auf und beklatſcht die wahrgenommenen Tugenden wirklich.

Vom Effecte den die Künſtlerin hervorgebracht und der uns in ſeinen Abſtufungen zuerſt mehr angezogen als ſie ſelbſt, wenden wir uns nun zu ihr und finden ſie in einer von jenen gewaltſamen Stellungen, durch welche wir von lebenden Tänzerinnen ſo höchlich ergötzt werden. Die ſchöne Beweglichkeit der Uebergänge, die wir an ſolchen Künſtlerinnen bewundern, iſt hier für einen Moment fixirt, ſo daß wir das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich erblicken und ſchon dadurch in einen überirdiſchen Zuſtand verſetzt werden. Auch hier erſcheint der Triumph der Kunſt, welche die gemeine Sinnlichkeit in eine höhere verwandelt, ſo daß von jener kaum eine Spur mehr zu finden iſt.

Daß die Künſtlerin ſich als ein Bacchiſches Mädchen darſtellt und eine Reihe Stellungen und Handlungen dieſes Charakters abzuwickeln im Begriff iſt, daran läßt ſich wohl nicht zweifeln. Auf dem Seitentiſche ſtehen Geräthſchaften, die ſie braucht, um die verſchiedenen Momente ihrer Darſtellung mannichfaltig und bedeutend zu machen, und die hinten überſchwebende Büſte ſcheint eine helfende Perſon anzudeuten, die der Hauptfigur die Requiſiten zureicht und gelegentlich einen Statiſten macht; denn mir ſcheint alles auf einen Soletanz angelegt zu ſeyn.

Ich gehe zum zweiten Blatt. Wenn auf dem erſten die Künſtlerin uns reich und lebensvoll, uppig, beweglich, gracios,

wellenhaft und fließend erschien, so sehen wir hier, in dem traurigen lemurischen Reiche von allem das Gegentheil. Sie hält sich zwar auf einem Fuße, allein sie druckt den andern an den Schenkel des erstern, als wenn er einen Halt suchte. Die linke Hand stützt sich auf die Hüfte, als wenn sie für sich selbst nicht Kraft genug hatte; man findet hier die unästhetische Kreuzesform, die Glieder gehen im Zickzack, und zu dem wunderlichen Ausdruck muß selbst der rechte aufgehobene Arm beitragen, der sich zu einer sonst graciös gewesenen Stellung in Bewegung setzt. Der Standfuß, der aufgestützte Arm, das angeschlossene Knie, alles giebt den Ausdruck des Stationären, des Beweglich-unbeweglichen: ein wahres Bild der traurigen Lemuren, denen noch so viel Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß sie sich kümmerlich bewegen können, damit sie nicht ganz als durchsichtige Gerippe erscheinen und zusammenstürzen.

Aber auch in diesem widerwärtigen Zustande muß die Künstlerin auf ihr gegenwärtiges Publicum noch immer belebend, noch immer anziehend und kunstreich wirken. Das Verlangen der herbeieilenden Menge, der Beifall den die ruhig Zuschauenden ihr widmen, sind hier in zwei Halbgespenstern sehr köstlich symbolisirt. Sowohl jede Figur für sich als alle drei zusammen componiren vortrefflich und wirken in Einem Sinne zu Einem Ausdruck. — Was ist aber dieser Sinn, was ist dieser Ausdruck?

Die göttliche Kunst, welche alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abscheuliche nicht ablehnen. Eben hier will sie ihr Majestätsrecht gewaltig ausüben; aber sie hat nur Einen Weg, dieß zu leisten: sie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn sie es komisch behandelt; wie denn ja Zeuxis sich über eine eigne ins Häßlichste gebildete Hekuba zu Tode gelacht haben soll.

Eine Künſtlerin wie dieſe war, mußte ſich bei ihrem Leben in alle Formen zu ſchmiegen, alle Rollen auszuführen wiſſen, und jedem iſt aus Erfahrung bekannt, daß uns die komiſchen und neckiſchen Exhibitionen ſolcher Talente oft mehr aus dem Stegreife ergötzen, als die ernſten und würdigen, bei großen Anſtalten und Anſtrengungen.

Bekleide man dieſes gegenwärtige lemuriſche Scheuſal mit weiblich jugendlicher Muskelfülle, man überziehe ſie mit einer blendenden Haut, man ſtatte ſie mit einem ſchicklichen Gewand aus, welches jeder geſchmackvolle Künſtler unſerer Tage ohne Anſtrengung ausführen kann, ſo wird man eine von denen komiſchen Poſituren ſehen, mit denen uns Harlekin und Colombine unſer Leben lang zu ergötzen wußten. Verfahre man auf dieſelbe Weiſe mit den beiden Nebenfiguren, und man wird finden, daß hier der Pöbel gemeint ſey, der am meiſten von ſolcherlei Vorſtellungen angezogen wird.

Es ſey mir verziehen, daß ich hier weitläuftiger als vielleicht nöthig wäre, geworden; aber nicht jeder würde mir, gleich auf den erſten Anblick, dieſen antiken humoriſtiſchen Geneſtreich zugeben, durch deſſen Zauberkraft zwiſchen ein menſchliches Schauſpiel und ein geiſtiges Trauerſpiel eine lemuriſche Poſſe, zwiſchen das Schöne und Erhabene ein Fratzenhaftes hineingebildet wird. Jedoch geſtehe ich gern, daß ich nicht leicht etwas Bewundernswürdigeres finde, als das äſthetiſche Zuſammenſtellen dieſer drei Zuſtände, welche alles enthalten, was der Menſch über ſeine Gegenwart und Zukunft wiſſen, fühlen, wähnen und glauben kann.

Das letzte Bild wie das erſte ſpricht ſich von ſelbſt aus. Charon hat die Künſtlerin in das Land der Schatten hinübergeführt, und ſchon blickt er zurück, wer allenfalls wieder abzuholen drüben ſtehen möchte. Eine den Todten günſtige und

daher auch ihr Verdienſt in jenem Reiche des Vergeſſens bewahrende Gottheit blickt mit Gefallen auf ein entfaltetes Pergament, worauf wohl die Rollen verzeichnet ſtehen mögen, in welchen die Künſtlerin ihr Leben über bewundert worden: denn wie man den Dichtern Denkmale ſetzte, wo zur Seite ihrer Geſtalt die Namen der Tragödien verzeichnet waren, ſollte der praktiſche Künſtler ſich nicht auch eines gleichen Vorzugs erfreuen?

Beſonders aber dieſe Künſtlerin, die wie Orion ſeine Jagden, ſo ihre Darſtellungen hier fortſetzt und vollendet. Cerberus ſchweigt in ihrer Gegenwart, ſie findet ſchon wieder neue Bewunderer, vielleicht ſchon ehemalige, die ihr zu dieſen verborgenen Regionen vorausgegangen. Eben ſo wenig fehlt es ihr an einer Dienerin; auch hier folgt ihr eine nach, welche, die ehemaligen Functionen fortſetzend, den Shawl für die Herrin bereit hält. Wunderſchön und bedeutend ſind dieſe Umgebungen gruppirt und disponirt, und doch machen ſie, wie auf den vorigen Tafeln, bloß den Rahmen zu dem eigentlichen Bilde, zu der Geſtalt, die hier wie überall entſcheidend hervortritt. Gewaltſam erſcheint ſie hier, in einer Manadiſchen Bewegung, welche wohl die letzte ſeyn mochte, womit eine ſolche Bacchiſche Darſtellung beſchloſſen wurde, weil drüber hinaus Verzerrung liegt. Die Künſtlerin ſcheint mitten durch den Kunſtenthuſiasmus, welcher ſie auch hier begeiſtert, den Unterſchied zu fühlen des gegenwärtigen Zuſtandes gegen jenen, den ſie ſo eben verlaſſen hat. Stellung und Ausdruck ſind tragiſch, und ſie könnte hier eben ſo gut eine Verzweifelnde als eine vom Gott mächtig Begeiſterte vorſtellen. Wie ſie auf dem erſten Bilde die Zuſchauer durch ein abſichtliches Wegwenden zu necken ſchien, ſo iſt ſie hier wirklich abweſend; ihre Bewunderer ſtehen vor ihr, klatſchen ihr entgegen, aber

ſie achtet ihrer nicht, aller Außenwelt entrückt, ganz in ſich ſelbſt hineingeworfen. Und ſo ſchließt ſie ihre Darſtellung mit den zwar ſtummen, aber pantomimiſch genugſam deutlichen, wahrhaft heidniſch tragiſchen Geſinnungen, welche ſie mit dem Achill der Odyſſee theilt, daß es beſſer ſey, unter den Lebendigen als Magd einer Künſtlerin den Shawl nachzutragen, als unter den Todten für die Vortrefflichſte zu gelten.

Sollte man mir den Vorwurf machen, daß ich zu viel aus dieſen Bildern herauslaſe, ſo will ich die Clausulam salutarem hier anhängen, daß wenn man meinen Aufſatz nicht als eine Erklärung zu jenen Bildern wollte gelten laſſen, man denſelben als ein Gedicht zu einem Gedicht anſehen möge, durch deren Wechſelbetrachtung wohl ein neuer Genuß entſpringen könnte.

Uebrigens will ich nicht in Abrede ſeyn, daß hinter dem ſinnlich aſthetiſchen Vorhange dieſer Bilder noch etwas anderes verborgen ſeyn dürfte, das den Augen des Künſtlers und Liebhabers entrückt, von Alterthumskennern entdeckt, zu tieferer Belehrung dankbar von uns aufzunehmen iſt.

So vollkommen ich jedoch dieſe Werke dem Gedanken und der Ausführung nach erkläre, ſo glaube ich doch Urſache zu haben, an dem hohen Alterthum derſelben zu zweifeln. Sollten ſie von alten griechiſchen Cumanern verfertigt ſeyn, ſo müßten ſie vor die Zeiten Alexander's geſetzt werden, wo die Kunſt noch nicht zu dieſer Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit in allen Theilen ausgebildet war. Betrachtet man die Eleganz der Herculaniſchen Tänzerin, ſo möchte man wohl jenen Künſtlern auch dieſe neugefundenen Arbeiten zutrauen, um ſo mehr, als unter jenen Bildern ſolche angetroffen werden, die in Abſicht der Erfindung und Zuſammenbildung den gegenwärtigen wohl an die Seite geſtellt werden können.

Die in dem Grabe gefundenen griechiſchen Worttragmente ſcheinen mir nicht entſcheidend zu beweiſen, da die griechiſche Sprache den Römern ſo gelaufig, in jenen Gegenden von Alters her einheimiſch und wohl auch auf neueren Monumenten im Brauch war. Ja, ich geſtehe es, jener lemuriſche Scherz will mir nicht acht griechiſch vorkommen, vielmehr möchte ich ihn in die Zeiten ſetzen, aus welchen die Philoſtrate ihre Halb- und Ganzfabeln, dichteriſche und redneriſche Beſchreibungen hergenommen.

Homer's Apotheose.

Ein antikes Basrelief, gefunden in der Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Marino, auf den Gütern des Fürsten Colonna, in den Ruinen der Villa des Kaisers Claudius, zu unserer Zeit in dem Palast Colonna noch vorhanden, stellt den alten Homer dar, wie ihm göttliche Ehre bewiesen wird. Wir sind aufs neue aufmerksam darauf geworden durch einige Figuren dieser Vorstellung, deren Abgüsse uns durch Freundeshand zugekommen.

Um sich den Sinn dessen was wir zu sagen gedenken sicherer zu entwickeln, betrachte man eine Abbildung von dem Florentiner Gallestruzzi, im Jahr 1656 gezeichnet und gestochen. Sie findet sich in Kircher's Latium, bei der 80sten Seite, und in Cuper's Werke gleich zu Anfang; sie giebt uns einen hinreichenden Begriff von diesem wichtigen Alterthum; denn Gallestruzzi hatte für solche Nachbildungen genugsame Geschicklichkeit, welche dem Kunstliebhaber schon bekannt ist durch ähnliche nach Polydor radirte Blätter, z. B. den Untergang der Familie Niobe, nicht weniger durch die Kupfer zu Agostini Gemme antiche figurate.

Da in einem problematischen Falle eines jeden Meinung sich nach Belieben ergehen darf, so wollen wir, ohne weitläuftige Wiederholung dessen, was hierüber bisher gedacht und gestritten worden, unsere Auslegung kürzlich vortragen. Und hiebei sondern wir, was nach prüfender Betrachtung des Bildes, nach Lesung der darüber vorhandenen Schriften völlig klar geworden, und was zu erörtern allenfalls noch übrig geblieben wäre.

Klar iſt, mit beigefügten Worten beſtimmt und ausgelegt, die vor einem abgeſchloſſenen Vorhangsgrunde, als in einem Heiligthum, abgebildete göttliche Verehrung Homer's, auf dem untern Theile des Bildes. Er ſitzt, wie wir ſonſt den Zeus abgebildet ſehen, auf einem Seſſel, jedoch ohne Lehnen, die Füße auf einem Schemel ruhend, den Scepter in der Linken, eine Rolle in der Rechten. Die Ilias und Odyſſee knieen fromm an ſeiner Seite, hinter ihm Eumelia die ihn bekränzt, Kronos zwei Rollen in Handen, unter dem Schemel ſind die Mauslein nicht vergeſſen; Mythos als bekränzter Opferknabe mit Gießgefäß und Schale, ein gebuckelter Stier im Hintergrunde; Hiſtoria ſtreut Weihrauch auf den Altar; Poeſis hält ein paar Fackeln freudig in die Höhe; Tragödia alt und würdig, Comedia, jung und anmuthig, heben ihre rechte Hand begrüßend auf; alle viere gleichſam im Vorſchreiten gebildet; hinter ihnen eine Turba ſtehend, aufmerkſam, deren einzelne Figuren mehr durch die Inſchriften als durch Geſtalt und Beiweſen erklärt werden; und wo man Buchſtaben und Schrift ſieht, laßt man ſich wohl das Uebrige gefallen.

Aber von oben herunter darf man, auch ohne Namen und Inſchrift, die Vorſtellung nicht weniger für klar halten.

Auf der Höhe des Berges Zeus ſitzend, den Scepter in der Hand, den Adler zu Füßen; Mnemoſyne hat eben von ihm die Erlaubniß zur Vergötterung ihres Lieblings erhalten, er, mit rückwarts über die Schulter ihr zugewandtem Geſicht, ſcheint mit göttlicher Gleichgültigkeit den Antrag bejaht zu haben; die Mutter alles Dichtens aber, im Begriff ſich zu entfernen, ſchaut ihn, mit auf die Hüfte geſtütztem rechtem Arm, gleichfalls über die Schulter an, als wenn ſie ihm nicht beſonders dankte für das was ſich von ſelbſt verſtehe.

Eine jüngere Muſe, kindlich munter hinabſpringend,

verkündet's freudig ihren sieben Schwestern, welche auf den beiden mittleren Planen sitzend und stehend mit dem was oben vorging beschäftigt scheinen. Sodann erblickt man eine Höhle, daselbst Apollo Musagetes in herkömmlich langem Sängerkleide, welcher ruhig aufmerksam dasteht, neben ihm Bogen und Pfeile über ein glockenförmiges Gefäß gelehnt.

So weit nun können wir uns für aufgeklärt halten, und stimmen mit den bisherigen Auslegern meistentheils hierin überein. Von oben herein wird nämlich das göttliche Patent ertheilt und den beiden mittleren Reihen pr[illegible]rt; das unterste vierte, von uns schon beschriebene Fe[illegible]der stellt die wirkliche, obgleich poetisch-symbolische, Verleihung der zugestandenen hohen Ehre dar.

Problematisch bleiben uns jedoch noch zwei Figuren in dem rechten Winkel der zweiten Reihe von unten. Auf einem Piedestal steht eine Figur, gleichsam als Statue eines mit gewöhnlichem Unterkleid und vierzipfligem Mantel angethanen Mannes von mittlerem Alter; Fuße und Hande sind nackt, in der Rechten hält er eine Papier- oder Pergament-Rolle und über seinem Haupte zeigt sich der obere Theil eines Dreifußes, dessen Gestell jedoch, ganz gegen die Eigenthümlichkeit einer solchen Maschine, bis zu den Füßen des Mannes herunter geht.

Die früheren Erklarungen dieser Figur können in einigen diesem Gegenstand gewidmeten Schriften nachgelesen werden; wir aber behaupten, es [illegible] die Abbildung eines Dichters, der sich einen Dreifuß, durch ein Werk, wahrscheinlich zu Ehren Homer's, gewonnen und zum Andenken dieser für ihn so wichtigen Begebenheit sich hier als den Widmenden vorstellen lasse.

Roma sotterranea

di

Antonio Bosio Romano.

Vorgemeldetes Buch ſchlugen wir nach um zu erfahren, in wiefern die perſönliche Geſtalt des Widmenden oder ſonſt Betheiligten mit in die bildlichen Darſtellungen eingreife, welche ſowohl an Sarkophagen als an Grabeswanden plaſtiſch und maleriſch uns aufbewahrt ſind.

Eben ſo wie wir bei den römiſch-heidniſchen Grabern geſehen haben, finden ſich Halbfiguren mit beiden Armen, entweder allein oder zu zweien, Mann und Frau, Vater und Sohn, ſodann auch, nach alter heidniſcher Weiſe, an Familientiſchen mit beſonders großen Weingefäßen.

Mit ausgeſtreckten Armen, als Betende, kommen beſonders Frauen vielfach vor, meiſt allein, ſodann aber auch mit Aſſiſtenten.

Vielleicht ſind ſie auch als Mithandelnde in den bibliſchen Geſchichten dargeſtellt, als Theilnehmende an den heilſamen Wundern, wie denn hie und da knieende und dankende Figuren vorkommen. Offenbar aber ſind ſie perſönlich als Widmende vorgeſtellt, in kleinen Manns- und Frauens-Figuren zu Chriſti Füßen, der auf einem Berge ſteht, aus welchem die vier paradieſiſchen Quellen entſpringen. Dergleichen ſind zu ſehen Seite 67, 69, 75, 85 und 87.

Egmont. Hätt' ich nur etwas für sie gethan! könnt' ich etwas für sie thun! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.

Clärchen. Du warst gewiß heute bey der Regentinn?

Egmont. Ich war bey ihr.

Clärchen. Bist du gut mit ihr?

Egmont. Es sieht einmal so aus. Wir sind einander freundlich und dienstlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat seine eigne Absichten. Das thut nichts zur Sache. Sie ist eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und sähe tief genug wenn sie auch nicht argwöhnisch wäre. Ich mache ihr viel zu schaffen, weil sie hinter meinem Betragen immer Geheimnisse sucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein setzt Weinstein in den Fässern an, mit der Zeit. Oranien ist doch

Gleichfalls offenbar kommen ſie als Handwerker und Arbeitende vor, am oftesten als Cavatori, als Grabhöhlen-Graber, welche wahrſcheinlich als Handarbeiter mitunter zugleich Architekten waren; wie man aus den kunſtgemäß ausgehauenen Grabgewölben gar wohl zu erkennen hat. Mag nun ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt auch ihre Grabhöhlen aushöhlten, und nicht allein andern, ſondern auch ſich und den Ihrigen dieſen frommen Dienſt leiſten wollten, oder daß ihnen aus ſonſt einer Urſache erlaubt geweſen, ſich dieſes Denkmal in fremden Grabwohnungen zu ſtiften; genug ſie erſcheinen mit Picken, Hacken und Schaufeln und die Lampe fehlt nicht.

Bedenken wir nun wie groß die Innung dieſer Cavatori muß geweſen ſeyn, da ſie denn doch immerfort als Bewohner und Erbauer dieſer unterirdiſchen Stadt anzuſehen ſind; ferner daß ſie mit Architekten, Bildhauern, Malern in fortwährender thätiger Berührung blieben: ſo überzeugt man ſich leicht, daß das Handwerk, welches nur für die Todten lebte, ſich den Vorzug der Erinnerung vor den übrigen Lebendigen wohl anmaßen durfte. Wir bemerken deßhalb nur im Vorübergehen und ohne Gewicht darauf zu legen, daß vielleicht hie und da ein Muſiker, ein Fiſcher, ein Gärtner auch wohl auf ſeine Perſon und ſein Geſchäft habe anſpielen laſſen.

Zwei antike weibliche Figuren,

welche, in ihrem vollkommenen Zustand, nicht gar einen römischen Palm hoch mögen gewesen seyn, gegenwartig des Kopfes und des untern Theils der Fuße ermangelnd, von gebranntem Thon, in meinem Besitz. Von diesen wurden Zeichnungen nach Rom, an die dortigen Alterthumsforscher gesendet, mit nachstehendem Aufsatz:

Die beiden Zeichnungen mit schwarzer Kreide sind Nachbildungen von zwei, wie man sieht, sehr beschadigten antiken Ueberbleibseln, aus gebranntem Thon, beinahe völlig Relief, von gleicher Größe, aber ursprunglich schon nur zur Halfte gebildet, indem die Rückseite fehlt, wie sie denn scheinen in die Wand eingemauert gewesen zu seyn. Sie stellen Frauen vor in anstandiger Kleidung, die Gewander von gutem Styl. Die eine halt ein Thierchen im Arm, welches man mit einiger Aufmerksamkeit für ein Ferkelchen erkennt, und wenn sie es als ein Lieblingsbündchen behandelt, so hat die andere ein gleiches Geschöpf bei den Hinterbeinen gefaßt und laßt es vor sich herunterhangen, wodurch schon eher die Vermuthung erregt wird, es seyen diese Thiere zu irgend einem Opferfest aufgefaßt.

Nun ist bekannt, daß bei den der Ceres geweihten Festen auch Saugschweinchen vorkamen und man konnte, daß diese beiden Figuren auf solche Umstande und Gelegenheiten hindeuten, wohl den Gedanken fassen.

Herr Baron von Stackelberg hat ſich hierüber näher geäußert, indem er die Erfahrung mittheilte: daß wenn wirklich Ferkelchen der Göttin dargebracht wurden, wohl auch ſolche von unvermögenderen Perſonen im Bilde möchten angenommen worden ſeyn. Ja er bezeugte, daß man in Griechenland Reſte von ſolchen Fabriken entdeckt habe, wo noch dergleichen fertige Votivbilder mit ihren Formen ſeyen gefunden worden.

Ich erinnere mich nicht im Alterthum einer ähnlichen Vorſtellung, außer daß ich glaube, es ſey, auf dem Braunſchweigiſchen berühmten Onyxgefäße, die erſte darbringende Figur gleichfalls mit einem Schweinchen, welches ſie an den Hinterfüßen trägt, vorgeſtellt.

Die römiſchen verbundenen Alterthumskenner werden ſich, bei ihrer weiten Umſicht, wohl noch manchen andern Falls erinnern und uns darüber aufzuklären wiſſen. Ich bitte nur um Verzeihung, wenn ich, Käuze nach Athen zu tragen, mir dießmal ſollte angemaßt haben.

Ein drittes Blatt, welches ich beifüge, iſt eine Durchzeichnung nach einem Pompejaniſchen Gemälde. Mir ſcheint es eine feſtliche Tragbahre zu ſeyn, aus irgend einem Feierzuge, wo die Handwerker nach ihren Hauptabtheilungen aufgetreten. Hier ſind die Holzarbeiter vorgeſtellt, wo ſich ſowohl der gewöhnliche Tiſcher, der Brettſpalter, als der Bildſchnitzer hervorthun. Die auf dem Boden liegende Figur mag ich mir als ein unvollendetes Schnitzwerk einer menſchlichen Geſtalt vorſtellen; der hinterwärts geſtreckte linke Arm möchte noch nicht eingerichtet ſeyn, der über dem Kopf hervorragende Stift iſt vielleicht zu deſſen Befeſtigung beſtimmt. Der über dem Körper ſtehende nachdenkende Künſtler hat irgend ein ſchneidendes Inſtrument zu ſeinen Zwecken in der

Hand. Es kommt nun darauf an, ob erfahrne Kenner unter den vielen festlichen Aufzügen des Alterthums eine solche Art Handlung auffinden werden, oder schon aufgefunden haben.

In der neuern Zeit ergab sich etwas Aehnliches: daß in einer nordamerikanischen Stadt, ich glaube Boston, die Handwerker mit großem Festapparat vor einigen Jahren einen solchen Umzug durchgeführt.

Reizmittel in der bildenden Kunst.

Wenn wir uns genau beobachten, so finden wir daß Bildwerke uns vorzüglich nach Maaßgabe der vorgestellten Bewegung interessiren. Einzelne ruhige Statuen können uns durch hohe Schönheit fesseln, in der Malerei leistet dasselbe Ausführung und Prunk, aber zuletzt schreitet doch der Bildhauer zur Bewegung vor, wie im Laokoon und der Neapolitanischen Gruppe des Stiers; Canova bis zur Vernichtung des Lychas und der Erdrückung des Centauren. Diese folgereiche Betrachtung deuten wir nur an, um überzugehen zu Bemerkungen uber die Schlange als Reizmittel in der bildenden Kunst.

Hiezu geben uns die Abgüsse der Stoschischen Sammlung Gelegenheit. Ohne Weiteres zählen wir die Beispiele her:

1) Ein Adler; er steht auf dem rechten Fuße, um den sich eine Schlange gewickelt hat, deren oberer Theil drohend hinter dem linken Flügel hervorragt; der edle Vogel schaut nach derselben Seite und hat auch die linke Klaue aufgehoben im Vertheidigungszustand. Ein köstlicher Gedanke und vollkommene Composition.

2) Eine geistreiche Darstellung, eine Art von Parodie auf die erste. Ein Hahn, so anmaßlich als ihn die Alten darzustellen pflegen, tritt mit dem linken Fuße auf den Schwanz einer Schlange, die sich parallel mit ihm als Gegnerin drohend emporhebt. Er scheint nicht im mindesten von der Gefahr gerührt, sondern trotzt dem Gegner mit geschwollenem Kamm.

3) Ein Storch, der sich niederbückend eine kleinere Schlange zu fassen, zu verschlingen bereitet, wo also dieß Gewürm nur als Nahrungsmittel Appetit und Bewegung erregt.

4) Ein Stier im vollen Lauf, gleichsam fliehend; mitten von der Erde erhebt sich eine Schlange seine Weichen bedrohend. Köstlich gedacht und allerliebst ausgeführt.

5) Ein uralt griechischer geschnittener Stein in meinem Besitz. Ein gehelmter Held, dessen Schild an der Seite steht, dessen rechter Fuß von einer Schlange umwunden ist, beugt sich, um sie zu fassen, sich von ihr zu befreien.

Alterthumsforscher wollten hierin den Hercules sehen, welcher wohl auch gerüstet vorgestellt würde, ehe er den Nemeischen Löwen erlegt und sich alsdann halbnackt als kunstgemäßer Gegenstand dem bildenden Künstler darbot.

Unter den mir bekannten Gemmen findet sich dieser, oder ein ähnlicher Gegenstand nicht behandelt.

6) Das Höchste dieser Art möchte denn wohl der Laokoon seyn, wo zwei Schlangen sich mit drei Menschengestalten herumkampfen; jedoch wäre über ein so allgemein Bekanntes wohl nichts weiter hinzuzufügen.

Tischbein's Zeichnungen

des Ammazzaments der Schweine in Rom.

Tischbein, der sich viel mit Betrachtung von Thieren, ihrer Gestalt, ihrer Eigenheiten, ihrer Bewegungen abgab, hat uns immer viel von dem Ammazzament der Schweine, von einem allgemeinen Schweinemord, zu erzählen gewußt, der in den Ruinen jenes Tempels vorgehe, die am Ende der Via Sacra wegen der schönen Basreliefe berühmt sind, den Einfluß der Minerva auf weibliche Arbeiten sehr anmuthig darstellend.

In die Höhlungen und Gewölbe dieses zusammengestürzten Gebäudes werden, zur Winterszeit, in großen Heerden, vom Lande herein schwarze wildartige Schweine getrieben und daselbst an die Kauflustigen nicht etwa lebendig, sondern todt überlassen. Das Geschäft aber wird folgendermaßen betrieben:

Der Römer darf sich mit Schweinschlachten nicht abgeben; wer aber das Blut, welches bei dem Schlachten verloren ginge, auch nicht entbehren will, verfügt sich dorthin und feilscht um eines, der in jenen Räumen zusammengedrängten Schweine. Ist man des Handels einig, so wirft sich einer der wild genug anzuschauenden Heerde-Besitzer mit Gewalt über das Thier, stößt ihm einen starken, spitzen oben umgebogenen und gleichsam zum Handgriff gekrümmten Drath ins Herz und trillt ihn so lange darin herum, bis das Thier kraftlos niederfallt und sein Leben aushaucht. Hiebei wird nun kein Tropfen

Bluts vergossen, es gerinnt im Innern, und der Kaufer schafft es mit allem innern und äußern Zubehör vergnugt nach Hause.

Daß eine solche Operation nicht ohne Kampf sich entwickele, laßt sich denken; der einzelne kraftige Mann, der sich über ein solches wildstarkes Thier hinwirft, es beim Ohre faßt, zur Erde niederdrückt, die Stelle des Herzens sucht, und den tödtlichen Drath einstößt, hat gar manchen Widerstand, Gegenwirkung und Zufalle zu erwarten. Er wird oft selbst niedergerissen und zertreten, und seine Beute entspringt ihm; die Jagd geht von neuem an, und weil mehr als Ein Handel der Art zu gleicher Zeit im Gange ist, so entsteht ein vielfacher Tumult in den theils zusammenhängenden, theils durch Latten und Pfahlwerk abgesonderten Gewölben, welcher mit dem entsetzlichsten, scharftönenden und grunzenden Zetergeschrei die Ohren beleidigt; so wie das Auge von dem wüsten Getümmel im innersten verletzt wird.

Freilich ist es einem humoristischen Künstlerauge, wie Tischbein besaß, nicht zu verargen, wenn es sich an dem Gewühl, den Sprüngen, an der Unordnung des Rennens und Stürzens, der heftigsten Gewalt wilder Thierheit und dem ohnmachtigen Dahinsinken entseelter Leichname zu ergötzen Lust findet. Es sind noch die flüchtigsten Federzeichnungen hievon übrig, wo eine geübte Künstlerhand, als wetteifernd mit einem wilden unfaßlichen Getümmel, sich auf dem Papier mit gutem Humor zu ergehen scheint.

Danae.

Eine wohlgegliederte weibliche Gestalt liegt nackt, den Rücken uns zukehrend, uns über die rechte Schulter anschauend, auf einem wohlgepolsterten, anständigen Ruhebette; ihr rechter Arm ist aufgehoben, der Zeigefinger deutet, man weiß nicht recht worauf. Rechts vom Zuschauer, in der Höhe, zieht aus der Ecke eine Wolke heran, welche auf ihrem Wege Goldstücke spendet, deren einen Theil die alte Warterin andächtig in einem Becken auffangt. Hinter dem Lager, zu den Füßen der Schönen, tritt ein Genius heran; er hat auch ein paar begeistete Goldstücke aufgefangen und scheint sie dem Oertchen naher bringen zu wollen, wohin sie sich eigentlich sehnen. Nun bemerkt man erst wohin die Schöne deutet. Ein in Karyatidenform den Bettvorhang tragender, zwar anständig drapirter, doch genugsam kenntlicher Priap ist es, auf welchen sie hinweis't, um uns anzuzeigen wovon eigentlich die Rede sey. Eine Rose hat sie im Haar stecken, ein paar andere liegen schon unten auf dem Fußbankchen und neben dem Nachtgeschirr, das, wie auch der sichtbare Theil des Bettgestelles, von goldnen Zierrathen glänzt.

Das muß man beisammen sehn, mit welchem Geschmack und Geschick der geübteste Pinsel, allen Forderungen der Maler- und Farben-Kunst genugthuend, dieses Bildchen ausgefertigt hat. Man stellt es gern kurz nach Paul Veronese; es mag's

ein Venetianer oder auch ein Niederländer gemalt haben. Freilich unſern Meiſtern, welche ſich mit trauernden Königspaaren beſchäftigen, iſt dergleichen ein Aergerniß, und den Schülern die ſich in heiligen Familien wohlgefallen, gewiß eine Thorheit. Glücklicherweiſe iſt das Bildchen gut erhalten und beweiſ't überall einen markigen Pinſel.

noch eine bessere Unterhaltung für sie und eine immer neue Aufgabe. Er hat sich in den Credit gesetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe; und nun sieht sie immer nach seiner Stirne, was er wohl denken, auf seine Schritte, wohin er sie wohl richten möchte.

Clärchen. Verstellt sie sich?

Egmont. Regentinn, und du fragst?

Clärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: ist sie falsch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als jeder der seine Absichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geist, sie ist ein ander Weib als wir Mätherinnen und Köchinnen. Sie ist groß, herzhaft, entschlossen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmal ist sie doch ein wenig aus der Fassung.

Clärchen. Wie so?

Beiſpiele ſymboliſcher Behandlung.

Folgendes ſind Beiſpiele von demjenigen, was die Kunſt nur auf ihrer höchſten Stufe erreichen kann, von der Symbolik, die zugleich ſinnliche Darſtellung iſt; und zwar ſollte dieſer hohe Gewinn einem jeden geiſtreichen Menſchen fühlbar und einſichtlich ſeyn; denn hier beſtrebte ſich die Darſtellung des möglichſten Laconismus.

Diana und Actäon.

Aus der Ferne ſchaut ein junger Jäger unter einem durchbrochenen Felsbogen ein nacktes weibliches dämoniſches Weſen von der größten Schönheit. Schon iſt er herbeigeeilt, hat ſie lüſtern in der Nähe beſchaut; ſie beſprengt ihn mit zauberiſchem Waſſer, er nimmt ſogleich die Hirſchnatur an. Einer ſeiner getreuen Hunde iſt ſchon an ihm aufgeſprungen und hat ſich im Schenkel eingebiſſen; auf der andern Seite iſt er von einem zweiten heranſtürmenden bedroht, und indem er ſich mit ſeinem aufgehobenen Krummſtabe zu wehren trachtet, wird er durch die aufſproſſenden Geweihe am Zuſchlagen gehindert.

Wer dieſes Bild zu ſchauen das Gluck hat, möge von dem hohen Sinne deſſelben durchdrungen werden.

Ein zweites:

Iphigenia in Aulis,

auch erſt neuerlich ausgegraben, wird uns durch Reiſende mitgetheilt.

Im Mittelgrunde tragen zwei Opferdiener die ohnmächtige Jungfrau gegen eine Statue der Artemis. Links vom Zuſchauer eilt der behende, in ſeinen Mantel ſich verhüllende Agamemnon davon. An der rechten erſcheint Kalchas mit entblößtem Stahl, dem Vater mit dem Blick, der Tochter mit der Schärfe drohend.

Hier ſtellt ſich noch reiner, in einfacher Handlung, die Abſicht hin, nur das Nothwendigſte dieſes ungeheuren Ereigniſſes vor die Augen zu bringen, und zwar ſo, daß es durch Mannichfaltigkeit der Charaktere durch ſymmetriſche wohlgefällige Stellung, und durch Farbengebung ein angenehmes Wandbild erzwecken mag.

Rembrandt der Denker.

Auf dem Bilde der gute Samariter (Bartsch Nr. 90) sieht man vorn ein Pferd fast ganz von der Seite, ein Page hält es am Zaum. Hinter dem Pferde hebt ein Hausknecht den Verwundeten so eben herab um ihn ins Haus zu tragen, in welches eine Treppe durch einen Balcon hineinführt. Unter der Thür sieht man den wohlgekleideten Samaritaner, welcher dem Wirth einiges Geld gegeben hat und ihm den armen Verwundeten ernstlich empfiehlt. Gegen den linken Rand zu sieht man aus einem Fenster einen jungen Mann herausblicken, mit einer durch eine Feder verzierten Mütze. Zur Rechten, auf geregeltem Grund, sieht man einen Brunnen, aus welchem eine Frau das Wasser zieht.

Dieses Blatt ist eines der schönsten des Rembrandt'schen Werkes, es scheint mit der größten Sorgfalt gestochen zu seyn, und ungeachtet aller Sorgfalt ist die Nadel sehr leicht.

Die Aufmerksamkeit des vortrefflichen Longhi hat besonders der Alte unter der Thüre auf sich gezogen, indem er sagt: „Mit Stillschweigen kann ich nicht vorübergehen das Blatt vom Samaritaner, wo Rembrandt den guten Alten unter der Thüre in solcher Stellung gezeichnet hat, wie sie demjenigen eigen ist, der gewöhnlich zittert, so daß er durch die Verbindung der Erinnerungen wirklich zu zittern scheint, welches kein anderer Maler, weder vor ihm noch nach ihm durch seine Kunst erlangen konnte."

Wir ſetzen die Bemerkungen uber dieſes wichtige Blatt weiter fort:

Auffallend iſt es, daß der Verwundete, anſtatt ſich dem Knechte, der ihn forttragen will, hinzugeben, ſich mühſelig mit gefalteten Händen und aufgehobenem Haupte nach der linken Seite wendet, und jenen jungen Mann mit dem Federhute, welcher eher kalt und untheilnehmend als trutzig zum Fenſter herausſieht, um Barmherzigkeit anzuflehen ſcheint. Durch dieſe Wendung wird er dem, der ihn eben auf die Schulter genommen doppelt läſtig; man ſieht's dieſem am Geſicht an, daß die Laſt ihm verdrießlich iſt. Wir ſind für uns uberzeugt, daß er in jenem trotzigen Jungling am Fenſter den Rauberhauptmann derjenigen Bande wieder erkennt, die ihn vor kurzem beraubt hat, und daß ihn in dem Augenblicke die Angſt überfällt, man bringe ihn in eine Räuberherberge, der Samariter ſey auch verſchworen ihn zu verderben. Genug er findet ſich in dem verzweiflungsvollſten Zuſtand der Schwache und Hülfloſigkeit.

Betrachten wir nun die Geſichter der ſechs hier aufgeſtellten Perſonen, ſo ſieht man die Phyſiognomie des Samariters gar nicht, nur wenig von dem Profil des Pagen der das Pferd halt. Der Knecht, durch die körperliche Laſt beſchwert, hat ein verdrießlich angeſtrengtes Geſicht und einen geſchloſſenen Mund, der arme Verwundete den vollkommenſten Ausdruck der Hulfloſigkeit. Höchſt trefflich, gutmüthig und vertrauenswerth iſt die Phyſiognomie des Alten contraſtirend mit unſerm Rauberhauptmann in der Ecke, welcher eine verſchloſſene und entſchloſſene Sinnesweiſe ausdrückt.

Georg Friedrich Schmidt,

geboren Berlin 1712,
abgegangen daselbst 1775.

Der Künstler, dessen Talent wir zu schätzen unternehmen, ist einer der größten, dessen sich die Kupferstecherkunst zu rühmen hat; er wußte die genaueste Reinlichkeit und zugleich die Festigkeit des Grabstichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche sowohl kühn, als abwechselnd und manchmal mit Willen unzusammenhängend war, immer aber vom höchsten Geschmack und Wissen.

Von dem regelmäßigen Schnitt, worin er den ernstesten Chalkographen nacheiferte, ging er, nach Belieben, zur freien Behandlung über, indem er sich jenes spielenden Punktirens der geistreichsten Radirkünstler bediente und das Urtheil ungewiß ließ, ob er sich in einer oder der andern Art vorzüglicher bewiesen habe. Doch es ist kein Wunder, daß er sich in diesen einander so entgegengesetzten Arten des Stiches vollkommen gleich erwiesen, da ihm die gefühlteste Kenntniß der Zeichnung und des Helldunkels, die feinste Beurtheilung und ein unbegränzter Geist beständig zum Führer dienten.

In der ersten Art zog er vor, Portraite zu behandeln, ob er gleich auch einige geschichtliche Gegenstände gestochen hat

und alles was er gestochen vorzüglich ist. Aber jenes Portrait von Latour, welches dieser Maler von sich selbst gefertigt hatte, ist bewundernswürdig durch die Vorzüge welche in allen übrigen sich finden, mehr aber durch die Seele und die freie Heiterkeit, die in diesem Gesichte so glücklich ausgedrückt sind. Sehr schön ist auch das Bildniß von Mounsey und außerordentlich die der Grafen Rasumowsky und Esterhazy. Auch die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, gemalt von Tocqué, ist vorzüglich, wo besonders die Beiwerke mit erstaunender Meisterschaft behandelt sind.

Nicht weniger schätzenswerth ist das Portrait von Mignard nach Rigaud; welches ich jedoch nicht, wie andere wollen, für sein Hauptstück halte.

In der zweiten Art behandelt er eben so gut Portraite als historische Vorstellungen, worunter einige von eigener Erfindung sind, die ihm zu großem Lobe gereichen.

Er ahmte, doch nicht knechtisch, die weise malerische Anordnung Rembrandt's und Castiglione's nach, und wußte sich sehr oft mit der kalten Nadel der geistreichen und bezaubernden Leichtigkeit des Stefano della Bella anzunahern. Bei ihm ist Alles Wissen, Alles Feuer, und was viel mehr bedeuten will, Alles der Wahrheit Stempel.

Man kann von diesem wundersamen Manne sagen: daß zwei der trefflichsten Stecher in ihm verbunden seyen. Wie er auch irgend die Kunstart eines Andern nachahmt, tritt er immer von seinem außerordentlichen Geiste begleitet als Original wieder hervor.

Hatte er die Geschichte im großen Sinne wie das Portrait behandelt, und hatte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so könnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm dieß nicht gelungen, so

bleibt er doch, wie geſagt, einer der trefflichſten Meiſter und der erfahrenſte Stecher.

Wer ſeine ſchönen Kupferſtiche zu Rathe zieht wird von vielen Seiten in ſeiner Profeſſion gewinnen.

Ueberſetzt aus der Calcographia da Giuseppe Longhi, Milano 1830. Vol. I. pag. 185.

Vortheile,

die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.

1797.

Der sogenannte Historienmaler hat in Hinsicht des Gegenstandes mit dem Bildhauer einerlei Interesse. Er soll den Menschen kennen lernen um ihn dereinst in bedeutenden Augenblicken darzustellen.

Beim Bildhauer lernt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er sich auch nur unter dessen Anleitung im Zeichnen übte; allein er findet auch Unterricht im Modelliren, welches ihm künftig bei seiner Kunst vom größten Nutzen seyn wird. Denn wie der Maler es mit der Richtigkeit seiner Theile oft nicht so genau nimmt, so pflegt er auch nur die eine Seite der Erscheinung zu betrachten; beim Modelliren hingegen, besonders des Runden, lernt er den körperlichen Werth des Inhalts schätzen; er lernt die einzelnen Theile nicht nach dem aufsuchen was sie scheinen, sondern nach dem was sie sind; er wird auf die unzähligen kleinen Vertiefungen und Erhöhungen aufmerksam die über die Oberfläche des Körpers gleichsam ausgesäet sind und die er bei einem einfachen malerischen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt sowohl den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aussuchen,

als auch ſich ſelbſt die feſtſtehenden Figuren von Thon modelliren, um ſeine Gewänder darüber zu legen und ſein Bild darnach auszuführen. Er lernt die vielen Hülfsmittel kennen, die nöthig ſind um etwas Gutes hervorzubringen, und eine ſolche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn ſein Genie irgend hinreicht, wahr und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn ſeinen Gemälden wird die Baſis nicht fehlen, und wenn er von Einem Punkte mit dem Bildhauer ausgeht, ſo wird er nicht, wie es öfters geſchieht, ſich nur deſto weiter zurückfühlen, je weiter er vorwärts kommt. Beſonders wird er die Richtigkeit dieſer Grundſätze einſehen, wenn ihn ſein Geſchick nach Rom führen ſollte.

Zu malende Gegenstände.

Nachdem ich über vieles gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf ungünstige, widerstrebende Gegenstande verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung gäbe jene jugendlich-unverdorbene reife Jungfrau Thisbe, die an der gesprungenen Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behaben eines blühenden in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft ins Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gepriesen werden.

Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdruckvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit Wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weise zu Hülfe kommt, und deßhalb

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall vom Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majestätische Frau! Ich scheute mich, vor sie zu treten.

Egmont. Du bist doch sonst nicht zaghaft — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

Clärchen schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn.

Egmont. Ich verstehe dich! liebes Mädchen! du darfst die Augen aufschlagen.

Er küßt ihre Augen.

Clärchen. Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen; alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer. Sie umarmt ihn und sieht ihn an. Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! bist du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der so viel Aufsehn macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwartig sey, hervorruft, ist selten gemalt worden, so wie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Phanuel. (1. B. Mos. XXXII.)

Ueber den sogenannten Dilettantismus

oder

die praktische Liebhaberei in den Künsten.

1799.

Einleitendes und Allgemeines.

Die Italiäner nennen jeden Künstler Maestro.

Wenn sie einen sehen, der eine Kunst übt ohne davon Profession zu machen, sagen sie: Si diletta. Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung womit sie sich ausdrücken, zeigt dabei ihre Gesinnungen an.

Das Wort Dilettante findet sich nicht in der ältern italiänischen Sprache. Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca.

Bei Jagemann allein findet sich's. Nach ihm bedeutet es einen Liebhaber der Künste, der nicht allein betrachten und genießen, sondern auch an ihrer Ausübung Theil nehmen will.

Spuren der ältern Zeiten.

Spuren nach Wiederauflebung der Künste.

Große Verbreitung in der neuern Zeit.

Ursache davon.

Kunstübungen gehen als ein Haupterforderniß in die Erziehung über.

Indem wir von Dilettanten ſprechen, ſo wird der Fall ausgenommen, daß einer mit wirklichem Künſtlertalent geboren wäre, aber durch Umſtände wäre gehindert worden, es als Künſtler zu ercoliren.

Wir ſprechen bloß von denen, welche, ohne ein beſonderes Talent zu dieſer oder jener Kunſt zu beſitzen, bloß den allgemeinen Nachahmungstrieb bei ſich walten laſſen.

Ueber das deutſche Wort pfuſchen.

Ableitung deſſelben.

Ein ſpäter erfundenes Wort.

Bezieht ſich auf Handwerk.

Es ſetzt voraus, daß irgend eine Fertigkeit nach Regeln gelernt, auf die beſtimmteſte Weiſe nach der Vorſchrift und unter dem Schutze des Geſetzes ausgeübt werde.

Einrichtungen der Innungen, vorzüglich in Deutſchland.

Die verſchiedenen Nationen haben kein eigentlich Wort dafür.

Anführung der Ausdrücke.

Der Dilettant verhält ſich zur Kunſt, wie der Pfuſcher zum Handwerk.

Man darf bei der Kunſt vorausſetzen, daß ſie gleichfalls nach Regeln erlernt und geſetzlich ausgeübt werden müſſe, obgleich dieſe Regeln nicht, wie die eines Handwerks, durchaus anerkannt und die Geſetze der ſogenannten freien Künſte nur geiſtig und nicht bürgerlich ſind.

Ableitung der Pfuſcherei.

Gewinn.

Der Dilettantismus wird abgeleitet.

Dilettant mit Ehre.

Künſtler verachtet.

Urſache.

Sicherheit eines ausgebreiteten Lebensgenuſſes iſt gewöhnlich der Grund aller empiriſchen Achtung.

Wir haben ſolche Sicherheits-Maximen, ohne es zu bemerken, in die Moral aufgenommen.

Geburt, Tapferkeit, Reichthum.

Andere Arten von Beſitz, der Sicherheit des Genuſſes nach außen gewahrt.

Genie und Talent haben zwar das innere Gewiſſe, ſtehen aber nach außen äußerſt ungewiß.

Sie treffen nicht immer mit den Bedingungen und Bedürfniſſen der Zeit zuſammen.

In barbariſchen Zeiten werden ſie als etwas Seltſames geſchätzt.

Sie ſind des Beifalls nicht gewiß.

Er muß erſchlichen oder erbettelt werden.

Daher ſind diejenigen Künſtler übler daran, die perſönlich um den Beifall des Moments buhlen.

Rhapſoden, Schauſpieler, Muſici.

Künſtler leben, außer einigen ſeltenen Fällen, in einer Art von freiwilliger Armuth.

Es leuchtete zu allen Zeiten ein, daß der Zuſtand in dem ſich der bildende Künſtler befindet, wünſchenswerth und beneidenswerth ſey.

Entſtehen des Dilettantismus.

Allgemein verbreitete, ich will nicht ſagen Hochachtung der Künſte, aber Vermiſchung mit der bürgerlichen Exiſtenz und eine Art von Legitimation derſelben.

Der Künſtler wird geboren.

Er iſt eine von der Natur privilegirte Perſon.

Er iſt genöthigt etwas auszuüben, das ihm nicht jeder gleich thun kann.

Und doch kann er nicht allein gedacht werden.

Möchte auch nicht allein ſeyn.

Das Kunſtwerk fordert die Menſchen zum Genuß auf.

Und zu mehrerer Theilnahme daran.

Zum Genuß der Kunſtwerke haben alle Menſchen eine unſägliche Neigung.

Der nähere Theilnehmer wäre der rechte Liebhaber, der lebhaft und voll genöſſe.

So ſtark wie andere, ja mehr als andere.

Weil er Urſache und Wirkung zugleich empfände.

Uebergang zum praktiſchen Dilettantismus.

Der Menſch erfahrt und genießt nichts, ohne ſogleich productiv zu werden.

Dieß iſt die innerſte Eigenſchaft der menſchlichen Natur. Ja man kann ohne Uebertreibung ſagen, es ſey die menſchliche Natur ſelbſt.

Unüberwindlicher Trieb daſſelbige zu thun.

Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angebornes Genie zu dieſer Sache.

Erfahrung an Kindern.

Sie werden durch alles in die Augen fallende Thätige gereizt.

Soldaten, Schauſpieler, Seiltänzer.

Sie nehmen ſich ein unerreichbares Ziel vor, das ſie durch geübte und verſtändige Alte haben erreichen ſehen.

Ihre Mittel werden Zweck.

Kinderzweck.

Bloßes Spiel.

Gelegenheit ihre Leidenſchaft zu üben.

Wie ſehr ihnen die Dilettanten gleichen.

Dilettantismus der Weiber,
— der Reichen,
— der Vornehmen.
Iſt Zeichen eines gewiſſen Vorſchrittes.
Alle Dilettanten greifen die Kunſt von der ſchwachen Seite an. (Vom ſchwachen Ende.)
Phantaſie-Bilder unmittelbar vorſtellen zu wollen.
Leidenſchaft ſtatt Ernſt.
Verhältniß des Dilettantismus gegen Pedantismus, Handwerk.
Dilettantiſtiſcher Zuſtand der Künſtler.
Worin er ſich unterſcheidet.
Ein höherer oder niederer Grad der Empirie.
Falſches Lob des Dilettantismus.
Ungerechter Tadel.
Rath wie der Dilettant ſeinen Platz einnehmen könnte.

Geborne Künſtler, durch Umſtände gehindert ſich auszubilden, ſind ſchon oben ausgenommen.
Sie ſind eine ſeltene Erſcheinung.
Manche Dilettanten bilden ſich ein dergleichen zu ſeyn.
Bei ihnen iſt aber nur eine falſche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.
Sie nutzen ſich, dem Künſtler und der Kunſt wenig.
Sie ſchaden dagegen viel.
Doch kann der Menſch, der Künſtler und die Kunſt eine genießende, einſichtsvolle und gewiſſermaßen praktiſche Theilnahme nicht entbehren.
Abſicht der gegenwärtigen Schrift.
Schwierigkeit der Wirkung.
Kurze Schilderung eines eingefleiſchten Dilettantismus.

Die Philosophen werden aufgefordert.
Die Pädagogen.
Wohlthat für die nächste Generation.

Dilettantismus setzt eine Kunst voraus, wie Pfuschen das Handwerk.
Begriff des Künstlers im Gegensatz des Dilettanten.
Ausübung der Kunst nach Wissenschaft.
Annahme einer objectiven Kunst.
Schulgerechte Folge und Steigerung.
Beruf und Profession.
Anschließung an eine Kunst- und Künstler-Welt.
Schule.
Der Dilettant verhält sich nicht gleich zu allen Künsten.
In allen Künsten giebt es ein Objectives und Subjectives, und je nachdem das eine oder das andere darin die hervorstechende Seite ist, hat der Dilettantismus Werth oder Unwerth.
Wo das Subjective für sich allein schon viel bedeutet, muß und kann sich der Dilettant dem Künstler nähern; z. B. schöne Sprache, lyrische Poesie, Musik, Tanz.
Wo es umgekehrt ist, scheiden sich der Künstler und Dilettant strenger, wie bei der Architektur, Zeichenkunst, epischen und dramatischen Dichtkunst.

Die Kunst giebt sich selbst Gesetze und gebietet der Zeit.
Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.
Wenn die Meister in der Kunst dem falschen Geschmack folgen, glaubt der Dilettant desto geschwinder auf dem Niveau der Kunst zu seyn.

Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduciren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfangt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objectiven Ursachen und Motiven und meint nun den Empfindungszustand in den er versetzt ist, auch productiv und praktisch zu machen; wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen gedachte.

Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, sieht der Dilettant als das Wesen derselben an und will damit selbst hervorbringen.

Ueberhaupt will der Dilettant in seiner Selbstverkennung das Passive an die Stelle des Activen setzen, und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können.

Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Tauschung entsteht, als wenn das Vorhandene zu existiren werth sey. Ebenso ist es mit der Accurateſſe und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche eben so gut die Unform begleiten können.

Allgemeiner Grundsatz, unter welchem der Dilettantismus zu gestatten ist:

Wenn der Dilettant sich den strengsten Regeln der ersten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will; welches er um so mehr kann,

da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird, und da er 2), wenn er abtreten will, ſich den ſicherſten Weg zur Kennerſchaft bereitet.

Gerade der allgemeinen Maxime entgegen, wird alſo der Dilettant einem rigoriſtiſcheren Urtheil zu unterwerfen ſeyn, als ſelbſt der Künſtler, der, weil er auf einer ſichern Kunſtbaſis ruht, mit minderer Gefahr ſich von den Regeln entfernen, und dadurch das Reich der Kunſt ſelbſt erweitern kann.

Der wahre Künſtler ſteht feſt und ſicher auf ſich ſelbſt; ſein Streben, ſein Ziel iſt der höchſte Zweck der Kunſt. Er wird ſich immer noch weit von dieſem Ziele finden und daher gegen die Kunſt oder den Kunſtbegriff nothwendig allemal ſehr beſcheiden ſeyn und geſtehen, daß er noch wenig geleiſtet habe, wie vortrefflich auch ſein Werk ſeyn mag und wie hoch auch ſein Selbſtgefühl im Verhältniß gegen die Welt ſteigen möchte. Dilettanten oder eigentlich Pfuſcher, ſcheinen im Gegentheil nicht nach einem Ziele zu ſtreben, nicht *vor ſich hin* zu ſehen, ſondern nur das was *neben* ihnen geſchieht. Darum vergleichen ſie auch immer, ſind meiſtens im Lob übertrieben, tadeln ungeſchickt, haben eine unendliche Ehrerbietung vor ihres Gleichen, geben ſich dadurch ein Anſehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem ſie doch bloß ſich ſelbſt erheben.

Beſonderes.

Dilettantismus in der Malerei.

Der Dilettant ſcheuet allemal das Gründliche, überſteigt die Erlernung nothwendiger Kenntniſſe, um zur Ausübung zu gelangen; verwechſelt die Kunſt mit dem Stoff.

So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden der gut zeichnete, denn alsdann wäre er auf dem Wege zur Kunst; hingegen giebt es manche die schlecht zeichnen und sauber malen.

Dilettanten erklären sich oft für Mosaik und Wachsmalerei, weil sie die Dauer des Werks an die Stelle der Kunst setzen.

Sie beschäftigen sich öfters mit Radiren, weil die Vervielfaltigung sie reizt.

Sie suchen Kunststücke, Manieren, Behandlungsarten, Arcana, weil sie sich meistens nicht über den Begriff mechanischer Fertigkeiten erheben können, und denken, wenn sie nur den Handgriff besäßen, so wären keine weitern Schwierigkeiten für sie vorhanden.

Eben um deßwillen, weil der wahre Kunstbegriff den Dilettanten meistentheils fehlt, ziehen sie immer das Viele und Mittelmäßige, das Rare und Köstliche dem Gewählten und Guten vor. Man trifft viele Dilettanten mit großen Sammlungen an, ja man könnte behaupten, alle großen Sammlungen seyen vom Dilettantismus entstanden. Denn er artet meistens, und besonders, wenn er mit Vermögen unterstützt ist, in die Sucht aus, zusammenzuraffen. Er will nur besitzen, nicht mit Verstand wählen und sich mit wenigem Guten begnügen.

Dilettanten haben ferner meistens eine patriotische Tendenz; ein deutscher Dilettant interessirt sich darum nicht selten so lebhaft für deutsche Kunst ausschließlich; daher die Sammlungen von Kupferstichen und Gemalden bloß deutscher Meister.

Zwei Unarten pflegen bei Dilettanten oft vorzukommen und schreiben sich ebenfalls aus dem Mangel an wahrem Kunstbegriff her. Sie wollen erstens constituiren, d. h. ihr Beifall

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehst du, Clärchen! — Laß mich sitzen! — Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schoos und sieht ihn an. Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses bald jenes Gesicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beykommen möchten; arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn — o laß mich schweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe ist. Aber dieser, Clärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt

ſoll gelten, ſoll zum Künſtler ſtempeln. Zweitens der Künſtler, der ächte Kenner, hat ein unbedingtes ganzes Intereſſe und Ernſt an der Kunſt und am Kunſtwerk; der Dilettant immer nur ein halbes; er treibt alles als ein Spiel, als Zeitvertreib; hat meiſt noch einen Nebenzweck, eine Neigung zu ſtillen, einer Laune nachzugeben und ſucht der Rechenſchaft gegen die Welt und den Forderungen des Geſchmacks dadurch zu entgehen, daß er bei Erſtehung von Kunſtwerken auch noch gute Werke zu thun ſucht. Einen hoffnungsvollen Künſtler zu unterſtützen, einer armen Familie aus der Noth zu helfen, das war immer die Urſache, warum Dilettanten dieß und das erſtanden. So ſuchen ſie bald ihren Geſchmack zu zeigen, bald ihn vom Verdacht zu reinigen.

Liebhaberei im Landſchaftsmalen. Sie ſetzt eine ſchon cultivirte Kunſt voraus.

Portraitmalerei.

Sentimentaliſch-poetiſche Tendenz regt auch den Dilettantismus in der zeichnenden Kunſt an. Mondſcheine. Shakſpeare. Kupferſtiche zu Gedichten.

Silhouetten.

Urnen.

Kunſtwerke als Meubles.

Alle Franzoſen ſind Dilettanten in der Zeichenkunſt, als integrirendem Theil der Erziehung.

Liebhaber in der Miniature.

Werden bloß auf die Handgriffe angewieſen.

Liebe zur Allegorie und zur Anſpielung.

Dilettantismus in der Baukunst.

Mangel an ächten Baumeistern in Verhältniß gegen das Bedürfniß schöner Baukunst treibt zum Dilettantismus; besonders da die wohlhabenden Bauluſtigen zu zerſtreut leben.

Reiſen nach Italien und Frankreich, und beſonders Gartenliebhaberei, haben dieſen Dilettantismus ſehr befördert.

Dilettanten ſuchen mehr zum Urſprung der Baukunſt zurückzukehren. a) Rohes Holz, Rinden ꝛc. b) Schwere Architektur, doriſche Säulen. c) Nachahmung gothiſcher Baukunſt. d) Architektur der Phantasmen und Empfindungen. e) Kleinliche Nachaffung großer Formen.

Wegen ihrer ſcheinbaren Unbedingtheit ſcheint ſie leichter, als ſie iſt und man läßt ſich leichter dazu verführen.

In der Gartenkunſt.

Franzöſiſche Gartenkunſt von ihrer guten Seite, und beſonders vis à vis des neuſten Geſchmacks betrachtet.

Engliſcher Geſchmack hat die Baſis des Nützlichen, welches der franzöſiſche aufopfern muß.

Nachgeaffter engliſcher Geſchmack hat den Schein des Nützlichen.

Chineſiſcher Geſchmack.

Dilettantismus in der lyriſchen Poeſie.

Daß die deutſche Sprache durch kein großes Dichtergenie, ſondern durch bloße mittelmäßige Köpfe anfing zur Dichterſprache gebraucht zu werden, mußte dem Dilettantismus Muth machen, ſich gleichfalls darin zu verſuchen.

Die Ausbildung der franzöſiſchen Literatur und Sprache hat auch den Dilettanten kunſtmäßiger gemacht.

Franzoſen waren durchaus rigoriſtiſcher, drangen auf ſtrengere Richtigkeit und forderten auch vom Dilettanten Geſchmack und Geiſt im Innern und ein fehlerloſes Aeußeres der Diction.

In England hielt ſich der Dilettantismus mehr an das Latein und Griechiſche.

Sonette der Italianer.

Impudenz des neuſten Dilettantismus, durch Reminiscenzen aus einer reichen cultivirten Dichterſprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechaniſchen Aeußern geweckt und unterhalten.

Belletriſterei auf Univerſitäten, durch eine moderne Studirart veranlaßt.

Frauenzimmer-Gedichte.

Schöngeiſterei.

Muſenalmanache.

Journale.

Aufkommen und Verbreitung der Ueberſetzungen.

Unmittelbarer Uebergang aus der Claſſe und Univerſität zur Schriftſtellerei.

Balladen und Volkslieder-Epoche.

Geßner, poetiſche Proſa.

Carlsruher ꝛc. Nachdrücke ſchöner Geiſter.

Bardenweſen.

Bürger's Einfluß auf das Geleier.

Reimloſer Vers.

Klopſtockiſches Odenweſen.

Claudius.

Wieland's Laxität.

In der ältern Zeit:
Lateiniſche Verſe.
Pedantismus.
Mehr Handwerk.
Fertigkeit ohne poetiſchen Geiſt.

Dilettantismus in der pragmatiſchen Poeſie.

Urſache, warum der Dilettant das Mächtige, Leidenſchaftliche, Starkcharakteriſtiſche haßt und nur das Mittlere, Moraliſche darſtellt.

Der Dilettant wird nie den Gegenſtand, immer nur ſein Gefühl über den Gegenſtand ſchildern.

Er ſieht den Charakter des Objects.

Alle dilettantiſchen Geburten in dieſer Dichtungsart werden einen pathologiſchen Charakter haben und nur die Neigung und Abneigung ihres Urhebers ausdrücken.

Der Dilettant glaubt mit dem Witz an die Poeſie zu reichen.

Dramatiſche Pfuſcher werden bis zum Unſinn gebracht, um ihr Werk auszuſtellen.

Dilettantismus in der Muſik.

In der älteren Zeit größerer Einfluß aufs leidenſchaftliche Leben durch tragbare Saiten-Inſtrumente, weiche, Empfindungen einfacher auszudrücken, mehr Raum geben.

Medium der Galanterie.

In der neuern Zeit Flügel und Violine.

Mehr Werth gelegt auf mechaniſche Fertigkeit, Schwierigkeit und Künſtlichkeit; weniger Zuſammenhang mit Leben und Leidenſchaft.

Geht in Concerte über.
Mehr Nahrung der Eitelkeit.
Lieder und Opernwesen.
Falsche Hoffnung, durch componirte Volkslieder Nationalsinn und ästhetischen Geist zu pflanzen.
Gesellschafts-, Tisch-, Trink-, Freimaurer-Lieder.

Im Tanz.

In der ältern Zeit: Pedanterie und Gleichgültigkeit. Einförmigkeit.
In der neuern Zeit: Formlosigkeit und daraus hervorgehende Wildheit, Heftigkeit, Gewaltsamkeit.

Unterschied der repräsentativen, naiven und charakteristischen Tänze:

Repräsentative machen die Schönheit der Gestalt und Bewegung geltend und haben Würde. (Menuet.)	Fallen gern ins Steife.
Naive begleiten den belebten Zustand und haben mehr Anmuth und Freiheit. (Englische Tänze.)	Fallen gern ins Ausgelassene.
Charakteristische gränzen an eine objective Kunst.	Gehen leicht in die Carricatur.

Dilettantismus in der Schauspielkunst.

Französische Komödie ist auch bei Liebhabern obligat und ein Institut der Geselligkeit.

Italiäniſche Liebhaber-Komödie bezieht ſich auf eine Puppen- und puppenartige Repraſentation.

Deutſchland, ältere Zeit, Jeſuiter-Schulen.

Neuere Zeit: Franzöſiſche Liebhaber-Komödie zur Bildung der Sprache in vornehmen Häuſern.

Vermiſchung der Stände bei deutſchen Liebhaber-Komödien.

Bedingung, unter welcher allenfalls eine maßige Uebung im Theaterweſen unſchuldig und zulaſſig, ja einigermaßen zu billigen ſeyn möchte.

Permanenz derſelben Geſellſchaft.

Vermeidung paſſionirter, und Wahl verſtandesreicher und geſelliger Stücke.

Abhaltung aller Kinder und ſehr junger Perſonen.

Möglichſter Rigorismus in äußern Formen.

Nutzen des Dilettantismus im Allgemeinen.

Er ſteuert der völligen Rohheit.

Dilettantismus iſt eine nothwendige Folge ſchon verbreiteter Kunſt und kann auch eine Urſache derſelben werden.

Er kann unter gewiſſen Umſtänden das ächte Kunſttalent anregen und entwickeln helfen.

Das Handwerk zu einer gewiſſen Kunſtähnlichkeit erheben.

Macht geſitteter.

Regt im Fall der Rohheit einen gewiſſen Kunſtſinn an, und verbreitet ihn da, wo der Kunſtler nicht hinkommen würde.

Beſchäftigt die productive Kraft und cultivirt alſo etwas Wichtiges am Menſchen.

Die Erſcheinungen in Begriffe verwandeln.

Totaleindrücke theilen.
Beſitz und Reproduction der Geſtalten befördern.

Nutzen des Dilettantismus.

In der Zeichenkunſt.

Sehen lernen.
Die Geſetze kennen lernen, wonach wir ſehen.
Den Gegenſtand in ein Bild verwandeln, d. h. die ſichtbare Raumerfüllung, inſofern ſie gleichgültig iſt.
Die Formen erkennen, d. h. die Raumerfüllung inſofern ſie bedeutend iſt.
Unterſcheiden lernen. — Mit dem Totaleindruck (ohne Unterſcheidung) fangen alle an. Dann kommt die Unterſcheidung, und der dritte Grad iſt die Rückkehr von der Unterſcheidung zum Gefühl des Ganzen, welches das Aeſthetiſche iſt.
Dieſe Vortheile hat der Dilettant mit dem Künſtler im Gegenſatz des bloßen unthätigen Betrachters gemein.

In der Baukunſt.

Sie weckt die freie Productionskraft.
Sie führt am ſchnellſten und unmittelbarſten von der Materie zur Form, vom Stoff zur Erſcheinung, und entſpricht dadurch der höchſten Anlage im Menſchen.
Sie erweckt und entwickelt den Sinn fürs Erhabene, zu dem ſie ſich überhaupt mehr neigt als zum Schönen.
Sie führt Ordnung und Maaß ein, und lehrt auch im Nützlichen und Nothdürftigen nach einem ſchönen Schein und einer gewiſſen Freiheit ſtreben.

Der allgemeine Nutzen des Dilettantismus, daß er gesitteter macht, und im Fall der Rohheit einen gewissen Kunstsinn anregt und ihn da verbreitet, wo der Künstler nicht hinkommen würde, gilt besonders auch von der Baukunst.

In der Gartenkunst.

Ideales im Realen.

Streben nach Form in formlosen Massen.

Wahl.

Schöne Zusammenstellung.

Ein Bild aus der Wirklichkeit machen, kurz erster Eintritt in die Kunst.

Eine reinliche und vollends schöne Umgebung wirkt immer wohlthatig auf die Gesellschaft.

In der lyrischen Poesie.

Ausbildung der Sprache im Ganzen.

Vervielfältigteres Interesse an Humanioribus im Gegensatz der Rohheit des Unwissenden, oder der pedantischen Vornirtheit des bloßen Geschaftsmannes und Schulgelehrten.

Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdruckes derselben.

Jeder gebildete Mensch muß seine Empfindungen poetisch schön ausdrücken können.

Idealisirung der Vorstellungen bei Gegenständen des gemeinen Lebens.

Cultur der Einbildungskraft, besonders als integrirenden Theils bei der Verstandesbildung.

Erweckung und Stimmung der productiven Einbildungskraft

zu den höchſten Functionen des Geiſtes auch in Wiſſenſchaften und im praktiſchen Leben.

Ausbildung des Sinnes für das Rhythmiſche.

Da es noch keine objectiven Geſetze weder für das Innere noch für das Aeußere eines Gedichtes giebt, ſo müſſen ſich die Liebhaber ſtrenger noch als die Meiſter an anerkannte gute Muſter halten, und eher das Gute, was ſchon da iſt, nachahmen, als nach Originalität ſtreben; im Aeußern und Metriſchen aber die vorhandenen allgemeinſten Geſetze rigoriſtiſch befolgen.

Und da der Dilettant ſich nur nach Muſtern bilden kann, ſo muß er, um der Einſeitigkeit zu entgehen, ſich die allgemeinſtmögliche Bekanntſchaft mit allen Muſtern erwerben, und das Feld der poetiſchen Literatur noch vollkommener ausmeſſen als es der Künſtler ſelbſt nöthig hat.

In der Muſik.

Tiefere Ausbildung des Sinnes.

Mathematiſche Beſtimmungen des Organs werden kennen gelernt und zu Empfindungs- und Schönheits-Zwecken gebraucht.

Geſellige Verbindung der Menſchen, ohne beſtimmtes Intereſſe, mit Unterhaltung.

Stimmt zu einer idealen Exiſtenz, ſelbſt wenn die Muſik nur den Tanz aufregt.

Im Tanz.

Gelenkigkeit und Möglichkeit ſchöner Bewegungen.

Gefühl und Ausübung des Rhythmus durch alle Bewegungen.

Bedeutſamkeit, äſthetiſche, der Bewegungen.
Geregeltes Gefühl der Frohheit.
Ausbildung des Körpers, Stimmung des Körpers zu allen möglichen körperlichen Fertigkeiten.
Muſikaliſche Körperſtimmung.
Maaß der Bewegungen zwiſchen Ueberfluß und Sparſamkeit.
Möglichkeit eines ſchönen Umgangs.
Mögliche Geſelligkeit in einem exaltirten Zuſtand.

In der Schauſpielkunſt.

Gelegenheit zu mehrerer Ausbildung der Declamation.
Aufmerkſamkeit auf die Repräſentation ſeiner ſelbſt.
Participirt von den angeführten Vortheilen der Tanzkunſt.
Uebung der Memorie.
Sinnliches Aufpaſſen und Accurateſſe.

Schaden des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Der Dilettant überſpringt die Stufen, beharrt auf gewiſſen Stufen, die er als Ziel anſieht und halt ſich berechtigt von da aus das Ganze zu beurtheilen, hindert alſo ſeine Perfectibilitat.

Er ſetzt ſich in die Nothwendigkeit nach falſchen Regeln zu handeln, weil er ohne Regeln auch nicht dilettantiſch wirken kann und er die ächten objectiven Regeln nicht kennt.

Er kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenſtände ab und verliert ſich auf ſubjectiven Irrwegen.

und gekannt, von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutraun an das ſeine drückt. Er umarmt ſie. Das iſt dein Egmont!

Clärchen. So laß mich ſterben! Die Welt hat keine Freuden auf dieſe!

Der Dilettantismus nimmt der Kunst ihr Element und verschlechtert ihr Publicum, dem er den Ernst und den Rigorismus nimmt.

Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst, und der Dilettantismus führt Nachsicht und Gunst ein. Er bringt diejenigen Künstler, welche dem Dilettantismus näher stehen, auf Unkosten der ächten Künstler in Ansehen.

Beim Dilettantismus ist der Schaden immer größer als der Nutzen.

Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben. Vom Pfuschen nie.

Der Dilettantismus befördert das Gleichgültige, Halbe und Charakterlose.

Schaden, den Dilettanten der Kunst thun, indem sie den Künstler zu sich herabziehen;

Keinen guten Künstler neben sich leiden können.

Ueberall, wo die Kunst selbst noch kein rechtes Regulativ hat, wie in der Poesie, Gartenkunst, Schauspielkunst, richtet der Dilettantismus mehr Schaden an und wird anmaßender. Der schlimmste Fall ist bei der Schauspielkunst.

Schaden des Dilettantismus.

In der Baukunst.

Wegen der großen Schwierigkeit, in der Architektur den Charakter zu treffen, darin mannichfaltig und schön zu seyn, wird der Dilettant, der dieß nicht erreichen kann, immer nach Verhältniß seines Zeitalters entweder ins Magere und Ueberladene, oder ins Plumpe und Leere verfallen. Ein Architekturwerk aber, das nur durch die Schönheit Existenz hat, ist völlig null, wenn es diese verfehlt.

Wegen ihrer idealen Natur führt sie leichter als eine andere Kunst zum Phantastischen, welches hier gerade am schädlichsten ist.

Weil sich nur die wenigsten zu einer freien Bildung nach bloßen Schönheitsgesetzen erheben können, so verfällt der Baudilettant leicht auf sentimentalische und allegorische Baukunst und sucht den Charakter, den er in der Schönheit nicht zu finden weiß, auf diesem Wege hineinzulegen.

Bau-Dilettantismus, ohne den schönen Zweck erfüllen zu können, schadet gewöhnlich dem physischen Zweck der Baukunst: der Brauchbarkeit und Bequemlichkeit.

Die Publicität und Dauerhaftigkeit architektonischer Werke macht das Nachtheilige des Dilettantismus in diesem Fach allgemeiner und fortdauernder, und perpetuirt den falschen Geschmack, weil hier, wie überhaupt in Künsten, das Vorhandene und überall Verbreitete wieder zum Muster dient.

Die ernste Bestimmung der schönen Bauwerke setzt sie mit den bedeutendsten und erhöhtesten Momenten des Menschen in Verbindung, und die Pfuscherei in diesen Fällen verschlechtert ihn also gerade da, wo er am perfectibelsten seyn könnte.

In der Gartenkunst.

Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt.

Die Gartenliebhaberei geht auf etwas Endloses hinaus: 1) weil sie in der Idee nicht bestimmt und begränzt ist; 2) weil das Materiale als ewig zufällig sich immer verändert und der Idee ewig entgegen strebt.

Die Gartenliebhaberei läßt sich oft die edlern Künste auf eine unwürdige Art dienen und macht ein Spielwerk aus ihrer soliden Bestimmung.

Befördert die sentimentale und phantastische Nullität.
Sie verkleinert das Erhabene in der Natur und hebt es auf, indem sie es nachahmt.
Sie verewigt die herrschende Unart der Zeit, im Aesthetischen unbedingt und gesetzlos seyn zu wollen und willkürlich zu phantasiren, indem sie sich nicht, wie wohl andere Künste, corrigiren und in der Zucht halten laßt.
Vermischung von Kunst und Natur.
Vorliebnehmen mit dem Schein.
Die dabei vorkommenden Gebäude werden leicht, spindelartig, hölzern, bretern aufgeführt und zerstören den Begriff soli- der Baukunst. Ja sie heben das Gefühl für sie auf. Die Strohdacher, bretternen Blendungen, alles macht eine Neigung zur Kartenhaus-Architektur.

In der lyrischen Poesie.

Belletristische Flachheit und Leerheit, Abziehung von soliden Studien, oder oberflächliche Behandlung.
Es ist hier eine größere Gefahr als bei andern Künsten, eine bloße dilettantische Fähigkeit mit einem ächten Kunstberufe zu verwechseln, und wenn dieß der Fall ist, so ist das Subject übler daran, als bei jeder andern Liebhaberei, weil seine Existenz völlige Nullität hat; denn ein Poet ist nichts wenn er es nicht mit Ernst und Kunstmäßigkeit ist.
Dilettantismus überhaupt, besonders aber in der Poesie, schwächt die Theilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm, und indem er einem unruhigen Productionstriebe nachgiebt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, beraubt er sich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachsen könnte.

Der poetiſche Dilettantismus kann doppelter Art ſeyn. Entweder vernachläſſigt er das (unerläßliche) Mechaniſche und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geiſt und Gefühl zeigt; oder er ſucht die Poeſie bloß im Mechaniſchen, worin er ſich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und iſt ohne Geiſt und Gehalt. Beide ſind ſchädlich, doch ſchadet jener mehr der Kunſt, dieſer mehr dem Subject ſelbſt.

Alle Dilettanten ſind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original ſchon in der Sprache und im Gedanken, indem ſie es nachſprechen, nachaffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zuſammengeplünderten Phraſen und Formeln angefüllt, die nichts mehr ſagen, und man kann ganze Bücher leſen, die ſchön ſtyliſirt ſind und gar nichts enthalten. Kurz alles wahrhaft Schöne und Gute der ächten Poeſie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeſchleppt und entwürdigt.

In der pragmatiſchen Poeſie.

Alle Nachtheile des Dilettantismus im Lyriſchen ſind hier noch in weit höherem Grad; nicht nur die Kunſt erleidet mehr Schaden, auch das Subject.

Vermiſchung der Gattungen.

In der Muſik.

Wenn die Bildung des Muſik-Dilettanten autodidaktiſch geſchieht und die Compoſition nicht unter der ſtrengen Anleitung eines Meiſters, wie die Applicatur ſelbſt, erlernt wird, ſo entſteht ein ängſtliches, immer ungewiſſes unbefriedigtes Streben, da der Muſikdilettant nicht, wie der

in andern Künsten, ohne Kunstregeln Effecte hervorbringen kann.

Auch macht der Musik-Dilettantismus noch mehr als ein anderer untheilnehmend und unfähig für den Genuß fremder Kunstwerke, und beraubt und beschränkt also das Subject, das er in seiner einseitigen und charakteristischen Form gefangen hält.

Im Tanz.

Zerbrochenheit der Glieder und Affectation.
Steifigkeit und Pedanterie.
Carricatur.
Eitelkeit.
Falsche Ausbildung des Körpers.
Charakterlosigkeit und Leerheit.
Zerflossenes, schlaffes Wesen.
Manierirtes Wesen in Uebertreibung schöner Bewegung.
Entweder steif und ängstlich, oder unmäßig und roh.
(Beides wird durch das Gefallige und Bedeutende verhindert.)
Setzt die Gesellschaft zu einer sinnlichen Leerheit.
Eitelkeit und einseitige Richtung auf die körperliche Erscheinung.
Man muß es in der Tanzkunst deßwegen zur Meisterschaft bringen, weil der Dilettantismus entweder unsicher und ängstlich macht, also die Freiheit hemmt und den Geist beschränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt.

In der Schauspielkunst.

Carricatur der eignen fehlerhaften Individualität.
Ablenkung des Geistes von allem Geschäft durch Vorspiegelung einer phantastischen Aussicht.

Aufwand alles Intereſſes und aller Paſſion ohne Frucht.
Ewiger Zirkel in einer einförmigen, immer wiederholten und zu nichts führenden Thatigkeit.
(Dilettanten wiſſen ſich nichts Anziehenderes als die Komödien-Proben, Schauſpieler von Metier haſſen ſie.)
Vorzugsweiſe Schonung und Verzartlung des Theaterdilettanten durch Beifall.
Ewige Reizung zu einem leidenſchaftlichen Zuſtand und Betragen, ohne ein Gegengewicht.
Nahrung aller gehäſſigen Paſſionen, von den ſchlimmſten Folgen für die bürgerliche und häusliche Exiſtenz.
Abſtumpfung des Gefühls gegen die Poeſie.
Exaltirte Sprache bei gemeinen Empfindungen.
Ein Trödelmarkt von Gedanken, Stellen und Schilderungen in der Reminiscenz.
Durchgangige Unnatur und Manier auch im übrigen Leben.
Höchſt verderbliche Nachſicht gegen das Mittelmäßige und Fehlerhafte in einem öffentlichen und ganz perſönlichen Fall.
Die allgemeine Toleranz für das Einheimiſche wird in dieſem Fall eminenter.
Höchſt verderblicher Gebrauch der Liebhaberſchauſpiele zur Bildung der Kinder, wo es ganz zur Frage wird. Zugleich die gefährlichſte aller Diverſionen für Univerſitaten ꝛc.
Zerſtörte Idealität der Kunſt, weil der Liebhaber, der ſich nicht durch Aneignung der Kunſtbegriffe und Traditionen erheben kann, alles durch eine pathologiſche Wirklichkeit erreichen muß.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Zweiunddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Deutsche Literatur.

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeister.

Jetter.

He! pst! he, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeister. Geh deines Pfads, und sey ruhig.

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeister. Nichts, als daß uns von neuem zu reden verbothen ist.

Jetter. Wie?

Zimmermeister. Tretet hier an's Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bey seiner Ankunft einen Befehl ausgehen

Inhalt.

Recenſionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

	Seite
Theorie der ſchönen Künſte von Sulzer	5
Ueber den Werth einiger deutſchen Dichter	9
Ueber den Homer, von Seybold	11
Franken, zur griechiſchen Literatur	15
Robert Wood, über das Originalgenie des Homer	17
Die ſchönen Künſte ꝛc., von Sulzer	19
Empfindſame Reiſen durch Deutſchland	26
Die Jägerin, ein Gedicht	27
Lyriſche Gedichte von Blum	28
Braun's Fabeln und Erzählungen	30
Gedichte von einem polniſchen Juden	34
Cymbeline, ein Trauerſpiel	55
Neue Schauſpiele zu Wien	36
Zwei ſchöne neue Mährlein	38
Geſchichte des Fräuleins v. Sternheim	39
Der goldene Spiegel	41
Muſenalmanach, Göttingen 1773	46
Luſtſpiele ohne Heirathen	49
Beiträge zur deutſchen Lectüre	50
Theateralmanach für das Jahr 1773	52
Die Lieder Sineds des Barden	56
Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung	60
Betrachtungen über das Paradies	64
Bekehrungsgeſchichte des Grafen Struenſee	66
Ausſichten in die Ewigkeit	70

Seite
Predigten über das Buch Jonas von Lavater 75
Alexander von Joch, über Belohnung und Strafen nach türkiſchen Geſetzen 78
Holland's philoſophiſche Anmerkungen 82
Ueber die Liebe des Vaterlandes von Sonnenfels 85
Charakteriſtik der vornehmſten europäiſchen Nationen 86
J. Jacob Moſer's neueſte kleine Staatsſchriften 88
Zuſtand der Wiſſenſchaften und Sitten in Deutſchland 90
Leben und Charakter Herrn Ch. Ad. Klopſt 91
Vorrede auf Herrn Casimir v. Creuz 93
Gedanken über eine alte Aufſchrift 95

Recenſionen in die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung.

Vertraute Briefe aus Paris, von Reichardt 97
Napoleon Bonaparte und das Franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulat . 99
Bildniſſe jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbſtbiographien 101
Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe von Humboldt 106
Gedichte von Johann Heinrich Voß 112
Allemannniſche Gedichte von Hebel 128
Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart 137
Des Knaben Wunderhorn 142
Regulus, Trauerſpiel von Collin. 160
Ugolino Gerardeska, Trauerſpiel von Vöhlendorf 164
Johann Friedrich, Churfürſt zu Sachſen, ein Trauerſpiel 168
Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Geſängen 170
Athenor, ein Gedicht in ſechzehn Geſängen 172
Bekenntniſſe einer ſchönen Seele 173
Melanie, das Findelkind 175
Wilhelm Dümont, ein Roman von Eleutherie Holberg 175
Iffland's Almanach für Theater und Theaterfreunde 187
Hiller's Gedichte und Selbſtbiographie 199

Ferneres über deutſche Literatur.

Literariſcher Sansculottismus 199
Ueber das Lehrgedicht 205
Ueber epiſche und dramatiſche Dichtung 209

Seite

Wirkungen in Deutschland ꝛc. 213
Deutsche Sprache 215
Zu vermeidende Redensarten 222
Urtheilsworte französischer Kritiker 225
Hör-, Schreib- und Druckfehler 236
Der Pfingstmontag 240
Die heiligen drei Könige 260
Das Nibelungenlied 273
v. Knebel's Uebersetzung des Lucrez 277
Gedichte von Johanna Schopenhauer 283
Olfried und Lisena 288
Deutscher Natur-Dichter 293
Der deutsche Gil-Blas 305
Der junge Feldjäger 316
Des jungen Feldjägers Kriegskamerad 319
Memoiren von Robert Guillemard 323
Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense 329
Varnhagen von Ense's Biographien deutscher Dichter 332
Zur Freunde der Tonkunst von Friedr. Rochlitz 334
Solger's nachgelassene Schriften und Briefwechsel 338
F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel 340
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck 342
Justus Möser 343
Lorenz Sterne 346
Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schulz 348
Gemeigte Theilnahme an den Wanderjahren 352
Neue Liedersammlung von Zelter 356
Oestliche Rosen von Friedr. Rückert 356
Die drei Paria 356
Die Hofdame, Lustspiel in 5 Acten 358
Briefe eines Verstorbenen 361
Krummacher's Predigten 370
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 380
Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reiches 411
Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Brönsted 412
Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schlosser 414

Seite

Die elegiſchen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber 416
Ferienſchriften von Carl Zell 419
Geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. v. Raumer 421
Tauſend und Ein Tag 422
Epochen deutſcher Literatur 425
Epoche der forcirten Talente 429
Epochen geſelliger Bildung 428
Stellung der Deutſchen zum Auslande 430
Ferneres über Weltliteratur 431
Verſchiedenes Einzelne:
Den Philologen empfohlen 439
Nichts anders als 440
Jugend der Schauſpieler 441
Das Mailändiſche Tagblatt l'Eco 441
Die Pariſer Zeitſchrift le Globe 442
Caroline v. Woltmann: Spiegel der großen Welt 442
Die Erbſchaft, ein Luſtſpiel 443
Friedr. v. Raumer: Geſchichte der Hohenſtaufen 444
Wachler 445
Windiſchmann 445
Heinroth's Anthropologie 446
Converſationsblatt 447
Neueſte deutſche Poeſie 449
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeſchlagen 451
Für junge Dichter 455
Noch ein Wort für junge Dichter 458

Recenſionen

in

die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Die Jahre 1772 und 1773.

Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erster Theil von A. bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem, den Kräften des Verfassers, aber nicht der Natur seines Stoffs angemessenen Plan ist bearbeitet worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein mageres Ganze darstellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er sonderte also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eigenen Ruhmes sorgte.

Es enthalt dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereis't ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume der Scribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der

schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von seinem Plane sagt:

„Ich habe über die schönen Künste als Philosoph, und gar nicht als ein sogenannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenigen die mehr curiöse als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstsachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammeln, und dem Künstler, so zu sagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künstler, und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiosen Liebhaber, oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht, sondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urtheil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Ekel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann."

Dieses war der Plan, den sich Herr S. vorgeschrieben hatte; allein war es der einzige und beste zur Fortschreitung der Kunst? Und war dieses Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes der mit Scharfsicht des Geistes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld übersieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die wesentlichen Mangel entspringen wohl aus der ersten und wahrsten Quelle: weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in

Deutschland, das den bildenden Geist Plato's mit der tastenden Erfahrungsphilosophie und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunstrichterwissens vereinigt; und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Lessing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Füeßli und Heinecken zu Rathe ziehen. Nachstdem ist das Auditorium des Verfassers zu klein gewählt. Warum darf der Kunstliebhaber nicht über die Kunst zuhören? Wir, die wir, nach des Verfassers Ausdruck, mit den Künsten Unzucht treiben, hatten immer gewünscht, daß Er, als Philosoph, uns aus allgemeinen Grundsatzen die mannichfaltigen Phanomene erklart hatte, von denen der Virtuose sagt: das muß so seyn, das laßt, das thut Wirkung. Immer ein bißchen mehr Dogma und dafür weniger moralische Predigt über unsre Unzucht!

Die psychologischen Erklärungen abstracter Ideen machen beinahe zwei Drittheile des Werks aus; sie sind meist nach dem einmal festgesetzten Plane gut geschrieben, und sind Beilagen zu dem Ruhme des Verfassers, als eines unserer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in diesen Artikeln wünschten wir nicht bloße Darzahlung der Markstcine, sondern Bemerkung der Platze, wie sie verstellt werden konnen; auch immer ein wenig Baconische Bilderstürmerei, Fingerzeig und Ahnung zu Entdeckungen Columb's. Wir wundern uns, daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Granzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedurfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und Sculptur in Einem Topf gerüttelt hatten, so

wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst sortirte; besonders die der Sculptur und Malerei eigenen Grundsätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchstein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermissen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetischer Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich statt finden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteristik einzelner Künstler. Der Recensent weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es ist, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst, das Portrait eines großen Mannes an das andere zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung seyn mag, so ermüdet sie doch den Geist des Lesers; allein wenn er sie unter jeden Buchstaben vertheilt antrifft, so gefallt es. Der Verfasser hat es mit einigen Busten des Alterthums versucht, allein den Muth sinken lassen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indessen ist die Mannichfaltigkeit noch nicht Entschuldigung genug für die gänzliche Abwesenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine so sparsame Erscheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Masse geworden seyn wurde. S. 459 spricht Herr S. selbst für dieses unser pium desiderium. „Es würde angenehm seyn, und zu naherer Kenntniß des menschlichen Genies ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmtesten Werken der Kunst das besondre Gepräge des Genies der Künstler mit psychologischer Genauigkeit zu bestimmen suchten." Man hat es zwar mit einigen Genien der ersten Größe versucht; aber was man in dieser Art hat, ist nur noch als ein schwacher Anfang der Naturhistorie des menschlichen Geistes anzusehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de Pictura veterum,

lassen, dadurch zwey oder drey, die auf der Strasse zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind.

Jetter. O weh!

Zimmermeister. Bey ewiger Gefangenschaft ist verbothen, von Staatssachen zu reden.

Jetter. O unsre Freyheit!

Zimmermeister. Und bey Todesstrafe soll niemand die Handlungen der Regierung misbilligen.

Jetter. O unsre Köpfe!

Zimmermeister. Und mit grossem Versprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstbothen eingeladen, was in dem Innersten des Hauses vorgeht, bey dem besonders niedergesetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hause.

Zimmermeister. Und den Folgsamen ist versprechen, daß sie weder an Leibe, noch Ehre, noch Vermögen einige Kränkung erdulden sollen.

Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneensammler alter und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter Einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinandergerückt ist, und dadurch geht der Augenpunkt verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte Einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar seyn, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Komödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. a. m. In allem bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltsten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen, und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt seyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt, und nicht conversirt seyn; z. B. bei dem Artikel: Abdruck, hatte man für den Gelehrten, der kein Kunstkenner ist, der Pasten gedenken sollen: denn sonst glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippert'sche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweimal der pyramidalischen Gruppirung gedacht,

allein doch nicht der rechte Fleck so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatz des Michel Angelo für den Unwissenden anschaulich wird. Der Artikel Allegorie ist lang, allein wir fürchten, daß bei dieser Reise um die Welt, die kleine Insel vorbei geschifft worden, wo die ersten Bestandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung vom Homer bis auf Swift hatte ordnen können. Antike: Hier ist ein wenig Literatur, aber alles so untereinander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sundfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebirge der Andacht wenigen Pilgrime überlassen können. Wäre Herr S. selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heitrer Glaube seyn, der nie schmalt. Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel, 1stes Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publico beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsre jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verfasser die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt, und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzenden Theil des Publicums curiren, und sie fangen dabei an, daß sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert ist bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakspeare und Milton stehen, nach dem Maaßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloise nicht geschrieben hatte; allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu seyn, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben? und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder

Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesange zu verbannen, und wenigstens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Landern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Glaubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens laßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Starke des Helden für Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Mannern zu sagen.

Wir wünschten, daß die Ausfalle der Verfasser weniger heftig wären; die Redensarten: dethronisiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich, oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publico hat aus den Handen raisonniren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Jour-

naliſten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterſchied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Milton's gegen die Ausmeſſungen des Herrn Profeſſor Kaſtner S. 164, über das Lehrgedicht, S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wieland's Verdienſt als Lehrdichter in der Muſarion S. 196, die Rangordnung Gellert's mit Duſch und Uz, S. 200, den Augenpunkt, woraus ſie die Gellert'ſche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden ſieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deßwegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die beſten gewählt, und bei den Erzählungen die ſchwache Seite Gellert's, das iſt, die Malerei unterſucht, und ihn am Ende gar mit Arioſto gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Production mit allen ihren ſauren Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann Deutſchen Geſchmack, Deutſches Gefühl nennen wurden.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der Griechiſchen Literatur. Von Seybold, Profeſſor in Jena. Eiſenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch langſt nach dem Anſchauen Homer's geſehnt, euch iſt ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marſchall, einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der ſein Handwerk meiſterlich treibt! Erſt Klagen über dieſe letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und ſprechen: ſiehe Homer iſt hier! Homer iſt da! —

„Ich aber," ruft er, „bring' euch ins Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schooß setz' ich euch, in seine Arme leg' ich euch! Herbei ihr Kindlein!"

War's nur eine Büſte des Altvaters, vor die er euch inzwiſchen ſtellte, euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdiſchen Geſtalt über euch kame, ihr anbetetet und Warme und Muth euch entzündete! welcher iſt unter euch ſo unglücklich, der neologiſch kritiſch fragen durfte: warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanſtändig mit einer Perrücke?

Hinaus mit ihm! daß er Profeſſor Seybold's Fingerzeige folge, herumgetrieben werde, in Wüſten wo kein Waſſer iſt.

Alſo den Charakter Homeriſcher Geſänge zu beſtimmen, tritt er auf, anzugeben, was, und wie Homer gedichtet hat, den Maaßſtab zu bezeichnen, wornach ſeine Fehler und Schönheiten zu berechnen ſind!

Fürs erſte denn, Homer's Stoff, und wie er weislich den intereſſanteſten für ſeine Nation wählte — den Trojaniſchen Krieg zur Ilias, deſſen Folgen zur Odyſſee.

Der Trojaniſche Krieg! Stoff zur Ilias! Man ſollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberſchrift; aber der Herr Profeſſor habens geleſen, ſchlimmer! ſtudirt! immer ſchlimmer! Wer intereſſirt ſich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Couliſſe da? Iſt zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anderem? Erfahrt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen, dießmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Iſt nicht das Hauptintereſſe des Kampfs bei den Schiffen? — Und dann die Handelnden! Weſſen iſt das In-

tereſſe, der Griechen oder des Achills? Wenn Homer ſeiner Nation ſchmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigenſinn eines Einzigen beſtimmen zu laſſen? Wo iſt Nationalzweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen — woran die Nation Theil nehmen mußte, als Nation, iſt hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyſſee! Rückkehr der Griechen! der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegenſten der Griechen? deſſen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindeſten Einfluß auf die Nation haben könnte. Und auch hier wieder ſucht der Hr. Profeſſor das Intereſſe in der gänzlichen Revolution dieſer zwanzig Jahre in der entfernteſten Nebenidee.

Er kommt auf Homer's Art den Stoff zu behandeln, und fragt, nach Anlaß ſeiner trefflichen Prämiſſen: Wer gab Homeren ein, den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der Griechen beſonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias, und Odyſſee? — Und mehr ſolche Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res geriſſen? Wohl nach dem Herrn Profeſſor, da res der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, ſo fangt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! Da fangt der Herr Profeſſor wieder von außen an;

auch iſt das bißchen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honnet und ordentlich zuging, wie bei uns, dann einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhaltniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Profeſſor ſpricht: „Aus dieſer Beſchreibung, die ich, wie man ſieht aus dem Homer ſelbſt zuſammen getragen habe" — Wohl zuſammengeſcharrt, geſtoppelt! — „laßt ſich der Einfluß den die Zeit des Trojaniſchen Kriegs auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben." Da iſt's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kaſten! leere Töpfe! und Lumpen!

Sitten! und da, anſtatt Gefuhls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Wurde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Homer, daß ſeine Zeit Tapferkeit fur die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den ubrigen Starken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten Griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deraiſonniren hören. Und wirft uber das noch hier und da ſo fein ſpöttelnde Vorwurfe an unſre Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unſere, noch irgend welche Zeiten, berechnen konnen.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödeltram!

Sprache. So wenig was junge Freunde herbeilocken konnte, als bisher. Allotria. Kritiſche Weitlaufigkeiten. Doch dunkt ihn das der Geſichtspunkt zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken, und wahren Schönheiten Homer's urtheilen ſoll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey. Uns wenigstens dünkt, das hatte der Hauptzweck des Herrn Professor seyn sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Lieblosigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten, ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homer's und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176. S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4. dieses Abschnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die

Ausführung deſſelben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks unterſuchen; Scharfſinn, Witz, Enthuſiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und ſeine Leſer in das Zeitalter zurückführen, in welchem unſer (d. i. jeder) Autor für ſeine Welt ſchrieb." —

Uns ſchwindelt! Der Himmel gebe dieſem Mann Methuſalems Alter, Neſtors Beredſamkeit, und das Genie aller ſeiner Autoren zuſammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben den Homer zu leſen — dieſe Blätter, ſagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeſchickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir ſonſt damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch ſo überſetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, ſo ſehr verwundet, geſtoßen, zerfleiſcht, durch Steine, Staub, Pfützen geſchleift, getrieben, geriſſen.

οὐδέ τέ οἱ χρὼς σήπεται, οὐδέ οἱ ὑλὴν
Ἐσθίουσ'. — —
Ὣς τοι νήδυμοι μάκαρες θεοὶ
Καὶ νέκυσσιν ἔοντος — —

(berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch; nagt nicht ein Wurm an ihm: denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit ist mir's, als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen, und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse um nicht dran zu stoßen.

Zimmermeister. Und wie haben dir seine Soldaten gefallen? Gelt! das ist eine andere Art von Krebsen, als wir sie sonst gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es schnürt einem das Herz ein, wenn man so einen Haufen die Gassen hinab marschiren sieht. Kerzengerad', mit unverwandtem Blick, Ein Tritt so viel ihrer sind. Und wenn sie auf der Schildwache stehen, und du gehst an einem vorbey; ist's, als wenn er dich durch und durch sehen wollte, und sieht so steif und mürrisch aus, daß du auf allen Ecken einen Zuchtmeister zu sehen glaubst. Sie thun mir gar nicht wohl. Unsre Miliz war doch noch ein lustig Volk; sie nahmen sich was heraus, standen mit ausgekrätschten Beinen da,

Robert Wood's Verſuch über das Originalgenie des Homer, aus dem Engliſchen, Frankfurt am Main. In der Andreä'ſchen Buchhandlung. S. 314. 8.

Außer der Brittiſchen beſitzt keine der jetzigen Europäiſchen Nationen den Enthuſiasmus für die Ueberbleibſel des Alterthums, der weder Koſten noch Mühe ſcheut, um ſie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzuſtellen. Wenn neulich der Franzöſiſche Kaufmann Guis die alten und neueren Griechen verglich, ſo war dieß nur eine ſpielende Unterhaltung gegen das Verdienſt, das ſich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieſes Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Ariſtoteles noch Voſſu Dienſte leiſten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram ſuchen, den Blair zur Erlauterung des Oſſian, und eine Dame zur Apologie des Shakſpeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, ſo muß man ſich lebhaft überzeugen, wie er ſich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueſte Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er geſungen, wird dieß nie möglich ſeyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm ſelbſt, und den Ort durch Reiſen kennen lernen. Beides hat die große Schaar ſeiner Ausleger bisher ganz vernachläſſigt. Wood ſtudirte ſeinen Homer mit philoſophiſchen Augen, und ſtellte hierauf mehr denn eine Reiſe in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyſſee berühmt geworden, und deren phyſikaliſche Lage, im Ganzen, unverandert geblieben iſt. Er war einer von der Reiſegeſellſchaft, die ſich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergangliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den größten Theil

seines Lebens, das, leider, schon geendigt ist. Was wir hier davon lesen, sind nur Bruchstücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter schreiben wollte, und der einzig in seiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Ansehn des Unvollendeten. Indessen sind es die schätzbarsten Fragmente, die uns den Verlust des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfassers, Herr Bryant, es unter seiner Verlassenschaft geendigt gefunden hat. Mit den scharfsichtigsten Blicken dringt er durch die Nebel eines so fernen Abstandes bis zur eigentlichen Cultur des Homerischen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philosophischen Standpunkte der Geschichte der Menschheit betrachten. Man sehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der Griechischen Sprache nach. Die Unwissenheit in diesen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewissen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt worden sind. Wood's Localeinsichten haben ihn zum Beispiel in den Stand gesetzt, über die Homerischen Maschinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popischen Charte auseinander zu setzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Insel Pharus vom Lande zu entscheiden, u. s. w.

Auch Virgil's Genie wird bei mehrern Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbst in so kühnen Muthmaßungen, in die sich der geschäftige Geist des Verfassers verliert, als die über Homer's Vaterland, über die Chronologie der Homerischen Epoche und dergleichen sind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten

kann. Aus dem Buche herausgerissen, muß es eine stolze Behauptung scheinen, wenn er saat, daß selbst die Alten ihren Homer nicht so local und temporell studirt haben als es sich gehört. Lies't man aber das ganze Buch selbst, so wird man einraumen, daß die kritischen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Aussichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indessen muthmaßen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden sind. Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuscript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Göttingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, dessen Recension hier der Vorrede des Uebersetzers eingeschalten worden ist. Das Heynische Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche übersetzungsbegierige Hand darnach zu trachten, aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meistbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwartige Uebersetzer es habhaft geworden sey, hat er nicht für gut befunden zu entdecken. — Druck und Papier machen der Andrea'schen Buchhandlung Ehre.

Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem ins Französische zu übersetzen, konnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt seyn. Herr Sulzer, der

nach dem Zeugniß eines unſrer berühmten Männer ein eben ſo großer Philoſoph iſt, als irgend einer aus dem Alterthume, ſcheint in ſeiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoteriſchen Lehre das arme Publicum abzuſpeiſen, und dieſe Bogen ſind, wo möglich, unbedeutender als alles andre.

Die ſchönen Künſte, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier beſonders ans Licht, um die Liebhaber und Kenner deſto eher in Stand zu ſetzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beim Leſen des großen Werks bisher ſchon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundſätze worauf ſie gebaut iſt, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zuſammen beleben ſoll, unterſuchen, ſo finden wir uns in der Meinung nur zu ſehr beſtärkt: hier ſey für niemanden nichts gethan als für den Schüler, der Elemente ſucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Kunſte für Deutſchland noch nicht gar in der Zeit ſeyn möchte, haben wir ſchon ehmals unſre Gedanken geſagt. Wir beſcheiden uns wohl, daß eine ſolche Meinung die Ausgabe eines ſolchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und muſſen wir unſre guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künſten nicht ſinnliche Erfahrung hat, der laſſe ſie lieber. Warum ſollte er ſich damit beſchäftigen? Weil es ſo Mode iſt? Er bedenke, daß er ſich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuſſe verſperrt, denn ein ſchädlicheres Nichts, als ſie, iſt nicht erfunden worden.

Die ſchönen Künſte der Grundartikel Sulzeriſcher Theorie. Da ſind ſie denn, verſteht ſich, wieder alle beiſammen, verwandt oder nicht. Was ſteht im Lexikon nicht alles hintereinander? Was läßt ſich durch ſolche Philoſophie nicht verbinden? Malerei und Tanzkunſt, Beredſamkeit und

Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche, durch das magische Licht eines philosophischen Lampchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Athem.

Daß einer, der ziemlich schlecht raisonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungentalischen gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste classificiren, zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind, als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr S., wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausfuhrung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhalt, man nichts sagt, und höchstens durch Declamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrangen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: Die Verschönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weise, von Natur auf Kunst heruberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin uberein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke geruhrt werden." Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichstes? Sind die wuthenden Sturme, Wasserfluthen, Feuerregen, unterirdische Gluth, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne uber volle

Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter schlange?

Eben so wenig besteht die Folgerung: „die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden." Ueberhaupt thut sie das nie, sie hartet vielmehr, Gott sey Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die sie ihnen unablässig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen nennen können, der der stärkste wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von sich zu weisen, und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu geben. Das ist nun einem grosen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranschiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen, deßwegen sie denn auch überhaupt so adaquat disputiren.

Wie particular und eingeschränkt ist folgendes, und wie viel sollte es beweisen! „Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nöthigsten sind, besonders die selige Vereinigung wodurch der Mensch eine Gattin findet." Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, sind für ihre Attraction nie unfühlbar gewesen; allein sie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahnet, durch die jedes zu seines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne sich paart und glücklich ist.

Wäre es nun also auch wahr, daß die Künste zu Verschönerung der Dinge um uns wirken, so ist's doch falsch, daß sie es nach dem Beispiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehen, iſt Kraft, die Kraft verſchlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tauſend Keime zertreten, jeden Augenblick tauſend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig ins Unendliche; ſchön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander exiſtirend. Und die Kunſt iſt gerade das Widerſpiel; ſie entſpringt aus den Bemühungen des Individuums ſich gegen die zerſtörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier, durch ſeine Kunſttriebe ſcheidet, verwahrt ſich; der Menſch durch alle Zuſtände befeſtigt ſich gegen die Natur, ihre tauſendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maaß von Gutem zu genießen; bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller ſeiner wahren und gemachten Bedürfniſſe in einen Palaſt einzuſchließen, ſo fern es möglich iſt, alle zerſtreute Schönheit und Glückſeligkeit in ſeine gläſernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele ſubſtituirt, und ſeine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgeſpannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindſamkeit zerfließen.

Herr S. geht nun ſeinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen: an einem großen Trupp Schüler kann's ihm ſo nicht fehlen, denn er ſetzt Milch vor und nicht ſtarke Speiſe; redet viel von dem Weſen der Künſte, Zweck; und preiſ't ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menſchlichen Glückſeligkeit. Wer den Menſchen nur einigermaßen kennt, und Künſte und Glückſeligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß. Denn wenn es nur auf Kennerſchaft angeſehen iſt, wenn der Menſch nicht mitwirkend genießt, müſſen bald Hunger und Ekel, die zwei

feindlichſten Triebe, ſich vereinigen, den elenden Pococurante zu quälen.

Hierauf laßt er ſich ein auf eine Abbildung der Schickſale ſchöner Kunſte und ihres gegenwärtigen Zuſtandes, die denn mit recht ſchönen Farben hin imaginirt iſt, ſo gut, und nicht beſſer, als die Geſchichten der Menſchheit, die wir ſo gewohnt worden ſind in unſern Tagen, wo immer das Mahrchen der vier Weltalter ſufficienter iſt, und im Ton der zum Roman umpragmatiſirten Geſchichte.

Nun kommt Herr S. auf unſre Zeiten und ſchilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf ſein Jahrhundert; laugnet zwar nicht, daß die ſchönen Künſte mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil ſie aber zum großen Zweck, zur moraliſchen Beſſerung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er traumt mit andern, eine weiſe Geſetzgebung wurde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweiſen können, und was dergleichen mehr iſt.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eroffnen ſoll: „Wie iſt es anzufangen, daß der dem Menſchen angeborne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung ſeiner Sinnesart angewendet, und in beſondern Fallen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderſtehlich zu ſeiner Pflicht zu reizen?“ So halb und mißverſtanden, und in den Wind, als der Wunſch Cicero's, die Tugend in körperlicher Schonheit ſeinem Sohne zuzufuhren. Herr S. beantwortet auch die Frage nicht, ſondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Buchlein zu. Ihm mag ſein Publicum von Schulern und Kennerchen getreu bleiben, wir wiſſen, daß alle wahren Künſtler und Liebhaber auf unſrer Seite ſind, die ſo uber den Philoſophen

lachen werden, wie ſie ſich bisher uber die Gelehrten beſchwert haben. Und zu dieſen noch ein paar Worte, auf einige Künſte eingeſchränkt, das auf ſo viele gelten mag, als es kann.

Wenn irgend eine ſpeculative Bemühung den Künſten nutzen ſoll, ſo muß ſie den Künſtler grade angehen, ſeinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um ſich greife und ſich thatig erweiſe. Denn um den Künſtler allein iſt es zu thun daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in ſeiner Kunſt, daß, in ſein Inſtrument verſunken, er mit allen ſeinen Empfindungen und Kraften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn's ausgegafft hat, ſich Rechenſchaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer alſo ſchriftlich, mündlich oder im Beiſpiel, immer einer beſſer als der andere, den ſogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künſtlers, immer naher und naher zum Künſtlergeiſt aufheben könnte, daß die Seele mit einflöſſe ins Inſtrument, der hätte mehr gethan als alle pſychologiſchen Theoriſten. Die Herren ſind ja hoch droben im Empyreum tranſcendenter Tugendſchöne, daß ſie ſich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdenſöhnen hingegen ſieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Muſik an ängſtlicher mechaniſcher Ausübung hangen bleiben, darunter erliegen?

Gott erhalte unſre Sinnen, und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meiſter! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben ſind, und es doch auch geſchrieben ſeyn ſoll, ſo gebe uns Künſtler und Liebhaber ein πρὸ ἐμαυτοῦ ſeiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meiſten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm

geholfen, des Geiſts, der in gewiſſen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf ſein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend ſich zum mächtigen Beſitz hinaufgeſchwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künſte ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechaniſchen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künſte auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie verſammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Empfindſame Reiſen durch Deutſchland von S. Zweiter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbſt. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich beſuchte dein Grab und fand wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Diſtel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindſame Reiſen durch Deutſchland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur ſchade! inwendig ſteckt der Herr Praceptor S. zu Magdeburg. Yorick empfand, und dieſer ſetzt ſich hin zu empfinden; Yorick wird von ſeiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber ſteht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute ſagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recenſenten ſagen? Alle ſeine Geſchöpfe ſind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Praceptor! Und wenn er uns eins

hatten den Hut über'm Ohr, lebten und ließen leben: dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!“ und anſchlägt, meinſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Soeſt tritt dazu.

Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Soeſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soeſt. Die Regentinn iſt weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott.

Zimmermeiſter. Die hielt uns noch.

Soeſt. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte ſich mit dem Herzog nicht vertragen; ſie ließ dem Adel melden, ſie komme wieder. Niemand glaubt's.

von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem Sacke was hervor.

Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweiten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt: er soll schwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit dem er so viel im ersten Capitel seines Traumes zu thun hat. Ihm traumt er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Polizeibediente des Literaturgerichts sprechen anders, und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile beim Leben. Aber, ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und schwatzenden Schriftsteller Morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, tironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

—

Die Jägerinn, ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisiren es zum Deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unserer Aeltervater; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trotz Titel und Vignette nicht einmal Waidmannskraft, das ist zu wenig! des Dichters Walder sind licht wie ein Forst unserer Cameralzeiten, und das Abenteuer verpflanzte ihr so glücklich in ein Besuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Accorde nicht mit Bardengewalt ans Herz reißen. Die spröde Kunigunde, der er lange sein Leidenschäftchen vorgeklimpert, schmilzt

endlich und spricht: Ich liebte dich geheim schon langst! Nothwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwickelung, nur kein Compliment fur die Harfe. Wir bedauern daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht fur Walder geboren. Und so wenig wir das Verfahren seines Herrn Vaters billigen, der in dem angehangten Traumlied, mit leidiger Grabmisanthropie, ihm die Harfe zertritt; so sehr wir fuhlen, daß sie das nicht verdient; so sehr wunschten wir, er möge sie gegen eine Zither vertauschen, um uns, an einem schönen Abend, in freundlicher Wateauischer Versammlung, von Lieblichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er wurde unsere Erwartung ausfullen, und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

Lyrische Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wisen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten fruhe lesen. Zwar unsere einwindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sanger freier Zeiten es nicht erwarmen, und ihm eine, wenigstens idealische freiere Atmosphare eroffnen, aber, eben diese Sanger hauchen auch oft ein so fremdes Gefuhl in die Seele, daß der beste Dichter, mit dem glucklichsten Genie, bald sich bloß durch seine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den gluhenden Begeisterungen mehr tonen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenlander so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wir

können's uns nicht verbergen, — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — —

Wir sind zu dieser Beobachtung durch die lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich langer erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — wir reden nach unserm Gefühl — selten anders gebraucht wird, als wie die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazische Duett, Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend so schön versificirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage, und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition ans Publicum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

Braun s, H., Verſuch in proſaiſchen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8. 187 S.

Dieſen Fabeln hat der Herr Verfaſſer fur ſeine Landsleute eine kleine Theorie angehangt, weil, ſagt er, nicht ohne Selbſtgefalligkeit: „vielleicht etliche junge Leute ſich hervorthun, und ihm Fabeln nachſchreiben könnten, ſo wie gleich etliche Bändchen freundſchaftlicher Briefe erſchienen waren, ſeitdem Er einen Verſuch in freundſchaftlichen Briefen geſchrieben hatte. Dieſen jungen Leuten nun, meint er, waren die achten Begriffe von der Fabel ſehr nöthig.“ — —

Nöthig ſind ſie freilich, ſowohl den böſen jungen Leuten, die Herrn B. Fabeln nachſchreiben, als allen andern, die ſich ohne Gente in dieſes Feld wagen; aber durch Herrn B's. Theorie werden ſie eben nicht ſehr erleuchtet werden. Er ſagt: „die Fabel ware eine kurze erdichtete, meiſtentheils thieriſche Handlung, worunter ein gewiſſer Satz aus der Sittenlehre verborgen liege.“ Unbeſtimmter kann man wohl nicht erklaren. Uns dünkt uberhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander geſetzt. Wir glauben daß ſie im Anfang nichts war, als eine Art von Induction, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man namlich andere belehren oder überreden, ſo zeigte man ihnen den Ausgang verſchiedener Unternehmungen in Beiſpielen. Wahre Beiſpiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete alſo andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr ſagt als vor Augen ſteht, immer abgeſchmackt iſt, ſo ging man aus der menſchlichen Natur hinaus, und ſuchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thatige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und ſo fabulirte man fort, bis die

Menſchen mehr anfingen zu raiſonniren, als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundſätze, Syſteme u. d. gl. und mochte Induction nicht mehr leiden; zugleich entſtand das Unding der honneten Compagnie, zu welcher ſich Dichter und Philoſophen ſchlugen. Dieſe wollten der Fabel, die mit der Induction gefallen war, wieder aufhelfen. Sie ſchminkten ſie alſo, puderten ſie, behängten ſie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwiſchen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, ſondern amuſiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man ſich von der erſten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren, und ſchnitt die Auswüchſe ab; allein man konnte doch mit der Induction nicht fortkommen, und behalf ſich alſo mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geſchichte der Theorie ausſehen, die wir von der Fabel ſchreiben würden. Beiſpiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn B's. Fabeln antreffen. Wir würden aber ſchwerlich welche daraus wählen; denn die meiſten ſind entweder ſchlecht erfunden, oder abgenutzt, oder falſch, oder alltaglich. Herr B. verſpricht noch eine weitlauftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus dieſem Verſuch auf ihren Werth ſchließen, ſo wollten wir ſie verbitten; aber: Liceat perire poetis! und warum ſollte Herr B. auch nicht ſo viel Recht haben zu dichten und zu theoretiſiren als andere?

Gedichte von einem Polniſchen Juden. 8. Mietau und Leipzig 1772. 96 S.

Zuvörderſt müſſen wir verſichern, daß die Aufſchrift dieſer Bogen einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht

hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsere Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist? Auch nur das flache, bürgerliche, gesellige und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf euch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo ihr an Langerweile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reißen, euch mit euern eignen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr so gut seyn laßt, unerträglich seyn. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet. Dann seine Gefühle, seine Gedanken in freien Liedern, der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mittheilen, und wenn er nichts Neues sagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — — in Wind.

In den fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erscheint er in einer Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht löblich ein Polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Etudiant en belles Lettres auch, so ist es, däucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehen zu machen.

Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch gepudert und mit glattem Kinn, und grünem goldbesetzten Rock (s. S. 11, 12.), der die schönen Wissenschaften eine Zeitlang getrieben hat, und unterm

Treiben fand, wie artig und leicht das sey, Melodiechen nach zutrillern. Seine Mädchen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in der Societät und auf der Promenade kennen lernt, sein Lebenslauf unter ihnen, der Gang von Tausenden; er ist an den lieben Geschöpfen so hingestrichen, hat sie einmal amusirt, einmal ennuyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Ueber diese wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehrerbietig kosten, sie nicht beim Kopf nehmen und weidlich anschmatzen darf, und das alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen was er will.

Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neusten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er aus dem dichtenden Traume erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sey; dessen Eitelkeit durch den Gleichmuth einer zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und

Reſipiſcenzen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens, vorjauchzte, vorſpottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genug thun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Flache, Weichheit des Herzens ſey an ſeiner Unbeſtimmtheit ſchuld, laß ihn ein Mädchen finden, ſeiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geſchwirre der Geſellſchaft in die Einſamkeit leiten, laß ihn auf ſeiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Geſtalt ganz Anmuth, ſich in ſtillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beiſtand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauſes iſt, deren ſtets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderſtehlich an ſich reißt, zu der Dichter und Weiſe willig in die Schule gingen, mit Entzücken ſchauten eingeborne Tugend, mit gebornem Wohlſtand und Grazie. Ja, wenn ſie in Stunden einſamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie ſie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten dieſer Welt ahnete, in deſſen belebender Geſellſchaft ſie nach all den goldnen Ausſichten von ewigem Beiſammenſeyn, dauernder Vereinigung, unſterblich webender Liebe feſt angeſchloſſen hinſtrebte.

Laßt die beiden ſich finden; beim erſten Nahen werden ſie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückſeligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander laſſen. Und dann lall' er ahnend und hoffend und genießend:

„Was doch keiner mit Worten ausſpricht, keiner mit „Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen „Blick, und der Seele drinn."

Wahrheit wird in ſeinen Liedern ſeyn, und lebendige

Schönheit, nicht bunte Seifenblaſenideale, wie ſie in hundert Deutſchen Geſängen herum wallen.

Doch, ob's ſolche Mädchen giebt? Ob's ſolche Jünglinge geben kann?

Es iſt hier vom polniſchen Juden die Rede, den wir faſt verloren hätten, auch haben wir nichts von ſeinen Oden geſagt. Was iſt da viel zu ſagen! durchgehends die, Göttern und Menſchen verhaßte, Mittelmäßigkeit. Wir wünſchen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unſer Ideal ſuchen, einmal wieder, und geiſtiger begegnen möge.

Cymbeline, ein Trauerſpiel, nach einem von Shakſpeare erfundenen Stoffe. Danzig.

Der Verfaſſer, da er ſich, laut dem Vorbericht, nach einer ſchweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beſchäftigte ſich mit Shakſpeare's Werken. Das hätten wir ihm nun gleich ſagen wollen, war für einen Reconvaleſcenten keine Lectüre. Wer an dem Leben, das durch Shakſpeare's Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele geſund ſeyn. Da bedauerten nun der Herr Verfaſſer aus innigem Gefühl einer kühlen, ſchwächlichen, kritiſchen Sittigkeit, die vielen incongruités, durch die (wie der treffliche Johnſon ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments, und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beſchloß alſo: das Gold von Schlacken zu ſcheiden (denn das iſt ja ſeit undenklichen Jahren vox populi critici über Shakſpeare), wenigſtens einen Verſuch zu machen, nichts weniger dem ehrſamen Publico vorzulegen, als: wie ungefähr Sophokles, wenn er dieſen Stoff zu

bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestirten sie also — nicht travestirten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da laßt sich wenigstens aus dem Gegensatz ahnen — also denn? — welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakspeare's Reichthum aus!

Shakspeare, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gesudelte Coulissen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, das Shakspeare's Stücke, deren Wesen, Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der altern Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakspeare's — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königl. Theatern zu Wien. Preßburg. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthalt funf Drama, oder Schauspiele, oder Lustspiele, oder Trauerspiele — — die Verfasser wissen

Zimmermeister. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns diese neue Geißel über den Hals gelassen hat. Sie hätten es abwenden können. Unsre Privilegien sind hin.

Jetter. Um Gottes willen nichts von Privilegien. Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel stinken.

Soest. Oranien ist auch weg.

Zimmermeister. So sind wir denn ganz verlassen!

Soest. Graf Egmont ist noch da.

Jetter. Gott sey Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er sein bestes thut; der ist allein was vermögend.

Vansen tritt auf.

Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen sind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vansen. Ihr seyd nicht höflich.

so wenig als wir, was sie daraus machen sollen — — aus der Wiener Manufactur. In allen hat tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben.

Die Kriegsgefangenen: wenn nicht die Festung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre, so hatte ein entlaufener Feldwebel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute, wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit an den Galgen gebracht.

Gräfin Tarnow: Zwei entsetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalschaubühne erhört worden sind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hannchen. Ein Herzog, ein Graf und ein Kammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erstochen; der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Oncle ist, doch, ohne es zu wissen versteht sich wegen des decorum, der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttausend Dinge gehindert, die Decke zu beschreiten; und da also das Mädchen nach Deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, so heirathet sie den Grafen. Man schießt, sticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen,

verſöhnt ſich und, wie am Schluß verſichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder geſcheidt.

Der Tuchmacher von London. Einen Augenblick ſpäter und Lord Falkland und Wilſon lagen in der Themſe; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Heinrich, Betſi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieſer Sammlung ſoll nächſtens der zweite Theil nachfolgen; denn ſeitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer Franzöſiſchen Kupplerin mit dem Nonſens Unzucht treiben, hat ſich ihr Geſchlecht vermehrt wie die Fröſche!

Zwei ſchöne neue Mährlein: als 1) Von der ſchönen Meluſinen; einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen ſoll. Der lieben Jugend und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfaſſet. Leipzig in der Jubilatemeſſe 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerkspurſchen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Denn die Verfaſſer dieſer Lieder und Mährlein ſchrieben doch wenigſtens nicht fürs Publicum, und ſo iſt ſchon zehn gegen eins zu wetten, daß ſie weit weniger verunglücken müſſen, als unſere neueren zierlichen Verſuche. Meiſtens iſt's ein

munterer Geſelle, der den andern vorſingt oder den Reihen anführt, und alſo iſt wenigſtens die Munterkeit keine Prätenſion und Affectation. — Der Herr Student, der dieſe Mährlein verſificirt hat, verſificirt ſehr rein, ſoll aber dem ungeachtet keine Mährlein mehr verſificiren, denn ihm fehlt der Bänkelſängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todtſchlag ſieht, juſt wie alles in den Quadraten ſeiner gemalten Leinwand ſteht. Weder naive Freude, noch naive Wehklage der Menſchen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel iſt, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken, und mit ihren Fäuſten zuſchlagen — bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakſpeare's Haupt- und Staatsactionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unſerem Auge vorrückt — ſondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberſtadt gemacht und gedruckt ſeyn.

Geſchichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derſelben aus Originalpapieren und andern zuverläſſigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bei Weidmann's Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben ſich bei der Erſcheinung des guten Fräuleins von Sternheim ſehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der groſſen Welt, deſſen ganze Seele aus Verſtand gebaut iſt, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottiſe du cœur nennt. Er überließ alſo ſchon lange

das gute Kind ihrem Schicksal, und gedachte ihrer so wenig als ein Kammerherr seiner Schwester, die einen Priester geheirathet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Solöcismen und baute sie zu Haufen, wie das Thier Kaliban bei unserm Freund Shakspeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben sie beurtheilen ein Buch — — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Aesthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derbyn in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexander's betrachten, da er seinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungssucht; und mischten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländischen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir ungefähr den Schlüssel zu der sogenannten Sottise. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Composition für das Publicum ist, und Wieland hat es so sehr gefühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze ist gewiß ein Selbstgespräch, eine Familienunterredung, ein Aufsatz für den engeren Cirkel der Freundschaft: denn bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt. Das Journal im Bleigebirge ist für uns die Ergießung des edelsten Herzens in den Tagen des Kummers, und es scheint uns der Augenpunkt zu seyn,

woraus die Verfaſſerin ihr ganzes Syſtem der Thätigkeit und des Wohlwollens wünſcht betrachtet zu ſehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem ſie den Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das niederſchreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrſcheinlich darum zu thun, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie ſie ſich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben; und alſo betrachtet ſie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüſte zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr ſagen, daß die Fugen des Gerüſtes grob ineinander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt ſey, ſo antworten wir dem Herrn: Es iſt ein Gerüſte. Denn wäre der Maſchiniſt Derby ſo fein ausgezeichnet, wie Richardſons Lovelace, ſo wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttert wäre Allegorie geworden.

Der goldene Spiegel oder die Königin von Scheſchian, eine wahre Geſchichte. Aus dem Scheſchianiſchen überſetzt. Leipzig, Weidmann's Erben und Reich. 1. 2. 3. 4ter Theil 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandiſche Muſe gewandelt, drei Ruhepunkte angeben, wo ſie ſtille geſtanden, zurückgeſehen und ihre Richtung geändert. Der Grundſtoff der älteſten Manier war Platoniſches Syſtem in dichteriſcher Diction dargeſtellt, die Charaktere die ſie in Handlung ſetzte, einzelne Ausflüſſe aus der erſten Urquelle des Guten und

Schönen, und der Sitz ihres Landes, Empyreum. Sie stieg herunter zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse; der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inconsequenz der Meisten, und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebaudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durchs Anschauen, und halb durch eigne Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur ins Griechen- oder Feenland versetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fallt. Die Enkratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die eklen Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dieß glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, sich naher und deutlicher zu erklaren und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen. Zu dieser letzten Classe rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weisen Art, womit er die Speise zubereitet und austheilt, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz begriffen zu haben. Unsre Leser kennen das Buch, und unsre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spat.

Man erlaube uns also uber die Composition des Ganzen, und das Besondre einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ungefahr folgender: Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel, bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschlaferung seiner Majestat wird jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs, in Beiseyn der Sultanin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Warme gerath, und die edelsten und größten Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, so schlaft der König, wie sich's gebühret, ein. Der Dichter scheint bei dieser Vorkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben, als Danischmende, denn er hat für seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem ersten Theil geht die Absicht des Verfassers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie sie für ihre eigne Person glücklich seyn könnten, in dem Beispiele eines Völkchens, das er durch Psammis, einen Philosophen seiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung seines Vorbildes des „Ah quel Conte!" verliert dieses Werk etwas in Ansehung der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So carricaturartig als die Crebillonischen Figuren seyn mögen, so sind sie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber ist alles Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herum gemalt. Wir wollen den Verfasser nicht journalistenmäßig darüber schikaniren. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten

wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt iſt, ſo ſteht es einem frei, ſeinen Aufwand einzurichten wie man will. Lord Clive ſpielt ja auch gerne kleines Spiel. — Auch das Ideal des Völkchens im erſten Theil ſteht nur wegen der Moral des Pſammis da; und von einer Verzierung von Eiſen gezeichnet, und von Gravelot geſtochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius, oder Lebrun. Der Verfaſſer lacht mit Recht über die ſchiefen Ausleger dieſes Ideals, wir machen in Anſehung ſeiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung: daß man im Gemälde menſchlicher Geſchichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann; daß die Zeit ſich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Miſchung von Tugend und Laſter, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns alſo nicht die eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vaſen, die buntgeſtickte Leinwand auf den Tiſchen dieſes Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung ſetzen ſie nicht voraus! welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo ſo viel Genuß; welche Armuth, wo ſo viel Eigenthum iſt.

Wir danken dem Verfaſſer für die Moral des Pſammis, die ganz aus unſerm Herzen iſt, und für die gute Art, womit er zu Ende des erſten Bandes eine Gattung moraliſcher Giftmiſcher, nämlich die gravitätiſchen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei hat brandmarken wollen. Da die Societät dieſen Heuchlern keine eignen Farben und Kragen gegeben hat, woran man ſie von weitem erkennen könnte, ſo ſind ſie doppelt gefahrlich.

Der zweite Theil zeigt in dem Exempel Azors, wie viel Böſes unter einem gutherzigen Regenten geſchehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfaſſer immer noch voll von ſeinem edlen Enthuſiasmus an, der ihn allezeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menſchengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern.

Wie verehrungswürdig iſt der Mann, der bei ſeiner ſo großen Weltkenntniß noch immer ſo viel an Einfluß glaubt, und von ſeinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine ſchlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden erſten wegen der meiſterhaften Pinſelſtriche vor, womit er den Deſpotismus geſchildert hat. Selbſt der Sokratiſche Faun in Königsberg kann nicht mit dieſer Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden, und ſie häßlicher darſtellen, als ſie hier in des Eblis Geſtalt erſcheint. Sich und ſein Syſtem ſcheint der Verfaſſer unter dem Namen Kador abgebildet zu haben: denn alle ſchiefen Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von ſeinen Grundſätzen fällen hören, ſind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kadors von ihm behaupten.

Der Deſpot Isfandiar geht endlich ſo weit, daß er alle ſeine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn ſeines Bruders, Tiſan, den ihm ſein Weſſir Dſchengis entzieht, und dafür ſeinen eigenen Sohn den abgeſchickten Mördern preis giebt. Die Erziehung des jungen Tiſan geſchieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Menſch, und lernt gute Menſchen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundſätze dieſer Erziehung ſind vortrefflich. Nicht ſo leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umſtanden hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zuſammentreffen,

die beinahe unvermeidlich sind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dieß die größte Schutzschrift für sie gegen alle Declamationen der Dichter und Philosophen gewesen. Tifan wird im vierten Theil Regent von Schechian, und wir lassen uns nicht in die Grundsätze seiner Regierung ein. Sie sind so allgemein gut und anerkannt, als sie jemals auf dem Papier gestanden haben, und wir freuen uns abermals, daß ein Mann von Wieland's Talenten und Herablassung sich mit einer neuen Ausgabe hat beschäftigen wollen. Wir würden uns und unsern Lesern ein schlechtes Compliment machen, wenn wir ihnen sagten, was sie schon lange wissen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile, und des lichten und geordneten Colorits hier nichts zu wünschen übrig bleibt.

Musen-Almanach. Göttingen 1773. In 12. Bei Dietrich. Ohne das Register, die in Musik gesetzten Lieder und Kupfer 234 S.

Herr Boie hat uns mit seinem Musen-Almanach aufs künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenk gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal, durch seine gewissenhafte Wahl, das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen.

Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin

Zimmermeister. Es ist gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder? Seyd ihr schon durchgeheilt?

Vansen. Fragt einen Soldaten nach seinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte; wäre sein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernstlicher werden.

Vansen. Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's.

Zimmermeister. Deine Glieder werden sich bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhst.

Vansen. Armselige Mäuse, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anschafft! Nur ein Bißchen anders: aber wir treiben unser Wesen vor wie nach, seyd nur ruhig.

Zimmermeister. Du bist ein verwegener Taugenichts.

Vansen. Gevatter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater sieht aus, als wenn er Teufel statt Mäuse gefressen

gehören Herr (Clamer Eberhard Carl) Schmidt zu Halberstadt, dessen Petrarchische Versuche unsre Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neueren Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat.

Das Gedicht auf Selmars Tod in dieser Sammlung, von Herrn Schmidt, ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurück zu zaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsre empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien, und ihrem Elysium der Wohlthatigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Decoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge, und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrich's und Markgraf Heinrich's von Meißen nachempfunden hat, so bildet er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. s. w. bei Shakspeare. Das andere Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gotter ist eine Epistel an Madame Henfel eingerückt, die stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligen Ton, womit sie anfangt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen Q. und Y. lies't man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die

ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33. — Aus den N. Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben Deutschen Vater- und Dichterlande in der wahren Inschriftsprache giebt, sind so wichtig, daß sie als Motto's vor künftige Dunciaden und kritische Wälder gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eigenen Laune über alle Systeme lacht, doch aber das seinige oder Aristippische von neuem als etwas empfiehlet, das nicht ganz und gar Endymions Traum sey. Wir dächten, weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt, und das System nichts als der Schnitt des Stoff's bleibt, so giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi seyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist, und also die Taille gewaltig versteckt.

Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons, er steht nämlich mit der Goldsichel unter dem heiligen Eichenstamm und initiirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Telynhard. Er giebt ihm in der vierten Strophe S. 44 förmlich seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopstock's und Gerstenberg's wegen verweisen könnte.

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unzer ist eingelegte Arbeit, mit ihrem

Chineſiſchen Schnickſchnack auf Theebretern und Toilettkäſtchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer ſieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkeuchen möchte, die Klopſtock's Glorie ſaumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerſtenberg, Freih. v. N. ſind ſchöne Stücke da. Die übrigen Herren ſammt und ſonders figuriren als Figuranten wie ſich's gebührt.

Hinten ſind einige Lieder, in Muſik geſetzt, worunter Klopſtock's Wir und Sie, das auch von neuem hier abgedruckt iſt.

Die Materie zu den Kupfern iſt aus dem Agathon genommen, allein ſie ſind, wir wiſſen nicht aus welcher Urſache, da ſie Meilen zum Verfaſſer haben, ſehr ſchlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allezeit ungemein für ſeine Bemühungen um die Deutſche Anthologie verbunden.

Luſtſpiele ohne Heirathen, von dem Verfaſſer der empfindſamen Reiſen durch Deutſchland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbſt. 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beſchäftigung auftrugen, als empfindſame Reiſen zu ſchreiben, hat wirklich ſein Thema geändert. Aber ſtatt Handlanger zu ſeyn, will er doch noch immer mitmeiſtern. Da ſteht er nun vor dem Theater, und ſeufzt nach der Ehre ſeine Rolle zu ſpielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geſchmack und Anſtand.

Ohne die Fackel des Hymen hat er drei Luſtſpiele verfertigt. Das erſte heißt: die unſchuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen ſich dieſen Dialog zum Troſte vorleſen laſſen. Die Herren Raufbolde finden in dem Duell in drei Aufzügen, welcher das zweite Luſtſpiel ohne Heirath iſt, alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralſtückchen ohne Heirath heißt: der Würzkrämer und ſein Sohn, und ſoll eine Schulkomödie ſeyn. Nun, da heirathet man ſich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geſchichtchen dem Herrn Verfaſſer den Stoff zu dieſem Auftritt gegeben, der aber ſo ohne alles Gewürz da angerichtet ſtehet, daß man ſchon beim erſten Anblick deſſelben genug hat.

Beiträge zur Deutſchen Lectüre für Leſer und Leſerinnen. Leipzig, bei Büſcheln. 8. 298 S.

Nachdem uns die geſchäftigen Müßiggänger, die für geſchäftige Müßiggänger arbeiten, bald auf das Canapé, bald auf den Großvaterſtuhl, bald in den Abendſtunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreiſen, Tagreiſen, Brunnenreiſen, genug bekommen haben, ſo war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lectüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorſchlagen, in welcher man dieſe Beiträge leſen könnte, ſo wäre es ſtehend, und zwar auf Einem Beine. Denn ſo würde man mit eben der Geſchwindigkeit leſen, mit welcher der Verfaſſer gearbeitet hat. Das Modewort Lectüre heißt ohne

dem weiter nichts, als eben so gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren.

Der größte Theil dieser Beiträge sind, wie gewöhnlich, Uebersetzungen, und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat sich Prior sehr oft müssen mißhandeln lassen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfassers ersuchen wir, bloß die Uebersetzung der Kirchhofselegie mit denen beiden prosaischen Uebersetzungen, die man schon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue prosaische, da wir die vortreffliche poetische von Gotter haben? Am Chaucer (S. 129) hätte sich der Verfasser auch nicht versündigen sollen, da Schiebeler schon dieses Stück übersetzt hatte.

Seine eigenen prosaischen Zusammenschmierungen haben wir nicht auslesen können, nur soviel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermoderte Wochenschrift von Mylius, den Freigeist, erhebt. Die Verse sind ungefähr von folgendem Caliber:

Holde Nacht
Unbewacht
Laß mich deinen Vortheil kennen;
Stelle mir
Lebhaft für
Was die Liebe macht.
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie alsdann feurig herzen,
Eh' der Neid erwacht.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müllers Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweiten Theile.

Theatralalmanach für das Jahr 1773, verfaſſet von einigen Liebhabern der Deutſchen Schaubühne, zu finden in dem Kaiſerl. Königl. priv. Realzeitungscomptoir. Wien. Zweiter Theil. 12. 195 S.

So lange der Philoſoph kein Lampeduſe findet, wo ihn die unverfälſchte Natur in Schauſpielen und Schauſpielern ergötzt, ſo lange wird er ſich begnügen, das rohe Poſſenſpiel des taglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbeſondere die Deutſche Bühne dem Eigenſinne eines tauſendköpfigen und ungebildeten Publicums, und dem Muthwillen der Schreiber- und Ueberſetzerzunft ausgeſetzt bleibt; ſo lange in ganz Deutſchland nur ein tragiſcher Schauſpieler, nur eine tragiſche Schauſpielerin exiſtirt, ſo lange die Gebler, die Stephanie ſchreiben dürfen und gelobt werden — wer wird es dem Philoſophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Bramine, den ganzen Tag in Einer Poſitur unthätig ſaße, als ſich in den Schauplatz erhübe? Aber um der Philoſophen willen allein Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakſpeare, Ugolino's und Hermannsſchlachten, und von Schauſpielern aufgeführt wiſſen wollen, wie ſie ſich die Griechiſchen und Brittiſchen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich ſeyn. Alſo laßt uns zufrieden ſeyn, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigſtens nicht ruckwarts gehen, wenn wir (wie in allen menſchlichen Künſten) nur unmerklich vorwarts gegangen ſind; laßt uns jede, auch die unerheblichſte Nachricht vom Zuſtande der Deutſchen Bühne (über den ſogar ein Univerſalalmanach zu wünſchen wäre) aus Patriotismus nicht verachten; laßt uns zufrieden ſeyn, daß an einem Orte, wo vor kurzem noch

Barbarei herrſchte, jetzt jährlich zwei Theatralkalender erſcheinen können.

Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieſes Jahr ſchon angezeigt. Der Verfaſſer derſelben, Herr Müller, der ſich auch die Ehre des erſten Gedankens anmaßt, hat vieles vor den Almanachsverfaſſern voraus. Beide ſind für auswärtige gute hiſtoriſche Quellen, wenn ſie ſchon zu einer eigentlichen Geſchichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß ſummariſche Anzeigen (die ſeichten Raiſonnements im Theatralalmanach ſollten ganz wegbleiben), und man darf daher keine pragmatiſche Entwickelung der Urſachen, keine philoſophiſche Charakteriſirung ſuchen, ſondern ſich begnügen, die Sachen in einer gewiſſen Ordnung überſehen zu können.

Der dießmalige erſte Artikel im Almanach iſt aus dem guten Gedanken entſtanden, die zerſtreuten Bemerkungen über die dramatiſche Kunſt zu ſammeln. Wenn die Sammlung eine Quinteſſenz aus der Menge dramatiſcher Blätter wäre, die ſeit vier Jahren in Deutſchland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht ſuchte, ſo wäre ſie löblich. Aber aus einem ſo bekannten Buche, wie Sulzer's Theorie, faſt fünf Bogen abdrucken zu laſſen, das heißt den Käufer ums Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr beſtritten werden können, als die dramatiſchen.

Der Artikel über die Italiäniſchen Schauſpiele hat uns am beſten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünſtler werden mit Recht bedauert, die ſolche nugas canoras bearbeiten müſſen. „Es ſind Niederländer Spitzen auf Sackleinwand genäht; man beſetze ſie noch ſo häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand.“ Leider erhalten wir dießmal nur einen einzigen Plan von einem Noverriſchen Ballete.

Mit Freuden lasen wir, daß die Französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt worden:

— — Du lächelst
Muse der gaukelnden Afterschwester
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer ist noch nur dreimal Deutsches Schauspiel, und dreimal Opera bulla. Wenn die Verfasser nicht gewohnt wären, den Mund meist ein wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiselle Delphin für das Ballet ein unersetzlicher Verlust sey. Sie soll das bewundernswürdigste Subject gewesen seyn, das je in Europa für das Große und Ernsthafte erschienen.

Das Verzeichniß der Deutschen Theatraldichter, das ist, aller derer die sich mit dreister Faust ans Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus vergessen können, der doch im vorjährigen Kalender stand. Derschau hat ja auch einen Orest und Pylades geschrieben. Hudemann ist, dem Himmel sey Dank, längst todt. Herrn Pfeufer's fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben, als Carl und Eleonore, z. B. Vendelino. Scheibe ist auch der Uebersetzer von den Lustspielen der Biehl. Sturzens Amt konnten die Verfasser aus den politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatraldichter haben dießmal einen besondern Abschnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gerne sehe, so schlecht sie auch zusammen geleimt seyn mögen; daß man einerlei Stück zu Wien öfter als an andern Orten

wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder seyn sollten; daß man sogar anfange sich an Shakspeare zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urtheile rathen wir jedem zu überschlagen. Ueber Stücke wie Emilia Galotti wissen die Herren nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzückt!" Gebler's Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so daß die Verfasser selbst zu den posaunenden Theatraltrompetern gehören, derer sie S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schirach's Fahne scheinen den Verfassern gar große Riesen. In Weißens Haushälterin soll zu viel Locales seyn. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie so sehr habe bewundern können, da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es sogar mit einem fünften Acte von Wiener Fabrik und mit fröhlichem Ausgange gespielt. Von Zeit zu Zeit geschehen verdeckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herren Heufeld und Klemm, wovon sich ersterer in Kupfer stechen lassen, dieses par nobile, die Hauptverfasser wären, so dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 162 bemerken, die Geschichte der Fräulein von Sternheim sey genothzüchtigt worden.

Das Register der Schauspieler erinnerte uns von neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Henfel zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht geflohen hat

das undankbare Land,
Wo Kaltsinn und Kabale wohnen.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis aus der G. J. bei Trattnern. Wien 1773. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem ſchon manches gründlich gegen unſere Bardenpoeſie erinnert worden, haben es ſich die kleinen Kunſtrichterchen in Deutſchland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu ſchmähen, und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch ſeine Gedanken zu ſagen, und tritt dann wieder ab.

Wir ſind wider die Bardenpoeſie nicht eingenommen. Rechtſchaffenheit und Patriotismus wird in dieſem, oder dem Tone der Gleimiſchen Kriegslieder am beſten verbreitet; und der Dichter ſelbſt ſetzt ſich lieber in die Zeiten der Sittenunſchuld und der ſtarken Heldengeſinnung zurück, als daß er unſre tändlenden Zeiten beſänge. Wo ſind denn die ſchönen Thaten, die ein deutſcher Oſſian in unſern Zeiten beſingen könnte, nachdem wir unſern Nachbarn, den Franzoſen, unſer ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten ſingt kein Dichter in dieſem Tone fremd, und antike Griechiſche Schilderungen mit Deutſchen Sitten verbrämt, ſind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Bardenpoeſie in unſerm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtſchaffenheit ſtatt der Kabale und der Laſter unſers Jahrhunderts, ſtatt der Bosheit der Prieſter und unſers Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erſt kann der Barde ſeine Saiten umſpannen und ſeinen Zeiten gemäß ſingen. Indeß bringt jeder Barde ſein Opfer zur Verbeſſerung unſrer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländiſche Dichtkunſt können wir nur weniges ſagen. Wir haben eben leider

hätte und könnte sie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erst; er muß auch essen, trinken, schlafen wie andere Menschen. Es ist mir nicht bange, wenn wir unsere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's rasch; nachher wird er auch finden, daß in der Speisekammer unter den Speckseiten besser leben ist und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erlisten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeister. Was so einem Menschen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben so etwas gesagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für sicher.

Vansen. Seyd nur ruhig. Gott im Himmel erfährt nichts von euch Würmern, geschweige der Regent.

Jetter. Lästermaul!

Vansen. Ich weiß andere, denen es besser wäre, sie hätten statt ihres Heldenmuths eine Schnelderader im Leibe.

nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gebe diese Gesänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!

Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An Ossian's Geist. Ein Stück, Ossian's vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossianischen Gedichte, und zuletzt eine Klage über den verderbten Geschmack unsrer Zeit in einem sanften klagenden Tone gesagt:

Seit diesem Gesichte bewohn' ich
Die Vorwelt, und lerne die Weisen
Der Barden, und rette der Töne
Zurück in mein Alter soviel ich vermag.

Zwar haben mich viele verlassen,
Die vormal mir horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüden, wer wollte sie wandeln mit ihm!

Doch Seelen dem Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

2) Lehren der Vola. 3) Hagbard und Sygna. 4) Odins Helafahrt. 5) Asbiörns Prudas Sterbelied. 6) Hakons Leichengesang. 7) Regner und Kraka. 8) Egills Lösegesang. Sind

Ueberſetzungen alter Barden, deren Werth man, ohne Schmeichelei, hochſchätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Ueberſetzung eines ſolchen Stücks aus dem barbariſchen Latein den guten Sined gekoſtet hat. Möchte er bald mehr ſolche Ueberſetzungen mittheilen!

9) Auf die Geneſung Thereſiens. War, ſoviel der Recenſent ſich erinnert, ſchon vorher bekannt. Der Vers fließt in dieſem Stück ſo ſanft, ſo voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und beſonders ſind dem Hrn. Denis die Reime ſehr gut gerathen, die ſonſt eben den beſondern Beifall unſrer Barden nicht haben.

10) Bardenfeuer am Tage Thereſiens, iſt bekannt genug. 11) Auf Joſephs Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmoniereichen lyriſchen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reiſen Joſeph's, wovon die drei erſtern ſchon lange bewundert worden ſind, und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in dieſem iſt nicht Joſeph der Held, ſondern Joſeph der Vater, der Steurer des Mangels, beſungen:

Sein Herz
Vatergefühlen voll
Flügelt ſich, Elbe! zu dir vom thürmenden Wien,
Flügelt ſich, Moldau, zu dir.
Harre nach Boten nicht,
Die dir dein Herrſcher ſchickt!
Joſeph iſt Herrſcher! Kein Bot', er ſelber, er kömmt.

16) Die Seile des Pflügers. Auch ſchon lange bekannt.

17) An den Oberdruiden an der Rur. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmannern. 20) An den Oberſten der Barden Teuts

(Klopstock). 21) An den Bardenführer der Brennenheere (Gleim). 22) An Friedrichs Barden (Ramler). 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße). 24) An den beredteſten der Donaudruiden (Wurz). 25) Rhingulphs Lied an Sined. 26) Sineds Geſicht (beide ſchon aus den Almanachen bekannt). 27) An einen Jüngling. Wie vieles müßten wir ſagen, wenn wir von jedem beſonders reden wollten. Die meiſten ſind ganz vortrefflich; dagegen ſtoßen wir aber auch hie und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünſchten. Bei einem Barden, der ſonſt ſo erhaben ſingt, wird man unter dem Leſen ſchwacher Stellen etwas unwillig; da überdieß dieſe Flecken ſich ſo leicht abwiſchen laſſen. Doch iſt das Gute auch deſto vollkommner, und dieſer kleine Tadel ſoll keinen Leſer abſchrecken, dieſe dennoch vortrefflichen Stücke zu leſen.

28) Vaterlandslieder. 1) Die Vorzüge ſeines Vaterlandes. 2) Freude über den Ruhm der vaterländiſchen Weiſen. 3) Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in Deutſchen Geſangen. 4) Freude über den Frieden und Ruhe ſeines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a) Auf Gellerts Tod. b) Ueber den Geſchmack einiger ſeines Volkes. c) Ueber die Erziehungsart vieler Deutſchen Kinder. d) Ueber den Tod des Untervorſtehers am Thereſianum Hohenwart. e) Ueber die Arme ſeines Volks. f) Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Dieſe Elegie darf weder mit Catull's noch Ramler's Nänie verglichen werden. Sie enthalt viel Artiges, aber den Recenſenten däucht auch manches ſehr gezwungen darin. Deſto ſtärker und eindringender aber ſind die vorhergehenden Klagen geſchrieben, von welchen nur die über Gellert's Tod uns bekannt war. O Deutſchland, höre doch einmal deine frommen Barden und folge

ihnen. Sie ſingen jetzt noch immer Mitleid — aber ſie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34) Urlaub von der ſichtbaren Welt. In allen dieſen Gedichten athmet menſchliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Laſters und der Weichlichkeit, und Liebe der Heldeneinfalt. Oft ſpricht der Barde kühn, oft eindringend, oft ſanft und zärtlich — oft thränend.

Er hat ſeinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bellenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopſtock's Oden und die Dunkelheit darin ſo ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Conſorten werden freilich auch itzt noch nicht zufrieden ſeyn, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit ſich oft genug herabgelaſſen hat.

Wir können H. Denis verſichern, daß wir ſeine Lieder mit vielem Vergnügen geleſen haben.

Nun wird nachſtens H. Maſtalier auch eine Sammlung ſeiner Gedichte veranſtalten, welcher wir mit Freuden entgegenſehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geſchmacks durch die Bemühungen ſo vieler wackern Männer die Oberhand.

Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geſchichte Uſongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung, Bern 1772. 8. 223 S.

Dieſe Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Uſong beſtimmt. Allein weil dieſes ein Buch iſt, wo Liebe, Krieg und Geſchäfte des gemeinen Lebens vorkommen, ſo konnten,

sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter nicht ihn suchen sollten. „Diese beiden Namen hat man beibehalten," sagt er, „weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind. — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche."

Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders, als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sey kein Ungeheuer; diese Welt sey in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Herr Verfasser bestreitet diese, nach seiner Meinung der Moralität so nachtheiligen Satze mit allem Eifer. „Dieser Stolz, sagt er S. 18, ist der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz." S. 20. „Bei Gott ist kein Vergessen: das Vergeben ist eben so wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangene Böse behält ewig seine Stärke, und ewig seine Folgen." S. 22. „Der Mensch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieser Eigenwille herrscht in einem Kinde unumschränkt, noch ehe als es andere Beispiele gesehen hat; es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang." Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder: „Denn (S. 24), eine neue Philosophie hat es gerade heraus gesagt: Wenn Wünsche tödten könnten, die Besitzer eines Gutes, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens

gewesen." Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Verdienst verkleinern, das dem übrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte; wie sie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser die getrübt werden können, Kothlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die Dinge dieser Welt haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191 sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftigen Geschöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung." Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht, so würde mein Haß keine schädlichen Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet, und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust und hoffartigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über" S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz geht über." Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200. „der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht."

Wir übergehen die Ausfalle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Luftſtreiche ſind, die Raiſonnements über die Geſchichte der Menſchheit zu den Zeiten des Erlöſers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweiſe für das Chriſtenthum, von denen man ſo wenig, wie von einem Bündel Ruthen, fordern darf, daß ſie alle gleich ſtark ſeyn ſollen. Auch gegen Ordnung und Compoſition darf man nichts ſagen, wenn man nicht in die Ketzerliſte eingetragen ſeyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengeſetzten Parteien zu bedenken, ob es dem höchſten Weſen anſtändig ſey, jede Vorſtellungsart von ihm, dem Menſchen, und deſſen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiſte zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böſe angeſehen haben will, auch vor ihm gut und böſe ſey, oder ob das, was in zwei Farben für unſer Auge gebrochen wird, nicht in Einen Lichtſtrahl für ihn zurückfließen könne. Zürnen und vergeben ſind bei einem unveränderlichen Weſen doch wahrlich nichts als Vorſtellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Menſch das thun ſolle, was wir alle gut nennen, ſeine Seele mag nun eine Kothlache, oder ein Spiegel der ſchönen Natur ſeyn, er mag Kräfte haben ſeinen Weg fortzuwandeln, oder ſiech ſeyn und eine Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin ſind wir einig, und das iſt genug!

Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Carl Friedrich Bahrdt, Professor zu Gießen. Frankfurt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publicum (und das größeste glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brudern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe. — Auch dieser Tractat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräsonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet; denn, wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien und Dogmata

aller Zeiten und Secten ſo ſehr beſtätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugeſtehen wollte, als jedem andern menſchlichen Buche, man dieſe Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apoſtel und Evangeliſten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß wenn es auch nur ein von Chriſto in ſeinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und beſtätigt worden; und nur allein der Vorſehung iſt es vorbehalten, zu beſtimmen, wieviel Wahrheit ſie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweiſen ſeyn wird); wäre es dem großen Haufen nur Vorſtellungsart von einem Principio des Uebels, ſo wäre es ſchon als ein glücklich gefundener Markſtein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trüben Canäle der Syſteme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht gefloſſen und Katechismusnahrung geworden, — ſo würde er auch von dieſer Seite ehrwürdig genug ſeyn, um in ihm nicht die Ruhe und Seelenſicherheit ſo vieler zu ſtören, die leicht zu verwunden, aber ſchwer zu heilen iſt. Hätte der Verfaſſer ſich den Schriften Moſis auch nur als einem der älteſten Monumente des menſchlichen Geiſtes, als Bruchſtücken einer Aegyptiſchen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, ſo würde er die Bilder der morgenländiſchen Dichtkunſt nicht in einer homiletiſchen Sündfluth erſäuft, nicht jedes Glied dieſes Torſo abgeriſſen, zerhauen und in ihm Beſtandtheile Deutſcher Univerſitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es iſt ekelhaft anzuſehn, wenn uns ein ſolcher Scribent, wie dieſer, unterſcheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geſchichte Edens, unter dem Bild der Schlange

gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorsteht, und sehe, was er nicht alles lehren will. Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorsetzt, und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Beweis macht. Unsre Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzusetzen. „§. 45. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; §. 46. diesem Blut kann eine List beigelegt werden; §. 47. und eben sowohl eine Rede; §. 50. der Fluch der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut; §. 51. hieraus erhellet, warum das Blutvergießen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist; §. 85. man kann gar wohl sagen, das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut, des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt." Mit dieser Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu fallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee; nebst desselben eigenhändiger Nachricht, von der Art, wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drei Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der Neugierige, der nur immer

Zimmermeister. Was wollt ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben, von dem was er in Einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahrs geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was rechts. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Vanſen. Red't ihr! Aber nicht ſeiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

fragt: was hat der gesagt, und was sagte jener? der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn einer vor seinem Tode schön gebetet hat; und der ehrliche ebene Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen ist, und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre? — Der denkende Theolog und der Philosoph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt, sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit, oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freunde durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern; wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben; wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen; wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen; wird wenig von ihm fodern, um viel zu erhalten; und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis im Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleste Flamme in der Phantasie aufzutreiben suchen. — Wir fanden uns aber betrogen.

Struensee war so wenig Philosoph, als es Herr Dr. Münter zu seyn scheint; und wahrlich, wäre es einer oder der

andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen seyn. Struensee eröffnet §. 10 seine Begriffe von der Metaphysik des Menschen: er hält ihn für eine Maschine; will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seyen nur moralisch, in sofern sie der Gesellschaft schadeten; an sich sey alles gleichgültig. — Ein so übel zusammenhangendes Gewebe war leicht zerrissen. Herr Dr. Münter setzt Hypothese gegen Hypothese, und so sehr die seinige mit willkürlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht, oder wenigstens nicht so wie sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struensee'sche, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalem's Betrachtungen gelesen: und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Hrn. Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen, und ihn zu zwingen, Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Hr. Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beiden Händen zugriff, und sich alles gefallen ließ, was ihn tröstete und ihm Glück jenseit des Grabes versprechen konnte, da diesseits keins mehr für ihn da war.

Man lese diese ganze Schrift, und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden; den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüstenei geräth, so lange herum schlendert,

bis er in einen Abgrund ſinkt, vor dem er zittert. Im Fallen ſtrengt er ſeine Phantaſie an, mit tröſtenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückſeligkeit am Boden des Abgrundes, ſeinen Fall zu erleichtern! oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichern Gefilden tragen werde.

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münters menſchenfreundliche Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struenſee wußte wohl ſelbſt nicht, wo ſein Glauben lag; wie ſollte es Herr Dr. Münter wiſſen? und da ſich der Proſelyte immer im allgemeinen auf Bücher berief, und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, ſo ganz roh von Begriffen war, ſo war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigſtens in dem Weg den Menſchenaugen ſehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wiſſen, wie groß die Schritte ſeyn müſſen, die hier die Seele thun muß, um dort ſeiner Gemeinſchaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundſchaft höherer Weſen näher zu kommen. —

Das iſt unſer Urtheil über dieſe Bogen, die wir dem ungeachtet, allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichſt empfehlen, weil ſie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzuſtrenge, und über die Gränzen gedehnte Religionsmoral den armen Struenſee zum Feind der Religion gemacht hat. Tauſende ſind es aus eben der Urſache heimlich und öffentlich, Tauſende, die Chriſtum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen mürriſchen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit iſt mit dem

Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. — Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rousseau, und ihre ganze Schule, haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann; dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 382 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientale bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen. Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Theil S. 23 erklärte er sich schon, wie er sein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen bestimme. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte, wenigstens ist mit allzugroßer Vorliebe für diese gesorgt; sie stehen überall vornen an, und Newton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die, von Speculation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntnißlinien nur schwebend vordämmern; eine Seele, die in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Leib versetzt, für die mikromegischen Gesichte, Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreizehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unserer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach, ausgegossene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und

ſtatt allem dieſem finden wir Raiſonnement und Perioden, zwar wohlgedacht und wohl geſprochen; aber was ſoll uns das!

Schon da wir vor dem erſten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchſahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geiſtes-, ſittlichen und politiſchen Kräfte, in Briefe abgetheilt zu ſehen. Was heißt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken ſich eine Fertigkeit erworben haben, auf wiſſenſchaftliche Claſſificationen eine Menſchenſeele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe ſelbſt durchſchauen, finden wir, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger als wir vermutheten. Im dreizehnten Brief „von Erhöhung der Geiſteskräfte," logiſch-metaphyſiſche Zergliederungen der Geſchäftigkeit unſers Geiſtes, durch Multiplication jenes Lebens würdig gemacht. Er ſchließt, wie in den vorhergehenden Briefen: „[illegible]ben wir hier eins, ſo heben wir dort tauſend," als wenn nicht eben in dieſem Mehr oder Weniger das Elend dieſer Erde beſtünde. Doch das geht durchs ganze Buch durch. Denn auch in dieſem Briefe tritt Erkenntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das ſyſtematiſirende Erfahrungſammeln. Hat er nie bedacht was Chriſtus dem großen Haufen ans Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet, wie dieſe Kindlein" und was Paulus ſpricht: „das Stückwerk der Weiſſagungen, des Wiſſens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben." Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erſt auf den Schauplatz; und wie? über unſere ſittlichen Kräfte, nach Anlaß theologiſcher Moral mit einiger Wärme homiletiſirt er, daß Phraſe die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meiſt ſo einwickelt, daß alles zuſammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht beſſer iſt's im

funfzehnten und siebzehnten Briefe. In jenem sind uns die Knechtschaft und Herrschaft anstößig gewesen; biblisch-bildlich mögen sie seyn, der Empfindung zusagend sind sie nicht, und die Analogie aus diesem Leben nicht gedacht. Haben hier funfzig Lässige nöthig, durch Einen Wirksamen ermuntert zu seyn, muß es hier Menschen geben, die Mittelpunkt sind und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Trägheit, wegfallen soll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vordrängen unsrer Meinungen einlassen. In dem siebzehnten Brief von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels ist viel Wärme auch Güte des Herzens, doch zu wenig um unsre Seele mit Himmel zu füllen. Dem sechzehnten Brief von der Sprache des Himmels wollen wir sein Wohlgedachtes nicht abläugnen, doch quillt auch da nichts aus der Seele, es ist so alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief von Vergebung der Sünden, und den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilsame Wirkung haben, gewisse Menschen über diese Materien zu beruhigen. Wir sagen gern von den übrigen nichts; über das Einzelne haben wir nichts zu sagen, wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus der Herr L. schreibt, vertraut, als daß wir ihn von denen Seiten schikaniren sollten, von denen er schon so viel hat leiden müssen. Und aus unserm Gesichtspunkt haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten; der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsternheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte L. für den empfindenden Theil der Menschen zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese

Briefe zu ſchreiben, würde ſie auch nicht geſchrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus ſeinem Herzen ſtrömende Kraft hätte Alle mit fortgeriſſen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt, als zwei Köpfe, da ſollte er wohl Geſichtspunkte variiren, Scrupel aus dem Wege räumen, und dazu beſtimmte er die Briefe. Wir wiſſen nicht, ob er den Zweck durch ſie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, ſeinen Geſinnungen auch, troz allem Widerſpruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch beſſer gethan, gleich mit der erſten Wärme ans Gedicht zu gehen, und zu wagen was er doch noch wagen muß.

Wir wünſchen ihm Glück zu ſeiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, ſo hat er über dieſe Materien genug, ja ſchon zuviel gedacht. Nun erhebe ſich ſeine Seele, und ſchaue auf dieſen Gedankenvorrath, wie auf irdiſche Güter, fühle tiefer das Geiſterall, und nur in Andern ſein Ich. Dazu wünſchen wir ihm innige Gemeinſchaft mit dem gewürdigten Seher unſerer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geiſter durch alle Sinnen und Glieder ſprachen, in deſſen Buſen die Engel wohnten: deſſen Herrlichkeit umleuchte ihn, wenn's möglich iſt, durchglühe ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ahne, was ſey das Lallen der Propheten wenn *ἄῤῥητα ῥήματα* den Geiſt füllen!

Predigten über das Buch Jonas von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waisenhause. Winterthur 1773. Die erste Hälfte. S. 254. gr. 8.

Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eignen Ton, sein eignes System, und sogar sein eigenes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist bloß scheinbar — so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Contrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen auf- und nebeneinander gestellt lächerlich und abgeschmackt vorkommt. Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es, seiner Natur nach, seinen eignen Gang, sein eignes Costüm, wie wir oben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn nicht mehr Contrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maaßstabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen; oder, wenn er so demüthig seyn kann, anstaunen — und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen,

daß er zu ſich ſelbſt ſage: ſo denket, ſo ſpricht nur — ein Lavater! und alſo nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recenſent vielleicht würde gerügt haben.

Hr. Lavater hat dieſe Predigten ſeinem durch mancherlei Demüthigungen bewahrten lieben Freund und Bruder Haſenkamp, Rector am Gymnaſium zu Duisburg, zugeeignet, und uns von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungrundlichkeit mancher Urtheile von ſeiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt laſſen können: „Menſchlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menſchlichkeit, dieſe erſte und letzte Menſchentugend, iſt einer meiner Hauptzwecke bei dieſen Predigten. Dieß, lieber Bruder, ſey dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten mit dir unterhalten (ſo denkt, ſo ſpricht nur — ein Lavater! alſo nur geduldig darüberhin, lieber Leſer!), aber ich kann es nicht. Ich ſage alſo nur noch: ſey weiſe, ſey ein Mann! — — widerſetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geiſtes und Herzens, den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend — ich meine das empor brauſende chriſtusleere Chriſtenthum, auf der einen, und die vernunftloſe Schwärmerei auf der andern Seite.“ Sprich, lieber Leſer, ob unſer Lavater nicht fürtrefflich denkt? aber, ſprich, ob es nicht höchſt wünſchenswürdig wäre, daß man beide dieſe Feinde beſſer kennen lernte, als ſie die meiſten kennen. Denn wie viele wiſſen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt chriſtusleeres Chriſtenthum? was, vernunftloſe Schwärmerei? Welches ſind ihre Gränzlinien, welche die Mahlzeichen des Thiers? Möchte ſie doch einſt ein Lavater beantworten!

Die erſte der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürſehung. Vorn erzählt Hr. Lavater

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneuzen geſehn? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern? Willſt du einen Aufruhr erregen, wenn ſie ihn gefangen nehmen.

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen ſie nachäffend. Ih! Oh! Ah! Verwundert euch durch's ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. So ein edler, rechtſchaffener Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen

schön und ungekünstelt den sonderbaren Ruf des Jonas aus der Geschichte des Textes. Wobei wir uns doch gewundert haben, wie Hr. L. sagen konnte: „das ist schwer zu begreifen — daß er auf den tollen Einfall gerieth vor dem Angesichte des Herrn zu fliehen und seiner allgegenwärtigen Hand gleichsam zu entlaufen" da doch die Anmerkung so alt als richtig ist, welche die besten Ausleger zu Ablehnung dieses Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalvorurtheil bei den Juden war, als ob (פני יהוה) das Angesicht Gottes nur über die Juden leuchte; das heißt, daß Gott nur unter seinem Volke seine Specialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere besondere Wirkungen äußere; ja daß er sich um die Heiden gar nicht bekümmere und sie seiner Vorsorge würdige. Unfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man sagt) aus dem Gesichte, das heißt aus Palästina wäre, so würde er von so unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben — und läßt nicht selbst der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr L. in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser vermuthen, daß eine solche durch ein allgemeines Vorurtheil gestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22 ist der Gedanke: „mir scheint unter allen (heiligen Verfassern) keiner so ganz ausdrücklich, so ganz durchaus, und mit dem größten Fleiße dieß (nämlich die allwaltende Fürsehung Gottes glaubwürdig, und, soviel wie möglich, handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, — wie der Verfasser dieses Buchs" unfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Hrn. L. nur an das Buch Hiob erinnern, um seine Beistimmung zu erhalten. Im Buch Hiob ist unfehlbar der Satz: „Gottes Fürsehung ist unergründlich — aber doch immer durch den Ausgang groß und

bewundernswürdig" die offenbare Hauptabsicht des Verfassers gewesen: so wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes jüdisches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß sich Gottes Fürsehung auch auf die Heiden erstrecke. Der Gedanke: **Die Stimme der Fürsehung ist die Stimme Gottes**, den Herr Lav. S. 64 u. f. ausführt, ist seit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recensenten gewesen, und er hat sich immer wohl dabei befunden. Kurz wir haben alle Predigten dieses ersten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfasser gelesen, und empfehlen sie unsern Lesern aus Ueberzeugung.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach Türkischen Gesetzen. Andere durchgehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegt. —

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Volière. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? Was Käfig, sagte der Zeisig; siehe wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gegitter von Drath? — Das ist dort, aber siehe, so weit ich

auf allen Seiten ſehen kann, ſieht kein's! — Du kannſt die Seiten nicht alle überſehen. — Das kannſt du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unſer Herr alle Morgen dort in den Trog Waſſer, ſtreut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeſchloſſen ſind und nicht davon fliegen können? — Aber, ſagte immer der Zeiſig, ich kann ja freilich davon fliegen! So ſtritten ſie noch lange; bis endlich der Kanarienvogel aus ſeiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr ſtreiten müßt, ob ihr im Käfig ſeyd oder nicht? ſo iſt's ſo gut, als wäret ihr nicht darinnen! —

Seitdem uns ein alter Philoſoph dieſe Fabel gelehrt hat, ſeitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es iſt vielleicht auch keine gelehrte Zänkerei weniger gründlich behandelt worden, als dieſe. Meiſt hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geſchaffen, und meiſt auf der andern Einwürfe aus ſchiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beſchluß des ſehr entbehrlichen Drama's.

Herr Alexander von Joch iſt nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er ſetzt aus von dem allgemeinen Schickſal, geht alsdann auf den Menſchen und ſeinen Willen über, zeigt, daß ſein Verſtand nicht frei ſey, weil er von den Gegenſtänden und ſeinen phyſiſchen Geſetzen abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtiſchen Verſtand regiert würde.

Umſonſt widerſtrebt das Gefühl. Wir werden erſtaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick wir *wollten*, in welchem wir *gezwungen* werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber dieſe Idee? Gewiß nicht um der Moral, und um der Lehre von Verdienſt und Strafe willen. Die Schönheit iſt gefallig, ob ſie gleich ein Geſchenk des Himmels und kein ſelbſt erworbener Werth iſt. So auch moraliſcher Werth. Belohnungen und Strafe aber ſind immer unentbehrlich, weil ſie eben die Mittel ſind, wodurch der Wille gezwungen wird. — Das iſt ungefahr ſo der Hauptinhalt von dem Syſtem des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige ſehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünſchten, daß er ſeiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von ſehr vielen Gelehrten, wenigſtens Schriftſtellern, fur weit leichter gehalten wird, als ſie iſt. Man ſtellt ſich meiſtens vor, daß ein flüchtiges Raiſonnement die Sache ausmachte: aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Weſen und die erſte Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt ſich in dieſe Tiefe, wenn er ſie kennt?

Insbeſondere dünkt uns, hat man den wahren Punkt des Streites faſt immer verfehlt. Es iſt gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Weſen ſeinem Weſen gemäß handeln müſſe? Wer ſollte das läugnen? Doch haben's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl vertheidigen wollen. — Laßt die ſich drehen wie ſie können! — Die eigentliche Frage ſollte, dünket uns, ſo vorbereitet und feſtgeſetzt werden:

Ein thatiges Weſen iſt alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf ſeinen eignen Selbſtgenuß hinauslaufen; gezwungen aber iſt's, wenn ſie zum Genuß, den ein anderes Weſen hat, abzwecken. — Freiheit iſt ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß

es auch seyn, denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang, ist nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit drückt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? Von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heißt da eben soviel, als seyn und nicht seyn. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existiren könnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in diesem Lichte, so kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Herr v. Joch sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Aussicht breitet auch Licht über die darniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Joch, sich bloß auf die tausend kleinen Gelegenheitsursachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht stattfinden; das weiß ich, oder glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Zirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in so fern Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm. —

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unserer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Herrn Holland's philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Wetzel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. Erster Theil 358 S. Zweiter Theil 334 S. 8. Bern 1773.

Gegen einen leicht gerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Parteigänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen, und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzer's, Kant's, Mendelssohn's, Garve's Schriften, konnte er schon den Französischen Weltweisen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Sammlers, und wir glauben auch, daß er selbst seine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht Französisch und für Franzosen geschrieben, und also die Citationen gescheut hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgebreiteten Lectüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das Système de la nature geschrieben, und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Voltaire's Widerlegung erinnert hat. Herr Wetzel hat (wenn nun einmal die Französische Schrift ins Deutsche übersetzt werden sollte) das Verdienst eines sorgfaltigen Uebersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die Deutsche Grammatik übersieht. Er thut wohl, daß er das Système zugleich mit übersetzte, denn so kann man zugleich beide Parteien hören. Aber bei seinen Invectiven gegen die Franzosen hätte er sich Herrn Holland's Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß niemanden der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen, und Eigensinn und Tücke aufbürden,

ſo lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorſatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. Wien 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an ſich wäre ſchon ein ſchlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Ueberſichtigkeit der Menſchen nicht dafür bekannt wäre, daß ſie oft die ganze Welt durchſucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademiſche Schrift unter dem Vorſitze J. v. S. in der K. K. Thereſianiſchen adeligen Akademie, nebſt 75 Lehrſätzen aus der Polizeihandlung und Finanz, vertheidigt von vier bis ſechs Uhr! Da war ihre Beſtimmung vollendet, das hätte auch ihr Lebensziel ſeyn ſollen, und ſie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie, bis an jüngſten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, in Form eines Tractats, fürs Deutſche Publicum!

Die ewigen mißverſtandenen Klagen nachgeſungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden da mit unſern Beſitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tauſend und Tauſende in jedem Staat? und leben ſie nicht in dieſer Beſchränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufſtreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewiſſen Völkern, nur zu gewiſſen Zeitpunkten, das Reſultat vieler glücklich zuſammentreffender Umſtände war und iſt?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie

vor einer Rieſengeſtalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu ſitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den erſten zwei Hauptſtücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beſchränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherlei Völkerſchaft wohl durcheinander gerührt, und mit hiſtoriſchen Bonmots und Chronikenmährchen à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Kameralanſchlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnet:

Was trägt { Jagd, Fiſcherei, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgig Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und ſtreifenden Völkerſchaften am übelſten zurecht. Und hier müſſen wir anmerken, daß Hr. S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu ſehr als glebae adscriptus discurirt, und wir halten's noch immer mit dem Themiſtokles: Nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geſchlechter.

Im vierten Hauptſtück werden dem Geſetzgeber Handgriffe gelehrt, Lykurg, Solon, Numa, treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia dictiren. In den Reſultaten des Lebens dieſer großen Menſchen, die wir noch dazu nur in ſtumpfen Ueberlieferungen

anſchauen, überall Principium, politiſches Princi-pium, Zweck zu ſehen; mit der Klarheit und Beſtimmtheit wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimniſſe, Staatsverhältniſſe, Intriguen bei einem Glaſe Bier erklärt, in einer Streitſchrift zu erklären! — Von Geheimniſſen (denn welche große hiſtoriſche Data ſind für uns nicht Geheimniſſe?) an welchen nur der tiefſühlendſte Geiſt mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raiſonniren! — Es wird alle Tage ſchlimmer. Ehmals gab man nur Gelehrſamkeit in ſolchen Schriften preis: an der war doch nichts fürs Menſchengeſchlecht verloren; jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Geſetze en gros behandelt; alle Nationen und Zeiten durch einander geworfen; unſrer Zeit ſolche Geſetze gewünſcht und gehofft, die nur einem erſt zuſammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man ſieht nicht, daß man in die Luft redet und ausgeziſcht zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen vorpanegyriſiren wollte.

Fünftes Hauptſtück. Regierungsformen, nach wohl ſkelettirter tabellariſcher Terminologie, was ſie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt im ſechsten Hauptſtück, gehen die Mitbürger ſo drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, dieſen Hauptſtamm, auf den alles ankommt, deſſen Boden nur das Vaterland iſt; Regierungsart; die Luft, die ihn umgiebt, davon alle andern Empfindungen Zweige ſind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das gemeinſte zu ſagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege ſteht, und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß Herr S. das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meister den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider! müssen wir hier auf unser Gewissen betheuren, daß wir, wie in den Gemalden des Verfassers, nichts denn willkürlich hingesudelte Striche haben wahrnehmen können. Portraits! Freilich immer noch so charakteristisch, als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwerten, Kreuzen und Sagen unterscheidet.

Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen. Aus dem Englischen. Leipzig. 8. Erster Theil 16 Bogen. Zweiter Theil 14 Bogen.

Das Werk ist aus dem Brittischen Museum. Nun für ein Museum war das kein Stück! Ins Hinterstübchen damit! in die Küche, da ist sein Platz, jemehr berauchert desto besser! Charakter polirter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wissen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt ist, sobald hat sie conventionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, sobald hört sie auf Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirksamkeit, die sich alle auf diese eignen Empfindungen beziehen,

hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterstuhl macht er den Inquisiten mit Lust zum Verbrecher. Ich habe so ein Protokoll abzuschreiben gehabt, wo der Commissarius schwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeister. Das ist wieder frisch gelogen. Was wollen sie denn heraus verhören, wenn einer unschuldig ist?

Vansen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erst sachte weg, und der Gefangne ist stolz auf seine Unschuld, wie sie's heißen, und sagt alles gerad zu, was ein Verständiger verbürge. Dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerspröchelchen erscheinen will; da knüpft er seinen Strick an; und läßt sich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, oder wohl gar aus,

das ſind die Züge der Charakteriſtik lebender Weſen. Und wie viel von alle dem iſt uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältniſſe der Religion, die mit ihnen auf das engſte verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Geſetze, der noch größere Druck geſellſchaftlicher Verbindungen und tauſend andere Dinge laſſen den polirten Menſchen und die polirte Nation nie ein eignes Geſchöpf ſeyn, betäuben den Wink der Natur, und verwiſchen jeden Zug, aus dem ein charakteriſtiſches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt alſo nun Charakter einer polirten Nation? Was kann's anders heißen, als Gemälde von Religion und bürgerlicher Verfaſſung, in die eine Nation geſtellt worden iſt, Draperie, wovon man höchſtens ſagen kann, wie ſie der Nation anſteht. Und hätte uns der Verfaſſer dieſes Werkchens nur ſo viel geſagt, nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen dieſen Laſten und Feſſeln lebt; ob ſie ſie geduldig erträgt, wie Iſaſchar, oder ob ſie dagegen anſtrebt, ſie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht, oder gar andere Auswege ſucht, wo ſie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturſtoff hervorblickt; ob der Stoff immer ſo biegſam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigſtens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat, oder nicht und dergleichen. Vielleicht würde ein philoſophiſcher Beobachter noch auf dieſe Art eine erträgliche Charakteriſtik zu Stande bringen. Aber der Verfaſſer reiſ'te gemächlich ſeine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutſchland und die Niederlande, blickte in ſeinen Pufendorf, converſirte mit ſchönen Herren und Damen, und nahm ſein Buch und ſchrieb. Zum Unglück iſt in der ganzen Welt nichts ſchiefer, als die ſchönen Herren und Damen, und ſo wurden ſeine Gemälde gerade

eben so schief; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen. Jener ist nur stark, dieser nur tändelnd; der Italiäner prächtig und feierlich; der Deutsche saust und zählt Ahnen. Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden seine Urtheile ausgefallen seyn, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder, wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa feines Französisches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinaus kommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein, und wieder heraus, und das war alles!

Johann Jacob Moser's, Königl. Dänischen Etatsraths, neuste kleine Staatsschriften. Bei Metzler. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem Deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahr 1768 erschien, und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Ausführung des päbstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen

geiſtlicher Reichsfürſten, welche gegen Herrn Peſtel's bekannte Schrift gerichtet iſt, und gleich bei ihrer erſten Erſcheinung begierig aufgeſucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorſchlag wegen Verfertigung einer Reichsſual-matricul, der wegen der mühſamen Ausarbeitung dem berühmten Verfaſſer ſo viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten ſeyen. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Beſteurungsart zu beſtimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geiſtlichen Gut im Würtembergiſchen, und die Verbindlichkeit landesherrlicher den Landſtänden ertheilten Reſolution.

Da das Buch ſchon bei ſeiner erſten Ausgabe in mehreren Journalen, z. B. in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf erſten Bänden, S. 797 u. f., längſt angezeigt und gerühmt worden iſt, ſo würde es ein ſchlechtes Compliment für unſere Leſer ſeyn, wenn wir ihnen den Werth deſſelben erſt noch anpreiſen wollten, und wir würden auch nicht einmal ſoviel davon geſagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17ten Stück der gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angeſehen, und ſich die Mühe genommen hätte, dem Publicum den Inhalt eines Buchs weitläuftig vorzuzählen, welches das Publicum ſchon vor fünf Jahren beſſer als jener unwiſſende Recenſent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zuſtande unſrer lieben Zeitungskritik, hat noch das Abenteuer gefehlt, daß Leute ohne alle literariſche Kenntniſſe ſich zu Kunſtrichtern aufwerfen, und — Dank ſey es der Hauſen'ſchen Zeitungsfabrik! — das hatten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten; oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verfasser kennt die Welt nur nach den vier Facultäten, und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweis't er: daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Processe, und so viele Processe ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschlaft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebraische so schwer machen, so viele Verse schreiben und dergleichen. Unsre Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen, und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darin verborgen liegen, meditiren, sondern bloß so hinzeugen. —

Daß doch solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationssystems S. 171 ist blasphemer Unsinn, den wir uns scheuen hieher zu setzen; alles übrige ist flaches Gewasch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntniß, ohne Laune. —

Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben! oder wenn man doch

fragen wollte, so mit Amtsmiene zu antworten, so zu declamiren! Hätte doch der Mensch über den Mann im Mond, oder den weißen Bär geschrieben! das war sein Beruf! —

Wer sich noch unterfängt, unsere Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar deßwegen dafür hält, weil er darin lebt, der soll sie auswendig lernen!

Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viele Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfasser nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andere den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vors Publicum hingelegt.

Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhafte Einbildungskraft andrer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? unbedeutende Tractatchen geschrieben. Aber

ſein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recenſiren, necken, läſtern.

Und als Profeſſor, keine Intention auf ſeine Leſeſtunden, keinen guten Vortrag dazu, und alſo keinen Beifall.

In ſeinem moraliſchen Charakter Züge, die ſich nur mit der unvergleichlichſten Inconſequenz entſchuldigen laſſen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachſte Eitelkeit, Neid über Vorzüge anderer, alſo Mißtrauen. — Wir mögen nicht weiter ausſchreiben, wir haben mehr chriſtliche Liebe denn Herr Hauſen, und ſind Recenſenten.

Mußten ſie denn das Wort (gewiß ſo leicht weggeſprochen, als irgend eins des ſeligen Geheimen-Raths, und wenn's zur Stunde der Empfindung geſagt war, deſto ſchlimmer,) mußten ſie das Wort: Wenn ich todt bin, müſſen Sie mein Leben beſchreiben — — wie ich bin, in wahrem Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden ſollten! für eines Mannes ſtrengſtes Ernſtwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauſten Sinn der Wille eines Menſchen, der da ſpricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umſtände. Was wird man zum Executor ſagen, der dem Todten auch gar ſein Sterbehemde auszieht, und ſeine mißgeſtalte Nacktheit an eine Landſtraße hingeworfen, den Augen des Publicums proſtituirt und Vögeln und Hunden preis giebt? Freilich ein Leichenbegangniß ohne Umſtände.

Wir ſagen gern nichts von der Perſon, die Herr Hauſen ſelbſt in dieſem Stücke ſpielt; uns könnte er's übel nehmen, und jeder Leſer muß die Bemerkung ohne uns machen.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Carl Caſimir von Creuz ꝛc. Frankfurt am Main. 1772. 68 S. gr. 8.

Ohne Gefühl, was ſo ein Mann geweſen, ohne Ahnung, was ſo ein Mann ſeyn könne, ſchreibt hier einer die ſchlechteſte Parentation.

Der Gang dieſes ſonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch ſo viele Hinderniſſe, die düſtre Unzufriedenheit bei allem Gelingen, wird in der Feder unſers Scribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et honarum artium; und der ſehr eigen charakteriſtiſche Kopf wohlgefaltete honnete Alletagsmaske.

Das iſt immer das ſchlimmſte, was den Menſchen, wie Creuz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil ſie nicht ſind wie andere, daß man, um ſie nach dem Tode wenigſtens in ehrbare Geſellſchaft introduciren zu können, ihre Geſtalten verwiſcht, und betheuert: ſie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Gedanken über eine alte Aufſchrift. Bei Weidmann's Erben und Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden was ſie wollen; mögen ſie doch reden! was kümmert's mich. So heißt die Aufſchrift.

Zwei Arten von Menſchen leben nach dieſer Maxime, ſagt der Verfaſſer, die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker. Jene, weil ſie glauben, die andern Menſchen wären nur Fröſche; dieſe, entweder, weil ſie kein Verdienſt haben,

und ſich weder über dieſen Mangel ärgern, noch ungerecht genug ſind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das ſie nicht haben; oder weil ſie ſehen, daß ſie es doch niemand recht machen können. Dieſe, ſagt der Verfaſſer, handeln am klügſten, und zum Beweis zeigt er in einer philoſophiſchen Laune, an welcher man den Dichter der Muſarion und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich ſchließt er mit der Grundmarime ſeiner menſchenfreundlichen Moral, daß man die Menſchen ertragen ſoll, ohne ſich über ſie zu ärgern.

Dieſe wenigen Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünſcht, daß der Verfaſſer, dem man ſo gerne zuhört, uns auch den Wachspuppenzuſtand vorgeſtellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Marime ſeiner Inſchrift zu folgen. Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum zwei.

Recenſionen

in

die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung

der Jahre 1804, 1805 und 1806.

Gott weiß was für einer Grille einen Umstand verschwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende sich hat schrecken lassen; dann sind wir auf dem rechten Weg! Und ich versichere euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als so ein Schelmenfabricant aus kleinen, schiefen, verschobenen, verrückten, verdrückten, gefchlossenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohlumpenen Vogelschen zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er sich noch kann hängen sehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeister. Mit Fliegen mag das angehen. Die Wespen lachen eures Gespinstes.

Pansen. Nachdem die Spinnen sind. Recht, der lange Herzog hat euch so ein rein Ansehn von einer Kreuzspinne; nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße

Hamburg, bei Hoffmann. Vertraute Briefe aus Paris, geſchrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. I. Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (Gedruckt, Braunſchweig bei Fr. Viewez.)

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Perſonen nach Paris gerichtet iſt, müſſen diejenigen, welche einen ſolchen Weg zu machen verhindert ſind, jedem Reiſenden Dank wiſſen, der ſeine Anſichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen kann und mag; beſonders wenn er vieles Gutgeſehene lebhaft darzuſtellen fähig iſt. Ein Lob das man dem Verfaſſer gedachter Briefe nicht verſagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der ſchnellen Reiſe zur Hauptſtadt, wo dann, wie er ſelbſt bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünſche ſind. Gleicherweiſe findet man Frühſtück und Mittageſſen, Oper, Schauſpiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Muſik und Oper verhält ſich der Reiſende als denkender Künſtler, gegen das Theater überhaupt als einſichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künſte und Wiſſenſchaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältniſſe in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er

Gelegenheit findet, von der Präsentation beim ersten Consul an, die Zustande des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten, da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt, so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verf. auch hie und da die Lineamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewahren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeit gestört würde. So wird z. B. das Wort fein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort letzt ließe sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch neulich, letztens, letzthin, ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsre Officinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schamen? In diesen zwei Bandchen sind 150 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt; wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuandern. Welch eine Zumuthung! Es ware zu wünschen, daß kunftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sahe, was dem Corrector zu Schulden kommt; und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefuhl geweckt werden, wenn

Recenſenten, wie wir gethan, die Officin bemerkten, und die Anzahl der eingeſtandnen Druckfehler angeben wollten.

Germanien. Napoleon Bonaparte und das Franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate. 1804. 447 S. gr. 8.

Dieſe Schrift wird viele Leſer finden, die ſie auch verdient. Zwar kann man nicht ſagen, daß der Verf. ſich auf einen höhern Standpunkt erhebe, und als völlig unparteiiſcher Geſchichtſchreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitmeinenden, und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Mann, der, durch ſeine Unternehmungen, ſeine Thaten, ſein Glück, die Welt in Erſtaunen und Verwirrung ſetzt.

Wohlbekannt iſt der Verf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neuſten Zuſtände mit Augen geſehen. Er iſt von manchen Privatverhaltniſſen gut unterrichtet, ob ſich ſchon hie und da eine Sage mit einſchleichen mochte, dergleichen in einer großen Maſſe von theilnehmenden, erzahlenden, wiedererzahlenden, leidenſchaftlich bewegten Menſchen nothwendig entſtehen müſſen.

Die Schrift iſt ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geſchrieben. Es findet ſich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichſten Materien einigermaßen erſetzen wollen, um den Leſer mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erſte Schritte, bis S. 12; Thaten, Conſulat, bis S. 29; Redner und Schriftſteller wirken

gegen ihn, b. S. 42; Krieg, Schlacht von Marengo, ſeine Wiederkehr, bis S. 54; Redner und Schriftſteller gegen und für die Alleinherrſchaft, b. S. 63; erſte Bewegung der Emigrirten, b. S. 68; nothdürftige Popularität, b. S. 69; Mordanſchläge. Der Conſul zieht ſich mehr zurück. Friede, b. S. 97; Einleitung der katholiſchen Religion, b. S. 109; Schulen, b. S. 116; Geſetzbuch, bis 118; Veränderung im Tribunat, b. S. 124; Italiäniſche Verhältniſſe, b. S. 128; öffentliche und Privatverhältniſſe bis zur Conſtitution der Italiäniſchen Republik, b. S. 142; öffentliche Blätter, bis S. 148; Lebenslängliches Conſulat, neues Senatsconſult deßhalb, b. S. 169; Verweiſungen, b. S. 178; opponirende Schriftſteller, Redner, Camille Jordan, b. S. 189; Hofumgebung, b. S. 207; Talleyrand, b. S. 216; Caprara, b. S. 229; Militair, b. S. 252; Familienglieder, Begünſtigte, b. S. 263; Verhältniß zu England, b. S. 278; Engliſcher Geſandter, b. S. 300; wiſſenſchaftliche Inſtitute, b. S. 320; ältere und neuere Schilderung der Nation, b. S. 339; Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350; Krieg mit England, Beſetzung von Hannover, b. S. 369; Charakter der Nation, gegenwärtige Lebensweiſe, b. S. 405; Künſte, Theater, Lotterie, Pachtungen, Reichthümer der Privatperſonen, Lieferanten, Induſtrie, b. S. 435; Speciale Tribunale, b. S. 442; Schluß und verſprochene Fortſetzung, b. S. 447.

Der Verfaſſer verſpricht Unparteilichkeit. Läßt ſich auch dieſe ſchöne Pflicht unter den gegebenen Umſtänden, wohl ſchwerlich leiſten, ſo wird er ſchon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerkſam folgt und ſeine Ueberzeugung aufrichtig ausſpricht.

Berlin, b. Quien: Bildniſſe jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbſtbiographien, herausgegeben von S. M. Lowe. 1806. 49 S. 8. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbſtbiographien zu ſchreiben, in der Abſicht das Publicum ſogleich damit zu beſchenken, iſt ein ſehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weiteſten Sinne, und verſtehen alle diejenigen darunter, die ſich dem Wiſſen, der Wiſſenſchaft und den Künſten widmen: denn der eigentlich weltthätige Mann darf von ſeinem Thun und Laſſen weniger ſelbſt Rechenſchaft geben. Wir wünſchen daher dem Unternehmen des Hr. Lowe den beſten Fortgang, um ſo mehr, als das erſte Verſuchſtück ſchon alles Dankes werth iſt.

Johannes Müller ſpricht hier von ſich ſelbſt, und führt uns auf eine zutrauliche Weiſe durch ſein Leben. Was der Geſchichtſchreiber an andern gethan, warum ſollte er es nicht an ſich ſelbſt thun? Und wir finden ihn, ſo wie vormals in anderen, alſo auch hier in ſich ſelbſt wieder.

Wenn es alſo ſchon genug wäre, geſagt zu haben, das iſt von ihm, ſo wollen wir nur, um der Uebrigen willen, die gerade nicht Hiſtoriker ſind, und ihm doch hoffentlich auf dieſem guten Pfade folgen und Herrn Lowe's Vorſatz begünſtigen werden, einige Bemerkungen aufzeichnen, damit ſo bald und ſo leicht als möglich das Beſte geſchehe.

Es giebt zweierlei Arten die Geſchichte zu ſchreiben, eine für die Wiſſenden, die andere für die Nichtwiſſenden. Bei der erſten ſetzt man voraus daß dem Leſer das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt ſey. Man denkt nur darauf, ihn auf

eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachlaßlich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen rathen, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekummert, so ist unsere Zeit so reich an Thaten, so entschieden an besonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich schreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da gewesen ist. Alles was sich also in eines Menschen Leben dorther schreibt oder dorthin bezieht, muß aufs neue gegeben werden.

Wir laugnen gar nicht, daß wir in diesem Sinn selbst unseres trefflichen Müller's Biographie gewissermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um so freier und so lieber, als es noch Zeit ist, und wir ihn ersuchen können, dasjenige, was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Resultaten, in wenigen Bogen aufgestellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er sich schon des großen Vortheils eines Selbstbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menschen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Gespielen, namentlich vorfuhrte, und sie, als ein vorzüglicher Mensch, ins Gefolge seines bedeutenden

Daſeyns mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner ſchon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in beſonderem Bezug auf ihn ſich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Millern, Schlözern, Schlieffen, den Kurfürſten von Mainz wieder! Wie ſtellt ſich das ganze Bild, das man von ſolchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Gefiele es unſerem Schriftſteller, ſeine Lebensgeſchichte ausführlicher zu ſchreiben, wie oft würden wir noch dieſen doppelten Fall eintreten ſehen; wobei es höchſt angenehm ſeyn müßte, um ihn, als um einen Mittelpunkt, ſo manche Menſchen verſammelt zu erblicken, die wir ſonſt ſelbſt als Mittelpunkte zu betrachten gewohnt ſind.

Gegenwärtig hat er ſich, nach unſerer Ueberzeugung, viel zu iſolirt dargeſtellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein ſo empfängliches Gemüth nicht genugſam ausgedrückt. Paoli's und der Corſen iſt gar nicht gedacht, des Americaniſchen Kriegs nur inſofern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur indem ſie als Zündkraut einer ungeheuren Exploſion erſcheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereigniſſen, welche Aufmerkſamkeit mußte es einer ſolchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte ſich an dieſem Aeußeren aus ſeinem Inneren entwickeln!

Von der anderen Seite erſcheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publicum, auf die Welt wirkender Menſch, wie er ſich doch, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, darſtellen konnte und ſollte.

Beſcheidenheit gehört eigentlich nur für perſönliche Gegenwart. In guter Geſellſchaft iſt es billig, daß niemand vorlaut werde, iſt es nothwendig, daß der Gemeinſte mit dem

Vortrefflichſten in einen gewiſſen Zuſtand der Gleichheit gerathe. In alle freien ſchriftlichen Darſtellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenſtand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darſtellenden, und, ſo Gott will, auf beides. Wer einen Schriftſteller, der ſich und die Sache fühlt, nicht leſen mag, der darf überhaupt das Beſte ungeleſen laſſen.

Da nun alſo unſer Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publicum geleiſtet, nicht gehörig darſtellt, ſo erſcheint auch ſeine erſte mißlungene Anſtellung in Berlin, ſeine kärgliche in Caſſel, das Zaudern der Berner Obern nicht im vollkommenen Lichte, und die für ſein Leben ſo wichtige Berufung nach Mainz, ſpäterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns ſehr irren, durch ſeine großen anerkannten Vorzüge, in der Wirklichkeit weit motivirter, als ſie es in der Schrift ſind.

Wem es ſonderbar ſcheinen möchte, daß wir auf dieſe Weiſe den Meiſter meiſtern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbſtbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünſchen nichts mehr, als daß Hrn. Lowe's Unternehmen begünſtigt werde, ja daß ſich ähnliche Unternehmungen über das ganze induſtriöſe Deutſchland verbreiten mögen, um einigermaßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir erſuchen ſämmtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht ſtets vor Augen zu haben: nicht zu verſchweigen was von außen, es ſey nun als Perſon oder Begebenheit, auf ſie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu ſtellen, was ſie ſelbſt geleiſtet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu ſprechen, die dadurch gewonnenen ſchönſten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leſer gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen. Es iſt ja nur von Gelehrten und Künſtlern

die Rede, von Menſchen deren ganzes Leben und Treiben ſich in einem harmloſen Kreiſe herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Tractaten, obgleich unblutig, doch immer intereſſant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt Einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der ſo bedeutenden Schrift das ihr vorgeſetzte Bildniß vergeſſen. Es iſt in punktirter Manier, ſehr zart gearbeitet und ähnlich, ſonſt aber im kleinlichen Geſchmack ordinärer Miniatur-Portraite, und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten, tüchtigen, Charakter darſtellenden Weſen und Styl der Kunſt.

Noch ſey uns der Wunſch erlaubt, daß der Künſtler, zumal da das Format des Werks, ein großes Octav, es ihm zuläßt, künftig die darzuſtellenden Bildniſſe nach einem beträchtlich größeren Maaßſtabe zeichne und ſteche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Geſichter gewinnen, deutlicher und beſſer erſcheinen. Auch würden wir es für kein Unglück anſehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildniß angebrachten Figürchen (hier die drei Eidgenoſſen) deßhalb wegbleiben müßten.

Berlin: Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe, von Alexander von Humboldt. Vorgeleſen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften am 30. Januar 1806. 29 S. 8.

Nachdem der erſte ſehnliche Wunſch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforſcher von ſeiner müh- und gefahrvollen Reiſe wieder bei den Seinen zu wiſſen, ſo mußte der zweite ſogleich lebhaft entſtehen, und jedermann höchſt begierig ſeyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der erobertten Schätze. Hier empfangen wir die erſte Gabe, in einem kleinen Gefaß ſehr köſtliche Fruchte.

Wenn wir uns ins Wiſſen, in die Wiſſenſchaft begeben, geſchieht es denn doch nur, um deſto ausgerüſteter ins Leben wiederzukehren; und ſo erſcheint uns hier das im Einzelnen ſo kümmerlich ängſtliche botaniſche Studium in ſeiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren ſoll.

Nachdem Linné ein Alphabet der Pflanzengeſtalten ausgebildet, und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniß hinterlaſſen; nachdem die Juſſieu das große Ganze ſchon naturgemäßer aufgeſtellt, ſcharfſinnige Manner immerfort, mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge, die unterſcheidenden Kennzeichen aufs genauſte beſtimmen, und die Philoſophie uns eine belebte Einheit einer höheren Anſicht verſpricht, ſo thut hier der Mann, dem die über die Erdfläche vertheilten Pflanzengeſtalten in lebendigen Gruppen und Maſſen gegenwärtig ſind, ſchon vorauseilend den letzten Schritt, und deutet an, wie das einzelne Erkannte, Eingeſehene, Angeſchaute,

nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere.

Jetter. Egmont ist Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, dein böses Gewissen verführen dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht seyn. Es ist ein trefflicher Herr. Ein Paar meiner guten Freunde, die anderwärts schon waren gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten; die sehen nicht aus, als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten und nur sachte zusehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth: wenn sie von denen gekostet haben, und werden dann nicht zahm; so sind sie ausgepichte Wölfe.

in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß, durch einen ästhetischen Hauch, zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicherweise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengedrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wohl sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile, und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55. Grade nördlicher und dem 12. Grade südlicher Breite beobachtet habe.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker (und die früheste Menschenbildung war in der Asiatischen Palmenwelt oder in dem Erdstriche, der zunächst an die Palmenwelt gränzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlichte Schäfte, mit anstrebendem glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananenform, (die Scitamineen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia), ein niedriger aber

saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und lockergewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisanggebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malvenform (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Ochroma). Kurze aber kolossalisch dicke Stämme mit zart wolligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmesser hat, und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserem Planeten ist. In Italien fangt die Malvenform bereits an der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zartgefiederten Blätter, die Form der Mimosen (Gleditsia, Porleria, Tamarindus). Den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannichfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den Italiänischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklima's, durch die zartgefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effecte.

Eine meist Africanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Andromeda, Passerinen, und Gnidien, eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deßhalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen desto reizender contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere Africanische Gewächse,

erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Welschland und die Cistusgebüsche des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend habe ich sie auf den Africanischen Inseln, am Abhange des Pics von Teyde gesehen.

Dem neuen Continent ist eigenthümlich die Cactusform, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Contrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen.

Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenritzen. Die Vanillenform zeichnet sich durch hellgrüne saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

Blattlos, wie fast alle Cactusarten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt, bloß der Südsee und Ostindien eigen. Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in andern Weltgegenden Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus.

So wie in den Pisanggewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Casuarinen und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt, außer den Orchideen auch die Pothosgewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald pfeilförmigen, bald

gefingerten, bald länglichen aber ſtets dickadrigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieſer Arumform geſellt ſich die Form der Lianen, beide in heißen Erdſtrichen von Südamerica in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Baniſteria, Bignonien.) Unſer rankender Hopfen und unſere Weinreben erinnern an dieſe Pflanzengeſtalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattloſen Zweige der Baubinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils ſenkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab; theils ſind ſie ſchräg wie Maſttaue ausgeſpannt, und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegſamen ſich rankenden Lianen, mit ihrem friſchen und leichten Grün, contraſtirt die ſelbſtſtändige Form der bläulichen Aloegewächſe; Stamme, wenn ſie vorhanden ſind, faſt ungetheilt, enggeringelt und ſchlangenartig gewunden. An dem Gipfel ſind ſaftreiche, fleiſchige, langzugeſpitzte Blätter ſtrahlenartig zuſammengehäuft. Die hochſtämmigen Aloegewächſe bilden nicht Gebüſche, wie andere geſellſchaftlich lebende Pflanzen. Sie ſtehen einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholiſchen (man möchte ſagen Africaniſchen) Charakter.

Wie die Aloeform ſich durch ernſte Ruhe und Feſtigkeit, ſo charakteriſirt ſich die Grasform, beſonders die Phyſiognomie der baumartigen Gräſer, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusbüſche bilden ſchattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinſchwebende Stamm der Tropengraſer übertrifft die Höhe unſerer Erlen und Eichen.

Mit der Geſtalt der Gräſer iſt auch die der Farrenkräuter in den heißen Erdſtrichen veredelt. Baumartige,

einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jedermann wird nunmehr lebhaft bemüht seyn, diese kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen, und mit ungeduldigster Sehnsucht dem nächst versprochenen ersten Theil jener Reisebeschreibung, der das Naturgemälde der Tropenwelt umfassen soll, entgegensehen.

Königsberg bei Nicolovius: Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß. 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1—3 Buch. 340 S. — Zweiter Band, Oden und Lieder. 1—3 Buch. 326 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 4—6 Buch. 346 S. — Vierter Band, Oden und Lieder, 7. Buch. — Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichnisse sämmtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung, und giebt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer andern, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftſteller ſchildert ſich einigermaßen in ſeinen Werken, auch wider Willen, ſelbſt; der gegenwärtige bringt uns, vorſätzlich, Inneres und Aeußeres, Denkweiſe, Gemüthsbewegungen, mit freundlichem Wohlwollen dar, und verſchmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zuſtände, Geſinnungen, Abſichten und Ausdrücke, vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine ſo freundliche Weiſe eingeladen, treten wir ihm näher, ſuchen ihn bei ſich ſelbſt auf, ſchließen uns an ihn, und verſprechen uns im voraus reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landſchaft finden wir ihn ſich ſeines Daſeyns freuend, unter einem Himmelsſtrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daſelbſt der Winter ſeine ganze Herrſchaft aus. Vom Pole her ſtürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüſſe mit Eis, ein ſtöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß ſich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wöhnlichkeit freut, und wohlgemuth ſolchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter ſicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-geſprächigem Kreiſe, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläſer, durch Geſang beleben, und ſich einen geiſtigen Sommer zu verſchaffen wiſſen.

Dann finden wir ihn auch perſönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achſe mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn ſelbſt die Fußtritte des Wanderers tönen, ſehen wir ihn bald raſch durch den Schnee, nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge geſellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberſtarrten aufnimmt, eine

lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäſte begrüßt, Tanz, Chorgeſang, und mancher erwärmende Genuß, der Jugend ſowohl als dem Alter genug thut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit ſich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieſer läſtigen Decke, ſo eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freie, ſich an dem erſten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerſt erſcheinenden Blumen aufzuſuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hauſe gebracht, wo dieſe Vorboten künftigen Genuſſes ein hoffnungsvolles Familienfeſt zu krönen gewidmet ſind.

Tritt ſodann der Frühling ſelbſt herein, ſo iſt von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen, auf ſanften Pfaden, um ſeinen See herſtreichen. Jeder Buſch entwickelt ſich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in ſeiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenſchein um ihn her, Gras und Kraut ſo gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des ſtillen Waſſers fehlt weder das Rohr noch irgend eine ſchwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantaſie, durch deren ungeduldiges Bilden ſich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgeſtaltet, der Baum ſeine Aeſte zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken ſcheint. Einſam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Prieſter der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiſer Hand, und weiht ſie zu Gliedern einer liebevoll übereinſtimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, ſpielen harmloſe Geſchöpfe, das Lamm auf der Wieſe, das Reh im Walde.

Zugleich verſammelt ſich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufſteigt, und ſein bewegliches Bild auf der leiſe wogenden Waſſerfläche einem jeden ſchlängelnd entgegen ſchickt; wenn der Kahn ſanft dahin wallt, das Ruder im Tacte rauſcht, und jede Bewegung den Funken eines Widerſcheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigal ihre himmliſchen Töne verbreitet, und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt ſich Neigung und Leidenſchaft in glücklicher Zartheit, von den erſten Anklängen einer vom höchſten Weſen ſelbſt vorgeordneten Sympathie, bis zu jener ſtillen anmuthigen, ſchüchternen Lüſternheit, wie ſie aus den engeren Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorſprießt. Ein wallender Buſen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch iſt es immer der Bräutigam, der ſich erkühnt, immer die Braut, welche nachgiebt, und ſo beugt ſelbſt alles Gewagte ſich unter ein geſetzliches Maaß; dagegen erlaubt er ſich manches innerhalb dieſer Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zuſtände, und eine beängſtete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäſte zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüſch, und da iſt er auf die heiterſte, herzlichſte und zarteſte Weiſe zu Hauſe.

Der Sommer hat ſich wieder eingefunden, eine heilſame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erſcheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verſchiedenen Ernten verſäumt der Dichter, alle feiert er durch ſeine Gegenwart.

Und hier iſt wohl der Ort zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern Deutſchen Volksklaſſe unſer Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden ſchon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit landlicher Vorfälle, ſtellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine ſelbſt dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner ſich bei der Heu-, Korn- und Kartoffel-Ernte finden wollte; wenn wir uns vorſtellen, daß er die Menſchen, die ſich um ihn verſammeln, aufmerkſam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfahrt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichteriſch ausſpricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darſtellung ſchärft: ſo darf man ſagen, daß er ſeiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erſte Grad einer wahren Aufklärung iſt: wenn der Menſch über ſeinen Zuſtand nachzudenken, und ihn dabei wünſchenswerth zu finden gewöhnt wird. Man ſinge das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforſcher ſelbſt zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem ſtillem Weben und Wirken vegetabiliſcher Kräfte zum Vorſchein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt, ſo wird man erſt das Verdienſt dieſer und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtſinnigen, zerſtreuten, alles für bekannt annehmenden Menſchen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernahrenden hohen Wunder aufmerkſam zu machen unternimmt.

Kaum aber iſt alles dieſes Gute in des Menſchen Gewahrſam gebracht, ſo ſchleicht auch der Herbſt ſchon wieder heran, und unſer Dichter nimmt rührenden Abſchied von einer, wenigſtens in der äußeren Erſcheinung hinfalligen Natur. Doch ſeine geliebte Vegetation überlaßt er nicht ganz dem

Der Eulenburgiſche Pallaſt.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez

begegnen einander.

Silva. Haſt du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünctlich. Alle tägliche Runden ſind beordert, zur beſtimmten Zeit an verſchiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; ſie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugänge zum Pallaſt können beſetzt ſeyn. Weißt du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich's leichter als dem Herzoge? da bald der Ausgang beweiſ't, daß er recht befohlen hat.

unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu laſſen. Selbſt iſt geſorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, friſchem Dache ſeiner Käfichtlaube fehle.

Nun iſt es die ſchönſte Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Geſpräch an ſchaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundſchaftliche Sehnſucht vermehrt ſich, das Bedürfniß der Muſik läßt ſich lebhafter fühlen, und nun mag ſich der Kranke ſelbſt gern an den traulichen Cirkel anſchmiegen und ein verſcheidender Freund kleidet ſich in die Farbe der ſcheidenden Jahrszeit.

Denn ſo gewiß nach überſtandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, ſo gewiß werden ſich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiederſehen; ſie werden ſich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erſt unter ſich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach ſie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinſtrebten. Eben ſo ruht auch ſchon hier des Dichters Glückſeligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorſorge eines weiſen Gottes ſich zu erfreuen habe, der mit ſeiner Kraft jeden erreicht, und ſein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieſes Weſens im Dichter die höchſte Klarheit und Vernünftigkeit, und zugleich eine Verſicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenſchaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge ſind, und daraus entſpringt ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerſtrebende, Beſondere, Abweichende, aufgelöſ't und verſchlungen wird.

Wir haben bisher die ſanfte, ruhige, gefaßte Natur

unſeres Dichters mit ſich ſelbſt, mit Gott, mit der Welt in Frieden geſehen; ſollte denn aber nicht eben jene Selbſtſtändigkeit, aus der ſich ein ſo heiteres Leben nach den inneren Kreiſen verbreitet, öfter von außen beſtürmt, verletzt und zu leidenſchaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt ſich vollſtändig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch feſten Willen, aus beengenden Umſtänden ſich hervorgehoben, ſich aus ſich ſelbſt ausgebildet zu haben, ſein Verdienſt ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn, ſolche Vortheile nur durch ein ungefeſſeltes Emporſtreben des Geiſtes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Abſonderung von der Welt, immer mehr geſteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältniſſen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß ſo manche Glieder der höheren Stände ihre angebornen großen Vorrechte und unſchätzbaren Bequemlichkeiten vernachläſſigen, und hingegen Ungeſchick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, ſo kann er einen ſolchen Leichtſinn nicht verzeihen. Und wenn ſie noch überdieß mit anmaßendem Dünkel dem Verdienſt begegnen, entfernt er ſich mit Unwillen, verbannt ſich launicht von heiteren Gaſtmahlern und Trinkcirkeln, wo offene Menſchlichkeit vom Herzen ins Herz ſtrömen, und geſellige Freude das liebenswürdigſte Band knüpfen ſoll.

Mit heiligem, feierlichem Ernſt zeigt er das wahre Verdienſt dem falſchen gegenüber, ſtraft ausſchließenden Dünkel bald mit Spott, bald ſucht er den Irrungen mit Liebe entgegen zu wirken.

Wo aber angeborne Vortheile durch eigenes Verdienſt

erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt ſich die ſchätzenswertheſten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichteriſchen Freiheitsſinn, der in Deutſchland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetiſche Darſtellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgeſinnte Jüngling, der das Gefühl akademiſcher Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunſt hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Adminiſtration ſo manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Beſonderen, doch im Allgemeinen, auf Herſtellung von Recht und Freiheit zu ſinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte ſie zu Hauſe, auf dieſer und jener Gerichtsſtelle, auf Ritterſitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopſtock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain, der Deutſchen Phantaſie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Geſanges geſchlagen hatte: ſo war es natürlich, daß unter der Jugend ſich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Weſen und Unweſen eine Zeitlang vor ſich hintrieben, und man wird unſerm Dichter, deſſen reines Vaterlandsgefühl ſich ſpäter auf ſo manche edle Weiſe wirkſam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an ſeinem Theil, um die Sclavenfeſſel der Wirklichkeit zu zerſprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch iſt in der Folge die Annäherung zum Franzöſiſchen Freiheitskreiſe nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unſer Dichter durch die Reſultate des unglücklichen Verſuchs abgeſtoßen, und kehrt ohne Harm in den Schooß ſittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunſtkreiſes läßt er denn auch manchmal

ſeinen Unmuth ſehen, beſonders äußert er ſich kräftig, ja man kann ſagen hart, gegen jene vielfachen unſicheren Verſuche, durch die das Deutſche Dichterweſen eine Zeitlang in Verwirrung gerieth. Hier ſcheint er nicht genugſam zu ſondern, alles mit gleicher Verdammniß zu ſtrafen, da doch ſelbſt aus dieſem chaotiſchen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch ſind Gedichte und Stellen dieſer Art wenige, gleichnißweiſe gefaßt, und ohne Schluſſel kaum verſtändlich; deßwegen man des Dichters ſonſtige billige Denkweiſe auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine ſo zarte, in ſich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur, auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt ſich wohl vermuthen. Doch wer kann ſagen, daß ihm ein ſolches Loos gefallen ſey! Und ſo finden wir ſchon in manchen früheren Gedichten ein gewiſſes zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgeſangs, wie durch die heitere Feier der Freundſchaft und Liebe, unvermuthet hindurchblickt, und manches herrliche Gedicht ſtellenweis einer allgemeineren Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir ſpäter Geſänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachsthum, geſtörtes Erſcheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leiſen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um ſein eigenes Daſeyn, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven, nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geiſtesfreiheit, dieſer aus dem Frieden mit ſich ſelbſt hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die ſittliche Ordnung deſſelben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt,

gehindert, geſtört werden könnte. Will man dem Dichter dieſes Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine beſondere Lehre, eine ausſchließende Meinung, einen beengenden Grundſatz aufſtellen, dann bewegt ſich ſein Geiſt in Leidenſchaft, dann ſteht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und ſchreitet gewaltig gegen die ihn ſo fürchterlich bedrohenden Irrſale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menſchlichen Geiſtes entſteigende Wahnbilder, gegen Vernunft verfinſternde, den Verſtand beſchränkende Satzungen, Macht- und Bannſprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber ſolche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß er jenem heiteren Lichte, das ſich ſeit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück ſeines Daſeyns ſchuldig ſey? Sollte man zu jener ſcheinbar gerechten, aber parteiſüchtig grundfalſchen Maxime ſtimmen, welche, dreiſt genug, fordert, wahre Toleranz müſſe auch gegen Intoleranz tolerant ſeyn? Keineswegs! Intoleranz iſt immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken geſteuert werden.

Ja, wir begreifen um ſo mehr die leidenſchaftlichen Beſorgniſſe des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene düſteren Uebermächte drohen; ſie drohen, ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigſten Sinne des Wortes. Wenn unſer Dichter, wie wir geſehen, ſo liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal ſeine Neigung zu erwiedern vermag, wie muß er ſich erſt ans Theilnehmende, an

Menſchen, an Seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anſchlieſſen, und ſie zu ſeinen koſtbarſten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung ſtrebende Männer ſucht frühe ſein Geiſt, ſein Gefühl auf. Schon ſchweben Hagedorn und Kleiſt, die erſt verſchiedenen, gleichſam ſelig geſprochenen Deutſchen Dichtergeſtalten, in die ätheriſchen Wohnungen voraus, auf ſie iſt der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger ſieht man die lebendig vorſtehenden, vorantretenden gebildeten Meiſter und Kenner, Klopſtock, Leſſing, Gleim, Gerſtenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufſprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbſtſchatzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erſcheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty, in freundſchaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald beſtatigen ſollte.

In dieſem Chor von Freunden, von Verehrten ſetzt der Dichter ohne bedeutenden Verluſt lange ſein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Faden akademiſcher Frühzeit, durch Freundſchaft, Liebe, Verwandtſchaft, eheliche Verbindung, durch fortgeſetzte Theilnahme, durch Reiſen, Beſuch und Briefwechſel, in ſeinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten ſchmerzen, wenn, nicht der Tod, ſondern abweichende Meinung, Rückſchritt in jenes alte, von unſeren Vatern mit Kraft bekampfte, ſeelenbedrückende Weſen, ihm einen der geliebteſten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maaß des Unmuths, der Schmerz iſt granzenlos, den er bei ſo trauriger Zerſtückelung ſeiner ſchönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde ſich aus Kummer und Gram nicht zu retten wiſſen, verlieh' ihm die Muſe nicht auch zu dieſem Falle die unſchatzbare

Gabe, jenes bedrängende Gefühl, am Busen eines theilnehmenden Freundes, harmonisch gewaltig auszustürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausspricht, wieder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann sagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgiebt, einen besonderen Werth aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Aeußerung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eignen Grundes und Bodens am besten schmecken, wenn wir glauben durch Früchte, die in unserem Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht, und sein Eigenthum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tiefsühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen, schaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerlaßlichen Grundforderungen an innerem Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft aufs höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsylben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deßhalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstamme ganz verschiedenen Ursprungs angranzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen seyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches Gehaltvolle wieder her, setzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben erlangt eine gefaßte Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt, und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen, und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl sagen, daß sich darunter unschätzbare Beispiele finden.

Und nicht bloß diesen ans Licht geförderten Reichthum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bei seiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Aus-

drucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die Deutsche Rhythmik, die er, aus so manchen schwankenden Versuchen, einer für den Künstler so erwünschten Gewißheit und Festigkeit entgegen hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des Griechischen Alterthums, und ihnen fügte sich die Deutsche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte sich ihm das Geheimniß der Sylbenmaaße, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und ward, unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Schulze, in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzutheilen.

Besonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend ist es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wiederhergestellt; derselbe Geist vielmehr scheint eben dieselbe Gestalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer bestimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei seinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat, so wendet er eben diese Forderung auch gegen seine früheren Gedichte, und bearbeitet sie musterhaft nach den Gesetzen einer in ihm später gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen, so liegt uns ob, daß wir das übernommene Geschäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der dießmal anzuzeigenden vier Bände, finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Uebersetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, oben gepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äußerer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei stehe, das Wirkliche zu verlassen und ins Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweisen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, daß neben dem Römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, so läßt sich von unserem Dichter gleichfalls aussprechen, daß in ihm, zu einer ächt Deutschen wirklichen Umgebung, eine recht antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstabliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahresten Verhältnissen, er vergegenwartigte sich das Entfernte, und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Raume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung,

Gomez. Gut! Gut! Auch scheint es mir kein Wunder, daß du so verschlossen und einsylbig wirst wie er, da du immer um ihn seyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichten Italiänischen Dienst gewohnt bin. An Treue und Gehorsam bin ich der Alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raisonniren angewöhnt. Ihr schweigt alle und laßt es euch wie wohl seyn. Der Herzog gleicht mir einem schönen Thurm ohne Pierre, wozu die Besatzung Pflicht hätte. Neulich hört' ich ihn bey Tafel von einem frohen freundlichen Menschen sagen: er sey wie eine schlechte Schenke mit einem ausgesteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken.

Silva. Und hat er uns nicht schweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen ist nichts zu sagen. Gewiß! Wer Zeuge seiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und

zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, jemehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hingewirkt, und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an den Urbarden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigenthümlichkeit wußte er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters, zu schätzen, und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftig die Deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unsaglicher Arbeit, und die Einladung zum Genusse des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden
Weinrebe Sprößling, als, dem Verstürmten gleich
Auf ödem Eiland' ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligen
Rebschoß, und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit
Unter dem Glas' in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe beschleuniget,
Stieg Rankenwaldung, übergewölbt, mich bald
Mit Blüthe, bald mit grünem Perling,
Bald mit gerötheter Traub' umschwebend.

Im süßen Anhauch träumt' ich, der Zeit entflohn,
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgesang.
Wer lauter ist, der koste freundlich,
Ob die Ambrosiafrucht gereift sey.

Carlsruhe, bei Macklot: Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel. Prof. zu Carlsruhe. Zweite Auflage. 1804. VIII und 232 S. 8.

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem Oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eignen Platz auf dem Deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der

andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didaktiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm ſeine Perſonification zu Hülfe, und wie er dort ſeine Körper für einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, ſind ſeine Arbeiten vortrefflich, und nach unſerer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieſes Lob.

Wenn antike, oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden, und Hamadryaden, an die Stelle der Felſen, Quellen, Bäume ſetzen, ſo verwandelt der Verfaſſer dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivſte, anmuthigſte Weiſe, durchaus das Univerſum; ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur eins auszumachen ſcheint.

Das Local iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit und Darſtellungsgabe, zudringliche Geſprächsformen, neckiſche Sprachweiſe, ſo viel ſteht ihm zu Gebot, um das was ihm ſein Talent eingiebt, auszuführen.

Gleich das erſte Gedicht enthält einen ſehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wieſe genannt, auf dem Feldberg im Oeſterreichiſchen entſpringend, iſt als ein immer fortſchreitendes und wachſendes Bauermädchen vorgeſtellt, das, nachdem es eine ſehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und ſich zuletzt mit

dem Rhein vermahlt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterladen; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig beisammen, wie in Hans und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich

zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen ſind, der Winter, der Jenner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den beſten gehört, die jemals in dieſer Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfaſſer zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, iſt vortrefflich idylliſch ausgeführt. Den Storch wünſchten wir vom Verfaſſer nochmals behandelt, und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen ſind Stücke, deren ſchöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfaſſer in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, iſt Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Maßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünſchenswerthe, was die ganze Natur ausſpricht, ſo giebt es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weiſe vom Unſittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten ſollen. Dahin rechnen wir den Wegweiſer, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Geſpenſt an der Kanderer Straße, von welchem letzten man beſonders auch ſagen kann, daß in ſeiner Art nichts Beſſeres gedacht noch gemacht worden iſt.

Das Verhaltniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Chriſtabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergeſtalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, ſo ſpricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwachter die höheren Gefühle von Tod,

Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken

durchaus einen glücklichen Blick ins Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssage sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei Volksmährchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopöen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herübergenommen, Worte von einem, zwei Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch

glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücher-sprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze Deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen giebt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen Ober-rheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italianer ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewahrt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einiger-maßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu giebt es verschiedene Mittel, theils durch Vorlesen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten

gefällt, für ſeinen Kreis umzuſchreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Muſterſtück unſerer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieſes Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſeit:
„Jez hani alli ſchlofe gheit;
„ſie ſin vom Schaffe her und hi
„gar ſelli müed und ſchläfrig gſi,
„und's geht mer ſchier gar ſelber ſo,
„i cha faſt uf ke Bei me ſtoh.“

So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
ſe ſinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig ſeit: „Jez iſch an mir!“
gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür;
er düſelet hinter de Sterne ne,
und cha ſchier gar nit obſi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
ſie ſchloft im ſtille Chämmerli!
er pöpperlet am Lädemli;
er rueft der Sunne: „d'Zit iſch do!“
Sie ſeit: „I chumm enanderno!“ —

Und lisli uf die Zeche goht,
und ſtündli uf de Berge ſteht
der Sunntig, und 's ſchloft alles no;
es ſieht und hört en niemes goh;

er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!“

Und wemmen endli an verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſe ſteht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenſtern i
mit ſinen Auge wild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint erö treu, und was i ſag,
eö freut en wemme ſchlofe mag,
und meint eö ſeig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht;
drum iſch er au ſo liebli cho,
drum ſteht er au ſo liebli do.

Wie gliperet uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weht e friſche Mayeluft,
voll Chriesi-Blueſt und Schlehe-Duft!
Und d'Immli ſammle ſink und friſch,
ſe wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel-Veieli und Tuliya,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's iſch ſo ſtill und heimli do,
wenn iſch ſo rüehig und ſo froh!

Ketzer, durch die Schweizer und Verbundnen gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Manns-zucht hielt, und einen Jua, den man ſo gefahr-lich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte! — Wir haben was geſehen, was ler-nen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun, es war auch ſchon meiſt ſtill als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden; und wenn ſich noch einer bewegt, ſo iſt es um zu entfliehen. Aber auch dieſem wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erſt die Gunſt des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegner, als uns die ſeinige zu erhalten. Wenn der Kö-nig hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog, und jeder den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
e Gute Tag! und Dank der Gott!
und 's git gottlob e ſchöne Tag!
iſch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli ſeit: „Frili io!
„Poß tauſig, jo, er iſch ſcho do:
„Er bringt mer ſcho im Himmels-Glaſt
„Dur Blueſt und Laub in Hurſt und Raſt!"
Und 's Diſtelzwigli vorne dra
hets 's Sunntig-Röckli au ſcho a.

Sie läte weger 's Zeiche ſcho,
der Pfarrer, ſchints, will zitli ho;
gang, brechmer eis Aurikli ab,
verwüſchet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de mueſch derno ne Meje ha!

Nürnberg, Selbſtverlag: Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart. Erſter Band 1798. 222 S. Zweiter Band 1800. 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzoſen. Der ſechzehnwöchige Aufenthalt der Franzoſen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübel'ſchen Gedichte verdienen wohl neben den Hebel'ſchen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich ſchon länger gedruckt, ſcheinen ſie doch den Liebhabern nicht,

wie ſie verdienen, bekannt zu ſeyn. Um ſie völlig zu genießen, muß man Nürnberg ſelbſt kennen, ſeine alten, großen, ſtädtiſchen Anſtalten, Kirchen, Rath- und andere Gemeinhäuſer, ſeine Straßen, Plätze, und was ſonſt öffentliches in die Augen fallt; ferner ſollte man eine klare Anſicht der Kunſtbemühungen und des techniſchen Treibens gegenwärtig haben, wodurch dieſe Stadt von Alters her ſo berühmt iſt, und wovon ſich auch noch jetzt ehrwürdige Reſte zeigen. Denn faſt nur innerhalb dieſer Mauern bewegt ſich der Dichter, ſelten iſt es eine landliche Scene, die ihn intereſſirt, und ſo zeigt er ſich in ſeinem Weſen und Geſinnung als das, was er wirklich iſt, als rechtlichen Bürger und Klempnermeiſter, der ſich freut mit dem alten Meiſter Hans ſo nahe verwandt zu ſeyn.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtſeyn ein Menſch iſt, ſo kann man von Grübeln ſagen, er habe einen außerordentlichen Vorſprung vor andern ſeines Gleichen, daß er mit Bewußtſeyn ein Nürnberger Philiſter iſt. Er ſteht wirklich in allen ſeinen Darſtellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beiſpiel von Geradſinn, Menſchenverſtand, Scharfblick, Durchblick in ſeinem Kreiſe da, daß er demjenigen, der dieſe Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falſcher Anforderung, dunkler Selbſtgenügſamkeit, ſondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Waſſer.

Die Stoffe, die er bearbeitet, ſind meiſt bürgerlich oder bäueriſch, theils die reinen Zuſtande als Zuſtande, da er denn durch Darſtellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu ſetzen, und uns ohne Reflexion die Sache ſelbſt zu geben weiß, wovon das Kranzchen ein unſchätzbares Beiſpiel geben kann. Auf dieſe Weiſe verſteht er die Verhaltniſſe der Männer

und Frauen, Eltern und Kinder, Meiſter, Geſellen und Lehrburſche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, ſo wie der Dienſtmägde, der Dirnen, in Geſprächen oder Erzählungen auf das lebhafteſte und anmuthigſte vor Augen zu ſtellen.

Manchmal ergötzt er ſich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geſchichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinſchreiten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigenthümliche anzuſehen iſt.

Andere Gedichte, wo er ſein perſönliches Behagen bei dieſem und jenem Genuß ausdrückt, ſind höchſt angenehm, und ſehr gefällig iſt es, daß der Dichter mit dem beſten Humor, ſowohl in eigener als dritter Perſon, ſich öfters zum beſten giebt.

Daß ein ſo gerad ſehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächſten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt ſeyn möchte, dieſe und jene Verirrungen zu tadeln, läßt ſich erwarten; allein ſowohl hier als überhaupt, wo ſich ſeine Arbeiten demjenigen nahern, was man Satyre nennen könnte, iſt er nicht glücklich. Die beſchränkten Handelsweiſen, die der kurzſinnige Menſch bewußtlos mit Selbſtgefälligkeit ausübt, darzuſtellen, iſt ſein großes Talent.

Hat man nun ſo einen wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in bald vor ſeinem Hauſe, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhauſe immer heiter und ſpaßhaft geſehen, ſo iſt es merkwürdig, wie er in ſchlimmen Tagen ſich in gleichem Humor erhalt, und über die außerordentlichen Uebel, ſo wie über die gemeinern, ſich erhaben fühlt.

Ohne daß ſein Styl einen höheren Schwung nähme, ſtellt er den bürgerlichen Zuſtand wahrend der Theurung, anhaltenden Froſtes, Ueberſchwemmung, ja wahrend eines Krieges

vor; selbst die Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, giebt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Sylbenmaaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern hieher:

Der Rauchtobac.

Su bald ih fröih vom Schlauf erwach,
Seuch i mei Pfeifla scho;
Und Dabends, wenn ih schlauf'n geih,
So hob ih's Pfeifla noh.
Denn wos ih denk und treib'n will,
Und alles wos ih thou,
Dös geiht mer alles nit su gout,
Mei Pfeifla meuß derzou.

Ih brauch ka rara Pfeiff'n ih,
Su eit'l bin ih nit.
A Pfeiff'n döi su theuer iß,
Wos thät ih denn nau mit?
Dau möist ih je, su lang ih rauch,
Ner immer putz'n droh;
Und zehamaul in aner Stund
Nau wieder schaua oh.

Doch mouß mei Pfeifla reinlih ſey,
Und innawendi puzt;
Ah ſchöina Pfeiff'n, und verſtopft,
Döi ſich ih niht, wos nuzt.
Verlöihern kon ih kana niht,
Döß ko ſcho goar niht ſey;
Denn kamm iſt leer und kolt a weng,
So füll' ih's wieder eih.

Wenn ih a Böier trink'n ſollt,
Und rauchet niht derzou,
Ih könnt ka Mauß niht trink'n ih,
Su langa offt niht zwou.
Und wenn ih fröih mein Kaffee trink,
Und zünd mei Pfeifla oh,
Dan glab ih, daß ka Menſch niht leicht
Wos beſſers hob'n koh.

Und wenn ih af der Gaſſ'n geih,
Su fröih und Dabendszeit,
Rauch ih mei Pfeifla ah derzou,
Und ſcher mih nix um d'Leut.
Denn kurz wenn ih niht rauch'n thou,
So wörds mer angſt und bang.
Drum wörds mer a, verzeih mers Gott!
Offt in der Körich z'lang.

Heidelberg bei Mohr und Zimmer: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden seyn, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fande, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen, oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

Würden dann diese Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmahlig, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geschrieben

und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neueren Zeit, beſonders in Deutſchland, nichts zu exiſtiren und zu wirken ſcheint, wenn nicht darüber geſchrieben und wieder geſchrieben und geurtheilt und geſtritten wird, ſo mag denn auch über dieſe Sammlung hier einige Betrachtung ſtehen, die, wenn ſie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigſtens ihm nicht entgegen wirken ſoll.

Was man entſchieden zu Lob und Ehren dieſer Sammlung ſagen kann, iſt, daß die Theile derſelben durchaus mannichfaltig charakteriſtiſch ſind. Sie enthalt über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, ſämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weiſe nach dergeſtalt von einander unterſchieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichſtellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geſchaft, ſie alle der Reihe nach, ſo wie es uns der Augenblick eingiebt, zu charakteriſiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefallig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Chriſtlich, zart, anmuthig.

Tell und ſein Kind. (18.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, räthſelhaft, dramatiſch vortrefflich behandelt.

Jeſaias Geſicht. (20.) Barbariſch groß.

Das Feuerbeſprechen. (21.) Rauberiſch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Vagabundiſch, launig, luſtig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todtentanzart, holzſchnittmaßig, lobenswürdig.

Nachtmuſikanten. (29.) Närriſch ausgelaſſen, köſtlich.

Widerſpenſtige Braut. (30.) Humoriſtiſch, etwas fratzenhaft.

Kloſterſcheu. (32.) Launenhaft verworren und doch zum Zweck.

Der vorlaute Ritter. (32.) Im real-romantiſchen Sinn gar zu gut.

Die ſchwarzbraune Hexe. (31.) Durch Ueberlieferung etwas confus, der Grund aber unſchätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantiſch.

Gaſtlichkeit des Winters. (39.) Sehr zierlich.

Die hohe Magd. (40.) Chriſtlich pedantiſch, nicht ganz unpoetiſch.

Liebe ſpinnt keine Seide. (42.) Lieblich confus, und deßwegen Phantaſie erregend.

Huſarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit muſterhaft ausgedrückt.

Rattenfanger von Hameln. (44.) Zuckt aufs Bänkelſängeriſche, aber nicht unfein.

Schürz dich Gretlein. (46.) Im Vagabunden-Sinn. Unerwartet epigrammatiſch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantiſch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantiſch, gewaltſam.

Der Schreiber im Korb. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Ernte-Lied. (55.) Katholiſches Kirchen-Todeslied. Verdiente proteſtantiſch zu ſeyn.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker. Aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realiſtiſch, wahrſcheinlich moderniſirt.

Liebesprobe. (61.) Im beſten Handwerksburſchenſinne und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Chriſtlich, etwas zu hiſtoriſch; aber dem Gegenſtande gemäß und recht gut.

Das Rautenſträuchelein. (69.) Eine Art Trümmer, ſehr lieblich.

Die Nonne. (70.) Romantiſch, empfindungsvoll und ſchön.

Revelje. (72.) Unſchätzbar für den, deſſen Phantaſie folgen kann.

Faſtnacht. (74.) Liebehaft, leiſe.

Diebsſtellung. (75.) Holzſchnittartig, ſehr gut.

Waſſersnoth. (77.) Anſchauung, Gefühl, Darſtellung, überall das Rechte.

Tambourgeſell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängſtlichen Zuſtandes. Ein Gedicht dem der Einſehende ſchwerlich ein gleiches an die Seite ſetzen könnte.

David. (79.) Katholiſch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müſſen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerſtückten und wunderlich reſtaurirten Zuſtande.

Liebesdienſt. (83.) Deutſch romantiſch, frommſinnig und gefallig.

Geht dir's wohl, ſo denk an mich. (84.) Anmuthiger, ſingbarer Klang.

Der Tannhäuſer. (86.) Groſes chriſtlich-katholiſches Motiv.

Mißheirath. (90.) Treffliche, räthſelhafte Fabel, ließe

ſich vielleicht mit wenigem anſchaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unſinn, zum Einſchläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigal. (93.) Eine kunſtloſe Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchſt anmuthig.

Die Juden in Paſſau. (93.) Bankelſängeriſch, aber lobenswerth.

Kriegslied gegen Carl V. (97.) Proteſtantiſch, höchſt tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabunden-Sinne, gründlich und unſchätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abſchied. (102.) Für den, der die Lage faſſen kann, unſchätzbar, nur daß die erſte Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Neidhard und ſeine Mönche. (103.) Ein Till-Streich von der beſten Sorte und trefflich dargeſtellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köſtlich.

Kurze Weile. (110.) Deutſch romantiſch, ſehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Proteſtantiſch derb, treffend und durchſchlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und ſchön.

Bettelei der Vögel. (115.) Gar liebenswürdig.

Die Grauelhochzeit. (117.) Ungeheurer Fall, bankelſängeriſch, aber lobenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (117.) Unſinn, aber wohl dem, der ihn behaglich ſingen könnte.

Gomez. Glaubſt du, daß der König kommt?

Silva. Es werden ſo viele Anſtalten gemacht, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt.

Gomez. Mich überreden ſie nicht.

Silva. So rede wenigſtens nicht davon. Denn wenn des Königs Abſicht ja nicht ſeyn ſollte zu kommen; ſo iſt ſie's doch wenigſtens gewiß, daß man es glauben ſoll.

Ferdinand, Alba's natürlicher Sohn.

Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſeyn.

Gomez. Kommen ſie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez leiſe zu Silva. Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

Unerhörte Liebe. (121.) Schön, ſich aber doch einer gewiſſen philiſterhaften Proſa nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnſuchtsvoll, ſpielend und doch herzinniglich.

Lindenſchmidt. (125.) Von dem Reiterhaften, Holzſchnittartigen die allerbeſte Sorte.

Lied vom alten Hildebrandt. (128.) Auch ſehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andachtig, bekannte Melodie, ans Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

Drei Schweſtern. (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der engliſche Gruß. (140.) Die anmuthige, bloß katholiſche Art, chriſtliche Myſterien ans menſchliche, beſonders Deutſche, Gefühl herüber zu führen.

Vertraue. (141.) Seltſam, tragiſch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation ins Gemeine gezogen, in dieſem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut, ſentimentaler, aber lange nicht ſo gut, als der Tambourgeſell.

Pura. (146.) Schöne Fabel, nicht ſchlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei- und frohmüthig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, chriſtlich, nicht ungeſchickt dargeſtellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage, hier fragmentariſch, ungenießbar.

Xaver. (157.) Sehr wacker, dem Charakter nach doch zu wort- und phraſenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zuſtand darſtellend, beſtimmtes Gefühl aufrufend, unſchätzbar.

Das Tod-Austreiben. (161.) Gar luſtig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unſinnige Formel, wie billig.

Zum Feſtmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wer's Lieben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund auf.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Verſinnlichung chriſtlicher Myſterien.

Cedron's Klage. (166.) Nicht eben ſo glücklich. Man ſieht dieſer Klage zu ſehr den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Beſſer als das vorige. Doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Lobgeſang auf Maria. (174.) Auch dieſem laßt ſich vielleicht ein Geſchmack abgewinnen.

Abſchied von Maria. (178.) Intereſſante Fabel und anmuthige Behandlung.

Ehſtand der Freude. (181.) Derbluſtig, muß geſungen werden, wie irgend eins.

Amor. (182.) Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahnungsvoll dem Gegenſtande gemaß. Ein Schatz für Bergleute.

Huſarenbraut. (188.) Nicht eben ſchlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein liebliches Begebniß zu Grund, zart und phantaſtiſch behandelt.

Zwei Röſelein. (190.) Ein Ereignen zwiſchen Liebesleuten, von der zarteſten Art, dargeſtellt wie es beſſer nicht möglich iſt.

Das Mädchen und die Haſel. (192.) Gar natürlich gute und friſche Sittenlehre.

Königstochter aus Engelland. (193.) Nicht zu ſchelten; doch ſpürt man zu ſehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird geſungen herzerfreulich ſeyn.

Große Wäſche. (201.) Feenhaft und beſonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Pfauenart. (204.) Gute Neigung, beſcheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) Ans Quodlibet ſtreifend, dem tiefen und dunklen Sinne der Ausdruck gemaß.

Der traurige Garten. (206.) Süße Neigung.

Hüt du dich. (207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville ſehr gut.

Die myſtiſche Wurzel. (208.) Geiſtreich, wobei man ſich doch des Lächelns über ein falſches Gleichniß nicht enthalten kann.

Räthſel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt. (210.) Streift ans Quodlibet, wahrſcheinlich Trümmer.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der beſten Art.

Der Wirthin Töchterlein. (212.) Höchſt lieblich, aber nicht ſo recht ganz.

Wer hat dieß Liedlein erdacht. (213.) Eine Art

übermüthiger Fratze, zur rechten Zeit und Stunde wohl lustig genug.

Doctor Faust. (214.) Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt seyn.

Müllertücke. (218.) Bedeutende Mordgeschichte, gut dargestellt.

Der unschuldig Hingerichtete. (220.) Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein. (223.) Sehr gefällig romantisch. Das Reimgeklingel thut der Darstellung Schaden, bis man sich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (226.) Bedeutendes Motiv kurz abgefertigt.

Martinsgans. (226.) Bauerburschenschaft, lustig losgebunden.

Die Mutter muß gar seyn allein. (227.) Nicht recht von Grund und Brust aus, sondern nach einer schon vorhandenen Melodie gesungen.

Der stolze Schäfersmann. (229.) Tiefe schöne Fabel, durch den Wiederklang des Vaudeville ein sonderbarer, aber für den Gesang ein bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär'. (231.) Einzig schön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig lustig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bißchen plump.

Kanzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernstem, köstlichem Sinn.

Weinschrödter-Lied. (235.) Unsinn der Beschwörungsformeln.

Maikäfer-Lied. (235.) Desgleichen.

Marienwürmchen. (235.) Deßgleichen, mehr ins Zarte geleitet.

Der verlorne Schwimmer. (236.) Anmuthig und voll Gefühl.

Die Prager Schlacht. (237.) Rasch und knapp, eben als wenn es drei Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blumen nicht so entsetzlich satt hätte, so möchte dieser Kranz wohl artig seyn.

Kuckuk. (241.) Neckisch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weissenburg. (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemaß vorgetragen.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht im Frieden und beim Ausmarsch erbaulich zu singen seyn. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg ist gut.

Die Rose. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Passender, seltsamer Vortrag zu confusem und zerrüttetem Gemüthswesen.

Drei Reiter. (253.) Ewiges und unzerstörliches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu singen.

Herr von Falkenstein. (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzenart.

Das Römische Glas. (257.) Deßgleichen. Etwas räthselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick ins Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Ueber der Erde wird's einem zu dunkel dabei.

Herr Olof. (261.) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen confus machen will, so ist dieß ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter. (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moriz von Sachsen. (270.) Ein ahnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Aennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) „Christ Gottes Sohn allhie" hätte durch sein Leiden wohl einen besseren Pocten verdient.

Dusle und Babely. (281.) Köstlicher Abdruck des schweizerbäurischen Zustandes und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwei Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe. (282.) Das Weben und Weben der räthselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Oelberg. (283.) Diesem Gedicht geschieht Unrecht daß es hier steht. In dieser, meist natürlichen Gesellschaft wird einem die Allegorie der Anlage, so wie das poetisch Blumenhafte der Ausführung, unbillig zuwider.

Abſchied von Bremen. (289.) Handwerksburſchenhaft genug, doch zu proſaiſch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind. (291.) Ein ſchönes Motiv, pfaffenhaft verſchoben.

Der ernſthafte Jäger. (292.) Ein bißchen barſch, aber gut.

Der Mordknecht. (294.) Bedeutend, ſeltſam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu ſchelten, aber nicht befriedigend.

Nachten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts der ſo oft vorkommt: cosi fan tutte und tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Geſang.

Das Weltende. (300.) Deutet aufs Quodlibet, läßt was zu wünſchen übrig.

Bayriſches Alpenlied. (301.) Allerliebſt, nur wird man vornherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint iſt. Mit einem Dutzend ſolcher Noten wäre manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen geweſen.

Jäger Wohlgemuth. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine chriſtliche Cocagne, nicht ohne Geiſt.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübſch und ſittig.

Jagdglück. (306.) Zum Geſang erfreulich, im Sinne nicht beſonders. Ueberhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechſeln.

Kartenſpiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige. (309.) Von der allerbeſten Art einen humoriſtiſchen Refrain zu nutzen.

Der angeſchoſſene Kuckuk. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Kuckuk von einer viel beſſeren Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchſt ſüße. Wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeſchickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberſtädter Grenadier.

Das Wiederſehn am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haſſelocher Thal. (319.) Seltſame Mordgeſchichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyriſch-epiſch-dramatiſchen Art.

Der Scheintod. (322.) Sehr ſchöne, wohlausgeſtattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde verirt werden ſoll, ſo geſchieht's hier luſtig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention iſt gut, der Ton nicht zu ſchelten, aber der Vortrag iſt nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelaſſenheit, unſchätzbarer ſinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pfluge. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drei Winterroſen. (339.) Zu ſehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der ſchon im Bojardo vorkommt.

Der beſtändige Freier. (341.) Echo, verſteckter Todtentanz, wirklich ſehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es ſcheint, falſche Ueberſchrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann, noch mag.

Lied beim Heuen. (345.) Köſtliches Vaudeville, das unter mehreren Ausgaben bekannt iſt.

Fiſchpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wacker und derb, doch nahe zu chronikenhaft proſaiſch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger ſeyn.

Manſchettenblume. (356.) Wunderlich, romantiſch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fahndrich dem Mädchen angethan, müſſen ausgedrückt werden, ſonſt hat es keinen Sinn, daß er hängen ſoll.

Gegen die Schweizerbauern. (360.) Tüchtige und doch poetiſche Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in deſſen Farbenſpiel den Pfauenſchwanz zu ſehen glaubt, iſt höchſt revolutionär und treffend.

Kinder ſtill zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Geſellſchaftslied. (363.) In Tillen-Art capital.

Das Gnadenbild. (366.) Iſt hübſch, wenn man ſich den Zuſtand um einen ſolchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin. (371.) Frank und frech.

Verlorne Mühe. (372.) Treffliche Darstellung weiblicher Bethulichkeit und täppischen Männerwesens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum festzuhalten.

Die schlechte Liebste. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reise. (375.) Hübsch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologischen Figuren das gläubige Publicum gar zweckmäßig zu beschaftigen und zu belehren wissen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut gesehen und mit Verdruß launisch dargestellt.

Abschiedszeichen. (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

Petrus. (382.) Scheint uns gezwungen freigeistisch.

Gott grüß euch Alter. (384.) Modern und sentimental, aber nicht zu schelten.

Schwere Wacht. (386.) Zieht schon in das umständliche, klang- und sangreiche Minnesangerwesen herüber.

1) **Jungfrau und Wächter.** Gar liebreich, doch auch zu umständlich.

2) **Der lustige Geselle.** Ist uns lieber als die vorhergehenden.

3) **Variation.** Macht hier zu großen Contrast: denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen Deutschen Balladenart.

4) **Beschluß.** Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter, wohldargestellter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied. (397.) Barbarisch-pedantisch, und doch nicht ohne poetisches Verdienst.

Herzog von Alba.

Wie er herein und hervor tritt, treten die andern zurück.

Gomez.

Gomez tritt vor. Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Auf's genauſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Gallerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Pallaſte beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! ab.

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles was ich von jeher an dir geſchätzt habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen, daß ich der Alte bin.

Antwort Mariä, auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigste von allen chriſt-katholiſchen Gedichten in dieſem Bande.

Stauffenberg und die Meerfeye. (407.) Recht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug vertheilt. Würde zu kurz ſcheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feierabend. (418.) In der Holzſchnittsart, ſo gut als man es nur wünſchen kann.

Mit dieſer Charakteriſirung aus dem Stegreif: denn wie könnte man ſie anders unternehmen? gedenken wir niemand vorzugreifen, denen am wenigſten, die durch wahrhaft lyriſchen Genuß und ächte Theilnahme einer ſich ausdehnenden Bruſt viel mehr von dieſen Gedichten faſſen werden, als in irgend einer lakoniſchen Beſtimmung des mehr oder minderen Bedeutens geleiſtet werden kann. Indeſſen ſey uns über den Werth des Ganzen noch folgendes zu ſagen vergönnt.

Dieſe Art Gedichte, die wir ſeit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob ſie gleich eigentlich weder vom Volk, noch fürs Volk gedichtet ſind, ſondern weil ſie ſo etwas Stämmiges, Tüchtiges in ſich haben und begreifen, daß der kern- und ſtammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behalt, ſich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte ſind ſo wahre Poeſie, als ſie irgend nur ſeyn kann; ſie haben einen unglaublichen Reiz, ſelbſt für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung ſtehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier iſt die Kunſt mit der Natur im Conflict, und eben dieſes Werden, dieſes wechſelſeitige Wirken, dieſes Streben, ſcheint ein Ziel zu ſuchen, und es hat ſein Ziel ſchon erreicht. Das wahre dichteriſche Genie wo es auftritt, iſt in ſich vollendet; mag ihm

Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunklen und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begränzten doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prose ein unverzeihliches Hinterstzuvörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteristik sind wir einer Classification ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleistet werden kann, wenn mehrere dergleichen, ächte, bedeutende Grundgesänge zusammengestellt sind. Wir können jedoch unsere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt in einander geflochten ist, daß sich erst ein Rathsel aufbaut, und sodann mehr oder weniger, und wenn man will, epigrammatisch auflöst. Das bekannte: Dein Schwert, wie ist's vom Blut so roth, Eduard, Eduard! Ist besonders im Originale das Höchste, was wir in dieser Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, so wie aus alten vorliegenden schon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu lassen; wobei wir denn freilich wünschten, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsangerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersanger, so wie vor allem Pfaffischen und Pedantischen höchlich hüten mögen.

Brächten sie uns noch einen zweiten Theil dieser Art Deutscher Lieder zusammen, so wären sie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meisten, Franzosen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiäner fast gar nicht, dieser Liederweise besitzen, auszusuchen, und sie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen selbst zu leistenden Uebersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Kritik, selbst im höheren Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt, so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht ist, völlig ächt, oder mehr und weniger restaurirt sey, von diesen Blattern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit seyn kann, und das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene, ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als in sofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher ans Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine

Geſchichte unſerer Poeſie und poetiſchen Cultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geiſtreich erhalten.

Berlin, bei **Unger**. Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen von Collin. 1802. 104 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafte Senſation, welche dieſes Stück bei ſeiner Erſcheinung erregte, iſt zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu ſpät ſeyn, noch ein ruhiges kritiſches Wort darüber auszuſprechen.

Der Verfaſſer hat bei der Wahl dieſes Gegenſtandes ſich ſehr vergriffen. Es iſt darin Stoff allenfalls zu einem Act, aber keineswegs zu fünfen, und dieſer eine Act iſt es, der dem Stücke Gunſt erweckt.

In dem erſten iſt Attilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beſchaftigt, die Lage der Sache und ſich ſelbſt zu expoſiren, jedoch weiß ſie ſich unſere Gunſt nicht zu verſchaffen.

Wer den Entſchluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen ſoll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anſchauung dieſer ungeheuren ſpecifiſchen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger ſelbſt für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und ſolche Geſinnungen ſind es, die den einzelnen edlen Römer charakteriſiren; ſo auch die Römerin. Wir ſind die Lucretien, und Clölien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden ſchon ſo gewohnt, daß uns eine Attilia kein Intereſſe abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau

ihren Mann für ſich und ihre Kinder aus der Gefangenſchaft zurückwünſcht. Indeſſen möchte das dem erſten Act hingehen, da von dem Colliſivfall, der nun ſogleich eintritt, noch nicht die Rede iſt.

Der zweite Act enthält nun den intereſſanten Punkt, wo Regulus mit dem Carthagiſchen Geſandten vor dem Senat erſcheint, die Auswechſelung der Gefangenen widerräth, ſich den Todesgöttern widmet und mit ſeinem älteſten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, ſich auf ächt Römiſche Weiſe unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Act fängt das Stück ſogleich an zu ſinken. Der Puniſche Geſandte erſcheint wirklich komiſch, indem er den Regulus durch kosmopolitiſche Argumente von ſeinem ſpecifiſchen Patriotismus zu heilen ſucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indeſſen der Zuſchauer gewiß überzeugt iſt, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel ſchöner iſt die Lage Coriolans, der ſeinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Act iſt ganz müßig. Der Conſul Metellus bringt erſt einen Senator höflich bei Seite, der ſich des Regulus annehmen will, ferner beſeitigt er einen ſtock-patriciſch geſinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl ſagen, abfahren, als dieſer ungeſtüm die Befreiung ſeines Vaters verlangt, und da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weiſe den Dolch auf den Conſul zuckt, welcher, wie man denken kann, unerſchüttert ſtehen bleibt, und den thörichten jungen Menſchen gelaſſen fortſchickt.

Der fünfte Act iſt die zweite Hälfte vom zweiten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke

wiederholt, welches den Regulus nicht fortlaſſen will, der, damit es ja an modern dringenden, dramatiſchen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durchs Stück wandelnden Dolchen zuckt, und ſich zu durchbohren droht.

Wollte man dieſes Sujet in Einem Act behandeln, in dem man auf geſchickte Weiſe den zweiten und fünften zuſammenſchmölze, ſo würde es ein Gewinn für die Bühne ſeyn: denn es iſt immer herzerhebend, einen Mann zu ſehen, der ſich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt ſich niemand leicht ein Bedenken macht, um ſeines beſondern Vortheils willen, das ſchönſte Ganze, wo nicht zu zerſtören, doch zu beſchädigen.

Hätte dieſer Gegenſtand unvermeidlich bearbeitet werden müſſen ſo hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier, zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleiſchte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für ſich und ihre Kinder, ſondern auch für ihre Nächſten, für Vettern und Gevattern, einen Patron zu befreien und aufzuſtellen im Sinne hatte, ſo würde ſie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgeſtalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große untheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieſes Rom als ein geſpaltenes, als ein den Patriciern hingegebenes als ein theilweiſe unterdrücktes, ſeine Hülfe forderndes Rom, in ſteigenden Situationen dargebracht hatte: ſo wäre doch ein augenblicklich wankender Entſchluß, ohne Nachtheil des Helden, zu bewirken geweſen. Anſtatt deſſen bringt der Verfaſſer dieſen wechſelſeitigen Haß der beiden Parteien als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verf. weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die Römische Geschichte wohlstudirt habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuern Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfasser zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Consul zuckt, durch ein geschichtliches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer schon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt, seine Klage zurück zu nehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieser Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so steht diese Anekdote gar wohl in einer Römischen Geschichte. Aber hier im Drama der junge Mensch, der gegen den Consul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den albernsten aller Streiche!

Wie die Einsicht des Verfassers in die Römische Geschichte, so sind auch seine geäußerten theils Römischen, theils allgemein menschlichen Gesinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas rechtliches, meist etwas richtiges; allein aus allen diesen einzelnen Theilen ist kein Ganzes entstanden.

So iſt uns auch noch nicht bei dieſer Beurtheilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden: denn man kann wohl ſagen, daß keine Charaktere in dem Stück ſind. Die Leute ſtehen wohl durch Zuſtände und Verhältniſſe von einander ab, und meinen auch einer anders als der andere, aber es iſt nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darſtelle. Da dieſes Stück übrigens Figuren hat, die den Schauſpielern zuſagen, ſo wird es wohl auf vielen Deutſchen Theatern gegeben werden, aber es wird ſich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publicum nicht zuſagt, das die ſchwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünſchen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieſer Form gegangen iſt, daß der Theil, der dramatiſch darſtellbar und wirkſam iſt, für das Deutſche Theater, das ohnehin auf ſein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar ſo, daß der Verfaſſer, oder ſonſt ein guter Kopf aus dem zweiten und fünften Acte ein Stück in Einem Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den Deutſchen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Dresden bei Gerlach. Ugolino Gherardesca, ein Trauerſpiel, herausgegeben von Böhlendorf. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erſtaunen ſetzt, ſo verehren die Menſchen eine ſolche Erſcheinung durch Anſchauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach ſeiner Fähigkeit; allein da ſie nicht

ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern, welches nicht zu läugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat: denn eben diese Enge, dieser Laconismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Dantischen Darstellung durch jede Art von Amplification verlieren mußte, so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhalt, und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes, bis zur letzten Hülfslosigkeit hervorzubringen weiß.

Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen, und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Herr B. war dagegen bei Conception seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich einbildete, daß man ein politisch historisches Stück erst ziemlich kalt anlegen, fortführen, und es zuletzt mit dem Ungeheuren enden könne.

Das schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwartiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallensteins Daseyn nicht geschrieben wären. In dem ersten Acte sehen wir statt des zweideutigen Piccolomini, einen sehr unzweideutigen Schelmen von Ghibellinischen Erzbischof, der

zwar nicht ohne Urſache, doch aber auf tückiſche und verruchte Weiſe den Guelfen Ugolino haßt; ihm iſt ein ſchwacher Legat des Papſtes zugeſellt, und der ganze erſte Act wird darauf verwendet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Acts erſcheint Ugolino auf dem Lande, von ſeiner Familie umgeben, ungefähr wie ein ſtiller Hausvater, deſſen Geburtstag man mit Verſen und Kränzen feiert. Sein älteſter Sohn kommt ſiegreich zurück, um die Familienſcene recht glücklich zu erhöhen. Man ſpürt zwar ſogleich einen Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrſchaft ſtrebt, der Sohn aber die ſogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben ſcheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeiſter von Piſa, um den auf dem Lande zaudernden, hypochondriſirenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entſtanden, wobei das Volk Ugolino's Palaſt verbrannt und geſchleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erſcheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeſchichte vorausſieht. Ugolino hat von dem Senatspalaſt Beſitz genommen und ſucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaßen verſchieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt ſich, indem er einen Halbfreund von ſich ſtößt, des beſten Schutzes gegen ſeinen heimlichen Erzfeind den Ghibellinen Ruggieri. Eine Scene zwiſchen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus dieſem Kreiſe kommen, endigt der dritte Act mit einer geſchmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino ſeine Geſundheit

Alba. So bald die Fürsten bey mir eingetreten sind, dann eile gleich, Egmonts Geheimschreiber gefangen zu nehmen. Du hast alle Anstalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet sind, zu fahen?

Silva. Vertrau' auf uns. Ihr Schicksal wird sie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß, pünctlich und schrecklich treffen.

Alba. Hast du sie genau beobachten lassen?

Silva. Alle: den Egmont vor andern. Er ist der einzige, der, seit du hier bist, sein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd' auf's andere, ladet Gäste, ist immer lustig und unterhaltend bey Tafel, würfelt, schießt und schleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pause in ihrer Lebensart gemacht; sie bleiben bey sich; vor ihrer Thüre sieht's aus als wenn ein Kranker im Hause wäre.

Alba. Drum rasch! eh' sie uns wider Willen genesen.

als Pisa's Fürst zu trinken erlaubt. Der freiheitsathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechendes Verhältniß zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zusammenzulesen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wahrsager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Geburtstagsscene wird etwas trauriger wiederholt, endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Acts treten auf einmal in diese prosaische Welt drei Schicksalsschwestern und parodiren die die Hexen des Macbeth. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfasser der Leitung Gerstenberg's mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hungerscene zerstückt und den Leser wechselsweise in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolino's Geist hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen geraden Sinn. Die Einleitung des tristen Ugolinischen Charakters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben erwähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch ins Unglück stürzt, daß er, Versöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe, einen wenig dissentirenden Freund verstößt, und sich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatisch interessant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieſes Stücks iſt gar nicht zu denken, um ſo weniger als es nicht durch theatraliſche Vorſtellung ſondern durch Lectüre Wallenſteins eigentlich entſtanden ſeyn mag.

Leipzig bei Sommer: Johann Friedrich, Kurfürſt zu Sachſen, ein Trauerſpiel 1804. 8.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Verfaſſer eines dramatiſchen Stückes vom Theater herunter, oder auf das Theater hinauf ſchreibe. Im erſten Falle ſteht er hinter den Couliſſen, iſt ſelbſt nicht gerührt, noch getäuſcht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuſchung hervorzubringen, und wird nach dem Maaß ſeines Talents, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leiſten. Im andern Falle hat er als Zuſchauer gewiſſe Wirkungen erfahren; er fühlt ſich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern ſeine paſſive Rolle mit einer activen vertauſchen, und indem er die ſchon vorhandenen Masken und Geſinnungen bei ſich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen ſucht, bringt er nur etwas Secundäres, nur den Schein eines Theaterſtücks hervor.

Ein ſolches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wallenſteiniſche Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefaß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier iſt auch ein unſchlüſſiger Held, der ſich aber doch, geſtärkt durch ſeinen Beichtvater, mehr auf den proteſtantiſchen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier iſt auch ein Verräther, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht,

eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüstung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bajardischen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallensteins Lager kommen. Ferner giebt es einige tückische Spanier, wie man sie schon mehr auf dem Deutschen Theater zu sehen gewohnt ist, und Carl der Fünfte zeigt sich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweideutigkeit des nachherigen Kurfürsten Moriz kann gar kein Interesse erregen.

Ungeachtet aller dieser fremden Elemente lies't man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatsachen, auf die der Verfasser in der Vorrede so großen Werth legt, etwas Unverwüstliches und Unverpfuschbares haben. Nicht weniger bringt die Phantasie aus der bekannten Geschichte eine Menge Bilder und Verhaltnisse hinzu, welche das Stück, wie es dasteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück — daß es kurz ist. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht lästig, weil sie uns nicht lange aufhalten; die Situationen, wenn gleich nicht kunstmäßig angelegt, gehen doch geschwind vorüber, und wenn sie an Nachahmung erinnern, so sind sie auch schon vorbei, indem sie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sey, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt seyn möchte.

Hadamar, in der neuen Gel. Buchhandlung: Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen, 1803. 107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; in wiefern er original sey, läßt sich schwer entscheiden: denn vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Voßens Luise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser recht gut, doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben, und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Classe mit allen andern gemein hat, Kaffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w. wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu sehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man sagen, er sey nur mit den Augen, und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Försters der Geliebte seiner Tochter einen Wolf schießt, und dadurch zur Versorgung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht, doch bleibt immer die Charakteristik der Behandlung zu schwach. Der Verfasser hätte durchaus bedenken sollen, daß es in der Familie des Försters Waldheim lebhafter und rascher zugehen müsse, als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig ist übrigens die Darstellung und Benutzung des felsigen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwei letzten Gesangen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Schritt, eine glückliche Darstellung dessen, was geschieht, nicht

zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verse sind ganz abscheulich. Der Verfasser, indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der innern Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wissenden sich besprochen. Was ihm von den Versen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu seyn.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich dann wohl jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Theil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Besondere; so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache etwas leisten kann: denn jetzt muß man den besten Willen haben, und eine Art von Sonntagskind seyn, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durchzusehen.

Mannheim in Commiſſion bei Schwan und Götz: Athenor, ein Gedicht in ſechzehn Geſängen. Neue verbeſſerte Ausgabe. 1804. VIII. übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Als wir dieſes Gedicht mit Sorgfalt zu leſen anfingen, uns durch den, jedem Geſange vorgeſetzten, Inhalt mit dem Ganzen und ſeinen Theilen bekannt zu machen und in der Ausführung ſelbſt vorwärts zu dringen ſuchten, haben wir eine ganz eigne Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie ſie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Incongruentes und alſo ſeiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen ſteht. Nach einigem Beſinnen erinnerten wir uns ſchon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palaſt des Prinzen Pallagonia beſuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern ausſtaffirt iſt, ſondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur ſorgfältig alle horizontalen und verticalen Linien vermieden ſind, ſo daß alles im Stehen zugleich einzuſtürzen ſcheint. Geſtärkt durch dieſe Reflexion wagten wir dem Helden Athenor nochmals ins Geſicht zu ſehen, fanden uns aber um nichts gebeſſert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zuſammen bringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wieland's poetiſche Schriften ſtückweiſe in eine Hexenpfanne neben einander ſetzte, und ſodann über einem gelinden Feuer ſo lange ſchmorte, bis Naturell, Geiſt, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenſchaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Maſſe mit einem Löffelſtiel einigermaßen durch einander zöge, und einen ſolchen Brei, der faſt für ein Caput mortuum

gelten kann, völlig erſtarren und erkalten ließe: ſo würde ungefähr ein Athenor entſtehen. Da jedoch der Fall von der Art iſt, daß wir nicht wiſſen können, ob unſere Empfindung bei dieſem Werk nicht vielleicht idioſynkratiſch ſey, ſo wünſchten wir, daß einer unſerer kritiſchen Collegen durch umſtändlichere Unterſuchung unſere Meinung zu beſtärken, oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzeſten und gerathenſten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek Deutſcher Art und Kunſt ſich angeſchafft hat, auch dieſem Athenor einen Platz gönne: denn es iſt doch auch kein geringer Genuß, wenn man ſich nach Belieben beim Aufſchlagen eines Buchs einen ſolchen äſthetiſchen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu dieſem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht ſeyn mag, ein für allemal herabſetzen.

---

1. Berlin bei Unger: Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, von ihr ſelbſt geſchrieben. 1806. 384 S. gr. 8.
2. Ebendaſelbſt: Melanie das Findelkind. 1804. 252 S. kl. 8.
3. Lübek, bei Bohn: Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht um dieſe drei Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir ſie hier zuſammen, ſondern weil ſie manches Lobenswürdige

gemein haben, und weil ſich auch an ihnen einiges gemeinſam zu tadeln finden wird. Sie ſind ſämmtlich mehr verſtändig als paſſionirt geſchrieben; keine heftigen Leidenſchaften werden dargeſtellt; die Verfaſſer wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, ſondern uns Perſonen und Begebenheiten vorſtellen, welche uns intereſſiren und auf eine angenehme Weiſe unterhalten. Die beiden erſten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel, alle ſind gut geſchrieben, und es herrſcht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Anſicht des Lebens.

1. Der Heldin dieſes Romans gebührt inſofern der Name einer ſchönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entſpringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieſes Werk lieber Bekenntniſſe einer Amazone überſchrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil dieſe Benennung charakteriſtiſcher wäre. Denn es zeigt ſich uns wirklich hier eine Männin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entſprungene Athene eine ſtrenge Erzjungfrau war und blieb, ſo zeigt ſich auch in dieſer Hirngeburt eines verſtändigen Mannes ein ſtrenges, obgleich nicht ungefälliges Weſen, eine Jungfrau, eine Virgo im beſten Sinne, die wir ſchätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, ſo kann man von dem Buche nicht Gutes genug ſagen. Das Ganze iſt durchaus tüchtig vernünftig und verſtändig zuſammenhangend; das Romaneske darin beſteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einſicht in die Welt und ihr Weſen; die Reflexionen ſind meiſtens tief, geiſtreich, überraſchend.

Hatte der Verfaſſer ſich den Charakter, den er ſchildern wollte, feſt vorgezeichnet, ſo hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug geſtellt, daß theils durch Uebereinſtimmung, theils durch Conflict eine ſolche Natur ſich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin iſt unbekannten Urſprungs, wird einem Geiſtlichen in der Franzöſiſchen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet iſt und mit ſeiner Schweſter lebt. Dieſe halb fremden und halb nahen Verhältniſſe, dieſe Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Perſonen zuſammen leben, iſt ſo glücklich gedacht, als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Geſetztheit entſtehen. Das Kleeblatt wird in eine Deutſche große Reſidenz verſetzt, und der Zögling wächſ't zum Frauenzimmer heran. Von der Muſik wird ſie abgeſchreckt, weil der Meiſter einen kriechenden ſchmeichleriſchen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art wie der Meiſter ihren Körper techniſch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die Franzöſiſche Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen ſich ihrer; von Shakſpeare will ſie nichts wiſſen. Eine ſtille Mildthätigkeit ſieht man gern in der Nachbarſchaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältniſſe zu Alten und Jungen ſind ſehr gut geſchildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höheren Abkunft zuſchreibt. Sie wird neugierig zu erfahren, woher ſie entſprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer ſolchen wird ihr abgeſchnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieſer Geſchichte, daß ein ſo romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leſer über dieſen Punkt aufgeklärt werden.

Was unſere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, iſt, daß ſie ungeachtet ihrer Selbſtſtändigkeit, ſich immer an Freundinnen anſchließt und ſich ihnen gleichſam ſubordinirt. Sie findet ſich mit Adelaiden zuſammen, einem von den Mädchen der neueren Deutſchen Zeit, die an Talente und an ein Romantiſches im Leben Anſprüche machen. Ein ſehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieſer Freundin kömmt an, die ganze kleine Frauenſocietät bewirbt ſich um ihn, ihm iſt keine Neigung einzuflößen, ſein Eigenthümliches bleibt verſchloſſen, doch erweckt er in beiden Freundinnen die Luſt an Italiäniſcher Poeſie. Sie werden hingeriſſen, und mit viel Glück iſt die Liebe durch das Element einer ſo liebevollen Dichtkunſt eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verſchloſſenen Jüngling nicht klug werden, bis ſich endlich zeigt, daß ihm Friedrich der Zweite als Idol vorſchwebt, und daß er keinen Wunſch hat als unter einer ſo großen Natur mit thätig zu ſeyn.

Der ſiebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, ſteht als ernſtes Bild innerhalb des weiblichen Kreiſes. Der junge Held und die Amazone nähern ſich auf eine würdige Art, erklären ſich wechſelſeitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft und ſcheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darſtellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwickelung ihrer Aeußerungen, die Folgen des Verluſtes ſind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs kehrt unſre Heldin zur Geſellſchaft zurück. Sie findet ſich da in einigem Mißverhältniß, weil ſie etwas Beſſeres beſeſſen. Adelaide, reich durch

Silva. Ich fülle sie. Auf deinen Befehl überhäufen wir sie mit dienstfertigen Ehren. Ihnen graut's; politisch geben sie uns einen ängstlichen Dank, fühlen, das räthlichste sey zu entfliehen. Keiner wagt einen Schritt, sie zaudern, können sich nicht vereinigen; und einzeln etwas kühnes zu thun, hält sie der Gemeingeist ab. Sie möchten gern sich jedem Verdachte entziehen, und machen sich immer verdächtiger. Schon seh' ich mit Freuden deinen ganzen Anschlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geschehene; und auch über das nicht leicht: denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen gibt. Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile bis die Fürsten kommen; dann gib Gomez die Ordre, die Straßen zu besetzen, und eile selbst, Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet sind. Ist es gethan; so

den Tod ihres Bruders, [illegible] vielen Bewerbungen ausgesetzt; ihre Gesinnungen bestimm[illegible] ihr Schicksal. Wie sie irrt, fehl greift und endet, ist flücht[illegible] aber sicher gezeichnet.

Nun wird unsre Freu[illegible] an einen kleinen Deutschen Hof zu einer jungen Prinz[illegible] berufen. Hier wird schon merklicher, wie sie ihre Indi[illegible]lität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten sucht. [illegible] entfernt sich von Tanz und Spiel, qualificirt sich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzessin durch Gesinnungen und Kenntnisse.

Das Hofwesen ist überhaupt sehr läßlich behandelt, und die Oberhofmeisterin mit wenigen Zügen lebhaft dargestellt.

Der Pflegevater stirbt, und die Prinzeß wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier sieht es schon nicht so heiter aus, als an dem ersten. Vater und Mutter sind beide bigott und abergläubisch, doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgiebt. Die Charaktere und Stellungen derselben gegeneinander zeigen von vieler Welt- und Menschenkenntniß des Verfassers. Der Ursprung des Mißklangs, der zwischen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin entsteht, ist wohl entwickelt. Eben so glücklich ist das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Uebereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber, bei fortschreitenden Verhältnissen, beide eingeklemmt werden.

Wir sehen hier einen kleinen Deutschen Hof, gerade nicht frazenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert.

Der Hofcapellan und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Luft bei einem

einſamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die Spaniſche Literatur geſellt ſich zur Italiäniſchen. Sie werden zur Betrachtung des Kunſtſchönen hingezogen. Sie ſuchen es ſich anzueignen. Es entſteht in der Seele der Erbprinzeſſin ein idealer Zuſtand, der ſich nicht mehr als billig gegen das Phantaſtiſche hinneigt. Der Winter ruft ſie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltſamer und roher Hand, entfernt der fürſtliche Vater die erſte Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzeſſin. Die Amazone und der Kammerherr ſollen dieß bewirken. Da aber jene eine höhere, dieſer eine niedere Anſicht hat, ſo verſtehen ſie ſich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fallt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige ſetzt ſich in Bewegung, und ſie entfernt ſich. Die Darſtellung dieſer ganzen letzten Epoche iſt beſonders gut gelungen.

Unſere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt ſich in ihrer Einſamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzeſſin nähert ſich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog ſtirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, ſchlägt eine Stelle als Oberhofmeiſterin aus, und entfernt ſich wieder. Das Mißverhältniß zwiſchen dem jungen Herzog und ſeiner Gemahlin wächſ't, und dieſe weiß einen Reiſeplan durchzuſetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reiſen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortſetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradore Invective gegen die Schweizer überraſcht. Nun geht es nach Italien, und hier hat der Verfaſſer den glücklichen Gedanken, bedeutende

wirkliche Menschen in Verhältniß zu seinen erdichteten Personen zu bringen; welches um so eher geschehen konnte, als er sich schon früher dieses Mittels bedient hatte, und überhaupt aus der Wirklichkeit nicht so weit hinausgeschritten war, daß er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Charakter und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch einmal leben und wirken sehen. Genuß und Betrachtung wechseln ab. Nation, Kunst und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundin macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reis't nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhaltniß zu Emigrirten, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begiebt sich auf einen Landsitz, und beschließt seine Bildung durch Deutsche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben, und auf Ueberraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auszöge wie wir es bei diesem gethan. Wenn wir aber versichern können, daß dieser zwar einfache, doch kunstreiche Canevas mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfasser belebt worden, so werden wir das Verlangen derer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen, und der Beistimmung solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch seyn kann, so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens

durchgeht, ſo erinnert man ſich wohl ſolcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, iſt: wie kann ein Frauenzimmer ſeinen Charakter, ſeine Individualität gegen die Umſtände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geiſt- und gefühlvolle Frau ſie durch ein Weib beantworten laſſen. Aber das gegenwartige Buch iſt nun einmal da. Die Madchen, die Frauen werden es leſen. Was werden ſie daraus nehmen? — Gar manches werden ſie daraus nehmen. — Wozu ſie es aber, nach Rec. Rath, nutzen könnten und vielleicht ſollten, wäre, ſich zu überzeugen, daß das Problem auf dieſe Weiſe nicht zu löſen iſt. Der Verfaſſer, um ſeine Amazone ſelbſtſtändig zu erhalten, muß ſie ohne Vater und Mutter entſpringen laſſen. Er kann ſie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf beſtimmt iſt, nur annahernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thatigkeit, zum Erlangen, zum Leiſten hinbringen. Sie iſt weder Tochter, noch Schweſter, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und ſo kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter vorausſehen. Da ſie denn aber doch zuletzt nicht allein ſeyn kann, ſich irgend wo anſchließen, und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrſchen muß, ſo läuft ihre ganze Exiſtenz auf eine Geſellſchaftsdame und Hofmeiſterin hinaus, auf ein Daſeyn, das ſich ein Frauenzimmer nicht leicht wünſchenswerth vorſtellen möchte.

Scheinen wir durch dieſe Betrachtungen ein Buch, das wir bisher geprieſen, gleichſam zu vernichten, ſo glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Jeder Menſch, das Weib ſo gut als der Mann, will

ſeine Individualität behaupten, und behauptet ſie auch zuletzt, nur jedes auf ſeine Weiſe. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wiſſen ſie ſelbſt am beſten, und wir brauchen ſie es nicht zu lehren. Es iſt aber immer angenehm und nützlich, und giebt zu den intereſſanteſten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen ſuchen würde, wenn ſie männlich geſinnt wäre. Wir empfehlen alſo dieſes Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen iſt; aber keineswegs, daß ſie daraus die Mittel lernen ſollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag ſich jede nach dieſem Bilde ſelbſt prüfen und examiniren; ſie mag mit ſich über die Mittel rathſchlagen, deren ſie ſich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und ſie wird ſich meiſt mit der Amazone in Widerſpruch finden, die eigentlich nicht als ein Muſter, ſondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn ſteht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) Melanie hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier iſt ein Findelkind; das Geheimniß ſeiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntſchaft des Leſers mit derſelben vorzüglich gerechnet iſt.

Charaktere und Begebenheiten ſind im guten Sinne romanhaft. Jene ſind immer in dem Zuſtande, in welchem ſich die wirklichen Menſchen ſelten befinden; dieſe ſind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zuſammengedrängt.

Das Dargeſtellte iſt ſich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände ſind wie aus der Ferne, mit einer Art von Reſpect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebuliſtiſch gezeichnet; dagegen die der mittleren und

unteren Stände ſcharf und ohne Neigung umriſſen ſind, oft überladen, ins Häßlichſte und Gemeinſte übergehend. Aus dieſer Behandlung entſteht ein Zwieſpalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Leſers.

Doch zeigt die Verfaſſerin im Ganzen genugſame Weltkenntniß, und man kann nicht läugnen, daß ihr die irdiſchen Dinge mitunter hinlänglich gegenwartig ſind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen anſprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beiſpiel giebt. Unter den mehr poetiſchen Figuren findet ſich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern ſieht; nur fehlt es ihr an dem Ingrediens von Geiſt, durch den ſich die erſte eigentlich bei uns einſchmeichelt.

Das Ganze iſt im Romanenſinne geſchickt genug aufgebaut und gefügt; die Expoſition prägnant und viel verſprechend; der Einſchritt gefallig; das Intereſſe nimmt zu, die Erwartung wird geſpannt und die Auflöſung überraſcht. Als Buch iſt es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal auslesen; und es wird jeden, der dieſe Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) Dümont verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk, auch nennt ihn die Verfaſſerin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren ſind mehr ideell als phantaſtiſch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengeſetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Geſtalten. Der Hauptfiguren ſind drei. Die Umgebung iſt nicht überhäuft und gut in Abſtufungen vertheilt. Von der Fabel läßt ſich ſo viel ſagen:

Ein Hof- und Weltmann, ſchon in gewiſſen Jahren, fühlt

Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt seine Hand an, ohne recht zu wissen, was sie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund ist, eines Bruders Glück zu befördern, für den allein sie bisher gelebt. Unglücklicherweise macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntschaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Arges darin, sich diesem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unschuld so weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an seinen Tod durch allerlei Künste auseinander halt. Bruder und Liebhaber verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf sie zu suchen.

Schade, daß dieses glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reis't zu ruhig, sie zieht fast nur Erkundigungen ein, und läßt sich die gehofften Freunde mehr von Schicksal und Zufall entgegen bringen, als daß sie solche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was sonst noch alles aus der Situation herfließt. Das ist aber leider nicht geschehen. Dem ungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neueren Bekanntschaften, recht gern, und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken

theils gemeinsam, theils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben, so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung aufs Leben, symbolisch dargestellt wird, so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter auch wohl Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen, und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Literatur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt, als in das Leben anderer Nationen, so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken, daß er, als eine Art von Poeten, keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsre Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Cultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt, so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethens natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als

andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt iſt, und wenigſtens eine Epoche derſelben ſymboliſch vorſtellen, ſo hätte doch der Verfaſſer zu ſeinem eigenen Vortheile ſicherer gehandelt, wenn er den geiſtigen Sinn der Werke ſeiner Zeit dargeſtellt und, wie die beſſeren ſelbſt thun, auf einen unendlichen Fortſchritt hingedeutet hätte, als daß er ſich an ein beſonderes Gedicht hält und dadurch den Widerſpruch aufreizt, da er am Schluſſe ſeines Werks jedermann befriedigen, und, wo es nöthig wäre, mit ſich verſöhnen ſollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfſchütteln bemerken können, daß die anmuthigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unſerer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, ſich als Anti-Naturphiloſophen ankündigen, und bei dieſer Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man ſich mit ſo einem Geſichtchen von Politik unterhalten?“ ſagte der Herzog Regent zu einer ſeiner Geliebten, indem er ſie vor den Spiegel führte; und ſo möchte man auch zu Adelaiden dieſes Romanes ſagen: ſollte man mit ſoviel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebensluſt an Philoſophie überhaupt, geſchweige an Naturphiloſophie, denken? Das Beſte bleibt dabei, daß ſie ſelbſt fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche ſie gegen Wilhelm Meiſter gefaßt, wollen wir derſelben weniger verargen; doch wünſchten wir, die Verfaſſerin hätte, anſtatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanenhelden ſelbſt, etwa mit ſeinem größer gewordenen Felix, auftreten laſſen, da ſich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfaſſerin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie iſt überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und ſtört ihren wohlwollenden Leſer

ohne Noth, wenn ſie unverſehens irgend ein Gänschen von Leſerin anredet, ſich einen abgeſchmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weiſe beantwortet.

Aber das Schlimmſte kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hof über Deutſche Literatur heftige Debatten entſtehen. Fürſtin Aurora iſt von der älteren Schule. Uz, Hagedorn, Kleiſt, Matthiſſon und Hölty werden ausſchließlich mit Enthuſiasmus genannt, wohl gar geſungen; wobei denn freilich ſcheint, daß die gute Fürſtin in einer gewiſſen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren, und ihre Muſikalien anzufriſchen. Zunachſt nehmen ältliche Damen unſern Wieland in Schutz, und leſen Teſtimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübſchen jungen Prinzeſſin, weil ſie ihn nicht fleißig ſtudirt, ſehr übel mitgeſpielt. Die Baroneſſe hingegen, ſeine Gönnerin, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeiſterin erklärt. — Den Decan des Deutſchen Parnaſſes könnte es denn doch wohl freuen, wenn er ſeinen großen Einfluß auf Beſetzung der erſten Hofſtellen vernähme.

Sollten denn aber geiſtreiche und talentvolle Frauen nicht auch geiſt- und talentvolle Freunde erwerben können, denen ſie ihre Manuſcripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöſcht würden, und nichts in einem ſolchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Weſen, den romantiſchen herzerhebenden Anſichten, der anmuthvollen Darſtellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften ſo reichlich beſitzen, ſich als ein läſtiges Gegengewicht anhängen dürfte.

komm' hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe diesen Abend vor dir stehn zu dürfen.

Alba geht nach seinem Sohne, der bisher in der Gallerie gestanden.

Silva. Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals; und entschieden ist's. ab.

Alba mit seinem Sohn Ferdinand hervortretend.

Alba. Wie fand'st du die Stadt?

Ferdinand. Es hat sich alles gegeben. Ich ritt als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen hal-

Almanach für Theater und Theater-Freunde, auf das Jahr 1807, von August Wilhelm Iffland.

Herr Friedrich Nicolai — denn dieser unermüdliche Greis zeigt sich auch als Mitarbeiter dieses Almanachs thätig — läßt sich S. 48 also vernehmen: „Ich habe den Hamlet von Brockmann und Schröder spielen sehen, von beiden meisterhaft und nur in den finstern Nuancen verschieden. Durch solche lebendige Vorstellungen schaut man heller in die Tiefen von Hamlet's Charakter, als durch alle Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler herunter, so viel Verdienst sie auch haben, welches ich ihnen keinesweges absprechen will."

Wollten wir dem Beispiel dieses trefflichen Mannes folgen, so würde unsre Recension sehr kurz und zwar folgendermaßen ausfallen.

Könnten wir die beiden liebenswürdigen Künstlerinnen, Friederike Bethmann und Louise Fleck auf dem Berliner Theater nur in einigen Vorstellungen sehen und uns auch an dem gegenwärtigen Spiel des trefflichen Iffland wenige Abende erfreuen: so wollten wir die zwölf Kupfer und diesen ganzen Almanach, dem wir übrigens sein Verdienst nicht absprechen, gern entbehren, besonders wenn wir unsern Genuß mit jungen hoffnungsvollen Schauspielern theilen könnten; denn diese würden an so unschätzbaren lebendigen Darstellungen weit mehr lernen; sie würden sich das Rechte der Kunst weit reiner eindrücken; sie würden zu dem Wahren und Schönen weit lebhafter entzündet werden, als es hier durch mehr oder weniger kümmerliche Nachbildungen, Raisonnements, Aphorismen und Anekdoten geschehen kann.

Allein wir sind billiger und versichern vor allen Dingen,

daß dieſer Almanach, wie er iſt, in die Hände aller Schauſpieler und aller Theaterfreunde Deutſchlands, d. h. alſo doch wohl der größten Mehrzahl gebildeter Perſonen zu gelangen verdient; verdient, daß das Publicum eine Unternehmung begünſtige, die von Jahr zu Jahr bedeutender, erfreulicher und nützlicher werden kann.

Dabei iſt es aber wohl der Sache gemäß und wird dem Herausgeber gewiß angenehm ſeyn, wenn man einige Erinnerungen hinzufügt, welche den Zweck der Verbeſſerung und Veredlung dieſer Arbeit herbeiführen können.

Zuvörderſt alſo bleibe unverhohlen, daß wir die Portraite beider Frauenzimmer ſehr angenehm und, in ſofern wir ſie beurtheilen können, ſehr ähnlich finden; nicht ſo glücklich ſind die ganzen Figuren der Thekla und Phädra, welche eher als faltentragende Gliederpuppen anzuſehen ſind. Die ſechs Kupfer, welche Herrn Iffland dreimal als Franz Moor und dreimal als Geheimerath im Hausfreunde vorſtellen, haben eben ſo wenig unſern Beifall, nur aus einer andern Urſache, die wir hier kürzlich andeuten, indem wir die Erklärung gedachter Kupfer und den dritten Aufſatz S. 50 über Darſtellung boshafter und intriganter Charakter auf der Bühne, zuſammennehmen.

Daß Herr Iffland in ſeiner Jugend die Rolle des Franz Moor zuerſt auf dem deutſchen Theater geſpielt, ja man kann ſagen geſchaffen, gereicht ihm zur Ehre, um ſo mehr als der Verfaſſer ſelbſt in ſpäterer Zeit von jenen Darſtellungen mit Enthuſiasmus ſprach. Daß Herr Iffland in der Folge, da mit dem Lauf der Jahre ſeine Geſtalt ein würdiges Anſehn erlangte, dieſe Rolle fortſpielte und ſie nach ſeiner Perſönlichkeit modificirte, auch das iſt dankenswerth: denn jeder wird ſich mit Bewunderung an die Art erinnern, wie ſich der weiſe

Künſtler bei dieſer Gelegenheit aus der Sache zieht. Daß man ferner dieſe Individualität in einem ihr nicht mehr ganz angemeſſenen Charakter in Kupfer ſteche und für künftige Zeiten bewahre iſt löblich, und für einen Geſchichtſchreiber des deutſchen Theaters höchſt intereſſant.

Wenn man aber Abhandlungen über Abhandlungen ſchreibt, um zu zeigen, daß Franz Moor ſo geſpielt werden müſſe, ſo kann man ſich keineswegs den Beifall des eigentlichen Theaterfreundes verſprechen. Soll jene erſte Exploſion des Schiller'ſchen Genie's noch ferner auf den deutſchen Theatern ihre vulcaniſchen Wirkungen leiſten, ſo laſſe man dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren und muntere die Schauſpieler nicht auf, einzelne Theile gegen den Sinn des Verfaſſers zu behandeln. Denn was einem Iffland erlaubt iſt, iſt nicht jedem erlaubt; was ihm gelingt, gelingt nicht jedem.

Denn eigentlich wird jene rohe Großheit, die uns in dem Schiller'ſchen Stücke in Erſtaunen ſetzt, nur dadurch erträglich, daß die Charakter im Gleichgewicht ſtehen. Nimmt man aber aus der Gruppe ſo vieler fratzenhaft gezeichneten und grell gemalten Figuren die Hauptfigur, deren Bildung und Colorit alles andere gleichſam überſchreit, bedächtig heraus, entkleidet ſie von ihrer phyſiſchen Häßlichkeit, vertuſcht ihre moraliſche Abſcheulichkeit: ſo fällt der Verdruß, der Haß auf die übrigen Figuren, die neben jener als Halbgötter erſcheinen ſollen; das Kunſtwerk iſt in ſeinem tiefſten Leben verletzt, die gräßliche Einſtimmung verloren und das was uns Schauder erregen ſollte, erregt nur Ekel.

Auch was die Figur ſelbſt betrifft, was gewinnt man dabei? Gereicht's dem Teufel zum Vortheil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt, ja zum Ueberfluß ihn etwa engliſirt? Dem Auge, das nach Charakter ſpaht, erſcheint er

nunmehr als ein armer Teufel. So gewinnt man auch bei einer ſolchen Behandlung des Franz Moor nur das, daß endlich ein würdiger Hundsfott fertig wird, den ein ehrlicher Mann ohne Schande ſpielen kann.

Den Hausfreund haben wir nicht aufführen ſehen; doch dünkt uns, der Charakter und die Situationen in denen er erſcheint, ſind für die bildende Kunſt keineswegs geeignet.

Gottlieb Hiller's Gedichte und Selbſtbiographie. Erſter Theil 1805.

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entſchiedenen, mannichfaltigen Charakters, ohne ausgebildetes Talent, erfreuten, ſo finden wir hier, in umgekehrtem Sinne, ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Charakter. Jede friſche Quelle, die aus dem Gebirg hervorſprudelt, jeder urſprüngliche Waſſerfall, der ärmere wie der reichere, hat ſeinen beſondern Charakter; ſo auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit ergötzen. Aber hier ſieht man nur das Theil eines breiten Waſſers, das ins Meer geht, einen ſchmalen Arm halb verſandet wie ſeine Geſellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum ſollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der ſchwächſten Seite, von der poetiſchen her, betrachten? Beſeitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch ſchon in Hiller's Paſſe ſteht, und halten uns an die Perſon. Denn wie man ſich ſonſt gegen den Menſchen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poeſien liefert, ſo muß man es hier der Poeſie recht lebhaft verdanken, daß ſie uns mit einem wackern Menſchen bekannt macht.

Geboren in einem engen, ja einem niedern Kreiſe, zeichnet er ſich aus durch techniſche Fähigkeit, ruhiges redliches Anſchauen der Gegenwart, durch manches Talent das ſich auf Wort und Rede bezieht, durch praktiſchen Sinn, ein tiefes ſittliches Gefühl, durch ein à plomb auf ſich ſelbſt, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug von mehr als Einer Seite als eine muſterhafte Natur. Die Anmuth, womit er ſeine Perſönlichkeit, ſein Talent, ſeine Fortſchritte gewahr wird, iſt durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewiſſen aller Gebildeten auf, ob ſie ſich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle ſo viel Maßigkeit des Selbſtgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze ſeiner Geſichtsbildung, die dem Bändchen vorgeheftet iſt, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radirt, kann als höchſt intereſſant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die ſilenenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale mit denen Sokrates verglichen wird; und wir läugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menſchen, wie ihn ſeine Lebensbeſchreibung, ſeine Gedichte darſtellen, etwas Sokratiſches zu finden glauben. Der Gerad- und Rechtſinn, das derbe, tüchtige Halten auf einer verſtändigen Gegenwart, die Unbeſtechlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Lehrhaftiges ohne ſchulmeiſterlich zu ſeyn, und was ſich jeder ſelbſt aus dem Büchelchen entwickeln mag, dem dieſe Aeußerung nicht ganz parador vorkommt, entſchuldigen wenigſtens dieſe Anſicht.

Kommt Hillern aber dieß alles als Menſchen zu ſtatten, ſo verliert er dagegen gerade hierdurch nur deſto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige ſich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelſtundenlang getroſt in die ſchönen Augen ſieht, ſo ſoll

er deßhalb nicht geſcholten, ſondern glücklich geprieſen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte ſich ganz anders in der Nähe der Majeſtät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnet, die mit der ruhigen Perſönlichkeit eines Monarchen ſich einem Privatmann gegenüber ſtellt. Ein einziger Blick aus ſolchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre ſo viel aufgeregt worden, daß ſein ganzes Leben ſich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die ſich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu ſich heraufzogen; ſo bewundert man, ſo erfreut man ſich an der Humanität im beſten Sinne des Wortes, die ſich durchaus im nördlichen Deutſchland verbreitet hat. Eine gewiſſe Cultur die vom Herzen ausgeht, iſt daſelbſt einheimiſch wie vielleicht nirgends; er ſelbſt iſt ein Kind, eine Ausgeburt dieſer Cultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn, unbewußt was man eigentlich ſagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigſtens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu gut kommt, ohne daß man begreift, wie ſie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verſchloſſenſten Zimmer genau den Zuſtand der äußern Luft an.

Wie dieſer auf alle Fälle bedeutende Menſch in Köthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poeſie geleiſtet, wird ein jeder Deutſcher aus der Selbſtbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es iſt eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, ſondern die man ſelbſt kennen ſollte.

Erfuhr nun aber unſer Poet eine verdiente und wünſchenswerthe Aufnahme in der Hauptſtadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünſchen Urſache hat, ſo muß man doch bedauern, daß ihm manche ſeiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß ſie, indem ſeine Productionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichſam der künftigen Zeit widmeten, hofften und verſprachen, daß es nun jetzt erſt recht angehen ſollte, und daß ihr einmal geſtempelter, und ſogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter ſich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keinesweges im Geiſte des Widerſpruchs, ſondern aus wahrem Antheil an dieſem bedeutenden Menſchen, erklären wir uns hier für das Gegentheil, und ſprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Beſſeres machen werde, als er ſchon geliefert hat. Wir ſagen dieſes mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch, nur immer das was ſeinem Talent gemäß iſt, hervorbringt und wieder hervorbringt, und die falſchen Hoffnungen ſeiner Freunde nicht realiſirt, ſo beſchämt er ſie und wird verlaſſen, ja vernichtet, ohne um ein Haar ſchlimmer zu ſeyn, als jetzt. Dann, ehe man ſich's verſieht, iſt er, ohne ſeine Schuld, verſchollen und hat nicht einmal ſich zu einer bürgerlichen Exiſtenz herangebracht, innerhalb welcher er ſich über einen verlornen Ruhm tröſten könnte.

Wir ſind in Deutſchland ſehr verſtändig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Beſonderes zum Vorſchein kommt, ſo wiſſen wir gar nicht, was wir damit anfangen ſollen und der Verſtand wird albern und der gute Wille ſchädlich. Es ließen ſich höchſt traurige, ja tragiſche Beiſpiele anführen, wie vorzügliche

Menſchen aus einem niedern Zuſtande durch verwundernde, bethuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück gerathen ſind, bloß darum weil man nur halb that, was zu thun war. Ware es doch beſſer die Schiffbruchigen verſinken zu laſſen, als ſie ans Ufer ſchleppen, um ſie dort der Kalte, dem Hunger und allen tödtlichen Unbilden preis zu geben.

Leider ſehen wir uns in der eigentlichen deutſchen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir dieſen beſondern Mann unterbringen könnten; aber unſre Einbildungskraft ſpiegelt uns in der Höhe und Ferne zwei Zuſtande vor, in welchen unſer Günſtling ein gemaßes, ſeinem Weſen behagliches Leben fuhren würde, wenn ſie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber vielleicht einigen unſerer Leſer dadurch Unmuth erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch ſchatzten, daß wir ihn dem Sokrates verglichen, ſo können wir unſer Wort deßwegen nicht ganz zurücknehmen, aber wir wollen es mildern, indem wir ſagen, daß eine ſolche Erſcheinung der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbeſtechlichkeit, wenn ſie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am liebſten mit etwas Lacherlichem und Fratzenhaftem begleitet aufgenommen wird.

Führte alſo der gute Genius unſern jungen Mann ſo, daß er eine Art von Till werden könnte, ſo wäre er geborgen. Sokrates-Till läßt ſich vielleicht recht gut verdeutſcht für Sokrates-Mänomenos ſetzen. Iſt auch unſer Candidat für dieſen Poſten vielleicht ein wenig zu zahm, ſo finden ſich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich iſt. Und wie er ſich bisher gezeigt, fehlt ihm keins der Erforderniſſe zu einem ernſt-luſtigen Rath.

Seine Geburt, ſein Herankommen, ſein Stand, ſeine

Beschäftigung, sein Wesen, seine Neigungen stehn ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefuge eingreifen, oder sich zu einer Stelle im Adreßkalender qualificiren sollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Scholle zueignen, ware unerlaubt, selbst wenn er aus Irrthum zu einem solchen festen und sicher scheinenden Besitz einige Neigung fühlte. Er ist eine Art von Hurone, der eben deßwegen und nur in sofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nöthig ist. Er sieht die Verhältnisse recht gut, und wenn er auf seinen Reisen als ein Meteor glücklich in alle Kreise eindringt; so muß er freilich für gute Bewirthung und reichliche Pränumeration dankbar seyn. Doch wenn seine Wirthe und Wirthinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, so schenkt er ihnen nichts, und hat gewisse platte Behandlungen ohne Bosheit in seiner Biographie recht lebhaft dargestellt.

Man denke sich ihn als einen armen beifalls- und hülfsbedurftigen Teufel, der als Pilgrim dem Halberstadter Parnasse entgegentritt, um daselbst in einer Dichtergilde aufgenommen zu werden; man denke sich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der deutschen Reimkunst mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht anhört und sogleich, von frischem Herzen, aus dem Stegreife, Vater Gleimen ins Gesicht sagt, was Deutschland schon seit dreißig Jahren weiß, was aber so viel gesellige Verehrer und so viel fuß- und bauchfallige Clienten des einflußreichen Mannes einander nur fromm ins Ohr sagten, daß Vater Gleim sehr schlechte Verse mache: so muß man denn doch bekennen, hier sey Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieses öffentliche Geheimniß dem alten verstockten Sünder ans Herz legen und dem ganzen Volke buchstablich verkünden sollte, sey kein gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein ſolcher auf ſich geſtellter, rückſichtsloſer Menſch, indem er aus dem Staube hervortritt, von einer glänzenden und mannichfaltigen Welt ſich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort alles nur nach ſeiner eigenen Norm empfindet und aufnimmt, der ſollte doch wohl geeignet ſeyn, eine Stelle zu bekleiden, die ſonſt an Höfen nicht leicht ausgeben konnte, und die in unſrer Nachbarſchaft, ſelbſt ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbeſetzt blieb.

Wer erinnert ſich nicht eines Gundling, Taubmann, Morgenſtern, Pöllnitz, d'Argens, Zeilius und mancher andern, welche mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrſcher und dem Hofe zum Plaſtron dienten, und ſich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

ten die Furche so angespannt, daß sie sich nicht zu lispeln unterſteht. Die Stadt ſieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte ſchlüpft.

Alba. Iſt dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen, Pferde zuzureiten; wir werden ſie bald brauchen!“ rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiederſehn, ſagte er, und komme auf euer Verlangen, mit euch zu rathſchlagen.

Alba. Er wird dich wiederſehn.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am beſten. Es ſcheint, wir werden Freunde ſeyn.

Alba. Du biſt noch immer zu ſchnell und wenig behutſam; immer erkenn' ich in dir den Leichtſinn deiner Mutter, der mir ſie unbedingt

Fernere s

über

Deutſche Literatur.

Literarischer Sansculottismus.

1795.

In dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir, unsrerseits, tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Product aufnahmen: denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht auch dessen Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Ansehen eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unsrer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menschen in ein roheres Zeitalter sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn diese Zeilen in dem was wir zu sagen haben, ob es gleich auch schon oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsere Schriftsteller, auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Manner im Stillen walten.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich classisch prosaischen Werken

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FM. 03768/132

und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf, um mit einem Riesenschritte über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisiret, daß man sie wohl schwerlich aus seinen Carricaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für classisch halt, und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrnen Prätensionen eines Thersiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Ferne sey es von uns, den übelgedachten und übelgeschriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unsre Leser jene Blatter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Bessern zu drangen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sansculottismus zu beurtheilen und zu bestrafen wissen. Nur weniges werde dieser rohen Zudringlichkeit entgegengestellt.

Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden fur eine unerlaßliche Pflicht halt, wird die Ausdrucke: classischer Autor, classisches Werk, höchst selten gebrauchen. Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glucklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Große, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stacke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fahig

fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang, anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammenhalt, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwalzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten.

Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den

Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsre Lage wie sie war und ist; man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten; so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammen fanden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien, genöthigt, um ohne Anleitung seine eigenen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet was man machen kann, immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge, gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, sich nach außen umzusehen zwingt und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer

allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höhern Classen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen als Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiednen Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklarten Ueberzeugung! So ist es zum Beispiel nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsres Wieland's, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Correcturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers, die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geschichte der Ausbildung unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, wie sie sich in ihren Werken zeigt, dem Publicum vorzulegen. Wollten sie selbst, so wenig wir an Confessionen Ansprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meisten beigetragen haben, und dasjenige was ihr am stärksten entgegen gestanden, bekannt machen, so würde der Nutzen, den sie gestiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeschickte Tadler am wenigsten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem

Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wenn und sie es schuldig als ihren Vorgangern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablassigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen, sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dammerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufallig, erweitern zu helfen. Viel zu spat kommt der Halb-Kritiker, der uns mit seinem Lampchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen und wir werden die Laden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr uble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jedermann gut schreibt. Man braucht nicht weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzahlung, einen reinen Aufsatz uber diesen oder jenen Gegenstand zu finden. Unsre kritischen Blatter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben sie nicht oft eines ubereinstimmenden guten Styls! Die Sachkenntniß erweitert sich beim Deutschen mehr und mehr, und die Uebersicht wird klarer. Eine wurdige Philosophie macht ihn, trotz allem Widerstand schwankender Meinungen, mit seinen Geistieskraften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derselben. Die vielen Beispiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemuhungen so mancher Manner setzen den Jüngling fruher in Stand, das was er von außen aufgenommen und in sich ausgebildet hat, dem Gegenstande gemaß, mit Klarheit und Anmuth darzustellen. So sieht ein heiterer billiger Deutscher die

Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publicum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschliessen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lassig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten.

in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich der Anschein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildsam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin, und welchen Theil ich dir daran geben möchte.

Ferdinand. Erinnert mich, und schont mich nicht, wo ihr es nöthig haltet.

Alba nach einer Pause. Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürsten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es ist nicht Mißtrauen, daß ich dir erst jetzt entdecke, was geschehen soll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.

Ferdinand. Was sinnst du?

Ueber das Lehrgedicht.

Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufuge. Dieses begreift jedermann welcher bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend seyn, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deßhalb sie sich denn bald der einen, bald der andern nahert, auch mehr oder weniger dichterischen Werth haben kann; aber sie ist, so wie die beschreibende, die scheltende Poesie, immer eine Ab- und Nebenart die in einer wahren Aesthetik zwischen Dicht- und Rede-Kunst vorgetragen werden sollte. Der eigne Werth der didaktischen Poesie d. h. eines lehrreichen mit rhythmischem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energisch vorgetragnen Kunstwerkes wird deßhalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkversen der altern Pädagogen bis zu dem Besten was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem naher und billig Betrachtenden daher fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sey; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen auch irgend ein Capitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben. Die Engländer haben sehr preiswürdige Arbeiten dieser Art; sie schmeicheln sich in Scherz und Ernst erst ein bei der Menge und bringen sodann in aufklarenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wissen muß, um das Gedicht verstehen zu können. Und nun hatte der ästhetisch sittlich historisch unterrichtende Lehrer ein gar schönes Feld, in diesem Capitel Ordnung zu machen, indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichsten Gedichte dieser Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts sondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetischen Werthes zu ordnen und klar zu machen suchte.

Eigentlich sollte man sie aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauslassen, aber denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gehört hatten, als ein besonderes Collegium, vielleicht publice, vortragen. Auch hier würde das wahre Verständniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen, denn gar mancher würde begreifen, wie schwer es sey, ein Werk aus Wissen und Einbildungskraft zusammenzuweben: zwei einander entgegengesetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geschehen könne, wäre seine Pflicht den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen gesichert, jeder in seiner Art, ein Gleiches zu bewerkstelligen suchen könnten.

Unter den vielfachen Weisen und Arten eine solche Vermittelung zu bewirken, ist der gute Humor die sicherste, und würde, wenn der reine Humor nicht so selten wäre, auch für die bequemste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wohl denken als die Geognosie zu einem didaktischen Gedicht und zwar einem ganz imaginativen auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

Ueber epiſche und dramatiſche Dichtung.

Der Epiker und Dramatiker ſind beide den allgemeinen poetiſchen Geſetzen unterworfen, beſonders dem Geſetze der Einheit und dem Geſetze der Entfaltung; ferner behandeln ſie beide ähnliche Gegenſtände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer weſentlicher Unterſchied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker ſie als vollkommen gegenwärtig darſtellt. Wollte man das Detail der Geſetze, wonach beide zu handeln haben, aus der Natur des Menſchen herleiten, ſo müßte man ſich einen Rhapſoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit ſeinem ruhig horchenden, dieſen mit ſeinem ungeduldig ſchauenden und hörenden Kreiſe umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht ſchwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von dieſen beiden Dichtarten am meiſten frommt, welche Gegenſtände jede vorzüglich wählen, welcher Motive ſie ſich vorzüglich bedienen wird; ich ſage vorzüglich: denn, wie ich ſchon zu Anfang bemerkte, ganz ausſchließlich kann ſich keine etwas anmaßen.

Die Gegenſtände des Epos und der Tragödie ſollten rein menſchlich, bedeutend und pathetiſch ſeyn: die Perſonen ſtehen am beſten auf einem gewiſſen Grade der Cultur, wo die Selbſtthätigkeit noch auf ſich allein angewieſen iſt, wo man nicht moraliſch, politiſch, mechaniſch, ſondern perſönlich wirkt.

Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor; das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menschen, und die Handlungen der achten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten, oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige was vor der Epoche des Gedichtes geschehen ist, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipiren; beide Arten braucht der epische, so wie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen.

Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beiden gemein:

1) die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgiebt. In dieser steht der Dramatiker meist auf Einem Punkte fest; der Epiker bewegt sich freier in einem größern Local; zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne.

Dieſe bringt der epiſche Dichter, der ſich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichniſſe näher, deren ſich der Dramatiker ſparſamer bedient.

2) Die ſittliche iſt beiden ganz gemein, und wird am glücklichſten in ihrer phyſiologiſchen und pathologiſchen Einfalt dargeſtellt.

3) Die Welt der Phantaſien, Ahnungen, Erſcheinungen, Zufälle und Schickſale. Dieſe ſteht beiden offen, nur verſteht ſich, daß ſie an die ſinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine beſondere Schwierigkeit entſteht, weil wir für die Wundergeſchöpfe, Götter, Wahrſager und Orakel der Alten, ſo ſehr es zu wünſchen wäre, nicht leicht Erſatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapſode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiſer Mann erſcheinen, der in ruhiger Beſonnenheit das Geſchehene überſieht; ſein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit ſie ihm gern und lange zuhören; er wird das Intereſſe egal vertheilen, weil er nicht im Stande iſt, einen allzulebhaften Eindruck geſchwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die ſich ihre Bilder ſelbſt hervorbringt, und der es auf einen gewiſſen Grad gleichgültig iſt, was für welche ſie aufruft. Der Rhapſode ſollte als ein höheres Weſen in ſeinem Gedicht nicht ſelbſt erſcheinen: er läſe hinter einem Vorhange am allerbeſten, ſo daß man von aller Perſönlichkeit abſtrahirte und nur die Stimme der Muſen im allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen iſt gerade in dem entgegengeſetzten Fall: er ſtellt ſich als ein beſtimmtes Individuum dar; er

will daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Theil nehme; daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten theile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächern vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechts wegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben; er darf sich nicht zum Nachdenken erheben; er muß leidenschaftlich folgen; seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht; man darf keine Ansprüche an sie machen; und selbst was erzählt wird muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Wirkungen in Deutschland

in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Poesie. Frische Lust am unbedeutenden Daseyn und Ausdruck derselben.

Lust an etwas Höherem drückt sich durch Behandlung ausländischer Gegenstände aus.

Einwirkung dieser Dichtungsart, dem Mittelstand gemäß, auf den sie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von französischer Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es etwas der Art gebe. Ihre ganze Poesie beschränkt sich auf die alten Kirchenlieder, deren Wörtliches ihnen heilig ist.

Breite der Mittelclasse.

Cultur der Mittelclasse.

Die sämmtliche Geistlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Collegien, die Aerzte, Professoren und Schullehrer, alle sind aus dieser Classe; dieß giebt ihr ein ungeheures Uebergewicht.

Doch weil jeder Einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, so mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zustände dargestellt wissen.

Rabener erhebt sich mit einer gewissen Klarheit über diese Zustände und stellt sie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu seiner Zeit hervorbrachte, weil jeder der ihn las, sich klüger dünkte als sonst, und weil die

besten Menschen selbst ein bißchen Mißreden und Hernaterſetzen ihrer Brüder immer gern leiden mögen.

Rabener selbst war über diese seine Wirkung nicht dunkel: denn er wußte wohl, daß jedermann gern die sogenannten Narren lächerlich gemacht sieht, ohne daran zu denken, daß eben eine solche Menschenader auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leſer traf, als Rabener, nachdem er manchen Narren geschildert und recenſirt, eine leere Seite laßt und den Leſer erſucht mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen; auf der Rückſeite aber hinzufügt: er wolle wetten, daß nicht leicht jemanden eingefallen ſey, ſich ſelbſt hineinzuſetzen.

Wenn man in dieſem Sinne Rabener's Satyre lieſ't, ſo wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Claſſe wozu er gehörte, erhoben geweſen; ja man wird ihn noch mehr ſchätzen lernen, wenn man ſieht, daß er dieſe neckende Heiterkeit, dieſe gutmüthige Verhöhnung der irdiſchen Dinge auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weiſe durchführen können. Hiervon zeugen ſeine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden ſchrieb, in welchem er ſein Haus mit beinah allem was drinn enthalten war, ſeine Manuſcripte und mar[illegible] ſonſt Liebe und Angenehme verlor. Immer tractirt er [illegible] auch als etwas Gemeines und erfreut ſich, wie in den glücklichſten Tagen, an Albernheiten, Beſchränktheiten, Widerſprüchen und Ungereimtheiten, die bei ſolchen Fällen niemals fehlen können.

Er iſt nie aus dem Kreiſe, zu dem er ſelbſt gehörte, gegangen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten ſeines Gleichen dargeſtellt, und die höhern Stande ganz unberührt gelaſſen.

Deutsche Sprache und Verwandtes.

Deutsche Sprache.

Einige jüngere Kunstgenossen welche den ersten Aufsatz des zweiten Heftes von Kunst und Alterthum gelesen, und daselbst die alterthümelnde, christelnde Kunst nicht zum besten behandelt fanden, erwehrten sich nicht der Frage: ob denn die Weimarischen Kunstfreunde, im Jahre 1797, als der Klosterbruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der deutschen Kunst mißbilligt? worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen dieses Bekenntniß keineswegs gleichgültig auf, sondern wollten es für eine Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die strebenden Künstler, besonders die mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um so schädlich einschleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verschiedenes erwiedern. Es sey nämlich in allen solchen Fällen ein eben so gefahrlich als unnützes Unternehmen, verneinend, abrathend, widerstrebend zu Werke zu gehen; denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen, und auf diesem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sey es schwer, ja fast unmöglich sie zu überzeugen, daß hieraus für sie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden entstehen werde. Man habe daher dieser Epoche stillschweigend

Alba. Es ist beschlossen, sie festzuhalten — Du erstaunst! Was du zu thun hast, höre; die Ursachen sollst du wissen, wenn es geschehn ist. Jetzt bleibt keine Zeit, sie auszulegen. Mit dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein starkes Band hält uns zusammengefesselt; du bist mir werth und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarsten Diener zu hinterlassen; dich mit dem besten was ich habe auszustatten, daß du dich nicht schämen dürfest, unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich nicht dir für diese Liebe schuldig, die du mir allein zuwendest, indem ein ganzes Reich vor dir zittert.

Alba. Nun höre, was zu thun ist. Sobald die Fürsten eingetreten sind, wird jeder

zugesehen, wie sich denn auch der Gang derselben nur nach und nach entwickelt. Unthatig sey man aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung anzudeuten gesucht. Hievon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die siebenjahrige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert, oder worauf sie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunsttrieb verspatet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen von dem Strome selbst hinab gezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt kam die neuste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben einiges mißfallig seyn könnte, ohne daß man sich deßhalb öffentlich zu erklären Lust und Befugniß habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwurfe nachschicke, so entschlossen wir uns über deutsche Sprache und über den Fug und Unfug welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämmtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 8ten Bandes der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden der einer Nation

zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles was und wie er es gesagt unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren und sagen nur so viel von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sey, sondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dieß mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Carl Ruckstuhl, im Canton Luzern, von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jünglinge herangewachsen, bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sey, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Canton-Schule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unseres Welttheils wieder gefahrdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preußische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern; daselbst hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

Wir wünschen daß er fortfahren möge seine Ueberzeugungen

dem Publicum mitzutheilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt die in diesem Fache wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vielen Deutschen gelesen und beherzigt werden sollte, so wünschen wir bald einen einzelnen Abdruck derselben, von dem wir uns die beste Wirkung versprechen.

Einer freieren Weltansicht, die der Deutsche sich zu verkümmern auf dem Weg ist, würde ferner sehr zu Statten kommen, wenn ein junger geistreicher Gelehrter das wahrhaft poetische Verdienst zu würdigen unternahme, welches deutsche Dichter in der lateinischen Sprache seit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutsche sich treu bleibt und wenn er auch mit fremden Zungen spricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernahme der Uebersetzer des ersten, Herr Passow, diese verdienstliche Arbeit. Zugleich würde er beachten wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als Lateinisch die Weltsprache war, in ihr gedichtet und sich auf eine Weise unter einander verständigt, die uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in seiner Muttersprache oft eben so dichtet als wenn es eine fremde ware. Dieses ist aber also zu verstehen: wenn eine gewisse Epoche hindurch in einer Sprache viel geschrieben und in derselben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis

menſchlicher Gefühle und Schickſale durchgearbeitet worden, ſo iſt der Zeitgehalt erſchöpft und die Sprache zugleich, ſo daß nun jedes mäßige Talent ſich der vorliegenden Ausdrücke als gegebner Phraſen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literargeſchichte, ſo wie durch die Welthiſtorie, ſchleichen oftmals kleine, geringſcheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltſamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufſatz willkommen ſeyn, der uns vor Augen ſtellte wie ſeit vierzig Jahren geiſt- und klangreiche Menſchen, ſowohl franzöſiſchen als italiäniſchen Opern, deutſche Texte untergelegt und ſich dadurch um Sprache und Muſik großes, unbeachtetes Verdienſt erworben. Unſer lyriſches Theater hat ſich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geſchwungen; wir haben die vorzüglichſten Productionen des franzöſiſchen lyriſchen Drama's auf unſern Bühnen geſehen, die italiäniſchen Opern ſind uns nicht fremd geblieben, deutſche Singſtücke, von deutſchen Meiſtern componirt, vergnügen den Geiſt, erheben das Gemüth ſeit vielen Jahren. Geſchmack und Einſicht verbreiteten ſich dadurch über die ganze Maſſe des Publicums und für die lyriſche Poeſie überhaupt wuchs, von Jahr zu Jahr, der unſchätzbare Vortheil, daß ſie immer ſingbarer wurde ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöſe, patriotiſche, geſellige, leidenſchaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unſere ernſte charakteriſtiſche Muſik fand Gelegenheit zu tauſendfaltiger Anwendung ihrer unerſchöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es ausſprechen, daß zu allem dieſem der gänzlich verſchollene Schauſpieldirector Marchand den erſten Anlaß gab, indem er das neckiſche

Milchmädchen mit den tapfischen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmuthigen Ungeheuer aus Frankreich herüber brachte, durch ansprechende Musik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten spendete: denn von jener Zeit an läßt sich die Geschichte der deutschen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht giebt ein Mitarbeiter der Musikalischen Zeitung, der sich dieser Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hievon eine gedrängte Uebersicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres thun konnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eignem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser, die Zeit wird kommen wo der Deutsche wieder fragt, auf welchen Wegen es seinen Vorfahren wohl gelungen die Sprache auf den hohen Grad von Selbstständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen, vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und

Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämmtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Muttersprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höheren Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweis't sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekummern aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fuhlen welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten

welche der Schriftſteller vermeidet, ſie jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläßt.

Aber.
Gewiſſermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Faſt.
Unmaßgeblich.
Wenigſtens.
Ich glaube.
Mich daucht.
Ich läugne nicht.
Wahrſcheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einſicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einſchränkung geſprochen.
Ich werde nicht irren.
Es ſchwebt mir ſo vor.

Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte ſagen.
Man könnte ſagen.
Wie man zu ſagen pflegt.
Warum ſoll ich nicht geſtehen.
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weiſe zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonſt.
Ich ſage nicht zu viel.
Wie man mir geſagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich iſt.
Wie man ſich leicht vorſtellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu ſagen.
Erlauben Sie.
Man verzeihe mir.
Aufrichtig geſprochen.
Ohne Umſchweife geſagt.
Geradezu.
Das Kind bei ſeinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorstehende Sammlung, die sowohl zu scherzhaften als ernsten Betrachtungen Anlaß geben kann, entstand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kraftige entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phrasen in den mündlichen oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewissermaßen einen heftigen Krieg machte. Dieß gab Gelegenheit naher zu bedenken, woher diese höflichen, verbittenden, allen Widerspruch des Hörers und Lesers sogleich beseitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zahlen. Möge diese Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt seyn, weil in der gegenwartigen Zeit jeder Schriftsteller zu sehr von seiner Meinung überzeugt ist, als daß er von solchen demüthigen Phrasen Gebrauch machen sollte.

Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker.

Reichliche des Tadels.

A.

abandonnée.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.

bafoué.
bête.
bétise.
bouffissure.
bourgeois.
boursouflure.
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.

cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.

déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.

échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.

Zugang zum Pallaste besetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verdächtigsten gefangen zu nehmen. Du hältst die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen besetze diese Zimmer hier neben mit den sichersten Leuten; dann warte auf der Gallerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß sein Auftrag ausgerichtet ist. Dann bleib' im Vorsaale bis Oranien weggeht, folg' ihm; ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu sagen hätte. Am Ende der Gallerie fordre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre schnell den gefährlichsten Mann; und ich fasse Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum erstenmal mit schwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es ist der erste große Tag, den du erlebst.

ennuyeux.
énorme.
entortillé.
éphémères.
épluché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
faux.
forcé.
fou.
fourre.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gaucherie.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbécille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi.

L.

laquais.
leger.
lésine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.
noirceur.
non-soin.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
rédondance.
rétréci.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.

vague.
vide.
vexé.
vielleri
volumineux.

Marge Beugniſſe des Lobs.

A.

animé.
applaudie.

B.

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

goût.
grace.
gracieux.
grave.

I.

invention.
justesse.

L.

léger.
légèreté.
libre.

N.

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S.

spirituel.

V.

verve.

Worte ſind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten wo iſt's hin?
Und was iſt's denn was wir haben? —
Nun, wir ſprechen! Raſch im Fliehen
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Einſicht und Charakter des Menſchen offenbart ſich am deutlichſten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er was ihm fremd blieb, weſſen er bedarf; und ſo bezeichnet, unbewußt, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zuſtand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch ſo iſt es mit Nationen, ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuſtänden gemäß bleiben. Griechiſche und römiſche Terminologie dieſes Faches beſitzen wir, neuere Kritik zu beurtheilen gebe Vorſtehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Menſch ſo auch die Nation ruht auf dem alt-Vorhandenen, Ausländiſchen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbſtgeleiſteten; aber nur inſofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und verſteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernſt und Vorurtheil am Alterthum und man muß ihm mit Parallel-Stellen aus Horaz beweiſen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakſpeare's freier Geiſt der Nation gewährt, iſt nicht auszuſprechen. Die Franzoſen haben, durch Einführung mißverſtandener alter Lehren und durch nette Convenienz ihre Poeſie dergeſtalt beſchränkt, daß ſie

zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgiebt die Nibelungen der Ilias gleich zu stellen.

Die günstige Meinung die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrath Uwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke: Nonnos von Panopolis, der Dichter; St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: „Die Wiedergeburt der Alterthums-Wissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland statt finden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken; und deßwegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit daß ein Jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist."

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkaltenden Sprach-Patriotismus

weit erhoben, gleich einem Meiſter der Tonkunſt jedesmal die Regiſter ſeiner wohlausgeſtatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblickes ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutſchen dieſe zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte ſich dankbar einprägen, und geiſtreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, ſich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Urtheilsworte französischer Kritiker.

Unter dieser Rubrik hatte ich vorstehendes Verzeichniß im dritten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4. Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er thut dieß jedoch mit so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Correspondent des wahren Freisinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Geschichte deutlich machen, wenn ich erzahle wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefalligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche

und reiche Personen in Deutschland, um sie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigensten Leben der Pariser Cirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderot's: die Klosterfrau, Jacob der Fatalist u. s. w. nach und nach, in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunst hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer Productionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimmischen Correspondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sey, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene sämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu sondern und alphabetisch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernst, und so blieben sie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmische Correspondenz in öffentlichem Druck erschien, las ich solche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn aufs neue überzeugen konnte, daß der Tadel

bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie, geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminösen Werk zu finden seyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im Allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten ist es längst bekannt, daß bei Verbesserung alter Manuscripte manchmal bemerkt wird, daß solche dictirt worden und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu seyn Ursache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beispiele anführen: denn da ich, von jeher an das Dictiren gewöhnt, oft auch ungebildeten, oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten Personen dictirt, so ist mir daraus ein besonderes Uebel zugewachsen. Vorzüglich geschah es, wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände, denen ich nur Zwischenstunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte dictirte, solche aber nicht sogleich durchsehen konnte. Wenn ich sie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, so muß ich die wunderlichsten und unverständlichsten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines solchen Abracadabra zu entziffern, lese ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn, und spreche das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ergiebt.

An den Hörfehlern aber ist der Dictirende gar oft selbst schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften vorgelesen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tik, die Eigennamen der Personen,

Silva tritt herein.

Ein Bothe von Antwerpen. Hier iſt Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bothe?

Silva. Nein, mir ſagt's das Herz.

Alba. Aus dir ſpricht mein böſer Genius. Nachdem er den Brief geleſen, winkt er beyden, und ſie ziehen ſich in die Gallerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile. Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verſchiebt er, ſich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dießmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu ſeyn! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Zeigers, und ein großes Werk iſt gethan oder verſäumt, unwiederbringlich verſäumt: denn es iſt weder nachzuholen noch zu verheimlichen. Längſt hatt' ich alles reiflich abgewogen, und mir auch dieſen Fall gedacht, mir feſtgeſetzt, was auch in dieſem Falle zu thun ſey; und jetzt, da es zu thun iſt, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir auf's neue durch die

Länder und Städte undeutlich auszusprechen. Wir lernen es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meist so richtig seyn, weil der Dictirende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist so vielen aufmerksamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu bedachtem Fehler bei. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schulstudien hat, kommt in den Fall alle lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Dictiren der Fall vor, daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person, oder eines gewünschten guten Bissens einfügt.

Hör-Fehler.

Anſtatt	lies
Veritten	Pyriten.
Schon Hundert	John Hunter.
Daß ſie die älteſte	das Idealſte.
und Damen	und Ammen.
gnädigſt	zunächſt.
Lehmgrube	Löwengrube (Daniels).
die ſie ſchätzt	die Sujets.
Küchenſeite	Kirchenſeite.
Kuchenfreund	Tugendfreund.
Reſidenz	Evidenz.
ſehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtſamkeit.

geſchlungenen	geſchwungenen.
Unbildung	Umbildung.
einſeitigen Leſern	einſichtigen Leſern.
Mädchen	Mährchen.
leidig	leidlich.
Unform	Uniform.
Lob	Leib.
Zeuge	Zunge.
Geſürſtete	gefürchtete.
Ermüdung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Vermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlhabig.
Trojaniſche Säule	Trajaniſche Säule.

Verwandlung französischer Worte im Ohr und Sinn der deutschen Menge.

Anstatt	lies
Imbubß (Einbuße)	Impost.
Rückruthen	Recruten.
reine führen	renoviren.
Inspectrum	Inspector.

Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) . Ver — ruf.

Ueber diese Mängel hat niemand mehr Ursache nachzudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren sollen, gar oft stumpfe, nachlässige Correctoren, besonders bei Entfernung des Verfassers vom Druckort, unzählige Fehler stehen lassen, die oft erst am Ende eines zweiten und dritten Bandes angezeigt werden.

Ist man nun beim Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönem, prachtigem Druck als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien, Ehre und Freude setzen; so wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel, durch gemeinsame Bemühung

der Schreib- und Drucklustigen, entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meisten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherren beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger seyn; die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser, wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushangebogen censiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherren über diese, sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblattern sich selbst aussprechen und über das was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer näheren Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben.

Der Pfingstmontag,

Lustspiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, sagt der Verfasser, spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in seinen Abstufungen, eine besondere National-Charakteristik darbietet." Dabei drängte sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht abläugnen, daß jene, so eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannichfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient und bei welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die rüßliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinsten Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein, mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung ins Epische, und, damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbei zu leiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin; gar vielem was sie mißbilligt mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend. Lissel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorsam, theilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbruh, Feuerspritzenmacher und

kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend und als Mechanicus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige gemachliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirath strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Carricatur eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Medicíner Docterand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Cultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klarl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel ergeben. Rein und schön wie Lisel, an auffallend würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Glaßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Charakters. Barbel, Nachbarin; rohste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Brod, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Magdesnatur, heiter und artig; mit der Frau im Wiederstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Glaßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hiebei ist unsere Hauptabsicht, denen die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene, über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe schilt ihre Tochter Lissel sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein spazieren. Kaum ist Lissel von ihnen befreit, so erklärt sich daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen [illegible] tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu seyn und nicht in einer unglücklichen Pension an der lothringer Gränze, wo sie weder deutsch noch französisch gelernt. Christinet kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Lissel vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte schwulstige Rede bleibt den guten Mädchen unverständlich, sie legen sich's gar wunderlich aus. Eben so versteht er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang kokettiren soll. Endlich werden sie einig; Lissel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen sogleich

ab, daß ſie einen Spaziergang vorhaben und droht ſie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Liſpeley leiche werden ſie ihn los. Chriſtinel entfernt ſich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Roſine treten auf, ſie quälen Liſſeln mit einer nahen Heirath, ohne den Brautigam zu nennen, und da ſie mit ihnen zu ſpazieren gleichfalls ablehnt, gehen ſie weiter. Chriſtinel tritt zu Liſſel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß ſie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freundin aber behauptet, es ſey der Wolfgang gemeint. Chriſtinel bleibt allein und es ergiebt ſich, daß ſie auf Reinholden ſelbſt Abſicht habe. Dieſer und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen ſich zur ſchlichten Proſe, damit das Mädchen ſie verſtehe. Sie gebraucht nun die Liſt erſt von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert ſich befremdet, und ſie ſagt ihnen keck und kühn ins Geſicht der Gegenſtand ſey Liſſel. Reinhold, über den Verrath ſeines Freundes aufgebracht, entfernt ſich, Wolfgang ihm nach, Chriſtinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch ſie den Platz verlaſſen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklart ſich, daß Wolfgang in Klarchen verliebt ſey, jetzt nur gegen ſie zurückhaltend, weil er die Einwilligung ſeiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Liſſel zu verheirathen wünſchten, erſt durch Vorſprache bedeutender Gönner müſſe zu erlangen bemüht ſeyn.

Zweiter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Brod legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die ſtrenge haushalteriſche Knauſerei zeigt ſich an dieſer, an jener eine hübſche, reine Magdhaftigkeit. Brod bleibt allein und ſpricht mit wenigen Worten das

Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antaſtlich zu ſcharmiren; das Mädchen, neckiſch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Brod ſchickt ſich an ihn wieder herzuſtellen, und im Geſpräch wird verplaudert, daß Liſſel den Reinhold heirathen werde. Er ſelbſt ſcheint Abſicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er ſeine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt ſich an als liebend und leidend. Nie iſt eine volle, herzliche, auf das Verdienſt des Geliebten gegründete Leidenſchaft ſchöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröſtet ſie im Allgemeinen und räth ihr die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweiſen. Der Licentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zuſtand durch ein Kopfweh entſchuldigt, iſt er mit Recepten freigebig; noch freigebiger mit Katzengeſchichten, als die Mutter, um ſeine Fragen abzulehnen, vorgiebt: es ſey der Tochter eine geliebte Katze geſtorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Liſſels Heirath kommt zur Sprache, Gläßler und Chriſtinel treten auf, jener iſt herzlich und heftig verliebt in Klärl und erhebt ihr Verdienſt faſt ausſchließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gab' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umſtändlich ausführt und deßhalb von Gläßlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er ſich als Hageſtolzen bekennt, doppelt aber als Klärl und Chriſtinel eintreten und er umſtändlich erzählt wie ihn die Mädchen myſtificirt. Gläßlers treubürgerliche Liebe bricht wieder lakoniſch unſchätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar ſolche

Seele ſchwankt. — Iſt's räthlich, die andern zu fangen, wenn Er mir entgeht? — Schieb' ich es auf, und laß' Egmont mit den Seinigen, mit ſo vielen entſchlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen ſind. So zwingt dich das Geſchick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie ſchön der Plan! Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entſcheidens biſt du zwiſchen zwey Übel geſtellt; wie in einen Loostopf greifſt du in die dunkle Zukunft; was du faſſeſt iſt noch zugerollt, dir unbewußt, ſey's Treffer oder Fehler! Er wird aufmerkſam, wie einer der etwas hört, und tritt an's Fenſter. Er iſt es! — Egmont! Trug dich dein Pferd ſo leicht herein, und ſcheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiſte mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig' ab! — So biſt du mit dem einen Fuß im Grab'! und ſo mit beyden! — Ja ſtreicht' es nur, und klopfe für ſeinen muthigen Dienſt zum letztenmale den Nacken ihm — Und mir bleibt keine

Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sey. Gläßlers Colmarischer Patriotismus äußert sich eben so derb und tüchtig wie seine Liebe; er fragt: ob sie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gläßlern nach Colmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thaler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einladt, überall herumzukutschiren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Klarl nur lakonisch und begiebt sich, ein Uebelseyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gläßlern: daß ihre Tochter sich um Wolfgang grame. Gläßler antwortet: es sey ihm ganz recht: denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler allein, druckt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört, Klarl sey krank, fragt er leidenschaftlich: warum man Wolfgang nicht hole? Dabei ergiebt sich, daß dieser nicht untreu sey und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müsse. Der Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrüh's Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei

Frau Rosinen, daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durchs Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schilpert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wuth sich schreibe! Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserei hat keine Gränzen, sie droht ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft geschildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Lissel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen eilen sie zu sehen ob der Abendtisch gut gedeckt und bestellt sey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäste. Beim Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen sie auf die Medicin. Mehlbrüh bekennt seinen Glauben an Sympathie und an einen Mischmasch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Physiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und dessen Bewohner, schätzt sein Glück hier zu heirathen, sich anzusiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entschiedene Leidenschaft Klärchen's zu seinem Freund entdeckt. Die beiden

Liebhaber schildern und loben ihre Mädchen wechselseitig, und begeben sich zum Abendessen. Bärbel und Christinel treten auf und mustern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäste, denen sie auf das schlimmste mitspielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorsatz Reinholden, wenn er vom Essen weggehen werde, überfallen zu lassen. In diesem Sinne entfernt sie sich. Der Licentiat tritt auf, und da er seine Absichten auf Lissel immer noch durchzusetzen gedenkt, ist ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falsche Wechsel geschmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrüh's Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, sie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm sey und beschließen, daß beide Familien sich vor ihm in Acht nehmen sollen, bis der Handel aufgeklärt ist. (Starkhans Wohnung.) Er und Lissel kommen. Der Vater giebt ihr scherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geschenk bestimme? Nachdem er sie lange hingehalten löst er endlich das Räthsel und sagt: es sey ein Mann! Lissel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiters gelten. Für sich allein drückt sie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt, auch diese spricht von einem Manne; es erklärt sich aber bald, daß Wolfgang gemeint sey. Von diesem will Lissel ein für allemal nichts wissen. Mutter und Tochter verzürnen sich. Starkhans tritt in den Lärm herein, und da er etwas zu tief ins Glas geguckt, wird die Sache nicht besser. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen sich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen sich. Der Licentiat kommt in schmutzigen und elenden Umständen, geführt von Gläßler

Christinel und Bryd. Er ist denen von Barbeln angestellten Aufpassern in die Hände gerathen, doch, da sie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich schon Nacht ist, kommt zu Starkhans, offen zu erklären: daß Wolfgang in eine Heirath mit Lissel nicht einstimme, und da im Verlauf des Gesprächs das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien sich die Väter aufs heftigste; sodann machen es die beiden Mütter nicht besser, und Frau Rosine zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden wird klar. (Mehlbrüh's Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistrats-Person ihrem Wolfgang sowohl als seiner Geliebten, durch Lob und Theilnahme bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erstenmal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze aber höchst liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Gläßlers und Christinels durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Gläßler und dessen Geliebte haben sich um ihn, bei dem Unfall von gestern Abend, sehr verdient gemacht, er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heirathen abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dorthe treten höchst vergnügt auf.

Reinhold ist aller Schuld entbunden, der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans ist angekommen. Dieser Senator von Bremen und Doctor Juris hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entschiedenen Juristen und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinholds um Lisel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert singt er ein sehnsüchtiges Lied in hochdeutscher Sprache; Wolfgang preist gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit; Starkhans feiert, im Elsasser Dialect das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die in ungeschicktem Buchstabiren sich verwirrend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäuerisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Annamey. Heiter aufgeregt durch so viel Anmuthiges giebt Mehlbrüh endlich seine Einwilligung in die Heirath Glaßlers und Christinels; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister, als Brautführer, an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumensträußen entgegen und so ist Pfingstmontag, der Starkhansischen Eheleute silberne

Hochzeit, und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichsten Motive sprechen, und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst bemerklich machen, daß dem Verfasser eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe. Er überschreibt sein Stück: der Pfingstmontag und beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische, die vier ersten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erst, als Entwicklung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte, und vom fünften Auftritte des letzten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfasser hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrscheinlich um den Freunden der drei Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Sylbenmaaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Cäsur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sey. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektskreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, so wie directes, redliches Lob, directe, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lust Häuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hause ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutsche Bücherſprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist; Reinhold aber einige Floskeln und

Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lisel ist das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht und beim Ausdruck der edelsten Gefühle den Elsasser Dialekt nicht verläugnend, begünstigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben so zeichnen sich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlbrüh, beschränkt und affectirt, giebt die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft aufs deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; deßwegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemein-Tägliche dathut, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen

Naturmenschen zu finden und nachzubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Lissels Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärls Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes; die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Lissels, Seite 132: **diß macht merr nix, do geh i mit!** stehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten: qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unsere, vielleicht durch Erinnerung, bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit, so fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg, dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freie, freche, unbändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. **Sebastian Brand** und **Geiler von Keisersberg** sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Barbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren, lästern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menschen wird seine Individualität, aus der er nicht heraus kann, sein beschränkter Zustand aufgemutzt, seine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und so war' es denn, nach wie vor, das alte Narrenschiff, die Narrendiligence, die ewig hin und wieder fahrt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Gestellten, ohne besser oder anders zu seyn, sich nur mehr zusammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten ausschließen, sondern, indem sie sich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vortheil so gut als möglich besorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der sogenannte Egoismus, über die Welt sich verbreitet, den ein jeder von seiner Seite glaubt bekämpfen zu müssen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen selbst in den Rockfalten trage. Und sodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei dessen Gebrauch wir einander mehr schmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher ist dieses Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beschäftigen, um zu seiner künftigen Verbreitung das Unsrige beizutragen. Schon aus dem was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen, daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichsten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberschauen eines Zustandes den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dieß alles war nöthig um eine solche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Ausführung und Vollendung sey, davon kann der wohl das beste Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunst sich befliſſen; und so sagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeschaltetes Flickwort zu finden sey.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicher Weise war

Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweytenmal sich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva treten eilig herein.

Ihr thut was ich befahl: ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehn will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht hast. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geschick das große Verdienst, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. Zu Silva. Eile! Zu Ferdinand. Geh' ihm entgegen. Alba bleibt einige Augenblicke allein, dann geht schweigend auf und ab.

Egmont tritt auf.

Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen; zu hören, welchen Dienst er von unserer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünscht vor allen Dingen euern Rath zu hören.

es zu jener Zeit, seinen Haupttheilen nach, schon fertig; worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt sich zu nennen, am besten belehren kann. Es ward 1816 zum Besten der Armen der, in den Kriegsvorfallen des vorhergegangenen Jahres, bei Straßburg abgebrannten Dörfer, so wie der Straßburger Armen-Arbeitsschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutschen Lesewelt, da es ohnehin als ein versiegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer zweiten Ausgabe schreiten, so würde dabei folgendes zu beobachten räthlich seyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unserer Anleitung, sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollte man sie zum Schlusse alphabetisch wiederbringen, so würden die Paar Blätter auch wohl angewendet seyn.

Durch alles das was wir vorgetragen, glauben wir zuerst diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idioti kons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Basel bis Mainz, dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen, und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Inwiefern es übrigens

auch in die Hände der in Mittel- und Nieder-Deutschland hausenden Literaturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten; wenigstens haben ihm Hebel's allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfasser des Pfingstmontags ist Herr Arnold, Professor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines älteren Zustandes, der später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig sind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigenthums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist; die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstücklung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Cultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht

befreunden. Zugleich iſt eine gewiſſe Beſonnenheit dort zu Hauſe, die ſchnell den Standpunkt erkennt und feſthält, der gegen Liſt und Gewalt ſich am beſten vertheidigen läßt. Unſere Entwicklung des Pfingſtmontags iſt in Straßburg abgedruckt und alſo ſchon der erſten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unſer überrheiniſches Luſt- und Sitten-Spiel eine freundlichſte Aufnahme, man verſtand es leicht und vergnügte ſich an Sprach- und Stamm-Verwandtſchaft: denn hier glaubte man das lebendigſte Zeugniß zu ſehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Urſprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutſchland machen ſich Geſellſchaften gebildeter Perſonen, obgleich mit einiger Mühe, das Geſchäft, dieſem Werke ſein Verdienſt abzugewinnen, gefördert durch Hebel's Gedichte, welche man längſt gern und ſchon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig-möglichen, geiſtigen Sprachverbindung der Deutſchen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu ſo viel Wunderlichen ſchweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß: die Deutſchen ſollten ihre verſchiedenen Zungen durcheinander miſchen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die ſeltſamſte Sprachmengerei! zu Verderbniß des guten ſondernden Geſchmackes nicht allein, ſondern auch zum innerlichſten Zerſtören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was ſoll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutraliſiren will?

Alle Sprachverſchiedenheit ruht auf der Mannichfaltigkeit der Organe, und dieſe hängen wieder von mannichfaltiger

Totalität menſchlicher Organiſation ab, die ſich weder im Einzelnen noch im Ganzen verläugnen kann; ſodann entſcheiden Jugendeindrücke, Zuſammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denk-Werkzeuge. Laſſen wir alſo geſondert was die Natur geſondert hat, verknüpfen aber dasjenige was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander ſteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu ſchwächen in Geiſt und Liebe.

Die heiligen drei Könige.

Manuscript, lateinisch,

aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung ist an einen Bischof und sein Capitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drei Könige seyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient sey noch manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberliefern, sich daselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles nun sey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier aufmerksam; diese stellen auf dem höchsten Berge Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger Einbruch geschahe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jacob und ein Scepter aus Israel aufkommen. Ein Held solle geboren

werden die ganze Welt zu überwinden und zu beherrſchen. Hierüber freute ſich Jung und Alt, da ſie ſeit langer Zeit keinen auslangenden Fürſten gehabt. Nun wird die Anſtalt auf dem Berge Vaus aſtronomiſch und bedeutend, tüchtige Männer werden beſoldet die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie ſie einen ſeltſamen Stern erſehen, ſolches durch verabredete Zeichen verkündigen ſollten; wozu ſie denn freilich die beſte Gelegenheit hatten, indem, bei der öſtlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmoſphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der weſtlicher, an tiefer gelegenen Orten, unſichtbar bleiben mußte. Eine ſo ernſtlich gegründete Anſtalt hat ſich bis in ſpätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Vaus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangeſehen und aufgenommen. Hier zeigt ſich nun der Urſprung unſerer ſchriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchſten blühte, Fürſten, Freiherren und Edelleute, Ordensgeiſtliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zuſammenfloſſen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geſchlechte Vaus reiſ't nach Acco und bringt die koſtbarſten Schätze mit. Unter andern eine goldne mit Steinen beſetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäiſchen Buchſtaben und ein Stern zu ſehen, in Geſtalt und Gleichniß wie er den drei Königen erſchien. Dieſes Diadem ſoll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallſucht und erfriſchte hinfällige Geiſter. Nachher kam ſie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieſer Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher

aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen drei Könige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco ins Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und anderen Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denselben durch Patriarchen und Propheten; inzwischen freilich die Astronomen des Berges Vaus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erbarmt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint; ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt sie kümmerlich auf; zum anmuthigsten beschrieben; Christus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern ist aufgegangen und über dem Berge Vaus unbeweglich stehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja sie überleuchtend mit wundersam beweglichen, bald da bald dorthin schießenden Strahlen und von andern seltsamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Nubien u. s. w., wie seine Reiche beschrieben werden. Balthaser, König der zweiten Indien, von Godolien und Saba und wie seine Reiche sämmtlich aufgezählt sind. Caspar, König der dritten Indien, Herr von Tarsus und der großen Insel Egrosculla, wo gegenwartig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen

auf sonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus: ohne Speis' und Trank kommen sie und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthaser und auch endlich Caspar gelangen, jeder von seiner Seite, an den Calvarienberg; ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf, sie finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bei Jerusalem halten sie für räthlich beim König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren seyn. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zusammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke bedeutet, durch die Könige die Erstlinge der Heiden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Aermsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen und diese werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich aufs prächtigste, der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazar-ähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehn, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beschreibung des Kindes, der Mutter und

ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geschenke. Melchior Gold, Balthaser Weihrauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen beim Absteigen sogleich in die Hand fielen: denn auf Kameelen und Dromedaren führen sie granzenlose Schatze mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexander's, den der Beherrscher des Morgenlandes gehauft, inbegriffen alle Schatze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen seiner Allherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber blas't ihn an und er zerstiebt in die Luft.

Die Audienz ist geendigt und die frommen, bisher strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen zum erstenmal. Sie werden im Traum von der Rückreise zu Herodes abgemahnt, sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur dreizehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf der Rückreise brauchten sie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demselben dem Christkind eine Capelle, bestimmen dabei ihre Graber und vertheilen sich nach den drei Reichen.

Indessen, gleich nach dem Abzug dieser edlen Gaste, begiebt sich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die, in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen, indischen Schatze wieder zur Sprache; werden aber, durch eine kluge Wendung des Erzahlers, so ins Enge gezogen, daß sie

in dem Futterſack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei maleriſcher Vorſtellung der hohen Flüchtigen niemals vergeſſen wird. Der Aufenthalt in Aegypten giebt Gelegenheit zu anmuthigen Geſchichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balſam und ſonſtige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Chriſti Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt; umſtändlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien ſendet. Dieſer gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußerſten Oſten, predigt das Evangelium, zerſtört den Götzendienſt; die heiligen drei Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, beſuchen ihn; mit großem Ergötzen empfangt er ſie, erzählt Chriſti Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erſtlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Seulla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht ſeine drei Könige zu Erzbiſchöfen. Weil ſie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenſchaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle ſeine Nachfolger den gleichen Namen führen ſollen.

(Dieſe haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Geſandte nach Rom geſchickt.) Die Könige ſterben, erſt Melchior, dann Balthaſer, dann Caſpar und werden mit den höchſten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt ſich die chriſtliche Lehre, Ketzereien miſchen ſich ein, das Heidenthum ſtellt ſich her, die ehrwürdigſten Localitaten werden vernachläſſigt, beſudelt und mit Götzendienſt befleckt. Unter dieſem Druck ſeufzt der Orient, bis endlich Helena, Conſtantin's Mutter,

Egmont. Über welchen Gegenstand? Kommt Oranjen auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieser wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, eure Meinung wünscht der König, wie diese Staaten wieder zu befriedigen. Ja er hofft, ihr werdet kräftig mitwirken, diese Unruhen zu stillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt besser wissen als ich, daß schon alles genug beruhigt ist, ja noch mehr beruhigt war, eh' die Erscheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr scheint andeuten zu wollen, das räthlichste sey gewesen, wenn der König mich gar nicht in den Fall gesetzt hätte, euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte schicken sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner majestätischen Gegenwart allein

den heilig-classischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle saubert, mit Kirchen- und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet, und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drei Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach, denn selbst die ketzerischen Christen müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drei Könige: als Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Katreiner, Juder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jacobiten, Copbten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen, solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwartigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuscript ist auf 84 Blattern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem Klein-Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniirt; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die

Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fangen mit einem großen rothen Buchstaben an, innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben, zu einiger Unterscheidung, von oben herunter, roth durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuscript im Ganzen wohl zu lesen sey, übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Dinte, hie und da, corrigirt, unleserliche Randschrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen historischen Vorfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreizehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Priester Johannes Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn gegenwärtiges auch eine spätere Copie seyn sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sey.

Der Bischof an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Vulkannen, Bischof der Münster-Kirche. Ob dieß nun den Dom von Köln bedeute? und ob dieser, zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden? wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sey ergiebt sich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „o glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geschichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes, mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten;

er müßte ſich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umſtändlichſt erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla, noch mit den Actis Sanctorum zuſammen; alles iſt neu und friſch und lauft, wie der Auszug beweiſ't, geſchwätzig hinter einander weg; wobei ſich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derſelben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugſamen Spielraum läßt, ſich das Unwahrſcheinliche, Unmögliche ſelbſt auszubilden, ſo iſt der Hörer zufrieden, und der Rhapſode darf kühnlich vorſchreiten; bei einer proſaiſchen Behandlung jedoch, wo man unternimmt gegebene lakoniſche Ueberlieferungen ausführlich auszuſpinnen, findet ſich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins Einzelne durchgeführten Fabel manche Widerſprüche hie und da hervortreten und ſelbſt den glaubigſten Hörer ſchütteln und irre machen. Will man jedoch auch dieſe Weiſe gelten laſſen, ſo kann man ſich an ihr wie an einem andern Mährchen ergötzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich ſo manchem andern, wie ſehr von Paläſtina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie ſie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Perſonen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten ſeltſam verunſtaltete.

In dieſem Sinne vermuthet ein geiſtreicher Freund, der Berg Vaus ſolle der Berg Kaus heißen und dadurch der indiſche Kaukaſus gemeint ſeyn. Das Himelaja-Gebirge war durch Tradition wohl ſchon bekannt genug. Unter der Inſel Egryſculla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben ſeyn ſoll, die indiſche Halbinſel verſtanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Vaus, wäre ſodann die zweite

Hälfte des ganzen Landes-Namens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nahere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles), im Jahre 1268, wodurch die ketzerischen Nestorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kaliphen, und wie die Nestorianer endlich den Priester Johann gegen die Tartaren anrufen, so wie manches Andere, schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bevorworten, daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berg- und Thal-Weiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wohl gemeint seyn mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Riegeln und Schlössern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürsten es gelingt sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderstehlich ist, gelungen seyn soll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung solcher Männer seyn, die in der Uebereinstimmung mehrerer Traditionen, den Zusammenhang der Völker und Zeiten aufsuchen und gegen einander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein naher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das was hier von Ketzern umständlich erzahlt ist mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

Ins Deutsche übersetzt schlösse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und so sind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebst und mit heiterem Pinsel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen sich auf Gemälde wie auf Documente beziehen. So sey z. B. der Stern nicht ein allseitig funkelnder, wie die gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meinung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sey, so fällt es in die Zeiten des Dom-Bildes, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei allem diesem jedoch entsteht die Vorfrage: ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuscript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genutzt, oder gar gedruckt sey?

Die heiligen drei Könige noch einmal.

Da uns diese frommen Erstgebornen aus den Heiden neuerlich, durch die trefflichen Arbeiten der altern niederländischen Schule, immer lieber und werther geworden; so hegten wir den Wunsch Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren, und vielleicht eine Uebersetzung desselben,

in einem jener Zeit gemäßen Styl bearbeitet zu sehen. Wie denn nun immer eins aufs andere führt, so that sich unter den Heidelberger Manuscripten eine Uebersetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreicht, und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszusöhnen, hat er die Legende der drei Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt, und sie als einleitenden Auszug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt, in einem Tone dem Alterthum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene lies't sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich-prosaisch und zugleich unwahrscheinlich-mährchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, cyklischen Dichtern und andern Spätlingen eigen seyn mag, so kommt doch gar manches vor was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger Vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Thieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt,

weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten giebt, der Art, daß er entweder selbst muß dort gewesen seyn, oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforscht haben. Dieses alles zu sondern, die Congruenz mit schon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit seyn für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeit-Kenntniß.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich, bei näherer Untersuchung, Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hessen-Cassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und Versen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwischen Königen und Fürsten. Im Jahr 1366 reis'te er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in seinem Stammkloster zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Herzogen von Braunschweig, und starb 1375 in genanntem Kloster, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie seine in Sebastian Münster's Saxonia mitgetheilte Grabschrift beurkundet.

Höchst merkwürdig ist jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville, von seinen Reisen zurückkommend, in Rom einkehrte, sich auch daselbst befand, wodurch die Uebereinstimmung mit jenem bedeutenden Reisenden nur desto erklärlicher wird.

Das Nibelungenlied

übersetzt von Carl Simrock.

2 Theile. Berlin 1827.

Kurze Literargeſchichte.

Zuerſt durch Bodmer bekannt, ſpäterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Intereſſe.

Mehrfaches Umſchreiben und Behandeln.

Hiſtoriſche Bemühungen deßhalb.

Unterſuchungen wer der Autor.

Welche Zeit.

Verſchiedene Exemplare des Originals.

Schatzung, Ueberſchatzung.

Entſchuldigung letzterer, Nothwendigkeit ſogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

Unterliegt immerfort neuen Anſichten und Beurtheilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Rieſenmäßig.

Aus dem höchſten Norden.

Behandlung wie ſie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig ſehr neu.

Daher die Disparaten die erſchienen, wovon wir uns Rechenſchaft zu geben haben.

Die Motive durchaus ſind grundheidniſch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menſchen und gewiſſen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlaſſen.

Der chriſtliche Cultus ohne den mindeſten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche um Händel anzufangen.

Alles iſt derb und tüchtig von Hauſe aus.

Dabei von der gröbſten Rohheit und Härte.

Die anmuthigſte Menſchlichkeit wahrſcheinlich dem deutſchen Dichter angehörig.

In Abſicht auf Localität große Düſternheit.

Und es laßt ſich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des erſten Theiles innerhalb der Granzen von Worms, Xanten und Oſtfriesland ſetzen dürfte.

Die beiden Theile unterſcheiden ſich von einander.

Der erſte hat mehr Prunk.

Der zweite mehr Kraft.

Doch ſind ſie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieſes Gedichts gehört zu einer Bildungsſtufe der Nation.

Und zwar deßwegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt, und um ſie zu befriedigen uns zu einem Urtheil auffordert.

Jedermann ſollte es leſen, damit er nach dem Maaß ſeines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutſchen ein ſolcher Vortheil werde, iſt die vorliegende Behandlung höchſt willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert ſeine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter iſt ſo nah als möglich Zeile vor Zeile beim Original geblieben.

Es ſind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde genommen hätte und die Farben in ihrer Friſche uns wieder anſprächen.

Wir wünſchen dieſem Werke viele Leſer; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegen ſieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß ſie, ohne dem Ganzen zu ſchaden, noch etwas mehr ins Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weiteren, indem wir uns auf das oben Geſagte beziehen. Dieß Werk iſt nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden, ſondern an das Urtheil eines Jeden Anſpruch zu machen und deßhalb an Einbildungskraft die der Reproduction fahig iſt, ans Gefühl fürs Erhabene, Uebergroße, ſo wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfaſſendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl ſieht, daß ſich noch Jahrhunderte damit zu beſchäftigen haben.

Jeder rhythmiſche Vortrag wirkt zuerſt aufs Gefühl, ſodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verſtand und auf ein ſittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus iſt beſtechend.

Wir haben ganz wilde Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preiſen hören.

Nach unſrer oft geäußerten Meinung deßhalb behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, beſonders auch das epiſche, auch einmal in Proſa überſetzt werden müſſe.

Auch den Nibelungen wird ein ſolcher Verſuch höchſt heilſam ſeyn, wenn die vielen Flick- und Füllverſe, die jetzt wie ein Glockengelaute ganz wohlthatig ſind, wegfielen und man

ſtärker gewirkt hätte, iſt meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer iſt da, Er nicht. Wir aber müßten ſehr undankbar, ſehr vergeſſen ſeyn, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentinn ſchuldig ſind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr ſo kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Anſehn, mit Überredung und Liſt zur Ruhe, und führte zum Erſtaunen der Welt ein rebelliſches Volk in wenigen Monathen zu ſeiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult iſt geſtillt, und jeder ſcheint in die Gränzen des Gehorſams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkühr ab, ſie zu verlaſſen? Wer will das Volk hindern, loszubrechen? Wo iſt die Macht, ſie abzuhalten? Wer bürgt uns, daß ſie ſich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille iſt alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und iſt der gute Wille eines Volks nicht das ſicherſte, das edelſte Pfand? Bey Gott! Wenn darf ſich ein König ſicherer

unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und deſſen Einbildungskraft ſpräche, ſo daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiſte von einer neuen Seite zur Erſcheinung kame.

Es müßte, nach unſrer Meinung, gerade nicht das Ganze ſeyn; wir würden das achtundzwanzigſte Abenteuer und die nächſtfolgenden vorſchlagen.

Hier hatten talentvolle Mitarbeiter an unſern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Verſuch zu wagen und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geſchieht, ihren Eifer um die Wette beweiſen.

v. Knebel's

Ueberſetzung des Lucrez.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um ſo mehr einen guten Empfang wünſche, als ich ſeit geraumer Zeit dieſer unverdroſſenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und ſo gereichten die Studien eines Freundes, ſich mit einem ſo wichtigen Reſt des Alterthums zu verſtändigen, eigenem Verſtändniß zu großem Vortheil. Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man ſich, ſiebzig bis achtzig Jahre vor unſrer Aera, in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom verſetze, ſich vergegenwärtige, wie es daſelbſt in bürgerlichen, kriegeriſchen, religioſen und äſthetiſchen Zuſtänden ausgeſehen. Den ächten Dichter wird niemand kennen, als wer deſſen Zeit kennt.

Man darf wohl ſagen, daß Lucrez in die Epoche kam und ſie ſelbſt mit bildete, wo die römiſche Dichtkunſt den hohen Styl erreicht hatte. Die alte tüchtige, barſche Rohheit war gemildert, weitere Weltumſicht, praktiſch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben ſich handeln ſah, hatten die römiſche Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernſt ſich mit Anmuth, wo

ſtarke, gewaltige Aeußerungen ſich mit Gefälligkeit vermahlen konnten. Daraus entwickelte ſich im Fortgang das Zeitalter Auguſt's, wo die feinere Sitte den großen Abſtand zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten auszugleichen ſuchte, und das fur den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung dorſtellte. In der Folgezeit war an eine Vermittlung nicht mehr zu denken; Tyrannei trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in ſich ſelbſt zurück; daher ich denn gar gern dieſem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Perſius endige, der in Sibylliniſche Sprüche den bitterſten Unmuth verhüllend ſeine Verzweiflung in duſtern Herametern ausſpricht.

Wie viel freier bewegt ſich noch Lucrez; zwar auch er iſt bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern, er entfernt ſich vom Weltſchauplatz, beklagt des wertheſten Freundes Abweſenheit und tröſtet ſich durch Mittheilung des höchſten Beſtrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrangende? Seit Erbauung Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfniß die größten Vortheile; aber wenn man von günſtigen Göttern, durch Vögelflug und Eingeweidegeſtalt, treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Glaubigen Theil zu nehmen ſchien, ſo waren dieſe dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle geſichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beſchwichtigen vermag, ſo verdüſterte der Flammenqualm des Orcus den olympiſchen Aether, und die ſtygiſche Gorgone löſchte die ſammtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren ſchönen Wohnſitzen entriſſen und in römiſche Knechtſchaft geſchleppt hatte.

Nun waren ſchwache Gemüther mehr und mehr bemüht

drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht ſich demüthig zu retten. Angſt und Bangigkeit ſteigerte ſich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unſeligen Leben auf Erden immer wünſchenswerther erſchien; wer aber gab ſodann Bürgſchaft daß es nicht eben ſo ſchlimm, vielleicht gar ſchlimmer als am Tage des Tags unten ausſehen werde? So zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte die Menge, der bald hernach das Chriſtenthum höchſt willkommen und das tauſendjährige Reich als der wünſchenswertheſte Zuſtand erſehnt werden ſollte.

Starke Geiſter hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber ſich nicht zu ergeben genaturt waren, ſuchten, indem ſie die Hoffnung ablehnten, auch die Furcht los zu werden; doch hiebei war, wenn man auch mit ſich ſelbſt übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer der immer wieder hören muß was er längſt beſeitigt hat, fühlt ein Mißbehagen das ſich von Ungeduld zur Wuth ſteigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfahrt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieſes gewaltige Schelten habe ich jedoch immer beinahe komiſch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnanteſten Augenblick der Schlacht, da ſeine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegen zu gehen ſtockten, verdrießlich ausrief: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben! So nahe gränzt das Ungeheure ans Lächerliche.

So viel ſey dießmal über ein Werk geſagt, das allgemeine Aufmerkſamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit beſonders erregen muß.

Man ſoll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez, ja man kann es nicht einmal und wenn man wollte; aber man

ſollte erfahren wie man ſechs bis acht Decennien vor unſerer Aera gedacht hat: als Prologus der chriſtlichen Kirchengeſchichte iſt dieſes Document höchſt merkwürdig.

Auf einen ſo wichtigen Gegenſtand nun ſey mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenſchaft darzuſtellen wünſchte, als Menſchen und Römer, als Naturphiloſophen und Dichter. Dieſen alten Vorſatz auszuführen erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Ueberſetzung, ſie macht es allein möglich. Denn wir ſehen ſie durchaus würdig mit edler Freiheit vorſchreiten, ſich ſelbſt klar unſer Verſtändniß aufſchließen, auch wenn von den abſtruſeſten Problemen gehandelt wird. Gracios und anmuthig lockt ſie uns in die tiefſten Geheimniſſe hinein, commentirt ohne Umſchreibung und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dieß alles in der Folge umſtändlich nachzuweiſen ſeyn wird.

Benguiß.

Exuberantis quam Sapientiae
Hic cerno fontem! Qualia pectoris
Hic signa perdocti refulgent!
Quanta gravi canit ore vates.

Sublimioris carmina judicis!
Praeceps ut altis Rhenus ab Alpibus
Sic fertur, et secum tuenti
Altonitas rapit amne mentes.

Saepe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, quris validus fluat.
Et mentis et linguae caerebam
Ires Superas meditatus usu.

Hic invidendo nectare mens tumet,
Cui nec Falernam praetulerit notam
Dapesque Divorum, et ferentem
Mille novas Amathunta flammas.

Subnixa nugis somnia vilibus
Valere jussit, ludicra, turpia,
Quae mollius mulcent amantes
Eloquii, sed inanis, aures:

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, provida quae suis
Natura demersit tenebris,
Ausoniae reseravit urbi.

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam melleo vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis

Audita quae non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, praetervectus omnes,
Quotquot erant, quot eruntque, vates.

Ut vel disertae fons opulentiae
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum aestimarit
Ingenio, sed et arte summum.

Illi, Pelasgis nobile par virûm
Reversi ab oris, mox sapientiam
Rumore vix notam volucri
Belligero Latio intulere.

Marcus, solutae flumine copiae,
Carus, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes, et Urbi
Tradidit, ingeniosiores.

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, aemulatus
Mellitui volucres Hymetti.

Nec prisca tantum saecula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

Gabriele

von

Johanna Schopenhauer.

Ich las die drei Bände dieses mir längst vortheilhaft genannten Romans, mit der größten Gemüthsruhe, zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blauſten Himmel, in reinſter leichteſter Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichteriſchen Erzeugniſſes mitbringen ſollte. Was ich darüber auf einſamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, laſſe ich hier, ohne künſtliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreiſung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angeſehen ſeyn, der allgemeine Beifall hat uns hierin ſchon vorgegriffen.

Gabriele ſetzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles iſt nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommniſſe ſehr anmuthig verarbeitet. Und ſo iſt es eben recht: der Roman ſoll eigentlich das wahre Leben ſeyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epiſche, halbepiſche Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit, durch den Mann, bei überwiegenden Leiden, durch die Frau vorgeſtellt wird. Dießmal iſt einem anziehenden weiblichen Weſen die ſchwerſte Rolle

zugetheilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervorthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes ethisch Allgemeine verkörpert sich nun im Contrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannichfaltigt soll es seyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und weset in der vornehmeren ausgebildeten Welt, die handelnden Personen sind sämmtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des freisten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reisen ins Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter: ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne? Dabei kam Folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das gränzenlose Streben was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft; für die dann bei unübersteiglichen

Hinderniſſen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieſer eigenthümliche Charakter des tragiſchen Romans iſt der Verfaſſerin auf ſchlichtem Wege ſehr wohl gelungen, ſie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie ſie denn auch, im Gang der Ereigniſſe, das natürlich Rührende aufzufaſſen weiß, das uns nicht ſchmerzlich und jammervoll, ſondern durch überraſchende Wahrheit der Zuſtände höchſt anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig iſt die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt ſich dem Leſer mit.

Einſichtige Anthropologie, ſittlich-phyſiologe Anſichten, ſogar durch Familien und Generationen durchgeführet. Abſtufung der Verhältniſſe und Ableitung. Verwandtſchaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundſchaft, bis zur leidenſchaftlichſten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteiſinn, böſem Willen, Neckerei, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böſes Princip, kein verhaßter Charakter, das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in ſeiner Erſcheinung, in ſeinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargeſtellt.

Vom alten ſchroffen, durch Eigenſinn und Wahn, zuletzt der Verrücktheit nahen Vater, bis zur jüngſten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als friſche Verſucherin auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragiſche Kataſtrophe

halten, als wenn sie alle für Einen, Einer für alle stehn? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden sollen, daß es jetzt hier so steht?

Egmont. Der König schreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man sehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, ginge frey und ledig hin und wieder! Lehte den andern zum bereiten Beyspiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind!

Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entschuldigen als grausam zu bestrafen? Besonders wo so sichre Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Übel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht sicherer? Werden sie nicht von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten

hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, seiner eigenthümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Gracioso in dieser Tragödie und steht den thätigsten des Calderon nicht nach.

Eine gewisse Kränklichkeit giebt man der Hauptfigur als ihrer Individualität angehörig gerne zu, ja man fordert sie. Die schwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte.

Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet; sie leiden nur an der Seele, nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Aphoristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannichfaltigkeit des Herkommens der Personen, und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

Sitten und Arten der neusten Welt sind das durchwaltende Costüme; sogar wird die neuste, zarteste, wirksamste Giftart eingeführt.

Fortschritt edler Gesinnung und Handelns, wodurch der Uebergang ins wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantaſtiſches, ſogar das Imaginative ſchließt ſich rationell ans Wirkliche.

Das Problematiſche, ans Unwahrſcheinliche gränzend, bevorwortet ſich ſelbſt und iſt mit großer Klugheit behandelt.

Und ſo ſey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgeſprochen.

Marienbad, Ende Junius 1822.

Olfried und Liſena.

Ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen, von

August Hagen.

Königsberg 1829.

Als mir dieß Büchlein in die Hände kam, ſchlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte, und las die ſechs Stanzen der beiden Seiten; dieſe zogen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward vom Anfange anzufangen. Und ſo habe ich es denn auch, in ruhigen guten Stunden, fort- und durchgeleſen, welches etwas heißen will; denn, in zehn Geſänge getheilt, enthält es über ſechzehnhundert Stanzen.

Ich aber, gerade in dieſem Augenblicke, weder zu irgend einer auslangenden Darſtellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, erſuche die genannten und ungenannten, trefflichen Freunde, die uns, in kritiſchen Zeitſchriften, über äſthetiſchen Gewinn und Verluſt gar löblich aufklaren, dieſem Werk ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken und mir den Traum zu deuten warum es mir ſo wohl gefallt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweiſ't eine hohe ſittlich-äſthetiſche Cultur, wenn in jungen Jahren ein entſchiedenes Talent auch ſogleich aufgeklart, frei, heiter und den Gegenſtanden völlig gewachſen erſcheint die es behandelt. Von groſſer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann (denn als einen ſolchen giebt

und offenbart er ſich) eine Fabel wie dieſe concipirend, ſie in ſich auszubilden und, bei der fleißigſten Behandlung des Einzelnen, ſich immer ſo ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieſer Ausführung aber weiß ich nicht was ich mehr bewundern ſoll, den klar-tiefen Eindruck in die menſchlichen Gefühle, Geſinnungen, Zuſtände und Verhältniſſe, oder die Heiterkeit ſich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünſchen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner geweſen, dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir ſeine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt ſehen, er gewinnt die mannichfaltigſten Luft-, Waſſer- und Erd-Erſcheinungen und dann hängt es von ihm ab uns, natürlich-feenhaft, bald auf dürren Sandwüſten auszuſetzen, bald in Fiſcherhütten, deren Gewerb mit Garten- und Obſtbau verbunden iſt, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab palaſtreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthiſiren.

Doch wir gehen zu weit, und dürften auf dieſem Wege die Abſicht uns nicht einzulaſſen ehe wir's uns verſehen überſchreiten.

Betrachten wir genau, ſo iſt es vielleicht die jugendliche Anſchauung des Meeres die dem Engländer, dem Spanier ſo große Vorzüge über den mittelländiſchen Dichter giebt. Kenner, welchen unſere neuere deutſche Literatur gegenwärtiger iſt als mir, werden bemerken wer, von dieſer Seite, mit unſerm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund den ich gern über mich und andere reden höre, ertheilt mir, auf Erſuchen, folgenden Beſcheid.

„Olfried und Liſena, von August Hagen, habe ſogleich zu leſen angefangen, und den erſten Geſang vollendet. Hiernach zu urtheilen ſcheint der junge Dichter ſehr glücklich die

Aufgabe gelöst zu haben, wie das Mährchenhafte, Abenteuerliche, Seltsame auf eine erfreuliche Weise mit bekannter, gewohnter menschlicher Sinnesart in Verbindung zu setzen sey. Alles deutet auf ein heiteres, reines und sehr sanftes Naturell, mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die griechischen Ueberschriften wollen wohl sagen, daß der Dichter seinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Interesse werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen suchen, um Ihrer Anfrage möglichst genug zu thun."

„Olfried und Lisena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Lesen von diesem Product jetzt ungefähr sagen könnte wäre dieses: Es ist kein Homerisches Epos, wiewohl die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter statt findet. Hier ist vielmehr ein geistiger, sittlicher Anakreon, dem Homer's Fülle und Breite einmal zugesagt hat, in aller Vollständigkeit und Ausführlichkeit geneigt von sich zu geben, was im kleinen, harmlosen Gedicht und Lied unschuldig-anmuthig gerührt und gefallen hatte. Die moderne Denkweise, die mehr auf die Gesinnung, als auf kraftigen sichtbaren Ausdruck nach Art der Alten alles bezieht, verlaugnet sich nirgends. Daher denn die innerste Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeugt. Ja diese letztere ist ganz auf die Nebenpartien und Außerwesentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene langern Episoden und Einflechtungen von Griechisch-mythischem ziele, bin ich weit entfernt hiermit einen Fehler auszusprechen, vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden eingesteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag die

doch nun einmal beſteht. Dürfen wir uns deßhalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Mährchen geboten wird? und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung ſich einander entgegen zu ſetzen ſich gezwungen ſieht? Auch hier alſo fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daſeyenden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert ſich ganz nach neuerer Dichtweiſe."

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene ſo unmittelbar in Verbindung mit ſeinem Oertlichen, Klimatiſchen, ja mit ſeiner perſönlichen, individuellen Geſinnung bringt, muß ihm als eine höchſt glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil ſich zu nahern. Und vielleicht iſt hier der Punkt, wo die ganze Production mir am heiterſten, reinſten und lobenswürdigſten erſcheint. Denn geben wir jene frauenhafte Geſinnung einmal zu, ſo muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichniſſen und Schilderungen, die alle dem Landſtrich, der Meeresküſte, der Vegetation entnommen ſind, höchſt überraſchend ſeyn, indem wir dieſe wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden ſehen, das eigentlich jenſeits und über dem Wirklichen ſteht. Ueberhaupt dürfte man fragen: ob das Gedicht im Sinne unſerer neuern Romantiker romantiſch zu nennen ſey? Es iſt zwar im reinſten und zarteſten Sinne von Sehnſucht, welche die höchſten, ſogar überirdiſchen Regionen berührt, gedichtet; indeſſen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das, nicht zu Ungunſt, ſondern zum Vortheil des viel ſchwachern Erdenweſens ſich wirkſam erweiſ't. Und ſo iſt eigentlich jene Kluft gefüllt, die unſere gemeinen Romantiker zwiſchen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen ſich beſtreben."

C. Sch.

Olfried und Liſena noch einmal.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen daſſelbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Geſinnung ſich unangefochten erhalten hat: ſo möchten wir dem Dichter gern etwas zu Liebe thun, etwas ausſprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszuſetzen ſey, darüber werden ihn unſere landsmänniſchen Kritiker gar umſtändlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heilſam finden wird. Wir wünſchen nämlich, daß er ſich's für die nächſte Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Geſetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle ſich aus der Geſchichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickelt äſthetiſch-moraliſche Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle ſolches ausführlich und umſtändlich; die Eigenthümlichkeit deſſelben werde aus ſich ſelbſt geſchmückt und erwachſe zu fröhlichen Theilen; je kürzer er ſich faßt, deſto willkommener wird er ſeyn und gewiß am beſten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenſtand, ſo iſt bei einer anmuthigen Behandlung, wie ſie dem ſchönen Talent zu Gebote ſteht, ſeine Arbeit unverwüſtlich; vergreift er ſich auch einmal, ſo iſt für ſeine fruchtbare Dicht-Ader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hiebei Wieland's kleiner Erzählungen, von welchem gar manche, als wohlgeſchliffene Edelſteine, in der Krone deutſcher Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerkſamkeit und Forſchung verlangt wird, um die Verdienſte des allerliebſten Dichters anzuerkennen.

Deutscher Naturdichter.

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neununddreißig Jahre alt, und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen: immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lectüre.

Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben,

bewegt er ſich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachſinnend, wo denn auch meiſtens ſeine Gedichte entſtehen; denn zu Hauſe iſt er durch das Getöſe der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe ſeiner Geſchwiſter, mit denen er gemeinſchaftlich wohnen muß, durchaus geſtört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnſtein's ſelten getrübt; er iſt gern in Geſellſchaft gebildeter Menſchen und verdient in Rückſicht ſeiner Moralität das beſte Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in ſeinem Seſſelwägelchen zuſammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt wie er war, hätte man ihn mit einem maßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf ſein Elend und bezeugte guten Muth, indeſſen ich ihn kaum anzuſehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf dieſem entſtellten Körper ſich ein Cerebralſyſtem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Geſtalt gar wohl hätte zufrieden ſeyn können.

Ueber ſolche Talente ſagten wir ſchon an einem andern Orte Folgendes: „Unſere Naturpoeten ſind gewöhnlich mehr mit rhythmiſchen als dichteriſchen Fähigkeiten geboren, man geſteht ihnen zu, daß ſie die nachſte Umgebung treulich auffaſſen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu ſchildern verſtehen, wobei ſich denn ihre Production, wie alle poetiſchen Anfange, gegen das Didaktiſche, Belehrende, Sittenverbeſſernde gar löblich hinneigt."

Von unſerem Fürnſtein kann man noch hinzufügen: alle

ſeine Productionen ſchmückt eine gewiſſe Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da iſt Gegenwart der offenen Natur, Behagen ſich beſchränkender Geſelligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menſchlicher edler Ernſt, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl anſteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklaſſen ſollte. Nun war ich längſt überzeugt, daß man gerade ſolche Talente, die ſich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder ins Gewöhnliche zurückweiſen ſolle und dazu erſchien mir nichts Wünſchenswertheres, dem Individuum Zuſagendes, den Charakter der Nation Ehrendes als Gewerbs- und Handwerks-Lieder.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrich des Achten und ſeiner großen Nachfolgerin, von dem ſie mit Liebe ſprechen, und ich dachte erſt dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Raſſeln der Weberſtühle, die ihn ſo oft in das Freie hinaustreiben, ſogleich erinnern wollte, ſo wählte ich einen Gegenſtand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unſchätzbar macht. Es iſt der Hopfenbau, der die geſtreckten Hügel hinter der Stadt in ſtundenlangen Reihen ziert; ein unüberſehbarer Garten in der Nähe, ein weit verbreitetes Buſchwerk in der Ferne. Wie er dieſe Aufgabe gelöſ't, wie er thätig beginnt und alles was zu thun iſt, eins nach dem andern einſchärft, dabei ein ſittliches Wort mit einſchlingt und immer ſo fortfährt, und dieſe Reben den Weinreben anzunähern verſteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter ſonnigem günſtigem Himmel, und wird von einem Jeden an Ort und Stelle, beſonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Intereſſe empfunden werden. Ich möchte dieſe Gedichte die aufſteigenden

konnten? Werden sie nicht eben deswegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist, als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir sollen für das Ansehn des Königs streiten. Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsre Pflicht zu rächen. Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst du, daß du sie alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht sie hie und dahin, sie aus dem Lande treibt? Die Reichsten werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zu bringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung wie es ist, was werden könnte, wenn man alles gehen

nennen, sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin. G.

Der Ausdruck Naturdichter, wie sehr er auch zu den leicht beholfenen Zusammensetzungen unserer Sprache gehören mag, in denen man sich aufs halbe Wort zu verstehen geneigt und gewöhnt ist, spricht doch deutlich genug das worauf es ankommt aus: den Gegensatz eines Ursprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und giebt dabei zugleich eine gewisse Bewunderung und Freude, wie man sie an allem Ursprünglichen, Reinen, und Intacten zu haben pflegt, mit zu erkennen.

Ein natürliches Vermögen also, und ein ihm gegenüber, nicht entgegen stehendes Bewußtseyn, das wir auch wohl Theorie, Kunst, Regeln u. s. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erste wesentliche Bestandtheil, als der Gehalt; aber zugleich die An- und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunstgesetz beseitigt.

So begabte Individuen sind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezug und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menschheit, sind nicht zu allen Zeiten dieselben.

In dem ersten Beginnen des gesellschaftlichen Zustandes, unter Nationen, die sich zu bilden anfangen, sind solche Talente als diejenigen anzusehen, durch welche alles Wissen und Denken, Sage und Mythus, Geschichte und Philosophie eines Volkes, Gestaltung und Einkleidung erhalten hat; aus denen die ersten gefeierten Barden und Sanger hervorgegangen sind, welche nur als die Blüthen und Gipfel dieser ersten Naturpflanzen angesehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, gesteigerten Cultur,

wo Muſter und Vorbilder, und davon abſtrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden ſind, welche auch die ſchwächſten Anlagen zu ſteigern, wenn auch nicht zu erſetzen vermögen, kann man dergleichen urſprüngliche Talente, als ſich ſelbſt überlaſſen, kaum nur in den unterſten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volksclaſſen vorausſetzen.

Denn in einer jeden höheren bemächtigt ſich die Doctrin einer ſolchen Anlage dergeſtalt, daß ſie dadurch ſich entweder in einen alles verſuchenden Dilettantismus verwandelt, oder, wenn ſie wirklich urkräftig und nachhaltig iſt, nur durch ein ernſtes Studium in eine beſonnene, kraft- und zweckbewußte Kunſtfertigkeit ausbildet.

Wird nun aber ein ſolches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den unterſten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Claſſe angetroffen, ſo befindet es ſich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behalt es ſeinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm ſeine Entſtehung verdankt, ohne jemals ſein Verdienſt namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm in Berührung und Umgang mit den Höheren und Gebildeteren zu kommen, und ſich von deren Wiſſen und Können Manches rhapſodiſtiſch anzueignen, und ſo als eine Art von Vermittler zwiſchen jenen und ſeiner Claſſe aufzutreten, indem es die Unteren und ſeines Gleichen zu ſich heranwirkt, den Höheren aber Aufmerkſamkeit abnöthigt, und durch die Manierlichkeit ſeines Auftretens ſie anlockt ſich mit ihm einzulaſſen und des Eintritts in ihre Kreiſe würdig zu halten.

Iſt bei einem Talent des erſten Falles von Urtheil und Geſchmack nicht die Rede, ſondern nur von Wahrheit und

Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweiſe charakteriſirt, ſo kann bei einem Talent des letztern Falles ſogar eine Ungleichheit, ein Zwieſpalt ſich ergeben, der aus der Vermiſchung von Edlem und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entſteht, und den Genuß an ſeinen Productionen ſtört, indem unverſohrene Elemente verſchiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verſchmelzen im Stande geweſen.

Und dieſe widerwärtige Erſcheinung mag nun freilich oft genug eintreten; wenigſtens erklärt ſich uns in ſolcher Vorausſetzung am leichteſten der Umſtand, daß ſo manchen der Gebildeten eine Art von Apprehenſion gegen dieſe halbwüchſigen Naturerzeugniſſe auf dem Boden der Cultur und Kunſt anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Producte kennen zu lernen und ſeiner Aufmerkſamkeit werth zu achten.

Eine ſolche Beſorgniß, ein ſo ungünſtiges Vorurtheil wird nun glücklicher Weiſe durch unſern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeſte mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein ſich gleichbleibender Gehalt, in entſprechender reiner Form, und angemeſſenem, richtigem und zierlichem Ausdruck ſich darſtellt; und zwar in einem ſolchen Grade, daß wohl hier und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Geſetzen des Rhythmus und der Proſodie, jedoch nicht mehr als ſelbſt bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verſtöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes, und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigten, anzutreffen ſeyn möchten.

Wie mannichfaltig der Kreis ſeiner Gegenſtände, und welcher Abwechslung von Gefühl, und dem gemäßer Behandlung er fahig iſt, davon mögen folgende drei in Ton und Inhalt ganz verſchiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen.

R.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder;
Seht ſchon grünt das Wieſenland,
Und das Haar der Wälder;
Weſte wehen ſanft und lau:
Auf! beginnt den Hopfenbau.

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weiſe,
Und die Keime pflückt dabei
Euch zur Leckerſpeiſe;
Schneidet was veraltet iſt,
Daß er friſch und kräftig ſprießt.

Gebt dann Fichtenſtangen hin,
Daß die ſchlanken Reben
Rankend um dieſelben ziehn
Und empor ſich heben;
So zum Stärkern wird geſellt
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn ſich Unkraut mehrt,
Daß man es vernichte,

Weil es das Gedeihen ſtört
Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laſter Samen ſtreut.

Wenn die Reben unſer Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendſonnenſtrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dieß Gewand
Unſre Fluren ſchmücken,
Weil wir mit geſchaft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben ſie
Reichen Lohn für unſre Müh!

Wo die heiße Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menſchliche Verſtand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preiſe unſre Reben,
Die alljährlich — wie ihr wißt —
Uns den Hopfen geben;
Weil nur deſſen würz'ge Kraft
Geiſt und Dauer ihm verſchafft.

Drum Bewohner Falkenau's,
Brave Flurgenoſſen!
Pfleget eures Hopfenbaus
Ferner unverdroſſen
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht ſcheun,
Wohlſtand bringt uns ſein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.

Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die ſpendende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbſt ſie der Gaben entleerte,
Trägt ſie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! — wie weiſe
Deckt er die Erde mit ſtarrender Haft;
Wiſſet, er giebt ihr, beſchützt von dem Eiſe,
Ferner zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrſcht nun ein heiliges Schweigen,
Stumm ſind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knospenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes ſie ſeyn.
Laßt die Erſchöpfte nun ruhen und ſchlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neues Vergnügen zu ſchaffen,
Macht zur kryſtallenen Bahn ſie den Fluß.

Leicht und behende ſchlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;

Kehren zurück wir zu unſeren Hütten,
Setzen wir koſend uns um den Kamin. —
Hören wir heulende Nordwinde ſauſen
Um unſere Hütte ſo ſchneidend und hohl,
Fernen Gewittern gleich toben und brauſen,
Iſt uns am warmen Kamine ſo wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Oefter in traulichen Cirkeln vereint;
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die ſtrahlende Sonne nicht ſcheint.
Wollt ihr denn immer nur tanzen und ſchwärmen,
So wie die Mücken in ſonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das ſtarrende Blut? —

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend in tröſtender Hoffnung Geleit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beſchwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuſchend der Nordwind die Fenſter bemalt,
Denket, ſie blühen auf ſonnigen Gründen
Bald uns in lieblicher Farbengeſtalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Bruſt;
Wohlthun erfüllt ſie mit ſtillem Entzücken.
Wohlthun giebt himmliſche, ſelige Luſt. —
Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erſtarrten mattſtöhnendes Ach,

Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, ſchützenden Dach.

Freunde! wer immer ſo treu wie die gute
Mutter Natur ſeine Pflichten gethan,
O! der entſchlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einſt die Nacht ſeines Lebens heran! —
Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
So wie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenſeits erwartet ihn dauerndes Glücke,
Wo keine wechſelnden Jahrszeiten ſind.

An den April.

Es ſchimpf' und ſchmähe wer da will,
Und ſpeie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich lob' in jedem Falle
Den Unbeſtand — nennt's ungetreu! —
Mehr, als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringſt bald warmen Sonnenſchein,
Bald Regen, Froſt und Schauer;
Stürmſt manchmal wild im Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.
Du kleideſt, wenn dir Luna lacht
Dich in des ſtarren Winters Tracht,
Und pflegſt, der Sonne wegen,
Sie wieder abzulegen.

Es ſind nach einem alten Spruch —
Wie du der Mädchen Herzen,
Die oft in einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, ſcherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
Iſt man den holden Kindern gut;
Ja, iſt ihr Groll vorüber,
Hat man ſie deſto lieber.

Wer immer finſtre Mienen macht,
Hat bald die Gunſt verloren,
Wer immer ſcherzt, und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;
Drum treibe du dein Wechſelſpiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel;
Und laß die Norde ſchweigen,
Wenn ſich die Blüthen zeigen.

Der deutsche Gil=Blas.

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr= und Tage=Buch eines von Kindheit an hin und wiedergetriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären: daß der französische Gil=Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sey, und daß also beide, in diesem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen. Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus seine rechtlich=bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses alles, den Umständen zufolge, ganz natürlich zugeht, und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so besticht uns der gute ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende, von mancherlei neueren Welteregnissen Zeuge wird.

ließe wie's geht. Einem großen Übel zusehen, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein schlagen, wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint, wenn man nichts thun möchte; heißt das nicht, sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte?

Egmont im Begriff aufzufahren, nimmt sich zusammen, und spricht nach einer kleinen Pause, gesetzt: Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören: es sey des Königs Absicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Gesetzen zu regieren, die Majestät der Religion zu sichern, und einen allgemeinen Frieden seinem Volke zu geben; als vielmehr, sie unbedingt zu unterjochen, sie ihrer alten Rechte zu berauben, sich Meister von ihren Besitzthümern zu machen, die schönen Rechte

Daß der Verfaſſer ſeine Arbeit gedruckt wünſcht iſt natürlich, da er ſeiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt iſt und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunſt- und Geſchmacks-Werk ließe ſich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannichfaltigſter Abwechslung immer wiederkehrender Zuſtände, bezeichnet gerade dieſe Lebensweiſe, und da man in den Zeitungen ſo viel Tagtägliches lieſ't, ſo wird man nicht verſchmahen einen armen Teufel auch einmal auf ſeinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Gränze der Ehrbarkeit hinübertritt, waren zu tilgen, alsdann könnte es gedruckt werden wie es liegt: denn im Grunde iſt es wirklich gut geſchrieben. Aehnliche Bücher finden ſich auf Bibliotheken und Leſegeſellſchaften ſehr durchleſen und vergriffen, und auch dieſes würde ſich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksburſche nennen, und es iſt in den untern Ständen wohl niemand der ſeine Schickſale nicht hie und da abgeſpiegelt fande. Der Mittelſtand wird angenehm-belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; beſonders nimmt ſich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen ſolche privilegirte junge Landſtreicher gar löblich aus und charakteriſirt ſich verſchieden in den verſchiedenen Landen. In Niederdeutſchland und Holland kommt den vagirenden Geſellen die Erinnerung an Gatten und Söhne, auf und über dem Meere, gar ſehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutſchland gefunden, ſo bringt uns zuletzt eine Franzöſin zum Lacheln. Unſer Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten, aus der unglücklichen Champagne zurück, die

verarmten Herren entlassen ihre Leute und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen; der unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegjagt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache gemächlich zu und spricht: laß ihn doch, es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben? Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir beim Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen; sie wenden sich gegen das, was man so gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht jedermann reit't mit Extrapost von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet durch die Welt, gar mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschehen kann,

wenn er ſich brauchbar oder angenehm zu machen weiß. Hier bedient ſich nun die Vorſehung öfters gleichgültiger Perſonen, die ſich in einem behaglichen Zuſtande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höherem Zwecke zu Dienſte ſtehen.

Das alte, wunderſame Beiſpiel iſt mir immer im Leben gegenwärtig geweſen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater ſeinen Schnittern das erſehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube ſpeiſen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; ſie ſchienen mir einen Zuſtand beſetzt, ſich darein geſchickt zu haben, und mir dauchte Anmaßung, die gränzenloſe Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beiſteuer mangeln laſſen. Beſonders waren mir die Handwerksburſche empfohlen, mit denen ich früher als Fußreiſender oft in Verbindung gewandert und in ſpäterer Zeit immer demjenigen am liebſten gab, welcher am beſten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, ſo lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das ſechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigeren Heiſchen, auf ihren ſtromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden, weßwegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten ſich deſſelben, und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder ſich von Haus zu Haus ein Weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, beſonders auch auf Reiſen, vorüberziehende Handwerker nicht grüßend wie ſonſt, noch weniger eine milde Gabe heiſchend.

Sollten dieſe, oft bedürftigen Menſchen, ſich gleich der übrigen Welt ſelbſtſtändig zu machen gewußt haben? oder verſchüchterte ſie die Polizei?

Auf ſolchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung ich manches Beiſpiel erzählen, wenn man der aberglaubiſchen Wendung, die dergleichen Geſchichten immer nehmen, auch nachſehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Töplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durchs Feld. Der Himmel ſtürmend, bedrohte mit Regen und doch trieb mich etwas den frei ſtehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zuſtand als ich mich oben zwiſchen altem grauem Gemauer ſah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander ſtand und lag.

Als ich mir nun ſelbſt ein Räthſel ſchien, bot ſich die willkommenſte Auflöſung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu ſchützen, und erblickte darin mit Verwunderung den ſchönſten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes, hier gleichfalls Schutz geſucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, ſtanden ſie auf und erwiederten meinen Gruß. Sie beſtätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; ſie hofften durch einen Beſuch bei entfernten Verwandten ihren Zuſtand zu verbeſſern, und ſo zogen ſie durchs Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei friſchem und lebendigem Höheſinn, den Vater bewogen, dieſen Gipfel von jenſeits zu erſteigen, indeß ich von der andern Seite heraufkam. In dieſer Mauerhöhle das ſchöne Wunderkind zu ſehen, machte mich lächeln, ich dankte dem Genius, der mich

bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hüte man sich ja dergleichen Scenen selbst herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einst abreis'te, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offnen Wagen saß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinsten bis zum größten; da hatte ich nun schnell einen Glückstopf zubereitet, und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburschen halten zu lassen, und so meine Gaben der Reihe nach zu spenden, und freute mich schon des Zufälligen das dießmal sollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung mich selbst zum Werkzeug der Vorsehung zu berufen, und mit einem so wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, war zu meinem Bewundern und Anerkennen bestraft. Auf einem dreistündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege, zeigte sich, weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten, irgend eine Figur, der ich nur etwas hatte anbieten können, so daß ich die ganze kleine Summe beschamt wieder einstecken, und dem höheren Vollenden zu eigener Disposition das Künftige überlassen mußte.

Wie aber sogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüstigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburschen, sogleich eine Gabe zudachte, der Kutscher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweistündiger

Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen still zu halten. Dieß geschah im Augenblick, als Knaben, an der Straße spielend, hämisch laut ausriefen und schrien: es sitze jemand hinten auf. Mit mir zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, höchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um seinetwillen still gehalten, und eine üble Behandlung stehe ihm bevor. Es war aber derselbige Backerknabe, der sich klüglich, einen beschadigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte, und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben, ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hatte, nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da sich dergleichen Geschichten zu Dutzenden erzahlen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß praktisch genommen, sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse, und daß man vernünftiger Weise wohl thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfallenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich schadlich seyn, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern, oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und Bittenden. Der erste wünscht ganz ruhig: Gott möge Euch für Eure Gabe belohnen, ohne daß er es unternimmt hierbei mitzuwirken, und so seyd ihr für immer geschieden; der andere sagt: er werde für Euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie Euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen wie derjenige,

der bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchsten Wesen durchs Gebet, für sich selbst keinen leidlichen Zustand erflehen kann, dem ungeachtet aber glaubt, der Patron eines andern seyn zu können, indem er betend von vielen Clienten begleitet vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch folgendes hinzufügen: Casp. Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine un[illegible]gen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Charonea, die größten Helden vorführend, beide wissen sich, jener in eigenen, dieser in Weltverhaltnissen nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über Alle waltendes höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

So eben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Giebt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut seyn noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säculum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht."

Hamann.

Nekrolog des deutſchen Gil-Blas.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schickſale der Menſchen beachtet, daß mancher ſeinen Lebensgang gerade ſo endet, wie er ihn geführt; dergleichen ſind eigentlich ſolche, in welchen ein entſchiedener Naturcharakter, durch Erziehung und Umſtände vollkommen entwickelt und befeſtigt worden.

Dieſe Betrachtung drängt ſich wieder auf, bei dem Tode des vor kurzem abgeſchiedenen Johann Chriſtoph Sachſe, deſſen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreiſe ablief, wie aus dem heitern wohlgeſchriebenen Bekenntniß deſſelben uns Allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projectreichen, unbeſonnen-unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet, und konnte, ob er gleich ſchon zwanzig Jahre ſich eines ruhigen kleinen Staatsdienſtes erfreute, in ſo langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verläugnen, noch weniger ablegen, ſo daß ſie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe ſeiner Lebensbeſchreibung gewann, ſah er ſich gewiſſermaßen in einen Naturzuſtand verſetzt, denn es hing von ihm ab, die erlöſ'te, nicht geringe Summe nach ſeiner Willkür zu verwenden. Er entſchloß ſich alſo, ſeinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper, durch eine Badecur, von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, ſeinen noch kränkern Sohn dieſer Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine ſolche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beſchloß er ſeine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dieß mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichem Wege nicht

für unverständig zu achten seyn, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen Holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6. Junius 1822, als zweiundsechzigjähriger Fuhrmann auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," über Jena und Bürgel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbündeln, in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und campiren unter freiem Himmel, da kein Altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme, der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Caravane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg sodann, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Gränze Böhmens, wird nach leidlicher Mauthvisitation eingelassen, und muß nun den schlimmen Weg des Nickelsberges hinunter haudern. Kein Labsal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entstellt, fast geblendet, die Glieder gelahmt in Teplitz an, ermannt sich aber schnell, sieht sich nach seiner Weise überall um und schreibt sogleich ein Tagebuch.

Am 10. Junius war er in Teplitz angelangt, dort findet er einen Wohlmeinenden der ihm eine Stelle für seinen Sohn ins öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofthore steckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will.

Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt, ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung seines neuen wirthlichen Freundes, am 20. Junius gegen Mittag.

Nun ruhen seine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken mit denen wir begonnen. Er findet seinen Tod nach der Weise wie er gelebt hat, und sein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

des Adels einzuschränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, sagt man, sey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anschlag nur desto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, bethet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauscht der Vogelsteller, der sie berücken will.

Alba. Das muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Gesinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren gesprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freyheit?

Alba. Freyheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freyheit? Was ist des Freyesten Freyheit? — Recht zu thun! — und daran wird sie der König nicht hindern. Nein! nein! sie glauben sich nicht

Der junge Feldjäger

in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Krieges von 1808 bis 1816.

Eingeführt von Goethe.

So sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind, und uns mit Geschichte von Jugend auf im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß giebt, weßhalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, so heftig begehren.

Wie verschiedenen Werthes aber dergleichen Nachlässe seyn mögen, in Rücksicht der Personen, der Zeit, der Ereignisse, so dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten seyn. Alle Menschen die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten. In diesem Sinne nun kömmt mir das gegenwärtige Büchlein lesens- und bemerkenswerth vor.

Unser Feldjager ist eine von Haus aus gute Natur, mit allem was kommt findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende

Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde ſich einen ſolchen Cameraden wünſchen.

Leichtſinnig war dieſe kriegeriſche Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und ſo findet man auch den Verlauf derſelben leicht und froh niedergeſchrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen ſehr angenehmen Eindruck.

Nun aber ſagen wir, ohne Furcht mißverſtanden zu werden: das Verdienſt eines geregelten Reiſenden und ſeiner Mittheilungen wiſſen wir nach dem ganzen Werthe zu ſchätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür ſtattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerſte Nothwendigkeit gebietet, dieſer hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten, kein bedeutender Gewinn fürs Leben iſt zu hoffen; denn alles was im nothgedrungenen Augenblick erhaſcht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen ſich, gegen geringen Vortheil, Mühſale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem ſeiner Theile ein friſches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden ſtellt.

Die Nachbildung eines ſolchen unberechenbar-wechſelnden Zuſtandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Intereſſe, daß der geringſte Soldat, weite Landſtriche als Fremdeſter kreuz und quer heimſuchend, durch ſein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerſte der Wohnungen, in die tiefſten Verhältniſſe verſchloſſener Häuslichkeit

eingeführt wird; wie denn an Gegenſatzen ſolcher Scenen auch im gegenwärtigen Decurs kein Mangel iſt.

Und ſo mag ich mir denn das Entfernte nicht lieber heranrufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit. Das Augenblickliche was wir von öffentlichen Dingen, doch nur im Allgemeinen und oft aufs unſicherſte, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erſt wahrhaft hiſtoriſch und anſchaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Menſch von wichtigen Vorfallen Zeugniß giebt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Abſicht, ſondern gedrungen durch unwiderſtehliche Nothwendigkeit beiwohnt.

Auch unſern Geſellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid muſtert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieſer Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat, auch er tödtete und wüſtete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptſtadt, nahm in Aranjuez in dem zerſtörten Palaſt des Friedensfürſten Quartier, litt von bebenden Guerillas, ſchmachtete unter eigennützigen Krankenwartern und verkam beinahe im grauſamen unverdienten Gefangniß. Dafür wird ihm aber auch erwünſchte Genugthuung: ihm iſt vergönnt die Eingeweide des Inquiſitionsgebaudes zu Valladolid zerſtören zu helfen und den Mordpalaſt brennen zu ſehen, nicht ohne Verdacht mit ſeinen Geſellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und ſo möge denn dieß Büchlein, neben ſo vielen andern, ſich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung, und vielleicht auch hie und da zu nützlicher Umſicht Gelegenheit geben.

Des jungen Feldjägers Kriegskamerad,

immer getroſt und thätig.

Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen ſeiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt dieſe Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen ſtehend zeigt die Kugel ſich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in ſich abgeſchloſſenes Weſen; daher kann ſie aber auch, ſo wie der Glückliche, unſre Aufmerkſamkeit nicht lange feſſeln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit iſt einfach, ſie mögen, woher es auch ſey, entſpringen. Die Glücklichen überlaſſen wir ſich ſelbſt, und wenn am Ende des Schauſpiels die Liebenden in Wonne vereinigt geſehen worden, gleich fallt der Vorhang, und der Zuſchauer, der ſich ſtundenlang durch ſo manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit feſthalten ließ, eilt ungeſaumt nach Hauſe. In dieſem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tauſend-Eck, das den überall anſtoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht ſanft zu verweilen angelockt wird, das Rund ſich in milden Schatten und Widerſcheinen uns offenbart: ſo ſendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüſterung, andere Farben, andere Schatten und Widerſcheine, das Auge, beunruhigt, verweilt darauf,

begierig dasjenige in Eins zu faſſen was ſich ſelbſt zerſtreut, und es wird von einer Theilnahme beſchäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthſel ſchwebend erhalten, ſchwankt.

Zu ſolchen Betrachtungen giebt gegenwärtiges Bändchen einen friſchen Anlaß; es ſtellt mit wenigen Pauſen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höheren Sinne beſchwichtigend, tröſtend, beruhigend wird, iſt, daß die Perſonen, die ſo viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen geſehen, doch am Ende noch ſelbſt erzählen was überſtanden und wie ſie aus dem unerträglichſten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht ſowohl gerettet worden, ſondern ſich ſelbſt gerettet. Ein höherer Einfluß begünſtigt die Standhaften, die Thätigen, die Verſtändigen, die Geregelten und Regelnden, die Menſchlichen, die Frommen. Und hier erſcheint die moraliſche Weltordnung in ihrer ſchönſten Offenbarung, da wo ſie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfaſſung auf dem wüſten Strande von Cabrera, der kümmerlichſten aller balearischen Inſeln, verdient als Muſter einer vernünftigen, erſten, naturrechtlichen Staatsverfaſſung, die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unſeligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellebedrohten Dünen mitten im Ocean angeſcheiterten Mannſchaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muſter von natürlicher und ſittlicher Faſſung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang ſo vieler, die Rettung Einzelner, die ſich mitten in der ſchrecklichſten Lage mannhaft-menſchlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihres Gleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menſchen herrlicher und wünſchenswerther erſcheinen, als wenn auch Einzelne wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchſten muſterhaften Erſcheinung gelangen, daß ſie Tugenden ausüben, die er vielleicht ſelbſt, in große Gefahren und Schickſale verwickelt, ehe er ſich's verſieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns dieſe Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten, achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja wir trauen einem jeden ſinnigen Leſer zu, daß ihm gleichfalls in ſeiner Art, bei Beherzigung ſo ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht ſeltener Schickſale, die wichtigſten Aufſchlüſſe aus ſeinem Innern ſich entwickeln werden.

Des jungen Feldjägers Landsmann

unter ähnlichen Schicksalen.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer 1827.

Hiezu ist kein Vorwort beliebt worden, ist aber als das vierte Bandchen zu Vorstehendem anzusehen und wird in Folgendem davon die Rede seyn.

Memoiren von Robert Guillemard

verabschiedetem Sergeanten;

begleitet mit historischen, meistentheils ungedruckten Belegen.

Leipzig, Weigand'sche Buchhandlung 1827. Zwei Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publicum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drei deutsche Original-Versuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich das mannichfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben der Lesewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurtheilung (Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1825 Nr. 22) freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet ins Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm typographischen Costüme ganz anständig ausnimmt. Der Kriegscamerad blieb nicht hinter seinem Vorganger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1827 Nr. 35) giebt ihm, unserer eigenen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erſt vor kurzem die Preſſe verlaſſen, ſoll, wenn wir nicht irren, ſich noch mehr Zuſtimmung verdienen, weil ſein Charakter entſchiedener iſt und ſeine Ereigniſſe für bedeutender gelten können. Hier trate denn der ſeltene Fall ein, daß Fortſetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem raſcheren Schritt vorwärts gingen.

Dieſe drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elſaſſer, in der mittlern und niedern Claſſe geboren, vom Jahre 1806 in franzöſiſchen Kriegsdienſten, werden in den ſpaniſchen Feldzug und weiter in die unſelige Weltgeſchichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieſer individuellen Bekenntniſſe, ſie ſchreiten parallel und faſt ſynchroniſtiſch neben einander fort, und laſſen uns auf die klarſte Weiſe in das Verderben hineinſehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein ſubalterner Franzoſe auf, ein Sergeant, der ungeachtet er den ganzen Decurs franzöſiſcher Glücks- und Unglücks-Wagniſſe redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in ſeine, leider ſehr veränderte und entſtellte Heimath mißmuthig zurückkehrt und wie ſo mancher andere zuletzt zu Feder und Papier ſeine Zuflucht nimmt. Der franzöſiſche Herausgeber drückt ſich klar und einſichtig hierüber folgendermaßen aus:

Vorrede des franzöſiſchen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard ſcheinen uns aller Beachtung werth zu ſeyn. Man iſt freilich, wie er ſelbſt ſagt, zu ſehr daran gewöhnt, nur Schriften zu leſen, deren Verfaſſer zu den höhern Claſſen der Geſellſchaft gehören. Bis jetzt haben Perſonen, die unter der großen Menge geblieben

waren, durch die Erzählung deſſen was ſie geſehen hatten, ſelten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem was Frankreich erlebt hat, giebt es indeſſen noch eine Menge obſcurer Menſchen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereigniſſe im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu ſehen und ohne Leidenſchaft über Perſonen zu urtheilen, welche einen hiſtoriſchen Namen erlangten, ſo daß es vielleicht an der Zeit ſeyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen."

„Aus der Lecture dieſer Memoiren wird man ermeſſen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatſachen durch das Schweigen eines Unterofficiers würde unausgefüllt geblieben ſeyn. Man erhalt von ihm ausführliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers lebhaft in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehrern andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er nichts verſichert, wovon er nicht ſelbſt Zeuge geweſen iſt, und daß ſelbſt die Verſchiedenheit ſeiner Erzählung von Andern ſich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm ſeyn, nachdem wir über gewiſſe Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren; und man wird es dem Sergeanten einigermaßen Dank wiſſen, daß er ſeine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die ſich ſonſt für ſeinen Grad und ſeine Stellung wenig zu eignen ſcheint."

„Guillemard ſtammte aus einer wohlhabenden und achtbaren

frey, wenn sie sich nicht selbst und andern schaden können. Wäre es nicht besser abzudanken als ein solches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit den nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beystand; dann werden sie uneins unter sich, und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden. Weit besser ist's sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? und nicht einmal dem Einen, sondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herren altert. Das hat wohl allein das Recht, klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.

Familie und hätte deßhalb erwarten können nicht auf der Stufe des Sergeanten ſtehen zu bleiben; aber eines Theils wollte es ihm in ſeiner Laufbahn nicht glücken, und andern Theils hatte ſeine Erziehung, die in den Feldlagern ſich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in ſeinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leſer, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden beſondern Thatumſtand auszumalen verſteht, dieſe Memoiren zur angenehmen Lecture machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verſchmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereigniſſen entgegengeſetzter Natur verſchiedenartig ergriffen, für jeden Umſtand beſondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Styl, faſt ohne allen Uebergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabſinkt, ſo erhält dadurch, unſeres Bedünkens, ſeine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publicum ein gleiches Urtheil fällen werde."

Da wir durch Vorſtehendes genugſam von Art und Weiſe, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet ſind, ſo könnten wir es wohl dabei bewenden laſſen, um ſo mehr als das was wir zu ſagen haben, einigermaßen bedenklich iſt. Der Leſer, wenn er irgend etwas Geſchichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigſtens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinſtimmend anſehen. Gilt dieß ſogar von Roman und Gedicht, warum ſollte es nicht von einer Lebensbeſchreibung gelten? Auch mögen

wir nicht gern unſern Sergeanten, dem wir eine beſondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hiebei meinen oder glauben, früher oder ſpäter zur Sprache kommen muß, ſo halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Perſönlichkeit des Sergeanten, ſie geht ſo treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erſcheinen überall wieder. Ein kühner thätiger und doch immer ſubalterngenügſamer Sinn zeigt ſich überall, und beſonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung mit getroſtem ſicherm Schritt; nur wenn er in der Folge, bei höchſtbedeutenden Welterei-gniſſen mitwirkend oder zuſchauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerſt, ſchütteln dann den Kopf und glauben endlich einen höhern Sinn, einen weitern Verſtand, einen freier umſchauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem ſey nun wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft iſt können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig ſchien uns, daß keine Abſicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Intereſſe zu wirken nur im mindeſten bemerklich ſey; es gilt bloß die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen ſich ſelbſt und gegen das Vergeſſen, gegen das völlige Auslöſchen zu retten, wodurch beſonders in neueſter Zeit ein Tag den andern übertuncht, und das Unnützeſte über das Trefflichſte, als müßte es ſo ſeyn, ſorglos hinpinſelt.

Wir erkennen alſo mit Zufriedenheit und Beifall, daß ſich an dem heitern und harmloſen Lebensfaden eines untergeordneten Menſchen die wichtigſten halbbekannten und unbekannten Ereigniſſe und Perſönlichkeiten nach und nach aufreihen, und über die Abgründe des Vergangenen gar

mannichfaltige Betrachtungen veranlaſſen. Ins Einzelne dürfen wir nicht gehen, Ueberraſchung und Antheil ſey dem Leſer unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieſes Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieſer Kriegsmann auf der Inſel Cabrera erſcheint und uns Nachricht giebt von einem auf franzöſiſche Weiſe ſich conſtituirenden Urſtaat, deſſen geſetzliche Beſtimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutſchen Verbannten bekannt geworden, höchſt merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaßten.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieſes Werk zu bringen geſucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreiſes und auf entſchiedene Zwecke bedeutender Perſonen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes das auf jede Weiſe ſchätzbar iſt und einem Schriftſteller, der in dieſer Art des Halbromans ſich hatte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieſer problematiſchen Production ſich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Biographiſche Denkmale

von

Varnhagen von Enſe.

Mit vielem Vergnügen hab' ich dieſe glückliche Arbeit durchgeleſen; ſie erinnert an Plutarch's Zuſammenſtellung ähnelnder Lebensweiſen, jedoch beziehen ſich die drei hier aufgeführten Perſonen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof, ſind eigentlich höchſt mannichfaltige Variationen deſſelben Thema's. Zwiſchen dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wären ſie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwiſchen dem ſiebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, ſittlicher und ſelbſt der Eigennutz nimmt einen edlern Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, ſtrebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie bald da, bis er Gelegenheit findet der Republik Venedig große Dienſte zu leiſten, die ſie denn auch durch Vertrauen, ſo wie durch Ehrendenkmale, und ein reichliches Auskommen bis in das höchſte Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverain, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, ſetzt ſich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne

Macht und uneigennützig-großartig zieht er ſich ins eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja ſeltſamen Beſtrebungen ſelbſtſtändig und unabhängig zu ſeyn und zu bleiben.

Theodor, ſo viel Held als nöthig um für einen vollkommnen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um ſein ſelbſt willen; ihn beherrſcht die unüberwindliche Begier ſich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeſchick laßt er ſich von immer neuen gewagten Verſuchen abſchrecken, behauptet die ihm eingebornen königlichen Formen bis ins tiefſte Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen ſagen: die Weltüberſicht iſt rein und ſicher, der Vortrag ernſt und einfach; Andere mögen anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drei Helden, gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebens-Eintritt heran, zwei in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg ſtarb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las alſo hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis ins Jünglingsalter heran, als Weltmährchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete ſich ungefahr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz friſche Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerkſame Reiſende zurückbrachte, befanden ſich zwei große Blatter, eins von Pitteri, mit Fertigkeit des Grabſtichels, nach Franz Rusca gearbeitet (einem Bildnißmaler, der den großen Beifall ſeiner Tage durch edle, freie, kühne Darſtellung fürſtlicher Heldenmanner zu

gewinnen verſtand), das andere, jenes in Corfu ihm errichtete ſtatuariſche Denkmal vorſtellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohlgebildeter, frei Gewachſener, kühn Beweglicher ſich ſehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff ſpäter in meinen Lebensgang ein, er ward mir, durch Zeitgenoſſen, in aller ſeiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie ſollte aber ein ſo wundervoller Mann bei ſeinem Leben nicht wunderlich erſcheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon, das mir ſo viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zuſammen; auch er mußte im Tagsgeſpräch eher ſeltſam als bedeutend erſcheinen, und niemand ahnete, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode die Wirkungen, zu denen er den erſten Anſtoß gegeben hatte, über die ganze Welt ſich aufrollen würden. Denn Pasqual Paoli nahm ſein Geſchäft auf, die unbändigen Corſicaner von der Einwirkung Genua's zu befreien; da denn bald darauf die Luſt ſich ſelbſt zu regieren auf die nordamericaniſchen Colonien überging und, als es dort ſo wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu beſtehen nicht ermüdete.

Dank ſey daher im Allgemeinen dem Verfaſſer, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart gränzende Epoche ſo klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite beſonders, daß er meine frühſten Jugenderinnerungen wieder aufgefriſcht. Denn das iſt, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, ſich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als perſönlich gegenwärtig anzuſchauen.

Varnhagen von Enſe's

Biographien deutſcher Dichter.

Paul Flemming, Friedrich v. Canitz und Johann von Beſſer, erſcheinen mir zu dieſen Betrachtungen höchſt willkommen. Die Werke genannter Dichter ſtanden im Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin leſen mehr als daß ich ſie las, ihr Anſehn und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteriſtiſche freilich ihrer Verdienſte, wie ſie mir nun der trefflich ſchildernde, geſondert und geiſtreich vortragende Biograph, in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlſchaulich darſtellt, blieb mir, ich geſtehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß ſie ſämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenoſſen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fortzudichten begann, mir als Knaben und Jüngling, wie ein Alp beſchwerlich auflagen. Dieſe Wirkung begreife ich erſt jetzt, da ſie beim Leſen obengenannten Bandes, als das wiederaufſteigende Geſpenſt einer uralten Zeit, auf dieſelbe Weiſe laſteten.

Niemand wird jene Biographien ungeleſen laſſen, und meine Freunde bitte ich dabei, ſich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit ſolcherlei Lieb- und Hofſchaften, noch mit derlei geſtaltloſem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meiſt gehaltleeren

Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des proteſtantiſchen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige was ſich in mir zu entwickeln ſtrebte nicht unterdrückt und mißgeleitet werden ſollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meiſtens. Sind ja meine erſten ins Publicum gebrachten Productionen im eigentlichſten Sinne gewaltſame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber ſich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit ſey denn auch dem werthen Verfaſſer dieſer Biographien von meiner Seite Dank geſagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichſte Weiſe mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Beſtreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen die zunächſt unſre Nation literariſch in ſich ſelbſt zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit ſeinen biographiſchen Darſtellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darſtellung der Individualitaten und des Zeitgeiſtes, mit dem ſie in Wechſelwirkung geſtanden, Klarheit des ganzen Zuſtandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einſicht, Einſicht erſchafft Duldung, Duldung iſt die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thatigen Friedens.

Für Freunde der Tonkunst,

von

Friedrich Rochlitz.

Erster Band. Leipzig 1824.

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausspreche, den sie auf mich haben mochten. Und im Grunde ist dieß doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der jüngere Wißbedürftige daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt, deßhalb ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, soviel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünstlern

und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgewalt durchdrungen zu seyn.

Die Biographien Hiller's und der Schmehling-Mara thaten mir sehr wohl und veranlaßten nachstehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung lebt die Jugend immerfort entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt, oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Dießmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht, und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Dlle. Schmehling hab' ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchst vollendete Sängerin. Die Arien Sul terren piagata a morte etc. und par che di giubilo etc. aus Hasens Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh, wie ich mich zu dem seinigen, gefügt. Von der ersten

Egmont. Und darum niemand gern sich selbst überlassen möchte. Man thue was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhohle: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's ihr Zutraun zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken.

Alba, der sich indeß einigemal umgesehen hat. Solltest du das alles in des Königs Gegenwart wiederhohlen?

Egmont. Desto schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte! Desto besser für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte, noch weit mehr zu sagen.

Alba. Was nützlich ist, kann ich hören wie er.

Zeit an erscheint er als rein wohlwollender Beobachter und eben diesen Charakter gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur was sich aussprechen läßt und spricht es gut aus; zu seinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern, denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von jedermann gekannt und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: Auswahl aus Fr. Rochlitz sämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff. erschien, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngern Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalt' ich mich nun nicht, einer der wundersamsten Productionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen ereignet haben. Es ist das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfassers als Schriftstellers und Tonkünstlers vereint hervortreten und zugleich sein ruhiger, zusammengenommener Charakter sich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geschäftig, obgleich beängstigt, sich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unseres Freundes, Ereignisse zu beobachten,

ſeine Gedanken durch Schrift, ſeine Empfindungen muſikaliſch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Deſultoriſche der überdrängteſten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anſchauungen zu fixiren — iſt einzig; mir iſt wenigſtens nichts Aehnliches bekannt. Dieſe bewußte Bewußtloſigkeit, dieſes unvorſätzliche Betragen, dieſe bedrängte Thätigkeit, dieſe nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beſchäftigungen gefundene Selbſthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaſchte Wiederherſtellung ſchon genügt, um größeren Leiden mit unverlorner Selbſtſtändigkeit wieder entgegen gehen zu können — alles dieſes iſt ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzigs und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutſchen nach langem Druck ſich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir beſonders war dieſes Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denſelbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängſtlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geſchäften nachging, oder vielmehr im Theatergeſchäft den Epilog zu Eſſer ſchrieb, in welchem die merkwürdigen, prophetiſchen Worte vorkommen:

Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

Solger's nachgelaſſene

Schriften und Briefwechſel.

Zwei Bände.

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menſchen lieſ't man mit großem Antheil, und das mit Recht; wir werden unmittelbar in die fernſten Gegenden und Lebenszuſtände verſetzt, und doch müſſen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweiſe des Verfaſſers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geſchrieben, geben uns ſchon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuſtanden und Geſinnungen. Aber ganz unſchatzbar ſind Briefwechſel zweier oder mehrerer durch Thatigkeit in einem gemeinſamen Kreis ſich fortbildender Perſonen.

Dieſes gilt von dem in dem erſten Theil obgenannten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechſel. Die drei wichtigen Manner Solger, Tieck und Raumer unterhalten ſich über ihr fortſchreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und ſo kommt, ganz ohne Vorſatz, ein vollſtandiges Bild eines edlen lebendigen Kreiſes zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nachſte eingreift und ſo das Fernſte in Bewegung ſetzt. Der Kreis iſt nicht abgeſchloſſen, ein und der andere Freund wird beilaufig mit aufgenommen; das Wirken der Weltgeſchichte, das Gegenwirken der Individuen

wird klar, man begreift seinen eignen Bezug, und lernt einsehen, wie man selbst in die Ferne gewirkt, was Zeitgenossen von unsern Thätigkeiten aufgenommen, was sie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereignisse meines Lebens konnte ich schon bemerken, daß ich manchen seit Jahren mit Heranlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längst vergangene Zeiten und Ereignisse, woran auch sie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zustände wieder vergegenwärtigt. Und so haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzusehen sind, auf das schönste zu danken, daß sie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichst ansprechen muß.

Wie zart und schön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen und sich daran erbaut, verdient wohl zunächst eine dankbare Erwähnung, obgleich sein liebenswürdiger Charakter sich besonders in diesen Briefen auf eine Weise hervorthut, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieser beiden Bände, welche von keinem gebildeten, an neuerer Literatur Theilnehmenden ungelesen bleiben können, schon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

F. H. Jacobi's
auserlesener Briefwechsel,
in zwei Bänden.

Eine höchst interessante Lecture fürs Publicum, dem es um Einzelnheiten der Personen und Schicksale zu thun ist; für mich eine höchst traurige Unterhaltung. Ich recapitulire was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor, wie Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus: der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem worauf es eigentlich ankäme weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere; sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeste und niemand hat die Braut gesehen. Besieht man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Daseyn. Der Glaube, die Zuversicht auf das Bißchen was man ist oder seyn möchte, beseelt einen jeden, und so möcht' er sich auch dem andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst becomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine

Individualität herauskehrt, fahren und bleiben ſie auseinander. Ueber die Perſönlichkeiten ſelbſt laſſen ſich merkwürdige Betrachtungen anſtellen. Da ich die meiſten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derſelben mehr gelitten als genoſſen habe, ſo zeichnen ſie ſich in dieſen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will ſehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, dieſe Züge feſtzuhalten; ſollt' ich es auch nur ſpät zu Tage geben, ſo wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er ſprach deutlich aus: ſie verberge ihm ſeinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewieſen zu haben, daß es keine Naturphiloſophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimſten Geſetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieſer Conſequenz des unendlich mannichfaltigen ſehe ich Gottes Handſchrift am allerdeutlichſten. Da lobe ich mir unſern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild;
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand ſie mild.
Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entſprang von hohem Sinn.
So iſt uns allen offenbar:
„Naturphiloſophie ſey Gottes Enkelin.“

S. Dante dell' Inferno canto XI. 98.

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

Ein geprüfter anerkannter Dichter der beſten Art fühlt ſich humoriſtiſch geneigt, zum Oſtwinde geſellt jene leidigen Nebel zu zerſtreuen, welche die ſinnig-geiſtigen Regionen Deutſchlands zu obſcuriren bei dem niedrigſten Barometerſtand ſich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, ſo hat er doch wenigſtens das düſtere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abſchneien oder ſich ſelbſt verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menſchenverſtandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür aufs herzlichſte, bemerken aber zugleich, daß er uns dieſe Wohlthat erzeigend auch gegen ſich ſelbſt eine ſchöne Pflicht erfüllt, denn er konnte ſich wohl ſagen:

Tunc tua res agitur paries dum proximus ardet.

Justus Möser.

Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu seyn, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht: im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Möser's hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

„Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere

Abſicht, als gewiſſen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt ſeinen eigenen Namen in der Volksſprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man ſich ihrer erinnern ſollte, ſo wie ſie dem Schluſſel ein Stück Holz anknupften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um ſo geſchwinder wieder zu finden. So ſagten ſie z. E. zu einem Kinde, das ſein Meſſer auf den Rücken oder ſo legte, daß ſich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden ſich, wenn ſie auf dem Tiſche herumſpazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil ſie dieſes ſo glaubten, ſondern um dem Kinde eine Gedachtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand ſo manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müſſe, als er Salzkörner in ſeinem Leben unnützer Weiſe verſtreuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Geſinde einen Denkzettel zu geben, und ſie vor einer gewöhnlichen Nachlaſſigkeit in Kleinigkeiten, die, zuſammen genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie ſagten zu einem eitlen Madchen, welches ſogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorubergehen konnte, ohne einen verſtohlnen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche ſich des Abends im Spiegel beſehe, und was dergleichen Anhängſel mehr ſind, wodurch ſie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzupragen ſich bemüheten. Mit Einem Worte: ſie holten aus der Geiſterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrucken ſollten."

Gar löblich ſtellt Moſer die fromme und die politiſche Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, ſie deutet auf Nutzen und Schaden, die erſtere bezweckt ſittliche Bildung und ruft religioſe Vorſtellungen zu Hülfe. In der politiſchen ſpielt Reineke Fuchs die große Rolle, indem

er entſchieden ſeinen Vortheil verſteht und ohne weitere Rückſichten auf ſeine Zwecke los geht; in der frommen Fabel ſind dagegen Engel und Teufel faſt allein die Wirkenden.

Origines ſagt: ſeine Zeitgenoſſen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verſtoßener Engel.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens, beide erfinden eingebildete Weſen, und zwiſchen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen ſie die ſeltſamſten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poeſie befreit ſich immer gar bald von ſolchen Feſſeln, die ſie ſich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt ſich Zauberſtricken vergleichen, die ſich immer ſtarker zuſammenziehen, jemehr man ſich gegen ſie ſträubt. Die hellſte Zeit iſt nicht vor ihm ſicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, ſo ſtrebt des armen Menſchen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geiſterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet ſich eine wunderſame reiche Welt, von einem trüben Dunſtkreiſe umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten laſten ſolche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüſten Sinnlichkeit, die Vernunft ſcheint zu ihrem göttlichen Urſprung gleich Aſträen zurückgekehrt zu ſeyn, der Verſtand verzweifelt, da ihm nicht gelingt ſeine Rechte durchzuſetzen.

Dem Poeten ſchadet der Aberglaube nicht, weil er ſeinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrſeitig zu gute machen kann.

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Herde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger, seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben, dieses alte Herkommen zu verändern? und sollte nicht eben dieß sein schönstes Vorrecht seyn? Was ist bleibend auf dieser Welt? Und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Übeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, diese alten Rechte

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raschem Vorschreiten der literarischen sowohl als humanen Bildung, daß wir vergessen, wem wir die ersten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen schuldig geworden. Was da ist und vorgeht, glauben wir, müsse so seyn und geschehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In diesem Sinne mach' ich aufmerksam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menschenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet hat.

An diesen Mann, dem ich so viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede ist, die unter den Menschen hin und wieder schwanken. Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es giebt gewisse Phänomene der Menschheit, die man mit dieser Benennung am besten ausdrückt, sie sind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen, und recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Sie sind das was das Individuum constituirt, das Allgemeine wird dadurch specificirt und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Gar anmuthig hat in dieſem Sinne York Sterne, das Menſchliche im Menſchen auf das zarteſte entdeckend, dieſe Eigenheiten, inſofern ſie ſich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr ſie ſind es, die den Menſchen nach einer gewiſſen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleiſe weiterſchieben, und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorſatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiemit verſchwiſtert ſey, fällt ſogleich in die Augen: denn ſie begünſtigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unſere Eigenheiten ungeſtört hinzuſchlendern belieben.

Irrthümer und Wahrheiten

von

Wilhelm Schütz.

Nächst den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man sich vorstellen als Formen des lebendigen Daseyns und Handelns einzelner, abgeschlossener, beschränkter Wesen, und in diesem Sinne giebt es Eigenheiten der Individuen so wie der Nationen. Und diese sind es denn, welche, indem sie sich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erscheinen.

Hieraus laßt sich nun schon erkennen, daß eine Eigenheit an sich, wo nicht lobenswerth, doch wenigstens duldbar seyn könne, indem sie eine Art zu seyn ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des Mannichfaltigen gar wohl müßte gelten lassen. Die Influenz dagegen ist immer gefahrlich, ja sie wird meist schadlich: denn indem sie fremde Eigenheiten über eine Masse heranführt, so fragt sich ja, wie diese ankommenden Eigenheiten sich mit den einheimischen vertragen, und ob sie nicht eben durch Vermischung einen krankhaften Zustand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwei verschiedene Menschenmassen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs, vereinigt, wenn schon beide gesund, doch einen gefahrlichen krankhaften

Zuſtand erzeugen. Die mediciniſche Polizei hat beobachtet, daß Heerden ungariſcher Ochſen, nach Schleſien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man ſolche Gäſte in Wäldern oder auf Weideplätzen iſolirt, ſich ſehr bald verliere, wogegen daſſelbe Uebel, wenn es die einheimiſchen Thiere ergreift, die ſchrecklichſten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man ſodann, daß alle Contagien in den erſten Momenten der Mittheilung viel heftiger und ſchädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht, weil ſie in der ergriffenen Maſſe nicht eine homogene, ſondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, ſondern eine fremde widerſpenſtige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Geſagte läßt ſich Wort für Wort im Geiſtigen antreffen. Und wie ſollte es nicht, da wir ja keine geiſtige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden.

Wie wir zu dieſen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerkſamkeit geleſen. Ja der Verfaſſer ſelbſt wird billigen, wenn wir auf ſeinem Wege weiter fortſchreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuſchreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir ſagten, daß eine Eigenheit wenigſtens an ſich als unſchuldig und unſchädlich betrachtet werden könne; denn wenn ſie ſelbſt dem damit behafteten Individuum ſchädlich wäre, ſo würde das als ein geringes Uebel anzuſehen ſeyn, was ein jeder ſelbſt zu tragen hätte.

Betrachten wir in dieſem Sinne, was man Nationalvorurtheil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von ſittlichen und religiöſen Folgen eine Nation ganz anders als

die andere ergreift, so werden wir gar manches aus dem Vorgesagten entspringende Räthsel zu lösen vermögend seyn.

Dem operosen, unablässig im irdischen Thun und Treiben beschäftigten Engländer muß der streng beobachtete Sonntag höchst willkommen bleiben; der weniger, besonders in südlichen Landern, beschäftigte Katholik wird außer diesem Ruhetag noch Feiertage, um sein Leben interessanter zu machen, bedürfen. Der deutsche Protestant immer mit Nachsinnen beschäftigt, und außer seinen obliegenden nothwendigen Pflichten, außer seinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geistigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines solchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedurfen, da er, der Natur seines Glaubensbekenntnisses nach, einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weßhalb denn, besonders nach Verschiedenheit des Geschäfts, in ganz verschiedenem Sinne der gesetzliche Festtag gefeiert wird.

Nun möchte es scheinen, als wenn wir uns von dem erst eingeschlagenen Wege ganz entfernt hatten; allein, wenn einmal davon die Rede ist, allgemeine Betrachtungen anzustellen, so thut man wohl, ins Allgemeinste zu gehen, weil sich alsdann Alles und Jedes gradweise am sichersten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfasser vollkommen einig sind und an seinem Vortrag nichts zu ändern wüßten; so bemerken wir doch, daß er selbst vermeidet, noch eine gewisse nah anstoßende Höhe zu erklimmen, sich zu einer noch erweiterten Uebersicht zu bekennen. Zwar spricht er schon vieles höchstbedeutende aus und in der Uebersicht

eines gewissen Kreises vermissen wir nichts: vielleicht ist es auch noch nicht Zeit, sich weiter völlig auszusprechen, da die eigentliche entschiedene Richtung unserer Tage noch in unaufhaltbarem Gange ist. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Personen sich über den wahren Zustand, sich über das Wünschenswerthe im Unvermeidlichen zu verständigen wissen, desto besser wird es zu achten seyn, desto größern Vortheils werden die Zeitgenossen, werden die Nachfahren sich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von solcher Höhe ein jedes einflußreiche Bestreben, Schreiten und Gelangen der sämmtlichen Künste, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an, dem Beschauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der sich von Jahrzehenten und Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchst merkwürdig bleiben, wie jede Kunst und die zu ihrem Erscheinen nothwendige Technik sich gebildet, bedingt, bestimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Lustrum geht seinen Gang, und von allem Bestreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verspäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in seiner Grunderscheinung ein wahrhaft lebendiges Daseyn hegte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz ist die der Zeugung, der Geburt, des Wachsens und Gedeihens. Dieses aber läßt sich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organischen Lebens durchlaufen hat, welches denn also unsern Nachkommen, lieber aber unsern Vorgreifenden anheim gestellt sey, unter welche letzteren wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfasser von Irrthümer und Wahrheiten, mit Vergnügen und, wie es uns scheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geständniſſe herangekommen, ſo ſey auch folgendes gegenwärtig ausgeſprochen.

In ſpäteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren, denn in dieſen war die Nation irre gemacht durch Menſchen mit denen ich nicht rechten will. Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine als ihnen ſelbſt gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyranniſchem Beginnen anderer im Literarkreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edlen Kennern frei geſchildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannichfach beſonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jetzt dreifaltig zu Geſicht gekommen. Ein tiefſinnender und ſublender Mann, Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon langſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im Geſellſchafter die Form gewahlt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen, in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hiedurch am beſten

zur Sprache bringen und ſein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literariſchen Converſationsblatte ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bei deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl ſtatt finden mag: daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er das was geleiſtet worden willig anerkennt, und es nicht allein für das was es gelten kann gelten läßt, ſondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Profeſſor Kayßler zu Breslau ſtellt in einer Einladungs-Schrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernſt und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſtalten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft ſogleich das Motto geſchrieben:

Il y a une fibre adorative dans le cœur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinſtimmung mit einem ſo würdigen Manne auszuſprechen gedachte.

Dieſen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur ſo viel erwiedern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß das Problem meines Lebens, an dem ich ſelbſt wohl noch irre werden könnte, vor der Nation ſo klar und rein aufgelöſ't zu ſehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beſchwichtigt fühle. Ein ſolcher Fall möchte ſich in irgend einer Literatur wohl ſelten zugetragen haben, und es wird ſich gar wohl ziemen, auf dieſe Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernſter Männer und Freunde, die ihre Aufmerkſamkeit einem Einzelnen in dem Grade geſchenkt, daß ſie ſeine Eigenheiten beſſer

kennen als er ſelbſt, und indem ſie einem Individuum alles Liebe und Gute erweiſen, es doch in ſeiner Beſchränktheit ſtehen laſſen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderſtehlichen Trieb ein Lebenslied einzuſchalten das mir, ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorgeſehenen Entſtehung, immer werth geweſen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefahrten Zelter, zu einer meiner liebſten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner, in des Lebens Weite,
Zur Liebſten mußte, mußte weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten ſog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finſt're drang,
Auch der Gedanke, willig, ſinnig, ſchnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künftige ſchlang;
Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung

von

Carl Friedrich Zelter.

In derselben ist auch vorstehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutschland ausgesaeten Freunde und Freundinnen hiedurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit, bei nächtlicher Weile, liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Vollmond aus guter, mäßig-aufgeregter, geistreich-anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeugen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Componisten natürlich ward sich mit dem Dichter zu identificiren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz aufs neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange widerzutönen geeignet sind.

sind darum so angenehm weil sie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, sich verbergen oder durchschleichen kann.

Egmont. Und diese willkürliche Veränderungen, diese unbeschränkten Eingriffe der höchsten Gewalt, sind sie nicht Vorbothen, daß Einer thun will, was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frey machen, um jeden seiner Wünsche befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weisen Könige, ganz vertrauten, sagt er uns für seine Nachkommen gut? daß keiner ohne Rücksicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns seine Diener, seine Nächsten sendet, die ohne Kenntniß des Landes und seiner Bedürfnisse nach Belieben schalten und walten, keinen Widerstand finden, und sich von jeder Verantwortung frey wissen.

Oestliche Rosen

von

Friedrich Rückert.

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfaltigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf, ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede seyn soll, einen sanft melancholischen Anklang der sich von Hölty bis zu Ernst Schulze durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermanns-Geist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klangen erscholl zur Kriegs- und Sieges-Zeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig begleiteten sie nicht mit Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen. Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wär' es nur auf kurze Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohne-Sorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Compositionen meines Divans hab' ich schon manche Freude gewonnen. Die

Zelterischen und Eberweinischen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des Letzteren geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückert's oben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegen duften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen, findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergötzen.

Obgleich die Ghaselen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

Die drei Paria.

Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu sprechen, woraus es gebildet worden; denn eben in einer sehr klugen Verknüpfung dieser zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfassers bedeutendes Verdienst.

Diese Motive nun sind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältnissen, Zuständen und Gebräuchen der Indier und umfassen dieses Volks zwei höchst tragische Seiten, deren eine auf der schroffen Sonderung der Casten ruht, woraus unsägliche Schmach für die tiefste derselben hervorgeht. Die andere gründet sich auf den schrecklichen Gebrauch, daß eine Wittwe ihrem Gatten in den Tod folgen und sich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erste dieser tragischen Elemente geht als vorwaltend durch das ganze Stück und entwickelt sich in der Gegenwart; das zweite wird zur Beihülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt wie aus der Ferne in seinen Folgen auf den Augenblick, oder wird erzählungsweise herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Hauptmotiv gemäß, den Titel: der Paria, und mit diesem Namen deutet es im voraus auf alle tragischen Momente die wir zu erwarten haben.

Die Caste der Parias nämlich ist die unterste herabgewürdigte allgemein verachtete aller indischen Casten; sie wird,

als von Gott und Menſchen verworfen, für unrein gehalten; ſie darf das allerniedrigſte verrichten, wovor die übrigen Scheu tragen; ſie iſt an und für ſich unrein und aller Welt ein Gruel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, ſieht man, welcher tiefen Verachtung dieſe Caſte preisgegeben iſt, denn der Hund ſteht noch etwas höher; ſeine Nähe beſudelt nicht, aber die Nahe eines Paria; weßhalb denn ein von dieſem berührter Indier unrein wird und ſich durch Waſchen und umſtändliche religioſe Ceremonien mühſelig reinigen muß, wenn er ſich nicht aus ſeiner Caſte verſtoßen ſehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abſcheu gemieden und geflohen. Sieht ein Bramin auf ſeinem Weg einen Paria kommen, ſo laßt er ihm von weitem zurufen, und dieſer muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Caſte der Krieger und er weicht nicht aus, ſo darf ihn der Raja auf der Stelle niederſtoßen. Wie grauſam dieſes auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch nur von Seiten der höhern Caſten eine Nothwehr, denn ſie kommen in Gefahr ein gleiches Geſchick zu erdulden. In ſolchen Fall würde ein Bramin gerathen, der ſich in der höchſten Noth einen Trunk Waſſer reichen ließe; ein von aller Welt verlaſſener Kranker muß lieber ſterben als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen, denn er würde ſogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umſtand iſt zu bemerken: verwirkt jemand die Ehre ſeiner Caſte, ſo fallt er ſogleich in die tiefſte herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft ſie gleich in die Claſſe der Parias. Ein gleiches Schickſal würde die Wittwe erfahren, die ſich weigerte mit ihrem verſtorbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In so vielem Betracht ist der Zustand eines Paria ein Zustand des höchsten Elends und der tiefsten Erniedrigung, zu welcher die menschliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um so schrecklicher, als keine Rettung daraus möglich ist. Wer einmal in diese Hölle, durch Geburt oder Vergehen, gestoßen worden, der und seine Nachkommen müssen ewig darin verbleiben; kein Verdienst kann erlösen, ja der Unglückliche kann sich nicht einmal Verdienst erwerben, und wär' er noch so edel und tapfer, er darf nicht für die Rettung seines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen solcher allgemeinen Verachtung und drohender persönlicher Gefahr sind die Parias überhaupt sehr scheu und furchtsam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein sich um alles in der Welt keinem aus den übrigen Casten zu nähern. Ohnehin müssen sie aus den Städten sich fern halten, keinem Tempel dürfen sie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer sich mischen. Von ferne deuten sie auf die Waare die sie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen sich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurückgelassen, so eilen sie pfeilschnell mit ihr davon. Kein Wunder also, daß solche Jammerleute an einsamen abgelegenen Orten ihre Wohnung suchen, in elenden Hütten sich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Gesellschaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geist und Herzen auf einer niedrigen Stufe stehende Paria nun findet sich schon in seinen Zustand; er weiß es nicht anders, er ist von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Besseres werth sey, zumal da ihm von der frühsten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem früheren

Leben begangenen Sünden willen in den Zustand versetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Mensch, sey es durch eigenes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, sich als Paria fühlt und alle die unsagliche Schmach seines Standes mit Bewußtseyn und in vollem Gefühl seiner Menschenwürde erdulden muß, so wird ein Conflict seines edeln Selbst mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältnissen entstehen, der nicht tragischer gedacht werden kann.

Dieser Conflict wird im vorliegenden Trauerspiel sehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler hochstehender Mensch gezeichnet ist. So auch verdient der Verfasser wegen der Wahl des Gegenstandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgesetzten, unterdrückten, verachteten Menschheit aller Völker gelten, und wie ein solcher Gegenstand schon allgemein menschlich erscheint, so ist er dadurch höchst poetisch.

Nicht weniger ist der Verfasser wegen der in der Behandlung seines Gegenstandes bewiesenen großen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang sind alle jene tragischen Motive in einen einzigen Act zusammengebracht, die Handlung entwickelt sich an einem einzigen Ort und der handelnden Personen sind nur drei.

Von vorzüglichen Schauspielern dargestellt, muß dieses kleine Stück sehr schönen Effect machen, und so soll es denn allen Bühnen auf das beste empfohlen seyn. E.

Bemerkenswerth ist es, daß in neuerer Zeit der Paria-Caste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt wie eine Bajadere,

als Glied dieſes verworfenen Geſchlechts, durch leidenſchaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Weſen bis in den Flammentod, ſich ſelbſt zur Göttin erhoben.

Von dem deutſchen Paria in einem Acte und ſeinen Verdienſten haben wir ſo eben Rechenſchaft erſtattet, er ſchildert den gedrückteſten aller Zuſtände bis zum tragiſchen Untergang.

Die franzöſiſche Tragödie Paria, in fünf Acten, hat dieß mehr als tragiſch-grauſame Motiv von der energiſchen Seite genommen. Ein Paria Vater, in die Wüſte zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieſer zu Jünglingsjahren herangereift, thatenluſtig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn alſo des ſchönſten Surrogates aller verſagten irdiſchen Glückſeligkeit. Er miſcht ſich unter das heimiſche Kriegsheer und kämpft mit demſelben gegen das Eindringen einer Macht, die der Braminen Herrſchaft zu zerſtören droht, thut ſich hervor, ſiegt und der Ober-Bramin wird ihm großen Dank ſchuldig, unwiſſend wem. Dieſes geiſtliche Oberhaupt nun beſitzt eine ſehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen iſt, der auch ihren Reizen nicht widerſteht. Der Alte ſelbſt der es vortheilhaft findet, bei ſinkendem Anſehn mit dem Tüchtigen in Verwandtſchaft zu ſtehen, begünſtigt die Neigung, und ein Eheband wird beſchloſſen. Hier tritt nun in dem Gewiſſen des wackern Helden das traurige Bewußtſeyn gewaltſam hervor und indem er ſich und ſeine Wünſche bekämpft, erſcheint unſeliger Weiſe der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr ſagen wir nicht, weil ein Jeder der Literatur zu ſchätzen weiß, dieß ſehr ſchön gedachte, wohl durchgeführte Stück ſelbſt geleſen hat oder es zu leſen begierig ſeyn wird.

Nach dieſer doppelten ins Tragiſche geſteigerten Anſicht des traurigſten Zuſtandes wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indiſchen Legende gebildet, im erſten Bande meiner Werke abgedruckt iſt. Hier finden wir einen Paria der ſeine Lage nicht für rettungslos hält, er wendet ſich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine ſeltſame Weiſe herbeigeführt wird.

Nun aber beſitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeſchloſſene Caſte eine ſelbſteigene Gottheit, in welcher das Höchſte dem Niedrigſten eingeimpft ein furchtbares Drittes darſtellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beſeligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unſern, ſo manchem Widerſtreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen ſich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweiſen, von wo ganz allein befriedigende Verſöhnung zu hoffen iſt.

Die Hofdame.

Luſtſpiel in fünf Acten.

Manuſcript.

Weimar, den 16. November 1825.

Dieſes Stück, in guten Alexandrinern geſchrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Abſicht des Verfaſſers mochte ſeyn, das Lacherliche des Gefühls darzuſtellen. Nun iſt das Gefühl an ſich niemals lacherlich, kann es auch nicht werden, als indem es ſeiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergeſſen das Unglück hat. Dieß begegnet ihm, wenn es dem Leichtſinn, der Flatterhaftigkeit ſich hingiebt.

In unſerem Drama ſpielen ſechs Perſonen, die durch ſchwankende Neigungen ſich in Lagen verſetzt finden, die allerdings für komiſch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menſchen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche, noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stuck iſt gut componirt, die Charaktere entſchieden gezeichnet, die ſechs Perſonen verwirren ſich genugſam durcheinander und die Auflöſung beruhigt das hie und da beſorgte moraliſche Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede iſt, ſey mir vergönnt, der Mitſchuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor ſich nicht lacherlich ſeyn, ſie mußten denn etwas von ihrer Eigenſchaft verlieren, und

dieß geſchieht, wenn ſie durch Noth oder Leidenſchaft gleichſam gezwungen verübt werden. In dieſem Falle nun ſind die vier Perſonen des gedachten Stücks. Was ſie thun, ſind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entſchuldigt ſein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und ſomit ware nichts daran auszuſetzen; auch iſt es in der deutſchen Literatur geſchätzt. So oft es jedoch ſeit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es ſich niemals eines günſtigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königſtadter-Theater ganz neuerlich gewagte Verſuch abermals ausweiſet. Dieſes kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehenſion hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen, durch etwas beigemiſchtes Bängliches geſtört wird. In gleichem Sinne iſt das neue Stück aus heterogenen Elementen beſtehend anzuſehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darſtellung nicht herabſteigen ſehen, und wenn man ſich gleich tagtäglich Liebeswechſel erlaubt, ſo möchte man da droben gern was Beſſeres gewahr werden; beſonders iſt dieß die Art der Deutſchen, worüber viel zu ſagen wäre.

Dennoch aber halt' ich dieſes Stück für vorzüglich gut und jedermann wird es dafür anſprechen, wenn er ſich ihm ganz hingiebt und ſich in der eignen Welt, die es darſtellt, behagt, das Mißfallen an einem allzugrellen Neigungswechſel aufgiebt und die Menſchen nimmt, wie ſie ihm der Dichter vorführt. Deßwegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in ſich conſequent und lebendig iſt.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; ſie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Geſellſchaft durchgehalten werden. Die Eigenthümlichkeit des vornehm geſelligen Betragens wäre unerlaßlich; auch müßte im letzten Acte das

Alba, der sich indes wieder umgesehen hat. Es ist nichts natürlicher, als daß ein König durch sich zu herrschen gedenkt, und denen seine Befehle am liebsten aufträgt, die ihn am besten verstehen, verstehen wollen, die seinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben so natürlich ist's, daß der Bürger von dem regiert seyn will, der mit ihm geboren und erzogen ist, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder ansehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit diesen seinen Brüdern sehr ungleich getheilt.

Egmont. Das ist vor Jahrhunderten geschehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menschen ohne Noth gesendet, die sich zum zweytenmale auf Unkosten der Nation bereichern wollten, sähe man sich einer strengen, kühnen, unbedingten Habsucht ausgesetzt; das würde eine Gährung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflös'te.

Kommen und Gehen kunſtreich und gleichſam im Tacte behandelt werden. Ein äußeres Hinderniß der Vorſtellung wird auf den meiſten Theatern ſeyn, daß drei Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrſcheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzugroß würde. Ja noch gar manches Andere würde ein einſichtiger Regiſſeur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff: die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht muſterhaft iſt; daher möchte das Stück, da wo es ein einſichtiges Publicum findet, nicht leicht gespielt werden, und wo es gespielt wird, kein competentes Publicum finden.

Alles überdacht, ſo thäte der Verfaſſer wohl, es drucken zu laſſen. Die deutſchen Theater haſchen durchaus nach Neuigkeiten, es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben; ich wäre ſelbſt neugierig, welche Regie die Vorſtellung zuerſt wagte.

Beim Leſen und Vorleſen müßte es durchaus gefallen, beſonders wenn in einer gebildeten Geſellſchaft ſechs Perſonen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verſtehen, ſich daran gaben ihre Rollen wohl zu ſtudiren und es ſodann mit Geiſt und Leben vorzutragen. Eine ſolche Unterhaltung würde, ſobald mehrere Exemplare vorhanden ſind, ich ſelbſt veranſtalten. Vielleicht wäre dieß auch der ſicherſte Weg, dieſe glückliche Production dem Theater zu empfehlen.

Lerneres über die Hofdame.

Weimar, den 11. Dec. 1825.

Es war ein ſehr glücklicher Einfall des Dichters, ſeine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu laſſen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empiriſcher Idealität, die ſich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch ſchon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen iſt. Gehen wir ſchrittweiſe:

Die Scene, wo der Fürſt, Adamar und der Hofmarſchall allein bleiben, iſt die erſte ruhige des Stücks. Hier iſt der Zuſchauer geneigt aufzumerken, deßwegen ſie mit großer Umſicht und Sorgfalt zu behandeln iſt; ungefähr folgendermaßen:

Der Hofmarſchall formaliſirt ſich über das Geſchehene, als über etwas höchſt Tadelnswerthes.

Der Fürſt entſchuldigt den Vorfall durch ſeine alte wiederaufwachende Jagdliebe; bringt das Beiſpiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderſtehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann ſchon viele Klagen geführt worden, und ſchließt, daß der Fall nicht ſo ganz unerhört ſey, daß ein Beiſpiel in Welſchland ihm ſey erzählt worden.

Der Hofmarſchall kreuzigt und ſegnet ſich vor Welſchland, ergeht ſich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man ſich gewöhne, und giebt dem Umgange mit Künſtlern alles ſchuld.

Der Fürſt wendet ſich ſcherzend an Adamar und fordert ihn auf, ſeine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwiedert: man habe die Künſtler höchlich zu

ſchätzen, daß ſie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, ſich die größten Entbehrungen zumuthe-ten, um einer vollkommnen Kunſt, dem Höchſten was die Welt je geſehen, unermüdet nachzuſtreben. (Dieß kann eine ſehr ſchöne Stelle werden und iſt mit großer Sorgfalt aus-zuführen.)

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn ſie nach Deutſchland kommen. Hier iſt heiter und ohne Bitterkeit das Coſtüme der zugeknöpften Schwarzröcke zu ſchildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürſt entgegnet durch Herabſetzung der Hofuniform, die er ſelbſt an hat und die ihm wohl ſteht. Von einem geiſtreichen talentvollen Menſchen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen.

Der Fürſt, als ſeiner Braut entgegenreitend, muß ſehr wohlgekleidet erſcheinen und das Auge des Zuſchauers muß den Worten des Schauſpielers widerſprechen.

Der Hofmarſchall läßt die Künſtlermaske in Italien gelten, nur ſollten ſie nicht an deutſchen Höfen erſcheinen. So habe ſich neulich der Fürſt mit einem ganz familiär be-tragen, es habe gar wunderlich ausgeſehen, wenn Ihre Ho-heit mit einem ſolchen Naturſohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen ſeyen.

Adamar nimmt das Wort, beſchreibt Vergnügen und Vortheile die Natur mit einem Künſtler und durch ſein ge-bildetes Organ anzuſehen, dagegen verſchwinde für den Ken-ner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarſchall weiß nur allzuſehr, daß man ſich wech-ſelſeitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweiſe

niemals billigen, woraus ſo unerhörte Begebenheiten, wie man dieſen Tag erlebt, entſpringen müßten.

Der Fürſt tritt nun mit ſeiner Geſchichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzahlung dem Suchen und Forſchen nach dem Brautigam mehr Breite gegeben werden, ſo daß der Zuſchauer neugierig ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden ſeyn.

So viel von dieſer Scene. Gelingt ſie, ſo iſt der Beifall dem Stück verſichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erſte Act des Stücks überhaupt eilt zu ſehr und es iſt nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuſchauer noch ſeine volle Geduld beiſammen hat. Hiebei aber wird vorausgeſetzt, daß Vorſtehendes nur Vorſchlag ſey, den der Dichter ſich erſt aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweiſe bei ſich lebendig werden laſſe.

Will er das Geſagte benutzen und ſeine weitere Arbeit mittheilen, ſo ſoll es mir angenehm ſeyn und ich werde ſodann über die folgende, ſo wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich ſende das Manuſcript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieſer gedachten Scene, und wünſche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

Die Urſache und Abſicht meiner Vorſchläge werden dem geiſtreichen Herrn Verfaſſer auch ohne weitere Erklärung deutlich ſeyn.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwei Theile.

München, J. G. Fraudh. 1830.

Ein für Deutſchlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in ſeinen beſten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man ſich nicht erſt abzumüden braucht um auf ein gewiſſes Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet der Schmied ſeines eigenen Glücks zu ſeyn und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns ſelbſt anzurechnen haben.

Die Briefe ſind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reiſe geſchrieben, welche mehr zur Zerſtreuung, in Abſicht von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens ſich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet ſind ſie an eine zärtlich geliebte, genau und feſtverbundene Freundin, die man in kurzem wieder zu ſehen hofft.

Der Schreibende erſcheint als geprüfter Weltmann von Geiſt und lebhafter Auffaſſung, als der, durch ein bewegtes ſociales Leben, auf Reiſen und in höhern Verhältniſſen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter, freiſinniger Deutſcher, umſichtig in Literatur und Kunſt.

Als guter Geſelle tritt er auf, auch in der nicht beſten Geſellſchaft, und weiß ſich immer anſtändig zu halten; er

bleibt, sowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd, als den herkömmlichen Ausschweifungen der Gelage, sein selbst mächtig, und ist, ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen, rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare ausführliche Darstellung immer noch eine seltene Erscheinung.

Mit heiterer Neigung tragt er das monotonste, in der größten individuellen Mannichfaltigkeit, vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteien und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgänglichen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns, ohne ihn, überall abstoßen. Diese Betriebsamkeit der stumpfen Jagdgenossen, diese Trinkstuben, die sich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldsam, weil Er die Zustande ertragt. Man mag sich von ihm, wie von einem lieben Reisegefahrten, nicht trennen eben da wo die Umstande die allerungünstigsten sind; denn sich und uns weiß

er unverſehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erſchafft auf einmal, durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe, eine bisher ungeahnete Welt vor den erſtaunten Augen. Wie denn ſeine Reflexionen über künſtleriſch zuſammengefaßtes Landſchaftsbild und eine ſucceſſive, gleichſam curſive Reiſemalerei, als höchſt trefflich zu achten ſind.

Haben wir nun ihn, mit Geduld, durch ſolche langwierige Pilgerſchaften begleitet, ſo führt er uns wieder in bedeutende Geſellſchaft. Er beſucht den famoſen O'Connell in ſeiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns, nach den bisherigen Schilderungen, von dieſem wunderſamen Manne im Geiſte entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zuſammenkünften bei, hört den Genannten ſprechen; ſodann jenen merkwürdigen Shiel und andere wunderlich auftretende Perſonen. Auch dergleichen Gaſtmahle ſchlägt er nicht aus, wo ſich ein oder der andere der gefeierten Tageshelden, zu eignen Gunſten und Ungunſten, mehr oder weniger auszeichnet. An der großen irländiſchen Hauptangelegenheit nimmt er menſchlich billigen Antheil, begreift aber die Zuſtände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß er ſich zu heitern Erwartungen ſollte hinreißen laſſen.

Wenn nun aber auch der menſchlichen Geſellſchaft mancher Raum in dieſen Briefen gegönnt iſt, ſo nimmt doch bei weitem die Beſchreibung von Gegenden den größten Theil derſelben ein, und drangt ſich immer wieder vor. Eigentlich ſind es aber keine Beſchreibungen, ſondern Durchflüge, die man mit ihm, auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße machen muß, und ſich daran nur deſto mehr ergötzt, als man weder durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen, den Vorfallen ganz ruhig zuſehen kann.

Warum man aber gern in ſeiner Nähe bleibt, ſind die durchgängig ſittlichen Manifeſtationen ſeiner Natur; er wird uns durch ſeinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchſt intereſſant. Es wirkt ſo angenehm erheiternd, ein wohl geſinntes, in ſeiner Art frommes Weltkind zu ſehen, welches den Widerſtreit im Menſchen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigſte darſtellt. Die beſten Vorſätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodirt ſein Inneres, dergeſtalt daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch paradox ausgedrückter Beſſerungsſinn, unter der Form einer Ehrenſache, hervortritt.

Er ſagt: wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem Andern gebe und es nicht halte, ſo muß ich mich mit ihm ſchlagen, wie wär' es denn, wenn ich mir ſelbſt das Ehrenwort gäbe, dieß und jenes was mich oft reut zu unterlaſſen, da kam' ich denn doch gegen mich ſelbſt in eine bedenkliche Stellung.

Wäre denn wohl Kant's kategoriſcher Imperativ, in empiriſcher Form, gleichnißweiſe, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder Gefühle ſind, wie man hieraus ſieht, ihm nicht zur Hand. Er beſcheidet ſich, daß dem Menſchen über gewiſſe Dinge keine deutliche Auskunft gegeben ſey.

Der äußere Cultus, den man das Innere zu beſchwichtigen anordnet, iſt ihm deutlich. Die römiſche Kirche wie die anglicaniſche läßt er beſtehen, aber unbewunden ſpricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er ſich zu dem was man ſonſt natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit ſchon wieder ſich zu einer andern Anſicht gewendet hat. Der Frömmelei iſt er beſonders auffäſſig, und einige, wie es jedoch faſt ſcheinen will, von fremder Hand eingeſchaltete Aufſätze drücken ſich ſehr ſtark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen ſich ſelbſt, benimmt er ſich durchaus, und die Art wie er ſich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt ſich ſeine Perſon anſehnlich und angenehm, er ſtellt ſich Hohen und Geringeren gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerkſamkeit von Frauen und Mädchen beſonders erregt, iſt wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber, als welterfahrner Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und ſchicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er ſich denn wohl mancher dampfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger verſteht er hie und da verfängliche Geſchichten, mit Anmuth und Beſcheidenheit, wie es die beſte Geſellſchaft erträgt, ſchicklich einzuflechten.

Die Reiſe iſt in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt alſo das Neuſte aus genannten Ländern, wie ein geiſtreicher um- und einſichtiger Mann die Zuſtände geſehen, uns vor Augen. Nach unſerer Meinung gereicht es dieſem Werke zu großem Vortheil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei erſten erſcheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epiſche Wendung nimmt; denn zu jedem was vorgeht, muß man ſich das Vorhergehende denken, welches durch die große Conſequenz des Schreibenden, durch ſein ſicheres Verhältniß zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiſte wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erſcheint, ohne eben gerade aufrichtig zu ſeyn.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann ſelbſt aus dem Traume. Man ſieht, es iſt ein ſchönes höchſt fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren; dem aber, bei lebhaftem Unternehmungsgeiſte,

nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben ist, daher ihm denn manches mißlungen seyn mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch diese wundersam genialisch-zwecklose, für den Leser zweckerreichende Reise gar zu gut. Denn da wir nicht unterlassen können, englischen und irländischen Angelegenheiten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so muß es uns freuen, einen so begabten Landsmann gleichsam als forschenden Abgesandten dorthin geschickt zu haben.

Dieß sey genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so lesenswerthes und gewiß allgemein gelesenes Buch vielleicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines prosaischen Vortrags angerühmt werden kann, besonders in beschreibenden Darstellungen, wohin man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit später brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Besuch in der beschriebenen Versammlung, und die von mir dort gesagten Worte, nebst den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drei oder vier Seiten füllten. Um dir einen échantillon von diesem Genre zu geben, und zugleich mit meiner eignen Beredsamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angepriesen wurde, wie ein Wurm-Doctor seinen Pillen, oder ein Roßkamm seinen Pferden, nie besessene Eigenschaften andichtet. Höre:"

„Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, begab sich der Präsident mit einer Deputation auf dessen

Alba. Du sagst mir, was ich nicht hören sollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's sage, zeigt dir, daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch so, wünscht' ich es nicht von dir zu hören. Der König sandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beystand des Adels finden würde. Der König will seinen Willen. Der König hat nach tiefer Überlegung gesehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Absicht ist, sie selbst zu ihrem eignen Besten einzuschränken, ihr eigenes Heil, wenn's seyn muß, ihnen aufzudringen, die schädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weisen Regierung genießen können. Dieß ist sein Entschluß; diesen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in seinem Nahmen, wie es zu thun sey; nicht was: denn das hat Er beschlossen.

Zimmer, um ihn einzuladen unſer Feſt mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Bald darauf trat er in den Saal. Sein Anſehen iſt befehlend und graziös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und, obgleich von ſehr blaſſer Farbe, iſt doch ſein Geſicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm ſeinen Platz am obern Ende der Tafel, und ſich gegen die Geſellſchaft verneigend, ſprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with propre emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. ſ. w."

Eben deßhalb werden denn auch die zwei erſten, noch verſprochenen Theile ſehnlich erwartet werden, beſonders von Leſern, welche eben jene Kenntniß der Perſönlichkeiten, Namen, Verhältniſſe, Zuſtande, für nothwendiges Complement, auch der ſchon an ſich anonym höchſt intereſſanten Ueberlieferungen, hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, ſollte ſich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mituntergelaufen ſey.

Blicke ins Reich der Gnade.

Sammlung evangelischer Predigten,

von

Dr. Krummacher,
Pfarrer zu Gemarke.

Elberfeld, 1828.

Gemarke ist ein ansehnlicher Marktflecken von 380 Häusern mit Stadtfreiheiten, im Wupper-Thale und Amte Barmen des Herzogthumes Berg, wenig über Elberfeld gelegen. Die Einwohner haben ansehnliche Leinen-, Band-, Bettdrillich-, und Zwirnmanufacturen, und treiben mit diesen Waaren, so wie mit gebleichtem Garne einen ausgebreiteten Handel. Der Ort hat eine reformirte und eine kleine katholische Kirche.

In diesem Orte steht Hr. Krummacher als Prediger. Sein Publicum besteht aus Fabrikanten, Verlegern und Arbeitern, denen Weberei die Hauptsache ist. Sie sind in ihrem engen Bezirke als sittliche Menschen anzusehen, denen alles daran gelegen seyn muß, daß nichts Excentrisches vorkomme, deßhalb denn auch von auffallenden Verbrechen unter ihnen kaum die Rede seyn wird. Sie leben in mehr oder weniger beschränkten häuslichen Zuständen, allem ausgesetzt, was der Mensch als Mensch im Sittlichen, im Leidenschaftlichen und im Körperlichen zu erdulden hat. Daher im Durchschnitte viele kranke und gedrückte Gemüther unter denselben

zu finden sind. Im Allgemeinen aber sind sie unbekannt mit Allem, was die Einbildungskraft und das Gefühl erregt und obgleich auf den Hausverstand zurückgeführt, doch für Geist und Herz einiger aufregender Nahrung bedürftig.

Die Weber sind von jeher als ein abstrusreliöses Volk bekannt, wodurch sie sich im Stillen wohl unter einander genugthun mögen. Der Prediger scheint das Seelenbedürfniß seiner Gemeinde dadurch befriedigen zu wollen, daß er ihren Zustand behaglich, ihre Mängel erträglich darstellt, auch die Hoffnung auf ein gegenwärtiges und künftiges Gute zu beleben gedenkt. Dieß scheint der Zweck dieser Predigten zu seyn, bei denen er folgendes Verfahren beliebt.

Er nimmt die deutsche Uebersetzung der Bibel, wie sie daliegt, ohne weitere Kritik, buchstäblich geltend, als kanonisch an und deutet sie wie ein ungelehrter Kirchenvater nach seinem schon fertigen Systeme willkürlich aus. Sogar die Ueberschriften der Capitel dienen ihm zum Texte, und die herkömmlichen Parallel-Stellen als Beweise; ja er zieht dasselbe Wort, wo es auch und in welchem Sinne es vorkommt, zu seinem Gebrauche heran, und findet dadurch für seine Meinungen eine Quelle von überfließenden Gründen, die er besonders zu Beruhigung und Trost anwendet.

Er setzt voraus, der Mensch tauge von Haus aus nichts, droht auch wohl einmal mit Teufeln und ewiger Hölle; doch hat er stets das Mittel der Erlösung und Rechtfertigung bei der Hand. Daß Jemand dadurch rein und besser werde, verlangt er nicht, zufrieden, daß es auch nicht schade, weil, das Vorhergesagte zugegeben, auf oder ab die Heilung immer bereit ist, und schon das Vertrauen zum Arzte als Arznei betrachtet werden kann.

Auf diese Weise wird sein Vortrag tropisch und bilderreich,

die Einbildungskraft nach allen Seiten hingewiesen und zerstreut, das Gefühl aber concentrirt und beschwichtigt. Und so kann sich ein Jeder dünken, er gehe gebessert nach Hause, wenn auch mehr sein Ohr als sein Herz in Anspruch genommen wurde.

Wie sich nun diese Behandlungsart des Religiösen zu den schon bekannten ähnlichen aller separatistischen Gemeinden, Herrnhuter, Pietisten ꝛc. verhalte, ist offenbar und man sieht wohl ein, wie ein Geistlicher solcher Art willkommen seyn mag, da die Bewohner jener Gegenden, wie Anfangs bemerkt, sammtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deßhalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen; welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.

Monatsschrift

der

Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

Erster Jahrgang.

Prag, im Verlag des Böhmischen Museums, 1827. Zwölf Stücke. 8.

Diese Zeitschrift hat einen grosen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deßwegen giebt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles was sie mittheilt ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannichfaltiges Eine unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwartigen: Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Raumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends hin verzweigt ist; eine große mannichfaltige Flußregion, fast durchaus von eignen Quellen bewassert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend-sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefahrlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte, noch immer

beſteht, theilweiſe zerſtört, theilweiſe wieder hergeſtellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und ſich in der neueren Zeit durch Vorſtädte nach außen fröhlich ins Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichſter Kürze darzuſtellen, welchen Aufſchluß uns über ein ſo wichtiges Innere die verbundene Geſellſchaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt iſt, ſo ordnen wir die verſchiedenen Theile unter gewiſſe Rubriken, und wenden uns zuvörderſt zu denjenigen, auf welche wir die Statiſtiker aufmerkſam zu machen Urſach' finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieſes Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die geſammte Bevölkerung aber, Chriſten, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeſchloſſen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergiebt ſich, daß die Volkszahl ſeit 34 Jahren faſt um den vierten Theil geſtiegen iſt; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreiſe, die Zahl ihrer Einwohner, ſowohl die ſtärkſte als geringſte, vor Augen geſtellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Urſachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Claſſen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geſchlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches ſich denn auch in den einzelnen Kreiſen abändert, und zu gar angenehmen geographiſchen und topographiſchen Betrachtungen Veranlaſſung

giebt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen, und die Durchschnittszahl der unehlich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefallen jede Frage beantwortet, die Langelebenden sind bemerkt, die gewaltsamen Todesarten angezeigt, und sogar nach Kreisen speciell aufgezeichnet.

Wir schließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers Dr. Stelzig, Physicus der Altstadt Prag, und treten seinem geäußerten Wunsche vollkommen bei: „Wer sollte wohl beim Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Fortsetzung wünschen, die uns zugleich auch über den moralischen, physischen und pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklarung geben möchte. Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen, und als Materiale zu einer medicinischen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unsere, besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beitragen erfreuen, und diese gegenwartige vaterlandische Zeitschrift damit bereichern."

Bevölkerung der Hauptstadt.

Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erfahrende Wunschenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegt.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumsichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wissen, daß wenn man dem hulfsbedurftigen

Menſchen irgend eine neue Arznei oder ſonſtiges Heilmittel anbietet, ſolche ſogleich als univerſell und in allen Fällen erprobt angeſprochen werden, daß aber ſodann, wenn ſich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerſpruchsgeiſt alſobald Platz gewinnen, und das, was bisher als zuverlaſſig und unzweifelhaft angeſehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgeſtellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt ſehen wir die Vaccination mit gleichem Schickſale bedroht. Und höchſt verdienſtlich iſt die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne nicht genugſam geprüfte Beiſpiele zu befeſtigen trachtet.

Böhmiſche Bäder.

Am allgemeinſten und unmittelbarſten bleibt Böhmen dem Auslande durch ſeine Heilquellen verwandt. Viele tauſend Ausländer beſuchen jene von der Natur ſo hochbegünſtigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man ſich über die Gegend, die Natur und Eigenſchaft der Waſſer und ihre Kräfte belehren kann. Es iſt daher dem Zwecke dieſer Zeitſchrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was ſich daſelbſt Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieſer Quellen geſchieht.

Wie wir denn überhaupt wünſchen, daß dieſe Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden ſeyn, um den Fremden, der ſich eine Zeit lang in Böhmen aufhalt und mitunter langweilt, über das hohe Intereſſe aufzuklaren, welches der Geſchichts- ſo wie der Naturfreund in dieſem Königreiche erfaſſen kann.

Die Geschichte des großen Zwischenreichs in den Jahren 1439 bis 1453

läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hinein sehen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwischen Würdigen und Mächtigen ins Schwanken gerath, und deßwegen sich nach auswärtigen Gewalthabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacky, dessen forschender Fleiß und scharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein kritischer Nachtrag und Angabe der historischen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die früheren und deren Werth und Zuverlässigkeit beleuchtet.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1461.

Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt, seine Stellung zum Lande, zu den Nachbarstaaten, zu der Kirche war höchst schwierig, und als ein großdenkender, überschauender Mann hegt er den Gedanken, der spätern vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging: man müsse einen Fürstenbund schließen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zustand Allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reisediarium, aus dem Böhmischen übersetzt, im natürlichsten Style von einem Gesandtschaftsgenossen verfaßt,

iſt eins von den unſchätzbaren Monumenten, das uns in eine wüſte Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweiſe keinen Begriff mehr haben.

Die ſtrenge Sühne.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergiebt ſich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geiſt jener Zeit aufs unmittelbarſte vergegenwärtigt. Eine gewaltſame, unverſöhnliche Blutrache verwirrt ſchon mehrere Jahre hindurch die Verhältniſſe großer und vielgegliederter Familien. Ein gränzenloſes Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchſt merkwürdig erſcheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgeſetzt werden, ſich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen laſſen: Geld zur Verſöhnung der lebenden Beſchädigten, zu Seelenmeſſen für das Heil der Abgeſchiedenen; ſodann aber Schritte zu Proceſſionen und Wallfahrten. Auch dieſes iſt ein höchſt zu empfehlender Aufſatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den hiſtoriſchen Aufſätzen zeichnet ſich dieſer vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende, ſchon ſind die Geſandten in Weſtphalen verſammelt, um den gewünſchten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Grade in dieſem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und beſetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau ſich dagegen zur Wehre ſetzen, die Brücke vertheidigen, und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerſchaft indeſſen leidet, iſt eine furchtbare Geſchichte.

Die Studenten und Profeſſoren der Caroliniſchen Univerſität

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beschlossen, was kein Fürst beschließen sollte. Die Kraft seines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht, sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie Etwas werden, ein ander Etwas. O wenn seine Absicht gut ist, so wird sie mißgeleitet! Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der einen falschen Weg zu wandeln die ersten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du gesinnt bist, scheint es ein vergeblicher Versuch uns vereinigen zu wollen. Du denkst gering vom Könige und verächtlich von seinen Räthen, wenn du zweifelst, das alles sey nicht schon gedacht, geprüft, gewogen wor-

thun sich aufs kräftigste hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und so wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen besorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen sich musterhaft beim Löschen. Was aber die Bangigkeit dieser Beschreibung vermehrt, ist das Unbehülfliche beider Parteien, das sowohl im Angriff als in der Vertheidigung erscheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unser Menschengefühl sich auf der Seite der Belagerten halten muß, so bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre schlaflose Thätigkeit, unterdessen die Feinde, mit Macht und Ernst gleich anfangs die Stadt zu erstürmen unterlassend, sich rottenweis im Lande umhertreiben, brandschatzen, sengen und verderben.

Bei so großen, lange dauernden, höchst unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten sich davon durch irgend einen anständigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deßhalb aufgesetzte Capitulation giebt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Mensch seinen herkömmlichen Zustand eben so wenig mit Willen, als das Leben, verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht ist, doch alles bis auf das Geringste zu erhalten trachtet. Hier nun wird man sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man sieht, wie diese unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, Besitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr sind, doch noch alle Habe beisammen zu erhalten, und ihrer Persönlichkeit die größte Willkür zu sichern gedenken.

Auch ist sie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr scheint der kaiserliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit so viel Muth als Klugheit

bisher das militärische Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wissend, daß wer, in den äußersten Fall gesetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erscheint, auch schon verloren ist.

Glücklicherweise macht noch zuletzt der in Westphalen geschlossene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchst beschädigte Stadt erfreut sich ihres Charakters; der Kaiser, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünstigt Alle, und vergißt es ganz, daß Verschiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo sie vereint für politisches Daseyn und Selbsterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unsre Darstellung verweilen lassen, ist es wohl Zeit, daß wir wieder zurückschreiten, und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Absichten bei den wissenschaftlichen Anstalten der frühsten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unsere Leser an dem tapfern Betragen der Carolinischen Universitätsverwandten Theil genommen, so werden sie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieser Anstalt beschaffen gewesen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu seyn erlauben, indem ähnliche Zustände, Gegensätze und Conflicte bis auf den heutigen Tag gewaltsam zu bemerken sind.

Universitäten zu Prag.

Kaiser Carl IV. kam als ein Prinz aus dem Hause Luxemburg nach Frankreich, und erhielt daselbst die ersten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrschen geborner Mann bemerkte gar bald die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen

auf eine und die andere Weiſe zur Dienſtlichkeit gebracht und der Einfluß der Geiſtlichkeit vermindert werden; das Erſte gelang ihm durch die goldne Bulle ſpäter, das Andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Verſuch, es war: Wiſſenſchaftliche Thätigkeit, welche den Geiſtlichen bisher allein zuſtand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muſter der Sorbonner ward eine Prager Univerſität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, ſie brachten einen Schweif von Schülern mit ſich, damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an ſeinem Daſeyn. Die Caroliniſche Univerſität, geſtiftet 1348, wird nunmehr der wiſſenſchaftliche Mittelpunkt von Deutſchland, wie nachher, als Carln die Kaiſerkrone übertragen war, auch ſich alles dort als einem politiſchen Mittelpunkt verſammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Univerſität geſehen, die Abſicht war löblich, der Zweck eines großen Zuſammenſtrebens erreicht; aber auch die Reibungen vorſchreitender Geiſter bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte ſchon früher ſittlich-religiöſe Männer geſandt, erſt Bonifacius, welches der Apoſtel von Deutſchland werden ſollte, indem er ſich auf das ſtrengſte an den römiſchen Cultus hielt. Nun aber kam Wiclef herüber, gerade im Gegenſinn; ein einziger Punkt ſeiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder ſich wo es ihm beliebe könne hinbegraben laſſen, zerſtörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienſtes. Die neuen Lehren reizten den Unterſuchungsgeiſt mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländiſchen Charakter und nationalen Schwung. Indeſſen war für das Schickſal der Univerſität viel entſcheidender der Conflict wegen des akademiſchen Regiments zwiſchen den fremden

und einheimiſchen Profeſſoren. Da König Wenzel IV. durch ſeine Entſcheidung den Böhmen das Uebergewicht gab, und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, ſo erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverſchiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entſpann ſich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt ſchildern wollen.

Die römiſch-katholiſche Lehre hatte ſich im harten Kampfe mit den ergrimmteſten Widerſachern doch ſtets wieder erhoben und großentheils im Königreiche hergeſtellt. Zu ihrer Befeſtigung, da die Caroliniſche Univerſität hiezu kein Werkzeug ſeyn konnte, wurde von Kaiſer Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet, und den Vätern der Geſellſchaft Jeſu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Caroliniſche Univerſität beſtand aus vier Facultäten, und übte die Rechte derſelbigen aus; der Ferdinandeiſchen waren aber nur Theologie und Philoſophie zugetheilt. Hieraus ergab ſich ſchon ein Mißverhältniß zwiſchen beiden, welches dadurch noch ſtärker wurde, daß auch ein Gegenſatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquiſtiſchen und darauf der proteſtantiſchen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholiſch war. Unter ſolchen Umſtänden konnten beide nicht neben einander beſtehen, ihre Wirkſamkeiten mußten feindlich zuſammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen, durch den Majeſtätsbrief Kaiſer Rudolphs II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entſchiedener ausgeſprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entſcheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiſer Ferdinand II.

über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partei ernstlicher betrieben. Die Carolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie incorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am wirksamsten, woher sie am wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Kanzler der Carolina, fand sich in seinen Rechten verletzt, ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz, als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung, die Väter der Societät Jesu seyen, ohne Autorität des päpstlichen Stuhls, keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Carolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deßhalb wieder zurückzustellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Carolina, und deren Selbstständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten sich zwischen dem Prager Erzbischof, der Jesuiten-Societät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen ward ein Vergleich versucht, und nahe zu Stande gebracht. Aber der dreißigjährige Krieg wüthete dazwischen, und alles gerieth nun in langwieriges Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämmtliche Akademiker, besonders aber die von der Carolina, patriotisch hervor. Kaiser Ferdinand III. begnadigte sie deßhalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Uebergewicht der römisch-katholischen Kirche bald einen möglichen Abschluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, so wie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jedermann sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige Absonderung war hiemit für immer gebrochen, und die Carolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; deßhalb man auch dießseits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Carl-Ferdinandeischen. Man bestimmte Rechte und Befugniß des Kanzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften doch möglichst berücksichtigte, und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Function eines modernen Curators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Also bis dahin, wo diese widersprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender von Herrn Professor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufsatz,

dem wir in unserm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unsern Tagen vorgeht, deßhalb wir Allen und Jeden, welche berufen sind, sich mit akademischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Capitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren nothwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Nekrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse, bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mittheilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läßt. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen wir die zusammenhangendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Deßhalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mittheilungen nur dankend anrühmen, sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in spater Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines bestimmten Landes werden bei aller Mannichfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsame im Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Professor Millauer gelieferten Notizen über siebzehn verstorbene Mitglieder der Prager theologischen

Facultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch sämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweis't sich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergessen kann, katholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man sie nothwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam-Martinitz, des Generals Freiherrn v. Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzeren Anzeigen über die Gelehrten Johann Matscheck und Joseph Dlabatsch, so wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke, gewähren einen reichen Ueberblick mannichfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderem Interesse seyn müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese.

Vom Abbé Joseph Dobrowsky, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltene Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleiß und Herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück, und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den seltneren eines popularen Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der

seinen Gegenstand überall erfaßt hat, und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unsers Pertz alsogleich für die böhmische Geschichte seinen Gewinn erliest, vermehrt er rückwirkend den der übrigen. Seine Bemerkungen über das alte mährische Reich suchen in diese dunkle Verwickelung der bewegtesten, zusammenfließenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth sind gleicherweise die Entrathselung einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft slawischer und nordischer Mythologie, und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II. Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumez später Geiersberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Original-Matrikel der juridisch-kanonischen Facultät der Prager Carolina, so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Held, — worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König Wenzel IV. auf Ertheilung des Decrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, — schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner.

Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Production und Consumtion, über die ökonomische und technische

Thätigkeit Böhmens, einen umständlichen Bericht, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberfluß, und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt, und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug, wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithülfe theilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwickelung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Actiengesellschaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken, zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig, für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forstcultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige hieher bezügliche noch unter eigenen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum.

Wie in anderen Theilen des österreichischen Kaiserstaats war auch in Böhmen bei eifriggesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern

den. Ich habe keinen Auftrag, jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorsam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, ihr Ersten, Edelsten, Rath und That als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Häupter; so ist es auf Einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edeln Seele gleich seyn. Umsonst hab' ich so viel gesprochen; die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand kommt.

Verzeiht, daß ich euer Gespräch unterbreche. Hier ist ein Brief, dessen Überbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich sehe, was er enthält. Tritt an die Seite.

Ferdinand zu Egmont. Es ist ein schönes Pferd, das eure Leute gebracht haben, euch abzuholen.

Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe. Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt, und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint, reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannichfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande, endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte, und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Classen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Caspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thatigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden

Mitglieder der Ehrenmitglieder, und einer besondern Classe beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich, und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andere Aneignung.

Zeitschriften.

Neben der böhmischen Sprache besteht die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen, und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schatzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engern Gränzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverläugnung,

als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der altern böhmischen Literatur, die ja auch eines classischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen seyn. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprüchwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge, werden mit sorgfaltigem Fleiße zum Druck befördert. Indeß schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannichfacher Art, historische, kritische, und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Tschelakowsky, Kollar, Sedlatschek, Swoboda und Andere bilden eine tüchtige Reihe neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu seyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den ins Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindar's erste olympische Siegshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der böhmischen Sprache, so wie von dem Talente des Uebersetzers Machatschek, eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten.

Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, so wie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner wie Herr Hoborsky ist, berechtigen zu den besten

Erwartungen; auch finden diese sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren; betrachtet man sie genauer (es werden auch zugleich Pflanzen vom gräflich Salmischen Garten gegeben), so findet sich, daß die dortigen Gärten den vorzüglicheren anderer Orte gleich sind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Passerina, deuten auf wohlbesetzte Cap-Häuser: die Helicteres, Curcuma, auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Listen in Verhältniß nur wenig, und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England sendet. Einige seltene brasilische erinnern dagegen an Wien, oder sind wohl unmittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am entschiedensten verräth sich aber der Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai füllt sich das Verzeichniß mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier begegnen, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erstenmal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognostisch-botanisch darstellt. Das Ganze ist deutsch zu Regensburg erschienen, und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine französische Uebersetzung hat eben daselbst Graf Bray herausgegeben. Den Entwickelungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen, nur so viel sey zu sagen erlaubt, daß höhere Ansicht und gründliche Forschung, so wie ruhig

besonnene und ansprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennstoffe.

Reich an Getreide und großen Waldungen könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothstände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Ersatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu verabsäumen, und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegenern Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatze über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage, und giebt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einigermaßen sich verbreitend ansetzt, und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verursacht, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbau's in Schlesien von da herüberwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte; wenigstens heißen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Brambori, der Angabe nach aus Brandenburger verstümmelt, welcher Namen damals noch den preußischen bei dem Volke überwog. Doch erst in späterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und ist es seitdem in angemessenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchst wichtig, und bei deren Mangel unschätzbar.

Auf gleiche Weise betrachtet der verehrte Verfasser in

einem zweiten Aufſatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die böhmiſchen Waldungen liefern, ſoll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Erſatzmittels nicht ausſchließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen ſogar mit England ſoll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiſer-Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von dieſen Naturerzeugniſſen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatſchrift liefert uns eine ausführliche Beſchreibung mit lithographirten Riſſen der bei Carlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten ſteinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Curorte zurückgekehrte Freunde, ſowohl wegen ſeiner kühnen Anlage als ſorgfaltigen Ausführung, ſchon vielfach aufmerkſam gemacht hatten.

An der Stelle dieſer merkwürdigen Brücke befand ſich vormals ſchon eine ſteinerne mit drei Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwei Pfeilern im Fluſſe ruhten. Vor dieſen Pfeilern hatten ſich bei der außerordentlichen Ueberſchwemmung in der Nacht zwiſchen dem 9. und 10. September 1821 ſechs oberhalb durch die Fluthen mitfortgeriſſene hölzerne Brücken und ſieben dergleichen Stege aufgethürmt, und ſomit Stauung des Waſſers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen, und endlich den Einſturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Waſſermaſſen freien Durchfluß zu verſchaffen, und einem ähnlichen Unfall möglichſt vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch ſehr flach gehalten werden mußte,

wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weise, in Holz, Eisen und Stein projectirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material, und geruhten zu dem Bau 20,000 Gulden Conventionsmünze anzuweisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger, rühmlichst bekannten k. k. Straßenbaudirectors Strobach, durch den umsichtigen Straßenbau-Commissär Aloys Mayer im Herbste 1825 begonnen, und mit solchem Eifer betrieben wurde, daß schon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt, welches sich nach Wegnahme des Leergerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet, und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebeking's vergleichender Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken (Thl. III. S. 484 dessen Wasserbaukunst), in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1597 mit rothen Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Carl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet. Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte

steinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dieß bei steinernen Brücken mit einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $\frac{1}{5}$ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Carlsbader Brücke noch nicht $\frac{1}{7}$ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unsrer Erinnerung durch außerordentliche Ueberschwemmungen schon mehr höchstgefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Carlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders sinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{3}{4}$ Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes, in der Zeitschrift selbst mit besonderem Interesse lesen, und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußeres anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee,

auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Carlsbad herabkömmt, der k. k. Baudirection zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie.

Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anlasse eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des Zurücktretens und der Vernachlässigung, welche aller Orten zu überstehen waren, haben auch hier den bessern eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannichfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung giebt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor allem eigenes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns dießmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemäldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem Einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galerie-Custos Burde bloß von solchen Oelgemälden des Lucas Cranach angiebt, die bisher in dem Heller'schen Verzeichniß der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Conservatorium der Tonkunst.

Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet; diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weiteren Entwickelung entgegen, zu welcher es beinah' auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannichfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Conservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis

Egmont. Es ist nicht das schlimmste. Ich hab' es schon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, so werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen sehn.

Alba winkt seinem Sohne, der sich in den Grund zurückzieht.

Egmont. Lebt wohl! entlaßt mich: denn ich wüßte bey Gott! nicht mehr zu sagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert, deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorsichtig entwickelst du die Falten deines Herzens, und klagst dich selbst weit strenger an, als ein Widersacher gehässig thun könnte.

Egmont. Dieser Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich selbst genug, und weiß, wie ich dem König angehöre; weit mehr als viele, die in seinem Dienst sich selber dienen. Ungern scheid' ich aus diesem Streite ohne ihn beygelegt zu sehn, und wünsche nur, daß uns

jetzt besonders in ersterer Hinsicht, so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Conservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademien und selbst dramatischen Vorstellungen, lassen auch im Publicum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahre 1826 unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in andrer Art und Richtung, indem er die großen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Componisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so wie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie.

Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar, gemäß den eigenthümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens, in doppeltem Daseyn, in einem böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungs-Sphären giebt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu seyn, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen,

durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen, ihrerseits recht eigentlich böhmisch.

Unter den letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Carl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich böhmische Stoffe gewählt, und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem großen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten, und schon bei früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von Horimir und dessen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von andrer Seite haben wir aus deutscher Uebersetzung neuere böhmische Sonette von Kollar kennen gelernt, und da auch deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka ins Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem diesem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß, in Gemäßheit des schon festgestellten Verhaltnisses, beiderlei Dichtungszweige, der böhmische wie der deutsche, ihren wahren Grund und Boden, dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben, Sprache und Poesie der Nation noch die eigenste und selbstständigste Gestalt tragen. Böhmen ist reich an Denkmalen dieser Blüthenzeit. Die kostbaren Ueberbleibsel seiner alten Literatur, nie ganz vergessen, sind in unsern Tagen unverhofft durch die reichsten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieser Zeit, wo die Liebe zum vaterländischen Alterthum überall neu erwacht ist, Herr Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handschrift, eine Sammlung böhmischer Heldenlieder, die uns auch bereits in deutscher Uebersetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen slawischer

und böhmiſcher Volkslieder von Tſchelakowsky und andere dahin gehörige Mittheilungen ſchloſſen ſich an, und ſeitdem bereichert ſich dieſe Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieſer Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Ausſicht, beſonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für dieſe Gegenſtände, durch das böhmiſche Muſeum ſo kräftig unterhalten wird.

So häuft ſich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unſern deutſchen Schätzen ſolcher Art Aehnliches ſehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, deſſen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein iſt.

Den naturkräftigen und phantaſiereichen Charakter des altböhmiſchen Lebens aus dieſen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müſſen, klar und ſtark hervorſtrömen zu laſſen, und in ihrer auffriſchenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichſt beizubehalten, wollen wir den neueren böhmiſchen Dichtern, wenn ſie dergleichen Stoffe wählen, beſtens empfohlen haben, welches nicht ausſchließt, auch einen heutigen, allgemein anſprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier iſt in Kürze anzumerken, daß die von den böhmiſchen Landſtänden geſtiftete und gut unterſtützte Prager Bühne ſeit einer langen Reihe von Jahren den beſtgebildeten und in bewahrter Ueberlieferung fortarbeitenden deutſchen Bühnen beizuzählen iſt. Vorzüglichſte Talente, welche ſich in Deutſchland zum erſten Ruhm erhoben, ſind von dieſer Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erſcheinungen wird verſtändiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben iſt, das Vorübereilende des

Tages im Zuſammenhang aufzufaſſen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch beſonders zu erwähnen iſt bei dieſer Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab, neben dem deutſchen Schauſpiel auch zu Zeiten ein böhmiſches den ſeiner Volksſprache anhänglichen und ihrer auch in den höheren Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergötzt, und ſo dem nationalen Leben auch dieſer eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch dieſe Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß, und verbergen unſere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten dieſem traurigen Geſchäft gewidmet ſind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von ſolchen Controverſen nicht ganz abmahnen, aber ſie doch erſuchen, ſich nur höchſt ſelten dazu aufregen zu laſſen. Ueber wen beſchweren ſie ſich? Ueber Durchreiſende, — und wer hat ſich über die nicht zu beklagen? — über mißwollende Stadt- und Landsgenoſſen, — dieſes Geſchlecht ſtirbt nicht aus; alſo nur im äußerſten und zwar im ſeltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen, als das Publicum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unſre Anzeige der gehaltvollen Zeitſchrift endet mit dem Bedauern, ſo manches Schätzenswerthe des vorliegenden erſten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch ſelbſt von den folgenden Jahrgängen irgend ſprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit eine übergroße Verſammlung von

gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräsentativen Maaßregeln, und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermaßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, — wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen, und dadurch jede Fortsetzung von unsrer Seite entbehrlich zu machen.

Graf Eduard Raczinsky's
malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reichs.

aus dem Polnischen, durch van der Hagen.

Breslau 1821.

Ein unterrichteter umsichtiger Weltmann reis't zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Constantinopel; ferner an die asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannichfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns z. B. die Darstellung der allgemein-polizeilichen Vorkehrungen, so wie der fromm-wohlthätigen Privatanstalten, um eine gränzenlose Bevölkerung in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuren, Wasser zurückstauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten, bis zum einfachsten Schöpfrad, sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten, vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreunde sollte dieß Werk in seiner Sammlung fehlen.

Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland

von

B r ö n d ſt e d.

Erſtes Buch.

Paris 1820.

Eine höchſt willkommene Monographie der Inſel Zea, ſonſt Keos. Dieſes Eiland, bei aller ſeiner Kleinheit von den früheſten Zeiten her merkwürdig, wegen des Bezugs ſeiner Lage zu Euböa, dem Atheniſchen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielſeitig gebildeten Reiſenden beſucht, unterſucht und uns auf alle Weiſe näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugniſſe, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf ſeiner Höhe noch bewohnbares Gebirge.

Alterthum und Geſchichtswechſel, neuere Zuſtände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angeſiedelte, freilich ſeit jenem Frühling der Zeiten ſehr zuſammengeſchmolzene Völkchen noch immer unter dem heiterſten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in ſonſt glücklicher Abgeſchiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgeſetzt, genöthigt mit ihnen Verträge zu ſchließen, behutſam und liſtig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf, durch methodische Untersuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer, an Bau- und Bildwerken so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die langerduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit werden aufs neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren.

Universalhiſtoriſche Ueberſicht

der

Geſchichte der alten Welt und ihrer Cultur

von

Schloſſer.

Frankfurt 1826.

Wie oben gedachte beide Werke, den gegenwärtigen Zuſtand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, ſo giebt uns dieſes den entſchiedenen Anlaß uns die frühſten Zuſtände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinſte, Vergangenſte, Nichtheranzubringende der Urgeſchichte unſer Schauen hinzuwenden, und, von da an die Völkerſchaften nach und nach zu unſerm Blick heranquellen zu laſſen.

Höchſt erfreulich iſt es demjenigen der ſein ganzes Leben ſolchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenloſe für den Geiſt begränzt, und die höchſt bedeutende Summe, inſofern das Einzelne nur einigermaßen ſicher iſt, klar und vernünftig gezogen zu ſehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, ſo war mir doch der vierte Abſchnitt „die Zeichen der griechiſchen Herrſchaft im ſüdöſtlichen Europa" darſtellend, meinen liebſten Studien beſonders angemeſſen. So belehrend als genußreich erſchien es mir, das vielfach

Gewußte und Gedachte ins Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen die aus dem Dunkeln ins Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, insofern es möglich ist, zu verwirklichen, warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters „Heinrich Meyer's Tabelle, dessen Kunstgeschichte abschließend," in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Malerei und Literatur, synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannichfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Werken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich mir selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte.

---

der Dienſt des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederhohltes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Alba, der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen gibt. Halt Egmont! — Deinen Degen! — Die Mittelthür öffnet ſich: man ſieht die Gallerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.

Egmont, der ſtaunend eine Weile geſchwiegen. Dieß war die Abſicht? Dazu haſt du mich berufen? Nach dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte. Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du biſt mein Gefangener. Zugleich treten von beyden Seiten Bewaffnete herein.

Egmont nach einer Stille. Der König? — Oranien! Oranien! Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend. So nimm ihn! Er hat weit

Die elegiſchen Dichter der Hellenen

von

Dr. Weber.

Frankfurt a. M. 1826.

Eine holde geiſtreiche Gabe demjenigen, der ohne der griechiſchen Sprache mächtig zu ſeyn, immerfort mit jenem einzigen Volke und in deſſen früheren und ſpäteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Leſen dieſes anziehenden Werks bei mir ſich entwickelten, ſey ein Weniges mitgetheilt.

Wir ſind gewohnt die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, ins Allgemeine zu deuten und ſie unſern Umſtänden, wie es ſich ſchicken will, anzupaſſen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zuſammenhang woraus wir ſie geriſſen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt ſich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholtenmalen abgequalt und ihm als einem padagogiſch-rigoroſen Moraliſten einigen Vortheil abzugewinnen geſucht, jedoch immer vergebens, deßhalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten. Erſchien er uns doch als ein trauriger ungriechiſcher

Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt seyn, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzusprechen verharrte? Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und frohsinnigen Glieder seiner Landesgenossen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neueste Weltgeschichte belehrt, begreifen wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, seine Vaterstadt, durch Altreiche, herkömmlich Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieser Classe, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun gelangen dessen räthselhafteste Worte zum klarsten Verständniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit, zusammt seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare anmuthige Uebersetzung beſtens zu danken haben, ſo geſtehen wir gern, wie ſehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet ſich abgemeſſen was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere was auch dem Verfaſſer wohl zu Gebote geſtanden hätte, wird beſcheidentlich abgelehnt: deßhalb ſich denn daraus alles was man in einem ſolchen Werke ſucht, Anſchauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Leſers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferienschriften

von

Carl Zell.

Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort," sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen." Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen, und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte, wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick ins Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an, bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt seyn wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich

dergeſtalt anzueignen gewußt und ſie ſo heiter vorzutragen verſteht, daß man ſich dabei befindet, als hätte man das ſchon ſelbſt gedacht. Als man nun daher beim lauten Vortrag weder an ſich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, ſo ward die Unterhaltung dergeſtalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufſätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewiſſe Lücke empfand, im Vorleſen weiter fortſchritt und zuletzt den Wunſch entſchieden ausſprach, der Verfaſſer möge es nicht an Fortſetzung einer ſo angenehmen Sammlung fehlen laſſen.

Geſchichtliche Entwickelung

der

Begriffe von Recht, Staat und Politik,

von

Friedrich von Raumer.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen, und dürfen nicht läugnen daß, gleich ihren Siegen und Künſten, auch ihre Verfaſſungen uns höchlich intereſſiren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechſel, dem dieſelben unterworfen geweſen, mit dem innigſten Antheil zu betrachten und zu ſtudiren; wir würden ja ſonſt die Abſicht und Beſtrebungen ihrer Schriftſteller keineswegs einſehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Haupthegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, ſo führt es uns durch eine Reihe von Zuſtänden, Geſinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie ſo lebhaft geweſen als in unſern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß die uns hieraus zugegangen.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen, nach van der Hagens Ueberſetzung.

Sieben Bände.

Prenzlau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu ſchwanken; aber genau beſehen wird ſie auf mannichfaltige Weiſe geregelt: durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der „Tauſend und Eine Nacht" findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags, und eben jener geheimen Bedingungen denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der „Tauſend und Ein Tag" jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen. Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkürlich. Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an ſich vorüber gehen läßt.

Epochen deutscher Literatur.

Von 1750 bis 1770.

Ruhig. Emsig. Geist- und herzreich. Würdig. Beschränkt. Fixirt. Pedantisch. Respectvoll. Antik-gallische Cultur. Formsuchend.

Von 1770 bis 1790.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig-redlich. Achtung verschmähend und versäumend. Englische Cultur. Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend.

Von 1790 bis 1810.

Beschwichtigt. Zart. Sich beschränkend. Ernst-religios. Patriotisch thätig. Intrigant. Spanische Cultur. Von Form sich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determinirt. Tüchtig. Herrschsüchtig. Zuschreitend. Respectlos. Altdeutsch. Ins Formlose strebend.

Neueste Epoche.

So mannichfaltig auch das Bestreben aller und jeder Künste in Deutschland seyn mag, in dem Grade, daß man darüber etwas Näheres und Bestimmteres auszusprechen sich kaum getraute: so geht doch im Ganzen eine gewisse Richtung

durch, welche uns veranlaßt, die Epoche unſerer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunſt jener zweiten der perſiſchen Poeſie zu vergleichen, in welcher ſich Enweri beſonders hervorthat und die wir die encomiaſtiſche nennen dürfen.

Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienſte, als kürzlich geſchiedene, und längſt dahin gegangene werden gefeiert. Geburtstäge laſſen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; ſilberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu Feſten; bei Dienſtjubiläen erklärt ſich der Staat ſelbſt als Theilnehmer; bei funfzigjährigem Wiedereintritt einer akademiſchen Würde ſind Univerſitäten und Facultäten in Bewegung, und weil nun die lebhafteſten Segnungen auf Geſundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, ſo fügt ſich ſo ſchönen Prämiſſen als nothwendige Concluſion ein löbliches „Ergo bibamus“ hinzu.

Epoche der forcirten Talente.

Entſprang aus der philoſophiſchen. Höhere theoretiſche Anſichten wurden klar und allgemeiner. Die Nothwendigkeit eines entſchiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verſtand ſich in die Erfindung miſchen, und wenn er den Gegenſtand klug entwickelte, ſich dünken, er dichte wirklich.

Hiezu gaben den erſten theoretiſchen Anſtoß Schiller's äſthetiſche Briefe in den Horen, ſeine Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtkunſt; kritiſch und folglich praktiſch ſeine Recenſion über Bürger in der allgemeinen Literatur-Zeitung.

Die Gebrüder Schlegel theoretiſirten und kritiſirten im ähnlichen Sinne, denn auch ihre Lehre, ſowie ihr Streben, trat aus der Kantiſchen Philoſophie hervor.

Dieß wäre die Ableitung dieſer Epoche was den Gehalt betrifft.

Die äußere und letzte Form der Ausführung ward durch eine verbeſſerte Rhythmik ſehr erleichtert. Voß, obgleich ſeine Bemühungen mit Undank belohnt wurden, zerſtörte lieber den Effect, den ſeine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er ſeinen Ueberzeugungen entſagt hätte. Dem ungeachtet aber war jedermann aufmerkſam auf ſeine Lehren und ſein Beiſpiel; und ſo fand dieſe neue Epoche einen großen Vortheil vor ſich an einer verbeſſerten Rhythmik.

öfter des Königs Sache vertheidigt, als diese Brust beschützt. Er geht durch die Mittelthür ab: die Bewaffneten, die im Zimmer sind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt stehen, der Vorhang fällt.

Außer dieſem ahmte man Italianiſche und Spaniſche Sylbenmaaße mit gröſerer Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit nach, indem man die Octaven-, Terzinen- und Sonettform auch im Deutſchen ausbildete. Die beiden Enden der Dichtkunſt waren alſo gegeben, entſchiedener Gehalt dem Verſtande, Technik dem Geſchmack, und nun erſchien das ſonderbare Phänomen, daß jedermann glaubte, dieſen Zwiſchenraum ausfüllen und alſo Poet ſeyn zu können.

Die Philoſophen begünſtigten dieſen Irrthum; denn nachdem ſie der Kunſt einen ſo hohen Rang angewieſen, daß ſie ſogar die Philoſophie unter die Kunſt geſetzet, ſo wollten ſie wenigſtens perſönlich jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten: Jedermann, wenigſtens der Philoſoph, müſſe ein Poet ſeyn können, wenn er nur wolle.

Durch dieſe Maximen wurde die Menge aufgefordert und die Maſſe der Dichtenden nahm überhand.

Selbſt Schiller, der ein wahrhaft poetiſches Naturell hatte, deſſen Geiſt ſich aber zur Reflexion ſtark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entſpringen ſoll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf ſeinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur ſeine Sprache ihm nachlernen konnten.

Jene große Kluft aber, zwiſchen dem gewählten Gegenſtande und der letzten techniſchen Ausführung, ſuchte man auf mancherlei Weiſe auszufüllen:

1) Durch religioſe Geſinnungen;
   a) chriſtliche,
      pietiſtiſche und katholiſche.
   b) Heidniſche,
      der Schickſalsbegriff.

c) Romantiſche
ſchloſſen ſich an a an.

2) Durch Kunſtgegenſtände und Geſinnungen:

a) heidniſche,
b) chriſtliche.

Die letzteren nehmen überhand, Poeſie und bildende Kunſt verderben einander wechſelsweiſe.

Epochen geſelliger Bildung.

Bei Gelegenheit der Eröffnung des Weimariſchen Leſe-Muſeums durch höchſte Begünſtigung am 25. April 1831.

I.

In einer mehr oder weniger rohen Maſſe entſtehen enge Kreiſe gebildeter Menſchen; die Verhältniſſe ſind die intimſten, man vertraut nur dem Freunde, man ſingt nur der Geliebten, alles hat ein häusliches Familienanſehn. Die Cirkel ſchließen ſich ab nach außen und müſſen es thun, weil ſie in dem rohen Elemente ihre Exiſtenz zu ſichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Mutterſprache; man nennte mit Recht dieſe Epoche

die idylliſche.

II.

Die engen Kreiſe vermehren ſich und dehnen ſich zugleich weiter aus; die innere Circulation wird lebhafter; den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht; die Kreiſe bleiben abgeſondert, aber nähern ſich und laſſen einander gewähren. Ich würde dieſe Epoche nennen:

die ſociale oder civiſche.

III.

Endlich vermehren ſich die Kreiſe und dehnen ſich von innen immer weiter aus, dergeſtalt, daß ſie ſich berühren und

ein Verſchmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünſche, ihre Abſichten dieſelben ſind, aber ſie können die Scheide-Gränzen nicht auflöſen. Sie mag einſtweilen heißen:

die allgemeinere.

IV.

Daß ſie aber univerſell werde, dazu gehört Glück und Gunſt, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen, ſeit vielen Jahren, treulich durchgefördert, ſo gehört ein höherer Einfluß dazu das zu bewirken was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreiſe die ſich ſonſt nur berührten, die Anerkennung Eines Zwecks, die Ueberzeugung wie nothwendig es ſey ſich von den Zuſtänden des augenblicklichen Weltlaufs, im realen und idealen Sinne zu unterrichten. Alle fremden Literaturen ſetzen ſich mit der einheimiſchen ins Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Dieſe Darſtellung möchte wohl den herzlichſten Dank und die redlichſte Panegyrik den hohen Begünſtigenden ausſprechen.

Stellung der Deutſchen zum Auslande,

beſonders zu den Franzoſen.

Schematiſch.

Deutſche literariſche Verdienſte.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutſche empfindet hierüber ein gewiſſes Behagen.
Aber wir müſſen ſo geſchwind als möglich uns klar machen in wiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber in wiefern ſich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterſcheiden:
Wie und was ſie von uns gelten laſſen;
Oder wie ſie nur es ungefähr aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entſtehen folgende Fragen.

a) Ob ſie die Ideen gelten laſſen an denen wir feſthalten und die uns in Sitte und Kunſt zu Statten kommen.
b) In wiefern ſie die Früchte unſrer Gelehrſamkeit genießbar finden und die Reſultate derſelben ſich aneignen.
c) In wiefern ſie ſich unſrer äſthetiſchen Formen bedienen.
d) In wiefern ſie das was wir ſchon geſtaltet haben wieder als Stoff behandeln.

Hierbei finden ſich folgende Betrachtungen:

1.

Die Franzoſen bekennen ſich zu einer höhern Philoſophie, die das was dem Innern angehört, gelten läßt und ſolches von dem was wir von außen empfangen zu unterſcheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verſtändig nachdenkt.

Ferner bemerkt man hie und da, wo nicht immer völlig übereinſtimmende, doch hiſtoriſch aufgenommene Grundſätze und Ausſprüche der Unſrigen.

2.

Wenn ſie uns von jeher den Fleiß nicht ſtreitig machten, aber ihn doch als operos, mühſam und läſtig anſahen, ſo ſchätzen ſie jetzt mit beſonderm Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor allen der Verdienſte Savigny's und Niebuhr's.

3.

Unſern äſthetiſchen Formen ſuchen ſie ſich offenbar gleich zu ſtellen; denn die dramatiſirten Geſchichten der neuern Schule, wie der Barricaden und was daraus folgt, ſind Vorſpiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatraliſchen Stücken dieſer Art. Auch getrauten wir uns das Theater der Clara Gazul unſrer Literatur anzueignen, es ſey nun daß dieſe mittelbar oder unmittelbar Veranlaſſung gegeben hätte.

4.

Dieſer Fall kommt öfters vor, aber der Franzoſe muß immer ändern und wieder ändern, denn er hat einen gar

eignen Stand gegen ſein Publicum, dem er es doch immer nach einem gewiſſen alten herkömmlichen Sinn zuſchneiden muß.

Was ihn aber hauptſächlich hindert zu einem gewiſſen ernſten Werke zu gelangen, iſt daß er mit einem ungeduldigen Publicum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erſchüttert ſeyn will. Daher iſt ſehr ſelten, daß etwas von unſern Arbeiten in eigner Geſtalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marino Faliero von Lord Byron.

Ferneres über Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine ſolche Weltliteratur, wie bei der ſich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich iſt, ſich nachſtens bildet, ſo dürfen wir nur nicht mehr und nichts andres von ihr erwarten als was ſie leiſten kann und leiſtet.

Die weite Welt, ſo ausgedehnt ſie auch ſey, iſt immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau beſehen, uns nicht mehr geben als was der einheimiſche Boden auch verlieh; was der Menge zuſagt, wird ſich gränzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt ſchon ſehen, ſich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dieß wird aber dem Ernſten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; diejenigen aber die ſich dem höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden ſich geſchwinder und naher kennen lernen. Durchaus giebt es überall in der Welt ſolche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortſchritt der Menſchheit zu thun iſt. Aber der Weg den ſie einſchlagen, der Schritt den ſie halten iſt nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenſchen wollen geſchwinder gefördert ſeyn und deßhalb lehnen ſie ab und verhindern die Förderniß deſſen was ſie ſelbſt fördern könnte. Die Ernſten müſſen deßhalb eine ſtille

faſt gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre der breiten Tagesfluth ſich entgegen zu ſetzen; ſtandhaft aber muß man ſeine Stellung zu behaupten ſuchen bis die Strömung vorübergegangen iſt. Die Haupttröſtung, ja die vorzüglichſte Ermunterung ſolcher Männer müſſen ſie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich iſt. Wenn ſie dieſe Verbindung nun ſelbſt entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweiſen können, ſo wird es ihnen nicht fehlen kräftig einzuwirken und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es ſchon in manchen Fällen wohlgethan ſeyn mag, dem Leſer nicht grad das Gedachte zu überliefern, vielmehr ſein eignes Denken aufzuwecken und anzuregen, ſo möcht' es doch wohlgethan ſeyn, die eben ausgeſprochene vor geraumer Zeit niedergeſchriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage ob dieſe oder jene Beſchäftigung welcher ſich der Menſch widmet auch nützlich ſey? wiederholt ſich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt beſonders wieder hervortreten, wo es niemanden mehr erlaubt iſt, nach Belieben ruhig, zufrieden, maßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt ſich ſo heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht iſt in den Strudel mit fortgeriſſen zu werden; hier ſieht er ſich genöthigt, um ſeine eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfniſſe anderer zu ſorgen, und da fragt ſich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe dieſen aufdringlichen Pflichten genug zu thun. Da bleibt nun nichts übrig als ſich ſelbſt zu ſagen: nur der reinſte und ſtrengſte Egoismus könne uns retten;

dieſer aber muß ein ſelbſtbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgeſprochner Entſchluß ſeyn.

Der Menſch frage ſich ſelbſt, wozu er am beſten tauge? um dieſes in ſich und an ſich eifrigſt auszubilden. Er betrachte ſich als Lehrling, als Geſelle, als Altgeſelle, am ſpäteſten und höchſt vorſichtig als Meiſter.

Weiß er, mit einſichtiger Beſcheidenheit, die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum ſeiner Fähigkeiten zu ſteigern, um ſich bei ihr, dadurch nutzend, einzuſchmeicheln: ſo wird er ſtufenweiſe ſeinen Zweck erreichen und wenn ihm das Höchſte gelingt behaglich wirken können.

Ueber Förderniſſe und Hinderniſſe, wie ſie die empiriſche Welt darreicht oder zwiſchen ſchiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; ſoviel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: ſich um der Gunſt des Tags willen abzuhetzen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie von den andern unterſchieden wird, und dieſe ſind es auch wodurch die Nationen ſich unter einander getrennt, ſich angezogen oder abgeſtoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieſer innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meiſt auffallend widerwärtig und im leidlichſten Sinne lächerlich vor. Dieſe ſind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als ſie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt; nicht von Fremden, ſogar nicht von der Nation ſelbſt, ſondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie die des einzelnen Menſchen unbewußt;

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg.

Liebchen, um Gottes willen, was nimmst du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreyen ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwöre es, in sich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden, und dem Freyesten die Freyheit wiederzugeben. Komm!

man verwundert ſich zuletzt, man erſtaunt über das was zum Vorſchein kommt.

Ohne mir anzumaßen dieſe Geheimniſſe zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit ſie auszuſprechen. Nur ſo viel will ich ſagen, daß nach meiner Einſicht, das eigentlich innere Wirkſame bei den Franzoſen jetzt am thätigſten iſt und daß ſie deßhalb zunächſt wieder einen großen Einfluß auf die ſittliche Welt haben werden. Gern ſagt' ich mehr, aber es führt zu weit, und man müßte ſehr ausführlich ſeyn um ſich verſtändlich, und um das was man zu ſagen hat annehmlich zu machen.

Wenn eine Geſellſchaft deutſcher Männer ſich zuſammen begab, um beſonders von deutſcher Poeſie Kenntniß zu nehmen, ſo war dieß auf alle Weiſe zuläſſig und höchſt wünſchenswerth, indem dieſe Perſonen ſämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutſchen Literatur- und Staats-Weſen im Allgemeinen und Beſondern unterrichtet, ſich gar wohl die ſchöne Literatur zur geiſtreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und beſtimmen durften.

Sage man ſich daher, daß die ſchöne Literatur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zuſtandes ſich zugleich vergegenwärtigt.

Dieß geſchieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen leſen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es iſt aber dieſes nicht genug, ſondern man hat noch hinzuzufügen was die Ausländer in kritiſchen und referirenden Journalen von ſich ſelbſt und von den übrigen Nationen, beſonders auch von der deutſchen, für Geſinnungen

und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt ſind. Wollte man z. B. ſich mit der franzöſiſchen neuſten Literatur bekannt machen, ſo müßte man die ſeit zwei Jahren gehaltenen und im Druck erſchienenen Vorleſungen, als Guizot: Cours d'histoire moderne, Villemain: Cours de littérature française und Cousin: Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß das ſie unter ſich und zu uns haben geht hieraus am deutlichſten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die ſchneller erſcheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, la Revue française, und das zuletzt erſcheinende Tagsblatt le Temps. Keins von allen dieſen iſt zu entbehren, wenn wir das Hin und Wieder jener in Frankreich ſich balancirenden großen Bewegungen und alle daraus entſpringenden Wogungen vor unſerem Geiſte lebendig erhalten wollen.

Die franzöſiſche Poeſie, ſo wie die franzöſiſche Literatur trennt ſich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenſchaft der ganzen Nationalität; in der neuſten Zeit erſcheint ſie natürlich immer als Oppoſition und bietet alles Talent auf um ſich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen iſt, nicht nöthig hat geiſtreich zu ſeyn.

Folgen wir aber dieſen lebhaften Bekenntniſſen, ſo ſehen wir tief in ihre Zuſtände hinein, und aus der Art wie ſie von uns denken, mehr oder weniger günſtig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht ſchaden, wenn man uns einmal über uns ſelbſt denken macht.

Befolgt man den oben vorgeſchlagenen Gang, ſo wird man ſehr ſchnell von allem was öffentlich wird und der

Oeffentlichkeit ſich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen ſchnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk ſehr eilig, anſtatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine ſolche Gabe erſt durch Gelegenheit ſchickt und ich das Buch lange ſchon geleſen habe wenn ich es erhalte.

Aus allem dem iſt erſichtlich, daß es keine geringe Aufgabe iſt, eine ſolche Literatur der neuſten Zeit zu durchdringen. Ueber die engliſche, wie über die italiäniſche, müßte man wieder beſonders reden; denn das ſind wieder ganz andere Verhältniſſe.

Deutſche Philoſophie.

Warum Ausländer, Briten, Americaner, Franzoſen und Italiäner unſerer neuen Philoſophie nichts abgewinnen können, ſchreibt ſich wohl daher, daß ſie nicht unmittelbar ins Leben eingreift. Praktiſche Vortheile von ihr können ſie nicht abſehen; deßhalb wenden ſie ſich mehr oder weniger nach der ſchottiſchen Lehre, wie ſie von Reid und Stewart vorgetragen wird. Dieſe nähert ſich dem Menſchenverſtande und dadurch gewinnt ſie Gunſt. Sie ſucht den Senſualism und Spiritualism zu verſöhnen; die Uebereinſtimmung des Reellen mit dem Ideellen zu vermitteln und dadurch einen vollkommenern Zuſtand des menſchlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und ſchon daß ſie dieß unternimmt und zu leiſten verſpricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

Verschiedenes Einzelne.

1.
Den Philologen empfohlen.

Es ist eine wunderliche, seit Jahren aufgekommene Forderung der griechisch-Gelehrten, deutscher besonders, daß sie den griechischen Text in der Ursprache citiren und voraus setzen, daß jeder, der ihre deutsche oder lateinische Abhandlung lies't, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter lateinischer Schriftsteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verschiedener Gelehrten herausgekommen sind, so finden wir jederzeit einer griechisch-angeführten Stelle die lateinische Uebersetzung nachfolgen, indem man wohl die Kenntniß der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen denen die an dergleichen Werken Theil nahmen, voraussetzen und fordern konnte, nicht aber die Kenntniß des Griechischen. Und so wird es immerfort bleiben, besonders in unsrer bewegten und voreilenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studirenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde,

und hätte er auch mit Nutzen seine Schulstudien vollendet. Noch weniger kann man dieß von einem andern erwarten, dessen Thun und Treiben aufs Praktische gerichtet seyn muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten, und uns die Griechenkenner zu jenen, mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Lesers wie zu ihrem eignen: denn derjenige welcher, um seine Meinung zu bestärken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom schreibenden Gewahrsmann anführt, gewinnt unsäglich, wenn er eine Stelle nach seinem eignen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Falle, mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen.

2.

Nichts anders als.

Jemehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man schweigen solle wenn man nichts zu sagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne stottern hervorzugeben sey, desto mehr bemerkt' ich, daß man aus natürlicher Fahrlässigkeit immer noch gewisse Flick- und Schallwörter behaglich einschiebt, um eine sonst tüchtige und wirksame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indessen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen seyn, welche, um sich zu fassen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine solche Interjection gebraucht. Finden wir ja doch oft Personen, die sich die allerseltsamsten Töne, Ausathmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren

Vortrag zu ſpicken, zu flicken und zu zerſtücken. Auf dem Theater hat man davon ſehr glücklichen Gebrauch gemacht und von ſolchem unſeligen Behelf hab' ich in Kunſt und Alterthum eine Anzahl Beiſpiele gegeben, welche wohl noch mannichfaltig zu vermehren ſeyn möchten.

Eine Redensart aber die ſich durch die würdigſten Vorgänger in Anſehen ſetzet, den gemeinen Menſchenſinn einſchläfert, damit er das Abſurdeſte ertragen möge, iſt die, wovon dieſer Aufſatz den Titel führt.

3.

Jugend der Schauſpieler.

„Es erſcheint mir wie eine Krankheit des deutſchen Publicums, die ſich auch ſchon den Schauſpielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Weiber nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch zu einer Zeit, wo wir von den franzöſiſchen Bühnen ſo viel Schlechtes auf die unſern übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen. In Frankreich fragt niemand nach dem Alter der Künſtler, ſondern nur nach ihrer Kunſt. Wie ſollen auch Jünglinge gefunden werden die ſchon Künſtler ſind? Die ernſten Bemühungen aber des Schauſpielers laſſen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück, und wenn er ſich auch durch Spiel bildet, ſo geſchieht es doch nicht ſpielend."

4.

Das Mailändiſche Tagsblatt: l'Eco

hat ſeinen eigenen männlichen Charakter; einige Mitarbeiter ſind wahrſcheinlich ſchon über die Sechszig, denn es ſind

Anekdoten, Anspielungen, Andeutungen zeitig aus dem vorigen Jahrhunderte her; sie suchen zugleich gefällig und unterrichtend zu seyn, aber es ist keine Spur daß etwas den Frauen zu Liebe geschrieben sey, und daß sie weibliche Leser verlangen und hoffen.

Man ist beim Lesen durchaus in einem männlichen Kreise, wo Frauen wohl seyn könnten, aber nicht sind, und dieß giebt dem Ganzen eine eigene Haltung.

5.

Die Pariser Zeitschrift: Le Globe

hat durchaus einen jugendlichen Charakter; der älteste ihrer Theilnehmer möchte kaum in den Vierzigen seyn. Auch hier ist keine Spur Frauen als Frauen zu Leserinnen werben zu wollen; der Geist jener Mitarbeiter ist auf die Zukunft gerichtet und das möchte nicht anlockend für das schöne Geschlecht seyn.

Beide Zeitblätter zeichnen sich dadurch von den Deutschen aus, welche zum großen Theil von Frauen und fast durchaus zu Frauen geschrieben sind.

6.

Caroline von Woltmann:

Spiegel der großen Welt.

Dieses Heft, oder wenn man will, gefällig geheftete Büchelchen, lag auf dem Tische eines Gesellschafts-Zimmers; ein

Freund nahm es auf und nachdem er kaum einige Seiten konnte geleſen haben, rief er aus: was doch die Frauen ſchreiben lernen! Ein anderer nahm es auf und, wie der erſte nach kurzer Friſt, ſagte ganz ruhig: was doch die Frauen aufpaſſen! Beides zuſammen genommen möchte wohl zu Würdigung dieſes Werkleins den beſten Anlaß geben.

7.

Die Erbſchaft.

Ein Luſtſpiel von Herrn von Mennechet.

Der Hauptzweck des Verfaſſers ſcheint geweſen zu ſeyn, unter dem Deckmantel eines Luſtſpiels gute Lehren zu verbreiten: Man ſtellt uns das Unglück des Reichthums, die Verderbtheit des Luxus vor und ſucht dagegen die Anmuth einer mehr als alle Schätze koſtbaren Mittelmäßigkeit anzupreiſen.

Das goldene Schnitzwerk verfluchen, Strohdächer zu Ehren bringen, das war von jeher die Miſſion der Hofpoeten; und ſehnſüchtige Seufzer nach Einſamkeit dienten den großen Herren zur Erholung. —

Auch finden wir Antitheſen des Gymnaſiums. Ein tugendhafter Freund des Landlebens und ein gar bösartiger Städtebewohner figuriren löblich gegen einander.

8.

Friedrich von Raumer:

Geſchichte der Hohenſtaufen.

Die vier ſtarken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggeleſen, durchaus mit Dankgefühl gegen den

Verfaſſer. In meinen Jahren iſt es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bei uns vorübergegangenen verblichenen Geſpenſter auf einmal ſich friſch zuſammennehmen und in lebensluſtigem Gange vor uns vorüberziehen. Verſchollene Namen erſcheinen auf einmal in charakteriſtiſcher Geſtalt, zuſammenhängende Thaten, die ſich im Gedächtniß meiſt um Eine Figur verſammelten und dadurch ihres Herkommens, ihrer Folgen verluſtig gingen, ſchließen ſich vor- und rückwärts faßlich an, und ſo ſcheint der Unſinn des Weltweſens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darſtellung dieſes Werks in dem literariſchen Converſationsblatt war hierauf höchſt angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leſer finden, man muß ſich aber ein Geſetz machen nicht nach neuſter Art momentsweiſe zerſtückt zu leſen, ſondern Tag für Tag ſein Penſum zu abſolviren; welches ſo leicht wird bei der ſchicklichen Abtheilung in Capitel, und der Verſammlung in Maſſen, wodurch wir uns unzerſtreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die ſich höherer Staatskunſt und alſo dem diplomatiſchen Fache widmen, ſo würde ich ihnen es als Handbuch anrühmen, um ſich daraus zu vergegenwärtigen wie man unzählige Facta ſammelt, und zuletzt ſich ſelbſt eine Ueberzeugung bildet. Dieſe Ueberzeugung kann freilich nicht hiſtoriſch werden, denn man wird ihr irgend einmal kritiſch widerſprechen; wie ſie aber praktiſch wird, ſo zeigt ſich aus einem glücklichen Erfolg daß man recht gedacht hat.

9.

Wachler.

Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur, neuste Ausgabe, giebt mir die angenehmste Unterhaltung. Da man sich denn doch in einem langen Leben mit allseitiger Literatur beschäftigte, so scheint es beim Lesen dieses Werks man lebe zum zweitenmale, freilich um vieles bequemer.

10.

Windischmann:

Ueber Etwas das der Heilkunst noth thut.

Der Verfasser hat seinen Lesern die Ein- und Uebersicht dieses Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pausen fort, weder Bücher noch Capitel, noch Marginalien weisen uns zurechte; hat man sich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, so erstaunt man zu bemerken, daß es ganz in Aegyptischem Sinne geschrieben sey, daß man nämlich ein Priester seyn müsse um sich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geschichte freilich belehrt uns eines Andern, denn so sagt Wachler im ersten Theile Seite 132:

„Die Medicin, lange ausschließliches Eigenthum der Priester, namentlich der Asklepiaden in Thessalien, fing allmahlig an, ihre enge Verbindung mit dem religiosen Ueberglauben aufzugeben, als sie zum Theil von Jonischen Philosophen in den Kreis ihrer Untersuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog sie in das Gebiet der

Es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch, was sie ihm schuldig sind! und daß sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie. Um seinet- und ihretwillen müssen sie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du siehst nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefesselt hat.

Clärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechseln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir einig sind und stärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die

Staatskunst und Gesetzgebung und berucksichtigte besonders die Diätetik. Unter seinen Schülern übten mehrere, als Periodeuten, die Heilkunde aus; der Krotoniate Alkmaion und Empedokles stellten Forschungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Physiologie an, und das geschah auch von einigen Philosophen der neueren Eleatischen Schule und von Anaragoras. So näherte sich die Alleingültigkeit der medicinischen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an ihre Erfahrungen auf Grundsätze zurückzuführen und es entstanden die empirische Schule in Knidos und die philosophische in Kos.

„Aus dieser Schule in Kos ging der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin hervor, Hippokrates von der Insel Kos, ein Asklepiade, der berühmteste unter sieben gleichnamigen Männern dieses Geschlechts. Er bildete sich auf weiten Reisen und durch Studium der Philosophie u. s. w." Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

11.

Heinroth's Anthropologie.

Die vielen Vorzüge, die man diesem Werk auch zugesteht, zerstört der Verfasser selbst indem er über die Gränzen hinausgeht die ihm von Gott und der Natur vorgeschrieben sind. Auch wir sind allerdings überzeugt daß der Anthropolog sein Menschenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen

könne, dürfe, müſſe, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und ſich andächtig vernehmen läßt.

In unſers Buſens Reine wohnt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommſeyn —

12.

Literariſches Converſationsblatt.

In der zweihundert und vierzigſten Nummer des dieſjährigen Converſationsblattes (1825) erſchien mir beſonders willkommen der dort eingelegte Brief. Er war mir ſo rührend als aufmunternd. Gleichgeſtimmt mit dem Verfaſſer ſprech' ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichſte was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, iſt: uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart, wir laſſen auf uns einwirken wie von Perſon zu Perſon.

Wenn nun dieſes aber für alle Zukunft gilt, ſo bedeuten ſolche Documente doch am meiſten, ein für allemal, demjenigen der ſolche Zeit mit verlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zuſtand zurückgeſetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum ſo lebhaft wieder hinſtellen könnte.

Man leſe gedachten Brief und ſehe, wie ein damals jüngerer, nun in Jahren gleichfalls herangekommener, jene

gleichzeitigen älteren Männer am besten versteht, und sich selbst überzeugt wie er nach und nach in eine hohe Cultur hineingewachsen sey.

Dieser unbekannte Freund erhöht meinen Muth bei dem schwierigen Geschäft einer Redaction meines Briefwechsels mit Schiller. Ich werde sie auch um seinetwillen beeilen und ihm zu Liebe lass' ich meine Briefe von 1802 in diesem Hefte (Kunst und Alterthum 5ten Bandes 2tes Heft) abdrucken. Er wird sie nun mit den Schillerischen von diesem Jahre verschränken und sich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar gestärkt finden.

Zugleich ersuch' ich ihn das Vorspiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu lesen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beigewohnt hätte.

(Zu Seite 4

n Zeit.

Nat Form.	Effect.
1) Leicht zu lernen gut.	Ephemer.
2) Ernstsicht gemäß.	Vorübergehend.
3) Begat sich nicht zu: en.	Unbefriedigt.
4) Wohl zu entziffern.	Abstoßend.
5) Besorgt offen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits.
6) Rein. ch.	Anmuthig.
7) Kraft sch: poetisch.	Ermuthigend.
8) Nicht bgeschlossen.	Immer beim Alten.
9) Klar cht. lich.	Unwirksam.
10) Peinl:	Beunruhigend.
11) Vedeutsaltig.	Auffordernd.
12) Weib'ebend.	Tauschend.
13) Facil:.	Eigenartig.
14) — —haft.	Abzuwarten.

Da h, hinter denen sich wenigstens einiger Logos verste

(Zu E

(Zu Seite 449. gehörig.)

Würdig

poetischer Product

Naturell.	Stoff.	Gehalt.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.
2) Ernst und elegisch.	Local und Sitten fremd.	Durch die Zeit ge
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründ
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken
5) Besonnen.	Neuere Sitten.	Phantastisches Lebe Widerstreit mit Stoff.
6) Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.
7) Kräftig.	Nationell.	Tüchtig.
8) Nicht ausgezeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.
9) Klar und empfänglich.	Studirt.	Historisch.
10) Peinlich.	Halbwahr.	Erzwungen.
11) Bedeutend.	Vielseitig.	Tiefgefaßt.
12) Weiblich.	Träumerisch.	Bodenlos.
13) Facil.	Vielartig.	Nach Befund.
14) — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch, glücklich steigert.

Da kein Zeitblatt ohne Räthsel und Charaden bestehen kann, Logos versteckt halt.

ngs-Tabelle

onen der letzten Zeit.

	Behandlung.	Form.	Effect.
	Bequem.	Im Einzelnen gut.	Ephemer.
rn.	Mit Leichtigkeit.	Der Absicht gemäß.	Vorübergehend.
	Geübte Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt.
	Ueberfrei.	Kaum zu entziffern.	Abstoßend.
im	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits.
	Zart.	Geistreich.	Anmuthig.
	Männlich.	Rhetorisch-poetisch.	Ermuthigend.
	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer beim Alten.
	Verständig.	Ueberdacht.	Unwirksam.
	Empirisch.	Unrein.	Beunruhigend.
	Frei und frank.	Mannichfaltig.	Auffordernd.
	Weich.	Verschwebend.	Täuschend.
	Frisch.	Geschickt.	Eigenartig.
e:	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Untadelhaft.	Abzuwarten.

gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger

Neueste Deutsche Poesie.

1827.

Theils unmittelbar von Verfassern und Verlegern theils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Literatoren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, ins Einzelne zu gehen. Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigner Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und sich in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch halt es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anschaulich zu machen suche.

Forderte man nun, es sollte nebenstehende lakonisch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewissenhaft durchgedacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden; verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus diesem Gesichtspunkte behandelt zu sehen: so

laßt ſich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten denkenden, liebevoll-theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tauſenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde, und was könnte ſie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich drein ſehen, wenn man ihm Beſchränkung zumuthete? Würde das Publicum zufrieden ſeyn, wenn man ſein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung herauriefe? Beſſer iſt es, die Zeit gewähren zu laſſen. Die allgemeine Weltcultur ſteht ſo hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falſchen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Stoff und Gehalt,

zur Bearbeitung vorgeſchlagen.

Es giebt Bücher die ſehr leſenswürdig aber nicht lesbar ſind; umgekehrt mag der Fall auch ſeyn, aber von jenen gedenke ich jetzt drei vorzuführen, und hierauf Wunſch und Vorſchlag zu gründen.

Bei dem Vielſchreiben, welches in Deutſchland ſich immer vermehren wird, iſt offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, ſein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut ſich irgendwo zu Hauſe und in der Fremde ein anziehender Gegenſtand hervor, gleich ſind mehrere Hände bereit ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es ſey durch Nachahmen, Umarbeiten, Ueberſetzen und wie es ſich nur einigermaßen ſchicken will. Deßhalb iſt es beinahe luſtig zu ſehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen ſucht, wodurch denn der Fall entſteht, daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach ins Publicum gebracht wird. Was die ſcheinbaren Talente dabei gewinnen und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es iſt keine Frage, daß entſchieden gute Köpfe dadurch verführt, und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Dieſen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorſchlag, und empfehle ſie ihrer Aufmerkſamkeit. Sie ſind alle drei von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form, und bieten ſich der geſchickteſten Behandlung dar. Freilich iſt hier die Rede nicht, daß etwas gemacht

freche Tyranney, die es wagt ihn zu fesseln, zuckt schon den Dolch ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängstlicher. Ich fürchte diese Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu seinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unser Strom reißt einen jeden mit sich fort. Die Feinde sehen sich umringt und überschwemmt, und sind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerstehen? Und Er in unsrer Mitte kehrt zurück, sieht sich befreyt, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm so tief verschuldet worden. Er sieht vielleicht — gewiß er sieht das Morgenroth am freyen Himmel wieder.

Zimmermeister. Wie ist dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverstehn? Vom Grafen sprech' ich! Ich spreche von Egmont.

werde, sondern daß es gut werde: denn zu allen dreien, wenn man sie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieses zuerst genannten Werkes wurde wohl am sichersten glücken; es ist vaterländischen Ursprungs, und wir Deutschen sind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, so abstehend und wunderlich sie auch seyn mögen, mit einem heitern Patriotismus zu versetzen. Auch ist eine solche Behandlung schon angedeutet. Der Referent im literarischen Conversationsblatt 1824, Nr. 153 und 155 hat den Sinn völlig gefaßt, und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fonvielle de Toulouse. Paris 1824.

Diese zweite liegt weiter von uns ab. Es ist eine Art von modern französischem Cellini, ein kühn-thatiger Mensch, der es auf eine Weise treibt, daß er sich immer selbst rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouse im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener südfränkischen Lebensweise vor der Revolution bis zu dem Beginne und dem Verlauf derselben. Wir werden von der ersten Erschütterung bis zum entschiedenen Vernichten des mäßig-behaglichen bürgerlichen Zustandes geführt, und da erscheint uns der Hergang fast gräulicher als das concentrirte Unheil der Pariser Gleichzeit. Denn diese macht einen großen welthistorisch-tragischen Eindruck, dessen Erhabenheit das besondere Elend vor unserm Blick verschlingt. Dort aber ist

es die einzelne Beunruhigung, sodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach sich steigernd. Wir sehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltsam ansteckenden Krankheit, ein leises Aufregen des untersten wüsten Pöbels, das allmahlige Verbreiten mörderischer, mordbrennerischer Sitten, wodurch ein idyllischer Zustand, insofern er im 18ten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerstört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus diesem Stoffe zu bilden, müßte man von den ersten Theilen das Meiste, von den letzten das Wenigste nehmen; dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Resultate summarisch-symbolisch auffassen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieses dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichste Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten sich entschlösse, sodann aber eine freie Umsicht zu erwerben fahig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern, und deßhalb die klarste Einsicht in jene überseeischen Gegenstände zu gewinnen suchen. Von der frühesten Colonisation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erst mit den Urbewohnern, dann unter sich selbst führten; von dem Vollbesitze an des großen Reiches, das die Engländer sich gewonnen, bis zum Abfalle der nachher Vereinigten Staaten, bis zu dem Freiheitskriege, dessen Resultat und Folgen; diese Zustände sämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Besondern klar seyn. In welche Epoche jedoch er seine Handlung setzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der proteſtantiſche Geiſtliche, der, ſelbſt auswanderungsluſtig, die Auswandernden ans Meer und dann hinüberführt, und oft an Moſes in den Wüſten erinnern würde, müßte eine Art von Doctor Primroſe ſeyn, der mit ſo viel Verſtand als gutem Willen, mit ſo viel Bildung als Thätigkeit bei allem was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß was er thut, von ſeiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige was er ſich vorſetzte, durchzuführen genöthigt wird, und erſt am Ende zu Athem kommt, wenn aus gränzenloſem Unverſtande und unüberſehbarem Unheil ſich zuletzt noch ein ganz leidliches Daſeyn hervorthut.

Was den Perſonenbeſtand betrifft, ſo hat weder ein epiſcher noch dramatiſcher Dichter je zur Auswahl einen ſolchen Reichthum vor ſich geſehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile ſtehen ihm zu Gebote, er kann ſie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er ſeine Favoriten günſtig untergebracht hat, die übrigen ſtufenweiſe mit ſehr mäßigen Zuſtänden ſich begnügen laſſen.

Ich behalte mir vor die Löſung dieſer Aufgaben, inſofern ich ſie erleben ſollte, ſo gründlich als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienſte des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenſchaft zu geben.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwiedern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein Jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrangt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Innern vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches

auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die grenzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen, überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche, denn Viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kraftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die

gehörige Zeit gönnt, ſeine eignen Leiden beſchwichtigt, und um ſich her recht emſig forſcht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn ſodann von den holden Göttinnen, die, wenn ſie ſich der befangenen Unſchuld erfreuen, auch der umſichtigen Klugheit gerne zur Seite ſtehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünſtigen, hier eines Vollendeten in ſeiner ganzen Entwickelung ſich freuen. Und ſo ſey mir erlaubt, dieſe Herzensergießung mit einem Reimworte zu ſchließen.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo ſich Geiſt und Sinn erhöht:
Daß die Muſe zu begleiten,
Doch zu leiten nicht verſteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unſer Meiſter iſt derjenige, unter deſſen Anleitung wir uns in einer Kunſt fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, ſtufenweiſe die Grundſätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das erſehnte Ziel am ſicherſten erreichen.

In ſolchem Sinne war ich Meiſter von niemand. Wenn ich aber ausſprechen ſoll, was ich den Deutſchen überhaupt, beſonders den jungen Dichtern geworden bin, ſo darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn ſie ſind an mir gewahr worden, daß, wie der Menſch von innen heraus leben, der Künſtler von innen heraus wirken müſſe, indem er, gebärde er ſich wie er will, immer nur ſein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei friſch und froh zu Werke, ſo manifeſtirt er gewiß den Werth ſeines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war. Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieſer Art gewirkt; es entſpringt daraus gewiſſermaßen eine Naturdichtung, und nur auf dieſe Art iſt es möglich Original zu ſeyn.

Glücklicherweiſe ſteht unſere Poeſie im Techniſchen ſo hoch, das Verdienſt eines würdigen Gehalts liegt ſo klar am Tage, daß wir wunderſam erfreuliche Erſcheinungen auftreten ſehen. Dieſes kann immer noch beſſer werden und niemand weiß

wohin es führen mag; nur freilich muß jeder ſich ſelbſt kennen lernen, ſich ſelbſt zu beurtheilen wiſſen, weil hier kein fremder äußerer Maaßſtab zu Hülfe zu nehmen iſt.

Worauf aber alles ankommt, ſey in kurzem geſagt. Der junge Dichter ſpreche nur aus was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Geſtalt es auch ſeyn möge; er beſeitige ſtreng allen Widergeiſt, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernſt genug empfehlen, daß ſie ſich ſelbſt beobachten müſſen, auf daß bei einer gewiſſen Facilität des rhythmiſchen Ausdrucks ſie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetiſcher Gehalt aber iſt Gehalt des eigenen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüſtern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbſtgefälliges ohne Fundament iſt, wird ſchlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären iſt eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man ſich ſelbſt beherrſchen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, ſprech' ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch ſelbſt geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dieß Erlebte euch gefördert habe?

Ihr ſeyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das iſt gar nichts werth, und wenn ihr noch ſo viel Geſchick und Talent dabei aufopfert.

Man halte ſich ans fortſchreitende Leben und prüfe ſich bei Gelegenheiten; denn da beweiſ't ſich's im Augenblick, ob wir lebendig ſind, und bei ſpäterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Dreiunddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1830.

Jetter. Nennt den Nahmen nicht! Er ist todtlich.

Clärchen. Den Nahmen nicht! Wie? Nicht diesen Nahmen? Wer nennt ihn nicht bey jeder Gelegenheit? Wo steht er nicht geschrieben? In diesen Sternen hab' ich oft mit allen seinen Lettern ihn gelesen. Nicht nennen? Was soll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, ihr träumt; besinnt euch. Seht mich nicht so starr und ängstlich an! Blickt nicht schüchtern hie und da bey Seite. Ich ruf' euch ja nur zu, was jeder wünscht. Ist meine Stimme nicht eures Herzens eigene Stimme? Wer würfe sich in dieser bangen Nacht, eh' er sein unruhvolles Bette besteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernstlichem Gebeth vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder sich selbst! und wer spricht mir nicht nach: „Egmonts Freyheit oder den Tod!"

Jetter. Gott bewahr' uns! Da gibt's ein Unglück.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Auswärtige

Literatur und Volkspoesie.

Inhalt.

Altgriechiſche Literatur.

Seite

Ueber die Parodie bei den Alten 1
Die tragiſchen Tetralogien der Griechen 8
Diskurſe zu Dindorfs Poetik 12
Plato, als Vorläufer einer chriſtlichen Offenbarung 16
Euripides, Charakter des Euripides 22
Zu Dindorfs Euripides 32
Euripides Phaëton, noch einmal 37
Die Bakchantinnen des Euripides 41
Hermes, noch einmal 49

Franzöſiſche Literatur.

Don Alonzo ou l'Espagne 53
Oeuvres dramatiques de Goethe 67
Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Stapfer 80
Der Tom Kampfrichter des Sieve 85
La touche 85
Le Tasse, par A. Duval 91
Brand nach Aachen 93
Chronique scandaleuse de Paris 100
Dramatiſches Schauſpiel in Berlin 105
Histoire de la vie et des ouvrages de Moliere 106
Molière, comédie par Lemercier 109
Franzöſiſches Hoftheater 109
Faust, Tragödie de Goethe 112
Rhodogune de France, Tragédie par Soumet 117
Perkins Warbeck, par Fontan 121
Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit par Herder 124
Engländer 124
Le livre des Cent-et-un 130
Der Athenienſer, Sohn von Zeus 139

Engliſche Literatur.

Byron's Don Juan 149
Manfred 156

Cain, by Lord Byron 137
Lesegesellschaft zu London 138
Novelen von Walter Scott 139
The life of Fr. Schiller 140
Beiwerk zu Schiller's Leben von Carlyle 143
German Romance 145
Wallenstein, from the German 146
Edinburgh Review etc. 147
The Foreign Quarterly Review 151
Whims and Oddities 156

Italiänische Literatur.

Don Cuccio 205
Dante 211
Classiker und Romantiker 215
Il conte di Carmagnola di A. Manzoni 219
Indicazione etc. 221
Graf Carmagnola, noch einmal 242
Manzoni an Goethe 248
Adelchi 256
L'Eco, Giornale di Scienze etc. 261

Orientalische Literatur.

Tentnameh von Iken und Kosegarten 275
Lied der Lieve von C. Imhoff 278
Indische Dichtung 280

Volkspoesie.

Volkspoesie 285
Fritthof's Saga 287
Serbische Lieder 297
Volkslieder der Serben von Fräul. v. Jakobi 305
Serbische Gedichte 307
Das Neueste Serbischer Literatur 311
Nationelle Dichtkunst 315
Servian poetry by Bowring 317
Böhmische Poesie 320
Amazonen in Böhmen 321
Literature grecque moderne par R. Neroulos 323
Leukothea v. Iken 324
Neugriechische Volkslieder von Kind 326
Damos von Rheia 327
Spanische Romanzen von Beauregard Pantin 329
Ossianisches 337
Individual-Poesie 339

I.

Altgriechiſche Literatur.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

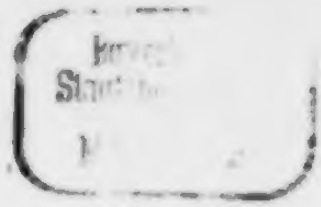

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie schwer es ist sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten, besonders wenn die Aufgabe so gestellt ist, daß man sich in höhere, uns unerreichbare Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Versuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohl gelungen sey. Ich will hier nur an den Euripidischen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegengesetzt hatte.

In jenem Bestreben, es sind nunmehr gerade funfzig Jahre, bin ich immer fortgeschritten und auf diesem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse, und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlösungs- und Antizipations-Schein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war ich daher zu lesen und zu hören: daß über den herrlich überschwenglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrensposse sey gegeben worden. Wie mir aber gelang mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches

zurecht zu legen, ſey hier geſagt, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als geſelliges Volk gerne ſprachen, als Republikaner gern ſprechen hörten, waren ſo an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß ſie unbewußt die Redekunſt ſich eigen gemacht hatten und demgemäß dieſelbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieſes Element war dem dramatiſchen Dichter höchſt willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchſten menſchlichen Intereſſen vorzuführen und das Für und Wider verſchiedener Parteien, durch Hin- und Wiederreden kräftig auszuſprechen hatte. Bediente er ſich nun dieſes Mittels zum höchſten Vortheil ſeiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen obgleich imaginären Ernſte, ſo war es ihm für das Luſtſpiel beinahe noch willkommener: denn indem er die niedrigſten Gegenſtände und Handlungen durch hohes Kunſtvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, ſo brachte er etwas Unbegreifliches und höchſt Ueberraſchendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenloſen wendet ſich der Gebildete mit Abſcheu weg, aber er wird in Erſtaunen geſetzt wenn es ihm dergeſtalt gebracht wird, daß er es nicht abweiſen kann, vielmehr ſolches mit Behagen aufzunehmen genöthigt iſt. Ariſtophanes giebt uns hievon die unverwerflichſten Zeugniſſe und man kann das Geſagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künſtliche Rede des gebildeten Ulyſſes hinweiſt, der doch den Fehler begeht nicht zu denken, daß er mit dem rohſten aller Weſen ſpreche; der Kyklope dagegen argumentirt mit voller Wahrheit aus ſeinem Zuſtande heraus und indem er jenen ganz entſchieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunſt in Erſtaunen geſetzt und das Unanſtändige

hört auf es zu seyn, weil es uns auf das gründlichste von der Würde des kunstreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns also bei jenen als Nachspiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Possen- und Fratzen-Stück nach unserer Art, am wenigsten aber eine Parodie und Travestie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verse verleiten könnten.

Nein! bei den Griechen ist alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derselbe Marmor, dasselbe Erz ist es das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geist der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und ins Gemeine verschleppt, woran wir immer ein Symptom sehen, daß die Nation die daran Freude hat auf dem Wege ist sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in gleicher Linie mit dem tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise giebt, die durch alles was von den Griechen ausgegangen hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myron's oder Lysippus Zeiten,

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor ſeinem Nahmen weg, dem ihr euch ſonſt ſo froh entgegen drängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!“ da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr ſeine Pferde ſchallen hörtet, warf jeder ſeine Arbeit hin, und über die bekümmerten Geſichter, die ihr durch's Fenſter ſtecktet, fuhr wie ein Sonnenſtrahl von ſeinem Angeſichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürſchwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das iſt Egmont, der größte da! Er iſt's! Er iſt's, von dem ihr beſſere Zeiten, als eure arme Väter lebten, einſt zu erwarten habt.“ Laßt eure Kinder nicht dereinſt euch fragen: „Wo iſt er hin? Wo ſind die Zeiten hin, die ihr verſpracht?“ — Und ſo wechſeln wir Worte! ſind müßig, verrathen ihn.

Soeſt. Schämt euch, Brackenburg! Laßt ſie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

hat ſich ſo eben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felſen niedergelaſſen; ſeine Fittige ſind noch in Thätigkeit, ſein Geiſt unruhig, denn jene beweglich widerſtrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln ſeine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat ſich auf Mauergeſtein ein Kauz niedergeſetzt, die Flügel angeſchloſſen, die Füße und Klauen ſtammig; er hat einige Mauſe gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um ſeine Füße ſchlingen, indem ſie kaum noch Zeichen eines piepſend abſcheidenden Lebens bemerken laſſen.

Man denke ſich beide Kunſtwerke neben einander! Hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meiſter im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es iſt ein Parallelismus im Gegenſatz, der einzeln erfreuen und zuſammengeſtellt in Erſtaunen ſetzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Reſultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Creſſida; auch hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenſtände einander gegenüber geſetzt waren, ſo hier ein zwiefacher Zeitſinn. Das griechiſche Gedicht im hohen Styl, ſich ſelbſt darſtellend, nur das Nothdürftige bringend und ſogar in Beſchreibungen und Gleichniſſen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythiſche Urüberlieferungen ſich gründend; das engliſche Meiſterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umſetzung jenes großen Werkes ins Romantiſch-dramatiſche.

Hiebei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß dieſes Stück

mit manchem andern ſeine Herkunft aus abgeleiteten ſchon zur Proſa herabgezogenen nur halb dichteriſchen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch ſo iſt es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht geweſen wäre, und es bedurfte wieder einen eben ſo gründlichen Ernſt, ein eben ſo entſchiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Perſönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuſpiegeln, indem einer ſpätern Menſchheit neuere Menſchlichkeiten durchſchaubar vorgetragen werden.

Die tragischen

Tetralogien der Griechen,

Programm

von Ritter Hermann 1819.

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stuck die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet ware, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt wurde, wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stuck Agamemnon, im zweiten Klytamnestra und Aegisth umkamen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Mutter-Mörder durch das Athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deßhalb eine große städtische ewige Feier angeordnet wurde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen seyn.

Ist nun zwar, wie wir eingesehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmuthig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er giebt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfaltigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig seyn; das zweite, durch Chor und Gesang, Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen; das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen seyn durfte als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unseren Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener ersten Art an Schiller's Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter

hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hatte; der Stoff war nicht zu übersehen, und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und nach selbst gegen seinen Willen in mehrere Theile. Der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige heitere Satyrstück: das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen, und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig unzusammenhangendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben, und uns die italianische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation, als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drei Acten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drei Abtheilungen erschienen zwei Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst; das erste heroisch, das zweite ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Act der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prachtig schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beiſpiel fügen wir hinzu: denn wir ſahen, in etwas maßigern Verhaltniſſen, Goldoniſche dreiactige Stücke vorſtellen, wo zwiſchen den Abtheilungen vollkommene zweiactige komiſche Opern auf das glanzendſte vorgetragen wurden. Beide Darſtellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit einander gemein, und doch freute man ſich höchlich, nach dem erſten Act der Komödie, die bekanntbeliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben ſo ließ man ſich, nach dem glänzenden Finale dieſes Singactes, den zweiten Act des proſaiſchen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine muſikaliſche Abtheilung das Entzücken geſteigert, ſo war man doch noch auf den dritten Act des Schauſpiels höchſt begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauſpieler, compromittirt durch ſeine ſangreichen Vorgänger, nahm nun alles was er von Talent hatte zuſammen, und leiſtete, durch die Ueberzeugung ſeinen Zuſchauer im beſten Humor zu finden ſelbſt in guten Humor verſetzt, das Erfreulichſte, und der allgemeine Beifall erſcholl beim Abſchluß auch dieſer Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that wie der vierte Abſchnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hauſe zu ſchicken.

Nachlese zu Aristoteles Poetik.

Ein jeder, der sich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunst überhaupt, besonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird sich einer Stelle des Aristoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß sie sich über ihre Bedeutung völlig hätten verständigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich scheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß sie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den genannten Leidenschaften das Gemüth des Zuschauers reinigen solle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am besten durch eine Uebersetzung derselben mittheilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt."

Durch vorstehende Uebersetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle ins Klare gesetzt zu sehen, und füge nur folgendes hinzu: wie konnte Aristoteles in seiner, jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz

eigentlich von der Conſtruction des Trauerſpiels redet, an die Wirkung, und was mehr iſt, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuſchauer vielleicht machen würde? Keineswegs! er ſpricht ganz klar und richtig aus: Wenn ſie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, ſo müſſe ſie mit Ausgleichung, mit Verſöhnung ſolcher Leidenſchaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abſchließen.

Er verſteht unter Katharſis, dieſe ausſöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja ſogar von allen poetiſchen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geſchieht ſie durch eine Art Menſchenopfer, es mag nun wirklich vollbracht, oder unter Einwirkung einer günſtigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöſ't werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons, genug, eine Söhnung, eine Löſung iſt zum Abſchluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk ſeyn ſoll. Dieſe Löſung aber, durch einen günſtigen, gewünſchten Ausgang bewirkt, nähert ſich ſchon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceſte; dagegen im Luſtſpiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung ſind, die Heirath eintritt, die, wenn ſie auch das Leben nicht abſchließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abſchnitt macht. Niemand will ſterben, jedermann heirathen, und darin liegt der halb ſcherz- halb ernſthafte Unterſchied zwiſchen Trauer- und Luſtſpiel iſraelitiſcher Aeſthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu ſolchem Zwecke benutzt: denn es giebt wohl keine höhere Katharſis als der Oedipus von Colonus, wo ein halbſchuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämoniſche Conſtitution,

durch eine dunkle Heftigkeit seines Daseyns, gerade bei der Großheit seines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung, den ewig unerforschlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, sich selbst und die Seinigen in das tiefste unherstellbarste Elend stürzt, und doch zuletzt noch aussöhnend ausgesöhnt, und zum Verwandten der Götter, als segnender Schutzgeist eines Landes eines eigenen Opferdienstes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig, noch ganz schuldfrei darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis bloß stoffartig, und der ermordete Böswicht z. B. schiene nur der ganz gemeinen Justiz entgangen; im zweiten Falle ist sie nicht möglich: denn dem Schicksal oder dem menschlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzuschweren Ungerechtigkeit zur Last.

Uebrigens mag ich bei diesem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemisch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man sich mit Auslegung dieser Stelle bisher beholfen. Aristoteles nämlich hatte in der Politik ausgesprochen: daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erst aufgeregten Gemüther wieder besänftigt wurden, und also auch wohl andere Leidenschaften dadurch könnten ins Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede sey, laugnen wir nicht; allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind stoffartiger, wie solches Handel in seinem Alexandersfest durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein, nach sittiggalanter Polonaise aufgespielter Walzer die sämmtliche Jugend zu Bacchischem Wahnsinn hinreißt.

Die Muſik aber, ſo wenig als irgend eine Kunſt, vermag auf Moralität zu wirken, und immer iſt es falſch, wenn man ſolche Leiſtungen von ihnen verlangt. Philoſophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht muſſen aufgeregt werden, und ſolche Erweckungen werden die Künſte nur zufällig veranlaſſen. Was ſie aber vermögen und wirken, das iſt eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft ſittlichen inneren Ausbildung fortſchreitet, wird empfinden und geſtehen, daß Tragödien und tragiſche Romane den Geiſt keineswegs beſchwichtigen, ſondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen, in Unruhe verſetzen, und einem vagen unbeſtimmten Zuſtande entgegenführen; dieſen liebt die Jugend, und iſt daher für ſolche Productionen leidenſchaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unſerm Anfang zurück, und wiederholen: Ariſtoteles ſpricht von der Conſtruction der Tragödie, inſofern der Dichter, ſie als Object aufſtellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeſchloſſen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an ſeiner Stelle ſeine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöſ't, ſo wird dann daſſelbe in dem Geiſte des Zuſchauers vorgehen; die Verwickelung wird ihn verwirren, die Auflöſung aufklären, er aber um nichts gebeſſert nach Hauſe gehen; er würde vielmehr, wenn er aſcetiſch aufmerkſam genug wäre, ſich über ſich ſelbſt verwundern, daß er eben ſo leichtſinnig als hartnäckig, eben ſo heftig als ſchwach, eben ſo liebevoll als liebelos ſich wieder in ſeiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und ſo glauben wir alles, was dieſen Punkt betrifft, geſagt zu haben, wenn ſich ſchon dieſes Thema durch weitere Ausführung noch mehr ins Klare ſetzen ließe.

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter sagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinst du, ich sey ein Kind, oder wahnsinnig? Was kann vielleicht? — Von dieser schrecklichen Gewißheit bringst du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr solle mich hören, und ihr werdet: denn ich seh's, ihr seyd bestürzt und könnt euch selbst in euerm Busen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangne dringen, das kurz Vergangne. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freyheit. Was war er euch? Für wen übergab er sich der dringendsten Gefahr? Seine Wunden fliessen und heilten nur für Euch. Die große Seele, die euch alle trug, beschränkt ein Kerker, und Schauer tückischen Mordes schweben um sie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, Er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Plato,

als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Ueberſetzung veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er geſtehen müßte, daß für alle ſeine Brüder eben ſo wie für ihn geſorgt wäre; ein beſonderes Buch, ein beſonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet und auf dieſem allein ſollen alle zum Heil gelangen.

Wie ſehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche ſich einer ausſchließenden Lehre ergeben hatten, wenn ſie auch außer ihrem Kreiſe vernünftige und gute Menſchen fanden, denen es angelegen war, ihre moraliſche Natur auf das vollkommenſte auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch dieſen eine Offenbarung und gewiſſermaßen eine ſpecielle Offenbarung zuzugeſtehen?

Doch es ſey! dieſe Meinung wird immer bei denen beſtehen die ſich gern Vorrechte wünſchen und zuſchreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß ſeiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So ist denn auch Plato früher schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nöthig bei einem solchen Schriftsteller, der bei seinen großen Verdiensten den Vorwurf sophistischer und theurgischer Kunstgriffe wohl schwerlich von sich ablehnen könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände unter welchen er geschrieben, der Motive aus welchen er geschrieben, seyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn liest nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen, — das leisten viel geringere Schriftsteller — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen was andere seyn konnten, sondern die Erkenntniß dessen was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Uebersetzer bei uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrscheinliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes selbst kürzlich vorgelegt hätte?

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehrern Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein auf etwas, sondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln, und dem deutschen Leser

bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Ueberſetzers ſeyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in dieſem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platoniſchen Sokrates, denn ſo darf man jene phantaſtiſche Figur wohl nennen, welche Sokrates ſo wenig als die Ariſtophaniſche für ſein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapſoden, einem Vorleſer, einem Declamator, der berühmt war wegen ſeines Vortrags der Homeriſchen Gedichte und der ſo eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Dieſen Jon giebt uns Plato als einen außerſt beſchränkten Menſchen, als einen der zwar die Homeriſchen Gedichte mit Emphaſe vorzutragen und ſeine Zuhörer zu rühren verſteht, der es auch wagt über den Homer zu reden, aber wahrſcheinlich mehr um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären, mehr bei dieſer Gelegenheit etwas zu ſagen, als durch ſeine Auslegung die Zuhörer dem Geiſt des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Menſch ſeyn, der aufrichtig geſteht, daß er einſchlafe wenn die Gedichte anderer Poeten vorgeleſen oder erklärt wurden? Man ſieht, ein ſolcher Menſch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu ſeinem Talente gekommen ſeyn. Wahrſcheinlich begünſtigte ihn eine gute Geſtalt, ein glückliches Organ, ein Herz ſchnell gerührt zu werden; aber bei allem dem blieb er ein Naturaliſt, ein bloßer Empiriker, der weder über ſeine Kunſt noch über die Kunſtwerke gedacht hatte, ſondern ſich in einem engen Kreiſe mechaniſch herumdrehte und ſich dennoch für einen Künſtler hielt und wahrſcheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künſtler gehalten wurde. Einen ſolchen Trepf nimmt der Platoniſche Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen.

Erſt giebt er ihm ſeine Beſchranktheit zu fühlen, dann laßt er ihn merken, daß er von dem Homeriſchen Detail wenig verſtehe und nöthigt ihn, da der arme Teufel ſich nicht mehr zu helfen weiß, ſich für einen Mann zu erkennen der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeiſtert wird.

Wenn das heiliger Boden iſt, ſo möchte die Ariſtophaniſche Bühne auch ein geweihter Platz ſeyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernſt iſt den Jon zu bekehren, ſo wenig iſt es des Verfaſſers Abſicht den Leſer zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon ſollte in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beſchämte Rhapſode; denn mit der Poeſie hat das ganze Geſpräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in dieſem Geſpräch, wie in andern Platoniſchen, die unglaubliche Dummheit einiger Perſonen auf, damit nur Sokrates von ſeiner Seite recht weiſe ſeyn könne. Hatte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poeſie gehabt, ſo wurde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken ſpricht, beſſer verſtehe, der Wagenführer oder der Rhapſode? keck geantwortet haben: gewiß der Rhapſode, denn der Wagenlenker weiß nur ob Homer richtig ſpricht; der einſichtsvolle Rhapſode weiß ob er gehörig ſpricht, ob er als Dichter, nicht als Beſchreiber eines Wettlaufs, ſeine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epiſchen Dichters gehört nur Anſchauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles was ſie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht myſtificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung ſeine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künſten mehr Falle, wo nicht einmal der Schuſter von der Sohle urtheilen darf, denn der Künſtler findet für nöthig ſubordinirte

Theile höhern Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich selbst in meinem Leben mehr als Einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch recht die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Diese Fictionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphare reißen. Dergleichen hypothetische Aeußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz wo sie stehen zweckmäßig seyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen, so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der eben kein dichterisches Genie hat, einmal ein artiges lebenswerthes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gesteht dem Haß zu daß er das Genie supplire und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thatigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fahig sein Talent im höchsten Grade zu zeigen, und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen, ohne daß man nöthig hatte zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besaße, den natürlichen Vorstellungen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich bequemer ist vornehm hinweg zu sehen, als das was sie leistet mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem Platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzneikunde und Fischerei bekannt hat, zuletzt doch behauptet daß er sich zum Feldherrn besonders qualificirt fühle. Wahrscheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen aber albernen Individuums, eine Grille, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homerischen Helden angewandelt seyn mochte, und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind als Jon sich hier zeigt? ja wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sey?

Mit wahrer Aristophanischer Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder, der nun freilich sehr betäubt dasteht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwischen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweise nach dem letzten greift und sich auf eine sehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig! wenn das heiliges Land ist, möchte das Aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander setzte, was Manner wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Ueberzeugung oder nur discursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit ist vorbei da die Sibyllen unter der Erde weissagten: wir fordern Kritik und wollen urtheilen ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Phaethon,

Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in spaterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden; durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben ins Universum erweiternd. Wir beschranken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der griechischen Buhne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;
Die Gluth des Königs aber wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber maßigt sie.
Dieß Land benennt ein nachbar-schwarzgefarbtes Volk
Eos die glanzende, des Helios Rossestand.
Und zwar mit Recht, denn rosenfingernd spielt zuerst

An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselschurz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der Tag und Stunden regelnd alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten Welt.
So sey ihm denn, dem Hausgott unserer Königs-Burg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth.
Auch ich der Wächter ihn zu grüßen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Gluth,
Die alles wieder bildet was die Nacht entstellt.
So sey denn aber heute mehr als je begrüßt,
Des Tages Anglanz feiert prächtig heute ja
Merops der Herrscher seinem kräftig einzigen Sohn
Verbindungsfest mit Gottgezeugter Nymphenzier;
Deßhalb sich alles regt und rührt im Hause schon.
Doch sagen andere — Mißgunst waltet stets im Volk —
Daß seiner Freuden innigste Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëton
Nicht seiner Lenden sey, woher denn aber wohl?
Doch schweige jeder, solche zarte Dinge sind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier scheint der Dichter durch einen Widerspruch den Widerspruch der Erscheinung auflösen zu wollen; er spricht die Erfahrung aus: daß die Sonne das östliche Land nicht versengt, da sie doch so nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die südliche Erde, von der sie sich entfernt, so glühend heiß bescheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, sondern dießseits am

Rande der Erde ſuchen wir den Ruheplatz der himmliſchen Roſſe; wir finden keine Burg wie ſie Ovid prächtig auferbaut, alles iſt einfach und geht natürlich zu. Im letzten Oſten alſo, an der Welt Gränze, wo der Ocean ans feſte Land umkreiſend ſich anſchließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächſter Nachbar zu betrachten, entbrennt für ſie in Liebe; ſie giebt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entſproſſenen Sohn eine einzige Bitte nicht verſagen wolle. Indeſſen wird ſie an Merops, den Herrſcher jener äußerſten Erde, getraut und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im Stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaëthon herangewachſen, gedenkt ihm der Vater, ſtandesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheirathen, der Jüngling aber, muthig, ruhm- und herrſchſüchtig, erfährt, zur bedeutenden Zeit, daß Helios ſein Vater ſey, verlangt Beſtätigung von der Mutter und will ſich ſogleich ſelbſt überzeugen.

Klymene. Phaëthon.

Klymene.

So biſt du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht, doch einer Göttin ſoll ich nahn
Als Gatte, dieß beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte ſich des Weibs,
Verkaufend ſeinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn! ſoll ich es ſagen? dieſes fürchte nicht.

Phaëthon.

Was mich beglückt zu ſagen, warum zauderſt du?

Klymene.

So wiſſe denn, auch du biſt eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und weſſen?

Klymene.

Biſt ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Roſſe hergeſtellt erregt,
Geweckt von Eos hochbeſtimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber biſt die liebe Frucht.

Phaëthon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben was erſchreckt.
Ich bin erſchrocken vor ſo hohen Stammes Werth,
Wenn dieß mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchſten treibt.

Klymene.

Befrag' ihn ſelber: denn es hat der Sohn das Recht
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daß umarmend er mir zugeſagt:
Dir Einen Wunſch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube feſt, daß Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, ſo log die Mutter dir.

Phaëthon.

Wie find' ich mich zur heißen Wohnung Helios?

Klymene.

Er ſelbſt wird deinen Leib bewahren der ihm lieb.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit ſprächſt.

Klymene.

O glaub' es feſt! Du überzeugſt dich ſelbſt dereinſt.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.

Zimmermeiſter. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch allen eben fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinen Buſen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, ſo ſoll mein Geiſt um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth das ſchwankende zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' ſie bey Seite, ſie dauert mich. Bürger ab.

Brackenburg. Clärchen! ſiehſt du nicht wo wir ſind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehn, vier, fünf Köpfe über einander; an dieſen Thüren haben ſie geſcharrt

Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palaſt
Nahn ſchon die Dienerinnen, die des ſchlummernden
Erzeugers Zimmer ſäubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländiſchen
Gerüchen des Palaſts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greiſe Vater von dem Schlummer ſich
Erhoben und der Hochzeit frohes Feſt mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres ſprach.

(Beide ab.)

Hier iſt zu bemerken, daß das Stück ſehr früh angeht, man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum ſehr viel zuſammenpreßt. Es ließen ſich hievon ältere und neuere Beiſpiele wohl anführen, wo das Dargeſtellte in einer gewiſſen Zeit unmöglich geſchehen kann und doch geſchieht. Auf dieſer Fiction des Dichters und der Zuſtimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatiſche Zeit- und Orts-Einheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor ſpricht von der Gegend und was darin vorgeht ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall ſingen, wobei es höchſt wichtig iſt, daß ein Hochzeitgeſang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leiſe, leiſe, weckt mir den König nicht!
Morgenſchlaf gönn' ich jedem,
Greiſem Haupt zu allererſt.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk.
Noch weint im Hain Philomele

Ihr ſanft harmoniſches Lied;
In frühem Jammer ertönt
Itys, o Itys, ihr Rufen!
Syrinx Ton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Muſik:
Es eilt ſchon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waidwerk
Zieht ſchon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
Tönt des melodiſchen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen
Den Nachen hinaus
Windwehen und rauſchender Ruderſchlag.
Aufziehn ſie die Segel,
Aufbläht ſich bis zum mittlen Tau das Segel.
So rüſtet ſich jeder zum andern Geſchäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfeſt
Mit Geſang zu begehn: denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bei der Herrſchaft
Sich fügenden Feſten —
Doch brütet das Schickſal Unglück aus,
Gleich trifft's auch ſchwer die treuen Hausgenoſſen.
Zum frohen Hochzeitfeſt iſt dieſer Tag beſtimmt,
Den betend ich ſonſt erſehnt,
Daß mir am feſtlichen Morgen der Herrſchaft das Brautlied
Zu ſingen einſt ſey vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den ſchönen Tag.
Drum tön', o Weihlied, zum frohen Brautfeſt!

Doch ſeht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon,
Her ſchreiten die Dreie verbunden! O ſchweig'
Mein Mund in Ruh'!
Denn Großes bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin giebt er den Sohn in der Ehe Geſetz,
In die ſüßen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palaſtes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entſprieße
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dieß Feſt zu weihen beginnen. Drum ſchweige jeder Mund!

Leider iſt die nächſte Scene ſo gut wie ganz verloren; allein man ſieht aus der Lage ſelbſt, daß ſie von herrlichem Inhalt ſeyn könnte. Ein Vater der ſeinem Sohne ein feierlich Hochzeitfeſt bereitet, dagegen ein Sohn der ſeiner Mutter erklärt hat, daß er unter dieſen Anſtalten ſich wegſchleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirkſamſten Gegenſatz und wir müßten uns ſehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektiſch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunſten des Eheſtandes geſprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes ſprach —

geben unſerer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzuſetzen, herausgehoben, ſo paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaëthon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Beſitz, an dem er ſo reich iſt, hervorheben und wünſchen daß der Sohn in ſeine Fußſtapfen trete; da könnten wir denn dieſem das Fragment in den Mund legen:

Phaëthon.

Es ſey geſagt! den Reichen iſt es eingezeugt
Feige zu ſeyn; was aber iſt die Urſach' deßt
Vielleicht daß Reichthum, weil er ſelber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beſchaffen mag geweſen ſeyn, auf dieſe Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge ſich hier zum Feſtzuge angeſtellt und geordnet, woraus ſchönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge ſelbſt. Wahrſcheinlich hat hier der Dichter nach ſeiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Coſtüme ſeiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuſchauers freudig und feierlich beſchäftigt ſind, ſchleicht Phaëthon weg, ſeinen göttlichen eigentlichen Vater aufzuſuchen. Der Weg iſt nicht weit, er darf nur die ſteilen Felſen hinabſteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufſtürmen, ganz nah da unten iſt

ihre Ruheſtatt; wir finden kein Hinderniß uns unmittelbar vor den Marſtall des Phöbus zu verſetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zuſammenhang verlorne Scene war an ſich vom größten Intereſſe, und machte mit der vorhergehenden einen Contraſt, welcher ſchöner nicht gedacht werden kann. Der irdiſche Vater will den Sohn begründen wie ſich ſelbſt, der himmliſche muß ihn abhalten ſich ihm gleich zu ſtellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes: wir nehmen an, daß Phaëthon hinabgehend mit ſich nicht einig geweſen, welches Zeichen ſeiner Abkunft er ſich vom Vater erbitten ſolle; nur als er die angeſpannten Pferde hervorſchnauben ſieht, da regt ſich ſein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, ſeine Kräfte weit Ueberſteigende.

Aus Fragmenten läßt ſich vielleicht folgendes ſchließen: die Anerkennung iſt geſchehen, der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeſchlagen.

Phöbus.

Den Thoren zugeſellt' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zaum überläßt.

Hieraus läßt ſich muthmaßen daß Euripides nach ſeiner Weiſe das Geſpräch ins Politiſche ſpielt, da Ovid nur menſchliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaëthon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drei aber wohl. Ein einziger Verſtand iſt der Stadt
Zu ſchwach, ein zweiter auch iſt Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerſtreit zwiſchen Ein- und Mehrherrſchaft umſtändlich ſey verhandelt worden. Der Sohn

ungeduldig zuletzt mag thatlich zu Werke gehn und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel
Du Unerfahrner, o mein Sohn! den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt.

Es scheint Helios habe ihn auf ruhmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaëthon.

Den schlanken Bogen hass' ich, Spieß und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihm sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen.

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So siehst du ebenum den Aether gränzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

ferner:

So fahre hin! den Dunstkreis Libyens meide doch,
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicherweise durch ein Bruchstück benachrichtigt wie es dabei zugegangen;

doch iſt zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung ſey und alſo einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend rührte die Zügel Phaëthon
Und ſtachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, ſie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, ſchreitend nah dem Seitenroß,
Verfolgte warnend; dahin alſo halte dich!
So hin! den Wagen wende dieſerwärts!

Wer nun der Bote geweſen, läßt ſich ſo leicht nicht beſtimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh ſchon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn von ihren Felſen zugeſehen, ja ſodann, als die Erſcheinung an ihnen vorbeiſtürmt, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergiebt ſich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung wie die heilige Ehſtandsfeier nun vor ſich gehen ſoll. Erſchreckt wird aber die Menge durch einen Donnerſchlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen ſcheint. Sie erholen ſich obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köſtlichen lyriſchen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Kataſtrophe, daß Phaëthon, von dem Blitze Zeus getroffen, nah vor ſeiner Mutter Hauſe niederſtürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch ſonderlich geſtört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen, lakoniſchen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Univerſum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles gleich

wieder vorbei ware. Nun aber eilen wir zum Schluß, den uns glücklicherweiſe meiſtens erhalten iſt.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaethon.)

Erinnys iſt's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; ſichtbar ſteigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten Sohn! —
O raſch! Ihr hört ja wie der Hochzeit Feierſang
Anſtimmend mein Gemahl ſich mit den Jungfraun zahlt.
Fort, fort! Und ſchnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam ſich vielleicht hinab zum Boden ſtahl!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold ſich häuft,
Das zu verſchließen mir alleinig angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie haſt du mich
Und dieſen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weiß.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmliſche Tochter des Zeus, dich ſingen wir
Aphrodite! Du der Liebe Königin,
Bringſt ſüßen Verein den Jungfrauen,
Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier;
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Den du hüllſt in ätheriſchen Schleier,
Daß er leiſe vereint.

Ihr beide führt
Unſerer Stadt großmächtigen König,
Ihr den Herrſcher in dem goldglanzſtrahlenden

Palaſt zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o geſegneter noch als Könige,
Der die Göttin heimführet,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch ſich preiſen hört!

Meropa.

Du geh' voran uns! Führe dieſe Mädchenſchaar
Ins Haus und heiß' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Feſtgeſang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht Hymnen ſingend um das Haus und Heſtia's
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet ſeyn muß — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Feſtchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den ſchnellen Fuß; denn wo des Goldes Schätze du,
Die herrlichen, bewahreſt, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegen dringt.
An leg' ich raſch das Auge; doch nicht flammen ſieht's,
Nur innen ganz geſchwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile ſchnell hinein, daß nicht verhaßte Gluth
Die in das Haus bricht und in Flammen der Palaſt
Aufſteht am feſten Hochzeittage Phorbas's!

Meropa.

Was ſagſt du? Sieh denn ob nicht vom Hammeln
Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang?

Diener.

Rein iſt der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weiß meine Gattin, oder weiß ſie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben iſt ſie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So ſeh' ich; denn es ſchafft aus unbedeutendem
Verirrunge das Geſchick ein Ungewitter gern.
Doch du des Raubes Herrin, o Perſephone,
Und du, Hephäſtos, ſchützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam geheim.
Nicht mehr verborgen bleibt Zeus Wetterſtrahl,
Nicht die Wuth mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.
O Gottgedrückte! Welch ein Jammer ſtürzt auf dich?
Tochter Okean's
Eile zum Vater hin,
Faſſe ſein Knie
Und wende den Todesblick von deinem Kinde!

Merops.

O Wehe! — Weh!

Chor.

O hört ihr Ihn, des gaſtlich Dach Ihr deckt?

Merops.

O weh! — mein Kind!

und genickt, wenn er auf die Memmen herabsah. O ich hatte sie so lieb, wie sie ihn ehrten! Wäre er Tyrann gewesen, möchten sie immer vor seinem Falle seitwärts gehn. Aber sie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen griff't, zum Schwert könnt ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Eckelten wir sie? — Diese Arme, die ihn so oft fest hielten, was thun sie für ihn. — List hat in der Welt so viel erreicht — Du kennst Wege und Stege, kennst das alte Schloß. Es ist nichts unmöglich, gib mir einen Anschlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hause gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke seh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Hältst du mich für feig? Glaubst du nicht, daß ich um deinetwillen sterben könnte? Hier sind wir beyde toll, ich so gut wie du. Siehst du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßtest! Du bist außer dir.

Chor.

225. Dem Sohne ruft er, der ſein Seufzen nicht vernimmt,
Der ſeiner Augen Thränen nicht mehr ſchauen kann.

Nach dieſen Wehklagen erbeit man ſich, bringt den Leichnam aus dem Palaſt und begrabt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzahlt, was noch zu wiſſen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143 — 149 eingeſchaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

— — — — — — — — doch der Liebſte mir
Vermodert ungefalbt im Erdengrab.

Zu Phaëthon des Euripides.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles was von diesem edlen Geist- und Zeit-Verwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichsten Productionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, und ich entschließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also: aus einer Göttlingischen Uebersetzung der von M. Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken, die der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Theil S. 415 hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drei verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie solches wohl durch Zeichen hatte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige

Gelehrte unterſcheidet ſie ſelbſt, die Freunde der Dichtung hingegen wurden nur geſtört; und da die Aufgabe war, etwas Zerſtucktes wenigſtens einigermaßen als ein Ganzes erſcheinen zu laſſen, ſo fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit ſelbſt zu zerſtücken.

Anfang und Ende ſind glücklicherweiſe erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weiſe herzuſtellen. Indeſſen wiederhole ich die in der Arbeit ſelbſt ſchon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefuhls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographiſchen Lage derſelben im Oſten. Wir hören von einer dem Königshauſe ſich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf deſſen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene, Phaëthon.

Dem Jünglinge widerſtrebt's eine Göttin, wie ſie ihm beſchieden iſt, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet ſeyn will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes ſey; der kühne Jüngling will es ſogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Friſcheſte Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Gewerbsbewegung über Land und Meer, leiſe Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeſchaftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weiſ't.

Merops, Phaëthon.

Zarteſte Situation, deren Ausführung ſich kaum denken laßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdiſche

Glück an dieſem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Intereſſe iſt verſchieden ohne ſich gerade zu widerſprechen; der Sohn muß Vorſicht brauchen, daß die Abſicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Verſuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Feſtleute

ſammelt und ordnet ſich wie der Zug vorſchreiten ſoll; dieß gab die ſchönſte Gelegenheit zu theatraliſcher und charakteriſtiſcher Bewegung.

Von hieraus begeben wir uns gern zu dem Raſtorte des Helios.

Helios, Eos.

Die unruhige ſchlafloſe Göttin treibt den Helios aufzufahren; er verſagt ſich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit ſchönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen, wir werden erinnert an den erſten Geſang des Chors.

Helios, Phaëthon.

Heftig ſchnelle Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn; letzterer bemeiſtert ſich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palaſt des Merops.

Chor der Feſtleute,

mitten in dem Vorſchreiten der Feſtlichkeit, Donnerſchlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Klymene, nächſte Dienerinnen.

Phaëthons Leichnam wird gefunden und verſteckt.

Chor der Vorigen.

Hat ſich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben dieſe Functionen fördernd.

Diener.

Brandaualm im Hauſe verkundend.

Nächſte Dienerinnen.

Jammer des Mitwiſſens.

Klymene, Leimaam.

Es geſchieht die Beſtattung.

Ein Bote.

Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet was zu wiſſen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchſt Wünſchenswerthen entdecken und die Lücken authentiſch ausfüllen; ich wünſche Glück denen die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menſchheit und Menſchlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten iſt.

Wie viel ließe ſich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieſes Stückes rühmen und ſagen, da es ohne labyrinthiſche Expoſition uns gleich zum Höchſten und Würdigſten führt, und mit bedeutenden Gegenſätzen auf die naturgemäßeſte Weiſe ergötzt und belehrt.

Euripides Phaëthon,

noch einmal.

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen iſt, fügt ſich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bei jener verſuchten Reſtauration des Euripidiſchen Phaëthon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen laſſen, indem wir die Freunde bitten die fragliche Stelle gefällig vorher nachzuſehen.

Als am Ende des vorletzten Acts, um nach unſerer Theaterſprache zu reden, Phaëthon von ſeinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unſere Einbildungskraft auf ſeiner gefahrlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen recht ins Auge faſſen, mit Furcht und Entſetzen. In des irdiſchen Vaters Hauſe jedoch gehen die Hochzeitsanſtalten immer fort; ſchon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erſchallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerſchlag, der Sturz des Unglückſeligen aus der Höhe geſchieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben angeführter Reſtauration wagte man ſchon folgende Vermuthung. „Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein bei heiterm Himmel herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles wieder vorbei wäre: denn ſobald Klymene den todten Sohn verſteckt hat, ja ſogar inzwiſchen fährt der Chor in ſeinem Feſtgeſange fort.“

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von diesem Philosophen wird gemeldet: „Er habe behauptet die Sonne sey eine durchglühte Metallmasse, μύδρος διάπυρος", wahrscheinlich wie der aufmerkende und folgernde Philosoph sie aus der Oeffe halbgeschmolzen unter den schweren Hammern gesehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgesagt und zwar werde derselbe aus der Sonne herunter fallen. Daher habe auch Euripides, der sein Schüler gewesen, die Sonne, in der Tragödie Phaëthon, einen Goldklumpen genannt: χρυσέαν βῶλον.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht vollständig übrig geblieben, so können wir doch, indem dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht sowohl von der Sonne, sondern von dem aus ihr herabstürzenden brennenden Jüngling die Rede sey.

Man überzeuge sich, daß Phaëthon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identisch mit der Sonne gedacht werden müsse; daß ferner Zeus in der Tragödie die unselige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen eingehaltenen lakonischen Hergang der Tragödie zu beaufsichtigen, mit dem Blitz alsobald drein geschlagen. In der Verflechtung eines solchen Augenblicks ist es gleichlautend ob die Sonne selbst, oder, sich absondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen, oder der wagehalsige Führer als entzündetes Meteor herunterstürze. Höchst willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieses Zweideutige gewesen seyn um seine Naturweisheit hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereigniß war von großem theatralischem Effect

und doch nicht abweichend von dem wie es in der Welt hergugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerſchlag nicht irre machen laſſen, wenn er ſich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen wie das Fragment von Markland (Beck's Ausgabe des Euriy. Thl. II. S. 462) erklart wird, indem er es für eine Variante von *χρυσῆς βλέπει φλογὶ* hielt und darüber von Porſon zu Euriy. Oreſt 971 belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht ſeyn, weil ſich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: Celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solviquc rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Ariſtoteles in dem erſten Buche über Meteoriſches und zwar deſſen achtem Capitel, ſpricht bei Gelegenheit der Milchſtraße und deren Urſprung und Verhältniß folgendes aus: es hätten einige der Pythagoräer ſie den Weg genannt, die Bahn ſolcher Geſtirne dergleichen bei dem Untergang Phaëthons niedergefallen ſey.

Hieraus ergiebt ſich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorſteine durchaus mit dem Sturze Phaëthons in Verknüpfung gedacht haben.

Die Bacchantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebaischen Herrschers Cadmus, in Hoffnung dem Viel-Vater Zeus einen Sohn zu bringen ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daseyns gewürdigt. Auf seinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimnisse des Rhea-Dienstes bald eingeweiht, ergiebt er sich ihnen und fördert sie aller Orten, insgeheim einschmeichelnde Mysterien, öffentlich einen grellen Dienst unter den Völkerschaften ausbreitend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie von lydischen enthusiastischen Weibern begleitet in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt seyn und Göttliches erregen. Sein Großvater Cadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tiresias sind der heiligen Weihe günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Cadmus von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religions-Neuerungen und will sammt den Thebanern und Thebanerinnen einen göttlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar giebt man zu: er sey ein Sohn der Semele, diese aber, eben deßwegen weil sie sich fälschlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuerstrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydischen Frauen auf das schmählichste;

dieſer aber weiß ſich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und dagegen Agaven mit ihren Schweſtern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und von begeiſterter Wuth angefacht nach dem ominoſen Gebirg Kithäron, woſelbſt der verwandte Aktäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten ſie ſich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, ſondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen ſind; Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weiſe gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnſinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, ſie belauſchend, von ſeiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erſchlagen und zerriſſen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrſus geſteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Cadmus, der eben des Sohnes Glieder kümmerlich aus den Gebirgsſchluchten geſammelt hereinbringt, begegnet ſie, rühmt ſich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt das ſie zu tragen wähnt, und verlangt in ihrem Uebermuth ein großes Gaſtmahl angeſtellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Cadmus.

O Schmerzen! gränzenloſe, nicht dem Blick zu ſchaun,
Todtſchlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag dieß den Göttern hochwillkommnes Opfer ſeyn;
Zum Gaſtmahl aber rufſt du Theben, rufeſt mich.
O weh des Unheils, dir zuerſt und mir ſodann:
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maaß,
Obſchon Verwandte zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düſter luſtlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn

Clärchen. Außer mir! Abſcheulich! Brackenburg, ihr ſeyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat rieft, wenn er kam; da ſtand ich in meinem Winkel, ſchob das Fenſter halb auf, verbarg mich lauſchend, und das Herz ſchlug mir höher als euch allen. Jetzt ſchlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch, da es noth iſt, verläugnet ihn, und fühlt nicht, daß ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hauſe.

Clärchen. Nach Hauſe?

Brackenburg. Beſinne dich nur! Sieh dich um! Dieß ſind die Straßen, die du nur ſonntäglich betratſt, durch die du ſittſam nach der Kirche gingſt, wo du übertrieben-ehrbar zürnteſt, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu dir geſellte. Du ſtehſt und redeſt, handelſt vor den Augen der offnen Welt; beſinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?

Jagdglücklich ſein, nach mütterlichem Vorgeſchick,
Wenn er thebaiſch-jungem Volke zugeſellt
Auf Thiere ſtrebt. Mit Göttern aber ficht er ſich
Allein zu meſſen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befaſſ' er ſich.
Wo iſt er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, daß er ſchaue mich Glückſelige!

Cadmus.

Weh! weh! erfahrt ihr jemals was ihr da gethan;
Schmerz wird euch ſchmerzen, grimmig! bleibt ihr aber ſo
Hinfort in dieſem Zuſtand, welcher euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber iſt Unrechtes hier, und Kränkendes?

Cadmus.

So wende mir zuerſt dein Auge ätherwärts.

Agave.

Wohl denn! Warum befiehlſt du mir hinaufzuſchaun?

Cadmus.

Iſt er wie immer, oder ſiehſt du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender denn ſonſt, und doppelt leuchtet er.

Cadmus.

So iſt ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weiß nicht was du ſagen willſt, doch wird es mir
Als ein Beſinnen, anders aber als es war.

Cadmus.

Vernimmſt mich alſo deutlich und erwiederſt klug?

Agave.

Vergeſſen hab' ich, Vater, was zuvor ich ſprach.

Cadmus.

In welches Haus denn kamſt du bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Cadmus.

Und welchen Knaben gabſt dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entſprang aus unſer beiden Einigkeit.

Cadmus.

Und weſſen Antlitz führſt du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Cadmus.

So blicke grad' auf, wenig Mühe koſtet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Cadmus.

Betracht' es nur, und lerne deutlich was es iſt!

Agave.

Das größte Leiden ſeh' ich Unglückſelige.

Cadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erſcheint dir dieß?

Agave.

Nein, nicht! von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Cadmus.

Beſammert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tödtet ihn? wie kam er doch in meine Fauſt?

Cadmus.

Unſel'ge Wahrheit! wie erſcheinſt du nicht zur Zeit.

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Cadmus.

Du, du erſchlugſt ihn, deine Schweſtern würgten mit.

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hauſe, draußen, wo?

Cadmus.

Von ſeinen Hunden, wo Aktäon ward zerfleiſcht.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglückmann?

Cadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Cadmus.

Ihr raſ'tet, raſ'te bacchiſch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionyſos, er verdarb uns, dieß begreif' ich nun.

Cadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater wo?

Homer,
noch einmal.

Es giebt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer aufs neue entwickelt. Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß; so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den frühern Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu bestätigen wußte; neuerlich aber ergiebt sich eine größere Versatilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwei Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dieß für die wünschenswertheste Erscheinung.

So haben wir z. B. in Beurtheilung alter Schriftsteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer

theuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgestellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichtersinne entquollene Gottesgeschöpfe vorzustellen. Und dieß geschieht denn auch im Zeitgeiste; nicht verabredet noch überliefert, sondern proprio motu, der sich mehrfaltig unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorthut.

II.

Französische Literatur.

Don Alonzo ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy.
Paris 1824.

Ein merkwürdiger, hiſtoriſcher Roman! — Dieſe Art Schriften ſtanden ſonſt nicht im beſten Ruf, weil ſie gewöhnlich die Geſchichte in Fabel verwandelten, und unſere hiſtoriſche, mühſam erworbene, reine Anſchauung durch eine irregeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben; man ſucht der Geſchichte nicht ſowohl durch Fictionen, als durch die Kraft dichteriſchen Bildens und Darſtellens, zu Hülfe zu kommen, und ſie dadurch erſt recht ins Leben einzuführen. Dieſes iſt nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, ſie durchaus rein hiſtoriſch portraitirt ihrem Character gemäß handeln läßt; die Geſtalten der Umgebung ſodann nicht ſowohl erfindet, als zeitgemäß zu bilden verſteht, ſo daß die ſittlichen Eigenſchaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen ſymboliſirt, dieſe aber durch allen Verlauf und Wechſel ſo durchgehalten werden, daß eine große lebendige Maſſe von Wirklichkeiten ſich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meiſter in dieſem Fache; er benutzte den Vortheil bedeutende, aber wenig bekannte

Gegenden, halbverſchollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunſtreich aufzuſtellen und ſo ſeinen kleinen halbwahren Welten Intereſſe und Beifall zu verſchaffen.

Der nun auftretende Gallier iſt ſchon kühner, er webt und wirkt in den neueſten Zeiten. Wenn er alſo namhafte Perſonen portraitirt, ſo kann ihm die Tagsgeſchichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, ſo laſſen ſich dieſe auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unſere Zeitgenoſſen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein ſo großes Werk wie Alonzo ſeinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine ſehr ſchwierige Arbeit, die unſeres Amts nicht iſt; früher oder ſpäter, im Original oder Ueberſetzung, wird das Werk allgemein geleſen werden. Wie reich ſein Inhalt ſeyn müſſe, ergiebt ſich aus folgendem Verzeichniß der von vorn herein handelnden Perſonen, das um ſo nöthiger iſt, als im gedrangten Gange des Werks dieſe Geſtalten öfters wiederkommen und ſich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerkſames wiederholtes Leſen uns eine deutliche Vorſtellung von den wechſelſeitigen Einwirkungen verſchaffen kann. Daher wird jeder Leſer gern, wie der Zuſchauer eines perſonenreichen Schauſpiels, dieſen Anmelde-Zettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Hiſtoriſcher Roman.

Perſonen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzoſe, Reiſender, tritt 1820 an der Weſtſeite über die ſpaniſche Gränze.

Don Geronimo, Alcade von Urdax, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Uraca, deſſen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn, zum geiſtlichen Stande beſtimmt; einſtweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnißvoll.

Intendant eingezogner Güter.

Conſtitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Pajita.

Mdme. Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Perſonen des Manuſcripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III. beginnt 1788.

Don Louis, entlaſſener Offizier.

Donna Leonor, deſſen Gemahlin.

Clärchen. Nach Hause! Ja ich besinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hause! Weißt du, wo meine Heimath ist? ꝛc.

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont allein.

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig senktest du dich auf mein freyes Haupt herunter, und kühltest wie ein schöner Myrthenkranz der Liebe meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter sausten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt. Was schüttelt dich nun? was

Alonzo.
Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquise von C. Pablo. } Kinder.
Frey Isidoro, Inquisitor von Mexico.

*

Carl IV., König von Spanien.
Maria Louise, Königin von Spanien.
Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.
Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

*

Enriquez, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.
Antonio, Vetturin, Grazioso. Siehe oben in der Einleitung.
Frey Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.
Commissarius zu Salamanca, Hauswirth des studirenden Alonzo.
Donna Engrazia, Hauswirthin.
Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.
Mariana, Dienstmagd.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R., Gouverneur von Havanna.
Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeofficier, Ritter der Puerta del Sol.
Don Jayme L., vornehmer Wüstling, Bruder des Don Carlos.
Der Graf von D.
Donna Matea, seine Gemahlin.
Aldonza, ihre Tochter.
Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Osorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf von R., Günstling des Günstlings Godoy.

Sor Maria de los Dolores, Aebtissin, Wittwe des Bruders vom Marquis von T.

Conducteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo di Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oesterreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimnißvoller Officier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in America belohnt.

Der Prälat Isidoro. Siehe oben Fray Isidoro.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Theils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke da er nach America in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Theilnehmer schon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung vorstehendes Verzeichniß auszuziehen, um die Schwierigkeiten, auf die man beim Lesen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; sie bestehen aber darin, daß vier Personen was ihnen begegnet ist erzählen: der Reisende, der Verfasser des Manuscripts von Ainhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vortheil hat, sie als gegenwartig

bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn vom Tode Carls III. 1788 an bis auf den nächst heutigen Tag, durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hintereinander, sondern übereinander geschoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer beim Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich seine freie Uebersicht über die laufenden Welthandel mit Beifall begrüßen. Wir sehen wie er, als Dichter und Redner, einen jeden für seine Partei und wieder die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mithin die Darstellung der wild-widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird z. B. anfangs von jedermann auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen: wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer zum günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines solchen Werkes die französischen Journale nicht schweigen konnten, läßt sich denken; der Constitutionnel rühmt es unbedingt, das Journal des Debats ergreift eine, der mißwollenden Kritik nicht fremde, Manier den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine solche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenschaften, versichert das Werk sey schlecht, weil es diese Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen sey es lobenswürdig, das Ganze aber müsse cassirt und umgeschrieben werden.

Nachdem aber nun der Recenſent eine ganze Strecke vorwärts geſchritten, ſo wird er zuletzt wie Bileam ſeinen Fluch mit Segnungen abzuſchließen vom guten Geiſte genöthigt; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Verſuch belehrt hat, die ſorgfaltigſte Ueberſetzung ſich nicht der Klarheit und Entſchiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des mœurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens précieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein ſolches Zeugniß, das der Parteiſchriftſteller einem von der Gegenſeite zu ertheilen genöthigt iſt, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es aufs höflichſte, doch ſagen wir zugleich: ſo ſchön und bedeutend auch die zugeſtandenen Eigenſchaften ſind, ſo hat der Mann doch das Beſte vergeſſen, denjenigen Vorzug worauf die übrigen alle beruhen. Er überſieht nämlich

die Pietät,

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietat, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsre Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicherweise bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Verfahr und gesteht ihr zu, sie sey fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns dießmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Plaz, deßhalb sagen wir nur kürzlich so viel:

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen cultivirt, zur Thatigkeit, ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietat, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landes-Verwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt alles und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Lezteß, Beßes dem Himmel zu; sie allein halt der Egoisterei das Gegengewicht, sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervortrate, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen sie gegenwartig

und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon sagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig sagen; deßwegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserm Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultat der Lebensweisheit gelangt seyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit seinem Zustande versöhnen.

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos vœux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Oeuvres dramatiques de Goethe,

traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire.

4 voll. in 8.

In dem Augenblick, da der deutſchen Nation die Frage vorgelegt wird, inwiefern ſie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen literariſchen Arbeiten günſtig aufnehmen wolle, muß es angenehm ſeyn zu erfahren, wie ſich ſeine Bemühungen einer Nachbarnation darſtellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an deutſchem Beſtreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das Wenigſte gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen, daß wir Deutſchen gerade wegen dieſes eigenſinnigen Ablehnens auch gegen ſie eine entſchiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekummert und ſie gegenſeitig nicht zum günſtigſten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neueſten Zeit werden, wenn dasjenige was wir an uns ſelbſt ſchätzten, auch von ihnen anerkannt geſchätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen beſonders gewogenen Perſonen, ſondern in einem ſich immer weiter ausbreitenden Kreiſe.

Woher dieſe Wirkung ſich ſchreibe, verdient gelegentlich

eine beſondere nähere Unterſuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umſtand hervorgehoben daß Franzoſen ſich entſchieden überzeugten: bei dem Deutſchen walte ein redlicher Ernſt ob, er gehe bei ſeinen Productionen mit dem beſten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht abläugnen; und nun mußte freilich aus einer ſolchen Ueberſicht unmittelbar der reine richtige Begriff entſpringen, daß man eine jede Nation, ſodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derſelben aus und an ihnen ſelbſt zu erkennen, auch was noch mehr iſt, nach ihnen ſelbſt zu beurtheilen habe. Und ſo darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ſein durch ſo viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk ſich nach friſchen Quellen umſieht um ſich zu erquicken, zu ſtärken, herzuſtellen, und ſich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, ſondern zu einem lebendigen, ſelbſt noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutſchen richten ſie ihre Aufmerkſamkeit, ſondern auch auf den Engländer, den Italianer; und wenn ſie Schiller's Cabale und Liebe in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günſtig aufnehmen; wenn ſie Muſaus Mährchen überſetzen: ſo ſind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimiſch, und ſie wiſſen die Verdienſte Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den ſie nehmen Acht giebt, ſo möchte die Zeit herannahen, wo ſie uns Deutſche an gründlich freiſinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge ſich dieß ein jeder, den es angeht, geſagt

seyn lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen nicht längst erreichten Standpunkte günstiges oder ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen aussprechen. Dieß sey hinreichend, um eine Recension der obengenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 55. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethe's Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Uebermaaße treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern, denn alle sind in einem verschiedenen Geiste verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannichfaltigkeit des Talents

ist ein Zauber für Geister die sich genug erhoben um es zu begreifen, kräftig genug sind ihm zu folgen.

„Es giebt Menschen deren stark ausgesprochener Charakter uns Anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters; sie gewinnen wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst; man erräth oft so wenig wo er hinaus will; er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben so wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst; und vielleicht fände man eben so schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium; wo jeder sich beeilt, über das zu spotten was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber spotten; in einem Publicum wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken daß sie fremd ist, und

erſchüttert den feſten treuen Sinn? Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten hohen Stamm, und eh' Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen dir vom Haupte weggewieſen, warum vermagſt du nicht die Ahndung zu verſcheuchen, die tauſendfach in dir ſich auf- und niedertreibt? Seit wenn begegnet der Tod dir fürchterlich? mit deſſen wechſelnden Bildern, wie mit den übrigen Geſtalten der gewohnten Erde, du gelaſſen lebteſt. — Auch iſt Er's nicht, der raſche Feind, dem die geſunde Bruſt wetteifernd ſich entgegen ſehnt; der Kerker iſt's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's ſchon auf meinem gepolſterten Stuhle, wenn in ſtattlicher Verſammlung die Fürſten, was leicht

das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen, der Eitelkeit nicht zu verstehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe seine Laufbahn antrat war die Literatur in Deutschland in einem Zustande wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen was man hatte und wußte nicht was an dessen Stelle zu setzen wäre; man ahmte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Sätze und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit welche an den Zorn der beiden Brüder in Tausend und einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten.

„Goethe, welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und sogleich beschloß er den Stoff seiner Productionen in sich selbst zu suchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für ihn die Gewöhnung an, worein er sein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realisiren, was ihn erfreut, geschmerzt, beschäftigt hatte. Und so gedachte er, seiner Art die äußern Gegenstände zu betrachten eine Bestimmtheit zu geben und seine innerlichen Bewegungen zu beschwichtigen. Dieses bezeugt er uns selbst, und sein ganzes literarisches Leben ist in jenen merkwürdigen Zeilen

zusammengefaßt. Lies't man ihn, so muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes seiner Werke auf einen gewissen Zustand seiner Seele oder seines Geistes Bezug habe; man muß darin die Geschichte der Gefühle suchen, wie der Ereignisse, die sein Daseyn ausfüllten. Also betrachtet geben sie ein doppeltes Interesse, und dasjenige was man für den Dichter empfindet ist nicht das geringste. Und wirklich, was sollte man interessanter finden, als einen Menschen zu sehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der sich mit voller Freiheit dieser hohen Eigenschaften bedient, unabhangig von allen Formen, durch das Uebergewicht seines Geistes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel seiner Seele aufzuprägen. Welch ein Schauspiel, einen kühnen Geist zu sehen, nur auf sich selbst gestützt, nur seinen eigenen Eingebungen gehorchend! Giebt es wohl etwas Belehrenderes als sein Bestreben, seine Fortschritte, seine Verirrungen? Aus diesem Gesichtspunkt verdient unser Dichter betrachtet zu werden, und so werden wir ihn in diesen Blättern beschauen, bedauernd daß ihr Zweck unsre Studien über ihn nur auf seine Theaterstücke beschränkt hat und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen sein Leben nur oberflächlich zu skizziren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recensent das körperliche und sittliche Mißgeschick und die daraus entstandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die sich hart und niedrig in den Mitschuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Faust manifestirt:

„Die Unbilden welche der ersten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düstere Niedergeschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt ward,

damals unter der deutschen Jugend durch Verbreitung Shakspeare's veranlaßt. Eine schwere Krankheit trat noch zu dieser verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, wie die ersten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat der ihr gemaß ist. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Mysticismus sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst zerstörend, gereizt durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des Werther befreite, und der ihm den ersten Gedanken an Faust eingab.

„Aber indessen das wirkliche Leben wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft, in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseyns klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters; er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen freisinnigen abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothischer Gelände, besonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter das er vermißte. Die Geschichte welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand schrieb, bot ihm das Muster das er suchte und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe

das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen ist ein Gemälde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechzehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte es auszubilden und in Verse zu bringen, entschied sich solches in dem Zustand wie wir es besitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten, um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet daß im Götz kein Wort sey das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei die große Gestalt des hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen: das Mittelalter sey eigentlich der Held dieses wunderlichen Drama's; man sieht es leben und handeln, und dafür interessirt man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, vertheidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm."

Nachdem der Recensent den Clavigo beseitigt und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von Stella gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, ins Geschäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewissen mittlern Uebergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauhheit seiner Jugend verliert, und sich unbewußt zu einer zweiten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben so viel Ausführlichkeit als Geneigtheit in folgendem behandelt:

„Eine Reise nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmosphäre, die schwer und trub gewissermaßen auf ihm lastete, wie sie einen kleinen deutschen Cirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo versetzt, empfand er die ganze poetische Energie seiner ersten Jahre. Den Stürmen entronnen die seine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis der sie zu verengen strebte, fühlte er sich zum erstenmal im Besitz aller seiner Kräfte und hatte seitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an ist er nicht bloß entwerfend, und, wollte man auch seine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, so wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poesie wie in der Malerei den Künstler am sichersten mißt, stets für vollkommen zu halten seyn.

„Nach dem Bekenntniß aller Deutschen findet sich dieses Verdienst im höchsten Grade in zwei Stücken, welche sich unmittelbar auf diese Epoche seiner Laufbahn beziehen, in Tasso nämlich und Iphigenien. Diese beiden Stücke sind das Resultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man sie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zartesten und Allereinsten was in dem Geiste des deutschen Dichters sich entwickeln mochte. So wird im Tasso ein geistreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrucken, die vielleicht unserm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Personen, ihre ideelle Beziehung, der Typus den eine jede darstellt; man fühlt daß er dieß nicht allein in der Geschichte von Ferrara

gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen die er von Hause mitbrachte, um sie in den poetischen Zeiten des Mittelalters und unter dem sanften Himmel von Italien zu verschönern. Mir scheint die Rolle des Tasso ganzlich bestimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, sich selbst zum Raube gegeben, an einem Worte sich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung festhalt, sich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Eben so zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden, und mir scheint, er selbst spricht aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie hört man den Werther durch.

„Iphigenie ist die Schwester des Tasso; diese beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie beide zu gleicher Zeit geschrieben sind und zwar unter dem Einfluß des italiänischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern hatte, und, anstatt der Qualen des Wahnsinns der Einbildungskraft, das Schicksal und die Furien, hat er sich zu einer größern poetischen Höhe erhoben. In diesem Werk, welches die Deutschen und der Autor selbst für das vollendetste seiner dramatischen Compositionen halten, verhüllen sich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig christlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es ware unmöglich diese verschiedenen Elemente harmonischer zu verbinden.

Es sind nicht nur die äußern Formen der griechischen Tragödie mit Kunst nachgeahmt, der Geist der antiken Bildkunst, in durchaus gleichem Leben, belebt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorstellungen des Dichters. Diese Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernsthaft darüber tadeln, daß er sich treu geblieben. Und was haben denn Corneln und Racine gethan? Wohl ist der Charakter des Alterthums ihren Werken genugsam eingedrückt, aber hat auch der eine dort die Erfindung der Phädra gefunden, der andere die evangelische Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unser Dichter nun hat wie sie gehandelt, es war keineswegs in seiner Art, sich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergessen; er hat von der antiken Muse sich eindringliche Accente zugeeignet, aber um den Grundsinn seiner Gesänge ihm einzuflößen waren zwei lebendige Musen unentbehrlich: seine Seele und seine Zeit.

„Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unsers Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz; es ist nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie: es ist die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemälde der Lebensscenen das mit der Wahrheit des erstern das einfach Grandiose der zweiten verbindet. In diesem Werke, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat. Egmont, glänzend, heiter, vertieft ohne entschiedene Leidenschaft, der Süßigkeit des Daseyns edel genießend, mit Lebenslust dem Tode entgegengehend: dieß ist Egmont, der Held des Dichters.

„Nun giebt es aber ein Werk unsers Dichters, nicht

nur seinem sonst vorhandenen vergleichbar sondern auch abgesondert von seinen eigenen zu betrachten. Es ist der Faust, die seltsame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Wesen jedes Ranges vertreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geistern der Finsterniß, von dem Menschen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungestalteten Geschöpfen, welche, wie Shakspeare's Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr scheußliches Daseyn verdanken konnten. Ueber dieses sonderbare Werk wäre gar sehr viel zu sagen; man findet der Reihe nach Musterstücke jeder Schreibart: von dem derbsten Possenspiel bis zur erhabensten lyrischen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menschlichen Gefühle, von den widerwärtigsten bis zu den zärtlichsten, von den dustersten bis zu den allersüßesten. Indem ich mich aber von dem historischen Standpunkt, auf welchen ich mich beschränke, nicht entfernen darf und nur die Person des Dichters in seinen Werken suchen mag, so begnüge ich mich, den Faust als den vollkommensten Ausdruck anzusehen, welchen der Dichter von sich selbst gegeben hat. Ja, dieser Faust, den er in seiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, dessen Vorstellung er mit sich durch alle die Aufregungen seines Lebens trug, wie Camoëns sein Gedicht durch die Wogen mit sich führte: dieser Faust enthält ihn ganz. Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre geängstigt? Woher kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so freyes Spiel treibt, ist dieß nicht die verachtende,

spottende Seite des Dichteraciſes; ein Haug zum Verdrießlichſeyn, der ſich bis in die frühesten Jahre ſeines Lebens aufſpuren laßt; ein herber Sauerteig für immer in eine ſtarke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Perſon des Fauſt beſonders, des Mannes, deſſen brennendes unermüdetes Herz weder des Glucks ermangeln noch ſolches genießen kann; der ſich unbedingt hingiebt und ſich mit Mißtrauen beobachtet; der den Enthuſiasmus der Leidenſchaft und die Muthloſigkeit der Verzweiflung verbindet: iſt dieß nicht eine veredte Offenbarung des geheimſten und ercalteſten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild ſeines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebſte Figur Margarctens hinzugeſellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Madchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu ſeyn glaubte, deren Bild ihn immer umſchwebte und jeder ſeiner Heldinnen einige Zuge mitgetheilt hat. Dieß himmliſche Hingeben eines naiven, frommen und zartlichen Herzens contraſtirt bewundernswürdig mit der ſinnlichen und duſtern Aufſpannung des Liebhabers, den in der Mitte ſeiner Liebestraume die Phantome ſeiner Einbildungskraft und der Ueberdruß ſeiner Gedanken verfolgen, mit dieſen Leiden einer Seele, die zerknirſcht aber nicht ausgeloſcht wird, die angeeinigt iſt von dem unbezwinglichen Verlangen des Glucks und dem bittern Gefuhl, wie ſchwer es ſey zu empfangen und zu verleihen.

„Da der Dichter niemals etwas ſpricht, ohne daß man gewiſſermaßen den Anlaß dazu in irgend einem Capitel ſeines Lebens finden konnte, ſo treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derſelben. Zu Palermo ereignet ihm das geheimnißvolle Schickſal des Caglioſtro, und ſeine Einbildungskraft,

von lebhafter Neugierde getrieben, kann diesen wunderbaren Mann nicht loslassen, bis er ihn dramatisch gestaltet, um sich selbst gleichsam ein Schauspiel zu geben. So entstand der Groß-Cophta, welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Beim Lesen dieser übrigens sehr unterhaltenden Komödie erinnert man sich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der ist den er entwickelt; wir sehen einen enttauschten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler so wie die geschickte Marktschreierei des Meisters darstellt, und zwar wie ein Mann der die eine getheilt und die andere nahe gesehen hat. Man muß geglaubt haben, um so treffend über das zu spotten woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieses großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis lacherlich und widerwartig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im Bürgergeneral festgehalten.

„Jery und Bately, anmuthige Skizze einer Alpenlandschaft, ist als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzusehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindsamkeit, ein Possenspiel in Aristophanischer Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er selbst in Gang gebracht hatte. Dieses Stück ist eins von denen welche zu der, nach meiner Denkweise wenigstens, sehr übertriebenen Meinung der Frau von Staël Anlaß gegeben. Dieser trefflichen Frau, welche sonst über unsern Dichter einige bewundernswürdig geistreiche Seiten geschrieben hat, und die ihn zuerst in Frankreich durch einige freie

zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen verzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freyheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Ueberſetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Staël ſieht in ihm einen Zauberer, dem es Vergnügen macht, ſeine eigenen Gaukeleien zu zerſtören, genug, einen myſtificirenden Dichter, der irgend einmal ein Syſtem feſtſetzt, und nachdem er es geltend gemacht, auf einmal aufgiebt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit deſſelben auf die Probe zu ſtellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem ſo leichtſinnig hinterhaltigen Gedanken ſolche Werke waren hervorzubringen geweſen. Dergleichen Grillen können höchſtens Geiſtesſpiele und Skizzen des Talents veranlaſſen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde ſehr verwundert ſeyn, wenn aus einer ſolchen Quelle etwas ſtark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenſpiegeleien geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in allem was er hervorbrachte, ſeiner innern Neigung gefolgt ſey, wie in allem was er malte, er das nachbildete was er geſehen oder empfunden hatte. Mit ſehr verſchiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengeſetzteſten Zuſtände hindurchgehen und ſie natürlich in ſehr von einander unterſchiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindſamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz ſchrieb, er wohl lächeln konnte, wenn er an dieſe Verletzung ausſchließlicher Theorien dachte, an die Beſtürzung in welche er jene Menſchen werfen würde, die in Deutſchland gewöhnlicher ſind als anderwärts, und immer eine Theorie fertig haben, um ſie an ein Meiſterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole: ein ſolches Vergnügen kann wohl ſeine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben;

die Quelle war in ihm, die Verschiedenheit gehörte den Umständen und der Zeit.

„Um nun die dramatische Laufbahn unsers Dichters zu beschließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erste Abtheilung allein erschienen ist. Hier gehören die Personen keinem Land an, keiner Zeit, sie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeisterin. Die Sprache übertrifft alles was der Dichter vollkommenes in dieser Art geleistet hat. Aber es scheint, wenn man die natürliche Tochter lies't, daß der Dichter kein Bedürfniß mehr empfinde sich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er alles gesagt habe, nunmehr aufgiebt, seine Gefühle zu malen, um sich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte sagen, daß er müde, das menschliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginaren Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beschränkte und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

„Also zurückschauend finden wir, daß der Dichter seine dramatische Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfangt, durch eine falsche Dichtart, ohne sich viel aufzuhalten, durchgeht, wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochsinn dargestellt wird; nun erhebt er sich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche ideeller als seine ersten Versuche noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und sich in das Reich der Phantasien begiebt. Es ist wunderbar dieser Einbildungskraft zuzusehen, die sich erst so lebhaft mit dem Schauspiel der Welt abgiebt, sodann sich nach und nach davon entfernt. Es scheint, daß die Freude an der Kunst mit der Zeit selbst über das Gefühl dichterischer Nachahmung gesiegt habe, daß der Dichter zuletzt sich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer

lebendigen Darſtellung. Und genau beſehen iſt die Form im Götz noch nicht entwickelt, ſie herrſcht ſchon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter iſt ſie alles.

„Dieß iſt die Geſchichte des Theaters unſers Dichters, und ſtudirte man ſeinen Geiſt in andern Dichtarten die er verſucht hat, wurde man leicht auf den verſchiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unſern angedeutet haben, entſprechen; man wurde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtſchaften würden ſehr gut als Gegenſtück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethes literariſchen Lebensgang als Reflex ſeines innern ſittlichen Lebens, ſo wird man einſehen, daß zu deſſen Verſtändniß nicht eine Ueberſetzung einzelner Stücke erforderlich geweſen, ſondern das Ganze ſeiner theatraliſchen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über dieſen Theil ſeiner Bemühungen und ſeiner übrigen Werke fallen muſſe. Dieß iſt der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weiſe erreicht; er hat in einer geiſtreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichſten Ereigniſſe des Lebens unſers Dichters geſammelt und zuſammengereiht, in Fragmenten aus ſeinen Memoiren und in einer Anzahl Ueberſetzungen ſeiner kleinen Gedichte, dieſe Mittel erhellen und vervollſtändigen ſich wechſelsweiſe. Ihm iſt man in dieſer Sammlung die Ueberſetzung des Geh, Sament und Fauſt ſchuldig, drei Stücke des Dichters, welche am ſchwerſten in unſere Sprache zu übertragen ſind; Herr Stapfer hat ſich jedoch talentvoll in dieſem Falle bewieſen: denn indem er zwiſchen die Nothwendigkeit etwas fremd zu ſcheinen und die Gefahr incorrect zu ſeyn ſich geſtellt fand, ſo hat er muthig das erſte

vorgezogen; aber dieſer Fehler, wenn es einer iſt, ſichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Ueberſetzer fordern, die Phyſiognomie und Charakter des Autors überliefert zu ſehen. Die übrigen Theile der Ueberſetzung ſind nach denſelben Principien durchgeführt, und der Platz in unſern Bibliotheken iſt dieſem Werke angewieſen zwiſchen dem Shakſpeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante."

Notice

sur

la vie et les ouvrages de Goethe

par

ALBERT STAPFER.

Die dem ersten Theile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieser Gelegenheit auch nicht außer Acht lassen. Hier gab es mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinsten, über Menschenwesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Faden, indem sich Nothwendiges und Zufalliges, Willkurliches und Rein-Gewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durch einander schrankt.

Die eigenthümliche Weise, wie der Einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genugte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werth: wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden auszusprechen: daß alles eitel sey.

Der Biograph an seiner Stelle ist, als Dritter, gegen

den Mann dem er ſeine Aufmerkſamkeit widmete, entſchieden im Vortheil: er hält ſich an das Reſultat wie es im Ganzen erſcheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgeloſe Handeln, forſcht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Beſondere unentdeckt bleibt, ſo leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles was ſittlich genannt wird giebt es eben ſo ſichere Deutezeichen als für das was wir durch ſinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu ſchauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu ſondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborner Tact und unausgeſetzte leidenſchaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünſche daß meine Freunde obgedachte Notiz leſen mögen. Hie und da wiſſen ſie es anders, hie und da denken ſie anders, aber ſie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare ſich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner iſt merkwürdig, wie er auf dieſem Wege zu gewiſſen Anſichten über ſeinen Gegenſtand gelangte, die denjenigen in Verwunderung ſetzen der ſie vor allen andern hätte gewinnen ſollen, und dem ſie doch entgangen ſind, eben weil ſie zu nahe lagen.

Jene Recenſion, deren Auszug wir oben mitgetheilt, ſind wir, wie es ſich ergiebt, eben dieſen Bemühungen ſchuldig. Recenſion und Notiz ſind übereinſtimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchſt bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden mich mit mir ſelbſt, meinem Geleiſteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Verſäumten zu beſchäftigen.

In einer Zeit wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort ſich kreuzen, iſt einem jeden Strebſamen höchſt nöthig ſeine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Urſache jede Kleinkramerei aufzugeben und ſich in der großen Welt des Handels umzuſehen. Der deutſche Schriftſteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literariſche Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerſt von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er ſich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fand' ich Raum zu einer Fortſetzung ſo würd' ich deſſen erwähnen was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun ſchon dreißig Jahre dauernde Conflict zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone. Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie ſie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weiſt ſodann auf unſer, am Hochgericht um des Rades Spindel, bei Mondenlicht tanzendes luſtiges Geſindel hin, wobei er ſich freilich ſehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte ſich Carl Tedaldi-Fores. Er ſchrieb Meditazioni Poetiche. Cremona 1825. Ein Gedicht von größerem Umfang, deſſen Inhalt jedoch nicht leicht ins Enge zu bringen iſt. Der Verfaſſer behandelt nicht unglücklich die moderne Anſicht von Umfaſſung eines weiteren Kreiſes menſchlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als

den außern befriedigt wiſſen, und vermag die Argumente der Partei zu der er ſich bekennt, obwohl etwas dunſter, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Menti ſteht auf der Seite der griechiſchen Mythologie und alſo jener Dichtkunſt welche dahin ſtrebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Geſtalt und Form dargebracht werde, ſo daß ſie ſich daran als an einem Wirklichen beſchaftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner geſunder Menſchheit, welche ſich in verſchiedenen abgeſonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darſtellen ſoll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit beſtimmten und unbeſtimmten Geſtalten aller Art nach freiem Willen gebaren, ſowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geſchlecht befriedigen, beſonders aber dem, was der Deutſche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartigen Menſchen übereinkommen, d. h. alſo der Humanität ganz eigentlich zuſagen ſolle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit ſeyn: denn die Alten haben ja auch unter beſtimmten Formen das eigentlich Menſchliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchſten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Geſtalten der dichteriſchen Figuren vermannichfaltige und ſich alſo dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar tauſend Jahre erweiterter Geſichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umſtändlichere Ausführung, um beiden Parteien ihre Vortheile nachzuweiſen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Claſſiker, daß die Götter zur Phraſe werden; die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erſcheinen; wodurch ſie ſich denn beide im Nichtigen begegnen.

Aus dem Franzöſiſchen des Globe.

„Mythologie, Hexerei, Feerei, was iſt denn für ein Unterſchied zwiſchen dieſen drei Worten? Stellen ſie nicht dieſelbe Sache, nur unter verſchiedenen Geſtalten vor? und warum ſollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten laßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reiferen Jahren bedienten ſie ſich noch immer gern dieſes Mittels zu rühren und zu gefallen, ob ſie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane; die Deutſchen ihre Bezauberungen und Hexenmeiſter. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen verſehn, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieſes Bedürfniſſes anerkannt und dieſen empfundenen Mangel durch blaue Mahrchen zu erſetzen getrachtet, die ganz gerüſtet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten; iſt man dadurch berechtigt diejenigen zu verachten, welche, reich an eignem Vermögen, damit zu wuchern beſchaftigt ſind? Und Magie gegen Magie, ſo ſcheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl ſolcher Mahrchen werth ſind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geſchaffen waren. Aber Dame Schlendriane entſcheidet ganz

Du biſt nur Bild, Erinnrungstraum des Glücks, das ich ſo lang beſeſſen; wo hat dich das Geſchick verrätheriſch hingeführt? Verſagt es dir, den nie geſcheuten Tod ver'm Angeſicht der Sonne raſch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeſchmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus dieſen Steinen widrig an! Schon ſtarrt das Leben, und vor'm Ruhebette wie vor dem Grabe ſcheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnſt, laß ab! — Seit wann iſt Egmont denn allein, ſo ganz allein in dieſer Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Iſt die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrauteſt, iſt der Regentinn Freundſchaft, die faſt, (du darfſt es dir geſtehn,) faſt Liebe war; ſind ſie auf einmal wie ein glänzend Feuerbild der Nacht verſchwunden? und laſſen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend ſinnen? Wird nicht ein Volk ſich ſammeln, und mit anſchwellender Gewalt den alten Freund erretten?

anders. Einer wird die drei verwünſchten Kugeln mit dem Gewicht ſeiner Verachtung niederdrucken, für den die Siebenmeilenſtiefeln des kleinen Daumerlings nichts Anſtößiges haben. Und ich wiederhole: Dieſe Hexerei, die man bei uns ſo lächerlich finden will, was iſt ſie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im Grunde, hat man denn Urſache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

„Aber wendet man ein, an Mythologie ſind wir gewöhnt und Zauberei iſt uns faſt unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unſerer Urtheile ſeyn dürfte. Freilich war es alſo, als die Nationen bei ſich ſo zu ſagen eingepfercht waren; da ließe ſich begreifen: alles was ein Volk damals von ſeinen Begriffen, ſeinem Glauben entfernte, mußte regellos erſcheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendſten Dinge, einmal unter dieſe Rubriken geordnet, betrachteten ſie als unwandelbar entſchieden. Freilich war dieſes die natürliche Folge jenes Zuſtandes, und niemanden fiel ein, ſich deßhalb zu beſchweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einſtimmende Bewegung die Völker alle Hinderniſſe beſeitigen und ſich wechſelsweiſe zu nahern ſuchen; heut zu Tage, wo die Nationen geneigt ſind, eine durch die andere ſich beſtimmen zu laſſen, eine Art von Gemeinde von gleichen Intereſſen, gleichen Gewohnheiten, ja gar gleichen Literaturen unter ſich zu bilden: da müſſen ſie, anſtatt ewige Spöttereien unter einander zu wechſeln, ſich einander aus einem höhern Geſichtspunkte anſehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem ſie ſich ſo lange herumdrehten, herauszuſchreiten den Entſchluß faſſen.

„Es giebt Engländer, die nur aufs feſte Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchſtäblich wie bei ihnen

geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie sie. Am Freitage sich mit Fastenspeisen begnügen, scheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntage zu tanzen ein abscheulich Scandal. Sie stolziren über ihre Vorkünfte und entrüsten sich von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln englischer Façon schmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Caravinen, als sie in London gewohnt sind. — Ist das nicht, meine Freunde, völlig die Geschichte der Classiker?

„Diese Betrachtungen möchten vielleicht zu ernsthaft scheinen für den Gegenstand worauf sie sich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freischütz, die Rede wäre, so hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir bestreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke und ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, wie Goethe's Faust, kann ihm nicht entgehen. Giebt es nicht viele Menschen, welche bei dem [illegible] eines Bündnisses mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieser erhabenen Production? Sie begreifen nicht wie man über eine solche Unwahrscheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch sind es dieselbigen, welche seit ihrer Jugend den Agamemnon seine Tochter opfern gesehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie sie auf geflügeltem Wagen nach den allerschrecklichsten Beschwörungen davonfliegt. Glauben sie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, diese zweite Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft siegen? Und so würde denn das Mädchen von Orleans, begeistert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und, indessen sie Cassandra's ahnungsvollen Prophezeiungen aufmerksam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, sie

empören, wenn man sie mit den Farben darstellte, womit die gleichzeitige Geschichte sie geschmückt hat.

„Glücklicherweise jedoch werden diese Gesinnungen nicht durchgehen; und, wie bequem es auch seyn mag dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu sehen, so finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umsichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Gestalt es sich darstellt."

Bemerkung des Uebersetzers.

Wenn uns Deutsche in jedem Fall interessiren muß, zu sehen wie ein geistreicher Franzos gelegentlich in unsere Literatur hineinblickt, so dürfen wir doch nicht allzu stolz werden über das Lob, was man uns bisher von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unserer Literatur ist jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Classicismus noch im Streit liegen, da wir uns schon so ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meistens wissen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längst errungenen Vortheile weislich im Auge, so dürfen wir uns an der Leidenschaftlichkeit unserer Nachbarn, welche mehr fordern und zugestehen, als wir selbst, gar wohl ergötzen, erbauen und unsrer unbestrittenen Vorzüge genießen. Lassen wir uns ferner von den Einzelnheiten in oben genannter Zeitschrift nicht hinreißen, so ist es höchst interessant, eine Gesellschaft gebildeter, erfahrner, kluger, geschmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beizustimmen

braucht, um von ihren Einsichten Vortheil zu ziehen: wie sich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechische Mythologie als höchst gestaltet, als Verkörperung der tüchtigsten reinsten Menschheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenwesen, das nur in düstern ängstlichen Zeitläuften aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt seyn, auch aus einem solchen Element Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er sich auf keine Weise wird verkümmern lassen. Und so haben auch jene freisinnigen Männer, uns zu Vortheil und Vergnügen, solchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man sonst völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hatte.

Daher fügt sich denn, daß die Sternsersche Uebersetzung meines Faust neu abgedruckt und, von lithographirten Blättern begleitet, nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr Delacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht abläugnet; dessen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Conceptionen, das Getummel seiner Compositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Deßhalb aber ist er eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwei Probedrucke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Fausts ungestüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl

ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlagt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht.

Beide Blatter sind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zartern auf irgend eine Weise zu fugen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nachstens zu erwarten.

La Guzla,

poésies illyriques.

Paris 1827.

Eine beim erſten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematiſche Erſcheinung.

Es iſt noch nicht lange her, daß die Franzoſen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Auslander ergriffen und ihnen gewiſſe Rechte innerhalb des äſthetiſchen Kreiſes [illegible] anden haben. Es iſt gleichfalls erſt kurze Zeit, daß ſie [illegible] in ihren Productionen auch ausländiſcher Formen zu [illegible]denen geneigt werden. Aber das Allerneuſte und Wunderſamſte möchte denn doch ſeyn, daß ſie ſogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geiſtreichem Scherz durch untergeſchobene Werke, auf die angenehmſte Weiſe zum Beſten haben, indem wir ein problematiſches Werk erſt als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, ſodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und aufs neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu ſolchen ernſten Scherzen ſich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann ſeinen Antheil an einer ausländiſchen Dicht- und Sinnesart nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſich derſelben durch Ueberſetzen und Nachbilden anzunahern ſucht.

Wir wurden aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum Besten hatte. Auch blieben deßhalb angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt: diese Gedichte sollten dalmatischen Völkerschaften abgehorcht, besonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanowich angehörig seyn.

Es hat von jeher in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweite Theile, oder sonstig Angeschlossenes, Aufsehn erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erst getauschtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerschaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Cavin'schen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?

Herr Mérimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und sogar ersuchen, uns mit dergleichen eingeschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, aufs neue zu ergötzen.

Auch er gehört zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigne Pfade suchen, wovon die seinen wohl mit zu den anmuthigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes heiteres Talent an Gegenständen und Tonweisen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieser Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten: Der Dichter vermeidet im heitern und Helden-Styl mit seinen Vorgängern zu wetteifern; statt jene derbe,

mitunter grausame, ja grausenhafte Thatigkeit gewaltig darzustellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Gespensterhafteste hervor; schon seine Localitaten wirken zum Schauern: nachtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen haufig kurz Verstorbene drohend und erschreckend, Vorgesichte beangstigend, als Gestalten, als Flammchen anziehend und winkend; der graßliche Vampyrismus mit allem seinem Gefolge, die schadlichen Einwirkungen eines bösartigen Auges, wovon die graulichsten, mit doppeltem Augensiern, hochlich gefürchtet werden, genug, die allerwiderwartigsten Gegenstande. Doch müssen wir bei allem dem unserm Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete.

Le Tasse.

drame historique en cinq actes,

par M. Alexandre Duval.

Ein auf dem Théâtre français, der erſten und eine entſchiedene Oberherrſchaft behauptenden Bühne, vorgeſtelltes, mit Beifall erwiedertes, neues Stuck erregt die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation, und die ſammtlichen Journalisten verfehlen nicht, jeder in ſeiner Art, davon Rechenſchaft zu geben. Man geſteht, daß dieſe Production eine Nachbildung des Goethe'ſchen Taſſo ſey; nur uber den Werth und das Verhaltniß dieſer beiden Bearbeitungen iſt man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce druckt ſich daruber folgendermaßen aus:

„Das deutſche Stuck iſt kalt und ohne Intereſſe; es enthält eine Folge geiſtreicher Geſpräche, in welchen die romanhafteſten Geſinnungen entwickelt und mit Kunſt entfaltet ſind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unertraglich ſcheint. Es iſt eine ſittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man ſehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Taſſo ausnimmt, den der Verfaſſer als eine Art Beſeſſenen (maniaque) vorgeſtellt hat. Die Scene, in welcher Taſſo einen mißgünſtigen Hofmann herausfordert iſt ſehr ſchön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung iſt gleichfalls merkwurdig durch die Warme

der Empfindungen und den poetischen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Tasso, als Held dieses Drama's, ist völlig entstellt, wir sehen nicht mehr den begeisterten Dichter, dessen Einbildungskraft die heroischen Gestalten Tancred's und Rinald's erschuf, ihn der durch seinen Muth und die Schönheit seines Genie's gleich bekannt war. Hier ist es ein verdrießlicher kranker Geist, der überall nur Feinde sieht, unfähig sich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunst des Fürsten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundschaft anruft. Freilich erniedrigt sich Tasso auf diese Weise nur in augenblicklichem Wahnsinn, aber mit diesem Zug endigt der Deutsche sein Schauspiel. Kurz es ist uns, wir bekennen, unmöglich gewesen, seinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwicklung zu finden.

„Herr Duval ist viel besser begeistert und besonders viel kühner. Tasso wird von Eleonoren geliebt; er hat zwei Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erscheint, welchem aber die Prinzessin verlobt ist, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eifersüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überrascht den Tasso im Augenblick als dieser, nach einer der belebtesten Scenen, die Hand der Prinzessin küßt. Sogleich ist der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieser glaubt sich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen sich bald. Tasso, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen um sich zu rächen, als der Gouverneur des Palastes eintritt und ihn entwaffnen will. Tasso verweigert's, bekennt seinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn ins Gefängniß; der Fehler den er beging

O haltet, Mauern, die ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt vor ihren Händen ein, und der Freyheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärst du Mann; so sah' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freyheit.

ist nicht schwer, aber eine Unklugheit wird zunächst größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore dringt ins Gefängniß und da, von ihrer Leidenschaft mitgeleitet, verspricht sie ihrem Geliebten mit ihm zu fliehen; sie empfängt seinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überrascht sie noch einmal; der Herzog selbst kommt dazu, und wüthend, wie man es denken kann, schwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzusperren, wenn Eleonore nicht verspricht, ihn zu vergessen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter diesem letzten Unglück unterliegt Tasso's Vernunft; von gewaltsamem Wahnsinn ergriffen irrt er im Palast umher, indeß man alles zur Verlobung der Prinzessin vorbereitet. Bald bricht seine Verzweiflung aus, bald wähnt er, diese Anstalten gelten seiner eignen Verheirathung, und er überläßt sich einer grenzenlosen Freude. In diesem Augenblick meldet man, daß der Papst ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verschiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerstehen; er verscheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieses Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutschen Stückes bemerklich sind, hat sich eines glänzenden Beifalls erfreut u. s. w."

Im Globe behandelt der Referent dieses Stück sehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenstand liegenden Motive umständlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal sein Stück ein historisches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom verlegen sollen. Nachdem er sich auf diese Weise als Gegner zwei unnützer Einheiten bekannt, fährt er folgendermaßen fort:

„Aber zugegeben, daß unser Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt sehen würde; zugegeben, daß es die Geschichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte sagt, nur Eine Krise haben will, gut! so versteht denn auch eine solche Krise zu wählen, zu entwickeln, zu malen wie sie vorgegangen, versteht besonders, euch in ihrer Gränze zu halten, und so werdet ihr in den Motiven, die sie euch anbietet, genugsame Mittel finden, ohne Fabeln drein zu mischen; und wenn ihr z. B. Tasso's Liebe zu Eleonoren und seinen Aufenthalt in Ferrara [illegible] dern wolltet, so beschränkt euch in diesen Rahmen. Die Aufgabe ist noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreise nach Rom sind eine schon hinlängliche dramatische Katastrophe.

„Dieß hat der deutsche Dichter empfunden und, ob er sich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben versuchten, ob er sich gleichsam willkurlich alle Schilderung äußerer Sitten untersagt hat, alle beilaufigen Scenen: so hat ihm doch die Entwicklung des schwerfinnigen Mißtrauens, der einzige Contrast der dichterischen Einbildungskraft und des Hofgeistes, zu fünf Acten hingereicht: fünf Acte freilich, welche nur für den Philosophen oder einen ausgesuchten Hörsaal genugsame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich ware, das aber unser französischer Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereien hatte ausschmücken können, ohne der Geschichte die mindeste Gewalt anzuthun.

„Vielleicht hat man nicht genug zu schätzen gewußt, was an Poesie und Wahrheit in Goethe's Drama sich findet; durch das Ganze athmet Tasso's Geist, und von Zeit zu Zeit

entwickeln ſich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erſte Scene, wo die Prinzeſſin und ihre Freundin ſich in den Garten von Belriguardo unterhalten, iſt von einer Melancholie durchgoſſen, wie vom Balſamhauch der Blumen bei der erſten Frühlingsſonne. Dieſe Haine, dieſe Kranze, für Virgil und Arioſt geflochten, die Vertraulichkeit zweier jungen Frauen über Studien, Geſchmack und Neigungen; die poetiſche Erhebung beim Anblick der Natur! Taſſo's Name und Andenken, die ſich überall einmiſchen, die neugierigen aber zarten Forſchungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin verſucht: iſt dieß nicht eine Scene aus der Natur, und wie ſchön bereitet ſie was folgt, wie führt ſie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperſon des Drama's werden ſoll?"

Die Mittheilungen, die ich aus franzöſiſchen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Abſicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern, ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und lieſ't man von dem Vorſchreiten des Menſchengeſchlechts, von den weiteren Ausſichten der Welt- und Menſchen-Verhältniſſe. Wie es auch im Ganzen hiemit beſchaffen ſeyn mag, welches zu unterſuchen und näher zu beſtimmen nicht meines Amts iſt, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerkſam machen, daß ich überzeugt ſey, es bilde ſich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um, ſie loben, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen: dieß alles müſſen wir

gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt.

Erfahren wir ja das Gleiche von unſern eignen Landsleuten, und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſeyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verſtehen? Wir haben im literariſchen Sinne ſehr viel vor andern Nationen voraus, ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wäre es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militäriſch-phyſiſche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich-äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſo viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück, und beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtreitenden doch heterogenen Elementen, eine deutſche Literatur zuſammenſtellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß ſie in Einer Sprache verfaßt iſt, welche aus ganz verſchiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Meinungen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert

Bezüge nach außen.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltliteratur baldigst zu hoffen sey, haben unsere westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und sich folgendermaßen darüber geaußert.

Le Globe. Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an sie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der physischen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geschlechter aus welchen die Menschheit besteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich ist das Bestreben der Gelehrten, sich einander zu verstehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise zu diesem Zwecke. Aber wie sie sich auch bemühten, so bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und schadeten ihrem geistigen Verkehr. Selbst das Werkzeug dessen sie sich bedienten konnte nur einer gewissen Ideenfolge genügen, so daß sie sich gleichsam nur durch die Intelligenz berührten, anstatt gegenwärtig durch das Herz und die Poesie. Die Reisen, das Studium der Sprachen, die periodische

Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und bestätigen übereinstimmend viel innigere Verhältnisse, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die sich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beschäftigen sich am meisten mit diesem Ideenwechsel. England, dessen innere Bewegung so groß, dessen Leben so thätig ist, daß es scheint, es könne nichts andres studiren als sich selbst, zeigt in diesem Augenblick ein Symptom dieses Bedürfnisses, sich nach außen zu verbreiten und seinen Horizont zu erweitern; seinen Um- und Uebersichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, sind ihnen nicht genug; zwei neue Zeitschriften, besonders fremden Literaturen gewidmet, sollen zusammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der ersten, The Foreign Quarterly Review, sind zwei Bände in unsern Händen, den dritten erwarten wir zunächst und werden im Laufe dieser Blätter öfters auf die Ansichten der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen so einsichtig als thätig beweisen.

Zuvörderst aber müssen wir gestehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann als wir, gerade am Ende des alten Jahres, schon die mehr als dreißig deutsche Taschenbücher in einem englischen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recensirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es ist erfreulich, daß unsere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Absatz finden, indem wir schon genöthigt sind auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gutes Geld anzuschaffen; es wird sich nach und nach bemerken lassen ob die Bilance dieses Verkehrs für uns günstig ausschlage.

Die ernſthafteſte Betrachtung mußte doch an jene erſten augenfällig heiteren ſich ungeſaumt anſchließen. Eine jede Literatur cumulirt ſich zuletzt in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefriſcht wird. Welcher Naturforſcher erfreut ſich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht ſieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder ſchon, wenn auch unbewußt, an ſich ſelbſt erfahren und wird, ſobald er erſt aufmerkt, faſſen und begreifen wie viel er ihr im Leben zu ſeiner Bildung ſchuldig geworden.

Ein Gleichniſs.

Jüngſt pflückt' ich einen Wieſenſtrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand,
Die Kronen ſich alle zur Erde gewandt.
Ich ſetzte ſie in friſches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen heben ſich empor,
Die Blattesſtengel im grünen Flor.
Und allzuſammen ſo geſund
Als ſtünden ſie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wunderſam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Englisches Schauspiel in Paris.

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können seit funfzig Jahren den unbezwinglichen Shakspeare nicht los werden. Nach unserer gründlichen Verfahrungsweise suchen wir in seine Wesenheit einzudringen; wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen seiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten seine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich sogar hatte sich zugetragen, daß wir uns zu einer entschieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu constituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erscheint?

Unsere westlichen Nachbarn dagegen, lebendig-praktischen Sinnes, verfahren hierin ganz anders, sie genießen gegenwärtig des Glücks die vorzüglichsten englischen Schauspieler, in den berühmtesten, beliebtesten Stücken, nach und nach vor sich zu sehen, und zwar auf eignem Grund und Boden, wodurch sie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil gesetzt sind, daß ihnen der heimische Maaßstab zur Hand bleibt, der, wenn sie ihn, alte verrottete Vorurtheile beseitigend,

mit Geistesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überschauenden Urtheil die sicherste Gelegenheit giebt.

Um die Wesenheit des Dichters und seiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern sie sich nicht; sie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem sie die Absicht haben solche zu begünstigen, sprechen sie aus, theilen sie mit was jeder Zuschauer empfindet, empfinden sollte, wenn er sich auch dessen nicht genugsam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

„Hamlet ist endlich auf der französischen Bühne in seiner ganzen Wahrheit erschienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbst diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten sich an die Handlung, und empfanden so Vergnügen als Rührung von diesem originalen Drama. Hamlet erregt unsre Theilnahme wie er auftritt; kaum ist er angekündigt, so verlangt man nach ihm; kaum hat er sich gezeigt, so ist man tausendfaltig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslassen. Es ist eine außerordentliche Seele, deren Seltsamkeit allein uns schon auffallen würde. Wer wünschte nicht zu wissen was alles für wunderliche Gedanken und unvorgesehene Handlungen sich daraus entwickeln werden; wer wäre nicht neugierig die Geheimnisse derselben zu erforschen und ihren Bewegungen zu folgen; denn da ist etwas zu sehen was man nicht überall antrifft. Hier ist die Menschheit zu studiren in diesem so wunderlichen und doch so wahren Herzen.

Aber diese Seele ist zugleich von dem rechtmäßigsten und größesten Schmerz erfüllt, von abscheulichen Ahnungen und

Vermuthungen; sie ist zärtlich, traurig, großmüthig und kraftthatig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerscheinung seines Vaters, seiner Rache Bedürfniß, das Mittel das er ausdenkt sie zu stillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegtester Feinheit, Geist, Schmerz und Haß durchführt, — nichts ist daran was einen ermüdet. Ohne Mühe laßt ihr euch ein in alle die Zustande die er durchwandert: sein verschiedenes Begegnen mit Polonius, worin sich so viel scheinbar Komisches auf einem Untergrunde von so viel Traurigem und Bitterm hervorthut; die Scene des Schauspiels, worin er die wundersamste Kunst beweis't in wahrhafter Feinheit und verstelltem Wahnsinn, von innigster Würde und angenommenem Fratzenhaftem; diese strenge furchtbare Untersuchung, die er mit unversöhnlicher Aufmerksamkeit, unter äußerlichem Spielen und Kindereien eines Wahnsinnigen durchführt; die offenbarste Verletzung unsers Theaterdecorums, — da wäre denn doch wohl für unser Publicum genugsamer Anlaß gewesen, Anstoß zu nehmen, hatte es nicht gefühlt: allen diesen Formen, allen diesen Ereignissen liege die Entwickelung eines im höchsten Sinne dramatischen Charakters zu Grunde."

Clärchens Haus.

Clärchen

kommt mit einer Lampe und einem Glas Waſſer aus der Kammer: ſie ſetzt das Glas auf den Tiſch und tritt an's Fenſter.

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch niemand? Es war niemand! Ich will die Lampe in's Fenſter ſetzen, daß er ſieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht verſprochen. Nachricht? entſetzliche Gewißheit! — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und ſie verdammen ihn! Der König verdammt ihn? oder der Herzog? Und die Regentinn entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde! — — Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverläſſigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — Wer wäre böſ' genug, den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten ſchnell zu ſtürzen? Doch iſt es ſo — es iſt — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor

Französisches Schauspiel in Berlin.

Wenn wir oben englische Schauspieler in Paris fanden und gegenwartig französische in Berlin antreffen, so bemerken wir in beiden Fallen doch einigen Unterschied. In der Pariser Königsstadt treten die vorzüglichsten Schauspieler Englands in bedeutenden Gaststücken nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner ist einer bestimmten Gesellschaft ein unbestimmter langerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene sich auf alle Weise hervorzuthun gedrangt sahen, so haben diese den Vortheil, in einer Folge ihre Fahigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewissen Grad gelingen, da die französischen Kunstler durch herkömmliche Ueberlieferung begünstigt, durch eine gewisse geschmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile sich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede seyn; dieß bleibt dem Berliner Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich scheint, ist, daß wie die Englander in Frankreich, so die Franzosen in Deutschland sich einiger Opposition zu befahren hatten, und letztere daher sich einen Sachwalter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle sogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieser das Unbill bemerkt und rugt, womit man vor einigen Jahren in Deutschland Molièren verletzte. Mögen sich doch die fremden Nationen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Deutsche, so rechtlich und gutmüthig

er auch sonst sey, noch manchmal launische Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe, die er denn ganz unbewunden, als müsse das so seyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meist ganz ohne Widerspruch hin; das Falsche kann sogar eine Zeit lang cursiren, bis sich endlich das Wahre verstellt, man weiß nicht wie.

Möge das also künftig wie bisher geschehen; wir ergreifen diese Gelegenheit, um unsere Herzens- und Glaubens-Meinung auszusprechen: daß wenn einmal Komödie seyn soll, unter denen welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Classe und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sey. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfaltige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten. Dieß Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler anregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun.

Histoire

de la vie et des ouvrages de Molière par J. Taschereau.
Paris 1828.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen seyn, ob sie gleich desselben, um ihn hoch zu schätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich seyn möchte; wir sehn ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hatte.

Richelieu

ou la journée des Dupes,

comédie historique par Lemercier.

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt, und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es ist wohl keine Frage, daß uns bei demselben der Tartuffe einfallen müsse, der sich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer ist ein potenzirter Tartuffe; bloß in diesem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur einiges Nützliche beiläufig zu sagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß, es ist ein verbrecherischer Mensch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erscheinet. Bemerke man, wie und warum in den neuesten Zeiten eben dieses Stück hervorgerufen und hervor„ehoben ward. Es geschah, weil man es zum Nachtheil einer Classe Menschen deuten konnte, die, im Stillen wirksam, dem Staats-Haushalt schadlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, so wird man finden, daß keineswegs das genialästhetische Verdienst aufgefaßt und beifallig aufgenommen wurde, es war eine gehässige Gegenwirkung, Parteien regten

sich gegen einander, die eine wollte schaden, die andere sich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künstlerisch kluge Behandlung wirksam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieser hat keine bösen Absichten, die seine ist vielmehr höchst löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einsieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen im Stande sey. Durch ihn wird niemand beschädigt, der König findet sich gesichert gegen äußere und innere Feinde; freilich ist beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakonisch doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältnisse sind es, die, auf einer so hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genügsamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entschiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines solchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm; nur daß er durch die fortstürmenden schwankenden Wogen der Leidenschaften, Velleitäten und Intriguen seiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unsicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verschwornen sind durchaus von der Art, daß der Leser kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weise ihre Partei ergreifen, wie er doch sonst wohl in Schauspielen dieser Art auf der Seite der Unzufriedenen zu seyn beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Cardinal bei, an dem er sich nicht geirrt hat, denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt; der König ist seiner hohen Würde sicher, und selbst die Uebrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprils-Narren (Dupes) bezeichnet, könnten sehr zufrieden seyn, wenn sie einzusehen verstünden,

daß, war' ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweit, und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Leichtsinn sich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hatten.

Und so steht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und besonders die französische interessirt, werde sich an den Charakteren und dem Wechselwirken derselben, an dem musterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Interesse, selbst in den Auftritten, die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen sich hervorhebenden Hauptscenen wahrhaft ergötzen. Zu bedauern möchte nur seyn, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten wo man es versteht, wird es verfänglich erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln.

Französisches Haupttheater.

Es war löblich und der Sache angemessen, daß man in Paris, wo so viele Theater neben einander bestanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, sogenannten classischen Art zu erhalten trachtete. Ware der Gedanke nicht richtig, der Vorsatz nicht lobenswürdig gewesen, wie hätte die Ausübung so lange lebendigen Beifall gefunden?

Dessen ungeachtet fühlte man, obgleich erst nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerksamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, besonders wenn ein entschiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermaßen immer neu zu erschaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neusten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrucken, die einer solchen Oede gemäß waren.

Wir selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete; eine bösartige heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrucken gelang ihm zum

beſien. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man ſehe, wie er ſich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren trachte und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hiedurch das eigentlich Heroiſche, das ſich in republicaniſchem Conflict, wie bei Corneille; als Bedrangniß in höheren Ständen, wie bei Racine; oder in großen Weltbegebenheiten, wie ſie Voltaire behandelt, am kräftigſten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewiſſe ſentimentale Innerlichkeit dagegen ſich einſchmeichelte: ſo folgte daraus, daß man ſich nach einer freiern Thätigkeit umſah und ein wirklich gegenſtändliches geſchichtliches Intereſſe wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzos will nur „Eine Kriſe.“ Dieſes einſichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewiſſe einfache, abgeſchloſſene, leicht faßliche Darſtellung auf dem Theater gewöhnt war; man konnte es eine Etiquette nennen, von der man ſich nicht entfernen wollte, weil man ſie zwar beengend, aber doch in einem gewiſſen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch ſelbſtliebige Franzos kann ſeine Neigung für eine gewiſſe Ariſtokratie nicht aufgeben. Und in dieſem Sinne hing er an der alten Anſtalt, erhielt denſelbigen Reſpect vor ſeinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm ſeine Geſchichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu ſitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwiſchen den Zähnen zu murmeln und bei dieſer frommen Handlung zu vergeſſen, daß man ſich von Herzen ennuyire.

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Universalereigniſſe auf den Bretern zu ſehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt ſich in die Geſchichte hineingetrieben; er ſieht im Gegenwartigen das Vergangene mit friſchem, die fernſten Gegenſtande heranziehendem Blick. Indeß wir Deutſchen noch immer den Conflict zwiſchen Patriciern und Zunftmannern nicht los werden, ob er gleich in unſern conſtitutionellen Staaten, wo jeder an ſeinem Platze ſich wohlſinnig und tüchtig beweiſen kann, langſt beſchwichtigt und aufgehoben iſt, gehen jene in ihre altere, freilich durch Menſchen und Begebenheiten höchſt bedeutende Geſchichte zuruck, und ſuchen die abgeſchiedenen Geſtalten aufs Theater hervorzuzaubern.

Neuere Verſuche.

Dieſes geht aber ſo unmittelbar nicht an, ſondern man dramatiſirt erſt die Geſchichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der älteſten bis zur neuſten Zeit, und es darf kein Beſtrebſamer dieſes Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hievon bezeichnen wir: La journée des barricades, les états de Blois, welchen der Tod Heinrichs III. folgen ſoll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne Les soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer ſich mit dieſen Werken bekannt macht, wird unſern obigen Aeußerungen wahrſcheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei ſolchen literariſchen Beſtrebungen, wie bei politiſchen Revolutionen, man erſt vor-, ſodann aber rückwarts

geht, und deſſen ungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, ſo laßt ſich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhangigen jungen Leuten, die, indocil wie ſie ſind, ſich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahren müſſen belehren laſſen, hat ſein ſchönes Talent auf ein großes unaufführbares hiſtoriſches Stück, Cromwell, verwendet und ſich dabei ſehr ſchätzenswerth bewieſen.

Hier aber kommt manches zur Sprache, worüber man ſich erſt ſpäter vereinigen wird. Jene obgenannten, dramatiſirten hiſtoriſchen Ereigniſſe ſind in Proſa geſchrieben, und das iſt auch eigentlich was eine poetiſche Annäherung an das wirkliche Leben begünſtigt; Cromwell hingegen iſt in Alexandrinern.

Nun iſt wohl anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus ſich auf dem franzöſiſchen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem ſolchen Schriftſteller rathen, dieſes Versmaaß für die edlen Stellen und wichtigſten Momente beizubehalten, ſodann aber nach Beſchaffenheit der Situationen, Charaktere, Geſinnungen und Gefühle mit dem Sylbenmaaße zu wechſeln, wie Shakſpeare mit dem Jambus und der Proſa thut.

Wenn man ſich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne das zu zerſtören was in ihnen als gründlich gut und naturgemaß anerkannt werden darf, ſo thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu unterſuchen, wie es vormals ausſah, wo das nunmehr Erſtarrte noch lebendig und biegſam war. Man ſehe den Cid des Corneille, wo nach Anlaß des ſpaniſchen Vorbildes, obgleich mit beſcheidener Mäßigung, das Sylbenmaaß wechſelt, der Sache angemeſſen und von guter Wirkung.

Iſt man denn doch ſchon an Quinault's Opern abwechſelnde

Gott und Menschen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du hast mich dein genannt. mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens streck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du hülflos, und ich frey! — Hier ist der Schlüssel zu meiner Thüre. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freyheit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frey! Und in der Freyheit liegt die Angst der Ohnmacht. — Mir selbst bewußt, nicht fähig ein Glied nach seiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleine Theil von deinem Wesen, dein Clärchen ist wie du gefangen, und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre schleichen, husten — Brackenburg — er ist's! — Elender guter Mann, dein Schicksal bleibt sich im-

Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière bei Feſt- und Gelegenheits-Stücken ſich freierer Sylbenmaaße bedient; hat nicht ſogar Voltaire ſeinen Tancred in hie und da verſchränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks, keineswegs willkürlich, ſondern wenn man es genau betrachtet, ſehr kunſtreich geſchrieben. Dieß iſt alles ſchon vorhanden; nur käm' es auf ein entſchiedenes Talent an, wie Victor Hugo beſitzt, ob es ſich in dieſen verſchiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geiſtreich zu Ergötzung ſeines Publicums bewegen könne.

Faust,

Tragédie de Mr. de Goethe,

traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. Delacroix.

Wenn ich die französische Uebersetzung meines Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werd ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweis't, mag es wohl der seltenen Eigenschaft schuldig seyn, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von allem was die Menschheit peinigt auch gequält, von allem was sie beunruhigt auch ergriffen, in dem was sie verabscheut gleichfalls befangen, und durch das was sie wünscht auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud und Leid sich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden sich nach demjenigen umzusehen was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken was auch ihm bereitet wird.

Iſt nun jenes Gedicht ſeiner Natur nach in einem düſtern Element empfangen, ſpielt es auf einem zwar mannichfaltigen jedoch bänglichen Schauplatz, ſo nimmt es ſich in der franzöſiſchen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verſtande entgegenkommenden Sprache ſchon um vieles klarer und abſichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommnen geſteigert, ſo verſchwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk ſonſt auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von deſſen Daſeyn und Eigenſchaften zu vergewiſſern.

Dabei iſt aber Eins beſonders merkwürdig, daß ein bildender Künſtler ſich mit dieſer Production in ihrem erſten Sinne dergeſtalt befreundet, daß er alles urſprünglich Düſtere in ihr eben ſo aufgefaßt, und einen unruhig ſtrebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr Delacroix, ein Maler von unläugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren öfters zu geſchehen pflegt, den Pariſer Kunſtfreunden und Kennern viel zu ſchaffen macht, weil ſie weder ſeine Verdienſte läugnen, noch einer gewiſſen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr Delacroix ſcheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwiſchen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohſtem und Zarteſtem, und zwiſchen welchen Gegenſätzen noch weiter die Phantaſie ihr verwegenes Spiel treiben mag, ſich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geiſt vom klaren Buchſtaben in eine düſtere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres

getrauen wir uns nicht zu ſagen, einem jeden Beſchauer dieſes bedeutenden Werks mehr oder weniger den unſrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünſchend.

Aeuſſerungen eines Kunſtfreundes.

Die lithographiſchen Blätter womit Herr Delacroix die franzöſiſche Ueberſetzung des Fauſt ausgeſtattet, ſind zwar nicht ſo zart und glatt vollendet als man von den beſſern neuern Erzeugniſſen der Art zu erwarten pflegt, ſondern Entwürfe eines kunſtfertigen Malers, mit ſicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehreren ſtrenge Richtigkeit der Umriſſe vermißt wird, ſo darf man mit dem Künſtler darüber nicht rechten, eben weil ſich ſeine Blatter nur als Entwürfe darſtellen; hingegen läßt ſich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß ſie kräftig und mit Geiſt behandelt ſind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So iſt z. B. das Blatt wo Fauſt ſinnend in ſeinem Studirzimmer ſteht, in reicher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tiſch liegenden Schädel betrachtend, an und für ſich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein ſinnvolles gut und maleriſch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Fauſt und Wagner darſtellend wie ſie bei ſinkender Abendſonne heimkehren, der ſchwarze Pudel hinter ihnen herſchweift, dünkt uns ſehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. — Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verſchüttete Wein zur Flamme wird, iſt ganz ſo phantaſtiſch, ſo bewegt dargeſtellt als dieſer Gegenſtand es verlangt, und eignete ſich deßhalb zu einem Gemalde vom frappanteſten Effect. — Marthe und

Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der tiefe Reverenzen ziehend zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. — Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheinet das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorübersausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Scene dargestellt, wird zuverlässig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten.

Will man diese Blätter mit den Versuchen deutscher Künstler, Scenen aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mit Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem andern, der mehr auf cyklische Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen seyn die Charaktere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France,

Tragédie par Alexandre Soumet.

(Globe, Tome VI. Nr. 55.)

Bei Gelegenheit dieſes dem Schilleriſchen Don Carlos nachgebildeten Stückes ſprechen ſich die Verfaſſer des Globe folgendermaßen zu Gunſten der Werke unſres verewigten Freundes unbewunden aus:

„Dieſer große Dichter idealiſirt mehr als ein anderer ſeinen Gegenſtand. Ganz reflectirendes Genie, lyriſchem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er ſie an in der Abſtraction, und bildet ſie langſam nach und nach als ſymboliſche Perſon aus, dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er ſich der Geſchichte, und wirft den Typus hinein, den er erſonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Menſch wird wie durch Zauberei der Ausdruck ſeines geliebten Gedankens; wirkliche geſchichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenſchaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt ſich nach dem Bilde das er im Grund ſeines Herzens trägt, alles bildet ſich um, indem es von da zurückſtrahlt.“

Der Raum unſrer Blätter mahnt uns abzubrechen. Jede Zeitſchrift die hier fortfährt, das ſchöne Zeugniß das ein Ausländer dem würdigen Freunde giebt, durch Ueberſetzung unſrer Nation mitzutheilen, verdient ſich gewiß den reinſten Dank.

Perkins Warbeck,

Drame historique, par M. Fontan.

(Globe, Tome VI. Nr. 57.)

Auch hier wird unſeres Schiller's, ſeines projectirten Warbeck, ſeines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht, und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutſchen, welche ſich ſo lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden ſich auch allmählig bequemen, den Weſtländern geneigter zu ſeyn.

Dieſelbige Zeitſchrift (Tome VI. Nr. 58.), nach Erwähnung einiger Ueberſetzungen und Nachahmungen von unſerem Wilhelm Tell, ſchließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées

sur

la philosophie de l'histoire de l'humanité par HERDER,

traduit par QUINET. Paris 1828.

Die Einleitung, welche der Ueberſetzer ſeiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimiſchem bekannt zu machen verpflichtet ſind; uns hat ſie ſowohl als die Ueberſetzung ſelbſt zu ſchönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir ſagen nur ſo viel: Ein vor funfzig Jahren in Deutſchland entſprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es ſeine Schuldigkeit gethan, ſo gut wie vergeſſen iſt, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewiſſem Sinn ſchon ſo hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer nach höherer Kenntniß ſtrebenden Maſſe den menſchlichſten Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neueste französische Literatur meine Gedanken sammle, so werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben ruht das Interesse seiner Verwickelung auf den schmerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheilen so bang und so beängstigend sind und es mehr noch waren.

Zwei bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter ins ferne Land und führen dort ein idyllisches anmuthiges Leben; dieß wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didaktisch, und wenn man will, leidlich genug, alles dasjenige zur Sprache zu bringen was die Menschen damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe was die Notablen zusammen berief, die Generalstaaten nöthig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durch gedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, giebt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucian's und alles was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, giebt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiosen Gefühlen steigernd, eine durchaus große physisch-moralische Kraft, und auch so in der politischen Welt erscheinend.

Werthers Leiden wurden sehr bald ins Französische übersetzt; der Effect war groß wie überall, denn das allgemein Menschliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen standen sehr weit von der französischen Art und Weise ab, und ich war mir dessen wohl bewußt. Eine Uebersetzung von Hermann und Dorothea durch Bitaubé that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

Im Stillen finden sich jedoch hartnäckige Anhänger ans Deutsche.

Uebersetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

mer gleich; dein Liebchen öffnet dir die nächtliche Thür, und ach zu welch unseliger Zusammenkunft!

Brackenburg tritt auf.

Clärchen. Du kommst so bleich und schüchtern, Brackenburg! was ist's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren such' ich dich auf. Die großen Straßen sind besetzt, durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir gestohlen.

Clärchen. Erzähl', wie ist's?

Brackenburg indem er sich setzt. Ach Clärre, laß mich weinen. Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur bessern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geschaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben von mir nieder, und zu verschmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich selbst. Sprich mir von ihm! Ist's wahr? Ist er verurtheilt?

Veranlaſſung dazu.

Siehe Le Globe No. 55. Tom. III. 1826.

Offenbar ſind es die Anti-Claſſiker, denen meine äſthetiſchen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beiſpiel ſehr gelegen kommen. Sie gehen daher ſehr verſtändig zu Werke und behandeln glimpflich was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutſchen Gelegenheitsgedicht ſagen, ſo pflegen ſich die Franzoſen mit: Poésies de circonstance auszudrucken. Dieß veranlaßt uns wirklich, einen Unterſchied zwiſchen beiden anzuerkennen. Das erſte ware, wenn der Dichter eine vorubergehende Gelegenheit ergreift und ſie glücklich behandelt; das zweite, wenn er einen Umſtand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anſchein nach ſollte man das erſte vorziehen, weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchſt willkommen ſeyn muß. Da ſich aber die Poeſie nichts vorſchreiben laßt, ſo hangt es nur von ihr ab, auch etwas Beſtandiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht iſt niemanden dieſes beſſer gelungen als Herrn Béranger.

Die Herren Globiſten ſchreiben keine Zeile die nicht politiſch ware, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie ſind eine gute, aber gefahrliche Geſellſchaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fuhlt, daß man auf ſeiner Hut ſeyn muß. Sie konnen und wollen ihre Abſicht nicht verlaugnen, den abſoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen ſie alles Geſetzliche, Folgerechte als ſtationar und ſchlendrianiſch; doch muſſen ſie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das giebt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das ſehr

unbehaglich empfunden wird, indem man ſich zuletzt vor lauter Freiheit erſt recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner ſind es, und wenn man ſie als ſolche gelten läßt, ohne ſich von ihnen rühren zu laſſen, ſo gewahren ſie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahr 1825 Seite 525 findet ſich eine höchſt merkwürdige Darſtellung der geiſtigen Cultur der Normandie, ſo wie ein Blick über das Ganze der Akademien und literariſchen und wiſſenſchaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir ſo von alten akademiſchen Corporationen ſprechen, wollen wir nicht ſagen, daß der gegenwärtige Zuſtand der wiſſenſchaftlichen Welt durchaus alle Verſammlung dieſer Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß ſie immer noch große Dienſte leiſten können, ſobald ſie nämlich dem Geiſte unſers Jahrhunderts gemäßer organiſirt ſind, einen poſitiven und beſondern Zweck bekennen, und was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft vollkommen unabhängig von den Regierungen daſtehen; hauptſächlich aber, daß ſie eine große Thätigkeit beweiſen. Denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir ſie gern als Bienenſtöcke gelten laſſen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen ſogar kein mächtigeres Mittel den Unterſuchungen eine nützliche Richtung zu geben, es ſey nun auf einen Theil der menſchlichen Kenntniſſe oder auf eine tiefgreifende Unterſuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anſtalt, welche dem forſchenden und mittheilenden Geiſte der Zeit gemäßer wäre.

„Corporationen hingegen, welche ſich bloß mit Literatur beſchäftigen, laſſen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo ſie große Dienſte thaten, dieſe Epoche ganz

gewiß vorbei ſey. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit, wo die Nation zu weit von unſern großen Dichtern ſtand, oder dieſe vielleicht durch ihre Schuld von der Nation ſich geſondert fanden, es vielleicht möglich geweſen ſeyn möchte, Männer von gebildetem Geiſt zu vereinigen und ihre Verſammlungen mit großer Solennität zu umgeben, und das Verdienſt der beurtheilten Werke durch das Anſehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die franzöſiſche Akademie gegen den Cid gethan hat und wir ſehen nicht, daß ſie etwas zu Gunſten der Athalie gewirkt hatte. Geſetzt man denn auch, daß die ſämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienſt dieſer Art geleiſtet, ſo kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu läugnenden Einfluß anführen, den ſie auf unſere Literatur geübt haben, indem ſie mit aller Macht den proſaiſchen Sinn über den poetiſchen gelten machten und zwar ganz natürlich von Neun bis Zehn gegen Einen; ein Verhältniß, worin ſich damals die Poeten zu den Proſaiſten und Reimern befanden.

„Aber, ohne dieſe wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, laſſe man uns bemerken, daß wenn dieſe Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genützt haben, dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall ſey. Die Reform, die ſeit dreißig Jahren in unſere Criminaljuſtiz eingetreten iſt, dringt nun endlich auch in unſere literariſche Geſetzgebung. Griesgrämliche Richter mit vertrocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälſchtem Geiſte ſind nicht mehr an der Zeit, ſondern es werden Geſchworene ſeyn aus allen gebildeten Claſſen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben.“

Le Livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladvocat 1831.

Die Veranlaſſung dieſes Werkes iſt, wie ſein Gehalt, jeder Aufmerkſamkeit werth. Der eben genannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert ſeit geraumer Zeit manches aufſtrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt ſind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zuſtand verſetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen ſich dankbar, für ſich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftſteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Dieſem Werke gedachte man zuerſt einen andern Titel zu geben, es ward angekündigt als: Le Diable boiteux à Paris, und ſollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenſchilderung der Pariſer Zuſtände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherem Ueberſchauen und Würdern des ſich anhäufenden Gehaltes, fand man jedoch, daß man ſich Unrecht thue an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Intereſſe nicht gleich komme, erſchienen ſey, ſo viel verdienſtliches auch ſolches enthalten möge. Hiervon giebt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchſt einfache Weiſe, ein Mitarbeiter in dem erſten Aufſatze höchſt geiſtreiche Kenntniß.

1.

Asmodée

macht anſchaulich den Unterſchied von jenem Dachabdecker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchſt reichhaltigen Stoffes. Asmodée iſt hier der durch alle Jahrhunderte ſich durchziehende Geiſt ſcharfer Beobachtung, liebloß oder theilnehmend, vom Ariſtophanes herein durch alle Zeiten ſeine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die ſich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleiſtet, wenn man nur die Dächer abhöben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unſern Mitarbeitern ſind die Feſtſäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängniſſe. Der zurückgezogenſte Miethmann iſt ihnen ſo werth als der begünſtigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Geſellſchaft ſelbſt in ſeinem höchſten Glanze zu erſcheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun erfreuen. Sie laſſen uns gealterte Perſonen ſehen, die wir vor ſo viel Jahren in glänzender wirkſamer Jugend erkannt. Die mannichfaltigſten Denkweiſen und Gefühlarten mittheilend gewinnen ſie uns für Intereſſen welche nicht die unſrigen ſind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den franzöſiſchen und beſonders mit den Pariſer Angelegenheiten bekannt iſt, man deſto größeren Antheil an dieſem Werke nehmen wird. Deutſche Leſer werden manches zurückweiſen, obenhin behandeln und ſich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchſten Bewegungen des Tages eingreifenden

Aufsätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durch einander geschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bei dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur weniges daher aus den 18 Artikeln aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

II.

Une Maison du Marais.

Das kümmerlichste Daseyn, meist älterer, anständiger, zurükgezogener Personen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit, bei grilligem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirthin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionirter Kanzleiverwandter der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen für sich und seine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkommlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freieren Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann füllt ein behäaliches honnetes Daseyn vollkommen aus, indem er sich in taglicher gewohnter Beschränkung

froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger solid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten, nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff, daher geht er kühn drauf los, compromittirt seine Gesellschaft aufs schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechzehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Gräulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten im Wasser oder sonst gefundenen

Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzahlung von dieser traurigen Statte getrübt und geangstigt; hier aber werden wir auf das anmuthigste wieder ins Leben gefuhrt. Zwei zu dieser Anstalt verpflichtete Manner leben unter demselben Dache uber diesen sich taglich erneuernden Grauelscenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübsche, wohleingerichtete anstandige Leute; bescheidene aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübsche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Post fahrend, schläft ein und laßt das ihr anvertraute Kind, das sie aufs Land bringen will, von ihrem Schooße unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, so wie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgetheilt, ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern indem sie sich entfernt, allein sie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedichte von zwei verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegensatz, gegen jenen Naturfrieden hier seine Wirkung thun; zu Tausenden und Abertausenden ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwartige Darstellung

für den Kenner früherer Zustande höchst interessant. Er findet sich befriedigt zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwartig aussieht, in dem Augenblicke als der Besitzer diese königlichen Raume verläßt um in königlicheren seine Residenz aufzuschlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen, und sich dort, ihre Leidenschaft nahrend, dergestalt verweilen, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs emsigste nach der Localität wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das engste Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingiebt, Marat's Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer wo sie gewartet hat betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Bade-Wanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Wenigen, versichert man ihm, sey seit jener Zeit verandert; wo denn auf- und abregende Geister jener verbundeten Tyrannen ihn umdrangen und ihm beim Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch dieſe Localität, ſo wie durch manche andere triviale Umſtände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unſerer Einbildungskraft unſerem Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren aber doch am Ende bänglichen Zuſtand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben ſteigert ſich dergeſtalt in einem Liebhaber ſolcher Curioſitäten, daß es zuletzt in Wahnſinn übergeht und er über eine verſäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es iſt nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn ſie nicht die Organe eines höhern Intereſſe's ſind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unſerer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er in einer verſendenden Auction im Katalog angeſtrichen, ſchon dreimal beſitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben," verſetzte er, und es ward zum viertenmal angeſchafft.

Bei Kupferſtichen, beſonders eigenhändigen Radirungen der Meiſter, kommt genau beſehen etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entſchuldigung hier näher, weil zwiſchen Exemplaren meiſt ein großer Unterſchied ſtatt findet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es iſt höchſt wichtig in ſolche Zuſtände hineinzuſehen. Die Bücher werden maſſenweiſe verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar ſeine Hand ans Herz legen und ſich freuen wenn es in ſeinen Schatzkammern anders ausſieht.

Brackenburg. Er iſt's! ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willſt du das verſichern? — Die Tyranney ermordet in der Nacht den Herrlichen; vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Ängſtlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunſches Erfüllung; indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel; gewaltſam jedes Herz, das nach Freyheit ſich regt, auf ewig zu zerknirſchen.

Clärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den ſeligen Gefilden ſchon näher und näher, mir

XII.

Une premiere representation.

Das Herannahen des unſeligen Geſchickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, iſt recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann dieſen und andere Aufſätze, deren Gegenſtand uns ſchon fruher bekannt war, doch immer als Muſterbilder anſehen, die ſolche Gegenſtande in ihrer allgemeinen Charakteriſtik darſtellen. Höchſt intereſſant aber iſt

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man ſieht in ein geſellig bewegtes Kunſtleben hinein, wo ſich talentvolle junge Manner auf geiſtreiche Weiſe gemeinſam unterhalten. Auch hier laßt ſich das anarchiſche Princip einigermaßen bemerken; jeder ſcheint als Kunſtler nach ſeiner eignen Weiſe zu verfahren; eine heitere Geſelligkeit verbindet ſie; von keinem Meiſter iſt die Rede von dem man etwas zu lernen dachte, auf deſſen Urtheil ſich irgend ein Unternehmen bezöge. David iſt längſt abweſend und todt, und das Talent des Baron Gérard ſcheint außer dieſem Kreiſe zu liegen. So angenehm aber es auch ſeyn muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteriſtik, kennen zu lernen, ſo hat doch

XIV.

Abbaye aux Bois

ein allgemeineres Intereſſe. Wer erwartete in dieſen ehmals verſumpften und düſteren Kloſterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menſchen beherbergten, gegenwartig mehr als Einen literariſchen Salon eröffnet zu ſehen? Mehr oder weniger

gejahrte Frauen, durch den Wechsel der Zustande ihrer früheren glanzenden Wirksamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anstandigen Zimmern. Madame Recamier versammelt noch immer achtenswerthe, sie hochachtende Personen.

Nun aber aus diesem von allem Gerausch entfernten stillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feste im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Carl X. zum letztenmal von seinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert selbst das Fest, womit man seine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt sich zu gestehen, daß man auf einem Vulcan jubele.

Dieser, wir dürfen es wohl gestehen, welthistorische Aufsatz, überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldeten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dieß ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieses Letztern und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Diese drei letzten Beitrage haben einigermaßen das Gepraage einer individuellen Politik; wie es denn auch in der

Folge nicht anders seyn kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegeneinander überstehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Theil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen?

Die Athenerinnen.

Große Oper.

Poesie von Jouy.

Musik von Spontini.

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Sujets sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle große Bildung noch nah an der Natur, so wie eine gränzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt; jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt und doch immer auf einem hohen poetischen Standpunkte gehalten. Die Ueberlieferung ist trefflich genutzt, und ihr durch Mannichfaltigkeit menschlicher Leidenschaften, so wie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten, alle theatralische Herrlichkeit auf das einsichtigste verliehen.

Erster Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anstoßende Tempel und Prachtgebäude, im ferneren Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfspiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wie schon Theseus erhoben finden.

Der Kämpfer successives Gewinnen, Belohnungen durch die Hand einer schönen Bürgerin.

In diese friedlichen Verhandlungen stürmt Rivalität zweier Jünglinge herein, die Hauptschöne Apamis wird von Alpheus und Polydor verlangt und gefordert. Dieß giebt Anlaß zu lebhaften Contestationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlassen worden, reicht sie ihre Hand dem Athenienser Alpheus, dagegen tritt Polydor ein Cretenser, leidenschaftlich drohend, zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, sondern sämmtliche Griechen und Griechengenossen an diesem Festkampf Theil nehmen; deßwegen wünscht' ich, daß Theseus selbst den Ueberwundenen Muth einspräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dieß würde nun, da Theseus erklärt, er sey im Begriff eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt sich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet sich ein höchst liebenswürdiges Freundschaftsverhältniß zwischen Apamis und Theano, einer, durch das Gelübde ihrer sterbenden Mutter, Gott geweihten Jungfrau.

Diese Stelle besonders verspricht höchst erfreulich zu seyn, indem aus dem bisherigen Tumulte eine sanfte Situation sich loslöst und uns in einen idyllischen Zustand versetzt, welchen der Dichter so glücklich behandelt hat, daß sogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmuthigste vorgetragen wird. Alsdann gesellt sich Alpheus hinzu und das Glück der Liebe wird in einem, vom Chor begleiteten Terzett gepriesen, worauf die Frauen sich entfernen.

Nun stürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Alpheus wüthend heran und die beiden Rivale entfernen sich fechtend.

Ein Cretensisches Schiff, durch fernen Gesang schon früher

angekündigt, rückt näher und landet; Alceſias, eine Art Hoherprieſter und Geſandter des Minos, tritt mit ſeinem geiſtlichen Gefolge auf und indem er den Menſchentribut der Athener zu fordern kommt, findet er ſeinen Sohn Polydor verwundet, an Kraften abnehmend und muß ihn zuletzt ſterben ſehen. Alceſias, als Vater ſchmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückiſch, ſchwört den Tod ſeines Sohnes zu rachen. Hier tritt alſo ein ſehr leidenſchaftliches Finale, für die erſte Abtheilung des erſten Acts, glücklich ein, dann aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenaen erſchallen, die Cretenſer ſchmerzhaft theilnehmend beſetzen das Theater und Alceſias kann ſich ganz ſeiner theatraliſchen Wuth überlaſſen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels feſtlich geſchmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indeſſen ihren Gang genommen; mannichfaltige herrliche Aufzüge, Theſeus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erſcheinung ſeyn. Die ſymboliſchen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als, gerade beim Abſchluß, unter Donner und Blitz das innere Heiligthum ſich aufthut und Alceſias, als Pontifex Maximus, beinah als Oberherr der ſämmtlichen griechiſchen Geiſtlichkeit anzuſehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe d. h. nach dem Verlauf von ſieben Jahren wieder den Tribut von ſieben Knaben und ſieben Mädchen fordert.

Man kann denken daß in dieſem Conflict alle Leidenſchaften ſich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, ſich kraftig erweiſen werden.

Um nun, was ich bei dem erſten Acte wünſchen möchte,

deutlich zu machen, ist es nöthig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen, wird ein Sohn des Minos, Königs von Creta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater dem es nicht gelingt Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen und, um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Creta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dieß gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des vorhergesagten, Aegeus der König, ums Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus, schon als König, aber genau besehen in einer bedenklichen Lage; denn jenes politische, geistliche Uebergewicht zu Gunsten Creta's besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen und man zaudert die schuldigen Opfer abzuliefern, im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen um die Tapfersten der Nation kennen zu lernen: denn alle Griechen und Griechengenossen sind eingeladen. Er hat im Sinn aufs Neue Creta zu bekriegen, um

entweder die Absendung der Opfer verweigern zu können, oder die abzusendenden in Freiheit zu setzen. Diese Intention, die sich nur errathen läßt, wünscht' ich deutlicher ausgesprochen, damit man sich beruhige, wenn in so bedenklicher Zeit Festspiele angestellt und Vermählungs-Ceremonien umständlich durchgeführt werden. Die schönste Gelegenheit bietet sich Seite 10, wo Theseus, der hier nur als Liebhaber erscheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, so ist die Fiction, daß ein Oberpriester von Creta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, sehr zulässig, ja glücklich. Nur wünscht' ich daß dieses Verhältniß etwas klarer angedeutet ware.

Alcesias aus dem Schiffe steigend, wurde sich nicht etwa nur pantomimisch, sondern ausdrücklich erklaren und den Grund seiner Autorität, deren er sich in der Folge bedient, kraftig aussprechen. Das Chor der cretensischen Schiffe dürfte freilich nicht so freundlich behandelt werden, denn sie wissen doch wohl zu welch einer feindseligen Absendung sie den Auftrag haben. Die Scene wo sie zum erstenmale aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn sogar vorschlagen möchte, daß das cretensische Schiff mit schwarzen Segeln allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer herankame. Dieß würde zu der leidenschaftlichen Scene wo Alcesias seinen Sohn sterbend findet, einen machtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der 8ten Scene betrifft, so würde ich, wenn der Hohepriester aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltsamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen lassen. Der Zuschauer stutzt,

denſelbigen Mann, den er als einen höchſt leidenſchaftlich-feindſeligen kennen lernte und kunftighin als einen liſtigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichſam eingeführt und ſeine Handlungen ſanctionirt zu ſehen. Spater möchten Wolken, Donner und Blitz ſich einfinden, wo man ſie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch dieſe Vorſchläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hiebei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorſchlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut daß man in Theaterſtücken, beſonders in Opern, nicht alles zu motiviren braucht, ja daß man, um des Contraſtes willen, manches unverſehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuſchauer immer gerne verſtändigt wünſche, auch da, wo man ſeiner Einbildungskraft und ſeinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweiter Act.

An dieſem wäre ſodann nichts weiter zu erinnern; Theſeus iſt abgefahren, hat uns aber die Ausſicht auf einen gewiſſen Sieg hinterlaſſen, ſo daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt, zuſehen wenn der cretenſiſche Pfaffe nunmehr gewiſſermaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit Liſt und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Looſens wird von großer Wirkung ſeyn; die Befreiung des Alpheus und deſſen gelingende Abfahrt beſtärkt unſre Hoffnung: er werde, mit Theſeus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, ſo daß der zweite Act an ſich nicht das Mindeſte zu wünſchen übrig läßt.

Dritter Act.

Er iſt gleichfalls untadelig; die erſte Halfte ſehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entſcheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theſeus kennen gelernt. Sie iſt ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigſte Weiſe, angetraut; ſie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr, und zwirnt indeſſen den magiſchen Faden, der ihn durchs Labyrinth geleiten ſoll.

Der Prieſter Alceſtas iſt indeſſen mit den beſtimmten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theſeus und bedient ſich einer böſen Liſt, indem er Ariadnen zu verſtehen giebt, Theſeus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entſpringt ein eiferſüchtiges Mißverſtändniß, welches dem Dichter wie dem Componiſten Gelegenheit zu den ſchönſten Exhibitionen giebt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch ſich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theſeus Liebhaber der Apamis und Bräutigam ſey, löſ't ſich der Knoten ſchnell und glücklich. Man dürfte wohl ſagen daß dieſer Anfang des dritten Acts eben ſowohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchſt erwünſchten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweite Decoration und Function, die man techniſch nennen könnte, weil ſie die Einrichtung des Theaters für das folgende möglich macht, geben hier ein intereſſantes einleitendes Zwiſchenſpiel.

Die Schluß-Decoration, das Innere eines architektoniſchen Labyrinths vorſtellend, wird den Meiſtern theatraliſcher Architektur die beſte Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

weht der Troſt aus jenen Gegenden des Friedens ſchon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dorten fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich ſchlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hauſe, und ſah aus einem Hinterfenſter nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreiſe Spaniſcher Soldaten hin und wieder. Ich ſchärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht ſtieg mir ein ſchwarzes Gerüſt entgegen, geräumig, hoch; mir grauſ'te vor dem Anblick. Geſchäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und ſichtbar war, mit ſchwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten ſie zuletzt auch ſchwarz, ich ſah es wohl. Sie ſchienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehn. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgeſteckt. Ich ſah,

Bei diesem düstern, ja finstern Local ist es ein sehr glücklicher und unschätzbarer Gedanke, den Ariadneischen Faden mit magisch phosphorescirenden Kräften zu begaben und zwar dergestalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur an Pfeilern, Wanden und Saulen, wo sie vorubergegangen, zurücklasse. Dieser Gedanke, mit Genie und Geschmack durchgeführt, muß die grausigen Hallen mit der anmuthigsten Illumination verzieren.

Alles Uebrige: durch die Gewelbe schleichende Nebel, verschiedenfarbig gluhende Dunste, Gebrull, Flammen und Getobe, was beim Lesen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausfuhrung hinauszugehen scheint, nicht weniger zuletzt das Zusammenstürzen des wundersamsten Aufgebaudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maschinisten, verbunden mit den mannichfaltigsten Kunst- und Handwerks-Genossen sich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugsam mit unterirdischen, bunten, wandelnden Flammensaulen, ja durch vulcanische grauliche Explosionen geangstigt worden, sind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans versetzt, auf welchem sich selige Inseln entwickeln und die glucklich Geretteten einher tragen. Selbst die über das ganze Stuck waltenden Götter, Pallas und Neptun erscheinen persönlich, so daß endlich der Olymp nicht verschmaben darf sich zu eroffnen und durch seine Gegenwart den Beifall zu sanctioniren, den wir der Vorstellung eines so reichlich ausgestatteten Theaterstückes enthusiastisch zu spenden alle Ursache haben werden.

III.

Englische Literatur.

Byron's Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er ſollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom neuſten ſpricht.“ —
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit: es ſey der rechte nicht.
Von ſolchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Bourgoyne aufs beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt zu herrſchen reißt ſie mit.
Dumouriez's, Buonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Cloots, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt la Fayette er ging beinahe in Rauch.
Dann Joubert, Hoche, vom Militair-Verpflichte,
Lannes, Deſair, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelſen war unſer Kriegsgott, ohne Frage,
Und iſt es noch dem herzlichſten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und ſo iſt Fluth und Ebbe wetterwendiſch.
Denn die Armee iſt popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverſtändniß;
Der Prinz iſt für den Landdienſt, und indeſſen
Sind Duncan, Nelſon, Howe ſie ſind vergeſſen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, ſind unberühmt entſchlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter ſchafft.
Von unſern Helden möcht' ich niemand ſtrafen,
Da jeder ſich am Tag zuſammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen
Und nenne ſo Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht überſetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen, und gegenwärtig mit kühnem Verſuch den unüberſetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln; ſo möchte dieß wohl als Widerſpruch angeſehen werden; deßhalb wir denn auf den Unterſchied hinzudeuten nicht ermangeln. Herr Manzoni iſt bei uns noch wenig bekannt, daher ſoll man ſeine Vorzüge erſt in ihrer ganzen Fülle wie nur das Original ſie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Ueberſetzung von einem unſerer jüngern Freunde gar wohl am Platze ſeyn; in Lord Byron's Talent ſind wir aber genugſam eingeweiht und können ihm durch Ueberſetzung weder nutzen noch ſchaden; die Originale ſind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein ſolcher Verſuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falſche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wieder giebt, ſo macht ſie uns doch aufmerkſam auf die Spiegelfläche ſelbſt und auf deren, mehr oder weniger bemerkliche, mangelhafte Beſchaffenheit.

Don Juan iſt ein gränzenlos-geniales Werk, menſchenfeindlich bis zur herbſten Grauſamkeit, menſchenfreundlich, in die Tiefen ſüßeſter Neigung ſich verſenkend; und, da wir den Verfaſſer nun einmal kennen und ſchätzen, ihn auch nicht anders wollen als er iſt, ſo genießen wir dankbar was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, ſchonungsloſen Inhalt iſt auch die techniſche Behandlung der Verſe ganz gemäß; der Dichter ſchont die Sprache ſo wenig als die Menſchen und wie wir näher hinzutreten, ſo ſehen wir freilich, daß die engliſche Poeſie ſchon eine gebildete komiſche Sprache hat, welcher wir Deutſchen ganz ermangeln.

Das Deutſchkomiſche liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenberg's Reichthum wird bewundert, ihm ſtand eine ganze Welt von Wiſſen und Verhältniſſen zu Gebote, um ſie wie Karten zu miſchen und nach Belieben ſchalkhaft auszuſpielen! Selbſt bei Blumauer, deſſen Vers- und Reim-Bildung den komiſchen Inhalt leicht dahintragt, iſt es eigentlich der ſchroffe Gegenſatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niedertrachtigen was uns beluſtigt. Sehen wir weiter umher, ſo finden wir, daß der Deutſche, um drollig zu ſeyn, einige Jahrhunderte zurückſchreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Beim Ueberſetzen des Don Juan ließen ſich dem Engländer

manche Vortheile ablernen; nur Einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch seltsame und zweifelhafte Aussprache mancher, auf dem Papier ganz verschieden gestalteter Worte bewirkt wird. Der englische Sprachkenner mag beurtheilen, inwiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Uebersetzung der hier mitgetheilten Strophen entstehen, und wir lassen sie abdrucken nicht als Muster, sondern zur Anregung. Unsere sämmtlichen talentvollen Uebersetzer sollten sich theilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine gewisse lakonische Behandlung nöthig seyn, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Muthwillens auszudrücken; erst wenn etwas geleistet ist wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Uebersetzung, eine solche Schrift in Deutschland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhabige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals die Dichtkunst vergeehrt, bekannt zu machen trachten: so antworten wir, daß, nach unserm Sinne, diese Uebersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt seyn mußten, sondern als Uebung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten durften. Sie mögen alsdann, was sie hiebei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen beförderlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderblicher zu seyn als die Zeitungen des Tags.

Manfred,

a dramatic Poem by Lord Byron.

London 1817.

Eine wunderbare mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß uns die düstere Gluth einer gränzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich ſind es zwei Frauen deren Geſpenſter ihn unabläſſig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen ſpielen, die eine unter dem Namen Aſtarte, die andere, ohne Geſtalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem graßlichen Abenteuer, das er mit der erſten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchſtanziehender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentiniſchen Dame, der Gemahl entdeckt es und ermordet ſeine Frau. Aber auch der Mörder wird in derſelben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt ſich von Florenz und ſchleppt ſolche Geſpenſter ſein ganzes Leben hinter ſich drein.

Dieſes mahrchenhafte Ereigniß wird durch unzahlige Anſpielungen in ſeinen Gedichten vollkommen wahrſcheinlich, wie er denn z. B. höchſt grauſam in ſeinen eignen Eingeweiden wüthend, die unſelige Geſchichte jenes Königs von Sparta auf ſich anwendet. Sie iſt folgende: Pauſanias, Lacedämoniſcher Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Plataa ruhmgekrönt, nachher aber durch Uebermuth, Starrſinn, rauhes hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verſtandniſſes mit dem Feinde das Vertrauen ſeiner Landsleute verlierend, — dieſer ladt eine ſchwere Blutſchuld auf ſich, die ihn bis an ſein ſchmahliches Ende verfolgt. Denn als er im ſchwarzen Meere die Flotte der verbunderten Griechen befehligt, entbrennt er in raſender Leidenſchaft gegen eine ſchöne byzantiniſche Jungfrau. Nach langem Widerſtreben gewinnt ſie der Machthaber endlich den Eltern ab; ſie ſoll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet ſie die Diener die Lampen zu löſchen, es geſchieht, und ſie, im Zimmer umhertaſtend, ſtößt die Lampenſaule um. Aus dem

Schlafe erwacht Pausanias, argwöhnisch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unablässig, so daß er Gottheiten und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt heraussucht, sie sich aneignet und sein tragisches Ebenbild damit belastet. Nachstehender, von Unmuth und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung. Hamlets Monolog erscheint hier gesteigert. Kunst gehört dazu, besonders das Eingeschaltete herauszuheben und den Zusammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewisser heftiger, ja excentrischer Ausdruck nöthig ist, um die Intention des Dichters darzustellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir' Tage
Beflehlend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Hölle —
Lebendige Last auf widerstrebenden Herzen,
In Zorgen rockt er, heftig schlägt's in Pein.
Der Freud' ein Grab' ist Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — Du zählst
Wie wenig — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück.
Wie vor dem Winterstrome schreckt. Das Frösteln

und ſah die ſchreckliche Gewißheit immer gewiſſer. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählich weichen ſie und erloſchen. Auf einmal war die ſcheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoos zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun ſtill! Laß dieſe Hülle auf meiner Seele ruhn. Verſchwunden ſind die Geſpenſter, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in ſich gährt; ſie trägt nicht länger die abſcheuliche Laſt, reißt ihre tiefen Spalten grauſend auf, und knirſcht das Mordgerüſt hinunter. Und irgend einen Engel ſendet der Gott, den ſie zum Zeugen ihrer Wuth geſchändet; vor des Bothen heiliger Berührung löſen ſich Riegel und Bande, und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freyheit ſanft und ſtill. Und auch mein Weg geht heimlich in dieſer Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg ſie aufhaltend. Mein Kind, wohin? was wagſt du?

Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: Die Todten ruf ich
Und frage sie: was ist denn das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist nichts, antworten sie mir nicht —
Antwortete begrabner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Grau
Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußt' nicht wen er traf,
Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hülfe
Den Zeus von Phyrrus rief, Phigaliens
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen.
Auch eine Brücke nur des Nachens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sinnen todt sie —
Ein Wesen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst,
In dieser Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis diese Stunde schreckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefsten wendet,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Cain.

A Mystery by Lord Byron.

Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das Wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nahm ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Erſtaunen und Bewundern aufregte; eine Wirkung die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfanglichen Geiſt ausüben wird. Gern ſprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu ſagen; allein je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes hineindringt, deſto mehr empfindet man wie ſchwer es ſey es in ſich ſelbſt, geſchweige für andere zu reproduciren, und vielleicht hätte ich, wie über ſo viel anderes Treffliche, geſchwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzoſe, Fabre d'Olivet, überſetzt gedachtes Stück in reimfreie Verſe und glaubt es in einer Folge von philoſophiſch-kritiſchen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun iſt mir zwar dieſe ſeine Arbeit nicht zu Geſicht gekommen, allein der Moniteur von 23. October 1823 nimmt ſich des Dichters an, und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unſerem Sinne ſich ausdrückt, ſo weckt er unſere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geſchehen pflegt, wenn wir, unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen, endlich eine anſprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu

beifalliger Erwiderung finden laſſen. Wir hören den Sachwalter ſelbſt, indem er ſich folgendermaßen ausſpricht.

„Jene Scene, welche ſich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufſteigert, zeugt, unſeres Bedünkens, von der energiſchen Tiefe der Byron'ſchen Ideen; ſie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer ſolchen Mutter erkennen.

„Der Ueberſetzer fragt hier, woher wohl der Dichter ſein Urbild genommen? Lord Byron könnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille ſeine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geſchichte ſo viele Charaktere, beherrſcht von granzenloſen Leidenſchaften, aufſtellt.

„Wer irgend das menſchliche Herz ſcharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade ſeine mannichfachen Regungen ſich verirren können, beſonders bei den Frauen, die im Guten wie im Böſen gleich ſchrankenlos erſcheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, ſich, wenn es gleich eine erſt entſtandene Welt und die allererſte Familie galt, an der Wahrheit verſündigt, oder ſie nach Belieben überboten zu haben. Er ſchildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen ſie in ihrer Schönheit und urſprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfriſche zu malen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünſchung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meiſterſtück der Vollkommenheit und Unſchuld; ſchon hatte ſie vom Verſucher jene vergifteten Gahrungsſtoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu ſo viel beſſerem Zwecke beſtimmt hatte, für immer entadelt wurden; ſchon war jene reine ſüße Selbſtzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Feinde des Menſchengeſchlechts aufgeregte Neugierde, zu unſeligem

Ungehorsam hintreibend, betrog die Absichten des Schöpfers und entstellte das Meisterstück seiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwunschungen gegen seinen Mörder Cain, erscheint höchst consequent mit sich selbst, so wie sie nun einmal geworden. Der schwache aber schuldlose Abel, in welchem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner Mutter um so lieber werden, als er ihr minder schmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Granzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner Sohn ist. Einem so kraftigen Genie wie Lord Byron kam es zu, dieß Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumalen, so mußte er es behandeln oder gar nicht."

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord Byron einen Cain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Handen, es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens, noch Anpreisens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der, uber alle Begriffe, das Vergangene sowohl als das Gegenwartige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegranzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen

voraus zu ſehen. Sein Verfahren jedoch können wir ſchon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält ſich an den Buchſtaben der bibliſchen Ueberlieferung; indem er nun das erſte Menſchen-Paar ſeine urſprüngliche Reinheit und Schuldloſigkeit gegen eine geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauſchen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, ſo legt er die ungeheure Laſt eines ſolchen Ereigniſſes auf die Schultern Cains, als des Repräſentanten einer, ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend geſtürzten, mißmuthigen Menſchheit. Dieſem gebeugten, ſchwer belaſteten Urſohne macht nun beſonders der Tod, von dem er noch gar keine Anſchauung hat, viel zu ſchaffen und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühſals wünſchen mag, ſo ſcheint es ihm noch widerwärtiger ſolches mit einem ganz unbekannten Zuſtande zu vertauſchen. Schon hieraus ſieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit ſich ſelbſt ſtreitenden Dogmatik, wie ſie uns noch immer beſchäftigt, dem erſten unbehaglichen Menſchenſohne aufgebürdet worden.

Dieſe der menſchlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in ſeiner Seele auf und ab und können durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schweſter-Gattin nicht beſchwichtigt werden. Um ſie aber bis ins Unerträgliche zu ſcharfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geiſt, der ihn erſt ſittlich beunruhigt, ſodann aber wunderſam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröſtlich ſchauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter obgleich nicht ſchlimmer als er war, und da er im Familienweſen alles

findet wie er's verlaſſen hatte, ſo wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr ſagen wir nicht als daß die Scene in welcher Abel umkommt auf das köſtlichſte motivirt iſt; und ſo iſt auch das Folgende gleich groß und unſchätzbar. Da liegt nun Abel! Das iſt nun der Tod! von dem ſo viel die Rede war, und das Menſchengeſchlecht weiß eben ſo wenig davon als vorher.

Vergeſſen aber dürfen wir nicht, daß durchs ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöſer durchgeht, daß der Dichter alſo ſich auch in dieſem Punkte, wie in allen übrigen, unſern Auslegebegriffen und Lehrweiſen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verſtummten Cain flucht, die unſer weſtlicher Nachbar ſo trefflich günſtig heraushebt, bleibt uns nichts zu ſagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schluſſe zu nähern.

Hier äußerte nun eine geiſtreiche, in Hochſchätzung Byron's mit uns verwandte Freundin: alles was religios und ſittlich in der Welt geſagt werden könne, ſey in den drei letzten Worten des Stückes enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

Der deutsche Dichter, bis ins hohe Alter bemüht die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfaltig und rein anzuerkennen, indem er dieß als das sicherste Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach dessen erstem Erscheinen, aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unablässig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch auf einander folgender Productionen in gleichem Maaße fortwuchs. Auch ware die diesseitige frohe Theilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hatte nicht der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen sich selbst ein so geistreiches als grenzenloses Hervorbringen und seinen Freunden den reizenden Genuß an einem hohen Talent einigermaßen verkümmert.

Der deutsche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Leben und Dichten in aller seiner Excentricität, die freilich um desto auffallender sein mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken gewesen und uns die Elemente zur Berechnung einer solchen Bahn völlig abgingen.

Indeſſen waren die Bemühungen des Deutſchen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in ſeinen Gedichten unzweideutige Beweiſe darlegte, nicht weniger ſich durch Reiſende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraſchend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerſpiels Sardanapalus, in den ehrenreichſten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage: ob ſolche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutſche mit ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen hochfühlenden, ſich ſelbſt ſeine Gegenſtände ſchaffenden, unerſchöpflichen Geiſtes mit Dank und Beſcheidenheit betrachten; auch fühlte er ſich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verſpätung, Sardanapal ohne ein ſolches Vorwort gedruckt wurde, und fand ſich ſchon glücklich im Beſitz eines lithographirten Facſimile, zu höchſt werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord ſeinen Vorſatz nicht auf, dem deutſchen Zeit- und Geiſt-Genoſſen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweiſen; wie denn das Trauerſpiel Werner ein höchſt ſchätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutſchen Dichtergreiſe zutrauen, daß er einen ſo gründlich guten Willen, welcher uns auf dieſer Erde ſelten begegnet, von einem ſo hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, ſich gleichfalls bereitete mit Klarheit und Kraft auszuſprechen: von welcher Hochachtung er für ſeinen unübertroffenen Zeitgenoſſen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt ſey. Aber die Aufgabe fand ſich ſo groß, und

erschien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was soll man von einem Erdgebornen sagen, dessen Verdienste durch Betrachtung und Wort nicht zu erschöpfen sind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Person und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 seinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhandige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte; als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannichfaltigen Kräfte, an erhabengefahrliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht langer zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sey ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem jeden schon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Gesendete

Clärchen. Leiſe, Lieber, daß niemand erwache! daß wir uns ſelbſt nicht wecken! Kennſt du dieß Fläſchchen, Brackenburg? Ich nahm dir's ſcherzend, als du mit übereiltem Tod' oft ungeduldig drohteſt. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Nahmen! —

Clärchen. Du hinderſt nichts. Tod iſt mein Theil! und gönne mir den ſanften ſchnellen Tod, den du dir ſelbſt bereiteteſt. Gib mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg iſt, könnt' ich mit dieſem Händedruck dir ſagen: wie ſehr ich dich geliebt, wie ſehr ich dich bejammert. Mein Bruder ſtarb mir jung; dich wählt' ich, ſeine Stelle zu erſetzen. Es widerſprach dein Herz, und quälte ſich und mich, verlangteſt heiß und immer heißer, was dir nicht beſchieden war. Vergib mir und leb' wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es iſt ein Nahme, der viel Nahmen in ſich faßt. Nimm die letzte ſchöne Blu-

Leben Napoleon's.

Von Walter Scott.

Der reichſte, gewandteſte, berühmteſte Erzähler ſeines Jahrhunderts unternimmt die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in ſeinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannichfaltigen hiſtoriſchen Stoff deutlichſt aufzufaſſen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vieljährige literariſche Uebung gewinnt er ſich die höchſtmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenſchaft des Romans und die Form deſſelben begünſtigt ihn, indem er durch fingirte Motive das hiſtoriſch Wahre näher an einander rückt, und zu einem Faßlichen vereinigt, während es ſonſt in der Geſchichte weit auseinander ſteht, und ſich kaum dem Geiſt, am wenigſten aber dem Gemüth ergreiflich darſtellt.

Er giebt ſich auf, die Geſchichte ſeiner Zeit dergeſtalt vorzutragen, daß er ſich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereigniſſe gemacht, wieder aufs genaueſte vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott iſt 1771 geboren, alſo fallt ſeine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des nordamerikaniſchen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahr' alt bei dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution.

Was mußte er nicht in ſolcher Weiſe in ſolcher Zeit erleben?

Jetzo, da er ſtark in den Funfzigern ſteht, und durchaus nah genug von der Weltgeſchichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenſchaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige ſich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dieß in mir erregen mußte, wird derjenige leicht abnehmen, der ſich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahr' älter als er, gerade im zwanzigſten Jahre perſönlich vor Paoli ſtand, und im ſechzigſten vor Napoleon.

Dieſe langen Jahre durch verſaumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereigniſſen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuellen Weiſe die Gegenſtände mir zu ordnen und einen Zuſammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünſchter ſeyn, als mich in ruhigen Stunden, nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem ſolchen Manne zu unterhalten, der auf ſeine klare, treue und kunſtfertige Weiſe mir dasjenige vorzuführen verſprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte, und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin.

Dieſes ſchreibe vorläufig nieder, eben als ich das Leſen dieſes Werkes beginne und gedenke, was mir wichtig ſcheint in der Folge gleichfalls nach und nach niederzuſchreiben.

Alsdann möchte ſich zeigen was mir neu war, theils

weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch daſſelbe in ſeiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner, welche Combinationen, Ein- und Ueberſichten mir beſonders wichtig geworden.

Hiebei wird an der Betrachtung das Meiſte zu gewinnen ſeyn, daß, wie jedes Individuum die Weltgeſchichte nur auf ſeine Weiſe vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne lieſ't; ſo auch keine Partei, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig iſt, ſondern vielmehr immer erwartet und aufſucht, was ihren Begriffen zuſagt, und ihren Leidenſchaften ſchmeichelt.

Haben wir den Franzoſen, die ſo mannichfaltig auch von verſchiedenen Seiten über die Revolution geſprochen, willig zugehört; haben wir uns von Deutſchen vielfach davon unterhalten und belehren laſſen: ſo muß es höchſt intereſſant ſeyn, einen Engländer und zwar einen höchſt namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszuſehen iſt, daß er es den andern Völkerſchaften, ſo wie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortſetzung gelingen ſollte, zu allererſt meine Betrachtungen äußern und ins Klare zu bringen ſuchen, wer denn eigentlich ſpricht und zu wem!

Weimar, den 21. November 1827.

The Life of Friedrich Schiller.

Comprehending an examination of his works.

London 1825.

Von dieser Biographie Schiller's wäre nur das Beste zu sagen; sie ist merkwürdig, indem sie ein genaues Studium der Lebensvorfalle unseres Dichters beweis't, so wie denn auch das Studium der Dichtungen unseres Freundes und einige innige Theilnahme an denselben aus diesem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig ist es, wie sich der Verfasser eine genügende Einsicht in den Charakter und das hohe Verdienst dieses Mannes verschafft, so klar und so gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten gewesen.

Hier bewahrheitet sich jedoch ein altes Wort: Der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottlander den deutschen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er dessen treffliche Eigenschaften am sichersten gewahr, und vermag sich zu einer Klarheit über seinen Gegenstand zu erheben, zu der sogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menschen gar leicht irre; das Besondere der Person stört sie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines solchen Mannes. Dieser aber war von so außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten, und sie durch individuelle Schicksale und Leistungen durchführen konnte und sein Tagewerk dergestalt vollbracht sah.

Vorwort zu Schiller's Leben

aus dem Engliſchen von T. Carlyle.

Der hochanſehnlichen Geſellſchaft für ausländiſche ſchöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Geſellſchaft, welche bisher ihre Aufmerkſamkeit inländiſcher Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieſelbe auf die ausländiſche zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie ſehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteſte gedacht hatte, zu ſchätzen wiſſe.

Selbſt mit gegenwärtigem öffentlichem Ausdruck meines dankbaren Antheils geſchieht nur fragmentariſch, was ich im beſſern Zuſammenhang zu überliefern gewünſcht hatte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt nicht zurückweiſen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in ſpätern Jahren ſich an mich thätig angeſchloſſen, mich durch eine mitſchreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles reines wohlgerichtetes Beſtreben wieder ſelbſt verjüngt, mich, der ich ſie heranzog, mit

ſich fortgezogen haben. Es iſt der Verfaſſer des hier überſetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von deſſen Thätigkeit und Vorzügen, ſo wie von deſſen näheren Zuſtanden nachſtehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denſelben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, ſo wird zwiſchen ihnen und ihm eine frohe wirkſame Verbindung ſich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren ſich dieſes Vermächtniſſes und ſeines fruchtbaren Erfolges zuſammen erfreuen, ſo daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier ſchließlich bitten möchte, ſchon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

Weimar, April 1830.

Vorwort.

Es iſt ſchon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die ſämmtlichen Nationen, in den fürchterlichſten Kriegen durcheinander geſchüttelt, ſodann wieder auf ſich ſelbſt einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß ſie manches Fremde gewahr worden, in ſich aufgenommen, bisher unbekannte geiſtige Bedürfniſſe hie und da empfunden. Daraus entſtand das Gefühl nachbarlicher Verhältniſſe, und anſtatt daß man ſich bisher zugeſchloſſen hatte, kam der Geiſt nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geiſtigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Dieſe Bewegung währt zwar erſt eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um ſchon einige Betrachtungen

darüber anzuſtellen, und aus ihr baldmöglichſt, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schiller's geſchriebene Werk kann, überſetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfaſſer nahm ſeine Kenntniſſe aus Schriften, die uns längſt bekannt ſind, ſo wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgeſprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schiller's, und alſo einem jeden Deutſchen, wie man kühnlich ſagen darf, höchſt erfreulich ſeyn muß, iſt: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, ſtrebſamer, einſichtiger Mann über dem Meere, in ſeinen beſten Jahren, durch Schiller's Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutſchen Literatur angetrieben worden.

Mir wenigſtens war es rührend, zu ſehen, wie dieſer rein und ruhig denkende Fremde, ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Productionen unſres verewigten Freundes, immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deßhalb dafür, daß dieſes Werk, als von einem Jünglinge geſchrieben, der deutſchen Jugend zu empfehlen ſeyn möchte: denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunſch haben darf und ſoll, ſo iſt es der: in allem Geleiſteten das Löbliche, Gute, Bildſame, Hochſtrebende, genug das Ideelle, und ſelbſt in dem nicht Muſterhaften, das allgemeine Muſterbild der Menſchheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieſes Werk von Bedeutung ſeyn, wenn wir ernſtlich betrachten: wie ein fremder Mann die Schillerſchen Werke, denen wir ſo mannichfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der ſeinigen ſchätzt, verehrt und dieß, ohne irgend eine Abſicht, rein und ruhig zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte ſodann hier wohl am Platze ſeyn, daß ſogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun, gerade in dem Augenblicke welcher auswärts der deutſchen Literatur günſtig iſt, abermals ſeine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewiſſen Stufe der Literatur immer nützlich und wirkſam ſeyn werde.

So ſind z. B. Herder's Ideen bei uns dergeſtalt in die Kenntniſſe der ganzen Maſſe übergegangen, daß nur wenige, die ſie leſen, dadurch erſt belehrt werden, weil ſie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zuſammenhange ſchon völlig unterrichtet worden. Dieſes Werk iſt vor kurzem ins Franzöſiſche überſetzt; wohl in keiner andern Ueberzeugung als daß tauſend gebildete Menſchen in Frankreich ſich immer noch an dieſen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgeſetzte Bild ſey folgendes gemeldet: Unſer Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er in der Stille lebend ſich im beſten Sinne auszubilden ſuchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit ſagen, in der deutſchen Literatur hiezu die meiſte Förderniß fand.

Später, um ſich ſelbſt und ſeinen redlichen literariſchen Studien unabhängig zu leben, begab er ſich, etwa zehn deutſche Meilen ſüdlicher, ein eignes Beſitzthum zu bewohnen

und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtoch genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtin seine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt sind, erwehren sich kaum des Wunsches, von geehrten, geliebten, weitabgesonderten Personen das Portrait, sodann die Abbildung ihrer Wohnung, so wie der nächsten Zustände, sich vor Augen gebracht zu sehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluse, Tasso's Wohnung in Sorrent! Und ist nicht immer die Bieler Insel, der Schutzort Rousseau's, ein seinen Verehrern nie genugsam dargestelltes Local?

In eben diesem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verschaffen gesucht, und ich war um so mehr auf die Wohnung Herrn Thomas Carlyle's begierig, als er seinen Aufenthalt in einer fast rauhen Gebirgsgegend unter dem 55sten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch solch eine treue Nachbildung der neulich eingesendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leser, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweisen und dadurch, so wie durch eingeschaltete Auszüge aus den

Briefen des werthen Mannes, das Intereſſe an einer edlen allgemeinen Länder- und Welt-Annäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, den 28. Sept. 1828.

„Sie forſchen mit ſo warmer Neigung nach unſerem gegenwärtigen Aufenthalt und Beſchäftigung, daß ich einige Worte hierüber ſagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries iſt eine artige Stadt, mit etwa 15,000 Einwohnern und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzuſehen eines bedeutenden Diſtricts in dem ſchottiſchen Geſchäftskreis. Unſer Wohnort iſt nicht darin, ſondern 15 Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordweſtlich davon entfernt, zwiſchen den Granitgebirgen und dem ſchwarzen Moorgefilde, welche ſich weſtwärts durch Galloway meiſt bis an die iriſche See ziehen. In dieſer Wüſte von Haide und Felſen ſtellt unſer Beſitzthum eine grüne Oaſe vor, einen Raum von geackertem, theilweiſe umzäuntem und geſchmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anſtrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beſchäftigen. Wir wünſchen daß unſre Roſen- und Garten-Büſche fröhlich heranwachſen, hoffen Geſundheit und eine friedliche Gemüthsſtimmung, um uns zu fördern. Die Roſen ſind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber ſie blühen doch ſchon in Hoffnung.

me der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß — Der Tod vereinigt alles, Brackenburg, uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit dir sterben! Theile! Theile! Es ist genug, zwey Leben auszulöschen.

Clärchen. Bleib! du sollst leben, du kannst leben. — Steh' meiner Mutter bey, die ohne dich in Armuth sich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr seyn kann, lebt zusammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist. Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt ihr Kreislauf, und mein Puls schlägt kaum noch wenige Minuten! Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödtest uns in dir, o leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft und die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau eben so gut gefallen haben, als auf seiner Insel St. Pierre.

„Fürwahr, meine städtischen Freunde schreiben mein Hierbergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher, allein zu dem Zweck, meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Erdraum ist unser, hier können wir leben, schreiben und denken wie es uns am besten dünkt, und wenn Zoilus selbst König der Literatur werden sollte.

„Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend, eine Lohnkutsche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unser britisch Weimar ansehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von französischen, deutschen, amerikanischen, englischen Journalen und Zeitschriften, von welchem Werth sie auch seyn mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unsrer Höhen entdeck' ich, ungefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch wo gerath' ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungewiß über meine künftige literarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil

vernehmen möchte; gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir, nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualism zu einer geschmeidigeren Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einsicht in die wichtigsten Fächer brittischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsre ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht, oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sey. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwiedern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsre wohldenkenden Landsleute, in so fern es nöthig seyn sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte ſchon den Wilhelm Meiſter überſetzt und gab ſodann vorliegendes Leben Schiller's im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erſchien German Romance in 4 Bänden wo er aus den Erzahlungen und Mahrchen deutſcher Schriftſteller, als Muſaus, La Motte Fouque, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er ſeiner Nation am aemaßeſten zu ſern glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeſchickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftſtellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weiſe, wie der Freund ſich moglichſt von der Perſonlichkeit und den Zuſtanden eines jeden zu unterrichten acnucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, ſeine Kenntniſſe immer mehr zu vervollſtandigen.

In den Edinburgher Zeitſchriften, vorzuglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet ſind, finden ſie nun, außer den ſchon genannten deutſchen Autoren, auch Ernſt Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere, von verſchiedenen Referenten, am meiſten aber von unſerm Freund beurtheilt und eingeführt.

Höchſt wichtig iſt bei dieſer Gelegenheit zu bemerken, daß ſie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um uber das eigentliche Feld und Fach, ſo wie alsdann über das beſondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meiſterhaft abzuſchließen.

Dieſe Edinburgh Reviews, ſie ſeyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswartigen Literaturen beſonders gewidmet, haben Freunde der Wiſſenſchaften aufmerkſam zu beachten; denn es iſt höchſt merkwurdig, wie der grundlichſte

Ernſt mit der freiſten Ueberſicht, ein ſtrenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freiſinn, in dieſen Vorträgen ſich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort, in demjenigen was uns hier ſo nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unſern ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen, welche für einen beſondern Charakterzug der Deutſchen gelten können, ſo haben wir uns gleichfalls nach dem umzuſehen, was ihnen dort von dieſer Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich ſeit meinem Hierſeyn ſchrieb, iſt ein Verſuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von dieſem Mann gehört, und doch war er einer der entſchiedenſten Genies; aber in der niedrigſten Claſſe der Landleute geboren, und durch die Verwicklungen ſonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, ſo daß was er wirkte, verhältnißmäßig geringfügig iſt; er ſtarb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

„Wir Engländer, beſonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter ſeit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er ſey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahre 1759 geboren, und keiner dieſer beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengeſetzten Hemiſphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmoſphäre fing ihr gegenſeitiges Licht auf."

Mehr jedoch als unſer Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebſte Gedicht John

Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geſchaßt, veranlaßte ſolches manche Verſuche unſrer Sprache es anzueignen. Hans Gerſtenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unabläſſig verfolgen und beſchadigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen dieſen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, beſonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenſchaftlichen Biertrinker. Gerade in dieſem heitern genialiſchen Anthropomorphismus zeigt ſich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforſchung fanden wir dieſe Gedichte in der Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke von 1822, welche eine Skizze ſeines Lebens voranſteht, die uns wenigſtens von den Aeußerlichkeiten ſeiner Zuſtände bis auf einen gewiſſen Grad belehrte. Was wir von ſeinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von ſeinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die ſchottiſche Sprache grade da hinderlich war, wo er des reinſten natürlichſten Ausdrucks ſich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unſre Studien ſo weit geführt, daß wir die nachſtehende rühmliche Darſtellung auch als unſrer Ueberzeugung gemäß unterſchreiben können.

Inwiefern übrigens unſer Burns auch in Deutſchland bekannt ſey, mehr als das Converſations-Lexikon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern literariſchen Bewegungen in Deutſchland unkundig, nicht zu ſagen: auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzeſten Wege zu weiſen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828 recenſirt von unſerm Freunde im Edinburgh Review, December 1828.

Nachfolgende Stellen daraus überſetzt, werden den Wunſch

das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, nach hoher Bildung strebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und trostlosesten Aussichten auf die Zukunft; ohne Förderniß, als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguson und Ramsay, als das Panier der Schönheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsterniß einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens; er wächst an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines inneren Geistes strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles dessen was in uns das Edelste zu nennen ist; sein Leben ist uns ein reicher Unterricht und wir betrauern seinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte so wie belehrte.

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an

Robert Burns gegönnt; aber mit allzuvornehmer Gleichgültigkeit warf ſie ihn aus der Hand als ein Weſen ohne Bedeutung. Es war entſtellt und zerſtört ehe wir es anerkannten: ein ungünſtiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menſchliche Daſeyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung ſeines eigenen nicht geworden. Das Geſchick — denn ſo müſſen wir in unſerer Beſchränktheit reden — ſeine Fehler, die Fehler der Andern laſteten zu ſchwer auf ihm, und dieſer Geiſt, der ſich erheben hatte, ware es ihm nur zu wandern geglückt, ſank in den Staub, ſeine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er ſtarb, wir dürfen wohl ſagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und ſo eine freundlich warme Seele, ſo voll von eingebornen Reichthümern, ſolcher Liebe zu allen lebendigen und lebloſen Dingen! Das ſpate Laubenſchönchen fällt nicht unbemerkt unter ſeine Pflugſchar, ſo wenig als das wohlverſorgte Neſt der furchtſamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit, verweilt er in dieſen ernſten Scenen der Verwüſtung; aber die Stimme des Windes wird ein Pſalm in ſeinem Ohr; wie gern mag er in den ſauſenden Wäldern dahin wandern: denn er fühlt ſeine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherſchreitet. Eine wahre Poetenſeele! ſie darf nur berührt werden und ihr Klang iſt Muſik.

„Welch ein warmes allumfaſſendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauensvolle, gränzenloſe Liebe! welch edelmüthiges Ueberſchätzen des geliebten Gegenſtandes! Der Bauer, ſein Freund, ſein nußbraunes Mädchen ſind nicht länger gering und dörfiſch, Held vielmehr und Königin; er rühmt ſie als gleich würdig des Höchſten auf der Erde. Die rauhen Scenen

ſchottiſchen Lebens ſieht er nicht im arkadiſchen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer ſolchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armuth fürwahr iſt ſein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelſinn, welche unter dem Strohdach wohnen, ſind lieb und ehrwürdig ſeinem Herzen. Und ſo über die niedrigſten Regionen des menſchlichen Daſeyns ergießt er die Glorie ſeines eigenen Gemüthes und ſie ſteigen, durch Schatten und Sonnenſchein verklärt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche ſonſt die Menſchen kaum in dem Höchſten erblicken.

„Hat er auch ein Selbſtbewußtſeyn, welches oft in Stolz ausartet, ſo iſt es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes mißlauniſches Gefühl, ein freies und geſelliges. Dieſer poetiſche Landmann betragt ſich, möchten wir ſagen, wie ein König in der Verbannung: er iſt unter die Niedrigſten gedrängt und fühlt ſich gleich den Höchſten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen ſtreitig mache. Den Zudringlichen kann er abſtoßen, den Stolzen demüthigen, Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeſchlecht haben bei ihm keinen Werth. In dieſem dunklen Auge iſt ein Feuer, woran ſich eine abwürdigende Herablaſſung nicht wagen darf; in ſeiner Erniedrigung, in der äußerſten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majeſtät der Poeſie und Mannheit. Und doch, ſo hoch er ſich über gewöhnlichen Menſchen fühlt, ſondert er ſich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Intereſſe Theil, ja er wirft ſich in ihre Arme und, wie ſie auch ſeyen, bittet er um ihre Liebe. Es iſt rührend zu ſehen, wie in den duſterſten Zuſtänden dieſes ſtolze Weſen in der Freundſchaft Hülfe ſucht, und oft ſeinen Busen dem Unwürdigen aufſchließt; oft unter

Thränen an sein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundschaft nur als Namen kennt. Doch war er scharf- und schnellsichtig, ein Mann vom durchdringendsten Blick, vor welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigte sich dieser Landmann unter uns: Eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten. Und ein solcher Mann war es für den die Welt kein schicklicher Geschäft zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Accise auf den Talg zu berechnen und Bierfässer zu visiren. In solchem Abmühen ward dieser mächtige Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh' uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so war' es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Gahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur, in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen, eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen und zwar so, daß man in allen Fächern übersehen könne was dort geleistet worden, um sowohl den Gelehrten, den denkenden Leser, als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Katalog aufschlagen um zu forschen: ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke, mit andern Verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen seyn zu erfahren: wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze, und sie werden nichts verabsäumen um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und dasselbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schiller's, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksieht, hiedurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere: so erlaube er mir einige seiner neusten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am besten deutlich machen möchten.

---

zu beyden Seiten stehn, und immer achtsam soll die Liebe den schönsten Trost in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unser! Unser! Ich darf nicht sagen, mein.

Clärchen. Leise, Brackenburg! Du fühlst nicht, was du rührst. Wo Hoffnung dir erscheint, ist mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, schau' hinab und sieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden, ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du bist berauscht; gehüllt in Nacht, suchst du die Tiefe. Noch ist nicht jedes Licht erloschen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grausam zerreißest du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um sich ziehn und wider Willen grauen! Furchtsam schaut der Bürger aus seinem Fenster, die Nacht läßt einen schwar-

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22. December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweitenmale den Briefwechſel geleſen und ſende heute einen darauf gegründeten Aufſatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, beſonders der deutſchen Literatur, ſich mit wachſender Schnelle verbreitet ſo weit die engliſche Zunge herrſcht, ſo daß bei den Antipoden, ſelbſt in Neuholland die Weiſen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß ſogar in Oxford und Cambridge, unſern beiden engliſchen Univerſitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der inſulariſchen eigenthümlichen Beharrlichkeit ſind betrachtet worden, es ſich in ſolchen Dingen zu regen anfangt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geſchickten Ueberſetzer gefunden und in Oxford haben zwei bis drei Deutſche ſchon hinlängliche Beſchäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewiſſe Augen zu ſtark ſeyn; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen ſich nur einander kennen, und der gegenſeitige Haß wird ſich in gegenſeitige Hulfleiſtung verwandeln, und anſtatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt ſind, werden wir alle natürliche Freunde ſeyn."

Wenn uns nach allem dieſem nun die Hoffnung ſchmeichelt, eine Uebereinſtimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde ſich durch nähere Kenntniß der verſchiedenen Sprachen und Denkweiſen nach und nach erzeugen: ſo

wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutſchen Literatur zu ſprechen, welcher ſich in einem beſondern Falle höchſt wirkſam erweiſen möchte.

Es iſt nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei brittiſchen Königreiche nicht gerade in dem beſten Einverſtändniſſe leben, ſondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugſam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei ſich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutſche ethiſch-äſthetiſche Literatur durch das dreifache Britannien ſich verbreitet, zugleich auch eine ſtille Gemeinſchaft von Philogermanen ſich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, ſo nahverwandten Völkerſchaft, auch unter einander, als vereinigt und verſchmolzen ſich empfinden werden.

German Romance.

Vol. IV.

Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieſes Titels im Deutſchen wieder zu geben müßten wir allenfalls ſagen: Muſterſtücke, romantiſcher, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutſcher Autoren welche ſich in dieſem Fache hervorgethan haben; ſie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Muſäus, Tieck, Hoffmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier anmuthiger Sprache. Merkwürdig ſind die einem jeden Autor vorgeſetzten Notizen, die man, ſo wie die Schilleriſche Biographie, gar wohl rühmen, auch unſern Tagesblättern und Heften zu Ueberſetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa ſchon uns unbewußt geſchehen iſt, empfehlen darf. Die Lebenszuſtände und Ereigniſſe ſind mit Sorgfalt dargeſtellt und geben von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung deſſelben auf ſeine Schriften genugſame Vorkenntniß. Hier ſowohl wie in der Schilleriſchen Biographie beweiſ't Herr Carlyle eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem deutſchen poetiſch-literariſchen Beginnen; er zieht ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, jeden an ſeiner Stelle, und ſchlichtet hiedurch gewiſſermaßen den Conflict der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich iſt. Denn leben und wirken heißt eben ſo viel

als Partei machen und ergreifen. Niemand iſt zu verdenken wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm ſeine Exiſtenz ſichert, und einen Einfluß verſchafft der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt ſich nun hiedurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunſt und Nebel ſich ſetzen, zerſtreuen und verſchwinden, und ſieht jene fernen Regionen vor ſich aufgeklart mit ihren lichten und beſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt ſind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeſchrieben, eingeſchaltet ſtehen, ſollte man auch finden daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich geſteht daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erſonnen, wird man durch Nationalität und Perſönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchſcheinen ſehen.

Da nun auch im praktiſchen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdiſch Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigennützige, Lügenhafte ſich durchſchlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet; ſo iſt zwar nicht zu hoffen daß ein allgemeiner Friede dadurch ſich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß iſt es was die Uebrigen ſich anzueignen haben. Die Beſonderheiten einer jeden muß man

kennen lernen, um ſie ihr zu laſſen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation ſind wie ihre Sprache und ihre Münzſorten: ſie erleichtern den Verkehr, ja ſie machen ihn erſt vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am ſicherſten erreicht, wenn man das Beſondere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaften auf ſich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch feſthält, daß das wahrhaft Verdienſtliche ſich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menſchheit angehört. Zu einer ſolchen Vermittelung und wechſelſeitigen Anerkennung tragen die Deutſchen ſeit langer Zeit ſchon bei. Wer die deutſche Sprache verſteht und ſtudirt, befindet ſich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er ſpielt den Dolmetſcher, indem er ſich ſelbſt bereichert.

Und ſo iſt jeder Ueberſetzer anzuſehen, daß er ſich als Vermittler dieſes allgemein geiſtigen Handels bemüht, und den Wechſeltauſch zu befördern ſich zum Geſchäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens ſagen mag, ſo iſt und bleibt es doch eines der wichtigſten und würdigſten Geſchäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran ſagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in ſeiner eigenen Sprache.“ So iſt jeder Ueberſetzer ein Prophet in ſeinem Volke. Luther's Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäft der Bibelgeſellſchaft anders, als das Evangelium einem jeden Volke in ſeine Sprache und Art gebracht zu überliefern?

Wallenstein.

From the German of Fr. Schiller.'

Edinburgh 1827.

Wenn ich oben durch ein poetiſches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Ueberſetzungen unſerer dichteriſchen Arbeiten jederzeit erregen müſſen, ſo wird man mir gern zugeſtehn, daß ich bei einer Ueberſetzung Wallenſteins eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieſer höchſt bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfaſſer nicht von der Seite. Er hatte die Gabe über das was er vorhatte, ja ſo eben arbeitete, ſich mit Freunden beſprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur ſeines ewig reflectirenden Geiſtes; es ſtörte ſeine Production keineswegs, ſondern reoelte ſie und gab ihr Geſtalt, wie aus unſrer durch zehn Jaore geführten Correſpondenz nächſtens zu erſehen ſeyn wird.

Bracht' ich nun, nach ſeiner Vollendung, dieſes dreifache Werk, gemeinſchaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Proben, die Mühſeligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erſcheinung gelangte; wohnte ich ſo mancher Vorſtellung in kritiſch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauſpielers individuellem nicht immer rein correſpondirendem Sprachton mir vor die Ohren, wußt' ich das Gedicht auswendig: ſo wird

man mir verzeihen, wenn ich ſage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, ſo daß ich es in vielen Jahren weder wiederſehen noch leſen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakſpeare's entgegen, die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterſeelen ging mir lebhaft auf; es war das erſte friſche wieder, daſſelbe in einem andern, und ſo neu daß es mich wieder mit ſeiner völligen Kraft ergriff und die innerlichſte Rührung hervorbrachte. Die Vorrede iſt höchſt bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schiller'ſchen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu überſetzen wagt, giebt er hiſtoriſche Kenntniß, den Schlußgeſang aber überſetzt er, und wir vernehmen ihn aufs neue in fremder Sprache eben ſo aufregend wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review und Foreign- und Foreign Quarterly Reviews

vom Jahre 1828.

Des Edinburgh Review, ſodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir dießmal nur flüchtig erwähnen.

Dieſe Zeitſchriften, wie ſie ſich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirkſamſte beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede ſeyn könne, die Nationen ſollen übereindenken, ſondern ſie ſollen nur einander gewahr werden, ſich begreifen, und wenn ſie ſich wechſelſeitig nicht lieben mögen, ſich einander wenigſtens dulden lernen. Wenn nun dießmal mehrere Geſellſchaften, welche die brittiſchen Inſeln mit dem Auslande bekannt zu machen die Abſicht haben, in ſich ſelbſt wirklich übereinſtimmend erfunden werden; ſo erfahren wir Auslaander dadurch wie man dort geſinnt iſt, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen geſtehen wir gern, daß ſie höchſt ernſt, aufmerkſam, mit Fleiß, umſichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Reſultat ſeyn, daß wir über unſre eigne kaum vergangene Literatur, die wir gewiſſermaßen ſchon beſeitigt haben, wiederum zu

denken und neue Betrachtungen anzuſtellen genöthigt werden. Bemerkenswerth iſt beſonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier worin derſelbige wirkt, bei dieſer Gelegenheit zu überſchauen.

Bei den poetiſchen Leiſtungen von Ernſt Schulze kommt die Einwirkung Wieland's durch Beiſpiel, die Theilnahme Bouterwek's durch freundſchaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus, von Klingemann, giebt Gelegenheit das neuere deutſche Trauerſpiel, ſein Beſtreben und Unternehmen darzuſtellen.

Victor Couſin's philoſophiſche Fragmente geben Anlaß ungünſtig von der deutſchen Philoſophie überhaupt zu ſprechen, und ſich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutſchen Reiſenden, veranlaſſen den Referenten auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutſchland gern als eine große Einheit ſehen möchten und als Mittelpunkt derſelben uns eine große Hauptſtadt wünſchen. Bei den Aufſätzen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu ſehr als Parteiſchriftſteller auftrete, und den Widerwillen gegen die neuſten geheimen Geſellſchaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufſatz, der von einigen Schriften welche Franz Horn angehören ausgeht, beſchäftigt ſich, dieſe im Rücken laſſend, gleichfalls auf eine höchſt merkwürdige Weiſe die Labyrinthe deutſcher Denkart und Kunſt zu durchwandern und darzuſtellen. Werner's Leben und Schriften ſcheinen ſie mit dem billigſten Ernſt behandelt zu haben; aber wir geſtehen gern, daß uns der Muth fehlte jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißriſſen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten,

an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menſchlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals hiſtoriſch-kritiſch gelaſſenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweiſe jener Kunſtrichter fordert in vielfachem Sinne unſere Aufmerkſamkeit. Bei mannichfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinſtimmenden Urtheile auf eine wo nicht geſchloſſene Geſellſchaft doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weiſe herangewachſener Zeitgenoſſen. Bewundernswürdig iſt der redliche Fleiß, ſind die ſorgfältigen Bemühungen die ſie anwenden ſich in unſern verwickelten äſthetiſch-literariſchen Zuſtänden umzuſchauen, ſie von einem höheren Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken; daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

zen Flecken zurück; er schaut, und fürchterlich wächst im Lichte das Mordgerüst. — Neu-leidend wendet das entweihte Gottesbild sein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt sich nicht hervor; sie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er sterben soll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern schlägt. Halt! Halt! nun ist es Zeit! mich scheucht des Morgens Ahndung in das Grab. Sie tritt an's Fenster als sähe sie sich um, und trinkt heimlich.

Brackenburg. Cläre! Cläre!

Clärchen geht nach dem Tisch und trinkt das Wasser. Hier ist der Rest! Ich locke dich nicht nach. Thu' was du darfst, leb' wohl. Lösche diese Lampe still und ohne Zaudern, ich geh' zur Ruhe. Schleiche dich sachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette dich! Rette dich! wenn du nicht mein Mörder scheinen willst. ab.

Brackenburg. Sie läßt mich zum letztenmale wie immer. O könnte eine Menschen-

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. Juli 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieser Zeitschrift die sittlich-ästhetischen Bemühungen der Deutschen aufgenommen und angesehen sind. Der Referent dieses Faches ist ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und andere verdanken werden.

In dem ersten Aufsatz überschrieben: On the Supernatural in Fictitious Compositions, welches wir übersetzen möchten, das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unseres Hoffmann's den Anlaß genommen seine Gedanken auszusprechen.

Statt aller Definition und Erklarung trägt er eine kurze Geschichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geist gebracht wird; sodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorschreite, bis sie endlich, wenn sie keine höhere bändigende Kunst anerkennt, sich ganz und gar ins Falsche verliert, das Gräßliche, Schreckliche ins Unnatürliche und Unmögliche steigert und zuletzt ganz und gar Unertragliches hervorbringt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigene Art von Kritik, es ist dieselbe welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgultigkeit beleuchtet und sie eben dadurch jedem Urtheil offenba

vorlegt. Hoffmann's talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen auf den Tod gefolterten Wesens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen ist: „Wir müssen uns von diesen Raserein losſagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen."

Hören wir ihn ferner: „Es ist unmöglich Mährchen dieser Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es sind nicht die Gesichte eines poetischen Geistes, sie haben kaum so viel scheinbaren Gehalt als den Verrücktheiten eines Mondsüchtigen allenfalls zugestanden würde; es sind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns, denen wir, wenn sie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltsames überraschen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit widmen können. Fürwahr! die Begeisterungen Hoffmann's gleichen oft den Einbildungen die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er seiner Einbildungskraft ernster geboten hätte, ein Schriftsteller der ersten Bedeutung geworden wäre, so dürfte er doch, indem er dem kranken Zustand seines zerrütteten Wesens nachhängt, jener gränzenlosen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffassungen als anheim gegeben erscheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu besiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und sonstige Reinigungen, verbunden mit gesunder Philosophie und überlegter Beobachtung, würden unsern Hoffmann wie jenen bedeutenden Schriftsteller zu einem gesunden Geisteszustand wieder zurückgebracht haben und seine Einbildungskraft, in einem gleichen und stetigen Flug sich bewegend,

hätte vielleicht das höchste Ziel poetischer Kunst erreicht. — Seine Werke jedoch wie sie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muster der Nachahmung aufzustellen seyn, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anschaulich machen, wie die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungstrieb des Besitzers."

Wir können den reichen Inhalt dieses Artikels unsern Lesern nicht genugsam empfehlen: denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft würden.

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Literatur ausschließen kann und soll, so besteht denn doch das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß wenn irgend eine Art von wunderlicher Composition sich hervorthut, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen nach sich reißt.

Würden vorzügliche Geister sich auf mehr als Eine Weise versuchen, so würden sie sich und andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geist eben so vielseitig wirksam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umsicht gewinnt.

Daß eine gewiſſe humoriſtiſche Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entſpringen könne, davon hat der Verfaſſer der neuen Meluſine ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete ſich aber den Verſuch zu wiederholen, weil das Unternehmen ſchwieriger iſt als man denkt.

In dieſem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmiſchen Kindermährchen zu empfehlen, wo der naturfeſte Bauerjunge der immer von Schaudern (Grieſeln) hört, und höchſt neugierig was denn das eigentlich für eine Empfindung ſey? die geſpenſterhafteſten Abenteuer mit realiſtiſcher Gemüthsruhe beſteht und durch eine Reihe der fürchterlichſten Zuſtände hindurch, bei welcher dem Leſer wirklich ſchaudert, ſeinen reinen Proſaismus bewährt, einen Tod- und Teufels-Spuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchſten Glück ſich nicht beruhigen kann, daß ihm eine ſolche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich, durch einen abſurden Weiberſpaß, belehrt wird was denn eigentlich Schauern ſey.

Der Gegenſatz von Aeußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüſtlichem geſundem Sinn und geſpenſtiſchem Trug kann nicht beſſer dargeſtellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weiſe zu beruhigen iſt, finden wir meiſterhaft erfunden, und ſo platt die Auflöſung ſcheinen mag, getrauen wir uns doch ſie als höchſt geiſtreich anzurühmen.

Whims and Oddities.

1827.

Dieß Werk, deſſen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu überſetzen wäre, läßt ſich ſchwer beurtheilen. Zuvörderſt wird der Leſer dadurch äußerſt irre, daß die eingeſchalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und proſaiſchen Aufſätze, denen ſie beigegeben ſind, wirklichen Bezug haben; man ſucht im Texte Uebereinſtimmung mit den Bildern, und findet keine: ein andermal gehören ſie wieder ganz eigentlich zuſammen, und es brauchte Zeit bis man hierüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoriſten rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefallt ſich, nach allen Seiten hinzudeuten, ſich in Anſpielungen zu ergehen, welche der continentale Leſer wohl ſchwerlich alle ſich zurecht legen könnte. Mannichfaltige Stellen ſo verſtorbener als lebender Poeten und Schriftſteller aller Art, beſonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in ſeinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in ſolchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, ſo geſteht man dem Autor, wie dem Skizziſten, Geiſt und Talent ſehr gerne zu. Die proſaiſchen Aufſätze ſind lebhaft humoriſtiſch, aber maßig, nicht fratzenhaft;

der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetischen Sinn, aber man freut sich an einem klaren freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav ist er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Gischt weiß er recht gut zu malen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt alles, selbst was sich zum Erhabenen hinneigt, ins Absurd-Possenhafte, welches denn beim ersten Aufschlagen sogleich einem jeden Leser zum voraus angekündigt ist.

IV.

Italiänische Literatur.

Don Ciccio.

Nachdem das Morgenblatt diesen, in der geheimen Italianischen Literatur sehr berüchtigten Namen einmal ausgesprochen, so wird es nicht unwillkommen seyn, das Nähere von ihm und seinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu seiner Schmach vielbesungenen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; sein Widersacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Prosa und Versen berühmt, Mitglied der vornehmsten Gesellschaften in Italien, besonders der Arcadier.

Lazzarelli, geboren im Jahr 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort, und ergab sich der Rechtsgelehrtheit, welche er in der Römischen Curie, als Auditor des Cardinals Cardegna, praktisch ausubte. Allein seine Familie zu erhalten, kehrte er ins Vaterland zurück, bekleidete manche öffentliche Aemter, und zuletzt das wichtigste eines Gonfaloniere; doch begab er sich aufs neue in ausländische Dienste und trieb die Geschäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu seinem Rath und Secretär und endlich zum Präfecten der Residenz, wo er, stets in

seele fühlen, wie sie ein liebend Herz zerreißen kann. Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen; und Tod und Leben ist mir gleich verhaßt. — Allein zu sterben! — Weint, ihr Liebenden! Kein härter Schicksal ist als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen, und schickt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach, und stößt in's Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand ist dein, sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! — Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn? den unauslöschlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? — Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel biethen gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglückseligen willkommen! —

Brackenburg geht ab, das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Musik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen

gutem Verhältniß zu seinem Fürsten und den berühmtesten Literatoren, 1693 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernsten und schönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergestalt. Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmuthige und gefällige Manieren, eine wunderſam kluge, gelehrte und erheiternde Unterhaltung; ſeine Lebensart, ſeine Religion, Nächſtenliebe und Pflichtbefolgung wurden ohne Ausnahme gerühmt.

Als er im Gericht zu Macerata ſaß, war Arrighini ſein vertrauter College; worüber ſie ſich aber bis auf den Grad des ſeltſamſten Haſſes entzweit, iſt nicht bekannt geworden; genug, in dem Werke:

La Ciceide.

legittima di Gio. Francesco Lazzarelli.

Edizione accresciuta

in Amsterdam MDCCLXXX.

finden ſich 330 Sonette, welche alle damit ſchließen, daß Don Ciccio ein N. N. ſey. Hierauf folgen 80 Gedichte, zum Theil gleichfalls Sonette, ſämmtlich zu demſelben löblichen Zweck beſtimmt; das vorletzte iſt nach dem Tode des Ciccio und das letzte von dem Verfaſſer aus dem Fegefeuer datirt. Auch dieſe Zugabe iſt von gleichem, unverwüſtlichem Humor und poetiſchem Werth.

Nun glauben wir aber unſern Leſern eine Entwickelung ſchuldig zu ſeyn, wie es möglich geweſen, eine ſolche Maſſe von Schmähgedichten, wohlgezählt 410, auf einen einzigen Mann auszuſchütten, der kein verdienſtloſer, ſchlechter Menſch, aber wohl eine ungeſchickte, zudringliche, anmaßliche Perſon

geweſen ſeyn mag. Hätte nun der Dichter ſeinen Haß bloß verneinend ausgeſprochen, ſeinen Gegner nur geſcholten, ihm durch Verkleinerungen allen Werth und Würde zu rauben geſucht, ſo wär' es ihm ſchwerlich geglückt, den Leſer anzuziehen und feſtzuhalten. Da er aber glücklicherweiſe verſteht, ſeinen Schalkheiten poſitiven Gehalt zu geben, ſo bringt er uns jedesmal Gewinn, beſticht und nöthigt uns auf Unkoſten ſeines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege ihm jedoch dieſes gelingt, wird nunmehr umſtändlicher auseinander zu ſetzen ſeyn.

Lazzarelli hatte das Glück in die Epoche einer ſehr hohen, aber auch zugleich freien und loſen Cultur zu fallen, wo es erlaubt iſt die würdigſten Gegenſtände der nächſtvergangenen Zeiten parodiſtiſch zu benutzen. Die Sonette fallen in die Jahre 1683, 84, unter die Regierung Innocenz XI., die keineswegs bigott war. Ihn ſieht man ausgerüſtet mit allem, was Alterthum und Geſchichte darbietet, was ein kirchliches und politiſches Leben mittheilt, was Künſte ſpielend überliefern, und wovon die Wiſſenſchaft entweder ſchon vollſtändige Kenntniß giebt, oder doch die erſten Blicke gewährt. Gelehrſamkeit, Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Aeußerungen, alles findet ſich beiſammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus welchen der Verfaſſer ſeinen Muthwillen auferbaut; genug, nicht allein Italiäniſche Kenner und Naturforſcher, ſondern auch Franzöſiſche behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur geſprochen, Homer ſie nicht ſchöner beſchrieben habe.

Ohne in ein ſolches unbedingtes, vielleicht Manchem übertrieben ſcheinendes Lob gerade einzuſtimmen, will ich verſuchen ferner abzuleiten, wie unſerm Autor daſſelbe zu Theil werden konnte.

Außer jenen schon zugestandenen großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer ausreichenden theoretischen und praktischen Bildung genoß der Verfasser des noch größern Nationalvorzugs, einer lebendigen Welt-Anschauung. Der Italiäner, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt, erst spielend, dann heiter, dann ernst, alle die unendlichen Abstufungen, in welchen die bürgerliche Gesellschaft sich um ihn her bewegt. Alles was dem Menschen die Natur, was ihm Zustand und Ausbildung giebt, regt sich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchsten Zweige der Verfassung, alle Functionen des Religions-Cultus und der Gerichtspflege, sich am hellen Tage in der freien Luft vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, so begreift man, was da zu sehen, zu bemerken und zu lernen ist. Der Bettler wie der Marchese, der Mönch wie der Cardinal, der Vetturin wie der Kramer, der Handwerker wie der Künstler, alle treiben ihr Wesen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urtheilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen so scharfen Blick zu bemerken, wenn einer etwas Ungeschicktes zu seinem Schaden, oder etwas Kluges zu seinem Nutzen unternimmt, wovon der sicherste Beweis ist, daß der größte Theil ihrer Sprudwörter aus solchen strengen und unbarmherzigen Bemerkungen entstanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiäner, welches von allen Reisenden gekannt, von allen Reisebeschreibern bemerkt ist, bringt ein heiteres, glänzendes Wesen in ihre Literatur; ja die Italiänischen Schriftsteller sind schwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Prosaisten werden Poeten, ehe man sich's versieht, weil sie dasjenige was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der

zweiten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebaren können.

Hieraus läßt sich einsehen, warum es bei dem Deutschen gerade das Umgekehrte ist, und warum wahrhaft poetische Naturen unserer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges prosaisches Ende nehmen.

Jenes Aufpassen der Italiäner auf ein geschicktes oder ungeschicktes Betragen giebt gerade unserm Lazzarelli sehr viel Waffen gegen seinen Gegner. Dieser mag von der Mutter Natur an Gestalt nicht begünstigt, in seinem Betragen nicht angenehm gebildet, in seinen Unternehmungen schwankend und unsicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit widerwärtig, und mehr verworren als klar gewesen seyn; dieses alles weiß nun sein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, so genau und bestimmt zu zeichnen, daß man einen, zwar nicht verdienstlosen, aber doch dämischen Menschen vor sich zu sehen glaubt, ja den Griffel anfassen möchte, um die Carricatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu sprechen, theils bei dieser Gelegenheit vergleichungsweise zu berühren; doch ersparen wir dieß auf andere Zeit, und bemerken nur noch Folgendes:

In der ersten Lust, als der Verfasser ein ganzes Jahr mit täglichen Invectiven auf seinen Widersacher ausfullte, mag er mit Abschriften nicht karg gewesen seyn, wie denn mehrere Sonette an benannte Personen als Zeugen der Abfurditat des Don Ciccio gerichtet sind; hieraus mögen Sammlungen entstanden seyn, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranstaltet worden. Hierüber beklagt er sich, besonders über fremden Einschub, wahrscheinlich um sich gegen die verfänglichsten Stellen zu verwahren; späterhin

giebt er die Gedichte selbst heraus, jedoch mit falschem Verleger-Namen und Druckort: Paris, bei Claudius Rind. Beide Ausgaben sind uns nicht zu Augen gekommen; die dritte obgemeldete hingegen scheint sorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrscheinlich auch in Italien. Diese ist noch im Buchhandel zu finden, und keinen geistreichen Freund der Italiänischen Literatur wird es gereuen, sie in seine Hand-Bibliothek aufgenommen zu haben.

Dante.

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemüths-Eigenschaften Dante's werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich ins Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte; deßhalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, sondern auf eine oder andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umgränzen hilft. Der Uebersetzer nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt, und, was zu dessen Darstellung erforderlich war, in seiner Sprache und seinen Reimen zu leisten gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

Die ganze Anlage des Dante'schen Höllenlocals hat etwas Mikromegisches und deßhalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefsten Abgrund soll man sich Kreis in Kreisen imaginiren; dieses giebt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer wie es seyn möchte, uns

immer als etwas künſtleriſch Beſchränktes vor die Einbildungs
kraft ſich hinſtellt, indem man ja von oben herein alles bi
in die Arena und dieſe ſelbſt überblickt. Man beſchaue da
Gemälde des Orgagna und man wird eine umgekehrte Taſ
des Cebes zu ſehen glauben, ſtatt eines Kegels einen Trichte
Die Erfindung iſt mehr rhetoriſch als poetiſch, die Einbildungs
kraft iſt aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wolle
ſo werden wir durch den ſeltſamen Reichthum der einzelne
Localitäten überraſcht, in Staunen geſetzt, verwirrt und zu
Verehrung genöthigt. Hier, bei der ſtrengſten und deutlichſte
Ausführung der Scenerei, die uns Schritt für Schritt d
Ausſicht benimmt, gilt das was ebenmäßig von allen ſin
lichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von d
Perſonen ſelbſt, deren Strafen und Martern, zu rühmen i
Wir wählen ein Beiſpiel, und zwar den zwölften Geſang:

Rauhfelſig war's da wo wir niederkamen,
Das Steingehäuf' den Augen überaus;
So wie ihr dieſer Tage wahrgenommen
Am Bergſturz diesſeits Trente, der den Schooß
Der Etſch verengte, niemand kennte wiſſen
Durch Unterwühlung oder Erdenſtoß? —
Von Felſenmaſſen, dem Gebirg entriſſen,
Unüberſehbar lag der Hang bedeckt,
Voll über Felſen zackig hingeſchmiſſen,
Bei jedem Schritte gantert' ich erſchreckt.

So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern ſorglich, ſchwankend aber wankten
Sie unter meinem Fuß, der neuen Laſt.
Er ſprach darauf: in tiefſten Gedanken

Beſchauteſt du den Felſenſchutt, bewacht
Von toller Wuth, ſie trieb ich in die Schranken;
Allein vernimm: als in der Hölle Nacht
Zum erſtenmal ſo tief ich abgedrungen,
War dieſer Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher eh der herabgeſchwungen
Vom höchſten Himmel herkam, der dem Dis
Des erſten Kreiſes große Beut' entrungen,
Erbebte ſo die grauſe Finſterniß
Daß ich die Meinung faßte: Liebe zücke
Durchs Weltenall und ſtürz' in mächtigem Riß
Ins alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der ſeit dem Anfang feſtgeruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderſt nun muß ich folgendes erklären: Obgleich in meiner Original-Ausgabe des Dante Venedig 1739 die Stelle: e quel bis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, ſo bleibt ſie mir doch bloß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauh-felſig (alpestro), aber das iſt dem Dichter nicht genug geſagt; das Beſondere daran (per quel ch'iv'er'anco) war ſo ſchrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher um ſich und andern nur einigermaßen genug zu thun, erwähnt er, nicht ſowohl gleichnißweiſe als zu einem ſinnlichen Beiſpiel, eines Bergſturzes, der, wahrſcheinlich zu ſeiner Zeit, den Weg von Trento nach Verona verſperrt hatte. Dort mochten große Felſenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch ſcharf und friſch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, ſondern ſo, daß die einzelnen großen Stücke hebelartig, aufruhend durch irgend einen Fußtritt leicht ins Schwanken zu bringen geweſen. Dieſes geſchieht denn auch hier als Dante herabſteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Christi Höllenfahrt, um nicht allein diesen Sturz, sondern auch noch manchem andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Ursache zu finden.

Die Wanderer nähern sich nunmehr dem Blutgraben, der, bogenartig, von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen ist, wo Tausende von Centauren umhersprengen und ihr wildes Wächterwesen treiben. Virgil ist auf der Fläche schon nah genug dem Chiron getreten, aber Dante schwankt noch mit unsicherem Schritt zwischen den Felsen; wir müssen noch einmal dahinsehen, denn der Centaur spricht zu seinen Gesellen:

„bemerkt! der hinten kommt, bewegt
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt."

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsen-Sturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sey?

In den übrigen Gesangen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Ausmalen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und vorweisen. Solche Parallel-Stellen machen uns mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dante's auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des lebendigen Dante und der abgeschiedenen Todten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

Claſſiker und Romantiker in Italien,

ſich heftig bekämpfend.

Romantico! den Italiänern ein ſeltſames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter Deutſchen Künſtlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, beſonders in Mailand, ſeit einiger Zeit großes Aufſehen. Das Publicum theilt ſich in zwei Parteien, ſie ſtehen ſchlagfertig gegen einander und, wenn wir Deutſchen uns ganz geruhig des Adjectivum romantiſch bei Gelegenheit bedienen, ſo werden dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Kriticismus zwei unverſöhnliche Secten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer iſt, mehr praktiſch als theoretiſch geführt wird, da unſere romantiſchen Dichter und Schriftſteller die Mitwelt fur ſich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Leſern fehlt, da wir über die erſten Schwankungen des Gegenſatzes längſt hinaus ſind und beide Theile ſich ſchon zu verſtändigen anfangen; ſo können wir mit Beruhigung zuſehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun uber den Alpen zu lodern anfangt.

Mailand iſt aber vorzüglich geeignet ein Schauplatz dieſes Kampfes zu werden, weil daſelbſt mehr Literatoren und Künſtler als irgendwo in Italien ſich beiſammen finden, die, bei ermangelnden politiſchen Handeln, nunmehr literariſchen Streitigkeiten ein Intereſſe abgewinnen. Vorzüglich aber

vergessen, flammt noch einigemal auf, dann erlischt sie. Bald verwandelt sich der Schauplatz in das

Gefängniß.

Egmont liegt schlafend auf dem Ruhebette. Es entsteht ein Gerassel mit Schlüsseln und die Thür thut sich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgt **Ferdinand**, Alba's Sohn, und **Silva**, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont. Wer seyd ihr? die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen schüttelt. Was künden eure trotzigen, unsichern Blicke mir an? Warum diesen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns schickt der Herzog, dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringst du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

mußte in dieſer wichtigen Stadt zuerſt eine ſolche Bewegung entſtehen, da man ſich daſelbſt von Deutſcher Sprache und Bildung, bei ſo naher Nachbarſchaft und mannichfaltigen Handelsverhältniſſen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die ſich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herſchreibt, in großer Verehrung ſtehe, läßt ſich gar wohl denken, ja, daß man auf dieſem Grunde, worauf man ſich erbaut, nun auch allein und ausſchließlich zu ruhen wünſcht, iſt der Sache ganz gemäß; daß dieſe Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrſinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entſchuldigen. Haben doch die Italiäner in ihrer eignen Sprache einen ſolchen Widerſtreit, wo eine Partei an Dante und den früheren, von der Crusca citirten Florentinern feſthält, neuere Worte und Wendungen aber, wie ſie Leben und Weltbewegung jüngern Geiſtern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer ſolchen Geſinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgeſprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen ſich beſchäftigt, kommt zuletzt in Gefahr das Entſchlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an ſein Herz zu ſchließen. Eben dieſes Feſthalten aber am Abgeſchiedenen bringt jederzeit einen revolutionären Uebergang hervor, wo das vorſtrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen iſt, ſo daß es ſich vom Alten losreißt, deſſen Vorzüge nicht anerkennen, deſſen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf ſich beſtrebt das Alterthum wieder zu beleben, ſeine Zeitgenoſſen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte, durch gefällige Abſpiegelung näher zu

rücken, da finden ſich große Schwierigkeiten; demjenigen Künſtler dagegen wird es leicht, der ſich umthut, was die Zeitgenoſſen ohnehin lieben, wornach ſie ſtreben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen liegt. Und dann iſt er ja ſelbſt ein Moderner, in dieſe Zuſtande von Jugend auf eingeweiht und darin befangen, ſeine Ueberzeugung ſchließt ſich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun laſſe er ſeinem Talente freien Lauf, und es iſt kein Zweifel, daß er den größten Theil des Publicums mit ſich hinreißen werde.

Bei uns Deutſchen war die Wendung ins Romantiſche aus einer, erſt den Alten, dann den Franzoſen abgewonnenen Bildung, durch chriſtlich-religioſe Geſinnungen eingeleitet, durch trübe, nordiſche Heldenſagen begünſtigt und beſtärkt; worauf ſich denn dieſe Denkweiſe feſtſetzen und verbreiten konnte, ſo daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der ſich nicht religioſen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenſtänden widmete.

Einen ſolchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunſtgeſchichte nun auch in Italien. Als praktiſche Romantiker werden gerühmt Johann Torti und deſſen poetiſche Darſtellung der Leidensgeſchichte Chriſti; ferner ſeine Terzinen über die Poeſie. Alexander Manzoni ſodann, Verfaſſer eines noch ungedruckten Trauerſpiels, der Carmagnol, hat ſich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man ſich aber theoretiſch viel verſpricht, iſt Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatiſchen Einheiten, einen Aufſatz über die Bedeutung des Wortes poetiſch und Ideen über den Styl geſchrieben hat, die noch nicht im Publicum verbreitet ſind. Man rühmt an dieſem jungen Manne einen höchſt geiſtreichen Scharfſinn, vollkommene

Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten so
der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen
losophie gewidmet, Deutsch deßhalb gelernt und sich
Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gem
Nicht weniger hat er andere Deutsche Philosophen studirt
wie unsere vorzüglichsten Dichter. Von diesem hofft
daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse
klaren werde, die sich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt
merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem
Cajus Gracchus, Uebersetzer der Ilias, kampft eifrig
kraftig auf der classischen Seite. Seine Freunde und
ehrer stehen dagegen für die romantische Partei und
sichern, seine eigenen besten Werke seyen romantisch,
bezeichnen solche namentlich, worüber der kostbare M
höchst verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte s
Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht b
wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugen
seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, ni
gewisses antikes Herkommen verlaugnen, vielmehr jed
dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Le
schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der l
diaen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne e
wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Eben so wenig können wir die Bildung verlaugnen
wir von der Bibel hergenommen haben, einer Samm
bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage
lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt
so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Da
sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben

höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

In wiefern nun die Italiänischen Theoretiker sich in Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu; denn weil, wie nicht zu läugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt; hat man ja auch in Deutschland den edelsten Titel eines Naturphilosophen, frecher Weise, zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deßhalb sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unser vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unsers eigenen Cirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete liebenswürdige Geister noch unternehmen, die, mit gesitteten und schicklichen Manieren, die verschiedenen Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunkt zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der Vermittler heißen sollte, dessen Programm aber schon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde; indessen das Publicum, nach seiner löblichen Art, über beide Meinungen spottet und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müssen die Romantiker auch dort in kurzem die meisten Stimmen für sich haben, da sie ins Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen.

Wobei ihnen denn ein Mißverſtändniß zu gute kömmt, daß man nämlich alles, was vaterländiſch und einheimiſch iſt, auch zum Romantiſchen rechnet, und zwar deßhalb, weil das Romantiſche an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Mutterſprache, Landesgeſinnung als höchſt lebendig und religios erſcheinen muß. Wenn man z. B. anfängt, Inſchriften, ſtatt wie bisher in Lateiniſcher Sprache, nunmehr in Italiäniſcher zu verfaſſen, allgemeiner Verſtändlichkeit willen, ſo glaubt man dieſes auch dem Romantiſchen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter dieſem Namen alles begriffen ſey, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich iſt uns ein Beiſpiel gegeben: daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengeſetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantiſche unſeren Sitten nicht näher liegt als Griechiſches und Römiſches.

Der ſo eben mitgetheilte Aufſatz war ſchon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt. Nun ſind aber zeither, außer dem angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung unſern Leſern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwiſchenzeit von andern etwas hierüber ins Publikum gebracht worden, iſt uns unbekannt geblieben, wir jedoch glauben unſere Pflicht deßhalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, ſetzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man ſich ſo gut als möglich zurecht legen möchte. Von Ariſtoteles bis auf Kant muß man erſt wiſſen,

was dieſen außerordentlichen Menſchen zu ſchaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum ſie ſich ſo viel Mühe gegeben.

Jene neuern Mailändiſchen Schriften alſo mögen wir mit dem beſten Willen, mit redlichſter Sorgfalt leſen, ſo können wir doch nicht klar einſehen, warum und wozu ſie geſchrieben ſind? was dieſen Streit aufregt, was ihm Intereſſe giebt und ihn lebendig erhält? Wenigſtens wüßten wir darüber nicht mehr zu ſagen, als was im Vorſtehenden ſchon geäußert worden, und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große herrliche Stadt, die ſich vor kurzem noch als das Haupt Italiens anſehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in ihrem Buſen, der köſtlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, ſo mannichfaltig lebendige Kunſterzeugniſſe, von denen wir guten Deutſchen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, ſondern ſie, den Franzoſen ähnlich, doch liberaler, ihre Darſtellungen in verſchiedene Rubriken. Trauerſpiel, Luſtſpiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe ſind abgeſonderte, obgleich in einander greifende Kunſtfächer, deren jedem das Publicum und, in ſofern er zum Worte kommt, der Theoriſt, innerhalb gewiſſer Begränzungen eigene, beſondere Rechte und Befugniſſe zugeſteht. Hier ſehen wir verboten was dort erlaubt, hier bedingt was dort frei gegeben iſt. Aber alle dieſe Meinungen und Urtheile ſind auf unmittelbare Anſchauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und ſo ſprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder befangen, leidenſchaftlich hin und wieder, über allgemein bekannte

Mannichfaltigkeiten des Tages. Hieraus ſieht man denn, daß nur der Gegenwartige, Mitgenießende allenfalls mit zu urtheilen hätte; und vielleicht nicht einmal der gegenwartige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zuſtandes hineinſpringt und ſeine Anſichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl ſchwerlich gerecht und billig fügen konnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni iſt es ſchon ein etwas anderer Fall. Wenn ſich über mannichfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menſchen entzweien, ſo vereinigt Religion und Poeſie, auf ihrem ernſten tiefern Grunde die ſammtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraſchend, obgleich nicht fremdartig.

Wir geſtehen Herrn Manzoni wahres poetiſches Talent mit Vergnügen zu, Stoff und Bezuge ſind uns bekannt; aber wie er ſie wieder aufnimmt und behandelt, erſcheint uns neu und individuell.

Es ſind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als drei und dreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferſtehung, das Grundergebniß der chriſtlichen Religion; das eigentlichſte Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchſt anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menſchengeſchlechts. Die Paſſion, als Nacht und Finſterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthatige Gottheit ſich einen Augenblick zu unſerm Heil verſenken mochte.

Dieſe vier Hymnen ſind verſchiedenen Ausdrucks und Tons, in verſchiedenen Sylbenmaaßen abgefaßt, poetiſch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrſcht ſie alle; aber eine gewiſſe Kühnheit des Geiſtes, der Gleichniſſe, der

Uebergange zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer naher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als Römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen, dieser wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft: Maria sey doch aus ihrem Stamme geboren und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Il conte di Carmagnola

Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

Dieſes Trauerſpiel, welches wir ſchon früher angekündigt, verdient auf jede Weiſe nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang ſeiner Vorrede wünſcht der Verfaſſer jeden fremden Maaßſtab beſeitigt, worin wir mit vollkommen übereinſtimmen, indem ein ächtes Kunſtwerk, ſo wie ein geſundes Naturproduct, aus ſich ſelbſt beurtheilt werden ſoll. Ferner giebt er an, wie man bei einer ſolchen Schätzung verfahren müſſe. Zuerſt ſolle man unterſuchen und einſehen, was denn eigentlich der Dichter ſich vorgeſetzt, ſodann ſcharf beurtheilen, ob dieſes Vornehmen auch vernünftig und zu billigen ſey, um endlich zu entſcheiden, ob er dieſem Vorſatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichſten Begriff von Herrn Manzoni's Abſichten zu verſchaffen geſucht; wir haben dieſelben löblich, natur- und kunſtgemäß gefunden und uns zuletzt, nach genaueſter Prüfung, überzeugt, daß er ſein Vorhaben meiſterhaft ausgeführt. Nach dieſer Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten, mit dem Wunſche, daß alle Freunde der Italiäniſchen Literatur ein ſolches Werk mit Sorgfalt leſen und daſſelbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurtheilen möchten.

Allein dieſe Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutſchen zuſagen, weßhalb es denn

Pflicht ſeyn will, unſer unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen: wie wir es, nach des Verfaſſers Wunſch und Willen, aus dem Werke ſelbſt hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er ſich von den ſtrengen Bedingungen der Zeit und des Ortes losſage, führt Auguſt Wilhelm Schlegel's Aeußerungen hierüber als entſcheidend an, und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängſtlich-beſchränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutſche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts, dem er widerſprechen möchte; allein die Bemerkungen des Hrn. Manzoni ſind dennoch aller Aufmerkſamkeit auch bei uns werth. Denn obgleich dieſe Angelegenheit in Deutſchland lange genug durchgeſprochen und durchgefochten worden, ſo findet doch ein geiſtreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue, unter andern Umſtänden, zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine friſche Seite, von der ſie zu betrachten und zu billigen iſt, und ſucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfaſſer einiges anbringt, welches den gemeinen Menſchenverſtand anlächelt und ſelbſt dem ſchon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem beſondern Aufſatz giebt er hiſtoriſche Notizen, inſofern ſie nöthig ſind, um jene Zeitläufte und die in denſelben zeitgemäß handelnden Perſonen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ungefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichſten Soldatenſtand aufgerufen, ſchwingt ſich nach und nach durch alle Grade, ſo daß er zuletzt als oberſter Heerführer die Beſitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und ſichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm ſogar

Silva. Vernimm es, so wirst du wissen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und euerm schändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag diese freche That der Ungerechtigkeit sich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägst; hier ist mein Haupt, das freyeste, das je die Tyranney vom Rumpf gerissen.

Silva. Du irrst! Was gerechte Richter beschließen, werden sie vor'm Angesicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So übersteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva nimmt einem dabeystehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lieſt. „Im Nahmen des Königs, und Kraft besonderer von Seiner Majestät uns übertragenen Gewalt, alle seine Unterthanen, weß Standes sie seyen, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir — "

eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwiderstehliche Thätigkeit, dieß ungeduldige Vordringen, entzweit ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar und er widmet sich 1425 Venezianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich mit wenigen, bald im Dienste eines andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung, seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigene Art von Handwerk. Diese Leute vermietheten sich hin und wieder nach Willkür und Vortheil, schlossen Accorde wie andere Handwerker, untergaben sich, in verschiedenen Banden und Abstufungen, durch Uebereinkunft demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermiethete sich wieder an Fürsten, Städte und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich, im Geschäft für fremde Rechnung unternommen, seines eignen Vortheils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliche in diesem Verhältniß war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Heeren gegen einander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen fühlten; sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deßwegen kam es nicht gleich zum Todtschlagen, es fragte sich, wer den andern zum Weichen brachte, in die Flucht jagte oder gefangen nahme.

Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer solchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwuchsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde, jeder Hauptmann nahm sich das Recht, die welche sich ihm ergaben zu entlassen. Wahrscheinlich begünstigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten; dieß aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und, wie die Untergeordneten ohne den Obergeneral zu fragen ihre Gefangenen entließen, so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfalle, das Hauptgeschäft allzusehr gefahrdet wurde.

Nun hatte überdieß noch ein jeder Condottier neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel Ansehn und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürsten zu einem bestätigten Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so Vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Mitbhelden, der seine hochsinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in solchen Fallen höchst nöthige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen,

ſtörrischen, eigenwilligen Charakter verläugnete, ſo wird man gar bald den Widerſtreit vorahnen, der zwiſchen einer ſolchen Willkür und der höchſten Zweckmäßigkeit des Venezianiſchen Senats entſtehen müſſe. Und hier wird nun der Einſichtige den vollkommen prägnanten, tragiſchen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, deſſen Entwickelung und Ausbildung ſich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unvereinbare, einander widerſprechende Maſſen glauben ſich vereinigen, Einem Zwecke widmen zu können. Zwei entgegengeſetzte Denkweiſen, wie ſie Harniſch und Toga geziemen, ſehen wir in vielen Individuen muſterhaft mannichfaltig gegenübergeſtellt, und zwar ſo wie ſie allein in der angenommenen Form darzuſtellen geweſen, wodurch dieſe völlig legitimirt und vor jedem Widerſpruch völlig geſichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, ſo folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erſter Act.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor; ſie iſt folgende: die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Herzog von Mailand angerufen, deſſen Geſandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daſelbſt, doch ſchon mit einiger Ausſicht Heerführer zu werden. Meuchelmörderiſch wird er angefallen und, wie es ſich ausweiſ't, auf Anſtiften der Mailänder, und ſo kann man beide Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt ſeinen Charakter und ſeine Geſinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor: ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen ſolle? Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einſicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man ſich zum Stimmen anſchickt, ſchließt die Scene.

In ſeinem Hauſe finden wir den Grafen allein, Marco tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und ſeine Erwahlung zum Feldherrn, erſucht ihn aber freundſchaftlich aufs dringendſte, den heftigen, ſtolzen, ſtörriſchen Charakter zu bezahmen, der ſein gefahrlichſter Feind ſey, da er ihm ſo viel bedeutende Menſchen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen alſo ſämmtliche Verhältniſſe klar vor den Augen der Zuſchauer, die Expoſition iſt vollkommen abgethan, und wir dürfen ſie wohl muſterhaft nennen.

Zweiter Act.

Wir verſetzen uns in das Herzogl. Mailändiſche Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malateſti, ſehen wir verſammelt. Hinter Sümpfen und Buſchwäldern iſt ihre Stellung höchſt vortheilhaft, nur auf einem Damm könnte

man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie, durch kleine Beschädigungen und große Insulte, aus der Fassung zu bringen, auch stimmen die jüngeren, unbedachteren für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich, einige zweifeln, der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rath durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten vertheilt er mit geflügelten Worten seine Befehle, alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangere Scene macht einen trefflichen Contrast mit der vorhergehenden langen, vielspaltigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als actiruenden Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechtes vortragt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation ergießt.

Dritter Act.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commiſſar der Republik; dieſer, dem Sieger Glück wünſchend, verlangt nun ſo groſſe Vortheile auch verfolgt, genutzt zu ſehen, wozu der Graf keine Luſt bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commiſſars verſtärkt ſich nur der eigenſinnige Widerſtand.

Schon werden beide leidenſchaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgeordneter eintritt und ſich höchlich beklagt, daß jeder einzelne Condottier ſeine Gefangenen loslaſſe, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß ſeine Gefangenen noch nicht entlaſſen ſeyen, ſie vorfordert und ſie, den Commiſſarien ins Geſicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug, den Sohn des alten Kriegshelden Pergola erkennt er unter dem ſcheidenden Haufen, begegnet ihm aufs freundlichſte und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commiſſarien zurückbleibend überdenken und beſchließen; ihr Spiel iſt ſich zu verſtellen, alles was der Graf thut zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indeſſen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Act.

Im Saal der Zehnherrn zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde deſſelben,

als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marco erhält, als gnadige Halbstrafe, den Auftrag sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang sey beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch List ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen, so wären beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

Der Graf im Zelte; Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehrlichkeit ahnet er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Act.

Der Graf vor dem Doge und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorschlagt, bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fallt und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abschied wird er zum Tode geführt.

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf diese Weise an einander zu reihen, können die Stimmen getheilt seyn; uns gefallt sie als eine eigene Weise gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortschreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Verschränkung. Der Einzelne wie die Masse exponirt sich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort bis der Faden abgelaufen ist.

Unser Dichter hat auf diesem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lakonisch zu seyn, sich sehr kurz gefaßt. Seinem schönen Talent ist eine natürlich freie, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mittheilt. So ist auch seine Sprache, frei, edel, voll und reich, nicht sententiös, aber durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterlaßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks so weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da sieht man denn gleich bei der summarischen Aufzählung der Personen, daß der Verfaßer mit einem krittelnden Publicum zu thun hat, über das

er ſich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eigenem Gefühl und Ueberzeugung hat er ſeine Perſonen in hiſtoriſche und ideelle getheilt. Da wir unſere unbedingte Zufriedenheit mit ſeiner Arbeit ausgeſprochen, ſo erlaube er uns hier ihn zu bitten, daß er jenen Unterſchied niemals wieder gelten laſſe. Für den Dichter iſt keine Perſon hiſtoriſch, es beliebt ihm ſeine ſittliche Welt darzuſtellen und er erweiſ't zu dieſem Zweck gewiſſen Perſonen aus der Geſchichte die Ehre, ihren Namen ſeinen Geſchöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachſagen, daß ſeine Figuren alle aus Einem Guß ſind, eine ſo ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewiſſen politiſch ſittlichen Kreiſe; ſie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müſſen, ein jeder, ob er gleich einen beſtimmten Begriff ausdrückt, hat doch ſo ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verſchiedenes Leben, daß man, wenn auf dem Theater die Schauſpieler an Geſtalt, Geiſt und Stimme zu dieſen dichteriſchen Gebilden paſſend gefunden werden, man ſie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen ſelbſt, den man ſchon genug kennt, bleibt wenig zu ſagen. Die alte Forderung des Theoriſten: daß ein tragiſcher Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei ſeyn müſſe, findet ſich auch hier befriedigt. Vom rohen kräftigen Natur- und Hirten-Stande, gewaltſam kämpfend, heraufgewachſen, gehorcht Carmagnola ſeinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von ſittlicher Bildung iſt zu bemerken: auch die nicht einmal, deren der Menſch zu eignem Vortheil bedarf. An Kriegsliſten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politiſche Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich ſieht, ſo weiß er nicht dieſelben durch ſcheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu

ſichern; und wir müſſen auch hier den Dichter höchlich loben, der den, als Feldherrn, unvergleichlichen Mann in politiſchen Bezügen untergehen läßt; ſo wie der kühnſte Schiffer, der, Compaß und Sonde verachtend, ſogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig ſcheitern müßte.

Wie nun ein ſolcher Mann ſich in Rüſtung und Gewand knapp erweiſ't, ſo hat ihm der Dichter auch eine nahe, ſich feſt anſchließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradſinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich iſt es, wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der ſich als Heldenmann rüſtig fühlt, ſich auch klüger dünkt als der verſtändige Freund. Und ſo begleitet ihn Gonzaga auf dem, erſt gefahrlichen, dann tödtlichen Schritt, und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottiers, Orſini und Tolentino, erklären lakoniſch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten iſt alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, ſo finden wir gerade das Gegentheil. Malateſti, ein unzulänglicher Ober-General, erſt zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio hingeriſſen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einſichtig, werden überſtimmt. Der Zwiſt belebt ſich bis zu Beleidigungen, eine heldenmüthige Verſöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit im edelſten

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, gesetzlicher Untersuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverrathes schuldig, und sprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vor'm Angesicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollest. Gegeben Brüssel am" Datum und Jahrzahl werden undeutlich gelesen, so, daß sie der Zuhörer nicht versteht.

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorsitzer des Gerichts der Zwölfe."

Du weißt nun dein Schicksal; es bleibt dir wenige Zeit, dich drein zu ergeben, dein Haus zu bestellen und von den Deinigen Abschied zu nehmen.

Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwey Fackeln; das Theater ist mäßig erleuchtet.

Sinne ſeine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszuſprechen.

Nun werden wir in den Venezianiſchen Senat eingeführt. Der Doge präſidirt. Er ſtellt das oberſte, reine, unzertheilte Staats-Princip vor, das Zünglein in der Wage, das ſich ſelbſt und die Schaalen beobachtet; ein Halbgott, bedachtig ohne Sorgen, vorſichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden ſoll, geneigt zu wohlwollendem Entſchluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, ſcharfe, ſelbſtiſche Princip, welches hier untadelig erſcheint, da es nicht zu perſönlichem Intereſſe, ſondern zu einem großen, unüberſehlichen Ganzen wirkt; wachſam, auf Gewalt eiferſüchtig, den beſtehenden Zuſtand als das Höchſte und Beſte betrachtend. Carmagnola iſt ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefahrlich erſcheinend, ſogleich zu verwerfen iſt.

Marco, das löbliche menſchliche Princip; ein Sittlich-Gutes ahnend, fühlend, anerkennend, das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die ſolchen Eigenſchaften zugeſellten Fehler bedauernd, Beſſerung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deßhalb, ohne es zu ahnen, im Widerſtreit mit ſeinen Pflichten.

Die zwei Commiſſarien, vorzügliche Manner, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht ſich bewußt; ſie wiſſen von wem ſie geſendet ſind. Bald aber belehrt ſie Carmagnola's Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beider Abgeordneten ſind vortrefflich abgeſtuft. Der erſte iſt heftiger, zum Widerſtand geneigter, uberraſcht von der Verwegenheit des Grafen; erzurnt weiß er ſich kaum zu faſſen. Im Augenblick daß beide allein ſind, zeigt ſich, daß der zweite das

Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meinung geltend zu machen, daß, da sie die Gewalt nicht haben den Grafen abzusetzen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen; worin beide zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des ersten.

Hiermit waren denn die Hauptpersonen genugsam, in Bezug auf jene Scenenfolge, geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Er ist keineswegs theilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von lautwerdendem Publicum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch er sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in das was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beifallig gesprochen, so bliebe doch noch manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein ächtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches keine verständige Prosa nachzuthun vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von allen Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dieß einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden,

noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernſt und Klarheit walten ſtets zuſammen, und wir mögen daher ſeine Arbeit gern claſſiſch nennen. Er verdiene ſich fortan das Glück, in einer ſo ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem geiſtreichen Volke zu ſprechen und ſprechen zu laſſen. Er verſchmähe fernerhin die gemeine Rührung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beim Anſchauen des Erhabenen überraſcht.

Das Versmaaß iſt der ciliſylbige Jambus, welcher durch abwechſelnde Cäuren dem freien Recitativ ganz ähnlich wird, ſo daß eine gefühlvolle geiſtreiche Declamation alsbald mit Muſik zu begleiten wäre.

Dieſe Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, beſonders auch der Deutſchen, höchſt angemeſſenen Versmaaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (Enjambement) vielbedeutend; die Zeile ſchließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort ſteht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat; ein großer mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatiſche Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewiſſenhaft verſuchte Ueberſetzung mehrerer Stellen iſt uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienſte des Originals daran erkennen würde, deßhalb wir den Dichter in ſeinem eigenen Idiom ſprechen laſſen.

Atto primo. Scena seconda. il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori:
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo

Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo.
Sio credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir sorrei, viver nell'ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch' ei puote
Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr deggio, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l' uso
Valersi d'opra ch' essi stiman rea.
E profondere a quei che l' ha compita
Premj e disprezzo, il so: ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi

Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che quando
Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi allin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli dei tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo.
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai.
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

Herr Manzoni gab, durch einen guten Gedanken, in seiner Vorrede zum Grafen Carmagnola, zu folgenden Betrachtungen Anlaß: der Hauptirrthum, woraus die eingebildete Nothwendigkeit der beiden, nunmehr beseitigten Theater-Einheiten entsprang, entwickelte sich aus dem, übrigens löblichen, lebhaften Antheil, den der Zuschauer an der Bühne nimmt, nur versieht er es darin, daß er, der unten ganz still sitzt, sich einbildet, er habe auch oben zu schaffen, daher sich denn die da droben eben so wenig vom Flecke rühren

und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen, als er zum Schauen und Horchen. Diesen Irrthum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der peniblen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen da droben mitunter Prügel austheilen, von denen er nichts fühlt, daß, wenn sie sich todt gestochen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrod verzehrt, und daß er ihnen also eben so gut zugestehen könnte sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten. Wenn er sich, indem der Vorhang zum erstenmal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen zunächst nach Carthago zu begleiten?

Indicazione

di cio che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

Diese Jahres-Anzeige kommt uns eben als wir Vorstehendes zum Drucke bestimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literarische Verdienst des trefflichen Verfassers schon längst zu schätzen gewußt, so finden wir uns doch dießmal mit ihm in einigem Widerspruch, und entschließen uns daher zu nachstehender Uebersetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte starkte sich das Italianische Theater auf einen hohen Grad, an den Werken Goldoni's und Alfieri's. Durch sie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen, ein neues Leben erschien auf demselben. Unglücklicherweise fand der zweite dieser Autoren mehr Nachfolger als der erste, und wirklich steigen auf unserer Halbinsel hie und da kühne, glühende Geister auf, welche seine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Pressen zwanzig oder dreißig Tragödien ans Tageslicht hervorgehen sähe, alle ungefähr von gleichem Werthe.

„Auch in diesem Jahr behandelte Graf Gambare Andrea **Poncarale di Brescia**, Mangili **Leonida**, Marchiso **Mileto**, zwei Autoren Quaquarelli und Gasparinetti, jeder einzeln **Bibli**; der Herzog von Ventignano **Ippolito** und **Ifigenia in Aulide**, Ruffa **Teramene**, **Agave** und die **Veliden**, Manzoni den **Carmagnola**."

„(Note. Der Graf Carmagnola, Trauerſpiel von A. Manzoni; dieſes Trauerſpiel, welchem große Fehler nicht abgehen, hat auch viele Schönheiten, und verdient, daß wir davon beſonders handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unſern Meinungen vorgreifen.)“

„Wenige Städte giebt's, welche nicht einen oder mehrere Verfaſſer zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm compilirt worden. Aber ſinnige Perſonen, eifertuchtig auf unſern Ruhm, finden wohl, daß ſie ſich nicht an die Verſicherungen der Autoren ſelbſt verlaſſen können, ſondern überzeugen ſich, daß, wo die ganze Seele Alfieri's nicht zu finden iſt, ſeine Formen ſich gar ſchlecht zu einem Empfinden ſchicken wollen, das nicht das eigene ſeinige ſey, dergeſtalt, daß es mehr verdrießlich als zu verwundern iſt, in ſolchen Werken weder gute Auswahl des Gegenſtandes, noch Regelmaßigkeit des Ganges, keine Wahrheit des Coſtüms, aber wohl die Sittenſprüche, die Wendungen und oft die eigenſten Verſe Alfieri's zu finden.“

„(Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtiſchen Nachahmung keineswegs, er hat ſich davon völlig losgelöſ't.)“

In ſo fern es möglich iſt den ganz eigenen, ſchwer zu bezeichnenden Styl der Italiäniſchen Proſa im Deutſchen wieder zu geben, trugen wir den Landsleuten vor, was ein ſehr tuchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unſern Freund Manzoni geſprochen. Nach allem, was wir bereits über das Stück geaußert, dürfen wir hiezu nicht ſchweigen, und wenn ſie es auch drüben über den Alpen nicht vernehmen ſollten. So viel iſt gewiß, wir urtheilende Deutſche Literatoren würden ſo nicht zu Werke gehen. Denn erſt heißt es:

Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni, dann werden ein halb Dutzend Autoren als solche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und sein Graf Carmagnola. Gleich aber in der Note werden diesem Stücke, neben großen Fehlern, viele Schönheiten zugestanden, allein für den Augenblick jedem Urtheil ausgewichen. Hierauf enthalt der Text durchgangige Mißbilligung solcher Arbeiten; nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Diese Art kritischer Behandlung sey uns Deutschen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Literater am Ende einer Reihe von Autoren, die er nicht billigt, einen werthen Manzoni nachbringt, um ihn etwas besser zu behandeln, so würden wir die zuerst genannten Dichter, einzeln, summarisch charakterisirt, diesen aber, als den vorzüglichsten, dem es am besten gelungen, ausgezeichnet, und nicht dem Text widersprechende Noten nachgebracht haben. Nun sind wir äußerst neugierig, was denn dieser ehrenwerthe Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend zugestanden, daß er sich von dem alten Wesen, welchem leider Alfieri, zu seinem eignen großen Schaden, zugethan blieb, völlig losgemacht.

Wir durfen auch uber Alfieri reden, denn wir haben uns genugsam an ihm herumgequalt; unsere Freunde haben ihn treu übersetzt, wir thaten das Möglichste ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerspruch eines großen Charakters bei machtigem Streben, eine gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem leidenschaftlichem Sinn, der Laconismus in Anlage sowohl als Ausfuhrung, das alles laßt den Zuschauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüsteneien, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da sie öffentlich lebten, die Neuern ließen sich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn so allein, daß ein geistreicher Dichter, aus nothwendiger und wahrscheinlicher Umgebung, nicht einen Mitredenden hervorbilden sollte, um die Helden sowohl als die Zuhörer von den schrecklichen Monologen zu entbinden?

Hierin ist Manzoni gewiß musterhaft, wie jeder gleich einsehen wird, der unserer Entwickelung gefolgt ist; wie viel Theater-Scenen haben wir denn, die sich der ersten des zweiten Actes, im Zelte Malatesti's vergleichen könnten?

War' es noch gegenwärtig mein Geschäft, der Ausbildung eines Theaters vorzustehen, so sollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen seyn, und, wenn auch nicht, als Liebling der Menge, oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium, als ein würdiges Mannerstück in Ehren bleiben. Ja ich getraute mir zwei bis drei Deutsche neuere Theaterstücke, welche sich jetzt nur einen maßigen Besuch erbitten müssen, ungesäumt anzudeuten, welchen die Autoren, durch eine Behandlung nach Manzoni's Vorgang, einen sichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

Unser Italiänischer Kritiker, indem er von Stücken spricht, die der Spur Alfieri's nachfolgen, sagt zwar: sie seyen ungefähr von gleichem Werthe; wir müßten aber seine große Einsicht und Consequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuthen sollten, daß er sie nach einer gewissen

Egmont hat eine Weile, in sich versenkt, stille gestanden, und Silva ohne sich umzusehen abgehn lassen. Er glaubt sich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn. Du stehst und bleibst? Willst du mein Erstaunen, mein Entsetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willst du noch etwa die willkommene Bothschaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzw. fle? Geh! Sag' ihm! Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmsüchtigen, wird man es erst hinter den Schultern leise liepeln, dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegen rufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um sein selbst willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen, der Sterbende,

Rangordnung geſtellt, die geringern voran, die beſſern hintennach genannt habe.

Hiezu bewegt uns das Vorurtheil für unſern Liebling, Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird, deßhalb wir denn ſeinen Vorgänger, Herrn Ruffa, auch für bedeutend halten, ſo daß wir, wenn ſeine Stücke uns zu Geſichte kommen, nach unſerer Deutſchen Weiſe mit Billigkeit darüber ſprechen werden. Denn wir müßten ſehr irren, wenn nicht manches darin zu finden ſeyn möchte, was man bei Alfieri vergebens ſucht, und was uns Deutſchen gar wohl zuſagen dürfte.

Was dieſer Dichter von ſich ſelbſt bekennt, wird uns folgendermaßen mitgetheilt.

„Dieſe Tragödien zu ſchreiben, trieb mich eine unwiderſtehliche Gewalt. Unter Calabreſen bin ich geboren, einem Volke, zum Theil noch halb Waldmenſchen, muthvoll bis zur Wildheit, in Vorſätzen hartnäckig, in Leidenſchaften unbegränzt. Und ſo ſah ich von Kindheit auf nur Beiſpiele von heroiſchen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen. Gegenſeitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, ſchreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbſtmord, Mißthaten aller Art; und im Gegentheil, Beiſpiele feſten und kühnen, beim Anblick des hartſten Todes ſich erhöhenden Muthes, Treue ohne gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beſtändigkeit, redliche Freundſchaft, großmüthige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen alles traf meine jugendliche Phantaſie. Unſere Ausgewanderten waren das allgemeine Geſpräch, und wir hatten in unſerer Kleinheit, nach Gleichniß Griechiſcher heroiſcher Zeiten, unſere Siniſſe, Scironen und Procuſten, wie im Gegenſatz auch unſere Alciden und Theſeen. Der Volksglaube an Zauberſchweſtern

und magisches Bethun, an Geister der Ermordeten, die man sogar mit einem besondern Namen Spirdi bezeichnete — das alles umhüllte mit einem so wundersamen und poetischen Duft jede Erzählung und Ueberlieferung, daß selbst die Ungläubigsten daran sich erfreuten. Ich aber als Knabe ergötzte mich besonders auf dergleichen Dinge zu horchen, sie mir anzueignen und sie wieder zu erzählen, und Kinder meines Alters hörten mir gern zu. Freilich war meine melancholische Anlage hiebei immer mitwirkend, denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sey, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschend ist."

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle diese fürchterlichen Elemente am bewegtesten durch einandergehen. Wer zuerst Gelegenheit hat, Ruffa's Werke naher kennen zu lernen, der gebe unsern lieben Landsleuten davon ausführende Kenntniß.

Graf Carmagnola,

noch einmal.

Wir kommen gern zu unſerm Freund zurück, und hoffen, mit Begünſtigung unſerer Leſer; denn man kann bei Einem Gedicht eben ſo viel ſagen als bei zehnen und noch dazu in beſſerer Folge. Wie gut und heilſam unſere erſte Recenſion auf den Autor gewirkt, hat er uns ſelbſt eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem ſo liebenswerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu ſeyn; an ſeinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortſchreiten iſt. Mögen ſo treue Bemühungen von ſeiner Nation und andern freundlich anerkannt werden.

Im vorgehenden Aufſatz haben wir ihn ſchon gegen ſeinen Landsmann vertheidigt, nun ſehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die Engliſchen Kritiker, wie wir ſie aus ihren vielfachen Zeitſchriften kennen, ſind aller Achtung werth; höchſt erfreulich iſt ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernſt und Ausführlichkeit, womit ſie zu Werke gehen, erregen unſere Bewunderung, und wir geſtehen gern, daß viel von ihnen zu lernen ſey. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß ſie ſich ſelbſt und ihr Publicum reſpectiren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchſt aufmerkſam, ſchwer zu befriedigen, zu Widerſpruch und Gegenſatz immer aufgelegt ſeyn mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landſtändiſcher Verſammlung noch ſo gründlich und auslangend ſeyn, es thut ſich doch ein Widerſacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerkenden erwagenden Zuhörer ſind ſelbſt getheilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindeſten Majoritat entſchieden.

In ſolchem obgleich ſtillem Widerſtreite befinden wir uns gelegentlich gegen auslandiſche und inlandiſche Kritiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs abſprechen, oft ihre Pramiſſen zugeſtehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Englander aber beſonders entſchuldigen wir, wenn er ſich hart und ungerecht gegen das Ausland erweiſ't: denn wer Shakſpeare unter ſeinen Vorfahren ſieht, darf ſich wohl vom Ahnenſtolze hinreißen laſſen.

Vor allen Dingen ſey aber nun die Originalſtelle hier eingeſchaltet, damit jedermann beurtheilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly review. No. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The autor of the Conte di Carmagnola, Allessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines," as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty; we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family, is indeed affecting, but with this praise and

that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns besonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerst die Gedankenfolge jenes kritischen Vortrags ungestört dem Leser zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunsten unserer Polemik die Uebersetzung zu zerstücken und umzuwenden rathlich finden.

„Der Verfasser des Grafen Carmagnola erklärt in seiner Vorrede den angenommenen Theater-Einheiten kühn den Krieg; wir aber, privilegirte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakspeare's Beispiel und Johnson's Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neubekehrten für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freiheit wenig Bestätigung gewinnen."

Hierauf erwiedern wir: Ein Engländer, der über zwei hundert Jahre auf seiner Bühne die gränzenlosesten Freiheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem auswärtigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne seinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italianer, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht thun, eine bedeutendere Uebertretung derselben verlangen werden."

Keineswegs! wir loben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man am heftigen Widerstreite sieht, theilweise unbiegsamen Publicum handelt, wenn er als guter

Kopf, Talent, Genie, durch ſanftes Ausweichen verſucht eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hiebei kann der Autor ſeine eigene Nation nicht einmal zu Rathe ziehen, geſchweige eine fremde; eben ſo wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vortheil aus ſeiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird ſich ausweiſen, indem wir jenen kritiſchen Vortrag fernerhin zerlegen und umſtellen, daß der nicht ſonderlich gewogene Kritiker zu Ehren unſeres Dichters dennoch günſtige Zeugniſſe abzulegen genöthigt iſt.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemeſſenen Beredſamkeit.“

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredſamkeit ſeyn, wenn ſie nicht gelegentlich wäre? Das Engliſche Rednertalent wird deßhalb von der Welt bewundert, weil ſo viel erfahrne, unterrichtete Männer, bei jeder eintretenden Gelegenheit, gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteiſinn Wirkſame auszuſprechen verſtehen. Dieſes Bekenntniß alſo des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheideſcene des unglücklichen Grafen und ſeiner Familie iſt wahrhaft herzergreifend.“

Alſo wahrhaft männliche Redekunſt und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit, am paſſenden Ort, wird zugeſtanden. Wir verlangen nicht mehr und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen:

„Unerlaſſen können wir nicht, unſere Leſer mit dem edelſten lyriſchen Stücke, welches die neuere Italianiſche Dichtkunſt hervorgebracht, bekannt zu machen, es folgt al-

Chor dem zweiten Acte des Drama's. Eine Ueberſetzung iſt beigefügt."

Alſo auch das höchſte lyriſche Verdienſt, zu dem rhetoriſchen und elegiſchen geſellt, wird dem Dichter zugeſtanden! und doch hatte der Kritiker beliebt ſeinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poeſie."

Dieſe ſo durchhin ausgeſprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachſätze keineswegs bewahrt und begründet, ſie ſagen vielmehr gerade das Gegentheil. Wie es uns denn auch ſcheint, daß ſich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er ſagt:

„Und wir bekennen unſere Hoffnung: daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen, als durch ſchwache Tragödien verletzen werde."

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es giebt eine zerſtörende Kritik und eine productive. Jene iſt ſehr leicht, denn man darf ſich nur irgend einen Maaßſtab, irgend ein Muſterbild, ſo bornirt ſie auch ſeyen, in Gedanken aufſtellen, ſodann aber kühnlich verſichern: vorliegendes Kunſtwerk paſſe nicht dazu, tauge deßwegen nichts, die Sache ſey abgethan, und man dürfe, ohne weiteres, ſeine Forderung als unbefriedigt erklären; und ſo befreit man ſich von aller Dankbarkeit gegen den Künſtler.

Die productive Kritik iſt um ein gutes Theil ſchwerer; ſie fragt: Was hat ſich der Autor vorgeſetzt? Iſt dieſer Vorſatz vernünftig und verſtändig? und in wie fern iſt es gelungen, ihn auszuführen? Werden dieſe Fragen einſichtig und liebevoll beantwortet, ſo helfen wir dem Verfaſſer nach,

welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegen gehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publicums willen urtheilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman, ohne die mindeste Rücksicht auf Recensionen, von Lesern und Leserinnen, nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, ans Herz geschlossen, oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unserer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlußscene, zum Scheiden des Grafen von seiner Familie. Wir thun dieß um so lieber, als wir bei unserm bisherigen Vortrag davon geschwiegen. Der englische Kunstrichter nennt sie wahrhaft herzergreifend, uns gilt sie auch dafür, und ihr Gelingen ist um desto verdienstlicher, als durch das ganze Stück keine zarte thränenhafte Rührung vorbereitet ist. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortschreitender, ohne Verschränkung, gerade vor sich hinwandelnder Weise vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe, sie erscheinen aber nicht selbst, als ganz zuletzt, wo sie das den Grafen befallene Unglück urplötzlich vernehmen. Der Dichter hat sich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheidescene selbst musterhaft bewiesen und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein „indeed affecting" abgewonnen hat.

Zwar wissen wir aus eigener Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenig gesprochenen Zeilen ein großes Publicum, gleichsam aus dem Stegreife rühren könne;

näher betrachtet jedoch sieht man, daß immer etwas voraus gegangen seyn müsse; irgend ein vorbereitender Antheil muß schon in der Menge walten, und wenn man diesen aufzufassen, den Augenblick zu nutzen weiß, so darf man seiner Wirkung gewiß seyn.

Eben so wenn Herrn Manzoni geglückt ist, durch einen Chor den Geist lyrisch zu erheben und anzufeuern, so vermochte er das nur in Gefolg der zwei ersten Acte; gleichermaßen entspringt aus den drei letzten Acten die Rührung der Endscene. Wie nun der Dichter seine Redekunst nicht hatte entwickeln können, ohne die schöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Commissarien und Soldaten sprechen zu lassen, eben so wenig hätte er uns lyrisch begeistert, oder elegisch gerührt, ohne die edlen Pramissen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode besteht nicht an und für sich, sie muß aus einem schon bewegten Elemente hervorsteigen. Wodurch wirken die Pindarischen so mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geschlechtsfolgen als Basis dienen, worauf denn die eminente Persönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderstehlichen Gewalt tragischer Chöre der Griechen. Wodurch steigern sie sich aber als auf dem dazwischen, von einem Act zum andern, sich steigernden dramatischen Interesse.

Herr Manzoni hat sich als lyrischen Dichter in seinen heiligen Hymnen zu unserer Freude früher bewiesen. Wo konnten aber diese wachsen und gedeihen, als auf dem fruchtbaren Boden der christlich Römischkatholischen Religion, und doch läßt er aus diesem breiten Felde nur fünf Hymnen aufsteigen. Dann finden wir den mysteriös frommen Gehalt

durchaus einfach behandelt, kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiäner von Jugend auf bekannt wären, und doch sind die Gesänge originell, sind neu und überraschend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria, bis zum ernsten Versuch einer Juden-Bekehrung, alles lieblich, kraftig und zierlich.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir wohl unsern Dichter ersuchen, das Theater und seine eigens gewählte Weise nicht zu verlassen, aber darauf zu sehen, daß der zu wählende Stoff an und für sich rührend sey; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorschlag, sondern nur eines schnellern Verständnisses wegen, nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieses Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefahrlich seyn, unsere Nachkommen werden sich's nicht entgehen lassen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen durfte und es nur in seiner ruhigen, klaren Art durchführte, sein überzeugendes Rednertalent, seine Gabe elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen in Thätigkeit setzen wollte, so würden von der ersten bis zur letzten Scene Thranen genug fließen; so daß der Engländer selbst, wenn er auch, durch die bedenkliche Rolle, die seine Landsleute dabei spielen, sich einigermaßen verletzt (offended) fühlte, er das Stück doch gewiß keine schwache Tragödie nennen würde.

der tödtlich Verwundete kann es sagen: mich hat der Eingebildete beneidet, mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von seiner Seite zu mir herübereilten; da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrt' ihn die Ärgernis, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Blässe, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beyde Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenschrey der Meinigen durchbrach die Luft. Nun triffe mich sein Geschoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich

Manzoni an Goethe.

Per quanto screditati sieno i complimenti e i ringraziamenti letterarj, io spero ch'Ella non vorrà disgradire questa candida espressione d'un'animo riconoscente: se, quando io stava lavorando la tragedia del Carmagnola alcuno mi avesse predetto ch' essa sarebbe letta da Goethe, mi avrebbe dato il più grande incoraggiamento, e promesso un premio non aspettato. Ella può quindi immaginarsi ciò ch'io abbia sentito in vedere ch'Ella si è degnata di osservarla tanto amorevolmente, e di darne dinanzi al Pubblico un così benevolo giudizio.

Ma, oltre il prezzo che ha per qualunque uomo un tal suffragio, alcune circostanze particolari l'hanno renduto per me singolarmente prezioso: e mi permetto di brevemente esporgliele, per motivare la mia doppia gratitudine.

Senza parlare di quelli che hanno trattato il mio lavoro con aperta derisione, quei critici stessi che lo giudicarono più favorevolmente, in Italia e anche fuori, videro quasi ogni cosa in un'aspetto diverso da quello in cui io l'aveva immaginata, vi lodarono quelle cose alle quali io aveva dato meno d'importanza, e ripresero, come inavvertenze e come dimenticanze delle condizioni più note del poema

drammatico, le parti che erano frutto della mia più sincera e più perseverante meditazione. Quel qualunque favore del Pubblico non fu motivato generalmente che sul Coro e sull'Atto quinto: e non parve che alcuno trovasse in quella tragedia ciò che io aveva avuto più intenzione di mettervi. Di modo che io ho dovuto finalmente dubitare che, o le mie intenzioni stesse fossero illusioni, o ch'io non avessi saputo menomamente condurle ad effetto. Nè bastavano a rassicurarmi alcuni amici dei quali io apprezzo altamente il giudizio, perchè la communicazione giornaliera e la conformità di molte idee toglievano alle loro parole quella specie di autorità che porta seco un'estraneo, nuovo, non provocato, nè discusso parere. In questa nojosa ed assiderante incertezza, qual cosa poteva più sorprendermi e rincorarmi che l'udire la voce del Maestro, rilevare ch'Egli non aveva credute le mie intenzioni indegne di essere penetrate da Lui, e trovare nelle sue pure e splendide parole la formola primitiva dei miei concetti? Questa voce mi anima a proseguire lietamente in questi studj, confermandomi nell' idea che per compiere il meno male un' opera d'ingegno, il mezzo migliore è di fermarsi nella viva e tranquilla contemplazione dell' argomento che si tratta, senza tener conto delle norme convenzionali, e dei desiderj per lo più temporanei della maggior parte dei lettori. Deggio però confessarle che la distinzione dei personaggi in istorici e in ideali è un fallo tutto mio, e che ne fu cagione un attaccamento troppo scrupuloso all' esattezza storica, che mi portò a separare gli uomini della realtà da quelle che io aveva immaginati per rappresentare una classe, un'opinione, un'interesse. In un'altro lavoro recentemente incominciato io aveva già ommessa questa distinzione, e

mi compiaccio di aver così anticipatamente obbedito al suo avviso.

Ad un'uomo avvezzo all'ammirazione d'Europa io non ripeterò le lodi che da tanto tempo gli risuonaro all'orecchio, bensì approfitterò dell'occasione che mi è data di presentargli gli augurj i più vivi e più sinceri di ogni prosperità.

Piacciale di gradire l'attestato del profondo ossequio col quale ho l'onore di rassegnarmele.

Milano 23 Jennajo 1821.

Ueberſetzung.

So ſehr das literariſche Verbeugen und Dankſagen außer Credit gekommen, ſo hoff' ich doch, Sie werden dieſen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verſchmahen; denn wenn wahrend der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgeſagt hätte, daß Goethe ſie leſen würde, ſo wäre es mir die größte Aufmunterung geweſen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preiſes dargeboten. Sie können ſich daher denken, was ich fühlen mußte zu ſehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derſelben vor dem Publicum ein ſo wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine ſolche Beiſtimmung für einen jeden hatte, machten einige beſondere Umſtande ſie für mich unſchatzbar. Und ſo ſey mir vergönnt dieſe vorzutragen, um zu zeigen wie meine Dankbarkeit doppelt ſeyn müſſe.

Ohne von denjenigen zu ſprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, ſo ſahen doch auch ſelbe Kritiker, welche günſtiger davon urtheilten, beinahe alles un-

jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; sie lobten Dinge, auf die ich weniger Werth legte, und tadelten mich, als hätt' ich die bekanntesten Bedingungen einer dramatischen Dichtung übersehen oder vergessen, da ich doch eben in diesem Punkte die Frucht meines reinsten und beharrlichsten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunst des Publicums nur dem Chor und dem fünften Act zugetheilt, und es wollte scheinen, als wenn niemand in dieser Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabsichtigte; so daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorsatz selbst nicht ein Wahn gewesen, oder mindestens ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbst gelang es einigen Freunden nicht mich zu beruhigen, ob ich schon deren Urtheil höchlich zu schätzen habe, denn die tägliche Mittheilung, die Uebereinstimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes, noch durchgesprochenes Gutachten haben muß.

In dieser peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht nicht unwürdig von ihm durchschaut zu werden geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden. Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen das beste Mittel sey, festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leser.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Perſonen in geſchichtliche und ideelle ganz mein Fehler ſey, verurſacht durch eine allzugroße Anhänglichkeit an das genau Geſchichtliche, welche mich bewog die realen Perſonen von denjenigen zu trennen, die ich erſann um eine Claſſe, eine Meinung, ein Intereſſe vorzuſtellen. In einer neuern Arbeit hatte ich ſchon dieſen Unterſchied aufgegeben, und es freut mich dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu ſeyn.

Mailand den 23. Januar 1871.

Adelchi.

Tragedia. Milano 1822.

Dieſe Tragödie, welche wir nun auch im Original dem Deutſchen Publicum vorlegen, wird ſonach von den Freunden der Italianiſchen Literatur näher gekannt und beurtheilt werden; wir unterlaſſen deßhalb die Entwicklung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des Grafen Carmagnola für nöthig erachtet, und beziehen uns auf die Analyſe dieſes Stücks, welche Herr Fauriel ſeiner Franzöſiſchen Ueberſetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer ſinnigen, entwickelnden, fördernden Kritik auf jede Weiſe willkommen ſeyn. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit auszuſprechen: wie uns eben dieſe Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu begründen und ſeine Verdienſte in weiterem Umfang zu überſehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzoni hat ſich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; ſein ſchönes, wahrhaft poetiſches Talent beruht auf reinem humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere ſeiner dargeſtellten Perſonen betrifft, vollkommen wahr und mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung bleibt, ſo findet er auch unerläßlich, daß das hiſtoriſche Element, in welchem er dichteriſch wirkt und

handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Documente Bestätigtes, Unwidersprechliches enthalte. Seine Bemühung muß also dahin gehen, das sittlich ästhetisch Geforderte mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unserer Ansicht hat er dieß nun vollkommen geleistet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Personen aus einer halbbarbarischen Zeit mit solchen zarten Gesinnungen und Gefühlen ausgestattet habe, welche nur die höhere religiöse und sittliche Bildung unserer Zeit hervorzubringen fähig ist.

Wir sprechen zu seiner Rechtfertigung das vielleicht paradox scheinende Wort aus: daß alle Poesie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie nach unserer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung als es hatte dem Alterthümlichen zugestehen; der Poet mag hierüber mit seinem Gewissen übereinkommen; der Leser aber muß gefällig durch die Finger blicken. Die Ilias wie die Odyssee, die sämmtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poesie übrig geblieben ist, lebt und athmet nur in Anachronismen. Allen Zuständen borgt man das Neuere, um sie anschaulich, ja nur erträglich zu machen, so wie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter verfuhren, dessen Maske wir viel zu sehr bis in Kunst und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hatte sich Manzoni früher von diesem unveräußerlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geschichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, so hatte er sich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er seiner Dichtung unwidersprechliche historische Denkmale bis ins Einzelne unterzulegen getrachtet hat.

Da er aber dieſes zu thun durch ſeinen eignen Geiſt und ſein beſtimmtes Naturell geführt und genöthigt worden, ſo entſpringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entſtehen Werke, die ihm niemand nachmachen wird.

Denn durch die entſchiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zuſtände des Papſtes und ſeiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Carls des Großen und ſeiner Franken, ſodann das Gegeneinanderwirken dieſer ganz verſchiedenen urſprünglich einander widerſprechenden, durch weltgeſchichtliche Ereigniſſe zuſammen- und zwiſchen einander gewürfelten Elemente ſich zu verdeutlichen, vor ſeinem Urtheil zu vergewiſſern trachtete, gewann ſeine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein ſo feſtes Anhalten, daß man wohl ſagen darf, keine Zeile ſey leer, kein Zug unbeſtimmt, kein Schritt zufällig oder durch irgend eine ſecundäre Nothwendigkeit beſtimmt. Genug, er hat in dieſer Art etwas Willkommenes und Seltenes geleiſtet, man muß ihm danken für alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man dergleichen Gehalt und Form wohl niemals hätte fordern können.

Wir könnten in der Entwickelung des Vorgeſagten noch auf mannichfaltige Weiſe fortfahren, aber es ſey genug den denkenden Leſer hierauf aufmerkſam gemacht zu haben. Nur Eins bemerken wir, daß dieſe genaue hiſtoriſche Vergegenwärtigung ihm beſonders in den lyriſchen Stellen, ſeinem eigentlichen Erbtheil, vorzüglich zu Statten kommt.

Die höchſte Lyrik iſt entſchieden hiſtoriſch; man verſuche die mythologiſch geſchichtlichen Elemente von Pindar's Oden abzuſondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abſchneidet.

Die modernere Lyrik neigt sich immer zum Elegischen hin, sie beklagt sich über Mangel, damit man den Mangel nicht spüre. Warum verzweifelt Horaz den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen ist er freilich nicht, aber ein wahrhafter Dichter, der so viel zu rühmen und zu loben fande wie er, der sich mit froher Gesinnung bei Stammbaumen aufhalten und den Glanz so vieler wetteifernder Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage eben so gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im Grafen Carmagnola der Chor, indem er die vorgehende Schlacht schildert, in gränzenloses Detail vertieft sich doch nicht verwirrt, mitten in einer unaussprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten und das Wildeinherstürmende faßlich zu machen: so sind die beiden Chöre, die das Trauerspiel Adelchi beleben, gleichfalls wirksam, um das Unübersehbare vergangener und augenblicklicher Zustände dem Blick des Geistes vorzuführen. Der Beginn des ersten aber ist so eigen lyrisch, daß er anfangs fast abstrus erscheint. Wir müssen uns das Longobardische Heer geschlagen und zerstreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet sich in die einsamsten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Lateiner, Sclaven gleich, das Feld bauen und sonst mühseliges Gewerb treiben. Sie sehen ihre stolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien flüchtig, zweifeln aber ob sie sich deßhalb freuen sollen; auch spricht ihnen der Dichter jede Hoffnung ab: unter den neuen Herren werden sie sich keines bessern Zustandes zu erfreuen haben.

Jetzt aber, ehe wir uns zu dem zweiten Chore wenden, erinnern wir an eine Betrachtung, die in den Noten und

Abhandlungen, zu besserem Verständniß des westöstlichen Divan's S. 168 des vierten Bandes, mit Wenigem angedeutet worden: daß nämlich das Geschäft der lyrischen Poesie von dem der epischen und dramatischen völlig verschieden sey. Denn diese machen sich zur Pflicht, entweder erzählend oder darstellend, den Verlauf einer gewissen bedeutenden Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, so daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, sondern sich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe. Der lyrische Dichter dagegen soll irgend einen Gegenstand, einen Zustand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereignisses dergestalt vortragen, daß der Hörer vollkommen Antheil daran nehme, und, verstrickt durch einen solchen Vortrag, sich wie in einem Netze gefangen unmittelbar theilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in Einem Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiete der Aesthetik hervortritt. Es schwebt uns kein Moderner vor, der diese Eigenschaften in so hohem Grade besessen als Manzoni. Diese Behandlungsweise ist seinem Naturell gemäß eben so wie er sich zugleich als Dramatiker und Historiker ausgebildet hat. Diese auch hier nur vorübergehend ausgesprochenen Gedanken würden freilich erst im Gefolg des zusammenhangenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundschule der Aesthetik in ihrem völligen Werth erscheinen, welchem zu genügen uns vielleicht so wenig als andern vergönnt seyn wird.

Nachdem uns der Schlußchor des dritten Actes mit Gewalt in den Untergang des Longobardischen Reichs verwickelt hat, sehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politischen Schrecknisse: das Abscheiden Ermengarda's, welche, Tochter, Schwester, Gattin von Königen,

ist von der Sitte des Vaters zu weichen, übe beyzeiten die Scham, indem du dich für den schämst, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchtest.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe lasten wie Keulschläge auf einen Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Ist es eine späte Reue, daß du der schändlichen Verschwörung deinen Dienst geliehen? Du bist so jung, und hast ein glückliches Ansehn. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang' ich dich sah, war ich mit deinem Vater versöhnt. Und eben so verstellt, verstellter als er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Ab-

die Mutter eines Königs nicht werden sollte; sie scheidet, umgeben von Klosterfrauen, auf das schmerzlichste von einem hoffnungsleeren Leben. Der Chor tritt ein und wir behalten, zu besserem Verständniß ernster Leser, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmuthige Schilderung einer frommen Scheidenden; 2) die Klage verklingt, unter Gebet werden die matten Augen liebevoll geschlossen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergessen und sich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zustand wird geschildert, wo die Unglückliche zu vergessen wünschte, was ihr nicht gestattet war. 5) In schlaflosen Finsternissen und klösterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück; 6) als sie noch liebwerth, unversehend in Frankreich eintrat, 7) und von luftigem Hügel ihren herrlichen Gemahl auf weiter Fläche sprengend der Jagdlust sich erfreuen sah, 8) mit Gefolg und Getummel dem wilden Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend stürzte, sie angenehm erschreckte. 10) Die Maas wird angesprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entwaffnet von edlen Thaten sich erquickte. 11) 12) 13) geben ein schön verschlungenes Gleichniß: wie vom erwünschten Thau der versengte Rasen, durch Freundeswort eine leidenschaftlich gequalte Seele erquickt wird, die zarten Stengel aber bald wieder von heißer Sonne verdorren, 14) so ward in ihre Seele, nach kurzem Vergessen, der alte Schmerz wieder vorgerufen. 15) Wiederholte Ermahnung sich von der Erde abzulösen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeschieden. 17) Leiser Vorwurf, daß sie aus einem gewaltthätigen Geschlecht herstamme, 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Friede wird ihrer Asche zugesagt. 19) Beruhigung ihrer Gesichtszüge zu unbefangenem

jungfraulichen Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne durch zerriſſene Wolken den Berg bepurpurnd einen heitern Morgen weiſſagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob ſie gleich geſchieden, noch als an eine lebende, horchende, theilnehmende ſich richtet.

Nach dieſer Entwicklung fügen wir noch die günſtigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel ſeine Analyſe unſers Trauerſpiels abſchließt, und ungeachtet er den Chören nicht gleichen Werth zuſchreibt, doch über dieſelben ſich folgendermaßen ausſpricht: „Sie zuſammen betrachtet ſind alle drei unter den Meiſterſtücken der neuen lyriſchen Poeſie höchſt bedeutende, ſelbſt einzige Productionen zu nennen. Man weiß nicht was man mehr daran bewundern ſoll, die Wahrheit, die Warme der Empfindungen, die Erhebung und Kraft der Ideen, oder einen ſo belebten als freimüthigen Ausdruck, der zugleich eine Eingebung der Natur ſcheint und doch ſo gefallig, ſo harmoniſch, daß die Kunſt nichts hinzufügen könnte."

Wir wünſchen ſinnigen Leſern Glück zu dem Genuß dieſer Chöre, wie der übrigen Dichtung; denn hier tritt der ſeltene Fall ein, wo ſittliche und äſthetiſche Bildung vereint in gleichem Grade gefördert wird. Daß dieſes ſchneller, mit größerer Leichtigkeit geſchehe, dazu wird die Ueberſetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine früheren Bemühungen dieſer Art, ſo wie die Muſterſtücke der gegenwärtigen Arbeit ſind uns daher die ſicherſten Bürgen.

Die zum Andenken Napoleons gedichtete Ode Manzoni's, welche zu überſetzen wir früher nach unſerer Art verſucht, möge er auch nicht außer Acht laſſen und nach ſeiner Weiſe im Deutſchen vortragen, als einen Beleg deſſen, was wir

oben von den Erfordernissen der lyrischen Dichtkunst auszusprechen wagten.

Und so stehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung, und uns selbst zu belehren, gleich beim ersten Lesen des Adelchi zu übersetzen uns vornahmen. Schon früher, bei näherer Betrachtung des rhythmischen Vortrags, wie er im Grafen Carmagnola herrscht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Recitativ klinge; besonders fand sich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird, jener Declamationsart günstig, und einen energischen Vortrag durchaus belebend. Wollte nun damals nicht gelingen uns in eine solche Art zu fügen, da ein Deutsches Ohr und Wesen jeder Anspannung widersagt, so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem Studium des Trauerspiels Adelchi einen solchen Versuch zu wagen; hier möge denn das ganze Unternehmen, so wie das bisher zur Einleitung Gesagte, wohlwollenden Lesern bestens empfohlen seyn.

Vorgängiges.

Desiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwei in Gemeinschaft regierende Könige der Longobarden, bedrängen den Papst. Auf dessen flehentliches Anrufen richtet Carl der Große seinen Heereszug nach Italien, wird aber in dem Engpasse der Etsch durch Mauern und Thürme unerwartet zurückgehalten.

Longobardische Fürsten, unterdeß heimlich ihren Königen ungeneigt, sinnen auf Abfall und auf Mittel dem heranbrohenden Carl ihre Absichten zu entdecken, sich ihm heimlich

zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade ſich im voraus zu verſichern. Geheime Beredung deßhalb veranſtalten ſie in dem Hauſe eines unſcheinbaren Kriegers, den ſie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieſer, in Erwartung ihrer tritt auf, und entdeckt ſeine Geſinnungen in einem Monolog.

Swarto.

Vom Franken ein Geſandter! Groß Ereigniß
Was es auch ſey, tritt ein. — Im Grund der Urne
Von tauſend Namen überdeckt liegt tief
Der meine; bleibt ſie ungeſchüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdüſt'rung ſterb' ich, ohne daß nur jemand
Erführe welch Beſtreben mich durchglüht.
Nichts bin ich. Sammelt auch dieß nied're Dach
Die Großen bald, die ſich's erlauben dürfen
Dem König feind zu ſeyn; ward ihr Geheimniß
Nur eben weil ich nichts bin mir vertraut.
Wer denkt an Swarto? Wen bekümmert's wohl
Was für ein Fuß zu dieſer Schwelle tritt?
Wer haßt? Wer fürchtet mich? O! wenn Erkohnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Vereilig zutheilt, wenn um Herrſchaft man
Mit Schwertern würbe, ſehen ſolltet ihr,
Hochmüth'ge Fürſten, wem's von uns gelänge —
Dem Klügſten könnt' es werden. Euch zuſammen
Haſſ' ich im Herzen; mein's verſchloß ich. Welches
Entſetzen würd' euch faſſen, welch Ergrimmen,
Gewahrtet ihr, daß einzig Ein Begehren
Euch allen mich verbündet, Eine Hoffnung . . . .

Mich einſt euch gleich zu ſtellen! — Jetzt mit Golde
Glaubt ihr mich zu beſchwichtigen. Gold! zu Füßen
Geringen hinzuwerfen, es geſchieht,
Doch ſchwach demüthig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haſchen —

Fürſt Ildechi.

Heil dir Swarto.

L'Eco,

Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri.

Milano 1828.

Eine Zeitschrift mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Aeußeres, welches einen Beweis giebt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publicum zu ehren wisse.

Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können, den Mitarbeitern sowohl wie den Redactoren, das beste Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen geistvoll heiteren Freisinn, hinlängliche Uebersicht fremder Literatur neusten Datums, überhaupt Umsicht von hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie sind auf dem Alterthum und auf ihrer altesten Literatur gegründet, sodann aber vernimmt man was die Italianer neuerlich unter sich verkehren, was sie dem Ausländer mittheilen möchten, was sie von uns, mit besonderer Gunst angesehenen Deutschen, und wie sie es brauchen können; wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug dafür zu sorgen was das Publicum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerthe. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene

Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italiänischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in sprachthümlichem Conflict liege. Daher ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der italiänischen Sprache im Auslande zur Benutzung beim Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute was sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren.

V.

Orientaliſche Literatur.

Toutinameh,

übersetzt von Prof. Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Rosegarten.

Es wird mit Recht das Papageyenbuch genannt, denn der Papagey spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen: eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden; durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sey weniger gefährlich ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bei einbrechender Nacht, den damonischweisen Haus-Papageyen um Rath, welcher die List erdenkt durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dieß wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre gränzenlosen Mährchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijaï eddin Nechschebi, im Jahr Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen, indischen Ursprungs, bearbeitet hatte; hievon giebt uns Professor Rosegarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

scheuliche! Wer Ihm traut, mag er es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr, dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt, und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigen? Soll ich dich versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magst? Du bist verloren; und ich Unglücklicher stehe nur da, um dir's zu versichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich dich halten?

Höchst interessant ist es daher dasjenige was uns aus dem Alten mitgetheilt wird mit dem Neuen zu vergleichen; jenes hat große Fülle, acht orientalisch-poetische Vorstellungsarten, die Erzahlung ist ausfuhrlich bis zur Weitlaufigkeit, die unerlaßliche Wiederholung durchgangig abwechselnd und vermannichfaltigt; wir finden die achten Eigenschaften einer wohl durchdachten originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen daß die östlichen Völker in zweihundert Jahren viel prosaischer geworden und sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Steff, dem mahrchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe, begnügen mochten. Indessen ist es wohl denkbar daß diese Behandlungsweise dem Westländer fürs erste mehr zusage als die altere mit allen großen Vorzugen.

Daher wissen wir Herrn Iken vielen Dank daß er dieses Werk vorlaufig in die deutsche Literatur eingefuhrt, Interesse dafur erregt und unsern jungern talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen bisher unbekannten Geschichten nach eigener Weise hervorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunachst den Almanachen und Taschenbuchern frischen Succurs zufuhren könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des altern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitlaufigkeit, Umstandlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchst nothwendig sey: denn wer eine leidenschaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl ersonnene, bedeutende, gehaltreiche Mahrchen bereit halten, sondern er muß auch in der Ausfuhrung so reich, eruberant, reizend und anregend seyn, daß die Einbildungskraft

vor ſolcher Kraft ſtaunend nicht wüßte wohin ſie ſich wenden, wie ſie alles faſſen ſolle. Wie uns ja eine ſchöne Perſon, herrlich geſchmückt, noch ſchöner vorkommt und wir zwiſchen Geſtalt und Hülle ſchwankend hin und her gezogen werden.

Und ſo giebt das alte Werk, obgleich nur in Proſa geſchrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientaliſchen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichniſſe und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenſtände. Das Meer, das zum Geburtstag eines Königsſohns geladen, mit allen ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichſte Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannichfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu ſagen daß es Nacht geworden ſey, die lieblichſten Gleichniſſe vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufſteigenden Mond in friſcher Geſtalt zu begrüßen. Möge dieſes Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermanns Händen ſeyn und Herr Profeſſor Koſegarten uns bald möglichſt die gedachte ältere Bearbeitung ganz überſetzt geben, wornach uns die drei mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe,

das älteste und schönste aus dem Morgenlande.

Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Göttingen bei Vandenhoek und Ruprecht. 1820.

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist dießmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: Nur Warme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart. (S. 33.)

Der besondere Inhalt ist: Ein junges schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomons Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgiebt. Sie bleibt kalt und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen

lassen. Die sich wieder findenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch, alle Betheiligten äußern sich unmittelbar jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so löst sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

Indiſche Dichtung.

Wir würden höchſt undankbar ſeyn, wenn wir nicht indiſcher Dichtungen gedenken wollten und zwar ſolcher die deßhalb bewundernswürdig ſind, weil ſie ſich aus dem Conflict mit der abſtruſeſten Philoſophie auf einer und mit der monſtroſeſten Religion auf der andern Seite im glücklichſten Naturell durchhelfen und von beiden nicht mehr annehmen als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns Jahre lang verſenkten. Weibliche Reinheit, ſchuldloſe Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgeſondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichſten Zuſtande, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwiſchen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken ſchweben, poetiſch erhöht und ein ganz gewöhnliches Naturſchauſpiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit Gita-Govinda iſt es derſelbige Fall; auch hier kann das Aeußerſte nur dargeſtellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden.

Uns Weſtlandern konnte der würdige Ueberſetzer nur die erſte Halfte zutheilen, welche die gränzenloſeſte Eiferſucht einer Halbgöttin darſtellt, die von ihrem Liebhaber verlaſſen iſt, oder ſich verlaſſen glaubt. Die Ausführlichkeit dieſer Malerei bis ins Allerkleinſte ſpricht uns durchgängig an; wie

müßte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den gränzenlosen Genuß der Liebenden darzustellen bestimmt ist und es wohl auf eine solche Weise thun mag, die jene erste überschwengliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet sey!

Der unvergleichliche Jones kannte seine westlichen Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie immer in den Gränzen europäischer Schicklichkeit zu halten, und doch hat er solche Andeutungen gewagt, daß einer seiner deutschen Uebersetzer sie zu beseitigen und zu tilgen für nöthig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht des neueren bekannt gewordenen Gedichtes Mega-Dhuta zu gedenken. Auch dieses enthält wie die vorigen rein menschliche Verhältnisse. Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling giebt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag: seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde befindlich, zu beachten und sie zu segnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält der ihn von der Geliebten trennt und zugleich ein Bild wie reichlich diese Landschaft im Einzelnen ausgestattet seyn müsse.

Alle diese Gedichte sind uns durch Uebersetzungen mitgetheilt, die sich mehr oder weniger vom Original entfernen, so daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begränzte Eigenthümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterschied ist freilich sehr groß, wie aus einer Uebersetzung mehrerer

Verſe unmittelbar aus dem Sanscrit, die ich Herrn Profeſſor Roſegarten ſchuldig geworden, aufs klarſte in die Augen leuchtet.

Aus dieſem fernen Oſten können wir nicht zurückkehren ohne des neuerlich mitgetheilten chineſiſchen Drama's zu gedenken; hier iſt das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abſcheiden ſoll, auf das rührendſte dargeſtellt und zwar gerade dadurch, daß hervortritt, wie er der ſchönſten Ceremonien, die zur Ehre des Abgeſchiedenen landesüblich verordnet ſind, wo nicht gar entbehren doch wenigſtens ſie unwilligen und nachläſſigen Verwandten überlaſſen ſoll.

Es iſt ein ganz eigentliches, nicht im Beſondern, ſondern ins Allgemeine gedichtetes Familiengemälde. Es erinnert ſehr an Iffland's Hageſtolzen, nur daß bei dem Deutſchen alles aus dem Gemüth, oder aus den Unbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen konnte, bei dem Chineſen aber, außer ebendenſelben Motiven, noch alle religiöſen und polizeilichen Ceremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu gute kommen, unſern wackern Greis aber unendlich peinigen und einer gränzenloſen Verzweiflung überliefern, bis denn zuletzt durch eine leiſe vorbereitete, aber doch überraſchende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abſchluß gewinnt.

VI.

Volkspoeſie.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildenmantel prangt,
Von Pol zu Pol Gesandte sich ernenn —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Euch gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Volkspoeſie.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgeſänge hat ſpäterhin nicht abgenommen, vielmehr iſt ſie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur geſteigert worden.

Beſonders erhielt ich von Oſten, theils einzeln, theils in Maſſen, dergleichen Lieder verſchiedener Völkerſchaften; die Geſange reichen vom Olympus bis ans baltiſche Meer und von dieſer Linie immer landeinwärts gegen Nordoſten.

Die Unentſchloſſenheit aber zu irgend einer Herausgabe derſelben mag theils daher abzuleiten ſeyn, daß mich gar mannichfaltiges Intereſſe hin und wieder zog, aber eigentlich iſt folgendem Umſtand die Schuld beizumeſſen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem ſie immer abgeſchloſſen wiederkehren; deßhalb werden ſie in Maſſen monoton, indem ſie immer nur einen und denſelben beſchränkten Zuſtand ausdrücken.

Man ſehe die ſechs mitgetheilten neugriechiſchen; man wird die kraftigen Contraſte zwiſchen tüchtigem Freiſinn in der Wildniß und einer, zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbariſchen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerſpenſtigen Charakter ſchon ganz dargeſtellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn ſelbſt begegnet, daß wir, wie in unſern Volksliedern auch vorkommt,

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja ich erkenne dich in diesem Befehle! Du kanntest mein Herz meine Gesinnung, die du so oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden, sandest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu sehen, zwingst du mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir sagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Übel, mache mich zum Zeugen einer schrecklichern That; ich will dir danken, ich will sagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierst dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß diese Leidenschaft rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht

auf mehr oder weniger glückliche Variationen deſſelben Thema's, auf zuſammengeſchmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen oben öfters ſtoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch wie ſehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerſchaften ſich wirklich unter einander in ihren Liedern entſchieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im allgemeinen ausſprechen, ſondern lieber nach und nach durch Beiſpiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu dieſem Zweck von allen Seiten Beiträge höchſt willkommen ſeyn werden, ſo erſuchen wir ſchließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechiſche Lieder im Original und glücklich überſetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zuſagend, ſich mit uns hierüber zu verſtändigen und zu der ausgeſprochenen löblichen Abſicht mitzuwirken.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165, 1822 eine neue Behandlung jener kühnen frischen, nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegner unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helvig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jedermann zugänglich und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Byörn, zwei kühne Seehelden, werden tief im Winter durchs Eis ans Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiof's Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld von unbezwinglichem Verlangen getrieben die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedlichen Gesinnungen, nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Barenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn, aufgeregt beweis't er seine Kraft, und aus der rohen thierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im Schlitten aufs Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd ins Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schooß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sey; sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof schlägt's aus, bekennt daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze wieder aufs Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze giebt uns Nachricht von König Ring's natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Wallhalla-Saal freundlichst aufgenommen.

Dieſe fünf Abſätze machen ſchon ein Ganzes und können wohl ohne Einſchiebung anderer Motive als Folge gelten. Das ſechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung ſcheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich dieſe Gedichte ſeyen, dürfen wir unſern, mit dem Norden befreundeten, Leſern nicht erſt umſtändlich vorrechnen. Möge der Verfaſſer aufs eiligſte das ganze Werk vollenden und die werthe Ueberſetzerin auch in ihrer Arbeit ſich gefallen, damit wir dieſes See-Epos in gleichem Sinn und Ton vollſtändig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantiſch-barbariſche Dichtart, ohne daß wir recht wiſſen wie es zugeht, uns auf eine neue, ſinnigzarte Weiſe, und doch unentſtellt, höchſt angenehm entgegen kommt.

VI.

Die Königs-Wahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotſchaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürſt Ring iſt todt, bevor nun ſteht
Die Königs-Wahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es ſchneidet gut.

Die Knaben ſchaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwert zu zwein,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein ſchlank
Mit ernſtem Sinn,
Und ſchaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut! —
Heil Dir, Du ehr'ner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freien Bruſt entſtieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall biſt Du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

So ſammelt ſich bei Schild-Getön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting, der Himmel ſchön
Iſt ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königs-Sohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind iſt's dort,
„Das Männer nicht zu führen weiß
„Mit Fürſten Wort."

Doch Frithiof auf das Schild-Rund ſchwang
Das Kind ſogleich:
„Schaut! — von der Eiche die da ſank
„Grünt hier ein Zweig!

„Erkennt im helden Kindes-Bild
„Den Stamm ſo hehr;
„Er fühlt ſo leicht ſich auf dem Schild
„Wie Fiſch im Meer.

„Ihm ſchützen will ich vor Gefahr
„Sein Reich und Land,
„Und ſetz' ihm einſt Ring's Kron' aufs Haar
„Mit eigner Hand.

„Forſete, Baldur's hoher Sohn!
„Ich rufe Dich
„Zum Zeugen, weich' ich je davon,
„Zerſchmettre mich!“ —

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß ſtolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne ſchaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raſchen Muth
Zur Erde ſprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting
All gleich geſinnt:
„Dich küren wir! Werd' einſt wie Ring
„Du Schildes-Kind!

„Und bis Du groß, ſoll dieſer Dir
„Zur Seite ſtehn.
„Jarl Frithiof, Dir vermählen wir
„Die Mutter ſchön.“

Doch der ſchaut finſter drein und ſpricht:
„'s iſt Königs-Wahl,
„Nicht Hochzeit heut — die ſeh' ich nicht
„Nach fremder Wahl.

„Zum Zwieſprach muß ich jetzo gehn
„In Baldur's Hain
„Mit meinen Nornen, denn ſie ſtehn
„Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schild-Jungfrann
„Hab' ich im Sinn,
„Die unterm Baum der Zeiten bann,
„Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
„Und klarem Blick —
„Nur Er, der mir die Braut geraubt,
„Giebt ſie zurück."

Küßt drauf die Stirn dem Königs-Sohn
Und ſtumm entklang
Der Haide, fern entſchwand er ſchon
Mit ſtillem Gang.

Serbiſche Lieder.

Schon ſeit geraumer Zeit geſteht man den verſchiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen beſondern Werth zu, es ſey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familien-Verhältniſſe, auf Einigkeit und Streit, auf Bündniſſe und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr ſtilles häusliches und herzliches Intereſſe vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beſchäftigt man ſich in Deutſchland ernſtlich und gemüthlich damit; und ich läugne nicht daß ich unter diejenigen gehöre die ein auf dieſe Vorliebe gegründetes Studium unabläſſig ſelbſt fortſetzten, auf alle Weiſe zu verbreiten und zu fördern ſuchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieſer Sinnes- und Geſanges-Art verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componiſten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hiebei geſtehen wir den gerne, daß jene ſogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch ſchmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Muſik nicht anzupaſſenden Tönen einherfließen, ſich meiſt in weicher Tonart ergehen und ſo das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls verſetzen, in der wir einem gewiſſen allgemeinen unbeſtimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genuſſe gern verweilen und uns in der Folge immer wieder ſehnſüchtig darnach zurückbeſtreben.

Sehen wir aber endlich solche Gedichte geschrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Werth beilegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen, und uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn sie uns die Localitäten woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse, klar und auf das bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer spätern Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannichfaltigem was in dieser Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die serbischen, obgleich alterthümlicher, gar wohl sich anschließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche Nationalgedichte sind einzeln, außer Zusammenhang, nicht füglich anzusehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, giebt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse; das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben:

in Maſſe muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor ſich ſehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beſchranktheit oder Weitſinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit ſich eher gewahren und beurtheilen laßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unſer Geſchäft ungeſaumt an. Wir gedenken von ſerbiſchen Liedern zunächſt zu ſprechen.

Man erinnere ſich jener Zeiten wo unzahlbare Völkerſchaften ſich von Oſten her bewegen, wandernd, ſtockend, drängend, gedrängt, verwüſtend, anbauend, abermals im Beſitz geſtört und ein altes Nomaden-Leben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Oſten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen ſogenannten Serbien.

Das ältere ſerbiſche Locale ware nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es iſt ſchwer ſich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb ſich wenige Zeiten gleich, wir finden es bald ausgedehnt, bald zuſammengedrangt, zerſplittert oder geſammelt, wie innere Spaltung oder außerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man ſich die Landſchaft weiter und breiter als in unſern Zeiten, und will man ſich einigermaßen an Ort und Stelle verſetzen, ſo halte man vorerſt an dem Zuſammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belarad gelegen finden. Bewegt ſich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erſtern Fluſſes hinauf, des andern hinunter, hat ſie dieſe nördliche Granze gewonnen: ſo erlaube ſie ſich dann ſüdwärts ins Gebirg und darüber weg, bis zum adriatiſchen Meer, oſtwärts bis gegen Montenegro hin zu ſchweifen.

ſtandhaft ſcheinen, wenn alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehn? — Dich? — es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich nicht! Und ſollſt du mich verſtehen? Egmont! Egmont! Ihm um den Hals fallend.

Egmont. Löſe mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich ſo tief das Schickſal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du biſt mir nicht fremd. Dein Nahme war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir her geſchritten; immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vor, und ſchritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen, und ſah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir beſtimmt, und wählte dich auf's neue, da ich dich ſah. Nun

Schaut man ſich ſodann nach näheren und fernen Nachbarn um, ſo findet man Verhältniſſe zu den Venetianern, zu den Ungarn und ſonſtigen wechſelnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechiſchen Kaiſerthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; ſpäterhin bleibt mehr oder weniger daſſelbe Verhältniß zum türkiſchen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen, und, um ihren Beſitz zu ſichern, auf den nächſten und ferneren Höhen, ſo Schlöſſer als befeſtigte Städte erbauten, ſo bleibt das Volk immer in kriegeriſcher Spannung; ihre Verfaſſung iſt eine Art von Fürſtenverein unter dem loſen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Erſuchen wohl Folge leiſten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Deſpoten, hält man viel, ja ausſchließlich, auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geiſtlichkeit verwahrt liegen, oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, ſo ſehr ſie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein hiſtoriſcher Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen ſey, ſo entſteht die Frage: inwiefern die Chronologie derſelben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum geſetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht ſey? eine Frage die ohnehin bei mündlich überlieferten Geſangen ſehr ſchwer zu beantworten ſeyn möchte. Ein altes Factum iſt da, wird erzählt, wird geſungen, wieder geſungen, wann zum erſten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und ſo wird ſich denn auch jene Zeitrechnung ſerbiſcher Gedichte erſt nach und nach ergeben; wenige ſcheinen vor

Ankunft der Türken in Europa, vor 1355 sich auszusprechen, sodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die türkische Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt sieht man in den neuesten Tagen, Türken und Christen friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bei schon bedeutender Cultur durch abergläubisch barbarische Gesinnungen aus; es finden sich Menschenopfer und zwar von der widerwärtigsten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Scutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher Schutz- und Trutz-Gebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sey nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Hercules, dem persischen Rustan auftreten, aber freilich in scythisch höchstbarbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwinglichste aller serbischen Helden, von gränzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird selbst dreihundert Jahre alt; er stirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht wie er dazu kommt.

Die frühste dieser Epochen sieht also ganz heidnisch aus, die mittleren Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost dessen, der sich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation ist eines poetischen Aberglaubens; gar

manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vögelbotschaften werden die wackersten Menschen verschuchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalswesen, in der Einöde hausend, Berg' und Walder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Jägerin höchst schön gepriesen, endlich sogar als Wolkensammlerin geltend: im Allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her, wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthatig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amselfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die ganzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kampfen des Czerni Georg sind wohl auch noch dichterische Denkmale übrig geblieben; in der allerneuesten Zeit schließen sich die Stoßseufzer der Sulioten unmittelbar an; zwar in griechischer Sprache aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die sich nicht in sich selbst zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht ins Gleichgewicht zu setzen geeignet sind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, sondern in ganzer Masse an sich heran nehmen, genießen und schätzen kann, sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmuthig; gewandte Erklarung von einer oder von

beiden Seiten, überrascht und ergötzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt.

Alles was es auch sey ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen; dagegen erweis't sich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan. Halt man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders, oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt, und es ist schon gewagt die Mannichfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in folgendem, zu Anregung der Aufmerksamkeit zu thun uns nicht versagen.

1) Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schlaft so süß, sie scheut sich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Pest verwüstet. 6) Verwünschung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; seltsamlich: Mädchen

im Garten. 8) Freundesbotschaft, der Verlobten gebracht durch zwei Nachtigallen, welche ihren dritten Gesellen den Bräutigam vermissen. 9) Lebensüberdruß, über ein erzürntes Liebchen; drei Wehe sind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11) Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Verrat um den Geliebten will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen schilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirsch und Wila. Die Waldgöttin tröstet den liebekranken Hirsch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Capitulation um Erlösung. 28) Zwiefache Verwünschung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte seyn? 32) Liebesfreuden verschwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanze[illegible]ältung; die Fremde fesselt den

Bruder, der die Schweſter zu beſuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet ſie am Tage, überraſcht ſie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlaſſene Mädchen, fühlt aber nur das erkaltete Herz. 37) Drei Mädchen wünſchen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beſte Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren, Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchſt ſchön. 40) Die Vermahlte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeit-Anſtalten, Ueberraſchung der Braut. 42) Eilig neckiſch. 43) Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangeſetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längſten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Bruder, an den gerüſteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah und verſagt. 50) Wen nahm ſich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene bald befreite Nachtigall. 53) Serbiſche Schönheit. 54) Locken wirkt am ſicherſten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nöthige zu melden, hat ſeine beſondere Schwierigkeit.

Die ſerbiſche theilt ſich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und ſüdlichen. Dem erſten gehört das Ruſſiſche, Polniſche, Böhmiſche, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die ſerbiſche Mundart iſt alſo eine Unterabtheilung des ſüdſlaviſchen Dialekts, ſie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menſchen und darf unter allen ſüdſlaviſchen für die kräftigſte geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation ſelbſt ein Widerſtreit; zwei Parteien ſtehen gegen einander und zwar folgendermaßen.

Die Serben beſitzen eine alte Bibel-Ueberſetzung aus dem neunten Jahrhundert, geſchrieben in einem verwandten Dialekt, dem altpannonischen. Dieſer wird nun von der Geiſtlichkeit und allen die ſich den Wiſſenſchaften widmen, als Sprachgrund und Muſter angeſehen; ſie bedienen ſich deſſelben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünſtigen ihn; dagegen halten ſie ſich entfernt von der Sprache des Volks, ſchelten dieſe als abgeleitet von jenem und als Verderb des achten rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber dieſe Sprache des Volks genauer, ſo erſcheint ſie in urſprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verſchieden und in ſich ſelbſt lebendig, allem Ausdruck des thätigſten Wirkens und eben ſo poetiſcher Darſtellung genugend. Die in derſelben verfaßten Gedichte ſind es, von denen wir ſprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmen Theil der Nation gering geſchätzt werden; deßwegen ſie auch niemals aufgeſchrieben noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit ſie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich ſchien, deren Urſache uns aber jetzt erſt, da ſie gehoben iſt, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieſer Literatur zu reden, ſo muß ich vorerſt geſtehen, daß ich keinen der ſlaviſchen Dialekte, unerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch ſtudirt und alſo von aller Original-Literatur dieſer großen Völkerſtämme völlig abgeſchloſſen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, inſofern ſolche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon ſind es funfzig Jahre, daß ich den Klagegeſang der edlen Frauen Asan Aga überſetzte, der ſich in des Abbate Fortis Reiſen auch von da in den Morlachiſchen Reiſen der Gräfin Roſenberg finden läßt. Ich übertrug ihn nach dem

beigefügten Französischen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen sodann von Gedichten sämmtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor mir, weder einen Hauptbegriff konnt' ich fassen, noch die Abtheilungen charakteristisch sondern.

Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mittheilung aus oben gemeldeter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfaches Saiteninstrument, Gusle genannt, begleitet, waren sie in dem niedern Kreise der Nation erhalten worden; ja es ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieses Gesuch abgeschlagen wurde, weil die guten einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Gesange einigermaßen hochschatzen könne. Sie fürchteten vielmehr daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungunstig vergleichen und dadurch den roheren Zustand ihrer Nation spöttisch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernstlichen Absicht überzeugte man sie durch die Aufmerksamkeit der Deutschen auf jenen Klaggesang, und mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die langsterschnte Mittheilung obgleich nur einzeln hin und wieder erlangen.

Alles dieses war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann Namens Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit seiner Muttersprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Stadten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden ware und ihre Volkspoesie lieb gewonnen

hatte. Er benahm sich mit dem größten Ernst in dieser Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine serbische Grammatik an den Tag und zugleich serbische Volkslieder hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich sie mit einer deutschen Uebersetzung; auch jener Trauergesang fand sich nunmehr im Original; allein wie sehr ich auch die Gabe werth hielt, wie sehr sie mich erfreute, so konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Westen hatten sich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwicklung schien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Osten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeschiedenheit eine Zeit lang entfernt von Westen und Norden.

Nun aber enthüllt sich diese langsam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab sich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtel'schen Officin drei Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben gesprochen wurde, sodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieses Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutschland denselben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothekar Grimm in Cassel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische; er übersetzte die Wukische Grammatik und begabte sie mit einer Vorrede die unsern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Uebersetzungen, die in Sinn und Sylbenmaaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Prof. Vater, der gründliche und zuverlässige Forscher, nahm ernstlichen Theil, und so rückt uns dieses bisher fremd gebliebene und gewissermaßen zurückschreckende Studium immer näher.

Auf dieſem Punkt nun wie die Sachen gekommen ſind, konnte nichts erfreulicher ſeyn als daß ein Frauenzimmer von beſondern Eigenſchaften und Talenten, mit den ſlaviſchen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die ſerbiſche entſchied, ſich mit aufmerkſamſter Thatigkeit dieſem Lieder-Schatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leiſtung ein Ende machte. Sie überſetzte, ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Maſſe der vorliegenden Gedichte und wird in einem Octavband ſo viel derſelben zuſammenfaſſen als man braucht um ſich mit dieſer ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die das was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umſtandlicher darlege, um einen wahren Antheil dieſer verdienſtvollen neuen Erſcheinung allgemein zu fördern.

Die deutſche Sprache iſt hiezu beſonders geeignet; ſie ſchließt ſich an die Idiome ſämmtlich mit Leichtigkeit an, ſie entſagt allem Eigenſinn und fürchtet nicht daß man ihr Ungewöhnliches, Unzuläſſiges vorwerfe; ſie weiß ſich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, ſo wohl zu finden, daß wenn man auch ihren Autoren bei ſelbſteignen Productionen irgend eine ſeltſamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, ſie dürfe ſich bei Ueberſetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es iſt keine Kleinigkeit wenn eine Sprache dieß von ſich rühmen darf: denn müſſen wir es zwar höchſt dankenswerth achten, wenn fremde Völkerſchaften dasjenige nach ihrer Art ſich aneignen was wir ſelbſt innerhalb unſeres Kreiſes Originelles hervorgebracht, ſo iſt es doch nicht von

hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblicke mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln. Sage mir: ist es der strenge, ernste Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir mit dieser ausweichenden Hoffnung; und schon da empfand ich Angst und Schmerz, dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03769/133

geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annaherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen, und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fande, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten ins Besonderste zurück zukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beispiele vor uns, Wuk Stephanowitsch übersetzte uns zu Liebe mehrere derselben wörtlich, Grimm auf seinem Wege war geneigt sie im Sylbenmaaße darzustellen; auch Vatern sind wir Dank schuldig, daß er uns das wichtigste Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitsch, im Auszuge prosaisch naher brachte, und so verdanken wir denn auch der raschen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unserer Freundin schnell eine weitere Umsicht die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben,

übersetzt von Fräulein von Jakob.

Göttingische gelehrte Anzeigen, 1826 Stück 192.

Grimm's Recensionen.

Auszug daraus.

Die Lieder habe zu unübersetzlich.

Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen.

Betrachtung des Uebersetzens.

Lage der ersten Uebersetzer.

Liebe zum Original.

Wunsch es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten seiner Nation.

Annäherung bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.

Vergleichung älterer und neuerer deutscher Uebersetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt sich immer mehr, Fremdartiges aufzunehmen, sowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Uebersetzerin hat das Glück in eine solche Zeit zu kommen; sie hat nicht nöthig, sich vom Original weit zu entfernen; sie hält am Sylbenmaaß und genaueren Vortrag.

Erwünscht, daß die Uebersetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau besehen, stehen die serbischen Zustände, Sitten, Religion, Denk- und Handels-Weise so weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einstudiren bei uns bedurfte, um sie durchaus gangbar zu machen.

Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen Ossianischen Völkergebilde, das als gestaltlos, epidemisch und contagiös in ein schwaches Jahrhundert sich hinein senkte und sich mehr als billigen Antheil erwarb; dieses süd-östlich-Nationelle ist hart, rauh, widerborstig; selbst die besten Familienverhältnisse lösen sich gar bald in Haß und Parteiung auf.

D. Verhältniß gegen die Cultur antastenden Türken ist zweideutig, wie aller schwächern Völker gegen das mächtige. Selten fügt sich ein Theil dem Sieger und Ueberwinder, daher werden die kräftiger Widerstehenden verrathen, und die Nation, für die sie Partei genommen, geht unter vor unsern Augen.

Diese unerfreulichen Ereignisse werden noch mehr verdüstert durch eine bloß formelle Religion, durch eine Buch- und Pergament-Autorität, wodurch allein barbarischer Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird; durch einen seltsamen ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten achten läßt, durch Menschenopfer Städte zu befestigen denkt, dem eine Schicksalsgöttin, erst als ferne Laut- und Weg-Stimme, bis zur sichtbaren schönen Jägerin, bis zum verwundbaren Wesen, zu den widrigsten Angelegenheiten gebieten muß.

Noch nicht genug. Todte stehen auf und befinden auferstehende Todte; von Engeln laßt sich hie und da was blicken, aber unsichtlich, und nirgendshin ist ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen absoluten monströsen Helden,

kurz gebunden, wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs anmuthen mag. Eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängniß ungesehen durch freundliche Worte tröstet, ihn befreit und schatzbeladen zu Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finsterniß liebevoll umfangt. Als er aber Morgens das schwarze Gesicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm sodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöster, die er hierauf reuig stiftet, die Gottheit und unsre Gemüther versöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich bösen Boadan durch seinen Heldenblick zurückdrängt, so daß jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will; wenn er die Wila selbst bewältigt und sie Beschluß und That zurückzunehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erscheinung immer abzwingt, nicht versagen, aber wohlthuend ist er uns so wenig als seine Genossen.

Alles dieses ist zwar als charakteristisch, aber nicht zu Ungunsten von uns aufgestellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß diese barbarischen Gebilde durch den Sinn und die Feder eines deutschen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was sie aufnehmen konnte wird uns nicht widerwärtig seyn; was sie mittheilen wollte werden wir dankbar anerkennen.

Jene strenge Darstellung soll eigentlich nur den deutschen Leser auf einen ernsten Inhalt des Buches vorbereiten; denn selbst die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn sie gleich von den leisesten menschlichen Empfindungen durchflochten

sind, halten sich von uns immer in einer gewissen Entfernung.

Hier ist also der Fall, wo wir dem Deutschen wie auch dem auswärtigen gebildeten Publicum zumuthen können, nicht etwa auf eine sentimentale Weise jene der cultivirten Welt als excentrisch erscheinenden Zustande sich aneignen zu wollen, sich einen Genuß nach besonderer Art vorzubilden: nein! wir verlangen, daß wir es wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geschähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es persönlich, zu besuchen, unsere Einbildungskraft mit diesen Zuständen zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Uebersetzung.

Mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annahernde, Gelenke, Gelaufige, ist das Wünschenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Uebersetzungsforderungen.

Von der laxesten Art bis zur stricten Observanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anleckung für Fremde, Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unsrer eignen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dunkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urtheile der übrigen europäischen Nationen über unsre Literatur beobachtet hat und sie nach und nach durch theilnehmende umsichtige Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationellen

Selbstgenügsamkeit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Fachern ihre Vornirtheit abgelegt und zu einer freieren Umsicht gelangt sind, als sie mit uns und unsern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnet der französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Serbische Gedichte.

Der zweite Theil der Uebersetzung serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unsrer jungen Freundin verdanken, sollte mir Anlaß geben über diese auch mir sehr schätzenswerthe Nationalpoesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon manches deßhalb zurecht gestellt, als ich in den Göttingischen Anzeigen No. 194, Jahr 1826, eine Recension fand, welche mich aller weitern Aeußerung überhebt. Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der eben so auf das allgemeine Organ wohl [illegible] wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu schätzen weiß. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken:

Die serbischen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im Stillen, werden uns auf einmal durch verschiedenartige Uebersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die sonst gewöhnliche Accommodation, wie sie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man seinem Volke alles Nutztheilende so nach Geschmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte, um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir sehen nun, neben der ernst und streng an das Original sich haltenden Uebersetzung des Herrn Grimm, einen, bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche

wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser deutsches Eigenthum ansehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges.

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines gefühlvollen Alleinsingers voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesammtsang und treffen das Vaudeville, das nicht allein durch einen sinnig-wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zusammen halt, sondern auch in sinnlosen, ja unsinnigen Klangen die Sinnlichkeit und was ihr angehört aufregt und sie zu einem gemeinsamen Taumel auffordert.

Dieses ist das Erbtheil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwanglich ergingen, und worin neuerer Zeit Béranger sich meisterhaft erweis't, wir würden sagen musterhaft, wenn er nicht gerade, um so ein trefflicher Poet zu seyn, alle Rücksichten die man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hiebei seyn, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgebildetsten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe und sich nach Umständen hervorthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall wo die Sonne hinscheint ist ihre Entwicklung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen enthalten wir uns gegenwartig; die Schatze der serbischen Literatur werden schnell genug deutsches Gemeingut werden und wir behalten uns vor, sobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unsere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: Wila, eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zunächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und sinngewandte Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals geneigt erweis't, so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn erlassen, freundlichst aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

wer einem Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt, mich zu retten, wenn du die Übermacht verabscheust, die mich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt seyn. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sey unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch dafür entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freyheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o schweige! Du vermehrst mit jedem Worte meine Verzweif-

Das Neueste Serbischer Literatur.

Simeon Milutinowitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig 35 Jahre alt, war früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czerny Georg seine Bruder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handschar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Milosch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als dieses dem türkischen Joche sich wieder schmiegen mußte, nach Bessarabien, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichsten Bojaren dichterisch zu beschreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daselbst, unterstützt vom Fursten Milosch, in der Breitkopf- und Härtel'schen Offizin, wo er wußte daß sein Freund Wuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Presse zu übergeben. Er hat es nun vollendet und es liegt ein Exemplar, in vier kleinen Duodezbanden, vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit die seiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie sein Gedicht. Er hat es Serbianen genannt, und es enthält in aneinandergereihten Taborien oder Heldenliedern, eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte.

Der wackere Verfasser hat auf theilnehmendes Ansuchen uns den vollständigen Inhalt seines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bei prüfender Uebersicht höchst merkwürdig, und es ist vielleicht das erstemal daß eine alte Volksliteratur sich durch so lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünschen daß dieses Gedicht übersetzt, und zwar von Herrn Gerhard übersetzt werden möge, der sich die Denk- und Lebens-Weise, woran diese Nation gewöhnt ist, genugsam bekannt gemacht hat.

Es erscheint als etwas ganz Eigenes daß wir den Czerny Georg und seine Gehülfen in eben dem Conflict mit dem Türken sehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchst interessant war uns die Aehnlichkeit und den Unterschied beiderlei Aufstands gegen verjährte Usurpation zu erkennen. Und so bleibt uns dieses Gedicht, in wie weit wir uns damit befreunden könnten, höchst merkwürdig als Wiederholung oft versuchten Bestrebens, interessant durch die schönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber ist auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Nachbarstaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhoben, und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns im voraus auf die Abstammung des schwarzen Georg von dem unüberwundenen Marko, wie sie sich in diesen Gedichten nahezu mit historischer Zuversichtlichkeit wird darstellen lassen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichsten Gesuche an die drei von uns gerühmten Theilnehmer an diesem schönen Geschäft und sprechen den Wunsch aus: Herr Grimm, Fraulein von Jakob und Herr Gerhard möchten jedes in seiner Art nicht nachlassen, diese so wichtige als angenehme Sache unablässig zu fördern.

Nationelle Dichtkunst.

Die serbische Poesie hat sich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber stockenden Versuchen, endlich in den Literaturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Anzeige des Neusten fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhard's Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon dehnt sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannichfaltiger aus; erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwei; schon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in Einem geistigen Wesen zu denken nicht mehr verträglich, sondern es treten schon untergeordnete begleitende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geisterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihr Heldenkreis vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der

uns bisher schon bekannten halsstarrig unüberwindlichen Helden merkwurdig hervortreten.

Doch durfen wir uns in das Verdienstliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten lassen, nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensicalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert worden. Wir aber wurden persönlich in eine vorpolizeiliche Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drei Königen, sodann den Fastnachtsängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkundenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterstemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu seyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Versprechen, sie sind zu uns herübergeführt und wir werden derselben gar manche in froher Gesellschaft, bei traulichen, wohl auch bei Festmahlen, ertönen zu lassen nicht versäumen; hier ist eine gränzenlose Anregung an unsere zahlreichen Componisten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort sich um die serbische Dichtkunst verdient zu machen; sind doch die Deutschen längst gewohnt mehr als Einen Uebersetzer alterer und neuerer Werke auftreten zu sehen.

Genannte Freundin hat uns unlängst abermals einige ihrer Uebersetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebrache, gar gern hier aufführen möchten; sie

hält sich fest an der Stelle die sie früher schon behauptet, und kennt genau die Vorzüge welche aus der unmittelbar darstellenden Art entspringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten versetzt.

Es ist dieses ein Unmerkliches, welches wohlempfunden seyn will, und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchst wichtig, weil der poetische Vortrag sich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geschichtlichen unterscheidet.

Servian popular poetry.

translated by John Bowring.

London 1827.

Wie es uns mit schönen geliebten Personen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraschen, so oft wir sie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, so war es auch mir zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten serbischen Gedichte in englischer Sprache wieder las. Sie schienen ein neues Verdienst erworben zu haben; es waren dieselbigen Gestalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns schon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer russischen Anthologie beschenkt, wodurch wir mit jenen entfernten östlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache scheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, sondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns schon längst durch Lieb' und Freundschaft verwandt war, Herrn Joukovsky, näher kennen und ihn, der uns bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung seines poetischen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen denen welche nun auch ostwärts ihre Blicke wenden, und den Eigenthümlichkeiten der slavischen Dichtkunst ihre Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir diese beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Böhmiſche Poeſie.

Da wir hoffen daß wahre Freunde der allgemeineren Literatur oben belobte Recenſion der ſerbiſchen Gedichte nachſehen und ſich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer ſlaviſchen Sprachen unſerer Aufmerkſamkeit gleichfalls höchſt würdig ſind: ſo dürfen wir die ernſte Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen hiedurch wohl dringend erſuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatſchrift, wovon zwei Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmiſcher Gedichte, und zwar der uralten ſowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neuſten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichſt fortzuſetzen. Es wird dieß das ſicherſte Mittel ſeyn ſich mit dem größern deutſchen Publicum zu verbinden, indem, was das übrige betrifft, man zunächſt für das Vaterland zu arbeiten bemüht iſt.

Die Entdeckung der Königinhofer Handſchrift, die uns ganz unſchätzbare Reſte der älteſten Zeit bekannt machte, giebt Hoffnung daß dergleichen ſich mehr auffinden werden, um deren Mittheilung wir um ſo dringender bitten, als ſich in dem Volksgeſang von ſolchen vorchriſtlichen und erſtchriſtlichen Aeußerungen einer halb rohen und doch ſchon den zarteſten Gefühlen offenen Nation nichts erhalten haben möchte. Indeſſen danken wir für die Bruchſtücke aus dem epiſchen Gedichte Wlaſta von Carl Egon Ebert, nicht weniger

für Horimir und sein Roß Semik von Professor Anton Müller.

Einigen der in deutscher Uebersetzung schon so wohlklingenden Sonette von Kollar wünschten wir auch wohl einmal das böhmische Original zur Seite beigefügt zu sehen. Dieß würde jenen Wunsch, die slavische Sprachkunde auch in die deutsche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

Amazonen in Böhmen.

Die über kriegerische Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umständlicher zu erforschen und den Gedichts- und Geschichtsfreunden naher zu bringen, habe ich mir folgendes vergegenwärtigt: Libussa mit ihren zwei Schwestern, sie, die jüngste als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, scheinen den Grund zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurtheils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beschwichtigen wußten.

Dieses Uebergewicht war zu groß, so daß rohere, derbere Männer zuletzt ungeduldig, die Königin sich zu verheirathen nöthigten, wodurch aber jene Gynäkokratie keineswegs aufgehoben ward, sondern sich vielmehr, zur Opposition genöthigt, befestigte.

Hier mögen nun die von Frauen besetzten festen Plätze den Nachbarn sehr unbequem gewesen seyn, und so lange Krieg und Streit gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft sich wieder in ihre Rechte einsetzt.

Freilich gründen sich diese Gedanken nur auf eine Chronikenlegende, und wir wollen ihnen nicht mehr Werth geben, als insofern alles was sich auf Sagen gründet, doch immer einige Achtung verdient.

Cours de Litérature grecque moderne

par J. Rizo-Néroulos. Genève 1827.

Wer diese wichtige Schrift in die Hand nimmt und sich daraus gründlich und schnell zu belehren wünscht, der fange sogleich unten auf S. 67 zu lesen an und fahre fort bis zum Abschnitt auf der 87sten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfasser auf diesen wenigen Blättern vortrug; hat er geahnet und durch eignen Geist vervollständigt, was nicht gesagt, aber deutlich genug angedeutet ist; so wird er den Schlüssel zu dem übrigen Werke und zu allem, was sonst über neugriechische Literatur zu sagen ist, sich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unsrer Weise davon versuchen, mit Ernst und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantinischen Kaiserthums zurück, so erstaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Constantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron sehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenstab über dem Scepter; wir sehen Glauben und Lehre, Meinung und Rede überall, über alles herrschen. Denn nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze christliche Welt hatte von den letzten heidnischen Sophisten Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu gebaren, und statt umgekehrt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redensweise zu

lung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Neh zusammengezogen; ich kenne die strengen festen Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefesselt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebethen. Er schickte mich hierher, um alles was von Lebenslust und Freude mit mir lebt, in diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont mit dem Fuße stampfend. Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels gibst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, ver-

Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des östlichen Reiches daher entsprungen, welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzudeutlich; wir aber sprechen dieses nur mit wenigen Worten aus, um schnell zum Anschauen zu bringen: wie die priesterliche Gewalt sich durchaus den Majestätsrechten gleichzustellen gewußt. Als nun in spaterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden, aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fesseln?

Da fand man denn gerathen, die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge desto gewisser zu seyn. Ließ man aber dem geistlichen Oberhaupt auch nur einen Theil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwengliche Vortheile, granzenlose Privilegien die ihm übrig blieben. Durch eine bestehende Synode wurden Patriarchen und Erzbischöfe gewählt, die letzteren auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Pascha durfte sich in geistliche Handel mischen, noch sie vor seine Gerichtsstelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was sonst noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt sterbenden Geistlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abscheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählig auch die Geister wehrlos zu machen. Die einzeln stehenden Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, alle

Schulen geschlossen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöster hatte man bestehen lassen, da denn die Mönche, nach acht orientaler Weise, sich ihrer Kirchen und Capellen bedienten, um Kinder zu versammeln, sie bei gottesdienstlichen Ceremonien mit assistiren zu lassen, ihnen bei dieser Gelegenheit durch Katechisation das Nöthige beizubringen und dadurch Religion und Cultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß schon in der alten byzantinischen Verfassung der Patriarch nicht allein von religiosen Männern, von Priestern und Mönchen umgeben gewesen, sondern daß er auch einen Kreis, einen Hofstaat von Weltgeistlichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien — denn verheirathet war ja der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen Zeiten her, einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würdestellen einnahmen, deren griechischer Weise zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Caste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber so wie über deren Haushalt war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen sollte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenem Besitz bei dem Untergange

des griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angebornen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald aus Ende der Stadt, in eine geringe unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahe gelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfangs, gegen ihre früheren Zustände, gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwei Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gnadenblick einer dem tyrannischen Ueberwinder abgenöthigten Gunst alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenstuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Abkömmlinge der letzten Literatoren und Sophisten des Heidenthums, alle

Urſache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wiſſenſchaftliche bei ſich zu erhalten und auszubilden; ſo werden dieſe Laien gewiß nicht zurückgeblieben ſeyn, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das, was von Unterricht irgend noch möglich war, mitzuwirken geſucht, und ſich ſelbſt, um einer ſolchen Oberaufſicht werth zu ſeyn, in ſolchen Kenntniſſen ausgebildet haben, welche ſie von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geiſtlichkeit hielt feſt an der Würde der altgriechiſchen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um ſo feſter als ſie ihre Würde gegen die betriebſame Menge verwahren mußte, die ſeit geraumer Zeit, beſonders aber ſeit dem abendländiſchen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venetianern und Genueſen, ſich den ſtammelnden Kinderdialekt der abendländiſchen Sprachen, und ſtatt herrlicher, geiſtreicher Formung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichſam ſtotternd hatte gefallen laſſen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengſal entſtellte Sprache wieder herzuſtellen bemüht iſt, ſo ſtreng und zudringlich verfahren, wie ſollten diejenigen, welche ein reines Alt-Herkömmliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt ſeyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beſchäftigten Weltgeiſtlichen waren dagegen genöthigt ſich mit dem Volke abzugeben; ſie mußten ſeine Sprache ſprechen, wenn ſie beſſern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verſchmähen, wodurch ein ſolcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach ſich verbreitenden Schulunterrichts, den ſie von dem Hauptſitze aus zu beleben hatten, eine Wirkſamkeit

die über den Archipel, bis zum Berg Athos, nach Lariſſa und Theſſalien hinreichte: ſo wird man folgern, daß ſie überall mit allen Nationen zuſammentreffend in fremden Sprachen ſich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Intereſſe Theil zu nehmen hatten.

Der Geſchichtskundige wird dieſem ſtillen, gewiſſermaßen geheimen Gang durch zwei Jahrhunderte zu folgen wiſſen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieſes niedergebeugte Geſchlecht, dieſe von einem abgelegenen Quartier benamſeten Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünſtigt, an den erſten Stellen des Reichs, als Dolmetſcher der Pforte, ja als Fürſten der Moldau und Wallachei hervortreten.

Hier nun glauben wir unſerer Einleitung, nach oben ausgeſprochener Abſicht, genug gethan zu haben und dürfen wohl dem Leſer auf Seite 23 deuten, wo er die drei Epochen der neugriechiſchen Literatur angezeigt und ſodann ausgeführt zu finden hat. Die erſte, von 1700 bis 1750, bezeichnet ſogleich entſchiedenere Schritte zu einer freieren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbeſſerte das Geſchick der Nation in hohem Grad. Unter ſolchem Schutz und Leitung fing ein friſches Licht ſich an zu verbreiten, und man ſuchte beſonders das Altgriechiſche gründlich und reiner zu ſtudiren.

Die zweite Periode von 1750 — 1800 zeichnet ſich beſonders aus durch Einführung europaiſcher wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. Man überſetzte eine Menge fremder Werke, der Wiſſenſchaft, der Geſchichte, der Philoſophie angehörig; die Schulen vervielfaltigten ſich, mehrere derſelben verwandelten ſich in Lyceen und Univerſitaten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa ſtudirt, kamen in ihr Vaterland zurück

und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung, besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korais vorzüglich, und alles war bemüht die Nation eines Platzes unter den civilisirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannichfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrangen, und wir behalten uns vor auch die unsrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edeln Gouverneur versammeln, daß die Unterrichteten, Weisen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit rein-menschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit sich erweisen und betragen mögen.

Eben als wir im Begriff sind, Vorstehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir, durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Christian Müller zu Genf, die Uebersetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie sich's von einem so vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich so viel Antheil an dem Original genommen, so war nichts natürlicher als daß ich mich sogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorstehendem Aufsatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfasser sonst gunstig gesinnte Uebersetzer Seite 72 und 77 in beigefügten Noten, auf einmal als dessen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren Herkommen und Wirkung wir historisch zu entwickeln getrachtet, feindselig behandelt.

Widerspruch gegen meine Ueberzeugung ist mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne besondere Bemühung erfahre wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweise im mindesten abzuweichen genöthigt werde.

Und so gestehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jacovaky Rizo-Neroulos, der sich noch jetzt ehemaligen Premier-Minister der griechischen Hospodare in der Moldau und Wallachei nennt und unterschreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zustande sah, wie er als Vortragender, Vorlesender, Belehrender genöthigt ist, seine Darstellung unmethodisch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verständniß beruht, als Parenthese zu geben; wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet vor Zuhörern, die sich **Freunde** nennen, seinem Adel zu entsagen, seine fürstlichen Vorfahren zu verlaugnen, die langjährigen edeln, stillen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihr Märtyrerthum als eines gleichgültigen Geschicks zu gedenken, und die stillen Thranen die er ihrem Grabe zollt vor seinen Zuhörern beschämt zu verbergen. Diese jammervollen Zustande, die wir aus dem Original schon herausahneten, werden durch die Noten des werthen Uebersetzers ganz offenbar. Denn der

wackere Nereulos mußte angesichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten; daß man an ihm den Geruch einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum ertraglich fand; ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edlen Mann nur ein Wort durch den „Zaun der Zahne" durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schatzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domcapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmekiden, die Fanarioten von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon

jener Verhältniſſe, wie ſolches in einem jeden großen Reiche ſich nothwendig bilden muß.

Erinnert man ſich der, bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannichfaltigen Verhältniſſe, an die Intriguen, die Beſtechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abſpannen der Stimmen und Zuſagen, ſo wird man denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz, Recht und Einfluß ihrer Caſte, unter einem deſpotiſchen Oberhaupte, zu ſichern alle Urſache hatten, gar wohl verzeihen, ſich derjenigen Künſte bedient zu haben, welche durchaus der klugen und ſelbſtſüchtigen Menſchheit, ohne tadelnswerth zu ſeyn, jederzeit angehörten.

Indeſſen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlaſſen, kommen uns die Aeußerungen eines reiſenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Exploſion, jene um den Patriarchen von Conſtantinopel noch immer verſammelte hohe Ariſtokratie auf der Inſel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, beſuchte, wo auch unſer Rizo noch, den Beginn der großen Epoche erwartend und vorausſehend, ſcheinbar mit Alterthümern ſich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, ſcharfem Blick jene Zuſtände durchſchaute. Wir ſetzen die hierher ſich beziehende Stelle, deren Laconismus kaum zu verſtehen, unmöglich aber zu überſetzen wäre, im Original hier bei und laſſen eine Paraphraſe derſelben als Entwickelung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-temps signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres byzantins: cette

accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le temps et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man schon längst als Erben aller Laster ihrer byzantinischen Vorfahren angeklagt, auch diese Beschuldigung zuversichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie sollten aber auch die Griechen überhaupt jene schönen edlen Eigenschaften, weßhalb ihre freien Urväter so hoch geschätzt sind, durch eine Reihe höchst bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, beim Verfall des morgenländischen Kaiserthums den Einflüssen eines verderbenen Hofes, theologisch verworrener Parteiungen, einer eigensinnig willkürlichen Gesetzgebung widerstehen? mußten sie nicht, in diese Verworrenheiten verschlungen, alle Freiheit des Geistes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

„Unter einem solchen, durch türkische Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete sich in dem griechischen

kürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehn, zusehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage? Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer.

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du übersiehst; ich überlebe dich und mich selbst. Bey der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und

Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in ſittlichen Dingen, woraus ſich denn bei fortdauernder Sklaverei eine gewohnt-hinterliſtige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim erſten Antritt auffällt.

„Dieſe Laſter und Mängel können nicht augenblicklich verſchwinden und nur das edelſte Beginnen, die gewaltſamſten Zuckungen konnten ſo alt herkömmliche Verwöhnungen beſiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufſchwung nach dem Beſſern hin verleihen.“

Leukothea,

von Dr. Carl Iken.

Leipzig 1827. 2 Bände.

Dieſes Werk wird einem Jeden der ſich mit den helleniſchen Angelegenheiten näher beſchäftigt, willkommen und brauchbar ſeyn. Aus dem Neugriechiſchen überſetzte Briefe über die Zeitereigniſſe bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umſtändlich ausgelegt wird. Man kann daher dieſes Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woran man ſich vielſeitig unterrichten wird.

Der meiſte Stoff iſt aus franzöſiſchen und engliſchen Werken zuſammengetragen, ein Verzeichniß neugriechiſcher Schriftſteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Verſuch eines Perſonen-, Sachen- und Wörter-Verzeichniſſes zugänglicher gemacht.

Aus dem Geſagten erhellt nun ſchon, daß man dieſe ſämmtlichen Materialien mit Vorſicht und Kritik zu brauchen habe, indem ſie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten ſind, dem man nicht zumuthen kann, ſeinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechische Volkslieder,

herausgegeben von Kind.

Grimma 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Prosodie des Neugriechischen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen sodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetischer Ordnung folgen.

Ein sehr willkommenes brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorschritt in den Kenntnissen der Verdienste neugriechischer Nationalpoesie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu sichten haben, was denn eigentlich an diesen Gedichten das Schätzenswerthe sey? Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten nur gute und grundwürdige Poesien hervorzubringen. Und so möchte denn auch mancher dieser Gesänge einen patriotisch-historischen Werth haben, ohne wegen des poetischen hervorgezogen zu werden.

Ich versuche nun ob mir gelingen möchte zu den von mir übersetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt schon aussprechen: daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das sich an dichterischem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt

sich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders ist es mit jenem Falle beschaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephten davongetragen hat, und mit demselben eh' er es aufspeis't eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterscheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Gestalten und Thaten verführen zu können

Dainos,

von Rhesa.

1825.

Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt. Schon Herder liebte die Lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama: Die Fischerin, sind einige von seinen Uebersetzungen geflossen. Außerdem liegt bereits seit mehreren Jahren eine starke Sammlung solcher wohlverdeutschter Gedichte bei mir, die ich, wie so manches andere in Hoffnung dessen was gegenwärtig geschieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von litthauischen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung giebt der Sammler wünschenswerthe Aufschlüsse über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Literatur mit, und druckt sich im allgemeinen über diese Dichtart folgendermaßen aus: „Die litthauischen Volkslieder Dainos sind größtentheils erotischer Gattung; sie besingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, schildern das Glück des häuslichen Lebens und stellen die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchst einfache Weise vor Augen. In dieser Hinsicht bildet die ganze Sammlung gleichsam einen Cyclus der Liebe von ihrer ersten Veranlassung,

durch die verschiedensten Abstufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben.

„Eine ernste Wehmuth, eine sanfte Melancholie verbreitet über diese Lieder einen sehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe ist hier nicht eine ausschweifende Leidenschaft, sondern jene ernste, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menschen anläßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieser wundervollen Seelenneigung liegt."

Die Uebersetzung so wie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen sind schätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtschaft wären aufgestellt worden: vom Spinnermadchen und Webermadchen, durch Natürliches und Phantastisches, bis zu Krieg und Kriegsgeschrei. Wie sie jetzt unter einander stehen, zerstreuen sie Gefuhl und Einbildungskraft und zerstören zuletzt beide, weil Sensationen aller Art sich doch am Ende nach einer gewissen Einheit zurücksehnen.

Als merkwurdig würde man sodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken sey, daß man jemals darauf sittlich und dichterisch aufgemerkt. Die Mädchen, sogleich wie sie erscheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde steigen.

Da es so viele Rubriken giebt, unter welche man die Gedichte vertheilt, so möcht' ich diese mit dem Namen Zustandsgedichte bezeichnen; denn sie drucken die Gefuhle in einem gewissen entschiedenen Zustande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft walten in denselben; das Gemüth schwebt elegisch über dem beschränktesten Raum.

Und so sind denn diese Lieder anzusehen als unmittelbar

vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und also der Poesie, viel naher ist als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe ist viel häufiger als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter sey, sieht man am sichersten bei Gelegenheits- und solchen Zustands-Gedichten: das erste faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beschränkt sich mit zarter Neigung in einen engen Raum und spielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man sich unauflöslich beschränkt sieht.

Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den sie ergreifen, dem sie sich widmen und verlangen von ihren Fähigkeiten nicht mehr als sie leisten können.

Daß der Herausgeber sich mit einsichtiger Wahl auf die Hälfte der in seinem Besitz befindlichen Lieder beschränkt hat, ist sehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Literatur machen, so müssen sie mit Maaß und Ziel vorgelegt werden. Ist die Gelegenheit, ist der Zustand erschöpft, so begnüge man sich in diesem Kreise, wie der Sammler hier sehr löblich gethan hat.

Es kommt mir, bei stiller Betrachtung, sehr oft wundersam vor, daß man die Volkslieder so sehr anstaunt und sie so hoch erhebt. Es giebt nur eine Poesie, die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vortheile; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Vaudin.

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters November-Heft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sammtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sey ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig seyn dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sey dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und wo nicht den ganzen Charakter doch gewisse Haupt- und Grund-Züge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sey es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sey auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigter wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee wie sie unmittelbar in die Erscheinung, ins Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier werfen wir hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre, das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quixote von Cervantes. Das was im höheren Sinne daran zu mißbilligen seyn möchte, verantworte der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen,

leben und ſchweben durchaus zwiſchen zwei Elementen, die ſich zu vereinigen trachten und ſich ewig abſtoßen, das Erhabene und das Gemeine, ſo daß derjenige, der auch darin weſ't und wirkt, ſich immer gequetſcht findet; die Quetſchung aber iſt hier nie tragiſch, nie tödtlich, ſondern man muß am Ende lächeln und man wünſchte ſich nur einen ſolchen Humor, um dergleichen zu ſingen oder ſingen zu hören.

Kurz nachdem dieſes niedergeſchrieben, erhielt ich nun das Heft ſelbſt, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich ſie nennen will eigentlich humoriſtiſche Balladen ſich finden, ſo daß ihrer zuſammen etwa neun, von welchen das Obgeſagte gelten könnte, ſämmtlich als unſchätzbar in ihrer Art anzuſprechen ſind.

Allein die Sammlung beſchränkt ſich nicht hierauf: beliebter Kürze willen möchten wir ſagen: ſie umfaßt tragiſche, komiſche und mittlere; alle zuſammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernſt und einer hohen Anſicht des Lebens. Die tragiſchen gränzen durchaus ans Grauſenhafte, ſie rühren ohne Sentimentalität, und die komiſchen machen ſich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis ins Abſurde, ohne deßhalb den erhabenen Urſprung zu verläugnen. Hier erſcheint die hohe Lebensanſicht als Ironie, ſie hat ſogleich etwas Schelmiſches neben dem Großen und das Gemeinſte wird nicht trivial. Die mittleren ſind ernſt und bewegen ſich in leidenſchaftlichen, gefahrlichen Regionen; aber, entweder durch irgend eine Vermittlung, und, wo das nicht gelingt, durch Reſignation, Kloſter und Grab, werden ſie abgeſchloſſen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geiſtreiches Leben beſaß und beſitzt.

verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sich mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest; so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beysammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hättest dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich sprachen; feindselige, wohlwollende, sie stritten lang' über deinen Werth;

Chineſiſches.

Nachſtehende, aus einem chreſtomathiſch-biographiſchen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert ſchöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es ſich trotz aller Beſchränkungen, in dieſem ſonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten laſſe.

Fräulein See-Yaou-Ling.

Sie war ſchön, beſaß poetiſches Talent, man bewunderte ſie als die leichteſte Tänzerin. Ein Verehrer drückte ſich hierüber poetiſch folgendermaßen aus:

Du tanzeſt leicht bei Pfirſich-Flor
Am luftigen Frühlings-Ort:
Der Wind, ſtellt man den Schirm nicht vor,
Bläſ't euch zuſammen fort.

Auf Waſſerlilien hüpfteſt du
Wohl hin den bunten Teich,
Dein winziger Fuß, dein zarter Schuh
Sind ſelbſt der Lilie gleich.

Die andern binden Fuß für Fuß,
Und wenn ſie ruhig ſtehn
Gelingt wohl noch ein holder Gruß,
Doch können ſie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeschuhten Füßchen schreibt sich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch soll dieser ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuschließen, um ihr ähnlich wo nicht gleich zu werden. Dieser Gebrauch, sagen sie, sey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaisers Min, reich an Schönheit und geistigen Verdiensten und deßhalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin sie verdrängt hatte, war ihr ein besonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürsten dem Kaiser große Geschenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und schickte ihr alles zu. Sie sendete dem Kaiser die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiß ich nicht mehr was ziert und schmückt.

Fräulein Fung-Sean-Ling.

Den Kaiser auf einen Kriegszug begleitend, ward sie nach dessen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrschers gesellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geselligem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als sie, sich begleitend, sang,
Und ihr eine Saite sprang.

Fuhr ſie fort mit edler Miene:
Haltet mich nicht froh und frei;
Ob mein Herz geſprungen ſey —
Schaut nur auf die Mandoline.

Kae-Yven.

Eine Dienerin im Palaſte. Als die kaiſerlichen Truppen im ſtrengen Winter an der Gränze ſtanden um die Rebellen zu bekriegen, ſandte der Kaiſer einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem ſelbſt gemacht war. Ein Soldat fand in ſeiner Rocktaſche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu beſtrafen
Fechteſt wacker, aber Nachts zu ſchlafen
Hindert dich die ſtrenge Kälte beißig.
Dieſes Kriegerkleid ich näht' es fleißig
Wenn ich ſchon nicht weiß wer's tragen ſollte;
Doppelt hab' ich es wattirt und ſorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zuſammen finden,
Mög' ein Zuſtand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit das Blatt ſeinem Officier vorzuzeigen, es machte großes Aufſehen und gelangte vor den Kaiſer. Dieſer verfügte ſogleich eine ſtrenge Unterſuchung in dem Harem: wer es auch geſchrieben habe, ſolle es nicht verläugnen. Da trat denn Eine hervor und ſagte: ich bin's, und habe zehntauſend Tode verdient. Der Kaiſer Yuen-tsung erbarmte ſich ihrer und verheirathete ſie mit

dem Soldaten der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majeſtät humoriſtiſch bemerkte: „haben uns denn doch hier zuſammen gefunden!“ Worauf ſie verſetzte:

Der Kaiſer ſchafft, bei ihm iſt alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun iſt der Name Kae-Yven unter den chineſiſchen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Individual-Poeſie.

Ganz nahe an das was wir Volkspoeſie nennen ſchließt ſich die Individualpoeſie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Perſonen, denen eine ſolche Gabe verliehen iſt, ſich ſelbſt und ihre Stellung recht kennen lernen, ſo werden ſie ſich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunſt erfreuen; anſtatt daß ſie jetzt meiſt nicht wiſſen woran ſie ſind, indem ſie ſich in der Maſſe der vielen Dichter verlieren und, indem ſie Anſpruch machen, Poeten zu ſeyn, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie ſie ſolche wünſchen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beiſpiele halten.

Ein Geiſtlicher auf einer nördlichen Landzunge der Inſel Uſedom, auf einer Düne geboren, dieſe Düne mit ihrem geringen vegetabiliſchen Behagen und ſonſtigen Zuſtanden liebend, ſein geiſtliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine gar liebenswürdige Art, ſeine Zuſtände poetiſch darzuſtellen.

Voß hat in ſeiner Luiſe dieſen häuslichen Ton angegeben, in Hermann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen und er hat ſich in Deutſchland weit verbreitet. Und es iſt wohl keine Frage, daß dieſe dem Sinne des Volks ſich nahernde Dichtart den individuellen Zuſtänden am beſten zuſagt.

Ein ſolcher Mann muß ſich anſehen wie ein Muſikfreund, der bei angebornen Talenten und Neigungen den Beruf

gerade nicht findet, Capellmeiſter zu werden, aber für ſich und ſeine Hauscapelle genugſames Geſchick hat, um eine ſolche wünſchenswerthe Cultur in ſeinem Kreiſe zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann Chreſtomathien drucken zu laſſen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu ſagen iſt, weil man das Bekannte weiter bekannt macht, oder in der Erinnerung der Menſchen auffriſcht: ſo wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geſchmack, eine ſchöne Aufgabe, wenn er gerade von ſolchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publicums gelangen oder vom Tage verſchlungen werden, eine Sammlung veranſtaltete und ſo das Beſte, was aus dem individuellen Zuſtande, aus einem eigens beſtimmten und geſtimmten Geiſte hervorgegangen, billigerweiſe aufbewahrte; wobei denn zum Beiſpiel eben dieſer Geiſtliche, ſo wie mancher andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß ſolche Individualitäten, denen man ein dichteriſches Talent nicht abſprechen kann, ſich gewöhnlich ins Weitläufige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das ſich nicht durch entwickelten Geſchmack, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung, nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem äſthetiſchen Laconismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigſte, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein Jeder kann aus ſeiner Jugend dergleichen Beiſpiele vorführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutſche Nation hat ſchöne Talente aufzuweiſen, welche ſelbſt ausgebildet, dieſen Vorwurf nicht ablehnen können.

Univ. Bibl.
München

doch endlich vereinigten sie sich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünscht' ich, dich warnen zu können! Hattest du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich Punctweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug, dich zu entschuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreyen —

Egmont. Dieß sey bey Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land: doch auch dafür wird gesorgt seyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volk Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Vierunddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Inhalt.

	Seite
Gottfried von Berlichingen	1
Urbigente in Prosa	133
Erwin und Elmire in der frühsten Gestalt	211
Claudine von Villa Bella, desgl.	213
Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern	307
Hanswurst's Hochzeit	311
Paralipomena zu Faust	317
Zwei Teufelchen und Amor	333
Fragmente einer Tragödie	337
Die natürliche Tochter. Schema der Fortsetzung	347
Pandora, desgl.	353
Nausikaa	358

Geschichte

Gottfriedens von Berlichingen

mit der eisernen Hand,

dramatisirt.

Das Unglück iſt geſchehn, das Herz des Volks iſt in den Koth getreten und ſeiner edeln Begierde mehr ſähig.

Uſong.

Erſter Aufzug.

Eine Herberge.

Zwei **Reitersknechte** an einem Tiſch, ein **Bauer** und ein **Fuhrmann** am andern beim Bier.

Erſter Reiter. Trink aus, daß wir fortkommen! unſer Herr wird auf uns warten. Die Nacht bricht herein; und es iſt beſſer eine ſchlimme Nachricht als keine, ſo weiß er doch woran er iſt.

Zweiter Reiter. Ich kann nicht begreifen wo der von Weisling hingekommen iſt. Es iſt als wenn er in die Erd geſchlupft wäre. Zu Nersheim hat er geſtern übernachtet, da ſollt er heut auf Crailsheim gangen ſeyn, das iſt ſeine Straß, und da wär er morgen früh durch den Windsdorfer Wald gekommen, wo wir ihm wollten aufgepaßt und fürs weitere Nachtquartier geſorgt haben. Unſer Herr wird wild ſeyn, und ich bin's ſelbſt, daß er uns entgangen iſt, juſt da wir glaubten wir hätten ihn ſchon.

Erſter Reiter. Vielleicht hat er den Braten gerochen; — denn ſelten daß er mit Schnuppen behaft iſt, — und iſt einen andern Weg gezogen.

Zweiter Reiter. Es ärgert mich!

Erſter Reiter. Du ſchickſt dich fürtreflich zu deinem

Herrn. Ich kenn euch wohl. Ihr fahrt den Leuten gern durch den Sinn und könnt nicht wohl leiden, daß euch was durchfahrt.

Bauer (am andern Tisch). Ich sag dir's, wenn sie einen brauchen, und haben einem nichts zu befehlen, da sind die vornehmsten Leut just die artigsten.

Fuhrmann. Nein, geh! Es war hübsch von ihm und hat mich von Herzen gefreut wie er geritten kam und sagte: liebe Freund, seyd so gut, spannt eure Pferd aus und helft mir meinen Wagen von der Stell bringen. Liebe Freund sagt er, wahrhaftig es ist das erstemal, daß mich so ein vornehmer Herr lieber Freund geheißen hat.

Bauer. Dank's ihm ein spitz Holz! Wir mit unsern Pferden waren ihm willkommener, als wenn ihm der Kaiser begegnet war. Stak sein Wagen nicht im Hohlweg zwischen Thür und Angel eingeklemmt? Das Vorderrad bis über die Are im Loch, und's hintere zwischen ein paar Steinen gefangen. Er wußt wohl was er that wie er sagte: liebe Freund. Wir haben auch was gearbeitet bis wir'n herausbrachten.

Fuhrmann. Dafür war auch's Trinkgeld gut. Gab er nit jedem drei Albus? He!

Bauer. Das lassen wir uns freilich jetzt schmecken. Aber ein großer Herr könnt mir geben die Meng und die Full, ich könnt ihn doch nicht leiden; ich bin ihnen allen von Herzen gram und wo ich sie scheren kann so thu ich's. Wenn du mir heut nit so zugeredt hätt'st, von meinetwegen saß er noch.

Fuhrmann. Narr! Er hatte drei Knechte bei sich, und wenn wir nicht gewollt hatten, würd er uns haben wollen machen. Wer er nur seyn mag, und warum er den seltsamen Weg zieht? Kann nirgends hinkommen als nach Rotbach und von da nach Marborf, und dahin war doch der nächst und best Weg über Crailsheim durch den Winsdorfer Wald gangen.

Erſter Reiter. Horch!

Zweiter Reiter. Das wär!

Bauer. Ich weiß wohl. Ob er ſchon den Hut ſo ins Geſicht geſchoben hatte, kannt ich ihn doch an der Naſen. Es war Adelbert von Weislingen.

Fuhrmann. Der Weislingen? Das iſt ein ſchöner anſehnlicher Herr.

Bauer. Mir gefällt er nicht; er iſt nit breitſchultrig und robuſt genug für einen Ritter, iſt auch nur für'n Hof. Ich mögt ſelbſt wiſſen was er vorhat, daß er den ſchlimmen Weg geht. Seine Urſachen hat er, denn er iſt für einen pfiffigen Kerl bekannt.

Fuhrmann. Heut Nacht muß er in Rotbach bleiben, denn im Dunkeln über die Furt iſt gefahrlich.

Bauer. Da kommt er morgen zum Mittag-Eſſen nach Mardorf.

Fuhrmann. Wenn der Weg durch'n Wald nit ſo ſchlimm iſt.

Zweiter Reiter. Fort, geſchwind zu Pferde! Gute Nacht ihr Herren.

Erſter Reiter. Gute Nacht.

Die andern Beide. Gleichfalls.

Bauer. Ihr erinnert uns an das was wir nöthig haben. Glück auf'n Weg. (Die Knechte ab.)

Fuhrmann. Wer ſind die?

Bauer. Ich kenn ſie nicht. Reitersmänner vom Anſehn; dergleichen Volk ſchnorrt das ganze Jahr im Land herum, und ſchiert die Leut was tüchtigs. Und doch will ich lieber von ihnen gebrandſchatzt und ausgebrennt werden; es kommt auf ein biſſel Zeit und Schweiß an, ſo erholt man ſich wieder. Aber wie's jetzt unſre gnädige Herren anfangen, uns

bis auf den letzten Blutstropfen auszukeltern, und daß wir doch nicht sagen sollen: ihr macht's zu arg, nach und nach zuschrauben! — seht das ist eine Wirthschaft, daß man sich's Leben nicht wünschen sollte, wenn's nicht Wein und Bier gäb sich manchmal die Grillen wegzuschwemmen und in tiefen Schlaf zu versenken.

Fuhrmann. Ihr habt recht. Wir wollen uns legen.

Bauer. Ich muß doch morgen bei Zeiten wieder auf.

Fuhrmann. Ihr fahrt also nach Ballenberg?

Bauer. Ja nach Haus.

Fuhrmann. Es ist mir leid, daß wir nit weiter mit einander gehn.

Bauer. Weiß Gott, wo wir einmal wieder zusammen kommen.

Fuhrmann. Euern Namen, guter Freund.

Bauer. Georg Metzler. Den eurigen?

Fuhrmann. Hans Sivers von Wangen.

Bauer. Eure Hand! und noch einen Trunk auf glückliche Reise.

Fuhrmann. Horch! der Nachtwächter ruft schon ab. Kommt! kommt!

Vor einer Herberge im Winsdorfer Wald.

Unter einer Linde, ein Tisch und Bänke. **Gottfried** auf der Bank in voller Rüstung, seine Lanze am Baum gelehnt, den Helm auf dem Tisch.

Gottfried. Wo meine Knechte bleiben! Sie könnten schon sechs Stunden hier seyn. Es war uns alles so deutlich verkundschaftet; nur zur äußersten Sicherheit schickt ich sie fort; sie sollten nur sehen. Ich begreif's nicht! Vielleicht

nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken; so thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute dir auf's beste empfohlen seyn! Ich habe gute Menschen zu Dienern; daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen wel-

haben sie ihn verfehlt, und er kommt vor ihnen her. Nach seiner Art zu reisen ist er schon in Crailsheim, und ich bin allein. Und wär's! der Wirth und sein Knecht sind zu meinen Diensten. Ich muß dich haben, Weislingen, und deinen schönen Wagen Güter dazu!

(Er ruft.)

Georg! — Wenn's ihm aber jemand verrathen hätte? Oh! (Er beißt die Zähne zusammen.) Hört der Junge nicht? (Lauter.) Georg! Er ist doch sonst bei der Hand. (Lauter.) Georg! Georg!

Der Bub (in dem Panzer eines Erwachsenen). Gnädger Herr!

Gottfried. Wo stickst du? Was für'n Henker treibst du für Mummerei!

Der Bub. Gnadger Herr!

Gottfried. Schäm dich nicht, Bube. Komm her! Du siehst gut aus. Wie kommst du dazu? Ja wenn du ihn ausfülltest! Darum kamst du nicht wie ich rief.

Der Bub. Ihro Gnaden seyn nicht böse. Ich hatte nichts zu thun, da nahm ich Hansens Küraß und schnallt ihn an, und setzt seinen Helm auf, schlupft in seine Armschienen und Handschuh, und zog sein Schwert und schlug mich mit den Baumen herum; wie ihr riefst konnt ich nicht alles geschwind wegwerfen.

Gottfried. Braver Junge! Sag deinem Vater und Hansen, sie sollen sich rüsten, und ihre Pferde satteln. Halt mir meinen Gaul parat. Du sollst auch einmal mitziehen.

Bube. Warum nicht jetzt? laßt mich mit Herr! Kann ich nicht fechten, so hab ich doch schon Kräfte genug euch die Armbrust aufzubringen. Hättet ihr mich neulich bei euch gehabt, wie ihr sie dem Reiter an Kopf wurft, ich hätt sie euch wieder geholt und sie wär nicht verloren gangen.

Gottfried. Wie weißt du das?

Bube. Eure Knechte erzählten mir's. Wenn wir die Pferde ſtriegeln, muß ich ihnen pfeifen, allerlei Weiſen, und davor erzählen ſie mir des Abends was ihr gegen den Feind gethan habt. Laßt mich mit, gnädger Herr!

Gottfried. Ein andermal Georg. Wenn wir Kaufleute fangen, und Fuhren wegnehmen. Heut werden die Pfeil an Harniſchen ſplittern, und klappern die Schwerter über den Helmen. Unbewaffnet wie du biſt ſollſt du nicht in Gefahr. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſag dir's Junge: es wird theure Zeit werden. Es werden Fürſten ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt von ſich ſtoßen. Geh Georg, ſag's deinem Vater und Hanſen.

(Der Bub geht.)

Meine Knechte! Wenn ſie gefangen wären und er hätte ihnen gethan, was wir ihm thun wollten! — Was ſchwarzes im Wald? Es iſt ein Mann.

Bruder Martin kommt.

Gottfried. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur armſeliger Bruder, wenn's ja Titel ſeyn ſoll; Auguſtin mit meinem Kloſternamen. — Mit eurer Erlaubniß. (Er ſetzt ſich.) Doch hör ich am liebſten Martin meinen Taufnamen.

Gottfried. Ihr ſeyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig. Georg!

(Der Bub kommt.)

Gottfried. Wein!

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Gottfried. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnadger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trink ich keinen Wein.

Gottfried. Wie versteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, meine ich, ist des Menschen Leben.

Gottfried. Wohl.

Martin. Wenn ihr gessen und trunken habt, seyd ihr wie neu geboren; seyd stärker, muthiger, geschickter zu eurem Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt; noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Gottfried. Wie ich ihn trinke ist es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

(Der Bub mit Wasser und Wein).

Gottfried (zum Buben heimlich). Geh auf den Weg nach Crailsheim und leg dich mit dem Ohr auf die Erde ob da nicht Pferde kommen hörst, und sey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gessen und trunken haben, sind wir grade das Gegentheil von dem was wir seyn sollen. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Gottfried. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf stören. Ihr seyd heute viel gangen. Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen. (Sie stoßen an.) Ich kann die müßigen Leut nicht ausstehen, und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind; sie thun was sie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief.

Der Prior führt mich in Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflichen Salat! Kohl nach Herzenslust. Und besonders Blumenkohl und Artischocken wie keine in Europa.

Gottfried. Das ist also eure Sach nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Zungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hatte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnt glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Thüringen, er weiß ich kann nicht ruhen, da schickt er mich herum wo was zu betreiben ist; ich geh zum Bischof von Constanz.

Gottfried. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Gottfried. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euern Harnisch verliebt bin.

Gottfried. Hattet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn zu dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam! Drei Gelübde deren jedes einzeln betrachtet der Natur das unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder unter der weit niederdrückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keichen! O Herr was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!

Gottfried. Wär euer Gelübde nicht so heilig, ich wollt euch bereden einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott meine Schultern fühlten sich Kraft

den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke einen Feind vom Pferd zu stechen! Arme, schwache Hand! von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu tragen und Rauchfasser zu schwingen, wie wolltest du Lanzen und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die eurige vor euch her wanken macht. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Gottfried (sieht nach dem Jungen, kommt wieder und schenkt ein). Glückliche Retour!

Martin. Das trink ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist immer unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann; euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlafe dehnt, der euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen.

Gottfried. Davor kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. Wenn ihr zurückkehrt mit der Beute unedler Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferde eh er schießen konnte, und den rannt ich sammt dem Pferde nieder! und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Gottfried. Warum haltet ihr ein?

Martin. Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Gottfried. Ein edles fürtreffliches Weib.

Martin. Wohl dem der ein tugendſam Weib hat! deß lebet er noch eins ſo lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Gottfried (vor ſich). Er dauert mich! das Gefühl ſeines Zuſtandes frißt ihm das Herz.

Der Junge (geſprungen). Herr! Ich höre Pferde im Galopp! Zwei oder drei.

Gottfried. Ich will zu Pferde! Dein Vater und Hans ſollen aufſitzen; es können Feinde ſeyn ſo gut als Freunde. Lauf ihnen eine Ecke entgegen; wenn's Feinde ſind ſo pfeif und ſpring ins Gebüſch. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit euch. Seyd muthig und geduldig, Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Namen.

Gottfried. Verzeiht mir! Lebt wohl.

(Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Gottfried. Und wenn ihr der Kaiſer wärt, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie iſt eins mit ihrem Handſchuh, ihr ſeht er iſt Eiſen.

Martin. So ſeyd ihr Gottfried von Berlichingen! Ich danke dir Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann, den die Fürſten haſſen und zu dem die Bedrängten ſich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir dieſe Hand! Laßt mich ſie küſſen!

Gottfried. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt. Todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott —

(Gottfried ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Nürnberg. Wie er uns erzählte was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel: von einem gehört zu haben der auch nur eine Hand hatte und als tapfrer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergeſſen.

(Die zwei Knechte kommen. Gottfried geht zu ihnen, ſie reden heimlich.)

Martin (fährt inzwiſchen fort). Ich werde das nie vergeſſen. Wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen zu Gott ſprach: Und wenn ich zwölf Hand hatt und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten! So kann ich mit einer —

Gottfried. In dem Mardorfer Wald alſo? Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Er küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich eurer nicht vergeſſe.

(Gottfried ab.)

Martin. Wie mir's ſo eng ums Herz ward da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den ſeinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehen.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlafet doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr, ich kenn Better nur vom Hörenſagen; in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg! ehrwürdiger Herr.

Martin. Georg! du haſt einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen mir er war ein Reiter geweſen, das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte! (Er zieht ein Gebetbuch heraus und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folg seinem Beiſpiel, ſey tapfer und fromm. (Martin geht.)

Georg. Ach, ein ſchöner Schimmel! wenn ich einmal ſo einen hätt und die golden Rüſtung! Das iſt ein garſtiger Drach! Jetzt ſchieß ich nach Sperlingen. Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd. Dann laß mir die Drachen kommen!

Gottfried's Schloß.

Eliſabeth ſeine Frau, **Maria** ſeine Schweſter, **Carl** ſein Söhnchen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's iſt gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören ob du acht giebſt.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken — es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch: da ſagte die Mutter, liebes Kind —

Carl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehen,

Carl. Und gab ihm Geld, und ſagte, geh hin und hol dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann,

Maria. Das Kind ging, da begegnete ihm ein alter Mann, der war — nun Carl,

Carl. Der war — alt.

Maria. Freilich! der kaum mehr gehen konnte und ſagte: liebes Kind.

Carl. Schenk mir was, ich hab kein Brod geſſen geſtern und heut; da gab ihm's Kind das Geld.

Maria. Das für ſein Frühſtück ſeyn ſollte.

Carl. Da ſagte der alte Mann.

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bei der Hand, und ſagte, und ward ein ſchöner glänziger Heiliger und ſagte: liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich; welchen Kranken du anrührſt —

Carl. Mit der Hand, es war die rechte glaub ich,

Maria. Ja!

Carl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief's Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden.

Maria. Da rief die Mutter, wie iſt mir, und war, nun Carl —

Carl. Und war, — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht acht, und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer und wurde ſo reich, daß es ein groſſes Kloſter baute.

Eliſabeth. Was folgt nun daraus?

Maria. Ich dachte die nützlichſte Lehre für Kinder, die ohnedem zu nichts geneigter ſind als zu Habſucht und Neid.

Eliſabeth. Es ſey. Carl hol deine Geographie.

(Carl geht.)

Maria. Die Geographie? Ihr könnt ja ſonſt nicht leiden, wenn ich ihn daraus was lehre.

Eliſabeth. Weil's mein Mann nicht leiden kann. Es iſt auch nur daß ich ihn fortbringe. Ich mocht's vorm Kind

nicht sagen: Ihr verderbt's mit euern Mährchen; es ist so stillerer Natur als seinem Vater lieb ist, und ihr macht's vor der Zeit zum Pfaffen. Die Wohlthatigkeit ist eine edle Tugend, aber sie ist nur das Vorrecht starker Seelen. Menschen die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun, sind nicht besser als Leute die ihren Urin nicht halten können.

Maria. Ihr redet etwas hart.

Elisabeth. Dafur bin ich mit Kartoffeln und Rüben erzogen, das kann keine zarte Gesellen machen.

Maria. Ihr seyd fur meinen Bruder geboren.

Elisabeth. Eine Ehre fur mich. — Euer wohlthatig Kind freut mich noch. Es verschenkt was es geschenkt kriegt hat. Und das ganze gute Werk besteht darin, daß es nichts zu Morgen ißt. Sieh acht wenn der Carl ehestens nicht hungrig ist, thut er ein gut Werk und rechnet dir's an.

Maria. Schwester, Schwester! ihr erzieht keine Kinder dem Himmel.

Elisabeth. Waren sie nur fur die Welt erzogen, daß sie sich hier rührten, drüben würd's ihnen nicht fehlen.

Maria. Wie aber, wenn dieß Rühren hier dem ewigen Glück entgegen stünde?

Elisabeth. So gieb der Natur Opium ein, bete die Sonnenstrahlen weg, daß ein ewiger unwirksamer Winter bleibe. Schwester, Schwester! ein garstiger Mißverstand. Sieh nur dein Kind an, wie's Werk so die Belohnung. Es braucht nun Zeitlebens nichts zu thun als in heiligem Müßiggang herumzuziehen, Hände anzulegen; und freut sein edles Leben mit einem Klosterbau.

Maria. Was hast'st du ihm dann erzählt?

Elisabeth. Ich kann kein Mährchen machen, weiß auch keine, Gott sey Dank: ich hatte ihm von seinem Vater

ten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen. Lebt mein alter Adolph? ist er frey?

Ferdinand. Der muntere Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frey.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an sein Ende, daß er dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont ihn nach der Thür drängend. Leb' wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied.

Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernet sich eilend.

erzählt: wie der Schneider von Heilbronn, der ein guter Schütz war, zu Köln das Best gewann und sie's ihm nicht geben wollten; wie er's meinem Mann klagte und der die von Köln so lang kujonirte, bis sie's herausgaben. Da gehört Kopf und Arm dazu! Da muß einer Mann seyn! Deine Heldenthaten zu thun braucht ein Kind nur ein Kind zu bleiben.

Maria. Meines Bruders Thaten sind edel, und doch wünscht ich nicht, daß seine Kinder ihm folgten. Ich laugne nicht, daß er denen, die von ungerechten Fürsten bedrangt werden, mehr als Heiliger ist; denn seine Hülfe ist sichtbarer. Wurf er aber nicht, dem Schneider zu helfen, drei Kölnische Kaufleute nieder? Und waren denn nicht auch die Bedrangte? waren die nicht auch unschuldig? Wird dadurch das allgemeine Uebel nicht vergrößert, da wir Noth durch Noth verdrangen wollen?

Elisabeth. Nicht doch, meine Schwester. Die Kaufleute von Köln waren unschuldig. Gut! allein was ihnen begegnete, müssen sie ihren Obern zuschreiben. Wer fremde Bürger mißhandelt verletzt die Pflicht gegen seine eigne Unterthanen; denn er setzt sie dem Wiedervergeltungsrecht aus.

Sieh nur wie übermüthig die Fürsten geworden sind, seitdem sie unsern Kaiser bereden haben einen allgemeinen Frieden auszuschreiben! Gott sey Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird! Es könnt's kein Mensch ausstehn. Da hat der Bischof von Bamberg meinem Mann einen Buben niedergeworfen, unter allen Reitersjungen den er am liebsten hat. Da könntst du am kaiserlichen Gerichtshof klagen zehen Jahr und der Bub verschmachtete die beste Zeit im Gefangniß. So ist er hingezogen, da er hörte es kommt ein Wagen mit Gutern für den

Bischof von Basel herunter. Ich wollte wetten er hat ihn schon! Da mag der Bischof wollen oder nicht, der Bub muß heraus.

Maria. Das Gehetz mit Bamberg wahrt schon lang.

Elisabeth. Und wird so bald nicht enden. Meinem Mann ist's einerlei; nur darüber klagt er sehr, daß Adelbert von Weislingen, sein ehemaliger Camerad, dem Bischof in allem Vorschub thut, und mit tausend Künsten und Praktiken, weil er sich's im offnen Feld nicht untersteht, das Ansehn und die Macht meines Liebsten zu untergraben sucht.

Maria. Ich hab schon oft gedacht, woher das dem Weislingen kommen seyn mag.

Elisabeth. Ich kann's wohl rathen —

Carl (kommt). Der Papa! Der Papa! der Thürner blas't das Liedel: Heysa! Mach's Thor auf! Mach's Thor auf!

Elisabeth. Da kommt er mit Beute.

Erster Reiter (kommt). Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch edle Frauen. Einen Wagen voll Sachen, und was mehr ist als zwölf Wagen, Adelberten von Weislingen.

Elisabeth. Adelbert?

Maria. Von Weislingen?

Knecht. Und drei Reiter.

Elisabeth. Wie kam das?

Knecht. Er geleitete den Wagen, das ward uns verkundschaftet; er wich uns aus, wir ritten hin und her und kamen im Wald vor Marderf an ihn.

Maria. Das Herz zittert mir im Leib.

Knecht. Ich und mein Camerad, wie's der Herr befohlen hatte, nisteten uns an ihn, als wenn wir zusammen gewachsen waren und hielten ihn fest, inzwischen der Herr die Knechte überwältigte und sie in Pflicht nahm.

Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehen.

Knecht. Sie reiten eben das Thal herauf. Sie müssen in einer Viertelstunde hier seyn.

Maria. Er wird niedergeschlagen seyn.

Knecht. Er sieht sehr finster aus.

Maria. Es wird mir im Herzen weh thun, so einen Mann so zu sehen.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich's Essen zurechte machen; ihr werdt doch alle hungrig seyn.

Knecht. Von Herzen.

Elisabeth. Schwester, da sind die Schlüssel; geht in Keller, holt vom besten Wein, sie haben ihn verdient.

(Sie geht.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm. (Sie gehen.)

Knecht. Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall. (Ab.)

Gottfried in voller Rüstung, nur ohne Lanze. Adelbert auch gerüstet, nur ohne Lanze und Schwert, zwei Knechte.

Gottfried (legt den Helm und das Schwert auf den Tisch) Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir meinen Rock. Die Ruhe wird mir wohl schmecken. Bruder Martin, du sagtest wohl. Drei Nacht ohne Schlaf! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen.

(Adelbert geht auf und ab und antwort nicht.)

Gottfried. Wollt ihr euch nicht entwaffnen? Habt ihr keine Kleider bei euch? ich will euch von meinen geben. Wo ist meine Frau?

Erster Knecht. In der Küche.

Gottfried. Habt ihr Kleider bei euch? Ich will euch eine borgen. Ich hab just noch ein hübsches Kleid, ist nicht

kostbar, nur von Leinen, aber sauber; ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herren des Pfalzgrafen an; eben damals, wie ich mit euerm Freund, euerm Bischof Hansel kriegte. Wie war das Mannlein so bös! Franz von Sickingen und ich wir gingen in die Herberg zum Hirsch in Heilbronn; die Trepp hinauf ging Franz voran. Eh man noch ganz hinauf kommt ist ein Absatz und ein eisern Gelanderlein, da stund der Bischof und gab Franzen die Hand und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Da lacht ich in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, das mir ein gar lieber Herr war, und sagte: der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt: das hört der Bischof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns und sagt: wohl, weil ich euch nicht kannt gab ich euch die Hand, sagt er. Da sagt ich: Herr ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kannt habt, da habt ihr sie wieder. Da wurde er so roth wie ein Krebs am Hals vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und zum Fursten von Nassau und klagt's ihnen. Macht, Weisling! Legt das eiserne Zeug ab, es liegt euch schwer auf der Schulter.

Adelbert. Ich fühl das nicht.

Gottfried. Geht, Geht! Ich glaub wohl, daß es euch nicht leicht ums Herz ist. Demohngeachtet — ihr sollt nicht schlimmer bedient seyn als ich. Habt ihr Kleider?

Adelbert. Meine Knechte hatten sie.

Gottfried. Geht, fragt darnach.

(Knechte ab.)

Gottfried. Seyd frisches Muths! Ich lag auch zwei Jahr in Heilbronn gefangen und wurd schlecht gehalten. Ihr seyd in meiner Gewalt, ich werd sie nicht mißbrauchen.

Adelbert. Das hofft ich eh ihr's sagtet, und nun weiß

ich's gewisser als meinen eigenen Willen. Ihr wart immer so edel als ihr tapfer wart.

Gottfried. O wart ihr immer so treu als klug gewesen, wir könnten denen Gesetze vorschreiben denen wir — warum muß ich hier meine Rede theilen! — denen ihr dient, und mit denen ich Zeitlebens zu kampfen haben werde.

Adelbert. Keine Vorwürfe, Berlichingen! ich bin erniedrigt genug.

Gottfried. So laßt uns vom Wetter reden; oder von der Theurung, die den armen Landmann an der Quelle des Ueberflusses verschmachten laßt. Und doch sey mir Gott gnadig, wie ich das sagte nicht euch zu kranken, nur euch zu erinnern was wir waren. Leider, daß die Erinnerung unsers ehmaligen Verhaltnisses ein stiller Vorwurf für euch ist!

Die Knechte mit den Kleidern.

(Adelbert legt sich aus und an.)

Carl (kommt). Guten Morgen, Papa.

Gottfried (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Papa! Die Tante sagt, ich sey recht geschickt.

Gottfried (vor sich). Desto schlimmer.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Gottfried. Ey!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzahlen?

Gottfried. Nach Tisch.

Carl. Ich weiß auch noch was.

Gottfried. Was wird das seyn?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweihundert Jahren denen Herren von Berlichingen erbeigenthumlich zu.

Gottfried. Kennst du die Herren von Berlichingen?

(Carl hebt den Hut ab.)

Gottfried (vor sich). Er kennt wohl für lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht! Wem gehört Jarthausen?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart.

Gottfried. Das frag ich nicht. So erziehen die Weiber ihre Kinder, und wollte Gott sie allein. Ich kannt alle Pfade, Weg und Fuhrten eh ich wußt wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Papa! Sie kocht weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Gottfried. Weißt du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und vor mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Gottfried. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Gottfried. Du mußt immer was aparts haben. Weislingen, ich bin gleich wieder bei euch, ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Gottfried. Grüß ihn, bitt ihn er soll lustig sein.

Carl. Da Mann, hast du eine Hand, sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Adelbert (hebt ihn in die Höh und küßt ihn). Glücklich Kind, das kein Unglück kennt als wenn die Suppe lang ausbleibt! Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen.

Gottfried. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten; doch war mir's willkommen. Wollen sehn was es giebt.

(Sie gehen.)

Adelbert (allein). — (Er wischt sich die Augen). Bist du noch Weislingen? Oder wer bist du? Wohin ist der Haß gegen

diesen Mann? Wohin das Streben wider seine Größe? So lang ich fern war konnt ich Anschläge machen. Seine Gegenwart bandigt mich, fesselt mich. Ich bin nicht mehr ich selbst, und doch bin ich wieder ich selbst. Der kleine Adelbert der an Gottfrieden hing wie an seiner Seele. Wie lebhaft erinnert mich dieser Saal, diese Geweihe und diese Aussicht über den Fluß an unsere Knabenspiele! Sie verflogen die glücklichen Jahre und mit ihnen meine Ruhe. — Hier hing der alte Berlichingen, unsre Jugend ritterlich zu üben, einen Ring auf. O, wie glühte mir das Herz, wenn Gottfried fehlte! Und traf ich dann und der Alte rief: Bray, Adelbert, du hast meinen Gottfried überwunden! da fühlt ich — was ich nie wieder gefühlt habe. Und wenn der Bischof mich liebkost und sagt, er habe keinen lieber als mich, keine, keinen am Hof, im Reich größern als mich! Ach denk ich, warum sind dir deine Augen verbunden, daß du Berlichingen nicht erkennst, und so ist alles Gefühl von Größe mir zur Qual. Ich mag mir vorlügen, ihn hassen, ihm widerstreben. — O warum mußt ich ihn kennen! oder warum kann ich nicht der zweite seyn!

Gottfried (mit ein paar Bouteillen Wein und einem Becher). Bis das Essen fertig wird laßt uns eins trinken. Die Knechte sind im Stall und die Weibsleute haben in der Küche zu thun. Euch, glaub ich, kommts schon seltner, daß ihr euch selbst oder eure Gaste bedient; uns armen Rittersleuten wächst's oft im Garten.

Adelbert. Es ist wahr, ich bin lange nicht so bedient worden.

Gottfried. Und ich hab euch lang nicht zugetrunken. Ein fröhlich Herz!

Adelbert. Bringt vorher ein gut Gewissen!

Gottfried. Bringt mir's wieder zurück.

Adelbert. Nein, ihr sollet mir's bringen.

Gottfried. Ha — (nach einer Pause) So will ich euch erzählen — Ja — Wie wir dem Markgraf als Buben dienten, wie wir beisammen schliefen, und miteinander herumzogen. Wißt ihr noch wie der Bischof von Köln mit aß? Es war den ersten Ostertag. Das war ein gelehrter Herr, der Bischof. Ich weiß nicht was sie redten, da sagte der Bischof was von Castor und Pollux; da fragte die Markgrafin, was das seyn? und der Bischof erklärt's ihr: ein edles Paar. Das will ich behalten, sagte sie. Die Müh könnt ihr sparen, sagte der Markgraf; sprecht nur: wie Gottfried und Adelbert. Wißt ihr's noch?

Adelbert. Wie was von heute. Er sagte Gottfried und Adelbert. — Nichts mehr davon, ich bitt euch.

Gottfried. Warum nicht. Wenn ich nichts zu thun hab, denk ich gern ans Vergangne. Ich wußt sonst nichts zu machen.

Wir haben Freud und Leid mit einander getragen, Adelbert, und damals hofft ich so wurd's durch unser ganzes Leben seyn. Ah! wie mir vor Nürnberg diese Hand weggeschossen ward, wie ihr meiner pflegtet, und mehr als Bruder für mich sorgtet, da hofft ich: Weislingen wird künftig deine rechte Hand seyn. Und jetzt trachtet ihr mir noch nach der armen andern.

Adelbert. Oh! —

Gottfried. Es schmerzen mich diese Vorwürfe vielleicht mehr als euch. Ihr könnt nicht elendlich seyn, denn euer Herz muß tausendmal fühlen, daß ihr euch erniedrigt. Seyd ihr nicht so edel geboren als ich, so unabhängig, niemand als dem Kaiser unterthan? Und ihr schmiegt euch unter

Vasallen! Das wär noch — aber unter schlechte Menschen, wie der von Bamberg, den eigensinnigen neidischen Pfaffen, der das bißchen Verstand, das ihm Gott schenkte nur ein Quart des Tags in seiner Gewalt hat, das übrige verzecht und verschlaft er. Seyd immerhin sein erster Rathgeber, ihr seyd doch nur der Geist eines unedlen Körpers! Wolltet ihr wohl in einen scheußlichen buckligen Zwerg verwandelt seyn? — Nein, denk ich. Und ihr seyd's, sag ich und habt euch schandlicher Weise selbst dazu gemacht.

Adelbert. Laßt mich reden —

Gottfried. Wenn ich ausgeredt habe und ihr habt was zu antworten. Gut.

Eure Fürsten spielen mit dem Kaiser auf eine unanständige Art; es meint's keiner treu gegen das Reich noch ihn. Der Kaiser bessert viel und bessert gern; da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf um tausend Hand in Bewegung zu setzen, so meint er, es war auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Da ergehn denn Verordnungen über Verordnungen und der Kaiser vergißt eine über die andere. Da sind die Fürsten eifrig dahinter her, und schrein von Ruh und Sicherheit des Staats, bis sie die Geringen gefesselt haben; sie thun hernach was sie wollen.

Adelbert. Ihr betrachtet's von eurer Seite.

Gottfried. Das thut jeder, es ist die Frage auf welcher Licht und Recht ist, und eure Gänge und Schliche scheuen wenigstens das Licht.

Adelbert. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Gottfried. Wenn euch euer Gewissen nichts sagt, so seyd ihr frei.

Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, ich war ein kleiner Junge und war mit dem Markgrafen auf dem Reichstag; was die Fürsten vor wette Mauler machten, und die Geistlichen am ärgsten! Euer Bischof larmte dem Kaiser die Ohren voll, und riß das Maul so weit auf als kein anderer, und jetzt wirft er selbst nur einen Buben nieder, ohne daß ich in Fehd wider ihn begriffen bin. Sind nicht all unsre Handel geschlichtet? was hat er mit dem Buben? —

Adelbert. Es geschah ohne sein Wissen.

Gottfried. Warum laßt er ihn nicht wieder los?

Adelbert. Er hat sich nicht aufgeführt wie er sollte.

Gottfried. Nicht wie er sollte! Bei meinem Eid! er hat gethan was er sollte, so gewiß er mit eurem und des Bischofs Wissen gefangen worden ist. Glaubt ihr ich komme erst heut auf die Welt, und mein Verstand sey so plump weil mein Arm stark ist? Nein Herr! Zwar euren Witz und Kunst hab ich nicht, Gott sey Dank! aber ich habe leider so volle Erfahrung, wie Tücken einer feigen Mißgunst unter unsre Ferse kriechen, einen Tritt nicht achten, wenn sie uns nur verwunden können —

Adelbert. Was soll das alles?

Gottfried. Kannst du fragen, Adelbert, und soll ich antworten? Soll ich den Busen aufreißen den zu beschützen ich sonst den meinigen bindet? Soll ich diesen Vorhang deines Herzens wegziehen? dir einen Spiegel vorhalten?

Adelbert. Was wurd ich sehn?

Gottfried. Kröten und Schlangen. Weislingen, Weislingen! Ich sehe lang daß die Fürsten mir nachstreben, daß sie mich tödten oder aus der Wirksamkeit setzen wollen. Sie ziehen um mich herum und suchen Gelegenheit. Darum nahm ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet ich hatte ihn

Egmont allein.

Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht, mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbey, es ist beschlossen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

Er setzt sich auf's Ruhebett. Musik.

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebethen, unerflecht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu seyn.

Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager scheint sich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erscheinung zeigt sich. Die Freyheit in

zu kundschaften ausgeschickt; und darum that er nicht was er sollte, weil er mich euch nicht verrieth. — Und du thuſt ihnen Vorschub. — Sage nein — und ich will dich an meine Bruſt drücken.

Adelbert. Gottfried —

Gottfried. Sage nein — ich will dich um diese Lüge liebkosen, denn ſie war ein Zeugniß der Reue. —

Adelbert (nimmt ihm die Hand).

Gottfried. Ich habe dich verkennen lernen, aber thu was du willſt, du biſt noch Adelbert. Da ich ausging dich zu fangen, zog ich wie einer der angſtlich ſucht was er verloren hat. Wenn ich dich gefunden hatte!

Carl (kommt). Zum Eſſen, Papa!

Gottfried. Kommt Weislingen! ich hoff meine Weibsleute werden euch muntrer machen; ihr wart ſonſt ein Liebhaber, die Hofſraulein wußten von euch zu erzahlen. Kommt! Kommt!

Der Biſchöfliche Palaſt in Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Der Nachtiſch und die großen Pokale werden aufgetragen. Der **Biſchof** in der Mitten, der **Abt von Fulda** rechter, **Olearius**, beider Rechte Doctor, linker Hand, **Hofleute**.

Biſchof. Studiren jetzt viele Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Von Adel- und Bürger-Stand. Und ohne Ruhm zu melden tragen ſie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprüchwort auf der Akademie zu ſagen: ſo fleißig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen

einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Gelehrsamkeit den Mangel der Geburt zu ersetzen, so bestreben sich jene mit rühmlicher Weitläuferung dagegen, indem sie ihren angebornen Stand durch die glanzendsten Verdienste zu erhöhen trachten.

Abt. Oy!

Liebetraut. Sag einer! Wie sich die Welt alle Tag verbessert. So fleißig wie ein Deutscher von Adel! Das hab ich mein Lebtag nicht gehört. Hatt mir das einer geweissagt wie ich auf Schulen war, ich hatt ihn einen Lügner geheißen. Man sieht, man muß für nichts schwören.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehstens einige von den ältesten und geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich seyn seine Gerichte damit besetzen zu können.

Bamberg. Das kann nicht fehlen.

Abt. Nennen Sie nicht zum Exempel einen Junker — — er ist aus Hessen —

Olearius. Es sind viel Hessen da.

Abt. Er heißt — Er ist von — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marschall.

Hofmann. von Wildenholz?

Abt. Recht, von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten, besonders rühmt man ihn wegen seiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von seiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte sie ihr Mann niemals drum rühmen. Da sieht man wie die Fehler deplacirte Tugenden sind.

Bamberg. Wie sagtet ihr daß der Kaiser hieß, der ein Corpus juris geschrieben hat?

Olearius. Justinianus.

Bamberg. Ein trefflicher Herr. Er soll leben!

Olearius. Sein Andenken!

(Sie trinken.)

Abt. Es mag ein schön Buch seyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher heißen. Eine Sammlung aller Gesetze, bei jedem Fall der Urtheilsspruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das fürtreffliche Werk geschmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! Poß! Da müssen auch wohl die zehen Gebote drinne stehen.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein ich auch, an und vor sich, ohne weitere Explication.

Bamberg. Und was das schönste ist, so könnte, wie ihr sagt, ein Reich in sichersten Ruh und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bamberg. Alle Doctores juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wissen. (Sie trinken.) Wollte Gott man spräche so in meiner Vaterstadt.

Abt. Wo seyd ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bamberg. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeschrieben? Wie kommt das?

Olearius. Seltsam genug! Ich war da meines Vaters Erbschaft abzuholen; der Pöbel hätte mich fast gesteinigt wie er hörte ich sey ein Jurist.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Daher kommt's: der Schöppenstuhl, der in großem Ansehn weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt die der römischen Rechte unkundig sind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und außern Zustandes der Stadt, und eine starke Urtheilskraft sich erworben hat das Vergangne auf das Gegenwartige anzuwenden. So sind die Schöffen lebendige Archive, Chroniken, Gesetzbücher, alles in einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger und die Nachbarschaft.

Abt. Das ist wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz und in einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Eine Sammlung solcher Falle vieler Jahrhunderte ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend; dem daucht heute das recht, was der andere morgen mißbilligt, und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen unsre Gesetze. Und die Gesetze sind unveranderlich.

Abt. Das ist freilich besser.

Liebetraut. Ihr seyd von Frankfurt, ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiser Maximilians Krönung haben wir euern Brautigams was vorgeschmaust. Euer Nam ist Olearius? Ich kenne so niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißstand auf dem Titel meiner Lateinischen Schriften zu vermeiden, nannt ich mich, nach dem Beispiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch übersetztet. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; es hatt euch in eurer Muttersprache auch so gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Ursachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen ist.

Liebetraut. Wohl. Das mag die eine Ursach seyn. Die andre ist: weil bei einer nahern Bekanntschaft mit denen Herrn der Nimbus Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet den uns eine neblige Ferne um sie herum lugt, und dann sind's ganz kleine Stumpfchen Unschlitt.

Olearius. Es scheint, ihr seyd dazu bestellt, Wahrheiten zu sagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, so fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geschicklichkeit sie wohl anzubringen.

Liebetraut. Vesicatorien sind wohl angebracht wo sie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorsorge thatet ihr wohl wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall kam, daß ich gleich für die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr seyd sehr verwegen.

Liebetraut. Und ihr sehr breit.

(Bamberg und Fritz lachen.)

Bamberg. Von was anders. Nicht so hitzig, ihr Herren! Bei Tisch geht alles drein. Einen andern Discurs, Liebetraut.

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt: Sachsenhausen.

Olearius (zum Bischof). Was spricht man vom Türken zus Ihro Bischöfliche Gnaden?

Bamberg. Der Kaiser hat nichts angelegners vor, als vorerst das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuschaffen und das Ansehn der Gerichte zu befestigen; dann, sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathandel noch zu thun, und das Reich ist trotz ein vierzig Landfriedens noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der obere Rhein und die anaränzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheert. Franz Sickingen, Hans Selbitz mit dem einen Fuß, Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand, spotten in diesen Gegenden dem Kaiserlichen Ansehn.

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald Anstalt thun, so stecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das muß ein elephantischer Ries seyn, der das Weinfaß von Fuld in Sack stecken wollte.

Bamberg. Besonders ist der letzte seit viel Jahren mein unversöhnlicher Feind und molestirt mich unsaglich; aber es soll nicht lange wahren, hoff ich. Der Kaiser hält jetzo seinen Hof zu Augsburg. Sobald Adelbert von Weislingen zurück kommt, will ich ihn bitten die Sache zu betreiben. Herr Doctor, wenn ihr die Ankunft dieses Mannes erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in Einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein fürtrefflicher Mann seyn, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bamberg. Das wissen wir.

Liebetraut. Ich sag's auch nur für die Unwissenden.

Es iſt ein fürtrefflicher Mann, hat wenig ſeines Gleichen. Und wenn er nie an Hof gekommen wäre, könnt er unvergleichlich geworden ſeyn.

Bamberg. Ihr wißt nicht was ihr redt, der Hof iſt ſein Element.

Liebetraut. Nicht wiſſen was man redt und nicht verſtanden werden kommt auf Eins naus.

Bamberg. Ihr ſeyd ein unnützer Geſell.

(Die Bedienten laufen ans Fenſter.)

Bamberg. Was giebt's?

Ein Bedienter. Eben reitet Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Bamberg. Seht was er bringt. Er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie ſtehen auf und trinken noch eins.)

(Liebetraut kommt zurück.)

Bamberg. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt es müßt ſie euch ein andrer ſagen: Weislingen iſt gefangen.

Bamberg. Oh!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn, euern Wagen und drei Knechte bei Mardorf weggenommen. Einer iſt entronnen euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobspoſt.

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Bamberg. Ich will den Knecht ſehen. Bringt ihn herauf. Ich will ihn ſelbſt ſprechen; bringt ihn in mein Cabinet.

(ab.)

Abt (ſetzt ſich). Noch ein Glas! (Die Knechte ſchenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig das Sitzen ist Ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt hebt sich auf.)

Liebetraut (vor sich). Wenn ich ihn nur draußen hab, will ich ihm fürs Exercitium sorgen.

Jarthausen.

Maria. Adelbert.

Maria. Ihr liebt mich, sagt ihr. Ich glaub es gern, und hoffe mit euch glücklich zu seyn, und euch glücklich zu machen.

Adelbert. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin.

(Er umarmt sie.)

Maria. Ich bitt euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr scheint aber schon von dem Besitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer eigen ist.

Adelbert. Ihr seyd zu streng, Maria. Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit statt sie zu beleidigen.

Maria. Es sey! aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkosungen sey'n wie Ketten, stark durch ihre Verwandtschaft, und Mädchen wenn sie liebten sey'n schwächer als Simson nach dem Verlust seiner Locken.

Adelbert. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtissin meines Klosters. Bis in mein sechzehntes Jahr war ich bei ihr und nur mit euch empfand ich das Glück das ich in ihrem Umgang empfand. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtreffliche Frau.

Adelbert. Da glich sie dir. (Er nimmt ihre Hand.) Wie soll ich dir danken, daß dir mein Unglück zu Herzen ging, daß du mir das liebe Herz schenktest, allen Verlust mir zu ersetzen.

Maria (zieht ihre Hand zurück). Laßt mich! könnt ihr nicht reden ohne mich anzurühren? Wenn Gott Unglück über uns sendet gleicht er einem erfahrnen Landmann, der den Busen seines Ackers mit der schärfsten Pflugschar zerreißt um ihn himmlischen Samen und Einflüssen zu öffnen. Ach, da wächst, unter andern schönen Kräutlein, das Stäudlein Mitleiden. Ihr habt es keinmen gesehen, und nun trägt es die schönsten Blüthen der Liebe; sie stehn im vollen Flor.

Adelbert. Meine süße Blume!

Maria. Meine Aebtissin verglich die Lieb auch oft den Blüthen. Weh dem! rief sie oft, der sie bricht. Er hat den Samen von tausend Glückseligkeiten zerstöret. Einen Augenblick Genuß, und sie welkt hinweg und wird hingeworfen, in einem verachteten Winkel zu verdorren und zu verfaulen. Jene reifende Früchte, rief sie mit Entzückung, jene Fruchte, meine Kinder, sie führen sättigenden Genuß für uns und unsere Nachkommen in ihrem Busen. Ich weiß es noch, es war im Garten an einem Sommerabend; ihre Augen waren voll Feuer. Auf Einmal ward sie düster, sie blinzte Thränen aus den Augenwinkeln und ging eilend nach ihrer Zelle.

Adelbert. Wie wird mir's werden, wenn ich dich verlassen soll! —

Maria. Ein bißchen eng, hoff ich, denn ich weiß wie mir's seyn wird. Aber ihr sollt fort. Ich warte mit Schmerzen auf euren Knecht den ihr nach Bamberg geschickt habt. Ich will nicht länger unter Einem Dach mit euch seyn.

Adelbert. Traut ihr mir nicht mehr Verstand zu?

Maria. Verstand? Was thut der zur Sache. Wenn meine Aebtissin guten Humors war, pflegte sie zu sagen: Hütet euch, ihr Kinder, für den Mannsleuten überhaupt nicht so sehr, als wenn sie Liebhaber oder gar Bräutigams geworden sind. Sie haben Stunden der Entrückung, um nichts härteres zu sagen; flieht sobald ihr merkt, daß der Paroxismus kommt. Und da sagte sie uns die Symptome. Ich will sie euch nicht wieder sagen, um euch nicht zu lächerlich und vielleicht gar bös zu machen. Dann sagte sie: hütet euch nur alsdann an ihren Verstand zu appelliren; er schläft so tief in der Materie, daß ihr ihn mit allem Geschrei der Priester Baals nicht erwecken würdet, und so weiter. Ich dank ihr erst jetzo, da ich ihre Lehren verstehen lerne, daß sie uns, ob sie uns gleich nicht stark machen konnte, wenigstens vorsichtig gemacht hat.

Adelbert. Eure hochwürdige Frau scheint die Classen ziemlich passirt zu haben.

Maria. Das ist eine lieblose Anmerkung. Habt ihr nie bemerkt, daß eine einzige eigene Erfahrung uns eine Menge fremder benutzen lehrt?

Gottfried (kommt). Euer Knecht ist wieder da. Er konnte für Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu essen. So viel hab ich verstanden: der Bischof will den Knaben nicht herausgeben; es sollen Kaiserliche Commissarii ernannt, ein Tag ausgesetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem sey wie ihm wolle, Adelbert, ihr seyd frei! Ich verlange nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Adelbert. Hier faß ich eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem

Himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Klärchen, und neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, sie scheint ihn zu beklagen. Bald faßt sie sich, und mit aufmunternder Gebehrde zeigt sie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn sich fern, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freyheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie lieget. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend: man hört ganz von weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen: bey dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schall wird stärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist nach dem Haupte zu greifen: er steht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.

Verschwunden ist der Kranz! Du schönes Bild, das Licht des Tages hat dich verscheuchet! Ja sie waren's, sie waren vereint, die beyden süßesten Freuden meines Herzens. Die süße

ewigen Geſetz der Natur, unveränderlich unter uns ſeyn. Erlaubt mir zugleich dieſe Hand zu faſſen, (er nimmt Mariens Hand) und den Beſitz des edelſten Frauleins.

Gottfried. Darf ich ja für euch ſagen?

Maria. Beſtimmt meine Antwort nach ſeinem Werthe, und nach dem Werthe ſeiner Verbindung mit euch.

Gottfried. Und nach der Starke der Neigung meiner Schweſter. Du brauchſt nicht roth zu werden, deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen. Gebt euch die Hände! Und ſo ſprech ich Amen. Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! du kannſt mehr als Hanf ſpinnen; du haſt einen Faden gedreht dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frei. Was fehlt dir? Ich — ! bin ganz glücklich; was ich nur in Träumen hoffte, ſeh ich und bin wie träumend. Ah! nun iſt mein Traum aus. Ich traumt heute Nacht: ich gab dir meine rechte eiſerne Hand und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrack und wachte drüber auf. Ich hätt nur fortträumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beides verſäumen machen. Ich muß meine Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Adelbert. Und doch dürft ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Gottfried. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Adelbert. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Gottfried. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmahlig hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloſſe gekrönt wird; jenſeit —

Eliſabeth (kommt). Was ſchafft ihr?

Gottfried. Du ſollſt deine Hand auch dazugeben, und ſagen: Gott ſegn euch! Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind?

Gottfried. Aber doch nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möchtet ihr euch immer ſo nach ihr ſehnen als bisher da ihr um ſie warbt; und dann möget ihr ſo glücklich ſeyn als ihr ſie lieb behaltet.

Adelbert. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Gottfried. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine Reiſe; denn die große Veränderung zieht viele geringe nach ſich. Er entfernt ſich vorerſt vom Biſchöflichen Hofe, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen, dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — Kommt meine Schweſter, kommt Eliſabeth, wir wollen ihn allein laſſen; ſein Knecht hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Adelbert. Nichts, als was ihr wiſſen dürft.

Gottfried. Ich bin nicht neugierig. Franken und Schwaben! ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir denen Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die Drei gehen.)

Adelbert. O warum bin ich nicht ſo frei wie du! Gottfried, Gottfried! vor dir fühl ich meine Nichtigkeit ganz. Abzuhängen! Ein verdammtes Wort, und doch ſcheint es als wenn ich dazu beſtimmt wäre. Ich entfernte mich von

Gottfrieden um frei zu seyn, und jetzt fühl ich erst wie sehr ich von denen kleinen Menschen abhange die ich zu regieren schien. Ich will Bamberg nicht mehr sehn. Ich will mit allen brechen und frei seyn. Gottfried! Gottfried! du allein bist frei, dessen große Seele sich selbst genug ist und weder zu gehorchen noch zu herrschen braucht um etwas zu seyn.

Franz (tritt auf). Gott grüß euch, gestrenger Herr! Ich bring euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tausendfaches Gott grüß euch.

Adelbert. Willkommen Franz! Was bringst du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, daß nicht zu sagen ist.

Adelbert. Das wird nicht lang dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tode wird's heller blinken als die messingnen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euern Unfall zu Herzen nahm!

Adelbert. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit der geschäftigsten Geschwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußte es zwar schon, denn Färber, der vor Marborf entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte alles wissen; er fragte so ängstlich ob ihr nicht versehrt wäret. Ich sagte: er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Ich dachte nicht dran, daß ich sie euch neulich abschneiden mußte; ich traut's aber doch nicht zu sagen, um ihn durch keine Ausnahme zu erschrecken.

Adelbert. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld drauf, nur euch zu befreien. Da er aber hörte ihr solltet ohne das loskommen, und nur der Wagen das

Aequivalent gegen den Buben ſeyn, da wollt er abſolut den Verſuchungen vertagt haben. Er ſagte mir hundert Sachen an euch, ich hab ſie vergeſſen; es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Adelbert. Er wird's lernen müſſen.

Franz. Wie meint ihr? Er ſagte: mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Adelbert. Es kann warten, ich gehe nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof, Herr? Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß, wenn ihr nur traumen könntet was ich geſehen habe.

Adelbert. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg. Ein Engel in Weibergeſtalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Adelbert. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht und nicht ſagt: zuviel, zuviel!

Adelbert. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Adelbert. Die! ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben als wenn ihr ſagtet ich habe die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge ſogar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Adelbert. Du biſt nicht geſcheidt.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemal, daß ich ſie ſah, hatt ich nicht mehr Sinnen als ein Trunkener. Oder vielmehr kann ich ſagen: ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem.

Adelbert. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich vom Biſchof Abſchied nahm, ſaß ſie bei ihm; ſie ſpielten Schach. Er war ſehr gnadig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen, und ſagte mir viel, vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarin: ſie hatte ihre Augen aufs Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange, halb Phyſiognomie, halb Empfindung, ſchien mehren als nur dem elfenbeinern König zu drohen, inzwiſchen, daß Adel und Freundlichkeit, gleich einem majeſtätiſchen Ehepaar, über den ſchwarzen Augenbrauen herrſchten, und die dunklen Haare, gleich einem Prachtvorhang, um die königliche Herrlichkeit herum wallten.

Adelbert. Du biſt gar drüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Wie der Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an und ſagte: auch von mir einen Gruß unbekannter Weiſ'! Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn, er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. Ich wollt was antworten, aber der Paß von Gehirn zur Zunge war verſtopft; ich neigte mich, ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen. Wie ich ſo ſtund wurf der Biſchof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleids; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Adelbert. Iſt ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monat Wittwe; um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen.

Wenn ſie einen anſieht, iſt es als ob man in der Frühlingsſonne ſtande.

Adelbert. Es würde eine ſchwächere Wirkung auf mich machen.

Franz. Ich höre ihr ſeyd ſo gut als verheirathet.

Adelbert. Wollte ich war's! Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Augen, und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruh und Glückſeligkeit. Pack zuſammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen und wenn der heilige Gregorius in Perſon meiner begehrte. (ab.)

Franz. Glaub's noch nicht. Wenn wir nur einmal aus der Atmoſphare hauß ſind, wollen wir ſehn wie's geht. Marie iſt ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen ſich in ſie zu verlieben. In ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. Aber um dich, Adelheid, iſt eine Atmoſphäre von Leben, Muth, thatigem Glück! — Ich würde — Ich bin ein Narr! — Dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich ſie ſo lang anſehn, bis ich wieder ganz geſcheidt, oder völlig raſend werde.

Zweiter Aufzug.

Bamberg.

Ein Saal.

Der **Biſchof** und **Adelheid** ſpielen Schach. **Liebetraut** mit einer Zither, **Hofdamen, Hofleute** um ihn herum.

Liebetraut (ſpielt und ſingt).

Berg auf und Berg ab und Thal aus und Thal ein,
Es reiten die Ritter, Ta! Ta!
Und blauen ſich Beulen und hacken ſich klein,
Es fliegen die Splitter. Ta! Ta!
Ein Ritter auf ſeiner Prinzeſſin Geheiß
Beut Drachen und Teufeln den Krieg.
Dara ta.
Wir ſchonen das Blut und wir ſparen den Schweiß,
Gewinnen auf ander und andere Weiſ'
Im Felde der Liebe den Sieg.
Dara ta!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bei eurem Spiel. Schach dem König!

Bamberg. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lang werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel ſpielt ich nicht wenn ich ein großer Herr wäre, und verböt's am Hofe und im ganzen Land.

Adelheid. Es ist wahr, das Spiel ist ein Probirstein des Gehirns.

Liebetraut. Es ist nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöser Vögel, lieber das Gebell des knurrischen Hofhundes Gewissen durch den süßesten Schlaf hören, als von Läufern, Springern und andern Bestien das ewige: Schach dem König!

Bamberg. Wem wird das einfallen?

Liebetraut. Einem, zum Exempel, der schwach wäre und ein stark Gewissen hätte, wie das denn meistens beisammen ist. Sie nennen's ein königlich Spiel und sagen: es sey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr ist, so ist mir's als wenn ich ihn sähe. Er war minorenn, an Verstand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe. Er war so gefällig wie ein Weidenschößling, und spielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig, ein Gelehrter, zu unlenksam, ein Weltmann zu seyn, erfand das Spiel in usum delphini, das so homogen mit seiner Majestät war, und so weiter.

Adelheid. Ihr solltet die Lücken unsrer Geschichtsbücher ausfüllen. Schach dem König! und nun ist's aus.

Liebetraut. Die Lücken der Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unsrer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unsrer Zimmer und unsers Charakters zu tapezieren; seitdem jeder seinen Stammbaum in die Wolken zu treiben sucht, da wäre was zu verdienen.

Bamberg. Er will nicht kommen? sagtet ihr.

Adelheid. Ich bitt euch schlagt's euch aus dem Sinn.

Bamberg. Was das seyn mag?

Liebetraut. Was? die Ursachen lassen sich herunter beten wie ein Rosenkranz. Und er ist in eine Art von Zerknirschung gefallen, von der ich ihn schon wieder curiren wollte.

Bamberg. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meine Commission?

Bamberg. Sie soll unumschränkt seyn. Spare nichts wenn du ihn zurückbringst.

Liebetraut. Darf ich euch auch hineinmischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist weitläufige Commission. Mit Schüler-Bescheidenheit? die wird roth wenn sie euch den Fächer aufhebt. Mit Hofmanns-Bescheidenheit? die erlaubt sich einen Lach wenn ihr roth werdet. Mit Liebhaber-Bescheidenheit? für ihre Lippen ist eure Hand ein Paradies, eure Lippen der Himmel. Bräutigams-Bescheidenheit residirt auf eurem Mund und wagt eine Descente auf den Busen, wo denn Soldaten-Bescheidenheit gleich Posto faßt und sich von da nach einem Canapee umsieht.

Adelheid. Ich wollte ihr müßtet euch mit eurem Witz rasiren lassen, daß ihr nur fühltet wie schartig er ist. Kennt ihr mich so wenig? oder seyd ihr so jung um nicht zu wissen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk' ich.

Adelheid. Ihr werdet nie klug werden.

Liebetraut. Dafür heiß ich Liebetraut. Wißt ihr wann Roland's Verstand nach dem Mond reis'te?

Adelheid. Wie er Angelikan bei Medorn fand.

Liebetraut. Nein, wie er Angelikan traute. Wäre sein

Verſtand nicht vorher weg geweſen, er wäre nie raſend ge
worden da er ſie in treuloſen Umſtänden ſah. Merkt das,
gnädige Frau! Wenn ihr mir alle fünf Sinne abſprechen
wollt, nennt mich nur bei meinem Namen.

Bamberg. Geht, Liebetraut! nehmt das beſte Pferd aus
unſerm Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein
alte Frau, die Warzen und Sommerflecken vertreibt, ver
ſtehe mehr von der Sympathie als ich.

Bamberg. Was wird's viel helfen! der Berlichinge
hat ihn ganz eingenommen. Wenn er auch herkommt, ſ
wird er wieder fortwollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob e
kann? Der Händedruck eines Fürſten und das Lächeln eine
ſchönen Frau halten feſter als Ketten und Riegel. Ich eil
und empfehle mich zu Gnaden.

Bamberg. Reiſ't wohl.

Adelheid. Adieu.

(Liebetraut ab.)

Bamberg. Wenn er einmal hier iſt verlaß ich mi
auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Bamberg. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bamberg. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt eu
verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wir wollen ſehn. (ab.)

liche Freyheit, von meiner Geliebten borgte ſie die Geſtalt; das reitzende Mädchen kleidete ſich in der Freundinn himmliſches Gewand. In einem ernſten Augenblick erſcheinen ſie vereinigt, ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es ward nicht umſonſt vergoſſen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttinn führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, ſo brecht, ſo reißt den Wall der Tyranney zuſammen, und ſchwämmt erſäufend ſie von ihrem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg.

Trommeln näher.

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieſer Schall zum freyen Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich ſchreite einem ehrenvollen Tode aus dieſem Kerker entgegen; ich ſterbe für die Freyheit, für die ich lebte und fecht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

Jaxthausen.

Hans von Selbiz, Gottfried.

Selbiz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Gottfried. Es hätte mir's Herz abgefressen, wenn ich ihnen nicht sollte an Hals gekommen seyn. Schon Jahr und Tag geht's mit mir herum. So lang wird's seyn, daß Hans von Littwach verschwunden ist. Kein Mensch wußte wo er hingekommen war, und mir ging's so nah daß mein ehmaliger Camerad im Gefängniß leiden sollte; denn wahrscheinlicher Weise lebte er. Und unter allem Elend geht keins über das Gefängniß.

Selbiz. Ihr könnt davon sagen.

Gottfried. Und mein's zu Heilbronn war noch ritterlich Gefängniß; ich durft auf meinen Eid herumgehen, von meinem Haus in die Kirche. Der arme Littwach, in welchem Loch mag er stecken! Denn es ist am Tage: die von Nürnberg haben ihn weggeschleppt. Im Markgräflichen ist einer niedergeworfen worden, der bekennt, er hab ihn an ihre Knechte verrathen. Sein Bekenntniß in der Urfehde hat mir der Markgraf auf mein Bitten zugesandt. Und obgleich viele bisher feindlich bös gethan haben und geschworen: sie wollten die Türken aus Jerusalem beißen wenn sie an Hansens von Littwach Unfall Schuld hätten, so ist doch jetzt, da es zur Sache kommt, niemand als der getreuherzige Gottfried von Berlichingen, der der Katze die Schelle anhangen mag.

Selbiz. Wenn ihr meine zwei Hände brauchen könnt, sie stehn euch zu Diensten.

Gottfried. Ich zählte auf euch. Wollte Gott, der

Burgemeiſter von Nürnberg, mit der güldnen Ketten um den Hals, käm uns in Wurf! er ſollt ſich verwundern.

Selbiz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Gottfried. Noch nicht; es hat ſeine Urſachen, warum er uns noch nicht öffentlichen Vorſchub thun darf; doch iſt's eine Weile genug, daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was ein Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbiz. Wann ziehen wir aus?

Gottfried. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbiz. Will's Gott! (ab.)

Zu Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da? ſagſt du. Ich glaub's kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehen hätte, würd ich ſagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchof in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah ihn wie er zum Schloßthor hineinreiten wollte. Er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's ans Thor kam und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn, und ſchien mit freudigen Augen dem Pferd für die Unart zu danken womit es ihn länger in ihrem Geſicht hielt. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit

wohlgemischtem Schmeicheln und Drohen brach er endlich des Pferdes Eigensinn, und so zog er mit seinen Begleitern in den Hof.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er gleicht dem Kaiser hier (sie weist aufs Portrait) als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner. Eben so freundliche lichtbraune Augen, eben so ein blondes schönes Haar. Und gewachsen wie eine Puppe! — Ein halbtrauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu sehn.

Fräulein. Das wäre ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin!

Liebetraut (kommt). Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen habt ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau. Auf ihre Pflicht wolltet ihr sagen; denn wenn's je geschah, schwätzt ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt nur zu gut wie man Männer fängt; soll ich euch meine geringe Kunststückchen zu den eurigen lernen? Erst that ich als wüßt ich nichts, verstünd nichts von seiner Aufführung, und setzt ihn dadurch in Desavantage die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte gar nicht finden und so weiter. Dann redete ich von Bamberg, und ging sehr ins Detail; erweckte gewisse alte Ideen; und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpft ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußt

nicht wie ihm geſchah, er fühlte ſich einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz ging und das entwickeln wollte und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war um auf ſich acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus zwei mächtigen Stricken, Weibergunſt und Schmeichelei gedreht, und ſo hab ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten, hättet gehofft, da er beim Kaiſer ſo viel gelte, würde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie mit einem Herzen wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbiz. Georg als Knecht.

Gottfried. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg?

Georg. Er war Tags vorher mit einem von Hof nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Gottfried. Ich ſeh nicht ein was das geben ſoll.

Selbiz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen.

Gottfried. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbiz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Gottfried. Ich glaub's nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehn; vielleicht iſt man ihm noch ſchuldig; wir wollen das Beſte denken.

Selbiz. Wollte Gott er verdient es und thäte das Beste.

Gottfried. Reit jetzt auf Kundschaft, Georg. Es ist eine schöne Uebung für dich; in diesen Fällen lernt ein Reitersmann Vorsichtigkeit und Muth verbinden.

Schloß zu Bamberg.

Der Bischof. Weislingen.

Bamberg. Du willst dich nicht länger halten lassen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen daß ich meinen Bund brechen soll.

Bamberg. Ich hätte verlangen können du solltest ihn nicht eingehn. Was für ein Geist regierte dich? Konnt ich dich ohne das nicht befreien? Gelt ich so wenig am Kaiserlichen Hofe?

Weislingen. Es ist geschehn, verzeiht mir wenn ihr könnt.

Bamberg. Hatt ich das um dich verdient? Gesetzt, du hättest versprochen, nichts gegen ihn zu unternehmen. Gut. Die Fehde mit ihm war immer eine von meinen kleinsten Besorgnissen. Triebst du sie nicht selbst am stärksten? Hätt ich nicht alles gegeben, um dich loszukriegen und um in Ruh mit ihm zu kommen? Und er läßt sich weisen. Aber nein! Du verbindest dich gar mit ihm, wie ich wohl merke; du wirst mein Feind! — Verlaß mich, Adelbert! aber ich kann nicht sagen du thust wohl.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Bamberg. Ich geb dir meinen Segen. Sonst wenn du gingst, sagt ich auf Wiedersehn. Jetzo! Wollte Gott wir sahen einander nie wieder.

Weislingen. Es kann sich vieles ändern.

Bamberg. Es hat sich leider schon zu viel geändert. Vielleicht seh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern die Felder verheeren, die ihren blühenden Zustand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Bamberg. Ihr könnt nicht Nein sagen! Würtenberg hat einen alten Zahn auf mich. Berlichingen ist sein Augapfel, und ihr werdet inskünftige das Schwarze drinn seyn. Geht, Weisling! Ich hab euch nichts mehr zu sagen; denn ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich sagen soll.

(Bamberg ab.)

Franz (tritt auf). Adelheid erwartet euch. Sie ist nicht wohl und doch will sie euch ohne Abschied nicht lassen.

Weislingen. Komm!

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch diesen Abend.

Franz. Mir ist, als ob ich aus der Welt sollte.

Weislingen. Mir auch, und noch dazu als wüßt ich nicht wohin. (ab).

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr seht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. Ich lieb ihn nicht, und ich wollt doch er blieb. Siehst du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, daß er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof, um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau! Ihr habt ſein Herz geangelt und wenn er ſich loßreißen will, verblutet er.

(ab.)

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerlei ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr, ob wir leben oder ſterben!

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehm euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr ein Chamäleon.

Weislingen. Wenn ihr in mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Raritäten würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! denn ihr würdet euer Bild drinn finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel, bei den Portraits ausgeſtorbener Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt ihr redt mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten wenn ſie Masken unſrer Thaten ſind; ein Vermummter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was ſoll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit

dem was ich bin, daß mir wenig bang iſt für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen und ich will ſagen: lebt wohl! Ihr erinnert mich! — Ich bedachte nicht! — Ich bin euch beſchwerlich, gnädge Frau! —

Adelheid. Ihr legt's falſch aus. Ich wollte euch fort-helfen. Denn ihr wollt fort. —

Weislingen. O ſagt: ich muß! Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzahlt das jungen Mädchen, die den Theuerdank leſen und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel.

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo?

Adelheid. Bei meinem Eid! ihr verſtellt euch. Was habt ihr verſprochen? und wem? Einem Manne der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennet, in eben dem Augenblick, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt, Pflicht zu leiſten, die nicht gültiger ſeyn kann als ein ungerechter gezwungener Eid! — Entbin-den nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß die den Rübezahl glauben! Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden! ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Räubers! Du Weislingen mit deiner ſanften Seele! —

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet! —

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weis-lingen! Gehe und bilde dir ein: Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh und laß dich beherrſchen; du biſt freundlich, gefällig, liebreich

Weislingen. Er ist's auch.

Adelheid. Aber du bist nachgebend und er nicht. Unversehens wird er dich ergreißen, und dann fahre wohl Freiheit. Du wirst ein Sclave eines Edelmannes werden, da du Herr von Fürsten seyn könntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit dir deinen künftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hättest du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Das kostet ihn so viel, als einen Fürsten ein Kopfnicken, und ging vielleicht just so von Herzen. Und im Grund, wie hätt er dich anders behandeln sollen? Du rechnest ihm zur Gefälligkeit was Schuldigkeit war.

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freiheit — und weiß überhaupt nicht was ich für ein Interesse dran nahm. Lebt wohl!

Weislingen. Erlaubt mir noch einen Augenblick.

(Er nimmt ihre Hand und schweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu sagen?

Weislingen (nach einer Pause beängstet). Ich muß fort! —

Adelheid (mit Verdruß). So geht!

Weislingen. Gnädge Frau! Ich kann nicht.

Adelheid (spöttisch.) Ihr müßt!

Weislingen. Soll das euer letzter Blick seyn?

Adelheid. Geht! Ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adelheid. Willst du unser Feind seyn und wir sollen dir lächlen? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haß euch.

Franz (kommt). Der Bischof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch, eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied. Ich seh euch noch einmal. (ab.)

Adelheid. Noch einmal? Wir wollen dafür seyn. Margarethe, wenn er kommt, weist ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Weg. (ab.)

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehen!

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehen!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spat, wir bleiben hier.

(Franz ab.)

Weislingen. Du bleibst hier! und warum? sie noch einmal zu sehen! hast du ihr was zu sagen? — Man sagt: Hunde heulen und zittern auf Kreuzwegen für Gespenstern, die dem Menschen unsichtbar vorbeiziehen. Sollen wir den Thieren höhere Sinne zuschreiben? Und doch — — das führt zum Aberglauben! Mein Pferd scheute wie ich zum Schloßthor hereinwollte, und stund unbeweglich. Vielleicht, daß die Gefahren, die meiner warteten, in scheußlichen Gestalten mir entgegen eilten, mit einem höllischen Grinsen mir einen fürchterlichen Willkommen boten, und mein edles Pferd zurück scheuchten. Auch ist mir's so unheimlich wohin ich trete. Es ist mir so bang als wenn ich von meinem Schutzgeiste verlassen, feindseligen Mächten überliefert wäre. Thor! — hier liegt dein Feind und die reinste Himmelsluft würde zur beklemmenden Atmosphäre um dich her.

Der Hintergrund wird mit einer Reihe Spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarden tragen.

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht. Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen, und rings umgeben von dem drohenden Tod' das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

Trommeln.

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höh'ren Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

Auf die Wache zeigend.

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beyspiel gebe.

Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang: die Musik fängt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.

Jarthausen.

Elisabeth. Maria.

Maria. Kann sich mein Bruder entschließen, den Jungen ins Kloster zu thun?

Elisabeth. Er muß. Denke nur selbst, welche Figur würde Carl dereinst als Ritter spielen! —

Maria. Eine recht edle, erhabne Rolle.

Elisabeth. Vielleicht in hundert Jahren, wenn das Menschengeschlecht recht tief herunter gekommen seyn wird. Jetzo, da der Besitz unsrer Güter so unsicher ist, müssen wir Manner zu Hausvatern haben. Carl, wenn er eine Frau nahm, könnte sie nicht mehr Frau seyn als er.

Maria. Mein Bruder wird mitunter ungehalten auf mich seyn; er gab mir immer viel Schuld an des Knaben Gemüthsart.

Elisabeth. Das war sonst. Jetzo sieht er deutlich ein, daß es Geist beim Jungen ist, nicht Beispiel. Wie ich so klein war, sagte er neulich, hundert solche Tanten hatten mich nicht abgehalten Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stall zu residiren. Der Junge soll ins Kloster!

Maria. Ich kann es nicht ganz billigen. Sollte denn in der Welt kein Platz für ihn seyn?

Elisabeth. Nein, meine Liebe. Schwache passen an keinen Platz in der Welt, sie müßten denn Spitzbuben seyn. Deßwegen bleiben die Frauen wenn sie gescheidt sind zu Hause, und Weichlinge kriechen ins Kloster. Wenn mein Mann ausreit, es ist mir gar nicht bang. Wenn Carl auszöge, ich würde in ewigen Aengsten seyn. Er ist sichrer in der Kutte als unter dem Harnisch.

Maria. Mein Weislingen iſt auch ſanfter Natur, und doch hat er ein edles Herz.

Eliſabeth. Ja! ja! Dank er's meinem Manne, daß er ihn noch bei Zeiten gerettet hat. Dergleichen Menſchen ſind gar übel dran: ſelten haben ſie Starke, der Verſuchung zu widerſtehen, und niemals Kraft ſich vom Uebel zu erlöſen.

Maria. Dafür beten wir um beides.

Eliſabeth. Nur dann reflectirt Gott auf ein Gebet, wenn all unſre Kraſte geſpannt ſind und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen was uns aufgelegt iſt. In dem Falle wovon wir ſprechen, gähnt meiſtentheils eine mißmuthige Faulheit ein halbes Seufzerchen: Lieber Gott, ſchaff mir den Apfel dort vom Tiſch her! Ich mag nicht aufſtehn! Schafft er ihn nicht, nun ſo iſt ein Glück, daß wir keinen Hunger haben. Noch einmal gegähnt, und dann eingeſchlafen.

Maria. Ich wünſchte ihr gewöhntet euch an, von heiligen Sachen anſtandiger zu reden.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fangt mir an unerträglich lang zu werden. Reden mag ich nichts, und ich ſchame mich zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſowohl, als euern Umgang. Ich wollte ihr wärt wo ihr hin wolltet, und ich hatt euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brutet ſie mit

Mutterwärme unſre liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid. Declamirt wider die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen! Ihr, die ihr ſelten ſeyd, was ihr ſeyn wollt; niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttags-Ornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben von dem Saum eures Kleides, den eure Abſatze verachtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich euch kannte, Weislingen, ging mir's faſt wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, dieſen Phönir Weislingen zu Geſichte kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönir ward zum ordinairen Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es ſchien ſo.

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertraft euern Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Widerſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn geht, daß ich über die Leute nicht denken kann, die mich intereſſiren, ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander, ohne zu merken was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt

des activen Manns, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen wie auf übereinander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf gestiegen war, den sah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's euerm Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tag schlimmer mit euch zu [illegible] scheint, müßt ihr mir verzeihen wenn ich euch meine [illegible] entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht; ich schenkte sie einem andern auf Lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Noch ein paar Worte, so sollt ihr Abschied haben! Ich dacht: es ist Gährung. Wehe dem Berlichingen, daß er diesen Sauerteig hereinwarf! Ich dacht: er hat sich neue, noch unentwickelte Kräfte gefühlt, da er sich an einem großen Feind maß. Es arbeitet jetzo in seiner Seele; die äußere Ruhe ist ein Zeichen der innern Wirksamkeit.

Weislingen. Du hast dich nicht geirrt, es arbeitete hier und blaht sich noch.

Adelheid. Die Fäulniß arbeitet auch. Aber zu welchem Zweck! Wenn es das ist, wie ich fürchte, so laß mich keinen Zeugen abgeben. Ich würde der Natur fluchen, daß sie ihre Kräfte so mißbraucht.

Weislingen. Ich will euch aus den Augen gehn.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. Armer Mensch! Ihr seyd so mißmuthig wie einer dem sein erstes Mädchen untreu wird; und eben darum geb ich euch nicht

auf. Gebt mir die Hand! verzeiht mir was ich aus Liebe gesagt habe.

Weislingen. Zauberin!

Adelheid. Wär ich's, ihr solltet ein andrer Mann seyn. Schämt euch, wenn's die Welt sahe! Um einer elenden Ursache willen, die ihr euch gewiß nicht selbst gestehn mögt! Wie ich ein klein Mädchen war, ich weiß es noch auf einen Punkt, machte mir meine Mutter ein schönes Hofkleid, war rosenfarb. Ich machte der Fürstin von Anhalt die Aufwartung; da war ein Fräulein, die hatte ein Kleid an, war feuerfarb. Das hätt ich auch haben mögen, und weil ich meins hatte, achtet ich's geringer und ward unleidsam und wollte mein rosenfarbnes Kleid nicht anziehen, weil ich kein feuerfarbnes hatte. Seht, das ist euer Fall. Ich dachte: du hast gewiß das schönste Kleid, und wie ich andre sah die mir gleich waren, das neckte mich. Weislingen! ihr wolltet der erste seyn und der einzige. Das geht in einem gewissen Kreis. Aber unglücklicher Weise kamt ihr hinaus, fandet wie die Natur mit viel Gewichtern ihre Maschinen treibt. Und das ärgerte euch. Spielt nicht das Kind! Wenn er die Geige spielt, wollen wir die Flöte blasen; eine Virtuosität ist die andere werth.

Weislingen. Hilf ihr, mein Genius! Adelheid! Das Schicksal hat mich in eine Grube geworfen, ich seh den Himmel über mir und seufze nach Freiheit. Deine Hand!

Adelheid. Du bist befreit, denn du willst. Der elendste Zustand ist: nichts wollen können. Fühle dich! und du bist alles was du warst. Kannst du leben, Adelbert, und einen mächtigen Nebenbuhler blühen sehen? Frißt nicht die magerste Aehre seines Wohlstandes deine fettsten? indem sie ringsumher verkündet, Adelbert wagt nicht mich auszureißen.

Sein Daſeyn iſt ein Monument deiner Schwäche. Auf! zerſtör's da es noch Zeit iſt. Leben und leben laſſen iſt ein Sprüchelchen für Weiber. Und man nennt dich einen Mann! —

Weislingen. Und ich will's ſeyn. Wehe dir, Gottfried! wenn das Glück meiner Adelheid Nebenbuhlerin iſt. Alte Freundſchaft, Gefälligkeit, und die alte Frau Menſchenliebe hatte meine Entſchließungen mit Zauberformeln niedergeſchläfert; du haſt den Zauber aufgelöſ't. Und nun, gleich entfeſſelten Winden über das ruhende Meer! Du ſollſt an die Felſen, Schiff! und von da in Abgrund! und wenn ich mir die Backen drüber zerſprengen ſollte.

Adelheid. So hör ich euch gern.

Weislingen. Der Kaiſer hält einen Reichstag zu Augsburg. Ich will hin und du ſollſt ſehen, Adelheid, ob ich nicht mehr bin als der Schatten eines Manns.

Adelheid. Mich däucht ich ſehe einen auferſtandnen verklärten Heiligen in dir. In deinen Augen glüht ein Feuer, das deine Feinde verzehren wird. Komm, Adelbert, zum Biſchof. Komm! Victoria iſt ein Weib, ſie wirft ſich dem Tapferſten in die Arme. (ab.)

Im Speſſart.

Gottfried. Selbiz. Georg.

Selbiz. Ihr ſeht, es iſt gegangen wie ich geſagt habe.

Gottfried. Nein, nein, nein!

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, borgte von einem Pfälzer den Rock und das Zeichen. Und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern nach Bamberg.

Selbiz. In deiner Verkappung? das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinten drein. Ein Reitersmann der das vorausdenkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hört ich erzählen: Weislingen und der Bischof seyen ausgesöhnt, und man redete viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Gottfried. Gespräche!

Georg. Ich sah ihn wie er sie zu Tafel führte! Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön. Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen. Er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Gottfried. Das kann seyn.

Georg. Hört weiter! Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben, ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: ein paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward bestürzt; ich sah das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht; er hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Selbiz. Das machte, sein Gewissen war schlechter als dein Stand.

Georg. Du bist Pfalzgräfisch, sagte er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagt ich, und soll fragen — komm morgen früh, sagte er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Gottfried. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehen, lang! lang! Endlich führt man mich hinein. Er schien böse.

Mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und sagte meine Commission; er that feindlich böse, wie einer der nicht merken lassen will, daß er kein Herz hat. Er verwunderte sich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede setzen ließt. Das verdroß mich. Ich sagte: es gäb nur zweierlei Leut, Ehrliche und Schurken, und daß ich ehrlich wäre, sah er daraus daß ich Gottfried von Berlichingen diente. Nun fing er an allerlei verkehrtes Zeug zu schwätzen, das darauf hinausging: Ihr hättet ihn übereilt, er sey euch keine Pflicht schuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Gottfried. Hast du das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr.

Gottfried. Es ist genug. Der wäre nun verloren. Treu und Glauben, du hast mich wieder betrogen! Arme Marie! wie werd ich dir's beibringen.

Selbiz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als so ein Hundsfut seyn.

Dritter Aufzug.

Der Reichstag zu Augsburg.

Kaiser Maximilian, Mainz, Bamberg, Anhalt, Nassau, Weislingen, andre Herren.

Maximilian. Ich will euch die Köpfe zurecht setzen! Wofür bin ich Kaiser? Soll ich nur Strohmann seyn und

die Vögel von euern Gärten scheuchen? keinen eignen Willen haben? bildet's euch nicht ein! Ich will eine Contribution von Geld und Mannschaft wider den Türken; das will ich, sag ich euch, und keiner unterstehe sich darwider zu reden.

Mainz. Es müßte der kühnste Rebell seyn, der einer geheiligten Majestät ins Angesicht widersprechen, und in die Flammen ihres Grimmes treten wollte. Auch weichen wir vor eurer Stimme wie Israel vor dem Donner auf Sinai. Seht, wie die Fürsten umherstehen, getroffen, wie von einem unvermutheten Strafgerichte. Sie stehen, und gehen in sich selbst zurück und suchen: wie sie es verdient haben. Und verdient müssen wir's haben, obgleich unwissend. Ew. Majestät verlangen einen Türkenzug. Und so lang ich hier sitze, erinner ich mich keinen der nein gesagt hätte. Waren nicht alle willig? alle? — Es ist Jahr und Tag wie Ihro Majestät es zum erstenmal vortrugen. Sie stimmten alle ein die Fürsten und in ihren Augen leuchtete ein Feuer, denen Feinden ein schreckliches Meteor. Ihr Geist flog muthig schon nach den Ungrischen Gränzen, als er auf Einmal durch ein jämmerliches Wehklagen zurückgehalten wurde. Es waren die Stimmen ihrer Weiber, ihrer unmündigen Söhne, die gleich Schafen in der Wüste mörderischen Wölfen preis gegeben waren. Würde nicht Elias selbst auf dem feurigen Wagen, da ihn feurige Rosse zur Herrlichkeit des Herrn führten, in diesem Falle sich zurück nach der Erde gesehnt haben? Sie baten flehentlich um die Sicherheit ihrer Häuser, ihrer Familien, um mit freiem und ganzem Herzen dem Fluge des Reichsadlers folgen zu können. Es ist Ew. Majestät nicht unbekannt, in wiefern der Landfriede, die Achtserklärungen, das Kammergericht bisher diesem Uebel abgeholfen hat. Wir sind noch wo wir waren, und vielleicht übler dran. Wohldenkende Ritter gehorchen

Euer Majestät Befehlen, begeben sich zur Ruhe und dadurch wird unruhigen Seelen der Kampfplatz überlassen, die sich auf eine ausgelaßne Weise herumtummeln und die hoffnungsvollsten Saaten zertreten. Doch ich weiß: Ew. Majestät zu gehorchen, wird jeder gern sein Liebstes hintansetzen. Auf! meine Freunde. Auf! gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit. Ihr seht wie nöthig unser großer Kaiser es findet, einem größern Verlust mit einem kleinern vorzubeugen. Auf! verlaßt eure Besitzthümer, eure Weiber, eure Kinder, und zeigt in einem unerhörten Beispiel die Stärke der deutschen Lehnspflicht und eure Ergebenheit für euern erhabnen Monarchen. Kommt ihr zurück und findet eure Schlösser verheert, euer Geschlecht vertrieben, eure Besitzthümer öde, o, so denkt: der Krieg, den ihr an den Gränzen führtet, habe in dem Herzen des Reichs gebrannt, und ihr habet der allgemeinen Ruh und Glückseligkeit die eurige aufgeopfert. Die Ruinen eurer Schlösser werden künftigen Zeiten herrliche Denkmale seyn und laut ausrufen: so gehorchten sie ihrer Pflicht, und so geschah ihres Kaisers Wille.

Kaiser. Ich gehe, euch euren Entschließungen zu überlassen. Und wenn ihr dann sagt: ich hab euch gezwungen, so lügt ihr.

Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehn, denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

Zweiter Kaufmann. Bambergs Freund, das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl! da kommen sie.

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen. Und wenn ich auf mein vergangnes Leben zurücksehe möcht ich verzagt werden, so viel halbe, so viele verunglückte Unternehmungen! Und das alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken. Mein bester Schwimmer erstickte in einem Sumpf. Deutschland! Deutschland! du siehst einem Moraste ähnlicher als einem schiffbaren See.

(Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füßen.)

Erster Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seyd ihr? was giebt's?

Erster Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eure Majestat Knechte, und flehen um Hülfe. Gottfried von Berlichingen und Hans von Selbiz haben unserer dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt. Wir bitten Ew. Kaiserliche Majestat um Hülfe und Beistand, sonst sind wir alle verdorbne Leute, genöthigt unser Brod zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der eine hat eine Hand, der andere nur ein Bein! Wenn sie denn erst zwo Händ hätten und zwo Bein, was wolltet ihr denn thun! —

Erster Kaufmann. Wir bitten Euer Majestät unterthänigst, auf unsre bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Handel vorhanden sind, daran Kaiserliche Majestät und dem Reich viel gelegen ist, so daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anderes betrifft, so kann euch kein Mensch zusammen bringen! —

Weislingen (zu den Kaufleuten). Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Die Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden.

(ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel! Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwert und einer herculischen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich hoffe es auszuführen. Das Beschwerlichste ist gethan. Hat Euer Majestät Wort nicht den Sturm gelegt und die Tiefe des Meeres beruhigt? Nur kleine ohnmächtige Winde erschüttern muthwillig die Oberfläche der Wellen. Noch ein Machtwort, so sind auch die in ihre Höhlen gescheucht. Es ist mit nichten das ganze Reich, das über Beunruhigung Klagen führen kann. Franken und Schwaben glimmt noch von den Resten des ausgebrannten Feuers, die ein unruhiger Geist manchmal aus der Asche weckt und in der Nachbarschaft herumtreibt. Hätten wir den Sickingen, den Selbiz — den Berlichingen, diese flammenden Brande, aus dem Wege geschafft, wir würden bald das übrige in todte Asche zerfallen sehn.

Kaiſer. Ich möchte die Leute gerne ſchonen; ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich einen Krieg führte, müßt ich ſie unter meiner Armee haben, und da wären ſie doch ruhig.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es äußerſt gefährlich, ihre aufrühriſche Unternehmungen durch kriegeriſche Ehrenſtellen zu belohnen. Es iſt nicht genug ihre Perſon auf die Seite zu ſchaffen; ſondern der Geiſt iſt zu vertilgen, den das Glück ihrer rebelliſchen Unruhe umhergeblaſen hat. Der Befehdungstrieb ſteigt bis zu den geringſten Menſchen hinunter, denen nichts erwünſchteres erſcheint, als ein Beiſpiel, das unbändiger Selbſtgelaſſenheit die Fahne vorträgt.

Kaiſer. Was glaubt ihr, daß zu thun?

Weislingen. Die Achtserklärung, die jetzo, gleich einem vermummten Weibe, nur Kinder in Aengſten ſetzt, mit dem Kaiſerlichen Rachſchwert zu bewaffnen und, von tapfern und edlen Fürſten begleitet, über die unruhigen Häupter zu ſenden. Wenn es Euer Majeſtät Ernſt iſt, die Fürſten bieten gern ihre Hände; und ſo garantir ich, in weniger als Jahresfriſt, das Reich in der blühendſten Ruhe und Glückſeligkeit zu ſehen.

Kaiſer. Man hätte jetzt eine Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbiz; nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu Leid geſchähe. Gefangen möcht ich ſie haben. Und dann müßten ſie eine Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächſten Seſſion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beiſtimmender Zuruf wird Ew. Majeſtät das Ende der Rede erſparen.

(ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja! ich komme, eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten. Und wenn ihre holde Seele mir ſie zum Eigenthum übergiebt, dann Gottfried —

Gottfried. So wollt ich, ihr wärt eher kommen. Ich muß euch ſagen: Weislingen hat wahrend ſeiner Gefangenſchaft ſich in ihren Augen gefangen, um ſie angehalten, und ich ſagt ſie ihm zu. Ich hab ihn losgelaſſen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand die ihm in ſeiner Gefangenſchaft Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Gottfried. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen; ein Band an dem ſelbſt die ſcharfe Senſe des Todes hätte ſtumpf werden ſollen.

Gottfried. Sie ſitzt, das arme Mädchen! und verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie zu ſingen machen.

Gottfried. Wie! entſchließt ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann den ſie kannte ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe drauf: ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Gottfried. Ich ſag euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir so wenig zu, daß ich den Schatten eines Elenden nicht sollte verjagen können? Laß uns zu ihr.

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn, und unsre Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsre gemeßne Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten; denn wer mag sich an ihn machen.

Erster Officier. Freilich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebenlang nichts zu Leide gethan, und jeder wird's von sich schieben Kaiser und Reich zu Gefallen Arm und Bein dran zu setzen.

Zweiter Officier. Es wär eine Schande wenn wir ihn nicht kriegten! Wenn ich ihn nur einmal beim Lippen habe, er soll nicht loskommen.

Erster Officier. Faßt ihn nur nicht mit den Zähnen, ihr! Er möchte euch die Kinnladen ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leute packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Officier. Wollen sehn.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht saumen, und einen Trupp ausschicken der ihn beobachten soll.

Zweiter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zweiter Officier. Ich hab einen Knecht der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden.

Jaxthausen.

Sickingen allein. Es geht alles nach Wunsch. Sie war etwas bestürzt über meinen Antrag, und sah mich von Kopf bis auf die Füße an; ich wette sie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Gott sey Dank daß ich mich stellen darf! Sie antwortete wenig und durcheinander. Desto besser! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen die durch Liebesunglück gebeizt sind wird ein Heirathsvorschlag bald gar.

(Gottfried kommt.)

Was bringt ihr, Schwager?

Gottfried. In die Acht erklärt! —

Sickingen. Was?

Gottfried. Da! les't den erbaulichen Brief. Der Kaiser hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll.

Sickingen. Erst sollen sie dran! Just zur gelegnen Zeit bin ich hier.

Gottfried. Nein, Sickingen! ihr sollt fort. — Das hieße eure großen Anschläge im Keim zertreten wenn ihr zu so ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir könnt ihr weit mehr nützen, wenn ihr neutral zu seyn scheint. Der Kaiser liebt euch, und das Schlimmste was mir begegnen kann ist: gefangen zu werden. Dann braucht euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide stürzen könnte. Denn was wär's! — Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren sie du bist bei mir, so schicken sie mehr und wir sind um nichts gebessert. Der Kaiser sitzt an der Quelle, und ich

wäre schon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnte, als man einen Haufen zusammenblasen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch stoßen lassen.

Gottfried. Gut. Ich habe schon Georgen nach dem Selbiz geschickt und meine übrigen Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager! wenn meine Leute beisammen sind, es wird ein Häufchen seyn, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig seyn.

Gottfried. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben.

Gottfried. Sorg du! Und es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. Zu Hause sitzt der Fürst und macht einen Operationsplan; das ist die rechte Höhe! So ging mir's auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugesagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen. Da legt er mir einen Zettel aus der Canzlei vor, wie ich reiten und mich halten sollt. Da wurf ich den Räthen das Papier wieder dar, und sagt: ich wüßt nicht darnach zu handeln. Ich weiß ja nicht was mir begegnen mag, das steht nicht im Zettel. Ich muß die Augen selbst aufthun und sehen was ich zu schaffen hab!

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir schicken was ich in der Eile zusammentreiben kann.

Gottfried. Komm noch mit zu meinen Weibsleuten. Ich ließ sie beisammen. Ich wollte daß du ihr Wort hattest eh du gingst. Dann schick mir die Reiter und komm heimlich

wieder sie abzuholen; denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr seyn.

Sickingen. Wollen das Beste hoffen. (ab.)

Bamberg.

Adelheid (mit einem Briefe). Das ist mein Werk! Wohl dem Menschen der stolze Freunde hat.

(Sie liest.)

„Zwei Executionen sind verordnet! eine von vierhundert gegen Berlichingen, eine von zweihundert wider die gewaltsamen Besitzer deiner Güter. Der Kaiser ließ mir die Wahl, welche von beiden ich führen wollte. Du kannst denken daß ich die letzte mit Freuden annahm."

Ja das kann ich denken! kann auch die Ursach rathen: du willst Berlichingen nicht ins Angesicht sehen. Inzwischen warst du brav. Fort, Adelbert! gewinne meine Güter, mein Trauerjahr ist bald zu Ende, und du sollst Herr von ihnen seyn.

Jaxthausen.

Gottfried. Georg.

Georg. Er will selbst mit euch sprechen. Ich kenne ihn nicht, es ist ein kleiner Mann mit schwarzen feurigen Augen und einem wohlgeübten Körper.

Gottfried. Bring ihn herein.

(Lerse kommt.)

Gottfried. Gott grüß euch! was bringt ihr?

Lerse. Mich selbst. Das ist nicht viel; doch alles was es ist, biet ich euch an.

Gottfried. Ihr seyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lersen. Franz Lersen.

Gottfried. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Manne bekannt gemacht habt.

Lersen. Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt; aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Gottfried. Ich erinnre mich eurer nicht.

Lersen. Es wäre mir leid! Wißt ihr noch, wie ihr, um des Pfalzgrafen willen, Conrad Schotten Feind wart und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?

Gottfried. Wohl weiß ich's.

Lersen. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt?

Gottfried. Richtig. Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen; waren unsrer sechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens, sie sollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lersen. Aber wir sahen euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir sahen ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir hinab.

Gottfried. Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchseß durchstach mir einen Knecht. Dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hatten sie sich alle gehalten wie er und ein Mannlein, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewarnt gewesen,

Lersen. Das Männlein wovon ihr sagtet —

Gottfried. Es war der bravſte Knecht den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte ich hatt's von mir gebracht und wollte mit andern zu ſchaffen haben, war's wieder an mir und ſchlug feindlich zu; es hieb mir auch durch den Panzer-Aermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſen. Habt ihr's ihm verziehen?

Gottfried. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſen. Nun ſo hoff ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet. Ich habe mein Probeſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Gottfried. Biſt du's? O willkommen, willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern einen ſo geworben?

Lerſen. Mich wundert's, daß ihr nicht bei Anfang der Erzählung auf mich gefallen ſeyd.

Gottfried. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſen. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Ich kannt euern Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand. Ihr ſahr, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen. Ihr überwandet nicht nur meinen Arm, ihr überwandet mich, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Gottfried. Wie lang wollt ihr bei mir aushalten?

Lerſen. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Gottfried. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wie der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

Perſonen.

Alonzo, Herr von Villa Real.

Claudine, ſeine Tochter.

Lucinde, ſeine Nichte.

Pedro von Caſtelvecchio, unter dem Nahmen Pedro von Rovero.

Carlos von Caſtelvecchio, unter dem Nahmen Ruggantino.

Basco, ein Abenteurer.

Landvolk.

Vagabunden.

Bediente Alonzo's.

Bediente Pedro's.

Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz iſt in Sicilien.

Georg (kommt). Hans von Selbiz laßt euch grüßen, morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Gottfried. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten und zu necken.

Gottfried. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Gottfried. Nicht mehr? Komm, Lerſen, wir wollen ſie zuſammen ſchmeißen, wenn Selbiz kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findt.

Lerſen. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Gottfried. Zu Pferde!

Wald an einem Moraſt.

Zwei Reichsknechte, begegnen einander.

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt du dich denn hierher?

Zweiter Knecht. Ich bitt dich, verrath mich nit. Ich will aufs nächſte Dorf und ſehn ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich habe unſerm Officier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So, er thut ſich was zu guts vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten? ſchön Exempel!

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke!

Zweiter Knecht. War ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettre auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich ſteck mich in den Sumpf.

Gottfried. Lerſen. Georg.

Andre Knechte zu Pferd.

Hier am Teiche weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken.

(Ziehen vorbei.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baume.) Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht. Michel! ſie ſind fort.

(Er geht nach dem Sumpf.)

Michel! O weh, er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. So lauert der Tod auf den Feigen und reißt ihn in ein unrühmlich Grab. Fort! du ſelbſt Schurke! Fort! zu deinem Haufen. (ab.)

Gottfried (zu Pferde). Halte bei den Gefangenen, Georg. Ich will ſehn ihren flüchtigen Führer zu erreichen. (ab.)

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferde, daß der Federbuſch im Koth ſtack. Seine Reiter huben ihn aufs Pferd und fort wie beſeſſen. (ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle. Wenn er ſich zu weit wagt, erwiſcht ihr ihn vielleicht.

(Ritter ab.)

Zweiter Ritter (geführt).

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr? Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Zweiter Ritter. Daß dich die Peſt! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dannhirſch, ſie wären geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd nein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott, daß ihr noch ſo davon gekommen ſeyd.

Zweiter Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwei. Wo iſt der Feldſcheer? (ab.)

Jaxthauſen.

Gottfried. Selbiz.

Gottfried. Was ſagteſt du zu der Achtserklärung, Selbiz?

Selbiz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Gottfried. Meinſt du?

Selbiz. Ich meine nicht, ich weiß.

Gottfried. Woher?

Selbiz. Er war auf dem Reichstag, ſag ich dir, er war um den Kaiſer.

Gottfried. Wohl! so machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbiz. Hoff's.

Gottfried. Wir wollen fort, und ſoll die Haſenjagd angeh (ab.)

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlagt uns ein Detaſchement nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das lauft in Gottes Namen lieber nach der Türkei, als ins Lager zurück. So werden wir alle Tage ſchwacher. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leibe gehn, und das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabei ſeyn und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's alle zufrieden; nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gange und Schliche im Gebirg, daß er ſo wenig zu fangen iſt wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jarthauſen zu! Mag er wollen oder nicht, er muß herbei, ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt ihr daß wir ſchon um Hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Verflucht!

Hauptmann. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir ſtehen da wie Butter an der Sonne. (ab.)

Gebirg und Wald.

Gottfried. Selbiz. Trupp.

Gottfried. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu uns ſtießen.

Selbiz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Gottfried. Gut, und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf. Sie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſaumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen! Sie denken nicht, daß wir ihnen Spitze bieten können.

Haide,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide? das iſt impertinent! Er ſoll's büßen. Was? den Strom nicht zu fürchten der auf ihn losbraust! —

Ritter. Ich wollte nicht, daß ihr an der Spitze rittet; er hat das Anſehn, als ob er den erſten der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erd pflanzen wollte. Ich hoffe nicht daß ihr Luſt habt zum Rosmarinſtrauch zu werden. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch! Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Riethgras.

Hauptmann. Trompeter, blas! Und ihr blas't ihn weg. (ab.)

Selbiz (hinter der Höhe hervor im Galopp.) Mir nach! Sie sollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch! — (ab.)

Franz (aus dem Wald). Gottfrieden zu Hülfe! er ist fast umringt. Braver Selbiz! du hast schon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Distelköpfen besäen. (Vorbei.)

Getümmel.

Eine Höhe mit einem Wartthurme.

Selbiz verwundet. Knechte.

Selbiz. Legt mich hierher und kehrt zu Gottfried.

Knechte. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unsrer.

Selbiz. Steig einer auf die Warte und seh wie's geht.

Erster Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweiter Knecht. Steig auf meine Schultern und dann kannst du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erster Knecht (steigt hinauf). Ach! Herr.

Selbiz. Was siehst du?

Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbiz. Höllische Schurken! Ich wollt sie stünden und ich hätt eine Kugel vorn Kopf. Reit einer hin und fluch und wetter sie zurück! —

(Knecht ab.)

Selbiz. Siehst du Gottfrieden?

Knecht. Die drei schwarze Federn seh ich mitten im Getümmel.

Selbiz. Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier.

Knecht. Ein weißer Federbuſch! wer iſt das?

Selbiz. Der Hauptmann.

Knecht. Gottfried drängt ſich an ihn — Bau! er ſtürzt.

Selbiz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbiz. Wohl! wohl!

Knecht. Weh! weh! Gottfrieden ſeh ich nicht mehr!

Selbiz. So ſtirb, Selbiz.

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbiz. Komm herunter! Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nicht, es geht alles drunter und drüber.

Selbiz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp! Gottfried iſt hin!

Selbiz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. Wohl, wohl! ich ſehe Gottfrieden! Ich ſeh Georgen!

Selbiz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd. Sieg! Sieg! ſie fliehn.

Selbiz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drinn. Gottfried hinten drein. Sie zerſtreuen ſich. Gottfried erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Camerad erreicht ihn — Sie ziehen herauf.

Gottfried. Georg. Franz. Ein Trupp.

Selbiz. Glück zu! Gottfried. Sieg! Sieg!

Gottfried (ſteigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du biſt verwundet, Selbiz.

Selbiz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Gottfried. Dießmal galt's; und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Franzen dank ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab; ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul. Wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferde?

Georg. Einem, der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog; er ſtürzt und ich half zugleich euch von einem Feind, mir zu einem Pferde.

Gottfried. Nun ſtaken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Franz. Die Hunde, die ich führte, ſollten von außen hineinmähen, bis ſich unſre Senſen begegnet hatten; aber ſie flohen wie Reichstruppen.

Gottfried. Es floh Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf warſt meinem Rücken eine Mauer, inzwiſchen daß ich vor mir her ihren Muth in Stücken ſchlug. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich hab ihre Fahne und wenig Gefangne.

Selbiz. Der Hauptmann?

Gottfried. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, ihr Kinder! kommt, Selbiz! — Macht eine Bahre von Aeſten. Du kannſt nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſrer ſind wenig und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde! Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann. Ich möcht euch alle mit eigner Hand umbringen, ihr tauſend Sakerment! Was fortzulaufen! er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheißkerle! Vor Einem Mann! — Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat, und der wird eine reiche Kitzlung für ſeine Lunge ſein ganz Lebenlang haben; und wenn das Alter ihn hinter den Ofen knickt, wird ihm das Huſten und Schwachheit vertreiben, wenn ihm einfallt unſre Proſtitution in ſeiner Enkel Gehirn zu pflanzen. Reit herum ihr, und ihr und ihr! Wo ihr von unſern zerſtreuten Truppen findt, bringt ſie zurück, oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen und wenn die Klingen drüber zu Grund gehen ſollten.

Jarthauſen.

Gottfried. Lerſen. Georg.

Gottfried. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen; arme Jungens, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vors Schloß.

(Die zwei ab.)

Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden; und wenn es nur noch brave Kerls wären! Aber ſo iſt's die Menge.

(ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitt euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbizens, eure ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbiz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Gottfried (kommt). Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtunde ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Gottfried. In die Kirche ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern. Und darnach?

Gottfried. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Gottfried!

Gottfried. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt!

Lager.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten? Das iſt arg! Jetzt gleich auf und grad gegen Jarthauſen zu, eh er ſich erholt und ſich uns wieder in Weg ſtellt.

Jarthauſen.

Gottfried. Eliſabeth. Sickingen. Maria.

Gottfried. Gott ſegn euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offnen Arkaden, durch welche man in einen geſchmückten Garten hinausſieht. Zu beyden Seiten des Saales ſind Kleider, Stoffe, Gefäße, Geſchmeide, mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Lucinde, mit zwey Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen; zu ihr Alonzo, der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint.

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.

Eliſabeth. Und die laſſe er ſeyn wie ihr ſeyd: rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch, Marie. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Gottfried. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſt's nicht gemeint; wir verlaſſen euch nicht.

Gottfried. Ihr ſollt, Schweſter!

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Gottfried. Und ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg (heimlich). Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt; darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Gottfried. Gut, Georg. Das Glück fangt an launiſch mit mir zu werden. Ich ahnt es. Sickingen, ich bitt euch geht noch dieſen Abend; beredet Marien. Sie iſt eure Frau, laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſre Unternehmungen treten, iſt unſer Feind im freien Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt). Herr! Die Reichstruppen ſind auf dem Marſch, gerade hierher, ſehr ſchnell.

Gottfried. Ich habe ſie mit Ruthenſtreichen geweckt. Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ohngefähr zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier ſeyn.

Gottfried. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Gottfried. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt du Franzen nicht geſehen?

Knecht. Nein, Herr.

Gottfried. Biet allen sie sollen bereit seyn.

Gottfried. Es muß geschieden seyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie; es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirst. Es ist besser du weinst deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote eines künftigen Elends wäre. Lebe wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch. Schwester! Lieber Bruder, laß uns! Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Extremität seine Hülfe verschmahst?

Gottfried. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nah. Ihr beginnt heute zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder, Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laß uns gehn.

Maria. Du auch? mein Herz wird brechen.

Gottfried. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Maria. Wehe! wehe!

Gottfried. Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Gottfried. Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. — Du wirst deinen edlen Mann mit mir in Ein Schicksal geweint haben.

Maria. Du marterst mich.

Gottfried. Bleib! bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du solltest mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester, Schwester!

Gottfried. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht besteigen bis ich euch außer Gefahr weiß.

Gottfried. Schwester, liebe Schwester! (Er küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Gottfried. Noch einen Augenblick. Ich seh euch wieder. Tröstet euch. Wir sehen uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Ich trieb sie und da sie geht möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir.

Elisabeth. Bis in den Tod! wie ich will daß du bei mir bleiben sollst. Wo bin ich sicherer als bei dir?

Gottfried. Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau. Und dann laßt den Teufel in einer Heerd Unglück daher fahren, ihm alles nehmen, er bleibt mit dem Trost vermählt. (ab.)

Elisabeth. Welche Gott lieb hat, der geb er so einen Mann. Und wenn er und seine Kinder nicht ihr einziges Glück machen, so mag sie sterben. Sie kann unter die Heiligen des Himmels passen, aber sie ist ihn nicht werth.

(ab.)

Gottfried. Georg.

Georg. Sie sind in der Nähe, ich hab sie vom Thurn gesehen. Der erste Strahl der Sonne spiegelte sich in ihren Piken. Wie ich sie sah, wollte mir's nicht banger werden als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir spielen die Ratten.

Gottfried. Seht nach den Thorriegeln; verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.)

Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eignen Nageln verkauen.

(Trompeter von außen.)

Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen?

(Er geht ans Fenſter.)

Was ſoll's?

(Man hört in der Ferne reden.)

Gottfried (in ſeinen Bart). Einen Strick um deinen Hals!

(Trompeter redt fort.)

Gottfried. Beleidiger der Majeſtät? Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht. Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen als Majeſtät, weil niemand dieſen Wall ſo nöthig hat als ſie.

(Trompeter redet.)

Gottfried (antwortet). Mich ergeben? auf Gnad und Ungnad? Mit wem redt ihr! Bin ich ein Räuber? Sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät hab ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — — (ſchmeißt das Fenſter zu).

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Gottfried zu ihr.

Gottfried. Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

Eliſabeth. Ich wollt ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang halten können.

Gottfried. Den Keller haben die Schurken freilich. Sie werden ſich meinen Wein ſchmecken laſſen.

Elisabeth. Die übrigen Victualien thun mir noch leider. Zwar ließ ich die ganze Nacht heraufschleppen, es ist mir aber doch noch zu viel drunten geblieben.

Gottfried. Wenn wir nur auf einen gewissen Punkt halten, daß sie Capitulation vorschlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden unsre Mauern und knicken unsre Scheiben. Lersen ist ein braver Kerl; er schleicht mit seiner Büchse herum; wo sich einer zu nah wagt, blaff! liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Gottfried. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln sind alle, wir wollen neue gießen.

Gottfried. Wie steht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsre Schüsse wohl aus.

Saal.

Lersen mit einer Kugelform. Knecht mit Kohlen.

Franz. Stellt sie daher und seht wo ihr im Hause Blei kriegt. (Knecht ab.)

Inzwischen will ich hier zugreifen.

(Hebt ein Fenster aus und schlägt die Scheiben ein.)

Alle Vortheile gelten! — So geht's in der Welt; weiß kein Mensch was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte; und da mich mein Vater zeugte, dacht er nicht, welcher Vogel unterm Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte. Danken wir Gott davor, daß er uns bei dem Anfang gegen das Ende gleichgültig gemacht hat. Wer möchte

sonst den Weg von einem Punkt zum andern gehen. Wir können nicht und sollen nicht. Ueberlegung ist eine Krankheit der Seele und hat nur kranke Thaten gethan. Wer sich als ein halbfaules Gerippe denken könnte, wie ekel müßt ihm das Leben seyn! —

Georg (mit einer Rinne). Da hast du Blei! Wenn du nur mit der Hälfte trifft, so entgeht keiner, der Ihro Majestät absagen kann: Herr! wir haben uns prostituirt.

Franz (baut davon). Ein brav Stück!

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen; ich bin nicht bang davor. Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln niemals eines Pfads.

Franz (siebt). Halt den Löffel! (Er geht ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsmusje mit der Büchsen herum; sie denken wir haben uns verschossen. Und dießmal haben sie's getroffen. Sie dachten nur nicht, daß wir wieder beschossen seyn könnten. Er soll die Kugel versuchen wie sie aus der Pfanne kommt.

(Er läd.)

Georg (lehnt den Löffel an). Laß mich sehn.

Franz (schießt). Da liegt der Spaß.

Georg. Der schoß vorhin nach mir (sie gießen) wie ich zum Dachfenster hinausstieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß; sie stürzt in die Rinne; ich dankt ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Franz. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herumgehen, unser Mittagsessen verdienen.

Gottfried (kommt). Bleib, Franz! Ich hab mit dir zu reden. Dich Georg will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Gottfried. Sie entbieten mir wieder einen Vertrag.

Franz. Ich will zu ihnen hinaus und hören was es soll.

Gottfried. Es wird seyn: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß stellen.

Franz. Das ist nichts! Wie wär's, wenn sie uns freien Abzug eingestünden, da ihr doch von Sickingen keinen Ersatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo sie's nicht mit einem Wald von Wünschelruthen finden sollten; überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon.

Gottfried. Sie lassen uns nicht.

Franz. Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus.

Saal.

Gottfried. Elisabeth. Georg. Knechte.

Bei Tisch.

Gottfried. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau.

(Elisabeth zuckt die Achseln).

Gottfried. Ist keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch eine, ich hab sie für dich bei Seite gesetzt.

Gottfried. Nicht doch, Liebe! Gieb sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank.

Gottfried. Es ist die letzte. Und mir ist als ob wir nicht zu sparen Ursache hätten. Ich bin lang nicht so vergnügt gewesen.

(Er schenkt ein.)

Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Gottfried. Das soll unser vorletztes Wort seyn, wenn wir sterben. Ich lieb ihn, denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mause fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüpplichen Körpers zu seyn. Ruft er zum Fuße: marsch! der ist eingeschlafen; zum Arm: heb dich! der ist verrenkt. Und wenn ein Gott im Gehirn säß, er könnt nicht mehr thun als ein unmündig Kind; die Speculationen und Wünsche ausgenommen um die er nur noch schlimmer dran ist.

(Schenkt ein.)

Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfangt auf die Neige zu gehn, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt (er tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Und wann die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geiste unsre Enkel glücklich, und die Kaiser unsrer Enkel glücklich.

Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da muß viel anders werden.

Gottfried. Es wird! Es wird! Vielleicht daß Gott denen Großen die Augen über ihre Glückseligkeit aufthut. Ich hoff's; denn ihre Verblendung ist so unnatürlich, daß zu ihrer Erleuchtung kein Wunder nöthig scheint. Wenn sie das

Uebermaaß von Wonne fühlen werden in ihren Unterthanen glücklich zu seyn; wenn sie menschliche Herzen genug haben werden um zu schmecken welche Seligkeit es ist ein großer Mensch zu seyn; wenn ihr wohlgebautes gesegnetes Land ihnen ein Paradies gegen ihre steife gezwungene einsiedlerische Gärten scheint; wenn die volle Wange, der fröhliche Blick jedes Bauern, seine zahlreiche Familie, die Fettigkeit ihres ruhenden Landes besiegelt, und gegen diesen Anblick alle Schauspiele, alle Bildersäle ihnen kalt werden; dann wird der Nachbar dem Nachbar Ruhe gönnen, weil er selbst glücklich ist. Dann wird keiner seine Gränzen zu erweitern suchen. Er wird lieber die Sonne in seinem Kreise bleiben, als, ein Komet, durch viele andre seinen schrecklichen unsteten Zug führen.

Georg. Würden wir darnach auch reiten?

Gottfried. Der unruhigste Kopf wird zu thun genug finden. Auf die Gefahr wollte Gott Deutschland wäre diesen Augenblick so! Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, gleich Cherubs mit flammenden Schwerten, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das war ein Leben, Georg, wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte!

(Georg springt auf.)

Gottfried. Wo willst du hin?

Georg. Ach! ich vergaß daß wir eingesperrt sind. Der Kaiser sperrt uns ein! — Und unsre Haut davon zu bringen, setzen wir unsre Haut dran.

Gottfried. Sey gutes Muths.

Franz (kommt). Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen. — Unschlüssige, bedächtige Esel. — Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rustung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Gottfried. Sie werden kein Zahnweh vom Kauen kriegen.

Franz (heimlich). Habt ihr das Silber versteckt?

Gottfried. Nein. Frau geh mit Franzen, er hat dir was zu sagen.

Georg (singt.)

Es fing ein Knab' ein Meiselein;
Hm! Hm!
Da lacht' er in den Käfig nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut sich traun so läppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch;
Hm! Hm! ꝛc.

Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm! ꝛc.

Gottfried. Wie steht's?

Georg (führt sein Pferd heraus.) Sie sind gesattelt.

Gottfried. Du bist fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum sich denken läßt!
Ein Fest der Vaterfreuden
Ist wohl das schönste Fest.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, schaut nur, schauet,
Hier ist was ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich selber trieb;
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir ist die Nichte lieb.

Zu Zwey.

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum sich denken läßt.

Lucinde.

Heut seyd ihr zu beneiden,
Wie sich's empfinden läßt.

Alle die Belagerten.

Gottfried. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg.

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

(ab.)

Saal.

Zwei Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nein doch! Mach daß du fort kommſt!

Zweiter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt ans Fenſter). Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferde. Georg ſtürzt.

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch; ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, wer mag leben! — (ab.)

Vierter Aufzug.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Gottfried. Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Capuziner in einen Sack beschwur und nun in wilden Wald trägt, ihn an der ödesten Gegend zwischen die Dornsträuche zu bannen. Schlepp, Pater, schlepp! Sind deine Zauberformeln starker als meine Zähne, so will ich mich schwer machen, will deine Schultern ärger nieder drücken als die Untreue einer Frau das Herz eines braven Mannes. Ich habe euch schon genug schwitzen und keichen gemacht eh ihr mich erwischtet, und höllische Verrätherei borgte euch ihr unsichtbares Netz.

(Elisabeth kommt.)

Was für Nachricht, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurn; es konnte oder wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Gottfried. Ist das die Belohnung der Treue? der kindlichsten Ergebenheit —? Auf daß dir's wohl gehe und du lang lebest auf Erden. —

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren: ein großes edles Herz. Laß sie gefangen seyn! Sie sind frei. Gieb auf die Kaiserlichen Räthe acht! die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —

Gottfried. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehen. —

Elisabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Gottfried. Ich wollt nicht weinen. Ich wollt die Zähne zusammen beißen und an meinem Grimm kauen.

Elisabeth. Du würdest dein Herz fressen.

Gottfried. Desto besser! so würd ich meinen Muth nicht überleben. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen! Hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten —! Welcher Unterthan würde nicht hundertfach straffällig seyn, der ein Bildniß seines erhabenen Monarchen an einen eklen verachtlichen Ort aufhangen wollte! — Und er selbst übertüncht alle Tage mit dem Abglanz der Majestät angefaulte Hundsfötter, hängt sein geheiligtes Ebenbild an Schandpfahle und giebt es der öffentlichen Verachtung preis.

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor ihnen erscheinen sollt. Die Weise die euch im Kopf summt, könnt Empfindungen in ihrer Seele wecken. —

Gottfried. Laß es seyn, sie haben keine. Nur brave Hunde ist's gefährlich im Schlaf zu stören. Sie bellen nur meistentheils; und wollen sie beißen, ist es in einem Anfall von dummer Wuth, den Kopf gesenkt, den Schwanz zwischen den Beinen. Damit ihre Raserei selbst noch Furcht ausdrücke, trappeln sie stillschweigend herbei und knappen von hinten nach Knaben und sorglosen Wandrern.

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Gottfried. Esel der Gerechtigkeit! — Schleppt ihre Sacke zur Mühle und ihren Kehricht ins Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener. Die Herren Commissarii sind auf dem Rathhause versammelt und schicken nach euch.

Gottfried. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werd euch begleiten.

Gottfried. Wozu! Iſt's ſo unſicher in Heilbronn? Ah! Sie denken ich brech meinen Eid. Sie thun mir die Ehre an mich vor ihres Gleichen zu halten.

Eliſabeth. Lieber Mann! —

Gottfried. Komm mit aufs Rathhaus, Eliſabeth.

Eliſabeth. Das verſteht ſich. (ab.)

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt; ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Kaiſerlicher Rath. Wir werden Ihro Kaiſerlichen Majeſtät eure Bereitwilligkeit, Ihrem Befehl zu gehorchen, nach unſrer Pflicht anzurühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geubten Fauſten und hier wohl beſchlagen.

(Er deutet auf die Bruſt.)

Kaiſerlicher Rath. Wohl! —

Gerichtsdiener (kommt). Er wartet vor der Thür.

Kaiſerlicher Rath. Laß ihn herein.

Gottfried. Gott grüß euch, ihr Herren! Was wollt ihr mit mir?

Kaiſerlicher Rath. Zuerſt, daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd und vor wem.

Gottfried. Bei meinem Eid! ich verkenne euch nicht, meine Herren.

Kaiſerlicher Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Gottfried. Von ganzem Herzen.

Kaiſerlicher Rath. Setzt euch.

Gottfried. Da unten hin? Ich kann ſtehn, meine Herren; das Stühlchen riecht nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Kaiſerlicher Rath. So ſteht.

Gottfried. Zur Sache, wenn's euch gefällig iſt.

Kaiſerlicher Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Gottfried. Bin's wohl zufrieden; wollt es wär von jeher geſchehn.

Kaiſerlicher Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſre Hände kamt.

Gottfried. Was gebt ihr mir, wenn ichs vergeſſe?

Kaiſerlicher Rath. Wenn ich euch Beſcheidenheit geben könnte, würd' ich eure Sache gut machen.

Gottfried. Freilich gehört zum Gutmachen mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das all protokolliren?

Kaiſerlicher Rath. Nichts, als was zur Handlung gehört.

Gottfried. Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Kaiſerlicher Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der Majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers, Heilbronn, eine ſeiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu ſtellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Gottfried. Wohl! und ich bin hier und warte.

Kaiserlicher Rath. Und wir sind hier Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wohlverdienter Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche euch hiemit vorgelesen werden soll.

Gottfried. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Kaiserlicher Rath. Das geht euch nichts an.

Gottfried. So wende der Kaiser sein Antlitz von euch, wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Kaiserlicher Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Gottfried. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr zu nichts verbunden seyd, nicht einmal zu dem was ihr versprecht.

Kaiserlicher Rath. Unsre Commission ist, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser und ihr werdet einen Weg finden um eurer Knechte Leben und Freiheit zu flehen.

Gottfried. Euren Zettel!

Kaiserlicher Rath. Schreiber, lest.

Schreiber. Ich, Gottfried von Berlichingen, bekenne öffentlich durch diesen Brief: daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Gottfried. Das ist nicht wahr! Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen und das Reich geht mich nichts an. Kaiser und Reich! — Ich wollt, Ihro Majestät ließen Ihren Namen aus so einer schlechten

Geſellſchaft. Was ſind die Stände, daß ſie mich Aufruhrs zeihen wollen! Sie ſind die Rebellen, die mit unerhörtem geizigem Stolz mit unbewehrten Kleinen ſich füttern und täglich Ihro Majeſtät nach dem Kopf wachſen. Die ſind's die alle ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen, und die man laufen laſſen muß, weil der Galgen zu theuer werden würde, woran ſie gehenkt werden ſollten.

Kaiſerlicher Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Gottfried. Ich will nichts weiter hören. — Tret einer auf und zeug! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich, nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt, und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte bereden laſſen das zu unterſchreiben.

Kaiſerlicher Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre euch in der Güte zu bereden, oder im Entſtehungsfall in Thurn zu werfen.

Gottfried. In Thurn? mich?

Kaiſerlicher Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Gottfried. In Thurn? Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn? das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drinn aufzuhangen! Mir dann ritterlich Gefangniß zuſagen, und die Zuſagen wieder brechen!

Kaiſerlicher Rath. Einem Rauber ſind wir keine Treu ſchuldig.

Gottfried. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers,

das ich auch in der gesudelsten Malerei verehre, ich wollte dir zeigen, wer der seyn müsse der mich einen Rauber heißen wolle. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken, und dich für der Welt groß machen, wenn du eine so ehrliche, so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze. Denen Spitzbuben von Nürnberg einen Menschen abzujagen, dessen beste Jahre sie in ein elend Loch begraben, meinen Hansen von Luttwach zu befreien, hab ich die Kujone kujonirt. Er ist so gut ein Stand des Reichs als eure Churfursten; und Kaiser und Reich hatten seine Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefuhlt. Ich habe meinen Arm gestreckt und habe wohlgethan.

(Kaiserlicher Rath winkt dem Kanzleyern, der zieht die Schelle.)

Ihr nennt mich einen Rauber! Musse eure Nachkommenschaft von burgerlich ehrlichen Spitzbuben, von freundlichen Dieben und privilegirten Beutelschneidern bis auf das letzte Flaumfederchen verupft werden! —

(Burger treten herein, Stangen in der Hand, Waffen an der Seite.)

Was soll das?

Kaiserlicher Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Gottfried. Ist das die Meinung? Wer kein Ungrischer Ochs ist, komme mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erde aus dem Grund curiren soll.

(Sie machen sich an ihn, er schlagt den einen zu Boden und reißt einem andern die Wehr von der Seite. Sie weichen.)

Kommt! Kommt! Es ware mir angenehm den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Kaiserlicher Rath. Gebt euch!

Gottfried. Mit dem Schwert in der Hand? Wißt ihr,

daß es jetzt nur an mir läge mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren wie man sein Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefangniß zu halten und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Kaiserlicher Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Gottfried. Behüte Gott! nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Seht wie sie sich die Gesichter gewaschen haben! Was geht ihr ihnen für die vergebliche Müh? Geht, Freunde! es ist Werkeltag, und hier ist nichts zu gewinnen als Verlust.

Kaiserlicher Rath. Greift ihn! Giebt euch eure Liebe zur eurem Kaiser nicht mehr Muth?

Gottfried. Nicht mehr, als Pflaster die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thurmer: es zieht ein Trupp von mehr als zweihunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgequollen, und drohen unsern Mauern.

Rathsherren. Weh uns! Was ist das?

Wache (kommt). Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen: er habe gehört wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig worden ware; wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thaten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzunden und sie der Plünderung preis geben.

Gottfried. Braver Schwager!

Kaiserlicher Rath. Tretet ab, Gottfried. —

(Gottfried ab.)

Was ist zu thun?

Rathsherren. Habt Mitleiden mit uns und unsrer

Bürgerschaft! Sickingen ist unkundig in seinem Zorn, er ist ein Mann es zu halten.

Kaiserlicher Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Zweiter Rath. Was hilf's umzukommen! halten können wir sie nicht. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherren. Wir wollen Gottfrieden ansprechen für uns ein Wort einzulegen. Mir ist als wenn ich die Stadt schon in Flammen sahe.

Kaiserlicher Rath. Laßt Gottfried herein.

Gottfried. Was soll's?

Kaiserlicher Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich nur tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Gottfried (sieht Elisabeth an der Thür. Heimlich zu ihr). Geh hin! Sag ihm: er soll unverzüglich herein brechen, soll hierher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn sie nur alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhause.

Sickingen. Gottfried.

(Das ganze Rathhaus ist von Sickingens Reitern besetzt.)

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers

Alonzo und Lucinde.

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

Pedro kommt.

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Gold und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärteſten zu wählen
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

Zu Dero.

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde zu Pedro.

Heut iſt er zu beneiden.

Pedro zu Alonzo.

Heut ſeyd ihr zu beneiden.

zu Knechten ihrer Leidenſchaften gemacht. Und wie ich Ihre Majeſtät kenne darfſt du ſicher auf mehr als Fortſetzung der ritterlichen Haft dringen. Es iſt zu wenig.

Gottfried. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz kommen. Der Großmuthige gleicht einem Mann, der mit ſeinem Abendbrod Fiſche fütterte, aus Unachtſamkeit in den Teich fiel und erſoff. Da fraßen ſie den Wohlthäter mit eben dem Appetit wie die Wohlthaten, und wurden fett und ſtark davon. Meine Meinung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zuſammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Gottfried. Sie werden ſagen: meine Güter ſeyen dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: du wollteſt zur Miethe drinnen wohnen, bis ſie dir der Kaiſer zu Lehn gab. Laß ſie ſich wenden wie Aele in einer Reuße, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei ſeyn. Ich kenn den Kaiſer auch und gelte was bei ihm. Er hat von jeher gewünſcht dich unter ſeiner Armee zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Gottfried. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn deine Sachen in der Ordnung ſind geh ich an Hof; denn mein Unternehmen fangt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten deuten mir: brich auf! Es iſt mir nichts übrig als die Geſinnungen des

Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Churfürsten seyn. Ich baue auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Gottfried (reicht seine Hand). Oh! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser als ich war, da sie mir vor Nürnberg abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehen untergraben, und zu den geheimen Martern des Gewissens noch die Qual einer öffentlichen Schande hinzufügen. Ich seh, ich seh im Geiste meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt und uns über ihre Trümmer nach unsern Wünschen hinaufsteigen.

Gottfried. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen. Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen, und so wie mir's jetzt ist war mir's niemals. Es ist mir so eng! So eng!

Sickingen. Das ist ein kleiner Unmuth, der Gefährte des Unglücks; sie trennen sich selten. Seyd guten Muths, lieber Schwager! wir wollen sie balde zusammen verjagen. Komm zu denen Perrücken! Sie haben lange genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Muh übernehmen. (Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich habe die Zähne zuſammen gebiſſen und mit den Füßen geſtampft. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Es war mir wie's dem ſeyn müßte, den der Schlag rührte im Augenblick da er mit dem einen Fuß das Brautbette ſchon beſtiegen hat. Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen! Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, zahnmarkige Mann! Ich haß ihn! Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein Paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen geben ſich von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich nebſt denen übrigen Regimentsräthen exierte, ſagt er: laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Gottfried wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staates. Ach! ſagt er, hätt ich von jeher Rathe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten! —

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigten — und ich kann's gut heißen vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen!

Weislingen. Seine Schwachheiten laſſen mich beſſen. er ſoll bald aus der Welt gehn. Da werden wir Platz finden uns zu regen.

Adelheid. Gehſt du an Hof?

Weislingen. Ich muß.

Adelheid. Laß mich bald Nachricht von dir haben.

Jaxthauſen.

Nacht.

Gottfried an einem Tiſch. Eliſabeth bei ihm mit der Arbeit; es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Gottfried. Der Mußiggang will mir gar nicht ſchmecken und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger. Ich wollt ich könnt ſchlafen oder mir nur einbilden die Ruhe ſey was Angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchamen; verſchaff einer edeln Nachkommenſchaft das Vergnügen dich nicht zu verkennen.

Gottfried. Ah! Schreiben iſt geſchäftiger Mußiggang. Es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan habe, ärgre ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth (nimmt die Feder). Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Gottfried. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth (lieſt). „Da waren ſelbſt einige von den Pündiſchen, die zu mir ſagten: ich habe thöricht gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte

ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehen. Da antwortete ich:" Nun was antworteteſt du? Schreibe weiter.

Gottfried. Ich ſagte: ſetz ich ſo oft meine Haut an Andrer Gut und Geld, ſollt ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Gottfried. Sie haben mir alles genommen: Gut, Freiheit. Das ſollen ſie mir nicht nehmen.

Eliſabeth. Es fallt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Sinalingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt ich eine Freude als wenn ich einen Sohn geboren hatte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freiheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Gottfried. Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort brach! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt habe meinem Nachſten zu dienen als mir; daß ich um den Namen eines tapiern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht, um hohe Reichthumer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank! warum ich warb iſt mir worden.

Georg. Franz Lerſen mit Wildpret.

Gottfried. Glück zu, brave Jager!

Georg. Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Franz. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Ja! Heute hatten wir mit Reichstruppen zu thun. Wißt ihr, anadiger Herr, wie ihr uns prophezeitet: wenn ſich die Welt umkehrte, wurden wir Jager werden. Da ſind wir's ohne das.

Gottfried. Es kömmt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg. Es iſt Schade, daß wir jetzo nicht ausreiten dürfen.

Gottfried. Wie ſo?

Georg. Die Bauern vieler Dörfer haben einen ſchrecklichen Aufſtand erregt, ſich an ihren tyranniſchen Herren zu rächen. Ich weiß daß mancher von euren Freunden unſchuldig ins Feuer kommt.

Gottfried. Wo?

Franz. Im Herzen von Schwaben, wie man uns ſagte. Das Volk iſt unbändig wie ein Wirbelwind, mordet, brennt. Der Mann, der's uns erzählte, konnte nicht von Jammer genug ſagen.

Gottfried. Mich dauert der Herr und der Unterthan. Wehe, wehe denen Großen, die ſich aufs Uebergewicht ihres Anſehens verlaſſen! Die menſchliche Seele wird ſtärker durch den Druck. Aber ſie hören nicht und fühlen nicht.

Georg. Wollte Gott, alle Fürſten würden von ihren Unterthanen geſegnet wie ihr.

Gottfried. Hätt' ich ihrer nur viel! Ich wollt nicht glücklicher ſeyn als einer, außer darin, daß ich ihr Glück machte. So ſind unſre Herren ein verzehrendes Feuer, das ſich mit Unterthanen Glück, Zahl, Blut und Schweiß nährt, ohne geſättiget zu werden.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz.

Franz. Der Kaiſer iſt gefährlich krank; euer Gemahl hat, wie ihr denken könnt, alle Hände voll zu thun, bedarf

euers Raths und euers Beiſtandes, und bittet euch die rauhe Jahreszeit nicht zu achten. Er ſendet mich und drei Reiter, die euch zu ihm bringen ſollen.

Adelheid. Willkommen, Franz! Du und die Nachricht. Was macht dein Herr?

Franz. Er befahl mir eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da.

(Franz behält ſie etwas lang.)

Adelheid. Deine Lippen ſind warm.

Franz (vor ſich auf die Bruſt deutend). Hier iſt's noch wärmer. (Laut.) Eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wann gehen wir?

Franz. Wenn ihr wollt. Ruft uns zur Mitternacht, und wir werden lebendiger ſeyn als die Vögel beim Aufgang der Sonne. Jagt uns ins Feuer: auf euren Wink wollen wir drinnen leben wie Fiſche im Waſſer.

Adelheid. Ich kenne deine Treue und werde nie unerkenntlich ſeyn. Wenn ihr geſſen habt und die Pferde geruht haben, wollen wir fort. Es gilt! —

(ab.)

Fünfter Aufzug.

Nacht.

Wilder Wald.

Zigeunerinnen beim Feuer tanzend.

Aelteſte Zigeunerin.

Im Nebel-Geriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht.
Ich hör der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör der Eule Schrein.

Alle.

Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!

Eine.

Withe hu!

Aelteſte Zigeunerin.

Mein Mann der ſchoß ein' Katz' am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, ſchwarze liebe Katz;
Da kamen des Nachts ſieben Wahrwolf zu mir,
Warn ſieben ſieben Weiber vom Dorf.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteſte Zigeunerin.

Ich kannt ſie all, ich kannt ſie wohl:
's war Anne mit Urſel und Kath,
Und Neupel und Barbel und Lies und Greth,
Sie heulten im Kreiſe mich an.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteste Zigeunerin.

Da nannt ich sie all beim Namen laut:
Was willst du Anne? was willst du Rath?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich,
Und liefen und heulten davon.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Mutter. Brauner Sohn, schwarzer Sohn, kommst du, was bringst du?

Sohn. Einen Hasen, Mutter. Da! — Einen Hamster. Ich bin naß durch und durch.

Mutter. Warm dich am Feuer, trocken dich.

Sohn. 's is Thauwetter. Zwischen die Felsen klettert ich, da kam der Strom; der Schneestrom schoß mir um die Bein; ich watet, und stieg und watet.

Mutter. Die Nacht ist finster.

Sohn. Ich kam herab ins tiefe Thal, sprang auf das Trockne; längs am Bach schlich ich her; das Irrlicht saß im Sumpfgebüsch; ich schwieg und schaudert nicht und ging vorbei.

Mutter. Du wirst dein Vater, Junge! Ich fand dich hinterm dürren Zaun, im tiefen November, im Harz.

Hauptmann. Vier Zigeuner.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jager?
Erster Zigeuner. Er zieht grad über uns hin.
Hauptmann. Das Hundegebell, wau! wau!
Zweiter Zigeuner. Das Pettschengeknall!
Dritter Zigeuner. Das Jagdgeheul! Holla Ho! Holla! Ho!

Zigeunerin. Wo habt ihr den kleinen Jungen, meinen Wolf?

Hauptmann. Der Jager gestern let t ihn ein fein Weidmannsstuckchen, Reiter zu verfuhren, daß sie meinen sie waren beisammen, und sind weit auseinander. Er lag die halbe Nacht auf der Erd, bis er Pferde hörte; er ist auf die Straß hinaus. Gebt was zu essen.

(Sie zögen umb Feuer und essen.)

Zigeuner. Horch! ein Pferd.

Adelheid (allein zu Pferd). Hilf, heilige Mutter Gottes! wo bin ich? wo sind meine Reiter? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein Feuer! Heilige Mutter Gottes walte! walte! —

Ein Zigeuner und die Alte (gehn auf sie los). Ser gegrußt, blanke Mueter! Wo kommst du her? Komm an unsern Herd, komm an unsern Tisch, nimm vorlieb wie du's findst.

Adelheid. Habt Barmherzigkeit! Ich bin verirrt, meine Reiter sind verschwunden.

Hauptmann (zum Andern). Wolf hat sein Probstück brav gemacht. (Zu ir.) Komm, komm und furcht nichts. Ich bin der Hauptmann des armen Volkleins. Wir thun niemanden Leids, wir saubern's Land vom Ungeziefer, essen Hamster, Wieseln und Feldmaus. Wir wohnen an der Erd und schlafen auf der Erd, und verlangen nichts von euern Fursten, als den durren Boden auf eine Nacht, darauf wir geboren sind, nicht sie.

Zigeunerin. Setz dich, blanke Mueter, auf den durren Stamm ans Feuer. Ein harter Sitz! Da hast du die Deck in die ich wickle, setz dich drauf.

Adelheid. Behaltet euer Kleid.

Hauptmann. Es friert uns nicht, gingen wir nackend

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie sich's nicht sagen läßt.
Ein Fest der Vaterfreuden
Ist wohl das größte Fest.

Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Musik angekündigt. Landleute von verschiednem Alter, die Kinder voran, treten paarweise durch den mittlern Bogen in den Saal, und stellen sich an beyde Seiten hinter die Geschenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, festlich, nicht reich gekleidet, herein. Kurz eh' sie eintritt, fällt der Gesang ein.

Alonzo, Lucinde, Pedro,
mit den Landleuten.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Claudinen,
Bist uns so glücklich,
Uns wieder erschienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

und bloß. Es ſchauert uns nicht vorm Schneegeſtöber, wenn die Wölfe heulen, und Spenſter krachzen, wenn's Irrlicht kommt und der feurige Mann. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ſey ruhig! du biſt in guter Hand.

Adelheid. Wolltet ihr nicht ein Paar ausſchicken, meinen Knaben zu ſuchen und meine Knechte? Ich will euch reichlich belohnen.

Hauptmann. Gern! Gern! (heimlich.) Geht hin und ſucht Wolfen: ich biet ihm, er ſoll den Zauber aufthun.

Zigeunerin. Gieb mir deine Hand! ſeh mich an, blanke Mueter, ſchöne Mueter, daß ich dir ſage die Wahrheit, die gute Wahrheit.

(Adelheid reicht ihr die Hand.)

Zigeunerin. Ihr ſeyd vom Hof — Geht an Hof! Es ehren und lieben euch Fürſten und Herrn. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ich ſag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Ihr lügt nicht.

Zigeunerin. Drei Manner kriegt ihr. Den erſten habt ihr — Habt ihr den zweiten, ſo kriegt ihr den dritten auch. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ich ſag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Ich hoff's nicht.

Zigeunerin. Kinder! Kinder! ſchöne Kinder ſeh ich, wie die Mueter, wie der Vater. Edel, ſchön! — Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ich ſag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Dießmal verfehlt ihr ſie, ich hab keine Kinder.

Zigeunerin. Kinder ſeh ich, ſchöne Kinder, mit dem letzten Mann, dem ſchönſten Mann. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ich ſag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Viel Feind habt ihr, viel Feind kriegt ihr. Eins steht euch im Weg, jetzt liebt ihr's. Blanke Mueter schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Schlimme Wahrheit!

(Sie setzt sich nah zur Adelheid, sie redt.)

Zigeunerin. Das ist mein Sohn! Seh ihn an! Haare wie ein Dornstrauch, Augen wie's Irrlicht auf der Haide. Meine Seel freut sich wenn ich ihn seh. Seine Zahn wie Helfenbein. Da ich ihn gebar, drückt ich ihm das Nasbein ein. Wie er stolz und wild sieht. Du gefallst ihm, blanke Mueter.

Adelheid. Ihr macht mir bang.

Zigeunerin. Er thut dir nichts. Bei Weibern ist er mild wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf in der Gefahr. Kunste kann er wie der alteste. Er macht daß dem Jager die Buchs versagt, daß's Wasser nit leicht, daß's Feuer nit brennt. Sieh ihn an, blanke Mueter, du gefallst ihm. Laß ab, Sohn, du angstest sie. — Schenk uns was, blanke Mueter, wir sind arm. Schenk uns was.

Adelheid. Da habt ihr meinen Beutel.

Hauptmann. Ich mag ihn nicht, wir sind keine Rauber. Gieb ihr was aus dem Beutel fur die gute Wahrheit. Gieb mir was fur die andern, die gegangen sind. Und behalt den Beutel.

(Adelheid geht.)

Zigeunerin. Ich will dich was lernen. (Sie redt heimlich. Sohn nähert sich der Adelheid.) — Und wirf's in fließend Wasser. Wer dir im Weg steht, Mann oder Weib, er muß sich verzehren, und verzehren und sterben.

Adelheid. Mir grauf't.

(Sohn tritt näher. Adelheid will aufstehn, er hält sie.)

Adelheid. Um Gotteswillen! Laßt mich.

Sohn (beißt die Zähne zuſammen und hält ſie).

Du biſt ſchön!

Adelheid. Wehrt euerm Sohn, Mutter!

Zigeunerin. Er thut dir kein Leids.

(Adelheid will los; Zigeuner faßt ſie mit beiden Armen und will ſie küſſen.)

Adelheid (ſchreit). Ai!

Franz. Sickingen. Reiter.

(Zigeuner läßt los.)

Franz (ſpringt vom Pferd). Sie iſt's! Sie iſt's!

(Er läuft zu ihr, fällt vor ihr nieder und küßt ihr die Hände.)

Adelheid. Willkommen, Franz.

(Franz fällt in Ohnmacht, ohne daß ſie's merkt.)

Sickingen. Sehr edle Frau, ich fand euch in fürchterlicher Geſellſchaft.

Adelheid. Sie iſt menſchenfreundlicher als ſie ausſieht. Und doch, edler Ritter, erſcheint ihr mir wie ein Heiliger des Himmels, erwünſcht wie unverhofft.

Sickingen. Und ich fand euch wie einen Engel, der ſich in eine Geſellſchaft verdammter Geiſter herabließ ſie zu tröſten.

Adelheid. Franz! Wehe! Helft ihm! Er ſtirbt!

(Zigeuner eilen hinzu.)

Alte Zigeunerin. Laßt mich.

Sickingen. Eine gleiche Angſt hab ich nie geſehen, als der Knab um euch hatte; der Schmerz war mit ſeiner Seele ſo vereinigt, daß plötzliche Freude, die ihn vertreiben wollte, den Geiſt zugleich mit ausjagte.

Franz. Wo iſt ſie? Sie bringen ſie um! Ihr garſtigen Leute! Wo iſt ſie?

Adelheid. Sey ruhig, ich bin da.

Franz (nimmt ihre Hand). Seyd ihr's? Liebe gnadige Frau! ihr seht noch einmal so schön in der schrecklichen Nacht, bei dem anastilchen Feuer. Ach wie lieb hab ich euch!

Sickingen (zum Hauptmann). Wer seyd ihr?

Hauptmann. Ich bin Johann von Lowenstein, aus klein Aegypten, Hauptmann des armen Volks der Zigeuner. Fragt die edle Frau, wie wir Verirrten begegnen. Wir selbst irren in der Welt herum, verlangen nichts von euch als wüste Haide, durres Gestrauch zum Aufenthalt auf eine Nacht, und Luft und Wasser.

Sickingen. Das begehrt ihr, und das andre nehmt ihr.

Hauptmann. Wer uns was schenkt, dem nehmen wir nichts. Dem geizigen Bauern holen wir die Enten; er schickt uns fort, da wir um ein Stück Brod bettelten. Wir saubern's Land vom Ungeziefer, und löschen den Brand im Dorf; wir geben der Kuh die Milch wieder, vertreiben Warzen und Hühneraugen; unsre Weiber sagen die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Sickingen. Will einer um ein Trinkgeld den Weg nach dem nachsten Dorfe zeigen? Ihr werdet der Ruhe nöthig haben, gnadige Frau, und euer Knab einiger Verpflegung. Darf ich euch bis in die Herberge begleiten? —

Adelheid. Ihr kommt meiner Bitte zuvor. Darf ich fragen wohin euer Weg geht?

Sickingen. Nach Augsburg.

Adelheid. Das ist der meinige.

Sickingen. Ihr mögt also wollen oder nicht, so habt ihr einen Knecht mehr in eurem Gefolge.

Adelheid. Einen erwünschten Gesellschafter an meiner Seite.

Franz (vor sich). Was will nun der?

Adelheid. Wir wollen aufsitzen, Franz. Lebt wohl, ihr fürchterliche Wandrer, ich dank euch für freundliche Bewirthung.

Hauptmann. Wenn man uns Unrecht thut, fährt unser Wort; ihr seyd groß bei Hofe.

Alte. Alle gute Geister geleiten dich, blanke Mueter, denk an mich wenn dir's geht wie ich gesprochen hab.

(Sickingen hält Adelheid den Steigbügel.)

Franz (drängt ihn weg). Das ist meine Sache, Herr Ritter!

Sickingen (lächelt). Du machst Pratensionen?

(Er hilft Adelheiden aufs Pferd.)

Franz (heimlich). Der ist unausstehlich!

Adelheid. Adieu.

Vice versa.

Lebt wohl! Gott geleit euch! Adieu! (ab.)

Nacht.

Eine halb verfallene Capelle auf einem Kirchhof. Anführer der Bauern-Rebellion.

Georg Metzler von Ballenberg (kommt). Wir haben sie! Ich hab sie!

Hans Link. Brav! brav! Wen alles?

Georg Metzler. Otten von Helfenstein, Nagel von Ehrshofen — laßt mich die übrigen vergessen. Ich hab Otten von Helfenstein!

Jakob Kohl. Wo hast du sie?

Metzler. Ich sperrt sie ins Beinhäusel nahe hierbei, und stellt meine Leute davor. Sie mögen sich mit den Schädeln besprechen. Es sind gewiß von denen Unglückseligen drunter, die ihre Tyrannei zu Tode gequalt hat. Brüder! wie ich den Helfenstein in meinen Händen hatte, ich kann

euch nicht sagen wie mir war! Als hätt ich die Sonn in meiner Hand und könnte Ball mit spielen.

Link. Bist du noch der Meinung, daß man sie morgen ermorden soll?

Mehler. Morgen? Heute noch! es ist schon über Mitternacht. Seht wie die Gebirge von der widerscheinenden Gluth ihrer Schlösser in glühendes Blut getaucht da herum liegen! Sonne komm, Sonne komm! Wenn dein erster gebrochener Strahl roth dammert und sich mit dem fürchterlichen Schein der Flamme vereiniat, dann wollen wir sie hinausführen, mit blutrothen Gesichtern wollen wir dastehn, und unsre Spieße sollen aus hundert Wunden ihr Blut zapfen. Nicht ihr Blut! Unser Blut! Sie geben's nur wieder wie Blutigel. Ha! Keiner ziele nach dem Herzen. Sie sollen verbluten. Wenn ich sie ein Jahrhundert bluten sahe, meine Rache wurde nicht gesättigt. O mein Bruder! mein Bruder! Er ließ dich in der Verzweiflung sterben! Armer Unglücklicher! die Flammen des Fegfeuers qualen dich rings um. Aber du sollst Tropfen der Linderung haben, alle seine Blutstropfen. Ich will meine Hände drein tauchen und wenn die Sonne heraufgeht, soll sie zugleich sehen mich mit seinem Blut und die Felsen durch die Flamme seiner Pechfackeln gefärbt.

Wache. Ein Weib ist drauß, mit einem Kind auf dem Arme. Sie jammert und will zu den Hauptleuten.

Link. Schickt sie fort.

Mehler. Nein, Bruder, laßt sie herein. Wer sie auch ist, ihr Jammern soll wie ein Kauzchen den schnellen Tod ihres Mannes verkünden.

Gemahlin. Sohn. Gebt mir meinen Mann! Laßt mich ihn sehen!

(Der Knabe schreit.)

Sey ruhig, Junge! das was dir fürchterlich scheint, iſt ein Himmel gegen meine Qual. Gebt mir meinen Mann, ihr Männer! Um Gottes Barmherzigkeit willen!

Mehler. Barmherzigkeit? Nenne das Wort nicht. Wer iſt dein Mann?

Gemahlin. Otto —

Mehler. Nenn ihn nicht aus, den verruchten Namen! Ich möchte von Sinnen kommen, und deinen Knaben hier wider den geheiligten Altar ſchmettern.

Gemahlin (zu den Andern). Sind eure Eingeweide auch eiſern wie eure Kleider? Rührt euch mein Jammer nicht?

Mehler. Barmherzigkeit? Das ſoll das Loſungswort ſeyn wenn wir ſie morden.

Gemahlin. Wehe! Wehe!

Mehler. Wie der giftige Drache, dein Mann, meinen armen Bruder und noch drei Unglückliche in den tiefſten Thurn warf, weil ſie mit hungriger Seele ſeinen Wald eines Hirſches beraubt hatten, ihre arme Kinder und Weiber zu ſpeiſen! — Wir jammerten und baten. So kniete die arme Frau wie du kniеſt, und ſo ſtund der Wüthrich wie ich ſtehe. — Ich wollte dieſen Platz nicht um einen Stuhl im Himmel tauſchen. — Da flehten wir auch Barmherzigkeit und mehr als ein Knabe jammerte drein. — Damals lernt ich was ich übe. Er ſtund, der Abſcheu! wie ein ehrner Teufel ſtund er und grinste uns an. Verfaulen ſollen ſie lebendig und verhungern im Thurn, knirſcht er. Damals war kein Gott für uns im Himmel, jetzt ſoll auch keiner für ihn ſeyn.

Gemahlin. Ich umfaß eure Knie gebt mir ihn wieder!

Mehler. Topp! Wenn ihr mir meinen Bruder wieder ſchafft.

(Er ſtößt ſie weg, knirſcht und hält die Stirne mit beiden Händen.)

Halt es aus, o mein Gehirn! dieſe wuthende Freude, bis ich ſein Blut habe fließen ſehen. Dann reiß! An der Erde ſeine geliebte Frau — Weh! Bruder! das iſt tauſend Seelmeſſen werth.

Gemahlin. Laßt mich ſie ſehn! Mein Jammer wird mich verzehren.

Mehler. Komm! (Er nimmt ſie bei der Hand und führt ſie an die Mauer.) Lege dein Ohr hier wider, du wirſt ſie aechzen hören; in dem Gewölbe hierbei auf Todtengebein iſt ihre Ruheſtatt. — Du hörſt nichts. Ihr Jammer iſt ein Frühlingslüftchen. — — — Er lag im tiefen Thurn und ſeine Geſellen bei ihm. Ich kam des Nachts und lehnt mein Ohr an. Da hört ich ſie heulen, ich rief und ſie hörten mich nicht. Drei Nacht kam ich, zerkratzte die Mauer mit Nageln und zerbiß ſie mit Zähnen. — Die vierte hört ich nichts mehr. Keinen Schrei, kein Aechzen. Ich horchte auf das Aechzen, das Schreien, wie ein Mädchen auf die Stimme ihres Geliebten. — — Der Tod war ſtumm. — Ich walzte mich an der Erde und riß ſie auf, und warf mich in Dornſträucher und fluchte bis der Morgen kam, heiße, höllenheiße Flüche über das Mördergeſchlecht.

Gemahlin (wirft ſich vor ihm an die Erde). Gieb mir meinen Mann!

(Mehler tritt nach ihr.)

Gemahlin. Weh mir!

Kohl. Steht auf und geht. Es iſt Raſerei ſich in den Pfad ſeines Grimms zu werfen.

Gemahlin. Es hört kein Gott mehr.

Mehler. Wohl, wohl! Hatte er damals gehört, ein ſchneller Blitz hatte deine Thurne niedergebrannt und hatte

mir die Wonne geraubt, selbst in deinen Gemächern herum zu sengen. Sieh da hinaus wie's glüht. Kleiner Junge sieh das schöne Feuerchen. — Ah!

Kohl. Geht! geht! Eure Gegenwart nährt seine Rache.

(Gemahlin ab.)

Link. Ich sinne drauf, Bruder, wenn sie todt sind, was wir weiter vornehmen.

Kohl. Wir müssen suchen der Sache einen Schein zu geben.

Link. Ich dachte, ob wir nicht Gottfrieden von Berlichingen zum Hauptmann machen sollten. Es fehlt uns ein Anführer von Kriegserfahrenheit und Ansehn.

Kohl. Er wird's nicht thun.

Metzler. Wir wollen's ihn lernen! Bring ihm den Dolch an die Haut, und den Feuerbrand ans Dach, er wird sich geschwind entschließen.

Link. Er würde uns von großem Nutzen seyn.

Metzler. Er soll! Wir sind einmal im Metzeln, es kommt mir auf einen mehr nicht an. Sieh! Sieh! es donnert, der Osten farbt sich bleich.

(Er nimmt seinen Spieß.)

Auf! Ihre Seelen sollen mit dem Morgennebel steigen. Und dann stürm, stürm, Winterwind! und zerreiß sie, und heul sie tausend Jahre um den Erdkreis herum, und noch tausend, bis die Welt in Flammen aufgeht, und dann mitten, mitten mit ihnen ins Feuer! — (ab.)

Adelheidens Vorzimmer.

Franz (mit einem Briefe). Sie liebt mich nicht mehr! der verdammte Sickingen hat mich verdrängt. Ich haß ihn, und

soll ihm den Brief bringen. O, daß ich das Papier verrathen könnte! Ich soll ihn heute Nacht heimlich zu ihr führen. In die Hölle! — Wenn sie mir liebkost weiß ich voraus, sie will mich zahm machen. Dann sagt sie hinten drein: Lieber Franz, thu dieß, thu das. Ich kann's ihr nicht abschlagen, und rasend mocht ich werden indem ich ihr folge. — Ich will nicht gehen. Soll ich meinen Herren, meinen guten Herren verrathen, der mich liebt wie seinen jüngern Bruder, um eines wankelmüthigen Weibs willen?

Adelheid (kommt). Du bist noch nicht weg!

Franz. Werd auch nicht gehen. Da habt ihr euern Brief wieder.

Adelheid. Was kommt dir ein?

Franz. Soll ich ein Verräther an meinem guten Herrn seyn?

Adelheid. Wo bist du dem Gewissen so geschwind begegnet? Deinen Herrn verrathen? welche Grille! Du thun ihm einen wahren Dienst. Indem Siding und er öffentlich getrennt sind und er doch von großem Gewicht ist, bleibt keine Communicationsart mit ihm übrig als die, ihm heimlich zu schreiben und heimlich mit ihm zu reden.

Franz. Um Mitternacht in eurem Schlafzimmer! Es mag ein recht politischer Communicationspunkt seyn, der euch zusammenbringt.

Adelheid (umarmend). Franz!

Franz. Und mich zum Unterhändler zu machen!

Adelheid. Gieb mir den Brief wieder. Ich hielt dich für was anders.

Franz. Gnadge Frau!

Adelheid. Gieb! Gieb! Du wirst müssen. Und kannst gehn und nach Belieben meine Geheimnisse verrathen, denen

Ein Kind.

Sieh, es erscheinen,
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle, außer Claudinen.

Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring ich die Gabe:
Denn was ich habe,
Das all ist dein.
Nimm diese Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle, außer Claudiner.

Sieh, wie des Tages wir
All' uns erfreun!

guten Herrn, und wem du willſt. Ich war die Närrin dich für was zu halten was du nicht biſt. Gieb mir den Brief und geh.

Franz. Liebe gnädge Frau! zürnt nicht! Ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und ich hielt dich — du weißt's! das hat dich übermüthig gemacht. Du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nah. Geh nur, geh! gieb mir den Brief, und belohne mein Vertrauen mit Verrath.

Franz. Laßt mich! ich will euch gehorchen. Eh wollt ich mir das Herz aus dem Leibe reißen, als den erſten Buchſtaben eures Geheimniſſes verſchwatzen. Liebe Frau! — Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als Andre ſich vorgezogen zu ſehen —

Adelheid. Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redſt. Wanke nicht von deiner Lieb und Treu — und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. (ab.)

Franz. Der ſchönſte Lohn? Ich liege! — Wenn ſie Wort hält! — Das wird ein Jahrtauſend vergangener Höllenqualen in einem Augenblick aus meiner Seele verdrungen. (ab.)

Zarthauſen.

Eliſabeth. Lerſen.

Lerſen. Tröſtet euch, gnädge Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſen, die Thränen ſtunden ihm in den Augen wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam grauſam!

Lerſen. Er wird zurückkehren.

Elisabeth. Es ist nicht das. Wenn er auszog ruhmlichen Sieg zu erwerben, da war mirs nicht bang ums Herz. Ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir jetzt bang ist.

Lersen. Ein so edler Mann —

Elisabeth. Nenn ihn nicht so, das macht neu Elend. Die Bösewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und sein Schloß zu seinem Scheiterhaufen zu machen. Wenn er wieder kommen wird — ich seh ihn finster, finster. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel schmieden, und er wird nicht sagen können: nein!

Lersen. Er wird, und kann.

Elisabeth. Er hat seinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lersen. Nein! Er ward gezwungen; wo ist der Grund ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen, nur Winke. Er hat sich zu Rebellen, Meuterern Mördern gestellt, ist an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lersen. Laßt ab euch zu quälen und mich. Haben sie ihm nicht selbst feierlich zugesagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen wie die bei Weinsberg? Hörtet ihr sie nicht selbst halb reuig sagen: wenns nicht geschehen war, geschah's vielleicht nie? Mußten nicht Fürsten und Herren ihm Dank sagen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden ware, um ihrer Raserei Einhalt zu thun, und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?

Elisabeth. Du bist ein liebevoller Advokat. — Wenn sie ihn gefangen nahmen, als Rebell behandelten und sein graues Haupt — Lersen, ich möchte von Sinnen kommen.

Lersen (vor sich). Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen! wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst.

Elisabeth. Georg hat uns versprochen Nachricht zu senden. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie sind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von seinem Herrn weichen.

Lersen. Das Herz blutete mir, wie ich ihnen vom Thurn nachsah. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Strafen einer kalten, feigen Mordsucht sollten mich nicht zurückgehalten haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen ist. Wenn ich nur Marien einen Boten schicken könnte!

Lersen. Schreibt nur, ich will dafür sorgen.

(Elisabeth ab.)

Lersen. Wenn du nicht das Gegengewicht hältst, Gott im Himmel! so sinkt unsre Schale unaufhaltsam in Abgrund.

(ab.)

Bei einem Dorf.

Gottfried. Georg.

Gottfried. Geschwind zu Pferde, Georg! ich sehe Miltenberg brennen. Das ist wider den Vertrag. Die Mordbrenner! Sagt ich ihnen nicht zu: ihnen zu ihren Rechten und Freiheiten behülflich zu seyn, wenn sie von allen Thätlichkeiten abstehen und ihre grundlose unnütze Wuth in zweckmäßigen Zorn verkehren wollten? Reit hin, und sag ihnen die Meinung! Sag, ich sey nicht an mein Versprechen gebunden, wenn sie das ihrige so scheußlich vernachlässigten.

(Georg ab.)

Wollt ich wär tausend Meil davon. Wer sich in die Gesellschaft des Teufels begiebt, ist so gut als versengt; sein Element ist das Feuer. Könnt ich mit Ehren von ihnen

kommen! Ich sag ihnen alle Tage die bittersten Wahrheiten und fahr ihnen durch den Sinn, daß sie meiner satt werden sollen. Aus dem Fegfeuer wird keiner mehr nach Rettung seufzen als ich aus dieser Schlinge.

Ein Unbekannter (tritt an) Gott grüß euch, sehr edler Herr!

Gottfried. Gott dank euch! Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komm euch zu sagen, daß euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer, müde sich von euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen euch aus dem Weg zu räumen. Denn ihr steht ihnen im Weg. Mäßigt euch, oder seht zu entwischen, und Gott geleit euch! (ab)

Gottfried. Hört! Noch ein Wort. — Auf diese Art mein Leben zu lassen? — Gottfried, Gottfried! du wolltest dem jammerlichen Tod entgehen, die Flamme löschen die deine Burg zu verzehren drohte! Du hast dich in ein abscheuliches Feuer gestürzt, das zugleich dich und deinen Namen verzehren wird. — Wollte Gott verzehren!

Einige Bauern.

Erster Bauer. Herr! Herr! sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Gottfried. Wer?

Zweiter Bauer. Die Mittenberg verbrannt haben. Es zog sich ein bündischer Trupp hinter den Berg her und überfiel sie auf einmal.

Gottfried. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg, Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen. — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer treten auf.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Gottfried. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umstände machen wollt, so werden wir euch weisen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsre Haut und eure. Auf! auf!

Gottfried (zu Metzler). Droht ihr mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst du daß du mir fürchterlicher bist, weil noch des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt? Es ekelt mir vor dir! Ich verabscheue dich wie eine aefleckte Kröte.

Metzler. Berlichingen!

Gottfried. Du darfst mich beim Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen; wenn deiner, du Bösewicht, wie der Name des Teufels, nur zu Flüchen und zu Verwünschungen tönen wird.

Kohl. Verderbt eure Zeit nicht mit unglücklichem Streit. Ihr arbeitet dem Feinde vor.

Gottfried. Er mir drohen! Der bellende Hund! Das schlechtste Weib würde seinen Zorn aushöhnen. Der Feige! dessen Galle wie ein bösartiges Geschwür innerlich herumfrißt, weil seine Natur nicht Kraft genug hat sie auf Einmal von sich zu stoßen. Pfui über dich! Es stinkt, es stinkt um dich von faulen aufgebrochenen Beulen, daß die himmlische Luft sich die Nase zuhalten möchte.

Kohl. Geht, Metzler, zu euerm Trupp. Unsre halten schon hinterm Dorf. Wir müssen auf und abziehen um es zu keiner Schlacht kommen zu lassen.

Gottfried. Wenn der Teufel ihn zu holen kommt,

nehmt euch in acht, daß er nicht einen von euch im Dunkeln erwischt. Und ihr seyd werth seine Gebrüder in der Hölle zu seyn, da ihr euch zu Gesellen seiner scheußlichen Thaten macht. Was! eure Freiheiten, eure Gerechtigkeiten wieder zu erlangen, begeht ihr Thaten, die der Gerechtigkeit so laut in die Ohren brüllen, daß sie vor euerm Flehen taub werden muß. Meine Zeit geht zu Ende. Und ich will meines Wegs.

Link. Du sollst. Denn wir sind deiner herzlich müd. Wir hielten dich für einen edlern, freiern Mann, für einen Feind der Unterdrückung. Nun sehen wir daß du ein Sclave der Fürsten bist, und kein Mann für uns. Wenn deine Zeit um ist, sollst du fort.

Gottfried. In Gottes Namen! und der mag richten und alles zum Besten kehren. Und wenn ihr durchschlüpft, so darf der Teufel Erlösung hoffen.

Nacht

Adelheidens Vorzimmer.

Franz in einem Sessel, auf den Tisch gelehnt, schlafend. Das Licht brennt dunkel.

(Im Schlaf.) Nein! Nein! (Er fährt auf.) Ah! — Sie sind noch beisammen! — Für Wuth möcht ich mich selbst auffressen. Du konntest schlafen. Sieh! deine Missethat verfolgt dich in dem tiefsten Schlummer. Elender! Nichtswürdiger! Du machst den Wächter zu ihren Verbrechen. Ein Geräusch. Auf! auf! daß die Sonne eure ehebrecherische Stirnen nicht beleuchte.

Adelheid. Sickingen.

Adelheid. Du gehst? Ein harter Stand für mich, denn ich verlor noch nichts was ich so liebte.

Sickingen. Und ich nahm noch von keiner Adelheid Abschied.

Adelheid. Wenn ich wüßte das sollte das letztemal seyn, ich wollte dich trotz dem verrätherischen Tage in meinen Armen festhalten. Sickingen, vergiß mich nicht! Meine Liebe that zu viel für dich; rechen's ihr nicht zum Fehler an. Und wenn's ein Fehler war, so laß mich in der Folge Entschuldigung für ihn finden.

Sickingen. Ein Fehler, der mich zu einem Gott machte. Leb wohl! Du wohnest hier mitten unter den stolzesten Unternehmungen.

Adelheid. Ein edler Platz!

Sickingen. Du wärst einen Thron werth.

Adelheid. Ich würde nicht schöner ruhen als hier. (Sie legt ihre Hand auf seine Brust; er küßt sie.)

Sickingen. Wende deine Augen! sonst kann ich nicht von der Stelle.

Adelheid. Geht! Möge jeder von meinen Gedanken, die ich euch nachsende, ein Engel seyn, und euch geleiten und beistehn.

Sickingen. Lebt wohl! (ab.)

Adelheid. Das ist ein Mann! Weisling ist ein Schatten gegen ihn! Schicksal, Schicksal! warum hast du mich an einen Elenden geschmiedet? — Schicksal? — Sind wir's nicht selbst? Und weissagte mir die Zigeunerin nicht den dritten Mann, den schönsten Mann? — „Es steht euch eins im Weg, ihr liebt's noch!" — Und lehrte sie mich nicht durch geheime Künste meinen Feind vom Erdboden weghauchen? Er ist mein Feind, er stellt sich zwischen mich und mein Glück. Du mußt nieder in den Boden hinein, mein Weg geht über dich hin.

Weislingen. Adelheid.

Adelheid. So früh?

Weislingen. Seit drei Tagen und Nächten kenn ich keinen Unterschied von früh und spat. Diesen Augenblick stirbt unser Kaiser, und große Veränderungen drohen herein. Eben krieg ich einen Brief mit der Nachricht, daß der bäurische Aufruhr durch eine entscheidende Schlacht gedämpft sey; die Rädelsführer sind gefangen und Gottfried von Berlichingen unter ihnen.

Adelheid. Ah!

Weislingen. Der Bund ersucht mich, die Stelle des ersten Commissarius in dieser Sache zu übernehmen, damit er nicht scheine, sein eigner Richter seyn zu wollen.

Adelheid. Und du übernimmst?

Weislingen. Nicht gern. Ich wollte den reichlich belohnen, der mir die Nachricht von Gottfried's Tode brächte, — ihn selbst zu verdammen —

Adelheid. Hast du nicht das Herz.

Weislingen. Ich hab's nicht so bös.

Adelheid. Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben.

Weislingen. Und wie du gemacht wurdest wetteten Gott und der Teufel ums Meisterstück. (ab.)

Adelheid. Geh nur! Das fehlte noch, daß er sich zu überheben anfängt! Wir wollen's ihm wehren. Gottfried soll aus der Welt, da befrei ich Sickingen von einem leidigen Bande. Und dann, Weislingen, mach dich zur Ruhe gefaßt! Du bist zu ein fauler Geselle, als daß ich auf der Reise langer dich fortschleppen solle. Lieg! Lieg! Versteck dich unter den Boden, du Feiger! Es dürfen tausend Herolde, drei

Schritte von dir, tausend Herausforderungen herabtrompeten, und du kannst in Ehren außen bleiben. (ab.)

Kerker.

Gottfried. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte dich, rede mit mir, lieber Mann, dein Stillschweigen ängstigt mich. Du verglühst in dir selbst. Ach, ich wollte lieber die Flammen in meinen Gemächern sich begegnen, als diese tiefe Verzweiflung dein Gehirn durchschleichen sehen. Rede mit mir, laß mich deine Wunden verbinden; wir wollen sehen ob sie besser geworden sind, daß nur deine Seele durch die geringste Thätigkeit, durch eine dämmernde Hoffnung, und wenn's Abenddämmerung wäre, aus sich selbst herausgerissen werde.

Gottfried. Sie haben mich nach und nach verstümmelt: meine Hand, meine Freiheit, Güter, und guten Namen. Das schlechteste haben sie zuletzt aufbehalten, meinen Kopf; und was ist der ohne das andre!

Elisabeth. Welch eine muthlose Finsterniß! Ich finde dich nicht mehr.

Gottfried. Wen suchtest du? doch nicht Gottfrieden von Berlichingen? Der ist lang hin. Das Feuer des Neids hat seine Dächer verbrannt, sie sind übereinander gestürzt und haben die Mauern mit erschlagen. Das verwuchs mit Epheu, und die Bauern führten Steine davon, den Grund ihrer Häuser damit zu legen. Wölfe wohnten im Gesträuch und die Eule sitzt in der Mauer. Du findest hier nur ein verfallen Gewölbe eines stolzen Schlosses, worin der Geist seines alten Besitzers ächzend herumgleitet.

Eliſabeth. Lieber Mann, Lerſen wird bald kommen.

Gottfried. Glaubſt du?

Eliſabeth. Ich erzahlt's euch ja geſtern.

Gottfried. Ich weiß nichts davon.

Eliſabeth. Du merkſt nicht auf, wenn ich rede. Ich ging zu einem der Kaiſerlichen Regimentsrathe und bat ihn Lerſens Bann aufzuthun. Du ſeyſt arm und alt und unglücklich, der einzige Diener ſey dir blieben. Er hieß mich wieder kommen, und da ſagt er mir zu: er ſoll los, auf Urfehde ſich auf Marientag nach Augsburg zu ſtellen. Der Rath von Heilbronn hab den Auftrag ihn ſchwören zu laſſen. Ich ſchrieb ihm.

Gottfried. Ich werde Freud haben ihn zu ſehen. Auf Marie Himmelfahrt nach Augsburg? Bis dahin werd ich ſein nicht mehr bedürfen.

Eliſabeth. Richtet euch auf! Es kann alles ſich wenden.

Gottfried. Wen Gott niederſchlagt, der richtet ſich ſelbſt nicht wieder auf. Ich weiß am beſten was auf meinen Schultern liegt. Es iſt nicht das Unglück. Ich habe viel gelitten. Liebe Frau, wenn ſo von allen Seiten die Widerwärtigkeiten hereindringen, und ohne Verbindung unter ſich ſelbſt auf einen Punkt bringen, dann, dann fuhlt man den Geiſt der ſie zuſammen bewegt. Es iſt nicht Weislingen allein; es ſind nicht die Bauern allein; es iſt nicht der Tod des Kaiſers allein. Es ſind ſie alle zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte nicht, daß es eine der wintermitternächtlichſten ſeyn ſollte.

Lucinde.

Rosen und Nelken,
Zieren den Schleyer,
Den ich zur Feyer
Heute dir reiche.
Blühen erst werden sie,
Wenn er dich schmücket.
Wenn du des Tages dich
Wandelnd vergnügtest,
Wenn du in Träumen
Die Nächte dich wiegtest,
Hab' ich mit eigener
Hand ihn gestickt.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.

Blumen der Wiese,
Dürfen auch diese
Hoffen und wähnen?
Ach, es sind Thränen —

Vorm Gefängniß.

Lerſen. Eliſabeth.

Lerſen. Gott nehm das Elend von euch! Marie iſt hier.

Eliſabeth. Marie?

Lerſen. Auf euern Befehl bracht ich ihr Nachricht von allem. Sie antwortete mir nichts als: Lerſen, ich geh mit dir. Sie ängſtet ſich ihren Bruder zu ſehen. Ach! gnadge Frau, ich furcht alles. Weislingen iſt erſter Commiſſarius und man hat ſchon mit unerhörten Executionen den Anfang gemacht. Georg Metzler iſt lebendig verbrannt, die andern geradert, enthauptet, geviertheilt. Das Land rings umher gleicht einer Metzge wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! Wo iſt Sickingen?

Lerſen. Ihr hörtet nichts von ſeiner Unternehmung? Sobald der Kaiſer die Augen zugethan hatte griff er nach den Waffen und überfiel Trier unverſehens. Es iſt eine ſchreckliche Bewegung im Reich über das.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! Ein Strahl, ein Strahl von Hoffnung. Wo iſt Marie?

Lerſen. Im Wirthshauſe.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr.

Weislingens Schloß.

Adelheid. Es iſt gethan. Es iſt gethan. Er hat Gottfriedens Todesurtheil unterſchrieben, und ſchon trägt das fließende Waſſer auch ſeine Lebenskräfte der Verweſung entgegen. Schwarze Mutter, wenn du mich betrogen hätteſt!

wenn deine Sympathie leeres Gaukelspiel wäre! Gift — Gift — Du Fluch des Himmels, der du unsichtbar um Missethäter schwebst und die Luft vergiftest die sie einziehen, stehe meinen Zaubermitteln bei! Verzehre, verzehre diesen Weislingen, den Verräther an der ganzen Welt! Rette mich aus seinen todten Umarmungen, und laß meinen Sickingen seiner Wünsche theilhaftig werden, und mich des meinigen. Siege, siege, würdigster, schönster Mann, den schönsten Sieg! Und dann flieg in meine Arme! Die heißeste Brust des Ueberwinders soll an diesem Busen noch erwärmter werden.

Franz. Die Pferde sind gesattelt.

Adelheid. Gut. Ich muß noch von meinem Mann Abschied nehmen. Was hast du? du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll. In den Jahren der Hoffnungen macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich! Es kostet mich nichts ihn glücklich zu machen. Franz, du rechnest deine Dienste hoch an.

Franz. Meine Dienste für nichts, gnadge Frau; aber meine Liebe kann ich nicht geringer schätzen als mich selbst, denn sie füllt mich ganz, ganz.

Adelheid. Begleitst du mich?

Franz. Wenn ihr's befehlt.

Adelheid. Komm nur mit. (ab.)

Franz. Sie lächelt. Unglücklicher Junge! so führt sie dich herum. Meine Hoffnung krümmt sich und kann nicht ersterben. Sie ist ich selbst. Ach, muß ich ihr nicht Arznei und Speisen reichen? (ab.)

Elisabeth. Maria.

Elisabeth. Ich bitte dich, Marie, thu's! Wenn's was geringers wäre als deines Bruders Leben, wollt ich dich

abhalten diesen Menschen wiederzusehn. Er ist der oberste Commissarius und kann alles.

Maria. Wie wird mir's seyn, wenn er mich verächtlich fortschickt?

Elisabeth. Er wird's nicht thun. Er hatte von jeher ein zu weiches Herz. Und der Anblick dessen, dem wir Unrecht gethan haben, im Elend, hat so was greifendes daß die menschliche Natur ihm nicht widersteht.

Maria. Was wird Sickingen sagen?

Elisabeth. Billigen wird er's. Und that er's nicht, so war das Leben deines Bruders wohl ein saures Wort von deinem Manne werth.

Maria. Ich habe zwei Reiter. Ich will fort. Laß mich Gottfried erst sehen.

Elisabeth. Nein! Nein! Ich fürcht jeden Augenblick. Geh, Liebe, und sieh ihn Jahre lang. Er ist der edelste unter den Menschen. (ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz in ihren Armen.

Adelheid. Verlaß mich, Franz. Der Wächter singt auf dem Thurm, heimlich schleicht der Tag heran. Daß niemand erwache und in den Busen unsers Geheimnisses schaue.

Franz. Soll ich fort? O! das geht über alle Höllenstrafen, die Glückseligkeit des Himmels nur einen kleinen Augenblick zu genießen. Tausend Jahre sind nur eine halbe Nacht. Wie haß ich den Tag! Lagen wir in einer uranfänglichen Nacht, eh das Licht geboren ward! O, ich würde an deinem Busen der ewigen Götter einer seyn, die in brütender Liebeswarme in sich selbst wohnten und in einem Punkte

die Keime von tausend Welten gebaren, und die Gluth der Seligkeit von tausend Welten auf einen Punkt fühlten.

Adelheid. Verlaß mich, kleiner Schwärmer.

Franz. Der schwärmt, wer nichts fühlt, und schlaat mit seinen Flügeln den leeren Raum. Ich bin so in Freude versunken, daß sich keine Nerve rühren kann.

Adelheid. Geh! Die Knechte stehen früh auf.

Franz. Laßt mich! Reißt mich nicht so auf einmal aus der Hitze in den Frost. Die leere Erinnerung wurde mich rasend machen.

Adelheid. Wenn sich nicht Hoffnung zu ihr gesellte.

Franz. Hoffnung — du schön Wort. Ich hatt sie ganz vergessen. Die Fülle des Genusses ließ keiner Hoffnung Platz. — Das ist das erstemal in meinem Leben daß ich hoffe. Das andre waren Maulwurfs-Abndungen. — Es taat. — Ich will fort! —

(Er umarmt sie.)

So ist kein Ort der Seligkeit im Himmel. Ich wollte meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte. (ab.)

Adelheid. Ich habe mich hoch ins Meer gewagt, und der Sturm fangt an fürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Weh! weh! Ich muß eins den Wellen preis geben um das andre zu retten. Die Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoffnungen. — Könnte er mich in Sickingens Armen sehen, er, der glaubt, ich habe alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? — Du mußt fort — du würdest deinen Vater ermorden — Du mußt fort! Eben der Zaubergift, der deinen Herrn zum Grab führt, soll dich ihm hinter drein bringen. Er soll. — Wenn's nicht fürchterlicher ist zu sterben als einem dazu zu

verhelfen, ſo thu ich euch kein Leids. Es war eine Zeit wo mir graute. So ſind alle Sachen, wenn ſie in die Nähe treten, alltäglich. (ab.)

Weislingens Schloß.

Gegen Morgen.

Weislingen. Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Gottfrieden im Walde. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich hatte das Herz nicht, nach meinem zu greifen, hatte nicht die Kraft. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging vorbei. — Er iſt gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Menſch! Sein Kopf hangt an meinem Wort, und ich bebte vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter. Gottfried! Gottfried! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Er ſetzt ſich.) — Matt! matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau! Ein kalter, kalter verzehrender Schweiß lahmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt ich ſchlafen! Ah! — —

(Maria tritt auf.)

Jeſus Maria! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Seliger Geiſt, quale mich nicht! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehn; er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen! es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig! daß ich jammern muß, deine Hand von dem abſcheulichſten Mord zurückzuhalten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſturbe als ein Elender und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte! Dein höchſter Haß würde in ſanfteſten Jammer zerſchmelzen. O! Marie! Marie! (Er geht nach ſeinem Tiſch.) Hier iſt das Todesurtheil deines Bruders, unterſchrieben.

Maria. Heiliger Gott!

Weislingen. Und hier zerreiß ich's. Meine letzten Kräfte ſollen um ſeine Befreiung ringen. (Er ſetzt ſich zu ſchreiben.) Könnt ich, könnt ich retten, was ich ins Verderben ſtürzte!

Maria (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn! Und wie ich ſein Angeſicht ſehe fuhl ich wie lebhaft. Er hatte meine ganze Liebe, er hat mein volles Mitleiden.

(Weislingen zieht die Schelle.)

(Fräulein kommt weinend.)

Weislingen. Ein Licht. Biſt du allein da? Wo iſt Franz? wo die andern?

Fräulein. Ach Herr!

Maria. Wie ich herein kam ſah ich niemanden, außer dem Thorwachter.

Fräulein. Sie haben diese Nacht geraubt was sie kriegen konnten, den Thorwachter mit Dolchen genöthigt aufzuschließen und sind davon.

Weislingen. Ich danke dir Gott! ich soll noch büßen eh ich sterbe. Und Franz?

Fräulein. Nennt ihn nicht; es dringt mir durch die Seele. Ein noch schrecklicheres Fieber, als euch ermattet, wirft ihn auf seinem Lager herum. Bald rast er an den Wanden hinauf, als wenn an der Decke seine Glückseligkeit geheftet wäre; bald wirft er sich auf den Boden mit rollenden Augen, schrecklich, schrecklich! Dann wird er still und matt, und blickt nur mit Thränen in den Augen und seufzt — und nennt eure Gemahlin.

Weislingen. Er hing sehr an ihr.

Maria. Es ist traurig.

Fräulein. Es ist mehr als das. Eine weise Frau aus dem Dorfe, die ich herauf rief, betheuerte: seine Lebenskrafte seyen durch schreckliche Zauberformeln mit der Verwesung gepaart, er müsse sich verzehren und sterben. —

Weislingen. Aberglauben.

Fräulein. Wollte Gott! Aber mein Herz sagt mir, daß sie nicht lügt. Ich sagte ihr euern Zustand, sie schwur das Nämliche und sagte: ihr müßt verzehren und sterben.

Weislingen. Das fühle ich; es sey nun durch wunderbaren unbegreiflichen Zusammenhang der Natur, oder durch höllische Kräfte. Das ist wahr, vor weniger Zeit war ich frisch und gesund. Ein Licht! —

(Fräulein ab.)

Alles was ich kann enthalt dieser Brief. Gieb ihn dem von Seckendorf, der Regiments-Rath, in seine Hände. Er war immer mir entgegen, ein Herz voll Liebe. Was seyn

kann, wird seyn. — Du bist zu einer grausamen Scene gekommen. Verlassen von aller Welt, im Elend der jammerlichsten Krankheit, beraubt von denen auf die ich traute — siehst du, ich bin gesunken, tief, tief.

Maria. Gott richt euch auf.

Weislingen. Der hat lang sein Antlitz von mir gewendet. Ich bin meinen eignen Weg gegangen, den Weg zum Verderben.

(Fräulein mit Licht).

Ist der Bote noch nicht zurück, den ich nach meiner Frau sendete? Gott! ich bin ganz allein mit dir armen Mädchen.

Fräulein. Ach, gnadger Herr!

Weislingen. Was hast du?

Fräulein. Ach, sie wird nicht kommen.

Weislingen. Adelheid? Woher weißt du's?

Fräulein. Laßt mich's euch verschweigen.

Weislingen. Rede! Der Tod ist nah und die Hölle mir; was kann mich tiefer stoßen?

Fräulein. Sie wartet auf euern Tod. Sie liebt euch nicht.

Weislingen. Das letzte fühlt ich lang, das erste vermuthet ich. Marie, siegle du, ich bin zu schwach.

Fräulein. Sie haßt euch, sie wünscht euern Tod, denn sie brennt für den Edlen von Sickingen; sie liebt ihn bis zur Raserei. Und euer Tod —

Weislingen. Marie! Marie! Du bist gerächt!

Marie. Meinen Mann?

Fräulein. Ist's euer Mann? (Vor sich.) Wie lieb ist mir's, daß ich nicht mehr gesagt habe. (Fräulein ab.)

Weislingen. Nimm deinen Brief und geh, liebe Seele. Geh aus der Nachbarschaft dieser Hölle.

Marie. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Ich bitte dich, geh. Elend! Elend! ganz allein zu ſterben; von niemanden gepflegt, von niemanden beweint! Schon die Freudenfeſte nach ſeinem Tode verſummen hören! Und den letzten einzigen Troſt, Marie, deine Gegenwart — Ich muß dich weg bitten — Das iſt mehr Qual als alles.

Marie. Laß mich. Ich will deiner warten. Denk, ich ſey eine Warterin, dieſes Mädchens Schweſter. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſen.

Weislingen. Du Seele voll Liebe! bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen. Sogar ich fühle nur Elend in deiner Liebe.

Marie. Er wird ſich deiner erbarmen — — du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe, und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes zerriſſen, ſchmeck ich die Qualen der Hölle alle vor.

Marie. Erbarmer! erbarme dich ſeiner. Nur einen liebevollen Blick in ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den ewigen Tod hinüber bringe! —

Ein kleines unterirdiſches Gewölb.

Das heimliche Gericht.

Sieben Oberrichter um einen ſchwarzbedeckten Tiſch, worauf ein Schwert und Strang, ſitzend; auf jeder Seite ſieben Unterrichter ſtehend, alle in weißen langen Kleidern vermummt.

Erſter Oberrichter. Ihr Richter des heimlichen Gerichts, die ihr ſchwurt auf Strang und Schwert unſträflich

zu ſeyn und zu richten im Verborgenen, und zu ſtrafen im Verborgenen, Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, ſo hebt die Arme empor und ruft über die Miſſethater: Wehe! Wehe!

Alle (mit emporgehobenen Armen). Wehe! Wehe!

Erſter Oberrichter. Rufer, beginne das Gericht!

Erſter Unterrichter (tritt vor). Ich, Rufer, rufe die Klage gegen den Miſſethater. Weſſen Herz rein iſt, und weſſen Hande rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Ein zweiter Unterrichter (tritt auf). Mein Herz iſt rein von Miſſethat und meine Hand von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Erſter Oberrichter. Wen klagſt du an?

Kläger. Ich klage an auf Strang und Schwert Adelheide von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht und ihren Mann ſammt ſeinem Knaben durch geheime verzehrende Mittel zu Tode geſaugt. Der Mann iſt todt, der Knabe ſtirbt.

Erſter Oberrichter. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre!

Erſter Oberrichter. Würde es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete!

Erſter Oberrichter. Eure Stimmen.

(Er ſteht auf. Erſt treten die ſechs Oberrichter, darauf die ſieben Unterrichter der Rechten, dann die ſieben der Linken zu ihm und reden heimlich. Er ſetzt ſich.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer

Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ſie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine ihren Vater umarmend.

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

Zu Lucinden und den übrigen.

Könnt' ich ohn' Schranken
Allen euch danken!

Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtiget des Ehebruchs und Mords?

Oberrichter. Sterben soll sie! Sterben des bittern Tods. Mit Strang und Dolch. Büßen doppele doppelte Missethat. Streckt eure Händ empor und ruft weh! über sie, wehe! weh! und übergebt sie den Händen des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Oberrichter. Rächer, Rächer, tritt auf!

(Der Rächer tritt auf.)

Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesichte des Himmels binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest nieder mit ihr in Staub! du oder deine Gehülfen. Richter, die ihr richtet im Verborgenen, Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut.

Wirthshaus.

Maria. Lerse.

Maria. Endlich komm ich und bringe Trost, guter Mann. Führe mich zu meinem Bruder.

Lerse. Wenn ihr ein Engel des Himmels wäret und ein Wunderevangelium verkündigtet, dann wollt ich sagen willkommen. So lang euer Trost auf dieser Erde geboren ist, so lang ist er ein irdischer Arzt, dessen Kunst just in dem Augenblick fehlt, wo man seiner Hulfe am meisten bedarf.

Maria. Bring ich nichts, wenn ich sage: Weislingen ist todt; durch ihn und in ihm Gottfriedens Todesurtheil und Gericht zerrissen. Und wenn ich hier einen Zettel darlege der von Seiten der Kaiserlichen Commission Gottfriedens Gefangniß erleichtert.

Lerſen. Müßt ich euch nicht dagegen rufen: Georg iſt todt.

Maria. Georg? der goldne Junge! Wie ſtarb er?

Lerſen. Er ſtarb einen Reitertod. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandt ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg! Hätten ſie ſich alle gewehrt wie er! — Sie hätten alle das gute Gewiſſen haben müſſen! Viele retteten ſich durch die Flucht, viele wurden gefangen, einige erſtochen. Und unter den letzten blieb Georg. O daß ich ihm hätte die Augen zudrücken und hören können wie ſein letztes Wort euern Bruder ſegnete.

Maria. Weiß es Gottfried?

Lerſen. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal und ſchickt mich zehnmal des Tags, zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben. Denn, ach! muß ich's euch ſagen, Marie: ſein alter, ſchwer verwundeter Körper hat nicht Kräfte genug, einem drückenden Gefängniß und dem mächtigen Kummer zu widerſtehen, der ihn mit allen Otterzungen anfällt. Ich glaubte nicht, daß er eure Rückkunft erleben würde.

Maria. O Gott! ſind denn die Hoffnungen dieſer Erde Irrlichter, die, unſrer zu ſpotten und uns zu verführen, muthwillig in ängſtliche Finſterniß einen freundlichen Strahl zu ſenden ſcheinen? Bring mich zu ihm.

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid. Daß es Morgen wäre! Mein Blut wird wie von ſeltſamen Ahndungen herumgetrieben und der Sturm vertreibt den ruhigen Wandrer Schlaf. Ich bin mud daß ich

weinen möchte, und meine Begierde nach Ruhe zählt jeden Augenblick der ewigen Nacht und sie wird im Fortschreiten länger. Es ist alles so dunkel! Kein Stern am Himmel! duster, stürmisch! In einer solchen Mitternacht fand ich dich, Sickingen! In einer solchen Nacht hatte ich dich in meinen Armen. Meine Lampe mangelt Oels. Es ist ängstlich, in der Finsterniß zu wachen. (Sie zieht die Schelle.) Mag ein Knecht seinen Schlaf verlassen! Ich bin so allein! Die mächtigsten Leidenschaften waren meiner Seele Gesellschaft genug, daß ich in der fürchterlichsten Höhle nicht allein gewesen wäre. Sie schlafen auf Einmal, und ich stehe nackend, wie ein Missethäter, vor Gericht. — Ich ließ mein Mädchen — Ob Weislingen todt ist? — (Sie zieht die Schelle.) Es hört niemand. Der Schlaf hält ihnen die Ohren zu! Ob Franz todt ist? — es war ein lieber Junge. (Sie setzt sich an Tisch.) Sickingen! Sickingen! (Sie schläft ein.)

Franz (zeigt sich an). Adelheid!

Mörder (kommt unterm Bett hervor). Endlich schlaft sie, sie hat mir die Zeit lang gemacht.

Geist. Adelheid!

(Verschwindet.)

Adelheid (erwacht). Ich sah ihn! Er rang mit der Todesangst! Er rief mir! rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll — Mörder! Mörder!

Mörder. Rufe nicht! Du rufst dem Tod! Rachegeister halten der Hülfe die Ohren zu.

Adelheid. Willst du mein Gold? Meine Juwelen? Nimm sie! laß mir das Leben.

Mörder. Ich bin kein Rauber. Finsterniß hat Finsterniß gerichtet, und du mußt sterben.

Adelheid. Wehe! Wehe!

Mörder. Ueber deinen Kopf. Wenn die scheußlichen Geſtalten deiner Thaten dich nicht zur Hölle hinab ſchrecken, ſo blick auf, blick auf zum Rächer im Himmel, und bitt, mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe.

Adelheid. Laß mich leben! Was hab ich dir gethan? Ich umfaß deine Füße.

Mörder (vor ſich). Ein königliches Weib! Welcher Blick! welche Stimme! In ihren Armen würd ich Elender ein Gott ſeyn. — Wenn ich ſie täuſchte! — Und ſie bleibt doch in meiner Gewalt! —

Adelheid. Er ſcheint bewegt.

Mörder. Adelheid, du erweichſt mich. Willſt du mir zugeſtehen?

Adelheid. Was?

Mörder. Was ein Mann verlangen kann von einer ſchönen Frau, in tiefer Nacht!

Adelheid (vor ſich). Mein Maaß iſt voll. Laſter und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teufliſchen Armen umfaßt. Ich büße, büße. Umſonſt ſuchſt du Laſter mit Laſter, Schande mit Schande zu tilgen. Die ſcheußlichſte Entehrung und der ſchmahlichſte Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen.

Mörder. Entſchließe dich.

Adelheid (ſteht auf). Ein Strahl von Rettung!

(Sie geht nach dem Bette, er folgt ihr; ſie zieht einen Dolch von Häupten und ſticht ihn.)

Mörder. Bis ans Ende Verrätherin.

(Er fällt über ſie her und erdroſſelt ſie.)

Die Schlange!

(Er giebt ihr mit dem Dolch Stiche.)

Auch ich blute. So bezahlt ſich dein blutig Gelüſt. —

Du biſt nicht der erſte. — Gott! machteſt du ſie ſo ſchön, und konnteſt du ſie nicht gut machen! — (ab.)

Ein Gärtchen am Gefängniſſe.

Gottfried. Eliſabeth. Maria. Lerſen.

Gottfried. Tragt mich hier unter dieſen Baum, daß ich noch einmal die Luft der Freiheit aus voller Bruſt in mich ſauge und ſterbe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſahſt und ſegneteſt?

Gottfried. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahndete mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſen, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes, mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen, jetzt haltſt du mich aufrecht. Ach! daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſebt zur Erde und weint. — Er iſt todt — Georg iſt todt — Stirb, Gottfried — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edlen überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach! fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen, er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freiheit.

Gottfried. Gott ſey Dank, ſein Tod war Belohnung. — Auch war er der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Laß meine Seele nun — Arme Frau! Ich laſſe dich in

einer nichtswurdigen Welt. Lerſen, verlaß ſie nicht! — Verſchließt eure Herzen ſorgfaltiger als eure Thuren. Es kommen die Zeiten des Betrugs; es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Schwachen werden regieren mit Liſt und der Tapfre wird in die Netze fallen, womit die Feigheit die Pfade verwebt. Marie, gebe dir Gott deinen Mann wieder! Möge er nicht ſo tief fallen als er hoch geſtiegen iſt! Selbiz ſtarb, und der gute Kaiſer und mein Georg — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit!

(Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei dir! Die Welt iſt ein Gefangniß.

Maria. Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß.

Lerſen. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt.

Iphigenie auf Tauris.

Erſter Entwurf.

1779.

Personen.

Iphigenie.
Thoas, König der Tauris.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:
Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie (allein). Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauder, und meine Seele gewöhnt ſich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im erſten fremd. Denn mein Verlangen ſteht hinüber nach dem ſchönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schickſal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem! der fern von Eltern und Geſchwiſtern ein einſam Leben führt; ihn läßt der Gram des ſchönſten Glückes nicht genießen; ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken nach ſeines Vaters Wohnung, an jene Stelle, wo die goldne Sonne zum erſtenmal den Himmel vor ihm aufſchloß, wo die Spiele der Mitgebornen die ſanften, liebſten Erdenbande knüpften.

Der Frauen Zuſtand iſt der ſchlimmſte vor allen Menſchen. Will dem Manne das Glück, ſo herrſcht er und erficht im Felde Ruhm; und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erſtling von den Seinen, in den ſchönen Tod. Allein des Weibes Glück iſt eng gebunden, ſie dankt ihr Wohl ſtets Andern, öfters Fremden, und wenn Zerſtörung

ihr Haus ergreift, führt ſie aus rauchenden Trümmern, durchs Blut erſchlagener Liebſten, ein Ueberwinder fort.

Auch hier an dieſer heiligen Statte hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverei! Wie ſchwer wird mir's, dir wider Willen dienen, ewig reine Göttin! Retterin! Dir ſollte mein Leben zu ewigem Dienſte geweiht ſeyn. Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe noch, Diana, die du mich verſtoßne Tochter des größten Königs in deinen heiligen, ſanften Arm genommen. Ja, Tochter Jovis, haſt du den Mann, deſſen Tochter du forderteſt, haſt du den göttergleichen Agamemnon, der dir ſein Liebſtes zum Altar brachte, haſt du vom Felde der umgewandten Troja ihn glücklich und mit Ruhm nach ſeinem Vaterlande zurück begleitet, haſt du meine Geſchwiſter, Elektren und Oreſten, den Knaben, und unſere Mutter ihm zu Hauſe den ſchönen Schatz bewahrt, ſo rette mich, die du vom Tod gerettet, auch von dem Leben hier dem zweiten Tod.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas. Der König ſendet mich und beut der Prieſterin Dianens Gruß und Heil. Es naht der Tag, da Tauris ſeiner Göttin für wunderbare neue Siege dankt, ich komme vor dem König und dem Heer, ſie dir zu melden.

Iphigenie. Wir ſind bereit, und unſre Göttin ſieht willkommnem Opfer von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas. O! fand' ich auch den Blick der Prieſterin, der werthen, der vielgeehrten, deinen Blick o! heilige Jungfrau, leuchtender, uns allen gutes Zeichen. Denn noch bedeckt der Gram geheimnißvoll dein Innerſtes, vergebens harren wir

Sie wendet sich schüchtern zu Pedro.

Könnt' ich —

Sie hält an, die Musik macht eine Pause, der Gesang fällt ein.

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug geht unter dem Gesange ab; es bleiben

Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.

Claudine.

Vergebet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden, wie ich fühle. Diese Gaben
Erfreuen mich, wie ihr es wünscht; doch mehr
Entzückt mich eure Liebe. Laßt mir Raum,
Mich erst zu fassen; dann vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu sprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt, und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja dich kenn' ich wohl.
Verzeih' des lauten Festes Vater-Thorheit!

auf irgend ein lächelnd Vertrauen. So lang' ich dich an dieſer Stätte kenne, iſt dieß der Blick, vor dem ich immer ſchaudre, und wie mit Eiſenbanden iſt deine Seele ins Innerſte des Buſens angeſchmiedet.

Iphigenie. Wie's der Vertrieb'nen, der Verwaiſ'ten ziemt.

Arkas. Scheinſt du dir hier vertrieben und verwaiſ't?

Iphigenie. Die ſüß'ſte Fremde iſt nicht Vaterland.

Arkas. Und dir iſt Vaterland mehr als die Fremde fremd.

Iphigenie. Dieß iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt. In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele an Vater, Mutter und Geſchwiſter band, die neuen Schößlinge in lieblicher Geſellſchaft vor den Füßen der alten Stamme gen Himmel ſtrebten, da, leider in das Elend meines Hauſes früh verwickelt, von einer gütigen Gottheit gerettet, und durch ein Wunderwerk hierher geführt — — So tiefe Narben blieben von jenem alten Schaden in der Bruſt, daß weder neue Freude noch Hoffnung drinn gedeihen kann.

Arkas. Wenn du dich ſo unglücklich nennſt, ſo darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie. Dank habt ihr ſtets.

Arkas. Doch nicht den ſchönen Dank, um deſſentwillen man die Wohlthat thut, ich meine, Fröhlichkeit, und das zufried'ne Leben. Seitdem du dich durch ein geheimes Schickſal vor ſo vielen Jahren hier im Tempel fand'ſt, nahm Thoas dich als ein Geſchenk der Göttin mit Ehrfurcht und mit ſeltner Freundſchaft auf, und dieſes Ufer ward dir freundlich, das jedem Fremden ſonſt von Alters her voll Angſt und Grauſens iſt, weil vor dir Niemand unſer Reich betrat, der an Dianens Stufen nicht, ein unvermeidlich Opfer, blutete.

Iphigenie. Der freie Athem macht das Leben nicht

allein. Welch Leben iſt's, das an der heiligen Stätte, gleich einem Schatten um ein geweihtes Grab, ich vertrauern muß? Glaubſt du, es ließe ſich ein fröhlich Leben führen, wenn dieſe Tage, die man unnütz durchſchleicht, nur Vorbereitung zu jenem Schattenleben ſind, das an dem Ufer Lethe's, vergeſſend ihrer ſelbſt, die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert? Unnütz ſeyn, iſt todt ſeyn. Gewöhnlich iſt dieß eines Weibes Schickſal, und vor allen meins.

Arkas. Den edlen Stolz, daß du dich unnütz nennſt, verzeih' ich dir, ſo ſehr ich ihn bedaure. Er raubt dir den Genuß des Lebens. Du haſt hier nichts gethan ſeit deiner Ankunft? Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert? wer hat das harte Geſetz, daß am Altar Dianens jeder Fremde ſein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr mit ſanfter Ueberredung aufgehalten und die Unglücklichen aus dem gewiſſen Tod ins liebe Vaterland ſo oft zurück geſchickt? Hat nicht Diana, ſtatt ſich zu erzürnen daß ſie der langgewohnten blutigen Opfer mangelt, dein ſanft Gebet mit reichem Maaß erhört? Sind unſere Waffen nicht glänzend dieſe Zeit an Segen, Stark' und Glück, und fühlt nicht Jeglicher ein beſſer Loos, ſeitdem der rauhe Sinn des Königs mild durch deinen göttergleichen heiligen Rath ſich bildet? Das nennſt du unnütz, wenn von deinem Weſen auf Tauſende herab ein Balſam träufelt? wenn du dem Volk, zu dem ein Gott dich führte, des neuen Glückes ewige Quelle wirſt, und durch die ſüße Milde an dem unwirthbaren Ufer dem fremden Strandenden Rückkehr und Heil bereiteſt?

Iphigenie. Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick, der vorwärts ſieht wie viel zu thun noch überbleibt.

Arkas. Doch, lobſt du den, der, was er thut, nicht ſchätzt?

Iphigenie. Man tadelt den, der seine Thaten wägt.

Arkas. Auch den, der wahren Werth, zu stolz, nicht achtet, wie den, der falschen Werth zu eitel hebt. Glaub' mir und hör' auf eines Menschen Wort, der dir mit Treue zugethan ist. Der König hat beschlossen, heut' mit Dir zu reden. Ich bitte mach's ihm leicht.

Iphigenie. Du angstest mich. Oft bin ich schon dem Antrag, den ich fürchtete, mühsam ausgewichen.

Arkas. Sey klug und denke, was du thust. Seitdem der König seinen Sohn verloren, scheint er keinem von uns mehr recht zu trauen. Die jungen Edlen seines Volks sieht er mißgünstig an, und fürchtet sich vor einem einsamen, hülflosen Alter. Wir sehen, er wirft Gedanken in sich herum. Die Scythen setzen keinen Vorzug ins Reden, der König am wenigsten. Er, der nur gewohnt ist zu befehlen und zu thun, kennt nicht die Kunst, von weitem ein Gespräch nach seiner Absicht fein zu lenken. Erschwer's ihm nicht durch Rückhalt, Weigern und vorsätzlich Mißverstehen. Geh' ihm gefällig halben Weg's entgegen.

Iphigenie. Soll ich beschleunigen was mich bedroht?

Arkas. Willst du sein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie. Es ist's, und mir die schrecklichste von allen.

Arkas. Gieb ihm für seine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie. Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.

Arkas. Warum verschweigst du deine Herkunft ihm.

Iphigenie. Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.

Arkas. Dem König sollte nichts Geheimniß seyn. Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch, und fühlt es hoch, daß du sorgfaltig dich vor ihm verwahrst.

Iphigenie. Sag' mir, ist er unmuthig gegen mich?

Arkas. Er scheint's zu seyn. Zwar spricht er nichts

von dir, doch hab' ich bei ganz fremdem Anlaß aus hingeworf'nen Worten gespurt, daß es in seiner Seele gährt. O überlaß ihn nicht sich selbst, damit du nicht zu spat an meinen Rath mit Reue denkst.

Iphigenie. Wie? sinnt der König, was kein Mann, der seinen Namen liebt und die Olympier verehrt, je denken soll, sinnt er, mich mit Gewalt von dem Altar in sein verhaßtes Bett zu ziehn? so ruf' ich alle Götter an, und Dianen vor andern, die mir ihren Schutz gedoppelt schuldig ist.

Arkas. Sey ruhig! solch rasche Jünglingsthat herrscht nicht in Thoas Blut. Allein ich fürchte harten Schluß von ihm und unaufhaltbar dessen Vollendung; denn seine Seele ist fest und unbeweglich! drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, sey ihm dankbar, wenn du ihm weiter nichts gewahren kannst.

Iphigenie. O sag' mir, was dir weiter noch bekannt ist.

Arkas. Erfahr's von ihm. Ich seh den König kommen. Da du ihn ehrst, kann dir's nicht Mühe seyn, ihm freundlich und vertraulich zu begegnen. Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort gar weit geführt. (geht ab.)

Iphigenie. Ich seh' zwar nicht, wie ich dem Rath des Redlichen folgen soll, doch will ich gern dem König für seine Wohlthat gute Worte geben. Verleih' Minerva mir, daß ich ihm sage, was ihm gefallt.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Diana segne dich mit königlichen Gütern, mit Sieg und Ruhm und Reichthum und dem Wohl der

Deinen, daß, der du unter Vielen gnadig und freundlich biſt, du auch vor Vielen glücklich und herrlich ſeyſt.

Thoas. Der Ruhm des Menſchen hat enge Granzen, und den Reichthum genießt oft der Beſitzer nicht. Der hat's am beſten, König oder Geringer, dem es zu Hauſe wohl geht. Es wird die Nachricht zu dir kommen ſeyn, daß in der Schlacht mit meinen Nachbarn ich meinen einz'gen, letzten Sohn verloren. So lang' die Rache noch meinen Geiſt beſaß, empfand ich nicht den Schmerz, empfand nicht, wie leer es um den Beraubten ſey. Doch jetzt, da ich ihr Reich von Grund aus umgekehrt, bleibt mir zu Hauſe nichts was mich ergötze. Mein Volk ſcheint nur mit Ungeduld einem Einſamen zu folgen. Denn, wo nicht Hoffnung iſt, da bleibt kein Leben und kein Zutraun. Nun komm' ich hierher in dieſen Tempel, wo ich ſo oft um Sieg gebeten und für Sieg gedankt, mit einem Verlangen, das ſchon alt in meiner Seele iſt, und wünſche zum Segen mir und meinem Volk, dich als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie. Der Unbekannten, Flüchtigen biet'ſt du zu große Ehre an, o König. Ich habe nichts gewünſcht an dieſem Ufer, als Schutz und gute Ruh, die du mir gabſt, zu finden.

Thoas. Daß du dich in das Geheimniß deiner Abkunft vor mir, gleich einem Fremden, ſtets ſorgfaltig hülleſt, wird unter keinem Volke wohl gebilligt werden. Wir ſind hier weder gaſtfrei noch glimpflich gegen Fremde, das Geſetz verbietet's und die Noth; allein von dir, die ſich deß rühmen kann, warum vergebens an dem rauhen Ufer der Fremde ſeufzt, von dir konnt ich's erwarten. Man ehrt den Wirth freiwillig mit Vertrauen.

Iphigenie. Wenn ich mein Haus und meiner Eltern

Namen verbarg, o König, war es Verlegenheit, nicht Mißtrauen. Vielleicht, ach! wenn du wüßtest, wer ich bin, welch eine Verwünschte du nährst und schützest, würdest du dich entsetzen vor der Götter Zorn, du würdest, statt mir die Seite deines Throns zu bieten, mich vor der Zeit von deinem Hause treiben, und eh' noch bei den Meinen mir ein glücklich Leben zubereitet wäre, in schweifendes, hausloses Elend mich verstoßen.

Thoas. Was auch der Rath der Götter mit dir sey, und was sie dir und deinem Haus gedenken, seh' ich doch nicht am Segen, den sie mir gewähren, seitdem ich dich gastfreundlich aufnahm, daß ich an dir ein schuldvoll verruchtes Haupt beschütze.

Iphigenie. Der Segen kommt um deiner Wohlthat, nicht um meinetwillen.

Thoas. Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet. Drum sprich! ich fordere jetzt des Weigerns Ende, denn du hast mit keinem ungerechten Mann zu thun. Diana hat in meine Hände dich gegeben; wie du ihr heilig warst, so warst du's mir. Auch sey ihr Wink noch künftig mein Gesetz. Ist es, daß du nach Hause Rückkehr hoffen kannst, so sprech' ich dich von aller Forderung los; doch ist der Weg dir ganz versperrt und ist dein Stamm durch irgend ein ungeheures Unheil ausgelöscht, so bist du mein durch mehr als Ein Gesetz. Sprich und ich halte Wort.

Iphigenie. Ungern löst sich die Zunge, ein lang' verschwiegen Geheimniß zu entdecken. Einmal vertraut, verläßt's unwiederbringlich die Tiefe des Herzens und schadet oder nützt, wie es die Götter wollen. Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht.

Thoas. Du sprichst ein großes Wort. Nennst du den

deinen Ahnherrn, den die Welt als einen ehmals Hochbegnadigten der Götter kennt? Iſt's jener Tantal, den Jupiter zu Rath und Tafel zog, an deſſen alt erfahrnen, vielverknüpfenden Geſprachen die Götter wie an einem reichen Orakelſinne ſich ergötzten?

Iphigenie. Er iſt's. Doch Götter ſollten nicht mit Menſchen wandeln; das ſterbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach, in dieſer Ungleichheit ſich gleich zu halten. Unedel war er nicht und kein Verräther; allein zum Knecht zu groß und zum Geſellen des Donnerers nur Menſch. Menſchlich war ſein Verachen, ſtreng' ihr Gericht; und ihre Prieſter ſagen: Uebermuth und Untreue ſtürzten ihn von Jovis Tiſch zur Schmach des Tartarus.

Thoas. Wie? büßte ſein Geſchlecht des Ahnherrn Schuld?

Iphigenie. Zwar die gewaltige Bruſt und das Mark der Titanen erbten Söhne und Enkel, doch um die Stirne ſchmiedete ihnen ein ehernes Band der Vater der Götter. Mäßigung, Rath und Weisheit war ihnen verborgen. Zur Wuth ward jede Begier, und ihre Wuth war unendlich. Pelops, ſein Sohn, entreißt verrätheriſch dem Oenomaus Leben und Tochter, die ſchöne Hippodamia; aus ihnen entſpringen Thyeſt und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette im Wege ſteht, Chryſipp an Namen; ſie führen einen Anſchlag auf ſein Leben aus, und der erzürnte Vater fordert verdachtvoll von Hippodamien ihres Stiefſohnes Blut, und ſie entleibt ſich ſelbſt.

Thoas. Es walzet böſe That vermehrend ſich weiter durchs Geſchlecht.

Iphigenie. Ein Haus erzeugt nicht gleich den Halbgott, noch das Ungeheuer; eine Reihe von Edlen oder Böſen bringt zuletzt die Freude oder das Entſetzen der Welt hervor. —

Atreus und Thyeſt beherrſchten nach ihres Vaters Tode gemeinſchaftlich die Stadt. Nicht lange, ſo entehrt Thyeſt des Bruders Bett, und Atreus, ſich zu rachen, vertreibt ihn von dem Reich. Thyeſt, der tückiſch lange ſchon einen Sohn des Bruders entwandt; und als wie ſeinen heimlich auferzogen hatte, ſchickt dieſen Sohn, ſein Name war Pliſthenes, daß er dem Atreus nach dem Leben ſtehe, und ſeinen eignen Vater im Oheim ermorden ſollte. Des Jünglings Vorſatz wird entdeckt, und Atreus tödtet den geſandten Mörder, wähnend, er tödte ſeines Bruders Sohn. Zu ſpat erfährt er, wen er umgebracht, und, an dem Bruder ſich zu rachen, ſinnt er ſtill auf unerhörte Thaten. Verſöhnt ſtellt er ſich an, und lockt Thyeſten mit ſeinen beiden Söhnen zurück ins Reich, ergreift die Knaben, ſchlachtet ſie heimlich und ſetzt ſie ihrem Vater zur ſchaudervollen Speiſe vor; und da Thyeſt an seinem eignen Fleiſche ſich geſättigt, wirft Atreus, der entſetzliche, ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin. Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht, ſo wendete die Sonne ihr Antlitz weg und ihren Wagen aus dem ewigen Gleiſe. Dieß ſind meine Ahnherrn, und die finſtre Nacht hat noch viel ſchreckliches Geſchick und Thaten dieſer Unſeligen gebrütet.

Thoas. Verbirg ſie auch in Schweigen; laß des Grauels ein Ende ſeyn, und ſag' mir, wer du biſt.

Iphigenie. Atreus zeugte Agamemnon, und dieſer mich mit Klytemneſtren. Einige Raſt ſchien dem Hauſe Tantals gewähret zu ſeyn. Ruhig waren unſre Hallen, als ich mit Elektren, meiner Schweſter, heranwuchs. Eine Welle war dem Vater ein Sohn verſagt, und kaum war gnädig dieſer Wunſch erfüllt, daß meine Mutter einen Knaben brachte, ſie nannten ihn Oreſt, als neues Uebel ſchon bereitet war. Auch hierher iſt der Ruf des Kriegs erſchollen, den alle Fürſten

Griechenlands vor Trojens Mauern mit unerhörter Macht getragen. Ob er noch dauert, oder die Stadt verderbt iſt, hab' ich nie vernommen. Dahin führte mein Vater der Griechen verſammelt Heer. In Aulis harrten ſie vergebens auf günſtigen Wind; Diana, meinem Vater erzürnt, hielt ihn zurück, und forderte durch Calchas Mund zum Opfer des Königs älteſte Tochter, mich. Sie lockten meine Mutter mit mir liſtig ins Lager, zwangen mich vor den Altar, wo die Göttin barmherzig mich vom Tod errettete und wundervoll hierher verſetzte. Iphigenie, Agamemnons und Klytemneſtrens Tochter iſt's, die mit dir ſpricht.

Thoas. Der Königs-Tochter kann ich nicht mehr als der Vertriebenen Ehre geben. Auch jetzo wiederhol' ich meinen Antrag, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie. Wie darf ich dieſen Schritt, o König, wagen! Hat nicht die Göttin, die mich rettete, ein ganzes Recht auf mein geweihtes Leben? Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht, und einem Vater, den ſie durch den Schein nur ſtrafen wollte, mich gewiß zur unverhofften Freude ſeines Alters aufbewahrt. Vielleicht bereitet ſie mir Verſtoßenen ſolche Rückkehr, und ich, indeß auf ihre Wege nicht achtend, hätte mich ihr wider Willen hier angebaut? Wenn ich hier bleiben ſollte, hat ich ſie längſt um Zeichen.

Thoas. Das Zeichen iſt, daß du noch hier verweilſt. Such' ſolche Ausflucht nicht ängſtlich auf. Man ſpricht vergebens viel, wenn man verſagen will; der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie. Es ſind nicht Worte, leer und künſtlich ſcheinend, zuſammengeſetzt. Ich habe nichts geſagt, als was mein Geiſt mich hieß. Soll ich nicht meinen Vater und meine Mutter gerne wiederſehn, die mich als todt beweinen,

und in den alten Hallen von Mycene meine Geschwister! daß wenn du mich dorthin auf leichten Schiffen senden wolltest, du mir ein neu und doppelt Leben gabest.

Thoas. So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt und höre nicht die Stimme guten Raths und der Vernunft, sey ganz ein Weib und gieb dich hin dem Triebe, der zügellos dich dahin oder dorthin reißt. Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt, dann halt kein heilig Band sie vom Verräther ab, der sie dem Vater oder dem Gemahl aus lang bewahrten treuen Armen lockt; und schweigt in ihrer Brust das rasche Feuer, so stürmt vergebens aus dem treusten Herzen mit tausend goldnen Zungen die Ueberredung auf sie los.

Iphigenie. Brich zürnend deinen Schwur, o König, nicht. Soll ich mein Zutraun so entgelten? du schienst bereitet auf was ich sagen könnte.

Thoas. Aufs Ungehoffte war ich nicht bereitet; doch hatt' ich alles erwarten sollen, wußt' ich denn nicht, daß ich mit einem Weibe zu handeln ging.

Iphigenie. Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht. Das, was du an mir tadelst, sind alle meine Waffen. Glaub' mir, darin bin ich dir vorzuziehen, daß ich dein Glück mehr als du selber kenne. Du wähnest, unbekannt mit dir und mir, daß uns ein näheres Band zum Glück vereinen werde; voll guten Muthes wie voll guten Willens dringst du in mich, daß ich mich füge. Und hier danke ich den Göttern, daß sie mir die Festigkeit gegeben, ein Bündniß zu versagen, das sie nicht billigen.

Thoas. Du nennst das Götterwort, was dir im Herzen schlägt?

Iphigenie. Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas. Hab' ich kein Recht, sie auch zu hören?

Ich weiß, du liebſt im Stillen wahr zu ſeyn,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geſchmückt,
Sich deſto treuer zeigt. Leb' wohl. Du ſollſt
Nach deiner Luſt in Einſamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des erſten,
Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt;
So ließ er mir in dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß du mich an dieſem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willſt.
Iſt's denn nicht möglich, daß du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald.

Pedro.

Vermehre nicht durch deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.
Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt;
So fehlt' ich ſehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunſt verſcherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verſtohlen

Iphigenie. Es überbrauſt der Sturm der Leidenſchaft die zarte Stimme.

Thoas. Die Prieſterin vernimmt ſie wohl allein?

Iphigenie. Der König ſollte ſie vor allen andern merken.

Thoas. Dein heilig Amt, und dein geerbtes Recht auf Jovis Tiſch bringt Dich den Göttern näher, als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie. Ich trage nun die Schuld des Vertrauens zu dir.

Thoas. Ich bin ein Menſch, und beſſer iſt's, wir enden. So ſey mein Wort denn feſt: Sey Prieſterin Dianens, wie ſie dich auserkoren, und mir verzeih' die Göttin, daß ich bisher mit Unrecht und oft mit im'rem Vorwurf die alten Opfer ihr vorenthalten habe. Kein Fremder landet glücklich an unſerm Ufer: von Alters her iſt ihm der Tod gewiß; nur du haſt mich bisher mit einer Freundlichkeit, in der ich bald die Liebe einer Tochter, bald einer ſtillen Braut zu ſehen mich freute, zurückgehalten und mich bewegt, zum Schaden vielleicht mir und den Meinen, ſie zu entlaſſen. Oft hat mein Volk gemurrt und ich hab's nicht geachtet; nun ſchieben ſie mir den Verluſt des Sohnes auf den Zorn der Göttin. Sie klagen laut der alten Opfer Verſäumniß. Länger halt' ich die Menge nicht um deinetwillen.

Iphigenie. Um meinetwillen hab' ich's nie gefordert. Es iſt ein Mißverſtand, wenn man die Himmliſchen blutgierig glaubt. Verſöhnt die Unterirdiſchen mit Blut, und dieſen iſt das Blut der Thiere Labſal. Hat mich die Göttin nicht ſelbſt der Griechen Eifer entzogen? ihr war mein Dienſt willkommner als mein Tod.

Thoas. Es ziemt ſich nicht für uns, die heiligen alten Gebräuche mit leicht beweglicher Vernunft zu deuten und zu

wenden. Thu' deine Pflicht, ich werde meine thun. Zwei Fremde, die wir in den Höhlen an der See versteckt gefunden, und die nichts Gutes meinem Lande bringen, halt' ich gefangen. Mit diesen empfange deine Göttin ihr erstes, rechtes, langentbehrtes Opfer wieder. Ich sende sie hierher, du weißt den Dienst. (ab.)

Iphigenie. Du hast Wolken, gnädige Retterin, den Unschuldigen einzuhüllen und auf Winden ihn dem ehrnen Geschick aus dem schweren Arm über Meer und Erde, und wohin dir's gut dünkt, zu tragen. Du bist weise und siehst das Zukünftige, und das Vergangne ist dir nicht verhüllt. Enthalte vom Blut meine Hände, denn es bringt keinen Segen, und die Gestalt des Ermordeten erscheint auch dem zufälligen Mörder zur bösen Stunde. Denn sie haben ihr Menschengeschlecht lieb, sie wollen ihm sein kurzes Leben gern fristen, und gönnen ihm auf eine Weile den Mitgenuß des ewigen leuchtenden Himmels, die hohen Unsterblichen.

Zweiter Act.

Erster Auftritt.

Orest. Pylades.

Orest. So nahen wir uns dem gewissen Tode. Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller. Als ich Apollen bat, das furchterliche Geleit der Rachegeister von mir zu nehmen,

schien er mir Hülfe, im Tempel seiner Schwester, die über Tauris herrscht, mit hoffnungsreichen Götterworten zu versprechen, und nun erfüllt sich's, daß alle Noth mit meinem Leben enden soll. Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand das Herz zusammendrückt, dem schönen Licht der Sonne zu entsagen! Und ist es im Geschick von Atreus Hause, nicht in der Schlacht ein ehrenvolles Ende zu gewinnen; soll ich, wie meine Ahnen, wie mein Vater, als Opferthier im Jammertode bluten; so sey es! Besser hier vorm Altar der Göttin, als im verborgnen Winkel, wo die Netze der Meuchelmörder stellt. Laßt mir so lange Ruh, ihr Unterirdischen, die ihr nach dem Blute, das von meinen Tritten träuft, wie losgelaßne Hunde spürend heßt. Ich komme zu euch hinunter, denn das Licht des Tages soll euch nicht sehen, noch mich: die grüne Erde ist kein Tummelplatz für Larven des Erebus. Dort unten such' ich euch, dort sind wir dann von gleichem Schicksal in matte Nacht gebunden. Nur dich, mein Pylades, so ungern ich dich in meine Schuld und meinen Bann gezogen, so ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland frühzeitig mit. Dein Leben oder Tod ist einzig was ich hoffe oder fürchte.

Pylades. Ich bin noch nicht, Oresl, wie du, bereit, in jenes Schattenreich hinabzugehen. Ich sinne noch, durch die verworrnen Pfade, durch die uns das Geschick zum Tod zu führen scheint, uns zu dem Leben wieder aufzuwinden. Ich denke nicht den Tod; ich sinn' und horche, ob nicht zu irgend einer Flucht die Götter Rath und Wege zubereiten? Der Tod kommt unaufhaltsam, gefürchtet oder ungefürchtet. Wenn die Priesterin schon unsre Locken weihend abzuschneiden die Hand erhebt, soll dein und meine Rettung noch mein Gedanke seyn. Unmuth beschleunigt die Gefahr. Tausend Ranke gehen jeden Tag durch meine Seele. Ich habe das Wort Apolls

vor mir, daß in Dianens Heiligthum du Troß und Hulf' und Rückkehr finden sollst. Der Götter Worte sind so zweideutig nicht, als der Elende sie unmuthig wähnt.

Orest. Mir lag die dunkle Decke des Lebens von Kindheit an schon um das zarte Haupt. Unter einer Mutter, die des abwesenden Gemahls vergaß, wuchs ich gedrückt herauf in meiner Unschuld, ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen. Wie oft, wenn ich Elektren, meine liebe Schwester, am Feuer in der tiefen Halle sitzen sah, drangt' ich mich hin auf ihren Schooß, und starrte, wenn sie weinte, sie mit großen Augen an. Dann sagte sie von unserm Vater viel. Ach wie verlangt' ich ihn zu sehn! Mich wünscht' ich bald nach Troja, ihn bald her. Es kam der Tag —

Pylades. Laß von jenen Geschichten sich Höllenschwester nächtlich unterhalten. Wir aber wollen mit Erinnerung schöner Zeiten unsre Seele im frischen Heldenlaufe stärken. Die Götter brauchen gute Menschen auf dieser Welt, und haben noch auf dich gezählt. Sie gaben dich dem großen Vater zum Geleit nicht mit, da er unwillig nach dem Orcus ging.

Orest. O war' ich, seinen Saum ergreifend, ihm nachgegangen!

Pylades. So haben die, die dich erhielten, für mich gesorgt: denn was ich worden wäre, wenn du nicht lebtest, weiß ich nicht, da ich seit meiner ersten Zeit allein um deinetwillen leben mag.

Orest. Erinnere mich nicht jener schönen Tage, da mir dein Haus zum holden Freiort ward; da deine Eltern in mir, aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft, die halberstarrte junge Blüthe pflegten; da du leichtsinniger Geselle, gleich einem bunten Schmetterling um eine dunkle Blume, immer quellend von gutem Muth und Freude, um mich an jedem Tage mit

neuer Thorheit gaukeltest, deine Luſt in meine Seele spieltest, daß ich ſchwerfallig zwar und mit gebundnem Herzen, doch oft vergeſſend meiner Noth, mit dir in raſcher Jugend hingerissen ſchwarmte.

Pylades. Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Oreſt. Mit deiner Liebe zu mir begann dein Elend. Dieß iſt das ſchwerſte von meinem Schickſal, daß ich wie ein verpeſteter Flüchtling geheimen zehrenden Gift um mich verbreite, daß, wo ich einen geſunden Ort betrete, gar bald um mich die blühenden Geſichter den Schmerzenszug langſamen Tod's verrathen.

Pylades. Ich wär' der nächſte dieſen Tod zu ſterben, wenn je dein Hauch, Oreſt, vergiftete. Bin ich nicht immer noch voll Muth und Luſt? und Luſt und Liebe ſind die Fittige zu großen Thaten.

Oreſt. Ja große Thaten! Ich weiß die Zeit wohl noch, da wir ſie vor uns ſahn, wenn wir zuſammen auf der Jagd dem Wilde nach durch Berg' und Thaler rannten, und unſerm Ahnherrn gleich mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo, dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften, und dann wir Abends ruhig an der weiten See uns aneinander lehnend ſaßen, und die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag; da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert und unſre kunftigen Thaten gingen wie die Sterne unzahlig über unſern Häuptern auf.

Pylades. Die That, die zu vollfuhren unſre Seele dringt, iſt ein unendlich Werk. Wir möchten ſie ſo groß gleich thun, als wie ſie wird, wenn Jahre lang durch ferne Länder und Geſchlechter der Mund der Dichter ſie vermehrend walzt. Es klingt ſo ſchön, was unſre Vater thaten, wenn es im ſtillen Abendſchatten der Jüngling mit dem Ton der goldnen Harfe

ſchlurft. Und was wir thun, iſt, wie es ihnen war, voll Müh' und eitel Stückwerk. So laufen wir nach dem, was vor uns ſteht, und achten nicht des Weges den wir treten, und ſehen nicht die Tapfen unſrer Ahnherrn neben uns, und eilen immer ihrem Schatten nach, der göttergleich in einer weiten Ferne der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt. Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt wie ihn vielleicht das Volk erheben möchte; allein du darfſt den Göttern reichlich danken für das, was ſie durch dich den Jünglung ſchon gethan.

Oreſt. Wenn ſie dem Menſchen frohe That beſcheeren, daß er gewaltig von ſeinem Haus das bittre Schickſal wendet, daß er ſein Reich vermehrt und durch des Jünglings Fauſt lang' feſt geubte, bewährte Feinde fallen, dann dank' er. Mich haben ſie zum Schlachter auserkoren, zum Mörder meiner Mutter, zum unerhörten Rächer unerhörter Schandthat. O nein! ſie haben's ſchon auf Tantal's Haus gerichtet, und ich, der letzte, ſollte nicht ſchuldlos noch ehrenvoll vergehn.

Pylades. Die Götter rachen an den Söhnen nicht der Vater Miſſethat; ein Jeder, er ſey gut oder böſ', hat ſeinen Lohn. Segen iſt erblich, nicht Fluch.

Oreſt. Der Vater Segen hat uns nicht hierher geführt.

Pylades. So wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt. So wiſſen wir, durch weſſen Willen wir verderben.

Pylades. Apoll gebeut dir, vom Tauriſchen Geſtad' Dianen, die geliebte Schweſter, nach Delphos hin zu bringen. Wie ehrenvoll, daß er uns dieß Geſchäft vertraut! Dann ſollſt du, durch die Bitte der keuſchen Göttin, befreit von den Erinnen werden, die dich umſchließen. Schon hier in dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt. So hab' ich wenigſtens geruhigen Tod.

Pylades. Ich denke anders, und nicht ungeſchickt habe

ich das ſchon Geſchehene und das Künftige verbunden und nur ausgelegt. Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lang' das große Werk. Diana ſehnt ſich lange von dieſem Ufer der Barbaren, die Menſchenblut ein jungfräuliches Opfer wähnen. Uns war es aufbehalten, das heilige Bild von dieſem Ort zu holen, uns wird es auferlegt, und ſeltſam ſind wir bis an die Pforte ſchon geführt.

Oreſt. Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rath und Menſchen Witz zuſammen.

Pylades. Dann iſt der Witz nur werth, wenn, was geſchieht, ihn auf den Willen jener droben aufmerkſam macht. Schwere Thaten müſſen gethan ſeyn, und dem, der viel verbrach, wird auferlegt, mit dem Unmöglichen zu kämpfen, damit er büßend Göttern noch und Menſchen diene. Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin, und wohnen beide dann vereint zu Delphos im geſitteten Griechenlande, ſo wird für dieſe That Apoll dir und Diana gnädig ſeyn, dich aus der Hand der alten Unterirdiſchen retten.

Oreſt. Wenn ich beſtimmt bin, noch zu leben und zu thun, ſo mögen ſie von meiner Seele den Schwindel nehmen, der unaufhaltſam auf dem Pfade des Bluts mich zu den Todten reißt; die Quelle vertrocknen, die meine Seele, wie aus der Mutter Wunden, ewig ſprudelnd färbt.

Pylades. Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel und nimmſt das Amt der Furien auf dich. Ich ſinn' auf tauſend Ränke, und zuletzt, das Unternehmen zu vollführen, bedarf ich dein, und beiden hilft nur ruhige wohl überlegte Kühnheit.

Oreſt. Ich hör' Ulyſſen.

Pylades. Spotte nicht! Ein jeder hat ſeinen Helden, dem er die Wege zum Olymp hinauf ſich nacharbeitet. Ich

läugn' es nicht, Kühnheit und Liſt ſcheint mir gar würdige Zierde dem tapfern Mann.

Oreſt. Ich ſchätze den, der tapfer iſt und grad'.

Pylades. Drum heiß' ich dich auch nicht auf Wege ſinnen; das iſt für mich. Von unſern rauhen Wächtern hab' ich bisher gar Vieles ausgeleckt. Ich weiß, das blutige Geſetz, das jeden Fremden an Dianens Stufen opfert, ſchlaft, ſeitdem ein fremdes göttergleiches Weib als Prieſterin mit Weihrauch und Gebet den Göttern dankt. Sie glauben, daß es eine der geflüchteten Amazonen ſey und rühmen ihre Güte hoch.

Oreſt. Es ſcheint, mit unſerm Tode ſoll das Geſetz ins Leben wiederkehren, und bei dem widerwärtigen Sinn des Königs wird uns ein Weib nicht retten.

Pylades. Wohl uns, daß es ein Weib iſt! Der beſte Mann gewöhnt ſich endlich an Grauſamkeit und macht ſich ein Geſetz aus dem, was er verabſcheut, wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich. Allein ein Weib bleibt ſtat auf ihrem Sinn, du rechneſt ſichrer auf ſie im Guten wie im Böſen. Sie kommt! Laß mich mit ihr allein. Ich ſag' ihr nicht geradezu die Wahrheit und eh' ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch. (Oreſt geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Woher du ſey'ſt und kommſt, o Fremdling, ſprich! Ich weiß nicht, ob ich dich mehr dem Geſchlecht der Scythen, ob ich dich einem Griechen vergleichen ſoll! (Sie nimmt ihm die Ketten ab.) Die Freiheit, die ich dir gewähre, iſt gefährlich. Wenden die Götter was euch bevorſteht!

Pylades. O süße Stimme! o willkommner Ton der Muttersprache in einem fremden Lande! Gefangen, wie ich bin, such' ich die blauen Berge des Vaterhafens neu willkommen in meinem Auge! An dieser Freud' erkenne, daß ich ein Grieche bin. Einen Augenblick hab' ich vergessen, wie sehr ich dein bedarf, und mich der unerwarteten Erscheinung rein gefreut. O sag' mir an, wenn ein Verhängniß dir's nicht verbeut, aus welchem Stamme du deine göttergleiche Herkunft zählst. —

Iphigenie. Dianens Priesterin, von ihr, der Göttin, selbst gewählt, und im Verborgnen hier erzogen und geheiligt, spricht mit dir. Das laß dir genug seyn, und sag' mir, wer du sey'st, und welch unseliges Geschick mit dem Gefährten dich hierher geführt?

Pylades. Leicht zu erzählen ist unser Elend, schwer zu tragen. Wir sind aus Kreta, Adrastus Söhne, der jüngste ich, mein Nam' ist Amphion, Laodamas der seine; vom Hauf' ist er der älteste, ein mittler Bruder stand zwischen beiden. Gelassen folgten wir den Worten unsrer Mutter, so lang' der Vater noch vor Troja stritt; doch als der mit viel Beute rückwärts kam, und bald darauf verschied, begann der Streit um Reich und Erbe unter uns. Ich war dem ältesten immer mehr gewogen, und im unseligen Zwist erschlug Laodamas den Bruder; ihn verfolgen nun um der Blutschuld willen die Furien, und hierher leitete das Delphische Orakel unsre Schritte, das uns verhieß, er sollte hier im Tempel der Diana Ruh' und Rettung finden. Gefangen sind wir an dem unwirthbaren Ufer und dir als Opfer dargestellt, das weißt du.

Iphigenie. Ist Troja umgekehrt? versichr' es mir.

Pylades. Es liegt. O sich're du uns Rettung zu, und eilig! hab' Erbarmen mit meinem Bruder! Auch bitt' ich

dich, ſchon' ihn, wenn du ihn ſprichſt: gar leicht wird er durch traurige Erinnerung zu ſehr bewegt und jede Freud' und Schmerz zerrüttet ihn mit fieberhaftem Wahnſinn.

Iphigenie. So groß dein Unglück iſt, beſchwör ich dich, vergiß es, bis du meiner Neugier genug gethan.

Pylades. Die hohe Stadt, die zehen Jahre ſich dem geſammten Heer der Griechen widerſetzt, liegt nun zerſtört. Doch viele Gräber unſrer Helden machen das Ufer der Barbaren weit berühmt. Achill liegt dort mit ſeinem Freund.

Iphigenie. So ſeyd ihr ſchöne Götterbilder auch zu Staub!

Pylades. Palamedes und Ajax Telamons hat keiner ſeines Vaterlandes froben Tag geſehn.

Iphigenie (vor ſich.) Er nennt den Vater nicht unter den Erſchlag'nen, er lebt mir noch! o hoffe, liebes Herz!

Pylades. Doch ſelig ſind die Tauſende in bitter ſüßem Tod vorm Feind! denn wüſte Schrecknüſſe hat den Rückkehrenden ein feindlich aufgebrachter Gott bewahrt. Kommt denn die Stimme der Menſchen nicht zu euch? So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher von unerhörten Thaten, böſ' und gut. So iſt der Jammer, der durch Mycenens Hallen tönt, dir ein Geheimniß? Klytemneſtra hat, geholfen von Aegiſth, den Agamemnon am Tag' der Rückkehr umgebracht. Ich ſeh' an deinem Blick und an der Bruſt, die gegen die ungeheure Nachricht vergebens kämpft, daß du des Atreus hohes Haus verehrſt. Vielleicht biſt du die Tochter eines Gaſtfreunds oder Nachbars. Verbirg mir's nicht und rechne mir's nicht zu, daß ich der erſte bin, der dieſe Gräuel meldet.

Iphigenie. Sag' mir, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades. Am Tag der Ankunft, da der König, aus

Und unter fremden Nahmen hergeſchlichen,
Dich zu beſuchen. Denn ſo eben kam
Der Fürſt von Necca Bruna, der ſo viel
Bey Hofe gilt, auf ſeine Güter; nie
Würd' es der ſtolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht beſuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge, hier entdeckt zu werden.

Alonzo.

Ich faſſe mich, und danke, daß du freundlich
Uns dieſen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort dir noch zu ſagen,
Eh' du uns ſcheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit, betrübſt; komm mit! Lebt wohl!

Alonzo und Pedro ab.

Claudine. Lucinde.

Lucinde.

Er geht, Claudine, geht; du hälteſt ihn nicht?

Claudine.

Wer gabe mir das Recht ihn aufzuhalten?

dem Bade steigend, sein Gewand verlangte, warf die Verderbliche ein künstlich sich verwirrend Kleid ihm über, und da er drunter sich abarbeitend gefangen war, erstach Aegisth ihn.

Iphigenie. Und welcher Lohn der Mitverschwörung ward Aegisthen?

Pylades. Des Königs Reich und Bett, das er schon eh' besaß.

Iphigenie. So stammt die Schandthat aus der bösen Lust?

Pylades. Und aus dem Trieb, sich am Gemahl zu rächen.

Iphigenie. Was that der König, solcher Rache werth?

Pylades. Nach Aulis lockt' er ehmals sie, und seine altste Tochter, Iphigenien, bracht' er dort als Dianens Opfer um. Das, sagt man, hat sie niemals dem Gemahl vergessen, und grausam an dem Wiederkehrenden gerächt.

Iphigenie. Es ist genug! Du wirst mich wiedersehn.

(ab.)

Pylades. Sie scheint von dem Geschick in Atreus Hause tief gerührt. Wer sie auch sey, so hat sie, scheint es mir, den König wohl gekannt und ist zu unserm Glück aus hohem Haus hierher verkauft. Steh' du, Minerva, mir mit Weisheit bei, und laß dem Stern der Hoffnung, den ich wiedersehe, mit frohem Muth mich klug entgegensteuern.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie. Unglücklicher! ich löſe deine Bande zum Zeichen eines ſchmerzlichen Geſchicks. Die Freiheit, die ich gebe, iſt wie der letzte lichte Augenblick des ſchwer Erkrankten, Vorbote des Todes. Noch kann und darf ich mir's nicht ſagen, daß ihr verloren ſeyd. Wie könnt' euch meine Hand dem Tode weihen? und keine andere darf euer Haupt, ſo lange ich Prieſterin Dianens bin, berühren. Allein das Prieſterthum hangt von dem Könige ab: der zaudert mit mir, und ſeine Gnade mit theurem Löſegelde zu erhandeln, verlangt mein Herz. O werther Landsmann, jeder Knecht, der an den Herd der Vatergötter nur geſtreift, iſt uns in fremdem Land ſo hoch willkommen! Wie ſoll ich euch genug mit Ehr' und Lieb' umfaſſen, die ihr von keinem niedern Haus entſprungen, durch Blut und Stand an jene Helden granzt, die ich von Eltern her verehre!

Oreſt. Verbirgſt du deinen Namen mit Fleiß, oder darf ich wiſſen, mit wem ich rede.

Iphigenie. Du ſollſt es wiſſen. Jetzo ſag' mir an, was ich von deinem Bruder nur halb gehöret, das Schickſal derer, die von Troja zurück mit unnadigem Gott ihre Heimath betraten. Jung bin ich hierher gekommen, doch alt genug, mich jener Helden zu erinnern, die gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüſtet, dem ſchönſten Ruhm entgegen

gingen. Sag' mir, es fiel der große Agamemnon in seinem eignen Haus durch seiner Frauen List?

Oreſt. So iſt es, wie du ſagſt.

Iphigenie. Unſeliges Mycen! So haben Tantals Enkel den Fluch; gleich einem unvertilgbar'n Unkraut, mit voller Hand geſa't, und jedem ihrer Kinder wieder einen Mörder zur ewigen Wechſelwuth erzeugt! O ſag' mir an, was ich verwirrt von dieſer Nachricht verhört, wenn's mir dein Bruder auch geſagt, wie iſt des großen Stammes letzte Pflanze, den Mordgeſinnten ein aufkeimender, gefahrlicher Rächer, wie iſt Oreſt dem Schreckenstag entgangen? Hat ihn ein gleich Geſchick in des Avernus ſchwarzes Netz verwickelt, hat ihn ein Gott gerettet? lebt er? lebt Elektra?

Oreſt. Sie leben!

Iphigenie. O goldne Sonne, nimm deine ſchönſten Strahlen und lege ſie zum Dank vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt. Wenn du gaſtfreundlich diesem Hauſe verbunden biſt, wie ich aus deiner ſchönen Freude ſchließe, ſo halte dein Herz feſt, denn dem Fröhlichen iſt unerwarteter Rückfall in die Schmerzen unertraglich. Du weißt nur, merk' ich, Agamemnon's Tod.

Iphigenie. Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt. Du haſt des Grauels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie. Was furcht' ich noch? Es lebt Oreſt, Elektra lebt.

Oreſt. Haſt du für Klytemneſtren nichts zu furchten?

Iphigenie. Die ſey den Göttern überlaſſen. Hoffnung und Furcht bilit dem Verbrecher nicht.

Oreſt. Sie iſt auch aus dem Lande der Hoffnung abgeſchieden.

Iphigenie. Hat ſie in Wuth ihr eigen Blut vergoſſen?

Oreſt. Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie. Sprich deutlicher, damit ich's bald erfahre, die Ungewißheit ſchlägt mit tauſendfaltigem Verdacht mir an das Haupt.

Oreſt. So haben mich die Götter zum Boten auserſehen, der That, die ich in jene unfruchtbaren kanaleen Höhlen der alten Nacht verbergen möchte. Wider Willen zwingſt du mich, allein dein holder Mund darf auch was Schmerzlich's fordern und erhalt's. Elektra rettete am Tage, da der Vater fiel, Oreſten glücklich. Strophius, des Vaters Schwäher, erzog ihn ſtille neben ſeinem Sohne Pylades, und da die beiden aufgewachſen waren, brannte ihnen die Seele, des Königs Tod zu rächen. Sie kamen nach Mycen, gering an Tracht, als brachten ſie die Nachricht von Oreſtens Tode mit ſeiner Aſche. Wohl empfangen von der Königin, gehn ſie ins Haus. Elektren giebt Oreſt ſich zu erkennen; ſie blaſ't der Rache Feuer in ihm auf, das vor der Mutter heiligen Gegenwart in ſich zurückgerannt war. Und hier am Orte, wo ſein Vater fiel, wo eine alte leichte Spur von Blut aus den oft geſcheuerten Steinen noch heraus zu leuchten ſchien, hier malte Elektra die grauenvolle That und ihre Knechtſchaft und die glücklichen, das Reich beſitzenden Verräther und die Gefahren mit ihrer Feuerzunge: und Klytemneſtre fiel durch ihres Sohnes Hand.

Iphigenie. Unſterbliche! auf euren reinen Wolken! Habt ihr nur darum dieſe Jahre her von Menſchen mich geſondert, die kindliche Beſchäftigung, auf dem Altar das reine Feuer zu erhalten, mir aufgetragen, und meine Seele dieſem Feuer gleich in ew'ger Klarheit zu euch aufgezogen, daß ich ſo ſpat die ſchweren Thaten erfahren ſoll! O ſag' mir vom Unglücklichen, ſag' von Oreſten!

Oreſt. Es wär' ihm wohl, wenn man von ſeinem Tode auch ſagen könnte. Wie gährend ſtieg aus der Erſchlag'nen Blut der Mutter Geiſt, und ruft der Nacht uralten Töchtern zu: Laßt nicht den Muttermörder entfliehen! Verfolgt den Verbrecher, euch iſt er geweiht! Sie horchen auf! — Ihr hohler Blick ſchaut mit der Gier des Adlers um ſich her. Sie rühren ſich aus ihren ſchwarzen Höhlen, und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten, der Zweifel und die Reue leis herbei. Ein Dampf vom Acheron ſteigt vor ihnen herauf, in ſeinen wolkigen Kreiſen wälzt ſich die ewige Betrachtung und Ueberlegung der geſchehenen That verwirrend um des Schuldigen Haupt. Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten den ſchönen Boden der gottbeſaeten Erde, wovon ſie langſt hinweggebannt ſind. Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß, und geben keine Raſt, als wieder neu zu ſchrecken.

Iphigenie. Unſeliger! du biſt im gleichen Fall! und fühleſt, was der arme Flüchtling leidet.

Oreſt. Was ſagſt du mir, was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie. Dein jüngſter vertraute mir den Brudermord, der dich, auch Schuld'gen, drückt.

Oreſt. Ich kann nicht leiden, daß du große Seele betrogen wirſt. Ein lügenhaft Gewebe mag mißtrauiſch ein Fremder dem andern zur Falle vor die Füße knüpfen: zwiſchen uns ſey Wahrheit. Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuldige Haupt ſenkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod. In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen. Wer du auch ſeyſt, ſo wünſch' ich dir Errettung und meinem Freund, nicht mir. Du ſcheinſt hier ungern zu verweilen: erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier. Laß meinen vorm Altar der Göttin entſeelten Körper vom Fels ins Meer geſtürzt, mein drüber rauchend Blut Fluch auf das Ufer der Barbaren bringen, und geht

daheim im ſchönen Griechenland ein neues Leben freundlich anzufangen. (Er entfernt ſich.)

Iphigenie. Deinen Rath ewig zu verehren, Tochter Latonens, war mir ein Geſetz dir mein Schickſal ganz zu vertrauen; aber ſolche Hoffnung hatt' ich nicht auf dich, noch auf deinen weit regierenden Vater. Soll der Menſch die Götter wohl bitten? ſein kühnſter Wunſch reicht der Gnade, der ſchönſten Tochter Jovis, nicht an die Knie, wann ſie mit Segen die Hände gefüllt, von den Unſterblichen freiwillig herabkommt. Wie man den König an ſeinen Geſchenken erkennt, — denn er iſt reich vor Tauſenden, — ſo erkennt man die Götter an lang' bereiteten, lang' aufgeſparten Gaben, denn ihre Weisheit ſieht allein die Zukunft, und jedes Abends geſtirnte Hülle verdeckt ſie den Menſchen. Sie hören gelaſſen das Flehn, das um Beſchleunigung kindiſch bittet, aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte, und wehe dem Menſchen, der ungeduldig ſie ertrotzend, an dem ſauren Genuß ſich den Tod ißt! Aus dem Blute Hyacinth's ſproßte die ſchönſte Blume, die Schweſtern Phaetons weinten lieblichen Balſam, und mir ſteigt aus der Eltern Blut ein Reis der Errettung, das zum ſchattenreichen Baume Knospen und Wuchs hat. Was es auch ſey, laßt mir dieſes Glück nicht wie das Geſpenſt eines geſchiedenen Geliebten eitel vorübergehn.

Oreſt (zurückkommend). Wenn du die Götter anrufſt für dich und Pylades, ſo nenne mich nicht. Sey gegen die Geſellſchaft des Verbrechers auf deiner Hut! Dem Böſen iſt's kein Vortheil, und dem Guten Schade.

Iphigenie. Mein Schickſal iſt an deines feſt gebunden.

Oreſt. Mit nichten! Laß allein mich zu den Todten gehn! Verhülleſt du in deinen Schleier den Schuldigen, du

birgſt mich nicht vorm Blick der Furien, und deine unſträfliche Geſellſchaft hält ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht. In dieſen heiligen geweihten Hain ſcheut ihr verfluchter Fuß zu treten; doch hör' ich unter der Erde hier und da ihr gräßliches Gelachter. Wie Wölfe um den Baum, auf den ein Reiſender ſich rettete, harren ſie nur hungriger; ſie horchen auf den erſten Tritt, der dieſes Ufers ungeweihten Boden berührt; ſie ſteigen, den Staub von ihren Häuptern ſchüttelnd, auf, und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie. Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt. Spar' es für einen, dem die Götter freundlich ſind.

Iphigenie. Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt. Den gelben matten Schein des Todtenfluſſes ſeh' ich nur durch Rauch und Qualm.

Iphigenie. Haſt du nur Eine Schweſter, die Elektra heißt?

Oreſt. Die eine kannt' ich. Eine andre nahm ihr gut Geſchick bei Zeiten aus dem Elend unſres Hauſes. O! laß dein Fragen! und geſelle dich nicht auch zu den Erinnen. Sie blaſen ewig mir die Aſche von der Seele und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen vom Schreckensbrande unſeres Hauſes in mir ſtill verglimmen. Soll die Gluth denn ewig angefacht, mit Höllenſchwefel genährt, mir auf der Seele brennen!

Iphigenie. Süßes Rauchwerk bring' ich drauf. O, laß den Hauch der Liebe nicht unwillkommen dir den Buſen treffen! Oreſt! — mein Theurer! hat das Geleit der Schreckensgötter ſo jede Ader in dir aufgetrocknet? Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone, verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder? Ruft des vergoßnen Mutterblutes Stimme

zur Höll' hinab; o sollte einer reinen Schwester Wort hülfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?

Oreſt. Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben! Hat eine Rachegottheit ſich in dich verkleidet? Wer biſt du, daß du mit entſetzlicher Stimme mein Innerſtes in ſeinen Tiefen wendeſt!

Iphigenie. Es zeigt ſich dir im tiefen Herzen an Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien! ich lebe!

Oreſt. Du!

Iphigenie. Mein Bruder! — —

Oreſt. Laß! ich rathe dir's, o rühre mich nicht an! Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ein unauslöſchlich Feuer ſich von mir fort. Laß mich! wie Herkul will ich Unwürdiger den Tod voll Schmach in mich verſchloſſen ſterben.

Iphigenie. Du wirſt nicht untergehen, laß mich ein ruhig Wort von dir vernehmen! Löſ' meine Zweifel und gieb mir eine treue glückliche Gewißheit. Es walzt ein Rad von Freud' und Schmerz ſich durch meine Seele, mich ſchaudert vor dem fremden Manne, und mich reißt mein Innerſtes zum Bruder.

Oreſt. Iſt hier Lyäens Tempel, daß der unbändige Gott mit ſeiner Wuth die Prieſterin ergreift?

Iphigenie. O höre mich! o ſieh mich an! Wie mir es iſt, nach einer langen Reihe von Jahren, zum erſtenmal dem Liebſten was die Welt noch für mich trägt, das Haupt zu küſſen! und meine Arme, ſonſt den Winden nur ausgebreitet, um dich zu ſchließen! O laß mich! laß mich! denn es quillt heller nicht vom Parnaß die ewige Quelle ſprudelnd, ſo von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab, wie Freude mir vom Herzen wallend fließt und wie ein ſelig Meer mich rings umfangt! Oreſt, mein Bruder!

Oreſt. Schöne Nymphe, ich traue dir nicht! Spotte nicht des Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gott zu. Diana rächt ein Vergehen hart. Wie ſie der Männer Liebkoſen verachtet, fordert ſie ſtrenge Nymphen, und viele Helden haben ihre Rache ſchwer gefühlt. Wenn du gefällig biſt, ſo rette meinen Freund, der mit mir irrt. Auf jenem Pfade ſuch' ihn auf, weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner.

Iphigenie. Faſſe dich, Oreſt! erkenne mich! Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude nicht unbeſonnene ſtrafbare Luſt. O! nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Aug' und macht uns nicht im Augenblick des höchſten Glückes elend. Die längſt verlorne Iphigenie iſt hier, ſie ward in Aulis nicht geopfert; die Gnadenhand der Göttin rettete mich hieher und du Gefangner, Verurtheilter, ſieh! die Prieſterin iſt deine Schweſter.

Oreſt. Unſelige! ſo mag die Sonne denn die letzten Gräuel von Tantals Enkeln ſehen! War' nur Elektra hier, damit nicht ſie zu einem grauſamen Geſchick ihr Leben friſte. Gut Prieſterin! ich folg' dir zum Altar! der Brudermord iſt hergebracht in unſerm Stamm; und, Götter, nehmet Dank, daß ihr mich ohne Kinder auszurotten beſchloſſen habt. Und laß dir rathen! habe nicht den Tag zu lieb, noch die fröhlichen Sterne, und folge mir in Proſerpinens Reich hinab. Verderblicher als das Gewürm, das aus dem ſiedenden Schwefelſchlamm ſich zeugt, iſt, was von uns entſpringt. O! komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab! Du ſiehſt mich voll Erbarmen an. Laß ab! Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytemneſtra auch einen Weg nach ihres Sohnes Herzen; allein ſein Arm war aufgehoben und ſie fiel. Tritt auf, unwilliger Geiſt! Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien, und

wohnet dem willkomm'nen Schauſpiel bei! Es iſt das letzte und das gräßlichſte. Bisher vergoſſen wir das Blut aus Haß und Rache, nun wird zu dieſer That die Schweſterliebe gezwungen. Weine nicht! Leb' wohl! Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter. Doch ich bin reif. Ja! heb' das Meſſer hoch, reiße den Buſen auf, und öffne dieſen Strömen, die hier ſieden, einen Weg.

(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie. Allein zu tragen dieſes Glück und Elend vermag ich nicht. Wo find' ich Pylades den theuren Mann.

(ab.)

Zweiter Auftritt.

Oreſt (allein; wie erwachend). Noch einen! reiche mir aus Lethes Fluthen den letzten Becher! bald iſt der böſe Krampf des Lebens aus meinem Buſen weggeſpült, bald fließt mein Geiſt, wie in die Quelle des Vergeſſens ſelbſt verwandelt, zu euch ihr Schatten in die ewigen Nebel. In eurer Stille labt gefällige Ruhe den umgetriebnen Sohn der Erde! — Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn. Wer iſt die Schaar? Sie gehen friedlich mit einander, Alte und Junge, und Männer mit den Weibern. Sie ſind es, meine Ahnherrn! ja, ſie ſind's! Mit Thyeſten geht Atreus, und die Knaben ſchlüpfen vermiſcht um ſie herum. Iſt keine Feindſchaft mehr unter euch? iſt alle Rache mit dem Licht der Sonne vor euch verloſchen? ſo bin ich auch willkommen, ſo darf ich auch in euren feierlichen Zug mich miſchen. Willkommen Vater! euch grüßt Oreſt, von eurem Stamme der letzte Mann. Was ihr geſa't, hat er geerntet, mit Fluch

Lucinde.

Die Liebe, die gar viele Rechte gibt.

Claudine.

Verschon', o Gute, mich mit diesem Scherze!

Lucinde.

Du willst, o Freundinn, mir es nicht gestehn.
Vielleicht hast du noch selbst dir's nicht gestanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Fassung. Wie dein erster Blick
Ihn zog, und hielt, und die vielleicht auf ewig
Ein schönes Herz erwarb: denn er ist brav!
Als er auf seine Güter ging, und hier
Nur einen Tag sich hielt, war er sogleich
Von dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geschwind'
Und unter fremden Nahmen wieder her,
Läßt seinen Urlaub fast verstreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne dich
Nicht wieder fort zu reisen. Komm, gesteh!
Du gingst viel lieber gleich mit ihm davon.

beladen stieg er herab. Doch leichter wird hier jede Bürde, nehmt ihr ihn auf in euren Kreis. Dich Atreus ehr' ich, auch dich Thyesten, wir sind hier alle der Feindschaft los. Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal im Leben sah. Bist du's, mein Vater? und führst die Mutter vertraut mit dir? Darf Klytemnestra die Hand dir reichen, so darf Orest auch zu ihr treten, und darf ihr sagen: sieh deinen Sohn! Seht euren Sohn! heißt ihn willkommen! Auf Erden war's in unserm Haus ein Gruß zum Tod! und das Geschlecht des alten Tantals hat seine Freuden jenseit der Nacht. Willkommen! willkommen! o schließt mich um und führt zum Alten, zum Ahnherrn mich! Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe, das theure Haupt, das mit den Göttern zu Rathe saß. Ihr scheint zu zaudern! wollt ihr dem Enkel die Schmerzen sparen? soll er nicht sehen des Ahnherrn Qual, durch übermächtige Götter der Heldenbrust mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet?

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Orest. Pylades.

Orest. Seyd ihr auch schon herabgekommen! Wohl Schwester dir! Noch fehlt Elektra. Ein gütiger Gott send' uns die eine mit sanften Pfeilen auch schnell herab. Dich, armer Freund, muß ich bedauren. Kommt mit, kommt mit zu Pluto's Thron! es ziemt den Gästen, den Wirth mit Gruß zu ehren.

Iphigenie. Geschwister! die ihr an dem weiten Himmel das schöne Licht bei Tag und Nacht heraufbringt, und den Abgeschiedenen nimmer leuchtet, erbarmt euch unser! Du

weißt, Diana, wie du deinen Bruder vor allem liebst, was Erd' und Himmel faßt, und sehnend immer dein Angesicht nach seinem ew'gen Lichte wendest. Laß meinen einzigen, Spätgefundenen nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen, und ist dein Wille, daß du hier mich bargst, nunmehr vollender; willst du mir durch ihn und ihm durch mich die sel'ge Hülfe geben: so lös' ihn von den Banden der Furien, daß nicht die theure Zeit der Rettung uns entgehe.

Pylades. Erkennst du uns, und diesen heiligen Hain, und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet? Fühlst du den Arm des Freundes und der Schwester, die dich fest, noch lebend halten? Faß uns an! wir sind nicht leere Schatten. Merke auf das Wort, und raffe dich zusammen, denn jeder Augenblick ist theuer: unsre Rückkehr hangt an einem zarten Faden. —

Orest. Laß mich zum erstenmale seit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben. Ihr Götter, die ihr mit entsetzlichen Flammen die schweren Wetterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euren fruchtbaren Regen, mit fürchterlichen Donnerschlägen auf die Erde schmettert, und so die grausende Erwartung der Menschen sich in heilsamen Segen auflös't, wenn die Sonne wieder mit den Blättertropfen spielt und jeden grauen Rest getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt! — Laßt mich auch so in euren Armen danken. — Mir deucht, ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter sich fernab donnernd zuschlagen. Die Erde dampft mir wieder erquickenden Geruch, und ladet mich ein, auf ihren Flächen nach Lebensfreude und großer That zu jagen.

Pylades. Versäumt die Zeit nicht, die uns übrig bleibt.

und laßt den Wind der unsre Segel schwellt, erst unsre volle Freude zum Olympus bringen! Kommt! es bedarf hie schnellen Rath und Schluß.

Vierter Act.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie erschütternde schnelle Wechsel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk, als einen ruhigen Freund. Segnet unsern Pylades und sein Vorhaben! Er ist wie der Arm des Jünglings in der Schlacht, wie des Greisen leuchtend Auge in der Versammlung: denn seine Seele ist still, er bewahrt die Ruhe wie einen heiligen Schatz, und aus ihren Tiefen holt er für den Umgetriebenen Rath und Hülfe. Er hat mich vom Bruder losgerissen; den staunt' ich immerfort an, hielt ihn in meinen Armen und dachte an keine Gefahr. Jetzt gehn sie, listig ihren Anschlag auszuführen, nach der See, wo das Schiff mit den treuen Gefährten an irgend einer Felsenbucht aufs Zeichen lauert, und haben mir in den Mund gegeben, was ich sagen soll, wenn der König sendet, das Opfer zu beschleunigen. Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind, denn ich habe nicht gelernt, hinterhaltig zu seyn, noch jemand etwas abzulisten. — O weh' der Lüge! Die Brust wird nicht wie von einem andern, wahrgesprochenen Worte getrost und frei. Wer sie heimlich schmiedet, den ängstet sie, und wie

ein verſagender Pfeil kehrt ſie, losgedrückt, verwundend auf den Schützen zurück. Auch fürcht ich immer für meinen Bruder, daß ihn die Furien, wenn er aus dem heiligen Haine hervortritt, gewaltſam anfallen und unſre Rettung vereiteln. Den Arkas ſeh' ich kommen, o! dürft ich ihm ſagen, was mir im Herzen iſt.

Zweiter Auftritt.

Arkas. Iphigenie.

Arkas. Im Namen des Königs ſoll ich dir, Prieſterin, Beſchleunigung des Opfers gebieten.

Iphigenie. Es iſt an mir zu gehorchen, doch hat ein unvermuthet Hinderniß ſich in den Weg geſtellt.

Arkas. Was iſt's, das den Befehl des Königs hindern kann?

Iphigenie. Der Zufall, über den wir keine Meiſter ſind.

Arkas. So ſag' mir's an, daß ich's ihm ſchnell vermelde. Denn er beſchloß bei ſich der Beiden Tod.

Iphigenie. Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen. Der altſte dieſer Männer iſt ein verwünſchtes Haupt! Um einer Blutſchuld willen von Furien verfolgt und in des Wahnſinns abſcheuliche Bande gefeſſelt. Durch ſeine Gegenwart, und daß im Heiligthum das böſe Uebel ihn ergriff, ſind wir verunreint. Der Göttin Bild muß mit geheimer Weihung am Meer von mir und meinen Jungfrau'n erſt entſühnt und unſer Heiligthum gereinigt werden. Das ſag' dem König, ſag' ihm, daß er ſo lang' das Heer in Schranken halte, und Niemand aus dem Lager ſich in unſre Gränzen wage.

Arkas. Eh' du das heilige Werk beginnſt, ziemt ſich's,

dem König es zu melden; darum bis ich mit seinen Willen wiederkehre, so lang' halte noch den heiligen Zug zurück.

Iphigenie. Dieß ist allein der Priest'rin überlassen

Arkas. Solch seltnen Fall soll auch der König wissen!

Iphigenie. Hier kann sein Rath nicht helfen, sein Befehl nicht hindern.

Arkas. Doch will die Ehrfurcht, daß es also scheine.

Iphigenie. Erdringe nicht, was ich versagen sollte.

Arkas. Versage nicht, was gut und nützlich ist.

Iphigenie. Ich gebe nach, wenn du nicht säumen willst.

Arkas. Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager, und schnell mit seinem Wort bei dir zurück. O könnt' ich ihm noch eine Botschaft bringen, die alles löst'te, was uns jetzt verwirrt. Denn leider! hast du nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie. Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas. Noch wär' es Zeit, den Sinn zu ändern.

Iphigenie. Das steht nun einmal nicht in unsrer Macht.

Arkas. Du hält'st unmöglich, was dir Mühe kostet.

Iphigenie. Du hält'st das möglich, was dein Wunsch dir möglich macht.

Arkas. Um dein und unsertwillen wünsch' ich es.

Iphigenie. Dir sey für deine gute Meinung Dank.

Arkas. Willst du nun alles so gelassen wagen?

Iphigenie. Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas. Sie pflegen Menschen menschlich zu erretten.

Iphigenie. Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas. Ich sage dir, es liegt in deiner Hand! Des Königs aufgebrachter Sinn ist es allein, der diesen Fremden bittren Tod bereitet. Das Heer ist lang' entwöhnt der harten Opfer. Und manche von uns, bisher an fremde Ufer

verſchlagen, haben freundlicher Aufnahme hohen Werth dem Vaterlande verkündigt. Zwar ſind nicht Viele geneigt zu nachbarlicher Freundſchaft, doch Jeder ehrt dein Wort; denn vom Himmel gekommen achten ſie dich und vertrau'n, daß dir der Götter Wille bekannt iſt.

Iphigenie. Erſchütt're meine Seele nicht, da du ſie nicht bewegen kannſt.

Arkas. So lang es Zeit iſt, ſoll man keine Mühe ſchonen.

Iphigenie. Du machſt dir Müh' und mir vergebne Schmerzen.

Arkas. Die Schmerzen ſind's, die ich erregen möchte.

Iphigenie. Durch ſie wird Widerwille nicht getilgt.

Arkas. Giebt eine ſchöne Seele für Wohlthat Widerwillen?

Iphigenie. Ja, wenn für Wohlthat mehr als Dank verlangt wird. Hat Thoas mich durch ſeine Wohlthat erkaufen wollen, weiß ich ihm keinen Dank.

Arkas. Wer keine Neigung fühlt, iſt an Entſchuldigung reich. Dem König will ich deine Worte bringen. Und könnteſt du indeß in deiner Seele wiederholen, wie vortheilhaft ſein ganz Betragen zu dir ſpricht, von deiner Ankunft an bis dieſen Tag. (ab.)

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein). Sehr zur ungelegenen Zeit hat dieſer Mann meine Seele mit gefälligen Worten angegriffen. — Wie die hereinſtrömende Fluth das Ufer weither deckt und die Felſen überſpült, die im Sande liegen, kam die unerwartete

Freude und rasches Glück über mich. Wolken umgaben mich in lebendigem Traume; das Unmögliche hielt ich mit den Händen gefaßt. Wie von jenem Schlummer betäubt, da in sanften Händen Diana mich vom gewissen Tode hierher trug. Nur meinem Bruder zog das Herz sich nach, nur horcht' ich auf seines Freundes Rath, nach ihrer Rettung ging vorwärts meine Seele, Tauris lag wie der Boden einer unfruchtbaren Insel hinter dem Schiffenden. Jetzt hat dieser Mann meine Gedanken auf das Vergangene geleitet, durch seine Gegenwart mich wieder erinnert, daß ich auch Menschen hier verlasse, und seine Freundlichkeit macht mir den Betrug zwiefach verhaßt. — Ruhig meine Seele! Warum beginnst du zu schwanken? Doppelte Sorgen wenden dich hierhin und dorthin, und machen zweifelhaft, ob gut ist, was du vor hast. Zum erstenmal seit langer Zeit fühl' ich mich wieder eingeschifft und von den Wogen geschaukelt, taumelnd mich und die Welt verkennen.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Welche Nachricht von meinem Bruder?

Pylades. Die beste und schönste. Von hier begleitet' ich ihn, gesteh' ich, mit einiger Sorge, denn ich traute den Unterirdischen nicht, und fürchtete auf des Gestades ungeweihtem Boden ihren Hinterhalt. Aber Orest ging, die Seele frei, wie ich ihn nie gesehn, immer unsrer Errettung nachdenkend, vorwärts, und bemerkte nicht, daß er aus des heiligen Haines Gränzen sich entfernte. Wir waren dem Vorgebirge näher gekommen, das wie ein Widderhaupt in die

See ſteht. Dort hielten wir inne und beſchloſſen unſern Rath. Mit freiem Geiſte dacht' er kühnen Thaten nach; der Jugend ſchönes Feuer umloderte ſein Haupt; ich hielt ihn feſt und ſah' ihn fröhlich an, vergaß der Noth, der dringenden Gefahr, und pries der ſchnellen Retter gnadig Walten.

Iphigenie. Was habt ihr beſchloſſen?

Pylades. Auf dem Vorgebirge zündet er ein Feuer an, das Zeichen unſern lang' harrenden Freunden zur See.

Iphigenie. Wenn ſie nicht aufmerken oder vorüber gefahren ſind?

Pylades. Dann wäre neue Sorge. Jetzt iſt nur dieſe. Und wenn ſie's merken und landen in der beſtimmten Bucht, kommt er zurück und holt uns ab; wir nehmen ſtill das Bild der Göttin mit und ſtechen rudernd nach der vielgeliebten Küſte! Uns bleibet Raum, wenn auch nicht alles glückte, und ſchützet dein Verbot, das die Barbaren von dieſen Gränzen hält. Haſt du dem König, was wir abgeredet, vermelden laſſen?

Iphigenie. Ich habe, theurer Mann; doch wirſt du ſchelten? Dein Anblick iſt mir gleich ein ſchweigender Verweis. Dem Arkas ſagt' ich, was du mir in den Mund gelegt, und er verlangte, der ſeltenen Entſühnung Feier dem König erſt zu melden.

Pylades. Weh' uns! Haſt du dich nicht ins Prieſterrecht gehüllt?

Iphigenie. Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades. So wirſt du, reine Seele, dich und uns verderben! O! warum mußt' ich dich dir überlaſſen! du warſt nicht gegenwartig genug, dem Unerwarteten durch gewandte Liſt zu entgehn. Des Boten Wiederkunft erneuert die Gefahr. Laß uns bereit ſeyn, jede wegzuwenden. Verlangt' er uns

zu ſehn, und jenen Mann, der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt, ſo weiſ' ihn ab, als hielteſt du uns in dem Tempel wohl verwahrt. O! warum ſann ich nicht auf dieſen Fall voraus.

Iphigenie. Du haſt, erinnere dich, und ich geſteh', an mir liegt alle Schuld. Doch konnt' ich anders dem Manne nichts ſagen, denn er verlangt' es mit Ernſt und Güte.

Pylades. Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch unverzagt! Erwarte du des Königs Wort. Jetzt würde jede Eile Verdacht erwecken. Und dann ſteh' feſt! denn ſolche Weihung anzuordnen, gehört der Prieſterin, und nicht dem König. So ſchaff' uns Luft, daß, wenn die Freunde glücklich landen, wir ohne Aufſchub mit dem Bilde der Göttin entfliehn. Gutes prophezeit uns Apoll, denn eh' wir die Bedingung erfüllen daß wir die Schweſter ihm nach Delphos bringen, erfüllt ſich das Verſprechen ſchon. Oreſt iſt frei! Mit dem Befreiten o! führt uns günſt'ge Winde hinüber nach dem lang' gewünſchten Hafen. Lebendig wird Mycen, und du, o Heilige, wendeſt durch deine unbeſcholtne Gegenwart den Segen auf Atreus Haus zurück.

Iphigenie. Hör' ich dich, o Beſter: ſo wendet meine Seele, wie eine Blume der Sonne ſich nachwendet, deinen fröhlichen muthigen Worten ſich nach. O köſtliche Gabe iſt des Freundes tröſtliche Rede, die der Einſame nicht kennt; denn langſam reift in ſeinem Buſen verengt Gedank' und Entſchluß, den die glückliche Gegenwart des Liebenden bald entwickelt. Doch zieht, wie ſchnelle leichte Wolken über die Sonne, mir noch eine Bangigkeit vor der Seele vorüber.

Pylades. Zage nicht. Nur in der Furcht iſt die Gefahr.

Iphigenie. Nicht Furcht, ein edler Gefühl macht mir

bange. Den König, der mich gaſtfreundlich aufnahm, beraub' ich und betrüg' ich.

Pylades. Den beraub'ſt du, der deinen Bruder zu ſchlachten gebot?

Iphigenie. Es iſt eben der, und eine Wohlthat wird durch übles Bezeigen nicht ausgelöſcht.

Pylades. Das iſt nicht Undank, was die Noth erheiſcht.

Iphigenie. Es bleibt wohl Undank, nur die Noth entſchuldigt's.

Pylades. Die gültigſte Entſchuldigung haſt du.

Iphigenie. Vor andern wohl, doch mich beruhiget ſie nicht. Ganz unbefleckt iſt nur die Seele ruhig.

Pylades. So haſt du ſie im Tempel wohl bewahrt. Vor Menſchen iſt das halbbefleckte rein. So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet und verknüpft, daß keiner mit ihm ſelbſt noch andern ſich rein und unverworren halten kann. Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten. Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehn, iſt der Menſch beſtimmt. Denn ſelten ſchätzt er, was er gethan hat, recht, und was er thut, faſt nie.

Iphigenie. So fährt der wohl, der ſeine Seele fragt.

Pylades. Wenn ſie den nächſten Weg zur That ihm zeigt, dann hör' er ſie. Hält ſie ihn aber mit Zweifeln und Verdacht, dann geb' er anderm feſten Rath ein Ohr.

Iphigenie. Faſt überred'ſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades. Mich wundert, daß es Ueberredung noch bedarf. Den Bruder, dich zu retten, iſt nur Ein Weg; fragt ſich's ob wir ihn gehn?

Iphigenie. O laß mich zaudern! denn du thäteſt wohl ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen, dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues.
Claudine, ſieh mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht
Mich doppelt lachen, daß du endlich auch
Dich überwunden fühlſt, und daß du mir
Es g'rade ſo geſtehſt, als hätteſt du
Ein neues Kleid dir angeſchafft, und kämſt
Vergnügt zu einer Freundinn, ſie zu fragen,

Pylades. Wenn wir verloren sind, wem ist das Unrecht? O wage nicht, befest'ge deine Seele. Man sieht, du bist nicht an Verlust gewöhnt, da du, dem großen Uebel zu entgehn, ein falsches Wort nicht einmal opfern willst.

Iphigenie. O! hätt' ich doch ein männlich Herz, das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt, vor jeder andern Stimme widrig sich verschließt.

Pylades. Vergebens sträubst du dich gegen die Nothwendigkeit, die dir auferlegt, was du zu thun hast. Weis' Jedermann zurück aus diesem Hain, die geheimnißvolle Entsühnung ist ein gültiger Vorwand. In den Tiefen des alten Waldes geh' ich Oresten halben Wegs entgegen, vielleicht bedarf er mein. Vorsichtig will ich wiederkehren und vernehmen, was weiter geschehen ist. Bedenke, daß hier außer dir Niemand gebietet, und gebrauch's. Du hältst das Schicksal aller noch in Händen. Daß nicht aus Weichlichkeit es dir entschlüpfe!

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein). Folgen muß ich ihm, denn der Meinigen große Gefahr seh' ich vor Augen. Doch will mir's bange werden über mein eigen Schicksal. Vergebens hofft' ich still verwahrt bei meiner Göttin den alten Fluch über unser Haus verklingen zu lassen, und durch Gebet und Reinheit die Olympier zu versöhnen. Kaum wird mir in Armen ein Bruder geheilt, kaum naht ein Schiff, ein lang' erflehtes, mich an die Stätte der lebenden Vaterwelt zu leiten, wird mir ein doppelt Laster von der tauben Noth geboten. Das heilige, mir anvertraute Schutzbild dieses Ufers wegzurauben, und den König zu hintergehn. Wenn ich mit Betrug

und Raub beginne, wie will ich Segen bringen, und wo will ich enden? Ach, warum ſcheint der Undank mir, wie tauſend Andern, nicht ein leichtes unbedeutendes Vergehn! Es ſangen die Parzen ein grauſend Lied, als Tantal fiel vom goldnen Stuhl; die Alten litten mit ihrem Freund. Ich hört' es oft! In meiner Jugend ſang's eine Amme uns Kindern vor.

„Es fürchte die Götter das Menſchengeſchlecht! ſie haben Macht und brauchen ſie, wie's ihnen gefallt; der fürchte ſie mehr, den ſie erheben! Auf ſchroffen Klippen ſtehn ihre Stühle um den goldenen Tiſch. Erhebt ſich ein Zwiſt, ſo ſtürzt der Gaſt unwiederbringlich ins Reich der Nacht, und ohne Gericht liegt er gebunden in der Finſterniß. Sie aber laſſen ſich's ewig wohl ſeyn am goldnen Tiſch. Von Berg zu Bergen ſchreiten ſie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Rieſen erſtickter Mund, gleich andern Opfern, ein leichter Rauch. Von ganzen Geſchlechtern wenden ſie weg ihr ſegnend Aug' und haſſen im Enkel die ehmals geliebten und nun verworf'nen Züge des Ahnherrn." —

So ſangen die Alten, und Tantal horcht in ſeiner Höhle, denkt ſeiner Kinder und ſeiner Enkel, und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Act.

Erſter Auftritt.

Arkas. Thoas.

Arkas. Verwirrt geſteh' ich, o Herr, daß ich meinem Verdacht keine Richtung zu geben weiß, ob dieſe Geſang'nen

auf ihre Flucht heimlich sinnen, oder ob die Priesterin ihnen Vorschub thut? Es geht ein Gerücht: man habe am Ufer Gewaffnete gesehn, und der Wahnsinn des Menschen, die Weihe und der Aufschub, sind verschiedentlich auszulegen, nachdem man argwöhnt, streng' oder gelind.

Thoas. Ruf' mir die Priesterin herbei! dann geh' und durchsuche sorgfaltig das Ufer, wo es an den Hain gränzt. Schont seine heiligen Tiefen, aber in Hinterhalt ums Vorgebirge legt bewahrte Männer, und faßt sie, wie ihr pflegt.

(Arkas ab.)

Zweiter Auftritt.

Thoas (allein). Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen, erst gegen sie, die ich so heilig hielt, dann gegen mich, der ich sie zum Verrath durch meine Güte bildete. Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut, und lernt gar leicht gehorchen, wenn man ihn der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre sie in meiner Vorfahren rohe Hände gefallen, sie wäre froh gewesen, und hätte für ihr eigen Schicksal gedankt, und hätte sich gar gern mit fremdem Blut zum Leben jährlich wieder aufgewaschen. Güte lockt jeden verwegnen Wunsch herauf. Vergebens daß du Menschen durch sie dir zu verbinden hoffst; ein jeder sinnt sich nur ein eigen Schicksal aus. Zur Schmeichelei verwöhnt man sie, und widersteht man der zuletzt, so suchen sie den Weg durch List und Trug. Verjährte Güte giebt ein Recht und Niemand glaubt, daß er dafür zu danken hat.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Du forderſt mich! Was bringt dich zu uns her?

Thoas. Des Opfers Aufſchub iſt wichtig genug, daß ich dich ſelbſt darum befrage.

Iphigenie. Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas. Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie. Was hab' ich mehr zu ſagen, als daß die Göttin dir Friſt giebt, zu bedenken, was du thuſt.

Thoas. Sie ſcheint dir ſelbſt gelegen dieſe Friſt.

Iphigenie. Wenn du mit feſtem grauſamen Entſchluß die Seele verhärtet haſt, ſo ſollteſt du nicht kommen! Ein König, der das Unmenſchliche verlangt, find't Diener genug, die gegen Gnad' und Lohn den halben Fluch der That mit gierigen Händen faſſen. Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt; er ſinnt den Tod wie eine ſchwere Wolke, und ſeine Diener bringen flammend Verderben auf des Armen Haupt; er aber ſchwebt durch ſeine Höhen im Sturme fort.

Thoas. Wie iſt die ſanfte heil'ge Harfe umgeſtimmt!

Iphigenie. Nicht Prieſterin! nur Agamemnons Tochter. Du ehrteſt die Unbekannte, und der Fürſtin willſt du raſch gebieten? Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen; erſt meinen Eltern, und dann einer Gottheit, und dieſe Folgſamkeit iſt meiner Seele ſchönſte Freiheit. Allein dem Ausſpruch eines rauhen Mannes bin ich mich zu fügen nicht gewohnt.

Thoas. Nicht ich, ein alt Geſetz gebietet dieſes Opfer.

Iphigenie. Wir faſſen jed' Geſetz begierig an, das

unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient. Mir gebietet ein ander Geſetz, ein älteres, mich dir zu widerſetzen, das Geſetz, dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas. Es ſcheinen die Gefangnen dir beſonders angelegen; denn du vergißt, daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie. Ob ich rede oder ſchweige, kannſt du doch wiſſen, was ich denke. Löſ't die Erinnerung des gleichen Schickſals nicht ein verſchloſſen Herz zum Mitleid auf? Wie mehr denn meins! In ihnen ſeh' ich mich. Ich habe vorm Altare ſelbſt gezittert, des Todes Feierlichkeit umgab die Kniende. Schon zuckte das Meſſer, den lebevollen Buſen zu durchbohren, mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich, mein Auge brach, und ich fand mich gerettet. Sind wir, was uns die Götter gnädig bewährt, Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig? Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen?

Thoas. Gehorche deinem Dienſte, nicht dem König!

Iphigenie. Laß ab! Beſchöne nicht die Gewalt, womit du ein wehrloſes Weib zu zwingen denkſt. Ich bin ſo frei, als einer von euch! Ha! ſtünde hier Agamemnons Sohn dir gegenüber und du verlangteſt, was ſich nicht gebührt, ſo hat auch er ein Schwert, und kann die Rechte ſeines Buſens vertheidigen; ich habe nichts als Worte, und es iſt edel, hoch einer Frauen Wort zu achten.

Thoas. Ich achte ſie mehr als des Bruders Schwert.

Iphigenie. Das Loos der Waffen wechſelt hin und her. Doch ohne Hülfe gegen euren Trutz und Härte hat die Natur uns nicht gelaſſen. Sie gab dem Schwachen Liſt und eine Menge von Künſten, bald auszuweichen, zu verſpäten, umzugehn, und der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas. Wache Vorſicht vereitelt wohl die Liſt.

Iphigenie. Und eine reine Seele bedarf nicht ihrer, ich hab' ſie nicht gebraucht und werd' es nie.

Thoas. Verſprich nicht mehr als du zu halten denkſt.

Iphigenie. Könnteſt du ſehen, wie meine Seele durch einander kämpft, ein böſ' Geſchwür, das ſie ergreifen will, im erſten Anſatz muthig abzutreiben! So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen dich! Denn die ſchöne Bitte, ein anmuthiger Zweig in einer Frauen Hand gegeben ſtatt des Schwerts, iſt auch von dir unluſtig weggewieſen. Was bleibt mir nun, die Rechte meiner Freiheit zu vertheidigen? Soll ich die Göttin um ein Wunder rufen? Iſt in den Tiefen meiner Seele keine Kraft mehr?

Thoas. Du ſcheinſt mir wegen der Fremden übermäßig beſorgt. Wer ſind ſie? denn nicht gemeines Verlangen, ſie zu retten, ſchwingt deine Seele.

Iphigenie. Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen muß ich ſie halten.

Thoas. Landsleute! Du wünſcheſt deine Rückkehr wohl mit ihrer?

Iphigenie. Haben denn Männer allein das Recht, unerhörte Thaten zu thun und an die gewaltige Bruſt das Unmögliche zu drücken? Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd dem Erzähler? als was mit unwahrſcheinlichem Ausgang muthig begonnen ward. Der einſam in der Nacht ein Heer überfällt und in den Schlafenden, Erwachenden wie eine unverſehne Flamme wüthet, und endlich von der ermunterten Menge gedrangt, mit Beute doch, auf feindlichen Pferden wiederkehrt, wird er allein geprieſen? Wird's der allein, der einen ſichern Weg verachtend, den unſichern wählt, von Ungeheuern und Räubern eine Gegend zu befreien? Iſt uns nichts übrig? Und muß ein Weib, wie

jene Amazonen, ihr Geschlecht verläugnen, das Recht des Schwerts euch rauben und in eurem Blut die Unterdrückung rächen? Ich wende im Herzen auf und ab ein kühnes Unternehmen. Dem Vorwurf der Thorheit werd' ich nicht entgehn, noch großem Uebel, wenn es fehlschlagt; aber euch leg' ichs auf die Knie, und wenn ihr die wahrhaftigen seyd, wie ihr gepriesen werdet, so zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht die Wahrheit! — Vernimm, o König. Ja, ein Betrug gegen dich ist auf der Bahn; ich habe die Gefangenen, statt sie zu bewachen, hinweggeschickt, den Weg zur Flucht zu suchen. Ein Schiff harrt in den Felsenbuchten an der See, das Zeichen ist gegeben und es naht sich wohl. Dann kommen sie zurück, hierher, wir haben abgeredet, zusammen mit dem Bilde deiner Göttin zu entfliehn. Der eine, den der Wahnsinn hier ergriff und nun verließ, ist mein Bruder Oreſt, der andere sein Freund mit Namen Pylades. Apoll schickt sie von Delphos, das heilige Bild der Schwester hier zu rauben und dorthin zu bringen; dafür verspricht er meinem Bruder, den um der Mutter Mord die Furien verfolgen, von diesen Qualen Befreiung. Nun hab' ich uns alle, den Rest von Tantals Haus, in deine Hand gelegt. Verdirb uns, wenn du darfst.

Thoas. Du weißt, daß du mit einem Barbaren sprichst, und traust ihm zu, daß er der Wahrheit Stimme vernimmt?

Iphigenie. Es hört sie Jeder unter jedem Himmel, dem ein edles Herz, von Göttern entsprungen, den Busen wärmt. — Was sinnst du mir, o König, tief in der Seele? Ist's Verderben, so tödte mich zuerst! denn nun fühl' ich, in welche Gefahr ich die Geliebten gestürzt habe, da keine Rettung überbleibt. Soll ich sie gebunden sehn vor mir!

Mit welchen Blicken kann der Bruder von der Schweſter Abſchied nehmen! Ach ſie darf ihm nicht mehr in die geliebten Augen ſehn.

Thoas. Haben die Betrüger der langverſchloßnen, leichtgläubigen ein ſolch Geſpinnſt über die Seele geworfen.

Iphigenie. Mein König! Ich könnte hintergangen werden, diesmal bin ich's nicht. Wenn ſie Betrüger ſind, ſo laß ſie fallen. Verſtoße mich, verbanne auf irgend eine wüſte Inſel die thöricht Verwegene. Iſt aber dieß der langerflehte, geliebte Bruder, ſo laß uns! Sey uns freundlich. Mein Vater iſt dahin durch ſeiner Frauen Hand, ſie iſt durch ihren Sohn gefallen. In ihm liegt noch die letzte Hoffnung von Atreus Stamm. Laß mich mit reinen Händen, wie mit reinem Herzen hinübergehn, und unſer Haus entſühnen. Halte Wort! Wenn zu den Meinen mir Rückkehr zubereitet wäre, ſchwurſt du, mich zu laſſen! Sie iſt's! Ein König verſpricht, um Bittende los zu werden, nicht wie gemeine Menſchen auf den Fall, den er nicht hofft; ihn freut es, wenn er ein Verſprechen erfüllen kann.

Thoas. Unwillig, wie Feuer ſich gegen Waſſer wehrt, und ziſchend ſeinen Feind zu verzehren ſucht, ſo arbeitet in meinem Buſen der Zorn gegen deine freundlichen Worte.

Iphigenie. O! laß die Gnade, wie eine ſchöne Flamme des Altars, umkränzt von Lobgeſang und Dank und Freude lodern.

Thoas. Ich erkenne die Stimme, die mich ſo oft beſänftigt hat.

Iphigenie. O! reiche mir die Hand zum ſchönen Zeichen

Thoas. Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie. Um Guts zu thun, brauchts keiner Ueberlegung.

Thoas. Sehr viel, ob aus dem Guten Böses nicht entspringe!

Iphigenie. Zweifel schadet dem Guten mehr, als das Böse selbst. Bedenke nicht, gewähre wie du fühlst.

Vierter Auftritt.

Oreſt gewaffnet. Vorige.

Oreſt. Haltet sie zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht der Menge nicht, deckt mir und der Schwester den Weg zum Schiffe! Irgend ein Zufall hat uns verrathen! Komm! der Arm unserer Freunde hält uns zur Flucht geringen Raum.

Thoas. In meiner Gegenwart führt Keiner ungestraft das nackte Schwert.

Iphigenie. Entheiligt diesen Hain durch Wuth nicht mehr. Gebietet den Eurigen Stillstand und hört mich an.

Oreſt. Wer ist er, der uns drohen darf?

Iphigenie. Verehr' in ihm den König, meinen väterlichen Beschützer. Verzeih' mir, Bruder, aber mein kindlich Herz hat unser ganz Geschick in seine Hand gelegt; ich hab' ihm euren Anschlag rein bekannt, und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt. Gewährt' er dir und den Deinen Rückkehr?

Iphigenie. Dein gezogenes Schwert verbietet mir die Antwort

Oreſt. So sag'! Du siehst ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades, bald nach ihm Arkas.

Pylades. Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen die Unsrigen zusammen. Schon werden sie nach der See langsam zurückgedrängt. Welch eine Unterredung find' ich hier! und sehe des Königs heiliges Haupt!

Arkas. Gelassen, wie sich's dir ziemt, seh' ich dich, o König! den Feinden gegenüber. Wenig fehlt, so ist ihr Anhang überwaltigt. Ihr Schiff ist unser und ein Wort von dir, so steht's in Flammen.

Thoas. Geh' und gebiete den Meinen Stillstand! Es harre Jeder ohne Schwertstreich auf mein Wort.

(Arkas ab.)

Orest. Und du den Unsern! Versammle den Rest und harr't, welch einen Ausgang die Götter unsern Thaten zubereiten.

(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Thoas. Iphigenie. Orest.

Iphigenie. Befreit mich von Sorge, eh' ihr beginnt zu reden, denn ich muß unter euch bösen Zwist befürchten, wenn du, o König! nicht der Billigkeit Stimme vernimmst und du, mein Bruder, nicht der raschen Jugend gebeutst.

Thoas. Vor allen Dingen, denn dem Aeltern ziemt's den ersten Zorn anzuhalten, womit bezeugst du, daß du Agamemnons Sohn und dieser Bruder bist?

Wie dirh es kleidet. Sage mir geſchwind:
Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß es iſt wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, du? ein frohes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauſes, biſt du auch
Wie eine Müßiggängerinn gefangen?

Lucinde.

Und was noch ſchlimmer iſt —

Claudine.

Noch ſchlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht ſehr —

Claudine.

Du ſeufzeſt lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Oreſt. Dieß iſt das Schwert, mit dem er Troja umgekehrt, dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und bat die Götter um ſeinen Muth und Arm, und das Glück ſeiner Waffen und einen ſchönren Tod. Wähl einen von den Edlen deines Heers heraus und ſtelle mir ihn gegenüber. So weit die Erde Heldenſöhne nährt, iſt dem Ankömmling nicht dieß Geſuch verweigert.

Thoas. Unſere Sitte geſtattet dieſes Vorrecht dem Fremden nicht.

Oreſt. So laß die edle Sitte durch uns hier beginnen. Seltne Thaten werden durch Jahrhunderte nachahmend zum Geſetz geheiligt.

Thoas. Nicht unwerth ſcheinen deine Geſinnungen der Ahnherrn, deren du dich rühmſt, zu ſeyn. Ich habe keine Söhne, die ich dir ſtellen kann. Meiner Edlen und Tapfern Schaar iſt groß, doch auch in meinen Jahren weich' ich keinem, und bin bereit, mit dir das Loos der Waffen zu verſuchen.

Iphigenie. Mit nichten, König; es braucht des blutigen Beweiſes nicht. Enthaltet die Hand vom Schwert um meinetwillen. Denn raſch gezogen, bereitet's irgend einen rühmlichen Tod, und der Name des Gefall'nen wird auch gefeiert unter den Helden. Aber des zurückbleibenden Verwaiſ'ten unendliche Thränen zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt von tauſend durchweinten Tagen und Nächten, wo eine große Seele den einzigen Abgeſchiedenen vergebens zurückruft. Mir iſt ſelbſt viel daran gelegen, daß ich nicht betrogen werde, daß mich nicht irgend ein frevelhafter Räuber vom ſichern Schutzort in die böſe Knechtſchaft bringe. Ich habe Beide um den mindeſten Umſtand ausgefragt und redlich ſie befunden. Auch hier auf ſeiner rechten Hand das

Maal wie von drei Sternen, das am Tage seiner Geburt zwar unvollkommen sich schon zeigte, und das Weissager auf schwere Thaten mit dieser Faust zu üben deuteten. Dann zwischen seinen Augenbraunen zeigt sich noch die Schramme von einem harten Fall. Elektra, die immer heftige und unvorsichtige, ließ ihn als Kind auf eine Stufe aus ihren Armen stürzen. Ich will dir nicht das betrügliche Jauchzen meines innersten Herzens auch als ein Zeichen der Versicherung geben.

Siebenter Auftritt.

Pylades kommt zurück; bald nach ihm Arkas. Vorige.

Thoas. Wenn auch dieß allen Zweifel hübe, seh' ich doch nicht, wie ohne der Waffen Ausspruch wir enden können. Du hast bekannt, daß sie das Bild der Göttin mir zu rauben gekommen sind. Es möchte nun wohl schwer fallen, den Anschlag zu vollführen. Den Griechen lüstet's öfter nach der Barbaren Gütern, dem goldnen Vließe, und den schönen Pferden. Doch haben sie nicht immer durch Gewalt und List gesiegt.

Orest. Das Bild, o König! soll uns nicht entzwein; es war ein Irrthum, den wir, und besonders mein Freund, in unsrer Seele befestigt. Als nach der Mutter unglücklichem Tode mich die Furien unablässig verfolgten, fragt' ich beim Delphischen Apoll um Rath und um Befreiung. „Bringst du die Schwester, so war seine Antwort, vom Taurischen Gestade mir her nach Delphos, so wird Diana dir gnädig seyn, dich aus der Hand der Unterirdischen retten." Wir legten's von Apollens Schwester aus, und er verlangte dich.

Diana löſ't nunmehr die alten Bande, und giebt dich uns zurück. Durch deine Berührung ſollt' ich wunderbar geheilt ſeyn. In deinen Armen faßte noch das gottgeſandte Uebel mich mit allen ſeinen Klauen und ſchüttelte zum letztenmal entſetzlich mir das Mark, und dann entfloh's wie eine Schlange zu ſeinen Höhlen, und ich genieße neu durch dich das Licht des Tags. Schön löſ't ſich der verhüllte Rathſchluß der Göttin auf. Gleich einem heil'gen Bilde, woran der Stadt Geſchick durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt, nahm ſie dich weg, dich Schützerin des Hauſes, und hub dich fern in ihrer eignen Wohnung, zum Segen deines Bruders und der Deinen auf, wo alle Rettung auf der weiten Erde verbannt ſchien. Wenn du friedlich geſinnt biſt, o König, ſo halte ſie nicht auf, daß ſie mit reiner Weihe mich ins entſühnte Haus der Väter bringe und die ererbte Krone auf das Haupt mir drücke. Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht, und laß mich meines nähern Rechts genießen. Vergieb uns unſern Anſchlag, unſre Künſte. Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm, ſind durch die ſchöne Wahrheit, durch das kindliche Vertrauen beſchämt.

Iphigenie. Denk' an dein Wort und höre dieſe Rede, die aus einem Munde kommt, der treu iſt und grad. Verſagen kannſt du's nicht; gewähr's uns bald.

Thoas. So geht!

Iphigenie. Nicht ſo, mein König! Ohne deinen Segen, in Unzufriedenheit will ich nicht ſcheiden. Verbann' uns nicht, laß zwiſchen den Deinen und uns ein freundlich Gaſtrecht künftig walten, ſo ſind wir nicht auf ewig abgeſchieden. Ich halte dich ſo werth, als man den zweiten Vater halten kann, und ſo ſoll's bleiben. Kommt der Geringſte deines Volks einmal zu uns, der nur den Ton der Stimme hat, die ich

an euch gewohnt bin; ſeh' ich eure Tracht auch an dem Aermſten wieder: ſo will ich ihn empfangen wie einen Gott, ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten, ihn auf einen ſchönen Stuhl ans Feuer zu mir ſetzen, und nur nach dir und deinem Schickſal fragen. O! geben dir's die Götter leuchtend, wie du's verdienſt! Leb' wohl!

O wende dich, und gieb für unſern Segen den deinigen zurück: ein holdes Wort des Abſchieds! Sanfter ſchwellt der Wind die Segel, und lindernde Thranen löſen ſich gefälliger vom Auge des Scheidenden. Leb' wohl und reiche zum Pfand der alten Freundſchaft mir deine Rechte!

Thoas. Lebt wohl!

Erwin und Elmire.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Den kleinen Strauß, den ich dir binde
Pflückt' ich aus dieſem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf Belinde!
Der kleine Strauß, er iſt von mir.

Perſonen.

Olimpia.
Elmire, ihre Tochter.
Bernardo.
Erwin.

Der Schauplatz iſt nicht in Spanien.

Olimpia tritt herein, und findet **Elmiren** traurig an einem Tiſche ſitzen, auf den ſie ſich ſtemmt. Die Mutter bezeigt ein zärtliches Mißvergnügen, und ſucht ſie zu ermuntern.

Olimpia.

Liebes Kind, was haſt du wieder?
Welch ein Kummer drückt dich nieder?
Sieh! wie iſt der Tag ſo ſchön;
Komm, laß uns in Garten gehn.

War das ein Sehnen,
War das ein Erwarten:
Blühten doch die Blumen!
Grünte doch mein Garten!

Sieh! die Blumen blühen all,
Hör'! es ſchlägt die Nachtigall.

Was haſt du? ich bitte dich, was haſt du? — Klage, ſo lange du willſt, nur das Schweigen iſt mir unausſtehlich.

Elmire. Liebe Mama, man giebt ſich den Humor nicht ſelbſt.

Olimpia. Wenn's Humor wäre, wollt' ich kein Wort ſagen. Wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft, daß du einen Morgen nichts reden magſt, oder bei Tiſche das Maul hängſt, ſag' ich da was drüber? Hat man jemals eine ſchönere Haushaltung geſehen, als unſre, da man einander aus dem

Wege geht, wenn man üblen Humors iſt? Nein Liebchen, du ſollſt nicht lachen, wenn dir's weinerlich iſt; aber ich wollte, daß dir's nicht weinerlich wäre. Was iſt dir, was fehlt dir? Sag's! Rede!

Elmire. Mir? Nichts, Mama.

Olimpia. Da ſey Gott vor, daß du ſo ohne Urſache den Kopf hangſt. Nein, das iſt nichts. Und doch begreif' ich nicht — Daß ein Madel den Kopf hängt, die auf Erlöſung paßt, wenn die nicht kommen will, das iſt natürlich! daß eine verdrießlich iſt, die nach allen Mannsleuten angelt und keinen fängt, ſehr natürlich. — Iſt denn das dein Fall? Du, die du ſechſe haben kannſt für einen, die du eine Mutter haſt, die ſagt: nimm, welchen du wilt von den ſechſen, und wenn dir ein ſiebenter etwa in die Augen ſticht, dir etwa am Herzen liegt, ſag' mir ihn, nenn' mir ihn! Wir wollen ſehn, wie wir ihm ankommen. Und doch immer Thränen in den Augen! Biſt du krank, willſt mir's nicht ſagen?

Elmire. Ich bin ja luſtig.

(Sie lächelt, und wiſcht ſich die Augen.)

Olimpia. Das iſt eine aparte Art von Luſtbarkeit. Unterdeß ich will's ſo annehmen. (Treffend.) Ich weiß wohl, wo dir's ſtickt!

Elmire (lebhaft). Liebe Mama!

Olimpia (nach einer Pauſe). An all dem Mißvergnügen, der üblen Laune unſrer Kinder ſind wir ſelber Schuld, iſt die neumodiſche Erziehung Schuld. Ich fuhl's ſchon lang!

Elmire. Liebe Mama, daß Sie doch nie die Sorge gereuen möchte, die Sie auf mich verwendet haben!

Olimpia. Nicht das, meine Tochter. Ich ſag's deinem Vater oft; er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder aus dir gemacht haben, du wurdeſt's und biſt nicht glücklicher.

Elmire. Sie schienen doch sonst mit mir zufrieden zu seyn.

Olimpia. Und bin's noch, und hätte gar nichts zu klagen, wenn du nur mit dir selbst zufrieden warst. Wie ich jung war, ich weiß nicht, es war alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor: sie lobten thöricht das Vergangene, und verachteten das Gegenwärtige, weil sie kein Gefühl dafür haben. Aber wahr bleibt wahr. Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unsre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild seyn, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsre leinene Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus, und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun, wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben sehn. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt, und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen vieren zu trappeln.

Elmire. Darf ich sagen Mama, daß Sie ungerecht sind, ein wenig übertreiben, und die gute Seite nicht sehen wollen. Welche Vorzüge giebt uns die gegenwärtige Erziehung! die doch noch lang nicht allgemein ist.

Olimpia. Deſto beſſer! Vorzüge? Ich dachte, der größte Vorzug in der Welt ware, glücklich und zufrieden zu ſeyn. So war unſere Jugend. Wir ſpielten, ſprangen, larmten, und waren ſchon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballſpiel ergötzte, und nahmen Manner, ohne kaum was von einer Aſſemblee, von Kartenſpiel, und Geld zu wiſſen. Wir liefen in unſern Hauskleidern zuſammen, und ſpielten um Nuſſe und Stecknadeln, und waren herrlich dabei; und eh man ſich's verſah, paff! hatten wir einen Mann.

Elmire. Man kriegt heut zu Tage auch Manner, und iſt auch luſtig.

Olimpia. Aber wie? Da führen ſie ihre Kinder zuſammen. Sie ſitzen im Kreis, wie die Damen; trinken ihren Kaffee aus der Hand, wie die Damen, ſtatt daß man ſie ſonſt um einen Tiſch ſetzte und es ihnen bequem machte; ſo müſſen ſie anſtandig ſeyn, wie die Damen; und auch Langeweile haben, wie die Damen; und ſind doch Kinder von innen, und werden durchaus verdorben, weil ſie gleich von Anfang ihres Lebens nicht ſeyn dürfen, was ſie ſind.

Elmire. Unterdeſſen, unſre Lebensart verlangt's doch jetzt. Wenn wir erzogen würden, wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Geſellſchaft ſpielen.

Olimpia. Was für eine Figur, Madchen? die Figur, die eure Mutter geſpielt haben, und deren ihr euch nicht zu ſchamen haben wurdet. Glaubſt du denn nicht, daß man ein angenehmes Madchen, eine rechtſchaffne Frau werden könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat, ein Kind zu ſeyn. Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er ſich über mein häusliches Leben zu beklagen. Ich ſage dir, die Kinderſchuhe treten ſich von ſelbſt

Claudine.

Seh' ich nun,

Daß du nur spottest.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne niemand frey und weise sich
Vor seinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.
Du siehst den Fall, und du verwunderst dich?
Das klügste Mädchen macht den dümmsten
Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amors leichte Pfeile fliegen
Von dem schlanken goldnen Bogen;
Mädchen, seyd ihr nicht getroffen?
Es ist Glück! Es ist nur Glück.

Warum fliegt er so in Eile?
Jene dort will er besiegen;
Schon ist er vorbey geflogen;
Sorglos bleibt der Busen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

aus, wenn ſie einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menſchenverſtand hat, kann ſie ſich in alles fügen. Gewiß! die beſten, die ich unter unſerm Geſchlecht habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigſten gewendet hatte.

Elmire. Unſre Kenntniſſe, unſre Talente!

Olimpia. Das iſt eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft, oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlfanzerei nichts; wir tappelten unſer Liedchen, unſern Menuet auf dem Clavier, und ſangen und tanzten dazu; jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Inſtrumenten, ſie werden auf die Geſchwindigkeit dreſſirt, und müſſen, ſtatt einfacher Melodien, ein Geklimpere treiben, das ſie angſtigt und nicht unterhalt; und wozu? Um ſich zu produciren! Um bewundert zu werden! Vor wem? wo? — Vor Leuten, die's nicht verſtehen, oder plaudern, oder nur herzlich paſſen, bis ihr fertig ſeyd, um ſich auch zu produciren, und auch nicht geachtet, und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatſcht zu werden.

Elmire. Das iſt nie meine Art geweſen. Ich habe immer mehr für mich gelebt, als für andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die ſich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.

Olimpia. Und machen jetzt dein Elend. Was ſind alle die edelſten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo ſie nicht befriedigt werden können, wo alles dagegen zu arbeiten ſcheint! Giebt das nicht Anlage zum tiefſten Mißvergnügen, Anlaß zum ewigen Klagen?

Elmire. Ich beklage mich nicht.

Olimpia. Nicht mit Worten, doch leider mit der That.

Was hat ein Mädchen zu wünschen? Jugendliche Freuden zu haben? Die erlaub' ich dir. Ihre kleine Eitelkeit zu befriedigen? Ich lasse dir's an nichts fehlen. Zu gefallen? Mich däuchte, du gefielst. Freier zu haben? Daran fehlt dir's nicht. Einen gefälligen rechtschaffnen wohlhabenden Mann zu bekommen? Du darfst nur wählen! Und hernach ist es deine Sache, eine brave Frau zu seyn, Kinder zu kriegen, zu erziehen, und deiner Haushaltung vorzustehn; und das giebt sich dünkt mich alles von selbst. Also Summa Summarum (sie klopft ihr auf die Backen) bist du ein Närrchen! Nicht wahr, Elmire?

Elmire (in Bewegung). Ich möchte — —

Olimpia. Nur nicht aus der Welt laufen, das verbitt' ich mir. Ich glaube, du gingst jetzo ins Kloster, wenn man dir die Freiheit ließe.

Elmire. Warum nicht?

Olimpia. Liebes Kind, ich versichre dich, es würde dir dort nicht besser werden, als dir's hier ist. Ein bißchen schwer ist's, sich mit sich selbst vertragen, und doch im Grund das einzige, worauf's ankäme. Jetzt da der junge Erwin; der hatte auch solche Knöpfe, es war ihm nirgends wohl. Und verzeih' ihm Gott den dummen Streich, und die Noth, die er seiner Mutter macht. Ich begreif's nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, war sonst auch ein Mensch nicht zur Ausschweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst ist's, die ihn in's Elend stürzt.

Elmire (bewegt). Glauben Sie, Mama!

Olimpia. Was ist natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Noth kommen, er wird kümmerlich sein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehn.

Elmire. Gott im Himmel!

Olimpia. Ich verſichre dich, wenn dadrauſſen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingeſperrt.

Elmire (verlegen). Erwin!

Olimpia. Es war ein lieber, guter Junge. Sonſt ſo ſtill, ſo ſanft! Wie beliebt war er bei Hofe! Seine Geſchicklichkeit, ſein Fleiß erſetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Er iſt von gutem Hauſe, ihm würd' es an Verſorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieſer Entſchließung gebracht hat — Höre Liebchen! Wenn du nicht in Garten willſt, ſo geh' ich allein.

Elmire. Erlauben Sie, Mama —

Olimpia. Ich will dich nicht irren. Komm nach, wenn du willt. (ab.)

Elmire (allein). Liebſte, beſte Mutter! Wie viel Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder, und ſind für ihre dringendſten Empfindungen taub; und dieſe Mutter vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Antheil an meinem innerſten Herzen. Wo bin ich? Was will ich? Warum vertraut' ich ihr nicht ſchon lang meine Liebe und meine Qual? Warum nicht eh? Armer Erwin! Sie wiſſen nicht, was ihn quälte, ſie kannten ſein Herz nicht! — Weh dir Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachteſt! Wie rein, wie zärtlich war ſeine Liebe! War er nicht der edelſte von allen, die mich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltſinn, mit anſcheinender Verachtung begegnen, bis ſein Herz brach, bis er, in dem Ueberfall des heftigſten Schmerzes, ſeine Mutter, ſeine Freunde, und ach! vielleicht die Welt verließ — Schrecklicher Gedanke! er wird mich ums Leben bringen.

Erwin! o ſchau', du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen! Welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter! welche Liebesgluth.

Erwin! o ſchau', du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

Bernardo (kommt). Gnädiges Fräulein, wie ſteht's? Ums Himmelswillen, welche Miene! Verſprechen Sie mir nicht, ſich zu beruhigen.

Elmire. Habt ihr Nachricht von ihm, Bernardo? habt ihr Nachricht?

Bernardo. Mein Fräulein —

Elmire. Ihr habt keine, ich ſeh's, ich fühl's euch an; das iſt wieder das unerträgliche Alltagsgeſicht, das ihr macht.

Bernardo. Sonſt war Ihnen doch mein Geſicht nicht unerträglich! Sie ſchienen die Ruhe der Seele zu ſchätzen, die mich begleitet.

Elmire. Schätzt man doch alles, was man nicht hat. Und einem jungen wühlenden Herzen, wie beneidenswerth muß ihm der ewige Sonnenſchein über euern Augenbraunen ſeyn!

Bernardo. Iſt's denn nichts?

Elmire. Stille nur, du ergrimmſt mich. Wenn man

euch kennen lernt, und ſo ſieht, daß all eure Weisheit Mangel an Theilnehmung iſt, und daß ihr in mitleidigem Erbarmen auf uns herabſeht, weil euch das mangelt, was wir doch haben —

Bernardo. Ein allerliebſter Humor!

Elmire. Erwin?

(Bernardo ſchweigt.)

Elmire. Er iſt verloren, und ich bin elend auf ewig!

Bernardo. Ueberlaſſen Sie der Zeit dieſen Schmerz zu lindern. Glauben Sie mir, alle Empfindungen werden nach und nach ſchwächer, und wie eine Wunde verwachſ't, ſchwindet auch der Kummer aus der Seele.

Elmire. Abſcheulich! abſcheulich!

Bernardo. Was hab' ich verbrochen, daß Sie auf mich zürnen? Weil ich Ihnen Muth zuſpreche, ſind Sie aufgebracht? Nehm' ich nicht am warmſten Antheil an Erwinens Schickſal, liebt' ich den Knaben nicht, wie meinen Sohn? — Nun, daß wir am Ende alle ſterblich ſind —

Elmire. Unglücksvogel!

Bernardo.

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth;
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Verweine nicht die ſchönſten Zeiten;
Ich wett', ich freie dir den zweiten,
Jung, ſchön, und reich; keine Gefahr!
Wie manche trüge kein Bedenken,

Dem Andern Herz und Hand zu ſchenken,
So würdig auch der Erſte war!

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth;
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Elmire. Ich erkenne dich nicht, Bernardo. Es fällt mir von den Augen, wie ein Schleier. So hab' ich dich noch nie geſehen. Oder biſt du betrunken? ſo geh', und laß deinen Rauſch bei einem Kammermadchen aus.

Bernardo. Mir das, Fräulein?

Elmire. Du ſiehſt, ich möchte dich vertheidigen. Biſt du nicht der Mann, der in meiner erſten Jugend mir das Herz zu beſſern Empfindungen öffnete; der nicht nur mein franzöſiſcher Sprachmeiſter, ſondern auch mein Freund und Vertrauter war. Du kommſt, meines Schmerzes zu ſpotten, ohngefähr, wie ein reicher wollüſtiger Eſel ſeine Gemeinſprüche bei ſo einer Gelegenheit auskramen würde.

Bernardo. Soll ich Sie verderben? Soll ich Ihnen mit leerer Hoffnung ſchmeicheln? Handl' ich nicht nach meinem Gewiſſen, wenn ich Sie auf alle Weiſe zu bewegen ſuche, ſich dem Schickſal zu ergeben?

Elmire. Wenn ihr nur begreifen könntet, daß das gar nicht angeht. Schmerzenvolle Erinnerung, du biſt das Labſal meiner Seele! Wäre er nicht ſo ſittſam, ſo gut, ſo demüthig geweſen, ich hätte ihn nicht ſo geliebt, und er wäre nicht unglücklich; er hätte merken müſſen, daß ich mich oft nach

ihm umſah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher eitler Verehrer zurücktrat. Nahm ich nicht ſeine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht ſeine Früchte — doch immer fällt's über mich, unerwartet fällt's über mich in dem Augenblick, da ich mich ſehnlichſt entſchuldigen möchte! Ich habe ihn gepeinigt, ich hab' ihn unglücklich gemacht.

Bernardo. Wenn das ſo fort geht, will ich mich empfehlen. Das iſt nicht auszuſtehen, wie Sie ſich ſelbſt quälen!

Elmire. Und ihn, ich hab' ihn nicht gequält? Habe nicht durch eitle leichtſinnige Launen ihm den tiefſten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwei Pfirſchen brachte, auf die er ſo lang ein wachſames Auge gehabt hatte, die ein ſelbſt gepfropftes Bäumchen zum erſtenmale trug! Er brachte mir ſie, mir klopfte das Herz; ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtſinn genug, nicht Leichtſinn, Bosheit! auch das drückt's nicht aus! Gott weiß, was ich wollte — ich präſentirte ſie an die gegenwärtige Geſellſchaft. Ich ſah ihn zurückweichen, erblaſſen, ich hatte ſein Herz mit Füßen getreten.

Bernardo. Er hatte ſo ein Liedchen, mein Fräulein; ein Liedchen, das er wohl in ſo einem Augenblick dichtete.

Elmire. Erinnerſt du mich daran! Schwebt mir's nicht immer vor Seel' und Sinn! Sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und jedesmal da ich's ende, iſt mir's als hätt' ich einen Gifttrank eingeſogen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,

Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen!
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt,
Ach nur! Ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie! durch sie,
Zu ihren Füßen doch!

Bernardo. Das wäre denn nun wohl recht gut und schön, nur seh' ich kein End' in der Sache. Daß Sie, mein Fräulein, ein zartliches liebes Herz haben, das weiß ich lange. Daß Sie es unter dieser gleichgültigen manchmal spottenden Außenseite verbergen können, das ist Ihr Glück; denn dieß hat Sie doch von manchem Windbeutel gerettet, der im Anfang vielleicht durch scheinende gute Eigenschaften einigen Eindruck auf Sie gemacht hatte. Daß nun der arme Erwin drüber unglücklich geworden ist, haben Sie sich nicht zuzuschreiben.

Cimire. Ich weiß, daß du Unrecht hast, und kann dir doch nicht widersprechen; heißt man das nicht einen Sophisten,

Bernardo? Mit all deinen Vernünfteleien wirſt du mein Herz nicht bereden, mir zu vergeben.

Bernardo. Gut, wenn Sie von mir nicht abſolvirt ſeyn wollen, ſo nehmen Sie ihre Zuflucht zu einem Beichtiger, zu dem Sie mehr Vertrauen haben.

Elmire. Spotteſt du? Ich ſage dir Alter, daß in ſolcher Lage der Seele nirgends Troſt zu hoffen iſt, als den uns der Himmel durch ſeine heiligen Diener gewährt. Gebet, thränenvolles Gebet, das mich auf meine Knie wirft, wo ich mein ganzes Herz drinne ausgießen kann, iſt das einzige Labſal meines gequalten Herzens, der einzige troſtvolle Augenblick, den ich noch genieße.

Bernardo. Beſtes edelſtes Mädchen! mein ganzes Herz wird neu, mein Blut bewegt ſich ſchneller, wenn ich Sie ſehe, wenn ich Ihre Stimme höre. Ich bitte Sie, verkennen Sie mich nicht. Alles in der Welt, wo ich Güte des Herzens, Größe der Seele finde, erinnert mich an Sie. Jede gute Stunde wünſcht' ich mit Ihnen zu theilen. Ach! ehegeſtern, wie hab' ich an Sie gedacht, wie hab' ich Sie zu mir gewünſcht!

Elmire. Iſt Ihnen auf Ihrer Spazierreiſe eine treffliche Gegend aufgeſtoßen? Haben Sie ein Schauſpiel reizender Unſchuld, einfachen natürlichen Glücks begegnet?

Bernardo. O meine Beſte! wie ſoll ich's Ihnen ausdrücken, wie ſoll ich's Ihnen erzählen! Ich ritt früh von meinem Freunde dem Pfarrer weg, um zeitig in der Stadt zu ſeyn. Allein bald nach Sonnenaufgang kam ich in das ſchöne Thal, wo der kleine Fluß lieblich im Morgennebel hinunter wallte; ich ritt über die Furth, und ſollte nun quer weiter meinen Weg. Da war's nun, wie ich hinab ſah, gar zu ſchön! gar zu ſchön das Thal hin; ich denke: du haſt

Zeit, findeſt dich unten ſchon wieder, und ſo weiter — ritt ich am Fluß ganz gelaſſen hinunter.

Elmire. Du wünſchteſt mich gewiß zu dir; ſo ein Morgen im Thale!

Bernardo. Hören Sie, mein Fraulein! ja, ich dachte an Sie, an Ihre Trauer, und murrte heimlich über das Schickſal, das die beſten Herzen zu ſolcher Noth geſchaffen hat. Ritte dann ein Waldchen hinein, kam wieder an den Fluß, dann über Hügel, und wollte auf meinen Weg wieder links einlenken, und fand, daß ich meine Direction verloren hatte. Ich zerſtudirte mich nach der Sonne, ſtieg ab, führte mein Pferd durch unwegſames Gebuſch, zerkratzte mich in den Sträuchen, zerſtolperte mich, und ſtund, eh ich mich's verſah, wieder mit der Naſe vor dem Fluß, der mit wunderbaren Krümmungen dahinablauft. Es wurde felſiger, ſteiler; ich konnte weder auf noch ab; weder hinter mich noch vor mich.

Elmire. Armer Ritter!

Bernardo. An meiner Stelle hatten Sie gewiß auch nicht gelacht. Aber wie war's mir, als ich aus dem Gebüſche mit freundlicher trauriger Stimme einen Geſang ſchallen hörte! Es war ein ſtilles andachtiges Lied. Ich rufe! ich gehe darauf los, ich ſchleppe mein Pferd hinter mir drein. Siehe! da erſcheint mir ein Mann, voll Wurde, edlen Anſehens, mit langem weißem Bart; und Jahre und traurige Erfahrung haben ſeine Geſichtszüge in unzahlige bedeutende Falten gepreßt.

Elmire. Wie wurd's Ihnen bei dem Anblick?

Bernardo. Wohl! ſehr wohl! ich glaubte an Engel und Geiſter mehr als jemals in dieſem Augenblick. Als er den Verirrten ſah, bat er mich, in ſeine Hutte einzukehren: ich bedurfte einiger Erholung, und er verſprach mir die Pfade

Claudine.

Doch ich begreife nicht, wie du ſo leicht
Das alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran! Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich gegrüßt und angeſehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet,
Und mir geſagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche, daß ich ihn
Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

durchs Gebüsch zu zeigen, die mich der Stadt gar bald nahe bringen sollten, und so folgt' ich ihm. O meine Beste, welche Empfindung fiel über mich her! alles, was wir von romantischen Gegenden geträumt haben, hält dieses Plätzchen in einem. Zwischen Felsen, etwas erhaben über den gedrängten Fluß ein sanftsteigender Wald, tiefer hinab eine Wiese, und sein Gärtchen, das alles überschaut, und seine Hütte, die Reinlichkeit, die Armuth, seine Zufriedenheit! — Was beschreib' ich! Was red' ich! Sie sollen ihn sehn.

Elmire. Wenn's möglich wäre.

Bernardo. Sie sollen! Sie müssen! Nie wird aus meinem Herzen der Eindruck verlöschen, den er drinne zurückließ. Ich mag die goldnen Worte nicht wiederholen, die aus seinem Munde flossen. Sie sollen ihn selbst hören, Sie sollen entzückt werden, und beruhigt in Ihrem Herzen zurückkehren.

Elmire. Du mußt meine Mutter bereden, ja Bernardo. Aber allein mit dir will ich hin! Will hin! die Wirklichkeit des Traums, der Hoffnung zu sehen, die ich mir in einsamen Stunden mache; so entfernt der Welt in mich selbst gekehrt mein Leben auszuweinen, und an dem Busen der Natur eine freundliche Nahrung für meinen Kummer einzusaugen.

Ich muß, ich muß ihn sehen
Den göttergleichen Mann!

Bernardo.

Ich will, ich will nur sehen,
Ob er nicht trösten kann.

Elmire.

Keinen Trost aus seinem Munde,
Nur Nahrung meinem Schmerz!

Bernardo.

Er heilet deine Wunde,
Beſeliget dein Herz. (Elmire ab.)

Bernardo (allein). Wie's uns Alten ſo wohl wird, wenn wir eine feine Ausſicht haben, ein paar gute junge Leute zuſammen zu bringen! Weine nur noch ein Weilchen, liebes Kind! weine nur! es ſoll dir wohl werden. — Hab' ich ihn doch wieder! und die Mutter iſt's zufrieden, wenn ich ihm ein Amt ſchaffe; und das giebt der Miniſter gern, wenn ich ihm nur Erwinen wieder ſchaffe. Sie mag ihm dann noch eine hübſche Ausſteuer dazugeben. Die Sache iſt richtig. Schön! trefflich ſchön! wenn's auch ſo ein paar Geſchöpfchen drum zu thun iſt, ſich zu haben, ſoll man nicht alles dazu beitragen? So ein alter Kerl ich bin, wo ich Liebe ſehe, iſt mir's immer, als wär' ich im Himmel.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das liebſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn!
Nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand nach Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!

Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Ihr Götter, euer Bild!

Zwiſchen Felſen eine Hütte, davor ein Garten.

Erwin im Garten arbeitend. Er bleibt vor einem Roſenſtock ſtehen, an dem die Blumen ſchon abfallen.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk' ich traurend,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen laurend,
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnungsvoll die Seele ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Was hab' ich gethan! Welchen Entſchluß hab' ich gefaßt! Was hab' ich gethan! — Sie nicht mehr ſehn! Abgeriſſen von ihr! Und fühlſt du nicht, Armſeliger, daß der beſte Theil deines Lebens zurückgeblieben iſt, und das übrige nach und nach traurig abſterben wird! O mein Herz! wohin! wo treibſt

du mich bin! Wo willst du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeschlossen bist, der sie umgiebt? Täusche mich, Phantasie! wohlthatige Zauberin, tausche mich! Ich sehe sie hier, sie ist immer gegenwartig vor meiner Seele. Die liebliche Gestalt schwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blinken mich an! Ihre heiligen reinen Augen! in denen ich manchmal Güte, Theilnehmung zu lesen glaubte — und sollte meine Gestalt nicht auch ihr vorschweben, sollte ich, den sie so oft sah, nicht auch in zufalliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erscheinen! — Elmire, und achtest du nicht auf diesen Schatten? Haltst du ihn nicht freundlich einen Augenblick fest? Fragst du nicht: was hast du angefangen, Erwin? wo bist du hin, Junge? — Fragt man doch nach einer Katze, die einem entlauft. — Vergebens! vergebens! In den Zerstreuungen ihrer bunten Welt vergißt sie den Abgeschiednen, und mich umgiebt die ewig einfache, die ewig neue Qual, dumpfer und peinigender, als die mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechselnde Hoffnung und Verzweiflung bestürmen meine rastlose Seele.

Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen;
Immer verlangen,
Nimmer erlangen;
Fließen und streben,
Sterben und leben,
Hölliſche Qual,
Endig' einmal.

Bernardo (kommt). Erwin!

Erwin. Bernardo! grausamer Bernardo! verschonst du mich nicht mit deiner Gegenwart! Ist es nicht genug, daß

du meine einſame Wohnung ausſpähteſt, daß ich nicht mehr ruhig und einſam hier bleiben kann; mußt du mir ſo oft wieder erſcheinen, jedes verklungene, jedes halb eingeſchlafene Gefühl auf das menſchenfeindlichſte wecken! Was willſt du? Was haſt du mit mir? Laß mich, ich bitte dich!

Bernardo. Immer noch in deiner Klauſe, immer noch feſt entſchloſſen, der Welt abzuſagen?

Erwin. Der Welt? wie lieb iſt mir's, daß ich mich heraus gerettet habe. Es hat mich gekoſtet; nun bin ich geborgen. Mein Schmerz iſt Labſal gegen das, was ich in dem verfluchten Neſte von allen Seiten auszuſtehen hatte.

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen!
Muß um's Bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar ſchlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinaus zu treiben.

Bernardo.

Erdennoth iſt keine Noth,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit ſchafft dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne ſcheint,
Findſt ein Mädchen, findſt einen Freund,
Laß uns immer bleiben!

Erwin. Sehr glücklich! Sehr weiſe!

Bernardo. Junge! Junge! Wenn ich dich nicht ſo lieb hätte —

Erwin. Haſt du mich lieb, ſo ſchone mich!

Bernardo. Daß du zu Grunde gehſt!

Erwin. Nur nicht, daß ich dir folgen ſoll, daß ich zurückkehren ſoll. Ich habe geſchworen, ich kehre nicht zurück!

Bernardo. Und weiter?

Erwin. Habe Mitleiden mit mir. Du weißt, wie mein Herz in ſich kampft und bangt, daß Wonne und Verzweiflung es unaufhörlich beſtürmen. Ach! warum bin ich ſo zärtlich, warum bin ich ſo treu!

Bernardo. Schilt dein Herz nicht, es wird dein Glück machen.

Erwin. In dieſer Welt, Bernardo?

Bernardo. Wenn ich's nun garantire?

Erwin. Leichtſinniger!

Bernardo. Denn glaub' mir, die Mädchen haben alle eine herzliche Neigung nach ſo einem Herzen.

Sie ſcheinen zu ſpielen,
Voll Leichtſinn und Trug;
Doch glaub' mir! ſie fühlen;
Doch glaub', ſie ſind klug.

Ein feuriges Weſen!
Ein trauriger Blick!
Sie ahnden, ſie leſen
Ihr künftiges Glück.

Erwin. Die Mädchen! — Ha! was kennen, was fühlen die! Ihre Eitelkeit iſt's, die ſie etwa höchſtens einigen Antheil an uns nehmen läßt, uns an ihrem Triumphwagen auf und ab zu ſchleppen! — Wenn ſie Langeweile haben, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie wollen, da ſehnen ſie ſich freilich nach etwas; und dann iſt ein Liebhaber oder ein Hund ein

willkommnes Geschöpf. Den streicheln und halten sie wohl, bis es ihnen einfallt, ihn zu necken, und von sich zu stoßen; da denn der arme Teufel ein lautes Gebelfere verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnadig aufgenommen zu werden — und dann laßt ihnen einen andern Gegenstand in die Sinnen fallen, auf und davon sind sie, und vergessen alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch so nah am Herzen läge.

Bernardo. Wohl gesprochen.

Erwin. Unterhalten, amusirt wollen sie seyn, das ist alles. Sie schätzen dir einen Menschen, der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen spielt, so hoch, als den, der Leib und Leben für sie hingiebt.

Bernardo. Wichtiger Mensch! Was hast du denn noch für ein Madchen gethan, daß du dich über sie beklagen darfst. Nimm ein liebenswürdig Weib, versorge sie, und ihre Kinder, trage Freud' und Leid des Lebens mit ihr; und ich versichre dich, sie wird dankbar seyn, wird jeden Tag mit neuer Liebe und Treue dir um den Hals fallen.

Erwin. Nein! Nein! Sie sind kalt, sie sind flatterhaft.

Bernardo. Ist's nicht schlimm für eine, wenn sie warm, wenn sie beständig ist; wenn sie da, wo ein junger Herr achttagigen Zeitvertreib bei ihr suchte, eine daurende Verbindung hofft, dem lügenhaften Schein traut, und sich einbildet, eine Aussicht von ganzem Glück ihres Lebens vor sich zu haben?

Erwin. Ich will nichts hören! all deine Weisheit paßt nicht auf mich. Ich liebte sie für ewig! Ich gab mein ganzes Herz dahin. Aber daß ich arm bin, war ich verachtet. Und doch hofft' ich durch meinen Fleiß sie so anständig zu versorgen, als einer von den übertünchten Windbeuteln. — Alles hätte ich gethan, um sie zu besitzen.

Bernardo. Alles gethan? — Ja — unter andern gingst du auch auf und davon.

Erwin. Wenn ich nicht umkommen, nicht an meiner ewig zurückgetriebenen Leidenschaft ersticken wollte!

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter so verachtet seyn!
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Bernardo. Hier gilt nun freilich nicht, was man sonst zu sagen pflegt: daß Verliebte so ein feines Gefühl haben, wie die Schnecken an den Hörnern, um zu spüren, ob man ihnen wohl will, oder nicht.

Erwin. Wem auch das sein Herz nicht sagte, der wäre —

Bernardo. Nur kein Esel, sonst kamst du in Gefahr —

Erwin. Was?

Bernardo. Einen Sack nach der Mühle zu tragen.

Erwin. Ich kann nicht sagen: leb' wohl! denn ich bin zu Hause.

Bernardo. Also wenn ich mich zu Gnaden empföhle —

Erwin. Bernardo —

Bernardo. Nahmst du's nicht übel.

Erwin. Mensch ohne Gefühl! der du dieß Heiligthum meines Schmerzes mit kalten Sophismen und Spott entweihst; hier, wo eine anhaltende reine Trauer umherschwebt und mich erhält und verzehrt —

Bernardo. Und damit wir des Wesens ein Ende machen — zög' er nicht den Kopf aus dem schwarzen Loche des Todes wieder zurück, wenn einer ihn zupfte, und rief: sie liebt dich?

Erwin. Es ist falsch!

Bernardo.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und wieder ganz geliebt zu seyn,
Ist das nicht reines Himmelsleben?
Und welch ein Thor macht sich's zur Pein?

Erwin.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter so verachtet seyn!
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Bernardo. Erwin!

Erwin. Bernardo!

Bernardo. Sieh mich an!

Erwin. Nein!

Bernardo. Nicht wild, nicht wirre! sieh mich starr an, und gut, und fest! Erwin! — Erkennst du deinen Bernardo?

Erwin. Was willst du mit mir?

Bernardo. Sey ruhig und sieh mich an! — Bin ich Bernardo, der dein ganzes Zutrauen, dein ganzes Herz hatte? Bin ich Bernardo, der dich nie betrog, nie deiner Empfindung spottete, sie nie tauschte, — willst du mir glauben?

Erwin. Wer widerstünde dieser Stimme, diesem Ausdruck des edelsten Herzens! Rede, Bernardo! rede!

Bernardo. Erwin! — Sie liebt dich.

Erwin (in äußerster Bewegung sich wegwendend). Nein! Nein!

Bernardo. Sie liebt dich!

Erwin (ihm um den Hals fallend). Ich bitte dich, laß mich sterben!

(Nach einer Pause hört man von weiten Clärchen singen, **Erwin** fährt auf.)

Bernardo. Horch!

Erwin. Ich vergehe! — das iſt ihre Stimme! Wie mir der Ton durch alle Sinnen lauft! Rede! Rede! — Sie iſt's!

Bernardo. Sie kommt.

Erwin. Weh mir! Wohin? wohin?

Bernardo. Geſchwind in die Hütte. Du ſollſt mit eignen Ohren hören, mit eignen Augen ſehen, Ungläubiger! (Er hebt einen Pack auf, den er zu Anfang der Scene an einen Baum geworfen.) Hier hab' ich deine Maske mitgebracht. Komm, heiliger Mann. Erhole dich, du biſt außer dir.

(Er führt Erwinen ab, der ihm in der größten Verwirrung folgt.)

Elmire (kommt ſingend das Thal her).

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flohene Freuden
Ach! ſäuſeln im Winde,
Faſſen die bebende,
Strebende
Bruſt.

Himmliſche Zeiten!
Ach! wie ſo geſchwinde!

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch so ist's.
Er stand vor mir; ich sah ihn an, wie ich
Die Männer anzusehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es sey das klügste, nach dem Schlosse
Zurückzugehn, und unterm Überlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir so
Ihn anzusehn. Ich fragt' ihn, wer er sey?
Er schwieg ein Weilchen; dann versetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachtest; viel,
Wenn du mich lieben könntest. Mache nun
Aus deinem Knechte was du willst!" Ich sah'
Ihn wieder an, und weiß doch nicht, was ich
An ihm zu sehen hatte. G'nug, ich sah'
Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu sehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiedersehn?

Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luft!

Du lachſt mir, liebes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt mich wiederum einmal
Mit aller ſüßen Frühlingswonne.
Weh mir! Ach! ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen.
Verbirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen!

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab ins Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und flehe;
Im tiefen Schnee,
Auf öden Wegen
Geſtöber und Regen,
Fühl' ich und flieh' ich
Und ſuche die Qual.

Bernardo. Ach! ſind Sie da, mein Fräulein?

Elmire. Ich ſchlenderte ſo das Thal herauf, wie du es haben wollteſt.

Bernardo. Was haben Sie? Wie iſt Ihnen?

Elmire (ſich erholend). Gut, recht gut. — Wie im Paradieſe! — und die Hütte — ſie iſt's! kann ich ihn ſehen! — Ein Schauer überfällt mich, da ich ihm nahen ſoll.

Bernardo. Gleich. Er kommt gleich. — Ich fand ihn im Gebet begriffen — aber was übel iſt: er gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß er ein Gelübde gethan habe, einige Monate kein Wort zu reden.

Elmire. Eben, da wir kommen?

Bernardo. Indeſſen treten Sie kecklich zu ihm, eröffnen Sie ihm Ihr Herz. Er wird Ihre Leiden fühlen, und ſein Schweigen ſelbſt wird Ihnen Troſt ſeyn, ſeine Gegenwart. Vielleicht giebt er Ihnen ſchriftlich ein tröſtend Wörtchen, und wenn wir ihn wieder beſuchen, ſo iſt die Bekanntſchaft gemacht.

Erwin, mit langem Kleide, weißem Bart verhüllt, tritt aus der Hütte

Bernardo. Er kommt, ich laſſe Sie.

Elmire. Mir vergeht Himmel und Erde bei ſeinem Anblick!

(Erwin tritt näher; ſie grüßt ihn; er iſt in der äußerſten Verlegenheit, die er zu verbergen ſucht.)

Elmire.

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach! es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach! ſo redlich liebt' er mich,
Ach! ſo heimlich quält' er ſich —

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm sein stummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren sehn,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt.

Ach! so neid'scht' und quält' ich ihn;
Und so ist der Arme hin!
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Ist verloren! er ist todt!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, schreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet sie zusammen, und giebt sie ihr. Sie will es aufmachen, er hält sie ab, und macht ihr ein Zeichen, sich zu entfernen.)

Elmire. Ich verstehe dich, würdiger Sterblicher; ich soll weg, soll dich deinen heiligen Gefühlen überlassen, soll diese Tafel in deiner Gegenwart nicht eröffnen. Wann darf ich es thun? Wann darf ich diese heiligen Züge schauen, küssen, in mich trinken?

(Erwin deutet in die Ferne.)

Elmire. Wenn ich werde an jene hohe Linde gekommen seyn, die an dem Pfade neben dem Fluß steht?

(Erwin nickt.)

Elmire. Leb' wohl! für dießmal wohl! Du fühlst, daß mein Herz bei dir zurückbleibt. (ab.)

Erwin

(mit ausgeſtreckten Armen ſchaut ihr einige Augenblicke ſtumm nach, dann reißt er die Maske weg, und den Mantel, und die Muſik fällt ein).

Ha! ſie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Ha! ſie liebt mich!
Sie liebt mich!
Ha! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Bernardo (hervortretend)

Ja, ſie liebt dich,
Sie liebt dich!

Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet;
Immer, ach immer
Hat ſie dich geliebet.

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle ſo mein Leben!
Götter, ſelbſt Götter
Würden mir vergeben.

Bernardo.

Ach! ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich?

Bernardo.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin. Ich habe ſie den Weg hinab geſchickt, um nicht von Füll' und Freude des Todes zu ſeyn. Ich ſchrieb ihr auf ein Täfelchen: Er iſt nicht weit.

Bernardo. Sie kömmt! Nur einen Augenblick in dieß Geſtrauch.

(Sie verbergen ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich!
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (ſpringt hervor). Elmire!

Elmire. Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen). Ich bin's.

Elmire (an ſeinem Hals). Du biſt's!

(Die Muſik wage es, die Gefühle dieſer Pauſen auszudrücken.)

Bernardo.

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück!

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Bernardo. Empfindet, meine Kinder, empfindet den ganzen Umfang eurer Glückſeligkeit! Dieſer Augenblick heilet alle Wunden eurer Herzen, die Welt wird wieder neu für euch, und ihr ſchaut in eine gränzenloſe Ausſicht von liebevoller ungetrennter Freude.

Erwin. Mein Vater! Hier halt' ich ſie in meinen Armen! Sie iſt mein!

Elmire. Ich hab' eine Mutter, zwar eine liebevolle Mutter; doch, wird ſie in unſer Glück willigen?

Erwin. Kann ich ihr werth ſcheinen? —

Bernardo. Da ſeyd unbeſorgt vor! Es war ihr ſo angelegen, als mir, euch Närrchen zuſammen zu bringen. Und wir beide haben mit gröſter Sorgfalt auch ſchon euern häuslichen und politiſchen Zuſtand in Ordnung gebracht, woran ſich's meiſtentheils bei ſo idealiſchen Leutchen zu ſtoßen pflegt.

Erwin. Himmel und Erde, was ſoll ich ſagen?

Bernardo. Nichts! das iſt das ſicherſte Zeichen, daß dir's wohl iſt, daß du dankbar biſt! Nun kommt! unſer Wagen hält eine Strecke das Thal droben. Ich bring' euch an das Herz eurer Mutter, welcher Jubel für die rechtſchaffne liebevolle Alte! kommt.

Erwin. Kommt!

(Sie gehen, Erwin hält auf einmal, und kehrt ſich nach der Hütte.)

Ich gehe, und ſchaue mich nicht nach dir um! danke dir nicht! ehre dich nicht! ſage dir kein Lebewohl, du freundlichſte Wirthin meines Elends — (Entzückt zu Elmiren.) O Mädchen, Mädchen, was macht ihr uns nicht vergeſſen!

(Gegen die Hütte.)

Vergieb mir die Eile!
Ich weile
Nicht länger hier.
Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

(Zu Elmiren.)

Engel des Himmels!
Deinem ſanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank' ich dir!

(Gegen die Hütte.)

Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

Elmire.

Ach! ich athme freier,
Du haſt mir vergeben.
All mein künftig Leben,
Liebſter! weih' ich dir.

Bernardo.

Zu dem heil'gen Orte
Kehrt ihr einſt zurücke,
Bühlet alles Glücke
Alles Lebens hier.

Erwin.

Engel des Himmels!
Deinem ſanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank' ich dir!

Claudine von Villa Bella.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Perſonen.

Don Gonzalo, Herr von Villa Vella.
Donna Claudina, ſeine Tochter.
Sybilla und Camilla } ſeine Nichten.
Don Sebaſtian von Rovero, ein Freund des Hauſes.
Don Pedro von Caſtelvecchio, ein Fremder.
Crugantino, Baſko, } Vagabunden.

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kamſt du les?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen,
Verlaßt mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen!“
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen,
Und blicke da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will, daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freun.

Die Muſik kündigt einen Wirrwarr, einen fröhlichen Tumult an, einen Zuſammenlauf des Volks zu einem feſtlichen Pompe.

Eine geſchmückte Gartenſcene ſtellt ſich dar. Unter einem feurigen Marſche naht ſich der Zug.

Kleine **Kinder** gehn voran mit Blumenkörben und Kränzen; ihnen folgen **Mädchen** und **Jünglinge** mit Früchten; darauf kommen **Alte** mit allerlei Gaben. **Sybilla** und **Camilla** tragen Geſchmeide und köſtliche Kleider. Sodann gehen die beiden Alten, **Don Gonzalo** und **Don Sebaſtian.** Gleich hinter ihnen erſcheint, getragen von vier **Jünglingen**, auf einem mit Blumen geſchmückten Seſſel, **Donna Claudina.** Die herabhangenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erſter, rechter Hand, **Don Pedro** iſt. Während des Zugs ſingt der Chor:

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen!
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug theilt ſich auf beiden Seiten. Die Träger halten in der Mitte, und die Begleiter bringen ihre Gaben an.)

Ein Kleines.

Sieh, es erſcheinen
Alle die Kleinen;

Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen!
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Eine Jungfrau.

Alten und Jungen
Kommen geſungen;
Männer und Greiſe,
Jeder nach Weiſe,
Bringet ein jeder
Dir was er vermag.

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Pedro (reicht ihr einen Strauß).

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach es ſind Thränen —
Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Gonzalo (auf die Kleider und Koſtbarkeiten zeigend).

Tochter, die Gaben
Sollſt du heut haben.

(Zu den andern.)

Theilt ihr die Freude,
Theilet euch heute
Eſſen und Trinken,
Und was ich vermag!

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Die Träger laſſen den Seſſel herunter, Claudine ſteigt herab.)

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(Zu den Uebrigen.)

Könnt' ich, ohn Schranken
Allen euch danken!

(Wendet ſich ſchüchtern zu Pedro.)

Könnt' ich —

(Sie ſtokt. Die Muſik macht eine Pauſe. Sie ſucht ihre Verwirrung zu verbergen, ſetzt ſich auf den Seſſel, den die Träger aufheben; und das Chor fällt ein.)

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen!
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug geht ſingend ab.)

Gonzalo und Sebaſtian bleiben.

Gonzalo. Baſtian, lieber Baſtian, verdenke mir's nicht! Sieh das Mädchen an, und du wirſt mir nicht verdenken, daß ich einen kleinen Abgott aus ihr mache. So manche Feierlichkeit, bei ſo manchem Anlaß, ſcheint mir nicht hinreichend, das Gefühl meines Innerſten gegen ſie an den Tag zu legen. Wie warm dank' ich dem Schickſal, das, da es mir eine männliche Nachkommenſchaft verſagt hat, da es mit mir den alten herrlichen Stamm von Villa Bella ausgehen läßt, mir dieſe Tochter giebt. O, ihr Werth entzückt mich mehr, als die Ausſicht über eine gränzenloſe Nachkommenſchaft!

Sebaſtian. Nein, ich ſage dir, mich ergötzt das kleine Feſt recht herzlich. Denn ob ich gleich kein Freund von Umſtänden bin; ſo bin ich doch den Ceremonien nicht feind. Ein feierlicher Aufzug von geputzten Leuten; ein Zuſammenlauf des Volks; gejauchzt, die Glocken geläutet; gejauchzt und geſchoſſen drein: es geht einem das Herz doch immer dabei auf, und ich verdenk's den Leuten nicht, wenn ſie dadurch

glauben die Heiligen zu verehren, und Gott ſelbſt zu verherrlichen.

Gonzalo. Und ich glaube, für Claudinen niemals genug zu thun. Wie kann ich genug ausdrücken, daß ſie Königin iſt über alle meine Beſitzthümer, über meine Unterthanen, über mich ſelbſt — Muß ich ſie nicht den Vorzug fühlen laſſen, den ſie vor andern Menſchen hat, da ſie ihn ſelbſt nicht fühlt; nicht die geringſte Ahnung davon zu haben ſcheint, daß ihres Gleichen nicht in der Welt iſt? Dieſe Ruhe des Geiſtes, dieſes innere Gefühl ihrer ſelbſt, dieſe Theilnehmung an anderer Schickſale, dieſe Empfindlichkeit gegen alles Schöne und Gute — Sage nicht, ich ſey Vater, ich beſpiegle mich nur ſelbſt in ihr — Höre! alle meine Leute, alles was ſie umgiebt; ſogar die neidiſchen Nichten müſſen ihr huldigen.

Sebaſtian. Hab' ich nicht Augen und ein Herz? Freilich ſeh' ich ſie weder als Vater noch als Liebhaber; aber ſo viel ſeh' ich doch, daß es eine Gabe vom Himmel iſt, Vater oder Liebhaber ſo eines Mädchens zu ſeyn. Haſt du bemerkt, daß all der Triumph, all die Herrlichkeit heute, ſie mehr in Verlegenheit ſetzte, als erfreute? Ich hab' mein Tage kein rührenders Bild der Demuth geſehn, als ſie in dem Schmuck. Auch war noch jemand dabei, dem ein einſamer Buſch weit mehr Wonne gegeben hätte; deſſen Empfindung zu dem Rauſchen des Waſſers und dem Liſpeln der Blätter beſſer ſtimmte, als zu den Trompeten und Freudengeſang.

Gonzalo. Du meinſt?

Sebaſtian. Pedro!

Gonzalo. Pedro?

Sebaſtian. Du wirſt doch darüber nicht ſtaunen? Pedro, der, ſeitdem er Claudinen zum erſtenmal geſehen hat, kein

Pfotchen mehr machen kann; den du schon hundertmal auf einem Seitenblick, einem Händereiben, einem Hutkneten maßt ertappt haben.

Gonzalo. Und wenn auch —

Sebastian. Gut! Du mußt denken wie ich, daß diese Partie für deine Tochter — Du lächelst?

Gonzalo. Daß wir Alten gleich verheirathen!

Sebastian. Ich trag' das wachend und traumend herum. Aber alles will reif werden. Unterdessen hast du recht, daß du ein Aug' zuthust und mit dem andern nebenausblickst.

Gonzalo. Wenn ich sie so ansehe, erinnere ich mich der blühenden Tage meiner Jugend; mir wird ganz wohl.

Sebastian. Ich glaube auch, daß ihnen ganz wohl bei der Sache ist. Wenn Pedro nur unser Hauptgeschäft nicht drüber vergäße!

Gonzalo. Hat's ihm noch nicht geglückt, was von seinem Bruder auszufragen?

Sebastian. Ihm? Das ist mir der rechte Spion! Er ist ja so verliebt, daß wenn du nach der Stunde fragst, er nicht weiß, in welcher Tasche seine Uhr steckt. Bei Gott! wenn ich mich nicht abrutte und abarbeitete, wir waren noch auf dem alten Flecke.

Gonzalo. Unter uns, Bastian; hast du was heraus?

Sebastian. Es bleibt bei dir. Wenn nicht alle Umstände lügen, so hab' ich den Vogel, dem wir so ähnlich nachstreben, hier im Städtchen nah bei, wo er lustig und guter Ding ist. Heut früh sagt' ich's Pedro so halb und halb; wir wollen aber das Fest nicht verderben, sagt' ich. Ach Claudine! seufzte der Arme aus tiefer Brust, als wollt' er sagen: den Bruder zum Teufel und dich mir in Arm!

Gonzalo. Ich habe das Mädchen bemerkt, ich habe die

keimende Leidenschaft in ihrer Seele beobachtet: Es iſt ein reizendes Schauſpiel, das einen wieder ganz jung macht!

Sebaſtian. Hatten wir nur erſt unſer Verhaben ausgeführt, woran dem ganzen Hauſe Caſtelvecchio ſo viel gelegen, wovon Pedro's Schickſal zum Theil mit abhangt! Ich ſag' ihm ſo oft: Herr, ſeyd verliebt; wer wehrt's euch? Seyd bei Claudinen; wer hindert euch? Nur vergeßt nicht ganz, was ihr euch und eurer Familie und der Welt ſchuldig ſeyd. Das hilft! —

Gonzalo. Wie eine Arznei! Nicht wahr? Sey ruhig, Baſtian! Haben wir's unſern Hofmeiſtern nicht eben ſo gemacht?

Sebaſtian. Nein, Freund, ſo iſt's nicht gemeint. Sollen wir umſonſt die weite Reiſe von Madrid hierher gemacht haben; ſollen wir beſchamt nach Hauſe kehren; und wer wird alsdann die Schuld tragen müſſen als ich? Ich rede ihm zu wie ein Biedermann. Was! ſeinen Bruder langer in dem Luderleben verwildern zu laſſen, der mit Spielern und Buben im Lande herumſchwadronirt, mehr Madels betrugt, als ein anderer kennt, und öfter Handel anfangt, als ein Trunkenbold ſein Waſſer abſchlagt!

Gonzalo. Ein toller unbegreiflicher Kopf!

Sebaſtian. Du hatteſt den Buben ſehn ſollen, wie er ſo heran wuchs; er war zum freſſen. Kein Tag verging, daß er uns nicht durch die lebhafteſten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unſer größter Verdruß werden ſollte. Der Vater wurd' nicht ſatt, von ſeinen Streichen, ſeinen kindiſchen Heldenthaten erzahlen zu hören. Immer hatt' er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm ſicher; er kletterte wie eine Katze auf Baumen und in der Scheuer herum. Einmal ſtürzt' er herab; er war acht Jahr

alt; ich vergeſſe das nie; er fiel ſich ein großes Loch in Kopf, ging ganz gelaſſen zum Entenpfuhl in Hof, wuſch ſich's aus, und kam mit der Hand vor der Stirn herein, und ſagte mit ſo ganz lachendem Geſicht: Papa! — Papa! — ich hab' ein Loch in Kopf gefallen! Eben als wollt' er uns ein Glück notificiren, das ihm zugeſtoßen wäre.

Gonzalo. Schade für den ſchönen Muth, den glücklichen Humor des Jungen!

Sebaſtian. So ging's freilich fort; je älter er ward, je toller. Statt nun das Zeug zu laſſen, ſtatt ſich zu fügen, ſtatt ſeine Kräfte zu Ehren der Familie und ſeinem Nutz zu verwenden; trieb er einen unſinnigen Streich nach dem andern; belog und betrog alle Mädchen, und ging endlich gar auf und davon; begab ſich, wie wir Nachricht haben, unter die ſchlechteſte Geſellſchaft, wo ich nicht begreife, wie er's aushält; denn er hatte immer einen Grund von Edelmuth und Großheit im Herzen.

Gonzalo. Glück zu, Baſtian! und gieb ihn ſeiner Familie zurück.

Sebaſtian. Nicht eben das! Umſonſt ſoll er uns nicht genarrt haben. Krieg' ich ihn nur einmal beim Kragen, ich will ſchon in einem Kloſter oder irgend einer Feſtung ein Plätzchen für ihn finden, und Pedro ſoll mir die Rechte des Erſtgebornen genießen. Der König hat ſchon ſeine Geſinnung hierüber blicken laſſen. Wenn's wahr iſt, daß mein Mann ſich in der Gegend aufhält; ſo müßt es arg zugehn, wenn ich ihn nicht, zu Ehren des Feſts, heute noch packe. Wir können's vor Gott und der Welt nicht verantworten; der alte Vater würde ſich im Grab umwenden!

Gonzalo. Brav, Baſtian! Du biſt immer der alte, treue Baſtian.

Sebaſtian. Und eben deßwegen — Unter uns — Sieh doch ein bißchen nach deiner Tochter!

Gonzalo. Wie meinſt du?

Sebaſtian. Der Teufel iſt ein Schelm; und Pedro und die Liebe ſind auch nicht ſo da.

Gonzalo. Auch immer der alte Baſtian! Verzeih mir; du weißt keinen Unterſchied zu machen. Das Mädchen, die Sorge meiner Seele, der Zweck all dieſer achtzehnjährigen Erziehung, das feinſte delicateſte weibliche Geſchöpf, das vor dem geringſten Gedanken — nicht Gedanken, vor der geringſten Ahnung eines Gefühls erzittert, das ihrer unwürdig wäre.

Sebaſtian. Eben deßwegen!

Gonzalo. Ich ſetze mein Vermögen an ſie, meinen Kopf.

Sebaſtian. Da kommt ſie eben die Allee herauf. Sie hat ſich von der Menge losgewunden, ſie iſt allein; und ſieh den Gang, ſieh das Köpfchen wie ſie's hängt! Komm, komm ihr aus dem Wege; Sünde war's durch unſere kalte Gegenwart die angenehmen Träume zu verjagen, in deren Geſellſchaft ſie daherwandelt! (Beide ab)

Claudine mit Pedro's Strauß

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut' gehuldigt haben,
Sind nicht dieſer Blumen werth.
Ehr' und Lieb' von allen Seiten,
Kleider, Schmuck und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt!
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſer Blumen werth.

Liebes Herz, ich wollte dich noch einmal so lieb haben, wenn du nur nicht immer so pochtest. Sey ruhig, ich bitte dich, sey ruhig! (Pedro von ferne.) Pedro? Auch der? Ach, da soll ich nun gar verbergen, daß ich empfinde!

Pedro kommt.

Pedro. Fräulein!

Claudine. Mein Herr!

(Schweigen einige Augenblicke.)

Pedro (auf sie schnell los gehend). Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!

Claudine (zurückweichend). Wie ist Ihnen?

Pedro. Wohl! wohl! als wie im Himmel in dieser englischen Gesellschaft! Ach! daß Sie meine armen Blumen so ehren, ihnen einen Platz an Ihrem Herzen gegönnt haben!

Claudine. Weniger konnt' ich nicht thun. Sie verwelken bis den Abend, und jedes Geschenk hat mir heut eine Herzensfreude gemacht.

Pedro. Jedes?

Claudine. Wann reiten Sie weg?

Pedro. Die Pferde sind gesattelt. Sebastian will mich mit aller Gewalt bei sich haben; er glaubt mein Bruder sey in der Nähe, und denkt ihn noch heute zu fangen.

Claudine. Der Bruder macht Ihnen viel Verdruß.

Pedro. Er macht das Glück meines Lebens. Ohne ihn kennte ich Sie nicht. Ohne ihn —

Claudine. Und wenn Sie ihn erwischen, ihn wieder durch Liebe und Beispiel dem rechten Weg zu führen, wenn Sie ihn seiner Familie zurückbringen, Pedro; wie werden Sie empfangen werden, mit welchen Freuden!

Pedro. Nichts davon, um Gottes willen! Ich kenne

Er hat mir aufgetragen, wohl zu ſorgen,
Daß alles werde wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit freyer Treue leiſten konnte. Nun,
Leb' wohl. Ein andermal! — Nun ſieh dich um!
Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

ab.

Claudine allein.

Sie beſieht unter dem Ablegen die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Lieb' von allen Seiten,
Kleider, Schmuck, und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt;
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.

mich selbst nicht, ich weiß nicht, wo ich bin, ich sehe kaum, wohin ich trete. Zurück nach Hause! zurück! Von Ihnen weg, mein Fräulein!

Claudine. Der König, der Sie liebt, der so ein trefflicher Herr seyn soll; der Hof der Sie mit aller Herrlichkeit erwartet —

Pedro. Ist das ein Leben? Und doch, sonst war mir's nicht ganz zuwider. Wenn ich meine Tage den Geschäften des Vaterlands gewidmet hatte, konnt' ich wohl meine Abende und Nächte in dem Schwarme zubringen, der um die Majestät, wie Mücken ums Licht summt. Jetzt würde mir das eine Hölle seyn! Ich weiß nicht, wo meine Arbeitsamkeit, meine Geschäftigkeit hin ist. Es ekelt mir einen Brief zu schreiben, der ich sonst allein zwei drei Secretäre beschäftigen konnte. Ich gehe aus und ein, träumend und wähnend; aber selig, selig ist mein Herz!

Claudine. Ja, Pedro; je näher wir der Natur sind, je näher fühlen wir uns der Gottheit, und unser Herz fließt unaussprechlich in Freuden über.

Pedro. Ach, diesen Morgen, als ich die Blümchen brach am Bach herauf, der hinter dem Wald herfließt, und die Morgennebel um mich dufteten, und die Spitze des Bergs drüben mir den Aufgang der Sonne verkündigte, und ich ihr entgegen rief: das ist der Tag! — das ist ihr Tag! — Claudine! — Ich bin ein Thor, daß ich auszusprechen wage, was ich empfinde!

Claudine. Ach ja, Pedro, ich wüßte nichts für mein Herz, so volle warme Fülle, als die Herrlichkeit der Natur um uns her.

Pedro. O wer dafür keine Seele hätte, zu fühlen, wie um diese himmlische Güte, um diesen heiligen Reiz alles,

alles ſchöner, herrlicher wird; wer nicht in dieſer Gegend lieber ſein Leben in einer ſtillen Hütte verbarge, um nur Zeuge ſeyn zu dürfen! —

Claudine. So ganz ungleich Ihrem Bruder, den ich doch euch kennen möchte! Es muß ein wunderlicher Menſch ſeyn, der allen Stand, Güter, Freunde verläßt, und in tollen Streichen, ſchwarmender Abwechſelung, ſeine ſchönſten Tage verdirbt.

Pedro. Der Unglückliche! Ich erſchrecke über ſeine Verhärtung. Nicht zu fühlen, daß das unſtate flüchtige Leben ein Fluch iſt der auf dem Verbrecher ruht, verbannt er ſich ſelbſt aus der menſchlichen Geſellſchaft. Es iſt unglaublich! Und dann — mit Zittern ſag ich's, — wie manche Thräne von ihm verführter, verlaſſener Mädchen hab' ich fließen ſehn! O, das war's, was uns am meiſten aufbrachte, ſeiner Freiheit nachzuſtellen. Ich hatte mit den armen Geſchöpfen vergeben mögen! Wie wird ihm ſeyn, wenn er, von ſeiner Verblendung dereinſt geheilt, mit Zittern ſehn muß, daß er das innerſte Heiligthum der Menſchheit entweihte, da er Liebe und Treue ſo ſchandlich mit Füßen trat?

Claudine. Liebe und Treue! Glauben Sie dran, Pedro?

Pedro. Sie können ſcherzen und fragen?

Claudine.

Treue Herzen!
Männer ſcherzen
Ueber treue Liebe nur.

Pedro.

Drüber ſcherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbte Männer nur.

Claudine.

Aber ſag', wo ſind die Rechten,
Und wie kennt man ſie von Schlechten;
Sieht man's 'en an den Augen an?

Pedro.

Zwar verſtellen ſich die Schlechten,
Blicken, ſeufzen wie die Rechten;
Doch das geht ſo lang nicht an.

Claudine.

Ach, des Betrugs iſt viel,
Wir Armen ſind ihr Spiel!

Pedro.

Wer findt ein treues Blut,
Findt drum ein edel Gut.

Claudine.

Ach, nur zu viel
Ein Sonntagsſpiel!

Pedro.

Ein treues Blut
Ein edel Gut!

(In dem Schluß des Duetts hört man ſchon von weitem ſingen Camillen und Sybillen; die ſingend näher kommen.)

Beide.

Vom hohen hohen Sternenrund
Bis'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schäpel allein!

(Sie treten herein.)

Camille.

Er iſt der ſtärkſt im ganzen Land,
Iſt kühn und ſittſam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln, fein;
Es ſag' einmal eins: nein!

Sybille. Guten Abend! Wie treffen wir einander hier? Alleus, Chorus!

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Bis'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schätzel allein!

Sybille.

Und das was über alles geht,
Ihn über Kön'g und Herrn erhebt;
Er iſt und bleibet mein,
Er iſt mein Schätzel allein.

Chorus:

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Bis'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schätzel allein.

Claudine. Habt ihr meinen Vater nicht geſehn? Ach, ich muß zu ihm; ſeit unſerer Feierlichkeit hab' ich ihn nicht allein geſprochen. Auch euch dank' ich, lieben Kinder, daß ihr den Tag habt wollen verherrlichen helfen, an dem das Geſchöpf zur Welt kam, das — Ihr kennt mich ja? Leben Sie wohl, Pedro!

Pedro. Darf ich Sie begleiten?

Claudine. Bleiben Sie, ich bitte, bleiben Sie!

Pedro. Wir gehen zusammen. Sebastian wartet auf mich; die Pferde sind gesattelt.

Sybille. Gehen Sie nur. Er hat lang nach Ihnen gefragt.

(Gehen ab.)

Sybille. Camille.

Sybille. Ich möchte bersten vor Bosheit! „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich glaub', sie that's uns zu spotten. Sie ist übermüthig, daß ihr der Mensch nachläuft, wie ein Hündchen. „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich komme schier aus der Fassung. Und er! macht er nicht ein Hängmaul, wie ein Schulknabe? Der Affe!

Camille. Sie meint, weil sie ein rund Köpfchen hat, ein Stumpfnäschen, und über ein Gräschen und Gänsblümchen gleich weinen kann; so wär' was mit ihr.

Sybille. Und weil man uns auch heute an den Triumphwagen gespannt hat. Ich war so im Grimm —

Camille. Unser eins ist auch keine Katz, und den Pedro möcht' ich nit einmal. Es ist ein langweiliger träumiger Mensch. Uebel ist er nicht gemacht.

Sybille. Und war auch artig, eh' ihn die Närrin verwirrt hat. Denn meinetwegen eigentlich hat er hier ins Haus Bekanntschaft gesucht, und dem Don Sebastian in den Ohren gelegen, ihn hereinzubringen. Seit ich ihn drüben beim Gouverneur auf Salanka kennen lernte, da war er galant, freundlich, artig. Ich weiß wohl noch, wie mich Sebastian verirte. Jetzt ist er unerträglich.

Camille. Unausstehlich! Ja, aber ich hab' einen Fang gethan, wenn du mich nicht verrathen willst.

Sybille. Ich dächte du weißt, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt, und wahrhaftig ich weiß auch, du hilfſt mir Rache an Pedro nehmen, und an ſeiner zärtlichen Dulcinee.

Camille. Hör' nur, in der Nachbarſchaft hält ſich ein Cavalier auf. Siehſt du, ich ſage nichts; aber es iſt der Ausbund vom ganzen Geſchlecht. Reich muß er ſeyn, und vornehm; das ſieht man ihm an. Und ein Bürſchchen, wie ein Hirſchchen!

Sybille. Wie heißt er? Wo iſt er?

Camille. Er verbirgt ſeinen Stand und Namen. Sie heißen ihn Don Erugantino. Heiß er wie er will, es giebt nicht ſeines Gleichen.

Sybille. Den haſt du gewiß ehegeſtern auf'm Jahrmarkt gecapert?

Camille. St!

Sybille. Noch eins, Camille! Du weißt, wenn Don Pedro des Abends fort muß, wie ſie da einander mit langen Athemzügen und Blicken eine gute Nacht geben, als ſollten ſie auf ewig getrennt werden, und wie's bei Tiſch ſo ſtill hergeht, und wie bald abgeſſen iſt, und wie mein Claudinchen, ſo bald der Vater im Lehnſeſſel zu nicken anfangt, weg und in Garten ſchleicht, und dem Mond was vorſingt. Camille, ich wollt' ſchwören, es iſt nicht der Mond! Wenn nicht hinter der Sach was ſtickt.

Camille. Meinſt du?

Sybille. Närrchen; dahinten die Teraſſe mit dem eiſernen Gatter kennſt du. Das mußt ein ſchlechter Liebhaber ſeyn, der nicht da herüber wollte, wie ein Steinwurf, um ſeiner Scharmanten die Thränen abzutrocknen, die ihr der keuſche Mond abgelockt hat.

Camille. Wahrhaftig! und ſie kann nicht leiden, daß eins mitgeht.

Sybille. Und ich ſtell' mich auch immer ſo ſchläfrig, um ſie ſicher zu machen. Nun aber muß es heraus. Pedro reit't ſchon jetzt weg; dahinter ſtickt was. Das Nachteſſen iſt ſo früh beſtellt! Ganz gewiß!

Camille. Wenn wir ſie beſchlichen?

Sybille. Das iſt nichts. Sah' auch unfreundlich aus. Nein, dem Alten wollen wir's erzahlen, der wird raſend; wie er auf ſeine Tochter und Ehre hält. Der ſoll ſich hinten hin ſchleichen.

Camille. Fangen wir's nur klug an, daß es nicht ausſieht —

Sybille. Iſt das das erſtemal, daß wir Leute aneinanderhetzen? Komm, eh es zu Tiſch geht, komm! (Beide ab.)

Eine Stube einer ſchlechten Dorfherberge.

Drei Vagabunden ſitzen um einen Tiſch und würfeln. **Cruganting**, den Degen an der Seite, eine Zither mit einem blauen Band in der Hand. Er ſtimmt, auf und ab gehend, und ſingt:

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Ein Lied, am Abend warm geſungen,
Hat mir ſchon manches Herz errungen;
Und ſteht der Neider an der Wand,
Hervor den Degen in der Hand;
'raus, feurig, friſch
Den Fiederwiſch!

Kling! Kling! Klang! Klang!
Dik! Dik! Dak! Dak!
Krik! Krak!

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Erſter Vagabund. Komm doch, Cruſgantino; Halt eins!

Cruſgantino. Mir iſt heut gar nicht drum zu thun.

Zweiter Vagabund. Er iſt heut wieder nicht zu brauchen.

Cruſgantino. Servitor! Wenn ich mich wollte brauchen laſſen, ging ich in honette Geſellſchaft und gab mich mit Lumpen nicht ab, wie ihr ſeyd.

Erſter Vagabund. Laß ihn! Er iſt guten Humors.

Dritter Vagabund. Ich wette, er harrt auf die Stunde zum Rendezvous. Wohin geht's heut? zur Almeria hinüber?

Cruſgantino. Wie du meinſt.

Zweiter Vagabund. Nein, der Roman iſt gewiß zu Ende. Er dauert ſchon drei Wochen.

Erſter Vagabund. Wett' ich rath's! Zur Camilla, die auf'm letzten Jahrmarkt ihm mit ihren ſchwarzen Augen ſtracks durch die Leber geſchoſſen hat.

Cruſgantino. Ich dächte, du ginge mit, und ſähſt zu; wärſt du doch deiner Sache gewiß.

Erſter Vagabund. Viel Ehr. Wenn ſie nur ſo eine lange Nas nicht hätt'. Sonſt iſt ſie nicht übel, außer — fürcht' ich —

Cruſgantino. Ich glaub', du fängſt an, delicat zu werden.

Zweiter Vagabund. Mag nicht mehr ſpielen.

Dritter Vagabund. Ich auch nit.

Zweiter Vagabund. Unter ein paaren iſt's nicht der Mühe werth. Man gewinnt einander das Geld ab, das iſt fatal.

Cruganting. Beſonders wo keins iſt.

Zweiter Vagabund. Bliebſt du bei uns, hättſt du auch was zu lachen.

Cruganting. Was treibt ihr denn?

Zweiter Vagabund. Der Pfarrer hat heut ein Hirſchkalb geſchenkt kriegt; das hängt hunten in der Küchenkammer. Das wird ihm weggeputzt.

Dritter Vagabund. Und die Hörner ihm auf den Perückenſtock genagelt. Sein Perückenſtock mit der Feſtperücke ſteht in der Ecke; verlaßt euch auf mich! — Ich hätte ſie neulich bald übern Haufen geworfen, als mich die Köchin in dem Kämmerchen conſultirte.

Zweiter Vagabund. Du ſteigſt hinein, reichſt mir den Bock heraus. Wir löſen die Hörner ab, und geben ſie dir.

Dritter Vagabund. Für das Uebrige laßt mich ſorgen! Auf der Perücke muß das herrlich ſtehn, und ein Zettelchen dran: — Der neue Moſes —

Alle. Bravo, Bravo!

Erſter Vagabund. Hat keiner den Basko geſehn?

Cruganting. Wollt ihr einen Augenblick warten? er wird gleich zur Hand ſeyn.

Zweiter Vagabund. Ich glaub's nicht; er iſt bös auf mich, ich hab ihn geſtern ein bißchen übergezogen.

Cruganting. Bös über dich? bildt dir's nit ein! Basko iſt kein Kerl das nachzutragen. Er hätt' dir ins Geſicht geſchmiſſen, und ein Schrämmchen über die Naſe gehauen, und da war's gut geweſt.

(Man hört eine Nachtigall draußen.)

Erſter Vagabund. Da iſt er! Hört ihr ihn? Da iſt er?

Basko. Guten Abend!

Crugantino. Du kommſt eben recht. Sylvio meint, du warſt bös über ihn.

Basko. Was der Menſch ſich vor Streiche einbildt!

Crugantino. Ein Wort —

Erſter Vagabund. Schenirt euch nicht. Wir machen euch Platz.

Basko. Lernſt du noch Lebensart, alter Bock! Gelt, du ſpurſt in allen Gliedern, daß dich ehſtens der Teufel holen wird, und da wirſt du kirre?

Die Vagabunden. Viel Glück auf die Expedition! Wir wollen eine Bouteille drauf ausleeren.

Mit vielem hält man Haus,
Mit wenig kommt man auch aus;
Heiſa! Heiſa! ſo geht's doch hinaus.

(ab.)

Crugantino. Die ich doch am Ende wieder bezahlen muß — O Basko, das Leben wird mir unter den Kerls unerträglich! Eine Langeweile, ein ewig Einerlei. Wenn unſere Streiche nicht waren. — Was bringſt du Basko? Was bringſt du von Villa Bella?

Basko. Viel, gar viel.

Crugantino. Hab ich Hoffnung, mich Claudinen zu nahern? Ein Engel, ganzer Engel!

Basko. Camillchen, das liebe Camillchen hat mir Winke gegeben, hat mir zugeflüſtert: dem edlen Crugantino meinen Gruß!

Crugantino. Laß ſie zum Teufel gehn! Red' mir von Claudinen.

Basko. Herr! Wir, oder unſer Genius, oder allzuſammen ſind ausgemachte Eſel.

Und darfſt du dieſen Undank dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das alles iſt wie nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
Noch unbekannten Fremden. Ja es iſt,
Es iſt geſchehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings: nun
Bewegt ſich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih', daß ich dich ſuche: denn es iſt
Nicht Schuld, noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, erpreiſt
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu deinen Füßen.

Clandine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Crugantino. Was giebts?

Basko. Ich, der ich sonst herumschwärme den ganzen Tag, und plane wie ein Raubvogel, muß heut den ganzen Nachmittag hier auf der Barenhaut liegen.

Crugantino. Nun.

Basko. Und drüben; ich hätte mir die Augen ausschlagen mögen; drüben in Villa Bella — Ich hab' in Gonzalo's Hofe bei Claudinen gestanden, von hier an den Tisch, und wer's eh' gewußt hatte —

Crugantino. Schwerenoth! Wie ging das?

Basko. Heut ist Claudinens Geburtstag. Ihr Vater, der sie wie ein Narr liebt, hat ein Fest angestellt. Sie haben einen Umgang gehalten, sie im Triumph getragen —

Crugantino. Das hast du gesehn?

Basko. Ich kam zu spat. Aber im Hof unter den großen Linden waren fürs ganze Dorf Tische gedeckt. Alt und Junge, alles geputzt! Und heisa oben aus; Fasser mit Bier, ungeheure Töpfe mit Brei, und ein Gesumm und Gedräng! da kam ich eben auch hinein.

Crugantino. Und holtest mich nicht?

Basko. Kaum hatt' ich mich umgesehn, verloren sich die Herrschaften.

Crugantino. Hast sie gesehn?

Basko. Narr, ich möcht' dir sagen können wie schön sie war. In einer gewissen Verlegenheit.

Crugantino. Was ist nun das alles?

Basko. Geduld! Geduld! Eins hab' ich erfahren. Sie pflegt alle Nacht, besonders bei so schönem Mondenscheine, allein im Garten zu spazieren. Du kennst die Castanienbaume, die davor stehen auf dem Wege nach Salanko?

Erugantino. Lehr' mich das! Die Terasse geht da hier aus, und die eiserne Thüre. O, ich will hin, gleich hin, und dort seyn, eh der Mond noch aufgeht. Komm Vasko!

Vasko. Noch eins! Nimm dich doch in Acht. Serville der Häscher, der mein Herzensfreund ist, hat mir vertraut: man frage nach dir, erkundige sich nach dir.

Erugantino. Possen! Ich wußte jetzt nichts.

Vasko. Wenn's nur nicht über etwas geht, das du schon vor abgethan hältst!

Erugantino. Das war' dumm.

Vasko. Unsere Landsleute tragen gar lange nach.

Erugantino. Ist mir nit bang. Und nach Villa Bella muß ich. Komm, wir wollen unsern Operationsplan so einrichten: ich steck' mich in die Allee; hör' ich sie, bin ich gleich am Garten; überm Gitter; im Garten. Und du, klettre auf einen Cassanienbaum. Wenn jemand kommt, so mach deine Nachtigall.

Vasko. Gut, gut! Zwar ziemlich außer der Zeit —

Erugantino. Und vergiß die Maske nicht. Und wie ich dir sage; schlag und zwitschere und kümmere dich um nichts, bis ich dich rufe. Ich zieh' mich schon heraus. Zwei verderben immer so einen Handel. Komm! Ich halt' dich doch von nichts ab die Nacht, Vasko?

Vasko. Ich bring's gegen Tag wieder ein.

Erugantino. Du hast doch auch was auf'm Korn?

Vasko (absehend). A!

Eine Blond' und eine Braune,
Schlagen sich jetzt um mein Herz;
Eine mit immer schlimmen Laune,
Eine mit immer Lust und Scherz.

Mondſchein.

Die Terraſſe des Gartens von Villa Bella, mit einer Gartenthüre, wohin eine doppelte Treppe führt. Eine Reihe hoher Caſtanienbäume vor der Terraſſe.

Claudine oben, **Crugantino** unter den Bäumen.

Claudine.

Hier im ſtillen Mondenſcheine
Mit dir, heil'ge Nacht! alleine,
Schlägt dieß Herz ſo liebevoll;
Ach, daß ich's nicht ſagen ſoll!

Crugantino.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandelſt, Engel, nicht alleine;
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten ſeinen Schmerz.

Claudine (ſich der Thüre nähernd).

Welche Stimme! ich vergehe.

Crugantino (nimmt die Maske vor und ſteigt die Treppe leiſe hinauf).

Auf, ich wag' mich in die Nähe.

Claudine (an der Gartenthüre).

Wer! Wer! Wer iſt da?

Crugantino (hinaufſteigend).

Ich! Ich! Ich bin da.

Claudine (drohend).

Wer?

Crugantino.

Ich!

Claudine.

Fremdling, wie heißt du?

Erugantino.

Liebchen, das wirſt du.

Claudine.

Zeige mir dein Geſicht!

Erugantino.

Sagt dir's dein Herze nicht?

Claudine.

Weg von dem Orte!

Erugantino.

Oeffne die Pforte.

Beide.

Himmel, Himmel, welche Qual!
Einen Kuß doch nur einmal!

(Claudine entfernt ſich.)

Erugantino. Das Gitter! will nichts bedeuten. Sie hat mich ſo lange angehört. O wenn ich ſie haſche!

(Er fängt an aufzuſteigen, wie er bald droben iſt, ſchlägt die Nachtigall.)

Nachtigall und der Teufel!

(Er ſpringt herab.)

Ich höre wahrlich jemand! Singſt du feurig!

(Die Terraſſe hervorder und hinter die Bäume. Die Nachtigall ſchlägt zuweilen.)

Pedro. Mein Herz zieht mich unwiderſtehlich hierher. Dadroben wandelt ſie oft in ſtillem Gefühl ihrer ſelbſt. Himmliſcher Ort! Alles ſchwebt um dich voll Liebe-Gefühl! Die Nachtigallen ſingen noch, als war hier ein ewiger Frühling. O, rings umher in allen Gebüſchen hat ſie der Sommer ſchon ſchweigend gemacht. Liebe Nachtigall! Freundin meines Herzens!

Noch ſo ſpät, ihr Nachtigallen!
Laßt ihr Liebes-Klagen ſchallen,
Zärtlich noch wie meine Bruſt?
Auch ich bin in Liebes-Tagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Iſt die wärmſte Herzensluſt!

Cruganti no (der die Zeit über ſeine Ungeduld bezeigt hat, vor ſich). Ich muß ihn wegſchaffen; er endigt nicht.

Pedro. Horch! — Wer da?

Cruganti no (langſam vorwärtstretend).

Pedro (mit lauter Stimme). Wer da?

Cruganti no (zieht). Eine Degenſpitze!

Pedro (zieht). Nichts weiter?

(Sie fechten. Pedro wird in rechten Arm verwundet, den er ſinken läßt und mit der linken den Degen faßt.)

Cruganti no. Laßt! Ihr ſeyd verwundet.

Pedro (den Degen vorhaltend). Wollt ihr mein Leben? Wollt ihr meinen Beutel? red't! Den Beutel könnt ihr haben; mein Leben ſollt ihr noch theuer bezahlen.

Cruganti no. Keins von beiden. (Vor ſich.) Seine Stimme rührt mich. (Laut.) Ich bin weder Rauber noch Mörder.

Pedro. Was fallt ihr mich an?

Cruganti no. Laßt! Ihr verblutet! Nehmt unſere Bemühungen an. (Er nimmt ſein Schnupftuch.) Nachtigall! Nachtigall!

Pedro. Was iſt das?

Cruganti no. Fürchtet nichts!

Basko. Was giebt's?

Cruganti no. Trag Sorge für dieſen Verwundeten.

Pedro. Die Augen vergehn mir.

Basko (ſich um ihn beſchäftigend). Das blutet verteufelt für eine Armritze!

Erugantino (auf und abgehend). Esel! tausendfacher Esel!
(Sich an die Stirn schlagend.)

Basko. Seyd ihr nicht Pedro?

Pedro. Bring mich wohin, daß ich ruhe und verbunden werde.

Erugantino. Pedro! Claudinens Pedro! Bring ihn hinüber nach Saroſſa! in unſer Wirthshaus, Basko! Leg ihn auf mein Bett, Basko!

Basko. Nun, nun! Ermannt euch Herr! Kommt!
(ab.)

Erugantino. Nun und was soll's? Der Teufel hol' die Frauen! Armer Pedro! Aber ich weiß, Degen! du sollst mir stecken bleiben! Ich will dich zu Haus laſſen, ich will dich ins Waſſer werfen! — Mußt' er denn auch just Wer da! rufen: und Wer da! mit einem so gebietenden Ton? Ich kann den gebietenden Ton nicht leiden — Und darüber alles zu Grunde, die schönſte herrlichſte Gelegenheit! War'ſt du nur vorhin übers Gitter, und hatt'ſt den Amoroſo mit der Nachtigall duettiren laſſen. Daß einen die Reſolution just da verläßt, wo man ſie am meiſten braucht! Vielleicht —
(Nach der Treppe zu gehend). Ein dummes Vielleicht! Sie iſt lang nach dem Haus zurück, und liegt im Bett bis über die Ohren. Horch!

Gonzalo eben mit zwei **Bedienten.**

Gonzalo. Wo ſie ſeyn mag! Bleib einer bei mir. Und ihr durchſucht den Garten, ihr! Gebt acht, am End iſt's Lug und Trug von Schandmäulern.

Erugantino (horchend). Wieder was neues.

Gonzalo. Verbirgt ſich nicht einer da drunten unter die Caſtanienbäume?

Bediente. Mich dünkt's.

Gonzalo. Haben wir den Vogel? Wart', Pedro, wart'!

(Er ſchließt das Gitter auf, und kommt auf die Treppe.)

Wer iſt da unten? Wer holla, wer?

Cruganting (die Maske vornehmend). Aus dem Regen in die Traufe!

Gonzalo. Wer da?

Cruganting. Gut Freund!

Gonzalo. Hol' der Teufel den guten Freund, der einem des Nachts ums Haus herumſchleicht, den Leuten zu Nachreden Gelegenheit giebt, und alle Lieb und Freundſchaft ſo belohnt.

Cruganting (die Hand an den Degen, und gleich wieder davon). Ich bitte dich, bleib ſtecken! Was mag das bedeuten? Das iſt der Vater.

Gonzalo. Nein, Herr, das iſt ſchlecht, ſag' ich euch; ſehr ſchlecht!

Cruganting. Das iſt zu viel! (Die Maske wegwerfend.) Seyd ihr Herr von Villa Bella oder nicht; euer Betragen iſt unanſtändig.

Gonzalo. Ihr ſeyd nicht Pedro?

Cruganting. Sey ich wer ich will, ihr habt mich beleidigt; und ich verlange Genugthuung.

Gonzalo (zieht). Gerne! So verdrießlich mir der Streich iſt.

Cruganting (zieht halb, ſteckt aber gleich wieder in die Scheide). Genug, mein Herr; genug! Ich kann zufrieden ſeyn, daß ein Mann von Ihrem Alter, Ihrer bekannten Tapferkeit, Stand und Würde, die Spitze ſeines Degens gegen mich gekehrt hat. Dadurch wurden größere Beleidigungen vergütet werden.

Gonzalo. Ihr beſchämt mich.

Cruguntino. Wie's ſcheint, haben Sie mich für den Unrechten angeſehen.

Gonzalo. Und Ihnen Unrecht gethan; und vielleicht dem andern, durch Argwohn, auch Unrecht gethan.

Cruguntino. Ihr nanntet ihn Pedro. Iſt das der junge angenehme Fremde?

Gonzalo. Der aus Caſtilien angekommen iſt.

Cruguntino. Richtig! Sie glaubten der ware hier herum?

Gonzalo. Ich glaubte — Genug, mein Herr! Sie haben niemanden geſehen?

Cruguntino. Niemanden. Ich ging hier auf und ab, wie ich denn die Einſamkeit liebe, und hing meinen ſtillen Betrachtungen nach, als Sie mich zu unterbrechen beliebten.

Gonzalo. Nichts mehr davon. Ich danke dem Zufall und meiner Hitze, daß Sie mir die Bekanntſchaft eines ſo wackern Mannes verſchafft haben. Sie halten ſich auf, wenn man fragen darf?

Cruguntino. Nicht weit von hier, in Saroſſa.

Gonzalo. Es iſt nicht zu weit noch herein zu treten, und auf weitere Bekanntſchaft ein Glaschen zu ſtoßen?

Cruguntino. Wenn's Mitternacht ware, und Sie erlaubten! So ein Trunk war' eine Pilgrimſchaft werth.

Gonzalo. Allzu höflich! Allenfalls ſteht auch ein Pferd zum Rückweg zu Dienſten.

Cruguntino. Sie überhäufen mich.

Gonzalo. Treten Sie herein.

Cruguntino. Ich folge.

(Die Treppe hinauf, da Gonzalo das Gitter öffnet und ab.)

Zimmer im Schloſſe.

Sybilla. Camilla.

Sybille. Was es nur gegeben hat?

Camille. Ich begreif's nicht.

Sybille. Claudine war eben ſchon zurück, als der Alte durch die Seitenthüre mit den Bedienten hinausſchlich.

Camille. Jetzt wird's über uns hergehn.

Sybille. Wir haben's ja nicht geſagt.

Claudine (tritt herein). Wo iſt mein Vater?

Sybille. Guten Abend, Nichtchen! Ihr wart heut bald wieder zurück; die Nacht iſt dazu ſo ſchön.

Claudine. Mir iſt nicht wohl; mich ſchläfert. Wo iſt mein Vater? ich möcht' ihm gute Nacht ſagen.

Camille. Ich hör' ihn draußen.

Gonzalo. Cruganting.

Gonzalo. Noch einen Gaſt, meine Kinder, ſo ſpat.

Cruganting. Ich wünſche, daß mein unerwartetes Glück Ihnen nicht beſchwerlich ſeyn möchte.

Camille (heimlich zu Sybillen). Das iſt Cruganting, Schatz; er iſt's ſelbſt!

Sybille. Ein feiner Kerl.

Gonzalo. Das iſt meine Tochter.

Cruganting (hält ſich ehrfurchtsvoll).

Gonzalo. Das, meine Nichten. Liebe Nichten, ein Glas Wein, einen Biſſen Brod! Ich muß einen Biſſen Brod haben, ſonſt ſchmeckt mir der Wein nicht.

(Sybille und Camille ab. Leonore giebt Cruganting verſtohlene Winke, die er erwiedert.)

Gonzalo. Claudinchen, du warſt bald aus dem Garten?

Claudine. Die Nacht iſt kühl; mir iſt nicht ganz wohl. Darf ich mich beurlauben?

Gonzalo. Noch ein bißchen; wach noch ein bißchen! Ich ſagt's gleich, die Leute ſind Lügenmauler, Schandzungen.

Claudine. Was meint ihr, mein Vater?

Gonzalo. Nichts, mein Kind! Als — daß du mein liebes einziges Kind biſt und bleibſt.

(Crugantino hat bisher wie unbeweglich geſtanden; Claudinen bald mit vollen Seelenblicken angeſehn, bald die Augen niedergeſchlagen, ſo bald ſie ihn anſah. Claudinens Verwirrung nimmt zu.)

Gonzalo. Ihr habt eine Zither?

Crugantino. Die Geſpielin meiner Einſamkeit und meiner Empfindung.

Claudine (vor ſich). Seine Stimme, ſeine Zither! Sollt' er es geweſen ſeyn? Pedro war es nicht, mein Herz ſagte mir's; er war's nicht!

Gonzalo. Das iſt Claudinens Lieblingston.

Crugantino. Dürft' ich hoffen?

(Er greift drauf.)

Claudine. Ein ſchöner Ton!

Crugantino (heimlich). Sollten Sie dieſen Ton und dieſes Herz verkennen?

Claudine. Mein Herr!

Sybille und Camille, Bediente mit Wein und Gläſer. Indeß Gonzalo ſich beſchäftigt am Tiſch.

Crugantino (heimlich). Sollten Sie verkennen, daß eben der glückliche Sterbliche neben Ihnen, Götter! neben Ihnen ſteht, der vor wenigen Augenblicken —

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte, daß ich viel zu ſagen hätte,
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht, ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt, ſich eine Freude zu verſagen,
Doch wir, wir andre Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein ander, froher Leben, ſeit
Ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es iſt.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?

Claudine. Ich bitte Sie!

Crugantino. Nichts in der Welt als Ihre Liebe oder den Tod!

(Sybille und Camille ſpuren.)

Gonzalo. Ein Glas! Wovon ſprecht ihr?

Crugantino. Von Geſangen. Das Fraulein hat beſondere Kenntniſſe der Poeſie.

Gonzalo. Nun gebt uns einmal was zur Zither! Ein Burſche der eine Zither und Stimme hat, ſchlagt ſich überall durch!

Crugantino. Wenn ich im Stande bin.

Gonzalo. Ohne Umſtände.

Crugantino (meiſt zu Claudinen gekehrt).

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Gonzalo (ſcherzend zu Claudinen). Kannſt du mir's ſagen! — das iſt was auf deinen Zuſtand Claudinchen. Ja, ein Lied war immer ihre Sache. Und ſie fühlt darin, wie ich; je freier, je wahrer, je treuer ſo ein Stückchen vom Herzen geht, deſto werther iſt mir's — Setzt euch, mein Herr! —

ſetzt euch — Noch eins! — Ich ſage immer: zu meiner Zeit war's noch anders; da ging's dem Bauer wohl, und da hatt' er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging, und einem 's Herz erhöhte; und der Herr ſchämte ſich nicht, und ſang's auch, wenn's ihm gefiel. Das natürlichſte, das beſte!

Crugantino. Vortrefflich!

Gonzalo. Und wo iſt die Natur als bei meinem Bauer? Der iſt, trinkt, arbeitet, ſchlaft und liebt, ſo ſimpel weg: und kümmert ſich den Henker drum, in was für Fiſſanzereien man all das in den Städten und am Hof vermaskerirt hat.

Crugantino. Fahren Sie fort! ich werde nicht ſatt, einen Mann von Ihrem Stande ſo reden zu hören.

Gonzalo. Und die Lieder? Da waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeſchichten, die Geſpenſtergeſchichten, jedes nach ſeiner eigenen Weiſe, und immer ſo herzlich, beſonders die Geſpenſterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heut zu Tage lacht man einen mit aus.

Crugantino. Nicht ſo ſehr, als Sie denken. Der allerneuſte Ton iſt's wieder, ſolche Lieder zu ſingen und zu machen.

Gonzalo. Unmöglich!

Crugantino. Alle Balladen, Romanzen, Bankelſänge werden jetzt eifrig aufgeſucht, aus allen Sprachen überſetzt. Unſere ſchönen Geiſter beeifern ſich darin um die Wette.

Gonzalo. Das iſt doch einmal ein geſcheuter Einfall von ihnen, etwas unglaubliches, daß ſie wieder zur Natur kehren; denn ſonſt pflegen ſie immer das Gekammte zu friſiren; das Friſirte zu krauſeln; und das Gekrauſelte am Ende zu verwirren, und bilden ſich Wunderſtreiche drauf ein.

Crugantino. Gerade das Gegentheil.

Gonzalo. Was man erlebt! Ihr müßt doch manch schön Lied auswendig wissen?

Crugantino. Unzählig.

Gonzalo. Nur noch eins; ich bitt' euch. Ich bin sehr gestimmt; wir alle sind gestimmt, denk' ich; es ist uns wohl gegangen, und unsere Geister sind in Bewegung.

Crugantino. Gleich.

(Er stimmt.)

Gonzalo. Setzt euch, Kinder!

(Sie setzen sich um den Tisch, Crugantino neben an, Claudine hinten, Gonzalo dem Crugantino gegenüber; zwischen Claudinen und Crugantino drängt sich Gamille ein; Sybille hält hinter Gonzalo.)

Crugantino. Ein Licht aus! und das andere weit weg!

Gonzalo. Recht! Recht! wird so vertraulicher und schauriger.

Crugantino.

Es war ein Bube frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeschärzt,
Und endlich sie verlassen.

Das arme Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint', und bet't' und schwur,
So fuhr die Seel von hinnen.
Die Stund' da sie verschieden war,
Wird bang den Buben, grauf't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Gonzalo. Wer kommt? O, Teufel! wer kommt? Einen zu ſtören in der ſchaurigen ſchönen Empfindung! Lieber eine Ohrfeige. Sebaſtian?

Sebaſtian, ein Bedienter mit Lichtern.

Sebaſtian. Guten Abend!

Gonzalo. Woher?

Sebaſtian. Nur einen guten Abend. Ich ſuche Don Pedro überall, und kann ihn nicht finden.

Cruganting (vor ſich). Ich glaub's wohl.

Claudine. Iſt's lang, daß er von euch ſchied?

Sebaſtian. Freilich. Ueberhaupt geht mir's heut Nacht ſo ſchurkiſch.

Gonzalo. Nichts gerathen? Trink eins auf den Aerger. Wir haben auch hier einen neuen Gaſt, ſo ſpat noch.

Sebaſtian (den betrachtend und das Glas nehmend, vor ſich). Das iſt ein Kerl, wie der, den ich ſuche! Schwank, feurige Augen, und die Zither —

Gonzalo. Wo bleibſt du heute? Bleib hier!

Sebaſtian. Nein, ich muß Pedro finden, und ſollt' ich ſuchen bis an den Tag. Wo kommen der Herr her?

Gonzalo. Von Sareſſa.

Sebaſtian (ſtehend trinkt). Den Namen?

Cruganting. Cruganting nennt man mich. (Vor ſich.) Alter Eiet!

Sebaſtian (gleichgültig das Glas wendet). So? (Sich herumwendend, erblickt vor ſich.) Hab' ich dich, Vogel; hab' ich dich? Nun, Pedro, ſey wo du willſt, den muß ich erſt in Sicherheit bringen, (ab.) Adieu!

Gonzalo. Noch eins!

Sebastian. Danke. Diener, meine Herren und Damen.

Gonzalo. Sybille, geleit ihn.

Sebastian. Laßt das Zeug. (ab.)

Erugantino. Ein alter Freund vom Hause?

Gonzalo. Der uns wieder einmal nach langer Abwesenheit besucht. Ein bißchen gerad zu, aber brav. Nun weiter unser Liedchen, weiter. Mich dunkt ich seh' ihn, wie ihn der böse Geist vom Herrn ängstiget, den Meineidigen, wie er zu Pferde in die Welt hinein hauf't und wüthet.

Erugantino. Wohl, wohl.

Die Stund' da sie verschieden war,
Wird bang den Buben, grauf't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, 'nüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't sieben Tag und sieben Nacht:
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't im Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen;
Bindt's Pferd hauß an und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er rafft ſich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Verführen ihn die Quer und Läng,
Trepp auf Trepp ab, durch enge Gäng,
Verſellne wüſte Keller.

(Ein Bedienter kommt unter die Thüre. Sybille redet ihn an, er winkt ihr, ſie geht, um nicht zu ſtören, auf den Zehen zu ihm. Gonzalo der's doch merkt, wird ungeduldig und ſtampft. Cruzantino fährt fort.)

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.

(Sybille kommt leiſe hinter Claudinens Stuhl, und redet ihr in die Ohren. Gonzalo wird wild. Cruzantino fingt.)

Er ſieht ſein Schätzel untenan
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Claudine (mit einem Schrei). Pedro!

(Sie fällt ohnmächtig zurück, alle ſpringen auf).

Gonzalo. Hülfe! was giebt's! Hülfe!

(Man labt ſie mit Wein.)

Was iſt's, was iſt's?

Sybille. Pedro iſt verwundet! gefährlich verwundet.

Gonzalo. Pedro! Helft ihr; mein Kind; mein Engel! Pedro! Wer ſagt es?

Sybille. Sebaſtians Diener kam hereingeſprengt, er ſuchte ſeinen Herrn hier.

Gonzalo. Wo iſt Baſtian? Sie rührt ſich nicht!

Sybille. Weiß ich's?

Gonzalo. Wein! Sybille, Wein! Camille, Wein! Meine Tochter! Meine Tochter!

Cruganting (gerührt vor ſich). Und du, Elender! das iſt dein Werk, deiner Thorheiten. Dieſer Engel!

Gonzalo. Wein!

Sybille (ohne Wein, vergeſſen). Herr!

Gonzalo. Wein!

Sybille. Herr!

Gonzalo. Biſt du toll?

Sebaſtian. Wache.

Sebaſtian. Hier! Ergreift ihn!

Cruganting. Mich?

Sebaſtian. Dich! Ergieb dich!

Gonzalo. Was iſt das?

Cruganting (wirft ſeinen Stuhl um, und verſammelt ſich hinter den Tiſch und Claudinen, greift in die Taſchen und zieht ein paar Terzerole heraus). Bleibt mir vom Leibe! Ich möchte nicht gern einem was zu Leide thun.

Sebaſtian (auf ihn los gehend).

Cruganting. Damit ihr ſeht daß ſie geladen ſind!

(Er bläſet eine nach der Decke, Sebaſtian weicht.)

Cruganting (zieht den Degen, in der andern Hand die Terzerole). Die! für den der mir nachfolgt!

(Er ſpringt über den Stuhl weg, und ſchwadroniert ſich durch die Kerls durch hinaus.)

Sebaſtian (denen draußen). Haltet! Haltet! Nach! Allons, nach! (Er geht zuerſt.)

Claudine (die vom Schuß aufgeschreckt ist, hört wild um sich her) Todt! todt! Hast du's gehört? Sie haben ihn erschossen. (Springt auf.) Erschossen. Mein Vater! (wendet) und Sie haben's geläuten! Wo haben sie ihn hin? Wo sind sie hin? Wo bin ich? Pedro! (Sie fällt wieder in den Sessel.)

Gonzalo. Mein Kind! Mein Kind! (Zu Camillen und Sybillen.) Steht ihr da! Guckt ihr zu! Hier, Sybille, hier meine Schlüssel, hol' meinen Balsam droben. Camille geschwind in Keller, vom stärksten Wein! Claudine! mein Kind!

(Claudine hebt sich ohnmächtig ohne zu sprechen, reicht ihrem Vater die Hand, und fällt wieder hin. Gonzalo [illegible])

Sebastian (kommt). Er hat sich durchgeschlagen, wüthend wie der Teufel! Du sollst uns nicht müde machen. Gonzalo, ich bitte dich.

Gonzalo. O meine Tochter!

Sebastian. Es ist der Schreck. Sie erholt sich wieder. Willst du mir deine Bedienten erlauben, deine Pferde? Ich will ihm nach.

Gonzalo. Mach' was du willst.

Claudine. Sebastian.

Sebastian. Auf Wiedersehn, Fräulein.

Claudine. Pedro! Er ist todt?

Sebastian. Sie ist verwirrt, pflegt sie, ich muß fort.

(Sebastian ab.)

Gonzalo (sie zum Sessel führend). Beruhige dich, Engel.

Claudine. Er geht. Und sagt mir nicht: ist er todt, lebt er? Ach meine Knie, meine arme Knie! Mein Herz wird brechen.

Sybille kommt.

Sybille. Hier der Balſam.

Claudine. Gefahrlich verwundet, ſagteſt du? In Saroſſa?

Gonzalo. Wer?

Sybille. Pedro.

Gonzalo. Wie?

Sybille. Ach, daß man nicht von Sinnen kommt über den Larm und das Gewirre. Heiliger Gott! Da kommt Baſtians Diener geſprengt, fragt nach ſeinem Herrn, und da er ihn nicht antrifft, hinterlaßt er: Pedro ſey gefahrlich verwundet, in Saroſſa im Wirthshaus, und fort! Und gleich drauf Sebaſtian mit Wache, unſern Gaſt zu fangen, der ſich durchſchießt und ſchlaat. Und Nichtchen in Ohnmacht. Mir wird's blau vor den Augen. (Setzt ſich.) Mir wird's weh.

Camille mit Wein.

Gonzalo. Gieb her. Trink einen Tropfen Claudine! Gieb Sybillen ein Glas. Du ſiehſt auch wie ein Geſpenſt.

Camille. Mir klappern die Zahne, wie im Fieber. Den Schrecken fuhl' ich Jahr und Tag in den Gliedern.

Gonzalo. Trink ein Glaschen! Reib dir die Schläfe mit dem Balſam. Reib Sybille.

Camille (ſetzt ſich). Ich halt's nicht aus.

Claudine. O mein Vater! Pedro gefahrlich verwundt! Sebaſtian wollte mich nicht hören!

Gonzalo. Es hat's ihm niemand geſagt.

Camille. In dem Larm, in der Angſt!

Claudine. Ohne Hülfe vielleicht.

Gonzalo. Du machſt dir's zu fürchterlich vor. Ein Stich in den Arm, ein Ritzchen: Liebes Kind, einem Manne was iſt das? Sey ruhig! Ich will einen nach Saragoſſa ſprengen.

Camille. All eure Leute und Pferde ſind mit Sebaſtianen.

Gonzalo. Verflucht.

Claudine. O, aus dem Dorf druben.

Sybille. Ja, wer ſoll bei Nacht übers Waſſer? Die Fähre ſteht druben! Ihr hört ja, es iſt alles fort.

Gonzalo. Bis morgen gedulde dich, Liebchen! und geh' jetzt zu Bette.

Claudine. Laßt mich noch einen Augenblick, bis ſich das Blut geſetzt hat. Ich könnte jetzt nicht ſchlafen. Aber! die Augen fallen euch zu. Sorgt für eure Geſundheit.

Gonzalo. Laß mich.

Claudine. Ihr werdet mich beruhigen!

Gonzalo. Nun denn! Nichten, ihr wacht mir aber bei ihr. Ich bitt euch, verlaßt ſie nicht. Morgen mit dem früheſten ſollſt du Nachricht von Pedro haben. Weck mich Nichten gegen Morgen. Gute Nacht. Lieb Mädchen, leg dich bald. Leuchi' mir Camille. Gute Nacht.

Claudine. Sybille.

Sybille (nach einer Pauſe). Der Kopf möchte mir zerſpringen. Die Knie ſind mir wie zerbrochen. Auf ſolch einen Tag ſolch eine Nacht!

Claudine. Ich kann euch nicht zumuthen zu wachen, Nichten.

Sybille. Aber euer Vater?

Claudine. Laßt: der ſoll nichts erfahren. Geht hinauf,

Mein Vater ſtarb; ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun bereiſ't.
Er ſah ſie lang' nicht mehr, ſeitdem der König
Ihn mit beſondrer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kenn' ich alles was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das Meine halten könnte.
Allein ich bin der ältſte nicht, und nicht
Der einzige des Hauſes. Denn es ſchwärmt
Ein klirer Bruder, den ich kaum geſehen,
Im Reich' herum, und führt, ſo viel man weiß,
Ein thöricht Leben.

Claudine.

Gleicht er euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können,
Warum er ihn verſtieß; auch ſcheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu ſeyn. Er hat ſich nie
In dieſen Jahren wieder blicken laſſen.

legt euch wenigſtens auf die Betten. Nur in Kleidern, es iſt doch immer Ruh. Ihr ſeyd alle wach, eh mein Vater, und dann — Laßt mich nur!

Camille kommt.

Sybille. Nichtchen will, wir ſollen ſchlafen gehn.

Camille. Lieb Nichtchen! Gott lohn's! Ich halt's nicht aus.

Sybille. Wir begleiten dich zuerſt ins Bett.

Claudine. Laßt's nur. Ich bin ja hier gleich neben an. Und muß mich noch erſt erholen.

Sybille und Camille. Gute Nacht denn.

Claudine. Gute Nacht.

(Sybille und Camille ab.)

Claudine. Bin ich euch los? Darf ich dem Tumult meines Herzens Freiheit laſſen? Pedro! Pedro! wie fühl' ich in dieſen Augenblicken, daß ich dich liebe! Ha, wie das all ermacht und tobt, die verborgne, mir ſelbſt bisher verborgne Leidenſchaft! — — Wo biſt du? — und was biſt du mir? — todt, Pedro! — Nein! Verwundet! — Ohne Hülfe! — Verwundet? — Zu dir — zu dir! — Mein Schimmel, der du mich ſo treu auf die Falkenjagd trugſt, was warſt du mir jetzt! Mein Kopf! Mein Herz! — Es iſt nichts. — (Auf den Tiſch die Flaſche findend.) Und dieſe Schlaffel? Eine Gottheit ſandte mir ſie! — Durchs kleine Pförtchen in Garten, hinten die Teraſſe hinunter; und in einer halben Stunde bin ich in Saroſſa! — Die Herberge? — Ich werde ſie finden! — Und dieſe Kleider? Die Nacht? — Hab' ich nicht meines Vettern Garderobe noch da? Paßt mir nicht ſein blaues Wamms, wie angegoſſen? — Ha, und ſeinen Degen!

— Die Liebe geleitet mich; da ſind keine Gefahren! — Und auf dem Wege? — Nein, ich wag's nicht! So allein! Und wenn deine Nichten erwachen und dein Vater? — — Und du, Pedro, liegſt in deinem Blute! Dein letzter Athemzug ruft noch Claudinen! — Ich komme, ich komme! — Fühle, wie meine Seele zu dir hinüberreicht! — An deinem Bette liegen, um dich weinen, wehklagen möcht' ich, Pedro! — Nur daß ich dich ſehe; deine Hand fühle, daß dein Puls noch ſchlagt; daß ein ſchwacher Druck mir ſage, er lebt noch, er liebt dich noch! — Iſt niemand, der ihn verbinde; der das Blut ſtille?

Herz, mein Herz,
Ach, will verzagen!
Soll ich's tragen,
Soll ich fliehn,
Soll ich's wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör' auf zu zagen;
Ich will's wagen,
Ich muß hin!

Gegen Morgen, vor der Herberge zu Saroſſa.

Leugantino (den Degen unterm Arm). So hatte Basko Recht? Man ſtellt mir nach? Wo er nur ſteckt? Sie ſind an mir vorbei geſprengt und gelaufen. Ha! ich kenn' die Büſche beſſer als ihr, und ihr habt keine ſonderlichen Spürhunde; und die beſten beißen uns nicht.

(Klopft an die Thüre der Herberge.)

Ein Knabe kommt.

Knabe. Gnädiger Herr!

Crugantino. Iſt Basko zu Haus kommen?

Knabe. Ja, gnädiger Herr, mit einem Bleſſirten; der liegt in Ihrer Stube. Hernach iſt er gleich fort, und hat mir befohlen zu wachen, wenn etwa der Fremde ſchellte. Und Ihnen ſoll ich ſagen, er ſey nach Mirmolo. Ich kenn' zwar ſo keinen Ort; ich glaubte, er ſpaßte.

Crugantino. Gut! Geh hinein, und halt dich munter.

(Junge ab.)

Mirmolo! Unſre Loſung für Villa Bella! Nach Villa Bella, Basko! Ich verſteh'! Sebaſtian! Wer iſt der Sebaſtian? Was hat er gegen mich? Das wird ſich all entwickeln; das wird all zu verbeißen ſeyn; hattſt du nur deine Zither nicht im Stich gelaſſen! Das iſt ein ſchurkiſcher Streich, darüber du Ohrfeigen verdient hätteſt von einem Hundsfutt! Deine Zither! Ich möchte raſend werden. Was ſollte man von dem Kerl ſagen, der in ein Gedränge kam mit ſeinem Freund; und ſich durchſchlug' und ſeinen Freund im Stich ließ? Pfui! über den Kerl! Pfui! Und deine Zither mehr werth als zehn Freunde; deine Geſellin, Geſpielin, Buhlerin; die noch all deine Liebſten ausgehalten hat! Wie war's, ich kehrte zurück? denn die Spürhunde ſind fort! Wohl! kein Menſch vermuthet mich dort! Wohl! ich weiß die Schliche! Das war' ein Streich! in der Verwirrung, in der das Haus iſt — Ach, und die arme Claudine! Dieß Abenteuer ſieht windig aus. Doch, allons! erſt die Zither befreit, und das übrige giebt ſich.

(Er die eine Seite der Straße hinauf.)

Claudine in Mannskleidern an der andern.

Claudine. Da bin ich! Götter, das iſt Saraſſa! Und nun die Herberge! Mir zittern meine Knie: ich kann nicht mehr. (Auf eine Hausbank ſich ſetzend, der Herberge gegen über.)

Crugantino. Eine Erſcheinung! Was will der geputzte Bube die Nacht hier? Abenteuer über Abenteuer! Wollen's doch beſehn.

Claudine. Weh, ich höre jemand!

Crugantino. Mein Herr!

Claudine. Ich bin verloren!

Crugantino. Keine Furcht! Sie haben mit einer redlichen braven Seele zu thun. Kann ich was dienen?

Claudine. Ich bitte! ich weiß ſchon! Ich bitte, laſſen Sie mich!

Crugantino. Welche Stimme! (Bei der Hand nehmend.) Himmel, welche Hand!

Claudine. Laſſen Sie mich!

Crugantino. Claudine!

Claudine (aufſpringend). Ha! Scäor, bei der Gaſtfreiheit meines Vaters! ich beſchwöre Sie! Himmliſche Geiſter!

Crugantino.

Schönſte, wie, Schönſte,
Hier find' ich dich wieder?

Claudine

Himmel! Ach Himmel!
Ich ſinke darnieder!

Crugantino

Bieteſt den mächtigen
Gefahren ſo Trutz?

Claudine.

Götter, ihr guten!
Gewähret mir Schutz!

Crugantino (ſie bei der Hand faſſend).

So allein! ſo Nacht! ſo ſchön!

Claudine (ihn weg ſtoßend).

Laß mich gehn! laß mich gehn!

Crugantino.

Darf ich fragen,
Darf ich wiſſen,
Wie du dich dem
Haus entriſſen,
Mir ſo auf den Füßen nach?
Dürft' ich hoffen?

Claudine.

Welche Schmach!

Zuſammen.

Darf ich hoffen?
Welche Schmach!

Pedro (am Fenſter horchend).

Himmel! ich träume;
Ich hörte Claudinen!

Crugantino (eilend).

Göttin der Erde!

Claudine (ihn zurück ſtoßend).

Du darfſt dich erkühnen?

Crugantino.

Höre, Schöne! nur Ein Wort!
Komm; hier iſt ein ſichrer Ort.

Claudine.

Aus den Augen, Bösewicht!
Ha, du kennst dieß Herz noch nicht!

Crugantino (auf sie losgehend).

Dich ergeben!
Nicht so gethan!

Claudine (den Degen ziehend und ihn vorhaltend).

Nicht ums Leben!
Komm heran!

Crugantino (sie anfassend und forttragend).

O schöne Wuth!
Mein ist die Beute!

Claudine (in seinen Armen sich wehrend).

Bei Gottes Blut!
Helft mir, ihr Leute!

Pedro (vom Fenster weg und herab).

Sie ist's! Sie ist's!

Claudine (Crugantino will sie eben in die Herberge tragen).

Gewalt! Gewalt!

Pedro (unter der Thüre, den Degen in der Linken).

Halt! Halt!

Claudine.

Pedro!

Pedro.

Claudine!

Beide.

Welches Glück!

Crugantino (der Claudinen niedersetzt, aber an der Hand behält, den Degen zieht und weicht, und ihr ihn auf die Brust setzt).

Nicht so eilig!
Zurück, du! Zurück!

Beide

Götter!

Crugantino.

Mäß'ge die Hitze,
Sonſt iſt's um ſie geſchehn!

Pedro.

Wende die Spitze!
Wag's mir zu flehn!

Crugantino

Zurück! Zurück!

Beide.

Götter!

Crugantino

Du ſiehſt ihr Blut
Aus dieſem Herzen fließen!

Pedro.

Schreckliche Wuth!
Sieh mich zu deinen Füßen!

Crugantino.

Mäß'ge die Hitze!

Pedro.

Wende die Spitze!

Crugantino.

Es iſt um ſie geſchehn!

Pedro.

Höre mein Flehn!

Crugantino.

Zurück! Zurück!

Beide.

Götter!

Basko (von ferne).

Hör' ich ein Lärmen,
Hör' ich ein Getöse,
Säufer, die ſchwärmen
Feindlich ſo böſe?

Cruganting (ihn hörend).

Basko!

Basko (antwortet mit einer Triole und füllt den Rhythmus mit dem Nachtigallenſchlag).

Tarasko!
Titilirtirerireli!

Cruganting

Führ' den Verwundten,
Er irrt uns hie.

Pedro (Basko drohend).

Laß mich hinüber!

Cruganting (Claudinen wegführend).

Er raſet im Fieber.

Basko (Pedro den Degen aus der Hand ſchlagend).

Allons zu Bette!

Claudine (von Cruganting mit Gewalt entführt).

Rette mich; rette!

Tutti. (Während des Tutti hätte sich Cruganting Claudinen weggeführt. Pedro rafft ſpringt ungefähr dem Basko an Kopf, wirft ihn zu Boden über ihn hinaus und auf Cruganting los, der den Degen Claudinen auf die Bruſt hält. Sie ſtehen und die Musik macht eine Pause.)

Wache (von ferne).

Hierher! hierher
Hör' ich ein Lärmen!

Ein Anderer.

Lumpen und Schurken!
Hör'! wie ſie ſchwärmen!

Cruguntino (Claudinen loslaſſend, Basko und er fechten gegen die Wache).
Basko, zu Degen!

Wache (zuſchlagend).
Ha, ſo verwegen.

Pedro (zu Claudine, ſie anfaſſend).
Eilig von hinnen.

Claudine (Pedro in die Arme ſinkend).
Weh! meine Sinnen!

Wache (Pedro und Claudinen anhaltend).
Haltet!

Pedro und Claudine.
O weh!

Wache (entwaffnend den Cruguntino und Basko).
Gieb dich!

Cruguntino und Basko
O Schmach!

Tutti.

Wache (führt alle weg).
Folget mir nach!

Pedro und Claudine
Weh! Weh!

Wache.
Frevler, ergieb dich!

Cruguntino und Basko
Schmach! Schmach!

Ein enges Gefängniß.

Pedro und Claudine.

(Sie kniet auf der Erde; ihre Hände und den Kopf tröstlich auf die Erhöhung an der Wand legend.)

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele nicht!

Claudine (sich abwendend).

Mein Herze
In bangem Schmerze,
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele,
Quale deine liebe Seele nicht!

Claudine (sich aufrichtend, doch auf den Knien).

Himmel, höre meine Klage!
Ich vergeh in meiner Plage,
Erd' und Tag sind mir verhaßt.

Pedro.

Vor dir schwindet alle Plage,
Wird die Finsterniß zum Tage,
Dieser Kerker ein Palast!

(Er will sie aufrichten, sie springt auf und macht sich los.)

Claudine.

Grausamer! Feindlicher!
Kürzest mein Leben.

Pedro.

Himmel o freundlicher!
Hilf mir erstreben!

Genua, mein Vater ſtarb, und hinterließ
Mir alles, was er jenem nur entziehn
Nach den Geſetzen konnte; und der Hof
Beſtätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht beſitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorſichtigkeit, aus Leichtſinn einſt
Verlor; geſchweige denn mein eigner Bruder.
Ich ſucht' ihn auf. Denn hie und da erſcholl
Der Ruf, er habe ſich mit frechen Menſchen
In einen Bund gegeben, ſchwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, ſeiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leicht-geſinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So habt ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die ſich mir zeigte;
Allein umſonſt. Und nun verzweifl' ich faſt
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er iſt ſchon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

Vater! — Ich Arme! —
Stürbest für Schmerz!

Pedro.

Himmel erbarme,
Tröste das Herz!

(Man hört Schlüssel rasseln.)

Sebastian. Der Kerkermeister.

Kerkermeister. Seht ob hier euer Mann ist. Sonst hab' ich drüben noch ein Paar!

Sebastian. Pedro!

Pedro (ihn umhalsend). Mein Freund!

Sebastian. Was ist das? Und dein Geselle?

Claudine. Erde verbirg mich!

Sebastian. Bin ich behext? Claudine?

Claudine. Weh mir!

Pedro. Bester Engel!

Sebastian. Du siehst so bleich! Claudine! bist du's? — Claudine —

Claudine. Ueberlassen Sie mich meinem Elend! Ich will des Tages Licht, will euch alle nicht wiedersehn.

Sebastian. Nur Ein Wort; nur ein gescheut Wort, Pedro! Wie kommt ihr daher? Mir schwimmt alles im Kopfe.

Pedro. Ich hatte eine kleine Rencontre, ward in den Arm verwundt und hierher gebracht. Gegen Tag ging's; ich lag in der Herberge auf einem Bette und schlummerte; da hört' ich Claudinens Stimme, hörte sie um Hülfe rufen; sprang herunter, und fand sie mit einem Wagehals ringen, ich wollte sie befreien und ward mit ihr eingesperrt.

Sebaſtian. Item, und du Liebchen?

Claudine. Können Sie fragen?

Sebaſtian. Du hörteſt Pedro's Unfall und dein gutes Herzchen —

Pedro. Schone ſie! Ihr Herz iſt in furchterlichem Aufruhr.

Sebaſtian. Dich ſucht' ich nicht; ich ſuchte deinen Bruder, den ich die ganze Nacht verfolgte; und nun hör' ich, er ſey hier eingeſperrt.

Pedro. Hier? Welcher Gedanke ſchießt mir durch die Seele!

Sebaſtian. Es muß ein Irrthum ſeyn!

Pedro. Der mich verwundete; der Claudinen drohte! — Es iſt einer und der!

Sebaſtian. Wir wollen ſehen. (Ruft.) Kerkermeiſter!

Kerkermeiſter. Gnädiger Herr!

Sebaſtian. Du ſagteſt noch von zweien, bring ſie her!

Kerkermeiſter. Gleich Señor!

Pedro. O wenn er's wäre!

Sebaſtian. Er hat dich verwundet, ſagteſt du?

Pedro. Verwundet, und dieſen Engel geängſtet! — Wenn's mein Bruder wäre!

Claudine. Wir wollen ihm verzeihen. Ach Pedro, wenn nicht — wenn ich was anders fühlen könnte, als meinen Schmerz! —

Sebaſtian. Sey ruhig, Gackchen! die Sache ſieht bald aus. Nur Geduld!

Die Vorigen. Der Kerkermeiſter. Cruganting. Basko.

Man bringt einen Stuhl für Claudinen.

Kerkermeiſter. Señor, hier iſt das edle Paar.

Sebaſtian. Señor Cruzantino, treffen wir einander da? Vor kurzem fand ich euch wo anders.

Cruzantino. Keinen Spott! Eure Tapferkeit iſt's nicht, daß ich hier bin.

Sebaſtian. So? Unterdeſſen iſt mir's immer viel Ehre, Señor Cruzantino hier zu ſehn. Darf man fragen, iſt das der einzige Name den Sie führen?

Cruzantino. Darauf will ich euch antworten, wenn ihr mein Richter ſeyn werdet und mir's gelegen ſeyn wird.

Sebaſtian. Auch gut! und euer Name iſt Basko, wie man ſagt?

Basko. Für dießmal; Ew. Gnaden zu dienen.

Sebaſtian. Geſelle dieſes edlen Ritters hier?

Cruzantino. Ha, alter Schwatzer!

Sebaſtian. Mir das?

Cruzantino. Ich bin ein Gefangener; alſo laßt euer Point d'Honneur ſtecken. (Zu Pedro.) Mit euch Herr, bin ich übler dran. Erſt verwundt ich euch um nichts und wieder nichts, dann bin ich an eurer Haft ſchuld. Vergebt mir!

Pedro. Gern, gern! Und für mich warum nicht tauſendmal, da dieſer Engel dir vergiebt, den du gefangſtet? Ich will dir's vergeben: denn büßen konntſt du's nie.

Cruzantino. Vergrößert meine Schuld nicht; ich will ſie tragen wie ſie iſt. Aber geſteht mir: ein Menſch, der halbwege Abenteuer zu beſtehen weiß, ſoll der eine Schöne, eine gewünſchte geliebte Schöne, die ſich allein Nachts dem Schutze des Himmels anvertraut, um ſo wohlfeilen Preis aus ſeinen Händen laſſen?

Claudine. Wie erniedrigt er mich! Er hat Recht. O Liebe! Liebe!

Pedro. Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne!

Sebaſtian. Und glaubt ihr dann, das putzte man alſo ſo ab, wie ein Bauer die Naſe am Aermel? Ihr müßt ein Gewiſſen haben.

Crugantino. Erſt Richter; und dann Beichtvater.

Sebaſtian. Ständ's bei mir, ich machte auch den Medicus, und ließ euch ein bißchen zur Ader; nur aus Curioſität, das edle Blut zu ſehn.

Crugantino. Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnaſe ſieht freilich in eine alte Familie; aber mein Blut darf ſich gegen dem eurigen nicht ſchamen. Edles Blut?

Sebaſtian. Reiß dem die Zunge aus, der gegen Caſtelvecchio was redet.

Crugantino. Caſtelvecchio? Ich bin verrathen!

Sebaſtian. Und was ſoll man dir thun, der du dies edle Haus ſo entehrſt?

Crugantino. Zu allen Teufeln!

Sebaſtian. Kennſt du Sebaſtian von Revere nicht? Biſt du nicht der Alonzo mehr, der auf meinen Knien ſaß; der die Hoffnung ſeines Vaters, ſeines Hauſes war? Kennſt du mich nicht mehr?

Crugantino. Sebaſtian?

Sebaſtian. Ich bin's! Verſinke, ehe du hörſt was vor ein Ungeheuer du biſt!

Crugantino. Seyd großmüthig! ich bin ein Menſch.

Sebaſtian. Nichts vom Vergangenen, Elender! was vor dir ſteht! Haſt du nicht dieſen Edlen verwundet; ſeine Liebſte, ſeine Braut aus den Armen ihres Vaters geriſſen, der ihr dieſen Schritt nie verzeihen wird? Und nun bringſt du ſie als Mitgenoſſen deiner Bosheit in dieſen Kerker! Ihn, den beſten, freiſten, gütigſten! — deinen Bruder!

Crugantino. Bruder?

Pedro (ihn umfaſſend). Bruder! mein Bruder!

Sebaſtian. Pedro von Caſtelvecchio!

Crugantino. Laßt mich; ich bitt euch; laßt mich! Ich hab' ein Herz, das empfindet; und was euch beſtürmt, greift mich auch an. — Mein Bruder! der unerträglichſte Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß du mein Bruder biſt. Hier, Pedro? mein Bruder hier?

Sebaſtian. Auch um deinetwillen! Als wir endlich dir ohngefähr auf die Spur gekommen, und er hörte, daß ich Anſtalten machte dich zu capern, verließ er Madrid.

Pedro. Ich fürchtete ſeine Strenge. Sebaſtian iſt gut, wenn man ihn gut läßt.

Crugantino. Ihr ſeyd ausgegangen mich zu fangen? Nun was hattet ihr an mir? was habt ihr an mir? Wollt ihr mich in Thurm ſperren, um der Welt den unbedeutenden Aerger und meiner Familie die eingebildete Schande zu ſparen? Nehmt mich? — Und was habt ihr gethan? Und ſeyd ihr mir nichts ſchuldig?

Sebaſtian. Führt euch beſſer auf!

Crugantino. Mit eurer Erlaubniß, mein Herr! davon verſteht ihr nichts! Was heißt das aufführen? Wißt ihr die Bedürfniſſe eines jungen Herzens, wie meins iſt? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Geſellſchaft iſt mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht ſeyn; will ich mich luſtig machen, muß ich Knecht ſeyn. Muß nicht einer, der halbweg was werth iſt, lieber in die weite Welt gehn? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung; verzeiht daß ich

euch die meinige sage. Dafür will ich euch auch zumachen, daß wer sich einmal ins Vagiren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Granzen; denn unser Herz — ach! das ist unendlich, so lang ihm Kräfte zureichen!

Pedro. Lieber Bruder, sollte dir's in dem Kreise unserer Liebe zu enge werden?

Cruzantino. Ich bitte dich, laß mich! Es ist das erstemal daß ich dich so zu sagen sehe und —

Pedro. Laß uns Brüder seyn!

Cruzantino. Ich bin dein Gefangener.

Pedro. Nichts davon!

Cruzantino. Ich bin's willig; nur überlaßt mich mir selbst. — Wenn ich je euch zur Freude leben kann, so müßt ihr mir das schuldig seyn.

Pedro. In diesen edlen zärtlichen Empfindungen sind ich das Ungeheuer nicht mehr, das Claudinens Blut zu vergießen drohte.

Cruzantino (lächelnd). Claudinens Blut zu vergießen? Du hattest mir den Degen durch den Leib rennen können, ohne daß ich mich unterstanden hatte, dem Engel ein Haar zu krümmen.

Sebastian. Umarme mich, edler Junge! Hier erkenne ich im Vagabunden das Blut von Castelvecchio.

Pedro. Und doch ängstigtest du? —

Cruzantino. Gut! weil ich weiß, daß man euch Verliebte mit Zwirnsfaden binden kann.

Sebastian. Guter Junge!

Cruzantino. Und habt ihr nicht gehört, daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren; auch wohl etwas mehr sogar?

Sebaſtian. Top!

Cruganting. Und ſogar ihr ſelbſt.

Könnt ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder ſeyn!

Claudine (mit ſchwacher Stimme).

Aendre dein Leben,
Sollſt mein Bruder ſeyn.

Pedro.

Ich hab' dir vergeben;
Wollen Brüder ſeyn!

(Zu drei.)

Cruganting. Laßt uns Brüder ſeyn.
Claudine. Sollſt mein Bruder ſeyn.
Pedro. Wollen Brüder ſeyn.

Sebaſtian. Nun, allons, auf! daß wir aus dem Rauchloch kommen. Claudine, Mädchen wo biſt du? Armes Kind, was für Freud und Schmerz haſt du ausgeſtanden! Du ſollſt dich erholen, ſollſt Ruhe haben, ſollſt — alles haben. Komm! wir kriegen hier wohl einen Tragſeſſel; und ſo auf Villa Bella!

Claudine. Nimmer, nimmermehr! In ein Kloſter, Baſtian! oder ich ſterbe hier. Meinem Vater unter die Augen treten? das Licht der Sonne ſehn?

(Sie will aufſtehn und fällt zurück.)

Sebaſtian. Sey ruhig' Mädchen! Du biſt zerrüttet. Auf, meine Herrn! ſorgt für einen Seſſel; wir müſſen fort.

Gonzalo tritt auf.

Gonzalo. Wo ſind ſie? — Wo iſt Baſtian? Baſtian! —

Claudine. Mein Vater!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Gonzalo. Die Stimme meiner Tochter? — Pedro! Baſtian! Wie? Wo? (Sich auf ihn werfend.) Claudine! meine Tochter!

Sebaſtian.

Aerzte! Hülfe! Schnell von hinnen!

Erugantino.

Götter! ach! ich athme kaum!

Pedro.

Wehe! mir vergehn die Sinnen!

Gonzalo.

Seyd ihr alle? Iſt's ein Traum?

Sebaſtian. **Erugantino** (den Gonzalo und Pedro von Claudinen wegziehend).

Weg von hier!

Pedro. **Gonzalo** (den Sebaſtian und Erugantino von ſich ſtoßend).

Weg mit dir!

Sebaſtian.

Herr, ach, ſeht nach eurer Wunde!

Pedro.

Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!

Gonzalo.

Gott, ich gehe dir zu Grunde!

Erugantino.

Ich vergeh' in ihrer Noth!

Sebaſtian. Cruguntino (wie oben).
Weg von hier!

Pedro. Gonzalo (wie oben).
Weg mit dir!

Pedro.
Uns ſo fürchterlich verderben,
Sieht denn Gott nicht unſre Noth?

Gonzalo.
Nein du kannſt, du kannſt nicht ſterben,
Mädchen, nein du biſt nicht todt!

(Zu vier.)

Sebaſtian. Wie erbärmlich unſre Noth!
Cruguntino. Ich vergeh' in ihrer Noth.
Pedro. Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!
Gonzalo. Mädchen, nein du biſt nicht todt.

Sebaſtian. Sie richtet ſich.
Cruguntino. Sie lebt.
Pedro } Claudine!
Gonzalo }

Claudine (ſie ſieht ſtarr ihren Vater und Pedro an). Mein Vater! Pedro!

Gonzalo. Meine Tochter!
Sebaſtian. Schont ſie.
Claudine. Pedro! Mein Vater!
Gonzalo. Sey unſer! Lebe! lebe! um meinet willen!
(Pedro wirft ſich vor ihr nieder.)

Sebaſtian. Schont ſie! Schone ſie! ſie iſt dein.
Pedro. Mein Vater!
Gonzalo. Sie iſt dein!

Chor.

Brüllt nicht der Donner mehr,
Ruhet der Sturm im Meer:
Leuchtet die Sonne
Ueber euch gar.
Ewige Wonne!
Seliges Paar!

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes diese stille
Verlaßne Wohnung aus den Augen blenden.
Ich möchte gern nichts sagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln scheinen.

Pedro.

Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um schnell zurück zu kehren.
Ich sage dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollst du vernehmen: denn du siehst mich bald,
Und würdiger vor dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das ist dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinem Freunde nicht den sichern Muth,
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im süßen Augenblicke von der Liebe
Entschlossen, hoffend sich entfernen kann.

Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarkts-feſt zu Plundersweilern.

(Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht den Galgen in der Ferne.)

König Ahasverus. Haman.

Haman.

Gnad'ger König, Herr und Fürſt,
Du mir es nicht verargen wirſt,
Wenn ich an Deinem Geburtstag
Dir beſchwerlich bin mit Verdruß und Klag'.
Es will mir aber das Herz abfreſſen,
Kann weder ſchlafen, noch trinken, noch eſſen.
Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben ſo weit gebracht
An Herrn Chriſtum nicht zu glauben mehr,
Wie's thut das große Pöbel-Heer;
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel ſey ein ſchlechtes Buch,
Und ſey im Grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Haimon.
Darob wir denn nun jubiliren
Und herzliches Mitleiden ſpuren

Mit dem armen Schelmenhauſen,
Die noch zu unſerm Herrgott laufen.
Aber wir wollen ſie bald bekehren
Und zum Unglauben ſie bekehren,
Und laſſen ſie ſich 'wa nicht weiſen,
So ſollen ſie alle Teufel zerreißen.

Ahasverus.

In ſo fern iſt mir's einerlei,
Doch braucht's all, dünkt mich, nicht 's Geſchrei.
Laßt ſie am Sonnenlicht ſich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfre Kinder kriegen.

Haman.

Behüte Gott, Ihre Majeſtät,
Das leidt ſein Lebtag kein Prophet.
Doch waren die noch zu bekehren;
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindſamen aus Judäa
Sind mir zum theuren Aerger da.
Was hilft's, daß wir Religion
Geſtoßen vom Tyrannenthron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer ſetzen.
Religion, Empfindſamkeit
's ein Dreck, iſt lang wie breit.
Müſſen das all exterminiren,
Nur die Vernunft, die ſoll uns führen,
Ihr himmliſch klares Angeſicht.

Ahasverus.

Hat auch dafür keine Waden nicht.

Wollen's ein andermal beſehen.
Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.

Haman.

Wünſch' Euro Majeſtät geruhige Nacht!

Die Königin Eſther. Mardochai.

Eſther.

Ich bitt' euch, laßt mich ungeplagt.

Mardochai.

Hätt's gern zum letztenmal geſagt;
Wem aber am Herzen thut liegen
Die Menſchen in einander zu fügen
Wie Krebs und Kalbfleiſch in ein Ragu
Und eine wohlſchmeckende Sauce dazu,
Kann unmöglich gleichgültig ſeyn
Zu ſehn die Heiden wie die Schwein
Und unſer Lämmlein-Hauflein zart
Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht' all ſie gern modificiren,
Die Schwein' zu Lämmern rectificiren
Und ein Ganzes draus combiniren,
Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Coloß und Epheſus
Und Herrenhut und Herrenhag
Davor beſtünde mit Schand und Schmach.
Da iſt es nun an Dir, o Frau!
Dich zu machen an die Königsſau
Und ſeiner Borſten harten Strauß
Zu kehren in Lämmleins Wolle kraus.

Ich geh' aber im Land auf und nieder,
Caper' immer neue Schweſtern und Brüder,
Und gläubige ſie alle zuſammen
Mit Hammleins Lämmleins Liebesflammen.

Eſther.

Mein Gemahl iſt wohl ſchon eingeſchlafen,
Wär' lieber mit einem von euren Schafen;
Indeſſen, kann's nicht anders ſeyn,
Iſt's nicht ein Schaf, ſo iſt's ein Schwein.

Hanswurſts Hochzeit

oder

der Lauf der Welt.

Ein mikrokosmiſches Drama.

(Fragmentariſch.)

Kilian Bruſtfleck (tritt auf).

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moraliſch politiſchem Schweiß
Meinen Mündel Hanswurſt erzogen
Und ihn ziemlich zurechtgebogen.
Zwar ſeine tölpiſch ſchlüpfliche Art,
So wenig als ſeinen kohlſchwarzen Bart,
Seine Luſt in den Weg zu . . . . . .
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all kunt bemeiſtern,
Das wußt' ich weiſe zu überkleiſtern:
Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundſatzen
Ein paar Stunden hintereinander ſchwatzen,
Indeß er ſich am H . . . . . reibt
Und Wurſtel immer Wurſtel bleibt.
Hab' aber auch die Kunſt verſtanden
Auszupoſaunen in allen Landen

Ohne just die Backen aufzupausen,
Wie ich that meinen Telemach lausen,
Daß in ihm werde dargestellt
Das Muster aller künft'gen Welt.
Hab' dazu Weiber wohlgebraucht,
Die's Alter hatt' wie Schinken geraucht,
Denen aber von . . . . . Jugendtrieben
Nur . . . . . überblieben.
Zu ihnen that auf die Bank mich setzen
Und ließ sie volle Stunden schwatzen,
Dadurch wurden sie mir wohlgeneigt,
Von meinem großen Verstand überzeugt.
In Wochen- und Kunkelstuben-Geschnatter
Rühmen sie mich ihren Herrn Gevatter
Und ich thu's ziementlich erwiedern;
Doch ein's liegt mir in allen Gliedern,
Daß ich — es ist ein altes Weh —
Nicht gar fest auf meinen Füßen steh',
Immer besorgt, der möge mich prellen,
Der habe Lust mir ein Bein zu stellen.
Und so mit all dem politischen Sinn
Doch immer Kilian Brustfleck bin.

Kilian Brustfleck.

Es ist ein großes wichtiges Werk
Der ganzen Welt ein Augenmerk,
Daß Hanswurst seine Hochzeit halt
Und sich eine Hauswurstin zugesellt.
Schon bei gemeinen schlechten Leuten
Hat's viel im Leben zu bedeuten,

Ob er mit einer gleichgesinnten
Sich thut bei Tisch und Bette finden.
Aber ein Jüngling, der Welt bekannt
Von Salz- bis Petersburg genannt,
Von so vorzüglich edlen Gaben,
Was muß der eine Gattin haben!
Auch meine Sorge für deine Jugend,
Recht geschnürt- und gequetschte Tugend
Erreicht nun hier das höchste Ziel;
Vor war nur alles Kinderspiel,
Und jetzt die Stunde Nacht geschwind
Wird, ach will's Gott, dein Spiel ein Kind.
O, höre meine letzten Worte!
Wir sind hier ruhig an dem Orte,
Ein kleines Stündchen nur Gehör —
Wie aber, was! ihr horcht nicht mehr?
Ihr, scheint es, hier zu langeweilen?
Ihr stehet da und rollt mit eurem Kopfe,
Streckt euren Bauch so ungeschickt.
Was thut die Hand am Latz, was blickt
Ihr abwärts nach dem rothen Knopfe?

Hanswurst.

So viel mir eigentlich bekannt
Ward das Stück Hanswursts Hochzeit genannt,
So laß mich denn auch schalten und walten,
Ich will nun hin und Hochzeit halten.

Kilian Brustfleck.

Ich bitt' euch, nur Geduld genommen;
Als wenn das so von Hand zu Munde ging!
Wie könnte da ein Stück draus kommen?
Und war' der Schade nicht gering.

Nein, was der Wohlſtand will und lehrt,
Es ehre der Menſch, ſo wird er geehrt.
Die Welt nimmt an euch unendlich Theil,
Nun ſeyd nicht grob, wie die Genies ſonſt pflegen,
Und ſagt nicht etwa: ah meinetwegen!
Es hat doch nicht ſo mächtig Eil.
Was ſind nicht alles für Leute geladen!
Was iſt nicht noch zu ſieden und zu braten!
Es iſt gar nichts an einem Feſt
Ohne wohlgeputzte vornehme Gaſt.

Hanswurſt.

Mich daucht, das ſchönſte bei einem Feſt
Iſt, wenn man ſich's wohl ſchmecken laßt.
Und ich hab' keinen Appetit
Als ich nahm gern Urſel auf'n Boden mit,
Und auf'm Heu und auf'm Stroh
Jauchzten wir in dulci jubilo.

Kilian Brustfleck.

Ich ſag' euch, was die deutſche Welt
An großen Namen nur enthalt,
Kommt alles heut in euer Haus,
Formirt den ſchönſten Hochzeitſchmaus.

Hanswurſt.

Ich möcht' gleich meine Pritſche ſchmieren
Und ſie zur Thür hinaus formiren.
Indeß was hab' ich mit den . . . . . .
Sie mögen freſſen und ich will . . . . . .

Kilian Brustfleck.

Ach, an den Worten und Manieren
Muß man den ew'gen Wurſtel ſpuren!

Ich hab's — dem Himmel sey's geklagt —
Euch doch so öfters schon gesagt:
Daß ihr euch sittlich stellen sollt,
Und thut dann alles, was ihr wollt.
Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt,
Doch thut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt.
Der Weise sagt: — der Weise war nicht klein —
Nichts scheinen, aber alles seyn.
Doch ach, wie viel geht nicht an euch verloren!
Zu wieviel Großem wart ihr nicht geboren!
Was hofft man nicht, was ihr noch leisten sollt!

Hanswurst.

Mir ist ja alles recht, nur laßt mich ungeschoren;
Ich bin ja gern berühmt so viel ihr immer wollt.
Red't man von mir, ich will's nicht wehren,
Nur muß mich's nicht in meinem Wesen stören;
Was hilft's, daß ich ein dummes Leben führte.
Da hört die Welt was rechts von mir,
Wenn man ihr sagt, daß um von ihr
Gelobt zu seyn in mich genirte.

Milian Druckfleck.

Mein Sohn, ach das verstehst du nicht.
Der größte Mann, . . . er dir ins Gesicht,
So kenntest du ihn nur von seiner stinkigen Seite.
Und so sind eben alle Leute.
Der größte Matz kocht oft den besten Brei,
Weiß er den gut zu praesentiren
Und jedem lind ins Maul zu schmieren,
Fahrt er ganz sicher wohl dabei.
Soll je das Publicum dir seine Gnade schenken,
So muß es dich vorher als einen Matzen denken.

Hanswurſt.

Das müßt ihr freilich beſſer wiſſen;
Denn ihr habt euch gar viel des Ruhms befliſſen
Und drum den Wohlſtand nie verletzt,
Viel lieber in die . . . . . ,
Als euch an einen Zaun geſetzt.

Hanswurſt.

Das geht denn auch mit euch wohl an,
Euer fahles Weſen, ſchwankende Poſitur,
Euer Tripplen und Krabeln und Schneider-Natur,
Euer ewig lauſchend Ohr,
Euer Wunſch hinten und vorn zu glänzen,
Lernt freilich wie ein armes Rohr
Von jedem Winde Reverenzen.
Aber ſeht an meine Figur,
Wie harmonirt ſie mit meiner Natur,
Meine Kleider mit meinen Sitten:
Ich bin aus dem Ganzen zugeſchnitten.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre,
Und die Ehre ruſet laut:

„Säume nicht, du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn? ab.

Paralipomena zu Fauſt.

Fauſts Studirzimmer.

Mephiſtopheles.

Wenn du von außen ausgeſtattet biſt,
So wird ſich alles zu dir drangen:
Ein Kerl der nicht ein wenig eitel iſt
Der mag ſich auf der Stelle hängen.

Mephiſtopheles.

Seht mir nur ab wie man vor Leute tritt:
Ich komme luſtig angezogen,
So iſt mir jedes Herz gewogen;
Ich lache, gleich lacht jeder mit.
Ihr müßt wie ich nur auf euch ſelbſt vertrauen
Und denken daß hier was zu wagen iſt,
Denn es verzeihen ſelbſt gelegentlich die Frauen
Wenn man mit Anſtand den Reſpect vergißt.
Nicht Wunſchelruthe, nicht Alraune,
Die beſte Zauberei liegt in der guten Laune;
Bin ich mit allen gleich geſtimmt,
So ſeh' ich nicht daß man was übel nimmt:
Drum friſch ans Werk und zaudert mir nicht lange,
Das Vorbereiten macht mir bange.

Disputation.

Halbchor, andere Hälfte, Tutti der Studenten, den Zustand ausdrückend. Das Gedräng, das Wogen, das Aus- und Einströmen.

Wagner als Opponent. Macht ein Compliment. Einzelne Stimmen. Rector zum Pedell. Die Pedelle, die Ruhe gebieten.

Fahrender Scholasticus tritt auf. Schilt die Versammlung. Chor der Studenten, halb, ganz. Schilt den Respondenten. Dieser lehnt's ab.

Faust nimmt's auf. Schilt sein Schwadroniren. Verlangt daß er articulire.

Mephistopheles thut's, fällt aber gleich ins Lob des Vagirens und der daraus entstehenden Erfahrung.

Chor, halb.

Faust. Ungünstige Schilderung des Vaganten.

Chor, halb.

Mephistopheles. Kenntnisse die dem Schulweisen fehlen.

Faust. γνῶθι σεαυτον, im schönen Sinne. Fordert den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die Faust alle beantworten wolle.

Mephistopheles. Gletscher. Bolognesische Feuer. Fata Morgana. Thier. Mensch.

Faust. Gegenfrage, wo der schaffende Spiegel sey.

Mephistopheles. Compliment, die Antwort ein andermal.

Faust. Schluß. Abdankung.

Chor als Majorität und Minorität der Zuhörer.

Wagners Sorge, die Geister möchten sprechen, was der Mensch sich zu sagen glaubte.

Auditorium.

Disputation.

Schüler (von innen).

Laßt uns hinaus! wir haben nicht gegeſſen.
Wer ſprechen darf wird Speiſ' und Trank vergeſſen,
Wer hören ſoll wird endlich matt.

Schüler (von außen).

Laßt uns hinein! wir kommen ſchon vom Kauen,
Denn uns hat das Convict geſpeiſ't.
Laßt uns hinein! wir wollen hier verdauen,
Uns fehlt der Wein, und hier iſt Geiſt.

Fahrender Scholaſtikus.

Hinaus! Hinein! Und keiner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieſer Schwelle!
Hier außen Platz und laßt die innern fort,
Beſetzt dann den verlaßnen Ort.

Schüler.

Der iſt vom fahrenden Geſchlecht.
Er renommirt, doch er hat Recht.

Mephiſtopheles.

Wer ſpricht von Zweifeln? laßt mich's hören!
Wer zweifeln will der muß nicht lehren;
Wer lehren will der gebe was.

Mephiſtopheles

Und merke dir ein für allemal
Den wichtigſten von allen Sprüchen:

Es liegt dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.

Straße.

Mephistopheles.

Der junge Herr ist freilich schwer zu führen,
Doch als erfahrner Gouverneur
Weiß ich den Wildfang zu regieren;
Und afficirt mich auch nichts mehr:
Ich laff' ihn so in seinen Lüsten wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüsten handeln.
Ich rede viel und laff' ihn immer gehn;
Ist ja ein allzudummer Streich geschehn,
Dann muß ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt;
Doch giebt man gleich, indem man's reparirt,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg

Faust.

Wie man nach Norden weiter kommt
Da nehmen Ruß und Hexen zu.

Mephistopheles.

Musik nur her und wär's ein Dudelsack!
Wir haben, wie manche edle Gesellen,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

Mephiſtopheles.

— — — — — — — — — der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger,
Wie geht's — — — — — — — — —

Rattenfänger von Hameln.

Befinde mich recht wohl, zu dienen;
Ich bin ein wohlgenährter Mann,
Patron von zwölf Philanthropinen,
Daneben — — — — — — — — —

Harzgebirg.

Höhere Region.

Nach dem Intermezzo: Einſamkeit, Oede, Trompetenſtöße. Blitze, Donner von oben. Feuerſäulen. Rauch-Qualm. Fels der daraus hervorragt. Iſt der Satan. Großes Volk umher. Verſammniß. Mittel durchzudringen. Schaden. Geſchrei. Lied. Sie ſtehen im nächſten Kreiſe. Man kann's vor Hitze kaum aushalten. Wer zunächſt im Kreiſe ſteht. Satans Rede. Präſentation. Beleihungen. Mitternacht. Verſinken der Erſcheinung. Vulcan. Unordentliches Auseinanderſtrömen, Brechen und Stürmen.

Gipfel des Brockens.

Der Satan auf dem Thron. Großes Volk umher. Fauſt und Mephiſtopheles im nächſten Kreiſe.

Satan (vom Throne redend).

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken!

Die Ziegen ſie riechen,
Die Böcke ſie ſtinken.
Und wenn auch die Böcke
Noch ſtinkiger wären,
So kann doch die Ziege
Des Bocks nicht entbehren.

Chor.

Aufs Angeſicht nieder,
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret ſie gern.
Vernehmet die Worte:
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefſten Natur.

Satan (rechts gewendet).

Euch giebt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold

— — — — — — — —

Das eine verſchaffet
Das andre verſchlingt;
Drum glücklich wer beide
Zuſammen erringt.

Eine Stimme

Was ſagte der Herr denn? —
Entfernt von dem Orte
Vernahm ich nicht deutlich
Die köſtlichen Worte:
Mir bleibet noch dunkel
Die herrliche Spur.

Nicht ſeh' ich das Leben
Der tiefen Natur.

Satan (links gewendet).

Für euch ſind zwei Dinge
Von köſtlichem Glanz:
Das leuchtende Gold
— — — — — — — —.
Drum wißt euch ihr Weiber
Am Gold zu ergötzen,
Und mehr als das Gold noch
— — — — — — — — — —.

Chor.

Aufs Angeſicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nah ſteht
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich ſtehe von ferne
Und ſpitze die Ohren.
Doch hab ich ſchon manches
Der Worte verloren.
Wer ſagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefſten Natur!

Mephiſtopheles (zu einem jungen Mädchen).

Was weinſt du? art'ger kleiner Schatz,
Die Thränen ſind hier nicht am Platz.
Du wirſt in dem Gedräng wohl gar zu arg geſtoßen?

Mädchen.

Ach nein! Der Herr dort ſpricht ſo gar curios,

Von Gold — — — — — — — —
Und alles freut ſich wie es ſcheint;
Doch das verſtehn wohl nur die Großen?

Mephiſtopheles.

Mein liebes Kind, nur nicht geweint!
Denn willſt du wiſſen was der Teufel meint,
So — — — — — — — — — — — — —.

Satan (grad' auf).

Ihr Magdlein, ihr ſtehet
Hier grad in der Mitten;
Ich ſeh', ihr kommt alle
Auf Beſ'men geritten:
Seyd reinlich bei Tage
— — — — — —
So habt ihr's auf Erden
Am weitſten gebracht.

Einzelne Audienzen.

Ceremonienmeiſter.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

I.

und kann ich, wie ich bat,
Mich unumſchränkt in dieſem Reiche ſchauen,
So küß' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Ceremonienmeiſter.

Die Klauen! das iſt für Einmal;
Du wirſt dich weiter noch entſchließen müſſen.

I.

Was fordert denn das Ritual?

Ceremonienmeister.

Beliebt dem Herrn den hintern Theil zu kuſſen.

I.

Daruber bin ich unverlor'n,
Ich küſſe hinten oder vorn.

Scheint oben deine Naſe doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So ſeh' ich unten hier — —
Das Univerſum zu verſchlingen.
Was duftet aus dem koloſſalen Mund!
So wohl kann's nicht im Paradieſe riechen.
Und dieſer wohlgebaute Schlund
Erregt den Wunſch hineinzukriechen.
Was ſoll ich mehr!

Satan.

Vaſall, du biſt erprobt!
Hierdurch beleih' ich dich mit Millionen Seelen;
Und wer des Teufels — ſo gut wie du gelobt,
Dem ſoll es nie an Schmeichelphraſen fehlen.

Ein anderer Theil des Brocken.

Tiefere Region.

Hochgerichtserſcheinung. Gedrang. Sie erſteigen einen Baum. Reden des Volkes. Auf glubendem Boden. Nackt das Idol. Die Hande auf dem Rucken.

Geſang.

Wo fließet heißes Menſchenblut:
Der Dunſt iſt allem Zauber gut.

Die grau und ſchwarze Bruderſchaft
Sie ſchöpft zu neuen Werken Kraft.
Was deut't auf Blut iſt uns genehm,
Was Blut vergießt iſt uns bequem.
Um Glut und Blut umkreiſ't den Reih'n,
In Glut ſoll Blut vergoſſen ſeyn.

Die Dirne winkt, es iſt ſchon gut;
Der Sauſer trinkt, es deut't auf Blut.
Der Blick, der Trank, er feuert an:
Der Dolch iſt blank, es iſt gethan.
Ein Blutquell rieſelt nie allein,
Es laufen andre Bachlein drein;
Sie walzen ſich von Ort zu Ort,
Es reißt der Strom die Ströme fort

Der Kopf fällt ab. Das Blut ſpringt und löſcht das Feuer. Nacht. Rauſchen. Geſchwatz von Kielköpfen. Dadurch Fauſt erfahrt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Dem Ruß der Hexen zu entgehen
Muß unſer Wimpel ſüdwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Scorpionen.

Warmes Lüftchen weh' heran,
Wehe uns entgegen,
Denn du haſt uns wohlgethan
Auf den Jugend-Wegen.

Claudine.

Er flieht! Doch es iſt nicht das letzte Wort;
Ich weiß, er wird vor Abends nicht verreiſen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,
Die holde Liebe mit der ſeltnen Treue.
Sie ſollen mich erhalten wenn du gehſt,
Und mich von dir beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.

Sie geht ſingend ab.

Landſtraße.

Ein Kreuz am Wege rechts auf dem Hügel ein altes Schloß in der Ferne ein Bauerhüttchen.

Fauſt.

Was giebt's, Mephiſto, haſt du Eil'?
Was ſchlägſt vorm Kreuz die Augen nieder?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil,
Allein genug, mir iſt's einmal zuwider.

Mephiſtopheles.

Mich darf niemand aufs Gewiſſen fragen,
Ich ſchäme mich oft meines Geſchlechts.
Sie meinen, wenn ſie Teufel ſagen,
So ſagen ſie was rechts.

Am Hofe des Kaiſers.

Theater.

(Der Acteur, der den König ſpielt, ſcheint matt geworden zu ſeyn.)

Mephiſtopheles. Brav, alter Fortinbras, alter Kanz! Dir iſt übel zu Muthe, ich bedaure dich von Herzen. Nimm dich zuſammen. Noch ein paar Worte. Wir hören ſobald keinen König wieder reden.

Kanzler. Dafür haben wir das Glück, die weiſen Sprüche Ihro Majeſtät des Kaiſers deſto öfter zu vernehmen.

Mephiſtopheles. Das iſt was ganz anderes. Ew. Excellenz brauchen nicht zu proteſtiren. Was wir anderen Herrenmeiſter ſagen iſt ganz unprajudicirlich.

Fauſt. Still! ſtill! er regt ſich wieder.

Acteur. Fahr' hin, du alter Schwan! fahr' hin! Gesegnet seyst du für deinen letzten Gesang und alles, was du Gutes gesagt hast. Das Uebel was du thun mußtest ist klein — — — — —

Marschalk. Redet nicht so laut. Der Kaiser schläft. Ihro Majestät scheinen nicht wohl.

Mephistopheles. Ihro Majestät haben zu befehlen, ob wir aufhören sollen. Die Geister haben ohnedieß nichts weiter zu sagen.

Faust. Was siehst du dich um?

Mephistopheles. Wo nur die Meerkatzen stecken mögen? Ich höre sie immer reden.

Es ist, wie ich schon sagte, ein — — — — —

Bischof. Es sind heidnische Gesinnungen, ich habe dergleichen im Marc-Aurel gefunden. Es sind die heidnischen Tugenden.

Mephistopheles. Und das sind glänzende Laster, und billig daß die Gefangenen deßhalb sammtlich verdammt werden.

Kaiser. Ich finde es hart; was sagt ihr, Bischof?

Bischof. Ohne den Ausspruch unserer allweisen Kirche zu umgehen, sollte ich glauben, daß gleich — — —

Mephistopheles. Vergeben! Heidnische Tugenden? Ich hatte sie gern gestraft gehabt; wenn's aber nicht anders ist, so wollen wir sie vergeben. — Du bist furs erste absolvirt und wieder im Recht — —

(Sie verschwinden ohne Gedanken.)

Marschalk. Riecht ihr was?

Bischof. Ich nicht.

Mephistopheles. Diese Art Geister stinken nicht, meine Herren.

Am Hofe des Kaisers.

Spätere Scene.

Mephistopheles.

Ein Leibarzt muß zu allem taugen;
Wir singen bei den Sternen an
Und endigen mit Hühneraugen.

Mephistopheles.

Das zierlich höfische Geschlecht
Ist uns nur zum Verdruß geboren,
Und hat ein armer Teufel einmal Recht,
So kommt's gewiß dem König nicht zu Ohren.

Classische Walpurgisnacht.

Faust.

Du schärfe deiner Augen Licht,
In diesen Gauen scheint's zu blöde,
Von Teufeln ist die Frage nicht,
Von Göttern ist allhier die Rede.

Mephistopheles.

Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben soll.

Denn wer euch heut recht derb die Wahrheit ſagt
Der ſagt ſie euch auf tauſend Jahre.

Mephiſtopheles.

Geh hin, verſuche nur dein Glück!
Und haſt du dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück.
Der Menſch vernimmt nur was ihm ſchmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Jrion von der Wolke,
Mit Königen vom Anſehn der Perſon,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Fauſt.

Auch dießmal imponirt mir nicht
Die tiefe Wuth mit der du gern zerſtörteſt,
Dein Tigerblick, dein mächtiges Geſicht.
So höre denn, wenn du es niemals hörteſt:
Die Menſchheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget ſchöne Thaten;
Der Menſch fühlt ſein Bedürfniß nur zu ſehr
Und laßt ſich gern im Ernſte rathen.
Mit dieſer Ausſicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Mephiſtopheles.

So gehe denn mit deinen ſchönen Gaben!
Mich freut's wenn ſich ein Thor um andre Thore quält:
Denn Rath denkt jeglicher genug bei ſich zu haben,
Geld fühlt er eher wenn's ihm fehlt.

Mephistopheles.

Worum man sich doch ängstlich müht und plackt,
Das ist gewöhnlich abgeschmackt.
Zum Beispiel unser täglich Brod
Das ist nun eben nicht das feinste,
Auch ist nichts abgeschmackter als der Tod
Und grade der ist das Gemeinste.

Vor dem Palast.

Mephistopheles.

Das Leben, wie es eilig flieht,
Nehmt ihr genau und stets genauer,
Und wenn man es beim Licht besieht,
G'nügt euch am Ende schon die Dauer.

Mephistopheles.

So ruhe denn an deiner Statte!
Sie weihen das Paradebette,
Und, eh das Seelchen sich entrafft,
Sich einen neuen Körper schafft,
Verkund' ich oben die gewonnene Wette.
Nun freu' ich mich aufs große Fest
Wie sich der Herr vernehmen laßt.

Mephistopheles.

Nein! dießmal gilt kein Weilen und kein Bleiben:
Der Reichsverweser herrscht vom Thron,
Ihn und die Seinen kenn' ich schon,
Sie wissen mich, wie ich die Ratten, zu vertreiben.

Zwei Teufelchen und Amor.

Zwei Teufelchen tauchen aus der rechten Versenkung.

A.

Nun, sagt' ich's nicht, da sind wir ja!

B.

Das ging geschwind! wo ist denn der Papa?
Wir kriegen's ab für unsern Frevel.

(Sie sind herausgetreten.)

A.

Er ist nicht weit, es riecht hier stark nach Schwefel.
Wir gehn drauf los, so sind wir bald am Ziel.

Amor mit übereinander geschlagenen Füßen und Händen wird durch die Versenkung links schlafend hervorgehoben.

B.

Sieh dort!

A.

Was giebt's?

B.

Da kommt noch ein Gespiel.
O der ist garstig! der ist greulich!

A.

So weiß und roth, das sind' ich ganz abscheulich.

B.

Und Flügel hat er wie ein Strauß.

A.

Ich lobe mir die Fledermaus.

B.

Es lüſtet mich ihn aufzuwecken.

A.

Den Laffen müſſen wir erſchrecken.
A, a! E, e! J, i! O! U!

B.

Er regt ſich, ſtill! wir horchen zu.

Amor (an die Zuſchauer).

In welches Land ich auch gekommen,
Fremd, einſam werd' ich nirgend ſeyn.
Erſchein' ich — Herzen ſind entglommen.
Geſellig finden ſie ſich ein;
Verſchwind' ich, jeder ſteht allein.

A (nachäffend).

Allein.

B.

Allein.

Beide.

Wir beide ſind doch auch zu zwein.

Amor.

Ja die Geſellſchaft iſt darnach!

A.

Er muckt noch!

B.

Sing' ihm was zur Schmach!

A.

Das armliche Bübchen!
O warm! mir das Stübchen,
Es klappert, es friert.

D.

O wie das Kaninchen,
Das Hermelinchen,
Sich windet, ſich ziert!

Amor.

Vergebens wirſt du dich erbittern,
Du garſtig Fratzenangeſicht!
Verluſt der Neigung macht mich zittern,
Allein der Haß erſchreckt mich nicht.

(In den Hintergrund.)

D.

Das iſt mir wohl ein ſaubres Hähnchen!

A.

Ein wahres derbes Grobianchen!

D.

Gewiß ein Schalk wie ich und du.

A.

Komm, ſehn wir etwas naher zu!
Wir wollen ihn mit Schmeicheln kirren.

D.

Das kleine Köpfchen leicht verwirren,
So gut als ob's ein groſſer wär!

(Beide vorneigend.)

Wo kommt der ſchöne Herr denn her?
Von Unſersgleichen giebt es Hundert;
Nun ſtehn wir über ihn verwundert.

Amor.

Aus dieſen krummgebognen Rücken,
Aus den verdrehten Feuerblicken,
Will immer keine Demuth blicken;
Ihr mögt euch winden, mögt euch bücken,

Euch kleidet beſſer Trotz und Grimm.
Ja, ihr verwunſchten Angeſichter,
Du erzplutoniſches Gelichter,
Das was du wiſſen willſt, vernimm!

Ich liebe von Parnaſſus Höhen
Zur Pracht des Göttermahls zu gehen,
Dann iſt der Gott zum Gott entzückt.
Apoll verbirgt ſich unter Hirten,
Doch alle muſſen mich bewirthen,
Und Hirt und König iſt beglückt.
Bereit' ich Jammer einem Herzen,
Dem wird das größte Glück zu Theil.
Wer freuet ſich nicht meiner Schmerzen!
Der Schmerz iſt mehr als alles Heil.

A und B.

Nun iſt's heraus und offenbar;
So kannſt du uns gefallen!
Erlogen iſt das Flügelpaar,
Die Pfeile, die ſind Krallen.
Die Hörnerchen verbirgt der Kranz:
Er iſt ohn' allen Zweifel,
Wie alle Götter Griechenlands,
Auch ein verlappter Teufel.

Amor.

Ihr zieht mich nicht in eure Schmach!
Ich freue mich am goldnen Pfeil und Bogen,
Und kommt denn auch der Teufel hinten nach,
Bin ich ſchon weit hinweggeflogen.

Einsame Wohnung im Gebirge.

Rugantino mit einer Zitter, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe. Vagabunden am Tische, mit Würfeln spielend.

Rugantino.

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden.

Mit vielem läßt sich schmausen;
Mit wenig läßt sich hausen;
Daß wenig vieles sey,
Schafft nur die Lust herbey.

Rugantino.

Will sie sich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn g'rade fort.

Fragmente einer Tragödie.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Tochter ſitzend, halb träumend; die Gegenwart ihres Geliebten, ſeine Tugenden, ihre Verhältniſſe mit Vergnügtheit ausſprechend.

Sodann gewahrwerdend der beſchränkten Gegenwart, gedenkend und erpenirend den Zuſtand, das Verhältniß zum Vater u. ſ. w.

Eine Art von beſonderem Aufmerken, daß das Gewöhnliche außenbleibt: Speiſe, Trank, Oel u. ſ. w.

Zweite Scene.

Bewegung im Hintergrund.

Eginhard mit Fackeln. Enthuſiaſtiſches Erkennen. Unbegreifliches daß ſie um ſeinetwillen eingekerkert iſt. Freude daß der Vater nachgegeben, mehr noch daß der Vater dem Kaiſer nachgiebt. Expoſition, mit ſchicklicher Verlegenheit Eginhards.

Dritte Scene.

Von ferne kommt ein Zug (S. Decoration).

Der Bruder tritt ein. Sie erfährt den Tod des Vaters

mit den nachſten und allgemeinſten Umſtänden. Die Leiche kommt naher und wird niedergeſetzt. Sie wirft ſich bei ihr nieder. Expoſition früherer Verhaltniſſe.

Der Knabe wirft ſich zugleich nieder, wird weggeſtoßen. Das ganze Verhaltniß und der ganze Sinn der Sache wird erponirt. Alle geben ab; es bleiben

Vierte Scene

der Treue, Wache haltend, ſtumm;

der Knabe, ſich erholend, gegen die Leiche. Der Treue laßt ihn gewahren, offenbart ihm aber, daß noch ein Weg ſey die Leiche zu retten, wie ſie vorher zuſammen ſich hatten lebendig retten wollen. Er überlaßt dem Knaben die Wache bei der Leiche.

Fünfte Scene.

Der Knabe allein, der zuletzt entſchlaft.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Alte erwacht, weckt den Knaben und alles iſt zwiſchen beiden als wenn er gewöhnlich aufwacht. Gewahrwerden daß ſie unter der Erde ſind. Der Knabe erponirt umſtändlich wie es zugegangen.

Der Treue tritt ein mit Andern, um den Leichnam zu holen. Sie finden den Alten lebendig und verbünden ſich gleich mit ihm. Mit Wenigem iſt die Anſtalt gemacht und ſie vertheilen ſich froh als ob nichts geweſen ware.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Vollendeter Taufact.

Biſchof, Tochter, Sohn; geiſtliche, weltliche Zeugen. Rede des Biſchofs, das Erfreuliche der Neophyten darſtellend. Heitere Anerkennung der Tochter, derbe Anerkennung des Sohns. Uebergang der biſchöflichen Rede aus dem Weichen ins Gefährliche und Furchtbare. Begriff vom Martyrerthum. Abermals einzulenken ins Gefällige.

Zweite Scene.

Eginhard als Werber. Geringer Widerſtand des Biſchofs, Aſſens des Bruders, Trauung der Tochter und Eginhards.

Dritte Scene.

Der Treue kommt dem Sohne eine Art von Nachricht zu geben, die aber eigentlich nur ſimulirt iſt; dadurch trennt er und ſein Gefolge den Sohn von den Uebrigen.

Vierte Scene.

Der Alte tritt ein, und ſchneidet Eginharden von der Tochter ab, ſo daß die Fremden in der Mitte ſind. Die Fremden werden entlaſſen.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Der Alte, von der Möglichkeit ſeines Rückzugs überzeugt, will die Kinder mit ihrem Willen mitnehmen.

Zweite Scene.

Vater und Sohn, im Conflict des Alten und Neuen, kriegeriſcher und politiſcher Weiſe. Sie werden nicht einig.

Dritte Scene.

Vater allein.

Vierte Scene.

Vater und Tochter, im Conflict des Alten und Neuen, religiöſer und herzlicher Weiſe. Sie werden nicht einig.

Fünfte Scene.

Vater mit dem Treuen. Die Möglichkeit zu entkommen zieht ſich enger zuſammen. Entſchluſſe und Vorkehrungen auf jeden Fall.

Fünfter Aufzug.

Erſte Scene.

Sohn und Tochter werden heraufgebracht und gefeſſelt.

Zweite Scene.

Der Knabe ſteckt die Facteln auf, exponirt den ganzen Zuſtand und übergiebt ihnen die Dolche.

Dritte Scene.

Der Vater kommt. Das vorher Angelegte entwickelt ſich; er ſtirbt.

Der Knabe wirft die Schluſſel hinunter und erſticht ſich.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Eginhard, Gefolge.
Resumé und Schluß.

Decoration.

Erſter Aufzug. Unterirdiſches, mehr im Sinne der Latomien, als eigentliches Gewölbe, unterbrochen mit rohen Gattern, anderm Holzwerk, um Unterſchiede des Gefangenhaltens oder Aufhaltens auf die wunderlichſte Weiſe darzuſtellen. Troglodytiſch.

Nach der Größe des Theaters kann über einer beſchränkten Nähe eine weite und in dieſem Sinne wieder beſchränkte und practicable Ferne errichtet werden, wie man ſehen wird.

Zweiter Aufzug. Wo das Vorgeſagte bedeutend wird, bleibt die Scene.

Dritter Aufzug. Saal, in keinem Sinne gothiſch oder altdeutſch. Was von Stein, muß ganz maſſiv, was von Holz, ganz tüchtig ſeyn. Dem Geſchmack des Decorateurs bleibt überlaſſen, das zugleich recht und gefällig anzugeben.

Vierter Aufzug. Ganz dieſelbe Decoration.

Fünfter Aufzug. Iſt nur durch eine ſkizzirte Zeichnung anzugeben, weil man der Worte zu viel gebrauchen müßte und ſich doch Niemand herausfinden würde.

Tochter.

Will der holde Schlaf nicht ſäumen?
Ach! aus himmelfußen Traumen,

Von den ſeligſten Gebilden,
Aus umleuchteten Gefilden
Kehr' ich wieder zu den wilden
Um mich aufgethürmten Steinen;
Finde mich immer in denſelben
Ungeheuren Burggewölben,
Wo Natur und Menſchenhande
Sich vereinen,
Schroffe Wande,
Felſenkerker aufzubauen.
Unerbittlich wie ſie ſtehen,
Taub und ſtumm bei allem Flehen —
Könnt' es auch ſein Ohr erreichen —
Iſt des Vaters groß Gemüthe,
Deſſen Weisheit, deſſen Gute
Sich in ſtarren Haß verwandelt,
Wie er an der Tochter handelt.

Tochter.

Biſt du's Eginhard?

Eginhard.

Ich bin es
Zaudre nicht, an meinem Herzen
Langſt erprobter Liebe Dauer
Dich aufs neue zu verſichern.
Ja ich bin's (knieend)
zu deinen Füßen!
Ja ich bin's (ſich nahernd)
in deinen Armen!

Bin der Redliche, der Treue,
Der, und wenn du ſtaunend zauderſt,
Der, und wenn du fürchtend zweifelſt,
Immer wiederholt und ſchwöret:
Ewig iſt er dein und bleibt es!
Und ſo ſag' ich, wenn du ſchweigeſt,
Wenn du ſinnend niederblickſt:
Dieſes Herz es iſt das Meine!
Ja ſie hat es mehr erprobet
Daß ſie mein iſt unverbrüchlich,
Mehr durch ein unendlich Dulden
Als du je erwiedern könnteſt.
Glaube doch, mir iſt das Leben
Wünſchenswerther jetzt als jemals;
Aber gerne wollt' ich's laſſen
Und zum Aufenthalt der Sel'gen
Gleich mit dir hinübereilen,
Daß ich gleich mit Geiſtes-Augen
Ewigkeiten vor mir ſchaute,
Glanzend wie der Sommer Sonnen,
Tief wie klare Sternen-Nachte,
Und ich immer unaufhaltſam,
Ungehindert, ungeſtöret
Neben dir, den Herren preiſend
Und dir dankend, wandeln könnte.

Tochter.

Hier ſah ich nur die Nacht in Nacht verſinken
Und ſehe nun des Bruders Augen blinken,
An dieſem ſchweigſam klangberaubten Orte

Vernehm' ich nun die Troſt- und Liebesworte,
Wo ich mich fühlte todt ſchon und begraben.

Sohn.

Vernimm!

Tochter.

O ſchweig, und laß mich in der Fülle
Des neuen Lebens aus mir ſelbſt entfalten
Was ich oft kühn genug in öder Stille
Gewagt als Hoffnungsbilder zu geſtalten.
Wenn mich ein freundlich Walten
Des Gottes, dem wir beten, hell umfloſſen
Und ich zu Nacht des Tages Glück genoſſen;
Da war es ſchon voraus was jetzt erfüllt wird,
So hold ein Sehnen wie es jetzt geſtillt wird.
Den Vater ſah ich mild verſöhnt, die Kinder
Zu ſeinen Füßen, den Segnungen ſich beugende; nicht minder
Den treuſten Freund, den du und ich nur hatten,
Den edlen Mann, nun endlich meinen Gatten.
So wird's auch ſeyn! o führe mich behende
Daß ich zum Vater wende
Dieß aufgefriſchte Herz, in meinen Armen
Erfreu' er ſich [illegible] endlichen Erbarmen.
Und da ich hochentzückt dieß Heil nun ſchaue,
So fühl' ich daß ich Gott mit Recht vertraue.
Wie ſonſt in Sorgen immer neue Sorgen,
So liegt im Glück jetzt neues Glück verborgen.
Ein Wunder nur hat mich vom Tod gerettet
Und Wunder ſind mit Wundern ſtets verkettet;
Und wenn er dich mich zu befreien gewendet,
So hat er auch zum Glauben ſich gewendet.
Wir werden uns nun ſtets vereinigt kennen,

Nichts wird ihn mehr von ſeinen Kindern trennen.
Nun komm! Im Fluge fort zum hohen Saale
Wo wir der Kindheit freien Scherz verübten:
Du bringſt nun, Bruder, mich mit einemmale
Dem Licht des Tags, dem Vater, dem Geliebten.

Sohn.

Sie will nicht hören, nun ſo wird ſie ſehn.
Vorzubereiten dacht' ich ſie. Umſonſt!
Der Schlag der treffen ſoll, der trifft.

Tochter.

Welch ein neues Flammenleuchten
Breitet aus ſich in den Höhlen!
Seh' ich recht, es ſchwanken Träger
Neben der verhüllten Bahre,
Schreiten langſam, ſchreiten leiſe
Als ob ſie nicht wecken möchten
Jenen Todten den ſie tragen.
Bruder ſag', wer iſt der Todte,
Warum ſteigt er zu uns nieder?
Sollen dieſe Kerkerhallen
Künftig Grabgemacher werden?
Steig' ich nun empor zum Licht,
Sag', wer kommt mich abzulöſen?

Sohn.

Wollteſt du's von mir nicht hören,
Hör' es nun von dieſem andern,

Unwillkommne Botſchaft immer
Selber aus dem liebſten Munde.

Tochter.

Du warſt ein ſanfter Mann
Wenn trauliches Geſprach dich letzte,
Ein ſtiller Bach der auf dem Sande rann,
Doch brauſend wenn ein Fels ſich widerſetzte;
Und wenn dein großes Herz von Unmuth ſchwoll
Daß alle Plane dir mißlingen ſollten,
Zerriß der Strom das Ufer übervoll,
Der Berg erbebte, Fels und Bäume rollten.
Nun liegſt du hier in unbewegter Nacht,
Von all den Deinigen geſchieden,
Vom armen Knechte ſorglich treu bewacht.
Doch gegen wen? Du ruhſt im letzten Frieden.
Dein feurig Auge ſchloß ſich zu,
Dein ſtolzer Mund, der Sanftmuth hingegeben,
Verkündet deines Weſens tiefſte Ruh.
Wie anders, ach! wie anders war dein Leben.
Du rufſt nicht mehr, gleich wenn du früh erwacht

Und wenn das grimme Feuer um uns lodert,
Das Martyrthum es wird von uns gefodert.

Denn dort bekampft man ſich und haßt ſich nicht.

Vagabunden.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſeyd von Herzen froh;
Das iſt das A und O.

Ruganino

erſt allein, dann mit den übrigen.

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten,
Bedenkt in Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Ruganino.

Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Geſang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Iſt mir's, daß Basco ſich nicht ſehen läßt;
Er darf nicht fehlen: denn die That iſt kühn.
Ihr wißt, daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe ſie; der Anblick dieſer Schöne
Hat mich, wie keiner je, gefeſſelt. Streng'
Beherrſcht mich Amor, und ich muß ſie bald

Die natürliche Tochter.

Schema der Fortsetzung.

Erster Aufzug.

Zimmer des Herzogs.

1. Secretär. Hofmeisterin. 2. Die Vorigen. Herzog. 3. Herzog. Graf.

Zweiter Aufzug.

Vor einer angenehmen ländlichen Wohnung.

1. Gerichtsrath. 2. Gerichtsrath. Eugenie. 3. Gerichtsrath. Soldat. Sachwalter. Handwerker. 4. Gerichtsrath. Eugenie. 5. Eugenie.

Dritter Aufzug.

Platz in der Hauptstadt.

1. Weltgeistlicher. 2. Der Vorige. Hofmeisterin. Secretar. 3. Die Vorigen. Handwerker. 4. Die Vorigen. Der Herzog. Volk. 5. Die Vorigen. Eugenie.

Zimmer des ersten Aufzugs.

6. König. 7. König. Eugenie. 8. Eugenie. Wache.

Vierter Aufzug.

Gefängniß.

1. Graf. 2. Graf. Gouverneur. Aebtiſſin. 3. Die Vorigen. Weltgeiſtlicher. Mönch. 4. Die Vorigen. Hofmeiſterin. Secretar. 5. Die Vorigen. Eugenie. 6. Die Vorigen. Handwerker.

Fünfter Aufzug.

1. Handwerker. Sachwalter. 2. Handwerker. Gerichtsrath. 3. Gerichtsrath. Eugenie. 4. Eugenie. Handwerker. Sachwalter. 5. Die Vorigen ohne Eugenie. 6. Die Vorigen Soldat. 7. Soldat. Gerichtsrath. Handwerker.

I. Gen. Abſoluter Deſpotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Ramification von Oben Furcht vor nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach Unten.

Nach ſeinem Sinne leben iſt gemein,
Der Edle ſtrebt nach Ordnung und Geſetz.

II. Gen. Unteracordneter Deſpotismus. Furcht nach Oben. Ganglien der Statthalterſchaften. Familienweſen. Sucht nach Beſitz.

III. Gen. Realismus des Beſitzes. Grund und Boden. Druck daher. Dunkler aufdammernder Zuſtand. Gährung von Unten. Pfiff des Advocaten. Strebende Soldaten. Ausübung der Rohheit ins Ganze. Conflict.

IV. Gen. Aufgelöſ'te Bande der letzten Form. Die Maſſe wird abſolut. Vertreibt die Schwankenden. Erdruckt

die Widerſtehenden. Erniedrigt das Hohe. Erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hofmeiſterin. Secretär.

S. Glückliches Gelingen ihres Unternehmens.

H. Vorſicht daß Eugenie keinen Brief wegbringen konnte. Eugeniens Verſprechen ſich verborgen zu halten. Flüchtige Schilderung des Zuſtandes.

S. Vorſicht daß an den Herzog kein Brief gelangen konnte. Schilderung des Zuſtandes. Politiſche Lage.

H. Warum der Secretär noch keine Beförderung habe.

S. Ausſichten wenn er noch in der Nähe des Herzogs bleibe.

H. Heirath.

S. Lehnt eine Verbindung noch ab, wegen der wichtig bevorſtehenden Epoche.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Die Vorigen.

Hz. Edler gerührter Empfang. Dank für ihre Bemühungen um Eugenien.

H. Trauer.

Hz. Auf ſie lebe noch ſchnell verklungen.

H. Wunſch.

Hz. Geſchenk des ganzen Trouſſeau's und des Eingerichteten.

H. Dank.

Dritter Auftritt.

Herzog. Graf.

G. Botſchaft vom Könige. Vorwürfe gegen den Herzog.

Hz. Vorwürfe gegen den König.

G. Vertheidigung des Königs durch Schilderung deſſelben von der Seite eines Freundes.

Hz. Vorwurf dem Günſtling.

G. Zu Gunſten der Günſtlingſchaft.

Hz. Allgemeinere Anſicht.

G. Entſchiedene Frage.

Hz. Unentſchiedene Antwort.

G. Und dazu ab.

Hz. Wunſch in dieſer Lage Eugenie noch zu beſitzen. Troſt, daß ſie eine ſo gefahrliche Epoche nicht erlebt habe.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gerichtsrath.

Freude an der Einrichtung des Landſitzes. Wunſch der Liebe Eugeniens. Wunſch eines friedlichen Genuſſes. Furcht vor der drohenden Zeit. Verbergen vor Eugenien.

Zweiter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

E. Ein freundliches Willkommen. Freude an der hergestellten Umgebung.

G. Dank für ihre Sorgfalt. Schilderung ihrer Verbesserungen.

E. Alles für ihn und seine Gäste bereit.

G. Dank für ihre Willfahrigkeit.

E. Dank für sein gehaltenes Wort.

G. Er rechnet sich die Entsagung hoch an.

E. Frage nach öffentlichen Zuständen.

G. Schilderung ins Beste. Hoffnungen wie zu Anfang der Revolution.

E. Hypochondrische Ansicht von ihrer Seite.

G. Zu verscheuchen.

E. Annäherung.

G. Ueberredung der Liebe.

E. Nachgiebigkeit.

G. Störende Ankunft der Gäste.

Dritter Auftritt.

Gerichtsrath. Sachwalter. Soldat. Handwerker.

G. Einladung ins Haus.

S. Unter freiem Himmel wird ein solcher Bund am besten geschlossen. Erinnerung an die drei Telle.

G. Darstellung der Auflösung im Moment. Patriotisches Zusammenhalten durch Föderalismus.

Sw. Egoistisches Anschreißen der Vortheile bisheriger Besitzer.

H. Streben nach der Einheit und einem obern Verbindungspunkt.

Gewaltſames Nivelliren. Zerſtörung der einen Partei.

(Streit und Auflöſung der Verſammlung.)

Vierter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

G. Gäſte entfernten ſich.

E. Es ſchien im Streit.

G. Ungebandigte Naturen.

E. Vermuthlich ſchwer zu vereinigende Parteien.

G. Allgemeine Schilderung. Hoffnung einer Vereinigung.

E. Anmuth des geſchaffenen Beſitzes. Verewigung.

G. Fehlt die Neigung.

E. Annaherung.

G. Immer mehr, bis zur Umarmung.

E. Gefuhl ihres Hingebens.

G. Wunſch ihrer würdig zu ſeyn. Enthuſiaſtiſcher Blick in eine neue Carrière.

E. Entſetzung über die Entdeckung

G. Nahere Erklarung in Abſicht ſie zu beſänftigen.

E. Größerer Abſcheu. Anerbieten ihrer Neigung unter Bedingungen, bezuglich auf den Kuß.

G. Streit zwiſchen Partei und Liebe.

E. Argumente, mit Paſſion.

G. Schmerzliche Entfernung.

Fünfter Auftritt.

Eugenie.

Gefühl ihres Zuſtandes. Entſchluß.

Dritter Aufzug.

Vacat.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gefängniß.

Graf.

Ueberſicht über den Zuſtand. Tritt aus der Höhe des Lebens in die Tiefe der Gefangenſchaft. Sorge für den König.

Zweiter Auftritt.

Graf. Gouverneur. Aebtiſſin.

Im Ganzen eine Converſation zu erfinden, wo, durch die Erinnerung deſſen was man geweſen, das gegenwärtige Uebel aufgehoben wird.

Familien- und Namenserinnerung, auch Beſchreibung wohlhabender brillanter Zuſtände.

Die Vorzüge eines egoiſtiſchen ſogenannten guten Lebens.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Weltgeiſtlicher. Mönch.

W. Verzweiflung über den Verluſt ſeines Zuſtandes und Furcht vor der Zukunft.

M. Deutet weiter hinaus.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin. Secretär.

W. fällt ſie an, als ſchuld an ſeinem Unglück, daß ſie ihn durch ein Verbrechen gehoben. Wunſch nach Niedrigkeit. Bekenntniß des Verbrechens an Eugenien. Die übrigen nehmen Theil. Erinnerung eines jeden der ſie kannte.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie.

Begeiſterte Rede des Mönchs.

(Das Uebrige fehlt.)

Pandora.

Schema der Fortsetzung.

Phileros in Begleitung von Fischern und Winzern. Dionysisch. Völliges Vergessen.

Kypsele

wird von weitem gesehen.

Anlangend. Deckt den oben hervortretenden Wagen des Helios.

Willkommen dem Phileros.

Willkommen dem Prometheus.

Im Allgemeinen beschrieben.

Krieger von der Expedition.

Hirten als Gefangene.

Prometheus giebt diese frei.

[illegible] ithyphallisch.

Prometheus will die Kypsele vergraben und verstürzt wissen.

Krieger wollen sie zerschlagen, den Inhalt rauben.

Prometheus insistirt auf unbedingtes Beseitigen.

Curba retardirend, bewundernd, gaffend, berathend.
NB. Göttergabe.
Der Einzelne kann ſie ablehnen, nicht die Menge.
Schmiede
wollen das Gefaß ſchützen und es allenfalls ſtückweis auseinandernehmen, um daran zu lernen.

Epimeleia.

Weiſſagung.
Auslegung der Kypſele.
Vergangnes in ein Bild verwandeln.
Poetiſche Reue, Gerechtigkeit.

Epimetheus.

Das Zertrümmern, Zerſtücken, Verderben da capo.

Pandora (erſcheint).

Paralyſirt die Gewaltſamen.
Hat Winzer, Fiſcher, Feldleute, Hirten auf ihrer Seite.
Glück und Bequemlichkeit, die ſie bringt.
Symboliſche Fülle.
Jeder eignet ſich's zu.

Schönheit,
Frömmigkeit, Ruhe, Sabbat, Moria.

Phileros, Epimeleia, Epimetheus für ſie.

An meinen Busen drücken; sonst zerstört
Ein innres Feuer meine Brust. Ihr habt
Mir alles ausgespürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerstreuet euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beysammen; wir besprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl.

Die Vagabunden ab.

Basco tritt auf.

Rugantino.

Willkommen, Basco; dich erwart' ich lang'.

Basco.

Sey mir gegrüßt; dich such' ich eben auf.

Rugantino.

So treffen wir ja recht erwünscht zusammen.
Heut fühl' ich erst, wie sehr ich dein bedarf.

Basco.

Und deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an, was willst du? Sprich, was hast du
vor?

Prometheus entgegen.

Winzer Umpflanzung.
Schmiede offeriren Bezahlung.
Handelsleute. Jahrmarkt. (Eris golden ꝛc.)
Krieger Geleite.

Pandora.

An die Götter, an die Erdensöhne. Würdiger Inhalt der Kypsele.

Kypsele schlagt sich auf:
Tempel. Sitzende Dämonen. Wissenschaft, Kunst. Vorhang.

Phileros. Epimeleia.
Priesterschaft.

Wechselrede der Gegenwärtigen.
Wechselgesang, anfangs an Pandora.

Helios.
Verjüngung des Epimetheus.
Pandora mit ihm emporgehoben.
Einsegnung der Priester.
Chöre.

Elpore thraseia
(hinter dem Vorhang hervor)
ad spectatores

Nauſikaa.

Ein Trauerſpiel.

Fragmentariſch.

Schema.

Erſter Aufzug.

1) Mädchen. Ballſpiel. 2) Ulyſſes allein. 3) Arete. Xanthe. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes.

III. Xante. Frühling neu. Arete. Bekenntniß. Bräutigams Zeit. Vater. Mutter.

IV. Garten des Vaters. Erſtes Bedürfniß. Kleid. Hunger. Durſt.

V. Vorſicht ſeines Betragens. Unverheirathet.

Zweiter Aufzug.

1) Alkinous. 2) Alkinous. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes. Nereus.

I. Früchte vom Sturm herunter geworfen. Blumen zerſtört. Latten zu befeſtigen. Sohn. Tochter.

II. Sohn. Geſchichte. Beſchreibung des Sturms. Abfahrt. Delphinen ꝛc.

III. Tochter, Wäſche ſelbſt für den Vater bereitet. Sie erblickt Ulyſſen.

IV. Ulyſſes als Gefährte des Ulyſſes. Aufnahme. Bitte der Heimfahrt. Bereitung des Nöthigen.

V. Ulyſſes. Nereus. Frage nach ſeinem Schickſale. Bitte ſeinen Gefährten zu helfen. Gegenſatz des Mannes der mit Gewalt, der mit Schätzen kommt.

Dritter Aufzug.

1) Arete. Xanthe. 2) Die Vorigen. Nereus. 3) Arete. 4) Ulyſſes. Arete. 5) Arete.

I. Ausſuchen der Kleider und Geſchenke. Lob des Ulyſſes. Eröffnung der Leidenſchaft.

II. Nereus Lob des Ulyſſes. Männliches Betragen. Wille des Vaters, daß ihm Kleider und Geſchenke gegeben werden. Scherz des Bruders. Abſchied des Ulyſſes.

III. Und er ſoll ſcheiden.

IV. Frage, unverheirathet. Die ſchöne Gefangene. Er lobt ihr Land und ſchilt ſeines. Sie giebt ihm zu verſtehen, daß er bleiben kann.

Vierter Aufzug.

1) Alkinous. Die Aelteſten. 2) Die Vorigen. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes.

Fünfter Aufzug.

1) Arete. 2) Alkinous. Ulyſſes. Sohn. 3) Xanthe. 4) Alkinous. Ulyſſes. 5) Bote. 6) Alkinous. Ulyſſes. 7) Xanthe. 8) Die Vorige. Sohn. 9) Die Vorigen. Die Leiche.

IV. Scheiden. Dank. Tochter läßt ſich nicht ſehen. Scham. Er ſoll ſie nicht falſch beurtheilen. Es ſey ſein eigen Werk. Ulyſſes. Vorwurf. Er will

nicht ſo ſcheiden. Trägt ſeinen Sohn an. Arete will die Tochter nicht geben. Ulyſſes, Ueberredung. Alkinous will gleich. Ulyſſes will ſeinen Sohn bringen. Sie ſollen ſich wahlen. Alkinous, Hochzeittag. Ausſtattung.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aretens Jungfrauen eine ſchnell nach der andern.

Erſte (ſuchend).

Nach dieſer Seite flog der Ball! — Er liegt
Hier an der Erde. Schnell faſſ' ich ihn auf
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still!

(Sie verbirgt ſich.)

Zweite.

Du haſt ihn fallen ſehn?

Dritte.

Gewiß, er fiel
Gleich hinter dieß Geſträuch im Bogen nieder.

Zweite.

Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich.

Zweite.

Mir ſchien, es lief
Uns Tyche ſchon, die ſchnelle, leicht voraus.

Erſte.

(Aus dem Gebüſch zugleich rufend und werfend.)

Er kommt! er trifft!

Zweite.

Ai!

Dritte.

Ai!

Erſte (hervortretend.)

Erſchreckt ihr ſo
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amors Pfeilen
Euch in Acht, ſie treffen unverſehener
Als dieſer Ball.

Zweite (den Ball aufraffend).

Er ſoll! er ſoll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen.

Erſte (laufend).

Werft! ich bin ſchon weit!

Dritte.

Nach ihr! nach ihr!

Zweite (werfend).

Er reicht ſie kaum, er ſpringt
Ihr von der Erde nur vergebens nach.
Komm mit! Geſchwind! daß wir des Spiels ſo lang
Als möglich iſt genießen, frei für uns
Nach allem Willen ſcherzen. Denn ich fürchte
Bald eilt die Fürſtin nach der Stadt zurück.
Sie iſt ſeit dieſem heitern Frühlingsabend
Nachdenklicher als ſonſt und freut ſich nicht

Mit uns zu lachen und zu ſpielen, wie
Sie ſtets gewohnt war. Komm! ſie rufen ſchon.

Zweiter Auftritt.

Ulyſſes (aus der Höhle tretend).

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geſchrei, ein laut Geſprach der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens?
Hier ſeh' ich niemand! Scherzen durchs Gebüſch
Die Nymphen? oder ahmt der friſche Wind,
Durch's hohe Rohr des Fluſſes ſich bewegend,
Zu meiner Qual die Menſchenſtimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Iſt's leer von Menſchen; wehe mir Verlaßnen!
Wo will ich Speiſe finden, Kleid und Waffe?
Iſt es bewohnt von rohen, ungezahmten:
Dann wehe doppelt mir! dann übt aufs neue
Gefahr und Sorge dringend Geiſt und Hände.
O Noth! Bedürfniß o! Ihr ſtrengen Schweſtern
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen!
So kehr' ich von der zehenjahr'gen Mühe
Des wohlvollbrachten Krieges wieder heim,
Der Stadtebändiger, der Sinnbezwinger!
Der Bettgenoß' unſterblich ſchöner Frauen!
Ins Meer verſanken die erworbnen Schätze,
Und ach, die beſten Schätze, die Gefahrten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang gebildet,

Verſchlungen hat der tauſendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hülfe,
Erheb' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemeßnen Schlaf. Ich irrte nicht!
Ich höre das Geſchwätz vergnügter Mädchen.
O daß ſie freundlich mir und zarten Herzens
Dem Vielgeplagten doch begegnen möchten,
Wie ſie mich einſt den Glücklichen empfingen!
Ich ſehe recht! die ſchönſte Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend nach dem Haine.
Verberg' ich mich ſo lange, bis die Zeit,
Die ſchickliche, dem klugen Sinn erſcheint.

Dritter Auftritt.

Nauſikaa. Eurymeduſa.

Nauſikaa.

Laß ſie nur immer ſcherzen, denn ſie haben
Schnell ihr Geſchäft verrichtet. Unter Schwatzen
Und Lachen ſpülte friſch und leicht die Welle
Die ſchönen Kleider rein. Die hohe Sonne,
Die allen hilft, vollendete gar leicht
Das Tagewerk. Gefaltet ſind die Schleier,
Die langen Kleider, deren Weib und Mann
Sich immer, reinlich wechſelnd, gern erfreut.
Die Körbe ſind geſchloſſen, leicht und ſanft
Bringt der bepackte Wagen uns zur Stadt.

Eurymeduſa.

Ich gönne gern den Kindern ihre Luſt,
Und was du willſt geſchieht. Ich ſah dich ſtill
Beiſeit am Fluſſe gehen, keinen Theil
Am Spiele nehmen, nur gefällig ernſt
Zu dulden mehr als dich zu freuen. Darf
Ich — — —

Nauſikaa.

Geſteh' ich dir, geliebte Herzensfreundin,
Warum ich heut ſo früh in deine Kammer
Getreten bin, warum ich dieſen Tag
So ſchön gefunden, unſer weibliches
Geſchäft ſo ſehr beſchleunigt, Roß und Wagen
Von meinem Vater dringend mir erbeten,
Warum ich jetzt auch ſtill und ſinnend wandle,
So wirſt du lächeln, daß mich hat ein Traum,
Ein Traum verführt, der einem Wunſche gleicht.

Eurymeduſa.

Erzähle mir; denn alle ſind nicht leer
Und ohne Sinn die flüchtigen Gefahrten
Der Nacht. Bedeutend ſind' ich ſtets
Die ſanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt.

Nauſikaa.

So war der meine. Spät
Noch wacht' ich, denn mich hielt das Sauſen
Des ungeheuern Sturms nach Mitternacht
Noch munter. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Schilt die Thräne nicht
Die mir vom Auge fließt.

Dann ſchweigen ſie und ſehn einander an.

Und wie der arme letzte Brand
Von großer Herdes-Gluth mit Aſche
Des Abends überdeckt wird, daß er Morgens
Dem Hauſe Feuer gebe, lag
In Blatter eingeſcharrt . . .

Ein gottgeſendet Uebel ſieht der Menſch,
Der klügſte, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hauſe.

Ulyſſes.

Zuerſt verberg' ich meinen Namen, denn
Vielleicht iſt noch mein Name nicht . . . .
Und dann klingt der Name
Ulyſſes wie der Name jedes Knechts.

Nauſikaa.

Du biſt nicht von den trüglichen,
Wie viele Fremde kommen, die ſich rühmen
Und glatte Worte ſprechen, wo der Hörer
Nichts Falſches ahnet und zuletzt betrogen
Sie unvermuthet wieder ſcheiden ſieht.

Du biſt ein Mann, ein zuverläſſiger Mann,
Sinn und Zuſammenhang hat deine Rede. Schön,
Wie eines Dichters Lied, tönt ſie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit ſich fort.

Nauſikaa.

In meines Vaters Garten ſoll die Erde
Dich umgetriebnen vielgeplagten Mann
Zum freundlichſten empfangen . . .
Das ſchönſte Feld hat er ſein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleißes Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort dringen neben Früchten wieder Blüthen,
Und Frucht auf Früchte wechſeln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Citrone ſteht
Im dunklen Laube und die Feige folgt
Der Feige. Reich beſchützt iſt rings umher
Mit Aloe und Stachelfeigen
Daß die verwegne Ziege nicht genaſchig —
— — — — — — — — — — —
Dort wirſt du in dem ſchönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun.
Es rieſelt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gartner tränket ſie
Nach ſeinem Willen.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
Und duftend ſchwebt der Aether ohne Wolken.

Rugantino.

Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Vella
Mich heimlich ſchleichen, will verſuchen, ob
Lucinde mich am Fenſter hören wird.
Und hört ſie mich; erhört ſie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich iſt's ihr nicht;
Ich weiß, ſie kann die eine Seitenthür
Des Schloſſes öffnen.

Basco.

Gut, was brauchſt du da
Für Hülfe? Wer ſich was erſchleichen will,
Erſchleiche ſich's auf ſeinen eignen Zehen.

Rugantino.

Nicht ſo, mein Freund! Läßt ſie mich in das
Haus,
Beglückt ſie meine Liebe, —

Basco.

Nun, ſo ſchleicht
Der Fuchs vom Taubenſchlage wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Und nur die höchſten Nymphen des Gebirgs
Erfreuen ſich des leicht gefallenen Schnees
Auf kurze Zeit.

Du gabſt ihm gern den beſten, merk' ich wohl.

Du haltſt ihn doch für jung, ſprich, Tyche, ſprich!

Er iſt wohl jung genug, denn ich bin alt,
Und immer iſt der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefällt.

Der Mann, der einen ihm vertrauten Schatz
Vergraben . . . . . hatte der
Die Luſt die jener hat, der ihn dem Meer
Mit Klugheit anvertraut und . . . .
Zehnfach beglückt nach ſeinem Hauſe kehrt.

Alkinous.

O theurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Buſen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einſt
Von meiner Tochter trennen wird. Vor dem Tag
Des Todes laſſen will ich ſie

Und ſenden in ein fernes Land
Sie die zu Haus ſo wohl geyſleat — —.

Alkinous.

So werde jener Tag, der wieder dich
Mit deinem Sohn zurück zum Feſte bringt,
Der feierlichſte Tag des Lebens mir.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Fünfunddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Götz von Berlichingen für die Bühne 1
Die Wette. Ein Luſtſpiel 135
Mahomet 163
Tancred 205
Theater und dramatiſche Poeſie: 333
Deutſches Theater 335
Weimar'ſches Theater 339
Ein Vorſatz Schiller's 350
Shakſpeare und kein Ende 367
Erſte Ausgabe des Hamlet 383
Proſerpina 389
Zu Schiller's und Iffland's Andenken 398
Ueber die Entſtehung des Feſtſpiels zu Iffland's Andenken . . 419
Berliner Dramaturgen 422
Tieck's dramaturgiſche Blätter 427
Calderon's Tochter der Luft 431
Regeln für Schauſpieler 435

Göz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Für die Bühne bearbeitet.

Rugantino.

Du räthſt es nicht: denn du begreifſt es nicht—

Basco.

Wenn es vernünftig iſt, begreif' ich's wohl.

Rugantino.

So laß mich reden! Du begreifſt es nicht,
Wie ſehr mich dieſes Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunſt allein genießen;
Ich will ſie ganz und gar beſitzen.

Basco.

Wie?

Rugantino.

Entführen will ich ſie.

Basco.

Ha! Biſt du toll?

Rugantino.

Toll, aber klug! Läßt ſie mich einmal ein,
Dann droh' ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit allem was ein Mädchen fürchten muß,
Und geb' ihr gleich die allerbeſten Worte,

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Marie, ſeine Schweſter.
Carl, ſein Sohn.
Der Biſchof von Bamberg.
Adelbert von Weislingen.
Adelheid von Walldorf.
Franz von Sickingen.
Hans von Selbiz.
Bruder Martin.
Franz, Edelknappe des von Weislingen.
Georg, }
Hans, } Knappen des Berlichingen.
Peter, }
Der Hauptmann der Reichstruppen.
Edler von Plinzkopf.
Franz Lerſe.
Max Stumpf.
Kaiſerlicher Rath.
Rathsherrn von Heilbronn.
Gerichtsdiener.
Zwei Nürnberger Kaufleute.

Sievers,
Metzler,
Link,
Kohl,
} Anführer der ausländischen Haufen.

Der Wirth einer Schenke.
Ein Unbekannter.
Vier Boten der Vehme.
Bischöfliche Reiter.
Reichsknechte.
Reisige von Berlichingen.
Der Zigeunerhauptmann.
Die Altmutter.
Die Tochter.
Ein Knabe.
Mehrere Zigeuner.
Maskengefolge des Adelbert.
Frauen und Hausgenossen auf Jaxthausen.

Königliche
Bibliothek
München

Erſter Aufzug.

Herberge.

Erſter Auftritt.

Metzler. Sievers. Zwei Bambergiſche Knechte. Der Wirth. Dann Laud und Peter.

Sievers. Hanſel, noch ein Glas Branntwein und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt!

Metzler (zu Sievers). Erzahl das noch einmal vom Berlichingen, die Bamberger dort argern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf dem Schloß beim Herren Grafen ſchon zwei Tage, dem haben ſie das Geleit gegeben. Ich weiß nicht woher er kommt, ſie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf den Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler. Ich bitte dich, erzähl's doch noch einmal. (Vorsätzlich laut.) Seit wenn hat denn der Götz wieder Handel mit dem Bischof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Bischof sah er richtet nichts aus, und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geschäftig, daß der Vergleich zu Stand kame. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffner Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür zausen.

Metzler. Es ist doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt ist. Er wird sich garstig erbos't haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lange was so verdrossen hat. Denk auch! alles war aufs genauste verkundschaftet: wann der Bischof aus dem Bad kam, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht war durch falsche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter (der sich indeß genähert). Was scalirt ihr auf unsern Bischof? Ich glaub ihr sucht Handel.

Sievers. Zaumt eure Pferde: ihr habt an unsrer Krippe nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt euch von unserm Bischof despectirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

(Erster Reiter schlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag den Hund todt! (Fallen über ihn her.)

Zweiter Reiter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth (reißt ſie auseinander). Wollt ihr Ruhe haben! Tauſend ſchwere Noth! ſchert euch hinaus, wenn ihr was auszumachen habt. In meinem Hauſe ſoll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Er ſchiebt die Reiter hinaus.) Und ihr Eſel, was fangt ihr an?

Metzler. Nur nicht geſchimpft Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Deine Grobheit leiden wir nicht mehr.

Wirth. Ei, ſieh den vornehmen Herrn!

Metzler. Vornehm genug! Ein Bauer iſt jederzeit ſo gut als ein Reiter, und vielleicht ſo gut als ein Ritter. Es wird ſich zeigen. Komm Camerad, wir wollen die da draußen durchblauen.

(Sie gehen nach dem Hintergrunde. Zwei Berlichingiſche Reiter kommen und nehmen Sievers mit hervor. Metzler geht hinaus.)

Faud. Was giebt's da?

Sievers. Ei guten Tag, Faud! Peter, guten Tag! woher?

Peter. Daß du dich nicht unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers. Da iſt euer Herr Götz wohl auch nicht weit?

Faud. Halt dein Maul! Habt ihr Handel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draußen; 's ſind Bamberger.

Faud. Was thun die hier?

Sievers. Der Weislingen iſt droben auf dem Schloſſe beim gnädigen Herren, den haben ſie geleitet.

Faud. Der Weislingen?

Metzler (der mit zwei ſchweren Prügeln zurückkommt). Wo bleibſt du? Komm heraus! friſch und hilf mir zuſchlagen.

Land (indem sich jene ein wenig entfernen). Peter, das ist ein gefunden Fressen! Sagte ich dir nicht, er wäre hierher. Hätten wir dort drüben doch eine Weile passen können.

Sievers (zu Metzler). Höre, wenn sich die beiden Reiter zu uns schlügen, es wäre doch sicherer.

Metzler. Wir brauchen sie nicht.

Sievers. Succurs ist doch besser.

Land (zum Wirth). Ist der Besuch schon lange auf dem Schloß?

Wirth. Schon zwei Tage. Er will eben fort, die Pferde sind schon gesattelt.

Land. Wir thun auch wohl und machen uns weiter.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger durchprügeln.

Peter. Ihr seyd ja schon zu zwei! Wir müssen fort. Adies. (ab mit Land.)

Metzler. Schuften die Reiter! Wenn man sie nicht bezahlt, thun sie dir keinen Streich. Sie sehen aus als hätten sie einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nicht sagen; sie dienen dem Goß.

Bambergische Reiter (an der Thür). Heraus, heraus, wenn ihr Herz habt.

Metzler. Komm! So lange ich einen Bengel habe, fürchte ich ihre Bratspieße nicht. (Beide ab.)

Wirth (allein). Sie müssen sämmtlich wacker zuschlagen, wenn jeder die Prügel kriegen soll, die er verdient. Das wollen wir nun ganz gelassen mit ansehn. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Wald, eine geringe Hütte im Hintergrunde.

Götz.

Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, sonst übermannt mich der Schlaf. Fünf Tage und Nächte schon auf der Lauer. Es wird einem sauer gemacht, das bißchen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl seyn lassen. (Er greift nach dem Becher.) Wieder leer! — Georg! — So lange es daran nicht mangelt und an frischem Muth, sollen Herrschsucht und Ränke mir nichts anhaben. — Georg! — Schickt nur, Pfaffen, euern gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anschwärzen. Nur immer zu! Ich bin wach. Du warst mir entwischt, Bischof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Dritter Auftritt.

Götz. Georg mit Panzer und Blechhaube eines Erwachsenen gerüstet.

Georg. Gestrenger Herr!

Götz. Wo steckst du? Hast du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerei? Komm her, du siehst gut aus. Schame dich nicht Junge! Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausfülltest! Es ist Hansens Kuraß.

Georg. Er wollt ein wenig schlafen, und schnallt ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg, und legt ihn an, band mir die Pickelhaube fest und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Göz. Und hiebst um dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen seyn. — Schlaft Hans?

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf und schrie mir zu, daß ihr rieft. Da wollt ich den Panzer ausschnallen, da hört ich euch zwei-, dreimal. — Da verknotelt ich die Riemen an der Haube, und da bin ich nun.

Göz. Geh! Bring Hansen die Waffen wieder, und sag ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehn.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen wenn ihr wollt.

Göz. Fülle mir den Becher nochmals, gieb Hansen auch einen, sag ihm, er soll munter seyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundschafter sollen zurückkommen.

Georg. Ach, gestrenger Herr!

Göz. Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Göz. Ein andermal, Georg, wenn wir Kaufleute fangen, und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal? Das habt ihr schon oft gesagt; oh, dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verschossenen Bolzen wieder holen.

Göz. Das nächstemal, Georg. Du sollst erst ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär ich neulich dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Göz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an den Kopf, und einer von den Fußknechten hub ſie auf, weg war ſie! Gelt, ich weiß?

Göz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl, dafür pfeif ich ihnen auch wenn wir die Pferde ſtriegeln allerlei Weiſen, und lehre ſie allerlei luſtige Lieder.

Göz. Du biſt ein braver Junge!

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Göz. Das nachſtemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Manner. Ich ſage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt haſſen und verfolgen. Geh, Georg, gieb Hanſen ſeinen Küraß wieder, und bring mir Wein. —

(Georg ab.)

Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. — Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Vierter Auftritt.

Götz. Bruder Martin. Dann Georg.

Göz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpat?

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör ich am liebſten Martin, meinen Taufnamen.

Göz. Ihr ſeyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Georg bringt Wein.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. — (Bertaldt.) Ich darf keinen Wein trinken?

Göz. Iſt das wider euer Gelübde?

Martin. Nein, Herr! es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken, weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trinke ich keinen Wein.

Göz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht verſteht! Eſſen und Trinken, meine ich, iſt des Menſchen Leben.

Göz. Wohl.

Martin. Wenn ihr geſſen und trunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren. Der Wein erfreut des Menſchen Herz und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein trunken habt ſeyd ihr alles doppelt was ihr ſeyn ſollt; noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Göz. Wie ich ihn trinke iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

(Georg mit einem Becher; er legt [illegible])

Göz (ſieht ihn an die Seine) Geh auf den Weg nach Daxbach und lege dich mit dem Ohr auf die Erde eh du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

(Georg ab.)

Martin. Aber wir, wenn wir geſſen und trunken haben, ſind wir gerade das Gegentheil von dem was wir ſeyn ſollen. Faul zu jedem ſtillen Beruf, ungeſchickt zum Nachdenken, zerſtreut im Gebet und unruhig auf unſerm Lager.

Göz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (Reicht ihm.) Gluck zum Beruf!

Martin. Zum Müßiggange wollt ihr ſagen. Hatte mich

Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß,
Wie ich ſie liebe; kann aus meinen Armen
Sich ſelbſt nicht reißen. Nein, ſie widerſteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige,
Wie ich ſie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig ſchätzen werde. Ja, ſie folgt
Aus dem Pallaſt mir in die Hütte, läßt
Ein thöricht Leben, das ich ſelbſt verlaſſen;
Genießt mit mir in dieſen ſchönen Bergen,
Im Aufenthalt der Freyheit, erſt ihr Leben.
Dazu bedarf ich euer, wenn ſie ſich
Entſchließen ſollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß, daß ihr am Fuß des Berges
Euch finden laſſet; daß ihr eine Trage
Bereitet, ſie den Pfad herauf zu bringen;
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken ſichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen ſollte.

Basco.

Verſteinert bleib' ich ſtehn, und ſehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Rugantino!
Du biſt beſeſſen. Farfarellen ſind

Gott zum Gartner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Sachsen, er weiß, ich kann nicht ruhen; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. — Ich gehe zum Bischof von Constanz.

Götz. Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Götz. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euern Harnisch verliebt bin.

Götz. Hattet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt, und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen. O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jammerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde Gott naher zu rücken, verdammt!

Götz. Ware euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn euer Ruf überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinkt nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig iſt allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Mündigkeit etwas anhaben kann; euch zum erſtenmal nach langer Zeit, ſicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beſſer ſchmeckt als mir der Trunk nach langem Durſt; da könnt ihr von Glück ſagen.

Göz. Dafür kommt's auch ſelten.

Martin (wenniger). Und iſt, wenn's kommt, ein Vorſchmack des Himmels. Wenn ihr zurückkehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den ſtach ich vom Pferd eh er ſchießen konnte, und den rannt ich ſammt dem Pferd nieder! und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Göz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er nimmt den Becher.) Auf die Geſundheit eurer Frau! (Schließt die Augen.) Ihr habt doch eine?

Göz. Ein edles fürtreffliches Weib.

Martin. Wohl dem der ein tugendſam Weib hat! deß lebt er noch eins ſo lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Göz (vor ſich). Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (kommt geſprungen). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei. Es ſind ſie gewiß.

Göz. Führ mein Pferd heraus; Hans ſoll aufſitzen.

(Georg geht und nimmt den Tiſch ſammt den Bechern mit.)

Göz. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit euch. Seyd muthig und geduldig, Gott wird euch Raum geben.

Martin. So geschehe es. Aber jetzt vor dem Abschied bitt ich um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir! Lebt wohl.

(Reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie ist eins mit ihrem Handschuh, ihr seht er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Mächtigen hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich. — Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist. Todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott.

(Georg bringt Helm und Lanze.)

(Götz waffnet sich.)

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut, der konnte nicht enden wie viel ihr littet, und wie es euch doch nur am meisten schmerzte, zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergessen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Faud. Peter.

Göz (tritt zu den Knechten, sie reden heimlich).

Martin (fortfahrend). Das werd ich nie vergeſſen, wie er im edelſten einfaltigſten Vertrauen zu Gott ſprach: Und wenn ich zwölf Hande hatte und deine Gnade wollte mir nicht, was wurden ſie mir fruchten? So aber kann ich mit einer — —

Göz. In den Haslacher Wald alſo! (Zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin.

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich eurer nicht vergeſſe.

Göz. Wer weiß wo wir uns wieder finden. Und wenn ihr wacker auf euren Wegen bleibt, ich wacker auf den meinigen fortſchreite, ſo müſſen wir uns irgendwo wieder begegnen. Ungerechtigkeit, Uebermuth, Bedrängung, Argliſt, Betrug, ſchalten ſo gut im Kloſter als im Freien. Bekämpft ſie mit geiſtlichen Waffen in heiliger Stille, laßt mich das Eiſen durchs offne Feld gegen ſie führen. Gott ſegne jede redliche Bemühung und helf uns Beiden.

(Geht ab mit den Knechten.)

Martin. Wie mir's ſo eng ward ums Herz da ich ihn ſah. Er ſprach noch nicht, und mein Geiſt konnte ſchon den ſeinigen unterſcheiden. Ein tuchtiger Mann kundet ſich gleich an.

Georg. Ehrwurdiger Herr, ihr ſchlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur von Hörenſagen, in unſrer Herberge iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwurdiger Herr.

Martin. Georg? — Da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er wär ein Reiter geweſen. Das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte. (Er zieht ein Gebetbuch hervor und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel, ſey brav und fürchte Gott. (ab.)

Georg (das Bild betrachtend). Ach ein ſchöner Schimmel! Wenn ich einmal ſo einen hätte! — Und die goldne Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drache. — Jetzt ſchieß ich nach Sperlingen! — Heiliger Georg! mache mich ſtark und rüſtig! Gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, und dann laß mir die Drachen kommen. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Jarthauſen. Saal.

Eliſabeth. Marie. Carl.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Marie. Mich ängſtigt's lange. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahre.

Eliſabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zuſammengeſetzt hat.

Carl. Aber muß denn der Vater ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Marie. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum denn?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Kuchen mitbrachte?

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaube wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Schütze und hatte zu Köln auf'm Schießen das Beſte gewonnen.

Carl. War's viel?

Eliſabeth. Hundert Gulden. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Marie. Gelt, das iſt garſtig, Carl?

Carl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Gelde verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Kölnern ein paar Kaufleute weg und plagte ſie ſo lange, bis ſie das Geld herausgaben. Warſt du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein! Da muß man durch einen dicken, dicken Wald, ſind Zigeuner und Heren drinn.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch, furcht ſich für Heren.

Marie. Du thuſt beſſer, Carl, lebe du einmal auf deinem Schloß als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gutern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen. Ja, und ich kann es keinem friedliebenden verdenken, wenn er ſich aus dieſer wilden Welt heraus und in ein Kloſter begiebt.

Eliſabeth. Schweſter, du weißt nicht was du redſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit brav und nicht etwa zum Duckmauſer wird, zu ſo einem Weislingen.

der überall für einen fürtrefflichen Mann gilt, und so treulos an deinem Bruder handelt.

Marie. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuschauer und kann billiger seyn.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Marie. Gar manches, was man von ihm spricht, hat mich für ihn eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebes und Gutes von ihm? Wie glücklich war ihre Jugend, da sie zusammen als Edelknaben den Markgrafen bedienten!

Elisabeth. Das mag seyn. Nur sag, was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der sich von seinem besten, treusten Cameraden lostrennt, seine Dienste den Feinden eines edlen Freundes verkauft, und unsern trefflichen Kaiser, der uns so gnadig ist, mit falschen widrigen Vorstellungen einzunehmen sucht?

(Man hört von fern eine muntre Melodie eines Blasinstruments.)

Carl. Der Vater! Der Vater! — Der Thürmer blas't's Liedel! Heisa! mach's Thor auf.

Elisabeth. Da kommt er mit Beute.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Laud.

Laud. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott gruß euch, edle Frauen.

Elisabeth. Alter, habt ihr den Weislingen?

Laud. Ihn und drei Reiter.

Elisabeth. Wie ging's zu, daß ihr so lange bliebt?

Land. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus; er war seitwarts gezogen, und saß gemuthig beim Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Manne feind haben.

Land. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! — und wir ritten in den Haslacher Wald. Und da war's curios, wie wir so in der Nacht reiten, hüten just ein Schafer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packen weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, lieben Gesellen, Glück überall und uns auch! Und es freut alle das gute Zeichen. Indem so kommt Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Marie. Das Herz zittert mir im Leibe.

Land. Ich und mein Camerad, wie's der Herr befohlen hatte, nesselten uns an ihn, als waren wir mit ihm zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und Hans fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Nun das ware gnadlich genug gerathen.

Land. Ja, da half's eben nichts. Wir nahmen Weislingen die ritterlichen Zeichen ab, sein Schwert, den rechten Sporn und den rechten Handschuh, und so war's gethan, da war er unser Gefangner.

Marie. Er wird niedergeschlagen seyn.

Land. Finster genug sieht er aus.

Elisabeth. Ich bin recht neugierig ihn zu sehen. Kommen sie bald?

Marie. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Laud. Sie reiten eben das Thal herauf. Gleich sind sie hier.

Elisabeth. Ich will nur gleich das Essen zurecht machen. — Hungrig werdet ihr doch alle seyn.

Laud. Rechtschaffen.

Elisabeth (zu Marien). Nimm die Kellerschlüssel und hole vom besten Wein, sie haben ihn verdient. (ab.)

Carl. Ich will mit, Muhme.

Marie. Komm, Bursche. (ab mit Carl.)

Laud. Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall.

Achter Auftritt.

Götz. Weislingen. Laud. Peter. Knechte.

Göz (Helm und Schwert abgebend). Schnallt mir den Harnisch auf und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohlthun! Bruder Martin, du sagtest recht! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen.

(Weislingen schweigt.)

Göz. Seyd guten Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo sind eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gangen seyn. — Ich könnt euch auch von meinen Kleidern borgen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Göz. Könnt euch ein hübsches saubres Kleid geben, ist zwar nur leinen, mir ist's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herren des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich

hatte ihm vierzehn Tage vorher zwei Schiffe auf dem Main niedergeworfen, und ich gehe mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Heidelberg die Treppe hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Gelanderlein, da stund der Bischof und gab Franzen die Hand wie er vorbei ging, und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und sagte: der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Bischof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig und sagte: wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder, und reicht sie ihm hin. Da wurds Mannlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zum Pfalzgrafen Ludwig und dem Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was druber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollte, ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch seyd aufgeraumt. Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werde sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafur war mir's noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen, und das ubrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Tyrannen zu thun hattet, und sie euch im tiefsten Thurm an Ketten anshingen, und der Wachter euch den Schlaf wegpfeifen mußte —

Dir in den Leib gefahren! Was? du willſt
Ein Mädchen rauben? Statt die Laſt dem andern
Zu überlaſſen, klüglich zu genießen,
Zu gehen und zu kommen, willſt du dir
Und deinen Freunden dieſen ſchweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es iſt
Kein Menſch ſo klug, daß er nicht eben toll
Bey der gemeinſten Sache werden könnte.
Sieh doch die Schafe nur; ſie weiden dir
Den Klee ab, wo er ſteht, und ſammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge ſtehn
Der Blumen viel für unſre Herden; viel
Sind Mädchen über's ganze Land geſät,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es iſt nicht möglich. Schleiche dich zu ihr,
Und ſchleiche wieder weg, und danke Gott,
Daß ſie dich laſſen kann und laſſen muß.

Ruganino.

Nicht weiter, Basco, denn es iſt beſchloſſen.

Basco.

Ich ſeh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Neunter Auftritt.

Vorige. Carl. Knechte mit Fackeln.

(Weislingen entdeckt sich.)

Carl. Guten Morgen, Vater!

Göz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Nicht geschickt, Vater! Die Tante sagt: ich sey recht geschickt.

Göz. So!

Carl. Hast du mir was mitgebracht?

Göz. Diesmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Göz. Ei!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Göz. Nach Tische.

Carl. Ich weiß noch was.

Göz. Was wird das seyn?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Göz. Kennst du den Herrn von Berlichingen?

(Carl sieht ihn starr an.)

Göz (vor sich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthausen?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Göz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Wege und Furten, eh ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Vater! Heute haben wir weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen, ich bin gleich wieder bei euch. Ich muß meine Frau doch sehn. — Komm mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß ihn. Bitt ihn er soll lustig seyn.

Carl. Da, Mann, hast du eine Hand! sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen (dem Kinde die Hand reichend). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lange außen bleibt. Gott laß euch viele Freude am Knaben erleben, Berlichingen.

Götz. Viel Licht starker Schatten — doch soll mir alles willkommen seyn, wollen sehen was es giebt. (ab mit Carl.)

Zehnter Auftritt.

Weislingen allein.

O daß ich aufwachte, und das alles ware ein Traum! In Berlichingens Gewalt von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen. Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allem werden! Rückgeführt Adelbert

in den Saal, wo wir als Buben unsre Jagd trieben, da du ihn liebtest, an ihm hingst wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn hassen? Ach! ich bin so ganz nichts hier! — Glückselige Zeiten, ihr seyd vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin saß, da wir um ihn durcheinander spielten und uns liebten wie die Engel, da wir hier in der Capelle neben einander knieten und beteten und in keinem ernsten, keinem heitern Augenblick uns trennen konnten. Dieser Anblick regt jedes verklungene Gefühl auf, indeß ich zugleich meinen Fürsten, den Hof, die Stadt vor mir sehe, die meinen Unfall erfahren und lebhaften Theil daran nehmen. Wie seltsam drängt sich hier Gegenwart und Vergangenheit durcheinander!

Eilfter Auftritt.

Götz. Weislingen. Ein Knecht mit Kann und Becher.

Götz. Bis das Essen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, setzt euch, thut als wenn ihr zu Hause wärt. Denkt, ihr seyd wieder einmal beim Götz! Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lange keine Flasche mit einander ausgestochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beisammen schliefen und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch wie ich mit dem Polaken Händel kriegte, dem ich sein Gesicht und gekräuselt Haar von ohngefähr mit dem Aermel verwischte?

Weislingen. Es war bei Tische, und er stach nach ihn mit dem Messer.

Göz. Den schlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurden ihr mit seinem Cameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammen als gute brave Junkens, dafür erkannte uns auch jedermann. (Schenkt ein und trinkt's leer.) Castor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so zutrank.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Göz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei so leutselig. Ich erinnere mich seiner so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsere Eintracht lobte, und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder seines Freundes ware.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Göz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüst ich nichts Angenehmeres als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich wenn ich wieder so bedenke, wie wir Lieb's und Leids zusammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wahnte, so sollt's unser ganzes Leben seyn! — War das nicht mein ganzer Trost wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und du mein ysleaten, und mehr als Bruder für mich sorgtest — ich hoffte, Adelbert wird kunftig meine rechte Hand seyn. Und nun —

Weislingen. Oh! —

Göz. Wenn du mir damals gefolgt hattest, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es ware alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt es dir immer, wenn du dich mit den eitlen garstigen Petteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißverstandnen Ehen, verführten

Mädchen, von der rauben Haut einer Dritten, oder was sie sonst gern hören: Du wirst ein Spitzbube, sagt ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Göz. Wollte Gott ich könnt's vergessen, oder es wäre anders. Bist du nicht eben so frei, so edel geboren, als einer in Deutschland? Unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und du schmeichst dich unter Vasallen? — Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? Dich necken könnte? Sind dir nicht Arme gewachsen und Freunde bescheert ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst, verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen neidischen Pfaffen.

Weislingen. Laßt mich reden.

Göz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leute und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die den fürstlichen Unterthan auf allen Straßen anfallen, Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuern Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren: ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einrath auf Mittel zu denken, Deutschland zu beruhigen, die Staatsverhältnisse näher zu bestimmen, um einen jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens genießen zu machen? Und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns in den Schutz der Mächtigen begeben, deren Hülfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst kaum beschützen kann?

Götz. Ja, ja! ich versteh! — Weislingen, wären die Fürsten wie ihr sie schildert, wir hatten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! ich glaub's wohl, den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlseyn eines jeden! daß sie nur darum ein graues Haar anflöge. Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möchte gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfennenstieler und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf, um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es sey auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen, und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinterher, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Götz. Wenn euer Gewissen rein ist, so seyd ihr frei. — Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickinger und Selbiz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben eh, als die Lust jemanden zu verdanken, außer Gott und unsere Treu und Dienst zu leisten, als dem Kaiser. Da ziehen sie nun um mich herum, verschwarzen mich bei Ihr Majestat, bei hohen Freunden und meinen Nachbarn und sinnen und schleichen mich zu übervortheilen. Aus dem Weg wollen sie mich haben, wie es auch ware. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet ich hatte ihn als Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht was er sollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Göz. Kein Wort mehr davon! ich bin ein Feind von Explicationen, dabei betrügt man sich oder den andern, und meist beide.

(Sie stehen abgewendet und entfernt.)

Zwölfter Auftritt.

Marie. Carl. Vorige.

Carl (zu Göz). Zu Tische, Vater, zu Tische!

Marie (zu Weislingen). Im Namen meiner Schwester komme ich, euch zu begrüßen und euch einzuladen. (Zu beiden.) Wie steht ihr da? Wie schweigt ihr?

Carl. Habt ihr euch erzurnt? Nicht doch! Vater, das ist dein Gast.

Marie. Guter Fremdling! das ist dein Wirth. Laßt eine kindliche, laßt eine weibliche Stimme bei euch gelten.

Göz (zum Knaben). Bote des Friedens, du erinnerst mich an meine Pflicht.

Weislingen. Wer könnte solch einem himmlischen Winke widerstehen!

Marie. Nahert euch, versöhnt, verbündet euch. (Die Männer geben sich die Hände. Marie steht zwischen beiden.) Einigkeit vortrefflicher Männer ist wohlgesinnter Frauen sehnlichster Wunsch.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Hartthauſen. Zimmer.

Erſter Auftritt.

Marie. Weislingen.

Marie. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaube es gern und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts als nur, daß ich ganz dein bin. (Will ſie umarmen.)

Marie. Ich bitte euch, laßt mich! — Dem Bräutigam zum Gottespfennig einen Kuß zu erlauben, mag wohl angehen, ich habe mich nicht geweigert; doch Küſſe zu wiederholen geziemt nur dem Gatten.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Marie! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Marie. Hegt ſie nur im ſtillen Herzen, damit ſie rein bleibe.

Weislingen. O da wohnt ſie auf ewig! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich dich verlaſſen ſoll!

Marie (zieht ihre Hand zurück). Ein bißchen eng, hoffe ich; denn ich weiß, wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle welche Seligkeiten ich mir durch dieſes Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag, an dem er auszog mich zu fangen.

Marie. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! sagt er beim Abschied, ich will sehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. So ist es geworden.

Marie. Zur allgemeinen Freude.

Weislingen. Wäre doch auch dem Aeußern schnell wie dem Innern geholfen! Wie sehr wünscht ich die Verwaltung meiner Güter und ihr Gedeihen nicht im Weltleben so versäumt zu haben. Du könntest gleich die Meine seyn. Um Andrer willen hab ich Eignes hintangesetzt.

Marie. Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Marie! ich muß sonst fürchten, du empfindest weniger stark als ich. Doch ich büße verdient! Und schwindet nicht alle Entsagung gegen diesen Himmel voll Aussichten! Ganz der Deine zu seyn, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben; von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwei Herzen einander gewähren! Ich habe viel gehofft und gewünscht, das widerfahrt mir über alles Hoffen und Wünschen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Götz.

Göh. Euer Knab ist wieder da. Bring er was er wolle, Adelbert, ihr seyd frei! — Ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr ins Künftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen

Geſetz der Natur, unveränderlich unter uns ſeyn. Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen (er nimmt Mariens Hand) — und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Göz. Darf ich Ja für euch ſagen?

Marie. Beſtimmt meine Antwort nach dem Werthe ſeiner Verbindung mit euch.

Göz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile dießmal mit einander gehen. Du brauchſt nicht roth zu werden, deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt auch einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. — Du ſiehſt nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun geht mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging, wie abgebrochen. Ich erſchrack und erwachte darüber. Ich hätte nur forttraumen ſollen, da würde ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. — Ich muß meine Frau rufen. — Eliſabeth!

Marie. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Göz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Marie. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Göz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. — Hier fließt der Main und allmählig hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet von eurem Schloß gekrön

Rugantino.

Du ſollſt ein Zeuge ſeyn, wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich dein zu ſeyn.

Rugantino.

Was kann euch hindern, wenn ich euch gebiethe?

Basco.

Bedenke, Freund, wir ſind einander gleich.

Rugantino.

Verwegner! Rede ſchnell, was haſt du vor?

Basco.

Es iſt gewiß, der Fürſt von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von ſeinen Nachbarn ſich bereden laſſen.
Er fürchtet, daß es laut bey Hofe werde;
Er iſt vor wenig Tagen ſelbſt gekommen,
Und ſeine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieſer Gegend weg, ich weiß es ſchon.

wird; dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen hin. Die Fenſter des großen Saales gehen ſteil herab aufs Waſſer, eine Ausſicht viele Stunden weit.

Dritter Auftritt.

Vorige. Eliſabeth.

Eliſabeth. Was ſchafft ihr?

Göz. Du ſollſt deine Hand auch dazu geben und ſagen: Gott ſegne euch! Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind?

Göz. Aber nicht unvermuthet. Ja, Frauen, ihr könnt, ihr ſollt alles wiſſen. Adelbert begiebt ſich vor allen Dingen zurück nach Bamberg.

Marie. Wieder nach Bamberg?

Göz. Ja, wir haben es überlegt, er braucht nichts hinterrücks zu thun. Offen und mit Ehren trennt er ſich vom Biſchof als ein freier Mann; denn manches Geſchäft muß bei Seite, manches findet er zu beſorgen für ſich und andere.

Eliſabeth. Und ſo ſeyd ihr denn ganz der Eurige wieder, ganz der Unſrige?

Weislingen. Für die Ewigkeit.

Eliſabeth. Möget ihr euch immer ſo nach ihr ſehnen, als da ihr um ſie warbt. Möget ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! ich verlange kein Glück als unter dieſem Titel.

Göz. Dann bereif't er ſeine Güter. Auch mit Fürſten und Herren muß er neue Verbindungen anknüpfen. Alle die

mir zugethan ſind empfangen ihn mit offenen Armen. Die ſchönſten Landereien reißt er eigennützigen Verwaltern aus den Händen. Und — Komm Schweſter — komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen, daß er ungeſtört vernehme, was ſein Knabe bringt.

Weislingen. Gewiß nichts, als was ihr hören dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals.

(ab mit Eliſabeth und Marie.)

Vierter Auftritt.

Weislingen allein.

Gott im Himmel! konnteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seligkeit bereiten! Es iſt zu viel für mein Herz! Wie ich von Menſchen abhing, die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz, du haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und Marie, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will alle die laſtigen Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich! Hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu ſeyn.

Fünfter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz. Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße von Bamberg, daß ich nicht weiß wo anzufangen; vom Biſchof an bis zum Narren herunter grüßt euch der Hof, und vom Bürgermeiſter bis zum Nachtwächter die Stadt.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken beim Fürſten und überall, daß ich keine Worte finde.

Weislingen. Es wird nicht lange dauern.

Franz. So lange ihr lebt! und nach eurem Tod wird's heller blinken als die meſſingnen Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchof?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß ſeine Fragen, geſchäftig und geſchwind, meine Antwort verhinderten. Die Sache wußt er ſchon, denn Farber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz und heil, von der äußerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Dabei rühmt ich, wie gut ſich Götz gegen euch betrage und euch als Freund und Gaſt behandle. Darauf erwiedert er nichts und ich ward entlaſſen.

Weislingen. Was bringſt du weiter?

Franz. Den andern Tag meldet ich mich beim Marſchalk und bat um Abfertigung, da ſagte er: wir geben dir keinen Brief mit, denn wir trauen dem Götz nicht, der hat

immer nur einen Schein von Biederkeit und Großmuth, und nebenher thut er was ihm beliebt und was ihm nutzt.

Weislingen. Wie schlecht sie ihn kennen!

Franz. Doch, fuhr er fort, ist es ganz gut, daß dein Herr ritterlich und freundlich gehalten ist. Sag ihm, er soll sich gedulden, wir wollen desto ungeduldiger an seine Befreiung denken, denn wir können ihn nicht entbehren.

Weislingen. Sie werden's lernen müssen.

Franz. Wie meint ihr?

Weislingen. Vieles hat sich verandert. Ich bin frei ohne Vertagung und Lösegeld.

Franz. Nun so kommt gleich.

Weislingen. Ich komme; aber lange werde ich nicht bleiben.

Franz. Nicht bleiben? Herr! Wie soll ich das verstehn? Wenn ihr wüßtet was ich weiß, wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht, und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die? Ich habe viel von ihrer Schönhei gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn ihr sagtet, ic hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglic

eine Linie solcher Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl seyn. Das letztemal daß ich sie sah, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr ich fühlte in dem Augenblick, wie es den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Abends, als ich mich vom Bischof beurlaubte, saß sie gegen ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir viel Gutes, davon ich nichts vernahm; denn ich sah nur seine Nachbarin, sie hatte ihr Auge aufs Bret geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König seyn mögen! Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist gar drüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Wie der Bischof endigte, und ich mich bückte, sah sie mich an und sagte: auch von mir einen Gruß unbekannterweise! Sag ihm, auch neue Freunde hoffen auf seine Zurückkunft, er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt; ich neigte mich. Alles hatte ich hingegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den

Saum ihres Kleides; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monat Wittwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſt's als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Auf mich würde das nun wohl anders wirken.

Franz. Wie ſo? Wäre denn wirklich wahr, was hier das Hausgeſinde murmelt, ihr ſeyd mit Marien verlobt?

Weislingen. In dieſen Augenblicken. Und ſo erfahre nur gleich alles. Ich habe dem Biſchof entſagt, der Brief iſt fort. Ich gebe Bamberg gute Nacht! Hier ſteigt mein Tag auf. Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele ſpricht aus den blauen Augen, und klar, wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruhe und Glückſeligkeit. Packe zuſammen! Erſt kurze Zeit an Hof, dann auf mein Schloß. In Bamberg möcht ich nicht bleiben, und wenn Sanct Veit in Perſon mich zurück hielte. (ab.)

Sechster Auftritt.

Franz allein.

Er komme nur erſt, bleiben wird er ſchon. Marie iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, wenn er ſich in ſie verliebt; in ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. — Aber um

dich Adelheid iſt Leben, Feuer, Muth. — Ich würde — Ich bin ein Narr! — Dazu machte mich ein Blick von ihr. O wenn ich nur erſt die Thürme von Bamberg ſehe, nur erſt in den Schloßhof hinein reite! Dort wohnt ſie, dort werd ich ſie treffen! und da gaff ich mich wieder geſcheidt, oder völlig raſend. (ab.)

Siebenter Auftritt.

Saal in Jarthauſen.

Hans von Selbiz und **Carl.**

Carl. Wie meld ich euch meiner Mutter, edler Herr!

Selbiz. Sag ihr, Hans von Selbiz grüße ſie.

Carl. Hans? — Wie war es?

Selbiz. Hans mit einem Bein, Hans ohne Sorgen, wie du willſt.

Carl. Das ſind luſtige Namen. Du biſt willkommen. (ab.)

Selbiz (allein). Sieht's doch hier im Hauſe noch völlig wie vor zehen Jahren; da hängen die Büchſen, da ſtehen die Truhen, da liegen die Teppiche. Bei mir ſieht's leerer aus, da will nichts halten, als was man täglich braucht, und das kaum.

Achter Auftritt.

Selbiz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Willkommen, Selbiz! Wir ſahen euch lang nicht bei uns.

Selbiz. Deſto öfter ſah mich euer Gemahl, an ſeine Seite im Felde. Nun kündigt er den Nürnbergern Fehd an; das iſt recht; denn ſie ſind's, die den Bambergern ſeine Buben verrathen haben, und ſeht, da bin ich ſchon bereit ei Gänglein mit ihm zu wagen.

Eliſabeth. Ich weiß, mein Mann ſchickte Georgen na euch aus.

Selbiz. Ein wackrer Junge, den ſah ich zum erſtenma

Eliſabeth. Traf er euch zu Hauſe?

Selbiz. Nicht eben, ich war ſonſt bei guten Camerade

Eliſabeth. Kam er mit euch hieher?

Selbiz. Er ritt weiter.

Eliſabeth. So legt doch den Mantel ab.

Selbiz. Laßt mir ihn noch ein wenig.

Eliſabeth. Warum das? Friert's euch?

Selbiz. Gewiſſermaßen.

Eliſabeth. Einen Ritter in der Stube?

Selbiz. Ich habe ſo eine Art von Fieber.

Eliſabeth. Das ſieht man euch nicht an.

Selbiz. Deßwegen bedeck' ich's eben.

Eliſabeth. Das Fieber?

Selbiz. Euch freilich ſollt ich's nicht verhehlen.

Eliſabeth. Ohne Umſtände.

Selbiz (der den Mantel zurückſchlägt, und ſich im Wamms ohne Ä mel zeigt). Seht, ſo bin ich ausgeplündert.

Eliſabeth. Ei, ei! einen ſo tapfern Ehrenmann bis aufs letzte Wamms, wer vermochte das?

Selbiz. Ein Kleeblatt verwünſchter Ritter; ich habe ſie aber auch für Verdruß gleich in den Sack geſteckt.

Eliſabeth. Figürlich doch?

Selbiz. Nein, hier in der Taſche klappern ſie.

Eliſabeth. Ohne Räthſel.

Selbiz. Da ſeht die Auflöſung. (Er tritt an den Tiſch und wirft einen Paſch Würfel auf.)

Eliſabeth. Würfel! Das geht alſo noch immer ſo fort?

Selbiz. Wie der Faden einmal geſponnen iſt, wird er geweift und verwoben; da iſt nun weiter nichts mehr dran zu ändern.

Eliſabeth. Ihr habt aber auch gar zu loſes Garn auf eurer Spule.

Selbiz. Sollte man nicht ſchludern? Seht nur, liebe traute Frau, da ſitz ich vorgeſtern im bloßen Wamms, kraue mir den alten Kopf und verwünſche die viereckten Schelme da. Gleich tritt Georg herein und ladt mich im Namen ſeines Herrn. Da ſpring ich auf, den Mantel um und fort. Nun wird's gleich wieder Kleid, Geld und Kette geben.

Eliſabeth. Indeſſen aber?

Selbiz. Credit findet ſich auch wohl wieder. Eine Anweiſung auf den Bürgermeiſter zu Nürnberg iſt nicht zu verachten.

Eliſabeth. Auch ohne die ſtehen euch Kiſten und Kaſten offen. Bei uns iſt mancherlei Vorrath.

Selbiz. Vorſorgliche Hausfrau!

Eliſabeth. Um nicht nachzuſorgen. Was braucht ihr denn?

Selbiz. Ohngefahr ſo viel als ein Kind das auf die Welt kommt. Nahe zu, alles.

Eliſabeth. Steht zu Dienſten, darum iſt's da.

Selbiz. Nicht umſonſt. Wir laſſen's ſchatzen und vom erſten was ich auf die Nürnberger gewinne, habt ihr eure Bezahlung.

Eliſabeth. Nicht doch! unter Freunden? —

Selbiz. Ein Ritter darf nichts geſchenkt nehmen, er muß es verdienen; ſogar den ſchönſten Sold, den Minneſold, muß er oft allzuſchwer verdienen.

Eliſabeth. Ich kann mit euch nicht markten.

Selbiz. Nun ſo fecht ich im Wamms.

Eliſabeth. Poſſen!

Selbiz. Wißt ihr was, wir ſpielen um die Ausſtattung: gewinne ich ſie, ſo ſeyd ihr drum; iſt mir das Glück zuwider, nun ſo wird's im Felde beſſer gehen, und dann laßt mich gewahren. Jetzt kommt her.

Eliſabeth. Ein Ritter nimmt nichts geſchenkt, und eine Hausfrau würfelt nicht.

Selbiz. Nun ſo wollen wir wetten. Das geht doch.

Eliſabeth. Eine Wette? Nun gut, ſo ſchlagt ſie vor.

Selbiz. Hört mich an. Wenn wir auf unſerm Zuge nicht gleich anfangs einen recht hubſchen Fang thun, wenn uns nicht nachher durch Verratherei, oder Verſehen, oder ſonſt eine Albernheit, ein Hauptſtreich mißlingt, wenn nicht einer von uns was ans Bein kriegt, wobei ich nur wunſche, daß es mein hölzernes treffe, wenn ſich nicht gleich Furſten und Herrn drein legen, daß die Handel verglichen werden, wenn man uns nicht deßhalb auf ein halb Dutzend Tagefahrten herum zieht, und wenn wir zuletzt nicht viel reicher nach Hauſe kehren als wir jetzt ausreiten, ſo will ich verloren haben.

Eliſabeth. Ihr kennt euer Handwerk gut genug.

Es kommt gewiß ums morgen der Befehl,
Sogleich aus dieſen Bergen abzuſcheiden.
Wenn er ſich nur nicht gar gelüſten läßt,
Sich unſrer werthen Häupter zu verſichern.

Ruganti ne.

Nun gut, ſo führen wir noch heute Nacht
Den Anſchlag aus, der mir das Mädchen eignet.

Basco.

O nein! Ich muß noch Geld zur Reiſe ſchaffen.

Ruganti ne.

Was ſoll das geben? Sage, was es gibt?

Basco.

Gehſt du nicht mit; ſo brauchſt du's nicht zu wiſſen.

Ruganti no.

Dir ziemt es gegen mich geheim zu ſeyn?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch beſſer als die Liebe.
Du haſt mit keinem Knaben hier zu thun.

Selbiz. Um es mit Luſt zu treiben. Auf alle Fälle denk ich mich bei dieſer Gelegenheit herauszumuſtern, daß es eine Weile hinreicht.

Eliſabeth. Schwerlich, wenn ihr eure Feinde immer an der Seite habt.

Selbiz. Die ſind völlig wie unſre Rittergenoſſen, heute Feind, morgen Freund, und übermorgen ganz gleichgültig.

Eliſabeth. Da kommt mein Herr.

Neunter Auftritt.

Vorige. Götz.

Göz. Gott grüß euch, Selbiz! Das heißt ein bereiter Freund, ein wackrer, ſchneller Reitersmann.

Selbiz. Meine Leichtigkeit müßt ihr eigentlich loben; denn ſeht: da ich ein hölzern Bein habe, das mich ein wenig unbeholfen macht, ſo nehm ich dagegen deſto weniger Gepäck zu mir. Nicht wahr, Traute?

Eliſabeth. Wohlgethan. Das Nöthige findet ſich überall.

Selbiz. Aber nicht überall Freunde, die es hergeben.

Eliſabeth. Verzieht nur einen Augenblick. Ich lege euch ſo viel zurecht als ihr braucht, um vor den Nürnbergern mit Ehren zu erſcheinen. (ab.)

Selbiz. Nehmt ihr euren Georg mit? Das iſt ein wackrer Junge.

Göz. Wohl! Ich hab ihn unterwegs beſchieden. Jetzt iſt er zu Weislingen.

Selbiz. Mit dem ſeyd ihr wieder verſöhnt, das hat mich recht gefreut. Es ging freilich ein wenig geſchwind, daß ich's nicht ganz begreifen konnte.

Göz. Ganz natürlich war's doch! Zu ihm war mir die Neigung angeboren, wie aus Einfluß der Planeten; mit ihm verlebt ich meine Jugend, und als er sich von mir entfernte, mir schadete, konnt ich ihn nicht hassen. Aber es war mir ein unbequemes Gefühl. Sein Bild, sein Name stand mir überall im Wege. Ich hatte eine Hälfte verloren, die ich wieder suchte. Besser mocht es ihm auch nicht geben; denn bald als wir uns wiedersahen, stellte sich das alte Verhältniß her und nun ist's gut, ich bin zufrieden, und mein Thun geht wieder aus dem Ganzen.

Selbiz. Welchen Vorschub wird er euch leisten bei dieser Fehde gegen die Nürnberger und künftig?

Göz. Seine Freundschaft, seine Gunst ist schon bedeutend, wenn er mir nur nicht schadet, meine Freunde fördert meinen Feinden nicht beisteht. Er wird sich ruhig halten sich in meine Händel nicht mischen; die wollen wir beide, vo wackern Knechten unterstützt, schon ausfechten.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Land.

Göz. Nun sieh da! Wieder zurück, alter Getreue Hast du Leute gefunden? Hast du genugsam angeworben?

Land. Nach Wunsch und Befehl. Sechs Reisige, ze Fußknechte, die liegen in den Dörfern umher, daß es k Aufsehen gebe; sechs Neulinge bring ich mit, die einen ers Versuch wagen wollen. Ihr müßt sie bewaffnen; zuschlag werden sie schon. Und nun zu Pferde! denn zugleich ne der Mannschaft bring ich die Nachricht, daß die Nürnber Kaufleute schon zur Frankfurter Messe ziehen.

Selbiz. Die haben ſich zeitig aufgemacht.
Göz. Sollten ſie was gemerkt haben?
Faud. Gewiß nicht; ſie ziehen ſchwach geleitet.
Göz. Auf denn, zur Waarenſchau!

Selbiz.

Von ihrem Tand begehr ich nichts.
Doch wirklich würde mir behagen
Ein goldner Kettenſchmuck herab bis auf den Magen,
Den hab ich lange nicht getragen.

(Alle ab.)

Eilfter Auftritt.

Wald.

Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Lagern wir uns hier, indeſſen die Wagen dort unten vorbei ziehen.

Zweiter Kaufmann. Gebt den Kober! Ihr ſollt mich wieder einmal rühmen, wie ich für kalte Küche geſorgt habe.

Erſter Kaufmann. Noch nie bin ich ſo getroſt nach Frankfurt auf die Meſſe gezogen. Dießmal habe ich nur Tand und Spielzeug mit. So lange die Kinder nicht ausſterben, hat mancher Verleger bequem zu leben.

Zweiter Kaufmann. Ich habe für die Weiber geſorgt. Auch die ſind gute Kunden. (Sie machen Anſtalt ſich zu lagern.)

Erſter Kaufmann. Sieh dort unten, ſieh! Was iſt das? Heiliger Gott! Reiter aus dem Walde! Gerad auf die Wagen los.

Zweiter Kaufmann. Wir sind verloren! Ritter und Reiter! Sie halten den Zug an. Hinunter! Hinunter!

Erster Kaufmann. Ich nicht.

Alle. Weh uns!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Georg im Hintergrunde.

Georg. Mein Herr muß nicht weit seyn; hier erfahr ich es vielleicht. Hört Cameraden!

Erster Kaufmann. Ach Gott, auch von der Seite! Da sind wir nicht zu retten.

Zweiter Kaufmann. Das ist wohl ein anderer! Der gehört nicht dazu. Der hilft uns. Sprich ihn an.

Erster Kaufmann. Was schafft ihr, edler Herr?

Georg. Nicht edler Herr, wohl aber ehrlicher Knabe. Wie steht's hier? Habt ihr keine Ritter und Reiter gesehn?

Erster Kaufmann. Wohl! Da blickt nur hinab. Dort halten sie den Zug an, dort schlagen sie die Fuhrleute. Schon müssen die ersten vom Weg ablenken. O ihr schönen Waaren, ihr bunten Pfeifen und Trompeten, ihr allerliebsten Pferdchen und Rasseln, ihr werdet am Main nicht feil geboten werden. Helft uns, bester junger Mann! Habt ihr niemand bei euch? Wenn ihr sie nur irre machtet, nur einen Augenblick Aufschub! Giebt's denn keine Kriegslist?

Georg. Es geht nicht. Ich kann euch nicht helfen, bin zu wenig gegen so viele.

Zweiter Kaufmann. Lieber Junge! Herzensjunge! so deck uns nur den Rücken, daß sie uns nicht nachkommen, wir

wollen in die nächsten Dörfer und Sturm läuten. Wir wollen die ganze Landschaft gegen das Raubgesindel aufregen.

(Die Kaufleute sind im Begriff hinwegzueilen.)

Georg (zieht). Halt! — Keiner mucke von der Stelle! Wer sich rührt ist des Todes. Das ist mein Herr, Götz von Berlichingen, der euch züchtigt.

Alle. O weh, der Götz!

Georg. Ja, der Götz, an dem ihr so übel handelt, dem ihr einen guten wackern Knaben an die Bamberger verriethet. In dessen Hand seyd ihr. Da seh ich ihn kommen.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Götz. Faud. Knechte.

Götz (zu den Knechten.) Durchsucht hier den Wald, hier müssen sich die Kaufleute verbergen. Sie waren von den Wagen abgegangen, die Fußsteige. Daß keiner entrinnt und uns im Lande unzeitige Handel macht.

Georg (hinzutretend). Ich hab euch schon vorgearbeitet. Hier sind sie.

Götz. Braver Junge! Tausendmal willkommen! Du allein? Bewacht sie genau! Aufs genauste!

(Faud und Knechte mit den Kaufleuten ab.)

Götz. Nun sprich, guter Georg! Was bringst du? Was macht Weislingen? Wie sieht es auf seiner Burg aus? Bist du glücklich hin und wieder gelangt? Sprich, erzahle!

Georg. Wie soll ich es recht fassen? Ich bringe keine glückliche Botschaft.

Götz. Wie so?

Georg. Hört mich an! Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergischen und sein Zeichen, und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckische Bauern gegen den Main zu.

Göz. In der Verkappung? Das hatte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinterdrein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine große Sprünge machen. Aber Weislingen fand ich nicht auf seinem Schlosse.

Göz. So ist er länger am Hof geblieben als er anfangs Willens war.

Georg. Leider! Und als ich es erfuhr, gleich in die Stadt.

Göz. Das war zu kühn!

Georg. Ich hoff euch noch besser zu bedienen. Nun hört ich im Wirthshause, Weislingen und der Bischof seyen ausgesöhnt. Man sprach viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Göz. Gespräche.

Georg. Hört nur! Ich drängte mich ins Schloß, sah ihn wie er die Frau zur Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön! Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen. Er nickte mit dem Kopf und sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Göz. Das ist nicht gut.

Georg. Das Schlimmere folgt. Nachher paßt ich wieder auf; endlich sah ich ihn kommen: er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte zu ihm: Ein paar Worte von eurem Berlichingen. Er war bestürzt, ich sah das Geständniß seines Lasters auf seinem Gesicht. Er

hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Göz. Erzähle du, und laß mich richten.

Georg. Du bist Bambergisch? sagte er. Ich bring euch einen Gruß vom Götz, sagt ich, und soll fragen — Komm an mein Zimmer, sagt er, wir wollen weiter reden.

Göz. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehen, lange, lange. Und die seidenen Buben beguckten mich von vorne und hinten. Ich dachte: guckt ihr! Endlich führte man mich hinein. Da bracht ich Gruß und Anliegen und merkte wohl, daß ich nicht gelegen kam. Da wollt er mich mit leeren Worten abspeisen, weil ich aber wohl wußte, worauf es ankam, und Verdacht hatte so ließ ich ihn nicht los. Da that er feindlich böse, wie einer der kein Herz hat und es nicht will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihn ein Reitersjunge zur Rede setzen sollte. Das verdroß mich. Da fuhr ich heraus und sagte: es gäbe nur zweierlei Leute, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, und schwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hattet ihn übereilt, er sey euch keine Pflicht schuldig und wolle mit euch nichts zu thun haben.

Göz. Hast du das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. Er drohte mir —

Göz. Genug! — Das sollte mir also begegnen!

Georg. Faßt euch guter Herr, wir wollen auch ohne ihn schon zurecht kommen.

Göz. Wie beschamt stehen wir da, wenn man uns das Wort bricht! Daß wir dem Heiligsten vertrauten, erscheint nun als tappischer Blödsinn. Jener hat recht, der uns verrieth. Er ist nun der Kluge, der Gewandte, ihn lobt, ihn

ehrt die Welt, er hat sich aus der Schlinge gezogen, und wir stehen lächerlich da und beschauen den leeren Knoten.

Georg. Kommt, Herr! zu den Wagen, daß ich den glücklichen Fang sehe.

Göz. Die ziehen ruhig dahin; dieser Fang ist geglückt, aber jene Beute, die schönere, wünschenswerthere, sie ist verloren: das Herz eines alten Freundes. Ich hielt es nur einen Augenblick wieder in Händen.

Georg. Vergeßt ihn. Er war vor- und nachher eurer nicht werth.

Göz. Nein, vergessen will ich ihn nicht, nicht vergessen diesen schändlichen Wortbruch. Mit Versprechen und Handschlag, mit Eid und Pflicht soll mich niemand mehr anlörnen. Wer in meiner Gewalt ist, soll's fühlen. So lange ich ihn fest halte, soll er leiden. Das schwerste Lösegeld soll ihn erst spät befreien.

Hans (hinter der Scene). Halter! halter!

Göz. Was giebt's?

Hans (hervortretend). Verzeiht uns, Herr! Bestraft uns! Ein Paar Nürnberger sind entwischt.

Göz. Nach! geschwind nach! Die Verräther!

Georg. Geschwind! Sie drohten Sturm zu läuten!

Göz. Die Uebrigen haltet fest. Sogleich sollen sie gebunden werden. Scharf gebunden. Laßt sie niederknien in einen Kreis, wie arme Sünder, deren Haupt vom Schwert fallen soll, und wartet auf mein Geheiß.

Georg. Bedenkt, bester Herr —

Göz. Richte meinen Befehl aus. (Georg ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Götz, nachher Georg.

Götz. An ihrer Todesangſt will ich mich weiden, ihre Furcht will ich verſpotten. O daß ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf! — Und wie, Götz, biſt du auf Einmal ſo verändert? Haben fremde Fehler, fremde Laſter auf dich ſolch einen Einfluß, daß du dem ritterlichen Weſen entſagſt, und gemeiner Grauſamkeit fröhneſt? Verwandelſt du ſchon deine Waffenbrüder in Schergen, die ſchmerzlich binden, durch Herabwürdigung des Miſſethäters den Tod verkündigen? In einer ſolchen Schule ſoll dein wackrer Georg heranwachſen? — Mögen die hinziehen, die nicht mehr ſchaden können, die ſchon durch den Verluſt ihrer Güter genugſam geſtraft ſind. (Er macht einige Schritte.) Aber, Marie, warum trittſt du ſo vor mich? Blickſt mich mit deinen holden Augen an und ſcheinſt nach deinem Bräutigam zu fragen. Vor dir muß ich zur Erde niederſehen, dich hat mein übereiltes Zutrauen unglücklich gemacht, unglücklich auf Zeitlebens. Ach, und in dieſem Augenblicke weißt du noch nicht was bevorſteht, nicht was ſchon geſchehen iſt. Hinaus blickſt du vom hohen Erker nach der Straße, erwarteſt deinen Bruder, und ſpähſt, ob er nicht vielleicht den Bräutigam herbei führe. Ich werde kommen, doch er wird ausbleiben — wird ausbleiben — bis ich ihn heranſchleppe wider ſeinen Willen, und gefeſſelt, wenn ich ihn anders erreichen kann. Und ſo ſey's abgeſchloſſen. Ermanne dich Götz und denk an deine Pflicht.

Georg (mit einem Schmuckkäſtchen). Laßt nun den Scherz vorbei ſeyn; ſie ſind geſchreckt genug. Weiter wolltet ihr doch nichts. Ihr ſagtet ja ſo oft: Gefangene müſſe man nie mißhandeln.

Götz. Ja, guter Junge, so ist es! Geh und binde sie los. Bewache sie bis Sonnenuntergang, dann laß sie laufen und zieh uns nach.

Georg. Da ist einer drunter, ein hübscher junger Mann. Wie sie ihn binden wollten, zog er das Kastchen aus dem Busen und sagte: nimm das für mein Lösegeld, es ist ein Schmuck, den ich meiner Braut zur Messe bringe.

Götz. Seiner Braut?

Georg. So sagte der Bursche. Schon fünf Messen dauert unsere Bekanntschaft, sie ist eines reichen Mannes Tochter, dießmal hofft ich getraut zu werden. Nimm den Schmuck, es ist das Schönste, was Nurnberger Goldschmiede machen können, auch die Steine sind von Werth, nimm und laß mich entwischen.

Götz. Hast du ihn fort gelassen?

Georg. Gott bewahre! Ich ließ ihn binden, ihr hattet's befohlen. Euch aber bringe ich den Schmuck, der mag wohl zur Beute gehören. Für den Burschen aber bitt ich und für die Andern.

Götz. Laß sehen.

Georg. Hier.

Götz (den Schmuck beschauend). Marie! Dießmal komme ich nicht in Versuchung dir ihn zu deinem Feste zu bringen. Doch du gute edle Seele wurdest dich selbst in deinem Unglück eines fremden Gluckes herzlich erfreuen. In deine Seele will ich handeln! — Nimm, Georg! Gieb dem Burschen den Schmuck wieder. Seiner Braut soll er ihn bringen, und einen Gruß vom Götz dazu.

(Wie Georg das Kästchen anfaßt, fällt der Vorhang.)

Rugantino.

So lang' ich euch ernährte, ließet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich, daß wir nun erwachſen ſind,
Da deine Renten ſehr in's Stocken kommen!

Rugantino.

Was unſer Fleiß und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es ſoll auch künftig keinem fehlen; zwar
Iſt's dieſe Tage ſchmal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn dieſe Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteur beſchäftigſt, das
Nichts fruchtet und die ſchöne Zeit verzehrt.

Rugantino.

So willſt du denn zum Abſchied noch den Fürſten,
Die ganze Nachbarſchaft verletzen?

Dritter Aufzug.

Luſtgarten zu Augsburg.

Erſter Auftritt.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. So ſehen wir doch bei dieſer Gelegenheit den Reichstag zu Augsburg, Kaiſerliche Majeſtät und die größten Fürſten des heiligen römiſchen Reichs beiſammen.

Zweiter Kaufmann. Ich wollte wir hätten unſre Waaren wieder, und ich thät ein Gelübde niemals ein höheres Haupt anzuſehen als unſern Bürgermeiſter zu Nürnberg.

Erſter Kaufmann. Die Sitzung war heute ſchnell geendigt; der Kaiſer iſt in den Garten gegangen; hier wollen wir ſtehen, denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer iſt bei ihm?

Erſter Kaufmann. Der Biſchof von Bamberg und Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Gerade recht! Das ſind Freunde der Ordnung und Ruhe.

Erſter Kaufmann. Wir thun einen Fußfall und ich rede.

Zweiter Kaufmann. Wohl! Da kommen ſie.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus. Das iſt ein übler Umſtand!

Zweiter Auftritt.

Der Kaiſer. Biſchof von Bamberg. Weislingen. Gefolge. Vorige an der Seite.

Weislingen. Euer Majeſtät haben die Sitzung unmuthig verlaſſen.

Kaiſer. Ja. Wenn ich ſitzen ſoll, ſo muß etwas ausgemacht werden, daß man wieder nachher wandern und reiſen kann. Bin ich hieher gekommen, um mir die Hinderniſſe vorerzählen zu laſſen, die ich kenne? Sie wegzuſchaffen, davon iſt die Rede.

Kaufleute (treten vor und werfen ſich dem Kaiſer zu Füßen). Allerdurchlauchtigſter! Großmachtigſter! —

Kaiſer. Wer ſeyd ihr? Was giebt's? Steht auf!

Erſter Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg Euer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selitz haben unſrer Dreißig, die auf die Frankfurter Meſſe zogen, niedergeworfen, beraubt und äußerſt mißhandelt. Wir bitten Eure Kaiſerliche Majeſtät um Hülfe und Beiſtand, ſonſt ſind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unſer Brod zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! was iſt das? Der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein; wenn ſie denn erſt zwo Hände hatten, und zwo Beine, was wollte ihr dann thun?

Erſter Kaufmann. Wir bitten Euer Majeſtät unterthänigſt, auf unſre bedrängten Umſtände mitleidig herab zu ſchauen.

Kaiſer. Wie geht's zu? Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen

und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerliche Majeſtät und dem Reiche viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und anderes betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammenbringen.

Weislingen (zu den Kaufleuten, die ſich betrübt zurückziehen und auf ſeine Seite kommen). Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht! und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (ab.)

Kaiſer. Immer kleine Handel, die den Tag und das Leben wegnehmen, ohne daß was rechts gethan wird. Jeder Krämer will geholfen haben, indeß gegen den grimmigen Feind des Reichs und der Chriſtenheit niemand ſich regen will.

Weislingen. Wer möchte gerne nach außen wirken, ſo lange er im Innern bedrängt iſt? Ließen ſich die Empfindlichkeiten des Augenblicks mildern, ſo würde ſich bald zeigen, daß übereinſtimmende Geſinnungen durch alle Gemüther walten, und hinreichende Kräfte vorhanden ſind.

Kaiſer. Glaubt ihr?

Biſchof. Es käme nur darauf an, ſich zu verſtändigen. Mit nichten iſt es ganz Deutſchland, das über Beunruhigung klagt; Franken und Schwaben allein glimmt noch in den Reſten eines innerlichen, verderblichen Bürgerkrieges, und auch da ſind viele der Edlen und Freien, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen hochfahrenden Sickingen, dieſen unſtäten Selbiz, dieſen Berlichingen auf die Seite geſchafft, die übrigen Fehdeglieder würden bald zerfallen; denn nur jene ſind's, deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kaiſer. Im Grunde lauter tapfre edle Männer, oft nur durch Bedrängungen aufgehetzt. Man muß ſie ſchonen, ſich ihrer verſichern, und ging es endlich gegen den Türken, ihre Kräfte zum Vortheil des Vaterlandes benutzen.

Bischof. Möchten sie doch von jeher gelernt haben, einer höhern Pflicht zu gehorchen. Denn sollte man den abtrünnigen Aufrührer durch Zutrauen und Ehrenstellen belohnen? Eben diese Kaiserliche Milde und Gnade mißbrauchten sie bisher so ungeheuer, darin findet ihr Anhang seine Sicherheit, daher nährt er seine Hoffnungen, und wird nicht eher zu bändigen seyn, als bis man sie vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen jede Aussicht auf die Zukunft abgeschnitten hat.

Kaiser. Milde muß voran gehn, eh Strenge sich würdig zeigen kann.

Weislingen. Nur durch Strenge wird jener Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen seyn. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeignen sich auflehnen, gegen die hergebrachte Oberherrschaft rechten und wohlerworbene Befugnisse zu schmälern drohen? Welche gefahrliche Folgen sind nicht zu erwarten! Nun aber geben die Klagen der Nürnberger Kaufleute wohl Anlaß gegen Berlichingen und Selbitz zu verfahren.

Kaiser. Das läßt sich hören. Doch wünschte ich, daß ihnen kein Leid geschehe.

Weislingen. Man würde suchen sie gefangen zu nehmen; sie müßten Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus dem Bann zu gehen.

Kaiser. Verhielten sie sich alsdann gesetzlich, so könnt man sie wieder zu zweckmäßiger Thatigkeit ehrenvoll anstellen.

Bischof. Wir alle wünschen sehnlichst, daß die Zeit bald erscheinen möge, wo Ew. Majestat Gnade über alle leuchten kann.

Kaiser. Mit den ernstlichsten Gesinnungen die inner

Ruhe Deutſchlands, koſt es was es wolle, baldigſt herzuſtellen, will ich die morgende Seſſion eröffnen.

Weislingen. Ein freudiger Zuruf wird Euer Majeſtät das Ende der Rede erſparen, und Hülfe gegen den Türken wird ſich als unmittelbare Folge ſo weiſer, väterlicher Vorkehrungen zeigen.

(Der Kaiſer, Biſchof und Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz (der gegen den Schluß des vorigen Auftritts ſich im Grunde leben laſſen, und Weislingen zurückhält). Gnädiger Herr!

Weislingen (ſich umkehrend). Was bringſt du?

Franz. Adelheid verlangt euch zu ſprechen.

Weislingen. Gleich jetzt?

Franz. Sie verreiſ't noch dieſen Abend.

Weislingen. Wohin?

Franz. Ich weiß nicht. — Hier iſt ſie ſchon. (Vor ſich.) O wer ſie begleiten dürfte! Ich ging mit ihr durch Waſſer und Feuer und bis ans Ende der Welt. (ab.)

Vierter Auftritt.

Weislingen. Adelheid.

Weislingen. So eilig, ſchöne Dame? Was treibt euch ſo ſchnell aus der Stadt? aus dem Getümmel, wohin ihr euch ſo lebhaft ſehntet? von einem Freunde weg, dem ihr unentbehrlich ſeyd?

Adelheid. In so großen Familien giebt's immer etwas zu schlichten. Da will eine Heirath zurückgehen, an der mir viel gelegen ist. Ein junges armes Mädchen wehrt sich, einen alten reichen Mann zu nehmen. Ich muß ihr begreiflich machen, welch ein Glück auf sie wartet.

Weislingen. Um fremder Verbindungen willen verspätest du die unsrige.

Adelheid. Desto heitrer, freier werde ich zu dir zurückkehren.

Weislingen. Wirst du denn auch zufrieden seyn, wenn wir auf Selbiz und Berlichingen losgehen?

Adelheid. Du bist zum Küssen!

Weislingen. Alles will ich in Bewegung setzen, daß Execution gegen sie erkannt werde. Diese Namen gereichen uns zum Vorwurf! Ganz Deutschland unterhalt sich von Götz, und seine Verstümmelung macht ihn nur merkwürdiger. Die eiserne Hand ist ein Wahrzeichen, ein Wunderzeichen. Mährchen von Verwegenheit, Gewalt, Glück, werden mit Lust erzählt, und ihm wird allein zugeschrieben, was hundert andere gethan haben. Selbst kühne Verbrechen erscheinen de Menge preiswürdig. Ja es fehlt nicht viel, so gilt er für einen Zauberer, der an mehreren Orten zugleich wirkt und trifft. Wo man hinhorcht, hört man seinen Namen.

Adelheid. Und das ist lästig! Einen Namen, den man oft hören soll, muß man lieben oder hassen, gleichgültig kann man nicht bleiben.

Weislingen. Bald soll des Reichs Banner gegen ihn wehen. Dabei nur bin ich verlegen, einen tüchtigen Ritter zu finden, den man zum Hauptmann setzte.

Adelheid. Oh! Gewiß meinen Oheim, den Edlen von Wanzenau.

Weislingen. Warum nicht gar! den alten Träumer, den unfähigen Schleppſack.

Adelheid. Man muß ihm einen jungen raſchen Ritter zugeben! Zum Beiſpiel, ſeiner Schweſter Stiefſohn, den feurigen Werdenhagen.

Weislingen. Den Unbeſonnenen, Tollkühnen? Dadurch wird die Sache um nichts beſſer.

Adelheid. Seht euch nur nach recht wackerm Kriegsvolk um, die tüchtig zuſchlagen.

Weislingen. Und unter ſolchen Führern bald zu viel, bald zu wenig thun.

Adelheid. Da gebt ihnen noch einen klugen Mann mit.

Weislingen. Das wären drei Hauptleute für Einen. Haſt du den Klugen nicht auch ſchon ausgefunden?

Adelheid. Warum nicht? Den von Blinzkopf.

Weislingen. Den ſchmeichleriſchen Schelmen. Tückiſch iſt er, nicht klug; feig, nicht vorſichtig.

Adelheid. Im Leben muß man's ſo genau nicht nehmen; das gilt doch eins fürs andre.

Weislingen. Zum Scheine, nicht bei der That. Die Stellen würden ſchlecht beſetzt ſeyn.

Adelheid. Die Stellen ſind um der Menſchen willen da. Was wüßte man von Stellen, wenn es keine Menſchen gäbe?

Weislingen. Und unſre Verwandten ſind die ächten Menſchen?

Adelheid. Ein jeder denkt an die Seinigen.

Weislingen. Heißt es nicht auch für die Seinigen ſorgen, wenn man fürs Vaterland beſorgt iſt?

Adelheid. Ich verehre deine höheren Anſichten, muß aber um Verzeihung bitten, wenn ich dich für die Zeit meines Wegſeyns noch mit kleinen Aufträgen beſchwere.

Weislingen. Sage nur, ich will gedenken.

Adelheid. Der genannten drei Ritter zur Expedition gegen Berlichingen gedenkst du.

Weislingen. Gedenke ich, aber nicht gern. Es wird zu überlegen seyn.

Adelheid. Du mußt mir's zu Liebe thun, da ist's bald überlegt. Laß mich nicht mit Schimpf bestehen. Mein Oheim verzeiht mir's nie.

Weislingen. Du sollst weiter davon hören.

Adelheid. Carl'n von Altenstein, den Knappen des Grafen von Schwarzburg, möcht ich noch zum Ritter geschlagen wissen, eh der Reichstag auseinander geht.

Weislingen. Wohl!

Adelheid. Das Kloster Sanct Emmeran wünscht einige Befreiungen. Das ist beim Kanzler wohl zu machen.

Weislingen. Wird sich thun lassen.

Adelheid. Am Hessischen Hofe ist das Schenkenamt erledigt, am Pfalzischen die Truchsessen-Stelle. Jene, nicht wahr? unserm Freund Braunau, diese, dem guten Mirsing.

Weislingen. Den letzten kenne ich kaum.

Adelheid. Desto besser kannst du ihn empfehlen. Ja, diese Freude machst du mir gewiß, um so mehr, als seine Mitwerber, die Rothenhagen und Altwol meine Feinde sind, wo nicht öffentlich, doch im Stillen. Das Vergnügen, unsern Widersachern zu schaden ist so groß, ja noch größer als die Freude den Freunden zu nützen. Vergiß nur nichts.

Weislingen. Wie werd ich das alles im Gedächtniß behalten!

Adelheid. Ich will einen Staaren abrichten, der dir die Namen immer wiederholen und Bitte! Bitte! hinzufügen soll.

Weislingen. Kann er deinen Ton erhaſchen, ſo iſt freilich alles gewahrt und gethan. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Adelheid. Franz, der ſeinem Herrn zu folgen über das Theater geht.

Adelheid. Höre, Franz!

Franz. Gnad'ge Frau?

Adelheid. Kannſt du mir nicht einen Staaren verſchaffen?

Franz. Wie meint ihr das?

Adelheid. Einen ordentlichen gelehrigen Staaren.

Franz. Welch ein Auftrag! Ihr denkt euch etwas anders dabei.

Adelheid. Oder willſt du ſelbſt mein Staar werden? Du lernſt doch wohl geſchwinder ein, als ein Vogel?

Franz. Ihr wollt mich ſelbſt lehren?

Adelheid. Ich hätte wohl Luſt dich abzurichten.

Franz. Zieht mich nach eurer Hand. Befehlt über mich.

Adelheid. Wir wollen einen Verſuch machen.

Franz. Jetzt gleich?

Adelheid. Auf der Stelle.

Franz. Nehmt mich mit.

Adelheid. Das ginge nun nicht.

Franz. Was ihr wollt geht auch. Laßt mich nicht hier.

Adelheid. Eben hier ſollſt du mir dienen.

Franz. In eurer Abweſenheit?

Adelheid. Haſt du ein gut Gedächtniß?

Franz. Für eure Worte. Ich weiß noch jede Sylbe,

die ihr mir das erstemal in Bamberg sagtet, ich höre noch den Ton, sehe noch euren Blick. Er war sanfter als der, mit dem ihr mich jetzt ansieht.

Adelheid. Nun höre, Franz!

Franz. Nun seht ihr schon milder aus.

Adelheid. Merke dir einige Namen.

Franz. Welche?

Adelheid. Den Ritter Wanzenau.

Franz. Gut.

Adelheid. Den jungen Werdenhagen.

Franz. Er soll nicht vergessen werden.

Adelheid. Den Hessischen Schenken.

Franz. Mit Becher und Credenzteller immer gegenwärtig.

Adelheid. Den Pfalzischen Truchsessen.

Franz. Ich seh ihn immer vorschneiden.

Adelheid. Das Kloster Sanct Emmeran.

Franz. Mit dem Abt und allen Mönchen.

Adelheid. Den Schönen von Altenstein.

Franz. Der ist mir ohnehin immer im Wege.

Adelheid. Hast du alle gemerkt?

Franz. Alle.

Adelheid. Du sollst sie meinem Gemahl wiederholen.

Franz. Recht gern. Daß er ihrer gedenke.

Adelheid. Mach es auf eine artige Weise.

Franz. Das will ich versuchen.

Adelheid. Auf eine heitere Weise, daß er gern daran denke.

Franz. Nach Möglichkeit.

Adelheid. Franz!

Franz. Gnädige Frau!

Basco.

Du

Hast nichts besonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hause rauben, ist
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand rügt.
Wer ist der Thor?

Rugantino.

Wer glaubst denn du zu seyn,
Daß du mich schelten willst, du Kürbiß?

Basco.

Ha!

Du Kerze! Wetterfahne du! Es sollen
Die Männer nicht zu deinen Possen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und willst du deine Schöne
Zu hohlen gehn; so wird es uns erfreuen,
In unsrer Küche sie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte dich, bereiten, wenn ihr früher
Zu Hause seyd als wir; und sey gewiß,
Wir wollen ihr auf's beste dankbar seyn,
Wenn sie nur nicht die guten Freunde trennt.

Adelheid. Da fällt mir was ein.

Franz. Befehlt!

Adelheid. Du siehst oft so nachdenklich.

Franz. Fragt nicht, gnädige Frau.

Adelheid. Ich frage nicht, ich sage nur. Unter der Menge in dich gekehrt, bei der nächsten Umgebung zerstreut.

Franz. Vergebt!

Adelheid. Ich tadle nicht; denn sich —

Franz. O Gott!

Adelheid. Ich halte dich für einen Poeten.

Franz. Spottet ihr mein wie andre?

Adelheid. Du machst doch Verse?

Franz. Manchmal.

Adelheid. Nun, da könntest du die Namen in Reime bringen und sie dem Herren vorsagen.

Franz. Ich will's versuchen.

Adelheid. Und immer zum Schluß mußt du „Bitte! Bitte!" hinzufügen.

Franz. Bitte! Bitte!

Adelheid. Ja! Aber dringender! Recht aus dem Herzen.

Franz (mit Nachdruck). Bitte! Bitte!

Adelheid. Das ist schon besser.

Franz (ihre Hand ergreifend, mit Leidenschaft). Bitte! Bitte!

Adelheid (zurücktretend). Sehr gut! Nur haben die Hände nichts dabei zu thun. Das sind Unarten, die du dir abgewöhnen mußt.

Franz. Ich Unglücklicher!

Adelheid (sich ihm nähernd). Einen kleinen Verweis mußt du so hoch nicht aufnehmen. Man straft die Kinder die man liebt.

Franz. Ihr liebt mich also?

Adelheid. Ich könnte dich als Kind lieben, nun wirst du mir aber so groß und ungestüm. — Das mag nun seyn! Lebe wohl, gedenk an die Reime, und besonders üben mußt du dich sie recht schön vorzutragen. (ab.)

Sechster Auftritt.

Franz allein.

Die Namen in Reime zu bringen, sie dem Herrn vorsagen? O ich unglücklicher, ungeschickter Knabe! Aus dem Stegreif die Reime zu machen, wie leicht war das! und wie erlaubt, ihr selbst vorzusagen was ich sonst nicht zu lallen wagte. O, Gelegenheit! Gelegenheit! wann kommst du mir wieder! Zum Beispiel, ich durfte nur anfangen:

Beim alten Herrn von Wanzenau
Gedenk ich meiner gnäd'gen Frau;
Beim Marschall, Truchseß, Kämmrer, Schenken,
Muß ich der lieben Frau gedenken.
Seh ich den schönen Altenstein,
So fällt sie mir schon wieder ein.
Lobt sie den tapfern Werdenhagen,
Ich möchte gleich mit ihm mich schlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht wie,
Weis't immer mich zurück auf sie,
O wie beseligst du mich ganz,
Nennst du mich einmal deinen Franz,
Und fesselst mich an deine Tritte.
O schone Gnäd'ge, bitte, bitte! (ab.)

Siebenter Auftritt.

Jarthauſen. Saal.

Sickingen und **Götz**.

Göt. Euer Antrag überraſcht mich, theuerſter Sickingen. Laßt mich nur erſt wieder zur Beſinnung gelangen.

Sickingen. Ja, Göt! ich bin hier, deine edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Göt. So wünſcht ich, du wärſt eher gekommen. Warum ſollt ich's verhehlen? Weislingen hat wahrend ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagte ſie ihm zu. Ich hab ihn losgelaſſen den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth das Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Göt. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Göt. Sie ſitzt, das arme Mädchen, und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie ſingen machen.

Göt. Wie? Entſchließt ihr euch eine Verlaſſene zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehen, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! — ich bleibe darauf, ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Göz. Ich sage euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr.

Göz. Und soll ich mich nicht verwundern, daß ihr, der ihr so weit umher schaut, eure Blicke nicht nach einer reichen Erbin wendet, die euch Land und Leute zubrächte, anstatt daß ich euch mit Marien nicht viel mehr als sie selbst übergeben kann?

Sickingen. Eine Frau suche ich für meine Burgen und Gärten. In meinen Weilern, an meinen Teichen hoffe ich sie zu finden, dort soll sie sich ein eignes Reich bereiten. Im Kriegsfelde, bei Hofe, will ich allein stehen, da mag ich nichts Weibliches neben mir wissen, das mir angehört.

Göz. Der ächte Rittersinn! (Nach der Thüre schauend.) Was giebt's? Da kommt ja Selbiz.

Achter Auftritt.

Selbiz. Die Vorigen.

Göz. Woher so eilig, alter Freund?

Selbiz. Laßt mich zu Athem kommen.

Göz. Was bringt ihr?

Selbiz. Schlechte Nachrichten. Da verließen wir uns auf des Kaisers geheime Gunst, von der man uns so manches vorschmeichelte. Nun haben wir die Bescheerung.

Göz. Sagt an!

Selbiz. Der Kaiser hat Execution gegen euch verordnet, die euer Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde vorschneiden soll.

Sickingen. Erſt wollen wir von ihren Gliedern etwas auftiſchen.

Göz. Execution? In die Acht erklärt?

Selbiz. Nicht anders.

Göz. So wäre ich denn ausgeſtoßen und ausgeſchloſſen, wie Ketzer, Mörder und Verräther!

Sickingen. Ihr wißt, Götz, das ſind Rechtsformeln, die nicht viel zu bedeuten haben, wenn man ſich tapfer wehrt.

Selbiz. Verlogene Leute ſtecken dahinter, Mißgönner, mit Wuz, Neid und Praktika.

Göz. Es war zu erwarten, ich hab es erwartet, und doch überraſcht's mich.

Sickingen. Beruhigt euch.

Göz. Ich bin ſchon ruhig, indem ich die Mittel überdenke, ihren Plan zu vereiteln.

Sickingen. Gerade zur gelegenen Zeit bin ich hier, euch mit Rath und That beizuſtehen.

Göz. Nein, Sickingen! Entfernt euch lieber. Nehmt ſelbſt euern Antrag zurück. Verbindet euch nicht mit einem Geächteten.

Sickingen. Von dem Bedrangten werde ich mich nicht abwenden. Kommt zu den Frauen! Man freit nicht beſſer und ſchneller als zu Zeiten des Kriegs und der Gefahr.

Selbiz. Iſt ſo etwas im Werke? Glück zu!

Göz. Nur unter einer Bedingung kann ich einwilligen. Ihr müßt euch öffentlich von mir abſondern. Wolltet ihr euch für mich erklären, ſo würdet ihr zu ſehr ungelegener Zeit des Reichs Feind werden.

Sickingen. Darüber läßt ſich ſprechen.

Göz. Nein, es muß zum voraus entſchieden ſeyn. Auch werdet ihr mir weit mehr nuzen, wenn ihr euch meiner

enthaltet. Der Kaiser liebt und achtet euch. Das Schlimmste was mir begegnen kann, ist gefangen zu werden. Dann braucht euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide stürzen könnte.

Sickingen. Doch kann ich ein zwanzig Reiter heimlich zu euch stoßen lassen.

Göz. Das nehm ich an. Georg soll gleich in die Nachbarschaft, wo meine Söldner liegen, — derbe, wackre, tüchtige Kerls. Die deinigen sollen sich nicht schamen zu ihnen zu stoßen.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig seyn.

Göz. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Göz. Sorg du! Das sind lauter Miethlinge. Und ferner kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. Man schreibt ihnen dieß und jenes vor, ich weiß schon wie das geht! Sie sollen nach dem Zettel reiten, indessen wir die Augen aufthun und selbst sehen was zu schaffen sey.

Sickingen. Nur fort, ohne Zögern bei den Frauen unser Wort anzubringen.

Göz. Recht gern.

Selbiz. Nun laßt mich den Kuppelpelz verdienen.

Göz. Wer ist der Mann, der mit euch in den Vorsaal kam?

Selbiz. Ich kenne ihn nicht. Ein stattlicher Mann, mit lebhaftem Blick. Er schloß sich an, als er hörte wir ritten zu euch.

Göz. Voraus zu den Frauen! Ich folge.

Neunter Auftritt.

Götz. Lerse.

Götz. Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerse. Mich selbst, das ist nicht viel, doch alles was es ist, biet ich euch an.

Götz. Ihr seyd willkommen, doppelt willkommen! Ein braver Mann und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir euern Namen.

Lerse. Franz Lerse.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem wackern Manne bekannt macht.

Lerse. Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt; aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerse. Es ware mir leid. Wißt ihr noch wie ihr, um des Pfalzgrafen willen, Conrad Schotten feind war't, und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich's.

Lerse. Wie ihr unterwegs bei einem Dorf funf und zwanzig Reitern begegnetet?

Götz. Richtig. Anfangs hielt ich sie nur für zwölfe und theilte meinen Haufen, es waren unsrer sechzehn; ich hielt am Dorfe hinter der Scheuer, in Willens, sie sollten bei mir vorbei ziehen; dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredet hatte.

Lerse. Aber wir sahen euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Als wir sahen ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah ich erſt, daß ich in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen achte, da galt's kein Feiern. Ehrhard Truchſeß durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hatten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Haufens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, von dem ihr ſagtet —

Götz. Es war der bravſte, den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätte ihn von mir gebracht, wollt mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoffe ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich habe mein Probeſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's? O willkommen! willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern einen ſo geworben?

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eher auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindlichſte mich zu überwältigen trachtete.

Lerſe. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Euern Namen kannt ich, da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt euch kennen, und von Stund an beſchloß ich, euch einmal zu dienen.

Göz. Auf wie lange verpflichtet ihr euch?

Lerse. Auf ein Jahr, ohne Entgelt.

Göz. Nein, ihr ſollt gehalten werden, wie ein andrer und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

(Beide ab.)

Zehnter Auftritt.

Von einer Anhöhe Ausſicht auf eine weite fruchtbare Gegend. Hinten an der Seite eine verfallene Warte. Uebrigens Wald, Buſch und Felſen.

Zigeunermutter und Knabe.

Knabe. Mutter! Mutter! Warum ſo eilig durch die Dörfer durch? an den Gärten vorbei? Mich hungert, habe nichts geſchoſſen.

Mutter. Sieh dich um, ob die Schweſter kommt? Lerne hungern und durſten. Sey Tag und Nacht, im Regen, Schnee und Sonnenſchein behend und munter.

Knabe. Die Schweſter dort!

Mutter. Das gute Kind! das kühne Mädchen. Da ſteigt ſie ſchon mit munterem Schritt und gluhendem Blick den Hügel herauf.

Tochter. Keine Furcht, Mutter! Die Fähnlein, die im Felde ziehn ſind nicht gegen uns, nicht gegen den Vater, den braunen Vater.

Mutter. Gegen wen denn?

Tochter. Gegen den Rittersmann, den Götz, den wackern Götz. Der Kaiſer achtet ſolch edles Haupt. Das fragt ich aus, weiſſag es nun den Begegnenden.

Mutter. Sind ihrer viel?

Tochter. Sie theilten ſich. Zuſammen hab' ich ſie nicht geſehen.

Mutter. Hinüber du in des Vaters Revier, daß er alles wiſſe, der Mann der Bruſt, der Mann der Fauſt. Geſchwind hinüber und ſaume nicht. (Tochter ab.)

Knabe. Sie kommen ſchon.

Mutter. Hier drücke dich ans Gemäuer her, an des alten Gewölbes erwünſchten Schutz. (ab.)

Eilfter Auftritt.

Vortrab. Sodann **Hauptmann. Werdenhagen. Blinzkopf. Fähnlein.** Dann **Zigeunerin** und **Knabe.**

Hauptmann. Nun dieſe Höhe wäre endlich erſtiegen; es iſt uns aber auch einigermaßen ſauer geworden.

Blinzkopf. Dafür laßt's euch belieben und verweilt hier in Ruhe. Werdenhagen zeigt ſich ſtracks dem Feinde, und ſucht ihn aus der Burg zu locken.

(Werdenhagen ab mit einem Trupp.)

Blinzkopf. Ich will nun auch an meinen Poſten zum Hinterhalt.

Hauptmann. Verzieht noch ein wenig, bis ich eingerichtet bin. Mir kann's niemand ſo ganz recht machen, als ihr, mein Werthester.

Blinzkopf. Wir kennen unſre Pflicht, erſt eure Diener, dann Soldaten.

Hauptmann. Wo habt ihr mein Zelt aufgeſchlagen?

Ruganino.

Was hält mich ab, daß ich mit dieſer Fauſt,
Mit dieſem Degen, Frecher, dich nicht ſtrafe.

Basco.

Die andre Fauſt von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden treten auf.

Horchet doch, was ſoll das geben,
Daß man hier ſo heftig ſpricht?

Ruganino.

Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angeſicht!

Basco.

Nur als Knecht bey dir zu leben!
Junger Mann, du kennſt mich nicht.

Vagabunden.

Was ſoll das geben?
Was ſoll das ſeyn?
Zwey ſolche Männer
Die ſich entzweyn!

Blinzkopf. Zunächst hierbei am Walde. Hinter einem Felsen, recht im Schauer.

Hauptmann. Iſt mein Bettſack abgepackt?

Blinzkopf. Gewiß, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Auch meine Feldſtühle?

Blinzkopf. Gleichfalls.

Hauptmann. Der Teppich?

Blinzkopf. So eben wird er herabgenommen.

Hauptmann. Laſſt ihn gleich hier aufbreiten. (Es geſchieht.) Gebt einen Stuhl! (Setzt ſich.) Noch einige Stühle! (Sie werden gebracht.) Nun wünſcht ich auch mein Luſtgezelt.

Blinzkopf. Sogleich. Darauf ſind wir ſchon eingerichtet.

Hauptmann (indem eine Art Baldachin über ihn aufgeſtellt iſt). So recht. Es iſt gar zu gemein und unbehaglich, auf rauhem Boden und unter freiem Himmel zu ſitzen. Wie ſteht es mit dem Flaſchenkeller aus?

Blinzkopf. Iſt ganz gefüllt und ſteht hier.

Hauptmann. Einen Tiſch. Nun iſt's bald recht. Ich mache mir's gern gleich wohnlich, wenn ich ſo irgendwo ankomme.

Blinzkopf. Darf ich mich nun beurlauben?

Hauptmann. Ich entlaß euch nicht gern.

Blinzkopf. Ich muß fort. Zum Hinterhalt braucht's Klugheit und Geduld. Die hat nicht jeder. (ab.)

Hauptmann. Jetzt die Würfel her! Und ſagt den Junkern, ſobald das Lager geſchlagen iſt, ſollen ſie ſich einſtellen.

Zigeunerknabe (der ſich indeſſen mit ſeltſamen Gebärden genähert hat, fällt vor dem Hauptmann auf die Knie.) Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter!

Hauptmann. Potz Blaufeuer! das Kind hält mich für den Kaiſer! ich muß doch recht majeſtätiſch ausſehen. Stehe

auf, Kind! Mutter, bedeut es, daß ich der Kaiſer nicht bin. Mir könnt es zur Ungnade gereichen, wenn man erführe, daß ich ſolche Ehrenbezeigungen angenommen.

Mutter. Habt ihr nicht des Kaiſers Brief bei euch? Habt ihr nicht Auftrag vom Kaiſer?

Hauptmann. Wie weiß das euer Kind?

Mutter. Es iſt ein Sonntagskind, es kann's euch anſehen.

Hauptmann. Und wie?

Mutter. Wer vom Kaiſer einen Auftrag hat, den ſieht es mit einem Schein um den Kopf.

Hauptmann. Ich einen Schein um den Kopf?

Mutter. Fragt ihn ſelbſt.

Hauptmann. Iſt's wahr, mein Kind? Siehſt du einen Schein um mein graues Haupt?

Knabe (ſich in einer Art von Tanz drehend). Einen lichten Schein, einen milden Schein, er ſtrahlet hell der guldne Schein — Er färbt ſich roth der wilde Schein.

(Schreit und läuft fort.)

Hauptmann. Was haſt du, gutes Kind? Bleib! Ich will dir ja nichts zu leide thun.

Knabe (in der Ferne.) Ihr ſeht ſo furchterlich aus, ſo kriegeriſch, ſo ſiegeriſch. Fliehen muß man, zittern und fliehen.

(Schreit und entfernt ſich.)

Hauptmann. Nun ſo wollt ich, daß alle meine Feinde Sonntagskinder waren! Nicht nur große Thaten, Wunderthaten wollt ich thun.

Weiſiger. Dort unten gehen die Handel ſchon los! Sie ſind einander in den Haaren.

Hauptmann. O wer doch jetzt dort unten wäre! Ich fühle mich einen ganz andern Mann, ſeitdem ich weiß, daß ich einen Schein um den Kopf habe.

Reiſiger. Das Gefecht wird immer ſtärker, man ſieht's am Staube.

Hauptmann. Der Hinterhalt iſt gewiß zur rechten Zeit hervorgebrochen. Ich muß doch mit Augen ſehen, wie es zugeht. (Er ſetzt ſich langſam in Bewegung.)

Reiſiger. Waffnet euch! Rüſtet euch! Der Feind iſt auf der Höhe.

Hauptmann. Der Feind? Ihr ſpaßt! Woher käme denn der?

Reiſiger. In allem Ernſt.

Hauptmann. Iſt ihn denn niemand gewahr worden?

Reiſiger. Aus den Felſenſchluchten ſteigen ſie mit Macht herauf, ſie rufen: Sanct Georg und ſein Segen! Sanct Georg und ſein Degen! Ein Jüngling zieht vor ihnen her, gerüſtet und geſchmückt wie Sanct Georg ſelbſt. Eure Leute fliehen ſchon um den Hügel herum. Seht nur hin!

Hauptmann. Rüſtet euch! Kommt! Rüſtet euch! Schnell! Haltet Stand, bis wir in Ordnung ſind. O! wenn's doch lauter Sonntagskinder wären! (ab.)

Zwölfter Auftritt.

Georg. Einige Knechte. Faud. Reichstruppen.

(Die Reichstruppen fliehen.)

Georg (mit einer Fahne). Sie fliehen ohne ſich umzuſehen. Welch ein Schrecken überfiel ſie! Das kam von Gott!

(Knechte kommen und packen auf.)

Faud. Glück zum Probeſtück! Das iſt gut gelungen, gleich eine Fahne! Du glücklicher Fant! Treibe nur das Volk

zuſammen, das beladt ſich ſchon. — Macht euch auf, ih
alten Beine! Ich bin doch noch eher beim Herrn, als di
Saumroſſe da. (ab.)

Georg. Belaſtet euch nicht mit Beute, das bleibt au
Ende doch unſer, wenn wir brav ſind. Ihr könnt's nich
laſſen? Nun ſo verſteckt's nur geſchwind in die Felſenſchluch
ten, und dann gleich wieder hinab zu Götzen ins Gefecht.

(Knechte räumen meiſt alles weg.)

Zigeunerknabe. Schöner Knabe, frommer Knabe, will
du hören künftige Dinge? Hören, was den ſchönen fromme
Knaben erwartet?

Georg. Fromm bin ich, deßwegen mag ich aus deine
Munde von der Zukunft nichts hören. — Hinunter ins G
fecht mit dem Ehrenzeichen unſrer Vorarbeit.

Zigeunerknabe. Schöner Knabe! Frommer Knab
Deine Hand! Ich ſage dir die Wahrheit, die gute Wahrhei

Georg. Hinweg du Kobold! Frevelhafte Lügenbrut! I
vertrau auf Gott; was der mir beſchieden hat, wird m
werden. — Ich bete zu meinem Heiligen, der wird mich ſta
ken und ſchützen. Sanct Georg und ſein Segen! Sanct Geo
und ſein Degen! (ab.)

Knechte (wegſchleppend). Sanct Georg und ſein Segen!

Zigeunerknabe. Da liegt noch viel, und manches lie
verzettelt an dem Hügel her.

Mutter. Zuſammen was du faſſen kannſt, und imm
ins Gewölb hinein.

(Knabe ſammelt und verbirgt's.)

Mutter. Das Gefecht zieht ſich am Hügel her. S
bringen einen Verwundeten herauf. (Verbergen ſich.)

Dreizehnter Auftritt.

Selbiz verwundet, getragen von **Knechten**, begleitet von **Faud**.

Selbiz. Legt mich hierher! Weit genug habt ihr mich geschleppt. Faud, ich dank dir für das Geleit. Nun zurück zu deinem Herrn, zurück zu Götzen.

Faud. Laßt mich hier! Drunten bin ich unnütz; sie haben meinen alten Knochen dergestalt zugesetzt, daß ich wie gemörselt bin. Kaum tauglich zum Krankenwarter.

Selbiz. Nun denn ihr Gesunden, fort mit euch! ins Gefecht mit euch!

(Knechte ab.)

Selbiz. O wer doch wüßte, wie's dort unten zugeht!

Faud. Geduld! Auf der Mauer da sieht man sich weit um.

(Er steigt hinauf.)

Selbiz. Hier sitzen wir nun, vielleicht um nicht wieder aufzustehen. Das muß ein Reitersmann jeden Tag erwarten, und wenn's kommt will's einem doch nicht gefallen.

Faud (oben). Ach Herr!

Selbiz. Was siehst du?

Faud. Eure Reiter fliehen ins weite Feld.

Selbiz. Höllische Schurken! ich wollte sie stünden, und ich hatte eine Kugel vor den Kopf. Siehst du Götzen!

Faud. Die drei schwarzen Federn seh ich mitten im Getümmel.

Selbiz. Schwimme, braver Schwimmer! Ich bin leider an den Strand geworfen.

Faud. Ein weißer Federbusch. Wer ist das?

Selbiz. Jost von Werdenhagen.

Faud. Götz drängt sich an ihn. — Pau! Er stürzt!

Selbiz. Jost?

Faud. Ja, Herr.

Selbiz. Wohl! Wohl! Der Kühnste und Derbste unter allen.

Faud. Weh! Weh! Götzen seh ich nicht mehr.

Selbiz. So stirb, Selbiz.

Faud. Ein fürchterlich Gedrang wo er stund. Georgs blauer Federbusch verschwindet auch.

Selbiz. Komm herunter. Siehst du Lersen nicht?

Faud. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbiz. Nichts mehr! Komm! Wie halten sich Sickingens Reiter.

Faud. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. — Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz ist hin.

Selbiz. Komm herab!

Faud. Wohl! Wohl! Ich sehe Götzen! Ich sehe Georgen!

Selbiz. Zu Pferd?

Faud. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehen.

Selbiz. Die Reichstruppen?

Faud. Die Fahne mitten drinn, Götz hinten drein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fähndrich. Er hat die Fahne — Er hält. Eine Hand voll Menschen um ihn herum. Georg mit des Hauptmanns Fahne seh ich auch.

Selbiz. Und die Flüchtigen?

Faud. Zerstreuen sich überall. Hier läuft ein Trupp am Hügel hin, ein anderer zieht sich herauf, gerad hierher. O weh! bester Herr, wie wird es euch ergehen.

Selbiz. Komm herunter und zieh! Mein Schwert ist schon heraus. Auch sitzend und liegend will ich ihnen zu schaffen machen.

Vierzehnter Auftritt.

Blinzkopf. Ein Trupp Reichsknechte. Vorige.

Blinzkopf (fliehend). Geſchwind! Geſchwind! Rettet eure Haut. Alles iſt auseinander geſprengt. Salvirt dem Kaiſer ein paar tüchtige Leute für die Zukunft. (Sich umſehend.) Was! Was iſt das? Da liegt einer, ich kenn' ihn, es iſt Selbiz. Er iſt verwundet. Fort mit ihm! Auf der Retirade noch ein glücklicher Fang.

Land (der herunter geſprungen iſt und ſich mit bloßem Schwert vor Selbiz ſtellt). Erſt mich!

Blinzkopf (der ſich zurückzieht). Freilich ſollſt du voraus.

(Die Knechte kämpfen, die Menge überwannt und entwaffnet Land, und ſchleppt ihn fort, indem er ſich ungeberdig wehrt.)

Blinzkopf. Nun dieſen Lahmen aufgepackt.

Selbiz (indem er ihn mit dem Schwerte trifft). Nicht ſo eilig!

Blinzkopf (in einiger Entfernung). Wir ſollen wohl noch erſt complimentiren?

Selbiz. Ich will euch die Ceremonien ſchon lehren!

(Anfall der Knechte.)

Blinzkopf (zu den Knechten). Nur ohne Umſtände!

(Sie faſſen ihn an.)

Fünfzehnter Auftritt.

Lerſe. Vorige. Zuletzt Land.

Lerſe. Auf mich! hierher! auf mich! Das iſt eure Tapferkeit, ein halb Dutzend über Einen! (Er ſpringt unter ſie und haut nach allen Seiten.)

Selbiz. Braver Schmied! Der führt einen guten Hammer!

(Franzisken entfernt sich.)

Lerse (indem er einen nach dem andern erlegt und den letzten in die Flucht treibt). Das nimm dir hin — und das wird dir wohl bekommen. — Taumle nur, du fällst doch. — Du bist wohl werth, daß ich noch einen Streich an dich wende. — Bleibe doch, ich kann dich nicht weglassen. Der ist mir entgangen; es muß doch einer ansagen, wie sie empfangen worden sind.

Selbiz. Ich danke dir! gieb mir deine Hand; dacht' ich doch wahrlich, ich wäre wieder jung und stünd auf meinen zwei Beinen.

Kaud (kommend). Da bin ich auch wieder mit dem schönsten Schwerte. Seht nur die Beute!

Lerse. Götz zieht herauf.

Sechzehnter Auftritt.

Götz. Georg. Ein Trupp. Vorige.

Selbiz. Glück zu, Götz! Sieg, Sieg!

Götz. Theuer! Theuer! Du bist verwundet, Selbiz.

Selbiz. Du lebst und siegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! — Wie bist du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's. Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lersen dank' ich's. Ich warf den Werdenhagen vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb sich zu mir und sprang ab;

ich wie der Blitz auf seinen Gaul; wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedarme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt, und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun stacken wir, bis Franz sich zu uns herein schlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Schuften die ich führte, sollten von außen hinein maben, bis sich unsere Sensen begegnet hatten, aber sie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hieltest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Werdenhagens Fall half mir sie schütteln und sie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbiz. Werdenhagen ist euch entwischt?

Götz. Sie hatten ihn gerettet.

Selbiz. Und Lerse rettete mich. Sieh nur, was er für Arbeit gemacht hat.

Götz. Diese waren wir los. Glück zu, Lerse, Glück zu, Faud, und meines Georgs erste wackre That sey gesegnet. Kommt, Kinder, kommt! macht eine Bahre von Aesten. Selbiz, du kannst nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie sind zerstreut, die Unsrigen auch. Wer weiß, was wir wieder zusammen bringen! (Gruppe in Bewegung.)

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Landhausen. Kurzes Zimmer.

Erster Auftritt.

Marie. Sickingen.

Sickingen. Du siehst, meine Hoffnungen sind eingetroffen, Götz kehrt siegreich zurück, und du wirst deinen geliebten Bruder, für den du so ängstlich sorgtest, bald wieder vor dir sehen.

Marie. Er hat sich für einen Augenblick Luft gemacht; wie wenig heißt das gegen die Uebel, die ihn bedrohen!

Sickingen. Ueber den Augenblick geht unsre Thatigkeit nicht hinaus, selbst wenn unsre Plane weit in der Ferne liegen. Laß auch uns das Glück der schönen Stunde nicht versäumen, die mich dir zuführt, die dich zu der Meinigen machen soll.

Marie. Auch bei diesem deinem edlen Erbieten wächst meine Sorge, meine Verlegenheit! Willst du dich an uns anschließen, wo du weder Macht noch Glück findest? Was treibt dich, einer fremden Unbekannten die Hand zu reichen?

Sickingen. Du bist mir weder fremd noch unbekannt — Deinem Bruder vertrau ich schon lange, und du bist von frühen Zeiten meine Liebe. Lächle nur! sinne nur! Ich will es dir erklären. Vielleicht erinnerst du dich kaum, daß du, mit deiner Mutter, auf dem Reichstag zu Speyer warst. Dort gab es viele Feste, Bankette und Tänze. An einem

Rugantino.

Es iſt geſprochen!
Es iſt gethan!

Basco.

So ſey's gebrochen!
So ſey's gethan!

Vagabunden.

Aber was ſoll aus uns werden?
Den zerſtreuten, irren Herden
Im Gebirge gleichen wir.

Rugantino und Basco.

Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Euer Zwiſt, er ſoll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Rugantino und Basco.

Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Wer gibt Rath? Wer hilft uns hier?

ſchönen Tage trafſt du mit deiner Mutter die Stufen herunter in den großen, kühlen, geſellſchaftreichen Gartenſaal, wo, zu mancherlei Tanzmuſik, Trompeten und Pauken erklangen. Mein Oheim ging euch entgegen und reichte deiner ſtattlichen Mutter die Hand, um ſich mit ihr an den Reihen anzuſchließen; ich reichte ſie dir, dem ſanften, liebenswürdigen Kinde. Du warſt neu in dieſer Welt, und du bewegteſt dich darin mit unſchuldiger Freiheit, mit himmliſcher Anmuth. Damals, als du mit deinen blauen Augen zu mir herauf ſchauteſt, fühlte ich den Wunſch, dich zu beſitzen. Lange war ich von dir getrennt, jener Wunſch blieb lebendig, ſo wie jenes Bild, wie der Eindruck jenes Blickes. — Eigentlich komme ich nur zurück —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Götz.

Göz. Das ware ſo weit gut abgelaufen.

Zickingen. Glück zu!

Marie. Tauſendmal willkommen!

Göz. Nun aber vor allen Dingen in die Capelle.

Marie. Wie meinſt du?

Göz. Ich hoffe, daß ihr einig ſeyd.

Zickingen. Wir ſind's.

Göz. Nur geſchwind, daß ihr auch eins werdet. Ich habe bei meinem Zuge auf alles gedacht, und auch einen Caplan mit herein geführt. Kommt! Kommt! Die Thore ſind geſchloſſen, wie ſich's ziemt. Weibern, Pfaffen und Schreibern muß man zu ihren Hanthierungen eine ſichre Stätte verſchaffen.

Marie. Hört! sagt, wie steht es überhaupt mit euch, mit euern Leuten?

Götz. Das sollst du nachher vernehmen! — Jetzt vor den Altar, und da, im Angesichte Gottes, fromme Wünsche für dich und deinen Gatten, das Uebrige wird sich geben.

(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Saal mit Waffen, im Grunde eine Capellthüre.

Lerse und **Georg** mit Fahnen, eine Reihe **Gewappneter** an der rechten Seite.

Georg. Das ist auch lustig, daß wir gleich zum Kirchgange aufziehen.

Lerse. Und daß diese Fahnen gleich ein Brautpaar salutiren.

Georg. Ich höre zwar das Läuten recht gern, aber dies mal wollt ich, es wäre vorbei, damit wir auskundschafteten, wie es draußen steht.

Lerse. Nicht sonderlich steht's! Das weiß ich ohne Kundschaft.

Georg. Freilich! die Unsern sind zersprengt und der Andern sind viele, die sich schon eher wieder zusammenfinden.

Lerse. Das thut uns nichts! Wenn sich so ein paar Männer wie Sickingen und Berlichingen verbinden, wissen schon warum. Sieh Acht, Sickingen führt unserm Herrn hinreichende Mannschaft zu. So überlegt ich's und so wird's werden.

Georg. Ganz recht. Nur getroſt und munter! und gelegentlich wacker zugeſchlagen. Die Ritter mögen ſorgen! Dafür befehlen ſie uns ja.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Chorknaben. Ein Prieſter. Götz mit Sickingen. Eliſabeth mit Marie. Einige Frauen und Männer von den Hausgenoſſen.

(Sie ziehen mit Geſang ums Theater. Die Wache ſalutirt mit Piken und Fahnen. Der Zug geht in die Capelle, der Geſang dauert fort.)

Georg (indem er ſeine Fahne abgiebt). Ich ſchließe mich auch an. So etwas Feierliches hab ich gar zu gern.

(Der Geſang endet.)

Fünfter Auftritt.

Götz. Lerſe. Knechte.

Göz. Wie ſieht es aus, Lerſe? Die Mannſchaft mag ſich nun auf die Mauern vertheilen.

Lerſe. Erlaubt ihr, ſo rüſten ſie ſich noch beſſer. Das giebt mehr Zutrauen.

Göz. Nehmt von den Harniſchen, Pickelhauben und Helmen was ihr wollt.

(Die Knechte rüſten ſich auf beiden Seiten. Der Zug kommt aus der Capelle und zieht durch ſie durch. Erſt die Hausgenoſſen, dann die Chorknaben, dann der Prieſter. Indeſſen ſpricht Göz mit Lerſe.)

Göz. Sind die beiden Thore gut beſetzt?

Lerse. Ja, Herr, und für den Augenblick wohl verschlossen und verwahrt.

Götz. Sickingen geht gleich nach der Trauung fort.

Lerse. Ich verstehe. Um euch Mannschaft zuzuführen.

Götz. Das wird sich finden. Du mußt ihn zum Unterthore hinausgeleiten.

Lerse. Ganz recht! Denn vorm Oberthore ist's nicht ganz sicher, da schwärmt schon wieder ein Trupp Reichsvögel herum.

Götz. Du führst ihn am Wasser hin und über die Furt, da mag er in Frieden seines Wegs ziehn. Du siehst dich um und kommst bald wieder.

Lerse. Ja, Herr. (ab.)

Sechster Auftritt.

Sickingen, Marie, Elisabeth aus der Capelle. **Götz.**

(Man hört in der Ferne Trommeln zu Bezeichnung des feierlichen Aufmarsches.)

Götz. Gott segne euch, gebe euch glückliche Tage und behalte die, die er abzieht, für eure Kinder.

Elisabeth. Und eure Kinder laß er seyn, wie ihr seyd, rechtschaffen, und dann mögen sie werden, was sie wollen.

Sickingen. Ich danke euch, und danke euch, Marie. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Marie. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden, gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise! Lerse soll euch auf den Weg bringen.

Marie. So iſt's nicht gemeint, wir verlaſſen euch nicht.
Göz. Ihr ſollt, Schweſter.
Marie. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.
Göz. Vorſicht muß unbarmherzig ſeyn.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Georg.

Georg (heimlich zu Göz). Sie ziehen ſich auf der Höhe zuſammen und umlagern von der einen Seite das Schloß. Unten über dem Waſſer ſeh ich noch niemand.

(Trommeln, immer wachſend, doch nicht zu nahe.)

Göz (vor ſich). Gerade wie ich mir's dachte. (Laut.) Ohne Hochzeitmahl muß ich euch entlaſſen. — (Halblaut zu Sickingen.) Ich bitte euch, geht. Ihr verſteht mich. Beredet Marien. Sie iſt eure Frau, laßt ſie's zum erſtenmal fühlen.

Eliſabeth. Liebe Schweſter, thu was er verlangt. Wir haben uns dabei noch immer wohl befunden.

Göz. Es muß geſchieden ſeyn, meine Lieben. — Weine, gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirſt. Leb wohl, Marie! leb, wohl Bruder!

Marie. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns hier. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Noth ſeine Hülfe verſchmahſt?

Göz. Ja, es iſt weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Marie. Bruder! Bruder!

Eliſabeth (zu Sickingen). Gebt ihm nach! Gebt.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Marie. Du auch? Mein Herz wird brechen.

(Trommeln.)

Götz. So bleib denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Marie. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen, ſo gut wir können.

Marie. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben oder uns ergeben. Du wirſt deinen edlen Gatten mit mir in ein Schickſal geweint haben.

Marie. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen. Ich hoffte, du ſollteſt mir heraushelfen.

Marie. Wir wollen fort! Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will nicht ruhen noch raſten bis ich euch auſſer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter! liebe Schweſter! (Er küßt ſie.)

Sickingen. Fort, Fort!

Götz. Noch einen Augenblick! — Ich ſeh euch wieder. Tröſtet euch, wir ſehen uns wieder! (Sickingen und Marie ab.)

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie gehn, möcht ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bei mir.

Eliſabeth. Bis in den Tod. (ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb er ſo eine Frau.

(Trommeln.)

Achter Auftritt.

Götz. Georg.

Georg. In kleinen Haufen rücken ſie von allen Seiten an. Ich ſah vom Thurme ihre Piken blinken, ihrer ſind nicht wenig; doch wollte mir's vor ihnen nicht banger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar dießmal ſpielen wir die Ratten.

Götz. Seht nach dem Thor, nach den Riegeln, verrammelt's mit Balken und Steinen!

(Georg ab.)

Neunter Auftritt.

Götz. Dann Trompeter in der Ferne.

Götz. Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eignen Nägeln verkauen. (Trompete von außen.) Aha! — ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird: ob wir Hundsfötter ſeyn wollen? (Geht ans Fenſter.) Was ſoll's?

Trompeter (von ferne). (NB. Man darf kaum etwas verſtehen.) Kund und zu wiſſen ſey hiemit jedermänniglich, beſonders euch dadrinnen in der Burg, daß Ihro Majeſtät, unſer gnadigſter Herr und Kaiſer Maximilian, dich Götz von Berlichingen, wegen freventlicher Vergehungen, an den Reichsgeſetzen und Ordnungen —

Götz. Einen Strick an deinen Hals!

Trompeter. Nach vorläufiger rechtlicher Erkenntniß, in die Acht erklart, als einen Beleidiger der Majeſtät.

Götz. Beleidiger der Majestät? Die Ausforderung ha
ein Pfaff gemacht.

Trompeter. Und Befehl gegeben, dich zu fahen und z
ſtellen; deßhalb du vorläufig ermahnt wirſt, dich dem au
geſandten Hauptmann auf Gnade und Ungnade zu ergeben
und Kaiſerlicher Milde dich und die Deinigen zu überliefern

Götz. Mich ergeben? auf Gnad und Ungnade? M
wem ſprecht ihr? Bin ich ein Räuber? Sage deinem Haup
mann, vor Ihro Kaiſerlichen Majeſtät habe ich allen ſchu
digen Reſpect! er aber, ſag's ihm — er kann zum Teu
fahren. (Schmeißt das Fenſter zu.)

Zehnter Auftritt.

Götz. Lerſe. Knechte.

Lerſe. Wir haben die Munition ausgetheilt. Pulv
iſt wohl da, aber die Kugeln ſind ſpärlich zugemeſſen.

Götz. Hier iſt Gießzeug. Sieh dich nach Blei um. D
deſſen wollen wir uns mit Armbrüſten behelfen. (Indem er e
Armbruſt nimmt, zum Knecht) Trage die übrigen hinauf. Wo
Bolzen treffen kann, muß man keine Kugel verſchwenden.

(Man hört von Zeit zu Zeit ſchießen, doch nicht zu nahe.)

Eilfter Auftritt.

Lerſe. Georg.

Lerſe. Hier iſt nicht lange zu feiern, alle Vorth
gelten! Habe ich doch ſchon Gefangnißgitter in Hufei

umschmieden sehen. Das Blei hat hier lange genug ausgeruht, mag es auch einmal fliegen.

(Er hebt ein Fenster aus, schlägt die Scheiben ein und wickelt das Blei zusammen, um es einzuschmelzen. Draußen wird geschossen.)

So geht's in der Welt! weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte. (Er gießt.)

Georg (kommt mit einer Dachrinne). Da hast du Blei; wenn du nur mit der Halfte triffst, so entgeht keiner, der Ihro Majestät ansagen kann: Herr, wir haben uns prostituirt.

Lerse. Ein brav Stück! Wo hast du's her?

Georg. Aus der Dachkehle, zwischen dem Thurm und dem Schloß.

Lerse. Von wo der Regen nach dem kleinen Hofe fällt?

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen, mir ist nicht bange für ihn. Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen uberall durch.

Lerse. Halte den Löffel. (Er geht ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsdrurer mit der Büchse herum. Die denken, wir haben uns verschossen; er soll die Kugel versuchen, heiß wie sie aus der Pfanne kommt.

Georg (gießt indessen). Es ist doch artig, wie eine der andern so ähnlich sieht! Wenn man doch auch so eine Form hätte, wackere Reiter zu gießen, wie wollten wir ein ganzes Schloß voll erst fertig machen und auf Einmal alsdann die Thorflügel auseinander und unter die Feinde hinausgesprengt! Wie sollten die sich verwundern!

Lerse. Nun gieb Acht. (Er schießt.) Da liegt der Spaß!

Georg. Laß sehen! Der schoß vorhin nach mir, als ich zum Dachfenster hinausstieg und das Blei holen wollte; er

traf eine Taube die nicht weit von mir saß, sie stürzte in die Rinne, ich dankte ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Womit beschäftigt, Kinder?

Georg. Ein Paternoster ohne Schnur zu verfertigen. Seht her, wie blank die Kugeln sind.

Götz. Die Sache gewinnt ein ander Ansehen. Georg, geschwind auf den Mauern herum! und sage den Meinigen, sie sollen nicht schießen, bis die draußen wieder anfangen.

Georg. Den Augenblick! (ab.)

Lerse. Halten die draußen ein mit Schießen?

Götz. Ja, und sie bieten mit allerlei Zeichen und weißen Tüchern einen Vertrag.

Lerse. Sie sind es bald müde geworden.

Götz. Der Hauptmann wünscht sich nach Hause.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es soll.

Götz. Sie werden verlangen, daß ich mich ritterlich gefanglich stelle.

Lerse. Das ist nichts! Wenn sie nichts besseres wissen, so warten wir auf den Succurs, den euch Sickingen gewiß zusendet.

Götz. Daher ist nichts zu erwarten.

Lerse. Nichts? Wäre das möglich?

Götz. Es hat seine gute Ursachen.

Lerse. Auf alle Falle will ich hinaus. Man hört doch

Ruganino.

Die Ehre, das Vergnügen,
Sie ſind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir.

Basco.

Der Vortheil nach den Siegen,
Die Luſt bey guter Beute,
Sie finden ſich bey mir.

Ruganino.

Wem hab' ich ſchlimm gerathen?
Wen hab' ich ſchlecht geführt?

Basco.

Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beyde.

Tretet her auf dieſe Seite.

Ruganino.

Ehr' und Luſt!

wie ſie geſinnt ſeyn mögen, und ihr könnt fortan thun und laſſen, was euch belieben mag. (ab)

Dreizehnter Auftritt.

Götz. Nachher **Knechte** mit einem Tiſch. **Georg** und **Laud** mit Tiſchgeräth.

Götz. Wenn wir auf leidliche Bedingungen wieder ins Freie gelangen, ſo werden wir uns gleich wieder behaglicher finden.

Georg. So muß euer alter Eßtiſch auch einmal vom Platze; denn da vorn in dem Erker, wo ihr ſo luſtig ſpeiſ'tet, haben ſie ſchon zweimal hineingeſchoſſen.

Laud. Unſre Frau ſagt: weil eben doch Feierſtunde ſey, ſo wäre auch Zeit etwas zu genießen. Wir ſollen decken, nicht als ob ſie euch viel auftiſchen könnte.

Georg. Die Herren da draußen haben es recht klug gemacht; ſie haben ihr vor allen Dingen die Küchenneſſe eingeſchoſſen, ſie denken, das iſt der empfindlichſte Theil des Hauſes.

Götz. Nur zu, Kinder! Wir andern müſſen oft genug aus der Hand ſpeiſen, daß jeder gedeckte Tiſch uns feſtlich erſcheint.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Eliſabeth. Knechte mit kalten Speiſen und einigen Krügen Wein.

Götz (die Tafel beſchauend). Das ſieht noch ſo ganz reichlich aus. Bis auf den Wein, meine Liebe, den haſt du knapp zugemeſſen.

Eliſabeth. Es iſt der letzte — (heimlich) bis auf zwei Kruge, die hab ich für dich bei Seite geſetzt.

Göz. Nicht doch, Liebe! gieb ſie nur auch her. Sie brauchen Stärkung, nicht ich. Mein iſt ja die Sache.

(Indeſſen ſie ſich um den Tiſch ſtehend ordnen, werden noch zwei Kruge aufgetragen.)

Göz. Von dieſem ſparlichen Mahle wendet hinauf den Blick zu eurem Vater im Himmel, der alles ernährt, der euch nah iſt zur guten und böſen Stunde, ohne deſſen Willen kein Haar von eurem Haupte fällt. Vertraut ihm! dankt ihm! (Er ſetzt ſich, mit ihm alle.) Und nun fröhlich zugegriffen!

Georg. Ja, Herr! ich bin auch am heiterſten wenn ich gebetet habe.

Göz. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tiſch nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns dießmal die Gefahr zuſammen bringt, wenn ſie Herrn und Knecht an Einem Tiſch verſammelt, ſo laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinſam Gut iſt, deſſen man ſich nur in Geſellſchaft erfreuen kann.

Lud. Iſt mir erlaubt, eine Geſundheit auszubringen?

Göz. Laßt hören.

Lud. Es lebe der Burgherr unſer Vater und Führer!

(Alle wiederholen es.)

Göz. Dank euch! Dank euch von Herzen! Es muß ein Herr ſeyn im Hauſe, ein Führer in der Schlacht. Wohl ihm, wohl allen, wenn er ſeine Pflicht kennt und ihr genugzuthun vermag. Nun, Georg, iſt's an dir.

Georg. Es lebe der Reiterſtand!

(Alle wiederholen es.)

Georg. Dabei will ich leben und ſterben, denn wa kann luſtiger und ehrenvoller ſeyn?

Göß. Das geht ſchon eine Weile; aber ein höheres Wohl ſchwebt über dem unſrigen. Das laßt unſre Wünſche befeuern.

Georg. Laßt hören!

Göß. Es lebe der Kaiſer!

(Alle wiederholen es.)

Göß. Weisheit ſeiner Krone, ſeinem Scepter Macht! Fürſten, die ſich an ihn ſchließen, wie ihr an mich, die in ſeinem Sinne wirken, wie ich für ihn wirken möchte! Uebereinſtimmung als Pfand unſrer Freiheit!

Georg. Da müßte viel anders werden.

Göß. So viel nicht, als es ſcheinen möchte! Oh, daß bei Großen und Kleinen Verehrung des Kaiſers, Fried und Freundſchaft der Nachbarn, Liebe der Unterthanen als ein koſtbarer Familienſchatz bewahrt würde, der auf Enkel und Urenkel forterbt! Jeder würde das Seinige erhalten, es innerlich vermehren, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Göß. Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutſchland, wir würden deßwegen noch zu thun genug finden. Wir könnten Gebirge von Wölfen ſäubern, unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, gleich Cherubim bewaffnet mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs, gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man ſeine Haut für das allgemeine Wohl darbieten könnte!

(Georg ſpringt auf.)

Göz. Wo willſt du hin?

Georg. Ach! ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind. — Und der Kaiſer hat uns eingeſperrt! — Und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran.

Göz. Sey gutes Muths.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Lerſe.

(Alle ſtehen auf.)

Lerſe. Freiheit! Freiheit! Das ſind elende Menſchen. Der Hauptmann ein Wollſack ohne Entſchluß, der Lieutenant ein toller Grobian ohne Sinn, und hinten ſtand noch ein Buckelorum, der auch was mit munkelte und zuletzt das Papier verfaßte. Da leſ't: ihr ſollt abziehen mit Gewehr, Pferden, Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Göz. Sie werden ſich daran die Zähne nicht ſtumpf kauen.

Lerſe. Eure Habe ſoll treulich unter Gewahrſam genommen werden. Ich ſoll dabei bleiben.

Göz. Kommt! Nehmt die beſſeren Gewehre mit und laßt die geringern hier. Lerſe, beſorge das! Komm Elisabeth! Durch eben dieſes Thor führte ich dich als junge Frau wohl ausgeſtattet herein. Fremden Händen überlaſſen wir nun unſer Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wiederkehren. Aber wir werden wiederkehren, und uns drinnen in die Capelle, neben unſern würdigen Vorvordern zuſammen zur Ruhe legen. (ab mit Eliſabeth.)

Sechzehnter Auftritt.

Georg. Lerſe. Laud. Knechte.

Georg

(indem er eine Jagdtaſche umhängt und einiges vom Tiſche einſteckt).

Es fing ein Knab' ein Vögelein — Hm hm!
Da lacht er in den Käfig nein — Hm hm! So ſo! Hm hm!
Der freut ſich drauf ſo läppiſch — Hm hm!
Und griff hinein ſo täppiſch — Hm hm!
Da flog das Vöglein auf das Haus — Hm hm!
Und lacht den dummen Buben aus — Hm hm!

(Er empfängt zuletzt noch eine Büchſe von Lerſe und geht ſingend ab.)

Lerſe (der nach und nach die Knechte mit Gewehr fortgeſchickt hat, zu Laud). Nun mache daß du fort kommſt. Wahle nicht ſo lange.

Laud. Laß mich! wer weiß wann mir's wieder ſo wohl wird, mir eine Büchſe ausſuchen zu dürfen. Und ich trenne mich ſo ungern von dem allen.

Lerſe. Horch! (Man hört ein Geſchrei, es fallen einige Schüſſe.) Horch! — Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferde! — Hinunter! Hinunter! (ab.)

Laud. Georg hält ſich noch. Hinunter! Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. (ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Nacht. Vorzimmer.

Franz, nachher Weislingen.

Franz (in einem Maskenkleid die Jugend vorſtellend mit einer bunten und geſchmückten Fackel). Alles ihr zu Liebe, ſo auch dieſe Mummerei! Und welchen Lohn? O Gott! wie ſchlecht gelohnt!

Bayerische Staatsbibliothek

Weislingen (im Hauskleide, sein Knabe leuchtet, und geht wieder ab). Wo iſt Adelheid?

Franz. Sie ſchmückt ſich zur Mummerei.

Weislingen. Biſt du's? Ich kannte dich nicht. Alſo auch zum Schönbart laufen?

Franz. Ihr gabt mir ja die Erlaubniß, eurer Frauen vorzuleuchten.

Weislingen. Das ganze Jahr habt ihr die Erlaubniß vernünftig zu ſeyn und bedient euch deren nicht. Was ſtellt ſie vor?

Franz. Verderbt ihr die Freude nicht; ſie wollte ſo eben in eurem Zimmer aufziehen.

Weislingen. Was ſtellt ſie vor? Ueberraſchungen lieb ich nicht.

Franz. Weiß ich's doch ſelber kaum. Die Thorheit glaub ich, oder die Liebe.

Weislingen. Wohl beides zugleich.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Adelheid mit einem Maskengefolge.

Muſik hinter der Scene.

Adelheid (noch hinter der Scene). Franz!

Franz (hineilend). Hier bin ich.

Adelheid (hinter der Scene). Komm, daß der Zug beginne.

(Sie tritt ein, vor ihr Franz als Jugend, ein Gewappneter als Mann. Sie lehnt ſich mit der linken Hand auf ein Kind, mit der rechten auf einen Greis. Alle vier tragen Fackeln und werden an Puppenketten von ihr geführt. Sie ziehen vor Weislingen vorbei, dann ſtellen ſie ſich.)

Weislingen. Schön, reizend, wohl ausgedacht.

Adelheid. Der Kaiser selbst hat diese Mummerei erfunden. Es gehören wohl hundert Figuren dazu, er wird auch selbst darunter seyn, denn er giebt seinen Augsburgern gar zu gern solche Feste mit Bedeutungen und Anspielungen, und weiß sie recht gut auszuführen.

Weislingen. Und was bedeutest du?

Adelheid. Nehmt euch aus meinem Spruch das Beste heraus. Die Verse glaub ich hat der Kaiser gemacht.

Wollt es euch etwa nicht behagen,
Daß mir diese die Fackeln tragen;
So steht es einem jeden frei,
Er komme zum Dienst selbst herbei;
Denn es hat über Herrn und Knecht
Die Thorheit immer ein gleiches Recht.
Doch steckt hinter diesem Schönbart
Ein Gesicht von ganz andrer Art,
Das, würdet ihr es recht erkennen,
Ihr wohl dürftet die Liebe nennen,
Denn die Liebe und die Thorheit
Sind Zwillingsgeschwister von alter Zeit,
Ist die Thorheit doch unerträglich,
Wird sie durch Liebe nicht behäglich.
Und von der Lieb versteht sich's gar,
Daß sie nie ohne Thorheit war.
Drum dürft ihr nicht die Thorheit schelten,
Laßt sie wegen der Liebe gelten.

(Die vier Masken gehn ab.)

Weislingen. Magst du denn wohl, daß ich dich in diesen Augenblicken des zerstreuten Leichtsinns von wichtigen Angelegenheiten unterhalte?

Adelheid. Recht gern. Eine Mummerei iſt ſchal, wenn nicht ein bedeutendes Geheimniß dahinter ſteckt.

Weislingen. Alſo erfahre zuerſt, daß wahrſcheinlich Götz in dieſen Augenblicken in den Handen der Unſrigen iſt.

Adelheid. Nun, habe ich dir nicht gut gerathen?

Weislingen. Und das laſſen wir nun gut ſeyn; ſie werden ihn feſt halten, er wird aus der Reihe der Thatigen verſchwinden. Wir haben ihn ohnehin bisher zu wichtig behandelt.

Adelheid. Gewiß! ich tadelte dich oft im Stillen, daß du ſein Andenken nicht los werden konnteſt.

Weislingen. Die Meuterei der Landleute wird immer gewaltſamer, der Aufruhr nimmt zu und verbreitet ſich uber Franken und Schwaben. Iſt er an einem Orte geſtillt, ſo bricht er an dem andern wieder aus. Mit Ernſt und Gewalt wird nun der Bund gegen ſie wirken; man hat mich zu einem Hauptmann gewahlt, dieſe Tage ziehen wir.

Adelheid. Und ſoll ich wieder von dir entfernt ſeyn?

Weislingen. Nein, Adelheid, du begleiteſt mich.

Adelheid. Wie?

Weislingen. Ich bringe dich auf mein Schloß in Franken; dort biſt du ſicher und nicht allzuweit von dem Orte entfernt, wo ich wirke.

Adelheid. Sollte ich hier am Hofe dir nicht nützlicher ſeyn können?

Weislingen. Du biſt es überall.

Adelheid. Es wird ſich überlegen laſſen.

Weislingen. Wir haben nicht lange Zeit, denn ſchon morgen geht es fort.

Adelheid (nach einer kleinen Pauſe). Nun denn! alſo heute zur Faſtnacht, und morgen in den Krieg.

Weislingen. Du liebſt ja den Wechſel. Nun halte ich dich nicht länger auf.

Adelheid. Leb wohl, morgen ſehe ich dich bei Zeiten.

Weislingen. Eine bunte Nacht! (ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Adelheid, dann Franz.

Adelheid. Sehr wohl! ich verſtehe dich, und werde dir zu begegnen wiſſen. Die Kunſt der Verſtellung iſt mir noch eigner als dir. Du willſt mich vom Hofe entfernen, von hier, wo Carl, der große Nachfolger unſers Kaiſers, in fürſtlicher Jugend allen Hoffnungen gebietet? Sinne nur, beſchließe, befehle! Mein Ziel verrückſt du nicht. Franz!

Franz (kommt). Geſtrenge Frau?

Adelheid. Weißt du nicht, was der Erzherzog heute auf der Mummerei vorſtellt?

Franz. Man ſagt, er ſey krank und komme nicht hinzu.

Adelheid. Das iſt Verſtellung; unerkannt will er ſich einſchleichen. Nun gieb wohl Acht, durchſtreife den ganzen Saal und jede Vermuthung berichte mir. Willſt du?

Franz. Ich will.

Adelheid. Was haſt du? Du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt euer Wille, daß ich mich todtſchmachten ſoll; in den Jahren der Hoffnung laßt ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich — Er ſollte glücklich ſeyn. Nur gutes Muths, Junge! Ich fühle deine Lieb und Treu und werde dich nie vergeſſen.

Franz (beklemmt). Wenn ihr das fahig wärt, ich müßte

vergehen. Mein Gott, ich habe keine andere Faser an mir, keinen Sinn als euch zu lieben und zu thun was euch gefallt.

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir! (In Thränen ausbrechend.) Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere ſich vorgezogen zu ſehen, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu ſehen —

Adelheid. Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redtſt.

Franz (mit Verdruß und Zorn mit dem Fuße ſtampfend). Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz, du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn.

Adelheid. Geh mir aus dem Geſicht!

Franz. Gnadige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war eine Närrin, dich für etwas zu halten, das du nicht biſt.

Franz. Liebe, gnädige Frau! ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh, verrathe mich.

Franz. Ich wollte mir ehe das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnadige Frau. Meine Bruſt iſt zu voll, meine Sinne halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber, warmer Junge! (Sie faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu ſich und ihre Küſſe begegnen einander. Er fällt ihr weinend an den Hals.) Laß mich!

Franz (erſtickend in Thränen an ihrem Halſe). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich. Die Mauern ſind Verräther. Laß

Basco.

Luſt und Beute!

Beyde.

Kommt herüber! folget mir.

Die Vagabunden theilen ſich. Ein Drittheil ſtellt ſich auf Rugantino's, zwey Drittheile auf Basco's Seite.

Vagabunden.

Ich begebe mich zu dir.

Vagabunden
auf Basco's Seite.

Kommt herüber!

Vagabunden
auf Rugantino's Seite.

Nein, wir bleiben;

Kommt herüber!

Vagabunden
auf Basco's Seite.

Nein, wir bleiben.

mich. (Sie macht ſich los) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. Nun komm! (ab.)

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen ſtreitig machte. (ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz, dann **Eliſabeth**, zuletzt **Gerichtsdiener.**

Götz. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuziner in einen Sack beſchwor. Ich arbeite mich ab, und fruchte mir nichts. Die Meineidigen! — — Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurm. Es konnte, oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue, der kindlichen Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden.

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren: ein freies, edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frei.

Götz. Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn.

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollte nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammen beißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten

meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hattet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Rathen erscheinen sollt. Ihr seyd nicht gestellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Göz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote.

Göz. Esel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehricht aufs Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener (welcher eintritt). Die Herren Commissarii sind auf dem Rathhause versammelt und schicken nach euch.

Göz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Göz. Viel Ehre.

Elisabeth. Mäßigt euch.

Göz. Sey außer Sorgen. (Alle ab.)

Einundzwanzigster Auftritt.

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Rathsherren von Heilbronn. Vorher **Gerichtsdiener.** Zuletzt **Götz.**

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt, sie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kaiserliche Majestät eure Bereitwilligkeit, ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fausten und hier wohl beschlagen.

(Auf die Brust deutend.)

Rath. Wohl!

Gerichtsdiener (kommt). Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz (eintretend). Gott grüß euch, ihr Herrn! Was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerst, daß ihr bedenkt, wo ihr seyd und vor wem ihr steht.

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenne euch nicht, meine Herren!

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann stehen. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht.

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt es war von jeher geschehn.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen? Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestatischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Stadte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkundigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthanigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestat treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seyd, was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsre Commission ist, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euren Zettel!

Rath. Schreiber, lest.

Schreiber (liest). „Ich Götz von Berlichingen bekenne

„öffentlich durch dieſen Brief: daß, da ich mich neulich gegen „Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt“ —

Göz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Göz. Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf und zeuge! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewieſen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt, und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte überreden laſſen das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſenen Befehl, euch in Güte zu bedeuten, oder, im Entſtehungsfall, euch in den Thurm zu werfen.

Göz. In Thurm? Mich?

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Göz. In Thurm? Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurm? Das iſt ſein Befehl nicht. Was? mir erſt, die Verräther! eine Falle ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drinn aufzuhängen! — Mir dann ritterlich Gefängniß zuzuſagen, und die Zuſage wieder zu brechen!

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Göz. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich, ſelbſt im zerfudelten Conterfey, verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen, oder dran erwürgen. Ich bin in einer

chtlichen Fehd begriffen; du könnteſt Gott danken, und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hatteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath (winkt dem Rathsherren, welcher ſodann hinaeilt.)

Göz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Sebt ihr was Unrechtes daran? Kaiſer und Reich hatten unſre Noth nicht in ihrem Kopfkiſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Vorige. Bürger mit Stangen und Wehren.

Göz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fahet ihn!

Göz. Iſt das die Meinung? — Wer kein ungariſcher Ochs iſt, komme mir nicht zu nah. Er ſoll, von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren ſoll.

(Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden und reißt einem andern die Wehr aus der Hand. Sie weichen.)

Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch!

Göz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen, und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort halt. Hier in Heilbronn will ich ritterliche Haft leisten, wie es einem Biedermanne geziemt, bis ich mit meinen Gegnern vertragen bin. Das gesteht mir zu, und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, euer Gefangner.

Rath. Das Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Göz. Behüte Gott! nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Hause gehen, gute Leute. Vor die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen sind hier nur Beulen.

Rath. Greift ihn! Giebt euch eure Liebe zu eurem Kaiser nicht mehr Muth?

Göz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster giebt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

(Man hört fern eine Posaune.)

Rathsherr. Weh uns! was ist das? Hört! Unser Thürmer giebt das Zeichen, daß fremde Völker sich der Stadt nahern. Nach seinem Blasen muß es ein starker Trupp seyn.

Gerichtsdiener. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig worden sey, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung Preis geben.

Göz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Göz. (Göz tritt ab.) Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer

Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn; er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen für uns ein gutes Wort einzulegen. Mir iſt's, als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſahe.

Rath. Laßt Götz herein.

Götz (kommt). Was ſoll's?

Rath. Du würdeſt wohl thun deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Gerichtsdiener. Sie ſind hereingezogen, ſie kommen ſchon.

Rath. Wir begeben uns weg, um zu überlegen, wie das Anſehn Kaiſerlicher Befehle in ſo mißlichem Falle aufrecht zu erhalten ſey.

(Kaiſerliche Räthe und Rathsherren ab.)

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Sickingen. Götz.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeſchickt zu hören, wie dir's ging. Auf die Nachricht von ihrem Meineid machte ich mich auf den Weg. Nun haben wir die Buriche.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich! Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat. Sie sitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht, und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Göz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist: sie sollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zusammt ihnen, auf deinen Eid, nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Termincy zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Göz. Sie werden sagen: meine Güter sey'n dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: du wolltest zur Miethe drin wohnen, bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gabe. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei seyn. Ich kenne den Kaiser auch, und gelte was bei ihm. Er hat von jeher gewünscht, dich unter seinem Heer zu haben. Du wirst nicht lange auf deinem Schloß sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Göz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts, ich gehe gleich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir: brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu erforschen. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst

du bald der Schwager eines Kurfürsten seyn. Ich hoffe auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Götz (betrachtet seine Hand). Oh das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser als ich war da sie mir abgeschossen wurde. Weisling! Weisling!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und Gewissen und Schande sollen ihn zu Tode fressen. Ich seh, ich seh im Geiste meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen. — Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen, und so wie mir's jetzt ist war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Komm zu den Perücken. sie haben lange genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen.

(Der Vorhang fällt.)

Vagabunden.

Kommt herüber; wir ſind hier.

Ruganino.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Stimmen zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Beſten ſind bey mir.

Basco.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Mäuler zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Arme ſind bey mir.

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Basco und die Seinen.

Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn.

Fünfter Aufzug.

Wald.

Erſter Auftritt.

Götz. Georg.

Georg (der mit einer vorgehaltenen Büchſe leiſe über das Theater ſchreitet, indem er aufmerkſam in die gegenſeitigen Couliſſen blickt. Er bleibt ſtehen und winkt Götz, der langſam folgt). Hierher! Hierher! Nur noch wenige Schritte. Still, ganz ſtill! (Götz folgt). Dort ſteht der Hirſch, ſeht ihr ihn? Völlig ſchußgerecht. Nur ſachte, kein Geraufch.

Götz (laut). Halt ein!

Georg. O weh! Er flieht aufgeſchreckt den Berg hinauf. O warum folgtet ihr nicht leiſe?

Götz. Laß ihn fliehen! Laß ihn dahin ſpringen im Glück uneingeſchränkter Freiheit. Dir muß ich ſagen: tritt zurück! Du ſtehſt ſchon auf meines Nachbars Grund und Boden, den ich nicht betreten darf. Bald war ich dir unachtſam gefolgt und hatte meinen Eid gebrochen.

Georg. Hier iſt eure Granze?

Götz. Eine gerade Linie von jener Eiche zu dieſer beſtimmt ſie.

Georg. Und darüber dürft ihr nicht hinaus? Auch nicht einen Schritt?

Götz. Einer iſt wie tauſend.

Georg. Das habt ihr geſchworen?

Götz. Ich habe mein Wort gegeben, und das iſt genug.

Georg. Daß ein Wort so binden soll!

Göz. Gedenkst du nicht auch deinem Wort getreu zu bleiben?

Georg. Ich denke ja.

Göz. Darauf halte! Das ist der edelste Vorzug des Edeln, daß er sich selbst bindet. Ketten sind für das rohe Geschlecht, das sich selbst nicht zu fesseln weiß.

Georg. Und eine solche Beschränkung duldet ihr mit Gelassenheit?

Göz. Mit Gelassenheit? Nein! — So oft ich in die Ferne sehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt. Wenn ich an diese Gränze trete, kommt mein Fuß in Versuchung mich hinüber zu heben, mich nach dem Fluß, nach dem Lande zu tragen, und nur mit Gewalt halte ich mich zurück.

Georg. Eben so bedaure ich im Stillen den Verlust unserer schönen Tage.

Göz. Glücklicher Knabe! du trittst über diese Raume hinaus ohne Verantwortung. Dich kann dein Herr, ein bettlägriger Kranker, dahin senden, wohin er nicht gelangen darf. Verlaß meinen Dienst, und du bist morgen wieder ein freier thätiger Reitersmann. Mich haben sie gefesselt, meine Kraft gebunden, meine Thaten erstickt.

Georg. Mein guter Herr!

Göz. Das sind die Kunststücke der Feigen. Uns halten sie kein Wort, sie bevortheilen, sie betrügen uns. Durch nichts werden sie gebunden, aber auf die Heiligkeit unsres Wortes vertrauen sie, wie auf Ketten und Riegel. — Doch was ist das für ein Staub dort unten? Welch ein wilder Haufen zieht gegen uns an?

Lerse (kommt). Es sind von den aufrührischen Bauern;

man ſieht's an der Unordnung ihres Zugs und an den ungeſchickten Waffen.

Götz. Walzt ſich dieſes Ungethüm auch auf uns los?

Lerſe. Ins Schloß zurück, Herr! Sie haben ſchon den edelſten Mannern graßlich mitgeſpielt.

Götz. Auf meinem eigenen Grund und Boden werd ich dem Geſindel nicht ausweichen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Max Stumpf. Kohl. Sievers. Andere Bauern.

Wenige mit Spießen und Feuergewehr, die übrigen mit Ackergeräth bewaffnet.

Kohl (zu Stumpf). Glaube nicht etwa dich los zu machen, uns zu entgehen. Du mußt unſer Hauptmann ſeyn oder uns einen andern an deiner Stelle verſchaffen.

Alle. Das mußt du.

Stumpf. Geduld und Ruhe! Soll ein rechtlicher Mann euch anführen, ſo ſchweigt und wartet auf den Ausgang deſſen, was er vorhat.

Sievers. Wir wollen wiſſen, was du vorhaſt. Du ſollſt uns führen, aber wir wollen wiſſen wohin?

Stumpf. Wir ſind ſchon angelangt. Ihr nanntet Götz von Berlichingen. Hier ſeh ich ihn, den ich aufzuſuchen gedachte. Geſchaftig als Jager begegnet uns der edle Kriegsmann.

Götz. Sieh da Max Stumpf! Wie kommſt du hierher, und ſo begleitet?

Stumpf. Dieſe hier, ein Trupp der aufgeſtandenen Bauern —

Kohl. Ja der Landleute, denen der Geduldsfaden riß, und die sich Recht schaffen wollen, das bei keinem Gerichtshof zu finden war.

Stumpf. Stille! — Diese zusammen suchen sich einen Hauptmann. Ihre Absicht ist löblich. Sie sehen wie viel Ungerechtes geschieht indem sie Recht suchen, wie viel Unheil durch wüthende Menschen angerichtet wird; deßhalb suchen sie einen Hauptmann, der das Volk in Ordnung hielte, und sie haben mich aufgefaßt und angesprochen.

Sievers. Unser Hauptmann muß ein Reitersmann von Ruf, und ein zuverlässiger Mann seyn, den haben wir an euch.

Götz. Sie können keinen bessern finden; wie ihr dabei fahrt, das ist ein anderes.

Stumpf. Ich kann's nicht annehmen, denn seht, ich bin des Pfalzgrafen Diener so manche Jahre. Wie könnte mir das Volk vertrauen, da sich mein Fürst auch für den schwabischen Bund, für Ritterschaft und Städte erklärt.

Kohl. Er hat Recht! Niemand kann zwei Herren dienen.

Stumpf (zu Götz). Deßhalb möcht' ich euch bitten und ersuchen wackerer Götz, daß ihr —

Götz. Was? Ich!

Stumpf. Hört mich aus! — Daß ihr euch entschlösset Hauptmann zu werden, nur auf kurze Zeit.

Alle. Das sind wir zufrieden.

Götz. Was? Ich meinen Eid brechen? aus meinem Bann gehen? Mar, ich hielt euch für einen Freund, wie muthet ihr mir solch unritterlich Beginnen zu?

Stumpf. Wenn ihr die Zeiten bedenkt, so werdet ihr mich nicht schelten. Ihr habt Urfehde geschworen, aber zu welcher Zeit? Da noch, gegen jetzt, die Landschaft friedlich

war. Nun geht alles drunter und drüber, und ihr wollt allein feiern?

Göz. Ich hab einen langen Sonntag.

Stumpf. Bedenkt, alle Eigenschaften habt ihr; niemand seyd ihr verpflichtet; steht in keines Herren Dienst. Ihr seyd den Gemeinen unverdächtig, durchaus im Ruf eines treuen biedern Mannes.

Alle. Dafür halten wir euch. Wir wollen euch zu unserm Hauptmann. Ihr müßt unser Hauptmann seyn.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wolltet handeln wie bei Weinsberg an den Edlen und Herren, und so forthausen, wie ringsherum das Land brennt und blutet, und ich sollt euch behülflich seyn zu eurem schändlichen rasenden Wesen, eher sollt ihr mich todtschlagen wie einen Hund, als daß ich euer Hauptmann würde!

Kohl. Wäre das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß kein Führer zugegen war, dessen Würdigkeit und Ansehen ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Nimm die Hauptmannschaft an! ich bitte dich, Götz. Die Fürsten werden dir's Dank wissen und ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen vieler Menschen seyn, und viele Länder werden geschont werden.

Göz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Du hörtest, warum ich mich loszusagen genöthigt bin.

Kohl. Es ist nicht Sattelhenkens Zeit und langer unnöthiger Verhandlungen. Kurz und gut: Götz, sey unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und zu deiner Haut.

Göz. Wer will mich zwingen?

Sievers. Wir allenfalls.

(Senkt den Spieß gegen ihn.)

Alle (die Spieße gegen ihn senkend). Ja wir! Freilich wir Gewiß wir!

Stumpf. Haltet!

Sievers (der ihn wegdrängt). Packe dich, du haſt nicht mit uns, wir nichts mit dir.

(Die Spieße ſind ſämmtlich auf Götz gerichtet.)

Göz. So! ſo recht! ſo! Die Stellung iſt mir will kommen! Um deſto freier kann ich ſagen, was ich von euc denke. Ja, von der Leber weg will ich zu euch reden, euc ſagen, daß ich euch und eure Thaten verabſcheue. Dieſ Piken, mit dem Blut ſo vieler Edlen getränkt, mögen ſie auch in meines tauchen. Der Graf von Helfenſtein, den ih ermordetet, wird im Andenken aller Edlen noch lange fort leben, wenn ihr, als die elendeſten Sünder gefallen, ver miſcht unter einander im Grabe liegt. Das waren Manner vor denen ihr hattet das Knie beugen, ihre Fußtapfen küſſe ſollen. Sie trieben den Türken von den Granzen des Reichs indeß ihr hinter dem Ofen ſaßt. Sie widerſetzten ſich der Franzoſen, indeſſen ihr in der Schenke ſchwelgtet. Euch zu ſchützen, zu ſchirmen vermochten ſie; dieſen unſchaßbaren Dienſt leiſteten ſie euch, und ihr verſagtet ihnen den Dienſ eurer Hände, mit denen allein ihr euch doch nicht durchhelfen werdet. Eure Häupter ſind hin, und ihr ſeyd nur verſtüm melte angefaulte Leichname. Grinſ't nur! Geſpenſter ſeyd ihr, ſchon zuckt das geſchliffene Schwert über euch. Eure Köpfe werden fallen, weil ihr wähntet, ſie vermöchten etwas ohne Haupt.

Stumpf. Ein Haupt wollen ſie ja, und für die Zukunft wäre geſorgt.

Alle (die während Götzens Rede nach und nach die Spieße aufgerichtet). Ja wir wollen ein Haupt, deßwegen ſind wir hier.

Sievers. Das Zaudern haben wir ſatt. Hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Und überlegt's gut. Ihr verſteht mich. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's Bedenken? Ich kann jetzt ſo gut wollen als hernach. Warum ſeyd ihr ausgezogen? Rechte, Freiheiten, Begünſtigungen wieder zu erlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land? Wollt ihr abſtehen von allen Uebelthaten und handeln als wackre Leute, die wiſſen was ſie wollen, ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euren Forderungen, und auf acht Tage euer Hauptmann ſeyn.

Sievers. Was geſchehen iſt, geſchah in der erſten Hitze, und braucht's deiner nicht, uns künftig zu mahnen und zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beiderſeits zufrieden ſeyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand.

Götz. So verbinde ich mich euch auf vier Wochen.

Kohl. Schon recht.

Stumpf. Glück zu!

Alle. Schon recht.

Sievers. Da kann genug vor ſich gehen.

Stumpf (heimlich an der einen Seite zu Götz.) Was du thuſt, ſchone mir unſern gnadigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl (heimlich an der andern Seite zu den Bauern). Bewacht ihn! daß niemand mit ihm rede, was ihr nicht hören könnt.

Göz. Lerse geh zu meiner Frau, berichte ihr alles. Sie soll bald Nachricht von mir haben. Kommt!

(Göz, Georg, Lerse, Stumpf und ein Theil der Bauern ab.)

Dritter Auftritt.

Sievers, Kohl, Bauern. Dazu Metzler und Link.

Sievers. Nun können wir erst wieder zu Athem kommen, und uns selbst vertrauen.

Kohl. Es ist ein wackrer Hauptmann, der das Kriegshandwerk wohl versteht.

Metzler (kommt). Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut, was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Sievers. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was? Aufhören? Du Verräther! Warum haben wir uns aufgemacht? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen. Vertragen! Vertragen! Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl. Kommt, Sievers! Er ist wie ein Vieh.

Metzler. Wird euch kein Haufen zustehen.

Sievers (zu den Bauern). Kommt! Auf unserm Wege kann's was werden. Recht haben wir, und mit Vernunft setzen wir's durch.

Metzler. Ihr Narren! Gewalt geht vor Recht. Bleibt!

Kohl. Kommt! (Sie gehn, einige folgen.)

Metzler. Die Schurken! Link, nur frisch! Mache dich zum großen Haufen und hetz ihn auf. Ich ziehe mit einem Trupp hinten herum und zünde Miltenberg an. Auf das Zeichen brennt nur so weiter.

(Noch einige, die sich bereden, gehen Sievers und Kohl nach.)

Link. Wollt ihr bleiben! Hieher zu uns!

Kohl (mit einer Fahne). Hieher, mit uns!

Metzler. Daß dich die Pest verderbe! Zu uns! Zu uns!

(Die Bauern zerstreuen sich zu beiden Seiten.)

Link. Komm nur, komm! Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite. (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Eine andere Gegend.

Weislingen, der mitten in einer Reihe von Rittern, welche sich an den Händen halten, langsam hervortritt. Hinter ihnen wohlgeordnetes Kriegsvolk. Franz.

Weislingen. So in gedrängten Reihen schreitet heran, und so haltet euch im Kampfe zusammen. Ich weiß, ein Trupp der Aufrührer bewegt sich gegen Miltenberg; überfallt sie im Thale, schlagt sie. Ich gedenke den andern Theil anzugreifen, der sich auf der Ebene gelagert hat. Und so wickeln wir sie unversehens gegen einander. Götz ist unter ihnen. Ob hüben oder drüben, weiß ich nicht. Wer ihm begegnet, suche ihn zu ergreifen.

(Alle ab, außer Franz, der im Hintergrunde bleibt.)

Weislingen. Zu den Waffen, Adelbert! — Endlich einmal zu den Waffen! Beschließe lieber dein Leben auf dem

blutigen Felde, als daß du es länger in Sorgen, Gewi
und Verlust, mit Neiden, Furcht und Hoffnung hinhält
Begegne diesem Gespenste des alten Freundes, das dir n
so lange unter der feindlichen Gestalt eines Widersachers v
schwebt, dich neckt, aufreizt, ohne dich zum Entschluß zu
stimmen. Geh auf ihn los, überwind ihn, und so ist
vorbei. Auch gegen dein Haus richte diesen entschlossen
Sinn. Dein Weib soll nicht mehr nach einzig eigner Will
handeln, mit meiner Ehre, meinem Namen nach Gefall
spielen. — Gehorchen soll sie und sich bequemen. Franz!

Franz. Hier bin ich.

Weislingen. Du eilst zu meiner Frau. Ich habe
den Unmuth nicht verborgen, den sie mir seit einiger Z
erregt. Wie geschmeidig war sie sonst! Nun, da sie sich w
der im völligen Besitz ihrer Güter findet, begiebt sie sich a
ein festes Schloß, umgiebt sich mit Reisigen, unter dem V
wand gefahrlicher Zeiten, und scheint mir trotzen zu wolle
Gieb ihr diesen Brief! Er gebietet ihr, auf mein Schloß
kommen, und das sogleich. Auf entscheidende Antwort so
du dringen. Ich bin nicht geneigt, langmüthig weiter
harren. Nun machen wir in diesen Gegenden Bahn; sie
mich nicht reizen, meinen Zug gegen sie zu kehren. Fo
bin und glücklich. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Franz allein.

Geh! Geh nur! Schon wissen wir zu handeln, Gehors
haben wir verlernt. Schwacher Mann, glaubst du stark
seyn, weil du dich wüthend anstrengst? Nachgiebige See

Rugantino und die Seinen.

Geht und miſchet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

du weißt nicht, daß du von jeher das Recht vermißtest, zu befehlen. Ihr willst du befehlen, dem Weibe, das die Natur als Herrin der Welt hinaufhob? Mir denkst du zu befehlen, mir, dem Vasallen der höchsten Schönheit? Zu ihr will ich! — Keinesweges weil du mich sendest, sondern weil mich das Herz treibt, weil ich muß. Und leisten will ich, was sie fordert, sie mache mich glücklich, oder lasse mich verschmachten. (ab.)

Sechster Auftritt.

Ferne Landschaft mit Dorf und Schloß.

Götz. Georg.

Georg. Ich bitt euch, Herr, was ich nur bitten kann und vermag, faßt einen Entschluß und entfernt euch von diesem ehrlosen Haufen. Das Glück, das ihnen anfangs beizustehen schien, hat sich gewendet.

Götz. Ich kann sie nicht verlassen, weil es ihnen übel geht.

Georg. Verlaßt sie, weil sie ihr Unglück verdienen. Bedenkt, wie unwürdig eurer diese Gesellschaft ist.

Götz. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir manches Gute gestiftet haben, denn mußt du nicht selbst gestehen, daß in den Mainzischen Stiftslanden keines Klosters, keines Dorfs wäre geschont worden, wenn wir nicht gethan hätten? Haben wir nicht Leib und Leben gewagt, die wüthenden Menschen abzukalten, ihr Geschrei zu überschreien und ihre Wuth zu übertoben?

Georg. Wohl! ich glaubte selbst nicht, daß man sich so

viel Gewalt fühlt, wenn man Recht hat. Ich habe auf euer Geheiß manchen Haufen durch Vorstellungen abgehalten, durch Drohungen geschreckt.

Göz. Und so wollen wir es fortsetzen. Wir werden uns dieser That mit Freuden rühmen.

Georg. Ihr werdet nicht! Muß ich denn alles sagen? Flieht, Herr! Flieht! (Er wirft sich vor ihm nieder.) Fußfallig bitt ich euch, flieht! Es ist ein unglücklicher Krieg, den ihr führt. — Die Genossen des schwäbischen und fränkischen Bundes, gereizt durch diese ungeheuern Uebelthaten, behandeln ihre Gegner als das, was sie sind, als unedle Feinde, als Räuber, Mordbrenner, als die schandlichsten Verbrecher. Im Gefecht wird kein Quartier gegeben, und geschieht es, so geschieht's, um den Gefangenen zu schrecklichen Strafen aufzubewahren. — Schon hat man die Aufrührer zu Hunderten geköpft, gerädert, gespießt, geviertheilt, und ihr seyd Hauptmann und habt mächtige Feinde unter der Ritterschaft. Ach, Herr! Wenn ich erleben sollte —

Göz. Sobald meine Zeit um ist —

Georg. Gleich, gleich! In diesem Augenblicke seyd ihr nicht bewacht, da sie euch sonst als Gefangenen mit sich schleppen, statt euch als einem Führer zu folgen.

(Es ist indeß Nacht geworden, in der Ferne entsteht ein Brand in einem Dorfe.)

Georg. Seht hin! dort leuchtet euch schon ein neues Verbrechen entgegen.

Göz. Es ist Miltenberg, das Dorf; geschwind zu Pferde, Georg! reit hin und suche den Brand des Schlosses zu verhindern; sein Besitzer ist mein Freund. Es kann nur ein kleiner Haufe seyn. Ich sage mich von ihnen los, und das gleich.

Georg. Wohl, Herr, wohl! und ſo, zum Schluſſe, richt ich freudig aus, was ihr befehlt.

Götz (nach einer Pauſe). Nein doch, Georg! Bleibe hier, was ſollſt du dich wagen. Schon oft hat dieſe niederträchtige Brut auf dich mit Drohungen losgeſtürmt.

Georg. Nein, Herr, was ihr einmal befohlen habt, will ich ausrichten, was ihr wünſcht, ſoll möglich werden.

Götz. Bleib, bleib!

Georg. Nein, Herr! Ihr wünſchtet, daß Miltenberg gerettet werde, ich will es retten, oder ihr ſeht mich nicht wieder. (ab.)

Siebenter Auftritt.

(Während des gegenwärtigen Auftritts und der folgenden wächſt der Brand des Dorfs, auch das Schloß geräth nach und nach in Brand.)

Götz. Hernach ein Unbekannter.

Götz. Wie will ich mit Ehren von ihnen kommen, und wie will ich mit Ehren bleiben? Wenn ich Fürſten und Stifter, Herren und Städte verſchone, ſo werde ich den Bauern verdächtig, und all mein Wirken und Schonen hilft mich nichts. Jedermann ſchreibt mir das Uebel zu, das geſchieht, und niemand mag mir zum Verdienſt machen, daß ich ſo viel Böſes verhindre. Wollt ich wäre tauſend Meilen davon und lag im tiefſten Thurm der in der Türkei ſteht!

Unbekannter (kommt). Gott gruß euch ſehr, edler Herr!

Götz. Gott dank euch! Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu warnen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer

ſind müde, ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, ſie haben beſchloſſen, euch aus dem Wege zu raumen. Maßigt euch, oder ſucht zu entwiſchen. Gott geleit euch. (ab.)

Götz. Auf dieſe Weiſe dein Leben zu laſſen? — Es ſey drum! Mein Tod werde der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich mit den Hunden nichts Gemeines gehabt habe. Bis ans Ende ſollen ſie fühlen, daß ich nicht zu ihnen gehöre.

Achter Auftritt.

Götz. Sievers. Mehrere Bauern. Dann Link, Metzler und Bauern.

Kohl. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Sievers. Die Miltenberg verbrannten. Es zog ſich ein bündiſcher Trupp hinter dem Berge hervor und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen. — Mein Georg! O mein Georg! —

Link (kommend). Auf, Herr Hauptmann! Auf! Es iſt nicht Saumens Zeit. Der Feind iſt in der Nahe und machtig.

Götz. Wer verbraunte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtande machen wollt, ſo wird man euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt fur unſre Haut und eure. Auf! Auf!

Götz (zu Metzler). Drohſt du mir, du Nichtswurdiger? Glaubſt du, daß du mir furchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit dir feigen Kerl, Fürstendiener —

(Götz haut ihn über den Kopf, daß er stürzt, andern treten dazwischen.)

Kohl. Ihr seyd rasend, es bricht der Feind von allen Seiten herein und ihr hadert!

Link. Auf! Auf!

(Tumult, Schlacht und Flucht der Bauern.)

Neunter Auftritt

Vier Boten des heimlichen Gerichts.

(Zwei kommen aus der letzten Coulisse, gehen in der Diagonale, und begegnen sich in der Mitte des Theaters.)

Erster Bote. Wissender Bruder, woher?

Zweiter Bote. Von Norden ich, und du?

Erster Bote. Von Osten. Laß uns auf diesem Kreuzweg verweilen; gleich treffen die Brüder von Westen und Süden ein.

Zweiter Bote. Die heilige Vehm durchkreuzt die Welt.

Erster Bote. Durchkreuzt die stille, die bewegte Welt.

Zweiter Bote. Durch die ruhigen Matten, durch Aufruhrs Gewühl.

Erster Bote. Durch nährende Aecker, durch Schlacht und Tod, wandeln ihre Boten unverletzt.

Zweiter Bote. Sie ziehen vorbei, der Verbrecher bebt.

Erster Bote. Bis ins tiefe sündige Geheimniß dringt ein Schauder!

Zweiter Bote. Die große Nacht, ſie ſteht bevor.

Erſter Bote. Gleich jener Gerichtsnacht, der allgemeinen.

(Die beiden Andern kommen aus den erſten Couliſſen, gehen in der Diagonale, und treffen in der Mitte auf die beiden erſten.)

Erſter Bote. Willkommen, wiſſende Brüder, auch ihr!

Alle. Nun ſchnell ans Ziel! Zur rothen Erde ſchnell zurück, wo die heilige Vehm gerecht, verhüllt im Stillen waltet. (Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Zigeuner kommen nach und nach, dann der Hauptmann.

Erſter Zigeuner. Verfluchte Zeit! wir müſſen uns wehren, unſrer Haut wehren und die Beute laſſen und uns wieder wehren. Das begegnet mir heute ſchon dreimal.

Zweiter Zigeuner. Verſuchen wir's dort! Die Schlach iſt hier.

Zigeunermutter. Dort ſchlagen ſie auch. Wir werde in die Mitte gedrängt.

(Das Theater füllt ſich nach und nach mit Zigeunern und Zigeunerinnen.)

Hauptmann. Heran was wacker iſt, heran was tücht iſt! Beladet euch nicht mit gemeinem Gepäck, das beſte b haltet, das andere werft von euch. Wir müſſen ziehen, w müſſen fort. Hier iſt kein Bleibens mehr, das Bundesh verfolgt auch uns. Wir müſſen ziehen, wir müſſen uns th len. Ich führe den erſten Hauf, wer führt den andern?

Alle. Wir bleiben bei dir!

Hauptmann. Wir müſſen uns theilen. Der gan große Haufen drängt ſich nicht durch.

Zigeunerknabe (kommt). Hier am Teich und Mo

ſteigt ein Mann vom Pferd; ein Rittersmann, er iſt verwundet, er hält ſich kaum. Sie bringen ihn. Am Ufer zieht das Gefecht ſich her.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Hauptmann. Wer ſeyd ihr?

Götz. Ein Verwundeter, ein Blutender. Mögt ihr mir Hülfe geben, ſo ſey es bald.

Hauptmann. Die Blutwurzel, Mutter, deinen Segen dazu. Sie ſtillt das Blut, giebt neue Kräfte. — (Zu den Andern.) In zwei Parten theilt euch. Der eine muß rechts ziehen, der andre links. Ich deut euch den Weg an. —

(Indeſſen hat man Götzen die linke Armſchiene abgenommen und den Helm.)

Du biſt es, Götz! den ich wohl kenne. Kommſt geſchlagen, flüchtig, verwundet zu uns! Hergeſtellt ſollſt du geſchwind ſeyn. Und nun wie ich dich kenne, weiß ich dein Geſchick. Du biſt verloren, hältſt du nicht feſt an uns.

(Die Mutter war beſchäftigt an der Wunde, und die Tochter hat ihm was zu riechen vorgehalten.)

Götz. Ich bin erquickt. Nun helft mir wieder aufs Pferd, daß ich das Letzte verſuche.

Hauptmann. Als ein Mann faſſe tapfern Entſchluß. Gieb dich nicht der Verzweiflung hin. Deinen Verfolgern entgehſt du nicht, aber ſchließe dich an uns. Wir müſſen uns theilen! In kleinen Haufen ziehen wir durch und retten uns. Hier iſt kein freies Feld mehr. Ich führe die Halfte nach Böhmen, führe du die andere nach Thüringen. Sie gehorchen dir wie mir.

Die Zigeuner. Ihm wie dir.

Hauptmann. Theilt euch. (Sie theilen sich.) Dieß bleibe mein Hauf, diesen übergebe ich dir. Durch den Moor kenn ich die Wege, drängt euch durch die Schlucht über den Hügel weg, so entkommt ihr dem einstürmenden Gefecht. Du schweigst? So recht! Geschwiegen und gethan.

(Ab mit einem Theil, ein andrer Theil setzt sich nach der entgegengesetzten Seite in Bewegung.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne den **Hauptmann.**

Göt. Das mag ein Traum seyn, Mutter, die Kraft deiner Wurzeln und Kräuter ist flüchtig; so flog sie mich an, und so verläßt sie mich.

(Er sinkt, wird gehalten und auf einen Sitz im Hintergrunde geführt.)

Erster Zigeuner. Hebt ihn, tragt ihn durch die Schlucht.

Zweiter Zigeuner (kommt von der Seite, wohin der Hauptmann abging). Das Gefecht ergreift uns, treibt uns hierher.

(Mutter und Kinder kommen fliehend.)

Mutter. Alles verloren! Der Vater todt!

Kinder. Weh! Weh! Rett uns, Mama!

Mutter. Ihr seyd nun Führer. Auf! auf! Rettet euch und uns!

Alle. Rett uns! Führ uns! Rett uns!

(Gruppe. Weiber und Kinder um den sterbenden Götz. Von beiden Seiten werden Bauern und Zigeuner hereingedrängt, und überwunden. Eine Partei Bambischer dringt durch die Weide, und hebt die Partisanen auf Götz.)

Dreizehnter Auftritt.

Adelheids Zimmer. Nacht.

Adelheid. Franz.

Adelheid. Still! Horch! Alles iſt ruhig. Der Schlaf hat das ganze Haus gebändigt. Nun entferne dich, Franz! Zu Pferd! Fort! Fort!

Franz. O laß mich zaudern! Laß mich bleiben! — Kannſt du mich jetzt verſtoßen? — Mich, vom Lichte deines Angeſichts hinaustreiben in die Nacht, in das unfreundliche Dunkel?

Adelheid (gegen das Fenſter gekehrt). Dunkel iſt's nicht draußen. Der Mond ſcheint helle. Deutlich, wie am Tage, ſchlingen ſich die Pfade vom Schloß hinunter; die weißen Felsbänke leuchten, ſchattig ruhen die Gründe; aber drüben die Hügel ſtehen im vollen Lichte. Hinab! Hinab! durch die ſtille klare Nacht zu deinem Ziel hin.

Franz. Nur noch eine kleine Weile! Hier laß mich bleiben! Hier, wo mein Leben wohnt. Ach! draußen iſt der Tod!

Adelheid. Friſch, munterer Geſelle! Friſch! Leicht hinaus, dahin durch den mitternächtigen Tag. Du zauderſt? Wie? Laſten deine Wünſche dich ſchon? Iſt dir dein Wollen, dein Vorſatz eine Bürde?

Franz. Nicht dieſe Blicke, nicht dieſe Töne!

Adelheid. Wo haſt du das Fläſchchen? Du drangſt mir's ab. Gieb es zurück.

Franz. Hört mich!

Adelheid. Ich fordere es zurück! Das Fläſchchen her! Für einen Helden gabſt du dich, unternahmſt, betheuerteſt. Gieb her! Ein Knabe biſt du, ein ſchwankender Knabe.

Franz. Laßt mich ſprechen.

Adelheid. Denn ein Mann, der ſich um ein hohes Weib zu bewerben kühn genug iſt, weiß was er verpfändet Leben, Ehre, Tugend, Glück. Somit alles. Knabe, verlaß mich!

Franz. Gieb mir die Ueberzeugung, daß jenes göttliche Weib, das mir die Vollkommenheiten des ganzen Geſchlechts offenbarte, daß es mein ſey, mein bleibe; daß ich mir es erwerbe; ſo ſoll der Knabe ein Rieſe werden, zu deinem Dienſt ohne Bedingung bereit.

Adelheid. Es waren Augenblicke, da du glaubteſt Adelheid ſey dein, da Zweifel und Sorge für ewig weggebannt ſchienen. Kehren dieſe Feinde ſchon zurück? Komm, Franz, Lieber Franz!

Franz. Ja, du biſt mein! Und wenn ich dich befreie, befreie ich dich mir. Laß mich nun, laß mich! Ja, nun bin ich gefaßt und geſtählt. Mit feſter Hand will ich meinem Herrn das Gift in den Becher gießen.

Adelheid. Stille! Sprich es nicht aus.

Franz. Ja, ich will es ausſprechen. Mein Ohr ſoll hören, was mein Herz zu thun bereit iſt. Mein Auge ſoll unverrückt hinblicken, wenn er trinkt. Von ſeinen Schmerzen will ich mich nicht wegwenden. Es giebt nur einen Preis auf der Welt, und der iſt mein.

Adelheid. Eile!

Franz. Leb wohl! Und indem ich mich von dir losreiße, will, fühle ich mich nur feſter gebunden und möchte ſcheiden, ſo — (ſie umarmend) für und für verweilen.

Adelheid. Zauberer!

Franz (den Schleier faſſend). Einen Theil von dir hab ich in Händen. Ganz laß ich dich nicht fahren! Gewähre mir dieſen Schleier, der ſich noch einmal für mich zurückſchlägt

Zweyter Aufzug.

Nacht und Mondschein.

Terraſſe des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theaters. Eine doppelte Treppe führt zu einem eiſernen Gitter, das die Gartenthür ſchließt. An der Seite Bäume und Gebüſch.

Rugantino mit ſeinem Theil Vagabunden.

Rugantino.

Hier, meine Freunde, dieſes iſt der Platz!
Hier bleibet, und ich ſuche durch den Garten
Gelegenheit, dem Fenſter mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie ſchläft allein,
In einem Seitenflügel dieſes Schloſſes.
So viel iſt mir bekannt. Ich locke ſie

und mir das holde Glücksgeſtirn meines Lebens offenbart. Laß mir ihn, daß er mir deine Gegenwart vermittle. (Er nimmt den Schleier.)

Adelheid. Gewaltſamer!

Franz. Wie eine Schärpe den Helden, wie eine Zauberbinde den Magier, ſoll er mich Nachts umgeben.

(Er wirft ihn über die Schulter und knüpft ihn an der Hüfte.)

Gefaltet ſoll er Tags, an meinem Buſen zuſammengedrängt, mich beſſer beſchützen, als das Panzerhemd. Und nun eil' ich beflügelt. Leb wohl! Es hebt, es trägt mich von dir fort.

(Er umarmt ſie, reißt ſich los und eilt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Adelheid allein.

Glücklicher Knabe! Umdrängt vom ungeheuerſten Schickſal tändelſt du noch. Die mächtige Bewegung der Welle wird zu Schaum, die gewaltige Handlung der Jugend zum Spiel. Ich will dir nachſchauen, meine weiße Geſtalt ſoll dir geiſtergleich aus dieſen Mauern herabwinken. Ich ſeh ihn, wie deutlich, auf ſeinem Schimmel, Tageshelle umgiebt ihn und ſcharf begleitet ihn der bewegliche Schatten. Er hält, er ſchwingt den Schleier. Kann er wohl auch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter! Noch zaudert er! Fahre hin, ſüßer Knabe! fahre hin zum traurigen Geſchäft. — Sonderbar! welch ein ſchwarzer Wanderer kommt ihm entgegen? Eine dunkle, ſchwarze Mönchsgeſtalt zieht leiſe herauf. Sie nähern ſich! Werden ſie halten? werden ſie zuſammen ſprechen? Sie ziehen

an einander vorbei, als würden ſie ſich nicht gewahr! Jed
verfolgt ſeine Straße! Franz hinab, und ich tauſche m
nicht, der Mönch herauf gegen das Schloß. — Warum fäl
mir ein Schauder in die Gebeine? Iſt's nicht ein Mönc
deren du Tauſende ſahſt, bei Tage und bei Nacht. — Waru
wäre dieſer furchtbar? — Noch wandelt er langſam, ge
langſam. Ich ſeh ihn deutlich, die Geſtalt, die Bewegu
(Klingelt.) Der Pförtner ſoll das Thor und Pforte wohl v
ſchloſſen halten, niemand herein laſſen vor Tag, es ſey w
es wolle. (Am Fenſter.) Ich ſeh ihn nicht mehr! Hat er
Fußpfad eingeſchlagen? (Klingelt.) Man ſehe nach dem Hint
pförtchen, ob auch das wohl verſchloſſen und verriegelt iſt?
Mauern, Schlöſſer, Band und Riegel, welche Wohlthat
den Beängſteten! Und warum beängſtet? Naht ſich mir
Gräßliche, das, fern, auf mein Geheiß vollbracht wird?
es die Schuld, die mir das Bild einer düſtern Rache vorfüh
Nein! Nein! Es war ein wirkliches, fremdes, ſeltſa
Weſen. Wäre es ein Spiel meiner Einbildungskraft, ſo m
ich ihn auch hier ſehen.

(Eine ſchwarze vermummte Geſtalt mit Strang und Dolch kommt dro
von der Seite des Hintergrundes, doch Areibeid im Rücken, welch
gewendet ſteht, daß ſie dieſes furchtbare Weſen mit leiblichen Augen
ſehen kann; vielmehr ſtarrt ſie auf die entgegengeſetzte Seite.)

Dort aber, dort, ein Schattenähnliches! — was iſ
Was zieht ein Dunkles an der Wand vorbei? Wehe! w
mir, das iſt Wahnſinn! — Sammle dich! faſſe dich!

(Sie hält einige Zeit die Augen zu, dann entfernt ſie die Hände und
nach der entgegengeſetzten Seite.)

Nun ſchwebt es hier, nun ſchleicht es hier! Drauf

und es verschwindet. Entfliehe Wahngestalt! Sie flieht, sie entfernt sich. So will ich dich verfolgen, so verjagen.

(Indem sie das Wahnbild gleichsam vor sich hertreibt, erblickt sie das wirkliche, das eben in das Schlafzimmer geht. Sie schreit laut auf, dann erreicht sie die Glocke und zieht.)

Lichter! Lichter! Fackeln herein! Alle herein! Mehr Fackeln! daß die Nacht umher zum Tag werde. Läutet Sturm! daß alle sich bewaffnen.

(Man hört läuten.)

Hier, dieß nächste Zimmer durchsucht. Es hat keinen andern Ausgang. Findet, fesselt ihn. — Was steht, was zaudert ihr? Ein Meuchelmörder hat sich verborgen.

(Ein Theil der Reisigen ab.)

Ihr aber umgebt mich. Zieht eure Schwerter! Die Hellebarden bereit! — Nun bin ich gefaßt. Haltet euch ruhig! Wartet ab. Unterstützt mich, liebe Frauen! Laßt mich nicht sinken. Meine Knice brechen ein.

(Man reicht ihr einen Sessel.)

Tretet näher, Bewaffnete! Umgebt mich! — Bewacht mich! Keiner weiche vom Platz bis an den vollen Tag.

Fünfzehnter Auftritt.

Hallen und gewölbte Gänge.

Zwei Parteien Reisige, die sich begegnen.

Erster Anführer. Wir haben nichts gefunden. Was sagt ihr dazu? Seht ihr was?

Zweiter Anführer. Gar nichts. Im Zimmer war nichts, wo er sollte versteckt seyn, das nur einen Ausgang

hatte. Und ihr? Was meint ihr? Hat ſie einen Geiſt ge
ſehen? Wär es ein Menſch, den hätten wir lange.

Erſter Anführer. Die heilige Vehm iſt überall. Laß
uns ſuchen und ſchweigen.

(Sie kreuzen ſich und gehen von verſchiedenen Seiten ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Ländlicher Garten. Laube im Hintergrunde, davor Blumenbeete von de
Sonne beleuchtet.

Marie in der Laube ſchlafend. **Lerſe.**

Lerſe. Geſtrenge Frau! Wo ſeyd ihr? Gleich werden
die Pferde geſattelt ſeyn! — Sie ſchlaft! Schlaft in dieſen
ſchrecklichen Augenblicken. Wie ſchön, wie himmliſch leuchtet
der Schlaf des Guten, er gleicht mehr der Seligkeit als dem
Tode. Leider, daß ich ſie wecken muß! Auf! geſtrenge Frau
Säumt nicht! Auf! Wir müſſen fort.

Marie (erwacht). Wer ruft? Wer, auf einmal, reißt
mich aus den ſeligen Gefilden herunter in die irdiſchen Um
gebungen?

(Steht auf und kommt hervor.)

Lerſe. Laßt uns eilen, gnadige Frau. Die Pferde haben
wieder Kraft zum ſchnellen Lauf, und der Menſch halt alles aus.

Marie. Treibe mich nicht weiter.

Lerſe. Beſinnt euch. Bedenkt, in welcher fürchterlichen
Stunde wir leben. Noch raucht die Gegend von ſchrecklichen
Verbrechen, und ſchon ſind die Thater aufs ſchrecklichſte ge
ſtraft. Man hat mit ungeheuern Executionen verfahren.
Mehrere ſind lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, ge
ſpießt, geköpft, gevierttheilt. — Ach! und euer edler Bruder

in dieß ungeheure Geschick verwickelt! — Gefangen als Meuter, als Missethäter in den tiefsten Thurm geworfen.

Marie. Laß uns gehen.

Lerse. Der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden! und mehr noch als das alles, ein schleichend Fieber, die Finsterniß vor seiner Seele, daß es so mit ihm enden soll.

Marie. Laß uns eilen! hineilen zu Weislingen. Nur solch eine gräßliche Nothwendigkeit vermochte mich zu diesem Schritt, Weislingen wieder zu sehen! Indem ich meinen Bruder vom Tod errette, geh ich in meinen Tod.

Lerse. Wie das, gestrenge Frau? Wie auf einmal verändert? Eine stürmische Leidenschaft erschüttert eure sanften Züge. Redet! Vertraut mir.

Marie. Du bist ein wackrer Mann! So wisse denn, zu wem du mich führst.

Lerse. Redet aus.

Marie. Dieser Weislingen! ich liebt ihn, mit aller Innigkeit der ersten schüchternen Liebe. Er ward mein Bräutigam. Da träumt ich von Glück auf dieser Welt. Er verließ mich — und ich soll ihn wieder sehen, als Bittende soll ich vor ihm erscheinen, flehen soll ich, meine Worte mit dem Ton des Zutrauens, der Neigung, der Liebe beleben!

Lerse. Kommt, kommt! Laßt euch den Augenblick lehren was zu thun sey. Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens aufzusuchen bemüht ist. (ab.)

Marie. Ich werde mich vor seine Füße werfen, ich werde vor ihm weinen — aber — Gott verzeih mir's — nicht über meinen Bruder — über mich! (ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Weislingens Saal.

Weislingen geführt von **Franz** und einem jungen **Diener**.

Weislingen. Vergebens, daß ich mich aus einem Zimmer in das andere ſchleppe, ich trage mein Weh mit mir fort. Vergebens, daß ihr mich unterſtützt, eure Jugendkräfte gehn nicht in mich herüber; alle meine Gebeine ſind hohl, ein elendes Fieber hat das Mark ausgeſogen. Hier ſetzt mich nieder! Hier laßt mich allein und haltet euch in der Nähe.

(Franz in großer Bewegung ab.)

Weislingen. Keine Ruh und Raſt weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. — Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt, böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. — Matt! matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau. — Ein kalter, kalter verzehrender Schauer lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt ich ſchlafen! Ach!

Achtzehnter Auftritt.

Weislingen. Marie. Dann Franz.

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend genug.

Marie. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Marie. Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehen; er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. — Rede nicht fort.

Marie. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Mord zurück zu halten. Deine Seele ist bis in ihre innersten Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du, du kommst mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. O Marie! Marie!

Marie. Mein Bruder, Weislingen, erkranket im Gefängniß. Seine schweren Wunden, sein Alter! — Und wenn du fähig warst, sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug! — Franz!

(Franz kommt in äußerster Bewegung.)

Weislingen. Die Papiere drinnen, Franz. —

Marie (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zer reißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn, und nun ich ihr nahe, fühl ich wie lebhaft.

(Franz bringt ein verſiegelt Paket.)

Weislingen (reißt es auf und zeigt Marien ein Papier). Hie iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Marie. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ich's. Er lebt. Aber kan ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe? Weine nicht f Franz. Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen

(Franz wirft ſich vor ihm nieder und küßt ſeine Kniee.)

Weislingen. Steh auf und laß das Weinen. Hoffnun iſt bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht — Ihr mußt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer ſich). Gift! Gift! von eurem Weibe. Ich, i

(Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt.

(Marie ab.)

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! We Ich fühl's. Marter und Tod.

Marie (inwendig). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufſtehen). Gott! vermag ich das nich

Marie (kommt). Er iſt hin! Zum Saalfenſter hina ſtürzt er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt au Gefahr. Die andern Bundeshäupter, vor allen Seckendo ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefangniß werden ſie ih auf ſein Wort, gleich gewahren. Leb wohl, Marie, geh u zieh ihn aus dem Kerker.

Marie. Senden wir Lerſen. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaſſener!

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Furchtbar biſt du ein Rächer, Gott! — Mein Weib!

Marie. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend! Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie! der letzte Troſt, iſt Qual.

Marie (vor ſich). Stärke mich, Gott! Meine Seele erliegt unter der ſeinigen.

Weislingen. Weh! weh! Gift von meinem Weibe! Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brachte: er iſt todt. Und du Marie — Marie, warum biſt du gekommen? daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden wecktest. Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Marie. Laß mich bleiben. Du biſt allein; denk, ich ſey deine Wärterin. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe! bete für mich, bete für mich. Mein Herz iſt verſchloſſen.

Marie. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe, und kann nicht erſterben, und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und des Tods zucken die Qualen der Hölle.

Marie (neben ihm knieend.) Erbarmer! erbarme dich ſeiner. Nur einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe.

Neunzehnter Auftritt.

Gefängniß.

Elisabeth. Lerse. Castellan.

Lerse (zum Castellan). Hier ist Brief und Siegel, hier die Unterschrift der Bundeshäupter; sogleich soll Götz aus der engern Haft entlassen werden.

(Castellan ab.)

Elisabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treue, die ihr an meinem Herrn gethan habt! Wo ist Marie?

Lerse. Weislingen stirbt, vergiftet von seinem Weibe. Marie wartete sein als ich forteilte; nun höre ich unterwegs, daß auch Sickingen in Gefahr sey. — Die Fürsten werden ihm zu mächtig, man sagt, er sey eingeschlossen und belagert.

Elisabeth. Es ist wohl ein Gerücht; laßt Götzen nichts merken.

Lerse. Wie steht's um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben; die Hand des Herren liegt schwer auf ihm, und Georg ist todt.

Lerse. Georg! Der Gute!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte sein Herr ihn ab dort Einhalt zu thun, da fiel ein Trupp der Bündischen auf sie los. — Georg! — O hätten sie sich alle gehalten wie er! Ja, wenn sie alle das gute Gewissen gehabt hatten! Viele wurden erstochen, und Georg mit.

Lerse. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbargen's ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags und schickt mich zehnmal zu forschen was Georg

Mit meiner Salten Ton an's Fenſter. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der ſtets geſchäftig
Und wirkſam iſt, wo ſich ein Paar begegnet.
Nur bleibet ſtill und wartet, bis ich euch
Hier wieder ſuche. Eilet mir nicht nach,
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören ſolltet;
Es wäre denn, ich ſchöſſe; dann geſchwind'!
Und ſehet, wie ihr durch Gewalt und Liſt
Mir helfen könnt. Lebt wohl. — Allein wer kommt?
Wer kommt ſo ſpät mit Leuten? — Still — es iſt —
Ja es iſt Don Rovero, der ein Gaſt
Des Hauſes war. Er geht mir recht gelegen
Scheu dieſe Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die ſich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Verſteckt euch nur.

Pedro zu ſeinen Leuten.

Ihr gehr voran; in einem Augenblick
Fol,' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde ſtehn; ich komme gleich.

macht; ich fürchte seinem Herzen den letzten Stoß zu geben. Ach, kommt! daß wir ihn wieder ins Freie führen. — Wie sehnlich war sein Wunsch, nur ins Gärtchen des Castellans, auf der Mauer hinaus zu treten. (Beide ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Kleiner Garten auf der Mauer. Durch und über die Zinnen weite Aussicht ins Land. An der Seite ein Thurm.

Götz. Elisabeth. Lerse. Castellan.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohlthätig ist dein Himmel, wie frei! Die Bäume nähren sich in deiner Luft und alle Welt ist voll Werden und Gedeihen. Lebt wohl, meine Lieben! meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken? daß du ihn noch einmal siehst und segnest.

Götz. Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht; an unserm Hochzeittage, Elisabeth, ahnte mir's nicht, daß ich so sterben würde. Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht; damals führte mein Geist den eurigen; jetzt haltst du mich aufrecht. Mach, daß ich Georgen noch einmal sehe, mich an seinem Blick warme! — Ihr seht zur Erden und weint? Er ist todt! Georg ist todt! Stirb, Götz! du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. Wie starb er? Ach, sie fingen ihn unter den Mordbrennern und er ist hingerichtet.

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen er wehrte sich wie ein Löwe um seine Freiheit.

Götz. Gott sey Dank! Er war der beste Junge unte der Sonne und tapfer. Löse meine Seele nun! Ich laß dich in einer verderbten Welt. Lerse verlaß sie nicht. Schließ eure Herzen sorgfältiger als eure Thore, es kommen di Zeiten des Betrugs, ihm ist Freiheit gegeben. Die Nichts würdigen werden regieren mit List, und der Edle wird i ihre Netze fallen. Segnet Marien und ihren Gemahl, mög er nicht so tief sinken, als er hoch gestiegen ist. — Selbi starb, und der gute Kaiser und mein Georg. Gebt mir eine Trunk Wasser! Himmlische Luft! Freiheit! Freiheit!

(Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben bei dir; die Welt ist ein Ge fängniß.

Lerse. Edler Mann! edler Mann! Wehe dem Jahr hundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommen schaft, die dich verkennt.

Die Wette.

Luſtſpiel in einem Act.

Teplitz, 1812.

Personen.

Dorn.
Förſter.
Eduard.
Leonore.
Johann.
Friederike.

Erſter Auftritt.

Dorn, nachher Förſter.

Dorn. Habe ich es doch ſo oft geſagt und wem iſt es nicht bekannt, daß man etwas leicht unternimmt, und nachher mit großer Unbequemlichkeit ausführt. Was hilft es, wenn man noch ſo verſtändig denkt und ſpricht! nun laſſ' ich mich wieder in einen Handel ein, der mich ganz aus dem Geſchicke bringt. Zur ſchönſten Jahrszeit verlaſſe ich meinen Landſitz; ich eile in die Stadt, dort wird mir die Zeit lang und die Ungeduld treibt mich wieder hierher. Nun ſehe ich aus den Fenſtern dieſes ſchlechten Wirthshauſes mein Schloß, meine Gärten und darf nicht hin. Wenn's nur hier nicht gar zu unbequem wäre. Jeder Stuhl wackelt, auf den ich mich ſetzen will, ich finde für meinen Hut keinen Haken, und wahrhaftig kaum eine Ecke für meinen Stock. Doch alles mag hingehen! wenn ich nur meine Abſicht erreiche, wenn das junge Paar glücklich wird.

Förſter (außen). Kann man hier unterkommen? Iſt Niemand vom Hauſe da?

Dorn. Hör' ich recht? Förſter! Da finde ich doch wenigſtens einen Gefahrten in meiner ſeltſamen Lage.

Förſter (eintretend). Dorn! Iſt's möglich, biſt du's? warum nicht auf dem Schloſſe? warum hier im Wirthshauſe?

Man sagte mir, du sey'st in der Stadt. In deinem Schlosse fand ich alles einsam und öde.

Dorn. Nicht so öde als du glaubst. Die Liebenden sind drinnen.

Förster. Wer!

Dorn. Leonore und Eduard, festgebannt.

Förster. Die zwei jungen Leute? zusammen?

Dorn. Zusammen oder getrennt, wie du willst.

Förster. Erklare mir das Räthsel.

Dorn. So höre denn. Es gilt eine Wette, sie müssen eine Probe bestehn, die ihr künftiges Glück befestigen soll.

Förster. Du machst mich immer neugieriger.

Dorn. Eduard und Leonore lieben sich, und ich nährte gern diese keimenden Gefühle, da eine engere Verbindung mir sehr willkommen wäre.

Förster. Ich gab hierzu von jeher meinen Beifall.

Dorn. Eduard ist ein edler Junge, voll Geist und Fähigkeiten, sehr gebildet, vom besten Herzen, vom lebhaftesten Gefühl, doch etwas rasch und eigendünklig.

Förster. Gesteh's nur; diese Zusammensetzung macht einen ganz liebenswürdigen jungen Mann.

Dorn. Nun, wir hatten auch etwas davon. Leonore ist sanft und gefühlvoll, dabei thätig, häuslich, doch nicht ohne Eitelkeit; sie liebt ihn wahrhaft, doch überlaßt sie sich manchmal einem Hang zur üblen Laune; sie zeigt ein mürrisches Wesen, das mit der Hastigkeit Eduards nicht vereinbarlich ist, und so entstand in der angenehmen Liebes- und Brautzeit öfters Zwietracht, Widerwärtigkeit und gegenseitige Unzufriedenheiten.

Förster. Das wird sich nach der Trauung schon geben.

Dorn. Ich wollte es gäbe sich vorher, und das ist

grade die Absicht dieser wunderlichen Anstalt. Oft machte ich die jungen Leute auf ihre Fehler aufmerksam und verlangte daß jeder Theil den seinigen anerkennen, daß sie sich nachgeben, sich wechselseitig ausgleichen sollten. Ich predigte in die Luft. Und doch konnte ich's nicht lassen meine Ermahnungen zu wiederholen, und vor acht Tagen, da ich sie hartnäckiger fand als sonst, erklärte ich ihnen ernstlich die Unart und Unschicklichkeit ihres Betragens, da sie doch ein für allemal ohne einander nicht seyn und leben könnten. Dieß nahmen sie etwas hoch auf und versicherten, es dürfte doch wohl möglich seyn auch ohne einander zu existiren, und auch abgesondert für sich zu leben.

Förster. Dergleichen Reden kommen wohl vor, so trotzt man aber nicht lange.

Dorn. So nahm ich's auch, scherzte darüber, drohte ihre Neigung auf die Probe zu setzen, um zu sehen wer das andere am ersten aufsuchen, sich dem andern am ersten wieder nahern würde? Nun kam die Eitelkeit ins Spiel, und jedes versicherte in einem solchen Fall die stärkste Beharrlichkeit.

Förster. Worte, nichts als Worte.

Dorn. Um zu erfahren, ob es etwas mehr ware, that ich folgenden Vorschlag: Ihr kennt, sagte ich, die beiden an einander stoßenden Zimmer, die ich mit meiner sel'gen Frau bewohnte; eine Thüre, die beide verbindet, hat ein Gitter, welches durch einen Vorhang bedeckt ist, der sowohl hüben als drüben aufgezogen werden kann; wenn wir Eheleute uns sprechen wollten, so zog bald das eine bald das andere diesen Vorhang. Nun sollt ihr Brautleute diese beiden Zimmer bewohnen, und es gilt eine Wette, welcher von beiden Theilen die Entbehrung schmerzlicher fühlt, das andere mehr vermißt und den ersten Schritt zum Wiedersehen thut.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03770/134

Nun wurde mit gegenseitiger Einwilligung zur Probe geschritten, sie zogen ein, ich zog den Vorhang zu. So steht die Sache.

Förster. Und wie lange?

Dorn. Seit acht Tagen.

Förster. Und noch nichts vorgefallen?

Dorn. Ich glaube nicht. Denn Johann und Friederike, welche ihre Herrschaften aufmerksam bewachen, hatten Befehl mir es gleich in die Stadt melden zu lassen. Ich hörte nichts und nun komm ich aus Ungeduld zurück, um in der Nähe das Weitere zu vernehmen.

Förster. Und ich komme grade recht zu diesem wunderlichen Abenteuer, und lasse mir wegen der Sonderbarkeit gern gefallen, mit dir in einem schlechten Wirthshause anstatt in einem wohleingerichteten Schlosse zu verweilen.

Dorn. Ich hoffe die Unbequemlichkeit soll nicht lange dauern, richte dich ein so gut du kannst. Indessen werden wohl auch unsere Aufpasser heran kommen.

Förster. Ich bin selbst neugierig auf den Ausgang; denn im Ganzen will mir der Spaß nicht recht gefallen. Es lassen sich ja wohl bedenkliche Folgen erwarten.

Dorn. Keineswegs! ich bin überzeugt daß alles zum Vortheil beider Liebenden enden muß. Welcher Theil sich auch als der schwächste zeigt, verliert nichts, denn er beweis't zugleich die Stärke seiner Liebe. Bildet sich der Stärkere etwas ein, so wird er sich bei einigem Nachdenken durch den Schwachern beschamt halten. Sie werden fühlen wie liebenswürdig es sey nachzugeben und sich in einander zu finden, sie werden sich tief überzeugen, wie sehr man eines gegenseitigen Umgangs, einer wahren Seelen-Vertraulichkeit bedarf, und wie thöricht es ist zu glauben daß Beschäftigungen,

Unterhaltungen ein liebevolles Herz entschädigen könnten. Man wird ihnen eindringlicher vorstellen dürfen, wie sehr üble Laune das häusliche Glück stört, allzugroße Raschheit trübe Stunden nach sich zieht. Sind diese Fehler beseitigt, so wird jedes den Werth des andern rein anerkennen und schätzen, und gewiß jede Gelegenheit zu ernsteren Trennungen vermeiden.

Förster. Wir wollen das Beste hoffen. Indessen bleibt das Mittel immer sonderbar, doch vielleicht lernen wir alten Welterfahrnen auch etwas dabei. Wir wollen sehen, welcher Theil den Druck der Langenweile und des unbefriedigten Gefühls am längsten aushalt.

Dorn. Da poltern sie mit deinen Sachen die Treppe herauf; komm ich muß dich einrichten helfen. (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Johann. Friederike.

Johann. Auch hier ist der gnadige Herr nicht! Nicht im Garten, und wo denn? Ich habe ihm manches Drollige zu erzahlen.

Friederike. Vom jungen Paar? Nun gut, wenn du gesprochen hast, kommt die Reihe an mich. Das Fraulein macht mir viel Kummer.

Johann. Wie so?

Friederike. Ja, sieh einmal. Die ersten Tage ihres neuen Lebenswandels, da ging es still und ruhig zu; sie schien vergnügt, beschaftigte sich, frohlockte des jungen Herrn nicht zu bedürfen und fröhlich zu seyn, glaubte sich gegen Liebesanfalle wohl gerüstet; auch hatt' ich nie merken können,

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachſet in den Himmels-Luft:
Tauſend lieb volle Träume
Schlingen ſich durch euren Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang' iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach mein Herz bleibt hier. ab.

Augantino hervortretend.

Er iſt hinweg! ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten ſeh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondſchein wandern. Still! Verberge
euch nur.
Wir müſſen ſehen, was das geben kann.
Vielleicht iſt mir das Liebchen nah', und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bey Seite!

Claudine auf der Terraſſe.

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Wandl' ich ſchmachtend und alleine.
Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

welches Gefühl sie für ihn hegt, wenn sie nicht auf künstliche Weise das Gespräch auf dich gelenkt hätte.

Johann. Nun was braucht es da viel Kunst, ich find' es vielmehr ganz natürlich, daß man an mich denkt und gelegentlich von mir spricht.

Friederike. Sey nur ruhig, dießmal gehst du leer aus, dießmal zielte sie nur dahin, um unbemerkt zu erfahren, ob du viel um deinen Herrn seyst, und wie es ihm gehe? Wenn ich nicht darauf zu achten schien, so wurde sie anfangs anhaltender im Fragen; schien ich Liebe zu vermuthen, einen Wunsch nach Wiedersehen zu ahnen, so schwieg sie rasch, ward mürrisch und sprach kein Wort.

Johann. Die schöne Unterhaltung!

Friederike. So vergingen die ersten Tage. Jetzt spricht sie gar nichts, ißt und schlaft eben so wenig, verlaßt eine Beschäftigung um die andere, und sieht so krank aus daß sie einen angstet.

Johann. Geh, was wird es nun wieder seyn? Launen! nichts als Launen! Da scheinen die Weiber immer krank. Sie sind alle so.

Friederike. Meinst du mich auch, Johann? Ich will nicht hoffen!

Johann. Sey nicht böse, ich spreche nur von den vornehmen Frauen, die haben alle solche Grillen, wenn man ihren Eitelkeiten nicht recht schmeichelt.

Friederike. Nein! mein Fraulein ist nicht unter dieser Zahl, es ist nur zu wahrscheinlich daß die Liebe an ihr zehrt.

Johann. Die Liebe! warum verbirgt sie selbe?

Friederike. Ja! es gilt aber eine Wette.

Johann. Was Wette! wenn man sich einmal liebt.

Friederike. Aber die Eitelkeit!

Johann. Die taugt bei der Liebe nichts. Da sind wir gemeinen Leute weit glücklicher, wir kennen jenes Raffinement nicht. Ich sage: Friederike liebst du mich? Du sagst: Ja! und nun bin ich dein — (er umarmt sie)

Friederike. Wenn das Schicksal unserer jungen Herrschaft entschieden ist, wenn das Heirathsgut ausgezahlt ist, das wir durch die Aufmerksamkeit auf unsere jungen Liebenden verdienen sollen.

Dritter Auftritt.

Dorn. Förster. Die Vorigen.

Dorn. Willkommen, ihr Leute! Sprecht, was ist vorgefallen?

Johann. Nichts besonderes, gnadiger Herr! Nur ist mein Gefangener bald bewegt und aufbrausend, bald nachdenkend und in sich gekehrt. Jetzt bleibt er still, sinnt, scheint sich zu entschließen, eilt gegen die verschlossene Thüre; jetzt kehrt er wieder zurück und verschmäht den Gedanken.

Dorn. Förster hörst du?

Förster. Nur weiter!

Dorn. Erzählt uns, Johann, wie's ging seit ich abreis'te.

Johann. Ach Gott, wie sollt' ich mir das alles merken! die hundertfaltigen Sachen, die ich gesehen, gehört — ich weiß nicht wo mir der Kopf steht. Wenn das lieben heißt! wenn das bei vornehmen Leuten Gebrauch ist, so gelobe ich der arme Johann immer und ewig zu bleiben, und meiner Friederike ganz einfach zu betheuern, daß ich sie lieb habe.

Dorn. Nun was gab's denn für Wunderdinge?

Förster. Erklare dich.

Johann. Ich will erzählen, so gut ich's vermag. Als

Sie abreiſ'ten verſperrte ſich der junge Herr, las und ſchrieb und beſchaftigte ſich. Nur fand ich ihn ſehr geſpannt; er ging in der Gegend ſpazieren, kam ſpat nach Hauſe, war fröhlich und ſo zog ſich's einige Tage. Nun ging er auf die Jagd, und wechſelte mit Beſchaftigungen. Da konnt' ich leicht bemerken, daß er bei keiner verblieb. Er ſchritt im Zimmer auf und ab, warf ein Buch weg und holte das andere, und wenn er ſchmalte, ſo mochte es wohl manchmal mit Grund geſchehen. Aber gewiß und wahrhaftig, oft ohne Grund, er wollte nur den heftigen Empfindungen Raum ſchaffen, die in ihm vorgingen.

Dorn. Schon gut.

Johann. So verſtrichen die Tage. Vom Spaziergang ſehnt er ſich nach dem Schloſſe, er kürzte die Jagd ab und kam nach Hauſe, aber auch da zauderte er auf dem Wege, ward immer unbeſtimmter und ſprach mit ſich allein; er machte Geſichter, die mich erſchreckten, nun ſtand er ſtarr, nun ſchien er im Zweifel — nahert ſich dem gefahrlichen Vorhang, ſchnell kehrt er wieder zurück, über ſich ſelbſt erzürnt. Ungeduld und Ungewißheit foltern ihn, er wird kleinmüthig und ich beſorge Wahnſinn.

Dorn. Genug, genug!

Johann. Was! ſoll ich nicht mehr erzählen?

Dorn. Für dießmal bedarf's nicht mehr. Geh und beſorge den Jüngling, und melde ferner was vorgeht.

Johann. Ich hätte noch gar viel zu ſagen.

Dorn. Ein andermal, gehe!

Johann. Wenn's nicht anders iſt. Ich kam ſo eben recht in Zug und glaube, daß wenn ich ſolche Dinge oft ſehe, und oft erzähle, ſo könnte ich ſelbſt ſo wunderlich werden. Was meinſt du, Friederike?

Friederike. Wir wollen's beim Alten belaſſen.

Johann. Topp! (Er reicht ihr die Hand und zieht ſie, indem er abgeht, in den Hintergrund, wo ſie ſtehen bleibt.)

Dorn. Nun, Förſter, was ſagen Sie zu dieſem Anfang?

Förſter. Nicht viel. Es läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen.

Dorn. Verzeihen Sie, mein Freund, wir ſind dem Ziele näher als Sie glauben. Eduard ſcheint ſeinen Stolz gemäßigt zu haben, das Gefühl bemeiſtert ſich ſeiner, es wird bald die Oberhand behalten.

Förſter. Woraus ſchließen Sie das?

Dorn. Aus allem was Johann erzählt, aus dem Einzelnen wie dem Ganzen.

Förſter. Er wird gewiß derjenige nicht ſeyn, der den erſten Schritt thut, ich kenne ihn zu gut, er iſt zu eitel dazu. Er hat einen zu hohen Begriff von ſeinem Werth und giebt nicht nach.

Dorn. Das wäre mir leid; er müßte meine Tochter wenig lieben, wenig Seele und lebhaftes Gefühl, keine Energie haben, um länger in dieſem peinlichen Zuſtande zu verharren.

Förſter. Und Leonore, könnte ſie nicht gleichfalls? —

Dorn. Nein, mein Beſter! Die Frauen haben eine gewiſſe Zurückhaltung aus Beſcheidenheit, die ihre größte Zierde iſt; ſie hindert ſie ihre Gefühle frei zu äußern, und dieſe werden ſie am wenigſten zu Tage legen, wenn Eitelkeit im Spiel iſt, wie bei dieſer Wette. Sie können das Aeußerſte dulden, ehe ſie dieſen Stolz beſeitigen, ſie finden es unter ihrer Würde einem Manne zu zeigen wie ſehr ſie an ihm hangen, ihn zärtlich lieben, ſie fühlen im Verborgenen eben ſo lebhaft, wie wir, vielleicht anhaltender, aber ſie ſind ihrer Neigung mehr Meiſter.

Förſter. Du kannſt Recht haben; aber laß uns erſt

erfahren was Leonore macht, dann können wir in unsern Vermuthungen schon sicherer fortschreiten.

Dorn. Sprich also, Friederike.

Friederike. Gnädige Herren, ich fürchte sehr für die Gesundheit der Fräulein.

Dorn (rasch). Ist sie krank?

Friederike. Das nicht gerade, aber sie kann weder essen noch schlafen, sie schleicht herum wie ein Halbgespenst, verschmäht ihre Lieblingsbeschäftigungen, rührt die Guitarre nicht an, auf der sie Eduard sonst accompagnirte, singt auch nicht wie sonst ein freies Liedchen vor sich hin.

Dorn. Spricht sie was?

Friederike. Nur wenig Worte.

Dorn. Was sagt sie denn?

Friederike. Fast gar nichts. Manchmal fragt sie nach Johann, dabei denkt sie aber immer an Eduarden, merk' ich wohl.

Dorn. War das die ganzen acht Tage so?

Friederike. O nein! Anfangs war sie fröhlich, mehr als sonst, beschäftigte sich mit häuslichen Arbeiten, mit Musik und dergleichen; sie entbehrte den Geliebten nicht, sie freute sich ihm beweisen zu können wie stark sie sey.

Dorn. Siehst du, Förster, was ich sagte? hier bestimmte sie der weibliche Stolz.

Förster. Aber wie kommt's, daß sie anfangs die Beschäftigung liebte und sie jetzt vernachlässigt?

Dorn. Auch dieß ist mir erklärbar. Frauen sind zur Arbeitsamkeit gewöhnt. Mit dem Bewußtseyn geliebt zu werden scheuen sie die Einsamkeit nicht, ein einziger froher Augenblick der Gegenwart gewährt ihnen reichlichen Trost; nur der gänzliche Abgang eines Mitgefühls wird ihnen schwer und zehrt an ihnen, dann versinken sie in einen gramlichen

leidenden Zuſtand, der jemehr ſie ihn zu verbergen trachten, deſtomehr an ihrer Exiſtenz nagt. Sie verblühen.

Friederike. Richtig, ſo wird es auch bei Fräulein Leonore ſeyn. Denn daß ſie Eduarden liebt, davon habe ich viele Beweiſe. Oft tritt ſie wie zufallig an die Thüre, und zaudert ſchamhaft ſich wieder zu entfernen. Ihre Augen ſind voll Thranen, ſie ſcheint ihn behorchen, ſeine Schritte, ſeine Gedanken errathen zu wollen, ſie kampft zwiſchen Liebe und Feſtigkeit.

Förſter. Aber warum fragt ſie dich nicht um ihn? Sagte nicht Johann, Eduard ſpreche ſehr oft mit Heftigkeit von Leonoren? Er liebt ſie folglich mehr als ſie ihn.

Dorn. Da ſieht man daß du die Frauen wenig kennſt. Wann nehmen ſie Vertraute zu ihren Gefühlen? Sie wachen ſorgfaltig daruber, und ſuchen dieſelben vor allen Augen zu verbergen; uber alles fürchten ſie den eiteln Triumph der anmaßlichen mannlichen Herrſchaft. Allem wollen ſie lieber entſagen, als ſich verrathen. Im Stillen können ſie für ſich allein lieben, und um ſo heftiger ſind ihre Gefühle und um ſo dauerhafter. Die Manner hingegen ſind raſcher, keine Beſcheidenheit verwehrt ihnen laut zu denken, darum verbarg auch Eduard ſich vor Johann nicht.

Friederike. Wollen Sie noch einen Beweis daß ſie ihn liebe? Sie kennen das hübſche Garten-Plätzchen, das Eduard zu Eleonorens Namenstag ausſchmückte. Dieſes beſucht ſie taglich. Stillſchweigend, die Augen an den Boden geheftet, bleibt ſie Stunden lang dort, und jede Kleinigkeit, die er ihr ſchenkte, liegt immer auf ihrem Tiſch. Oft ſcheint ſie in einiger Unruhe, die ſich in Seufzern äußert. Ja! ſie iſt aus Liebe krank, ich verharre dabei, und wird ſie nicht aus dieſer Lage befreit —

Dorn. Laß es gut seyn, Friederike! Es wird sich alles zur rechten Zeit auflösen.

Friederike. War' ich an der Stelle, es wäre schon lange aufgelöst. (ab.)

Vierter Auftritt.

Dorn. Förster.

Dorn. Ich bin zufrieden, Alles geht nach Wunsch.

Förster. Aber wenn die Tochter erkrankt?

Dorn. Glaub es nicht, es wird nicht lange mehr währen.

Förster. Das meinst du?

Dorn. Sie werden nachgeben, sich sehen, sich lieben, und gerührter lieben.

Förster. Ich möchte doch wissen, was dich so heiter stimmt!

Dorn. Daß ich mein Werk vollendet sehe. Sie sind beide, wo ich sie wollte, wie ich sie wollte. Ihre wenigen Reden, alle ihre Handlungen sind ihrer Lage, ihren Gefühlen angemessen.

Förster. Wie das?

Dorn. Eduard, ein feuriger junger Mensch, zeigt sich noch unmuthig, er kämpft zwischen Eitelkeit und Liebe, allein die Liebe wird siegen. Er fühlt die Pein des Alleinseyns. Die Gestalt, die Reize Eleonorens stellen sich lebhaft ihm vor die Augen, er duldet es nicht länger. Keiner Zerstreuung mehr fähig, wird er die Pforte öffnen, er wird als überwunden sich erklären.

Förster (vor sich). Dieß scheint mir noch nicht ganz gewiß.

Dorn. Leonore, ein edles bescheidenes Mädchen, nur etwas launig, dachte anfangs durch Beschäftigung seiner zu

vergeſſen, ſtandhaft die Probezeit auszuharren; allein es verſtrich ein Tag um den andern. Von Seiten ihres Geliebten mußte ſie Kalte beſorgen, fragen wollte ſie nicht, ſie blieb alſo in ſich gekehrt, der bangen Ungewißheit überlaſſen. Die Leere, den Abgang zärtlichen Mitgefühls empfand ſie lebhaft; bei ihr iſt kein Mittel vorhanden, wie ſie den erſten Schritt beginne, Zurückhaltung verwehrt es ihr, und ſie wahlt zu leiden; daher entſtehen Seufzer, Thränen, Mangel an Schlaf und Eßluſt; ſie denkt ſich durch Betrachtung lebloſer Sachen zu entſchädigen, die den einzigen Gegenſtand ihrer Sehnſucht zurückrufen. Leonore liebt Eduarden vielleicht noch zärtlicher als vorher, ſie erwartet nur den Augenblick um in ihre vorigen Rechte zurückzutreten.

Förſter. Das wird ſich zeigen!

Dorn. Nun ſo laßt uns beide beharchen. An der Decke jener Zimmer iſt eine geheime Oeffnung, laßt uns dahin gehen und uns ſelbſt überzeugen. (Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Getheilte Zimmer, wohl meublirt, mit allerlei Gegenſtänden zur Unterhaltung verſehen, als: Pulte, Bücher, Inſtrumente und dergl. Thür, Gitter und Vorhang wie oben beſchrieben.

Eleonore an der rechten Seite, **Eduard** an der linken. **Dorn** und **Förſter** in der Höhe. Zuletzt **Johann** und **Friederike.**

(Eduard geht ſchnell auf und ab, ſpricht heftig mit ſich ſelbſt, ſieht bald verwirrt, bald unentſchloſſen aus. Leonore naht ſich, eine Arbeit in der Hand, blickt bald ſeufzend nach der Thür, dann beſieht ſie eine Brieftaſche mit Eduards Griffer und benetzt ſie mit heißen Thränen.)

Eduard. Nein, ich gehe nicht aus! wo ſoll ich hin, was anfangen, nichts freut mich, alles iſt mir zuwider, ſie

mangelt mir! Leonore, du das edelste, wärmste, liebevollste Geschöpf! Wo sind die frohen Augenblicke, die ich bei ihr zubrachte? wo sie mich durch ihre herrliche Gestalt, durch ihr sanftes Wesen ankettete? Sie war mein erster und letzter Gedanke, ihre Theilnahme, ihre Zartlichkeit erhöheten mir jedes Vergnügen, bei ihr fand ich Erholung nach der Arbeit: jetzt bin ich unmuthig! Wie oft erheiterte sie trübe Stunden durch lieblichen Gesang, und jedes Wort, das nach Liebe lautete, vereinigte sich wohlthatig mit meinem Herzen. Welcher Wonne war ich fahig! selbst ihre augenblicklichen Launen sind nicht so arg, als ich ungeduldig mir einbildete. Warum war ich so rasch, wie konnte ich aus Eitelkeit in die Probe willigen! — Nun wer wird nachgeben? Sie nicht — Ich? — Ja! (mit Heiterkeit) und warum zögre ich? Die Thüre geöffnet, zu ihr, der göttlichen, an ihren Füßen ewige Liebe beschworen, gestehend, daß ich ohne sie nicht leben kann! — Doch was wird man sagen? Dich für feig und schwach halten? Deine Freunde werden sich über dich lustig machen — was thut's! — Aber Leonore, du selbst könntest frohlocken, mich für überwunden halten, herrschen wollen, und dann wehe mir, wenn ich will Mann seyn! Ich kann es wohl, warum bleib' ich müßig, hier ist noch Arbeit genug! (Er setzt sich an den Schreibtisch, nimmt die Feder, doch statt zu schreiben, verliert er sich in Gedanken.)

Leonore. Schon wieder ein Tag verflossen und Eduard erscheint nicht. O welche Pein! Er hat mich vergessen und er kann mich nicht so zärtlich lieben, als ich glaubte; fühlte er nur die Halfte meiner Qualen, er würde eilen die Wette zu verlieren, ich wäre ihm eine reiche Entschädigung für die gekrankte Eitelkeit, und was ist dieses Gefühl, im Vergleich mit warmer Liebe, mit Glückseligkeit, die man nur in der Gegenliebe findet? Da vergehen die Tage, die Stunden wie

süße Träume; da fühlt' ich mich glücklich, als nach geendigten häuslichen Geschäften ich durch sein Gespräch erheitert wurde. Grausamer Vater, wie konntest du mich durch eine Probe so unglücklich machen! wollt' ich nicht lieber Eduards Anmaßungen dulden. Jetzt kann ich den ersten Schritt nicht thun. Mein Herz stimmt dafür, aber die Bescheidenheit, der Mädchen Zierde, lehrt es und ich muß gehorchen, dulden — und wie lange noch! (Sie läßt die Arbeit fallen und seufzt.)

Eduard (vom Pulte hastig aufstehend). Schreiben kann ich nicht. Wo Sinn und Muth holen! Wenn nur Johann käme, daß ich von Leonoren sprechen könnte. Freilich versteht er wenig von meinem Gefühl, aber er meint es doch gut und Leonoren verehrt er wie eine Gottheit, wie jeder, der sie kennt. Mir scheint, ich höre ihn!

Leonore (indem sie das Portefeuille mit Anmuth anfaßt und an ihr Herz drückt). Ja, hier ist das Pfand deiner Liebe, hier dein Name, und du konntest mich vergessen, Eduard? — — Was soll ich machen, wie ihn zurückführen — Ach, herrlich, vielleicht wirkt es. (Sie eilt ihre Guitarre zu nehmen, setzt sich ganz nahe an die Wand, neben die Thüre, so daß man sie von dem Gitter aus nicht sehen kann.)

(Eduard, tiefsinnig sitzend, belebt sich bei diesen Tönen, erkennt die Stimme, die ihn so oft bezaubert, läßt sich zum Denken keine Zeit, zieht den Vorhang, sucht sie zu erblicken, aber vergebens. Leonore geht zur Thür um zu horchen, sie sieht den Vorhang weggezogen, erblickt den Geliebten, Schrecken, Entzücken spricht sie aus. Die Thüre öffnet sich, sie ist in seinen Armen ehe sie sich's versieht.)

Beide. Ich habe dich wieder, ich bleibe dein!

Dorn und Förster (hereintretend). Bravo! bravo!

(Leonore und Eduard stehen verzagt.)

Dorn. Kinder, was hab' ich gesagt!

Leonore. Eduard war's der zu mir kam.

Rugantino

unten und vorne für ſich.

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Zither locken ſoll.

Mit der Zither ſich begleitend, und ſich nähernd.

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe;
Du bathſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Claudine hat eine Zeit lang auf die Zither gehört, und iſt vorübergegangen. Es tritt Lucinde von der andern Seite auf die Terraſſe.

Lucinde.

Hier im ſtillen Mondenſcheine,
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Eduard. Nein, ſie war es, die ſehen wollte ob ich horchte.

Dorn. Ihr habt beide Recht. Keines hat im Grund die Wette verloren. Gleiches Gefühl hat euch beſeelt, eure Handlungen waren einem Jüngling, einem Mädchen angemeſſen. Leonore ſuchte dich durch Feinheit dahin zu bewegen, daß du den Vorhang zogſt; lebhafter haſt du dem Gefühl angehört, Leonore wollte bloß im Verborgenen dich prüfen. Ihr habt bewieſen, daß bei edlen gefühlvollen Herzen gleiche Bewegungen vorgehen, nur äußern ſich dieſelben verſchieden und angemeſſen. Ihr ſeyd euch werth! Liebt euch! und verzeiht euch kleine Schwachheiten, und trachtet daß euch die gegenſeitige Liebe alles erſetzt.

Leonore. Dieſer Tag ſoll uns heilig ſeyn!

Eduard. Du haſt uns wirklich lieben gelehrt.

Förſter. Und ich habe heute mehr erfahren als durch mein ganzes Leben.

Friederike. Und ich auch.

Johann. Du! und was haſt du denn erfahren? Geh! das iſt alles zu erhaben und zu ſtudirt für uns. Laß uns einfach lieben und glücklich, und dazu iſt nichts einfacheres in der Welt, gnädiger Herr, als ein hübſches Heirathsgut.

Dorn. Das ſollt Ihr haben!

Mahomet.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire.

Perſonen.

Mahomet.
Sopir, Scherif von Mekka.
Omar, Heerführer unter Mahomet.
Seide, Mahomets Sclave.
Palmire, Mahomets Sclavin.
Phaner, Senator von Mekka.
Bürger von Mekka.
Muſelmänner.

Der Schauplatz iſt in Mekka.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was? Ich! Vor falſchen Wundern niederknieen?
Dem Gaukelſpiele des Betrügers opfern?
In Mekka den verehren, den ich einſt verbannt?
Nein, ſtraft, gerechte Götter! ſtraft Sopiren,
Wenn ich, mit dieſen freien, reinen Händen,
Dem Aufruhr ſchmeichle, den Betrug begrüße!

Phanor.

Wir ehren deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senats erhabner Scherif!
Doch dieſer Eifer, dieſer Widerſtand
Reizt nur den Sieger, ſtatt ihn zu ermüden.
Wenn du denſelben Mahomet vor Zeiten,
Durch der Geſetze Kraft, darnieder hieltest,
Und eines Bürgerkrieges furchtbaren Brand,
In ſeinen erſten Funken, weiſe tilgteſt,
Da war er noch ein Bürger und erſchien
Als Schwärmer, Ordnungsſtörer, Aufruhrſtifter;

Heut iſt er Fürſt, er triumphirt, er herrſcht.
Aus Mekka mußt' er als Betrüger flüchten,
Medina nahm ihn als Propheten auf,
Ja, dreißig Nationen beten ihn
Und die Verbrechen an, die wir verwünſchen.
Was ſag' ich! Selbſt in dieſen Mauern ſchleicht
Der Gift des Wahnes. Ein verirrtes Volk,
Berauſcht von trübem Feuereifer, giebt
Gewicht den falſchen Wundern, breitet
Parteigeiſt aus und reget innern Sturm.
Man fürchtet und man wünſcht ſein Heer, man glaubt
Ein Schreckensgott begeiſtre, treibe, führe
Unwiderſtehlich ihn von Sieg zu Sieg.
Zwar ſind mit dir die ächten Bürger eins;
Doch ihre Zahl iſt kleiner als du denkſt.
Wo ſchmeichelt ſich die Heuchelei nicht ein?
Und Schwärmerei, die ihren Vortheil kennt?
Zu Neuerungen Luſt, ein falſcher Eifer, Furcht
Zerſtören Mekka's aufgeregten Kreis,
Und dieſes Volk das du ſo lange Zeit beglückt
Ruft ſeinen Vater an und fordert Frieden.

Sopir.

Mit dem Verräther Frieden! o du feiges Volk!
Von ihm erwarte nur der Knechtſchaft Jammer.
Tragt feierlich ihn her, bedient ihn knieend.
Den Götzen, deſſen Laſt euch bald erdrückt.
Doch ich bewahr' ihm einen ew'gen Haß,
Mein tief verwundet Herz nie kann es heilen.
Und er nährt gleiche Rache gegen mich.
Mein Weib und meine Kinder mordet' er.
Bis in ſein Lager trug ich Schwert und Tod.

Sein eigner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.
Nein! nein! Der Haß glüht ewig zwiſchen uns,
Und keine Zeit kann dieſes Feuer löſchen.

Phanor.

Verbirg die Gluth, ſie brenne heimlich fort;
Dem Ganzen opfre deiner Seele Schmerzen.
Rachſt du die Deinen? wenn er dieſe Stadt
Mit Feuer und mit Schwert verheerend ſtraft.
Verlorſt du Sohn und Tochter, Gattin, Bruder;
Den Staat bedenke, der gehört dir an.

Zopir.

Dem Staate bringt die Furchtſamkeit Verderben.

Phanor.

Auch Starrſinn bringt ihn ſeinem Falle nah.

Zopir.

So fallen wir! wenn's ſeyn muß.

Phanor.

Dieſe Kühnheit
Selbſt uns dem Schiffbruch aus, ſo nah dem Hafen.
Du ſiehſt, der Himmel gab in deine Hand
Ein Mittel den Tyrannen zu bezahmen.
Palmire, ſeines Lagers holder Zögling,
Die in den letzten Schlachten du geraubt,
Iſt als ein Friedensengel uns erſchienen,
Der ſeine Siegerwuth beſanft'gen ſoll.
Schon forderte ſein Herold ſie zurück.

Zopir.

Und dieſe gäb' ich dem Barbaren wieder?
Du wollteſt daß mit ſolchem edlen Schatz
Die Räuberbande ſich bereicherten?
Wie? Da er uns mit Schwert und Trug bekampft,

Soll Unſchuld ſich um ſeine Gunſt bewerben?
Und Schönheit ſeine tolle Wuth belohnen?
Mein graues Haar trifft der Verdacht wohl nicht,
Daß ich in ihr das holde Weib begehre;
Denn jugendliche Gluth erregt nicht mehr
Mein traurig Herz, erdrückt von Zeit und Jammer.
Doch ſey es, daß vom Alter ſelbſt die Schönheit
Ein unwillkürlich ſtilles Opfer fodre!
Mag ich vielleicht, dem eigne Kinder fehlen,
In ihr das langſt Verlorne wieder ſehen!
Ich weiß nicht welcher Hang zu ihr mich zieht,
Die Oede mancher Jahre wieder füllt.
Sey's Schwäche, ſey's Vernunft, nicht ohne Schaudern
Säh' ich ſie in des Lügenkünſtlers Hand.
O möchte ſie ſich meinen Wünſchen fügen,
Und heimlich dieſen Schutzort lieb gewinnen!
O daß ihr Herz, für meine Wohlthat fühlbar,
Ihn, den ich haſſen muß, verwünſchen möchte!
Sie kommt, in dieſen Hallen mich zu ſprechen,
Im Angeſicht der Götter dieſes Hauſes.
Sie kommt! Ihr Antlitz, edler Unſchuld Bild,
Läßt alle Reinheit ihres Herzens ſehen.

(Pyanor ab.)

Zweiter Auftritt.

Sopir. Palmire.

Sopir.

Wie ſegn' ich, edles Kind, das Glück des Kriegs,
Das dich, durch meinen Arm, zu uns geführt!

Nicht in Barbaren Hand biſt du gefallen.
Ein jeder, ſo wie ich, ehrt dein Geſchick,
Dein Alter, deiner Schönheit, deiner Jugend Reiz.
O ſprich! und blieb mir, in dem Sturm der Zeit,
Bei meinem Volke, noch ſo viel Gewalt,
Um deine ſtillen Wünſche zu befried'gen;
So will ich meine letzten Tage ſegnen.

Palmire.

Zwei Monden ſchon genieß' ich deinen Schutz,
Erhabner Mann, und dulde mein Geſchick,
Das du erleichterſt und die Thränen ſtilleſt,
Die eine harte Prüfung mir entlockt.
Wohlthät'ger Mann! Du öffneſt mir den Mund;
Von dir erwart' ich meines Lebens Glück.
Wie Mahomet begehrt von meinen Banden mich
Befreit zu ſehn, ſo wünſch' ich's auch. Entlaß
Ein Mädchen, die des Krieges ſchwere Hand
Nicht fühlen ſollte. Sey, nach dem Propheten,
Mein zweiter Vater, dem ich alles danke.

Zopir.

Du ſehnſt dich nach den Feſſeln Mahomets,
Dem Larm des Lagers, nach der Wüſte Schreckniß!
Ein wandelnd Vaterland, reizt es ſo ſehr?

Palmire.

Dort iſt mein Herz, dort iſt mein Vaterland;
Mein erſt Gefühl hat Mahomet gebildet,
Von ſeinen Frauen ward ich auferzogen,
In ihrer Wohnung, einem Heiligthum,
Wo dieſe Schaar, verehret und geliebt
Von ihrem Herrn, in ruhigen Gebeten
Und ſtill beſchäftigt, ſel'ge Zeiten lebt.

Der einz'ge Tag war mir ein Tag des Grauens,
An dem der Krieg in unsre Wohnung drang,
Und unsrer Helden Kraft nur kurze Zeit
Den Streichen eines raschen Feindes wich.
O Herr! verzeihe meinen Schmerzgefühlen!
Du haltst mich hier; doch bin ich immer dort.

Sopir.

Wohl, ich versteh'! die Hoffnung nährest du,
Des stolzen Mannes Herz und Hand zu theilen.

Palmire.

Herr, ich verehr' ihn, ja ich glaube, bebend,
In Mahomet den Schreckensgott zu sehen.
Zu solchem Bunde strebt mein Herz nicht auf,
Aus solcher Niedrigkeit zu solchem Glanz.

Sopir.

Wer du auch seyst, ist denn wohl er geboren,
Dich als Gemahl, als Herr dich zu besitzen?
Das Blut aus dem du stammst scheint mir bestimmt,
Dem frechen Araber Gesetz zu geben,
Der über Könige sich nun erhebt.

Palmire.

Ich weiß von keinem Stolze der Geburt;
Nicht Vaterland, nicht Eltern kannt' ich je;
Mein Loos von Jugend auf war Sclaverei.
Die Knechtschaft macht mich vielen Andern gleich,
Und alles ist mir fremd, nur nicht mein Gott.

Sopir

Wie? dir ist alles fremd und dir gefallt
Ein solcher Zustand? Wie? du dienest einem Herrn
Und fühlst nach einem Vater keine Sehnsucht!
In meinem traurigen Palast allein

Und kinderlos, o fand' ich solche Stütze!
Und wenn ich dir ein heiteres Geschick
Bereitet, wollt' ich in den letzten Stunden
Die Ungerechtigkeit des meinigen vergessen.
Doch ach! verhaßt bin ich, mein Vaterland
Und mein Gesetz, dem eingenommnen Herzen.

Palmire.

Wie kann ich dein seyn, bin ich doch nicht mein!
Ungern, o güt'ger Mann, verlass' ich dich;
Doch Mahomet, er ist und bleibt mein Vater.

Sopir.

Ein Vater, solch ein trügrisch Ungeheuer!

Palmire.

Welch unerhörte Reden gegen den,
Der, als Prophet auf Erden angebetet,
Vom Himmel uns die heil'ge Botschaft bringt!

Sopir.

O wie verblendet sind die Sterblichen,
Wenn sie ein falscher Heuchelwahn betäubt!
Auch mich verläßt hier alles, ihm Altäre,
Dem Frevler, zu errichten, den ich einst
Sein Richter schonte, der, ein Missethater,
Von hier entfloh und Kronen sich erlog.

Palmire.

Mich schaudert! Gott! Sollt' ich in meinem Leben
So freche Reden hören! und von dir!
Die Dankbarkeit, die Neigung räumte schon
Gewalt auf dieses Herz dir ein. Von dir
Vernehm' ich diese Lästrung auf den Mann,
Der mich beschützt, mit Schrecken und mit Abscheu.

Rugantino

unten und vorne, für ſich.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin ſo unruhvoll,
Was ich thun und laſſen ſoll.

Sich mit der Zitther begleitend und ſich nähernd.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Indeß iſt Claudine auch wieder herbeygekommen, und hat mit Lucinden dem Geſange Rugantino's zugehört.

Claudine und Lucinde.

Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.

Sopir.

Ach! in des Aberglaubens feſten Banden
Verliert dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit.
Wie jede Knechtſchaft, raubt auch dieſe dir
Den freien Blick das Wurdige zu ſchaßen.
Du jammerſt mich, Palmire! deinen Irrthum,
Der dich umſtrickt, bewein' ich wider Willen.

Palmire.

Und meine Bitte willſt du nicht geſtatten?

Sopir.

Nein! dem Tyrannen, der dein Herz betrog,
Das, zart und biegſam, ſich ihm öffnete,
Geb' ich dich nicht zurück. Du biſt ein Gut,
Durch das mir Mahomet verhaßter wird.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Sopir.

Was bringſt du, Phanor?

Phanor.

An dem Thor der Stadt,
Das gegen Moabs reiche Felder weiſ't,
Iſt Omar angelangt.

Sopir.

Wie? Omar? Dieſer wilde
Verwegne Mann, den auch der Irrthum faßte
Und an den Wagen des Tyrannen feſſelte?
Als Bote kommt er des Verführers nun,

Den er zuerſt, als guter Bürger, ſelbſt
Verabſcheut und bekampft, und ſo, vor vielen,
Sich um ſein Vaterland verdient gemacht.

Phanor.

Er liebt es noch vielleicht; denn dießmal kommt er
Nicht ſchrecklich als ein Krieger; ſeine Hand
Trägt einen Oelzweig über ſeinem Schwert,
Und bietet uns ein Pfand des Friedens an.
Man ſpricht mit ihm, man tauſchet Geiſeln aus,
Er bringt Seiden mit, den jungen Krieger,
Den Liebling des Propheten und des Heers.
Erfreulich ſchöne Hoffnung —

Palmire.

Gott! welch ein Glück!
Seide kommt!

Phanor.

Und Omar nahet ſchon.

Sopir.

Ich muß ihn hören. Lebe wohl, Palmire!

(Palmire geht.)

Und Omar wagt's, vor meinen Blick zu treten!
Was kann er ſagen! Götter meines Landes!
Dreitauſend Jahre ſchützt ihr Ismaels
Großmüth'ge Kinder. Sonne! heil'ge Lichter!
Der Götter Bilder, deren Licht ihr bringt,
Blickt auf mich nieder, ſtärket meine Bruſt,
Die ich dem Unrecht ſtets entgegenſetzte!

Vierter Auftritt.

Sopir. Omar. Phanor.

Sopir.

Nun alſo kommſt du nach ſechs Jahren wieder,
Betrittſt dein Vaterland, das einſt dein Arm
Vertheidigte, das nun dein Herz verrath?
Noch ſind von deinen Thaten dieſe Mauern
Erfüllt, und du, Abtrünniger, erſcheinſt
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Geſetze herrſchen, die du flohſt.
Was bringſt du, Werkzeug eines Räubers der
Den Tod verdient? Was willſt du?

Omar.

Dir vergeben!
Der göttliche Prophet ſieht deine Jahre,
Dein frühes Unglück mit Bedauern an.
Er ehret deinen Muth und reichet dir
Die Hand die dich erdrücken könnte. Nimm
Den Frieden an den er euch bieten mag!

Sopir.

Und er, der Aufruhrſtifter, der um Gnade
Zu flehen hätte, will uns Friede ſchenken!
Erlaubt ihr, große Götter, daß der Frevler
Uns Frieden geben oder nehmen könne?
Und du, der des Verräthers Willen bringt,
Erröthеſt nicht ſolch einem Herrn zu dienen?
Haſt du ihn nicht geſehn, verworfen, arm,
Am letzten Platz der letzten Bürger kriechen?

Wie war er weit von ſolchem Ruhm entfernt,
Der ſich um ihn gewaltſam nun verbreitet.

Omar.

Nichtswürd'ge Hoheit feſſelt deinen Sinn.
So wagſt du das Verdienſt? und ſchätzeſt Menſchen
Nach dem Gewicht des Glücks in deiner Hand?
Und weißt du nicht, du ſchwacher, ſtolzer Mann,
Daß das Inſect das ſich im Halm verbarg,
So wie der Adler der die Wolken theilt,
Dem Ewigen belebter Staub erſcheine?
Die Sterblichen ſind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterſchied.
Doch Geiſter giebt's, begünſtiget vom Himmel,
Die durch ſich ſelbſt ſind, alles ſind und nichts
Dem Ahnherrn ſchuldig, nichts der Welt. So iſt
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
Er in der Welt allein verdient's zu ſeyn;
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen ſollen,
Gab ich ein Beiſpiel, das mich ehren wird.

Sopir.

Omar, ich kenne dich. Du ſcheineſt hier
Als Schwärmer dieſes Wunderbild zu zeichnen;
Doch ſeh' ich nur den klugen Redner durch.
Du glaubſt umſonſt, wie Andre, mich zu täuſchen;
Ihr betet an wo ich verachten muß.
Verbanne jeden Trug! Mit weiſem Blick
Sieh den Propheten an den du verehrſt.
Den Menſchen ſieh in Mahomet! Geſteh!
Du hobſt ihn, du, zu dieſer Himmelshöhe.
Des Schwärmens, der Verſtellung ſey genug!
Laß mit Vernunft uns deinen Meiſter richten.

Wie zeigt er ſich? Er treibt, ein roher Knecht,
Kameele vor ſich her, betrügt, durch Heucheldienſt
Und Schwärmerei, ein Weib das ihm vertraut.
So wird Fatime ſein. Von Traum in Traum
Führt er ein leicht gewonnen Volk und macht Partei,
Erregt die Stadt. Man fängt ihn, führet ihn
Zu meinen Füßen. Vierzig Aelteſte
Verdammen, ſie verbannen ihn, und ſo
Zu leicht beſtraft, wächſ't nur ſein kühner Unſinn.
Von Höhle flüchtet er zu Höhle mit Fatimen,
Und ſeine Jünger, zwiſchen Stadt und Wüſte,
Verbannt, verfolgt, geächtet, eingekerkert,
Verbreiten ihre Wuth als Götterlehre.
Medina wird von ihrem Gift entzündet.
Da ſtandeſt du, du ſelbſt, du ſtandeſt auf,
Mit Weisheit dieſem Uebel abzuwehren.
Da warſt du glücklich, brav, gerecht, und ſtellteſt
Als freier Mann dich gegen Tyrannei.
Iſt er Prophet, wie durfteſt du ihn ſtrafen?
Iſt er Betrüger, und du dieneſt ihm?

Omar.

Ich wollt' ihn ſtrafen, als ich ſie verkannte,
Die erſten Schritte dieſes großen Mannes.
Doch nun erkenn ich's, ja, er iſt geboren,
Die Welt zu ſeinen Füßen zu verwandeln.
Sein Geiſt erleuchtete den meinen, und ich ſah ihn
Zum unbegränzten Laufe ſich erheben.
Beredt und unerſchüttert, immer wunderbar,
Sprach, handelt', ſtraft', vergab er wie ein Gott.
Da ſchloß ich dieſen ungeheuern Thaten
Mein Leben an, und Thronen und Altäre

Erwarben wir; ich theile ſie mit ihm.
Ich war, laß mich's geſtehn, ſo blind wie du.
Ermanne dich, Sopir, verlaſſe, ſchnell
Bekehrt wie ich, den alten Eigenſinn!
Hör' auf die Wuth des falſchen Eifers nur
Verworren eitel vorzurühmen, daß
Du grauſam unſer Volk verfolgeſt, unſre Brüder
Mit Freuden quälſt und läſterſt unſern Gott.
Dem Helden fall zu Füßen, den du einſt
Zu unterdrücken dachteſt! Küſſe dieſe Hand,
Die nun den Donner trägt! Ja, ſieh mich an,
Der erſte bin ich nach ihm auf der Erde.
Die Stelle die dir bleibt, iſt ſchön genug
Und werth daß du dem neuen Herren huldigſt.
Sieh was wir waren, ſiehe was wir ſind.
Für große Menſchen iſt das ſchwache Volk
Geboren. Glauben ſoll's, bewundern und gehorchen.
Komm herrſche nun mit uns, erhebe dich,
Theil' unſre Größe, der ſich nichts entzieht,
Und ſchrecke ſo das Volk das dich beherrſchte!

Sopir.

Nur Mahomet und dich, und deines gleichen,
Wunſch' ich durch meine Redlichkeit zu ſchrecken.
Du willſt, der Scherif des Senates ſoll,
Abtrünnig, dem Betrüger huld'gen, den Verführer
Beſtat'gen, den Rebellen krönen? Zwar
Ich laugne nicht, daß dieſer kühne Geiſt
Viel Klugheit zeigt, und Kraft und hohen Muth;
Wie du, erkenn' ich deines Herrn Talente,
Und wär' er tugendhaft, er wär' ein Held.
Doch dieſer Held iſt grauſam, ein Verräther;

So ſchuldig war noch niemals ein Tyrann.
Mir kündigſt du die trügeriſche Huld
Vergebens an; der Rache tiefe Künſte
Verſteht er meiſterlich, mir droben ſie.
Im Laufe dieſes Krieges fiel ſein Sohn
Durch meine Hand. Ja! dieſer Arm erlegt' ihn,
Und meine Stimme ſprach des Vaters Bann.
Mein Haß iſt unbezwinglich, wie ſein Zorn.
Will er nach Mekka, muß er mich verderben,
Und der Gerechte ſchont Verräther nicht.

Omar.

Daß Mahomet verzeihend ſchonen kann
Sollſt du erfahren. Folge ſeinem Beiſpiel!
Er trägt dir an zu theilen, deine Stämme
Vom Raub der überwundnen Kön'ge zu bereichern.
Um welchen Preis willſt du den Frieden geben?
Um welchen Preis Palmiren? Unſre Schätze
Sind dein.

Zopir.

Und ſo glaubſt du mich anzulocken!
Mir meine Schande zu verkaufen! Mir
Den Frieden abzumarkten, weil du Schätze
Zu bieten haſt, die ihr mit Miſſethaten
Errangt! Palmiren will er wieder? Nein!
So viele Tugenden ſind nicht geſchaffen
Ihm unterthan zu ſeyn. Er ſoll ſie nicht beſitzen,
Der Trüger, der Tyrann, der die Geſetze
Zu ſtürzen kommt, die Sitten zu vergiften.

Omar.

Du ſprichſt unbiegſam noch als hoher Richter,
Der von dem Tribunal den Schuld'gen ſchreckt.

Du willst ein Staatsmann seyn; so denke, handle
Wie's einem Staatsmann ziemt. Betrachte mich
Als den Gesandten eines großen Manns
Und Königs!

Sopir.

Wer hat ihn gekrönt?

Omar.

Der Sieg!
Bedenke seine Macht und seinen Ruhm!
Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Erobrer;
Doch heute will er Friedensstifter heißen.
Noch ist sein Heer von dieser Stadt entfernt;
Doch es umschließt euch bald, und diese Mauern,
Die mich gezeugt, soll ich belagern helfen.
O höre mich! Laß uns das Blut ersparen;
Er will dich sehn, er will dich sprechen!

Sopir.

Wer?

Omar.

Er wünscht es.

Sopir.

Mahomet?

Omar.

Er selbst!

Sopir.

Verräther!
Herrscht' ich allein in diesen heil'gen Mauern,
So würde Strafe statt der Antwort folgen!

Omar.

Sopir, mich jammert deine falsche Tugend!
Doch da, wie du gestehst, ein abgewürdigter

Senat das ſchwache Reich mit dir zu theilen
Sich anmaßt; wohl er ſoll mich hören.
Nicht alle Herzen, weiß ich, ſind für dich.

Sopir.

Ich folge dir, und zeigen wird ſich bald
Wen man zu hören hat. Geſetz und Götter
Und Vaterland vertheidigt meine Stimme;
Erhebe dann die deine! Leihe ſie
Dem Gotte der Verfolgung, dem Entſetzen
Des menſchlichen Geſchlechts, den ein Betrüger,
Die Waffen in der Hand, verkünden darf.

(Zu Phanor, nachdem Omar abgegangen).

Und du! hilf den Verräther mir verdrängen.
Ihn dulden heißt ihn ſchonen, heißt es ſeyn.
Komm, laß uns ſeinen Plan vereiteln! ſeinen Stolz
Beſchämen! Komm! und wenn ich nicht vermag
Dem Richtplaß ihn zu weihen, ſteig' ich willig
Ins Grab hinunter. Hört mich der Senat;
Befreit ſind wir, die Welt iſt's vom Tyrannen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire.

Führt dich ein Gott in mein Gefängniß? ſoll
Mein Jammer enden? ſeh' ich dich, Seide!

Seide.

O ſüßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Troſt!
Wie viele Thranen haſt du mich gekoſtet,
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß.
Vergebens widerſtand ich ſeiner Macht,
Die in das Heiligſte des Lagers drang;
Vergebens ſtürzt' ich mich den Räubern nach;
Nur einen Augenblick errang ich dich.
Bald lag ich unter Todten hingeſtreckt
Am Saibar, verzweifelnd; mein Geſchrei,
Das dich nicht mehr erreichte, rief den Tod.
Er hörte nicht. In welchen Abgrund ſtürzte,
Geliebteſte Palmire, dein Verluſt
Mein armes Herz. Mit jammervollen Sorgen
Bedacht' ich die Gefahren um dich her,
Entbrannt von Wuth irrt' ich und ſchalt, verwegen,
Der Rache Zaudern, ſtürzte mich im Geiſt
Auf dieſe Mauern. Ich beſchleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes, und ſchon flammte,
Von meinen Händen angezündet, der Bezirk,
Der deinen Jammer eingekerkert hält.
Vergebens! Meine rege Phantaſie
Verſchwand in Finſterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In ſeiner Plane Göttertiefe ſpähen?
Er ſendet Omar fort, nach Mekka, hör' ich,
Um einen heil'gen Stillſtand einzugehen;
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich' ich ihn,
Man fordert Geiſeln, und ich bin bereit.

Käm' sie nur näher,
Sie steht so ferne;
Nun kommt sie näher,
Nun ist sie da.

Ruganti no
zugleich mit ihnen.

Es scheint, sie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich stand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Ruganti no sich begleitend.

Du hast mir mein Geräth verstellt und verschoben.
Ich such', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmst so ungeschickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Man nimmt mich an, man läßt mich ein, und hier
Bleib' ich bei dir, gefangen oder todt.

Palmire.

Du kommst mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieser Stunde warf ich mich, bewegt,
Zu meines Räubers Füßen flehend hin.
O kenne, rief ich aus, mein ganzes Herz!
Mein Leben ist im Lager. Wie du mich von dort
Entführtest, sende mich zurück und gieb
Das einz'ge Gut, das du geraubt, mir wieder!
Vergebens flossen meine Thränen, hart
Versagt' er meine Bitten, mir verschwand
Des Tages Licht; mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es schien
Auf ewig nun zu stocken; alles war
Für mich verloren, und Seide kommt.

Seide.

Und wer kann deinen Thränen widerstehn?

Palmire.

Sopir. Er schien gerührt von meinem Jammer;
Doch bald verhärtet und verstockt, erklärt er,
Es sey umsonst, er gebe mich nicht los. —

Seide.

Du irrst, Barbar! dir drohet Mahomet
Und Omar; auch Seide darf sich nennen
Nach diesen großen Namen. Liebe,
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern
Den Jüngling, der nach Heldenruhm sich sehnte,
Und dem nun hier die schönste Palme winkt.
Wir brechen deine Ketten, trocknen deine Thränen!
Gott Mahomets! Beschützer unsrer Waffen!

Du, deſſen heiliges Panier ich trug,
Der du Medinens Mauern niederriſſeſt;
Auch Mekka ſtürze nieder, uns zu Füßen!
Omar iſt in der Stadt. Gerubig ſieht
Das Volk ihn an, nicht mit Entſetzen,
Wie Feinde feindlich den Beſieger ſehn.
Ihn ſendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire.

Uns liebet Mahomet, befreiet mich,
Verbindet uns, zwei Herzen, die ihm ganz
Gehören; aber ach! er iſt entfernt,
Wir ſind in Ketten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Nur getroſt, es ſpringen
Die Ketten bald entzwei. Der Himmel iſt
Euch günſtig. Mahomet iſt nah.

Beide.

Wer?

Palmire.

Unſer hoher Vater?

Omar.

Zu dem Rath
Von Mekka's Aelteſten ſprach, eben jetzt,
Sein Geiſt durch meinen Mund.
„Der Freund des Gottes der die Schlachten lenkt,

Der große Mann, der, einſt bei euch geboren,
Nun Könige beherrſchet und beſchützt,
Den wollt ihr nicht als Bürger anerkennen?
Kommt er um euch zu feſſeln? zu verderben?
Er kommt euch zu beſchützen! und noch mehr,
Er kommt euch zu belehren, und ſein Reich
Allein in euren Herzen aufzurichten."
So ſprach ich; mancher Richter war bewegt,
Die Geiſter ſchwankten. Doch Sopir ſteht auf,
Er, der ſich vor dem Himmelslichte fürchtet,
Das allen alten Wahn zerſtreuen ſoll,
Beruft das Volk, für ſich es zu beſtimmen;
Es lauft zuſammen, und ich dringe zu.
Nun red' ich auch und weiß die Bürger bald
Zu ſchrecken, bald zu überreden. Endlich
Erhalt' ich einen Stillſtand und das Thor
Für Mahomet iſt offen, endlich naht er,
Nach funfzehnjähriger Verbannung, ſeinem Herde.
Die Tapferſten umgeben ihn, er kommt
Mit Ali, Pharan, Ammon; alles Volk
Stürzt, ihn zu ſehn, an ſeinen Weg. Die Blicke
Sind, wie der Bürger Sinn, verſchieden. Dieſer ſieht
In ihm den Helden, dieſer den Tyrannen.
Der eine flucht und droht, der andre ſtürzt
Zu ſeinen Füßen, küßt ſie, betet an.
Wir rufen dem bewegten Volk entgegen
Die heil'gen Namen: Friede! Freiheit! Gott!
Und die Partei Sopir's, verzweifelnd, haucht
Der Raſerei ohnmächt'ge Flammen aus.
Durch den Tumult, mit ruhig freier Stirn,
Tritt Mahomet heran, als Herrſcher; doch er führt

Den Oelzweig, und der Stillstand ist geschlossen.
Groß ist der Augenblick. Hier kommt er selbst.

Dritter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge. Seide. Palmire.

Mahomet.

Unüberwindliche Gefährten meiner Macht,
Mein edler Ali, Morat, Pharan, Ammon,
Begebt euch zu dem Volk zurück, belehrt's
In meinem Namen, droh't, verspricht. Die Wahrheit
Allein soll sie regieren, wie mein Gott.
Anbeten soll man ihn, man soll ihn fürchten.
Wie? Auch Seide hier?

Seide.

Mein Vater! mein Gebieter!
Der Gott, der dich begeistert, trieb mich an.
Bereit für dich Unmögliches zu wagen,
Zu sterben, eilt' ich vor, eh' du befahlst.

Mahomet.

Du hättest warten sollen! Mir zu dienen
Versteht nur der, der meinen Wink befolgt.
Gehorch' ich meinem Gott, gehorchet mir!

Palmire.

O Herr! vergieb ihm, seiner Ungeduld!
Du ließest uns zusammen auferziehn;
Ein Geist belebt uns, Ein Gefühl durchdringt uns.
Ach! meine Tage waren trüb genug.
Entfernt von dir, von ihm, gefangen, schmachtend,

Eröffnet ſich mein mattes Aug' dem Licht,
Nach langer Zeit, zum Erſtenmale wieder.
Ach! dieſen Augenblick vergall' ihn nicht.

Mahomet.

Genug, Palmire! Deines Herzens Tiefen
Durchſchau' ich. Bleibe ſtill und unbeſorgt.
Leb' wohl! die Sorge für Altar und Thron
Halt mich nicht ab, dein Schickſal zu bedenken.
Ich bin für dich beſorgt, wie für die Welt;
Drum warn' ich dich vor einem Manne, vor
Sopiren.

(Zu Seiden.)

Du ſuchſt meine Krieger auf.

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Mahomet.

Du, wackrer Omar, bleibeſt und vernimmſt,
Was ich in meinem Sinn und Herzen walze.
Soll ich die Stadt belagern? die vielleicht
Hartnäckig widerſteht, und meinen Sieg
Im raſchen Laufe hemmet, ja wohl gar
Die Bahn begränzt die ich durchlaufen kann.
Die Völker müſſen keine Zeit gewinnen,
Von meiner Thaten Glanz ſich zu erholen.
Das Vorurtheil beherrſcht den Pöbel. Alt
Iſt das Orakel, die gemeine Sage,
Die einen gottgeſandten Mann der Welt
Verſprechen. Ueberall ſoll ihn der Sieg

Erſt krönen, und er ſoll nach Mekka dann
Mit einem Oelzweig kommen, wohlempfangen,
Den Krieg von dieſer heil'gen Stätte wenden.
Laß uns der Erde Wahn getroſt benutzen;
Ich fühle mich zu ihrem Herrn beſtimmt.
Die Meinen dringen ſchon mit neuem Eifer
Und Geiſteskraft aufs unbeſtänd'ge Volk.
Du aber ſage mir wie fandeſt du
Palmiren und Seiden?

Omar.

Immer gleich.
Von allen Kindern, welche Hammon dir
Erzogen, ſie zu deinem Dienſt, zu deinem
Geſetz genähret und gebildet, die
Vor deinem Gott ſich beugen, dich als Vater
Verehren, keins von allen hat ein Herz
So bildſam, keins von allen einen Geiſt
Zum Glauben ſo geneigt als dieſes Paar.
Ergeben ſind ſie dir wie keine ſind.

Mahomet.

Und dennoch ſind ſie meine größten Feinde.
Sie lieben ſich! Das iſt genug.

Omar.

Und ſchiltſt
Du ihre Zärtlichkeit?

Mahomet.

O lerne mich,
Und meine Wuth und meine Schwachheit kennen!

Omar.

Was ſagſt du?

Mahomet.

Omar, dir iſt nicht verborgen,
Wie Eine Leidenſchaft die übrigen,
Die in mir glühen, mit Gewalt beherrſcht.
Von Sorge für die Welt belaſtet, rings umgeben
Vom Sturm des Krieges, der Parteien Woge,
Schwing' ich das Rauchfaß, führ' ich Scepter, Waffen;
Mein Leben iſt ein Streit, und maßig, nüchtern,
Bezwing' ich die Natur mit Ernſt und Strenge.
Verbannt iſt der verrätheriſche Trank,
Der Sterbliche zu heben ſcheint und ſchwächt.
Im glüh'nden Sand, auf rauhen Felſenflachen,
Trag' ich, mit dir, der ſtrengen Luſte Pein,
Und keiner unſrer Krieger duldet beſſer
Der Heereszüge tauſendfalt'ge Noth.
Für alles tröſtet mich die Liebe. Sie allein,
Sie iſt mein Lohn, der Arbeit einz'ger Zweck,
Der Götze dem ich rauchre, ja! mein Gott!
Und dieſe Leidenſchaft ſie gleicht der Raſerei
Der Ehrſucht, die mich über alles hebt.
Geſteh' ich's! Heimlich glüh' ich für Palmiren! ſie
Iſt mir vor allen meinen Frauen werth.
Begreifſt du nun die höchſte Raſerei
Der Eiferſucht, wenn ſich Palmire mir
Zu Füßen wirft, ihr ganzes Herz mir zeigt,
Das einem andern ſchon gehört? Entrüſtet
Steh' ich vor ihr und fühle mich beſchamt.

Omar.

Und du biſt nicht gerochen?

Mahomet.

Hör' erſt alles

Und lern' ihn kennen, um ihn zu verwünschen.
Die beiden, meine Feinde, die Verbrecher, ſind —
Sind Kinder des Tyrannen, den ich haſſe!

Omar.

Sopir?

Mahomet.

Iſt Vater dieſer beiden! Hammon brachte
Vor funfzehn Jahren ſie in meine Hand.
An meinem Buſen nährt' ich dieſe Schlangen,
Und ihre Triebe feindeten mich an.
Sie glühten für einander, und ich fachte
Selbſt Odem ihren Leidenſchaften zu.
Vielleicht verſammelt hier der Himmel alle
Verbrechen! Ja ich will — er kommt, er blickt
Uns grimmig haſſend an, und ſeinen Zorn
Verbirgt er nicht. Du gehſt, bemerkeſt alles.
Mit meinen Tapfern ſoll ſich Ali feſt
Am Thore halten! Bringe mir Bericht,
Zu überlegen, ob mit meinen Streichen
Auf ihn ich zaudern oder eilen ſoll.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Sopir.

Sopir.

O welche Laſt zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen ſoll ich hier den Feind der Welt.

Mahomet.

Da uns der Himmel hier zuſammen bringt, ſo komm!
Sieh ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen.

Zopir.

Erröthen ſollt' ich nur für dich, der nicht
Geruht, bis mit Gewalt und Liſt er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführt;
Für dich, der hier nur Miſſethaten ſa't,
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Name ſchon zerrüttet unſre Häuſer,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, deinetwegen an.
Der Stillſtand iſt für dich nur Mittel uns
Zu untergraben; wo du ſchreiteſt drangt
Der Bürgerkrieg ſich deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!
Tyrann der Deinen! und du wollteſt hier
Mir Friede geben und mir Gott verkunden?

Mahomet.

Sprách' ich mit einem andern als mit dir,
So ſollte nur der Gott der mich begeiſtert reden.
Das Schwert, der Koran, in der blut'gen Hand,
Sollt' einem jeden Schweigen auferlegen.
Wie Donnerſchläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen ſáh' ich tief im Staub.
Doch dich behandl' ich anders, und mit dir
Sprech' ich als Menſch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich ſo groß, daß ich dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir ſind hier allein!
Du ſollſt mich kennen lernen; höre mich.
Mich treibt die Ehrſucht; jeden Menſchen treibt ſie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Prieſter,
Ein Feldherr, oder Bürger ſolchen Plan
Wie ich empfangen, oder ausgebildet.

Von mir geht eine rasche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verspricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde schon
Geglanzt an seiner Stelle, durch Gesetz,
Durch Künste, doch besonders durch den Krieg.
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüsten, unbekannt,
Vergrabt es lange seinen hohen Werth.
Blick' auf und sieh die neuen Siegestage
Herannahn! Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt versunken, Persien in Blut,
Schwach Indien, in Sclaverei Aegypten
Erniedrigt, und den Glanz der Mauern Constantins
Verfinstert; sieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten aus einander brechen,
Zerstückt den großen Körper, seine Glieder,
Zerstreut und ohne Hoffnung, traurig zucken.
Auf diese Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben. Neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hülfe,
Die Tiefgesunknen, einen neuen Gott.
Einst gab Osiris den Aegyptern, einst
Den Asiaten Zoroaster, Moses
Den Juden, in Italien gab Numa
Halbwilden Völkern unzulängliche
Gesetze; nun, nach tausend Jahren, komm' ich,
Die gröberen Gebote zu verändern.
Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falschen Götter stürz' ich; neuer Gottesdienst,
Die erste Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an. Mit Unrecht tadelst du,

Rugantino iſt unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgeſtiegen. Die Frauenzimmer haben ſich von innen an die Gitterthür geſtellt; Rugantino ſteigt die Treppen immer ſachte hinauf, daß er endlich ganz nah bey ihnen an der Seite der Thür ſteht.

Pedro

mit gezognem Degen.

Sie ſind entflohn!
Entflohen, die Verwegnen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie ſind hieher entflohn.

Rugantino

indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter.

O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen?
Pedro! Er iſt's!
Den glaubt' ich ferne ſchon.

Daß ich mein Vaterland betrüge. Nein
Ich raub' ihm seines Götzendienstes Schwäche,
Und unter Einem König, Einem Gott,
Vereint es mein Gesetz. Wie es mir dient;
So soll es herrlich werden auf der Erde.

Zopir.

Das sind nun deine Plane! Kühn gedenkst du
In andere Gestalt, nach deinem Willen,
Die Welt zu modeln, willst, mit Mord und Schrecken,
Dem Menschen deine Denkart anbefehlen;
Und du, Verheerer, sprichst von Unterricht!
Ach! wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeist im Dunkeln uns bezwang,
Mit welcher Schreckensfackel dringst du ein,
Uns zu erleuchten! Wer ertheilte dir
Das Recht zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen, das Rauchfaß zu ergreifen und
Das Reich dir anzumaßen?

Mahomet.

Dieses Recht
Giebt sich der hohe Geist, der große Plane
Zu fassen und beharrlich zu verfolgen
Versiehet, selbst, und fühlet sich geboren,
Das dunkle, das gemeine Menschenvolk zu leiten.

Zopir.

Und jeder muthige Betrüger durfte
Den Menschen eine Kette geben? Er
Hat zu betrügen Recht, wenn er mit Größe
Betrügt?

Mahomet.

Wer sie und ihr Bedürfniß kennt

Und dieß befriedigt, er betrügt ſie nicht.
Sie ſehnen ſich nach neuem Gottesdienſt;
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedurfen ſie. Was brachten deine Götter
Hervor? wann haben ſie wohlthatig ſich gezeigt?
Entſpringt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein! dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menſchen und entnervt ſie,
Macht ſie beſchrankt und ſtumpf. Doch meine Lehre
Erhebt den Geiſt, entwickelt Kraft und Muth,
Macht unerſchütterlich, und mein Geſetz
Erſchafft ſich Helden!

Sopir.

Räuber magſt du ſagen!
Bei mir kann deine Lehre nicht gedeihn.
Rühm' in Medina deines Truges dich,
Wo deine Meiſter unter deinen Fahnen,
Verführt, ſich ſammeln, wo ſich deines Gleichen
Zu deinen Füßen werfen.

Mahomet.

Seines Gleichen
Hat Mahomet ſchon lange nicht geſehen.
Bezwungen iſt Medina, Mekka zittert;
Dein Sturz iſt unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir.

Auf deinen Lippen ſchallt der Friede, doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirſt du nicht
Betrügen.

Mahomet.

Brauch' ich das? Der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.

Befehlen werd' ich morgen das, warum
Ich heute dich ersuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf deinem Nacken sehen; heute
Will Mahomet dein Freund sein.

Sopir.

Freunde? Wir?
Auf welch ein neues Blendwerk rechnest du?
Wo ist der Gott, der solch ein Wunder leistet?

Mahomet.

Er ist nicht fern, ist mächtig! sein Gebot
Wird stets befolgt, er spricht zu dir, durch mich.

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, dein Vortheil!

Sopir.

Nein!
Eh uns ein solches Band vereinen soll,
Eh' mag die Hölle sich dem Himmel paaren.
Der Vortheil ist dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und solche Feinde schliessen
Kein sicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagst du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuschlagen? Ist's vielleicht
Dein Sohn, den dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willst du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das du vergossest?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre! Du beweinest
So lange deine Kinder, und sie leben.

Sopir.

Sie leben! sagst du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! und durch dich soll ich's erfahren?

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sclaven.

Sopir.

Sie dienen dir? sie, meine Kinder, dir?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich sie und zog sie auf.

Sopir.

Und du erstrecktest nicht den Haß auf sie?

Mahomet.

An Kindern straf' ich nicht der Väter Schuld.

Sopir.

Vollende! sprich! enthüll' ihr ganz Geschick!

Mahomet.

Ihr Leben ist, ihr Tod in meiner Hand.
Du sprichst ein einzig Wort, und sie sind dein.

Sopir.

Ich kann sie retten! Nenne mir den Preis!
O laß die Bande mich mit ihnen tauschen!
Willst du mein Blut, es fließet gern für sie.

Mahomet.

Nein! Komm vielmehr und tritt auf meine Seite!
Durch dein Gewicht befestige das Reich.
Verlasse deinen Tempel, übergieb
Mir Mekka, sey gerührt von meinem Glauben,
Den Koran kündige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eif'rer mir;
Frei ist dein Sohn, ich bin dein Eidam.

Sopir.

Götter!
Zu welcher Prüfung habt ihr mich gespart?
Ja, ich bin Vater, Mahomet! ich fühle,
Nach funfzehn Schmerzensjahren, ganz das Glück,
Das mich erwartete, wenn ich sie wieder
Vor mir erblickte, sie an dieses Herz
Noch einmal schlösse. Gern wollt' ich sterben,
Von ihren Armen noch einmal umfangen;
Doch wenn du forderst daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an dich verrathe, mich
In schnöder Heuchelei vor dir erniedrige;
So fordre lieber, daß ich die Geliebten
Mit eignen Händen opfre; meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel schweben.

(Sopir geht ab.)

Mahomet.

Geh, stolzer Bürger, eigensinn'ger Greis!
Du forderst selbst zur Grausamkeit mich auf,
Zur unbezwungnen Harte.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Zeige sie,
Wenn wir nicht fallen sollen. Deiner Feinde
Geheimnisse sind mir verkauft, es steht
Die Hälfte des Senates gegen dich. Sie haben

Dich heimlich angeklagt und dich verdammt,
Und des Gerichtes heil'ge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man ſinnet. Morgen,
Gleich wenn der Stillſtand endet, ſoll Sopir
Und ſeine blut'ge Rache triumphiren.

Mahomet.

Ereilen ſoll ſie meine Rache! Fühlen
Soll dieſes widerſpenſt'ge Volk die Wuth
Des Manns der zu verfolgen weiß. Sopir
Soll untergehn.

Omar.

Wenn dieſes ſtarre Haupt
Zu deinen Füßen liegt, iſt alles dein,
Die andern beugen ſich; doch ſaume nicht!

Mahomet.

Ich muß den Zorn in meiner Bruſt verhalten,
Die Hand verbergen, die den Streich vollbringt,
Von mir des Pöbels Auge klug hinweg
Nach einem andern lenken.

Omar.

Achteſt du
Den Pöbel?

Mahomet.

Nein, doch muß er uns verehren.
Drum brauch' ich einen Arm, der mir gehorcht;
Die Frucht ſey unſer und er trag' die Schuld.

Omar.

Der Arm iſt ſchon gefunden! Niemand iſt
Zu ſolcher That geſchickter als Seide.

Mahomet.

Du glaubſt?

Omar.

Er wohnt als Geisel bei Sopiren;
Er nahet sich ihm frei und findet leicht
Den Augenblick die Rache zu vollbringen,
Und sein beschränkter Sinn macht ihn geschickt.
Die andern, die sich deiner Gunst erfreun,
Sind eifrig, aber klug. Erfahrung lehrte
Sie deinen Vortheil und den eignen kennen;
Auf bloßen Glauben wagte keiner leicht
Die Schreckensthat, die ihn verderben kann.
Ein einfaches Gemüth bedarf's, das muthig blind
In seine Sklaverei verliebt sey. Nur
Die Jugend ist die Zeit der vollen Täuschung.
Seide hegt die Gluth des Aberglaubens
In seinem Busen; anzufachen ist
Sie leicht.

Mahomet.

Seiden wählst du?

Omar.

Ja, den schlag' ich vor,
Des kühnen Feindes unbezähmten Sohn,
Der mit verbotnen Flammen dich verletzt.

Mahomet.

Er sey verwünscht! Nenn' ihn vor mir nicht mehr!
Die Asche meines Sohnes ruft um Rache.
Gefahr haust auf Gefahr sich jede Stunde,
Und Leidenschaften wüthen in der Brust;
Mich ziehet eine holde Schönheit an,
Ihr Vater ist mein unversöhnter Feind.
Abgründe liegen um mich her, ich schreite
Hindurch nach einem Thron! und ein Altar,

Dem neuen Gott errichtet, soll sogleich
Von unerhörten Opfern gräßlich bluten.
Sopir muß untergehn, so auch sein Sohn!
Mein Vortheil will's, mein Haß und meine Liebe.
Sie reißen mich gewaltig mit sich hin.
Die Religion verlangt es die wir bringen,
Und die Nothwendigkeit, sie fordert's mit Gewalt.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Palmire. Seide.

Palmire.

Verweile! sprich! Welch Opfer kann es seyn?
Welch Blut? das insgeheim die göttliche
Gerechtigkeit verlangt. Verlaß mich nicht
In diesen ahnungsvollen Augenblicken!

Seide.

Gott würdigt, Gott beruft mich! Diesen Arm
Hat er erwählt, ich soll ihm näher treten.
Ein heil'ger Eid, ein hoher, schreckensvoller,
Soll mich dem Unerforschlichen verbinden.
Mich führet Omar zu dem Heil'gen ein;
Ich schwöre Gott, für sein Gesetz zu sterben;
Mein zweiter Schwur, Palmire, bleibt für dich.

Palmire.

Du gehst allein, warum? Was ruft man dich
Von mir hinweg? O, könnt' ich mit dir gehen!
An deiner Seite fühlt' ich keine Furcht.
Ich bin beängstet. Eben Omar wollte
Mich trösten, stärken; doch er schreckte mich.
Er sprach geheimnißvoll, sprach von Verrath,
Von Blut, das fließen werde, von der Wuth
Der Aeltesten des Volks, von Meuterei
Sopirens. Wenn der Stillstand nun erlischt,
Was wird es werden? Flammen brennen schon,
Die Dolche sind bereit, sie sind gezuckt,
Sie werden treffen. Der Prophet hat es
Gesagt, er trüget nicht. Was wird aus uns?
Ich fürchte von Sopiren alles, alles für
Seiden.

Seide.

Wär' es möglich, daß Sopir
Ein so verräthrisch Herz im Busen trüge!
Als Geisel trat ich heute vor ihm auf;
Mit Adel und mit Menschlichkeit empfing
Er mich so schön; im Innern fühlt' ich mich,
Wie von geheimer Macht, zu ihm gezogen,
Und unsern Feind konnt' ich in ihm nicht sehn.
Sein Name, seine hohe Gegenwart
Erfüllten mich mit Ehrfurcht, sie verdeckten
Dem unerfahrnen Jüngling seine Tücke
Und schlossen mir das Herz gewaltig auf.
Doch nein, dein Anblick war's, da ich dir wieder
Zum Erstenmal begegnete, mein Glück
Von ganzer Seele fühlte, jeden Schmerz vergaß,

Und Furcht und Sorgen alle von mir wies,
Nichts kannte, sah, nichts hörte mehr als dich;
Da fühlt' ich mich auch glücklich bei Sopiren
Nun haſſ' ich den Verführer deſto mehr,
Und will der Stimme, die für ihn ſich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleihn.

Palmire.

Wie hat der Himmel unſer Schickſal doch
In allem inniglich verbunden! uns
Zu einem Willen väterlich vereint!
Auch ich, Geliebter, wär' ich nicht die Deine
Und zöge mich unwiderſtehlich nicht
Die Liebe zu dir hin, begeiſterte
Mich Mahomets erhabne Lehre nicht,
Wie dich, wie gern würd ich Sopiren trauen!

Seide.

Das iſt Verſuchung, die uns zu dem Manne
Zu reißen ſtrebet. Laß uns widerſtehn,
Des Gottes Stimme hören, dem wir dienen.
Ich gehe jenen großen Eid zu leiſten.
Gott, der mich hört, wird uns begünſtigen,
Und Mahomet, als Prieſter und als König,
Wird unſre reine Liebe ſegnend krönen;
Dich zu beſitzen wag' ich jeden Schritt.

Zweiter Auftritt.

Palmire.

Er geht beherzt; doch kann ich meinen Geiſt
Von einer ſchwarzen Ahnung nicht befrein.

Claudine und Lucinde,

die ſich wieder auf der Terraſſe ſehen laſſen.

Trete zurück!
Zurück! Was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, ſie ſtreiten ſchon.

Die Vagabunden ſind indeß zu Rugantino getreten; er ſteht mit ihnen an der einen Seite.

Rugantino.

Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauſchen!

Pedro.

Hier im Geſträuche
Hör' ich ein Rauſchen! —
Wer da! Wer iſt's?
Seyd ihr nicht Memmen,
Tretet hervor.

Die Sicherheit geliebt zu ſeyn, das reine
Gefühl zu lieben, heitert mich nicht auf.
Der lang erſehnte Tag erſcheinet mir
Ein Tag des Schreckens. Welchen Schwur verlangt
Man von Seiden? Es verwirrt mich! Alles
Erreget mir Verdacht. Sopiren furcht' ich
Und wenn ich mein Gebet zu Mahomet
Erhebe, flößt ſein heil'ger Name mir
Ein Grauen ein, ſo ſehr ich ihn verehre.
Befrei', o Gott! aus dieſer Lage mich!
Mit Zittern dien' ich dir, gehorche blind.
Mach' dieſer Angſt ein Ende, dieſen Thränen!

Dritter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

O Herr! Dich ſendet mir ein Gott zu Hülfe.
Seide —

Mahomet

(ſeinen Zorn verbergend).

Welch Entſetzen faßte dich?
Bin ich nicht hier? Was fürchtet man für ihn?

Palmire.

O Gott! Soll ich noch mehr geängſtet werden!
Welch unerhörtes Wunder! Du biſt ſelbſt
Erſchüttert? Mahomet iſt auch bewegt?

Mahomet.

Ich ſollt' es ſeyn, und war' ich es um dich.
Wo iſt die Scham? daß deine Jugend mir

Gewaltſam Flammen zeigen darf die ich
Vielleicht mißbillige. Und könnteſt du
Gefühle nähren die ich nicht gebot?
Dich warnte keine Stimme, kein geheimes,
Wohlthat'ges Schrecken? Dich, die ich gebildet,
Muß ich ſo ganz verändert wieder finden?
Haſt du dem Vater alle Dankbarkeit,
Dem heiligen Geſetze Treu und Ehrfurcht
Und deinem Herrn Gehorſam abgeſchworen?

Palmire (fällt nieder).

Was ſagſt du? Ueberraſcht und zitternd liegt
Palmire dir zu Füßen. Schaudernd ſenk' ich
Den Blick zum Boden. Ja, ich fühlte mich
Vernichtet, hielte mich die Kraft
Unſchuld'ger, reiner Liebe nicht empor.
Wie? haſt du nicht mit günſt'gen Blicken ſelbſt,
An dieſem Ort, auf uns herab geſehn?
Die Hoffnungen genähret und gebilligt?
Ach! dieſes ſchöne Band, das Gott um uns
Geſchlungen, feſſelt uns noch mehr an dich.

Mahomet.

Der Unbeſonnene verſcherzt ſein Glück.
Verbrechen lauern auch der Unſchuld auf.
Das Herz kann ſich betrügen. Dieſe Liebe,
Du kannſt mit Thränen ſie, mit Blut bezahlen.

Palmire.

Mein Blut? Mit Freuden flöſſ' es für Seiden.

Mahomet.

Du liebſt ihn ſo?

Palmire.

Seit jenem Tag, als Hammon

Uns deinen heil'gen Händen übergab,
Wuchs dieſe Neigung, ſtill allmächtig auf.
Wir liebten, wie wir lebten, von Natur.
So gingen Jahre hin, wir lernten endlich
Den ſüßen Namen unſers Glückes kennen,
Und nannten Liebe nun was wir empfanden.
Wir dankten Gott; denn es iſt doch ſein Werk.
Du ſagſt es ja, die guten Triebe kommen
Von ihm allein, und was in unſrer Bruſt
Er Gutes ſchafft, iſt ewig wie er ſelbſt.
Sein Wille wechſelt nie. Nein! er verwirft
Die Liebe nicht, die aus ihm ſelbſt entſprang.
Was Unſchuld war, wird immer Unſchuld ſeyn,
Kann nicht Verbrechen werden.

Mahomet

Ja es kann's!
Drum zittre! Bald erfährſt du ein Geheimniß!
Erwart' es, und erwarte was ich dir
Zu wünſchen und zu meiden anbefehle.
Mir glaubſt du, mir allein.

Palmire.

Und wem als dir?
An deinen Lehren und Befehlen halt
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Mahomet.

Bei Ehrfurcht iſt nicht immer Dankbarkeit.

Palmire.

Ich fühle beide. Könnten ſie verleſchen;
So ſtrafe mich Seidens Hand vor dir.

Mahomet
(mit verhaltnem Zorn).

Seidens!

Palmire.

Blicke mich nicht zornig an!
Mein Herz iſt ſchwer gebeugt, du wirſt es brechen.

Mahomet

(gefaßt und gelind).

Ermanne dich und nähere dich mir!
Ich habe nun dein Herz genug geprüft,
Du kannſt auf meinen Beiſtand dich verlaſſen.
Vertrauen fordr' ich, und du giebſt es gern,
Und dein Gehorſam gründet dein Geſchick.
Sorgt' ich für dich, gehörſt du mir; ſo lerne
Das, was ich dir beſtimmte, zu verdienen.
Und was ein göttlicher Befehl Seiden auch
Gebieten kann, darin beſtärk' ihn, laß
Zur Stimme ſeiner Pflicht die deine ſich geſellen.
Er halte ſeinen Schwur! dieß iſt der Weg,
Dich zu verdienen.

Palmire.

Zweifle nicht, mein Vater!
Was er verſprach erfüllt er. Wie für mich
Steh' ich für ihn. Seide betet dich
Mit vollem Herzen an, wie er mich liebt.
Du biſt ihm König, Vater, einz'ger Schutz.
Ich weiß, ich fühl' es! und ich ſchwör es, hier
Zu deinen Füßen, bei der Liebe die
Ich für ihn hege, und ich eile nun
Zu deinem Dienſt ihn treulich anzufeuern.

Vierter Auftritt.

Mahomet.

Sie macht mich zum Vertrauten ihrer Liebe!
Mit Offenheit beschämt sie meine Wuth,
Mit Kindersinn schwenkt sie den Dolch auf mich!
Verruchte Brut! Verhaßt Geschlecht! du bist
Zu meiner Qual geboren; Vater, Kinder,
Eins wie das andre! doch ihr sollt, zusammen,
Des Hasses, wie der Liebe Wuth und Macht
An diesem Schreckenstage grimmig fühlen.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Die Zeit ist da! Vermächt'ge dich Palmirens,
Besetze Mekka und Sopiren strafe!
Sein Tod allein bezwingt dir unsre Bürger,
Doch alles ist verloren, kommst du nicht
Der feindlichen Gesinnung dieses Manns zuvor.
Erwartest du des Stillstands Ende hier;
So bist du gleich gefangen, bist ermordet.
Entfernst du dich aus Mekka, wird die Frucht
Von diesem ersten großen Schritt verschwinden.
Drum rasch! Seide harrt, er denkt, vertiest
Und trüb, dem Schwure nach und was du ihm

Fur einen Auftrag geben werdeſt, den
Er zu vollbringen ſchon entſchloſſen iſt.
Er kann Sopiren ſehn, ihm nahen. Hier
In dieſen Hallen iſt der ſchwache Mann
Gewohnt, zu Nacht, den Göttern ſeines Wahns,
Mit nicht'gen Weihrauchswolken, ſeiner Wünſche
Starrſinn'ge Thorheit zu empfehlen. Da
Mag ihn Seide ſuchen, und, berauſcht,
Vom Eifer deiner Lehre hingeriſſen,
Dem Gott ihn opfern der durch dich befiehlt.

Mahomet.

Er opfr' ihn, wenn es ſeyn muß. Zu Verbrechen
Iſt er geboren! Er verübe ſie,
Und unter ihren Laſten ſink' er nieder!
Gerochen muß ich, ſicher muß ich ſeyn.
Die Gluth der Leidenſchaft und mein Geſetz,
Die ſtrengen Schlüſſe der Nothwendigkeit
Befehlen's. Aber hoffſt du, daß ſein Herz
So vielen Glaubensmuth und Eifer hege?

Omar.

Er iſt geſchaffen, dieſen Dienſt zu thun,
Und zu der That wird ihn Palmire treiben.
In Lieb' und Schwärmerei ſchwebt ſeine Jugend
Und ſeine Schwäche kehret ſich in Wuth.

Mahomet.

Haſt du mit Schwüren ſeinen Geiſt gebunden?

Omar.

Der heiligen Gebräuche finſtre Schrecken,
Verſchloßne Pforten, ungewiſſes Licht,
Ein dumpfer Schwur, der ew'ge Strafen droht,
Umfingen ſeinen Sinn. Zum Vatermord

Druckt' ich den schärfsten Stahl in seine Hand,
Und unter heil'gem Namen facht' ich, wild,
Die Flamme des Parteigeists in ihm auf.
Er kommt.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Seide. Omar.

Mahomet.

O Sohn des Höchsten, der dich ruft!
Vernimm in meinen Worten seinen Willen.
Du bist bestimmt des heil'gen, einz'gen Dienstes
Verachtung, bist bestimmt Gott selbst zu rächen.

Seide.

Als König, Hohenpriester, als Propheten,
Als Herrn der Nationen, den der Himmel
Ausdrücklich anerkennt, verehr' ich dich.
Mein ganzes Wesen, Herr! beherrschest du;
Erleuchte nur mit einem Wort den dunklen
Gelehr'gen Sinn! Gott rächen soll ein Mensch?

Mahomet.

Durch deine schwachen Hände will der Herr
Die Schaar unheiliger Verächter schrecken.

Seide.

So wird der Gott, deß Ebenbild du bist,
Zu ruhmlich großen Thaten mich berufen?

Mahomet.

Gehorche, wenn er spricht! Das sey dein Ruhm.
Befolge blind die göttlichen Befehle!

Bet' an und triff! Der Herr der Heere waffnet,
Der Todesengel leitet deinen Arm.

Seide.

So ſprich! und welche Feinde ſollen nieder?
Welch ein Tyrann ſoll fallen, welches Blut ſoll fließen?

Mahomet.

Des Mörders Blut, den Mahomet verflucht,
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott beſtritt, der meine Jünger
Ermordete. Das Blut Sopirs.

Seide.

Sopirs!
Den ſollte dieſe Hand? —

Mahomet.

Verwegner, halt!
Wer überlegt der läſtert. Fern von mir
Vermeßner Sterblichen beſchränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil traun!
Zum Glauben iſt der ſchwache Menſch berufen,
Ein ſchweigender Gehorſam iſt ſein Ruhm.
Verkennſt du wer ich bin? Verkennſt du, wo
Des Himmels Stimme dir verkündigt wird?
Wir ſind in Mekka. Wenn ſein Volk bisher
Abgöttern ſich im Wahn dahingegeben,
So bleibt doch dieſer Boden, dieſe Stadt
Das Vaterland der Völker Orients.
Warum ſoll dieſer Tempel alle Welt
Verſammelt ſehen? Warum ſoll ich von hier
Ein neu Geſetz verkündigen? Warum
Bin ich als König, Hoherprieſter,
Hierhergeſandt? warum iſt Mekka heilig?

Erfahr' es! Abraham iſt hier geboren!
In dieſem Raume ruhet ſein Gebein.
War es nicht Abraham, der ſeinen Sohn,
Den Einz'gen, am Altar, das ew'ge Wort
Anbetend, feſſelte; für ſeinen Gott,
Die Stimme der Natur erſtickend, ſelbſt
Das Meſſer nach dem vielgeliebten Buſen zuckte?
Wenn dieſer Gott dich nun zur Rache ruft,
Wenn ich die Strafe ſeines Feinds verlange,
Wenn er dich wählt, ſo darfſt du zweifelnd ſchwanken?
Hinweg du Götzendiener! Nimmer warſt du werth,
Ein Muſelmann zu ſeyn! Such' einen andern Herrn!
Schon war der Preis bereit, Palmire dein;
Dem Himmel trotzeſt du, verachteſt ſie.
Du wirſt ihm, Schwacher, Feiger, nicht entfliehen!
Die Streiche fallen auf dich ſelbſt zurück.
Verbirg dich, krieche, diene meinen Feinden!

Seide.

Ich höre Gottes Stimme, du befiehlſt,
Und ich gehorche.

Mahomet.

Ja, gehorche! Triff!
Mit eines Ungerechten Blut beſpritzt
Gehſt du ins ew'ge Leben herrlich ein.

(Zu Omar.)

Folg' ihm von fern und halte ſtets auf ihn
Und ſeinen Gang dein Auge wachend offen.

Siebenter Auftritt.

Seide.

Den Greis zu morden, deſſen Geiſel ich,
Ja, deſſen Gaſt ich bin, der, ſchwach und wehrlos,
Von ſeiner Jahre Laſt gebändigt, ſchwankt!
Genug! So fällt ein armes Opferlamm
Auch am Altar. Sein Blut gefällt dem Himmel.
Hat Gott mich nicht zum Prieſter dieſer That
Erleſen? Schwur ich nicht? Sie ſoll geſchehn.
Kommt mir zu Hülfe, Männer, deren Arm
Mit hoher Kraft Tyrannen niederſchlug!
Mein Eifer ſchließt an eure Wuth ſich an;
Beſchleunigt meiner Hände heil'gen Mord!
Komm, Engel Mahomets! Vertilger, komm!
Mit wilder Grauſamkeit durchdringe mich! —
Was muß ich ſehn? Hier tritt er ſelbſt heran.

Achter Auftritt.

Sopir. Seide.

Sopir.

Verwirrt, Seide, dich mein Auge? Sieh
Mich mit Vertrauen an; denn ich verdien's.
Blick' in mein Herz, es iſt für dich beſorgt.
Du biſt, als Geiſel, in bedenklicher,
Gefahrenvoller Zeit mir übergeben;
Du rührſt mich, und nur wider Willen zähl' ich

Ruganrino zu den Seinigen.

Bleibet zurück!
Der ſoll bey Seite,
Droht er, der Thor!

Alle.

Horch! Horch! Still! Still!
Claud. u. Lucinde. Sie ſind auf einmal ſtille!
Pedro. Es wird auf einmal ſtille!
Rugant. u. Vagab. Er iſt auf einmal ſtille!
Was das nur werden will?

Pedro.

Wer da?

Rugantino.

Eine Degenſpitze!

Pedro.

Sie ſucht ihres Gleichen!
Hier!

Sie fechten.

Dich unter meine Feinde. Wenn der Stillstand
Den Drang der raschen Kriegeswuth gehemmt,
So kann der Schein des Friedens bald verschwinden.
Mehr sag' ich nicht. Doch wider Willen bebt
Mein Herz bei der Gefahr, die dich umgiebt.
Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur:
In diesen Stürmen, die uns drohn, verlaß
Mein Haus nicht! Hier allein ist Sicherheit.
Hier steh' ich für dein Leben, mir ist's werth.
Versprich mir's!

Seide.

Harte Pflicht! O! Gott im Himmel!
Sopir, und hast du keinen andern Zweck
Als mich zu schützen? Ueber meine Tage
Zu wachen? Mußt' ich so ihn kennen lernen,
Jetzt da sein Blut von mir gefordert wird!
O! Mahomet! verzeihe diese Regung!

Sopir.

Erstaunst du daß ich einen Feind bedaure?
Doch ich bin Mensch, und das ist mir genug,
Unglückliche zu lieben, zu beschützen,
An deren Unschuld meine Neigung glaubt.
Vertilger, große Götter, von der Erde
Den Mann der Menschenblut mit Lust vergießt!

Seide.

Wie greift dieß Wort an mein zerrüttet Herz!
Die Tugend kennt auch meines Gottes Feind?

Sopir.

Du kennst sie wenig weil du staunst. Mein Sohn
In welchem tiefen Irrthum wandelst du?
Betaubte so die Lehre des Tyrannen

Den guten, den natürlich reinen Sinn,
Daß nur die Muſelmannen tugendhaft
Und alle Menſchen dir Verbrecher ſcheinen?
So mißgebildet hat zur Grauſamkeit
Der Wahn dich ſchon, daß, ohne mich zu kennen,
Du mir, als einem Sohn des Greuels, fluchteſt?
Verzeihen kann ich ſolchen Irrthum dir,
Er iſt nicht dein, er iſt dir aufgezwungen;
Doch hebe ſelbſt den freien Blick empor
Und ſprich: iſt das ein Gott, der Haß gebietet?

Seide.

Wie fühl' ich mich mit Einemmal verändert!
Von dieſem Schreckensgott hinweggezogen,
Zu dir, zu dir, den ich nicht haſſen kann.

Sopir.

Je mehr ich mit ihm rede, deſto mehr
Wird er mir lieb und werth. Sein zartes Alter,
Die Offenheit, ſein Schmerz und ſeine Zweifel —
Sie ſtimmen mich zum herzlichſten Gefühl.
Wie! iſt es möglich, daß mich ein Soldat,
Des Ungeheuers Sclave, der ſich ſelbſt
Mit Abſcheu von mir wendet, mich gewinnen,
Mein Herz gewaltig zu ſich reißen kann?
Wer biſt du? Welches Blut hat dich gezeugt?

Seide.

Von meinen Eltern weiß ich nichts zu ſagen.
Nur meinen Herren kenn' ich, dem bisher
Ich treu gedient, und den ich zu verrathen
Beginne, ſeit ich dir mein Ohr geliehn.

Sopir.

Du kannteſt deinen Vater nicht?

Seide.

Das Lager
War meine Wiege, und mein Vaterland
Das Heiligthum das Mahomet erleuchtet.
Man bringt ihm jährlich Kinder zum Tribut,
Und er war mir vor allen andern gnadig,
Und so verpflichtete mein Herz sich ihm.

Sopir.

Ich lobe dich und deine Dankbarkeit,
Sie ist ein schön Gesetz für edle Herzen;
Doch Mahomet verdiente nicht das Glück
Dir und Palmiren wohl zu thun. Du schauderst,
Du bebst und wendest deinen Blick von mir?
Ist es ein Vorwurf der dein Herz zerreißt?

Seide.

Wer ist an diesem Tage frei von Schuld?

Sopir.

Erkennst du sie, so hast du sie gebüßt.
Ich rette dich, es fließt nur schuld'ges Blut.

Seide.

Und sollte sein's von diesen Händen tropfen?
O Schwur! Palmire! Gott! Es ist zu viel!

Sopir.

Komm ohne Zaudern. Nur in meinen Armen
Ist Sicherheit. Komm, daß ich dich verberge;
Denn alles hangt an diesem Augenblick.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Wohin? Dich fordert Mahomet zu ſich.

Seide.

Wo bin ich? Himmel! was ſoll ich beginnen?
Das Wetter ſchlagt auf beiden Seiten ein.
Wohin mich flüchten, dieſe Qual zu enden?
Wohin?

Omar.

Zu dem erwählten Manne Gottes.

Seide.

Ja, meinen blut'gen Vorſatz abzuſchwören!

Zehnter Auftritt.

Sopir.

Er eilt; ich laſſ' ihn gehn? Befiehlt als Herr
Schon Mahomet in unſern Mauern?
Iſt dieſer Jüngling nicht als Geiſel mein?
Ich laſſ' ihn gehn? Doch nein, er flieht vor mir,
Er geht verzweifelt, ſchaudervoll getroffen;
Ihm folgt mein Herz mit ſorgenvollem Zug.
Welch eine Schuld kann dieſe Jugend martern?
Welch ein Gefühl für ihn durchzittert mich?
In dieſen rathſelhaften Augenblicken
Bin ich für ſein Geſchick mehr als für mich,
Als für der Vaterſtadt Gefahr beſorgt.
Wo find' ich ihn? Wo ſoll ich Ruhe finden?

Eilfter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was bringſt du, Phanor?

Phanor.

Dieſe Tafel gab
Ein Araber mir insgeheim.

Sopir.

Was iſt's? —
Wie? Hammon! Götter! Trügt das Auge mich?
Iſt's möglich, wollt ihr meinen Jammer enden?
Er will mich ſprechen, Hammon, deſſen Arm
Im harten Kampf die Kinder mir entriß?
Sie leben, ſagt er; unter Mahomets
Geſetzen leben ſie. So iſt es wahr,
Was ich für Liſt des frechen Feindes hielt,
Die mich zu ſchnödem Abfall locken ſollte?
Der Hoffnung darf ich mich ergeben! Welch
Ein Lichtſtrahl blicket durch die Nacht mich an!
Weiß doch Palmire nicht woher ſie ſtammt!
Seide weiß es nicht, und mein Gefühl
Riß mich zu beiden allgewaltig hin.
Sie meine Kinder! Hoffnung, trüge nicht!
In meinem Elend ſchmeichl' ich mir zu viel.
Soll ich der tiefen ſüßen Rührung glauben?
Und künden dieſe Thränen mir ſie an?
Wo eil' ich hin? wo kann ich ſie umfangen?
Was halt mein Fuß mich an dem Boden feſt?
Vom Alter und vom Unglück glaubt' ich mich

Gefühlt, daß nichts mich überraſchen könne;
Nun überraſcht mich ein unendlich Glück.
Nur heimlich kann mich Hammon ſehen. Bring'
Ihn dieſe Nacht, durch dieſe Hallen her.
Am Fuße des Altars, wo meine Thränen,
Wo ungeſtümer Jammer vor den Göttern
Sich ausgoß, bis ſie endlich ſich erweichten,
Da geb' er meine Kinder mir zurück.
Ja, gebt mir, Götter! meine Kinder wieder!
Und dieſes junge Paar, das mich bisher
Bedeutungsvoll gerührt, iſt es nicht mein,
So wächſ't mein Reichthum an. Auch dieſe gebt
Der Tugend, der Natur, der Wahrheit wieder,
Und ſo ſind denn die beiden Paare mein.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Ja, das Geheimniß das dich retten, rächen,
Den Deinigen den Sieg erleichtern ſoll,
Der Tod Sopirens durch Seidens Hand —
Es ſchwebet nah am Rande der Entdeckung.
Seide, voll Verwirrung, unentſchloſſen,
Hat es dem alten Hammon anvertraut.

Mahomet.

Und weigert ſich das Urtheil zu vollziehen?

Omar.

Nein! Es geſchah vorher eh du zuletzt,
Mit Feuerworten, ſeinen Muth beſeelt
Und den Beſitz Palmirens ihm, aufs neue,
Ein Bild des Paradieſes, dargeſtellt.
Er wird gehorchen.

Mahomet.

Aber Hammen?

Omar.

Er
Schien mir beſtürzt, er ſchien ein tiefes Mitleid
Mit Vater und mit Sohn zu fühlen. Seine
So lang' erprobte Treue ſchien zu wanken,
Und dieſen Mann, der deinem Willen ganz
Ergeben war, ſah ich mit Zweifeln kämpfen.
Ach! rief er aus: ich hoffte, Mahomet
Sey nun geſinnt die Kinder ihrem Vater,
Als Pfänder des Vertrages, zu erſtatten.

Mahomet.

Ich kenn' ihn; ſchwach iſt Hammen, und der Schwache
Wird leicht Verräther. Omar, laß ihn fühlen
Daß er Geheimniß und Gefahren theilt,
Und daß, in Augenblicken der Entſcheidung,
Mir ungeſtraft ſich Niemand widerſetzt.
Entfernt er ſich von ſeiner Pflicht; ſo ſey
Ein läſt'ger Zeuge gleich hinweggeraumt.

Omar.

Das Unvermeidliche ſoll raſch geſchehn.

Mahomet.

So sey's! In Einer Stunde mag man uns
Zum Richtplatz führen wenn Sopir nicht fällt.
Er falle! Mehr bedarf's nicht! Das erschreckte Volk
Wird meinen Gott, der sich für mich erklärt,
Der mich vertheidigte, verehren. Dieses ist
Der erste Schritt. Doch hastest du dafür,
Daß auch Seide gleich, wenn ihm das Blut
Des Vaters von den Händen niedertrieft,
Den Tod in seinen Eingeweiden fühle.
Ist ihm der Gift bereitet?

Omar.

Schon gegeben!

Mahomet.

Nun eile, blick' umher, und wache, handle!

(Omar ab.)

So bleibe der geheimnißvolle Knoten
Der schwarzen Thaten dieses Augenblicks
Im Tod verborgen und vom Grab bedeckt.
Palmirens Vater falle! neben ihm
Ihr Bruder, ihr Geliebter! doch sie selbst,
Unwissend, werfe sich, in dieser Nacht
Des Schreckens, der Gefahr, in meinen Arm.
Willkommen, Finsterniß! willkommen, Blut!
Der Leichen, der Lebend'gen starre Blasse!
Aus dieser nächt'gen Stille soll das Aechzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen.
Und das Gerausch vermehrt sich, das Geschrei.
Nach Waffen ruft der Eine, still ergreift
Der Andre schon die Flucht. Man ruft den Namen

Sevirens aus, man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Partei des Volks
Die mich verehrt, sie bringen an, mein Name,
Des Sieges Losung, tönt, und nieder gleich
Gestreckt sind meine Feinde, gleich verjagt —
Und zwischen den Gefahren bebend sucht
Palmire Schutz bei ihrem einz'gen Herrn.
Sie sieht mich bei dem Schein der Fackeln kommen,
Der Schwerter Blinken hält sie nicht zurück,
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt sie weg;
Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,
Versunken im Gefühl an meiner Brust
Gerettet sich zu sehen, halb im Traum,
Am Rande der Vernichtung, lernet sie
Der Liebe Glück in meinen Armen kennen.

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Seide.

So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es soll geschehn.
Ich wußte meinem Herrn nichts zu erwiedern,
Ein heil'ger Schauer überfiel mein Herz;
Doch überredet war es nicht. Noch jetzt
Zuckt mir durch alle Glieder bald ein Kampf,
Bald preßt er mir das Herz und bald das Haupt,
Die Kniee wanken und die Hände sinken,
Ich kann nicht vorwärts nicht zurück. Doch bald

Fühl' ich ein neues Feuer mir im Busen,
Fühl' ich das Blut in raſchem Puls belebt.
Der Himmel hat's geboten, ich gehorche.
Welch ein Gehorſam! und was koſtet er!

Dritter Auftritt.

Palmire. Seide.

Seide.

Palmire, wagſt du's? welch unſel'ger Trieb
Kann dich an dieſen Ort des Todes führen?

Palmire.

Die Furcht, die Liebe leiten mich hieher.
Mit heißen Thränen laß mich deine Hände,
Geweiht zu einem heil'gen Morde, baden!
Welch ſchrecklich Opfer fordert Mahomet,
Und du willſt ihm, willſt ſeinem Gott gehorchen?

Seide.

Du, deren rein Gefühl, du, deren Liebe
Mich ganz beherrſcht, o! ſprich mir mächtig zu!
Entſcheide die verworrne Wuth, erleuchte
Den trüben Geiſt, und leite meine Hand,
Statt eines Gottes, den ich nicht begreife.
Warum erwählt man mich? Iſt unſer Gott
Denn nur ein Gott der Schrecken? ſein Prophet,
Zeigt er uns nur den Unerbittlichen?

Palmire.

Wer darf zu fragen, wer zu unterſuchen
Sich unterſtehen? Mahomet durchſchaut

Claudine und Lucinde.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.

Es soll dein Degen.
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.

Rugantino.

Dich soll mein Degen,
Willst du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.

Vagabunden.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.

Claudine und Lucinde.

O ruf' den Vater,
Und hohl' die Leute;
Es gibt ein Unglück;
Was kann geschehn!

Die Tiefen unsers Herzens, unsre Seufzer
Vernimmt er alle, kennet meine Thranen.
An Gottes Statt wird er verehrt von allen,
Das weiß ich. Zweifeln schon ist Lästerung.
Und dieser Gott, den er so stolz verkündet,
Er ist der wahre, denn der Sieg beweist's.

Seide.

Er ist es, denn Palmire glaubt an ihn.
Doch mein verwirrter Geist begreift noch nicht,
Wie dieser gute Gott, der Menschen Vater,
Zum Meuchelmorde mich bestimmen kann.
Ich weiß, mein Zweifel schon ist ein Verbrechen;
Das Opfer fällt, den Priester rührt es nicht,
Und so verdammt des Himmels Wort Sopiren;
Mir ruft es zu: Erfülle das Gesetz!
Vor Mahomet verstummt' ich, fühlte mich
Geehrt des Himmels Winke zu erfüllen;
Ich eilte, das Gericht schon zu vollziehn.
Ach! welch ein andrer Gott hielt mich zurück?
Als ich den unglückseligen Sopir
Erblickte, fühlt' ich meiner Ueberzeugung
Gewalt verschwinden, und vergebens rief
Die Pflicht zum Mord mich auf. Gelinde krafft
Sprach an mein innres Herz die Menschlichkeit.
Dann aber griff mit Ehre und mit Würde
Mich Mahomet und meine Schwachheit an.
Mit welcher Größe, welchem Ernste, riß
Er aus dem weichlichen Gefühl mich auf.
So stand ich da, gehärtet und gestählt.
Wie göttlich schrecklich ist Reflexion:
Da schien mein erster Eifer mich zu treiben:

Doch trägt die Ungewißheit mich zurück,
Von herber Wuth, zum Mitleid und Verschonen.
So drauget das Gefühl mich hin und her,
Mich schreckt der Meineid, wie die Grausamkeit.
Ich fühle mich zum Mörder nicht geschaffen;
Doch Gott hat es geboten; ich versprach's,
Und ich verzweifle nun daß ich's gethan.
Im Sturme siehst du mich umhergetrieben;
Die hohe Woge trägt mich zum Entschluß,
Sie reißt mich wieder weg. O könntest du
Im ungestümen Meer den Anker werfen!
Wie fest sind unsre Herzen nicht vereint;
Doch ohne dieses Opfer kann das Band,
So drohte Mahomet, uns nicht umschlingen.
Um diesen Preis nur ist Palmire mein.

Palmire.

Ich bin zum Preise dieser That gesetzt?

Seide.

Der Himmel hat's und Mahomet beschlossen.

Palmire.

Soll solcher Grausamkeit die Liebe dienen?

Seide.

Dem Mörder nur bestimmt dich Mahomet.

Palmire.

Wir Unglückselgen!

Seide.

Doch der Himmel will's.
Religion und Liebe, beiden dien' ich.

Palmire.

Ach!

Seide.

Kennst du nicht den Fluch, der unaufhaltsam
Des Ungehorsams freche Weigerung trifft?

Palmire.

Wenn seine Rache Gott in deine Hand
Gegeben, wenn er Blut von dir verlangt?

Seide

Um dein zu seyn, was soll ich?

Palmire.

Gott! ich schaudre!

Seide.

Du hast's gesagt, sein Urtheil ist gesprochen.

Palmire

Ich? wie?

Seide

Ja, du entscheidest.

Palmire

Welches Wort
War so zu deuten? welcher Wink?

Seide

So ist's!
Der Himmel gab ein Zeichen mir durch dich,
Und dieß Orakel bleibe mein Gesetz.
Die Stunde naht. Sopir wird bald erscheinen;
Hier betet er die falschen Götter an,
Die wir verfluchen. Geh, Palmire!

Palmire

Nein.
Ich kann dich nicht verlassen.

Seide

Weike nicht!

Nicht in der Nähe dieſer Schreckenstat.
Der Augenblick iſt greulich. Fliehe! Hier,
Durch dieſer Hallen ſaulenreiche Gänge,
Kommſt du zur Wohnung des Propheten hin.
Dort bleib' in Sicherheit.

Palmire.

Der alte Mann
Soll ſterben?

Seide.

Soll! das Opfer iſt beſtimmt!
Am Staube feſt ſoll meine Hand ihn halten,
Drei Stiche ſollen ſeine Bruſt durchbohren,
Und umgeſtürzt, von ſeinem Blut beſpritzt,
Soll der Altar verbannter Götter liegen.

Palmire.

Durch deine Hand! im Staube! blutig! Gott!
Hier iſt er. Weh uns!

(Der Grund des Theaters öffnet ſich, man ſieht einen Altar.)

Vierter Auftritt.

Sopir. Seide. Palmire.

Sopir (kniend).

Götter meines Landes!
So lange herrſchet ihr und ſollt ihr nun
Vor dieſer Secte neuem Frevel fliehen?
Zum Letztenmal ruft meine ſchwache Stimme,
Um euretwillen, euch inbrünſtig an,
Vertheidigt euch und uns! doch iſt's beſchloſſen,

Daß euer Antlitz von uns weichen soll,
Daß in dem Kampfe, der sich bald erneut,
Gerechte fallen, Frevler siegen sollen,
Wenn ihr des größten Böſewichts verschont —

Seide.

Du hörst, er lastert!

Sopir.

Gönnet mir den Tod!
Doch gebt in dieser letzten Stunde noch
Mir meine Kinder wieder! Laßt entzückt
In ihren holden Armen mich verscheiden,
Laßt die gebrochnen Augen sie mir schließen!
Ach, wenn ich einer leisen Ahnung traue;
So sind sie nah! O zeigt mir meine Kinder.

Palmire.

Was sagt er? Seine Kinder?

Sopir.

Heil'ge Götter!
Vor Freuden stürb' ich über ihrer Brust.
O laßt sie unter euren Augen wandeln,
Wie ich gesinnt; doch glücklicher als ich.

(Entfernt sich.)

Seide.

Zu seinen falschen Göttern rennt er.

Palmire.

Halt!
Was willst du thun?

Seide.

Ihn strafen.

Palmire.

Ach! Verweile!

Leide.

Dem Himmel dien' ich, und verdiene dich.
Geweiht iſt dieſer Stahl dem wahren Gott.
Nun ſoll ſein Feind durch dieſe Schärfe fallen.
Hinan! — Und ſiehſt du nicht die Ströme Blut,
Die mir den Weg zum Opferplatze zeigen?

Palmire.

Was ſagſt du?

Leide.

Ja, ſo find' ich dieſen Weg.
Er geht dahin! Ich kann mich nicht verirren.
Nur fort.

Palmire.

Ein Grauſen ſchlingt ſich um uns her.

Leide.

Es drängt mich hin. Die volle Zeit iſt da.
Das Zeichen winkt, es bebt Altar und Halle.

Palmire.

Der Himmel ſpricht, was kann ſein Wille ſeyn?

Leide.

Treibt er mich an? Will er zurück mich drängen?
Ich höre des Propheten Stimme wieder
In meinem Ohre ſchallen! Meine Schwäche
Verweiſ't er mir, verweiſ't mir meine Feigheit.

Palmire.

Nun?

Leide.

Wende deine Stimme himmelwärts.
Ich treffe.

(Er geht hinter den Altar.)

Palmire.

Augenblick des Todes! Mich
Umgiebt sein Schauer. Still ist alles! Still.
Doch ach! Was ruft so laut in meinem Herzen?
Warum bewegt sich heftiger das Blut?
Es ist noch Zeit, soll ich die That verhindern?
Verwegne! Wenn der Himmel einen Mord
Gebieten kann, hast du dich ins Gericht
Zu drangen? anzuklagen? zu entscheiden?
Gehorche! Sonst war der Gehorsam dir
So leicht, und nun woher das Widerstreben?
Ach! Weiß ein Herz was recht ist oder nicht?
Es ist gethan! ein Schrei durchdringt mein Ohr.
Seide!

Seide (kommt zurück).

Ruft mich Jemand? Welcher Weg
Führt mich hinaus? Palmiren find' ich nicht!
Verlassen kann sie mich?

Palmire

Verkennst du sie,
Die für dich lebt?

Seide.

Wo sind wir?

Palmire

Das Gebot,
Das traurige Versprechen ist's erfüllt?

Seide

Was sagst du?

Palmire.

Fiel Soyr?

Seide.

Sopir!

Palmire.

O Gott,
Der du dieß Blut verlangteſt, ſtarke nun
Den ſchwerbeladnen Geiſt! Komm, laß uns fliehen!

Seide.

Ich kann nicht! meine Kniee ſinken ein.

(Er ſetzt ſich.)

Ach wollte Gott, daß auch das Leben ſchwände!

Palmire.

Palmire lebt, du wollteſt ſie verlaſſen?

Seide.

Palmire, rufſt du mir? Ich kehr' ins Leben
Für dich zurück. Wo biſt du?

Palmire.

Hier, mein Freund!

Seide.

O deine Hände! ſie allein vermögen
Vom Rande der Vernichtung mich zu reißen.
Du lebſt, ich fühle dich, und ich bin dein.

Palmire.

Was iſt geſchehen?

Seide (ſteht auf).

Sie iſt geſchehn die That.
Ich habe nichts verbrochen, ich gehorchte.
Mit Wuth ergriff ich ihn, der Schwache fiel,
Ich traf, ich zuckte ſchon den zweiten Streich;
Ein jammerlicher Schrei zerriß mein Ohr,
Vom Staub herauf gebot die edelſte
Geſtalt mir Ehrfurcht, ſeine Züge ſchienen

Verklart, es ſchien ein Heil'ger zu verſcheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düſter floß das Blut aus ſeiner Wunde.

Palmire.

Komm, laß uns flüchten, komm zu Mahomet!
Er ſchützt uns gegen alle. Zaudre nicht!
Wir ſchweben in der tödtlichſten Gefahr.

Seide.

Das Blut verſöhnt die Gottheit, ſagen ſie,
Gewiß verſöhnt das Blut der Menſchen Grimm.
Ich fühlte mich erweicht als ich es ſah,
Im raſchen Strom, das weiße Kleid durchirren.
Ich wandte mich, er rief mir. Welche Stimme!
Seide, rief er, du Geliebter? mich?
Unglücklicher! Er ſank, ich ſeh' ihn liegen,
Er zuckt, er ſtirbt. O! daß ich neben ihm,
Von dieſem Dolch getroffen, ſterbend läge!

Palmire.

Man kommt! Ich zittre für dein Leben! Flieh,
Wenn du mich liebſt!

Seide.

Die Liebe nenne nicht.
Sie riß mich zu der Schauderthat hinab.
Die Liebe darfſt du nennen? ſprachſt du nicht
Das Todesurtheil dieſes Mannes aus?
Du hießeſt es vollſtrecken, ich gehorchte
Nicht Mahomet, dem Himmel nicht, nur dir.

Palmire.

Mit welchem Vorwurf kränkeſt du mein Herz!

Verſchone mich, die nur für dich beſorgt iſt,
Die ſo verwirrt wie du, verloren, ſchwankt.
(Sopir erhebt ſich hinter dem Altar und erſcheint an denſelben gelehnt.)

Seide.

Erſcheinet mir ein Geiſt? Erhebet mir
Sopir ſich aus dem Grabe?

Palmire.

Ach! er iſt's!
Der unglückſel'ge Mann! Im Todeskampf
Schleppt er ſich mühſam gegen uns heran.

Seide.

Du willſt zu ihm?

Palmire.

Ich muß, ich ſeh' ihn ſchwanken,
Ich muß ihn unterſtützen. Reue treibt
Mich weg von dieſem Anblick, Mitleid zieht,
Ach! und ein mächtiger Gefühl mich hin.

Sopir (tritt hervor, von ihr unterſtützt).

Ich danke dir für dieſen letzten Dienſt.
Wie freut mich noch dein Anblick! o Palmire!
(Er ſetzt ſich.)
Und Undankbarer, du ermordeſt mich?
Nun weinſt du? Schmilzt die Wuth in Mitleid auf?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Phanor

(nachdem er, pantomimiſch, ſich mit dem Geſchehenen bekannt gemacht).

Ihr Götter, ſollt' ich ſolchen Jammer ſehen!

Vagabunden.

Hier ſind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beyzuſtehn.

Pedro.

Ich ſteh' alleine;
Doch ſteh' ich feſte.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu ſtehn.

Rugantino.

Laßt mich alleine,
Ich ſteh' ihm feſte:
Du ſollſt nicht Räuber,
Sollſt Männer ſehn.

Während dieſes Geſangs fechten Rugantino und Pedro, mit wiederhohlten Abſätzen. Zuletzt entfernen ſich die Frauenzimmer; die Vagabunden ſtehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und ſtellt ſich gegen Rugantino.

Sopir.

Kommt Hammon etwa? Phanor, ſeh' ich dich?
Dieß iſt mein Mörder.

(Phanors Gefährten gehen voll Entſetzen ab.)

Phanor.

Schreckliches Geheimniß!
Verruchte That! Es iſt dein Vater!

Seide.

Wer?

Palmire.

Sopir?

Seide.

Mein Vater?

Sopir.

Götter!

Phanor.

Hammon ſtirbt,
Er ſieht mich, ruft mich. Eile, ruft er aus,
Eil', einen Vatermord zu hindern! Halt ihn auf
Seidens Arm; den blutbegier'gen Stahl
Entreiße ſeiner Hand. Ich bin geſtraft.
Zu ſchrecklichen Geheimniſſen, Verrath
Und Kinderraub, mißbraucht mich Mahomet,
Und nun beſtraft mich er, der mich verführte.
Von ſeinen Handen ſterb' ich! ſterbe gern,
Wenn mir Sopir verzeiht und in Seiden
Palmirens Bruder, ſeinen Sohn erkennt.

Palmire.

Mein Bruder! O mein Vater!

Sopir.

Kinder! meine Kinder!

O! meine Götter! Ihr betrogt mich nicht,
Als ihr für sie in meinem Herzen sprachet,
Mich zu erleuchten. Unglückseel'ger Jüngling
Wer konnte dir den Vatermord gebieten?

Seide (zu seinen Füßen).

Gehorsam, Pflichten, Liebe meines Volks,
Religion und Dankbarkeit, das Höchste,
Was Menschen nur ehrwürdig scheinen kann
Hat mich zu dieser Greuelthat geleitet.
O daß zu deinen Füßen ich verginge!

Palmire.

Er klagt sich an, ich bin die Schuldige,
Verzweifelnd und beschamt muß ich's gestehn.
O welch ein Wunsch riß uns im Wahn dahin!
Wie schrecklich war der Lohn des Vatermords!

Seide.

Des Himmels Rache ruf' auf uns hernieder,
Verfluche deine Mörder!

Zopir.

Meine Kinder
Umarm' ich. Welche hohe Gunst vermischt
Mit diesem allertiefsten Elend das Geschick!
Ich segn' es! da ich sterbe lebt doch ihr,
O meine Kinder! die zu spat ich wieder
Gefunden, dich Seide, dich Palmire!
Bei allen heil'gen Kräften der Natur,
Bei diesem väterlichen Blut beschwör' ich euch.
Erhaltet euch, indem ihr Rache fordert.
Der Morgen kommt, der Stillstand wird erlöschen.
Da sollte sich mein Plan entfalten, da
Der siegende Verbrecher unterliegen.

Nicht alles iſt verloren, wenn dein Arm
Zu einer großen That ſich kühn erhebt.
Das Volk verſammelt ſich bewaffnet hier.
Mein Blut ſey ihre Loſung; führe ſie
Und des Verräthers letzter Tag iſt da;
Wir harren kurze Zeit.

Seide.

Ich eile gleich!
Das Ungeheuer falle; doch auch ich.
Gerochen ſollſt du ſeyn, und ich geſtraft.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Gefolge.

Omar.

Iſt das Gerücht, das ſich verbreitet, wahr?
Seiden haltet! ſteht Sopiren bei!
In Ketten dieſen Mörder! Mahomet
Iſt des Geſetzes kräftiger Vollbringer.

Sopir.

Der Miſſethat Vollendung ſoll ich ſehn!

Seide.

Mich ſtrafen! Mahomet?

Palmire.

Du darfſt, Tyrann!
Mit dieſem Munde, der den Mord befahl?

Omar.

Nichts iſt befohlen worden.

Seide.

Ich verdiene,
Leichtglaubig, wie ich war, den herben Lohn.

Omar.

Gehorcht, Soldaten!

Palmire.

Darfſt du wohl? Verräther!

Omar.

Palmire wird, wenn ſie Seiden liebt,
Gehorchen. Mahomet beſchützet ſie,
Und halt den Blitz, der eben treffen ſoll,
Vielleicht zurück, doch nur um ihretwillen.
Zu ihrem König folgt ſie willig mir.

Palmire.

So vielem Jammer war ich aufgeſpart!

(Man führt Palmiren und Seiden ab.)

Zopir.

Man führt ſie weg? o! unglückſel'ger Vater!
Mit dieſem Faden reißt dein Leben ab.

Phanor.

Schon wird es Tag, das Volk verſammelt ſich,
Man kommt, dich zu umgeben, edler Greis!

Zopir.

Sie waren meine Kinder!

Phanor.

Zweifle nicht.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Gelungen iſt der Plan, Sopir verſcheidet,
Der ungewiſſe Burger ſtarrt und ſchwankt.
Die Deinigen, erſtaunt, verehren ſelbſt
Das Wunder, das zu unſrer Hulfe kommt.
Und zeigen Gottes Finger der erregten,
Getheilten Stadt, und dampfen ihre Wuth.
Wir ſelbſt beklagen laut Sopirens Tod,
Verſprechen Rache, preiſen deine Große,
Gerecht und gutig rufen wir dich aus.
Man hört uns an, man beugt ſich deinem Namen,
Und wenn der Aufruhr ſich noch regen möchte,
So ſind es Wellen die das Ufer ſchlagen,
Wenn heitrer Himmel ſchon von oben glanzt.

Mahomet.

Ein ew'ges Schweigen ſey der Fluth geboten! —
Und meine Völker nahen ſie der Stadt?

Omar.

Die ganze Nacht bewegt ſich ſchon das Heer,
Durch einen Umweg, dieſen Mauern zu.

Mahomet.

Zur Ueberredung fuge ſich die Macht.
Seide weiß nicht wen er mordete?

Omar.

Wer könnt' es ihm verrathen? Schon begräbt
Mit Hammon dieß Geheimniß ew'ge Nacht.
Seide folgt ihm, schon begann sein Tod,
Und vor der Missethat ging Strafe her.
Indem er zum Altar das Opfer schleppte,
Indem er seines Vaters Blut vergoß,
Durchirrte schon ein schleichend Gift die Glieder;
Nicht lange wird er im Gefangniß athmen.
Palmiren aber lass' ich hier bewachen.
Der Irrthum führt sie bald in deinen Arm.
Seiden zu befreien ist ihr Wunsch.
Ich hab' ihr diese Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht sie schweigend und verhüllt in sich,
Doch ihr gelebrig Herz, dich anzubeten
Gewohnt, es wird in deiner Gegenwart,
An deiner Brust, zur Freude sich beleben.
Du bist zum Gipfel deines Glücks gelangt.
Gesetze giebst du deinem Vaterlande,
Bist ihm Prophet und König, und regierst
Vom vaterlichen Boden aus die Welt.
Das Innre deines Hauses, deines Herzens
Soll die Geliebte schmücken und erfreun.
Hier kommt sie, leblos, zitternd; sprich ihr zu!

Mahomet.

Versammle meine Treuen um mich her!

Zweiter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

Wo bin ich? großer Gott!

Mahomet.

Erhole dich!
Des Volkes, dein Geſchick, hab' ich gewogen.
Sieh die Begebenheit, die dich erſchreckt,
Als ein Geheimniß zwiſchen mir und Gott an.
Befreit auf ewig von Gefangenſchaft
Und Sclaverei, erhebe dein Gemüth.
Du ſiehſt dich hier gerochen, frei und glücklich.
Beweine nicht Seiden! Ueberlaß
Des menſchlichen Geſchickes Sorge mir!
Denk an dein eignes Glück; du biſt mir werth,
Und Mahomet nahm dich zur Tochter auf;
Zu einer höhern Stufe kann er dich
Erheben. Solchen Rang verdiene dir.
Blick' auf zum Gipfel alles Erdenglücks,
Das Uebrige laß der Vergeſſenheit.
Beim Anblick jener Größe, die dich lockt,
Geziemen ſich die niedern Wünſche nicht.
Zu mir gewendet, ruh auf mir dein Herz!
Wie mir die Welt vertraut, vertraue mir!

Palmire.

Was hör' ich! Von Geſetzen, Wohlthat, Liebe,
Wagſt du zu reden, blutiger Betrüger!

Auf ewig ſey mein Herz dir abgeſchworen,
Dir Henker meines Hauſes. Dieſes Letzte
Ging meinem Jammer, deiner Wuth noch ab.
Das iſt er alſo, Gott! der heilige
Prophet, der König, dem ich mich ergab?
Der Gott, den ich verehrte? Ungeheuer!
Durch Wuth und grimm'ge Ränke weihteſt du
Zwei reine Herzen einem Vatermord!
Verführen willſt du meine Jugend, willſt
Um mich, mit meinem Blut beſudelt, werben?
Doch traue nicht auf deine Sicherheit,
Der Schleier iſt zerriſſen, Rache naht.
Vernimmſt du das Geſchrei, den Sturm der Menge,
Die meines Vaters Geiſt gewaltig treibt!
Man waffnet ſich, man eilet mir zu Hülfe,
Und mich, und jeden Preis entreißt man dir.
Dich ſelbſt, die Deinen ſeh' ich hingeſtreckt,
Und über euren Leichen athm' ich wieder.
O! laßt ihn nicht entkommen, güt'ge Götter!
Auf! Mekka! Auf! Medina! Aſien,
Bewaffne dich, die Wuth, die Heuchelei
Zu ſtrafen. Alle Welt, beſchämt, zerbreche
Die Feſſeln die ſie allzuſchändlich trug,
Und deine Lehre die der Wahn gegründet,
Müſſ' Abſcheu allen künft'gen Zeiten ſeyn.
Die Hölle, die du jedem grimmig drohteſt,
Der zweifelnd mit ſich ſelbſt zu Rathe ging,
Die Hölle, dieſer Ort der Wuth, des Jammers,
Für dich bereitet, ſchlinge dich hinab.
Solch einer Wohlthat dankt ein ſolch Gefühl,
So ſind mein Dienſt, mein Schwur und meine Wünſche.

Mahomet.

Was auch entdeckt ſey, was du träumſt und was
Du glauben magſt zu ſeyn; ich bin dein Herr!
Und wenn ſich meine Güte —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Ali. Gefolge.

Omar.

Alles weiß man.
Verrath an dir war Hammens letzter Hauch.
Das Volk erfährt es, bricht den Kerker auf.
Man waffnet, man erregt ſich. Raſend ſtürzt
In ungeheurem Strom es brüllend her.
Sie tragen ihres Führers blut'gen Leib,
Seide geht voran. Mit heißen Thränen
Ruft er zur Rache ſie des Vatermords.
Ein jeder will den blut'gen Leichnam ſehen,
Und aus der Neugier ſtrömet neue Wuth.
Seide klagt ſich an: Mein iſt die That!
Und ſchmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider dich.
Schon flucht man deinem Gott, man flucht den Deinen,
Und dein Geſetz verwünſcht man. Jene ſelbſt,
Die, ſchon gewonnen, deinem Volk die Thore
Eröffnen ſollten, wieder abgeriſſen,
Sind gegen dich gewendet und entbrannt.
Nur Tod und Rache tönt von allen Seiten.

Palmire.

Gerechter Himmel, laß die Unſchuld ſiegen!
Triff den Verbrecher!

Mahomet (zu den Seinigen).

Was befürchtet ihr?

Omar.

Die Wenigen, die mit dir in der Stadt
Sich finden, ſammeln ſich ſogleich um dich.
Wir werden an dir halten, mit dir fallen.

Mahomet.

Ich bin genug euch zu vertheidigen;
Erkennet welchem König ihr gehört!

Vierter Auftritt.

Mahomet, Omar, Gefolge an der einen, Seide und das Volk an der andern Seite, Palmire in der Mitte.

Seide

(einen Dolch in der Hand, ſchon durch den Gift geſchwächt).

Bewohner Mekka's, rächet meinen Vater!
Den mörderiſchen Heuchler ſtrecket nieder!

Mahomet.

Bewohner Mekka's, euch zu retten kam ich;
Erkennet euern König, euern Herrn!

Seide.

Hört nicht das Ungeheuer! Folget mir!
Ihr Götter! welche Wolke deckt mich zu.
Auf ihn! — Wie wird mir? Gott! —

Rugantino.

Laßt ab, ihr seyd verwundet!

Pedro.

Noch genug
Ist Stärk' in diesem Arm, dir zu begegnen.

Rugantino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redest menschlich.
Wer bist du? Willst du meinen Beutel? Hier!
Du kannst ihn nehmen; dieses Leben sollst
Du theuer zahlen.

Rugantino.

Nimm bereite Hülfe,
Du Fremdling, an, und wenn du mir nicht traust,
So laß die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! ich schwanke! Blut auf Blut entströmt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,

Mahomet.

Ich überwinde.

Palmire.

Mein Bruder!

Seide.

Nicht geſaumt! — Ich ſchwanke! Weh
Vermag nicht — Welcher Gott hat mich gelähmt!

Mahomet.

Vor mir ergreift' es jeden Frevler ſo.
Ungläub'ge, die ein falſcher Eifer treibt,
Mich zu verfluchen und Sopir zu rachen!
Der Arm, der Könige bezwingen konnte,
Hat eure Zweifel zu beſtrafen Kraft;
Doch überlaſſ' ich's Gott, der mir ſein Wort
Und ſeinen Donner anvertraut, er ſchone
Die Irrenden, doch den Verbrecher ſtraf' er.
Er richte zwiſchen mir und dieſem Mörder.
Den Schuld'gen von uns beiden ſtreck' er nieder!

Palmire.

Mein Bruder! Wie? er hat ſo viel Gewalt,
Der Lügner, auf ſie alle? Wie ſie ſtehn!
Erſtaunt, erſtarrt, vor ſeiner Stimme bebend,
Als kam' ein Gott, Geſetze zu verkünden
Und auch Seide, du?

Seide.

Ich bin geſtraft!
Die Tugend war umſonſt in meinem Herzen,
Ein groß Verbrechen ward mir aufgenöthigt.
Doch wenn ein Gott den Irrthum ſo beſtraft,
So zittre du, Verbrecher! Siehſt du mich
Vom Stahl getroffen, mich das Werkzeug nur,

Sollt' er nach dir, Verführer, nicht ihn ſchleudern!
Ich fühl' es, mich umſchwebt der Tod. Palmire!
Hinweg! daß er nicht dich mit mir ergreife.

Palmire.

Nein, Bürger! Nicht ein Gott hat ihn getödtet,
Gift wirkt in ſeinen Adern. —

Mahomet.

Lernt, Unglaubige,
Den Lohn des Aufruhrs gegen Gottgeſandte,
Die Rache kennen, die der Himmel ſchickt.
Natur und Tod vernehmen meine Stimme.
Der Tod, der mir gehorcht, beſchützte mich
Und grub die Züge rächender Vernichtung
Auf dieſe bleiche Stirne plötzlich ein.
Er ſteht noch zwiſchen euch und mir der Tod,
Er zielt und wartet, was ich ihm gebiete.
So ſtraf' ich jedes Irrthums Eigenſinn,
Der Herzen Meuterei, ja, der Gedanken
Unwill'gen Frevel; nur den Glaubigen
Verſchont mein Bann, verſchont des Todes Schrecken.
Wenn euch der Tag beſcheint, wenn ihr noch lebt,
So dankt's dem Hohenprieſter, der für euch,
Verführte, ſeinen Gott um Schonung flieht.
Zum Tempel fort, den Ew'gen zu verſöhnen!

(Das Volk entfernt ſich.)

Palmire.

O bleibt! nein, der Barbar vergiftete
Den holden Jüngling, meinen Bruder. Wie?
Und ſprache dein Verbrechen ſelbſt dich los?
Du ſcheinſt ein Gott, nur weil du Laſter haufeſt.
Verruchter Mörder meines ganzen Hauſes,

Auch mir, der letzten, raube dieſes Licht!
Du zauderſt, blickeſt mich mit falſcher Milde,
Die mir verhaßt iſt, an! Des Todten Züge,
Die vielgeliebten, reißen mich dahin.

(Gegen den Leichnam.)

Ein grauenvoll Geheimniß lauerte
Der Unſchuld unſrer erſten Neigung auf.
Ich hatte mit Entſetzen dich geflohen;
Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.
Veredelt und verbunden ſehen wir
Uns wieder.

(Sie erſticht ſich.)

Mahomet.

Wehret ihr!

Palmire.

Ich ſterbe. Fort!
Dich nicht zu ſehen iſt das größte Glück.
Die Welt iſt für Tyrannen; lebe du!

Lemann fec.

TRANSLATED

Tancred.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire.

Perſonen.

Arſir, Aelterer des Ritterchors von Syrakus.

Orbaſſan,
Loredan,
Roderich,
} Ritter von Syrakus.

Tancred, Ritter aus einer verbannten ſyrakuſianiſchen Familie, i
Byzanz erzogen.

Aldamon, Soldat.

Amenaide, Tochter Arſirs

Euphanie, ihre Freundin

Mehrere Ritter, als Glieder des hohen Raths

Knappen, Soldaten, Volk.

Der Schauplatz iſt in und bei Syrakus. Die Zeit der Handlun
fällt in das Jahr 1005. Die afrikaniſchen Sarazenen hatten, im neunt
Jahrhundert, ganz Sicilien erobert. Da Syrakus ihr Joch abſchüttelt
behielten ſie Palermo und Girgenti. Die griechiſchen Kaiſer behaupten Meſſin

Erſter Aufzug.

Rathsſaal im Palaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Die verſammelten Ritter, in einem halben Cirkel ſtehend.

Arſir.

Erlauchte Ritter, deren Muth und Kraft
Des Vaterlands Bedrangniß rachen ſoll,
Mir, als dem Aelteſten, erlaubet ihr
Euch zu verſammeln, Euren Rath zu hören.
Entſchloſſen ſeyd ihr, mit geſammter Hand
Der Doppeltyrannei, die ſich Siciliens
Bemachtigte, die Bruſt zu bieten, euch
Und Syrakus die Freiheit zu verſchaffen.
Die beiden ungeheuren Machte, die
Sich in die Welt zu theilen lange kampften,
Des Orients Monarchen und der Sarazenen
Verwegne Fürſten, beide machen ſich
Die Ehre ſtreitig, uns zu unterjochen.
Dem Kaiſer von Byzanz gehorchen ſchon
Meſſinens Völker; Solamir, der Maure,

Wer ihr auch ſeyd! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Rugantino.

Hier! unterſtützt ihn, und verbindet ihn,
Bringt ihn zu unſrer Wohnung ſchnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

Er wird ohnmächtig.

Rugantino.

Nicht!
Er ſoll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf,
Und ſorgt für ihn auf's beſte. Dieſe Nacht
Iſt nun verdorben durch die Schuld und Thorheit
Der zu verwegnen Raubgeſellen. Geht,
Ich folge bald.

Vagabunden mit Pedro ab.

Ich muß mich um das Schloß
Noch einmal leiſe ſchleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entſagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Bacco, wart'!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

Beherrschet Agrigent und Enna's Flur,
Bis zu des Aetna fruchtbeglücktem Fuß,
Und beide drohten Knechtschaft unsrer Stadt;
Doch auf einander eifersüchtig beide,
Begierig beide solchen Raub zu haschen,
Bekampften sich und stritten so für uns.
Sie haben wechselweise sich geschwacht,
Nun öffnet sich ein Weg uns zu erretten;
Der Augenblick ist günstig; nützet ihn!
Der Muselmannen Größe neigt sich schon,
Europa lernet weniger sie fürchten.
Uns lehrt in Frankreich Carl Martell, Pelag
In Spanien, der heil'ge Vater selbst,
Leo der Große, lehrt, mit festem Muth,
Wie dieses kühne Volk zu dampfen sey.

Auch Syrakus vereinigte sich heut
An seinem Theil zu solchem edlen Zweck.
Uneinigkeit und Ungewißheit soll
Nicht länger eure Heldenschritte lähmen.
Vergessen wir die unglücksvolle Zeit,
Da Bürger gegen Bürger aufgestanden
Und, grausam, diese Stadt die eignen Kinder
Ermordet und vertrieben und sich selbst
Entvölkert. Orbassan, an dich ergeht
Mein erster Aufruf: laß uns nun verbunden
Für Eine Sache stehn! fürs Allgemeine,
So wie fürs Beste jedes Einzelnen!
Ja, laß uns Neid und Eifersucht verbannen,
Ein fremdes Joch, das uns gewaltig droht,
Mit Heldenkraft zerbrechen, oder sterben!

Orbaſſan.

Nur allzutraurig war der Zwiſt, Arſir,
Der unſre beiden mächt'gen Stämme trennte
Und der getheilten Stadt die Kraft entzog.
Nun hoffet Syrakus die Orbaſſans
Mit deinem Blut, Arſir, vereint zu ſehen.
So werden wir uns wechſelweiſe ſchützen —
Und alſo reich' ich deiner edlen Tochter,
Ein wohlgeſinnter Bürger, meine Hand;
Dem Staate will ich dienen, dir, den Deinen,
Und vom Altar, wo unſer Band ſich knüpft,
Stürz' ich mich rächend Solamir entgegen.
Doch ſind es nicht allein die äußern Feinde,
Der Byzantiner hier, der Maure dort;
Auch ſelbſt in dem Bezirk von Syrakus
Sehnt ſich ein Theil betrognen Volkes noch
Dem längſt vertriebnen Frankenſtamme nach.
Man rühmet ſeinen Muth und wie er ſich,
Freigebig, aller Bürger Herz verbunden.
Wen er beraubt daran denkt keiner mehr;
Nur was er gab verwahrt noch das Gedächtniß.

Mit welchem Recht verbreitete der Franke
Sich über alle Welt und nahm auch hier
In unſern reichen Gegenden Beſitz?
Coucy! mit welchem Recht verpflanzt er ſich
Vom Seine-Strom zu Arethuſens Quelle?
Beſcheiden erſt und einfach, ſchien er nur
Sich unſerm Dienſt zu weihen; doch ſein Stolz
Und ſeine Kühnheit machten ihn zum Herrn.
Sein Stamm, der ungeheure Güter häufte,

Erkaufte ſich des Volkes Neigung bald
Und über meinen Stamm erhub er ſich;
Doch nun ſind ſie geſtraft, ſie ſind verbannt,
Auf ewig ihres Bürgerrechts verluſtig.

Das iſt beſchloſſen; doch das Schwerſte bleibt,
Nun dem Geſetz die volle Kraft zu geben.
Ein Sproſſe des gefahrlichen Geſchlechts,
Tancred, iſt übrig, der als Knabe ſchon
Mit ſeinen Eltern die Verbannung theilte.
Den Kaiſern von Byzanz hat, wie man ſagt,
Mit Ehren er gedient, und tragt gewiß,
Von uns gekrankt, den tiefſten Haß im Buſen.
Vielleicht erregt er gegen uns die Macht
Der Griechen, die ſchon in Sicilien,
Durch den Beſitz Meſſina's, eingegriffen,
Und denkt vielleicht durch ſeinen Einfluß hier,
Uns innerlich zu untergraben. Doch
Wie ihm auch ſey! wir ſtehen einer Welt
Entgegen, die von allen Seiten her
Nach unſern fruchtbeglückten Feldern dringt,
Und uns des reinen Himmels Frohgenuß
Im ſchönſten Land der Erde rauben möchte,
Nicht mit Gewalt allein, mit Liſt noch mehr.

Laßt gegen den Verrath uns, ohn' Erbarmen,
Als wurd'ge Führer einer Stadt entbrennen.
Gebt den Geſetzen neue Kraft, die jeden
Der Ehre, wie des Lebens, ledig ſprechen,
Der mit dem Feinde, mit dem Fremden ſich
Zu heimlichen Verbindungen geſellt.

Untreue wird durch Mildigkeit erzeugt.
Kein Alter ſpreche künftig, kein Geſchlecht,
Zur Schonung eines Schuldigen, das Wort.
So that Venedig, wo mit großem Sinn
Mißtraun und Strenge ſichre Loſung war.

Loredan.

Welch eine Schande für die Eingeborner,
Daß ſie ein Fremder, ſie ein Feind ſo leicht
Durch irgend einen Schein verblenden kann!
Welch ein Verdruß für uns daß Solamir,
Als Muſelmann, in dieſer Chriſteninſel,
Ja ſelbſt in dieſer Stadt Verräther ſoldet,
Uns Friede bietet wenn er Krieg bereitet,
Um uns zu ſtürzen, uns zu trennen ſucht.
Wie mancher von den Unſern ließ ſich nicht
Durch Wiſſenſchaft und Kunſt bethören, die
Der Araber uns zu entkraften bringt.
Am meiſten aber, daß ich nichts verſchweige,
Neigt ſich der Frauen leicht verführt Geſchlecht
Den Lockungen des fremden Glanzes zu.
An Solamir und ſeinen Edlen ſchaßt
Ein weiblich Auge, lüſtern, manchen Reiz,
Des Morgenlandes auserleſ'ne Pracht
In Kleid und Schmuck, Gewandtheit der Geſtalt,
Der Neigung Feuer und der Werbung Kühnheit;
Indeß wir der gerechten Sache nur,
Dem Wohl des Staates, Sinn und Arme widmen,
Und Kunſtgewerbe ritterlich verſchmahn.
Im Siege mag ſich unſre Kunſt enthüllen;
Mir trau' ich viel, euch trau' ich alles zu.
Beſonders aber laßt, gerecht und ſtreng,

Uns gegen der Verräther Tücke wachen;
Ein einziger zerstöret, leicht und schnell,
Was viele tausend Redliche gebaut.
Und wenn ein Solcher des Gesetzes nicht,
Des Unglücks, das er stiftet, nicht gedenkt;
So laßt, wenn er entdeckt ist, im Gericht,
Uns nicht an Gnade, nicht an Milde denken.
Und Syrakus liegt sicher hinter uns,
Wenn wir uns Solamir entgegen stürzen.
Auf ewig ausgeschlossen sey Tancred,
Und ihm und seinem Stamme jede Hoffnung
Der Rückkehr abzuschneiden, werde nun
Des Ritterrathes letzter Schluß vollbracht.
Die Güter, das Vermögen, die der Franken
Vertriebner Stamm in Syrakus verließ,
Sey Orbassan verliehen, der für uns
So viel gethan, so viel zu thun sich rüstet;
Solch eines Vorzugs ist der Brautigam,
Arsirens Tochter solcher Mitgift werth.

Roderich.

So sey es! Mag Tancred doch in Byzanz
Sich jeder Gunst des Kaiserhofes freuen!
Er fordre nichts in unserm Freibezirk.
Gab er sich einen Herrn, so that er selbst
Auf unsre heil'gen Rechte hier Verzicht.
Er sey verbannt. Der Sklave der Despoten
Kann in dem freien Kreise nichts besitzen;
Der Staat, den Orbassan bisher beschützt,
War schuldig ehrenvoll ihn zu belohnen.
So denk' ich und ein jeder so mit mir.

Arsir.

Er ist mein Eidam! Einer Tochter Glück
Und Wohlstand bleibt des Vaters heißer Wunsch;
Doch den Verwaisten, den verwaisten Mann,
Der ganz allein noch übrig in der Welt
Von einem hohen Stamme, sich verliert,
Nicht gerne hab' ich, zu der Meinen Vortheil,
Der letzten Hoffnung ihn beraubt gesehn.

Loredan.

Du tadelst den Senat?

Arsir.

Die Härte nur.
Doch was die Mehrheit immer ausgesprochen,
Ich ehr' es als ein göttliches Gesetz.

Orbassan.

Dem Staat gehören diese Güter! Mag
Er sie doch auch besitzen und verwalten.

Arsir.

Genug hievon! Gefährlich immer ist's
Das schon Entschiedne wieder aufzuregen.
Laß uns vielmehr des schönen Bunds gedenken,
Der unsre Häuser fest vereinen soll;
Laß uns die Feier heute noch vollbringen,
Und Morgen sey der Tag beglückter Schlacht.
Da fühle Solamir daß du mit ihm
Um Eine Braut, um Einen Kranz gerungen!
Entreiß' ihm beide, glücklich hier und dort!
Ja, der verwegne Muselmann verlangte,
Zum Friedenspfande meiner Tochter Hand.
Durch solch ein Bündniß glaubt' er mich zu ehren.

Auf! meine Freunde! — Wenn das Alter mir
Den Ehrenplatz euch anzuführen raubt,
So iſt mein Eidam dieſer Stelle werth.
Nicht ferne will ich von dem Kampfe ſeyn;
Mein Herz wird neue Neigungen empfinden,
Mein Auge blickt auf eure Tapferkeit
Und ſieht den ſchönſten Sieg eh' es ſich ſchließt.

Loredan.

Du biſt es der uns leitet! Hoffen wir
Daß auch das Glück den edlen Kampf begünſtigt.
Wir ſchwören daß ein ehrenvoller Sieg,
Wo nicht, ein ehrenvoller Tod uns krönen ſoll.

Zweiter Auftritt.

Arſir. Orbaſſan.

Arſir.

Kann ich mich endlich deinen Vater nennen?
Iſt, wackrer Orbaſſan, der alte Groll
In dir verloſchen? Darf ich eines Sohns
Geſinnung von dir hoffen, auf dich zählen?

Orbaſſan.

Laß uns erwarten daß das Leben uns,
Das uns bisher getrennt, verbinden möge;
Daß, wie wir uns bisher geſchadet, nun
Wir unſre Kraft zu beider Vortheil brauchen.
Laß denn Vertrauen zwiſchen uns entſtehn,
Gegründet auf gemeinſames Beſtreben,
Den Staat, uns ſelbſt, die Unſern zu beglücken.

Gewohnt von Jugend auf dein Widersacher
Und deines ganzen Hauses Feind zu seyn,
In dieses Bündniß war' ich nicht getreten,
Hätt' ich dich selbst als Feind nicht ehren müssen.
Ob Liebe Theil an diesem Schluß gehabt,
Das laß uns hoffen, aber nicht erforschen.
Amenaidens hohen Frauenwerth
Darf jeder Ritter zu besitzen wünschen.
Sie wird nun mein! Mich ihrer werth zu nennen
Muß ich die Feinde dämpfen, Syrakus
Von jeder Noth befreien, dir, mein Vater,
Der ersten Stelle hohe Würde sichern.
Das ruft zum Kampfe mich, zur Thatigkeit,
Und unter dem Geräusch der Todeswaffen,
Wenn Liebe spräche, würde sie gehört?

Arsir.

Wenn sich ein Krieger durch Freimüthigkeit,
Durch trockne, derbe Sinneskraft empfiehlt;
So giebt es eine Harte die ihm schadet.
Gefällige Bescheidenheit erhebt
Den Glanz der Tugend, ist der beste Schmuck
Der Tapferkeit. Ich hoffe meine Tochter
Soll deiner Sitte Heldenstrenge mildern.
Sie ging, in früher Zeit, mit ihrer Mutter
Den Stürmen unsers Bürgerzwists entflohn,
Am Hofe von Byzanz die ersten Blüthen
Jungfräulicher Gesinnung zu entfalten.
Und blieb ihr Herz der Schmeichelei verschlossen;
So ist ihr Ohr doch diesen Ton gewohnt.
O, laß dir eines Vaters Rath gefallen!
Befremde sie durch Ernst und Strenge nicht!

Ein weiblich Herz glaubt nur an seinen Werth,
Wenn es den rohen Mannersinn bezwingt.

Orbassan.

Und diese rauhe Schale mußt ihr mir
Zu gute halten, denn ich bin im Lager
Vom kriegerischen Vater auferzogen.
Dort spricht die That den Werth des Mannes aus,
Dort lernt' ich biedern Sinn, Entschlossenheit,
Den unverruckten Schritt zum Ziele schatzen.
Und lernt' ich gleich des Hofes Sprache nicht,
Kann ich kein Scheinverdienst, durch Gleisnerei,
Mir eigen machen, und, mit glatten Worten,
Erlogne Neigung jedem Weibe bieten,
So fühl' ich doch die Würde meiner Braut
Vielleicht so gut als man sie fühlen soll;
Und mein Betragen zeige wie ich sie
Und euch und mich in ihr zu ehren denke.

Arsir.

Ich habe sie berufen, sie erscheint.

Dritter Auftritt.

Arsir. Orbassan. Amenaide.

Arsir.

Der hohe Rath, besorgt furs Wohl des Ganzen,
Der Bürger Stimme, die ihr Herz befragen,
Dein Vater, ja der Himmel, führen dir
Den Braut'gam zu, dem mit ergebner Pflicht
Und holder Neigung du entgegen gehst;

Dein Wort empfing er aus des Vaters Munde.
Du kennest seinen Namen seinen Rang,
Wie seinen Ruhm, den er als edler Führer
Des Ritterheeres täglich mehren kann.
Daß er zu seinen großen Gütern noch
Tancredens Rechte vom Senat empfing —

Amenaide (für sich).

Tancredens?

Arsir.

— möchte der geringste Werth
Der auserwahltesten Verbindung seyn.

Orbassan.

Wie sie mich ehrt, das hab' ich langst gefühlt;
Nun fühl' ich auch in dieser Gegenwart,
Wie sehr ich mich beglückt zu nennen habe.
O! daß zu deiner Gunst und ihrer Wahl
Auch mein Verdienst um euch sich fügen möchte!

Amenaide.

In allen Zeiten hast du, theurer Vater,
Mein Leid empfunden, wie mein Glück befördert.
Indem du einem Helden mich bestimmst,
So soll nach langes Kampfes wilden Tagen
Durch deine Weisheit Fried' und Freude blühn,
Und deine Tochter soll des Glückes Pfand,
Für unsre Stadt, für unsre Hauser seyn.
Die Würde dieser Pflicht empfind' ich wohl,
Den Vortheil auch erkenn' ich wünschenswerth;
Doch Orbassan wird einem weichen Herzen,
Das, ach! von Jugend auf, zu sehr belastet
Von manchem Druck unsel'ger Tage war,
Das selbst sich jetzt, in dieser neuen Lage,

Alonzo und Bediente

inwendig an der Gartenthür.

Alonzo.

Schließt auf! und macht mir schnell die ganze Runde
Des Schlosses; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Rugantino.

Ein schöner Fall! Nun gilt es muthig seyn.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Geräusch der Waffen,
Ein Aechzen tonen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.

Bediente ab, ohne Rugantino zu bemerken.

Rugantino,

Am besten ist's, der drohenden Gefahr
In's Angesicht zu sehen. Laßt mich erst
Durch meine Zither mich verkünd'gen. Still,
So sieht es dann recht unverdächtig aus.

Cupido, kleiner loser, schelmischer Knabe.

Betroffen fühlen muß, vergönnen, ſich
An eines Vaters Buſen zu erholen.

Orbaſſan.

Ich ſchätze dieſe Fordrung der Natur;
Ich weiß dein kindliches Gefühl zu ehren.
Dem herzlichen Vertrauen laß ich Raum.
An meiner Seite will ich unſers Heers
Geprüfte Ritter muſtern; Wachſamkeit
Auf unſers Feinds Bewegungen empfehlen.
Nur wenn [illegible]e ſolche Hand verdiene,
Faſſ' ich ſie [illegible] Vertrauen; unſer Feſt
Werd' ich mit wahrer Freude nur begehn,
Wenn ich es reich mit Lorbeern ſchmücken kann.

Vierter Auftritt.

Arſir. Amenaide.

Arſir.

Du biſt betroffen, und dein ſtarrer Blick,
Von Thränen trübe, wendet ſich von mir.
Erſtickte Seufzer heben deine Bruſt.
Und wenn das Herz gewaltig widerſtrebt,
Was kann die Lippe Günſtiges verkünden?

Amenaide.

Erwartet hätt' ich nicht, ich will's geſtehn,
Daß du, nach ſolchen Kampfen, ſolchem Haß,
Mit der Partei des Orbaſſans dich je,
Als etwa nur zum Schein, verbinden würdeſt.
Daß deiner Tochter zitternd ſchwache Hand

Gefordert werden könnte solchen Bund
Zu kräftigen, und daß mein Arm den Feind,
Der uns so sehr bedrängt, umfassen sollte.
Kann ich vergessen daß der Bürgerkrieg
Des eignen Herds behaglich freie Stätte
Dir wild verkümmert; daß die gute Mutter,
Zwar wider Willen, doch für mich besorgt,
Aus dieser Stadt, nach fremden Ufern zog!
Und theilt' ich nicht, der Wiege kaum entwachsen,
Dort in Byzanz, ihr trauriges Geschick?
Lernt' ich von ihr, der irrenden, verlaßnen,
Verbannter Bürger Jammertage nicht,
Des stolzen Hofs erniedrigende Gnade,
Und Mitleid, schlimmer als Verachtung, tragen?
Herabgesetzt, doch edel ausgebildet,
Verlor ich bald die würd'ge Führerin.
Die Mutter starb, ich fand mich mit mir selbst,
Ein schwaches Rohr, und in dem Sturm allein.
Da leuchteten dir neue beßre Tage,
Und Syrakus, bedürftig deines Werths,
Gab dir die Güter, dir das Ansehn wieder,
Und seiner Waffen Glück in deine Hand.
Da wichen von den blutbefleckten Pforten
Der Vaterstadt die Feinde schnell hinweg.
Ich sehe mich in meines Vaters Armen,
Aus denen frühes Unglück mich gerissen.
Ach! führt ein größres etwa mich zurück?
Ich weiß, zu welchem Zweck, in welcher Hoffnung
Du meine Hand dem Gegner angelobt.
Bedenke, daß ein unnatürlich Bündniß,
Das beiden Gatten Unglück zubereitet,

Verderblich oft dem Allgemeinen wird.
Vergieb wenn ich vor dieser Stunde bebe,
Die mir auf unabsehlich lange Reihen
Von Schmerz- und Kummerstunden schrecklich zeigt.

Arsir.

Laß nicht Erinnerung vergangnen Uebels
Der Zukunft weite Raume dir verengen!
Gedenke jetzt wie Syrakus gemurrt,
Als deine Hand, zum Pfande, Solamir,
Des angebotnen Friedens sich bedingte.
Nun geb' ich dir den Helden, der mit ihm
Sich messen, der von ihm uns retten soll,
Den besten unsrer Krieger, der mich sonst
Befeindete, und der uns nun verstärkt.

Amenaide.

Verstärkt! O, laß dich nicht durch jene Güter,
Die er vielleicht verschmähen sollte, blenden!
Ein Held, so mächtig und so bieder, könnte
Unschuldig Ausgetriebene berauben?

Arsir.

Der strengen Klugheit des Senates kann
Ich nichts entgegen setzen. In Tancreden
Bestraft man nur den eingedrungnen Stamm
Herrschsücht'ger Franken, die uns langst getrotzt.
Er muß verloschen.

Amenaide.

Irr' ich, Herr, nicht ganz,
So ist Tancred in Syrakus geliebt.

Arsir.

Wir ehren alle den erhabnen Geist,
Den Muth, der, wie man sagt, Illyrien

Dem Kaiser unterwarf, sich überall
Wo er sich hingewendet ausgezeichnet;
Doch eben weil er jenem Dienst sich weihte,
Hat er bei uns das Bürgerrecht verwirkt,
Sein reiches Erbe bleibt ihm abgesprochen,
Und wie er flüchtig ist, er bleibt verbannt.

Amenaide.

Verbannt! Auf ewig! Er?

Arsir.

Man fürchtet ihn.
Du hast ihn ehmals in Byzanz gesehen;
Du weißt, er haßt uns.

Amenaide.

Damals glaubt' ich's nicht.
Auch meine Mutter hoffte: Syrakus
Sollt' er dereinst beschützen und befrein.
Und als der Bürger, undankbar verirrt,
Sich gegen dich für Orbassan erklärte,
Dich unterdrückte, deiner Güter dich
Beraubte, damals hätte, wie mir schien,
Tancred für dich den höchsten Kampf bestanden.

Arsir.

Genug, Amenaide! Rufe nicht
Vergangner Tage Schattenbild hervor!
Laß uns von Zeit und Ort Gesetze nehmen!
Tancred und Solamir, Byzanz und Hof
Sind alle gleich verhaßt in Syrakus,
Und wirken bald auf uns nicht weiter ein;
Doch deines Lebens nächstes ganzes Glück
Kannst du dir durch Gefälligkeit erschaffen.
Nun sechzig Jahre stritt ich für dies Land,

Ich liebt' es, dient' ihm als ein treuer Bürger,
So ungerecht, so undankbar es auch
Sich gegen mich bewiesen, und ich denke
Noch eben so in meinen letzten Stunden.
Solch eine Denkart zeige mir nun auch
Zu Trost und Hoffnung meiner alten Tage,
Und gehe sicher, an der Hand der Pflicht,
Dem Glück, das dir bereitet ist, entgegen.

Amenaide.

Du sprichst von Glück, das nirgends mir erscheint.
Zwar seh ich nicht auf die vergangnen Zeiten,
Nicht auf den Glanz des Kaiserhofs zurück;
Dir weih ich die Gefühle meines Herzens;
Doch eh du mich auf ewig binden magst,
Laß wenig Tage noch vorübergehen!
Die Gunst ist groß, durch die sich Orbassan
Vom Volk und vom Senat erhoben sieht.
Du eilst, staatsklug, Theil daran zu nehmen;
Und doch ist diese Gunst so leicht verscherzt!
Und die Partei, statt uns empor zu tragen,
Zieht uns in ihrem Sturze mit hinab.

Arsir.

Was sagst du?

Amenaide.

Wenn ich dir, o Herr! vielleicht
Zu kühn erscheinen möchte, so vergieb.
Ich läugn' es nicht, das schwächere Geschlecht
Hat an dem Kaiserhofe größre Rechte;
Dort fühlt man sich und wagt auszusprechen,
Was in der Republik verboten ist.
Man dient uns dort, hier will man uns befehlen

Es war nicht immer so! Der Muselmann,
Der eines Weibes edle Rechte kränkt,
Hat in Sicilien zu starken Einfluß.
Auch unsre Helden hat er gegen uns
Herrschsüchtiger, ungefälliger gemacht;
Doch deine Vatergüte bleibt sich gleich.

Arsir.

So lange du als Tochter dich erzeigst,
Mißbrauche nicht die väterliche Huld!
Du dürftest zaudern, aber nicht versagen.
Nichts trennet mehr das festgeknüpfte Band;
Das Ritterwort kann nicht gebrochen werden.
Wohl ist es wahr: ich bin zum Unglück nur
Geboren! kein Entwurf gelang mir je!
Und was ich jetzt zu deinem Glück gethan,
Wird, ahnungsvoll, von dir voraus verfinstert.
Doch sey ihm wie ihm wolle! das Geschick
Wird nicht von uns beherrscht und unsern Wünschen,
Und so ergieb dich ihm, wie wir es thun.

Fünfter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Tancred! Geliebter! Sollt' ich meine Schwüre
Um deines großen Feindes willen brechen?
Ich sollte, niedrig, grausamer als er,
Die dir geraubten Güter mit ihm theilen?
Ich sollte — komm, Euphanie! vernimm,

Welch ungeheurer Schlag mein Leben trifft:
Mein Vater giebt mir Orbaſſan zum Gatten.

Euphanie.

Wie wird es möglich zu gehorchen ſeyn?
Ich kenne dein Gefühl und ſeine Stärke.
Nicht des Geſchicks Gewalt, des Hofes Reiz
Vermochte, wenn du deinen Weg gewählt,
Dich aufzuhalten, oder abzulenken;
Du gabſt dein Herz fürs ganze Leben hin.
Tancred und Solamir empfanden beide,
Für dich entzündet, gleicher Neigung Macht!
Doch der, den du im Stillen, und mit Recht,
Dem andern vorgezogen, der dein Herz
Gewonnen und verdient, wird dieſes Herzens
Auch würdig bleiben. Wenn er in Byzanz
Vor Solamir den Vorzug ſich gewann,
So möchte ſchwerlich Orbaſſan ſich hier
Des Sieges über ihn zu rühmen haben.
Dein Sinn iſt feſt.

Amenaide.

Er wird ſich nie verändern.
Ach, aber man beraubt Tancreden hier,
Verbannt ihn, kränkt die Ehre ſeines Namens.
Verfolgung iſt Geſchick des edlen Mann's;
Doch mein Geſchick iſt nur, ihn mehr zu lieben.
Und ſo vernimm: ich wage noch zu hoffen;
Ihn liebt das Volk noch immer!

Euphanie.

Wie man hört.
Wenn ſeines Hauſes Freunde lange ſchon
Den Vater und den Sohn vergeſſen, die

In ferne Lande die Verbannung trieb,
Wenn Große nur dem eignen Vortheil fröhnen,
So iſt das Volk gutmüthig.

Amenaide.

Oft gerecht!

Euphanie.

Jetzt unterdrückt; und wer Tancreden liebt,
Darf lange ſchon nur im Verborgnen ſeufzen.
Tyranniſch waltet des Senats Befehl.

Amenaide.

Nur weil Tancred entfernt iſt wagen ſie's.

Euphanie.

Wenn er ſich zeigen könnte, hofft' ich auch;
Doch er iſt fern von dir.

Amenaide.

Gerechter Gott!
Dich ruf' ich an —

(zu Euphanien)

und dir vertrau' ich mich.
Tancred iſt nah' und wenn man endlich, ihn
Ganz zu verderben, harte Schlüſſe nahm,
Wenn Tyrannei ſich über alles hebt;
So tret' er vor, daß alle ſich entſetzen.
Tancred iſt in Meſſina!

Euphanie.

Großer Gott!
Vor ſeinen Augen will man dich ihm rauben.

Amenaide.

Ich bleibe fein, Euphanie! Vielleicht
Gebietet er den Syrakuſern bald,
Wie meinem Herzen — Dir vertrau' ich alles;

Doch alles muß ich wagen! Dieſes Joch,
Es iſt zu ſchimpflich, und ich will es brechen.
Verrathen könnt' ich ihn? und niederträchtig
Der Macht, die ein Verbrechen heiſcht, gehorchen?
Nein! Mannerſtärke giebt mir die Gefahr.
Um meinetwillen kam er in die Nähe;
Mich ſollte ſeine Nähe nicht begeiſtern?
Und könnt' ich einer falſch verſtandnen Pflicht
Freiheit und Ehre, Glück und Leben weihen?
Wenn Unglück ſich von allen Seiten zeigt,
So iſt's das größte das mich ihm entreißt.
O Liebe, die du mein Geſchlecht erhebſt,
Laß dieſes Wiederſehn beſchleunigt werden!
Laß in der Noth uns deinen Einfluß fühlen,
Und ſchufſt du die Gefahr, ſo rett' uns nun!

Zweiter Aufzug.

Saal im Palaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Die Ruhe flieht und ach! die Sorge folgt!
Vergebens wandl' ich durch die öden Säle.
Hier, in dem Buſen ſchwanket Ungeduld;

Unſtät bewegt mein Fuß ſich hin und wieder.
Iſt's Furcht? Iſt's Reue? — Furcht! o denk' an ihn!
Und ſollte dich die edle Kühnheit reuen?
Gefaßt, mein Herz!

(Zu Euphanien, die eintritt.)

Iſt mein Befehl vollbracht?

Euphanie.

Dein Sclav empfing den Brief und eilte fort.

Amenaide.

So iſt mein Schickſal nun in der Gewalt
Des letzten meiner Knechte, weil ich ihn
Zu einem ſolchen Auftrag tüchtig finde,
Weil er von Muſelmannen ſtammt, bei uns
Geboren und erzogen, beide Sprachen,
Der Sarazenen Lager und des Bergs
Verborgne, fürchterliche Pfade kennt.
Wird er auch jetzt, ſo glücklich und ſo treu,
Meſſina's Pfort' erreichen, als zur Stunde,
Da er mir dort Tancreden ausgeforſcht?
Wird er, wie damals, eilig wiederkehren,
Und allen Dank und allen Lohn empfangen,
Den ihm mein ſtolzes Herz, mit Freude, zollt?

Euphanie.

Gefährlich iſt der Schritt; doch haſt du ſelbſt,
Durch weiſe Vorſicht, die Gefahr gemindert.
Tancredens Namen haſt du jenem Blatt,
Das ihn berufen ſoll, nicht anvertraut.
Wenn des Geliebten Namen ſonſt ſo gern
Die Lippe bildet, ſie der Griffel zieht,
Hier haſt du ihn verſchwiegen, und mit Recht.

Alonzo.

Was hör' ich! Eine Zither! Laßt uns ſehen.
herabtretend.
Wer ſeyd ihr, daß ihr noch ſo ſpät zu Nacht
In dieſer Gegend ſchleicht, wo alles ruht.

Rugantino.

Ich ſchleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefällt, auf breiter freyer Straße.

Alonzo.

Um unſre Mauern lieben wir nicht ſehr
Das Nachtgeſchwärm'; es iſt uns zu verdächtig.

Rugantino.

Mir wär' es lieber, eure Mauern ſtänden
Wo anders, die mir hier im Wege ſtehen.

Alonzo für ſich.

Es iſt ein grober Gaſt, doch ſpricht er gut.

Rugantino.

Er möchte gern an mich, und traut ſich nicht.

Alonzo.

Habt ihr nicht ein Geſchrey vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?

Im schlimmsten Falle mag der Maure nun
Den Boten fangen, mag die Zeilen lesen,
Die ihm ein unerklärlich Räthsel sind.

Amenaide.

Noch wacht ein guter Geist für mein Geschick;
Tancreden führt er her, ich sollte zittern?

Euphanie.

An jedem andern Platz verbind' er euch;
Hier lauern Haß und Habsucht hundertäugig.
Der Franken alter Anhang schweigt bestürzt;
Wer soll Tancreden schützen wenn er kommt?

Amenaide.

Sein Ruhm! — Er zeige sich und er ist Herr.
Den unterdrückten Helden ehrt im Stillen
Noch manches Herz. Er trete kühn hervor,
Und eine Menge wird sich um ihn sammeln.

Euphanie.

Doch Orbassan ist mächtig, tapfer!

Amenaide

Ach!
Du solltest meine Sorge nicht vermehren.
O, laß mich denken, daß ein gut Geschick
In früher Jugend uns zusammen führte,
Daß meine Mutter, in der letzten Stunde,
Uns, mit dem Scheidesegen, fromm vereint.
Tancred ist mein! Kein feindliches Gesetz,
Nicht Staatsverträge sollen mir ihn rauben.
Ach! wenn ich denke, wie vom Glanz des Hofs,
Vom herrlichsten der Kaiserstadt umgeben,
Wir uns nach diesen Ufern hingesehnt,

Wo jetzt Gefahr von allen Seiten droht,
Wo mir Tancredens laut erklarter Feind
Das ungerecht entriſſene Vermögen,
Als Bräutigam, zur Morgengabe beut.
Der edle Freund ſoll wenigſtens erfahren,
Wie ihn Parteiſucht hier behandelt, wie
Mich ſein Verluſt in Angſt und Kummer ſetzt.
Er kehre wieder und vertheidige
Sein angebornes Recht! Ich ruf' ihn auf.
Dem Helden bin ich's, bin's dem Freunde ſchuldig;
Ach! gerne thät' ich mehr, vermöcht' ich's nur.
Ja, hielte mich die Sorge nicht zurück
Des alten Vaters Tage zu verkürzen,
Ich ſelbſt erregte Syrakus, zerriſſe
Den Schleier der die Menge traurig dämpft.
Von Freiheit reden ſie, und wer iſt frei?
Der Bürger nicht der vor dem Ritter bebt,
Der Ritter nicht der ſich von ſeines Gleichen
Befehlen und verſtoßen laſſen muß.
Iſt denn mein Vater frei? der doch von allen
Der Aelteſte, des Rathes Erſter ſitzt.
Bin ich es, ſeine Tochter? deren Hand
Dem alten Feinde meines Hauſes nun,
Im klugen Plane, dargeboten wird.
Iſt Orbaſſan darum nun liebenswerth,
Weil die Parteien, müde ſich zu kränken,
In unſerm Bund auch ihren Frieden ſehn?
Solch ein Vertrag empört, wie ſolch ein Zwiſt,
Des zarten Herzens innerſtes Gefühl.
Ein Einziger kann die Verwirrung löſen.
Und er iſt nah, er kommt — es iſt gethan.

Euphanie.

Und alle deine Furcht? —

Amenaide.

Sie iſt vorüber.

Euphanie.

Doch mir durchbebt ſie heftiger die Bruſt.
In dieſem Augenblicke der Entſcheidung
Empfind' ich meine Schwachheit nur zu ſehr!
Und du haſt nichts von dem Geſetz gehört,
Das der Senat, mit wohlbedachter Strenge,
Noch dieſen Morgen erſt, erneuert hat?

Amenaide.

Welch ein Geſetz?

Euphanie.

Es ladet Schand' und Tod
Auf jeden, der mit unſern Feinden ſich,
Der ſich mit Fremden insgeheim verbunden.
O Gott! dir drohet es, und trifft vielleicht!

Amenaide.

Laß ein Geſetz von Syrakus dich nicht,
So ſehr es immer droht, in Furcht verſetzen.
Ich kenne ſchon den waltenden Senat;
Verſammelt ſinnt er auf das Beſte, will,
Mit Herrſcherwort, den Uebelthaten ſteuern,
Und ſo entſpringet weiſe manch Geſetz;
Gerüſtet ſteht's, Minerven gleich, die ſich
Einſt aus dem Haupt des Göttervaters hob,
In ſeiner vollen Kraft, und ſcheint zu treffen.
Den Bürger trifft es auch und den nicht oft;
Doch weiß ein Ritter, was die Seinigen

Verletzen könnte, mächtig abzulenken,
Und keine Strafe trifft ein hohes Haupt.

Zweiter Auftritt.

Amenaide, Euphanie, im Vordergrunde. **Arſir** und die **Ritter** im Hintergrunde.

Arſir.

Weh über uns! — O Ritter! wenn ihr mich
Bei dieſer Nachricht ganz vernichtet ſeht,
Bejammert mich! Zum Tode war ich reif;
Doch ſolche Schande dulden wer vermag's!
(Zu Amenaiden, mit Ausdruck von Schmerz und Zorn.)
Entferne dich!

Amenaide.

Mein Vater ſagt mir das?

Arſir.

Dein Vater? Darfſt du dieſen heil'gen Namen
Im Augenblicke nennen, da du frech
Dein Blut, dein Haus, dein Vaterland verräthſt?

Amenaide (ſich fortbewegend).

Ich bin verloren!

Arſir.

Bleib! und ſoll ich dich
Mit einemmal von dieſem Herzen reißen?
Iſt's möglich?

Amenaide.

Unſer Unglück iſt gewiß,
Wenn du dich nicht zu meiner Seite ſtellſt.

Arſir.

Zur Seite des Verbrechens?

Amenaide.

Kein Verbrechen
Hab' ich begangen.

Arſir.

Läugneſt du das Blatt?

Amenaide.

Ich habe nichts zu läugnen.

Arſir.

Ja, es iſt
Von deiner Hand geſchrieben, und ich ſtehe
Betroffen und beſchamt, verzweifelnd hier.
So iſt es wahr! — O! meine Tochter! — Du
Verſtummſt? — Ja, ſchweige nur, damit mir noch
Im Jammer wenigſtens ein Zweifel bleibe.
Und doch — o ſprich, was thatſt du?

Amenaide.

Meine Pflicht!
Bedachteſt du die deine?

Arſir.

Rühmſt du noch
Dich des Verbrechens vor dem tief Gekrankten?
Entferne dich, Unglückliche! Verlaß
Den Ort, den Stand, das Glück, das du verwirft,
Und mir ſoll fremde Hand mein Auge ſchließen.

Amenaide.

Es iſt geſchehn!

Dritter Auftritt.

Arſir, die Ritter.

Arſir.

Wenn ich, nach dieſer That,
Nach dem Verbrechen, das ſie ſelbſt bekannte,
Nicht ritterlich gelaſſen unter euch,
Wie es mir wohl geziemte, ſtehen kann,
Wenn meine Thränen wider Willen fließen,
Wenn tiefe Seufzer meine Stimme brechen;
Ach! ſo verzeiht dem tiefgebeugten Mann.
Was ich dem Staat auch ſchuldig bin, Natur
Macht allzudringend ihre Fordrung gelten.
Verlangt nicht, daß ein unglückſel'ger Vater,
Zu euren ſtrengen Schlüſſen bebend ſtimme:
Unſchuldig kann ſie nicht gefunden werden;
Um Gnade wag' ich nicht für ſie zu flehn;
Doch Schand' und Tod auf ſie herab zu rufen
Vermag ich nicht. Es ſcheint mir das Geſetz,
Nunmehr auf ſie gerichtet, allzuſtreng.

Loredan.

Daß wir, o Herr, den würdigſten der Väter
In dir bedauern, deine Schmerzen fühlen
Und ſie zu ſchärfen ſelbſt verlegen ſind,
Wirſt du uns glauben; aber dieſer Brief! —
Sie läugnet nicht, der Sclave trug ihn fort;
Ganz nah am Lager Solamirs ergriff
Den Boten unſre friſche Doppelwache;
Er ſuchte zu entfliehn, er widerſetzte
Sich der Gewalt, die ihm den Brief entriß,

Er war bewaffnet und er iſt geſtraft.
Das Zeugniß des Verrathes liegt zu klar
Vor aller Augen! die Gefahr der Stadt!
Wer ſollte hier der wiederholten Schwüre
Vergeſſen können? wer der erſten Pflicht?
Und ſelbſt die edlen väterlichen Schmerzen,
Sie überreden nicht, ſo ſehr ſie rühren.

Arſir.

In deinem Spruche ſeh' ich deinen Sinn;
Was auf ſie wartet fühl' ich mit Entſetzen.
Ach! ſie war meine Tochter — dieſer edle Mann
Iſt ihr Gemahl — ich überlaſſe mich
Dem herben Schmerz — euch überlaſſ' ich mich.
Gewähre Gott mir nur vor ihr zu ſterben!

Vierter Auftritt.

Die Ritter.

Roderich.

Sie zu ergreifen iſt Befehl gegeben —
Wohl iſt es ſchrecklich, ſie, von edlem Stamme,
So hoch verehrt von allen, jung und reizend,
Die Hoffnung zweier Häuſer, von dem Gipfel
Des Glücks, in Schmach und Tod geſtürzt zu ſehn;
Doch welche Pflichten hat ſie nicht verletzt?
Von ihrem Glauben reißet ſie ſich los;
Ihr Vaterland verräth ſie, einen Feind
Ruft ſie, uns zu beherrſchen, frech heran.
Oft hat Sicilien und Griechenland
An ſeinen Bürgerinnen das erlebt,

Daß sie der Ehre, daß dem Christennamen,
Daß den Gesetzen sie entsagt und sich
Dem Muselmann, der alle Welt bedrängt,
Im wilden Feuer, lüstern, hingegeben:
Doch daß sich eines Ritters Tochter, sie,

(zu Orbassan)

Die Braut solch eines Ritters, so vergißt
Und, auf dem Wege zum Altare, noch
Ein solch verräthrisch Unternehmen wagt,
Ist neu in Syrakus, neu in der Welt.
Laßt unerhört das Unerhörte strafen!

Loredan.

Gern will ich es gestehn, ich bebe selbst,
Indem ich ihre volle Schuld mir denke,
Die nur durch ihren Rang sich noch vermehrt.
Wir alle kennen Solamirs Beginnen,
Wir kennen seine Hoffnung, seine Liebe,
Die Gabe zu gefallen, zu betrügen,
Geister zu fesseln, Augen zu verblenden.
An ihn gerichtet hat sie dieses Blatt!
„Regier' in unserm Staate!" — Braucht es mehr
Die gräßlichste Verschwörung zu enthüllen?
Und was noch sonst Verwerflich's diese Züge
Vor unsre Augen bringen, sag' ich nicht

(zu Orbassan)

In deiner Gegenwart, verehrter Mann!
Wir schämen uns wo sie der Scham vergaß.
Und welcher Ritter sollte nun für sie,
Nach altem, löblichem Gebrauche, streiten?
Wer fände sie noch würdig, ihretwegen,

Die keinen Schein des Rechtes vor ſich hat,
Sein Blut und ſeinen Namen zu verſchwenden?

Roderich.

Wir fühlen, Orbaſſan, die Schmach wie du,
Womit ein fremder Frevel uns getroffen.
Komm! wir entſühnen uns im Schlachtgewühl.
Sie hat das Band verrätheriſch zerriſſen;
Dich rächt ihr Tod, und er befleckt dich nicht.

Orbaſſan.

Betroffen ſteh' ich, das vergebt ihr mir!
Treu oder ſchuldig ſie iſt mir verlobt.
Man kommt — ſie iſt's — die Wache führet ſie.
Soll meine Braut in einem Kerker jammern?
Mich trifft, mich reizt die unerhörte Schmach.
Laßt mich ſie ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Ritter im Vordergrunde. **Amenaide** im Hintergrunde, mit Wache umgeben.

Amenaide.

Ewige Himmelsmächte!
Auf dieſem Weg des Elends leitet mich.
Du kennſt, o Gott! der Wunſche löblich Ziel;
Du kennſt mein Herz! Iſt denn die Schuld ſo groß?

Roderich

(im Begriff, mit den übrigen Rittern abzugehen, zu Orbaſſan).

Die Schuldige zu ſprechen, bleibſt du ſtehn?

Orbaſſan.

Ich will ſie ſprechen.

Roderich.

Sey es! doch bedenke:
Geſetz, Altar und Ehre ſind verletzt,
Und Syrakus, obgleich mit Widerwillen,
Mit eignem Schmerz, verlangt des Opfers Blut.

Orbaſſan.

Mir ſagt, wie euch, der Ehre Tiefgefühl,
Wie jeder denkt, und wie er denken ſoll.

(Die Ritter gehen ab, er ſpricht zur Wache.)

Entfernet euch!

Sechster Auftritt.

Amenaide. Orbaſſan.

Amenaide.

Was unterfängſt du dich?
Willſt meiner letzten Augenblicke ſpotten?

Orbaſſan.

So ſehr vergeſſ' ich meiner Würde nicht.
Dich wählt' ich mir, dir bot ich meine Hand;
Vielleicht hat Liebe ſelbſt die Wahl entſchieden.
Doch davon iſt die Rede nicht. Was auch
In meinem Herzen peinlich ſich bewegt,
Gefühl der erſten Neigung gegen dich,
Verdruß daß ich der Liebe nachgegeben:
Ertragen könnt' ich nicht entehrt zu ſeyn.
Verrathen wär' ich? Sollt' ich das mir denken!

Rugantino.

Nichts dergleichen.

Alonzo für sich.

Der kommt von ungefähr, so scheint es mir.

Rugantino für sich.

Ich will doch höflich seyn, vielleicht geräth's.

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß ihr um diese Stunde
Allein auf freyen Straßen wandelt; sie
Sind jetzt nicht sicher.

Rugantino.

O sie sind's für mich.
Gesang und Saitenspiel, die größten Freunde
Des Menschenlebens, schützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Mensch
Den Sänger zu beleid'gen, der sich ganz
Den Göttern, der Begeist'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich diesen Degen;
Denn selbst im Frieden ziert er seinen Mann.

Um eines Fremden, eines Feindes willen,
Der unsrer heil'gen Lehre widerstrebt?
Zu schändliches Verbrechen! Nein, ich will
Die Augen schließen, nichts von allem glauben,
Dich retten und den Staat und meinen Ruhm.
Mir werd' es Pflicht, ich ehre mich in dir;
Heut' sah mich Syrakus als deinen Gatten;
Nun sieh' ich dem Beleid'ger meines Rufs.
Das Gottes-Urtheil ruht in unsrer Faust;
Das Schwert erschafft die Unschuld vor Gericht.
Ich bin bereit zu gehen!

Amenaide.

Du?

Orbassan.

Nur ich!

Und dieser Schritt und dieses Unternehmen,
Wozu, nach Kriegersitte, mich die Ehre
Berechtigt, wird ein Herz das mir gebührte,
So hoff' ich, tief erschüttern und es wird
Mich zu verdienen wissen. Was auch dich
In einen Irrthum augenblicklich stürzte,
List eines Feinds, Verführung eines Fremden,
Furcht mir die Hand zu reichen, frag' ich nicht.
Die Wohlthat wirkt auf edle Herzen viel,
Die Tugend wird durch Reue nur gestärkt
Und unsrer beider Ehre bin ich sicher.
Doch das ist nicht genug; ich habe mir
Auf deine Zartlichkeit ein Recht erworben:
Sey's Liebe, sey es Stolz, ich fordre sie.
Wenn das Gesetz den heil'gen Schwur befiehlt,
Der Schwache bindet, sie in Furcht versetzt,

Und am Altare ſie ſich ſelbſt betrügen;
Freimüthig fordr' ich ſo Freimüthigkeit.
Sprich, offen iſt mein Herz, mein Arm bewaffnet.
Bereit zu ſterben fordr' ich deine Liebe.

Amenaide.

Im Abgrund des Entſetzens, da ich kaum
Von jenem Sturz der mich hierher geſchleudert,
Mich mit verſtörten Sinnen wiederfinde,
Ergreift mich deine Großmuth noch zuletzt.
Du nöthigeſt mein Herz zur Dankbarkeit,
Und an der Gruft, die mich verſchlingen ſoll,
Bleibt mir nur das Gefühl noch dich zu ſchätzen.

O! kennteſt du das Herz, das dich beleidigt!
Verrathen hab' ich weder Vaterland,
Noch Ehre! Dich! auch dich verrieth ich nicht.
Bin ich zu ſchelten daß ich deinen Werth
Verkannte; g'nug! Ich habe nichts verſprochen.
Undankbar bin ich, bin ich ungetreu,
Und redlich will ich ſeyn ſo lang' ich athme:
Dich lieben kann ich nicht! Um dieſen Preis
Darf ich dich nicht zu meinem Ritter wählen.

Mich drängt, in einer unerhörten Lage,
Ein hart Geſetz, die Harte meiner Richter;
Den Tod erblick' ich, den man mir bereitet.
Ach! und ich ſeh' ihm nicht mit kühner Stirn,
Mit unbewegtem Buſen nicht entgegen.
Das Leben lieb' ich, doppelt war mir's werth.
Weh über mein Geſchick! Mein armer Vater! —
Du ſiehſt mich ſchwach, zerrüttet; doch betrug' ich

Auch ſo dich nicht. Erwarte nichts von mir!
Du biſt beleidigt und ich ſcheine dir
Erſt ſchuldig; aber doppelt war' ich's,
Sucht' ich nun dir und deiner Gunſt zu ſchmeicheln.
Verzeih den Schmerzensworten! Nein, du kannſt
Nicht mein Gemahl und nicht mein Retter ſeyn.
Geſprochen iſt's, nun richte, räche dich!

Orbaſſan.

Mir ſey genug mein Vaterland zu rächen,
Die Frechheit zu verhöhnen, der Verachtung
Zu trotzen, nein! ſie zu vergeſſen. Dich
Zu ſchützen war auch jetzt mein Arm bereit.
So that ich für den Ruhm, für dich genug,
Von nun an Richter, meiner Pflicht getreu,
Ergeben dem Geſetz und fühllos, wie
Es ſelbſt iſt, ohne Zorn und ohne Reue.

Siebenter Auftritt.

Amenaide, Soldaten im Hintergrunde, hernach **Euphanie.**

Amenaide.

Mein Urtheil ſprach ich — gebe ſelbſt mich hin —
Du Einziger! der dieſes Herz verdiente,
Für den ich ſterbe, dem allein ich lebte;
So bin ich denn verdammt — ich bin's für dich!
Nur fort — ich wollt' es — aber ſolche Schande,
Des hochbetagten armen Vaters Jammer,
Der Bande Schmach, der Henker Mörderblicke —
O Tod! vermag ich ſolchen Tod zu tragen?

In Qualen, ſchändlich — es entweicht mein Muth —
Nein, es iſt rühmlich für Tancred zu leiden!
Man kann mich tödten und man ſtraft mich nicht.
Doch meinem Vater, meinem Vaterland
Erſcheïn' ich als Verrätherin! Zu dienen
Gedacht' ich beiden, die mich nun entehren.
So kann mir denn in dieſer Schreckensſtunde
Mein eigen Herz allein das Zeugniß geben.
Und was wird einſt Tancred —

(Zu Euphanien, die eben eintritt.)

Dich ſeh hier?
Iſt einer Freundin Nähe mir erlaubt?

Euphanie.

Vor dir zu ſterben wär' mein einz'ger Wunſch.

(Sie umarmen ſich, die Soldaten treten vor.)

Amenaide.

Sie nahen! Gott! man reißt mich weg von dir.
Dem Helden bringe dem ich angehörte
Mein letzt Gefühl, mein letztes Lebewohl!
Laß ihn erfahren daß ich treu verſchied;
Nicht wird er ſeine Thränen mir verſagen.
Der Tod iſt bitter; doch für den Geliebten,
Für ihn zu ſterben, halte mich empor!

Dritter Aufzug.

Vorhalle des Palaſtes.

An den Pfeilern ſind Rüſtungen aufgehangen.

Erſter Auftritt.

Tancred, zwei **Knappen**, welche ſeine Lanzen und übrigen Waffen tragen. **Aldamon.**

Tancred.

Wie hängt am Vaterland ein frommes Herz!
Mit welcher Wonne tret' ich hier herein!
Mein braver Aldamon, Freund meines Vaters,
Als einen Freund beweiſeſt du dich heut.
Durch deine Poſten läſſeſt du mich durch,
Und führſt mich Unerkannten in die Stadt.
Wie glücklich iſt Tancred! der Tag wie froh!
Mein Schickſal iſt erneut. Ich danke dir,
Mehr als ich ſagen darf und als du glaubſt.

Aldamon.

Mich Niedrigen erhebſt du, Herr, ſo hoch;
Den kleinen Dienſt, den ein gemeiner Mann,
Ein bloßer Bürger —

Tancred.

Bürger bin auch ich!
Und Freunde ſollen alle Bürger ſeyn.

Aldamon.

Und alle Bürger ſollen dich verehren.

Zwei Jahre hab' ich unter dir mit Luſt
Im Orient geſtritten; deiner Väter Thaten
Sah ich dich übertreffen; nah bei dir
Lernt' ich bewundern deiner Tugend Glanz.
Das nur iſt mein Verdienſt. In deinem Hauſe
Bin ich erzogen, deine Väter waren
Mir väterliche Herrn, ich bin dein Knecht.
Ich muß für dich —

Tancred.

Wir müſſen Freunde ſeyn!
Das alſo ſind die Walle, die zu ſchützen
Ich hergeeilt? der Mauern heil'ger Kreis,
Der mich als Kind in ſeinem Schooß bewahrt,
Aus dem parteiiſche Verbannung mich geriſſen,
Zu dem ich ehrfurchtsvoll zurück mich ſehnte!
Doch ſage mir: wo wohnt Arſir? — und wohnt
Mit ihm Amenaide, ſeine Tochter?

Aldamon.

In dem Palaſte hier der Republik,
Wo ſich der hohe Ritterrath verſammelt,
Ward ihm, dem Aelt'ſten, Würdigſten die Wohnung,
Nach langen Bürgerzwiſten, angewieſen.
Hier leitet er die Ritter, die dem Volk
Geſetze geben, deren Tapferkeit
Die Stadt beſchützt und ſich die Herrſchaft ſichert.
Sie überwanden ſtets den Muſelmann,
Wenn ſie nicht ihren Beſten, dich, verſtoßen.
Sieh dieſe Schilde, Lanzen und Deviſen!
Der kriegeriſche Prunk verkündet laut,
Mit welchem Glanz ſie ihre Thaten ſchmückten.
Dein Name nur fehlt dieſen großen Namen.

Tancred.

Verſchweigt ihn, da man ihn verfolgt. Vielleicht
Iſt er an andern Orten g'nug gerühmt.

(Zu ſeinen Knappen.)

Ihr aber hänget meine Waffen hin.
Kein Wappen rufe den Parteigeiſt auf.
Ganz ohne Schmuck, als Zeugen tiefer Trauer,
Wie ich ſie in der ernſten Schlacht geführt,
Den nackten Schild, den farbeloſen Helm,
Befeſtigt ohne Pomp an dieſe Mauern,
Und füget meinen Wahlſpruch nicht hinzu;
Er iſt mir theuer, denn in Schlachten hat
Er meinen Muth erhoben, mich geleitet
Und aufrecht meine Hoffnungen gehalten,
Es ſind die heil'gen Worte: Lieb' und Ehre.
Steigt nun das Ritterchor zum Platz herab,
So ſagt: ein Krieger wünſche, nicht gekannt,
Gefahr und Sieg mit ihnen zu beſtehen,
Und ihnen nachzueifern ſey ſein Stolz.

(Zu Aldamon.)

Arſir iſt Aelteſter?

Aldamon.

Im dritten Jahre.
Zu lange hielt die mächtige Partei,
Die auch vom Volke nicht geliebt iſt, ihn
Den Edlen ſelbſt unthätig und im Druck;
Doch nun erkennt man ſeinen Werth. Es gilt
Sein Rang, ſein Name, ſeine Redlichkeit.
Doch ach! das Alter ſchwächte ſeine Kraft
Und Orbaſſan wird leider auf ihn folgen.

Tancred.

Wie, Orbaſſan? Tancredens ärgſter Feind!
Mein Unterdrücker! Sage mir, Getreuer,
Vernahmſt du das Gerücht das ſich verbreitet?
Iſt's wahr, daß dieſer kühne, rohe Mann
Den ſchwachen Vater zu beſtimmen wußte?
Iſt's wahr, daß beide Stämme ſich vertragen?
Und daß Amenaide ſich zum Pfande
Des nimmer ſichern Bundes weihen ſoll?

Aldamon.

Erſt geſtern hört' ich nur verworrne Reden.
Fern von der Stadt, in jene Burg verſchloſſen,
Auf meinem Poſten wachſam, wo ich gern
Dich aufgenommen, ſicher dich hieher
In die bewachten Gränzen eingeführt,
Dort hör' ich nichts und nichts mag ich erfahren
Aus dieſen Mauern die dich ausgeſtoßen;
Wer dich verfolgen kann, iſt mir verhaßt.

Tancred.

Mein Herz muß dir ſich öffnen, mein Geſchick
Muß ich dir anvertrauen. Eile, Freund,
Amenaiden aufzuſuchen. Sprich
Von einem Unbekannten, der für ſie,
Für ihres Stammes Ruf, für ihren Namen,
Für ihres Hauſes Glück von Eifer brennt,
Und, ihrer Mutter ſchon als Kind verpflichtet,
Geheim mit ihr ſich zu beſprechen wünſcht.

Aldamon.

In ihrem Hauſe ward ich ſtets gelitten,
Und jeden der noch treu an dir ſich hält,
Nimmt man mit Freude dort, mit Ehren auf.

Gefiel es Gott, das reine Blut der Franken
Dem edlen Blut Arſirens zu verbinden,
Dem fremden Joch entriſſeſt du das Land
Und innre Kriege dämpfte, Herr, dein Geiſt.
Doch was dein Plan bei dieſem Auftrag ſey,
Du ſendeſt mich und er ſoll mir gelingen.

Zweiter Auftritt.

Tancred und ſeine Knappen im Hintergrunde.

Tancred.

Es wird gelingen! Ja! Ein gut Geſchick,
Das mich geleitet, mich zu der Geliebten
Nach mancher ſchweren Prüfung wieder bringt,
Das immer ſeine Gunſt der wahren Liebe,
Der wahren Ehre göttlich zugekehrt,
Das in der Mauren Lager mich geführt,
Das in der Griechen Städte mich gebracht:
Im Vaterlande wird's den Uebermuth
Der Feinde dämpfen, meine Rechte ſchützen.
Mich liebt Amenaide. Ja, ihr Herz
Iſt mir ein zuverläſſ'ger Bürge, daß
Ich keine Schmach hier zu befürchten habe.
Aus kaiſerlichem Lager, aus Illyrien,
Komm' ich ins Vaterland ins undankbare,
Ins vielgeliebte Land um ihretwillen.
Ankomm' ich und ihr Vater ſollte ſie
An einen andern eben jetzt verſagen?
Und ſie verließe, ſie verriethe mich?

Wer iſt der Orbaſſan? der Freche, wer?
Und welche Thaten führt er für ſich an?
Was konnt' er Großes leiſten, daß er kühn
Den höchſten Preis der Helden fordern darf?
Den Preis, der auch des Größten würdig wäre,
Den wenigſtens die Liebe mir beſtimmt?
Will er ihn rauben, raub' er erſt mein Leben,
Und ſelbſt durch dieſe That gewinnt er nichts;
Denn auch im Tode blieb ſie mir getreu.
Dein Herz iſt mir bekannt, ich fürchte nichts;
Es gleicht dem meinen. Wie das meine bleibt's
Von Schrecken, Furcht und Wankelmuth befreit.

Dritter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Beglückter Mann! du haſt vor ihr geſtanden.
Du ſieheſt mein Entzücken! Führe mich!

Aldamon.

Entferne dich von dieſem Schreckensorte!

Tancred.

Was ſagſt du? wie? du weineſt, tapfrer Mann!

Aldamon.

O, flieh auf ewig dieſes Ufer! Ich,
Ein dunkler Bürger, kann, nach den Verbrechen,
Die dieſer Tag erzeugte, ſelbſt nicht bleiben.

Alonzo.

Ihr haltet euch in dieſer Gegend auf?

Rugantino.

Ich bin ein Gaſt des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen.
Ich frage nicht, ob ihr ein Fremder ſeyd;
Mir ſcheint es ſo.

Rugantino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu ſeinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo bey Seite.

Ein Herr vom Hof'! So kam es gleich mir vor.

Rugantino.

Ich darf euch wohl um eine Güte bitten?
Ich bin ſo durſtig; denn ſchon lange treibt
Die Luſt zu wandeln mich durch dieſe Felder.
Ich bitt' euch, mir durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Waſſer freundlich zu gewähren.

Tancred.

Wie?

Aldamon.

Andern Orten zeige deinen Werth,
Im Orient erneure deinen Ruhm!
Von hier entfliehe, wende deinen Blick
Von den Verbrechen, von der Schande weg,
Die sich auf ewig dieser Stadt bemeistert!

Tancred.

Welch unerhörter Schrecken faßte dich?
Was sahst du? sprachst du sie? was ist geschehn?

Aldamon.

War sie dir werth, o Herr, vergiß sie nun!

Tancred.

Wie? Orbassan gewann sie? Ungetreue!
Des Vaters Feind, Tancredens Widersacher!

Aldamon.

Ihm hat der Vater heute sie verlobt
Und alles war zum Feste schon bereitet —

Tancred.

Das Ungeheure sollte mir begegnen!

Aldamon.

Und doppelt wurdest du, o Herr, beraubt.
Man gab der festlich schon geschmückten Braut
Zur Morgengabe deine Güter mit.

Tancred.

Der Feige raubte, was ein Held verschmäht.
Amenaide! Gott! Sie ist nun sein.

Aldamon.

Bereite dich auf einen hartern Schlag;
Das Schicksal, wenn es trifft, ist ohne Schonung.

Tancred.

So nimm das Leben, Unbarmherz'ger, hin!
Vollende! ſprich! du zauderſt?

Aldamon.

Eben ſollte
Sie deinem Feind auf ewig angehören.
Er triumphirte ſchon; doch nun enthüllt
Sich ihr verräth'riſch Herz, aufs neue, ganz.
Sie hatte dich verlaſſen, dich verrathen,
Und nun verräth ſie ihren Bräutigam.

Tancred.

Um wen?

Aldamon.

Um einen Fremden, einen Feind,
Den ſtolzen Unterdrücker unſres Volks,
Um Solamir.

Tancred.

Welch einen Namen nennſt du?
Um Solamir? der ſchon ſich in Byzanz
Um ſie bemüht, den ſie verſchmäht, dem ſie
Mich vorgezogen? Nein! Es iſt unmöglich!
Nicht hat ſie meiner, nicht des Eids vergeſſen.
Unfähig iſt die ſchönſte Frauenſeele
Solch einer That.

Aldamon.

Ich ſprach mit Widerwillen!
Dort hört' ich überall es ſey geſchehn.

Tancred.

Vernimm! ich kenne nur zu ſehr des Neides
Und der Verlaumdung lügneriſchen Trug;
Kein edles Herz entgehet ihrer Tücke.

Von Kindheit an im Unglück auferzogen,
Verfolgt, geprüft, ich ſelbſt mein eigen Werk,
Von Staat zu Staat bewies ich meinen Muth
Und überall umgrinſ'te mich der Neid.
Verläumdung überall haucht ſchadenfroh,
In Republiken wie an Königshöfen,
Aus unbeſtraften Lippen ihren Gift.
Wie lange hat Arſir durch ſie gelitten!
Das Ungeheuer raſ't in Syrakus,
Und wo iſt ſeine Wuth unbändiger,
Als da wo der Parteigeiſt flammend waltet.
Du auch, Amenaide! großes Herz!
Auch du wirſt angeklagt! Hinein ſogleich!
Ich will ſie ſehen, hören, mich entwirren.

Aldamon.

Halt ein, o Herr, ſoll ich das Letzte ſagen?
Aus ihres Vaters Armen reißt man ſie.
Sie iſt in Ketten.

Tancred.

Unbegreiflich!

Aldamon.

Bald
Auf dieſem Platze ſelbſt, den wir betreten,
Erwartet ſchmählich ſie ein grauſer Tod.

Tancred.

Amenaiden?

Aldamon.

Iſt's Gerechtigkeit;
So iſt ſie doch verhaßt. Man murrt, man weint;
Doch niemand iſt geneigt für ſie zu handeln.

Tancred.

Amenaide! — Dieſes Opfers Graus,
Dieß Unterfangen ſoll man nicht vollenden!

Aldamon.

Zum Saal des Blutgerichtes ſtürzt das Volk,
Es ſchilt ſie treulos und bejammert ſie.
Unwürdige Begier, das Schreckliche
Zu ſehn, bewegt die Menge, ſtrömend wallt
Sie in ſich ſelbſt, neugierig Mitleid treibt
In Wogen ſie um das Gefängniß her,
Und dieſer Sturm verkündet der Gefangnen
Des höchſten Jammers nahen Augenblick.
Komm! Dieſe Hallen, einſam jetzt und ſtumm,
Durchrauſchet bald ein lärmendes Gedränge.
O komm, entferne dich!

Tancred.

Der edle Greis,
Der zitternd von des Tempels Pforte ſteigt,
Wer iſt er? Weinend kommt er und umgeben
Von Weinenden. Sie ſcheinen troſtlos alle.

Aldamon.

Es iſt Arſir, der jammervolle Vater.

Tancred.

Entferne dich, bewahre mein Geheimniß!

(Arſiren betrachtend)

Wie ſehr bejammr' ich ihn!

Vierter Auftritt.

Tancred. Arſir.

Arſir.

Erhöre, Gott,
Mein einziges Gebet! O laß mich ſterben!
Beſchleunige die Stunde meines Tod's.

Tancred.

Aus deiner Trauer wende deinen Blick,
Verehrter Greis, mir, einem Fremden zu.
Verzeih wenn er theilnehmend ſich zu dir,
In dieſen Schreckens-Augenblicken, drangt.
Ich, unter jenen Rittern, die den Feinden
Des Glaubens ihre Bruſt entgegenſtellen,
Zwar der Geringſte, kam — geſelle nun
Zu deinen Thranen, Edler, meine Thranen.

Arſir.

Du Einziger, der mich zu tröſten kommt,
Mich, den man flieht, und zu vernichten ſtrebt;
Verzeihe den verworrnen, erſten Gruß
Und ſage wer du ſeyſt?

Tancred.

Ich bin ein Fremder,
Voll Ehrfurcht gegen dich, voll Schmerz wie du,
Der bebend keine Frage wagen darf,
Im Unglück dir verwandt, und ſo vergieb!
Zu dieſer Kuhnheit nöthigt mich mein Herz.
Iſt's wahr? — iſt deine Tochter — ? Iſt es möglich?

Arſir.

Es iſt geſchehn, zum Tode fuhrt man ſie.

Tancred.

Iſt ſchuldig?

Arſir.

Iſt des Vaters ew'ge Schande!

Tancred.

Sie? — Was iſt nun im Leben noch gewiß!
Wenn ich in fernen Landen ihren Ruf,
Von tauſend Zungen ihren Werth vernahm;
Da ſagt' ich zu mir ſelbſt: und wenn die Tugend
Auf Erden wohnt, ſo wohnet ſie bei ihr.
Nun heißt ſie ſchuldig. O verwünſchtes Ufer!
Auf ewig unglückſel'ge Tage!

Arſir.

Wenn du mich
Verzweifeln ſieheſt, wenn mir gräßlicher
Der Tod begegnet, wenn die Gruft ſich mir
Noch grauenvoller, rettungsloſer zeigt,
So iſt es, weil ich der Verſtockung denke,
In der ſie ihr Verbrechen liebt, in der
Sie ohne Reue ſich dem Abgrund naht.
Kein Held zu ihrer Rettung zeigte ſich,
Sie unterſchrieben, ſeufzend, ihren Tod.
Und wenn der alte, feierliche Brauch,
Erhabnen Seelen werth und weit berühmt
Durch alle Welt, der Brauch, ein ſchwach Geſchlecht
Durch Manneskraft im Kampfe zu entſühnen,
Gar Manche ſchon gerettet, fällt nun die,
Die meine Tochter war, vor meinen Augen,
Und Niemand findet ſich, ihr beizuſtehn.
Das mehret meinen Jammer, ſchärft den Schmerz;
Man ſchaudert, ſchweigt und Keiner will ſich zeigen.

Tancred.

Es wird ſich Einer zeigen! Zweifle nicht.

Arſir.

Mit welcher Hoffnung tauſcheſt du mein Herz?

Tancred.

Er wird ſich zeigen! Nicht für deine Tochter,
Sie kann's nicht fordern, ſie verdient es nicht.
Doch für den heil'gen Ruf des hohen Hauſes,
Für dich und deinen Ruhm und deine Tugend.

Arſir.

Es kehret ſich ein Strahl des Lebens mir,
Erquickend und erregend, wieder zu.
Wer mag für uns ſich auf den Kampfplatz wagen?
Für uns, die wir dem Volk ein Greuel ſind?
Wer darf mir ſeine Hand zur Hulfe bieten?
Vergebne Hoffnung! wer den Kampf beſtehn?

Tancred.

Ich werd' es! Ja, ich will's! und wenn der Himmel
Für meinen Arm, für deine Sache ſpricht;
So bitt' ich nur, ſtatt alles Lohns, von dir,
Sogleich mich zu entlaſſen; unerkannt
Und ohne ſie zu ſehen, will ich ſcheiden.

Arſir.

O edler Mann, dich ſendet Gott hierher.
Zwar kann ich keine Freude mehr empfinden;
Doch nahr mit lindern Schmerzen mir der Tod.
Ach! dürft' ich wiſſen wem in meinem Jammer
Ich ſo viel Ehrfurcht, ſo viel Dankbarkeit,
Auf einmal ſchuldig bin und gern entrichte!
Dein Anſehn bürgt mir deinen hohen Muth,

Den Vorzug edles Sinnes, edler Ahnen.
Wer biſt du? ſprich!

Tancred.

Laß meine Thaten ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Orbaſſan. Arſir. Tancred. Ritter. Gefolge.

Orbaſſan.

Der Staat iſt in Gefahr und fordert nun
Vereinte Kraft und Ueberlegung auf.
Erſt morgen wollten wir zum Angriff ſchreiten,
Doch ſcheint es daß der Feind von unſern Planen,
Auch durch Verräther, unterrichtet iſt.
Es ſcheint, er ſinnet uns zuvor zu kommen;
Und wir begegnen ihm! — Doch nun, o Herr,
Entferne dich von hier und zaudre nicht,
Ein unerträglich Schauſpiel zu erwarten.

Arſir.

Es iſt genug! mir bleibt allein die Hoffnung
Im Schlachtgewühl dem Tode mich zu weihen,
(auf Tancreden deutend)
Hier dieſer edle Ritter leitet mich.
Und welches Unglück auch mein Haus betraf,
Ich diene ſterbend meinem Vaterlande.

Orbaſſan.

An dieſem edlen Sinn erkenn' ich dich!
Laß deinen Schmerz die Muſelmannen fühlen;
Doch, bitt' ich, hier entweiche! Schrecklich iſt's,
Was man der Unglückſel'gen zubereitet.
Man kommt.

Arsir.

Gerechter Gott!

Orbassan.

Ich würde selbst
In diesem Augenblicke mich entfernen,
Wär' es nicht meines Amtes strenge Pflicht,
Dem härtesten Gesetz und seinem Ausspruch,
Vor einer, nur zu leicht beweglichen,
Verwegnen Menge, Ehrfurcht zu verschaffen.
Von dir verlangt man solche Dienste nicht.
Was kann dich halten, das dich nöthigte
Dein eigen Blut zu sehn, das fließen soll?
Man kommt! Entferne dich!

Cancred.

Mein Vater, bleib!

Orbassan.

Und wer bist du?

Cancred.

Dein Widersacher bin ich,
Freund dieses Greises, gebe Gott! sein Rächer,
So nöthig dieser Stadt vielleicht, als du.

Sechster Auftritt.

Die Mitte öffnet sich; man sieht Amenaiden, von Wache umgeben. Ritter und Volk füllen den Platz.

Arsir.

Großmüth'ger Fremder, leihe deinen Arm
Dem Sinkenden, laß mich an deine Brust
Vor diesem Anblick sinken!

Amenaide.

Ew'ger Richter,
Der das Vergangne, wie das Jetzige
Und Künft'ge ſieht! Du ſchaueſt in mein Herz,
Du biſt allein der Billige, wenn hier
Mich eine Menge drängt, die unbarmherzig
In blindem Eifer, leidenſchaftlich richtet,
Nach blindem Zufall die Verdammung lenkt.

(Sie tritt hervor.)

Euch Ritter, Bürger, die, mit raſchem Spruch,
Auf dieſe Todespfade mich geſtoßen,
Euch denk' ich mit Entſchuld'gung nicht zu ſchmeicheln;
Der richtet zwiſchen mir und euch, der oben
Die einzig unbeſtochne Wage halt.
Ich ſeh' in euch verhaßtes Werkzeug nur
Unbilliger Geſetze; euch und ihnen
Hab' ich Gehorſam aufgekündigt, euch und ſie
Verrathen, meinen Vater ſelbſt, der mich
In ein verhaßtes Bündniß zwang, gekränkt,
Hab' Orbaſſan beleidigt, der ſich, kühn
Und ſtreng, zum Herren meines Herzens aufwarf.
Wenn ich, o Bürger, ſo den Tod verdient,
So treff' er mich; doch höret erſt mich an:
Erfahret ganz mein Unglück! Wer vor Gott
Zu treten hat, ſpricht ohne Furcht vor Menſchen.
Auch du mein Vater, Zeuge meiner Schmach,
Der hier nicht ſollte ſtehn und der vielleicht
Die Harte der Geſetze —

(Sie erblickt Tancreden.)

Großer Gott!

Alonzo.

Mit nichten so. Was? glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre lasse? Kommt herein.
Nur einen Augenblick Geduld.' Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeschickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geschrey von Fechtenden.

Die Bedienten kommen.

Was gibt's? Ihr hörtet niemand? fandet keinen?

Die Bedienten machen verneinende Zeichen.

Es ist doch sonderbar, was meine Frauen
Für Geister sah'n? Wer weiß es, was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet. Kommt!
Ihr sollt euch laben, sollet anders nicht
Als wohl begleitet, mir von hinnen scheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt; so findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Ruganelno.

Ihr macht mich ganz beschämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten euern edeln Sinn.

An ſeiner Seite — wen erblick ich — ihn —
Mein Herz — ich ſterbe!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Tancred.

Meine Gegenwart
Iſt ihr ein bittrer Vorwurf; doch es bleibt
Beſchloſſen — Haltet ein, die ihr dem Tod
Das Opfer allzuraſch entgegenführt!
Ihr Bürger, haltet ein! Fur ſie zu ſterben,
Sie zu vertheidigen bin ich bereit.
Ich bin ihr Ritter! Dieſer edle Vater,
Dem Tode nah, ſo gut verdammt als ſie,
Nimmt meinen Arm, den Schutz der Unſchuld, an.
Die Tapferkeit ſoll hier den Ausſpruch geben;
Dieß bleibet würd'ger Ritter ſchönſter Theil.
Die Bahn des Kampfes öffne man der Ehre,
Dem Muth ſogleich, und jeglicher Gebrauch
Sey von des Kampfes Richtern wohlbedacht.
Du, ſtolzer Orbaſſan, dich fordr' ich auf!
Nimm mir das Leben, oder ſtirb durch mich!
Dein Name, deine Thaten ſind bekannt;
Du magſt hier zu befehlen würdig ſeyn.
Das Pfand des Kampfes werf' ich vor dir nieder.

(er wirft den Handſchuh hin)

Darfſt du's ergreifen?

Orbaſſan.

Deinen Uebermuth
Wär' ich vielleicht zu ehren nicht verbunden;

(Er winkt einem der Seinen, der den Handſchuh aufhebt.)

Allein mich ſelbſt und dieſen edlen Greis,
Der dich hier einzuführen würdigte,

Uns ehr' ich, wenn ich vor dem Kampfgericht
Der Forderung Verwegenheit beſtrafe.
Doch ſag' uns deinen Namen, deinen Rang!
Der nackte Schild verkündet wenig Thaten.

Tancred.

Ihn ſchmückt vielleicht der Sieg nur allzubald.
Doch meinen Namen ruf' ich, wenn du fällſt,
Das letzte Wort, dem Sterbenden ins Ohr.
Nun folge mir!

Orbaſſan.

Man öffne gleich die Schranken!
Entfeſſelt bleibt Amenaide hier
Bis zu dem Ausgang dieſes leichten Kampfes.
Dieß Recht genießt ſogar die Schuldige,
Sobald ein Ritter auftritt, ſie zu retten.
Und wie ich von dem Kampfplatz ſiegend kehre,
Sieht mich an eurer Spitze gleich der Feind.
Im Zweikampf überwinden iſt Gewinn;
Fürs Vaterland zu ſiegen ewig Ruhm.

Tancred.

Geſprochen iſt genug, und wenn du fällſt,
So bleibt noch mancher Arm, den Staat zu retten.

Siebenter Auftritt.

Arſir, Amenaide im Hintergrund, die wieder zu ſich kommt, nachdem man ihr die Feſſeln abgenommen hat. Die Menge folgt den Rittern und verliert ſich nach und nach.

Amenaide.

Was iſt aus ihm geworden? Weiß man ſchon? —
Er iſt verloren, wenn man ihn entdeckt.

Arsir.

O meine Tochter!

Amenaide.

Wendest du dich nun
Zu mir, die du verlassen und verdammt?

Arsir.

Wo soll ich hin vor diesem grausichen
Geschick mich wenden? Großer Gott, zu dir!
Du hast uns einen Retter hergesandt.
Willst du verzeihen? oder wäre sie
Unschuldig und ein Wunder soll sie retten?
Ist es Gerechtigkeit, ist's Gnade? Zitternd hoff' ich.
Was hat zu solcher Handlung dich verleitet?
Darf ich dir wieder nahen? Welche Blicke
Wag' ich auf dich zu richten?

Amenaide.

Eines Vaters
Vertrauensvolle, schonungsvolle Blicke.
Laß mich den väterlichen Arm ergreifen,
Und deine Tochter fasse wieder an.
Wer stützt uns, wenn wir uns in unserm Jammer
Nicht auf einander stützen? Immer schwebt
Das Beil, noch aufgehoben, über mir,
Und offen liegt das Grab vor meinen Schritten.
Ach! und er stürzt vielleicht vor mir hinab,
Der Edelste, der mir zu Hulfe kam.
Ich folge dir! Ich will, so stumm wie du,
Auch unerkannt wie du, dem Grab mich weihen.
Doch ach vielleicht — der immer Siegende,
Sollt' er nicht auch zu meinem Vortheil siegen?
Ach! darf ich einem Strahl der Lebenslust

Die halberſtarrte Bruſt zu öffnen wagen?
Mein Vater — nein — Vergieb! die Lippe wagt
Nicht auszuſprechen, was Gefahr und Noth
Auf mich und meinen Retter häufen möchte.
Wer darf in mein ſo ſehr verkanntes Herz
Und ſeine liebevollen Tiefen blicken?
Wer darf ihn kennen? Mache doch ſein Arm
Den wunderbar Verborgenen bekannt!
Auch Raum verſchaff' er mir! Ein einzig Wort
Stellt mich aufs ehrenvollſte wieder her.
Mein Vater, komm! In wenigen Momenten
Erblickſt du mich entſündigt, oder todt.

Vierter Aufzug.

Vorhalle.

Erſter Auftritt.

Tancred. Loredan. Ritter.

Loredan.

Mit Staunen und mit Trauer ſchauen wir
Den hohen Sieg, der dich verherrlichet.
Du haſt uns einen tapfern Mann geraubt,
Der ſeine ganze Kraft dem Staat gewidmet,
Und der an Tapferkeit dir ſelber glich;
Magſt du uns, edler Mann, nun deinen Namen
Und welch Geſchick dich hergeführt, entdecken?

Tancred.

Vor ſeinem Tod erfuhr es Orbaſſan,
Und meinen Haß und mein Geheimniß nimmt er
Mit ſich ins Grab. Und euch bekümmre nicht
Mein trauriges Geſchick; wer ich auch ſey,
Ich bin bereit euch ritterlich zu dienen.

Loredan.

Bleib unbekannt, weil du es ſo begehrſt,
Und laß, durch nützliche, erhabne Thaten,
Uns deinen Muth zum Heil des Staates kennen!
Die Schaaren der Ungläub'gen ſind gerüſtet.
Vertheidige mit uns Religion,
Geſetz und Freiheit, jenes hohe Recht,
Sich ſelbſt Geſetz zu geben. Solamir
Sey nun dein Feind und deiner Thaten Ziel.
Du haſt uns unſers beſten Arms beraubt;
Der deine fechte nun an ſeiner Stelle.

Tancred.

Wie ich verſprochen, will ich alſobald
Euch in das Feld begleiten. Solamir
Befeindet mich vielleicht weit mehr als euch;
Ich haſſ' ihn mehr als ihr. Doch, wie ihm ſey,
Zu dieſem neuen Kampf bin ich bereitet.

Roderich.

Wir hoffen viel von ſolchem hohen Muth;
Doch wird auch Syrakus dich und ſich ſelbſt
Durch ſeine Dankbarkeit zu ehren wiſſen.

Tancred.

Mir keinen Dank! Ich fordr', ich wünſch' ihn nicht.
Ich will ihn nicht. In dieſem Raum der Trauer
Iſt nichts was meine Hoffnungen erregte.

Wenn ich mein Blut vergieße, wenn ich euch,
Mein jammervolles Leben endend, nütze;
So fordr' ich keinen Lohn und kein Bedauren,
Nicht Ruhm, nicht Mitleid. Kommt, zu unsrer Pflicht!
Auf Solamir zu treffen iſt mein Wunſch.

Loredan.

Wir wünſchen die Erfüllung! Nun erlaube
Das Heer zu ordnen, vor die Stadt zu führen,
Das mit den Feinden ſich zu meſſen brennt.
Du höreſt gleich von uns. Erheitre dich!
Des Siegs, des Ruhms gedenke; alles andre,
Was dir auch Kummer macht, laß hinter dir!

Zweiter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Verdienen mag ſie's, oder nicht, ſie lebt!

Aldamon.

Sie wiſſen nicht, welch eine gift'ge Wunde,
Dieß zartlich edle Herz in ſeinen Tiefen,
Mit unauslöſchlich heißer Qual, verzehrt.
Doch wirſt du nicht, o Herr, dich überwinden?
Und deinen Schmerz und die Beleidigung
Auf einen Augenblick vergeſſen? Nach der alten
Beſtehenden Ritterſitte, dich der Schönen,
Für die du kampfteſt, überwandeſt, zeigen?
Die Leben, Ehre, Freiheit dir verdankt,
Wirſt du ihr nicht ſogleich die blut'gen Waffen
Des hingeſtreckten Feinds zu Füßen legen?

Tancred.

Nein, Aldamon! ich werde ſie nicht ſehn.

Aldamon.

Dein Leben wagteſt du, um ihr zu dienen.
Nun fliehſt du ſie?

Tancred.

Wie es ihr Herz verdient.

Aldamon.

Ich fühle, wie dich ihr Verrath empört;
Doch haſt du ſelbſt für den Verrath geſtritten.

Tancred.

Was ich für ſie gethan, war meine Pflicht.
So untreu ſie mir war, vermöcht' ich nie
Im Tode ſie, in Schande ſie zu ſehen.
Sie retten mußt' ich, nicht auch ihr verzeihn.
Sie lebe, wenn Tancred im Blute liegt.
Den Freund vermiſſe ſie, den ſie verrathen,
Das Herz, das ſie verlor, das ſie zerreißt.
Unmäßig liebt' ich ſie, ganz war ich ihr.
Gefürchtet hätt' ich treulos ſie zu finden?
Die reinſte Tugend dacht' ich anzubeten;
Altar und Tempel, Schwur und Weihe ſchien
Mir nicht ſo heilig als von ihr ein Wort.

Aldamon.

Dich zu verletzen, ſollte Barbarei
Sich mit Verrath in Syrakus vereinen.
In früher Jugend wurdeſt du verbannt,
Nun durchs Geſetz beraubt, gekränkt von Liebe.
Laß uns auf ewig dieſes Ufer fliehn.
In Schlachten folg' ich, ewig folg' ich dir!
Hinweg aus dieſen ſchmacherfüllten Mauern!

Tancred.

Wie herrlich zeigt sich mir das schöne Bild
Der Tugend wieder, das in ihr ich sah!
Die du mich schmerzbeladenen hinab
Ins Grab verstößest, dem ich dich entrissen,
Verhaßte Schuldige, Geliebte noch!
Die über mein Geschick noch immer waltet!
O wär es möglich, könntest du noch seyn,
Wofür im Wahne sonst ich dich gehalten!
Nein! Sterbend nur vergess' ich's. Meine Schwäche
Ist schrecklich, schrecklich soll die Buße seyn.
Umkommen muß ich. Stirb und laß dir nicht
Von ihr die letzten Augenblicke rauben!

Aldamon.

Doch schienst du erst an dem Verbrechen selbst
Zu zweifeln. Ist die Welt, so sagtest du,
Der Lüge nicht zur Beute hingegeben?
Regiert nicht die Verläumdung?

Tancred.

Alles ist,
Ach leider, zu bewiesen, jede Tiefe
Des schrecklichen Geheimnisses erforscht.
Schon in Byzanz hat Solamir für sie,
Ich wußt' es wohl, geglüht; auch hier, vernehm' ich,
Hat seine Leidenschaft ihn angetrieben,
Sich, einem Muselmann, der Christin Hand,
Vom Vater, als des Friedens Pfand, zu fordern.
Er hätt' es nicht gewagt, wenn zwischen ihnen
Sich kein geheim Verständniß angesponnen.
Sie liebt ihn! und mein Herz hat nur umsonst
An sie geglaubt, für sie umsonst gezweifelt.

Nun muß ich ihrem Vater glauben, ihm,
Dem zärtlichſten von allen Vätern, ihm,
Der ſelber ſie verklagt und ſie verdammt.
Was ſagt' ich! ach! ſie ſelbſt, ſie klagt ſich an.
Mit Augen ſah ich jenes Unglücksblatt,
Von ihrer eignen Hand, die Worte ſah ich:
„O möchteſt du in Syrakus regieren,
Und unſre Stadt beherrſchen, wie mein Herz!"
Mein Unglück iſt gewiß.

Adamon.

Vergiß, Erhabner!
Verachtend ſtrafe die Erniedrigte!

Tancred.

Und was mich kränkender als alles trifft,
Sie glaubte ſich zu ehren, glaubte ſich
Dem größten Sterblichen zu weihen. Ach!
Wie tief erniedrigt, wie zerknirſcht es mich!
Der Fremde kommt und ſiegt, erfüllt das Land,
Und das leichtſinnige Geſchlecht, ſogleich
Vom Glanz geblendet der um Sieger ſtrömt,
Entäußert ſich der alten frommen Triebe
Und wirft ſich dem Tyrannen an die Bruſt,
Und opfert den Geliebten einem Fremden.
Umſonſt iſt unſre Liebe ſtill und rein,
Umſonſt legt uns die Ehrfurcht Feſſeln an,
Umſonſt verachten wir den Tod für ſie!
Auch mir begegnet's, und ich ſollte nicht
Das Leben haſſen, die Verräth'rin fliehn?

Dritter Auftritt.

Tancred, Roderich, Aldamon, Ritter.

Roderich.

Beisammen ist das Heer; die Zeit enteilt!

Tancred.

Es ist geschehn, ich folge.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Amenaide. Euphanie.

Amenaide (heftig hervoreilend).

Laß, mein Retter!
Herr meines Lebens! mich zu deinen Füßen —
(Tancred hebt sie abgewendet auf.)
Ich fühle hier mich nicht erniedrigt. Laß
Auch meinen Vater dir die Knie umfassen!
Entziehe deine hohe Gegenwart
Nicht unsrer Dankbarkeit! Wer darf mich schelten,
Daß ich mit Ungeduld zu dir mich stürze?
Dir, meinem Retter, darf ich meine Freude
Nicht völlig zeigen, nicht mein ganzes Herz.
Nicht nennen darf ich dich — du blickst zur Erde!
Ach! mitten unter Henkern, blickt' ich auf,
Ich sah dich und die Welt verschwand vor mir;
Soll die Befreite dich nicht wieder sehen?
Du scheinst bestürzt, ich selber bin verworren;

Für ſich.

Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchaft!

Laut.

Ich komme.

Beyde durch die Gartenthür ab.

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundinn, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach, und weiß nicht wie mir iſt;
Ich weiß nicht ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Mit dir zu ſprechen fürcht' ich. Welcher Zwang!
Du wendeſt dich von mir? du hörſt mich nicht?

Tancred.

Zu deinem Vater wende dich zurück
Und tröſte den gebeugten edlen Greis.
Mich rufen andre Sorgen weg von hier,
Und gegen euch erfüllt' ich meine Pflicht.
Den Preis empfing ich, hoffe ſonſt nichts mehr.
Zu viele Dankbarkeit verwirret nur,
Mein Herz erlaßt ſie dir und giebt dir frei,
Mit deinem Herzen, nach Gefühl, zu ſchalten.
Sey glücklich, wenn du glücklich leben kannſt,
Und meiner Qualen Ende ſey der Tod.

Fünfter Auftritt.

Amenaide. Euphanie.

Amenaide.

Iſt es ein Traum? Bin ich dem Grab entſtiegen?
Gab mich ein Gott dem Lebenstage wieder?
Und dieſes Licht umleuchtet es mich noch?
Was ich vernehmen mußte, war es nicht
Ein Urtheil ſchreckenvoller, ſchauderhafter
Als jenes das dem Tode mich geweiht?
Wie gräßlich trifft mich dieſer neue Schlag!
Iſt es Tancred der ſo ſich von mir wendet?
Du ſahſt wie kalt und tief erniedrigend
Er mit verhaltnem Zorne mich vernichtet.
Die Liebſte ſah er mit Entſetzen an!

Dem Tod entreißt er mich, um mich zu tödten!
Durch welch Verbrechen hab' ich das verdient?

Euphanie.

In seinen Zügen wandelte der Zorn,
Erzwungne Kälte lebt' in seiner Stimme,
In Thränen schwamm sein abgewandter Blick.

Amenaide.

Er flieht, verstößt mich, giebt mich auf, beleidigt
Die ihm das Liebste war. Was konnt' ihn so
Verändern? Was hat diesen Sturm erregt?
Was fordert er? Was zürnt er? Niemand ist
Zur Eifersucht ihn aufzureizen würdig.
Das Leben dank' ich ihm, das ist mein Ruhm.
Als Einziger geliebt, mein einz'ger Schutz,
Gewann er mir, durch seinen Sieg, das Leben;
Was ich um ihn verlor erhielt er mir.

Euphanie.

Die öffentliche Meinung reißt auch ihn
Vielleicht mit fort, vielleicht mißtraut er ihr
Und sie verwirrt ihn dennoch. Jener Doppelsinn
Des Unglücksbriefs, der Name Solamirs,
Sein Ruhm wie seine Werbung, seine Kühnheit,
Spricht alles gegen dich, sogar dein Schweigen,
Dein stolzes großes Schweigen, das ihn selbst,
Tancreden selbst, vor seinen Feinden barg
Wer konnte dieser Hülle Nacht durchdringen?
Er gab dem Vorurtheil, dem Schein sich hin.

Amenaide.

So hat er mich verkannt?

Euphanie.

Entſchuldige

Den Liebevollen.

Amenaide.

Nichts entſchuldigt ihn!
Und wenn mich auch die ganze Welt verklagte;
Auf eignem Urtheil ruht ein großer Mann,
Und der betrognen Menge ſetzt er ſtill
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.
Aus Mitleid hätt' er nur für mich geſtritten?
Die Schmach iſt ſchrecklich, ſie vernichtet mich.
Ich ging für ihn, zufrieden, in den Tod;
Und nun entreißt er mir ein Zutraun, das
Mich von dem Tod allein noch retten konnte.
Nein, dieſes Herz wird nimmer ihm verzeihn.
Zwar ſeine Wohlthat bleibet ſtets vor mir,
Auch im gekrankten Herzen, gegenwartig;
Doch glaubt er mich unwurdig ſeiner Liebe,
So iſt er auch nicht meiner Liebe werth;
Jetzt bin ich erſt erniedrigt, erſt geſchmaht.

Euphanie.

Er kannte nicht —

Amenaide.

Mich hatt' er kennen ſollen!
Mich ſollt' er achten wie er mich gekannt,
Und fühlen daß ich ſolch ein Band, verrathriſch,
Unmöglich zu zerreißen fahig ſey.
Sein Arm iſt mächtig, ſtolz iſt dieſes Herz.
Dieß Herz, ſo groß wie ſeines, weniger
Geneigt zum Argwohn, zärtlicher gewiß,
Entſagt auf ewig ihm und allen Menſchen.

Falſch ſind ſie, voller Tücke, ſchwach und grauſam,
Betrogene Betrüger! und vergißt
Mein Herz Tancreden, wird's die Welt vergeſſen.

Sechster Auftritt.

Arſir. Amenaide. Gefolge.

Arſir.

Nur langſam kehret meine Kraft zurück,
Das Alter trägt die eignen Laſten kaum,
Den ungeheuren Schmerzen lag ich unter.
Nun laßt mich jenen edlen Helden ſehn,
An meine Bruſt ihn drücken. Sage mir,
Wer war's? wer hat mein einzig Kind gerettet?

Amenaide.

Ein Mann, der meine Liebe ſonſt verdient,
Ein Held, den ſelbſt mein Vater unterdrückte,
Den ihr verbanntet, deſſen Namen ich
Vor euch verſchweigen mußte, den zu mir
Das unglückſel'ge Blatt berufen ſollte,
Der letzte Sproß des hohen Ritterſtammes,
Der größte Sterbliche, der mich nun auch,
Wie Jedermann, verkennt! es iſt Tancred!

Arſir.

Was ſagſt du?

Amenaide.

Was mein Herz nicht mehr verſchweigt,
Was ich mit Furcht bekenne, da ich muß.

Arſir.

Tancred?

Amenaide.

Er ſelbſt! Ich wußt' ihn in der Nähe;
Ihn zu berufen dacht' ich. Mich befreien
Sollt' er von Orbaſſan; da fiel mein Blatt
In eure Hand. Ihn führt ſein eignes Herz
In dieſe Mauern, mich vom Tod zu retten,
Und ach! nun bin ich auch von ihm verkannt.
Mit unſern Helden eilt er ſchon hinaus
Und kämpft für uns mit tiefzerrißnem Buſen.

Arſir.

Der Edle, den wir unterdrückten, dem
Wir Güter, Würde, Vaterland geraubt,
Er kommt uns zu beſchützen, wenn vor ihm
Als tückiſche Tyrannen wir erſcheinen.

Amenaide.

Verzeiht euch ſelbſt, er wird euch gern verzeihen;
Auch dir vergeb' ich, daß du allzuſchnell
Zu meinen ſtrengen Richtern dich geſellt,
Auf der Natur gelinde Stimme nicht,
Aufs Zeugniß meines Lebens nicht gehört.

Arſir.

An ihn war jenes Unglücksblatt geſchrieben?

Amenaide.

An ihn, er war mein Einz'ger in der Welt.

Arſir.

Und wie hat Liebe dich zu ihm geleitet?

Amenaide.

Schon in Byzanz an meiner Mutter Hand.

Arſir.

Nun kränkt dich ſein Verdacht? Es irrt auch er?

Amenaide.

Dem Zeugniß eines Vaters mußt' er glauben.

Arſir.

Wie übereilt, o! wie verſtockt ich war!

Amenaide.

O! könnteſt du nun auch das Räthſel löſen!

Arſir.

Ich eile! Kommt! Zu Pferde! Laßt mich ihm
Bis in der Schlacht verworrne Tiefe folgen;
Dort kämpft er freudiger, wenn er erfahrt
Daß du ihn liebſt und daß du redlich biſt.
Verzweiflung kämpft, ich fühl' es, nun mit ihm;
Den ſchönern Muth wird ihm die Liebe geben.

Amenaide.

Du gehſt nicht ohne mich!

Arſir.

Du bleibſt zurück!

Amenaide.

In dieſe Mauern ſoll mich nichts verbannen.
Scharf in die Augen faßt' ich ſchon den Tod,
Er blickte gräßlich; auf dem Feld der Ehre
Erſcheint er mächtig, aber nicht verhaßt.
Nimm mich an deine Bruſt, an deine Seite!
Verſtoße mich zum zweitenmale nicht.

Arſir.

Gehorſam hab' ich nicht von dir verdient,
Mein väterliches Recht hab' ich verſcherzt;
Allein bedenke, welchen kühnen Schritt
Du vor den Augen aller Bürger wagſt.

Zum Kampfe zieht ein zärtliches Geſchlecht,
Dem engen Zwang entwachſen, nicht hinaus.
In andern Landen mag es Sitte ſeyn;
Doch hier verſagt's Gewohnheit und Geſetz.

Amenaide.

Geſetz, Gewohnheit, Sitte darfſt du nennen;
Ich fühle mich erhoben über ſie.
An dieſem ungerechten Schreckenstage
Soll mir mein Herz allein Geſetze geben.
Was? Die Geſetze, die ſo ſchwer auf dir
Und deinem Haus gelaſtet, die
Geboten deine Tochter unter Henkers Hand,
Vor allem Volk, entwürdigt, hinzuſtoßen,
Die ſollen jetzt verbieten daß ich, dich
Ins Ehrenfeld begleitend, mich entſühne?
Sie ſollten mein Geſchlecht vor Feindes Pfeilen,
Nicht vor der Schmach des Schandgerüſtes wahren?
Du bebſt, mein Vater? Hatte damals dich
Ein Schauer überlaufen, als, geneigt,
Der feindlichen Partei zu ſchmeicheln, du
Dich mit dem ſtolzen Orbaſſan vereinteſt,
Dem einz'gen Sterblichen zu ſchaden, der
Euch retten ſollte, damals, als in mir
Den heiligen Gehorſam du zerſtörteſt —

Arſir.

Halt ein und kränke den Gekrankten nicht!
Er iſt dein Vater; brauche nicht das Recht,
Mich anzuklagen und verſchone mich!
Laß meine Schmerzen mich beſtrafen, laß,
Wenn du Verzweiflung eines Vaters ehrſt,
Laß von dem Pfeil der Mauren mich allein

An unſers Helden Seite fallen, wenn
Ich deine Lieb' und Unſchuld ihm entdeckt.
Ich gehe! Haltet ſie!

Siebenter Auftritt.

Amenaide.

Wer darf mich halten?
Wer hat gelitten was ich leiden muß?
Und wer hilft mir ertragen was ich trage?
Nein! Soll ich nicht elendiglich vergehn,
So muß ich fort, ich muß mich thätig zeigen,
Ich muß ihn ſuchen, finden! In der Schlacht
Gedrängteſtem Gewühle treff' ich ihn.
Dort ſollen alle Speere die ihm drohn
Auch mir des Lebens nahes Ende deuten.
Dort wirft vielleicht ſich dieſe treue Bruſt
Dem Streiche, der ihn treffen ſoll, entgegen.
Er haßt, er flieht mich ungerecht! Auch mir
Empört das Herz im Buſen ſich, und ihn
Geſtraft zu ſehen iſt mein Wunſch. Geſtraft
In mir! An ſeiner Seite ſoll des Feinds
Geſchärfter Pfeil mich treffen! dann ergreift
Sein kriegeriſcher Arm die Sinkende;
Alsdann erwacht ſein Mitleid, doch zu ſpät!
Und er erfahrt, daß ich ihm treu geblieben;
Er ruft umſonſt ins Leben mich zurück,
Und heiße Reue quillt in ſeinem Buſen,
Und alle Schmerzen jammervoller Liebe
Walz' ich im letzten Seufzer auf ihn los.

Fünfter Aufzug.

Fels und Wald, im Hintergrund eine Aussicht auf den Aetna.

Erster Auftritt.

Soldaten, welche beschäftigt sind, aus Sarazenischer Beute Trophäen aufzustellen. **Volk**, von verschiedenem Geschlecht und Alter, das sich hinzudrängt. Zu ihnen **Ritter** und **Knappen**.

Loredan.

Erhebt das Herz in freudigem Gesang
Und Weihrauch laßt dem Gott der Siege wallen!
Ihm, der für uns gestritten, unsern Arm
Mit Kraft gerüstet, sey allein der Dank!
Er hat die Schlingen, hat das Netz zerrissen,
Mit denen uns der Glaubensfeind umstellt.
Wenn dieser hundert überwundne Völker,
Mit ehrnem Stab, tyrannisch niederdrückt;
So gab der Herr ihn heut' in unsre Hand.
Errichtet Siegeszeichen auf dem Platze,
Wo diese Wunderthaten euch befreit,
Und schmücket, fromm, die heiligen Altäre
Mit der Ungläub'gen besten Schätzen aus.
O! möge doch die ganze Welt von uns,
Wie man sein letztes Gut vertheidigt, lernen!
O möge Spanien, aus seinem Druck,
Italien, aus seiner Asche blicken!
Aegypten, das zertretne, Syrien,
Das fesseltragende, nun auch

Zum Herren, der uns rettete, ſich wenden!
Doch im Triumphe laßt uns nicht Arſirs
Und ſeiner Vaterſchmerzen nicht vergeſſen!
O daß auch ihm das allgemeine Glück
In ſeines Hauſes Jammer Tröſtung bringe!
Und nun, wo iſt der Ritter, der für uns,
Wie alle rühmen, dieſen Sieg erfocht?
Hat ein Triumph ſo wenig Reiz für ihn?
Und könnt' er uns des Neids verdächtig halten?
Wir ſind geprüft genug, ein fremd Verdienſt
In ſeinem vollen Werthe zu verehren.

(Zu Roderich.)

Er focht in deiner Nähe, wie ich weiß;
Kannſt du von ihm, o Herr, uns Nachricht geben?
Er hat ſo edel die Gefahr getheilt,
Will er nicht auch die Siegesfreude theilen?

Roderich.

Vernehmt den ſonderbarſten Fall durch mich.
Indeſſen ihr des Aetna's Felſenwege
Vertheidigtet, entfaltete die Schlacht,
Mit Ungeſtüm, ſich an dem Ufer hin.
Er war der Vorderſte, war weit voraus,
Und wir erſtaunten, in dem tapfern Manne
Nicht die Beſonnenheit des Muths zu ſehn,
Die in dem Schlachtgewühl dem Führer ziemt;
Verzweiflung trieb ihn der Gefahr entgegen.
In abgebrochnen Worten, wilden Blicken,
Entdeckte ſich ein ungemeßner Schmerz.
Er rief nach Solamir, oft rief er auch,
Mit Ungeſtüm, Amenaidens Namen.
Er ſchalt ſie treulos; manchmal ſchien ſogar

Claudine.

Wie? des deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann für Angſt nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Ruganeino. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen ſpäten Gaſt, ihr Kinder,
Empfangt ihn wohl, er ſcheint ein edler Mann.

Ruganeino zu Alonzo.

Ich bin beſchämt von eurer Güte;
Zu den Damen. bin
Betäubt von eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir ſchwindelt.

Claudine.

Seyd uns willkommen. War't ihr bey dem
Streite?

Sich ſeine Wuth in Thränen aufzulöſen.
Er weihte ſich dem Tode freventlich,
Er gab ſich auf und, fürchterlicher nur,
Erkampft er, ſtatt des Todes, ſich den Sieg.
Die Feinde wichen ſeinem Arm und uns,
Und unſer war das freie Schlachtgefild;
Doch er empfand von ſeinem Ruhme nichts.
Geſenkten Blickes, tief in Traurigkeit
Verloren, hielt er unter unſerm Chor.
Doch endlich ruft er Aldamon heran,
Umarmt ihn weinend, ſpricht ihm heimlich zu.
Auf einmal ſprengen beide fort; der Held
Ruft noch zurück: Auf ewig lebet wohl!
Wir ſtehn beſtürzt, daß ſolch ein edler Mann
Nach ſolchem Dienſt ſich uns verbergen will.
Auf einmal aber ſtürzt Amenaide
Durch der Soldaten dicht gedrangte Schaar,
Entſtellt und bleich, den Tod in ihren Blicken.
Sie ruft Tancreden, irrt an uns heran,
Ihr Vater folgt und ſie, ermattet, ſinkt
An ſeine Bruſt; wir eilen ihn zu ſtützen.
Der Unbekannte, ruft er, iſt Tancred!
Er iſt der Held, der ſolche Wunder leiſtet.
Amenaiden rächt er, rächt den Staat,
Und eilet uns zu retten, die wir ihn
Einſtimmig, als Rebellen, heute noch,
Behandelt. Sucht ihn auf und führet ihn,
Entſühnet, im Triumph, zur Stadt zurück!

Loredan.

Wo iſt er? daß die ſchönſte Zierde nicht
An unſerm holden Siegestage fehle.

Führt ihn heran, damit wir zeigen können,
Daß, wenn wir einen edlen Mann verkannt,
Wir den geprüften gleich zu ehren wissen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Arsir. Später Amenaide, im Hintergrund, von ihren Frauen unterstützt.

Arsir.

O! eilt ihn zu befreien! ihn zu retten!
Tancred ist in Gefahr. Verwegen trieb
Sein Eifer ihn dem flieh'nden Feinde nach,
Der wieder sich versammelt, wieder ficht.
Mein Alter, ach! erlaubt mir nur zu klagen.
Ihr, deren Kühnheit sich mit Stärke paart,
Die noch der Jugend Heldenkraft beseelt,
Verbunden, eilet hin und gebt Tancreden
Euch, mir und dieser Hartgekränkten wieder.

Loredan.

Genug! die Zeit ist kostbar, folget mir!
Wenn wir das Uebermaß der Tapferkeit
Nicht loben können, diese düstre Wuth,
So sind wir doch ihm schnelle Hülfe schuldig.

Dritter Auftritt.

Arsir. Amenaide.

Arsir.

So hörst du denn, o Gott! des Vaters Flehn?
Du giebst mir endlich meine Tochter wieder,

Der Mann uns wieder dem wir alles danken.
Die Hoffnung darf, geliebte Tochter, nun
In unſerm Herzen wieder ſich entfalten.
Wenn ich dich ſelbſt verkannt, wenn ich dein Unglück
Aus Irrthum ſelbſt verſchuldet, wenn ich's ganz
Mit dir empfunden und getragen; laß
Mich nun es end'gen, wenn der Edle kommt!
Laß dieſen Troſt in deine Seele leuchten!

Amenaide.

Getröſtet werd' ich ſeyn wenn ich ihn ſehe,
Wenn er, den ich mit Lieb' und Graun erwarte,
Gerettet kommt und ſich gerecht erzeigt,
Wenn ich vernehme, daß er mich nicht mehr
Verkennt und ſeinen Argwohn tief bereut.

Arſir.

Ich fühle nur zu lebhaft, o Geliebte!
Was du in dieſer harten Probe leideſt.
Von ſolcher Prüfung heilt im edlen Herzen
Die Wunde kaum, die Narbe bleibt gewiß,
Das Nachgefühl des Schmerzens bleibt mit ihr.
Doch meine Tochter denke daß Tancred,
Den wir verhaßt, den wir verfolgt geſehen,
Geliebt, bewundert, angebetet kommt,
Und ſolch ein Glanz dich nun mit ihm verklärt.
Je höher ſich Tancred, je herrlicher,
Durch unerwartet große Thaten ſtellte,
Um deſto ſchöner werden Lieb' und Treue,
Die du ihm rein und ganz gewidmet, glanzen.
Wenn ſonſt ein guter Menſch nur ſeine Pflicht
Zu thun verſteht, erhebet ſich der Held;
Er überſtiegt gemeiner Möglichkeit

Bescheidne Granze, ja, der Hoffnung selbst
Eilt er zuvor. So that für uns Tancred,
Und über alle Hoffnung wird auch er
Dich treu und seiner Liebe werth entdecken.
Er wendet seine Neigung ganz dir zu,
Das Volk bewundert und verehrt auch dich.
Dieß alles zu bewirken, seinen Irrthum
Aus seiner Seele schnell hinweg zu scheuchen,
Bedarf's ein Wort.

Amenaide.

Es ist noch nicht gesprochen!
Was kann mich jetzt des Volks Gesinnung kümmern,
Das ungerecht verdammt, leichtsinnig liebt
Und zwischen Haß und Mitleid, irrend, schwankt.
Nicht seine laute Stimme rührt mein Herz;
An eines Einzigen Munde hängt mein Ruf.
Ja, führe dieser fort mich zu verkennen;
Ich wollte lieber in den Tod mich stürzen,
Als länger seiner Achtung zu entbehren.
Ja, wisse — muß ich auch noch dieß gestehn! —
Als meinen Bräutigam verehrt' ich ihn,
Ihm hat die Mutter, sterbend, mich gegeben,
Ihr letzter Seufzer hat uns noch gesegnet,
Und diese Hände, die sie erst verbunden,
Vereinten sich die Augen ihr zu schließen.
Da schwuren wir, bei ihrem Mutterherzen,
Im Angesicht des Himmels, bei dem reinen
Verklärten Geist, bei dir, unsel'ger Vater,
Uns nur in dir zu lieben, für dein Glück,
Mit kindlichem Gehorsam, uns zu bilden.
Ich sah, statt des Altars, ein Mordgerüst;

Mein Bräutigam verkennt mich, ſucht den Tod,
Und mir bleibt das Entſetzen meiner Schmach;
Das iſt mein Schickſal.

Arſir.

Das nun ſich erheitert.
Mehr als du hoffteſt wird noch dir gewährt.

Amenaide.

Ach! Alles fürcht' ich!

Vierter Auftritt.

Arſir. Amenaide. Euphanie.

Euphanie

Theilet Freud' und Jubel!
Empfindet, mehr als wir, ein Wunderglück!
Tancred hat abermals geſiegt, den Reſt
Auf ihn vereinter Flüchtiger zerſtreut.
Und Solamir, von ſeiner Hand getödtet,
Liegt nun, als Opfer des bedrängten Staats,
Als Pfand zukünft'ger Siege, zur Entſühnung
Gekränkter Frauenehre hingeſtreckt.
Wie ſchnell verbreitet ſich der Ruf umher!
Wie freudetrunken fliegt das Volk ihm zu,
Und nennt ihn ſeinen Helden, ſeinen Schutz;
Des Thrones würdig preiſ't man ſeine Thaten.
Ein Einziger von unſern Kriegern war,
Auf dieſen Ehrenwegen, ſein Begleiter:
Der Aldamon, der unter dir gedient,
Errang ſich einen Theil an dieſem Ruhm.

Und als zuletzt noch unſre Ritter ſich,
Mit Ungeſtüm, zum Platz des Kampfes ſtürzten,
War alles längſt gethan, der Sieg entſchieden.

(In der Ferne Siegsgeſang.)

Vernehmt ihr jener Stimmen Hochgeſang?
Die über alle Helden ſeines Stammes,
Ihn über Roland, über Triſtan heben,
Ihm reichen tauſend Hände Kranz um Kranz.
Welch ein Triumph der dich und ihn verklärt!
O theile, komm! den herrlichen Triumph;
Du haſt ihn längſt verdient und längſt vermißt.
Dir lächelt alles nun und jeder ſchämt
Sich jener Schmach, mit der er dich verletzt.
Tancred iſt dein, ergreife den Beſitz!

Amenaide.

Ach! Endlich athm' ich wieder und mein Herz
Eröffnet ſich der Freude. Theurer Vater!
Laß uns den Höchſten, der auf ſolchen Wegen
Mir das Verlorne wiedergiebt, verehren.
Vom herben Schmerz durch ſeine Hand befreit,
Fang' ich, ſo ſcheint mir, erſt zu leben an.
Mein Glück iſt groß; doch hab' ich es verdient.
Vergeſſen will ich alles. O! verzeih
So manchen Vorwurf, manche bittre Klage,
Womit ich, edler Vater, dich gekränkt,
Und wenn Tancredens Unterdrücker, wenn
Sich Feinde, Bürger ihm zu Füßen werfen;
Die Wonne fühl' ich ganz, denn er iſt mein.

Arſir.

Und ganz genießt dein Vater ſie mit dir. —
Iſt dieß nicht Aldamon? der, mit Tancreden,

Sich in den Feind, mit achter Treue ſtürzte,
Er, der auch unter mir ſo brav gedient.
Vermehrt er die Gewißheit unſres Heils?
Durch einen wackren Boten wird die Wonne
Der guten Botſchaft noch erhöht. Allein
Was ſeh' ich? Ungewiſſes Trittes naht er ſich!
Iſt er verwundet? Tiefe Schmerzen ſind
Auf ſein Geſicht gegraben!

Fünfter Auftritt.

Arſir. Amenaide. Euphanie. Aldamon.

Amenaide.

Sag' uns an:
Tancred iſt Ueberwinder?

Aldamon.

Ja, er iſt's!

Amenaide.

Verkundet nicht ihn dieſer Siegeston?

(Klaggeſang von Ferne.)

Aldamon.

Der ſchon in Klagetöne ſich verwandelt.

Amenaide.

Was ſagſt du? Soll uns neues Unglück treffen?

Aldamon.

Zu theuer iſt des Tages Glück erkauft.

Amenaide.

So iſt er todt?

Aldamon.

Sein Auge blickt noch auf;
Doch wird ihn seine Wunde bald uns rauben.
Als er, an meiner Seite, sich zum Tod
Getroffen fühlte, stützt' er sich gelassen
Auf meinen Arm und sprach: Ich sehe sie
Nicht wieder, die mir alles war, und die
Mich nun hieher getrieben. Eile hin
Und bring' ihr noch ein schmerzlich Scheidewort,
Und sag' ihr —

Arsir.

Gott! So gränzenlose Noth
Verhängst du über uns! O theurer Mann!
Verschweig' ihr eine Botschaft die sie tödtet.

Amenaide.

Nein, sprich das Urtheil nur entschieden aus!
Ich habe nichts als dieses Leben mehr,
Und dieses geb' ich gern und willig hin,
Sprich sein Gebot, das letzte, sprich es aus!

Aldamon.

Nicht überleben konnt' ich den Gedanken,
So sprach er, daß sie mir die Treue brach;
Um ihretwillen sterb' ich; könnt' ich doch
Auch für sie sterben, daß sie Ruf und Namen
Und Lebensglück, durch meinen Tod, erwürbe.

Amenaide.

Er stirbt im Irrthum! Werd' ich so gestraft!

Arsir.

Verloren ist nun alles, nun der Köcher
Feindseliges Geschickes ganz geleert!
Und, ohne Hoffnung, ohne Furcht, erwarten,

Auch ohne Klage, wir den nahen Tod.
O! laß mich wenigstens, geliebtes Kind,
In dieser schrecklichen Verwirrung, noch
Die letzten Kräfte sammeln, laß mich laut,
Daß unsre Ritter, unser Vaterland,
Daß alle Völker hören, laß mich rufen:
So litt ein edles Herz! so war's verkannt!
Und alle Welt verehre deinen Namen.

Amenaide.

Und mag ein unerträglich herber Schmerz
Durch irgend einen Antheil milder werden?
Was kann das Vaterland? was kann die Welt?
Tancred iſt todt.

Arſir.

So fahre hin, mein Leben!

Amenaide.

Tancred iſt todt! und Niemand hat für mich
Ein Wort geſprochen, Niemand mich vertreten! —
Nein, dieſe letzte Hoffnung laß mir noch:
Er lebt! er lebt! ſo lange, bis er ſich
Von meiner Lieb' und Unſchuld überzeugt.
(Indem ſie abgehen will, begegnet ſie den Rittern, denen ſie ausweicht.)
Drangt mich auch hier die Tyrannei zurück!

Sechster und letzter Auftritt.

Loredan. Roderich. Ritter. Soldaten. Volk. Amenaide. Arsir. Euphanie. Aldamon. Tancred, von Soldaten getragen, erst im Hintergrunde. Andere Soldaten mit eroberten Sarazenischen Standarten.

Loredan.

Beklagenswerthe Beide, die ihr bang'
Dem Zug begegnet, der sich stumm bewegt,
Wohl ist für euch der Schmerzen Fülle hier.
Verwundet, ehrenvoll und tödtlich, naht,
Auf dieser Bahre, leider nun der Held.
In Leidenschaft und Wuth gab er sich hin;
So hat er uns vollkommnen Sieg errungen.
Doch ach! wir hielten kaum des edlen Bluts,
Das uns errettet, heil'gen Strom zurück.

(Zu Amenaiden.)

Der hohe Geist, der sich von hinnen sehnt,
Verweilt, so scheint es, noch um deinetwillen;
Er nennet deinen Namen, alles weint,
Und wir bereuen unsern Theil der Schuld.

(Indessen er spricht, bringt man Tancreden langsam hervor.)

Amenaide

(aus den Armen ihrer Frauen, wendet sich, mit Abscheu, gegen Loredan).

Barbaren! mög' euch ew'ge Reue plagen!

(Sie eilt auf Tancreden los und wirft sich vor ihm nieder.)

Tancred! Geliebter! grausam Zärtlicher!
In dieser letzten Stunde höre mich!

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn ſingend,
Als ich zur Thüre kam, und alles ſtill.

Lucinde für ſich.

Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verberge dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.

Claudine ſpricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und ab gehend.

Rugantino heimlich zu Lucinden.

So find' ich mich an deiner Seite wieder;
Beſchließe mir nun Leben oder Tod.

Lucinde.

Ich bitt' euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe,
Verſchonet meinen Nahmen, ſtill! nur ſtill!

Alonzo zu den Bedienten.

Ein Glas gekühltes Waſſer bringt herauf,
Bringt eine Flaſche Wein von Syracus.

Zu Rugantino.

Auf alle Fälle, wackrer Fremdling, nehme
Euch künftig mehr in Acht, und naht ſo ſpät

O! wende mir dein mattes Auge zu,
Erkenne mich im gränzenlosen Jammer!
O! gönne dann im Grab, an deiner Seite,
Mir, deiner Gattin, ehrenvollen Raum.
Ja, diesen Namen, den du mir versprachst,
Ich hab' ihn mir, durch Leiden, wohl verdient;
Ich habe wohl verdient daß du nach mir,
Der hartgeprüften, treuen Gattin blickst.

(Er sieht sie an.)

So war' es denn zum Letztenmale, daß
Du mich ins Auge fassest! Sieh mich an!
Kann ich wohl deinen Haß verdienen? Kann
Ich schuldig seyn?

Tancred (sich ein wenig aufrichtend).

Ach! du hast mich verrathen.

Amenaide.

Ich dich? Tancred!

Arsir

(der sich auf der andern Seite niederwirft. Tancreden umarmt und dann wieder aufsieht).

O höre, wenn ich nun
Für die so sehr verkannte Tochter spreche!
Um deinetwillen kam sie in Verdacht;
Wir straften sie, weil sie an dir gehangen.
Gesetz und Rath und Volk und Ritter, alles
Hat sich geirrt, sie war allein gerecht.
Das Unglücksblatt, das solchen Grimm erregt,
Es war für dich geschrieben, ihren Helden;
So waren wir getäuscht und täuschten dich.

Tancred.

Amenaide liebt mich? Iſt es wahr?

Amenaide.

Ich hatte Schmach und Schande wohl verdient
Und jenen Tod, aus dem du mich geriſſen,
Wenn ich, unedel, deiner Liebe je,
Und meiner Pflichten gegen dich vergeſſen.

Tancred

(der ſeine Kräfte ſammelt und die Stimme erhebt).

Du liebſt mich! Dieſes Glück iſt höher als
Mein Unſtern. Ach! ich fühle nur zu ſehr
Bei dieſem Ton das Leben wünſchenswerth.
Ich glaubte der Verläumdung, ich verdiene
Den Tod. Ein traurig Leben bracht' ich zu
Und nun verlier' ich's, da das Glück ſich mir,
An deiner Seite, gränzenlos eröffnet.

Amenaide.

Und nur in dieſer Stunde ſollt' ich dich,
Die uns auf ewig trennt, noch einmal ſprechen!
Tancred!

Tancred.

In deinen Thränen ſollt' ich Troſt
Und Lindrung fühlen; aber ach! von dir
Sollt' ich mich trennen! Herb iſt ſolch ein Tod.
Ich fühl', er naht. Arſir, o höre mich.
Dieß edle Herz hat ſeine Treue mir
Auf ewig zugeſagt und mir erhalten,
Als Opfer ſelbſt des traurigſten Verdachts;
O! laß denn meine blutig ſtarre Hand,

Mit ihrer Hand, zuletzt, ſich noch verbinden!
Laß mich als ihren Gatten ſterben, dich
Als Vater noch umarmen!

Arſir.

Theurer Sohn!
O könnteſt du für ſie und alle leben!

Tancred.

Ich lebte, meine Gattin zu entſühnen,
Mein Vaterland zu rächen, ſterbe nun
Umfaßt von beiden, und ich fühle mich
So würdig ihrer Liebe, wie geliebt.
Erfüllt ſind meine Wünſche! Liebſtes Weib!
Amenaide!

Amenaide.

Komm!

Tancred.

Du bleibſt zurück!
Und ſchwörſt mir daß du leben willſt —
(Er ſinkt nieder.)

Roderich.

Er ſtirbt!
An ſeiner Bahre ſchame ſich der Thränen
Kein tapfrer Mann; der Reue ſchame ſich
Kein Edler, der zu ſpat ihn erſt erkannt.

Amenaide
(die ſich auf Tancredens Leichnam wirft)

Er ſtirbt! Tyrannen, weint ihr? die ihr ihn
Mißhandelt, ihn dem Tode hingegeben!

(Indem ſie aufſteht und verſchwindet.)

Verflucht ſey der Senat! Verflucht ein Recht,
Das, ränkevoll, der herrſchenden Partei,
Geſetzlich Treu und Unſchuld morden lehrt!
O! reißet euch gewaltſam auseinander,
Des Berges ungeheure Feuerſchlünde,
Die ihr das reiche Feld Sicilieus
Im Finſtern unterwühlet, reißt euch auf!
Erſchüttert Syrakus, daß die Palaſte,
Die Mauern ſtürzen! Sendet Feuerquellen
Aus euren Schluchten, überſchwemmt das Land,
Und ſchlingt den Reſt des Volkes, die Ruinen
Der großen Stadt, zur Hölle mit hinab!

(Sie wirft ſich wieder auf den Leichnam.)

O! mein Tancred!

(Sie ſpringt wieder auf.)

Er ſtirbt! ihr aber lebt!
Ihr lebt! ich aber folg' ihm! — Rufſt du mich?
Dein Weib vernimmt die Stimme ſeines Gatten.
In ew'ger Nacht begegnen wir uns wieder,
Und euch verfolge Qual, ſo dort, wie hier!

(Sie wirft ſich in Cuphaniens Arme.)

Arſir.

O! meine Tochter!

Amenaide.

Weiche fern hinweg!
Du biſt mein Vater, haſt an uns, fürwahr,
Des heilgen Namens Würde nicht erprobt.
Zu dieſen haſt du dich geſellt! — Verzeih
Der klaglich Sterbenden! — Nur dieſem hier

Gehör' ich an, im Tode bleib' ich sein.
Tancred!

(Sie sinkt an der Bahre nieder.)

Arsir.

Geliebtes, unglückseel'ges Kind!
O! rufet sie ins Leben, daß ich nicht,
Der Letzte meines Stamms, verzweifelnd sterbe!

Theater und dramatiſche Poeſie.

Deutsches Theater.

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Gränzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizei machte den Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Cardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit, ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kraftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es

eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwickelung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung, geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Production unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Epistel von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war: allein Leipzig war schon ein Ort von sehr gebundner protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Uebersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang genugsam versehen konnte. Und warum sollte man dasjenige, was Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen!

Zu dieser Zeit nun, als der seichte Geschmack den deutschen Schauspieler zu zahmen und die privilegirten Spaßmacher von den Bretern zu verbannen suchte, fingen die noch nördlichern Hamburgischen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage: ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe; und die Frommen waren selbst untereinander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (Adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige was dem Hirten nicht zieme, der Heerde nicht ganz ersprießlich seyn könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt,

für eine ſittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und beſſern, und alſo dem Staat und der Geſellſchaft unmittelbar nutzen. Die Schriftſteller ſelbſt, gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen ſich's gefallen, und arbeiteten mit deutſcher Biederkeit und gradem Verſtande auf dieſen Zweck los, ohne zu bemerken, daß ſie die Gottſchediſche Mittelmäßigkeit durchaus fortſetzten und ſie, ohne es ſelbſt zu wollen und zu wiſſen, perpetuirten.

Ein Drittes hat ſodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerſtörende Mittelmäßigkeit des deutſchen Theaters gewirkt. Es iſt die ununterbrochene Folge von drei Schauſpielern, welche als Menſchen ſchätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten, und deßhalb mehr oder weniger die dramatiſche Kunſt nach dem Sittlichen, Anſtändigen, Gebilligten und wenigſtens ſcheinbar Guten hinzogen. Eckhofen, Schrödern und Iffland kam hierin ſogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hülfe, die eine allgemeine An- und Ausgleichung aller Stände und Beſchäftigungen zu einem allgemeinen Menſchenwerthe durchaus in Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menſchenverſtandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weiſe Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert ſich nicht des Eſſighändlers, des Philoſophen ohne es zu wiſſen, des ehrlichen Verbrechers und ſo vieler verwandten Stücke?

Das Einzelne was gedachte Männer in den verſchiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier ſey genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Nicht mehr allein. Wir ſind in dieſer Gegend
Sehr übel dran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgeſind, das liederliche Volk
Von unſern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwey, drey Nachbarn überein, und halten
In ihren Gränzen Ordnung; ja ſo ſchützt
Gleich im Gebirg' ein andrer Herr die Schelmen;
Und dieſe ſchweifen, wenn ſie auch des Tags
Nicht ſicher ſind, bey Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.

Ruganino.

Gewiß gehorch' ich euerm guten Rath.

Alonzo.

Ich hoff', es ſoll mit nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verdächtiges Geſindel ſich
In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.
Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl
Des Konigs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.

Wenn man ſich in den letzten Zeiten faſt einſtimmig beklagt und eingeſteht, daß es kein deutſches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einſtimmen; ſo könnte man auf eine weniger paradore Weiſe aus dem was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrſcheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutſches Theater geben werde, noch geben könne.

Weimarisches Theater.

Februar 1802.

Auf dem Weimarischen Hoftheater, das nunmehr bald eilf Jahre besteht, darf man sich schmeicheln, in diesem Zeitraume solche Fortschritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimischen und die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen konnte; es möchte daher nicht unschicklich seyn, bei dem Berichte dessen, was auf demselben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen wodurch so manches, was andern Theatern schwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewissen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutschen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seiler'schen Schauspielergesellschaft, welche, nachdem sie mehrere Jahre eine besondere Zierde der obervormundschaftlichen Hofhaltung gewesen, sich, durch den Schloßbrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an spielte eine Liebhabergesellschaft mit abwechselndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'sche Gesellschaft ihre fortdauernden Vorstellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieser verschiedenen Epochen zeigt einem aufmerksamen Beobachter ihren eigenen Charakter, und die früheren lassen in sich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geschichte des noch bestehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verschiedene Perioden zerfallen. Die erste würden wir bis auf Iffland's Ankunft, die zweite bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielsaales, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz zählen, und so möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten geleistet worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neuesten und gedenken von demselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater ist eins der Geschäfte, die am wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publicum sehen und hören will, dieses ist's was die Directionen tyrannisirt und wogegen ihnen fast kein eigner Wille übrig bleibt. Indessen versagen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, sobald man fest auf denselben beharret und die Gelegenheit zu nutzen weiß sie in Ausübung zu setzen.

Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verläugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit stand dieser Maxime ein falsch verstandener Conversationston, so wie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Iffland's auf unserm Theater löst'te endlich das Räthsel. Die Weisheit, womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen von einander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich, sowohl

ins Edle als ins Gemeine und immer kunstmäßig und schön, zu maskiren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hatte fruchtbar werden sollen. Von dieser Zeit an haben mehrere unserer Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Vielseitigkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, war die sehr vernachlässigte ja, von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Die Gelegenheit, den architektonisch neu eingerichteten Schauspielsaal durch den Wallensteinischen Cyclus einzuweihen, wurde nicht verabsäumt, so wie, zur Uebung einer gewissen gebundneren Weise, in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung rednerischer Declamation, Mahomet und Tancred rhythmisch übersetzt auf das Theater gebracht. Macbeth, Octavia, Bayard, gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, so wie endlich Maria Stuart die Behandlung lyrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man die Mittel sämmtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maskirte Vorstellungen wagen zu können. Palaeophron und Neoterpe machten den Anfang und der Effect dieser, auf einem Privattheater geleisteten Darstellung war so glücklich, daß man die Aufführung der Brüder sogleich vorzunehmen wünschte, die aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Madame Unzelmann durch ihre Gegenwart

an jene Iffländische Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spiels, ihre durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Bretern, die reizende Weise, wie sie, als eine Person von ausgebildeter Lebensart, die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Recitation, ihre energische und doch gemäßigte Declamation, kurz das Ganze was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimarischen Theater eine wünschenswerthe Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der dießjährigen Wintervorstellungen beigetragen hat und beitragt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publicum sich an einer derben charakteristischen, sinnlich künstlichen Darstellung erfreuen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, indem man Nathan den Weisen aufführte. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, war eine klare, auseinandersetzende Recitation die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler, welche denn auch meist glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrangtere Darstellung ersetzt und man wird für die Folge sorgen, es poetisch so viel möglich zu restauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publicums wieder erscheinen könne.

Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht: daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen: daß

wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direction ein Schauspiel wie Jon höchst willkommen seyn. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannichfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden alteren Männer hatte man durch schickliche Masken ins Tragische gesteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannichfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben ohne Vorliebe sagen, daß es sich sehr gut exponire, daß es lebhaft fortschreite, daß höchst interessante Situationen entstehen und den Knoten schürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erscheinung zuletzt gelöst wird. Uebrigens ist das Stück für gebildete

Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publicum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen, und nöthigt daher die Directionen welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen. Wir haben das Glück, von unsern Zuschauern, besonders wenn wir den Jenaischen Theil wie billig mit rechnen, voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als ihr Legegeld mitbringen und daß diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt sind sich von der zweiten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Bloß dadurch, daß unsere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehrern Theatern erscheinen, oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa bloß diesen Neuen Dichter mit jenem Alten dem er gefolgt zusammenstellte, sondern Gelegenheit nähme wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar schon mehrmals bewegt worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden

kann. Der neue Autor wie der alte hat gewiſſe Vortheile und Nachtheile und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünſtigte, beſchwert den andern, und was dieſen begünſtigt, ſtand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen ſind, und vielen Dank ſoll der Kunſtrichter verdienen, der uns an dieſem Beiſpiele wieder klar macht: in wie fern wir den Alten nachfolgen können und ſollen.

Wären unſere Schauſpieler ſämmtlich auf kunſtmäßige Behandlung der verſchiedenen Arten dramatiſcher Dichtkunſt eingerichtet, ſo könnte der Wirrwarr, der nur zufällig hier in der Reihe ſteht, auch als eine zum allgemeinen Zweck calculirte Darſtellung aufgeführt werden.

Gegen ſolche Stücke iſt das Publicum meiſt ungerecht, und wohl hauptſächlich deßwegen, weil der Schauſpieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt.

Wenn es dem Verfaſſer gefallt, in einer Poſſe den Menſchen unter ſich hinunter zu ziehen, ihn in ſeltſamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, ſo iſt, vorausgeſetzt, daß es mit Talent und Theaterpraktik geſchieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur ſollte alsdann der Schauſpieler einſehen, daß er von ſeiner Seite, indem er eine ſolche Darſtellung kunſtmäßig behandelt, erſt das Stück zu vollenden und ihm eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen hat.

Es iſt möglich in einem ſolchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewiſſen, theils offenbaren, theils verſteckten Eleganz zu ſpielen, die fürs Geſicht angelegten Situationen mit maleriſcher Zweckmäßigkeit darzuſtellen und dadurch das Ganze, das ſeiner Anlage nach zu ſinken ſcheint, durch die Ausführung empor zu tragen.

Sind wir so glücklich noch mehrere antike Luſtſpiele auf das Theater einzuführen, dringen unſere Schauſpieler noch tiefer in den Sinn des Maskenſpiels, ſo werden wir auch in dieſem Fache der Erfüllung unſerer Wünſche entgegen ſehen.

Iſt die Vielſeitigkeit des Schauſpielers wünſchenswerth, ſo iſt es die Vielſeitigkeit des Publicums eben ſo ſehr. Das Theater wird, ſo wie die übrige Welt, durch herrſchende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überſtrömen und dann wieder ſeicht laſſen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weiſe, der wir lebhaft nachhangen, um ſie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater iſt das deutſche dieſem Unglücke ausgeſetzt und das wohl daher, weil wir bis jetzt mehr ſtrebten und verſuchten, als errangen und erreichten. Unſere Literatur hatte, Gott ſey Dank, noch kein goldenes Zeitalter und wie das übrige ſo iſt unſer Theater noch erſt im Werden. Jede Direction durchblättere ihre Repertorien und ſehe, wie wenig Stücke aus der großen Anzahl die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben ſind. Wer darauf denken dürfte dieſem Unweſen nach und nach zu ſteuern, eine gewiſſe Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzuſtellen das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweiſe des Publicums das er vor ſich hat zur Vielſeitigkeit zu bilden. Dieſe beſteht hauptſächlich darin, daß der Zuſchauer einſehen lerne, nicht eben jedes Stück ſey wie ein Rock anzuſehen, der dem Zuſchauer völlig nach ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen auf den Leib gepaßt werden müſſe. Man ſollte nicht gerade immer ſich und ſein nächſtes Geiſtes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte ſich

vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unsern Zuschauern eine solche Reise zumutheten, war Turandot nach Gozzi metrisch bearbeitet.

Wir wünschen, daß jener Freund unsers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt 1802, Nr. 7 die Vorstellung des Jon mit so viel Einsicht als Billigkeit recensirt, eine gleiche Mühe in Absicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unserer Bühne als Darstellung geleistet wird, wünschten wir von einem dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl selbst unsere Gedanken äußern.

Der Deutsche ist überhaupt ernsthafter Natur und sein Ernst zeigt sich vorzüglich wenn vom Spiele die Rede ist, besonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewisse einfache Gewalt über ihn ausuben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar ist er durch eine gewisse Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Tristen zu sehen; allein beides ist alsdann nicht auf seinen höchsten Gipfel geführt, sondern zeigt sich mehr als eine Art von Amalgam. Auch ist der Zuschauer immer verdrießlich, wenn Lustiges und Trauriges, ohne Mittelglieder, auf einander folgt.

Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das

Rugantino.

Ich weiß, er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.

Für ſich.

Das hatte Basco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt ihr keinen Streit und nichts vernommen?

Rugantino.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Rugantino.

Wer dichtet nicht?
Dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?

Leiſe zu Lucinden.

Dem es beſcheert war, nur ein einzigmal
In dieſes Aug' zu ſehen. Draußen ſtand ich,

ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sey, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein solches Stück schatzen wir Turandot. Hier ist das Abenteuerliche verschlungener menschlicher Schicksale der Grund auf dem die Handlung vorgeht. Umgestürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sclavinnen, sonst Prinzessinnen, führt eine erzahlende Exposition vor unserm Geist vorüber, und die auch hier am Orte, im phantastischen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herrschender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail. Räthsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmüthiger Prinz aufs neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden, man versucht Gewalt, und hier giebt es eine Reihe von pathetischen, theatralisch auffallenden Scenen; man versucht die List und nun wird die Macht der Ueberredung stufenweise aufgeboten.

Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Neckische ausgesaet und eine so bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es steht zu erwarten wie dieses Stuck in Deutschland aufgenommen werden kann. Es ist freilich ursprunglich fur ein geistreiches Publicum geschrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausfuhrung, die wir, obgleich die zweite Reprasentation besser als die erste gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in seinem vollen Glanz erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen

und manches aufregen, was in der deutschen Natur schlaft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, daß unser Publicum sich beschaftigt selbst Rathsel auszudenken, und wir werden wahrscheinlich bei jeder Vorstellung künftig im Fall seyn, die Prinzessin, mit neuen Aufgaben gerüstet, erscheinen zu lassen.

Sollte es möglich seyn, den vier Masken, wo nicht ihre ursprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigstens etwas Aehnliches an die Stelle zu setzen, so wurde schon viel gewonnen seyn. Doch von allem diesem künftig mehr; gegenwartig bleibt uns nur zu wünschen, daß wir die Brüder und Jon immer so wie die erstenmale, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter sehen mögen.

Ueber das deutsche Theater.

Zu einer Zeit, wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, beeifern sich wohldenkende Directoren nicht allein einer einzelnen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen ins Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direction und Publicum werden sich immer mehr untereinander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so des Verfassers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schiller's

und was daraus erfolgte.

Als der verewigte Schiller durch die Huld des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, und der Eingezogenheit zu entsagen der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte; da war ihm besonders

die Weimarische Bühne vor Augen und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit, führten ihn ins Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drei Theile zu theilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und öfter, das Lager und die Piccolomini nicht überall und seltner gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegränzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaction seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck, durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehen. Alles andere

gab er auf, und doch hat er ſich nie in den Raum von drei Stunden einſchließen können.

Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesco, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen ſchweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorſtellung, die beſonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müſſen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, ſie einem mehr gelauterten Geſchmack, zu welchem er ſich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit ſich ſelbſt in langen ſchlafloſen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umſtändlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geſchwindſchreiber aufbewahrt, ſo würde man ein merkwürdiges Beiſpiel productiver Kritik beſitzen. Um deſto angenehmer wird Einſichtigen die Selbſtunterhaltung Schiller's über den projectirten und angefangenen Demetrius entgegen kommen, welches ſchöne Document prüfenden Erſchaffens uns im Gefolg ſeiner Werke aufbewahrt iſt. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige ſich zu innig mit Gehalt und Form verwachſen befand, und man ſie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie ſie einmal aus einem gewaltſamen Geiſt entſprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in ſo reifen Jahren, einer Reihe von theatraliſchen Vorſtellungen beigewohnt, als ſein thätiger, die Umſtände erwägender Geiſt, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eignen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und ſo entwarf er einen Plan, wie dem deutſchen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleiſtet worden. Der

einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutsche Theater auf ächt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schiller's Absicht, zuerst die Herrmanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schiller's Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurück gelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessing's Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig

und wird ſich lange erhalten, weil ſich immer tüchtige Schauſpieler finden werden, die ſich der Rolle Nathans gewachſen fühlen. Möge doch die bekannte Erzahlung, glücklich dargeſtellt, das deutſche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl der Nation heilig und werth bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei ſeiner Redaction grauſam verfahren, davon überzeugt man ſich bei Vergleichung nachſtehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke ſelbſt. Die perſönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unſer Publicum ungern, und doch iſt in Schiller's Arbeit eine ſolche Conſequenz, daß man nicht gewagt hat ſie wieder einzulegen, weil andere Mißverhaltniſſe in die gegenwärtige Form ſich einſchleichen würden.

Egmont.

Erſter Aufzug.

Auf einem freien Platze Armbruſtſchießen. Bei Gelegenheit, daß Einer von Egmonts Leuten durch den beſten Schuß ſich zum Schützenkönige erhebt, ſeine Geſundheit, ſo wie die Geſundheiten der Herrſchaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, nebſt den Charakteren der höchſten und hohen Perſonen. Die Geſinnungen des Volks offenbaren ſich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entſtandenen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen geſellt ſich ein Advocat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entſtehen Zwieſpalt und Hanvel;

Egmont tritt auf, beſänftigt die Manner, und bedroht den Rabuliſten. Er zeigt ſich als beliebter und geehrter Fürſt.

Zweiter Aufzug.

Egmont und ſein Geheimſchreiber, bei deſſen Vortragen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden ſich offenbart. Hierauf ſucht Oranien ſeinem Freunde Vorſicht einzuflößen, aber vergebens, und, da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden; abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorſtehenden, der Rabuliſt weiſſagt Egmonts Schickſal, die ſpaniſche Wache tritt auf, das Volk ſtiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Clärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beſchaftigt. Sie ſucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen; fährt fort in Freud und Leid an ihr Verhaltniß mit Egmont zu denken; dieſer tritt ein, und nun iſt nichts anderes als Liebe und Luſt.

Vierter Aufzug.

Palaſt. Alba's Charakter entwickelt ſich in ſeinen Maaßregeln. Ferdinand, deſſen natürlicher Sohn, den die Perſönlichkeit Egmonts anzieht, wird, damit er ſich an Grauſamkeiten gewöhne, beordert, dieſen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Geſpräch, jener offen, dieſer zurückhaltend, und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen. Brackenburg in der Dammerung auf der Straße. Clärchen will die Bürger zur Befreiung Egmonts aufregen, ſie entfernen ſich furchtſam; Brackenburg mit Clärchen allein, verſucht ſie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Clärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von der Vorbereitung zu Egmonts Hinrichtung. Clarchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt ſich; die Lampe verliſcht, Clarchens Verſcheiden andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekundiat. Scene mit Ferdinand, ſeinem jungen Freunde. Egmont allein, entſchlaft. Erſcheinung Clarchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichſam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erſcheinung Clarchens ſind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür; nach dem Wunſche des hieſigen Publicums darf ſie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologiſch, ſondern nach andern Rückſichten verfahren, und vorzüglich Verfaſſer und Redacteur im Auge behalten, ſo wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erſcheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an ſich ſelbſt ſchon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, ſo ließ er es in allen ſeinen Theilen beſtehen, verkurzte nur hier und da den Dialog, beſonders wo er aus dem Dramatiſchen ins Idylliſche und Elegiſche überzugehen ſchien. Denn wie in einem Stück zu viel geſchehen kann, ſo kann auch darin zu viel Empfundenes ausgeſprochen werden. Und ſo ließ ſich Schiller durch ſo manche angenehme Stelle nicht verführen, ſondern ſtrich ſie weg. Sehr gut beſetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum erſtenmal gegeben, und ſodann wiederholt; allein bei aufmerkſamer Betrachtung kam zur

Sprache, daß nach unſern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet ſind, das Verhaltniß eines Mannes zu zwei Frauen, beſonders wie es hier zur Erſcheinung kommt, nicht zu vermitteln ſey, und ſich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deßhalb jener Verſuch der verſtandigen Cäcilie, das Mißverhaltniß ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragiſche Wendung und endigte auf eine Weiſe, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig iſt das Stück ganz vollkommen beſetzt, ſo daß nichts zu wünſchen übrig bleibt, und erhielt daher das Letztemal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine ſolche allgemeine Verſicherung Schaubühnen, welches dieſes Stück aufzuführen gedachten, von weiter keinem Nutzen ſeyn, deßwegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen:

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erſte Liebhaber-Rollen zu ſpielen berufen iſt, gern übernehmen, und die leidenſchaftliche Verlegenheit in die er ſich geſetzt ſieht, mit mannichfaltiger Steigerung auszudrücken ſuchen.

Die Beſetzung der Frauenzimmerrollen iſt ſchon ſchwieriger: es ſind deren fünf, von abgeſtuften, ſorgfaltig unterſchiedenen Charakteren. Die Schauſpielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerſtörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthuſiasmus nicht allein darſtellen, ſie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit ſich fortreißen.

Cacilie wird das anfänglich ſchwach und gedrückt Scheinende bald hinter ſich laſſen, und als eine freie Gemüths- und Verſtands-Heldin, vor uns im größten Glanz erſcheinen.

Lucie ſoll einen Charakter vorſtellen, der ſich in einem

Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah' mich Amor und erbarmte ſich.
Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieſer Nacht erbarmen willſt —

Lucinde.

Ihr ſeyd
Verwegen-dringend. Ihr verkennt mich ſehr;
Nun ſchweigt!

Rugantino.

Ich ſoll verzweifeln. Mir iſt's ein's,
Zu leben oder gleich zu ſterben, wenn
Du mir ein Zeichen deiner Gunſt verſagſt.

Claudine,

die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen, und wieder herbeytritt.

So gebt uns doch ein Lied, ich bitte ſehr,
Ein ſtilles Lied zur guten Nacht.

behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck der auf sie eindringt nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naseweisheit oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Alte; sie ist eine junge, heitere, thätige Wittwe, die nur wieder heirathen möchte, um besser gehorcht zu seyn.

Aennchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sey; in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen was es zu sagen hat sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Act, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt seyn, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verrathen; wie denn auch das zweimal ertönende Posthorn kunstmäßig eine angenehme Wirkung thun sollte.

So ist denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler, der die Rolle der ernst zartlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Componist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem Kunstausübenden verständlich machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien ans Herz zu legen trachtet.

*

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre

alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet ſich eine gewandte Schauſpielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, ſo iſt das Stück geborgen und wird gern geſehen. Eine unſrer heitern und angenehmen Schauſpielerinnen, die ſich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geiſtreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters, und verfaßte einige Stücke dieſer Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern geſehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Unterſucht man genau, warum gewiſſe Stücke, denen einiges Verdienſt nicht abzuſprechen iſt, entweder gar nicht aufs Theater kommen, oder, wenn ſie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verſchwinden, ſo findet ſich, daß die Urſache weder am Stücke, noch am Publicum liege, ſondern daß die erforderliche Perſönlichkeit des Schauſpielers fehlt. Es iſt daher ſehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz bei Seite legt, oder ſie aus dem Repertorium wegſtreicht. Man behalte ſie beſtändig im Auge, ſollte man ſie auch Jahre lang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß ſie wieder vollkommen zu beſetzen ſind, ſo wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das deutſche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Seilerin, mit einem ächten, unſrer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erſchiene; geſchwind würden Medea, Semiramis, Cleopatra, Agrippina, und andere Heldinnen, die man ſich koloſſal denken mag, aus dem Grabe auferſtehen, andere Rollen daneben würden umgeſchaffen werden. Man denke ſich eine ſolche Figur als Orſina, und Emilie Galotti iſt ein ganz andres Stück; der Prinz iſt entſchuldigt, ſo bald man

anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame herrische Figur zur Last fallen müsse.

Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen. Daß dieses Stück einiges theatralische Verdienst habe, laßt sich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt, aufs Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Sylbenmaaß und der Reim fehlte. Nunmehr aber, da beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück einige Harten, erneuerte das Veraltete, und so erhalt es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam sogleich mit der Laune des Verliebten im Marz 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beirathig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahres mit dem Rathsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sammtlich einander halten und tragen.

Man versaume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ahnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abtheilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben.

*

Iphigenia kam nicht ohne Abkurzung schon 1802 auf die Weimarische Bühne. Tasso, nach langer stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich, durch die höchst vorzuglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

*

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern, und war mit Rath und That vom ersten Anfange bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen, und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaction bewirkt worden, im Allgemeinen anzudeuten seyn.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergische Knechte in der Herberge verhöhnt worden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu, und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jaxthausen, Götzens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Ritterfrau, die andere als zartfühlend; der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen sey gefangen, und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götzens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten, wird Weislingen gerührt. Marie und Carl treten ein, das

Kind lädt zu Tische, Marie zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände, Marie steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat sich geknüpft, Götz und Elisabeth erscheinen, man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen, so wie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbitz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangenen Kaufleuten ausüben, giebt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will: denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Augsburg. Maximilian verdrießlich, weist sie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung, und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Götz und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhaltniß zwischen Weislingen und seiner Gemahlin Adelheid, die ihn nöthigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünstigen. Die wachsende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr, die buhlerischen Künste ihn anzulocken, sprechen sich aus. Wir werden nach Jarthausen versetzt. Sickingen wirbt um Marie; Selbiz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklart sey. Man greift zu den Waffen. Lerse kündigt sich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt, weite Aussicht, verfallene Warte, Burg und Felsen. Eine Zigeuner-Familie, durch den Kriegszug beunruhigt, exponirt sich und knupft die folgenden Scenen aneinander. Der Hauptmann des Executionstrupps kommt an, giebt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Zigeuner schmeicheln ihm.

Georg überfallt die Höhe, Selbiz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerse befreit, von Götz besucht.

Vierter Aufzug.

Jarthausen. Marie und Sickingen, dazu der siegreiche Götz; er muß befürchten sich eingeschlossen zu sehen; Marie und Sickingen werden getraut, und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familientisch; Lerse bringt Nachricht von einer Capitulation; Verrath.

Weislingens und Adelheidens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich, Maskenzug Adelheidens. Es laßt sich bemerken, daß es bei diesem Fest auf den Erzherzog abgesehen sey; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen, und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathhaus daselbst, Götzens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn; die bekannten Scenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anstande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über seine Gränze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungethüm rückt sogar heran. Max Stumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt haben, weiß sich loszusagen. Götz, halb überredet, halb genöthigt, giebt nach; erklärt sich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht seinen Bann. Die Bauern entzweien sich, und der Teufel ist los.

Weislingen erscheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden, und sich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu seiner Gemahlin steht er im schlimmsten Verhältnisse; Franzens entschiedene Leidenschaft zu ihr offenbart sich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage mit Aufrührern verbunden zu seyn. Das heimliche Gericht kündigt sich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt sich von dem beglückten Knaben, nachdem sie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gespenst nimmt bald seinen Platz ein, und eine wirksame Scene erfolgt. Aus diesen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten versetzt; Marie schlaft in einer Blumenlaube;

Lerse tritt zu ihr, und bewegt sie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, sodann Marie und Franz. Götzens Todesurtheil wird vernichtet, und wir finden den scheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen, und naherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen; so wie man nicht abgeneigt ist, von der Aufnahme der Theaterstücke mehrerer deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne, Rechenschaft zu geben.

Sollten jedoch diese Aeußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man Willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem Weimarischen Theater stattgefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind griechische und graecisirende, französische, englische, italianische und spanische Stücke; ferner Terenzische und Plautinische Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nöthigsten ware vielleicht sich über Shakspeare zu erklaren und das Vorurtheil zu bekampfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Lange auf das deutsche Theater bringen müsse. Diese

falſche Maxime hat die altern Schröder'ſchen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgeſprochen werden, daß, in dieſem Falle wie in ſo manchem andern, der Leſer ſich vom Zuſchauer und Zuhörer trennen müſſe; jeder hat ſeine Rechte, und keiner darf ſie dem andern verkümmern.

Shakspeare und kein Ende.

Es ist über Shakspeare schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu sagen übrig; und doch ist dieß die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt. Dießmal will ich Shakspeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erstens als Dichter überhaupt; sodann verglichen mit den Alten und den Neuesten; und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde zu entwickeln suchen, was die Nachahmung seiner Art auf uns gewirkt, und was sie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beistimmung zu dem was schon gesagt ist dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abstimmung aber kurz und positiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerspruch zu verwickeln. Hier sey also von jenem ersten Punkt zuvörderst die Rede.

I.

Shakspeare als Dichter überhaupt.

Das Höchste wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtseyn eigner Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemüthsarten zu durchschauen. Nun giebt es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren sind und solche

Ruganting.

Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

Bald gegen Clandinen bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit der Zither begleitend.

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo

hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſtlich geſprochen. Man konnte aus ihren

durch Erfahrung zu praktischen Zwecken ausbilden. Hieraus entsteht die Fähigkeit, der Welt und den Geschäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren irdischen Zwecken, sondern zu einem höhern geistigen allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakspeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherm Grade mit in das Bewußtseyn der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht. Shakspeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durchs Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakspeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakspeare'schen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger

ſinnliche That, als geiſtiges Wort. Er läſt geſchehen, was ſich leicht imaginiren laßt, ja, was beſſer imaginirt als geſehen wird. Hamlets Geiſt, Macbeths Hexen, manche Grauſamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfaltigen kleinen Zwiſchenſcenen ſind bloß auf ſie berechnet. Alle ſolche Dinge geben beim Leſen leicht und gehörig an uns vorbei, da ſie bei der Vorſtellung laſten und ſtörend, ja widerlich erſcheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakſpeare, und dieß laßt ſich beim Vorleſen am beſten überliefern: der Hörer wird nicht zerſtreut, weder durch ſchickliche noch unſchickliche Darſtellung. Es giebt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als ſich mit geſchloſſenen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakſpeare'ſches Stück nicht declamiren, ſondern recitiren zu laſſen. Man folgt dem ſchlichten Faden, an dem er die Ereigniſſe abſpinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewiſſe Geſtalten, aber eigentlich ſollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier ſcheinen alle Mitſpielenden ſich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu laſſen. Dazu conſpiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thatiger, als die Hauptgeſtalten. Alles, was bei einer groſen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte ſauſelt, was in Momenten ungeheurer Ereigniſſe ſich in dem Herzen der Menſchen verbirgt, wird ausgeſprochen; was ein Gemüth angſtlich verſchließt und verſteckt, wird hier frei und flüſſig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wiſſen nicht wie.

Shakſpeare geſellt ſich zum Weltgeiſt; er durchdringt die Welt, wie jener, beiden iſt nichts verborgen; aber wenn des

Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwatzen, und uns vor, oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drangt sich hinzu, alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meer-Phanomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber eine wie das anderemal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze hergeben. Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakspeare's Dichtungen sind ein großer belebter Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thatige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; sie würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleich gestellt hatte. Niemand hat das materielle Costüme mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costüme, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höch-

lobenswürdig, und gerade, daß er gegen das äußere Costüme verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sey es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakspeare's Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen laßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Aerger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wahnen, in Gesammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sey. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II.

Shakspeare, verglichen mit den Alten und Neuesten.

Das Interesse, welches Shakspeare's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt, denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deßhalb uns alles was sich von ihm herschreibt, so ächt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man

die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen de naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Ge genwart ruht, und er kaum auf der zartesten Seite, ja nu mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht granzt.

Deß ungeachtet aber ist er, naher betrachtet, ein ent schieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheur Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welch hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefste Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keines wegs meine Absicht sey, nachfolgende Terminologie als er schöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nu ein Versuch seyn, zu andern, uns schon bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon i jenen enthalten sey, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidnisch.	Christlich.
Heldenhaft.	Romantisch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen de Mensch ausgesetzt seyn kann, entspringen aus den einem Jede inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wolle sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen un Vollbringen, und diese sind es, die ihn auf seinem Lebens gange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlege heit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet un schadlos gelöset werden kann, entspringt, giebt die Anlage z lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen

unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältniß zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf, und versuche, ob sich etwas damit leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lastig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß, bei gegebenen Mit- und Gegenspielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; beim l'hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen; ich kann

die Karten die mir zufallen verlaugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen, und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst, so wie unsre Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöst'te; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun, nach diesen Vorbetrachtungen, zu

Shakspeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakspeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbegränzt, und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Conflict, und diesen laßt Shakspeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakspeare; denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Ueberhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan laßt sich das Aehnliche finden; genug ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakspeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen laßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern,

anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die, mehr oder weniger, oder völlig, alle Freiheit ausschließt, vertraut sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich genähert, denn indem er das Nothwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studiren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen seyn mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhangen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen, und oft ohne zu wissen warum, über alles praconisiren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakspeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mackeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern, daß Gegenwartiges gleichfalls ein einzelner Versuch sey, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuren und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, ware um so

überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklarungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümner's höchst schatzbarer Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus und deren fortreffliche Recension in den Erganzungsblattern der Jenaischen Literatur-Zeitung 1815 Nro. 12, 13. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf jenen Vorsatz welchen Schiller gefaßt, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

III.

Shakspeare als Theaterdichter.

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergötzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben konnen. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakspeare erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neuesten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakspeare's Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und spaterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fahigkeiten einen Gebrauch machen der problematisch ist. Nicht

Geberden ſehen, daß von Rugantino die Rede war, um dem ſie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn etwas zu betheuern ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor und hört zu; da ſie geendigt iſt, ſpricht er:

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und andres drauf erwiedern laſſen.

Er geht wieder zu den Bedienten, und ſpricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Rugantino und die beyden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.

Alonzo zu den Bedienten.

So ſeyd ihr ganz gewiß, daß er es ſey,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennſt ihn ganz genau? Geſtehſt mir nun,
Selbſt unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir ſoll's nicht ſchaden, daß du es geſtehſt.
Seht ihn noch einmal an, daß ihr mich nicht
Zu einem falſchen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder ſingen machen, daß
Wir ſchicklich noch zuſammen bleiben können

alles was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakspeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt wurde; Theaterstück, alles dreies zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakspeare's Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart: das innerste Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem und man laßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen die er ausläßt, ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Bretern die die Welt bedeuten," sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen

wir, das könne auch da droben einmal vor unſern Augen vorgehen; daher die ſo oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauſpielen.

Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt; eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpeare auch dieſen Gipfel zu erfaſſen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken ſchlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt und damit fortſtolzirt. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſaete Juwelen, die durch viel Untheatraliſches auseinander gehalten werden. Shakſpeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes; ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müſſen wir auch hier Shakſpeare's großes Verdienſt anerkennen, nur laugnen wir dabei und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen. Indeſſen veranlaßt ihn gerade dieſe Bühnenenge zu einer Begranzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wahlt er ſich zu einzelnen Arbeiten beſondere Stoffe, ſondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf dieſen die Welt und das Univerſum. Wie er alte und neue Geſchichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er ſich oft ſogar wörtlich halt. Nicht ſo gewiſſenhaft verfahrt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerſtört er den tragiſchen Gehalt derſelben beinahe ganz durch die zwei komiſchen Figuren Mercutio und die Amm., wahrſcheinlich von zwei beliebten Schauſpielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperſon geſpielt. Betrachtet man die Oekonomie

des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich seyn müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakspeare wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen, denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt, als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Räthsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüste wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publicum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewissen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakspeare's Stücke höchst interessante Mährchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Palaste zu imaginiren.

Wodurch erwarb ſich denn Schröder das große Verdienſt Shakſpeare's Stücke auf die deutſche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt ſich ganz allein ans Wirkſame, alles andere warf er weg, ja ſogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf ſeine Nation, auf ſeine Zeit zu ſtören ſchien. So iſt es z. B. wahr, daß er durch Weglaſſung der erſten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieſer Scene erſcheint Lear ſo abſurd, daß man ſeinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte Schröder erregen, ſo wie Abſcheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu ſcheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakſpeare redigirt, bringt dieſe Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichſten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich, Tochter und Schwiegerſohn, aus romantiſcher Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt ans Meer und treffen den Alten der ſie nicht erkennt. Hier wird alles ſüß, was Shakſpeare's hoher tragiſcher Geiſt uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieſer Stücke macht dem denkenden Kunſtfreunde immer aufs neue Veranügen.

Nun hat ſich aber ſeit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutſchland eingeſchlichen, daß man Shakſpeare auf der deutſchen Bühne Wort für Wort aufführen müſſe und wenn Schauſpieler und Zuſchauer daran erwürgen ſollten. Die Verſuche, durch eine vortreffliche genaue Ueberſetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimariſche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beſte Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakſpeariſch Stück ſehen, ſo muß man wieder

zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakspeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt seyn, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater redigirt. Die Grundsätze, wonach solches geschehen, wollen wir ehestens entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaction, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Erſte Ausgabe des Hamlet.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakspeare, London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleiſcher. Leipzig 1825.

Shakſpeare's leidenſchaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geſchenk. Das erſte unbefangene Leſen gab mir einen wunderſamen Eindruck. Es war das alte ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kraftigſten wirkſamſten Hauptſtellen der erſten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchſt behaglich und ohne Anſtoß zu leſen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu ſeyn; deſſen ungeachtet aber empfand ſich dabei etwas Eigenes, das ſich nicht ausſprechen ließ und zu einer nahern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerſt bemerklich, daß keine Localität ausgeſprochen, von Theater-Decoration nicht die Rede ſey, eben ſo wenig von Act- und Scenentheilung: alles iſt mit Enter und Exit abgethan. Die Einbildungskraft hat freies Spiel und man ließe ſich allenfalls die alte naive engliſche Bühne gefallen; alles geht hintereinander unaufhaltſam ſeinen ſittlich-leidenſchaftlichen Gang, und man nimmt ſich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern uns längſt bekannten Bearbeitung aber findet ſich die Abtheilung in Acte und Scenen, auch ſind Localitäten und Decoration ausgeſprochen; ob dieß von ihm oder nachfolgenden Regiſſeurs geſchehen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn.

Polonius der zweiten Bearbeitung heißt Corambis in der erſten, und die Rolle ſcheint durch dieſe Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden beinahe Statiſtenrollen waren erſt durch Zahlen bezeichnet, hier finden wir ſie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bauerinnen benamſete und ihnen einige Worte zu ſprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfahrt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der erſten Ausgabe ein loſe niedergeſchriebenes Sylbenmaaß, ſo iſt daſſelbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, regulirt, rhythmiſche Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertelverſe nicht vermieden.

So viel von den offenbarſten Aeuſerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhaltniſſe wird einem jeden Liebhaber bei eigenem Betrachten zu gute kommen, hier nur einige Andeutungen.

Von des auſerordentlichen Mannes geiſtiger Hand zuerſt nur leicht umriſſene Stellen finden wir bedachtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weiſe die wir als nothwendig billigen und bewundern müſſen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Ampliſicationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchſt willkommen ſind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchſt belebende Aiperſionen, leicht verbindende Zwiſchenſätze, ja ſogar bedeutende Transpoſitionen zu höchſt wirkſamem

Vortrag, alles meiſterhaft, geiſtreich und empfunden, alles zu Erwarmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anſchauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der erſten Arbeit, die, ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemaß, wie aus dem Stegreif hingegoſſen erſcheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch ſeinem Werke ſpaterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, ſo finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslaſſung noch Abänderung; nur ſind hie und da einige allzuderbe Naivetaten ausgelöſcht.

Zum Schluſſe aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterſchiedes in dem Coſtüme des Geiſtes. Dieſer tritt zuerſt auf wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Viſir, von ernſtem bänglichem Geſicht, blaß und ſcharfen Blicks. So erſcheint er auf der Terraſſe, wo die Schloßwache auf und ab geht und wo er ſeine Krieger oft mag gemuſtert haben.

Nun aber ins innerſte Gemach (Closet) der Königin verſetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Geſprach, und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du brichſt mein Herz.

Hamlet. O wirf den ſchlechten Theil hinweg und behalte den beſſern.

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his night-gowne. Tritt ein der Geiſt in ſeinem Schlafrock.)

Wem iſt, der das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? wem ſcheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es faſſen, wenn wir nachdenken, ſo finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerſt im Harniſch erſcheinen, wenn er an der Wache voruberſchreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmanner gemuſtert, wo er ſie zu hohen Thaten

aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an uns zu schamen, daß wir so lange für schicklich gefunden, ihn auch im innersten Gemach der Königin geharnischt auftreten zu sehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derselben Gestalt wie er sonst hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das erbarmlichste anklagend. Male sich dieß der einsichtige Leser nach Vermögen aus, dieß wage eine vom Effect überzeugte Direction darzustellen, wenn ja Shakspeare in seiner Integrität vorgeführt werden solle.

Zu bemerken ist, daß bei dieser Scene der Commentator Steevens schon bedenklich wird. Wenn Hamlet sagt:

My father, in his habit as he liv'd!
Mein Vater in der Kleidung wie er lebte!

fügt der einsichtige Mann in der Note hinzu: „meint der Dichter durch diesen Ausdruck, daß der Vater in seiner eigenen Hauskleidung erschienen sey, so hat er entweder vergessen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte seine Absicht seyn bei dieser letzten Erscheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, so ein kriegerischer Fürst es seyn mochte, blieb doch keineswegs immer geharnischt oder schlief, wie man von Hago König von Norwegen erzählt, mit seiner Streitart in der Hand."

Auch hatte, wenn wir scharfsichtig genug waren, der erste Ausruf Hamlets, als er in dieser Scene den Geist erblickt — What would your gracious figure? schon belehren können: denn es giebt nicht Worte genug auszudrucken was Angenehmes, Anmuthiges alles die Engländer sich unter gracious denken. Gnadig und günstig, freundlich und gutig, alles was mild und wohlthatig auf uns wirkt, wird in jenem

Worte zusammengefaßt; fürwahr keine Anrede an einen geharnischten Helden.

Ueber diese Zweifel sind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der ersten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakspeare, wie das Universum das er darstellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch unerforschlich bleibe: denn wir sammtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen.

Er tritt zu den andern.

Wie geht es? Habt ihr's ausgemacht? Ich dächte,
Ihr gäbt ihm das zurück als kluge Mädchen!

Die Bedienten beobachten den Ruganino heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß ſie der Sache gewiß ſind; indeß ſingen

Claudine und Lucinde.

Ein zärtlich Herz hat viel,
Nur allzu viel zu ſagen.
Allein auf deine Fragen
Läßt ſich ein Wörtchen ſagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.

Ruganino.

Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn
Zu prüfen wiſſen.

Lucinde.

Ein Verſuch geht eher
Für einen Mann, als für ein Mädchen an.

Proſerpina.

Melodrama von Goethe, Muſik von Eberwein.

Weimar, Mai 1815.

Daß dieſes, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefriſchte Monodrama bei der Vorſtellung günſtig aufgenommen worden, haben ſchon einige Tagesblätter freundlichſt angezeigt. In einem beliebten Journal (Modejournal 1815, S. 226) findet man die ganze kleine Dichtung, deren ſich wohl ſchwerlich Viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, ſo wie eine hinlängliche Entwickelung hinzugefügt, deſſen, was bei der Vorſtellung eigentlich zur Erſcheinung gekommen, und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber iſt die Abſicht, auf die Grundſätze aufmerkſam zu machen, nach denen man, bei Wiederbelebung dieſer abgeſchiedenen Production, verfahren, welches ebendieſelben ſind, zu denen wir uns ſchon früher bekannt, und die uns ſo viele Jahre her geleitet: daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben ſolle, was uns das Theater der Vorzeit anbietet. Dieſes kann nur geſchehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt, und ſich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber iſt der jetzige Aufſatz für Directionen geſchrieben, welche die Partitur dieſes Stücks verlangt haben, oder verlangen könnten, damit dieſelben

ſich in den Stand geſetzt ſehen, auch auf ihrer Bühne einen gleichen, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und ſo nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journals, der Inhalt hier vor allem andern ſeine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteſte und entſchiedenſte Weiſe klar werde.

„Proſerpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's geraubte Gattin, noch ganz im erſten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüſten Oede des Orcus hält ſie ihren Fuß an, den Zuſtand zu überſehen, in dem ſie ſich befindet. Ein Rückblick in den unlängſt verlornen läßt ſie noch einmal die unſchuldige Wonne deſſelben fühlen. Sie entladet ſich des läſtigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie iſt wieder das reizende, liebliche, mit Blumen ſpielende Götterkind, wie ſie es unter ihren Geſpielinnen war; der ganze idylliſche Zuſtand tritt mit ihrer Nymphengeſtalt uns vor Augen, in welcher ſie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeiſterte. Unglücklich, ſeine Gattin zu ſeyn, unglücklich, über Schatten zu herrſchen, deren Leiden ſie nicht abhelfen, deren Freuden ſie nicht theilen kann, wendet ſie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängniſſe, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung ſcheint ſich zu ihr herabzuneigen, und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerſt die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erſcheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, verſetzt ihren Geiſt wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die ſie verlaſſen. Die freundliche Frucht iſt ihr ein Vorbote himmliſcher Gärten. Sie kann ſich nicht enthalten, von dieſer Lieblingsfrucht zu genießen, die ſie an alle verlaſſenen Freuden erinnert. Weh

der Getäuſchten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erſchien, urplötzlich wirkt es als magiſche Verſchreibung, die ſie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entſcheidung in ihrem Innerſten. Angſt, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles ſteigert ſie wieder in den Zuſtand der Königin, den ſie abgelegt glaubte; ſie iſt die Königin der Schatten, unwiderruflich iſt ſie es; ſie iſt die Gattin des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieſer Geſinnung nimmt ſie von ſeinem Throne den unwilligen Beſitz."

Die verſchiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darſtellung auferbaut worden, ſind folgende: 1) Decoration, 2) Recitation und Declamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Muſik, und zwar a) indem ſie die Rede begleitet, b) indem ſie zu maleriſchen Bewegungen auffordert, c) indem ſie den Chor melodiſch eintreten läßt. Alles dieſes wird 6) durch ein Tableau geſchloſſen und vollendet.

Da wir vorausſetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieſer Gegenſtand intereſſirt, den oben erwähnten kurzen Aufſatz zu leſen nicht verſchmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Geſagten, um die Bedeutung der verſchiedenen Punkte in der Kürze möglichſt klar zu machen.

1) Bei der Decoration, welche immer dieſelbe bleibt, war beabſichtigt, die Gegenden des Schattenreiches, nicht ſowohl öde, als verödet darzuſtellen. In einer ernſten Landſchaft, Pouſſiniſchen Styls, ſah man Ueberreſte alter Gebäude, zerſtörte Burgen, zerbrochene Aquaducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Buſch, völlig der Natur überlaſſen, alles Menſchenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orcus der Alten

hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten, und es daher ganz schicklich seyn möchte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erblicken zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfallt.

Diese Idee war auf dem Weimarischen Theater mehr angedeutet, als ausgeführt, und hier wäre es, wo größere Bühnen unter sich wetteifern, und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchst erfreuliche Decoration aufstellen könnten.

Deutschland besaß einen Künstler, Franz Kobell, welcher sich mit Ausführung dieses Gedankens gern und oft beschäftigte. Wir finden landschaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgesäet, oder wenn man will, zusammengestellt sind, vielleicht allzureichlich; aber eben deßwegen könnten diese Zeichnungen geschmackreichen Künstlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Decoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr schicklich und angenehm würde dabei seyn, wenn ein Theil der Scene eine verödete Villa vorstellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwahnten Blumen motivirt und mit dem Uebrigen nothwendig verbunden würden. Geistreiche Künstler fanden in dieser Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn z. E. etwas erfreulich Bedeutendes entstehen müßte, wenn in Berlin, unter Anleitung einer so einsichtigen und thatigen General-Intendanz, die Herren Schinkel und Lütke sich zu diesem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landschaftsmalers und Architekten vereinigt angesprochen werden. Auch würde man in Stuttgart

das dort wahrscheinlich noch befindliche Gemälde des zu früh abgeschiedenen Raaz zu Rathe ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde eine der hier verlangten Decoration ziemlich ähnliche Landschaft, als Aufgabe, den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde, bei dieser Gelegenheit, ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Künstler und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publicums gebracht; denn nicht allein was auf dem Theater, sondern auch was von Seiten der bildenden Kunst geleistet worden, ware wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchem Schauplatz Recitation und Declamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wie denn bei uns nichts zu wunschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden, in größter Mannichfaltigkeit, sich einer jeden Stelle eigenthümlich anschloß, und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt; prachtige, übereinander gefaltete Mantel, Schleier und Diadem bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn, in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks, und steht auf einmal blumenbekranzt wieder als Nymphe da. Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen Gewander zu den schönsten mannichfaltigsten Bewegungen Anlaß gebe, daß der Contrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt anmuthig überraschend sey, wird niemanden entgehen und jede geschickte Schauspielerin reizen, sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerufen, sie fühlt ihren abgesonderten klaglichen Zustand, ergreift eins der Gewander, mit welchem sie, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannichfaltigem pantomimischem Ausdruck, den Worten gemaß, zu benutzen weiß.

Auch dieser Theil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung flossen in eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch geschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber genugsam erfüllt, und der steuernden Schifferin, bei allen Bewegungen, nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernen Begranzungen desselben sind lieblich ahnungsvoll ausgeschmückt, die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu seyn, indem sie der Schauspielerin gerade so viel Zeit gewährt, um die Gebarden der mannichfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch tanzartige Theil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den andern gesteigert wird.

Eine geforderte und um deſto willkommenere Wirkung thut das Chor der Parzen, welches mit Geſang eintritt, und das ganze recitativartig gehaltene Melodram rhythmiſch-melodiſch abrundet; denn es iſt nicht zu laugnen, daß die melodramatiſche Behandlung ſich zuletzt in Geſang auflöſen und dadurch erſt volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie ſich nun dieſer Chorgeſang zur Declamation und melodramatiſchen Begleitung verhielt, eben ſo verhielt ſich zu der, an einer einzelnen Geſtalt ins Unendliche vermannichfaltigten Bewegung das unbewegliche Tableau des Schluſſes. Indem nämlich Proſerpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schickſal erkennt, und die Annäherung ihres Gemahls ahnend, unter den heftigſten Geberden in Verwünſchungen ausbricht, eröffnet ſich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erſtarrt zum Gemälde und auch ſie die Königin zugleich erſtarrend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war alſo gedacht und angeordnet: In der Mitte eine ſchwach beleuchtete Höhle, die drei Parzen umſchließend, ihrer Beſchäftigung gemäß, von verſchiedenem Alter und Kleidung, die jüngſte ſpinnend, die mittlere den Faden ausziehend, und die älteſte mit der Scheere bewaffnet. Die erſte emſig, die zweite froh, die dritte nachdenkend. Dieſe Höhle dient zum Fußgeſtelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto ſeinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu ſeiner Rechten leer geſehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtſeite, erblickt man unten, zwiſchen Waſſerſtürzen und herabhangenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in ſchaumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Irion, welcher das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felſens Siſyphus,

ganze Figur, ſich anſtrengend den auf der Kippe ſchwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenſeite waren die Seligen vorgeſtellt. Und wie nun Laſter und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben, und ſolches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allgemeine zieht, ſo hatte man hier keine beſonders benannten Geſtalten aufgeführt, ſondern nur das allgemein Wonnevolle dargeſtellt. Wenn auf der Schattenſeite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, ſprach ſich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß Allen ein geſelliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elyſiſche Hügel empor ſtieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmen-Luſthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende im vertraulichen Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgeſtellt, welche gar maleriſch ſernten. Den Farbenkreis hatte der Künſtler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schatten-Seite zukam. Denke man ſich nun Proſerpina im königlichen Schmuck, zwiſchen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinanſtaunend zu ihrem leeren Thron, ſo wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild, nach einer kurzen Verdeckung, zum zweitenmale zu zeigen, benutzte man zum Abſchluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proſerpina mit zugedeckt; ſie benutzte die kurze Zwiſchenzeit, ſich auf den Thronſitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufſtieg, ſah man ſie, neben ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet

ſitzen, und ſie, die Bewegliche, unter den Schatten erſtarrt. Chorgeſang mit Muſikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beſchreibung des Gemaldes giebt zu erkennen, daß wir, dem beſchrankten Raum unſerer Buhne gemaß, mit einer löblichen lakoniſchen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei ſolchen Darſtellungen höchſt nöthig iſt, weil dem Auge nur wenige Zeit gegeben wird ſie zu faſſen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landſchaftsmaler zu Hülfe gerufen, ſo werden Bildhauer und Maler nun eine dankbare Aufgabe zu löſen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können ſie ein ungeheures, mannichfaltiges, und dennoch auseinander tretendes faßliches Gemalde darſtellen. Die Grundzüge ſind gegeben, wobei wir geſtehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufdrang, anzubringen und einzuſchalten.

Und ſo waren denn die Mittel klar auseinander gelegt, deren man ſich bedient hat, und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effect hervorzubringen.

Das deutſche Theater beſitzt viele kleine komiſche Stucke, welche jedermann gern wiederholt ſieht; ſchwerer und ſeltener ſind kurzgefaßte Tragödien. Von den Melodramen, denen der edle Inhalt am beſten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne noch manchmal vorgeſtellt; die Zahl derſelben zu vermehren, durfte daher als ein Verdienſt angeſehen werden. Das gegenwartige kleine Stuck, welches ſich in idylliſchen, heroiſch-leidenſchaftlichen, tragiſchen Motiven immer abwechſelnd um ſich ſelbſt herumdreht, konnte ſeiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche ſeit ſeiner Entſtehung die deutſche darſtellende Kunſt erworben, ihm zu Gunſten

anzuwenden. Die landschaftliche Kunst hat sich in diesen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Ansicht wirklicher Gegenstände (veduta) zur höhern, ideellen Darstellung erhoben. Die Verehrung Poussin's wird allgemeiner, und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Decorateur, im landschaftlichen und architektonischen Fache, die herrlichsten Motive darbietet.

Recitation und Declamation haben sich auch gesteigert, und werden immer ins Höhere reichen können, wenn sie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verstehen. Schöne anständige körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die Lebendigkeit der Malerei erinnernd, haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Theilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt.

Eben so ist es mit den Tableaux, mit jener Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und drei Königen an, und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat. Ein solches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschehen, hat man hier angebracht, und an das Stück dergestalt geschlossen, daß dieses dadurch seine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Componisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

Alonzo zu den Bedienten.

Ihr bleibt dabey? Nun gut, ich will es wagen:
Denn hab' ich ihn; so sind die andern bald
Von selbst zerstreut. Du seiner Vogel, kommst
Du mir zuletzt in's Haus? Ich halt' ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das schon so gut
Als ein Gefängniß ist und doch nicht scheint.

Laut.

Mein Herr, ihr bleibt heut Nacht bey uns.
Ich lasse
Euch nicht hinweg, ihr sollt mir sicher ruhen,
Und morgen gibt der Tag euch das Geleite.

Rugantino.

Ich danke tausendmal. Schlaft, werthe Freunde,
Auf's ruhigste nach einem steifen Tag.

Zu Lucinden.

Entschließe dich! Mir brennt das Herz im
Busen:
Und sagst du mir nicht eine Hoffnung zu;
So bin ich meiner selbst nicht mächtig, bin
Im Fall', toll und wild das äußerste zu wagen.

Zu Schiller's und Iffland's Andenken.

Weimar den 10. Mai 1815.

In diesen letzten Wochen erinnerte man sich allgemein zweier abgeschiedenen vortrefflichen Männer, welchen das deutsche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienste noch dadurch erhöht werden, daß sie von Jugend auf, in dem besten Vernehmen, eine Kunst gefördert, zu der sie geboren waren. Bemerklich ist hierbei, daß der Geburtstag des einen nicht weit von dem Todestag des andern falle, welcher Umstand zu jener gemeinsamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26. April geboren, welchen Tag das deutsche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden. An einem Tage daher ward, auf dem Großherzoglichen Weimarischen Theater, das Andenken beider Männer dramatisch erneuert, und zwar geschah es folgendermaßen.

Die beiden letzten Acte der Hagestolzen wurden aufgeführt; sie können gar wohl als ein Ganzes für sich angesehen, als eines der schönsten Erzeugnisse Iffland's betrachtet werden, und man durfte um so eher diese Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut besetzt und sorgfältig dargestellt, immerfort bei uns einer besondern Gunst genießt.

Der Schluß des letzten Actes ging unmittelbar in ein Nachspiel über, welches, in Versen gesprochen, sogleich den

Ton etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen auf eine laßliche Weise wieder zur Sprache, und wurden freundlich beschwichtigt, so daß zuletzt Margaretha, ihre Persönlichkeit nicht ganz verläugnend, in einen Epilog höhern Styls übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen aussprach.

Hierauf ward Schiller's Glocke nach der schon früher beliebten Einrichtung vorgestellt. Man hatte nämlich diesem trefflichen Werke, welches, auf eine bewunderungswürdige Weise, sich zwischen poetischer Lyrik und handwerksgemäßer Prosa hin und wieder bewegt, und so die ganze Sphäre theatralischer Darstellung durchwandert, ihm hatte man, ohne die mindeste Veränderung, ein vollkommen dramatisches Leben mitzutheilen gesucht, indem die mannichfaltigen, einzelnen Stellen unter die sämmtliche Gesellschaft, nach Maaßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit und sonstigen Bestimmungen vertheilt waren, wodurch dem Meister und seinen Gesellen, herandringenden Neugierigen und Theilnehmenden sich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechanische Theil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verschwinden desselben in die Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geschmückt erscheint, das alles zusammen giebt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke schwebt so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog,

revidirt und mit verändertem Schlusse vorgetragen, und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werthen Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Mad. Wolff recitirte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, so wie Mad. Lortzing in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. Man hatte die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.

Nachſpiel zu den Hageſtolzen.

Erſte Gruppe.

Margaretha. Der Hofrath. Thereſe. Die beiden Kinder.

Margaretha.

Aus werther Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und feſtlich prangt er mir im ſchlichten Haar;
Als hohe Braut komm' ich einhergegangen,
Die geſtern noch ein armes Mädchen war;
Bald ſchmückt mich reicher Stoff und goldne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Beſohlne dar,
Die niedre Kammer tauſch' ich nun mit Zimmern,
Wo Decken ſtrahlen, wo Tapeten ſchimmern.

Und werd' ich dann mich ſelber noch erkennen?
Bin ich dann auch ſo froh, ſo brav, ſo gut?
(zu Thereſen)
Wirſt du mich dann auch noch Margaretha nennen?
(zu den Kindern)
Und Barbchen, Paul, — ſeyd ihr mir dann noch gut?
Soll ich es je, jemals vergeſſen können,
Daß ich aufs Feld ging mit dem Schnitterhut?

(zum Hofrath)

Dann haſt du dir die rechte nicht erleſen,
Dann bin ich — nein! Margretha nie geweſen!

(Sie verbirgt ſich in die Arme des Hofraths.)

Hofrath.

So recht! In des Mannes Arme
Flüchte ſich das bange Weib,
Daß ihr ſanftgeſchmiegter Leib
An der ſtarken Bruſt erwarme.

Margaretha (zum Hofrath)

Und werd' ich deiner Hoffnung auch entſprechen?
Sieh mich noch einmal an: Gefall' ich dir?
Mit jenem Waſſerkrug, mit jenem Rechen?
Mit dieſem Mieder ohne Putz und Zier?
Und wirſt du dann auch freundlich zu mir ſprechen,
Wenn es nun feſt iſt zwiſchen dir und mir?
Bedenke dich! für mich ſey ohne Sorgen,
Denn wie ich heute bin, ſo bin ich morgen.

Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte
Wir halten Wort auf unſrer ſtillen Flur;
Die treue Liebe wohnt in unſrer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.

(Zu Thereſen.)

Nicht wahr? — O Schweſter, auch in deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe ſegensvolle Spur?
Das wunderſeltne Bild beglückter Ehen,
Bei euch hier hab' ich's, oder nie geſehen.

O daß es mich — auch dorthin mich begleite,
Wo ſich das Leben wilder nun bewegt;

Wo Häuser ſtreben in die Höh' und Weite,
Wo ſich der Lärm auf lauten Märkten regt; —

(zum Hofrath)

Dann, Lieber, rette dich an meine Seite,
Zu ihr, die dich im treuen Herzen trägt,
Die ſich dir ganz und ewig hingegeben, —
So gehn wir, feſt umſchlungen, durch das Leben.

Thereſe.

Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen iſt!
Auf einmal ſo anders! Margaretha du biſt —

Hofrath.

Gute Frau, laß ſie gewähren.
Was ſie ſpricht iſt Silberhall
Aus der Harmonie der Sphären,
Die im unermeßnen All
Ihren hohen Meiſter loben.
Ja, auch mich, den ernſten Mann,
Drängt, was ich nicht nennen kann,
Mächtig, wunderbar, nach oben:
Und wie man von Bergeshöhen
Pflegt ins niedre Thal zu ſehen: —
Hier das Dörfchen, dort die Au,
Weiterhin die grünen Streifen,
Die in braune Felder ſchweifen,
Fern der Berge Nebelgrau —
Alſo trägt uns oft das Leben
Ueber Menſchen-Thun und Weben,
Wie auf unſichtbaren Thron,
Und wir ſchaun (uns hebt der Glaube!)
Haupt in Wolken, Fuß am Staube,
In die tiefe Region.

Vor mir ausgebreitet blühet
Reiche, herrliche Natur;
Das Unendliche durchglühet
All' und jede Creatur.
Segen denen, die gefunden
Früher Liebe Rosenstunden!
Früher Ehe Vaterglück
Schaut ins Leben gern zurück.
Aber auch in spaten Tagen,
Wie wir selbst es heute wagen,
Wenn sich's gattet, wenn's gerath,
Immer ist es nicht zu spat.
Aber die, gebeugt durch Schmerzen,
Abgesagt dem holden Bund,
Und, von Schicksalsschlägen wund,
Ausgelöscht der Hochzeit Kerzen, — —
Diesen armen Pilgern Friede!
Bis sie einst der Wallfahrt müde,
Eingehn in gesell'ge Ruh,
Den verklarten Höhen zu.

Margaretha.

Nicht doch, wer wird so traurig reden!
Schon fühl' ich mir's naß in die Augen treten.

Hofrath.

Wenn Thranen in den Augen stehn,
Scheint Erd' und Himmel doppelt schön.

(Er geht langsam mit Margarethen nach dem Hintergrund.)

Paul.

Mutter, was mag dem Fremden fehlen?

Thereſe.

Es macht, er ist Margarethen so gut.

Paul.

Das wundert mich, daß ihm das wehe thut.

Thereſe.

Ich will es euch ein andermal erzahlen.
Wenn ihr groß ſeyd, wird es euch auch ſo gehn.

Bärbchen.

Komm, Paul, wir wollen Stutzböckchen ſehn.

(Sie ſpringen fort.)

Zweite Gruppe.

Thereſe und Linde.

Linde.

Heiſa! wie das hüpft und ſpringt!

Thereſe (wie in Gedanken).

Gott gebe nur daß es gut gelingt!

Linde.

Was denn?

Thereſe.

Die Heirath mit Margarethen.

Linde.

O ja: — warum nicht?

Thereſe.

Soll ich reden?

Linde.

Ei freilich, Thereſe, ich höre dich gern.

Thereſe.

Siehſt du, ich habe nichts wider den Herrn.
Er iſt ſo artig, ſo mild und gut,
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;

Man kann mit ihm sprechen, man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen;
Selbst der in der Wiege, der kleine Dick,
Lacht, wenn er ihn sieht und hat ihn lieb.
Aber das lass' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf passt nimmer zu der Stadt,
Und wo Reich und Arm sich gesellet hat,
Da will sich's nicht schicken und beziemen.

Linde (ihr die Hand reichend).
Nun, nach Reichthum haben wir nicht gefreit.

Therese (einschlagend).
Der größte Schatz ist Genügsamkeit;
Dann Gesundheit dazu und tüchtiges Streben,
So hat man immer genug zu leben.
Und kurz und gut, Vornehm' und Gering'
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das ist ein uralt weislich Ding:
Wer in die Sonne blickt wird erblinden,
Und wer ein niederes Loos empfing,
Der soll sich nicht Hohes unterwinden.
Wie manchmal hast du mir Geschichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmuth anakt,
Nach fernen Inseln die Anker lichten,
Um nicht zu Hause den Acker zu bau'n;
Wie sie all' ihre Hoffnung und sich dazu
Den wilden Meeren anvertraun,
Statt daheim zu bleiben in sichrer Ruh'; —
Sie sind reich geworden, und sind — verdorben,
Und sind zuletzt noch in Armuth gestorben.

Linde.

Und das alles fällt dir ein,
Weil Margaretha nach der Stadt will frei'n?

Thereſe.

Unſre Hütte ſey unſer Hochzeitſaal.
Wir, Fritz, wir bleiben in Fallendal;
Statt Prunkgemacher, ſtatt Sammt und Seide,
Sind unſre Kinder unſre Freude.

Linde.

Wir ſtarken uns immer an unſern Lieben!
Ach ja, das Leben iſt doch ſchön!
Ich wollte, du warſt nicht heim geblieben,
Du hatteſt ſollen mit mir gehn.
Siehſt du, es iſt dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig es ſieht's ein Auge gern;
Getreide, mannshoch, allerwegen —
Heuer, Thereſe, blinkt unſer Stern:
Die Aehren ſo dicht, ſo reich und ſchwer,
Es wallt und wogt, wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln ſind doch ſammtlich im Stand?

Thereſe.

Schon vorige Woche.

Linde.

Willkommne Zeit!
Und fröhliche Menſchen zum Wirken bereit.

(Als ſie den Geheimerath und Hofrath kommen ſehen, gehen ſie ins Haus.)

Lucinde für ſich.

Er macht mir bang'! Ich fühle mich verlegen,
Ich will ihm leider nur ſchon allzu wohl.

Ruganting für ſich.

Ich muß noch ſuchen, alle ſie zuſammen
Im Saal zu halten; meine Schöne gibt
Zuletzt wohl nach. O Glück! O ſüße Freude!

Laut.

Ich denke nach, ihr Schönen, was ihr ſangt.
Ihr habt gewiß die Männer ſehr beleidigt;
Ihr glaubt, es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geſchichten könnt' ich euch
Von ewig-unbegränzter Liebe ſagen!
Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel gibt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft
Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,
Wohl-ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied. Es ſchwebt die tiefe
Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich löſche dieſe Lichter aus; und eines

Dritte Gruppe.

Der Geheimerath **Sternberg** und der **Hofrath.**

Sternberg.

Nein, theurer Freund, es iſt wohl bedacht,
Ich bleibe bei euch nicht über Nacht.
Beruhigung, mit heitern Mienen,
Iſt mir in freier Luft erſchienen:
Auch mich lehrt dieſer ſchöne Tag
Was ich zu meinem Glück vermag.

Hofrath.

Wo ſoll's denn hin?

Sternberg.

An meine Geſchäfte.

Hofrath.

Immer nur wieder geſchriebnes Wort!

Sternberg.

Fleiß im Beruf giebt neue Kräfte.

Hofrath.

Du lieſeſt? —

Sternberg.

Acten —

Hofrath.

Von Raub und Mord.

Sternberg.

Nicht immer.

Hofrath.

Von gebrochner Pflicht.

Sternberg.

Wir ſtellen ſie her.

Hofrath.

Wie lange?

Sternberg.

Bis ſie wieder bricht.

Hofrath.

Ihr betrügt euch ums Leben.

Sternberg.

Gemach, wir ſind
Für Thränen —

Hofrath.

Hart.

Sternberg.

Für Bitten —

Hofrath.

Taub.

Sternberg.

Für der Unſchuld flehende Blicke —

Hofrath.

Blind!
Was habt ihr von euern Acten?

Sternberg.

Staub!
Doch wie aus Gartenſtaub hervor,
Blüht uns auch hier ein ſchöner Flor.
Mein Freund! ein ganzes langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben,
Für Fürſt und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geſchäft in Ehren;
Es iſt ein Balſam für das Herz:
Nicht tödten will es und zerſtören;

Es glänzt nicht, fliegt nicht sonnenwärts,
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
In Staub von Acten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu sanftigen die Leidenschaft,
Und was das blanke Schwert entrafft,
Man muß den Actenstaub citiren,
Der es, stillwirkend, wiederschafft.

Hofrath
(der ihm mit steigendem Vergnügen zuhört).

Ei, sieh doch! schön! für deine Wunden
Ist die Arznei mit einmal gefunden.
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht
Mit Blumen den irdischen Pfad umflicht,
Um den ist's so traurig nicht bestellt.
Wir theilen uns also in die Welt:
Auf dem Lande, wie in der Stadt,
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Geheimerath **Sternberg**, **Hofrath** und **Margaretha**.

Hofrath.

Du bist nicht heiter, wie es scheint;
Ich glaube gar du hast geweint?
Wie ist das möglich, liebes Kind,
O sag', erklare dich geschwind!

Margaretha.

Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,

Mir kommt's auf einmal in den Sinn,
O dacht' ich, könnt' ich ſie vereinen,
Das ware herrlicher Gewinn:
Daß die Geſchwiſter ſich verſöhnten,
Und ſo das Feſt mit Liebe krönten.
Ich lief und ſah, der ſchwere Wagen,
Er war im Hohlweg umgeſchlagen.
Schon dacht' ich alles iſt zerbrochen,
Auch kam Mamſell herausgekrochen,
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erſt, nun eilſt du dich,
Und mir gelang's ſie zu erreichen.
Das Möglichſte, ſie zu erweichen
That ich gewiß, — Zurückzukehren
Und ich ſie ein, ich ſprach im Drang
Zu deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir alles nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutſcher Valentin dabei,
Sie hatten ihn hinausgeſchoben,
Und Rad und Achſe war nun frei.
Da brach es los ihr heftig Schelten,
Ich ſollte nun für gar nichts gelten.
Man ſah, ſie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene,
Hieß ſie zuletzt mich eine Trine.
Das hat mich gar zu ſehr betrübt!

Hofrath.

Es ſcheint des Himmels eignes Wollen,
Daß ſich nicht alle lieben ſollen;
Deßhalb denn immer Zank und Zwiſt

Unter Großen und Kleinen iſt.
Wenn zwiſchen leiblichen Geſchwiſtern
Gar oft die ſchlimmſten Geiſter fluſtern,
Wenn Vater, Mütter, Manner, Frauen,
Sich oft mit ſchelem Aug' beſchauen,
Wenn zwiſchen Eltern gar und Kindern
Unmöglich iſt Verdruß zu hindern,
So können wir uns nur betrüben,
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg.

Dann ſuchen wir in manchen Fallen,
Ein gut Vernehmen herzuſtellen,
Und fühl' ich dieſen reinen Trieb,
Dann ſind mir erſt die Acten lieb.
Wenn, ſtatt zu ſchelten, ich belehre,
Wenn, ſtatt zu ſtrafen, ich bekehre,
Wenn, ſtatt zu ſcheiden, ich verſöhnt,
Hab' ich den Himmel mir erfröhnt.

Margaretha.

Da 's in der Welt nicht anders iſt,
So muß ich es wohl leiden,
Wenn du nur immer liebend biſt,
Und wir uns nimmer ſcheiden.

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen. Bärbchen und Paul, ſodann Wachtel, Thereſe und Linde.

Paul.

Schweſter, haſt du ſo was geſehn?
Der Herr da drinn der weiß zu kochen!

Bärbchen.

Ich denke mir, es ſchmeckt recht ſchön,
Wie ſchön hat es nicht ſchon gerochen.

Wachtel (unter der Thür).

Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung ſchnell, das Feſt geht an!

(Die Kinder ins Haus, Margaretha, Hofrath und Sternberg treten an die Seite; ländliche Muſik hinter der Scene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat, Thereſe trägt die Paſtete, alsdann folgt Wachtel mit der Gaſerolle. Linde ſchließt mit einem übermäßig großen Brot. Nach einem Umzug ſtehen ſie folgendermaßen:

Wachtel. Bärbchen. Sternberg. Margareth:
Hofrath. Paul. Thereſe und Linde.

(Die Muſik ſchweigt.)

Wachtel.

Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.

Paul.

Ich trage Braten.

Bärbchen.

Ich Grünigkeiten.

Thereſe.

Es wird noch immer ſtädtiſch enden;
Paſtete trag' ich auf den Händen.

Linde.

Sey's wie ihm wolle, keine Noth,
Hausbacken, tüchtig iſt mein Brod.

Wachtel.

Doch, wie zuletzt aus der Caſſerolle
Ein Sößchen ſich entwickeln ſolle,
Das iſt mir nur allein bewußt;
Das Kochen giebt mir Eſſensluſt.

(Auf die Caſſerolle deutend.)

Und hier verkaltet ſich's bereits!
Geſchwind, empfehlt euch allerſeits!

(Sie verneigen ſich. Musik; ſie gehen in verkehrter Ordnung ab. Margaretha zuletzt zwiſchen Hofrath und Sternberg. Kaum ab der Coulisse bemerkt ſie dieſe, läßt ſie abgehen. Die Musik ſchweigt.)

Margaretha

(ohne völlig aus ihrem Charakter zu treten, mit ſchalkhafter Faſſung gegen das Publicum gewendet).

Wohl jeder Kunſt, auch unſrer bleibt es eigen
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indeſſen ſie ein Ernſteres verſteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn ſelbſt aus leicht geſchlungnen Tanzen,
Aus bunten froh geſchwungnen Kranzen
Die ernſtere Bedeutung ſpricht:
Verehrte! ſo entging euch nicht
Die Dämmerung in unſerm Licht;
Ja, durch das ganze heitre Spiel
Hat ſich ein ſchmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurch geſchlungen.
Noch ſind die Töne nicht verklungen,

Die oftmals eure Huldigungen
In lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unser unerreichter Meister,
Von seinem Genius bewegt,
Vor euch und uns das Reich der Geister
In seltner Kunst zur Schau gelegt.
Auch diese Bretter haben ihn getragen,
Auch diese Wände haben ihn gesehn.
Hier schien, wie einst in fabelhaften Tagen,
Selbst Erz und Marmor lebend zu erstehn,
Der Eichenwald, aufhorchend, mitzugehen,
Wenn der bekränzte Liebling der Kamönen
Der innern Welt geweihte Gluth ergoß,
Und jeder Zauber leicht berührter Töne
Melodisch ihm von Herz und Lippe floß.
Denn mächtig ist des Mimen heitre Kunst!
Nicht bloß dem eiteln Sonnenblick der Gunst
Will sie die Blüthen holder Schöpfung bringen,
Zur höchsten Sphäre, wagt sie's, aufzudringen. —
Der gotterfüllten Pythia Entzücken
Umweht auch sie in schönern Augenblicken,
Sie höret rauschen in Dodona's Hain,
Weiß Priesterin, weiß Muse selbst zu seyn.
Sie küßt den Genius mit heißer Lippe
Und ihren Durst erquicket Aganippe.
Auf stummer Leinwand athmet, zart und mild,
In bunter Farben Glanz ein leblos Bild;
Man sieht gebundnen Geist und scheinbar Leben
Des rohen Steines edle Form umgeben;
Der Dichtung, ja des Tonreichs schöne Träume
Entzücken uns in körperlose Räume.

Doch soll des Menschen inneres Thun und Walten
Sich frisch, und ganz lebendig sich entfalten,
Zum Worte sich, zur kühnen That gestalten;
Solch regsam Bild, solch tauschungsvolles Seyn
Lebt in des Mimen Spiel allein.
Die ganze Welt liegt seinem Thun zum Grunde,
Die Künste sämmtlich fordert er zum Bunde.
Ihr sahn ein reizendes Idyllenleben
Vor eurer Phantasie vorüberschweben;
So traumt man von arkadischen Gefilden,
So pflegt man sich ein Tempe auszubilden,
Wo von des Abends Düften, lind umweht,
Die Unschuld sich im heitern Licht ergeht,
Als nachbarlich den heil'gen Regionen,
Wo fromme Seelen mit einander wohnen.
Und in der That, des Abgeschiednen Geist
Hat sich in dem, was heut nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgesprochen;
Es ist ein zierlich Malerstück, das dreist
Zur niederland'schen Schule sich gesellt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefallt,
Wo kleiner Züge lebenvolle Klarheit
Die höchste Kunst verbirgt in milder Wahrheit.
Und doch war keins von uns dem andern gleich.
Das Leben ist so mannichfach, so reich,
Der Mensch nimmt so verschiedenartige Richtung,
Daß auch im heitern Abendspiel der Dichtung
Sich der Gemüther Wettkampf soll entspinnen.
Wie aber alle Bache, groß und klein,
Doch in den Ocean am Ende rinnen,
So faßt mit Glück der dichtrische Verein

So Freund als Feind in ſeinen Plan hinein,
Den Feld- und Wieſen-Blumen zu vergleichen,
Die ſich, zerſtreut, mit hundert Farben ſchmücken,
Zum Strauß gebunden aber euern Blicken
Sich erſt empfehlen und behaglich zeigen.
So hielt er uns, ſo halt er uns zuſammen!
So werd' er lange noch von euch verehrt.
Er ſteigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und ſeine Farben glänzen unverſehrt:
O! wie er hoch im reinen Aether ſchwebet,
Und ſeine Schwingen regt und mächtig kreiſ't!
Er iſt entſchwunden. — Huldigt ſeinem Geiſt,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet.

Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Gesang den Abscheu meiner Seele
Zugleich mit jenen schwarzen Thaten melde.

Das Theater ist verfinstert bis auf Ein Licht im Hintergrunde. Die Damen setzen sich, Claudine zunächst an die Scene, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und steht meist an der andern Seite des Theaters. Rugantino steht bald zwischen den Frauenzimmern, bald an Lucindens Seite. Er flüstert ihr zwischen den Strophen geschickt einige Worte zu; sie scheint verlegen. Claudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abwesend. Alonzo nachdenklich und aufmerksam. Kein Bedienter ist auf dem Theater.

Rugantino.

Es war ein Bube frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffland's Andenken.

Das festliche Nachspiel zu den Hagestolzen Iffland's haben unsre Leser selbst beurtheilt; über dessen Entstehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht Einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit (größten Theils von Pauer), wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist z. B. die Fortsetzung des Vorspiels: Was wir bringen, zum Andenken Reil's in Halle aufgeführt, gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im August 1814, unserm gnadigsten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf die Cultur unsers Vaterlandes steht, vollkommen angemessen, indem eine Fulle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen, allgemein übereinstimmend, verbreitet ist, so wie die Gabe sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrucken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig statt: denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist, und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man

ſich über die Art und Weiſe, wie es zu ſagen ſey, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich ware, wobei ſich das Intereſſe der Mitarbeitenden leichter entzweien könnte.

Schließt ſich nun, wie es hier geſchehen, die neue Arbeit an eine ältere ſchon vorhandne unmittelbar an, ſo wird man ſich noch leichter über den Plan vereinigen, ja ſich in Scenen theilen, je nachdem ſie dem Einen oder dem Andern zuſagen. Hieraus entſtehen unzuberechnende Vortheile.

Jeder Künſtler bildet ſich in ſein Kunſtwerk hinein, und ſo muß auf die Länge (und wer wird ſich nicht gern aufs längſte ſeines Talents erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewiſſe Eintönigkeit entſtehen; weßhalb denn der Zuſchauer und Zuhörer, wenn er ſich immer in allzubekannter Geſellſchaft findet, endlich ohne Theilnahme bleibt, und wohl gar gegen das ſchönſte Talent ungerecht wird. Verbinden ſich aber Mehrere, in demſelben Sinn und Geiſt zu arbeiten, ſo entſteht unmittelbar eine größere Mannichfaltigkeit, denn die innigſten Freunde ſind oft, der Richtung und Liebhaberei nach, ganz verſchieden, ſie leben in entgegengeſetzten Wirkungs- und Luftkreiſen, auf welche ſich Begriffe, Gefühle, Anſpielungen und Gleichniſſe beziehen; woraus denn eine Fülle entſpringen kann, die auf anderm Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben ſchon angeführten Gründen, ſchickt ſich zu Gelegenheits-Gedichten dieſe Art zu arbeiten am allerbeſten, vorzüglich auch weil hier keine ſelbſtſtändigen dauerhaften Meiſterwerke gefordert werden, ſondern ſolche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen ſollen. Aber auch dieſes iſt nicht ſo unbedeutend, wie es ſcheinen möchte, da auf dem deutſchen Theater ſolche Gelegenheiten oft genug vorkommen, und aufgeweckte Geiſter, die ſich

einmal verbunden hätten, dergleichen Anlaſſe lebhaft ergreifen, ja wohl gar ſelbſt erſchaffen würden.

Nach unſerer Ueberzeugung giebt es kein größeres und wirkſameres Mittel zu wechſelſeitiger Bildung, als das Zuſammenarbeiten überhaupt, beſonders aber zu theatraliſchen Zwecken, wo, nachdem ſich Freunde beredet, geſtritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeſchloſſen, zuletzt bei öffentlicher Darſtellung die Aufnahme, welche das Publicum gewährt, den Ausſchlag entſcheidet, und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieſes, beſonders in größeren Städten, wo dergleichen Verſuche öfters zu wiederholen waren, auch auf die ſelbſtſtändigſten Stücke den günſtigſten Einfluß haben. Iffland hatte uns bis an ſein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er ſich bei Zeiten zu friſchen jungen Männern geſellt, und ſich aus ſeiner immer mehr ſich verdüſternden Lebensanſicht in Geſellſchaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgeſagten ſchon Zweifel und Tadel befürchten, ſo könnte ich bekannte Schauſpieldichter nennen (niemand erräth ſie und ſie wunderten ſich ſelbſt, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn ſie mit reagirenden Freunden in Geſellſchaft treten wollten, ſich um die deutſche Bühne ſehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemiſchen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen- ſondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundes-Kreiſen wo nur Ein Sinn und Ein Ton herrſcht, möchte für dieſe Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten dieſe meine Worte einige Wirkung hervorbringen, ſo würde ich ſehr gern meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein ſolcher poetiſcher Gemeingeiſt möglich und denkbar ſey.

In Deutſchland wird auf alle Fälle der Vorſchlag weniger

Ausübung finden, weil der Deutsche isolirt lebt, und eine Ehre darin sucht, seine Individualität orginell auszubilden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie einzeln der Deutsche in ästhetischen Arbeiten dasteht, zeigt sich daran, daß bei der größten, ja ungeheuersten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit Einem Sinn und Muth wirkte, und mit verschlungenem Bestreben, ohne irgend eine Rücksicht, das höchste Ziel erreichte, daß in diesem Augenblick die Mehrzahl der deutschen Dichtenden nur immer einzeln, mit persönlichem Bezug, ja egoistisch auftrat. Es kann sich unter der Masse jener Gedichte, uns unbewußt, Einiges befinden, wie wir es wünschen; uns aber ist nichts zu Gesicht gekommen, wo sich Paare, wie Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Castor und Pollux, verbunden hatten, um Ernst und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugsinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsspiels poetisch oben zu halten. Am wünschenswerthesten wäre es gewesen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabtheilungen zusammen fochten, sich beredet hatten, der Nachwelt ein wundersames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlassen. Wäre in Deutschland ein wahrhaftes freies Zusammenarbeiten von verschiedenen Talenten im Gange gewesen, so hätte es auch hier sich gewiß und auf das glanzendste gezeigt.

Wie sollte aber sogleich, nach Jahren des Drucks, wo man sich, in weiteren und engeren Kreisen, auf jede Art zu verwahren suchte, und in Verbindung mit Anderen wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein solches frohes und freies, poetisches Zusammenleben stattfinden? Vielleicht giebt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Bestreben, nach unsern friedlichen Wünschen, auch solchem dichterischen Beginnen eine glückliche Wendung

Berliner Dramaturgen.

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude und Spenerischen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen und besonders auf die Notizen und Urtheile das Theater betreffend ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehreren Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und wie er von sich selbst sagt: „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduciren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können."

Und wirklich, er ist zu beneiden daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maaß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher frischer und unbefangener Theilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander

ſteht und dadurch ein ſinnlich-geiſtiger Genuß dem Einſichtigen entſpringt, welchen auch mangelhafte mißglückte Verſuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgange gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchſt intereſſant die Zeitungen vergangener Jahre nachzuleſen; man bewundert die Kunſt zu beſchleunigen und zu verſpaten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem Intereſſe der Partei der er zugethan iſt. Eine ſolche Sammlung kommt uns dießmal nun im aſthetiſchen Sinne zu Statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag, den Theaterartikel wieder durchlaſen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir ſehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweiſe vornehmen, die Conſequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derſelben, bei wieder abnehmenden Tagen, ſtudiren und uns beſonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemuhung iſt vergeblich dieſen Vorſatz durchführen zu wollen, wir müſſen immer wieder zu einer engliſchen Druckſchrift flüchten.

Wir ſprechen deßhalb einen langſt gehegten Wunſch aus, daß dieſe löblichen Bekenntniſſe vorzüglicher Manner möchten mit friſchen Lettern, auf weiß Papier ſtattlich und ſchicklich, wie ſie wohl verdienen, zuſammengedruckt werden, damit der Kunſtfreund möglich finde, ſie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannichfaltigem Bezug zu leſen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns dieſe Gunſt gewahrt, ſo ſind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem ſo löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Productionen eines

höchſt gebildeten Verſtandes, einer unbeſtechlichen Gerechtigkeit mit dem allerliebſten Humor ausgeſprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu ſchätzen wußte und weiß, wie er die vorüberſchwebenden Gäſte mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln verſteht. Man ſehe die Darſtellungen der erſten und zweiten Gaſtrollen der Madame Neumann; ſie thun ſich ſo zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauſpielerin ſelbſt. Oft ſpiegeln ſich auch alt und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in dieſen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erſt laſen wir den Aufſatz eines Mannes, der gegen das neuere Beſtreben den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünſtig geſtimmt iſt; jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauſpieler ſeinem Naturell ſich völlig überlaſſend, ohne beſonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunſt ſich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegenſatz finden wir den Bericht des würdigen Jeniſch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beſchaffen geweſen und wie der ſogenannte Converſations-Ton zuletzt in ein unverſtändiges Murmeln und Lispeln ausgelaufen, ſo daß man von den Worten des Drama's nichts mehr verſtehen können und ſich mit einem nackten Gebärden-Spiel begnügen müſſen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt ſich der neuen Schule kräftig an und zeigt: wie auf dem Wege, welchen Wolff's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen ſey, und wie ein herrliches

Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse.

Möchten diese und tausend andere fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierzigsten Stück und folgenden der Haude-Spenerischen Berliner Nachrichten (1823) finden wir unsern Theaterfreund und Sinnesgenossen sehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geistreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt seyn. Uebrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand funfzig Jahre anhangt, der hat das Recht zu reden und wenn gar niemand seiner Meinung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert: wie über das Theater, auch über das Publicum seine Meinung zu sagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewissen Bedingungen rathen. Das lebende Publicum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder ins Bette.

Indessen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen und ihn zu gewissen Mittheilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und andere seyn werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematiſches.

Was über ſie ſchon ausgeſprochen worden.

Ihre Eigenſchaften, Herkommen, Berechtigungen.

Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurück zu nehmen.

Merkwürdig iſt ihr Vor- und Fortſchreiten.

Gegenwartige ſchwierige Lage.

Zwiſchen zwei Theatern.

Gerechtigkeit gegen beide.

Schonung beider.

Reine ruhige Theilnahme ihr Element aus dem ſie ſchöpfen.

Schonung überhaupt demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.

Denn er darf ja das Gegenwartige nicht gewaltſam zerſtören. Aufmerkſam ſoll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er ſelbſt dafur halt.

Das iſt in Deutſchland jetzt nicht ſchwer, da ſo viel verſtandige, hochgebildete Menſchen ſich unter den Leſern und Schriftſtellern befinden.

Wer jetzt das Unrecht will, oder eine unrechte Art hat zu wollen, der iſt bald entdeckt und von einflußreichen Menſchen, wo nicht gehindert, doch wenigſtens nicht gefordert. Er kann ſich des Tages verſichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tieck's dramaturgiſche Blätter.

Gar mannichfaltige Betrachtungen erregte mir dieß merkwürdige Büchelchen.

Der Verfaſſer, als dramatiſcher Dichter und umſichtiger Kenner das vaterländiſche Theater beurtheilend, auf weiten Reiſen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anſchauung unterrichtet, durch ſorgfältige Studien zum Hiſtoriker ſeiner und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine gar ſchöne Stellung zum deutſchen Publicum, die ſich hier beſonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß, und was ſich ſonſt aufzuheben pflegt vereinigt ſich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleiſt zeigt ſich höchſt liebenswürdig. Mir erregte dieſer Dichter, bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abſcheu, wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entſtellung laßt er bei Seite, entſchuldigt mehr als daß er tadelte; denn eigentlich iſt jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch ſehr gerne antreffe, iſt, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantaſtbarkeit

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht' und weint' und beth' und
ſchwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' als ſie verſchieden war,
Wird bang' dem Buben grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten.
Hinüber, herüber, hin und her;
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk' entgegen,
Windt's Pferd Haus-an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Shakspeare's auftritt und ihn ohne Redaction und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als Einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakspeareschen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherschweifende abzulehnen, so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz recht: denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält, und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich, wegen der gleichsam nur Einmal zu erfüllenden Bedingung, auf dem Repertoir nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm seyn, daß dergleichen hie und da abermals versucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht loswerden soll, so ist es heilsam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objecte hinrichtet, wenn sie sich bestrebt ein abgeschiedenes großes Vergangene ernst und harmlos in der Gegenwart wieder darzustellen. Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle nach Shakspeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eignen innern wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen.

Habe ich nun in Vorstehendem den höchst schätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zustimmung gegeben, so bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie z. B. „daß die Lady Macbeth eine zärtliche liebevolle Seele und als solche darzustellen sey" von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die, in Erwägung der bedeutenden Person von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beispiele vorgetragen, daß ein Schauspieler der sich selbst kennt, und seine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einstimmung findet, sie auf eine kluge Weise beugt und zurechtrückt, damit sie ihm passe, dergestalt, daß das Surrogat, gleichsam als ein neues und brillantes Bildwerk, uns für die verständige Fiction entschädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dieß zwar müssen wir gelten lassen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauspieler Andeutungen giebt, wodurch er verführt wird, die Rolle in eine fremde Art und Weise, gegen die offenbare Intention des Dichters, hinüber zu ziehen.

In gar manchem Sinne ist ein solches Beginnen bedenklich, das Publicum sieht sich nach Autoritäten um, und es hat recht. — Denn thun wir es nicht selbst, daß wir uns mit Kunst- und Lebens-Verständigen in Freud und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, suche sie billig durch fortwährendes Hinweisen auf das Rechte, als ein unverletzliches Heiligthum zu bewahren.

Tieck's Entwickelung der Piccolomini und des Wallensteins ist ein bedeutender Aufsatz. Da ich der Entstehung dieser Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, so bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das als eins der vorzüglichsten, nicht allein des deutschen Theaters, sondern aller Bühnen, doch in sich ungleich ist, und deßhalb dem Kritiker hie und da nicht genug thut, wenn die Menge, die es mit dem Einzelnen so genau nicht nimmt, sich an dem ganzen Verlauf nothwendig entzücken muß.

Die meisten Stellen, an welchen Tieck etwas auszusetzen

hat, finde ich Urſache als pathologiſche zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langſam tödtenden Krankheit gelitten, ſo ſähe das alles ganz anders aus. Unſere Correſpondenz, welche die Umſtände, unter welchen Wallenſtein geſchrieben worden, aufs deutlichſte vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigſten Betrachtungen veranlaſſen und unſre Aeſthetik immer inniger mit Phyſiologie, Pathologie und Phyſik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menſchen ſowohl als ganze Nationen, die allgemeinſten Weltepochen ſo gut als der heutige Tag unterworfen ſind.

Calderon's Tochter der Luft.

De nugis hominum seria veritas
Uno volvitur assere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menſchlicher Thorheiten hohen Styls über Theaterbreter hervorgeführt werden ſollte, ſo möchte genanntes Drama wohl den Preis davon tragen.

Zwar laſſen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunſtwerks dergeſtalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegen tritt, für das Allerbeſte halten und erklären; doch kann dieß niemals zum Schaden gereichen: denn wir betrachten ein ſolches Erzeugniß liebevoll um deſto näher und ſuchen ſeine Verdienſte zu entwickeln, damit unſer Urtheil gerechtfertigt werde. Deßhalb nehme ich auch keinen Anſtand zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderon's großes Talent bewundert, ſeinen hohen Geiſt und klaren Verſtand verehrt habe. Hiebei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenſtand vorzüglicher iſt, als ein anderer ſeiner Stücke, indem die Fabel ſich ganz rein menſchlich erweiſ't, und ihr nicht mehr Dämoniſches zugetheilt iſt als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberſchwengliche des Menſchlichen ſich deſto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur ſind wunderbar, alles Uebrige läuft ſeinen natürlichen Weg fort.

Was nun von dieſem Stücke zu ſagen wäre, gilt von allen unſeres Dichters. Eigentliche Naturanſchauung verleibt er keineswegs; er iſt vielmehr durchaus theatraliſch, ja bretterhaft; was wir Illuſion heißen, beſonders eine ſolche die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur; der Plan liegt klar vor dem Verſtand, die Scenen folgen nothwendig, mit einer Art von Balletſchritt, welche kunſtgemäß wohlthut und auf die Technik unſerer neueſten komiſchen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive ſind immer dieſelben: Widerſtreit der Pflichten, Leidenſchaften, Bedingniſſe, aus dem Gegenſatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältniſſen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetiſchen Gang, die Zwiſchenſcenen, welche menuetartig in zierlichen Figuren ſich bewegen, ſind rhetoriſch, dialektiſch, ſophiſtiſch. Alle Elemente der Menſchheit werden erſchöpft, und ſo fehlt auch zuletzt der Narr nicht, deſſen hausbackener Verſtand, wenn irgend eine Täuſchung auf Antheil und Neigung Anſpruch machen ſollte, ſie alſobald, wo nicht gar ſchon im voraus, zu zerſtören droht.

Nun geſteht man bei einigem Nachdenken, daß menſchliche Zuſtände, Gefühle, Ereigniſſe in urſprünglicher Natürlichkeit ſich nicht in dieſer Art aufs Theater bringen laſſen, ſie müſſen ſchon verarbeitet, zubereitet, ſublimirt ſeyn; und ſo finden wir ſie auch hier: der Dichter ſteht an der Schwelle der Uebercultur, er giebt eine Quinteſſenz der Menſchheit.

Shakſpeare reicht uns im Ganzen die volle reife Traube vom Stock; wir mögen ſie nun beliebig Beere für Beere genießen, ſie auspreſſen, keltern, als Moſt, als abgohrnen Wein koſten oder ſchlürfen, auf jede Weiſe ſind wir erquickt. Bei Calderon dagegen iſt dem Zuſchauer, deſſen Wahl und Wollen nichts überlaſſen; wir empfangen abgezogenen, höchſt rectificirten

Weingeist, mit manchen Specereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert: wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderon's den hoch- und freisinnigen Mann genöthigt, düsterem Wahn zu fröhnen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weßhalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie dieß der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavannah gar wohl seyn möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: Es sey für den größten Lebensvortheil, welchen Shakspeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Locale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur, ohne vorlaufige historische Untersuchungen bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks,

an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries dießmal schuldig darbringen; er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwenglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit alsobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte seyn können noch sollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erst vom Alter vollkommen geschätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitstrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienst anerkennt, was sie selbst zu erreichen hofft.

Heil also dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfaltig genießen können!

Regeln für Schauspieler.

1803.

Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächst mit der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§. 1.

Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provincialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden.

§. 2.

Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache, und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen als es eigentlich seyn soll. Selbst Uebertreibungen

ſind in dieſem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils: denn es iſt der menſchlichen Natur eigen, daß ſie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von ſelbſt ausgleicht.

Ausſprache.

§. 3.

So wie in der Muſik das richtige genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weiteren künſtleriſchen Vortrages iſt, ſo iſt auch in der Schauſpielkunſt der Grund aller höheren Recitation und Declamation die reine und vollſtändige Ausſprache jedes einzelnen Worts.

§. 4.

Vollſtändig aber iſt die Ausſprache, wenn kein Buchſtabe eines Wortes unterdrückt wird, ſondern wo alle nach ihrem wahren Werthe hervorkommen.

§. 5.

Rein iſt ſie, wenn alle Wörter ſo geſagt werden, daß der Sinn leicht und beſtimmt den Zuhörer ergreife.

Beides verbunden macht die Ausſprache vollkommen.

§. 6.

Eine ſolche ſuche ſich der Schauſpieler anzueignen, indem er wohl beherzige, wie ein verſchluckter Buchſtabe, oder ein undeutlich ausgeſprochenes Wort oft den ganzen Satz zweideutig macht, wodurch denn das Publicum aus der Täuſchung geriſſen und oft, ſelbſt in den ernſthafteſten Scenen, zum Lachen gereizt wird.

§. 7.

Bei den Wörtern, welche sich auf em und en endigen, muß man darauf achten die letzte Sylbe deutlich auszusprechen; denn sonst geht die Sylbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört.

Z. B. folgendem, nicht folgend'm,
hörendem, nicht hörend'm ꝛc.

§. 8.

Eben so muß man sich bei dem Buchstaben b in acht nehmen, welcher sehr leicht mit w verwechselt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verdorben und unverständlich gemacht werden kann.

Z. B. Leben um Leben.
nicht
Lewen um Lewen.

§. 9.

So auch das p und b, das t und d muß merklich unterschieden werden. Daher soll der Anfanger bei beiden einen großen Unterschied machen und p und t stärker aussprechen als es eigentlich seyn darf, besonders wenn er vermöge seines Dialekts sich leicht zum Gegentheil neigen sollte.

§. 10.

Wenn zwei gleichlautende Consonanten auf einander folgen, indem das eine Wort mit demselben Buchstaben sich endigt, womit das andere anfängt, so muß etwas abgesetzt werden, um beide Wörter wohl zu unterscheiden. Z. B.

„Schließt sie blühend den Kreis des Schönen."

Zwischen blühend und den muß etwas abgesetzt werden.

§. 11.

Alle Endsylben und Endbuchstaben hüte man sich besonders, undeutlich auszusprechen; vorzüglich ist diese Regel bei

Und als er ſich ermannt vom Schlag',
Sieht er drey Lichtlein ſchleichen:
Er raſft ſich auf, und krapelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,
Irrführen ihn die Quer und Läng',
Trepp-auf Trepp-ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohlaugig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't ſich —

Der Geſang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.

Zwey Bediente Alonzo's.

Herr, o Herr, es ſind zwey Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre ſind ſie hier,
Und verlangen ſehr nach dir.

m, n und s zu merken, weil dieſe Buchſtaben die Endungen bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältniß anzeigen, in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze ſteht und mithin durch ſie der eigentliche Sinn des Satzes beſtimmt wird.

§. 12.

Rein und deutlich ferner ſpreche man die Hauptwörter, Eigennamen und Bindewörter aus. Z. B. in dem Verſe:

Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts.

Hier kommt der Eigenname Eumenide und das in dieſem Fall ſehr bedeutende Hauptwort Beſchirmerin vor. Daher müſſen beide mit beſonderer Deutlichkeit ausgeſprochen werden.

§. 13.

Auf die Eigennamen muß im Allgemeinen ein ſtärkerer Ausdruck in der Ausſprache gelegt werden, als gewöhnlich, weil ſo ein Name dem Zuhörer beſonders auffallen ſoll. Denn ſehr oft iſt es der Fall, daß von einer Perſon ſchon im erſten Acte geſprochen wird, welche erſt im dritten und oft noch ſpäter vorkommt. Das Publicum ſoll nun darauf aufmerkſam gemacht werden, und wie kann das anders geſchehen, als durch deutliche energiſche Ausſprache?

§. 14.

Um es in der Ausſprache zur Vollkommenheit zu bringen, ſoll der Anfänger alles ſehr langſam, die Sylben, und beſonders die Endſylben, ſtark und deutlich ausſprechen, damit die Sylben, welche geſchwind geſprochen werden müſſen, nicht unverſtändlich werden.

§. 15.

Zugleich iſt zu rathen, im Anfange ſo tief zu ſprechen als man es zu thun im Stande iſt, und dann abwechſelnd immer im Ton zu ſteigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang und wird zu den verſchiedenen Modulationen gebildet deren man in der Declamation bedarf.

§. 16.

Es iſt daher auch ſehr gut, wenn man alle Sylben, ſie ſeyen lang oder kurz, anfangs lang und in ſo tiefem Tone ſpricht, als es die Stimme erlaubt, weil man ſonſt gewöhnlich durch das Schnellſprechen den Ausdruck hernach nur auf die Zeitwörter legt.

§. 17.

Das falſche oder unrichtige Auswendiglernen iſt bei vielen Schauſpielern Urſache einer falſchen und unrichtigen Ausſprache. Bevor man alſo ſeinem Gedächtniß etwas anvertrauen will, leſe man langſam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Beſtimmte. Man vermeide dabei alle Leidenſchaft, alle Declamation, alles Spiel der Einbildungskraft; dagegen bemühe man ſich nur, richtig zu leſen und darnach genau zu lernen, ſo wird mancher Fehler vermieden werden, ſowohl des Dialekts als der Ausſprache.

Recitation und Declamation.

§. 18.

Unter Recitation wird ein ſolcher Vortrag verſtanden, wie er, ohne leidenſchaftliche Tonerhebung, doch auch nicht

ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt.

Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objecte die Rede sey.

§. 19.

Es wird daher gefordert, daß man auf die zu recitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt, jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Declamation erfordert wird. Der Recitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck, der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zartliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton, aber dieses sind bloß Folgen und Wirkungen des Eindrucks welchen der Gegenstand auf den Recitirenden macht; er ändert dadurch seinen eigenthümlichen Charakter nicht, er verläugnet sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht, und ist mit einem Forte-piano zu vergleichen, auf welchem ich in seinem natürlichen, durch die Bauart erhaltenen Tone spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Composition zwar das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten, dieses geschieht aber, ohne daß ich mich der Mutation bediene, welche das Instrument besitzt, sondern es ist bloß der Uebergang der Seele in die Finger, welche durch ihr Nachgeben, stärkeres oder schwächeres Aufdrücken und Berühren der Tasten den Geist der Composition in die Passage legen und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§. 20.

Ganz anders aber ist es bei der

Declamation

oder gesteigerten Recitation. Hier muß ich meinen angebornen Charakter verlassen, mein Naturell verläugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Rolle ich declamire. Die Worte welche ich ausspreche müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwartig mit zu empfinden scheine.

Hier bedient sich der Spieler auf dem Fortepiano der Dämpfung und aller Mutationen, welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle gehörig benutzt, und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Anwendung und den Effect, welchen man durch sie hervorbringen kann, studirt, so kann er auch der schönsten und vollkommensten Wirkung gewiß seyn.

§. 21.

Man könnte die Declamirkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, ihren selbst eignen Zwecken gemäß, sich mit mehr Freiheit bewegt, die Declamirkunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschrankter und einem fremden Zwecke unterworfen ist. Auf diesen Grundsatz muß der Declamirende immer die strengste Rücksicht nehmen. Denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch, oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das Singen; im entgegengesetzten Fall aber gerath er in Monotonie, die selbst in der einfachen Recitation fehlerhaft ist — zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch

eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton. Leicht, indem man der einen oder anderen Gefahr ausweicht, scheitert man an dieser.

§. 22.

Um nun eine richtige Declamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen solche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwache, so geschwind oder langsam aussprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

Z. B. Völker verrauschen — muß halb laut, rauschend,
Namen verklingen — muß heller, klingender,

Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus

muß dumpf, tief, schauerlich

gesprochen werden.

§. 23.

So muß bei folgender Stelle:

„Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring' ich ihm nach ꝛc."

ein anderes viel schnelleres Tempo gewählt werden, als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es schon selbst.

§. 24.

Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschließungszeichen abgesondert wären, so muß vor- und nachher ein wenig abgesetzt und der Ton, welcher durch die Zwischenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden. Z. B.:

„Und dennoch iſt's der erſte Kinderſtreit,
Der, fortgezeugt in unglückſel'ger Kette
Die neuſte Unbill dieſes Tags geboren."

muß ſo declamirt werden:

„Und dennoch iſt's der erſte Kinderſtreit,
Der — fortgezeugt in unglückſel'ger Kette —
Die neuſte Unbill dieſes Tags geboren."

§. 25.

Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge ſeines Sinnes ſich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht ſchon an und für ſich ſelbſt, ſeiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen, mit ſtärker articulirtem Ton ausgeſprochen werden muß, ſo iſt wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeſchnitten ſich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieſes bedeutende Wort herausſtoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, ſondern man bereite durch eine weiſe Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichſam den Zuhörer vor, indem man ſchon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr articulirten Ton lege und ſo ſteige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit ſolches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgeſprochen werde. Z. B.:

„Zwiſchen der Söhne
Feuriger Kraft."

Hier iſt das Wort feuriger ein Wort, welches ſchon an und für ſich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterem Ton declamirt werden muß. Nach Obigem würde es daher ſehr fehlerhaft ſeyn, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne auf einmal im Tone abbrechen und dann das Wort feuriger mit Heftigkeit von mir geben wollte, ich muß vielmehr ſchon auf das Wort

Söhne einen mehr articulirten Ton legen, so daß ich im steigenden Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf solche Weise gesprochen wird es natürlich, rund und schön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht seyn.

§. 26.

Bei der Ausrufung „O!" wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgesetzt werden und zwar so, daß das ‚O!" einen eigenen Ausruf ausmache. Z. B.

O! — meine Mutter!
O! — meine Söhne!

nicht

O meine Mutter!
O meine Söhne!

§. 27.

So wie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Declamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der stärker articulirte Ton gefordert. Z. B.

„Nicht wo die goldne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter."

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn festhaltende Eigennamen vor. Wenn daher der Declamirende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen seyn; durch den darauf gelegten Ton des Declamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Eben so dem Weniggebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig

iſt, wird der ſtärker articulirte Ton die Einbildungskraft aufregen und er ſich unter dieſen Namen etwas Analoges mit jenem vorſtellen, welches ſie wirklich bedeuten.

§. 28.

Der Declamirende hat die Freiheit ſich eigen erwählte Unterſcheidungszeichen, Pauſen ꝛc. feſtzuſetzen; nur hüte er ſich den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier eben ſo leicht geſchehen kann, als bei einem ausgelaſſenen, oder ſchlecht ausgeſprochenen Worte.

§. 29.

Man kann aus dieſem Wenigen leicht einſehen, welche unendliche Mühe und Zeit es koſtet, Fortſchritte in dieſer ſchweren Kunſt zu machen.

§. 30.

Für den anfangenden Schauſpieler iſt es von großem Vortheil, wenn er alles was er declamirt ſo tief ſpricht als nur immer möglich. Denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle weitern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, ſo verliert er ſchon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geiſtigen. Und was kann er ſich mit einer grellenden und quitſchenden Stimme für einen Erfolg verſprechen? Hat er aber die tiefe Declamation völlig inne, ſo kann er gewiß ſeyn, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Rhythmischer Vortrag.

§. 31.

Alle bei der Declamation gemachten Regeln und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgesetzt. Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrags, daß der Gegenstand mit noch mehr erhöhtem, pathetischem Ausdruck declamirt seyn will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden.

§. 32.

Der Sylbenbau aber so wie die gereimten Endsylben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, sondern es muß der Zusammenhang beobachtet werden, wie in Prosa.

§. 33.

Hat man Jamben zu declamiren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Declamation dadurch nicht gestört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§. 34.

Ueber diesen Theil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen giebt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweiten Natur werden.

§. 35.

Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle,

und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§. 36.

Jeder Theil des Körpers stehe daher ganz in seiner Gewalt, so daß er jedes Glied, gemäß dem zu erzielenden Ausdruck, frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 37.

Die Haltung des Körpers sey gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, der Kopf ein wenig gegen den gewendet mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer dreiviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist.

§. 38.

Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publicums willen da ist.

§. 39.

Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Nothwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.

§. 40.

Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publicum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwei Gegenständen theilen: nämlich zwischen dem Gegenstande mit dem er spricht und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, so lasse man mehr die Augen spielen.

§. 41.

Ein Hauptpunkt aber ist, daß unter zwei zusammen

Alonzo.

Himmel, was ſoll das bedeuten?
Führet ſie geſchwind zu mir.

Zwey Bediente Pedro's.

Die Lichte werden wieder angezündet und der Saal erhellt.

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angſt und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.

Redet, redet!

Rugantino und Lucinde.

Saget, ſaget.

Zu vier.

Saget an, was ſoll das hier?

Pedro's Bediente.

Von verwegnem Raubgeſindel
Dieſen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;

Agirenden der Sprechende ſich ſtets zurück und der welcher zu reden aufhört, ſich ein wenig vorbewege. Bedient man ſich dieſes Vortheils mit Verſtand, und weiß durch Uebung ganz zwanglos zu verfahren, ſo entſteht ſowohl für das Auge, als für die Verſtändlichkeit der Declamation, die beſte Wirkung, und ein Schauſpieler der ſich Meiſter hierin macht, wird mit Gleichgeübten ſehr ſchönen Effect hervorbringen und über diejenigen, die es nicht beobachten, ſehr im Vortheil ſeyn.

§. 42.

Wenn zwei Perſonen mit einander ſprechen, ſollte diejenige, die zur Linken ſteht, ſich ja hüten gegen die Perſon zur Rechten allzuſtark einzudringen. Auf der rechten Seite ſteht immer die geachtete Perſon: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Schon im gemeinen Leben hält man ſich in einiger Entfernung von dem, vor dem man Reſpect hat; das Gegentheil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauſpieler ſoll ſich als einen Gebildeten zeigen und obiges deßhalb auf das genaueſte beobachten. Wer auf der rechten Seite ſteht, behaupte daher ſein Recht und laſſe ſich nicht gegen die Couliſſe treiben, ſondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen ſich zu entfernen.

§. 43.

Eine ſchöne nachdenkende Stellung z. B. für einen jungen Mann, iſt dieſe: wenn ich die Bruſt und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzſtellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde ſtarre und beide Arme hangen laſſe.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 44.

Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, tragen die Acteur niemals einen Stok.

§. 45.

Die neumodiſche Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu ſtecken, unterlaſſen ſie gänzlich.

§. 46.

Es iſt außerſt fehlerhaft, wenn man die Hände entweder über einander, oder auf dem Bauche ruhend hält, oder eine in die Weſte, oder vielleicht gar beide dahin ſteckt.

§. 47.

Die Hand ſelbſt aber muß weder eine Fauſt machen, noch wie beim Soldaten mit ihrer ganzen Flache am Schenkel liegen, ſondern die Finger müſſen theils halb gebogen, theils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 48.

Die zwei mittlern Finger ſollen immer zuſammenbleiben, der Daumen, Zeige- und kleine Finger etwas gebogen hangen. Auf dieſe Art iſt die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 49.

Die obere Halfte der Arme ſoll ſich immer etwas an den Leib anſchließen und ſich in einem viel geringeren Grade bewegen als die untere Halfte, in welcher die größte Gelenkſamkeit ſeyn ſoll. Denn wenn ich meinen Arm, wenn von gewöhnlichen Dingen die Rede iſt, nur wenig erhebe, um ſo viel mehr Effect bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz emporhalte. Maßige ich mein Spiel nicht bei ſchwacheren

Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den heftigeren, wodurch alsdann die Gradation des Effects ganz verloren geht.

§. 50.

Auch sollen die Hände niemals von der Action in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, so wie die Rede sich endigt.

§. 51.

Die Bewegung der Arme geschehe immer theilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm. Nie werde er auf einmal, ohne die eben angeführte Folge, gehoben, weil die Bewegung sonst steif und häßlich herauskommen würde.

§. 52.

Für einen Anfanger ist es von vielem Vortheil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Theil seines Körpers gewinne und so, der eben angeführten Regel gemäß, seine Gebärden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen Leben und halte die Arme immer zurückgebogen, ja wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen, oder sonst in unthatigen Momenten, lasse er die Arme hangen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 53.

Die malende Gebärde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54.

Betrifft es den eigenen Körper, so hüte man sich wohl, mit der Hand den Theil zu bezeichnen, den es betrifft, z. B.

wenn Don Manuel in der Braut von Meſſina zu ſeinem Chore ſagt:

„Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur ſcheinend,
Ueber der Achſel heft' ihn eine goldne
Cicade."

ſo wäre es äußerſt fehlerhaft, wenn der Schauſpieler bei den letzten Worten mit der Hand ſeine Achſel berühren würde.

§. 55.

Es muß gemalt werden, doch ſo, als wenn es nicht abſichtlich geſchähe.

In einzelnen Fällen giebt es auch hier Ausnahmen, aber als eine Hauptregel ſoll und kann das Obige genommen werden.

§. 56.

Die malende Gebärde mit der Hand gegen die Bruſt, ſein eigenes Ich zu bezeichnen, geſchehe ſo ſelten als nur immer möglich und nur dann wenn es der Sinn unbedingt fordert, als z. B. in folgender Stelle der Braut von Meſſina:

Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch warum wir blutig ſtritten.

Hier kann das erſte Ich füglich mit der malenden Gebärde, durch Bewegung der Hand gegen die Bruſt, bezeichnet werden.

Dieſe Gebärde aber ſchön zu machen, ſo bemerke man: daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden und ſo der Arm gehoben, doch nicht weit ausfahrend die Hand an die Bruſt hinauf gebracht werden muß. Die Hand ſelbſt decke nicht mit ganzer Fläche die Bruſt, ſondern bloß mit dem Daumen und dem vierten Finger werde ſie berührt. Die andern drei dürfen nicht aufliegen, ſondern gebogen über

die Rundung der Bruſt, gleichſam dieſelbe bezeichnend, müſſen ſie gehalten werden.

§. 57.

Bei Bewegung der Hände hüte man ſich ſo viel als möglich, die Hand vor das Geſicht zu bringen oder den Körper damit zu bedecken.

§. 58.

Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, ſo kann ich eben ſo gut die linke geben; denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links, man muß nur immer ſuchen das vorzuſtellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunſtalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen ſeyn die Rechte zu reichen, und bin ich ſo geſtellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, ſo trete ich lieber etwas zurück und reiche ſie ſo, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59.

Der Schauſpieler bedenke auf welcher Seite des Theaters er ſtehe, um ſeine Gebärde darnach einzurichten.

§. 60.

Wer auf der rechten Seite ſteht, agire mit der linken Hand, und umgekehrt, wer auf der linken Seite ſteht mit der rechten, damit die Bruſt ſo wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61.

Bei leidenſchaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agirt, muß doch immer dieſe Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62.

Zu eben dieſem Zweck und damit die Bruſt gegen den Zuſchauer gekehrt ſey, iſt es vortheilhaft, daß derjenige, der

auf der rechten Seite ſteht, den linken Fuß, der auf der linken, den rechten vorſetze.

Gebärdenſpiel.

§. 63.

Um zu einem richtigen Gebärdenſpiel zu kommen und ſolches gleich richtig beurtheilen zu können, merke man ſich folgende Regeln:

Man ſtelle ſich vor einen Spiegel und ſpreche dasjenige, was man zu declamiren hat nur leiſe, oder vielmehr gar nicht, ſondern denke ſich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Declamation nicht hingeriſſen wird, ſondern jede falſche Bewegung, welche das Gedachte oder leiſe Geſagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, ſo wie auch die ſchönen und richtigen Gebärden auswählen und dem ganzen Gebärdenſpiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Wörter, als Gepräge der Kunſt aufdrücken kann.

§. 64.

Dabei muß aber vorausgeſetzt werden, daß der Schauſpieler vorher den Charakter und die ganze Lage des Vorzuſtellenden ſich völlig eigen mache und daß ſeine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne dieſe Vorbereitung wird er weder richtig zu declamiren noch zu handeln im Stande ſeyn.

§. 65.

Für den Anfanger iſt es von großem Vortheil, um Gebärdenſpiel zu bekommen und ſeine Arme beweglich und gelenkſam zu machen, wenn er ſeine Rolle, ohne ſie zu

recitiren, einem andern bloß durch Pantomime verſtändlich zu machen ſucht; denn da iſt er gezwungen die paſſendſten Geſten zu wahlen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66.

Um eine leichtere und anſtandigere Bewegung der Füße zu erwerben, probire man niemals in Stiefeln.

§. 67.

Der Schauſpieler, beſonders der jüngere, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu ſpielen hat, halte ſich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probirt und er wird ſehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68.

Auch in der Probe ſollte man ſich nichts erlauben was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69.

Die Frauenzimmer ſollten ihre kleinen Beutel bei Seite legen.

§. 70.

Kein Schauſpieler ſollte im Mantel probiren, ſondern die Hände und Arme wie im Stucke frei haben. Denn der Mantel hindert ihn, nicht allein die gehörigen Gebarden zu machen, ſondern zwingt ihn auch falſche anzunehmen, die er denn bei der Vorſtellung unwillkürlich wiederholt.

§. 71.

Der Schauſpieler ſoll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§. 72.

Wer bei Proben tragiſcher Rollen die Hand in den Buſen ſteckt, kommt in Gefahr bei der Aufführung eine Oeffnung im Harniſch zu ſuchen.

Zu vermeidende böſe Gewohnheiten.

§. 73.

Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der ſitzende Schauſpieler, um ſeinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwiſchen ſeinen obern Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, ſich dann ein wenig hebt und ſo ihn vorwärts zieht. Es iſt dieß nicht nur gegen das Schöne, ſondern noch vielmehr gegen den Wohlſtand geſündigt.

§. 74.

Der Schauſpieler laſſe kein Schnupftuch auf dem Theater ſehen, noch weniger ſchnaube er die Naſe, noch weniger ſpucke er aus. Es iſt ſchrecklich, innerhalb eines Kunſtproducts an dieſe Natürlichkeiten erinnert zu werden. Man halte ſich ein kleines Schnupftuch, das ohnedem jetzt Mode iſt, um ſich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauſpielers im gewöhnlichen Leben.

§. 75.

Der Schauſpieler ſoll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunſtſchau ſtehen werde.

§. 76.

Vor angewöhnten Gebarden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers ſoll er ſich daher hüten, denn wenn der Geiſt wahrend dem Spiel darauf gerichtet ſeyn ſoll, ſolche Angewöhnungen zu vermeiden, ſo muß er natürlich für die Hauptſache zum großen Theil verloren gehen.

§. 77.

Es iſt daher unumganglich nothwendig, daß der Schauſpieler von allen Angewöhnungen ganzlich frei ſey, damit er ſich bei der Vorſtellung ganz in ſeine Rolle denken und ſein Geiſt ſich bloß mit ſeiner angenommenen Geſtalt beſchaftigen könne.

§. 78.

Dagegen iſt es eine wichtige Regel für den Schauſpieler, daß er ſich bemühe, ſeinem Körper, ſeinem Betragen, ja allen ſeinen übrigen Handlungen im gewöhnlichen Leben eine ſolche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichſam wie in einer beſtändigen Uebung erhalten werde. Es wird dieſes für jeden Theil der Schauſpielkunſt von unendlichem Vortheil ſeyn.

§. 79.

Derjenige Schauſpieler, der ſich das Pathos gewahlt, wird ſich ſehr dadurch vervollkommnen, wenn er alles was er zu ſprechen hat, mit einer gewiſſen Richtigkeit ſowohl in Rückſicht des Tones als der Ausſprache vorzutragen und auch in allen übrigen Gebärden eine gewiſſe erhabene Art beizubehalten ſucht. Dieſe darf zwar nicht übertrieben werden, weil er ſonſt ſeinen Mitmenſchen zum Gelachter dienen wurde, im übrigen aber mögen ſie immerhin den ſich ſelbſt bildenden Künſtler daraus erkennen. Dieſes gereicht ihm keinesweges zur Unehre, ja ſie werden ſogar gerne ſein beſonderes Betragen dulden, wenn ſie durch dieſes Mittel in den Fall kommen,

auf der Bühne ſelbſt ihn als großen Künſtler anſtaunen zu müſſen.

§. 80.

Da man auf der Bühne nicht nur alles wahr, ſondern auch ſchön dargeſtellt haben will, da das Auge des Zuſchauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attituden gereizt ſeyn will, ſo ſoll der Schauſpieler auch außer der Bühne trachten, ſelbe zu erhalten; er ſoll ſich immer einen Platz von Zuſchauern vor ſich denken.

§. 81.

Wenn er ſeine Rolle auswendig lernt, ſoll er ſich immer gegen einen Platz wenden; ja ſelbſt wenn er für ſich oder mit ſeines Gleichen beim Eſſen zu Tiſche ſitzt, ſoll er immer ſuchen ein Bild zu formiren, alles mit einer gewiſſen Grace anfaſſen, niederſtellen ꝛc., als wenn es auf der Bühne geſchähe, und ſo ſoll er immer maleriſch darſtellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§. 82.

Die Bühne und der Saal, die Schauſpieler und die Zuſchauer machen erſt ein Ganzes.

§. 83.

Das Theater iſt als ein figurloſes Tableau anzuſehen, worin der Schauſpieler die Staffage macht.

§. 84.

Man ſpiele daher niemals zu nahe an den Couliſſen.

§. 85.

Eben ſo wenig trete man ins Proſcenium. Dieß iſt der größte Mißſtand; denn die Figur tritt aus dem Raume

Doch vergebens widerſtanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermiſſen unſern Herren;
Er verlor ſich in die Nacht.

Claudine.

Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unſerm Freunde beyzuſtehn.

Alonzo.

Wo ergriffen euch die Räuber?

Bediente.

Noch im Wald' von Villa Bella.

Claudine.

Wo verlor't ihr euern Herren?

Bediente.

Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.

Habt ihr ihm denn nicht gerufen?

heraus, innerhalb deſſen ſie mit dem Scenengemälde und den Mitſpielenden ein Ganzes macht.

§. 86.

Wer allein auf dem Theater ſteht, bedenke, daß auch er die Bühne zu ſtaffiren berufen iſt, und dieſes um ſo mehr, als die Aufmerkſamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§. 87.

Wie die Auguren mit ihrem Stab den Himmel in verſchiedene Felder theilten, ſo kann der Schauſpieler in ſeinen Gedanken das Theater in verſchiedene Räume theilen, welche man zum Verſuch auf dem Papier durch rhombiſche Flächen vorſtellen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von Damenbret; denn der Schauſpieler kann ſich vornehmen, welche Caſen er betreten will; er kann ſich ſolche auf dem Papier notiren und iſt alsdann gewiß, daß er bei leidenſchaftlichen Stellen nicht kunſtlos hin und wieder ſtürmt, ſondern das Schöne zum Bedeutenden geſellet.

§. 88.

Wer zu einem Monolog aus der hintern Couliſſe auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er ſich in der Diagonale bewegt, ſo daß er an der entgegengeſetzten Seite des Proſceniums anlangt; wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen ſehr reizend ſind.

§. 89.

Wer aus der letzten Couliſſe hervorkommt zu einem andern, der ſchon auf dem Theater ſteht, gehe nicht parallel mit den Couliſſen hervor, ſondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§. 90.

Alle dieſe techniſch-grammatiſchen Vorſchriften mache man ſich eigen nach ihrem Sinne und übe ſie ſtets aus, daß ſie

zur Gewohnheit werden. Das Steife muß verſchwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§. 91.

Hiebei verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, würdige Charaktere vorzuſtellen hat. Dagegen giebt es Charaktere, die dieſer Würde entgegengeſetzt ſind, z. B. die bäuriſchen, tölpiſchen ꝛc. Dieſe wird man nur deſto beſſer ausdrücken, wenn man mit Kunſt und Bewußtſeyn das Gegentheil vom Anſtandigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erſcheinung und keine platte Wirklichkeit ſeyn ſoll.

Goethe's

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Sechsunddreißigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1840.

Morphologie.

Beiträge zur Optik.

Inhalt.

I.

Bildung und Umbildung organischer Naturen.

Einleitendes

Seite

Das Unternehmen wird entschuldigt
Die Ansicht eingeleitet 5
Der Inhalt hervorgehoben 9

Die Metamorphose der Pflanzen.

Einleitung 17
Von den Samenblättern 27
Ausbildung der Stengelblätter von Knoten zu Knoten 29
Uebergang zum Blumenstande 31
Bildung des Kelches 37
Bildung der Krone 38
Bildung der Staubwerkzeuge 39
Nektarien 43
Noch einiges von den Staubwerkzeugen 45
Bildung des Gerätes 50
Von den Früchten 61
Von den unmittelbaren Hüllen des Samens 63
Rückblick und Uebergang 67
Von den Augen und ihrer Entwickelung 68
Bildung der zusammengezogenen Blumen und Fruchtstände 79
Durchgewachsene Rose 84
Durchgewachsene Nelke 95
Einiges Theorie von der Anticipation 96
Wiederholung 97

Verfolg.

Geschichte meines botanischen Studiums 97
Schicksal der Handschrift 98
Schicksal der Druckschrift 98
Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters 96
Drei günstige Recensionen 105
Andere Freundlichkeiten 112
Rückblick 116
Nacharbeiten und Sammlungen 117
Verbindung, Verdrängung, Verrufung 119
Merkwürdige Heilung eines schwerverletzten Baumes 124
Schema zu einem Aufsatz die Pflanzen-Cultur im Großherzogthum Weimar darzustellen 129
Genera et Species Palmarum von Dr. C. F. v. Martius 151
. 158

Seite
Wirkung meiner Schrift „Die Metamorphose der Pflanzen" und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee 162
Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation 195
Freundlicher Zuruf 247

Osteologie.

Ueber den Zwischenknochen 251
Specimen anatomico-pathologicum 256
Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut 270
Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie 272
Vorträge über die drei ersten Capitel des ebengenannten Entwurfs . . . 317
Die Fossilien und die Dichtungen, abgebildet, beschrieben und verglichen von Dr. C. d'Alton 338
Fossiler Eyber 345
Zweyter Urstier 350
Die Knochen der Gehörwerkzeuge 355
Ulna und Radius 359
Tibia und Fibula 361
Die Skelette der Nagethiere, abgebildet und verglichen von d'Alton . . 365
Die Legaden 372
Betrachtungen über eine Sammlung krankhafter Eisenbeine 376

II.

Beiträge zur Optik.

Erstes Stück.

Einleitung 387
Prismatische Erscheinungen im Allgemeinen 396
Besondere prismatische Versuche 400
Uebersicht und weitere Ausführung 406
Recapitulation 414
Ueber die nothigen Apparate und die Karten 417
Beschreibung der Tafeln 428

Beiträge zur Optik.

Zweites Stück.

Beschreibung eines großen Prisma 439
Von den Strahlungen 451
Graue Flachen durchs Prisma betrachtet 455
Farbige Flachen durchs Prisma betrachtet 465
Nachericinnerung 473
Erklärung der Kupfertafel 475

Bildung und Umbildung

organischer Naturen.

Bediente.

O gewiß, und laut und öfter.

Ruganetino.

Habt ihr das Gepäck gerettet?

Bediente.

Alles wird verloren ſeyn.

Alonzo für ſich.

So ſehr mich das beſtürzt,
So ſehr es mich verdrießt,
So muß' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit.
Es iſt die ſchönſte, höchſte Zeit,
Daß ich erſt dieſen Vogel fange!

Claudine.

O bedenkt euch nicht ſo lange!

Alonzo.

Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.

Eilt! Er iſt wohl in der Nähe.

Siehe er geht vor mir über
ehe ich's gewahr werde,
und verwandelt sich
ehe ich's merke.

Hiob.

Einleitendes.

Das Unternehmen wird entschuldigt.

Wenn der zur lebhaften Beobachtung aufgeforderte Mensch mit der Natur einen Kampf zu bestehen anfängt, so fühlt er zuerst einen ungeheuern Trieb, die Gegenstände sich zu unterwerfen. Es dauert aber nicht lange, so dringen sie dergestalt gewaltig auf ihn ein, daß er wohl fühlt wie sehr er Ursache hat auch ihre Macht anzuerkennen und ihre Einwirkung zu verehren. Kaum überzeugt er sich von diesem wechselseitigen Einfluß, so wird er ein doppelt Unendliches gewahr, an den Gegenständen die Mannichfaltigkeit des Seyns und Werdens und der sich lebendig durchkreuzenden Verhältnisse, an sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung, indem er seine Empfänglichkeit sowohl als sein Urtheil immer zu neuen Formen des Aufnehmens und Gegenwirkens geschickt macht. Diese Zustände geben einen hohen Genuß und würden das Glück des Lebens entscheiden, wenn nicht innre und äußre Hindernisse dem schönen Lauf zur Vollendung sich entgegen stellten. Die Jahre, die erst brachten, fangen an zu nehmen; man begnügt sich in seinem Maaß mit dem Erworbenen, und ergötzt sich daran um so mehr im Stillen, als von außen eine aufrichtige, reine, belebende Theilnahme selten ist.

Wie wenige fühlen sich von dem begeistert, was eigentlich nur dem Geist erscheint. Die Sinne, das Gefühl, das

Gemüth üben weit größere Macht über uns aus, und zwar mit Recht: denn wir sind aufs Leben und nicht auf die Betrachtung angewiesen.

Leider findet man aber auch bei denen die sich dem Erkennen, dem Wissen ergeben, selten eine wünschenswerthe Theilnahme. Dem Verständigen, auf das Besondere Merkenden, genau Beobachtenden, auseinander Trennenden ist gewissermaßen das zur Last was aus einer Idee kommt und auf sie zurückführt. Er ist in seinem Labyrinth auf eine eigene Weise zu Hause, ohne daß er sich um einen Faden bekümmerte, der schneller durch und durch führte; und solchem scheint ein Metall das nicht ausgemünzt ist, nicht aufgezählt werden kann, ein lästiger Besitz; dahingegen der, der sich auf höhern Standpunkten befindet, gar leicht das einzelne verachtet, und dasjenige was nur gesondert ein Leben hat, in eine tödtende Allgemeinheit zusammenreißt.

In diesem Conflict befinden wir uns schon seit langer Zeit. Es ist darin gar manches gethan, gar manches zerstört worden; und ich würde nicht in Versuchung kommen meine Ansichten der Natur, in einem schwachen Kahn, dem Ocean der Meinungen zu übergeben, hätten wir nicht in den erstvergangenen Stunden der Gefahr so lebhaft gefühlt, welchen Werth Papiere für uns behalten, in welche wir früher einen Theil unseres Daseyns niederzulegen bewogen worden.

Mag daher das, was ich mir in jugendlichem Muthe öfters als ein Werk träumte, nun als Entwurf, ja als fragmentarische Sammlung hervortreten, und als das, was es ist, wirken und nutzen.

So viel hatte ich zu sagen, um diese vieljährige Skizzen, davon jedoch einzelne Theile mehr oder weniger ausgeführt sind, dem Wohlwollen meiner Zeitgenossen zu empfehlen.

Gar manches was noch zu sagen seyn möchte, wird im Fortschritte des Unternehmens am besten eingeführt werden.

Jena, 1807.

Die Absicht eingeleitet.

Wenn wir Naturgegenstände, besonders aber die lebendigen, dergestalt gewahr werden, daß wir uns eine Einsicht in den Zusammenhang ihres Wesens und Wirkens zu verschaffen wünschen, so glauben wir zu einer solchen Kenntniß am besten durch Trennung der Theile gelangen zu können; wie denn auch wirklich dieser Weg uns sehr weit zu führen geeignet ist. Was Chemie und Anatomie zur Ein- und Uebersicht der Natur beigetragen haben, dürfen wir nur mit wenig Worten den Freunden des Wissens ins Gedächtniß zurückrufen.

Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch manchen Nachtheil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen anorganischen, geschweige von organischen Körpern.

Es hat sich daher auch in dem wissenschaftlichen Menschen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan die lebendigen Bildungen als solche zu erkennen, ihre äußern sichtbaren, greiflichen Theile im Zusammenhange zu erfassen, sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und so das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen. Wie nah dieses wissenschaftliche Verlangen mit dem Kunst- und Nachahmungstriebe zusammenhänge, braucht wohl nicht umständlich ausgeführt zu werden.

Man findet daher in dem Gange der Kunst, des Wissens und der Wissenschaft mehrere Versuche, eine Lehre zu gründen

und auszubilden, welche wir die Morphologie nennen möchten. Unter wie mancherlei Formen dieſe Verſuche erſcheinen, davon wird in dem geſchichtlichen Theile die Rede ſeyn.

Der Deutſche hat für den Compler des Daſeyns eines wirklichen Weſens das Wort Geſtalt. Er abſtrahirt bei dieſem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zuſammengehöriges feſtgeſtellt, abgeſchloſſen und in ſeinem Charakter fixirt ſey.

Betrachten wir aber alle Geſtalten, beſonders die organiſchen, ſo finden wir, daß nirgend ein Beſtehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeſchloſſenes vorkommt, ſondern daß vielmehr alles in einer ſteten Bewegung ſchwanke. Daher unſere Sprache das Wort Bildung ſowohl von dem Hervorgebrachten, als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.

Wollen wir alſo eine Morphologie einleiten, ſo dürfen wir nicht von Geſtalt ſprechen; ſondern wenn wir das Wort brauchen, uns allenfalls dabei nur die Idee, den Begriff oder ein in der Erfahrung nur für den Augenblick Feſtgehaltenes denken.

Das Gebildete wird ſogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anſchaun der Natur gelangen wollen, ſelbſt ſo beweglich und bildſam zu erhalten, nach dem Beiſpiele mit dem ſie uns vorgeht.

Wenn wir einen Körper auf dem anatomiſchen Wege in ſeine Theile zerlegen und dieſe Theile wieder in das worin ſie ſich trennen laſſen, ſo kommen wir zuletzt auf ſolche Anfänge, die man Similartheile genannt hat. Von dieſen iſt hier nicht die Rede; wir machen vielmehr auf eine höhere Maxime des Organismus aufmerkſam, die wir folgendermaßen ausſprechen.

Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbstständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach, gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind theils ursprünglich schon verbunden, theils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Production auf alle Weise und nach allen Seiten.

Je unvollkommener das Geschöpf ist, destomehr sind diese Theile einander gleich oder ähnlich, und destomehr gleichen sie dem Ganzen. Je vollkommner das Geschöpf wird, desto unähnlicher werden die Theile einander. In jenem Falle ist das Ganze den Theilen mehr oder weniger gleich, in diesem das Ganze den Theilen unähnlich. Je ähnlicher die Theile einander sind, desto weniger sind sie einander subordinirt. Die Subordination der Theile deutet auf ein vollkommneres Geschöpf.

Da in allen allgemeinen Sprüchen, sie mögen noch so gut durchdacht seyn, etwas Unfaßliches für denjenigen liegt, der sie nicht anwenden, der ihnen die nöthigen Belspiele unterlegen kann; so wollen wir zum Anfang nur einige geben, da unsere ganze Arbeit der Aus- und Durchführung dieser und andern Ideen und Maximen gewidmet ist.

Daß eine Pflanze, ja ein Baum, die uns doch als Individuum erscheinen, aus lauter Einzelnheiten bestehn, die sich untereinander und dem Ganzen gleich und ähnlich sind, daran ist wohl kein Zweifel. Wie viele Pflanzen werden durch Absenker fortgepflanzt. Das Auge der letzten Varietät eines Obstbaumes treibt einen Zweig, der wieder eine Anzahl gleicher Augen hervorbringt; und auf eben diesem Wege geht die

Fortpflanzung durch Samen vor sich. Sie ist die Entwicklung einer unzähligen Menge gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze.

Man sieht hier sogleich, daß das Geheimniß der Fortpflanzung durch Samen, innerhalb jener Maxime schon ausgesprochen ist; und man bemerke, man bedenke nur erst recht, so wird man finden, daß selbst das Samenkorn, das uns als eine individuelle Einheit vorzuliegen scheint, schon eine Versammlung von gleichen und ähnlichen Wesen ist. Man stellt die Bohne gewöhnlich als ein deutliches Muster der Keimung auf. Man nehme eine Bohne, noch ehe sie keimt, in ihrem ganz eingewickelten Zustande, und man findet nach Eröffnung derselben erstlich die zwei Samenblätter, die man nicht glücklich mit dem Mutterkuchen vergleicht: denn es sind zwei wahre, nur aufgetriebene und mehlicht ausgefüllte Blätter, welche auch an Licht und Luft grün werden. Ferner entdeckt man schon das Federchen, welches abermals zwei ausgebildetere und weiterer Ausbildung fähige Blätter sind. Bedenkt man dabei, daß hinter jedem Blattstiele ein Auge, wo nicht in der Wirklichkeit, doch in der Möglichkeit ruht; so erblickt man in dem uns einfach scheinenden Samen schon eine Versammlung von mehrern Einzelnheiten, die man einander in der Idee gleich und in der Erscheinung ähnlich nennen kann.

Daß nun das, was der Idee nach gleich ist, in der Erfahrung entweder als gleich, oder als ähnlich, ja sogar als völlig ungleich und unähnlich erscheinen kann, darin besteht eigentlich das bewegliche Leben der Natur, das wir in unsern Blättern zu entwerfen gedenken.

Eine Instanz aus dem Thierreich der niedrigsten Stufe führen wir noch zu mehrerer Anleitung hier vor. Es giebt Infusionsthiere, die sich in ziemlich einfacher Gestalt vor

unſerm Auge in der Feuchtigkeit bewegen, ſobald dieſe aber aufgetrocknet, zerplatzen und eine Menge Körner ausſchütten, in die ſie wahrſcheinlich bei einem naturgemäßen Gange ſich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und ſo eine unendliche Nachkommenſchaft hervorgebracht hätten. Doch genug hievon an dieſer Stelle, da bei unſerer ganzen Darſtellung dieſe Anſicht wieder hervortreten muß.

Wenn man Pflanzen und Thiere in ihrem unvollkommenſten Zuſtande betrachtet, ſo ſind ſie kaum zu unterſcheiden. Ein Lebenspunkt, ſtarr, beweglich oder halbbeweglich, iſt das was unſerm Sinne kaum bemerkbar iſt. Ob dieſe erſten Anfänge, nach beiden Seiten determinabel, durch Licht zur Pflanze, durch Finſterniß zum Thier hinüber zu führen ſind, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden, ob es gleich hierüber an Bemerkungen und Analogie nicht fehlt. Soviel aber können wir ſagen, daß die aus einer kaum zu ſondernden Verwandtſchaft als Pflanzen und Thiere nach und nach hervortretenden Geſchöpfe, nach zwei entgegengeſetzten Seiten ſich vervollkommnen, ſo daß die Pflanze ſich zuletzt im Baum dauernd und ſtarr, das Thier im Menſchen zur höchſten Beweglichkeit und Freiheit ſich verherrlicht.

Gemmation und Prolification ſind abermals zwei Hauptmaximen des Organismus, die aus jenem Hauptſatz der Coexiſtenz mehrer gleichen und ähnlichen Weſen ſich herſchreiben und eigentlich jene nur auf doppelte Weiſe ausſprechen. Wir werden dieſe beiden Wege durch das ganze organiſche Reich durchzuführen ſuchen, wodurch ſich manches auf eine höchſt anſchauliche Weiſe reihen und ordnen wird.

Indem wir den vegetativen Typus betrachten, ſo ſtellt ſich uns bei demſelben ſogleich ein Unten und Oben dar. Die untere Stelle nimmt die Wurzel ein, deren Wirkung nach

Widerwille jedoch war ganz natürlich: die Einschachtelungslehre, der Begriff von Präformation, von successiver Entwickelung des von Adams Zeiten her schon Vorhandenen, hatten sich selbst der besten Köpfe im Allgemeinen bemächtigt; auch hatte Linné geisteskräftig, bestimmend wie entscheidend, in besonderem Bezug auf Pflanzenbildung, eine dem Zeitgeist gemäßere Vorstellungsart auf die Bahn gebracht.

Mein redliches Bemühen blieb daher ganz ohne Wirkung, und, vergnügt, den Leitfaden für meinen eigenen, stillen Weg gefunden zu haben, beobachtete ich nur sorgfältiger das Verhältniß, die Wechselwirkung der normalen und abnormen Erscheinungen, beachtete genau was Erfahrung einzeln, gutwillig hergab und brachte zugleich einen ganzen Sommer mit einer Folge von Versuchen hin, die mich belehren sollten wie durch Uebermaß der Nahrung die Frucht unmöglich zu machen, wie durch Schmälerung sie zu beschleunigen sey.

Die Gelegenheit, ein Gewächshaus nach Belieben zu erhellen oder zu verfinstern, benutzte ich um die Wirkung des Lichts auf die Pflanzen kennen zu lernen, die Phänomene des Abbleichens und Abweißens beschäftigten mich vorzüglich, Versuche mit farbigen Glasscheiben wurden gleichfalls angestellt.

Als ich mir genugsame Fertigkeit erworben, das organische Wandeln und Umwandeln der Pflanzenwelt in den meisten Fällen zu beurtheilen, die Gestaltenfolge zu erkennen und abzuleiten, fühlte ich mich gedrungen die Metamorphose der Insecten gleichfalls näher zu kennen.

Diese läugnet niemand: der Lebensverlauf solcher Geschöpfe ist ein fortwährendes Umbilden, mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen. Meine frühere aus mehrjähriger Erziehung der Seidenwürmer geschöpfte Kenntniß war mir geblieben, ich erweiterte sie indem ich mehrere Gattungen und

Rugantino.

Laßt mich euern Zweyten seyn.

Alonzo zu den Bedienten.

Alle zusammen! Sattelt die Pferde!
Hohlet Pistolen! Hohlet Gewehre!
Eilig versammelt euch hier in dem Saal!

Die Bedienten gehen meistens ab.

Rugantino.

Ich bin bewaffnet, hier ist mein Degen!
Hier sind Pistolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geschäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo

indem er die Terzerolen dem Rugantino abnimmt.

Ach wozu nützen diese Pistölchen!
Nur euch zu hindern schlaudert der Degen.

Zu den Bedienten.

Bringt ein Paar andre, bringet ein Schwert.

Rugantino.

Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet,
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreyfach ist sie mir werth.

Arten vom Ei bis zum Schmetterling, beobachtete und abbilden ließ, wovon mir die schätzenswerthesten Blätter geblieben sind.

Hier fand sich kein Widerspruch mit dem was uns in Schriften überliefert wird, und ich brauchte nur ein Schema tabellarisch auszubilden, wornach man die einzelnen Erfahrungen folgerecht aufreihen, und den wunderbaren Lebensgang solcher Geschöpfe deutlich überschauen konnte.

Auch von diesen Bemühungen werde ich suchen Rechenschaft zu geben, ganz unbefangen, da meine Ansicht keiner andern entgegen steht.

Gleichzeitig mit diesem Studium, war meine Aufmerksamkeit der vergleichenden Anatomie der Thiere, vorzüglich der Säugethiere zugewandt, es regte sich zu ihr schon ein großes Interesse. Büffon und Daubanton leisteten viel, Camper erschien als Meteor von Geist, Wissenschaft, Talent und Thätigkeit, Sömmering zeigte sich bewundernswürdig, Merck wandte sein immer reges Bestreben auf solche Gegenstände; mit allen dreien stand ich im besten Verhältniß, mit Camper briefweise, mit beiden andern in persönlicher, auch in Abwesenheit fortdauernder Berührung.

Im Laufe der Physiognomik mußte Bedeutsamkeit und Beweglichkeit der Gestalten unsere Aufmerksamkeit wechselsweise beschäftigen, auch war mit Lavatern gar manches hierüber gesprochen und gearbeitet worden.

Später konnte ich mich, bei meinem öftern und längern Aufenthalt in Jena, durch die unermüdliche Belehrungsgabe Loder's, gar bald einiger Einsicht in thierische und menschliche Bildung erfreuen.

Jene, bei Betrachtung der Pflanzen und Insecten, einmal angenommene Methode leitete mich auch auf diesem Weg: denn

bei Sonderung und Vergleichung der Geſtalten mußte Bildung und Umbildung auch hier wechſelsweiſe zur Sprache kommen.

Die damalige Zeit jedoch war dunkler als man ſich es jetzt vorſtellen kann. Man behauptete zum Beiſpiel, es hange nur vom Menſchen ab, bequem auf allen Vieren zu gehen, und Bären, wenn ſie ſich eine Zeitlang aufrecht hielten, könnten zu Menſchen werden. Der verwegene Diderot wagte gewiſſe Vorſchläge wie man ziegenfüßige Faune hervorbringen könne, um ſolche in Livree, zu beſonderm Staat und Auszeichnung, den Großen und Reichen auf die Kutſche zu ſtiften.

Lange Zeit wollte ſich der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thieren nicht finden laſſen, endlich glaubte man den Affen dadurch entſchieden von uns zu trennen, weil er ſeine vier Schneidezähne in einem empiriſch wirklich abzuſondernden Knochen trage, und ſo ſchwankte das ganze Wiſſen ernſt- und ſcherzhaft, zwiſchen Verſuchen das Halbwahre zu beſtätigen, dem Falſchen irgend einen Schein zu verleihen, ſich aber dabei in willkürlicher, grillenhafter Thätigkeit zu beſchäftigen und zu erhalten. Die größte Verwirrung jedoch brachte der Streit hervor, ob man die Schönheit als etwas Wirkliches, den Objecten Inwohnendes, oder als relativ, conventionell, ja individuell dem Beſchauer und Anerkenner zuſchreiben müſſe.

Ich hatte mich indeſſen ganz der Knochenlehre gewidmet; denn im Gerippe wird uns ja der entſchiedene Charakter jeder Geſtalt ſicher und für ewige Zeiten aufbewahrt. Aeltere und neuere Ueberbleibſel verſammelte ich um mich her, und auf Reiſen ſpähte ich ſorgfältig in Muſeen und Cabinetten nach ſolchen Geſchöpfen, deren Bildung im Ganzen oder Einzelnen mir belehrend ſeyn könnte.

Hiebei fühlte ich bald die Nothwendigkeit einen Typus aufzuſtellen, an welchem alle Säugethiere nach Uebereinſtimmung

und Verschiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr das Urthier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Thiers.

Meine mühselige, qualvolle Nachforschung ward erleichtert ja versüßt indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzuzeichnen unternahm. Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde, und der darauf von altersher sich entwickelnden organischen Geschöpfe. Der Uranfang und dessen unabläßiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz, durch wechselseitiges Mittheilen und Bekämpfen, täglich geläutert und bereichert.

Mit andern Freunden unterhielt ich mich gleichfalls auf das lebhafteste über diese Gegenstände, die mich leidenschaftlich beschäftigten, und nicht ohne Einwirkung und wechselseitigen Nutzen blieben solche Gespräche. Ja es ist vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden manches von daher Entsprungene, durch Tradition in der wissenschaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset der die Pfropfreiser hergegeben.

Gegenwärtig ist bei mehr und mehr sich verbreitender Erfahrung, durch mehr sich vertiefende Philosophie manches zum Gebrauch gekommen, was zur Zeit als die nachstehenden Aufsätze geschrieben wurden, mir und andern unzugänglich war. Man sehe daher den Inhalt dieser Blätter, wenn man sie auch jetzt für überflüssig halten sollte, geschichtlich an, da sie denn als Zeugnisse einer stillen, beharrlichen, folgerechten Thätigkeit gelten mögen.

Die Metamorphose

der

Pflanzen.

1790.

Einleitung.

1.

Ein jeder, der das Wachsthum der Pflanzen nur einigermaßen beobachtet, wird leicht bemerken, daß gewisse äußere Theile derselben sich manchmal verwandeln und in die Gestalt der nächstliegenden Theile bald ganz, bald mehr oder weniger übergehen.

2.

So verändert sich, zum Beispiel, meistens die einfache Blume dann in eine gefüllte, wenn sich, anstatt der Staubfäden und Staubbeutel, Blumenblätter entwickeln, die entweder an Gestalt und Farbe vollkommen den übrigen Blättern der Krone gleich sind, oder noch sichtbare Zeichen ihres Ursprungs an sich tragen.

3.

Wenn wir nun bemerken, daß es auf diese Weise der Pflanze möglich ist, einen Schritt rückwärts zu thun, und die Ordnung des Wachsthums umzukehren; so werden wir auf den regelmäßigen Weg der Natur desto aufmerksamer gemacht, und wir lernen die Gesetze der Umwandlung kennen, nach welchen sie Einen Theil durch den andern hervorbringt, und die verschiedensten Gestalten durch Modification eines einzigen Organs darstellt.

4.

Die geheime Verwandtschaft der verschiedenen äußern Pflanzentheile, als der Blatter, des Kelchs, der Krone, der Staubfäden, welche sich nach einander und gleichsam aus einander entwickeln, ist von den Forschern im Allgemeinen längst erkannt, ja auch besonders bearbeitet worden, und man hat die Wirkung, wodurch ein und dasselbe Organ sich uns mannichfaltig verändert sehen läßt, die Metamorphose der Pflanzen genannt.

5.

Es zeigt sich uns diese Metamorphose auf dreierlei Art: regelmäßig, unregelmäßig und zufällig.

6.

Die regelmäßige Metamorphose können wir auch die fortschreitende nennen: denn sie ist es, welche sich von den ersten Samenblättern bis zur letzten Ausbildung der Frucht immer stufenweise wirksam bemerken läßt, und durch Umwandlung einer Gestalt in die andere, gleichsam auf einer geistigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geschlechter, hinauf steigt. Diese ist es, welche ich mehrere Jahre aufmerksam beobachtet habe, und welche zu erklären ich gegenwärtigen Versuch unternehme. Wir werden auch deßwegen bei der folgenden Demonstration die Pflanze nur insofern betrachten, als sie einjährig ist, und aus dem Samenkorne zur Befruchtung unaufhaltsam vorwärts schreitet.

7.

Die unregelmäßige Metamorphose könnten wir auch die rückschreitende nennen. Denn wie in jenem Fall die Natur vorwärts zu dem großen Zwecke hineilt, tritt sie hier um eine oder einige Stufen rückwärts. Wie sie dort mit

unwiderstehlichem Trieb und kräftiger Anstrengung die Blumen bildet, und zu den Werken der Liebe rüstet, so erschlafft sie hier gleichsam, und läßt unentschlossen ihr Geschöpf in einem unentschiedenen, weichen, unsern Augen oft gefälligen, aber innerlich unkraftigen und unwirksamen Zustande. Durch die Erfahrungen, welche wir an dieser Metamorphose zu machen Gelegenheit haben, werden wir dasjenige enthüllen können, was uns die regelmäßige verheimlicht, deutlich sehen, was wir dort nur schließen dürfen; und auf diese Weise steht es zu hoffen, daß wir unsere Absicht am sichersten erreichen.

8.

Dagegen werden wir von der dritten Metamorphose, welche zufällig, von außen, besonders durch Insecten bewirkt wird, unsere Aufmerksamkeit wegwenden, weil sie uns von dem einfachen Wege, welchem wir zu folgen haben, ableiten und unsern Zweck verrücken könnte. Vielleicht findet sich an einem andern Orte Gelegenheit, von diesen monströsen, und doch in gewisse Gränzen eingeschränkten Auswüchsen zu sprechen.

9.

Ich habe es gewagt, gegenwärtigen Versuch ohne Beziehung auf erläuternde Kupfer auszuarbeiten, die jedoch in manchem Betracht nöthig scheinen möchten. Ich behalte mir vor, sie in der Folge nachzubringen, welches um so bequemer geschehen kann, da noch Stoff genug übrig ist, gegenwärtige kleine, nur vorläufige Abhandlung zu erläutern und weiter auszuführen. Es wird alsdann nicht nöthig seyn, einen so gemessenen Schritt, wie gegenwärtig, zu halten. Ich werde manches Verwandte herbei führen können, und mehrere Stellen aus gleichgesinnten Schriftstellern gesammlet,

werden an ihrem rechten Platze stehen. Besonders werde ich von allen Erinnerungen gleichzeitiger Meister, deren sich diese edle Wissenschaft zu rühmen hat, Gebrauch zu machen nicht verfehlen. Diesen übergebe und widme ich hiermit gegenwärtige Blätter.

I.

Von den Samenblättern.

10.

Da wir die Stufenfolge des Pflanzen-Wachsthums zu beobachten uns vorgenommen haben, so richten wir unsere Aufmerksamkeit sogleich in dem Augenblicke auf die Pflanze, da sie sich aus dem Samenkorn entwickelt. In dieser Epoche können wir die Theile, welche unmittelbar zu ihr gehören, leicht und genau erkennen. Sie läßt ihre Hüllen mehr oder weniger in der Erde zurück, welche wir auch gegenwärtig nicht untersuchen, und bringt in vielen Fällen, wenn die Wurzel sich in den Boden befestigt hat, die ersten Organe ihres oberen Wachsthums, welche schon unter der Samendecke verborgen gegenwärtig gewesen, an das Licht hervor.

11.

Es sind diese ersten Organe unter dem Namen Cotyledonen bekannt; man hat sie auch Samenklappen, Kernstücke, Samenlappen, Samenblätter genannt, und so die verschiedenen Gestalten, in denen wir sie gewahr werden, zu bezeichnen gesucht.

12.

Sie erscheinen oft unförmlich, mit einer rohen Materie gleichsam ausgestopft, und eben so sehr in die Dicke als in

die Breite ausgedehnt; ihre Gefäße sind unkenntlich und von der Masse des Ganzen kaum zu unterscheiden; sie haben fast nichts Aehnliches von einem Blatte, und wir können verleitet werden, sie für besondere Organe anzusehen.

13.

Doch nähern sie sich bei vielen Pflanzen der Blattgestalt; sie werden flächer, sie nehmen, dem Licht und der Luft ausgesetzt, die grüne Farbe in einem höhern Grade an, die in ihnen enthaltenen Gefäße werden kenntlicher, den Blattrippen ähnlicher.

14.

Endlich erscheinen sie uns als wirkliche Blätter, ihre Gefäße sind der feinsten Ausbildung fähig, ihre Aehnlichkeit mit den folgenden Blättern erlaubt uns nicht, sie für besondere Organe zu halten, wir erkennen sie vielmehr für die ersten Blätter des Stengels.

15.

Läßt sich nun aber ein Blatt nicht ohne Knoten, und ein Knoten nicht ohne Auge denken, so dürfen wir folgern, daß derjenige Punkt, wo die Cotyledonen angeheftet sind, der wahre erste Knotenpunkt der Pflanze sey. Es wird dieses durch diejenigen Pflanzen bekräftiget, welche unmittelbar unter den Flügeln der Cotyledonen junge Augen hervortreiben, und aus diesen ersten Knoten vollkommene Zweige entwickeln, wie z. B. Vicia Faba zu thun pflegt.

16.

Die Cotyledonen sind meist gedoppelt, und wir finden hierbei eine Bemerkung zu machen, welche uns in der Folge noch wichtiger scheinen wird. Es sind nämlich die Blätter dieses ersten Knotens oft auch dann gepaart, wenn die folgenden Blätter des Stengels wechselsweise stehen; es zeigt

Alonzo

Lucinden die Terzerolen gebend.

Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gehet, verwahrt ihn.

Rugantino

indem er Lucinden den Degen gibt.

Liebliche Schonen, wenn ihr entwaffnet,
Laſſ' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Euers entwaffneten zartlichen Knechts.

Lucinde geht mit den Waffen ab, Alonzo und Rugantino treten zurück und ſprechen leiſe mit einander, wie auch mit den Bedienten die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.

Claudine für ſich.

Voller Angſt und auf und nieder
Steigt der Buſen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach ich ſinke!
Meine kranke Seele flieht.

ſich alſo hier eine Annäherung und Verbindung der Theile, welche die Natur in der Folge trennt und von einander entfernt. Noch merkwürdiger iſt es, wenn die Cotyledonen als viele Blättchen um Eine Axe verſammlet erſcheinen, und der aus ihrer Mitte ſich nach und nach entwickelnde Stengel die folgenden Blätter einzeln um ſich herum hervorbringt, welcher Fall ſehr genau an dem Wachsthum der Pinusarten ſich bemerken läßt. Hier bildet ein Kranz von Nadeln gleichſam einen Kelch, und wir werden in der Folge, bei ähnlichen Erſcheinungen, uns des gegenwärtigen Falles wieder zu erinnern haben.

17.

Ganz unförmliche einzelne Kernſtücke ſolcher Pflanzen, welche nur mit Einem Blatte keimen, gehen wir gegenwärtig vorbei.

18.

Dagegen bemerken wir, daß auch ſelbſt die blattähnlichſten Cotyledonen, gegen die folgenden Blätter des Stengels gehalten, immer unausgebildeter ſind. Vorzüglich iſt ihre Peripherie höchſt einfach, und an derſelben ſind ſo wenig Spuren von Einſchnitten zu ſehen, als auf ihren Flachen ſich Haare oder andere Gefaße ausgebildeter Blatter bemerken laſſen.

II.

Ausbildung der Stengelblätter von Knoten zu Knoten.

19.

Wir können nunmehr die ſucceſſive Ausbildung der Blatter genau betrachten, da die fortſchreitenden Wirkungen

der Natur alle vor unſern Augen vorgehen. Einige oder mehrere der nun folgenden Blätter ſind oft ſchon in dem Samen gegenwärtig, und liegen zwiſchen den Cotyledonen eingeſchloſſen; ſie ſind in ihrem zuſammengefalteten Zuſtande unter dem Namen des Federchens bekannt. Ihre Geſtalt verhält ſich gegen die Geſtalt der Cotyledonen und der folgenden Blätter an verſchiedenen Pflanzen verſchieden, doch weichen ſie meiſt von den Cotyledonen ſchon darin ab, daß ſie flach, zart und überhaupt als wahre Blätter gebildet ſind, ſich völlig grün färben, auf einem ſichtbaren Knoten ruhen, und ihre Verwandtſchaft mit den folgenden Stengelblättern nicht mehr verläugnen können; welchen ſie aber noch gewöhnlich darin nachſtehen, daß ihre Peripherie, ihr Rand nicht vollkommen ausgebildet iſt.

20.

Doch breitet ſich die fernere Ausbildung unaufhaltſam von Knoten zu Knoten durch das Blatt aus, indem ſich die mittlere Rippe deſſelben verlängert und die von ihr entſpringenden Nebenrippen ſich mehr oder weniger nach den Seiten ausſtrecken. Dieſe verſchiedenen Verhältniſſe der Rippen gegen einander ſind die vornehmſte Urſache der mannichfaltigen Blattgeſtalten. Die Blätter erſcheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeſchnitten, aus mehreren Blättchen zuſammengeſetzt, in welchem letzten Falle ſie uns vollkommene kleine Zweige vorbilden. Von einer ſolchen ſucceſſiven höchſten Vermannichfaltigung der einfachſten Blattgeſtalt giebt uns die Dattelpalme ein auffallendes Beiſpiel. In einer Folge von mehreren Blättern ſchiebt ſich die Mittelrippe vor, das fächerartige einfache Blatt wird zerriſſen, abgetheilt, und ein höchſt zuſammengeſetztes mit einem Zweige wetteiferndes Blatt wird entwickelt.

21.

In eben dem Maaße, in welchem das Blatt ſelbſt an Ausbildung zunimmt, bildet ſich auch der Blattſtiel aus, es ſey nun, daß er unmittelbar mit ſeinem Blatte zuſammenhange, oder ein beſonderes in der Folge leicht abzutrennendes Stielchen ausmache.

22.

Daß dieſer für ſich beſtehende Blattſtiel gleichfalls eine Neigung habe, ſich in Blättergeſtalt zu verwandeln, ſehen wir bei verſchiedenen Gewächſen, z. B. an den Agrumen, und es wird uns ſeine Organiſation in der Folge noch zu einigen Betrachtungen auffordern, welchen wir gegenwärtig ausweichen.

23.

Auch können wir uns vorerſt in die nähere Beobachtung der Afterblätter nicht einlaſſen; wir bemerken nur im Vorbeigehn, daß ſie, beſonders wenn ſie einen Theil des Stiels ausmachen, bei der künftigen Umbildung deſſelben gleichfalls ſonderbar verwandelt werden.

24.

Wie nun die Blätter hauptſächlich ihre erſte Nahrung den mehr oder weniger modificirten waſſerichten Theilen zu verdanken haben, welche ſie dem Stamme entziehen, ſo ſind ſie ihre größere Ausbildung und Verfeinerung dem Lichte und der Luft ſchuldig. Wenn wir jene in der verſchloſſenen Samenhülle erzeugten Cotyledonen, mit einem rohen Safte nur gleichſam ausgeſtopft, faſt gar nicht, oder nur grob organiſirt und ungebildet finden: ſo zeigen ſich uns die Blätter der Pflanzen, welche unter dem Waſſer wachſen, gröber organiſirt als andere, der freien Luft ausgeſetzte; ja ſogar entwickelt dieſelbige Pflanzenart glattere und weniger verfeinerte Blätter, wenn ſie in tiefen feuchten Orten wächſt; da ſie

hingegen, in höhere Gegenden verſetzt, rauhe, mit Haaren verſehene, feiner ausgearbeitete Blatter hervorbringt.

25.

Auf gleiche Weiſe wird die Anaſtomoſe der aus den Rippen entſpringenden und ſich mit ihren Enden einander aufſuchenden, die Blatthäutchen bildenden Gefäße, durch feinere Luftarten wo nicht allein bewirkt, doch wenigſtens ſehr befördert. Wenn Blätter vieler Pflanzen, die unter dem Waſſer wachſen, fadenförmig ſind, oder die Geſtalt von Geweihen annehmen, ſo ſind wir geneigt, es dem Mangel einer vollkommenen Anaſtomoſe zuzuſchreiben. Augenſcheinlich belehrt uns hiervon das Wachsthum des Ranunculus aquaticus, deſſen unter dem Waſſer erzeugte Blatter aus fadenförmigen Rippen beſtehen, die oberhalb des Waſſers entwickelten aber völlig anaſtomoſirt und zu einer zuſammenhangenden Fläche ausgebildet ſind. Ja es läßt ſich an halb anaſtomoſirten, halb fadenförmigen Blättern dieſer Pflanze der Uebergang genau bemerken.

26.

Man hat ſich durch Erfahrungen unterrichtet, daß die Blätter verſchiedene Luftarten einſaugen, und ſie mit den in ihrem Innern enthaltenen Feuchtigkeiten verbinden; auch bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß ſie dieſe feineren Säfte wieder in den Stengel zurückbringen, und die Ausbildung der in ihrer Nahe liegenden Augen dadurch vorzüglich befördern. Man hat die, aus den Blättern mehrerer Pflanzen, ja aus den Höhlungen der Rohre entwickelten Luftarten unterſucht, und ſich alſo vollkommen überzeugen können.

27.

Wir bemerken bei mehreren Pflanzen, daß ein Knoten aus dem andern entſpringt. Bei Stengeln, welche von Knoten

zu Knoten geschlossen sind, bei den Cerealien, den Gräsern, Rohren, ist es in die Augen fallend; nicht eben so sehr bei andern Pflanzen, welche in der Mitte durchaus hohl und mit einem Mark oder vielmehr einem zelligen Gewebe ausgefüllt erscheinen. Da man nun aber diesem ehemals sogenannten Mark seinen bisher behaupteten Rang, neben den andern inneren Theilen der Pflanze, und wie uns scheint, mit überwiegenden Gründen, streitig gemacht,* ihm den scheinbar behaupteten Einfluß in das Wachsthum abgesprochen und der innern Seite der zweiten Rinde, dem sogenannten Fleisch, alle Trieb- und Hervorbringungskraft zuzuschreiben nicht gezweifelt hat: so wird man sich gegenwärtig eher überzeugen, daß ein oberer Knoten, indem er aus dem vorhergehenden entsteht und die Säfte mittelbar durch ihn empfängt, solche feiner und filtrirter erhalten, auch von der inzwischen geschehenen Einwirkung der Blatter genießen, sich selbst feiner ausbilden und seinen Blättern und Augen feinere Säfte zubringen müsse.

28.

Indem nun auf diese Weise die roheren Flüssigkeiten immer abgeleitet, reinere herbeigeführt werden, und die Pflanze sich stufenweise feiner ausarbeitet, erreicht sie den von der Natur vorgeschriebenen Punkt. Wir sehen endlich die Blätter in ihrer größten Ausbreitung und Ausbildung, und werden bald darauf eine neue Erscheinung gewahr, welche uns unterrichtet: die bisher beobachtete Epoche sey vorbei, es nahe sich eine zweite, die Epoche der Blüthe.

* Hedwig, in des Leipziger Magazins drittem Band.

III.

Uebergang zum Blüthenſtande.

29.

Den Uebergang zum Blüthenſtande ſehen wir ſchneller oder langſamer geſchehen. In dem letzten Falle bemerken wir gewöhnlich, daß die Stengelblätter von ihrer Peripherie herein ſich wieder anfangen zuſammen zu ziehen, beſonders ihre mannichfaltigen äußern Eintheilungen zu verlieren, ſich dagegen an ihren untern Theilen, wo ſie mit dem Stengel zuſammenhängen, mehr oder weniger auszudehnen; in gleicher Zeit ſehen wir, wo nicht die Räume des Stengels von Knoten zu Knoten merklich verlängert, doch wenigſtens denſelben gegen ſeinen vorigen Zuſtand viel feiner und ſchmächtiger gebildet.

30.

Man hat bemerkt, daß häufige Nahrung den Blüthenſtand einer Pflanze verhindere, mäßige, ja kärgliche Nahrung ihn beſchleunige. Es zeigt ſich hierdurch die Wirkung der Stammblätter, von welcher oben die Rede geweſen, noch deutlicher. So lange noch rohere Säfte abzuführen ſind, ſo lange müſſen ſich die möglichen Organe der Pflanze zu Werkzeugen dieſes Bedürfniſſes ausbilden. Dringt übermäßige Nahrung zu, ſo muß jene Operation immer wiederholt werden, und der Blüthenſtand wird gleichſam unmöglich. Entzieht man der Pflanze die Nahrung, ſo erleichtert und verkürzt man dagegen jene Wirkung der Natur; die Organe der Knoten werden verfeinert, die Wirkung der unverfälſchten Säfte reiner und kräftiger, die Umwandlung der Theile wird möglich, und geſchieht unaufhaltſam.

IV.
Bildung des Kelches.

31.

Oft ſehen wir dieſe Umwandlung ſchnell vor ſich gehn, und in dieſem Falle rückt der Stengel, von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängt und verfeinert, in die Höhe; und verſammlet an ſeinem Ende mehrere Blätter um eine Are.

32.

Daß die Blätter des Kelches eben dieſelbigen Organe ſeyen, welche ſich bisher als Stengelblätter ausgebildet ſehen laſſen, nun aber oft in ſehr veränderter Geſtalt um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt verſammlet ſtehen, läßt ſich, wie uns dünkt, auf das deutlichſte nachweiſen.

33.

Wir haben ſchon oben bei den Cotyledonen eine ähnliche Wirkung der Natur bemerkt, und mehrere Blätter, ja offenbar mehrere Knoten, um einen Punkt verſammlet und neben einander gerückt geſehen. Es zeigen die Fichtenarten, indem ſie ſich aus dem Samenkorn entwickeln, einen Strahlenkranz von unverkennbaren Nadeln, welche, gegen die Gewohnheit anderer Cotyledonen, ſchon ſehr ausgebildet ſind; und wir ſehen in der erſten Kindheit dieſer Pflanze ſchon diejenige Kraft der Natur gleichſam angedeutet, wodurch in ihrem höheren Alter der Blüthen- und Fruchtſtand gewirkt werden ſoll.

34.

Ferner ſehen wir bei mehreren Blumen unveränderte Stengelblätter gleich unter der Krone zu einer Art von Kelch zuſammengerückt. Da ſie ihre Geſtalt noch vollkommen an

ſich tragen, ſo dürfen wir uns hier nur auf den Augenſchein und auf die botaniſche Terminologie berufen, welche ſie mit dem Namen Blüthenblätter, Folia floria, bezeichnet hat.

35.

Mit mehrerer Aufmerkſamkeit haben wir den oben ſchon angeführten Fall zu beobachten, wo der Uebergang zum Blüthenſtande langſam vorgeht, die Stengelblätter nach und nach ſich zuſammenziehen, ſich verändern, und ſich ſachte in den Kelch gleichſam einſchleichen; wie man ſolches bei Kelchen der Strahlenblumen, beſonders der Sonnenblumen, der Calendeln, gar leicht beobachten kann.

36.

Dieſe Kraft der Natur, welche mehrere Blätter um eine Are verſammlet, ſehen wir eine noch innigere Verbindung bewirken und ſogar dieſe zuſammengebrachten modificirten Blätter noch unkenntlicher machen, indem ſie ſolche unter einander manchmal ganz, oft aber nur zum Theil verbindet, und an ihren Seiten zuſammengewachſen hervorbringt. Die ſo nahe an einander gerückten und gedrängten Blätter berühren ſich auf das genauſte in ihrem zarten Zuſtande, anaſtomoſiren ſich durch die Einwirkung der höchſt reinen, in der Pflanze nunmehr gegenwärtigen Säfte, und ſtellen uns die glockenförmigen oder ſogenannten einblätterigen Kelche dar, welche mehr oder weniger von oben herein eingeſchnitten, oder getheilt, uns ihren zuſammengeſetzten Urſprung deutlich zeigen. Wir können uns durch den Augenſchein hiervon belehren, wenn wir eine Anzahl tief eingeſchnittener Kelche gegen mehrblätterige halten; beſonders wenn wir die Kelche mancher Strahlenblumen genau betrachten. So werden wir zum Exempel ſehen, daß ein Kelch der Calendel, welcher in der ſyſtematiſchen Beſchreibung als einfach und vielgetheilt

aufgeführt wird, aus mehreren zusammen und über einander gewachsenen Blattern bestehe, zu welchen sich, wie schon oben gesagt, zusammengezogene Stammblatter gleichsam hinzuschleichen.

37.

Bei vielen Pflanzen ist die Zahl und die Gestalt, in welcher die Kelchblätter, entweder einzeln oder zusammengewachsen, um die Are des Stiels gereihet werden, beständig, so wie die übrigen folgenden Theile. Auf dieser Beständigkeit beruhet größtentheils das Wachsthum, die Sicherheit, die Ehre der botanischen Wissenschaft, welche wir in diesen letztern Zeiten immer mehr haben zunehmen sehn. Bei andern Pflanzen ist die Anzahl und Bildung dieser Theile nicht gleich beständig; aber auch dieser Unbestand hat die scharfe Beobachtungsgabe der Meister dieser Wissenschaft nicht hintergehen können, sondern sie haben durch genaue Bestimmungen auch diese Abweichungen der Natur gleichsam in einen engern Kreis einzuschließen gesucht.

38.

Auf diese Weise bildete also die Natur den Kelch, daß sie mehrere Blätter und folglich mehrere Knoten, welche sie sonst nach einander, und in einiger Entfernung von einander hervorgebracht hätte, zusammen, meist in einer gewissen bestimmten Zahl und Ordnung um einen Mittelpunkt verbindet. Wäre durch zudringende überflüssige Nahrung der Blütheustand verhindert worden; so würden sie alsdann aus einander gerückt, und in ihrer ersten Gestalt erschienen seyn. Die Natur bildet also im Kelch kein neues Organ, sondern sie verbindet und modificirt nur die uns schon bekannt gewordenen Organe, und bereitet sich dadurch eine Stufe naher zum Ziel.

V.

Bildung der Krone.

39.

Wir haben geſehen, daß der Kelch durch verfeinerte Säfte, welche nach und nach in der Pflanze ſich erzeugen, hervorgebracht werde, und ſo iſt er nun wieder zum Organe einer künftigen weitern Verfeinerung beſtimmt. Es wird uns dieſes ſchon glaublich, wenn wir ſeine Wirkung auch bloß mechaniſch erklären. Denn wie höchſt zart und zur feinſten Filtration geſchickt müſſen Gefäße werden, welche, wie wir oben geſehen haben, in dem höchſten Grade zuſammengezogen und an einander gedrängt ſind.

40.

Den Uebergang des Kelchs zur Krone können wir in mehr als einem Fall bemerken; denn, obgleich die Farbe des Kelchs noch gewöhnlich grün und der Farbe der Stengelblätter ähnlich bleibt, ſo verändert ſich dieſelbe doch oft an einem oder dem andern ſeiner Theile an den Spitzen, den Rändern, dem Rücken, oder gar an ſeiner inwendigen Seite, indeſſen die äußere noch grün bleibt; und wir ſehen mit dieſer Färbung jederzeit eine Verfeinerung verbunden. Dadurch entſtehen zweideutige Kelche, welche mit gleichem Rechte für Kronen gehalten werden können.

41.

Haben wir nun bemerkt, daß von den Samenblättern herauf eine große Ausdehnung und Ausbildung der Blätter, beſonders ihrer Peripherie, und von da zu dem Kelche eine Zuſammenziehung des Umkreiſes vor ſich gehe; ſo bemerken wir, daß die Krone abermals durch eine Ausdehnung hervorgebracht werde. Die Kronenblätter ſind gewöhnlich größer

Lucinde,

die wieder hereinkommt und zu Claudinen tritt.

Nein gewiß, du ſiehſt ihn wieder:
Ach ich theile deine Schmerzen.

Bey Seite, heimlich nach Augantino ſich umſehend.

Ach daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geſchiehet!

Augantino

zwiſchen beyde hineintretend.

Trauet nur! Er kommt euch wieder.
Ja, wir ſchaffen den Geliebten.

Heimlich zu Lucinden.

Ach, ich bin im Paradieſe,
Wenn dein Auge freundlich ſieht.

Zu dreyen, jedes für ſich.

Claudine.

Ach ſchon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft — wer tröſtet mich?

als die Kelchblatter, und es laßt ſich bemerken, daß wie die Organe im Kelch zuſammengezogen werden, ſie ſich nunmehr als Kronenblatter, durch den Einfluß reinerer, durch den Kelch abermals filtrirter Safte, in einem hohen Grade verfeint wieder ausdehnen, und uns neue, ganz verſchiedene Organe vorbilden. Ihre feine Organiſation, ihre Farbe, ihr Geruch wurden uns ihren Urſprung ganz unkenntlich machen, wenn wir die Natur nicht in mehreren außerordentlichen Fallen belauſchen könnten.

42.

So findet ſich z. B. innerhalb des Kelches einer Nelke manchmal ein zweiter Kelch, welcher zum Theil vollkommen grün, die Anlage zu einem einblatterigen eingeſchnittenen Kelche zeigt; zum Theil zerriſſen und an ſeinen Spitzen und Rändern zu zarten, ausgedehnten, gefärbten wirklichen Anfangen der Kronenblatter umgebildet wird, wodurch wir denn die Verwandtſchaft der Krone und des Kelches abermals deutlich erkennen.

43.

Die Verwandtſchaft der Krone mit den Stengelblattern zeigt ſich uns auch auf mehr als eine Art: denn es erſcheinen an mehreren Pflanzen Stengelblätter ſchon mehr oder weniger gefärbt, lange ehe ſie ſich dem Blüthenſtande nahern; andere farben ſich vollkommen in der Nahe des Blüthenſtandes.

44.

Auch gehet die Natur manchmal, indem ſie das Organ des Kelchs gleichſam überſpringt, unmittelbar zur Krone, und wir haben Gelegenheit, in dieſem Falle gleichfalls zu beobachten, daß Stengelblatter zu Kronenblattern übergehen. So zeigt ſich z. B. manchmal an den Tulpenſtengeln ein der Krone nahe völlig ausgebildetes und gefarbtes Kronenblatt. Ja noch

merkwürdiger iſt der Fall, wenn ein ſolches Blatt halb grün, mit ſeiner einen Hälfte zum Stengel gehörig, an demſelben befeſtigt bleibt, indeß ſein anderer und gefärbter Theil mit der Krone emporgehoben, und das Blatt in zwei Theile zerriſſen wird.

45.

Es iſt eine ſehr wahrſcheinliche Meinung, daß Farbe und Geruch der Kronenblätter der Gegenwart des männlichen Samens in denſelben zuzuſchreiben ſey. Wahrſcheinlich befindet er ſich in ihnen noch nicht genugſam abgeſondert, vielmehr mit andern Säften verbunden und diluirt; und die ſchönen Erſcheinungen der Farben führen uns auf den Gedanken, daß die Materie, womit die Blätter ausgefüllt ſind, zwar in einem hohen Grad von Reinheit, aber noch nicht auf dem höchſten ſtehe, auf welchem ſie uns weiß und ungefärbt erſcheint.

VI.

Bildung der Staub-Werkzeuge.

46.

Es wird uns dieſes noch wahrſcheinlicher, wenn wir die nahe Verwandtſchaft der Kronenblätter mit den Staubwerkzeugen bedenken. Wäre die Verwandtſchaft aller übrigen Theile unter einander eben ſo in die Augen fallend, ſo allgemein bemerkt und außer allem Zweifel geſetzt; ſo würde man gegenwärtigen Vortrag für überflüſſig halten können.

47.

Die Natur zeigt uns in einigen Fällen dieſen Uebergang

regelmäßig, z. B. bei der Canna, und mehreren Pflanzen dieſer Familie. Ein wahres, wenig verändertes Kronenblatt zieht ſich am obern Rande zuſammen, und es zeigt ſich ein Staubbeutel, bei welchem das übrige Blatt die Stelle des Staubfadens vertritt.

48.

An Blumen, welche öfters gefüllt erſcheinen, können wir dieſen Uebergang in allen ſeinen Stufen beobachten. Bei mehreren Roſenarten zeigen ſich innerhalb der vollkommen gebildeten und gefärbten Kronenblätter andere, welche theils in der Mitte, theils an der Seite zuſammengezogen ſind; dieſe Zuſammenziehung wird von einer kleinen Schwiele bewirkt, welche ſich mehr oder weniger als ein vollkommener Staubbeutel ſehen läßt, und in eben dieſem Grade nähert ſich das Blatt der einfacheren Geſtalt eines Staubwerkzeugs. Bei einigen gefüllten Mohnen ruhen völlig ausgebildete Antheren auf wenig veränderten Blättern der ſtark gefüllten Kronen, bei andern ziehen ſtaubbeutelähnliche Schwielen die Blätter mehr oder weniger zuſammen.

49.

Verwandeln ſich nun alle Staubwerkzeuge in Kronenblätter, ſo werden die Blumen unfruchtbar; werden aber in einer Blume, indem ſie ſich füllt, doch noch Staubwerkzeuge entwickelt, ſo gehet die Befruchtung vor ſich.

50.

Und ſo entſtehet ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir bisher als Kronenblätter ſich ausbreiten geſehen, wieder in einem höchſt zuſammengezogenen und zugleich in einem höchſt verfeinten Zuſtande erſcheinen. Die oben vorgetragene Bemerkung wird dadurch abermals beſtätigt und wir werden

auf dieſe abwechſelnde Wirkung der Zuſammenziehung und Ausdehnung, wodurch die Natur endlich ans Ziel gelangt, immer aufmerkſamer gemacht.

VII.

Nektarien.

51.

So ſchnell der Uebergang bei manchen Pflanzen von der Krone zu den Staubwerkzeugen iſt, ſo bemerken wir doch, daß die Natur nicht immer dieſen Weg mit Einem Schritt zurücklegen kann. Sie bringt vielmehr Zwiſchenwerkzeuge hervor, welche an Geſtalt und Beſtimmung ſich bald dem einen, bald dem andern Theile nahern, und obgleich ihre Bildung höchſt verſchieden iſt, ſich dennoch meiſt unter einen Begriff vereinigen laſſen: daß es langſame Uebergänge von den Kelchblättern zu den Staubgefäßen ſeyen.

52.

Die meiſten jener verſchieden gebildeten Organe, welche Linné mit dem Namen Nektarien bezeichnet, laſſen ſich unter dieſem Begriff vereinigen; und wir finden auch hier Gelegenheit, den großen Scharfſinn des außerordentlichen Mannes zu bewundern, der, ohne ſich die Beſtimmung dieſer Theile ganz deutlich zu machen, ſich auf eine Ahnung verließ, und ſehr verſchieden ſcheinende Organe mit Einem Namen zu belegen wagte.

53.

Es zeigen uns verſchiedene Kronenblatter ſchon ihre Verwandtſchaft mit den Staubgefäßen dadurch, daß ſie, ohne ihre Geſtalt merklich zu verandern, Grübchen oder Glandeln

an sich tragen, welche einen honigartigen Saft abscheiden. Daß dieser eine noch unausgearbeitete, nicht völlig determinirte Befruchtungs-Feuchtigkeit sey, können wir in den schon oben angeführten Rücksichten einigermaßen vermuthen, und diese Vermuthung wird durch Gründe, welche wir unten anführen werden, noch einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen.

54.

Nun zeigen sich auch die sogenannten Nektarien als für sich bestehende Theile; und dann nähert sich ihre Bildung bald den Kronenblättern, bald den Staubwerkzeugen. So sind z. E. die dreizehn Fäden, mit ihren eben so vielen rothen Kügelchen auf den Nektarien der Parnassia den Staubwerkzeugen höchst ähnlich. Andere zeigen sich als Staubfäden ohne Antheren, als an der Valisneria, der Fevillea; wir finden sie an der Pentapetes in einem Kreise mit den Staubwerkzeugen regelmäßig abwechseln, und zwar schon in Blattgestalt; auch werden sie in der systematischen Beschreibung als Filamenta castrata petaliformia angeführt. Eben solche schwankende Bildungen sehen wir an der Kiggellaria und der Passionsblume.

55.

Gleichfalls scheinen uns die eigentlichen Nebenkronen den Namen der Nektarien in dem oben angegebenen Sinne zu verdienen. Denn wenn die Bildung der Kronenblätter durch eine Ausdehnung geschieht, so werden dagegen die Nebenkronen durch eine Zusammenziehung, folglich auf eben die Weise wie die Staubwerkzeuge gebildet. So sehen wir, innerhalb vollkommener ausgebreiteter Kronen, kleinere zusammengezogene Nebenkronen, wie im Narcissus, dem Nerium, dem Agrostemma.

56.

Noch sehen wir bei verschiedenen Geschlechtern andere Veränderungen der Blätter, welche auffallender und merkwürdiger sind. Wir bemerken an verschiedenen Blumen, daß ihre Blätter inwendig, unten, eine kleine Vertiefung haben, welche mit einem honigartigen Safte ausgefüllt ist. Dieses Grübchen, indem es sich bei andern Blumengeschlechtern und Arten mehr vertieft, bringt auf die Rückseite des Blatts eine sporn- oder hornartige Verlängerung hervor, und die Gestalt des übrigen Blattes wird sogleich mehr oder weniger modificirt. Wir können dieses an verschiedenen Arten und Varietäten des Agleys genau bemerken.

57.

Im höchsten Grad der Verwandlung findet man dieses Organ, z. B. bei dem Aconitum und der Nigella, wo man aber doch mit geringer Aufmerksamkeit ihre Blattähnlichkeit bemerken wird; besonders wachsen sie bei der Nigella leicht wieder in Blätter aus, und die Blume wird durch die Umwandlung der Nektarien gefüllt. Bei dem Aconito wird man mit einiger aufmerksamen Beschauung die Aehnlichkeit der Nektarien und des gewölbten Blattes, unter welchen sie verdeckt stehen, erkennen.

58.

Haben wir nun oben gesagt, daß die Nektarien Annäherungen der Kronenblätter zu den Staubgefäßen seyen, so können wir bei dieser Gelegenheit über die unregelmäßigen Blumen einige Bemerkungen machen. So könnten z. E. die fünf äußern Blätter des Melianthus als wahre Kronenblätter aufgeführt, die fünf innern aber als eine Nebenkrone, aus sechs Nektarien bestehend, beschrieben werden, wovon das obere sich der Blattgestalt am meisten nähert, das untere,

das auch jetzt schon Nektarium heißt, sich am weitsten von ihr entfernt. In eben dem Sinne könnte man die Carina der Schmetterlings-Blumen ein Nektarium nennen, indem sie unter den Blättern dieser Blume sich an die Gestalt der Staubwerkzeuge am nächsten heranbildet, und sich sehr weit von der Blattgestalt des sogenannten Verilli entfernt. Wir werden auf diese Weise die pinselförmigen Körper, welche an dem Ende der Carina einiger Arten der Polygala befestigt sind, gar leicht erklären, und uns von der Bestimmung dieser Theile einen deutlichen Begriff machen können.

59.

Unnöthig würde es seyn, sich hier ernstlich zu verwahren, daß es bei diesen Bemerkungen die Absicht nicht sey, das durch die Bemühungen der Beobachter und Ordner bisher Abgesonderte und in Fächer Gebrachte zu verwirren; man wünscht nur, durch diese Betrachtungen die abweichenden Bildungen der Pflanzen erklärbarer zu machen.

VIII.

Noch einiges von den Staubwerkzeugen.

60.

Daß die Geschlechtstheile der Pflanzen durch die Spiralgefäße wie die übrigen Theile hervorgebracht werden, ist durch mikroskopische Beobachtungen außer allem Zweifel gesetzt. Wir nehmen daraus ein Argument für die innere Identität der verschiedenen Pflanzentheile, welche uns bisher in so mannichfaltigen Gestalten erschienen sind.

61.

Wenn nun die Spiralgefäße in der Mitte der Saftgefäß-Bündel liegen, und von ihnen umschlossen werden; so können wir uns jene starke Zusammenziehung einigermaßen näher vorstellen, wenn wir die Spiralgefäße, die uns wirklich als elastische Federn erscheinen, in ihrer höchsten Kraft gedenken, so daß sie überwiegend, hingegen die Ausdehnung der Saftgefäße subordinirt wird.

62.

Die verkürzten Gefäßbündel können sich nun nicht mehr ausbreiten, sich einander nicht mehr aufsuchen und durch Anastomose kein Netz mehr bilden; die Schlauchgefäße, welche sonst die Zwischenräume des Netzes ausfüllen, können sich nicht mehr entwickeln, alle Ursachen, wodurch Stengel- Kelch- und Blumenblätter sich in die Breite ausgedehnt haben, fallen hier völlig weg, und es entsteht ein schwacher höchst einfacher Faden.

63.

Kaum daß noch die feinen Häutchen der Staubbeutel gebildet werden, zwischen welchen sich die höchst zarten Gefäße nunmehr endigen. Wenn wir nun annehmen, daß hier eben jene Gefäße, welche sich sonst verlängerten, ausbreiteten und sich einander wieder aufsuchten, gegenwärtig in einem höchst zusammengezogenen Zustande sind; wenn wir aus ihnen nunmehr den höchst ausgebildeten Samenstaub hervordringen sehen, welcher das durch seine Thätigkeit ersetzt, was den Gefäßen, die ihn hervorbringen, an Ausbreitung entzogen ist; wenn er nun mehr losgelöst die weiblichen Theile aufsucht, welche den Staubgefäßen durch gleiche Wirkung der Natur entgegen gewachsen sind; wenn er sich fest an sie anhängt, und seine Einflüsse ihnen mittheilt: so sind wir nicht

abgeneigt, die Verbindung der beiden Geschlechter eine geistige Anastomose zu nennen, und glauben wenigstens einen Augenblick die Begriffe von Wachsthum und Zeugung einander näher gerückt zu haben.

64.

Die feine Materie, welche sich in den Antheren entwickelt, erscheint uns als ein Staub; diese Staubkügelchen sind aber nur Gefäße, worin höchst feiner Saft aufbewahrt ist. Wir pflichten daher der Meinung derjenigen bei, welche behaupten, daß dieser Saft von den Pistillen, an denen sich die Staubkügelchen anhängen, eingesogen und so die Befruchtung bewirkt werde. Es wird dieses um so wahrscheinlicher, da einige Pflanzen keinen Samenstaub, vielmehr nur eine bloße Feuchtigkeit absondern.

65.

Wir erinnern uns hier des honigartigen Saftes der Nectarien, und dessen wahrscheinlicher Verwandtschaft mit der ausgearbeitetern Feuchtigkeit der Samenbläschen. Vielleicht sind die Nektarien vorbereitende Werkzeuge, vielleicht wird ihre honigartige Feuchtigkeit von den Staubgefäßen eingesogen, mehr determinirt und völlig ausgearbeitet; eine Meinung, die um so wahrscheinlicher wird, da man nach der Befruchtung diesen Saft nicht mehr bemerkt.

66.

Wir lassen hier, obgleich nur im Vorbeigehen, nicht unbemerkt, daß sowohl die Staubfaden als Antheren verschiedentlich zusammengewachsen sind, und uns die wunderbarsten Beispiele der schon mehrmals von uns angeführten Anastomose und Verbindung der in ihren ersten Anfängen wahrhaft getrennten Pflanzentheile zeigen.

IX.

Bildung des Griffels.

67.

War ich bisher bemüht, die innere Identität der verschiedenen, nach einander entwickelten Pflanzentheile, bei der größten Abweichung der äußern Gestalt, so viel es möglich gewesen, anschaulich zu machen; so wird man leicht vermuthen können, daß nunmehr meine Absicht sey, auch die Struktur der weiblichen Theile auf diesem Wege zu erklären.

68.

Wir betrachten zuförderst den Griffel von der Frucht abgesondert, wie wir ihn auch oft in der Natur finden; und um so mehr können wir es thun, da er sich in dieser Gestalt von der Frucht unterschieden zeigt.

69.

Wir bemerken nämlich, daß der Griffel auf eben der Stufe des Wachsthums stehe, wo wir die Staubgefäße gefunden haben. Wir konnten nämlich beobachten, daß die Staubgefäße durch eine Zusammenziehung hervorgebracht werden; die Griffel sind oft in demselbigen Falle, und wir sehen sie, wenn auch nicht immer mit den Staubgefäßen von gleichem Maaße, doch nur um weniges länger oder kürzer gebildet. In vielen Fällen sieht der Griffel fast einem Staubfaden ohne Anthere gleich, und die Verwandtschaft ihrer Bildung ist äußerlich größer als bei den übrigen Theilen. Da sie nun beiderseits durch Spiralgefäße hervorgebracht werden, so sehen wir desto deutlicher, daß der weibliche Theil so wenig als der männliche ein besonderes Organ sey, und wenn die genaue Verwandtschaft desselben mit dem männlichen uns durch diese

Rugantino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, ſie liebt — ſie lebt für mich.

Lucinde.

Ach! wie bin ich ihm gewogen;
Ach wie ſchön — Wie liebt er mich!

Indeſſen haben ſich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde verſammelt.

Alonzo

zu den Bedienten.

Seyd ihr zuſammen? Seyd ihr bereit?

Bediente.

Alle zuſammen, alle bereit.

Alonzo.

Horcht den Befehlen, folget ſogleich! —

Auf Rugantino deutend.

Dieſen, hier dieſen nehmet gefangen.

Claudine und Lucinde.

Himmel, was hör' ich?

Betrachtung recht anschaulich wird, so finden wir jenen Gedanken, die Begattung eine Anastomose zu nennen, passender und einleuchtender.

70.

Wir finden den Griffel sehr oft aus mehreren einzelnen Griffeln zusammengewachsen, und die Theile, aus denen er bestehet, lassen sich kaum am Ende, wo sie nicht einmal immer getrennt sind, erkennen. Dieses Zusammenwachsen, dessen Wirkung wir schon öfters bemerkt haben, wird hier am meisten möglich; ja es muß geschehen, weil die feinen Theile vor ihrer gänzlichen Entwickelung in der Mitte des Blüthenstandes zusammengedrängt sind, und sich auf das innigste mit einander verbinden können.

71.

Die nahe Verwandtschaft mit den vorhergehenden Theilen des Blüthenstandes zeigt uns die Natur in verschiedenen regelmäßigen Fällen mehr oder weniger deutlich. So ist z. B. das Pistill der Iris mit seiner Narbe in völliger Gestalt eines Blumenblattes vor unsern Augen. Die schirmförmige Narbe der Saracenie zeigt sich zwar nicht so auffallend aus mehreren Blättern zusammengesetzt, doch verläugnet sie sogar die grüne Farbe nicht. Wollen wir das Mikroskop zu Hülfe nehmen, so finden wir mehrere Narben, z. E. des Crocus, der Zanichella, als völlige ein- oder mehrblatterige Kelche gebildet.

72.

Rückschreitend zeigt uns die Natur öfters den Fall, daß sie die Griffel und Narben wieder in Blumenblätter verwandelt; z. B. füllt sich der Ranunculus asiaticus dadurch, daß sich die Narben und Pistille des Fruchtbehälters zu wahren Kronenblättern umbilden, indessen die Staubwerkzeuge,

gleich hinter der Krone, oft unverändert gefunden werden. Einige andere bedeutende Fälle werden unten vorkommen.

73.

Wir wiederholen hier jene oben angezeigten Bemerkungen, daß Griffel und Staubfaden auf der gleichen Stufe des Wachsthums stehen, und erläutern jenen Grund des wechselsweisen Ausdehnens und Zusammenziehens dadurch abermals. Vom Samen bis zu der höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung, darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtstheile abermals durch eine Zusammenziehung; und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht, und die größte Concentration in dem Samen gewahr werden. In diesen sechs Schritten vollendet die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter.

X.

Von den Früchten.

74.

Wir werden nunmehr die Früchte zu beobachten haben, und uns bald überzeugen, daß dieselben gleichen Ursprungs und gleichen Gesetzen unterworfen seyen. Wir reden hier eigentlich von solchen Gehäusen, welche die Natur bildet, um die sogenannten bedeckten Samen einzuschließen, oder vielmehr aus dem Innersten dieser Gehäuse durch die Begattung eine größere oder geringere Anzahl Samen zu entwickeln. Daß diese Behältnisse gleichfalls aus der Natur und Organisation der bisher betrachteten Theile zu erklären seyen, wird sich mit wenigem zeigen lassen.

75.

Die rückschreitende Metamorphose macht uns hier abermals auf dieses Naturgesetz aufmerksam. So läßt sich zum Beispiel an den Nelken, diesen eben wegen ihrer Ausartung so bekannten und beliebten Blumen, oft bemerken, daß die Samenkapseln sich wieder in kelchahnliche Blätter verändern, und daß in eben diesem Maaße die aufgesetzten Griffel an Länge abnehmen; ja es finden sich Nelken, an denen sich das Fruchtbehältniß in einen wirklichen vollkommenen Kelch verwandelt hat, indeß die Einschnitte desselben an der Spitze noch zarte Ueberbleibsel der Griffel und Narben tragen, und sich aus dem Innersten dieses zweiten Kelchs wieder eine mehr oder weniger vollständige Blatterkrone statt der Samen entwickelt.

76.

Ferner hat uns die Natur selbst durch regelmäßige und beständige Bildungen auf eine sehr mannichfaltige Weise die Fruchtbarkeit geoffenbart, welche in einem Blatt verborgen liegt. So bringt ein zwar verändertes, doch noch völlig kenntliches Blatt der Linde aus seiner Mittelrippe ein Stielchen und an demselben eine vollkommene Blüthe und Frucht hervor. Bei dem Ruscus ist die Art, wie Blüthen und Früchte auf den Blättern aufsitzen, noch merkwürdiger.

77.

Noch stärker und gleichsam ungeheuer wird uns die unmittelbare Fruchtbarkeit der Stengelblatter in den Farrenkräutern vor Augen gelegt, welche durch einen innern Trieb und vielleicht gar ohne bestimmte Wirkung zweier Geschlechter, unzählige, des Wachsthums fahige Samen, oder vielmehr Keime entwickeln und umherstreuen, wo also ein Blatt an

Fruchtbarkeit mit einer ausgebreiteten Pflanze, mit einem großen und äſteriſchen Baume wetteifert.

78.

Wenn wir dieſe Beobachtungen gegenwärtig behalten, ſo werden wir in den Samenbehältern, ohnerachtet ihrer mannichfaltigen Bildung, ihrer beſonderen Beſtimmung und Verbindung unter ſich, die Blattgeſtalt nicht verkennen. So wäre z. B. die Hülſe ein einfaches zuſamengeſchlagenes, an ſeinen Rändern verwachſenes Blatt, die Schoten würden aus mehr über einander gewachſenen Blättern beſtehen, die zuſammengeſetzten Gehäuſe erklärten ſich aus mehreren Blättern, welche ſich um einen Mittelpunkt vereiniget, ihr Innerſtes gegen einander aufgeſchloſſen, und ihre Ränder mit einander verbunden hätten. Wir können uns hiervon durch den Augenſchein überzeugen, wenn ſolche zuſammengeſetzte Kapſeln nach der Reife von einander ſpringen, da denn jeder Theil derſelben ſich uns als eine eröffnete Hülſe oder Schote zeigt. Eben ſo ſehen wir bei verſchiedenen Arten eines und deſſelben Geſchlechts eine ähnliche Wirkung regelmäßig vorgehen; z. B. ſind die Fruchtkapſeln der Nigella orientalis, in der Geſtalt von halb mit einander verwachſenen Hülſen, um eine Are verſammelt, wenn ſie bei der Nigella Damascena zuſammengewachſen erſcheinen.

79.

Am meiſten rückt uns die Natur dieſe Blattähnlichkeit aus den Augen, indem ſie ſaftige und weiche oder holzartige und feſte Samenbehälter bildet; allein ſie wird unſerer Aufmerkſamkeit nicht entſchlüpfen können, wenn wir ihr in allen Uebergängen ſorgfältig zu folgen wiſſen. Hier ſey es genug, den allgemeinen Begriff davon angezeigt und die Uebereinſtimmung der Natur an einigen Beiſpielen gewieſen zu haben.

Die große Mannichfaltigkeit der Samenkapseln giebt uns künftig Stoff zu mehrerer Betrachtung.

80.

Die Verwandtschaft der Samenkapseln mit den vorhergehenden Theilen zeigt sich auch durch das Stigma, welches bei vielen unmittelbar aufsitzt und mit der Kapsel unzertrennlich verbunden ist. Wir haben die Verwandtschaft der Narbe mit der Blattgestalt schon oben gezeigt und können hier sie nochmals aufführen; indem sich bei gefüllten Mohnen bemerken läßt, daß die Narben der Samenkapseln in farbige, zarte, Kronenblättern völlig ähnliche Blattchen verwandelt werden.

81.

Die letzte und größte Ausdehnung, welche die Pflanze in ihrem Wachsthum vornimmt, zeigt sich in der Frucht. Sie ist sowohl an innerer Kraft als äußerer Gestalt oft sehr groß, ja ungeheuer. Da sie gewöhnlich nach der Befruchtung vor sich gehet, so scheint der nun mehr determinirte Same, indem er zu seinem Wachsthum aus der ganzen Pflanze die Säfte herbeiziehet, ihnen die Hauptrichtung nach der Samenkapsel zu geben, wodurch denn ihre Gefaße genahrt, erweitert und oft in dem höchsten Grade ausgefüllt und ausgespannt werden. Daß hieran reinere Luftarten einen großen Antheil haben, läßt sich schon aus dem Vorigen schließen, und es bestatigt sich durch die Erfahrung, daß die aufgetriebenen Hulsen der Colutea reine Luft enthalten.

XI.

Von den unmittelbaren Hüllen des Samens.

82.

Dagegen finden wir, daß der Same in dem höchſten Grade von Zuſammenziehung und Ausbildung ſeines Innern ſich befindet. Es läßt ſich bei verſchiedenen Samen bemerken, daß er Blätter zu ſeinen nächſten Hüllen umbilde, mehr oder weniger ſich anpaſſe, ja meiſtens durch ſeine Gewalt ſich völlig an ſich ſchließe und ihre Geſtalt gänzlich verwandle. Da wir oben mehrere Samen ſich aus und in Einem Blatt entwickeln geſehn, ſo werden wir uns nicht wundern, wenn ein einzelner Samenkeim ſich in eine Blatthülle kleidet.

83.

Die Spuren ſolcher nicht völlig den Samen angepaßten Blattgeſtalten ſehen wir an vielen geflügelten Samen, z. B. des Ahorns, der Rüſter, der Eſche, der Birke. Ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel, wie der Samenkeim breitere Hüllen nach und nach zuſammenzieht und ſich anpaßt, geben uns die drei verſchiedenen Kreiſe verſchiedengeſtalteter Samen der Calendel. Der äußerſte Kreis behält noch eine mit den Kelchblättern verwandte Geſtalt; nur daß eine, die Rippe ausdehnende Samenanlage das Blatt krümmt, und die Krümmung inwendig der Länge nach durch ein Häutchen in zwei Theile abgeſondert wird. Der folgende Kreis hat ſich ſchon mehr verändert, die Breite des Blättchens und das Häutchen haben ſich gänzlich verloren; dagegen iſt die Geſtalt etwas weniger verlängert, die in dem Rücken befindliche Samenanlage zeigt ſich deutlicher und die kleinen Erhöhungen auf derſelben ſind

ſtärker; dieſe beiden Reihen ſcheinen entweder gar nicht, oder nur unvollkommen befruchtet zu ſeyn. Auf ſie folgt die dritte Samenreihe in ihrer ächten Geſtalt ſtark gekrümmt, und mit einem völlig angepaßten, und in allen ſeinen Strieſen und Erhöhungen völlig ausgebildeten Involucro. Wir ſehen hier abermals eine gewaltſame Zuſammenziehung ausgebreiteter, blattähnlicher Theile, und zwar durch die innere Kraft des Samens, wie wir oben durch die Kraft der Anthere das Blumenblatt zuſammengezogen geſehen haben.

XII.

Rückblick und Uebergang.

84.

Und ſo wären wir der Natur auf ihren Schritten ſo bedachtſam als möglich gefolgt; wir hätten die äußere Geſtalt der Pflanze in allen ihren Umwandlungen, von ihrer Entwickelung aus dem Samenkorn bis zur neuen Bildung deſſelben begleitet, und ohne Anmaßung, die erſten Triebfedern der Naturwirkungen entdecken zu wollen, auf Aeußerung der Kräfte, durch welche die Pflanze ein und eben daſſelbe Organ nach und nach umbildet, unſre Aufmerkſamkeit gerichtet. Um den einmal ergriffenen Faden nicht zu verlaſſen, haben wir die Pflanze durchgehends nur als einjährig betrachtet, wir haben nur die Umwandlung der Blätter, welche die Knoten begleiten, bemerkt, und alle Geſtalten aus ihnen hergeleitet. Allein es wird, um dieſem Verſuch die nöthige Vollſtändigkeit zu geben, nunmehr noch nöthig, von den Augen zu

ſprechen, welche unter jedem Blatt verborgen liegen, ſich unter gewiſſen Umſtänden entwickeln, und unter andern völlig zu verſchwinden ſcheinen.

XIII.

Von den Augen und ihrer Entwickelung.

85.

Jeder Knoten hat von der Natur die Kraft, ein oder mehrere Augen hervorzubringen; und zwar geſchieht ſolches in der Nähe der ihn bekleidenden Blätter, welche die Bildung und das Wachsthum der Augen vorzubereiten und mit zu bewirken ſcheinen.

86.

In der ſucceſſiven Entwickelung eines Knotens aus dem andern, in der Bildung eines Blattes an jedem Knoten und eines Auges in deſſen Nähe, beruhet die erſte, einfache, langſam fortſchreitende Fortpflanzung der Vegetabilien.

87.

Es iſt bekannt, daß ein ſolches Auge in ſeinen Wirkungen eine große Aehnlichkeit mit dem reifen Samen hat; und daß oft in jenem noch mehr als in dieſem die ganze Geſtalt der künftigen Pflanze erkannt werden kann.

88.

Ob ſich gleich an dem Auge ein Wurzelpunkt ſo leicht nicht bemerken läßt, ſo iſt doch derſelbe eben ſo darin wie in dem Samen gegenwärtig, und entwickelt ſich, beſonders durch feuchte Einflüſſe, leicht und ſchnell.

89.

Das Auge bedarf keiner Cotyledonen, weil es mit seiner schon völlig organisirten Mutterpflanze zusammenhängt, und aus derselbigen, so lange es mit ihr verbunden ist, oder, nach der Trennung, von der neuen Pflanze, auf welche man es gebracht hat, oder durch die alsobald gebildeten Wurzeln, wenn man einen Zweig in die Erde bringt, hinreichende Nahrung erhalt.

90.

Das Auge besteht aus mehr oder weniger entwickelten Knoten und Blattern, welche den künftigen Wachsthum weiter verbreiten sollen. Die Seitenzweige also, welche aus den Knoten der Pflanzen entspringen, lassen sich als besondere Pflänzchen, welche eben so auf dem Mutterkorper stehen wie dieser an der Erde befestigt ist, betrachten.

91.

Die Vergleichung und Unterscheidung beider ist schon öfters, besonders aber vor kurzem so scharfsinnig und mit so vieler Genauigkeit ausgeführt worden, daß wir uns hier bloß mit einem unbedingten Beifall darauf berufen können. *

92.

Wir führen davon nur so viel an. Die Natur unterscheidet bei ausgebildeten Pflanzen Augen und Samen deutlich von einander. Steigen wir aber von da zu den unausgebildeten Pflanzen herab, so scheint sich der Unterschied zwischen beiden selbst vor den Blicken des schärfsten Beobachters zu verlieren. Es giebt unbezweifelte Samen, unbezweifelte Gemmen; aber der Punkt, wo wirklich befruchtete, durch die Wirkung zweier Geschlechter von der Mutterpflanze isolirte Samen mit Gemmen zusammentreffen, welche aus der Pflanze

* *Gaertner* de fructibus et seminibus plantarum. Cap. 1.

nur hervorbringen und ſich ohne bemerkbare Urſache loslöſen, iſt wohl mit dem Verſtande, keineswegs aber mit den Sinnen zu erkennen.

93.

Dieſes wohl erwogen, werden wir folgern dürfen: daß die Samen, welche ſich durch ihren eingeſchloſſenen Zuſtand von den Augen, durch die ſichtbare Urſache ihrer Bildung und Abſonderung von den Gemmen unterſcheiden, dennoch mit beiden nahe verwandt ſind.

XIV.

Bildung der zuſammengeſetzten Blüthen und Fruchtſtände.

94.

Wir haben bisher die einfachen Blüthenſtände, ingleichen die Samen, welche in Kapſeln befeſtigt hervorgebracht werden, durch die Umwandlung der Knotenblätter zu erklären geſucht, und es wird ſich bei näherer Unterſuchung finden, daß in dieſem Falle ſich keine Augen entwickeln, vielmehr die Möglichkeit einer ſolchen Entwickelung ganz und gar aufgehoben wird. Um aber die zuſammengeſetzten Blüthenſtände ſowohl als die gemeinſchaftlichen Fruchtſtände, um Einen Kegel, Eine Spindel, auf Einem Boden, und ſo weiter zu erklären, müſſen wir nun die Entwickelung der Augen zu Hülfe nehmen.

95.

Wir bemerken ſehr oft, daß Stengel, ohne zu einem einzelnen Blüthenſtande ſich lange vorzubereiten und aufzuſparen, ſchon aus den Knoten, ihre Blüthen hervortreiben,

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen.

Ruganting.

Ha, welche Schandlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo zum Chor.

Gehorchet mir.

Ruganting.

Haltet!

Bediente zu Alonzo.

Gehorchen dir.

Zu Ruganting.

Gib dich!

Ruganting zu Alonzo.

Verräther, nahmst mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit dir zu schaffen?
Sage, was soll das?

Alonzo zu den Bedienten.

Greifet ihn an!

und so bis an ihre Spitze oft ununterbrochen fortfahren. Doch lassen sich die dabei vorkommenden Erscheinungen aus der oben vorgetragenen Theorie erklären. Alle Blumen, welche sich aus den Augen entwickeln, sind als ganze Pflanzen anzusehen, welche auf der Mutterpflanze eben so wie diese auf der Erde stehen. Da sie nun aus den Knoten reinere Säfte erhalten, so erscheinen selbst die ersten Blätter der Zweiglein viel ausgebildeter, als die ersten Blätter der Mutterpflanze, welche auf die Cotyledonen folgen; ja es wird die Ausbildung des Kelches und der Blume oft sogleich möglich.

96.

Eben diese aus den Augen sich bildenden Blüthen würden, bei mehr zudringender Nahrung, Zweige geworden seyn, und das Schicksal des Mutterstengels, dem er sich unter solchen Umständen unterwerfen müßte, gleichfalls erduldet haben.

97.

So wie nun von Knoten zu Knoten sich dergleichen Blüthen entwickeln, so bemerken wir gleichfalls jene Veränderung der Stengelblätter, die wir oben bei dem langsamen Uebergange zum Kelch beobachtet haben. Sie ziehen sich immer mehr und mehr zusammen, und verschwinden endlich beinahe ganz. Man nennt sie alsdann Bracteas, indem sie sich von der Blattgestalt mehr oder weniger entfernen. In eben diesem Maaße wird der Stiel verdünnt, die Knoten rücken mehr zusammen, und alle oben bemerkten Erscheinungen gehen vor, nur daß am Ende des Stengels kein entschiedener Blüthenstand folgt, weil die Natur ihr Recht schon von Auge zu Auge ausgeübt hat.

98.

Haben wir nun einen solchen an jedem Knoten mit einer Blume gezierten Stengel wohl betrachtet; so werden wir uns

gar bald einen gemeinschaftlichen Büthenstand erklären können: wenn wir das, was oben von Entstehung des Kelches gesagt ist, mit zu Hülfe nehmen.

99.

Die Natur bildet einen gemeinschaftlichen Kelch aus vielen Blättern, welche sie auf einander drängt und um Eine Are versammlet; mit eben diesem starken Triebe des Wachsthums entwickelt sie einen gleichsam unendlichen Stengel, mit allen seinen Augen in Blüthengestalt, auf einmal, in der möglichsten an einander gedrängten Nähe, und jedes Blümchen befruchtet das unter ihm schon vorbereitete Samengefäß. Bei dieser ungeheuren Zusammenziehung verlieren sich die Knotenblätter nicht immer; bei den Disteln begleitet das Blättchen getreulich das Blümchen, das sich aus den Augen neben ihnen entwickelt. Man vergleiche mit diesem Paragraph die Gestalt des Dipsacus laciniatus. Bei vielen Gräsern wird eine jede Blüthe durch ein solches Blättchen, das in diesem Falle der Balg genannt wird, begleitet.

100.

Auf diese Weise wird es uns nun anschaulich seyn, wie die um einen gemeinsamen Blüthenstand entwickelten Samen, wahre, durch die Wirkung beider Geschlechter ausgebildete und entwickelte Augen seyen. Fassen wir diesen Begriff fest, und betrachten in diesem Sinne mehrere Pflanzen, ihren Wachsthum und Fruchtstände, so wird der Augenschein bei einiger Vergleichung uns am besten überzeugen.

101.

Es wird uns sodann auch nicht schwer seyn, den Fruchtstand der in der Mitte einer einzelnen Blume, oft um eine

Spindel verſammleten, bedeckten oder unbedeckten Samen zu erklären. Denn es iſt ganz einerlei, ob eine einzelne Blume einen gemeinſamen Fruchtſtand umgiebt, und die zuſammengewachſenen Piſtille von den Antheren der Blume die Zeugungsſäfte einſaugen und ſie den Samenkörnern einflößen, oder ob ein jedes Samenkorn ſein eigenes Piſtill, ſeine eigenen Antheren, ſeine eigenen Kronenblätter um ſich habe.

102.

Wir ſind überzeugt, daß mit einiger Uebung es nicht ſchwer ſey, ſich auf dieſem Wege die mannichfaltigen Geſtalten der Blumen und Früchte zu erklären; nur wird freilich dazu erfordert, daß man mit jenen oben feſtgeſtellten Begriffen der Ausdehnung und Zuſammenziehung, der Zuſammendrängung und Anaſtomoſe, wie mit Algebraiſchen Formeln bequem zu operiren, und ſie da, wo ſie hingehören anzuwenden wiſſe. Da nun hierbei viel darauf ankommt, daß man die verſchiedenen Stufen, welche die Natur ſo wohl in der Bildung der Geſchlechter, der Arten, der Varietaten, als in dem Wachsthum einer jeden einzelnen Pflanze betritt, genau beobachte, und mit einander vergleiche: ſo würde eine Sammlung Abbildungen zu dieſem Endzwecke neben einander geſtellt, und eine Anwendung der botaniſchen Terminologie auf die verſchiedenen Pflanzentheile bloß in dieſer Rückſicht angenehm und nicht ohne Nutzen ſeyn. Es würden zwei Fälle von durchgewachſenen Blumen, welche der oben angeführten Theorie ſehr zu ſtatten kommen, den Augen vorgelegt, ſehr entſcheidend gefunden werden.

XV.

Durchgewachsene Roſe.

103.

Alles was wir bisher nur mit der Einbildungskraft und dem Verſtande zu ergreifen geſucht, zeigt uns das Beiſpiel einer durchgewachſenen Roſe auf das deutlichſte. Kelch und Krone ſind um die Axe geordnet und entwickelt, anſtatt aber, daß nun im Centro das Samenbehältniß zuſammengezogen, an demſelben und um daſſelbe die männlichen und weiblichen Zeugungstheile geordnet ſeyn ſollten, begiebt ſich der Stiel halb röthlich halb grünlich wieder in die Höhe; kleinere dunkelrothe, zuſammengefaltete Kronenblätter, deren einige die Spur der Antheren an ſich tragen, entwickeln ſich ſucceſſiv an demſelben. Der Stiel wächſ't fort, ſchon laſſen ſich daran wieder Dornen ſehn, die folgenden einzelnen gefärbten Blätter werden kleiner und gehen zuletzt vor unſern Augen in halb roth halb grün gefärbte Stengelblätter über, es bildet ſich eine Folge von regelmäßigen Knoten, aus deren Augen abermals, obgleich unvollkommene Roſenknöspchen zum Vorſchein kommen.

104.

Es giebt uns eben dieſes Exemplar auch noch einen ſichtbaren Beweis des oben ausgeführten: daß nämlich alle Kelche nur in ihrer Peripherie zuſammengezogene Folia Floralia ſeyen. Denn hier beſtehet der regelmäßige um die Axe verſammlete Kelch aus fünf völlig entwickelten, drei- oder fünffach zuſammengeſetzten Blättern, dergleichen ſonſt die Roſenzweige an ihren Knoten hervorbringen.

XVI.

Durchgewachsene Nelke.

105.

Wenn wir diese Erscheinung recht beobachtet haben, so wird uns eine andere, welche sich an einer durchgewachsenen Nelke zeigt, fast noch merkwürdiger werden. Wir sehen eine vollkommene, mit Kelch und überdieß mit einer gefüllten Krone versehene, auch in der Mitte mit einer, zwar nicht ganz ausgebildeten, Samenkapsel völlig geendigte Blume. Aus den Seiten der Krone entwickeln sich vier vollkommene neue Blumen, welche durch drei und mehrknotige Stengel von der Mutterblume entfernt sind; sie haben abermals Kelche, sind wieder gefüllt, und zwar nicht sowohl durch einzelne Blätter als durch Blattkronen, deren Nägel zusammengewachsen sind, meistens aber durch Blumenblätter, welche wie Zweiglein zusammengewachsen, und um einen Stiel entwickelt sind. Ohngeachtet dieser ungeheuren Entwickelung sind die Staubfäden und Antheren in einigen gegenwärtig. Die Fruchthüllen mit den Griffeln sind zu sehen und die Receptakel der Samen wieder zu Blättern entfaltet, ja in einer dieser Blumen waren die Samendecken zu einem völligen Kelch verbunden, und enthielten die Anlage zu einer vollkommen gefüllten Blume wieder in sich.

106.

Haben wir bei der Rose einen gleichsam nur halbdeterminirten Blüthenstand, aus dessen Mitte einen abermals hervortreibenden Stengel, und an demselbigen neue Stengelblätter sich entwickeln gesehen; so finden wir an dieser Nelke bei wohlgebildetem Kelch und vollkommener Krone, bei

wirklich in der Mitte bestehenden Fruchtgehäusen, aus dem Kreise der Kronenblätter, sich Augen entwickeln, und wirkliche Zweige und Blumen darstellen. Und so zeigen uns denn beide Fälle, daß die Natur gewöhnlich in den Blumen ihren Wachsthum schließe und gleichsam eine Summe ziehe, daß sie der Möglichkeit ins Unendliche mit einzelnen Schritten fortzugehen Einhalt thue, um durch die Ausbildung der Samen schneller zum Ziele zu gelangen.

XVII.

Linné's Theorie von der Anticipation.

107.

Wenn ich auf diesem Wege, den einer meiner Vorgänger, welcher ihn noch dazu, an der Hand seines großen Lehrers versuchte, so fürchterlich und gefahrlich beschreibt,* auch hie und da gestrauchelt hätte, wenn ich ihn nicht genugsam geebnet und zum besten meiner Nachfolger von allen Hindernissen gereiniget hätte; so hoffe ich doch diese Bemühung nicht fruchtlos unternommen zu haben.

108.

Es ist hier Zeit, der Theorie zu gedenken, welche Linné zu Erklärung eben dieser Erscheinungen aufgestellt. Seinem scharfen Blick konnten die Bemerkungen, welche auch gegenwärtigen Vortrag veranlaßt, nicht entgehen. Und wenn wir nunmehr da fortschreiten können, wo er stehen blieb, so sind wir es den gemeinschaftlichen Bemühungen so vieler Beobachter und Denker schuldig, welche manches Hinderniß aus

* Ferber in Præfatione Dissertationis secundæ de Prolepsi Plantarum.

dem Wege geräumt, manches Vorurtheil zerſtreut haben. Eine genaue Vergleichung ſeiner Theorie und des oben ausgeführten würde uns hier zu lange aufhalten. Kenner werden ſie leicht ſelbſt machen, und ſie müßte zu umſtändlich ſeyn, um denen anſchaulich zu werden, die über dieſen Gegenſtand noch nicht gedacht haben. Nur bemerken wir kürzlich was ihn hinderte weiter fort und bis ans Ziel zu ſchreiten.

109.

Er machte ſeine Bemerkungen zuerſt an Bäumen, dieſen zuſammengeſetzten und lange daurenden Pflanzen. Er beobachtete, daß ein Baum, in einem weitern Gefäße überflüſſig genährt, mehrere Jahre hintereinander Zweige aus Zweigen hervorbringe, da derſelbe, in ein engeres Gefäß eingeſchloſſen, ſchnell Blüthen und Früchte trage. Er ſahe daß jene ſucceſſive Entwickelung hier auf einmal zuſammengedrängt hervorgebracht werde. Daher nannte er dieſe Wirkung der Natur **Prolepſis**, eine **Anticipation**, weil die Pflanze, durch die ſechs Schritte welche wir oben bemerkt haben, ſechs Jahre voraus zu nehmen ſchien. Und ſo führte er auch ſeine Theorie, bezüglich auf die Knospen der Bäume aus, ohne auf die einjährigen Pflanzen beſonders Rückſicht zu nehmen, weil er wohl bemerken konnte daß ſeine Theorie nicht ſo gut auf dieſe als auf jene paſſe. Denn nach ſeiner Lehre müßte man annehmen, daß jede einjährige Pflanze eigentlich von der Natur beſtimmt geweſen ſey ſechs Jahre zu wachſen, und dieſe längere Friſt in dem Blüthen- und Fruchtſtande auf einmal anticipire und ſodann verwelke.

110.

Wir ſind dagegen zuerſt dem Wachsthum der einjährigen Pflanze gefolgt; nun läßt ſich die Anwendung auf die daurenden Gewächſe leicht machen, da eine aufbrechende Knospe

des älteſten Baumes als eine einjährige Pflanze anzuſehen iſt, ob ſie ſich gleich aus einem ſchon lange beſtehenden Stamme entwickelt und ſelbſt eine längere Dauer haben kann.

111.

Die zweite Urſache, welche Linéen verhinderte weiter vorwärts zu gehen, war, daß er die verſchiedenen in einander geſchloſſenen Kreiſe des Pflanzenkörpers, die äußere Rinde, die innere, das Holz, das Mark, zu ſehr als gleichwirkende, in gleichem Grad lebendige und nothwendige Theile anſah, und den Urſprung der Blumen und Fruchttheile dieſen verſchiedenen Kreiſen des Stammes zuſchrieb, weil jene, eben ſo wie dieſe, von einander umſchloſſen und ſich auseinander zu entwickeln ſcheinen. Es war dieſes aber nur eine oberflächliche Bemerkung, welche näher betrachtet ſich nirgend beſtätiget. So iſt die äußere Rinde zu weiterer Hervorbringung ungeſchickt, und bei daurenden Bäumen eine nach außen zu verhärtete und abgeſonderte Maſſe, wie das Holz nach innen zu verhärtet wird. Sie fällt bei vielen Bäumen ab, andern Bäumen kann ſie, ohne den geringſten Schaden derſelben, genommen werden; ſie wird alſo weder einen Kelch, noch irgend einen lebendigen Pflanzentheil hervorbringen. Die zweite Rinde iſt es, welche alle Kraft des Lebens und Wachsthums enthält. In dem Grad in welchem ſie verletzt wird, wird auch das Wachsthum geſtört, ſie iſt es welche bei genauer Betrachtung alle äuſeren Pflanzentheile nach und nach im Stengel, oder auf einmal in Blüthe und Frucht hervorbringt. Ihr wurde von Linnéen nur das ſubordinirte Geſchäft die Blumenblätter hervorzubringen zugeſchrieben. Dem Holze ward dagegen die wichtige Hervorbringung der männlichen Staubwerkzeuge zu Theil; anſtatt daß man gar wohl bemerken kann, es ſey daſſelbe ein durch Solideſcenz zur Ruhe gebrachter,

wenn gleich dauernder, doch der Lebenswirkung abgestorbener Theil. Das Mark sollte endlich die wichtigste Function verrichten, die weiblichen Geschlechtstheile und eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorbringen. Die Zweifel welche man gegen diese große Würde des Markes erregt, die Gründe, die man dagegen angeführt hat sind auch mir wichtig und entscheidend. Es war nur scheinbar als wenn sich Griffel und Frucht aus dem Mark entwickelten, weil diese Gestalten, wenn wir sie zum erstenmal erblicken, in einem weichen, unbestimmten markähnlichen, parenchymatosen Zustande sich befinden, und eben in der Mitte des Stengels, wo wir uns nur Mark zu sehen gewöhnt haben, zusammengedrangt sind.

XVIII.

Wiederholung.

112.

Ich wünsche daß gegenwärtiger Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, zu Auflösung dieser Zweifel einiges beitragen, und zu weiteren Bemerkungen und Schlüssen Gelegenheit geben möge. Die Beobachtungen worauf er sich gründet, sind schon einzeln gemacht, auch gesammlet und gereihet worden; * und es wird sich bald entscheiden, ob der Schritt den wir gegenwärtig gethan, sich der Wahrheit nähere. So kurz als möglich fassen wir die Hauptresultate des bisherigen Vortrags zusammen.

* Batsch, Anleitung zur Kenntniß und Geschichte der Pflanzen. 1. Theil, 19. Capitel.

113.

Betrachten wir eine Pflanze in ſofern ſie ihre Lebenskraft äußert, ſo ſehen wir dieſes auf eine doppelte Art geſchehen, zuerſt durch das Wachsthum indem ſie Stengel und Blatter hervorbringt, und ſodann durch die Fortpflanzung, welche in dem Blüthen- und Fruchtbau vollendet wird. Beſchauen wir das Wachsthum näher, ſo ſehen wir daß, indem die Pflanze ſich von Knoten zu Knoten, von Blatt zu Blatt fortſetzt, indem ſie ſproßt, gleichfalls eine Fortpflanzung geſchehe, die ſich von der Fortpflanzung durch Blüthe und Frucht, welche auf einmal geſchiehet, darin unterſcheidet, daß ſie ſucceſſiv iſt, daß ſie ſich in einer Folge einzelner Entwickelungen zeigt. Dieſe ſproſſende, nach und nach ſich äußernde Kraft iſt mit jener, welche auf einmal eine große Fortpflanzung entwickelt, auf das genaueſte verwandt. Man kann unter verſchiedenen Umſtänden eine Pflanze nöthigen, daß ſie immerfort ſproſſe, man kann dagegen den Blüthenſtand beſchleunigen. Jenes geſchieht, wenn rohere Säfte der Pflanze in einem größeren Maaße zudringen; dieſes, wenn die geiſtigeren Kräfte in derſelben überwiegen.

114.

Schon dadurch daß wir das Sproſſen eine ſucceſſive, den Blüthen- und Fruchtſtand aber eine ſimultane Fortpflanzung genannt haben, iſt auch die Art wie ſich beide äußern, bezeichnet worden. Eine Pflanze welche ſproßt, dehnt ſich mehr oder weniger aus, ſie entwickelt einen Stiel oder Stengel, die Zwiſchenräume von Knoten zu Knoten ſind meiſt bemerkbar, und ihre Blätter breiten ſich von dem Stengel nach allen Seiten zu aus. Eine Pflanze dagegen welche blüht, hat ſich in allen ihren Theilen zuſammengezogen, Länge und Breite ſind gleichſam aufgehoben und alle ihre Organe ſind

Rugantino.

Haltet!

Nach einer Pauſe.

Ich gebe mich! Es iſt gethan.

Für ſich, indeß die andern alle ſuspendirt ſtehn.

Noch iſt ein Mittel, ich will es faſſen!
Sie ſollen beben und mich entlaſſen.
Gefangen? — Nimmer! Ich duld' es nie!

Pauſe. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt ...udinen bey der Hand, und ſetzt ihr den Dolch auf ...Bruſt.

Entlaß mich! oder ich tödte ſie!

Alle außer Rugantino.

Götter!

Rugantino zu Alonzo.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.

Zu drey.

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

in einem höchst concentrirten Zustande, zunächst an einander entwickelt.

115.

Es mag nun die Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, so sind es doch nur immer dieselbigen Organe welche, in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veranderten Gestalten, die Vorschrift der Natur erfüllen. Dasselbe Organ welches am Stengel als Blatt sich ausgedehnt und eine höchst mannichfaltige Gestalt angenommen hat, zieht sich nun im Kelche zusammen, dehnt sich im Blumenblatte wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letztenmal auszudehnen.

116.

Diese Wirkung der Natur ist zugleich mit einer andern verbunden, mit der Versammlung verschiedener Organe um ein Centrum nach gewissen Zahlen und Maaßen, welche jedoch bei manchen Blumen oft unter gewissen Umständen weit überschritten und vielfach verändert werden.

117.

Auf gleiche Weise wirkt bei der Bildung der Blüthen und Früchte eine Anastomose mit, wodurch die nahe an einander gedrängten, höchst feinen Theile der Fructification, entweder auf die Zeit ihrer ganzen Dauer, oder auch nur auf einen Theil derselben innigst verbunden werden.

118.

Doch sind diese Erscheinungen der Annäherung, Centralstellung und Anastomose nicht allein dem Blüthen- und Fruchtstande eigen; wir können vielmehr etwas ähnliches bei den Cotyledonen wahrnehmen und andere Pflanzentheile werden uns in der Folge reichen Stoff zu ähnlichen Betrachtungen geben.

119.

So wie wir nun die verschiedenscheinenden Organe der sprossenden und blühenden Pflanze alle aus einem einzigen nämlich dem Blatte, welches sich gewöhnlich an jedem Knoten entwickelt, zu erklären gesucht haben; so haben wir auch diejenigen Früchte, welche ihre Samen fest in sich zu verschließen pflegen, aus der Blattgestalt herzuleiten gewagt.

120.

Es verstehet sich hier von selbst, daß wir ein allgemeines Wort haben müßten wodurch wir dieses in so verschiedene Gestalten metamorphosirte Organ bezeichnen, und alle Erscheinungen seiner Gestalt damit vergleichen könnten: gegenwartig müssen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen die Erscheinungen vorwärts und rückwarts gegen einander zu halten. Denn wir können eben so gut sagen: ein Staubwerkzeug sey ein zusammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte sagen können: es sey ein Staubgefaß im Zustande der Ausdehnung; ein Kelchblatt sey ein zusammengezogenes, einem gewissen Grad der Verfeinerung sich naherndes Stengelblatt, als wir von einem Stengelblatt sagen können: es sey ein, durch Zudringen roherer Säfte, ausgedehntes Kelchblatt.

121.

Eben so läßt sich von dem Stengel sagen: er sey ein ausgedehnter Blüthen- und Fruchtstand, wie wir von diesem pradicirt haben: er sey ein zusammengezogener Stengel.

122.

Außerdem habe ich am Schlusse des Vortrags noch die Entwickelung der Augen in Betrachtung gezogen und dadurch die zusammengesetzten Blumen, wie auch die unbedeckten Fruchtstände zu erklaren gesucht.

123.

Und auf dieſe Weiſe habe ich mich bemüht, eine Meinung welche viel überzeugendes für mich hat, ſo klar und vollſtändig als es mir möglich ſeyn wollte, darzulegen. Wenn ſolche dem ohngeachtet noch nicht völlig zur Evidenz gebracht iſt; wenn ſie noch manchen Widerſprüchen ausgeſetzt ſeyn, und die vorgetragene Erklärungsart nicht überall anwendbar ſcheinen möchte: ſo wird es mir deſto mehr Pflicht werden, auf alle Erinnerungen zu merken, und dieſe Materie in der Folge genauer und umſtändlicher abzuhandeln, um dieſe Vorſtellungsart anſchaulicher zu machen, und ihr einen allgemeinern Beifall zu erwerben, als ſie vielleicht gegenwartig nicht erwarten kann.

Verfolg.

Geschichte meines botanischen Studiums.

Um die Geschichte der Wissenschaften aufzuklären, um den Gang derselben genau kennen zu lernen, pflegt man sich sorgfältig nach ihren ersten Anfängen zu erkundigen; man bemüht sich zu forschen: wer zuerst irgend einem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zugewendet, wie er sich dabei benommen, wo und zu welcher Zeit man zuerst gewisse Erscheinungen in Betracht gezogen, dergestalt daß von Gedanke zu Gedanken neue Ansichten sich hervorgethan, welche durch Anwendung allgemein bestatigt endlich die Epoche bezeichnen, worin das was wir eine Entdeckung, eine Erfindung nennen unbezweifelt zu Tage gekommen: eine Erörterung welche den mannichfachsten Anlaß giebt, die menschlichen Geisteskräfte zu kennen und zu schätzen.

Vorstehender kleinen Schrift hat man die Auszeichnung erwiesen sich nach ihrer Entstehung zu erkundigen; man hat zu erfahren gewünscht: wie ein Mann von mittlerem Alter, der als Dichter etwas galt und außerdem von mannichfaltigen Neigungen und Pflichten bedingt erschien, sich habe können in das gränzenloseste Naturreich begeben und dasselbe in der Maaße studiren, daß er fähig geworden eine Maxime zu fassen, welche, zur Anwendung auf die mannichfaltigsten Gestalten bequem, die Gesetzlichkeit aussprach, der zu gehorchen tausende von Einzelnheiten genöthigt sind.

Solchen Wünſchen entgegen zu kommen, entſchließe ich mich demnach, über den Gang meiner botaniſchen Studien und die Entſtehung meiner Gedanken über die Metamorphoſe der Pflanzen, hier einige Nachricht zu geben.

In einer anſehnlichen Stadt geboren und erzogen, gewann ich meine erſte Bildung in der Bemühung um alte und neuere Sprachen, woran ſich früh rhetoriſche und poetiſche Uebungen anſchloſſen. Hiezu geſellte ſich übrigens alles was in ſittlicher und religiöſer Hinſicht den Menſchen auf ſich ſelbſt hinweiſ't.

Eine weitere Ausbildung hatte ich gleichfalls größeren Städten zu danken, und es ergiebt ſich hieraus, daß meine Geiſtesthätigkeit ſich auf das geſellig Sittliche beziehen mußte und in Gefolg deſſen auf das Angenehme, was man damals ſchöne Literatur nannte.

Von dem hingegen was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff, und von ihren ſogenannten drei Reichen nicht die geringſte Kenntniß. Von Kindheit auf war ich gewohnt in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert zu ſehen; und wenn außer den gewöhnlichen Obſtſorten auch Aprikoſen, Pfirſchen und Trauben wohl geriethen, ſo waren dieß genügende Feſte den Jungen und den Alten. An exotiſche Pflanzen wurde nicht gedacht, noch viel weniger daran, Naturgeſchichte in der Schule zu lehren.

Die erſten von mir herausgegebenen poetiſchen Verſuche wurden mit Beifall aufgenommen, welche jedoch eigentlich nur den innern Menſchen ſchildern, und von den Gemüthsbewegungen genugſame Kenntniß vorausſetzen. Hie und da mag ſich ein Anklang finden von einem leidenſchaftlichen Ergötzen an ländlichen Natur-Gegenſtänden, ſo wie von einem ernſten Drange das ungeheure Geheimniß, das ſich in ſtetigem

Erſchaffen und Zerſtören an den Tag giebt, zu erkennen, ob ſich ſchon dieſer Trieb in ein unbeſtimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren ſcheint.

In das thätige Leben jedoch ſowohl als in die Sphäre der Wiſſenſchaft trat ich eigentlich zuerſt als der edle Weimariſche Kreis mich günſtig aufnahm; wo außer andern unſchätzbaren Vortheilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Garten-Atmoſphäre zu vertauſchen.

Schon der erſte Winter gewährte die raſchen geſelligen Freuden der Jagd, von welchen ausruhend man die langen Abende nicht nur mit allerlei merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn, ſondern auch vorzüglich mit Unterhaltung über die nöthige Holzcultur zubrachte. Denn die Weimariſche Jägerei beſtand aus trefflichen Forſtmännern, unter welchen der Name Sckell in Segen bleibt. Eine Reviſion ſämmtlicher Waldreviere, gegründet auf Vermeſſung, war bereits vollbracht, und für lange Zeit eine Eintheilung der jährlichen Schlage vorgeſehn.

Auch die jüngeren Edelleute folgten wohlmeinend dieſer vernünftigen Spur, von denen ich hier nur den Baron von Wedel nenne, welcher uns in ſeinen beſten Jahren leider entriſſen ward. Er behandelte ſein Geſchäft mit gradem Sinn und großer Billigkeit; auch er hatte ſchon in jener Zeit auf die Verringerung des Wildſtandes gedrungen, überzeugt wie ſchädlich die Hegung deſſelben nicht allein dem Ackerbau, ſondern der Forſtcultur ſelbſt werden müſſe.

Hier that ſich nun der Thüringer Wald in Länge und Breite vor uns auf; denn nicht allein die dortigen ſchönen Beſitzthümer des Fürſten, ſondern, bei guten nachbarlichen Verhältniſſen, ſammtliche daran ſtoßenden Reviere waren uns

zugänglich; zumal da auch die angehende Geologie in jugendlicher Bestrebsamkeit sich bemühte, Rechenschaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt. Nadelhölzer aller Art, mit ernstem Grün und balsamischem Dufte, Buchenhaine von freudigerm Anblick, die schwanke Birke und das niedere namenlose Gesträuch, jedes hatte seinen Platz gesucht und gewonnen. Wir aber konnten dieß alles in großen, meilenweiten, mehr oder weniger wohlbestandenen Forsten überschauen und erkennen.

Auch wenn von Benutzung die Rede war, mußte man sich nach den Eigenschaften der Baumarten erkundigen. Die Harzscharre, deren Mißbrauch man nach und nach zu begränzen suchte, ließ die feinen balsamischen Säfte in Betrachtung ziehn, die einen solchen Baum ins zweite Jahrhundert, von der Wurzel bis zum Gipfel begleiteten, ernährten, ewig grün, frisch und lebendig erhielten.

Hier zeigte sich denn auch die ganze Sippschaft der Moose in ihrer größten Mannichfaltigkeit; sogar den unter der Erde verborgenen Wurzeln wurde unsre Aufmerksamkeit zugewendet. In jenen Waldgegenden hatten sich nämlich, von den dunkelsten Zeiten her, geheimnißvoll nach Recepten arbeitende Laboranten angesiedelt und vom Vater zum Sohn manche Arten von Extracten und Geisten bearbeitet, deren allgemeiner Ruf von einer ganz vorzüglichen Heilsamkeit durch emsige sogenannte Balsamträger erneuert, verbreitet und genutzt ward. Hier spielte nun der Enzian eine große Rolle, und es war eine angenehme Bemühung, dieses reiche Geschlecht nach seinen verschiedenen Gestalten als Pflanze und Blüthe, vorzüglich aber die heilsame Wurzel näher zu betrachten. Dieses war das erste Geschlecht, welches mich im eigentlichen

Sinne anzog, deſſen Arten kennen zu lernen ich auch in der Folgezeit bemüht war.

Hiebei möchte man bemerken, daß der Gang meiner botaniſchen Bildung einigermaßen der Geſchichte der Botanik ſelbſt ähnelte; denn ich war vom augenfälligſten Allgemeinſten auf das Nutzbare, Anwendbare, vom Bedarf zur Kenntniß gelangt, und welcher Kenner wird bei obigem ſich nicht jener Epoche der Rhizotomen lächelnd erinnern?

Da nun aber gegenwärtig die Abſicht bleibt zu melden, wie ich mich der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Botanik genahert, ſo hab' ich vor allen Dingen eines Mannes zu gedenken, welcher in jeder Hinſicht die Hochſchätzung ſeiner Weimariſchen Mitbürger verdiente. Dr. Bucholz, Beſitzer der damals einzigen Apotheke, wohlhabend und lebensluſtig, richtete mit ruhmwürdiger Lernbegierde ſeine Thatigkeit auf Naturwiſſenſchaften. Er ſuchte ſich zu ſeinen unmittelbaren pharmaceutiſchen Zwecken die tuchtigſten chemiſchen Gehülfen, wie denn der treffliche Göttling, aus dieſer Officin als gebildeter Scheidekünſtler hervorging. Jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte, chemiſch-phyſiſche Merkwürdigkeit ward unter des Prinzipals Leitung geprüft, und einer wißbegierigen Geſellſchaft uneigennützig vorgetragen.

Auch in der Folge, daß ich dieſes zu ſeinen Ehren vorausnehme, als die naturforſchende Welt ſich eifrig beſchäftigte die verſchiedenen Luftarten zu erkennen, verſaumte er nicht jederzeit das Neueſte experimentirend vor Augen zu bringen. So ließ er denn auch eine der erſten Montgolfieren von unſern Terraſſen, zum Ergötzen der Unterrichteten, in die Höhe ſteigen, indeſſen die Menge ſich vor Erſtaunen kaum zu faſſen wußte, und in der Luft die verſchüchterten Tauben ſchaarenweiſe hin und wieder flüchteten.

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Ruzantino.

Zurück! Zurück!

Alle außer Ruzantino.

Götter!

Alonzo. Claudine. Lucinde.

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?

Ruzantino.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!

Zu drey.

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Hier aber habe ich vielleicht einem zu erwartenden Vorwurfe zu begegnen, daß ich nämlich fremde Beziehungen in meinen Vortrag mit einmische. Sey mir darauf zu erwiedern erlaubt, daß ich von meiner Bildung im Zuſammenhange nicht ſprechen könnte, wenn ich nicht der frühen Vorzüge des Weimariſchen, für jene Zeiten hochgebildeten Kreiſes dankbar gedächte, wo Geſchmack und Kenntniß, Wiſſen und Dichten geſellig zu wirken ſich beſtrebten, ernſte gründliche Studien und frohe raſche Thätigkeit unabläſſig mit einander wetteiferten.

Doch aber hängt, näher betrachtet, was ich hier zu ſagen habe mit dem Vorgemeldeten zuſammen. Chemie und Botanik gingen damals vereint aus den ärztlichen Bedürfniſſen hervor, und wie der gerühmte Dr. Bucholz von ſeinem Diſpenſatorium ſich in die höhere Chemie wagte, ſo ſchritt er auch aus den engen Gewürzbeeten in die freiere Pflanzenwelt. In ſeinen Garten hatte er nicht die officinellen Gewachſe nur, ſondern auch ſeltenere, neu bekannt gewordene Pflanzen für die Wiſſenſchaft zu pflegen unternommen.

Dieſes Mannes Thätigkeit lenkte der junge, ſchon früh den Wiſſenſchaften ſich hingebende Regent allgemeinerem Gebrauch und Belehrung zu, indem er große, ſonnige Gartenflächen, in der Nachbarſchaft von ſchattigen und feuchten Plätzen, einer botaniſchen Anſtalt widmete, wozu denn ältere, wohlerfahrene Hofgärtner mit Eifer ſogleich die Hand boten. Die noch vorhandenen Katalogen dieſer Anſtalt zeugen von dem Eifer, womit dergleichen Anfänge betrieben wurden.

Unter ſolchen Umſtänden war auch ich genöthigt, über botaniſche Dinge immer mehr und mehr Aufklarung zu ſuchen. Linné's Terminologie, die Fundamente worauf das Kunſtgebaude ſich ſtützen ſollte, Johann Geßner's Diſſertationen

zu Erklärung Linnéiſcher Elemente, alles in Einem ſchmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen; und noch heute erinnert mich ebendaſſelbe Heft an die friſchen, glücklichen Tage, in welchen jene gehaltreichen Blätter mir zuerſt eine neue Welt aufſchloſſen. Linné's Philoſophie der Botanik war mein tägliches Studium, und ſo rückte ich immer weiter vor in geordneter Kenntniß, indem ich mir möglichſt anzueignen ſuchte, was mir eine allgemeinere Umſicht über dieſes weite Reich verſchaffen konnte.

Wie es mir dabei ergangen, und wie ein ſo fremdartiger Unterricht auf mich gewirkt, kann vielleicht im Verlauf dieſer Mittheilungen deutlich werden, vorläufig aber will ich bekennen, daß nach Shakſpeare und Spinoza auf mich die größte Wirkung von Linné ausgegangen und zwar gerade durch den Widerſtreit zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich ſein ſcharfes, geiſtreiches Abſondern, ſeine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkührlichen Geſetze in mich aufzunehmen verſuchte, ging in meinem Innern ein Zwieſpalt vor: das was er mit Gewalt auseinander zu halten ſuchte, mußte, nach dem innerſten Bedürfniß meines Weſens, zu Vereinigung anſtreben.

Beſonderen Vortheil aber brachte mir, wie in allem Wiſſenſchaftlichen, die Nähe der Akademie Jena, wo die Wartung officineller Pflanzen ſeit geraumer Zeit mit Ernſt und Fleiß behandelt wurde. Auch erwarben ſich die Profeſſoren Prätorius, Schlegel und Rolfink früher um die allgemeinere Botanik zeitgemäße Verdienſte. Epoche machte jedoch Ruppe's Flora Jenenſis, welche 1718 erſchien; hiernach wurde der bis jetzt auf einen engen klöſterlichen Garten eingeſchränkten, bloß zu ärztlichem Zwecke dienenden Pflanzenbetrachtung

die ganze reiche Gegend eröffnet und ein freies frohes Naturstudium eingeleitet.

Hieran von ihrer Seite Antheil zu nehmen beeiferten sich aufgeweckte Landleute aus der Gegend, welche schon für den Apotheker und Kräuter-Händler bisher sich thätig erwiesen hatten, und eine nunmehr neueingeführte Terminologie nach und nach einzulernen wußten. In Ziegenhayn hatte sich besonders eine Familie Dietrich hervorgethan; der Stammvater derselben, sogar von Linné bemerkt, hatte von diesem hochverehrten Manne ein eigenhändiges Schreiben aufzuweisen, durch welches Diplom er sich wie billig in den botanischen Adelsstand erhoben fühlte. Nach seinem Ableben setzte der Sohn die Geschäfte fort, welche hauptsächlich darin bestanden, daß die sogenannten Lectionen, nämlich Bündel der jede Woche blühenden Gewächse, Lehrenden und Lernenden von allen Seiten herangeschafft wurden. Die joviale Wirksamkeit des Mannes verbreitete sich bis nach Weimar, und so ward ich nach und nach mit der Jenaischen reichen Flora bekannt.

Noch einen größern Einfluß aber auf meine Belehrung hatte der Enkel Friedrich Gottlieb Dietrich. Als wohlgebauter Jüngling, von regelmäßig angenehmer Gesichtsbildung, schritt er vor, mit frischer Jugendkraft und Lust sich der Pflanzenwelt zu bemeistern; sein glückliches Gedächtniß hielt alle die seltsamen Benennungen fest, und reichte sie ihm jeden Augenblick zum Gebrauche dar; seine Gegenwart sagte mir zu, da ein offner freier Charakter aus Wesen und Thun hervorleuchtete, und so ward ich bewogen auf einer Reise nach Carlsbad ihn mit mir zu nehmen.

In gebirgigen Gegenden immer zu Fuße brachte er mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen, und reichte mir die Ausbeute wo möglich an Ort und Stelle sogleich in den

Wagen herein, und rief dabei nach Art eines Herolds die Linnéiſchen Bezeichnungen, Geſchlecht und Art, mit froher Ueberzeugung aus, manchmal wohl mit falſcher Betonung. Hiedurch ward mir ein neues Verhältniß zur freien herrlichen Natur, indem mein Auge ihrer Wunder genoß und mir zugleich wiſſenſchaftliche Bezeichnungen des Einzelnen, gleichſam aus einer fernen Studirſtube, in das Ohr drangen.

In Carlsbad ſelbſt war der junge rüſtige Mann mit Sonnenaufgang im Gebirge, reichliche Lectionen brachte er mit ſodann an den Brunnen, ehe ich noch meine Becher geleert hatte; alle Mitgäſte nahmen Theil, die welche ſich dieſer ſchönen Wiſſenſchaft befleißigten beſonders. Sie ſahen ihre Kenntniſſe auf das anmuthigſte angeregt, wenn ein ſchmucker Landknabe, im kurzen Weſtchen daher lief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweiſend, ſie alle mit Namen, griechiſchen, lateiniſchen, barbariſchen Urſprungs, bezeichnend; ein Phänomen, das bei Männern, auch wohl bei Frauen, vielen Antheil erregte.

Sollte Vorgeſagtes dem eigentlich wiſſenſchaftlichen Manne vielleicht allzu empiriſch vorkommen, ſo melde ich hienächſt daß gerade dieſes lebhafte Benehmen uns die Gunſt und den Antheil eines in dieſem Fache ſchon geübteren Mannes erwerben konnte, eines trefflichen Arztes nämlich, der, einen reichen Vornehmen begleitend, ſeinen Badeaufenthalt eigentlich zu botaniſchen Zwecken zu nutzen gedachte. Er geſellte ſich gar bald zu uns, die ſich freuten ihm an Hand zu gehen. Die meiſten von Dietrich früh eingebrachten Pflanzen trachtete er ſorgfältig einzulegen, wo denn der Name hinzugeſchrieben und auch ſonſt manches bemerkt wurde. Hiebei konnt' ich nicht anders als gewinnen. Durch Wiederholung prägten ſich die Namen in mein Gedächtniß; auch im Analyſiren

gewann ich etwas mehr Fertigkeit, doch ohne bedeutenden Erfolg; Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur.

Nun fand aber jenes fleißige Bemühen und Treiben in der großen Gesellschaft einige Gegner. Wir mußten öfters hören: die ganze Botanik, deren Studium wir so emsig verfolgten, sey nichts weiter als eine Nomenclatur, und ein ganzes auf Zahlen, und das nicht einmal durchaus, gegründetes System; sie könne weder dem Verstand noch der Einbildungskraft genügen, und niemand werde darin irgend eine auslangende Folge zu finden wissen. Ohngeachtet dieser Einwendung gingen wir getrost unsern Weg fort, der uns denn immer tief genug in die Pflanzenkenntniß einzuleiten versprach.

Hier aber will ich nur kürzlich bemerken, daß der folgende Lebensgang des jungen Dietrich solchen Anfängen gleich blieb; er schritt unermüdet auf dieser Bahn weiter, so daß er, als Schriftsteller rühmlichst bekannt, mit der Doctorwürde geziert, den Großherzoglichen Gärten in Eisenach bisjetzt mit Eifer und Ehre vorsteht.

Indem ich nun durch diesen jungen Mann meine Erfahrung schnell erweitert, meine Kenntniß der Pflanzengestalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Eigenheit immer zunehmen sah, auch mein lebendiges Gedächtniß die bezeichneten Benennungen leicht fest hielt, war mir durch einen zweiten Jüngling fernere, wünschenswerthe Belehrung zugedacht.

August Carl Batsch, der Sohn eines in Weimar durchaus geliebten und geschätzten Vaters, hatte seine Studienzeit in Jena sehr wohl benutzt, sich den Naturwissenschaften eifrig ergeben und es so weit gebracht, daß er nach Köstritz berufen wurde, um die ansehnlich-gräflich Reussische Naturaliensammlung zu ordnen und ihr eine Zeitlang vorzustehen. Sodann

kehrte er nach Weimar zurück, wo ich ihn denn, im harten pflanzenfeindlichen Winter, auf der Schlittschuhbahn, damals dem Versammlungsort guter Gesellschaft, mit Vergnügen kennen lernte, seine zarte Bestimmtheit und ruhigen Eifer gar bald zu schätzen wußte, und in freier Bewegung mich mit ihm über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und über die verschiedenen Methoden dieses Wissen zu behandeln, freimüthig und anhaltend besprach.

Seine Denkweise war meinen Wünschen und Forderungen höchst angemessen, die Ordnung der Pflanzen nach Familien, in aufsteigendem, sich nach und nach entwickelnden Fortschritt, war sein Augenmerk. Diese naturgemäße Methode, auf die Linné mit frommen Wünschen hindeutet, bei welcher französische Botaniker theoretisch und praktisch beharrten, sollte nun einen unternehmenden jüngeren Mann zeitlebens beschäftigen, und wie froh war ich meinen Theil daran aus der ersten Hand zu gewinnen.

Aber nicht allein von zwei Jünglingen, sondern auch von einem bejahrten vorzüglichen Manne, sollte ich unbeschreiblich gefördert werden. Hofrath Büttner hatte seine Bibliothek von Göttingen nach Jena gebracht, und ich, durch das Vertrauen meines Fürsten, der diesen Schatz sich und uns angeeignet hatte, beauftragt, Anordnung und Aufstellung, nach dem eigenen Sinne des im Besitz bleibenden Sammlers, einzuleiten, unterhielt mit demselben ein fortwährendes Verkehr. Er, eine lebendige Bibliothek, bereitwillig auf jede Frage umständliche, auslangende Antwort und Auskunft zu geben, unterhielt sich über Botanik mit Vorliebe.

Hier verläugnete er nicht, sondern bekannte vielmehr sogar leidenschaftlich, daß er, als Zeitgenosse Linné's, gegen diesen ausgezeichneten, die ganze Welt mit seinem Namen erfüllenden

Mann in stillem Wetteifer, dessen System niemals angenommen, vielmehr sich bemüht habe, die Anordnung der Gewächse nach Familien zu bearbeiten, von den einfachsten fast unsichtbaren Anfängen in das Zusammengesetzteste und Ungeheuerste fortschreitend. Ein Schema hiervon zeigte er gern, mit eigner Hand zierlich geschrieben, worin die Geschlechter nach diesem Sinne gereiht erschienen, mir zu großer Erbauung und Beruhigung.

Vorgesagtem nachdenkend wird man die Vortheile nicht verkennen, die mir meine Lage zu dergleichen Studien gewahrte: große Garten, sowohl an der Stadt als an Lustschlössern, hie und da in der Gegend Baum- und Gebüsch-Anlagen nicht ohne botanische Rücksicht, dazu die Beihülfe einer in der Nachbarschaft langst durchgearbeiteten, wissenschaftlichen Localflora, nebst der Einwirkung einer stets fortschreitenden Akademie, alles zusammengenommen gab einem aufgeweckten Geiste genugsame Forderniß zur Einsicht in die Pflanzenwelt.

Indessen sich dergestalt meine botanischen Kenntnisse und Einsichten in lebenslustiger Geselligkeit erheiterten, ward ich eines einsiedlerischen Pflanzenfreundes gewahr, der mit Ernst und Fleiß sich diesem Fache gewidmet hatte. Wer wollte nicht dem im höchsten Sinne verehrten Johann Jacob Rousseau auf seinen einsamen Wanderungen folgen, wo er, mit dem Menschengeschlecht verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzen- und Blumenwelt zuwendet, und in ächter, gradsinniger Geisteskraft sich mit den stillreizenden Naturkindern vertraut macht.

Aus seinen frühern Jahren ist mir nicht bekannt daß er zu Blumen und Pflanzen andere Anmuthungen gehabt als solche, welche eigentlich nur auf Gesinnung, Neigung, zärtliche

Erinnerungen hindeuteten; seinen entschiedenen Aeußerungen aber zufolge mag er erst nach einem stürmischen Autor-Leben, auf der St. Peters-Insel, im Bielersee, auf dieß Naturreich in seiner Fülle aufmerksam geworden seyn. In England nachher, bemerkt man, hat er sich schon freier und weiter umgesehn; sein Verhältniß zu Pflanzenfreunden und -Kennern, besonders zu der Herzogin von Portland, mag seinen Scharfblick mehr in die Breite gewiesen haben, und ein Geist wie der seinige, der den Nationen Gesetz und Ordnung vorzuschreiben sich berufen fühlt, mußte doch zur Vermuthung gelangen, daß in dem unermeßlichen Pflanzenreiche keine so große Mannichfaltigkeit der Formen erscheinen könnte ohne daß ein Grundgesetz, es sey auch noch so verborgen, sie wieder sämmtlich zur Einheit zurückbrächte. Er versenkt sich in dieses Reich, nimmt es ernstlich in sich auf, fühlt daß ein gewisser methodischer Gang durch das Ganze möglich sey, getraut sich aber nicht damit hervorzutreten. Wie er sich selbst darüber ausspricht, wird immer ein Gewinn seyn zu vernehmen.

„Was mich betrifft, ich bin in diesem Studium ein Schüler und nicht gegründet; indem ich herborisire denk' ich mehr mich zu zerstreuen und zu vergnügen als zu unterrichten, und ich kann bei meinen zögernden Betrachtungen den anmaßlichen Gedanken nicht fassen, andere zu unterrichten in dem was ich selbst nicht weiß."

„Doch ich gestehe, die Schwierigkeiten, die ich bei dem Studium der Pflanzen fand, führten mich auf einige Vorstellungen, wie sich wohl Mittel finden ließen dasselbe zu erleichtern und andern nützlich zu machen, und zwar indem man den Faden eines Pflanzensystems durch eine mehr schritthaltende, weniger den Sinnen entrückte Methode zu verfolgen

wüßte als es Tournefort gethan und alle ſeine Nachfolger, ſelbſt Linné nicht ausgenommen. Vielleicht iſt mein Gedanke nicht ausführbar; wir ſprechen darüber wenn ich die Ehre habe Sie wieder zu ſehen."

Alſo ſchrieb er im Anfange des Jahrs 1770; allein es hatte ihm unterdeſſen keine Ruhe gelaſſen; ſchon im Auguſt 1771 unternimmt er, bei einem freundlichen Anlaß, die Pflicht andere zu belehren, ja was er weiß und einſieht Frauen vorzutragen, nicht etwa zu ſpielender Unterhaltung, ſondern ſie gründlich in die Wiſſenſchaft einzuleiten.

Hier gelingt es ihm nun ſein Wiſſen auf die erſten ſinnlich vorzuweiſenden Elemente zurückzuführen; er legt die Pflanzentheile einzeln vor, lehrt ſie unterſcheiden und benennen. Kaum aber hat er hierauf die ganze Blume aus den Theilen wieder hergeſtellt und ſie benannt, theils durch Trivialnamen kenntlich gemacht, theils die Linnéiſche Terminologie ehrenhaft, ihren ganzen Werth bekennend, eingeführt; ſo giebt er alſobald eine breitere Ueberſicht ganzer Maſſen. Nach und nach führt er uns vor: Liliacéen, Siliquoſen und Siliculoſen, Rachen- und Maskenblumen, Umbellen und Compoſiten zuletzt, und indem er auf dieſem Wege die Unterſchiede in ſteigender Mannichfaltigkeit und Verſchränkung anſchaulich macht, führt er uns unmerklich einer vollſtändigen erfreulichen Ueberſicht entgegen. Denn da er an Frauenzimmer zu reden hat, verſteht er, mäßig und gehörig, auf Gebrauch, Nutzen und Schaden hinzuweiſen, und dieß um ſo ſchicklicher und leichter, da er, alle Beiſpiele zu ſeiner Lehre aus der Umgebung nehmend, nur von dem Einheimiſchen ſpricht und auf die exotiſchen Pflanzen, wie ſie auch bekannt ſeyn und gepflegt werden mögen, keine Anſprüche macht.

Im Jahr 1822 gab man unter dem Titel La Botanique

de Rousseau ſämmtliche von ihm über dieſe Gegenſtände verfaßten Schriften in klein Folio ſehr anſtändig heraus, begleitet mit farbigen Bildern, nach dem vortrefflichen Redouté alle diejenigen Pflanzen vorſtellend, von welchen er geſprochen hatte. Bei deren Ueberblick bemerkt man mit Vergnügen, wie einheimiſch ländlich er bei ſeinen Studien verfahren, indem nur Pflanzen vorgeſtellt ſind, welche er auf ſeinen Spaziergangen unmittelbar konnte gewahr werden.

Seine Methode: das Pflanzenreich ins Engere zu bringen, neigt ſich, wie wir oben geſehen haben, offenbar zur Eintheilung nach Familien; und da ich in jener Zeit auch ſchon zu Betrachtungen dieſer Art hingeleitet war, ſo machte ſein Vortrag auf mich einen deſto größern Eindruck.

Und ſo wie die jungen Studirenden ſich auch am liebſten an junge Lehrer halten, ſo mag der Dilettant gern vom Dilettanten lernen. Dieſes wäre freilich in Abſicht auf Gründlichkeit bedenklich, wenn nicht die Erfahrung gäbe, daß Dilettanten zum Vortheil der Wiſſenſchaft vieles beigetragen. Und zwar iſt dieſes ganz natürlich: Manner vom Fach müſſen ſich um Vollſtändigkeit bemühen und deßhalb den weiten Kreis in ſeiner Breite durchforſchen; dem Liebhaber dagegen iſt darum zu thun, durch das Einzelne durchzukommen, und einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm eine Ueberſicht, wo nicht des Ganzen, doch des Meiſten gelingen könnte.

Von Rouſſeau's Bemühungen bring' ich nur ſoviel nach, daß er eine ſehr anmuthige Sorgfalt für das Trocknen der Pflanzen und Anlegen von Herbarien beweiſ't, und den Verluſt deſſelben innigſt bedauert, wenn irgend eins zu Grunde geht, ob er gleich auch hier, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, weder Geſchick noch anhaltende Sorgſamkeit haben mochte, um beſonders bei ſeinen vielfachen Wanderungen auf Erhaltung

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle außer Rugantino.

Götter!
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? wer ſteht uns bey?

Claudine.

Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch ſchuldig; und mache mich frey.

Rugantino.

Sprich ein Wort! Mir iſt's gelungen!
Laß mich los, und ſie iſt frey.

Lucinde.

Du ſo grauſam? Du nicht edel?
Sey ein Menſch, und gib ſie frey.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laß' ihn frey.

Alle außer Rugantino.

Ach wer rettet? Wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?

genau zu achten; deßwegen er auch dergleichen Geſammeltes nur immer als Heu angeſehen wiſſen will.

Behandelt er aber, einem Freund zu Liebe, die Mooſe mit billiger Sorgfalt, ſo erkennen wir aufs lebhafteſte welchen gründlichen Antheil ihm die Pflanzenwelt abgewonnen habe; welches beſonders die Fragmens pour un Dictionnaire des termes d'usage en Botaniquo vollkommen beſtätigen.

Soviel ſey hier geſagt, um einigermaßen anzudeuten was wir ihm in jener Epoche unſrer Studien ſchuldig geworden.

Wie er ſich nun, befreit von allem nationalen Starrſinn, an die auf jeden Fall vorſchreitenden Wirkungen Linné's hielt, ſo dürfen wir auch wohl von unſrer Seite bemerken, daß es ein großer Vortheil ſey, wenn wir beim Eintreten in ein für uns neues wiſſenſchaftliches Fach, es in einer Kriſe und einen außerordentlichen Mann beſchäftigt finden, hier das Vortheilhafte durchzuführen. Wir ſind jung mit der jungen Methode, unſre Anfänge treffen in eine neue Epoche, und wir werden in die Maſſe der Beſtrebſamen wie in ein Element aufgenommen, das uns trägt und fördert.

Und ſo ward ich mit meinen übrigen Zeitgenoſſen Linné's gewahr, ſeiner Umſicht, ſeiner alles hinreißenden Wirkſamkeit. Ich hatte mich ihm und ſeiner Lehre mit völligem Zutrauen hingegeben; demungeachtet mußt' ich nach und nach empfinden, daß mich auf dem bezeichneten eingeſchlagenen Wege manches wo nicht irre machte, doch zurückhielt.

Soll ich nun über jene Zuſtände mit Bewußtſeyn deutlich werden, ſo denke man mich als einen gebornen Dichter, der ſeine Worte, ſeine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenſtänden zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genug zu thun. Ein ſolcher ſollte nun eine fertige Terminologie ins Gedächtniß aufnehmen, eine gewiſſe Anzahl Wörter

und Beiwörter bereit haben, damit er, wenn ihm irgend eine Gestalt vorkäme, eine geschickte Auswahl treffend, sie zu charakteristischer Bezeichnung anzuwenden und zu ordnen wisse. Dergleichen Behandlung erschien mir immer als eine Art von Mosaik, wo man einen fertigen Stift neben den andern setzt, um aus tausend Einzelnheiten endlich den Schein eines Bildes hervorzubringen; und so war mir die Forderung in diesem Sinne gewissermaßen widerlich.

Sah ich nun aber auch die Nothwendigkeit dieses Verfahrens ein, welches dahin zweckte sich durch Worte, nach allgemeiner Uebereinkunft, über gewisse äußerliche Vorkommenheiten der Pflanzen zu verständigen, und alle schwer zu leistende und oft unsichre Pflanzenabbildungen entbehren zu können; so fand ich doch bei der versuchten genauen Anwendung die Hauptschwierigkeit in der Versatilität der Organe. Wenn ich an demselben Pflanzenstengel erst rundliche, dann eingekerbte, zuletzt beinahe gefiederte Blatter entdeckte, die sich alsdann wieder zusammenzogen, vereinfachten, zu Schüppchen wurden und zuletzt gar verschwanden, da verlor ich den Muth irgendwo einen Pfahl einzuschlagen, oder wohl gar eine Gränzlinie zu ziehen.

Unauflösbar schien mir die Aufgabe, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Species unterzuordnen. Wie es vorgeschrieben war las ich wohl, allein wie sollt' ich eine treffende Bestimmung hoffen, da man bei Linné's Lebzeiten schon manche Geschlechter in sich getrennt und zersplittert, ja sogar Classen aufgehoben hatte; woraus hervorzugehen schien: der genialste scharfsichtigste Mann selbst habe die Natur nur en gros gewaltigen und beherrschen können. Wurde nun dabei meine Ehrfurcht für ihn im geringsten nicht geschmälert, so mußte deßhalb ein ganz eigener Conflict entstehen,

und man denke ſich die Verlegenheit in der ſich ein autodidactiſcher Tiro abzumühen und durchzukampfen hatte.

Ununterbrochen jedoch mußt' ich meinen übrigen Lebensgang verfolgen, deſſen Pflichten und Erholungen glücklicherweiſe meiſt in der freien Natur angewieſen waren. Hier drang ſich nun dem unmittelbaren Anſchauen gewaltig auf: wie jede Pflanze ihre Gelegenheit ſucht, wie ſie eine Lage fordert wo ſie in Fülle und Freiheit erſcheinen könne. Bergeshöhe, Thalestiefe, Licht, Schatten, Trockenheit, Feuchte, Hitze, Wärme, Kälte, Froſt und wie die Bedingungen alle heißen mögen! Geſchlechter und Arten verlangen ſie, um mit völliger Kraft und Menge hervorzuſprießen. Zwar geben ſie an gewiſſen Orten, bei manchen Gelegenheiten, der Natur nach, laſſen ſich zur Varietät hinreißen, ohne jedoch das erworbene Recht an Geſtalt und Eigenſchaft völlig aufzugeben. Ahnungen hievon berührten mich in der freien Welt, und neue Klarheit ſchien mir aufzugehen über Garten und Bücher.

Der Kenner, der ſich in das Jahr 1786 zurückzuverſetzen geneigt wäre, möchte ſich wohl einen Begriff meines Zuſtandes ausbilden können, in welchem ich mich nun ſchon zehn Jahre befangen fühlte, ob es gleich ſelbſt für den Pſychologen eine Aufgabe bleiben würde, indem ja, bei dieſer Darſtellung, meine ſämmtlichen Obliegenheiten, Neigungen, Pflichten und Zerſtreuungen mit aufzunehmen wären.

Hier gönne man mir eine ins Ganze greifende Bemerkung einzuſchalten: daß alles was uns von Jugend auf umgab, jedoch nur oberflächlich bekannt war und blieb, ſtets etwas Gemeines und Triviales für uns behält, das wir als gleichgültig neben uns beſtehend anſehen, worüber zu denken wir gewiſſermaßen unfähig werden. Dagegen finden wir, daß neue Gegenſtände in auffallender Mannichfaltigkeit, indem

ſie den Geiſt erregen, uns erfahren laſſen daß wir eines reinen Enthuſiasmus fähig ſind; ſie deuten auf ein Höheres, welches zu erlangen uns wohl gegönnt ſeyn dürfte. Dieß iſt der eigentlichſte Gewinn der Reiſen, und jeder hat nach ſeiner Art und Weiſe genugſamen Vortheil davon. Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge, und erregt, mit neuen Gegenſtänden verknüpft, Aufmerkſamkeit, Nachdenken und Urtheil.

In dieſem Sinne ward meine Richtung gegen die Natur, beſonders gegen die Pflanzenwelt, bei einem ſchnellen Uebergang über die Alpen lebhaft angeregt: Der Lärchenbaum, häufiger als ſonſt, die Zirbelnuß, eine neue Erſcheinung, machten ſogleich auf klimatiſchen Einfluß dringend aufmerkſam. Andere Pflanzen, mehr oder weniger verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am mehrſten aber erkannt' ich die Fülle einer fremden Vegetation, als ich in den botaniſchen Garten von Padua hineintrat, wo mir eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberiſch entgegen leuchtete. Ferner ſah ich hier im Freien manchen ſeltenen Baum emporgewachſen, den ich nur in unſern Glashäuſern überwintern geſehen. Auch die mit einer geringen Bedeckung gegen vorübergehenden Froſt, während der ſtrengern Jahrszeit, geſchützten Pflanzen ſtanden nun mehr im Freien und erfreuten ſich der wohlthätigen Himmelsluft. Eine Fächerpalme zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; glücklicherweiſe ſtanden die einfachen, lanzenförmigen erſten Blätter noch am Boden, die ſucceſſive Trennung derſelben nahm zu, bis endlich das Fächerartige in vollkommener Ausbildung zu ſehen war. Aus einer ſpatha-gleichen Scheide zuletzt trat ein Zweiglein mit Blüthen hervor, und erſchien als ein ſonderbares, mit dem vorhergehenden

Wachsthum in keinem Verhältniß ſtehendes Erzeugniß, fremdartig und überraſchend.

Auf mein Erſuchen ſchnitt mir der Gärtner die Stufenfolge dieſer Veränderungen ſämmtlich ab, und ich belaſtete mich mit einigen großen Pappen, um dieſen Fund mit mir zu führen. Sie liegen, wie ich ſie damals mitgenommen, noch wohlbehalten vor mir und ich verehre ſie als Fetiſche, die, meine Aufmerkſamkeit zu erregen und zu feſſeln völlig geeignet, mir eine gedeihliche Folge meiner Bemühungen zuzuſagen ſchienen.

Das Wechſelhafte der Pflanzengeſtalten, dem ich längſt auf ſeinem eigenthümlichen Gange gefolgt, erweckte nun bei mir immermehr die Vorſtellung: die uns umgebenden Pflanzenformen ſeyen nicht urſprünglich determinirt und feſtgeſtellt, ihnen ſey vielmehr, bei einer eigenſinnigen, generiſchen und ſpecifiſchen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegſamkeit verliehen, um in ſo viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf ſie einwirken, ſich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können.

Hier kommen die Verſchiedenheiten des Bodens in Betracht; reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockne der Höhen, geſchützt vor Froſt und Hitze in jedem Maaße, oder beiden unausweichbar bloßgeſtellt, kann das Geſchlecht ſich zur Art, die Art zur Varietät, und dieſe wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche ſich verändern; und gleichwohl hält ſich die Pflanze abgeſchloſſen in ihrem Reiche, wenn ſie ſich auch nachbarlich an das harte Geſtein, an das beweglichere Leben hüben und drüben anlehnt. Die allerentfernteſten jedoch haben eine ausgeſprochene Verwandtſchaft, ſie laſſen ſich ohne Zwang unter einander vergleichen.

Wie sie sich nun unter einen Begriff sammeln lassen, so wurde mir nach und nach klar und klärer, daß die Anschauung noch auf eine höhere Weise belebt werden könnte: eine Forderung, die mir damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vorschwebte. Ich ging allen Gestalten, wie sie mir vorkamen, in ihren Veränderungen nach, und so leuchtete mir am letzten Ziel meiner Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein, und ich suchte diese nunmehr überall zu verfolgen und wieder gewahr zu werden.

Hieraus entstand nun eine Neigung, eine Leidenschaft, die durch alle nothwendigen und willkürlichen Geschäfte und Beschäftigungen auf meiner Rückreise durchzog. Wer an sich erfuhr was ein reichhaltiger Gedanke, sey er nun aus uns selbst entsprungen, sey er von andern mitgetheilt oder eingeimpft, zu sagen hat, muß gestehen, welch' eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen solle. Und so wird man mir zugeben, daß ich von einem solchen Gewahrwerden, wie von einer Leidenschaft, eingenommen und getrieben, mich, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch, damit beschäftigen mußte.

So sehr nun aber auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in

einem jeden Garten, auf Spaziergangen, kleinen Lüſtfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Beſonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig die Art zu beobachten, wie manche derſelben der Erde anvertraut, an das Tageslicht wieder hervortraten. So wendete ich meine Aufmerkſamkeit auf das Keimen der während ihres Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia, und ſah mit Vergnügen, daß ſie ganz unſchuldig dikotyledoniſch ſich in zwei zarten Blättchen enthüllte, ſodann aber, bei fernerem Wuchſe, die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapſeln begegnete mir etwas Auffallendes. Ich hatte derſelben mehrere von Acanthus mollis nach Hauſe getragen und in einem offenen Käſtchen niedergelegt; nun geſchah es in einer Nacht, daß ich ein Kniſtern hörte und bald darauf das Umherſpringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklarte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgeſprungen und die Samen umher zerſtreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu ſolcher Elaſticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf dieſe Weiſe beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil ſie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchſen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf, ſie huben ſich, wie in einem Ei eingeſchloſſen, empor, warfen aber dieſe Haube bald ab und zeigten in einem Kranze von grünen Nadeln ſchon die Anfange ihrer künftigen Beſtimmung. Vor meiner Abreiſe pflanzte ich das ſchon einigermaßen erwachſene Vorbildchen eines künftigen Baumes in den Garten der Mad. Angelica, wo es zu einer anſehnlichen Höhe, durch manche Jahre gedieh. Theilnehmende Reiſende erzahlten mir davon zu wechſelſeitigem Vergnügen. Leider fand der nach ihrem

Ableben eintretende Beſitzer es wunderlich, auf ſeinen Blumenbeeten eine Pinie ganz unörtlich hervorgewachſen zu ſehen und verbannte ſie ſogleich.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte; wie ich denn überhaupt die Entwickelung derſelben an mehreren Exemplaren beobachtete. Ich übergab ſie einem römiſchen Freunde, der ſie in einen Garten pflanzte, wo ſie noch gedeihen, wie mir ein erhabener Reiſender zu verſichern die Gnade hatte. Sie ſind bis zur Mannshöhe herangewachſen. Mögen ſie dem Beſitzer nicht unbequem werden, und fernerhin fortwachſen und gedeihen.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, ſo ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerkſam gemacht, und zwar durch Rath Reiffenſtein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete: in die Erde geſteckt müſſe jeder ſogleich fortwachſen. Zum entſcheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeſchlagen in ſeinem Garten. Und wie bedeutend iſt nicht in der Folgezeit eine ſolche allgemein verſuchte Vermehrung für die botaniſch-merkantile Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünſcht hätte.

Am auffallendſten war mir jedoch ein ſtrauchartig in die Höhe gewachſener Nelkenſtock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieſer Pflanze; Auge iſt über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieſes war nun hier durch Dauer geſteigert und die Augen aus unerforſchlicher Enge zur höchſt möglichen Entwickelung getrieben, ſo daß ſelbſt die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Buſen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieſer Wundergeſtalt kein Mittel vor

mir ſehend, übernahm ich es ſie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einſicht in den Grundbegriff der Metamorphoſe gelangte. Allein die Zerſtreuung durch ſo vielerlei Obliegenheiten ward nur deſto hinderlicher, und mein Aufenthalt in Rom, deſſen Ende ich vorausſah, immer peinlicher und belaſteter.

Auf der Rückreiſe verfolgte ich unabläſſig dieſe Gedanken, ich ordnete mir im ſtillen Sinne einen annehmlichen Vortrag dieſer meiner Anſichten, ſchrieb ihn bald nach meiner Rückkehr nieder und ließ ihn drucken. Er kam 1790 heraus und ich hatte die Abſicht bald eine weitere Erläuterung mit den nöthigen Abbildungen nachfolgen zu laſſen. Das fortrauſchende Leben jedoch unterbrach und hinderte meine guten Abſichten, daher ich denn gegenwärtiger Veranlaſſung des Wiederabdrucks jenes Verſuchs mich um ſo mehr zu erfreuen habe, als ſie mich auffordert mancher Theilnahme an dieſen ſchönen Studien ſeit vierzig Jahren zu gedenken.

Nachdem ich im Vorſtehenden, ſoviel nur möglich war, anſchaulich zu machen geſucht habe, wie ich in meinen botaniſchen Studien verfahren, auf die ich geleitet, getrieben, genöthigt und, durch Neigung daran feſtgehalten, einen bedeutenden Theil meiner Lebenstage verwendet; ſo möchte doch vielleicht der Fall eintreten, daß irgend ein ſonſt wohlwollender Leſer hiebei tadeln könnte: als habe ich mich zu viel und zu lange bei Kleinigkeiten und einzelnen Perſönlichkeiten aufgehalten; deßhalb wünſche ich denn hier zu erklären, daß dieſes abſichtlich und nicht ohne Vorbedacht geſchehen ſey, damit mir nach ſo vielem Beſondern, einiges Allgemeine beizubringen erlaubt ſeyn möge.

Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich, im Vaterlande und auch wohl auswärts, als Dichter

und läßt mich allenfalls für einen ſolchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerkſamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen phyſiſchen und ihren organiſchen Phänomenen, emſig bemüht und ernſtlich angeſtellte Betrachtungen ſtetig und leidenſchaftlich im Stillen verfolgt, dieſes iſt nicht ſo allgemein bekannt noch weniger mit Aufmerkſamkeit bedacht worden.

Als daher mein ſeit vierzig Jahren in deutſcher Sprache abgedruckter Verſuch: wie man die Geſetze der Pflanzenbildung ſich geiſtreich vorzuſtellen habe, nunmehr beſonders in der Schweiz und Frankreich näher bekannt wurde; ſo konnte man ſich nicht genug verwundern wie ein Poet, der ſich bloß mit ſittlichen, dem Gefühl und der Einbildungskraft anheim gegebenen Phänomenen gewöhnlich befaſſe, ſich einen Augenblick von ſeinem Wege abwenden und, in flüchtigem Vorübergehen, eine ſolche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können.

Dieſem Vorurtheil zu begegnen, iſt eigentlich vorſtehender Aufſatz verfaßt; er ſoll anſchaulich machen: wie ich Gelegenheit gefunden einen großen Theil meines Lebens mit Neigung und Leidenſchaft auf Naturſtudien zu verwenden.

Nicht alſo durch eine außerordentliche Gabe des Geiſtes, nicht durch eine momentane Inſpiration, noch unvermuthet und auf einmal, ſondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem ſo erfreulichen Reſultate gelangt.

Zwar hätte ich gar wohl der hohen Ehre, die man meiner Sagacität erweiſen wollen, ruhig genießen und mich allenfalls damit brüſten können; da es aber im Verfolg wiſſenſchaftlichen Beſtrebens, gleich ſchädlich iſt, ausſchließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen, ſo habe ich für meine Schuldigkeit gehalten das Ereigniß, wie es mir begegnet, hiſtoriſch treu, obgleich nicht in aller Ausführlichkeit, ernſten Forſchern darzulegen.

Ruganting zu Alonzo.

Ja du retteſt, du erbarmeſt
Dich dein ſelbſt, und machſt ſie frey.

Alonzo.

Verwegner!
Ja, gehe!
Entferne dich eilend,
Ja, fliehe nur fort.
Du haſt mich gebunden,
Du haſt überwunden,
Da haſt du mein Wort!

Ruganting
noch Claudinen haltend.

Ja, ich traue deinem Worte,
Das du mir gewiß erfüllſt;
Und verſprich, daß zu der Pforte
Du mich ſelbſt begleiten willſt.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du auch dein Wort erfüllſt;
Und ich führe dich zur Pforte,
Wenn du mir ſie laſſen willſt.

Schickſal der Handſchrift.

Aus Italien dem formreichen war ich in das geſtaltloſe Deutſchland zurückgewieſen, heiteren Himmel mit einem düſteren zu vertauſchen; die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteſte, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne ſchien ſie zu beleidigen, ich vermißte jede Theilnahme, niemand verſtand meine Sprache. In dieſen peinlichen Zuſtand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß an welche ſich der äußere Sinn gewöhnen ſollte, der Geiſt erwachte ſonach, und ſuchte ſich ſchadlos zu halten.

Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, geſammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden geſucht. Wie die begünſtigte griechiſche Nation verfahren um die höchſte Kunſt im eignen Nationalkreiſe zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewiſſen Grad einzuſehen gelernt, ſo daß ich hoffen konnte nach und nach das Ganze zu überſchauen, und mir einen reinen, vorurtheilsfreien Kunſtgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben wie ſie geſetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muſter alles künſtlichen, hervorzubringen. Das dritte was mich beſchäftigte waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zuſammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerſtand ein drittes hervorgeht, was weder Kunſt noch Natur, ſondern beides zugleich iſt, nothwendig und zufällig, abſichtlich und blind. Ich verſtehe die menſchliche Geſellſchaft.

Wie ich mich nun in diesen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet, und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier, und Styl; einen andern die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Carneval; sie zeigen sämmtlich was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte. Der Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, das heißt die mannichfaltigen, besondern Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Princip zurückzuführen, war zuerst abgeschlossen.

Nun aber ist es eine alte schriftstellerische Wahrheit: Uns gefallt was wir schreiben, wir würden es ja sonst nicht geschrieben haben. Mit meinem neuen Hefte wohl zufrieden schmeichelte ich mir, auch im wissenschaftlichen Felde, schriftstellerisch eine glückliche Laufbahn zu eröffnen, allein hier sollte mir ebenfalls begegnen, was ich an meinen ersten dichterischen Arbeiten erlebt, ich ward gleich anfangs auf mich selbst zurückgewiesen; doch hier deuteten die ersten Hindernisse, leider gleich auf die spätern, und noch bis auf den heutigen Tag lebe ich in einer Welt, aus der ich wenigen etwas mittheilen kann. Dem Manuscript aber erging es folgendermaßen.

Mit Herrn Göschen, dem Herausgeber meiner gesammelten Schriften, hatte ich alle Ursache zufrieden zu seyn; leider fiel jedoch die Auflage derselben in eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte, noch wissen wollte,

und ich glaubte zu bemerken mein Verleger finde den Abſatz nicht ganz nach ſeinen Wünſchen. Indeſſen hatte ich verſprochen, meine künftigen Arbeiten ihm vor andern anzubieten, eine Bedingung, die ich immer für billig gehalten habe. Ich meldete ihm daher, daß eine kleine Schrift fertig liege, wiſſenſchaftlichen Inhalts, deren Abdruck ich wünſche. Ob er ſich nun überhaupt von meinen Arbeiten nicht mehr ſonderlich viel verſprochen, oder ob er in dieſem Falle, wie ich vermuthen kann, bei Sachverſtändigen Erkundigung eingezogen habe, was von einem ſolchen Ueberſprung in ein anderes Feld zu halten ſeyn möchte, will ich nicht unterſuchen, genug ich konnte ſchwer begreifen warum er mein Heft zu drucken ablehnte, da er, im ſchlimmſten Falle, durch ein ſo geringes Opfer von ſechs Bogen Maculatur einen fruchtbaren, friſch wieder auftretenden, zuverläſſigen, genügſamen Autor ſich erhalten hätte.

Abermals befand ich mich alſo in derſelben Lage, wie jene da ich dem Buchhändler Fleiſcher meine Mitſchuldigen anbot; dießmal aber ließ ich mich nicht ſogleich abſchrecken. Ettinger in Gotha, eine Verbindung mit mir beabſichtigend, erbot ſich zur Uebernahme, und ſo gingen dieſe wenigen Bogen, mit lateiniſchen Lettern zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt.

Das Publicum ſtutzte: denn nach ſeinem Wunſch ſich gut und gleichförmig bedient zu ſehen, verlangt es an jeden daß er in ſeinem Fache bleibe und dieſes Anſinnen hat auch guten Grund: denn wer das Vortreffliche leiſten will, welches nach allen Seiten hin unendlich iſt, ſoll es nicht, wie Gott und die Natur wohl thun dürfen, auf mancherlei Wegen verſuchen. Daher will man, daß ein Talent das ſich in einem gewiſſen Feld hervorthat, deſſen Art und Weiſe allgemein

anerkannt und beliebt iſt, aus ſeinem Kreiſe ſich nicht entferne, oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberſpringe. Wagt es einer, ſo weiß man ihm keinen Dank, ja man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen beſondern Beifall.

Nun fühlt aber der lebhafte Menſch ſich um ſein Selbſtwillen, und nicht fürs Publicum da, er mag ſich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abſchleifen, er ſucht ſich von andern Seiten Erholung. Auch iſt jedes energiſche Talent ein allgemeines, das überall hinſchaut und ſeine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt. Wir haben Aerzte, die mit Leidenſchaft bauen, Gärten und Fabriken anlegen, Wundärzte als Münzkenner und Beſitzer köſtlicher Sammlungen. Aſtruc, Ludwig des Vierzehnten Leibchirurg, legte zuerſt Meſſer und Sonde an den Pentateuch, und was ſind nicht überhaupt ſchon die Wiſſenſchaften theilnehmenden Liebhabern, und unbefangenen Gaſtfreunden ſchuldig geworden! Ferner kennen wir Geſchäftsmänner als leidenſchaftliche Romanenleſer und Kartenſpieler, ernſthafte Hausväter jeder andern Unterhaltung die Theaterpoſſe vorziehend. Seit mehreren Jahren wird uns zum Ueberdruß die ewige Wahrheit wiederholt, daß das Menſchenleben aus Ernſt und Spiel zuſammengeſetzt ſey, und daß der weiſeſte und glücklichſte nur derjenige genannt zu werden verdiene, der ſich zwiſchen beiden im Gleichgewicht zu bewegen verſteht, denn auch ungeregelt wünſcht ein jeder das Entgegengeſetzte von ſich ſelbſt, um das Ganze zu haben.

Auf tauſenderlei Weiſe erſcheint dieſes Bedürfniß dem wirkſamen Menſchen aufgedrungen. Wer darf mit unſerm Chladni rechten, dieſer Zierde der Nation? Dank iſt ihm die Welt ſchuldig, daß er den Klang allen Körpern auf

jede Weiſe zu entlocken, zuletzt ſichtbar zu machen verſtanden. Und was iſt entfernter von dieſem Bemühen, als die Betrachtung des atmoſphäriſchen Geſteins. Die Umſtände der in unſern Tagen häufig ſich erneuernden Ereigniſſe zu kennen, und zu erwägen, die Beſtandtheile dieſes himmliſch-irdiſchen Products zu entwickeln, die Geſchichte des durch alle Zeiten durchgehenden wunderbaren Phänomens aufzuforſchen, iſt eine ſchöne, würdige Aufgabe. Wodurch hängt aber dieſes Geſchäft mit jenen zuſammen? etwa durch Donnergepraſſel, womit die Atmoſphärilien zu uns herunterſtürzen? Keineswegs, ſondern dadurch daß ein geiſtreicher, aufmerkender Mann zwei der entfernteſten Naturvorkommenheiten ſeiner Betrachtung aufgedrungen fühlt, und nun eines wie das andere fertig und unabläſſig verfolgt. Ziehen wir dankbar den Gewinn der uns dadurch beſcheert iſt.

Schickſal der Druckſchrift.

Derjenige, der ſich im Stillen mit einem würdigen Gegenſtande beſchäftigt, in allem Ernſt ihn zu umfaſſen beſtrebt, macht ſich keinen Begriff, daß gleichzeitige Menſchen ganz anders zu denken gewohnt ſind als er, und es iſt ſein Glück: denn er würde den Glauben an ſich ſelbſt verlieren, wenn er nicht an Theilnahme glauben dürfte. Tritt er aber mit ſeiner Meinung hervor, ſo bemerkt er bald daß verſchiedene Vorſtellungsarten ſich in der Welt bekämpfen und ſo gut den Gelehrten als Ungelehrten verwirren. Der Tag iſt immer in Parteien getheilt, die ſich ſelbſt ſo wenig kennen als ihre Antipoden. Jeder wirkt leidenſchaftlich was er vermag, und gelangt ſo weit es gelingen will.

Und ſo ward auch ich, noch ehe mir ein öffentliches Urtheil zukam, durch eine Privatnachricht gar wunderſam getroffen. In einer anſehnlichen deutſchen Stadt, hatte ſich ein Verein wiſſenſchaftlicher Männer gebildet, welche zuſammen, auf theoretiſchem und praktiſchem Wege, manches Gute ſtifteten. In dieſem Kreiſe ward auch mein Heftchen, als eine ſonderbare Novität, eifrig geleſen; allein jedermann war damit unzufrieden, alle verſicherten: es ſey nicht abzuſehen was das heißen ſolle? Einer meiner römiſchen Kunſtfreunde, mich liebend, mir vertrauend, empfand es übel meine Arbeit ſo getadelt, ja verwerfen zu hören, da er mich doch, bei einem lange fortgeſetzten Umgange, über mannichfaltige Gegenſtände ganz vernünftig und folgerecht ſprechen hören. Er las daher das Heft mit Aufmerkſamkeit, und ob er gleich ſelbſt nicht recht wußte wo ich hinaus wolle, ſo ergriff er doch den Inhalt mit Neigung und Künſtlerſinn, und gab dem Vorgetragenen eine zwar wunderliche aber doch geiſtreiche Bedeutung.

„Der Verfaſſer, ſagte derſelbe, hat eine eigene, verborgene Abſicht, die ich aber vollkommen deutlich einſehe, er will den Künſtler lehren wie ſproſſende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden ſind, nach Art und Weiſe der Alten in fortſchreitender Bewegung. Die Pflanze muß von den einfachſten Blättern ausgehen, die ſich ſtufenweiſe vermannichfaltigen, einſchneiden, vervielfaltigen, und indem ſie ſich vorwärts ſchieben, immer ausgebildeter, ſchlanker und leichter werden, bis ſie ſich in dem größten Reichthum der Blume verſammeln, um den Samen entweder auszuſchütten, oder gar einen neuen Lebenslauf wieder zu beginnen. Marmorpilaſter auf ſolche Weiſe verziert, ſieht man in der Villa Medicis, und nun verſtehe ich erſt recht wie es dort gemeint iſt.

Die unendliche Fülle der Blätter wird zuletzt von der Blu
noch übertroffen, so daß endlich statt der Samenkörner
Thiergestalten und Genien hervorspringen, ohne daß m
es, nach der vorhergehenden, herrlichen Entwickelungsfol
nur im mindesten unwahrscheinlich fände; ich freue mich n
auf die angedeutete Weise gar manchen Zierrath selbst
erfinden, da ich bisher unbewußt die Alten nachgeahmt hab

In diesem Falle war jedoch Gelehrten nicht gut ge
digt, sie ließen die Erklarung zur Noth hingehen, mein
aber doch: wenn man nichts weiter als die Kunst im A
habe und Zierrathen beabsichtige, so müsse man nicht t
als wenn man für die Wissenschaften arbeite, wo derglei
Phantasien nicht gelten dürften. Der Künstler versich
mich spater: in Gefolg der Naturgesetze, wie ich sie au
sprochen, sey ihm gelungt Natürliches und Unmögliches
verbinden, und etwas erfreulich Wahrscheinliches hervo
bringen. Jenen Herrn dagegen habe er mit seinen Erklaru
nicht wieder aufwarten dürfen.

Von andern Seiten her, vernahm ich ähnliche Kla
nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und
vereinbar seyen. Man vergaß daß Wissenschaft sich aus
entwickelt habe; man bedachte nicht daß, nach einem
schwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu b
seitigem Vortheil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder
nen könnten.

Freundinnen, welche mich schon früher den einsame
bergen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzoge
ten, waren auch mit meiner abstrakten Gartnerei keine
zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich, dure
stalt, Farbe, Geruch auszeichnen, nun verschwanden s
zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ic

wohlwollenden Gemüther zur Theilnahme durch eine Elegie zu locken, der ein Platz hier gegönnt seyn möge, wo sie, im Zusammenhang wissenschaftlicher Darstellung, verständlicher werden durfte, als eingeschaltet in eine Folge zärtlicher und leidenschaftlicher Poesien.

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.

Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt du aufs neue, ſo bald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung:
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beiſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,

Strömen ſüßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O! gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft,
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Höchſt willkommen war dieſes Gedicht, der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fuhlte mich ſehr glücklich als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete; von der übrigen liebenswürdigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu erdulden, ſie parodirten

Ruganteno.

Dieß Verſprechen, dieſe Worte
Sind ihr Leben, ſind dein Glück.

Zu Lucinden.

Bring' ſogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, ſie zurück.

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine zu Alonzo.

Ach, ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Iſt dein Vortheil, iſt dein Glück.

Alle.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt ſein Vortheil, iſt ſein Glück.

Ruganteno.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt mein Vortheil, iſt mein Glück!

meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen.

Leiden ernsterer Art jedoch waren mir bereitet von auswärtigen Freunden, unter die ich, in dem Jubel meines Herzens, die Frei-Exemplare vertheilt hatte, sie antworteten alle mehr oder weniger in Bonnet's Redensarten: denn seine Contemplation der Natur hatte, durch scheinbare Faßlichkeit, die Geister gewonnen, und eine Sprache in Gang gebracht in der man etwas zu sagen, sich untereinander zu verstehen glaubte. Zu meiner Art mich auszudrücken wollte sich niemand bequemen. Es ist die größte Qual nicht verstanden zu werden, wenn man nach großer Bemühung und Anstrengung, sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn den Irrthum immer wiederholen zu hören aus dem man sich mit Noth gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen als wenn das was uns mit unterrichteten, einsichtigen Männern verbinden sollte, Anlaß giebt einer nicht zu vermittlenden Trennung.

Ueberdieß waren die Aeußerungen meiner Freunde keineswegs von schonender Art, und es wiederholte sich dem vieljährigen Autor die Erfahrung daß man gerade von verschenkten Exemplaren, Unlust und Verdruß zu erleben hat. Kommt jemanden ein Buch durch Zufall, oder Empfehlung in die Hand, er lies't es', kauft es auch wohl; überreicht ihm aber ein Freund mit behaglicher Zuversicht, sein Werk, so scheint es als sey es darauf abgesehen ein Geistes-Uebergewicht aufzudringen. Da tritt nun das radicale Böse in seiner häßlichsten Gestalt hervor, als Neid und Widerwille gegen frohe, eine Herzensangelegenheit vertrauende Personen. Mehrere Schriftsteller die ich befragte waren mit diesem Phänomen der unsittlichen Welt auch nicht unbekannt.

Einen Freund und Gönner jedoch, welcher, während der Arbeit so wie nach deren Vollendung, treulich eingewirkt, muß ich an dieſer Stelle rühmen. Carl von Dalberg war es, ein Mann der wohl verdient hatte das ihm angeborne und zugedachte Glück in friedlicher Zeit zu erreichen, die höchſten Stellen durch unermüdete Wirkſamkeit zu ſchmücken und den Vortheil derſelben mit den Seinigen bequem zu genießen. Man traf ihn ſtets rührig, theilnehmend, fördernd, und wenn man ſich auch ſeine Vorſtellungsart im Ganzen nicht zueignen konnte; ſo fand man ihn doch im Einzelnen jederzeit geiſtreich überhelfend. Bei aller wiſſenſchaftlichen Arbeit bin ich ihm viel ſchuldig geworden, weil er das mir eigenthümliche Hinſtarren auf die Natur zu bewegen, zu beleben wußte. Denn er hatte den Muth, durch gewiſſe gelenke Wortformeln, das Angeſchaute zu vermitteln, an den Verſtand heran zu bringen.

Eine günſtige Recenſion in den Göttinger Anzeigen, Februar 1791, konnte mir nur halb genugen. Daß ich mit ausnehmender Klarheit meinen Gegenſtand behandelt war mir zugeſtanden, der Recenſent legte den Gang meines Vortrags kürzlich und reinlich dar, wohin es aber deute war nicht ausgeſprochen, und ich daher nicht gefördert. Da man mir nun zugab daß ich den Weg ins Wiſſen von meiner Seite wohl gebahnt habe, ſo wünſchte ich brünſtig, daß man mir von dort her entgegen kame: denn es war mir gar nichts daran gelegen hier irgendwo Fuß zu faſſen, ſondern ſo bald als möglich durch dieſe Regionen, unterrichtet und aufgeklart, durchzuſchreiten. Da es aber nicht nach meinen Hoffnungen und Wünſchen erging, ſo blieb ich meinen bisherigen Anſtalten getreu. Herbarien wurden zu dieſem Zwecke geſammelt, ich verwahrte ſogar manche Merkwürdigkeit in Spiritus, ließ Zeichnungen

verfertigen, Kupfertafeln ſtechen, alles das ſollte der Fortſetzung meiner Arbeit zu gute kommen. Der Zweck war die Haupterſcheinung vor Augen zu bringen, und die Anwendbarkeit meines Vortrags zu bethätigen. Nun ward ich aber unverhofft in ein höchſt bewegliches Leben hingeriſſen. Meinem Fürſten folgte ich, und alſo dem preußiſchen Heer nach Schleſien, in die Champagne, zur Belagerung von Mainz. Dieſe drei Jahre hintereinander waren auch für mein wiſſenſchaftliches Beſtreben höchſt vortheilhaft. Ich ſah die Erſcheinungen der Natur in offner Welt, und brauchte nicht erſt einen zwirnsfädigen Sonnenſtrahl in die finſterſte Kammer zu laſſen, um zu erfahren, daß Hell und Dunkel Farben erzeuge. Dabei bemerkte ich kaum die unendliche Langeweile des Feldzugs, die höchſt verdrießlich iſt wenn Gefahr dagegen uns belebt und ergötzt. Ununterbrochen waren meine Betrachtungen, unausgeſetzt das Aufzeichnen des Bemerkten, und mir, dem unſchreibſeligen, ſtand der gute Genius abermals ſchönſchreibend zur Seite, der mir in Carlsbad und früher ſo förderlich geweſen.

Da mir nun alle Gelegenheit entzogen war in Büchern mich umzuſehen benutzte ich meine Druckſchrift gelegentlich daß ich gelehrte Freunde, welche der Gegenſtand intereſſirte, bittend anging, mir zu Liebe, in ihrem weit verbreiteten Leſekreis gefällig acht zu geben, was ſchon über dieſe Materie geſchrieben und überliefert wäre: denn ich war längſt überzeugt es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne gar wohl in den Ueberlieferungen ſchon angedeutet finden, was wir ſelbſt gewahr werden und denken, oder wohl gar hervor bringen. Wir ſind nur Originale weil wir nichts wiſſen.

Jener Wunſch aber ward mir gar glücklich erfüllt, als

mein verehrter Freund, Friedrich August Wolf, mir seinen Namensvetter andeutete, der längst auf der Spur gewesen die ich nun auch verfolgte. Welcher Vortheil mir dadurch geworden weis't sich zunächst aus.

Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters.

Caspar Friedrich Wolf, geboren zu Berlin im Jahr 1733, studirt zu Halle, promovirt 1759, seine Dissertation Theoria generationis setzt viele mikroskopische Beobachtungen und ein ernstes, anhaltendes Nachdenken voraus, wie man sie von einem sechsundzwanzigjährigen jungen Manne kaum erwarten darf. Nun prakticirt er in Breslau, lies't zugleich Physiologie und andere Collegien im Lazareth daselbst. Nach Berlin berufen, setzt er seine Vorlesungen fort, er wünscht seinen Zuhörern einen vollständigen Begriff von der Generation zu geben, läßt deßhalb 1764 einen deutschen Octavband drucken, dessen erste Abtheilung historisch und polemisch, die zweite dogmatisch und didaktisch ist. Hierauf wird er, als Akademiker nach St. Petersburg versetzt, wo er denn in den Commentarien und Acten von 1767 bis 1792 als ein fleißiger Mitarbeiter erscheint. Alle seine Aufsätze beweisen daß er sowohl seinem Studiengange als seinen Ueberzeugungen durchaus treu geblieben, bis an sein Ende, welches 1794 erfolgte. Seine Mitbrüder drücken sich folgendermaßen über ihn aus:

„Er brachte nach St. Petersburg schon den wohlbefestigten Ruf eines gründlichen Anatomen und tiefsinnigen Physiologen, einen Ruf den er in der Folge zu erhalten und zu vermehren wußte, durch die große Zahl trefflicher Aufsätze, welche in

den Sammlungen der Akademie verbreitet sind. Er hatte sich schon früher berühmt gemacht, durch eine tief und gründlich gedachte Probeschrift über die Zeugung, und durch den Streit in welchen er deßhalb mit dem unsterblichen Haller gerieth, der, ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheit, ihn immer ehrenvoll und freundschaftlich behandelte. Geliebt und geschätzt von seinen Mitgenossen, sowohl seines Wissens, als wegen seiner Geradheit und Sanftmuth, verschied er im einundsechzigsten Jahre seines Alters, vermißt von der ganzen Akademie, bei der er seit siebenundzwanzig Jahren sich als thätiges Mitglied erwiesen hatte. Weder die Familie noch seine hinterlassenen Papiere konnten irgend etwas liefern, woraus man einigermaßen eine umständlichere Lebensbeschreibung hatte bilden können. Aber die Einförmigkeit, in welcher ein Gelehrter einsam und eingezogen lebte, der seine Jahre nur im Studirzimmer zubrachte, giebt so wenig Stoff zu Biographie, daß wir wahrscheinlich hiebei nicht viel vermissen. Der eigentliche, bedeutende und nützliche Theil vom Leben eines solchen Mannes ist in seinen Schriften aufbewahrt, durch sie wird sein Name der Nachwelt überliefert, also indem uns eine Lebensbeschreibung abgeht, geben wir das Verzeichniß seiner akademischen Arbeiten, welches gar wohl für eine Lobrede (Eloge) gelten kann, denn es laßt mehr als die schönsten Redensarten die Größe des Verlusts empfinden den wir durch seinen Tod erleiden."

Also schätzte und ehrte eine fremde Nation öffentlich schon vor zwanzig Jahren unsern trefflichen Landsmann, den eine herrschende Schule, mit der er sich nicht vereinigen konnte, schon früh aus seinem Vaterlande hinausgeschoben hatte, und ich freue mich bekennen zu dürfen daß ich, seit mehr als funfundzwanzig Jahren, von ihm und an ihm gelernt habe. Wie

wenig bekannt er jedoch dieſe Zeit in Deutſchland geweſen, zeugt unſer ſo verdiente als redliche Meckel, bei Gelegenheit einer Ueberſetzung des Aufſatzes über die Bildung des Darmkanals im bebrüteten Hühnchen. Halle 1812.

Möge mir die Parze vergönnen, umſtändlich darzulegen, wie ich ſeit ſo vielen Jahren mit und neben dieſem vorzüglichen Manne gewandelt, wie ich deſſen Charakter, Ueberzeugung und Lehre zu durchdringen geſucht, wie weit ich mit ihm übereinſtimmen können, wie ich mich zu ferneren Fortſchritten angetrieben fühlte, jedoch ihn immer dankbar im Auge behalten. Gegenwärtig iſt nur von ſeiner Anſicht der Pflanzenverwandlung die Rede, die er ſchon in ſeiner Probeſchrift, und deren deutſchen weitern Ausführung an den Tag legte, am deutlichſten aber im erſt genannten akademiſchen Aufſatze zuſammen gefaßt und ausgeſprochen hat. Ich nehme daher dieſe Stellen nach der Meckel'ſchen Ueberſetzung hier dankbar auf, und füge nur wenige Anmerkungen hinzu, um auf dasjenige hinzudeuten, was ich in der Folge ausführlicher entwickeln möchte.

Caspar Friedrich Wolf

über Pflanzenbildung.

„Ich verſuchte die meiſten Theile der Pflanzen welche die größte Aehnlichkeit mit einander haben, deßhalb leicht verglichen werden können, die Blatter namlich, den Kelch, die Blumenblatter, die Fruchthülle, den Samen, den Stengel, die Wurzel ihrer Entſtehung nach zu erklaren. Da beſtatigte ſich denn, daß die verſchiedenen Theile, woraus die Pflanzen beſtehen, einander außerordentlich ahnlich ſind, und deßhalb ihrem Weſen und ihrer Entſtehungsweiſe nach leicht erkannt

werden. In der That bedarf es keines großen Scharfſinns, um, beſonders bei gewiſſen Pflanzen, zu bemerken daß der Kelch ſich von den Blättern nur wenig unterſcheidet und, um es kurz zu ſagen, nichts als eine Sammlung mehrerer kleinerer und unvollkommnerer Blätter iſt. Sehr deutlich ſieht man dieß bei mehrern jährigen Pflanzen mit zuſammengeſetzten Blumen, wo die Blätter allmählig deſto kleiner, unvollkommner und zahlreicher werden, und deſto näher an einander rücken, je höher ſie am Stamme ſtehen, bis endlich die letzten, unmittelbar unter der Blume befindlichen, äußerſt klein und dicht zuſammengedrängt, die Blätter des Kelches darſtellen und, zuſammengenommen, den Kelch ſelbſt bilden.

Nicht weniger deutlich iſt auch die Fruchthülle aus mehrern Blättern zuſammengeſetzt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Blätter, welche im Kelche bloß zuſammengedrängt ſind, hier mit einander verſchmelzen. Die Richtigkeit dieſer Meinung beweiſ't nicht bloß das Aufſpringen mehrerer Samenkapſeln und das freiwillige Zerfallen derſelben in ihre Blätter, als in die Theile woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, ſondern ſchon die bloße Betrachtung und die äußere Anſicht der Fruchthülle. Endlich ſind ſelbſt die Samen, ungeachtet ſie auf den erſten Anblick nicht die geringſte Aehnlichkeit mit Blättern haben, doch in der That wieder nichts als verſchmolzne Blätter; denn die Lappen, in welche ſie ſich ſpalten, ſind Blätter, aber unter allen der ganzen Pflanze am unvollkommenſten entwickelt, unförmlich, klein, dick, hart, ſaftlos und weiß. Jeder Zweifel an der Richtigkeit dieſer Behauptung wird gehoben, wenn man ſieht, wie dieſe Lappen, ſobald der Samen der Erde anvertrauet wird, damit die, in der mütterlichen Pflanze unterbrochene, Vegetation fortgeſetzt werde, ſich in die vollkommenſten, grünen, ſaftigen Blätter,

die ſogenannten Samenblätter, umwandeln. Daß aber auch die Blumenkrone und die Staubgefäße weiter nichts als modificirte Blätter ſind, wird aus einzelnen Beobachtungen wenigſtens ſehr wahrſcheinlich. Man ſieht nämlich nicht ſelten die Blätter des Kelches in Blumenblätter und umgekehrt dieſe in Kelchblätter übergehen. Wenn nun die Kelchblätter wahre Blätter, die Blumenblätter aber nichts als Kelchblätter ſind: ſo iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Blumenblätter modificirte wahre Blätter ſind. Auf ähnliche Weiſe ſieht man auch in den Linnéiſchen Polyandriſten die Staubfaden häufig ſich in Blumenblätter verwandeln und dadurch gefüllte Blumen bilden, umgekehrt aber Blumenblätter in Staubfaden übergehen, woraus ſich wieder ergiebt, daß auch die Staubgefäße ihrem Weſen nach eigentlich Blätter ſind. Mit einem Worte, in der ganzen Pflanze, deren Theile auf den erſten Anblick ſo außerordentlich von einander abweichen, ſieht man, wenn man alles reiflich erwägt, nichts als Blätter und Stengel, indem die Wurzel zu dieſem gehört. Dieſe ſind die nächſten, unmittelbaren und zuſammengeſetzten Theile derſelben, die entfernten und einfachen, woraus dieſe wieder gebildet werden, ſind Gefäße und Bläschen.

Wenn alſo alle Theile der Pflanze, den Stengel ausgenommen, auf die Form des Blattes zurückgeführt werden können, und nichts als Modificationen derſelben ſind: ſo ergiebt ſich leicht, daß die Generationstheorie der Pflanzen nicht ſehr ſchwer zu entwickeln iſt; und zugleich iſt der Weg bezeichnet, den man einſchlagen muß, wenn man dieſe Theorie liefern will. Zuerſt muß durch Beobachtungen ausgemittelt werden auf welche Weiſe die gewöhnlichen Blätter ſich bilden, oder, was gleichbedeutend iſt, wie die gewöhnliche Vegetation vor ſich geht, auf welchen Gründen ſie beruht und durch welche

Kräfte sie wirklich wird. Ist man hierüber im Reinen: so müssen die Ursachen, die Umstände und Bedingungen erforscht werden, welche in den obern Theilen der Pflanze, wo die, dem Anscheine nach, neuen Erscheinungen sich darbieten und die scheinbar verschiedenen Theile sich entwickeln, die allgemeine Vegetationsweise so modificiren, daß an der Stelle gewöhnlicher Blätter diese eigenthümlich gebildeten zum Auftritt kommen. Nach diesem Plane verfuhr ich früherhin und fand, daß alle diese Modificationen in der allmahligen Abnahme der Vegetationskraft begründet sind, die in dem Maaße sich vermindert als die Vegetation länger fortgesetzt wird und endlich ganz verschwindet; daß folglich das Wesen aller dieser Abänderungen der Blätter eine unvollkommnere Ausbildung derselben ist. Es war mir leicht, durch eine Menge von Versuchen diese allmählige Abnahme der Vegetation und ihrer Ursache, deren genaue Angabe hier zu weitlaufig ware, zu erweisen und aus diesem Fundament allein alle die neuen Phänomene, welche die Blüthen- und Fruchttheile, die so sehr von den übrigen Blättern verschieden scheinen, darbieten, und selbst eine Menge von Kleinigkeiten zu erklären, die damit in Beziehung stehen.

So findet man den Gegenstand, wenn man die Bildungsgeschichte der Pflanzen untersucht; ganz verschieden aber ist alles, wenn man sich zu den Thieren wendet."

Wenige Bemerkungen.

Indem ich zu Vorstehendem einiges zu bemerken gedenke muß ich mich hüten nicht zu tief in die Darstellung der Denkweise und Lehre des vorzüglichen Mannes, wie es wohl künftig

geſchehen möchte, einzugehen; ſo viel reiche hin weiteres Nachdenken zu erregen.

Die Identität der Pflanzentheile bei aller ihrer Beweglichkeit, erkennt er ausdrücklich an; doch hindert ihn ſeine einmal angenommene Erfahrungsweiſe den letzten, den Hauptſchritt zu thun. Weil nämlich die Praformations- und Einſchachtelungslehre, die er bekämpft, auf einer bloßen außerſinnlichen Einbildung beruht, auf einer Annahme die man zu denken glaubt, aber in der Sinnenwelt niemals darſtellen kann; ſo ſetzt er als Grundmaxime aller ſeiner Forſchungen: daß man nichts annehmen, zugeben und behaupten könne, als was man mit Augen geſehen und andern jederzeit wieder vorzuzeigen im Stande ſey. Deßhalb iſt er immer bemüht auf die Anfänge der Lebensbildung durch mikroſkopiſche Unterſuchungen zu dringen, und ſo die organiſchen Embryonen von ihrer frühſten Erſcheinung bis zur Ausbildung zu verfolgen. Wie vortrefflich dieſe Methode auch ſey, durch die er ſo viel geleiſtet hat; ſo dachte der treffliche Mann doch nicht, daß es ein Unterſchied ſey zwiſchen Sehen und Sehen, daß die Geiſtes-Augen mit den Augen des Leibes in ſtetem lebendigen Bunde zu wirken haben, weil man ſonſt in Gefahr geräth zu ſehen und doch vorbeizuſehen.

Bei der Pflanzenverwandlung ſah er daſſelbige Organ ſich immerfort zuſammenziehen, ſich verkleinern; daß aber dieſes Zuſammenziehen mit einer Ausdehnung abwechſele, ſah er nicht. Er ſah daß es ſich an Volum verringere und bemerkte nicht daß es ſich zugleich veredle, und ſchrieb daher den Weg zur Vollendung, widerſinnig, einer Verkümmerung zu.

Dadurch ſchnitt er ſich ſelbſt den Weg ab auf welchem er unmittelbar zur Metamorphoſe der Thiere gelangen konnte, dagegen ſpricht er entſchieden aus: mit der Entwickelung der

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat all' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;
Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

Indeſſen hat Lucinde die Waffen dem Rugantino zurückgegeben, Alonzo begleitet ihn hinaus, die Bedienten folgen und die Frauenzimmer gehen durch eine Seitenthür ab.

Thiere ſey es ein ganz anderes. Da aber ſeine Verfahrungsart die richtige iſt, ſeine Beobachtungsgabe die genauſte; da er darauf dringt daß organiſche Entwickelung genau beobachtet, die Geſchichte derſelben jeder Beſchreibung des fertigen Theils vorausgeſchickt werden ſolle; ſo kommt er, obgleich mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, immer aufs Rechte.

Wenn er daher die Analogie der Form verſchiedener organiſchen Theile des innern Thieres an einer Stelle abläugnet, ſo laßt er ſie an der andern willig gelten; zu jenem wird er dadurch veranlaßt, daß er einzelne gewiſſe Organe, die freilich keine Gemeinſchaft mit einander haben, untereinander vergleicht. Z. B. Darmkanal und Leber, Herz und Gehirn; zu dem andern hingegen wird er geführt, wenn er Syſtem gegen Syſtem halt, da ihm denn die Analogie ſogleich in die Augen tritt, und er ſich zu dem kühnen Gedanken erhebt: daß hier wohl eine Verſammlung von mehreren Thieren ſeyn könne.

Doch ich darf hier getroſt ſchließen, da eines ſeiner vorzüglichſten Werke, durch das Verdienſt unſeres verehrten Meckel's, zur Kenntniß eines jeden Deutſchen gelangte.

Drei günſtige Recenſionen.

Um die Autorſchaft iſt es eine eigene Sache! Sich um das was man geleiſtet hat zu viel oder zu wenig bekümmern, eins möchte wohl ein Fehler wie das andere ſeyn. Freilich will der lebendige Menſch aufs Leben wirken und ſo wünſcht er daß ſeine Zeit nicht ſtumm gegen ihn bleibe. Ich habe mich bei äſthetiſchen Arbeiten über den Augenblick nicht zu beklagen, doch war ich mit mir ſelbſt übereingekommen und

fühlte wenig Genuß am Beifall und von der Mißbilligung wenig Aerger. Jugendlicher Leichtſinn, Stolz und Uebermuth halfen über alles weg was einigermaßen unangenehm geweſen ware. Und dann giebt, im höhern Sinne, das Gefühl daß man das alles allein thue und thun müſſe, daß bei dieſen Productionen uns niemand helfen kann, dem Geiſt eine ſolche Kraft daß man ſich über jedes Hinderniß erhoben fühlt. Auch iſt es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen ſelbſt ein Vergnügen und ſein eigner Lohn, ſo daß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu dürfen.

Im Wiſſenſchaftlichen hab' ich es anders befunden: denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Beſitz zu gelangen, erfordert's Fleiß, Mühe, Anſtrengung und was noch mehr iſt, wir fühlen daß hier der Einzelne nicht hinreicht. Wir dürfen nur in die Geſchichte ſehen, ſo finden wir daß es einer Folge von begabten Mannern durch Jahrhunderte durch bedurfte, um der Natur und dem Menſchenleben etwas abzugewinnen. Von Jahr zu Jahr ſehen wir neue Entdeckungen und überzeugen uns daß hier ein granzenloſes Feld ſey.

Wie wir alſo hier mit Ernſt arbeiten nicht um unſerer ſelbſt, ſondern um einer würdigen Sache willen, ſo verlangen wir, indem wir die Bemühungen anderer anerkennen, auch anerkannt zu ſeyn; wir ſehnen uns nach Hülfe, Theilnahme, Förderniß. Auch daran hätte es mir nicht gefehlt, ware ich aufmerkſamer geweſen auf das was in der gelehrten Welt vorging; allein das raſtloſe Beſtreben mich nach allen Seiten auszubilden, das mich gerade in dem Moment überfiel als die ungeheuren Weltbegebenheiten uns innerlich beunruhigten, äußerlich bedrangten, waren Urſache daß ich gar nicht darnach fragen konnte, was man von meinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten halte. Daher mir denn der wunderſame Fall begegnete daß

zwei der Metamorphoſe der Pflanzen ſehr günſtige Recenſionen: eine in der Gothaiſchen Gelehrtenzeitung vom 23. April 1701, die andere in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek Bd. 116. S. 477 mir erſt ſehr ſpat vor Augen kamen, und als hätte ein günſtiges Geſchick mir etwas Angenehmes aufſparen wollen gerade zu der Zeit mir begegneten, als man in einem andern Felde, von allen Seiten her, gegen mich auf die ſchnödeſte Weiſe zu verfahren ſich erlaubte.

Andere Freundlichkeiten.

Außer dieſen Aufmunterungen belohnte mich auch die Aufnahme meiner kleinen Schrift in eine Gothaiſche Encyklopädie, woraus mir wenigſtens hervorzugehen ſchien, daß man meiner Arbeit einigen Nutzen ins Allgemeine zutraue.

Juſſieu hatte, in ſeiner Einleitung zur Pflanzenlehre, der Metamorphoſe gedacht, aber nur bei Gelegenheit der gefüllten und monſtroſen Blumen. Daß hier auch das Geſetz der regelmäßigen Bildung zu finden ſey ward nicht klar.

Uſteri, in der Zürcher Ausgabe des Juſſieu'ſchen Werks 1791 verſpricht in ſeiner Zugabe zu jener Einleitung ſich über dieſen Gegenſtand zu erklären, indem er ſagt: De Metamorphosi Plantarum egregie nuper Goethe V. Cl. egit, ejus libri analysin uberiorem dabo. Leider haben uns, mich aber beſonders, die nächſtfolgenden ſtürmiſchen Zeiten der Bemerkungen dieſes vorzüglichen Mannes beraubt.

Willdenow, im Grundriß der Kräuterkunde 1792, nimmt keine Kenntniß von meiner Arbeit, ſie iſt ihm jedoch nicht unbekannt, denn er ſagt pag. 343: „Das Leben der Pflanze iſt alſo, wie Herr Goethe ganz artig ſagt, ein

Ausdehnen und Zuſammenziehen, und jene Abwechſelungen machen die verſchiedenen Perioden des Lebens aus.“ Das artig kann ich mir denn wohl gefallen laſſen, beſonders an der ehrenvollen Stelle wo das Citat ſteht; das egregie des Herrn Uſteri iſt denn aber doch viel artiger und verbindlicher.

Auch andere Naturforſcher bezeigten mir einige Aufmerkſamkeit. Batſch zum Beweiſe ſeiner Neigung und Dankbarkeit bildet eine Goethia und iſt freundlich genug ſie unter semper vivum zu ſetzen; ſie erhielt ſich aber nicht im Syſtem. Wie ſie jetzt heißen mag wüßt' ich nicht anzugeben.

Wohlwollende Männer auf dem Weſterwald entdecken ein ſchönes Mineral und nennen es mir zu lieb und Ehren Goethit; denen Herrn Cramer und Achenbach bin ich dafür noch vielen Dank ſchuldig, obgleich dieſe Benennung auch ſchnell aus der Orycognoſie verſchwand. Es hieß auch Rubinglimmer, gegenwärtig kennt man es unter der Bezeichnung Pyroßderit. Mir war es genug daß bei einem ſo ſchönen Naturproduct man auch nur einen Augenblick an mich gedacht hatte.

Einen dritten Verſuch meinem Namen in der Wiſſenſchaft ein Denkmal zu ſetzen machte in der letzten Zeit, in Erinnerung früherer guter Verhältniſſe, Profeſſor Fiſcher, welcher 1811 in Moskau Prodromum craniologiae comparatae herausgab, worin er Observata quaedam de osse epactali, sive Goethiano palmigradorum verzeichnet und mir die Ehre erweiſ't eine Abtheilung des Hinterhauptsknochens, der ich bei meinen Unterſuchungen einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, nach meinem Namen zu nennen. Schwerlich wird auch dieſer gute Wille ſeinen Zweck erreichen, und ich werde mir nach wie vor gefallen laſſen auch ein ſo freundliches Denkmal aus den wiſſenſchaftlichen Bezeichnungen verſchwinden zu ſehen.

Sollte jedoch meine Eitelkeit einigermaßen gekrankt seyn, daß man weder bei Blumen, Minern, noch Knöchelchen meiner weiter gedenken mag, so kann ich mich an der wohlthatigen Theilnahme eines höchst geschätzten Freundes genugsam erholen. Die deutsche Uebersetzung seiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemalde der Tropenlander sendet mir Alexander von Humboldt mit einem schmeichelhaften Bilde, wodurch er andeutet, daß es der Poesie auch wohl gelingen könne den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn Er es zugesteht, wer wird es laugnen? Ich halte mich verflichtet meinen Dank deßhalb öffentlich auszusprechen.

Und vielleicht wäre es hier gar wohl schicklich gleichfalls dankbarlich anzuerkennen, wie manche Akademie der Wissenschaften, manche zu deren Förderniß thatige Gesellschaft mich zu ihrem Mitglied freundlich aufnehmen wollen. Und sollte man mir verargen dieses alles ganz unbewunden von mir selbst zu sagen, sollte man dergleichen als ein unziemliches Eigenlob ansehen, so werde ich nächstens Gelegenheit ergreifen eben so frei und ohne Hinterhalt zu erzahlen, wie unfreundlich und widerwärtig man seit sechsundzwanzig Jahren meine wissenschaftlichen Bemühungen in einem verwandten Felde behandelt hat.

Nun aber zu fernern vergnüglichen Bemühungen in dem heitern Pflanzenreiche! da mir, so eben wie ich Vorstehendes zum Druck sende, abermals eine höchst erfreuliche Belohnung meines Wirkens und Ausharrens zu Theil wird. Denn ich finde, in des verdientesten Kurt Sprengel's Geschichte der Botanik, eben als ich sie zur Uebersicht des Werdens einer so hochgeschätzten Wissenschaft durchschaue, auch meiner Arbeit in Ehren gedacht. Und wo kann man sich eine größere

Belohnung denken als von ſolchen Mannern gebilligt zu werden, die man bei ſeinem Unternehmen immer als Protagoniſten vor Augen gehabt.

Rückblick.

Es iſt ein großes Glück, wenn man bei zunehmenden Jahren ſich über den Wechſel der Zeitgeſinnung nicht zu beklagen hat. Die Jugend ſehnt ſich nach Theilnahme, der Mann fordert Beifall, der Greis erwartet Zuſtimmung, und wenn jene meiſt ihr beſchieden Theil empfangen; ſo ſieht ſich dieſer gar oft um ſeinen Lohn verkürzt: denn wenn er ſich auch nicht ſelbſt überlebt, ſo leben Andere über ihn hinaus, ſie eilen ihm vor, es entwickeln, es verbreiten ſich Denk- und Handelsweiſen die er nicht ahnete.

Mir dagegen iſt jenes erwünſchte Loos gefallen. Jünglinge gelangten auf den Weg, deſſen ich mich erfreue, theils veranlaßt durch meine Vorübung, theils auf der Bahn wie ſie der Zeitgeiſt eröffnete. Stockung und Hemmung ſind nunmehr kaum denkbar; eher vielleicht Voreil und Uebertreiben als Krebsgang und Stillſtand. In ſo guten Tagen, die ich dankbar genieße, erinnert man ſich kaum jener beſchränkten Zeit, wo einem ernſten treuen Beſtreben Niemand zu Hülfe kam. Einiges mag hier ſtehn als Beiſpiel und Andenken.

Kaum hatte mein erſtes der Natur gewidmetes Werkchen einiges, und zwar ungünſtiges Aufſehen gemacht, als ich auf Reiſen zu einem würdigen, bejahrten Mann gelangte, den ich in jedem Sinne zu verehren und, weil er mich immerfort

begünstigte, zu lieben hatte. Nach dem ersten heiteren Willkommen bemerkte er mir einigermaßen bedenklich: er habe gehört daß ich Botanik zu studiren anfange, wovon er mir ernstlich abzurathen Ursache habe: denn ihm selbst sey ein Versuch mißglückt diesem Zweige sich zu nähern. Statt fröhlicher Natur habe er Nomenclatur und Terminologie gefunden und eine so ängstliche Kleinlichkeitslust den Geist ertödtend und jede freiere Bewegung desselben hemmend und lähmend. Er rathe mir daher wohlmeinend, ich solle nicht die ewig blühenden Felder der Poesie mit Provinzial-Floren, botanischen Gärten und Gewächshäusern, am wenigsten mit getrockneten Herbarien vertauschen.

Ob ich nun gleich voraussahe, wie schwer es werden möchte den wohlwollenden Freund von meinen Endzwecken und Bemühungen zu unterrichten und zu überzeugen, so begann ich doch ihm zu gestehen, daß ein Heft über Metamorphose der Pflanzen von mir ausgegangen sey. Er ließ mich nicht ausreden, sondern fiel mir freudig ins Wort, nun sey er zufrieden, getröstet und von seinem Irrthum geheilt. Er sehe wohl ein daß ich die Sache nach Ovid's Weise genommen und er freue sich schon voraus zu erfahren wie ich die Hyacinthen, Clytien und Narcisse gar lieblich werde ausgestattet haben. Das Gespräch wandte sich nun zu andern Dingen die seinen vollkommenen Beifall hatten.

So entschieden wurde damals verkannt was man wollte und wünschte: denn es lag ganz außer dem Gesichtskreise der Zeit. Vereinzelt behandelte man sämmtliche Thätigkeiten; Wissenschaft und Künste, Geschäftsführung, Handwerk und was man sich denken mag, bewegte sich im abgeschlossenen Kreise. Jedem Handelnden war Ernst in sich, deßwegen arbeitete er aber auch nur für sich und auf seine Weise, der

Nachbar blieb ihm völlig fremd und sie entfremdeten sich gegenseitig. Kunst und Poesie berührten einander kaum, an lebendige Wechselwirkung war gar nicht zu denken, Poesie und Wissenschaft erschienen als die größten Widersacher.

Indem sich nun jeder einzelne Wirkungskreis absonderte, so vereinzelte, zersplitterte sich auch in jedem Kreise die Behandlung. Nur ein Hauch von Theorie erregte schon Furcht: denn seit mehr als einem Jahrhundert hatte man sie wie ein Gespenst gefloh'n, und bei einer fragmentarischen Erfahrung, sich doch zuletzt den gemeinsten Vorstellungen in die Arme geworfen. Niemand wollte gestehen, daß eine Idee, ein Begriff der Beobachtung zum Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünstigen könne.

Nun mußte es wohl begegnen, daß man in Schriften oder im Gespräch irgend eine Bemerkung vorbrachte, die dergleichen braven Männern gefiel, so daß sie solche vereinzelt gern auf- und annahmen; da wurde man denn gelobt, sie nannten es einen glücklichen Wurf und schrieben mit Behagen dem der es mittheilte einen gewissen Scharfsinn zu, weil Scharfsinn auch ihnen im Einzelnen wohl zu Gebote stand. Sie retteten hiedurch ihre eigne Inconsequenz, indem sie einem Anderen außerhalb der Folge irgend einen guten Gedanken zugaben.

Nacharbeiten und Sammlungen.

Weil die Lehre der Metamorphose überhaupt nicht in einem selbstständigen abgeschlossenen Werke verfaßt, sondern

eigentlich nur als Musterbild aufgestellt werden kann, als Maaßstab, woran die organischen Wesen gehalten, wonach sie gemessen werden sollen; so war das Nächste und Natürlichste, daß ich, um tiefer in das Pflanzenreich einzudringen, mir einen Begriff der verschiedenen Gestalten und ihres Entstehens im Einzelnen auszubilden suchte. Da ich aber auch die Arbeit, die ich angefangen, schriftlich fortzusetzen, und das was ich überhaupt angedeutet hatte ins Besondere durchzuführen dachte, so sammelte ich Beispiele des Bildens, Umbildens und Verbildens, womit die Natur so freigebig ist. Ich ließ manches was mir belehrend schien abzeichnen, anfärben, in Kupfer stechen und bereitete so die Fortsetzung meiner ersten Arbeit, indem ich zugleich bei den verschiedenen Paragraphen meines Aufsatzes die auffallenden Erscheinungen fleißig nachtrug.

Durch den fördernden Umgang mit Batsch waren mir die Verhältnisse der Pflanzenfamilien nach und nach sehr wichtig geworden, nun kam mir Usteri's Ausgabe des Jussieu'schen Werks gar wohl zu statten; die Acotyledonen ließ ich liegen und betrachtete sie nur wenn sie sich einer entschiedenen Gestalt näherten. Jedoch konnte mir nicht verborgen bleiben daß die Betrachtung der Monocotyledonen die schnellste Ansicht gewähre, indem sie wegen Einfalt ihrer Organe die Geheimnisse der Natur offen zur Schau tragen und sowohl vorwärts, zu den entwickeltern Phanerogamen, als rückwärts, zu den geheimen Cryptogamen hindeuten.

Im bewegten Leben, durch fremdartige Beschäftigungen, Zerstreuung und Leidenschaft hin und wieder getrieben, begnügte ich mich das Erworbene bei mir selbst zu bearbeiten und für mich zu nutzen. Mit Vergnügen folgte ich dem Grillenspiel der Natur, ohne mich weiter darüber zu äußern.

Die großen Bemühungen Humboldt's, die ausführlichen Werke sämmtlicher Nationen gaben Stoff genug zu stiller Betrachtung. Endlich wollte sie sich mir wieder zur Thätigkeit bilden; aber als ich meine Träume der Wirklichkeit zu nähern gedachte, waren die Kupferplatten verloren, Lust und Muth sie wieder herzustellen fand sich nicht ein. Indessen hatte diese Vorstellungsart junge Gemüther ergriffen, sich lebhafter und folgereicher entwickelt als ich gedacht, und nun fand ich jede Entschuldigung gültig, die meiner Bequemlichkeit zu Hülfe kam.

Wenn ich nun aber gegenwärtig, abermals nach so manchen Jahren, auf dasjenige hinschaue was mir von jenen Bemühungen geblieben, und betrachte was mir an getrockneten und sonst bewahrten Pflanzen und Pflanzentheilen, Zeichnungen und Kupferstichen, an Randbemerkungen zu meinem ersten Aufsatz, Collectaneen, Auszügen aus Büchern und Beurtheilungen, sodann an vielfältigen Druckschriften vorliegt; so laßt sich recht gut übersehen, daß der Zweck den ich vor Augen hatte, für mich, in meiner Lage, bei meiner Denk- und Handlensweise, unerreichbar bleiben mußte. Denn das Unternehmen war nichts Geringeres, als dasjenige, was ich im Allgemeinen aufgestellt, dem Begriff, dem inneren Anschauen in Worten übergeben hatte, nunmehr einzeln, bildlich, ordnungsgemäß und stufenweise dem Auge darzustellen und auch dem außern Sinne zu zeigen, daß aus dem Samenkorne dieser Idee ein die Welt überschattender Baum der Pflanzenkunde sich leicht und fröhlich entwickeln könne.

Daß ein solches Werk mir aber nicht gelingen wollen betrübt mich in diesem Augenblicke keineswegs, da seit jener

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro allein.

Langsam weichen mir die Sterne,
Langsam naht die Morgenstunde:
Blicke mit dem Rosenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.

Wie schmacht' ich auf das Licht des Tages!
Wie schmacht' ich auf den Bothen, der mir Nachricht
Von Villa Bella schleunig bringen soll.
Ich bin bewacht von sonderbaren Leuten;
Sie scheinen wild und roh und guten Muth's.

Zeit die Wissenschaft sich höher herangebildet und fähigen Männern alle Mittel sie zu fördern weit reichlicher und näher an der Hand liegen. Zeichner, Maler, Kupferstecher! wir unterrichtet und kenntnißreich sind sie nicht, selbst als Botaniker zu schätzen. Muß doch derjenige der nachbilden, wieder hervorbringen will, die Sache verstehen, tief einsehen, sonst kommt ja nur ein Schein und nicht das Naturproduct ins Bild. Solche Männer aber sind nothwendig, wenn Pinsel, Radirnadel, Grabstichel Rechenschaft geben soll von den zarten Uebergängen, wie Gestalt in Gestalt sich wandelt; sie, vorzüglich, müssen erst, mit geistigen Augen, in dem vorbereitenden Organe das erwartete, das nothwendig folgende, in dem abweichenden die Regel erblicken.

Hier also seh ich die nächste Hoffnung daß, wenn ein einsichtiger, kraftiger, unternehmender Mann sich in den Mittelpunkt stellte und alles was zur Absicht förderlich seyn könnte mit Sicherheit anordnete, bestimmte, bildete, daß ein solches, in früherer Zeit unmöglich scheinendes Werk befriedigend müßte zu Stande kommen.

Freilich wäre hiebei, um nicht, wie bisher, der guten Sache zu schaden, von der eigentlichen, gesunden, physiologisch-reinen Metamorphose auszugehen und alsdann erst das pathologische, das unsichere Vor- und Rückschreiten der Natur, die eigentliche Mißbildung der Pflanzen darzustellen und hiedurch dem hemmenden Verfahren ein Ende zu machen, bei welchem von Metamorphose bloß die Rede war, wenn von unregelmäßigen Gestalten und von Mißbildungen gesprochen wurde. In dem letzten Falle jedoch wird das Buch unseres vortrefflichen Jäger als eine fördernde Vor- und Mitarbeit geschätzt werden; ja dieser treue, fleißige Beobachter hätte allen unsern Wünschen zuvorkommen und das Werk worauf

wir hindeuten ausarbeiten können, wenn er dem gesunden Zustand der Pflanzen so wie dem krankhaften derselben hätte folgen wollen.

Mögen einige Betrachtungen hier stehen, die ich niederschrieb als ich mit gedachtem, das Studium höchst anregenden Werk zuerst bekannt ward.

Im Pflanzenreiche nennt man zwar das Normale in seiner Vollständigkeit mit Recht ein Gesundes, ein physiologisch Reines; aber das Abnorme ist nicht gleich als krank, oder pathologisch zu betrachten. Nur allenfalls das Monstrose könnte man auf diese Seite zählen. Daher ist es in vielen Fällen nicht wohl gethan, daß man von Fehlern spricht, so wie auch das Wort Mangel andeutet es gehe hier etwas ab: denn es kann ja auch ein Zuviel vorhanden seyn, oder eine Ausbildung ohne, oder gegen das Gleichgewicht. Auch die Worte Mißentwickelung, Mißbildung, Verkrüppelung, Verkümmerung sollte man mit Vorsicht brauchen, weil in diesem Reiche die Natur, zwar mit höchster Freiheit wirkend, sich doch von ihren Grundgesetzen nicht entfernen kann.

Die Natur bildet normal, wenn sie unzähligen Einzelnheiten die Regel giebt, sie bestimmt und bedingt; abnorm aber sind die Erscheinungen, wenn die Einzelnheiten obsiegen und auf eine willkürliche, ja zufällig scheinende Weise sich hervorthun. Weil aber beides nah zusammen verwandt und, sowohl das Geregelte als Regellose, von Einem Geiste belebt ist, so entsteht ein Schwanken zwischen Normalem und Abnormen, weil immer Bildung und Umbildung wechselt, so daß das Abnorme normal und das Normale abnorm zu werden scheint.

Die Geſtalt eines Pflanzentheiles kann aufgehoben, oder ausgelöſcht ſeyn, ohne daß wir es Mißbildung nennen möchten. Die Centifolie heißt nicht mißgebildet, ob wir ſie gleich abnorm heißen dürfen; mißgebildet aber iſt die durchgewachſene Roſe, weil die ſchöne Roſengeſtalt aufgehoben und die geſetzliche Beſchränktheit ins Weite gelaſſen iſt.

Alle gefüllte Blumen rechnen wir zu den abnormen und es iſt wohl einiger Aufmerkſamkeit werth daß dergleichen Blumen ſowohl fürs Auge an Schönheit, als für den Geruch an Stärke und Lieblichkeit zunehmen. Die Natur überſchreitet die Gränze, die ſie ſich ſelbſt geſetzt hat, aber ſie erreicht dadurch eine andere Vollkommenheit, deßwegen wir wohlthun uns hier ſo ſpät als möglich negativer Ausdrücke zu bedienen. Die Alten ſagten τέρας, prodigium, monstrum, ein Wunderzeichen, bedeutungsvoll, aller Aufmerkſamkeit werth; und in dieſem Sinne hatte Linné ſeine Peloria ſehr glücklich bezeichnet.

Ich wünſchte man durchdränge ſich recht von der Wahrheit: daß man keineswegs zur vollſtändigen Anſchauung gelangen kann, wenn man nicht Normales und Abnormes immer zugleich gegen einander ſchwankend und wirkend betrachtet. Einiges Einzelne in dieſem Sinne möge eingeſchaltet hier ſtehen.

Wenn Jäger (S. 7.) von Mißbildung der Wurzel ſpricht, ſo erinnern wir uns dabei der geſunden Metamorphoſe derſelben. Vor allen Dingen leuchtet ihre Identität mit Stamm und Aſt in die Augen. Wir ſahen über einen alten Buchenberg eine Kunſtſtraße führen, da denn, um Fläche zu erhalten, ſtark abgeböſcht werden mußte. Kaum hatten die uralten

Wurzeln das Licht der Sonne erblickt, kaum genossen sie der belebenden Himmelsluft, als augenblicklich sie alle begrünt ein jugendlicher Busch erschienen. Auffallend war es zu sehen, obgleich das Aehnliche täglich beobachtet werden kann, und jeder Gärtner, durch die in der Erde fortlaufenden, immer wieder astgleich aufwärts Zweig an Zweig treibenden Wurzeln, seine Reinigungsarbeit unausgesetzt fortzuführen genöthigt, zugleich aber auf das wichtige Vermehrungsgeschäft hingewiesen wird.

Betrachten wir nun die Gestaltsveränderung der Wurzel, so sehen wir daß ihre gewöhnliche faserartige Bildung sich besonders durch Aufschwellen mannichfaltig verändern kann. Die Rübenform ist jedem bekannt, so auch die Gestalt der Bollen. Letztere sind aufgeschwollene, in sich selbst abgeschlossene Wurzeln, Keim neben Keim auf der Oberfläche vertheilt. Dergleichen sind unsere eßbaren Kartoffeln, deren vielfache Fortpflanzungsart auf der Identität aller Theile beruht. Stengel und Zweig schlagen Wurzel, sobald man sie unter die Erde bringt, und so ins Unendliche fort. Uns ist ein anmuthiger Fall vorgekommen. Auf einem Grabeland entwickelte sich zwischen den Krautpflanzen auch ein Kartoffelstock, er blieb unbeachtet, die Zweige legten sich zur Erde nieder, und blieben so, von den Krautblattern beschattet, in einer feuchten Atmosphäre; im Herbst zeigten sich die Stengel aufgeschwollen zu kleinen länglichen Kartoffeln, an welchen oben noch ein kleines Blattkörnchen hervorblickte.

Eben so kennen wir den aufgeschwollenen Stengel über der Erde, als vorbereitendes Organ, aus welchem unmittelbar die Blüthe entspringt, an den Kohlrabis; nicht weniger als vollendetes, befruchtetes Organ an der Ananas.

Eine stengellose Pflanze gewinnt durch bessere Nahrung

einen bedeutenden Stengel. Zwischen trockenem Gestein, auf kümmerlichen, besonnten Kalkfelsen, erscheint Carlina völlig acaulis, gerath sie auf einen nur wenig lockern Boden, gleich erhebt sie sich; in dem guten Gartenlande erkennt man sie nicht mehr, sie hat einen hohen Stengel gewonnen und heißt alsdann Carlina acaulis, caulescens. So nöthigt uns die Natur Bestimmungen abzuändern und nachgiebig ihr freies Wirken und Wandeln anzuerkennen. Wie man denn auch zum Ruhm der Botanik gestehen muß, daß sie mit ihrer Terminologie immer ins feinere Bewegliche nachrückt; wovon uns, zufällig, in den letzten Stücken von Curtis botanischem Magazin, merkwürdige Beispiele im Augenblicke bekannt werden.

Wenn der Stamm sich theilt, wenn die Zahl der Ecken des Stengels sich verändert, wenn eine Verbreiterung eintritt, (Jäger S. 9—20) so deuten diese drei Erscheinungen abermals dahin, daß bei organischen Gestalten mehrere gleichgebildete in- mit- neben- und nach einander sich entwickeln können und müssen. Sie deuten auf Vielheit in der Einheit.

Jedes Blatt, jedes Auge an sich hat das Recht ein Baum zu seyn; daß sie dazu nicht gelangen bändigt sie die herrschende Gesundheit des Stengels, des Stammes. Man wiederhole nicht oft genug, daß jede Organisation mancherlei Lebendige vereinige. Schauen wir im gegenwärtigen Falle den Stengel an, dieser ist gewöhnlich rund oder von innen aus für rund zu achten. Eben diese Runde nun hält als Einheit die Einzelnheiten der Blätter, der Augen aus einander und läßt sie in geordneter Nachfolge, aufsteigen zu regelmäßiger Entwicklung bis zur Blüthe und Frucht. Wird nun eine solche Pflanzen-Entelechie gelähmt, wo nicht aufgehoben, so verlier

die Mitte ihre gesetzgebende Gewalt, die Peripherie drängt sich zusammen und jedes Einzelnstrebende übt nun sein besonderes Recht aus.

Bei der Kaiserkrone ist der Fall häufig; ein verflächter, sehr verbreiterter Stengel scheint aus dünnen zusammengedrängten Rohrstäbchen riesenartig zu bestehen und derselbe Fall kommt auch an Bäumen vor. Die Esche sonderlich ist dieser Abweichung unterworfen; hier drückt sich aber die Peripherie nicht gleich flach gegen einander. Der Zweig erscheint keilförmig und verliert am scharfen Ende zuerst sein geregeltes Wachsthum, indem oben an dem breiteren Theile die Holzbildung noch fortdauert. Der untere schmälere Theil wird daher zuerst vermagert, zieht sich ein, bleibt zurück, indem der obere kräftig fortwächst und noch vollkommene Zweige hervorbringt, sich aber demungeachtet, an jenen Kummer geschmiedet, beugt. Dadurch aber entsteht die wundersam regelmäßige Gestaltung eines bischöflichen Krummstabes, dem Künstler ein fruchtbares Vorbild.

Merkwürdig ist diese Verbreiterung auch dadurch, daß wir sie ganz eigentlich eine Prolepse nennen dürfen; denn wir finden dabei ein übereiltes Vordringen, um Knospe, Blüthe, Frucht herauszutreiben und zu bilden. Auf dem verflächten Stengel der Kaiserkrone, so wie des Eisenhütleins zeigen sich weit mehr vollkommene Blumen als der gesunde Stengel würde hervorgebracht haben. Der Krummstab, welchen der verflächte Eschenzweig hervorbringt, endigt sich in unzählige Gemmen, die sich aber nicht weiter entwickeln, sondern als todter Abschluß einer verkümmerten Vegetation ausgetrocknet verharren.

Eine solche Verflächung ist bei der Celosia cristata naturgemäß; auf dem Hahnenkamme entwickeln sich zahllose.

unfruchtbare Blüthchen, deren jedoch einige, zunächst am Stengel, Samen bringen, welchen die Eigenschaft der Mutterpflanze einigermaßen eingeboren ist. Ueberhaupt finden wir daß die Mißbildung sich immer wieder zum Gebilde hinneigt, daß die Natur keine Regel hat, von der sie nicht eine Ausnahme machen, keine Ausnahme macht, die sie nicht wieder zur Regel zurückführen könnte.

Wollte man Theilung der Blätter (Jäger S. 30) jederzeit als Mißentwickelung ansehen, so verkürzte man sich den wahren Werth der Betrachtung. Wenn Blätter sich theilen, oder vielmehr wenn sie sich aus sich selbst zur Mannichfaltigkeit entwickeln, so ist dieses ein Streben vollkommner zu werden, und zwar in dem Sinne daß ein jedes Blatt ein Zweig, so wie jeder Zweig ein Baum zu werden gedenkt; alle Classen, Ordnungen und Familien haben das Recht sich hiernach zu bemühen.

Unter den Farrenkräutern giebt es herrlich-gefiederte Blätter. Wie mächtig weiß die Palme aus dem gewöhnlich nur einblätterigen Zustand der Monocotyledonen sich loszuwinden. Welcher Pflanzen-Freund kennt nicht die Entwickelung der Dattel-Palme, die auch bei uns, von ihrer ersten Entfaltung an, gar wohl heran zu ziehen ist; ihr erstes Blatt ist so einfach wie das des türkischen Korns, dann trennt es sich in zwei, und daß hier nicht eine bloße Zerreißung vorgehe zeigt sich dadurch, daß unten am Einschnitt eine kleine vegetabilische Nath sich befindet, um die Zweiheit in die Einheit zusammen zu heften. Weitere Trennung geht nun vor, indem sich zugleich die Rippe vorschiebt, wodurch ein vielfach eingeschnittener Zweig gebildet wird.

Von der Fächer-Palme konnte ich die ganze Entwickelung bis zur Blüthe im botanischen Garten von Padua mir zueignen, woraus ohne Weiteres hervorgeht, daß hier eine gesunde, organische, geforderte, vorbereitete Metamorphose, ohne Aufenthalt, Störung und falsche Richtung gewirkt habe. Besonders ist jene Nath merkwürdig, wodurch die vielfach auseinandergehenden, strahlend-lanzenförmigen Blätter an einem gemeinsamen Stiel zusammengeknüpft werden, wodurch denn eben die vollendete Fächerform entsteht. Dergleichen Erscheinungen wären zu künftiger bildlicher Darstellung dringend zu empfehlen. Merkwürdig vor allem sind sodann die zweigartigen Blätter der Schotengewächse, deren wundersame und mannichfaltige Ausbildung und Reizbarkeit auf die höheren Eigenschaften hindeuten, die in Wurzel, Rinde, Stamm, Blüthen, Fruchthüllen und Früchten sich auf das kräftigste und heilsamste offenbaren.

Diese Theilung der Blätter nun ist einem gewissen Gesetz unterworfen, welches durch Beispiele sich leicht vor Augen stellen, durch Worte schwer ausdrücken läßt. Das einfache Blatt trennt sich unten am Stiele nach beiden Seiten, so daß es dreifach wird, das Obere dieser drei Blätter trennt sich wieder am Stiele, so daß abermals ein dreifaches entsteht und man das ganze Blatt nunmehr als fünffach ansehen muß. Zu gleicher Zeit bemerkt man schon an den beiden untern Blättern daß sie Lust haben sich an einer Seite und zwar an dem nach unten zu gerichteten Rand zu trennen, welches auch geschieht, und so erscheint ein siebenfaches Blatt. Diese Trennung gehet nun immer weiter, daß auch der nach oben gekehrte Rand der untern Blätter sich einschneidet und trennt, da denn ein neunfaches und immer so fort getheiltes Blatt entsteht.

Auffallend iſt dieſe Erſcheinung am Aegopodium podagraria, wovon der Liebhaber ſich ſogleich die ganze Sammlung verſchaffen kann; wobei jedoch zu bemerken iſt, daß an ſchattigen und feuchten Stellen die vielfache Trennung weit häufiger iſt als an ſonnigen und trocknen.

Auch der Rückſchritt dieſer Theilung kann vorkommen, wovon die wunderſamſte Erſcheinung wohl ſeyn mag, daß eine von Neuholland ſich herſchreibende Akazie aus dem Samen mit gefiederten Blättern aufgeht und ſich nach und nach in einzelne, lanzenartige Blätter verwandelt; welches alſo geſchieht daß der untere Theil des Blattſtieles ſich breit drückt und die, im Anfang noch oben verharrenden, gefiederten Theile nach und nach verſchlingt. Woraus wir erkennen daß es der Natur rück- und vorwarts auf gleiche Weiſe zu gehen belieben kann.

An dem, überhaupt höchſt merkwürdigen, Bryophyllum calycinum haben wir auch bemerkt, daß die etwa halbjahrige Pflanze, nachdem ſie ihre Blätter in drei Theile vermannichfaltiget, im Winter wieder einfache Blatter hervorgebracht, und dieſe Einfalt bis zum zehenden Blätter-Paare fortgeſetzt, da dann im hohen Sommer, eben als ſie einjahrig war, wieder die dreifache Theilung erſchien. Es iſt nun abzuwarten wie dieſe Pflanze, die ihre Blätter bis zur fünffachen Theilung treibt, fernerhin verfahren werde.

Zu dem abnormen Wachsthum rechnen wir auch die durch Vorſatz oder Zufall etiolirten Pflanzen. Wenn ſie, ihrer Natur

zuwider des Lichts beraubt, im Finstern aus dem Samen aufgehen, so verhalten sie sich theils wie unter der Erde fortlaufende Wurzeln, theils wie auf dem Boden fortkriechende Stolonen. In jenem Sinne bleiben sie immer weiß und streben immer zu, in diesem setzen sich zwar Augen an, aber das Auge veredelt sich nicht in der Folge, es findet keine Metamorphose statt. Größere Gewächse stocken. Einzeln ist manches künftig mitzutheilen.

Das Abweißen ist meistens ein vorsätzliches Etioliren der Blätter, indem man gewisse Pflanzen absichtlich zusammenbindet, wodurch das Innere, des Lichts und der Luft beraubt, widernatürliche Eigenschaften annimmt.

Der Form nach schwillt die Mittelrippe, so wie verhältnißmäßig die Verzweigung derselben auf, das Blatt bleibt kleiner, weil die Zwischenräume der Verzweigung nicht ausgebildet werden.

Der Farbe nach bleibt das Blatt weiß, da es der Einwirkung des Lichts beraubt war, dem Geschmack nach bleibt es süß, indem gerade die Operation, welche das Blatt ausbreitet und grün färbt, das Bittere zu begünstigen scheint. Eben so bleibt die Fiber zart und alles dient dazu es schmackhaft zu machen.

Der Fall kömmt öfters vor daß Pflanzen im Keller auswachsen. Geschieht dieß z. B. an Kohlrabis, so sind die hervortreibenden Sprossen zarte, weiße Stengel, begleitet von wenigen Blattspitzen, schmackhaft wie Spargel.

Im südlichen Spanien weißt man die Palmenkronen so ab: man bindet sie zusammen, die innersten Triebe lassen sich nicht aufhalten, die Zweige nehmen zu aber bleiben weiß. Diese werden am Palmsonntage von der höchsten Geistlichkeit

Den einen hab' ich leicht bestechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.
Nach seiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelstunde seyn. Er kommt.

Vagabund

tritt herein und gibt Pedro ein Billet.

Pedro.

Du hast den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich seh's an diesem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd diesen Nahmen schrieb! Ich küsse
Dich tausendmal. Was wird sie sagen? Was?

Er liest.

„Mit Angst und Zittern schreib' ich dir, Geliebter.
„Wie sehr erschreckt mich deine Wunde! Niemand
„Ist in dem Hause: denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen sind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befreyn, Geliebter.
„Zerrissen ist mein Herz; es heilet nur
„In deiner Gegenwart. Was soll ich thun?

getragen. In der Sixtiniſchen Capelle ſieht man den Papſt und die Cardinäle damit geſchmückt.

Frucht in Frucht. (Jäger S. 218, eigentlich S. 221.) Nach dem Verblühen wurden im Herbſt 1817 an gefüllten Mohnen kleine Mohnköpfe gefunden, welche einen völligen noch kleineren Mohnkopf in ſich enthielten. Die Narbe des inneren reichte bald an die des äußeren heran, bald blieb ſie entfernt dem Grunde näher. Man hat von mehreren derſelben den Samen aufbewahrt, aber nicht bemerken können daß ſich dieſe Eigenſchaft fortpflanze.

Im Jahr 1817 fand ſich auf dem Acker des Adam Lorenz, Ackersmann zu Niederhauſen an der Nahe, bei Kreuznach, eine wunderſame Kornähre, aus welcher an jeder Seite zehn kleinere Aehren hervorſproßten. Eine Abzeichnung derſelben iſt uns mitgetheilt worden.

Hier könnt' ich nun noch manches Beſondere, was ich zum Jägeriſchen Werk angemerkt, als Beiſpiel ferner anführen, begnüge mich jedoch, anſtatt über dieſe Gegenſtände bildlos, fragmentariſch, unzulänglich fortzuarbeiten, einen Mann zu nennen, der ſich ſchon als denjenigen erprobt hat, der dieſe Räthſel endlich löſen, der uns alle freundlich nöthigen könne, den rechten Weg zum Ziele bewußt einzuſchlagen, auf welchem jeder treue, geiſtreiche Beobachter halb in der Irre hin und wieder ſchwankt. Daß dieſer Mann unſer theurer Freund, der verehrte Präſident, Nees von Eſenbeck ſey,

wird, ſo bald ich ihn genannt, jeder deutſche Naturforſcher freudig anerkennen. Er hat ſich an dem Faſt-Unſichtbaren, nur dem ſchärfſten Sinne Bemerkbaren, zuerſt erprobt, ſodann auf ein doppeltes, auseinander entwickeltes Leben hingewieſen; ferner an völlig entſchiedenen Geſchlechtern gezeigt, wie man bei Sonderung der Arten dergeſtalt zu Werke gehen könne, daß eine aus der andern ſich reihenweiſe entwickele. Geiſt, Kenntniſſe, Talent und Stelle alles beruft, berechtigt ihn ſich hier als Vermittler zu zeigen.

Er feiere mit uns den Triumph der phyſiologen Metamorphoſe, er zeige ſie da wo das Ganze ſich in Familien, Familien ſich in Geſchlechter, Geſchlechter in Sippen, und dieſe wieder in andere Mannichfaltigkeiten, bis zur Individualität ſcheiden, ſondern und umbilden. Ganz ins Unendliche geht dieſes Geſchäft der Natur, ſie kann nicht ruhen noch beharren; aber auch nicht alles was ſie hervorbrachte bewahren und erhalten. Haben wir doch von organiſchen Geſchöpfen, die ſich in lebendiger Fortpflanzung nicht verewigen konnten, die entſchiedenſten Reſte. Dagegen entwickeln ſich aus den Samen immer abweichende, die Verhältniſſe ihrer Theile zu einander verändert beſtimmende Pflanzen, wovon uns treue, ſorgfältige Beobachter ſchon manches mitgetheilt, und gewiß nach und nach mehr zu Kenntniß bringen werden.

Wie wichtig alle dieſe Betrachtung ſey, überzeugen wir uns wiederholt zum Schluſſe, wenn wir noch einmal dahin zurück ſchauen, wo Familien von Familien ſich ſondern: denn auch da berührt ſich Bildung und Mißbildung ſchon. Wer könnte uns verargen, wenn wir die Orchideen monſtroſe Liliaceen nennen wollten?

Verſtäubung, Verdunſtung, Vertropfung.

Wer dieſe drei, nah mit einander verwandte, oft gleichzeitige, mit einander verbunden erſcheinende Phanomene geiſtig anſähe als Symptome einer unaufhaltſam vorſchreitenden, von Leben zu Leben, ja durch Vernichtung zum Leben hineilenden Organiſation, der würde das Ziel nicht weit verfehlt haben. Was ich davon bemerkt, darüber gedacht nehme hier in kurzer Zuſammenſtellung einen Platz.

Es mögen etwa ſechzehn Jahre ſeyn, als Prof. Schelver, welcher das Großherzogl. unmittelbare botaniſche Inſtitut, unter meiner Leitung, behandelte, mir, in eben dieſem Garten, auf eben dieſen Wegen die ich noch betrete, vertraulichſte Eröffnung that, daß er an der Lehre, welche, den Pflanzen wie den Thieren, zwei Geſchlechter zuſchreibt, langſt gezweifelt habe und nun von ihrer Unhaltbarkeit völlig überzeugt ſey.

Ich hatte das Dogma der Sexualität bei meinen Naturſtudien glaubig angenommen und war deßhalb jetzt betroffen gerade das meiner Anſicht Entgegengeſetzte zu vernehmen; doch konnt' ich die neue Lehre nicht für ganz ketzeriſch halten, da aus des geiſtreichen Mannes Darſtellung hervorging: die Verſtäubungslehre ſey eine natürliche Folge der mir ſo werthen Metamorphoſe.

Nun traten mir die, gegen das Geſchlechtsſyſtem von Zeit zu Zeit erregten Zweifel ſogleich vor die Seele und was ich ſelbſt über dieſe Angelegenheit gedacht hatte ward wieder lebendig; manche Anſchauung der Natur, die mir nun heiterer und folgereicher entgegen trat, begünſtigte die neue Vorſtellungsart, und da ich ohnehin die Anwendung der Metamorphoſe nach allen Seiten beweglich zu erhalten gewohnt

war, ſo fand ich auch dieſe Denkweiſe nicht unbequem, ob ich gleich jene nicht alſobald verlaſſen konnte.

Wer die Stellung kennt, in welcher ſich damals unſere Botanik befand, wird mir nicht verargen, wenn ich Schelvern aufs dringendſte bat von dieſen ſeinen Gedanken nichts laut werden zu laſſen. Es war voraus zu ſehen, daß man ihm aufs unfreundlichſte begegnen und die Lehre der Metamorphoſe, welche ohnehin noch keinen Eingang gefunden hatte, von den Gränzen der Wiſſenſchaft auf lange Zeit verbannen würde. Unſere akademiſche perſönliche Lage rieth gleichfalls zu einer ſolchen Schweigſamkeit, und ich weiß es ihm Dank bis jetzt daß er ſeine Ueberzeugung an die meinige anſchloß und, ſo lange er unter uns wohnte, nichts davon verlauten ließ.

Indeſſen hatte ſich mit der Zeit auch in den Wiſſenſchaften gar manches verändert; eine neue Anſicht ergab ſich nach der andern, Kühneres war ſchon ausgeſprochen, als endlich Schelver mit ſeiner gewagten Neuerung hervortrat, wobei ſich vorausſehen ließ, daß dieſe Lehre noch einige Zeit, als offenbares Geheimniß, vor den Augen der Welt daliegen werde. Gegner fanden ſich und er ward mit Proteſt von der Schwelle des wiſſenſchaftlichen Tempels zurückgewieſen. So erging es auch ſeiner Vertheidigung, deren er ſich nicht wohl enthalten konnte.

Er und ſeine Grille waren beſeitigt und zur Ruhe gewieſen; aber das Eigene hat die gegenwärtige Zeit daß ein ausgeſtreuter Same irgendwo ſogleich Grund faßt; die Empfänglichkeit iſt groß, Wahres und Falſches keimen und blühen lebhaft durcheinander.

Nun hat durch Henſchel's gewichtiges Werk die geiſtige Lehre einen Körper gewonnen; ſie verlangt ernſtlich ihren

Platz in der Wiſſenſchaft, obgleich nicht abzuſehen iſt, wie man ihr denſelben einräumen könne. Indeſſen iſt die Gunſt für ſie ſchon belebt; Recenſenten, anſtatt, von ihrem früheren Standpunkte her, widerſprechend zu ſchelten, geſtehen ſich bekehrt, und man muß nun abwarten was ſich weiter hervorthun wird.

Wie man jetzt nach allen Seiten hin Ultra's hat, liberale ſowohl als königiſche, ſo war Schelver ein Ultra in der Metamorphoſen-Lehre, er brach den letzten Damm noch durch, der ſie innerhalb des früher gezogenen Kreiſes gefangen hielt.

Seine Abhandlung und Vertheidigung wird man wenigſtens aus der Geſchichte der Pflanzenlehre nicht ausſchließen können; als geiſtreiche Vorſtellung, auch nur hypothetiſch betrachtet, verdient ſeine Anſicht Aufmerkſamkeit und Theilnahme.

Ueberhaupt ſollte man ſich in Wiſſenſchaften gewöhnen wie ein anderer denken zu können; mir als dramatiſchem Dichter konnte dieß nicht ſchwer werden, für einen jeden Dogmatiſten freilich iſt es eine harte Aufgabe.

Schelver geht aus von dem eigentlichſten Begriff der geſunden und geregelten Metamorphoſe, welcher enthalt, daß das Pflanzenleben, in den Boden gewurzelt, gegen Luft und Licht ſtrebend, ſich immer auf ſich ſelbſt erhöhe und, in ſtufenweiſer Entwicklung, den letzten abgeſonderten Samen

aus eigner Macht und Gewalt umher ſtreue; das Sexual-Syſtem dagegen verlangt zu dieſem endlichen Hauptabſchluß ein Aeußeres, welches mit und neben der Blüthe, oder auch abgeſondert von ihr als dem Innerſten entgegengeſetzt, wahrgenommen und einwirkend gedacht wird.

Schelver verfolgt den ruhigen Gang der Metamorphoſe, welche dergeſtalt ſich veredlend vorſchreitet, daß alles Stoffartige, Geringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geiſtige, Beſſere zur Erſcheinung kommen laßt. Warum ſoll denn nicht alſo dieſe letztere Verſtäubung auch nur eine Befreiung ſeyn vom läſtigen Stoff, damit die Fülle des eigentlichſt Innern endlich, aus lebendiger Grundkraft, zu einer unendlichen Fortpflanzung ſich hervorthue.

Man gedenke der Sago-Palme, welche, wie der Baum gegen die Blüthe vorrückt, in ſeinem ganzen Stamme ein Pulver manifeſtirt, deßhalb er abgehauen, das Mehl geknetet und zu dem nahrhafteſten Mittel bereitet wird; ſobald die Blüthe vorüber, iſt dieſes Mehl gleichfalls verſchwunden.

Wir wiſſen daß der blühende Berberizenſtrauch einen eigenen Geruch verbreitet, daß eine dergleichen Hecke nahe gelegene Weizenfelder unfruchtbar machen könne. Nun mag in dieſer Pflanze, wie wir auch an der Reizbarkeit der Antheren ſehen, eine wunderbare Eigenſchaft verborgen ſeyn; ſie verſtaubt ſich ſelbſt im Blühen nicht genug, auch nachher

kommen, aus den Zweigblattern, Staubpunkte zum Vorſchein, die ſich ſogar einzeln kelch- und kronenartig ausbilden und das herrlichſte Kryptogam darſtellen. Dieſes ereignet ſich gewöhnlich an den Blattern vorjähriger Zweige, welche berechtigt waren Blüthen und Früchte hervorzubringen. Friſche Blätter und Triebe des laufenden Jahres ſind ſelten auf dieſe abnorme Weiſe productiv.

Im Spatjahr findet man die Zweigblatter der Centifolie, auf der untern Seite, mit leicht abzuklopfendem Staub überdeckt; dagegen die obere mit falben Stellen getigert iſt, woran man deutlich wahrnehmen kann, wie die untere Seite ausgezehrt ſey. Fande ſich nun, daß bei einfachen Roſen welche den Verſtaubungsact vollſtändig ausuben daſſelbe Phänomen nicht vorkame; ſo würde man es bei der Centifolie ganz natürlich finden, deren Verſtaubungsorgane mehr und minder aufgehoben und in Kronenblatter verwandelt ſind.

Der Brand im Korn deutet uns nun auf eine letzte, ins Nichtige auslaufende Verſtaubung. Durch welche Unregelmäßigkeit des Wachsthums mag wohl die Pflanze in den Zuſtand gerathen, daß ſie, anſtatt ſich fröhlich zuletzt und lebendig, in vielfacher Nachkommenſchaft zu entwickeln, auf einer untern Stufe verweilt und den Verſtaubungsact ſchließlich und verderblich ausübt?

Höchſt auffallend iſt es, wenn der Mais von dieſem Uebel befallen wird; die Körner ſchwellen auf zu einem großen

unförmlichen Kolben; der ſchwarze Staub den ſie enthalten iſt granzenlos; die unendliche Menge deſſelben deutet auf die in dem geſunden Korn enthaltenen gedrangten Nahrungskrafte, die nun krankhaft zu unendlichen Einzelnheiten zerfallen.

Wir ſehen daher, daß man den Antherenſtaub, dem man eine gewiſſe Organiſation nicht abſprechen wird, dem Reich der Pilſe und Schwämme gar wohl zueignete. Die abnorme Verſtaubung hat man ja dort ſchon aufgenommen, ein gleiches Bürgerrecht gewähre man nun auch der regelmäßigen.

Daß aber alle organiſche Verſtäubung nach einer gewiſſen Regel und Ordnung geſchehe iſt keinem Zweifel ausgeſetzt. Man lege einen noch nicht aufgeſchloſſenen Champignon, mit abgeſchnittenem Stiel, auf ein weißes Papier und er wird in kurzer Zeit ſich entfalten, die reine Fläche dergeſtalt regelmäßig beſtauben, daß der ganze Bau ſeiner innern und untern Falten auf das deutlichſte gezeichnet ſey; woraus erhellt daß die Verſtaubung nicht etwa hin und her geſchehe, ſondern daß jede Falte ihren Antheil in angeborner Richtung hergebe.

Auch bei den Inſecten ereignet ſich eine ſolche endlich zerſtörende Verſtäubung. Im Herbſte ſieht man Fliegen, die ſich innerhalb des Zimmers an die Fenſter anklammern, daſelbſt unbeweglich verweilen, erſtarren und nach und nach einen weißen Staub von ſich ſprühen. Die Hauptquelle dieſes Naturereigniſſes ſcheint da zu liegen wo der mittlere Körper

an den Hintertheil angefügt ist; die Verstäubung ist successiv und nach dem vollkommenen Tod des Thiers noch einige Zeit fortdauernd. Die Gewalt des Ausstoßens dieser Materie laßt sich daraus schließen, daß sie von der Mitte aus nach jeder Seite einen halben Zoll hinweggetrieben wird, so daß der Limbus, welcher sich zu beiden Seiten des Geschöpfes zeigt, über einen rheinischen Zoll beträgt.

Obgleich diese Verstaubung nach der Seite zu am gewöhnlichsten und am auffallendsten ist, so hab' ich doch bemerkt daß sie auch manchmal von den vorderen Theilen ausgeht, so daß das Geschöpf wo nicht ringsum wenigstens zum größten Theile von einer solchen Staubfläche umgeben ist. *

Wenn wir uns an verschiedene Denkweisen zu gewöhnen wissen, so führt es uns bei Naturbetrachtungen nicht zum Unsichern; wir können über die Dinge denken, wie wir wollen, sie bleiben immer fest für uns und andere Nachfolgende.

Diese neue Verstäubungslehre ware nun beim Vortrag gegen junge Personen und Frauen höchst willkommen und schicklich: denn der persönlich Lehrende war bisher durchaus

* Neuere Aufmerksamkeit auf den Verstäubungsact abgestorbener Fliegen läßt mich vermuthen, daß eigentlich der hintere Theil des Insects aus allen Seitenporen diesen Staub vorzüglich wegschleudere, und zwar immer mit stärkerer Elasticität. Etwa einen Tag nach dem Tode fängt die Verstäubung an; die Fliege bleibt fest an der Fensterscheibe geklammert, und es dauert vier bis funf Tage fort, daß der feine Staub seine Spur immer in größerer Entfernung zeigt, bis der entstandene Nimbus einen Zoll im Querdurchschnitt erhält. Das Insect fällt nicht von der Scheibe als durch äußere Erschütterung oder Berührung.

in großer Verlegenheit. Wenn ſodann auch ſolche unſchuldige Seelen, um durch eigenes Studium weiter zu kommen, botaniſche Lehrbücher in die Hand nahmen, ſo konnten ſie nicht verbergen daß ihr ſittliches Gefühl beleidigt ſey; die ewigen Hochzeiten, die man nicht los wird, wobei die Monogamie, auf welche Sitte, Geſetz und Religion gegründet ſind, ganz in eine vage Lüſternheit ſich auflöſ't, bleiben dem reinen Menſchenſinne völlig unerträglich.

Man hat ſprachgelehrten Männern oft, und nicht ganz ungerecht, vorgeworfen, daß ſie, um wegen der unerfreulichen Trockenheit ihrer Bemühungen ſich einigermaßen zu entſchädigen, gar gerne an verfängliche, leichtfertige Stellen alter Autoren mehr Mühe als billig verwendet. Und ſo ließen ſich auch Naturforſcher manchmal betreten, daß ſie, der guten Mutter einige Blößen abmerkend, an ihr als an der alten Baubo höchſt zweideutige Beluſtigung fanden. Ja wir erinnern uns Arabesken geſehen zu haben, wo die Sexual-Verhältniſſe, innerhalb der Blumenkelche, auf antike Weiſe, höchſt anſchaulich vorgeſtellt waren.

Bei dem bisherigen Syſtem dachte ſich der Botaniker übrigens nichts Arges, man glaubte daran wie an ein ander Dogma, d. h. man ließ es beſtehen ohne ſich nach Grund und Herkunft genau zu erkundigen; man wußte mit dem Wortgebrauch umzuſpringen und ſo brauchte in der Terminologie auch auf dem neuen Wege nichts umgeändert zu werden. Antheren und Piſtill beſtünden nach wie vor, nur einen eigentlichen Geſchlechtsbezug ließe man auf ſich beruhen.

„Es eilt der Bothe; keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von dieſem Blatt, ich kann von dir nicht ſcheiden.“
O ſüßes Herz! Wie dringt ein Morgenſtrahl
In dieſen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück: man ſendet Leute her,
Ich bleibe ruhig hier und wart' es ab.

Zum Vagabund.

Du ſtehſt, mein Freund, du warteſt, ach verzeih!
Nimm deinen Lohn! Für Freude hab' ich dich
Und deinen Dienſt vergeſſen. Hier! Entdecke
Mir, wer ihr ſeyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut, und kann noch beſſer lohnen.
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zuſammen ſprechen.

Beyde ab.

Wenden wir uns nun zur Vertropfung, so finden wir auch dieſe normal und abnorm. Die eigentlich ſo zu nennenden Nektarien und ihre ſich loslöſenden Tropfen kündigen ſich an als höchſt bedeutend und den verſtaubenden Organen verwandt; ja ſie verrichten in gewiſſen Fallen gleiche Function, ſie ſey auch welche ſie ſey.

Einem, dieſes Jahr ungewöhnlich ſich hervorthuenden Honigthau hat ein aufmerkſamer Naturfreund folgendes abgewonnen.

„In den letzten Tagen des Monats Juni zeigte ſich ein ſo ſtarker Honigthau, wie man ihn wenig erlebt hat. Die Witterung war vier Wochen lang kühl, manche Tage ſogar empfindlich kalt, mit abwechſelnden, meiſtentheils Strichregen; allgemeine Landregen waren ſeltener. Darauf erfolgte nun heitere Witterung mit ſehr warmem Sonnenſchein.

„Bald darnach wurde man den Honigthau an verſchiedenen Pflanzen und Bäumen gewahr. Obgleich dieſes mir und andern einige Tage bekannt war, ſo überraſchte mich doch eine Erſcheinung. Unter denen, beinah zur Blüthe vorgerückten, uralten Linden, welche am Graben eine Allee bildend hingehen, wurde ich gewahr: daß die Saalgeſchiebe, meiſt aus Thon- und Kieſelſchiefer beſtehend, womit kurz vorher die Chauſſee war überzogen worden, eine Feuchtigkeit zeigten, die von einem Sprühregen herzurühren ſchien; da ich aber nach einer Stunde wieder kam und, ohngeachtet des ſtarken Sonnenſcheins, die Flecken nicht verſchwunden waren, fand ich, an einigen näher unterſuchten Steinen, daß die Punkten klebrig ſeyen. Ueberdieß zeigten ſich mit gleichem Safte ganz überzogene Geſchiebe, worunter vorzüglich der Kieſelſchiefer ſich

schwarz, wie lackirt, ausnahm. Nun fiel mir auf, daß sie in Peripherien lagen, welche so weit reichten als der Baum seine Aeste ausbreitete, und also war es deutlich, daß es von daher kommen müsse. Bei näherer Beschauung fand sich denn auch, daß die Blätter alle glanzten und die Quelle des Auftropfens ward zur Gewißheit.

„Einen Garten besuchend, fand ich einen Baum Reine Claude, an welchem sich diese Feuchtigkeit so stark zeigte, daß an den Spitzen der Blatter fast immer ein Tropfen hing, schon in der Consistenz eines ausgelassenen Honigs, der nicht herabfallen konnte; doch fanden sich einzelne Stellen wo von einem obern Blatt der Tropfen auf ein unteres heruntergefallen war; dieser war immer gelblich helle, da die Tropfen, welche auf ihrem Blatte verweilten, sich mit etwas schwarzgrau Schmutzigem vermischt zeigten.

„Indessen hatten sich die Blattlause zu tausenden auf der Rückseite eingefunden, die auf der oberen Fläche waren meist aufgeklebt, so wie man auch die leeren, abgestorbenen Balge in Menge fand. Mögen sie nun hier sich verwandelt haben oder umgekommen seyn, so darf man doch für gewiß annehmen, daß der Honigthau nicht von diesem Insect erzeugt wird. Ich habe Linden getroffen, wo die Blatter wie lackirt aussahen, worauf sich aber weder Blattlause noch Balge zeigten.

„Diese Feuchtigkeit kommt aus der Pflanze selbst: denn gleich neben einer solchen stand eine Linde ganz ohne jene Feuchtigkeit, vermuthlich eine spatere; so wie denn auch schon blühende Linden keinen oder nur wenig Honigthau bemerken ließen.

„Den fünften July, nach einigen leichten, nicht lange anhaltenden Regen, wahrend daß Bienen noch nicht blühende Linden stark umsummten, ergab sich daß sie ihr Geschaft auf

den Blättern trieben und den Honigthau auffaugten. Vielleicht hatten die Regen das Ungenießbare weggespült und das Zurückgebliebene fanden diese Thierchen für sich nun tauglich. Diese Vermuthung ist deßhalb beachtenswerth, weil nicht auf allen Linden worauf Honigthau lag die Bienen sich befanden.

„Noch ist zu bewerken, daß die weiße Johannisbeere mit solchem Safte belegt war, gleich neben an die rothe nicht.

„Nach so vielen Beobachtungen konnte man wohl auch einige Erklärung wagen. Der Mai hatte Zweige und Blatter zu einer ziemlichen Größe ausgebildet, der Juni war naß und kalt, hierauf mußte ein gestörtes Wachsthum erfolgen, denn alle Säfte, die in Wurzeln, Stamm und Aesten sich bewegten, wurden in Zweig und Blätter soviel als möglich aufgenommen, aber bei äußerer kaltfeuchter Luft konnte die Ausdünstung der Blätter nicht gehörig vor sich gehen und ein solcher lange anhaltender Zustand brachte alles ins Stocken. Plötzlich erfolgten die warmen Tage mit zwanzig bis sechsundzwanzig Grad Wärme, bei trockner Luft.

„Jetzt brachen die Bäume und Pflanzen, welche Blüthen und Früchte auszuarbeiten gar manchen Stoff enthalten, in eine desto stärkere Dunstung aus, weil aber zu viel Flüssigkeit in ihnen vorhanden, so mußten jene Stoffe, die man ununtersucht und ungeschieden gar wohl Nektar nennen dürfte, auch sehr verdünnt seyn, so daß alles zusammen ausschwitzte. Die trockne Luft nahm die wässrigen Theile gleich weg und ließ die gehaltvolleren auf den Blattern zurück.

„Hiernach ziehen sich nun Blattläuse und andere Insecten, aber sie sind nicht die Ursache der Erscheinung.

„Wie der Honigthau zur Erde kommt und auf gewisse Steinen regelmäßig gespritzt, auf andern völlig überziehen bemerkt wird, scheint mir schwerer zu sagen; nur wollt

bedünken, daß, bei dem Hervorquellen dieſes Saftes aus den Blattern, in Vertiefungen, an Rippen und ſonſt, Luft eingeſchloſſen werde, wozu die ſenkrechte Richtung der Blätter viel beitragen kann. Sonn' und Wärme mögen nun die Luft zu einer Blaſe ausdehnen, welche zuletzt zerſpringt und die Feuchtigkeit beim Zerplatzen wegſchleudert.

„Mit oben Geſagtem ſtimmt überein, daß an den blühenden Linden kein Honigthau zu ſehen war, denn hier ſind die vorbereitenden Säfte, welche im Honigthau vergeudet werden, ſchon zu ihrer Beſtimmung gelangt und jene, gegen das Geſetz erſcheinende Feuchtigkeit zu ihrem edleren Zwecke gediehen.

„Spätere Linden nehmen vielleicht nicht ſoviel Saft auf, verarbeiten ihn mäßiger und das Vertropfen findet nicht ſtatt.

„Die Reine Claude hingegen iſt ſo recht ein Baum, an deſſen Früchten wir den mannichfaltigen Zudrang von Säften gewahr werden, der ſie regelmäßig ausbilden muß. Hat ſich die Frucht nun erſt unvollkommen entwickelt, indeſſen Stamm, Aeſte und Zweige von Nahrung ſtrotzten, ſo war ihr eine übermäßige Vertropfung natürlich, da ſie bei der gemeinen Pflaume nicht ſtatt fand.

„Dieſe Gelegenheit ward benutzt, um von der klebrigen Feuchtigkeit einen Antheil zu ſammeln; ich nahm gegen vierhundert Blätter, tauchte ſie in Bündeln, mit den Spitzen in mäßiges Waſſer, ließ jedes zehn Minuten ausziehen und ſo bis zu Ende. Die Auflöſung erfolgte wie wenn man ein Stück Zucker in ein reines Glas Waſſer hält und es gegen das Licht anſieht, ein klarer Faden ſchlingt ſich nach dem Boden. Gedachte Auflöſung nun war ſchmutzig gelbgrün, ſie ward Herrn Hofrath Döbereiner übergeben, welcher bei der Unterſuchung folgendes fand:"

1) nicht kryſtalliſirbaren gahrungsfähigen Zucker,

2) Mucus (thierischer Schleim),
3) eine Spur Albumen und
4) eine Spur eigenthümlicher Säure.

Ob in ihm auch Mannastoff enthalten, möge das Endresultat der Gährung, welcher ein Theil des Honigthaus unterworfen worden, ausweisen. Manna ist nämlich nicht gährungsfähig.

Jena, 30. Juny 1820.

Döbereiner.

An manchen Pflanzen, besonders dergleichen welche als fette zusammengereiht werden, zeigt sich eine solche Vertropfung, selbst an den frühesten Organen; die Cacalia articulata entläßt sehr starke Tropfen, aus den jungen Zweigen und Blättern, die sie hervortreibt, deren Stengel zunächst abermals ein aufgeblähtes Glied bilden soll. Das Bryophyllum calycinum zeigt unter vielfachen andern Eigenthümlichkeiten auch folgende. Begießt man jüngere oder ältere Pflanzen stark, Licht und Wärme sind aber nicht mächtig genug um proportionirte Verdunstung zu bewirken, so dringen aus dem Rande der Stengelblätter zarte, klare Tropfen hervor, und zwar nicht etwa aus den Kerben aus denen sich künftig ein junges Auge entwickelt, sondern aus den Erhöhungen zwischen denselben. Bei jungen Pflanzen verschwinden sie, nach eingetretener Sonnenwärme, bei älteren gerinnen sie zu einem gummiartigen Wesen.

Um nun noch einiges von Verdunstung zu sprechen, so finden wir daß der Samenstaub, dem man das große Geschäft des Befruchtens aufgetragen, sogar als Dunst erscheinen kann. Denn, bei einer gewissen Höhe der Sommer-Temperatur

ſteigen die Staubblaschen einiger Kieferarten, als unendlich kleine Luftballone, in die Höhe und zwar in ſolcher Maſſe, daß ſie, mit Gewitterregen wieder herabſtürzend, einen Schwefelſtaub auf dem Boden zurückzulaſſen ſcheinen.

Der Same des Lykopodium, leicht entzündbar, geht in flammenden Dunſt auf.

Andere Ausdünſtungen verkörpern ſich an Blattern, Zweigen, Stengeln und Stämmen zuckerartig, auch als Oel, Gummi und Harz. Der Diptam, wenn man die rechte Zeit trifft, entzündet ſich und eine lebhafte Flamme lodert an Stengel und Zweigen hinauf.

An gewiſſen Blättern nähren ſich Neſſen, Fliegen, Inſecten aller Art, deren zarte Ausdünſtung uns, ohne dieſes Anzeigen, nicht bemerkbar geweſen wäre.

Regentropfen bleiben auf gewiſſen Blättern kugelrund und klar ſtehen, ohne zu zerfließen, welches wir wohl billig irgend einem ausgedünſteten Weſen zuſchreiben das, auf dieſen Blättern verweilend, die Regentropfen einwickelt und ſie zuſammenhalt.

Trüb und gummiartig iſt der feine Duft, der, die Haut einer gereiften Pflaume umgebend, wegen dem unterliegenden dunklen Grunde unſerm Auge blau erſcheint.

Daß eine gewiſſe uns nicht offenbarte Wechſelwirkung von Pflanze zu Pflanze heilſam ſowohl als ſchädlich ſeyn könne, iſt ſchon anerkannt. Wer weiß ob nicht in kalten und warmen Häuſern gewiſſe Pflanzen gerade deßhalb nicht gedeihen, weil man ihnen feindſelige Nachbarn gab, vielleicht bemächtigen ſich die einen zu ihrem Nutzen der heilſamen atmoſphäriſchen Elemente, deren Einfluß ihnen allen gegönnt war.

Blumenliebhaber behaupten, man müsse die einfachen Levkoien zwischen gefüllte setzen um vollkommenen Samen zu erhalten; als wenn der zarte wohlriechende Duft, wo nicht befruchten, doch die Befruchtung erhöhen könne.

Selbst unter der Erde nimmt man solche Einwirkungen an. Man behauptet, schlechte Kartoffelsorten zwischen bessere gelegt, erwiesen schädlichen Einfluß. Und was könnte man nicht für Beispiele anführen, die den zarten, in seinem Geschäft aufmerksamen Liebhaber der schönen Welt, die er mit Leidenschaft umfaßt, bewegen ja nöthigen allen Erscheinungen einen durchgehenden Bezug unweigerlich zuzugestehen.

Bei Entwickelung der Insecten ist die Verdunstung höchst bedeutend. Der aus der letzten Raupenhaut sich loslösende, zwar vollkommene, aber nicht vollendete Schmetterling verwahrt, von einer neuen, seine Gestalt weissagenden Haut eingeschlossen, bei sich einen köstlichen Saft. Diesen in sich organisch cohobirend, eignet er sich davon das Köstlichste zu, indem das Unbedeutendere nach Beschaffenheit äußerlicher Temperatur verdunstet. Wir haben, bei genauer Beobachtung solcher Naturwirkungen eine sehr bedeutende Gewichtsverminderung wahrgenommen, und es zeigt sich wie solche Puppen an kühlen Orten aufbewahrt, Jahrelang ihre Entwickelung verzögern, indeß andere, warm und trocken gehalten sehr bald zum Vorschein kommen; doch sind letztere kleiner und unansehnlicher als jene welchen die gehörige Zeit gegönnt war.

Dieſes alles ſoll jedoch hier nicht geſagt ſeyn als wenn man Neues und Bedeutendes vorbringen wollen, ſondern darauf nur hindeuten: wie in der großen Natur alles auf einander ſpielt und arbeitet, und wie ſich die erſten Anfänge ſo wie die höchſten Erſcheinungen alles Gebildeten immer gleich und verſchieden erweiſen.

Analogon der Verſtäubung.

Im Herbſte 1821 fand man an einem düſtern Orte eine große Raupe, wahrſcheinlich eines Kupfervogels, eben im Begriff ſich auf einem wilden Roſenzweig einzuſpinnen. Man brachte ſie in ein Glas und that etwas Seidenwatte hinzu; von dieſer bediente ſie ſich nur weniger Faden zu näherer Befeſtigung ans Glas, und man erwartete nunmehr einen Schmetterling. Allein dieſer trat nicht hervor, vielmehr bemerkte man nach einigen Monaten folgendes wunderſame Phänomen: die Puppe an der Unterſeite war geborſten und hatte ihre Eier an ihrer Außenſeite verbreitet, was aber noch wunderſamer war, dieſelben einzeln zur Seite ja gegen über ans Glas und alſo drei Zoll geſchleudert, und ſonach einen jener Verſtäubung ähnlichen Akt bewieſen. Die Eier waren voll und rund mit einiger Andeutung des darin enthaltenen Wurmes. Anfangs Aprils waren ſie eingefallen und zuſammen getrocknet. Inſecten-Freunden ſind wohl ähnliche Fälle bekannt.

Merkwürdige Heilung eines ſchwer ver letzten Baumes.

In dem Vorhofe der Ilmenauer Wohnung des Oberfo meiſters ſtanden von alten Zeiten her ſehr ſtarke und h Vogelbeerbäume, welche zu Anfang des Jahrhunderts ab ſterben anfingen; es geſchah die Anordnung daß ſolche abgef werden ſollten. Unglücklicherweiſe ſagten die Holzhauer ei ganz geſunden zugleich an; dieſer war ſchon auf zwei Dri durchſchnitten, als Einhalt geſchah, die verletzte Stelle ſchindelt, verwahrt und vor Luft geſichert wurde. So ſt der Baum noch zwanzig Jahre bis er im vergangenen Herb nachdem vorher die Endzweige zu krankeln angefangen, du einen Sturm an der Wurzel abbrach.

Das durch die Sorgfalt des Hrn. Oberforſtmeiſters Fritſch vor uns liegende Segment, zwölf Zoll hoch, läßt chemaligen Schnitt in der Mitte bemerken, welcher als Na vertieft, aber doch völlig zugeheilt iſt, wie denn der Stu der geſundeten Stelle nichts anhaben konnte.

Dieſer Baum wäre nun alſo wohl anzuſehen als auf ſelbſt gepfropft; denn da man nach herausgezogener Säge gleich die Vorſicht brauchte die Verletzung vor aller Luft bewahren, ſo faßte das Leben der ſehr dünnen Rinde und darunter verborgenen Splints ſich ſogleich wieder an und hielt ein fortgeſetztes Wachsthum.

Nicht ſo war es mit dem Holze; dieſes einmal getre konnte ſich nicht wieder lebendig verbinden; die ſtocken Säfte decomponirten ſich, und der ſonſt ſo feſte Kern in eine Art von Faulniß über.

Merkwürdig jedoch bleibt es, daß der geneſene Sp

kein frisches Holz ansetzen konnte und daher die Verderbniß des Kerns bis an die zwei Drittheile sich heranzieht.

Nicht so ist es mit dem gesunden Drittheile; dieses scheint fortgewachsen zu seyn und so dem Stamme eine ovale Form gegeben zu haben. Der kleine Durchschnitt, über die Mitte der Jahresringe gemessen, hält 15 Zoll; der große 18 Zoll, wovon 5 als ganz gesundes Holz erscheinen.

Schema zu einem Aufsatze

die Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar darzustellen.

Auch diese höchst bedeutende auffallende Wirkung ist aus einem wahrhaften Leben, einem heitern, freudigen und mehrere Jahre glücklich fortgesetzten Zusammenwirken entsprungen.

Zuerst also von Belvedere, welches zur Freude der Einheimischen, zur Bewunderung der Fremden grünt und blüht.

Die Schloß- und Gartenanlage ward vom Herzog Ernst August 1730 vollendet, und zu einem Lustort fürstlicher Hofhaltung gewidmet.

Die Waldungen auf den dahinter liegenden Hügeln wurden durch Spaziergänge, Erholungsplätze und manche romantische Baulichkeiten anmuthig und genießbar.

Eine große Orangerie und was zu jener Zeit von solchen Gärten gefordert wurde, ward angelegt; daneben eine kleine Menagerie von meistens ausländischen Vögeln. Gärtnerei und Gartenbesorgung wurden in diesem Sinne geleitet und gefördert, einige Treiberei für die Küche war nicht vergessen.

Wie aber die Cultur solcher Pflanzen, nach denen sowohl

Basco mit seinen Vagabunden, welche Mantelsäcke und allerley Gepäcke tragen.

Basco.

Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das alles ist euer,
Das alles ist mein.
So haben die andern
Gar treulich geserat;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie sorglich gefaltet!
Wie zierlich gesackt!
Auf unsere Reise
Zusammengepackt.

Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen, Basco hält sie ab.

Nein, Freunde, lassen wir es noch zusammen,
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen sichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwey, drey Orte, wo wir gut
Und sicher wohnen; dort vertheilen wir

der Botaniker als der Liebhaber ästhetischer Landschaftsbildung sich umsieht, zuerst gefordert und nach und nach immer weiter ausgebildet worden, hievon läßt sich der Gang und die natürliche Entwickelung ohne Betrachtung und Beherzigung des Schloßbrandes nicht denken.

Die höchsten Herrschaften, einer bequemen und ihrem Zustande gemäßen Wohnung beraubt, in kaum schicklichen Räumen einen interimistischen Aufenthalt findend, wandten sich gegen das Freie, wozu die verschiedenen wohleingerichteten Lustschlösser, besonders auch das heitere Ilmthal bei Weimar, und dessen ältere Zier- und Nutzgarten-Anlagen, die schönste Gelegenheit darboten.

Der Park in Dessau, als einer der ersten und vorzüglichsten berühmt und besucht, erweckte Lust der Nacheiferung, welche um desto originaler sich hervorthun konnte, als die beiden Localitäten sich nicht im mindesten ähnelten; eine flache, freie, wasserreiche Gegend hatte mit einer hügelig-abwechselnden nichts gemein. Man wußte ihr den eigenen Reiz abzugewinnen, und in Vergleichung beider zu untersuchen was einer jeden zieme, gab die Freundschaft der beiden Fürsten und die öftern wechselseitigen Besuche Anlaß, so wie die Neigung zu ästhetischen Parkenanlagen überhaupt durch Hirschfeld aufs Höchste gesteigert ward.

Die Anstellung des Hofgartners Reichert in Belvedere verschaffte gar bald Gelegenheit alle dergleichen Wünsche zu befriedigen; er verstand sich auf die Vermehrung im Großen und betrieb solche nicht nur in Belvedere, sondern legte bald einen eigenen Handelsgarten in der Nähe von Weimar an. Strauch- und Baumpflanzungen vermehrten sich daher in jedem Frühling und Herbste.

Mit der verschönten Gegend wächst die Neigung in freier

Luft des Lebens zu genießen; kleine, wo nicht verſchönernde doch nicht ſtörende, dem ländlichen Aufenthalt gemäße Wohnungen werden eingerichtet und erbaut. Sie geben Gelegenheit zu bequemem Unterkommen von größeren und kleineren Geſellſchaften, auch unmittelbaren Anlaß zu ländlichen Feſten, wo das abwechſelnde Terrain viele Mannichfaltigkeit bot und manche Ueberraſchung begünſtigte, da eine heitere Einbildungs- und Erfindungskraft vereinigter Talente ſich mannichfaltig hervorthun konnte.

So erweiterten ſich die Parkanlagen unmittelbar vom Schloß ausgehend, welches auch nach und nach aus ſeinen Ruinen wieder wohnbar hervorſteigt, erſtrecken ſich das anmuthige Ilmthal hinauf und nähern ſich Belvedere. Die Oberaufſicht, Leitung und Anordnung übernimmt der Fürſt ſelbſt, indeſſen Höchſtihro Frau Gemahlin durch ununterbrochene Theilnahme und eigene ſorgfaltige Pflanzenpflege in die Erweiterung des Geſchäftes mit eingreift.

Der Herzogin Amalia Aufenthalt in Ettersburg und Tiefurt trägt nicht wenig zu einem, man dürfte faſt ſagen leidenſchaftlichen, Bedürfniß des Landlebens bei.

Am letztgenannten Orte hatten Prinz Conſtantio und Major von Knebel ſchon viele Jahre vorgearbeitet und zu geſelligen Feſten und Genüſſen das anmuthigſte Thal der Ilm eingeweihet.

Im Ganzen iſt man überall bemüht der Oertlichkeit ihr Recht widerfahren zu laſſen, ſie möglichſt zu benutzen und nichts gegen ihren Charakter zu verfügen.

Im Ernſtlichen geht die regelmäßige Forſtcultur im Lande fort, damit verbindet ſich ſchon die Erziehung fremder Baumarten.

Große Anpflanzungen und ſonſtiges Vermehren geſchieht

durch einsichtige Forstmänner; dadurch gewinnt man an Er
fahrung welche Pflanzen unser Klima ertragen können.

Hier ware etwas Näheres über die rauhere Lage vo
Weimar und Belvedere zu sagen; unsere Höhe ist schon be
deutend, die Nähe vom Thüringer Wald und zwar die Lag
desselben in Süden hat nicht weniger Einfluß; die nordöst
lichen und nordwestlichen Zugwinde bedrohen die Vegetatio
gar öfters.

Der Hofgartner Reichert geht mit Tode ab, die Cultu
der botanischen Parkpflanzen findet sich in Belvedere sch
sehr gesteigert. Von dem Vorrathe fallt ein großer The
dem Fürsten anheim, wegen eines andern Theils wird Ueb
einkunft getroffen. Reichert der Sohn versetzt das Uebri
nach Weimar für eigene Rechnung.

Bemühungen anderer Privaten, besonders des Legation
rath Bertuch, welcher außer der Cultur seines ansehnlich
Hausgartens und Aufstellung verschiedener Monographie
unter des Fürsten Direction die Details der Parkanlag
sechzehn Jahre verwaltet.

Der Garten-Inspector Sckell wird in Belvedere an
stellt. Er und sein Bruder besorgen aufmerksam und tre
lichst die Anstalt; der Sohn des erstern wird auf Rei
geschickt, deßgleichen mehrere, welche Talent und Thatigk
zeigen; sie kommen nach und nach zurück mit wichtigen Pfl
zentransporten.

Den eigentlichen botanischen Garten dirigiren nach
vor Ihro K. H. der Großherzog, Schloß und übrige Lustp
tien werden der Fürstlichen Familie eingeraumt.

Die Anschaffung kostbarer botanischer Werke in die öff
liche Bibliothek geht immer fort, ja sie vermehrt und haust
Eben so die eifrige Vermehrung bedeutender Pflan

neben den immerfort ankommenden Fremdlingen, macht die Erweiterung in Belvedere, sowohl auf dem Berg als in dem Thal gegen Mittag gelegen, höchst nöthig. In der letzten Region werden Erdhäuser nach Erfindung des Großherzogs angebracht; in der letzten Zeit ein Palmenhaus erbaut, von überraschender Wirkung.

Häuser worin fremde Pflanzen im Boden stehen bleiben, im Winter bedeckt werden, sogenannte Conservatorien, sind längst errichtet und werden erweitert.

Der Belvederische Pflanzengarten wird ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmt; daher der Küchengarten und die Ananas-Cultur und dergleichen in eine Abtheilung des Parks bei Weimar verlegt.

Reisen des Großherzogs nach Frankreich, England, den Niederlanden und der Lombardei, Besuch botanischer Gärten und eigene Prüfung der verschiedenen Anstalten und Erfindungen in denselben, würden nachrichtlich mitgetheilt großes Interesse und Belehrung gewähren, so wie die persönliche Bekanntschaft mit Wissenschafts- und Kunstgenossen überaus förderlich erschien. Höchstdieselben werden, als erstes und ordentliches Mitglied, in die Gesellschaft des Gartenbaues zu London aufgenommen.

Was in Jena geschah darf nicht übergangen werden. Schon vor vielen Jahren hatte der würdige Batsch einen Theil des Fürstengartens, nach dem Familiensystem geordnet, angepflanzt. Diese Einrichtung wurde treulich fortgesetzt durch die Professoren Schelver und Voigt; letzterer bearbeitete den Belvederischen Catalog sowohl als den Jenaischen nach genanntem System; doch kehrt man von Zeit zu Zeit, wegen des unmittelbaren Verkaufes und Tausches, zu der schon gewöhnlichen brauchbaren Art und Weise zurück.

Indeſſen ſchreitet die Ausbreitung der Belvederiſchen Anſtalt unaufhaltſam fort. Zugleich läßt ſich bemerken daß bei der Nomenclatur, der Beſtimmung der Pflanzen und ihrer Arten, ja Varietaten, mancher Widerſtreit obwalte, der von Zeit zu Zeit durch beſuchende Kenner und Kunſtgenoſſen erneuert wird.

Indeſſen macht ſich ein rein wiſſenſchaftlicher Catalog, auf deſſen Angabe man ſich ſowohl zu eigener Beruhigung, als bei Tauſch und Verkauf beſtimmt und ſicher berufen könne, immer nöthiger. Dieſes langwierige Geſchäft, wenn es gewiſſenhaft behandelt werden ſoll, macht die Anſtellung eines wiſſenſchaftlichen Mannes eigentlich nöthig. Hiezu wird Prof. Dennſtedt beauftragt; er unterzieht ſich der Arbeit, das erſte Heft des Catalogs erſcheint 1820. Das zweite 1821. Hierdurch iſt alſo nicht allein für oben aufgeſtellte Zwecke geſorgt, ſondern auch ein Leitfaden manchem unſichern und unerfahrnen Gartner in die Hand gegeben um genauere Pflanzenkenntniß zu erlangen.

Ein ganz außerordentliches Verdienſt hätte ſich außerdem dieſer Catalog noch für die Wiſſenſchaft erwerben können, wenn man die Quantitäten über die Namen, und hie und da einen Accent angebracht hatte; denn jetzt hört man außen wie im Freien, von Einheimiſchen und Beſuchenden eine babyloniſche, nicht Sprach- ſondern Quantitats-Verwirrung, welche beſonders demjenigen, dem die Ableitung aus dem Griechiſchen gegenwartig iſt, mitten zwiſchen den herrlichen Naturproducten eine verdrießliche Mißſtimmung erregt.

Nach des Großherzogs angeborn liberalem Charakter und der wahrhaft fürſtlichen Leidenſchaft, Andere an allem Guten, Nützlichen Theil nehmen zu laſſen, ward in dem

Maaße wie Belvedere heranwuchs auch Jena ſolcher Vorzüge theilhaftig. Ein neues Glashaus von vierundſiebenzig Fuß Länge mit mehreren Abtheilungen, nach den neuſten Erfahrungen und den daraus abgeleiteten Maximen erbaut, nahm die häufigen Geſchenke an Pflanzen und Samen begierig auf. Da nun aber das Haus an und für ſich ſelbſt von den früheren Batſchiſchen Einrichtungen einen großen Theil abſchnitt, ſodann aber auch die Miſtbeete verlegt werden mußten; ſo ward eine völlige Umpflanzung des ganzen Gartens nothwendig, und bei dieſer Gelegenheit die Reviſion und verbeſſerte Zuſammenſtellung der natürlichen Familien möglich und erwünſcht.

Sowohl nach Belvedere, als wie nach Jena, dürfen wir alle Freunde der Botanik einladen, und wünſchten nur ihnen einen genaueren Wegweiſer an die Hand geben zu können.

Gar manches wäre noch ehe wir abſchließen zu erwähnen; wir gedenken nur noch einer großen Landbaumſchule von fruchtbaren Stämmen, welche unter Aufſicht des Legationsrath Bertuch ſchon viele Jahre beſteht. Unglücklicherweiſe verlieren wir dieſen im gegenwärtigen Fache und in vielen andern unermüdlich thätigen Mann gerade in dem Augenblick da wir unſer Schema abſchließen, zu deſſen Ausführung er uns bei glücklicher Erinnerungsgabe, im Beſonderen ſo wie im Ganzen den beſten Beiſtand hätte leiſten können, und wir würden Vorwürfe wegen unverantwortlichen Verſäumniſſes bei ſo langem glücklichen Zuſammenwirken verdienen, wäre nicht das Leben einem jedem ſo prägnant, daß ſeine augenblickliche Thätigkeit nicht nur das Vergangene ſondern auch das Gegenwärtige zu verſchlingen geeignet iſt. Bleibe uns hiebei der Troſt daß gerade das Wenige und Lückenhafte was wir geſagt, deſto eher die Mitlebenden aufrufen werde zu einer

vollständigen und vollendeten Darstellung das Ihrige beizutragen.

Genera et Species Palmarum,

von Dr. C. F. v. Martius. Fasc. I. und II. München 1823.

Beide Hefte enthalten, auf neunundvierzig lithographischen Tafeln, Abbildungen verschiedener Arten von Palmen welche Brasilien erzeugt und dem Verfasser auf seiner vor einigen Jahren dahin unternommenen wissenschaftlichen Reise vorgekommen.

Diejenigen Tafeln, welche das Detail von Aesten, Blättern, Blüthen und Früchten darstellen, sind alle in geritzter Manier und gleichen zierlich radirten mit glanzendem Grabstichel sorgfältig geendigten Kupferblattern. Von dieser Seite betrachtet lassen sie sich unbedenklich den schönen osteologischen Kupfern in dem Werke des Albinus an die Seite stellen, erscheinen vielleicht gar noch netter gearbeitet. Die meisten sind von A. Falger gefertigt, doch zeichnen sich die Namen J. Päringer und L. Emmert gleichfalls verdienstlich aus.

Zehen in gewöhnlicher Manier als Zeichnungen mit schwarzer Kreide sauber und kräftig ausgeführte Blätter, stellen Palmbäume verschiedener Art im Ganzen mit Stamm und Aesten dar, schicklich begleitet von Ansichten der Gegenden wo jene Palmenarten in Brasilien vorzüglich zu gedeihen pflegen. Sehr reiche Vordergründe machen überdem noch den Beschauer mit andern Pflanzen und der höchst üppigen Vegetation des Landes bekannter. Bloß allgemeine Andeutung von dem was jedes dieser Blatter darstellt wird ausreichen das Gesagte verständlicher zu machen.

Tab. 22. Hauptbild; Oenocarpus Distichus, im Vordergrund Blätter und Strauchgewächse. Mittelgrund und Ferne zeigen niedrigliegende Auen, zwischen waldigen Hügeln.

Tab. 24. Astrocaryum acaule und Oenocarpus Batava erscheinen als die Hauptbilder im Vordergrund; der landschaftliche Grund stellt niedriges Ufer an stillfließendem Strome dar, in welchen hinein sich von beiden Seiten reich mit Bäumen bewachsene Landspitzen erstrecken.

Tab. 28. Euterpe oleracea ebenfalls am Ufer eines Flusses der ins Meer fällt, von woher die Fluth hereinströmt.

Tab. 33. Die zunächst ins Auge fallenden Gegenstände dieses Blatts sind Elaeis melanococca und Iriartea exorrhiza. Dann waldiger Mittelgrund und niedriges Ufer an einem Fluß oder See; ein eben dem Wasser entsteigendes Krokodil staffirt die Landschaft.

Tab. 35. Iriartea ventricosa, nebst Aussicht in eine enge Schlucht hoher und höherer Waldgebirge, aus denen ein Fluß hervorströmt, welcher im Vordergrund einen kleinen Fall macht.

Tab. 38. Zunächst Mauritia vinifera, im Hintergrund öde Hügel; die Fläche ist mit dieser Palmenart dünne besetzt.

Tab. 41. Attalea compta und Mauritia armata, darhinter fast wüste Gegend, wo nur in näherer und weiterer Ferne noch einige Bäume dieser Art zu sehen sind.

Tab. 44. Vorn Mauritia aculeata und im Grund undurchdringliches Dickicht von Bäumen, auch großblättriger baumartiger Pflanzen.

Tab. 45. Lepidocaryum gracile und Sagus taedigera in dunkler alle Aussicht schließender Waldgegend.

Tab. 49. Corypha cerifera. Die zum Grund dienende Landschaft stellt eine reichlich mit Bäumen, besonders mit

Palmen bewachsene Ebne dar, in der Ferne ragende Bergzipfel.

Die Zweckmäßigkeit und das Belehrende des Inhalts dieser Blätter werden nach der geschehenen obgleich nur kurzen Anzeige desselben wohl ohne Zweifel jedem einleuchten, es ist aber weiter noch beizufügen, daß auch der malerische Sinn und Geschmack, womit Herr v. Martius die Gegenstände zum landschaftlichen Ganzen geordnet, das Lob aller derer verdiene welche das Werk aus dem Gesichtspunkte der Kunst anzusehen und zu beurtheilen vermögen. Nicht minder werden sich Kundige auch durch die Arbeit des Herrn Hohe befriedigt finden, welcher die zuletzt erwähnten Blätter, nach denen vom Herrn v. Martius eigenhändig verfertigten Vorbildern, in der gewöhnlichen Kreidemanier auf die Steinplatten zeichnete.

Wir haben, in Vorstehendem, das nach so vielen Seiten hin verdienstliche Werk nur von Einer Seite betrachtet und zwar von der artistisch-ästhetischen; doch dürfen wir sagen, daß gerade diese gar gern als Complement des Reisegewinns jener vorzüglichen Männer anzusehen sey.

Die schon längst bekannte Reisebeschreibung der beiden würdigen Forscher, Herren v. Spix und v. Martius, München 1823, gab uns vielfach willkommene Localansichten, einer großen Weltbreite, grandios, frei und weit; sie verlieh uns die mannichfaltigsten Kenntnisse einzelner Vorkommenheiten, und so ward Einbildungskraft und Gedächtniß vollkommen beschäftigt. Was aber einen besondern Reiz über jene bewegte Darstellung verbreitet, ist ein reines, warmes Mitgefühl an der Natur-Erhabenheit in allen ihren Scenen, romm-tiefsinnig, klar empfunden und eben so mit deutlicher Fröhlichkeit entschieden ausgesprochen.

Ferner ſammelt die Phyſiognomik der Pflanzen, München 1824, von einem hohen Standpunkte unſern Blick auf das Pflanzenreich einer ſonſt unüberſehlichen Erdoberfläche, deutet auf das Beſondere, auf die klimatiſchen, die localen Bedingungen, unter welchen die unzähligen Vegetations-Glieder gedeihen, und ſich gruppenweiſe verſammeln mögen, und verſetzt uns zugleich in eine ſolche Fülle, daß nur der vollendete Botaniker ſich die einer ſprachgewandten Benennungsweiſe unterliegenden Geſtalten heranzurufen im Stande iſt.

In dem letzten von uns ausführlicher beachteten Werke, iſt nun gleichfalls, durch Hülfe einer ausgearbeiteten Kunſtſprache, das Palmengeſchlecht in ſeinen ſeltenſten Arten gelehrten Kennern reichlich vergegenwärtigt; auf den oben verzeichneten Tafeln jedoch für jeden Naturfreund geſorgt, indem des allgemeinſten Naturzuſtandes Hauptbezüge und Geſtalten, einſame oder geſellige Anſiedelung und Wohnung auf feuchtem oder trockenem, hohem oder tiefem Lande, frei oder düſter gelegen, in aller Abwechſelung vorgeſtellt und nun zugleich Kenntniß, Einbildungskraft und Gefühl angeregt und befriedigt werden; und ſo empfinden wir uns, den Kreis obgedachter Druckſchriften durchlaufend, in einem ſo weit entlegenen Welttheile durchaus als anweſend und einheimiſch.

Die Beute, wie es Loos und Glück bestimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Rugantino sich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, so könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müssen ihn nicht lassen; sind wir schon
Nicht immer gleicher Meinung, ist er doch
Ein braver Mann, den wir nicht missen können.

Pedro, der hereintritt.

Was seh' ich! Meine Sachen! Welch Geschick!

Basco für sich.

Was will uns Der? Beym Himmel! Don Rovero.
Wie kommt er hier herauf? Das gibt ein' Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hause sind.

Pedro.

Wer ihr auch seyd, so muß ich leider schließen,
Daß ihr die Männer seyd, die mich beraubt.
Ich sehe dieß Gepäck; es ist das meine,
Hier diese Bündel, diese Decken hier.

Wirkung meiner Schrift
die Metamorphose der Pflanzen
und
weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee.
1831.

Der ernstliche, am Ende der Abhandlung über Metamorphose der Pflanzen ausgesprochene Vorsatz, dieses angenehme Geschäft nicht allein weiter zu verfolgen, sondern auch von meinen fortgesetzten Bemühungen den Freunden der Wissenschaft ausführliche Kenntniß zu geben, ward im Laufe einer sehr bewegten Zeit gehindert und zuletzt gar vereitelt. Auch gegenwartig würde mir es schwer fallen auslangende Nachricht zu ertheilen inwiefern jene ausgesprochene Idee weiter gewirkt und wie dieselbe bis auf den heutigen Tag wiederholt zur Sprache gekommen.

Ich mußte daher zu wissenschaftlichen Freunden meine Zuflucht nehmen und dieselben ersuchen mir dasjenige was ihnen, bei fortgesetzten Studien, in dieser Angelegenheit naher bekannt geworden, gefallig mitzutheilen. Indem ich nun aber auf diese Weise verschiedenen Personen Belehrung schuldig geworden, deren Notizen über einzelne Punkte zusammenzustellen ich in dem Fall war, auch mich ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen für rathlich fand; so erhalt gegenwartiger Aufsatz dadurch ein aphoristisches Ansehen, welches ihm jedoch nicht zum Schaden gereichen dürfte, indem man auf diese Weise desto genauer bekannt wird mit demjenigen was sich allenfalls, unabhängig, und ohne einen gewissen Zusammenhang in diesem Felde zugetragen. Durch verschiedene

Zeichen hab' ich die Aeußerungen der Freunde zu unterscheiden die Absicht, und zwar durch * und ( ).

Der erste, dem ich von meinen Gedanken und Bestrebungen einiges mittheilte war Dr. Batsch; er ging auf seine eigne Weise darauf ein und war dem Vortrage nicht ungeneigt. Doch scheint die Idee auf den Gang seiner Studien keinen Einfluß gehabt zu haben, ob er sich schon hauptsächlich beschäftigte, das Pflanzenreich in Familien zu sondern und zu ordnen.

Bei meinem damaligen öftern Besuchen von Jena und einem längeren Verweilen daselbst, unterhielt ich mich von solchen mir wichtigen wissenschaftlichen Punkten wiederholt mit den dortigen vorzüglichen Mannern. Unter ihnen schenkte besonders der Hofrath Dr. Johann Christian Stark, der als praktischer Arzt sich das größte Vertrauen erworben hatte, überhaupt auch ein aufmerkender geistreicher Mann war, dieser Angelegenheit entschiedene Gunst. Nach akademischem Herkommen fand sich die Professur der Botanik ihm zugetheilt, aber nur nominaliter, als der zweiten Stelle der medicinischen Facultät angehörig, ohne daß er von diesem Felde jemals besondere Kenntniß genommen hätte. Seinem Scharfsinn jedoch blieb das Vortheilhafte meiner Ansichten keineswegs verborgen, er wußte die von diesem Naturreiche zu früherer Zeit erworbenen Kenntnisse, hiernach zu ordnen und zu nutzen, daß ihn halb im Scherz, halb im Ernst, die Versuchung anging seiner Nominal-Professur einigermaßen Genüge zu leisten und ein botanisches Collegium zu lesen.

Schon zu dem Winter-Halbenjahre 1791 kündigte er nach Ausweis des Lections-Catalogen seine Absicht folgendermaßen an: publice introductionem in Physiologiam botanicam ex principiis Perill. de Goethe tradet. Wozu ich ihm, was ich an Zeichnungen, Kupferstichen, getrockneten Pflanzen zu jenen Zwecken besaß, methodisch geordnet anvertraute, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah seinen Vortrag zu beleben und glücklich durchzuführen. In wiefern der Same, den er damals ausgestreut, irgendwo gewuchert, ist mir nicht bekannt geworden; mir aber diente solches zu einem aufmunternden Beweis, daß dergleichen Betrachtungen in der Folge zu thatigem Einfluß würden gelangen können.

Indessen der Begriff der Metamorphose in Wissenschaft und Literatur sich langsam entwickelte, hatte ich schon im Jahre 1794 das Vergnügen, zufällig einen praktischen Mann völlig eingeweiht in diese offenbaren Naturgeheimnisse zu finden.

Der bejahrte Dresdner Hofgärtner J. H. Seidel zeigte mir auf Anfrage und Verlangen verschiedene Pflanzen vor die mir wegen deutlicher Manifestation der Metamorphose aus Nachbildungen merkwürdig geworden. Ich eröffnete ihm jedoch meinen Zweck nicht weßhalb ich mir von ihm diese Gefalligkeit erbate.

Kaum hatte er mir einige der gewünschten Pflanzen hingestellt, als er mit Lacheln sagte: ich sehe wohl Ihre Absicht ein und kann mehrere dergleichen Beispiele, ja noch auffallendere, vorführen. Dieß geschah und erheiterte uns zu fröhlicher Verwunderung; mich, indem ich gewahrte, daß er durch eine praktisch aufmerkende lange Lebenserfahrung diese große Maxime in der mannichfaltigen Naturerscheinung überall ve

Augen zu schauen sich gewöhnt hatte, ihn, als er einsah daß ich, als Laie in diesem Felde, eifrig und redlich beobachtend, die gleiche Gabe gewonnen hatte.

Im vertrauten Gespräch entwickelte sich das Weitere, er gestand, daß er durch diese Einsicht fähig geworden manches Schwierige zu beurtheilen, und zugleich für das Praktische glückliche Anwendung gefunden habe.

---

* Wie aber diese Schrift bis jetzt auf den Gang der Wissenschaft in Deutschland gewirkt hat, ist eine höchst verwickelte Frage, die wohl nicht eher genügend zu beantworten seyn dürfte, bis sich der Kampf der Meinungen darüber beruhigt, und die Kämpfenden zu klarem Bewußtseyn gelangen. Denn in der That scheint es mir, als habe sich die Idee der Metamorphose Vieler bemächtigt, die es nicht ahnen, während Andere, die neue Lehre verkündend, nicht wissen wovon sie reden. *

Es scheint nichts schwieriger zu seyn als daß eine Idee, die in eine Wissenschaft hineintritt, in dem Grade wirksam werde, um sich bis in das Didactische zu verschlingen und sich dadurch gewissermaßen erst lebendig zu erweisen. Wir wollen nun die Schritte, wie sie successiv geschehen, näher zur Kenntniß bringen.

(Dr. Friedrich Siegmund Voigt legte diese Betrachtungen im Jahre 1803 bei seinen botanischen Vorlesungen zum Grunde, erwähnte derselben auch in der ersten Ausgabe seines botanischen Wörterbuchs von demselben Jahr. In dem

Syſtem der Botanik 1808 ſtellte er eine ausführliche Darſtellung jenes Werkes in einem eigenen Capitel mit Freiheit voran.)

---

* Zugleich findet ſich entſchiedene Anerkennung und glückliche Anwendung der Idee der Metamorphoſe, zu fernerer Aus- und Umbildung der Wiſſenſchaft, in Kieſer's Aphorismen aus der Philoſophie der Pflanze von 1808. Es heißt darin Seite 61 ausdrücklich, nachdem von Linné's Prolepſis die Rede geweſen: „Goethe ſchuf mit eigenthümlichem Geiſte hieraus eine allgemeine Anſicht über die Metamorphoſe, und ſie iſt ſeit langem das Umfaſſendſte geweſen, was über die ſpecielle Phyſiologie der Pflanzen iſt geſagt worden.“ Wir dürfen dieſe Schrift, die ſich ſo eng an Schellingiſche Philoſophie ſchließt, nicht darnach beurtheilen, wie ſie uns jetzt erſcheint. Zu ihrer Zeit machte ſie Aufſehn, und mit Recht, denn ſie iſt reich an eigenen, tief aus der Natur geſchöpften Anſichten. *

(Im Jahr 1811 gab Fried. Sigm. Voigt eine kleine Schrift heraus: Analyſe der Frucht und des Samenkorns ꝛc., worin er ſchon Unwillen verräth, daß bis dahin noch immer kein Botaniker mit in dieſe Lehre einſtimmen will. Seine Worte ſind, Seite 145: „Ich beziehe mich daher ſogleich auf die unbeſtreitbare, und von Manchem nur noch aus bloßem Trotz auf die Seite geſchobene Lehre der Goethe'ſchen Metamorphoſe der Pflanzen (— Citat der Schrift unter dem Text), in welcher durch Beiſpiele aller Art gezeigt wird, wie die Pflanze ihrem Lebensziele durch

anfängliche Ausdehnung und dann erfolgende allmählige Zusammenziehung die höchsten Organe zu Wege bringt, welche, wie gesagt, nichts anderes sind, als die nämlichen, nur durch Wiederholung desselben Bildungsactes immer feiner, auch wohl anders gefärbt, erzeugten. — — u. s. w.

— — Die Betrachtung der Metamorphose beschränkt sich bei dem Blüthensysteme vorzüglich auf die Verwandlungsart der Blatter. Allein schon von der ersten Entwickelungsart der Pflanze an, hat der berühmte Schöpfer jener Ansicht auf noch eine Bildung aufmerksam gemacht — die Knoten" — u. s. w.)

(Mit 1812 tritt uns ein Fall fernerer Anerkennung entgegen, in einem Buche, welches auch recht eigentlich nur durch diese Lehre Existenz und Begründung erhalten kann: G. Fr. Jager über die Mißbildungen der Gewächse. Hier heißt es Seite 6: „bei beiden Propagationsarten nimmt nun die Fortentwickelung des neuen Individuums beinahe denselben Gang, der im Allgemeinen in einer stetig fortschreitenden Bildung von neuen Organen bis zur Blüthe besteht, die, wenn gleich ein Ganzes für sich, doch in dem Baue ihrer Organe wieder die Verwandtschaft mit den übrigen Organen erkennen läßt, so daß alle gleichsam durch Metamorphose auseinander entstanden scheinen, worüber wir Herrn von Goethe (Citat der Schrift) eine nähere Darstellung verdanken, bei der er zugleich einzelne Mißbildungen derselben berücksichtigt hat.")

Wie indeſſen Schelver ſeine Kritik der Lehre von den Geſchlechtern der Pflanze (1812) ganz auf die Metamorphoſe ſtützte, wie der dadurch erregte Streit überhand nahm und in Schmähungen ausartete, iſt ohne Zweifel noch gegenwärtig. Hatte man den würdigen Verfaſſer nicht erſt durch unziemliche Behandlung ſeiner ſelbſt, dann durch voreilige Ueberſchätzung der Schrift ſeines Schülers, von der man bald zurückkam, aufs äußerſte erbittert; hätte man ſich, ſtatt deſſen, über den Begriff pflanzlicher Individualität verſtändigt, worauf alles ankam, da Schelver von der Unmöglichkeit des Hermaphroditismus im Individuum ausging: — ich bin überzeugt, die Lehre von der Sexualität der Pflanzen würde auch ſo gerettet, gereinigt, befeſtigt worden ſeyn, Wind und Inſecten hätte man abgetreten, durch die Metamorphoſe reichlich entſchädigt. Doch ſelbſt auf die Art wie der Streit geführt ward, mußte die Metamorphoſe wenigſtens oft zur Sprache kommen; mehr bedurfte es nicht, ihr ſelbſt unter Schelver's Gegnern Anhänger zu gewinnen. Der junge Autenrieth iſt einer derſelben.

Kräftig wirkten ohne Zweifel einerſeits die neuere deutſche Philoſophie, andrerſeits die allmählige Einführung des natürlichen Pflanzenſyſtems dahin, der Metamorphoſe unter uns Eingang zu verſchaffen. Und Letzteres knüpfte ſich wiederum an das Studium der Pflanzengeographie, das ſeit Humboldt's Rückkehr Lieblingsbeſchäftigung ward, vom natürlichen Pflanzenſyſtem ſo unzertrennlich iſt, daß auch der hartnäckigſte Anhänger Linné's, daß ſelbſt Wahlenberg ſich bequemen mußte, wenigſtens die alten Linné'ſchen Ordines naturales dabei zu Hülfe zu rufen.

Dauernden Einfluß gewannen Kieſer's Mémoire sur l'organisation des plantes. 1814. und der Auszug aus dieſem größern Werke in deutſcher Sprache von 1815. Auch von dieſen Schriften darf man behaupten, daß die Metamorphoſe nicht bloß dem fertigen Stamme aufgepfropft, ſondern Grund und Seele des Ganzen iſt. Und, da ſie ſich näher an die Beobachtung halten, ſo tritt das Eigenthümliche der Schule, zu der ſich der Verfaſſer bekennt, weniger ſtörend für anders Denkende darin hervor. In Frankreich zwar ward man erſt kürzlich auf. Kieſer aufmerkſam, ſeitdem Briſſeau-Mirbel's, ſeines entſchiedenen Gegners, Dictatur, durch Dutrochet und Andere gebrochen ward. In Deutſchland aber erlangte er bald ein ſolches Anſehn, daß Treviranus und die Wenigen, die ſich ſonſt noch unbefangen erhielten, mit ihren Gründen ſelbſt gegen Kieſer's offenbare Irrthümer nur langſam durchdringen konnten. Selbſt noch in Neeß von Eſenbeck's Handbuch der Botanik von 1820 ſcheinen die anatomiſchen Unterſuchungen von Moldenhawer, Treviranus und Andern, gegen die Kieſer'ſchen etwas zurückgeſetzt.

---

* Sodann bemühte ſich Neeß von Eſenbeck, das Gebiet der Metamorphoſenlehre in der Botanik nach einer andern Seite hin zu erweitern. Selbſt in den einfachſten blattloſen Gewachſen (Die Algen des ſüßen Waſſers 1814 — Syſtem der Pilze 1815) ſuchte er die Metamorphoſe nachzuweiſen, und nach den Stufen derſelben jene zu ordnen. Sein ſpätres Handbuch der Botanik beruht auf denſelben Grundanſichten, die mit denen, welche von Goethe zuerſt ausgeſprochen, wenn nicht congruiren, doch ziemlich nahe zuſammentreffen, und von ihm ſelbſt aus dieſer Quelle dankbar abgeleitet werden.

Derselbe hat außerdem durch seine sorgfältige Reda
der Verhandlungen der Leopoldinisch-Carolinischen Akad
durch lebhaften Antheil an der Regensburger botani
Zeitung und andern Journalen, durch Abdruck und U
setzung der Brown'schen Schriften, durch Briefwechsel
mündlichen Unterricht, außerordentlich gewirkt: so daß d
vorzüglichen Manne an der Verbreitung jener naturgem
lebendigern Ansicht der Pflanzenbildung der größte An
gebührt.*

(Friedr. Siegm. Voigt tritt in seinen Grundz
der Naturgeschichte 1817 und weiter, unumwunden auf
giebt Seite 433 eine abermalige Darstellung jener S
frei verfaßt auf mehrern Seiten, welche durch eine Ku
tafel, den Helleborus foetidus vorstellend, sinnlich e
tert werden.)

(Kurt Sprengel, in seiner Geschichte der Bot
1818. II. B. S. 302, drückt sich folgendermaßen aus: „
Goethe trägt die Entwicklung der Pflanzentheile aus ei
der ungemein klar und einnehmend vor. (— Citat
Schrift.) Durch Zusammendrängen der Formen wird
Entfaltung vorbereitet: dieß Grundgesetz der Vegetation
Goethe auf überzeugende und lehrreiche Art aus. — —
die Nectarien meist solche Uebergangsformen von den Cor
blättern zu den Staubfäden sind; daß selbst das Pistill
das Stigma durch Rücktritt den Corollenblättern ähnlich
den und nur durch Zusammendrängung aus diesen entst
wird einleuchtend gemacht, wenn die Staubfaden, w
Corollenblättchen fehlschlagen, (bei einigen Thalictrum-A

dieſen ähnlich werden. Der treffliche Geiſt fühlte wohl, daß die Mißbildungen und die Füllung der Blumen ſeiner Theorie ſehr förderlich ſind: daher kommt er auch auf dieſe zurück.

Goethe's Metamorphoſe hatte einen zu tiefen Sinn, ſprach durch Einfachheit ſo ſehr an, und war ſo fruchtbar an den nützlichſten Folgerungen, daß man ſich billig nicht wundert, wenn ſie weitere Erörterungen veranlaßte, obwohl mancher ſich ſtellte, ſie nicht zu achten. Einer der erſten, der Goethe's Ideen in ein Lehrbuch aufnahm, war Friedr. Siegm. Voigt, Prof. in Jena (Syſtem der Botanik. Jena 1808. 8.). Sehr intereſſante Ideen über die Verwandtſchaft der Staubfaden und der Corollenblätter, ſo wie über das vorherrſchende Zahlenverhältniß, trug Joh. L. G. Meineke vor (Abhandl. der Naturforſch. Geſellſch. in Halle. H. 1. 1809). Auch L. Oken führte die Metamorphoſe in ſeiner Naturphiloſophie weiter aus.")

(In demſelben Jahre (1818) findet ſich in der Zeitſchrift Iſis ein Aufſatz, S. 991, der wahrſcheinlich G. C. Neeß v. Eſenbeck zum Verfaſſer hat, er iſt überſchrieben: „Von der Metamorphoſe der Botanik" und tritt, geſchichtlich den Gegenſtand einleitend, mit den Worten auf: „Theophraſtos war Schöpfer der neuern Botanik, Goethe iſt ihr ein freundlicher milder Vater geworden, zu dem die Tochter menſchlich empfindend und liebend, in wohlgebildeter Leiblichkeit immer zärtlicher die Augen aufſchlagen wird, jemehr ſie, den erſten Kinderjahren entwachſen, den Werth ihres eignen ſchönen Daſeyns und der väterlichen Pflege erkennen lernt.

Basco.

Es kann wohl seyn, daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten, kann mit euch
Verwundet und allein nicht streiten. Besser
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meinung an, ob sie gefällt.

Pedro.

Hier sind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reise nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze schätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo ihr wollt, die Summe. —
Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort:
Daß ich, was ich verspreche, pünctlich halte.

Basco.

Das läßt sich hören; nur ist hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

J. W. v. Goethe's Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha. Bei Ettinger. 1790. 86 S. 8. wird uns jetzt noch näher ans Herz gelegt durch das erſte Heft einer neuen periodiſchen Folge von wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, unter dem gemeinſchaftlichen Titel: Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt ꝛc.)

(Doctor H. F. Antenrieth Disquisitio quaestionis academicae de discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioeciarum apparente, praemio regis ornata. Tubingae. 1821. 4. kennt die Metamorphoſenlehre und berührt ſie S. 29, indem er ſagt: die Art, wie in der Pflanze des Hanfes die Zeugungstheile der beiden Geſchlechter gebildet ſind, trifft mit dem völlig zuſammen, was Goethe ſchon vormals ausgeſprochen hat und ich habe daher geglaubt anführen zu müſſen daß ich ſowohl die Antheren als die Samen mit ihren Stempeln aus den Kelchblättern habe entſtehen ſehen.)

Auch darf ich mein dankbares Anerkennen nicht verſchweigen, einer Stelle die ich in den Ergänzungs-Blättern zur Jenaiſchen Literatur-Zeitung No. 47. 1821. las:

„Nees von Eſenbeck's Handbuch der Botanik ſchließt ſich an Goethe's, Steffen's, Schelver's, Oken's, Kieſer's, Wilbrand's botaniſche Beſtrebungen an: denn dieſe Männer zeugen, jeder auf ſeine Weiſe, von dem nämlichen Geiſte. Wer möchte aber hier ängſtlich unterſuchen wollen, was darin dieſem oder jenem gehöre, oder wer gar, die gewonnene Erkenntniß, wie einen äußeren todten Beſitz behandelnd, eigenſüchtig ſein Recht der Priorität geltend machen wollen, da ja

Jeder vielmehr dem allgemeinen Lenker zu danken hat, wenn dieser in unseren Tagen Viele in dieselbe Schule geführt, und das stille Zusammen-Wirken verschiedener Gemüther zu Einem Ziele unserer Zeit zur unschätzbaren Mitgabe verlieh!"

Durch einen solchen zur Einigkeit bei Behandlung des Aechten und Wahren, rathenden und dringenden Ausruf wird die Erfüllung der Wünsche, die ich unter dem Titel: Meteore des literarischen Himmels (S. Bd. 40.) ausgesprochen, vorbereitet, und, möge der gute Genius wollen! ganz nahe gebracht.

So wie es keine Glaubensgenossen geben kann ohne Entsagung beschränkter Eigenheit, ob gleich jeder seine Individualität beibehält, eben so wenig kann in der höheren Wissenschaft lebendig zusammengewirkt und die eigentliche Verfassung der Natur-Stadt Gottes erkannt und, in soferne wir darin eingreifen, geregelt werden, wenn wir nicht als Bürger unsern Eigenheiten patriotisch entsagen und uns ins Ganze dergestalt versenken, daß unser thätigster, einzelner Antheil innerhalb dem Wohl des Ganzen völlig verschwinde, und nur künftig wie verklärt in Gesellschaft mit tausend andern der Nachwelt vorschwebe.

Ferner darf ich nicht verschweigen wie bedeutend mir eine Recension gewesen, welche über Wenderoth's Lehrbuch der Botanik in den Göttinger Anzeigen 22. Stück, 1822 sich findet.

Referent, nachdem er die Schwierigkeiten bemerkt: in einem Lehrbuche der Botanik ideelle und reelle Pflanzenkunde zu überliefern, eilt auf den Hauptpunkt zu kommen, welcher nach seiner Ueberzeugung die Quelle des zu rügenden

Schwankens faſt aller neueren Werke über allgemeine Botanik ſeyn möchte.

„Es kommt nämlich darauf an, ob wir die Pflanze in ihrer lebendigen Metamorphoſe, als ein Etwas das nur im geregelten Wechſel Beſtand hat, verfolgen, oder ob wir ſie als ein Beharrliches und folglich Todtes in irgend einem, oder einigen weit aus einander liegenden Zuſtänden auffaſſen und feſt halten wollen. Die Wahl iſt entſcheidend. Wer ſich mit Linné fürs Letztere erklärt, geht am ſicherſten; wer ſich aber einmal in den Umlauf der Metamorphoſe einläßt, darf nicht mehr ſtillſtehn oder gar zurück ſchreiten. Von dem erſten Bläschen an, woraus Pilz und Alge, wie das Samenkorn der höchſten Pflanze hervorgeht, muß er den Gang der Entwickelung verfolgen. Die höhern Organe der Pflanzen darf er nicht von Wurzel und Stengel, ſondern einzig und allein aus dem Knoten ableiten, aus dem auch Wurzel und Stengel erſt geworden. Die ganze Pflanze darf er nicht als Object der Anſchauung ſo gerade zu für ein Individuum nehmen, ſondern nachforſchen, wie dieſelbe durch allmählige Reihung eines Knoten an den andern, deren jeder das Vermögen hat unter Umſtänden ſelbſtſtändig zu vegetiren, zu der Geſammtform gelangte. Daraus geht dann ein beſtimmter genetiſcher Begriff der Species im Pflanzenreich, welchen viele beinahe aufgegeben, weil ſie ihn auf anderm Wege vergebens geſucht, gleichſam von ſelbſt hervor; und die Kritik der in unſerer Zeit ſo oft behaupteten und beſtrittenen Verwandlungen einer Pflanze in die andere, welche der Naturforſcher, ohne aller Gewißheit zu entſagen, nicht einräumen darf, gewinnt wieder einen feſten Boden.“

Hier möcht' ich nun nach meiner Weiſe noch folgendes anfügen: die Idee iſt in der Erfahrung nicht darzuſtellen, kaum nachzuweiſen, wer ſie nicht beſitzt, wird ſie in der Erſcheinung nirgends gewahr; wer ſie beſitzt, gewöhnt ſich leicht über die Erſcheinung hinweg, weit darüber hinauszuſehen und kehrt freilich nach einer ſolchen Diaſtole, um ſich nicht zu verlieren, wieder an die Wirklichkeit zurück, und verfährt wechſelsweiſe wohl ſo ſein ganzes Leben. Wie ſchwer es ſey auf dieſem Wege für Didaktiſches oder wohl gar Dogmatiſches zu ſorgen, iſt dem Einſichtigen nicht fremd.

Die Pflanzenkunde ſteht als gelehrtes Wiſſen künſtlich-methodiſch, als Kunſtpflege erfahrungsgemäß-praktiſch ſicher auf ihren Füßen; von beiden Seiten wird niemand für ſie bange. Da nun aber auch die Idee unaufhaltſam hereinwirkt, ſo muß der Lehrvortrag immer ſchwieriger werden, worin wir den vorſtehenden Aeußerungen des unbekannten Freundes und Mitarbeiters vollkommen beipflichten, nicht weniger die Hoffnung, die er uns am Ende giebt, ſehr gerne hegen und pflegen.

Lebens- nnd Formgeſchichte der Pflanzenwelt von Schelver.

Den Wünſchen und Hoffnungen die wir bezüglich auf Pflanzenkunde, deren Begründung, Mittheilung, Ueberlieferung deutlich ausgeſprochen, kommt hier unſer alter Freund und Studiengenoſſe auf das vollſtändigſte entgegen. Mag es ſeyn daß eine vor zwanzig Jahren perſönlich eingeleitete und dann im Stillen immerfort geführte Wechſelwirkung und

Bildung mir dieſes Buch verſtändlicher, annehmlicher, eingreifender macht als vielleicht Andern, genug, mich hat eine ſolche Gabe höchlich erfreut und meinen Glauben an lebendig dauernde Verhältniſſe, bei fortſchreitender Entwickelung beider Theile abermals geſtärkt.

Wer das Büchlein in die Hand nimmt leſe zuvörderſt das dritte Hauptſtück über das Studium der Botanik S. 78.

Ihm wird der ſchöne Gedanke entgegen treten, daß jedes Wiſſen, wie es ſich im Menſchengeſchlecht manifeſtirt, jeder Trieb zur Erkenntniß und zur Thätigkeit als ein Lebendiges anzuſehen ſey, ſchon Alles enthaltend was es in weltgeſchichtlicher Folge ſich zueignen und aus ſich ſelbſt entwickeln werde.

Hier alſo ſteht Bemerken und Aufmerken, Erblicken und Beſchauen, Erfahren und Betrachten, Sammeln und Zurechtſtellen, Ordnen und Ueberſchauen, Einſicht und Geiſteserhebung, Fülle und Methode in ſtets lebendigem Bezug. Das Erſte hat Anſpruch zugleich das Letzte, das Unterſte das Oberſte, das Rohſte das Zarteſte zu werden, und wenn zu einer ſolchen Steigerung Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende nöthig ſind, ſo wird die Betrachtung derſelben nur um deſto würdiger und werther; aber auch um ſo freier von Vorurtheil will ſie gehalten ſeyn. Alles was gethan und geleiſtet worden, es ſey noch ſo gering, behält ſeinen Werth, Alles was empfunden und gedacht worden, tritt in ſeine Würde, und Alles, wie es ins Leben trat, bleibt in der Geſchichte neben und nach einander beſtehend und lebendig.

Auf dieſe Weiſe können wir unſere Vorgänger überſchreiten, ohne ſie zu verdunkeln, mit Gleichzeitigen wetteifern ohne ſie zu verletzen; ja es wäre vielleicht kein Traum zu hoffen, daß alle, wenn ſie nur den Standpunkt recht faßten, einander in die Hände arbeiten könnten. Warum ſoll ein übelles

Vorwärtsdringen, als wenn man mit Adlerauge und Schwinge ſich über die Atmoſphäre erheben wollte, nicht auch dasjenige Bemühen zu ſchätzen wiſſen, welches in feuchten Erd-Regionen verweilt und ein Auge waffnet um das Unendliche im Kleinen zu finden.

Ein Aufſatz unſeres Verfaſſers in eben dieſem Sinne geſchrieben: die Aufgabe der höhern Botanik, findet ſich in dem zweiten Theil des zehnten Bandes der neuen Akten der Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie, Bonn 1821, einem vorzüglich ausgeſtatteten Volum, von deſſen Mittheilung wir ſchon in kurzer Zeit viel Vortheil gezogen.

Dr. Ernſt Meyer, gegenwärtig Ordinar-Profeſſor an der Univerſität zu Königsberg und Director des dortigen botaniſchen Gartens; ein in dieſer Angelegenheit früh erworbener Freund, deſſen ſchon eher hätte gedacht werden ſollen, hier aber auf Veranlaſſung der Jahrzahl nicht unzeitig geſchieht.

Das Glück ſeines perſönlichen Umgangs iſt mir nie geworden, aber eine einſtimmende Theilnahme förderte mich ſchon ſeit den erſten Jahren.

Von einem ſolchen wechſelsweiſen Vertrauen, möge genugſames Zeugniß folgende Nachweiſung geben, man ſehe: Goethe zur Naturwiſſenſchaft, beſonders zur Morphologie, im erſten Hefte des zweiten Bandes 1822.

Hier wird man auf der 28. Seite Probleme finden, bezüglich auf Organiſation überhaupt und auf vegetabiliſche ins Beſondere, welche fragweiſe der Herausgeber ſeinem einſichtigen Freunde zutraulich vorlegte. Sodann folgt auf der 31. Seite eine ſinnvolle Erwiederung des geſchätzten Mannes. Beiderſeitige Aeußerungen möchten auch wohl fernerhin als Betrachtungen aufregend und vieldeutend angeſehen werden.

(Siehe Goethe's Werke im 40. Bd. den Aufſatz Probleme und Erwiederung.)

Gedachter Freund hat übrigens ohne in Schriften der Metamorphoſe ausdrücklich und umſtändlich zu erwähnen, ſeit Jahren durch reine Lehre und eifrige Fortpflanzung höchlich gefördert. Einen Beweis davon giebt nachſtehendes bedeutende, von einem ſeiner Hörer ausgegangene Werk, deſſen wir mit Vergnügen zu erwähnen haben.

---

* Röper's Enumeratio Euphorbiarum iſt eine der ſeltenen Schriften, die wenig von Metamorphoſe reden, ihren Gegenſtand aber ganz der Idee derſelben gemäß behandeln, und dadurch bei anders Geſinnten um ſo leichter Eingang finden. Auch war der Stoff einer ſolchen Behandlung vor andern fähig. Schon Richard, der wahre Verfaſſer von Michaux's Flora boreali-americana, hatte in dieſem Werke gezeigt, daß das was Linné als einzelne Blume der Euphorbien betrachtete, ſich auch als Blüthenſtand oder flos compositus betrachten laſſe, das vermeinte Piſtill als centrale weibliche Blume, die angeblich gegliederten Stamina als ein Verticill geſtielter einmänniger männlicher Blumen, die Corolle als Involucrum u. ſ. w. Durch Vergleichung mit dem Bau und der Entwicklungsart verwandter Gattungen ſuchte ſpäter Robert Brown, ingleichen Röper, vornämlich durch Benutzung zahlreicher höchſt merkwürdiger Mißbildungen, jene Anſicht zu beſtätigen. *

(In dem Jahre 1823 erhielten wir ein vorzügliches Werk: Lud. H. Friedlænderi de Institutione ad medicinam libri duo, tironum atque scholarum causa editi. Unter den geiſtvollen Anweiſungen zum gründlichen mediciniſchen Studium

widmete er auch der Botanik mehrere Paragraphen, und sagt S. 102 im zweiundsechzigsten: Das Wachsthum der Pflanze zeigt also nichts völlig freies oder willkürliches, sondern ein eigenthümlich entschiedenes Leben ist nur auf Zunahme gerichtet, welche theils durch Ausdehnung theils durch Zusammenziehung bewirkt wird, dergestalt daß aus dem entwickelten Keime, die Wurzel sich abwärts, der Stamm sich aufwärts begiebt, und letzterer aus einer Folge von Blättern zuletzt Kelch, Krone, Staub- und Fruchtwerkzeuge, ja die Frucht selbst hervorzubringen fähig wird. Goethe Metam.)

---

* Es ist jetzt Mode in jedem Lehrbuch der Botanik, deren bald Legion seyn wird, der Metamorphose ein Capitelchen einzuräumen. So aber läßt sich der Geist, der das Ganze belebend durchdringen sollte, nicht einzwangen. Schriften der Art werden hier ganz zu übergehen seyn, weil nur Anfänger sie zur Hand nehmen, wenn ihnen ein Kunstausdruck fehlt, den sie darin zu finden Hoffnung hegen können. *

H. F. Link. Elementa philosophiae botanicae. Berolin. 1824.

Der Verfasser sagt S. 244:

„Die Metamorphose der Pflanzen hat Goethe zum besten vorgetragen. Die Pflanze stellt er dar als mit Ausdehnung und Zusammenziehung abwechselnd; die Blume kann als das Moment der Contraction angesehen werden, aber indem diese im Kelche vorwaltet, dehnt sich die Krone wieder aus. Die Stamina, Antheren und der Staub sind wieder und am meisten zusammengezogen, die Fruchthülle dagegen dehnt sich von neuem aus, bis zu der höchsten Contraction des Embryons.

Dieſe Oscillation der Natur findet ſich nicht allein in mechaniſchen Bewegungen, wie dem Pendel, den Wellen u. ſ. w., ſondern auch in lebendigen Körpern und den Perioden des Lebens."

Dieſe anſcheinende Belobung unſrer Bemühungen mußte uns doch bedenklich vorkommen, indem da wo von Geſtalt und Umgeſtaltung eigentlich zu ſprechen wäre, nur die letzte, bildloſe, ſublimirte Abſtraction angeführt und das höchſt organiſche Leben den völlig form- und körperloſen allgemeinſten Naturerſcheinungen zugeſellt wird.

Bis zur Betrübniß aber ſteigerte ſich unſer Gefühl, da wir, bei genauſter Unterſuchung, obige Worte völlig als fremde Eindringlinge in dieſes Werk eingeklemmt und zur entſchiedenſten Unthätigkeit verdammt ſahen. Denn nicht allein braucht der Verfaſſer das Wort Metamorphoſe bei den erſten Schritten ſeines Vortrags und ſonſt (ſiehe das Regiſter) in einem völlig verſchiedenen Sinne, als es von uns und andern gebraucht worden, ja in einer Bedeutung, wie es nie gebraucht werden ſollte und wo es ihm ſelbſt nicht recht paſſen will; denn wie ſoll man S. 152. 97. am Schluß verſtehen: Hoc modo nulla ſit metamorphosis. Alsdann fügt er jedesmal eine ſogenannte Anamorphoſe hinzu, wodurch der eigentliche Sinn ins Unſichere getrieben wird.

Das Bedauerlichſte jedoch iſt, daß er die Haupt- und Schlußbildung in Blüthe und Frucht auf Linné's unhaltbare Proleptis zurückzuführen trachtet, wobei er nicht Einer, ſondern eines Dutzend Prolepſen bedarf, und wegen der Vorausverwendung künftiger Jahresknospen ſich an dauernde Bäume zu halten genöthigt iſt, auch ganz naiv hinzufügt: Ut prolepsis oriatur ligno robusto opus est. S. 246. 150.

Wie verhält ſich's denn aber mit der einjährigen Pflanze welche nichts vorauszunehmen hat?

Hier wird, ſagen wir, durch eine ſich ſchnell ſteigernde Metamorphoſe, das vergängliche Weſen, eine zunächſt dem Untergang verfallene Pflanze, in den Stand geſetzt zu Hunderten und Tauſenden vorauszugeben, was, zwar wie ſie, ſchnell vergänglich, aber, eben wie ſie, ohne Maaß fruchtbar ſeyn und werden ſoll. Nicht alſo eine Prolepsis der künftigen Pflanze, ſondern eine Prodosis der freigebigen Natur, ſollte man's nennen, und ſo würde man ſich an einem richtig ausdrückenden Worte belehren und erfreuen.

Genug! ja zuviel! Mit dem Irrthum ſollte man nicht ſtreiten, ihn anzudeuten möge hinreichen.

In dieſer Reihe dürfen wir uns auch eines Namens von Bedeutung rühmen, Robert Brown's. Es iſt die Art dieſes großen Mannes, die Grundwahrheiten ſeiner Wiſſenſchaft ſelten im Munde zu führen, während doch jede ſeiner Arbeiten zeigt wie innig er mit ihnen vertraut iſt. Daher die Klagen über die Dunkelheit ſeiner Schreibart. Auch über die Metamorphoſe hat er ſich nirgends vollſtändig erklärt. Nur gelegentlich einmal, in einer Anmerkung zu ſeinem Aufſatz über die Raffleſia, ſpricht er es aus, daß er alle Blüthentheile für modificirte Blätter halte, und ſucht dieſer Anſicht gemäß die Normalbildung der Anthere zu erlautern.

Jene hingeworfenen Worte, des anerkannt größten Botanikers unſrer Zeit, ſind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen und haben, zumal in Frankreich, tief gewirkt. Namentlich ſcheint Aubert du Petit-Thouars, der von ihm als einer der Vertheidiger jener Anſicht gerühmt wird, ſowohl dieſer als einer ſonſt ausgeſprochnen günſtigen Geſinnung Brown's, vorzüglich die Achtung ſchuldig zu ſeyn, deren er gegenwärtig

Pedro.

Warum denn das?

Basco.

Es iſt nicht anders, und bequemt euch nur.

Pedro.

Zuförderſt ſagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Taſche, die allein
Mir etwas werth iſt. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur gradezu
In's Feuer werfen müßtet. Schafft mir ſie;
Ich gebe dreyßig Unzen, ſie zu haben.

Basco zu den Seinen.

Wo iſt die Taſche? Gab ich ſie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo iſt ſie?

Pedro.

Daß ſie nicht verloren wäre!

Basco.

Geht, eilt und ſucht, ſie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreyßig Unzen in den Beutel.

in Frankreich zu genießen anfängt, und die seine trefflichen Leistungen seinen befangenen Landsleuten nicht unmittelbar abgewinnen konnten.

A. P. de Candolle, Organographie végétale. II Tomes. 1827. Paris.

Von dem Einschreiten dieses vorzüglichen Mannes zu sprechen bedienen wir uns lieber einiger Stellen aus andern Autoren; unser Uebersetzer de Gingins-Lassaraz drückt sich in seinem historischen Vorwort zu unsrer Metamorphose folgendermaßen aus:

„In der Zwischenzeit ergriff ein berühmter Botaniker, ohne Goethe's Werk zu kennen, die Angelegenheit auf seine eigne Weise, und geleitet durch ein vorzügliches Talent, dessen ganzen Werth ich nicht zu schätzen wage, gestützt auf ein tiefes Studium des Pflanzenreiches, auf eine höchst bedeutende Masse von Erfahrung und Beobachtung, trug er im Jahre 1813 in seiner Elementar-Theorie die Principien der Symmetrie der Organe und die Geschichte ihrer Metamorphosen vor, welche er Degenerescenzen nannte. Diese Theorie, auf so soliden Grundlagen, hatte nicht das Schicksal des Goethe'schen Werkes zu befürchten, sie machte zahlreiche und schnelle Fortschritte in der natürlichen und philosophischen Behandlung der Vegetabilien, und ward vollendet durch die Organographie der Vegetabilien, welche alle unsre Kenntnisse hierüber zusammenfaßt."

P. J. F. Turpin. Wir haben von diesem vorzüglichen Manne, der zugleich als einsichtiger Botaniker und genauster Zeichner, sowohl vollendeter Pflanzen als ihrer mikroskopischen

Anfänge, rühmlich bekannt ist, uns ein Motto angeeignet, das wir unter Taf. I. Band XIX. der Memoiren des Museums der Naturgeschichte 1830 gefunden und hier seiner Bedeutung wegen gern wiederholen: „Die Sachen herankommen sehen, ist das beste Mittel sie zu erklären.“ Ferner äußert er anderwärts: „Die allgemeine Organisation eines lebendigen Wesens, und die seiner Organe ins Besondere, lassen sich nur dadurch erklären, daß man Schritt vor Schritt die Folge der Entwicklung eines solchen Wesens von dem ersten Augenblicke seiner erscheinenden Bildung an, bis zu dem seines Todes verfolgt.“ Und auch dieß bleibt ein Hauptartikel der Bekenntnisse ernstwirkender Deutschen, welche sich mit Betrachtung der Natur treulich beschäftigen.

Ein bildender Künstler, der mit dem schärfsten Blick die Unterschiede der ihm vorgelegten Gegenstände, genau wie sie sich darstellen, nachzubilden hat, wird mit geschickter Hand sie auf die Tafel übertragend gar bald bemerken, daß die Organe ein und derselben Pflanze nicht streng von einander gesondert sind. Er wird die Aufstufung eines Organs aus dem andern und deren gesteigerte Entwicklung gewahr werden, und ihm wird es leicht seyn, die stetige Folge verwandter, immer gleicher und immer veränderter Wesen mit fertiger Hand vor die Augen zu stellen.

Die französische Sprache hat, unter andern Worten die wir ihr beneiden müssen, das Wort s'acheminer, und wenn es auch ursprünglich nur heißen mochte, sich auf den Weg begeben, so fühlte doch eine geistreiche Nation, daß jeder Schritt den der Wanderer vorwärts thut, einen andern Gehalt, eine andere Bedeutung habe als der vorhergehende, indem, auf dem richtig eingeschlagenen Wege, in jedem Schritt das zu erreichende Ziel schon vollkommener begriffen und

enthalten ist; daher das Wort Acheminement einen sittlich lebendigen Werth in sich faßt. Man denkt sich dabei das Herankommen, das Vorschreiten, aber in einem höheren Sinne. Wie denn ja die ganze Strategie eigentlich auf dem richtigsten, kräftigsten Acheminement beruht.

Das Höchste, was sich hievon auf Pflanzen anwenden läßt, hat der treffliche Turpin nicht allein durch wissenschaftliches Beschauen, sondern auch künstlerische Nachbildung zu bearbeiten vielfache Gelegenheit gehabt, und würde daher diesem Felde den größten Dienst leisten, wenn er seine Geschicklichkeit zu dem Zwecke einer bildlichen Darstellung der Pflanzenmetamorphose ernstlich hinleiten wollte.

Zwar enthalten die Tafeln zur Organographie des scharfsichtigen de Candolle hievon bereits auffallend belehrende Beispiele; allein wir wünschten sie vollständiger zu gedachten besondern Zwecken, möglichst genau, besonders auch durch Farben charakteristisch verdeutlicht, naturgemäß methodisch aufgestellt, welches bei den entschiedenen botanischen Einsichten des trefflichen Künstlers, bei den höchst fördernden Vorarbeiten keine der schwierigsten Unternehmungen seyn möchte.

Hatten wir das Glück in der Nähe des vollkommenen Künstlers zu leben, so würden wir ihm täglich und dringend anliegen, ihn ersuchen und auffordern ein solches Werk zu unternehmen. Es bedürfte des wenigsten Textes und würde sich der botanischen Terminologie und ihrem Wortreichthum zur Seite stellen, aber doch für sich selbst bestehn, indem uns die Ursprache der Natur in ihren Elementen und deren ausgebreiteten Verarbeitung und Anwendung vollkommen leserlich erscheinen müßte.

(1827 tritt die zweite Ausgabe von Friedr. Siegm. Voigt's Lehrbuch der Botanik ans Licht. S. 31 u. f. wird die Darstellung der Metamorphose, wie sie in der ersten Ausgabe gegeben ward, wieder abgedruckt, doch nun noch genauer mit den Einleitungslehren der Botanik verbunden, und mit vielen, aus seltenen Schriften und eigener Beobachtung gesammelten Beispielen ausgestattet.)

Botanik für Damen ꝛc. enthaltend eine Darstellung des Pflanzenreichs in seiner Metamorphose von Ludwig Reichenbach. Leipzig 1828.

Der Verfasser, nachdem er Ansicht und Behandlungsweise Linné's und Jussieu's vorgetragen, wendet sich zu meinen Bemühungen und äußert sich darüber folgendermaßen:

„Goethe blickt tief in das innere Naturleben, und seine leichte Auffassung des Beobachteten, seine glückliche Deutung der Einzelnheiten für den Zusammenhang des Ganzen, überhaupt seine originelle Gesammtbeschauung der Natur, veranlassen uns, die dritte Richtung, welche die Naturforschung zu nehmen im Stande ist, in seinem Streben lebhaft zu erkennen. Namentlich widmete er eben der Anschauung der Pflanzenwelt und der Erforschung ihrer Entwickelung und Entfaltung, so viele Aufmerksamkeit, daß wir mit vollem Rechte von ihm sagen können: er erforschte als Jüngling schon der Dryade Geheimniß, aber ein Greis mußte er werden, bevor die Welt ihn verstand! —. Zu hohem und verdienten Ruhme reifte erst spat heran seine geistvolle Schrift, uber die Metamorphose der Pflanze (Gotha 1790), eine Abhandlung von eben so trefflicher Beobachtungsgabe geleitet,

als durch jene glückliche Deutungsgabe belebt. Dieſe Meta-
morphoſe, dieſe Entwicklung der Pflanze, übergetragen auf
das ganze Gewächsreich, giebt die Geſetze für ideale Anord-
nung, für Darſtellung des lebendigen, natürlichen Zuſammen-
hanges, dem wir nachforſchen ſollen, ohne jemals ihn ganz
erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu be-
lebt die Schriften des Meiſters, die Ausführung bleibt jeden
überlaſſen, nach Maaßgabe von Einſicht, Eifer und Kraft."

Dem Beſtreben des vorzüglichen Mannes geben wir aus-
drücklichen Beifall und fügen, um denſelben zu bezeigen, nur
Weniges hinzu. Eine Idee, wie ſie ausgeſprochen iſt, wird
ein wunderſames Gemeingut, wer ſich ihrer zu bemächtigen
weiß, gewinnt ein neues Eigenthum, ohne jemanden zu be-
rauben; er bedient ſich deſſen nach eigner Art und Weiſe folge-
recht, auch wohl ohne immer daran zu denken. Dadurch aber
beweiſ't ſich eben der inwohnende kräftig-lebendige Werth des
erworbenen Gutes.

Der Verfaſſer widmet ſein Werk Frauen, Künſtlern und
ſinnigen Naturfreunden; er hofft das Anſchauen der hohen
Maxime in der Natur, die Anwendung derſelben im thätigen
Leben durch ſeine Bemühungen gefördert zu ſehen. Mögen
ihm, durch ein glückliches Gelingen, dafür der ſchönſte Lohn
werden!

Botaniſche Literatur-Blätter, zweiten Bandes drittes Heft
Nürnberg 1829. Seite 427.

Königl. Inſtitution von Großbritannien zu London 1829
Am 30. Januar las unter andern Herr Gilbert T. Bur-
nett einen langen Aufſatz über die Pflanzen-Metamorphoſe
Dieſer ſteht hier auszugsweiſe überſetzt und es wäre zu wün-
ſchen, daß man das Ganze vor ſich hätte. Er trifft zwar

wie es scheint, nicht völlig mit unsern Vorstellungen zusammen, behandelt aber doch die Angelegenheit mit Ernst und mit Umsicht.

---

* Gewiß wird eine französische Uebersetzung des Versuchs die Metamorphose der Pflanzen zu erklären wohlthätigen Einfluß üben. Die darin herrschende Idee ist auch jenseits des Rheins erwacht; Aubert du Petit-Thouars und Turpin (in seinem Anhange zu Poiret's Leçons de flore), geben die deutlichsten Beweise davon. Doch schweifen beide, wie ich glaube, schon weit über die rechte Gränze hinaus, und finden unter ihren Landsleuten wenig Geneigtheit. Jene einfachere naturgemäßere Darstellung wird hoffentlich Manchen versöhnen, und von der andern Seite Manchen ins rechte Gleis zurückrufen. *

Essai sur la Métamorphose des Plantes, par J. W. de Goethe. Traduit de l'allemand sur l'Edition originale de Gotha (1790), par M. Fréderic de Gingins-Lassaraz. Genève 1829.

In einem geschichtlichen Vorworte spricht sich der Uebersetzer folgendermaßen aus: „Es giebt zwei sehr verschiedene Arten die Pflanzen zu betrachten, die Eine, die gewöhnlichste, vergleicht alle einzelnen Pflanzen unter einander aus welchen das ganze Reich besteht, die Andere vergleicht die verschiedenen Organe unter sich, welche die Pflanzen zunächst bilden und sucht darinne ein eigenthümliches Symptom des vegetabilen Lebens. Die Erste dieser beiden Arten, die Pflanzen zu studiren, führt uns zu der Kenntniß aller Vegetabilien

welche über den Erdball verbreitet sind, ihrer natürlichen Verhältnisse, Lebensweise und Nutzen. Die Zweite lehrt uns die Organe der Pflanze kennen, ihre physiologischen Functionen und die Rolle welche sie in ihrer Lebensökonomie zu spielen haben. Sie studirt den Gang der Entwickelung, die Metamorphosen zu welchen sich die einzelnen Theile bequemen müssen; sie laßt uns in der Pflanze ein Wesen sehen, welches geboren wird, wachs't, sich wieder hervorbringt und stirbt. Mit einem Wort die Eine ist die Geschichte der Pflanzen, die Andere die Geschichte der Pflanze.

Diese letzte Art die Vegetabilien anzusehen hat man die philosophische genannt, indem sie sich enger an die Philosophie der Natur anschließt; eigentlich aber sind diese beiden Arten die lebendigen Wesen zu studiren durchaus unzertrennlich. Auf keine Weise würde man die natürlichen Verhältnisse der unter sich verglichenen Vegetabilien erkennen, wenn man nicht die verschiedenen Erscheinungen zu schatzen wüßte, unter welchen die Organe sich vor unsern Augen verkleiden; und andererseits kann uns die wahre Natur der Organe nur dadurch enthüllt werden, daß wir die analogen Theile in einer großen Anzahl Vegetabilien von verschiedenen Geschlechtern vergleichen.

Diese Betrachtungen werden dieser Uebersetzung wohl Gunst gewinnen, womit wir den geistreichen Versuch Goethe's über die Metamorphose der Pflanzen allgemeiner zu machen suchen, indem der Verlauf der Zeit und die genaue Beobachtung der Gegenstände die Wahrheit seiner Theorie mehr oder weniger bestatigt hat.

Diesem Dichter war es vorbehalten, dessen freie natürliche Weise in seinen literarischen Productionen bekannt ist, auch auf das Pflanzenreich seinen geistreichen Blick zu wenden

und ohne systematisches Vorurtheil uns die Pflanze in der ganzen Einfalt ihrer Natur vorzuzeigen, wie sie stillschweigend und geheimnißvoll die ewige Fähigkeit ausübt, aufzuwachsen, zu blühen und sich wieder hervorzubringen.

Der Dichter, den natürlichen Schwung seiner Einbildungskraft zügelnd, auf eine kleine Zahl allgemein zugänglicher aber wohlgewählter Beispiele sich stützend, verpflichtete sich, seine Leser schrittweise auf einem so einfachen als klaren Pfad zu der Ueberzeugung der Wahrheiten zu führen von denen er sich durchdrungen fühlte. Auch ist seine Theorie im höchsten Sinne elementar und sehr geeignet auch diejenigen zu unterrichten und zu überzeugen welche keine eigentliche Studien der Vegetabilien gemacht haben. Und in diesem Bezug könnte sie denjenigen als Muster dienen, denen daran liegt die Kenntniß der Wesen welche uns umgeben allgemeiner zu verbreiten, und wie man sagt popular zu machen."

Reichenbach's Werk ist angezeigt im Bulletin des sciences naturelles, sous la direction de M. le Baron de Ferussac. No. 5. — Mai 1830. pag. 268.

Botanik für Damen — Botanique pour les dames, les artistes et les amateurs de plantes, contenant une exposition du règne végétal dans ses métaphores (sic!) et une instruction pour étudier la science et pour former des herbiers.

Dieser Uebersetzung des Titels ist nichts weiter hinzugefügt, auch nicht die mindeste Andeutung, was das Buch allenfalls enthalten könnte. In einer kurz darauf folgenden Anzeige einer deutschen naturphilosophischen Schrift äußern die Referenten, daß sie dieselben nur anzeigen, um nichts zu

versäumen, was über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand gedruckt werde.

Nun aber hatte, dünkt uns, der vieljährige Einfluß jener Umwandlungslehre auf Deutschland, welche durch einen allgemein anerkannten Meister dieses Fachs schon langst in Frankreich eingeleitet, und sogar neuerlich durch eine Uebersetzung unsres ältern Versuchs gleichfalls aufgefrischt werden, wohl können der Redaction zu einigen Bemerkungen über obgenanntes Buch Anlaß geben.

Was aber den sonderbaren Druckfehler betrifft, wodurch der oben mitgetheilte Titel entstellt wird, indem statt Metamorphose Metapher gesetzt ist, so halten wir unsre Zeit für zu hoch gebildet, als daß wir dahinter eine spöttische Anspielung auf die deutsche Behandlungsweise der Naturgegenstände argwöhnen sollten. Die Lehre der Metamorphose kann den Herausgebern nicht fremd seyn, und es wird sie gereuen den Abdruck nicht besser durchgesehen oder vielleicht gar sowohl Redaction als Revision dieses Capitels Personen anvertraut zu haben, welche dem Stand der Wissenschaft völlig fremd sind.

J. P. Vaucher, Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les divers périodes de leur développement. 1 fort Vol. 8vo. Genève 1830.

Dieses bedeutenden Werkes, aus welchem wir seit seiner Erscheinung schon manchen Vortheil gezogen, hatten wir eigentlich hier gar nicht zu gedenken. Der Verfasser, ein umsichtiger Botaniker, erklärt die physiologischen Phänomene nach teleologischen Ansichten, welche die unsrigen nicht sind noch seyn

können; ob wir gleich mit niemanden ſtreiten, der ſich derſelben bedient.

Indem der Verfaſſer jedoch am Schluſſe ſeiner Einleitung ſich als jener Lehrart nicht geneigt erklärt, wonach Herr de Candolle in ſeinen didaktiſchen Schriften die botaniſche Organiſation zu entwickeln unternimmt, und inſofern auch unſre Anſicht, welche damit nahezu übereinſtimmt, zugleich verwirft; ſo ergreifen wir die Gelegenheit, dieſe freilich ſehr zarten Verhältniſſe zur Sprache zu bringen.

Es iſt zwar mit allem Dank zu bemerken, daß ein ſo wichtiger Mann, wie Herr de Candolle, die Identität aller Pflanzentheile anerkennt, ſo wie die lebendige Mobilität derſelben, ſich vorwärts oder rückwärts zu geſtalten und ſich dadurch in gränzenlos unterſchiedene Formen dem Auge darzuſtellen, an den vielfachſten Beiſpielen durchführt. Allein wir können den Weg nicht billigen den er nimmt, um die Liebhaber des Pflanzenreichs zu der Grund-Idee zu führen, von deren rechtem Verſtändniß alles abhangt. Nach unſrer Anſicht thut er nicht wohl von der Symmetrie auszugehen, ja ſogar die Lehre ſelbſt mit dieſem Namen zu bezeichnen.

Der würdige Mann ſetzt eine gewiſſe, von der Natur intentionirte Regelmäßigkeit voraus, und nennt alles was mit derſelben nicht übereintrifft, Aus- und Abwüchſe, welche durch Fehlgeburten, außerordentliche Entwicklungen, Verkümmerungen oder Verſchmelzungen, jene Grundregel verſchleiern und verbergen.

Gerade dieſe Art ſich auszudrücken hat Herrn Vaucher abgeſchreckt und wir können es ihm nicht ganz verargen.

Denn ſonach erſcheint in der Pflanzenwelt die eigentliche Abſicht der Natur ſehr ſelten erfüllt; wir werden von einer

Rugantino

mit der Brieftasche, welche er eröffnet hat, und die Papiere ansieht.

Kaum trau' ich meinen Augen. Diese Briefe,
An meinen Bruder les' ich sie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt sich
Pedro
Von Castellvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe seyn? Ich bin bestürzt.

Pedro zu Vasco.

Da kommt er eben recht mit meiner Tasche.
Ist dieser von den Euern?

Vasco.

Ja, der beste,
Möcht' ich wohl sagen, wenn ich selbst nicht wäre.

Laut.

Du fandest glücklich diese Tasche wieder;
Hier, diesem jungen Mann gehört sie zu.

Rugantino zu Pedro.

Gehört sie dir?

Ausnahme zur andern hingewiesen und finden nicht wo wir festen Fuß fassen sollen.

Die Metamorphose ist ein höherer Begriff, der über dem Regelmäßigen und Unregelmäßigen waltet, und nach welchem eben so gut die einfache Rose als die vielblättrige sich bildet; eben so gut die regelmäßige Tulpe als die wunderlichste der Orchideen hervorgebracht wird.

Auf diesem Wege verdeutlicht sich alles Gelingen und Mißlingen der Naturprodukte dem Adepten; das ewig lockere Leben ist ihm anschaulich, woraus die Möglichkeit hervorgeht, daß die Pflanzen sowohl in den günstigsten als ungünstigsten Umständen sich entwickeln, Art und Abart über alle Zonen verbreitet werden können.

Wenn eine Pflanze, nach innern Gesetzen, oder auf Einwirkung äußerer Ursachen, die Gestalt, das Verhältniß ihrer Theile verändert; so ist dieses durchaus als dem Gesetz gemäß anzusehn und keine dieser Abweichungen als Miß- und Rückwuchs zu betrachten.

Mag sich ein Organ verlangern oder verkürzen, erweitern oder zusammenziehn, verschmelzen oder zerspalten, zögern oder sich übereilen, entwickeln oder verbergen, alles geschieht nach dem einfachen Gesetz der Metamorphose, welche durch ihre Wirksamkeit sowohl das Symmetrische als das Bizarre, das Fruchtende wie das Fruchtlose, das Faßliche wie das Unbegreifliche vor Augen bringt.

Ein Vortrag dieser Art würde Herrn Vaucher, wenn man sich mit ihm darüber methodisch, unter Vorlegung beweisender Beispiele, folgerecht unterhalten könnte, vielleicht eher zusagen, weil dadurch die teleologische Ansicht nicht aufgehoben, vielmehr derselben Hulfe geleistet wird.

Der Forscher kann sich immer mehr überzeugen, wie

Wenig und Einfaches, von dem ewigen Urwesen in Bewegung gesetzt, das Allermannichfaltigste hervorzubringen fähig ist.

Der aufmerksame Beobachter kann, sogar durch den äußeren Sinn, das Unmöglichscheinende gewahr werden; ein Resultat welches, man nenne es vorgesehnen Zweck oder nothwendige Folge, entschieden gebietet vor dem geheimnißvollen Urgrunde aller Dinge uns anbetend niederzuwerfen.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation.

Vorarbeit. Aphoristisch.

Wenn ein Fall in der Naturbetrachtung vorkommt, der uns stutzig macht, wo wir unsre gewöhnliche Vorstellungs- und Denkweise nicht ganz hinlänglich finden um solchen zu gewaltigen; so thun wir wohl uns umzusehen, ob nicht in der Geschichte des Denkens und Begreifens schon etwas Aehnliches verhandelt worden.

Dießmal wurden wir nun an die Homoiomerien des Anaxagoras erinnert, obgleich ein solcher Mann zu seiner Zeit sich begnügen mußte dasselbige durch dasselbige zu erklären. Wir aber, auf Erfahrung gestützt, können schon etwas dergleichen zu denken wagen.

Lassen wir bei Seite, daß eben diese Homoiomerien sich bei urelementaren einfachen Erscheinungen eher anwenden lassen; allein hier haben wir auf einer hohen Stufe wirklich entdeckt, daß spirale Organe durch die ganze Pflanze im kleinsten durchgehen, und wir sind zugleich von einer spiralen

Tendenz gewiß, wodurch die Pflanze ihren Lebensgang voll
führt und zuletzt zum Abschluß und Vollkommenheit gelangt.

Lehnen wir also jene Vorstellung nicht ganz als unge-
nügend ab und beherzigen dabei: was ein vorzüglicher Mann
einmal denken konnte, hat immer etwas hinter sich, wenn
wir das Ausgesprochene auch nicht gleich uns zuzueignen und
anzuwenden wissen.

Nach dieser neu eröffneten Ansicht wagen wir nun folgen-
des auszusprechen: hat man den Begriff der Metamorphose
vollkommen gefaßt, so achtet man ferner, um die Ausbildung
der Pflanze näher zu erkennen, zuerst auf die vertikale
Tendenz. Diese ist anzusehen wie ein geistiger Stab, welcher
das Daseyn begründet und solches auf lange Zeit zu erhalten
fähig ist. Dieses Lebensprincip manifestirt sich in den Langen-
fasern, die wir als biegsame Faden zu dem mannichfaltigsten
Gebrauch benutzen; es ist dasjenige was bei den Baumen das
Holz macht, was die einjahrigen, zweijahrigen aufrecht er-
halt, ja selbst in rankenden kriechenden Gewächsen die Aus-
dehnung von Knoten zu Knoten bewirkt.

Sodann aber haben wir die Spiralrichtung zu beobachten
welche sich um jene herumschlingt.

Das vertical aufsteigende System bewirkt bei vegetabili-
scher Bildung das Bestehende, seiner Zeit Solidescirende
Verharrende; die Faden bei vorübergehenden Pflanzen, der
größten Antheil am Holz bei dauernden.

Das Spiralsystem ist das Fortbildende, Vermehrende
Ernahrende, als solches vorübergehend, sich von jenem gleichsam

tisoltrend. Im Uebermaß fortwirkend, ist es sehr bald hinfällig, dem Verderben ausgesetzt; an jenes angeschlossen, verwachsen beide zu einer dauernden Einheit als Holz oder sonstiges Solide.

Keines der beiden Systeme kann allein gedacht werden; sie sind immer und ewig beisammen; aber im völligen Gleichgewicht bringen sie das Vollkommenste der Vegetation hervor.

Da das Spiralsystem eigentlich das Nährende ist und Auge nach Auge sich in demselben entwickelt, so folgt daraus, daß übermäßige Nahrung demselben zugeführt, ihm das Uebergewicht über das verticale giebt, wodurch das Ganze seiner Stütze, gleichsam seines Knochenbaues beraubt, in übermäßiger Entwickelung der Augen sich übereilt und verliert.

So z. B. hab' ich die geplatteten, gewundenen Aschenzweige, welche man in ihrer höchsten Abnormität Bischofstäbe nennen kann, niemals an ausgewachsenen hohen Bäumen gefunden, sondern an geköpften, wo den neuen Zweigen von dem alten Stamm übermäßige Nahrung zugeführt wird.

Auch andre Monstrositäten, die wir zunächst umständlicher vorführen werden, entstehen dadurch, daß jenes aufrechtstrebende Leben mit dem spiralen aus dem Gleichgewicht kommt, von diesem überflügelt wird, wodurch die Vertical-Construction geschwächt und an der Pflanze, es sey nun das fadenartige System oder das Holz hervorbringende, in die Enge getrieben und gleichsam vernichtet wird, indem das Spirale, von welchem Augen und Knospen abhangen, beschleunigt, der Zweig des Baums abgeplattet und des Holzes ermangelnd, der Stengel der Pflanze aufgeblaht und sein Inneres vernichtet wird; wobei denn immer die spirale Tendenz zum Vorschein

kommt und ſich im Winden und Krümmen und Schlingen darſtellt. Nimmt man ſich Beiſpiele vor Augen, ſo hat man einen gründlichen Text zu Auslegungen.

Die Spiral-Gefäße, welche längſt bekannt und deren Exiſtenz völlig anerkannt iſt, ſind alſo eigentlich nur als einzelne der ganzen Spiral-Tendenz ſubordinirte Organe anzuſehen; man hat ſie überall aufgeſucht und faſt durchaus, beſonders im Splint gefunden, wo ſie ſogar ein gewiſſes Lebenszeichen von ſich geben; und nichts iſt der Natur gemäßer, als daß ſie das, was ſie im Ganzen intentionirt, durch das Einzelnſte in Wirkſamkeit ſetzt.

Dieſe Spiral-Tendenz, als Grundgeſetz des Lebens, muß daher allererſt bei der Entwickelung aus dem Samen ſich hervorthun. Wir wollen ſie zuerſt beachten wie ſie ſich bei den Dikotyledonen manifeſtirt, wo die erſten Samenblätter entſchieden gepaart erſcheinen; denn obgleich bei dieſen Pflanzen nach dem Dikotyledonen-Paar abermals ein Pärchen ſchon mehr gebildeter Blätter ſich über's Kreuz lagert und auch wohl eine ſolche Ordnung eine Zeit lang fortgehen mag, ſo iſt es doch offenbar, daß bei vielen das aufwärts folgende Stengelblattchen und das potentiä oder actu hinter ihnen wohnende Auge ſich mit einer ſolchen Societät nicht wohl vertragt, ſondern immer eins dem andern vorzueilen ſucht, woraus denn die allerwunderbarſten Stellungen entſpringen und zuletzt, durch eilige Annäherung aller Theile einer ſolchen Reihe, die Annäherung zur Fructification in der Blüthe und zuletzt die Entwickelung der Frucht erfolgen muß.

An der Calla entwickeln ſich ſehr bald die Blattrippen zu Blattſtielen, ründen ſich nach und nach, bis ſie endlich ganz geründet als Blumenſtiel hervortreten. Die Blume iſt offenbar ein Blattende das alle grüne Farbe verloren hat und indem ſeine Gefäße, ohne ſich zu veräſteln, vom Anſatz zur Peripherie gehen, ſich von außen nach innen um den Kolben windet, welcher nun die verticale Stellung als Blüthen- und Fruchtſtand behauptet.

Die Verticaltendenz äußert ſich von den erſten Anfangen des Keimens an; ſie iſt es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich ſich in die Höhe hebt. Inwiefern ſie ihre Rechte im Verfolg des Wachsthums behauptet, wird wohl zu beachten ſeyn, indem wir die rechtwinklichte alterne Stellung der dikotyledoniſchen Blätterpaare ihr durchaus zuſchreiben, welches jedoch problematiſch erſcheinen möchte, da eine gewiſſe ſpirale Einwirkung im Fortſteigen nicht zu läugnen ſeyn wird! Auf alle Fälle, wo letztere ſich auch möchte zurückgezogen haben, tritt ſie im Blüthenſtande hervor, da ſie die Achſe jeder Blumen-Geſtaltung bildet, am deutlichſten aber im Kolben und in der Spatha ſich manifeſtirt.

Die Spiralgefäſe, welche den vegetabilen Organismus allgemein durchdringen, ſind durch anatomiſche Forſchungen, ſo wie die Abweichung ihrer Geſtalt nach und nach ins Klare geſetzt worden. Von ihnen, als ſolchen, iſt gegenwartig nicht zu handeln, da ſelbſt angehende Pflanzenfreunde durch Compendien davon unterrichtet ſind und der zunehmende Kenner ſich durch Hauptwerke, auch wohl durch Anſchauung der Natur ſelbſt, belehren kann.

Daß dieſe Gefäße den Pflanzenorganismus beleben, w
längſt vermuthet, ob man ſchon das eigentliche Wirken de
ſelben ſich nicht genug zu erklären wußte.

In der neuern Zeit nunmehr hat man ernſtlich dara
gedrungen ſie als ſelbſtlebendige anzuerkennen und darz
ſtellen; hievon mag folgender Aufſatz ein Zeugniß geben.

Edinbourgh new philosophical Journal October –
December 1828.

(Seite 21.)

Ueber die allgemeine Gegenwart der Spiralgefäße
dem Pflanzenbau ꝛc. durch David Don.

„Man hat allgemein geglaubt, daß man die Spiral
faße ſelten in den Theilen der Fructification finde, ab
wiederholte Beobachtungen überzeugten mich, daß man ihn
faſt in jedem Theile des Pflanzenbaues begegnet. Ich fa
ſie in dem Kelch, der Krone, den Staubfäden, dem Griff
der Scabiosa atro-purpurea und Phlox, in dem Kelch u
den Kronenblättern des Geranium sanguineum, in dem P
rianthium von Sisyrinchium striatum, in den Capſeln u
dem Stiel der Nigella hispanica; auch ſind ſie in dem Pe
carpium der Anagrien, Compoſiten und Malvace
gegenwartig."

„Zu dieſen Betrachtungen bin ich durch die geiſtreich
Bemerkungen des Herrn Lindley geführt worden, die er
der letzten Nummer des Botanical Register mittheilet: über d
Bau der Samen der Collomia, welche er durch ein Geſle
von Spiralgefäßen eingewickelt uns darſtellt. Dieſe Gef

in den Polemoniaceen ſcheinen analog zu ſeyn den Haaren oder Pappus, mit welchen die Samen gewiſſer Bignoniaceen, Apocineen und Malvaceen verſehen ſind. Aber fernere Beobachtungen wären noch nöthig, ehe wir ſchließen können, daß es wahrhafte Spiralgefäße ſeyen. Spiralgefäße ſind ſehr häufig in den Stengeln der Urtica nivea, Centaurea atro-purpurea, Heliopsis laevis, Helianthus altissimus, Aster Novi Belgii und salicifolius, in welchen allen ſie dem nackten Auge ſichtbar ſind, und wonach dieſe Pflanzen den Liebhabern der Botanik als auffallende Beiſpiele der Spiralgefäße zu empfehlen wären. Die Stengel, auf zarte Weiſe der Länge nach geſpalten, und mit einem kleinen Keil am obern Ende auseinander gehalten, zeigen dieſe Gefäße viel deutlicher als bei einem Querbruch. Manchmal findet man dieſe Gefäße ihren Sitz habend in der Höhlung (pith) ſowohl in Malope trifida als im Heliopsis laevis; aber man kann ihren Urſprung zwiſchen den Holzfaſern gar wohl verfolgen. In der äußern Rinde hat man keine Spur gefunden, aber in dem Splint der innern Rinde des Pinus finden ſie ſich ſowohl als in dem Albumen. Es iſt mir jedoch nie gelungen ſie in den Blättern dieſes Geſchlechtes zu entdecken noch auch des Podocarpus, und ſie ſcheinen überhaupt ſeltner in den Blättern von immer grünen Bäumen vorzukommen. Die Stengel und Blätter der Polemoniaceen, Irideen und Malvaceen ſind gleichfalls mit Spiralgefäßen häufig verſehen, doch aber kommen ſie wohl nirgends ſo häufig vor als in den Compositae. Selten ſind ſie in Cruciferae, Leguminosae und Gentianeae."

„Oefters hab' ich bemerkt, wenn ich die Spiralgefäße von den jungen mächtigen Schößlingen krautartiger Pflanzen abſonderte, daß ſie ſich heftig bewegten. Dieſe Bewegung

dauerte einige Secunden und ſchien mir eine Wirkung des Lebensprincips zu ſeyn, dem ähnlich, welches in der thieriſchen Haushaltung ſtattfindet, und nicht eine bloß mechaniſche Action."

„Indem ich zwiſchen meinem Finger einen kleinen Abſchnitt der Rinde von Urtica nivea hielt, den ich ſo eben von dem lebenden Stamm getrennt hatte, ward meine Aufmerkſamkeit auf eine beſondere ſpiralähnliche Bewegung augenblicklich angezogen. Der Verſuch ward öfter mit andern Theilen der Rinde wiederholt, und die Bewegung war in jedem Fall der erſten gleich. Es war offenbar die Wirkung einer zuſammenziehenden Gewalt der lebenden Fiber, denn die Bewegung hörte auf, nachdem ich die Stückchen Rinde einige Minuten in der Hand gehalten hatte. Möge dieſe kurze Notiz die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf dieſes ſonderbare Phänomen hinleiten."

Bulletin des sciences naturelles Nro. 2. Février 1829. pag. 242.

Lupinus polyphyllus. Eine neue Art, welche Herr Douglas im Nordweſten von Amerika gefunden hat. Sie iſt krautartig, lebhaft-kräftig und nähert ſich Lupinus perennis et Nootkatensis, iſt aber in allen Dimenſionen größer und die Stengelblätter, an Zahl eilf bis fünfzehn, lanzettförmig; auch findet ſich noch einiger Unterſchied von jenen in der Bildung des Kelches und der Krone.

Durch dieſe Pflanze veranlaßt, macht Herr Lindler aufmerkſam, daß ihr Blüthenſtand ein bedeutendes Beiſpiel

giebt zu Gunsten nachfolgender Theorie: daß nämlich alle Organe einer Pflanze wirklich im Wechsel gestellt sind und zwar in einer spiralen Richtung um den Stengel her, der die gemeinsame Achse bildet, und dieses gelte selbst wenn es auch nicht überall genau zutreffen sollte.

Recherches anatomiques et physiologiques sur la structure intime des animaux et des végétaux, et sur leur motilité; par M. H. Dutrochet, 1824. (S. Revue française 1830. Nro. 16. pag. 100 sq.)

„Vorzüglich auf die Sensitive, welche im höchsten Grad die Phänomene der Reizbarkeit und Beweglichkeit der Pflanzen darstellt, hat der Autor seine Erfahrungen gerichtet. Das eigentliche Princip der Bewegung dieser Pflanze ruht in der Aufschwellung, welche sich an der Base des Blattstieles befindet, und an der Einfügung der Blätter durch die pinules. Dieses Wülstchen wird gebildet durch die Entwickelung des Rinden-Parenchyms und enthält eine große Menge kugeliger Zellen, deren Wände mit Nervenkörperchen bedeckt sind; dergleichen sind auch sehr zahlreich in den Stengelblattern und man findet sie häufig wieder in dem Safte, welcher abfließt wenn man einen jungen Zweig der Sensitive wegschneidet."

„Die Entwickelung aber des Rinden-Parenchyms, welches den bedeutendsten Antheil an dem Wülstchen der Sensitive hat, umgiebt eine Mitte die durch einen Röhrenbündel gebildet wird. Es war bedeutend zu erfahren, welcher der beiden Theile das eigentliche Organ der Bewegung sey; das Parenchym war weggenommen, das Blatt fuhr fort zu leben, aber

Pedro.

Du haſt in deinem Blick,
In deinem Weſen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß: ja ich geſteh' es dir:
Ich bin vom Hauſe Caſtellvecchio.

Ruganino.

Du?

Pedro.

Der zweyte Sohn. Doch ſtill, ich ſage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Nahmen
Auf dieſer Reiſe nennen laſſe, gern.

Ruganino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Taſche,
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O ſage mir,
Wie komm' ich aus den Händen dieſer Männer?

Ruganino.

Du ſollſt es bald erfahren. Laß mich nur.

Pedro ab.

es hatte die Fähigkeit verloren sich zu bewegen. Diese Erfahrung zeigt also daß in dem Rindentheil der Aufblähung die Beweglichkeit vorhanden ist, welche man, wenigstens durch ihre Functionen, dem Muscularsystem der Thiere vergleichen kann."

„Herr Dutrochet hat überdieß erkannt, daß kleine hie von abgeschnittene Theile, ins Wasser geworfen, sich auf di Weise bewegen, daß sie eine krumme Linie beschreiben, deren tiefe Seite jederzeit sich nach dem Mittelpunkte des Wülstchens richtet. Diese Bewegung belegt er mit dem allgemeinen Namen der Incurvation, welche er ansieht als das Element aller Bewegungen welche in den Vegetabilien, ja in den Thieren vorgehen. Diese Incurvation zeigt sich übrigens auf zwei verschiedene Weisen; die erste nennt der Verfasser oscillirende Incurvation, also benannt, weil sie einen Wechsel von Beugung und Anziehung bemerken läßt; die zweite aber, die fire Incurvation, welche keinen solchen Wechsel von Bewegungen zeigt; jene ist die, die man in der Sensitive bemerkt, und diese bemerkt man in den Rillen und in den schlanglichten Stengeln der Convolveln, der Clematis, der Bohnen u. s. w. Aus diesen Beobachtungen schließt Herr Dutrochet, daß die Reizbarkeit der Sensitive aus einer vitalen Incurvation ihren Ursprung nehme."

Vorstehende, diese Angelegenheit immer mehr ins Klare setzende Aeußerungen kamen mir dennoch später zur Kenntniß, als ich schon an den viel weiter schauenden Ansichten unsres theuren Ritter v. Martius lebhaften Antheil genommen hatte. In zweien nach Jahresfrist auf einander folgenden Vorlesungen hatte er in München und Berlin sich umständlich

und deutlich genug hierüber erklart. Ein freundlicher Besuch desselben, als er von dem letztern Orte zurückkam, gewahrte mir in dieser schwierigen Sache eine mündliche Nachweisung, welche sich durch charakteristische, wenn schon flüchtige Zeichnung noch mehr ins Klare setzte. Die in der Isis, Jahrgang 1828 und 1829 abgedruckten Aufsätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an jenem Orte vorgewiesenen Modells ward mir durch die Geneigtheit des Forschers und zeigte sich zur Versinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entstehen, höchst dienlich.

Auf diese Weise war die wichtige Angelegenheit auf dem Weg einer praktisch-didaktischen Ausarbeitung und Anwendung geführt, und wenn der immerfortschreitende Mann, wie er mir vertrauen wollen, um die Anfange einer solchen allgemeinen Tendenz zu entdecken, sich bis zu den ersten Elementen der Wissenschaft, zu den Akotyledonen gewendet hat; so werden wir den ganzen Umfang der Lehre, von ihm ausgearbeitet, nach und nach zu erwarten haben.

Ich erlaubte mir indessen nach meiner Weise in der mittlern Region zu verharren und zu versuchen, wie durch allgemeine Betrachtung der Anfang mit dem Ende und das Erste mit dem Letzten, das Längstbekannte mit dem Neuen, das Feststehende mit dem Zweifelhaften in Verbindung zu bringen sey. Für diesen Versuch darf ich wohl, da er nicht abzuschließen, sondern bloß zu fördern die Absicht hat, den Antheil der edlen Naturforscher mir erbitten.

Wir mußten annehmen: es walte in der Vegetation eine allgemeine Spiraltendenz, wodurch, in Verbindung mit dem verticalen Streben, aller Bau, jede Bildung der Pflanzen, nach dem Geſetze der Metamorphoſe, vollbracht wird.

Die zwei Haupttendenzen alſo, oder wenn man will, die beiden lebendigen Syſteme wodurch das Pflanzenleben ſich wachſend vollendet, ſind das Verticalſyſtem und das Spiralſyſtem; keins kann von dem andern abgeſondert gedacht werden, weil eins durch das andere nur lebendig wirkt. Aber nöthig iſt es, zur beſtimmteren Einſicht, beſonders aber zu einem deutlichern Vortrag, ſie in der Betrachtung zu trennen, und zu unterſuchen wo eins oder das andere walte; da es denn bald ohne ſeinen Gegenſatz zu überwältigen von ihm überwältigt wird, oder ſich ins Gleiche ſtellt, wodurch uns die Eigenſchaften dieſes unzertrennlichen Paares deſto anſchaulicher werden müſſen.

Das Verticalſyſtem, mächtig aber einfach, iſt dasjenige wodurch die offenbare Pflanze ſich von der Wurzel abſondert und ſich in gerader Richtung gegen den Himmel erhebt; es iſt vorwaltend bei Monokotyledonen, deren Blatter ſchon ſich aus geraden Faſern bilden, die unter gewiſſen Bedingungen ſich leicht von einander trennen und als ſtarke Faden zu mancherlei Gebrauch haltbar ſind. Wir dürfen hier nur der Phormium tenax gedenken; und ſo ſind die Blatter der Palme durchgängig aus geraden Faſern beſtehend, welche nur in frühſter Jugend zuſammenhängen, nachher aber, den Geſetzen der Metamorphoſe gemäß, in ſich ſelbſt getrennt und durch fortgeſetzten Wachsthum vervielfaltigt erſcheinen.

Aus den Blättern der Monokotyledonen entwickeln ſich öfters unmittelbar die Stengel, indem das Blatt ſich aufblaht und zur hohlen Röhre wird, alsdann aber tritt an der Spitze deſſelben ſchon die Achſenſtellung dreier Blattſpitzen und alſo die Spiraltendenz hervor, woraus ſodann der Blumen- und Fruchtbüſchel ſich erhebt, wie ſolcher Fall im Geſchlechte der Allien ſich ereignet.

Merklich jedoch iſt die Verticaltendenz auch über die Blume hinaus, und des Blüthen- und Fruchtſtandes ſich bemächtigend. Der gerad aufſteigende Stengel der Calla aethiopica zeigt oben ſeine Blattnatur zugleich mit der Spiraltendenz, indem ſich die Blume einblättrig um die Spitze windet, durch welche jedoch die blüthen- und fruchttragende Säule vertical hervorwächſ't. Ob nun um dieſe Säule, nicht weniger um die der Arum, des Mais und anderer, ſich die Früchte in ſpiraler Bewegung an einander ſchließen, wie es wahrſcheinlich iſt, möge fernerweit unterſucht werden.

Auf alle Fälle iſt dieſe Columnartendenz als Abſchluß des Wachsthums wohl zu beachten.

Denn wir treffen, indem wir uns bei den Dikotyledonen umſehen, dieſe Verticaltendenz, wodurch die ſucceſſive Entwickelung der Stengelblätter und Augen in einer Folge begünſtigt wird, mit dem Spiralſyſtem wodurch die Fructification abgeſchloſſen werden ſollte, im Conflict; eine durchgewachſene Roſe giebt hievon das ſchönſte Zeugniß.

Dagegen haben wir eben in dieſer Claſſe die entſchiedenſten Beiſpiele von einer durchgeſetzten Verticaltendenz und möglichſter Beſeitigung der gegentheiligen Einwirkung. Wir wollen nur von dem gewöhnlichſten Lein reden, welcher durch die entſchiedenſte Verticalbildung ſich zur allgemeinen Nutzbarkeit qualificirt. Die äußere Hülle und der innere Faden

steigen stracks und innigst vereint hinauf; man gedenke welche Mühe es koster eben diese Spren vom Faden zu sondern, wie unverweslich und unzerreißbar derselbe ist, wenn die äußere Hülle, selbst mit dem größten Widerstreben, den durch die Natur bestimmten Zusammenhang aufgeben soll. Zufällig hat sich das Rösten der Pflanze einen ganzen Winter unter dem Schnee fortgesetzt und der Faden ist dadurch nur schöner und dauerhafter geworden.

Ueberhaupt aber, was braucht es mehr Zeugniß, da wir ja unser ganzes Leben hindurch von Leinwand umgeben sind, welche durch Waschen und Wiederwaschen, durch Bleichen und Wiederbleichen endlich das elementare Ansehen reiner irdischer Materien als ein blendendes Weiß gewinnt und wieder gewinnt.

Hier nun auf dem Scheidepunkte, wo ich die Betrachtung der Vertical-Tendenz zu verlassen und mich zu der Spirale zu wenden gedenke, begegnet mir die Frage: ob die alterne Stellung der Blätter, die wir an dem emporwachsenden Stengel der Dikotyledonen bemerken, diesem oder jenem System angehöre? und ich will gestehen, daß mir scheine als ob sie jenem, dem Verticalsystem zuzuschreiben sey, und daß eben durch diese Art des Hervorbringens das Streben nach der Höhe in senkrechter Richtung bewirkt werde. Diese Stellung nun kann in einer gewissen Folge, unter gegebenen Bedingungen und Einflussen, von der Spiraltendenz ergriffen werden, wodurch aber jene unbeständig erscheint und zuletzt gar unmerklich wird, ja verschwindet.

Doch wir treten nun auf den Standpunkt, wo wir die Spiraltendenz ohne weiteres gewahr werden.

Ob wir gleich oben die so viel beobachteten Spiralgefäße zu betrachten abgelehnt haben, ob wir sie gleich als Homoiomerien oder das Ganze verkündende und constituirende Theile zu schätzen wußten; so wollen wir doch hier nicht unterlassen der elementaren mikroskopischen Pflanzen zu gedenken, welche als Oscillarien bekannt und uns durch die Kunst höchst vergrößert dargestellt worden: sie erweisen sich durchaus schraubenförmig und ihr Daseyn und Wachsthum in solcher merkwürdigen Bewegung daß man zweifelhaft ist, ob man sie nicht unter die Thiere zählen solle. Wie denn die erweiterte Kenntniß und tiefere Einsicht in die Natur uns erst vollkommen von dem, Allen vergönnten, gränzenlosen und unverwüstlichen Leben ein entschiedeneres Anschauen gewähren wird; daher wir denn oberwähntem Beobachter gar gerne glauben wollen, daß die frische Rinde einer Nessel ihm eine besondere spirale Bewegung angedeutet habe.

Um uns nun aber zur eigentlichen Spiraltendenz zu wenden, so verweisen wir auf obiges, was von unserm Freunde von Martius ausgeführt worden, welcher diese Tendenz in ihrer Machtvollkommenheit als Abschluß des Blüthenstandes dargestellt, und begnügen uns einiges hierher Gehörige theils auf das Allgemeine, theils auf das Intermediare bezüglich beizubringen, welches methodisch vorzutragen erst künftigen denkenden Forschern möchte anheimgegeben seyn.

Auffallend ist das Uebergewicht der Spiraltendenz bei den Convolveln, welche von ihrem ersten Ursprung an weder steigend noch kriechend ihre Existenz fortsetzen können, sondern genöthigt sind, irgend ein Gradaufsteigendes zu suchen, woran sie immer fort sich windend hin in die Höhe klimmen können.

Gerade aber diese Eigenschaft giebt Gelegenheit unserm

Betrachtungen durch ein ſinnliches Beiſpiel und Gleichniß zu Hülfe zu kommen.

Man trete zur Sommerzeit vor eine im Gartenboden eingeſteckte Stange, an welcher eine Winde von unten an ſich fortſchlängelnd in die Höhe ſteigt, ſich feſtanſchließend ihren lebendigen Wachsthum verfolgt. Man denke ſich nun Convolvel und Stange, beide gleich lebendig, aus einer Wurzel aufſteigend, ſich wechſelsweiſe hervorbringend und ſo unaufhaltſam fortſchreitend. Wer ſich dieſen Anblick in ein inneres Anſchauen verwandeln kann, der wird ſich den Begriff ſehr erleichtert haben. Die rankende Pflanze ſucht das außer ſich was ſie ſich ſelbſt geben ſollte, und nicht vermag.

Das Spiral-Syſtem iſt für den erſten Anblick offenbarer in den Dikotyledonen. Solches in den Monokotyledonen und weiter hinab aufzuſuchen, bleibt vorbehalten.

Wir haben die rankende Convolvel gewählt. Gar manches Andere dergleichen wird ſich finden.

Nun ſehen wir jene Spiral-Tendenz in den Gäbelchen, in den Brillen.

Dieſe erſcheinen auch wohl an den Enden zuſammengeſetzter Blätter, wo ſie ihre Tendenz ſich zu rollen, gar wohl manifeſtiren.

Die eigentlichen völlig blattloſen Brillen ſind als Zweige anzuſehen, denen die Solideſcenz abgeht, die voll Saft und biegſam eine beſondere Irritabilität zeigen.

Brille der Paſſionsblume, ſich für ſich ſelbſt zuſammenrollend.

Andere müſſen durch äußern Reiz angeregt und aufgefordert werden.

Mir iſt der Weinſtock das höchſte Muſterbild.

Man ſehe wie die Gäbelchen ſich ausſtrecken, von irgend woher eine Berührung ſuchend; irgendwo angelehnt, faſſen ſie, klammern ſie ſich an.

Es ſind Zweige, dieſelbigen welche Trauben tragen.

Einzelne Beeren findet man wohl an den Böcklein.

Merkwürdig iſt es daß der dritte Knoten an der Weinranke keine Brille hervorbringt; wohin das zu deuten ſey, iſt uns nicht klar geworden.

Die Spiralgefäße betrachten wir als die kleinſten Theile, welche dem Ganzen dem ſie angehören vollkommen gleich ſind, und, als Homoiomerien angeſehen, ihm ihre Eigenheiten mittheilen und von demſelben wieder Eigenſchaft und Beſtimmung erhalten. Es wird ihnen ein Selbſtleben zugeſchrieben, die Kraft ſich an und für ſich einzeln zu bewegen, und eine gewiſſe Richtung anzunehmen. Der vortreffliche Dutrochet nennt ſie eine vitale Incurvation. Dieſen Geheimniſſen näher zu treten, finden wir uns hier weiter nicht aufgefordert.

Gehen wir ins Allgemeine zurück: das Spiral-Syſtem iſt abſchließend, den Abſchluß befördernd.

Und zwar auf geſetzliche, vollendende Weiſe.

Sodann aber auch auf ungeſetzliche, voreilende und vernichtende Weiſe.

Wie die geſetzliche wirke, um Blumen, Blüthen und Keime zu bilden, hat unſer hochbelobter von Martius umſtändlich ausgeführt. Dieſes Geſetz entwickelt ſich unmittelbar aus der Metamorphoſe, aber es bedurfte eines

ſcharfſinnigen Beobachters um es wahrzunehmen und darzuſtellen. Denn wenn wir uns die Blume als einen herangezogenen, als um eine Achſe ſich umherſchlangelnden Zweig denken, deſſen Augen hier in die Enge der Einheit gebracht werden, ſo folgt daraus, daß ſie hinter einander und nach einander im Kreiſe ſich einfinden, und ſich alſo einfach oder vervielfacht um einander ordnen müſſen.

Die unregelmäßige Spiral-Wirkung iſt als ein übereilter unfruchtbarer Abſchluß zu denken: irgend ein Stengel, ein Zweig, ein Aſt, wird in den Zuſtand verſetzt daß der Splint, in welchem eigentlich das Spiralleben wirkſam iſt, vorwaltend zunimmt und daß die Holz- oder ſonſtige Dauerbildung nicht ſtattfinden kann.

Nehmen wir einen Aeſchenzweig vor uns der ſich in dieſem Falle befindet; der Splint, der durch das Holz nicht auseinander gehalten wird, drängt ſich zuſammen und bewirkt eine flache vegetabiliſche Erſcheinung; zugleich zieht ſich das ganze Wachsthum zuſammen und die Augen, welche ſich ſucceſſiv entwickeln ſollten, erſcheinen nun gedrangt und endlich gar in ungetrennter Reihe; indeſſen hat ſich das Ganze gebogen; das übrig gebliebene Holzhafte macht den Rücken, und die einwärts gekehrte, einem Biſchofsſtabe ähnliche Bildung ſtellt eine höchſt merkwürdige abnorme Monſtroſität vor.

Wie wir uns nun aus dem Bisherigen überzeugen können: das eigentliche Pflanzenleben werde durch die Spiral-Tendenz vorzüglich gefördert, ſo läßt ſich auch nachweiſen daß die Spur derſelben in dem Fertigen, Dauernden zurückbleibe.

Die in ihrer völligen Freiheit herunterhangenden frischen Fadenzweige des Lycium europaeum zeigen nur einen geraden fadenartigen Wuchs. Wird die Pflanze älter, trockner, ſo bemerkt man deutlich daß ſie ſich von Knoten zu Knoten zu einer Windung hinneigt.

Sogar ſtarke Bäume werden im Alter von ſolcher Richtung ergriffen; hundertjährige Caſtanienbäume findet man an der Belvedere'ſchen Chauſſee ſtark gewunden, und die Starrheit der geradaufſteigenden Tendenz auf die ſonderbarſte Weiſe beſiegt.

In dem Park hinter Belvedere finden ſich drei ſchlanke hochgewachſene Stämme von Crataegus torminalis ſo deutlich von unten bis oben ſpiralgewandt, daß es nicht zu verkennen iſt. Dieſe empfiehlt man beſonders dem Beobachter.

Blumen, die vor dem Aufblühen gefaltet und ſpiral ſich entwickelnd vorkommen; andere, die beim Vertrocknen eine Windung zeigen.

Pandanus odoratissimus windet ſich ſpiral von der Wurzel auf.

Ophrys spiralis windet ſich dergeſtalt, daß alle Blüthen auf eine Seite kommen.

Die Flora subterranea giebt uns Anlaß ihre en echiquier gereihten Augen als aus einer ſehr regelmäßigen Spiral-Tendenz hervorgehend zu betrachten.

Rugantino zu Vasco.

Was sind die Sachen dieses Fremden?

Vasco.

Ja.

Sie waren unser, und sie sind nun wieder
Auf leidliche Bedingung sein geworden.

Rugantino.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe dir.

Vasco.

Hier ist nicht lang' zu zaudern; fort! nur fort!
Ich fürchte sehr, der Fürst von Rocca Bruna
Schickt seine Garden aus, noch eh' es tagt.

Rugantino.

Noch eh' es tagt, sind wir gewiß davon.

Allein.

Mein Bruder! Welch Geschick führt ihn hierher?
In diesen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt. Er scheint ein edler Mann:
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.

An einer Kartoffel, welche auf eines Fußes Länge gewachsen war, die man an ihrer dicksten Stelle kaum umspannen konnte, war von dem Punkte ihres Ansatzes an aufs deutlichste eine Spiral-Folge der Augen bis auf ihren höchsten Gipfel von der Linken zur Rechten hinaufwärts zu bemerken.

Bei den Farrn ist bis an ihre letzte Vollendung alles Treiben, vom horizontalliegenden Stamme ausgehend, seitlich nach oben gerichtet, Blatt und Zweig zugleich, deßhalb auch die Fruchttheile tragend und aus sich entwickelnd. Alles was wir Farrn nennen, hat seine eigenthümliche spiralige Entwickelung. In immer kleinre Kreise zusammengerollt erscheinen die Zweige jenes horizontalliegenden Stockes, und rollen sich auf, in doppelter Richtung, einmal aus der Spirale der Rippe, dann aber aus den eingebogenen Federn der seitlichen Richtung von der Rippe, die Rippchen nach außen.

Siehe Reichenbach: Botanik für Damen Seite 288.

Die Birke wächst gleich vom untersten Stammende an, und zwar ohne Ausnahme, spiralförmig in die Höhe. Spaltet man den Stamm nach seinem natürlichen Wachsthum, so zeigt sich die Bewegung von der Linken zur Rechten bis in den Gipfel, und eine Birke welche 60 bis 80 Fuß Höhe hat, dreht sich ein- auch zweimal der ganzen Länge nach um sich herum. Das weniger oder mehr Spirale, behauptet der Böttcher, entstehe daher, wenn ein Stamm der Witterung mehr oder minder ausgesetzt sey; denn ein Stamm der frei stehe, z. E. außen an einer Braue die besonders der Westseite ausgesetzt ist, manifestire die Spiralbewegung weit augenfälliger und deutlicher, als bei einem Stamme, welcher im

Dickicht des Holzes wachse. Vornehmlich aber kann diese Spiralbewegung an den sogenannten Reifbirken wahrgenommen werden. Eine junge Birke, die zu Reifen verbraucht werden soll, wird in Mitten getrennt; folgt das Messer dem Holze, so wird der Reif unbrauchbar: denn er dreht sich, wie bei alteren Stammen schon bemerkt worden, ein- auch zweimal um sich herum. Deßwegen braucht der Böttcher auch eigene Instrumente dieselben gut und brauchbar zu trennen; und dieß gilt auch von Seiten der Scheite des alteren Holzes, welches zu Dauben oder sonst verbraucht wird: denn bei Trennung desselben müssen Keile von Eisen angewendet werden, die das Holz mehr schneiden als spalten, sonst wird es unbrauchbar.

Daß das Wetter, Wind, Regen, Schnee große Einwirkung auf die Entwickelung der Spiralbewegung haben mag, geht daraus hervor, daß eben diese Reifbirken, aus dem Dickicht geschlagen, weit weniger der Spiralbewegung unterworfen sind als die, so einzeln und nicht durch Gebüsch und größere Baume stehen.

Herr Oberlandjägermeister von Fritsch äußerte Ende August in Ilmenau, als die Spiraltendenz zur Sprache kam, daß unter den Kiefern Falle vorkamen, wo der Stamm von unten bis oben eine gedrehte gewundene Wirkung annehme; man habe geglaubt, da man dergleichen Baume an der Brane gefunden, eine äußere Wirkung durch heftige Stürme sey die Veranlassung; man finde aber dergleichen auch in den dichtesten Forsten und es wiederhole sich der Fall nach einer gewissen Proportion, so daß man ein bis etwa anderthalb Procent im Ganzen das Vorkommen rechnen könnte.

Solche Stämme würden in mehr als Einer Hinsicht beachtet, indem das Holz derselben nicht wohl zu Scheiten

geſchnitten in Klaftern gelegt werden könnte; auch ein ſolcher Stamm zu Bauholz nicht zu brauchen ſey, weil ſeine Wirkung immer fortdauernd durch ein heimliches Drehen eine ganze Contignation aus ihren Fugen zu rücken die Gewalt habe.

Aus dem Vorigen erhellet daß, während dem Austrocknen des Holzes, die Krümmung ſich fortſetzt und ſich bis zu einem hohen Grade ſteigert, wie wir im Folgenden gar manche durch Vertrocknung zuerſt entſtehende und ſichtbar werdende Spiralbewegung erkennen werden.

Die vertrockneten Schoten des Lathyrus furens, nach vollkommen abgeſchloſſener Reife der Frucht, ſpringen auf und rollen ſich jede nach auswartſer Richtung ſtreng zuſammen. Bricht man eine ſolche Schote auf, ehe ſie vollkommen reif iſt, ſo zeigt ſich gleichfalls dieſe Schraubenrichtung, nur nicht ſo ſtark und nicht ſo vollkommen.

Die gerade Richtung ähnlicher Pflanzentheile wird verſchiedentlich gleichermaßen abgelenkt. Die Schoten der im feuchten Sommer wachſenden Schwertbohnen fangen an ſich zu winden, einige ſchneckenartig, andere in vollkommener Spirale.

Die Blatter der italianiſchen Pappel haben ſehr zarte ſtraffe Blattſtiele. Dieſe, von Inſecten geſtochen, verlieren ihre gerade Richtung, und nehmen die Spirale alſobald an, in zwei oder auch mehreren Windungen.

Schwillt das Gehäus des eingeſchloſſenen Inſects hiernach auf, ſo drangen ſich die Seiten des erweiterten Stiels dergeſtalt an einander, daß ſie zu einer Art von Vereinigung gelangen. Aber an dieſen Stellen kann man das Neſt leicht

auseinander brechen und die frühere Gestaltung des gewundenen Stiels gar wohl bemerken.

Pappus am Samen des Erodium gruinum; der bis zur völligen Reife und Vertrocknung vertical an der Stütze, um welche die Samen versammelt sind, sich strack gehalten, nunmehr aber sich schnell elastisch ringelt und sich dadurch selbst umherwirft.

Wir haben zwar abgelehnt von den Spiralgefäßen als solchen besonders zu handeln, finden uns aber doch genöthigt noch weiter zu der mikroskopischen Elementar-Botanik zurückzugehen und an die Oscillarien zu erinnern, deren ganze Existenz spiral ist. Merkwürdiger vielleicht sind noch die unter den Namen Salmacis aufgeführten, wo die Spirale aus lauter sich berührenden Kügelchen besteht.

Solche Andeutungen müssen aufs leiseste geschehen, um uns an die ewige Congruenz zu erinnern.

Wenn man die Stiele des Löwenzahns an einem Ende aufschlitzt, die beiden Seiten des hohlen Röhrchens sachte von einander trennt, so rollt sich jede in sich nach außen und hänget in Gefolg dessen als eine gewundene Locke spiralförmig zugespitzt herab; woran sich die Kinder ergötzen und wir dem tiefsten Naturgeheimniß näher treten.

Da diese Stengel hohl und saftig sind, folglich ganz als Splint angesehen werden können, die Spiraltendenz aber dem Splint als dem lebendig Fortschreitenden angehört, so wird uns hier zugleich mit der strackſten verticalen Richtung noch

das verborgenste Spiralbestreben vor die Augen gebracht. Vielleicht gelange es durch genauere, auch wohl mikroskopische Behandlung das Verflechten der Vertical- und Spiral-Textur näher kennen zu lernen.

Ein glückliches Beispiel wie beide Systeme, mit denen wir uns beschäftigen, sich nebeneinander höchst bedeutend entwickeln, giebt uns die Valisneria, wie wir solche aus den neusten Untersuchungen des Custoden am königlichen botanischen Garten zu Mantua, Paulo Barbieri, kennen lernen. Wir geben seinen Aufsatz auszugsweise übersetzt, mit unsern eingeschalteten und angefügten Bemerkungen, insofern wir den beabsichtigten Zwecken dadurch näher zu treten hoffen.

Die Valisneria wurzelt im Grunde eines nicht allzutiefen stehenden Wassers, sie blüht in den Monaten Juni, Juli und August, und zwar in getrennten Geschlechtern. Das männliche Individuum zeigt sich auf einem grad aufstrebenden Schaft, welcher, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht, an seiner Spitze eine vierblattrige (vielleicht dreiblattrige) Scheide bildet, worin sich die Fruchtwerkzeuge angeheftet an einem konischen Kolben befinden.

Wenn die Stamina noch nicht genugsam entwickelt sind, so ist die Hälfte der Scheide leer, und beobachter man sie alsdann mikroskopisch, so findet man, daß die innere Feuchtigkeit sich regt, um das Wachsthum der Scheide zu befördern, und zu gleicher Zeit im Stiele sich kreisförmig bewegend zum Kolben, der die Stamina tragt, hinaufstrebt, wodurch Wachsthum und Ausdehnung des Kolbens zugleich mit dem Wachsthum der Befruchtungs-Werkzeuge erzweckt wird.

Durch diese Zunahme des Kolbens jedoch ist die Scheide

nicht mehr hinreichend die Stamina zu umhüllen; sie theilt sich daher in vier Theile, und die Fruchtwerkzeuge, sich von dem Kolben zu Tausenden ablösend, verbreiten sich schwimmend auf dem Wasser, anzusehen wie silberweiße Flocken, welche sich nach dem weiblichen Individuum gleichsam bemühen und bestreben. Dieses aber steigt aus dem Grunde der Wasser, indem die Federkraft seines spiralen Stengels nachläßt, und eröffnet sodann auf der Oberfläche eine dreigetheilte Krone, worin man drei Narben bemerkt. Die auf dem Wasser schwimmenden Flocken streuen ihren Staminalstaub gegen jene Stigmen und befruchten sie; ist dieses geleistet, so zieht sich der Spiralstengel des Weibchens unter das Wasser zurück, wo nun die Samen, in einer cylindrischen Capsel enthalten, zur endlichen Reife gelangen.

Alle die Autoren welche von der Valisneria gesprochen haben, erzählten die Art der Befruchtung auf verschiedene Weise. Sie sagten der ganze Complex der männlichen Blume löse sich los von dem kurzen unter dem Wasser beharrlichen Stengel, von welchem er sich durch heftige Bewegung absondere und befreie. Unser Beobachter versuchte Knospen der männlichen Blumen von ihrem Stengel abzulösen und fand daß keine auf dem Wasser hin und wieder schwamm, daß alle vielmehr zu Grund sanken. Von größerer Bedeutung aber ist die Structur wodurch der Stengel mit der Blume verbunden wird. Hier ist keine Articulation zu sehen, welche sich doch bei allen Pflanzenorganen findet die sich trennen lassen. Derselbe Beobachter untersuchte die silberweißen Flocken und erkannte sie als eigentliche Antheren; indem er den Kolben leer von allen solchen Gefäßen fand, so bemerkte er an denselben zarte Faden woran noch einige Antheren befestigt waren, die auf einem kleinen dreigetheilten Discus ruhten,

welches gewiß die dreigetheilten Corollen sind worin die An
theren eingeschlossen waren.

Indem wir nun dieses merkwürdige, vielleicht an andere
Pflanzen sich wiederholende Beispiel der Betrachtung nachden
kender Naturforscher empfehlen, so können wir nicht unter
lassen diese augenfällige Erscheinung, einiges wiederholend
ferner zu besprechen.

Die Vertical=Tendenz ist hier dem männlichen Indivi
duum eigen; der Stengel steigt ohne weiteres gerade in di
Höhe, und wie er die Oberfläche des Wassers erreicht, ent
wickelt sich unmittelbar die Scheide aus dem Stengel selbst
genau mit ihm verbunden, und hüllt den Kolben ein, nac
Analogie der Calla und ähnlicher.

Wir werden dadurch das Mährchen los von einem Ge
lenke, das ganz unnatürlich zwischen dem Stengel und de
Blume angebracht, ihr die Möglichkeit verschaffen sollte sic
abzulösen und lüstern auf die Freithe zu gehen. An Luf
und Licht und ihren Einflüssen entwickelt sich erst die männ
liche Blüthe, aber fest mit ihrem Stengel verbunden; di
Antheren springen von ihren Stielchen und schwimmen lusti
auf dem Wasser umher. Indessen mildert der Spiralstenge
des Weibchens seine Federkraft, die Blume erreicht die Ober
fläche des Wassers, entfaltet sich und nimmt den befruchten
den Einfluß auf. Die bedeutende Veranderung welche nac
der Befruchtung in allen Pflanzen vorgeht, und welche imme
etwas auf Erstarrung hindeutet, wirkt auch hier. Die Spi
ralitat des Stengels wird angestrengt, und dieser bewegt sic
wieder zurück, wie er gekommen ist, worauf denn der Samen
zur Reife gedeiht.

Gedenken wir an jenes Gleichniß das wir oben von Sta
und Convolvel gewagt haben, gehen wir einen Schritt weite

und vergegenwärtigen uns die Rebe, die ſich um den Ulmbaum ſchlingt, ſo ſehen wir hier das Weibliche und Männliche, das Bedürftige, das Gewährende, neben einander in verticaler und ſpiraler Richtung, von der Natur unſern Betrachtungen empfohlen.

Kehren wir nun ins Allgemeinſte zurück und erinnern an das was wir gleich Anfangs aufſtellten: das vertical ſo wie das ſpiralſtrebende Syſtem ſey in der lebendigen Pflanze aufs innigſte verbunden; ſehen wir nun hier jenes als entſchieden männlich, dieſes als entſchieden weiblich ſich erweiſen: ſo können wir uns die ganze Vegetation von der Wurzel auf Androgyniſch ingeheim verbunden vorſtellen; worauf denn in Verfolg der Wandlungen des Wachsthums, die beiden Syſteme ſich im offenbaren Gegenſatz auseinander ſondern, und ſich entſchieden gegeneinander über ſtellen, um ſich in einem höhern Sinne wieder zu vereinigen.

Weimar, im Herbſt 1831

Freundlicher Zuruf.

Eine mir in dieſen Tagen wiederholt ſich zudringende Freude kann ich am Schluſſe nicht verbergen. Ich fuhle mich, mit nahen und fernen, ernſten, thätigen Forſchern glücklich im Einklang. Sie geſtehen und behaupten: man ſolle ein Unerforſchliches vorausſetzen und zugeben, alsdann aber dem Forſcher ſelbſt keine Gränzlinie ziehen.

Muß ich mich denn nicht ſelbſt zugeben und vorausſetzen, ohne jemals zu wiſſen wie es eigentlich mit mir beſchaffen ſey, ſtudire ich mich nicht immer fort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter.

So auch mit der Welt! liege sie anfang- und endelos vor uns, unbegranzt sey die Ferne, undurchdringlich die Nähe, es sey so; aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen.

Möge nachstehendes heitere Reimstück in diesem Sinne aufgenommen und gedeutet werden.

„Ins Innere der Natur —"
O! du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig! wenn sie nur
Die äußre Schale weis't!"
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Und fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles giebt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seyst?

Osteologie.

Nach einigem Schweigen.

Ihr Zweifel! Weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße.

Gegen die Scene gekehrt.

Ich rufe dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro, der auftritt.

Sag' an, was du verlangſt; ich höre gern.

Ruggantino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt, er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Ruggantino,
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Menſch;
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten ſehr
In Einigkeit, er ſey von Caſtellvecchio,
Er ſey der Älteſte des Hauſes, Carlos
Mit Nahmen! Solltest du ſein Bruder ſeyn?

Pedro.

O Himmel! welche Nachricht gibſt du mir!
O ſchaff' ihn her, und ſchaffe die Verſichrung,
Daß er es ſey; du ſollſt den ſchönſten Lohn

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah:
So gestaltend, umgestaltend. —
Zum Erstaunen bin ich da.

Dem Menschen wie den Thieren

ist ein

Zwischenknochen der obern Kinnlade

zuzuschreiben.

Jena, 1786.

Einige Versuche osteologischer Zeichnungen sind hier in der Absicht zusammengeheftet worden, um Kennern und Freunden vergleichender Zergliederungskunde eine kleine Entdeckung vorzulegen, die ich glaube gemacht zu haben.

Bei Thierschädeln fällt es gar leicht in die Augen, daß die obere Kinnlade aus mehr als einem Paar Knochen bestehet. Ihr vorderer Theil wird durch sehr sichtbare Näthe und Harmonien mit dem hintern Theile verbunden und macht ein Paar besondere Knochen aus.

Dieser vorderen Abtheilung der oberen Kinnlade ist der Name Os intermaxillare gegeben worden. Die Alten kannten schon diesen Knochen * und neuerdings ist er besonders merkwürdig geworden, da man ihn als ein Unterscheidungszeichen

* Galenus lib. de ossibus Cap. III

zwischen dem Affen und Menschen angegeben. Man hat ihn jenem Geschlechte zugeschrieben, diesem abgeläugnet, * und wenn in natürlichen Dingen nicht der Augenschein überwiese, so würde ich schüchtern seyn aufzutreten und zu sagen, daß ich diese Knochenabtheilung gleichfalls bei dem Menschen finde.

Ich will mich so kurz als möglich fassen, weil durch bloßes Anschauen und Vergleichen mehrerer Schadel eine ohnedieß sehr einfache Behauptung geschwinde beurtheilt werden kann.

Der Knochen von welchem ich rede hat seinen Namen daher erhalten, daß er sich zwischen die beiden Hauptknochen der obern Kinnlade hinein schiebt. Er ist selbst aus zwei Stücken zusammengesetzt, die in der Mitte des Gesichtes an einander stoßen.

Er ist bei verschiedenen Thieren von sehr verschiedener Gestalt und verändert, je nachdem er sich vorwarts streckt oder sich zurückzieht, sehr merklich die Bildung. Sein vorderster, breitester und starkster Theil, dem ich den Namen des Körpers gegeben, ist nach der Art des Futters eingerichtet, das die Natur dem Thiere bestimmt hat: denn es muß seine Speise mit diesem Theile zuerst anfassen, ergreifen, abrupfen, abnagen, zerschneiden, sie auf eine oder andere Weise sich zueignen; deßwegen ist er bald flach und mit Knorpeln versehen, bald mit stumpfern oder schärfern Schneidezähnen gewaffnet, oder erhält eine andere, der Nahrung gemäße Gestalt.

Durch einen Fortsatz an der Seite verbindet er sich aufwarts mit der obern Kinnlade, dem Nasenknochen und manchmal mit dem Stirnbeine.

* Camper's sämmtliche kleinere Schriften, herausgegeben von Herbell. Ersten Bandes zweites Stück. S. 92 und 93.

Blumenbach de varietate generis humani nativa, pag. 33

Innwärts, von dem erſten Schneidezahn oder von dem Orte aus den er einnehmen ſollte, begiebt ſich ein Stachel oder eine Spina hinterwärts, legt ſich auf den Gaumenfortſatz der oberen Kinnlade an und bildet ſelbſt eine Rinne, worin der untere und vordere Theil des Vomers oder Pflugſcharbeins ſich einſchiebt. Durch dieſe Spina, den Seitentheil des Körpers dieſes Zwiſchenknochens, und den vorderen Theil des Gaumenfortſatzes der obern Kinnlade werden die Canale (Canales incisivi oder naso-palatini) gebildet, durch welche kleine Blutgefäße und Nervenzweige des zweiten Aſtes des fünften Paares gehen.

Deutlich zeigen ſich dieſe drei Theile mit Einem Blicke an einem Pferdeſchädel auf der erſten Tafel.

A) Corpus.

B) Apophysis maxillaris.

C) Apophysis palatina.

An dieſen Haupttheilen ſind wieder viele Unterabtheilungen zu bemerken und zu beſchreiben. Eine lateiniſche Terminologie, die ich mit Beihülfe des Herrn Hofrath Loder verfertiget habe und hier beilege, wird dabei zum Leitfaden dienen können. Es hatte ſolche viele Schwierigkeiten, wenn ſie auf alle Thiere paſſen ſollte. Da bei dem einen gewiſſe Theile ſich ſehr zurückziehen, zuſammenfließen und bei andern gar verſchwinden; ſo wird auch gewiß, wenn man mehr ins Feinere gehen wollte, dieſe Tafel noch manche Verbeſſerung zulaſſen.

Os intermaxillare.

A. Corpus.

a. Superficies anterior.

1. Margo superior in quo Spina nasalis.

2. Margo inferior seu alveolaris.

3. Angulus inferior exterior corporis.

b. Superficies posterior, qua Os intermaxillare jungitur Apophysi palatinae Ossis maxillaris superioris.

c. Superficies lateralis exterior, qua Os intermaxillare jungitur Ossi maxillari superiori.

d. Superficies lateralis interior, qua alterum Os intermaxillare jungitur alteri.

e. Superficies superior.

Margo anterior, in quo Spina nasalis. vid 1.

4. Margo posterior sive Ora superior canalis naso-palatini.

f. Superficies inferior.

5. Pars alveolaris.

6. Pars palatina.

7. Ora inferior canalis naso-palatini.

B. Apophysis maxillaris.

g. Superficies anterior.

h. Superficies lateralis interna.

8. Eminentia linearis.

i. Superficies lateralis externa.

k. Margo exterior.

l. Margo interior.

m. Margo posterior.

n. Angulus apophyseos maxillaris.

C. Apophysis palatina.

o. Extremitas anterior.

p. Extremitas posterior.

q. Superficies superior.

r. Superficies inferior.

s. Superficies lateralis interna.

t. Superficies lateralis externa.

Die Buchstaben und Zahlen, durch welche auf vorstehender Tafel die Theile bezeichnet werden, sind bei den Umrissen und einigen Figuren gleichfalls angebracht. Vielleicht wird es hier und da nicht sogleich in die Augen fallen, warum man diese und jene Eintheilung festgesetzt und eine oder die andere Benennung gewählt hat. Es ist nichts ohne Ursache geschehen, und wenn man mehrere Schadel durchsieht und vergleicht, so wird die Schwierigkeit deren ich oben schon gedacht noch mehr auffallen.

Ich gehe nun zu einer kurzen Anzeige der übrigen Tafeln. Uebereinstimmung und Deutlichkeit der Figuren wird mich einer weitläuftigen Beschreibung überheben, welche ohnedieß Personen die mit solchen Gegenständen bekannt sind nur unnöthig und verdrießlich seyn würde. Am meisten wünschte ich daß meine Leser Gelegenheit haben möchten die Schadel selbst dabei zur Hand zu nehmen.

Die IIte Tafel stellt den vorderen Theil der oberen Kinnlade des Ochsen von oben vor, ziemlich in natürlicher Größe, dessen flacher und breiter Körper keine Schneidezähne enthalt.

Die IIIte Tafel das Os intermaxillare des Pferdes, und zwar n. 1 um Ein Drittel, n. 2 und 3 zur Hälfte verkleinert.

Tab. IV ist die Superficies lateralis interior ossis intermaxillaris eines Pferdes, an dem der vordere Schneidezahn ausgefallen war, und der nachschießende Zahn noch in dem hohlen Körper des Ossis intermaxillaris liegt.

Tab. V ist ein Fuchsschadel von dreien Seiten. Die Canales naso-palatini sind hier länglich und schon besser geschlossen wie beim Ochsen und Pferde.

Tab. VI. Das Os intermaxillare des Löwen von oben und unten. Man bemerke besonders bei n. 1 die Sutur,

welche Apophysin palatinam maxillae superioris von dem Osse intermaxillari trennt.

Tab. VII. Superficies lateralis interior des Ossis intermaxillaris eines jungen Trichechus rosmarus, größerer Deutlichkeit wegen mit rother Farbe angelegt, zugleich mit dem größten Theile der Maxillae superioris.

Tab. VIII zeigt einen Affenschädel von vorn und von unten. Man sehe bei n. 2 wie die Sutur aus den Canalibus incisivis herauskommt, gegen den Hundszahn zulauft, sich an seiner Alveole vorwärts wegschleicht und zwischen dem nächsten Schneidezahne und dem Hundszahne, ganz nah an diesem letzteren, durchgeht und die beiden Alveolen trennt.

Tab. IX und X sind diese Theile eines Menschenschädels.

Am sichtbarsten fallt das Os intermaxillare vom Menschen bei n. 1 in die Augen. Man sieht ganz deutlich die Sutur, die das Os intermaxillare von der Apophysi palatina maxillae superioris trennt. Sie kommt aus den Canalibus incisivis heraus, deren untere Oeffnung in ein gemeinschaftliches Loch zusammenfließt, das den Namen des Foraminis incisivi oder palatini anterioris oder gustativi führt, und verliert sich zwischen dem Hunds- und zweiten Schneidezahn.

Bei n. 2 ist es schon etwas schwerer zu bemerken, wie dieselbe Sutur sich in dem Nasengrunde zeigt. Es ist diese Zeichnung nicht die glücklichste; allein an den meisten Schadeln, besonders jüngeren, kann man solche sehr deutlich sehen.

Jene erste Sutur hatte schon Vesalius bemerkt * und in seinen Figuren deutlich angegeben. Er sagt, sie reiche bis an die vordere Seite der Hundszahne, dringe aber nirgends so tief durch, daß man dafür halten könne, der obere

* Vesalius de humani corporis fabrica (Basil 1558) Lib. I Cap IX Fig II pag 34 36. 53

Kinnladenknochen werde dadurch in zwei getheilt. Er weiſet, um den Galen zu erklären, der ſeine Beſchreibung bloß nach einem Thiere gemacht hatte, auf die erſte Figur pag. 46, wo er dem menſchlichen Schädel einen Hundeſchädel beigefügt hat, um den an dem Thiere gleichſam deutlicher ausgeprägten Revers der Medaille dem Leſer vor Augen zu legen. Die zweite Sutur, die ſich im Naſengrunde zeigt, aus den Canalibus naso-palatinis herauskommt und bis in die Gegend der Conchae inferioris verfolgt werden kann, hat er nicht bemerkt. Hingegen finden ſich beide in der großen Oſteologie des Albinus bezeichnet. Er nennt ſie Suturas maxillae superiori proprias.

In Cheſelden's Osteographia finden ſie ſich nicht, auch in John Hunter's Natural history of the human teeth iſt keine Spur davon zu ſehen; und dennoch ſind ſie an einem jeden Schadel mehr oder weniger ſichtbar, und wenn man aufmerkſam beobachtet, ganz und gar nicht zu verkennen.

Tab. X iſt ein halber Oberkiefer eines geſprengten Menſchenſchadels und zwar deſſen inwendige Seite, durch welche beide Halften mit einander verbunden werden. Es fehlten an dem Knochen, wornach er gezeichnet worden, zwei Vorderzähne, der Hunds- und erſte Backenzahn. Ich habe ſie nicht wollen ſuppliren laſſen, beſonders da das Fehlende hier von keiner Bedeutung war, vielmehr kann man das Os intermaxillare ganz frei ſehen. Auf der Pictura lineari habe ich was unſtreitig Os intermaxillare iſt mit Roth getuſcht. Man kann die Sutur von den Alveolen des Schneide- und Hundezahnes bis durch die Canäle verfolgen. Jenſeits der Spinae oder Apophysi palatinae, die hier eine Art von Kamm macht, kommt ſie wieder hervor und iſt bis an die Eminentiam linearem ſichtbar, wo ſich die Concha inferior anlegt.

Ich habe in der pictura lineari ein rothes Sternchen dahin gezeichnet.

Man halte dieſe Tafel gegen Tab. VII, und man wird es bewundernswürdig finden, wie die Geſtalt des ossis intermaxillaris eines ſolchen Ungeheuers wie der Trichechus rosmarus iſt, lehren muß denſelben Knochen am Menſchen zu erkennen und zu erklären. Auch Tab. VI n. 1 gegen Tab. IX n. 1 gehalten, zeigt dieſelbe Sutur beim Löwen wie beim Menſchen auf das deutlichſte. Ich ſage nichts vom Affen, weil bei dieſem die Uebereinſtimmung zu auffallend iſt.

Es wird alſo wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß dieſe Knochenabtheilung ſich ſowohl bei Menſchen als Thieren findet, ob wir gleich nur einen Theil der Gränzen dieſes Knochens an unſerm Geſchlechte genau beſtimmen können, da die übrigen verwachſen und mit der oberen Kinnlade auf das genaueſte verbunden ſind. So zeigt ſich an den äußeren Theilen der Geſichtsknochen nicht die mindeſte Sutur oder Harmonie, wodurch man auf die Muthmaßung kommen könnte daß dieſer Knochen bei dem Menſchen getrennt ſey.

Die Urſache ſcheint mir hauptſachlich darin zu liegen: dieſer Knochen, der bei Thieren ſo außerordentlich vorgeſchoben iſt, zieht ſich bei dem Menſchen in ein ſehr kleines Maaß zurück. Man nehme den Schadel eines Kindes, oder Embryonen vor ſich, ſo wird man ſehen wie die keimenden Zahne einen ſolchen Drang an dieſen Theilen verurſachen und die Beinhäutchen ſo ſpannen, daß die Natur alle Kräfte anwenden muß um dieſe Theile auf das innigſte zu verweben. Man halte einen Thierſchadel dagegen, wo die Schneidezahne ſo weit vorwarts gerückt ſind und der Drang ſowohl gegen einander als gegen den Hundszahn nicht ſo ſtark iſt. Inwendig in der Naſenhöhle verhalt es ſich eben ſo. Man kann,

wie schon oben bemerkt, die Sutur des ossis intermaxillaris aus den canalibus incisivis bis dahin verfolgen, wo die ossa turbinata oder conchae inferiores sich anlegen. Hier wirkt also der Trieb des Wachsthumes dreier verschiedenen Knochen gegen einander und verbindet sie genauer.

Ich bin überzeugt, daß denjenigen die diese Wissenschaft tiefer durchschauen, dieser Punkt noch erklärbarer seyn wird. Ich habe verschiedene Fälle, wo dieser Knochen auch bei Thieren zum Theil oder ganz verwachsen ist, bemerken können und es wird sich vielleicht in der Folge mehr darüber sagen lassen. Auch giebt es mehrere Fälle daß Knochen, die sich bei erwachsenen Thieren leicht trennen lassen, schon bei Kindern nicht mehr abgesondert werden können.

Die Tafeln die ich beifüge sind meistens nur die ersten Versucharbeiten eines jungen Künstlers, der sich unter dem Arbeiten gebessert hat. Es ist eigentlich nur die dritte und siebente Tafel völlig nach der Camperischen Methode gearbeitet; doch habe ich nachher das os intermaxillare verschiedener Thiere nach selbiger auf das bestimmteste zeichnen lassen; und sollte ein solcher Beitrag zur vergleichenden Knochenlehre den Kennern interessant seyn, so wäre ich nicht abgeneigt eine Folge dieser Abbildungen in Kupfer stechen zu lassen.

Bei den Cetaceis, Amphibien, Vögeln, Fischen, habe ich diesen Knochen theils auch entdeckt, theils seine Spuren gefunden.

Die außerordentliche Mannichfaltigkeit in der er sich an den verschiedenen Geschöpfen zeigt, verdient wirklich eine ausführliche Betrachtung und wird auch selbst Personen auffallend seyn, die an dieser so dürr scheinenden Wissenschaft sonst kein Interesse finden.

Man könnte alsdann mehr ins Einzelne gehen und bei

Von seinem Bruder haben: denn ich bin's.
Wie lange such' ich ihn! Der Vater starb,
Und ich besitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an diesen Busen drücken, dann
Zurück zu unsern Freunden bringen mag.
Du siehst in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch diese Nacht! O sieh mich an.
Wo ist er? Sage mir, wo ist er?

Carlos.

Hier!
Ich bin's!

Pedro.

Ist's möglich!

Carlos.

Die Beweise geb'
Ich dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier ist der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos starb;
Hier ist ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter, ist's gewiß?

genauer ſtufenweiſer Vergleichung mehrerer Thiere, vom Einfachſten auf das Zuſammengeſetztere, vom Kleinen und Eingeengten auf das Ungeheure und Ausgedehnte fortſchreiten.

Welch eine Kluft zwiſchen dem os intermaxillare der Schildkröte und des Elephanten, und doch läßt ſich eine Reihe Formen dazwiſchen ſtellen die beide verbindet. Das was an ganzen Körpern niemand läugnet, könnte man hier an einem kleinen Theile zeigen.

Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen überſehen, oder man mag die Ueberbleibſel ihrer entflohenen Geiſter zergliedern: ſie bleibt immer gleich, immer mehr bewundernswürdig.

Auch würde die Naturgeſchichte einige Beſtimmungen dadurch erhalten. Da es ein Hauptkennzeichen unſeres Knochens iſt, daß er die Schneidezähne enthalt: ſo müſſen umgekehrt auch die Zähne die in denſelben eingefügt ſind als Schneidezähne gelten. Dem Trichechus rosmarus und dem Kameele hat man ſie bisher abgeſprochen, und ich müßte mich ſehr irren, wenn man nicht jenem vier und dieſem zwei zueignen könnte.

Und ſo beſchließe ich dieſen kleinen Verſuch mit dem Wunſche, daß er Kennern und Freunden der Naturlehre nicht mißfallen und mir Gelegenheit verſchaffen möge, näher mit ihnen verbunden, in dieſer reizenden Wiſſenſchaft, ſo viel es die Umſtände erlauben, weitere Fortſchritte zu thun.

Galens Büchlein von den Knochen iſt, wenn man es auch noch ſo ernſtlich angreift, für uns ſchwer zu leſen und zu nutzen; man kann ihm zwar eine ſinnliche Anſchauung nicht abläugnen; das Skelett wird zu unmittelbarer Beſichtigung vorgezeigt, aber wir vermiſſen einen durchdachten methodiſchen Vortrag. Was in eine Einleitung gehörte, ſchaltet er zwiſchen die Darſtellung ein; z. B. in welchern man Sutur und Harmonie unterſcheiden oder für eine nehmen ſolle; er wendet ſich von der regelmäßigen Structur ſchnell zu den abweichenden; ſo hat er z. B. kaum von den Stirn- und Schädelknochen geredet, als er gleich die Difformität der Spitz- oder Kegelköpfe umſtändlich abhandelt; er wiederholt ſich in Verſchränkungen, welches bei mündlichem Vortrag, in Gegenwart des zu demonſtrirenden Körpers, wohl angehen möchte, jedoch die Einbildungskraft des Leſers verwirrt; er breitet ſich in Controverſen mit Vorfahren und Gleichzeitigen aus: denn weil man damals die Knochen partienweiſe als ein Ganzes zuſammennahm, und die Theile deſſelben durch Zahlen unterſchied, ſo konnte man weder einig werden was man zuſammenfaſſen, noch wie viel Theile man zählen ſolle; wie man ſich denn auch noch ferner über Eigenſchaft, Beziehung, Verwandtſchaft entzweien mochte.

Alles dieſes ſoll die Ehrfurcht für einen außerordentlichen Mann keineswegs vermindern, ſondern uns nur rechtfertigen, wenn wir ſo kurz als möglich das was uns hier berührt, zuſammenfaſſen; dieſes aber iſt gegenwärtig nur: daß Galen bei Beſchreibung des Schädels, und zwar offenbar des Menſchenſchädels, unſres Zwiſchenknochens gedenkt. Er ſagt, im dritten Capitel: das Wangenbein (bei uns die obere Kinnlade) enthalte die Alveolen aller Zähne, außer der Schneidezähne; er wiederholt daſſelbe im vierten, indem er ſpricht:

die zwei großen Wangenbeine enthalten faſt alle Zähne, wie wir ſchon gemeldet. Im fünften Capitel, bei Aufzahlung der Zähne, nennt er die vier vordern als Schneidezähne, thut aber des beſondern Knochens nicht Erwähnung, in welchem ſie eingefügt ſind. Im dritten Capitel ſpricht er von einer Sutur, die von der Naſenwurzel anfangt, ihren Weg an der Naſe her abwarts verfolgt und zwiſchen dem Hundszahn und Schneidezähnen ausläuft.

Hieraus iſt nun auf das deutlichſte erſichtlich, daß er den Zwiſchenknochen gekannt und gemeint; ob er aber ſolchen am Menſchen geſehen, wird wohl immer zweifelhaft bleiben.

Hierüber ſind denn in der Folge manche Streitigkeiten entſtanden, die ſich kaum in den letzten Tagen entſchieden haben; einiges zur Literargeſchichte dieſer Differenzen lege aus älteren Collectaneen hier zu.

Vesalius de humani corporis fabrica (Basil. 1555.) Lib. I, cap. IX, fig. 11, pag. 48 hat eine Zeichnung von der basi cranii von untenauf anzuſehen und auf dieſer ganz deutlich die Sutur, welche das Os intermaxillare mit dem Osse maxillari super. an der apophysi palatina des letztern Knochens verbindet, und die bei uns Ac oder superficies lateralis exterior corporis, qua os intermaxillare jungitur ossi maxillari superiori, heißt. Um die von ihm angeführte Stelle deutlich zu machen, merke ich noch an, daß beim Veſal das os zygomaticum den Namen des ossis primi maxillae superioris, das os unguis den Namen des ossis secundi max. super., das os ethmoideum den Namen des ossis tertii max. sup., und das os maxillare superius den Namen des ossis quarti maxillae superioris führt. Die Stelle bei ihm heißt ſo:

z privatim indicatur foramen in anteriori palati sede posteriorique dentium incisoriorum regione apparens (dieß iſt nämlich der Ausgang von den canalibus naso-palatinis, wo ſie gleichſam ein orificium commune bilden): ad cujus latus interdum obscura occurrit sutura, transversim aliquousque in quarto superioris maxillae osse prorepens, et a insignita.

Dieſe von ihm mit a bezeichnete ganz deutlich abgebildete Sutur iſt die Sutur quaest. Cap. XII. fig. 11, pag. 60 hat er ebenfalls eine ſolche Zeichnung von der basi cranii, an welcher er die foramina baseos cranii beſchrieben hat. Auch da kommt die Sutur vor, aber nicht ſo deutlich.

Leveling in ſeiner anatomiſchen Erklärung der Original-Figuren von Andreas Veſal (Ingolſtadt) 1783, hat die erſte Veſalius'ſche Figur Buch I, pag. 13, fig. 11, und erklärt pag. 14 das z und a ſo:

z das andere Gaumenloch oder Schneideloch. a eine bei dieſem Loch öfters befindliche Nath, welche vorwarts an dem Gaumen, gleich hinter den Schneidezähnen in die Quere fortlauft. Die zweite Figur von Veſal hat Leveling pag. 16.

Die Sutur, welche Veſalius mit a bezeichnet hat, beſchreibt er Lib. I. cap. IX. p. 52 ſo: ad hujus foraminis (nämlich des canalis naso-palatini) latera interdum sutura apparet, aut potius linea, in pueris cartilagine oppleta, quae quasi ad caninorum dentium anterius latus pertingit, nusquam tamen adeo penetrans, ut hujus suturae beneficio, quartum maxillae os in plura divisum censeri queat (am Rande citirt er hier Fig. 1 canina calvaria lit. n. p. 46, wo die Sutur zwiſchen dem osse intermaxillari und den

ossibus max. super., die wir mit keinem besondern Namen bezeichnet haben und die margo exterior superficiei anterioris corporis heißen könnte, an einem Hundeschädel deutlich abgebildet ist): quod, ut paullo post dicam, canibus et simiis porcisque accidit, in quibus sutura quartum os in duo dividens, non solum in palato, verum exterius in anteriori maxillae sede, etiam conspicue cernitur, nullam appendicum cum suis ossibus coalitus speciem referens.

Noch eine Stelle gehört hierher pag. 53, wo Vesal von einigen Verbesserungen redet die er in Galens Beschreibung dieser Knochen zu machen für nöthig gefunden:

Secundam (nämlich suturam) vero numerat (nämlich Galenus) hujus suturae partem in anteriori maxillae sede occurrentem, quae ab illa malae asperitate sursum ad medium inferioris ambitus sedis oculi pertingit. Hanc postmodum tripartito ait discindi, ac primam hujus secundae suturae partem prope magnum seu internum oculi sedis angulum exteriori in parte ad medium superciliorum, et communem frontis et maxillae suturam inquit procedere. Hac suturae parte homines destituuntur, verum in canibus caudatisque simiis est manifestissima, quamvis interim non exacte ad superciliorum feratur medium, sed ad eam tantum sedem, in qua quartum maxillae os a secundo dirimitur. Ut itaque Galenum assequaris, hanc partem ex canis petes calvaria.

Winslow, Exposition anatomique de la structure du corps humain. Tome I. Nr. 282. p. 73: Je ne parle pas ici de la séparation de cet os (de l'os maxillare supérieur) par une petite suture transversale, derrière le trou incisif, parcequ'elle ne se trouve pour l'ordinaire que dans la jeunesse et avant l'ossification achevée.

Eustachius hat in seinen tabulis anatomicis die Albinus edirt hat, tab. 46. fig. 2, einen Affenschädel von vorn her anzusehen, neben einem Menschenschadel gezeichnet, und bei ersterm das os intermaxillare sehr deutlich ausgedrückt. Albinus sagt in der Erklärung der zweiten Figur von dem osse intermaxillari des Affen, das er bezeichnet, bloß: os quod dentes incisores continet.

Sue im Traité d' Ostéologie de M. Monro hat weder die Sutur des ossis intermaxillaris an der Apophysi palatina ossis maxillaris superioris gezeichnet, noch beschrieben.

Die Hasenscharte, besonders die doppelte, deutet gleichfalls auf das os incisivum; bei der einfachen spaltet sich die mittlere Sutur, welche beide Seiten vereinigt, bei der doppelten trennt sich der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, und weil sich alle Theile auf einander beziehen, so spaltet sich zugleich die Lippe. Sieht man nun das os intermaxillare als ein abgesondertes an, so begreift man, wie es, um die Cur zu bewirken, herausgekneipt werden kann, ohne daß die obere Kinnlade beschadigt, zersplittert und krankhaft afficirt werde. Die wahre Ansicht der Natur nützt jeder Praxis.

Selbst an den Schädeln ungeborner oder junger Kinder findet sich doch eine Spur, quasi rudimentum, des ossis

intermaxillaris; je unreifer die Embryonen, deſto deutlicher. An einem hydrocephalo ſah ich zwei völlig abgeſonderte kleine Knochenkerne, und bei erwachſenen jugendlichen Köpfen iſt doch oft noch vorn am Gaum eine Sutura spuria zu merken, welche die vier incisores gleichſam vom übrigen Limbus dentium abſondert.

Jac. Sylvius ſagt gar: Cranium domi habeo, in quo affabre est expressa sutura in gena superna ab osse frontis secundum nasum, per dentium caninorum alveolos, in palatum tendentem, quam praeterea aliquoties absolutissimam conspexi et spectandam auditoribus circiter 400 exhibui: und, um ſeinen armen Galen gegen Veſal zu retten, glaubt er: vor Alters hatten die Menſchen alle ein ſeparates os intermaxillare gehabt, das ſich nach der Hand, durch Debauchen und zunehmenden Luxus der Nachwelt, verloren. Das iſt zwar arg, aber noch arger iſt daß Ren. Hener in apologia, aus der ganz alten Geſchichte umſtändlich und mühſelig erweiſ't: die alten Römer hätten damals eben ſo liederlich gelebt, als die jetzige Welt. Er führt zu dem Behuf alle römiſchen Leges sumtuarias an.

Ueber die vel quasi Spur eines rudimenti ossis intermaxillaris bei Fœtibus habe ich mich wohl nicht deutlich genug ausgedruckt. Auf der Außenſeite (im Geſicht) iſt ſie nicht leicht merklich. Aber unten am Gaum und bei einzelnen ossib. maxill., auch an der einen Naſenfläche bald mehr bald minder kenntlich. Zuweilen erhalten ſich die Vestigia am

Gaum auch noch bei Adolescentibus und in einem ſchönen Hydrocephalo iſt es von der einen Seite (aber freilich praeter naturam) ganz ſeparat, als ein einzelnes Knöchelchen. Fallopius beſchreibt es Obs. anat. p. 35 b. Dissentio ab iis qui publice testantur repiriri suturam sub palato per transversum ad utrumque caninum pertinentem, quae in pueris pateat, in adultis vero ita obliteretur, ut nullum ipsius relinquatur vestigium. Nam reperio hanc divisionem vel rimam potius esse quam suturam, cum os ab osse non separetur, neque in exterioribus appareat.

Dem widerſpricht der bärbeißige Euſtach. Ossium exam. p. 194 sq. die Sutur ſey auch in Erwachſenen da: et palatum supra infraque dirimit. Aber er ſcheint Fallopium nicht zu verſtehen oder nicht verſtehen zu wollen, und von der Harmonia zwiſchen parte palatina ossis maxillaris und den ossibus palati ſelbſt zu ſprechen.

Albinus icon. oss. fetus p. 36. os maxillare superius in parvulis saepe inveni constans ex aliquot frustulis, quae tamen cito confluunt in os unum. tab. V. f. 33. a fissura quae palatum ex transverso secat, pone dentes incisores; abiens deinde in suturae spiciem.

Und ſelbſt bei Adultis in Tab. ossium t. 1. 2. f. 1. a Sutura ossis maxillaris propria. Aber wie geſagt, es iſt noch himmelweit vom wahren osse intermaxillari verſchieden; etwa wie membrana semilunaris oculi humani von membrana nicitans des Kibitz, der ſie erſtaunlich groß hat.

Vorſtehende Auszüge aus alten und neuen Schriften, auch aus brieflichen Mittheilungen lebender Naturfreunde, geben uns ein auffallendes Beiſpiel, wie dieſelbe Sache von mehr als Einer Seite betrachtet, und etwas das in Zweifel ſchwebt ſo gut bejaht als verneint werden kann. Was uns betrifft, ſo ſind wir völlig beruhigt, wenn wir eine vieljährige fruchtbare Ueberzeugung zum Schluſſe nochmals wiederholen: dem Menſchen wie den Thieren ſey ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Jena 1819.

Die beiden nach vieljährigem Zaudern mitgetheilten Aufſätze, ſo wie die darauf folgenden Literar-Notizen, wurden abgedruckt wie ſie ſich in den Papieren gefunden; nun bleibt zu beſſerem Verſtändniß noch einiges zu ſagen übrig, welches in verſchiedenen Abtheilungen geſchehen ſoll.

I. Erſte Anregung zu dieſen Studien, durch Verſetzung des Weimariſchen Kunſt- und Naturalien-Cabinets nach Jena. Naturwiſſenſchaftliche Anſtalten daſelbſt; wiſſenſchaftliches und praktiſches Bemühen, unausgeſetzte, folgerechte Behandlung.

II. Entſchuldigung wegen fehlender Zeichnungen beim zweiten Aufſatz; wie es damit ergangen, und von den Mitteln dieſen Mangel zu erſetzen.

III. Von ſchriftlichen ausführlichen Beſchreibungen und was daraus erfolgt.

IV. Später, verneinender Nachklang zu Ende des Jahrhunderts.

V. Wie man im Bearbeiten des Hauptſchema weiter verfahren.

VI. Wie man verſchiedene einzelne Theile in Wirklichkeit parallel geſtellt.

VII. Probeblatt einer Tabelle, um die oſteologiſchen Erfahrungen gleich methodiſch einzutragen und zweckmäßig zu ſammeln.

VIII. Inwiefern von den Wirbelknochen die Schädelknochen abzuleiten ſeyen, und auch Geſtalt und Function dorther zu erklären ſeyn möchte?

I.

Die Weimariſche Kunſtkammer, vom Herzog Wilhelm Ernſt im Jahre 1700 angelegt, enthielt unter andern Merkwürdigkeiten, auch manche bedeutende Naturſeltenheit. Wie das Erſtaunen immer den erſten Reiz zur Wiſſenſchaft giebt, ſo war damals das Intereſſe an der Thiergeſchichte durch das Seltſam-Ungeheure erregt. Dieſer Neigung verdanken wir die Grundlage und auffallend merkwürdige Körper unſeres oſteologiſchen Muſeums.

Und ſo drangen dergleichen Gegenſtände gar bald in das Mittelland, da man kaum funfzig Jahre vorher erſt in den Küſtenländern, nachdem man ſich mit Gold, Gewürz und Elfenbein überfüllt hatte, auch in naturhiſtoriſchem Sinne anfing, obgleich noch ſehr verworren und unvollſtändig, fremde Naturproducte zu ſammeln und aufzubewahren.

Wir beſitzen einen völlig ausgewachſenen, wohl erhaltenen

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geſchichten zu erzählen,
Die niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm!

Sie gehen nach dem Grunde, und ſprechen leiſe unter lebhaften Geberden.

Vasco.

Was haben die zuſammen? Wie vertraut!
Ich fürchte faſt, das nimmt ein böſes Ende.
Die Leidenſchaft des Thoren zu Lucinden
War ſchon der lieben Freyheit ſehr gefährlich.
Und wie man ſonſt ein theatraliſch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt;
So, fürcht' ich, unſer ſchwärmend luſtig Leben
Wird ſich mit einer ſchalen Ordnung ſchließen.

Elephanten-Schadel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Eckzahnen.

Die zu einer ſtumpfen Säule zuſammengewachſenen Halswirbelknochen des Wallfiſches, auch Schulterblatter des Ungeheuers, mit Schiffen bemalt, um das Wunderſame dieſer breiten Knochenflache zu erhöhen. Ferner ſieht man zwei Rippen und eine Unterkinnlade des Rieſenhauptes; ſie hat eine Lange von zweiundzwanzig Leipziger Fuß, wornach man die Größe des Thiers ermeſſen kann.

Große Schildkröten-Decken hatte man anzuſchaffen auch nicht verfehlt; ſodann richtete ſich die Aufmerkſamkeit auf andere thieriſche Theile, merkwürdig durch Abweichung und Umbildung ſolcher Geſtalten die uns gewöhnlich umgeben; Antilopenhörner aller Art und Verwandtſchaft; ferner die langen, vorwarts geſenkten ſpitzen Hörner des indiſchen Büffels, welche uns durch Capitain Thomas Williamſon's indiſche Jagdſtücke erſt recht merkwürdig geworden. Alles dieſes, nebſt manchen andern Dingen, als einem Krokodil, einer Rieſenſchlange u. ſ. f., wurde nach Jena gebracht, als bedeutender Grund einer größeren Sammlung.

Die Vermehrung geſchah nach und nach, indem die Skelette von Haus-, Feld- und Waldthieren der Umgegend angeſchafft wurden. Die Geſchicklichkeit des Cuſtos Dürrbaum, der ſich mit dergleichen Dingen gern beſchäftigte, förderte die Anſtalt in kurzer Zeit.

Da nach Entfernung des von Loderiſchen Cabinets ſogleich Anſtalt getroffen wurde eine künftig bleibende Sammlung in demſelben Local einzurichten, ſo geſchah dieſes durch die Sorgfalt der Herren Ackermann und Fuchs, welche ſich der Geſchicklichkeit des Proſectors Homburg zu dieſem Zweck zu bedienen wußten, indem ſie neben der menſchlichen

Anatomie auch manches für Thierzergliederung Bedeutende zugleich mit ausarbeiten ließen.

Bisher hatten alle fremden und einheimischen Knochenpräparate in dem zoologischen Cabinet, neben ausgestopften und in Spiritus aufbewahrten Geschöpfen, Platz genommen; bei wachsender Menge jedoch fand sich Gelegenheit einen großen Saal einzurichten, welcher jetzt fast wieder zu klein scheint: denn durch immer wirkende Sorgfalt Ihro k. H. des Großherzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach wurde, was von vorzüglich gebildeten Pferden dem fürstlichen Stalle, oder von bedeutenden seltnen Hausthieren den ökonomischen Anstalten verloren ging, für Wissenschaft zum Vortheil verwendet und die Skelette zu genannter Anstalt eingebracht; nicht weniger was den mit Thieren herumziehenden Fremden hie und da verunglückte, sowohl in der Nähe als auch aus der Ferne herbeigeschafft: wie denn einst, bei großer Kälte, ein zu Nürnberg verendeter Tiger, mit der fahrenden Post, stark gefroren anlangte und noch jetzt, ausgestopft und skelettirt, unsern Museen zu vorzüglichem Schmuck gereicht.

In der neusten Zeit jedoch brachte Ihro k. H. Aufenthalt in Wien, wie andern Anstalten, also auch den unsrigen die bedeutendsten Vortheile. Herr Director von Schreibers ward unserm Vorhaben geneigt und dieser eben so kenntnißreiche als thätige und gefällige Freund hat nicht aufgehört uns mit den wünschenswerthesten Körpern zu versehen. Wir verdanken ihm die Skelette der Gemse, des Bibers und Känguru; den Straus und Reiher, die Gehörwerkzeuge mehrerer Vögel, wie solche in Wien auf das netteste ausgearbeitet werden; die Skelette der Eidechse im Ganzen und in die kleinsten Theile gesondert, so wie der Schildkröte; unzählige Einzelnheiten und alle bedeutend und unterrichtend.

Der Gebrauch dieſer Sammlungen war, ſogleich von ihrer erſten Einrichtung an, bei Vorleſungen über menſchliche Anatomie eingeleitet; weil auf die ſich immer mehr ausbildende Zootomie nothwendig Rückſicht genommen werden mußte. Auch ich von meiner Seite verfehlte nicht belehrende Exemplare und Präparate um mich zu ſammeln; in manchem Sinn zerſagte und zerſplitterte Schädel und andere Knochen, um ſowohl vorſätzliche als zufällige Einſicht in den innern Bau des wichtigen Knochengebaudes zu erlangen.

Die eigentliche Beſtimmung aber der, ſowohl zu meinem eignen beſondern, als zum öffentlichen und allgemeinen Zweck verſammelten Gegenſtände ward erſt erfüllt, als nach allgemeinen Wünſchen und längſt tief gefühltem Bedürfniß die Einrichtung einer Veterinar-Schule beliebt wurde. Herr Profeſſor Renner ward berufen und trat ſein Amt an, ehe noch die nöthige Einrichtung gemacht werden konnte, und nun ſah ich mit Vergnügen meine ſonſtigen, bisher unter Staub und Moder beſeitigten Präparate wieder lebendig und nützlich werden und meine Anfänge den Anfängen einer höchſt bedeutenden Anſtalt zu Gute kommen. Eine obgleich unterbrochene, doch nie getilgte Thätigkeit fand hierin ihre angemeſſenſte Belohnung: denn bei jedem redlichen, ernſtlichen Handeln, wenn auch Anfangs Zweck und Beruf zweifelhaft ſcheinen ſollten, finden ſich beide zuletzt klar und erfüllt. Jedes reine Bemuhen iſt auch ein Lebendiges, Zweck ſein ſelbſt, fördernd ohne Ziel, nützend wie man es nicht vorausſehen konnte.

Und von dieſen vielfachen und in einander greifenden Anſtalten ſey noch ſo viel geſagt: Für die Veterinar-Schule, fur eine ſo weit ausſehende Unternehmung, wurde ein hinreichendes Local, der ſogenannte Heinrichsberg, angekauft, die

nöthigen Baulichkeiten beſorgt, und da glücklicherweiſe, unter Anleitung des Herrn Hofrath Fuchs, ſich ein junger Mann Namens Schröter herangebildet hatte und ſich im Beſitz der nöthigen Eigenſchaften eines Proſectors befand; ſo iſt, bei unermüdlicher Direction des Vorſtehers, ſchon jetzt auf dem Heinrichsberge gleichfalls ein zootomiſches Cabinet der übrigen Syſteme des Thierkörpers, in Bezug auf jenes oſteologiſche, im glücklichen Werden und Gedeihen; die Hauptpraparate zu didaktiſchen Zwecken ſind, ſorgfaltig ausgeführt, vorhanden.

Es unterſcheiden ſich alſo in Jena drei Muſeen, deren Inhalt, nach ihrer ſucceſſiven, gewiſſermaßen zufalligen Entſtehung, nicht ſtreng abgetheilt iſt; ſie greifen aber dergeſtalt in einander, daß ſowohl Directoren als Cuſtoden ſich wechſelsweiſe, bei vorkommenden wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen, an Handen gehen und das Nöthige einander mittheilen. Das eine Cabinet jedoch enthalt vorzüglich menſchliche Anatomie, das zweite thieriſche Oſteologie, beide befinden ſich innerhalb der Raume des fürſtlichen Schloſſes; das dritte, bei der Veterinar-Schule, enthalt, was ſich Oſteologiſches vorzüglich auf Hausthiere bezieht, auch die übrigen Syſteme des thieriſchen Körpers, Muskeln, Arterien, Venen, Lymphatiſches, Nerven u. ſ. w.

II.

Als ich mich zu Anfang der achtziger Jahre, unter Hofrath Loder's Anleitung und Belehrung, viel mit Anatomie beſchaftigte, war mir die Idee der Pflanzenmetamorphoſe noch nicht aufgegangen; allein ich arbeitete eifrig auf einen allgemeinen Knochen-Typus los und mußte deßhalb annehmen:

daß alle Abtheilungen des Geſchöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden ſeyn möchten, weil ja auf dieſer Vorausſetzung die ſchon längſt eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der ſeltſame Fall ein, daß man den Unterſchied zwiſchen Affen und Menſchen darin finden wollte, daß man jenem ein os intermaxillare, dieſem aber keines zuſchrieb; da nun aber genannter Theil darum hauptſächlich merkwürdig iſt, weil die oberen Schneidezähne darin gefaßt ſind, ſo war nicht begreiflich, wie der Menſch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln ſollte, worin ſie eingefugt ſtehen. Ich ſuchte daher nach Spuren deſſelben und fand ſie gar leicht, indem die canales incisivi vorwärts die Gränze des Knochens bezeichnen, und die von da aus, nach den Seiten zu, auslaufenden Suturen gar wohl auf eine Abſonderung der maxilla superior hindeuten. Loder gedenkt dieſer Beobachtung in ſeinem anatomiſchen Handbuch 1788 S. 89, und man dünkte ſich viel bei dieſer Entdeckung. Umriſſe wurden gemacht, die das Behauptete klar vor Augen bringen ſollten, jene kurze Abhandlung dazu geſchrieben, ins Lateiniſche überſetzt und Campern mitgetheilt; und zwar Format und Schrift ſo anſtändig daß ſie der treffliche Mann mit einiger Verwunderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, ſich freundlich erwies, aber nach wie vor verſicherte: der Menſch habe kein os intermaxillare.

Nun zeugt es freilich von einer beſondern Unbekanntſchaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbſtſinn, wenn ein laienhafter Schüler den Gildemeiſtern zu widerſprechen wagt, ja was noch thöriger iſt, ſie zu überzeugen gedenkt. Fortgeſetzte vieljährige Verſuche haben mich eines andern belehrt, mich belehrt: daß immerfort wiederholte Phraſen ſich zuletzt zur Ueberzeugung verknöchern und die Organe des

Anſchauens völlig verſtumpfen. Indeſſen iſt es heilſam daß man dergleichen nicht allzu zeitig erfahrt, weil ſonſt jugendlicher Frei- und Wahrheitsſinn durch Mißmuth gelähmt würde. Sonderbar ſchien es daß nicht nur die Meiſter auf dieſer Redensart beharrten, ſondern auch gleichzeitige Mitarbeiter ſich zu dieſem Credo bequemten.

Wir dürfen indeſſen nicht ermangeln das Andenken eines jungen geſchickten Zeichners, Namens Waitz, zu erneuern, der, in dergleichen Arbeiten geübt, ſowohl Umriſſe als ausgeführte Nachbildungen fortſetzte, indem wir entſchloſſen waren kleine Abhandlungen dieſer Art, die etwas Bedeutendes im anatomiſchen Felde berühren und erregen ſollten, mit ſorgfaltigen Kupfern drucken zu laſſen. Hier ſollte der beſtrittene Knochen von ſeiner größten Einfalt und Schwäche bis zu ſeiner Gedrängtheit und Kraft in einer reinen Folge dargeſtellt werden, und wie er ſich zuletzt im edelſten Geſchöpfe, dem Menſchen, aus Furcht thieriſche Gefräßigkeit zu verrathen, ſchamhaft verberge.

Was aber von Zeichnungen jener Zeit übrig geblieben, werde zunächſt bemerkt. Da man von dem Einfachſten zum Zuſammengeſetzteren, vom Schwächeren zum Stärkeren überzugehen die Abſicht hatte, ſo wählte man zuerſt das Reh, wo der fragliche Knochen ſchwach, bügelartig und zahnlos erſcheint; man ging zum Ochſen über, wo er ſich verſtärkt, verflächt und verbreitet. Das Kameel war ſeiner Zweideutigkeit wegen merkwürdig, das Pferd entſchiedener, in Abſicht der Schneidezähne, der Eckzahn klein. Dieſer iſt groß und ſtark am Schweine, monſtros an Sus babirussa, und doch behauptet überall der Zwiſchenknochen ſeine vollkommenen Rechte. Am Löwen vollgedrängt und körperhaft, mächtig durch ſechs Zähne: ſtumpfer am Baren; vorgeſtreckter am

Wolf; das Wallroß, wegen seiner perpendicularen Gesichtslinie, wird dem Menschen ähnlich, der Affe erhebt sich noch mehr, wenn er schon artenweise in die Bestie zurücktritt, und endlich stellt der Mensch sich ein, wo sich nach allem Vorgekannten diese Knocheneintheilung nicht verkennen laßt. Diese mannichfaltigen Knochengestalten hatte man zu besserer Ein- und Uebersicht meist von oben, unten und von der Seite zeichnen lassen, sie sind reinlich und deutlich schattirt, unter Rahmen und Glas gebracht und stehen in dem Jenaischen Museum einem Jeden zur Ansicht frei. Von den an obiger Sammlung fehlenden waren zum Theil schon Skizzen gemacht, andere Körper wurden angeschafft; aber der Tod des jungen Künstlers der sich in die Sache zu fügen gewußt, und andere Zwischenfälle störten die Vollendung des Ganzen, wie man denn bei fortdauerndem Widerspruch die Lust verlor von einer so klaren und deutlichen Sache immerfort tauben Ohren zu predigen.

Was man aber unter den Jenaischen Abbildungen den Freunden der Wissenschaft gar wohl empfehlen darf, sind vier Zeichnungen nach dem Kasseler Elephanten-Schadel, den ich durch Sömmerings Gunst und Gefalligkeit zu benutzen in den Stand gesetzt war. Dieses junge Subject, das in Deutschland sein Leben nicht fristen konnte, zeigt uns in seinen Resten die meisten Suturen, wenigstens an einer Seite unverwachsen; die Zeichnungen, und zwar des ganzen Schadels, sind nach gleichem Maaßstabe verkleinert und von vier Seiten genommen, so daß man den Zusammenhang des Ganzen gar wohl daran erkennen kann, und was uns hier am meisten berührt, so spielt vor allen das os intermaxillare eine große Rolle; es schlägt sich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch, bei flüchtiger Beobachtung, der

Irrthum entstanden seyn mag: der ungeheure Eckzahn sey im os intermaxillare enthalten. Allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am wenigsten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgeben, um diese organischen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwischenknochens zu sichern.

Zu fernerer Vergleichung ließ man den großen ausgewachsenen Elephanten-Schädel des Museums gleichfalls zeichnen, da denn sehr wunderbar auffällt: wenn bei dem jungen Subject die obere Kinnlade und das os intermaxillare schnabelartig hervorstreben, und der ganze Kopf in die Länge gezogen erscheint, dagegen am ausgewachsenen das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat einzuschließen ist.

Wie ernst es aber überhaupt mit diesen Arbeiten gewesen, erhellet auch daraus: daß, nach gedachten Zeichnungen, zwei Kupferplatten in klein Folio, von Lips auf das sauberste gestochen worden, zum Behuf ausführlicher Abhandlungen die man sich vorgesetzt hatte. Abdrücke davon hat man gleichfalls, Wissenschaftsfreunden zu Liebe, aufgestellt.

Nach allem diesem wird man uns verzeihen, wenn der erste Entwurf unserer Arbeit ohne die darin beschriebenen Tafeln vorgelegt worden; besonders wenn man betrachtet daß diese edle Wissenschaft seit jener Zeit erst recht ausgebreitet und belebt ist. Kaum wird sich ein Liebhaber finden, der nicht entweder in öffentlichen Museen, oder in seiner Privatsammlung, alle diejenigen Körper und Praparate besaße, von denen hier die Rede war; sollte es aber ja daran fehlen, so kann man sich aus dem bedeutenden Werke der Craniologie des Herrn Spir aufs beste belehren, wo Abbildung und Beschreibung die Frage völlig außer Zweifel setzen.

Wir finden zuerſt Seite 19 klar und unbewunden ausgeſprochen: daß auch am Schadel des Menſchen das os intermaxillare nicht zu läugnen ſey. Ferner wird daſſelbe auf den Linear-Zeichnungen beim Menſchen ſowohl als den Thieren mit No. 13 bezeichnet. Dadurch wäre nun die Sache für ewig abgethan, wenn nicht der unſerem Geſchlecht eingeborne Widerſpruchsgeiſt, wo nicht in der Sache, doch wenigſtens in Anſicht und Wort, Anlaß zu Verneinung des anerkannteſten Wahren zu finden wüßte. In der Methode ſelbſt des Vortrags liegt ſchon der Grund des Gegenſatzes: wo der eine anfangt hört der andere auf, wo der eine trennt verbindet der andere, ſo daß zuletzt bei dem Hörer ein Schwanken entſteht, ob nicht beide Recht haben? So darf auch endlich nicht unbemerkt bleiben, daß in dem Laufe des Sprechens über dieſen Gegenſtand, bedeutende Männer zuletzt die Frage aufwarfen: ob es denn wirklich der Mühe werth ſey darauf immer wieder zurückzukommen? Sollen wir auch hierüber aufrichtig ſprechen, ſo iſt dieſes Ablehnen ſchlimmer als Widerſpruch, denn es enthält ein Verneinen des Intereſſes, wodurch jedes wiſſenſchaftliche Streben völlig aufgehoben wird.

Doch fehlte auch Aufmunterung keineswegs. So ſagte Freund Sömmering in ſeiner Knochenlehre 1791 S. 160: „Goethe's ſinnreicher Verſuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwiſchenknochen der Oberkinnlade dem Menſchen mit den übrigen Thieren gemein ſey, von 1785 mit ſehr richtigen Abbildungen, verdiente öffentlich bekannt zu ſeyn." (Siehe auch Goethe's Werke 40ſter Band Seite 508, wo mit Dank erwähnet wird, daß die mehrgedachten Tafeln in den Verhandlungen der Kaiſerlich Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher zu Bonn aufgenommen worden, und zwar in der erſten Abtheilung des 15ten Bandes.)

III.

Aber nicht allein mit bildlichen Darſtellungen, ſondern auch mit wörtlichen Beſchreibungen wollte man die Arbeit ausſtatten; denn Bild und Wort wetteifern unabläſſig Naturgeſchichte naher zu beſtimmen und weiter zu verbreiten. Nun diente jenes oben aufgeſtellte Schema zur Grundlage und man beſchrieb den Zwiſchenknochen nach allen ſeinen Theilen durchaus in jener Ordnung, es mochte ein Thierſchädel vorkommen welcher wollte. Dadurch häufte ſich aber gar vieles Papier, das man bei näherer Anſicht zu einer freien und anſchaulichen Mittheilung unbrauchbar fand; hartnäckig jedoch auf dem gefaßten Vorſatz beharrend, behandelte man dieß als Vorarbeit und fing an nach derſelben zwar genaue, aber fließende und dem Styl nach wohlgefälligere Beſchreibungen auszuarbeiten.

Aber alle dieſe Hartnäckigkeit führte nicht zum Ziel, indem die Arbeiten, mehrmals unterbrochen, keinen klaren Begriff gaben, wie dasjenige zu vollenden ſey, von deſſen Wahrhaftigkeit und Intereſſe man ſich ſo lebhaft überzeugt hatte. Zehn Jahre waren verfloſſen und mehr, als meine Verbindung mit Schillern mich aus dieſem wiſſenſchaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens rief. Meine Theilnahme an ſeinen Unternehmungen, an den Horen, den Muſenalmanachen, den dramatiſchen Vorſätzen und aus mir ſelbſt hervorgerufene eigene Arbeiten, als Hermann und Dorothea, Achilleis, Cellini, eine neue Ausſicht nach Italien und endlich eine Reiſe nach der Schweiz, entfernten mich entſchieden von jenen Arbeiten und Vorarbeiten, ſo daß von der Zeit an Staub und Moder ſich über Präparaten und Papieren aufhäuften, denen ich eine fröhliche Auferſtehung an der Hand eines jüngeren Freundes zu wünſchen nicht unterließ. Auch

Ihr Herrn, was gibt's? Vergeßt ihr, daß der
Tag
Zu grauen schon beginnt, und daß der Fürst
Die Räuber, den Beraubten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten hohlen wird?

Carlos.

O theile meine Freude, fürchte nichts!
Dieß ist mein Bruder.

Basco.

Hättest ihn schon lang',
Wenn du ihn suchen wollen, finden können.
Das ist ein rechtes Glück!

Carlos.

Du sollst es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Vergebung
Versagt er nicht, wenn sie mein Bruder bittet.

hätte ich dieſe Hoffnung wohl erfüllt geſehen, wenn nicht gleichzeitige Menſchen, oft durch Umſtände oder Eigenheiten, anſtatt mit einander zu wirken, gegen einander zu arbeiten veranlaßt würden.

IV.

Gottlelf Fiſcher, ein jüngerer Mann, der mir in dieſem Fache rühmlich bekannt war, gab im Jahr 1800 eine Schrift heraus: Ueber die verſchiedene Form des Intermarillarknochens in verſchiedenen Thieren. Seite 17 erwähnt er meiner Bemühung, indem er ſpricht: „Goethens ſinnreicher Verſuch aus der Knochenlehre, daß der Zwiſchenknochen der Obermarille dem Menſchen mit den übrigen Thieren gemein ſey, iſt mir unbekannt geblieben, und ich muß beſonders bedauern, daß mir entgangen iſt, ſeine ſchönen Zeichnungen über dieſen Gegenſtand zu ſehen. Ueberhaupt wäre es zu wünſchen, daß dieſer feine Beobachter ſeine ſcharfſinnigen Ideen über die thieriſche Oekonomie, mit philoſophiſchen durchwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen möchte.“

Hätte dieſer kenntnißreiche, thatige Mann nun, in Gefolg einer allgemeinen Nachricht, ſich mit mir in nähere Beziehung geſetzt, und ſich von meinen Ueberzeugungen durchdringen können, ſo würde ich ihm gerne Manuſcripte, Zeichnungen und Kupfer abgetreten haben, und die Sache wäre ſchon damals ins Gleiche gekommen, anſtatt daß noch mehrere Jahre hingingen ehe eine nützliche Wahrheit konnte anerkannt werden.

V.

Als, in Gefolg einer treuen und fleißigen Behandlung der Pflanzenmetamorphoſe, das Jahr 1790 mich mit erfreulichen

und neuen Aussichten auch über thierische Organisation beglückte, wandte sich mein ganzes Bestreben gegen diesen Theil, ich fuhr unermüdet fort zu beobachten, zu denken und zu ordnen, wodurch sich die Gegenstände immer mehr vor mir aufklärten. Dem Seelenkenner wird es, ohne weiteren geschichtlichen Beleg, einleuchtend seyn: daß ich durch eine productive Leidenschaft in diese schwerste aller Aufgaben getrieben ward. Der Geist übte sich an dem würdigsten Gegenstande, indem er das Lebendige nach seinem innersten Werth zu kennen und zu zergliedern suchte; aber wie sollte ein solches Streben einen glücklichen Erfolg haben, wenn man ihm nicht seine ganze Thätigkeit hingabe.

Da ich aber aus eignem Willen und zu eignen Zwecken in diese Region gelangt, so mußte ich mit eignen frischen Augen sehen, und da konnt' ich bald bemerken: daß die vorzüglichsten Männer vom Handwerk wohl einmal nach Ueberzeugung aus dem herkömmlichen Gleis auf die Seite bogen, aber den eingeschlagenen Hauptweg nicht verlassen, sich auf eine neue Fahrt nicht einlassen durften, weil sie ja die gebahnte Straße und zugängliche Gegenden ihrem und anderer Vortheil gemäß zu befahren am bequemsten fanden. Gar manche andere wunderbare Entdeckung konnte mir nicht entgehen, z. B. daß man sich auch im Sonderbaren und Schwierigen gefiel, damit nur einigermaßen etwas Merkwürdiges zum Vorschein käme.

Ich aber verharrte auf meinen Vorsatz und Gang und suchte alle Vortheile ohne Rücksicht zu nutzen, die sich beim Absondern und Unterscheiden gern und willig darbieten und unsaglich fördern, wenn wir nur nicht zu weit gehen und zu rechter Zeit wieder zu verknüpfen wissen. Die Behandlung

unſerer Urväter, wie wir ſie bei Galen und Veſal finden, konnte hier nicht in Betrachtung gezogen werden: denn wenn man Knochenpartien, wie ſie gelegentlich auseinander fallen oder zuſammenbleiben, willkürlich als ein Ganzes behandelt und die Theile dieſer größeren Maſſen durch Zahlen unterſcheidet, wer kann ſich, dem Sinn und Geiſte nach, nur einigermaßen gefördert finden? welche Umſicht könnte daraus erfolgen? Von dieſer freilich unreifen Weiſe war man nach und nach abgekommen, hatte ſie aber nicht aus Vorſatz, aus Maxime verlaſſen; deßhalb hing noch oft zuſammen was wohl nachbarlich verwachſen, aber doch nicht Theil vom Theile war, ja man verknüpfte mit wunderlichem Eigenſinn, was die Zeit, die doch auch wohl das Vernünftige zulaßt, geſchieden hatte, wieder aufs neue.

Indem ich nun, ihrer Natur nach innerlich gleiche, in der Erſcheinung aber völlig ungleiche organiſche Theile paralleliſiren ſollte, hielt ich an dem Gedanken feſt: man ſolle die Beſtimmung jedes Theils für ſich und ſein Verhaltniß zum Ganzen zu erforſchen trachten, das eigene Recht jedes einzelnen anerkennen und die Einwirkung aufs Uebrige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zuletzt Nothwendiges, Nützliches und Zweckmäßiges am lebendigen Weſen müßte zum Vorſchein kommen.

Man erinnert ſich noch der vielen Schwierigkeiten, welchen die Demonſtration des menſchlichen Keilbeins ausgeſetzt war, und wie man weder die Form recht zu faſſen, noch die Terminologie dem Gedachtniß einzupragen ſo leicht fahig geweſen, ſobald man aber einſah daß es aus zwei gleichen, nur in der Form wenig von einander abweichenden Knochen zuſammengeſetzt ſey, ſo vereinfachte ſich alles und zugleich belebte ſich das Ganze.

Gleicherweise ward man durch die verwickeltſte aller Darſtellungen, wodurch die Gehörwerkzeuge mit ihrer Umgebung zugleich demonſtrirt werden ſollten, an eine Trennung zu denken veranlaßt, welche ſich bei Thieren gar wohl bewirken ließ; wo man die drei Theile, die man ſonſt als conſolidirt und in einen Körper verſchmolzen betrachtete, nunmehr in drei wirklich ſeparirte und öfter ſogar zu ſeparirende Theile auseinander fallen ſah.

Die untere Kinnlade betrachtete ich von dem Schädel ganz getrennt und zu den Hülfsorganen gehörig, ſie ward auch deßhalb den Armen und Beinen gleich geſtellt. Nun, ob ſie ſchon bei den Mammalien nur aus zwei Theilen zu beſtehen ſchien, führte doch ihre Geſtalt, ihre merkwürdige Beugung, die Verbindung mit dem Oberhaupt, die aus ihr ſich entwickelnden Zahne, auf die Vermuthung daß auch hier ein Complex einzelner Knochen zu finden ſey, welche, zuſammengewachſen, die merkwürdige Bildung erzeugen, die einen ſo wundervollen Mechanismus ausübt. Dieſe Vermuthung ward beſtätigt durch Zergliederung eines jungen Krokodils, wobei ſich zeigte daß jede Seite aus fünf in und über einander geſchobenen Knochentheilen, das Ganze alſo aus zehn Theilen zuſammengeſetzt ſey. Es war belehrend und erfreulich nach den Spuren dieſer Abtheilungen auch bei Mammalien zu forſchen und, wie man ſie mit den Augen des Geiſtes zu entdecken glaubte, auf manche Kinnladen in- und auswendig aufzuzeichnen und ſo beſtimmt den Sinnen darzubringen, was vorher die Einbildungskraft zu bezeichnen und feſtzuhalten kaum im Stande war.

So bereitete ich mir immer mehr eine freie Ueberſicht über die Natur und machte mich fähiger an jedem redlichen Bemühen in dieſem Fach freudig und aufrichtig Theil zu

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03771/135

nehmen. Ich erhöhte nach und nach meinen Standpunkt zu Beurtheilung wissenschaftlicher und ethischer Behandlung auch in diesen Regionen menschlicher Geschäftigkeit.

So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder v. Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, ein längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich solle das in Schriften verfassen was mir in Geist, Sinn und Gedachtniß so lebendig vorschwebte. Glücklicherweise fand sich zu selbiger Zeit ein junger, diesen Studien geneigter Freund, Maximilian Jacobi, daselbst, dem ich jenen Aufsatz, ziemlich wie er noch vorliegt, aus dem Stegreif dictirte und jene Methode mit wenig Abweichung als Grundlage meiner Studien beibehielt, wenn ich sie gleich nach und nach auf gar mancherlei Weise hatte modificiren können. Die drei ersten Capitel, die gegenwärtig als Entwurf daliegen, schrieb ich ausführlicher. Auch diese Bearbeitung verdiente vielleicht in der Folge mitgetheilt zu werden: denn sollte das Meiste gegenwartig für Kundige überflüssig seyn, so bedenke man daß es immer frische Anfänger giebt, für welche ältere Anfange immer noch neu genug sind.

VI.

In einem so weitläufigen und unübersehlichen Felde den unmittelbaren Anblick zu vervielfaltigen, bequemer, ja zu dringlicher zu machen, stellte man verschiedene Theile mehrerer Thiere neben einander, aber jedesmal nach anderer Ordnung.

Die Halsknochen z. B. ordnete man von den längsten bis zu den kürzesten, wodurch zugleich das Gesetz ihrer Abweichung von einander sich deutlicher offenbarte: von der Giraffe bis zum Wallfisch war ein bedeutender Weg, man verirrte sich aber nicht in Vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand. Wo die natürlichen Körper fehlten, füllte man die Lücke durch Zeichnungen. Merck hatte von der Giraffe, die sich in Haag befand und befindet, eine lobenswürdige Nachbildung geliefert.

Ingleichen wurden Arm und Hände von dem Punkt an wo sie nur einer Säule, einer Stütze zu vergleichen sind, nur zu der nothwendigsten Bewegung geschickt, bis zur Pronation und Supination, jenem den höher gestellten Thieren gegönnten nicht genug zu bewundernden Mechanismus, hingestellt.

So geschah auch mit den Beinen und Füßen von dem Punkte an, da sie als unbewegliche Tragsäulen anzusehen sind, bis dahin wo sie in die leichtesten Schwungfedern verwandelt erscheinen, ja sogar eine Vergleichung mit den Armen in Gestalt und Function zulassen. Ferner sollte die Verlängerung des Armes und Beines bis zur engsten Verkürzung derselben, vom Affen bis zur Phoca, das Auge und den Geist zugleich befriedigen. Manches hievon ist geleistet, anderes vorbereitet, anderes zerstört und verwirrt worden. Vielleicht sehen wir unter gegenwärtiger Constellation diesen löblichen Wunsch erfüllt und bestätigt, da solche Zusammenstellungen dadurch leicht möglich werden, daß jedes Museum unvollständige Skelette besitzt, die zu diesem Gebrauch glücklich und vortheilhaft anzuwenden sind.

Gleicherweise gab es zu bedeutenden Betrachtungen Gelegenheit das os ethmoideum zu vergleichen, von da an, wo es in seiner größten Breite und Freiheit wirkt, wie beim

Dasypus, bis dahin, wo es durch die näher an einander stehenden und in beträchtlicher Größe ausgebildeten Augenhöhlen, wie beim Affen, zusammengedrängt und der Raum der Nasenwurzel beinahe vernichtet wird.

Da man nun hiezu die gemachten und zu machenden Beobachtungen in einiger Ordnung aufzuzeichnen gedachte, damit solche Collectaneen näher bei der Hand und nach Bedürfniß leichter zu finden und anzuordnen seyn möchten, hat man eine Tabelle nach obgedachtem Schema entworfen und sie mit sich auf Reisen geführt und dadurch manches mit spateren Beobachtungen Uebereinstimmendes, oder durch dieselbe zu Rectificirendes gewonnen, wodurch eine allgemeinere Uebersicht erleichtert und eine künftige General-Tabelle vorbereitet wurde.

Wollte man sodann ein Thier in sich selbst vergleichen, so durfte man nur die Columne perpendicular herunter lesen; sollte die Vergleichung mit andern Thieren geschehen, so las man in horizontaler Richtung, und die Gestalten wechselten ohne Beschwerde vor unserer Einbildungskraft. Wie man dabei verfahren, mag nachstehende Probe ausweisen, wie solche an Ort und Stelle aufgenommen worden, ohne weitere Revision, deßwegen für den Inhalt nicht zu stehen ist.

Bei dieser Gelegenheit muß ich dankbar erkennen wie mir in Dresden, durch die Herren Vorsteher des Naturalien-Cabinets, große Gefälligkeit erzeigt, und meine Tabelle zu füllen die bequemste Gelegenheit gegeben worden. Früher wurden mir die Merck'schen Fossilien zu Nutze, gegenwärtig in dem reichen Großherzoglich Darmstädtischen Museum aufbewahrt; Herrn v. Sömmering's schöne Sammlung hatte mir manchen Aufschluß gegeben, und durch Hülfe meiner Tabelle konnt' ich überall einzelne Merkwürdigkeiten theils zu

Ausfüllung, theils zu Reviſion benutzen. Die höchſt ſchätzenswerthe Sammlung des Herrn v. Froriep kam leider erſt zu einer Zeit nach Weimar, da ich dieſen Studien ſchon entfremdet war, befindet ſich noch daſelbſt, jetzt da ich von ſolchen früheren Lieblingsbeſchäftigungen für immer Abſchied nehmen muß.

VII. Ta

um die osteologischen Erfahrungen gleich metho

Löwe.

Vertebrae, genereller Charakter und was überhaupt zu bemerken. colli.	Sehr bestimmt in ihren Formen. Die verschiedenen Abtheilungen sehr deutlich und gesondert. Die Gradationen sanft und doch ausgesprochen.
1. atlas.	Breite Lateralfortsatze, tiefe cavitates glenoidales.
2. Epistropheus.	Hoher Rückenfortsatz Proces. lat. posterior. spitz und schmal nach hinten gerichtet.
3.	Es zeigt sich eine Neigung zu flügelartigen Fortsätzen, sie entstehen von der dritten Vertebra an, indem der Proces. lat. unten einen flachen Ansatz vorwärts nach und nach gewinnt.
4.	Dieser Ansatz ist an der sechsten Vertebra am meisten ausgesprochen, verliert sich aber an der siebenten, deren Proces. lat. seitwärts steht.
5. ꝛc.	Alle Processus spinosi der vier letzten Halsknochen stehen seitwarts.

Lucinde wird die Meine. Du, mein Freund,
Eilſt dann mit mir, wenn es der König fordert,
In ſeinem Dienſte zeigen, was wir ſind.

Basco.

Das Zeigen kenn' ich ſchon und auch den Dienſt.
Nein, nein, lebt wohl! Ich ſcheide nun von euch.
Sagt an, wie ihr die Sachen löſen wollt?
Nur kurz; denn hier iſt jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne dieſen Mantelſack; du wirſt
Hier an der Seite funfzig Unzen finden.
Scheint dieſes dir genug, daß du den Reſt
Uns frey und ungepfändet laſſen magſt?

Basco,

der indeß den Mantelſack eröffnet und das Geld herausgenommen hat.

Ich dachte, Herr, ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

belle,
disch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln.

Biber.	Dromedar.
Wie das ganze Thier unbestimmt und unproportionirt in ihren Formen.	Die Rückenwirbel gedrängt und kurz, die Halswirbel lang wie die übrigen Extremitäten des Thieres.
Im Ganzen schwach.	
Beide groß verhältnißmäßig.	Klein verhältnißmäßig, Lateralfortsätze gleichfalls schmal, wohl proportionirt. Uebermäßig lang.
Der Processus spinosus ist mit dem Rückenfortsatze des Epistropheus verwachsen.	3. 4. 5. an Länge abnehmend, an Stärke gewinnend, keine Proc. spinosi, aber rauhe Erhöhungen von tendinosen Insertionen, beim fünften knopfartig; haben Proc. lateral. anterior. lang und abwärts stehend, anfangs spitz. Sie werden nach unten und hinten breiter und gehen zuletzt unter den Proc. lateral. post. hinunter und bilden den Flügelfortsatz des 6ten sehr ansehnlich. Dieser Knochen ist kurz und
Die vier übrigen schwächlich, die Proc. spin. spongios.	

dorsi. bis zur Mitte. Eilfe, die vier erſten Processus spinosi ſtehen perpendiculär, die ſechs folgenden rückwärts, der eilfte perpendiculär. Der zweite iſt der höchſte, der eilfte ſehr klein und der Schluß des Rückens wird dadurch ſicher und zierlich.

lumborum. Neun, zwei haben Rippen; die Proc. spin. laminosi gehen alle vorwärts, die Proc. later. auch, beide nehmen in ſchöner Proportion wie die Wirbelknochen im Ganzen hinterwärts zu.

pelvis. Drei, vielleicht nur zwei verwachſen, ſehr ſchmal und klein; der letzte hat rückwärts fortgeſetzte Seitenfortſatze.

caudae. Vier bis fünfe mit Seitenfortſätzen, rückwärts ſtehend ohne perpendiculären Fortſatz, dreizehn bis vierzehn ins Phalangenartige übergehend, endlich ganz Phalange. Die letzte ſehr kleine Phalange iſt mit der vorletzten verwachſen.

Biber.	Dromedar.
	stark, hat einen kammartigen breiten Fortsatz; der 7te Wirbel kleiner, hat einen laminosen Fortsatz.
Eilfe, die vier ersten Proc. spin. klein und vorwärts gebogen, die neun folgenden fast gleiche Höhe, der eilfte schon flach wie die der lumborum.	Die Mitte nicht zu bestimmen, nach der 10ten oder 11ten, die Körper der Vertebrarum werden sehr klein, die Proc. spin. sehr groß. Der 4te ist der höchste, daher die Veranlassung des Höckers; die Proc. spin. haben separirte spongioseknochige Epiphysen.
Achte, drei haben Rippen; die Proc. laminosi wachsen wie auch der Proc. later. nicht in schönen merklichen Stufen.	Neun oder achte, die Rippen betreffend nicht klar. Die Proc. lam. niedrig, die Proc. later. sehr groß, die Körper klein.
Viere, mit perpendicularen Fortsatzen, die wahrscheinlich oben alle verwachsen sind, an diesem Exemplar waren die zwei ersten abgebrochen.	Viere verwachsen.
Eilfe, an diesem Exemplar, das incomplet ist, sämmtlich mit sehr großen Seitenfortsatzen, die nach hinten abnehmen, die fünf, sechs ersten haben perpendiculäre Fortsatze, die übrigen Spuren davon.	Fünfzehn, aus dem Beckenknochen sehr natürlich und zierlich, mit allerlei Gestalten und Epiphysen ins Phalangenartige übergehend. Beim Kameel ist es überhaupt eben dasselbe, nur daß beim Dromedar die Art und Weise des Geschlechts nach

Sternum. vertebrae. Achte, lang, ſchlank, ſcheinen poroſe Knochen, wenigſtens nicht feſte. Haben knorpelige Epiphyſes nach unten. Länge und Schlankheit nimmt von oben herunter ab.

Biber.	Dromedar.
	seinem Haben und Sollen mehr bezeichnet ist.
Fünfe, jede anders gestaltet; die erste manubrienartig, die zweite und dritte phalangenartig, die vierte hat unten breite Apophysen, die fünfte wie die Spitze des Ensis gestaltet, es ist als wenn das Menschliche sich von weitem sehen ließe.	Fünf bis sechse, die oberste spitz, nach unten breiter, haben sämmtlich knochenartige Lateralansätze, welche den Knorpeln und Rippen entgegen gehen.

VIII.

Wir wenden uns nun zu einer Angelegenheit die, wenn darin etwas zu entscheiden wäre, großen Einfluß auf alles vorher Gesagte ausüben müßte. Es entsteht nämlich, da so viel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen worden, die Frage: ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, ungeachtet so großer und entschiedener Veränderungen, noch anerkennen solle und dürfe? Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe. Jedoch ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebärde sich wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen läßt sichs aussprechen, aber nicht beweisen, im Einzelnen läßt sichs wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen, ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klärer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommner dabei hervorthun kann.

Ich hatte, um hier mich durch ein Gleichniß zu erklären, vor einiger Zeit Interesse genommen an Manuscripten des funfzehnten Jahrhunderts, durchaus in Abbreviaturen verfaßt. Ob nun gleich eine solche Entzifferung niemals mein Geschäft gewesen, so ging ich doch, aufgeregt, mit Leidenschaft an die Sache und las zu meiner Verwunderung unbekannte

Schriftzüge frisch weg, die mir hätten lange räthselhaft bleiben sollen. Aber diese Zufriedenheit dauerte nicht fort: denn als ich nach einiger Zeit das unterbrochene Geschäft wieder aufnahm, bemerkte ich erst daß ich irrthümlich eine Arbeit auf dem gewöhnlichen Gang der Aufmerksamkeit zu vollenden strebte, die mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit begonnen war, und daß im Stillen nur darauf zu hoffen sey wie jene glücklichen Eingebungen des Augenblicks sich wieder erneuern möchten.

Finden wir solchen Unterschied bei Betrachtung alter Pergamente, deren Züge doch entschieden fixirt vor uns daliegen, wie sehr muß die Schwierigkeit sich steigern, wenn wir der Natur etwas abzugewinnen gedenken, welche, ewig beweglich, das Leben das sie verleiht, nicht erkannt wissen will. Bald zieht sie in Abbreviaturen zusammen was in klarer Entwickelung gar wohl faßlich gewesen wäre, bald macht sie, durch reihenhafte Aufzählung weitläufiger Currentschrift, unerträgliche lange Weile; sie offenbart was sie verbarg und verbirgt was sie eben jetzt offenbarte. Und wer darf sich einer so liebevollen Schärfe, einer so bescheidenen Kühnheit rühmen, daß sie ihm gern an jeder Stelle, in jedem Augenblick zu Willen wäre?

Gelangt nun aber ein solches, aller exoterischen Behandlung durchaus widerstrebendes Problem in die bewegte, ohnehin mit sich selbst beschäftigte Welt, geschehe dieß auf eine methodisch-bescheidene oder geistreich-kühne Weise; so erfahrt das Mitgetheilte gar oft eine kalte, vielleicht widerwärtige Aufnahme, und man sieht ein so zartes, geistiges Wesen gar nicht an seinem Platze. Macht aber auch ein neuer, vielleicht erneuter, einfacher, edler Gedanke einigen Eindruck, so wird er doch niemals rein, wie es zu wünschen wäre, fortgeführt

und entwickelt. Erfinder und Theilnehmer, Lehrer und Schüler, Schüler unter einander, die Gegner gar nicht gerechnet, widerstreiten, verwirren, entfernen sich in vielspältiger Behandlung immer mehr und mehr, und zwar dieß alles deßwegen, weil jeder Einzelne sich das Ganze wieder kopf- und sinnrecht machen will, und es schmeichelhafter ist irrend Original zu seyn, als, die Wahrheit anerkennend, sich einer höhern Art und Weise unterzuordnen.

Wer nun, ein langes Leben hindurch, diesen Welt- und Wissensgang, so wie in der Geschichte also auch um sich her, bis auf den heutigen Tag beobachtet hat, ein solcher kennt genau jene Hindernisse, weiß wie und warum eine tiefe Wahrheit so schwer zu entwickeln und zu verbreiten ist; daher mag ihm wohl zu verzeihen seyn, wenn er sich nicht abermals in einen Wust von Widerwärtigkeiten hinein zu wagen Lust fühlt.

Deßwegen ich denn auch nur kürzlich meine vieljährig gehegte Ueberzeugung wiederhole: daß das Oberhaupt des Säugethiers aus sechs Wirbelknochen abzuleiten sey. Drei gelten für das Hinterhaupt, als den Schatz des Gehirns einschließend, und die zarten Lebensenden, fein verzweigt, in und über das Ganze und zugleich nach außen hin versendend; drei hinwieder bilden das Vorderhaupt, gegen die Außenwelt sich aufschließend, sie aufnehmend, ergreifend, erfassend.

Jene drei ersten sind anerkannt:

das Hinterhauptbein,
das hintere Keilbein und
das vordere Keilbein;

die drei letzteren aber noch anzuerkennen:

das Gaumbein,
die obere Kinnlade und
der Zwischenknochen.

Erfreut sich einer der vorzüglichen Männer, die sich bisher schon eifrig mit diesem Gegenstande befaßten, der aufgestellten Ansicht auch nur problemsweise und wendet ein paar Figuren daran, um mit wenigen Zahlen und Zeichen jeden auszumittelnden wechselseitigen Bezug und geheimes Verhältniß übersehbar zu machen; so erhielte die ohnehin nicht mehr abzuwendende Publicität sogleich eine entschiedene Richtung, und wir wagten vielleicht auch noch einiges auszusprechen über die Art und Weise solche Naturgeheimnisse zu beschauen und zu behandeln, um sie zuletzt, vielleicht allgemein faßlich, auf praktische Resultate hinzuleiten, wodurch denn Werth und Würde eines Gedankens doch endlich erst im Allgemeinen geschätzt und anerkannt werden kann.

Specimen

anatomico-pathologicum inaugurale de labii leporini congeniti naturâ et origine, auctore Constant. Nicati 1822.

„Wenn gleich die meisten Anatomen gegenwärtig nicht mehr daran zweifeln mögen, daß sich bei Embrionen ossa intermaxillaria finden (wie Goethe bereits im Jahre 1786 zu beweisen sich bemühte), so giebt es doch noch immer einige Schriftsteller, welche sich nicht davon überzeugen können; und für diese sind denn die aus treuer Naturbeobachtung entnommenen Gründe zum Beweise für die Richtigkeit jener Annahme bestimmt, die der Verfasser mit Klarheit und vollständiger Sachkenntniß anführt, auch eine genaue, durch eine instructive Zeichnung erläuterte, Beschreibung des Zwischenknochens beifügt."

(S. Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1823. No. 175.)

In dem vorhin Mitgetheilten habe ich die Angelegenheit des Zwischenknochens umständlich behandelt, und es sey zum Abschluß wohl aufgenommen, wenn ich eine Stelle hier einrücke, die der ganzen Sache ein Ende macht. Merkwürdig ist, daß hier abermals beinahe vierzig Jahre nöthig waren, um ein einfaches, zwar unscheinbares, aber folgereiches Enunciat rein und freudig anerkannt zu sehen. Ich habe nun über diesen Punkt weiter nichts zu sagen und drücke mit Vergnügen die Hoffnung aus die ich hege, von den vielfachen zu diesem Zwecke veranstalteten Zeichnungen einiges durch die erfreuliche Thatigkeit der angesehenen naturforschenden Gesellschaft, gegenwärtig zu Bonn, wohlwollend benutzt zu finden. (Siehe die Anmerkung auf Seite 250.)

Sehr oft mußt' ich im Gange meines Lebens nicht nur von gewöhnlicher Umgebung, sondern von bedeutenden Menschen Vorwürfe hören, daß ich zu viel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen der Natur zu legen geneigt sey. Ich konnte mich jedoch keineswegs irre machen lassen, denn ich fühlte wohl daß ich mich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, von wo aus gar manches zu erwarten, auch wohl zu thun seyn möchte, und der Erfolg hat mich nicht getäuscht. So ging es mir mit der Halsbandgeschichte, mit dem Zwischenknochen und so manchem Andern, bis auf die neusten Zeiten.

Das Schädelgerüst
aus sechs Wirbelknochen auferbaut.

Die Anerkennung des Zwischenknochens auch beim Menschen war deßhalb von so großer Bedeutung, weil zugleich die

Basco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieser Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

einen Beutel aus der Tasche ziehend.

In diesem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Ist's genug?

Carlos.

Es muß und soll! Es ist, bey Gott, zu viel.

Basco.

Nun, nun, es sey! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb' wohl, Freund Rugantino! Dich zu lassen,
Verdröß' mich sehr; du bist ein wackrer Mann,
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sklaven
Schnell umgemeistert hätte. Fahre wohl.
Ich geh', mit freyen Leuten Freyheit finden.

Consequenz des osteologischen Typus durch alle Gestalten hindurch zugestanden wurde. Eben so war der Aufbau des Schädelgerüstes aus Wirbelknochen, einmal zugegeben, von wichtigen Folgen, denn die Identität aller noch so entschieden geformten Einzelnheiten des Typus war hiedurch gleichfalls gesichert; hier lagen die zwei Hauptpunkte auf deren Einsicht und Anwendung bei Betrachtung organischer Naturen alles ankam.

Unter dem Titel: Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort (Goethe's Werke 40. Band S. 447) steht ein Bekenntniß: wie ich erst drei, dann sechs Wirbelknochen anzuschauen und anzuerkennen veranlaßt worden. Hierin fand ich nun Hoffnung und Aussicht auf die schönste Beruhigung bedachte möglichst die Ausbildung dieses Gedankens ins Einzelne, konnte jedoch nichts Durchgreifendes bewirken. Zuletzt sprach ich hievon vertraulich unter Freunden, welche bedachtig zustimmten und auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten.

Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig ins Publicum, da es ihr denn an vielem Widerstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst aus einander setzen; am schlimmsten wirkte der falsche Einfluß auf ein würdiges Prachtwerk, welches Unheil sich in der Folgezeit leider immer mehr und mehr offenbaren wird.

Mir aber bleibt gegenwärtig nur das Vergnügen Zeuge zu werden des fortschreitenden reinen Bestrebens, womit Herr Dr. Carus das ganze organische Gebäude verfolgt und uns in dessen Geheimniß einzuweihen das Glück und die Freude haben wird. Es liegen vor mir Probedrücke der Platten zu seinem unternommenen Werke, ferner eine große Tabelle des

ganzen organischen Baues vollkommenerer Thiere, sodann aber besonders noch die genetische Entwickelung des Schädels aus einer complicirten und problematischen Bildung.

Hier fühle ich mich nun erst vollkommen beruhigt, erwarte die fernere Ausbildung mit Zutrauen und sehe den Hauptgedanken an den sich so vieles anschließt für alle Zeiten gesichert, indem hier die vereinzelnde Auslegung immer aufs Ganze hinweist, nicht zertheilen kann, ohne zusammen zu setzen, und in Uebereinstimmung das Differenteste vorweist. Hier geschehen die höchsten Operationen des Geistes an deren Uebung und Steigerung wir gewiesen sind.

Erster Entwurf

einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie.

Jena, im Januar 1795.

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen die ihr entgegenstehen.

Naturgeschichte beruht überhaupt auf Vergleichung.

Aeußere Kennzeichen sind bedeutend, aber nicht hinreichend, um organische Körper gehörig zu sondern und wieder zusammenzustellen.

Anatomie leistet am organisirten Wesen, was Chemie am unorganisirten.

Die vergleichende Anatomie beschäftigt den Geist mannichfaltig, giebt uns Gelegenheit die organischen Naturen aus vielen Gesichtspunkten zu betrachten.

Neben Zergliederung des menschlichen Körpers geht die der Thiere immer sachte fort.

Die Einsicht in den Körperbau und in die Physiologie des Menschen ist durch Entdeckungen, die man an Thieren gemacht, sehr erweitert worden.

Die Natur hat verschiedene Eigenschaften und Bestimmungen unter die Thiere vertheilt, jedes zeigt sich charakteristisch ausgesprochen. Ihr Bau ist einfach, nothdürftig, oft in ein großes, weitschichtiges Volum ausgedehnt.

Des Menschen Bau ist in zarteren Ramificationen vermannichfaltiget, reich und gedrängt ausgestattet, bedeutende Stellen in die Enge gezogen, abgesonderte Theile durch Anastomose verbunden.

Dem Beobachter liegt im Thiere das Thierische mit allen unmittelbaren Forderungen und Bedürfnissen vor Augen.

Im Menschen ist das Thierische zu höhern Zwecken gesteigert und für das Auge wie für den Geist in Schatten gestellt.

Die Hindernisse welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege standen, sind mannichfaltig. Sie hat keine Gränzen und jede bloß empirische Behandlung müdet sich ab in dem weiten Umfang.

Die Beobachtungen blieben einzeln wie sie gemacht wurden stehen. Man konnte sich über Terminologie nicht vereinigen. Gelehrte, Stallmeister, Jäger, Fleischer ꝛc. hatten verschiedene Benennungen hergebracht.

Niemand glaubte an einen Vereinigungspunkt, an den man die Gegenstände hätte anschließen können, oder einen Gesichtspunkt, aus dem man sie anzusehen hätte.

Man wendete, wie in andern Wissenschaften so auch hier, nicht genug gelauterte Vorstellungsarten an. Entweder man nahm die Sache zu trivial und haftete bloß an der Erscheinung, oder man suchte sich durch Endursachen zu helfen, wodurch man sich denn nur immer weiter von der Idee eines lebendigen Wesens entfernte. Eben so sehr und auf gleiche Weise hinderte die fromme Denkart, da man jedes Einzelne zur Ehre Gottes unmittelbar verbrauchen wollte. Man verlor sich in leere Speculationen, z. B. über die Seele der Thiere u. s. w.

Die Anatomie des Menschen bis in die feinsten Theile zu verfolgen, ward eine unendliche Arbeit gefordert. Ja sogar diese, der Medicin untergeordnet, konnte nur von wenigen als ein besonderes Studium betrieben werden. Noch wenigere hatten Neigung, Zeit, Vermögen und Gelegenheit in der vergleichenden Anatomie etwas Bedeutendes und Zusammenhängendes zu leisten.

II.

Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere unter einander und mit dem Menschen ist in die Augen fallend und im Allgemeinen anerkannt, im Besondern schwerer zu bemerken, im Einzelnen nicht immer sogleich darzuthun, öfters verkannt und manchmal gar geläugnet. Die verschiedenen Meinungen der Beobachter sind daher schwer zu vereinigen. Denn es fehlt an einer

Norm, an der man die verschiedenen Theile prüfen könnte; es fehlt an einer Folge von Grundsätzen, zu denen man sich bekennen müßte.

Man verglich die Thiere mit dem Menschen und die Thiere unter einander, und so war bei vieler Arbeit immer nur etwas Einzelnes erzweckt und, durch diese vermehrten Einzelnheiten, jede Art von Ueberblick immer unmöglicher. Beispiele aus Buffon würden sich manche vorlegen lassen. Josephi's Unternehmen und Anderer wäre in diesem Sinne zu beurtheilen. Da man nun auf solche Weise alle Thiere mit jedem, und jedes Thier mit allen vergleichen mußte, so sieht man die Unmöglichkeit ein, je auf diesem Wege eine Vereinigung zu finden.

Deßhalb geschieht hier ein Vorschlag zu einem anatomischen Typus, zu einem allgemeinen Bilde, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären, und wornach man jedes Thier in einer gewissen Ordnung beschriebe. Dieser Typus müßte so viel wie möglich in physiologischer Rücksicht aufgestellt seyn. Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichungskanon aufgestellt werden könne; kein Einzelnes kann Muster des Ganzen seyn.

Der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, darf, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maaßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man verfahre vielmehr folgendermaßen.

Die Erfahrung muß uns vorerst die Theile lehren; die allen Thieren gemein sind, und worin diese Theile verschieden sind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das allgemeine Bild abziehen. Ist ein solcher Typus auch nur zum Versuch aufgestellt, so können wir die

bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung desselben sehr wohl benutzen.

Man verglich: Thiere unter einander, Thiere zum Menschen, Menschenracen unter einander, die beiden Geschlechter wechselseitig, Haupttheile des Körpers, z. B. obere und untere Extremitäten, untergeordnete Theile, z. B. einen Wirbelknochen mit den andern.

Alle diese Vergleichungen können nach aufgestelltem Typus noch immer statt finden, nur wird man sie mit besserer Folge und größerem Einfluß auf das Ganze der Wissenschaft vornehmen. Ja dasjenige was bisher schon geschehen beurtheilen und die wahrgefundenen Beobachtungen an gehörigen Orten einreihen.

Nach aufgebautem Typus verfährt man bei Vergleichung auf doppelte Weise. Erstlich daß man einzelne Thierarten nach demselben beschreibt. Ist dieses geschehen, so braucht man Thier mit Thier nicht mehr zu vergleichen, sondern man hält die Beschreibungen nur gegen einander und die Vergleichung macht sich von selbst. Sodann kann man aber auch einen besondern Theil durch alle Hauptgattungen durch beschreiben, wodurch eine belehrende Vergleichung vollkommen bewirkt wird. Beide Arten von Monographien müßten jedoch so vollständig als möglich seyn, wenn sie fruchten sollten, besonders zur letztern könnten sich mehrere Beobachter vereinigen. Doch müßte man vorerst über ein allgemeines Schema sich verständigen, worauf das Mechanische der Arbeit durch eine Tabelle befördert werden könnte, welche jeder bei seiner Arbeit zu Grunde legte. Und so wäre er gewiß daß er bei der kleinsten, specialsten Arbeit für alle, für die Wissenschaft gearbeitet hätte. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es traurig daß jeder wieder von vorne anfangen muß.

III.

Allgemeinste Darstellung des Typus.

Im Vorhergehenden war eigentlich nur von comparirter Anatomie der Säugethiere gesprochen und von den Mitteln, welche das Studium derselben erleichtern könnten; jetzt aber, da wir die Erbauung des Typus unternehmen, müssen wir uns weiter in der organischen Natur umsehen, weil wir ohne einen solchen Ueberblick kein allgemeines Bild der Säugethiere aufstellen könnten, und weil sich dieses Bild, wenn wir bei dessen Construction die ganze Natur zu Rathe ziehen, künftighin rückwärts dergestalt modificiren läßt, daß auch die Bilder unvollkommener Geschöpfe daraus herzuleiten sind.

Alle einigermaßen entwickelten Geschöpfe zeigen schon am äußern Gebäude drei Hauptabtheilungen. Man betrachte die vollendeten Insecten! Ihr Körper besteht in drei Theilen, welche verschiedene Lebensfunctionen ausüben, durch ihre Verbindung unter einander und Wirkung auf einander die organische Existenz auf einer hohen Stufe darstellen. Diese drei Theile sind das Haupt, der Mittel- und Hintertheil; die Hülfsorgane findet man unter verschiedenen Umständen an ihnen befestigt.

Das Haupt ist seinem Platze nach immer vorn, ist der Versammlungsort der abgesonderten Sinne und enthält die regierenden Sinneswerkzeuge, in einem oder mehreren Nervenknoten, die wir Gehirn zu nennen pflegen, verbunden. Der mittlere Theil enthält die Organe des innern Lebensantriebes und einer immer fortdauernden Bewegung nach außen; die Organe des inneren Lebensanstoßes sind weniger bedeutend, weil bei diesen Geschöpfen jeder Theil offenbar mit

einem eignen Leben begabt ist. Der hinterste Theil enthält die Organe der Nahrung und Fortpflanzung, so wie der gröberen Absonderung.

Sind nun die benannten drei Theile getrennt und oft nur durch fadenartige Röhren verbunden, so zeigt dieß einen vollkommenen Zustand an. Deßhalb ist der Hauptmoment der successiven Raupenverwandlung zum Insect eine successive Separation der Systeme, welche im Wurm noch unter der allgemeinen Hülle verborgen lagen, sich theilweis in einem unwirksamen, unausgesprochenen Zustand befanden; nun aber, da die Entwicklung geschehen ist, da die letzten besten Kräfte für sich wirken, so ist die freie Bewegung und Thätigkeit des Geschöpfs vorhanden und durch mannichfaltige Bestimmung und Absonderung der organischen Systeme die Fortpflanzung möglich.

Bei den vollkommenen Thieren ist das Haupt von der zweiten Abtheilung mehr oder weniger entschieden abgesondert, die dritte aber durch Verlängerung des Rückgrats mit der vordern verbunden und in eine allgemeine Decke gehüllt; daß sie aber durch eine Scheidewand von dem mittlern System der Brust abgetheilt sey, zeigt uns die Zergliederung.

Hülfsorgane hat das Haupt, insofern sie zur Aneignung der Speisen nöthig sind; sie zeigen sich bald als getheilte Zangen, bald als ein mehr oder weniger verbundenes Kinnladenpaar.

Der mittlere Theil hat bei unvollkommenen Thieren sehr vielfache Hülfsorgane, Füße, Flügel und Flügeldecken; bei den vollkommenen Thieren sind an diesem mittlern Theile auch die mittlern Hülfsorgane, Arme oder Vorderfüße, angebracht. Der hintere Theil hat bei den Insecten in ihrem entwickelten Zustand keine Hülfsorgane, hingegen bei vollkommenen Thieren,

wo die beiden Systeme angenähert und zusammengedrängt sind, stehen die letzten Hülfsorgane, Füße genannt, am hinteren Ende des dritten Systems, und so werden wir die Säugethiere durchgängig gebildet finden. Ihr letzter oder hinterster Theil hat mehr oder weniger noch eine Fortsetzung, den Schwanz, die aber eigentlich nur als eine Andeutung der Unendlichkeit organischer Existenzen angesehen werden kann.

IV.

Anwendung der allgemeinen Darstellung des Typus auf das Besondere.

Die Theile des Thieres, ihre Gestalt unter einander, ihr Verhältniß, ihre besondern Eigenschaften, bestimmen die Lebensbedürfnisse des Geschöpfs. Daher die entschiedene, aber eingeschränkte Lebensweise der Thiergattungen und Arten.

Betrachten wir nach jenem, erst im Allgemeinsten aufgestellten Typus die verschiedenen Theile der vollkommensten, die wir Säugethiere nennen; so finden wir, daß der Bildungskreis der Natur zwar eingeschränkt ist, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität, die Veränderungen der Gestalt ins Unendliche möglich werden.

Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, so werden wir finden daß die Mannichfaltigkeit der Gestalt daher entspringt, daß diesem oder jenem Theil ein Uebergewicht über die andern zugestanden ist.

So sind, zum Beispiel, Hals und Extremitäten auf

Kosten des Körpers bei der Giraffe begünstigt, dahingegen beim Maulwurf das Umgekehrte statt findet.

Bei dieser Betrachtung tritt uns nun gleich das Gesetz entgegen: daß keinem Theil etwas zugelegt werden könne, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt.

Hier sind die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewegen scheint, ohne daß sie im mindesten fähig wäre den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem zwar beschränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben, was er auf jedes wenden will, steht ihm, bis auf einen gewissen Grad, frei. Will er der einen mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert, allein er ist genöthigt an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen; und so kann die Natur sich niemals verschulden, oder wohl gar bankrutt werden.

Wir wollen versuchen uns durch das Labyrinth der thierischen Bildung an diesem Leitfaden durchzuhelfen, und wir werden künftig finden daß er auch bis zu den formlosesten organischen Naturen hinabreicht. Wir wollen ihn an der Form prüfen, um ihn nachher auch bei den Kräften brauchen zu können.

Wir denken uns also das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegen einander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier

Carlos.

Leb' wohl, du alter Trotzkopf! Denke mein.

Vasco geht mit seinen Vagabunden ab; zu den Übrigen, die bleiben, spricht

Carlos.

Ihr solat uns beyden; wir versprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget diese Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr Freunde, laßt uns eilen: denn mir selbst
Ist viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürst von Rocca Bruna fangen lasse.
Geschwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt.

als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Theil desselben ist, von innen betrachtet, unnütz, oder wie man sich manchmal vorstellt, durch den Bildungstrieb gleichsam willkürlich hervorgebracht; obgleich Theile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der thierischen Natur sie so gestaltete, ohne sich um die äußeren Verhältnisse zu bekümmern. Man wird also künftig von solchen Gliedern, wie z. B. von den Eckzähnen des Sus habirussa, nicht fragen, wozu dienen sie? sondern woher entspringen sie? Man wird nicht behaupten, einem Stier seyen die Hörner gegeben daß er stoße, sondern man wird untersuchen, wie er Hörner haben könne um zu stoßen. Jenen allgemeinen Typus, den wir nun freilich erst construiren und in seinen Theilen erst erforschen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden, werden die höchste Classe der Thiere, die Säugethiere selbst, unter den verschiedensten Gestalten in ihren Theilen höchst übereinstimmend antreffen.

Nun aber müssen wir, indem wir bei und mit dem Beharrlichen beharren, auch zugleich mit und neben dem Veränderlichen unsere Ansichten zu verändern und mannichfaltige Beweglichkeit lernen, damit wir den Typus in aller seiner Versatilität zu verfolgen gewandt seyen und uns dieser Proteus nirgend hin entschlüpfe.

Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannichfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen.

Um nun jene Idee eines haushälterischen Gebens und Nehmens anschaulich zu machen, führen wir einige Beispiele an. Die Schlange steht in der Organisation weit oben. Sie

hat ein entschiedenes Haupt, mit einem vollkommenen Hülfsorgan, einer vorne verbundenen unteren Kinnlade. Allein ihr Körper ist gleichsam unendlich und er kann es deßwegen seyn, weil er weder Materie noch Kraft auf Hülfsorgane zu verwenden hat. Sobald nun diese in einer andern Bildung hervortreten, wie z. B. bei der Eidechse nur kurze Arme und Füße hervorgebracht werden, so muß die unbedingte Länge sogleich sich zusammenziehen und ein kürzerer Körper stattfinden. Die langen Beine des Frosches nöthigen den Körper dieser Creatur in eine sehr kurze Form, und die ungestaltete Kröte ist nach eben diesem Gesetze in die Breite gezogen.

Hier kommt es nun darauf an, wie weit man dieses Princip durch die verschiedenen naturhistorischen Classen, Geschlechter und Arten, cursorisch durchführen und durch Beurtheilung des Habitus und der äußerlichen Kennzeichen die Idee im Allgemeinen anschaulich und angenehm machen wollte, damit die Lust und der Muth gereizt würde, mit Aufmerksamkeit und Mühe das Einzelne zu durchsuchen.

Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen, bis auf einen gewissen Grad, sich gleichfalls fügen muß.

Das Wasser schwellt die Körper die es umgiebt, berührt, in die es mehr oder weniger hineindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben aufgeschwellt, nach den Gesetzen des Elementes. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Aufschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hülfsorgane folgen, ohne was noch weiter für Bestimmungen der übrigen Organe daraus entstehen, die sich später zeigen werden.

Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto trockener inwendig werden, und es wird ein mehr oder weniger magerer Vogel entstehen, dessen Fleisch und Knochengerippe reichlich zu bekleiden, dessen Hülfsorgane hinlänglich zu versorgen, für die bildende Kraft noch Stoff genug übrig bleibt. Was bei dem Fische auf das Fleisch gewandt wird, bleibt hier für die Federn übrig. So bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe. Der Schwan, die Ente, als eine Art von Amphibien, verrathen ihre Neigung zum Wasser schon durch ihre Gestalt. Wie wundersam der Storch, der Strandläufer ihre Nähe zum Wasser und ihre Neigung zur Luft bezeichnen, ist anhaltender Betrachtung werth.

So wird man die Wirkung des Klima's, der Berghöhe, der Wärme und Kälte, nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft, auch zur Bildung der Säugethiere sehr mächtig finden. Wärme und Feuchtigkeit schwellt auf und bringt selbst innerhalb der Gränzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor, indessen Hitze und Trockenheit die vollkommensten und ausgebildetsten Geschöpfe, so sehr sie auch der Natur und Gestalt nach dem Menschen entgegen stehen, z. B. den Löwen und Tiger hervorbringen, und so ist das heiße Klima allein im Stande selbst der unvollkommenen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen, wie z. B. im Affen und Papageien geschieht.

Man kann auch den Typus verhältnißmäßig gegen sich selbst betrachten und die Vergleichung innerhalb desselben anstellen, z. B. die Vergleichung der harten und weichen Theile gegen einander. So scheinen z. B. die Ernährungs- und Zeugungs-Organe weit mehr Kraft wegzunehmen als die

Bewegungs- und Antriebs-Organe. Herz und Lunge ſitzen in einem knöchernen Gehäuſe feſt, anſtatt daß Magen, Gedärme und Gebärmutter in einem weichen Behältniſſe ſchwanken. Man ſieht daß, der Bildungs-Intention nach, ſo gut ein Bruſtgrat als ein Rückgrat ſtatt findet. Aber das Bruſtgrat, bei den Thieren das untere, iſt, gegen das Rückgrat betrachtet, kurz und ſchwach. Seine Wirbelknochen ſind länglich, ſchmal oder breit gedrückt, und wenn das Rückgrat vollkommene oder unvollkommene Rippen zu Nachbarn hat, ſo ſtehen am Bruſtgrate nur Knorpel gegenüber. Das Bruſtgrat ſcheint alſo den ſämmtlichen oberen Eingeweiden einen Theil ſeiner Feſtigkeit, den untern hingegen ſeine völlige Exiſtenz aufzuopfern; ſo wie ſelbſt das Rückgrat diejenigen Rippen, welche an den Lendenwirbeln ſtehen könnten, der vollkommenen Ausbildung der benachbarten wichtigen weichen Theile aufopfert.

Wenden wir nun ſofort das von uns ausgeſprochene Geſetz auf verwandte Naturerſcheinungen an, ſo möchte manches intereſſante Phänomen erklarbar ſeyn. Der Hauptpunkt der ganzen weiblichen Exiſtenz iſt die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz ein, und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit, die höchſten Kräfte, in Anziehung, Ausdehnung, Zuſammenziehung u. ſ. w. Nun ſcheint die Bildungskraft auf dieſen Theil, durch alle vollkommneren Thiere, ſo viel verwenden zu müſſen, daß ſie genöthigt iſt bei anderen Theilen der Geſtalt kärglich zu verfahren, daher möchte ich die mindere Schönheit des Weibchens erklären: auf die Eierſtöcke war ſo viel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr ſtattfinden konnte. In der Ausführung der Arbeit ſelbſt werden uns viele ſolche Fälle vorkommen, die wir hier im Allgemeinen nicht voraus nehmen dürfen.

Durch alle dieſe Betrachtungen ſteigen wir zuletzt zum Menſchen herauf und es wird die Frage ſeyn: ob? und wann wir den Menſchen auf der höchſten Stufe der Organiſation antreffen? Hoffentlich wird uns unſer Faden durch dieſes Labyrinth durchbringen und uns auch über die verſchiedenen Abweichungen der menſchlichen Geſtalt und zuletzt über die ſchönſte Organiſation Aufſchlüſſe geben.

V.

Vom oſteologiſchen Typus insbeſondere.

Ob nun aber dieſe Vorſtellungsart dem zu behandelnden Gegenſtande völlig gemäß ſey, kann nur dann erſt geprüft und entſchieden werden, wenn durch umſichtige Anatomie die Theile der Thiere geſondert und wieder mit einander verglichen worden. Auch die Methode, nach welcher wir nunmehr die Ordnung der Theile betrachten, wird künftig erſt durch Erfahrung und Gelingen gerechtfertiget.

Das Knochengebäude iſt das deutliche Gerüſt aller Geſtalten. Einmal wohl erkannt, erleichtert es die Erkenntniß aller übrigen Theile. Hier ſollte nun freilich, ehe wir weiter gehen, manches beſprochen werden, z. B. wie es mit der Oſteologie des Menſchen gegangen? Auch ſollte man über partes proprias et improprias einiges verhandeln; doch iſt uns dießmal nur gegönnt lakoniſch und aphoriſtiſch zu verfahren.

Ohne Widerrede zu befürchten, dürfen wir vorerſt behaupten daß die Eintheilung des menſchlichen Knochengebäudes bloß zufällig entſtanden; daher man denn bei Beſchreibungen

bald mehr bald weniger Knochen annahm, auch jeder sie nach Belieben und eigner Ordnung beschrieb.

Wie es ferner nach so vielfaltigen Bemühungen um die Knochenlehre des Säugethieres überhaupt aussehe, wäre sorgfaltig auszumitteln, wobei denn Camper's Urtheil über die wichtigsten Schriften der vergleichenden Osteologie jeder Prüfung und Benutzung zu Statten käme.

Im Ganzen wird man sich auch bei der allgemeinen vergleichenden Osteologie überzeugen, daß sie eben aus Mangel eines ersten Vorbildes und dessen genau bestimmter Abtheilung in große Verworrenheit gerathen sey; Volcher Coiter, Douverney, Daubenton und andere sind nicht frei von Verwechselung der Theile; ein Fehler der beim Beginnen jeder Wissenschaft unvermeidlich, bei dieser aber sehr verzeihlich ist.

Gewisse beschränkende Meinungen setzten sich fest, man wollte z. B. dem Menschen seinen Zwischenknochen abstreiten. Was man dabei zu gewinnen glaubte, war wunderlich genug: hier sollte das Unterscheidungszeichen zwischen uns und dem Affen seyn. Dagegen bemerkte man nicht daß man durch indirecte Läugnung des Typus die schönste Aussicht verlor.

Ferner behauptete man eine Zeit lang: der Eckzahn des Elephanten stehe im Zwischenknochen; da er doch unabänderlich der obern Kinnlade angehört, und ein genauer Beobachter gar wohl bemerken kann, daß von der obern Kinnlade sich eine Lamelle um den ungeheuren Zahn herumschlingt und die Natur keineswegs duldet daß hier etwas gegen Gesetz und Ordnung geschehe.

Wenn wir nun ausgesprochen daß der Mensch nicht könne fürs Thier, das Thier nicht für den Menschen als Typus

aufgestellt werden, so müssen wir nunmehr das Dritte was sich zwischen beide hineinsetzt ungesäumt hinstellen und die Ursache unseres Verfahrens nach und nach zur Sprache bringen.

Nothwendig ist es daher alle Knochenabtheilungen, welche nur vorkommen können, aufzusuchen und zu bemerken; hiezu gelangen wir durch Betrachtung der verschiedensten Thierarten, ja durch Untersuchung des Fötus.

Wir nehmen das vierfüßige Thier wie es vor uns steht und das Haupt vorreckt, von vorn nach hinten, und bauen erst den Schädel, dann das Uebrige zusammen; die Begriffe, Gedanken, Erfahrungen, die uns hiebei leiteten sprechen wir zum Theil aus, wir lassen sie vermuthen und theilen sie in der Folge mit; ohne weiteres also zur Darlegung des ersten allgemeinsten Schema.

VI.

Der osteologische Typus in seiner Eintheilung zusammengestellt.

A. Das Haupt.

a. Ossa intermaxillaria,

b. Ossa maxillae superioris,

c. Ossa palatina.

Diese Knochen lassen sich in mehr als Einem Sinne mit einander vergleichen: sie bilden die Base des Gesichts und Vorderhauptes; sie machen zusammen den Gaumen aus; sie haben in der Form vieles gemein, und stehen deßhalb voran, weil wir das Thier von vornen nach hinten zu beschreiben

und die beiden ersten nicht allein offenbar die vordersten Theile des Thierkörpers ausmachen, sondern auch den Charakter des Geschöpfs vollkommen aussprechen, weil ihre Form die Nahrungsweise des Geschöpfes bestimmt.

d. Ossa zygomatica,

e. Ossa lacrymalia

setzen wir auf die vorhergehenden und bilden das Gesicht mehr aus; auch wird der untere Rand der Augenhöhle fertig.

f. Ossa nasi,

g. Ossa frontis

setzen wir als Decke über jene, erzeugen den oberen Rand der Augenhöhlen, die Räume für die Geruchsgänge und das Gewölbe des Vorderhirnes.

h. Os sphenoideum anterius

fügen wir dem Ganzen von unten und hinten als Base zu, bereiten dem Vorderhirne das Bette und mehreren Nerven ihre Ausgänge. Der Körper dieses Knochens ist mit dem Körper des Os posterius beim Menschen immer verwachsen.

i. Os ethmoideum,

k. Conchae,

l. Vomer

und so kommen die Werkzeuge des Geruchs an ihren Ort.

m. Os sphenoideum posterius

schließt sich an das vordere an. Die Basis des Gehirnbehälters nähert sich ihrer Vollkommenheit.

n. Ossa temporum

bilden die Wände über demselben, verbinden sich vorwärts.

o. Ossa bregmatis

decken diese Abtheilung des Gewölbes.

p. Basis ossis occipitis

vergleicht sich den beiden Sphenoideis.

q. Ossa lateralia

machen die Wände, vergleichen ſich den Ossibus temporum.

r. Os lambdoideum

ſchließt das Gebäude, vergleicht ſich den Ossibus bregmatis.

s. Ossa petrosa

enthalten die Gehörwerkzeuge und werden an dem leeren Platze eingefügt.

Hier endigen ſich die Knochen die das Gebäude des Hauptes ausmachen und gegen einander unbeweglich ſind.

t. Kleine Knochen des Gehörwerkzeuges.

Bei der Ausführung wird gezeigt wie dieſe Knochenabtheilungen wirklich exiſtiren, wie ſie noch Unterabtheilungen haben. Es wird die Proportion und das Verhältniß derſelben unter einander, Wirkung auf einander, Wirkung der äußern und innern Theile dargeſtellt und der Typus conſtruirt und mit Beiſpielen erläutert.

B. Der Rumpf.

I. Spina dorsalis,

a. Vertebrae colli.

Nähe des Hauptes wirkt auf die Halswirbel, beſonders die erſten.

b. dorsi,

die Wirbelknochen, an denen die Rippen angeſetzt ſind, kleiner als die

c. lumborum,

Lendenwirbel die frei ſtehen,

d. pelvis,

dieſe werden durch die Nähe der Beckenknochen mehr oder weniger verändert,

e. caudae,

ſind an Zahl ſehr verſchieden.

Costae
verae,
spuriae,

II. Spina pectoralis,
Sternum,
Cartilagines.

Die Vergleichung des Rück- und Bruſtgrates, der Rippen und der Knorpel führt uns auf intereſſante Punkte.

C. Hülfsorgane.

1. Maxilla inferior,
2. Brachia
affixa sursum vel retrorsum,
Scapula
deorsum vel antrorsum,
Clavicula.
Humerus,
Ulna, radius,
Carpus,
Metacarpus,
Digiti,

Form, Proportion, Zahl.

3. Pedes
affixi sursum vel advorsum;
Ossa ilium,
Ossa ischii
deorsum vel antrorsum,
Ossa pubis,
Femur, patella,
Tibia, fibula,
Tarsus,

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden,
Die Freundinn, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Lucinde, wo biſt du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang'!

Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf' um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

Sie geht nach dem Grunde.

Metatarsus,
Digiti.

Innere:
Os hyoides
Cartilagines, plus, minus ossificatae.

VII.

Was bei Beschreibung der einzelnen Knochen vorläufig zu bemerken sey.

Beantwortung zweier Fragen ist nothwendig:

I. Finden wir die im Typus aufgestellten Knochenabtheilungen in allen Thieren?

II. Wann erkennen wir daß es dieselben seyen?

Hindernisse.

Die Knochenbildung ist unbeständig:

a. in ihrer Ausbreitung oder Einschränkung;
b. in dem Verwachsen der Knochen;
c. in den Granzen der Knochen gegen die Nachbarn;
d. in der Zahl;
e. in der Größe;
f. in der Form.

Die Form ist:

einfach oder ausgebildet, zusammengedrängt oder entwickelt;
bloß nothdürftig oder überflüssig begabt;
vollkommen und isolirt oder zusammen verwachsen und verringert.

Vortheile:

Die Knochenbildung ist beständig,

a) daß der Knochen immer an seinem Platze steht;

b) daß er immer dieselbe Bestimmung hat.

Die erste Frage läßt sich also nur unter der Hinsicht auf die Hindernisse und unter den angezeigten Bedingungen mit Ja beantworten.

Die zweite Frage können wir auflösen, wenn wir uns der obengenannten Vortheile bedienen. Und zwar werden wir dabei folgendermaßen zu Werke gehen:

1. werden wir den Knochen an seinem Platze aufsuchen;

2. nach dem Platze den er in der Organisation einnimmt, seine Bestimmung kennen lernen;

3. die Form die er nach seiner Bestimmung haben kann, und im Allgemeinen haben muß, determiniren;

4. die mögliche Abweichung der Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren;

5. und bei jedem Knochen diese Abweichungen in einer gewissen anschaulichen Ordnung möglichst vortragen.

Und so können wir hoffen, wenn sie sich unserm Blick entziehen, sie aufzufinden, ihre verschiedensten Bildungen unter einen Hauptbegriff zu bringen und auf diese Art die Vergleichung zu erleichtern.

A. Verschiedenheit der Einschränkung und Ausbreitung des ganzen Knochensystems.

Wir haben schon den osteologischen Typus im Ganzen dargestellt und die Ordnung festgesetzt nach welcher wir seine Theile durchgehen wollen. Ehe wir nun aber zum Besonderen

ſchreiten, ehe wir es wagen die Eigenſchaften auszuſprechen, welche jedem Knochen im allgemeinſten Sinne zukommen, dürfen wir uns die Hinderniſſe nicht verbergen, welche unſeren Bemühungen entgegen ſtehen könnten.

Indem wir jenen Typus aufſtellen und zwar als eine allgemeine Norm, wonach wir die Knochen der ſämmtlichen Säugethiere zu beſchreiben und zu beurtheilen denken, ſetzen wir in der Natur eine gewiſſe Conſequenz voraus, wir trauen ihr zu daß ſie in allen einzelnen Fällen nach einer gewiſſen Regel verfahren werde. Auch können wir darinnen nicht irren. Schon oben ſprachen wir unſere Ueberzeugung aus, in der uns jeder flüchtige Blick auf das Thierreich beſtärkt: daß ein gewiſſes allgemeines Bild allen dieſen einzelnen Geſtalten zu Grunde liege.

Allein die lebendige Natur könnte dieſes einfache Bild nicht in das Unendliche vermannichfaltigen, wenn ſie nicht einen großen Spielraum hätte, in welchem ſie ſich bewegen kann, ohne aus den Schranken ihres Geſetzes herauszutreten. Wir wollen alſo zuerſt zu bemerken ſuchen, worin die Natur bei Bildung der einzelnen Knochen ſich unbeſtändig zeigt, ſodann worin ſie ſich beſtändig erweiſ't, und es wird uns möglich ſeyn auf dieſem Wege die allgemeinen Begriffe feſtzuſetzen, nach welchen jeder einzelne Knochen durch das ganze Thierreich zu finden iſt.

Die Natur iſt unbeſtändig in der Ausbreitung und Einſchränkung des Knochenſyſtems.

Das Knochengebäude kann als Theil eines organiſchen Ganzen nicht iſolirt betrachtet werden. Es ſteht mit allen übrigen Theilen, den halbharten und weichen, in Verbindung. Die übrigen Theile ſind mehr oder weniger mit dem Knochenſyſtem verwandt und fähig in den feſten Zuſtand überzugehen.

Wir sehen dieses deutlich bei der Erzeugung der Knochen, vor und nach der Geburt eines wachsenden Thieres, wo die Membranen, Knorpel und nach und nach die Knochenmassen gebildet werden; wir sehen es bei alten Personen, im kranken Zustande, wo mehrere Theile, welche die Natur nicht mit zum Knochensystem bestimmt hat, verknöchern und zu demselben hinüber gezogen werden und dasselbe dadurch gleichsam ausgebreitet wird.

Eben dieses Verfahren hat sich die Natur vorbehalten bei Bildung der Thiere hie und da anzuwenden, und die Knochenmasse dorthin zu bringen, wo bei anderen nur Sehnen und Muskeln sich befinden. So hängt z. B. bei einigen Thieren (bis jetzt ist es mir vom Pferd und Hund bekannt) mit dem Knorpel des processus styloideus ossis temporum ein länglicher, flacher, fast wie eine kleine Rippe gestalteter Knochen zusammen, dessen weitere Bestimmung und Verbindung aufzusuchen ist. So ist bekannt daß z. B. der Bär, einige Fledermäuse, einen Knochen in der männlichen Ruthe haben, und es werden sich solcher Fälle noch mehrere finden.

Es scheint aber auch im Gegentheile die Natur ihr Knochensystem manchmal einzuschranken und hie und da etwas fehlen zu lassen, wie z. B. das Schlüsselbein mehreren Thieren völlig abgeht.

Es drangen sich uns bei dieser Gelegenheit mehrere Betrachtungen auf, bei denen aber hier zu verweilen außer der Zeit seyn würde, z. B. wie der Verknöcherung gewisse Gränzen gesetzt sind, welche sie nicht überschreitet, ob man gleich nicht bemerken kann was sie zurückhalt. Ein auffallendes Beispiel zeigt sich an den Knochen, Knorpeln und Membranen des Schlundes.

So wird es uns, um nur einen Seitenblick in die weite

Natur zu thun, künftig merkwürdig werden, wenn wir sehen, wie, bei Fischen und Amphibien, sich oft große Knochenmassen auf die Haut werfen und, wie wir bei der Schildkröte wahrnehmen, die äußeren gewöhnlich weichen und zarten Theile in einen harten und starren Zustand übergehen.

Doch müssen wir uns vorerst in unseren engen Kreis einschließen und nur das nicht außer Acht lassen, was oben angezeigt worden, daß nämlich flussige, weiche und ganz harte Theile in einem organischen Körper als Eins angesehen werden müssen, und daß es der Natur freistehe bald da bald dorthin zu wirken.

B. Verschiedenheit des Verwachsens.

Wenn wir jene Knochenabtheilungen bei verschiedenen Thieren aufsuchen, so finden wir daß sie nicht überall dieselbigen zu seyn scheinen, sondern daß sie manchmal zusammen verwachsen, manchmal von einander getrennt, in verschiedenen Gattungen und Arten, ja sogar in verschiedenen Individuen derselben Art, besonders auch von verschiedenen Altern dieser Individuen gefunden werden, ohne daß man eben sogleich eine Ursache dieser Mannichfaltigkeit anzugeben wußte.

Es ist dieser Punkt, so viel mir bewußt ist, noch niemals recht durchgearbeitet worden, und es sind daher die Differenzen bei Beschreibung des menschlichen Körpers entstanden, wo sie zwar, wenn sie auch nicht förderlich sind, dennoch wegen der Beschranktheit des Gegenstandes allenfalls nicht hinderlich seyn mögen.

Wollen wir nun aber unsere osteologischen Kenntnisse über die sämmtlichen Säugethiere ausbreiten, wollen wir dabei so zu Werke gehen daß wir durch unsere Methode selbst den anderen Thierclassen, den Amphibien und Vögeln, uns nähern, ja zuletzt an eben dem Faden uns durch die ganze Reihe der organischen Körper durchfinden können; so müssen wir freilich anders zu Werke gehen und wie das alte Sprichwort sagt, um gut zu lehren gut unterscheiden.

Es ist bekannt daß schon beim menschlichen Fötus und bei einem neugebornen Kinde sich mehrere Knochenabtheilungen finden als bei einem Halberwachsenen, und bei diesem wieder mehr als bei einem ausgewachsenen oder veralteten Menschen.

Wie empirisch man aber zu Werke gegangen, um die menschlichen Knochen, besonders die Knochen des Kopfes, zu beschreiben, würde auffallender seyn, wenn uns nicht die Gewohnheit diese fehlerhafte Methode erträglich gemacht hätte. Man versucht nämlich in einem gewissen, nicht ganz bestimmten Alter durch mechanische Hülfsmittel den Kopf auseinander zu treiben und was sich alsdann separirt, nimmt man als Theile an, die nun wie sie sich zusammenbefinden als ein Ganzes beschrieben werden.

Es scheint sehr sonderbar, daß man bei anderen Systemen, z. B. bei den Muskeln, Nerven, Gefäßen, bis auf die kleinsten Abtheilungen vorgedrungen ist, und bei dem Knochengebäude sich mit einem oberflächlichen Begriff theils lange befriedigt hat, theils noch befriedigt. Was ist z. B. der Idee sowohl als der Bestimmung des Os temporum und des Os petrosum mehr zuwider, als wenn man beide zusammen beschreibt, und doch ist es lange geschehen, da uns doch die vergleichende Knochenlehre zeigen wird, daß wir um einen deutlichen Begriff von der Bildung des Gehörorgans zu erhalten,

nicht allein das Os petrosum ganz abgesondert vom Os temporum betrachten, sondern jenes sogar in zwei verschiedene Theile theilen müssen.

Werden wir nun in der Folge sehen, daß diese verschiedenen Verwachsungen der Knochen, wo nicht zufälligen, denn im organischen Körper kann nichts zufällig seyn, doch solchen Gesetzen unterworfen sind, die nicht leicht zu erkennen, oder wenn man sie erkannt hat, nicht leicht anzuwenden sind; so bleibt uns wohl nichts übrig als, da wir durch die Ausarbeitung jenes Typus nun dazu gelangen alle möglichen Knochenabtheilungen zu kennen, nunmehr bei Untersuchung der Skelette einer jeglichen Gattung, Art und sogar der Individuen, bei unserer Beschreibung anzugeben, welche Abtheilungen verwachsen, welche noch bemerkbar und welche trennbar sind. Wir erhalten dadurch den großen Vortheil daß wir die Theile auch alsdann noch erkennen, wenn sie uns selbst keine sichtbaren Zeichen ihrer Absonderungen mehr geben, daß uns das ganze Thierreich unter einem einzigen großen Bilde erscheint, und daß wir nicht etwa glauben was in einer Art, ja was in einem Individuum verborgen ist, müsse demselben fehlen. Wir lernen mit Augen des Geistes sehen, ohne die wir, wie überall, so besonders auch in der Naturforschung, blind umher tasten.

So gut wir z. B. wissen daß beim Fötus das Hinterhauptbein aus mehreren Theilen zusammengesetzt ist und uns diese Kenntniß die Bildung des vollkommen zusammengewachsenen Hinterhauptbeines begreifen und erklaren hilft: so wird uns auch die Erfahrung die bei manchen Thieren noch deutlichen Knochenabtheilungen und die oft seltsame, schwer zu begreifende, und selbst schwer zu beschreibende Form desselbigen Knochens an andern Thieren und vorzüglich am Menschen

erläutern; ja wir werden, wie oben schon bemerkt worden, um die schon sehr complicirte Bildung der Sangethiere zu erklären, weiter hinabsteigen und selbst von den Amphibien, von den Fischen und weiter hinab uns Hülfsmittel zu unserer Einsicht zu verschaffen haben. Ein merkwurdiges und auffallendes Beispiel wird die untere Kinnlade geben.

C. Verschiedenheit der Granzen.

Noch ein anderer, obgleich seltener Fall macht uns einige Hindernisse bei Aufsuchung und Anerkennung der einzelnen Knochen. Wir finden nämlich daß sie manchmal andere Granzen zu haben und andere Nachbaren als gewöhnlich zu berühren scheinen. — So reicht z. B. der Seitenfortsatz des Zwischenkieferknochens beim Katzengeschlecht bis an den Stirnknochen hinauf und trennt die obere Kinnlade von dem Nasenknochen.

Dagegen wird beim Ochsen die Maxilla superior vom Nasenbeine durch's Thränenbein getrennt.

Beim Affen verbinden sich die Ossa bregmatis mit dem Osse sphenoideo und trennen das Os frontis und temporum von einander.

Diese Falle sind genauer mit ihren Umständen zu untersuchen, denn sie können nur scheinbar seyn und zwar auf eine bei Beschreibung der Knochen näher anzugebende Weise.

D. Verschiedenheit der Zahl.

Daß die äußersten Glieder der Extremitaten auch in der Zahl verschieden sind ist bekannt, und es folgt, daß die Knochen welche diesen Gliedern zum Grunde liegen, gleichfalls der

Zahl nach verschieden seyn müssen; so finden wir die Knochenzahl der Hand und Fußwurzel, der Mittelhand und des Mittelfußes, eben so wie die Zahl der Fingerglieder bald mehr, bald minder, und zwar dergestalt, daß, wie die einen sich vermindern, die andern auch weniger werden müssen, wie bei der einzelnen Betrachtung dieser Theile gezeigt wird.

Eben so vermindert sich die Zahl der Wirbelknochen, sowohl des Rückens, der Lenden, des Beckens, als des Schwanzes; so auch die Zahl der Rippen, der wirbelförmig oder flach gestalteten Theile des Sternum; so vermindert oder vermehrt sich die Anzahl der Zähne, durch welchen letzten Unterschied sehr große Diversität in den Bau des Körpers gebracht zu seyn scheint.

Doch macht uns die Beobachtung welche die Zahl betrifft die wenigste Mühe, weil sie die leichteste von allen ist und uns, wenn wir genau sind, nicht leicht mehr überraschen kann.

E. Verschiedenheit der Größe.

Da die Thiere von einander an Größe sehr verschieden sind, so müssen es auch ihre Knochentheile seyn. Diese Verhältnisse sind dem Maaß unterworfen und sind die Messungen hier brauchbar, welche von mehreren Anatomen, besonders von Daubenton gemacht worden. Wären diese Knochentheile nicht auch oft in ihrer Form verschieden, wie wir im Folgenden sehen werden, so würde uns der Unterschied der Größe wenig irre machen, weil z. B. ein Femur des größeren Thieres mit dem des kleinsten leicht zu vergleichen ist.

Bei dieser Gelegenheit ist eine Bemerkung zu machen, welche in das Allgemeine der Naturgeschichte eingreift. Es

entsteht nämlich die Frage: ob Größe auf Bildung, auf Form Einfluß habe? und inwiefern?

Wir wissen daß alle sehr großen Thiere zugleich unförmlich sind, daß nämlich entweder die Masse über die Form zu herrschen scheint, oder daß das Maaß der Glieder gegen einander kein glückliches Verhältniß habe.

Dem ersten Anblick nach sollte man denken, es müsse eben so möglich seyn daß ein Löwe von zwanzig Fuß entstehen könnte, als ein Elephant von dieser Größe, und daß sich derselbe so leicht müsse bewegen können als die jetzt auf der Erde befindlichen Löwen, wenn alles verhältnißmäßig proportionirt wäre; allein die Erfahrung lehrt uns daß vollkommen ausgebildete Säugethiere über eine gewisse Größe nicht hinausschreiten, und daß daher bei zunehmender Größe auch die Bildung anfange zu wanken und Ungeheuer auftreten. Selbst am Menschen will man behaupten, daß übermäßig großen Individuen etwas an Geiste abgehe, daß kleine hingegen ihn lebhafter zeigen. Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß ein Gesicht im Hohlspiegel sehr vergrößert gesehen geistlos aussehe. Eben als wenn auch in der Erscheinung nur die körperliche Masse, nicht aber die Kraft des belebenden Geistes hier vergrößert werden könnte.

F. Verschiedenheit der Form.

Es tritt nun aber die größte Schwierigkeit ein, welche daher entspringt, daß auch die Knochen verschiedener Thiere einander in der Form höchst unähnlich sind. Daher geräth der Beobachter, mag er ganze Skelette vor sich haben oder nur einzelne Theile, gar oft in Verlegenheit. Findet er die

Basco mit den Seinigen.

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; ſo
Verſprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundinn, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu ſehn. Am friſchen Mor-
gen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

Die Vagabunden gehen: er erblickt Claudinen.

Was ſeh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vor's Aug' geführt? Ein Mädchen iſt's gewiß:
Ein ſchönes zartes Bildchen. Laßt uns ſehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar iſt?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann,
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.

Theile außer dem Zusammenhange, so weiß er oft nicht wofür er sie erklären soll; hat er sie aber auch erkannt, so weiß er nicht wie er sie beschreiben, und insonderheit wie er sie vergleichen kann, da ihm, bei völliger Verschiedenheit der äußeren Bildung, das Tertium comparationis zu mangeln scheint. Wer würde z. B. den Oberarm eines Maulwurfs und des Hasens für eben denselben Theil verwandter organischer Wesen halten? Von den Arten jedoch wie gleiche Glieder verschiedener Thiere in der Form so sehr von einander abweichen können, und die uns erst bei der Ausführung ganz deutlich werden dürften, wollen wir uns vorerst folgende vorzüglich merken.

Bei dem einen Thiere kann der Knochen einfach seyn und nur gleichsam das Rudiment dieses Organes vorstellen, bei andern hingegen derselbe Knochen in seiner völligen Ausbildung und in seiner möglichen Vollkommenheit sich finden. — So ist z. B. der Zwischenknochen des Rehes von dem Zwischenknochen des Löwen so unterschieden, daß beim ersten Anblick keine Vergleichung statt zu haben scheint.

So kann ein Knochen zwar in einem gewissen Sinne ausgebildet, aber durch die übrige Bildung zusammengedrangt und mißgestaltet seyn, daß man gleichfalls kaum wagen würde ihn für denselbigen Knochen zu erkennen. In diesem Fall sind die Ossa bregmatis der Hörner und Geweihe tragenden Thiere gegen die Ossa bregmatis des Menschen, der Zwischenknochen des Wallrosses gegen den irgend eines Raubthieres.

Ferner: aller Knochen, der bloß nothdürftig seine Bestimmung erfüllt, hat auch eine bestimmtere und kenntlichere Form als derselbe Knochen, der mehr Knochenmasse zu haben scheint als er zu eben dieser Bestimmung braucht; daher er seine Gestalt auf eine sonderbare Weise verandert, besonders aber

aufgebläht wird. So machen ungeheure Sinuositäten die Flächenknochen beim Ochsen und Schweine völlig unkenntlich, da hingegen dieselben bei den Katzenarten außerordentlich schön und deutlich gefunden werden.

Noch eine Art wodurch ein Knochen sich unseren Augen beinahe völlig verlieren kann, ist wenn er mit einem Nachbar zusammenwachs't, und zwar dergestalt daß, wegen besonderer Umstände der Nachbar mehr Knochenmaterie braucht, als ihm bei einer regelmäßigen Bildung bestimmt wäre. Dadurch wird dem andern verwachsenen Knochen so viel entzogen, daß er sich fast gänzlich verzehrt. So verwachsen die sieben Halswirbelknochen des Wallfisches mit einander, und zwar dergestalt daß man fast nur den Atlas mit einem Anhange zu sehen glaubt.

Dagegen ist das Beständigste der Platz in welchem der Knochen jedesmal gefunden wird, und die Bestimmung wozu er sich in einem organischen Gebaude bequemt. Wir werden daher bei unserer Ausarbeitung den Knochen jederzeit zuerst an seinem Platze aufsuchen, und finden daß er auf demselben, wenn auch verschoben, gedrückt und verrückt gefunden wird, manchmal auch zu großer Ausdehnung gelangt. Wir wollen sehen was er dem Platze nach, den er in der Organisation einnimmt, fur einer Bestimmung dienen muß. Es wird sich hieraus erkennen lassen was er nach seiner Bestimmung für eine Form haben müsse, von der er wenigstens im Allgemeinen nicht abweichen kann.

Man wird alsdann die möglichen Abweichungen dieser Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren können.

Man wird bei jedem Knochen versuchen, die Abweichungen in denen er sich zeigt in einer gewissen anschaulichen Ordnung

vorzutragen, dergestalt daß man sich vom Einfachen zum Vielfachen und Ausgebildeten, oder umgekehrt, eine Reihe darlegt, je nachdem die besonderen Umstände der Deutlichkeit am günstigsten scheinen. Man sieht leicht ein, wie wünschenswerth vollständige Monographien einzelner Knochen durch die ganze Classe der Säugethiere wären, so wie wir oben vollständigere und genauere Beschreibung mit Rücksicht auf den auszubildenden Typus gewünscht haben.

Bei gegenwärtiger Bemühung werden wir versuchen, ob nicht ein Vereinigungspunkt sey, um welchen wir die gemachten und noch zu machenden Erfahrungen über diesen Gegenstand in einen übersehbaren Kreis vereinigen können.

VIII.

Nach welcher Ordnung das Skelett zu betrachten und was bei den verschiedenen Theilen desselben zu bemerken sey.

In der Abhandlung über diesen Gegenstand müssen die allgemeinen Bemerkungen schon vorgelegt und dem Beobachter im Ganzen bekannt seyn, worauf er überhaupt zu sehen hat und wie die Bemerkung vorzüglich anzustellen ist, damit bei der Beschreibung, wozu gegenwärtiges Schema dienen soll, nichts vorkomme was allen Thieren gemein ist, sondern dasjenige worin sie von einander abweichen. So werden z. B. in der allgemeinen Beschreibung die Knochen des Hauptes, wie sie neben einander stehen und wie sie mit einander verbunden sind, beschrieben. Bei dieser einzelnen Beschreibung

hingegen wird nur bemerkt, wenn ſie ihre Nachbarſchaft, wie manchmal geſchieht, verändern.

So wird z. B. ein Beobachter wohl thun wenn er bemerkt, ob ein Knochen des Hauptes oder ein Theil deſſelben ſinuos ſey und dieſes am Ende in der allgemeinen Anmerkung über denſelben allenfalls beibringen. Mehrere ſolche Momente der Beſchreibung werden ſich im Folgenden ergeben.

Caput.

Os intermaxillare.

Pars horizontalis s. palatina,

Pars lateralis s. facialis,

Margo anterior.

N. B. Man kann bei dieſem ſo wie bei den übrigen Geſichts- und andern Knochen, deren Geſtalt ſich ſehr verändert, erſt etwas über die allgemeine Geſtalt vorausſchicken, ehe man an die Geſtalt der Theile geht, weil alsdann dieſe ſich von ſelbſt geben.

Dentes,

ſpitzige,

ſtumpfe,

flache,

flache und gekrönte.

Canales incisivi.

Hiebei fragt ſich, ob der Raum zwiſchen dem Os intermax. groß oder klein iſt.

Maxilla superior.

Pars palatina s. horizontalis,

Pars lateralis s. perpendicularis,

Margo s. pars alveolaris,

Dentes.

Eckzahn,
proportionirlich klein oder groß;
spitz,
stumpf,
gebogen,
nach oben oder nach unten gerichtet,
Backzahne,
einfach und spitz,
zusammengesetzt und breit,
mit Kronen, deren innere Knochenblättchen mit den äußeren nach einer Richtung gehen,
mit labyrinthartigen Kronen,
mit sehr gedrangten Labyrinthen,
dreispitzige,
flache.

Foramen infraorbitale.
Nur foramen:
mehr oder weniger langer Canal, dessen Austritt im Gesichte zu bemerken;
ist manchmal doppelt.

Os palatinum.
Pars horizontalis s. palatina,
Pars lateralis,
Pars posterior,
Processus hamatus,
Canalis palatinus.

Wollte man ja einmal messen und auf diese Weise eine Vergleichung anstellen, so könnte man vorgemeldete drei Knochen, die zusammen den Gaumen ausmachen, messen und ihre Lange untereinander, so wie auch die Breite zur allgemeinen Lange vergleichen.

Os zygomaticum.

Seine mehr oder weniger zusammengedrängte Gestalt.

Seine Verbindung mit den benachbarten Knochen, die nicht immer gleich ist. In welchen Fällen er sinuos ist und wohin sich der Sinus verbindet.

Os lacrymale.

Pars facialis,
Pars orbitalis,
Canalis.

Os nasi.

Verhältniß der Länge zur Breite. In wiefern sie als länglich viereckige Blättchen oder mit anderen Eigenschaften erscheinen. Ihre Verbindung und Nachbarschaft mit anderen Knochen, welche nicht immer gleich ist.

Die große Fontanelle, die mit der Membran zugeschlossen ist, zwischen ihm und dem benachbarten Knochen.

Os frontis.

Bei demselben ist vorzüglich wegen der Sinuum auf die innere und äußere Lamelle des Knochens zu sehen. Die äußere Lamelle geht in einer Fläche oder in einem Bogen fort, macht nach außen zu den obern Theil der Stirne, inwendig aber verläßt die innere Lamelle, indem sie sich an das Os ethmoideum festsetzt, die äußere und bildet die sogenannten Sinus frontales. Die Sinus des übrigen ganzen Knochens, die sich mit den vorhergehenden verbinden und die Sinuosität der Fortsätze.

Die Hörner als Fortsetzung der Sinuum sind gewunden oder gerade. — Hörner die nicht sinuos sind und auch nicht auf Sinus aufsitzen.

Der Processus zygomaticus knöchern oder membranos.

Wie die Nachbarschaft des Augapfels auf die jüngere Gestalt des Gehirnes wirkt und das Os ethmoideum zusammengedrückt oder frei laßt.

Os ethmoideum.

Gedrückt.

In freier Ausbreitung.

Merkwürdig das Maaß zur Breite der ganzen Hirnhöhle.

Beschaffenheit der Lamellen des Körpers des ganzes Siebbeines.

Vomer.

Conchae.

Einfach gewunden, sehr mannichfaltig gewunden.

Os sphenoideum anterius.

Corpus.

Seine Sinuositäten merkwürdig in Vergleich mit den Lamellen des Ossis ethmoidei.

Alæ. Fragte sich, ob man sie nicht irgends wie im menschlichen Fœtus getrennt fände.

Os sphenoideum posterius.

Corpus.

Alæ.

Sinuositates.

Vergleichung der beiden Knochen unter einander, besonders der Flügel und der Ausdehnung derselben.

Os temporum.

Die Form der Partis squamosæ. Process. zygomaticus mehr oder weniger lang und kurz. Merkwürdige Sinuositaten dieses Knochens.

Os bregmatis.

Die verschiedenen Gestalten; Verhältniß ihrer Größe gegen den Stirnknochen.

Os Occipitis.

Basis. Vergleicht ſich im Durchſchnitte den beiden Oss. sphenoideis und dem Os ethmoideum.

Partes laterales.

Processus styloidei, manchmal gerade, bisweilen krumm.

Pars lambdoidea.

Bulla.

Collum.

Bulla sive marsupium, nimmt manchmal die Geſtalt eines Processus mastoidei an, muß aber nicht mit demſelben verwechſelt werden.

Os petrosum.

Pars externa iſt öfters ſpongios, öfters ſogar ſinuos, ſetzt ſich nach außen zwiſchen das Os temporum und Os occipitis.

Pars interna. In dieſen gehen die Gehörnerven.

Schnecke ꝛc.

Iſt ein ſehr feſter, elfenbeinartiger Knochen.

Kleine bewegliche Knochen der Gehörwerkzeuge.

Truncus.

Vertebrae colli.

Ueberhaupt iſt ihre Länge, Breite und Stärke zu bemerken.

Atlas beſonders in die Breite gebildet. Deutet auf Verwandtſchaft mit den Schadelknochen.

Epistropheus. Hoher und breiter Rückenfortſatz.

Vertebra tertia. Bemerken der Geſtalt der Seiten und Dornfortſatze.

Vertebra quarta. Abweichungen dieſer Geſtalt.

Vertebra quinta. Weitere Abweichung.

Vertebra sexta. An dieser entstehen die flügelartigen Fortsatze, von denen die stufenweisen Abweichungen der vorigen gleichsam Vorboten waren.

Vertebra septima. Kleiner knopfartiger Seitenfortsatz. Articularfläche für die Knöpfchen der ersten Rippe.

Vertebrae dorsi.

Sie zu zählen.

Worauf bei ihnen zu sehen und wie sie von einander abweichen ist noch näher zu bestimmen.

Die Größe und Richtung der Processuum spinosorum anzugeben.

Vertebrae lumborum.

Sie zu zählen.

Die Gestalt und Richtung der Processuum lateralium et horizontalium ist anzugeben.

Von den regelmäßigen Abweichungen ihrer Gestalt ist umständlicher zu handeln.

N. B. Wir bleiben zwar bei der gewöhnlichen Eintheilung, daß wir die Vertebræ, an welche Rippen anstoßen, Vertebræ dorsi, die übrigen aber lumborum nennen; — allein wir bemerken bei den Thieren noch eine andere Eintheilung; — der Rücken hat nämlich eine gewisse Mitte, von welcher sowohl die Processus spinosi sich hinterwärts, als die breiteren Processus sich vorwarts neigen. Diese Mitte ist gewöhnlich vor der dritten falschen Rippe.

Die Vertebræ bis zur Mitte und von da nach hinten sind zu zählen und wenn etwas Merkwürdiges vorkommt ist es zu notiren.

Vertebrae pelvis.

Ihre mehr und wenigere Verwachsung ist zu bemerken.

Sie ſind zu zählen.

Vertebrae caudae.

Sie ſind zu zählen.

Ihre Geſtalt zu bemerken.

Oft haben ſie flügelartige Seitenfortſätze, die ſich nach und nach verlieren, da denn der Wirbelknochen endlich in den phalangenartigen übergeht.

Costae.

Veræ.

Sind zu zählen.

Ihre Länge und Stärke zu beobachten.

Ihre Beugung mehr oder weniger.

Die Abweichung ihres oberen Theiles iſt zu bemerken und was davon allgemein iſt.

Der Hals nämlich wird nach und nach kürzer, das Tuberculum breiter und nahert ſich mehr dem Capitulum.

Spuriæ.

Wie bei den vorigen.

Sternum.

Vertebræ sterni.

Sind zu zählen.

Phalangenartig.

Flach gedrückt.

Ueberhaupt die Geſtalt des Sterni, ob es lang oder kurz ſey, ob die Vertebræ von vorne nach hinten ſich ahnlich bleiben, oder ob in der Geſtalt Abweichungen zu bemerken ſind.

In wiefern ſie feſt oder poros ſind u. ſ. w.

Adminicula.

Anteriora.

Maxilla inferior.

Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eignen Sachen genug zu thun,
Und kümmre mich um nichts, was andre treiben.

Claudine.

Dort seh' ich eine Wohnung; ist's die eure?

Basco.

Die meine nicht; sie steht nicht weit von hier:
Um diese Felsen. Kommt! Noch schlaft mein
Weib;
Sie wird euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwund'ten aus, nach dem ihr bangt.

Da er im Begriff ist sie wegzuführen, kommen

Carlos, Pedro.

Carlos.

Nur diesen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.

Was sieht mein Auge! Götter, ist's Claudine!

Bei dieſer hat man ſich zuerſt aus Beiſpielen an Fiſchen und Amphibien, aus was für Theilen ſie zuſammengeſetzt ſey, bekannt zu machen und ſich allenfalls auf einer thieriſchen Kinnlade, die Suturen und Harmonien zu zeichnen. Bei Mammalien beſteht ſie immer aus zwei Theilen, die manchmal ſogar in der Mitte verwachſen ſind.

In wiefern es nöthig ſey von der beim Menſchen gewöhnlichen Eintheilung und Terminologie abzugehen, wird noch zu überlegen ſeyn.

Dentes.

Fehlen,

oder ſind gegenwärtig.

Schneidezähne.

Eckzahn. Deſſen Größe.

Backzähne. Siehe obere Kinnlade.

Media.

Scapula.

Wird die Eintheilung des menſchlichen Schulterblattes zuerſt beizubehalten ſeyn.

Geſtalt.

Proportion von der Länge zur Breite.

Clavicula.

Ob ſie da iſt oder fehlt.

Verhältniß ihrer Länge zur Breite.

Humerus.

Bei dieſem und bei allen langen Knochen zu bemerken, ob die Epiphyses verwachſen ſind oder nicht.

Beim Humerus zu bemerken, in wiefern ſeine Neigung ſich dehnen zu laſſen mehr oder weniger erſcheint.

Länge.

Kürze und was ſonſt noch in die Augen fallen möchte.

Ulna.

Hat ihren stärksten Theil oben und ihren schwachsten unten. In wiefern die Röhre an Stärke dem Radius gleich kommt oder nach Art einer Fibula sich an ihn anlegt und mehr oder weniger mit ihm verwächst.

Radius.

Hat seinen stärksten Theil unten, und seinen schwächsten oben, erhält ein Uebergewicht über die Ulna und wird Fulcrum. Zugleich geht die Supination verloren und das Thier bleibt zuletzt in beständiger Pronation stehen.

Siehe Ulna.

Carpus.

Die Zahl der Knochen und wenn sie sich vereiniget. Wo möglich zu unterscheiden, welche Knochen bleiben und welche sich verlieren. Wahrscheinlich sind die beständig, welche an den Radius und die Ulna stoßen. Wahrscheinlich sind die unbeständig, welche mit den Phalangen sich verbinden.

Ossa metacarpi.

Zahl.

Verhältniß der Länge.

Digiti.

Zahl der Phalangen; werden wahrscheinlich immer drei gefunden. Solche bei den Solidungulis und Bisulcis zu verfolgen und zu beschreiben.

Ungues, Ungulæ.

Postica.

Werden mit dem Trunco verbunden durch das

Os ilium.

Os ischii,

Os pubis.

Ihre Gestalt.

Das Verhaltniß der Lange zur Breite zu bemerken.

Die Theile könnten nach den menschlichen einstweilen beschrieben werden. Wäre auf die Synchondroses zu sehen, ob sie verknöchern oder durch Suturen zusammenhängen.

Femur.

Der Knochen ist oft gerade, manchmal wenig gebogen, manchmal gedreht. Dabei zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen oder lose sind. Bei einigen Thieren scheint noch ein dritter Trochanter zu existiren. Uebrigens werden auch hier die Theile, wie bei der Beschreibung des menschlichen Femur beibehalten werden können.

Patella.

Tibia.

Selten mit der Fibula von gleicher oder annahender Stärke der Röhre.

Bei rudernden Thieren ist zu bemerken ihre größere Verstärkung und ihr völliges Uebergewicht über die Fibula bei andern.

Frage wegen der Epiphyses.

Fibula.

Steht nach außen und innen zu, wird immer schmäler bei verschiedenen Thieren, verwachs't zuletzt ganz bei einigen mit der Tibia.

Die Gradationen zu bemerken und zu beschreiben, z. B. ob sie sich glatt anlegt, ob sie eine Lucke oder runde Oeffnung noch dazwischen laßt.

Tarsus.

Sind dessen Knochen zu zahlen und wie oben beim Carpus geschehen, welche allenfalls fehlen und welche vorhanden

sind. Wahrscheinlich werden auch hier die Nachbarn der Tibia und Fibula beständig und Calcaneus und Astragalus vorhanden seyn.

Metatarsus.

Zahl der Knochen, ihre Länge oder Kürze.

Digiti.

Zahl.

Besonders zu bemerken, welcher Digitus allenfalls fehlt und ob man darüber ein allgemeines Gesetz finden könnte. Wahrscheinlich verschwindet der Daumen zuerst. Auch vermuthe ich, daß manchmal der Ringfinger oder Mittelfinger fehlt. Wie die Zahl der Zehen sich zu der Zahl der Finger verhalt.

Phalanges.

Werden wahrscheinlich auch immer drei gefunden.

Ungues, Ungulae.

Da der Charakter, der im Allgemeinen allen Thierknochen durch alle Geschlechter durch zukommt, erstlich als Resultat der Untersuchung wird aufgestellt werden können, so wird es bei den Beschreibungen, die zur Uebung vorgenommen werden, eher nützlich als schädlich seyn, so zu beschreiben wie man vor sich sieht. Hält man alsdann die Beschreibungen zusammen, so findet sich in dem was man wiederholt hat das Gemeinsame und, bei vielen Arbeiten, der allgemeine Charakter.

ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ.

Wagt ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Frauen um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zwiefach beſtimmte
Sie das höchſte Geſetz, beſchränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeßnes Bedürfniß, und ungemeſſene Gaben,
Leicht zu finden ſtreute ſie aus, und ruhig begünſtigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſpringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich aus nach ew'gen Geſetzen
Und die ſeltenſte Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt die Speiſe zu faſſen,
Welche dem Körper gebührt, es ſey nun ſchwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezähnt, in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres,
Und die Weiſe zu leben ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeigt ſich feſt die geordnete Bildung

Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
Diese Gränzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er sich vor zu diesen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig sie aus, jedoch schon darben dagegen
Andere Glieder, die Last des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehst du also dem einen Geschöpf besonderen Vorzug
Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste,
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.
Denn so hat kein Thier, dem sämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirne getragen,
Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und böte sie alle Gewalt auf:
Denn sie hat nicht Masse genug die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maaß, von beweglicher Ordnung
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir mit sanftem Zwange belehrend,
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher
Der verdient es zu seyn, erfreut nur durch ihn sich der Krone.

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlest dich fähig
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Vorträge

über die drei ersten Capitel des Entwurfs

einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie.

1796.

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen, die ihr entgegen stehen.

Durch ein genaues Betrachten der Aeußerlichkeiten organischer Wesen hat die Naturgeschichte an Ausbreitung und Anordnung nach und nach gränzenlos gewonnen, und es ist nun jedem anheim gegeben, durch Aufmerksamkeit und Anstrengen, sich Ueberblick des Ganzen, oder Einsicht in das Besondere zu verschaffen.

Dieser glückliche Erfolg wäre aber nicht möglich gewesen, wenn die Naturforscher sich nicht bemuht hatten die äußeren Kennzeichen reihenwarts aufzustellen, welche den organischen Körpern, nach ihren verschiedenen Classen und Ordnungen, Gattungen und Arten, irgend zukommen mögen.

So hat Linné die botanische Terminologie musterhaft ausgearbeitet und geordnet dargestellt, daß sie durch nachfolgende Entdeckungen und Bemühungen immer vollständiger werden konnte. So haben uns beide Forster die Kennzeichen der Vögel, Fische und Insecten vorgezeichnet und dadurch die Möglichkeit genauer und übereinstimmender Beschreibungen erleichtert.

Man wird aber nicht lange mit Bestimmung der äußern Verhältnisse und Kennzeichen sich beschäftigen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, durch Zergliederung mit den organischen Körpern gründlicher bekannt zu werden. Denn wie es zwar löblich ist, die Mineralien, auf den ersten Blick, nach ihren äußern Kennzeichen zu beurtheilen und zu ordnen; so muß doch die Chemie zu einer tiefern Kenntniß das Beste beitragen.

Beide Wissenschaften aber, die Zergliederung sowohl als die Chemie, haben für diejenigen die nicht damit vertraut sind, eher ein widerliches als anlockendes Ansehen. Bei dieser denkt man sich nur Feuer und Kohlen, gewaltsame Trennung und Mischung der Körper; bei jener nur Messer, Zerstückelung, Fäulniß und einen eckelhaften Anblick auf ewig getrennter organischer Theile. Doch so verkennt man beide wissenschaftliche Beschäftigungen. Beide üben den Geist auf mancherlei Art und wenn die eine, nachdem sie getrennt hat, wirklich wieder verbinden, ja durch diese Verbindung eine Art von neuem Leben wieder hervorbringen kann, wie z. B. bei der Gährung geschieht; so kann die andere zwar nur trennen, sie giebt aber dem menschlichen Geiste Gelegenheit das Todte mit dem Lebenden, das Abgesonderte mit dem Zusammenhängenden, das Zerstörte mit dem Werdenden zu vergleichen, und eröffnet uns die Tiefen der Natur mehr als jede andere Bemühung und Betrachtung.

Wie nöthig es war den menschlichen Körper zu zergliedern, um ihn näher kennen zu lernen, sahen die Aerzte nach und nach wohl ein, und immer ging das Zergliedern der Thiere neben dem Zergliedern des Menschen, obschon mit ungleichem Schritte, fort. Theils wurden einzelne Bemerkungen aufgezeichnet, man verglich gewisse Theile verschiedener Thiere; allein ein übereinstimmendes Ganzes zu sehen blieb nur immer ein frommer Wunsch, * und wird es vielleicht noch lange bleiben.

Sollten wir aber nicht bewogen werden diesen Wünschen, diesen Hoffnungen der Naturforscher entgegen zu gehen, da wir selbst, wenn wir das Ganze nicht aus den Augen verlieren, auf jedem Schritte so viel Befriedigung und selbst Vortheil für die Wissenschaft zu erwarten haben?

Wem ist unbekannt, welche Entdeckungen im Körperbau des Menschen wir der Zootomie schuldig sind? So wären die Milch- und Lymphatischen Gefäße, so wie der Umlauf des Bluts, vielleicht noch lange unbekannt geblieben, wenn ihr Entdecker sie nicht zuerst an Thieren bemerkt hätte. Und wie vieles von Wichtigkeit wird sich nicht auf diesem Wege künftigen Beobachtern offenbaren.

Denn das Thier zeigt sich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Charakter deutlicher ausspricht, die einzelnen Theile größer und charakteristisch in die Augen fallender sind.

Die menschliche Bildung aus sich selbst kennen zu lernen ist anderseits fast unmöglich, weil die Theile derselben in einem eignen Verhältnisse stehen, weil manches in einander gedrängt und verborgen ist was bei den Thieren sehr deutlich

* Wolach: Somnium Vindiciani sive desiderata medicinae. Aug. Vind. 1676. 4.

am Tage liegt, weil dieses und jenes Organ, bei den Thieren sehr einfach, bei den Menschen in einer unendlichen Complication oder Subdivision gefunden wird, so daß niemand zu sagen vermöchte, ob jemals einzelnen Entdeckungen und Bemerkungen ein Abschluß werden könne.

Allein noch wäre zu wünschen, daß, zu einem schnellern Fortschritte der Physiologie im Ganzen, die Wechselwirkung aller Theile eines lebendigen Körpers sich niemals aus den Augen verlöre; denn bloß allein durch den Begriff daß in einem organischen Körper alle Theile auf Einen Theil hinwirken und jeder auf alle wieder seinen Einfluß ausübe, können wir nach und nach die Lücken der Physiologie auszufüllen hoffen.

Die Kenntniß der organischen Naturen überhaupt, die Kenntniß der vollkommneren, welche wir, im eigentlichen Sinn, Thiere und besonders Saugethiere nennen; der Einblick, wie die allgemeinen Gesetze bei verschieden beschränkten Naturen wirksam sind; die Einsicht zuletzt, wie der Mensch dergestalt gebaut sey, daß er so viele Eigenschaften und Naturen in sich vereinige und dadurch auch schon physisch als eine kleine Welt, als ein Repräsentant der übrigen Thiergattungen existire, alles dieses kann nur dann am deutlichsten und schönsten eingesehen werden, wenn wir, nicht wie bisher leider nur zu oft geschehen, unsere Betrachtungen von oben herab anstellen und den Menschen im Thiere suchen, sondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zusammengesetzten Menschen endlich wieder entdecken.

Es ist hierin schon unglaublich viel gethan; allein es liegt so zerstreut, so manche falsche Bemerkungen und Folgerungen verdüstern die wahren und ächten; täglich kommt zu diesem Chaos wieder neues Wahre und Falsche hinzu, so daß weder

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund.

Pedro.

Wie kommſt du her?
O Himmel! Du, hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb
Mich aus dem Schloſſe, dich zu ſuchen. Niemand
War in dem Hauſe mehr! Der alte Pförtner
Allein verwahrt' es; alle folgten ſchnell
Dem Vater, der nach deinen Räubern jagt.

Pedro.

Ich faſſe mich und meine Freude nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Muß ich euch erblicken!

Pedro.

Daß ich dich habe!

des Menschen Kräfte, noch sein Leben hinreichen, alles zu sondern und zu ordnen, wenn wir nicht den Weg, den uns die Naturhistoriker äußerlich vorgezeichnet, auch bei der Zergliederung verfolgen und es möglich machen das Einzelne in übersehbarer Ordnung zu erkennen, um das Ganze, nach Gesetzen die unserm Geiste gemäß sind, zusammen zu bilden.

Was wir zu thun haben wird uns erleichtert, wenn wir die Hindernisse betrachten, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege gestanden.

Da schon beim Bestimmen äußerer Merkmale organischer Wesen der Naturfreund in einem unendlichen Felde zu thun hat und mit so vielen Schwierigkeiten streitet; da schon die äußere Kenntniß der vollkommneren Thiere, die über den Erdboden verbreitet sind, so viele mühsame Betrachtung erfordert und ein immer zudringendes Neue uns zerstreut und ängstigt: so konnte der Trieb, auf innere Kenntniß der Geschöpfe gleichfalls zu dringen, nicht eher allgemein werden, als bis eine äußerliche Zusammenstellung weit genug gediehen war. Inzwischen häuften sich einzelne Beobachtungen, indem man theils absichtlich untersuchte, theils die Erscheinungen, wie sie sich zufällig aufdrangen, festzuhalten wußte; da dieß aber ohne Zusammenhang, ohne allgemeine Uebersicht geschah, so mußte mancher Irrthum sich einschleichen.

Noch mehr verwirrten sich aber die Beobachtungen, da sie oft einseitig aufgenommen, und die Terminologie ohne Rücksicht auf gleich- oder ähnlich gebaute Geschöpfe festgesetzt wurde. So ist durch die Stallmeister, Jäger und Fleischer eine Discrepanz in Benennung der äußern und innern Theile der Thiere gekommen, die uns noch bis in die besser ordnende Wissenschaft verfolgt.

Wie sehr es an einem Vereinigungspunkte gefehlt, um

welchen man die große Menge Beobachtungen hatte versammeln können, wird zunächst deutlicher werden.

Auch wird der Philosoph gar bald entdecken, daß sich die Beobachter selten zu einem Standpunkte erhoben, aus welchem sie so viele bedeutend bezügliche Gegenstände hätten übersehen können.

Man wendete auch hier, wie in andern Wissenschaften, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Nahm die eine Partei die Gegenstände ganz gemein und hielt sich ohne Nachdenken an den bloßen Augenschein, so eilte die andre sich durch Annahme von Endursachen aus der Verlegenheit zu helfen; und wenn man auf jene Weise niemals zum Begriff eines lebendigen Wesens gelangen konnte, so entfernte man sich auf diesem Wege von eben dem Begriffe, dem man sich zu nahern glaubte.

Eben so viel und auf gleiche Weise hinderte die fromme Vorstellungsart, da man die Erscheinungen der organischen Welt zur Ehre Gottes unmittelbar deuten und anwenden wollte. Ferner verlor man sich, anstatt bei der durch unsere Sinne verburgten Erfahrung zu bleiben, in leere Speculationen, wie z. B. über die Seele der Thiere und was dem ähnlich seyn mag.

Wenn man nun bei der Kürze des Lebens bedenkt, daß die menschliche Anatomie eine unendliche Arbeit erheischt; daß das Gedächtniß kaum hinreicht das Bekannte zu fassen und zu behalten; daß überdieß noch Anstrengung genug gefordert wird, um das in diesem Kreise einzeln Neu-Entdeckte zu kennen, auch wohl persönlich durch glückliche Aufmerksamkeit neue Entdeckungen zu machen: so sieht man deutlich, daß auch schon hierzu einzelne Menschen ihr ganzes Leben widmen müssen.

II.

Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere, besonders der vollkommenen unter einander, ist in die Augen fallend und im Allgemeinen auch stillschweigend von jedermann anerkannt. Daher ließen sich, dem bloßen Augenschein nach, die vierfüßigen Thiere leicht in eine Classe begreifen.

Bei der Aehnlichkeit des Affen und Menschen, bei dem Gebrauch den einige geschickte Thiere von ihren Gliedern aus natürlichem Antrieb machen, oder nach vorgangiger künstlicher Uebung machen lernen, konnte man auf die Aehnlichkeit des vollkommensten Geschöpfes mit unvollkommneren Brüdern gar leicht geführt werden, und es fanden von jeher bei Naturforschern und Zergliederern solche Vergleichungen statt. Die Möglichkeit der Verwandlung des Menschen in Vögel und Gewild, welche sich der dichterischen Einbildungskraft gezeigt hatte, wurde durch geistreiche Naturforscher nach endlicher Betrachtung der einzelnen Theile auch dem Verstande dargestellt. So trat nun Camper lebhaft hervor, die Uebereinstimmung der Gestalt noch weiter hinaus und bis ins Reich der Fische zu verfolgen.

Dieß also hätten wir gewonnen, unanstand behaupten zu dürfen: daß alle vollkommnern organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Saugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach Einem Urbilde geformt seyen, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.

Eingenommen von der aufgefaßten Idee, wagte Camper, auf der schwarzen Lehrtafel, durch Kreidestriche, den Hund in ein Pferd, das Pferd in einen Menschen, die Kuh in einen Vogel zu verwandeln. Er drang darauf, daß man im Hirn des Fisches das Gehirn des Menschen erblicken solle, und erreichte durch diese geistreichen, sprungweise gewagten Vergleichungen die Absicht, den innern Sinn des Beobachters aufzuschließen, der nur allzuoft von Aeußerlichkeiten gefangen gehalten wird. Nun betrachtete man das Glied eines organischen Körpers nicht nur an und für sich, sondern gewöhnte sich in demselben das Bild eines ähnlichen Gliedes einer verwandten organischen Natur, wo nicht zu sehen, doch zu ahnen, und begann der Hoffnung zu leben, daß ältere sowohl als neuere Beobachtungen dieser Art gesammelt, durch neuermunterten Fleiß ergänzt und zu einem Ganzen aufgestellt werden könnten.

Allein wenn man auch im Allgemeinen übereinstimmend nach Einem Zweck zu arbeiten schien, so war doch manche Verwirrung im Einzelnen unvermeidlich: denn so ähnlich im Ganzen die Thiere einander auch seyn mögen, so sind doch gewisse einzelne Theile bei verschiedenen Geschöpfen an Gestalt äußerst verschieden, und es mußte daher begegnen, daß öfters ein Theil für den andern gehalten, an einer unrechten Stelle gesucht, oder geläugnet wurde. Die speciellere Ausführung wird mehrere Beispiele darlegen und die Verwirrung zeigen, die uns in früheren Zeiten umfing und noch umfangt.

An dieser Verwirrung scheint besonders die Methode schuld zu seyn, welcher man sich gewöhnlich bediente, weil Erfahrung und Gewohnheit nichts weiter an die Hand gab. Man verglich z. B. einzelne Thiere unter einander, wobei

für das Ganze wenig oder nichts gewonnen war. Denn gesetzt auch, man hätte den Wolf mit dem Löwen recht gut verglichen, so wären beide deßhalb noch nicht mit dem Elephanten in Parallele gebracht. Und wem fällt nicht auf, daß man, nach dieser Weise, alle Thiere mit jedem, jedes Thier mit allen hätte vergleichen müssen? Eine Arbeit, die unendlich, unmöglich und, würde sie durch ein Wunder geleistet, unübersehbar und fruchtlos wäre.

(Hier sind Beispiele aus Buffon anzuführen, und das Unternehmen Josephi's zu beurtheilen.)

Sollte es denn aber unmöglich seyn, da wir einmal anerkennen daß die schaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommneren organischen Naturen erzeugt und entwickelt, dieses Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen, nach ihm, als nach einer Norm unsere Beschreibungen auszuarbeiten und, indem solche von der Gestalt der verschiedenen Thiere abgezogen wäre, die verschiedensten Gestalten wieder auf sie zurückzuführen?

Hat man aber die Idee von diesem Typus gefaßt, so wird man erst recht einsehen, wie unmöglich es sey eine einzelne Gattung als Kanon aufzustellen. Das Einzelne kann kein Muster vom Ganzen seyn, und so dürfen wir das Muster für alle nicht im Einzelnen suchen. Die Classen, Gattungen, Arten und Individuen verhalten sich wie die Fälle zum Gesetz; sie sind darin enthalten, aber sie enthalten und geben es nicht.

Am wenigsten ist der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, eben dieser Vollkommenheit wegen, als Maaßstab der übrigen unvollkommneren Thiere aufzustellen. Man darf die sämmtlichen Geschöpfe weder nach der Art, noch in der Ordnung, noch in den Rücksichten untersuchen und

beſchreiben, wie man den Menſchen, ſobald man bloß auf ihn Rückſicht nimmt, betrachten und behandeln muß.

Alle Anmerkungen der vergleichenden Anatomie, welche bei Gelegenheit der menſchlichen beigebracht werden, mögen, einzeln genommen, nützlich und dankenswerth ſeyn; im Ganzen aber bleiben ſie unvollſtändig und, genau betrachtet, eher zweckwidrig und verwirrend.

Wie nun aber ein ſolcher Typus aufzufinden, zeigt uns der Begriff deſſelben ſchon ſelbſt an: die Erfahrung muß uns die Theile lehren die allen Thieren gemein und worin dieſe Theile bei verſchiedenen Thieren verſchieden ſind; alsdann tritt die Abſtraction ein ſie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzuſtellen.

Daß wir hierbei nicht bloß hypothetiſch verfahren, ſind wir durch die Natur des Geſchäfts verſichert. Denn indem wir uns nach Geſetzen umſehen, wornach lebendige, aus ſich ſelbſt wirkende, abgeſonderte Weſen gebildet werden, ſo verlieren wir uns nicht ins Weite, ſondern belehren uns im Innern. Daß die Natur, wenn ſie ein ſolches Geſchöpf hervorbringen will, ihre größte Mannichfaltigkeit in die abſoluteſte Einheit zuſammenſchließen müſſe, ergiebt ſich aus dem Begriff eines lebendigen, entſchiedenen, von allen andern abgeſonderten und mit einer gewiſſen Spontaneität wirkenden Weſens. Wir halten uns alſo ſchon der Einheit, Mannichfaltigkeit, Zweck- und Geſetzmäßigkeit unſers Objects verſichert; ſind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber weitumfaſſenden, mit einer geſetzmäßig-freien, lebhaften aber regulirten Vorſtellungsart, unſerm Gegenſtande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; ſind wir im Stande mit dem Complex von Geiſteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft ſehr zweideutige Wirkungen hervorbringt,

dem gewissen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegen zu dringen; könnten mehrere in Einem Sinne auf den ungeheuren Gegenstand loswirken: so müßte denn doch etwas entstehen, dessen wir uns als Menschen zu erfreuen hätten.

Ob wir nun aber schon unsere Bemühung bloß für anatomisch erklären, so müßte sie doch, wenn sie fruchtbar, ja wenn sie in unserm Falle überhaupt auch nur möglich seyn sollte, stets in physiologischer Rücksicht unternommen werden. Man hat also nicht bloß auf das Nebeneinandersеyn der Theile zu sehen, sondern auf ihren lebendigen, wechselseitigen Einfluß, auf ihre Abhängigkeit und Wirkung.

Denn wie die Theile, wenn sie im gesunden und lebendigen Zustand sich alle in einer wechselseitigen unaufhörlichen Wirkung umfassen und die Erhaltung der schon gebildeten Theile nur durch gebildete Theile möglich ist, so muß die Bildung selbst, wie in ihrer Grundbestimmung, so auch in ihren Abweichungen, durch einen wechselseitigen Einfluß hervorgebracht und determinirt werden, worüber uns aber nur eine sorgfaltige Ausführung Aufschluß und Deutlichkeit geben kann.

Bei unserer Vorarbeit zur Construction des Typus werden wir vor allen Dingen die verschiedenen Vergleichungsarten, deren man sich bedient, kennen lernen, prüfen und anwenden, so wie wir auch die angestellten Vergleichungen selbst, jedoch mit großer Vorsicht, wegen der darin oft vorkommenden Irrthümer, mehr nach aufgebautem Typus als zu Aufbauung desselben benutzen können.

Der Vergleichungsarten aber, deren man sich mit mehr und minderm Glucke bedient, finden sich folgende:

Vergleichung der Thiere unter einander und zwar entweder einzeln oder theilweis.

(Anführung verschiedener Schriftsteller und Beurtheilung derselben. Buffon, Daubenton, Duverney, Unzer, Camper, Sömmering, Blumenbach, Schneider.)

Eben so wurden auch Thiere zum Menschen, zwar nie im Ganzen und absichtlich, doch theilweise und zufällig verglichen.

(Hierbei abermals Autoren und Bemerkungen.)

Ferner ist man in Vergleichung der Menschenracen unter einander fleißig und aufmerksam gewesen, und man hat dadurch über die Naturgeschichte des Menschen ein heiteres Licht verbreitet.

Die Vergleichung der beiden Geschlechter mit einander ist, zu tieferer Einsicht in das Geheimniß der Fortpflanzung, als des wichtigsten Ereignisses, der Physiologie unentbehrlich. Beider Objecte natürlicher Parallelismus erleichtert sehr das Geschäft, bei welchem unser höchster Begriff: die Natur könne identische Organe dergestalt modificiren und verändern, daß dieselben nicht nur in Gestalt und Bestimmung völlig andere zu seyn scheinen, sondern sogar, in gewissem Sinne, einen Gegensatz darstellen, bis zur sinnlichen Anschauung heranzuführen ist. Ferner hat man bei Beschreibung des menschlichen Körpers schon früher darin eine große Erleichterung gefunden, wenn man Hauptheile desselben untereinander, z. B. obere und untere Extremitaten verglich.

Kleinere Theile, z. B. Wirbel-Knochen, lassen sich gleichfalls mit großem Vortheile der Wissenschaft gegeneinander halten, weil die Verwandtschaft der verschiedensten Gestalten sich dabei dem Beobachter auf das lebhafteste aufdringt.

Alle diese Vergleichungsarten werden uns bei unserer Arbeit leiten und sie mögen nach aufgestelltem Typus immer noch fort zu brauchen seyn; nur wird der Beobachter alsdann

den Vortheil haben, daß er seine Forschungen mehr in Bezug auf ein Ganzes anstellen kann.

III.

Ueber die Gesetze der Organisation überhaupt, insofern wir sie bei Construction des Typus vor Augen haben sollen.

Um uns den Begriff organischer Wesen zu erleichtern, werfen wir einen Blick auf die Mineralkörper. Diese, in ihren mannichfaltigen Grundtheilen so fest und unerschütterlich, scheinen in ihren Verbindungen, die zwar auch nach Gesetzen geschehen, weder Granze noch Ordnung zu halten. Die Bestandtheile trennen sich leicht, um wieder neue Verbindungen einzugehen; diese können abermals aufgehoben werden und der Körper, der erst zerstört schien, liegt wieder in seiner Vollkommenheit vor uns. So vereinen und trennen sich die einfachen Stoffe, zwar nicht nach Willkür, aber doch mit großer Mannichfaltigkeit, und die Theile der Körper, welche wir unorganisch nennen, sind, ungeachtet ihrer Anneigung zu sich selbst, doch immer wie in einer suspendirten Gleichgültigkeit, indem die nächste, nähere, oder stärkere Verwandtschaft sie aus dem vorigen Zusammenhange reißt und einen neuen Körper darstellt, dessen Grundtheile, zwar unveränderlich, doch wieder auf eine neue, oder, unter andern Umständen, auf eine Rückzusammensetzung zu warten scheinen.

Zwar bemerkt man, daß die mineralischen Körper, insofern sie ähnliche oder verschiedene Grundtheile enthalten, auch in sehr abwechselnden Gestalten erscheinen; aber eben diese Möglichkeit, daß der Grundtheil einer neuen Verbindung

unmittelbar auf die Gestalt wirke und sie sogleich bestimme, zeigt das Unvollkommene dieser Verbindung, die auch eben so leicht wieder aufgelöst werden kann.

So sehen wir gewisse Mineralkörper bloß durch das Eindringen fremder Stoffe entstehen und vergehen; schöne durchsichtige Krystalle zerfallen zu Pulver, wenn ihr Krystallisationswasser verraucht und (ein entfernter liegendes Beispiel sey erlaubt) die zu Borsten und Haaren durch den Magnet vereinigten Eisenspäne zerfallen wieder in ihren einzelnen Zustand, sobald der mächtig verbindende Einfluß entzogen wird.

Das Hauptkennzeichen der Mineralkörper, auf das wir hier gegenwartig Rücksicht zu nehmen haben, ist die Gleichgültigkeit ihrer Theile in Absicht auf ihr Zusammensevn, ihre Co- oder Subordination. Sie haben nach ihrer Grundbestimmung gewisse stärkere oder schwächere Verhältnisse, die, wenn sie sich zeigen, wie eine Art von Neigung aussehen, deßwegen die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei solchen Verwandtschaften zuschreiben, und doch sind es oft nur äußere Determinationen, die sie da oder dort hin stoßen oder reißen, wodurch die Mineralkörper hervorgebracht werden, ob wir ihnen gleich den zarten Antheil, der ihnen an dem allgemeinen Lebenshauche der Natur gebührt, keineswegs absprechen wollen.

Wie sehr unterscheiden sich dagegen organische Wesen, auch nur unvollkommene! Sie verarbeiten zu verschiedenen bestimmten Organen die in sich aufgenommene Nahrung und zwar, das Uebrige absondernd, nur einen Theil derselben. Diesem gewahren sie etwas Vorzügliches und Eigenes, indem sie manches mit manchem auf das innigste vereinen und so den Gliedern, zu denen sie sich hervorbilden, eine das mannichfaltigste Leben bezeugende Form verleihen, die wenn sie

Claudine.

Daß ich zeigen kann,
Wie ich dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch ein Glück!

Claudine.

O geht und ſucht! Lucinde kam mit mir;
Ich habe ſie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier,
Auf dieſen Pfaden. Muthig legte ſie
Ein Wämmschen an; es ziert ein Federhut,
Es ſchützt ein Degen ſie. O geht und ſucht.

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.

Carlos ab.

zerstört ist aus den Ueberresten nicht wieder hergestellt werden kann.

Vergleichen wir nun diese unvollkommenen Organisationen mit den vollkommneren, so finden wir, daß jene, wenn sie auch die elementaren Einflüsse mit einer gewissen Gewalt und Eigenheit verarbeiten, doch die daraus entstandenen organischen Theile nicht zu der hohen Determination und Festigkeit erheben können, als es von den vollkommenern Thiernaturen geschieht. So wissen wir, um nicht tiefer herabzusteigen, daß z. B. die Pflanzen, indem sie sich in einer gewissen Folge ausbilden, ein und dasselbe Organ unter höchst verschiedenen Gestalten darstellen.

Die genaue Kenntniß der Gesetze, wornach diese Metamorphose geschieht, wird die botanische Wissenschaft, sowohl insofern sie nur beschreibt, als insofern sie in die innere Natur der Pflanzen einzudringen gedenkt, gewiß weiter bringen.

Hier ist davon nur so viel zu bemerken: die uns in die Sinne fallenden organischen Theile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfaden und Stempel, die verschiedensten Hüllen und was sonst an ihr bemerkt werden mag, sind alles identische Organe, die, durch eine Succession von vegetativen Operationen, nach und nach so sehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinangetrieben werden.

Einerlei Organ kann als zusammengesetztestes Blatt ausgebildet und als Stipula in die größte Einfalt zurückgezogen werden. Eben dasselbe Organ kann sich nach verschiedenen Umständen zu einer Tragknospe, oder zu einem unfruchtbaren Zweige entwickeln. Der Kelch, indem er sich übereilt, kann zur Krone werden, und die Krone kann sich rückwärts dem Kelche nähern. Dadurch werden die mannichfaltigsten Bildungen der Pflanzen möglich, und derjenige der bei seinen

Beobachtungen diese Gesetze immer vor Augen hat, wird da von große Erleichterung und Vortheil ziehen.

Daß man bei der Geschichte der Insecten auf die Metamorphose derselben genau Rücksicht zu nehmen habe, und daß man ohne diesen Begriff die Oekonomie der Natur in diesem Reiche keineswegs übersehen könne, war auffallender und ist früher beherzigt worden. Die Verwandlung der Insecten an und für sich genau zu betrachten und mit der Pflanzen-Verwandlung zu vergleichen, wird ein sehr angenehmes Geschäft seyn, gegenwärtig davon nur so viel als zu unserm Zwecke dient.

Die Pflanze erscheint fast nur einen Augenblick als Individuum und zwar da, wenn sie sich als Samenkorn von der Mutterpflanze loslöst. In dem Verfolg des Keimens erscheint sie schon als ein Vielfaches, an welchem nicht allein ein identischer Theil aus identischen Theilen entspringt, sondern auch diese Theile durch Succession verschieden ausgebildet werden, so daß ein mannichfaltiges, scheinbar verbundenes Ganzes zuletzt vor unsern Augen dasteht.

Allein daß dieses scheinbare Ganze aus sehr unabhängigen Theilen bestehe, giebt theils der Augenschein, theils die Erfahrung: denn Pflanzen, in viele Theile getrennt und zerrissen, werden wieder als eben so viele scheinbare Ganze aus der Erde hervorsprossen.

An dem Insect hingegen zeigt sich uns ein anderer Fall. Das von der Mutter losgetrennte abgeschlossene Ei manifestirt sich schon als Individuum; der herauskriechende Wurm ist gleichfalls eine isolirte Einheit; seine Theile sind nicht allein verknüpft, nach einer gewissen Reihe bestimmt und geordnet, sondern sie sind auch einander subordinirt; sie werden, wo nicht von einem Willen geleitet, doch von einer Begierde angeregt. Hier ist ein ausgesprochenes Oben und Unten, ein

entschiedenes Vorn und Hinten, die sämmtlichen Organe sind nach einer gewissen Reihe entwickelt, so daß keins an die Stelle des andern treten kann.

Indessen ist die Raupe ein unvollkommenes Geschöpf; ungeschickt zur nothwendigsten aller Functionen, zur Fortpflanzung, wohin sie auf dem Wege der Verwandlung nur gelangen kann.

Bei der Pflanze bemerken wir Successionen der Zustände mit Zusammensein verknüpft. Die Stengel bestehen von der Wurzel auf, indem sich die Blume schon entwickelt; das Zeugungs-Geschäft geht vor sich und die früheren, vorbereitenden Organe zeigen sich noch kräftig und lebendig; nur alsdann erst, wenn der befruchtete Same seiner Reife sich nähert, welkt das Ganze zusammen.

Bei dem Insect ist es ganz anders. Eine jede Haut die es abwirft läßt es alsbald hinter sich, und aus der letzten Raupenhülle schlüpft ein entschieden abgesondertes Geschöpf; jeder folgende Zustand ist von dem vorhergehenden getrennt; kein Rückschritt möglich. Der Schmetterling kann sich nur aus der Raupe, die Blume hingegen aus und an der Pflanze entwickeln.

Betrachten wir nun die Gestalt der Raupe gegen die Gestalt des Schmetterlings, so finden wir folgenden Hauptunterschied zwischen beiden: Die Raupe besteht, wie ein anderer gegliederter Wurm, aus Theilen die einander ziemlich ähnlich sind, wenn sich auch Kopf und Hintertheil einigermaßen auszeichnen. Die vorderen Füße sind wenig von den hinteren Warzchen verschieden, und die Körper in ziemlich gleiche Ringe getheilt.

Durch das fortschreitende Wachsthum wird eine Haut nach der andern zersprengt und abgelegt. Die folgende scheint sich erst wieder zu erzeugen, um, wenn sie, zu weit ausgedehnt,

keine Elasticität mehr hat, abermals zu zerspringen und abzufallen. Die Raupe wird immer größer, ohne ihre Gestalt eigentlich zu verändern. Nun kömmt ihr Wachsthum endlich auf den Punkt, auf dem es nicht weiter kann, und so geht eine sonderbare Veränderung vor in dem Geschöpf. Es sucht sich eines gewissen Gespinnstes zu entledigen, das zu den Systemen seines Körpers gehörte, wobei das Ganze, wie es scheint, zugleich von allem Ueberflüssigen des der Verwandlung in edlere Organe Entgegenstehenden gereinigt wird.

Nach Maaßgabe dieser Ausleerung nimmt der Körper an Länge ab, an Breite jedoch nicht verhältnißmäßig zu, und indem er in diesem Zustande seine Haut abwirft, befindet sich darunter, nicht wie sonst ein dem ehemaligen Thiere ähnliches, sondern ein ganz verschiedenes Geschöpf.

Bei einer weitern Ausführung der Metamorphose der Insecten müssen nun auch die unterschiedenen Charaktere bei der Zustände umständlicher angezeigt werden. Hier wenden wir uns, unserer Absicht gemäß, sogleich zu den Schmetterlingen, und finden einen sehr wichtigen Unterschied gegen die Raupe. Der Körper besteht nicht mehr aus ähnlichen Theilen; die verschiedenen Ringe haben sich in Systeme zusammengeordnet, theils sind sie völlig verschwunden, theils noch kenntlich. Wir sehen drei entschiedene Abtheilungen, das Haupt mit seinen Hülfsorganen, die Brust mit den ihrigen und den Leib, an welchem ebenfalls die Organe seiner Bestimmung sich ausgebildet haben. Ob wir nun gleich dem Wurme seine Individualität nicht absprechen konnten, so erschien er uns deßwegen doch so unvollkommen, weil seine Theile gegen einander in einem gleichgültigen Verhältniße standen, einer ungefähr an Werth und Würde so viel als der andere besaß und vermochte, woraus denn nichts als höchstens

Nahrung und Wachsthum und gemeine Absonderung entsprang; dagegen jene Absonderungen der Gefäße und Säfte, wodurch ein neues Individuum erst hervorspringen kann, in diesem Zustande nicht möglich war. Nur erst dann, wenn durch eine langsame heimliche Wirkung die verwandlungsfähigen Organe zu ihrer höchsten Vollkommenheit gediehen, wenn bei der gehörigen Temperatur die nöthige Ausleerung und Austrocknung vor sich gegangen, dann sind die Glieder geeignet sich zu entscheiden, aus ihrem früheren Verhältniß tretend, sich von einander aufs möglichste abzusondern, ungeachtet ihrer innerlichen Verwandtschaft bestimmte entgegengesetzte Charaktere anzunehmen, und indem sie sich in Systeme zusammendrängen die mannichfaltigen energischen Operationen des Lebens möglich zu machen.

So ein unvollkommenes und vergängliches Geschöpf ein Schmetterling in seiner Art, verglichen mit den Säugethieren, auch seyn mag, so zeigt er uns doch durch seine Verwandlung, die er vor unsern Augen vornimmt, den Vorzug eines vollkommneren Thiers vor einem unvollkommneren; die Entschiedenheit ist es seiner Theile, die Sicherheit, daß keiner für den andern gesetzt, noch genommen werden kann, jeder vielmehr zu seiner Function bestimmt und bei derselben auf immer festgehalten bleibt.

Nun wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Erfahrungen thun, die uns belehren, daß manche Thiere ganze verlorne Gliedmaßen wieder ersetzen können. Dieser Fall kann jedoch nur bei Geschöpfen, deren Glieder gleichgültig sind, wo eins in die Wirkung und Würde des andern nachrücken kann, eintreten, oder bei solchen, deren Natur, wie der Amphibien, durch das Element in welchem sie leben, weicher, schwebender, nachgiebiger erhalten wird.

Daher entspringt aus der völligen Entschiedenheit der Glieder die Würde der vollkommensten Thiere und besonders des Menschen. Hier hat, in der regelmäßigsten Organisation, alles bestimmte Form, Stelle, Zahl, und was auch die mannichfaltige Thatigkeit des Lebens für Abweichungen hervorbringen mag, wird das Ganze sich immer wieder in sein Gleichgewicht stellen.

Hätten wir aber nöthig gehabt uns durch die Betrachtung der Pflanzen- und Insecten-Metamorphose heraus zu winden, wenn wir nicht hoffen könnten, dadurch auch über die Gestalt der vollkommnern Thiere einigen Aufschluß zu erhalten?

Wir haben dort gesehen, daß aller Betrachtung über Pflanzen und Insecten der Begriff einer successiven Verwandlung identischer Theile, neben oder nach einander, zum Grunde liegen müsse, und nun wird es uns beim Untersuchen des Thierkörpers zum größten Vortheil gereichen, wenn wir uns den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an schon bestimmten Metamorphose aneignen können.

So ist z. B. in die Augen fallend, daß sämmtliche Wirbelknochen eines Thieres einerlei Organe sind, und doch würde, wer den ersten Halsknochen mit einem Schwanzknochen unmittelbar vergliche, nicht eine Spur von Gestalts-Aehnlichkeit finden.

Da wir nun hier identische und doch so sehr verschiedene Theile vor Augen sehen und uns ihre Verwandtschaft nicht läugnen können, so haben wir, indem wir ihren organischen Zusammenhang betrachten, ihre Berührung untersuchen und nach wechselseitiger Einwirkung forschen, sehr schöne Aufschlüsse zu erwarten.

Denn eben dadurch wird die Harmonie des organischen

Ganzen möglich, daß es aus identischen Theilen besteht, die sich in sehr zarten Abweichungen modificiren. In ihrem Innersten verwandt, scheinen sie sich in Gestalt, Bestimmung und Wirkung aufs Weiteste zu entfernen, ja sich einander entgegen zu setzen, und so wird es der Natur möglich die verschiedensten und doch nahe verwandten Systeme, durch Modification ähnlicher Organe, zu erschaffen und in einander zu verschlingen.

Die Metamorphose jedoch wirkt bei vollkommneren Thieren auf zweierlei Art: erstlich daß, wie wir oben bei den Wirbelknochen gesehen, identische Theile, nach einem gewissen Schema, durch die bildende Kraft auf die beständigste Weise verschieden umgeformt werden, wodurch der Typus im Allgemeinen möglich wird; zweitens daß die in dem Typus benannten einzelnen Theile durch alle Thiergeschlechter und Arten immerfort verändert werden, ohne daß sie doch jemals ihren Charakter verlieren können.

Zum Beispiel des ersten wiederholen wir das von den Wirbelknochen hergenommene, deren jeder von den Halsknochen bis zu den Schwanzknochen seinen eigenen Charakter hat. Zum Beispiel des andern führen wir an, daß den ersten und zweiten Halsknochen jedermann durch alle Thiere unerachtet der außerordentlichen Abweichung erkennen werde, so wie der aufmerksame und fleißige Beobachter sich auch auf eben diese Weise durch alle Wechselgestalten durchzufinden hat.

Wir wiederholen also, daß die Beschränktheit, Bestimmtheit und Allgemeinheit der durch die Fortpflanzung schon entschiedenen simultanen Metamorphose den Typus möglich macht, daß aber aus der Versatilität dieses Typus, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem Hauptcharakter der Theile herauszugehen, sich mit großer Freiheit bewegen kann, die vielen

Geschlechter und Arten der vollkommneren Thiere die wir kennen, durchgangig abzuleiten sind.

Die Faulthiere und die Dickhäutigen

abgebildet, beschrieben und verglichen

von

Dr. E. d'Alton.

Das erste Heft von sieben, das zweite von zwölf Kupfertafeln begleitet. Bonn 1821.

Indem wir diese treffliche Arbeit vor uns sehen, gedenken wir mit besonderm Vergnügen jener Zeit, da der Verfasser noch zu den unsrigen gehörte und eine bedeutende Gesellschaft durch geist- und kenntnißvolle Gespräche zu unterhalten, nicht weniger durch wissenschaftliche und artistische Mittheilungen zu fördern wußte. Dadurch blieb denn auch sein nachfolgendes Leben und Bemühen mit dem unsern verschlungen und vereiniget, so daß er uns auf seiner fortschreitenden Bahn niemals aus den Augen gekommen.

Sein bedeutendes Werk uber die Anatomie der Pferde ward schon damals bearbeitet; und wie einem denkenden Manne bei dem Besondern das Allgemeine sich immer aufdringt, die Idee Gedanken erzeugt und der Gedanke die Ausführung erleichtert, so sind wir ihm zeither wichtige, das Ganze möglichst fördernde Arbeiten schuldig geworden.

So ist in der Entwickelungsgeschichte des Hühnchens aus dem Ei, woran er so treulichen Theil genommen, nicht etwa ein einzeln aufgegriffener Gedanke, eine abgesonderte Bemerkung vorgelegt; das Dargestellte fließt vielmehr aus der Idee

und giebt uns Erfahrungsbelege zu dem was wir mit dem höchsten Begriff kaum zu erfassen getrauen. Gleichermaßen sind die gegenwärtigen beiden osteologischen Hefte ganz in dem Sinne der tiefsten Betrachtung, die sich durch proteische Wandelbarkeit der Formen, worin sich Gottheit Camarupa ewig gefallt, nicht einen Moment irre machen laßt, sondern immer fortfahrt, die mannichfaltigsten Erscheinungen zu deuten, ja sogar zu fordern.

Was die Einleitungen betrifft, sind wir mit dem Verfasser vollkommen einstimmig und ihm zugleich höchlich verpflichtet, daß er uns nicht allein in langgehegten und längst anerkannten Grundsatzen bestärkt, sondern auch zugleich Wege führt die wir selbst zu betreten nicht unternehmen konnten, auf Pfade hindeutet, worauf noch das Allerbeste zu hoffen ist.

Eben so haben wir Ursache mit der Darstellung und Ableitung des Einzelnen übereinzustimmen, und ergreifen nun die Gelegenheit einige Bemerkungen die bei uns vorzüglich aufgeregt worden, kurzlich beizubringen.

Wir theilen mit dem Verfasser die Ueberzeugung von einem allgemeinen Typus, so wie von den Vortheilen einer sinnigen Nebeneinanderstellung der Bildungen; wir glauben auch an die ewige Mobilitat aller Formen in der Erscheinung.

Hier kommt jedoch zur Sprache, daß gewisse Gestalten, wenn sie einmal generisirt, specificirt, individualisirt sind, sich hartnackig lange Zeit durch viele Generationen erhalten und sich auch selbst bei den größten Abweichungen immer im Hauptsinne gleich bleiben.

Wir machen diese Betrachtung um zu dem Bradypus zu kommen, von welchem Geschlecht er uns drei Arten vorführt, die in Absicht auf Proportion der Glieder keine Aehnlichkeit und also müßte man sagen keine Aehnlichkeit der

Gestalt im Ganzen haben; aber sie haben dennoch eine Aehnlichkeit der Theile, dem Sinne nach, und wir möchten hier die Worte Troxler's wiederholen: „Das Skeleton ist überhaupt das wichtigste und gültigste physiognomische Zeichen, welch ein schaffender Geist und welch eine geschaffene Welt sich im irdischen Leben durchdrangen."

Wie wollte man nun aber den Geist benennen der sich im Geschlechte Bradypus offenbart? Wir möchten ihn einen Ungeist schelten, wenn man ein solches lebenslasterliches Wort brauchen dürfte; auf alle Weise jedoch ist es ein Geist der sich in seiner Haupterscheinung nicht manifestiren kann, in mehr oder weniger reinem Bezug nämlich gegen die Außenwelt.

Man erlaube uns einigen poetischen Ausdruck, da überhaupt Prose wohl nicht hinreichen möchte. Ein ungeheurer Geist, wie er im Ocean sich wohl als Wallfisch darthun konnte, stürzt sich in ein sumpfig-kiesiges Ufer einer heißen Zone; er verliert die Vortheile des Fisches, ihm fehlt ein tragendes Element, das dem schwersten Körper leichte Beweglichkeit, durch die mindesten Organe verleiht. Ungeheuere Hülfsglieder bilden sich heran, einen ungeheuern Körper zu tragen. Das seltsame Wesen fühlt sich halb der Erde halb dem Wasser angehörig und vermißt alle Bequemlichkeit die beide ihren entschiedenen Bewohnern zugestehen. Und es ist sonderbar genug, daß diese Sclaverei, „das innere Unvermögen sich den äußern Verhältnissen gleich zu stellen," auch auf seine Abkömmlinge übergeht, die, obgleich im entgegengesetzten Sinne, ihre Herkunft nicht verläugnen. Man lege die Abbildungen des Riesenfaulthiers und des Ai neben einander, so wird man, überzeugt von der wechselseitigen Verwandtschaft, etwa folgendes aussprechen:

Jener ungeheure Koloß, der Sumpf und Kies nicht

Bascu für ſich.

Ich gebe nach, und fällt ſie mir zuerſt
In meine ſtarke Hände; ſoll ſie nicht
So leicht entſchlüpfen. Eine muß ich haben;
Es gehe wie es wolle Nur geſchwind! ab.

Claudine.

Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unſer Haus mit Schrecken
Und Sorgen dieſe Nacht gefüllt. Wer iſt's?

Pedro.

Was dir unglaublich ſcheinen wird; mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer ſich auf's andre.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünſchter Tag.

Claudine.

Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Iſt nicht gefährlich?

beherrschen, sich darin nicht zum Herrn machen konnte, überliefert, durch welche Filiationen auch, seiner Nachkommenschaft, die sich auf's trockene Land begiebt, eine gleiche Unfähigkeit, ja sie zeigt sich erst recht deutlich, da das Geschöpf in ein reines Element gelangt, das einem inneren Gesetz sich zu entwickeln nicht entgegen steht. Aber wenn je ein geistloses schwaches Leben sich manifestirt hat, so geschah es hier; die Glieder sind gegeben, aber sie bilden sich nicht verhältnißmäßig, sie schießen in die Länge, die Extremitäten, als wenn sie, ungeduldig über den vorigen stumpfen Zwang, sich nun in Freiheit erholen wollten, dehnen sich gränzenlos aus und ihr Abschluß in den Nägeln sogar scheint keine Gränze zu haben. Die Halswirbel vermehren sich und indem sie sich auseinander selbst erzeugen, deuten sie auf den völligen Mangel von innerem Halt; wie denn auch der Kopf sich klein und hirnlos erweis't. Daher man denn wohl sagen dürfte, daß in Bezug auf den eigentlichen inneren höheren Typus das Riesenfaulthier weit weniger ein Ungeheuer sey als der Ai. Merkwürdig dagegen ist, wie im Unau der animalische Geist sich schon mehr zusammengenommen, sich der Erde näher gewidmet, sich nach ihr bequemt und an das bewegliche Affengeschlecht herangebildet habe; wie man denn unter den Affen gar wohl einige findet, welche nach ihm hinweisen mögen.

Läßt man vorstehendes ins Allgemeine Deutende einigermaßen gelten, so möge hier auch noch eine besondere Betrachtung Platz finden. Schon auf dem Umschlag unsres zweiten Heftes zur Morphologie findet sich folgendes bemerkt:

In der Tabelle, Seite 128 unter Vertebrae dorsi, ist einer Mitte gedacht, worüber einige Auskunft zu geben ware. Es war nämlich an dem Rückgrat entschieden-gestalteter Mammalien zu bemerken, daß die processus spinosi von

vornen nach hinten zu sich rückwarts beugten, sodann aber von hinten nach vornen zu eben diese processus vorwarts, und also jenen entgegen gebogen waren. Wo nun beide zusammentrafen, nahm man die Mitte an und zahlte von da die Rückenwirbel vorwarts und die Lendenwirbel hinterwarts. Man ist jedoch über die Bedeutung dieser Mitte in der Folge nicht ganz zur Klarheit gekommen.

Indessen erneuerte ich diese Betrachtung als die bedeutende Anzahl Skelete neben einander vor mir lagen und übergebe folgendes weiterem Bedenken.

Die Dornfortsatze des Riesenfaulthiers verdienen diesen Namen nicht, denn sie sind sammtlich platt gedrückt und zugleich alle von vorn nach hinten gerichtet; hier ist also von einer Mitte des Rückgrats gar nicht die Rede.

Dieselben Fortsatze beim Rhinoceros sind schlanker, beugen sich aber auch sammtlich von vornen nach hinten.

Beim Ohio-Elephanten ist merkwürdig daß die vordern Fortsatze unverhaltnißmaßig groß erscheinen, nach hinten zu alle kleiner werden, doch auch sammtlich rückwarts gebeugt sind, welche Richtung selbst die drei letzteren behalten, ob sie gleich einigermaßen verbreitet und verflacht erscheinen.

Der afrikanische Elephant erweis't sich ahnlichermaßen, doch in mehrerer Proportion; die vier letzten Fortsatze verflachen sich.

Beim Nilpferd ist schon mehr Unterschied zu bemerken; die vorderen Fortsatze theils lang und stabartig, theils kurz und verflacht, deuten alle hinterwarts; sechse aber von hinten an gezahlt, starker verflacht, deuten vorwarts.

Der Tapir hat wie überhaupt also auch in einzelnen Theilen schöne Proportionen, die vordern langern Dornfortsatze deuten, indem sie sich verkleinern und verflachen nach

hinten, von hinten aber gezählt finden sich acht bis neun sehr stark verflachte Fortsätze welche, wo nicht vorwärts, doch aufwärts deuten.

Beim Schweine biegen sich die längeren vorderen Fortsätze aufwärts und hinterwärts, von hinten hervor aber zählt man schon neune, welche sich verflachen und vorwärts deuten.

Mit diesem Verflachen und Vorwärtssteigen der hintern Dornfortsätze scheint die Verminderung der falschen Rippen vor sich zu gehen, wie es besonders bei Vergleichung des Ohio-Elephanten und des Schweins augenfällig ist; vielleicht daß beim näheren Beschauen sich noch mehr bedeutende Verhältnisse und Bezüge hervorthun.

Ich habe übrigens das Bemerkte nur flüchtig ausgesprochen, weil ja die trefflichen charakteristischen Tafeln vor Augen liegen und überhaupt auch an andern Gliedern solche Vergleichungen nunmehr leicht anzustellen sind.

Ueber die künstlerischen, aus den Tafeln hervorleuchtenden Verdienste, sprechen sich die Weimarischen Kunstfreunde folgendermaßen aus.

Das Riesenfaulthier, VII. Kupfertafeln, zu drei Arten.

So hinsichtlich auf Gestalt der Knochen, wie auf die Ausführung derselben zeugt alles von ungemeinem Fleiß, äußerster Sorgfalt, von ernstem Bemühen nach Deutlichkeit. Wir haben nicht leicht Abbildungen von Knochen gesehen, wo der Charakter derselben so gelungen dargestellt, so außerordentlich viel Aufmerksamkeit auf das Detail der Gestalt derselben verwendet gewesen wäre.

Höhen und Vertiefungen, Kanten und Rundungen sind überall mit großer Kunstfertigkeit und meisterhaftem Fleiß treulich dargestellt, die Behandlung im Ganzen überaus zart.

Vornehmlich verdienen die Tafeln Nro. III. IV. V. einzelne Knochenstücke des Riesenfaulthiers enthaltend, dieses Lob.

Die dickhautigen Thiere, neuestes Heft XII. Tafeln zu sechs Arten.

Man kann von diesem alles Gute wiederholen was von dem vorigen gesagt worden; ja zum Theil ist die Ausführung noch besser gelungen; eben so zart und reinlich und dabei von höchster Deutlichkeit. Tafel VII. besonders ist so kraftig und klar als man es nur wünschen kann; so auch einzelne Knochenstücke aus Tafel IV. und IX.

Ferner muß der Gedanke, hinter den Skeletten der Pachydermen ein Schattenbild des lebenden Thiers auftreten zu lassen, als höchst geistreich gerühmt werden. Hierdurch wird erst augenfallig, warum diese Geschöpfe dickhautig genannt sind, indem Haut und Fett, selbst im reinen Naturstand, die innere Bildung verhüllen und verstecken. Zugleich aber wird anschaulich, daß innerhalb dieser plump scheinenden Masse doch ein durchaus gegliedertes, bewegliches, manchmal zierliches Knochengestelle sich verberge und dadurch bei einigen eine gewandte, kluge, anmuthige Bewegung möglich werde.

Und so erinnert uns denn auch der letzte Blick auf diese Tafeln, durch einige Beischriften, an die bedeutenden Reisen, welche der gelehrte Künstler unternommen um eine Arbeit zu liefern, die im Einzelnen so vielen Werth mit sich bringt und aufs Ganze so großen Einfluß verspricht.

Womit wir uns denn dem alten Freunde aus der Ferne, als ware er gegenwärtig, empfehlen und ihm bestens danken, daß er sowohl durch Text als Gebild unsere Wünsche und Hoffnungen übertroffen. Wir werden diese wichtige Arbeit bei unsern Studien immer vor Augen haben und sie zugleich als Fundament und Aufbau schätzen und ehren. Möge uns

gegönnt seyn öfters wieder darauf zurückzukommen, zum Zeugniß wie sehr wir in unserem Maaße dadurch gefördert worden.

Eben als wir hiermit zu schließen gedachten, kommt uns das herrliche Werk unsers Verfassers über Pferde-Anatomie und Gestaltung abermals vor Augen, und indem wir uns daran aufs neue vergnügen, glauben wir zu bemerken, wie durch das sanfte Zurückbiegen der vorderen stabartigen Dornfortsatze und das ihnen entgegen gerichtete Bestreben der niedrigen flachen Fortsatze eigentlich der schöne natürliche Sattel und mit ihm das Pferd zu seiner vollkommenen Gestalt und höchsten Brauchbarkeit gebildet werde.

Fossiler Stier.

Herr Dr. Jäger theilt in den würtembergischen Jahrbüchern, für 1820. S. 147 Nachrichten mit über fossile Knochen welche in den Jahren 1819 und 1820 zu Stuttgart gefunden worden.

Bei Kellerausgrabung entdeckte man das Stück eines Stoßzahns vom Mammut, es lag unter einer neun Fuß hohen Schicht von rothem Lehm und einer etwa zwei Fuß hohen Gartenerde, welches auf eine Vorzeit hinweis't, da der Neckar noch hoch genug stand, um dergleichen Reste nicht nur fluthend niederzulegen, sondern sie auch noch in solchem Grade zu überdecken. An einer andern Stelle in gleicher Tiefe fand sich abermals ein großer Backzahn vom Mammut, nicht weniger Backzähne vom Nashorn. Nun zeigten sich aber auch, neben gedachten Fossilien, Bruchstücke von einer großen

Ochsenart, die man also wohl als jenen gleichzeitig ansprechen durfte. Sie wurden von Herrn Dr. Jaeger gemessen und mit Skeletten jetztzeitiger Thiere verglichen: da fand er nun, um nur eins anzuführen, daß der Hals eines fossilen Schulterblattes hundert und zwei Pariser Linien maß, eines Schweizer Stiers dagegen nur neun und achtzig.

Hierauf giebt uns derselbe Nachricht von früher gefundenen und in Cabinetten aufbewahrten Stierknochen, aus deren Vergleichung unter sich und mit Skeletten von noch lebenden Geschöpfen dieser Art er sich zu folgern getraut, daß der Alt-Stier eine Höhe von sechs bis sieben Fuß wohl erreicht habe, und also bedeutend größer gewesen sey als die noch vorhandenen Arten. Welche nun aber von diesen sich der Gestalt nach jenem am meisten annähern, wird man bei dem Berichtenden gern selbst nachsehen. Auf allen Fall läßt sich der alte Stier als eine weit verbreitete untergegangene Stamm-Race betrachten, wovon der gemeine und indische Stier als Abkömmlinge gelten dürften.

Als wir nun diese Mittheilungen überdacht, kamen uns drei ungeheure Hornkerne zu Statten, welche schon vor mehreren Jahren, im Kies der Ilm, bei Mellingen gefunden worden. Sie sind auf dem Jenaischen osteologischen Museum zu sehen. Der größte mißt der Länge nach 2 Fuß 6 Zoll, und dessen Umkreis, da wo er auf dem Schadelstücke aufsitzt, 1 Fuß 3 Zoll Leipziger Maaß.

Nun aber kam uns unter diesen Betrachtungen Nachricht, daß im Mai 1820 auf der Torfgraberei zu Frose im Halberstadtischen, etwa 10 bis 12 Fuß tief, ein solches Skelett gefunden, davon aber nur der Kopf aufbewahrt worden.

Hievon giebt uns Herr Dr. Körte (in Ballenstedt's Archiv für die Urwelt B. 3. H. 2) eine sehr charakteristische

Zeichnung, verglichen mit dem Skelettkopfe eines voigtländischen Stieres, welchen derselbe sich, mit eigner besonderer Mühe und Sorgfalt, zu bereiten wußte. Wir lassen diesen denkenden Beobachter selbst sprechen.

„Wie zwei Urkunden liegen sie nun beide vor mir; der des Urstiers als Zeugniß dessen, was die Natur von Ewigkeit her gewollt; der des Ochsen als Zeugniß dessen, wie weit sie es bisher mit dieser Formation gebracht. — Ich betrachte die gewaltigen Massen des Urstiers, seine kolossalen Hornkerne, seine tiefeingesenkte Stirn, seine weit zur Seite herausgebauten Augenhöhlen, seine flachen, engen Gehörkammern und die tiefen Furchen, welche die Stirnsehnen eingeschnitten haben. Man vergleiche damit des neuen Schadels weit mehr nach vorn gestellte größere Augenhöhlen, sein überall mehr gewölbtes Stirn- und Nasen-Bein, seine weitern, mehr und reiner geschwungenen Gehörkammern, die flacheren Furchen seiner Stirn, und überhaupt das vielmehr Ausgearbeitete seiner einzelnen Theile."

„Der Ausdruck des neuen Schädels ist besonnener, williger, gutmüthiger, ja verständiger; die Form im Ganzen edler; der des Urstiers roher, trotziger, starrsinniger, stumpfer. Das Profil des Urstiers, besonders in der Stirn, ist offenbar mehr schweinisch, während sich das Profil des neuen mehr dem des Pferdes nahert."

„Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich denke mir, wie das Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht immer stärkere thierische Verlangen, auch nach vorn hin, bequem zu sehen, die Lage der Augenhöhlen des Urstierschadels und ihre Form allmahlich verandert; wie das Bestreben, leichter, klarer und noch weiter hin zu hören, die Gehörkammern dieser Thierart erweitert und mehr

nach innen gewölbt; und wie der mächtige thierische Instinct für Wohlseyn und Nahrung immer mehr Eindrücke der sinnlichen Welt in sich aufzunehmen, die Stirn allmählich mehr gehoben hat. — Ich denke mir, wie dem Urstier unbegränzte Räume offen standen und wie seiner rohen Gewalt das wildverschrankte Gestrüpp der Urwildniß weichen mußte; wie hinwiederum der jetzige Stier sich reichlicher, wohlgeordneter Weiden und ausgebildeter Vegetabilien erfreut; ich begreife, wie die allmählich thierische Ausbildung den jetzigen dem Joch und der Stallfütterung aneignete, wie sein Ohr der wunderbaren Menschenstimme horchte und unwillkürlich folgte, und wie sein Auge der aufrechten Menschengestalt gewohnt und geneigt ward. — Ehe der Mensch war, war der Urstier; er war wenigstens, ehe der Mensch für ihn da war. Der Umgang, die Pflege des Menschen hat des Urstiers Organisation unstreitig gesteigert. Die Cultur hat ihn als unfreies, d. i. vernunftloses und der Hülfe bedürftiges Thier, zum Fressen an der Kette und im Stalle, zum Weiden unter Hund, Knüttel und Peitsche, und bis zum Ochsseyn thierisch veredelt, d. i. gezähmt."

Um uns aber an so schönen Betrachtungen unmittelbaren Antheil zu gönnen, ereignete sich der glückliche Fall, daß in dem Torfmoore bei Haßleben, Amt Großrudestedt, das ganze Skelett eines solchen Thiers im Frühjahr 1821 ausgestochen worden, welches man alsobald nach Weimar schaffte und auf einem Fußboden naturgemäß zusammenlegte, da sich denn fand, daß noch eine Anzahl von Theilen fehle; auch diese wurden auf alsbaldige neue Untersuchungen auf derselben Stelle meist entdeckt und nunmehr die Anstalt getroffen, das Ganze in Jena aufzustellen, welches mit Sorgfalt und Bemühung geschah. Die wenigen noch fehlenden Theile wurden, weil

bei fortdauernder naſſer Witterung die Hoffnung ſie zu erlangen verſchwand, einſtweilen künſtlich ergänzt, und ſo ſteht es nun der Betrachtung und Beurtheilung für gegenwärtig und künftig anheim gegeben.

Von dem Kopfe ſey nachher die Rede, vorläufig ſetzen wir die Maaße des Ganzen nach dem Leipziger Fuß hierher.

Länge von der Mitte des Kopfs bis zu Ende des Beckens 8 Fuß 6½ Zoll, Höhe vordere 6 Fuß 5½ Zoll; hintere Höhe 5 Fuß 6½ Zoll.

Herr Dr. Jäger, da er kein ganzes Skelett vor ſich hatte, verſuchte durch Vergleichung einzelner Knochen des foſſilen Stiers mit denen unſerer gegenwärtigen Zeit dieſen Mangel zu erſetzen, da er denn für das Ganze ein etwas größeres Maaß fand als das unſrige, das wir angegeben.

Was den Kopf unſeres Exemplars betrifft, dürfen auch wir Herrn Körte's charakteriſtiſche Zeichnung als gleichlautend annehmen, nur fehlt bei dem unſrigen außer dem os intermaxillare noch ein Theil der obern Marille und die Thränenbeine, welche an jenen vorhanden ſind. Ebenſo können wir uns auf Herrn Körte's Vergleichung mit einem voigtländiſchen Stier, in Bezug auf den vor uns liegenden ungariſchen berufen.

Denn wir haben durch die beſondere Gefälligkeit des Herrn Directors von Schreibers zu Wien das Kopfſkelett eines ungariſchen Ochſen erhalten, dieſes iſt dem Maaße nach etwas größer als das voigtländiſche, da hingegen unſer foſſiler Kopf etwas kleiner zu ſeyn ſcheint als der von Froſe. Alles dieſes wird ſich bei genauerer Behandlung, Meſſung und Vergleichung finden.

Hiernach kehren wir nun zu jenen Körtiſchen Betrachtungen wieder zurück und indem wir ſie unſerer Ueberzeugung

ganz gemäß finden, fügen wir noch einiges Bestatigende hinzu und erfreuen uns bei dieser Gelegenheit abermals der vor uns liegenden d'Alton'schen Blatter.

Alle einzelnen Glieder der wildesten, rohsten, völlig ungebildeten Thiere haben eine kraftige vita propria: besonders kann man dieses von den Sinneswerkzeugen sagen: sie sind weniger abhangig vom Gehirn, sie bringen gleichsam ihr Gehirn mit sich und sind sich selbst genug. Man sehe auf der 12ten d'Altonischen Tafel Fig. b das Profil des athiopischen Schweines und betrachte die Stellung des Auges, das, als waren die Schadelbeine ausgeschlossen, sich unmittelbar mit dem Hinterhauptsknochen zu verbinden scheint.

Hier fehlt das Gehirn beinahe ganz, wie auch in Fig. a zu bemerken ist, und das Auge hat gerade so viel Leben für sich als zu seiner Function nöthig seyn mag. Betrachte man nun dagegen einen Tapir, Babirussa, Pecari, das zahme Schwein, so sieht man, wie das Auge schon herunterrückt und zwischen ihm und dem Hinterhauptsknochen noch ein mäßiges Gehirn zu supponiren ware.

Gehen wir nun wieder zu dem fossilen Stier zurück und nehmen die Körtische Tafel vor uns, so finden wir daß bei demselben die Capsel des Augapfels, wenn wir sie so nennen dürfen, weit zur Seite heraus getrieben ist, so daß der Augapfel als ein abgesondertes Glied an einem etwaigen Nervenapparat erscheinen müßte. Bei dem unsrigen ist es derselbe Fall, obgleich nur eine Capsel völlig erhalten ist, dagegen sich die Augenhöhlen des voigtländischen sowohl als ungarischen mit ihren etwas größeren Oeffnungen an den Kopf heranziehen und im Umriß nicht bedeutend erscheinen.

Worin aber der größte und bedeutendste Unterschied zu finden seyn möchte, sind die Hörner, deren Richtung sich in

Pedro.

Nein, Geliebte! Nein!
Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.

Claudine.

Es komme der Tag!

Pedro.

An diesem Baum erkenn' ich's; ja wir sind
Auf deines Vaters Grund und Boden: hier
Ist von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürst von Rocca Bruna streifen läßt.

Claudine.

O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da sich die Nacht von Berg' und Thälern hebt!
Bin ich es selbst? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finsterniß; die Binde fällt,
Die mir um's Haupt der kleine Gott geschlungen;
Ich sehe mich, und ich erschrecke nun
Mich hier zu sehn. Was hab' ich unternommen?

der Zeichnung nicht ganz darstellen läßt. Bei dem Urstier gehen sie zur Seite, etwas rückwärts, man bemerkt aber von ihrem Ursprung an in den Kernen gleich eine Richtung nach vorn, welche sich erst recht entscheidet, als sie sich etwa bis auf 2 Fuß 3 Zoll entfernten; nun krümmen sie sich einwärts und laufen in einer solchen Stellung aus, daß, wenn man auf die Hornkerne sich die Hornschale denkt, die als sechs Zoll langer anzunehmen ist, sie in solcher Richtung wieder bis gegen die Wurzel der Hornkerne gelangen würden, in welcher Stellung also diese sogenannten Waffen dem Geschöpfe eben so unnütz werden müssen als die Hauzähne dem Sus Babirussa.

Vergleicht man nun hiemit den ungarischen Ochsen, den wir vor uns haben, so sieht man die Riesen der Kerne gleich eine etwas auf- und hinterwärtse Richtung nehmen und mit einer sehr gratiosen Wendung sich endlich zuspitzen.

Im Allgemeinen werde hier bemerkt: das Lebendige wenn es ausläuft, so daß es wo nicht abgestorben doch abgeschlossen erscheint, pflegt sich zu krümmen, wie wir an Hörnern, Klauen, Zähnen gewöhnlich erblicken; krümmt nun und wendet sich's schlangelnd zugleich, so entsteht daraus das Anmuthige, das Schöne. Diese fixirte, obgleich noch immer beweglich scheinende Bewegung ist dem Auge höchst angenehm; Hogarth mußte beim Aufsuchen der einfachsten Schönheitslinie darauf geführt werden, und welchen Vortheil die Alten bei Behandlung der Füllhörner auf Kunstwerken aus diesem Gebilde gezogen ist jedermann bekannt. Schon einzeln auf Basreliefen, Gemmen, Münzen, sind sie erfreulich; unter sich und mit andern Gegenständen componirt, höchst zierlich und bedeutend; und wie allerliebst schlingt sich ein solches Horn um den Arm einer wohlthätigen Göttin!

Hatte nun Hogarth die Schönheit bis in dieses Abstracte verfolgt, so ist nichts natürlicher, als daß dieß Abstracte, wenn es dem Auge wirklich erscheint, mit einem angenehmen Eindruck überraschen müsse. Ich erinnere mich in Sicilien auf der großen Plaine von Catanea eine kleine, nette, reinbraune Art Rindvieh auf der Weide gesehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf empor hob, einen höchst angenehmen, ja unauslöschlichen Eindruck machte.

Daher folgt denn, daß der Landmann, dem ein so herrliches Geschöpf zugleich nützlich ist, höchst erfreut seyn muß, den Kopfschmuck ganzer Heerden, dessen Schönheit er unbewußt empfindet, sich lebendig durcheinander bewegen zu sehen. Wünschen wir nicht immer mit dem Nützlichen auch das Schöne verbunden und umgekehrt, dasjenige womit wir uns nothgedrungen beschäftigen, zugleich auch geschmückt zu finden?

Wenn wir nun aus dem Vorigen gesehen haben, daß die Natur aus einer gewissen ernsten, wilden Concentration die Hörner des Urstiers gegen ihn selbst kehrt, und ihn dadurch der Waffe gewissermaßen beraubt, deren er in seinem Naturzustande so nöthig hätte; so sahen wir zugleich, daß im gezähmten Zustande eben diesen Hörnern eine ganz andere Richtung zu Theil wird, indem sie sich zugleich aufwärts und auswärts mit großer Eleganz bewegt. Dieser schon den Kernen eigenthümlichen Anlage fügt sich dann die äußere Hornschale mit gefälliger Nachgiebigkeit und Zierlichkeit; erst den noch kleinen Hornkern verdeckend, muß sie mit ihm bei dem Wachsthum sich ausdehnen, da sich denn eine ring- und schuppenförmige Structur sehen läßt. Diese verschwindet, wie der Kern sich wieder zuzuspitzen anfängt; die Hornschale concentrirt sich immer mehr bis sie zuletzt, wo sie selbstständig

über den Kern hinausragt, als consolidirtes organisches Wesen zum Abschluß gelangt.

Hat es nun die Cultur so weit gebracht, so ist nichts natürlicher, als daß der Landmann, bei sonstiger schöner Gestalt seiner Thiere, auch regelmäßige Bildung der Hörner verlangt. Da nun dieses schöne, herkömmliche Wachsthum öfters ausartet, die Hörner sich ungleich vor-, rückwärts auch wohl hinab ziehen; so muß einer solchen für Kenner und Liebhaber unangenehmen Bildung möglichst vorgebeugt werden.

Wie dieses zu leisten sey, konnte ich in dem Egerischen Kreise bei meinem letzten Aufenthalte bemerken; die Zucht des Hornviehs, als des wichtigsten Geschöpfs zum dortigen Feldbau, war sonst höchst bedeutend und wird noch immer, besonders in einigen Ortschaften, wohl betrieben.

Kommen nun solche Geschöpfe in den Fall gewissem krankhaften oder unregelmäßigen Wachsthum der Hörner nachzugeben und den Besitzer mit einer falschen Richtung zu bedrohen; so bedient man sich, um diesem Hauptschmuck seine vollkommene Zierde zu verleihen, einer Maschine, womit die Hörner gezügelt werden, dieß ist der gebräuchliche Ausdruck diese Operation zu bezeichnen.

Von dieser Maschine so viel: sie ist von Eisen, auch wohl von Holz; die eiserne besteht aus zwei Ringen, welche durch verschiedene Kettenglieder und ein steifes Gelenk verbunden, vermittelst einer Schraube einander genähert oder entfernt werden können; die Ringe, mit etwas Weichem überzogen, legt man an die Hörner und weiß alsdann, durch Zuschrauben und Nachlassen, dem Wuchs derselben die beliebige Richtung zu geben. Im Jenaischen Museum ist ein solches Instrument zu sehen.

Zweiter Urſtier.

Wir haben ſo eben von einem foſſilen Stiere gehandelt, der im Frühjahr 1821 in dem Torfmoore bei Haßleben in Thüringen ausgeſtochen worden. In der Mitte des Sommers 1823 wurden abermals die Reſte eines ſolchen Geſchöpfes entdeckt. Wir ſchalten den Bericht ein, womit dieſe nicht ſehr bedeutenden Ueberreſte von dem ſorgfaltigen Beamten eingeſendet worden:

„Das Gerippe lag 6 Fuß tief auf Thon oder Leeden zerſtreut und nicht auf einem Platze, ſo daß ich den Umfang von 8 □ Fuß angeben kann; wo die Ueberbleibſel vom Kopfe lagen, war anſichtlich ein eichener Stamm geweſen. Einige aus Thon gebrannte Scherben lagen etwa 4 bis 5 Fuß in eben der Tiefe davon; das Gehörn iſt zerſtochen worden, da es ſchon in Torf übergegangen. Die beifolgende Aſche und Kohlen wurden in Tiefungen von 5 Fuß gefunden auf Thon und weißem Sand.“

Hiernach wäre alſo auf eine uralte Zeit einiger Cultur zu ſchließen, wo man ſolche ungeheure Geſchöpfe zum Opfer gebracht hätte; wie denn ſogar die vermuthete Eiche auf einen heiligen Platz deuten könnte. Daß der Torf in einer Niederung wieder ſo hoch angewachſen wäre, läßt ſich als naturgemäß ganz wohl zugeben, doch enthalten wir uns aller weiteren Folgerungen; vielleicht aber trifft dieſes Ereigniß mit andern Erfahrungen glücklich zuſammen um in den düſtern Regionen der Geſchichte einen ſchwachen Schein leuchten zu laſſen.

Wer übrigens in dieſer Angelegenheit ſich völlig aufzuklären denkt, der ſchlage Cuvier Recherches sur les Ossemens fossiles. Nouvelle Édition. Tome IV. p. 130 nach.

wo er den zweiten Artikel finden wird der von ausgegrabenen Schädeln handelt, welche dem Ochsengeschlecht anzugehören scheinen, aber an Größe unsere zahmen Ochsen sehr übertreffen, deren Gehörn auch ganz eine andere Richtung hat.

Betrachtet er dann die eilfte Tafel, wo die Figuren 1, 2, 3 und 4 einen Schädel vorstellen welcher mit dem unsrigen und den Körtischen vollkommene Aehnlichkeit hat, so würde hierüber nicht viel weiter zu sagen seyn; bis wir hoffentlich das Glück haben, bei einem Besuch des Herrn d'Alton, von dem ganzen in Jena aufgestellten Skelett eines solchen Urstiers genaue Rechenschaft zu geben. Wobei denn auch über die zunächst an der Stadt Weimar, nicht weniger in der Umgegend, besonders im Tuffstein sich findenden fossilen Knochen ein endlicher Abschluß sich ergeben wird.

Die Knochen der Gehörwerkzeuge.

Aeltere Eintheilung da man sie als einen Theil (partem petrosam) des ossis temporum beschrieb. Nachtheil dieser Methode. Nachfolgende Eintheilung als man partem petrosam vom osse temporum trennte und als os petrosum beschrieb. Nicht genau genug. Die Natur zeigt uns eine dritte Art durch die wir bei der großen Complication der Theile allein zum deutlichen Begriff kommen können. Nach dieser besteht das os petrosum aus zwei besonders zu betrachtenden, in ihrem Wesen höchst verschiedenen, Knochen: der Bulla und dem osse petroso proprie sic dicendo.

Wir haben das Schläfebein schon ganz davon separirt, auch das Hinterhauptsbein schon beschrieben und fügen die

Knochen welche die Gehörwerkzeuge enthalten nunmehr in die zwiſchen dem Schlafebein und dem Hinterhauptsbein befindliche Oeffnung.

Wir unterſcheiden hier!

I. Bulla und

II. Os petrosum.

Sie hängen unter ſich zuſammen:

a) durch Verwachſung,

b) durch das Uebergreifen des processus styloidei,

c) oder durch beides.

Sie hängen mit dem osse temporum und dem osse occipitis zuſammen.

Mehrere Figuren.

I. Bulla.

An ihr iſt zu bemerken:

a) meatus auditorius externus, collum orificium bullae.

1) Collum, Röhre,

ſehr lang beim Schwein,

nimmt ab beim Ochſen.

— — — Pferde.

— — — Ziege, Schaf.

Orificium kann ſie genannt werden, wenn die Oeffnung nur einem Ring gleicht.

Bei der Katze,

dem Hunde.

Verwachſen mit der Bulla, doch eine Spur der Separation.

? Junge Katzen, Hunde.

Beim Embryo des Menſchen wo der Ring ſichtbar und getrennt iſt.

Beim erwachſenen Menſchen wird es eine Rinne die vom Schlafbein bedeckt wird.

Man kann ſich alſo den meatus audit. externus als eine nach oben oder hinten gekehrte Rinne und in andern Fallen als einen nach oben oder hinten gekehrten Ring denken. Die Rinne ſchließt ſich bei obgenannten Thieren, doch iſt bemerklich, daß der nach vorn gerichtete Rand immer der ſtärkere iſt.

Der Ring ſchließt ſich oberwarts gleichfalls, und man merkt, das von vorn ſich anſchließende Ende iſt gleichfalls das ſtarkere.

Dieſer Meatus audit. externus verbindet ſich außen mit den knorpeligen und tendinoſen Theilen des äußren Ohres, noch immer mit der Bulla und da zeigt er jederzeit einen Rand, einen mehr oder weniger rückwärts gebogenen Limbum. An dieſen legt ſich das Paukenfell an und ſchließt das innere Ohr.

b) Bulla ſelbſt.

Verdient dieſen Namen ganz:

Bei Katzen,

Lur.

Sie hat ſo wenig Knochenmaterie als möglich (Ausnahme Lapis manati), iſt rund wie aufgeblaſen, durch äußern Druck nicht gehindert.

Von ihr ſelbſt geht nur ein ſchwacher ſpitzer processus aus, um ſich mit den nächſten tendinibus zu verbinden.

Hund.

Bei Schafen und ſchafartigen Thieren

ſchon ſackartiger, zwar noch wenig Knochenmaterie, dünn wie Papier, inwendig glatt. Von außen durch den Processus styloideus gedrückt.

Es gehen von dieſem Sacke ſtrahlige Processus aus, die mit tendinibus zuſammenhängen.

Bei Pferden
ist die Bulla noch dünn genug, aber vom processu styloideo influencirt.

Auf dem Grunde derselben ziehen sich halbmondförmige Scheidewände (Dissepimenta) hinüber und herüber und machen von oben offne kleine Zellen. Ob vom Osse petroso zu trennen bei Fohlen.

Bei Ochsen.

II. Os petrosum.

a) pars externa

setzt sich zwischen das os temporum und os occipitis. Enchasirt befestigt. (Ist manchmal sehr gering. Z. B. bei Schweinen.)

Von ihr geht der processus styloideus ab.

Ist von keiner sehr festen Knochenmasse, eher bei gewissen zellig.

b) pars interna.

1) facies cerebrum spectans

nimmt die aus dem Hirn kommenden Nerven auf. Der Rand verbunden mit dem ossificirten tentorio cerebelli.

foramina.

α) inferius, constans, necessarium, pervium.

β) superius, accidentale, coecum.

2) facies bullam spectans.

foramina.

Erhöhungen und Vertiefungen.

Sobald diese Theile einzeln durchgegangen, beschrieben und verglichen sind, zu bestimmen was aus ihrer Zusammensetzung und Verbindung erfolge.

Der Raum zwischen der Bulla und dem osse petroso. Vorhof.

Processus mastoideus vom osse temporum und der

parte externa ossis petrosi kann nicht mit der zitzengestalteten zelligen Bulla der Thiere besonders der Schweine verglichen werden. Bei Thieren kommt er nicht vor. Sein Platz, sein Charakter.

Die Zitze der Thiere steht unter dem Meatu auditorio externo.

Hinter dem processu styloideo, wenn er da ist, ist die untere Continuation der Bulla.

Der processus mastoideus hängt nur von vorn und den Seiten mit dem innern osse zusammen. Das genau zu untersuchen.

Ulna und Radius.

Betrachtet man die Bildung beider langen Knochen im Allgemeinen, so ist die größte Stärke der Ulna nach oben, wo sie durch das Olecranon die Verbindung mit dem Oberarme hat. Die größte Stärke des Radius ist unten, wo er sich mit dem Carpus verbindet.

Wenn beide Knochen am Menschen durch Supination neben einander gebracht sind, so liegt die Ulna inwärts nach dem Körper zu, der Radius nach außen; bei den Thieren bei denen diese Knochen in der Pronation verharren, befindet sich die Ulna nach unten und hinten, der Radius nach vorn und oben, beide Knochen sind getrennt, nach einem gewissen Gleichgewicht gebildet und sehr geschickt beweglich.

Beim Affen lang und schwank; wie denn dessen Knochen überhaupt als verhältnißmäßig zu lang und zu schmal angesehen werden können.

Bei fleischfressenden Thieren zierlich, proportionirlich und

beweglich; sie ließen sich wohl nach einer Stufenreihe anordnen, da denn das Katzengeschlecht wohl den Vorzug behaupten möchte. Löwe und Tiger haben eine sehr schöne schlanke Bildung, beim Bären wird sie schon breit und schwer. Hund und Fischotter ließen sich besonders bezeichnen; alle haben Pronation und Supination mehr oder weniger beweglich und zierlich.

Getrennt zwar sind Ulna und Radius noch bei verschiedenen Thieren, beim Schwein, Biber, Marder, allein sie liegen doch fest auf einander und scheinen durch Ligamente, ja manchmal durch Verzahnung an und in einander gefügt zu seyn, daß man sie fast für unbeweglich halten möchte.

Bei Thieren, die nur auf Stehen, Gehen, Laufen eingerichtet sind, gewinnt der Radius das Uebergewicht, er wird zum Fulcrum, die Ulna ist gleichsam bloß Articulation mit dem Oberarm. Ihr Stab wird schwach und lehnt sich nur an der Hinterseite nach außen zu an den Radius an, man könnte sie mit Recht eine Fibula nennen. So findet sich's an der Gemse, den Antilopen und Ochsen. Auch verwachsen beide schon manchmal, wie ich das Beispiel an einem alten Bock gesehen habe.

Bei diesen Thieren hat der Radius schon eine doppelte Verbindung mit dem Humerus durch zwei Gelenkflächen, denen der Tibia ähnlich.

Beim Pferde sind beide Knochen verwachsen, doch läßt sich unter dem Olekranon noch eine kleine Separation und ein Interstitium zwischen beiden Knochen bemerken.

Endlich, wo die Körperlast des Thieres groß wird, daß es viel an sich selbst zu tragen hat, und Stehen, Gehen, allenfalls Laufen seine Bestimmung ist, verwachsen beide Knochen fast ohne Spur, wie beim Kameel. Man sieht, der

Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieſes Bangen, dieſe Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.

Claudine.

Kann ich vor dem Vater ſtehen?

Pedro.

Laß uns nur zuſammen gehen.

Beyde.

Ja, es bricht der Tag heran.

Claudine.

Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?

Pedro.

Hier in dem Buſen dich
Magſt du verbergen.

Radius gewinnt immer mehr Uebergewicht, die Ulna wird bloß Processus anconäus des Radius, und ihre zarte Röhre verwachs't nach dem bekannten Gesetze.

Recapituliren wir das Gesagte auf umgekehrte Weise: verwachsen und einfach, stark und schwer sind beide Knochen, wenn das Thier genug an sich selbst zu tragen hat, hauptsächlich nur steht und schreitet. Ist das Geschöpf leicht, lauft und springt es, so sind beide Knochen zwar getrennt, doch die Ulna ist gering und beide gegen einander unbeweglich. Wenn das Thier ergreift und hanthiert, sind sie getrennt, mehr oder weniger von einander entfernt und beweglich, bis vollendete Pronation und Supination dem Menschen die vollkommen zierlichste und geschickteste Bewegung erlauben.

Tibia und Fibula

haben ungefähr ein Verhaltniß gegen einander, wie Ulna und Radius; doch ist folgendes zu bemerken.

Bei Thieren die sich der Hinterfüße mannichfaltiger bedienen, z. B. der Phoca, sind diese beiden Knochen nicht so ungleich an Masse als bei andern. Zwar bleibt auch hier Tibia immer der stärkste Knochen, aber Fibula nähert sich ihr, beide articuliren mit einer Epiphyse und diese sodann mit dem Femur.

Beim Biber der durchaus ein eigen Geschöpf ausmacht, entfernen sich Tibia und Fibula in der Mitte und bilden eine ovale Oeffnung, unten verwachsen sie. Bei fünfzehigen, fleischfressenden, heftig springenden Thieren ist Fibula sehr fein; höchst zierlich beim Löwen.

Bei leichtſpringenden Thieren und bei allen bloß ſchreitenden verliert ſie ſich ganz. Am Pferde ſind die Extremitaten derſelben, das obere und untere Knöpfchen, noch knöchern, das Uebrige iſt tendinos.

Beim Affen ſind dieſe beiden Knochen, wie ſein übriges Knochengebäude, charakterlos, ſchwankend und ſchwach.

Zu näherem Verſtändniß des Vorgeſagten ſey noch folgendes hinzugefügt. Als ich im Jahr 1795 den allgemeinen oſteologiſchen Typus nach meiner Art vollbracht hatte, regte ſich der Trieb nun auch, dieſer Anleitung zufolge, die Knochen der Saugethiere einzeln zu beſchreiben. Wollte mir hiebei zu Statten kommen, daß ich den Zwiſchenknochen von der oberen Kinnlade geſondert hatte, ſo gereichte mir gleichfalls zum Vortheil, das inertricable Flügelbein als zwiefach, als ein vorderes und hinteres anzuerkennen. Auf dieſem Wege ſollte mir denn gelingen, das Schlafbein, das nach bisheriger Art weder Bild noch Begriff zuließ, in verſchiedene Theile naturgemaß zu trennen.

Nun aber hatte ich mich ſchon Jahre lang auf dem bisherigen Wege vergebens abgequalt: ob nicht ein anderer, vielleicht der rechte, ſich vor mir aufthun wollte. Ich geſtand gern, daß der menſchlichen Knochenlehre eine unendliche Genauigkeit in Beſchreibung aller Theile des einzelnen Knochens, in der mannichfaltigſten Verſchiedenheit ſeiner Anſichten nöthig ſey. Der Chirurg muß mit Geiſtesaugen, oft nicht einmal vom Taſtſinn unterſtützt, die innen verletzte Stelle zu finden wiſſen und ſieht ſich daher genöthigt, durch ſtrengſte Kenntniß des Einzelnen ſich eine Art von durchdringender Allwiſſenheit zu erwerben.

Daß jedoch eine solche Weise bei der vergleichenden Anatomie nicht zulässig sey, bemerkte ich nach manchem verfehlten Streben. Der Versuch einer solchen Beschreibung (S. 225 und 226) laßt uns gleich deren Anwendung auf das ganze Thierreich als unmöglich erscheinen, indem einem jeden auffallt, daß weder Gedächtniß noch Schrift dergleichen zu fassen, noch irgend eine Einbildungskraft solches gestaltet wieder zu vergegenwärtigen fähig seyn möchte.

Noch eine Bezeichnungs- und Beschreibungsart die man durch Zahl und Maaß zu bewirken gedachte, ließ für den lebendigen Vortrag sich eben so wenig benutzen. Zahl und Maaß in ihrer Nacktheit heben die Form auf und verbannen den Geist der lebendigen Beschauung. Ich versuchte daher eine andere Art des Beschreibens einzelner Knochen, jedoch im constructiven, in einander greifenden Zusammenhang, wovon der erste Versuch Felsbein und Bulla von einander und zugleich vom Schlafbein zu trennen als Beispiel gelten mag.

Wie ich sodann die Vergleichung anzustellen geneigt gewesen, und zwar auf eine cursorische Weise, davon mag der kurze zweite Aufsatz, Ulna und Radius, Tibia und Fibula darstellend, Zeugniß geben. Hier war das Skelett als lebendig, als Grundbedingung aller lebendigen höhern Gestalt gedacht, und deßhalb die Beziehung und Bestimmung der einzelnen Theile fest ins Auge gefaßt. Cursorisch verfuhr ich um mich erst einigermaßen zu orientiren, und sollte diese Arbeit nur erst gleichsam einen Katalog liefern, wobei im Hintergrunde die Absicht lag, bei glücklicher Gelegenheit, die zu vergleichenden Glieder in einem Museum wirklich zusammenzustellen; woraus sich von selbst ergeben müßte, daß jede Gliederreihe einen andern Vergleichungsmoment erfordern würde.

Wie bei den Hülfsorganen, Armen und Füßen, zu verfahren

darauf deutet obige Skizze. Man ging vom Starren, faſt Unbeweglichen, nur in Einem Sinne Brauchbaren zum mannichfaltigſt- und geſchickteſt-Beweglichen, wie denn ſolches, noch durch mehrere Geſchöpfe verfolgt, höchſt erwünſchte Anſichten verleihen müßte.

Wäre nun aber vom Hals die Rede, ſo würde man vom längſten zum kürzeſten ſchreiten, von der Giraffe zum Wallfiſch. Die Betrachtung des Siebbeins ginge von dem weiteſten, unbedingteſten aus bis zum verengteſten, gedrangteſten, vom Schuppenthier bis zum Affen, vielleicht zum Vogel, da denn der Gedanke ſogleich weiter gedrängt wird, wenn man ſieht, wie vergrößerte Augäpfel jenen Knochen immer mehr in die Enge treiben.

Ungern brechen wir ab; wer aber erkennt nicht, welche unendliche Mannichfaltigkeit der Anſichten auf dieſe Weiſe ſich ergebe und wie wir veranlaßt, ja gezwungen werden alle übrigen Syſteme zugleich mitzudenken?

Führen wir unſere Phantaſie noch einen Augenblick zu den oben näher betrachteten Extremitäten zurück, vergegenwartigen wir uns, wie ſich der Maulwurf zum lockern Erdboden, die Phoca zum Waſſer, die Fledermaus zur Luft bildet, und wie uns das Knochengerüſt, ſo gut wie das lebendige umbautete Thier, hievon in Kenntniß zu ſetzen vermag; ſo werden wir auf's neue die organiſche Welt mit erhohtem leidenſchaftlichem Sinne zu faſſen trachten.

Wenn Vorſtehendes den Naturfreunden dieſer unſerer Tage vielleicht weniger bedeutend ſcheint als mir vor dreißig Jahren, — denn hat uns nicht zuletzt Herr d'Alton uber alle unſre Wunſche hinausgehoben? — ſo will ich nur geſtehen, daß ich es eigentlich dem Pſychologen widme. Ein Mann wie Herr Ernſt Stiedenroth ſollte ſeine erlangte hohe Einſicht

in die Functionen des menschlichen Geistkörpers und Körpergeistes treulich anwenden, um die Geschichte irgend einer Wissenschaft zu schreiben, welche denn symbolisch für alle gelten würde.

Die Geschichte der Wissenschaft nimmt immer auf dem Punkte wo man steht ein gar vornehmes Ansehen; man schätzt wohl seine Vorgänger und dankt ihnen gewissermaßen für das Verdienst das sie sich um uns erworben; aber es ist doch immer, als wenn wir mit einem gewissen Achselzucken die Granzen bedauerten worin sie oft unnütz, ja rückschreitend sich abgequalt; niemand sieht sie leicht als Märtyrer an, die ein unwiederbringlicher Trieb in gefahrliche, kaum zu überwindende Lagen geführt, und doch ist oft, ja gewöhnlich, mehr Ernst in den Altvätern die unser Daseyn gegründet, als unter den genießenden, meistentheils vergeudenden Nachkommen.

Doch von solchen gewissermaßen hypochondrischen Betrachtungen wenden wir uns zu höchst erfreulichen Thätigkeiten, wo Kunst und Wissenschaft, Erkennen und Bilden sich auf sehr hohem Punkte gemeinsam wirkend, zutraulich die Hande bieten.

Die Skelette der Nagethiere

abgebildet und verglichen

von

d' Alton.

Erste Abtheilung: zehn Tafeln, zweite: acht Tafeln.

Bonn 1823 und 1824.

Die erste Absicht meiner morphologischen Hefte war: von alteren Papieren einiges aufzubewahren, wo nicht zum Nutzen

der Gegenwart und Zukunft, doch zum Andenken eines redlichen Strebens in Betrachtung der Natur. Diesem Sinne zufolge nahm ich vor kurzem abermals gewisse osteologische Fragmente zur Hand und fühlte, besonders bei Revision des Abdrucks, wo uns gewöhnlich alles klarer vorkommt, auf das lebhafteste, daß es nur Vorahnungen, nicht Vorarbeiten gewesen.

In eben dem Augenblick gelangte nun obgemeldetes Werk zu mir und versetzte mich aus der ernsten Region des Staunens und Glaubens in die behaglichen Gegenden des Schauens und Begreifens.

Ueberdenk' ich nun das Nagergeschlecht, dessen Knochengestalt, mit angedeuteter äußerer Hülle, meisterhaft auf das mannichfaltigste gebildet vor mir liegt; so erkenn' ich daß es zwar generisch von innen determinirt und festgehalten sey, nach außen aber zügellos sich ergehend, durch Um- und Umgestaltung sich specifirend auf das allervielfachste verändert werde.

Woran die Natur das Geschöpf eigentlich fesselt, ist sein Gebiß; was es ergreifen kann und muß, soll es zermalmen vor allen Dingen. Der unbeholfene Zustand der Wiederkäuer entspringt aus der Unvollkommenheit des Kauens, aus der Nothwendigkeit wiederholten Zermalmens des schon halb Gekochten.

Die Nager dagegen sind in diesem Betracht höchst merkwürdig gebildet. Scharfes, aber geringes Erfassen, eilige Sättigung, auch nachher wiederholtes Abraspeln der Gegenstände, fortgesetztes fast krampfhaft leidenschaftliches, absichtslos zerstörendes Knuspern, welches denn doch wieder in den Zweck, sich Lager und Wohnungen aufzubauen und einzurichten, unmittelbar eingreift und dadurch abermals bewährt:

daß im organischen Leben selbst das Unnütze, ja das Schädliche selbst, in den nothwendigen Kreis des Daseyns aufgenommen, ins Ganze zu wirken und als wesentliches Bindemittel disparater Einzelnheiten gefordert wird.

Im Ganzen hat das Nagergeschlecht eine wohl proportionirte erste Anlage; das Maaß in welchem es sich bewegt ist nicht allzugroß; die ganze Organisation ist Eindrücken aller Art geöffnet und zu einer nach allen Seiten hin richtungsfähigen Versatilität vorbereitet und geeignet.

Wir möchten dieses unstate Schwanken von einer mangelhaften, relativ-schwächlichen, wenn auch sonst in sich kräftigen Zahnung ableiten, wodurch dieses Geschlecht sich einer gewissen Willkür der Bildung bis zur Unform hinzugeben in Lockerheit gelassen ist, wenn dagegen bei Raubthieren, die mit sechs Schneidezahnen abgeschlossen und einem Eckzahn begünstigt sind, alle Monstrosität unmöglich wird.

Wer aber, der sich mit solchen Untersuchungen ernstlich abgab, hat nicht erfahren daß eben dieses Schwanken von Form zu Unform, von Unform zu Form, den redlichen Beschauer in eine Art von Wahnsinn versetzt? denn für uns beschränkte Geschöpfe möchte es fast besser seyn den Irrthum zu firiren als im Wahren zu schwanken.

Versuchen wir jedoch in diesem weiten und breiten Felde ein und den andern Pfahl einzuschlagen! Ein Paar Capitalthiere, der Löwe, der Elephant, erreichen durch das Uebergewicht der vordern Extremitaten einen besonders hohen, eigentlichen Bestien-Charakter; denn sonst bemerkt man überhaupt an den vierfüßigen Thieren eine Tendenz der hintern Extremitaten sich über die vordern zu erheben, und wir glauben hierein die Grundlage zum reinen, aufrechten Stande des Menschen zu erblicken. Wie sich solches Bestreben jedoch

nach und nach zur Disproportion steigern könne, ist bei dem Geschlecht der Nager in die Augen fallend.

Wollen wir aber diese Gestaltsveränderungen gründlich beurtheilen und ihren eigentlichen Anlaß zunächst erkennen, so gestehen wir den vier Elementen, nach guter alter Weise, den besondern Einfluß zu. Suchen wir nun das Geschöpf in der Region des Wassers, so zeigt es sich schweinartig im Ufersumpfe, als Biber sich an frischen Gewässern anbauend; alsdann, immer noch einige Feuchtigkeit bedürfend, gräbt sich's in die Erde und liebt wenigstens das Verborgene, furchtsam-neckisch vor der Gegenwart der Menschen und anderer Geschöpfe sich verstecken. Gelangt endlich das Geschöpf auf die Oberfläche, so ist es hupf- und sprunglustig, so daß sie aufgerichtet ihr Wesen treiben und sogar zweifüßig, mit wundersamer Schnelle, sich hin und herbewegen.

Ins völlig Trockne gebracht finden wir zuletzt den Einfluß der Lufthöhe und des alles belebenden Lichtes ganz entscheidend. Die leichteste Beweglichkeit wird ihnen zu Theil, sie handeln und wirken auf das behendeste, bis sogar ein vogelartiger Sprung in einen scheinbaren Flug übergeht.

Warum giebt uns die Betrachtung unseres einheimischen Eichhörnchens soviel Vergnügen? Weil es als die höchste Ausbildung seines Geschlechtes eine ganz besondere Geschicklichkeit vor Augen bringt. Gar zierlich behandelt es ergreiflich kleine appetitliche Gegenstände, mit denen es muthwillig zu spielen scheint, indem es sich doch nur eigentlich den Genuß dadurch vorbereitet und erleichtert. Dieß Geschöpfchen, eine Nuß eröffnend, besonders aber einen reifen Fichtenzapfen abspeisend, ist höchst gracios und liebenswürdig anzuschauen.

Nicht aber nur die Grundgestalt verändert sich bis zum Unkenntlichen, auch die äußere Haut verhüllt diese Geschöpfe

auf das verschiedenste. Am Schwanze zeigen sich schuppen- und knorpelartige Ringe, am Körper Borsten und Stacheln, sich zum zartesten sanftesten Felle mit bemerklichen Uebergängen endlich ausgleichend.

Bemüht man sich nun die ferneren Ursachen solcher Erscheinungen zu entdecken, so sagt man sich: nicht allein sind es jene elementaren Einflüsse die eine durchdringende Gewalt hier ausüben, man wird auch auf andere bedeutende Anlasse gar bald hingewiesen.

Diese Geschöpfe haben einen lebhaften Nahrungstrieb, das Organ des Ergreifens. Die zwei Vorderzähne im Ober- und Unterkiefer nahmen schon früher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, sie sind alles und jedes anzukneipen geschickt; daher denn auch dieses Geschöpf auf die verschiedenste Weise und Wege für seine Erhaltung besorgt ist. Ihr Genuß ist vielfach, einige sind auf animalische Nahrung begierig, auf vegetabilische die meisten, wobei das Nagen als ein schnoperndes Vorkosten und außer dem eigentlichen Sättigungsgeschäft in gar mancher Rücksicht zu betrachten ist. Es befördert ein überflüssiges Aneignen der Nahrung zu materieller Anfüllung des Magens und kann auch wohl als fortgesetzte Uebung, als unruhiger Beschäftigungstrieb, der zuletzt in Zerstörungskampf ausartet, angesehen werden.

Nach Befriedigung des nächsten Bedürfnisses haschen sie demnach sehr lebhaft, aber sie möchten dennoch gern in sicherer Fülle wohnen; daher der Sammlertrieb und zunächst gar manche Handlung die einer überlegten Kunstfertigkeit ganz ähnlich sehen möchte.

Wie sich nun das Gebilde der Nagethiere hin und her wiegt und keine Gränzen zu kennen scheint, so findet es zuletzt sich doch eingeschlossen in der allgemeinen Animalität und

muß diesem oder jenem Thiergeschlecht sich annahern; wie es sich denn sowohl gegen die Raubthiere als gegen die Wiederkauer hinneigt, gegen den Affen wie gegen die Fledermaus, und noch gar andern dazwischen liegenden Geschlechtern sich anähnelt.

Wie könnten wir aber solche weitumsichtige Betrachtungen mit Bequemlichkeit anstellen, waren uns nicht Herrn d'Alton's Blatter vorgelegt, bei deren Anblick Bewunderung und Benutzung immerfort einander die Hande bieten? Und wie sollen wir Lob und Dank genugsam ausdrücken, wenn diese durch so viel bedeutende Geschlechter nunmehr durchgeführte, an Reinheit und Richtigkeit sich immer gleichbleibende, an hervortretender Kraft und Ausführlichkeit sich immer steigernde Darstellung so große Dienste leistet? Sie enthebt uns auf einmal aus dem sinneverwirrenden Zustande, in den uns frühere Bemühungen gar oft versetzten, wenn wir Gerippe im Ganzen oder Einzelnen zu vergleichen suchten. Es sey nun daß wir sie auf Reisen mehr oder weniger flüchtig, oder durch ein successives Ansammeln bedächtig um uns gestellt ansahen, immer mußten wir unser Bestreben in Bezug auf ein Ganzes als unzulänglich und unbefriedigend bedauern.

Jetzo hängt es von uns ab, so große Reihen als wir nur wünschen vor uns zu legen, das Gemeinsame, wie das Widersprechende nebeneinander zu betrachten und so die Fahigkeit unseres Anschauens, die Fertigkeit unserer Combinationen und Urtheile mit Gemächlichkeit und Ruhe zu prüfen, auch insofern es dem Menschen gegeben ist, uns mit der Natur wie mit uns selbst mehr und mehr in Einklang zu setzen.

Aber jene bildlichen Darstellungen überlassen uns nicht etwa nur einem einsamen Nachdenken, sondern ein genugsamer Text dient uns zugleich als geistreiches Gespräch; wie

Claudine.

Ja dir, o Grauſamer,
Dank' ich die Qual.

Pedro.

Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.

Faſſe faſſe dich, Geliebte,
Ja bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.

Claudine.

Es ermannt ſich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja ſchon fühl' ich mich geheilt.

Beyde.

Nun geſchwind, in dieſen Gründen
Unſre Freundinn aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.

wir denn ohne ſolche Mitwirkung das Vorſtehende nicht mit einer gewiſſen Leichtigkeit und Zeitersparniß würden gewonnen haben.

Und ſo möchte es überflüſſig ſeyn die wichtigen hinzugefügten Druckblätter den Freunden der Natur noch beſonders zu empfehlen. Sie enthalten eine allgemeine Vergleichung der Nagethier-Gerippe und ſodann allgemeine Bemerkungen über die äußeren Einflüſſe auf die organiſche Entwicklung der Thiere. Wir haben ſie oben bei unſerer flüchtigen Darſtellung treulich genutzt, aber lange nicht erſchöpft, und fügen nur noch folgende Reſultate hinzu.

Eine innere und urſprüngliche Gemeinſchaft aller Organiſation liegt zum Grunde; die Verſchiedenheit der Geſtalten dagegen entſpringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältniſſen zur Außenwelt, und man darf daher eine urſprüngliche, gleichzeitige Verſchiedenheit und eine unaufhaltſam fortſchreitende Umbildung mit Recht annehmen, um die eben ſo conſtanten als abweichenden Erſcheinungen begreifen zu können.

Ein beigelegter Schmutztitel läßt uns vermuthen daß hier eine Abtheilung des Ganzen gemeint ſey, eine Vorrede ſpricht deutlich aus, daß nichts Ueberflüſſiges aufgenommen, daß das Werk nicht über Gebühr und Vermögen der Naturfreunde ſolle ausgedehnt werden: eine Zuſage die durch das bisher Geleiſtete ſchon vollkommen erfüllt iſt.

Nun aber finden wir dieſer Sendung noch einige Druckblatter beigelegt, welche allerdings voranzuſetzen ſind, indem wir derſelben zuletzt erwahnen, ſie enthalten die Dedication an Ihro des Königs von Preußen Majeſtat.

Hier iſt mit ſchuldigſtem Dank anerkannt, daß dieſe Unternehmung vom Throne her ſich bedeutender Unterſtützung zu erfreuen habe, ohne welche ſie kaum denkbar geweſen ware.

Deßhalb vereinigen sich denn auch alle Naturfreunde in ein solches dankbares Anerkennen. Und wenn wir schon lobenswerth und nützlich finden, daß die Großen der Erde dasjenige was ein Privatmann mit Neigung und Sorgfalt gesammelt, nicht zerstreuen lassen, sondern weislich zusammen gehalten dem Oeffentlichen widmen; wenn mit höchstem Dank anerkannt werden muß, Anstalten gegründet zu sehen, wo die Talente erforscht, die Fähigern gefördert und zum Zwecke geführt werden können: so ist es doch vielleicht am preiswürdigsten, wenn eine vorkommende seltene Gelegenheit genutzt wird; wenn die Leistungen des Einzelnen, der sein ganzes Leben mühsam, vielleicht oft mühselig zubrachte, um das ihm eingeborne Talent auszubilden, um etwas als Einzelner zu schaffen, was Mehreren unmöglich gewesen ware, gerade im rechten Augenblick der kräftigen That Anerkennung finden; wenn sogleich die höchsten Oberen und die ihnen nachgesetzten hohen Beamten die beneidenswerthe Pflicht ausüben, zur dringenden Zeit den entscheidenden Moment zu begünstigen und eine schon im Beschränkten so weit gediehene Frucht mit einer allersprießlichen Reife zu beglücken.

Die Lepaden.

Die tiefgeschöpften und fruchtreichen Mittheilungen des Herrn Dr. Carus sind mir von dem größten Werthe; eine Region nach der andern des granzenlosen Naturreiches, in welchem ich Zeit meines Lebens mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wissen mich bewege, klärt sich auf und ich erblicke was ich im Allgemeinen gedacht und gehofft,

nunmehr im Einzelnen und gar manches über Denken und Hoffen. Hierin finde ich nun die größte Belohnung eines treuen Wirkens und mich erheitert es gar öfters, wenn ich hie und da erinnert werde an Einzelnheiten, die ich wie im Fluge wegfing und sie niederlegte in Hoffnung, daß sie sich einmal irgendwo lebendig anschließen würden, und gerade diese Hefte (zur Morphologie) sind geeignet derselben nach und nach zu gedenken.

Einige Betrachtungen über die Lepaden bring' ich dar, wie ich sie in meinen Papieren angedeutet finde.

Jede zweischalige Muschel, die sich in ihren Wänden von der übrigen Welt absondert, sehen wir billig als ein Individuum an; so lebt sie, so bewegt sie sich allenfalls, so nährt sie sich, pflanzt sich fort und so wird sie verzehrt. Die Lepas anatifera, die sogenannte Entenmuschel, erinnert uns gleich mit ihren zwei Hauptdecken an eine Bivalve; allein schnell werden wir bedeutet, hier sey von einer Mehrheit die Rede; wir finden noch zwei Hülfschalen, nöthig um das vielgliedrige Geschöpf zu bedecken; wir sehen an der Stelle des Schlosses eine fünfte Schale um dem Ganzen ruckgratsweise Halt und Zusammenhang zu geben. Das hier Gesagte wird jedem deutlich, der Cuvier's Anatomie dieses Geschöpfs: Mémoires du Muséum d'Histoire naturelle. Tom. II. p. 100, vor sich nimmt.

Wir sehen aber hier kein isolirtes Wesen, sondern verbunden mit einem Stiele oder Schlauch, geschickt sich irgendwo anzusaugen, dessen unteres Ende sich ausdehnt wie ein Uterus, welche Hülle des wachsenden Lebendigen sich sogleich von außen mit unerläßlichen Schaldecken zu schützen geeignet ist.

Auf der Haut dieſes Schlauches alſo finden ſich an regelmäßigen Stellen, die ſich auf die innere Geſtalt, auf beſtimmte Theile des Thieres beziehen, praſtabilirte fünf Schalenpunkte, welche, ſobald ſie in die Wirklichkeit eingetreten, ſich bis auf einen beſtimmten Grad zu vergrößern nicht ablaſſen.

Hierüber würde nun eine noch ſo lange Betrachtung der Lepas anatifera uns nicht weiter aufklären; da hingegen die Beſchauung einer andern Art, die zu mir unter dem Namen Lepas polliceps gekommen, in uns die tiefſten allgemeinſten Ueberzeugungen erweckt. Hier iſt nämlich, bei derſelben Hauptbildung, die Haut des Schlauches nicht glatt, und etwa nur runzlicht wie bei jener, ſondern rauh mit unzähligen kleinen erhabenen, ſich berührenden, rundlichen Punkten dicht beſaet. Wir aber nehmen uns die Freiheit zu behaupten, eine jede dieſer kleinen Erhöhungen ſey von der Natur mit Fähigkeit begabt eine Schale zu bilden, und weil wir dieß denken, ſo glauben wir es wirklich, bei mäßiger Vergrößerung, vor Augen zu ſehen. Dieſe Punkte jedoch ſind nur Schalen in der Möglichkeit, welche nicht wirklich werden, ſo lange der Schlauch ſein anfängliches natürliches Engenmaaß behält. Sobald aber am untern Ende das wachſende Geſchöpf ſeine nächſte Umgebung ausdehnt, ſo erhalten ſogleich die möglichen Schalen einen Antrieb wirklich zu werden; bei Lepas anatifera in Regel und Zahl eingeſchränkt.

Nun waltet zwar bei Lepas polliceps dieſes Geſetz immer noch vor, aber ohne Zahleinſchränkung; denn hinter den fünf Hauptpunkten der Schalenwerdung entſtehen abermals ciliae Nachſchalen, deren das innere wachſende Geſchöpf, bei Unzulänglichkeit und allzufrüher Stockung der Hauptſchalen, zu fernerer Hülfe des Zudeckens und Sicherns bedarf.

Hier bewundern wir die Geſchäftigkeit der Natur den

Mangel der ausreichenden Kraft durch die Menge der Thätigkeiten zu ersetzen. Denn da, wo die fünf Hauptschalen nicht bis an die Verengerung reichen, entstehen sogleich in allen, durch ihr Zusammenstoßen gebildeten Winkeln neue Schalreihen, die, stufenweise kleiner, zuletzt eine Art von winziger Perlenschnur um die Gränze der Ausdehnung bilden, wo sodann aller Uebertritt aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit durchaus versagt ist.

Wir erkennen daran, daß die Bedingung dieses Schalwerdens der freie Raum sey, welcher durch die Ausdehnung des untern Schlauchtheils entsteht; und hier, bei genauer Betrachtung, scheint es als wenn jeder Schalpunkt sich eile, die nächsten aufzuzehren, sich auf ihre Kosten zu vergrößern, und zwar in dem Augenblick ehe sie zum Werden gelangen. Eine schon gewordene noch so kleine Schale kann von einem heraukommenden Nachbar nicht aufgespeis't werden, alles Gewordene setzt sich mit einander ins Gleichgewicht. Und so sieht man das in der Entenmuschel regelmäßig gebundene, gesetzliche Wachsthum, in der andern zum freiern Nachrücken aufgefordert, wo mancher einzelne Punkt so viel Besitz und Raum sich anmaßt als er nur gewinnen kann.

Soviel aber ist auch bei diesem Naturproduct mit Bewunderung zu bemerken: daß selbst die, gewissermaßen aufgelös'te, Regel doch im Ganzen keine Verwirrung zur Folge hat, sondern daß die in Lepas anatifera so löblich und gesetzlich entschiedenen Hauptpunkte des Werdens und Wirkens sich auch im polliceps genau nachweisen lassen, nur daß man sodann oberwärts von Stelle zu Stelle kleine Welten sieht, die sich gegen einander ausdehnen ohne hindern zu können, daß nach ihnen sich ihres Gleichen, obgleich beengt und im geringeren Maaßstabe, bilden und entwickeln.

Wer das Glück hätte, diese Geschöpfe im Augenblick, wenn das Ende des Schlauches sich ausdehnt, und die Schalenwerdung beginnt, mikroskopisch zu betrachten, dem müßte eins der herrlichsten Schauspiele werden, die der Naturfreund sich wünschen kann. Da ich nach meiner Art zu forschen, zu wissen und zu genießen, mich nur an Symbole halten darf, so gehören diese Geschöpfe zu den Heiligthümern, welche fetischartig immer vor mir stehen und durch ihr seltsames Gebilde, die nach dem Regellosen strebende, sich selbst immer regelnde und so im Kleinsten wie im Größten durchaus Gott- und menschenähnliche Natur sinnlich vergegenwärtigen.

Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins.

Für die pathologische Knochenlehre sind die Wirkungen der Natur in den Elephantenzähnen merkwürdig, wenn bleierne oder eiserne Kugeln in dieselben gedrungen sind, und die Thiere sich hernach, längere oder kürzere Zeit, noch am Leben erhalten haben. Die Sammlung die vor uns liegt, giebt Gelegenheit zu verschiedenen Betrachtungen, die ich, ohne weitere Vorbereitung, mittheile und das Allgemeinere, was etwa zu sagen wäre, bis zum Schluß verspare.

Nro. 1. Hier sieht man auf der Oberfläche des Zahns die Zerschmetterung, welche die, nicht tief eingedrungene, eiserne Kugel verursacht hat. Vielleicht lebte das Thier zu kurz, als daß die Natur den Schaden wieder ergänzen und die äußere Verletzung völlig hatte zuschließen können; welches

ſie ſonſt jederzeit zu bewirken ſcheint, wenn die Kugel tief genug eingeſenkt iſt.

Nro. 2. Ein merkwürdiges Stück! Eine Bleikugel iſt in den Zahn eingedrungen, und die Natur hat die Zerſtörung, die auf der Oberfläche angerichtet worden, beinahe wieder geheilt. Wir bemerken, daß um die Kugel herum eine Veränderung der Knochenmaſſe vorgeht, es ſcheint eine Art von Gerinnung zu ſeyn, von Trennung ſolcher Theile, welche, innig zuſammen verbunden, das Elfenbein organiſch bilden. Dieſes Phanomen ſehen wir noch deutlicher an

Nro. 3., wo eine braunliche Maſſe, welche durchſcheinender iſt als das Elfenbein, ſich um die Kugel herum angeſchloſſen hat.

Dieſe Gerinnung aber ſcheint nicht allein unmittelbar um den fremden Körper herum vorzugehen, wir können bei Nro. 2. und 3. auch in einiger Entfernung davon, und ohne anſcheinenden Zuſammenhang mit dem Hauptſitze der Krankheit, ſolche durchſcheinende Punkte bemerken, welche wie eine geronnene, ſtockende, geſchiedene Materie ausſehen; ein Phänomen das wir bei

Nro. 4. noch naher kennen lernen, wo ſich ſolche Punkte in den Faſern des Elfenbeins der Länge nach, erzeugt haben. Man ſieht deutlich daß die durchſcheinende Materie körnig, und in ſich nicht vollkommen zuſammenhangend ſey. Das Elfenbein unmittelbar daran iſt an manchen Orten dergeſtalt verändert, daß es ein weißes, in das milchichte ziehendes Anſehen hat, übrigens aber iſt die ganze umgebende Elfenbeinmaſſe ſchön und geſund. Schade daß dieſes Stück zu klein iſt, und man nicht wiſſen kann, wo die Kugel geſeſſen und auf welche Entfernung von der Kugel ſich dieſe kranke Wirkung erſtreckt hat.

Nro. 5. giebt uns zur Betrachtung von einer andern Art Anlaß. Eine eiserne Kugel ist einige Linien tief in den Zahn hineingedrungen, nach außen zu ist die Wunde verwachsen, aber inwendig hat sich die Gerinnung weiter ausgebreitet. Die reine Natur des Elfenbeins ist meist zerstört, man glaubt eine Gerinnung abermals deutlich zu sehen, und es scheint, als wenn eine Art von Zerstörung des reinen Elfenbeins von gewissen Punkten aus, vor sich gehe, welche, indem sie sich kreisartig verbreiten, endlich an andere Kreise stoßen, welche auf gleiche Weise gewirkt worden sind; und so wird ein größerer oder kleinerer Raum auf eine krankhafte Weise desorganisirt.

Nro. 6. zeigt uns diese vermuthete Operation deutlicher, wobei merkwürdig ist, daß sich in dem kranken Umfange auch Höhlungen befinden, welche zum Theil mit einem feinen Häutchen überzogen sind. Diese zeigen sich noch stärker bei

Nro. 7., wo die, innerhalb des zerstörten Theils, entstandenen Höhlen sich wieder mit feinen Knochenwarzchen anzufüllen scheinen.

Haben wir nun bisher die krankhafte Wirkung der verletzten Knochenstelle bemerkt, so betrachten wir ferner die Gegenwirkung des gesunden Ganzen. Schon bei Nro. 5. ließ sich an einigen Stellen eine Absonderung des kranken Theiles vom gesunden bemerken; Nro. 6. zeigt uns dieselbe noch deutlicher; Nro. 7. hingegen unwidersprechlich: denn nicht allein sehen wir an einer Seite die nahe Ablösung des kranken Theiles von dem daran stoßenden gesunden, sondern die, mit einem Stern bezeichnete, convexe Fläche, ist offenbar nicht durch einen Sägeschnitt von dem Zahn, in welchem sie sich befand, getrennt worden, sondern die Natur selbst hat sie abgelöst.

Nro. 8. bestätigt alles vorhergesagte noch mehr, indem der kranke Theil von dem gesunden dergestalt abgelöst ist, daß er hin und wieder geschoben werden kann, und also seine völlige Abgestorbenheit allem Zweifel entzieht.

Aus dem was bisher bemerkt worden, glauben wir also folgern zu können: daß die, durch den fremden Körper, im gesunden Zahn, bewirkte Unordnung eine Stockung und Gerinnung der Säfte hervorbringe, welche sich allmählig, sowohl gegen die Seite, besonders aber der Länge nach verbreitet. Von der Hauptstockung sowohl, als auch von den entfernteren einzelnen Stockungspunkten, wird zuletzt ein zusammenhangender krankhafter Raum gebildet, welcher aus vielen concentrischen Stockungskreisen und zuletzt sogar aus untermischten Höhlungen besteht, anstatt daß das gesunde Elfenbein aus einer schönen, meist gleichen, der Länge nach sehr dicht organisirten Knochenmasse gebildet ist.

Der krankhafte Theil zeigt ferner, nach den Erfahrungen die vor uns liegen, seine Wirkungen nur auf eine gewisse Weite, die Querdurchschnitte der drei Hauptpräparate, Nro. 6. 7. 8. sind sich der Breite nach ziemlich gleich; — wie weit sie sich in die Länge erstreckten, läßt sich nicht sagen, — genug der gesunde Theil behauptet seine Rechte und schränkt zuletzt den kranken ein, der sich nun theils in sich selbst zu verzehren, theils durch den Einfluß des gesunden Theils sich langsam wieder anzuhäufen, jedoch immer ein fremder und abgesonderter Körper zu bleiben scheint, wobei merkwürdig ist, daß diese Knochenkrankheit nicht nach außen zu wirkt, und, wie man erwarten konnte, keine unregelmäßigen Auswüchse auf die Oberfläche des Zahns hinaustreibt, so nahe sich auch die Kugel darunter befinden mag.

Hierbei bemerke ich noch, daß die Nro. 1. mit einem

Stern bezeichnete Stelle eine nicht gar tiefe Verletzung des Zahns, von einer eisernen Kugel, zu seyn scheint, welche aber gar keine krankhaften Folgen gehabt hat, und es läßt sich vermuthen, daß ein auf seiner Oberfläche verletzter Zahn keinem weitern Uebel ausgesetzt sey.

Hievon kann man sich bis zur Gewißheit überzeugen, wenn man einen ganzen Zahn ansieht, dessen vorderes Ende bei Lebzeiten des Thiers durch Gebrauch abgenutzt worden. (Ein solcher ist auf dem großherzoglichen Museo befindlich.) Man sieht an der Spitze die obern Schalen abgerieben und abgestoßen, wobei die untern sich in einem ganz gesunden Zustande befinden, ja ein eben so glattes und gesundes Ansehen zeigen, als die welche bestimmt waren, sie zu bedecken.

Nach diesem allen sey es vergönnt noch einige Betrachtungen nachzubringen.

Der Elephantenzahn ist im Anfange eine dünne und hohle Scheide, die, indem sie an Wachsthum zunimmt, sich sowohl in- als auswendig mit mehrern Lamellen überkleidet, welche anfangs blattrig über einander liegen, zuletzt aber als ein festes Elfenbein zusammen verbunden werden. Diese der Länge nach gerichtete Organisation zeigt uns die Ursache warum die krankhafte Wirkung eines Theiles leichter und stärker der Länge nach wirkt, indem sie nur die Richtung der ehemaligen, nunmehr verwachs'nen Lamellen zu nehmen braucht.

Was die Wirkung einer krankhaften Stelle nach der Seite zu betrifft, habe ich die Vermuthung, daß hier eine Aufblahung und Ausdehnung vor sich gehe, wodurch die nächst anstoßenden Theile des gesunden Elfenbeins zusammengedrückt werden, so daß sogar ein leerer Raum entsteht, den wir an unsern Praparaten in Höhlen vertheilt erblicken. Die ovalen Querdurchschnitte der kranken Stelle, die erst gedachten

Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieſer Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bange Qualen heilt. ab.

Felſen und Gebüſch.

Lucinde in Mannskleidern. Voraus Basco, beyde mit bloßen Degen.

Lucinde.

Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege ſie mir.

Basco weichend.

Junker, wo anders mach' dir zu ſchaffen!

Für ſich.

Liebliches Vögelchen, hab' ich dich hier?

Lucinde.

Wandrern zu drohen wagſt du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehſt du den Streit.

Höhlen, die krumme Richtung der anstoßenden gesunden Lamellen bei Nro. 7. machen mir diese Meinung wahrscheinlich, und wer die große Elasticität des Elfenbeins bedenkt, so wie dessen Einschwinden wenn es trocknet, der wird ein solches Zusammen- oder, wenn man will, Auseinanderdrücken desselben nicht für möglich halten, besonders da eine unregelmäßig und krankhaft arbeitende Natur in organischen Körpern noch weit stärkere und gewaltsamere Wirkungen zeigt.

Wir wenden uns nun zu einem Falle, welchen näher zu beobachten auch einige interessante Präparate vor uns liegen. Es kann nämlich geschehen, daß eine Kugel in den hintern schwachen und hohlen Theil des Zahnes dringt, dann entsteht nicht allein eine ähnliche Stockung und Gerinnung, sondern, weil der dadurch erregte, eben schon wahrscheinlich gemachte, krankhafte Drang kein Hinderniß findet, bildet sich nach innen zu ein Knochenauswuchs, welcher vermuthlich größer wird, je längere Zeit die Natur zu dieser Operation sich nehmen kann.

Nro. 9. ist ein schönes Beispiel, wo eine Bleikugel an dem Rande einer Zahnhöhle hängen geblieben und nach und nach mit einem zitzenförmigen Aus- und Umwuchs umzogen worden.

Nro. 10. und Nro. 11. geben uns hierüber eine fernere Belehrung. Beide Stücke gehören zusammen. An der Structur der äußern Seite bemerkt man daß sie von einem Theile des Zahns abgeschnitten sind, der in der obern Kinnlade gesessen hat; nach außen ist ein schiefrig, zitzenhafter, geringer Knochenauswuchs bemerklich, der desto stärker nach innen ist, wo sich eine große Zitze mit vielen kleinen zeigt, die im Durchschnitt jenes geronnene, maserartige Ansehen hat das wir schon kennen.

Merkwürdig iſt auch hier, daß dieſe Knochenkrankheit nach der innern Höhlung ſo ſtark und nach der äußern Fläche ſo wenig gewirkt hat, ſo wie wir ſchon an Nro. 2 und 5. bemerken konnten, daß die krankhafte Veränderung nicht nach außen arbeitet, vielmehr die Verletzung der Oberfläche des Zahns durch die Natur gleich wieder zugeſchloſſen und geheilt wird.

Ob die Kugel noch innerhalb der Zitze ſich befinde, oder ob dieſer Knochenauswuchs auf eine andere Art von Beſchädigung erfolgt ſey? getraue ich mir nicht ſogleich zu beſtimmen. Auf alle Falle war es der Zahn eines alten Elephanten und die Beſchädigung daran gleichfalls ſehr alt. Es laſſen ſich noch unterrichtende Vergleichungen zwiſchen dieſem krankhaften Auswuchſe und zwiſchen den krankhaften Stellen, die innerhalb des Zahns ohne Raum entſtehen, bei näherer Beſchauung anſtellen.

Nro. 12. Ein Stück woran gleichfalls ſowohl die äußere Fläche des Zahns als die innere nach der Höhlung zu ſichtbar ſind. Auch iſt es wegen der deutlichen Rinde, welche den Zahn von außen zu umziehen ſcheint, wegen verſchiedener geronnenen Stellen, und ſonſt geſtörter Organiſation merkwürdig und dient zugleich zu einem Beleg verſchiedener bemerkter Falle.

Nro. 13. iſt ein Stück, deſſen Erſcheinungen ſich an die vorigen nicht anſchließen. Es ſieht aus als wenn ein Zahn der Länge nach durch ein ſpitzes Inſtrument verwundet worden wäre, und ſo eine geſtörte, concentriſch-blattrige, ſehr feine, ſprode Knochenorganiſation entſtanden ſey. Vielleicht geben künftig andere ähnliche Exemplare dem gegenwärtigen mehr Licht.

Ueberhaupt thäte man wohl, die Sammlung wo möglich

noch zu erweitern, um durch eine größere Anzahl von Fällen die genauere Beurtheilung der vorliegenden möglich zu machen.

Vorgemeldete Sammlung verehrte ich meinem freundschaftlichen Lehrer, deſſen höchſtmerkwürdige anatomiſche Sammlung eine ſolche Gabe nicht verſchmähte; hoffentlich findet ſie ſich noch in dem Loderſchen Cabinet zu Moskau und ich erlaube mir noch einige Betrachtungen über die darin erwähnten Gegenſtände.

Ueberließ ich nun ſchon einem Manne, dem ich ſo viel verpflichtet war, ſehr gern eine ſolche freundliche Gabe, ſo hofft' ich doch nach und nach mir eine ähnliche Sammlung wieder herzuſtellen, wie ich ſie, freilich in mehreren Jahren, doch mit einiger Leichtigkeit zuſammengebracht hatte. Dieß wollte mir nun aber keineswegs gelingen. In Nürnberg pflegten die Kammmacher, wenn ſie mit ihrer Säge auf eine ſolche Kugel geriethen, derſelben auszuweichen und ein bedeutendes Stück ihres koſtbaren Elfenbeins aufzuopfern; dieſes legten ſie jedoch zurück und überließen es dem Naturfreunde um ein billiges. Allein nunmehr war mir weder dort noch ſonſt wo dergleichen aufzutreiben möglich, wozu denn auch das ſeltner gewordene Elfenbeindrechſeln und das Arbeiten in dieſem Material überhaupt Urſache ſeyn mochte.

Als ich aber in alten Reiſebeſchreibungen die wilde und ungeſchickte Art las, wie Elephanten zuſammengetrieben, mit einem Regen von Kugeln überſchüttet, die erlegten ihrer Zähne beraubt, andere verwundete, verletzte jedoch wieder in Freiheit gelaſſen wurden, ſo fiel mir ein ob nicht jene Elephantenzähne, die eine ſo reichliche Ausbeute von krankhaftem Elfenbein gegeben, ſich aus der wilden wüſten Jagd

herschreiben möchten, aus Zeiten wo den Thieren gegönnt war beschädigte Glieder lange Jahre hindurch zu heilen, und ob nicht in neueren Zeiten eine klügere, vorsichtigere Jagd geübt worden, um diese mächtigen Geschöpfe zu erlegen und zum Nutzen zu bringen, welches bei einer täglichen Verbesserung der Feuerröhre gar wohl zu erwarten stand.

Diesem Gedanken will ich keinen größeren Werth geben, indem er mir nur gelegentlich beigegangen; auch hab' ich nach wiederholt vergeblicher Nachforschung kaum versucht, dergleichen Exemplare aufzuspüren, und denke nur wieder daran, da ich vorstehendes Verzeichniß unter meinen älteren Papieren finde, und solches der Aufmerksamkeit der Naturforscher und Sammler nicht unwürdig halte.

Beiträge zur Optik.

Erstes Stück.

1791.

Einleitung.

§. 1.

Gegen die Reize der Farben, welche über die ganze sichtbare Natur ausgebreitet sind, werden nur wenig Menschen unempfindlich bleiben. Auch ohne Bezug auf Gestalt sind diese Erscheinungen dem Auge gefällig, und machen an und für sich einen vergnügenden Eindruck. Wir sehen das einfache Grün einer frischgemähten Wiese mit Zufriedenheit, ob es gleich nur eine unbedeutende Fläche ist, und ein Wald thut in einiger Entfernung schon als große einförmige Masse unserm Auge wohl.

§. 2.

Reizender als dieses allgemeine grüne Gewand, in welches sich die ganze vegetabilische Natur gewöhnlich kleidet, sind jene entschiedenern Farben, womit sie sich in den Stunden ihrer Hochzeitfeier schmückt. Sie tritt aus ihrer alltäglichen Gleichgültigkeit hervor, und zeigt endlich was sie lange vorbereitet, unserm Auge. Sie wirkt auf einmal, schnell, zu dem größten Zwecke. Die Dauer künftiger Geschlechter wird entschieden und wir sehen in diesem Augenblicke die schönsten und muntersten Blumen und Blüthen.

§. 3.

Wie angenehm beleben bunte und geschäckte Thiere die Walder und die Wiesen! Wie ziert der Schmetterling die

Staude, der Vogel den Baum! Ein Schauspiel, das wir Nordländer freilich nur aus Erzählungen kennen. Wir staunen als hörten wir ein Mährchen, wenn der entzückte Reisende uns von einem Palmenwalde spricht, auf den sich ein Flug der größten und buntesten Papageyen niederläßt, und zwischen seinen dunkeln Aesten sich wiegt.

§. 4.

Eben so wird es uns, wenn wir eine Zeitlang in dem schönen Italien gelebt, ein Mährchen, wenn wir uns erinnern wie harmonisch dort der Himmel sich mit der Erde verbindet und seinen lebhaften Glanz über sie verbreitet. Er zeigt uns meist ein reines, tiefes Blau; die auf- und untergehende Sonne giebt uns einen Begriff vom höchsten Roth bis zum lichtesten Gelb; leichte hin und wieder ziehende Wolken farben sich mannichfaltig, und die Farben des himmlischen Gewölbes theilen sich auf die angenehmste Art dem Boden mit, auf dem wir stehen. Eine blaue Ferne zeigt uns den lieblichsten Uebergang des Himmels zur Erde, und durch einen verbreiteten reinen Duft schwebt ein lebhafter Glanz in tausendfachen Spielungen über der Gegend. Ein angenehmes Blau färbt selbst die nächsten Schatten; der Abglanz der Sonne entzückt uns von Blättern und Zweigen, indeß der reine Himmel sich im Wasser zu unsern Füßen spiegelt. Alles was unser Auge übersieht, ist so harmonisch gefärbt, so klar, so deutlich, und wir vergessen fast, daß auch Licht und Schatten in diesem Bilde sey. Nur selten werden wir in unsern Gegenden an jene paradiesischen Augenblicke erinnert, und ich lasse einen Vorhang über dieses Gemälde fallen, damit es uns nicht an ruhiger Betrachtung störe, die wir nunmehr anzustellen gedenken.

§. 5.

Wenn wir die Körper, aus denen die Welt besteht, im Bezuge auf Farben betrachten, so können wir leicht bemerken, daß diese zarten Erscheinungen, die bei gewissen Veränderungen des Körpers so leicht entstehen und verschwinden, nicht etwa zufällig sind, sondern von beständigen Gesetzen abhangen. Gewisse Farben sind gewissen Geschöpfen eigen, und jede Veranderung der äußerlichen Erscheinung laßt uns auf eine innere wesentliche Veranderung schließen. Die Rose verbleicht indem sie verblüht, und die bunte Farbe des Waldes verkündigt uns die rauhe Jahreszeit.

§. 6.

Von diesen Erfahrungen geleitet, schließen wir, daß es mit andern Wirkungen der Natur eben so beschaffen sey. Indem wir den Himmel blau sehen, schreiben wir der Luft eine blaue Eigenschaft zu und nehmen an, daß wir diese alsdann erst gewahr werden, wann wir eine große Luftmasse vor uns haben. Wir erklaren auch die blaue Farbe der Berge auf diese Weise, ob wir gleich bei naherer Aufmerksamkeit leicht bemerken, daß wir mit dieser Erklarung nicht auslangen: denn, ware sie richtig, so müßten die entferntesten Berge am dunkelblauesten erscheinen, weil sich zwischen uns und ihnen die größte Luftmasse befindet. Wir bemerken aber gerade das Gegentheil: denn nur in einer gewissen Entfernung erscheinen die Berge im schönen hohen Blau, da die entfernteren immer heller werden, und sich zuletzt ins weißliche verlieren.

§. 7.

Eine andere Lufterscheinung giebt uns noch mehr zu denken. Es verbreitet ein Gewitter über die Gegend einen traurigen Schleier, die Sonne beschein ihn, und es bildet sich in diesem Augenblick ein Kreis der angenehmsten und lebhaftesten Farben.

Dieſe Erſcheinung iſt ſo wunderbar erfreulich an ſich ſelbſt und ſo tröſtlich in dem Augenblicke, daß jugendlich empfindende Völker eine niederſteigende Botſchaft der Gottheit, ein Zeichen des geſchloſſenen Friedensbundes zwiſchen Göttern und Menſchen darin zu erkennen glaubten.

§. 8.

Die beſtändigen Farben dieſer Erſcheinung und ähnlicher Phänomene laſſen uns ein ſehr einfaches und beſtändiges Geſetz vermuthen, das auch zum Grunde anderer Phänomene zu liegen ſcheint. Schon das Kind findet in der Seifenblaſe ein buntes Spielwerk, und den Knaben blendet die glänzende Farbenerſcheinung, wenn er durch ein beſonders geſchliffenes Glas die Welt anſieht. Der Jüngling beobachtet, vergleicht, zählt und findet: daß ſich die unendliche Abweichung der Farbenharmonie in einem kleinen Kreiſe nahe beiſammen überſehen laſſe; und damit es ja am Gegenſatze nicht fehle, ſo werden dieſe Farben, die bisher ſo angenehm waren, ſo manche Ergötzlichkeit gewährten, dem Manne in dem Augenblicke hinderlich und verdrießlich, wenn er ſich entfernte Gegenſtände durch Hülfe künſtlicher Gläſer näher bringen und die leuchtenden Körper, die in dem unendlichen Raume geordnet ſind, genauer beobachten will.

§. 9.

Von dieſen ſchönen, und wie geſagt, unter gewiſſen Umſtänden unbequemen Erſcheinungen ſind ſeit den älteſten Zeiten nachdenkende Menſchen gereizt worden, ſie theils genauer zu beobachten, theils ſie durch künſtliche Verſuche unter verſchiedenen Umſtänden zu wiederholen, ihrer Urſache und ihren Verhältniſſen näher zu bringen. Die Geſchichte der Optik lehrt uns, wie langſam es damit zuging.

Basco der sich stellt.

Zwischen den Finstern brennt mich der Degen;
Wir sind, o Liebchen,
Noch nicht so weit.

Sie fechten. Lucinde wird entwaffnet und steht in sich gekehrt und bestürzt da.

Basco.

Sieh, wir wissen Rath zu schaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.

Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geschick!

Basco.

Sieh, wir wissen
Rath zu schaffen.
Laß dich küssen.
Seht den Affen! —
Welch Entsetzen,
Welch ein Blick!

§. 10.

Jedermann weiß, daß vor mehr als hundert Jahren ein tiefsinniger Mann sich mit dieser Materie beschäftigte, mancherlei Erfahrungen anstellte, ein Lehrgebäude, gleichsam als eine Veste mitten im Felde dieser Wissenschaft, errichtete, und durch eine mächtige Schule seine Nachfolger nöthigte, sich an diese Partei anzuschließen, wenn sie nicht besorgen wollten, ganz und gar verdrängt zu werden.

§. 11.

Indessen hat es doch dieser Lehre nicht an Widersachern gefehlt, und es steht von Zeit zu Zeit einer und der andere wieder auf; obgleich die meisten, gleich als hätten sie verwegen die Lade des Bundes angerührt, aus der Reihe der Lebendigen verschwinden.

§. 12.

Demungeachtet kann man sich nicht läugnen, daß große und wichtige Einwendungen gegen das Newtonsche System gemacht worden. Ob sie widerlegt sind, bleibt noch eine Frage: denn wer wäre stolz genug, in einer so verwickelten Sache sich zum Richter aufzuwerfen?

§. 13.

Es würde sogar verwegen seyn, sich in jenen Streit zu mischen; wenn nicht derjenige, der in dieser Wissenschaft einige Vorschritte machen will, zu seiner eigenen Belehrung die angefochtenen Punkte untersuchen müßte. Dieses wird schwer, weil die Versuche verwickelt und beschwerlich nachzumachen sind, weil die Theorie abstrakt ist und die Anwendung derselben ohne die genauste Einsicht in die höhere Rechenkunst nicht beurtheilt werden kann.

§. 14.

Diese Schwierigkeiten würden mich muthlos gemacht haben,

wenn ich nicht bedacht hätte: daß reine Erfahrungen zum Fundament der ganzen Naturwissenschaft liegen sollten, daß man eine Reihe derselben aufstellen könne, ohne auf irgend einen weitern Bezug Rücksicht zu nehmen; daß eine Theorie nur erst alsdann schätzenswerth sey, wenn sie alle Erfahrungen unter sich begreift, und der praktischen Anwendung derselben zu Hülfe kommt; daß endlich die Berechnung selbst, wenn sie nicht, wie so oft geschehen ist, vergebene Bemühung seyn soll, auf sicheren Datis fortarbeiten müsse. In dieser Ueberzeugung entschloß ich mich, den physikalischen Theil der Lehre des Lichtes und der Farben, ohne jede andere Rücksicht vorzunehmen, und gleichsam für einen Augenblick zu supponiren, als wenn in demselben noch vieles zweifelhaft, noch vieles zu erfinden ware.

§. 15.

Meine Pflicht war daher die bekannten Versuche aufs genaueste nochmals anzustellen, sie zu analysiren, zu vergleichen und zu ordnen, wodurch ich in den Fall kam, neue Versuche zu erfinden, und die Reihe derselben vollständiger zu machen. Da ich dem lebhaften Wunsche nicht widerstehen konnte, wenigstens mein Vaterland auf diese Wissenschaft aufmerksamer zu sehen als es bisher gewesen: so habe ich gesorgt, daß man so leicht und bequem als möglich die Erfahrungen selbst anstellen könne, von denen die Rede seyn wird, und ich werde am Ende dieses Aufsatzes noch besonders von dem Gebrauche der kleinen Tafeln sprechen, welche zugleich ausgegeben werden.

§. 16.

Wir haben in diesen letzten Jahren eine Wissenschaft unglaublich erweitert gesehen, und sie erweitert sich zu unsrer

Freude und zu unſern Nutzen gleichſam noch jeden Tag: ich meine die Chemie. Aber welch ein allgemeines Beſtreben der ſcharfſichtigſten Männer wirkt nicht in derſelben! Welche Mannichfaltigkeit von Erfahrungen! Welche genaue Unterſuchung der Körper, auf die man wirkt; welche ſcharfe Prüfung der Inſtrumente, durch die man wirkt; welche methodiſche Fortſchritte; welche glückliche Benutzung zufälliger Erſcheinungen; welche Kühnheit in Hypotheſen; welche Lebhaftigkeit in Beſtreitung derſelben; wie viele in dieſem Conflict beiden Parteien gleichſam abgedrungene Erfindungen; welche unparteiiſche Benutzung desjenigen was durch allgemeine Bemühung nicht Einem ſondern Allen gehört!

§. 17.

Es wird Manchem, der den Fleiß und die Sorgfalt kennt, mit welchen die Optik ſchon durchgearbeitet worden, vielleicht ſonderbar vorkommen, wenn ich dieſer Wiſſenſchaft auch noch eine ſolche Epoche zu wünſchen mich unterfange. Wenn man ſich aber erinnert, wie oft ſich ſcheinbare Hypotheſen in der Vorſtellung der Menſchen feſtſetzten, ſich lange darin behaupteten, und nur durch ein ungeheures Uebergewicht von Erfahrungen endlich verbannt werden konnten; wenn man weiß, wie leicht eine flache bildliche Vorſtellung von der Einbildungskraft aufgenommen wird und der Menſch ſich ſo gerne überredet, er habe die wahren Verhältniſſe mit dem Verſtande gefaßt; wenn man bemerkt hat, wie behaglich er oft das zu begreifen glaubt, was er nur weiß: ſo wird man, beſonders in unſerm Jahrzehend, wo die verjährteſten Rechte bezweifelt und angegriffen werden, verzeihlich finden, wenn jemand die Documente unterſucht, auf welche eine wichtige Theorie ihren Beſitz gegründet hat.

§. 18.

Man wird es mir um so mehr verzeihen, da ich zufälligerweise und durch andere Wege in den Kreis dieser Wissenschaft gelangt bin, als diejenigen sind, durch die man sich ihr gewöhnlich nähert. Durch den Umgang mit Künstlern von Jugend auf und durch eigene Bemühungen wurde ich auf den wichtigen Theil der Malerkunst, auf die Farbengebung aufmerksam gemacht, besonders in den letzten Jahren, da die Seele ein lebhaftes freudiges Bild der harmonischfarbigen Welt unter einem reinen glücklichen Himmel empfing. Denn wenn jemand Ursach hat sich um die Wirkungen und Verhaltnisse der Farben zu bekümmern: so ist es der Maler, der sie überall suchen, überall finden, sie versetzen, verändern und abstufen muß; dahingegen der Optiker seit langer Zeit beschäftigt ist, sie zu verbannen, seine Gläser davon zu reinigen, und nun seinen höchsten Endzweck erreicht hat, da das Meisterwerk der bis auf einen hohen Grad farblosen Sehröhre in unsern Zeiten endlich gelungen ist.

§. 19.

Der bildende Künstler konnte von jener Theorie, woraus der Optiker bei seinen negativen Bemühungen die vorkommenden Erscheinungen noch allenfalls erklärte, wenig Vortheil ziehen. Denn ob er gleich die bunten Farben des Prisma mit den übrigen Beobachtern bewunderte und die Harmonie derselben empfand: so blieb es ihm doch immer ein Räthsel, wie er sie über die Gegenstände austheilen sollte, die er nach gewissen Verhaltnissen gebildet und geordnet hatte. Ein großer Theil der Harmonie eines Gemaldes beruht auf Licht und Schatten; aber das Verhaltniß der Farben zu Licht und Schatten war nicht so leicht entdeckt, und doch konnte jeder Maler bald einsehen, daß bloß durch Verbindung beider Harmonien

sein Gemalde vollkommen werden könne, und daß es nicht genug sey, eine Farbe mit Schwarz oder Braun zu vermischen, um sie zur Schattenfarbe zu machen. Mancherlei Versuche bei einem von der Natur glücklich gebildeten Auge, Uebung des Gefühls, Ueberlieferung und Beispiele großer Meister brachten endlich die Künstler auf einen hohen Grad der Vortrefflichkeit, ob sie gleich die Regeln, wornach sie handelten, kaum mittheilen konnten; und man kann sich in einer großen Gemäldesammlung überzeugen, daß fast jeder Meister eine andere Art die Farben zu behandeln gehabt hat.

§. 20.

Es ist hier der Ort nicht diese Materien weiter auszuführen, und zu untersuchen, welchen allgemeinen Gesetzen diese verschiedenen Behandlungen unterworfen seyn könnten. Ich bemerke hier nur ein Hauptgesetz, welches die Künstler entdeckten: ein solches, das mit dem Gesetze des Lichtes und des Schattens gleichen Schritt hielt und sich an dasselbe auf das innigste anschloß, es war das Gesetz der sogenannten warmen und kalten Tinten. Man bemerkte, daß gewisse Farben neben einander gestellt, eben so einen großen Effekt machten, als tiefer Schatten neben dem hellsten Lichte, und daß diese Farben eben so gut Abstufungen erlitten, als der Schatten durch die Widerscheine. Ja es fand sich, daß man bloß durch die Gegeneinanderstellung der Farben gleichsam ohne Schatten ein sehr vollkommenes Gemälde hervorbringen könnte, wie uns noch jetzt reizende Bilder der größten Meister Beispiele geben.

§. 21.

Mit allen diesen Punkten, deren hier nur im Vorbeigehen gedacht wird, werden wir uns in der Folge mehr beschäftigen, wenn wir erst eine Reihe Erfahrungen durchgegangen

sind. Dieses erste gegenwartige Stuck wird die einfachsten prismatischen Versuche enthalten, wenige, aber merkwurdige Versuche, die zwar nicht alle neu, aber doch nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienten. Es sey mir erlaubt, eh ich sie vortrage, das Allgemeinere voraus zu schicken.

§. 22.

Der Zustand des Raums um uns, wenn wir mit offenen gesunden Augen keine Gegenstände erblicken, nennen wir die Finsterniß. Wir denken sie abstract ohne Gegenstand als eine Verneinung, sie ist, wie die Ruhe, den Muden willkommen, den Muntern unangenehm.

§. 23.

Das Licht hingegen können wir uns niemals in abstracto denken, sondern wir werden es gewahr als die Wirkung eines bestimmten Gegenstandes, der sich in dem Raume befindet und durch eben diese Wirkung andere Gegenstande sichtbar macht.

§. 24.

Licht und Finsterniß führen einen beständigen Streit miteinander; Wirkung und Gegenwirkung beider ist nicht zu verkennen. Mit ungeheurer Elasticität und Schnelligkeit eilt das Licht von der Sonne zur Erde und verdrangt die Finsterniß; eben so wirkt ein jedes künstliche Licht in einem proportionirten Raume. Aber sobald diese unmittelbare Wirkung wieder aufhört, zeigt die Finsterniß wieder ihre Gewalt und stellt sich in Schatten, Dämmerung und Nacht sogleich wieder her.

§. 25.

Die Oberflächen der Körper, die uns sichtbar werden, haben außer ihren Eigenschaften, welche wir durchs Gefühl erkennen, noch eine, welche dem Gefuhl gewöhnlich nicht

unterworfen ist; wir nennen diese Eigenschaft Farbe. In diesem allgemeinen Sinne nennen wir Schwarz und Weiß so gut als Blau, Gelb und Roth mit allen ihren Mischungen eine Farbe. Wenn wir aber genauer aufmerken, so werden wir leicht finden, daß wir jene beiden erstern von den letztern abzusondern haben.

§. 26.

Die Wirkung des Lichts auf ungefärbte Wassertropfen, welche sich vor einem dunkeln Grunde befinden zeigt uns eine Erscheinung von Gelb, Blau und Roth mit verschiedenen Mischungen; ein ungefärbtes prismatisches Glas läßt uns ein ähnliches Phänomen an allen Gegenständen erblicken. Diese Farben welche an der Oberfläche der Körper nicht bleibend sind, sondern nur unter gewissen Umständen gesehen werden, möchte ich absolute Farben nennen; die mit ihnen correspondirenden Oberflächen, farbige Körper.

§. 27.

Wir bemerken, daß wir allen absoluten Farben körperliche Repräsentanten stellen können, welche, ob sie gleich nicht in dem Glanze wie jene erscheinen, dennoch sich ihnen in einem hohen Grade nähern, und eine gewisse Verwandtschaft anzeigen.

§. 28.

Sind diese farbigen Körper von der Art daß sie ihre Eigenschaften ungefärbten oder anders gefärbten Körpern leicht mittheilen; so nennen wir sie färbende Körper, oder nach dem Vorschlage Herrn Hofraths Lichtenberg Pigmente.*

§. 29.

Wie wir nun auf diese Weise farbige Körper und Pigmente theils finden, theils bereiten und mischen können, welche die prismatischen Farben so ziemlich repräsentiren: so ist das

* Erxleben's Naturlehre, fünfte Auflage, S. 513.

reine Weiß dagegen ein Repräsentant des Lichts, das reine Schwarz ein Repräsentant der Finsterniß, und in jenem Sinne, wie wir die prismatische Erscheinung farbig nennen, ist weiß und schwarz keine Farbe; aber es giebt so gut ein weißes als schwarzes Pigment, mit welchem sich diese Erscheinung auf andere Körper übertragen laßt.

§. 30.

Unter den eigentlich farbigen Erscheinungen sind nur zwei die uns einen ganz reinen Begriff geben, nämlich Gelb und Blau. Sie haben die besondere Eigenschaft, daß sie zusammen vermischt eine dritte Farbe hervorbringen, die wir Grün nennen.

§. 31.

Dagegen kennen wir die rothe Farbe nie in einem ganz reinen Zustande: denn wir finden daß sie sich entweder zum Gelben oder zum Blauen hinneigt.

§. 32.

Von den übrigen Mischungen und Abstufungen wird erst in der Folge die Rede seyn können.

I.

Prismatische Erscheinungen im Allgemeinen.

§. 33.

Das Prisma, ein Instrument, welches in den Morgenländern so hoch geschätzet wird, daß sich der chinesische Kaiser den ausschließenden Besitz desselben, gleichsam als ein Majestatsrecht, vorbehält; dessen wunderbare Erscheinungen uns

in der ersten Jugend auffallen, und in jedem Alter Verwunderung erregen; ein Instrument, auf dem beinahe allein die bisher angenommene Farbentheorie beruht, ist der Gegenstand mit dem wir uns zuerst beschäftigen werden.

§. 34.

Das Prisma ist allgemein bekannt, und es ist kaum nöthig zu sagen, daß solches ein länglicher gläserner Körper sey, dessen beide Endflächen aus gleichen, parallelstehenden Triangeln gebildet sind. Parallele Ränder gehen rechtwinklich von den Winkeln beider Endflächen aus, verbinden diese Endflächen und bilden drei gleiche Seiten.

§. 35.

Gewöhnlich sind die Dreiecke, durch welche die Gestalt des Prisma bestimmt wird, gleichseitig, und folglich auch alle Winkel derselben gleich und jeder von sechzig Graden. Es sind diese zum Gebrauch ganz bequem und können bei unsern Versuchen nicht entbehrt werden. Doch wird es auch nöthig seyn solche Prismen anzuwenden, deren Basis ein gleichschenklicher spitzwinklicher Triangel, ohngefähr von funfzehn bis zwanzig Graden ist. Rechtwinkliche und stumpfwinkliche Prismen lassen wir vorerst unberührt.

§. 36.

Wenn wir ein gewöhnliches gleichseitiges Prisma vor die Augen nehmen: so erscheinen uns die Gegenstände auf eine mannichfaltige Weise gefärbt, die Erscheinung ist blendend und manchen Augen schmerzhaft; ich muß daher wünschen, daß diejenigen, welche an meinen Bemühungen Antheil nehmen möchten und nicht gewohnt sind durch das Prisma zu sehen, zuerst ihr Auge daran üben, theils um sich an die Erscheinung zu gewöhnen, theils die Verwunderung, welche die Neuheit derselben erregt, einigermaßen abzustumpfen.

Denn sollen Versuche methodisch angestellt und in einer Reihe vorgetragen werden: so ist es nöthig, daß die Seele des Beobachters aus der Zerstreuung sich sammle und von dem Staunen zur Betrachtung übergehe.

§. 37.

Man nehme also zuerst das Prisma vor, betrachte durch dasselbe die Gegenstände des Zimmers und der Landschaft; man halte den Winkel durch den man sieht bald oberwarts bald unterwarts; man halte das Prisma horizontal oder vertical und man wird immer dieselbigen Erscheinungen wahrnehmen. Die Linien werden im gewissen Sinne gebogen und gefarbt seyn; schmale, kleine Körper werden ganz farbig erscheinen und gleichsam farbige Strahlen von ihnen ausfahren; man wird gelb, roth, grün, blau, violett und pfirsichblüth bald hier und da erblicken; alle Farben werden harmoniren; man wird eine gewisse Ordnung wahrnehmen, ohne sie genau bestimmen zu können, und ich wünsche daß man diese Erscheinungen so lange betrachte, bis man selbst ein Verlangen empfindet das Gesetz derselben näher einzusehen und sich aus diesem glänzenden Labyrinthe herauszufinden. Alsdann erst wünschte ich, daß man zu den nachstehenden Versuchen übergienge und sich gefallen ließe der Demonstration mit Aufmerksamkeit zu folgen und das was erst Spiel war zu einer ernsthaften Beschäftigung zu machen.

II.

Besondere prismatische Versuche.

§. 38.

Ein durchsichtiger Körper kann im allgemeinen Sinne prismatisch heißen, wenn zwei Flachen desselben in einem

Lucinde.

Möcht' ich wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Ach, zu miſſen
Meine Waffen,
Welch Entſetzen,
Welch Geſchick!

Carlos tritt eilig auf.

Hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Lucinde.

Seltenes Schickſal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreyt?

Pedro und Claudine.

Claudine.

Haſt du ſie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Winkel zusammen laufen. Wir haben auch bei einem jeden Prisma nur auf diesen Winkel, welcher gewöhnlich der brechende Winkel genannt wird, zu sehen, und es kommen bei den Versuchen, welche gegenwärtig angestellt werden, nur zwei Flächen in Betracht, welche durch denselben verbunden werden. Bei einem gleichwinklichen Prisma, dessen drei Flächen gleich sind, denken wir uns die eine Fläche weg oder bedecken sie mit einem schwarzen Papiere, um uns zu überzeugen, daß sie vorerst weiter keinen Einfluß hat. Wir kehren bei den folgenden Versuchen den brechenden Winkel unterwärts und wenn wir auf diese Weise die Erscheinungen genau bemerkt haben, so können wir nachher denselben hinaufwärts und auf beide Seiten kehren und die Reihe von Versuchen wiederholen.

§. 39.

Mit dem auf die angezeigte Weise, gerichteten Prisma beschaut der Beobachter nochmals zuerst alle Gegenstände, die sich in seinem Gesichtskreise befinden. Er wird überall bunte Farben erblicken, welche gleichsam den Regenbogen auf mannichfaltige Weise wiederholen.

§. 40.

Er wird besonders diese Farben an horizontalen Rändern und kleinen Gegenständen am lebhaftesten wahrnehmen, indem von ihnen gleichsam Strahlen ausfahren und sich aufwärts und niederwärts erstrecken. Horizontale Linien werden zugleich gefärbt und gebogen seyn: an verticalen läßt sich keine Farbe bemerken, und nur bei genauer Beobachtung wird man finden, daß zwei verticale Parallel-Linien unterwärts sich ein wenig gegen einander zuneigen.

§. 41.

Man betrachte den reinen blauen Himmel durch das Prisma, man wird denselben blau sehen und nicht die mindeste Farbenspielung an demselben wahrnehmen. Eben so betrachte man reine einfärbige oder schwarze und weiße Flachen, und man wird sie, wenn das Prisma rein ist, kaum ein wenig dunkler als mit bloßen Augen sehen, übrigens aber gleichfalls keine Farbenspielung bemerken.

§. 42.

Sobald an dem reinen blauen Himmel sich nur das mindeste Wölkchen zeigt, so wird man auch sogleich Farben erblicken. Ein Stern am Abendhimmel wird sich sogleich als ein buntes Flämmchen, und jeder bemerkliche Flecken auf irgend einer farbigen Fläche sogleich bunte Farben durch das Prisma zeigen. Eben deßwegen ist der vorstehende Versuch mit großer Vorsicht anzustellen, weil eine schwarze und weiße, wie auch jede gefärbte Fläche selten so rein ist, daß nicht z. B. in dem weißen Papiere ein Knötchen, oder eine Faser, an einer einförmigen Wand irgend eine Erhobenheit sich befinden sollte, wodurch eine geringe Veränderung von Licht und Schatten hervorgebracht wird, bei der sogleich Farben sichtbar werden.

§. 43.

Um sich davon zu überzeugen, nehme man die Karte Nro. 1 vor das Prisma, und man wird sehen, wie die Farben sich an die wurmförmig gezogenen Linien anschmiegen. Man wird ein übereinstimmendes aber ein verworrenes und zum Theil undeutliches Farbenspiel bemerken.

§. 44.

Um sogleich einen Schritt weiter zu gehen und sich zu überzeugen, daß eine regelmaßige Abwechselung von Licht und

Schatten auch regelmäßige Farben durchs Prisma hervorbringe; so betrachte man Nro. 2 worauf schwarze und weiße Vierecke regelmäßig abwechseln. Man wird mit Vergnügen Ein Viereck wie das andere gefärbt sehen, und es wird noch mehr Aufmerksamkeit erregen, wenn man die Karte dergestalt vor das Prisma hält, daß die Seiten der Vierecke mit der Achse des Prisma parallel laufen. Man wird durch die bloße veranderte Richtung ein verändertes Farbenspiel auf der Karte entstehen sehen.

Man halte ferner die Karten Nro. 20 und 21 dergestalt vor das Prisma, daß die Linien parallel mit der Achse laufen; man nehme Nro. 22 horizontal, perpendicular, diagonal vor das Glas, und man wird immer veränderte Farben erblicken, wenn gleich die Karten nur schwarze und weiße Flächen zeigen, ja sogar wenn nur die Richtung derselben gegen das Prisma verändert wird.

§. 45.

Um diese wunderbare Erscheinungen näher zu analysiren, nehmen wir die Karte Nro. 3 vor das Glas, und zwar so, daß der weiße Streifen derselben parallel mit der Achse gerichtet sey; wir bemerken alsdann, wenn das Blatt ohngefähr eine Elle vom Prisma entfernt steht, einen reinen wenig gebogenen Regenbogenstreifen und zwar die Farben völlig in der Ordnung wie wir sie am Himmel gewahr werden, oben roth, dann herunterwärts gelb, grün, blau, violett. Wir finden in gedachter Entfernung den weißen Streifen ganz aufgehoben, gebogen, farbig und verbreitert. Die Karte Nro. 6. zeigt die Farbenordnung und Gestalt dieser Erscheinung.

§. 46.

An die Stelle jener Karte nehmen wir die folgende Nro. 5, und es wird uns in derselben Lage der schwarze Streif eine

ähnliche farbige Erscheinung zeigen; nur werden die Farben an derselben gewissermaßen umgekehrt seyn. Wir sehen zu unterst gelb, dann folgt hinaufwarts roth, sodann violett, sodann blau. Der schwarze Streifen ist eben so gut wie der weiße gebogen, verbreitet und von strahlenden Farben völlig aufgehoben. Die Karte Nro. 7 zeigt ohngefähr wie er sich dem Auge darstellt.

§. 47.

Wir haben bei den vorigen Experimenten gesehen, daß sich die Ordnungen der Farben gewissermaßen umkehren; wir müssen diesem Gesetze weiter nachspüren. Wir nehmen deßwegen die Karte Nro. 7 vor das Prisma und zwar dergestalt, daß der schwarze Theil oben, der weiße Theil unten befindlich ist; und wir werden sogleich an dem Rande zwischen beiden einen rothen und gelben Streifen erblicken ohne daß sich an diesem Rande eine Spur von blau, grün oder violett finden ließe. Die Karte Nro. 8 zeigt uns diesen farbigen Rand gemalt.

§. 48.

Höchst merkwürdig ist es nun, wenn wir die Karte Nro. 7 umkehren, dergestalt, daß das Schwarze unten und das Weiße sich oben befindet: in diesem Augenblicke zeigt uns das Prisma an dem Rande, der uns vorhin gelb und roth erschien, einen blau und violetten Streifen, wie die Karte Nro. 9 denselben zeigt.

§. 49.

Besonders auffallend ist es, wenn wir die Karte Nro. 7 dergestalt vor das Prisma bringen daß der Rand zwischen Schwarz und Weiß vertical vor uns steht. Wir werden denselben alsdann ungefärbt erblicken; wir dürfen aber nur mit der geringsten Bewegung ihn hin und wieder neigen, so werden

wir bald roth bald blau in dem Augenblicke ſehen, wenn das Schwarze oder das Weiße bald oben bald unten ſich befindet. Dieſe Erfahrungen führen uns natürlich zu den folgenden Verſuchen.

§. 50.

Auf der Karte Nro. 10 ſind zwei ſchwarze und zwei weiße Vierecke kreuzweiſe angebracht: ſo daß ſich Schwarz und Weiß wechſelsweiſe über einander befindet. Die Wirkung des Prisma bleibt auch hier, wie bei den vorigen Beobachtungen, ſich gleich, und wir ſehen nunmehr die verſchieden-farbigen Streifen nebeneinander auf Einer Linie wie ſie Nro. 11 zeigt, und der Begriff von dem Gegenſatze wird uns immer einleuchtender.

§. 51.

Um dieſen völlig zur Klarheit zu bringen nehmen wir die Karte Nro. 3 wieder vor das Prisma und halten ſie dergeſtalt daß der darauf befindliche weiße Streifen vertical vor uns ſteht. Wir werden ſogleich die rothe und gelbe Farbe oben, die blaue und violette unten erblicken, und der Zwiſchenraum des Streifens wird weiß erſcheinen, ſo wie es die Karte Nro. 12 angiebt.

§. 52.

Betrachten wir auf eben die Weiſe die Karte Nro. 4 ſo ſehen wir die Erſcheinung abermals umgekehrt, indem an dem ſchwarzen Streifen das Blaue und Violette ſich oben, das Roth und Gelbe ſich unten zeigt, und gleichfalls das Schwarze in der Mitte unverändert erſcheint. Nro. 13 zeigt uns auch dieſe Farben in ihrer Ordnung und Entfernung.

III.

Ueberſicht und weitere Ausführung.

§. 53.

Das Prisma zeigt den Augen desjenigen der durch daſſelbe ſieht, alle farbige oder unfarbige Flachen in demſelben Zuſtande wie er ſie mit dem bloßen Auge ſieht, ohne weitere Veränderung, als daß ſie wegen Starke und Düſternheit des Glaſes ein wenig dunkler erſcheinen, welches aber auch ſchon der Fall bei glaſernen Taſeln iſt.

§. 54.

Das Prisma zeigt nur Farben, da wo Licht und Schatten horizontal wechſeln; deßwegen zeigt es gewöhnlich an allen horizontalen Randern Farben, weil kaum ein Rand zu denken iſt, wo nicht auch Abweichung der Farbe oder des Lichts und des Schattens von einem Gegenſtande zum andern exiſtirt.

(Ich merke hier zu mehrerer Deutlichkeit an, was erſt in der Folge weiter ausgeführt werden kann, daß an den Randern wo farbige Gegenſtande an einander ſtoßen, das Prisma gleichfalls die Farben nach dem bisherigen Geſetze zeigt, namlich nur in ſo fern, als eine Farbe die uber der andern ſteht, dunkler oder heller iſt.)

§. 55.

Das Prisma zeigt die Farben nicht auf einander folgend, ſondern einander entgegengeſetzt. Da auf dieſem Grundſatze alles beruht, ſo iſt es nothwendig, die Verſuche, die wir ſchon geſehen haben, in dieſer Rückſicht nochmals zu wiederholen.

§. 56.

Wenn wir den Verſuch, welcher den horizontalen weißen Streifen ganz gefarbt und die funf Farben in einer Folge

zeigt, einen Augenblick bewundern, so hilft uns doch bald die alte Theorie, und wir können uns diesen horizontalen Papierstreifen als eine Oeffnung eines Fensterladens, als die Wirkung eines hereinfallenden, in die fünf oder sieben Farben gebrochenen Lichtstreifens vorstellen. Wenn wir aber den schwarzen Streifen auf weiß Papier vor uns nehmen: so verwundern wir uns um desto mehr, da wir auch diesen schwarzen Streifen völlig aufgehoben und die Finsterniß sowohl als das Licht in Farben verwandelt sehen. Ich habe fast einen jeden, der diese letzte Erfahrung zum erstenmale machte, über diese beiden Versuche erstaunt gesehen; ich habe die vergeblichen Bemühungen gesehen, das Phänomen aus der bisherigen Theorie zu erklären.

§. 57.

Wir dürfen aber nur eben diese schwarzen und weißen Streifen vertical halten, und die Versuche des §. 51 und 52 wiederholen, so wird sich uns gleich das Räthsel aufschließen. Wir sehen nämlich alsdann die obern und untern Ränder völlig von einander getrennt, wir sehen den schwarzen und weißen Stab in der Mitte und bemerken, daß bei jenen ersten Versuchen der horizontale schwarze und weiße Stab nur deßwegen ganz gefärbt war, weil er zu schmal ist und die farbigen Ausstrahlungen beider Ränder einander in der Mitte des Stabes erreichen können.

§. 58.

Da diese Strahlungen, wie hier nur im Vorbeigehn bemerkt werden kann, in der Nähe des Prisma geringer sind als in der Entfernung: so bringe man nur den horizontalen weißen Streif nahe ans Prisma, und man wird die getrennten farbigen Ränder so gut als in dem verticalen Zustande

und das reine Weiß und Schwarz in der Mitte des Streifes erblicken; man entferne ihn darauf und man wird bald in dem Weißen das Gelbe, in dem Schwarzen das Violette heraufstrahlen und sowohl weiß als schwarz völlig aufgehoben sehen. Man entferne beide Karten noch weiter, und man wird in der Mitte des weißen Streifes ein schönes Papageygrün erblicken, weil gelb und blau sich strahlend vermischen. Eben so werden wir in der Mitte des schwarzen Streifens in gedachter Entfernung ein schönes Pfirschblüth sehen, weil die Strahlungen des Violetten und Rothen sich mit einander vereinigen. Ich füge, zu noch größerer Deutlichkeit, ein Schema hier bei, wie an gedachten Stellen die Farben stehen müssen.

§. 59.

Gesetz der farbigen Ränder, wie solche durchs Prisma erscheinen, wenn, wie bei allen bisherigen Versuchen vorausgesetzt wird, der brechende Winkel unterwärts gekehrt ist.

Schema 1.	Schema 2.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
roth	blau
gelb	violett
† † †	† † †
blau	roth
violett	gelb

Ist der Körper, an dem die Ränder erscheinen, breit genug: so kann der mit † † † bezeichnete Raum eine proportionirliche Breite haben; ist der Körper schmal, oder es vermehrt sich die Strahlung durch Entfernung, so entsteht an dem Orte der mit † † † bezeichnet ist, in dem ersten Falle grün, in dem andern pfirschblüth und das Schema sieht alsdenn so aus

Schema 3.	Schema 4.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
roth	blau
gelb	violett
grün	pfirschblüth
blau	roth
violett	gelb

Nur iſt in beiden Fällen zu bemerken, daß die Miſchungen grün und pfirſchblüth bei ſtarken Strahlungen dergeſtalt prädominiren, daß ſie die Farben, woraus ſie zuſammen geſetzt ſind, gänzlich aufheben; doch wird dieſes erſt in dem eigenen Capitel von der Strahlung genauer ausgeführt werden.

§. 60.

Da die bisher allgemein verbreiteten Prismen alle gleichſeitig ſind und ſehr ſtarke Strahlungen hervorbringen: ſo habe ich mich in meinem Vortrage darnach gerichtet, damit die Verſuche ſogleich deſto allgemeiner angeſtellt werden können; allein die ganze Demonſtration zieht ſich ins Kürzere zuſammen und erhält ſogleich den höchſten Grad von Evidenz, wenn man ſehr ſpitze Prismen von 10 bis 15 Graden gebraucht. Es zeigen ſich alsdann die Farben viel reiner an den Rändern ſelbſt einer ſchmalen horizontalen Linie.

§. 61.

So kann man z. B. die beiden Karten Nro. 20 und 21 durch ein ſpitzwinkliches Prisma anſehen, und man wird den feinen blauvioletten und gelbrothen Streif an allen entgegen geſetzten Rändern erblicken. Nimmt man dagegen ein gleichſeitiges Prisma: ſo geben beide Karten die ſich nur durch die verſchiedenen Breiten der weißen und ſchwarzen Streifen unterſcheiden, zwei ganz verſchiedene Farbenſpiele, welche ſich

aus den Schemen 3 und 4 und der ihnen beigefugten Bemerkung leicht erklaren laſſen. Die Karte Nro. 21 erklart ſich nach dem Schema Nro. 3 weiß auf ſchwarz und es zeigt ſolche in einer Entfernung von ohngefahr 2 Fuß Hochroth, Papageygrün, Violett; und es laßt ſich ein Punkt finden, wo man eben ſo wenig Blau als Gelb bemerkt. Dagegen iſt die Karte Nro. 20 als ſchwarz auf weiß anzuſehen; ſie zeigt in gedachter Entfernung Blau, Pfirſchblüth und Gelb und es laßt ſich gleichfalls eine Entfernung finden, wo man kein Hochroth und kein Violett erblickt.

§. 62.

Die Karte 19 zeigt uns, wenn wir ſie nah genug an das Prisma halten, an dem breiten Streifen noch Blau, Violett, Hochroth und Gelb, wenn an dem ſchmalern Streifen das Hochroth ſchon durch das Violette überwältigt und zu einem hellen Pfirſchblüth verandert iſt. Dieſe Erfahrung zeigt ſich noch deutlicher, wenn man den breiten Streif noch einmal ſo breit macht, welches mit ein paar Pinſelſtrichen geſchehen kann, als warum ich die Liebhaber erſuche. Ein ahnlicher ſehr auffallender Verſuch findet bei den Fenſterrahmen ſtatt, vorausgeſetzt daß man den freien Himmel hinter ihnen ſieht; der ſtarke Querſtab des Kreuzes wird von obenherein Blau, Violett, Hochroth und Gelb erſcheinen, wenn die kleinen Stabe nur Blau, Violett und Gelb ſind.

§. 63.

Dieſe Reihe von Experimenten deren eins ſich an das andere anſchließt, entwickelt die Phänomene der Farben, wie ſie uns durch das Prisma erſcheinen, wenn die Ränder an denen ſie geſehen werden, entſchieden ſchwarz auf weiß ſind. Grau auf Schwarz, Weiß und Grau laßt uns zarte und ſonderbare Phanomene ſehen, eben ſo die übrigen Farben,

Pedro.

Kaum iſt der Bruder mir wieder gefunden,
Iſt ihm auch eine Geliebte nicht weit.

Pantomime, wodurch ſie ſich unter einander erklären: indeſſen ſingt

Basco.

Hat ſich das Volkchen zuſammen gefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, ihr ſelige Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut.

Basco mit ihnen bey Seite.

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

gegen ſchwarz und weiß, gegen einander ſelbſt gehalten und durchs Prisma betrachtet. In dem nächſten Stücke dieſer Beiträge werden auch dieſe Wirkungen umſtändlich ausgeführt werden und es ſollte mir angenehm ſeyn, wenn die Sagacität des größten Theils meiner Leſer mir voreilte, ja wenn die wichtigſten Punkte die ich noch ſpäter vorzutragen habe, von einigen entdeckt würden, eh ſie durch mich bekannt werden: denn es liegt in dem wenigen was ſchon geſagt iſt, in dieſen geringen einem Spielwerk ähnlich ſehenden Tafeln der Grund mancher ſchönen Folge und der Erklärung manches wichtigen Phänomens. Gegenwärtig kann ich nur noch Einen Schritt weiter thun.

§. 64.

Unſere bisherigen Verſuche beſchäftigten ſich nur mit gradlinigten Rändern und es war nothwendig, um das Prinzipium, wornach ſie gefärbt erſcheinen, auf das einfachſte und faßlichſte darzuſtellen. Wir können nunmehr, ohne Furcht uns zu verwirren, uns auch an gebogene Linien, an zirkelrunde Gegenſtände wagen.

§. 65.

Man nehme die Karte Nro. 19 nochmals zur Hand und halte ſie in den Diagonale vor das Prisma, dergeſtalt daß die Kreuze als Andreaskreuze erſcheinen; man wird die Farben in der Folge des vierten Schema's erblicken und alle Linien werden gefärbt erſcheinen. Es zeigen ſich alſo hier abermals alle Ränder farbig ſobald ſie nur im mindeſten vom Perpendikel abweichen. Nimmt man die Karte Nro. 23 nahe vor das Prisma, ſo findet man die Ränder des ſchwarzen und weißen Zirkels von oben herunter und von unten hinauf halbmondförmig nach denen Schemen 1 und 2 gefärbt und das Schwarze und Weiße zeigt ſich noch in der Mitte, wie die Karte Nro. 17

es angiebt. Der schwarz und weiße Kreis sind beide ringsum gefärbt, aus eben der Ursache, aus welcher ein Andreaskreuz, oder ein weiß oder schwarzes Viereck, dessen Diagonale perpendicular vors Prisma gehalten würde, ganz gefärbt erscheinen muß, weil sie nämlich aus Linien bestehen, die alle vom Perpendikel abweichen. Man wird dieses Gesetz hier um so deutlicher erblicken, als die farbigen Ränder der Zirkel zu beiden Seiten schmal sind, hingegen der Obere und Untere sehr verbreitert erscheinen: denn natürlicherweise können die Seitenränder als Perpendicularlinien angesehen werden, die sich Gradweise dem Horizont zuneigen und in so fern immer mit vermehrter Strahlung erscheinen. Man versäume nicht, auch diese Karte vor allen Dingen mit dem spitzwinklichten Prisma zu betrachten.

§. 66.

Man entferne sich sodann von der Karte Nro. 23 ohngefähr um 2 Fuß und betrachte sie durch das gleichseitige Prisma, man wird, wie ehemals die schmalen Streifen, nunmehro auch diese runde schwarz und weißen Bilder völlig gefärbt sehen und zwar wie solches die Karte Nro. 18 zeigt, nach dem Schema Nro. 3 und 4. Es fällt nunmehr deutlich in die Augen, daß der schwarze so gut als der weiße Gegenstand durch die farbigen Ausstrahlungen der Ränder uns völlig gefärbt erscheint und daß wir die Ursache dieses Phänomens nirgends anders zu suchen haben.

§. 67.

Es muß uns bei der weißen nach dem Schema Nro. 3 durchs Prisma veränderten und zugleich sehr in die Länge gezogenen runden Figur das Spectrum Solis des Newton's einfallen, und wir glauben einen Augenblick die Wirkung eines durch ein Loch im Fensterladen gespaltenen Lichtstrahls

zu erblicken; wenn wir aber gleich darneben einen Strahl der Finsterniß annehmen, und denselben so gut als das Licht in fünf oder sieben Farben spalten müssen: so sehen wir leicht, daß wir auf dem Wege sind, in große Verwirrungen zu gerathen.

§. 68.

Ich habe noch einen weiten Weg zu machen, eh ich an das Experiment gelange, wo ein durch einen Fensterladen in eine dunkle Kammer geworfener Lichtstrahl ein Phänomen zeigt, dem ähnlich, das wir auf unserer Karte erblicken. So viel aber leidet die Reihe der Demonstration hier anzuführen.

§. 69.

Man bringe eine zirkelrunde weiße Fläche, von welcher Größe man will, auf eine schwarze Tafel: man wird in einer ihrer Größe proportionirten Entfernung erst die Ränder farbig und dann den Kreis ganz gefärbt sehen. Wären Tafel und Kreis sehr groß, so sähe man dieselben erst in einer großen Ferne ganz gefärbt, theils, weil sich die Strahlung durch Entfernung vermehrt, theils weil der Gegenstand im Auge kleiner erscheint. Genauere Bestimmung von allen diesen und ich kann hoffen, sogar bis auf einen gewissen Grad, Maaß und Berechnung, wird das Capitel liefern, das eigens von der Strahlung handeln soll.

§. 70.

Man sehe nun also an dem reinen Himmel nach Sternen, nach dem Monde, ja nach der Sonne, wenn man vorher ihre mächtigen Strahlen durch eine angerauchte Scheibe gemäßigt hat, man sehe jedes Loch in einem Fensterladen, in einem Schirm der gegen das Licht gestellt ist, durch das Prisma an; man wird alle diese Gegenstände nach dem Schema Nro. 3 gefärbt erblicken, und wir werden aus dem

vorigen die Urſache leicht angeben können, warum leuchtende Körper, oder helle Oeffnungen, die entweder durch Entfernung ſehr verkleinert werden, oder an ſich klein ſind, ganz und gar gefärbt erſcheinen und die Strahlungen an ihren Rändern ſich in einander verlieren müſſen, da weiße Flachen die nur ſchwache Repräſentanten ſind, ſchon jene Wirkung hervorbringen.

§. 71.

Da ich nunmehr alles geſagt habe, was für den Anfang zu ſagen war: ſo würde ich mich nur ſelbſt wiederholen müſſen, wenn ich das Vorgetragene weiter auslegen wollte. Ich überlaſſe daher dem Nachdenken meiner Leſer das hinzuzuthun, was der Methode meines Vortrags wider meinen Willen an Klarheit abgehen mag: denn ich habe bemerken können, wie ſchwer es ſchon mündlich und mit allen Geräthſchaften verſehen ſey den Vortrag dieſer in mehr als einem Sinne befremdenden Verſuche durchzuführen. Soviel bin ich überzeugt, daß es jedem denkenden Menſchen Freude machen wird ſich mit dieſen Anfängen bekannt zu machen, beſonders wenn er die Folgerungen die ſich daraus ziehen laſſen, entweder ahnet oder entdeckt.

IV.

Recapitulation.

§. 72.

Ich wiederhole nunmehr kürzlich theils die Erfahrungen ſelbſt, theils diejenigen Sätze welche unmittelbar daraus folgen. Die Ordnung wie ſie hier hintereinander ſtehen, iſt mehr oder weniger willkürlich, und es wird mir angenehm ſeyn, wenn meine Leſer die Paragraphen dieſes Capitels genau

prüfen, ſie mit dem Vorhergehenden vergleichen, und ſie alsdann nach einer Methode an einander reihen. Erſt künftig, wenn wir dieſe Lehre auf mehr als eine Weiſe bearbeitet haben, können wir hoffen, dieſelbe rein und natürlich zu entwickeln.

1) Schwarze, weiße und einfarbige reine Flächen zeigen durchs Prisma keine Farben. §. 41.

2) An allen Rändern zeigen ſich Farben. §. 37. 40. 42. 43.

3) Die Ränder zeigen Farben, weil Licht und Schatten an denſelben aneinander gränzet. §. 44. 54.

4) Wenn farbige Flächen an einander ſtoßen, unterwerfen auch ſie ſich dieſem Geſetze und zeigen Farben, in ſo fern eine heller oder dunkler iſt als die andere. §. 54.

5) Die Farben erſcheinen uns ſtrahlend an den Rändern. §. 37. 45. 46.

6) Sie erſcheinen ſtrahlend nach dem ſchwarzen wie nach dem weißen, nach dem dunkeln wie nach dem hellen zu.

7) Die Strahlungen geſchehen nach dem Perpendikel, der auf die Achſe des Prismas fällt. §. 45. 46. 47. 48.

8) Kein Rand der mit der Achſe des Prismas perpendicular ſteht erſcheint gefärbt. §. 49.

9) Alle Ränder die mit der Achſe des Prismas parallel gehen, erſcheinen gefarbt.

10) Alle ſchmale Körper, die mit der Achſe des Prisma eine parallele Richtung haben erſcheinen ganz gefarbt und verbreitert. §. 37.

11) Ein runder Körper erſcheint elliptiſch, dergeſtalt, daß ſein größter Diameter auf der Achſe des Prisma perpendicular ſteht. §. 65. 66. 67.

12) Alle Linien die mit der Achſe des Prisma parallel gehen, erſcheinen gebogen. §. 40.

13) Alle Parallellinien, die auf der Achse des Prisma vertical stehen, scheinen sich gegen den brechenden Winkel zu ein wenig zusammen zu neigen. §. 40.

14) Je scharfer und stärker Licht und Schatten am Rande mit einander gränzt, desto stärker erscheinen die Farben.

15) Die farbigen Ränder zeigen sich im Gegensatz. Es stehen zwei Pole unveränderlich einander gegenüber. §. 48. 49. 50. 55.

16) Die beiden entgegengesetzten Pole kommen darin mit einander überein, daß jeder aus zwei leicht zu unterscheidenden Farben besteht, der eine aus Roth und Gelb, der andere aus Blau und Violett. §. 51. 52.

17) Die Strahlungen dieser Farben entfernen sich vom Rande, und zwar strahlen Roth und Violett nach dem Schwarzen, Gelb und Blau nach dem Weißen zu.

18) Man kann diese Pole unendlich von einander entfernt denken. §. 51. 52.

19) Man kann sie einander unendlich nahe denken. §. 45. 46.

20) Erscheinen uns die beiden Pole an einem weißen Körper, der sich gegen einen schwarzen Grund befindet, und hat derselbe eine verhältnißmaßige Größe, daß die farbigen Strahlungen der Ränder sich erreichen können: so entsteht in der Mitte ein Papageygrün. §. 59.

21) Erscheinen sie uns an einem schwarzen Körper, der auf einem weißen Grunde steht unter gedachter Bedingung: so steht in der Mitte derselben ein Pfirschblüth. §. 59.

22) Sowohl schwarze als weiße Körper können unter diesen Umständen ganz farbig erscheinen. §. 45. 46. 66.

23) Sonne, Mond, Sterne, Oeffnung des Fensterladens, erscheinen durchs Prisma nur farbig, weil sie als kleine helle Körper auf einem dunkeln Grunde anzusehen sind. §. 67.

24) Sie erscheinen elliptisch, dergestalt daß die Farbenstrahlungen und folglich auch der große Diameter der Ellipse auf der Achse des Prisma's vertical steht. §. 66. 67.

§. 73.

Ich sollte zwar hier vielleicht noch ehe ich schließe, einige allgemeine Betrachtungen anstellen und in die Ferne hindeuten, wohin ich meine Leser zu führen gedenke. Es kann dieses aber wohl erst an dem Ende des folgenden Stückes geschehen, weil dasjenige, was ich hier allenfalls sagen könnte, doch immer noch als unbelegt und unerwiesen erscheinen müßte. Soviel kann ich aber denjenigen Beobachtern, welche gern vorwarts dringen mögen, sagen: daß in den wenigen Erfahrungen, die ich vorgetragen habe, der Grund zu allem Künftigen schon gelegt ist, und daß es beinahe nur Entwicklung seyn wird, wenn wir in der Folge das durch das Prisma entdeckte Gesetz in allen Linsen, Glaskugeln, und andern mannichfaltig geschliffenen Gläsern, in Wassertropfen und Dünsten, ja endlich mit dem bloßen Auge unter gewissen gegebenen Bedingungen entdecken werden.

V.

Ueber den zu diesen Versuchen nöthigen Apparat und besonders über die mit diesem Stücke ausgegebenen Karten.

§. 74.

Sobald ich mir vornahm die Erfahrungen über die Entstehung der prismatischen Farben dem Publicum vorzulegen, empfand ich gleich den Wunsch sie so schnell als möglich,

wenigstens in meinem Vaterlande bekannt und ausgebreitet zu sehen. Da hierbei alles auf den Augenschein ankommt: so war es nöthig zu sorgen, daß jedermann mit der größten Leichtigkeit dazu gelangen könne; es wollte weder eine Beschreibung, noch ausgemalte Kupfertafeln, die der Schrift angefügt würden, zu diesem Zwecke hinreichen. Ich beschloß also die großen Tafeln, welche ich zu meinen Versuchen verfertigt, im Kleinen nachahmen zu lassen und dadurch sowohl einen jeden sogleich durch das Anschauen zu überzeugen, als auch ein lebhafteres Interesse zu erregen. Diejenigen Liebhaber, die einen ernsthafteren Antheil daran nehmen, werden nun leicht die Tafeln 1, 2, 3, 4, 7, 10, 14, 19, 20, 21, 22, 23 in beliebig großem Format nachmachen lassen, und die Versuche alsdann mit desto mehr Bequemlichkeit und größerm Succeß wiederholen. Ja sie werden durch eigenes Nachdenken noch mehrere Abwechselungen erfinden können, als ich für dießmal anbringen konnte. Denn jede schwarze Figur auf weißem Grunde und jede weiße auf schwarzem Grunde bringt neue Erscheinungen hervor, die man ins Unendliche vervielfältigen kann. Ich empfehle besonders Andreas-Kreuze, Sterne u. dergl. nicht weniger alle Arten von Mustern, die durch Abwechselung von schwarz und weißen Vierecken entstehen, welche letztere oft, wie die Karte Nro. 22 zeigt, von dreierlei Seiten verschiedene farbige Phanomene darstellen.

§. 75.

Man wird, indem man selbst dergleichen Versuche ersinnt, immer mehr von der Consequenz desjenigen überzeugt werden, was oben vorgetragen worden ist. Um die Abwechselung des Oben und Unten der beiden farbigen Pole recht deutlich einzusehen, verfertige man sich einen schwarzen Stern auf weiß- und einen weißen Stern auf schwarzem Grunde, und

durchbohre ihn mit einer Nadel dergestalt, daß man ihn auf derselben wie auf einer Achse herum drehen kann. Während des Drehens beobachte man denselben durchs Prisma und man wird diesen Versuch mit Vergnügen und Nachdenken wiederholen.

§. 76.

Ich habe meinen Vortrag dergestalt eingerichtet, daß die Versuche durch jedes gewöhnliche gleichseitige Prisma angestellt werden können, wenn es nur von weißem Glase ist; ja selbst mit einem Prisma von grünlichem Glase lassen sie sich anstellen, wenn man die geringe Differenz, welche die Farbe verursacht, bei der Beobachtung in Gedanken abrechnen will.

§. 77.

Zu der völligen Evidenz der vorgetragenen Sätze gehört aber, daß man ein spitzwinkliches Prisma von zehn bis zwanzig Graden anwende. Es kann ein jeder Glasschleifer solche leicht aus einer starken Glastafel verfertigen; und wenn sie auch nur einen starken Zoll hoch und einige Zoll breit sind, so, daß man nur mit einem Auge durchsieht, indem man das andere zuschließt: so sind sie vorerst hinreichend. Ich werde aber dafür sorgen, daß Prismen von reinem Glase und nach genau bestimmtem Maaße an Liebhaber mit den folgenden Stücken ausgegeben werden können. Wie denn überhaupt der nöthige Apparat zu den anzustellenden Versuchen nach und nach wachsen wird, so genau ich auch zu Werke gehen werde, die Versuche zu simplificiren.

§. 78.

Da sich aber doch der Fall oft ereignen kann, daß diese kleine Schrift mit denen dazu gehörigen Tafeln an Orte gelangt, wo keine Prismen vorhanden sind: so habe ich farbige Tafeln hinzugefügt, um dem Beobachter wenigstens auf einige

Weise zu Hülfe zu kommen und ihm, bis er sich nach einem Prisma umgesehen, einstweilen verständlich zu seyn. Auch demjenigen, der das nöthige Instrument besitzt, werden diese gemalte Karten nicht unnütz seyn. Er kann seine Beobachtungen damit vergleichen, und überzeugt sich eher von dem Gesetz einer Erscheinung welche er vor sich auf dem Papier schon fixirt sieht.

§. 79.

Ich muß aber freilich hier zum Voraus bemerken, daß man die Farben dieser Tafeln nicht mit den absoluten Farben der prismatischen Erscheinungen in Absicht ihrer Schönheit vergleichen möge: denn es sind dieselben nur wie jeder andere Holzschnitt bei einem wissenschaftlichen Buche anzusehen, der weder künstlich noch gefällig, sondern bloß mechanisch und nützlich ist.

§. 80.

Nur die unmittelbare Nähe einer Kartenfabrik macht es möglich, diese Tafeln so wie sie sind um einen Preis zu liefern der niemand abschrecken wird, und es war hier nicht die Frage ein Werk für Bibliotheken auszuarbeiten, sondern einer kleinen Schrift die möglichste Ausbreitung zu verschaffen.

§. 81.

Man wird daher diesen Tafeln manches nachsehen, wenn man sie zur Deutlichkeit nützlich findet. Ich werde bemüht seyn in der Folge diese Tafeln vollkommner zu machen und sie auch einzeln ausgeben, damit jeder Liebhaber eine solche durch den Gebrauch leicht zerstörte Sammlung sich verbessert wieder anschaffen kann. Ich füge noch einige Beobachtungen hinzu, damit man bei diesen Karten in den anzustellenden Erfahrungen nicht gestört werde.

Die Garden des Fürſten Rocca Bruna.

Der Anführer.

Eilet euch umher zu ſtellen!
Hier, hier find' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden, indem ſie anſchlagen.

Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſeyd ihr nun.

Die übrigen Perſonen.

Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.

Denkt ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, ihr Frevler, nein mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,
Und der Herr von Villa Bella,
Beyde ſind nun einig worden,
Beyde Herren wollen ſo.

§. 82.

Es iſt die Abſicht, daß der Beobachter das Prisma, deſſen Winkel unterwärts gekehrt iſt, in der rechten Hand halte, bei den anzuſtellenden Erfahrungen die ſchwarz und weißen Karten zuerſt etwa einen halben Fuß hinter dem Prisma entfernt halte, indem er ſolche mit der linken Hand an der Seite wo die Nummern befindlich ſind ergreift und die Nummern mit dem Daumen zudeckt.

§. 83.

Da einige Karten nicht allein vertical ſondern auch horizontal gehalten werden müſſen: ſo verſteht ſich's von ſelbſt daß man ſich gewöhnt, ſie auf die eine wie auf die andre Weiſe zu wenden. Man entferne alsdann das Prisma nach und nach bis zur Weite von zwei Fuß oder ſo weit bis die Zeichnung der Karten undeutlich wird; man bringe ſie wieder herbei und gewöhne ſich ſelbſt nach und nach an die verſchiedenen Phänomene.

§. 84.

Wer dieſe ſchwarze und weiße Tafeln in größerm Format nachahmt, wird dieſe Erſcheinung in größerer Entfernung und mit mehr Bequemlichkeit beobachten können.

§. 85.

Zum Verſtändniß des §. 65, 66, 67, lege man die drei Karten Nro. 23, 17 und 18 dergeſtalt vor ſich, daß die ſchwarze Hälfte zur linken Seite des Beobachters bleibt; die Nummern an dieſen Karten mögen aufgeklebt ſeyn wie ſie wollen.

§. 86.

Die Tafeln Nro. 16, 24, 25, 26, 27, werden erſt in den folgenden Stücken nöthig werden.

§. 87.

So wie auch der Verſuch mit der Tafel Nro. 14 in der

Reihe des gegenwärtigen Vortrags nicht Platz nehmen konnte; indessen kann man denselben einstweilen zur Belustigung anstellen. Wenn man die Tafel Nro. 14 durch das Prisma betrachtet, so wird die abgebildete Fackel einem angezündeten Lichte ähnlich erscheinen, wie die 15te Tafel solches darstellt. Sehn wir bei Nachtzeit ein angezündetes Licht auch nur mit bloße.: Augen, so werden wir die Spitze desselben roth und gelb, den untern Theil derselben blau sehen. Diese Farben werde" sich in einem ungeheuren Grade verstärken wenn wir das brennende Licht durch ein Prisma betrachten. In wiefern sich diese Erfahrung an die übrigen von uns bisher beobachteten anschließt, wird sich erst künftig zeigen.

§. 88.

Ich wiederhole nochmals, daß die Beschreibung der Versuche besonders des zweiten Capitels nur alsdann mit den Erfahrungen übereinstimmen könne, wenn der Beobachter den sogenannten brechenden Winkel unterwärts gekehrt hat und so die Gegenstände betrachtet. Wie sich die Farben alsdann zeigen, geben die gemalten Karten an; die Ausdrücke: oben, unten, horizontal, perpendicular, beziehen sich auf diese Richtung. Sie würden sich, wenn man den gedachten Winkel nunmehr auch nach oben, nach der rechten oder linken Hand wendete, folgendermaßen verändern:

Der Winkel des Prisma gekehrt			
nach unten	nach oben	nach der rechten	nach der linken
unten	oben	rechts	links
oben	unten	links	rechts
horizontal	horizontal	perpendicular	perpendicular
perpendic.	perpendic.	horizontal	horizontal.

Man sieht leicht, daß wenn man sich diese Richtung des Prisma in einem Kreise denkt, sich das oben und unten, rechts

und links auf ein innen und außen beziehe, welches sich deutlicher ergeben wird, wenn wir dereinst Versuche durch Linsen anstellen werden.

VI.

Beschreibung der Tafeln.

Da es möglich wäre, daß ungeachtet aller angewendeten Mühe und beobachteten Genauigkeit eine falsche Nummer auf eine Karte getragen würde: so füge ich hier nochmals eine Beschreibung der Tafeln hinzu und ersuche jeden Beobachter sie hiernach zu revidiren.

Nro. 1. Schwarze wurmförmige Züge auf weißem Grunde.

Nro. 2. Schwarze und weiße kleine Vierecke.

Wird horizontal und diagonal vor das Prisma gehalten.

Nro. 3. Ein weißer Stab auf schwarzem Grunde.

Nro. 4. Ein schwarzer Stab auf weißem Grunde.

Diese beiden Nummern braucht der Beobachter sowohl horizontal, als vertical.

Nro. 5. Ein Regenbogenstreif auf schwarzem Grunde.

Nro. 6. Ein umgewendeter Regenbogenstreif auf weißem Grunde.

Diese beiden Tafeln legt man horizontal vor sich und zwar so, daß der Rücken des Bogens aufwarts gekehrt ist.

Nro. 7. Eine halb schwarz, halb weiße Tafel.

Der Beobachter bedient sich derselben, daß bald das Schwarze bald das Weiße unten steht.

Nro. 8. Eine halb schwarz, halb weiße Tafel mit einem roth und gelben Streif.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß sich das Schwarze oben befindet.

Nro. 9. Eine halb schwarz, halb weiße Tafel mit einem blauen und violetten Streif.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß das Schwarze sich unten befindet.

Nro. 10. Zwei schwarze und zwei weiße längliche Vierecke übers Kreuz gestellt.

Wir können sie horizontal, perpendicular, diagonal vors Prisma nehmen.

Nro. 11. Zwei schwarze und weiße längliche Vierecke übers Kreuz gestellt mit einem rothen, gelben, blauen und violetten Rande.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß der rothe und gelbe Rand unter dem Schwarzen, der blaue und gelbe über dem Schwarzen sich befindet.

Nro. 12. Ein weißer Stab auf schwarzem Grunde mit farbigen Enden.

Wir halten ihn perpendicular vor uns, so daß der rothe und gelbe Rand oben, der blaue und violette unten sich befindet.

Nro. 13. Ein schwarzer Stab auf weißem Grunde mit bunten Enden.

Wir betrachten ihn dergestalt, daß das blaue und violette Ende sich oben, das rothe und gelbe sich unten befindet.

Nro. 14. Die Gestalt einer Fackel, weiß auf schwarz.

Nro. 15. Eben dieselbe Gestalt mit Farben wie sie durchs Prisma erscheinen.

Nro. 16. Eine Tafel halb schwarz, halb weiß, auf dem schwarzen Theile eine weiße Rundung mit gelber Einfassung, auf dem weißen Theile eine schwarze Rundung mit blauer Einfassung.

Diese Tafel erklärt sich erst in dem folgenden Stücke.

Nro. 17. Eine halb weiß halb ſchwarze Tafel auf jedem Theile eine elliptiſche Figur mit abwechſelnden Farben, in deren Mitte man noch Schwarz und Weiß erkennt.

Nro. 18. Eine gleichfalls getheilte ſchwarz und weiße Tafel mit völlig farbigen elliptiſchen Figuren.

Dieſe beiden letzten Tafeln legt der Beobachter horizontal vor ſich, dergeſtalt, daß der ſchwarze Theil ſich zu ſeiner linken Hand befindet.

Nro. 19. Zwei Horizontal-Linien, von einer Vertical-Linie durchkreuzt.

Man kann ſie horizontal, vertical und diagonal vor das Prisma halten.

Nro. 20. Schmale weiße Streifen auf ſchwarzem Grunde.

Nro. 21. Schmale ſchwarze Streifen auf weißem Grunde.

Dieſe beiden Tafeln werden vors Prisma gebracht, dergeſtalt daß die Streifen mit der Achſe des Prisma parallel laufen.

Nro. 22. Gebrochene ſchwarze und weiße Linien.

Man kann dieſe Karte ſowohl horizontal, als vertical und diagonal vor das Prisma bringen.

Nro. 23. Eine ſchwarz und weiß getheilte Tafel; auf dem ſchwarzen Theile ein weißes Rund, auf dem weißen ein ſchwarzes Rund.

Ich wünſche daß der Beobachter, wenn die ganze Sammlung vor ihm liegt, dieſe Nummer an die Stelle von Nro. 16. und dieſe hierher lege: denn das iſt eigentlich die Ordnung wie ſie gehören. Es verſteht ſich aber, daß die Nummern ſelbſt nicht verandert werden, weil die gegenwärtige Tafel in meinem Vortrage auch als Nro. 23 aufgeführt iſt.

Nro. 24. Auf einer weißen Tafel in der Mitte ein ſchwarzer Streif, auf der einen Seite viele Punkte um ein Centrum, auf der andern eine Cirkelfigur mit einem Kreuze und Punkten.

Nro. 25. Auf einer weißen Tafel zwei Vierecke, eins mit geraden, das andere mit gebogenen Seiten.

Nro. 26. Linearzeichnungen mit Buchstaben.

Nro. 27. Auf einem schwarzen Grunde zwei weiße Triangel, mit den Spitzen gegen einander gekehrt mit bunten Rändern.

Diese vier letztern Tafeln so wie Nro. 16 werden erst in folgenden Stücken erklärt.

Die Sorgfalt womit ich die Tafeln hier abermals durchgegangen, ist, wie ich überzeugt bin, nur für den Anfang nöthig. Man wird sich gar bald in diese Tafeln auch ohne Nummern finden und sie ohne Anweisung gebrauchen lernen, da bei allen diesen Versuchen ein ganz einfaches Principium nur auf verschiedene Weise angewendet wird.

Bayerische

Beiträge zur Optik.

Zweites Stück.

1792.

VII.

Beſchreibung eines groſſen Prisma.

Als ich die ſchwarzen und weißen kleinen Tafeln, mit dem erſten Stücke dieſer Beiträge, dem Publico vorlegte, hatte ich die Abſicht meinen Leſern dadurch die anzuſtellenden Beobachtungen bequem zu machen. Ich hoffte ſie würden ſich ein Prisma leicht anſchaffen, und alsdann die Erfahrungen, die ich beſchrieb, ohne weitere Umſtände wiederholen können.

Allein es hat ſich gezeigt, daß die Prismen beinahe gänzlich aus dem Handel verſchwunden ſind, und daß viele Liebhaber, dieſes ſonſt ſo gemeine Inſtrument, wenigſtens für den Augenblick, nicht finden können.

Auch hatte ich angezeigt, daß die gleichſeitigen gläſernen Prismen, wegen der ſtarken Strahlung, welche ſie beſonders in einiger Entfernung hervorbringen, dem Beobachter oft hinderlich ſeyen.

Ich habe gewünſcht, daß man die von mir angegebenen Erfahrungen mit ſehr ſpitzwinklichen Prismen von funfzehn bis zwanzig Graden wiederholen möge, als durch welche die Ränder ſehr zart gefärbt und nur mäßig ſtrahlend erſcheinen, auch der weiße Raum zwiſchen beiden ſeine unverfälſchte Reinheit behält.

Man hatte gehofft, ſowohl gewöhnliche gläſerne Prismen, als gedachte gläſerne Keile, mit dem gegenwärtigen zweiten

Stücke auszugeben, aber es hat auch nicht glücken wollen, die gemachten Bestellungen zur rechten Zeit abgeliefert zu sehen.

Ich finde es daher nöthig, meinen Lesern eine andere einfache Maschine zu empfehlen, welche ihnen, sowohl bei Wiederholung der Versuche des ersten Stückes, als bei Prüfung derer, die ich erst in der Folge vorlegen werde, manche Dienste leisten wird. Es ist diese Maschine, ein aus zwei starken geschliffenen, reinen Glastafeln zusammengesetztes Prisma, welches bei Versuchen mit reinem Wasser angefüllt wird.

Die Größe der Tafeln ist zwar willkürlich, doch wünschte ich, daß sie wenigstens einen rheinischen Fuß lang, und acht rheinische Zoll hoch seyn möchten. Diese länglich viereckten Tafeln werden durch zwei bleierne Dreiecke, in einem Winkel von 60 Graden verbunden, der untere Rand mit Fensterblei verwahrt, und alle Fugen wohl verkittet, auch werden die obern Ränder der Gläser mit Fensterblei eingefaßt, um dadurch das Ganze besser zusammen zu halten. Ein geschickter Glaser wird ein solches Prisma, und jeder Tischer das Gestelle leicht verfertigen. Es ist diese Maschine auf beistehender Tafel abgebildet, und zu Ende des gegenwärtigen Stücks eine genaue Beschreibung angefügt, welche diese Abbildung deutlich erklärt.

Ein solches prismatisches Gefaß hat den Vorzug, daß man durch solches bequem, nach großen und kleinen Tafeln sehen und die Erscheinung der farbigen Ränder ohne Anstrengung der Augen beobachten kann. Ferner erscheinen auch, wegen der weniger refrangirenden Kraft des Wassers, die Ränder schmal gefärbt, und es ist also ein solches Prisma obgleich von sechzig Graden zu eben dem Endzwecke als ein spitzer gläserner Keil zu gebrauchen, obgleich dieser wegen der

Die übrigen Personen.

Weh o Weh! Was ist geworden!
Weh o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

Da sie den Alonzo kommen sehen, treten sie mit bestürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Garden stellen sich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.

Alonzo

mit Gefolge, alle bewaffnet.

Habt ihr, Freunde, sie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.

Sie zusammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!

Carlos, Lucinde, die den Hut in die Augen drückt, und Basco treten vor Alonzo.

Werther Herr, laßt euch erweichen!
Lasset, lasset uns davon.

Reinheit, ſowohl der farbigen Ränder, als des weißen Zwiſchenraums den Vorzug verdient.

Man wird, ſo viel als möglich, reines Waſſer zu den Verſuchen nehmen, und auch dieſes nicht zu lange in dem Gefaße ſtehen laſſen, vielmehr nach geendigter Beobachtung, das Waſſer ausſchöpfen und das Gefäß mit einem reinen Tuche auswiſchen und abtrocknen, weil ſonſt das Glas gerne anlauft, beſonders die geſchliffenen Tafeln welche man wegen ihrer Stärke und Reinheit vorzüglich zu wählen hat, leicht blind werden.

Ein ſolches Gefäß iſt zu allen prismatiſchen Verſuchen brauchbar, zu einigen unentbehrlich, und ich wünſchte, daß diejenigen meiner Leſer, welche Neigung haben dem Faden meines Vortrags zu folgen, ſich je eher je lieber, damit verſehen möchten.

VIII.

Von den Strahlungen.

§. 89.

Ich habe mich ſchon mehrmalen des Wortes: Strahlungen bedient, und es iſt nöthig, daß ich mich vorläufig über daſſelbe erklare, damit es wenigſtens einſtweilen gelte, bis wir es vielleicht in der Folge gegen ein Schicklicheres vertauſchen können.

Wir haben uns in dem erſten Stücke überzeugt, daß uns das Prisma keine Farben zeigt, als an den Rändern, wo Licht und Finſterniß an einander gränzen. Wir haben bemerkt, daß durch ſehr ſpitzwinkliche Prismen, dieſe farbigen Ränder

nur schmal gesehen werden, da sie hingegen sowohl nach dem Schwarzen als dem Weißen zu sich sehr verbreitern, wenn der brechende Winkel, die refrangirende Kraft des Mittels oder die Entfernung des Beobachters zunimmt.

§. 90.

Dieses Phänomen, wenn mir nämlich ein farbiger Rand durchs Prisma, da erscheint, wo ich ihn mit bloßen Augen nicht sahe, und dieser farbige Rand sich von dem Schwarzen nach dem Weißen und von dem Weißen nach dem Schwarzen zu erstreckt, nenne ich die Strahlung, und drücke dadurch gleichsam nur das Phänomen an sich selbst aus, ohne noch irgend auf die Ursache desselben deuten zu wollen.

§. 91.

Da die farbigen Erscheinungen an den Rändern die Gränze des Randes selbst ungewiß machen, und die Zeichen, die man sich durch Nadeln oder Punkte feststellen will, auch gefärbt und verzogen werden: so ist die Beobachtung mit einiger Schwierigkeit verknüpft. Durch einen gläsernen Keil, von ohngefahr zehn Graden, erscheinen beide farbige Ränder sehr zart, unmittelbar am Schwarzen gegen das Weiße zu. Der blaue Saum ist sehr schön hochblau, und scheint mit einem feinen Pinsel auf den weißen Rand gezeichnet zu seyn. Einen Ausfluß des Strahls nach dem Schwarzen zu, bemerkt man nicht, ohne die größte Aufmerksamkeit, ja man muß gleichsam überzeugt seyn, daß man ihn sehen müsse, um ihn zu finden. Dagegen ist an dem andern Rande das Hochrothe gleichfalls sichtbar, und das Gelbe strahlt nur schwach nach dem Weißen zu. Verdoppelt man die Keile, so sieht man nun deutlich das Violette nach dem Schwarzen, das Gelbe nach dem Weißen zu sich erstrecken, und zwar beide in gleichem Maaße. Das Blaue und Rothe wird auch breiter, aber es

iſt ſchon ſchwerer zu ſagen, ob ſich jenes in das Weiße, dieſes in das Schwarze verbreitet.

§. 92.

Vielleicht läßt ſich in der Folge, das was uns gegenwärtig durch das Auge zu beobachten ſchwer fällt, auf einem andern Wege finden und näher beſtimmen. Soviel aber können wir inzwiſchen bemerken, daß das Blaue wenig in das Weiße, das Rothe wenig in das Schwarze, das Violette viel in das Schwarze, das Gelbe viel in das Weiße hereinſtrahlet. Da nun unter der Bedingung, wie wir das Prisma beſtandig halten, die beiden ſtarken Strahlungen abwarts, die beiden ſchwächern hinaufwarts gehen: ſo wird ſowohl ein ſchwarzer Gegenſtand auf weißem Grunde, als ein weißer auf ſchwarzem Grunde, oben wenig und unten viel gewinnen.

Ich brauche daher das Wort Rand, wenn ich von dem ſchmaleren blauen und rothen Farbenſtreife, dagegen das Wort Strahlung, wenn ich von dem breiteren violetten und gelben ſpreche, obgleich jene ſchmalen Streifen auch mäßig ſtrahlen und ſich verbreitern, und die breiteren Strahlungen von den Rändern unzertrennlich ſind.

Soviel wird vorerſt hinreichen, um den Gebrauch dieſes Wortes einigermaßen zu rechtfertigen und meinem Vortrage die nöthige Deutlichkeit zu geben.

IX.

Graue Flächen, durchs Prisma betrachtet.

§. 93.

Wir haben in dem erſten Stücke nur ſchwarz und weiße Tafeln durchs Prisma betrachtet, weil ſich an denſelben die

farbigen Ränder und Strahlungen derselben am deutlichsten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Versuche mit grauen Flächen und finden abermals die Wirkungen des bekannten Gesetzes.

§. 94.

Haben wir das Schwarze als Repräsentanten der Finsterniß, das Weiße als Repräsentanten des Lichtes angesehen: so können wir sagen, daß das Graue den Schatten repräsentire, welcher mehr oder weniger von Licht und Finsterniß participirt und also manchmal zwischen beiden in der Mitte steht.

§. 95.

Der Schatten ist dunkel, wenn wir ihn mit dem Lichte, er ist hell, wenn wir ihn mit der Finsterniß vergleichen, und so wird sich auch eine graue Fläche, gegen eine schwarze als hell, gegen eine weiße als dunkel verhalten.

§. 96.

Grau auf Schwarz wird uns also durchs Prisma alle die Phänomene zeigen, die wir in dem ersten Stücke dieser Beiträge, durch Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben. Die Ränder werden nach eben dem Gesetze gefärbt, und strahlen in eben der Breite, nur zeigen sich die Farben schwächer und nicht in der höchsten Reinheit.

§. 97.

Eben so wird Grau auf Weiß die Ränder sehen lassen, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

§. 98.

Verschiedene Schattirungen von Grau, stufenweise an einander gesetzt, je nachdem man das Dunklere oben oder unten hinbringt, werden entweder nur blau und violett, oder nur roth und gelb an den Rändern zeigen.

§. 99.

Eben dieſe grauen Schattirungen, wenn man ſie horizontal neben einander betrachtet, und die Ränder durchs Prisma beſieht, wo ſie oben und unten an eine ſchwarze oder weiße Fläche ſtoßen, werden ſich nach den uns bekannten Geſetzen färben.

§. 100.

Die zu dieſem Stücke beſtimmte Tafel wird ohne weitere Anleitung dem Beobachter die Bequemlichkeit verſchaffen, dieſe Verſuche unter allen Umſtänden anzuſtellen.

X.

Farbige Flächen, durchs Prisma betrachtet.

§. 101.

Eine farbige große Fläche zeigt keine prismatiſche Farben, eben wie ſchwarze, weiße und graue Flächen, es müßte denn zufällig oder vorſätzlich auch auf ihr Hell und Dunkel abwechſeln. Es ſind alſo auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzuſtellen, inſofern ſie durch einen Rand von einer andern verſchieden tingirten Fläche abgeſondert werden.

§. 102.

Es kommen alle Farben, welcher Art ſie auch ſeyn mögen darin überein, daß ſie dunkler als Weiß, und heller als Schwarz erſcheinen. Wenn wir alſo vorerſt kleine farbige Flachen gegen ſchwarze und weiße Flächen halten und betrachten, ſo werden wir alles, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals bemerken können; allein wir werden

zugleich durch neue und sonderbare Phänomene in Verwunderung gesetzt, und angereizt folgende genaue Beobachtungen anzustellen.

§. 103.

Da die Ränder und Strahlungen, welche uns das Prisma zeigt, farbig sind, so kann der Fall kommen, daß die Farbe des Randes und der Strahlung mit der Farbe einer farbigen Fläche homogen ist; es kann aber auch im entgegengesetzten Falle die Fläche mit dem Rande und der Strahlung heterogen seyn. In dem ersten identificirt sich der Rand mit der Fläche und scheint dieselbe zu vergrößern, in dem andern verunreiniget er sie, macht sie undeutlich und scheint sie zu verkleinern. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo dieser Effect am sonderbarsten auffällt.

§. 104.

Man nehme die beiliegende Tafel horizontal vor sich, und betrachte das rothe und blaue Viereck auf schwarzem Grunde neben einander, auf die gewöhnliche Weise durchs Prisma: so werden, da beide Farben heller sind als der Grund, an beiden, sowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Strahlungen entstehen; nur werden sie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erscheinen.

§. 105.

Das Rothe ist verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue, die Farben der Ränder werden also an dem Rothen stärker als an dem Blauen erscheinen, welches wenig von dem Schwarzen unterschieden ist.

§. 106.

Der obere rothe Rand wird sich mit der Farbe des Vierecks identificiren und so wird das rothe Viereck ein wenig hinaufwärts vergrößert scheinen; die gelbe herabwärts wirkende

Strahlung aber wird von der rothen Fläche beinahe verſchlungen und nur bei der genaueſten Aufmerkſamkeit ſichtbar. Dagegen iſt der rothe Rand und die gelbe Strahlung mit dem blauen Viereck heterogen. Es wird alſo an dem Rande eine ſchmutzig rothe und hereinwärts in das Viereck eine ſchmutzig grüne Farbe entſtehen, und ſo wird beim erſten Anblicke das blaue Viereck von dieſer Seite zu verlieren ſcheinen.

§. 107.

An dem untern Rande der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und eine violette Strahlung entſtehen und die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen: denn der blaue Rand, der mit der rothen Fläche heterogen iſt, wird das Gelbrothe, denn ein ſolches muß zu dieſem Verſuche gewählt werden, beſchmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, ſo daß das Rothe von dieſer Seite verkürzter ſcheint, und die violette Strahlung des Randes nach dem Schwarzen zu wird kaum bemerkt werden.

§. 108.

Dagegen wird der blaue Rand ſich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, ſondern vielmehr noch geben, und ſolche durch die violette Strahlung dem Anſcheine nach noch mehr verlängern.

§. 109.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich ſie gegenwärtig genau beſchrieben habe, iſt ſo mächtig und ſo ſonderbar, daß einem jeden Beobachter beim erſten Anblicke die beiden Vierecke aus der horizontalen Linie heraus, und im entgegen geſetzten Sinne auseinander gerückt ſcheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch wird bei näherer Betrachtung dieſe Täuſchung ſich bald

verlieren, und man wird die Wirkung der Ränder, wie ich sie angezeigt, bald genau bemerken lernen.

§. 110.

Es sind überhaupt nur wenige Falle wo diese Täuschung statt haben kann, sie ist sehr natürlich wenn man zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober, zu dem blauen ein mit Indig gefarbtes Papier anwendet. Dieses ist der Fall wo der blaue und rothe Rand, da wo er homogen ist, sich unmerklich mit der Flache verbindet, da wo er heterogen ist, die Farbe des Vierecks nur beschmutzt, ohne eine sehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das rothe Viereck muß nicht so sehr ins Gelbe fallen, sonst wird oben der dunkelrothe Rand sichtbar; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die gelbe Strahlung zu sichtbar. Das Blaue darf nicht um das Mindeste heller seyn, sonst wird der rothe und gelbe Rand sichtbar, und man kann die untere violette Strahlung nicht mehr als die verrückte Gestalt des hellblauen Vierecks ansehen. Und so mit den übrigen Umständen, die dabei vorkommen.

§. 111.

Ich habe gesucht auf der beiliegenden Tafel die Töne der Farben dergestalt zu wählen, daß die Täuschung in einem hohen Grade hervorgebracht werde; weil es aber schwer ist, ein Papier so dunkelblau als die Farbe hier erforderlich ist, egal anzustreichen: so werden einzelne Liebhaber, entweder durch sorgfaltige Färbung des Papiers, oder auch durch Muster von Scharlach und blauen Tuche diesen Versuch noch reiner anstellen können.

Ich wünsche daß alle diejenigen, denen es um diese Sache Ernst wird, sich die hierbei anzuwendende geringe Mühe nicht möchten reuen lassen, um sich fest zu überzeugen, daß die

farbigen Ränder, selbst in diesem Falle, einer geschärften Aufmerksamkeit nie entgehen können. Auch findet man schon auf unserer Tafel Gelegenheit sich alle Zweifel zu benehmen.

§. 112.

Man betrachte das weiße neben dem blauen stehende Viereck auf schwarzem Grunde, so werden an dem Weißen, welches hier an der Stelle des Rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie in die Augen fallen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr als am Rothen selbst über das Blaue hinauf; der untere blaue Rand aber ist in seiner ganzen Schöne sichtbar, dagegen verliert es sich in dem blauen Viereck durch Identification. Die violette Strahlung hinabwärts, ist viel deutlicher an dem Weißen als an dem Blauen.

§. 113.

Man sehe nun herauf und herab, vergleiche das Rothe mit dem Weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das Blaue mit dem Rothen, das Blaue mit dem Weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren Rändern deutlich einsehen.

§. 114.

Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Flächen, wenn man die farbigen Vierecke und das Schwarze auf weißem Grunde betrachtet: denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle gesehen haben. Man sehe zuerst das blaue und rothe Viereck durchs Prisma an. An beiden entsteht der blaue Rand nunmehr oben, dieser, homogen mit dem Blauen, verbindet sich mit demselben und scheint es in die Höhe zu heben, nur daß der hellblaue Rand oberwärts schon zu sichtbar

ist. Das Violette ist auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Eben dieser obere blaue Rand ist nun mit dem rothen Viereck heterogen, er ist kaum sichtbar, und die violette Strahlung bringt, verbunden mit dem Gelbroth, eine Pfirschblüth-Farbe zu Wege.

§. 115.

Wenn nun auch gleich in diesem Falle die obern Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen es die untern desto mehr: denn indem beide Farben gegen das Weiße gerechnet dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren: so entsteht unter beiden der rothe Rand mit seiner gelben Strahlung, er erscheint unter dem gelbrothen Viereck in seiner ganzen Schönheit und unter dem blauen beinahe wie er unter dem Schwarzen erscheint, wie man bemerken kann, wenn man die darunter gesetzten Vierecke und ihre Ränder mit den obern vergleicht.

§. 116.

Um nun diesen Versuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, sind Vierecke von verschiedenen Farben in der Mitte der Tafel, halb auf die schwarze, halb auf die weiße Seite geklebt. Man wird sie, nach jenen uns nun bei farbigen Flächen genugsam bekannt gewordenen Gesetzen, an ihren Rändern verschiedentlich gefärbt finden, und die Vierecke werden in sich selbst entzwei gerissen und hinauf oder hinunterwärts gerückt scheinen. Da nun das Phänomen das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck, auf schwarzem Grunde, bis zur Täuschung gesehen haben, uns an zwei Hälften eines Vierecks, von gleicher Farbe sichtbar wird, wie es denn an dem mennigrothen kleinen Viereck am allerauffallendsten ist, so werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder ihre Strahlungen und auf die Wirkungen

Alonzo.

O von allen euern Streichen
Kennen wir die Pröbchen ſchon.

Jene drey Perſonen treten zurück, Pedro kommt hervor.

Pedro.

Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?

Alonzo nach einer Pauſe.

Ach, die Freude macht mich ſchweigen.

Ihn umarmend.

Lieber Freund und lieber Sohn.

Carlos. Lucinde. Basco.

Die eilig nach einander hervorkommen, indeß Clau-dine auf einem Felſen im Grunde in Ohnmacht liegt.

Ach Hülf' und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

Sie kehren eilig wieder um.

ihrer homogenen oder heterogenen Natur, zu den Flächen an denen sie erscheinen, aufmerksam gemacht.

§. 117.

Ich überlasse den Beobachtern die mannichfaltigen Schattirungen der halb auf schwarz halb auf weiß befestigten Vierecke selbst zu vergleichen, und bemerke nur noch die scheinbare contraire Verzerrung, da roth und gelb auf schwarz hinaufwärts, auf weiß herunterwärts, blau auf schwarz herunterwarts und auf weiß hinaufwärts gezogen scheinen.

§. 118.

Es bleibt mir, ehe ich schließe, noch übrig, die schon bekannten Versuche noch auf eine Art zu vermannichfaltigen. Es stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich, daß sich der schwarze Theil oben und der weiße unten befindet; er betrachte durchs Prisma, eben jene Vierecke, welche halb auf schwarzem halb auf weißem Grunde stehen, nun horizontal nebeneinander, er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch einen Ansatz zweier rothen Ränder gewinnt, er wird bei genauer Aufmerksamkeit die gelbe Strahlung von oben herein auf der rothen Fläche bemerken, die untere gelbe Strahlung nach dem Weißen zu, wird aber viel deutlicher seyn.

§. 119.

Oben an dem gelben Viereck ist der rothe Rand sehr merklich, die gelbe Strahlung identificirt sich mit der gelben Fläche, nur wird solche etwas schöner dadurch. Der untere Rand hat nur wenig roth und die gelbe Strahlung ist sehr deutlich. Das hellblaue Viereck zeigt oben den dunkelrothen Rand sehr deutlich, die gelbe Strahlung vermischt sich mit der blauen Farbe der Fläche und bringt ein Grün hervor, der untere Rand geht in eine Art von Violett über, die gelbe Strahlung ist blaß. An dem blauen Viereck ist der obere

rothe Rand kaum sichtbar, die gelbe Strahlung bringt herunterwärts ein schmutziges Grün hervor; der untere rothe Rand und die gelbe Strahlung zeigen sehr lebhafte Farben.

§. 120.

Wenn man nun in diesen Fällen bemerkt, daß die rothe Fläche durch einen Ansatz auf beiden Seiten zu gewinnen, die dunkelblaue wenigstens von einer Seite zu verlieren scheint: so wird man, wenn man die Pappe umkehrt, daß der weiße Theil oben und der schwarze unten sich befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

§. 121.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Strahlungen an den blauen Vierecken entstehen und sich mit ihnen verbinden: so scheinen sie beide vergrößert, ja ein Theil der Flächen selbst schöner gefärbt und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Strahlungen von der Farbe der Fläche selbst unterscheiden lehren. Das Gelbe und Rothe dagegen werden nunmehr von den heterogenen Rändern eingeschränkt. Der obere blaue Rand ist an beiden fast gar nicht sichtbar, die violette Strahlung zeigt sich als ein schönes Pfirschblüth auf dem Rothen, als ein sehr blasses auf dem Gelben, die beiden untern Ränder sind grün, an dem Rothen schmutzig, lebhaft an dem Gelben, die violette Strahlung bemerkt man unter dem Rothen sehr wenig, mehr unter dem Gelben.

§. 122.

Es lassen sich diese Versuche noch sehr vervielfältigen, wie ich denn hier die farbigen Ränder der dunkelrothen hochgelben, grünen und hellblauen Vierecke, die sich auf der einen Seite der Tafel gleichfalls zwischen dem Schwarzen und Weißen befinden, nicht umständlich beschreibe und hererzähle,

da sie sich jeder Beobachter leicht selbst deutlich machen und sich aufs neue überzeugen kann, daß die farbigen Vierecke neben einander deßwegen durchs Prisma verschoben erscheinen, weil der Ansatz der homogenen und heterogenen Ränder eine Täuschung hervorbringt, die wir nur durch eine sorgfältige Reihe von Erfahrungen rectificiren können.

XI.

Nacherinnerung.

Ich beschließe hiermit vorerst den Vortrag jener prismatischen Erfahrungen, welche ich die Subjectiven nennen darf, indem die Erscheinungen in dem Auge des Beobachters vorgehen, wenn ohne Prisma an den Objecten, welche gesehen werden, eine Spur des Phänomens nicht leicht zu entdecken ist.

Es leiten sich alle diese Versuche von einer einzigen Erfahrung ab, nämlich: daß wir nothwendig zwei entgegengesetzte Ränder vor uns stellen müssen, wenn wir sämtliche prismatische Farben auf einmal sehn wollen, und daß wir diese Ränder verhältnißmäßig an einander rücken müssen, wenn die von einander getrennten einander entgegengesetzten Erscheinungen sich verbinden und eine Farbenfolge durch einen gemischten Uebergang darstellen sollen.

Ich habe meine Bemühungen nur darauf gerichtet, die einfachen Erfahrungen in so viele Fälle zu vermannichfaltigen als es mir jetzt möglich war und nützlich schien, und ich hoffe daß man meine Arbeit nicht deßwegen geringer schätzen wird, weil sich alle von mir vorgetragenen Versuche, auf einen

einzigen wieder zurück bringen lassen. Die unzähligen Operationen der Rechenkunst lassen sich auf wenige Formeln reduciren und die Magnetnadel zeigt uns eben darum den Weg von einem Ende des Meers zum andern, sie hilft uns aus den verworrensten unterirdischen Labyrinthen, läßt uns über Thäler und Flüsse das Maaß finden, und giebt uns zu vielen ergötzlichen Kunststücken Anlaß, eben weil sie sich unveränderlich nach einem einfachen Gesetze richtet, das auf unsern ganzen Planeten gilt, und also überall ein gewisses Hier und Dort angiebt, das der menschliche Geist in allen Fällen zu bemerken und auf unzählige Art anzuwenden und zu benutzen versteht.

Ein solches Gesetz kann gefunden, deutlich gemacht und tausendfaltig angewendet werden, ohne daß man eine theoretische Erklärungsart gewählt oder gewagt hat.

Darf ich mir schmeicheln, in einer so durchgearbeiteten Materie, als die Lehre von den Farben ist, etwas Nützliches und Zweckdienliches zu leisten: so kann ich es nur alsdann, wenn ich die vielen Versuche, welche bezüglich auf Entstehung der Farben, von so vielen Beobachtern angestellt worden und die überall zerstreut liegen, zusammenbringe, und sie nach ihrer natürlichen Verwandtschaft, ohne weitere Rücksicht in Ordnung stelle.

Man wird mir verzeihen, wenn ich nicht gleich anzeige, woher ich sie nehme, wo und wie sie bisher vorgetragen worden, wie man sie zu erklären gesucht, und ob sie dieser oder jener Theorie günstig scheinen. Was für Kenner überflüßig ist, dürfte den Liebhaber verwirren, und leicht werden Streitigkeiten erregt, die man so viel als möglich zu vermeiden hat. Sind die Materialien einmal beisammen, so ergiebt sich die Anwendung von selbst.

Eben so wird man mir vergeben, wenn ich langsamer vorwarts gehe als ich mir es Anfangs vorgesetzt und um keinen Fehltritt zu thun meine Schritte zusammenziehe.

Erklärung der Kupfertafel.

Das zusammengesetzte hohle Prisma ist hier schwebend vorgestellt. Man kann seine zwei undurchsichtigen bleiernen Seiten, von den durchsichtigen gläsernen leicht unterscheiden, und man weiß daß die Oberfläche nicht zugeschlossen ist. Man sieht das schmale Fensterblei, durch welches das ganze Instrument verbunden wird, indem solches an allen Rändern hingeführt und wohl verkittet ist. Es schwebt das Prisma über seinem Gestelle, dieses hat zwei Seitenbreter, welche mit Leisten eingefaßt sind, um das Prisma zu empfangen. Die eine Leiste ist kurz und einfach, die andere länger und eingeschnitten. Dieser Einschnitt dient, wenn das Prisma unmittelbar an den Bretern niedergelassen ist und auf den Leisten ruht, eine ausgeschnittene Pappe vor die eine Fläche des Prisma zu schieben, und dadurch Versuche hervorzubringen, welche wir in den folgenden Stücken vorlegen werden.

Die erst beschriebenen Seitenbreter sind durch bewegliche Zapfen mit zwei Pfosten verbunden, und können durch eine Schraube an die Pfosten angezogen, oder von denselben entfernt und also dem Prisma genau angepaßt werden.

Die beiden Pfosten stehen auf einem Boden von starkem Holz, das einwarts vertieft ist, damit das aus dem prismatischen Gefaß allenfalls auströpfelnde Wasser aufgefangen werde. Die Leisten der obenbeschriebenen Seitenbreter gehen

unterwärts nicht zusammen, damit das Wasser ungehindert abträufeln könne.

Ich empfehle nochmals den Liebhabern dieses leicht zu verfertigende Instrument, und ersuche sie solches, an einem offenen Fenster, den Sonnenstrahlen auszusetzen. Man wird zum voraus manche merkwürdige Erscheinung gewahr werden, die ich erst später, in ihre Reihe aufführen kann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Siebenunddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Pedro.

Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

Er eilt nach dem Grunde.

Alonzo.

Wem iſt zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich ſehn?

Indeſſen hat ſich Claudine erhebt; ſie wird langſam hervorgeführt.

Claudine.

Ja du ſiehſt, du ſiehſt Claudinen:
Willſt du noch dein Kind erkennen,
Das ſich hier verloren gibt?

Alonzo.

Kind erheitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, ſaget, was es gibt.

Lucinde die ſich entdeckt.

Ja, ich muß mich ſchuldig nennen;
Ich beſtärkte ſelbſt Claudinen,
Den zu ſuchen den ſie liebt.

Zur Farbenlehre.

Didaktischer Theil.

Inhalt.

Seite

Zueignung xi
Vorwort xiii
Einleitung 1

Erste Abtheilung.

Physiologische Farben 13

I. Licht und Finsterniß zum Auge 14
II. Schwarze und weiße Bilder zum Auge 16
III. Graue Flächen und Bilder 22
IV. Blendendes farbloses Bild 23
V. Farbige Bilder 26
VI. Farbige Schatten 35
VII. Schwachwirkende Lichter 41
VIII. Subjective Hofe 43
Pathologische Farben. Anhang 46

Zweite Abtheilung.

Physische Farben 55

IX. Dioptrische Farben 59
X. Dioptrische Farben der ersten Classe 58
XI. Dioptrische Farben der zweiten Classe, Refraction 68
Subjective Versuche 73
XII. Refraction ohne Farbenerscheinung 73
XIII. Bedingungen der Farbenerscheinung 74
XIV. Bedingungen unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt . . 77
XV. Ableitung der angeführten Phänomene 81
XVI. Abnahme der farbigen Erscheinung 88
XVII. Graue Bilder durch Brechung verrückt 90

		Seite
XVIII.	Farbige Bilder durch Brechung verrückt	92
XIX.	Achromasie und Hyperchromasie	102
XX.	Vorzüge der subjectiven Versuche. Uebergang zu den objectiven	106
	Objective Versuche	107
XXI.	Refraction ohne Farbenerscheinung	108
XXII.	Bedingungen der Farbenerscheinung	109
XXIII.	Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung	111
XXIV.	Ableitung der angezeigten Phänomene	117
XXV.	Abnahme der farbigen Erscheinung	119
XXVI.	Graue Bilder	120
XXVII.	Farbige Bilder	121
XXVIII.	Achromasie und Hyperchromasie	122
XXIX.	Verbindung objectiver und subjectiver Versuche	124
XXX.	Uebergang	126
XXXI.	Katoptrische Farben	129
XXXII.	Paroptische Farben	136
XXXIII.	Eroptische Farben	137

Dritte Abtheilung.

Chemische Farben

		Seite
		166
XXXIV.	Chemischer Gegensatz	167
XXXV.	Ableitung des Weißen	168
XXXVI.	Ableitung des Schwarzen	169
XXXVII.	Erregung der Farbe	170
XXXVIII.	Steigerung	174
XXXIX.	Gulmination	176
XL.	Balanciren	178
XLI.	Durchwandern des Kreises	179
XLII.	Umkehrung	181
XLIII.	Fixation	182
XLIV.	Mischung, reale	185
XLV.	Mischung, scheinbare	185
XLVI.	Mittheilung, wirkliche	188
XLVII.	Mittheilung, scheinbare	192
XLVIII.	Entgegnung	194
XLIX.	Nomenclatur	198

Seite
L. Mineralien 200
LI. Pflanzen 202
LII. Würmer, Insecten, Fische 209
LIII. Vögel 211
LIV. Säugethiere und Menschen 214
LV. Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung . . . 217
LVI. Chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie 220

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen . . . 223

Wie leicht die Farbe entsteht 224
Wie energisch die Farbe sey 225
Wie entschieden die Farbe sey 227
Mischung der beiden Seiten 226
Steigerung ins Rothe 227
Verbindung der gesteigerten Enden 228
Vollständigkeit der mannichfaltigen Erscheinung 229
Uebereinstimmung der vollständigen Erscheinung 229
Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andre zu wenden . . 230
Wie leicht die Farbe verschwindet 230
Wie fest die Farbe bleibt 231

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältnisse 232

Verhältniß zur Philosophie 234
Verhältniß zur Mathematik 235
Verhältniß zur Technik des Färbers 237
Verhältniß zur Physiologie und Pathologie 238
Verhältniß zur Naturgeschichte 239
Verhältniß zur allgemeinen Physik 240
Verhältniß zur Tonlehre 241
Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie 243

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe . 249

Gelb 251
Rothgelb 253

Seite

Gelbroth 252
Blau 254
Rothblau 255
Blauroth 256
Roth 257
Grün 259
Totalität und Harmonie 259
Charakteristische Zusammenstellungen 262
Gelb und Blau 263
Gelb und Purpur 264
Blau und Purpur 264
Gelbroth und Blauroth 265
Charakterlose Zusammenstellungen 265
Bezug der Zusammenstellungen zu Hell und Dunkel 266
Historische Betrachtungen 267
Aesthetische Wirkung 270
Helldunkel 274
Streben zur Farbe 275
Haltung 275
Colorit 276
Colorit des Orts 276
Colorit der Gegenstände 277
Charakteristisches Colorit 278
Harmonisches Colorit 279
Aechter Ton 280
Falscher Ton 281
Schwaches Colorit 281
Das Bunte 282
Furcht vor dem Theoretischen 283
Letzter Zweck 283
Gründe 284
Pigmente 286
Allegorischer, symbolischer, mystischer Gebrauch der Farbe 287
Zugabe 289
Schlußwort 299

Entoptiſche Farben.

	Seite
Vorwort	303
Doppelbilder des rhombiſchen Kalkſpaths	304
Elemente der entoptiſchen Farben	311
Entoptiſche Farben	317
Anſprache	317
Weber benannt	318
Wie ſie entdeckt worden	319
Wie die entoptiſchen Eigenſchaften dem Glaſe mitzutheilen	320
Aeußere Grundbedingung	320
Einfachſter Verſuch	321
Zweiter geſteigerter Verſuch	322
Warum ein geſchwärzter Spiegel	323
Polarität	323
Nordländiſche Atmoſphäre, ſelten klar	324
Beſtändiger Bezug auf den Sonnenſtand	325
Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile	325
Höchſter Sonnenſtand	325
Tiefe Nacht	326
Umwandlung durch trübe Mittel	327
Rückkehr zu den entoptiſchen Gläſern	328
Nähere Bezeichnung der entoptiſchen Erſcheinung	329
Abermalige Steigerung. Vorrichtung mit zwei Spiegeln	331
Wirkung der Spiegel in Abſicht auf Hell und Dunkel	332
Wirkung der Spiegel in Abſicht auf irgend ein Bild	333
Identität durch klare Spiegel	333
Abgeleiteter Schein und Widerſchein	334
Doppelt refrangirende Körper	335
Glimmerblättchen	336
Fraueneis	341
Doppelſpath	342
Apparat, vierfach geſteigert	344
Warnung	347
Von der innern Beſchaffenheit des entoptiſchen Glaſes	348
Umſicht	350
Chladni's Tonfiguren	352
Atmoſphäriſche Meteore	354

Seite
Paracelser Seitenblick auf die Astrologie 356
Mechanische Wirkung 358
Damast-Weberei 359
Nehmende theoretische Ansicht 360
Gewässertes Seidenzeug 361
Gemodelte Zinn-Oberfläche 361
Oberflächen natürlicher Körper 362
Rückkehr und Wiederholung 362
Wichtige Bemerkung eines Malers 363
Fromme Wünsche 367
Schluß-Anwendung, praktisch 369

Der Durchlauchtigsten Herzogin und Frauen

Luisen

regierenden Herzogin

von

Sachsen-Weimar und Eisenach.

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Frau.

Wäre der Inhalt des gegenwärtigen Werkes auch nicht durchaus geeignet Ew. Durchlaucht vorgelegt zu werden, könnte die Behandlung des Gegebenen bei schärferer Prüfung kaum genug thun; so gehören doch diese Bände Ew. Durchlaucht ganz eigentlich an, und sind seit ihrer früheren Entstehung Höchstdenenselben gewidmet geblieben.

Denn hätten Ew. Durchlaucht nicht die Gnade gehabt, über die Farbenlehre so wie über verwandte Naturerscheinungen einem mündlichen Vortrag Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, so hätte ich mich wohl schwerlich im Stande gefunden, mir selbst manches klar zu machen, manches Auseinanderliegende zusammenzufassen und meine Arbeit, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens abzuschließen.

Wenn es bei einem mündlichen Vortrage möglich wird die Phänomene sogleich vor Augen zu bringen, manches in verschiedenen Rücksichten wiederkehrend darzustellen, so ist dieses freilich ein großer Vortheil, welchen das geschriebene, das gedruckte Blatt vermißt. Möge jedoch dasjenige, was auf dem Papier mitgetheilt werden konnte, Höchstdieselben zu einigem Wohlgefallen an jene Stunden erinnern, die mir unvergeßlich bleiben, so wie mir ununterbrochen alles das mannichfaltige Gute vorschwebt, das ich seit längerer Zeit und in den bedeutendsten Augenblicken meines Lebens mit und vor vielen andern Ew. Durchlaucht verdanke.

Mit innigster Verehrung mich unterzeichnend

Ew. Durchlaucht

Weimar,
den 30. Januar 1809.

unterthänigster
J. W. v. Goethe.

Pedro.

Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihſt uns, wie ſie liebt.

Carlos.

Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.

Basco für ſich.

Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile gibt.

Dieſe ganze Entwicklung, welche die Poeſie nur kurz andeuten darf und die Muſik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Acteurs erſt lebendig. Alonzo's Erſtaunen, und wie er nach und nach, von den Umſtänden unterrichtet, ſich faßt, erſt von Verwunderung zu Verwunderung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die lebhaftere Leidenſchaft Carles und Lucindens, welche ſich nicht mehr zurückhält, die Geberden Pedro's, der ſeinen Bruder dem Alonzo vorſtellt, der Verdruß Basco's nicht von der

Vorwort

zur ersten Ausgabe von 1810.

Ob man nicht, indem von den Farben gesprochen werden soll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, ist eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwiedern: es scheine bedenklich, da bisher schon so viel und mancherlei von dem Lichte gesagt worden, das Gesagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.

Denn eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.

Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In diesem Sinne können wir von denselben Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar unter einander in dem genausten Verhältniß, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken: denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinne des Auges besonders offenbaren will.

Eben so entdeckt sich die ganze Natur einem andern Sinne. Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Daseyn, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends todt noch stumm; ja dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollten.

So mannichfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein einfaches Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säurung und Entsäurung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Daseyn bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältniß zu bezeichnen versucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken, ein Widerstreben, ein Thun, ein Leiden, ein Vordringendes, ein Zurückhaltendes, ein Heftiges, ein Mäßigendes, ein Männliches, ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichniß, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag.

Diese universellen Bezeichnungen, diese Natursprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, diese Sprache durch die Farbenlehre, durch die Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu bereichern, zu erweitern und so die Mittheilung höherer Anschauungen unter den

Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabsicht des gegenwärtigen Werkes.

Die Arbeit selbst zerlegt sich in drei Theile. Der erste giebt den Entwurf einer Farbenlehre. In demselben sind die unzähligen Fälle der Erscheinungen unter gewisse Hauptphänomene zusammengefaßt, welche nach einer Ordnung aufgeführt werden, die zu rechtfertigen der Einleitung überlassen bleibt. Hier aber ist zu bemerken, daß, ob man sich gleich überall an die Erfahrungen gehalten, sie überall zum Grunde gelegt, doch die theoretische Ansicht nicht verschwiegen werden konnte, welche den Anlaß zu jener Aufstellung und Anordnung gegeben.

Ist es doch eine höchst wunderliche Forderung, die wohl manchmal gemacht, aber auch selbst von denen, die sie machen, nicht erfüllt wird: Erfahrungen solle man ohne irgend ein theoretisches Band vortragen, und dem Leser, dem Schüler überlassen, sich selbst nach Belieben irgend eine Ueberzeugung zu bilden. Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt theoretisiren. Dieses aber mit Bewußtseyn, mit Selbstkenntniß, mit Freiheit, und um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nöthig, wenn die Abstraction, vor der wir uns fürchten, unschädlich, und das Erfahrungsresultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll.

Im zweiten Theil beschäftigen wir uns mit Enthüllung der Newtonischen Theorie, welche einer freien Ansicht der Farbenerscheinungen bisher mit Gewalt und Ansehen entgegengestanden; wir bestreiten eine Hypothese, die, ob sie gleich nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch immer eine herkömmliche Achtung unter den Menschen behält. Ihr eigentliches Verhältniß muß deutlich werden, die

alten Irrthümer sind wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht, wie bisher, hinter so manchem anderen besser bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben soll.

Da aber der zweite Theil unsres Werkes seinem Inhalte nach trocken, der Ausführung nach vielleicht zu heftig und leidenschaftlich scheinen möchte; so erlaube man uns hier ein heiteres Gleichniß, um jenen ernsteren Stoff vorzubereiten, und jene lebhafte Behandlung einigermaßen zu entschuldigen.

Wir vergleichen die Newtonische Farbentheorie mit einer alten Burg, welche von dem Erbauer anfangs mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit und Umstände jedoch nach und nach von ihm erweitert und ausgestattet, nicht weniger bei Anlaß von Fehden und Feindseligkeiten immer mehr befestigt und gesichert worden.

So verfuhren auch seine Nachfolger und Erben. Man war genöthigt, das Gebäude zu vergrößern, hier daneben, hier daran, dort hinaus zu bauen; genöthigt durch die Vermehrung innerer Bedürfnisse, durch die Zudringlichkeit äußerer Widersacher und durch manche Zufälligkeiten.

Alle diese fremdartigen Theile und Zuthaten mußten wieder in Verbindung gebracht werden durch die seltsamsten Galerien, Hallen und Gänge. Alle Beschädigungen, es sey von Feindes Hand, oder durch die Gewalt der Zeit, wurden gleich wieder hergestellt. Man zog, wie es nöthig ward, tiefere Gräben, erhöhte die Mauern, und ließ es nicht an Thürmen, Erkern und Schießscharten fehlen. Diese Sorgfalt, diese Bemühungen brachten ein Vorurtheil von dem hohen Werthe der Festung hervor, und erhielten's, obgleich Bau- und Befestigungskunst die Zeit über sehr gestiegen waren, und man sich in andern Fallen viel bessere Wohnungen und Waffenplätze einzurichten gelernt hatte. Vorzüglich aber hielt man die alte Burg in Ehren, weil sie niemals eingenommen worden, weil sie so manchen Angriff abgeschlagen, manche Befehdung vereitelt und sich immer als Jungfrau gehalten hatte. Dieser Name, dieser Ruf dauert noch bis

jetzt. Niemanden fällt es auf, daß der alte Bau unbewohnbar geworden. Immer wird von seiner vortrefflichen Dauer, von seiner köstlichen Einrichtung gesprochen. Pilger wallfahrten dahin; flüchtige Abrisse zeigt man in allen Schulen herum und empfiehlt sie der empfänglichen Jugend zur Verehrung, indessen das Gebäude bereits leer steht, nur von einigen Invaliden bewacht, die sich ganz ernsthaft für gerüstet halten.

Es ist also hier die Rede nicht von einer langwierigen Belagerung oder einer zweifelhaften Fehde. Wir finden vielmehr jenes achte Wunder der Welt schon als ein verlassenes, Einsturz drohendes Alterthum, und beginnen sogleich von Giebel und Dach herab es ohne weitere Umstände abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulennest hineinscheine und dem Auge des verwunderten Wanderers offenbare jene labyrinthisch unzusammenhängende Bauart, das enge Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das absichtlich Gekünstelte, das kümmerlich Geflickte. Ein solcher Einblick ist aber alsdann nur möglich, wenn eine Mauer nach der andern, ein Gewölbe nach dem andern fällt und der Schutt, so viel sich thun läßt, auf der Stelle hinweggeräumt wird.

Dieses zu leisten und wo möglich den Platz zu ebnen, die gewonnenen Materialien aber so zu ordnen, daß sie bei einem neuen Gebäude wieder benutzt werden können, ist die beschwerliche Pflicht, die wir uns in diesem zweiten Theile auferlegt haben. Gelingt es uns nun, mit froher Anwendung möglichster Kraft und Geschickes, jene Bastille zu schleifen und einen freien Raum zu gewinnen, so ist keineswegs die Absicht, ihn etwa sogleich wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen und zu belästigen; wir wollen uns vielmehr desselben bedienen, um eine schöne Reihe mannichfaltiger Gestalten vorzuführen.

Der dritte Theil bleibt daher historischen Untersuchungen und Vorarbeiten gewidmet. Aeußerten wir oben, daß die Geschichte des Menschen den Menschen darstelle, so läßt sich hier auch wohl behaupten,

daß die Geschichte der Wissenschaft die Wissenschaft selbst sey. Man kann dasjenige, was man besitzt, nicht rein erkennen, bis man das, was andre vor uns besessen, zu erkennen weiß. Man wird sich an den Vorzügen seiner Zeit nicht wahrhaft und redlich freuen, wenn man die Vorzüge der Vergangenheit nicht zu würdigen versteht. Aber eine Geschichte der Farbenlehre zu schreiben oder auch nur vorzubereiten war unmöglich, so lange die Newtonische Lehre bestand. Denn kein aristokratischer Dünkel hat jemals mit solchem unerträglichen Uebermuthe auf diejenigen herabgesehen, die nicht zu seiner Gilde gehörten, als die Newtonische Schule von jeher über alles abgesprochen hat, was vor ihr geleistet war und neben ihr geleistet ward. Mit Verdruß und Unwillen sieht man, wie Priestley in seiner Geschichte der Optik, und so manche vor und nach ihm, das Heil der Farbenwelt von der Epoche eines gespalten seyn sollenden Lichtes herdatiren, und mit hohem Augbraun auf die ältern und mittleren herabsehen, die auf dem rechten Wege ruhig hingingen und im Einzelnen Beobachtungen und Gedanken überliefert haben, die wir nicht besser anstellen können, nicht richtiger fassen werden.

Von demjenigen nun, der die Geschichte irgend eines Wissens überliefern will, können wir mit Recht verlangen, daß er uns Nachricht gebe, wie die Phänomene nach und nach bekannt geworden, was man darüber phantasirt, gewähnt, gemeint und gedacht habe. Dieses alles im Zusammenhange vorzutragen, hat große Schwierigkeiten, und eine Geschichte zu schreiben ist immer eine bedenkliche Sache. Denn bei dem redlichsten Vorsatz kommt man in Gefahr unredlich zu seyn; ja wer eine solche Darstellung unternimmt, erklärt zum voraus, daß er manches ins Licht, manches in Schatten setzen werde.

Und doch hat sich der Verfasser auf eine solche Arbeit lange gefreut. Da aber meist nur der Vorsatz als ein Ganzes vor unserer Seele steht, das Vollbringen aber gewöhnlich nur stückweise geleistet wird, so ergeben wir uns darein, statt der Geschichte, Materialien

zu derſelben zu liefern. Sie beſtehen in Ueberſetzungen, Auszügen, eigenen und fremden Urtheilen, Winken und Andeutungen, in einer Sammlung, der, wenn ſie nicht allen Forderungen entſpricht, doch das Lob nicht mangeln wird, daß ſie mit Ernſt und Liebe gemacht ſey. Uebrigens mögen vielleicht ſolche Materialien, zwar nicht ganz unbearbeitet, aber doch unverarbeitet, dem denkenden Leſer um deſto angenehmer ſeyn, als er ſelbſt ſich, nach eigener Art und Weiſe, ein Ganzes daraus zu bilden die Bequemlichkeit findet.

Mit gedachtem dritten hiſtoriſchen Theil iſt jedoch noch nicht alles gethan. Wir haben daher noch einen vierten ſupplementaren hinzugefügt. Dieſer enthält die Reviſion, um derentwillen vorzüglich die Paragraphen mit Nummern verſehen worden. Denn indem bei der Redaction einer ſolchen Arbeit einiges vergeſſen werden kann, einiges beſeitigt werden muß, um die Aufmerkſamkeit nicht abzuleiten, anderes erſt hinterdrein erfahren wird, auch anderes einer Beſtimmung und Berichtigung bedarf, ſo ſind Nachträge, Zuſätze und Verbeſſerungen unerläßlich. Bei dieſer Gelegenheit haben wir denn auch die Citate nachgebracht. Sodann enthält dieſer Band noch einige einzelne Aufſätze, z. B. über die atmoſphäriſchen Farben, welche, indem ſie in dem Entwurf zerſtreut vorkommen, hier zuſammen und auf Einmal vor die Phantaſie gebracht werden.

Führt nun dieſer Aufſatz den Leſer in das freie Leben, ſo ſucht ein anderer das künſtliche Wiſſen zu befördern, indem er den zur Farbenlehre künftig nöthigen Apparat umſtändlich beſchreibt.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig der Tafeln zu gedenken, welche wir dem Ganzen beigefügt. Und hier werden wir freilich an jene Unvollſtändigkeit und Unvollkommenheit erinnert, welche unſer Werk mit allen Werken dieſer Art gemein hat.

Denn wie ein gutes Theaterſtück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden kann, vielmehr der größere Theil deſſelben dem Glanz der Bühne, der Perſönlichkeit des Schauſpielers, der Kraft

seiner Stimme, der Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen, ja dem Geiste und der guten Laune des Zuschauers anheim gegeben bleibt; so ist es noch viel mehr der Fall mit einem Buche, das von natürlichen Erscheinungen handelt. Wenn es genossen, wenn es genutzt werden soll, so muß dem Leser die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantasie gegenwartig seyn. Denn eigentlich sollte der Schreibende sprechen, und seinen Zuhörern die Phänomene, theils wie sie uns ungesucht entgegenkommen, theils wie sie durch absichtliche Vorrichtungen nach Zweck und Willen dargestellt werden konnen, als Text erst anschaulich machen; alsdann würde jedes Erläutern, Erklären, Auslegen einer lebendigen Wirkung nicht ermangeln.

Ein höchst unzulängliches Surrogat sind hiezu die Tafeln, die man dergleichen Schriften beizulegen pflegt. Ein freies physisches Phänomen, das nach allen Seiten wirkt, ist nicht in Linien zu fassen, und im Durchschnitt anzudeuten. Niemand fallt es ein, chemische Versuche mit Figuren zu erläutern; bei den physischen nah verwandten ist es jedoch hergebracht, weil sich eins und das andre dadurch leisten läßt. Aber sehr oft stellen diese Figuren nur Begriffe dar; es sind symbolische Hülfsmittel, hieroglyphische Ueberlieferungsweisen, welche sich nach und nach an die Stelle des Phänomens, an die Stelle der Natur setzen und die wahre Erkenntniß hindern, anstatt sie zu befördern. Entbehren konnten auch wir der Tafeln nicht; doch haben wir sie so einzurichten gesucht, daß man sie zum didaktischen und polemischen Gebrauch getrost zur Hand nehmen, ja gewisse derselben als einen Theil des nöthigen Apparats ansehen kann.

Und so bleibt uns denn nichts weiter übrig, als auf die Arbeit selbst hin zu weisen, und nur vorher noch eine Bitte zu wiederholen, die schon so mancher Autor vergebens gethan hat, und die besonders der deutsche Leser neuerer Zeit so selten gewährt:

Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti, si non, his utere mecum.

Entwurf

einer

Farbenlehre.

Si vera nostra sunt aut falsa, erunt talia, licet nostra per vitam defendimus. Post fata nostra pueri qui nunc ludunt nostri judices erunt.

Stelle zu blicken: alles werden die Schauspieler lebhaft, angemessen und übereinstimmend ausdrücken und durch eine studirte Pantomime den musikalischen Vortrag heben.

Alonzo zu den Garden.

Diese Gefangenen
Geben sich willig.
Es ist ein Irrthum
Heute geschehen.
Dieß ist mein Leben:
Alle sie führ' ich
Eilig nach Hause.
Grüßet den Fürsten,
Ich warte ihm auf.

Die Garden entfernen sich.

Alle.

Welch ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den schönsten Tag heran.
Und es tragen Freud' und Wonne
Unsre Seelen himmelan.

Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Die Luſt zum Wiſſen wird bei dem Menſchen zuerſt dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. Damit nun dieſe dauernd bleibe, ſo muß ſich eine innigere Theilnahme finden, die uns nach und nach mit den Gegenſtänden bekannter macht. Alsdann bemerken wir erſt eine große Mannichfaltigkeit, die uns als Menge entgegendringt. Wir ſind genöthigt, zu ſondern, zu unterſcheiden und wieder zuſammenzuſtellen; wodurch zuletzt eine Ordnung entſteht, die ſich mit mehr oder weniger Zufriedenheit überſehen laßt.

Dieſes in irgend einem Fache nur einigermaßen zu leiſten, wird eine anhaltende ſtrenge Beſchäftigung nöthig. Deßwegen finden wir, daß die Menſchen lieber durch eine allgemeine theoretiſche Anſicht, durch irgend eine Erklarungsart die Phänomene bei Seite bringen, anſtatt ſich die Mühe zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Der Verſuch, die Farbenerſcheinungen auf- und zuſammenzuſtellen iſt nur zweimal gemacht worden, das erſtemal von Theophraſt, ſodann von Boyle. Dem gegenwartigen wird man die dritte Stelle nicht ſtreitig machen.

Das nähere Verhaltniß erzahlt uns die Geſchichte. Hier ſagen wir nur ſo viel, daß in dem verfloſſenen Jahrhundert an eine ſolche Zuſammenſtellung nicht gedacht werden konnte,

weil Newton seiner Hypothese einen verwickelten und abgeleiteten Versuch zum Grund gelegt hatte, auf welchen man die übrigen zudringenden Erscheinungen, wenn man sie nicht verschweigen und beseitigen konnte, künstlich bezog und sie in ängstlichen Verhältnissen unterstellte; wie etwa ein Astronom verfahren müßte, der aus Grille den Mond in die Mitte unseres Systems setzen möchte. Er wäre genöthigt, die Erde, die Sonne mit allen übrigen Planeten um den subalternen Körper herum zu bewegen, und durch künstliche Berechnungen und Vorstellungsweisen das Irrige seines ersten Annehmens zu verstecken und zu beschönigen.

Schreiten wir nun in Erinnerung dessen, was wir oben vorwortlich beigebracht, weiter vor. Dort setzten wir das Licht als anerkannt voraus, hier thun wir ein Gleiches mit dem Auge. Wir sagten: die ganze Natur offenbare sich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen sonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form sehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zusammen allein dasjenige ausmachen, was den Gegenstand vom Gegenstand, die Theile des Gegenstandes von einander, fürs Auge unterscheidet. Und so erbauen wir aus diesen Dreien die sichtbare Welt und machen dadurch zugleich die Malerei möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommner sichtbare Welt als die wirkliche seyn kann, hervorzubringen vermag.

Das Auge hat sein Daseyn dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen thierischen Hülfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seines Gleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußern entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule,

welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand läugnen, aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsterniß durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entschieden erklärt, was denn Farbe sey? Dieser Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen und uns auf unsere Ausführung berufen, wo wir umständlich gezeigt, wie sie erscheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen: die Farbe sey die gesetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges. Auch hier müssen wir annehmen, daß jemand diesen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf diesen Sinn kenne: denn mit dem Blinden läßt sich nicht von der Farbe reden.

Damit wir aber nicht gar zu ängſtlich eine Erklärung zu vermeiden ſcheinen, ſo möchten wir das Erſtgeſagte folgendermaßen umſchreiben. Die Farbe ſey ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das ſich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegenſatz, durch Miſchung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutraliſation, durch Mittheilung und Vertheilung und ſo weiter manifeſtirt, und unter dieſen allgemeinen Naturformeln am beſten angeſchaut und begriffen werden kann.

Dieſe Art ſich die Sache vorzuſtellen, können wir niemand aufdringen. Wer ſie bequem findet, wie wir, wird ſie gern in ſich aufnehmen. Eben ſo wenig haben wir Luſt, ſie künftig durch Kampf und Streit zu vertheidigen. Denn es hatte von jeher etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln, dergeſtalt daß einer unſerer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: halt man dem Stier ein rothes Tuch vor, ſo wird er wüthend; aber der Philoſoph, wenn man nur überhaupt von Farbe ſpricht, fangt an zu raſen.

Sollen wir jedoch nunmehr von unſerem Vortrag, auf den wir uns berufen, einige Rechenſchaft geben, ſo müſſen wir vor allen Dingen anzeigen, wie wir die verſchiedenen Bedingungen, unter welchen die Farbe ſich zeigen mag, geſondert. Wir fanden dreierlei Erſcheinungsweiſen, dreierlei Arten von Farben, oder wenn man lieber will, dreierlei Anſichten derſelben, deren Unterſchied ſich ausſprechen läßt.

Wir betrachteten alſo die Farben zuerſt, in ſofern ſie dem Auge angehören und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen; ferner zogen ſie unſere Aufmerkſamkeit an ſich, indem wir ſie an farbloſen Mitteln oder durch deren Beihülfe gewahrten; zuletzt aber wurden ſie uns merkwürdig, indem wir ſie als den Gegenſtänden angehörig

denken konnten. Die ersten nannten wir physiologische, die zweiten physische, die dritten chemische Farben. Jene sind unaufhaltsam flüchtig, die andern vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten festzuhalten bis zur spätesten Dauer.

Indem wir sie nun in solcher naturgemäßen Ordnung, zum Behuf eines didaktischen Vortrags, möglichst sonderten und aus einander hielten, gelang es uns zugleich, sie in einer stetigen Reihe darzustellen, die flüchtigen mit den verweilenden und diese wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und so die erst sorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anschauen wieder aufzuheben.

Hierauf haben wir in einer vierten Abtheilung unserer Arbeit, was bis dahin von den Farben unter mannichfaltigen besondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgesprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen. Gegenwärtig sagen wir nur so viel voraus, daß zur Erzeugung der Farbe Licht und Finsterniß, Helles und Dunkles, oder, wenn man sich einer allgemeineren Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert werde. Zunächst am Licht entsteht uns eine Farbe, die wir Gelb nennen, eine andere zunächst an der Finsterniß, die wir mit dem Worte Blau bezeichnen. Diese beiden, wenn wir sie in ihrem reinsten Zustand dergestalt vermischen, daß sie sich völlig das Gleichgewicht halten, bringen eine dritte hervor, welche wir Grün heißen. Jene beiden ersten Farben können aber auch jede an sich selbst eine neue Erscheinung hervorbringen, indem sie sich verdichten oder verdunkeln. Sie erhalten ein röthliches Ansehen, welches sich bis auf einen so hohen Grad steigern kann, daß man das ursprüngliche Blau und Gelb kaum darin mehr erkennen mag. Doch laßt sich das höchste und reine Roth, vorzüglich in physischen Fällen,

dadurch hervorbringen, daß man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereinigt. Dieses ist die lebendige Ansicht der Farbenerscheinung und Erzeugung. Man kann aber auch zu dem specificirt fertigen Blauen und Gelben ein fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Mischung hervorbringen, was wir vorwärts durch Intensiren bewirkt haben. Mit diesen drei oder sechs Farben, welche sich bequem in einen Kreis einschließen lassen, hat die Elementare Farbenlehre allein zu thun. Alle übrigen ins Unendliche gehenden Abänderungen gehören mehr in das Angewandte, gehören zur Technik des Malers, des Färbers, überhaupt ins Leben.

Sollen wir sodann noch eine allgemeine Eigenschaft aussprechen, so sind die Farben durchaus als Halblichter, als Halbschatten anzusehen, weßhalb sie denn auch, wenn sie zusammengemischt ihre specifischen Eigenschaften wechselseitig aufheben, ein Schattiges, ein Graues hervorbringen.

In unserer fünften Abtheilung sollten sodann jene nachbarlichen Verhältnisse dargestellt werden, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen, Thun und Treiben zu stehen wünschte. So wichtig diese Abtheilung ist, so mag sie vielleicht gerade eben deßwegen nicht zum besten gelungen seyn. Doch wenn man bedenkt, daß eigentlich nachbarliche Verhaltnisse sich nicht eher aussprechen lassen, als bis sie sich gemacht haben, so kann man sich über das Mißlingen eines solchen ersten Versuches wohl trösten. Denn freilich ist erst abzuwarten, wie diejenigen, denen wir zu dienen suchten, denen wir etwas Gefälliges und Nützliches zu erzeigen dachten, das von uns möglichst Geleistete aufnehmen werden, ob sie sich es zueignen, ob sie es benutzen und weiter führen, oder ob sie es ablehnen, wegdrangen und nothdürftig für sich

bestehen lassen. Indessen dürfen wir sagen, was wir glauben und was wir hoffen.

Vom Philosophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir gesucht die Phänomene bis zu ihren Urquellen zu verfolgen, bis dorthin, wo sie bloß erscheinen und sind, und wo sich nichts weiter an ihnen erklären läßt. Ferner wird ihm willkommen seyn, daß wir die Erscheinungen in eine leicht übersehbare Ordnung gestellt, wenn er diese Ordnung selbst auch nicht ganz billigen sollte.

Den Arzt, besonders denjenigen, der das Organ des Auges zu beobachten, es zu erhalten, dessen Mängeln abzuhelfen und dessen Uebel zu heilen berufen ist, glauben wir uns vorzüglich zum Freunde zu machen. In der Abtheilung von den physiologischen Farben, in dem Anhange, der die pathologischen andeutet, findet er sich ganz zu Hause. Und wir werden gewiß durch die Bemühungen jener Männer, die zu unserer Zeit dieses Fach mit Glück behandeln, jene erste, bisher vernachlässigte und man kann wohl sagen wichtigste Abtheilung der Farbenlehre ausführlich bearbeitet sehen.

Am freundlichsten sollte der Physiker uns entgegenkommen, da wir ihm die Bequemlichkeit verschaffen, die Lehre von den Farben in der Reihe aller übrigen elementaren Erscheinungen vorzutragen und sich dabei einer übereinstimmenden Sprache, ja fast derselbigen Worte und Zeichen, wie unter den übrigen Rubriken, zu bedienen. Freilich machen wir ihm, insofern er Lehrer ist, etwas mehr Mühe: denn das Capitel von den Farben läßt sich künftig nicht wie bisher mit wenig Paragraphen und Versuchen abthun; auch wird sich der Schüler nicht leicht so frugal, als man ihn sonst bedienen mögen, ohne Murren abspeisen lassen. Dagegen findet sich späterhin ein anderer Vortheil. Denn wenn die Newtonische Lehre

leicht zu lernen war, so zeigten sich bei ihrer Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten. Unsere Lehre ist vielleicht schwerer zu fassen, aber alsdann ist auch alles gethan: denn sie führt ihre Anwendung mit sich.

Der Chemiker, welcher auf die Farben als Kriterien achtet, um die geheimern Eigenschaften körperlicher Wesen zu entdecken, hat bisher bei Benennung und Bezeichnung der Farben manches Hinderniß gefunden; ja man ist nach einer näheren und feineren Betrachtung bewogen worden, die Farbe als ein unsicheres und trügliches Kennzeichen bei chemischen Operationen anzusehen. Doch hoffen wir sie durch unsere Darstellung und durch die vorgeschlagene Nomenclatur wieder zu Ehren zu bringen, und die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes, Wachsendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht betrüglich sey, vielmehr geschickt, die zartesten Wirkungen der Natur zu offenbaren.

Blicken wir jedoch weiter umher, so wandelt uns eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen. Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen ist die Farbenlehre in das Reich, vor den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen worden, wohin sie nicht gehört. Dieß geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker die Farbenlehre bearbeitete, und da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um diesem Irrthum Consistenz zu verschaffen. Wird beides eingesehen, so muß jedes Mißverständniß bald gehoben seyn, und der Mathematiker wird gern, besonders die physische Abtheilung der Farbenlehre, mit bearbeiten helfen.

Dem Techniker, dem Färber hingegen, muß unsere Arbeit

durchaus willkommen seyn. Denn gerade diejenigen, welche über die Phänomene der Farberei nachdachten, waren am wenigsten durch die bisherige Theorie befriedigt. Sie waren die ersten, welche die Unzulänglichkeit der Newtonischen Lehre gewahr wurden. Denn es ist ein großer Unterschied, von welcher Seite man sich einem Wissen, einer Wissenschaft nähert, durch welche Pforte man herein kommt. Der ächte Praktiker, der Fabrikant, dem sich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, welcher Nutzen oder Schaden von der Ausübung seiner Ueberzeugungen empfindet, dem Geld- und Zeitverlust nicht gleichgültig ist, der vorwärts will, von anderen Geleistetes erreichen, übertreffen soll; er empfindet viel geschwinder das Hohle, das Falsche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet worden. Und so werden auch wir, da wir von der Seite der Malerei, von der Seite ästhetischer Färbung der Oberflächen, in die Farbenlehre hereingekommen, für den Maler das Dankenswertheste geleistet haben, wenn wir in der sechsten Abtheilung die sinnlichen und sittlichen Wirkungen der Farbe zu bestimmen gesucht, und sie dadurch dem Kunstgebrauch annähern wollen. Ist auch hierbei, wie durchaus, manches nur Skizze geblieben, so soll ja alles Theoretische eigentlich nur die Grundzüge andeuten, auf welchen sich hernach die That lebendig ergehen und zu gesetzlichem Hervorbringen gelangen mag.

Erſte Abtheilung.

Phyſiologiſche Farben.

1.

Dieſe Farben, welche wir billig obenan ſetzen, weil ſie dem Subject, weil ſie dem Auge, theils völlig, theils gröſtens zugehören, dieſe Farben, welche das Fundament der ganzen Lehre machen und uns die chromatiſche Harmonie, worüber ſo viel geſtritten wird, offenbaren, wurden bisher als außerweſentlich, zufällig, als Tauſchung und Gebrechen betrachtet. Die Erſcheinungen derſelben ſind von frühern Zeiten her bekannt, aber weil man ihre Flüchtigkeit nicht haſchen konnte, ſo verbannte man ſie in das Reich der ſchädlichen Geſpenſter und bezeichnete ſie in dieſem Sinne gar verſchiedentlich.

2.

Alſo heißen ſie colores adventicii nach Boyle, imaginarii und phantastici nach Rizzetti, nach Buffon couleurs accidentelles, nach Scherffer Scheinfarben; Augentauſchungen und Geſichtsbetrug nach mehreren, nach Hamberger vitia fugitiva, nach Darwin ocular spectra.

3.

Wir haben ſie phyſiologiſche genannt, weil ſie dem geſunden Auge angehören, weil wir ſie als die nothwendigen Bedingungen des Sehens betrachten, auf deſſen lebendiges Wechſelwirken in ſich ſelbſt und nach außen ſie hindeuten.

Erwin und Elmire.

Ein Singſpiel.

4.

Wir fügen ihnen sogleich die pathologischen hinzu, welche, wie jeder abnorme Zustand auf den gesetzlichen, so auch hier auf die physiologischen Farben eine vollkommenere Einsicht verbreiten.

I.

Licht und Finsternis zum Auge.

5.

Die Retina befindet sich, je nachdem Licht oder Finsterniß auf sie wirken, in zwei verschiedenen Zuständen, die einander völlig entgegenstehen.

6.

Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finstern Raums offen halten, so wird uns ein gewisser Mangel empfindbar. Das Organ ist sich selbst überlassen, es zieht sich in sich selbst zurück, ihm fehlt jene reizende befriedigende Berührung, durch die es mit der äußern Welt verbunden und zum Ganzen wird.

7.

Wenden wir das Auge gegen eine stark beleuchtete weiße Fläche, so wird es geblendet und für eine Zeit lang unfähig, mäßig beleuchtete Gegenstände zu unterscheiden.

8.

Jeder dieser äußersten Zustände nimmt auf die angegebene Weise die ganze Netzhaut ein, und insofern werden wir nur einen derselben auf einmal gewahr. Dort (6) fanden wir das Organ in der höchsten Abspannung und Empfänglichkeit, hier (7) in der äußersten Ueberspannung und Unempfindlichkeit.

9.

Gehen wir schnell aus einem dieser Zustände in den andern über, wenn auch nicht von einer äußersten Gränze zur andern, sondern etwa nur aus dem Hellen ins Dammernde; so ist der Unterschied bedeutend und wir können bemerken, daß die Zustande eine Zeit lang dauern.

10.

Wer aus der Tageshelle in einen dämmerigen Ort übergeht, unterscheidet nichts in der ersten Zeit; nach und nach stellen sich die Augen zur Empfänglichkeit wieder her, starke früher als schwache, jene schon in einer Minute, wenn diese sieben bis acht Minuten brauchen.

11.

Bei wissenschaftlichen Beobachtungen kann die Unempfänglichkeit des Auges für schwache Lichteindrücke, wenn man aus dem Hellen ins Dunkle geht, zu sonderbaren Irrthümern Gelegenheit geben. So glaubte ein Beobachter, dessen Auge sich langsam herstellte, eine ganze Zeit, das faule Holz leuchte nicht um Mittag, selbst in der dunkeln Kammer. Er sah nämlich das schwache Leuchten nicht, weil er aus dem hellen Sonnenschein in die dunkle Kammer zu gehen pflegte und erst später einmal so lange darin verweilte, bis sich das Auge wieder hergestellt hatte.

Eben so mag es dem Doctor Wall mit dem elektrischen Scheine des Bernsteins gegangen seyn, den er bei Tage, selbst im dunkeln Zimmer, kaum gewahr werden konnte.

Das Nichtsehen der Sterne bei Tage, das Bessersehen der Gemälde durch eine doppelte Röhre ist auch hieher zu rechnen.

12.

Wer einen völlig dunkeln Ort mit einem, den die Sonne

beſcheint, verwechſelt, wird geblendet. Wer aus der Dämmerung ins nicht blendende Helle kommt, bemerkt alle Gegenſtände friſcher und beſſer; daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erſcheinungen empfänglicher iſt.

Bei Gefangenen, welche lange im Finſtern geſeſſen, iſt die Empfänglichkeit der Retina ſo groß, daß ſie im Finſtern (wahrſcheinlich in einem wenig erhellten Dunkel) ſchon Gegenſtände unterſcheiden.

13.

Die Netzhaut befindet ſich bei dem, was wir ſehen heißen, zu gleicher Zeit in verſchiedenen, ja in entgegengeſetzten Zuſtanden. Das höchſte nicht blendende Helle wirkt neben dem völlig Dunkeln. Zugleich werden wir alle Mittelſtufen des Helldunkeln und alle Farbenbeſtimmungen gewahr.

14.

Wir wollen gedachte Elemente der ſichtbaren Welt nach und nach betrachten und bemerken, wie ſich das Organ gegen dieſelben verhalte, und zu dieſem Zweck die einfachſten Bilder vornehmen.

II.

Schwarze und weiſse Bilder zum Auge.

15.

Wie ſich die Netzhaut gegen Hell und Dunkel überhaupt verhält, ſo verhält ſie ſich auch gegen dunkle und helle einzelne Gegenſtände. Wenn Licht und Finſterniß ihr im Ganzen verſchiedene Stimmungen geben, ſo werden ſchwarze und weiße Bilder, die zu gleicher Zeit ins Auge fallen, diejenigen

Zustände neben einander bewirken, welche durch Licht und Finsterniß in einer Folge hervorgebracht wurden.

16.

Ein dunkler Gegenstand erscheint kleiner, als ein heller von derselben Größe. Man sehe zugleich eine weiße Rundung auf schwarzem, eine schwarze auf weißem Grunde, welche nach einerlei Zirkelschlag ausgeschnitten sind, in einiger Entfernung an, und wir werden die letztere etwa um ein Fünftel kleiner, als die erste halten. Man mache das schwarze Bild um so viel größer, und sie werden gleich erscheinen.

17.

So bemerkte Tycho de Brahe, daß der Mond in der Conjunction (der finstere) um den funften Theil kleiner erscheine, als in der Opposition (der volle helle). Die erste Mondsichel scheint einer größern Scheibe anzugehören, als der an sie gränzenden dunkeln, die man zur Zeit des Neulichtes manchmal unterscheiden kann. Schwarze Kleider machen die Personen viel schmäler aussehen, als helle. Hinter einem Rand gesehene Lichter machen in den Rand einen scheinbaren Einschnitt. Ein Lineal, hinter welchem ein Kerzenlicht hervorblickt, hat für uns eine Scharte. Die auf- und untergehende Sonne scheint einen Einschnitt in den Horizont zu machen.

18.

Das Schwarze, als Repräsentant der Finsterniß, läßt das Organ im Zustande der Ruhe, das Weiße, als Stellvertreter des Lichts, versetzt es in Thätigkeit. Man schlösse vielleicht aus gedachtem Phänomen (16), daß die ruhige Netzhaut, wenn sie sich selbst überlassen ist, in sich selbst zusammengezogen sey, und einen kleinern Raum einnehme, als in

dem Zustande der Thätigkeit, in den sie durch den Reiz des Lichtes versetzt wird.

Keppler sagt daher sehr schön: certum est vel in retina caussâ picturae, vel in spiritibus caussâ impressionis exsistere dilatationem lucidorum. Paralip. in Vitellionem p. 220. Pater Scherffer hat eine ähnliche Muthmaßung.

19.

Wie dem auch sey, beide Zustände, zu welchen das Organ durch ein solches Bild bestimmt wird, bestehen auf demselben örtlich, und dauern eine Zeit lang fort, wenn auch schon der äußere Anlaß entfernt ist. Im gemeinen Leben bemerken wir es kaum: denn selten kommen Bilder vor, die sehr stark von einander abstechen. Wir vermeiden diejenigen anzusehn, die uns blenden. Wir blicken von einem Gegenstand auf den andern, die Succession der Bilder scheint uns rein, wir werden nicht gewahr, daß sich von dem vorhergehenden etwas ins nachfolgende hinüberschleicht.

20.

Wer auf ein Fensterkreuz, das einen dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, Morgens beim Erwachen, wenn das Auge besonders empfänglich ist, scharf hinblickt und sodann die Augen schließt, oder gegen einen ganz dunkeln Ort hinsieht, wird ein schwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor sich sehen.

21.

Jedes Bild nimmt seinen bestimmten Platz auf der Netzhaut ein, und zwar einen größern oder kleinern, nach dem Maaße, in welchem es nahe oder fern gesehen wird. Schließen wir das Auge sogleich, wenn wir in die Sonne gesehen haben, so werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erscheint.

22.

Kehren wir dagegen das geöffnete Auge nach einer Wand, und betrachten das uns vorschwebende Gespenst in Bezug auf andere Gegenstände; so werden wir es immer größer erblicken, je weiter von uns es durch irgend eine Fläche aufgefangen wird. Dieses Phänomen erklärt sich wohl aus dem perspectivischen Gesetz, daß uns der kleine nähere Gegenstand den größern entfernten zudeckt.

23.

Nach Beschaffenheit der Augen ist die Dauer dieses Eindrucks verschieden. Sie verhalt sich wie die Herstellung der Netzhaut bei dem Uebergang aus dem Hellen ins Dunkle (10), und kann also nach Minuten und Secunden abgemessen werden, und zwar viel genauer, als es bisher durch eine geschwungene, brennende Lunte, die dem hinblickenden Auge als ein Zirkel erscheint, geschehen konnte.

24.

Besonders auch kommt die Energie in Betracht, womit eine Lichtwirkung das Auge trifft. Am längsten bleibt das Bild der Sonne, andere mehr oder weniger leuchtende Körper lassen ihre Spur länger oder kurzer zurück.

25.

Diese Bilder verschwinden nach und nach, und zwar indem sie sowohl an Deutlichkeit als an Größe verlieren.

26.

Sie nehmen von der Peripherie herein ab, und man glaubt bemerkt zu haben, daß bei viereckten Bildern sich nach und nach die Ecken abstumpfen, und zuletzt ein immer kleineres rundes Bild vorschwebt.

27.

Ein solches Bild, dessen Eindruck nicht mehr bemerklich

ist, läßt sich auf der Retina gleichsam wieder beleben, wenn wir die Augen öffnen und schließen und mit Erregung und Schonung abwechseln.

28.

Daß Bilder sich bei Augenkrankheiten vierzehn bis siebzehn Minuten, ja länger auf der Retina erhielten, deutet auf äußerste Schwäche des Organs, auf dessen Unfähigkeit sich wieder herzustellen, so wie das Vorschweben leidenschaftlich geliebter oder verhaßter Gegenstände aus dem Sinnlichen ins Geistige deutet.

29.

Blickt man, indessen der Eindruck obgedachten Fensterbildes noch dauert, nach einer hellgrauen Fläche, so erscheint das Kreuz hell und der Scheibenraum dunkel. In jenem Falle (20) blieb der Zustand sich selbst gleich, so daß auch der Eindruck identisch verharren konnte; hier aber wird eine Umkehrung bewirkt, die unsere Aufmerksamkeit aufregt und von der uns die Beobachter mehrere Fälle überliefert haben.

30.

Die Gelehrten, welche auf den Cordilleras ihre Beobachtungen anstellten, sahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein. Dieser Fall gehört wohl hieher: denn indem sie das dunkle Bild des Schattens fixirten und sich zugleich von der Stelle bewegten, so schien ihnen das geforderte helle Bild um das dunkle zu schweben. Man betrachte ein schwarzes Rund auf einer hellgrauen Fläche, so wird man bald, wenn man die Richtung des Blicks im geringsten verändert, einen hellen Schein um das dunkle Rund schweben sehen.

Auch mir ist ein Aehnliches begegnet. Indem ich nämlich auf dem Felde sitzend mit einem Manne sprach, der, in

einiger Entfernung vor mir stehend, einen grauen Himmel zum Hintergrund hatte, so erschien mir, nachdem ich ihn lange scharf und unverwandt angesehen, als ich den Blick ein wenig gewendet, sein Kopf von einem blendenden Schein umgeben.

Wahrscheinlich gehört hieher auch das Phänomen, daß Personen, die bei Aufgang der Sonne an feuchten Wiesen hergehen, einen Schein um ihr Haupt erblicken, der zugleich farbig seyn mag, weil sich von den Phänomenen der Refraction etwas einmischt.

So hat man auch um die Schatten der Luftballone, welche auf Wolken fielen, helle und einigermaßen gefarbte Kreise bemerken wollen.

Pater Beccaria stellte einige Versuche an über die Wetterelektricitat, wobei er den papiernen Drachen in die Höhe steigen ließ. Es zeigte sich um diese Maschine ein kleines glänzendes Wölkchen von abwechselnder Größe, ja auch um einen Theil der Schnur. Es verschwand zuweilen, und wenn der Drache sich schneller bewegte, schien es auf dem vorigen Platze einige Augenblicke hin und wieder zu schweben. Diese Erscheinung, welche die damaligen Beobachter nicht erklären konnten, war das im Auge zurückgebliebene, gegen den hellen Himmel in ein helles verwandelte Bild des dunkeln Drachen.

Bei optischen, besonders chromatischen Versuchen, wo man oft mit blendenden Lichtern, sie seyen farblos oder farbig, zu thun hat, muß man sich sehr vorsehen, daß nicht das zurückgebliebene Spectrum einer vorhergehenden Beobachtung sich mit in eine folgende Beobachtung mische und dieselbe verwirrt und unrein mache.

31.

Diese Erscheinungen hat man sich folgendermaßen zu erklären gesucht. Der Ort der Retina, auf welchen das Bild

des dunkeln Kreuzes fiel, iſt als ausgeruht und empfänglich anzuſehen. Auf ihn wirkt die mäßig erhellte Fläche lebhafter, als auf die übrigen Theile der Netzhaut, welche durch die Fenſterſcheiben das Licht empfingen, und nachdem ſie durch einen ſo viel ſtärkern Reiz in Thätigkeit geſetzt worden, die graue Fläche nur als dunkel gewahr werden.

32.

Dieſe Erklärungsart ſcheint für den gegenwärtigen Fall ziemlich hinreichend; in Betrachtung künftiger Erſcheinungen aber ſind wir genöthigt das Phänomen aus höhern Quellen abzuleiten.

33.

Das Auge eines Wachenden äußert ſeine Lebendigkeit beſonders darin, daß es durchaus in ſeinen Zuſtänden abzuwechſeln verlangt, die ſich am einfachſten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem beſondern, in einen durch das Object ſpecificirten Zuſtande identiſch verharren. Es iſt vielmehr zu einer Art von Oppoſition genöthigt, die, indem ſie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittleren entgegenſetzt, ſogleich das Entgegengeſetzte verbindet, und in der Succeſſion ſowohl als in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit nach einem Ganzen ſtrebt.

34.

Vielleicht entſteht das außerordentliche Behagen, das wir bei dem wohlbehandelten Helldunkel farbloſer Gemälde und ähnlicher Kunſtwerke empfinden, vorzüglich aus dem gleichzeitigen Gewahrwerden eines Ganzen, das von dem Organ ſonſt nur in einer Folge mehr geſucht, als hervorgebracht wird, und wie es auch gelingen möge, niemals feſtgehalten werden kann.

III.

Graue Flächen und Bilder.

35.

Ein großer Theil chromatischer Versuche verlangt ein mäßiges Licht. Dieses können wir sogleich durch mehr oder minder graue Flächen bewirken, und wir haben uns daher mit dem Grauen zeitig bekannt zu machen, wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß in manchen Fallen eine im Schatten oder in der Dämmerung stehende weiße Fläche für eine graue gelten kann.

36.

Da eine graue Fläche zwischen Hell und Dunkel innen steht, so läßt sich das, was wir oben (29) als Phänomen vorgetragen, zum bequemen Versuch erheben.

37.

Man halte ein schwarzes Bild vor eine graue Fläche und sehe unverwandt, indem es weggenommen wird, auf denselben Fleck; der Raum, den es einnahm, erscheint um vieles heller. Man halte auf eben diese Art ein weißes Bild hin, und der Raum wird nachher dunkler als die übrige Fläche erscheinen. Man verwende das Auge auf der Tafel hin und wieder, so werden in beiden Fallen die Bilder sich gleichfalls hin und her bewegen.

38.

Ein graues Bild auf schwarzem Grunde erscheint viel heller, als dasselbe Bild auf weißem. Stellt man beide Falle neben einander, so kann man sich kaum überzeugen, daß beide Bilder aus Einem Topf gefarbt seyen. Wir glauben hier abermals die große Regsamkeit der Netzhaut zu bemerken und den stillen Widerspruch den jedes Lebendige zu

Personen.

Erwin.
Elmire.
Rosa.
Valerio.

äußern gedrungen ist, wenn ihm irgend ein bestimmter Zustand dargeboten wird. So setzt das Einathmen schon das Ausathmen voraus und umgekehrt; so jede Systole ihre Diastole. Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, so fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch seine Lebendigkeit, sein Recht das Object zu fassen, indem es etwas, das dem Object entgegengesetzt ist, aus sich selbst hervorbringt.

IV.

Blendendes farbloses Bild.

39.

Wenn man ein blendendes völlig farbloses Bild ansieht, so macht solches einen starken dauernden Eindruck, und das Abklingen desselben ist von einer Farbenerscheinung begleitet.

40.

In einem Zimmer, das möglichst verdunkelt worden, habe man im Laden eine runde Oeffnung, etwa drei Zoll im Durchmesser, die man nach Belieben auf- und zudecken kann; durch selbige lasse man die Sonne auf ein weißes Papier scheinen und sehe in einiger Entfernung starr das erleuchtete Rund an; man schließe darauf die Oeffnung und blicke nach dem dunkelsten Orte des Zimmers; so wird man eine runde Erscheinung vor sich schweben sehen. Die Mitte des Kreises wird man hell, farblos, einigermaßen gelb sehen, der Rand aber wird sogleich purpurfarben erscheinen.

Es dauert eine Zeit lang, bis diese Purpurfarbe von außen herein den ganzen Kreis zudeckt, und endlich den

hellen Mittelpunkt völlig vertreibt. Kaum erscheint aber das ganze Rund purpurfarben, so fängt der Rand an blau zu werden, das Blaue verdrängt nach und nach hereinwärts den Purpur. Ist die Erscheinung vollkommen blau, so wird der Rand dunkel und unfärbig. Es währet lange, bis der unfärbige Rand völlig das Blaue vertreibt und der ganze Raum unfarbig wird. Das Bild nimmt sodann nach und nach ab und zwar dergestalt, daß es zugleich schwächer und kleiner wird. Hier sehen wir abermals, wie sich die Netzhaut, durch eine Succession von Schwingungen, gegen den gewaltsamen äußern Eindruck nach und nach wieder herstellt (25, 26).

41.

Die Verhältnisse des Zeitmaaßes dieser Erscheinung habe ich an meinem Auge, bei mehrern Versuchen übereinstimmend, folgendermaßen gefunden.

Auf das blendende Bild hatte ich fünf Secunden gesehen, darauf den Schieber geschlossen; da erblickt' ich das farbige Scheinbild schwebend, und nach dreizehn Secunden erschien es ganz purpurfarben. Nun vergingen wieder neunundzwanzig Secunden, bis das Ganze blau erschien, und achtundvierzig, bis es mir farblos vorschwebte. Durch Schließen und Oeffnen des Auges belebte ich das Bild immer wieder (27), so daß es sich erst nach Verlauf von sieben Minuten ganz verlor.

Künftige Beobachter werden diese Zeiten kürzer oder länger finden, je nachdem sie stärkere oder schwächere Augen haben (23). Sehr merkwürdig aber wäre es, wenn man dessen ungeachtet durchaus ein gewisses Zahlenverhältniß dabei entdecken könnte.

42.

Aber dieſes ſonderbare Phänomen erregt nicht ſobald unſre Aufmerkſamkeit, als wir ſchon eine neue Modification deſſelben gewahr werden.

Haben wir, wie oben gedacht, den Lichteindruck im Auge aufgenommen und ſehen in einem mäßig erleuchteten Zimmer auf einen hellgrauen Gegenſtand; ſo ſchwebt abermals ein Phänomen vor uns, aber ein dunkles, das ſich nach und nach von außen mit einem grünen Rande einfaßt, welcher eben ſo, wie vorher der purpurne Rand, ſich über das ganze Rund hineinwärts verbreitet. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſieht man nunmehr ein ſchmutziges Gelb, das, wie in dem vorigen Verſuche das Blau, die Scheibe ausfüllt und zuletzt von einer Unfarbe verſchlungen wird.

43.

Dieſe beiden Verſuche laſſen ſich combiniren, wenn man in einem mäßig hellen Zimmer eine ſchwarze und weiße Tafel neben einander hinſetzt und, ſo lange das Auge den Lichteindruck behält, bald auf die weiße, bald auf die ſchwarze Tafel ſcharf hinblickt. Man wird alsdann im Anfange bald ein purpurnes, bald ein grünes Phänomen und ſo weiter das übrige gewahr werden. Ja, wenn man ſich geübt hat, ſo laſſen ſich, indem man das ſchwebende Phänomen dahin bringt, wo die zwei Tafeln an einander ſtoßen, die beiden entgegengeſetzten Farben zugleich erblicken; welches um ſo bequemer geſchehen kann, als die Tafeln entfernter ſtehen, indem das Spectrum alsdann größer erſcheint.

44.

Ich befand mich gegen Abend in einer Eiſenſchmiede, als eben die glühende Maſſe unter den Hammer gebracht wurde. Ich hatte ſcharf darauf geſehen, wendete mich um

und blickte zufällig in einen offenstehenden Kohlenschoppen. Ein ungeheures purpurfarbnes Bild schwebte nun vor meinen Augen, und als ich den Blick von der dunkeln Oeffnung weg, nach dem hellen Bretterverschlag wendete, so erschien mir das Phänomen halb grün, halb purpurfarben, je nachdem es einen dunklern oder hellern Grund hinter sich hatte. Auf das Abklingen dieser Erscheinung merkte ich damals nicht.

45.

Wie das Abklingen eines umschriebenen Glanzbildes verhält sich auch das Abklingen einer totalen Blendung der Retina. Die Purpurfarbe, welche die vom Schnee Geblendeten erblicken, gehört hieher, so wie die ungemein schöne grüne Farbe dunkler Gegenstände, nachdem man auf ein weißes Papier in der Sonne lange hingesehen. Wie es sich näher damit verhalte, werden diejenigen künftig untersuchen, deren jugendliche Augen, um der Wissenschaft willen, noch etwas auszustehen fähig sind.

46.

Hieher gehören gleichfalls die schwarzen Buchstaben, die im Abendlichte roth erscheinen. Vielleicht gehört auch die Geschichte hieher, daß sich Blutstropfen auf dem Tische zeigten, an den sich Heinrich der Vierte von Frankreich mit dem Herzog von Guise, um Würfel zu spielen, gesetzt hatte.

V.

Farbige Bilder.

47.

Wir wurden die physiologischen Farben zuerst beim Abklingen farbloser blendender Bilder, so wie auch bei abklingenden

allgemeinen farbloſen Blendungen gewahr. Nun finden wir analoge Erſcheinungen, wenn dem Auge eine ſchon ſpecificirte Farbe geboten wird, wobei uns alles, was wir bisher erfahren haben, immer gegenwärtig bleiben muß.

48.

Wie von den farbloſen Bildern, ſo bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Oppoſition aufgeforderte, und durch den Gegenſatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anſchaulicher wird.

49.

Man halte ein kleines Stück lebhaft farbigen Papiers, oder ſeidnen Zeuges, vor eine mäßig erleuchtete weiße Tafel, ſchaue unverwandt auf die kleine farbige Fläche und hebe ſie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweg; ſo wird das Spectrum einer andern Farbe auf der weißen Tafel zu ſehen ſeyn. Man kann auch das farbige Papier an ſeinem Orte laſſen, und mit dem Auge auf einen andern Fleck der weißen Tafel hinblicken; ſo wird jene farbige Erſcheinung ſich auch dort ſehen laſſen: denn ſie entſpringt aus einem Bilde, das nunmehr dem Auge angehört.

50.

Um in der Kürze zu bemerken, welche Farben denn eigentlich durch dieſen Gegenſatz hervorgerufen werden, bediene man ſich des illuminirten Farbenkreiſes unſerer Tafeln, der überhaupt naturgemäß eingerichtet iſt, und auch hier ſeine guten Dienſte leiſtet, indem die in demſelben diametral einander entgegengeſetzten Farben diejenigen ſind, welche ſich im Auge wechſelsweiſe fordern. So fordert Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt. So fordern ſich alle Abſtufungen wechſelsweiſe, die einfachere Farbe fordert die zuſammengeſetztere, und umgekehrt.

51.

Oefter, als wir denken, kommen uns die hieher gehörigen Fälle im gemeinen Leben vor, ja der Aufmerksame sieht diese Erscheinungen überall, da sie hingegen von dem ununterrichteten Theil der Menschen, wie von unsern Vorfahren, als flüchtige Fehler angesehen werden, ja manchmal gar, als wären es Vorbedeutungen von Augenkrankheiten, sorgliches Nachdenken erregen. Einige bedeutende Fälle mögen hier Platz nehmen.

52.

Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendend-weißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Mieder zu mir ins Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung vor mir stand, in der Halbdämmerung scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mir entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün.

53.

Unter dem optischen Apparat befinden sich Brustbilder von Farben und Schattirungen, denen entgegengesetzt, welche die Natur zeigt, und man will, wenn man sie eine Zeit lang angeschaut, die Scheingestalt alsdann ziemlich natürlich gesehen haben. Die Sache ist an sich selbst richtig und der Erfahrung gemäß: denn in obigem Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht schwarz umgeben hervorgebracht; nur will es bei jenen gewöhnlich klein gemalten Bildern nicht jedermann glücken, die Theile der Scheinfigur gewahr zu werden.

54.

Ein Phänomen, das schon früher bei den Naturforschern Aufmerksamkeit erregt, läßt sich, wie ich überzeugt bin, auch aus diesen Erscheinungen ableiten.

Man erzählt, daß gewisse Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichsam blitzen, phosphoresciren oder ein augenblickliches Licht ausströmen. Einige Beobachter geben diese Erfahrungen genauer an.

Dieses Phänomen selbst zu sehen hatte ich mich oft bemüht, ja sogar, um es hervorzubringen, künstliche Versuche angestellt.

Am 19 Jun. 1799, als ich zu später Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf und ab ging, bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine sehr mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte. Wir stellten uns vor die Stauden hin, sahen aufmerksam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich, bei abermaligem Hin- und Wiedergehen, gelang, indem wir seitwärts darauf blickten, die Erscheinung so oft zu wiederholen, als uns beliebte. Es zeigte sich, daß es ein physiologisches Farbenphänomen, und der scheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume, in der geforderten blaugrünen Farbe sey.

Wenn man eine Blume gerad ansieht, so kommt die Erscheinung nicht hervor; doch müßte es auch geschehen, sobald man mit dem Blick wankte. Schielt man aber mit dem Augenwinkel hin, so entsteht eine momentane Doppelerscheinung, bei welcher das Scheinbild gleich neben und an dem wahren Bilde erblickt wird.

Die Dämmerung iſt Urſache, daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich iſt, und die Farbe des Mohns iſt mächtig genug, bei einer Sommerdammerung der langſten Tage, noch vollkommen zu wirken und ein gefordertes Bild hervorzurufen.

Ich bin überzeugt, daß man dieſe Erſcheinung zum Verſuche erheben und den gleichen Effect durch Papierblumen hervorbringen könnte.

Will man indeſſen ſich auf die Erfahrung in der Natur vorbereiten, ſo gewöhne man ſich, indem man durch den Garten geht, die farbigen Blumen ſcharf anzuſehen und ſogleich auf den Sandweg hinzublicken; man wird dieſen alsdann mit Flecken der entgegengeſetzten Farbe beſtreut ſehen. Dieſe Erfahrung glückt bei bedecktem Himmel, aber auch ſelbſt beim hellſten Sonnenſchein, der, indem er die Farbe der Blume erhöht, ſie fähig macht die geforderte Farbe mächtig genug hervorzubringen, daß ſie ſelbſt bei einem blendenden Lichte noch bemerkt werden kann. So bringen die Päonien ſchön grüne, die Calendeln lebhaft blaue Spectra hervor.

55.

So wie bei den Verſuchen mit farbigen Bildern auf einzelnen Theilen der Retina ein Farbenwechſel geſetzmäßig entſteht, ſo geſchieht daſſelbe, wenn die ganze Netzhaut von Einer Farbe afficirt wird. Hievon können wir uns überzeugen, wenn wir farbige Glasſcheiben vors Auge nehmen. Man blicke eine Zeit lang durch eine blaue Scheibe, ſo wird die Welt nachher dem befreiten Auge, wie von der Sonne erleuchtet erſcheinen, wenn auch gleich der Tag grau und die Gegend herbſtlich farblos wäre. Eben ſo ſehen wir, indem wir eine grüne Brille weglegen, die Gegenſtände mit einem röthlichen Schein überglanzt. Ich ſollte daher glauben, daß

es nicht wohlgethan ſey, zu Schonung der Augen ſich grüner Glaſer, oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farbſpecification dem Auge Gewalt anthut, und das Organ zur Oppoſition nöthigt.

56.

Haben wir bisher die entgegengeſetzten Farben ſich einander ſucceſſiv auf der Retina fordern ſehen; ſo bleibt uns noch übrig zu erfahren, daß dieſe geſetzliche Forderung auch ſimultan beſtehen könne. Malt ſich auf einem Theile der Netzhaut ein farbiges Bild, ſo findet ſich der übrige Theil ſogleich in einer Dispoſition, die bemerkten correſpondirenden Farben hervorzubringen. Setzt man obige Verſuche fort, und blickt z. B. vor einer weißen Fläche auf ein gelbes Stück Papier; ſo iſt der übrige Theil des Auges ſchon disponirt, auf gedachter farbloſer Fläche das Violette hervorzubringen. Allein das wenige Gelbe iſt nicht mächtig genug jene Wirkung deutlich zu leiſten. Bringt man aber auf eine gelbe Wand weiße Papiere, ſo wird man ſie mit einem violetten Ton überzogen ſehen.

57.

Ob man gleich mit allen Farben dieſe Verſuche anſtellen kann, ſo ſind doch beſonders dazu Grün und Purpur zu empfehlen, weil dieſe Farben einander auffallend hervorrufen. Auch im Leben begegnen uns dieſe Fälle häufig. Blickt ein grünes Papier durch geſtreiften oder geblümten Muſſelin hindurch, ſo werden die Streifen oder Blumen röthlich erſcheinen. Durch grüne Schaltern ein graues Haus geſehen, erſcheint gleichfalls röthlich. Die Purpurfarbe an dem bewegten Meer iſt auch eine geforderte Farbe. Der beleuchtete Theil der Wellen erſcheint grün in ſeiner eigenen Farbe, und der beſchattete in der entgegengeſetzten purpurnen. Die verſchiedene

Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor. Durch eine Oeffnung rother oder grüner Vorhänge erscheinen die Gegenstände draußen mit der geforderten Farbe. Uebrigens werden sich diese Erscheinungen dem Aufmerksamen überall, ja bis zur Unbequemlichkeit zeigen.

58.

Haben wir das Simultane dieser Wirkungen bisher in den directen Fällen kennen gelernt, so können wir solche auch in den umgekehrten bemerken. Nimmt man ein sehr lebhaft orange gefärbtes Stückchen Papier vor die weiße Fläche, so wird man, wenn man es scharf ansieht, das auf der übrigen Fläche geforderte Blau schwerlich gewahr werden. Nimmt man aber das orange Papier weg, und erscheint an dessen Platz das blaue Scheinbild; so wird sich in dem Augenblick, da dieses völlig wirksam ist, die übrige Fläche, wie in einer Art von Wetterleuchten, mit einem röthlich gelben Schein überziehen, und wird dem Beobachter die productive Forderung dieser Gesetzlichkeit zum lebhaften Anschauen bringen.

59.

Wie die geforderten Farben, da wo sie nicht sind, neben und nach der fordernden leicht erscheinen, so werden sie erhöht, da wo sie sind. In einem Hofe, der mit grauen Kalksteinen gepflastert und mit Gras durchwachsen war, erschien das Gras von einer unendlich schönen Grüne, als Abendwolken einen röthlichen kaum bemerklichen Schein auf das Pflaster warfen. Im umgekehrten Falle sieht derjenige, der bei einer mittleren Helle des Himmels auf Wiesen wandelt, und nichts als Grün vor sich sieht, öfters die Baumstämme und Wege mit einem röthlichen Scheine leuchten. Bei Landschaftmalern, besonders denjenigen, die mit Aquarellfarben arbeiten, kommt dieser Ton öfters vor. Wahrscheinlich sehen sie ihn in der

Erſter Aufzug.

Ein Garten, mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio kommen mit einander ſingend aus der Ferne.

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

Natur, ahmen ihn unbewußt nach und ihre Arbeit wird als unnatürlich getadelt.

60.

Dieſe Phänomene ſind von der größten Wichtigkeit, indem ſie uns auf die Geſetze des Sehens hindeuten, und zu künftiger Betrachtung der Farben eine nothwendige Vorbereitung ſind. Das Auge verlangt dabei ganz eigentlich Totalität und ſchließt in ſich ſelbſt den Farbenkreis ab. In dem vom Gelben geforderten Violetten liegt das Rothe und Blaue; im Orange das Gelbe und Rothe, dem das Blaue entſpricht; das Grüne vereinigt Blau und Gelb und fordert das Rothe, und ſo in allen Abſtufungen der verſchiedenſten Miſchungen. Daß man in dieſem Falle genöthigt werde, drei Hauptfarben anzunehmen, iſt ſchon früher von den Beobachtern bemerkt worden.

61.

Wenn in der Totalität die Elemente, woraus ſie zuſammenwächſ't, noch bemerklich ſind, nennen wir ſie billig Harmonie, und wie die Lehre von der Harmonie der Farben ſich aus dieſen Phänomenen herleite, wie nur durch dieſe Eigenſchaften die Farbe fähig ſey, zu äſthetiſchem Gebrauch angewendet zu werden, muß ſich in der Folge zeigen, wenn wir den ganzen Kreis der Beobachtungen durchlaufen haben und auf den Punkt, wovon wir ausgegangen ſind, zurückkehren.

VI.

Farbige Schatten.

62.

Ehe wir jedoch weiter ſchreiten, haben wir noch höchſt merkwürdige Fälle dieſer lebendig geforderten, neben einander

bestehenden Farben zu beobachten, und zwar indem wir unsre Aufmerksamkeit auf die farbigen Schatten richten. Um zu diesen überzugehen, wenden wir uns vorerst zur Betrachtung der farblosen Schatten.

63.

Ein Schatten von der Sonne auf eine weiße Fläche geworfen giebt uns keine Empfindung von Farbe, so lange die Sonne in ihrer völligen Kraft wirkt. Er scheint schwarz, oder wenn ein Gegenlicht hinzu dringen kann, schwächer, halberhellt, grau.

64.

Zu den farbigen Schatten gehören zwei Bedingungen: erstlich, daß das wirksame Licht auf irgend eine Art die weiße Fläche färbe, zweitens, daß ein Gegenlicht den geworfenen Schatten auf einen gewissen Grad erleuchte.

65.

Man setze bei der Dämmerung auf ein weißes Papier eine niedrig brennende Kerze; zwischen sie und das abnehmende Tageslicht stelle man einen Bleistift aufrecht, so daß der Schatten, welchen die Kerze wirft, von dem schwachen Tageslicht erhellt, aber nicht aufgehoben werden kann, und der Schatten wird von dem schönsten Blau erscheinen.

66.

Daß dieser Schatten blau sey, bemerkt man alsobald; aber man überzeugt sich nur durch Aufmerksamkeit, daß das weiße Papier als eine röthlich gelbe Fläche wirkt, durch welchen Schein jene blaue Farbe im Auge gefordert wird.

67.

Bei allen farbigen Schatten daher muß man auf der Fläche, auf welche er geworfen wird, eine erregte Farbe vermuthen, welche sich auch bei aufmerksamerer Betrachtung

wohl erkennen läßt. Doch überzeuge man sich vorher durch folgenden Versuch.

68.

Man nehme zu Nachtzeit zwei brennende Kerzen und stelle sie gegen einander auf eine weiße Fläche; man halte einen dünnen Stab zwischen beiden aufrecht, so daß zwei Schatten entstehen; man nehme ein farbiges Glas und halte es vor das eine Licht, also daß die weiße Fläche gefärbt erscheine, und in demselben Augenblick wird der von dem nunmehr farbenden Lichte geworfene, und von dem farblosen Lichte beleuchtete Schatten die geforderte Farbe anzeigen.

69.

Es tritt hier eine wichtige Betrachtung ein, auf die wir noch öfters zurückkommen werden. Die Farbe selbst ist ein Schattiges (σκιερόν); deßwegen Kircher vollkommen recht hat, sie Lumen opacatum zu nennen; und wie sie mit dem Schatten verwandt ist, so verbindet sie sich auch gern mit ihm, sie erscheint uns gern in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist; und so müssen wir bei Gelegenheit der farbigen Schatten zugleich eines Phänomens erwähnen, dessen Ableitung und Entwickelung erst später vorgenommen werden kann.

70.

Man wähle in der Dämmerung den Zeitpunkt, wo das einfallende Himmelslicht noch einen Schatten zu werfen im Stande ist, der von dem Kerzenlichte nicht ganz aufgehoben werden kann, so daß vielmehr ein doppelter fällt, einmal vom Kerzenlicht gegen das Himmelslicht, und sodann vom Himmelslicht gegen das Kerzenlicht. Wenn der erstere blau ist, so wird der letztere hochgelb erscheinen. Dieses hohe Gelb ist aber eigentlich nur der über das ganze Papier von dem

Kerzenlicht verbreitete gelbröthliche Schein, der im Schatten sichtbar wird.

71.

Hievon kann man sich bei dem obigen Versuche mit zwei Kerzen und farbigen Gläsern am besten überzeugen, so wie die unglaubliche Leichtigkeit, womit der Schatten eine Farbe annimmt, bei der nähern Betrachtung der Widerscheine und sonst mehrmals zur Sprache kommt.

72.

Und so wäre denn auch die Erscheinung der farbigen Schatten, welche den Beobachtern bisher so viel zu schaffen gemacht, bequem abgeleitet. Ein jeder, der künftighin farbige Schatten bemerkt, beobachte nur, mit welcher Farbe die helle Fläche, worauf sie erscheinen, etwa tingirt seyn möchte. Ja man kann die Farbe des Schattens als ein Chromatoskop der beleuchteten Fläche ansehen, indem man die der Farbe des Schattens entgegenstehende Farbe auf der Fläche vermuthen und bei näherer Aufmerksamkeit in jedem Falle gewahr werden kann.

73.

Wegen dieser nunmehr bequem abzuleitenden farbigen Schatten hat man sich bisher viel gequält und sie, weil sie meistentheils unter freiem Himmel beobachtet wurden und vorzüglich blau erschienen, einer gewissen heimlich blauen und blaufarbenden Eigenschaft der Luft zugeschrieben. Man kann sich aber bei jenem Versuche mit dem Kerzenlicht im Zimmer überzeugen, daß keine Art von blauem Schein oder Widerschein dazu nöthig ist, indem man den Versuch an einem grauen trüben Tag, ja hinter zugezogenen weißen Vorhängen anstellen kann, in einem Zimmer, wo sich auch

nicht das mindeste Blaue befindet, und der blaue Schatten wird sich nur um desto schöner zeigen.

74.

Sauſſure sagt in der Beschreibung seiner Reise auf den Montblanc:

„Eine zweite nicht uninteressante Bemerkung betrifft die Farben der Schatten, die wir trotz der genausten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene haufig der Fall gewesen war. Wir sahen sie im Gegentheil von neunundfunfzigmal einmal gelblich, sechsmal blaßblaulich, achtzehnmal farbenlos oder schwarz, und vierunddreißigmal blaßviolett."

„Wenn also einige Physiker annehmen, daß diese Farben mehr von zufalligen in der Luft zerstreuten, den Schatten ihre eigenthümlichen Nuancen mittheilenden Dünsten herrühren, nicht aber durch eine bestimmte Luft- oder reflectirte Himmelsfarbe verursacht werden: so scheinen jene Beobachtungen ihrer Meinung günstig zu seyn."

Die von de Sauſſure angezeigten Erfahrungen werden wir nun bequem einrangiren können.

Auf der großen Höhe war der Himmel meistentheils rein von Dünsten. Die Sonne wirkte in ihrer ganzen Kraft auf den weißen Schnee, so daß er dem Auge völlig weiß erschien, und sie sahen bei dieser Gelegenheit die Schatten völlig farbenlos. War die Luft mit wenigen Dünsten geschwängert und entstand dadurch ein gelblicher Ton des Schnees, so folgten violette Schatten und zwar waren diese die meisten. Auch sahen sie blauliche Schatten, jedoch seltener; und daß die blauen und violetten nur blaß waren, kam von der hellen und heiteren Umgebung, wodurch die Schattenstarke gemindert wurde. Nur Einmal sahen sie den Schatten gelblich,

welches, wie wir oben (70) gesehen haben, ein Schatten ist, der von einem farblosen Gegenlichte geworfen und von dem farbenden Hauptlichte erleuchtet werden.

75.

Auf einer Harzreise im Winter stieg ich gegen Abend vom Brocken herunter, die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Haide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsenmassen völlig bereift, die Sonne senkte sich eben gegen die Oderteiche hinunter.

Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des Schnees, schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen widerschien.

Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergang näherte, und ihr durch die stärkeren Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze mich umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter, man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden, denn alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Pracht-erscheinung sich in eine graue Dämmerung, und nach und nach in eine mond- und sternhelle Nacht verlor.

76.

Einer der schönsten Fälle farbiger Schatten kann bei dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenschein lassen sich völlig ins Gleichgewicht bringen. Beide Schatten können gleich stark und deutlich dargestellt werden,

so daß beide Farben sich vollkommen balanciren. Man setzt die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung, vor die Tafel hält man einen undurchsichtigen Körper; alsdann entsteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht bescheint, gewaltig rothgelb, und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond bescheint, vom schönsten Blau gesehen werden. Wo beide Schatten zusammentreffen und sich zu einem vereinigen, ist er schwarz. Der gelbe Schatten läßt sich vielleicht auf keine Weise auffallender darstellen. Die unmittelbare Nähe des blauen, der dazwischentretende schwarze Schatten machen die Erscheinung desto angenehmer. Ja, wenn der Blick lange auf der Tafel verweilt, so wird das geforderte Blau das fordernde Gelb wieder gegenseitig fordernd steigern und ins Gelbrothe treiben, welches denn wieder seinen Gegensatz, eine Art von Meergrün, hervorbringt.

77.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß es wahrscheinlich eines Zeitmomentes bedarf, um die geforderte Farbe hervorzubringen. Die Retina muß von der fordernden Farbe erst recht afficirt seyn, ehe die geforderte lebhaft bemerklich wird.

78.

Wenn Taucher sich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke scheint, so ist alles Beleuchtete, was sie umgiebt, purpurfarbig (wovon künftig die Ursache anzugeben ist); die Schatten dagegen sehen grün aus. Eben dasselbe Phänomen, was ich auf einem hohen Berge gewahr wurde (75), bemerken sie in der Tiefe des Meers, und so ist die Natur mit sich selbst durchaus übereinstimmend.

79.

Einige Erfahrungen und Versuche, welche sich zwischen die Capitel von farbigen Bildern und von farbigen Schatten gleichsam einschieben, werden hier nachgebracht.

Man habe an einem Winterabende einen weißen Papierladen inwendig vor dem Fenster eines Zimmers; in diesem Laden sey eine Oeffnung, wodurch man den Schnee eines etwa benachbarten Daches sehen könne; es sey draußen noch einigermaßen dämmrig und ein Licht komme in das Zimmer; so wird der Schnee durch die Oeffnung vollkommen blau erscheinen, weil nämlich das Papier durch das Kerzenlicht gelb gefärbt wird. Der Schnee, welchen man durch die Oeffnung sieht, tritt hier an die Stelle eines durch ein Gegenlicht erhellten Schattens, oder, wenn man will, eines grauen Bildes auf gelber Fläche.

80.

Ein andrer sehr interessanter Versuch mache den Schluß.

Nimmt man eine Tafel grünen Glases von einiger Stärke und läßt darin die Fensterstäbe sich spiegeln; so wird man sie doppelt sehen, und zwar wird das Bild, das von der untern Fläche des Glases kommt, grün seyn, das Bild hingegen, das sich von der obern Fläche herleitet und eigentlich farblos seyn sollte, wird purpurfarben erscheinen.

An einem Gefäß, dessen Boden spiegelartig ist, welches man mit Wasser füllen kann, läßt sich der Versuch sehr artig anstellen, indem man bei reinem Wasser erst die farblosen Bilder zeigen, und durch Färbung desselben sodann die farbigen Bilder produciren kann.

VII.

Schwachwirkende Lichter.

81.

Das energische Licht erscheint rein weiß, und diesen Eindruck macht es auch im höchsten Grade der Blendung. Das nicht in seiner ganzen Gewalt wirkende Licht kann auch noch unter verschiedenen Bedingungen farblos bleiben. Mehrere Naturforscher und Mathematiker haben die Stufen desselben zu messen gesucht. Lambert, Bouguer, Rumford.

82.

Jedoch findet sich bei schwächer wirkenden Lichtern bald eine Farbenerscheinung, indem sie sich wie abklingende Bilder verhalten (39).

83.

Irgend ein Licht wirkt schwächer, entweder wenn seine Energie, es geschehe wie es wolle, gemindert wird, oder wenn das Auge in eine Disposition geräth, die Wirkung nicht genugsam erfahren zu können. Jene Erscheinungen, welche objectiv genannt werden können, finden ihren Platz bei den physischen Farben. Wir erwähnen hier nur des Uebergangs vom Weißglühen bis zum Rothglühen des erhitzten Eisens. Nicht weniger bemerken wir, daß Kerzen, auch bei Nachtzeit, nach Maaßgabe wie man sie vom Auge entfernt, röther scheinen.

84.

Der Kerzenschein bei Nacht wirkt in der Nähe als ein gelbes Licht; wir können es an der Wirkung bemerken, welche auf die übrigen Farben hervorgebracht wird. Ein Blaßgelb ist bei Nacht wenig von dem Weißen zu unterscheiden; das

Blaue nähert sich dem Grünen und ein Rosenfarb dem Orangen.

85.

Der Schein des Kerzenlichts bei der Dämmrung wirkt lebhaft als ein gelbes Licht, welches die blauen Schatten am besten beweisen, die bei dieser Gelegenheit im Auge hervorgerufen werden.

86.

Die Retina kann durch ein starkes Licht dergestalt gereizt werden, daß sie schwächere Lichter nicht erkennen kann (11). Erkennt sie solche, so erscheinen sie farbig; daher sieht ein Kerzenlicht bei Tage röthlich aus, es verhält sich wie ein abklingendes; ja ein Kerzenlicht, das man bei Nacht länger und schärfer ansieht, erscheint immer röther.

87.

Es giebt schwach wirkende Lichter, welche dessenungeachtet eine weiße, höchstens hellgelbliche Erscheinung auf der Retina machen, wie der Mond in seiner vollen Klarheit. Das faule Holz hat sogar eine Art von bläulichem Schein. Dieses alles wird künftig wieder zur Sprache kommen.

88.

Wenn man nahe an eine weiße oder grauliche Wand Nachts ein Licht stellt, so wird sie von diesem Mittelpunkt aus auf eine ziemliche Weite erleuchtet seyn. Betrachtet man den daher entstehenden Kreis aus einiger Ferne, so erscheint uns der Rand der erleuchteten Fläche mit einem gelben, nach außen rothgelben Kreise umgeben, und wir werden aufmerksam gemacht, daß das Licht, wenn es scheinend oder widerscheinend nicht in seiner größten Energie auf uns wirkt, unserm Auge den Eindruck vom Gelben, Röthlichen, und zuletzt sogar vom Rothen gebe. Hier finden wir den

Valerio.

Wie ſchön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beyde.

Die Tage der Jugend ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Roſa.

Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit keinen holden, ſüßen Worten aus.
Ja, du biſt mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig-treues Herz! Verzeih',
Wenn ich mit Eiferſucht dich jemals quälte.
Daß du mir werth biſt, zeigt dir meine Sorge.

Uebergang zu den Höfen, die wir um leuchtende Punkte auf eine oder die andre Weise zu sehen pflegen.

VIII.

Subjective Höfe.

89.

Man kann die Höfe in subjective und objective eintheilen. Die letzten werden unter den physischen Farben abgehandelt, nur die ersten gehören hieher. Sie unterscheiden sich von den objectiven darin, daß sie verschwinden, wenn man den leuchtenden Gegenstand, der sie auf der Netzhaut hervorbringt, zudeckt.

90.

Wir haben oben den Eindruck des leuchtenden Bildes auf die Retina gesehen und wie es sich auf derselben vergrößert; aber damit ist die Wirkung noch nicht vollendet. Es wirkt nicht allein als Bild, sondern auch als Energie über sich hinaus; es verbreitet sich vom Mittelpunkte aus nach der Peripherie.

91.

Daß ein solcher Nimbus um das leuchtende Bild in unserm Auge bewirket werde, kann man am besten in der dunkeln Kammer sehen, wenn man gegen eine mäßig große Oeffnung im Fensterladen hinblickt. Hier ist das helle Bild von einem runden Nebelschein umgeben.

Einen solchen Nebelschein sah ich mit einem gelben und gelbrothen Kreise umgeben, als ich mehrere Nächte in einem

Schlafwagen zubrachte und Morgens bei dammerndem Tageslichte die Augen aufschlug.

92.

Die Höfe erscheinen am lebhaftesten, wenn das Auge ausgeruht und empfänglich ist. Nicht weniger vor einem dunkeln Hintergrund. Beides ist die Ursache, daß wir sie so stark sehen, wenn wir Nachts aufwachen und uns ein Licht entgegengebracht wird. Diese Bedingungen fanden sich auch zusammen, als Descartes im Schiff sitzend geschlafen hatte und so lebhafte farbige Scheine um das Licht bemerkte.

93.

Ein Licht muß mäßig leuchten, nicht blenden, wenn es einen Hof im Auge erregen soll, wenigstens würden die Höfe eines blendenden Lichtes nicht bemerkt werden können. Wir sehen einen solchen Glanzhof um die Sonne, welche von einer Wasserfläche ins Auge fallt.

94.

Genau beobachtet ist ein solcher Hof an seinem Rande mit einem gelben Saume eingefaßt. Aber auch hier ist jene energische Wirkung noch nicht geendigt, sondern sie scheint sich in abwechselnden Kreisen weiter fort zu bewegen.

95.

Es giebt viele Fälle, die auf eine kreisartige Wirkung der Retina deuten, es sey nun, daß sie durch die runde Form des Auges selbst und seiner verschiedenen Theile, oder sonst hervorgebracht werde.

96.

Wenn man das Auge von dem innern Augenwinkel her nur ein wenig drückt, so entstehen dunklere oder hellere Kreise. Man kann bei Nachtzeit manchmal auch ohne Druck eine Succession solcher Kreise gewahr werden, von denen sich

einer aus dem andern entwickelt, einer vom andern verschlungen wird.

97.

Wir haben schon einen gelben Rand um den von einem nah gestellten Licht erleuchteten weißen Raum gesehen. Dieß wäre eine Art von objectivem Hof (88).

98.

Die subjectiven Höfe können wir uns als den Conflict des Lichtes mit einem lebendigen Raume denken. Aus dem Conflict des Bewegenden mit dem Bewegten entsteht eine undulirende Bewegung. Man kann das Gleichniß von den Ringen im Wasser hernehmen. Der hineingeworfene Stein treibt das Wasser nach allen Seiten, die Wirkung erreicht eine höchste Stufe, sie klingt ab und gelangt, im Gegensatz, zur Tiefe. Die Wirkung geht fort, culminirt aufs neue und so wiederholen sich die Kreise. Erinnert man sich der concentrischen Ringe, die in einem mit Wasser gefüllten Trinkglase entstehen, wenn man versucht, einen Ton durch Reiben des Randes hervorzubringen; gedenkt man der intermittirenden Schwingungen beim Abklingen der Glocken; so nähert man sich wohl in der Vorstellung demjenigen, was auf der Retina vorgehen mag, wenn sie von einem leuchtenden Gegenstand getroffen wird, nur daß sie als lebendig schon eine gewisse kreisartige Disposition in ihrer Organisation hat.

99

Die um das leuchtende Bild sich zeigende helle Kreisfläche ist gelb mit Roth geendigt. Darauf folgt ein grünlicher Kreis, der mit einem rothen Rande geschlossen ist. Dieß scheint das gewöhnliche Phänomen zu seyn bei einer gewissen

Größe des leuchtenden Körpers. Diese Höfe werden größer, je weiter man sich von dem leuchtenden Bilde entfernt.

100.

Die Höfe können aber auch im Auge unendlich klein und vielfach erscheinen, wenn der erste Anstoß klein und mächtig ist. Der Versuch macht sich am besten mit einer auf der Erde liegenden, von der Sonne beschienenen Goldflinter. In diesen Fällen erscheinen die Höfe in bunten Strahlen. Jene farbige Erscheinung, welche die Sonne im Auge macht, indem sie durch Baumblätter dringt, scheint auch hieher zu gehören.

Pathologische Farben.

Anhang.

101.

Die physiologischen Farben kennen wir nunmehr hinreichend, um sie von den pathologischen zu unterscheiden. Wir wissen, welche Erscheinungen dem gesunden Auge zugehören und nöthig sind, damit sich das Organ vollkommen lebendig und thätig erzeige.

102.

Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organische und physische Gesetze: denn wenn ein besonderes lebendiges Wesen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet ist, so strebt es ins allgemeine Leben hin, immer auf einem gesetzlichen Wege, und macht uns auf seiner ganzen

Bahn jene Maximen anschaulich, aus welchen die Welt entsprungen ist und durch welche sie zusammengehalten wird.

103.

Wir sprechen hier zuerst von einem sehr merkwürdigen Zustande, in welchem sich die Augen mancher Personen befinden. Indem er eine Abweichung von der gewöhnlichen Art die Farben zu sehen anzeigt, so gehört er wohl zu den krankhaften; da er aber regelmäßig ist, öfter vorkommt, sich auf mehrere Familienglieder erstreckt und sich wahrscheinlich nicht heilen läßt, so stellen wir ihn billig auf die Gränze.

104.

Ich kannte zwei Subjecte, die damit behaftet waren, nicht über zwanzig Jahr alt; beide hatten blaugraue Augen, ein scharfes Gesicht in der Nähe und Ferne, bei Tages- und Kerzenlicht, und ihre Art die Farben zu sehen war in der Hauptsache völlig übereinstimmend.

105.

Mit uns treffen sie zusammen, daß sie Weiß, Schwarz und Grau nach unsrer Weise benennen; Weiß sahen sie Beide ohne Beimischung. Der Eine wollte bei Schwarz etwas Bräunliches und bei Grau etwas Röthliches bemerken. Ueberhaupt scheinen sie die Abstufung von Hell und Dunkel sehr zart zu empfinden.

106.

Mit uns scheinen sie Gelb, Rothgelb und Gelbroth zu sehen; bei dem letzten sagen sie, sie sähen das Gelbe gleichsam über dem Roth schweben, wie lasirt. Carmin in der Mitte einer Untertasse dicht aufgetrocknet nannten sie roth.

107.

Nun aber tritt eine auffallende Differenz ein. Man streiche mit einem genetzten Pinsel den Carmin leicht über

die weiße Schale, so werden sie diese entstehende helle Farbe der Farbe des Himmels vergleichen und solche blau nennen. Zeigt man ihnen daneben eine Rose, so nennen sie diese auch blau, und können bei allen Proben, die man anstellt, das Hellblau nicht von dem Rosenfarb unterscheiden. Sie verwechseln Rosenfarb, Blau und Violett durchaus; nur durch kleine Schattirungen des Helleren, Dunkleren, Lebhafteren, Schwächeren scheinen sich diese Farben für sie von einander abzusondern.

108.

Ferner können sie Grün von einem Dunkelorange, besonders aber von einem Rothbraun nicht unterscheiden.

109.

Wenn man die Unterhaltung mit ihnen dem Zufall überläßt und sie bloß über vorliegende Gegenstände befragt, so gerath man in die größte Verwirrung und fürchtet wahnsinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Gesetz dieser Gesetzwidrigkeit schon um vieles näher.

110.

Sie haben, wie man aus dem Obigen sehen kann, weniger Farben als wir; daher denn die Verwechselung von verschiedenen Farben entsteht. Sie nennen den Himmel rosenfarb und die Rose blau, oder umgekehrt. Nun fragt sich: sehen sie beides blau, oder beides rosenfarb? sehen sie das Grün orange, oder das Orange grün?

111.

Diese seltsamen Rathsel scheinen sich zu lösen, wenn man annimmt, daß sie kein Blau, sondern an dessen Statt einen diluirten Purpur, ein Rosenfarb, ein helles reines Roth sehen. Symbolisch kann man sich diese Lösung einstweilen folgendermaßen vorstellen.

112.

Nehmen wir aus unserm Farbenkreise das Blaue heraus, so fehlt uns Blau, Violett und Grün. Das reine Roth verbreitet sich an der Stelle der beiden ersten, und wenn es wieder das Gelbe berührt, bringt es anstatt des Grünen abermals ein Orange hervor.

113.

Indem wir uns von dieser Erklärungsart überzeugt halten, haben wir diese merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Akyanoblepsie genannt, und zu besserer Einsicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt, bei deren Erklarung wir künftig das Weitere beizubringen gedenken. Auch findet man daselbst eine Landschaft, gefarbt nach der Weise, wie diese Menschen wahrscheinlich die Natur sehen, den Himmel rosenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbst erscheint.

114.

Wir sprechen nunmehr von krankhaften sowohl als allen widernatürlichen, außernatürlichen, seltenen Affectionen der Retina, wobei, ohne äußeres Licht, das Auge zu einer Lichterscheinung disponirt werden kann, und behalten uns vor, des galvanischen Lichtes künftig zu erwahnen.

115.

Bei einem Schlag aufs Auge scheinen Funken umher zu sprühen. Ferner, wenn man in gewissen körperlichen Dispositionen, besonders bei erhitztem Blute und reger Empfindlichkeit, das Auge erst sachte, dann immer stärker drückt, so kann man ein blendendes unerträgliches Licht erregen.

116.

Operirte Staarkranke, wenn sie Schmerz und Hitze im

Auge haben, ſehen häufig feurige Blitze und Funken, welche zuweilen acht bis vierzehn Tage bleiben, oder doch ſo lange, bis Schmerz und Hitze weicht.

117.

Ein Kranker, wenn er Ohrenſchmerz bekam, ſah jederzeit Lichtfunken und Kugeln im Auge, ſo lange der Schmerz dauerte.

118.

Wurmkranke haben oft ſonderbare Erſcheinungen im Auge, bald Feuerfunken, bald Lichtgeſpenſter, bald ſchreckhafte Figuren, die ſie nicht entfernen können. Bald ſehen ſie doppelt.

119.

Hypochondriſten ſehen häufig ſchwarze Figuren als Faden, Haare, Spinnen, Fliegen, Weſpen. Dieſe Erſcheinungen zeigen ſich auch bei anfangendem ſchwarzen Staar. Manche ſehen halbdurchſichtige kleine Röhren, wie Flügel von Inſecten, Waſſerbläschen von verſchiedener Größe, welche beim Heben des Auges niederſinken, zuweilen gerade ſo in Verbindung hängen, wie Froſchlaich, und bald als völlige Sphären, bald als Linſen bemerkt werden.

120.

Wie dort das Licht ohne äußeres Licht, ſo entſpringen auch dieſe Bilder ohne äußere Bilder. Sie ſind theils vorübergehend, theils lebenslanglich dauernd. Hiebei tritt auch manchmal eine Farbe ein: denn Hypochondriſten ſehen auch häufig gelbrothe ſchmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen, oder bei leerem Magen.

121.

Daß der Eindruck irgend eines Bildes im Auge einige Zeit verharre, kennen wir als ein phyſiologiſches Phänomen

(23), die allzulange Dauer eines solchen Eindrucks hingegen kann als krankhaft angesehen werden.

122.

Je schwächer das Auge ist, desto länger bleibt das Bild in demselben. Die Retina stellt sich nicht sobald wieder her, und man kann die Wirkung als eine Art von Paralyse ansehen (28).

123.

Von blendenden Bildern ist es nicht zu verwundern. Wenn man in die Sonne sieht, so kann man das Bild mehrere Tage mit sich herumtragen. Boyle erzählt einen Fall von zehn Jahren.

124.

Das Gleiche findet auch verhältnißmäßig von Bildern, welche nicht blendend sind, statt. Büsch erzählt von sich selbst, daß ihm ein Kupferstich vollkommen mit allen seinen Theilen bei siebzehn Minuten im Auge geblieben.

125.

Mehrere Personen, welche zu Krampf und Vollblütigkeit geneigt waren, behielten das Bild eines hochrothen Cattuns mit weißen Muscheln viele Minuten lang im Auge und sahen es wie einen Flor vor allem schweben. Nur nach langem Reiben des Auges verlor sich's.

126.

Scherffer bemerkt, daß die Purpurfarbe eines abklingenden starken Lichteindrucks einige Stunden dauern könne.

127.

Wie wir durch Druck auf den Augapfel eine Lichterscheinung auf der Retina hervorbringen können, so entsteht bei schwachem Druck eine rothe Farbe und wird gleichsam ein abklingendes Licht hervorgebracht.

128.

Viele Kranke, wenn sie erwachen, sehen alles in der Farbe des Morgenroths, wie durch einen rothen Flor; auch wenn sie am Abend lesen, und zwischendurch einnicken und wieder aufwachen, pflegt es zu geschehen. Dieses bleibt minutenlang und vergeht allenfalls, wenn das Auge etwas gerieben wird. Dabei sind zuweilen rothe Sterne und Kugeln. Dieses Rothsehen dauert auch wohl eine lange Zeit.

129.

Die Luftfahrer, besonders Zambeccari und seine Gefährten, wollen in ihrer höchsten Erhebung den Mond blutroth gesehen haben. Da sie sich über die irdischen Dünste emporgeschwungen hatten, durch welche wir den Mond und die Sonne wohl in einer solchen Farbe sehen; so läßt sich vermuthen, daß diese Erscheinung zu den pathologischen Farben gehöre. Es mögen nämlich die Sinne durch den ungewohnten Zustand dergestalt afficirt seyn, daß der ganze Körper und besonders auch die Retina in eine Art von Unrührbarkeit und Unreizbarkeit verfällt. Es ist daher nicht unmöglich, daß der Mond als ein höchst abgestumpftes Licht wirke, und also das Gefühl der rothen Farbe hervorbringe. Den Hamburger Luftfahrern erschien auch die Sonne blutroth.

Wenn die Luftfahrenden zusammen sprechen und sich kaum hören, sollte nicht auch dieses der Unreizbarkeit der Nerven eben so gut als der Dünne der Luft zugeschrieben werden können?

130.

Die Gegenstände werden von Kranken auch manchmal vielfarbig gesehen. Boyle erzählt von einer Dame, daß sie nach einem Sturze, wobei ein Auge gequetscht worden, die

Valerio.

Ja, ich bin dein, und nichts ſoll mich von dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergib, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem jeden gut und froh zu ſeyn,
Mich dir verdächtig machte. Sieh mir nach;
Denn du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.

So ſey es! Deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.

Valerio.

O bekämpfe ja
Das Übel, das in deinen Buſen ſich
Auch wider deinen eignen Willen ſchleicht.
Jung ſind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht dieſe Gegend einem Paradieſe
Mit allen ſeinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und ſchweben
Wohlthät'ge Geiſter um uns her, die uns
Dieß Glück bereitet, ſo erfreuen ſie

Gegenstände, besonders aber die weißen, lebhaft bis zum Unerträglichen, schimmern gesehen.

131.

Die Aerzte nennen Chrupsie, wenn in typhischen Krankheiten, besonders der Augen, die Patienten an den Rändern der Bilder, wo Hell und Dunkel an einander gränzen, farbige Umgebungen zu sehen versichern. Wahrscheinlich entsteht in den Liquoren eine Veränderung, wodurch ihre Achromasie aufgehoben wird.

132.

Beim grauen Staar läßt eine starkgetrübte Krystalllinse den Kranken einen rothen Schein sehen. In einem solchen Falle, der durch Elektricität behandelt wurde, veränderte sich der rothe Schein nach und nach in einen gelben, zuletzt in einen weißen, und der Kranke fing an wieder Gegenstände gewahr zu werden; woraus man schließen konnte, daß der trübe Zustand der Linse sich nach und nach der Durchsichtigkeit nahere. Diese Erscheinung wird sich, sobald wir mit den physischen Farben nähere Bekanntschaft gemacht, bequem ableiten lassen.

133.

Kann man nun annehmen, daß ein gelbsüchtiger Kranker durch einen wirklich gelbgefarbten Liquor hindurchsehe; so werden wir schon in die Abtheilung der chemischen Farben verwiesen, und wir sehen leicht ein, daß wir das Capitel von den pathologischen Farben nur dann erst vollkommen ausarbeiten können, wenn wir uns mit der Farbenlehre in ihrem ganzen Umfang bekannt gemacht; deßhalb sey es an dem gegenwärtigen genug, bis wir später das Angedeutete weiter ausführen können.

134.

Nur möchte hier zum Schluſſe noch einiger besondern Dispositionen des Auges vorlaufig zu erwähnen seyn.

Es giebt Maler, welche, anstatt daß sie die natürliche Farbe wiedergeben sollten, einen allgemeinen Ton, einen warmen oder kalten über das Bild verbreiten. So zeigt sich auch bei manchen eine Vorliebe für gewisse Farben, bei andern ein Ungefühl für Harmonie.

135.

Endlich ist noch bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menschen, Kinder eine große Vorliebe für lebhafte Farben empfinden; daß Thiere bei gewissen Farben in Zorn gerathen; daß gebildete Menschen in Kleidung und sonstiger Umgebung die lebhaften Farben vermeiden und sie durchgängig von sich zu entfernen suchen.

Zweite Abtheilung.

Physische Farben.

136.

Physische Farben nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nöthig sind, welche aber selbst keine Farbe haben, und theils durchsichtig, theils trüb und durchscheinend, theils völlig undurchsichtig seyn können. Dergleichen Farben werden also in unserm Auge durch solche äußere bestimmte Anlässe erzeugt, oder, wenn sie schon auf irgend eine Weise außer uns erzeugt sind, in unser Auge zurückgeworfen. Ob wir nun schon hiedurch denselben eine Art von Objektivität zuschreiben, so bleibt doch das Vorübergehende, Nichtfestzuhaltende meistens ihr Kennzeichen.

137.

Sie heißen daher auch bei den frühern Naturforschern Colores apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, variantes. Zugleich werden sie speciosi und emphatici, wegen ihrer auffallenden Herrlichkeit, genannt. Sie schließen sich unmittelbar an die physiologischen an, und scheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bei jenen vorzüglich das Auge wirksam war, und wir die Phänomene derselben nur in uns, nicht aber außer uns darzustellen vermochten; so tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farblose Gegenstände erregt werden,

daß wir aber auch eine farblose Fläche an die Stelle unserer Retina setzen und auf derselben die Erscheinung außer uns gewahr werden können; wobei uns jedoch alle Erfahrungen auf das bestimmteste überzeugen, daß hier nicht von fertigen, sondern von werdenden und wechselnden Farben die Rede sey.

138.

Wir sehen uns deßhalb bei diesen physischen Farben durchaus im Stande, einem subjectiven Phänomen ein objectives an die Seite zu setzen, und öfters, durch die Verbindung beider, mit Glück tiefer in die Natur der Erscheinung einzudringen.

139.

Bei den Erfahrungen also, wobei wir die physischen Farben gewahr werden, wird das Auge nicht für sich als wirkend, das Licht niemals in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet; sondern wir richten unsere Aufmerksamkeit besonders darauf, wie durch Mittel, und zwar farblose Mittel, verschiedene Bedingungen entstehen.

140.

Das Licht kann auf dreierlei Weise unter diesen Umständen bedingt werden. Erstlich, wenn es von der Oberfläche eines Mittels zurückstrahlt, da denn die katoptrischen Versuche zur Sprache kommen. Zweitens, wenn es an dem Rande eines Mittels herstrahlt. Die dabei eintretenden Erscheinungen wurden ehemals perioptische genannt, wir nennen sie paroptische. Drittens, wenn es durch einen durchscheinenden oder durchsichtigen Körper durchgeht, welches die dioptrischen Versuche sind. Eine vierte Art physischer Farben haben wir epoptische genannt, indem sich die Erscheinung, ohne vorgängige Mittheilung (*Frage*), auf einer

farbleien Oberfläche der Körper unter verschiedenen Bedingungen sehen läßt.

141.

Beurtheilen wir diese Rubriken in Bezug auf die von uns beliebten Hauptabtheilungen, nach welchen wir die Farben in physiologischer, physischer und chemischer Rücksicht betrachten; so finden wir, daß die kataoptrischen Farben sich nahe an die physiologischen anschließen, die paroptischen sich schon etwas mehr ablösen und gewissermaßen selbstständig werden, die dioptrischen sich ganz eigentlich physisch erweisen und eine entschieden objective Seite haben; die epoptischen, obgleich in ihren Anfängen auch nur apparent, machen den Uebergang zu den chemischen Farben.

142.

Wenn wir also unsern Vortrag stetig nach Anleitung der Natur fortführen wollten, so dürften wir nur in der jetzt eben bezeichneten Ordnung auch fernerhin verfahren; weil aber bei didaktischen Vorträgen es nicht sowohl darauf ankommt, dasjenige, wovon die Rede ist, an einander zu knüpfen, vielmehr solches wohl aus einander zu sondern, damit erst zuletzt, wenn alles Einzelne vor die Seele gebracht ist, eine große Einheit das Besondere verschlinge: so wollen wir uns gleich zu den dioptrischen Farben wenden, um den Leser alsbald in die Mitte der physischen Farben zu versetzen, und ihm ihre Eigenschaften auffallender zu machen.

IX.

Dioptriſche Farben.

143.

Man nennt dioptriſche Farben diejenigen, zu deren Entſtehung ein farbloſes Mittel gefordert wird, dergeſtalt daß Licht und Finſterniß hindurchwirken, entweder aufs Auge, oder auf entgegenſtehende Flächen. Es wird alſo gefordert, daß das Mittel durchſichtig oder wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad durchſcheinend ſey.

144.

Nach dieſen Bedingungen theilen wir die dioptriſchen Erſcheinungen in zwei Claſſen, und ſetzen in die erſte diejenigen, welche bei durchſcheinenden trüben Mitteln entſtehen, in die zweite aber ſolche, die ſich alsdann zeigen, wenn das Mittel in dem höchſt möglichen Grade durchſichtig iſt.

X.

Dioptriſche Farben der erſten Claſſe.

145.

Der Raum, den wir uns leer denken, hatte durchaus für uns die Eigenſchaft der Durchſichtigkeit. Wenn ſich nun derſelbe dergeſtalt füllt, daß unſer Auge die Ausfüllung nicht gewahr wird; ſo entſteht ein materielles, mehr oder weniger körperliches, durchſichtiges Mittel, das luft- und gasartig, flüſſig oder auch feſt ſeyn kann.

146.

Die reine durchſcheinende Trübe leitet ſich aus dem

Durchſichtigen her. Sie kann ſich uns alſo auch auf gedachte dreifache Weiſe darſtellen.

147.

Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgültigſte, hellſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung.

148.

Das Durchſichtige ſelbſt, empiriſch betrachtet, iſt ſchon der erſte Grad des Trüben. Die ferneren Grade des Trüben bis zum undurchſichtigen Weißen ſind unendlich.

149.

Auf welcher Stufe wir auch das Trübe vor ſeiner Undurchſichtigkeit feſthalten, gewährt es uns, wenn wir es in Verhältniß zum Hellen und Dunkeln ſetzen, einfache und bedeutende Phänomene.

150.

Das höchſtenergiſche Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, iſt blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixſterne meiſtens farblos zu uns. Dieſes Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel geſehen, erſcheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines ſolchen Mittels zu, oder wird ſeine Tiefe vermehrt, ſo ſehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die ſich endlich bis zum Rubinrothen ſteigert.

151.

Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finſterniß geſehen, ſo erſcheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blaſſer wird, jemehr ſich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und ſatter ſich zeigt, je durchſichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindeſten Grad

der reinsten Trübe, als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird.

152.

Wenn diese Wirkung auf die beschriebene Weise in unserm Auge vorgeht und also subjectiv genannt werden kann; so haben wir uns auch durch objective Erscheinungen von derselben noch mehr zu vergewissern. Denn ein so gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenstande einen gelben, gelbrothen oder purpurnen Schein; und ob sich gleich die Wirkung der Finsterniß durch das Trube nicht eben so mächtig äußert, so zeigt sich doch der blaue Himmel in der Camera obscura ganz deutlich auf dem weißen Papier neben jeder andern körperlichen Farbe.

153.

Wenn wir die Fälle durchgehn, unter welchen uns dieses wichtige Grundphanomen erscheint, so erwahnen wir billig zuerst der atmospharischen Farben, deren meiste hieher geordnet werden konnen.

154.

Die Sonne, durch einen gewissen Grad von Dünsten gesehen, zeigt sich mit einer gelblichen Scheibe. Oft ist die Mitte noch blendend gelb, wenn sich die Ränder schon roth zeigen. Beim Heerrauch (wie 1794 auch im Norden der Fall war) und noch mehr bei der Disposition der Atmosphare, wenn in südlichen Gegenden der Scirocco herrscht, erscheint die Sonne rubinroth mit allen sie im letzten Falle gewöhnlich umgebenden Wolken, die alsdann jene Farbe im Widerschein zurückwerfen.

Morgen- und Abendröthe entsteht aus derselben Ursache. Die Sonne wird durch eine Röthe verkündigt, indem sie durch eine größere Masse von Dünsten zu uns strahlt. Je

weiter sie herauf kommt, desto heller und gelber wird der Schein.

155.

Wird die Finsterniß des unendlichen Raums durch atmosphärische vom Tageslicht erleuchtete Dünste hindurch angesehen, so erscheint die blaue Farbe. Auf hohen Gebirgen sieht man am Tage den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünste vor dem unendlichen finstern Raum schweben; sobald man in die Thäler herabsteigt, wird das Blaue heller, bis es endlich, in gewissen Regionen und bei zunehmenden Dünsten, ganz in ein Weißblau übergeht.

156.

Eben so scheinen uns auch die Berge blau: denn indem wir sie in einer solchen Ferne erblicken, daß wir die Localfarben nicht mehr sehen, und kein Licht von ihrer Oberfläche mehr auf unser Auge wirkt; so gelten sie als ein reiner finsterer Gegenstand, der nun durch die dazwischen tretenden trüben Dünste blau erscheint.

157.

Auch sprechen wir die Schattentheile näherer Gegenstände für blau an, wenn die Luft mit feinen Dünsten gesättigt ist.

158.

Die Eisberge hingegen erscheinen in großer Entfernung noch immer weiß und eher gelblich, weil sie immer noch als hell durch den Dunstkreis auf unser Auge wirken.

159.

Die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes gehört auch hieher. Man halte die Flamme vor einen weißen Grund, und man wird nichts Blaues sehen; welche Farbe hingegen sogleich erscheinen wird, wenn man die

Flamme gegen einen ſchwarzen Grund hält. Dieſes Phänomen erſcheint am lebhafteſten bei einem angezündeten Löffel Weingeiſt. Wir können alſo den untern Theil der Flamme für einen Dunſt anſprechen, welcher, obgleich unendlich fein, doch vor der dunkeln Fläche ſichtbar wird: er iſt ſo fein, daß man bequem durch ihn leſen kann; dahingegen die Spitze der Flamme, welche uns die Gegenſtände verdeckt, als ein ſelbſtleuchtender Körper anzuſehen iſt.

160.

Uebrigens iſt der Rauch gleichfalls als ein trübes Mittel anzuſehen, das uns vor einem hellen Grunde gelb oder röthlich, vor einem dunkeln aber blau erſcheint.

161.

Wenden wir uns nun zu den flüſſigen Mitteln, ſo finden wir, daß ein jedes Waſſer, auf eine zarte Weiſe getrübt, denſelben Effect hervorbringe.

162.

Die Infuſion des nephritiſchen Holzes (der Guilandina Linnaei), welche früher ſo großes Aufſehen machte, iſt nur ein trüber Liquor, der im dunkeln hölzernen Becher blau ausſehen, in einem durchſichtigen Glaſe aber gegen die Sonne gehalten, eine gelbe Erſcheinung hervorbringen muß.

163.

Einige Tropfen wohlriechender Waſſer, eines Weingeiſtfirniſſes, mancher metalliſchen Solutionen können das Waſſer zu ſolchen Verſuchen in allen Graden trübe machen. Seifenſpiritus thut faſt die beſte Wirkung.

164.

Der Grund des Meeres erſcheint den Tauchern bei hellem Sonnenſchein purpurfarb, wobei das Meerwaſſer als ein trübes und tiefes Mittel wirkt. Sie bemerken bei dieſer

Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Luft
Mit stets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauspiel für Götter,
Zwey Liebende zu sehn!
Das schönste Frühlingswetter
Ist nicht so warm, so schön.

Wie sie stehn! nach einander sehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele strebt!
In schwebendem Entzücken
Zieht sich Hand nach Hand,
Und ein schaudervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Valerio, der die Pantomime zu dieser Arie gleich seine Geliebte ausgedrückt hat, faßt sie zuletzt in den Arm, und sie umschließt ihn mit dem ihrigen.

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das ist euer Bild, ihr Götter!
Götter, das ist euer Bild.

Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe iſt (78).

165.

Unter den feſten Mitteln begegnet uns in der Natur zuerſt der Opal, deſſen Farben wenigſtens zum Theil daraus zu erklaren ſind, daß er eigentlich ein trübes Mittel ſey, wodurch bald helle, bald dunkle Unterlagen ſichtbar werden.

166.

Zu allen Verſuchen aber iſt das Opalglas (vitrum astroides, girasole) der erwünſchteſte Körper. Es wird auf verſchiedene Weiſe verfertigt und ſeine Trübe durch Metallkalke hervorgebracht. Auch trübt man das Glas dadurch, daß man gepülverte und calcinirte Knochen mit ihm zuſammenſchmelzt, deßwegen man es auch Beinglas nennt; doch geht dieſes gar zu leicht ins Undurchſichtige über.

167.

Man kann dieſes Glas zu Verſuchen auf vielerlei Weiſe zurichten: denn entweder man macht es nur wenig trüb, da man denn durch mehrere Schichten über einander das Licht vom hellſten Gelb bis zum tiefſten Purpur führen kann; oder man kann auch ſtark getrübtes Glas in dünnern und ſtärkeren Scheiben anwenden. Auf beide Arten laſſen ſich die Verſuche anſtellen; beſonders darf man aber, um die hohe blaue Farbe zu ſehen, das Glas weder allzutrüb noch allzuſtark nehmen. Denn da es natürlich iſt, daß das Finſtere nur ſchwach durch die Trübe hindurch wirke, ſo geht die Trübe, wenn ſie zu dicht wird, gar ſchnell in das Weiße hinüber.

168.

Fenſterſcheiben durch die Stellen, an welchen ſie blind geworden ſind, werfen einen gelben Schein auf die Gegenſtände,

und eben diese Stellen sehen blau aus, wenn wir durch sie nach einem dunkeln Gegenstande blicken.

169.

Das angeräuchte Glas gehört auch hieher, und ist gleichfalls als ein trübes Mittel anzusehen. Es zeigt uns die Sonne mehr oder weniger rubinroth; und ob man gleich diese Erscheinung der schwarzbraunen Farbe des Rußes zuschreiben könnte, so kann man sich doch überzeugen, daß hier ein trübes Mittel wirke, wenn man ein solches mäßig angeräuchtes Glas, auf der vordern Seite durch die Sonne erleuchtet, vor einen dunkeln Gegenstand hält, da wir denn einen blaulichen Schein gewahr werden.

170.

Mit Pergamentblättern läßt sich in der dunkeln Kammer ein auffallender Versuch anstellen. Wenn man vor die Oeffnung des eben von der Sonne beschienenen Fensterladens ein Stück Pergament befestigt, so wird es weißlich erscheinen; fügt man ein zweites hinzu, so entsteht eine gelbliche Farbe, die immer zunimmt und endlich bis ins Rothe übergeht, je mehr man Blätter nach und nach hinzufügt.

171.

Einer solchen Wirkung der getrübten Krystallinse beim grauen Staar ist schon oben gedacht (132).

172.

Sind wir nun auf diesem Wege schon bis zu der Wirkung eines kaum noch durchscheinenden Trüben gelangt; so bleibt uns noch übrig, einer wunderbaren Erscheinung augenblicklicher Trübe zu gedenken.

Das Portrait eines angesehenen Theologen war von einem Künstler, welcher praktisch besonders gut mit der

da denn die blaue Farbe wieder erschien, und nach einiger Zeit verschwand.

Als ich Nachricht von diesem Phänomen erhielt, begab ich mich sogleich zu dem Wunderbilde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamme überfahren, und die Veränderung zeigte sich sehr schnell. Ich sah einen zwar etwas verschossenen aber völlig hellblauen Plüschrock, auf welchem an dem Aermel einige braune Striche die Falten andeuteten.

Ich erklärte mir dieses Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. Der Künstler mochte seine schon gemalte schwarze Farbe, um sie recht tief zu machen, mit einem besondern Firniß lasiren, welcher beim Waschen einige Feuchtigkeit in sich sog und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz sogleich als Blau erschien. Vielleicht kommen diejenigen, welche viel mit Firnissen umgehen, durch Zufall oder Nachdenken, auf den Weg, diese sonderbare Erscheinung, den Freunden der Naturforschung, als Experiment darzustellen. Mir hat es nach mancherlei Proben nicht gelingen wollen.

173.

Haben wir nun die herrlichsten Fälle atmosphärischer Erscheinungen, so wie andre geringere, aber doch immer genugsam bedeutende, aus der Hauptverfahrung mit trüben Mitteln hergeleitet; so zweifeln wir nicht, daß aufmerksame Naturfreunde immer weiter gehen und sich üben werden, die im Leben mannichfaltig vorkommenden Erscheinungen auf eben diesem Wege abzuleiten und zu erklären; so wie wir hoffen können, daß die Naturforscher sich nach einem hinlänglichen Apparat umsehen werden, um so bedeutende Erfahrungen den Wißbegierigen vor Augen zu bringen.

174.

Ja wir möchten jene im Allgemeinen ausgesprochene Haupterscheinung ein Grund- und Urphänomen nennen, und es sey uns erlaubt, hier, was wir darunter verstehen, sogleich beizubringen.

175.

Das was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese subordiniren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken, welche weiter hinausdeuten, wobei uns gewisse unerläßliche Bedingungen des Erscheinenden näher bekannt werden. Von nun an fügt sich alles nach und nach unter höhere Regeln und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie Urphänomene, weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann. Ein solches Urphänomen ist dasjenige, das wir bisher dargestellt haben. Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsterniß, das Dunkle, wir bringen die Trübe zwischen beide, und aus diesen Gegensätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln sich, gleichfalls in einem Gegensatz, die Farben, deuten aber alsbald, durch einen Wechselbezug, unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück.

176.

In diesem Sinne halten wir den in der Naturforschung begangenen Fehler für sehr groß, daß man ein abgeleitetes

Phänomen an die obere Stelle, das Urphänomen an die niedere Stelle ſetzte, ja ſogar das abgeleitete Phanomen wieder auf den Kopf ſtellte, und an ihm das Zuſammengeſetzte für ein Einfaches, das Einfache für ein Zuſammengeſetztes gelten ließ; durch welches Hinterſitzuvörderſt die wunderlichſten Verwicklungen und Verwirrungen in die Naturlehre gekommen ſind, an welchen ſie noch leidet.

177.

Ware denn aber auch ein ſolches Urphanomen gefunden, ſo bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein ſolches anerkennen will, daß wir hinter ihm und uber ihm noch etwas Weiteres aufſuchen, da wir doch hier die Granze des Schauens eingeſtehen ſollten. Der Naturforſcher laſſe die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit daſtehen, der Philoſoph nehme ſie in ſeine Region auf, und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fallen, allgemeinen Rubriken, Meinungen und Hypotheſen, ſondern im Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde.

Dioptriſche Farben der zweiten Claſſe.

Refraction.

178.

Die dioptriſchen Farben der beiden Claſſen ſchließen ſich genau an einander an, wie ſich bei einiger Betrachtung ſogleich finden laßt. Die der erſten Claſſe erſchienen in dem Felde der trüben Mittel, die der zweiten ſollen uns nun in durchſichtigen Mitteln erſcheinen. Da aber jedes empiriſch Durchſichtige an ſich ſchon als trüb angeſehen werden kann,

wie uns jede vermehrte Maſſe eines durchſichtig genannten Mittels zeigt; ſo iſt die nahe Verwandtſchaft beider Arten genugſam einleuchtend.

179.

Doch wir abſtrahiren vorerſt, indem wir uns zu den durchſichtigen Mitteln wenden, von aller ihnen einigermaßen beiwohnenden Trübe, und richten unſre ganze Aufmerkſamkeit auf das hier eintretende Phänomen, das unter dem Kunſtnamen der Refraction bekannt iſt.

180.

Wir haben ſchon bei Gelegenheit der phyſiologiſchen Farben dasjenige, was man ſonſt Augentauſchungen zu nennen pflegte, als Thatigkeiten des geſunden und richtig wirkenden Auges gerettet (2) und wir kommen hier abermals in den Fall, zu Ehren unſerer Sinne und zu Beſtätigung ihrer Zuverlaſſigkeit einiges auszuführen.

181.

In der ganzen ſinnlichen Welt kommt alles überhaupt auf das Verhaltniß der Gegenſtande unter einander an, vorzüglich aber auf das Verhaltniß des bedeutendſten irdiſchen Gegenſtandes, des Menſchen, zu den übrigen. Hierdurch trennt ſich die Welt in zwei Theile, und der Menſch ſtellt ſich als ein Subject dem Object entgegen. Hier iſt es, wo ſich der Praktiker in der Erfahrung, der Denker in der Speculation abmüdet und einen Kampf zu beſtehen aufgefordert iſt, der durch keinen Frieden und durch keine Entſcheidung geſchloſſen werden kann.

182.

Immer bleibt es aber auch hier die Hauptſache, daß die Beziehungen wahrhaft eingeſehen werden. Da nun unſre Sinne, in ſo fern ſie geſund ſind, die äußern Beziehungen

am wahrhaftesten aussprechen; so können wir uns überzeugen, daß sie überall, wo sie dem Wirklichen zu widersprechen scheinen, das wahre Verhältniß desto sichrer bezeichnen. So erscheint uns das Entfernte kleiner, und eben dadurch werden wir die Entfernung gewahr. An farblosen Gegenständen brachten wir durch farblose Mittel farbige Erscheinungen hervor, und wurden zugleich auf die Grade des Truben solcher Mittel aufmerksam.

183.

Eben so werden unserm Auge die verschiedenen Grade der Dichtigkeit durchsichtiger Mittel, ja sogar noch andre physische und chemische Eigenschaften derselben, bei Gelegenheit der Refraction, bekannt, und fordern uns auf, andre Prüfungen anzustellen, um in die von einer Seite schon eröffneten Geheimnisse auf physischem und chemischem Wege völlig einzudringen.

184.

Gegenstände durch mehr oder weniger dichte Mittel gesehen, erscheinen uns nicht an der Stelle, an der sie sich, nach den Gesetzen der Perspective, befinden sollten. Hierauf beruhen die dioptrischen Erscheinungen der zweiten Classe.

185.

Diejenigen Gesetze des Sehens, welche sich durch mathematische Formeln ausdrücken lassen, haben zum Grunde, daß, so wie das Licht sich in gerader Linie bewegt, auch eine gerade Linie zwischen dem sehenden Organ und dem gesehenen Gegenstand müsse zu ziehen seyn. Kommt also der Fall, daß das Licht zu uns in einer gebogenen oder gebrochenen Linie anlangt, daß wir die Gegenstände in einer gebogenen oder gebrochenen Linie sehen; so werden wir alsbald erinnert, daß die dazwischen liegenden Mittel sich verdichtet, daß sie diese oder jene fremde Natur angenommen haben.

186.

Diese Abweichung vom Gesetz des geradlinigen Sehens wird im Allgemeinen die Refraction genannt, und ob wir gleich voraussetzen können, daß unsre Leser damit bekannt sind; so wollen wir sie doch kürzlich von ihrer objectiven und subjectiven Seite hier nochmals darstellen.

187.

Man lasse in ein leeres kubisches Gefaß das Sonnenlicht schräg in der Diagonale hineinscheinen, dergestalt daß nur die dem Licht entgegengesetzte Wand, nicht aber der Boden erleuchtet sey; man gieße sodann Wasser in dieses Gefaß und der Bezug des Lichtes zu demselben wird sogleich verändert seyn. Das Licht zieht sich gegen die Seite, wo es herkommt, zuruck, und ein Theil des Bodens wird gleichfalls erleuchtet. An dem Punkte, wo nunmehr das Licht in das dichtere Mittel tritt, weicht es von seiner geradlinigen Richtung ab und scheint gebrochen, deßwegen man auch dieses Phanomen die Brechung genannt hat. So viel von dem objectiven Versuche.

188.

Zu der subjectiven Erfahrung gelangen wir aber folgendermaßen. Man setze das Auge an die Stelle der Sonne, das Auge schaue gleichfalls in der Diagonale über die eine Wand, so daß es die ihm entgegenstehende jenseitige innre Wandfläche vollkommen, nichts aber vom Boden sehen könne. Man gieße Wasser in das Gefaß und das Auge wird nun einen Theil des Bodens gleichfalls erblicken, und zwar geschieht es auf eine Weise, daß wir glauben, wir sehen noch immer in gerader Linie: denn der Boden scheint uns heraufgehoben, daher wir das subjective Phanomen mit dem Namen der Hebung bezeichnen. Einiges, was noch besonders merkwürdig hiebei ist, wird künftig vorgetragen werden.

189.

Sprechen wir dieſes Phanomen nunmehr im Allgemeinen aus, ſo können wir, was wir oben angedeutet, hier wiederholen: daß nämlich der Bezug der Gegenſtande verändert, verrückt werde.

190.

Da wir aber bei unſerer gegenwartigen Darſtellung die objectiven Erſcheinungen von den ſubjectiven zu trennen gemeint ſind, ſo ſprechen wir das Phanomen vorerſt ſubjectiv aus, und ſagen: es zeige ſich eine Verrückung des Geſehenen, oder des zu Sehenden.

191.

Es kann nun aber das unbegranzt Geſehene verrückt werden, ohne daß uns die Wirkung bemerklich wird. Verrückt ſich hingegen das begranzt Geſehene, ſo haben wir Merkzeichen, daß eine Verrückung geſchieht. Wollen wir uns alſo von einer ſolchen Veranderung des Bezuges unterrichten, ſo werden wir uns vorzuglich an die Verrückung des begranzt Geſehenen, an die Verrückung des Bildes zu halten haben.

192.

Dieſe Wirkung überhaupt kann aber geſchehen durch parallele Mittel: denn jedes parallele Mittel verrückt den Gegenſtand und bringt ihn ſogar im Perpendikel dem Auge entgegen. Merklicher aber wird dieſes Verrücken durch nicht parallele Mittel.

193.

Dieſe können eine völlig ſphariſche Geſtalt haben, auch als convere, oder als concave Linſen angewandt werden. Wir bedienen uns derſelben gleichfalls bei unſern Erfahrungen. Weil ſie aber nicht allein das Bild von der Stelle verrücken, ſondern daſſelbe auch auf mancherlei Weiſe

Zu zwey.

Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Sehet, Götter, euer Bild!

Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn ſie abtreten wollten, und machen eine Pauſe. Dann ſcheinen ſie ſich zu beſinnen, und kommen, gleichſam ſpazierengehend, wieder hervor.

Roſa.

Doch laß uns auch an unſre Freundinn denken.
Ich ſehe ſie am Fenſter nicht, auch nicht
Auf der Terraſſe. Bleibt die Arme wohl
An dieſem ſchönen Tage ſtill bey ſich
Verſchloſſen? oder wandelt ſie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie iſt
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der ſie ſo ſehr geliebt, und dem ſie ſelbſt
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, ſcheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;

verändern; so gebrauchen wir lieber solche Mittel, deren Flächen zwar nicht parallel gegen einander, aber doch sämmtlich eben sind, nämlich Prismen, die einen Triangel zur Base haben, die man zwar auch als Theile einer Linse betrachten kann, die aber zu unsern Erfahrungen deßhalb besonders tauglich sind, weil sie das Bild sehr stark von der Stelle verrücken, ohne jedoch an seiner Gestalt eine bedeutende Veränderung hervorzubringen.

194.

Nunmehr, um unsre Erfahrungen mit möglichster Genauigkeit anzustellen und alle Verwechslung abzulehnen, halten wir uns zuerst an

Subjective Versuche,

bei welchen nämlich der Gegenstand durch ein brechendes Mittel von dem Beobachter gesehen wird. Sobald wir diese der Reihe nach abgehandelt, sollen die objectiven Versuche in gleicher Ordnung folgen.

XII.

Refraktion ohne Farbenerscheinung.

195.

Die Refraction kann ihre Wirkung äußern, ohne daß man eine Farbenerscheinung gewahr werde. So sehr auch durch Refraction das unbegränzt Gesehene, eine farblose oder einfach gefarbte Fläche verrückt werde, so entsteht innerhalb derselben doch keine Farbe. Man kann sich hievon auf mancherlei Weise überzeugen.

196.

Man setze einen gläsernen Cubus auf irgend eine Fläche

und schaue im Perpendikel oder im Winkel darauf; so wird die reine Fläche dem Auge völlig entgegen gehoben, aber es zeigt sich keine Farbe. Wenn man durchs Prisma einen rein grauen oder blauen Himmel, eine rein weiße oder farbige Wand betrachtet, so wird der Theil der Fläche, den wir eben ins Auge gefaßt haben, völlig von seiner Stelle gerückt seyn, ohne daß wir deßhalb die mindeste Farbenerscheinung darauf bemerken.

XIII.

Bedingungen der Farbenerscheinung.

197.

Haben wir bei den vorigen Versuchen und Beobachtungen alle reinen Flächen, groß oder klein, farblos gefunden, so bemerken wir an den Rändern, da wo sich eine solche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenstand abschneidet, eine farbige Erscheinung.

198.

Durch Verbindung von Rand und Fläche entstehen Bilder. Wir sprechen daher die Haupterfahrung dergestalt aus: es müssen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerscheinung sich zeigen soll.

199.

Wir nehmen das einfachste Bild vor uns, ein helles Rund auf dunklem Grunde A. An diesem findet eine Verrückung statt, wenn wir seine Ränder von dem Mittelpunkte aus scheinbar nach außen dehnen, indem wir es vergrößern. Dieses geschieht durch jedes convexe Glas, und wir erblicken in diesem Falle einen blauen Rand B.

200.

Den Umkreis eben deſſelben Bildes können wir nach dem Mittelpunkte zu ſcheinbar hineinbewegen, indem wir das Rund zuſammenziehen; da alsdann die Ränder gelb erſcheinen C. Dieſes geſchieht durch ein concaves Glas, das aber nicht, wie die gewöhnlichen Lorgnetten, dünn geſchliffen ſeyn darf, ſondern einige Maſſe haben muß. Damit man aber dieſen Verſuch auf einmal mit dem converen Glas machen könne, ſo bringe man in das helle Rund auf ſchwarzem Grunde eine kleinere ſchwarze Scheibe. Denn vergrößert man durch ein converes Glas die ſchwarze Scheibe auf weißem Grund, ſo geſchieht dieſelbe Operation, als wenn man ein weißes Rund verkleinerte: denn wir führen den ſchwarzen Rand nach dem weißen zu; und wir erblicken alſo den gelblichen Farbenrand zugleich mit dem blauen B.

201.

Dieſe beiden Erſcheinungen, die blaue und gelbe, zeigen ſich an und über dem Weißen. Sie nehmen, inſofern ſie über das Schwarze reichen, einen rötlichen Schein an.

202.

Und hiermit ſind die Grundphänomene aller Farbenerſcheinung bei Gelegenheit der Refraction ausgeſprochen, welche denn freilich auf mancherlei Weiſe wiederholt, variirt, erhöht, verringert, verbunden, verwickelt, verwirrt, zuletzt aber immer wieder auf ihre urſprüngliche Einfalt zurückgeführt werden können.

203.

Unterſuchen wir nun die Operation, welche wir vorgenommen, ſo finden wir, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunkeln Rand gegen die helle Fläche ſcheinbar geführt, eins durch das

andre verdrängt, eins über das andre weggeschoben haben. Wir wollen nunmehr sämmtliche Erfahrungen schrittweise zu entwickeln suchen.

204.

Rückt man die helle Scheibe, wie es besonders durch Prismen geschehen kann, im Ganzen von ihrer Stelle: so wird sie in der Richtung gefärbt, in der sie scheinbar bewegt wird, und zwar nach jenen Gesetzen. Man betrachte durch ein Prisma die in a befindliche Scheibe dergestalt, daß sie nach b verrückt erscheine, so wird der obere Rand, nach dem Gesetz der Figur B, blau und blauroth erscheinen, der untere, nach dem Gesetz der Scheibe C, gelb und gelbroth. Denn im ersten Fall wird das helle Bild in den dunkeln Rand hinüber, und in dem andern der dunkle Rand über das helle Bild gleichsam hineingeführt. Ein Gleiches gilt, wenn man die Scheibe von a nach e, von a nach d, und so im ganzen Kreise scheinbar herumführt.

205.

Wie sich nun die einfache Wirkung verhält, so verhält sich auch die zusammengesetzte. Man sehe durch das horizontale Prisma a b nach einer hinter demselben in einiger Entfernung befindlichen weißen Scheibe in e; so wird die Scheibe nach f erhoben und nach dem obigen Gesetz gefärbt seyn. Man hebe dieß Prisma weg und schaue durch ein verticales c d nach eben dem Bilde, so wird es in h erscheinen, und nach eben demselben Gesetze gefärbt. Man bringe nun beide Prismen über einander, so erscheint die Scheibe, nach einem allgemeinen Naturgesetz, in der Diagonale verrückt und gefärbt, wie es die Richtung e g mit sich bringt.

206.

Geben wir auf diese entgegengesetzten Farbenränder der

Scheibe wohl Acht, so finden wir, daß sie nur in der Richtung ihrer scheinbaren Bewegung entstehen. Ein rundes Bild läßt uns über dieses Verhältniß einigermaßen ungewiß; ein viereckiges hingegen belehrt uns klärlich darüber.

207.

Das viereckte Bild a, in der Richtung a b oder a d verrückt, zeigt uns an den Seiten, die mit der Richtung parallel gehen, keine Farben; in der Richtung a c hingegen, da sich das Quadrat in seiner eignen Diagonale bewegt, erscheinen alle Gränzen des Bildes gefärbt.

208.

Hier bestätigt sich also jener Ausspruch (203 f.), ein Bild müsse dergestalt verrückt werden, daß seine helle Gränze über die dunkle, die dunkle Gränze aber über die helle, das Bild über seine Begränzung, die Begränzung über das Bild scheinbar hingeführt werde. Bewegen sich aber die geradlinigen Gränzen eines Bildes durch Refraction immerfort, daß sie nur neben einander, nicht aber über einander ihren Weg zurücklegen; so entstehen keine Farben, und wenn sie auch bis ins Unendliche fortgeführt würden.

XIV.

Bedingungen unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt.

209.

Wir haben in dem Vorigen gesehen, daß alle Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction darauf beruht, daß der Rand eines Bildes gegen das Bild selbst oder über den

Grund gerückt, daß das Bild gleichsam über sich selbst oder über den Grund hingeführt werde. Und nun zeigt sich auch, bei vermehrter Verrückung des Bildes, die Farbenerscheinung in einem breitern Maaße, und zwar bei subjectiven Versuchen, bei denen wir immer noch verweilen, unter folgenden Bedingungen.

210.

Erstlich, wenn das Auge gegen parallele Mittel eine schiefere Richtung annimmt.

Zweitens, wenn das Mittel aufhört, parallel zu seyn, und einen mehr oder weniger spitzen Winkel bildet.

Drittens, durch das verstärkte Maaß des Mittels; es sey nun, daß parallele Mittel am Volumen zunehmen, oder die Grade des spitzen Winkels verstärkt werden, doch so, daß sie keinen rechten Winkel erreichen.

Viertens, durch Entfernung des mit brechenden Mitteln bewaffneten Auges von dem zu verrückenden Bilde.

Fünftens, durch eine chemische Eigenschaft, welche dem Glase mitgetheilt, auch in demselben erhöht werden kann.

211.

Die größte Verrückung des Bildes, ohne daß desselben Gestalt bedeutend verändert werde, bringen wir durch Prismen hervor, und dieß ist die Ursache, warum durch so gestaltete Gläser die Farbenerscheinung höchst mächtig werden kann. Wir wollen uns jedoch bei dem Gebrauch derselben von jenen glänzenden Erscheinungen nicht blenden lassen, vielmehr die oben festgesetzten einfachen Anfänge ruhig im Sinne behalten.

212.

Diejenige Farbe, welche bei Verrückung eines Bildes vorausgeht, ist immer die breitere, und wir nennen sie einen

Saum; diejenige Farbe, welche an der Gränze zurückbleibt, iſt die ſchmälere, und wir nennen ſie einen Rand.

213.

Bewegen wir eine dunkle Gränze gegen das Helle, ſo geht der gelbe breitere Saum voran, und der ſchmälere gelbrothe Rand folgt mit der Gränze. Rücken wir eine helle Granze gegen das Dunkle, ſo geht der breitere violette Saum voraus und der ſchmälere blaue Rand folgt.

214.

Iſt das Bild groß, ſo bleibt deſſen Mitte ungefärbt. Sie iſt als eine unbegränzte Fläche anzuſehen, die verrückt, aber nicht verändert wird. Iſt es aber ſo ſchmal, daß unter obgedachten vier Bedingungen der gelbe Saum den blauen Rand erreichen kann, ſo wird die Mitte völlig durch Farben zugedeckt. Man mache dieſen Verſuch mit einem weißen Streifen auf ſchwarzem Grunde; über einem ſolchen werden ſich die beiden Extreme bald vereinigen und das Grün erzeugen. Man erblickt alsdann folgende Reihe von Farben:

Gelbroth
Gelb
Grun
Blau
Blauroth.

215.

Bringt man auf weiß Papier einen ſchwarzen Streifen; ſo wird ſich der violette Saum daruber hinbreiten, und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwiſchen liegende Schwarz, ſo wie vorher das dazwiſchen liegende Weiß aufgehoben, und an ſeiner Stelle ein prachtig reines Roth erſcheinen, das wir oft mit dem Namen Purpur bezeichnet haben. Nunmehr iſt die Farbenfolge nachſtehende:

Blau
Blauroth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

216.

Nach und nach können in dem erſten Falle (214) Gelb und Blau dergeſtalt über einander greifen, daß dieſe beiden Farben ſich völlig zu Grün verbinden, und das farbige Bild folgendermaßen erſcheint:

Gelbroth
Grün
Blauroth.

Im zweiten Falle (215) ſieht man unter ähnlichen Umſtänden nur:

Blau
Purpur
Gelb.

Welche Erſcheinung am ſchönſten ſich an Fenſterſtaben zeigt, die einen grauen Himmel zum Hintergrunde haben.

217.

Bei allem dieſem laſſen wir niemals aus dem Sinne, daß dieſe Erſcheinung nie als eine fertige, vollendete, ſondern immer als eine werdende, zunehmende, und in manchem Sinn beſtimmbare Erſcheinung anzuſehen ſey. Deßwegen ſie auch bei Negation obiger fünf Bedingungen (210) wieder nach und nach abnimmt, und zuletzt völlig verſchwindet.

XV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

218.

Ehe wir nun weiter gehen, haben wir die erſtgedachten ziemlich einfachen Phänomene aus dem Vorhergehenden abzuleiten, oder wenn man will, zu erklären, damit eine deutliche Einſicht in die folgenden mehr zuſammengeſetzten Erſcheinungen dem Liebhaber der Natur werden könne.

219.

Vor allen Dingen erinnern wir uns, daß wir im Reiche der Bilder wandeln. Beim Sehen überhaupt iſt das begränzt Geſehene immer das, worauf wir vorzüglich merken; und in dem gegenwärtigen Falle, da wir von Farbenerſcheinung bei Gelegenheit der Refraction ſprechen, kommt nur das begränzt Geſehene, kommt nur das Bild in Betrachtung.

220.

Wir können aber die Bilder überhaupt zu unſern chromatiſchen Darſtellungen in primäre und ſecundäre Bilder eintheilen. Die Ausdrücke ſelbſt bezeichnen, was wir darunter verſtehen, und nachfolgendes wird unſern Sinn noch deutlicher machen.

221.

Man kann die primären Bilder anſehen, erſtlich als urſprüngliche, als Bilder, die von dem anweſenden Gegenſtande in unſerm Auge erregt werden, und die uns von ſeinem wirklichen Daſeyn verſichern. Dieſen kann man die ſecundären Bilder entgegenſetzen, als abgeleitete Bilder, die, wenn der Gegenſtand weggenommen iſt, im Auge zurückbleiben, jene Schein- und Gegenbilder, welche wir in der Lehre von phyſiologiſchen Farben umſtändlich abgehandelt haben.

222.

Man kann die primären Bilder zweitens auch als directe Bilder ansehen, welche wie jene ursprünglichen unmittelbar von dem Gegenstande zu unserm Auge gelangen. Diesen kann man die secundären, als indirecte Bilder entgegensetzen, welche erst von einer spiegelnden Fläche aus der zweiten Hand uns überliefert werden. Es sind dieses die katoptrischen Bilder, welche auch in gewissen Fällen zu Doppelbildern werden können.

223.

Wenn nämlich der spiegelnde Körper durchsichtig ist und zwei hinter einander liegende parallele Flächen hat; so kann von jeder Fläche ein Bild ins Auge kommen, und so entstehen Doppelbilder, in sofern das obere Bild das untere nicht ganz deckt, welches auf mehr als Eine Weise der Fall ist.

Man halte eine Spielkarte nahe vor einen Spiegel. Man wird alsdann zuerst das starke lebhafte Bild der Karte erscheinen sehen; allein den Rand des ganzen sowohl als jedes einzelnen darauf befindlichen Bildes mit einem Saume verbrämt, welcher der Anfang des zweiten Bildes ist. Diese Wirkung ist bei verschiedenen Spiegeln, nach Verschiedenheit der Stärke des Glases und nach vorgekommenen Zufälligkeiten beim Schleifen, gleichfalls verschieden. Tritt man mit einer weißen Weste auf schwarzen Unterkleidern vor manchen Spiegel, so erscheint der Saum sehr stark, wobei man auch sehr deutlich die Doppelbilder der Metallknöpfe auf dunkelm Tuche erkennen kann.

224.

Wer sich mit andern, von uns früher angedeuteten Versuchen (80) schon bekannt gemacht hat, der wird sich auch hier eher zurecht finden. Die Fensterstäbe von Glastafeln

Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerſtes, welch eine Seele ſie
Gequält, und welche Liebe ſie verſcherzt.

Roſa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen! ſie
Mit fröhlichen Geſprächen unterhalten.
Es ziemt uns wohl, da wir ſo glücklich ſind,
Den Schmerzen andrer lindernd beyzuſtehn.

Zweyter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Roſa und Valerio ihr entgegen gehend, zu zwey.

Liebes Kind, du ſiehſt uns wieder!
Komm, begleite dieſe Lieder!
Dieſen Tag, ſo ſchön, ſo ſchön,
Laß im Garten uns begehn.

Elmire.

Liebe Freunde, kommt ihr wieder?
Ach mich hält der Kummer nieder.
Sey der Tag auch noch ſo ſchön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

zurückgeworfen zeigen sich doppelt und lassen sich, bei mehrerer Stärke der Tafel und vergrößertem Zurückwerfungswinkel gegen das Auge, völlig trennen. So zeigt auch ein Gefäß voll Wasser mit flachem spiegelndem Boden die ihm vorgehaltnen Gegenstände doppelt, und nach Verhältniß mehr oder weniger von einander getrennt; wobei zu bemerken ist, daß da, wo beide Bilder einander decken, eigentlich das vollkommen lebhafte Bild entsteht, wo es aber auseinander tritt und doppelt wird, sich nun mehr schwache, durchscheinende und gespensterhafte Bilder zeigen.

225.

Will man wissen, welches das untere, und welches das obere Bild sey; so nehme man gefärbte Mittel, da denn ein helles Bild, das von der untern Fläche zurückgeworfen wird, die Farbe des Mittels, das aber von der obern zurückgeworfen wird, die geforderte Farbe hat. Umgekehrt ist es mit dunkeln Bildern; weßwegen man auch hier schwarze und weiße Tafeln sehr wohl brauchen kann. Wie leicht die Doppelbilder sich Farben mittheilen lassen, Farbe hervorrufen, wird auch hier wieder auffallend seyn.

226.

Drittens kann man die primaren Bilder auch als *Hauptbilder* ansehen und ihnen die secundären als *Nebenbilder* gleichsam anfügen. Ein solches Nebenbild ist eine Art von Doppelbild, nur daß es sich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es sich gleich immer von demselben zu entfernen strebt. Von solchen ist nun bei den prismatischen Erscheinungen die Rede.

227.

Das unbegränzt durch Refraction Gesehene zeigt keine Farbenerscheinung (195). Das Gesehene muß begränzt seyn.

Es wird daher ein Bild gefordert: dieses Bild wird durch Refraction verruckt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht scharf verruckt, sondern unvollkommen, dergestalt, daß ein Nebenbild entsteht.

228.

Bei einer jeden Erscheinung der Natur, besonders aber bei einer bedeutenden, auffallenden, muß man nicht stehen bleiben, man muß sie nicht an sich heften, nicht an ihr kleben, sie nicht isolirt betrachten; sondern in der ganzen Natur umhersehen, wo sich etwas Aehnliches, etwas Verwandtes zeigt: denn nur durch Zusammenstellen des Verwandten entsteht nach und nach eine Totalität, die sich selbst ausspricht und keiner weitern Erklarung bedarf.

229.

Wir erinnern uns also hier, daß bei gewissen Fallen Refraction unlaugbare Doppelbilder hervorbringt, wie es bei dem sogenannten Islandischen Krystalle der Fall ist. Dergleichen Doppelbilder entstehen aber auch bei Refraction durch große Bergkrystalle und sonst; Phanomene, die noch nicht genugsam beobachtet sind.

230.

Da nun aber in gedachtem Falle (227) nicht von Doppel-, sondern von Nebenbildern die Rede ist; so gedenken wir einer von uns schon dargelegten, aber noch nicht vollkommen ausgefuhrten Erscheinung. Man erinnere sich jener frühern Erfahrung, daß ein helles Bild mit einem dunkeln Grunde, ein dunkles mit einem hellen Grunde schon in Absicht auf unsre Retina in einer Art von Conflict stehe (16). Das Helle erscheint in diesem Falle großer, das Dunkle kleiner.

231.

Bei genauer Beobachtung dieses Phanomens laßt sich

bemerken, daß die Bilder nicht scharf vom Grunde abgeschnitten, sondern mit einer Art von grauem, einigermaßen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erscheinen. Bringen nun Bilder schon in dem nackten Auge solche Wirkungen hervor, was wird erst geschehen, wenn ein dichtes Mittel dazwischen tritt. Nicht das allein, was uns im höchsten Sinne lebendig erscheint, übt Wirkungen aus und erleidet sie; sondern auch alles, was nur irgend einen Bezug auf einander hat, ist wirksam auf einander und zwar oft in sehr hohem Maaße.

232.

Es entstehet also, wenn die Refraction auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar scheint es, daß das wahre Bild einigermaßen zurückbleibe und sich dem Verrücken gleichsam widersetze. Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraction über sich selbst und über den Grund hin bewegt wird, eilt vor und zwar schmaler oder breiter, wie oben schon ausgeführt worden (212 — 216).

233.

Auch haben wir bemerkt (224), daß Doppelbilder als halbirte Bilder, als eine Art von durchsichtigem Gespenst erscheinen, so wie sich die Doppelschatten jedesmal als Halbschatten zeigen müssen. Diese nehmen die Farbe leicht an und bringen sie schnell hervor (69). Jene gleichfalls (80). Und eben der Fall tritt auch bei den Nebenbildern ein, welche zwar von dem Hauptbilde nicht ab-, aber auch als halbirte Bilder aus demselben hervortreten, und daher so schnell, so leicht und so energisch gefärbt erscheinen können.

234.

Daß nun die prismatische Farbenerscheinung ein Nebenbild sey, davon kann man sich auf mehr als Eine Weise

überzeugen. Es entsteht genau nach der Form des Hauptbildes. Dieses sey nun gerade oder im Bogen begränzt, gezackt oder wellenförmig, durchaus hält sich das Nebenbild genau an den Umriß des Hauptbildes.

235.

Aber nicht allein die Form des wahren Bildes, sondern auch andere Bestimmungen desselben theilen sich dem Nebenbilde mit. Schneidet sich das Hauptbild scharf vom Grunde ab, wie Weiß auf Schwarz, so erscheint das farbige Nebenbild gleichfalls in seiner höchsten Energie. Es ist lebhaft, deutlich und gewaltig. Am allermächtigsten aber ist es, wenn ein leuchtendes Bild sich auf einem dunkeln Grunde zeigt, wozu man verschiedene Vorrichtungen machen kann.

236.

Stuft sich aber das Hauptbild schwach von dem Grunde ab, wie sich graue Bilder gegen Schwarz und Weiß, oder gar gegen einander verhalten; so ist auch das Nebenbild schwach, und kann bei einer geringen Differenz von Tinten beinahe unmerklich werden.

237.

So ist es ferner höchst merkwürdig, was an farbigen Bildern auf hellem, dunkelm oder farbigem Grunde beobachtet wird. Hier entsteht ein Zusammentritt der Farbe des Nebenbildes mit der realen Farbe des Hauptbildes, und es erscheint daher eine zusammengesetzte, entweder durch Uebereinstimmung begünstigte oder durch Widerwärtigkeit verkümmerte Farbe.

238.

Ueberhaupt aber ist das Kennzeichen des Doppel- und Nebenbildes die Halbdurchsichtigkeit. Man denke sich daher

innerhalb eines durchsichtigen Mittels, dessen innere Anlage nur halbdurchsichtig, nur durchscheinend zu werden schon oben ausgeführt ist (147); man denke sich innerhalb desselben ein halbdurchsichtiges Scheinbild, so wird man dieses sogleich für ein trübes Bild ansprechen.

239.

Und so lassen sich die Farben bei Gelegenheit der Refraction aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes sich vom Dunkeln über das Helle zieht, erscheint das Gelbe; umgekehrt wo eine helle Gränze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erscheint das Blaue (150, 151).

240.

Die voreilende Farbe ist immer die breitere. So greift die gelbe über das Licht mit einem breiten Saume; da wo sie aber an das Dunkle gränzt, entsteht, nach der Lehre der Steigerung und Beschattung, das Gelbrothe als ein schmalerer Rand.

241.

An der entgegengesetzten Seite hält sich das gedrängte Blau an der Gränze, der vorstrebende Saum aber, als ein leichtes Trübes über das Schwarze verbreitet, läßt uns die violette Farbe sehen, nach eben denselben Bedingungen, welche oben bei der Lehre von den trüben Mitteln angegeben worden, und welche sich künftig in mehreren andern Fallen gleichmäßig wirksam zeigen werden.

242.

Da eine Ableitung wie die gegenwärtige sich eigentlich vor dem Anschauen des Forschers legitimiren muß; so verlangen wir von jedem, daß er sich nicht auf eine flüchtige,

sondern gründliche Weise mit dem bisher Vorgeführten bekannt mache. Hier werden nicht willkürliche Zeichen, Buchstaben und was man sonst belieben möchte, statt der Erscheinungen hingestellt; hier werden nicht Redensarten überliefert, die man hundertmal wiederholen kann, ohne etwas dabei zu denken, noch jemanden etwas dadurch denken zu machen; sondern es ist von Erscheinungen die Rede, die man vor den Augen des Leibes und des Geistes gegenwärtig haben muß, um ihre Abkunft, ihre Herleitung sich und andern mit Klarheit entwickeln zu können.

XVI.

Abnahme der farbigen Erscheinung.

243.

Da man jene vorschreitenden fünf Bedingungen (210), unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt, nur rückgängig annehmen darf, um die Abnahme des Phänomens leicht einzusehen und zu bewirken; so wäre nur noch dasjenige, was dabei das Auge gewahr wird, kürzlich zu beschreiben und durchzuführen.

244.

Auf dem höchsten Punkte wechselseitiger Deckung der entgegengesetzten Ränder erscheinen die Farben folgendermaßen (216):

Gelbroth	Blau.
Grün	Purpur.
Blauroth	Gelb.

245.

Bei minderer Deckung zeigt ſich das Phänomen folgendermaßen (214, 215):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Grün	Purpur
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier erſcheinen alſo die Bilder noch völlig gefärbt, aber dieſe Reihen ſind nicht als urſprüngliche, ſtetig ſich auseinander entwickelnde ſtufen- und ſcalenartige Reihen anzuſehen; ſie können und müſſen vielmehr in ihre Elemente zerlegt werden, wobei man denn ihre Natur und Eigenſchaft beſſer kennen lernt.

246.

Dieſe Elemente aber ſind (199, 200, 201):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Weißes	Schwarzes
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier tritt nun das Hauptbild, das bisher ganz zugedeckt und gleichſam verloren geweſen, in der Mitte der Erſcheinung wieder hervor, behauptet ſein Recht und läßt uns die ſecundare Natur der Nebenbilder, die ſich als Ränder und Säume zeigen, völlig erkennen.

247.

Es hangt von uns ab, dieſe Ränder und Säume ſo ſchmal werden zu laſſen, als es uns beliebt, ja noch Refraction übrig zu behalten, ohne daß uns deßwegen eine Farbe an der Gränze erſchiene.

Dieſes nunmehr genugſam entwickelte farbige Phänomen laſſen wir denn nicht als ein urſprüngliches gelten: ſondern wir haben es auf ein früheres und einfacheres zurückgeführt, und ſolches aus dem Urphänomen des Lichtes und der Finſterniß durch die Trübe vermittelt, in Verbindung mit der Lehre von den ſecundären Bildern abgeleitet, und ſo gerüſtet werden wir die Erſcheinungen, welche graue und farbige Bilder durch Brechung verrückt hervorbringen, zuletzt umſtändlich vortragen und damit den Abſchnitt ſubjectiver Erſcheinungen völlig abſchließen.

XVII.

Graue Bilder durch Brechung verrückt.

248.

Wir haben bisher nur ſchwarze und weiße Bilder auf entgegengeſetztem Grunde durchs Prisma betrachtet, weil ſich an denſelben die farbigen Ränder und Säume am deutlichſten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Verſuche mit grauen Bildern und finden abermals die bekannten Wirkungen.

249.

Nannten wir das Schwarze den Repräſentanten der Finſterniß, das Weiße den Stellvertreter des Lichts (18); ſo können wir ſagen, daß das Graue den Halbſchatten repräſentire, welcher mehr oder weniger an Licht und Finſterniß Theil nimmt und alſo zwiſchen beiden inne ſteht (36). Zu unſerm gegenwärtigen Zwecke rufen wir folgende Phänomene ins Gedächtniß.

250.

Graue Bilder erscheinen heller auf schwarzem als auf weißem Grunde (33), und erscheinen in solchen Fällen, als ein Helles auf dem Schwarzen, größer; als ein Dunkles auf dem Weißen, kleiner (16).

251.

Je dunkler das Grau ist, desto mehr erscheint es als ein schwaches Bild auf Schwarz, als ein starkes Bild auf Weiß, und umgekehrt; daher giebt Dunkelgrau auf Schwarz nur schwache, dasselbe auf Weiß starke, Hellgrau auf Weiß schwache, auf Schwarz starke Nebenbilder.

252.

Grau auf Schwarz wird uns durchs Prisma jene Phänomene zeigen, die wir bisher mit Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben; die Ränder werden nach eben der Regel gefärbt, die Säume zeigen sich nur schwächer. Bringen wir Grau auf Weiß, so erblicken wir eben die Ränder und Säume, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

253.

Verschiedene Schattirungen von Grau, stufenweise an einander gesetzt, werden, je nachdem man das Dunklere oben oder untenhin bringt, entweder nur Blau und Violett, oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

254.

Eine Reihe grauer Schattirungen, horizontal an einander gestellt, wird, wie sie oben oder unten an eine schwarze oder weiße Fläche stößt, nach den bekannten Regeln gefärbt.

255.

Auf der zu diesem Abschnitt bestimmten, von jedem Naturfreund für seinen Apparat zu vergrößernden Tafel kann

man diese Phänomene durchs Prisma mit einem Blicke gewahr werden.

256.

Höchst wichtig aber ist die Beobachtung und Betrachtung eines grauen Bildes, welches zwischen einer schwarzen und einer weißen Fläche dergestalt angebracht ist, daß die Theilungslinie vertical durch das Bild durchgeht.

257.

An diesem grauen Bilde werden die Farben nach der bekannten Regel, aber nach dem verschiedenen Verhältnisse des Hellen zum Dunkeln, auf einer Linie entgegengesetzt erscheinen. Denn indem das Graue zum Schwarzen sich als hell zeigt, so hat es oben das Rothe und Gelbe, unten das Blaue und Violette. Indem es sich zum Weißen als dunkel verhält, so sieht man oben den blauen und violetten, unten hingegen den rothen und gelben Rand. Diese Beobachtung wird für die nächste Abtheilung höchst wichtig.

XVIII.

Farbige Bilder durch Brechung verrückt.

258.

Eine farbige große Fläche zeigt innerhalb ihrer selbst, so wenig als eine schwarze, weiße oder graue, irgend eine prismatische Farbe; es müßte denn zufällig oder vorsätzlich auf ihr Hell und Dunkel abwechseln. Es sind also auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzustellen, insofern sie durch einen Rand von einer andern verschieden tingirten Fläche abgesondert werden, also auch nur an farbigen Bildern.

Roſa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen!
Grünte mein Garten!“
Kaum erſt erfüllt
Iſt ſchon geſtillt?

Elmire.

Und das Verlangen
Und das Erwarten:
„Säh' ich den Liebſten
Wieder im Garten!“
Iſt nicht erfüllt,
Wird nicht geſtillt.

Roſa und Valerio.

Soll umſonſt die Sonne ſcheinen?

Elmire.

Laßt, o Liebe, laßt mich weinen!

Roſa und Valerio.

Sieh', die Blumen blühen all!
Hör', es ſchlägt die Nachtigall!

259.

Es kommen alle Farben, welcher Art sie auch seyn mögen, darin mit dem Grauen überein, daß sie dunkler als Weiß, und heller als Schwarz erscheinen. Dieses Schattenhafte der Farbe (σκιερὸν) ist schon früher angedeutet worden (69), und wird uns immer bedeutender werden. Wenn wir also vorerst farbige Bilder auf schwarze und weiße Flächen bringen, und sie durchs Prisma betrachten; so werden wir alles, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals finden.

260.

Verrücken wir ein farbiges Bild, so entsteht, wie bei farblosen Bildern, nach eben den Gesetzen, ein Nebenbild. Dieses Nebenbild behält, was die Farbe betrifft, seine ursprüngliche Natur bei und wirkt auf der einen Seite als ein Blaues und Blaurothes, auf der entgegengesetzten als ein Gelbes und Gelbrothes. Daher muß der Fall eintreten, daß die Scheinfarbe des Randes und des Saumes mit der realen Farbe eines farbigen Bildes homogen sey; es kann aber auch im andern Falle das mit einem Piament gefärbte Bild mit dem erscheinenden Rand und Saum sich heterogen finden. In dem ersten Falle identificirt sich das Scheinbild mit dem wahren und scheint dasselbe zu vergrößern; dahingegen in dem zweiten Falle das wahre Bild durch das Scheinbild verunreinigt, undeutlich gemacht und verkleinert werden kann. Wir wollen die Falle durchgehen, wo diese Wirkungen sich am sonderbarsten zeigen.

261.

Man nehme die zu diesen Versuchen vorbereitete Tafel vor sich, und betrachte das rothe und blaue Viereck auf schwarzem Grunde neben einander, nach der gewöhnlichen

Weise durchs Prisma; so werden, da beide Farben heller sind als der Grund, an beiden, sowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Säume entstehen, nur werden sie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erscheinen.

262.

Das Rothe ist verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue. Die Farben der Ränder werden also an dem Rothen stärker als an dem Blauen erscheinen, welches hier wie ein Dunkelgraues wirkt, das wenig von dem Schwarzen unterschieden ist (251).

263.

Der obere rothe Rand wird sich mit der Zinnoberfarbe des Vierecks identificiren und so wird das rothe Viereck hinaufwärts ein wenig vergrößert erscheinen; der gelbe herabwärtsstrebende Saum aber giebt der rothen Fläche nur einen höhern Glanz und wird erst bei genauerer Aufmerksamkeit bemerkbar.

264.

Dagegen ist der rothe Rand und der gelbe Saum mit dem blauen Viereck heterogen; es wird also an dem Rande eine schmutzig grüne Farbe entstehen, und so wird beim flüchtigen Anblick das blaue Viereck von dieser Seite zu verlieren scheinen.

265.

An der untern Gränze der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und ein violetter Saum entstehen und die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Denn der blaue Rand, der mit der Zinnoberfläche heterogen ist, wird das Gelbrothe beschmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, so daß das Rothe von dieser Seite verkürzt und hinaufgerückt

erscheint, und der violette Saum nach dem Schwarzen zu kaum bemerkt wird.

266.

Dagegen wird der blaue Scheinrand sich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, sondern vielmehr noch geben; und dieselbe wird also dadurch und durch den violetten benachbarten Saum, dem Anscheine nach, vergrößert und scheinbar hecunter gerückt werden.

267.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich sie gegenwärtig genau beschrieben habe, ist so mächtig und so sonderbar, daß einem flüchtigen Beschauer beim ersten Anblicke die beiden Vierecke aus ihrer wechselseitig horizontalen Lage geschoben und im entgegengesetzten Sinne verrückt scheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch niemand, der in einer gewissen Folge zu beobachten, Versuche an einander zu knüpfen, aus einander herzuleiten versteht, wird sich von einer solchen Scheinwirkung tauschen lassen.

268.

Eine richtige Einsicht in dieses bedeutende Phänomen wird aber dadurch erleichtert, daß gewisse scharfe, ja ängstliche Bedingungen nöthig sind, wenn diese Tauschung stattfinden soll. Man muß nämlich zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober oder dem besten Mennig, zu dem blauen ein mit Indig recht satt gefärbtes Papier besorgen. Alsdann verbindet sich der blaue und rothe prismatische Rand, da wo er homogen ist, unmerklich mit dem Bilde; da wo er heterogen ist, beschmutzt er die Farbe des Vierecks, ohne eine sehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das Roth des Vierecks darf nicht zu sehr ins Gelbe fallen, sonst wird oben

der dunkelrothe Scheinrand zu sehr bemerklich; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die Veränderung durch den gelben Saum zu deutlich. Das Blaue darf nicht hell seyn, sonst wird der rothe Rand sichtbar, und der gelbe Saum bringt zu offenbar ein Grün hervor, und man kann den untern violetten Saum nicht mehr für die verrückte Gestalt eines hellblauen Vierecks ansehen oder ausgeben.

269.

Von allem diesem wird künftig umständlicher die Rede seyn, wenn wir vom Apparate zu dieser Abtheilung handeln werden. Jeder Naturforscher bereite sich die Tafeln selbst, um dieses Taschenspielerstückchen hervorbringen zu können, und sich dabei zu überzeugen, daß die farbigen Ränder selbst in diesem Falle einer geschärften Aufmerksamkeit nicht entgehen können.

270.

Indessen sind andere mannichfaltige Zusammenstellungen, wie sie unsere Tafel zeigt, völlig geeignet, allen Zweifel über diesen Punkt jedem Aufmerksamen zu benehmen.

271.

Man betrachte dagegen ein weißes, neben dem blauen stehendes Viereck auf schwarzem Grunde; so werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie sich zeigen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr als oben am rothen selbst über die Horizontallinie des blauen hinauf; der untere blaue Rand aber ist an dem weißen in seiner ganzen Schöne sichtbar; dagegen verliert er sich in dem blauen Viereck durch Identification. Der violette Saum hinabwärts ist viel deutlicher an dem weißen, als an dem blauen.

272.

Man vergleiche nun die mit Fleiß über einander gestellten Paare gedachter Vierecke, das rothe mit dem weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren farbigen Rändern und Saumen deutlich einsehen.

273.

Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Bildern, wenn man die farbigen Vierecke und das schwarze auf weißem Grunde betrachtet. Denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle bemerkt haben. Man betrachte zuerst das blaue und rothe Viereck durchs Prisma. An beiden entsteht der blaue Rand nunmehr oben. Dieser, homogen mit dem blauen Bilde, verbindet sich demselben und scheint es in die Höhe zu heben; nur daß der hellblaue Rand oberwärts zu sehr absticht. Der violette Saum ist auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Eben dieser obere blaue Scheinrand ist nun mit dem rothen Viereck heterogen, er ist in der Gegenwirkung begriffen und kaum sichtbar. Der violette Saum indessen bringt, verbunden mit dem Gelbrothen des Bildes, eine Pfirsichbluthfarbe zu Wege.

274.

Wenn nun aus der angegebenen Ursache die oberen Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen die untern desto gleicher: denn indem beide Farben, die rothe und die blaue, gegen das Weiße gerechnet, dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren, welches besonders von der letztern gilt; so entsteht unter beiden der rothe Rand

Stadt-Bibliothek

mit ſeinem gelben Saume ſehr deutlich. Er zeigt ſich unter dem gelbrothen Bilde in ſeiner ganzen Schönheit, und unter dem dunkelblauen beinahe wie er unter dem ſchwarzen erſchien; wie man bemerken kann, wenn man abermals die übereinandergeſetzten Bilder und ihre Ränder und Saume vergleicht.

275.

Um nun dieſen Verſuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, ſind Vierecke von verſchiedenen Farben in der Mitte der Tafel dergeſtalt angebracht, daß die Gränze des Schwarzen und Weißen vertical durch ſie durchgeht. Man wird ſie, nach jenen uns überhaupt und beſonders bei farbigen Bildern genugſam bekannt gewordenen Regeln, an jedem Rand zwiefach gefarbt finden, und die Vierecke werden in ſich ſelbſt entzwei geriſſen und hinauf- oder herunterwärts gerückt erſcheinen. Wir erinnern uns hiebei jenes grauen, gleichfalls auf der Gränzſcheidung des Schwarzen und Weißen beobachteten Bildes (257).

276.

Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf ſchwarzem Grunde bis zur Tauſchung geſehen haben, das Hinauf- und Hinabrücken zweier verſchieden gefärbten Bilder uns hier an zwei Hälften eines und deſſelben Bildes von einer und derſelben Farbe ſichtbar wird; ſo werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Saume und auf die Wirkungen ihrer homogenen und heterogenen Natur hingewieſen, wie ſie ſich zu den Bildern verhält, an denen die Erſcheinung vorgeht.

Ich überlaſſe den Beobachtern die mannichfaltigen Schattirungen der halb auf Schwarz, halb auf Weiß angebrachten farbigen Vierecke ſelbſt zu vergleichen, und bemerke nur noch die widerſinnige ſcheinbare Verzerrung, da Roth und Gelb

auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts, und auf Weiß hinaufwärts gezogen ſcheinen; welches doch alles dem bisher weitläufig Abgehandelten gemäß iſt.

277.

Nun ſtelle der Beobachter die Tafel dergeſtalt vor ſich, daß die vorgedachten, auf der Gränze des Schwarzen und Weißen ſtehenden Vierecke ſich vor ihm in einer horizontalen Reihe befinden, und daß zugleich der ſchwarze Theil oben, der weiße aber unten ſey. Er betrachte durchs Prisma jene Vierecke, und er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch den Anſatz zweier rothen Ränder gewinnt; er wird bei genauer Aufmerkſamkeit den gelben Saum auf dem rothen Bilde bemerken, und der untere gelbe Saum nach dem Weißen zu wird völlig deutlich ſeyn.

278.

Oben an dem gelben Viereck iſt der rothe Rand ſehr merklich, weil das Gelbe als hell gegen das Schwarz genugſam abſticht. Der gelbe Saum identificirt ſich mit der gelben Fläche, nur wird ſolche etwas ſchöner dadurch; der untere Rand zeigt nur wenig Roth, weil das helle Gelb gegen das Weiße nicht genugſam abſticht. Der untere gelbe Saum aber iſt deutlich genug.

279.

An dem blauen Viereck hingegen iſt der obere rothe Rand kaum ſichtbar; der gelbe Saum bringt herunterwärts ein ſchmutziges Grün im Bilde hervor; der untere rothe Rand und der gelbe Saum zeigen ſich in lebhaften Farben.

280.

Bemerkt man nun in dieſen Fällen, daß das rothe Bild durch einen Anſatz auf beiden Seiten zu gewinnen, das

dunkelblaue von einer Seite wenigstens zu verlieren scheint; so wird man, wenn man die Pappe umkehrt, so daß der weiße Theil sich oben, der schwarze sich unten befindet, das umgekehrte Phanomen erblicken

281.

Denn da nunmehr die homogenen Rander und Säume an den blauen Vierecken oben und unten entstehen, so scheinen diese vergrößert, ja ein Theil der Bilder selbst schöner gefarbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Rander und Saume von der Farbe der Fläche selbst unterscheiden lehren.

282.

Das gelbe und rothe dagegen werden in dieser Stellung der Tafel von den heterogenen Randern eingeschränkt und die Wirkung der Localfarbe vertunamert. Der obere blaue Rand ist an beiden fast gar nicht sichtbar. Der violette Saum zeigt sich als ein schönes Pfirsichbluth auf dem rothen, als ein sehr blasses auf dem gelben; die beiden untern Rander sind grun; an dem rothen schmutzig, lebhaft an dem gelben; den violetten Saum bemerkt man unter dem rothen wenig, mehr unter dem gelben.

283.

Ein jeder Naturfreund mache sich zur Pflicht, mit allen den vorgetragenen Erscheinungen genau bekannt zu werden, und halte es nicht für lästig, ein einziges Phanomen durch so manche bedingende Umstande durzufuhren. Ja diese Erfahrungen lassen sich noch ins Unendliche durch Bilder von verschiedenen Farben, auf und zwischen verschiedenfarbigen Flachen, vervielfaltigen. Unter allen Umständen aber wird jedem Aufmerksamen deutlich werden, daß farbige Vierecke neben einander nur deßwegen durch das Prisma verschoben erscheinen, weil ein Ansatz von homogenen und heterogenen

Rändern eine Täuschung hervorbringt. Diese ist man nur alsdann zu verbannen fähig, wenn man eine Reihe von Versuchen neben einander zu stellen und ihre Uebereinstimmung darzuthun genugsame Geduld hat.

Warum wir aber vorstehende Versuche mit farbigen Bildern, welche auf mehr als Eine Weise vorgetragen werden konnten, gerade so und so umständlich dargestellt, wird in der Folge deutlicher werden. Gedachte Phänomene waren früher zwar nicht unbekannt, aber sehr verkannt; deßwegen wir sie, zu Erleichterung eines künftigen historischen Vortrags, genau entwickeln mußten.

284.

Wir wollen nunmehr zum Schlusse den Freunden der Natur eine Vorrichtung anzeigen, durch welche diese Erscheinungen auf einmal deutlich, ja in ihrem größten Glanze, gesehen werden können.

Man schneide aus einer Pappe fünf, ungefähr einen Zoll große, völlig gleiche Vierecke neben einander aus, genau in horizontaler Linie. Man bringe dahinter fünf farbige Gläser, in der bekannten Ordnung, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Man befestige diese Tafel in einer Oeffnung der Camera obscura, so daß der helle Himmel durch sie gesehen wird, oder daß die Sonne darauf scheint, und man wird höchst energische Bilder vor sich haben. Man betrachte sie nun durchs Prisma und beobachte die durch jene Versuche an gemalten Bildern schon bekannten Phänomene, nämlich die theils begünstigenden, theils verkümmernden Ränder und Säume, und die dadurch bewirkte scheinbare Verrückung der specifisch gefärbten Bilder aus der horizontalen Linie.

Das was der Beobachter hier sehen wird, folgt genugsam aus dem früher Abgeleiteten; daher wir es auch nicht

einzeln abermals durchführen, um so weniger, als wir auf diese Erscheinungen zurückzukehren noch öfteren Anlaß finden werden.

XIX.

Achromasie und Hyperchromasie.

285.

In der frühern Zeit, da man noch manches, was in der Natur regelmäßig und constant war, für ein bloßes Abirren, für zufällig hielt, gab man auf die Farben weniger Acht, welche bei Gelegenheit der Refraction entstehen, und hielt sie für eine Erscheinung, die sich von besondern Nebenumständen herschreiben möchte.

286.

Nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß diese Farbenerscheinung die Refraction jederzeit begleite, so war es natürlich, daß man sie auch als innig und einzig mit der Refraction verwandt ansah, und nicht anders glaubte, als daß das Maaß der Farbenerscheinung sich nach dem Maaße der Brechung richten und beide gleichen Schritt mit einander halten müßten.

287.

Wenn man also nicht gänzlich, doch einigermaßen, das Phänomen einer stärkeren oder schwächeren Brechung der verschiedenen Dichtigkeit der Mittel zuschrieb; wie denn auch reinere atmosphärische Luft, mit Dünsten angefüllte, Wasser, Glas, nach ihren steigenden Dichtigkeiten, die sogenannte Brechung, die Verrückung des Bildes vermehren: so mußte man kaum zweifeln, daß auch in selbiger Maaße die Farbenerscheinung sich steigern müsse, und man glaubte völlig gewiß

Elmire.

Leider, ſie verblühen all!
Traurig ſchlägt die Nachtigall!

Zu drey.

Töne, töne, Nachtigall!
Elmire. Meiner Klagen
Roſa u. Valerio. Neuer Freuden } Widerhall.

Roſa.

O ſüße Freundinn! Will denn keine Luſt
Mit dieſem Frühlingstage dich beſuchen?

Valerio.

Iſt dieſer Schmerz ſo eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde ſich entfernet?

Elmire.

Ach leider, ach! beſtürmen dieſes Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue,
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröſtliche,
Bringt keine Freude, keinen Troſt zu mir.
Bin ich allein; ſo darf ich wiederhohlen,

zu ſeyn, daß bei verſchiedenen Mitteln, welche man im Gegenſinne der Brechung zu einander brachte, ſich, ſo lange Brechung vorhanden ſey, die Farbe zeigen, ſo bald aber die Farbe verſchwande, auch die Brechung aufgehoben ſeyn müſſe.

288.

In ſpäterer Zeit hingegen ward entdeckt, daß dieſes als gleich angenommene Verhaltniß ungleich ſey, daß zwei Mittel das Bild gleich weit verrücken, und doch ſehr ungleiche Farbenſäume hervorbringen können.

289.

Man fand, daß man zu jener phyſiſchen Eigenſchaft, welcher man die Refraction zuſchrieb, noch eine chemiſche hinzu zu denken habe (210); wie wir ſolches künftig, wenn wir uns chemiſchen Rückſichten nähern, weiter auszuführen denken, ſo wie wir die nähern Umſtände dieſer wichtigen Entdeckung in der Geſchichte der Farbenlehre aufzuzeichnen haben. Gegenwärtig ſei folgendes genug.

290.

Es zeigt ſich bei Mitteln von gleicher, oder wenigſtens nahezu gleicher, Brechungskraft der merkwürdige Umſtand, daß ein Mehr und Weniger der Farbenerſcheinung durch eine chemiſche Behandlung hervorgebracht werden kann; das Mehr wird nämlich durch Säuren, das Weniger durch Alkalien beſtimmt. Bringt man unter eine gemeine Glasmaſſe Metalloxyde, ſo wird die Farbenerſcheinung ſolcher Gläſer, ohne daß die Refraction merklich verändert werde, ſehr erhöht. Daß das Mindere hingegen auf der alkaliſchen Seite liege, kann leicht vermuthet werden.

291.

Diejenigen Glasarten, welche nach der Entdeckung zuerſt

angewendet worden, nennen die Engländer Flint- und Crownglas, und zwar gehört jenem ersten die stärkere, diesem zweiten die geringere Farbenerscheinung an.

292.

Zu unserer gegenwärtigen Darstellung bedienen wir uns dieser beiden Ausdrücke als Kunstwörter, und nehmen an, daß in beiden die Refraction gleich sey, das Flintglas aber die Farbenerscheinung um ein Drittel stärker als das Crownglas hervorbringe; wobei wir unserm Leser eine, gewissermaßen symbolische, Zeichnung zur Hand geben.

293.

Man denke sich auf einer schwarzen Tafel, welche hier, des bequemeren Vortrags wegen, in Casen getheilt ist, zwischen den Parallellinien a b und c d fünf weiße Vierecke. Das Viereck Nr. 1 stehe vor dem nackten Auge unverrückt auf seinem Platz.

294.

Das Viereck Nr. 2 aber sey, durch ein vor das Auge gehaltenes Prisma von Crownglas g, um drei Casen verrückt und zeige die Farbensäume in einer gewissen Breite; ferner sey das Viereck Nr. 3, durch ein Prisma von Flintglas h, gleichfalls um drei Casen heruntergerückt, dergestalt daß es die farbigen Säume nunmehr um ein Drittel breiter als Nr. 2 zeige.

295.

Ferner stelle man sich vor, das Viereck Nr. 4 sey eben wie das Nr. 2, durch ein Prisma von Crownglas, erst drei Casen verrückt gewesen, dann sey es aber, durch ein entgegengestelltes Prisma h von Flintglas, wieder auf seinen vorigen Fleck, wo man es nun sieht, gehoben worden.

296.

Hier hebt sich nun die Refraction zwar gegen einander auf; allein da das Prisma h bei der Verrückung durch drei Casen um ein Drittel breitere Farbensaume, als dem Prisma g eigen sind, hervorbringt, so muß, bei aufgehobener Refraction, noch ein Ueberschuß von Farbensaum übrig bleiben, und zwar im Sinne der scheinbaren Bewegung, welche das Prisma h dem Bilde ertheilt, und folglich umgekehrt, wie wir die Farben an den herabgerückten Nummern 2 und 3 erblicken. Dieses Ueberschießende der Farbe haben wir Hyperchromasie genannt, woraus sich denn die Achromasie unmittelbar folgern laßt.

297.

Denn gesetzt es wäre das Viereck Nr. 5 von seinem ersten supponirten Platze, wie Nr. 2, durch ein Prisma von Crownglas g, um drei Casen herunter gerückt worden; so dürfte man nur den Winkel eines Prismas von Flintglas h verkleinern, solches im umgekehrten Sinne an das Prisma g anschließen, um das Viereck Nr. 5 zwei Casen scheinbar hinauf zu heben; wobei die Hyperchromasie des vorigen Falles wegfiele, das Bild nicht ganz an seine erste Stelle gelangte und doch schon farblos erschiene. Man sieht auch an den fortpunktirten Linien der zusammengesetzten Prismen unter Nr. 5 daß ein wirkliches Prisma übrig bleibt, und also auch auf diesem Wege, so bald man sich die Linien krumm denkt, ein Ocularglas entstehen kann; wodurch denn die achromatischen Fernglaser abgeleitet sind.

298.

Zu diesen Versuchen, wie wir sie hier vortragen, ist ein kleines aus drei verschiedenen Prismen zusammengesetztes

Prisma, wie solche in England verfertigt werden, höchst geschickt. Hoffentlich werden künftig unsre inländischen Künstler mit diesem nothwendigen Instrumente jeden Naturfreund versehen.

XX.

Vorzüge der subjectiven Versuche. Uebergang zu den objectiven.

299.

Wir haben die Farbenerscheinungen, welche sich bei Gelegenheit der Refraction sehen lassen, zuerst durch subjective Versuche dargestellt, und das Ganze in sich dergestalt abgeschlossen, daß wir auch schon jene Phänomene aus der Lehre von den trüben Mitteln und Doppelbildern ableiteten.

300.

Da bei Vorträgen, die sich auf die Natur beziehen, doch alles auf Sehen und Schauen ankommt, so sind diese Versuche um desto erwünschter, als sie sich leicht und bequem anstellen lassen. Jeder Liebhaber kann sich den Apparat, ohne große Umstände und Kosten, anschaffen; ja wer mit Pappdeckeln einigermaßen umzugehen weiß, einen großen Theil selbst verfertigen. Wenige Tafeln, auf welche schwarze, weiße, graue und farbige Bilder auf hellem und dunkelm Grunde abwechseln, sind dazu hinreichend. Man stellt sie unverrückt vor sich hin, betrachtet bequem und anhaltend die Erscheinungen an dem Rande der Bilder; man entfernt sich, man nähert sich wieder und beobachtet genau den Stufengang des Phänomens.

301.

Ferner laſſen ſich auch durch geringe Prismen, die nicht von dem reinſten Glaſe ſind, die Erſcheinungen noch deutlich genug beobachten. Was jedoch wegen dieſer Glasgeräthſchaften noch zu wünſchen ſeyn möchte, wird in dem Abſchnitt, der den Apparat abhandelt, umſtändlich zu finden ſeyn.

302.

Ein Hauptvortheil dieſer Verſuche iſt ſodann, daß man ſie zu jeder Tageszeit anſtellen kann, in jedem Zimmer, es ſey nach einer Weltgegend gerichtet nach welcher es wolle; man braucht nicht auf Sonnenſchein zu warten, der einem nordiſchen Beobachter überhaupt nicht reichlich gewogen iſt.

Die objectiven Verſuche

303.

verlangen hingegen nothwendig den Sonnenſchein, der, wenn er ſich auch einſtellt, nicht immer den wünſchenswerthen Bezug auf den ihm entgegengeſtellten Apparat haben kann. Bald ſteht die Sonne zu hoch, bald zu tief, und doch auch nur kurze Zeit in dem Meridian des am beſten gelegenen Zimmers. Unter dem Beobachten weicht ſie; man muß mit dem Apparat nachrücken, wodurch in manchen Fällen die Verſuche unſicher werden. Wenn die Sonne durchs Prisma ſcheint, ſo offenbart ſie alle Ungleichheiten, innere Faden und Blaschen des Glaſes, wodurch die Erſcheinung verwirrt, getrübt und mißfärbig gemacht wird.

304.

Doch müſſen die Verſuche beider Arten gleich genau bekannt ſeyn. Sie ſcheinen einander entgegengeſetzt und gehen immer mit einander parallel; was die einen zeigen, zeigen die andern auch, und doch hat jede Art wieder ihre Eigenheiten,

wodurch gewiſſe Wirkungen der Natur auf mehr als Eine Weiſe offenbar werden.

305.

Sodann giebt es bedeutende Phänomene, welche man durch Verbindung der ſubjectiven und objectiven Verſuche hervorbringt. Nicht weniger gewahren uns die objectiven den Vortheil, daß wir ſie meiſt durch Linearzeichnungen darſtellen und die innern Verhältniſſe des Phänomens auf unſern Tafeln vor Augen legen können. Wir ſaumen daher nicht die objectiven Verſuche ſogleich dergeſtalt vorzutragen, daß die Phanomene mit den ſubjectiv vorgeſtellten durchaus gleichen Schritt halten; deßwegen wir auch neben der Zahl eines jeden Paragraphen die Zahl der früheren in Parentheſe unmittelbar anfügen. Doch ſetzen wir im Ganzen voraus, daß der Leſer ſich mit den Tafeln, der Forſcher mit dem Apparat bekannt mache, damit die Zwillings-Phanomene, von denen die Rede iſt, auf eine oder die andere Weiſe, dem Liebhaber vor Augen ſeyen.

XXI.

Refraction ohne Farbenerſcheinung.

306 (195, 196).

Daß die Refraction ihre Wirkung äußere, ohne eine Farbenerſcheinung hervorzubringen, iſt bei objectiven Verſuchen nicht ſo vollkommen als bei ſubjectiven darzuthun. Wir haben zwar unbegränzte Räume, nach welchen wir durchs Prisma ſchauen und uns überzeugen können, daß ohne Gränze keine Farbe entſtehe; aber wir haben kein unbegränzt Leuchtendes, welches wir könnten aufs Prisma wirken laſſen.

Unſer Licht kommt uns von begränzten Körpern, und die Sonne, welche unſre meiſten objectiven prismatiſchen Erſcheinungen hervorbringt, iſt ja ſelbſt nur ein kleines begränzt leuchtendes Bild.

307.

Indeſſen können wir jede größere Oeffnung, durch welche die Sonne durchſcheint, jedes größere Mittel, wodurch das Sonnenlicht aufgefangen und aus ſeiner Richtung gebracht wird, ſchon inſofern als unbegränzt anſehen, indem wir bloß die Mitte der Flächen, nicht aber ihre Gränzen betrachten.

308 (197).

Man ſtelle ein großes Waſſerprisma in die Sonne, und ein heller Raum wird ſich in die Höhe gebrochen an einer entgegengeſetzten Tafel zeigen und die Mitte dieſes erleuchteten Raumes farblos ſeyn. Eben daſſelbe erreicht man, wenn man mit Glasprismen, welche Winkel von wenigen Graden haben, den Verſuch anſtellt. Ja dieſe Erſcheinung zeigt ſich ſelbſt bei Glasprismen, deren brechender Winkel ſechzig Grad iſt, wenn man nur die Tafel nahe genug heran bringt.

XXII.

Bedingungen der Farbenerſcheinung.

309 (198).

Wenn nun gedachter erleuchteter Raum zwar gebrochen von der Stelle gerückt, aber nicht gefärbt erſcheint, ſo ſieht man jedoch an den horizontalen Gränzen deſſelben eine farbige Erſcheinung. Daß auch hier die Farbe bloß durch

Verrückung eines Bildes entſtehe, iſt umſtändlicher darzuthun.

Das Leuchtende, welches hier wirkt, iſt ein Begränztes und die Sonne wirkt hier, indem ſie ſcheint und ſtrahlt, als ein Bild. Man mache die Oeffnung in dem Laden der Camera obſcura ſo klein als man kann, immer wird das ganze Bild der Sonne hereindringen. Das von ihrer Scheibe herſtrömende Licht wird ſich in der kleinſten Oeffnung kreuzen und den Winkel machen, der ihrem ſcheinbaren Diameter gemäß iſt. Hier kommt ein Conus mit der Spitze außen an und inwendig verbreitert ſich dieſe Spitze wieder, bringt ein durch eine Tafel aufzufaſſendes rundes, ſich durch die Entfernung der Tafel auf immer vergrößerndes Bild hervor, welches Bild nebſt allen übrigen Bildern der äußeren Landſchaft auf einer weißen gegengehaltenen Fläche im dunkeln Zimmer umgekehrt erſcheint.

310.

Wie wenig alſo hier von einzelnen Sonnenſtrahlen, oder Strahlenbündeln und Büſcheln, von Strahlencylindern, Stäben und wie man ſich das alles vorſtellen mag, die Rede ſeyn kann, iſt auffallend. Zu Bequemlichkeit gewiſſer Linear-darſtellungen nehme man das Sonnenlicht als parallel einfallend an; aber man wiſſe, daß dieſes nur eine Fiction iſt, welche man ſich gar wohl erlauben kann, da wo der zwiſchen die Fiction und die wahre Erſcheinung fallende Bruch unbedeutend iſt. Man hüte ſich aber, dieſe Fiction wieder zum Phänomen zu machen, und mit einem ſolchen fingirten Phänomen weiter fort zu operiren.

311.

Man vergrößere nunmehr die Oeffnung in dem Fenſterladen ſo weit man will, man mache ſie rund oder viereckt,

ja man öffne den Laden ganz und laſſe die Sonne durch den völligen Fenſterraum in das Zimmer ſcheinen; der Raum, den ſie erleuchtet, wird immer ſo viel größer ſeyn, als der Winkel, den ihr Durchmeſſer macht, verlangt; und alſo iſt auch ſelbſt der ganze durch das größte Fenſter von der Sonne erleuchtete Raum nur das Sonnenbild plus der Weite der Oeffnung. Wir werden hierauf zurückzukehren künftig Gelegenheit finden.

312 (199).

Fangen wir nun das Sonnenbild durch convere Gläſer auf, ſo ziehen wir es gegen den Focus zuſammen. Hier muß, nach den oben ausgeführten Regeln, ein gelber Saum und ein gelbrother Rand entſtehen, wenn das Bild auf einem weißen Papiere aufgefangen wird. Weil aber dieſer Verſuch blendend und unbequem iſt, ſo macht er ſich am ſchönſten mit dem Bilde des Vollmonds. Wenn man dieſes durch ein converes Glas zuſammenzieht, ſo erſcheint der farbige Rand in der größten Schönheit: denn der Mond ſendet an ſich ſchon ein gemäßigtes Licht, und er kann alſo um deſto eher die Farbe, welche aus Mäßigung des Lichts entſteht, hervorbringen; wobei zugleich das Auge des Beobachters nur leiſe und angenehm berührt wird.

313 (200).

Wenn man ein leuchtendes Bild durch concave Gläſer auffaßt, ſo wird es vergrößert und alſo ausgedehnt. Hier erſcheint das Bild blau begränzt.

314.

Beide entgegengeſetzte Erſcheinungen kann man durch ein converes Glas ſowohl ſimultan, als ſucceſſiv hervorbringen, und zwar ſimultan, wenn man auf das convere Glas in der Mitte eine undurchſichtige Scheibe klebt, und nun das

Sonnenbild auffangt. Hier wird nun sowohl das leuchtende Bild als der in ihm befindliche schwarze Kern zusammengezogen, und so müssen auch die entgegengesetzten Farbenerscheinungen entstehen. Ferner kann man diesen Gegensatz successiv gewahr werden, wenn man das leuchtende Bild erst bis gegen den Focus zusammenzieht; da man denn Gelb und Gelbroth gewahr wird: dann aber hinter dem Focus dasselbe sich ausdehnen laßt; da es denn sogleich eine blaue Gränze zeigt.

315 (201).

Auch hier gilt, was bei den subjectiven Erfahrungen gesagt worden, daß das Blaue und Gelbe sich an und über dem Weißen zeige, und daß beide Farben einen röthlichen Schein annehmen insofern sie über das Schwarze reichen.

316 (202, 203).

Diese Grunderscheinungen wiederholen sich bei allen folgenden objectiven Erfahrungen, so wie sie die Grundlage der subjectiven ausmachten. Auch die Operation, welche vorgenommen wird, ist eben dieselbe; ein heller Rand wird gegen eine dunkle Fläche, eine dunkle Fläche gegen eine helle Gränze geführt. Die Gränzen müssen einen Weg machen, und sich gleichsam über einander drangen, bei diesen Versuchen wie bei jenen.

317 (204).

Lassen wir also das Sonnenbild durch eine größere oder kleinere Oeffnung in die dunkle Kammer, fangen wir es durch ein Prisma auf, dessen brechender Winkel hier wie gewöhnlich unten seyn mag: so kommt das leuchtende Bild nicht in gerader Linie nach dem Fußboden, sondern es wird an eine vertical gesetzte Tafel hinaufgebrochen. Hier ist es

In's tauſendfache wiederhohlen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.

Valerio.

Im Buſen eines Freundes wiederhallend
Verliert ſich nach und nach des Schmerzens Ton.

Elmire.

Ich lauſche gern dem ſchmerzlichen Geſang,
Der wie ein Geiſterlied das Ohr umſchwebt.

Roſa.

Die Freuden andrer locken nach und nach
Uns aus uns ſelbſt zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn andre ſich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im ſtillen Hain
Mir die Geſtalt begegne, die Geſtalt
Des Jünglings, den ich mir ſo gern entgegen
Mit ſeiner ſtillen Miene kommen ſah.
Er blickt mich traurig an, er naht ſich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege

Zeit, des Gegensatzes zu gedenken, in welchem sich die subjective und objective Verrückung des Bildes befindet.

318.

Sehen wir durch ein Prisma, dessen brechender Winkel sich unten befindet, nach einem in der Höhe befindlichen Bilde; so wird dieses Bild heruntergerückt, anstatt daß ein einfallendes leuchtendes Bild von demselben Prisma in die Höhe gehoben wird. Was wir hier der Kürze wegen nur historisch angeben, läßt sich aus den Regeln der Brechung und Hebung ohne Schwierigkeit ableiten.

319.

Indem nun also auf diese Weise das leuchtende Bild von seiner Stelle gerückt wird, so gehen auch die Farbensäume nach den früher ausgeführten Regeln ihren Weg. Der violette Saum geht jederzeit voraus, und also bei objectiven hinaufwärts, wenn er bei subjectiven herunterwärts geht.

320 (205).

Eben so überzeuge sich der Beobachter von der Färbung in der Diagonale, wenn die Verrückung durch zwei Prismen in dieser Richtung geschieht, wie bei dem subjectiven Falle deutlich genug angegeben: man schaffe sich aber hiezu Prismen mit Winkeln von wenigen, etwa funfzehn Graden.

321 (206, 207).

Daß die Färbung des Bildes auch hier nach der Richtung seiner Bewegung geschehe, wird man einsehen, wenn man eine Oeffnung im Laden von mäßiger Größe viereckt macht, und das leuchtende Bild durch das Wasserprisma gehen läßt, erst die Ränder in horizontaler und verticaler Richtung, sodann in der diagonalen.

322 (208).

Wobei sich denn abermals zeigen wird, daß die Gränzen

nicht neben einander weg, sondern über einander geführt werden müssen.

XXIII.

Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung.

323 (209).

Auch hier bringt eine vermehrte Verrückung des Bildes eine stärkere Farbenerscheinung zu Wege.

324 (210).

Diese vermehrte Verrückung aber hat statt:

1) durch schiefere Richtung des auffallenden leuchtenden Bildes auf parallele Mittel.

2) Durch Veränderung der parallelen Form in eine mehr oder weniger spitzwinkelige.

3) Durch verstärktes Maaß des Mittels, des parallelen oder winkelhaften, theils weil das Bild auf diesem Weg stärker verrückt wird, theils weil eine der Masse angehörige Eigenschaft mit zur Wirkung gelangt.

4) Durch die Entfernung der Tafel von dem brechenden Mittel, so daß das heraustretende gefarbte Bild einen längeren Weg zurücklegt.

5) Zeigt sich eine chemische Eigenschaft unter allen diesen Umstanden wirksam, welche wir schon unter den Rubriken der Achromasie und Hyperchromasie naher angedeutet haben.

325 (211).

Die objectiven Versuche geben uns den Vortheil, daß wir das Werdende des Phänomens, seine successive Genesis außer uns darstellen und zugleich mit Linearzeichnungen deutlich machen können, welches bei subjectiven der Fall nicht ist.

326.

Wenn man das aus dem Prisma heraustretende leuchtende Bild und seine wachsende Farbenerscheinung auf einer entgegengehaltenen Tafel stufenweise beobachten, und sich Durchschnitte von diesem Conus mit elliptischer Base vor Augen stellen kann; so läßt sich auch das Phänomen auf seinem ganzen Wege zum schönsten folgendermaßen sichtbar machen. Man errege nämlich in der Linie, in welcher das Bild durch den dunklen Raum geht, eine weiße feine Staubwolke, welche durch feinen recht trocknen Haarpuder am besten hervorgebracht wird. Die mehr oder weniger gefärbte Erscheinung wird nun durch die weißen Atomen aufgefangen und dem Auge in ihrer ganzen Breite und Länge dargestellt.

327.

Eben so haben wir Linearzeichnungen bereitet und solche unter unsre Tafeln aufgenommen, wo die Erscheinung von ihrem ersten Ursprunge an dargestellt ist, und an welchen man sich deutlich machen kann, warum das leuchtende Bild durch Prismen so viel stärker als durch parallele Mittel gefarbt wird.

328 (212).

An den beiden entgegengesetzten Gränzen steht eine entgegengesetzte Erscheinung in einem spitzen Winkel auf, die sich, wie sie weiter in dem Raume vorwärts geht, nach Maaßgabe dieses Winkels verbreitert. So strebt in der Richtung, in welcher das leuchtende Bild verrückt worden, ein violetter Saum in das Dunkle hinaus, ein blauer schmalerer Rand bleibt an der Gränze. Von der andern Seite strebt ein gelber Saum in das Helle hinein und ein gelbrother Rand bleibt an der Gränze.

329 (213).

Hier iſt alſo die Bewegung des Dunkeln gegen das Helle, des Hellen gegen das Dunkle wohl zu beachten.

330 (214).

Eines großen Bildes Mitte bleibt lange ungefarbt, beſonders bei Mitteln von minderer Dichtigkeit und geringerem Maaße, bis endlich die entgegengeſetzten Säume und Ränder einander erreichen, da alsdann bei dem leuchtenden Bild in der Mitte ein Grün entſteht.

331 (215).

Wenn nun die objectiven Verſuche gewöhnlich nur mit dem leuchtenden Sonnenbilde gemacht wurden, ſo iſt ein objectiver Verſuch mit einem dunkeln Bilde bisher faſt gar nicht vorgekommen. Wir haben hierzu aber auch eine bequeme Vorrichtung angegeben. Jenes große Waſſerprisma nämlich ſtelle man in die Sonne und klebe auf die äußere oder innere Seite eine runde Pappenſcheibe; ſo wird die farbige Erſcheinung abermals an den Rändern vorgehen, nach jenem bekannten Geſetz entſpringen, die Ränder werden erſcheinen, ſich in jener Maaße verbreitern und in der Mitte der Purpur entſtehen. Man kann neben das Rund ein Viereck in beliebiger Richtung hinzufügen und ſich von dem oben mehrmals Angegebenen und Ausgeſprochenen von neuem überzeugen.

332 (216).

Nimmt man von dem gedachten Prisma dieſe dunkeln Bilder wieder hinweg, wobei jedoch die Glastafeln jedesmal ſorgfältig zu reinigen ſind, und halt einen ſchwachen Stab, etwa einen ſtarken Bleiſtift, vor die Mitte des horizontalen Prisma; ſo wird man das völlige Uebereinandergreifen des violetten Saums und des rothen Randes bewirken und nur die drei Farben, die zwei äußern und die mittlere, ſehen.

333.

Schneidet man eine vor das Prisma zu schiebende Pappe dergestalt aus, daß in der Mitte derselben eine horizontale längliche Oeffnung gebildet wird, und läßt alsdann das Sonnenlicht hindurchfallen; so wird man die völlige Vereinigung des gelben Saumes und des blauen Randes nunmehr über das Helle bewirken und nur Gelbroth, Grün und Violett sehen; auf welche Art und Weise, ist bei Erklärung der Tafeln weiter aus einander gesetzt.

334 (217).

Die prismatische Erscheinung ist also keinesweges fertig und vollendet, indem das leuchtende Bild aus dem Prisma hervortritt. Man wird alsdann nur erst ihre Anfange im Gegensatz gewahr; dann wächst sie, das Entgegengesetzte vereinigt sich und verschränkt sich zuletzt aufs innigste. Der von einer Tafel aufgefangene Durchschnitt dieses Phänomens ist in jeder Entfernung vom Prisma anders, so daß weder von einer stetigen Folge der Farben, noch von einem durchaus gleichen Maaß derselben die Rede seyn kann; weßhalb der Liebhaber und Beobachter sich an die Natur und unsre naturgemäßen Tafeln wenden wird, welchen zum Ueberfluß eine abermalige Erklärung, so wie eine genugsame Anweisung und Anleitung zu allen Versuchen, hinzugefügt ist.

XXIV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

335 (218).

Wenn wir diese Ableitung schon bei Gelegenheit der subjectiven Versuche umständlich vorgetragen, wenn alles, was

dort gegolten hat, auch hier gilt; so bedarf es keiner weitläufigen Ausführung mehr, um zu zeigen, daß dasjenige, was in der Erscheinung völlig parallel geht, sich auch aus eben denselben Quellen ableiten lasse.

336 (219).

Daß wir auch bei objectiven Versuchen mit Bildern zu thun haben, ist oben umständlich dargethan worden. Die Sonne mag durch die kleinste Oeffnung hereinscheinen, so dringt doch immer das Bild ihrer ganzen Scheibe hindurch. Man mag das größte Prisma in das freie Sonnenlicht stellen, so ist es doch immer wieder das Sonnenbild, das sich an den Rändern der brechenden Flächen selbst begränzt und die Nebenbilder dieser Begränzung hervorbringt. Man mag eine vielfach ausgeschnittene Pappe vor das Wasserprisma schieben, so sind es doch nur die Bilder aller Art, welche, nachdem sie durch Brechung von ihrer Stelle gerückt worden, farbige Ränder und Säume, und in denselben durchaus vollkommene Nebenbilder zeigen.

337 (235).

Haben uns bei subjectiven Versuchen stark von einander abstechende Bilder eine höchst lebhafte Farbenerscheinung zu Wege gebracht, so wird diese bei objectiven Versuchen noch viel lebhafter und herrlicher seyn, weil das Sonnenbild von der höchsten Energie ist, die wir kennen, daher auch dessen Nebenbild mächtig und, ungeachtet seines secundaren getrübten und verdunkelten Zustandes, noch immer herrlich und glänzend seyn muß. Die vom Sonnenlicht durchs Prisma auf irgend einen Gegenstand geworfenen Farben bringen ein gewaltiges Licht mit sich, indem sie das höchst energische Urlicht gleichsam im Hintergrunde haben.

338 (238).

In wiefern wir auch dieſe Nebenbilder trüb nennen und ſie aus der Lehre von den trüben Mitteln ableiten dürfen, wird jedem, der uns bis hieher aufmerkſam gefolgt, klar ſeyn, beſonders aber dem, der ſich den nöthigen Apparat verſchafft, um die Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit, womit trübe Mittel wirken, ſich jederzeit vergegenwärtigen zu können.

XXV.

Abnahme der farbigen Erſcheinung.

339 (243).

Haben wir uns bei Darſtellung der Abnahme unſerer farbigen Erſcheinung in ſubjectiven Fällen kurz faſſen können, ſo wird es uns erlaubt ſeyn, hier noch kürzer zu verfahren, indem wir uns auf jene deutliche Darſtellung berufen. Nur Eines mag wegen ſeiner großen Bedeutung, als ein Hauptmoment des ganzen Vortrags, hier dem Leſer zu beſonderer Aufmerkſamkeit empfohlen werden.

340 (244—247).

Der Abnahme der prismatiſchen Erſcheinung muß erſt eine Entfaltung derſelben vorangehen. Aus dem gefärbten Sonnenbilde verſchwinden, in gehöriger Entfernung der Tafel vom Prisma, zuletzt die blaue und gelbe Farbe, indem beide über einander greifen, völlig, und man ſieht nur Gelbroth, Grün und Blauroth. Nähert man die Tafel dem brechenden Mittel, ſo erſcheinen Gelb und Blau ſchon wieder, und man erblickt die fünf Farben mit ihren Schattirungen. Rückt man mit der Tafel noch näher, ſo treten Gelb und Blau völlig

auseinander, das Grüne verschwindet und zwischen den gefärbten Rändern und Säumen zeigt sich das Bild farblos. Je näher man mit der Tafel gegen das Prisma zurückt, desto schmaler werden gedachte Ränder und Säume, bis sie endlich an und auf dem Prisma null werden.

XXVI.

Graue Bilder.

341 (248).

Wir haben die grauen Bilder als höchst wichtig bei subjectiven Versuchen dargestellt. Sie zeigen uns durch die Schwäche der Nebenbilder, daß eben diese Nebenbilder sich jederzeit von dem Hauptbilde verschreiben. Will man nun die objectiven Versuche auch hier parallel durchführen, so könnte dieses auf eine bequeme Weise geschehen, wenn man ein mehr oder weniger matt geschliffenes Glas vor die Oeffnung hielte, durch welche das Sonnenbild hereinfällt. Es würde dadurch ein gedämpftes Bild hervorgebracht werden, welches nach der Refraction viel mattere Farben, als das von der Sonnenscheibe unmittelbar abgeleitete, auf der Tafel zeigen würde; und so würde auch von dem höchst energischen Sonnenbilde nur ein schwaches, der Dämpfung gemäßes Nebenbild entstehen; wie denn freilich durch diesen Versuch dasjenige, was uns schon genugsam bekannt ist, nur noch aber und abermal bekräftigt wird.

XXVII.

Farbige Bilder.

342 (260).

Es giebt mancherlei Arten, farbige Bilder zum Behuf objectiver Versuche hervorzubringen. Erstlich kann man farbiges Glas vor die Oeffnung halten, wodurch sogleich ein farbiges Bild hervorgebracht wird. Zweitens kann man das Wasserprisma mit farbigen Liquoren füllen. Drittens kann man die von einem Prisma schon hervorgebrachten emphatischen Farben durch proportionirte kleine Oeffnungen eines Bleches durchlassen, und also kleine Bilder zu einer zweiten Refraction vorbereiten. Diese letzte Art ist die beschwerlichste, indem, bei dem beständigen Fortrücken der Sonne, ein solches Bild nicht fest gehalten, noch in beliebiger Richtung bestätigt werden kann. Die zweite Art hat auch ihre Unbequemlichkeiten, weil nicht alle farbigen Liquoren schön hell und klar zu bereiten sind. Daher die erste um so mehr den Vorzug verdient, als die Physiker schon bisher die von dem Sonnenlicht durchs Prisma hervorgebrachten Farben, diejenigen, welche durch Liquoren und Gläser erzeugt werden, und die, welche schon auf Papier oder Tuch fixirt sind, bei der Demonstration als gleichwirkend gelten lassen.

343.

Da es nun also bloß darauf ankommt, daß das Bild gefärbt werde, so gewährt uns das schon eingeführte große Wasserprisma hierzu die beste Gelegenheit: denn indem man vor seine großen Flächen, welche das Licht ungefärbt durchlassen, eine Pappe vorschieben kann, in welche man Oeffnungen von verschiedener Figur geschnitten, um unterschiedene

Bilder und also auch unterschiedene Nebenbilder hervorzubringen; so darf man nur vor die Oeffnungen der Pappe farbige Gläser befestigen, um zu beobachten, welche Wirkung die Refraction im objectiven Sinne auf farbige Bilder hervorbringt.

344.

Man bediene sich nämlich jener schon beschriebenen Tafel (284) mit farbigen Gläsern, welche man genau in der Größe eingerichtet, daß sie in die Falzen des großen Wasserprismas eingeschoben werden kann. Man lasse nunmehr die Sonne hindurchscheinen, so wird man die hinaufwärts gebrochenen farbigen Bilder, jedes nach seiner Art, gesäumt und geräudert sehen, indem sich diese Säume und Ränder an einigen Bildern ganz deutlich zeigen, an andern sich mit der specifischen Farbe des Glases vermischen, sie erhöhen oder verkümmern; und jedermann wird sich überzeugen können, daß hier abermals nur von diesem von uns subjectiv und objectiv so umständlich vorgetragenen einfachen Phänomen die Rede sey.

XXVIII.

Achromasie und Hyperchromasie.

345 (285—290).

Wie man die hyperchromatischen und achromatischen Versuche auch objectiv anstellen könne, dazu brauchen wir nur, nach allem was oben weitläuftig ausgeführt worden, eine kurze Anleitung zu geben, besonders da wir voraussetzen können, daß jenes erwähnte zusammengesetzte Prisma sich in den Händen des Naturfreundes befinde.

Wie unentſchloſſen ſtehn. So kam er ſonſt,
Und drang ſich nicht wie jeder andre mir
Mit ungeſtümen Weſen auf. Ich ſah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu ſehen ſchien; er merkt' es nicht, er ſollt'
Es auch nicht merken. Schelten mich, und ſcheltet
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreyheit, die wir nur zu bald
Verſcherzen, um die lange, lange Wanderung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück, zu ſagen wie ich liebte.
Und doch auch ſo! Ich hätte können zarter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.

Roſa.

Wenn du es willſt; ſo gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Geſellſchaft ſich verſammelt.

346.

Man lasse durch ein spitzwinkeliges Prisma von wenigen Graden, aus Crownglas geschliffen, das Sonnenbild dergestalt durchgehen, daß es auf der entgegengesetzten Tafel in die Höhe gebrochen werde; die Ränder werden nach dem bekannten Gesetz gefärbt erscheinen, das Violette und Blaue nämlich oben und außen, das Gelbe und Gelbrothe unten und innen. Da nun der brechende Winkel dieses Prismas sich unten befindet, so setze man ihm ein andres proportionirtes von Flintglas entgegen, dessen brechender Winkel nach oben gerichtet sey. Das Sonnenbild werde dadurch wieder an seinen Platz geführt, wo es denn durch den Ueberschuß der farberregenden Kraft des herabführenden Prismas von Flintglas, nach dem Gesetze dieser Herabführung, wenig gefärbt seyn, das Blaue und Violette unten und außen, das Gelbe und Gelbrothe oben und innen zeigen wird.

347.

Man rücke nun durch ein proportionirtes Prisma von Crownglas das ganze Bild wieder um weniges in die Höhe; so wird die Hyperchromasie aufgehoben, das Sonnenbild vom Platze gerückt und doch farblos erscheinen.

348.

Mit einem aus drei Gläsern zusammengesetzten achromatischen Objectivglase kann man eben diese Versuche stufenweise machen, wenn man es sich nicht reuen läßt, solches aus der Hülse, worein es der Künstler eingenietet hat, herauszubrechen. Die beiden converen Gläser von Crownglas, indem sie das Bild nach dem Focus zusammenziehen, das concave Glas von Flintglas, indem es das Sonnenbild hinter sich ausdehnt, zeigen an dem Rande die hergebrachten Farben. Ein Converglas mit dem Concavglase zusammengenommen

zetat die Farben nach dem Verhältniß des letztern. Sind alle drei Gläser zusammengelegt, so mag man das Sonnenbild nach dem Focus zusammenziehen, oder sich dasselbe hinter dem Brennpunkte ausdehnen lassen, niemals zeigen sich farbige Ränder, und die von dem Künstler intendirte Achromasie bewährt sich hier abermals.

320.

Da jedoch das Crownglas durchaus eine grünliche Farbe hat, so daß besonders bei großen und starken Objectiven etwas von einem grünlichen Schein mit unter laufen, und sich daneben die geforderte Purpurfarbe unter gewissen Umständen einstellen mag, welches uns jedoch, bei wiederholten Versuchen mit mehreren Objectiven, nicht vorgekommen; so hat man hierzu die wunderbarsten Erklärungen ersonnen und sich, da man theoretisch die Unvollkommenheit achromatischer Fernglaser zu beweisen genöthigt war, dergestalt ängstlich, eine solche radicale Verbesserung lange zu kennen, wovon jedoch nur in der Geschichte dieser Erfindungen umständlich gehandelt werden kann.

XXIV.

Verbindung objectiver und subjectiver Versuche.

321.

Wenn wir oben angezeigt haben, daß die objectiv und subjectiv betrachtete Refraction im Gegensinne wirken müsse (318); so wird daraus folgen, daß wenn man die Versuche verbindet, entgegengesetzte und einander aufhebende Erscheinungen sich zeigen werden.

351.

Durch ein horizontal gestelltes Prisma werde das Sonnenbild an eine Wand hinaufgeworfen. Ist das Prisma lang genug, daß der Beobachter zugleich hindurch sehen kann, so wird er das durch die objective Refraction hinaufgerückte Bild wieder heruntergerückt und solches an der Stelle sehen, wo es ohne Refraction erschienen wäre.

352.

Hierbei zeigt sich ein bedeutendes, aber gleichfalls aus der Natur der Sache herfließendes Phänomen. Da nämlich, wie schon so oft erinnert worden, das objectiv an die Wand geworfene gefärbte Sonnenbild keine fertige noch unveränderliche Erscheinung ist; so wird bei obgedachter Operation das Bild nicht allein für das Auge heruntergezogen, sondern auch seiner Ränder und Säume völlig beraubt und in eine farblose Kreisgestalt zurückgebracht.

353.

Bedient man sich zu diesem Versuche zweier völlig gleichen Prismen, so kann man sie erst neben einander stellen, durch das eine das Sonnenbild durchfallen lassen, durch das andere aber hindurchsehen.

354.

Geht der Beschauer mit dem zweiten Prisma nunmehr weiter vorwärts, so zieht sich das Bild wieder hinauf und wird stufenweise nach dem Gesetz des ersten Prismas gefärbt. Tritt der Beschauer nun wieder zurück, bis er das Bild wieder auf den Nullpunkt gebracht hat und geht sodann immer weiter von dem Bilde weg, so bewegt sich das für ihn rund und farblos gewordene Bild immer weiter herab und färbt sich im entgegengesetzten Sinne, so daß wir dasselbe Bild, wenn wir zugleich durch das Prisma hindurch und daran

bersehen, nach objectiven und subjectiven Gesetzen gefärbt erblicken.

Xxv.

Wie dieser Versuch zu vermannichfaltigen sey, ergiebt sich von selbst. Ist der brechende Winkel des Prismas, wodurch das Sonnenbild objectiv in die Höhe gehoben wird, größer als der des Prismas, wodurch der Beobachter blickt; so muß der Beobachter viel weiter zurücktreten, um das farbige Bild an der Wand so weit herunterzuführen, daß es farblos werde, und umgekehrt.

Xxvi.

Daß man auf diesem Wege die Achromasie und Hyperchromasie gleichfalls darstellen könne, fällt in die Augen; welches wir weiter auseinander zu setzen und auszuführen dem Liebhaber wohl selbst überlassen können, so wie wir auch andere complicirte Versuche, wobei man Prismen und Linsen zugleich anwendet, auch die objectiven und subjectiven Erfahrungen auf mancherlei Weise durch einander mischt, erst spaterhin darlegen und auf die einfachen, uns nunmehr genugsam bekannten Phanomene zurückführen werden.

XXX.

Uebergang.

Xxvii.

Wenn wir auf die bisherige Darstellung und Ableitung der dioptrischen Farben zurücksehen, können wir keine Reue empfinden, weder daß wir sie so umständlich abgehandelt, noch daß wir sie vor den übrigen physischen Farben, außer der

von uns selbst angegebenen Ordnung, vorgetragen haben. Doch gedenken wir hier an der Stelle des Uebergangs unsern Lesern und Mitarbeitern deßhalb einige Rechenschaft zu geben.

358.

Sollten wir uns verantworten, daß wir die Lehre von den dioptrischen Farben, besonders der zweiten Classe, vielleicht zu weitläuftig ausgeführt, so hätten wir folgendes zu bemerken. Der Vortrag irgend eines Gegenstandes unsres Wissens kann sich theils auf die innere Nothwendigkeit der abzuhandelnden Materie, theils aber auch auf das Bedürfniß der Zeit, in welcher der Vortrag geschieht, beziehen. Bei dem unsrigen waren wir genöthigt, beide Rücksichten immer vor Augen zu haben. Einmal war es die Absicht, unsre sämmtlichen Erfahrungen so wie unsre Ueberzeugungen, nach einer lange geprüften Methode, vorzulegen; sodann aber mußten wir unser Augenmerk darauf richten, manche zwar bekannte, aber doch verkannte, besonders auch in falschen Verknüpfungen aufgestellte Phänomene in ihrer natürlichen Entwickelung und wahrhaft erfahrungsmäßigen Ordnung darzustellen, damit wir künftig, bei polemischer und historischer Behandlung, schon eine vollständige Vorarbeit zu leichterer Uebersicht ins Mittel bringen könnten. Daher ist denn freilich eine größere Umständlichkeit nöthig geworden, welche eigentlich nur dem gegenwärtigen Bedürfniß zum Opfer gebracht wird. Künftig, wenn man erst das Einfache als einfach, das Zusammengesetzte als zusammengesetzt, das Erste und Obere als ein solches, das Zweite, Abgeleitete auch als ein solches anerkennen und schauen wird; dann läßt sich dieser ganze Vortrag ins Engere zusammenziehen, welches, wenn es uns nicht selbst noch glücken sollte, wir einer heiter thätigen Mit- und Nachwelt überlassen.

359.

Was ferner die Ordnung der Capitel überhaupt betrifft, so mag man bedenken, daß selbst verwandte Naturphänomene in keiner eigentlichen Folge oder stetigen Reihe sich an einander schließen; sondern daß sie durch Thätigkeiten hervorgebracht werden, welche verschränkt wirken, so daß es gewissermaßen gleichgültig ist, was für eine Erscheinung man zuerst, und was für eine man zuletzt betrachtet: weil es doch nur darauf ankommt, daß man sich alle möglichst vergegenwärtige, um sie zuletzt unter einem Gesichtspunkt, theils nach ihrer Natur, theils nach Menschen-Weise und Bequemlichkeit zusammenzufassen.

360.

Doch kann man im gegenwärtigen besondern Falle behaupten, daß die dioptrischen Farben billig an die Spitze der physischen gestellt werden, sowohl wegen ihres auffallenden Glanzes und übrigen Bedeutsamkeit, als auch weil, um dieselben abzuleiten, manches zur Sprache kommen mußte, welches uns zunächst große Erleichterung gewähren wird.

361.

Denn man hat bisher das Licht als eine Art von Abstractum, als ein für sich bestehendes und wirkendes, gewissermaßen sich selbst bedingendes, bei geringen Anlassen aus sich selbst die Farben hervorbringendes Wesen angesehen. Von dieser Vorstellungsart jedoch die Naturfreunde abzulenken, sie aufmerksam zu machen, daß, bei prismatischen und andern Erscheinungen, nicht von einem unbegränzten bedingenden, sondern von einem begränzten bedingten Lichte, von einem Lichtbilde, ja von Bildern überhaupt, hellen oder dunkeln, die Rede sey. Dieß ist die Aufgabe, welche zu lösen, das Ziel, welches zu erreichen wäre.

362.

Was bei dioptrischen Fällen, besonders der zweiten Classe, nämlich bei Refractionsfällen vorgeht, ist uns nunmehr genugsam bekannt, und dient uns zur Einleitung ins Künftige.

363.

Die katoptrischen Fälle erinnern uns an die physiologischen, nur daß wir jenen mehr Objectivität zuschreiben, und sie deßhalb unter die physischen zu zählen uns berechtigt glauben. Wichtig aber ist es, daß wir hier abermals nicht ein abstractes Licht, sondern ein Lichtbild zu beachten finden.

364.

Geben wir zu den paroptischen über, so werden wir, wenn das Frühere gut gefaßt worden, uns mit Verwunderung und Zufriedenheit abermals im Reiche der Bilder finden. Besonders wird uns der Schatten eines Körpers, als ein secundäres, den Körper so genau begleitendes Bild, manchen Aufschuß geben.

365.

Doch greifen wir diesen fernern Darstellungen nicht vor, um, wie bisher geschehen, nach unserer Ueberzeugung regelmäßigen Schritt zu halten.

XXXI.

Katoptrische Farben.

366.

Wenn wir von katoptrischen Farben sprechen, so deuten wir damit an, daß uns Farben bekannt sind, welche bei

Gelegenheit einer Spiegelung erscheinen. Wir sehen voraus, daß das Licht sowohl, als die Fläche, wovon es zurückprallt, sich in einem völlig farblosen Zustand befinde. In diesem Sinne gehören diese Erscheinungen unter die physischen Farben. Sie entstehen bei Gelegenheit der Reflexion, wie wir oben die dioptrischen der zweiten Classe, bei Gelegenheit der Refraction, hervortreten sahen. Ohne jedoch weiter im Allgemeinen zu verweilen, wenden wir uns gleich zu den besondern Fällen, und zu den Bedingungen, welche nöthig sind, daß gedachte Phänomene sich zeigen.

367.

Wenn man eine feine Stahlfeder vom Nelken abnimmt, sie ihrer Elasticität gemäß verworren durch einander laufen läßt, und sie an ein Fenster in die Tageshelle hält, so wird man die Höhen der Kreise und Windungen erhellt, aber weder glänzend noch farbig sehen. Tritt die Sonne hinlänglich hervor, so zieht sich diese Stellung auf einen Punkt zusammen, und das Auge erblickt ein kleines glänzendes Sonnenbild, das, wenn man es nahe betrachtet, keine Farbe zeigt. Geht man aber zurück und fasst den Abglanz in einiger Entfernung mit den Augen auf, so sieht man viele kleine, auf die mannichfaltigste Weise gefärbte Sonnenbilder; und ob man gleich Grün und Purpur am meisten zu sehen glaubt, so zeigen sich doch auch, bei genauerer Aufmerksamkeit, die übrigen Farben.

368.

Nimmt man eine Lorgnette, und richtet dadurch auf die Erscheinung, so sind die Farben verschwunden, so wie der ausgedehnte Glanz, in dem sie erscheinen, und man erblickt nur die kleinen leuchtenden Punkte, die wiederholten Sonnenbilder. Hieraus erkennt man, daß die Erscheinung subjectiver

Natur ist, und daß sich die Erscheinung an jene anschließt, die wir unter dem Namen der strahlenden Höfe eingeführt haben (369).

369.

Allein wir können dieses Phänomen auch von der objectiven Seite zeigen. Man befestige unter eine mäßige Oeffnung in dem Laden der Camera obscura ein weißes Papier, und halte, wenn die Sonne durch die Oeffnung scheint, die verworrene Drathsaite in das Licht, so daß sie dem Papiere gegenüber steht. Das Sonnenlicht wird auf und in die Runde der Drathsaite fallen, sich aber nicht, wie im concentrirenden menschlichen Auge, auf einem Punkte zeigen; sondern, weil das Papier auf jedem Theile seiner Fläche den Abglanz des Lichtes aufnehmen kann, in haarförmigen Streifen, welche zugleich bunt sind, stehen lassen.

370.

Dieser Versuch ist rein katoptrisch: denn da man sich nicht denken kann, daß das Licht in die Oberfläche des Stahls hineindringe und etwa darin verändert werde, so überzeugen wir uns leicht, daß hier bloß von einer reinen Spiegelung die Rede sey, die sich, in so fern sie subjectiv ist, an die Lehre von den schwachwirkenden und abklingenden Lichtern anschließt, und insofern sie objectiv gemacht werden kann, auf ein außer dem Menschen Reales, sogar in den letzteren Erscheinungen hindeutet.

371.

Wir haben gesehen, daß hier nicht allein ein Licht, sondern ein energisches Licht, und selbst dieses nicht im Abstracten und Allgemeinen, sondern ein begrenztes Licht, ein Lichtbild nöthig sey, um diese Wirkung hervorzubringen. Wir werden uns hiervon bei verwandten Fällen noch mehr überzeugen.

372.

Eine polirte Silberplatte giebt in der Sonne einen blendenden Schein von sich; aber es wird bei dieser Gelegenheit keine Farbe gesehen. Ritzt man hingegen die Oberfläche leicht, so erscheinen bunte, besonders grüne und purpurne Farben, unter einem gewissen Winkel, dem Auge. Bei ciselirten und guillochirten Metallen tritt auch dieses Phänomen auffallend hervor; doch läßt sich durchaus bemerken, daß wenn es erscheinen soll, irgend ein Bild, eine Abwechselung des Dunkeln und Hellen, bei der Abspiegelung mitwirken müsse, so daß ein Fensterstab, der Ast eines Baumes, ein zufälliges oder mit Vorsatz aufgestelltes Hinderniß, eine merkliche Wirkung hervorbringt. Auch diese Erscheinung läßt sich in der Camera obscura objectiviren.

373.

Läßt man ein polirtes Silber durch Scheidewasser dergestalt anfressen, daß das darin befindliche Kupfer aufgelöst und die Oberfläche gewissermaßen rauh werde, und läßt alsdann das Sonnenbild sich auf der Platte spiegeln, so wird es von jedem unendlich kleinen erhöhten Punkte einzeln zurückglänzen, und die Oberfläche der Platte in bunten Farben erscheinen. Eben so, wenn man ein schwarzes unglattes Papier in die Sonne hält und aufmerksam darauf blickt, sieht man es in seinen feinsten Theilen bunt in den lebhaftesten Farben glänzen.

374.

Diese sämmtlichen Erfahrungen deuten auf eben dieselben Bedingungen hin. In dem ersten Falle kommt das Lichtbild von einer schmalen Linie zurück, in dem zweiten wahrscheinlich von scharfen Kanten, in dem dritten von sehr kleinen

Elmire.

Ich halt' euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr gehn,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerſtreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Geſpräche laſſen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt;
So ſchmeichelt meiner Trauer, ſtört ſie nicht.

Roſa.

Beliebt es dir zu ſingen?

Valerio.

Wenn du magſt —?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laſſ't uns jenes Lied
Zuſammen ſingen, das Erwin ſo oft
Des Abends ſang, wenn unter meinem Fenſter
Er ſeine Zitther rührte, hoch und höher
Die Nacht ſich über ſeinen Klagen wölbte

Punkten. Bei allen wird ein lebhaftes Licht und eine Begränzung desselben verlangt. Nicht weniger wird zu diesen sämmtlichen Farbenerscheinungen erfordert, daß sich das Auge in einer proportionirten Ferne von den reflectirenden Punkten befinde.

375.

Stellt man diese Beobachtungen unter dem Mikroskop an, so wird die Erscheinung an Kraft und Glanz unendlich wachsen: denn man sieht alsdann die kleinsten Theile der Körper, von der Sonne beschienen, in diesen Reflexionsfarben schimmern, die, mit den Refractionsfarben verwandt, sich nun auf die höchste Stufe ihrer Herrlichkeit erheben. Man bemerkt in solchem Falle ein wurmförmig Buntes auf der Oberfläche organischer Körper, wovon das Nähere künftig vorgelegt werden soll.

376.

Uebrigens sind die Farben, welche bei der Reflexion sich zeigen, vorzüglich Purpur und Grün; woraus sich vermuthen läßt, daß besonders die streifige Erscheinung aus einer zarten Purpurlinie bestehe, welche an ihren beiden Seiten theils mit Blau, theils mit Gelb eingefaßt ist. Treten die Linien sehr nahe zusammen, so muß der Zwischenraum grün erscheinen: ein Phänomen, das uns noch oft vorkommen wird.

377.

In der Natur begegnen uns dergleichen Farben öfters. Die Farben der Spinneweben setzen wir denen, die von Stahlsaiten widerscheinen, völlig gleich, ob sich schon daran nicht so gut als an dem Stahl die Undurchdringlichkeit beglaubigen läßt, weßwegen man auch diese Farben mit zu den Refractionserscheinungen hat ziehen wollen.

378.

Beim Perlmutter werden wir unendlich feine, nebeneinanderliegende organische Fibern und Lamellen gewahr, von welchen, wie eben beim geriebten Silber, mannichfaltige Farben, vorzüglich aber Purpur und Grün, entspringen mögen.

379.

Die evanescenten Farben der Vogelfedern werden hier gleichfalls erwähnt, obgleich bei allem Organischen eine chemische Vorbereitung und eine Aufnahme der Farbe an den Körper gedacht werden kann, wovon bei Gelegenheit der chemischen Farben weiter die Rede seyn wird.

380.

Daß die Erscheinungen der objectiven Höfe auch in der Nähe katoptrischer Phanomene liegen, wird leicht zugegeben werden, ob wir gleich nicht laugnen, daß auch Refraction mit im Spiele sey. Wir wollen hier nur Einiges bemerken, bis wir, nach völlig durchlaufenem theoretischem Kreise, eine vollkommenere Anwendung des uns alsdann im Allgemeinen Bekannten auf die einzelnen Naturerscheinungen zu machen im Stande seyn werden.

381.

Wir gedenken zuerst jenes gelben und rothen Kreises an einer weißen oder graulichen Wand, den wir durch ein nah gestelltes Licht hervorgebracht (378). Das Licht, indem es von einem Körper zurückscheint, wird gemäßigt, das gemäßigte Licht erregt die Empfindung der gelben und ferner der rothen Farbe.

382.

Eine solche Kerze erleuchtet die Wand lebhaft in unmittelbarer Nähe. Je weiter der Schein sich verbreitet, desto schwacher wird er; allein er ist doch immer die Wirkung der

Flamme, die Fortsetzung ihrer Energie, die ausgedehnte Wirkung ihres Bildes. Man könnte diese Kreise daher gar wohl Gränzbilder nennen, weil sie die Gränze der Thätigkeit ausmachen und doch auch nur ein erweitertes Bild der Flamme darstellen.

383.

Wenn der Himmel um die Sonne weiß und leuchtend ist, indem leichte Dünste die Atmosphäre erfüllen, wenn Dunste oder Wolken um den Mond schweben, so spiegelt sich der Abglanz der Scheibe in denselben. Die Höfe, die wir alsdann erblicken, sind einfach oder doppelt, kleiner oder größer, zuweilen sehr groß, oft farblos, manchmal farbig.

384.

Einen sehr schönen Hof um den Mond sah ich den 15. November 1799 bei hohem Barometerstande und dennoch wolkigem und dunstigem Himmel. Der Hof war völlig farbig, und die Kreise folgten sich wie bei subjectiven Höfen ums Licht. Daß er objectiv war, konnte ich bald einsehen, indem ich das Bild des Mondes zuhielt und der Hof dennoch vollkommen gesehen wurde.

385.

Die verschiedene Größe der Höfe scheint auf die Nähe oder Ferne des Dunstes von dem Auge des Beobachters einen Bezug zu haben.

386.

Da leicht angehauchte Fensterscheiben die Lebhaftigkeit der subjectiven Höfe vermehren, und sie gewissermaßen zu objectiven machen; so ließe sich vielleicht mit einer einfachen Vorrichtung, bei recht rasch kalter Winterzeit, hiervon die nähere Bestimmung auffinden.

387.

Wie sehr wir Ursache haben, auch bei diesen Kreisen auf

das Bild und dessen Wirkung zu dringen, zeigt sich bei dem Phänomen der sogenannten Nebensonnen. Dergleichen Nachbarbilder finden sich immer auf gewissen Punkten der Höfe und Kreise, und stellen das wieder nur bekränzter dar, was in dem ganzen Kreise unmerkbar allgemeiner vorgeht. An die Erscheinung des Regenbogens wird sich dieses alles bequemer anschließen.

388.

Zum Schlusse bleibt uns nichts weiter übrig, als daß wir die Verwandtschaft der katoptrischen Farben mit den paroptischen einleiten.

Die paroptischen Farben werden wir diejenigen nennen, welche entstehen, wenn das Licht an einem undurchsichtigen farblosen Körper vorüberstrahlt. Wie nahe sie mit den dioptrischen der zweiten Classe verwandt sind, wird jedermann leicht einsehen, der mit uns überzeugt ist, daß die Farben der Refraction bloß an den Rändern entstehen. Die Verwandtschaft der katoptrischen und paroptischen aber wird uns in dem folgenden Capitel klar werden.

XXXII.

Paroptische Farben.

389.

Die paroptischen Farben wurden bisher perioptische genannt, weil man sich eine Wirkung des Lichts gleichsam um den Körper herum dachte, die man einer gewissen Brechbarkeit des Lichtes nach dem Körper hin und vom Körper ab zuschrieb.

390.

Auch diese Farben kann man in objective und subjective

eintheilen, weil auch sie theils außer uns, gleichsam wie auf der Fläche gemalt, theils in uns, unmittelbar auf der Retina, erscheinen. Wir finden bei diesem Capitel das vortheilhafteste, die objectiven zuerst zu nehmen, weil die subjectiven sich so nah an andere uns schon bekannte Erscheinungen anschließen, daß man sie kaum davon zu trennen vermag.

391.

Die paroptischen Farben werden also genannt, weil, um sie hervorzubringen, das Licht an einem Rande herstrahlen muß. Allein nicht immer, wenn das Licht an einem Rande herstrahlt, erscheinen sie; es sind dazu noch ganz besondre Nebenbedingungen nöthig.

392.

Ferner ist zu bemerken, daß hier abermals das Licht keineswegs in Abstracto wirke (361); sondern die Sonne scheint an einem Rande her. Das ganze von dem Sonnenbild ausströmende Licht wirkt an einer Körpergränze vorbei und verursacht Schatten. An diesen Schatten, innerhalb derselben, werden wir künftig die Farbe gewahr werden.

393.

Bei allen Dingen aber betrachten wir die hieher gehörigen Erfahrungen in vollem Lichte. Wir setzen den Beobachter ins Freie, ehe wir ihn in die Beschränkung der dunklen Kammer führen.

394.

Wer im Sonnenschein in einem Garten oder sonst auf glatten Wegen wandelt, wird leicht bemerken, daß sein Schatten nur unten am Fuß, der die Erde berührt, scharf begränzt erscheint, weiter hinauf, besonders um das Haupt, verfließt er sanft in die helle Fläche. Denn indem das Sonnenlicht nicht allein aus der Mitte der Sonne herströmt, sondern

auch von den beiden Enden eines leuchtenden Gestirnes ubers Kreuz wirkt, so entsteht eine objective Parallaxe, die an beiden Seiten des Körpers einen Halbschatten hervorbringt.

395.

Wenn der Spaziergänger seine Hand erhebt, so sieht er an den Fingern deutlich das Auseinanderweichen der beiden Halbschatten nach außen, die Verschmälerung des Hauptschattens nach innen, beides Wirkungen des sich kreuzenden Lichtes.

396.

Man kann vor einer glatten Wand diese Versuche mit Stäben von verschiedener Stärke, so wie auch mit Kugeln wiederholen und vervielfältigen; immer wird man finden, daß je weiter der Körper von der Tafel entfernt wird, desto mehr verbreitet sich der schwache Doppelschatten, desto mehr verschmälert sich der starke Hauptschatten, bis dieser zuletzt ganz aufgehoben scheint, da die Doppelschatten endlich so schwach werden, daß sie beinahe verschwinden; wie sie denn in mehrerer Entfernung unbemerklich sind.

397.

Daß dieses von dem sich kreuzenden Lichte herrühre, davon kann man sich leicht überzeugen; so wie denn auch der Schatten eines zugespitzten Körpers zwei Spitzen deutlich zeigt. Wir dürfen also niemals außer Augen lassen, daß in diesem Falle das ganze Sonnenbild wirke, Schatten hervorbringe, sie in Doppelschatten verwandle und endlich sogar aufhebe.

398.

Man nehme nunmehr, statt der festen Körper, ausgeschnittene Oeffnungen von verschiedener bestimmter Größe neben einander, und lasse das Sonnenlicht auf eine etwas

entfernte Tafel hindurch fallen; so wird man finden, daß das helle Bild, welches auf der Tafel von der Sonne hervorgebracht wird, größer sey als die Oeffnung; welches daher kommt, daß der eine Rand der Sonne durch die entgegengesetzte Seite der Oeffnung noch hindurch scheint, wenn der andre durch sie schon verdeckt ist. Daher ist das helle Bild an seinen Rändern schwächer beleuchtet.

399.

Nimmt man viereckte Oeffnungen von welcher Größe man wolle, so wird das helle Bild auf einer Tafel, die neun Fuß von den Oeffnungen steht, um einen Zoll an jeder Seite größer seyn als die Oeffnung; welches mit dem Winkel des scheinbaren Sonnendiameters ziemlich übereinkommt.

400.

Daß eben diese Randerleuchtung nach und nach abnehme, ist ganz natürlich, weil zuletzt nur ein Minimum des Sonnenlichts vom Sonnenrande übers Kreuz durch den Rand der Oeffnung einwirken kann.

401.

Wir sehen also hier abermals, wie sehr wir Ursache haben, uns in der Erfahrung vor der Annahme von parallelen Strahlen, Strahlenbüscheln und Bündeln und dergleichen hypothetischem Wesen zu hüten (309, 310).

402.

Wir können uns vielmehr das Scheinen der Sonne, oder irgend eines Lichtes, als eine unendliche Abspiegelung des beschränkten Lichtbildes vorstellen; woraus sich denn wohl ableiten läßt, wie alle viereckten Oeffnungen, durch welche die Sonne scheint, in gewissen Entfernungen, je nachdem sie größer oder kleiner sind, ein rundes Bild geben müssen.

104.

Obige Versuche kann man durch Oeffnungen von mancherley Form und Größe wiederholen, und es wird sich immer dasselbe in verschiedenen Abweichungen zeigen; wobey man jedoch immer bemerken wird, daß im vollen Lichte, und bey der einfachen Operation des Erscheinens der Sonne an einem Rand, keine Farbe sich sehen lasse.

105.

Wir wenden uns daher zu den Versuchen mit dem gedämpften Lichte, welches nöthig ist, damit die Farbenerscheinung eintrete. Man mache eine kleine Oeffnung in den Laden der dunklen Kammer, man fange das übers Kreuz eindringende Sonnenbild mit einem weißen Papiere auf, und man wird, je kleiner die Oeffnung ist, ein desto mattes Licht erblicken; und zwar ganz natürlich, weil die Erleuchtung nicht von der ganzen Sonne, sondern nur von einzelnen Punkten, nur theilweise bewirkt wird.

106.

Betrachtet man dieses matte Sonnenbild genau, so findet man es gegen seine Ränder zu immer matter und mit einem gelben Saume begränzt, der sich deutlich zeigt, am deutlichsten aber, wenn sich ein Nebel, oder eine durchscheinende Wolke vor die Sonne zieht, ihr Licht mäßiget und dämpft. Sollten wir uns nicht gleich hiebey jenes Hofes an der Wand und des Scheins eines nahe davorstehenden Lichtes erinnern? (88.)

107.

Betrachtet man jenes oben beschriebene Sonnenbild genauer, so sieht man, daß es mit diesem gelben Saume noch nicht abgethan ist; sondern man bemerkt noch einen zweyten blaulichen Kreis, wo nicht gar eine bogartige Wiederholung des

Farbenſaums. Iſt das Zimmer recht dunkel, ſo ſieht man, daß der zunächſt um die Sonne erhellte Himmel gleichfalls einwirkt, man ſieht den blauen Himmel, ja ſogar die ganze Landſchaft auf dem Papiere, und überzeugt ſich abermals, daß hier nur von dem Sonnenbilde die Rede ſey.

407.

Nimmt man eine etwas größere, viereckte Oeffnung, welche durch das Hineinſtrahlen der Sonne nicht gleich rund wird, ſo kann man die Halbſchatten von jedem Rande, das Zuſammentreffen derſelben in den Ecken, die Farbung derſelben, nach Maaßgabe obgemeldeter Erſcheinung der runden Oeffnung, genau bemerken.

408.

Wir haben nunmehr ein parallaktiſch ſcheinendes Licht gedampft, indem wir es durch kleine Oeffnungen ſcheinen ließen, wir haben ihm aber ſeine parallaktiſche Eigenſchaft nicht genommen, ſo daß es abermals Doppelſchatten der Körper, wenn gleich mit gedampfter Wirkung, hervorbringen kann. Dieſe ſind nunmehr diejenigen, auf welche man bisher aufmerkſam geweſen, welche in verſchiedenen hellen und dunkeln, farbigen und farbloſen Kreiſen auf einander folgen, und vermehrte, ja gewiſſermaßen unzählige Höfe hervorbringen. Sie ſind oft gezeichnet und in Kupfer geſtochen worden, indem man Nadeln, Haare und andre ſchmale Körper in das gedämpfte Licht brachte, die vielfachen, hofartigen Doppelſchatten bemerkte und ſie einer Aus- und Einbiegung des Lichtes zuſchrieb, und dadurch erklären wollte, wie der Kernſchatten aufgehoben, und wie ein Helles an der Stelle des Dunkeln erſcheinen könne.

409.

Wir aber halten vorerſt daran feſt, daß es abermals

parallaktische Doppelschatten sind, welche mit farbigen Säumen und Höfen begränzt erscheinen.

410.

Wenn man alles dieses nun gesehen, untersucht und sich deutlich gemacht hat, so kann man zu dem Versuche mit den Messerklingen schreiten, welches nur ein Aneinanderrücken und parallaktisches Uebereinandergreifen der uns schon bekannten Halbschatten und Höfe genannt werden kann.

411.

Zuletzt hat man jene Versuche mit Haaren, Nadeln und Drähten in jenem Halblichte, das die Sonne wirkt, so wie im Halblichte, das sich vom blauen Himmel herschreibt und auf dem Papiere zeigt, anzustellen und zu betrachten; wodurch man der wahren Ansicht dieser Phänomene sich immer mehr versichern wird.

412.

Da nun aber bei diesen Versuchen alles darauf ankommt, daß man sich von der parallaktischen Wirkung des scheinenden Lichtes überzeuge; so kann man sich das, worauf es ankommt, durch zwei Lichter deutlicher machen, wodurch sich die zwei Schatten über einander führen und völlig sondern lassen. Bei Tage kann es durch zwei Oeffnungen am Fensterladen geschehen, bei Nacht durch zwei Kerzen; ja es giebt manche Zufälligkeiten in Gebäuden beim Auf- und Zuschlagen von Läden, wo man diese Erscheinungen leichter beobachten kann, als bei dem sorgfältigsten Apparate. Jedoch lassen sich alle und jede zum Versuch erheben, wenn man einen Kasten einrichtet, in den man oben hineinsehen kann, und dessen Thüre man sachte zufallen, nachdem man vorher ein Doppellicht einfallen lassen. Daß hierbei die von uns unter den physiologischen Farben

Roſa.

Verzeih!

Valerio.

Es gibt ſo viele, viele Lieder!

Elmire.

Das eine wünſch' ich, ihr verſagt mir's nicht.

Roſa.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.

Valerio

Da kam eine junge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher! daher!
Die Wieſe her und ſang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen;
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!

abgehandelten farbigen Schatten sehr leicht eintreten, läßt sich erwarten.

413.

Ueberhaupt erinnre man sich, was wir über die Natur der Doppelschatten, Halblichter und dergleichen früher ausgeführt haben; besonders aber mache man Versuche mit verschiedenen neben einander gestellten Schattirungen von Grau, wo jeder Streif an seinem dunklen Nachbar hell, am hellen dunkel erscheinen wird. Bringt man Abends mit drei oder mehreren Lichtern Schatten hervor, die sich stufenweise decken, so kann man dieses Phänomen sehr deutlich gewahr werden, und man wird sich überzeugen, daß hier der physiologische Fall eintritt, den wir oben weiter ausgeführt haben (38).

414.

Inwiefern nun aber alles, was von Erscheinungen die paroptischen Farben begleitet, aus der Lehre vom gemäßigten Lichte, von Halbschatten und von physiologischer Bestimmung der Retina sich ableiten lasse, oder ob wir genöthigt seyn werden, zu gewissen innern Eigenschaften des Lichts unsre Zuflucht zu nehmen, wie man es bisher gethan, mag die Zeit lehren. Hier sey es genug, die Bedingungen angezeigt zu haben, unter welchen die paroptischen Farben entstehen, so wie wir denn auch hoffen können, daß unsre Winke auf den Zusammenhang mit dem bisherigen Vortrag von Freunden der Natur nicht unbeachtet bleiben werden.

415.

Die Verwandtschaft der paroptischen Farben mit den dioptrischen der zweiten Classe wird sich auch jeder Denkende gern ausbilden. Hier wie dort ist von Rändern die Rede; hier wie dort von einem Lichte, das an dem Rande erscheint. Wie natürlich ist es also, daß die paroptischen Wirkungen

durch die dioptrischen erhöht, verstärkt und verherrlicht werden können. Doch kann hier nur von den objectiven Refractionsfällen die Rede seyn, da das leuchtende Bild wirklich durch das Mittel durchscheint; denn diese sind eigentlich mit den paroptischen verwandt. Die subjectiven Refractionsfälle, da wir die Bilder durchs Mittel sehen, stehen aber von den paroptischen völlig ab, und sind auch schon wegen ihrer Reinheit von uns gepriesen worden.

416.

Wie die paroptischen Farben mit den katoptrischen zusammenhangen, läßt sich aus dem Gesagten schon vermuthen; denn da die katoptrischen Farben nur an Rissen, Punkten, Stahlsaiten, zarten Faden sich zeigen, so ist es ungefähr derselbe Fall, als wenn das Licht an einem Rande herschiene. Es muß jeder Zeit von einem Rande zurück scheinen, damit unser Auge eine Farbe gewahr werde. Wie auch hier die Beschränkung des leuchtenden Bildes, so wie die Mäßigung des Lichtes, zu betrachten sey, ist oben schon angezeigt worden.

417.

Von den subjectiven paroptischen Farben führen wir nur noch weniges an, weil sie sich theils mit den physiologischen, theils mit den dioptrischen der zweiten Classe in Verbindung sehen lassen, und sie größtentheils kaum hieher zu gehören scheinen, ob sie gleich, wenn man genau aufmerkt, über die ganze Lehre und ihre Verknüpfung ein erfreuliches Licht verbreiten.

418.

Wenn man ein Lineal dergestalt vor die Augen hält, daß die Flamme des Lichts über dasselbe hervorscheint, so sieht man das Lineal gleichsam eingeschnitten und scharfig an

der Stelle, wo das Licht hervorragt. Es scheint sich dieses aus der ausdehnenden Kraft des Lichtes auf der Retina ableiten zu lassen (18).

419.

Dasselbige Phanomen im Großen zeigt sich beim Aufgang der Sonne, welche, wenn sie rein, aber nicht allzu machtig, aufgeht, also daß man sie noch anblicken kann, jederzeit einen scharfen Einschnitt in den Horizont macht.

420.

Wenn man bei grauem Himmel gegen ein Fenster tritt, so daß das dunkle Kreuz sich gegen denselben abschneidet, wenn man die Augen alsdann auf das horizontale Holz richtet, ferner den Kopf etwas vorzubiegen, zu blinzen und aufwarts zu sehen anfangt, so wird man bald unten an dem Holze einen schönen gelbrothen Saum, oben über demselben einen schönen hellblauen entdecken. Je dunkelgrauer und gleicher der Himmel, je dammernder das Zimmer und folglich je ruhiger das Auge, desto lebhafter wird sich die Erscheinung zeigen, ob sie sich gleich einem aufmerksamen Beobachter auch bei hellem Tage darstellen wird.

421.

Man biege nunmehr den Kopf zurück und blinzle mit den Augen dergestalt, daß man den horizontalen Fensterstab unter sich sehe, so wird auch das Phanomen umgekehrt erscheinen. Man wird nämlich die obere Kante gelb und die untre blau sehen.

422.

In einer dunkeln Kammer stellen sich die Beobachtungen am besten an. Wenn man vor die Oeffnung, vor welche man gewöhnlich das Sonnen-Mikroskop schraubt, ein weißes Papier heftet, wird man den untern Rand des Kreises blau,

den obern gelb erblicken, selbst indem man die Augen ganz offen hat, oder sie nur insofern zublinzt, daß kein Hof sich mehr um das Weiße herum zeigt. Biegt man den Kopf zurück, so sieht man die Farben umgekehrt.

423.

Diese Phanomene scheinen daher zu entstehen, daß die Feuchtigkeiten unsres Auges eigentlich nur in der Mitte, wo das Sehen vorgeht, wirklich achromatisch sind, daß aber gegen die Peripherie zu, und in unnatürlichen Stellungen, als Auf- und Niederbiegen des Kopfes, wirklich eine chromatische Eigenschaft, besonders wenn scharf absetzende Bilder betrachtet werden, übrig bleibe. Daher diese Phanomene zu jenen gehören mögen, welche mit den dioptrischen der zweiten Classe verwandt sind.

424.

Aehnliche Farben erscheinen, wenn man gegen schwarze und weiße Bilder durch den Nadelstich einer Karte sieht. Statt des weißen Bildes kann man auch den lichten Punkt im Bleche des Ladens der Camera obscura wahlen, wenn die Vorrichtung zu den paroptischen Farben gemacht ist.

425.

Wenn man durch eine Röhre durchsieht, deren untre Oeffnung verengt, oder durch verschiedene Ausschnitte bedingt ist, erscheinen die Farben gleichfalls.

426.

An die paroptischen Erscheinungen aber schließen sich meines Bedünkens folgende Phanomene naher an. Wenn man eine Nadelspitze nah vor das Auge halt, so entsteht in demselben ein Doppelbild. Besonders merkwurdig ist aber, wenn man durch die zu paroptischen Versuchen eingerichteten Messerklingen hindurch und gegen einen grauen Himmel sieht

Man blickt nämlich wie durch einen Flor, und es zeigen sich im Auge sehr viele Faden, welches eigentlich nur die wiederholten Bilder der Klingenschärfen sind, davon das eine immer von dem folgenden successiv, oder wohl auch von dem gegenüber wirkenden parallaktisch bedingt und in eine Fadengestalt verwandelt wird.

427.

So ist denn auch noch schließlich zu bemerken, daß wenn man durch die Klingen nach einem lichten Punkt im Fensterladen hinsieht, auf der Retina dieselben farbigen Streifen und Höfe, wie auf dem Papiere, entstehen.

428.

Und so sey dieses Capitel gegenwärtig um so mehr geschlossen, als ein Freund übernommen hat, dasselbe nochmals genau durch zu experimentiren, von dessen Bemerkungen wir, bei Gelegenheit der Revision der Tafeln und des Apparats, in der Folge weitere Rechenschaft zu geben hoffen.

XXXIII.

Epoptische Farben.

429.

Haben wir bisher uns mit solchen Farben abgegeben, welche zwar sehr lebhaft erscheinen, aber auch, bei aufgehobener Bedingung, sogleich wieder verschwinden, so machen wir nun die Erfahrung von solchen, welche zwar auch als vorübergehend beobachtet werden, aber unter gewissen Umständen sich dergestalt fixiren, daß sie, auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erscheinung hervorbrachten, bestehen

bleiben, und also den Uebergang von den physischen zu den chemischen Farben ausmachen.

430.

Sie entspringen durch verschiedene Veranlassungen auf der Oberfläche eines farblosen Körpers, ursprünglich, ohne Mittheilung, Farbe, Taufe (βαφη); und wir werden sie nun, von ihrer leisesten Erscheinung bis zu ihrer hartnäckigsten Dauer, durch die verschiedenen Bedingungen ihres Entstehens hindurch verfolgen, welche wir zu leichterer Uebersicht hier sogleich summarisch anführen.

431.

Erste Bedingung. Berührung zweier glatten Flächen harter durchsichtiger Körper.

Erster Fall, wenn Glasmassen, Glastafeln, Linsen an einander gedruckt werden.

Zweiter Fall, wenn in einer soliden Glas-, Krystall- oder Eismasse ein Sprung entsteht.

Dritter Fall, indem sich Lamellen durchsichtiger Steine von einander trennen.

Zweite Bedingung. Wenn eine Glasfläche oder ein geschliffner Stein angehaucht wird.

Dritte Bedingung. Verbindung von beiden obigen, daß man nämlich die Glastafel anhaucht, eine andre darauf legt, die Farben durch den Druck erregt, dann das Glas abzieht, da sich denn die Farben nachziehen und mit dem Hauche verfliegen.

Vierte Bedingung. Blasen verschiedener Flüssigkeiten, Seife, Chocolade, Bier, Wein, feine Glasblasen.

Fünfte Bedingung. Sehr feine Häutchen und Lamellen mineralischer und metallischer Auflösungen; das Kalkhäutchen, die Oberfläche stehender Wasser, besonders eisenschüssiger,

gleichen Häutchen von Oel auf dem Waſſer, beſonders von Firniß auf Scheidewaſſer.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden. Anlaufen des Stahls und andrer Metalle.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird.

432.

Erſte Bedingung, erſter Fall. Wenn zwei convexe Gläſer, oder ein Convex- und Planglas, am beſten ein Convex- und Hohlglas, ſich einander berühren, ſo entſtehn concentriſche farbige Kreiſe. Bei dem gelindeſten Druck zeigt ſich ſogleich das Phänomen, welches nach und nach durch verſchiedene Stufen geführt werden kann. Wir beſchreiben ſogleich die vollendete Erſcheinung, weil wir die verſchiedenen Grade, durch welche ſie durchgeht, rückwärts alsdann deſto beſſer werden einſehen lernen.

433.

Die Mitte iſt farblos; daſelbſt, wo die Gläſer durch den ſtärkſten Druck gleichſam zu einem vereinigt ſind, zeigt ſich ein dunkelgrauer Punkt, um denſelben ein ſilberweißer Raum, alsdann folgen in abnehmenden Entfernungen verſchiedene iſolirte Ringe, welche ſämmtlich aus drei Farben, die unmittelbar miteinander verbunden ſind, beſtehen. Jeder dieſer Ringe, deren etwa drei bis vier gezählt werden können, iſt inwendig gelb, in der Mitte purpurfarben und auswendig blau. Zwiſchen zwei Ringen findet ſich ein ſilberweißer Zwiſchenraum. Die letzten Ringe gegen die Peripherie des Phänomens ſtehen immer enger zuſammen. Sie wechſeln mit Purpur und Grün, ohne einen dazwiſchen bemerklichen ſilberweißen Raum.

434.

Wir wollen nunmehr die successive Entstehung des Phänomens vom gelindesten Druck an beobachten.

435.

Beim gelindesten Druck erscheint die Mitte selbst grün gefärbt. Darauf folgen bis an die Peripherie sämmtlicher concentrischen Kreise purpurne und grüne Ringe. Sie sind verhältnißmäßig breit und man sieht keine Spur eines silberweißen Raums zwischen ihnen. Die grüne Mitte entsteht durch das Blau eines unentwickelten Cirkels, das sich mit dem Gelb des ersten Kreises vermischt. Alle übrigen Kreise sind bei dieser gelinden Berührung breit, ihre gelben und blauen Ränder vermischen sich und bringen das schöne Grün hervor. Der Purpur aber eines jeden Ringes bleibt rein und unberührt, daher zeigen sich sämmtliche Kreise von diesen beiden Farben.

436.

Ein etwas stärkerer Druck entfernt den ersten Kreis von dem unentwickelten um etwas weniges und isolirt ihn, so daß er sich nun ganz vollkommen zeigt. Die Mitte erscheint nun als ein blauer Punkt: denn das Gelbe des ersten Kreises ist nun durch einen silberweißen Raum von ihr getrennt. Aus dem Blauen entwickelt sich in der Mitte ein Purpur, welcher jederzeit nach außen seinen zugehörigen blauen Rand behält. Der zweite, dritte Ring, von innen gerechnet, ist nun schon völlig isolirt. Kommen abweichende Fälle vor, so wird man sie aus dem Gesagten und noch zu Sagenden zu beurtheilen wissen.

437.

Bei einem stärkern Druck wird die Mitte gelb, sie ist mit einem purpurfarbenen und blauen Rand umgeben

Endlich zieht sich auch dieses Gelb völlig aus der Mitte. Der innerste Kreis ist gebildet und die gelbe Farbe umgiebt dessen Rand. Nun erscheint die ganze Mitte silberweiß, bis zuletzt bei dem stärksten Druck sich der dunkle Punkt zeigt und das Phanomen, wie es zu Anfang beschrieben wurde, vollendet ist.

438.

Das Maaß der concentrischen Ringe und ihrer Entfernungen bezieht sich auf die Form der Glaser, welche zusammen gedruckt werden.

439.

Wir haben oben bemerkt, daß die farbige Mitte aus einem unentwickelten Kreise bestehe. Es findet sich aber oft bei dem gelindesten Druck, daß mehrere unentwickelte Kreise daselbst gleichsam im Keime liegen, welche nach und nach vor dem Auge des Beobachters entwickelt werden können.

440.

Die Regelmaßigkeit dieser Ringe entspringt aus der Form des Converglases, und der Durchmesser des Phanomens richtet sich nach dem größern oder kleinern Kugelschnitt, wonach eine Linse geschliffen ist. Man schließt daher leicht, daß man durch das Aneinanderdrucken von Planglasern nur unregelmaßige Erscheinungen sehen werde, welche wellenformig nach Art der gewässerten Seidenzeuge erscheinen und sich von dem Punkte des Drucks aus nach allen Enden verbreiten. Doch ist auf diesem Wege das Phanomen viel herrlicher als auf jenem und fur einen jeden auffallend und reizend. Stellt man nun den Versuch auf diese Weise an, so wird man völlig wie bei dem oben beschriebenen bemerken, daß bei gelindem Druck die grunen und purpurnen Wellen zum Vorschein kommen, beim starkeren aber Streifen, welche blau

purpurn und gelb sind, sich isoliren. In dem ersten Falle berühren sich ihre Außenseiten, in dem zweiten sind sie durch einen silberweißen Raum getrennt.

111.

Ehe wir nun zur fernern Bestimmung dieses Phanomens übergehen, wollen wir die bequemste Art, dasselbe hervorzubringen, mittheilen.

Man lege ein großes Convexglas vor sich auf den Tisch gegen ein Fenster, und auf dasselbe eine Tafel wohlgeschliffenen Spiegelglases, ungefahr von der Größe einer Spielkarte, so wird die bloße Schwere der Tafel sie schon dergestalt andrucken, daß eins oder das andre der beschriebenen Phanomene entsteht, und man wird schon durch die verschiedene Schwere der Glastafel, durch andre Zufalligkeiten, wie z. B. wenn man die Glastafel auf die abhangende Seite des Convexglases führt, wo sie nicht so stark andrukt als in der Mitte, alle von uns beschriebenen Grade nach und nach hervorbringen können.

112.

Um das Phanomen zu bemerken, muß man schief auf die Flache sehen, auf welcher uns dasselbe erscheint. Aeußerst merkwurdig ist aber, daß, wenn man sich immer mehr neigt und unter einem spitzeren Winkel nach dem Phanomen sieht, die Kreise sich nicht allein erweitern, sondern aus der Mitte sich noch andre Kreise entwickeln, von denen sich, wenn man perpendicular auch durch das starkste Vergrößerungsglas darauf sah, keine Spur entdecken ließ.

113.

Wenn das Phanomen gleich in seiner größten Schönheit erscheinen soll, so hat man sich der außersten Reinlichkeit zu befleißigen. Macht man den Versuch mit Spiegelglasplatten

Ach nur! Ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Roſa.

Ach aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio.

Und ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!“

Zu drey.

„Und ſterb' ich denn; ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!“

Elmire.

Und dieſes Mädchen, das auf ſeinem Wege
Unwiſſend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin ſchuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch geſtehn,
Oft hab' ich ihn gereizt, ſein Lied gelobt,

so thut man wohl, lederne Handschuhe anzuziehen. Man kann bequem die innern Flachen, welche sich auf das genaueste berühren müssen, vor dem Versuche reinigen, und die äußern, bei dem Versuche selbst, unter dem Drücken rein erhalten.

444.

Man sieht aus obigem, daß eine genaue Berührung zweier glatten Flachen nöthig ist. Geschliffene Glaser thun den besten Dienst. Glasplatten zeigen die schönsten Farben, wenn sie aneinander festhangen; und aus eben dieser Ursache soll das Phanomen an Schönheit wachsen, wenn sie unter die Luftpumpe gelegt werden, und man die Luft auspumpt.

445.

Die Erscheinung der farbigen Ringe kann am schonsten hervorgebracht werden, wenn man ein convexes und concaves Glas, die nach einerlei Kugelschnitt geschliffen sind, zusammenbringt. Ich habe die Erscheinung niemals glanzender gesehen, als bei dem Objectivglase eines achromatischen Fernrohrs, bei welchem das Crownglas mit dem Flintglase sich allzu genau berühren mochte.

446.

Merkwürdig ist die Erscheinung, wenn ungleichartige Flächen, z. B ein geschliffner Krystall an eine Glasplatte gedrückt wird. Die Erscheinung zeigt sich keineswegs in grossen fließenden Wellen, wie bei der Verbindung des Glases mit dem Glase, sondern sie ist klein und zackig und gleichsam unterbrochen, so daß es scheint, die Flache des geschliffenen Krystalls, die aus unendlich kleinen Durchschnitten der Lamellen besteht, berühre das Glas nicht in einer solchen Continuität, als es von einem andern Glase geschieht.

147.

Die Farbenerscheinung verschwindet durch den starken Druck, der die beiden Flächen so innig verbindet, daß sie nur Einen Körper auszumachen scheinen. Daher entsteht der dunkle Punkt in der Mitte, weil die gedruckte Linse auf diesem Punkte kein Licht mehr zurückwirft, so wie eben derselbe Punkt, wenn man ihn gegen das Licht sieht, völlig hell und durchsichtig ist. Bei Nachlassung des Drucks verschwinden die Farben allmählig, und völlig, wenn man die Flächen von einander schiebt.

148.

Eben diese Erscheinungen kommen noch in zwei ähnlichen Fällen vor. Wenn ganze durchsichtige Massen sich von einander in dem Grade trennen, daß die Flächen ihrer Theile sich noch hinreichend berühren, so sieht man dieselben Kreise und Wellen mehr oder weniger. Man kann sie sehr schön hervorbringen, wenn man eine erhitzte Glasmasse ins Wasser taucht, in deren verschiedenen Rissen und Sprungen man die Farben in mannichfaltigen Zeichnungen beinem beobachten kann. Die Natur zeigt uns oft dasselbe Phänomen an gesprungenem Bergkrystall.

149.

Häufig aber zeigt sich diese Erscheinung in der mineralischen Welt an solchen Steinarten, welche ihrer Natur nach blättrig sind. Diese ursprünglichen Lamellen sind zwar so innig verbunden, daß Steine dieser Art auch völlig durchsichtig und farblos erscheinen können; doch werden die innerlichen Blätter durch manche Zufälle getrennt, ohne daß die Berührung aufgehoben werde; und so wird die uns nun genugsam bekannte Erscheinung öfters hervorgebracht, besonders bei Kalkspathen, bei Frauneis, bei der Adularia und

mehrern ähnlich gebildeten Mineralien. Es zeigt also eine Unkenntniß der nächsten Ursachen einer Erscheinung welche zufällig so oft hervorgebracht wird, wenn man sie in der Mineralogie für so bedeutend hielt und den Exemplaren, welche sie zeigten, einen besondern Werth beilegte.

450.

Es bleibt uns nur noch übrig, von der höchst merkwürdigen Umwendung dieses Phänomens zu sprechen wie sie uns von den Naturforschern überliefert werden. Wenn man nämlich, anstatt die Farben bei reflectirtem Lichte zu betrachten, sie bei durchfallendem Licht beobachtet, so sollen an derselben Stelle die entgegengesetzten, und zwar auf eben die Weise, wie wir solche oben physiologisch, als Farben, die einander fordern, angegeben haben, erscheinen. An der Stelle des Blauen soll man das Gelbe, und umgekehrt; an der Stelle des Rothen das Grüne u. s. w. sehen. Die näheren Versuche sollen künftig angegeben werden, um so mehr, als bei uns über diesen Punkt noch einige Zweifel obwalten.

451.

Verlangte man nun von uns, daß wir über diese bisher vorgetragenen exoptischen Farben, die unter der ersten Bedingung erscheinen, etwas Allgemeines aussprechen und diese Phänomene an die frühern physischen Erscheinungen anknüpfen sollten; so würden wir folgendermaßen zu Werke gehen.

452.

Die Gläser, welche zu den Versuchen gebraucht werden, sind als ein empirisch möglichst Durchsichtiges anzusehen. Sie werden aber, nach unsrer Ueberzeugung, durch eine innige Berührung, wie sie der Druck verursacht, sogleich auf ihren Oberflächen, jedoch nur auf das leiseste, getrübt. Innerhalb dieser Trübe entstehn sogleich die Farben, und zwar enthält

jeder Punkt das ganze System: denn indem die beiden entgegengesetzten, das Gelb und Blau, mit ihren rothen Enden verbunden sind, zeigt sich der Purpur. Das Grüne hingegen, wie bei dem prismatischen Versuch, wenn Gelb und Blau sich erreichen.

454.

Wie durchaus bei Entstehung der Farbe das ganze System gefordert wird, haben wir schon früher mehrmals erfahren, und es liegt auch in der Natur jeder physischen Erscheinung, es liegt schon in dem Begriff von polarischer Entgegensetzung, wodurch eine elementare Einheit zur Erscheinung kommt

455.

Daß bei durchscheinendem nicht eine andre Farbe sich zeigt, als bei reflectirtem, erinnert uns an jene dioptrischen Farben der ersten Classe, die wir auf eben diese Weise aus dem Trüben entspringen sahen. Daß aber auch hier ein Trübes erwalte, daran kann kein Zweifel seyn: denn das Ineinandergreifen der glattesten Glasplatten, welches so stark ist, daß sie fest aneinander haften, bringt eine Halbvereinigung hervor, die jeder von beiden Flächen etwas an Glatte und Durchsichtigkeit entzieht. Den völligen Ausschlag aber müßte die Betrachtung geben, daß in der Mitte, wo die Linse am festesten auf das andre Glas aufgedrückt und eine vollkommene Vereinigung hergestellt wird, eine völlige Durchsichtigkeit entstehe, wobei man keine Farbe mehr gewahr wird. Jedoch mag alles dieses seine Bestätigung erst nach vollendeter allgemeiner Uebersicht des Ganzen erhalten.

456.

Zweite Bedingung. Wenn man eine angehauchte Glasplatte mit dem Finger abwischt und sogleich wieder

anhaucht, ſieht man ſehr lebhaft durch einander ſchwebende Farben, welche, indem der Hauch ablauft, ihren Ort verändern und zuletzt mit dem Hauche verſchwinden. Wiederholt man dieſe Operation, ſo werden die Farben lebhafter und ſchoner, und ſcheinen auch langer als die erſtenmale zu beſtehen.

456.

So ſchnell auch dieſes Phänomen vorübergeht und ſo confus es zu ſeyn ſcheint, ſo glaub' ich doch folgendes bemerkt zu haben. Im Anfange erſcheinen alle Grundfarben und ihre Zuſammenſetzungen. Haucht man ſtärker, ſo kann man die Erſcheinung in einer Folge gewahr werden. Dabei laßt ſich bemerken, daß, wenn der Hauch im Ablaufen ſich von allen Seiten gegen die Mitte des Glaſes zieht, die blaue Farbe zuletzt verſchwindet.

457.

Das Phänomen entſteht am leichteſten zwiſchen den zarten Streifen, welche der Strich des Fingers auf der klaren Flache zurücklaßt, oder es erfordert eine ſonſtige gewiſſermaßen rauhe Diſpoſition der Oberflache des Körpers. Auf manchen Gläſern kann man durch den bloßen Hauch ſchon die Farbenerſcheinung hervorbringen, auf andern hingegen iſt das Reiben mit dem Finger nöthig; ja ich habe geſchliffene Spiegelglaſer gefunden, von welchen die eine Seite angehaucht ſogleich die Farben lebhaft zeigte, die andre aber nicht. Nach den überbliebenen Facetten zu urtheilen, war jene ehmals die freie Seite des Spiegels, dieſe aber die innere durch das Queckſilber bedeckte geweſen.

458.

Wie nun dieſe Verſuche ſich am beſten in der Kalte anſtellen laſſen, weil ſich die Platte ſchneller und reiner anhauchen läßt und der Hauch ſchneller wieder ablauft; ſo kann

man auch bei starkem Frost, in der Kutsche fahrend, das Phänomen im Großen gewahr werden, wenn die Kutschfenster sehr rein geputzt und sämmtlich aufgezogen sind. Der Hauch der in der Kutsche sitzenden Personen schlagt auf das zarteste an die Scheiben und erregt sogleich das lebhafteste Farbenspiel. In wie fern eine regelmäßige Succession darin sey, habe ich nicht bemerken können. Besonders lebhaft aber erscheinen die Farben, wenn sie einen dunklen Gegenstand zum Hintergrunde haben. Dieser Farbenwechsel dauert aber nicht lange: denn sobald sich der Hauch in stärkere Tropfen sammelt oder zu Eisnadeln gefriert, so ist die Erscheinung alsbald aufgehoben.

459.

Dritte Bedingung. Man kann die beiden vorhergehenden Versuche des Druckes und Hauches verbinden, indem man nämlich eine Glasplatte anhaucht und die andere sogleich darauf druckt. Es entstehen alsdann die Farben, wie beim Drucke zweier unangehauchten, nur mit dem Unterschiede, daß die Feuchtigkeit hie und da einige Unterbrechung der Wellen verursacht. Schiebt man eine Glasplatte von der andern weg, so läuft der Hauch farbig ab.

460.

Man könnte jedoch behaupten, daß dieser verbundene Versuch nichts mehr als die einzelnen sage: denn wie es scheint, so verschwinden die durch den Druck erregten Farben in dem Maaße, wie man die Gläser von einander abschiebt, und die behauchten Stellen laufen alsdann mit ihren eigenen Farben ab.

461.

Vierte Bedingung. Farbige Erscheinungen lassen sich fast an allen Blasen beobachten. Die Seifenblasen sind die

bekannteſten und ihre Schönheit iſt am leichteſten darzuſtellen. Doch findet man ſie auch beim Weine, Bier, bei geiſtigen reinen Liquoren, beſonders auch im Schaume der Chocolade.

462.

Wie wir oben einen unendlich ſchmalen Raum zwiſchen zwei Flächen, welche ſich berühren, erforderten, ſo kann man das Häutchen der Seifenblaſe als ein unendlich dünnes Blättchen zwiſchen zwei elaſtiſchen Körpern anſehen: denn die Erſcheinung zeigt ſich doch eigentlich zwiſchen der innern, die Blaſe auftreibenden Luft und zwiſchen der atmoſphäriſchen.

463.

Die Blaſe, indem man ſie hervorbringt, iſt farblos; dann fangen farbige Züge, wie des Marmorpapieres, an ſich ſehen zu laſſen, die ſich endlich über die ganze Blaſe verbreiten, oder vielmehr um ſie herumgetrieben werden, indem man ſie aufblaſ't.

464.

Es giebt verſchiedene Arten, die Blaſe zu machen; frei, indem man den Strohhalm nur in die Auflöſung taucht und die hangende Blaſe durch den Athem auftreibt. Hier iſt die Entſtehung der Farbenerſcheinung ſchwer zu beobachten, weil die ſchnelle Rotation keine genaue Bemerkung zulaßt, und alle Farben durch einander gehen. Doch laßt ſich bemerken, daß die Farben am Strohhalm anfangen. Ferner kann man in die Auflöſung ſelbſt blaſen, jedoch vorſichtig, damit nur Eine Blaſe entſtehe. Sie bleibt, wenn man ſie nicht ſehr auftreibt, weiß; wenn aber die Auflöſung nicht allzu waſſerig iſt, ſo ſetzen ſich Kreiſe um die perpendiculare Achſe der Blaſe, die gewöhnlich grün und purpurn abwechſeln, indem ſie nah an einander ſtoßen. Zuletzt kann man auch mehrere Blaſen neben einander hervorbringen, die noch mit der

Auflösung zusammenhangen. In diesen Falle entstehen die Farben an den Wanden, wo zwei Blasen einander platt gedruckt haben.

465.

An den Blasen des Chocoladeschaums sind die Farben fast bequemer zu beobachten, als an den Seifenblasen. Sie sind beständiger, obgleich kleiner. In ihnen wird durch die Wärme ein Treiben, eine Bewegung hervorgebracht und unterhalten, die zur Entwicklung, Successionen und endlich zum Ordnen des Phänomens nöthig zu seyn scheinen.

466.

Ist die Blase klein, oder zwischen andern eingeschlossen, so treiben sich farbige Züge auf der Oberfläche herum, dem marmorirten Papiere ähnlich; man sieht alle Farben unseres Schema's durcheinanderziehen, die reinen, gesteigerten, gemischten, alle deutlich hell und schön. Bei kleinen Blasen dauert das Phänomen immer fort.

467.

Ist die Blase größer, oder wird sie nach und nach isolirt, dadurch daß die andern neben ihr zerspringen, so bemerkt man bald, daß dieses Treiben und Ziehen der Farben auf etwas abzwecke. Wir sehen nämlich auf dem höchsten Punkte der Blase einen kleinen Kreis entstehen, der in der Mitte gelb ist; die übrigen farbigen Züge bewegen sich noch immer wurmförmig um ihn her.

468.

Es dauert nicht lange, so vergrößert sich der Kreis und sinkt nach allen Seiten hinab. In der Mitte behält er sein Gelb, nach unten und außen wird er purpurfarben und bald blau. Unter diesem entsteht wieder ein neuer Kreis von

eben dieser Farbenfolge. Stehen sie nahe genug beisammen, so entsteht aus Vermischung der Endfarben ein Grün.

469.

Wenn ich drei solcher Hauptkreise zahlen konnte, so war die Mitte farblos und dieser Raum wurde nach und nach größer, indem die Kreise mehr niedersanken, bis zuletzt die Blase zerplatzte.

470.

Fünfte Bedingung. Es können auf verschiedene Weise sehr zarte Häutchen entstehen, an welchen man ein sehr lebhaftes Farbenspiel entdeckt, indem nämlich sämmtliche Farben entweder in der bekannten Ordnung, oder mehr verworren durch einander laufend gesehen werden. Das Wasser, in welchem ungelöschter Kalk aufgelöst worden, überzieht sich bald mit einem farbigen Häutchen. Ein Gleiches geschieht auf der Oberfläche stehender Wasser, vorzüglich solcher, welche Eisen enthalten. Die Lamellen des feinen Weinsteins, die sich, besonders von rothem französischen Weine, in den Bouteillen anlegen, glänzen von den schönsten Farben, wenn sie auf seifenartige Weise losgeweicht und an das Tageslicht gebracht werden. Oeltropfen auf Wasser, Branntwein und andern Flüssigkeiten bringen auch dergleichen Ringe und Flämmchen hervor. Der schönste Versuch aber, den man machen kann, ist folgender. Man gieße nicht allzustarkes Scheidewasser in eine flache Schale und tropfe mit einem Pinsel von jenem Firniß darauf, welchen die Kupferstecher brauchen, um während des Aetzens gewisse Stellen ihrer Platten zu decken. Sogleich entsteht unter lebhafter Bewegung ein Häutchen, das sich in Kreise ausbreitet, und zugleich die lebhaftesten Farbenerscheinungen hervorbringt.

471.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden, so entstehen auf ihrer Oberfläche flüchtig auf einander folgende Farben, welche jedoch nach Belieben fest gehalten werden können.

472.

Man erhitze einen polirten Stahl, und er wird in einem gewissen Grad der Warme gelb überlaufen. Nimmt man ihn schnell von den Kohlen weg, so bleibt ihm diese Farbe.

473.

Sobald der Stahl heißer wird, erscheint das Gelbe dunkler, hoher und geht bald in den Purpur hinüber. Dieser ist schwer fest zu halten, denn er eilt sehr schnell ins Hochblaue.

474.

Dieses schöne Blau ist fest zu halten, wenn man schnell den Stahl aus der Hitze nimmt und ihn in Asche steckt. Die blau angelaufenen Stahlarbeiten werden auf diesem Wege hervorgebracht. Fährt man aber fort, den Stahl frei über dem Feuer zu halten, so wird er in kurzem hellblau und so bleibt er.

475.

Diese Farben ziehen wie ein Hauch über die Stahlplatte, eine scheint vor der andern zu fliehen; aber eigentlich entwickelt sich immer die folgende aus der vorhergehenden.

476.

Wenn man ein Federmesser ins Licht hält, so wird ein farbiger Streif quer über die Klinge entstehen. Der Theil des Streifes, der am tiefsten in der Flamme war, ist hellblau, das sich ins Blaurothe verliert. Der Purpur steht in der Mitte, dann folgt Gelbroth und Gelb.

Ihn wiederkohlen laſſen, was er mir
Ins Herz zu ſingen wünſchte; dann auch wohl
Ein andermal gethan, als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich ver-
brochen.

Valerio.

Du klagſt dich ſtreng', geliebte Freundinn, an.

Elmire.

Welt ſtrenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Roſa.

Die Liebe bringt ihn dir vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entſchädigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erſt jetzt
Erſtaun' ich, wie ich lieblos ihn gemartert.
Man ſchonet einen Freund, ja man iſt höflich
Und ſorgſam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der ſich einzig mir
Auf ewig gab, den ſchont' ich nicht, und konnte
Mit ſchadenfroher Kälte den betrüben.

477.

Dieses Phanomen leitet sich aus dem vorhergehenden ab; denn die Klinge nach dem Stiele zu ist weniger erhitzt, als an der Spitze, welche sich in der Flamme befindet; und so müssen alle Farben, die sonst nach einander entstehen, auf einmal erscheinen, und man kann sie auf das beste fixirt aufbewahren.

478.

Robert Boyle giebt diese Farbensuccession folgendermaßen an: a florido flavo ad flavum saturum et rubescentem (quem artifices sanguineum vocant) inde ad languidum, postea ad saturiorem cyaneum. Dieses wäre ganz gut, wenn man die Worte languidus und saturior ihre Stellen verwechseln liese. Inwiefern die Bemerkung richtig ist, daß die verschiedenen Farben auf die Grade der folgenden Härtung Einfluß haben, lassen wir dahingestellt seyn. Die Farben sind hier nur Anzeichen der verschiedenen Grade der Hitze.

479.

Wenn man Blei calcinirt, wird die Oberfläche erst grau-lich. Dieses grauliche Pulver wird durch größere Hitze gelb, und sodann orange. Auch das Silber zeigt bei der Erhitzung Farben. Der Blick des Silbers beim Abtreiben gehört auch hieher. Wenn metallische Glaser schmelzen, entstehen gleich-falls Farben auf der Oberfläche.

480.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glases angegriffen wird. Das Blindwerden des Glases ist uns oben schon merkwürdig gewesen. Man bezeichnet durch diesen Ausdruck, wenn die Oberfläche des Glases dergestalt angegriffen wird, daß es uns trub erscheint.

481.

Das weiße Glas wird am ersten blind, deßgleichen gegossenes und nachher geschliffenes Glas, das blauliche weniger, das grüne am wenigsten.

482.

Eine Glastafel hat zweierlei Seiten, davon man die eine die Spiegelseite nennt. Es ist die, welche im Ofen oben liegt, an der man rundliche Erhöhungen bemerken kann. Sie ist glatter als die andere, die im Ofen unten liegt und an welcher man manchmal Streifen bemerkt. Man nimmt deßwegen gern die Spiegelseite in die Zimmer, weil sie durch die von innen anschlagende Feuchtigkeit weniger als die andere angegriffen, und das Glas daher weniger blind wird.

483.

Dieses Blindwerden oder Trüben des Glases geht nach und nach in eine Farbenerscheinung über, die sehr lebhaft werden kann, und bei welcher vielleicht auch eine gewisse Succession, oder sonst etwas Ordnungsgemäßes zu entdecken wäre.

484.

Und so hatten wir denn auch die physischen Farben von ihrer leisesten Wirkung an bis dahin geführt, wo sich diese flüchtigen Erscheinungen an die Körper festsetzen, und wir wären auf diese Weise an die Gränze gelangt, wo die chemischen Farben eintreten, ja gewissermaßen haben wir diese Gränze schon überschritten; welches für die Thätigkeit unseres Vortrags ein gutes Vorurtheil erregen mag. Sollen wir aber noch zu Ende dieser Abtheilung etwas Allgemeines aussprechen und auf ihren innern Zusammenhang hindeuten, so fügen wir zu dem, was wir oben (451—454) gesagt haben, noch folgendes hinzu.

485.

Das Anlaufen des Stahls und die verwandten Erfahrungen könnte man vielleicht ganz bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten. Polirter Stahl wirft mächtig das Licht zurück. Man denke sich das durch die Hitze bewirkte Anlaufen als eine gelinde Trübe; sogleich müßte daher ein Hellgelb erscheinen, welches bei zunehmender Trübe immer verdichteter, gedrängter und röther, ja zuletzt Purpur- und Rubinroth erscheinen muß. Wäre nun zuletzt diese Farbe auf den höchsten Punkt des Dunkelwerdens gesteigert, und man dächte sich die immer fortwaltende Trübe; so würde diese nunmehr sich über ein Finsteres verbreiten und zuerst ein Violett, dann ein Dunkelblau und endlich ein Hellblau hervorbringen, und so die Reihe der Erscheinungen beschließen.

Wir wollen nicht behaupten, daß man mit dieser Erklärungsart völlig auslange, unsere Absicht ist vielmehr, nur auf den Weg zu deuten, auf welchem zuletzt die alles umfassende Formel, das eigentliche Wort des Räthsels gefunden werden kann.

Dritte Abtheilung.

Chemische Farben.

486.

So nennen wir diejenigen, welche wir an gewissen Körpern erregen, mehr oder weniger fixiren, an ihnen steigern, von ihnen wieder wegnehmen und andern Körpern mittheilen können, denen wir denn auch deßhalb eine gewisse immanente Eigenschaft zuschreiben. Die Dauer ist meist ihr Kennzeichen.

487.

In diesen Rücksichten bezeichnete man früher die chemischen Farben mit verschiedenen Beiwörtern. Sie hießen colores proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi.

488.

Wie sich das Bewegliche und Vorübergehende der physischen Farben nach und nach an den Körpern fixire, haben wir in dem Vorhergehenden bemerkt, und den Uebergang eingeleitet.

489.

Die Farbe fixirt sich an den Körpern mehr oder weniger dauerhaft, oberflächlich oder durchdringend.

490.

Alle Körper sind der Farbe fähig, entweder daß sie an ihnen erregt, gesteigert, stufenweise fixirt, oder wenigstens ihnen mitgetheilt werden kann.

XXXIV.

Chemischer Gegensatz.

491.

Indem wir bei Darstellung der farbigen Erscheinung auf einen Gegensatz durchaus aufmerksam zu machen Ursache hatten, so finden wir, indem wir den Boden der Chemie betreten, die chemischen Gegensätze uns auf eine bedeutende Weise begegnend. Wir sprechen hier zu unsern Zwecken nur von demjenigen, den man unter dem allgemeinen Namen von Saure und Alkali zu begreifen pflegt.

492.

Wenn wir den chromatischen Gegensatz nach Anleitung aller übrigen physischen Gegensätze durch ein Mehr oder Weniger bezeichnen, der gelben Seite das Mehr, der blauen das Weniger zuschreiben; so schließen sich diese beiden Seiten nun auch in chemischen Fällen an die Seiten des chemisch Entgegengesetzten an. Das Gelb und Gelbrothe widmet sich den Sauren, das Blau und Blaurothe den Alkalien; und so lassen sich die Erscheinungen der chemischen Farben, freilich mit noch manchen andern eintretenden Betrachtungen, auf eine ziemlich einfache Weise durchführen.

493.

Da übrigens die Hauptphanomene der chemischen Farben bei Sauerungen der Metalle vorkommen, so sieht man, wie wichtig diese Betrachtung hier an der Spitze sey. Was übrigens noch weiter zu bedenken eintritt, werden wir unter einzelnen Rubriken naher bemerken; wobei wir jedoch ausdrücklich erklaren, daß wir dem Chemiker nur im allgemeinsten vorzuarbeiten gedenken, ohne uns in irgend ein Besonderes, ohne uns in die zartern chemischen Aufgaben und Fragen

mischen oder sie beantworten zu wollen. Unsere Absicht kann nur seyn, eine Skizze zu geben, wie sich allenfalls nach unserer Ueberzeugung die chemische Farbenlehre an die allgemeine physische anschließen könnte.

XXXV.

Ableitung des Weissen.

493.

Wir haben hiezu schon oben bei Gelegenheit der dioptrischen Farben der ersten Classe (155 ff.) einige Schritte gethan. Durchsichtige Körper stehen auf der höchsten Stufe unorganischer Materialität. Zunächst daran fügt sich die reine Trübe, und das Weiße kann als die vollendete reine Trübe angesehen werden.

495.

Reines Wasser zu Schnee krystallisirt erscheint weiß, indem die Durchsichtigkeit der einzelnen Theile kein durchsichtiges Ganzes macht. Verschiedene Salzkrystalle, denen das Krystallisationswasser entweicht, erscheinen als ein weißes Pulver. Man könnte den zufällig undurchsichtigen Zustand des rein Durchsichtigen Weiß nennen; so wie ein zermalmtes Glas als ein weißes Pulver erscheint. Man kann dabei die Aufhebung einer dynamischen Verbindung und die Darstellung der atomistischen Eigenschaft der Materie in Betracht ziehn.

496.

Die bekannten unzerlegten Erden sind in ihrem reinen Zustand alle weiß. Sie gehen durch natürliche Krystallisation

in Durchsichtigkeit über; Kieselerde in den Bergkrystall, Thonerde in den Glimmer, Bittererde in den Talk, Kalkerde und Schwererde erscheinen in so mancherlei Spathen durchsichtig.

497.

Da uns bei Farbung mineralischer Körper die Metallkalke vorzüglich begegnen werden, so bemerken wir noch zum Schlusse, daß angehende gelinde Sauerungen weiße Kalke darstellen, wie das Blei durch die Essigsaure in Bleiweiß verwandelt wird.

XXXVI.

Ableitung des Schwarzen.

498.

Das Schwarze entspringt uns nicht so uranfänglich, wie das Weiße. Wir treffen es im vegetabilischen Reiche bei Halbverbrennungen an, und die Kohle, der auch übrigens höchstens merkwürdige Körper, zeigt uns die schwarze Farbe. Auch wenn Holz, z. B. Breter, durch Licht, Luft und Feuchtigkeit seines Brennlichen zum Theil beraubt wird; so erscheint erst die graue, dann die schwarze Farbe. Wie wir denn auch animalische Theile durch eine Halbverbrennung in Kohle verwandeln können.

499.

Eben so finden wir auch bei den Metallen, daß oft eine Halboxydation stattfindet, wenn die schwarze Farbe erregt werden soll. So werden durch schwache Saurung mehrere

Metalle, besonders das Eisen, schwarz, durch Essig, durch gelinde saure Gährungen, z. B. eines Reißdecocts u. s. w.

300.

Nicht weniger läßt sich vermuthen, daß eine Ab- oder Rückfärbung die schwarze Farbe hervorbringe. Dieser Fall ist bei der Entstehung der Tinte, da das in der starken Schwefelsäure aufgelöste Eisen gelblich wird, durch die Gallusinfusion aber zum Theil entsäuert nunmehr schwarz erscheint.

XXXVII.

Erregung der Farbe.

301.

Als wir oben in der Abtheilung von physischen Farben trübe Mittel behandelten, sahen wir die Farbe eher, als das Weiße und Schwarze. Nun sehen wir ein gewordenes Weißes, ein gewordenes Schwarzes nicht voraus, und fragen, wie sich an ihm die Farbe erregen lasse.

302.

Auch hier können wir sagen, ein Weißes, das sich verdunkelt, das sich trübt, wird gelb; das Schwarze, das sich erhellt, wird blau.

303.

Auf der activen Seite, unmittelbar am Lichte, am Hellen, am Weißen, entsteht das Gelbe. Wie leicht verräth alles, was weiße Oberflächen hat, das Papier, die Leinwand, Baumwolle, Seide, Wachs; besonders auch durchsichtige Vapuren, welche zum Brennen geneigt sind, werden leicht

gelb, d. h. mit andern Worten, sie gehen leicht in eine gelinde Trübung über.

504.

So ist die Erregung auf der passiven Seite am Finstern, Dunkeln, Schwarzen sogleich mit der blauen, oder vielmehr mit einer röthlich blauen Erscheinung begleitet. Eisen in Schwefelsaure aufgelöst und sehr mit Wasser diluirt bringt in einem gegen das Licht gehaltenen Glase, sobald nur einige Tropfen Gallus dazu kommen, eine schöne violette Farbe hervor, welche die Eigenschaften des Rauchtopases, das Orphtinon eines verbrannten Purpurs, wie sich die Alten ausdrücken, dem Auge darstellt.

505.

Ob an den reinen Erden durch chemische Operationen der Natur und Kunst, ohne Beimischung von Metallkalken eine Farbe erregt werden könne, ist eine wichtige Frage, die gewöhnlich mit Nein beantwortet wird. Sie hängt vielleicht mit der Frage zusammen, inwiefern sich durch Oxydation den Erden etwas abgewinnen lasse.

506.

Für die Verneinung der Frage spricht allerdings der Umstand, daß überall, wo man mineralische Farben findet, sich eine Spur von Metall, besonders von Eisen zeigt, wobei man freilich in Betracht zieht, wie leicht sich das Eisen oxydire, wie leicht der Eisenkalk verschiedene Farben annehme, wie unendlich theilbar derselbe sey und wie geschwind er seine Farbe mittheile. Dessen ungeachtet ware zu wünschen, daß neue Versuche hierüber angestellt, und die Zweifel entweder bestarkt oder beseitigt würden.

507.

Wie dem auch seyn mag, so ist die Receptivitat der

Erden gegen ſchon vorhandene Farben ſehr groß, worunter ſich die Alaunerde beſonders auszeichnet.

508.

Wenn wir nun zu den Metallen übergehen, welche ſich im unorganiſchen Reiche beinahe privativ das Recht farbig zu erſcheinen zugeeignet haben, ſo finden wir, daß ſie ſich in ihrem reinen, ſelbſtſtändigen, reguliniſchen Zuſtande ſchon dadurch von den reinen Erden unterſcheiden, daß ſie ſich zu irgend einer Farbe hinneigen.

509.

Wenn das Silber ſich dem reinen Weißen am meiſten nähert, ja das reine Weiß, erhöht durch metalliſchen Glanz, wirklich darſtellt, ſo ziehen Stahl, Zinn, Blei u. ſ. w. ins bleiche Blaugraue hinüber; dagegen das Gold ſich zum reinen Gelben erhöht, das Kupfer zum Rothen hinanrückt, welches unter gewiſſen Umſtänden ſich faſt bis zum Purpur ſteigert, durch Zink hingegen wieder zur gelben Goldfarbe hinabgezogen wird.

510.

Zeigen Metalle nun im gediegenen Zuſtande ſolche ſpecifiſche Determinationen zu dieſem oder jenem Farbenausdruck, ſo werden ſie durch die Wirkung der Oxydation gewiſſermaßen in eine gemeinſame Lage verſetzt. Denn die Elementarfarben treten nun rein hervor, und obgleich dieſes und jenes Metall zu dieſer oder jener Farbe eine beſondere Beſtimmbarkeit zu haben ſcheint, ſo wiſſen wir doch von einigen, daß ſie den ganzen Farbenkreis durchlaufen können, von andern, daß ſie mehr als Eine Farbe darzuſtellen fähig ſind; wobei ſich jedoch das Zinn durch ſeine Unfarblichkeit auszeichnet. Wir geben künftig eine Tabelle, inwiefern die verſchiedenen Metalle

Valerio.

Ich kenne dich in deiner Schilderung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwey Pfirſchen
Von einem ſelbſtgepflegten Bäumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten.
Die ſtille Freude ſeiner Augen, um
Dieß erſte Paar der lang' erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, ſah' ich nicht; ich ſah
Sie damals nicht, — doch hab' ich ſie geſehn;
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Both ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin,
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
War es ein Todesſtoß. Es ſind die Pfirſchen,
Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!

mehr oder weniger durch die verschiedenen Farben durchgeführt werden können.

511.

Daß die reine glatte Oberfläche eines gediegenen Metalles bei Erhitzung von einem Farbenhauch überzogen wird, welcher mit steigender Wärme eine Reihe von Erscheinungen durchläuft, deutet nach unserer Ueberzeugung auf die Fähigkeit der Metalle, den ganzen Farbenkreis zu durchlaufen. Am schönsten werden wir dieses Phänomen am polirten Stahl gewahr; aber Silber, Kupfer, Messing, Blei, Zinn lassen uns leicht ähnliche Erscheinungen sehen. Wahrscheinlich ist hier eine oberflächliche Säurung im Spiele, wie man aus der fortgesetzten Operation, besonders bei den leichter verkalklichen Metallen schließen kann.

512.

Daß ein geglühtes Eisen leichter eine Säurung durch saure Liquoren erleidet, scheint auch dahin zu deuten, indem eine Wirkung der andern entgegenkommt. Noch bemerken wir, daß der Stahl, je nachdem er in verschiedenen Epochen seiner Farbenerscheinung gehärtet wird, einigen Unterschied der Elasticität zeigen soll; welches ganz naturgemäß ist, indem die verschiedenen Farbenerscheinungen die verschiedenen Grade der Hitze andeuten.

513.

Geht man über diesen oberflächlichen Hauch, über dieses Häutchen hinweg, beobachtet man, wie Metalle in Massen penetrativ gesäuert werden, so erscheint mit dem ersten Grade Weiß oder Schwarz, wie man beim Bleiweiß, Eisen und Quecksilber bemerken kann.

514.

Fragen wir nun weiter nach eigentlicher Erregung der

Farbe, so finden wir sie auf der Plusseite am häufigsten. Das oft erwähnte Anlaufen glatter metallischer Flächen geht von dem Gelben aus. Das Eisen geht bald in den gelben Ocher, das Blei aus dem Bleiweiß in den Massicot, das Quecksilber aus dem Aethiops in den gelben Turbith hinüber. Die Auflösungen des Goldes und der Platina in Säuren sind gelb.

315.

Die Erregungen auf der Minusseite sind seltner. Ein wenig gesäuertes Kupfer erscheint blau. Bei Bereitung des Berlinerblau sind Alkalien im Spiele.

316.

Ueberhaupt aber sind diese Farbenerscheinungen von so beweglicher Art, daß die Chemiker selbst, sobald sie ins Feinere gehen, sie als trügliche Kennzeichen betrachten. Wir aber können zu unsern Zwecken diese Materie nur im Durchschnitt behandeln, und wollen nur so viel bemerken, daß man vielleicht die metallischen Farbenerscheinungen, wenigstens zum didaktischen Behuf, einstweilen ordnen könne, wie sie durch Säurung, Auffäurung, Absäurung und Entsäurung entstehen, sich auf mannichfaltige Weise zeigen und verschwinden.

XXXVIII.

Steigerung.

317.

Die Steigerung erscheint uns als eine in sich selbst Dramatisirung, Sattigung, Beschattung der Farben. So haben wir schon oben bei farblosen Mitteln gesehen, daß wir durch

Vermehrung der Trübe einen leuchtenden Gegenstand vom leisesten Gelb bis zum höchsten Rubinroth steigern können. Umgekehrt steigert sich das Blau in das schönste Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finsterniß verdünnen und vermindern (150, 151).

518.

Ist die Farbe specificirt, so tritt ein Aehnliches hervor. Man lasse nämlich Stufengefäße aus weißem Porcellan machen, und fülle das eine mit einer reinen gelben Feuchtigkeit, so wird diese von oben herunter bis auf den Boden stufenweise immer röther und zuletzt orange erscheinen. In das andere Gefäß gieße man eine blaue reine Solution, die obersten Stufen werden ein Himmelblau, der Grund des Gefäßes ein schönes Violett zeigen. Stellt man das Gefäß in die Sonne, so ist die Schattenseite der obern Stufen auch schon violett. Wirft man mit der Hand, oder einem andern Gegenstande, Schatten über den erleuchteten Theil des Gefäßes, so erscheint dieser Schatten gleichfalls röthlich.

519.

Es ist dieses eine der wichtigsten Erscheinungen in der Farbenlehre, indem wir ganz greiflich erfahren, daß ein quantitatives Verhältniß einen qualitativen Eindruck auf unsere Sinne hervorbringe. Und indem wir schon früher, bei Gelegenheit der letzten evoptischen Farben (432 und 485), unsere Vermuthungen eröffnet, wie man das Anlaufen des Strahls vielleicht aus der Lehre von truben Mitteln herleiten könnte, so bringen wir dieses hier abermals ins Gedächtniß.

520.

Uebrigens folgt alle chemische Steigerung unmittelbar auf die Erregung. Sie geht unaufhaltsam und stetig fort; wobei man zu bemerken hat, daß die Steigerung auf der

Plusseite die gewöhnlichste ist. Der gelbe Eisenocher steigert sich sowohl durchs Feuer, als durch andere Operationen zu einer sehr hohen Röthe. Massicot wird in Mennige, Turbith in Zinnober gesteigert; welcher letztere schon auf eine sehr hohe Stufe des Gelbrothen gelangt. Eine innige Durchdringung des Metalls durch die Saure, eine Theilung desselben ins empirisch Unendliche geht hierbei vor.

524.

Die Steigerung auf der Minusseite ist seltner, ob wir gleich bemerken, daß je reiner und gedrangter das Berlinerblau oder das Kobaltglas bereitet wird, es immer einen röthlichen Schein annimmt und mehr ins Violette spielt.

522.

Fur diese unmerkliche Steigerung des Gelben und Blauen ins Rothe haben die Franzosen einen artigen Ausdruck, indem sie sagen, die Farbe habe einen Oeil de Rouge, welches wir durch einen röthlichen Blick ausdrucken konnten.

XXXIX.

Culmination.

523.

Sie erfolgt bei fortschreitender Steigerung. Das Rothe, worin weder Gelb noch Blau zu entdecken ist, macht hier den Zenith.

524.

Suchen wir ein auffallendes Beispiel einer Culmination von der Plusseite her, so finden wir es abermals beim anlaufenden Stahl, welcher bis in den Purpurzenith gelangt und auf diesem Punkte festgehalten werden kann.

525.

Sollen wir die vorhin (516) angegebene Terminologie hier anwenden, so würden wir sagen, die erste Saurung bringe das Gelbe hervor, die Aufsäurung das Gelbrothe; hier entstehe ein gewisses Summum, da denn eine Absaurung und endlich eine Entsäurung eintrete.

526.

Hohe Punkte von Säurung bringen eine Purpurfarbe hervor. Gold aus seiner Auflösung durch Zinnauflösung gefällt, erscheint purpurfarben. Das Oxyd des Arseniks mit Schwefel verbunden bringt eine Rubinfarbe hervor.

527.

Wiefern aber eine Art von Absauruna bei mancher Culmination mitwirke, wäre zu untersuchen: denn eine Einwirkung der Alkalien auf das Gelbrothe scheint auch die Culmination hervorzubringen, indem die Farbe gegen das Minus zu in den Zenith genöthigt wird.

528.

Aus dem besten ungarischen Zinnober, welcher das höchste Gelbroth zeigt, bereiten die Holländer eine Farbe, die man Vermillon nennt. Es ist auch nur ein Zinnober, der sich aber der Purpurfarbe nähert, und es läßt sich vermuthen, daß man durch Alkalien ihn der Culmination näher zu bringen sucht.

529.

Vegetabilische Säfte sind, auf diese Weise behandelt, ein in die Augen fallendes Beispiel. Curcuma, Orlean, Saflor und andere, deren färbendes Wesen man mit Weingeist ausgezogen, und nun Tincturen von gelber, gelb- und hyacinthrother Farbe vor sich hat, gehen durch Beimischung

von Alkalien in den Zenith, ja drüber hinaus nach dem Blaurothen zu.

330.

Kein Fall einer Culmination von der Minusseite ist mir im mineralischen und vegetabilischen Reiche bekannt. In dem animalischen ist der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, von dessen Steigerung und Culmination von der Minusseite her, wir kunftig sprechen werden.

XI.

Lakmuspapier.

331.

Die Beweglichkeit der Farbe ist so groß, daß selbst diejenigen Pigmente, welche man glaubt specificirt zu haben, sich wieder hin und her wenden lassen. Sie ist in der Nähe des Culminationspunktes am merkwürdigsten, und wird durch wechselsweise Anwendung der Sauren und Alkalien am auffallendsten bewirkt.

332.

Die Franzosen bedienen sich, um diese Erscheinung bei der Farberei auszudrücken, des Wortes virer, welches von einer Seite nach der andern wenden heißt, und drücken dadurch auf eine sehr geschickte Weise dasjenige aus, was man sonst durch Mischungsverhaltnisse zu bezeichnen und anzugeben versucht.

333.

Hievon ist diejenige Operation, die wir mit dem Lakmus zu machen pflegen, eine der bekanntesten und auffallendsten.

Lackmus iſt ein Farbematerial, das durch Alkalien zum Roth-blauen ſpecificirt worden. Es wird dieſes ſehr leicht durch Sauren ins Rothgelbe hinüber und durch Alkalien wieder herüber gezogen. Inwiefern in dieſem Fall durch zarte Verſuche ein Culminationspunkt zu entdecken und feſtzuhalten ſey, wird denen, die in dieſer Kunſt geübt ſind, überlaſſen, ſo wie die Farbekunſt, beſonders die Scharlachfärberei, von dieſem Hin- und Herwenden mannichfaltige Beiſpiele zu liefern im Stande iſt.

XII.

Durchwandern des Kreiſes.

534.

Die Erregung und Steigerung kommt mehr auf der Plus- als auf der Minus-Seite vor. So geht auch die Farbe, bei Durchwanderung des ganzen Wegs, meiſt von der Plus-Seite aus.

535.

Eine ſtatige in die Augen fallende Durchwanderung des Wegs, vom Gelben durchs Rothe zum Blauen, zeigt ſich beim Anlaufen des Stahls.

536.

Die Metalle laſſen ſich durch verſchiedene Stufen und Arten der Oxydation auf verſchiedenen Punkten des Farbenkreiſes ſpecificiren.

537.

Da ſie auch grün erſcheinen, ſo iſt die Frage, ob man eine ſtetige Durchwanderung aus dem Gelben durchs Grüne

ins Blaue, und umgekehrt, in dem Mineralreiche kennt. Eisenkalk mit Glas zusammengeschmolzen bringt erst eine grüne, bei verstärktem Feuer eine blaue Farbe hervor.

538.

Es ist wohl hier am Platz, von dem Grünen überhaupt zu sprechen. Es entsteht vor uns vorzüglich im atomistischen Sinne und zwar völlig rein, wenn wir Gelb und Blau zusammenbringen; allein auch schon ein unreines beschmutztes Gelb bringt uns den Eindruck des Grünlichen hervor. Gelb mit Schwarz macht schon Grün; aber auch dieses leitet sich davon ab, daß Schwarz mit dem Blauen verwandt ist. Ein unvollkommenes Gelb, wie das Schwefelgelb, giebt uns den Eindruck von einem Grunlichen. Eben so werden wir ein unvollkommenes Blau als grun gewahr. Das Grüne der Weinflaschen entsteht, so scheint es, durch eine unvollkommene Verbindung des Eisenkalks mit dem Glase. Bringt man durch größere Hitze eine vollkommenere Verbindung hervor, so entsteht ein schönes blaues Glas.

539.

Aus allem diesem scheint so viel hervorzugehen, daß eine gewisse Kluft zwischen Gelb und Blau in der Natur sich findet, welche zwar durch Verschränkung und Vermischung atomistisch gehoben, und zum Grünen verknüpft werden kann, daß aber eigentlich die wahre Vermittlung vom Gelben und Blauen nur durch das Rothe geschieht.

540.

Was jedoch dem Unorganischen nicht gemaß zu seyn scheint, das werden wir, wenn von organischen Naturen die Rede ist, möglich finden, indem in diesem letzten Reiche eine solche Durchwanderung des Kreises vom Gelben durchs Grune und Blaue bis zum Purpur wirklich vorkommt.

XLII.

Umkehrung.

541.

Auch eine unmittelbare Umkehrung in den geforderten Gegensatz zeigt sich als eine sehr merkwürdige Erscheinung, wovon wir gegenwärtig nur folgendes anzugeben wissen.

542.

Das mineralische Chamäleon, welches eigentlich ein Braunsteinoxyd enthält, kann man in seinem ganz trocknen Zustande als ein grünes Pulver ansehen. Streut man es in Wasser, so zeigt sich in dem ersten Augenblick der Auflösung die grüne Farbe sehr schön; aber sie verwandelt sich sogleich in die dem Grünen entgegengesetzte Purpurfarbe, ohne daß irgend eine Zwischenstufe bemerklich wäre.

543.

Derselbe Fall ist mit der sympathetischen Tinte, welche auch als ein röthlicher Liquor angesehen werden kann, dessen Austrocknung durch Wärme die grüne Farbe auf dem Papiere zeigt.

544.

Eigentlich scheint hier der Conflict zwischen Trocke und Feuchtigkeit dieses Phänomen hervorzubringen, wie, wenn wir uns nicht irren, auch schon von den Scheidekünstlern angegeben worden. Was sich weiter daraus ableiten, woran sich diese Phänomene anknüpfen lassen, darüber können wir von der Zeit hinlängliche Belehrung erwarten.

XLIII.

Fixation.

345.

So beweglich wir bisher die Farbe, selbst bei ihrer kö
perlichen Erscheinung gesehen haben, so fixirt sie sich doch zu
letzt unter gewissen Umständen.

346.

Es giebt Körper, welche fähig sind ganz in Farbestoff
verwandelt zu werden, und hier kann man sagen, die Far
fixire sich in sich selbst, beharre auf einer gewissen Stu
und specificire sich. So entstehen Farbematerialien aus alle
Reichen, deren besonders das vegetabilische eine große Men
darbietet, worunter doch einige sich besonders auszeichne
und als die Stellvertreter der andern angesehen werden kö
nen; wie auf der activen Seite der Krapp, auf der passiv
der Indig.

347.

Um diese Materialien bedeutend und zum Gebrauch ve
theilhaft zu machen, gehört, daß die färbende Eigenschaft
ihnen innig zusammengedrängt und der färbende Stoff
einer unendlichen empirischen Theilbarkeit erhoben wer
welches auf allerlei Weise und besonders bei den genannt
durch Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

348.

Diese materiellen Farbenstoffe fixiren sich nun wieder
andern Körpern. So werfen sie sich im Mineralreich
Erden und Metallkalke, sie verbinden sich durch Schmelzu
mit Gläsern und erhalten hier bei durchscheinendem Licht
höchste Schönheit, so wie man ihnen eine ewige Dauer
schreiben kann.

Valerio.

Wenn es auch edel iſt, ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen, und ſich ſelbſt
Verbeſſern; o ſo kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig ſeyn, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Befreye mich von allen dieſen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus ſeinem Garten brachte, von dem Blick
Mit dem er noch mich anſah, als er ſchon
Beſchloſſen hatte, ſich von mir zu reißen.

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gib mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen, welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesglut!

549.

Vegetabilische und animalische Körper ergreifen sie mit mehr oder weniger Gewalt und halten daran mehr oder weniger fest, theils ihrer Natur nach, wie denn Gelb vergänglicher ist als Blau, oder nach der Natur der Unterlagen. An vegetabilischen dauern sie weniger als an animalischen, und selbst innerhalb dieser Reiche giebt es abermals Verschiedenheit. Flachs- oder baumwollenes Garn, Seide oder Wolle zeigen gar verschiedene Verhaltnisse zu den Färbestoffen.

550.

Hier tritt nun die wichtige Lehre von den Beizen hervor, welche als Vermittler zwischen der Farbe und dem Körper angesehen werden konnen. Die Farbebücher sprechen hievon umstandlich. Uns sey genug dahin gedeutet zu haben, daß durch diese Operationen die Farbe eine nur mit dem Körper zu verwüstende Dauer erhalt, ja sogar durch den Gebrauch an Klarheit und Schönheit wachsen kann.

XLIV.

Mischung.

Reale.

551.

Eine jede Mischung setzt eine Specification voraus, und wir sind daher, wenn wir von Mischung reden, im atomistischen Felde. Man muß erst gewisse Körper auf irgend einem Punkte des Farbenkreises specificirt vor sich sehen, ehe man durch Mischung derselben neue Schattirungen hervorbringen will.

332.

Man nehme im Allgemeinen Gelb, Blau und Roth als reine, als Grundfarben, fertig an. Roth und Blau wird Violett, Roth und Gelb Orange, Gelb und Blau Grun hervorbringen.

333.

Man hat sich sehr bemuht, durch Zahl-, Maaß- und Gewichtsverhaltnisse diese Mischungen naher zu bestimmen, hat aber dadurch wenig Ersprießliches geleistet.

334.

Die Malerei beruht eigentlich auf der Mischung solcher specificirten, ja individualisirten Farbenkörper und ihrer unendlichen möglichen Verbindungen, welche allein durch das zarteste, geübteste Auge empfunden und unter dessen Urtheil bewirkt werden können.

335.

Die innige Verbindung dieser Mischungen geschieht durch die reinste Theilung der Körper durch Reiben, Schlemmen u. s. w., nicht weniger durch Safte, welche das Staubartige zusammenhalten, und das Unorganische gleichsam organisch verbinden; dergleichen sind die Oele, Harze u. s. w.

336.

Sammtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als Mangel, und da sie nicht mehr neben einander gesehen werden, wird keine Totalitat, keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als Schwarz erscheint.

337.

Dieses Grau kann auf verschiedene Weise hervorgebracht

werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragdgrün mischt und alsdann so viel reines Roth hinzubringt, bis sich alle drei gleichsam neutralisirt haben. Ferner entsteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Scala der ursprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewissen Proportion zusammenstellt und hernach vermischt.

558.

Daß alle Farben zusammengemischt weiß machen, ist eine Absurdität, die man nebst andern Absurditäten schon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenschein entgegen zu wiederholen gewohnt ist.

559.

Die zusammengemischten Farben tragen ihr Dunkles in die Mischung über. Je dunkler die Farben sind, desto dunkler wird das entstehende Grau, welches zuletzt sich dem Schwarzen nähert. Je heller die Farben sind, desto heller wird das Grau, welches zuletzt sich dem Weißen nähert.

XLV.

Mischung.

Scheinbare.

560.

Die scheinbare Mischung wird hier um so mehr gleich mit abgehandelt, als sie in manchem Sinne von großer Bedeutung ist, und man sogar die von uns als real angegebene Mischung für scheinbar halten könnte. Denn die Elemente, woraus die zusammengesetzte Farbe entsprungen ist, sind nur

zu klein, um einzeln gesehen zu werden. Gelbes und blaues Pulver zusammengerieben erscheint dem nackten Auge grün, wenn man durch ein Vergrößerungsglas noch Gelb und Blau von einander abgesondert bemerken kann. So machen auch gelbe und blaue Streifen in der Entfernung eine grüne Fläche, welches alles auch von der Vermischung der übrigen specificirten Farben gilt.

561.

Unter dem Apparat wird kunftig auch das Schwungrad abgehandelt werden, auf welchem die scheinbare Mischung durch Schnelligkeit hervorgebracht wird. Auf einer Scheibe bringt man verschiedene Farben im Kreise neben einander an, dreht dieselben durch die Gewalt des Schwunges mit größter Schnelligkeit herum, und kann so, wenn man mehrere Scheiben zubereitet, alle möglichen Mischungen vor Augen stellen, so wie zuletzt auch die Mischung aller Farben zum Grau naturgemaß auf oben angezeigte Weise.

562.

Physiologische Farben nehmen gleichfalls Mischung an. Wenn man z. B. den blauen Schatten (65) auf einem leicht gelben Papiere hervorbringt, so erscheint derselbe grün. Ein Gleiches gilt von den übrigen Farben, wenn man die Vorrichtung darnach zu machen weiß.

563.

Wenn man die im Auge verweilenden farbigen Scheinbilder (39 ff.) auf farbige Flachen führt, so entsteht auch eine Mischung und Determination des Bildes zu einer andern Farbe, die sich aus beiden herschreibt.

564.

Physische Farben stellen gleichfalls eine Mischung dar. Hieher gehören die Versuche, wenn man bunte Bilder durchs

Prisma ſieht, wie wir ſolches oben (258—284) umſtändlich angegeben haben.

565.

Am meiſten aber machten ſich die Phyſiker mit jenen Erſcheinungen zu thun, welche entſtehen, wenn man die prismatiſchen Farben auf gefärbte Flachen wirft.

566.

Das was man dabei gewahr wird, iſt ſehr einfach. Erſtlich muß man bedenken, daß die prismatiſchen Farben viel lebhafter ſind, als die Farben der Flache, worauf man ſie fallen laßt. Zweitens kommt in Betracht, daß die prismatiſche Farbe entweder homogen mit der Fläche, oder heterogen ſeyn kann. Im erſten Fall erhöht und verherrlicht ſie ſolche und wird dadurch verherrlicht, wie der farbige Stein durch eine gleichgefärbte Folie. Im entgegengeſetzten Falle beſchmutzt, ſtört und zerſtört eine die andre.

567.

Man kann dieſe Verſuche durch farbige Glaſer wiederholen, und das Sonnenlicht durch dieſelben auf farbige Flachen fallen laſſen; und durchaus werden ähnliche Reſultate erſcheinen.

568.

Ein Gleiches wird bewirkt, wenn der Beobachter durch farbige Glaſer nach gefärbten Gegenſtänden hinſieht, deren Farben ſodann nach Beſchaffenheit erhöht, erniedrigt oder aufgehoben werden.

569.

Laſt man die prismatiſchen Farben durch farbige Glaſer durchgehen, ſo treten die Erſcheinungen völlig analog hervor; wobei mehr oder weniger Energie, mehr oder weniger Helle und Dunkle, Klarheit und Reinheit des Glaſes in Betracht

kommt, und manchen zarten Unterschied hervorbringt, wie jeder genaue Beobachter wird bemerken können, der diese Phänomene durchzuarbeiten Lust und Geduld hat.

570.

So ist es auch wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß mehrere farbige Gläser über einander, nicht weniger übergetrankte, durchscheinende Papiere, alle und jede Arten von Mischung hervorbringen, und dem Auge, nach Belieben des Experimentirenden, darstellen.

571.

Schließlich gehören hieher die Lasuren der Maler, wodurch eine viel geistigere Mischung entsteht, als durch die mechanisch atomistische, deren sie sich gewöhnlich bedienen, hervorgebracht werden kann.

LXVI.

Mittheilung.

Wirkliche.

572.

Wenn wir nunmehr auf gedachte Weise uns Farbematerialien verschafft haben, so entsteht ferner die Frage, wie wir solche farblosen Körpern mittheilen können, deren Beantwortung für das Leben, den Gebrauch, die Benutzung, die Technik von der größten Bedeutung ist.

573.

Hier kommt abermals die dunkle Eigenschaft einer jeden Farbe zur Sprache. Von dem Gelben, das ganz nah am

Weißen liegt, durchs Orange und Mennigfarbe zum Reinrothen und Carmin, durch alle Abstufungen des Violetten bis in das satteste Blau, das ganz am Schwarzen liegt, nimmt die Farbe immer an Dunkelheit zu. Das Blau; einmal specificirt läßt sich verdunnen, erhellen, mit dem Gelben verbinden, wodurch es Grün wird und sich nach der Lichtseite hinzieht. Keinesweges geschieht dieß aber seiner Natur nach.

574.

Bei den physiologischen Farben haben wir schon gesehen, daß sie ein Minus sind als das Licht, indem sie beim Abklingen des Lichteindrucks entstehen, ja zuletzt diesen Eindruck ganz als ein Dunkles zurücklassen. Bei physischen Versuchen belehrt uns schon der Gebrauch trüber Mittel, die Wirkung trüber Nebenbilder, daß hier von einem gedampften Lichte, von einem Uebergang ins Dunkle die Rede sey.

575.

Bei der chemischen Entstehung der Pigmente werden wir dasselbe bei der ersten Erregung gewahr. Der gelbe Hauch, der sich über den Stahl zieht, verdunkelt schon die glanzende Oberflache. Bei der Verwandlung des Bleiweißes in Massicot ist es deutlich, daß das Gelbe dunkler als Weiß sey.

576.

Diese Operation ist von der größten Zartheit, und so auch die Steigerung, welche immer fortwächst, die Körper, welche bearbeitet werden, immer inniger und kräftiger farbt, und so auf die größte Feinheit der behandelten Theile, auf unendliche Theilbarkeit hinweist.

577.

Mit den Farben, welche sich gegen das Dunkle hinbeugen, und folglich besonders mit dem Blauen können wir ganz

an das Schwarze hinanrücken; wie uns denn ein recht vollkommnes Berlinerblau, ein durch Vitriolsäure behandelter Indigo fast als Schwarz erscheint.

578.

Hier ist es nun der Ort, einer merkwürdigen Erscheinung zu gedenken, daß nämlich Pigmente in ihrem höchst gesättigten und gedrängten Zustande, besonders aus dem Pflanzenreiche, als erstgedachter Indigo, oder auf seine höchste Stufe geführter Krapp, ihre Farbe nicht mehr zeigen; vielmehr erscheint auf ihrer Oberfläche ein entschiedener Metallglanz, in welchem die physiologisch geforderte Farbe spielt.

579.

Schon jeder gute Indigo zeigt eine Kupferfarbe auf dem Bruch, welches im Handel ein Kennzeichen ausmacht. Der durch Schwefelsäure bearbeitete aber, wenn man ihn dick aufstreicht, oder eintrocknet, so daß weder das weiße Papier noch die Porcellanschale durchwirken kann, läßt eine Farbe sehen, die dem Orange nahekommt.

580.

Die hochpurpurfarbne spanische Schminke, wahrscheinlich aus Krapp bereitet, zeigt auf der Oberfläche einen vollkommnen grünen Metallglanz. Streicht man beide Farben, die blaue und rothe, mit einem Pinsel auf Porcellan oder Papier aus einander; so hat man sie wieder in ihrer Natur, indem das Helle der Unterlage durch sie durchscheint.

581.

Farbige Gläser erscheinen schwarz, wenn kein Licht durch sie hindurchfällt, wie man sich in parallelepipedischen Glasgefäßen mit Glasboden sehr leicht überzeugen kann. In einem solchen wird jede durchsichtige, farbige Infusion, wenn

man einen schwarzen Grund unterlegt, schwarz und farblos erscheinen.

582.

Macht man die Vorrichtung, daß das Bild einer Flamme von der untern Fläche zurückstrahlen kann; so erscheint diese gefärbt. Hebt man das Gefaß in die Höhe und laßt das Licht auf druntergehaltenes weißes Papier fallen, so erscheint die Farbe auf diesem. Jede helle Unterlage durch ein solches gefärbtes Mittel gesehen zeigt die Farbe desselben.

583.

Jede Farbe also, um gesehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalte haben. Daher kommt es, daß je heller und glanzender die Unterlagen sind, deste schöner erscheinen die Farben. Zieht man Lackfarben auf einen metallisch glanzenden weißen Grund, wie unsre sogenannten Folien verfertigt werden, so zeigt sich die Herrlichkeit der Farbe bei diesem zurückwirkenden Licht so sehr als bei irgend einem prismatischen Versuche. Ja die Energie der physischen Farben beruht hauptsachlich darauf, daß mit und hinter ihnen das Licht immerfort wirksam ist.

584.

Lichtenberg, der zwar seiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, war doch ein zu guter Beobachter, und zu geistreich, als daß er das, was ihm vor Augen erschien, nicht hatte bemerken und nach seiner Weise erklaren und zurecht legen sollen. Er sagt in der Vorrede zu Delaval: „Auch scheint es mir aus andern Gründen — wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfinden müsse."

384.

Sich weiße Unterlagen zu verschaffen, ist das Hauptgeschäft des Farbers. Farblosen Erden, besonders dem Alaun, kann jede specificirte Farbe leicht mitgetheilt werden. Besonders aber hat der Farber mit Producten der animalischen und der Pflanzenorganisation zu schaffen.

385.

Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Besondern, zur Specification, zum Effect, zur Undurchsichtigkeit bis ins Unendlichfeine. Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen (491), zur Abstraction, zur Allgemeinheit, zur Verklarung, zur Durchsichtigkeit.

386.

Wie dieses durch Technik bewirkt werde, ist in dem Capitel von Entziehung der Farbe anzudeuten. Hier bei der Mittheilung haben wir vorzualich zu bedenken, daß Thiere und Vegetabilien im lebendigen Zustande Farbe an ihnen hervorbringen, und solche dahen, wenn sie ihnen völlig entzogen ist, um desto leichter wieder in sich aufnehmen.

XLVII

Mittheilung.

Scheinbare.

387.

Die Mittheilung trifft, wie man leicht sehen kann, mit der Mischung zusammen, soweit die wahre als die scheinbare. Wir wiederholen deßwegen nicht, was eben so viel als nöthig angeführt worden.

Erwin! o ſchau, du wirſt gerechen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gib mir den Tod.

Roſa und Valerio bemühen ſich während dieſes Geſanges ſie zu tröſten, beſonders Valerio. Gegen das Ende der Arie wird Roſa ſtill, tritt an die Seite, ſieht ſich manchmal nach den beyden unruhig und verdrießlich um.

Roſa für ſich.

Ich komme hier mir überflüſſig vor;
Der Freund ſcheint auf die Freundinn mehr zu wirken,
Als eine Freundinn. Gut, ich kann ja wohl
Allein durch dieſe Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

Sie geht ab, ſich noch einigemal umſehend. Elmire und Valerio, welche mit einander fortſprechen, bemerken nicht, daß ſie ſich entfernt.

Valerio.

Ich laſſe dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß dieſe Schmerzen ewig wiederkehren.

589.

Doch bemerken wir gegenwärtig umſtändlicher die Wichtigkeit einer ſcheinbaren Mittheilung, welche durch den Widerſchein geſchieht. Es iſt dieſes zwar ſehr bekannte, doch immer ahnungsvolle Phänomen dem Phyſiker wie dem Maler von der größten Bedeutung.

590.

Man nehme eine jede ſpecificirte farbige Fläche, man ſtelle ſie in die Sonne und laſſe den Widerſchein auf andre farbloſe Gegenſtände fallen. Dieſer Widerſchein iſt eine Art gemäßigten Lichts, ein Halblicht, ein Halbſchatten, der außer ſeiner gedämpften Natur die ſpecifiſche Farbe der Fläche mit abſpiegelt.

591.

Wirkt dieſer Widerſchein auf lichte Flächen, ſo wird er aufgehoben, und man bemerkt die Farbe wenig, die er mit ſich bringt. Wirkt er aber auf Schattenſtellen, ſo zeigt ſich eine gleichſam magiſche Verbindung mit dem ἀναφῶς. Der Schatten iſt das eigentliche Element der Farbe, und hier tritt zu demſelben eine ſchattige Farbe beleuchtend, färbend und belebend. Und ſo entſteht eine eben ſo mächtige als angenehme Erſcheinung, welche dem Maler, der ſie zu benutzen weiß, die herrlichſten Dienſte leiſtet. Hier ſind die Vorbilder der ſogenannten Reflexe, die in der Geſchichte der Kunſt erſt ſpäter bemerkt werden, und die man ſeltner als billig in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit anzuwenden gewußt hat.

592.

Die Scholaſtiker nannten dieſe Farben colores nationales und intentionales; wie uns denn überhaupt die Geſchichte lehren wird, daß jene Schule die Phänomene ſchon gut genug

beachtete, auch ſie gehörig zu ſondern wußte, wenn ſchon die ganze Behandlungsart ſolcher Gegenſtände von der unſrigen ſehr verſchieden iſt.

XLVIII.

Entziehung.

593.

Den Körpern werden auf mancherlei Weiſe die Farben entzogen, ſie mögen dieſelben von Natur beſitzen, oder wir mögen ihnen ſolche mitgetheilt haben. Wir ſind daher im Stande, ihnen zu unſerm Vortheil zweckmäßig die Farbe zu nehmen, aber ſie entflieht auch oft zu unſerm Nachtheil gegen unſern Willen.

594.

Nicht allein die Grunderden ſind in ihrem natürlichen Zuſtande weiß, ſondern auch vegetabiliſche und animaliſche Stoffe können, ohne daß ihr Gewebe zerſtört wird, in einen weißen Zuſtand verſetzt werden. Da uns nun zu mancherlei Gebrauch ein reinliches Weiß höchſt nöthig und angenehm iſt, wie wir uns beſonders gern der leinenen und baumwollenen Zeuge ungefärbt bedienen: auch ſeidene Zeuge, das Papier und anderes uns deſto angenehmer ſind, je weißer ſie gefunden werden, weil auch ferner, wie wir oben geſehen, das Hauptfundament der ganzen Färberei weiße Unterlagen ſind: ſo hat ſich die Technik, theils zufällig, theils mit Nachdenken, auf das Entziehen der Farbe aus dieſen Stoffen ſo emſig geworfen, daß man hierüber unzählige Verſuche gemacht und gar manches Bedeutende entdeckt hat.

595.

In dieſer völligen Entziehung der Farbe liegt eigentlich die Beſchäftigung der Bleichkunſt, welche von mehreren empiriſcher oder methodiſcher abgehandelt worden. Wir geben die Hauptmomente hier nur kürzlich an.

596.

Das Licht wird als eines der erſten Mittel, die Farbe den Körpern zu entziehen, angeſehen, und zwar nicht allein das Sonnenlicht, ſondern das bloße gewaltloſe Tageslicht. Denn wie beide Lichter, ſowohl das directe von der Sonne, als auch das abgeleitete Himmelslicht, die Bononiſchen Phosphoren entzünden, ſo wirken auch beide Lichter auf gefärbte Flächen. Es ſey nun, daß das Licht die ihm verwandte Farbe ergreife, ſie, die ſo viel Flammenartiges hat, gleichſam entzünde, verbrenne, und das an ihr Specificirte wieder in ein Allgemeines auflöſe, oder daß eine andre uns unbekannte Operation geſchehe, genug das Licht übt eine große Gewalt gegen farbige Flächen aus und bleicht ſie mehr oder weniger. Doch zeigen auch hier die verſchiedenen Farben eine verſchiedene Zerſtörlichkeit und Dauer; wie denn das Gelbe, beſonders das aus gewiſſen Stoffen bereitete hier zuerſt davon fliegt.

597.

Aber nicht allein das Licht, ſondern auch die Luft und beſonders das Waſſer wirken gewaltig auf die Entziehung der Farbe. Man will ſogar bemerkt haben, daß wohl befeuchtete, bei Nacht auf dem Raſen ausgebreitete Garne beſſer bleichen, als ſolche, welche, gleichfalls wohl befeuchtet, dem Sonnenlicht ausgeſetzt werden. Und ſo mag ſich denn freilich das Waſſer auch hier als ein Auflöſendes, Vermittelndes, das Zufällige Aufhebendes, und das Beſondre ins Allgemeine Zurückführendes beweiſen.

598.

Durch Reagentien wird auch eine solche Entziehung bewirkt. Der Weingeist hat eine besondre Neigung, dasjenige, was die Pflanzen farbt, an sich zu ziehen und sich damit, oft auf eine sehr beständige Weise, zu farben. Die Schwefelsäure zeigt sich, besonders gegen Wolle und Seide, als farbentziehend sehr wirksam; und wem ist nicht der Gebrauch des Schwefeldampfes da bekannt, wo man etwas vergilbtes oder befleckres Weiß herzustellen gedenkt.

599.

Die starksten Säuren sind in der neuern Zeit als kürzere Bleichmittel angerathen worden.

600.

Eben so wirken im Gegensinne die alkalischen Reagentien, die Laugen an sich, die zu Seife mit Lauge verbundenen Oele und Fettigkeiten u. s. w. wie dieses alles in den ausdrücklich zu diesem Zwecke verfaßten Schriften umständlich gefunden wird.

601.

Uebrigens möchte es wohl der Mühe werth seyn, gewisse zarte Versuche zu machen, inwiefern Licht und Luft auf das Entziehen der Farbe ihre Thatigkeit äußern. Man könnte vielleicht unter luftleeren, mit gemeiner Luft oder besondern Luftarten gefüllten Glocken solche Farbstoffe dem Licht aussetzen, deren Flüchtigkeit man kennt, und beobachten, ob sich nicht an das Glas wieder etwas von der verflüchtigten Farbe ansetzte, oder sonst ein Niederschlag sich zeigte; und ob alsdann dieses Wiedererscheinende dem Unsichtbargewordnen völlig gleich sey, oder ob es eine Veränderung erlitten habe. Geschickte Experimentatoren ersinnen sich hierzu wohl mancherlei Vorrichtungen.

602.

Wenn wir nun alſo zuerſt die Naturwirkungen betrachtet haben, wie wir ſie zu unſern Abſichten anwenden, ſo iſt noch einiges zu ſagen von dem, wie ſie feindlich gegen uns wirken.

603.

Die Malerei iſt in dem Falle, daß ſie die ſchönſten Arbeiten des Geiſtes und der Mühe durch die Zeit auf mancherlei Weiſe zerſtört ſieht. — Man hat daher ſich immer viel Mühe gegeben, dauernde Pigmente zu finden, und ſie auf eine Weiſe unter ſich, ſo wie mit der Unterlage zu vereinigen, daß ihre Dauer dadurch noch mehr geſichert werde; wie uns hiervon die Technik der Malerſchulen genugſam unterrichten kann.

604.

Auch iſt hier der Platz, einer Halbkunſt zu gedenken, welcher wir in Abſicht auf Farberei ſehr vieles ſchuldig ſind, ich meine die Tapetenwirkerei. Indem man nämlich in den Fall kam, die zarteſten Schattirungen der Gemälde nachzuahmen, und daher die verſchiedenſt gefärbten Stoffe oft neben einander zu bringen; ſo bemerkte man bald, daß die Farben nicht alle gleich dauerhaft waren, ſondern die eine eher als die andere dem gewobenen Bilde entzogen wurde. Es entſtund daher das eifrigſte Beſtreben, den ſämmtlichen Farben und Schattirungen eine gleiche Dauer zu verſichern, welches beſonders in Frankreich unter Colbert geſchah, deſſen Verfügungen über dieſen Punkt in der Geſchichte der Farbekunſt Epoche machen. Die ſogenannte Schönfarberei, welche ſich nur zu einer vergänglichen Anmuth verpflichtete, ward eine beſondere Gilde; mit deſto größerm Ernſt hingegen ſuchte man diejenige Technik, welche für die Dauer ſtehen ſollte, zu begründen.

So waren wir, bei Betrachtung des Entziehens der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit glänzender Farbenerscheinungen, wieder auf die Forderung der Dauer zurückgekehrt, und hatten auch in diesem Sinne unsern Kreis abermals abgeschlossen.

XLIX.

Nomenclatur.

605.

Nach dem, was wir bisher von dem Entstehen, dem Fortschreiten und der Verwandtschaft der Farben ausgeführt, wird sich besser übersehen lassen, welche Nomenclatur künftig wünschenswerth wäre, und was von der bisherigen zu halten sey.

606.

Die Nomenclatur der Farben ging, wie alle Nomenclaturen, besonders aber diejenigen, welche sinnliche Gegenstände bezeichnen, vom Besondern aus ins Allgemeine und vom Allgemeinen wieder zurück ins Besondere. Der Name der Species ward ein Geschlechtsname, dem sich wieder das Einzelne unterordnete.

607.

Dieser Weg konnte bei der Beweglichkeit und Unbestimmtheit des frühern Sprachgebrauchs zurückgelegt werden, besonders da man in den ersten Zeiten sich auf ein lebhafteres sinnliches Anschauen verlassen durfte. Man bezeichnete die Eigenschaften der Gegenstände unbestimmt, weil sie jedermann deutlich in der Imagination festhielt.

608.

Der reine Farbenkreis war zwar enge, er ſchien aber an unzähligen Gegenſtänden ſpecificirt und individualiſirt und mit Nebenbeſtimmungen bedingt. Man ſehe die Mannichfaltigkeit der griechiſchen und römiſchen Ausdrücke (39ſter Band, Seite 46 — 50) und man wird mit Vergnügen dabei gewahr werden, wie beweglich und laßlich die Worte beinahe durch den ganzen Farbenkreis herum gebraucht worden.

609.

In ſpäteren Zeiten trat durch die mannichfaltigen Operationen der Färbekunſt manche neue Schattirung ein. Selbſt die Modefarben und ihre Benennungen ſtellten ein unendliches Heer von Farbenindividualitäten dar. Auch die Farbenterminologie der neuern Sprachen werden wir gelegentlich aufführen; wobei ſich denn zeigen wird, daß man immer auf genauere Beſtimmungen ausgegangen, und ein Fixirtes, Specificirtes auch durch die Sprache feſtzuhalten und zu vereinzelnen geſucht hat.

610.

Was die deutſche Terminologie betrifft, ſo hat ſie den Vortheil, daß wir vier einſylbige, an ihren Urſprung nicht mehr erinnernde Namen beſitzen, nämlich Gelb, Blau, Roth, Grün. Sie ſtellen nur das Allgemeinſte der Farbe der Einbildungskraft dar, ohne auf etwas Specifiſches hinzudeuten.

611.

Wollten wir in jeden Zwiſchenraum zwiſchen dieſen vieren noch zwei Beſtimmungen ſetzen, als Rothgelb und Gelbroth, Rothblau und Blauroth, Gelbgrün und Grüngelb, Blaugrün und Grünblau; ſo würden wir die Schattirungen des Farbenkreiſes beſtimmt genug ausdrücken; und wenn wir die Bezeichnungen von Hell und Dunkel hinzufügen wollten,

ingleichen die Benennungen einigermaßen andeuten, wozu uns die gleichfalls einfachen Worte Schwarz, Weiß, Grau und Braun zu Dienſten ſtehen; ſo würden wir ziemlich ausgelangen, und die vorkommenden Erſcheinungen ausdrücken, ohne uns zu bekummern, ob ſie auf dynamiſchem oder atomiſtiſchem Wege entſtanden ſind.

612.

Man könnte jedoch immer dieſen die ſpecifiſchen und individuellen Ausdrücke vortheilhaft benutzen; ſo wie wir uns auch des Worts Orange und Violett bedienten. Ingleichen haben wir das Wort Purpur gebraucht, um das reine in der Mitte ſtehende Roth zu bezeichnen, weil der Saft der Purpurſchnecke, beſonders wenn er ſeine Leinwand durchdrungen hat, vorzüglich durch das Sonnenlicht zu dem höchſten Punkte der Culmination zu bringen iſt.

I.

Mineralien.

613.

Die Farben der Mineralien ſind alle chemiſcher Natur, und ſo kann ihre Entſtehungsweiſe aus dem, was wir von den chemiſchen Farben geſagt haben, ziemlich entwickelt werden.

614.

Die Farbenbenennungen ſtehen unter den äußern Kennzeichen oben an, und man hat ſich im Sinne der neuern Zeit, große Mühe gegeben, jede vorkommende Erſcheinung genau zu beſtimmen und feſtzuhalten; man hat aber dadurch,

wie uns dünkt, neue Schwierigkeiten erregt, welche beim Gebrauch manche Unbequemlichkeit veranlassen.

615.

Freilich führt auch dieses, sobald man bedenkt, wie die Sache gefunden, seine Entschuldigung mit sich. Der Maler hatte bisher das Vorrecht, die Farbe zu handhaben. Die wenigen specificirten Farben standen fest, und dennoch kamen durch künstliche Mischungen unzählige Schattirungen hervor, welche die Oberfläche der natürlichen Gegenstände nachahmten. War es daher ein Wunder, wenn man auch diesen Mischungsweg einschlug und den Künstler aufrief, gefärbte Musterflächen aufzustellen, nach denen man die natürlichen Gegenstände beurtheilen und bezeichnen könnte. Man fragte nicht, wie geht die Natur zu Werke, um diese und jene Farbe auf ihrem innern lebendigen Wege hervorzubringen, sondern wie belebt der Maler das Todte, um ein dem Lebendigen ähnliches Scheinbild darzustellen. Man ging also immer von Mischung aus und kehrte auf Mischung zurück, so daß man zuletzt das Gemischte wieder zu mischen vornahm, um einige sonderbare Specificationen und Individualisationen auszudrücken und zu unterscheiden.

616.

Uebrigens läßt sich bei der gedachten eingeführten mineralischen Farbenterminologie noch manches erinnern. Man hat nämlich die Benennungen nicht, wie es doch meistens möglich gewesen wäre, aus dem Mineralreich, sondern von allerlei sichtbaren Gegenständen genommen, da man doch mit größerem Vortheil auf eigenem Grund und Boden hätte bleiben können. Ferner hat man zu viel einzelne, specifische Ausdrücke aufgenommen, und indem man, durch Vermischung

dieſer Specificationen, wieder neue Beſtimmungen hervorzubringen ſuchte, nicht bedacht, daß man dadurch vor der Imagination das Bild und vor dem Verſtand den Begriff völlig aufhebe. Zuletzt ſtehen denn auch dieſe gewiſſermaßen als Grundbeſtimmungen gebrauchten einzelnen Farbenbenennungen nicht in der beſten Ordnung, wie ſie etwa von einander ſich ableiten; daher denn der Schüler jede Beſtimmung einzeln lernen und ſich ein beinahe todtes Poſitives einprägen muß. Die weitere Ausführung dieſes Angedeuteten ſtünde hier nicht am rechten Orte.

I.I.

Pflanzen.

617.

Man kann die Farben organiſcher Körper überhaupt als eine höhere chemiſche Operation anſehen, weßwegen ſie auch die Alten durch das Wort Kochung (πεψις) ausgedrückt haben. Alle Elementarfarben ſowohl als die gemiſchten und abgeleiteten kommen auf der Oberfläche organiſcher Naturen vor; dahingegen das Innere, man kann nicht ſagen, unfarbig, doch eigentlich mißfarbig erſcheint, wenn es zu Tage gebracht wird. Da wir bald an einem andern Orte von unſern Anſichten über organiſche Natur einiges mitzutheilen denken; ſo ſtehe nur dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indeſſen wir zu jenen beſondern Zwecken das weitere vorbereiten. Von den Pflanzen ſey alſo zuerſt geſprochen.

618.

Die Samen, Bulben, Wurzeln und was überhaupt vom

Es fehlt der Menſch; und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weiſe Menſchen ſich
Dazu gebildet, daß ſie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe ſelbſt auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müſſen; wer erlebt ſie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Haſt,
Die ich nun eher bändigend beherrſche,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geſchick. Er hörte
Mich liebreich an; und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löſ't' er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr geſehn, ſo ſollſt du zu ihm hin,
Ich führe dich, und Roſa geht mit uns.

Elmire.

Wo iſt ſie hin?

Lichte ausgeschlossen ist, oder unmittelbar von der Erde sich umgeben befindet, zeigt sich meistentheils weiß.

619.

Die im Finstern aus Samen erzogenen Pflanzen sind weiß oder ins Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

620.

Die Pflanzen, die im Finstern wachsen, setzen sich von Knoten zu Knoten zwar lange fort; aber die Stengel zwischen zwei Knoten sind länger als billig; keine Seitenzweige werden erzeugt und die Metamorphose der Pflanzen hat nicht statt.

621.

Das Licht versetzt sie dagegen sogleich in einen thätigen Zustand, die Pflanze erscheint grün und der Gang der Metamorphose bis zur Begattung geht unaufhaltsam fort.

622.

Wir wissen, daß die Stengelblätter nur Vorbereitungen und Vorbedeutungen auf die Blumen- und Fruchtwerkzeuge sind; und so kann man in den Stengelblättern schon Farben sehen, die von weitem auf die Blume hindeuten, wie bei den Amaranthen der Fall ist.

623.

Es giebt weiße Blumen, deren Blätter sich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben; aber auch farbige, in denen die schöne Elementarerscheinung hin und wieder spielt. Es giebt deren, die sich nur theilweise vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

624.

Blumen einerlei Geschlechts, ja einerlei Art, finden sich von allen Farben. Rosen und besonders Malven z. B. gehen

einen großen Theil des Farbenkreises durch, vom Weißen ins Gelbe, sodann durch das Rothgelbe in den Purpur, und von da in das dunkelste, was der Purpur, indem er sich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

625.

Andere fangen schon auf einer höhern Stufe an, wie z. B. die Bohne, welche von dem Gelbrothen ausgehen und sich in das Violette hinüberziehen.

626.

Doch sind auch Farben bei Arten, Gattungen, ja Familien und Classen, wo nicht befremdlich, doch herrschend, besonders die gelbe Farbe: die blaue ist überhaupt seltner.

627.

Bei den saftigen Hüllen der Frucht geht etwas Aehnliches vor, indem sie sich von der grünen Farbe durch das Gelbliche und Gelbe bis zu dem höchsten Roth erhöhen, wobei die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige sind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenseite, in welchem letzten Falle man die Steigerung des Gelben ins Rothe durch größere An- und Uebereinanderdrängung sehr wohl beobachten kann.

628.

Auch sind mehrere Früchte innerlich gefärbt, besonders sind purpurrothe Säfte gewöhnlich.

629.

Wie die Farbe sowohl oberflächlich auf der Blume, als durchdringend in der Frucht sich befindet, so verbreitet sie sich auch durch die übrigen Theile, indem sie die Wurzeln und die Säfte der Stengel färbt, und zwar mit sehr reicher und mächtiger Farbe.

630.

So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verschiedenen Stufen des Rothen bis ins Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer sind mir nicht bekannt; und so zeigt sich schon auf dieser Stufe der Organisation die active Seite mächtig, wenn in dem allgemeinen Grün der Pflanzen beide Seiten sich balanciren mögen.

631.

Wir haben oben gesehen, daß der aus der Erde dringende Keim sich mehrentheils weiß und gelblich zeigt, durch Einwirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein Aehnliches geschieht bei jungen Blättern der Bäume, wie man z. B. an den Birken sehen kann, deren junge Blätter gelblich sind und beim Auskochen einen schönen gelben Saft von sich geben. Nachher werden sie immer grüner, so wie die Blätter von andern Bäumen nach und nach in das Blaugrüne übergehen.

632.

So scheint auch das Gelbe wesentlicher den Blattern anzugehören, als der blaue Antheil: denn dieser verschwindet im Herbste, und das Gelbe des Blattes scheint in eine braune Farbe übergegangen. Noch merkwürdiger aber sind die besonderen Falle, da die Blatter im Herbste wieder rein gelb werden, und andere sich bis zu dem höchsten Roth hinaufsteigern.

633.

Uebrigens haben einige Pflanzen die Eigenschaft, durch künstliche Behandlung fast durchaus in ein Farbematerial verwandelt zu werden, das so fein, wirksam und unendlich theilbar ist, als irgend ein anderes. Beispiele sind der

Indigo und Krapp, mit denen ſo viel geleiſtet wird. Auch werden Flechten zum Farben benutzt.

634.

Dieſem Phänomen ſteht ein anderes unmittelbar entgegen, daß man nämlich den farbenden Theil der Pflanzen ausziehen und gleichſam beſonders darſtellen kann, ohne daß ihre Organiſation dadurch etwas zu leiden ſcheint. Die Farben der Blumen laſſen ſich durch Weingeiſt ausziehen und tingiren denſelben; die Blumenblätter dagegen erſcheinen weiß.

635.

Es giebt verſchiedene Bearbeitungen der Blumen und ihrer Säfte durch Reagentien. Dieſes hat Boyle in vielen Experimenten geleiſtet. Man bleicht die Roſen durch Schwefel und ſtellt ſie durch andere Säuren wieder her. Durch Tabaksrauch werden die Roſen grün.

LII.

Würmer, Inſecten, Fiſche.

636.

Von den Thieren, welche auf den niedern Stufen der Organiſation verweilen, ſey hier vorläufig folgendes geſagt. Die Würmer, welche ſich in der Erde aufhalten, der Finſterniß und der kalten Feuchtigkeit gewidmet ſind, zeigen ſich mißfarbig; die Eingeweidewürmer von warmer Feuchtigkeit im Finſtern ausgebrütet und genährt, unfarbig; zu Beſtimmung der Farbe ſcheint ausdrücklich Licht zu gehören.

637.

Diejenigen Geschöpfe, welche im Wasser wohnen, welches als ein obgleich sehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurch läßt, erscheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinste Kalkerde zu beleben scheinen, sind meistentheils weiß: doch finden wir die Corallen bis zum schönsten Gelbroth hinaufgesteigert, welches in andern Wurmgehäusen sich bis nahe zum Purpur hinanhebt.

638.

Die Gehäuse der Schalthiere sind schön gezeichnet und gefärbt; doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken, noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben geziert sind, als die des Meerwassers.

639.

Bei Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher, thierischer Organe sich wachsend vorwärts bewegte, und, indem sie sich um eine Achse drehten, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rinnen und Erhöhungen, nach einem immer sich vergrößernden Maaßstab, hervorbrachten. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgend ein mannichfaltig färbender Saft beiwohnen mußte, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Punkten, Flecken und Schattirungen, epochenweis bezeichnete, und so die Spuren seines steigenden Wachsthums auf der Außenseite dauernd hinterließ, indeß die innere meistens weiß oder nur blaßgefärbt angetroffen wird.

640.

Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt

uns die Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet, wovon der Saft des Tintenfisches ein Zeugniß giebt; ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehreren Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neuern Zeit auch wohl benutzt wird. Es giebt nämlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefaß, das mit einem rothen Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die ganzen Thiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herausnehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbgefüllte Gefaß auch von dem Thiere absondern, wodurch denn freilich ein concentrirterer Saft gewonnen wird.

641.

Dieser Saft hat das Eigene, daß er, dem Licht und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann ins Blaue, von da ins Violette übergeht, immer aber ein höheres Roth annimmt, und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Baumwolle aufgetragen worden, eine reine hohe rothe Farbe annimmt.

642.

Wir hatten also hier eine Steigerung von der Minusseite bis zur Culmination, die wir bei den unorganischen Fällen nicht leicht gewahr wurden; ja wir können diese Erscheinung beinahe ein Durchwandern des ganzen Kreises nennen, und wir sind überzeugt, daß durch gehörige Verbindungen wirklich die ganze Durchwanderung des Kreises bewirkt werden könne: denn es ist wohl kein Zweifel, daß sich durch

wohl angewendete Säuren der Purpur vom Culminationspunkte herunter nach dem Scharlach führen ließe.

643.

Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen, ja sogar finden sich Eier, die Anfange künftiger Schalthiere, welche ein solches farbendes Wesen enthalten. Von der andern Seite scheint aber dieser Saft auf das bei höher stehenden Thieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche Eigenschaften der Farbe sehen. In seinem verdünntesten Zustande erscheint es uns gelb, verdichtet, wie es in den Adern sich befindet, roth, und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Roth, wahrscheinlich wegen der Säurung, die ihm beim Athemholen widerfahrt; das venöse Blut geht mehr nach dem Violetten hin, und zeigt durch diese Beweglichkeit auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern.

644.

Sprechen wir, ehe wir das Element des Wassers verlassen, noch einiges von den Fischen, deren schuppige Oberfläche zu gewissen Farben öfters theils im Ganzen, theils streifig, theils fleckenweis specificirt ist, noch öfter ein gewisses Farbenspiel zeigt, das auf die Verwandtschaft der Schuppen mit den Gehäusen der Schalthiere, dem Perlemutter, ja selbst der Perle hinweist. Nicht zu übergehen ist hierbei, daß heißere Himmelsstriche, auch schon in das Wasser wirksam, die Farben der Fische hervorbringen, verschönern und erhöhen.

645.

Auf Otaheiti bemerkte Forster Fische, deren Oberflächen sehr schön spielten, besonders im Augenblick, da der Fisch starb. Man erinnere sich hierbei des Chamaleons und

anderer ähnlichen Erscheinungen, welche dereinſt zuſammengeſtellt dieſe Wirkungen deutlicher erkennen laſſen.

646.

Noch zuletzt, obgleich außer der Reihe, iſt wohl noch das Farbenſpiel gewiſſer Mollusken zu erwähnen, ſo wie die Phosphorescenz einiger Seegeſchöpfe, welche ſich auch in Farben ſpielend verlieren ſoll.

647.

Wenden wir nunmehr unſere Betrachtung auf diejenigen Geſchöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trocknen Wärme angehören; ſo finden wir uns freilich erſt recht im lebendigen Farbenreiche. Hier erſcheinen uns an trefflich organiſirten Theilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schönheit. Sie deuten uns aber doch, daß eben dieſe Geſchöpfe noch auf einer niedern Stufe der Organiſation ſtehen, eben weil dieſe Elementarfarben noch unverarbeitet bei ihnen hervortreten können. Auch hier ſcheint die Hitze viel zu Ausarbeitung dieſer Erſcheinung beizutragen.

648.

Wir finden Inſecten, welche als ganz concentrirter Farbenſtoff anzuſehen ſind, worunter beſonders die Coccusarten berühmt ſind; wobei wir zu bemerken nicht unterlaſſen, daß ihre Weiſe, ſich an Vegetabilien anzuſiedeln, ja in dieſelben hineinzuniſten, auch zugleich jene Ausdünſte hervorbringt, welche als Beizen zu Befeſtigung der Farben ſo große Dienſte leiſten.

649.

Am auffallendſten aber zeigt ſich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organiſation, an denjenigen Inſecten, welche eine vollkommene Metamorphoſe zu ihrer Entwickelung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.

650.

Diese letztern, die man wahrhafte Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft die schönsten Farben, welche, specificirt wie sie sind, auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten; eine Betrachtung, die wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimniß der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß.

651.

Wenn wir übrigens die Flügel des Schmetterlings näher betrachten und in seinem nehartigen Gewebe die Spuren eines Armes entdecken, und ferner die Art, wie dieser gleichsam verflachte Arm durch zarte Federn bedeckt und zum Organ des Fliegens bestimmt worden; so glauben wir ein Gesetz gewahr zu werden, wonach sich die große Mannichfaltigkeit der Farbung richtet, welches künftig naher zu entwickeln seyn wird.

652.

Daß auch überhaupt die Hitze auf Größe des Geschöpfes, auf Ausbildung der Form, auf mehrere Herrlichkeit der Farben Einfluß habe, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

LIII.

Vögel.

653.

Je weiter wir nun uns gegen die höhern Organisationen verlieren, desto mehr haben wir Ursache, flüchtig und vorübergehend, nur einiges hinzuzutragen. Denn alles, was solchen organischen Wesen natürlich begegnet, ist eine Wirkung von

ſo vielen Prämiſſen, daß ohne dieſelben wenigſtens angedeutet zu haben, nur etwas Unzulängliches und Gewagtes ausgeſprochen wird.

654.

Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüthen und Früchte auf dem Stamme gleichſam gewurzelt ſind, und ſich von vollkommneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerſt zugebracht hat; wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organiſche als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenſchaften ſich ganz vorzüglich beweiſen, ſo können wir auch die Federn der Vögel in einem gewiſſen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entſpringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen herzugeben hat, und ſind deßwegen ſehr reich ausgeſtattete Organe.

655.

Die Kiele erwachſen nicht allein verhältnißmäßig zu einer anſehnlichen Größe, ſondern ſie ſind durchaus geäſtet, wodurch ſie eigentlich zu Federn werden, und manche dieſer Ausäſtungen, Befiederungen ſind wieder ſubdividirt, wodurch ſie abermals an die Pflanzen erinnern.

656.

Die Federn ſind ſehr verſchieden an Form und Größe, aber ſie bleiben immer daſſelbe Organ, das ſich nur nach Beſchaffenheit des Körpertheiles, aus welchem es entſpringt, bildet und umbildet.

657.

Mit der Form verwandelt ſich auch die Farbe, und ein gewiſſes Geſetz leitet ſowohl die allgemeine Färbung, als auch die beſondere, wie wir ſie nennen möchten, diejenige nämlich, wodurch die einzelne Feder ſcheckig wird. Dieſes iſt es,

Valerio.

Ich ſehe ſie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzu weit von hier, in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felſenwand am Fluſſe ſtill
Uns ſtehen hieß. Der kleine Steg, der ſonſt
Hinüberführt, war von dem Strom vor kurzem
Hinweg geriſſen; doch wir finden ihn
Jetzt wieder hergeſtellt. Dieß iſt der Weg,
Wir folgen einem Pfade durch's Gebüſch;
Und auf der Wieſe kennen wir gar leicht
Den Fußſteg linker Hand, und dieſer führt
Uns ſtets am Fluſſe hin, um Wald und Fels,
Durch Buſch und Thal; man kann nicht weiter
irren.
Zuletzt wirſt du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felſen ſehn; es wird dir wohl

woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entſpringt, und woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. Es iſt ein ähnliches mit jenem, das wir bei Gelegenheit der Metamorphoſe der Pflanzen früher entwickelt, und welches darzulegen wir die nächſte Gelegenheit ergreifen werden.

658.

Nöthigen uns hier Zeit und Umſtände über dieſes organiſche Geſetz hinauszugehen, ſo iſt doch hier unſere Pflicht, der chemiſchen Wirkungen zu gedenken, welche ſich bei Färbung der Federn auf eine uns nun ſchon hinlänglich bekannte Weiſe zu äußern pflegen.

659.

Das Gefieder iſt allfarbig, doch im Ganzen das gelbe, das ſich zum Rothen ſteigert, häufiger als das blaue.

660.

Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben iſt durchaus bemerklich. So iſt z. B. auf der Bruſt gewiſſer Papageyen die Feder eigentlich gelb. Der ſchuppenartig hervortretende Theil, den das Licht beſcheint, iſt aus dem Gelben ins Rothe geſteigert. So ſieht die Bruſt eines ſolchen Thiers hochroth aus, wenn man aber in die Federn blaſ't, erſcheint das Gelbe.

661.

So iſt durchaus der unbedeckte Theil der Federn von dem im ruhigen Zuſtand bedeckten höchlich unterſchieden, ſo daß ſogar nur der unbedeckte Theil, z. B. bei Raben, bunte Farben ſpielt, der bedeckte aber nicht; nach welcher Anleitung man die Schwanzfedern, wenn ſie durch einander geworfen ſind, ſogleich wieder zurecht legen kann.

LIV.

Säugethiere und Menſchen.

662.

Hier fangen die Elementarfarben an uns ganz zu verlaſſen. Wir ſind auf der höchſten Stufe, auf der wir nur flüchtig verweilen.

663.

Das Säugthier ſteht überhaupt entſchieden auf der Lebensſeite. Alles, was ſich an ihm äußert, iſt lebendig. Von dem Innern ſprechen wir nicht, alſo hier nur einiges von der Oberfläche. Die Haare unterſcheiden ſich ſchon dadurch von den Federn, daß ſie der Haut mehr angehören, daß ſie einfach, fadenartig, nicht geaſtet ſind. An den verſchiedenen Theilen des Körpers ſind ſie aber auch, nach Art der Federn, kürzer, länger, zarter und ſtarker, lockig oder glatt, und dieß alles nach Geſetzen, welche ſich ausſprechen laſſen.

664.

Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbroth und Braun wechſeln auf mannichfaltige Weiſe, doch erſcheinen ſie niemals auf eine ſolche Art, daß ſie uns an die Elementarfarben erinnerten. Sie ſind alle vielmehr gemiſchte, durch organiſche Kochung bezwungene Farben, und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Weſens, dem ſie angehören.

665.

Eine von den wichtigſten Betrachtungen der Morphologie, inſofern ſie Oberflächen beobachtet, iſt dieſe, daß auch bei den vierfüßigen Thieren die Flecken der Haut auf die runden Theile, über welche ſie gezogen iſt, einen Bezug haben. So willkürlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu

wirken scheint, so consequent wird dennoch ein tiefes Gesetz beobachtet, dessen Entwickelung und Anwendung freilich nur einer genauen Sorgfalt und treuen Theilnehmung vorbehalten ist.

666.

Wenn bei Affen gewisse nackte Theile bunt, mit Elementarfarben, erscheinen, so zeigt dieß die weite Entfernung eines solchen Geschöpfs von der Vollkommenheit an: denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhangt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Specifisches absondern.

667.

Von dem Menschen haben wir wenig zu sagen, denn er trennt sich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menschen Inneres ist so viel verwandt, daß seine Oberfläche nur sparsamer begabt werden konnte.

668.

Wenn man nimmt, daß schon unter der Haut die Thiere mit Intercutanmuskeln mehr belastet als begünstigt sind; wenn man sieht, daß gar manches Ueberflüssige nach außen strebt, wie z. B. die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger die Haare, Mähnen, Zotten; so sieht man wohl, daß die Natur vieles abzugeben und zu verschwenden hatte.

669.

Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein, und laßt, bei den vollkommensten, außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen, die schöne Form sehen;

denn im Vorbeigehen ſey es geſagt, ein Ueberfluß der Haare an Bruſt, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke; wie denn wahrſcheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigens ſtarken Thiernatur verführt, mitunter ſolche haarige Helden zu Ehren gebracht haben.

670.

Doch haben wir hauptſächlich an dieſem Ort von der Farbe zu reden. Und ſo iſt die Farbe der menſchlichen Haut, in allen ihren Abweichungen, durchaus keine Elementarfarbe, ſondern eine durch organiſche Kochung höchſt bearbeitete Erſcheinung.

671.

Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterſchied der Charaktere deute, iſt wohl keine Frage, wie wir ja ſchon einen bedeutenden Unterſchied an blonden und braunen Menſchen gewahr werden; wodurch wir auf die Vermuthung geleitet worden, daß ein oder das andere organiſche Syſtem vorwaltend eine ſolche Verſchiedenheit hervorbringe. Ein Gleiches läßt ſich wohl auf Nationen anwenden; wobei vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewiſſe Farben mit gewiſſen Bildungen zuſammentreffen, worauf wir ſchon durch die Mohrenphyſiognomien aufmerkſam geworden.

672.

Uebrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweiflerfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menſchenbildung und Farbe gleich ſchön, und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der andern vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles deſſen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Menſch, d. h. derjenige, deſſen Oberfläche vom Weißen ins Gelbliche, Braunliche, Röthliche ſpielt, kurz deſſen Oberflache am gleichgultigſten erſcheint, am wenigſten

ſich zu irgend etwas Beſonderem hinneigt, der ſchönſte ſey. Und ſo wird auch wohl künftig, wenn von der Form die Rede ſeyn wird, ein ſolcher Gipfel menſchlicher Geſtalt ſich vor das Anſchauen bringen laſſen; nicht als ob dieſe alte Streitfrage hierdurch für immer entſchieden ſeyn ſollte: denn es giebt Menſchen genug, welche Urſache haben, dieſe Deutſamkeit des Aeußern in Zweifel zu ſetzen, ſondern daß dasjenige ausgeſprochen werde, was aus einer Folge von Beobachtung und Urtheil einem Sicherheit und Beruhigung ſuchenden Gemüthe hervorſpringt. Und ſo fügen wir zum Schluß noch einige auf die elementarchemiſche Farbenlehre ſich beziehende Betrachtungen bei.

I.V.

Phyſiſche und chemiſche Wirkungen farbiger Beleuchtung.

673.

Die phyſiſchen und chemiſchen Wirkungen farbloſer Beleuchtung ſind bekannt, ſo daß es hier unnöthig ſeyn dürfte, ſie weitläufig auseinander zu ſetzen. Das farbloſe Licht zeigt ſich unter verſchiedenen Bedingungen, als Wärme erregend, als ein Leuchten gewiſſen Körpern mittheilend, als auf Säurung und Entſäurung wirkend. In der Art und Stärke dieſer Wirkungen findet ſich wohl mancher Unterſchied, aber keine ſolche Differenz, die auf einen Gegenſatz hinwieſe, wie ſolche bei farbigen Beleuchtungen erſcheint, wovon wir nunmehr kürzlich Rechenſchaft zu geben gedenken.

674.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung als Wärme

erregend wissen wir folgendes zu sagen: An einem sehr sensiblen, sogenannten Luftthermometer beobachte man die Temperatur des dunkeln Zimmers. Bringt man die Kugel darauf in das direct hereinscheinende Sonnenlicht, so ist nichts natürlicher, als daß die Flüssigkeit einen viel höhern Grad der Wärme anzeige. Schiebt man alsdann farbige Gläser vor, so folgt auch ganz natürlich, daß sich der Wärmegrad vermindere, erstlich weil die Wirkung des directen Lichts schon durch das Glas etwas gehindert ist, sodann aber vorzüglich weil ein farbiges Glas, als ein Dunkles, ein weniger Licht hindurchläßt.

675.

Hiebei zeigt sich aber dem aufmerksamen Beobachter ein Unterschied der Wärme-Erregung, je nachdem diese oder jene Farbe dem Glase eigen ist. Das gelbe und gelbrothe Glas bringt eine höhere Temperatur, als das blaue und blaurothe hervor, und zwar ist der Unterschied von Bedeutung.

676.

Will man diesen Versuch mit dem sogenannten prismatischen Spectrum anstellen, so bemerke man am Thermometer erst die Temperatur des Zimmers, lasse alsdann das blaufärbige Licht auf die Kugel fallen, so wird ein etwas höherer Wärmegrad angezeigt, welcher immer wächst, wenn man die übrigen Farben nach und nach auf die Kugel bringt. In der gelbrothen ist die Temperatur am stärksten, noch starker aber unter dem Gelbrothen.

Macht man die Verrichtung mit dem Wasserprisma, so daß man das weiße Licht in der Mitte vollkommen haben kann, so ist dieses zwar gebrochne, aber noch nicht gefarbte

Licht das wärmste; die übrigen Farben verhalten sich hingegen wie vorher gesagt.

677.

Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Ableitung und Erklärung dieser Phänomene zu thun ist, so bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß sich am Spectrum unter dem Rothen keinesweges das Licht vollkommen abschneidet, sondern daß immer noch ein gebrochnes, von seinem Wege abgelenktes, sich hinter dem prismatischen Farbenbilde gleichsam herschleichendes Licht zu bemerken ist, so daß man bei näherer Betrachtung wohl kaum nöthig haben wird zu unsichtbaren Strahlen und deren Brechung seine Zuflucht zu nehmen.

678.

Die Mittheilung des Lichtes durch farbige Beleuchtung zeigt dieselbige Differenz. Den Bononischen Phosphoren theilt sich das Licht mit durch blaue und violette Gläser, keinesweges aber durch gelbe und gelbrothe; ja man will sogar bemerkt haben, daß die Phosphoren, welchen man durch violette und blaue Gläser den Glühschein mitgetheilt, wenn man solche nachher unter die gelben und gelbrothen Scheiben gebracht, früher verlöschen, als die, welche man im dunkeln Zimmer ruhig liegen läßt.

679.

Man kann diese Versuche wie die vorhergehenden auch durch das prismatische Spectrum machen, und es zeigen sich immer dieselben Resultate.

680.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung auf Säurung und Entsäurung kann man sich folgendermaßen unterrichten.

Man ſtreiche feuchtes, ganz weißes Hornſilber auf einen Papierſtreifen; man lege ihn ins Licht, daß er einigermaßen grau werde und ſchneide ihn alsdann in drei Stücke. Das eine lege man in ein Buch, als bleibendes Muſter, das andere unter ein gelbrothes, das dritte unter ein blaurothes Glas. Dieſes letzte Stück wird immer dunkelgrauer werden und eine Entſäurung anzeigen. Das unter dem Gelbrothen Befindliche wird immer heller grau, tritt alſo dem erſten Zuſtand vollkommnerer Säurung wieder näher. Von beiden kann man ſich durch Vergleichung mit dem Muſterſtücke überzeugen.

681.

Man hat auch eine ſchöne Vorrichtung gemacht, dieſe Verſuche mit dem prismatiſchen Bilde anzuſtellen. Die Reſultate ſind denen bisher erwähnten gemäß, und wir werden das Nähere davon ſpäterhin vortragen und dabei die Arbeiten eines genauen Beobachters benutzen, der ſich bisher mit dieſen Verſuchen ſorgfältig beſchäftigte.

LVI.

Chemiſche Wirkung bei der dioptriſchen Achromaſie.

682.

Zuerſt erſuchen wir unſre Leſer, dasjenige wieder nachzuſehen, was wir oben (285—298) über dieſe Materie vorgetragen, damit es hier keiner weitern Wiederholung bedürfe.

683.

Man kann alſo einem Glaſe die Eigenſchaft geben, daß

es, ohne viel stärker zu refrangiren als vorher, d. h. ohne das Bild um ein sehr Merkliches weiter zu verrücken, dennoch viel breitere Farbensäume hervorbringt.

684.

Diese Eigenschaft wird dem Glase durch Metallkalke mitgetheilt. Daher Mennig mit einem reinen Glase innig zusammengeschmolzen und vereinigt, diese Wirkung hervorbringt. Flintglas (291) ist ein solches mit Bleikalk bereitetes Glas. Auf diesem Wege ist man weiter gegangen und hat die sogenannte Spießglanzbutter, die sich nach einer neuern Bereitung als reine Flüssigkeit darstellen läßt, in linsenförmigen und prismatischen Gefäßen benutzt, und hat eine sehr starke Farbenerscheinung bei mäßiger Refraction hervorgebracht, und die von uns sogenannte Hyperchromasie sehr lebhaft dargestellt.

685.

Bedenkt man nun, daß das gemeine Glas, wenigstens überwiegend alkalischer Natur sey, indem es vorzüglich aus Sand und Laugensalzen zusammengeschmolzen wird, so möchte wohl eine Reihe von Versuchen belehrend seyn, welche das Verhaltniß völlig alkalischer Liquoren zu völligen Sauren auseinandersetzten.

686.

Wäre nun das Maximum und Minimum gefunden, so wäre die Frage, ob nicht irgend ein brechend Mittel zu erdenken sey, in welchem die von der Refraction beinah unabhangig auf- und absteigende Farbenerscheinung, bei Verrückung des Bildes, völlig Null werden könnte.

687.

Wie sehr wünschenswerth wäre es daher für diesen letzten Punkt sowohl, als fur unsre ganze dritte Abtheilung, ja

für die Farbenlehre überhaupt, daß die mit Bearbeitung der Chemie, unter immer fortschreitenden neuen Ansichten, beschäftigten Manner auch hier eingreifen, und das, was wir beinahe nur mit rohen Zügen angedeutet, in das Feinere verfolgen und in einem allgemeinen, der ganzen Wissenschaft zusagenden Sinne bearbeiten möchten.

Auf dieſem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichſt.

Elmire.

O bring' mich hin! Der Tag iſt lang, ich ſehne
Mich nach dem ſtillen Gange, nach den Worten
Des guten Greiſes, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht, was ich an ihm bemerke;
So weiß er mehr, als andre Menſchen wiſſen.
Sein ungetrübtes freyes Auge ſchaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schickſals, die um uns
In tauſend Kreiſen klingend ſich bewegt,
Vernimmt ſein Ohr; und wir erhaſchen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrüg' ich mich nicht ſehr, ſo wird der Mann
Dir mit dem Troſt zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft ſind wir um nichts
Berg-auf, Berg-ab geſtiegen, ſind gegangen

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen.

688.

Wir haben bisher die Phänomene fast gewaltsam aus einander gehalten, die sich theils ihrer Natur nach, theils dem Bedürfniß unsres Geistes gemäß, immer wieder zu vereinigen strebten. Wir haben sie, nach einer gewissen Methode, in drei Abtheilungen vorgetragen, und die Farben zuerst bemerkt als flüchtige Wirkung und Gegenwirkung des Auges selbst, ferner als vorübergehende Wirkung farbloser, durchscheinender, durchsichtiger, undurchsichtiger Körper auf das Licht, besonders auf das Lichtbild; endlich sind wir zu dem Punkte gelangt, wo wir sie als dauernd, als den Körpern wirklich einwohnend zuversichtlich ansprechen konnten.

689.

In dieser stätigen Reihe haben wir, so viel es möglich seyn wollte, die Erscheinungen zu bestimmen, zu sondern, und zu ordnen gesucht. Jetzt, da wir nicht mehr fürchten, sie zu vermischen, oder zu verwirren, können wir unternehmen, erstlich das Allgemeine, was sich von diesen Erscheinungen innerhalb des geschlossenen Kreises prädiciren läßt, anzugeben, zweitens, anzudeuten, wie sich dieser besondere Kreis an die übrigen Glieder verwandter Naturerscheinungen anschließt und sich mit ihnen verkettet.

Wie leicht die Farbe entsteht.

690.

Wir haben beobachtet, daß die Farbe unter mancherlei Bedingungen sehr leicht und schnell entstehe. Die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht, die gesetzliche Gegenwirkung der Retina gegen dasselbe bringen augenblicklich ein leichtes Farbenspiel hervor. Jedes gemäßigte Licht kann als farbig angesehen werden, ja wir dürfen jedes Licht, insofern es gesehen wird, farbig nennen. Farbloses Licht, farblose Flächen sind gewissermaßen Abstractionen; in der Erfahrung werden wir sie kaum gewahr.

691.

Wenn das Licht einen farblosen Körper berührt, von ihm zurückprallt, an ihm her, durch ihn durchgeht, so erscheinen die Farben sogleich; nur müssen wir hierbei bedenken, was so oft von uns urgirt worden, daß nicht jene Hauptbedingungen der Refraction, der Reflexion u. s. w. hinreichend sind, die Erscheinung hervorzubringen. Das Licht wirkt zwar manchmal dabei an und für sich, öfters aber als ein bestimmtes, begränztes, als ein Lichtbild. Die Trübe der Mittel ist oft eine nothwendige Bedingung, so wie auch Halb- und Doppelschatten zu manchen farbigen Erscheinungen erfordert werden. Durchaus aber entsteht die Farbe augenblicklich und mit der größten Leichtigkeit. So finden wir denn auch ferner, daß durch Druck, Hauch, Rotation, Wärme, durch mancherlei Arten von Bewegung und Veränderung an glatten reinen Körpern, so wie an farblosen Liquoren, die Farbe sogleich hervorgebracht werde.

692.

In den Bestandtheilen der Körper darf nur die geringste

Veränderung vor ſich geben, es ſey nun durch Miſchung mit andern, oder durch ſonſtige Beſtimmungen, ſo entſteht die Farbe an den Körpern, oder verändert ſich an denſelben.

Wie energiſch die Farbe ſey.

693.

Die phyſiſchen Farben und beſonders die prismatiſchen wurden ehemals wegen ihrer beſondern Herrlichkeit und Energie colores emphatici genannt. Bei näherer Betrachtung aber kann man allen Farbenerſcheinungen eine hohe Emphaſe zuſchreiben; vorausgeſetzt, daß ſie unter den reinſten und vollkommenſten Bedingungen dargeſtellt werden.

694.

Die dunkle Natur der Farbe, ihre hohe geſättigte Qualität iſt das, wodurch ſie den ernſthaften und zugleich reizenden Eindruck hervorbringt, und indem man ſie als eine Bedingung des Lichtes anſehen kann, ſo kann ſie auch das Licht nicht entbehren als der mitwirkenden Urſache ihrer Erſcheinung, als der Unterlage ihres Erſcheinens, als einer aufſcheinenden und die Farbe manifeſtirenden Gewalt.

Wie entſchieden die Farbe ſey.

695.

Entſtehen der Farbe und ſich entſcheiden iſt eins. Wenn das Licht mit einer allgemeinen Gleichgültigkeit ſich und die Gegenſtände darſtellt, und uns von einer bedeutungsloſen

Gegenwart gewiß macht, so zeigt sich die Farbe jederzeit specifisch, charakteristisch, bedeutend.

696.

Im Allgemeinen betrachtet entscheidet sie sich nach zwei Seiten. Sie stellt einen Gegensatz dar, den wir eine Polarität nennen und durch ein + und — recht gut bezeichnen können.

Plus.	Minus.
Gelb.	Blau.
Wirkung.	Beraubung.
Licht.	Schatten.
Hell.	Dunkel.
Kraft.	Schwäche.
Warme.	Kälte.
Nähe.	Ferne.
Abstoßen.	Anziehen.
Verwandtschaft mit Säuren.	Verwandtschaft mit Alkalien.

Mischung der beiden Seiten.

697.

Wenn man diesen specificirten Gegensatz in sich vermischt, so heben sich die beiderseitigen Eigenschaften nicht auf; sind sie aber auf den Punkt des Gleichgewichts gebracht, daß man keine der beiden besonders erkennt, so erhalt die Mischung wieder etwas Specifisches furs Auge, sie erscheint als eine Einheit, bei der wir an die Zusammensetzung nicht denken. Diese Einheit nennen wir Grün.

698.

Wenn nun zwei aus derselben Quelle entspringende entgegengesetzte Phanomene, indem man sie zusammenbringt, sich nicht aufheben, sondern sich zu einem dritten angenehm Bemerkbaren verbinden, so ist dieß schon ein Phänomen, das auf Uebereinstimmung hindeutet. Das Vollkommnere ist noch zurück.

Steigerung ins Rothe.

699.

Das Blaue und Gelbe laßt sich nicht verdichten, ohne daß zugleich eine andre Erscheinung mit eintrete. Die Farbe ist in ihrem lichtesten Zustand ein Dunkles, wird sie verdichtet, so muß sie dunkler werden; aber zugleich erhält sie einen Schein, den wir mit dem Worte röthlich bezeichnen.

700.

Dieser Schein wächs't immer fort, so daß er auf der höchsten Stufe der Steigerung prävalirt. Ein gewaltsamer Lichteindruck klingt purpurfarben ab. Bei dem Gelbrothen der prismatischen Versuche, das unmittelbar aus dem Gelben entspringt, denkt man kaum mehr an das Gelbe.

701.

Die Steigerung entsteht schon durch farblose trübe Mittel, und hier sehen wir die Wirkung in ihrer höchsten Reinheit und Allgemeinheit. Farbige specificirte durchsichtige Liquoren zeigen diese Steigerung sehr auffallend in den Stufengefaßen. Diese Steigerung ist unaufhaltsam schnell und stätig; sie ist allgemein und kommt sowohl bei physiologischen als physischen und chemischen Farben vor.

Verbindung der gesteigerten Enden.

702.

Haben die Enden des einfachen Gegensatzes durch Mischung ein schönes und angenehmes Phänomen bewirkt, so werden die gesteigerten Enden, wenn man sie verbindet, noch eine anmuthigere Farbe hervorbringen, ja es läßt sich denken, daß hier der höchste Punkt der ganzen Erscheinung seyn werde.

703.

Und so ist es auch; denn es entsteht das reine Roth, das wir oft, um seiner hohen Würde willen, den Purpur genannt haben.

704.

Es giebt verschiedene Arten, wie der Purpur in der Erscheinung entsteht; durch Uebereinanderführung des violetten Saums und gelbrothen Randes bei prismatischen Versuchen; durch fortgesetzte Steigerung bei chemischen; durch den organischen Gegensatz bei physiologischen Versuchen.

705.

Als Pigment entsteht er nicht durch Mischung oder Vereinigung, sondern durch Fixirung einer Körperlichkeit auf dem hohen culminirenden Farbenpunkte. Daher der Maler Ursache hat, drei Grundfarben anzunehmen, indem er aus diesen die übrigen sämmtlich zusammensetzt. Der Physiker hingegen nimmt nur zwei Grundfarben an, aus denen er die übrigen entwickelt und zusammensetzt.

Vollständigkeit der mannichfaltigen Erscheinung.

706.

Die mannichfaltigen Erscheinungen auf ihren verschiedenen Stufen fixirt und neben einander betrachtet bringen Totalität hervor. Diese Totalität ist Harmonie fürs Auge.

707.

Der Farbenkreis ist vor unsern Augen entstanden, die mannichfaltigen Verhältnisse des Werdens sind uns deutlich. Zwei reine ursprüngliche Gegensätze sind das Fundament des Ganzen. Es zeigt sich sodann eine Steigerung, wodurch sie sich beide einem dritten nähern; dadurch entsteht auf jeder Seite ein Tiefstes und ein Höchstes, ein Einfachstes und Bedingtestes, ein Gemeinstes und ein Edelstes. Sodann kommen zwei Vereinungen (Vermischungen, Verbindungen, wie man es nennen will), zur Sprache: einmal der einfachen anfänglichen, und sodann der gesteigerten Gegensätze.

Uebereinstimmung der vollständigen Erscheinung.

708.

Die Totalität neben einander zu sehen macht einen harmonischen Eindruck aufs Auge. Man hat hier den Unterschied zwischen dem physischen Gegensatz und der harmonischen Entgegenstellung zu bedenken. Der erste beruht auf der reinen nackten ursprünglichen Dualität, insofern sie als ein Getrenntes angesehen wird; die zweite beruht auf der abgeleiteten, entwickelten und dargestellten Totalität.

709.

Jede einzelne Gegeneinanderstellung, die harmonisch seyn soll, muß Totalität enthalten. Hievon werden wir durch die

physiologischen Versuche belehrt. Eine Entwicklung der sämmtlichen möglichen Entgegenstellungen um den ganzen Farbenkreis wird nächstens geleistet.

Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andre zu wenden.

710.

Die Beweglichkeit der Farbe haben wir schon bei der Steigerung und bei der Durchwanderung des Kreises zu bedenken Ursache gehabt: aber auch sogar hinüber und herüber werfen sie sich nothwendig und geschwind.

711.

Physiologische Farben zeigen sich anders auf dunkelm als auf hellem Grund. Bei den physikalischen ist die Verbindung des objectiven und subjectiven Versuchs höchst merkwürdig. Die epoptischen Farben sollen beim durchscheinenden Licht und beim aufscheinenden entgegengesetzt seyn. Wie die chemischen Farben durch Feuer und Alkalien umzuwenden, ist seines Orts hinlänglich gezeigt worden.

Wie leicht die Farbe verschwindet.

712.

Was seit der schnellen Erregung und ihrer Entscheidung bisher bedacht worden, die Mischung, die Steigerung, die Verbindung, die Trennung, so wie die harmonische Forderung, alles geschieht mit der größten Schnelligkeit und Bereitwilligkeit; aber eben so schnell verschwindet auch die Farbe wieder gänzlich.

713.

Die physiologischen Erscheinungen sind auf keine Weise festzuhalten; die physischen dauern nur so lange, als die äußre Bedingung währt; die chemischen selbst haben eine große Beweglichkeit und sind durch entgegengesetzte Reagentien herüber und hinüber zu werfen, ja sogar aufzuheben.

Wie fest die Farbe bleibt.

714.

Die chemischen Farben geben ein Zeugniß sehr langer Dauer. Die Farben durch Schmelzung in Gläsern fixirt, so wie durch Natur in Edelsteinen, trotzen aller Zeit und Gegenwirkung.

715.

Die Färberei fixirt von ihrer Seite die Farben sehr mächtig. Und Pigmente, welche durch Reagentien sonst leicht herüber und hinübergeführt werden, lassen sich durch Beizen zur größten Beständigkeit an und in Körper übertragen.

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältnisse.

Verhältniss zur Philosophie.

716.

Man kann von dem Physiker nicht fordern, daß er Philosoph sey; aber man kann von ihm erwarten, daß er so viel philosophische Bildung habe, um sich gründlich von der Welt zu unterscheiden und mit ihr wieder im höhern Sinne zusammenzutreten. Er soll sich eine Methode bilden, die dem Anschauen gemäß ist; er soll sich hüten, das Anschauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln, und mit diesen Worten, als wären's Gegenstände, umzugehen und zu verfahren; er soll von den Bemühungen des Philosophen Kenntniß haben, um die Phänomene bis an die philosophische Region hinanzuführen.

717.

Man kann von dem Philosophen nicht verlangen, daß er Physiker sey; und dennoch ist seine Einwirkung auf den physischen Kreis so nothwendig und so wünschenswerth. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, sondern nur der Einsicht in jene Endpunkte, wo das Einzelne zusammentrifft.

718.

Wir haben früher (175 ff.) dieser wichtigen Betrachtung im Vorbeigehen erwähnt, und sprechen sie hier, als am schicklichen Orte, nochmals aus. Das Schlimmste, was der

Nur um zu gehen. Laß uns dieſes Ziel,
So bald als möglich iſt, erreichen. Roſa! Wo
Iſt unſre Freundinn?

Valerio.

Gleich! Ich hohle ſie.
Auch wünſch' ich ſehr, daß ſie ihn einmal ſehe,
Aus ſeinem Mund ein heilſam Wort vernehme.
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich ſtets,
Sie macht mich elend: denn die Eiferſucht
Nagt ihre Bruſt wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn ſie die Freuden,
Die reinſten mir vergällt, verzweifl' ich faſt,
Und der Entſchluß ſie zu verlaſſen, ſteigt
Wie ein Geſpenſt in meinem Buſen auf.

Elmire.

Geſchwind, geſchwind, daß uns der weiſe Mann
Zuſammen rathe, Troſt und Hülfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt iſt.

Indem ſie dringend Valerios Hände nimmt.

Ich muß, ich muß ihn ſehen,
Den göttergleichen Mann.

Physik, so wie mancher andern Wissenschaft, widerfahren kann, ist, daß man das Abgeleitete für das Ursprüngliche hält, und da man das Ursprüngliche aus Abgeleitetem nicht ableiten kann, das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären sucht. Dadurch entsteht eine unendliche Verwirrung, ein Wortkram und eine fortdauernde Bemühung, Ausflüchte zu suchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.

719.

Indem sich der Beobachter, der Naturforscher auf diese Weise abquält, weil die Erscheinungen der Meinung jederzeit widersprechen, so kann der Philosoph mit einem falschen Resultate in seiner Sphäre noch immer operiren, indem kein Resultat so falsch ist, daß es nicht, als Form ohne allen Gehalt, auf irgend eine Weise gelten könnte.

720.

Kann dagegen der Physiker zur Erkenntniß desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm; Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Gränze seiner Wissenschaft gelangt sey, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen, und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erscheinung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, wie man es entweder schon wissenschaftlich zusammengestellt findet, oder wie es gar in empirischen Fällen zerstreut und verworren vor die Sinne tritt. Will er ja auch diesen Weg durchlaufen und einen Blick ins Einzelne nicht verschmähen,

so thut er es mit Bequemlichkeit, anstatt daß er bei anderer Behandlung sich entweder zu lange in den Zwischenregionen aufhalt, oder sie nur flüchtig durchstreift, ohne sie genau kennen zu lernen.

721.

In diesem Sinne die Farbenlehre dem Philosophen zu nähern, war des Verfassers Wunsch, und wenn ihm solches in der Ausführung selbst aus mancherlei Ursachen nicht gelungen seyn sollte, so wird er bei Revision seiner Arbeit, bei Recapitulation des Vorgetragenen, so wie in dem polemischen und historischen Theil, dieses Ziel immer im Auge haben, und später, wo manches deutlicher wird auszusprechen seyn, auf diese Betrachtung zurücklehren.

Verhältniss zur Mathematik.

722.

Man kann von dem Physiker, welcher die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange behandeln will, verlangen, daß er Mathematiker sey. In den mittleren Zeiten war die Mathematik das vorzüglichste unter den Organen, durch welche man sich der Geheimnisse der Natur zu bemächtigen hoffte; und noch ist in gewissen Theilen der Naturlehre die Meßkunst, wie billig, herrschend.

723.

Der Verfasser kann sich keiner Cultur von dieser Seite rühmen, und verweilt auch deßhalb nur in den von der Meßkunst unabhangigen Regionen, die sich in der neuern Zeit weit und breit aufgethan haben.

724.

Wer bekennt nicht, daß die Mathematik, als eins der herrlichsten menschlichen Organe, der Physik von einer Seite sehr vieles genutzt; daß sie aber durch falsche Anwendung ihrer Behandlungsweise dieser Wissenschaft gar manches geschadet, läßt sich auch nicht wohl laugnen, und man findet's, hier und da, nothdürftig eingestanden.

725.

Die Farbenlehre besonders hat sehr viel gelitten, und ihre Fortschritte sind äußerst gehindert worden, daß man sie mit der übrigen Optik, welche der Meßkunst nicht entbehren kann, vermengte, da sie doch eigentlich von jener ganz abgesondert betrachtet werden kann.

726.

Dazu kam noch das Uebel, daß ein großer Mathematiker über den physischen Ursprung der Farben eine ganz falsche Vorstellung bei sich festsetzte, und durch seine großen Verdienste als Meßkünstler die Fehler, die er als Naturforscher begangen, vor einer in Vorurtheilen stets befangenen Welt auf lange Zeit sanctionirte.

727.

Der Verfasser des Gegenwärtigen hat die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten gesucht, ob sich gleich gewisse Punkte deutlich genug ergeben, wo die Beihülfe der Meßkunst wünschenswerth seyn würde. Wären die vorurtheilsfreien Mathematiker, mit denen er umzugehen das Glück hatte und hat, nicht durch andre Geschäfte abgehalten gewesen, um mit ihm gemeine Sache machen zu können, so würde der Behandlung von dieser Seite einiges Verdienst nicht fehlen. Aber so mag denn auch dieser Mangel zum Vortheil gereichen, indem es nunmehr des geistreichen

Mathematikers Geschäft werden kann, selbst aufzusuchen, wo denn die Farbenlehre seiner Hülfe bedarf, und wie er zur Vollendung dieses Theils der Naturwissenschaft das Seinige beitragen kann.

728.

Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Thuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht seyn, doch daß er es sey, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freilich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Compendien citiren, anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden. Das Betragen unserer Nachbarn, der Franzosen, ist hierin musterhaft, wie man z. B. in der Vorrede Cuvier's zu seinem Tableau élémentaire de l'Histoire naturelle des animaux mit Vergnügen sehen wird.

729.

Wer die Wissenschaften und ihren Gang mit treuem Auge beobachtet hat, wird sogar die Frage aufwerfen: ob es denn vortheilhaft sey? so manche, obgleich verwandte, Beschäftigungen und Bemühungen in Einer Person zu vereinigen; und ob es nicht bei der Beschränktheit der menschlichen Natur gemäßer sey, z. B. den aufsuchenden und findenden von dem behandelnden und anwendenden Manne zu unterscheiden. Haben sich doch die himmelbeobachtenden und

sternaufsuchenden Astronomen von den bahnberechnenden, das Ganze umfassenden und näher bestimmenden, in der neuern Zeit, gewissermaßen getrennt. Die Geschichte der Farbenlehre wird uns zu diesen Betrachtungen öfter zurückführen.

Verhältniss zur Technik des Färbers.

730.

Sind wir bei unsern Arbeiten dem Mathematiker aus dem Wege gegangen, so haben wir dagegen gesucht, der Technik des Farbers zu begegnen. Und obgleich diejenige Abtheilung, welche die Farben in chemischer Rücksicht abhandelt, nicht die vollständigste und umständlichste ist, so wird doch sowohl darin, als in dem, was wir Allgemeines von den Farben ausgesprochen, der Färber weit mehr seine Rechnung finden, als bei der bisherigen Theorie, die ihn ohne allen Trost ließ.

731.

Merkwürdig ist es, in diesem Sinne die Anleitungen zur Färbekunst zu betrachten. Wie der katholische Christ, wenn er in seinen Tempel tritt, sich mit Weihwasser besprengt und vor dem Hochwürdigen die Kniee beugt und vielleicht alsdann, ohne sonderliche Andacht, seine Angelegenheiten mit Freunden bespricht, oder Liebesabenteuern nachgeht, so fangen die sämmtlichen Färbelehren mit einer respectvollen Erwähnung der Theorie geziemend an, ohne daß sich auch nachher nur eine Spur fände, daß etwas aus dieser Theorie herflösse, daß diese Theorie irgend etwas erleuchte, erläutere und zu praktischen Handgriffen irgend einen Vortheil gewähre.

732.

Dagegen finden sich Manner, welche den Umfang des praktischen Farbewesens wohl eingesehen, in dem Falle, sich mit der herkömmlichen Theorie zu entzweien, ihre Blößen mehr oder weniger zu entdecken, und ein der Natur und Erfahrung gemäßeres Allgemeines aufzusuchen. Wenn uns in der Geschichte die Namen Castel und Gülich begegnen, so werden wir hierüber weitläuftiger zu handeln Ursache haben; wobei sich zugleich Gelegenheit finden wird zu zeigen, wie eine fortgesetzte Empirie, indem sie in allem Zufälligen umhergreift, den Kreis, in den sie gebannt ist, wirklich auslauft und sich als ein hohes Vollendetes dem Theoretiker, wenn er klare Augen und ein redliches Gemüth hat, zu seiner großen Bequemlichkeit überliefert.

Verhältniss zur Physiologie und Pathologie.

733.

Wenn wir in der Abtheilung, welche die Farben in physiologischer und pathologischer Rücksicht betrachtet, fast nur allgemein bekannte Phänomene überliefert; so werden dagegen einige neue Ansichten dem Physiologen nicht unwillkommen seyn. Besonders hoffen wir seine Zufriedenheit dadurch erreicht zu haben, daß wir gewisse Phänomene, welche isolirt standen, zu ihren ähnlichen und gleichen gebracht und ihm dadurch gewissermaßen vorgearbeitet haben.

734.

Was den pathologischen Anhang betrifft, so ist er freilich unzulänglich und incohärent. Wir besitzen aber die vortrefflichsten Manner, die nicht allein in diesem Fache höchst

erfahren und kenntnißreich sind, sondern auch zugleich wegen eines so gebildeten Geistes verehrt werden, daß es ihnen wenig Mühe machen kann, diese Rubriken umzuschreiben, und das, was ich angedeutet, vollständig auszuführen und zugleich an die höheren Einsichten in den Organismus anzuschließen.

Verhältniss zur Naturgeschichte.

735.

Insofern wir hoffen können, daß die Naturgeschichte auch nach und nach sich in eine Ableitung der Naturerscheinungen aus höhern Phänomenen umbilden wird, so glaubt der Verfasser auch hierzu einiges angedeutet und vorbereitet zu haben. Indem die Farbe in ihrer größten Mannichfaltigkeit sich auf der Oberfläche lebendiger Wesen dem Auge darstellt, so ist sie ein wichtiger Theil der äußeren Zeichen, wodurch wir gewahr werden, was im Innern vorgeht.

736.

Zwar ist ihr von einer Seite wegen ihrer Unbestimmtheit und Versatilität nicht allzuviel zu trauen; doch wird eben diese Beweglichkeit, insofern sie sich uns als eine constante Erscheinung zeigt, wieder ein Kriterion des beweglichen Lebens, und der Verfasser wünscht nichts mehr, als daß ihm Frist gegönnt sey, das, was er hierüber wahrgenommen, in einer Folge, zu der hier der Ort nicht war, weitläuftiger auseinander zu setzen.

Verhältniſs zur allgemeinen Phyſik.

737.

Der Zuſtand, in welchem ſich die allgemeine Phyſ
gegenwärtig befindet, ſcheint auch unſerer Arbeit beſonder
günſtig, indem die Naturlehre durch raſtloſe, mannichfaltig
Behandlung ſich nach und nach zu einer ſolchen Höhe erhobe
hat, daß es nicht unmöglich ſcheint, die granzenloſe Empir
an einen methodiſchen Mittelpunkt heranzuziehen.

738.

Deſſen, was zu weit von unſerm beſondern Kreiſe a
liegt, nicht zu gedenken, ſo finden ſich die Formeln, dur
die man die elementaren Naturerſcheinungen, wo nicht do
matiſch, doch wenigſtens zum didaktiſchen Behufe ausſprich
durchaus auf dem Wege, daß man ſieht, man werde dur
die Uebereinſtimmung der Zeichen bald auch nothwendig z
Uebereinſtimmung im Sinne gelangen.

739.

Treue Beobachter der Natur, wenn ſie auch ſonſt no
ſo verſchieden denken, werden doch darin mit einander übe
einkommen, daß alles, was erſcheinen, was uns als ein Ph
nomen begegnen ſolle, müſſe entweder eine urſprüngli
Entzweiung, die einer Vereinigung fähig iſt, oder eine u
ſprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, a
deuten, und ſich auf eine ſolche Weiſe darſtellen. Das G
einte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, iſt das Leb
der Natur; dieß iſt die ewige Syſtole und Diaſtole, die ewi
Synkriſis und Diakriſis, das Ein- und Ausathmen der We
in der wir leben, weben und ſind.

740.

Daß dasjenige, was wir hier als Zahl, als Eins u

Zwei aussprechen, ein höheres Geschäft sey, versteht sich von selbst; so wie die Erscheinung eines Dritten, Vierten sich ferner entwickelnden immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrücken eine ächte Anschauung unterzulegen ist.

741.

Das Eisen kennen wir als einen besondern von andern unterschiedenen Körper; aber es ist ein gleichgültiges, uns nur in manchem Bezug und zu manchem Gebrauch merkwürdiges Wesen. Wie wenig aber bedarf es, und die Gleichgültigkeit dieses Körpers ist aufgehoben. Eine Entzweiung geht vor, die, indem sie sich wieder zu vereinigen strebt und sich selbst aufsucht, einen gleichsam magischen Bezug auf ihres Gleichen gewinnt, und diese Entzweiung, die doch nur wieder eine Vereinigung ist, durch ihr ganzes Geschlecht fortsetzt. Hier kennen wir das gleichgültige Wesen, das Eisen; wir sehen die Entzweiung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden, und sich leicht wieder aufs neue erregen; nach unserer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt.

742.

Mit der Elektricität verhalt es sich wieder auf eine eigene Weise. Das Elektrische, als ein Gleichgültiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, ein Null, ein Nullpunkt, ein Gleichgültigkeitspunkt, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt, und zugleich der Quellpunkt ist, aus dem bei dem geringsten Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur in so fern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, sind, nach Beschaffenheit der besondern Körper, unendlich verschieden. Von dem gröbsten mechanischen

Reihen sehr unterschiedener Körper an einander bis zu dem leisesten Nebeneinanderseyn zweier völlig gleichen, nur durch weniger als einen Hauch anders determinirten Körper, ist die Erscheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergestalt bestimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz, schicklich und naturgemaß anwenden.

743.

Diese Erscheinung, ob sie gleich der Oberfläche besonders folgt, ist doch keinesweges oberflächlich. Sie wirkt auf die Bestimmung körperlicher Eigenschaften, und schließt sich an die große Doppelerscheinung, welche sich in der Chemie so herrschend zeigt, an Oxydation und Desoxydation unmittelbar wirkend an.

744.

In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Kranz von Phänomenen auch die Erscheinungen der Farbe heranzubringen und einzuschließen, war das Ziel unseres Bestrebens. Was uns nicht gelungen ist, werden andere leisten. Wir fanden einen uranfänglichen ungeheuren Gegensatz von Licht und Finsterniß, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann; wir suchten denselben zu vermitteln und dadurch die sichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobei wir uns zu Entwickelung der Phänomene verschiedener Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Elektricität, des Chemismus überliefert werden. Wir mußten aber weiter gehen, weil wir uns in einer höhern Region befanden und mannichfaltigere Verhältnisse auszudrücken hatten.

Valerio,

der ihre Hände festhält und ihre Freundlichkeit erwiedert.

Ich will mit Freude sehen,
Wie schön er trösten kann.

Rosa,

die ungesehen herbeykommt und sie beobachtet, für sich.

Was muß, was muß ich sehen!
Du böser, falscher Mann!

Elmire wie oben.

Der Trost aus seinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio wie oben.

Er heilet deine Wunde,
Beseliget dein Herz.

Rosa wie oben.

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire wird sie gewahr.

Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unsre Sonnenhüte nehmen. Du

745.

Wenn ſich Elektricität und Galvanität in ihrer Allgemeinheit von dem Beſondern der magnetiſchen Erſcheinungen abtrennt und erhebt, ſo kann man ſagen, daß die Farbe, obgleich unter eben den Geſetzen ſtehend, ſich doch viel höher erhebe und, indem ſie für den edeln Sinn des Auges wirkſam iſt, auch ihre Natur zu ihrem Vortheile darthue. Man vergleiche das Mannichfaltige, das aus einer Steigerung des Gelben und Blauen zum Rothen, aus der Verknüpfung dieſer beiden höheren Enden zum Purpur, aus der Vermiſchung der beiden niedern Enden zum Grün entſteht. Welch ein ungleich mannichfaltigeres Schema entſpringt hier nicht, als dasjenige iſt, worin ſich Magnetismus und Elektricität begreifen laſſen. Auch ſtehen dieſe letzteren Erſcheinungen auf einer niedern Stufe, ſo daß ſie zwar die allgemeine Welt durchdringen und beleben, ſich aber zum Menſchen im höheren Sinne nicht heraufbegeben können, um von ihm äſthetiſch benutzt zu werden. Das allgemeine einfache phyſiſche Schema muß erſt in ſich ſelbſt erhöht und vermannichfaltigt werden, um zu höheren Zwecken zu dienen.

746.

Man rufe in dieſem Sinne zurück, was durchaus von uns bisher ſowohl im Allgemeinen als Beſondern von der Farbe prädicirt worden, und man wird ſich ſelbſt dasjenige, was hier nur leicht angedeutet iſt, ausführen und entwickeln. Man wird dem Wiſſen, der Wiſſenſchaft, dem Handwerk und der Kunſt Glück wünſchen, wenn es möglich wäre, das ſchöne Capitel der Farbenlehre aus ſeiner atomiſtiſchen Beſchränktheit und Abgeſondertheit, in die es bisher verwieſen, dem allgemeinen dynamiſchen Fluſſe des Lebens und Wirkens wieder zu geben, deſſen ſich die jetzige Zeit erfreut. Dieſe

Empfindungen werden bei uns noch lebhafter werden, wenn uns die Geſchichte ſo manchen wackern und einſichtsvollen Mann vorführen wird, dem es nicht gelang, von ſeinen Ueberzeugungen ſeine Zeitgenoſſen zu durchdringen.

Verhältniſs zur Tonlehre.

747.

Ehe wir nunmehr zu den ſinnlich-ſittlichen und daraus entſpringenden äſthetiſchen Wirkungen der Farbe übergehen, iſt es der Ort, auch von ihrem Verhältniſſe zu dem Ton einiges zu ſagen.

Daß ein gewiſſes Verhältniß der Farbe zum Ton ſtattfinde, hat man von jeher gefühlt, wie die öftern Vergleichungen, welche theils vorübergehend, theils umſtändlich genug angeſtellt worden, beweiſen. Der Fehler, den man hiebei begangen, beruhet nur auf folgendem:

748.

Vergleichen laſſen ſich Farbe und Ton unter einander auf keine Weiſe; aber beide laſſen ſich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel beide, jedoch jedes für ſich, ableiten. Wie zwei Flüſſe, die auf einem Berge entſpringen, aber unter ganz verſchiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengeſetzte Weltgegenden laufen, ſo daß auf dem beiderſeitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der andern verglichen werden kann; ſo ſind auch Farbe und Ton. Beide ſind allgemeine elementare Wirkungen nach dem allgemeinen Geſetz des Trennens und Zuſammenſtrebens, des Auf- und Abſchwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verſchiedenen Seiten, auf verſchiedene

Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.

749.

Möchte jemand die Art und Weise, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht fassen, und dasjenige, was uns entgangen und abgegangen durch Glück und Genialität ersetzen, so würde die Tonlehre, nach unserer Ueberzeugung, an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen seyn, da sie jetzt innerhalb derselben gleichsam nur historisch abgesondert steht.

750.

Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen. Vielleicht wäre auch hierzu, auf dem Punkte, wo Wissenschaft und Kunst sich befinden, nach so manchen schönen Vorarbeiten, Zeit und Gelegenheit.

Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie.

751.

Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sey und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke. Dieses ist besonders der Fall, wenn von Wesen die Rede ist, welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr Thatigkeiten als Gegenstande nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie

lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnißweise beizukommen.

752.

Metaphysische Formeln haben eine große Breite und Tiefe, jedoch sie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, sonst bleiben sie hohl. Mathematische Formeln lassen sich in vielen Fällen sehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, selbst in Elementarfällen, sehr früh ein Incommensurables gewahr werden; ferner sind sie auch nur innerhalb eines gewissen Kreises besonders hiezu gebildeter Geister verständlich. Mechanische Formeln sprechen mehr zu dem gemeinen Sinn, aber sie sind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; sie tödten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches heranzubringen. Corpuscularformeln sind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse und verlieren sich denn auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.

753.

Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Vorstellung und des Ausdrucks mit Bewußtseyn bedienen, und in einer mannichfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern; hielte man sich von Einseitigkeit frei, und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck, so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.

754.

Jedoch wie ſchwer iſt es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu ſetzen, das Weſen immer lebendig vor ſich zu haben und es nicht durch das Wort zu tödten. Dabei ſind wir in den neuern Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn- und Wißbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unſere Anſchauungen der einfachern Natur auszudrücken. Aſtronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeſchichte, ja Religion und Myſtik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Beſonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt, und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine ſolche Sprache entſtanden iſt und ſich ausbreitet; wir wiſſen auch, daß ſie ſich in einem gewiſſen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anſpruchsloſer Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtſeyn kann Vortheil bringen.

755.

Am wünſchenswertheſten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewiſſen Kreiſes bezeichnen will, aus dem Kreiſe ſelbſt nähme; die einfachſte Erſcheinung als Grundformel behandelte, und die mannichfaltigern von daher ableitete und entwickelte.

756.

Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer ſolchen Zeichenſprache, wo das Grundzeichen die Erſcheinung ſelbſt ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Elektricität u. ſ. w. hinüber geführt hat. Das Plus und Minus, was an deſſen Stelle geſetzt werden kann, hat bei ſo vielen

Phänomenen eine schickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünstler ist, wahrscheinlich ohne sich um jene andern Fächer zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt worden, die Hauptdifferenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

757.

So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünscht; mit welchem Rechte und in welchem Sinne, mag die gegenwärtige Arbeit ausweisen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine solche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anschauen jederzeit mit sich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unsrer Weise an einander zu knüpfen, und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen, und vielleicht nicht bestimmt genug ausgesprochen worden.

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

758.

Da die Farbe in der Reihe der uranfänglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen einfachen Kreis mit entschiedener Mannichfaltigkeit ausfüllt: so werden wir uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn des Auges, dem sie vorzüglich zugeeignet ist, und, durch dessen Vermittelung, auf das Gemüth, in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materials, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine specifische, in Zusammenstellung eine theils harmonische, theils charakteristische, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt. Deßhalb denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

759.

Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnre sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß

man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden seyn.

760.

Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würde; Nein. Dieses Organ ist immer in der Disposition, selbst Farben hervorzubringen, und genießt einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eignen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird; wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

761.

Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntniß, die wir von den besondern Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schließen, daß die einzelnen Farbeindrücke nicht verwechselt werden können, daß sie specifisch wirken, und entschieden specifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen.

762.

Eben auch so in dem Gemüth. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondre Gemüthsstimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzahlt: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui étoit bleu.

763.

Diese einzelnen bedeutenden Wirkungen vollkommen zu empfinden, muß man das Auge ganz mit einer Farbe umgeben, z. B. in einem einfarbigen Zimmer sich befinden, durch

ein farbiges Glas ſehen. Man identificirt ſich alsdann mit der Farbe; ſie ſtimmt Auge und Geiſt mit ſich unisono.

764.

Die Farben von der Plusſeite ſind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie ſtimmen regſam, lebhaft, ſtrebend.

Gelb.

765.

Es iſt die nächſte Farbe am Licht. Sie entſteht durch die gelindeſte Mäßigung deſſelben, es ſey durch trübe Mittel, oder durch ſchwache Zurückwerfung von weißen Flächen. Bei den prismatiſchen Verſuchen erſtreckt ſie ſich allein breit in den lichten Raum, und kann dort, wenn die beiden Pole noch abgeſondert von einander ſtehen, ehe ſie ſich mit dem Blauen zum Grünen vermiſcht, in ihrer ſchönſten Reinheit geſehen werden. Wie das chemiſche Gelb ſich an und über dem Weißen entwickelt, iſt gehörigen Orts umſtändlich vorgetragen worden.

766.

Sie führt in ihrer höchſten Reinheit immer die Natur des Hellen mit ſich, und beſitzt eine heitere, muntere, ſanft reizende Eigenſchaft.

767.

In dieſem Grade iſt ſie als Umgebung, es ſey als Kleid, Vorhang, Tapete, angenehm. Das Gold in ſeinem ganz ungemiſchten Zuſtande giebt uns, beſonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieſer Farbe; ſo wie ein ſtarkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas erſcheint, eine prächtige und edle Wirkung thut.

768.

So ist es der Erfahrung gemaß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. Daher es auch in der Malerei der beleuchteten und wirksamen Seite zukommt.

769.

Diesen erwärmenden Effect kann man am lebhaftesten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, besonders in grauen Wintertagen, eine Landschaft ansieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüth erheitert; eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen.

770.

Wenn nun diese Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zustande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat; so ist sie dagegen äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmuzt, oder einigermaßen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fallt, etwas Unangenehmes.

771.

Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedeln Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kothigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hute der Bankerottirer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden seyn; ja die sogenannte Hahnreifarbe ist eigentlich nur ein schmuziges Gelb.

Biſt doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Roſa.

Ich dächte faſt, ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundinn unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Roſa? Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch,
Mit wem du redeſt, was du mir ſo heilig
Vor wenig Augenblicken noch verſprachſt.

Roſa.

Bedenk' es ſelbſt, Verräther! Nein, ich habe
Mit dieſen meinen Augen nichts geſehn.

Valerio.

Das iſt zu viel, zu viel! Du ſiehſt mich hier
Mit warmen Herzen einer edeln Freundinn
In trüber Stunde beyzuſtehn bemüht.
Iſt dieß Verrath?

Rothgelb.

772.

Da sich keine Farbe als stillstehend betrachten laßt, so kann man das Gelbe sehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Röthliche steigern und erheben. Die Farbe wächst an Energie und erscheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher.

773.

Alles was wir vom Gelben gesagt haben, gilt auch hier, nur im höhern Grade. Das Rothgelbe giebt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Gluth, so wie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräsentirt. Deßwegen ist sie auch bei Umgebungen angenehm, und als Kleidung in mehr oder minderm Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick ins Rothe giebt dem Gelben gleich ein ander Ansehen, und wenn Engländer und Deutsche sich noch an blaßgelben hellen Lederfarben genügen lassen, so liebt der Franzose, wie Pater Castel schon bemerkt, das ins Roth gesteigerte Gelb; wie ihn überhaupt an Farben alles freut, was sich auf der activen Seite befindet.

Gelbroth.

774.

Wie das reine Gelb sehr leicht in das Rothgelbe hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten ins Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitere Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbrothen.

775.

Die active Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

776.

Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche starr ansehen, so scheint sich die Farbe wirklich ins Organ zu bohren. Sie bringt eine unglaubliche Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt die Thiere. Auch habe ich gebildete Menschen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen an einem sonst grauen Tage jemand im Scharlachrock begegnete.

777.

Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rothblau, und Blauroth. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.

Blau.

778.

So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe.

779.

Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer

höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.

780.

Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.

781.

Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.

782.

Das Blaue giebt uns ein Gefühl von Kälte, so wie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet sey, ist uns bekannt.

783.

Zimmer, die rein blau austapezirt sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber eigentlich leer und kalt.

784.

Blaues Glas zeigt die Gegenstände im traurigen Licht.

785.

Es ist nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen von Plus participirt. Das Meergrün ist vielmehr eine liebliche Farbe.

Rothblau.

786.

Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefunden haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft.

787.

Das Blaue steigert sich sehr sanft ins Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf der passiven Seite befindet. Sein Reiz ist aber von ganz andrer Art, als der des Rothgelben. Er belebt nicht sowohl, als daß er unruhig macht.

788.

So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie beim Rothgelben, immer thätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte.

789.

Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila; aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blauroth.

790.

Jene Unruhe nimmt bei der weiter schreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen gesättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart seyn müsse. Deßwegen es auch, wenn es als Kleidung, Band, oder sonstiger Zierrath vorkommt, sehr verdünnt und hell angewendet wird, da es denn seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt.

791.

Indem die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Cardinalpurpur hinaufstrebe.

Roth.

792.

Man entferne bei dieser Benennung alles, was im Rothen einen Eindruck von Gelb oder Blau machen könnte. Man denke sich ein ganz reines Roth, einen vollkommenen, auf einer weißen Porcellanschale aufgetrockneten Carmin. Wir haben diese Farbe, ihrer hohen Würde wegen, manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wissen, daß der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.

793.

Wer die prismatische Entstehung des Purpurs kennt, der wird nicht paradox finden, wenn wir behaupten, daß diese Farbe theils actu, theils potentia alle andern Farben enthalte.

794.

Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rothe gesehen und dabei unsre Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nun in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, statt finden könne. Und so entsteht, bei physischen Phänomenen, diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzten Enden, die sich zu einer Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.

795.

Als Pigment hingegen erscheint sie uns als ein Fertiges und als das vollkommenste Roth in der Cochenille; welches Material jedoch durch chemische Behandlung bald ins Plus, bald ins Minus zu führen ist, und allenfalls im besten Carmin als völlig im Gleichgewicht stehend angesehen werden kann.

796.

Die Wirkung dieser Farbe ist so einzig wie ihre Natur. Sie giebt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leistet sie in ihrem dunkeln verdichteten, dieses in ihrem hellen verdünnten Zustande. Und so kann sich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden.

797.

Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geschichte manches. Eine Umgebung von dieser Farbe ist immer ernst und prächtig.

798.

Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landschaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbeton über Erd' und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet seyn.

799.

Da die beiden Materialien, deren sich die Färberei zur Hervorbringung dieser Farbe vorzüglich bedient, der Kermes und die Cochenille, sich mehr oder weniger zum Plus und Minus neigen; auch sich durch Behandlung mit Sauren und Alkalien herüber und hinüber führen lassen: so ist zu bemerken, daß die Franzosen sich auf der wirksamen Seite halten, wie der französische Scharlach zeigt, welcher ins Gelbe zieht; die Italiäner hingegen auf der passiven Seite verharren, so daß ihr Scharlach eine Ahnung von Blau behält.

800.

Durch eine ähnliche alkalische Behandlung entsteht das Karmesin, eine Farbe, die den Franzosen sehr verhaßt seyn muß, da sie die Ausdrücke sot en cramoisi, méchant en cramoisi als das Aeußerste des Abgeschmackten und Bösen bezeichnen.

Grün.

801.

Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die ersten und einfachsten Farben ansehen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen, auf der ersten Stufe ihrer Wirkung zusammenbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen.

802.

Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deßwegen für Zimmer, in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird.

Totalität und Harmonie.

803.

Wir haben bisher zum Behuf unsres Vortrages angenommen, daß das Auge genöthigt werden könne, sich mit irgend einer einzelnen Farbe zu identificiren; allein dieß möchte wohl nur auf einen Augenblick möglich seyn.

804.

Denn wenn wir uns von einer Farbe umgeben sehen, welche die Empfindung ihrer Eigenschaft in unserm Auge erregt und uns durch ihre Gegenwart nöthigt, mit ihr in einem identischen Zustande zu verharren, so ist es eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt.

805.

Wenn das Auge die Farbe erblickt, so wird es gleich in Thätigkeit gesetzt, und es ist seiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andre, so unbewußt als nothwendig, hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreises enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge, durch eine specifische Empfindung, das Streben nach Allgemeinheit.

806.

Um nun diese Totalität gewahr zu werden, um sich selbst zu befriedigen, sucht es neben jedem farbigen Raum einen farblosen, um die geforderte Farbe an demselben hervorzubringen.

807.

Hier liegt also das Grundgesetz aller Harmonie der Farben, wovon sich jeder durch eigene Erfahrung überzeugen kann, indem er sich mit den Versuchen, die wir in der Abtheilung der physiologischen Farben angezeigt, genau bekannt macht.

808.

Wird nun die Farbentotalität von außen dem Auge als Object gebracht, so ist sie ihm erfreulich, weil ihm die Summe seiner eignen Thätigkeit als Realität entgegen kommt. Es sey also zuerst von diesen harmonischen Zusammenstellungen die Rede.

809.

Um sich davon auf das leichteste zu unterrichten, denke man sich in dem von uns angegebenen Farbenkreise einen beweglichen Diameter und führe denselben im ganzen Kreise herum, so werden die beiden Enden nach und nach die sich fordernden Farben bezeichnen, welche sich denn freilich zuletzt auf drei einfache Gegensätze zurückführen lassen.

810.

Gelb fordert Rothblau
Blau fordert Rothgelb
Purpur fordert Grün

und umgekehrt.

811.

Wie der von uns supponirte Zeiger von der Mitte der von uns naturmäßig geordneten Farben wegrückt, eben so rückt er mit dem andern Ende in der entgegengesetzten Abstufung weiter, und es läßt sich durch eine solche Vorrichtung zu einer jeden fordernden Farbe die geforderte bequem bezeichnen. Sich hiezu einen Farbenkreis zu bilden, der nicht wie der unsre abgesetzt, sondern in einem stetigen Fortschritte die Farben und ihre Uebergänge zeigte, würde nicht unnütz seyn: denn wir stehen hier auf einem sehr wichtigen Punkt, der alle unsre Aufmerksamkeit verdient.

812.

Wurden wir vorher bei dem Beschauen einzelner Farben gewissermaßen pathologisch afficirt, indem wir zu einzelnen Empfindungen fortgerissen, uns bald lebhaft und strebend, bald weich und sehnend, bald zum Edeln emporgehoben, bald zum Gemeinen herabgezogen fühlten, so führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unserm Organ eingeboren ist, aus dieser Beschränkung heraus; es setzt sich selbst in Freiheit, indem es den Gegensatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und somit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt.

813.

So einfach also diese eigentlich harmonischen Gegensätze sind, welche uns in dem engen Kreise gegeben werden, so wichtig ist der Wink, daß uns die Natur durch Totalität zur Freiheit heraufzuheben angelegt ist, und daß wir dießmal

eine Naturerscheinung zum ästhetischen Gebrauch unmittelbar überliefert erhalten.

814.

Indem wir also aussprechen können, daß der Farbenkreis, wie wir ihn angegeben, auch schon dem Stoff nach eine angenehme Empfindung hervorbringe, ist es der Ort zu gedenken, daß man bisher den Regenbogen mit Unrecht als ein Beispiel der Farbentotalität angenommen: denn es fehlt demselben die Hauptfarbe, das reine Roth, der Purpur, welcher nicht entstehen kann, da sich bei dieser Erscheinung so wenig als bei dem hergebrachten prismatischen Bilde das Gelbroth und Blauroth zu erreichen vermögen.

815.

Ueberhaupt zeigt uns die Natur kein allgemeines Phänomen, wo die Farbentotalität völlig beisammen wäre. Durch Versuche läßt sich ein solches in seiner vollkommnen Schönheit hervorbringen. Wie sich aber die völlige Erscheinung im Kreise zusammenstellt, machen wir uns am besten durch Pigmente auf Papier begreiflich, bis wir, bei natürlichen Anlagen und nach mancher Erfahrung und Uebung, uns endlich von der Idee dieser Harmonie völlig penetrirt und sie uns im Geiste gegenwärtig fühlen

Charakteristische Zusammenstellungen.

816.

Außer diesen rein harmonischen, aus sich selbst entspringenden Zusammenstellungen, welche immer Totalität mit sich führen, giebt es noch andre, welche durch Willkür hervorgebracht werden, und die wir dadurch am leichtesten bezeichnen,

Rosa.

Und sie scheint sehr getröstet.

Elmire.

Kann deine Leidenschaft mich auch verkennen?

Valerio.

Beleid'ge, Rosa, nicht das schöne Herz.
Geh' in dich selbst, und höre was dein Freund,
Was dein Geliebter sagt, und was dir schon
Dein eigen Herz statt meiner sagen sollte.

Rosa

weinend und schluchzend, indem Valerio sich um sie bemüht.

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und liebte dorten nur, dorten!
Alles erlogen, alles ist Trug.

Sie wendet sich von ihm ab; und da sie sich auf die andere Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, sie zu vernünftigen.

Freundinn, du Falsche,
Solltest dich schämen!
Laßt mich! Ich will nicht.

daß sie in unserm Farbenkreise nicht nach Diametern, sondern nach Chorden aufzufinden sind, und zwar zuerst dergestalt, daß eine Mittelfarbe übersprungen wird.

817.

Wir nennen diese Zusammenstellungen charakteristisch, weil sie sämmtlich etwas Bedeutendes haben, das sich uns mit einem gewissen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jenes Charakteristische nur dadurch entsteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne sich darin aufzulösen.

818.

Da wir die Farben in ihrer Entstehung, so wie deren harmonische Verhältnisse kennen, so läßt sich erwarten, daß auch die Charaktere der willkürlichen Zusammenstellungen von der verschiedensten Bedeutung seyn werden. Wir wollen sie einzeln durchgehen.

Gelb und Blau.

819.

Dieses ist die einfachste von solchen Zusammenstellungen. Man kann sagen, es sey zu wenig in ihr: denn da ihr jede Spur von Roth fehlt, so geht ihr zu viel von der Totalität ab. In diesem Sinne kann man sie arm und, da die beiden Pole auf ihrer niedrigsten Stufe stehn, gemein nennen. Doch hat sie den Vortheil, daß sie zunächst am Grünen und also an der realen Befriedigung steht.

Gelb und Purpur.

820.

Hat etwas Einseitiges, aber Heiteres und Prächtiges. Man sieht die beiden Enden der thätigen Seite neben einander, ohne daß das stetige Werden ausgedrückt sey.

Da man aus ihrer Mischung durch Pigmente das Gelbrothe erwarten kann, so stehn sie gewissermaßen anstatt dieser Farbe.

Blau und Purpur.

821.

Die beiden Enden der passiven Seite mit dem Uebergewicht des obern Endes nach dem activen zu. Da durch Mischung beider das Blaurothe entsteht, so wird der Effect dieser Zusammenstellung sich auch gedachter Farbe nahern.

Gelbroth und Blauroth.

822.

Haben zusammengestellt, als die gesteigerten Enden der beiden Seiten, etwas Erregendes, Hohes. Sie geben uns die Vorahnung des Purpurs, der bei physikalischen Versuchen aus ihrer Vereinigung entsteht.

823.

Diese vier Zusammenstellungen haben also das Gemeinsame, daß sie, vermischt, die Zwischenfarben unseres Farbenkreises hervorbringen würden; wie sie auch schon thun, wenn die Zusammenstellung aus kleinen Theilen besteht und aus der

Ferne betrachtet wird. Eine Fläche mit ſchmalen blau und gelben Streifen erſcheint in einiger Entfernung grün.

824.

Wenn nun aber das Auge Blau und Gelb neben einander ſieht, ſo befindet es ſich in der ſonderbaren Bemühung, immer Grün hervorbringen zu wollen, ohne damit zu Stande zu kommen, und ohne alſo im Einzelnen Ruhe, oder im Ganzen Gefühl der Totalität bewirken zu können.

825.

Man ſieht alſo, daß wir nicht mit Unrecht dieſe Zuſammenſtellungen charakteriſtiſch genannt haben, ſo wie denn auch der Charakter einer jeden ſich auf den Charakter der einzelnen Farben, woraus ſie zuſammengeſtellt iſt, beziehen muß.

Charakterloſe Zuſammenſtellungen.

826.

Wir wenden uns nun zu der letzten Art der Zuſammenſtellungen, welche ſich aus dem Kreiſe leicht herausfinden laſſen. Es ſind nämlich diejenigen, welche durch kleinere Chorden angedeutet werden, wenn man nicht eine ganze Mittelfarbe, ſondern nur den Uebergang aus einer in die andere überſpringt.

827.

Man kann dieſe Zuſammenſtellungen wohl die charakterloſen nennen, indem ſie zu nahe an einander liegen, als daß ihr Eindruck bedeutſam werden könnte. Doch behaupten die meiſten immer noch ein gewiſſes Recht, da ſie ein Fortſchreiten andeuten, deſſen Verhältniß aber kaum fühlbar werden kann.

828.

So drücken Gelb und Gelbroth, Gelbroth und Purpur, Blau und Blauroth, Blauroth und Purpur die nächsten Stufen der Steigerung und Culmination aus, und können in gewissen Verhältnissen der Massen keine üble Wirkung thun.

829.

Gelb und Grün hat immer etwas Gemein-heiteres, Blau und Grün aber immer etwas Gemeinwiderliches; deßwegen unsre guten Vorfahren diese letzte Zusammenstellung auch Narrenfarbe genannt haben.

Bezug der Zusammenstellungen zu Hell und Dunkel.

830.

Diese Zusammenstellungen können sehr vermannichfaltigt werden, indem man beide Farben hell, beide Farben dunkel, eine Farbe hell, die andere dunkel zusammenbringen kann; wobei jedoch, was im Allgemeinen gegolten hat, in jedem besondern Falle gelten muß. Von dem unendlich Mannichfaltigen, was dabei statt findet, erwähnen wir nur folgendes:

831.

Die active Seite mit dem Schwarzen zusammengestellt, gewinnt an Energie; die passive verliert. Die active mit dem Weißen und Hellen zusammengebracht, verliert an Kraft; die passive gewinnt an Heiterkeit. Purpur und Grün mit Schwarz sieht dunkel und düster, mit Weiß hingegen erfreulich aus.

832.

Hierzu kommt nun noch, daß alle Farben mehr oder weniger beschmutzt, bis auf einen gewissen Grad unkenntlich

gemacht, und so theils unter sich selbst, theils mit reinen Farben zusammengestellt werden können: wodurch zwar die Verhältnisse unendlich variirt werden, wobei aber doch alles gilt, was von dem Reinen gegolten hat.

Historische Betrachtungen.

833.

Wenn in dem Vorhergehenden die Grundsätze der Farbenharmonie vorgetragen worden, so wird es nicht zweckwidrig seyn, wenn wir das dort Ausgesprochene in Verbindung mit Erfahrungen und Beispielen nochmals wiederholen.

834.

Jene Grundsätze waren aus der menschlichen Natur und aus den anerkannten Verhältnissen der Farbenerscheinungen abgeleitet. In der Erfahrung begegnet uns manches, was jenen Grundsätzen gemäß, manches, was ihnen widersprechend ist.

835.

Naturmenschen, rohe Völker, Kinder haben große Neigung zur Farbe in ihrer höchsten Energie, und also besonders zu dem Gelbrothen. Sie haben auch eine Neigung zum Bunten. Das Bunte aber entsteht, wenn die Farben in ihrer höchsten Energie ohne harmonisches Gleichgewicht zusammengestellt worden. Findet sich aber dieses Gleichgewicht durch Instinct, oder zufällig beobachtet, so entsteht eine angenehme Wirkung. Ich erinnere mich, daß ein hessischer Officier, der aus America kam, sein Gesicht nach der Art der Wilden mit reinen Farben bemalte, wodurch eine Art von Totalität entstand, die keine unangenehme Wirkung that.

836.

Die Völker des südlichen Europa's tragen zu Kleidern sehr lebhafte Farben. Die Seidenwaaren, welche sie leichten Kaufs haben, begünstigen diese Neigung. Auch sind besonders die Frauen mit ihren lebhaftesten Miedern und Bändern immer mit der Gegend in Harmonie, indem sie nicht im Stande sind, den Glanz des Himmels und der Erde zu überscheinen.

837.

Die Geschichte der Färberei belehrt uns, daß bei den Trachten der Nationen gewisse technische Bequemlichkeiten und Vortheile sehr großen Einfluß hatten. So sieht man die Deutschen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe des Tuches ist; auch in manchen Gegenden, alle Landleute in grünem Zwillich, weil dieser gedachte Farbe gut annimmt. Möchte ein Reisender hierauf achten, so würden ihm bald angenehme und lehrreiche Beobachtungen gelingen.

838.

Farben, wie sie Stimmungen hervorbringen, fügen sich auch zu Stimmungen und Zuständen. Lebhafte Nationen, z. B. die Franzosen, lieben die gesteigerten Farben, besonders der activen Seite; gemäßigte, als Engländer und Deutsche, das Stroh- oder Ledergelb, wozu sie Dunkelblau tragen. Nach Würde strebende Nationen, als Italiäner und Spanier, ziehen die rothe Farbe ihrer Mäntel auf die passive Seite hinüber.

839.

Man bezieht bei Kleidungen den Charakter der Farbe auf den Charakter der Person. So kann man das Verhältniß der einzelnen Farben und Zusammenstellungen zu Gesichtsfarbe, Alter und Stand beobachten.

840.

Die weibliche Jugend hält auf Roſenfarb und Meergrün; das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbroth Neigung, und ſämmtlich mit Recht.

Die römiſchen Kaiſer waren auf den Purpur höchſt eiferſüchtig. Die Kleidung des chineſiſchen Kaiſers iſt Orange mit Purpur geſtickt. Citronengelb dürfen auch ſeine Bedienten und die Geiſtlichen tragen.

841.

Gebildete Menſchen haben einige Abneigung vor Farben. Es kann dieſes theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unſicherheit des Geſchmacks geſchehen, die ſich gern in das völlige Nichts flüchtet. Die Frauen gehen nunmehr faſt durchgängig weiß, und die Männer ſchwarz.

842.

Ueberhaupt aber ſteht hier eine Beobachtung nicht am unrechten Platz, daß der Menſch, ſo gern er ſich auszeichnet, ſich auch eben ſo gern unter ſeines Gleichen verlieren mag.

843.

Die ſchwarze Farbe ſollte den venetianiſchen Edelmann an eine republikaniſche Gleichheit erinnern.

844.

In wiefern der trübe nordiſche Himmel die Farben nach und nach vertrieben hat, ließe ſich vielleicht auch noch unterſuchen.

845.

Man iſt freilich bei dem Gebrauch der ganzen Farben ſehr eingeſchränkt; dahingegen die beſchmutzten, getödteten, ſogenannten Modefarben unendlich viele abweichende Grade

und Schattirungen zeigen, wovon die meisten nicht ohne Anmuth sind.

846.

Zu bemerken ist noch, daß die Frauenzimmer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Gesichtsfarbe noch unscheinbarer zu machen; wie sie denn überhaupt genöthigt sind, sobald sie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten sollen, ihre Gesichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.

847.

Hier wäre nun noch eine artige Arbeit zu machen übrig, nämlich eine Beurtheilung der Uniformen, Livreen, Cocarden und andrer Abzeichen, nach den oben aufgestellten Grundsätzen. Man könnte im Allgemeinen sagen, daß solche Kleidungen oder Abzeichen keine harmonischen Farben haben dürfen. Die Uniformen sollten Charakter und Würde haben; die Livreen können gemein und ins Auge fallend seyn. An Beispielen von guter und schlechter Art würde es nicht fehlen, da der Farbenkreis eng und schon oft genug durchprobirt worden ist.

Aesthetische Wirkung.

848.

Aus der sinnlichen und sittlichen Wirkung der Farben, sowohl einzeln als in Zusammenstellung, wie wir sie bisher vorgetragen haben, wird nun für den Künstler die ästhetische Wirkung abgeleitet. Wir wollen auch darüber die nöthigsten Winke geben, wenn wir vorher die allgemeine Bedingung

malerischer Darstellung, Licht und Schatten abgehandelt, woran sich die Farbenerscheinung unmittelbar anschließt.

Helldunkel.

849.

Das Helldunkel, clair-obscur, nennen wir die Erscheinung körperlicher Gegenstände, wenn an denselben nur die Wirkung des Lichtes und Schattens betrachtet wird.

850.

Im engern Sinne wird auch manchmal eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird, so genannt; doch wir brauchen hier das Wort in seinem ersten allgemeinern Sinne.

851.

Die Trennung des Helldunkels von aller Farbenerscheinung ist möglich und nöthig. Der Künstler wird das Räthsel der Darstellung eher lösen, wenn er sich zuerst das Helldunkel unabhängig von Farben denkt, und dasselbe in seinem ganzen Umfange kennen lernt.

852.

Das Helldunkel macht den Körper als Körper erscheinen, indem uns Licht und Schatten von der Dichtigkeit belehrt.

853.

Es kommt dabei in Betracht das höchste Licht, die Mitteltinte, der Schatten, und bei dem letzten wieder der eigene Schatten des Körpers, der auf andre Körper geworfene Schatten, der erhellte Schatten oder Reflex.

854.

Zum natürlichsten Beispiel für das Helldunkel wäre die Kugel günstig, um sich einen allgemeinen Begriff zu bilden, aber nicht hinlänglich zum ästhetischen Gebrauch. Die verfließende Einheit einer solchen Rundung führt zum Nebulistischen. Um Kunstwirkungen zu erzwecken, müssen an ihr Flächen hervorgebracht werden, damit die Theile der Schatten- und Lichtseite sich mehr in sich selbst absondern.

855.

Die Italiäner nennen dieses il plazzoso; man könnte es im Deutschen das Flächenhafte nennen. Wenn nun also die Kugel ein vollkommenes Beispiel des natürlichen Helldunkels wäre, so würde ein Vieleck ein Beispiel des künstlichen seyn, wo alle Arten von Lichtern, Halblichtern, Schatten und Reflexen bemerklich wären.

856.

Die Traube ist als ein gutes Beispiel eines malerischen Ganzen im Helldunkel anerkannt, um so mehr als sie ihrer Form nach eine vorzügliche Gruppe darzustellen im Stande ist; aber sie ist bloß für den Meister tauglich, der das, was er auszuüben versteht, in ihr zu sehen weiß.

857.

Um den ersten Begriff faßlich zu machen, der selbst von einem Vieleck immer noch schwer zu abstrahiren ist, schlagen wir einen Cubus vor, dessen drei gesehene Seiten das Licht, die Mitteltinte und den Schatten, abgesondert neben einander vorstellen.

858.

Jedoch um zum Helldunkel einer zusammengesetztern Figur überzugehen, wählen wir das Beispiel eines aufgeschlagenen

Will nichts vernehmen.
Doppelte Falſchheit,
Doppelter Trug.

Valerio.

So iſt es denn nicht möglich, daß du dich
Bemeiſtern kannſt? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt, und immer wieder klingt;
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
In dieſem Augenblick verwundeſt du
Mich viel zu tief, als daß es heilen ſollte.
Wie? dieſe redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundinn beyzuſtehen, die Erfüllung
Der ſchönſten Pflicht, du wagſt ſie mißzudeuten?
Was iſt mein Leben, wenn ich andern nicht
Mehr nutzen ſoll? Und welches Wirken iſt
Wohl beſſer angewandt, als einen Geiſt,
Der, leidenſchaftlich ſich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerſtörte, zu beſänft'gen?
Nein! Nein, ich folge jenem Trieb', der mir
Schon lang' den Weg zur Flucht gezeigt, ſchon

lange

Buches, welches uns einer größern Mannichfaltigkeit näher bringt.

859.

Die antiken Statuen aus der schönen Zeit findet man zu solchen Wirkungen höchst zweckmäßig gearbeitet. Die Lichtpartien sind einfach behandelt, die Schattenseiten desto mehr unterbrochen, damit sie für mannichfaltige Reflexe empfänglich würden; wobei man sich des Beispiels vom Vieleck erinnern kann.

860.

Beispiele antiker Malerei geben hierzu die Herculanischen Gemälde und die Aldobrandinische Hochzeit.

861.

Moderne Beispiele finden sich in einzelnen Figuren Raphael's, an ganzen Gemälden Correggio's, der niederländischen Schule, besonders des Rubens.

Streben zur Farbe.

862.

Ein Kunstwerk schwarz und weiß kann in der Malerei selten vorkommen. Einige Arbeiten von Polydor geben uns davon Beispiele, so wie unsere Kupferstiche und geschabten Blätter. Diese Arten, insofern sie sich mit Formen und Haltung beschäftigen, sind schätzenswerth; allein sie haben wenig Gefälliges fürs Auge, indem sie nur durch eine gewaltsame Abstraction entstehen.

863.

Wenn sich der Künstler seinem Gefühl überläßt, so meldet sich etwas Farbiges gleich. Sobald das Schwarze ins

Blauliche fällt, entſteht eine Forderung des Gelben, das denn der Künſtler inſtinctmäßig vertheilt und theils rein in den Lichtern, theils geröthet und beſchmutzt als Braun in den Reflexen, zu Belebung des Ganzen anbringt, wie es ihm am räthlichſten zu ſeyn ſcheint.

864.

Alle Arten von Camayeu, oder Farb' in Farbe, laufen doch am Ende dahin hinaus, daß ein geforderter Gegenſatz oder irgend eine farbige Wirkung angebracht wird. So hat Polydor in ſeinen ſchwarz und weißen Frescogemälden ein gelbes Gefäß, oder ſonſt etwas der Art eingeführt.

865.

Ueberhaupt ſtrebten die Menſchen in der Kunſt inſtinctmäßig jederzeit nach Farbe. Man darf nur täglich beobachten, wie Zeichenluſtige von Tuſche oder ſchwarzer Kreide auf weiß Papier zu farbigem Papier ſich ſteigern; dann verſchiedene Kreiden anwenden und endlich ins Paſtell übergehen. Man ſah in unſern Zeiten Geſichter mit Silberſtift gezeichnet, durch rothe Bäckchen belebt und mit farbigen Kleidern angethan; ja Silhouetten in bunten Uniformen. Paolo Uccello malte farbige Landſchaften zu farbloſen Figuren.

866.

Selbſt die Bildhauerei der Alten konnte dieſem Trieb nicht widerſtehen. Die Aegyptier ſtrichen ihre Basreliefs an. Den Statuen gab man Augen von farbigen Steinen. Zu marmornen Köpfen und Extremitäten fügte man porphyrne Gewänder, ſo wie man bunte Kalkſinter zum Sturze der Bruſtbilder nahm. Die Jeſuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Aloyſius in Rom auf dieſe Weiſe zuſammen zu ſetzen, und die neueſte Bildhauerei unterſcheidet das Fleiſch durch eine Tinctur von den Gewändern.

Haltung.

867.

Wenn die Linearperspective die Abstufung der Gegenstände in scheinbarer Größe durch Entfernung zeigt, so läßt uns die Luftperspective die Abstufung der Gegenstände in mehr oder minderer Deutlichkeit durch Entfernung sehen.

868.

Ob wir zwar entfernte Gegenstände nach der Natur unseres Auges nicht so deutlich sehen als nähere, so ruht doch die Luftperspective eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchsichtigen Mittel einigermaßen trübe sind.

869.

Die Atmosphäre ist also immer mehr oder weniger trüb. Besonders zeigt sie diese Eigenschaft in den südlichen Gegenden bei hohem Barometerstand, trocknem Wetter und wolkenlosem Himmel, wo man eine sehr merkliche Abstufung wenig auseinanderstehender Gegenstände beobachten kann.

870.

Im Allgemeinen ist diese Erscheinung jedermann bekannt; der Maler hingegen sieht die Abstufung bei den geringsten Abständen, oder glaubt sie zu sehen. Er stellt sie praktisch dar, indem er die Theile eines Körpers, z. B. eines völlig vorwärts gekehrten Gesichtes, von einander abstuft. Hiebei behauptet Beleuchtung ihre Rechte. Diese kommt von der Seite in Betracht, so wie die Haltung von vorn nach der Tiefe zu.

Colorit.

871.

Indem wir nunmehr zur Farbengebung übergehen, ſetzen wir voraus, daß der Maler überhaupt mit dem Entwurf unſerer Farbenlehre bekannt ſey und ſich gewiſſe Capitel und Rubriken, die ihn vorzüglich berühren, wohl zu eigen gemacht habe: denn ſo wird er ſich im Stande befinden, das Theoretiſche ſowohl als das Praktiſche, im Erkennen der Natur und im Anwenden auf die Kunſt, mit Leichtigkeit zu behandeln.

Colorit des Orts.

872.

Die erſte Erſcheinung des Colorits tritt in der Natur gleich mit der Haltung ein: denn die Luftperſpective beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir ſehen den Himmel, die entfernten Gegenſtände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erſcheint uns das Leuchtende und Beleuchtete ſtufenweiſe Gelb bis zur Purpurfarbe. In manchen Fällen tritt ſogleich die phyſiologiſche Forderung der Farben ein, und eine ganz farbloſe Landſchaft wird durch dieſe mit und gegen einander wirkenden Beſtimmungen vor unſerm Auge völlig farbig erſcheinen.

Colorit der Gegenstände.

873.

Localfarben sind die allgemeinen Elementarfarben, aber nach den Eigenschaften der Körper und ihrer Oberflächen, an denen wir sie gewahr werden, specificirt. Diese Specification geht bis ins Unendliche.

874.

Es ist ein großer Unterschied, ob man gefärbte Seide oder Wolle vor sich hat. Jede Art des Bereitens und Webens bringt schon Abweichungen hervor. Rauhigkeit, Glätte, Glanz kommen in Betrachtung.

875.

Es ist daher ein der Kunst sehr schädliches Vorurtheil, daß der gute Maler keine Rücksicht auf den Stoff der Gewänder nehmen, sondern nur immer gleichsam abstracte Falten malen müsse. Wird nicht hierdurch alle charakteristische Abwechselung aufgehoben, und ist das Portrait von Leo X. deßhalb weniger trefflich, weil auf diesem Bilde Sammt, Atlas und Mohr neben einander nachgeahmt ward?

876.

Bei Naturproducten erscheinen die Farben mehr oder weniger modificirt, specificirt, ja individualisirt; welches bei Steinen und Pflanzen, bei den Federn der Vögel und den Haaren der Thiere wohl zu beobachten ist.

877.

Die Hauptkunst des Malers bleibt immer, daß er die Gegenwart des bestimmten Stoffes nachahme und das Allgemeine, Elementare der Farbenerscheinung zerstöre. Die höchste Schwierigkeit findet sich hier bei der Oberfläche des menschlichen Körpers.

878.

Das Fleisch steht im Ganzen auf der activen Seite; doch spielt das Blauliche der passiven auch mit herein. Die Farbe ist durchaus ihrem elementaren Zustande entrückt und durch Organisation neutralisirt.

879.

Das Colorit des Ortes und das Colorit der Gegenstände in Harmonie zu bringen, wird nach Betrachtung dessen, was von uns in der Farbenlehre abgehandelt worden, dem geistreichen Künstler leichter werden, als bisher der Fall war, und er wird im Stande seyn, unendlich schöne, mannichfaltige und zugleich wahre Erscheinungen darzustellen.

Charakteristisches Colorit.

880.

Die Zusammenstellung farbiger Gegenstände sowohl als die Färbung des Raumes, in welchem sie enthalten sind, soll nach Zwecken geschehen, welche der Künstler sich vorsetzt. Hiezu ist besonders die Kenntniß der Wirkung der Farben auf Empfindung, sowohl im Einzelnen als in Zusammenstellung, nöthig. Deßhalb sich denn der Maler von dem allgemeinen Dualism sowohl als von den besondern Gegensätzen penetriren soll; wie er denn überhaupt wohl inne haben müßte, was wir von den Eigenschaften der Farben gesagt haben.

881.

Das Charakteristische kann unter drei Hauptrubriken begriffen werden, die wir einstweilen durch das Mächtige, das Sanfte und das Glänzende bezeichnen wollen.

882.

Das erſte wird durch das Uebergewicht der activen, das zweite durch das Uebergewicht der paſſiven Seite, das dritte durch Totalität und Darſtellung des ganzen Farbenkreiſes im Gleichgewicht hervorgebracht.

883.

Der mächtige Effect wird erreicht durch Gelb, Gelbroth und Purpur, welche letzte Farbe auch noch auf der Plusſeite zu halten iſt. Wenig Violett und Blau, noch weniger Grün iſt anzubringen. Der ſanfte Effect wird durch Blau, Violett und Purpur, welcher jedoch auf die Minusſeite zu führen iſt, hervorgebracht. Wenig Gelb und Gelbroth, aber viel Grün, kann ſtattfinden.

884.

Wenn man alſo dieſe beiden Effecte in ihrer vollen Bedeutung hervorbringen will, ſo kann man die geforderten Farben bis auf ein Minimum ausſchließen und nur ſo viel von ihnen ſehen laſſen, als eine Ahnung der Totalität unweigerlich zu verlangen ſcheint.

Harmoniſches Colorit.

885.

Obgleich die beiden charakteriſtiſchen Beſtimmungen, nach der eben angezeigten Weiſe, auch gewiſſermaßen harmoniſch genannt werden können; ſo entſteht doch die eigentliche harmoniſche Wirkung nur alsdann, wenn alle Farben neben einander im Gleichgewicht angebracht ſind.

886.

Man kann hiedurch das Glanzende ſowohl als das

Angenehme hervorbringen, welche beide jedoch immer etwas Allgemeines und in diesem Sinne etwas Charakterloses haben werden.

887.

Hierin liegt die Ursache, warum das Colorit der meisten Neuern charakterlos ist; denn indem sie nur ihrem Instinct folgen, so bleibt das Letzte, wohin er sie führen kann, die Totalität, die sie mehr oder weniger erreichen, dadurch aber zugleich den Charakter versäumen, den das Bild allenfalls haben könnte.

888.

Hat man hingegen jene Grundsätze im Auge, so sieht man, wie sich für jeden Gegenstand mit Sicherheit eine andre Farbenstimmung wählen läßt. Freilich fordert die Anwendung unendliche Modificationen, welche dem Genie allein, wenn es von diesen Grundsätzen durchdrungen ist, gelingen werden.

Aechter Ton.

889.

Wenn man das Wort Ton, oder vielmehr Tonart, auch noch künftig von der Musik borgen und bei der Farbengebung brauchen will, so wird es in einem bessern Sinne als bisher geschehen können.

890.

Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effect, mit einem musikalischen Stücke aus dem Dur-Ton; ein Gemälde von sanftem Effect, mit einem Stücke aus dem

Moll-Ton vergleichen, ſo wie man für die Modification dieſer beiden Haupteffecte andre Vergleichungen finden könnte.

Falſcher Ton.

891.

Was man bisher Ton nannte, war ein Schleier von einer einzigen Farbe über das ganze Bild gezogen. Man nahm ihn gewöhnlich gelb, indem man aus Inſtinct das Bild auf die mächtige Seite treiben wollte.

892.

Wenn man ein Gemälde durch ein gelbes Glas anſieht, ſo wird es uns in dieſem Ton erſcheinen. Es iſt der Mühe werth, dieſen Verſuch zu machen und zu wiederholen, um genau kennen zu lernen, was bei einer ſolchen Operation eigentlich vorgeht. Es iſt eine Art Nachtbeleuchtung, eine Steigerung aber zugleich Verdüſterung der Plusſeite, und eine Beſchmutzung der Minusſeite.

893.

Dieſer unächte Ton iſt durch Inſtinct aus Unſicherheit deſſen, was zu thun ſey, entſtanden; ſo daß man anſtatt der Totalität eine Uniformität hervorbrachte.

Schwaches Colorit.

894.

Eben dieſe Unſicherheit iſt Urſache, daß man die Farben der Gemälde ſo ſehr gebrochen hat, daß man aus dem Grauen heraus, und in das Graue hinein malt, und die Farbe ſo leiſe behandelt als möglich.

895.

Man findet in solchen Gemälden oft die harmonischen Gegenstellungen recht glücklich, aber ohne Muth, weil man sich vor dem Bunten fürchtet.

Das Bunte.

896.

Bunt kann ein Gemälde leicht werden, in welchem man bloß empirisch, nach unsichern Eindrücken, die Farben in ihrer ganzen Kraft neben einander stellen wollte.

897.

Wenn man dagegen schwache, obgleich widrige Farben neben einander setzt, so ist freilich der Effect nicht auffallend. Man trägt seine Unsicherheit auf den Zuschauer hinüber, der denn an seiner Seite weder loben noch tadeln kann.

898.

Auch ist es eine wichtige Betrachtung, daß man zwar die Farben unter sich in einem Bilde richtig aufstellen könne, daß aber doch ein Bild bunt werden müsse, wenn man die Farben in Bezug auf Licht und Schatten falsch anwendet.

899.

Es kann dieser Fall um so leichter eintreten, als Licht und Schatten schon durch die Zeichnung gegeben und in derselben gleichsam enthalten ist, dahingegen die Farbe der Wahl und Willkür noch unterworfen bleibt.

Mich deiner Tyrannen auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb' wohl. Es iſt geſchehn!
Zerſchlagen iſt die Urne, die ſo lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Buſen willig faßte; raſch
Entſtürzet das Gefühl ſich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieſelnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun verſiegend hin.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte ſchauet:
Dieſes Glück, ſo ſchön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab' in deinen Armen,
Mehr gelitten als genoſſen!
Nun es ſey! Es iſt beſchloſſen!
Ende, Glück, und ende Pein! ab.

Elmire.

Hörſt du, er hat geſchworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Roſa.

Sie ſind nicht alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Furcht vor dem Theoretiſchen.

900.

Man fand bisher bei den Malern eine Furcht, ja eine entſchiedene Abneigung gegen alle theoretiſchen Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört; welches ihnen jedoch nicht übel zu deuten war. Denn das bisher ſogenannte Theoretiſche war grundlos, ſchwankend und auf Empirie hindeutend. Wir wünſchen, daß unſre Bemühungen dieſe Furcht einigermaßen vermindern und den Künſtler anreizen mögen, die aufgeſtellten Grundſätze praktiſch zu prüfen und zu beleben.

Letzter Zweck.

901.

Denn ohne Ueberſicht des Ganzen wird der letzte Zweck nicht erreicht. Von allem dem, was wir bisher vorgetragen, durchdringe ſich der Künſtler. Nur durch die Einſtimmung des Lichtes und Schattens, der Haltung, der wahren und charakteriſtiſchen Farbengebung kann das Gemälde von der Seite, von der wir es gegenwärtig betrachten, als vollendet erſcheinen.

Gründe.

902.

Es war die Art der ältern Künſtler, auf hellen Grund zu malen. Er beſtand aus Kreide und wurde auf Leinwand oder Holz ſtark aufgetragen und polirt. Sodann wurde der

Umriß aufgezeichnet und das Bild mit einer ſchwarzlichen oder bräunlichen Farbe ausgetuſcht. Dergleichen auf dieſe Art zum Coloriren vorbereitete Bilder ſind noch übrig von Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und mehrere von Guido.

903.

Wenn man zur Colorirung ſchritt und weiße Gewänder darſtellen wollte, ſo ließ man zuweilen dieſen Grund ſtehen. Tizian that es in ſeiner ſpätern Zeit, wo er die große Sicherheit hatte, und mit wenig Mühe viel zu leiſten wußte. Der weißliche Grund wurde als Mitteltinte behandelt, die Schatten aufgetragen und die hohen Lichter aufgeſetzt.

904.

Beim Coloriren war das untergelegte gleichſam getuſchte Bild immer wirkſam. Man malte z. B. ein Gewand mit einer Laſurfarbe, und das Weiße ſchien durch und gab der Farbe ein Leben, ſo wie der ſchon früher zum Schatten angelegte Theil die Farbe gedämpft zeigte, ohne daß ſie gemiſcht oder beſchmutzt geweſen wäre.

905.

Dieſe Methode hatte viele Vortheile. Denn an den lichten Stellen des Bildes hatte man einen hellen, an den beſchatteten einen dunkeln Grund. Das ganze Bild war vorbereitet; man konnte mit leichten Farben malen, und man war der Uebereinſtimmung des Lichtes mit den Farben gewiß. Zu unſern Zeiten ruht die Aquarellmalerei auf dieſen Grundſätzen.

906.

Uebrigens wird in der Oelmalerei gegenwärtig durchaus ein heller Grund gebraucht, weil Mitteltinten mehr oder weniger durchſichtig ſind, und alſo durch einen hellen Grund

einigermaßen belebt, so wie die Schatten selbst nicht so leicht dunkel werden.

907.

Auf dunkle Gründe malte man auch eine Zeit lang. Wahrscheinlich hat sie Tintoret eingeführt; ob Giorgione sich derselben bedient, ist nicht bekannt. Tizian's beste Bilder sind nicht auf dunkeln Grund gemalt.

908.

Ein solcher Grund war rothbraun, und wenn auf denselben das Bild aufgezeichnet war, so wurden die stärksten Schatten aufgetragen, die Lichtfarben impastirte man auf den hohen Stellen sehr stark und vertrieb sie gegen den Schatten zu; da denn der dunkle Grund durch die verdünnte Farbe als Mitteltinte durchsah. Der Effect wurde beim Ausmalen durch mehrmaliges Uebergehen der lichten Partien und Aufsetzen der hohen Lichter erreicht.

909.

Wenn diese Art sich besonders wegen der Geschwindigkeit bei der Arbeit empfiehlt, so hat sie doch in der Folge viel Schädliches. Der energische Grund wächst und wird dunkler; was die hellen Farben nach und nach an Klarheit verlieren, giebt der Schattenseite immer mehr und mehr Uebergewicht. Die Mitteltinten werden immer dunkler und der Schatten zuletzt ganz finster. Die stark aufgetragenen Lichter bleiben allein hell und man sieht nur lichte Flecken auf dem Bilde; wovon uns die Gemälde der Bolognesischen Schule und des Caravaggio genugsame Beispiele geben.

910.

Auch ist nicht unschicklich, hier noch zum Schlusse des Lasirens zu erwähnen. Dieses geschieht, wenn man eine schon aufgetragene Farbe als hellen Grund betrachtet. Man kann

eine Farbe dadurch fürs Auge mischen, sie steigern, ihr einen sogenannten Ton geben; man macht sie dabei aber immer dunkler.

Pigmente.

911.

Wir empfangen sie aus der Hand des Chemikers und Naturforschers. Manches ist darüber aufgezeichnet und durch den Druck bekannt geworden; doch verdiente dieses Capitel von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden. Indessen theilt der Meister seine Kenntnisse hierüber dem Schüler mit, der Künstler dem Künstler.

912.

Diejenigen Pigmente, welche ihrer Natur nach die dauerhaftesten sind, werden vorzüglich ausgesucht; aber auch die Behandlungsart trägt viel zur Dauer des Bildes bei. Deßwegen sind so wenig Farbenkörper als möglich anzuwenden, und die simpelste Methode des Auftrags nicht genug zu empfehlen.

913.

Denn aus der Menge der Pigmente ist manches Uebel für das Colorit entsprungen. Jedes Pigment hat sein eigenthümliches Wesen in Absicht seiner Wirkung aufs Auge; ferner etwas Eigenthümliches, wie es technisch behandelt seyn will. Jenes ist Ursache, daß die Harmonie schwerer durch mehrere als durch wenige Pigmente zu erreichen ist; dieses, daß chemische Wirkung und Gegenwirkung unter den Farbekörpern stattfinden kann.

914.

Ferner gedenken wir noch einiger falſchen Richtungen, von denen ſich die Künſtler hinreißen laſſen. Die Maler begehren immer nach neuen Farbekörpern, und glauben, wenn ein ſolcher gefunden wird, einen Vorſchritt in der Kunſt gethan zu haben. Sie tragen großes Verlangen, die alten mechaniſchen Behandlungsarten kennen zu lernen, wodurch ſie viel Zeit verlieren; wie wir uns denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Wachsmalerei viel zu lange gequält haben. Andre gehen darauf aus, neue Behandlungsarten zu erfinden; wodurch denn auch weiter nichts gewonnen wird. Denn es iſt zuletzt doch nur der Geiſt, der jede Technik lebendig macht.

Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe.

915.

Es iſt oben umſtändlich nachgewieſen worden, daß eine jede Farbe einen beſondern Eindruck auf den Menſchen mache, und dadurch ihr Weſen ſowohl dem Auge als Gemüth offenbare. Daraus folgt ſogleich, daß die Farbe ſich zu gewiſſen ſinnlichen, ſittlichen, äſthetiſchen Zwecken anwenden laſſe.

916.

Einen ſolchen Gebrauch alſo, der mit der Natur völlig übereinträfe, könnte man den ſymboliſchen nennen, indem die Farbe ihrer Wirkung gemäß angewendet würde, und das wahre Verhältniß ſogleich die Bedeutung ausſpräche. Stellt man z. B. den Purpur als die Majeſtät bezeichnend auf, ſo

wird wohl kein Zweifel seyn, daß der rechte Ausdruck gefunden worden; wie sich alles dieses schon oben hinreichend auseinandergesetzt findet.

917.

Hiermit ist ein anderer Gebrauch nahe verwandt, den man den allegorischen nennen könnte. Bei diesem ist mehr Zufälliges und Willkürliches, ja man kann sagen etwas Conventionelles, indem uns erst der Sinn des Zeichens überliefert werden muß, ehe wir wissen, was es bedeuten soll, wie es sich z. B. mit der grünen Farbe verhält, die man der Hoffnung zugetheilt hat.

918.

Daß zuletzt auch die Farbe eine mystische Deutung erlaube, läßt sich wohl ahnen. Denn da jenes Schema, worin sich die Farbenmannichfaltigkeit darstellen läßt, solche Urverhältnisse andeutet, die sowohl der menschlichen Anschauung als der Natur angehören, so ist wohl kein Zweifel, daß man sich ihrer Bezüge, gleichsam als einer Sprache, auch da bedienen könne, wenn man Urverhältnisse ausdrücken will, die nicht eben so mächtig und mannichfaltig in die Sinne fallen. Der Mathematiker schätzt den Werth und Gebrauch des Triangels; der Triangel steht bei dem Mystiker in großer Verehrung; gar manches läßt sich im Triangel schematisiren und die Farbenerscheinung gleichfalls, und zwar dergestalt, daß man durch Verdoppelung und Verschränkung zu dem alten geheimnißvollen Sechseck gelangt.

919.

Wenn man erst das Auseinandergehen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, besonders aber die Steigerung ins Rothe genugsam betrachtet haben, wodurch das Entgegengesetzte sich gegen einander neigt, und sich in einem

Dritten vereinigt; dann wird gewiß eine besondere geheimnißvolle Anschauung eintreten, daß man diesen beiden getrennten, einander entgegengesetzten Wesen eine geistige Bedeutung unterlegen könne, und man wird sich kaum enthalten, wenn man sie unterwärts das Grün, und oberwärts das Roth hervorbringen sieht, dort an die irdischen, hier an die himmlischen Ausgeburten der Elohim zu gedenken.

920.

Doch wir thun besser, uns nicht noch zum Schlusse dem Verdacht der Schwärmerei auszusetzen, um so mehr als es, wenn unsre Farbenlehre Gunst gewinnt, an allegorischen, symbolischen und mystischen Anwendungen und Deutungen, dem Geiste der Zeit gemäß, gewiß nicht fehlen wird.

Zugabe.

Das Bedürfniß des Malers, der in der bisherigen Theorie keine Hülfe fand, sondern seinem Gefühl, seinem Geschmack, einer unsichern Ueberlieferung in Absicht auf die Farbe völlig überlassen war, ohne irgend ein physisches Fundament gewahr zu werden, worauf er seine Ausübung hätte gründen können, dieses Bedürfniß war der erste Anlaß, der den Verfasser vermochte, in eine Bearbeitung der Farbenlehre sich einzulassen. Da nichts wünschenswerther ist, als daß diese theoretische Ausführung bald im Praktischen genutzt und dadurch geprüft und schnell weiter geführt werde; so muß es zugleich höchst willkommen seyn, wenn wir finden, daß Künstler selbst schon den Weg einschlagen, den wir für den rechten halten.

Ich lasse daher zum Schluß, um hiervon ein Zeugniß abzugeben, den Brief eines talentvollen Malers, des Herrn

Philipp Otto Runge, mit Vergnügen abdrucken, eines jungen Mannes, der ohne von meinen Bemühungen unterrichtet zu seyn, durch Naturell, Uebung und Nachdenken sich auf die gleichen Wege gefunden hat. Man wird in diesem Briefe, den ich ganz mittheile, weil seine sämmtlichen Glieder in einem innigen Zusammenhange stehen, bei aufmerksamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können, und daß dabei der Verfasser in mehreren Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir selbst auf meinem Gange vorgeschritten ist. Möge sein schönes Talent praktisch bethätigen, wovon wir uns beide überzeugt halten, und möchten wir bei fortgesetzter Betrachtung und Ausübung mehrere gewogene Mitarbeiter finden.

Wollgast den 3. Juli 1808.

Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unsere anmuthige Insel Rügen gemacht hatte, wo der stille Ernst des Meeres von den freundlichen Halbinseln und Thälern, Hügeln und Felsen, auf mannichfaltige Art unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der Meinigen, auch noch Ihren werthen Brief; und es ist eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art ansprechen möchten. Ich empfinde es sehr, wie Sie ein Bestreben, was auch außer der Richtung, die Sie der Kunst wünschen, liegt, würdigen; und es würde eben so albern seyn, Ihnen meine Ursachen, warum ich so arbeite, zu sagen, als wenn ich bereden wollte, die meinige wäre die rechte.

Wenn die Praktik für jeden mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist, so ist sie es in unsern Zeiten im höchsten

Grade. Für den aber, der in einem Alter, wo der Verstand schon eine große Oberhand erlangt hat, erst anfängt, sich in den Anfangsgründen zu üben, wird es unmöglich, ohne zu Grunde zu gehen, aus seiner Individualität heraus sich in ein allgemeines Bestreben zu versetzen.

Derjenige, der, indem er sich in der unendlichen Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet ist, verliert, und unwiderstehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, sich von dem totalen Eindrucke eben so gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß auf eben die Weise, wie er in das Charakteristische der Einzelnheiten eingeht, auch in das Verhältniß, die Natur und die Kräfte der großen Massen einzudringen suchen.

Wer in dem beständigen Gefühl, wie alles bis ins kleinste Detail lebendig ist, und auf einander wirkt, die großen Massen betrachtet, kann solche nicht ohne eine besondere Connexion oder Verwandtschaft sich denken, noch viel weniger darstellen, ohne sich auf die Grundursachen einzulassen. Und thut er dieß, so kann er nicht eher wieder zu der ersten Freiheit gelangen, wenn er sich nicht gewissermaßen bis auf den reinen Grund durchgearbeitet hat.

Um es deutlicher zu machen, wie ich es meine: ich glaube, daß die alten deutschen Künstler, wenn sie etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben, bis sie in dieser Wissenschaft einen gewissen Grad erlangt hatten.

Es hat manchen Menschen gegeben, der aus freier Faust Brücken und Hängewerke und gar künstliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wohl eine Zeit lang, wenn er aber zu einer gewissen Höhe gekommen und er von selbst auf mathematische Schlüsse verfallt, so ist sein ganzes Talent fort, er

arbeite sich denn durch die Wissenschaft durch wieder in die Freiheit hinein.

So ist es mir unmöglich gewesen, seit ich zuerst mich über die besondern Erscheinungen bei der Mischung der drei Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewisses Bild von der ganzen Farbenwelt hatte, welches groß genug wäre, um alle Verwandlungen und Erscheinungen in sich zu schließen.

Es ist ein sehr natürlicher Gedanke für einen Maler, wenn er zu wissen begehrt, indem er eine schöne Gegend sieht, oder auf irgend eine Art von einem Effect in der Natur angesprochen wird, aus welchen Stoffen gemischt dieser Effect wieder zu geben wäre. Dieß hat mich wenigstens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu studiren, und ob es möglich wäre, so tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlich würde, was sie leisten, oder was durch sie gewirkt wird, oder was auf sie wirkt. Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Versuch ansehen, den ich bloß aufschreibe, um Ihnen meine Ansicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, sich praktisch nur ganz auszusprechen vermag. Indeß hoffe ich nicht, daß es für die Malerei unnütz ist, oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieser Seite anzusehen; auch wird diese Ansicht den physikalischen Versuchen, etwas Vollständiges über die Farben zu erfahren, weder widersprechen, noch sie unnöthig machen.

Da ich Ihnen hier aber keine unumstößlichen Beweise vorlegen kann, weil diese auf eine vollständige Erfahrung begründet seyn müssen, so bitte ich nur, daß Sie auf Ihr eignes Gefühl sich reduciren möchten, um zu verstehen, wie ich meinte, daß ein Maler mit keinen andern Elementen zu thun hätte, als mit denen, die Sie hier angegeben finden.

1) Drei Farben, Gelb, Roth und Blau, giebt es

Elmire.

Gewiß, er muß dich haſſen:
Kannſt du ſo grauſam ſeyn?

Roſa.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemals mein.

Es kommt ein Knabe, der ein verſiegeltes Blättchen an Roſa bringt.

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, ſage mir, wer gab dir's?
Doch er ſchweigt und eilet fort.

Roſa

Elmiren das Blatt gebend.

Ach, an mich iſt's überſchrieben!
Liebe Freundinn, lies, o lies es,
Und verſchweige mir kein Wort.

Elmire lieſt.

„Ich flieh', ich fliehe,
„Dich zu vermeiden,
„Und mit den Schmerzen

bekanntlich nur, wenn wir diese in ihrer ganzen Kraft annehmen, und stellen sie uns wie einen Cirkel vor, z. B. (siehe die Tafeln).

Roth

Orange Violett

Gelb Blau

Grün

so bilden sich aus den drei Farben, Gelb, Roth und Blau drei Uebergänge, Orange, Violett und Grün (ich heiße alles Orange, was zwischen Gelb und Roth fällt, oder was von Gelb oder Roth aus sich nach diesen Seiten hinneigt) und diese sind in ihrer mittleren Stellung am brillantesten und die reinen Mischungen der Farben.

2) Wenn man sich ein bläuliches Orange, ein röthliches Grün oder ein gelbliches Violett denken will, wird einem so zu Muthe wie bei einem südwestlichen Nordwinde. Wie sich aber ein warmes Violett erklären läßt, giebt es im Versolg vielleicht Materie.

3) Zwei reine Farben wie Gelb und Roth geben eine reine Mischung Orange. Wenn man aber zu solcher Blau mischt, so wird sie beschmutzt, also daß wenn sie zu gleichen Theilen geschieht, alle Farbe in ein unscheinendes Grau aufgehoben ist.

Zwei reine Farben lassen sich mischen, zwei Mittelfarben aber heben sich einander auf oder beschmutzen sich, da ein Theil von der dritten Farbe hinzugekommen ist.

Wenn die drei reinen Farben sich einander aufheben in

Grau, so thun die drei Mischungen, Orange, Violett und Grün dasselbe in ihrer mittlern Stellung, weil die drei Farben wieder gleich stark darin sind.

Da nun in diesem ganzen Kreise nur die reinen Uebergänge der drei Farben liegen und sie durch ihre Mischung nur den Zusatz von Grau erhalten, so liegt außer ihnen zur größern Vervielfältigung noch Weiß und Schwarz.

4) Das Weiß macht durch seine Beimischung alle Farben matter, und wenn sie gleich heller werden, so verlieren sie doch ihre Klarheit und Feuer.

5) Schwarz macht alle Farben schmutzig, und wenn es solche gleich dunkler macht, so verlieren sie eben so wohl ihre Reinheit und Klarheit.

6) Weiß und Schwarz mit einander gemischt giebt Grau.

7) Man empfindet sehr leicht, daß in dem Umfang von den drei Farben nebst Weiß und Schwarz der durch unsre Augen empfundene Eindruck der Natur in seinen Elementen nicht erschöpft ist. Da Weiß die Farben matt, und Schwarz sie schmutzig macht, werden wir daher geneigt, ein Hell und Dunkel anzunehmen. Die folgenden Betrachtungen werden uns aber zeigen, in wiefern sich hieran zu halten ist.

8) Es ist in der Natur außer dem Unterschied von Heller und Dunkler in den reinen Farben noch ein andrer wichtiger auffallend. Wenn wir z. B. in einer Helligkeit und in einer Reinheit rothes Tuch, Papier, Taft, Atlas oder Sammet, das Rothe des Abendroths oder rothes durchsichtiges Glas annehmen, so ist da noch ein Unterschied, der in der Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit der Materie liegt.

9) Wenn wir die drei Farben, Roth, Blau und Gelb undurchsichtig zusammen mischen, so entsteht ein Grau, welches Grau eben so aus Weiß und Schwarz gemischt werden kann.

10) Wenn man diese drei Farben durchsichtig also mischt, daß keine überwiegend ist, so erhält man eine Dunkelheit, die durch keine von den andern Theilen hervorgebracht werden kann.

11) Weiß sowohl als Schwarz sind beide undurchsichtig oder körperlich. Man darf sich an dem Ausdruck weißes Glas nicht stoßen, womit man Klares meint. Weißes Wasser wird man sich nicht denken können, was rein ist, so wenig wie klare Milch. Wenn das Schwarze bloß dunkel machte, so könnte es wohl klar seyn, da es aber schmutzt, so kann es solches nicht.

12) Die undurchsichtigen Farben stehen zwischen dem Weißen und Schwarzen; sie können nie so hell wie Weiß und nie so dunkel wie Schwarz seyn.

13) Die durchsichtigen Farben sind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit gränzenlos, wie Feuer und Wasser als ihre Höhe und ihre Tiefe angesehen werden kann.

14) Das Product der drei undurchsichtigen Farben, Grau, kann durch das Licht nicht wieder zu einer Reinheit kommen, noch durch eine Mischung dazu gebracht werden; es verbleicht entweder zu Weiß oder verkohlt sich zu Schwarz.

15) Drei Stücke Glas von den drei reinen durchsichtigen Farben würden auf einander gelegt eine Dunkelheit hervorbringen, die tiefer wäre als jede Farbe einzeln, nämlich so: drei durchsichtige Farben zusammen geben eine farblose Dunkelheit, die tiefer ist, als irgend eine von den Farben. Gelb ist z. E. die hellste und leuchtendste unter den drei Farben, und doch, wenn man zu ganz dunklem Violett so viel Gelb mischt, bis sie sich einander aufheben, so ist die Dunkelheit in hohem Grade verstärkt.

16) Wenn man ein dunkles durchsichtiges Glas, wie es

allenfalls bei den optischen Gläsern ist, nimmt, und von der halben Dicke eine polirte Steinkohle, und legt beide auf einen weißen Grund, so wird das Glas heller erscheinen; verdoppelt man aber beide, so muß die Steinkohle stille stehen, wegen der Undurchsichtigkeit; das Glas wird aber bis ins Unendliche sich verdunkeln, obwohl für unsre Augen nicht sichtbar. Eine solche Dunkelheit können eben sowohl die einzelnen durchsichtigen Farben erreichen, so daß Schwarz dagegen nur wie ein schmutziger Fleck erscheint.

17) Wenn wir ein solches durchsichtiges Product der drei durchsichtigen Farben auf die Weise verdünnen und das Licht durchscheinen ließen, so wird es auch eine Art Grau geben, die aber sehr verschieden von der Mischung der drei undurchsichtigen Farben seyn würde.

18) Die Helligkeit an einem klaren Himmel bei Sonnenaufgang dicht um die Sonne herum, oder vor der Sonne her, kann so groß seyn, daß wir sie kaum ertragen können. Wenn wir nun von dieser dort vorkommenden farblosen Klarheit, als einem Product von den drei Farben auf diese schließen wollten, so würden diese so hell seyn müssen, und so sehr über unsere Kräfte weggerückt, daß sie für uns dasselbe Geheimniß blieben, wie die in der Dunkelheit versunkenen.

19) Nun merken wir aber auch, daß die Helligkeit oder Dunkelheit nicht in den Vergleich oder Verhältniß zu den durchsichtigen Farben zu setzen sey, wie das Schwarz und Weiß zu den undurchsichtigen. Sie ist vielmehr eine Eigenschaft und eins mit der Klarheit und mit der Farbe. Man stelle sich einen reinen Rubin vor, so dick oder so dünn man will, so ist das Roth eins und dasselbe, und ist also nur ein durchsichtiges Roth, welches hell oder dunkel wird, je nachdem es

vom Licht erweckt oder verlassen wird. Das Licht entzündet natürlich eben so das Product dieser Farben in seiner Tiefe und erhebt es zu einer leuchtenden Klarheit, die jede Farbe durchscheinen laßt. Diese Erleuchtung, der sie fähig ist, indem das Licht sie zu immer höherem Brand entzündet, macht, daß sie oft unbemerkt um uns wogt und in tausend Verwandlungen die Gegenstände zeigt, die durch eine einfache Mischung unmöglich wären, und alles in seiner Klarheit laßt und noch erhöht. So können wir über die gleichgültigsten Gegenstände oft einen Reiz verbreitet sehen, der meist mehr in der Erleuchtung der zwischen uns und dem Gegenstand befindlichen Luft liegt, als in der Beleuchtung seiner Formen.

20) Das Verhältniß des Lichts zur durchsichtigen Farbe ist, wenn man sich darein vertieft, unendlich reizend, und das Entzünden der Farben und das Verschwimmen in einander und Wiederentstehen und Verschwinden ist wie das Odemholen in großen Pausen von Ewigkeit zu Ewigkeit vom höchsten Licht bis in die einsame und ewige Stille in den allertiefsten Tönen.

21) Die undurchsichtigen Farben stehen wie Blumen dagegen, die es nicht wagen, sich mit dem Himmel zu messen, und doch mit der Schwachheit von der einen Seite, dem Weißen, und dem Bösen, dem Schwarzen, von der andern zu thun haben.

22) Diese sind aber gerade fähig, wenn sie sich nicht mit Weiß noch Schwarz vermischen, sondern dünn darüber gezogen werden, so anmuthige Variationen und so natürliche Effecte hervorzubringen, daß sich an ihnen gerade der praktische Gebrauch der Ideen halten muß, und die durchsichtigen am Ende nur wie Geister ihr Spiel darüber haben, und nur dienen, um sie zu heben und zu erhöhen in ihrer Kraft.

Der feste Glaube an eine bestimmte geistige Verbindung in den Elementen kann dem Maler zuletzt einen Trost und Heiterkeit mittheilen, die er auf keine andre Art zu erlangen im Stande ist, da sein eignes Leben sich so in seiner Arbeit verliert und Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die gewiß durch ein stets fleißiges und getreues Bestreben hervorgebracht werden muß, so daß es auch auf andere nicht ohne wohlthatige Wirkung bleiben kann.

Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte, und ich halte sie an den Maaßstab dieser Qualitäten, so weiß ich bestimmt wo und wie ich sie anwenden kann, da kein Stoff, den wir verarbeiten, ganz rein ist. Ich kann mich hier nicht über die Praktik ausbreiten, weil es erstlich zu weitlauftig wäre, auch ich bloß im Sinne gehabt habe, Ihnen den Standpunkt zu zeigen, von welchem ich die Farben betrachte.

Schlußwort.

Indem ich diese Arbeit, welche mich lange genug beschäftigt, doch zuletzt nur als Entwurf gleichsam aus dem Stegreife herauszugeben im Falle bin, und nun die vorstehenden gedruckten Bogen durchblattere, so erinnere ich mich des Wunsches, den ein sorgfaltiger Schriftsteller vormals geäußert, daß er seine Werke lieber zuerst ins Concept gedruckt sahe, um alsdann aufs neue mit frischem Blick an das Geschäft zu gehen, weil alles Mangelhafte uns im Drucke deutlicher entgegen komme, als selbst in der saubersten Handschrift.

Um wie lebhafter mußte bei mir dieser Wunsch entstehen, da ich nicht einmal eine völlig reinliche Abschrift vor dem Druck durchgehen konnte, da die successive Redaction

dieser Blätter in eine Zeit fiel, welche eine ruhige Sammlung des Gemüths unmöglich machte.

Wie vieles hätte ich daher meinen Lesern zu sagen, wovon sich doch manches schon in der Einleitung findet. Ferner wird man mir vergönnen, in der Geschichte der Farbenlehre auch meiner Bemühungen und der Schicksale zu gedenken, welche sie erduldeten.

Hier aber stehe wenigstens eine Betrachtung vielleicht nicht am unrechten Orte, die Beantwortung der Frage, was kann derjenige, der nicht im Fall ist, sein ganzes Leben den Wissenschaften zu widmen, doch für die Wissenschaften leisten und wirken? was kann er als Gast in einer fremden Wohnung zum Vortheile der Besitzer ausrichten?

Wenn man die Kunst in einem höhern Sinne betrachtet, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgaben, daß die Schüler auf das strengste geprüft würden, daß Liebhaber sich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff beherrschend verhalten, und sich der äußern Einflüsse nur zu seiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherlei Ursachen schon der Künstler den Dilettanten zu ehren hat, so ist es bei wissenschaftlichen Gegenständen noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leisten im Stande ist. Die Wissenschaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunst, und zum Erfahren ist gar mancher geschickt. Das Wissenschaftliche wird von vielen Seiten zusammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wissen laßt sich überliefern, diese Schätze

können vererbt werden; und das von Einem Erworbene werden manche sich zueignen. Es ist daher niemand, der nicht seinen Beitrag den Wissenschaften anbieten dürfte. Wie vieles sind wir nicht dem Zufall, dem Handwerk, einer augenblicklichen Aufmerksamkeit schuldig. Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt sind, Frauen, Kinder sind fähig, uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen.

In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung ist. Durchsucht man jedoch die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, besonders aber die Geschichte der Naturwissenschaft, so findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, sehr oft von Laien geleistet worden.

Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phanomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft seyn. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

In diesem Sinne mag der Verfasser denn auch mit einiger Beruhigung auf seine Arbeit zurücksehen; in dieser Betrachtung kann er wohl einigen Muth schöpfen zu dem, was zu thun noch übrig bleibt, und zwar nicht mit sich selbst zufrieden, doch in sich selbst getrost, das Geleistete und zu Leistende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Die entoptiſchen Farben.

„Und mit den Freuden
„Nicht mehr zu kämpfen.
„Siehst mich nicht wieder;
„Schon bin ich fort!“

Rosa

auf das Blatt sehend.

O weh' o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm, ermanne dich, Geliebte!
Noch ist alles nicht verloren,
Nein, du wirst ihn wiedersehn.

Rosa.

Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geschworen,
Ach, es ist um mich geschehn.

Vorwort.

Die Farbenlehre ward bisher im Stillen immer eifrig betrieben; die Richtigkeit meiner Ansichten kenne ich zu gut als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindesten irre machen sollte, mein Vortrag wirkt in verwandten Geistern fort, wenige Jahre werden es ausweisen, und ich denke zunächst auch ein Wort mitzusprechen.

Die Farbenerscheinungen, von meinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter Doctor Seebeck entdeckt, und von ihm entoptisch genannt, beschäftigen mich gegenwärtig aufs lebhafteste. Die Bedingungen immer genauer zu erforschen unter welchen sie erscheinen, sie als Complement meiner zweiten, den physischen Farben gewidmeten Abtheilung aufzuführen, ist meine gewissenhafte Sorgfalt. Denn wie sollte das aufgeklärte Jahrhundert nicht bald einsehen, daß man mit Lichtkügelchen, denen Pol und Aequator angedichtet ward, sich nur selbst und andere zum Besten hat.

Hier nun folgen zunächst zwei Aufsätze, deren erster die Phänomene des Doppelspaths, der andere die, bei Gelegenheit der Untersuchung jener merkwürdigen Bilderverdoppelung, erst uns bekannt wordenen entoptischen Farben, nach meiner Ueberzeugung, und nach den Maximen meiner Farbenlehre auszusprechen bemüht seyn wird.

Doppelbilder des rhombiſchen Kalkſpaths.

Da die entoptiſchen Farben in Gefolg der Unterſuchung der merkwürdigen optiſchen Phänomene des genannten Minerals entdeckt worden, ſo möchte man es wohl dem Vortrag angemeſſen halten, von dieſen Erſcheinungen und von denen dabei bemerkbaren Farbenſäumen einiges vorauszuſchicken.

Die Doppelbilder des bekannten durchſichtigen rhombiſchen Kalkſpaths ſind hauptſächlich deßwegen merkwürdig, weil ſie Halb- und Schattenbilder genannt werden können, und mit denjenigen völlig übereinkommen, welche von zwei Flächen durchſichtiger Körper reflectirt werden. Halbbilder hießen ſie, weil ſie das Object, in Abſicht auf die Stärke ſeiner Gegenwart, nur halb ausdrücken, Schattenbilder, weil ſie den Grund, den dahinter liegenden Gegenſtand durchſcheinen laſſen.

Aus dieſen Eigenſchaften fließt, daß jedes durch den gedachten Kalkſpath verdoppelte Bild von dem Grunde participirt, über den es ſcheinbar hingeführt wird. Ein weißes Bildchen auf ſchwarzem Grunde wird als ein doppeltes graues, ein ſchwarzes Bildchen auf weißem Grunde ebenmäßig als ein doppeltes graues erſcheinen; nur da wo beide Bilder ſich decken, zeigt ſich das volle Bild, zeigt ſich das wahre, dem Auge undurchdringliche Object, es ſey dieſes von welcher Art es wolle.

Um die Verſuche zu vermannichfaltigen, ſchneide man eine kleine viereckige Oeffnung in ein weißes Papier, eine

gleiche in ein ſchwarzes, man lege beide nach und nach auf die verſchiedenſten Gründe, ſo wird das Bildchen unter dem Doppelſpath halbirt, ſchwach, ſchattenhaft erſcheinen, es ſey von welcher Farbe es wolle, nur wo die beiden Bildchen zuſammentreffen, wird die kräftige volle Farbe des Grundes ſichtbar werden.

Hieraus erhellet alſo, daß man nicht ſagen kann, das Weiße beſtehe aus einem doppelten Grau, ſondern das reine objective Weiß des Bildchens erſcheint da wo die Bildchen zuſammentreffen. Die beiden grauen Bilder entſtehen nicht aus dem zerlegten Weiß, ſondern ſie ſind Schattenbilder des Weißen, durch welche der ſchwarze Grund hindurchblickt und ſie grau erſcheinen läßt. Es gilt von allen Bildern auf ſchwarzem, weißem und farbigem Grunde.

In dieſem letzten Falle zeigt ſich bei den Schattenbildern die Miſchung ganz deutlich. Verrückt man ein gelbes Bildchen auf blauem Grund, ſo zeigen ſich die Schattenbilder grünlich; Violett und Orange bringen ein purpurähnliches Bildchen hervor; Blau und Purpur ein ſchönes Violett u. ſ. w. Die Geſetze der Miſchung gelten auch hier, wie auf dem Schwungrad und überall, und wer möchte nun ſagen, daß Gelb aus doppeltem Grün, Purpur aus doppeltem Orange beſtünde. Doch hat man dergleichen Redensarten wohl auch ſchon früher gehört.

Das Unzuläſſige einer ſolchen Erklärungsart aber noch mehr an den Tag zu bringen, mache man die Grundbilder von Glanzgold, Glanzſilber, polirtem Stahl, man verrücke ſie durch den Doppelſpath; der Fall iſt wie bei allen übrigen. Man würde ſagen müſſen: das Glanzgold beſtehe aus doppeltem Mattgold, das Glanzſilber aus doppeltem Mattſilber und der blanke Stahl aus doppeltem angelaufenen. Soviel

von den Zwillingsbildern des Doppelspaths, nun zu der Randfärbung derselben! Hiezu eine Tafel.

Fig. 2.

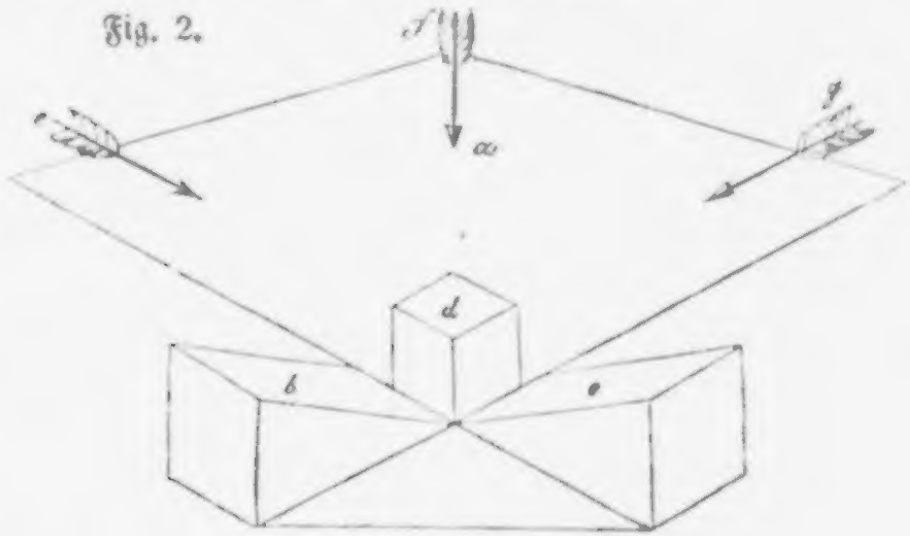

Entoptische Elemente.

Fig. 1.

Doppelspath Erscheinung.

Fig. 3.

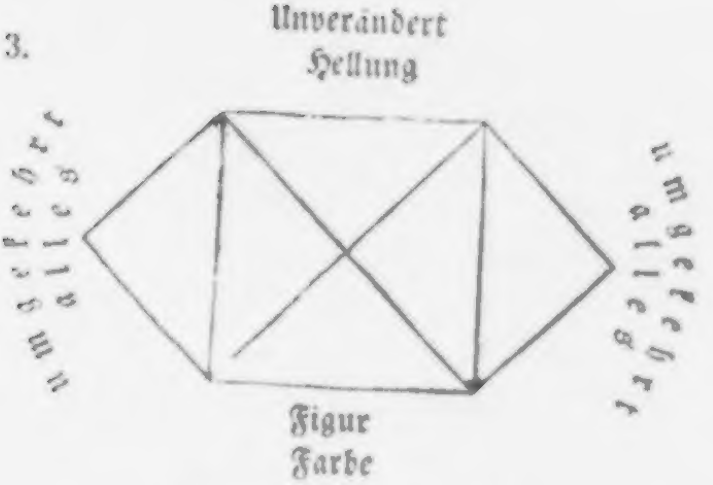

Glimmer-Wirkung.

Man lege den Doppelspath auf das Viereck A, so wird daſſelbe dem Betrachter entgegengehoben werden, und zwar wie es auf der Tafel unmittelbar darunter gezeichnet iſt. Das helle Bild A iſt in zwei Schattenbilder a und b getrennt. Nur die Stelle c, wo ſie ſich decken, iſt weiß wie das Grundbild A. Das Schattenbild a erſcheint ohne farbige Ränder, dahingegen das Schattenbild b damit begränzt iſt, wie die Zeichnung darſtellt. Dieſes iſt folgendermaßen abzuleiten und zu erklären. Man ſetze einen gläſernen Cubus auf das Grundbild A und ſchaue perpendiculär darauf, ſo wird es uns nach den Geſetzen der Brechung und Hebung ungefähr um ein Drittheil der Cubusſtärke entgegengehoben ſeyn. Hier hat alſo Brechung und Hebung ſchon vollkommen ihre Wirkung gethan; allein wir ſehen an dem gehobenen Bild keine Ränder und zwar deßwegen, weil es weder vergrößert, noch verkleinert, noch an die Seite gerückt iſt. (Entwurf einer Farbenlehre § 196.) Eben dieß iſt der Fall

mit dem Bilde a des Doppelſpaths. Dieſes wird uns, wie man ſich durch eine Vorrichtung überzeugen kann, rein entgegengehoben und erſcheint an der Stelle des Grundbildes. Das Schattenbild b hingegen iſt von demſelben weg und zur Seite gerückt, und zwar hier nach unſerer Rechten, dieß zeigen die Ränder an, da die Bewegung von Hell über Dunkel blaue, und von Dunkel über Hell, gelbe Ränder hervorbringt.

Daß aber beide Schattenbilder, wenn man ſie genugſam von der Stelle rückt, an ihren Rändern gefarbt werden können, dieß läßt ſich durch das höchſt intereſſante Seebeckiſche Doppelſpathprisma aufs deutlichſte zeigen, indem man dadurch Bilder von ziemlicher Größe völlig trennen kann. Beide erſcheinen gefärbt. Weil aber das eine ſich geſchwinder entfernt, als das andere vom Platze rückt, ſo hat jenes ſtärkere Ränder, die auch, bei weiterer Entfernung des Beobachters, ſich immer proportionirlich verbreitern. Genug, alles geſchieht bei der Doppelrefraction nach den Geſetzen der einfachen, und wer hier nach beſonderen Eigenſchaften des Lichts forſcht, möchte wohl ſchwerlich großen Vortheil gewinnen.

Inſofern man Brechung und Spiegelung mechaniſch betrachten kann, ſo läßt ſich auch gar wohl das Phänomen des Doppelſpathes mechaniſch behandeln: denn es entſpringt aus einer mit Spiegelung verbundenen Brechung. Hievon giebt ein Stück Doppelſpath, welches ich beſitze, den ſchönſten Beweis; wie es denn auch alles Vorige beſtätigt.

Wenn man den gewöhnlichen Doppelſpath unmittelbar vors Auge hält und ſich von dem Bilde entfernt, ſo ſieht man das Doppelbild ungefähr wie man's geſehn, als der Kalkſpath unmittelbar darauf lag, nur laſſen ſich die farbigen Ränder ſchwerer erkennen. Entfernt man ſich weiter, ſo

tritt hinter jenem Doppelbild noch ein Doppelbild hervor. Dieß gilt aber nur, wenn man durch gewiſſe Stellen des Doppelſpaths hindurch ſieht.

Ein beſonderes Stück aber dieſes Minerals beſitze ich, welches ganz vorzügliche Eigenſchaften hat. Legt man nämlich das Auge unmittelbar auf den Doppelſpath und entfernt ſich von dem Grundbilde, ſo treten gleich, wie es auf der Tafel vorgeſtellt iſt, zwei Seitenbilder rechts und links hervor, welche, nach verſchiedener Richtung des Auges und des durchſichtigen Rhomben, bald einfach wie in d, bald doppelt wie in e und f erſcheinen. Sie ſind noch ſchattenhafter, grauer als die Bilder a b, ſind aber, weil grau gegen ſchwarz immer für hell gilt, nach dem bekannten Geſetz der Bewegung eines hellen Bildes über ein dunkles gefärbt, und zwar das zu unſerer rechten Seite nach der Norm von b (wodurch die Bewegung dieſes letztern Bildes nach der Rechten gleichfalls bethätigt wird) und das auf der linken Seite umgekehrt.

Der Beobachter kann, wenn er immer mehr von dem Gegenſtandsbilde zurücktritt, die beiden Seitenbilder ſehr weit von einander entfernen. Nehme ich bei Nacht ein brennendes Licht und betrachte daſſelbe durch gedachtes Exemplar, ſo erſcheint es gedoppelt, aber nicht merklich farbig. Die beiden Seitenbilder ſind auch ſogleich da, und ich habe ſie bis auf fünf Fuß auseinander gebracht, beide ſtark gefärbt nach dem Geſetze wie d und e, f.

Daß aber dieſe Seitenbilder nicht aus einer abgeleiteten Spiegelung des in dem Doppelſpath erſcheinenden erſten Doppelbildes, ſondern aus einer directen Spiegelung des Grundbildes in die (wahrſcheinlich diagonalen) Lamellen des Doppelſpaths entſtehe, läßt ſich aus folgendem abnehmen.

Man bringe das Hauptbild und die beiden Seitenbilder

scheinbar weit genug aus einander, dann fahre man mit einem Stückchen Pappe sachte an der untern Fläche herein, so wird man erst das eine Seitenbild zudecken, dann wird das mittlere und erst spät das letzte verschwinden, woraus hervorzugehn scheint, daß die Seitenbilder unmittelbar von dem Grundbilde entspringen.

Sind diese Seitenbilder schon beobachtet? Von meinen Doppelspath-Exemplaren bringt sie nur eins hervor. Ich erinnere mich nicht, woher ich es erhalten. Es hat aber ein viel zarteres und feineres Ansehn als die übrigen; auch ist ein vierter Durchgang der Blätter sehr deutlich zu sehn, welchen die Mineralogen den verflechtblättrigen nennen (Lenz, Erkenntnißlehre Bd. II. S. 748.). Die zarten epoptischen Farben spielen wie ein Hauch durch die ganze Masse und zeugen von der feinsten Trennung der Lamellen. Durch ein Prisma von einem so gearteten Exemplar würde man die bewundernswürdigste Fata Morgagna vorstellen können.

Objective Versuche damit anzustellen fehlte mir der Sonnenschein.

Weimar, den 12ten Januar 1813.

Elemente der entoptiſchen Farben.

Apparat. Zweite Figur.

Eine Fläche a — zwei Spiegel, auf der Rückſeite geſchwärzt, b. c. gegen die Fläche in etwa 45 Graden gerichtet. — Ein Glaswürfel d. die entoptiſchen Farben darzuſtellen geeignet. Und, in Ermangelung deſſelben, mehrere auf einander geſchichtete Glasplatten, durch eine Hülſe verbunden.

Verſuche ohne den Würfel.

Man ſtelle den Apparat ſo daß das Licht in der Richtung des Pfeils f auf die Tafel falle, ſo wird man den Wiederſchein derſelben in beiden Spiegeln gleich hell erblicken. Sodann bewege man den Apparat, damit das Licht in der Richtung des Pfeils e hereinfalle, ſo wird der Wiederſchein der Tafel im Spiegel c merklich heller als im Spiegel b ſeyn. Fiele das Licht in der Richtung des Pfeils g her, ſo würde das Umgekehrte ſtatt finden.

Verſuche mit dem Würfel.

Man ſetze nunmehr den Würfel ein, wie die Figur ausweiſ't, ſo werden im erſten Fall völlig gleiche entoptiſche

Bilder, und zwar die weißen Kreuze zum Vorſchein kommen, in den beiden andern aber die entgegengeſetzten, und zwar das weiße Kreuz jederzeit in dem Spiegel der dem einfallenden Licht zugewendet iſt, und den unmittelbaren Reflex des Hauptlichtes, des directen Lichtes aufnimmt, in dem andern Spiegel aber das ſchwarze Kreuz, weil zu dieſem nur ein Seitenſchein, eine oblique, geſchwächtere Reflexion gelangt.

Aus dieſen reinen Elementen kann ſich ein jeder alle einzelne Vorkommenheiten der entoptiſchen Farben entwickeln; doch ſey eine erleichternde Ausleguna hinzugefügt. Wir ſetzen voraus daß die Beobachtungen an einem offnen Fenſter einer ſonſt nicht weiter beleuchteten Stube geſchehe.

Ueberzeuge man ſich nun vor allen Dingen daß hier nur das von der Tafel reflectirte Licht allein wirke, deßhalb verdecke man die Spiegel, ſo wie die Oberſeite des Cubus vor jedem andern heranſcheinenden Lichte.

Man wechsle die Fläche der Tafel a nach Belieben ab, und nehme vorerſt einen mit Queckſilber belegten Spiegel. Hier wird nun auffallen, was jedermann weiß und zugiebt: daß das Licht nur dann bei der Reflexion verhältnißmäßig am ſtärkſten wirke, wenn es immer in derſelben Ebene fortſchreitet und, obgleich mehrmals reflectirt, doch immer der urſprünglichen Richtung treu bleibt und ſo vom Himmel zur Fläche, dann zum Spiegel, und zuletzt ins Auge gelangt. Das Seitenlicht hingegen iſt, in dem gegebenen Falle, wegen der glatten Oberfläche ganz null, wir ſehen nur ein Finſteres.

Man bediene ſich eines geglätteten ſchwarzen Papiers; das directe Licht, von der glänzenden Oberfläche dem Spiegel

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er fliehet
An dieſen Ort.

Roſa.

O was verſprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil' o eile!
Er flieht, er fliehet
Wohl weiter fort.

Elmire.

Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort, den eignen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heilgen Mann.

Roſa.

O Geliebte, laß uns eilen,
Dieſe Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

mitgetheilt, erhellt ihn, die Seitenfläche hingegen kann nur Finſterniß bewirken.

Man nehme nun blendend weißes Papier, grauliches, blauliches und vergleiche die beiden Wiederſcheine der Spiegel, in dem einen wird die Fläche a dunkeler als in dem andern erſcheinen.

Nun ſetze man den Würfel an ſeinen Platz, der helle Wiederſchein wird die helle Figur, der dunkele die dunklere hervorbringen. Hieraus folgt nun daß ein gemäßigtes Licht zu der Erſcheinung nöthig ſey, und zwar ein mehr oder weniger, in einem gewiſſen Gegenſatze, gemäßigtes, um die Doppelerſcheinung zu bilden. Hier geſchieht die Mäßigung durch Reflexion.

Wir ſchreiten nun zu dem Apparat, der uns in den Stand ſetzt, die Umkehrung jederzeit auffallend darzuſtellen, wenn uns auch nur das mindeſte Tageslicht zu Gebote ſteht. Ein unterer Spiegel nehme das Himmelslicht direct auf, man vergleiche dieſes reflectirte Licht mit dem grauen Himmel, ſo wird es dunkeler als derſelbe erſcheinen, richtet man nun den obern Spiegel parallel mit dem untern, ſo erſcheint das Himmelslicht in demſelben abermals gedämpfter. Wendet man aber den obern Spiegel übers Kreuz, ſo wirkt dieſe, obgleich auch nur zweite Reflexion viel ſchwächer als in jenem Falle, und es wird eine bedeutende Verdunkelung zu bemerken ſeyn: denn der Spiegel obliquirt das Licht, und es hat nicht mehr Energie als in jenen Grundverſuchen, wo es von der Seite her ſchien. Ein zwiſchen beide Spiegel geſtellter Cubus, zeigt nun deßhalb das ſchwarze Kreuz; richtet man den zweiten obern Spiegel wieder parallel, ſo iſt das weiße Kreuz zu ſehen. Die Umkehrung durch Glimmerblättchen bewirkt, iſt ganz dieſelbe. Fig. 3.

Man stelle bei Nachtzeit eine brennende Kerze, so daß das Bild der Flamme von dem untern Spiegel in den obern reflectirt wird, welcher parallel mit dem untern gestellt ist; so wird man die Flamme aufrecht abgespiegelt sehen, um nur weniges verdunkelt; wendet man den obern Spiegel zur Seite, so legt sich die Flamme horizontal, und, wie aus dem vorhergehenden folgt, noch mehr verdüstert. Führt man den obern Spiegel rund um, so steht die Flamme bei der Richtung von neunzig Graden auf dem Kopfe, bei der Seitenrichtung liegt sie horizontal, und bei der parallelen ist sie wieder aufgerichtet, wechselsweise erhellt und verdüstert; verschwinden aber wird sie nie. Hiervon kann man sich völlig überzeugen wenn man als untern Spiegel einen mit Queckſilber belegten anwendet.

Diese Erscheinungen jedoch auf ihre Elemente zurückzuführen, war deßhalb schwierig, weil in der Empirie manche Fälle eintreten, welche diese zart sich hin- und herbewegenden Phänomene schwankend und ungewiß machen. Sie jedoch aus dem uns offenbarten Grundgesetz abzuleiten und zu erklären, unternehme man, durch einen hellen klaren Tag begünstigt, folgende Versuche.

An ein von der Sonne nicht beschienenes Fenster, lege man den geschwärzten Spiegel horizontal, und gegen die Fläche desſelben neige man die eine Seite des Cubus, in einem Winkel von etwa 90 Graden, die Außenseite dagegen werde nach einem reinen, blauen Himmel gerichtet, und sogleich wird das schwarze, oder weiße Kreuz mit farbigen Umgebungen sich sehen lassen.

Bei unveränderter Lage dieses einfachen Apparats, setze man die Beobachtungen mehrere Stunden fort, und man wird bemerken, daß, indem sich die Sonne am Himmel

hinbewegt, ohne jedoch weder Cubus noch Spiegel zu beſcheinen, das Kreuz zu ſchwanken anfängt, ſich verändert, und zuletzt in das entgegengeſetzte mit umgekehrten Farben ſich verwandelt. Dieſes Räthſel wird nur bei völlig heiterm Himmel im Freien gelöſ't.

Man wende, bei Sonnenaufgang, den Apparat gegen Weſten, das ſchönſte weiße Kreuz wird erſcheinen, man wende den Cubus gegen Süden und Norden, und das ſchwarze Kreuz wird ſich vollkommen abſpiegeln. Und ſo richtet ſich nun dieſer Wechſel den ganzen Tag über nach jeder Sonnenſtellung; die der Sonne entgegengeſetzte Himmelsgegend giebt immer das weiße Kreuz, weil ſie das directe Licht reflectirt, die an der Seite liegenden Himmelsgegenden, geben das ſchwarze Kreuz, weil ſie das oblique Licht zurück werfen. Zwiſchen den Hauptgegenden iſt die Erſcheinung als Uebergang ſchwankend.

Je höher die Sonne ſteigt deſto zweifelhafter wird das ſchwarze Kreuz, weil bei hohem Sonnenſtande der Seitenhimmel beinahe directes Licht reflectirt. Stünde die Sonne im Zenith, im reinen blauen Aether, ſo müßte von allen Seiten das weiße Kreuz erſcheinen, weil das Himmelsgewölbe von allen Seiten directes Licht zurückwürfe.

Unſer meiſt getrübter Atmoſphären-Zuſtand wird aber den entſcheidenden Hauptverſuch ſelten begünſtigen, mit deſto größerem Eifer faſſe der Naturfreund die glücklichen Momente, und belehre ſich an hinderlichen und ſtörenden Zufälligkeiten.

Wie wir dieſe Erſcheinungen, wenn ſie ſich beſtätigen, zu Gunſten unſerer Farbenlehre deuten, kann Freunden derſelben nicht verborgen ſeyn; was der Phyſik im Ganzen

hieraus Gutes zuwüchse, werden wir uns mit Freuden aneignen.

Mit Dank haben wir jedoch sogleich zu erkennen, wie sehr wir durch belehrende Unterhaltung, vorgezeigte Versuche, mitgetheilten Apparat, durch Herrn Geheimen Hofrath Voigt, bei unserm Bemühen, in diesen Tagen gefördert worden.

Jena, den 8ten Juni 1817.

Entoptiſche Farben.

Anſprache.

Bei dieſem Geſchäft erfuhr ich, wie mehrmals im Leben, günſtiges und ungünſtiges Geſchick, fördernd und hindernd. Nun aber gelange ich, nach zwei Jahren, an demſelben Tage zu eben demſelben Ort, wo ich, bei gleich heiterer Atmoſphäre, die entſcheidenden Verſuche nochmals wiederholen kann. Möge mir eine hinreichende Darſtellung gelingen, wozu ich mich wenigſtens wohl zubereitet fühle. Ich war indeſſen nicht müßig und habe immerfort verſucht, erprobt und eine Bedingung nach der andern ausgeforſcht, unter welchen die Erſcheinung ſich offenbaren möchte.

Hiebei muß ich aber jener Beihülfe dankbar anerkennend gedenken, die mir von vorzüglichen wiſſenſchaftlichen Freunden bisher gegönnt worden. Ich erfreute mich des beſondern Antheils der Herren Döbereiner, Hegel, Körner, Lenz, Nour, Schulz, Seebeck, Schweiger, Voigt. Durch gründlich motivirten Beifall, warnende Bemerkungen, Beitrag eingreifender Erfahrung, Mittheilung natürlicher, Bereitung künſtlicher Körper, durch Verbeſſerung und Bereicherung des Apparats und genaueſte Nachbildung der Phänomene, wie ſie ſich ſteigern, und Schritt vor Schritt vermannichfaltigen, ward ich von ihrer Seite höchlich gefördert. Von der meinen verfehlte ich nicht die Verſuche fleißig zu wiederholen, zu

vereinfachen, zu vermannichfaltigen, zu vergleichen, zu ordnen und zu verknüpfen. Und nun wende ich mich zur Darstellung selbst, die auf vielfache Weise möglich wäre, sie aber gegenwärtig unternehme, wie sie mir gerade zum Sinne paßt, früher oder später wäre sie anders ausgefallen.

Freilich müßte sie mündlich geschehen bei Vorzeigung aller Versuche wovon die Rede ist, denn Wort und Zeichen sind nichts gegen sicheres, lebendiges Anschauen. Möchte sich der Apparat, diese wichtigen Phänomene zu vergegenwärtigen, einfach und zusammengesetzt durch Thatigkeit geschickter Mechaniker von Tag zu Tag vermehren.

Uebrigens hoff' ich, daß man meine Ansicht der Farben überhaupt, besonders aber der physischen kenne; denn ich schreibe Gegenwärtiges als einen meiner Farbenlehre sich unmittelbar anschließenden Aufsatz, und zwar am Ende der zweiten Abtheilung, hinter dem 185sten Paragraphen, Seite 165.

Jena den 20. Juli 1820.

I.

Woher benannt?

Die entoptischen Farben haben bei ihrer Entdeckung diesen Namen erhalten nach Analogie der übrigen, mehr oder weniger bekannten und anerkannten, physischen Farben, wie wir solche in dem Entwurf zu einer allgemeinen Chromatologie sorgfältig aufgeführt. Wir zeigten nämlich daselbst zuerst dioptrische Farben ohne Refraction, die aus der

reinen Trübe entspringen; dioptrische mit Refraction, die prismatischen nämlich, bei welchen zur Brechung sich noch die Begränzung eines Bildes nöthig macht; katoptrische, die auf der Oberfläche der Körper durch Spiegelung sich zeigen; paroptische, welche sich zu dem Schatten der Körper gesellen; epoptische, die sich auf der Oberfläche der Körper unter verschiedenen Bedingungen flüchtig oder bleibend erweisen; die nach der Zeit entdeckten wurden entoptische genannt, weil sie innerhalb gewisser Körper zu schauen sind, und damit sie, wie ihrer Natur also auch dem Namensklange nach, sich an die vorhergehenden anschlössen. Sie erweiterten höchst erfreulich unseren Kreis, gaben und empfingen Aufklärung und Bedeutung innerhalb des herrlich ausgestatteten Bezirks.

II.

Wie sie entdeckt worden?

In Gefolg der Entdeckungen und Bemühungen französischer Physiker, Malus, Biot und Arago, im Jahr 1809, über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung, stellte Seebeck, im Jahr 1812, sorgfältige Versuche wiederholend und fortschreitend an. Jene Beobachter hatten schon bei den ihrigen, die sich auf Darstellung und Aufhebung der Doppelbilder des Kalkspaths hauptsächlich bezogen, einige Farbenerscheinungen bemerkt. Auch Seebeck hatte dergleichen gesehen, weil er sich aber eines unbequemen Spiegelapparates mit kleiner Oeffnung bediente, so ward er die einzelnen Theile der Figuren gewahr, ohne ihr Ganzes zu überschauen. Er befreite sich endlich von solchen Beschränkungen und fand daß es Gläser gebe, welche die Farbe hervorbringen, andere nicht,

und erkannte daß Erhitzung bis zum Glühen und schnelles Abkühlen den Gläsern die entoptische Eigenschaft verleihe.

Die ihm zugetheilte Hälfte des französischen Preises zeugte von parteiloser Anerkennung von Seiten einer fremden, ja feindlichen Nation; Brewster, ein Engländer, empfing die andere Hälfte. Er hatte sich mit demselben Gegenstand beschäftigt und manche Bedingungen ausgesprochen, unter welchen jene Phänomene zum Vorschein kommen.

III.

Wie die entoptischen Eigenschaften dem Glase mitzutheilen.

Das Experiment in seiner größten Einfalt ist folgendes: man zerschneide eine mäßig starke Spiegelscheibe in mehrere anderthalbzöllige Quadrate, diese durchglühe man und verkühle sie geschwind. Was davon bei dieser Behandlung nicht zerspringt ist nun fähig entoptische Farben hervorzubringen.

IV.

Aeußere Grundbedingung.

Bei unserer Darstellung kommt nun alles darauf an daß man sich mit dem Körper, welcher entoptische Farben hervorzubringen vermag, unter den freien Himmel begebe, alle dunklen Kammern, alle kleinen Löchlein (foramina exigua) abermals hinter sich lasse. Eine reine, wolkenlose blaue Atmosphäre, dieß ist der Quell wo wir eine auslangende Erkenntniß zu suchen haben!

V.

Einfachſter Verſuch.

Jene bereiteten Tafeln lege der Beſchauer bei ganz reiner Atmoſphäre flach auf einen ſchwarzen Grund, ſo daß er zwei Seiten derſelben mit ſich parallel habe, und halte ſie nun, bei völlig reinem Himmel und niedrigem Sonnenſtand, ſo nach der der Sonne entgegengeſetzten Himmelsgegend, richte ſein Auge dermaßen auf die Platten, daß von ihrem Grunde die Atmoſphäre ſich ihm zurückſpiegele und er wird ſodann, in den vier Ecken eines hellen Grundes, vier dunkle Punkte gewahr werden. Wendet er ſich darauf gegen die Himmelsgegenden welche rechtwinklicht zu der vorigen Richtung ſtehen, ſo erblickt er vier helle Punkte auf einem dunklen Grund; dieſe beiden Erſcheinungen zeigen ſich auf dem Boden der Glasplatte. Bewegt man die gedachten Quadrate zwiſchen jenen entſchiedenen Stellungen, ſo gerathen die Figuren in ein Schwanken.

Die Urſache warum ein ſchwarzer Grund verlangt wird iſt dieſe: daß man vermeiden ſolle, entweder durch eine Localfarbe des Grundes die Erſcheinung zu ſtören, oder durch allzugroße Hellung wohl gar aufzuheben. Uebrigens thut der Grund nichts zur Sache, indem der Beſchauer ſein Auge ſo zu richten hat, daß von dem Grunde der Platte ſich ihm die Atmoſphäre vollkommen ſpiegele.

Da es nun aber ſchon eine gewiſſe Uebung erfordert, wenn der Beſchauer dieſe einfachſte Erſcheinung gewahr werden ſoll, ſo laſſen wir ſie vorerſt auf ſich beruhen und ſteigern unſern Apparat und die Bedingungen deſſelben, damit wir mit größerer Bequemlichkeit und Mannichfaltigkeit die Phänomene verfolgen können.

VI.

Zweiter, gesteigerter Versuch.

Von dieser inneren, einfachen Spiegelung gehen wir zu einer nach außen über, welche zwar noch einfach genug ist, das Phänomen jedoch schon viel deutlicher und entschiedener vorlegt. Ein solider Glascubus, an dessen Stelle auch ein, aus mehreren Glasplatten zusammengesetzter Cubus zu benutzen ist, werde, bei Sonnenaufgang oder Untergang, auf einen schwarz belegten Spiegel gestellt, oder etwas geneigt darüber gehalten. Man lasse den atmosphärischen Widerschein nunmehr durch den Cubus auf den Spiegel fallen, so wird sich jene obgemeldte Erscheinung, nur viel deutlicher darstellen; der Widerschein von der der Sonne gegenüberstehenden Himmelsregion giebt die vier dunkeln Punkte auf hellem Grund; die beiden Seiten-Regionen geben das Umgekehrte, vier helle Punkte auf dunkelm Grund, und wir sehen bei diesem gesteigerten Versuch, zwischen den pfauenaugig sich bildenden Eckpunkten, einmal ein weißes, das anderemal ein schwarzes Kreuz, mit welchem Ausdruck wir denn auch künftig das Phänomen bezeichnen werden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang bei sehr gemäßigter Hellung erscheint das weiße Kreuz auch an der Sonnenseite.

Wir sagen daher, der directe Widerschein der Sonne, der aus der Atmosphäre zu uns zurückkehrt, giebt ein erhelltes Bild, das wir mit dem Namen des weißen Kreuzes bezeichnen. Der oblique Widerschein giebt ein verdüstertes Bild, das sogenannte schwarze Kreuz. Geht man mit dem Versuch um den ganzen Himmel herum, so wird man finden daß in den Achtelsregionen ein Schwanken entsteht; wir gewahren eine undeutliche, aber, bei genauer Aufmerksamkeit,

Elmire.

Zwey Mädchen ſuchen
Mit Angſt und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede
Was ſie verlor.

Roſa.

O laß die Buchen
Am ſtillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde jede
Den ſie erkor.

Beyde.

Und zwiſchen Felſen
Und zwiſchen Sträuchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

auf eine regelmäßige Gestalt zurückzuführende Erscheinung. Zu bemerken ist daß wir das helle Bild dasjenige nennen dürfen, welches auf weißem Grund farbige Züge sehen läßt, und umgekehrt das dunkle, wo sich zum dunkeln Grunde hellere farbige Züge gesellen.

VII.

Warum ein geschwärzter Spiegel?

Bei physikalischen Versuchen soll man mit jeder Bedingung sogleich die Absicht derselben anzeigen, weil sonst die Darstellung gar leicht auf Taschenspielerei hinausläuft. Das Phänomen womit wir uns beschäftigen ist ein schattiges, beschattetes, ein Skieron und wird durch allzugroße Helle vertrieben, kann nicht zur Erscheinung kommen; deßwegen bedient man sich zu den ersten Versuchen billig verdüsterter Spiegelflächen, um einem jeden Beschauer die Erscheinung sogleich vor Augen zu stellen. Wie es sich mit klaren und abgestumpften Spiegelflächen verhalte, werden wir in der Folge zeigen.

VIII.

Polarität.

Wenn wir den entoptischen Phänomenen Polarität zuschreiben, so geschieht es in dem Sinne wie ich in meiner Farbenlehre alle Chroageneſie zu entwickeln bemüht gewesen. Finsterniß und Licht stehen einander uranfänglich entgegen, eins dem andern ewig fremd, nur die Materie, die in und zwischen beide sich stellt, hat, wenn sie körperhaft undurchsichtig ist, eine beleuchtete und eine finstere Seite, bei schwachem Gegenlicht aber erzeugt sich erst der Schatten.

Ist die Materie durchscheinend, so entwickelt sich in ihr, im Helldunkeln, Trüben, in Bezug aufs Auge, das was wir Farbe nennen.

Diese, so wie Hell und Dunkel, manifestirt sich überhaupt in polaren Gegensatzen. Sie können aufgehoben, neutralisirt, indifferenzirt werden, so daß beide zu verschwinden scheinen; aber sie lassen sich auch umkehren, und diese Umwendung ist allgemein bei jeder Polarität die zarteste Sache von der Welt. Durch die mindeste Bedingung kann das Plus in Minus, das Minus in Plus verwandelt werden. Dasselbe gilt also auch von den entoptischen Erscheinungen. Durch den geringsten Anlaß wird das weiße Kreuz in das schwarze, das schwarze in das weiße verwandelt und die begleitenden Farben gleichfalls in ihre geforderten Gegensätze umgekehrt. Dieses aber auseinander zu legen ist gegenwärtig unsere Pflicht. Man lasse den Hauptbegriff nicht los und man wird, bei aller Veränderlichkeit, die Grunderscheinung immer wieder finden.

IX.

Nordländische Atmosphäre selten klar.

Ist nun die uranfängliche Erscheinung an dem klarsten, reinsten Himmel zu suchen, so läßt sich leicht einsehen daß wir in unseren Gegenden nur selten eine vollkommene Anschauung zu gewinnen im Falle sind. Nur langsam entdeckte man die Hauptbedingung, langsamer die Nebenumstände welche das Grundgesetz abermals gesetzmäßig bedingen und mehrfach irreführende Ab- und Ausweichungen verursachen.

X.

Beständiger Bezug auf den Sonnenstand.

Die Sonne, welche hier weder als leuchtender Körper, noch als Bild in Betracht kommt, bestimmt, indem sie den auch in seinem reinsten Zustande immer für trüb zu haltenden Luftkreis erhellt, die erste Grundbedingung aller entoptischen Farben; der directe Widerschein der Sonne giebt immer das weiße, der rechtwinkelige, oblique das schwarze Kreuz; dieß muß man zu wiederholen nicht müde werden, da noch manches dabei in Betracht zu ziehen ist.

XI.

Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile.

Daraus folgt nun daß nur in dem Moment der Sonnengleiche, bei Aufgang und Untergang, die oblique Erscheinung genau auf den Meridian einen rechten Winkel bilde. Im Sommer, wo die Sonne nordwarts rückt, bleibt die Erscheinung in sich zwar immer rechtwinkelig, bildet aber mit dem Meridian und, im Verlauf des Tages mit sich selbst, geschobene Andreas-Kreuze.

XII.

Höchster Sonnenstand.

Zu Johanni, um die Mittagsstunde, ist der hellste Moment. Bei Culmination der Sonne erscheint ein weißes Kreuz rings um den Horizont. Wir sagen deßhalb: daß in solcher Stellung die Sonne rings um sich her directen Widerschein

in dem Luftkreis bilde. Da aber bei polaren Erscheinungen der Gegensatz immer sogleich sich manifestiren muß, so findet man, da wo es am wenigsten zu suchen war, das schwarze Kreuz unfern von der Sonne. Und es muß sich in einem gewissen Abstand von ihr ein unsichtbarer Kreis obliquen Lichts bilden, den wir nur dadurch gewahr werden daß dessen Abglanz im Cubus das schwarze Kreuz hervorbringt.

Sollte man in der Folge den Durchmesser dieses Ringes messen wollen und können, so würde sich wohl finden, daß er mit jenen sogenannten Höfen um Sonne und Mond in Verwandtschaft stehe. Ja, wir wagen auszusprechen: daß die Sonne am klarsten Tage, immer einen solchen Hof potentia um sich habe, welcher, bei nebelartiger, leichtwolkiger Verdichtung der Atmosphäre sich, vollständig oder theilweise, größer oder kleiner, farblos oder farbig, ja zuletzt gar mit Sonnenbildern geschmückt, meteorisch wiederholt und durchkreuzt, mehr oder weniger vollkommen darstellt.

XIII.

Tiefe Nacht.

Da unsere entoptischen Erscheinungen sämmtlich auf dem Widerschein der Sonne, den uns die Atmosphäre zusendet, beruhen, so war zu folgern: daß sie sich in den kürzesten Nächten sehr spät noch zeigen würden, und so fand sich's auch. Am 18. Juli Nachts halb 10 Uhr war das schwarze Kreuz des Versuches VI noch sichtbar; am 23. August schon um 8 Uhr nicht mehr. Das weiße Kreuz, welches ohnehin im zweifelhaften Falle etwas schwerer als das schwarze darzustellen ist, wollte sich mir nicht offenbaren; zuverlässige Freunde versichern mich aber es zu gleicher Zeit gesehen zu haben.

XIV.

Umwandlung durch trübe Mittel.

Zu den ersten Beobachtungen und Versuchen haben wir den klarsten Himmel gefordert: denn es war zu bemerken daß durch Wolken aller Art das Phänomen unsicher werden könne. Um aber auch hierüber zu einiger Gesetzlichkeit zu gelangen, beobachtete man die verschiedensten Zustände der Atmosphäre; endlich glückte folgendes. Man kennt die zarten, völlig gleich ausgetheilten Herbstnebel, welche den Himmel mit reinem leichten Schleier, besonders des Morgens, bedecken und das Sonnenbild entweder gar nicht, oder doch nur strahlenlos durchscheinen lassen. Bei einer auf diese Weise bedeckten Atmosphäre giebt sowohl die Sonnenseite, als die gegenüberstehende das schwarze Kreuz, die Seitenregionen aber das weiße.

An einem ganz heitern, stillen Morgen in Carlsbad, Anfangs Mai 1820, als der Rauch, aus allen Oeffen aufsteigend, sich über dem Thal sanft zusammenzog und nebelartig vor der Sonne stand, konnte ich bemerken, daß auch dieser Schleier an der Sonnenseite das weiße Kreuz in das schwarze verwandelte, anstatt daß auf der reinen Westseite über dem Hirschsprung das weiße Kreuz in völliger Klarheit bewirkt wurde.

Ein Gleiches erfuhr ich, als ein verästeter, verzweigter Lufthaum sich, vor und nach Aufgang der Sonne, im Osten zeigte, er kehrte die Erscheinung um wie Nebel und Rauch.

Völlig überzogener Regenhimmel kehrte die Erscheinung folgendermaßen um: die Ostseite gab das schwarze Kreuz,

die Süd- und Nordseite das weiße, die Westseite, ob sie gleich auch überzogen war, hielt sich dem Gesetz gemäß und gab das weiße Kreuz.

Nun hatten wir aber auch, zu unserer großen Zufriedenheit, einen uralten, sehr getrübten Metallspiegel gefunden, welcher die Gegenstände zwar noch deutlich genug, aber doch sehr verdüstert wieder giebt. Auf diesen brachte man den Cubus und richtete ihn bei dem klarsten Zustand der Atmosphäre gegen die verschiedenen Himmelsgegenden. Auch hier zeigte sich das Phänomen umgekehrt, der directe Widerschein gab das schwarze, der oblique das weiße Kreuz; und, daß es ja an Mannichfaltigkeit der Versuche nicht fehle, wiederholte man sie bei rein verbreitetem Nebel; nun gab die Sonnenseite und ihr directer Widerschein das weiße, die Seitenregionen aber das schwarze Kreuz. Von großer Wichtigkeit scheinen uns diese Betrachtungen.

XV.

Rückkehr zu den entoptischen Gläsern.

Nachdem wir nun die entoptischen Körper zuerst in ihrem einfachen Zustand benutzt und, vor allen Dingen, in den Höhen und Tiefen der Atmosphäre den eigentlichen Urquell der Erscheinungen zu entdecken, auch die polare Umkehrung derselben, theils auf natürlichem, theils auf künstlichem Wege, zu verfolgen gesucht; so wenden wir uns nun abermals zu gedachten Körpern, an denen wir die Phänomene nachgewiesen, um nun auch die mannichfaltigen Bedingungen, welchen diese Vermittler unterworfen sind, zu erforschen und aufzuzählen.

XVI.

Nähere Bezeichnung der entoptischen Erscheinung.

Um vorerst das Allgemeinste auszusprechen, so laßt sich sagen: daß wir Gestalten erblicken, von gewissen Farben begleitet und wieder Farben, an gewisse Gestalten gebunden, welche sich aber beiderseits nach der Form des Körpers richten mussen.

Sprechen wir von Tafeln, und es sey ein Viereck gemeint, gleichseitig, langlich, rhombisch; es sey ein Dreieck jeder Art; die Platte sey rund oder oval; jede regelmaßige, so wie jede zufallige Form nöthigt das erscheinende Bild sich nach ihr zu bequemen, welchem denn jedesmal gewisse gesetzliche Farben anhangen. Von Körpern gilt dasselbige was von Platten.

Das einfachste Bild ist dasjenige was wir schon genugsam kennen; es wird in einer einzelnen viereckten Glasplatte hervorgebracht.

Vier dunkle Punkte erscheinen in den Ecken des Quadrats, die einen weißen, kreuzförmigen Raum zwischen sich lassen; die Umkehrung zeigt uns helle Punkte in den Ecken des Quadrats, der übrige Raum scheint dunkel.

Dieser Anfang des Phanomens ist nur wie ein Hauch, zwar deutlich und erkennbar genug, doch größerer Bestimmtheit, Steigerung, Energie und Mannichfaltigkeit fahig, welches alles zusammen durch Vermehrung aufeinandergelegter Platten hervorgebracht wird.

Hier merke man nun auf ein bedeutendes Wort: die dunkeln und hellen Punkte sind wie Quellpunkte anzusehen, die sich aus sich selbst entfalten, sich erweitern, sich gegen die

Mitte des Quadrats hindrängen, erst bestimmtere Kreuze, dann Kreuz nach Kreuzen, bei Vermehrung der aufeinander gelegten Platten, vielfach hervorbringen.

Was die Farben betrifft, so entwickeln sie sich nach dem allgemeinen, längst bekannten, noch aber nicht durchaus anerkannten, ewigen Gesetz der Erscheinungen in und an dem Trüben, die hervortretenden Bilder werden unter ebendenselben Bedingungen gefärbt. Der dunkle Quellpunkt, der sich nach der Mitte zu bewegt, und also über hellen Grund geführt wird, muß Gelb hervorbringen, da aber wo er den hellen Grund verläßt, wo ihm der helle Grund nachruckt, sich über ihn erstreckt, muß er ein Blau sehen lassen. Bewegen sich im Gegenfalle die hellen Punkte nach dem innern, düstern, so erscheint vorwärts, gesetzlich, Blauroth, am hinteren Ende hingegen Gelb und Gelbroth. Dieß wiederholt sich bei jedem neuentstehenden Kreuze, bis die hintereinander folgenden Schenkel nahe rücken, wo alsdann, durch Vermischung der Ränder, Purpur und Grün entsteht.

Da nun durch Glasplatten, übereinander gelegt, die Steigerung gefördert wird, so sollte folgen daß ein Cubus schon in seiner Einfachheit gesteigerte Figuren hervorbringe; doch dieß bewahrheitet sich nur bis auf einen gewissen Grad. Und obgleich derjenige, welcher sämmtliche Phanomene Zuschauern und Zuhörern vorlegen will, einen soliden, guten entoptischen Cubus nicht entbehren kann, so empfiehlt sich doch ein Cubus von übereinander befestigten Platten dem Liebhaber dadurch, weil er leichter anzuschaffen, und noch überdieß die Phänomene auffallender darzustellen geschickt ist. Was von dreieckigen und runden Platten zu sagen wäre, lassen wir auf sich beruhen; genug, wie die Form sich ändert, so ändert sich auch die Erscheinung; der Naturfreund

wird ſich dieſes alles gar leicht ſelbſt vor Augen führen können.

XVII.

Abermalige Steigerung.

Vorrichtung mit zwei Spiegeln.

Die im Vorhergehenden angezeigte geſteigerte, vermannichfaltigte Erſcheinung können wir jedoch auf obige einfache Weiſe kaum gewahr werden; es iſt daher eine dritte zuſammengeſetztere Vorrichtung nöthig.

Wir bilden unſern Apparat aus zwei angeſchwärzten, zu einander gerichteten, einander antwortenden Spiegeln, zwiſchen welchen der Cubus angebracht iſt. Der untere Spiegel iſt unbeweglich, ſo geſtellt daß er das Himmelslicht aufnehme und es dem Cubus zuführe; der obere iſt aufgehangt, um eine perpendiculare Achſe beweglich, ſo daß er das Bild des von unten erleuchteten Cubus dem Zuſchauer ins Auge bringe. Hangt er gleichnamig mit dem untern, ſo wird man die helle Erſcheinung ſehen; wendet man ihn nach der Seite, ſo obliquirt er das Licht, zeigt es obliquirt und wir ſehen das ſchwarze Kreuz, ſodann aber bei der Achtelswendung ſchwankende Züge.

Manche andere ſpiegelnde Flachen die wir durchverſucht, Fenſterſcheiben, farbiges Glas, geglättete Oberflachen jeder Art, bringen die Wirkung des unteren Spiegels hervor; auch wird ſie wenig geſchwächt noch verändert, wenn wir die atmoſphariſche Beleuchtung erſt auf eine Glastafel, von da aber auf den einfachen oder zuſammengeſetzten Apparat fallen laſſen.

Das klarſte Licht des Vollmonds erhellt die Atmoſphare

zu wenig, um von dorther die nöthige Beleuchtung erhalten zu können; läßt man es aber auf eine Glastafel fallen, von da auf den Apparat, so thut es Wirkung und hat genugsame Kraft das Phanomen hervorzubringen.

XVIII.

Wirkung der Spiegel in Absicht auf Hell und Dunkel.

Wir entfernen die entoptischen Körper nunmehr, um die Spiegel und ihre einzelne oder verbundete Wirksamkeit naher zu betrachten. Einem jeden Kunst- und Naturfreunde, der auf einer, durch Anschwarzung der einen Seite, zum verkleinernden Converspiegel verwandelten Glaslinse Landschaften betrachtet hat, ist wohl bekannt, daß sowohl Himmel als Gegenstände um ein Bedeutendes dunkler erscheinen, und so wird ihm nicht auffallen, wenn er, von unserm Doppelapparat den obern Spiegel wegnehmend, unmittelbar auf den untern blickt, die heiterste Atmosphare nicht schön blau, sondern verdüstert gewahr zu werden. Daß bei parallel wieder eingehangtem oberen Spiegel, bei verdoppelter Reflexion, abermals eine Verdüsterung vor sich gehe, ist gleichfalls eine natürliche Folge. Das Blau hat sich in ein Aschgrau verwandelt.

Aber noch weit starker ist die Verdüsterung bei Seitenstellung des oberen Spiegels. Der nunmehr obliquirte Widerschein zeigt sich merklich dunkler als der directe und hierin legt sich die nächste Ursache der erhellenden und verdunkelnden Wirkung auf entoptische Glaser vor Augen.

Zweyter Aufzug.

Waldig-buſchige Einöde, zwiſchen Felſen eine Hütte mit einem Garten dabey.

Erſter Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

XIX.

Wirkung der Spiegel in Absicht auf irgend ein Bild.

Um sich hiervon aufs kürzeste in Kenntniß zu setzen, stelle man eine Kerze dergestalt daß das Bild der Flamme auf den untern Spiegel falle; man betrachte dasselbe sodann durch den obern, parallel mit dem unteren hangenden Spiegel; die Kerze wird aufgerichtet und die Flamme, als durch zwei verdüsterte Spiegel zum Auge gelangend, um etwas verdunkelt seyn.

Man führe den Spiegel in den rechten Winkel, die Kerze wird horizontal liegend erscheinen und die Flamme bedeutend verdunkelt.

Abermals führe man den Spiegel weiter in die Gegenstellung der ersten Richtung, die Flamme wird auf dem Kopfe stehen und wieder heller seyn. Man drehe den Spiegel ferner um seine Achse, die Kerze scheint horizontal und abermals verdüstert, bis sie denn endlich, in die erste Stellung zurückgeführt, wieder hell wie vom Anfang erscheint. Ein jedes helle Bild auf dunklem Grunde das man an die Stelle der Kerze bringt, wird dem aufmerksamen Beobachter dieselbe Erscheinung gewahren. Wir wählen dazu einen hellen Pfeil auf dunkelm Grunde, woran sowohl die Veränderung der Stellung des Bildes als dessen Erhellung und Verdüsterung deutlich gesehen wird.

XX.

Identität durch klare Spiegel.

Bisher wäre also nichts Verwunderungswürdiges vorgekommen; bei der größten Mannichfaltigkeit bleibt alles in

der Regel; so ist auch folgende Erscheinung ganz dem Gesetz gemäß, ob sie uns gleich bei der ersten Entdeckung wundersam überraschte.

Bei dem Apparat mit zwei Spiegeln nehme man zum untersten, der das Himmelslicht aufnimmt, einen mit Quecksilber belegten und richte ihn, bei dunkelblauer Atmosphäre, gegen den Seitenschein, der im Würfel das schwarze Kreuz erzeugt; dieses wird nun auch erscheinen und identisch bleiben, wenn schon der Oberspiegel gleichnamig gestellt ist: denn die Eigenschaft des atmosphärischen Scheins wird durch den klaren Spiegel vollkommen überliefert, eben so wie es bei jener Erfahrung mit Einem Spiegel unmittelbar geschieht.

Wir haben zur Bedingung gemacht, daß der Himmel so blau seyn müsse als es in unsern Gegenden möglich ist; und hier zeigt sich abermals der Himmel als eine verschleierte Nacht, wie wir ihn immer ansehen. Er ist es nun, der sein verdüstertes Licht in den klaren Spiegel sendet, welches alsdann, dem Cubus mitgetheilt, sich gerade in dem mäßigen Gleichgewicht befindet, das zur Erscheinung unumgänglich nöthig ist.

XXI.

Abgeleiteter Schein und Widerschein.

Wir haben den unmittelbaren Widerschein von den verschiedenen Himmelsgegenden her als den ersten und ursprünglichen angenommen, aber auch abgeleiteter Schein und Widerschein bringt dieselben Phänomene hervor.

Weißer Battist, vor ein besonntes Fenster gezogen, giebt zwar mit dem einfachen Apparat keine Erscheinung, wahrscheinlich weil das davon herkommende Licht noch allzustark

und lebhaft ist; der Cubus aber, zwischen die Doppelspiegel gelegt, giebt sowohl das weiße als schwarze Kreuz, denn der helle Schein der Battistfläche wird durch die beiden Spiegel gemäßigt.

Vom abgeleiteten Widerschein wäre vielleicht nur folgendes zu sagen: haben wir, durch unsern zweiten Apparat (VI) von irgend einer Himmelsgegend her, die entoptische Erscheinung bewirkt, so stelle man derselben atmosphärischen Region eine unbelegte spiegelnde Glastafel entgegen, wende sich mit dem Apparat nun zu ihr und man wird die abgeleitete Erscheinung mit der ursprünglichen gleich finden.

XXII.

Doppelt refrangirende Körper.

Der durchsichtige rhombische Kalkspath, dessen Eigenschaft Bilder zu verdoppeln, ja zu vervielfachen, schon lange Zeit Forscher und Erklärer beschäftiget, gab immerfort, bei Unzulänglichkeit früheren Bemühens, zu neuen Untersuchungen Anlaß. Hier wurde nach und nach entdeckt: daß mehrere krystallinisch gebildete Körper eine solche Eigenschaft besitzen, und nicht allein dieses ward gefunden, sondern auch, bei vielfachster Behandlung solcher Gegenstände, noch andere begleitende Erscheinungen. Da man nun beim rhombischen Kalkspath gar deutlich bemerken konnte: daß der verschiedene Durchgang der Blätter und die deßhalb gegen einander wirkenden Spiegelungen die nächste Ursache der Erscheinung sey; so ward man auf Versuche geleitet das Licht, durch spiegelnde, auf verschiedene Weise gegen einander gerichtete Flächen, dergestalt zu bedingen, daß künstliche Wirkungen, jenen natürlichen ähnlich, hervorgebracht werden konnten.

Hiebei war freilich sehr viel gewonnen, man hatte einen äußern, künstlichen Apparat, wodurch man den innern, natürlichen nachahmen, controliren und beide gegeneinander vergleichen konnte.

Nach dem Gange unserer Darstellung haben wir zuerst den künstlichen Apparat, in seiner größten Einfalt, mit der Natur in Rapport gesetzt, wir haben den Urquell aller dieser Erscheinungen in der Atmosphäre gefunden, sodann unsere Vorrichtungen gesteigert um das Phänomen in seiner größten Ausbildung darzustellen; nun gehen wir zu den natürlichen, durchsichtigen, krystallisirten Körpern über, und sprechen also von ihnen aus: daß die Natur, in das Innerste solcher Körper, einen gleichen Spiegelapparat aufgebaut habe, wie wir es mit äußerlichen, physisch-mechanischen Mitteln gethan, und es bleibt uns noch zu zeigen Pflicht: wie die doppelt refrangirenden Körper gerade die sämmtlichen, uns nun schon bekannten Phänomene gleichfalls hervorbringen, daß wir daher, wenn wir ihren natürlichen Apparat mit unserm künstlichen verbinden, die anmuthigsten Erscheinungen vor Augen zu stellen fähig sind. Auch hier werden wir aufs einfachste verfahren und nur drei Körper in Anspruch nehmen, da sich die Erscheinung bei andern ähnlichen immerfort wiederholen muß und wiederholt. Diese drei Körper aber sind der Glimmer, das Fraueneis und der rhombische Kalkspath.

XXIII.

Glimmerblättchen.

Die Glimmerblätter haben von der Natur den Spiegelungsapparat in sich und zugleich die Fähigkeit entoptische Farben hervorzubringen; deßhalb ist es so bequem

als lehrreich ſie mit unſern künſtlichen Vorrichtungen zu verbinden.

Um nun das Glimmerblättchen an und für ſich zu unterſuchen wird es allein zwiſchen beide, vorerſt parallel geſtellte Spiegel gebracht und hier entdecken ſich nach und nach die für uns ſo merkwürdigen Eigenſchaften.

Man bewege das Blättchen hin und her und der Beſchauer wird ſogleich bemerken daß ihm das Geſichtsfeld bald heller bald dunkler erſcheine; iſt er recht aufmerkſam und die Eigenſchaft des Glimmerblättchens vollkommen zuſagend, ſo wird er gewahr werden, daß die helle Erſcheinung von einem gelblichen, die dunkle von einem bläulichen Hauch begleitet iſt. Wir greifen nun aber zu einer Vorrichtung, welche uns dient genauere Verſuche vorzunehmen.

Wir ſtellen den entoptiſchen Cubus zwiſchen die zwei parallelen Spiegel an den gewohnten Ort, legen das Glimmerblatt darauf und bewegen es hin und her; auch hier findet die Abänderung vom Hellen ins Dunkle, vom Gelblichen ins Blauliche ſtatt, dieſes aber iſt zugleich mit einer Umkehrung der Formen und der Farben in dem Cubus verbunden. Ein ſolches nun geſchieht durch innere Spiegelung des Glimmers, da unſere äußeren Spiegel unbewegt bleiben. Um nun hierüber ferner ins Klare zu kommen, verfahre man folgendermaßen: man wende das auf dem Cubus liegende Blättchen ſo lange hin und her, bis die Erſcheinung des weißen Kreuzes vollkommen rein iſt, als wenn ſich nichts zwiſchen dem Cubus und unſern Augen befände. Nun zeichne man, mit einer ſcharf einſchneidenden Spitze, auf das Glimmerblatt einen Strich an der Seite des Cubus, die mit uns parallel iſt, her, und ſchneide mit der Scheere das Glimmerblatt in ſolcher Richtung durch. Hier haben wir nun die Baſis unſerer

künftigen Operationen. Man drehe nun das Glimmerblatt immer horizontal auf dem Cubus bedachtig herum und man wird erſt Figur und Farbe im Schwanken, endlich aber die völlige Umkehrung, das ſchwarze Kreuz erblicken. Nun zeichne man die gegenwartige Lage des Glimmerblattes zu der uns immer noch parallelen Seite des Cubus und ſchneide auch in dieſer Richtung das Glimmerblatt durch, ſo wird man einen Winkel von 135 Graden mit der Grundlinie finden; hiernach läßt ſich nun, ohne weiteres empiriſches Herumtaſten, ſogleich die Form der Tafel angeben, welche uns künftig ſämmtliche Phänomene geſetzlich zeigen ſoll, es iſt die, welche wir einſchalten.

Hier ſehen wir nun ein größeres Quadrat, aus dem ſich zwei kleinere entwickeln und ſagen, um beim Bezeichnen unſerer Verſuche alle Buchſtaben und Zahlen zu vermeiden: der Beſchauer halte die längere Seite parallel mit ſich, ſo wird er die lichte Erſcheinung erblicken; wahlt man die ſchmale Seite, ſo haben wir die finſtere Erſcheinung.

Die etwas umſtandliche Bildung ſolcher Tafeln können wir uns dadurch erleichtern, wenn wir, nach obiger Figur, eine Karte ausſchneiden und ſie unter die Spiegel, die lange

Seite parallel mit uns haltend, bringen, auf derselben aber das Glimmerblatt hin und her bewegen, bis wir die helle Erscheinung vollkommen vor uns sehen. Klebt man in diesem Moment das Blattchen an die Karte fest, so dient uns der Ausschnitt als sichere Norm bei allen unsern Versuchen.

Wenn wir nun die Erscheinungen sämmtlich mehrmals durchgehen, so finden wir Blattchen, welche uns entschiedenen Dienst leisten und das Phänomen vollkommen umkehren; andere aber bringen es nicht völlig dazu, sie erregen jedoch ein starkes Schwanken. Dieses ist sehr unterrichtend, indem wir nun daraus lernen, daß die bekannten Kreuze nicht etwa aus zwei, sich durchschneidenden Linien entstehen, sondern aus zwei Haken, welche sich, aus den Ecken hervor, gegen einander bewegen, wie es bei den Chladnischen Tonfiguren der Fall ist, wo solche Haken gleichfalls von der Seite hereinstreben, um das Kreuz im Sande auszubilden.

Ferner ist zu bemerken, daß es auch Glimmerblättchen gebe, welche kaum eine Spur von allen diesen Erscheinungen bemerken lassen. Diese Art ist, da die übrigen meist farblos wie Glastafeln anzusehen sind, auch in ihren feinsten Blattern tombackbraun; die meinigen sind von einer großen Glimmersäule abgetrennt.

Schließlich haben wir nun noch einer sehr auffallenden Farbenerscheinung zu gedenken, welche sich unter folgenden Bedingungen erblicken läßt. Es giebt Glimmerblatter, vorgeschriebener Maaßen als sechsseitige Tafeln zugerichtet, diese zeigen in der ersten Hauptrichtung, das heißt die längere Seite parallel mit dem Beobachter gelegt, keine besondere Farbe als allenfalls einen gelblichen, und wenn wir den oberen Spiegel zur Seite richten, blaulichen Schein; legen wir aber die schmale Seite parallel mit uns, so erscheinen sogleich

die schönsten Farben, die sich bei Seitenwendung des Spiegels in ihre Gegensatze verwandeln und zwar

Hell	Dunkel
Gelb	Violett
Gelbroth	Blau
Purpur	Grün.

Wobei zu bemerken, daß wenn man dergleichen Blätter auf den entoptischen Cubus bringt, die Erscheinung des hellen und dunkeln Kreuzes mit den schönsten bezüglichen Farben begleitet und überzogen wird.

Und hier stehe denn eine Warnung eingeschaltet am rechten Platze: wir müssen uns wohl in Acht nehmen diese Farben, von denen wir gegenwärtig handeln, nicht mit den epoptischen zu vermischen. Wie nahe sie auch verwandt seyn mögen, so besteht doch zwischen ihnen der große Unterschied, daß die epoptischen unter dem Spiegelapparat nicht umgekehrt werden, sondern, gleichviel ob direct oder von der Seite angeschaut, immer dieselbigen bleiben, dagegen die im Glimmerblättchen erscheinenden beweglicher Art sind und also auf einer höhern Stufe stehen.

Ferner bringen wir den Umstand zur Sprache: daß der stumpfe Winkel der sechsseitigen Tafel, welcher auf unserer Basis aufgerichtet wird und das Umkehren des Phanomens entscheidet, zusammengesetzt ist aus 90 Graden des rechten Winkels und aus 45, welche dem kleinen Quadrat angehören, zusammen 135 Grade. Es wird uns also, auf eine sehr

einfache Weise, auf jene 3[illegible] bis 36 Grade gedeutet, unter welchen bei allen Spiegelungen die Erscheinung erlangt wird.

Ferner fügen wir bemerkend hinzu: daß uns noch nicht gelingen wollen zu erfahren wie [illegible]re, empirisch-theoretische sechsseitige, Tafel mit den von Natur sechsseitig gebildeten Glimmersäulen und deren Blättern in Uebereinstimmung trete. Leider sind unsere wirksamen Glimmertafeln schon in kleine Fensterscheiben geschnitten, deren Seiten zu unseren Phanomenen in keinem Bezug stehen. Die einzelnen Glimmerblatter aber, an welchen die sechsseitige Krystallisation nachzuweisen ist, sind gerade diejenigen, welche die Umkehrung hartnäckig verweigern.

XXIV.

Fraueneis.

Mit durchsichtigen Gypsblattchen verhält es sich gleichermaßen, man spaltet sie so fein als möglich und verfährt mit ihnen auf dieselbe Weise wie bei dem Glimmer gezeigt worden.

Man untersuche ein solches Blättchen an und für sich zwischen den beiden Spiegeln und man wird eine Richtung finden wo es vollkommen klar ist, diese bezeichne man als Basis der übrigen Versuche; man bilde sodann ein Sechseck und richte eine der kürzeren Seiten parallel mit sich und man wird das Gesichtsfeld mit Farben von der größten Schönheit begabt sehen. Bei der Seitenstellung des Spiegels wechseln sie sammtlich und es kommen an derselben Stelle die geforderten Gegensatze hervor. Gesellt man ein solches Blattchen

zum Cubus, so wird jene erste Richtung die entoptische Erscheinung völlig identisch lassen, in dem zweiten Falle aber das Bild verandert seyn. Es werfen sich nämlich die beiden Farben, Purpur und Grün, an die hellen oder dunkeln Züge der Bilder, so daß die Umkehrung als Umkehrung nicht deutlich wird, die Färbung jedoch auf eine solche Veranderung hinweis't; denn sobald man den Spiegel nunmehr seitwarts wendet, so erscheint zwar das Bild noch immer vollkommen farbig, allein die Züge die man vorher grün gesehen erscheinen purpur und umgekehrt.

Man sieht hieraus daß schon bei den zartesten Tafeln das Bild einige Undeutlichkeit erleiden müsse; werden nun gar mehrere übereinander gelegt, so wird das Bild immer undeutlicher, bis es zuletzt gar nicht mehr zu erkennen ist. Ich sehe daher das Verschwinden der Erscheinung bei dem Umkehren nur als eine materielle Verdüsterung an, die ganz allein der Unklarheit des angewendeten Mittels zuzuschreiben ist.

XXV.

Doppelspath.

Von diesem bedeutenden, so oft besprochenen, beschriebenen, bemessenen, berechneten und bemeinten Naturkörper haben wir nur so viel zu sagen als seine Eigenschaften sich in unserm Kreise manifestiren. Er verhalt sich gerade wie die vorhergehenden beiden; nur daß seine rhombische Figur und die Dicke seiner Krystalle einigen Unterschied machen mögen. Legen wir ihn übrigens zwischen die beiden Spiegel so, daß die längere oder kürzere Achse auf dem Beschauer perpendicular steht, so erscheint das Gesichtsfeld helle und

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So iſt es denn vergebens, jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Geſtalt und glänzend vor mir ſtehn.
Je tiefer ſich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber ſich
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und heller glänzt im Innerſten dieß Bild,
Dieß Angeſicht hervor, ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O welch ein Wuchs! o welch ein ſtiller Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf,
Als ſorgte ſie zu zeigen: „Seht ich bin's.“
Und doch geht ſie ſo leiſ' und leicht dahin,

wir dürften alsdann nur den zu uns gekehrten Winkel abstutzen, so hätten wir, wenn die Operation an der langen Seite geschah, ein Sechseck mit zwei stumpfern Winkeln, und wenn wir die kürzere Diagonale abstutzen, ein etwas spitzwinkeligeres Sechseck als unser regelmäßiges erhalten; aber doch immer ein Sechseck, dessen kürzere Seiten gegen uns gekehrt das Gesichtsfeld dunkler machen. Hierbei ist es aber keineswegs nöthig daß wir unsere Krystalle verderben, sondern wir heften unsere ausgeschnittene Karte, nach bekannter Weise, über den Krystall, oder zeichnen unsere Intention durch einen leichten Federstrich.

Nun sprechen wir aber mit den vorigen Fällen völlig übereinstimmend aus: die erste Richtung die das helle Sehfeld bewirkt läßt die Erscheinung identisch, die Seitenwendung jedoch des bekannten Winkels kehrt die Erscheinung um, welches noch ganz deutlich, jedoch mehr der Farbe als der Form nach, an der Umkehrung der blauen Augen in gelbe bemerkt werden kann. Also ist auch hier ein Verschwinden, welches durch vermehrte Körperlichkeit des Mittels hervorgebracht würde, kein physischer sondern ein ganz gemeiner Effect der zunehmenden Undurchsichtigkeit.

Nun aber erwartet uns eine höchst angenehme Erscheinung. Läßt man einen solchen rhombischen isländischen Krystall durch Kunst dergestalt zurichten, daß zwei, der langen Achsenflache parallele Abschnitte der Ecken verfügt und geschliffen werden, so wird man, wenn der Körper in dieser Lage zwischen die zwei Spiegel gebracht wird, einmal ein helles, das anderemal ein dunkles Bild gewahr werden, analog jenen uns bekannten gefarbten entoptischen Bildern; vier helle Punkte stehen zuerst innerhalb eines Kreises, um den sich mehr Kreise versammeln und es gehen vier

pinselartige Strahlungen aus von den Punkten, als hell und durchscheinend. Bei der Seitenwendung zeigt sich der Gegensatz; wir sehen, in Ringe gefaßt, ein schwarzes Kreuz, von welchem gleichfalls vier schwarze büschelartige Strahlungen sich entfernen.

Hier hatten wir nun die sämmtlichen Erscheinungen beisammen; klare, helle Spiegelung und Identität, dunkle Spiegelung mit Umkehrung, letztere besonders von inwohnenden, aber formlosen Farben begleitet; nun aber den Körper selbst, durch künstliche Bereitung, in seinem Innern aufgeschlossen und eine bewundernswürdige Erscheinung zum Anschauen gebracht.

So wäre denn also dieser höchst problematische Körper durch Untersuchung nur noch immer problematischer geworden und mit ihm so mancher andere. Freilich ist es wunderbar genug, daß ihm dreierlei Arten der Farbenerscheinung zugetheilt sind; die prismatischen bei der Brechung und zwar doppelt und vielfach, die epoptischen zwischen feinen zarten Lamellen, wenn sich diese nur im mindesten, mit beibehaltener Berührung, auseinander geben und die entoptischen durch künstliche Vorbereitung aus seinem Innern aufgeschlossen. Viel ist hiervon gesagt, viel ist zu sagen, für unsere Zwecke sey das Wenige hinreichend.

XXVI.

Apparat, vierfach gesteigert.

Was man bei allen Experimenten beobachten sollte wollten wir, wie sonst auch geschehen, bei dem unsrigen zu letzten suchen. Zuerst sollte das Phänomen in seiner ganzen

Einfalt erscheinen, sein Herkommen aussprechen und auf die Folgerung hindeuten.

Unser einfachster Apparat (V) besteht aus einer entoptischen Glastafel horizontal auf einen dunklen Grund gelegt und gegen die klare Atmosphare in verschiedenen Richtungen gehalten; da sich denn der ätherische Ursprung der Erscheinungen und die Wirkung des directen und obliquen Widerscheins sogleich ergiebt, dergestalt daß wenn wir dieß recht eingesehen, wir keiner ferneren Versuche bedürften.

Aber es ist nöthig daß wir weiter gehen, die Abhängigkeit von äußeren Umständen zu mindern suchen, um das Phänomen bequemer, auffallender und nach Willen öfter darstellen zu können.

Hierzu bahnt nun unser zweiter Versuch (VI) den Weg, wir bedienen uns eines entoptischen Cubus und eines schwarzen Spiegels; durch jenen lassen wir die atmosphärische Wirkung hindurchgehen und erblicken die farbigen Bilder außerhalb demselben auf dem Spiegel; allein hierbei sind wir immer noch von der Atmosphare abhangig; ohne einen völlig reinblauen Himmel bringen wir die Erscheinung nicht hervor.

Wir schreiten daher zu dem dritten zusammengesetzteren Apparat (XVII). Wir richten zwei Spiegel gegen einander, von welchen der untere die allseitige Atmosphäre vorstellt, der obere hingegen die jedesmalige besondere Richtung, sie sey direct, oblique, oder in der Diagonale. Hier verbirgt sich nun schon das wahre Naturverhaltniß, das Phanomen als Phänomen ist auffallender; aber wenn man von vorn herein nicht schon fundirt ist, so wird man schwerlich rückwärts zur wahren anschauenden Erkenntniß gelangen. Indessen dient uns dieser Apparat taglich und stundlich und wird uns deßhalb so werth, weil wir die Zusammenwirkung

deſſelben mit den natürlichen Körpern und ihr wechſelſeitiges Betragen höchſt belehrend finden.

Nun aber haben wir noch einen vierten Apparat, deſſen zu erwahnen wir nun Gelegenheit nehmen, er iſt zwar der bequemſte und angenehmſte, dagegen verbirgt er aber noch mehr das Grund-Phanomen, welches ſich niemand ruckwarts daraus zu entwickeln unternehmen wurde. Er iſt höchſt ſauber und zierlich gearbeitet, von dem Glasſchleifer Niggl in München, und durch die Gunſt des Herrn Profeſſor Schweigger in meinen Beſitz gekommen; er beſteht aus vier Spiegeln, welche, ſich auf einander beziehend, ſammtliche Phänomene leicht und nett hervorbringen. Der erſte Spiegel außerhalb des Apparats, faſt horizontal gelegen, nimmt das Tageslicht unmittelbar auf und überliefert ſolches dem zweiten, welcher, innerhalb des Inſtrumentes ſchief geſtellt, wie der untere erſte Spiegel des vorigen Apparats das empfangene Licht aufwarts ſchickt; unmittelbar über ihm wird der entoptiſche Cubus eingeſchoben, auf welchen man, perpendicular, durch ein Sehrohr hinunter blickt; in dieſem nun ſind, ſtatt des Oculars, zwei Spiegel angebracht, wovon der eine das Bild des Cubus von unten aufnimmt, der andere ſolches dem Beſchauer ins Auge führt. Kehrt man nun die mit den beiden verbundenen Spiegeln zuſammen bewegliche Hülſe in die directe oder Seitenſtellung, ſo verwandeln ſich die Bilder gar bequem und erfreulich Farb' und Form nach, und um deſto auffallender, da durch das viermal wiederholte Abſpiegeln das Licht immer mehr gedämpft und gemäßigt worden. Noch ein anderes höchſt erfreuendes Phanomen laßt ſich zugleich darſtellen, wenn man namlich an die Stelle des Oculars ein kleines Prisma von Doppelſpath ſetzt, wodurch man die gleichzeitige Erhellung

und Verdunkelung, bei fortgesetzter Kreisbewegung der Hülle, höchst angenehm und überraschend beschauen und wiederholen kann.

Sieht man nun zurück und vergegenwärtigt sich Schritt vor Schritt wie jene Steigerung vorgegangen, was dazu beigetragen, was sie uns aufgeklärt, was sie verbirgt; so kann man uns in diesem ganzen Felde nichts Neues mehr vorzeigen, indem wir mit den Augen des Leibes und Geistes ungehindert methodisch vor- und rückwärts blicken.

XXVII.

Warnung.

Wie nahe wir, durch unsern vierfach gesteigerten Apparat, an den Punkt gekommen, wo das Instrument, anstatt das Geheimniß der Natur zu entwickeln, sie zum unauflöslichen Räthsel macht, möge doch jeder naturliebende Experimentator beherzigen. Es ist nichts dagegen zu sagen daß man durch mechanische Vorrichtung sich in den Stand setze gewisse Phänomene bequemer und auffallender, nach Willen und Belieben vorzuzeigen; eigentliche Belehrung aber befördern sie nicht, ja es giebt unnütze und schädliche Apparate, wodurch die Naturanschauung ganz verfinstert wird; worunter auch diejenigen gehören welche das Phänomen theilweise oder außer Zusammenhang vorstellen. Diese sind es eigentlich worauf Hypothesen gegründet, wodurch Hypothesen Jahrhunderte lang erhalten werden: da man aber hierüber nicht sprechen kann, ohne ins Polemische zu fallen, so darf davon bei unserm friedlichen Vortrag die Rede nicht seyn.

XXVIII.

Von der innern Beschaffenheit des entoptischen Glases.

Wir haben vorhin, indem wir von den entoptischen Eigenschaften gewisser Gläser gesprochen, welche in ihrem Innern Formen und Farben zeigen, uns nur ans Phänomen gehalten, ohne weiter darauf einzugehen, ob sich ausmitteln lasse wodurch denn diese Erscheinung eigentlich bewirkt werde. Da wir nun jedoch erfahren, daß gleiche Phanomene innerhalb natürlicher Körper zu bemerken sind, deren integrirende Theile, durch eigenthümliche Gestalt und wechselseitige Richtung, gleichfalls Formen und Farben hervorbringen; so dürfen wir nun auch weiter gehen und aufsuchen: welche Veranderung innerhalb der Glasplatten, bei schnellem Abkühlen, sich ereignen und ihnen jene bedeutend-anmuthige Fähigkeit ertheilen möchte.

Es laßt sich beobachten daß in Glastafeln, indem sie erhitzt werden, eine Undulation vorgehe, die bei allmahligem Abkühlen verklingt und verschwindet. Durch einen solchen geruhigen Uebergang erhalt die Masse eine innere Bindung, Consistenz und Kraft, um, bis auf einen gewissen Grad, äußerer Gewalt widerstehen zu können. Der Bruch ist muschelig und man könnte diesen Zustand, wenn auch uneigentlich, zäh nennen.

Ein schnelles Abkühlen aber bewirkt das Gegentheil, die Schwingungen scheinen zu erstarren, die Masse bleibt innerlich getrennt, spröde, die Theile stehen neben einander und, obgleich vor wie nach durchsichtig, behalt das Ganze etwas das man Punktualität genannt hat. Durch den Demant geritzt bricht die Tafel reiner als eine des langsam abgekühlten Glases, sie braucht kaum nachgeschliffen zu werden.

Auch zerſpringen ſolche Gläſer entweder gleich oder nachher, entweder von ſich ſelbſt oder veranlaßt. Man kennt jene Flaſchen und Becher, welche durch hineingeworfene Steinchen riſſig werden, ja zerſpringen.

Wenn von geſchmolzenen Glastropfen, die man, zu ſchnellſter Verkühlung, ins Waſſer fallen ließ, die Spitze abgebrochen wird, zerſpringen ſie und laſſen ein pulverartiges Weſen zurück; darunter findet ein aufmerkſamer Beobachter einen noch zuſammenhängenden kleinen Bündel ſtänglichter Kryſtalliſation, die ſich um das, in der Mitte eingeſchloſſene Luftpünktchen bildete. Eine gewiſſe Solutio continui iſt durchaus zu bemerken.

Zugleich mit dieſen Eigenſchaften gewinnt nun das Glas die Fahigkeit Figuren und Farben in ſeinem Innern ſehen zu laſſen. Denke man ſich nun jene beim Erhitzen beobachteten Schwingungen unter dem Erkalten fixirt, ſo wird man ſich, nicht mit Unrecht, dadurch entſtehende Hemmungspunkte, Hemmungslinien einbilden können und dazwiſchen freie Räume, ſämmtlich in einem gewiſſen Grade trüb, ſo daß ſie, bezugsweiſe, bei veränderter Lichteinwirkung, bald hell bald dunkel erſcheinen können.

Kaum aber haben wir verſucht uns dieſe wunderſame Naturwirkung einigermaßen begreiflich zu machen, ſo werden wir abermals weiter gefordert; wir finden unter andern veränderten Bedingungen wieder neue Phänomene. Wir erfahren nämlich daß dieſe Hemmungspunkte, dieſe Hemmungslinien in der Glastafel nicht unauslöſchlich fixirt und für immer befeſtigt dürfen gedacht werden: denn obſchon die urſprüngliche Figur der Tafel vor dem Glühen den Figuren und Farben die innerhalb erſcheinen ſollen Beſtimmung giebt, ſo wird doch auch, nach dem Glühen und Verkühlen, bei

veränderter Form die Figur verändert. Man schneide eine viereckte Platte mitten durch und bringe den parallelepipedischen Theil zwischen die Spiegel, so werden abermals vier Punkte in den Ecken erscheinen, zwei und zwei weit von einander getrennt und, von den langen Seiten herein, der helle oder dunkle Raum viel breiter als von den schmalen. Schneidet man eine viereckte Tafel in der Diagonale durch, so erscheint eine Figur derjenigen ähnlich die sich fand wenn man Dreiecke glühte.

Suchten wir uns nun vorhin mit einer mechanischen Vorstellungsart durchzuhelfen, so werden wir schon wieder in eine höhere, in die allgemeine Region der ewig lebenden Natur gewiesen; wir erinnern uns daß das kleinste Stück eines zerschlagenen magnetischen Eisensteins eben so gut zwei Pole zeigt als das Ganze.

XXIX.

Umsicht.

Wenn es zwar durchaus räthlich, ja höchst nothwendig ist das Phänomen erst an sich selbst zu betrachten, es in sich selbst sorgfältig zu wiederholen und solches von allen Seiten aber und abermals zu beschauen, so werden wir doch zuletzt angetrieben uns nach außen zu wenden und, von unserm Standpunkte aus, allenthalben umher zu blicken, ob wir nicht ähnliche Erscheinungen zu Gunsten unseres Vornehmens auffinden möchten; wie wir denn so eben an den so weit abgelegenen Magneten zu gedenken unwillkürlich genöthigt worden.

Hier dürfen wir also die Analogie, als Handhabe, als Hebel die Natur anzufassen und zu bearbeiten gar wohl empfehlen

und anrühmen. Man lasse sich nicht irre machen, wenn Analogie manchmal irre führt, wenn sie, als zu weit gesuchter willkürlicher Witz, völlig in Rauch aufgeht. Verwerfen wir ferner nicht ein heiteres, humoristisches Spiel mit den Gegenständen, schickliche und unschickliche Annäherung, ja Verknüpfung des Entferntesten, womit man uns in Erstaunen zu setzen, durch Contrast auf Contrast zu überraschen trachtet. Halten wir uns aber zu unserm Zweck an eine reine, methodische Analogie, wodurch Erfahrung erst belebt wird, indem das Abgesonderte und entfernt Scheinende verknüpft, dessen Identität entdeckt und das eigentliche Gesammtleben der Natur auch in der Wissenschaft nach und nach empfunden wird.

Die Verwandtschaft der entoptischen Figuren mit den übrigen physischen haben wir oben schon angedeutet, es ist die nächste, natürlichste und nicht zu verkennen. Nun müssen wir aber auch der physiologischen gedenken, welche hier in vollkommener Kraft und Schönheit hervortreten. Hieran finden wir abermals ein herrliches Beispiel daß alles im Universen zusammenhangt, sich auf einander bezieht, einander antwortet. Was in der Atmosphäre vorgeht begiebt sich gleichfalls in des Menschen Auge, und der entoptische Gegensatz ist auch der physiologe. Man schaue, in dem obern Spiegel des dritten Apparats, das Abbild des unterliegenden Cubus; man nehme sodann diesen schnell hinweg, ohne einen Blick vom Spiegel zu verwenden, so wird die Erscheinung, die helle wie die dunkle, als gespenstiges Bild, umgekehrt im Auge stehen und die Farben zugleich sich in ihre Gegensatze verwandeln, das Braunlichgelb in Blau und umgekehrt, dem natursinnigen Forscher zu grosser Freude und Kraftigung.

Sodann aber wenden wir uns zur allgemeinen Naturlehre und versichern nach unserer Ueberzeugung folgendes: sobald die verschiedene Wirkung des directen und obliquen Widerscheins eingesehen, die Allgemeinheit jenes Gesetzes anerkannt seyn wird, so muß die Identität unzähliger Phänomene sich alsobald bethätigen; Erfahrungen werden sich an einander schließen, die man als unzusammenhangend bisher betrachtet und vielleicht mit einzelnen hypothetischen Erklarungsweisen vergebens begreiflicher zu machen gesucht. Da wir aber gegenwartig nur die Absicht haben können, den Geist zu befreien und anzuregen, so blicken wir rings umher, um naher oder ferner auf gewisse Analogien zu deuten, die sich in der Folge aneinander schließen, sich aus und gegen einander entwickeln mögen. Weiter kann unser Geschäft nicht gehen, denn wer will eine Arbeit übernehmen, die der Folgezeit noch manche Bemühung zumuthen wird.

XXX.

Chladni's Tonfiguren.

Alle geistreichen, mit Naturerscheinungen einigermaßen bekannten Personen, sobald sie unsern entoptischen Cubus zwischen den Spiegeln erblickten, riefen jedesmal die Aehnlichkeit mit den Chladnischen Figuren, ohne sich zu besinnen, lebhaft aus, und wer wollte sie auch verkennen? Daß nun diese äußeren, auffallenden Erscheinungen ein gewisses inneres Verhältniß und in der Entstehungsart viel Uebereinstimmung haben ist gegenwärtig darzuthun.

Figuren	
Chladni's	Seebeck's
entstehen	
1) durch Schwingungen.	1) durch Schwingungen.

Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig, als der Stern der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.

Gegen Hütte und Garten gekehrt.

O theurer Mann, den ich in dieſer Öde,
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüber wandelte. Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach.

Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Diese werden bewirkt

2) durch Erschüttern der Glastafeln;

2) durch Glühen der Glastafeln, durch Druck ꝛc.

verharren

3) in Ruhe;

3) durch schnelle Verkühlung;

verschwinden

4) durch neues Erschüttern;

4) durch neues Glühen und langsame Erkaltung;

sie richten sich

5) nach der Gestalt der Tafel;

5) nach der Gestalt der Tafel;

sie bewegen sich

6) von außen nach innen;

6) von außen nach innen;

ihre Anfänge sind

7) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat von der Seite, um ein Kreuz zu bilden;

7) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat aus den Ecken, um ein Kreuz zu bilden;

sie vermannichfaltigen sich

8) bei Verbreiterung der Tafel;

8) bei Vermehrung der übereinander gelegten Tafeln;

sie beweisen sich

9) als oberflächlich.

9) als innerlichst.

Mögen vorerst diese Bezüge hinreichen, um die Verwandtschaft im Allgemeinen anzudeuten; gewiß wird dem Forscher nichts angenehmer seyn als eine hierüber fortgesetzte Betrachtung. Ja die reale Vergleichung beider Versuche, die Darstellung derselben neben einander, durch zwei Personen welche solchen Experimenten gewachsen wären, müßte viel Vergnügen geben und dem innern Sinn die eigentliche Vergleichung überlassen, die freilich mit Worten nı.

vollkommen dargestellt werden kann, weil das innere Naturverhältniß, wodurch sie, bei himmelweiter Verschiedenheit, einander ähnlich werden, immer von uns nur geahnet werden kann.

XXXI.

Atmosphärische Meteore.

Da nach unserer Ueberzeugung die nähere Einsicht in die Effecte des directen und obliquen Widerscheins auch zur Erklärung der atmospharischen Meteore das Ihrige beitragen wird, so gedenken wir derselbdn gleichfalls an dieser Stelle. Der Regenbogen, ob wir ihn gleich als durch Refraction gewirkt anerkennen, hat doch das Eigene daß wir die dabei entspringenden Farben eigentlich innerhalb der Tropfen sehen, denn auf dem Grunde derselben spiegelt sich die bunte Verschiedenheit.

Nun kommen die Farben des unsern Bogens nach einem gewissen Gesetze zu unserm Auge und auf eine etwas complicirtere Weise die Farben des oberen Bogens gleichfalls; sobald wir dieß eingesehen, so folgern wir: daß aus dem Raum zwischen den zwei Bogen kein Licht zu unserm Auge gelangen könne, und dieses bethatigt sich dem aufmerksamen Beobachter durch folgenden Umstand: wenn wir auf einer reinen, vollkommen dichten Regenwand, welcher die Sonne klar und mächtig gegenüber steht, die beiden Bogen vollkommen ausgedruckt finden, so sehen wir den Raum zwischen beiden Bogen dunkelgrau und zwar entschieden dunkler als über und unter der Erscheinung.

Wir schöpften daher die Vermuthung, daß auch hier ein, in gewissem Sinne obliquirtes Licht bewirkt werde und richteten unseren zweiten entoptischen Apparat gegen diese Stelle,

waren aber noch nicht so glücklich zu einem entschiedenen Resultate zu gelangen. So viel konnten wir bemerken, daß wenn der Regenbogen selbst durch unsern entoptischen Cubus durchfiel, das weiße Kreuz erschien und er sich also dadurch als directen Widerschein erwies. Der Raum unmittelbar druber, welcher nach der Vermuthung das schwarze Kreuz hatte hervorbringen sollen, gab uns keine deutliche Erscheinung, da wir, seit wir auf diesen Gedanken gekommen, keinen entschieden vollkommenen doppelten Regenbogen und also auch keinen gesättigten dunklen Raum zwischen beiden beobachten konnten. Vielleicht gelingt es andern Naturfreunden besser.

Die Höfe, in deren Mitte Sonne und Mond stehen, die Nebensonnen und anderes, erhalten durch unsere Darstellung gewiß in der Folge manche Aufklärung. Die Höfe, deren Diameter vierzig Grad ist, coincidiren wahrscheinlich mit dem Kreise in welchem man bei dem höchsten Stand der Sonne um sie her das schwarze Kreuz bemerkt, ehe die entoptische Erscheinung von dem gewaltsamen Lichte aufgehoben wird. Hier wäre nun der Platz mit Instrumenten zu operiren; Zahlen und Grade würden sehr willkommen seyn. Richtet sich dereinst die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf diese Punkte, gewinnt unser Vortrag sich mit der Zeit Vertrauen, so wird auch hiezu Rath werden, wie zu so vielem andern.

Ein auffallendes Meteor, welches offenbar durch directen Widerschein hervorgebracht werden, beschreibt uns der aufmerksame Reisende Bory de St. Vincent folgendermaßen:

Le soir du 2 Germinal l'an X. nous vimes un tres-beau phénomène lumineux. Le ciel était pur, sur-tout vers le couchant; et au moment où le soleil approchait de l'horizon, on distingua du côté diamétralement oppose

cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible eût caché la moitié. Ce demi-disque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand eclat. Les rayons paraissaient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus près de disparaitre.

Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil, le phénomène lumineux ne cessa pas: l'instant où il fut le plus sensible, fut celui où l'astre du jour dût être descendu sous l'horizon; dès-lors son éclat diminua, et disparut peu-à-peu.

XXXII.

Paradoxer Seitenblick auf die Aſtrologie.

Ein phantaſtiſches Analogon der Wirkſamkeit unſeres directen und obliquen Widerſcheins finden wir ſchon in der Aſtrologie, doch mit dem Unterſchiede daß von ihren Eingeweihten der directe Widerſchein, den wir als heilſam erkennen, für ſchadlich geachtet wird, mit dem Geviertſchein jedoch, welcher mit unſerm obliquirten zuſammenfallt und den auch wir als deprimirend anſprechen, haben ſie es getroffen, wenn ſie denſelben für widerwartig und ungluecklich erklärten. Wenn ſodann der Gedrittſchein und Geſechstſchein, welchen wir für ſchwankend erklaren, von ihnen als heilſam angenommen wird, ſo möchte dieß allenfalls gelten und würde die Erfahrung nicht ſehr widerſprechen: denn gerade an dem Schwankenden, Gleichgültigen beweiſ't der Menſch ſeine höhere Kraft und wendet es gar leicht zu ſeinem Vortheil.

Durch dieſe Bemerkungen wollen wir nur ſo viel ſagen, daß gewiſſe Anſichten der irdiſchen und überirdiſchen Dinge,

dunkel und klar, unvollständig und vollkommen, gläubig und abergläubisch, von jeher vor dem Geiste der Menschen gewaltet, welches kein Wunder ist, da wir alle auf gleiche Weise gebaut sind und wohlbegabte Menschen sämmtlich die Welt aus einem und demselben Sinne anschauen; daher denn, es werde entdeckt was da wolle, immer ein Analogon davon in früherer Zeit aufgefunden werden kann.

Und so haben die Astrologen, deren Lehre auf gläubige unermüdete Beschauung des Himmels begründet war, unsere Lehre von Schein, Rück-, Wider- und Nebenschein vorempfunden, nur irrten sie darin, daß sie das Gegenüber für ein Widerwärtiges erklärten, da doch der directe Rück- und Widerschein für eine freundliche Erwiederung des ersten Scheins zu achten. Der Vollmond steht der Sonne nicht feindlich entgegen, sondern sendet ihr gefällig das Licht zurück das sie ihm verlieh; es ist Artemis die freundlich und sehnsuchtsvoll den Bruder anblickt.

Wollte man daher diesem Wahnglauben fernerhin einige Aufmerksamkeit schenken, so müßte man, nach unsern Angaben und Bestimmungen, bedeutende Horoskope, die schon in Erfüllung gegangen sind, rectificiren und beachten inwiefern unsere Auslegungsart besser als jene Annahme mit dem Erfolg übereintreffe.

So würde z. B. eine Geburt die gerade in die Zeit des Vollmondes fiele für höchst glücklich anzusehen seyn: denn der Mond erscheint nun nicht mehr als Widersacher den günstigen Einfluß der Sonne hemmend, und sogar aufhebend, sondern als ein freundlich milder, nachhelfender Beistand, als Lucina, als Hebamme. Welche große Veränderung der Sterndeutekunst durch diese Auslegungsart erwüchse, fällt jedem Freund und Gönner solcher Wunderlichkeiten alsobald in die Augen.

XXXIII.

Mechanische Wirkung.

Sollten wir nun vielleicht den Vorwurf hören, daß wir mit Verwandtschaften, Verhältnissen, mit Bezügen, Analogien, Deutungen und Gleichnissen zu weit umher gegriffen, so erwiedern wir daß der Geist sich nicht beweglich genug erhalten könne, weil er immer fürchten muß an diesem oder jenem Phänomen zu erstarren; doch wollen wir uns sogleich zur nächsten Umgebung zurückwenden und die Fälle zeigen, wo wir jene allgemeinen kosmischen Phänomene mit eigner Hand technisch hervorbringen und also ihre Natur und Eigenschaft näher einzusehen glauben dürfen. Aber im Grunde sind wir doch nicht wie wir wünschen durchaus gefördert, denn selbst was wir mechanisch leisten, müssen wir nach allgemeinen Naturgesetzen bewirken und die letzten Handgriffe haben immer etwas Geistiges, wodurch alles körperlich Greifbare eigentlich belebt und zum Unbegreiflichen erhoben wird.

Man spanne ein starkes Glastafelchen, das keine entoptischen Eigenschaften hat, in einen metallnen Schraubstock dergestalt, daß zwei entgegengesetzte Punkte der Peripherie vorzüglich afficirt werden, man bringe diese Vorrichtung unter die Spiegel, so wird man eine von jenen beiden Punkten ausgehende Erscheinung erblicken; sie ist büschelförmig, theils hell, theils dunkel, nach dem Gesetz gefärbt, und sucht sich, durch eine ovale Neigung gegen einander, zu verbinden. Durch den Druck geht also eine Veränderung der Textur der Bestandtheile vor, ihre Lage gegen einander wird verändert, und wir dürfen eine Solutio continui, wie bei dem schnell verkühlten Glase vorgeht, annehmen.

Eine ähnliche Erfahrung giebt uns hierüber abermals

einiges Licht. Es fand sich ein knopfartig gearbeitetes Stück Bernstein, vollkommen klar, in der Mitte durchbohrt; zwischen die Spiegel gebracht zeigten sich vier aus dem Mittelpunkt ausgehende weiße und bei der Umkehrung schwarze Strahlenbüschel. Hier scheint der Bohrer aus der Mitte gegen die Seite drückend eben dieselbe Wirkung hervorgebracht zu haben als die Zwinge auf die Seiten der Glastafel, nur daß hier immanent geblieben war was bei der Glastafel, wenn die Zunge geöffnet wird, sogleich vorüber ist. Wir ließen, um der Sache mehr beizukommen, einige Stücke Bernstein durchbohren, das Phänomen gelang aber nicht zum zweitenmal.

XXXIV.

Damast-Weberei.

Wo wir aber diese Erscheinung mit Händen greifen können, indem wir sie selbst technisch hervorbringen, ist bei dem Damastweben. Man nehme eine gefaltete Serviette, von schön gearbeitetem, wohl gewaschenem und geglättetem Tafelzeuge, und halte sie, flach, vor sich gegen das Licht; man wird Figuren und Grund deutlich unterscheiden. In einem Fall sieht man den Grund dunkel und die Figuren hell; kehre man die Serviette im rechten Winkel nunmehr gegen das Licht, so wird der Grund hell, die Figuren aber dunkel erscheinen; wendet man die Spitze gegen das Licht daß die Fläche diagonal erleuchtet wird, so erblickt man weder Figuren noch Grund, sondern das Ganze ist von einem gleichgültigen Schimmer erleuchtet.

Diese Erscheinung beruht auf dem Princip der Damast-Weberei, wo das, nach Vorschrift, abwechselnde Muster

darzuſtellen, die Fäden auf eine eigene Weiſe übers Kreuz gerichtet ſind, ſo daß die Geſtalten hell erſcheinen wenn das Licht der Fadenlänge nach zu unſerm Auge kommt, dunkel aber von denen Faden welche quer gezogen ſind. Die auf den Beſchauer gerichteten Faden leiten das Licht bis zu den Augen und bringen ſolches direct zur Erſcheinung, die durchkreuzenden dagegen führen das Licht zur Seite und müſſen daher als dunkel, oder beſchattet geſehen werden. In der Diagonale beleuchtet führen ſie beide das Licht vom Auge abwärts und können ſich nur als gleichgultigen Schein manifeſtiren.

Hier geht nun eben daſſelbe hervor was ſich am großen Himmel ereignet, und des Webers Geſchicklichkeit verſtändiget uns über die Eigenſchaften der Atmoſphare. Zu meinem Apparat ließ ich, durch eine geſchickte Natherin, erſt ein Damenbret-Muſter, woran ſich die Erſcheinung am entſchiedenſten zeigt, mit den zarteſten Faden ſticken, ſodann aber das entoptiſche Kreuz mit den Punkten in den Ecken, das man denn, je nachdem die Fläche gegen das Licht gerichtet iſt, hell oder dunkel ſchauen kann.

XXXV.

Aehnelnde theoretiſche Anſicht.

Da wir uns bemühen in dem Erfahrungskreiſe analoge Erſcheinungen aufzuſuchen, ſo iſt es nicht weniger wichtig, wenn wir auf Vorſtellungsarten treffen, welche, theoretiſch ausgeſprochen, auf unſere Abſicht einiges Licht werfen können.

Ein geiſtreicher Forſcher hat die entoptiſchen Erſcheinungen, und die damit nahe verwandten Phänomene der doppelten Refraction, dadurch aufzuklaren getrachtet, daß er longitudinale und transverſale Schwingungen des Lichtes annahm.

Da wir nun in der Damaſtweberei den Widerſchein des Lichtes durch Fäden bedingt ſehen, welche theils der Länge, theils der Quere nach zu unſerm Auge gerichtet ſind, ſo wird uns niemand verargen wenn wir in dieſer Denkart eine Annäherung an die unſrige finden; ob wir gleich gern bekennen, daß wir jene Bedingungen nach unſerer Weiſe nicht im Licht als Licht, ſondern am Lichte finden, das uns nur mit der erfüllten Raumlichkeit, mit der zarteſten und dichteſten Körperlichkeit zuſammentreffend erſcheinen kann.

XXXVI.

Gewäſſertes Seidenzeug.

Dieſes wird erſt in Rieſen oder Maſchen gewoben, oder geſtrickt, und alsdann, durch einen ungleich glattenden Druck, dergeſtalt geſchoben daß Höhen und Tiefen mit einander abwechſeln, wodurch, bei verſchiedener Richtung des Seidenzeuges gegen den Tag, der Widerſchein bald unſerm Auge zugewendet, bald abgewendet wird.

XXXVII.

Gemodelte Zinn-Oberfläche.

Hierher gehört gleichfalls die mannichfaltige und wunderſam erfreuliche Erſcheinung, wenn eine glatte Zinn-Oberfläche durch verdünnte Säuren angegriffen und dergeſtalt behandelt wird, daß dendritiſche Figuren darauf entſtehen. Der Beobachter ſtelle ſich mit dem Rücken gegen das Fenſter und laſſe das Licht von der einen Seite auf die verticale Tafel fallen, ſo wird man den einen Theil der Zweige hell und erhöht, den andern dunkel und vertieft erblicken; nun kehre

man ſich leiſe herum, bis das Licht zur rechten Seite hereintritt, das erſt Helle wird nun dunkel, das Dunkle hell, das Erhöhte vertieft und beſchattet, das Vertiefte erhöht und erleuchtet in erfreulicher Mannichfaltigkeit erſcheinen. Solche Bleche, mit farbigem Lackfirniß überzogen, haben ſich durch ihren anmuthigen Anblick zu mancherlei Gebrauch empfohlen. Auch an ſolchen lackirten Flachen läßt ſich der Verſuch gar wohl anſtellen, doch iſt es beſſer, beim cutoptiſchen Apparat, der Deutlichkeit wegen ungefirnißte Bleche vorzuzeigen.

XXXVIII.

Oberflächen natürlicher Körper.

Alle diejenigen Steinarten, welche wir ſchillernde nennen, ſchließen ſich hier gleichfalls an. Mehreres was zum Feldſpath gerechnet wird, Adular, Labrador, Schriftgranit, bringen das Licht durch Widerſchein zum Auge, oder anders gerichtet leiten ſie es ab. Man ſchleift auch wohl dergleichen Steine etwas erhaben, damit die Wirkung auffallender und abwechſelnder werde, und die helle Erſcheinung gegen die dunkle ſchneller und kraftiger contraſtire. Das Katzenauge ſteht hier obenan; doch laſſen ſich Asbeſte und Selenite gleichmäßig zurichten.

XXXIX.

Rückkehr und Wiederholung.

Nachdem wir nun die Bahn die ſich uns eröffnete nach Kraften zu durchlaufen geſtrebt, kehren wir zum Anfang, zum Urſprung ſammtlicher Erſcheinungen wieder zurück. Der

Gegen die andre Seite gekehrt.

Schweige, zarte liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen
Lockſt du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergebnem Schmerz.

Wie oben.

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Fluſſe her, und ſteigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich dieſen Mann,
So iſt's Valerio. Welch ein Geſchick
Führt ihn auf dieſe Spur? Ich eile ſchnell
Mich zu verbergen. — Was beſchließ' ich? Was
Iſt hier zu thun? — Geſchwind' in deine Hütte!
Dort kannſt du horchen, überlegen dort.

Urquell derſelben iſt die Wirkung der Sonne auf die Atmoſphäre, auf die unendliche blaue Raumlichkeit. In freiſter Welt müſſen wir immer wieder unſere Belehrung ſuchen.

Bei heiterem Himmel, vor Aufgang der Sonne ſehen wir die Seite wo ſie ſich ankündigt heller als den übrigen Himmel, der uns rein und gleich blau erſcheint, eben daſſelbe gilt vom Untergange. Die Blaue des übrigen Himmels erſcheint uns völlig gleich. Tauſendmal haben wir das reine heitere Gewölb des Himmels betrachtet und es iſt uns nicht in die Gedanken gekommen, daß es je eine ungleiche Beleuchtung herunter ſenden könne, und doch ſind wir hierüber nunmehr, durch Verſuche und Erfahrungen belehrt.

Da wir nun aber über dieſe Ungleichheit der atmoſphäriſchen Wirkung ſchon aufgeklärt waren, verſuchten wir mit Augen zu ſehen was wir folgern konnten: es müſſe nämlich, im directen Gegenſchein der Sonne, der Himmel ein helleres Blau zeigen als zu beiden Seiten; dieſer Unterſchied war jedoch nie zu entdecken, auch dem Landſchaftsmaler nicht, deſſen Auge wir zum Beiſtand anriefen.

Daß aber die, durch entoptiſche Glaſer entdeckte ungleiche Beleuchtung, für ein glücklich gebornes geübtes Malerauge bemerklich ſey, davon giebt Nachſtehendes ſichere Kunde.

XL.

Wichtige Bemerkung eines Malers.

Ein vorzüglicher, leider allzufrüh von uns geſchiedener Künſtler, Ferdinand Jagemann, dem die Natur, nebſt andern Erforderniſſen, ein ſcharfes Auge für Licht und Schatten, Farbe und Haltung gegeben, erbaut ſich eine Werkſtatt

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03772/138

zu größeren und kleineren Arbeiten; das einzige hohe Fenster derselben wird nach Norden, gegen den freiesten Himmel gerichtet, und nun dachte man allen Bedingungen dieser Art genug gethan zu haben.

Als unser Freund jedoch eine Zeit lang gearbeitet, wollte ihm, beim Portraitmalen, scheinen, daß die Physiognomien, die er nachbildete, nicht zu jeder Stunde des Tags gleich glücklich beleuchtet seyen, und doch war an ihrer Stellung nicht das Mindeste verrückt, noch die Beschaffenheit einer vollkommen hellen Atmosphäre irgend verandert worden.

Die Abwechselung des günstigen und ungünstigen Lichts hielt ihre Tagesperioden; am frühsten Morgen erschien es am widerwartigsten grau und unerfreulich; es verbesserte sich, bis endlich, etwa eine Stunde vor Mittag, die Gegenstände ein ganz anderes Ansehen gewannen, Licht, Schatten, Farbe, Haltung, alles in seiner größten Vollkommenheit, sich dem Künstlerauge darbot, so wie er es der Leinwand anzuvertrauen nur wünschen konnte. Nachmittag verschwindet diese herrliche Erscheinung; die Beleuchtung verschlimmert sich, auch am klarsten Tage, ohne daß in der Atmosphäre irgend eine Veränderung vorgegangen wäre.

Als mir diese Bemerkung bekannt ward, knüpfte ich solche sogleich in Gedanken an jene Phanomene, mit denen wir uns so lange beschaftigten und eilte, durch einen physischen Versuch dasjenige zu bestatigen und zu erlautern was ein hellsehender Künstler, ganz für sich, aus eingeborner Gabe, zu eigner Verwunderung, ja Bestürzung entdeckt hatte. Ich schaffte unsern zweiten entoptischen Apparat herbei und dieser verhielt sich wie man nach obigem vermuthen konnte. Zur Mittagszeit, wenn der Kunstler seine Gegenstande am besten beleuchtet sah, gab der nördliche directe Widerschein

s weiße Kreuz, in Morgen- und Abendſtunden hingegen, ihm das widerwärtige, obliquirte Licht beſchwerlich fiel, gte der Cubus das ſchwarze Kreuz, in der Zwiſchenzeit er- gten die Uebergange.

Unſer Künſtler alſo hatte, mit zartem geübten Sinn, ie der wichtigſten Naturwirkungen entdeckt, ohne ſich davon chenſchaft zu geben. Der Phyſiker kommt ihm entgegen d zeigt wie das Beſondere auf dem Allgemeinen ruhe.

Wir gedenken ähnlicher Falle die uns überraſchten lange rher ehe die Kenntniß dieſer Erſcheinung uns erfreute. n Rom wo wir zehn Wochen des allerreinſten Himmels, ne die mindeſte Wolke genoſſen, war es uberhaupt gute it Gemalde zu ſehen. Ich erinnere mich aber daß eine in einem Zimmer aufgeſtellte Aquarellzeichnung mir auf einmal unendlich ſchön vorkam, als ich ſie niemals geſehen. Ich rieb es damals eben dem reinen Himmel und einer glück- chen augenblicklichen Dispoſition der Augen zu; nun, wenn der Sache wieder gedenke, erinnere ich mich daß mein nmer gegen Abend lag, daß dieſe Erſcheinung mir des orgens zuerſt auffiel, den ganzen Tag aber wegen des hen Sonnenſtandes Platz greifen konnte.

Da nun aber gegenwärtig dieſe entſchiedene Wirkung m Bewußtſeyn gekommen iſt, ſo können Kunſtfreunde beim eſchauen und Vorzeigen ihrer Bilder ſich und andern den enuß gar ſehr erhöhen, ja Kunſthändler den Werth ihrer ilder durch Beobachtung eines glücklichen Widerſcheins un- aublich ſteigern.

Wenn uns nun kein Geheimniß blieb wie wir ein ferti- s Bild ſtellen müſſen, um ſolches in ſeinem günſtigſten chte zu zeigen, ſo wird der Künſtler um ſo mehr, wenn etwas nachbildet, das obligue Licht vermeiden und ſeine

Werkstatt allenfalls mit zwei Fenstern versehen, eines gegen Abend, das andere gegen Norden. Das erste dient ihm für die Morgenstunden, das zweite bis zwei, drei Uhr Nachmittag und dann mag er wohl billig feiern. Es sagte jemand im Scherz: der fleißigste Maler müsse seine Werkstatt wie eine Windmühle beweglich anlegen, da er denn, bei leichtem Drehen um die Achse, wo nicht gar durch ein Uhrwerk wie ein umgekehrtes Helioskop, dem guten Licht von Augenblick zu Augenblick folgen könne.

Ernsthafter ist die Bemerkung, daß im hohen Sommer, wo der Himmel schon vor zehn Uhr rings umher das weiße Kreuz giebt und sich bis gegen Abend bei diesem günstigen Licht erhalt, der Maler, wie durch die Jahreszeit, so auch durch diesen Umstand aufgefordert, am fleißigsten zu seyn Ursache habe.

Leider muß ich jedoch bei unserer oft umhüllten Atmosphäre zugleich bekennen, daß die Wirkungen sich oft umkehren und gerade das Gegentheil von dem Gehofften und Erwarteten erfolgen könne; denn so wird z. B. bei den Nebelmorgen die Nordseite das weiße Kreuz und also ein gutes Licht geben und der Maler der hierauf achtete würde sich einiger guten Stunden getrösten können. Deßwegen sollte jeder Künstler unsern zweiten Apparat in seiner Werkstatt haben, damit er sich von den Zuständen und Wirkungen der Atmosphäre jederzeit unterrichten und seine Maaßregeln darnach nehmen könne.

XLI.

Fromme Wünsche.

Aus dem Bisherigen folgt daß man, bei einer so mühsamen Bearbeitung dieses Gegenstandes, eine lebhaftere Theilnahme als bisher hoffen und wünschen muß.

An die Mechaniker ergeht zuerst unsere Bitte daß sie sich doch möchten auf die Bereitungen entoptischer Tafeln legen. Die reinste Glasart aus Quarz und Kali ist hiezu die vorzüglichste. Wir haben Versuche mit verschiedenen Glasarten gemacht und zuletzt auch mit dem Flintglas, fanden aber daß diese nicht allein häufiger sprangen als andere, sondern auch durch die Reduction des Bleies innerlich fleckig wurden, obgleich die wenigen Platten welche an beiden Fehlern nicht litten, die Erscheinung vollkommen sehen ließen.

Ferner bitten wir die Mechaniker, aus solchen Tafeln die nur $1\frac{1}{4}$ Zoll im Viereck zu haben brauchen, über einander gelegt, einen Cubus zu bilden und ihn in eine messingene Hülse zu fassen, oben und unten offen, an deren einem Ende sich ein schwarz angelaufener Spiegel im Charnier gleichsam als ein Deckelchen bewegte. Diesen einfachen Apparat, womit die eigentlichen Haupt- und Urversuche können angestellt werden, empfehlen wir jedem Naturfreunde; uns wenigstens kommt er nicht von der Seite. Reisenden würden wir ihn besonders empfehlen, denn wie angenehm müßte es seyn, in einem Lande wo der Himmel Monate lang blau ist, diese Versuche von der frühesten Morgendämmerung bis zur letzten Abenddämmerung zu wiederholen. Man würde alsdann in den langsten Tagen auch schon mit einem einfachen Apparat den Bezirk um die Sonne, wo der schwarze Kreis erscheint, näher bestimmen können; ferner würde, jemehr man

sich der Linie nähert, zu Mittage rings um den Horizont der weiße Kreis vollkommen sichtbar seyn. Auf hohen Bergen, wo der Himmel immer mehr ein tieferes Blau zeigt, würde sehr interessant seyn zu erfahren, daß die Atmosphäre, auch aus dem dunkelsten Blau den directen Widerschein zu uns herabsendend, immer noch das weiße Kreuz erzeugt; ferner müßte in nördlichen Ländern, wo die Nächte kurz, oder wo die Sonne gar nicht untergeht, dieses allgemeine Naturgesetz wieder auf eine besondere Weise sich bethätigen. Auch wären bei leichten oder dichteren Nebeln die Beobachtungen nicht zu versäumen, und wer weiß was nicht alles für Gelegenheiten einem geistreichen Beobachter die anmuthigste Belehrung darböten, nicht gerechnet daß er sogar ein heiteres Spielzeug in der Tasche trägt, wodurch er jedermann überraschen, unterhalten und zugleich ein Phänomen allgemeiner bekannt machen kann, welches, als eine der wichtigsten Entdeckungen der neuesten Zeit, immer mehr geachtet werden wird. Wenn nun solche muntere Männer in der weiten Welt auf diesen Punkt ihre Thätigkeit im Vorübergehen wendeten, so würde es Akademien der Wissenschaften wohl geziemen, den von uns angezeigten vierfachen Apparat fertigen zu lassen, und in gleicher Zeit alle übrigen Körper und Einrichtungen, die wir in der Farbenlehre, zu einfacheren und zusammengesetzteren Versuchen angedeutet, aufzustellen, damit die entoptischen Farben in Gefolg der physiologischen, physischen und chemischen vorgezeigt, und die Farbenlehre, welche doch eigentlich auf die Augen angewiesen ist, endlich einmal methodisch könne vor Augen gestellt werden.

Es würde sodann auch der Vortrag akademischer Lehrer in diesem Fache mehr Klarheit gewinnen und dem frischen Menschenverstande der Jugend zu Hülfe kommen, anstatt daß

man jetzt noch immer die Köpfe verderben muß um sie belehren zu können. Und gerade in diesem Fache, vielleicht mehr als in irgend einem andern, drohet der Physik eine Verwirrung die mehrere Lustra anhalten kann; denn indem man das alte Unhaltbare immer noch erhalten und fortpflanzen will, so dringt sich doch auch das neue Wahrhaftige, und wär' es auch nur in einzelnen Theilen, den Menschen auf; nun kommt die Zeit, wo man jenes nicht ganz verwerfen, dieses nicht ganz aufnehmen will, sondern beides einander zu accommodiren sucht, wodurch eine Halbheit und Verderbtheit in den Köpfen entsteht, durch keine Logik wieder herzustellen.

XLII.

Schluss-Anwendung, praktisch.

Zum Schlusse wiederholen wir was nicht genug zu wiederholen ist, daß eine jede ächte, treu beobachtete und redlich ausgesprochene Naturmaxime sich in tausend und aber tausend Fällen bewahrheiten und, insofern sie pragnant ist, ihre Verwandtschaft mit eben so fruchtbaren Sätzen bethätigen müsse, und eben dadurch überall ins Praktische eingreifen werde, weil ja das Praktische eben in verständiger Benutzung und klugem Gebrauch desjenigen besteht was uns die Natur darbietet.

Aus dieser Ueberzeugung fließt unsere Art die Naturlehre zu behandeln; hierauf gründet sich unsere Gewissenhaftigkeit, erst die Phanomene in ihrem Urstande aufzusuchen und sie sodann in ihrer mannichfaltigsten Ausbreitung und Anwendung zu verfolgen.

Nach dieser Ueberzeugung haben wir unsere ganze Chromatik und nun auch das Capitel der entoptischen Farben

aufgeſtellt; die Art unſeres Verfahrens iſt mit großem Bedacht unternommen, auch die Stellung und Folge der Phänomene naturgemäß vorgetragen worden, wodurch wir unſere Arbeit den Freunden der Naturwiſſenſchaft aufs beſte zu empfehlen hoffen; andern welche mit unſerer Verfahrungsart unzufrieden, eine Umſtellung des Vorgetragenen wünſchen, We impose the easiest of all tasks, that of undoing what has been done.

Jena, den 1. Auguſt 1820.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Achtunddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Zweyter Auftritt.

Valerio

eine blonde Haarlocke in der Hand tragend.

Nein, es iſt nicht genug die Welt zu fliehn!
Die ſchönen Locken hab' ich gleich entſchloſſen
Vom Haupte mir geſchnitten, und es iſt
An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einſamkeit den ganzen Reſt
Von meinem Leben. Felſen und Gebüſch,
Du hoher Wald, du Waſſerfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es iſt mein feſter Wille,
Euch, ihr Nymphen dieſer Stille,
Weih' ich dieſes ſchöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.

Er legt die Locke auf den Felſen.

Der Farbenlehre

polemiſcher Theil.

Inhalt.

Seite

Einleitung 3
Zwischenrede 6

Der Newtonischen Optik

erstes Buch. Erster Theil 12
Erste Proposition. Erstes Theorem 12
Beweis durch Experimente 13
Erster Versuch 13
Zweiter Versuch 25
Zweite Proposition. Zweites Theorem 30
Dritter Versuch 31
Vierter Versuch 45
Fünfter Versuch 48
Sechster Versuch 58
Siebenter Versuch 70
Achter Versuch 80
Recapitulation der acht ersten Versuche 92
Dritte Proposition. Drittes Theorem 95
Neunter Versuch 96
Zehnter Versuch 99
Newton's Recapitulation der zehn ersten Versuche 106
Uebersicht des Nächstfolgenden 109
Vierte Proposition. Erstes Problem 112
Eilfter Versuch 112
Fünfte Proposition. Viertes Theorem 117
Zwölfter Versuch 118
Dreizehnter Versuch 129
Vierzehnter Versuch 132
Sechste Proposition. Fünftes Theorem 137
Funfzehnter Versuch 138
Siebente Proposition. Sechstes Theorem 152

Seite

Sechzehnter Verſuch 135
Achte Propoſition. Zweites Problem 138

Der Newtoniſchen Optik

erſtes Buch. Zweiter Theil 139
Erſte Propoſition. Erſtes Theorem 141
Erſter Verſuch 142
Zweiter Verſuch 151
Dritter Verſuch 152
Vierter Verſuch 159
Zweite Propoſition. Zweites Theorem 160
Fünfter Verſuch 162
Sechster Verſuch 167
Definition 170
Dritte Propoſition. Erſtes Problem 173
Siebenter Verſuch 173
Achter Verſuch 175
Vierte Propoſition. Drittes Theorem 180
Fünfte Propoſition. Viertes Theorem 187
Neunter Verſuch 188
Zwölfter Verſuch 191
Elfter Verſuch 199
Zehnter Verſuch 200
Glieder des zehnten Verſuchs 200
Dreizehnter Verſuch 201
Vierzehnter Verſuch 206
Funfzehnter Verſuch 207
Sechste Propoſition. Zweites Problem 216
Siebente Propoſition. Fünftes Theorem 217
Achte Propoſition. Drittes Problem 218
Sechzehnter Verſuch 221
Neunte Propoſition. Viertes Problem 225
Zehnte Propoſition. Fünftes Problem 226
Siebzehnter Verſuch 226
Elfte Propoſition. Sechstes Problem 234
Abſchluß 236
Tafeln 248

Enthüllung

der

Theorie Newton's.

Dico ego, tu dicis, sed denique dixit et ille,
Dictaque post toties non nisi dicta vides.

Einleitung.

1.

Wenn wir in dem erſten Theile den didaktiſchen Schritt ſo viel als möglich gehalten und jedes eigentlich polemiſche vermieden haben, ſo konnte es doch hie und da an mancher Mißbilligung der bis jetzt herrſchenden Theorie nicht fehlen. Auch iſt jener Entwurf unſerer Farbenlehre, ſeiner innern Natur nach, ſchon polemiſch, indem wir eine Vollſtändigkeit der Phänomene zuſammenzubringen und dieſe dergeſtalt zu ordnen geſucht haben, daß Jeder genöthigt ſey, ſie in ihrer wahren Folge und in ihren eigentlichen Verhältniſſen zu betrachten, daß ferner künftig denjenigen, denen es eigentlich nur darum zu thun iſt, einzelne Erſcheinungen herauszuheben, um ihre hypothetiſchen Ausſprüche dadurch aufzuſtutzen, ihr Handwerk erſchwert werde.

2.

Denn ſo ſehr man auch bisher geglaubt, die Natur der Farbe gefaßt zu haben, ſo ſehr man ſich einbildete, ſie durch eine ſichre Theorie auszuſprechen; ſo war dieß doch keineswegs der Fall, ſondern man hatte Hypotheſen an die Spitze geſetzt, nach welchen man die Phänomene künſtlich zu ordnen wußte, und eine wunderliche Lehre kümmerlichen Inhalts mit großer Zuverſicht zu überliefern verſtand.

3.

Wie der Stifter dieſer Schule, der außerordentliche Newton, zu einem ſolchen Vorurtheile gelangt, wie er es bei ſich feſtgeſetzt und andern verſchiedentlich mitgetheilt, davon wird uns die Geſchichte künftig unterrichten. Gegenwärtig nehmen wir ſein Werk vor, das unter dem Titel der Optik bekannt iſt, worin er ſeine Ueberzeugungen ſchließlich niederlegte, indem er dasjenige, was er vorher geſchrieben, anders zuſammenſtellte und aufführte. Dieſes Werk, welches er in ſpäten Jahren herausgab, erklärt er ſelbſt für eine vollendete Darſtellung ſeiner Ueberzeugungen. Er will davon kein Wort ab, keins dazu gethan wiſſen, und veranſtaltet die lateiniſche Ueberſetzung deſſelben unter ſeinen Augen.

4.

Der Ernſt, womit dieſe Arbeit unternommen, die Umſtändlichkeit, womit ſie ausgeführt war, erregte das größte Zutrauen. Eine Ueberzeugung, daß dieſes Buch unumſtößliche Wahrheit enthalte, machte ſich nach und nach allgemein; und noch gilt es unter den Menſchen für ein Meiſterſtück wiſſenſchaftlicher Behandlung der Naturerſcheinungen.

5.

Wir finden daher zu unſerm Zwecke dienlich und nothwendig, dieſes Werk theilweiſe zu überſetzen, auszuziehen und mit Anmerkungen zu begleiten, damit denjenigen, welche ſich künftig mit dieſer Angelegenheit beſchäftigen, ein Leitfaden geſponnen ſey, an dem ſie ſich durch ein ſolches Labyrinth durchwinden können. Ehe wir aber das Geſchäft ſelbſt antreten, liegt uns ob, einiges vorauszuſchicken.

6.

Daß bei einem Vortrag natürlicher Dinge der Lehrer die Wahl habe, entweder von den Erfahrungen zu den Grundſätzen,

oder von den Grundsätzen zu den Erfahrungen seinen Weg zu nehmen, versteht sich von selbst; daß er sich beider Methoden wechselsweise bediene, ist wohl auch vergönnt, ja manchmal nothwendig. Daß aber Newton eine solche gemischte Art des Vortrags zu seinem Zweck advocatenmäßig mißbraucht, indem er das, was erst eingeführt, abgeleitet, erklärt, bewiesen werden sollte, schon als bekannt annimmt, und sodann aus der großen Masse der Phänomene nur diejenigen heraussucht, welche scheinbar und nothdürftig zu dem einmal ausgesprochenen passen, dieß liegt uns ob, anschaulich zu machen, und zugleich darzuthun, wie er diese Versuche, ohne Ordnung, nach Belieben anstellt, sie keineswegs rein vorträgt, ja sie vielmehr nur immer vermannichfaltigt und über einander schichtet, so daß zuletzt der beste Kopf ein solches Chaos lieber gläubig verehrt, als daß er sich zur unabsehlichen Mühe verpflichtete, jene streitenden Elemente versöhnen und ordnen zu wollen. Auch würde dieses völlig unmöglich seyn, wenn man nicht vorher, wie von uns mit Sorgfalt geschehen, die Farbenphänomene in einer gewissen natürlichen Verknüpfung nach einander aufgeführt und sich dadurch in den Stand gesetzt hätte, eine künstliche und willkürliche Stellung und Entstellung derselben anschaulicher zu machen. Wir können uns nunmehr auf einen natürlichen Vortrag sogleich beziehen, und so in die größte Verwirrung und Verwicklung ein heilsames Licht verbreiten. Dieses ganz allein ist's, wodurch die Entscheidung eines Streites möglich wird, der schon über hundert Jahre dauert, und so oft er erneuert worden, von der triumphirenden Schule als verwegen, frech, ja als lächerlich und abgeschmackt weggewiesen und unterdrückt wurde.

7.

Wie nun eine solche Hartnäckigkeit möglich war, wird sich

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio

ohne Erwin zu ſehen.

Mein Herz iſt nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heilgen Manne zeigen.

Erwin

in der Thür der Hütte.

Vergebens will ich fliehn, ſie zieht mich an,
Die Stimme, die mich ſonſt ſo oft getröſtet.

Valerio.

Er kommt! O Heiliger, vergib, du ſiehſt —

Er erſtaunt und tritt zurück.

Erwin.

Vergib, mein Freund, du ſiehſt nur ſeinen Schüler.

Valerio.

Iſt's möglich? welche Stimme! welches Bild!

Erwin.

Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entſtellt?

unſern Leſern nach und nach aufklären. Newton hatte durch eine künſtliche Methode ſeinem Werk ein dergeſtalt ſtrenges Anſehn gegeben, daß Kenner der Form es bewunderten und Laien davor erſtaunten. Hiezu kam noch der ehrwürdige Schein einer mathematiſchen Behandlung, womit er das Ganze aufzuſtutzen wußte.

8.

An der Spitze nämlich ſtehen Definitionen und Axiome, welche wir künftig durchgehen werden, wenn ſie unſern Leſern nicht mehr imponiren können. Sodann finden wir Propoſitionen, welche das immer wiederholt feſtſetzen, was zu beweiſen wäre; Theoreme, die ſolche Dinge ausſprechen, die niemand ſchauen kann; Experimente, die unter veränderten Bedingungen immer das Vorige wiederbringen, und ſich mit großem Aufwand in einem ganz kleinen Kreiſe herumdrehen; Probleme zuletzt, die nicht zu löſen ſind, wie das alles in der weiteren Ausführung umſtändlich darzuthun iſt.

9.

Im Engliſchen führt das Werk den Titel: Optics, or a Treatise of the Reflections, Refractions, Inflections and Colours of Light. Obgleich das engliſche Wort Optics ein etwas naiveres Anſehen haben mag, als das lateiniſche Optice und das deutſche Optik; ſo drückt es doch, ohne Frage, einen zu großen Umfang aus, den das Werk ſelbſt nicht ausfüllt. Dieſes handelt ausſchließlich von Farbe, von farbigen Erſcheinungen. Alles übrige, was das natürliche oder künſtliche Sehen betrifft, iſt beinahe ausgeſchloſſen, und man darf es nur in dieſem Sinne mit den optiſchen Lectionen vergleichen, ſo wird man die große Maſſe eigentlich mathematiſcher Gegenſtände, welche ſich dort findet, vermiſſen.

10.

Es ist nöthig, hier gleich zu Anfang diese Bemerkung zu machen: denn eben durch den Titel ist das Vorurtheil entstanden, als wenn der Stoff und die Ausführung des Werkes mathematisch sey, da jener bloß physisch ist und die mathematische Behandlung nur scheinbar; ja, beim Fortschritt der Wissenschaft hat sich schon längst gezeigt, daß, weil Newton als Physiker seine Beobachtungen nicht genau anstellte, auch seine Formeln, wodurch er die Erfahrungen aussprach, unzulänglich und falsch befunden werden mußten; welches man überall, wo von der Entdeckung der achromatischen Fernröhre gehandelt wird, umständlich nachlesen kann.

11.

Diese sogenannte Optik, eigentlicher Chromatik, besteht aus drei Büchern, von welchen wir gegenwärtig nur das erste, das in zwei Theile getheilt ist, polemisch behandeln. Wir haben uns bei der Uebersetzung meistens des englischen Originals in der vierten Ausgabe, London 1730, bedient, das in einem natürlichen naiven Styl geschrieben ist. Die lateinische Uebersetzung ist sehr treu und genau, wird aber durch die römische Sprachweise etwas pomphafter und dogmatischer.

12.

Da wir jedoch nur Auszüge liefern, und die sämmtlichen Newtonischen Tafeln nachstechen zu lassen keinen Beruf fanden, so sind wir genöthigt, uns öfters auf das Werk selbst zu beziehen, welches diejenigen unserer Leser, die bei der Sache wahrhaft interessirt sind, entweder im Original oder in der Uebersetzung zur Seite haben werden.

13.

Die wörtlich übersetzten Stellen, in denen der Gegner

ſelbſt ſpricht, haben wir mit größerer Schrift, unſre Bemerkungen aber mit der gewöhnlichen abdrucken laſſen.

14.

Uebrigens haben wir die Sätze, in welche unſre Arbeit ſich theilen ließ, mit Nummern bezeichnet. Es geſchieht dieſes hier, ſo wie im Entwurf der Farbenlehre, nicht um dem Werke einen Schein höherer Conſequenz zu geben, ſondern bloß um jeden Bezug, jede Hinweiſung zu erleichtern, welches dem Freunde ſowohl als dem Gegner angenehm ſeyn kann. Wenn wir künftig den Entwurf citiren, ſo ſetzen wir ein E. vor die Nummer des Paragraphen.

Zwiſchenrede.

15.

Vorſtehendes war geſchrieben und das Nachſtehende zum größten Theil, als die Frage entſtand, ob es nicht rathlich ſey, mit wenigem gleich hier anzugeben, worin ſich denn die Meinung, welcher wir zugethan ſind, von derjenigen unterſcheidet, die von Newton herſtammend ſich über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

16.

Wir bemerken zuerſt, daß diejenige Denkweiſe, welche wir billigen, uns nicht etwa eigenthümlich angehört, oder als eine neue nie vernommene Lehre vorgetragen wird. Es finden ſich vielmehr von derſelben in den frühern Zeiten deutliche Spuren, ja ſie hat ſich immer, durch alle ſchwankenden Meinungen hindurch, ſo manche Jahrhunderte her lebendig erhalten, und iſt von Zeit zu Zeit wieder ausgeſprochen worden, wovon uns die Geſchichte weiter unterrichten wird.

17.

Newton behauptet, in dem weißen farbloſen Lichte überall, beſonders aber in dem Sonnenlicht, ſeyen mehrere farbige, (die Empfindung der Farbe erregende,) verſchiedene Lichter wirklich enthalten, deren Zuſammenſetzung das weiße Licht (die Empfindung des weißen Lichts) hervorbringe.

18.

Damit aber dieſe Lichter zum Vorſchein kommen, ſetzt er dem weißen Licht gar mancherlei Bedingungen entgegen, durchſichtige Körper, welche das Licht von ſeiner Bahn ablenken, undurchſichtige, die es zurückwerfen, andre, an denen es hergeht; aber dieſe Bedingungen ſind ihm nicht einmal genug. Er giebt den brechenden Mitteln allerlei Formen, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannichfaltige Weiſe ein, er beſchränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, durch winzige Spalten, und bringt es auf hunderterlei Art in die Enge. Dabei behauptet er nun, daß alle dieſe Bedingungen keinen andern Einfluß haben, als die Eigenſchaften, die Fertigkeiten (fits) des Lichtes rege zu machen, ſo daß dadurch ſein Innres aufgeſchloſſen werde, und was in ihm liegt, an den Tag komme.

19.

Jene farbigen Lichter ſind die integrirenden Theile ſeines weißen Lichtes. Es kommt durch alle obgemeldeten Operationen nichts zu dem Licht hinzu, es wird ihm nichts genommen, ſondern es werden nur ſeine Fahigkeiten, ſein Inhalt geoffenbart. Zeigt es nun bei der Refraction verſchiedene Farben, ſo iſt es divers refrangibel; auch bei der Reflexion zeigt es Farben, deßwegen iſt es divers reflexibel, u. ſ. w. Jede neue Erſcheinung deutet auf eine neue Fähigkeit des Lichtes, ſich aufzuſchließen, ſeinen Inhalt herzugeben.

20.

Die Lehre dagegen, von der wir überzeugt sind, und von der wir dießmal nur insofern sprechen, als sie der Newtonischen entgegensteht, beschäftigt sich auch mit dem weißen Lichte. Sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen. Sie gesteht aber diesen Bedingungen Werth und Würde zu, sie bildet sich nicht ein, Farben aus dem Licht zu entwickeln, sie sucht uns vielmehr zu überzeugen, daß die Farbe zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

21.

Also, um nur des Refractionsfalles, mit dem sich Newton in der Optik vorzüglich beschäftigt, hier zu gedenken, so ist es keineswegs die Brechung, welche die Farben aus dem Licht hervorlockt, vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich, daß die Brechung auf ein Bild wirke, und solches von der Stelle wegrücke. Ein Bild entsteht nur durch Gränzen, diese Gränzen übersieht Newton ganz, ja er laugnet ihren Einfluß. Wir aber schreiben dem Bilde sowohl als seiner Umgebung, der hellen Mitte sowohl als der dunkeln Gränze, der Thätigkeit sowohl als der Schranke, in diesem Falle vollkommen gleiche Wirkung zu. Alle Versuche stimmen uns bei, und jemehr wir sie vermannichfaltigen, desto mehr wird ausgesprochen, was wir behaupten, desto planer, desto klarer wird die Sache. Wir gehen vom Einfachen aus, indem wir einen sich wechselseitig entsprechenden Gegensatz zugestehen, und durch Verbindung desselben die farbige Welt hervorbringen.

22.

Newton scheint vom Einfacheren auszugehen, indem er sich bloß ans Licht halten will; allein er setzt ihm auch Bedingungen entgegen so gut wie wir, nur daß er denselben

ihren integrirenden Antheil an dem Hervorgebrachten abläugnet. Seine Lehre hat nur den Schein, daß sie monadisch oder unitarisch sey. Er legt in seine Einheit schon die Mannichfaltigkeit, die er heraus bringen will, welche wir aber viel besser aus der eingestandenen Dualität zu entwickeln und zu construiren glauben.

23.

Wie er nun zu Werke geht, um das Unwahre wahr, das Wahre unwahr zu machen, das ist jetzt unser Geschäft zu zeigen und der eigentliche Zweck des gegenwärtigen polemischen Theils.

Der Newtonischen Optik

erstes Buch.

Erster Theil.

Erste Proposition. Erstes Theorem.

Lichter welche an Farbe verschieden sind, dieselben sind auch an Refrangibilität verschieden und zwar gradweise.

24.

Wenn wir gleich von Anfang willig zugestehen, das Werk, welches wir behandeln, sey völlig aus einem Gusse, so dürfen wir auch bemerken, daß in den vorstehenden ersten Worten, in dieser Proposition, die uns zum Eintritt begegnet, schon die ganze Lehre wie in einer Nuß vorhanden sey, und daß auch zugleich jene captiöse Methode völlig eintrete, wodurch uns der Verfasser das ganze Buch hindurch zum Besten hat. Dieses zu zeigen, dieses anschaulich und deutlich zu machen, dürfen wir ihm nicht leicht ein Wort, eine Wendung hingehen lassen; und wir ersuchen unsre Leser um die vollkommenste Aufmerksamkeit, dafür sie sich denn aber auch von der Knechtschaft dieser Lehre auf ewige Zeiten befreit fühlen werden.

25.

Lichter — Mit diesem Plural kommt die Sub- und

Obreption, deren ſich Newton durch das ganze Werk ſchuldig macht, gleich recht in den Gang. Lichter, mehrere Lichter! und was denn für Lichter?

welche an Farbe verſchieden ſind — In dem erſten und zweiten Verſuche, welche zum Beweis dienen ſollen, führt man uns farbige Papiere vor, und diejenigen Wirkungen, die von dorther in unſer Auge kommen, werden gleich als Lichter behandelt. Offenbar ein hypothetiſcher Ausdruck: denn der gemeine Sinn beobachtet nur, daß uns das Licht mit verſchiedenen Eigenſchaften der Oberflächen bekannt macht; daß aber dasjenige, was von dieſen zurückſtrahlt, als ein verſchiedenartiges Licht angeſehen werden könne, darf nicht vorausgeſetzt werden.

Genug wir haben ſchon farbige Lichter fertig, ehe noch von einem farbloſen die Rede geweſen. Wir operiren ſchon mit farbigen Lichtern, und erſt hinterdrein vernehmen wir, wie und wo etwa ihr Urſprung ſeyn möchte. Daß aber hier von Lichtern die Rede nicht ſeyn könne, davon iſt jeder überzeugt, der den Entwurf unſerer Farbenlehre wohl erwogen hat. Wir haben nämlich genugſam dargethan, daß alle Farbe einem Licht und Nicht-Licht ihr Daſeyn ſchuldig ſey, daß die Farbe ſich durchaus zum Dunkeln hinneige, daß ſie ein ἀκυρὸν ſey, daß wenn wir eine Farbe auf einen hellen Gegenſtand hinwerfen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, wir denſelben nicht beleuchten, ſondern beſchatten. Mit ſolchem Schattenlicht, mit ſolcher Halbfinſterniß fängt Newton ſehr künſtlich ſeinen ganzen Vortrag an, und kein Wunder, daß er diejenigen, die ihm ſein Erſtes zugeben, von nun an im Dunkeln oder Halbdunkeln zu erhalten weiß.

26.

dieſelben ſind auch an Refrangibilität — Wie

ſpringt doch auf einmal dieſes abſtracte Wort hervor! Freilich ſieht es ſchon in den Axiomen, und der aufmerkſam gläubige Schüler iſt bereits von dieſen Wundern durchdrungen, und hat nicht mehr die Freiheit, dasjenige, was ihm vorgeführt wird, mit einigem Mißtrauen zu unterſuchen.

27.

verſchieden — Die Refrangibilität macht uns alſo mit einem großen Geheimniß bekannt. Das Licht, jenes Weſen, das wir nur als eine Einheit, als einfach wirkend gewahr werden, wird uns nun als ein Zuſammengeſetztes, aus verſchiedenartigen Theilen Beſtehendes, auf eine verſchiedene Weiſe Wirkendes dargeſtellt.

Wir geben gern zu, daß ſich aus einer Einheit, an einer Einheit ein Diverſes entwickeln, eine Differenz entſtehen könne; allein es giebt gar verſchiedene Arten, wie dieſes geſchehen mag. Wir wollen hier nur zweier gedenken: Erſtens daß ein Gegenſatz hervortritt, wodurch die Einheit ſich nach zwei Seiten hin manifeſtirt und dadurch großer Wirkungen fähig wird; Zweitens daß die Entwickelung des Unterſchiedenen ſtatig in einer Reihe vorgeht. Ob jener erſte Fall etwa bei den prismatiſchen Erſcheinungen eintreten könne, davon hat Newton nicht die mindeſte Vermuthung, ob ihn gleich das Phänomen oft genug zu dieſer Auslegungsart hindrängt. Er beſtimmt ſich vielmehr ohne Bedenken für den zweiten Fall. Es iſt nicht nur eine diverſe Refrangibilität, ſondern ſie wirkt auch

28.

gradweiſe — Und ſo iſt denn gleich ein auf- und aus einander folgendes Bild, eine Scala, ein aus verſchiedenen Theilen, aber aus unendlichen beſtehendes, in einander fließendes und doch ſeparables, zugleich aber auch inſeparables

Bild fertig, ein Gespenst, das nun schon hundert Jahre die wissenschaftliche Welt in Ehrfurcht zu erhalten weiß.

29.

Sollte in jener Proposition etwas Erfahrungsgemäßes ausgesprochen werden, so konnte es allenfalls heißen: Bilder, welche an Farbe verschieden sind, erscheinen durch Refraction auf verschiedene Weise von der Stelle bewegt. Indem man sich dergestalt ausdrückte, spräche man denn doch das Phänomen des ersten Versuchs allenfalls aus. Man könnte die Erscheinung eine diverse Refraction nennen, und alsdann genauer nachforschen, wie es denn eigentlich damit aussehe. Aber daß wir sogleich zu den Ibilitäten, zu den Keiten geführt werden, daß wir den Beweis derselben mit Gefallen aufnehmen sollen, ja daß wir nur darauf eingehen sollen, sie uns beweisen zu lassen, ist eine starke Forderung.

Beweis durch Experimente.

30.

Wir möchten nicht gern gleich von Anfang unsre Leser durch irgend eine Paradoxie scheu machen, wir können uns aber doch nicht enthalten, zu behaupten, daß sich durch Erfahrungen und Versuche eigentlich nichts beweisen läßt. Die Phänomene lassen sich sehr genau beobachten, die Versuche lassen sich reinlich anstellen, man kann Erfahrungen und Versuche in einer gewissen Ordnung aufführen, man kann eine Erscheinung aus der andern ableiten, man kann einen gewissen Kreis des Wissens darstellen, man kann seine Anschauungen zur Gewißheit und Vollständigkeit erheben, und das, dächte ich, wäre schon genug. Folgerungen hingegen zieht

Valerio.

Er iſt's! er iſt's! mein Freund! Erwin mein Freund!

Erwin.

Der Schatten deines Freundes ruft dich an.

Valerio.

O komm an meine Bruſt, und laß mich endlich
Des ſüßten Traumes noch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringſt mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte; ja nicht hoffen wollte.
Mein treuer, beſter Freund, ich ſchließe dich
Mit Luſt an meinen Buſen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend ſchlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um dieſe Felſen:
Allein er lebt! Er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur um wieder neu zu bangen.

Valerio.

O ſage mir! O ſage viel, und ſprich:
Wo iſt der Mann, der Edle, der dieß Haus
So lang' bewohnte?

jeder für ſich daraus; beweiſen läßt ſich nichts dadurch, beſonders keine Ibilitäten und Keiten. Alles, was Meinungen über die Dinge ſind, gehört dem Individuum an, und wir wiſſen nur zu ſehr, daß die Ueberzeugung nicht von der Einſicht, ſondern von dem Willen abhängt; daß niemand etwas begreift, als was ihm gemäß iſt und was er deßwegen zugeben mag. Im Wiſſen wie im Handeln entſcheidet das Vorurtheil alles, und das Vorurtheil wie ſein Name wohl bezeichnet, iſt ein Urtheil vor der Unterſuchung. Es iſt eine Bejahung oder Verneinung deſſen, was unſre Natur anſpricht oder ihr widerſpricht; es iſt ein freudiger Trieb unſres lebendigen Weſens nach dem Wahren wie nach dem Falſchen, nach allem was wir mit uns im Einklang fühlen.

31.

Wir bilden uns alſo keineswegs ein, zu beweiſen, daß Newton unrecht habe; denn jeder Atomiſtiſch-geſinnte, jeder am Hergebrachten Feſthaltende, jeder vor einem großen alten Namen mit heiliger Scheu Zurücktretende, jeder Bequeme wird viel lieber die erſte Propoſition Newton's wiederholen, darauf ſchwören, verſichern, daß alles erwieſen und bewieſen ſey und unſere Bemühungen verwünſchen.

Ja wir geſtehen es gerne, daß wir ſeit mehreren Jahren oft mit Widerwillen dieſes Geſchäft aufs neue vorgenommen haben. Denn man könnte ſich's wirklich zur Sünde rechnen, die ſelige Ueberzeugung der Newtoniſchen Schule, ja überhaupt die himmliſche Ruhe der ganzen halb unterrichteten Welt in und an dem Credit dieſer Schule zu ſtören und in Unbehaglichkeit zu ſetzen. Denn wenn die ſämmtlichen Meiſter die alte ſtarre Confeſſion immer auf ihren Lehrſtühlen wiederholen, ſo imprimiren ſich die Schuler jene kurzen Formeln ſehr gerne, womit das Ganze abgethan und bei Seite gebracht

wird; indeſſen das übrige Publicum dieſe ſelige Ueberzeugung gleichſam aus der Luft aufſchnappt; wie ich den.. die Anekdote hier nicht verſchweigen kann, daß ein ſolcher Glücklicher, der von den neueren Bemühungen etwas vernahm, verſicherte: Newton habe das alles ſchon geſagt und beſſer; er wiſſe nur nicht wo.

32.

Indem wir uns nun alſo zu den Verſuchen wenden, ſo bitten wir unſre Leſer, auf den erſten ſogleich alle Aufmerkſamkeit zu richten, den der Verfaſſer durch einen Salto mortale gleich zu Anfang wagt, und uns ganz unerwartet in medias res hineinreißt; wobei wir, wenn wir nicht wohl Acht haben, überraſcht werden, uns verwirren und ſogleich die Freiheit des Urtheils verlieren.

33.

Diejenigen Freunde der Wiſſenſchaft, die mit den ſubjectiven dioptriſchen Verſuchen der zweiten Claſſe, die wir umſtändlich genug vorgetragen und abgeleitet, gehörig bekannt ſind, werden ſogleich einſehen, daß Newton hier nicht auf eine Weiſe verfährt, die dem Mathematiker geziemt. Denn dieſer ſetzt, wenn er belehren will, das Einfachſte voraus, und baut aus den begreiflichſten Elementen ſein bewundernswürdiges Gebäude zuſammen. Newton hingegen ſtellt den complicirteſten ſubjectiven Verſuch, den es vielleicht giebt, an die Spitze, verſchweigt ſeine Herkunft, hütet ſich, ihn von mehreren Seiten darzuſtellen, und überraſcht den unvorſichtigen Schüler, der wenn er einmal Beifall gegeben, ſich in dieſer Schlinge gefangen hat, nicht mehr weiß, wie er zurück ſoll.

Dagegen wird es demjenigen, der die wahren Verhältniſſe dieſes erſten Verſuchs einſieht, leicht ſeyn, ſich auch vor den übrigen Feſſeln und Banden zu hüten, und wenn ſie ihm

früher durch Ueberlieferung umgeworfen worden, ſie mit freudiger Energie abzuſchütteln.

Erſter Verſuch.

34.

Ich nahm ein ſchwarzes länglichtes ſteifes Papier, das von parallelen Seiten begränzt war, und theilte es durch eine perpendiculäre Linie, die von einer der längern Seiten zu der andern reichte, in zwei gleiche Theile. Einen dieſer Theile ſtrich ich mit einer rothen, den andern mit einer blauen Farbe an; das Papier war ſehr ſchwarz und die Farben ſtark und ſatt aufgetragen, damit die Erſcheinung deſto lebhafter ſeyn möchte.

35.

Daß hier das Papier ſchwarz ſeyn müſſe, iſt eine ganz unnöthige Bedingung. Denn wenn das Blaue und Rothe ſtark und dick genug aufgetragen iſt, ſo kann der Grund nicht mehr durchblicken, er ſey von welcher Farbe er will. Wenn man jedoch die Newtoniſche Hypotheſe kennt, ſo ſieht man ungefähr, was es heißen ſoll. Er fordert hier einen ſchwarzen Grund, damit ja nicht etwas von ſeinem ſupponirten unzerlegten Licht durch die aufgetragenen Farben als durchfallend vermuthet werden könne. Allein, wie ſchon gezeigt iſt, ſteht die Bedingung hier ganz unnütz, und nichts verhindert mehr die wahre Einſicht in ein Phänomen, oder einen Verſuch, als überflüſſige Bedingungen. Eigentlich heißt alles nichts weiter,

als man verschaffe sich zwei gleiche Vierecke von rothem und blauem steifen Papier und bringe sie genau neben einander.

Wollte nun der Verfasser fortfahren, seinen Versuch richtig zu beschreiben, so mußte er vor allen Dingen die Lage, Stellung, genug die Localität dieses zweifarbigen Papiers genau angeben, anstatt daß sie jetzt der Leser erst aus dem später folgenden nach und nach, mühsam und nicht ohne Gefahr sich zu vergreifen, einzeln zusammen suchen muß.

36.

Dieses Papier betrachtete ich durch ein gläsernes massives Prisma, dessen zwei Seiten, durch welche das Licht zum Auge gelangte, glatt und wohl polirt waren, und in einem Winkel von ungefähr sechzig Graden zusammenstießen, den ich den brechenden Winkel nenne. Und indem ich also nach dem Papier schaute, hielt ich das Prisma gegen das Fenster dergestalt, daß die langen Seiten des Papiers und das Prisma sich parallel gegen den Horizont verhielten, da denn jene Durchschnittslinie, welche die beiden Farben trennte, gegen denselben rechtwinklicht gerichtet war.

37.

Im Englischen steht anstatt rechtwinklicht parallel, welches offenbar ein Druckfehler ist. Denn die langen Seiten des farbigen Papiers und die Durchschnittslinie können nicht zugleich parallel mit dem Horizont seyn. Im Lateinischen steht perpendicular, welches an sich ganz richtig ist; da aber nicht von einem Grundrisse, sondern einem räumlichen

Verhältniſſe die Rede iſt, ſo verſteht man leicht vertical darunter: wodurch der Verſuch in Confuſion geriethe. Denn das farbige Papier muß flach liegen, und die kurzen Seiten müſſen, wie wir angeben, mit dem Horizont, oder wenn man will, mit der Fenſterbank, einen rechten Winkel machen.

38.

Und das Licht, das von dem Fenſter auf das Papier fiel, einen Winkel mit dem Papier machte, demjenigen gleich, in welchem das Papier das Licht nach dem Auge zurückwarf.

39.

Wie kann man ſagen, daß das allgemeine Tageslicht, denn hier ſcheint nicht vom Sonnenlichte die Rede zu ſeyn, einen Winkel mit dem Papier mache, da es von allen Enden hier darauf fallt? Auch iſt die Bedingung ganz unnöthig; denn man könnte die Vorrichtung eben ſo gut an der Seite des Fenſters machen.

40.

Jenſeits des Prismas war die Fenſterbrüſtung mit ſchwarzem Tuche beſchlagen, welches alſo ſich im Dunkeln befand, damit kein Licht von daher kommen konnte, das etwa an den Kanten des Papiers vorbei zu dem Auge gelangt wäre, ſich mit dem Lichte des Papiers vermiſcht und das Phänomen unſicher gemacht hätte.

41.

Warum ſagt er nicht lieber jenſeits des farbigen Papiers? Denn dieſes kommt ja näher an das Fenſter zu ſtehen, und das ſchwarze Tuch ſoll nur dazu dienen, um dem farbigen

Papier einen dunkeln Hintergrund zu verſchaffen. Wollte man dieſe Vorrichtung gehörig und deutlich angeben, ſo würde es auf folgende Weiſe geſchehen: man beſchlage den Wandraum unter einer Fenſterbank bis an den Fußboden mit ſchwarzem Tuche; man verſchaffe ſich ein Parallelogramm von Pappe, und überziehe es zur Hälfte mit rothem, zur Hälfte mit blauem Papier, welche beide an der kurzen Durchſchnittslinie zuſammenſtoßen. Dieſe Pappe bringe man flachliegend, etwa in der halben Höhe der ſchwarzbeſchlagenen Fenſterbrüſtung vor derſelben dergeſtalt an, daß ſie dem etwas weiter abſtehenden Beobachter wie auf ſchwarzem Grunde erſcheine, ohne daß von dem Geſtell, worauf man ſie angebracht, etwas zu ſehen ſey. Ihre längeren Seiten ſollen ſich zur Fenſterwand parallel verhalten, und in derſelben Richtung halte der Beobachter auch das Prisma, wodurch er nach gedachtem Papier hinblickt, einmal den brechenden Winkel aufwärts und ſodann denſelben unterwärts gekehrt.

Was heißt nun aber dieſe umſtändliche Vorrichtung anders, als man bringe das oben beſchriebene doppelfarbige Papier auf einen ſchwarzen Grund, oder man klebe ein rothes und ein blaues Viereck horizontal neben einander auf eine ſchwarzgrundirte Tafel, und ſtelle ſie vor ſich hin; denn es iſt ganz gleichgültig, ob dieſer ſchwarze Grund auch einigermaßen erleuchtet ſey, und allenfalls ein dunkles Grau vorſtelle, das Phänomen wird immer daſſelbe ſeyn. Durch die ſämmtlichen Newtoniſchen Verſuche jedoch geht eine ſolche pedantiſche Genauigkeit, alles nach ſeiner Hypotheſe unzerlegte Licht zu entfernen, und dadurch ſeinen Experimenten eine Art von Reinlichkeit zu geben, welche, wie wir noch genugſam zeigen werden, durchaus nichtig iſt, und nur zu unnützen Forderungen und Bedingungen die Veranlaſſung giebt.

42.

Als diese Dinge so geordnet waren, fand ich, indem ich den brechenden Winkel des Prismas aufwärts kehrte, und das farbige Papier scheinbar in die Höhe hob, daß die blaue Hälfte durch die Brechung höher gehoben wurde, als die rothe Hälfte. Wenn ich dagegen den brechenden Winkel unterwärts kehrte, so daß das Papier durch die Brechung herabgezogen schien; so war die blaue Hälfte tiefer heruntergeführt als die rothe.

43.

Wir haben in unserm Entwurf der Farbenlehre die dioptrischen Farben der zweiten Classe und besonders die subjectiven Versuche umständlich genug ausgeführt, besonders aber im 18. Capitel von Paragraph 258. bis 284., auf das genaueste dargethan, was eigentlich vorgeht, wenn farbige Bilder durch Brechung verrückt werden. Es ist dort auf das klärste gezeigt, daß an farbigen Bildern, eben wie an farblosen, farbige Ränder entstehen, welche mit der Fläche entweder gleichnamig oder ungleichnamig sind, in dem ersten Falle aber die Farbe der Fläche begünstigen, in dem andern sie beschmutzen und unscheinbar machen; und dieses ist es, was einem leichtsinnigen oder von Vorurtheilen benebelten Beobachter entgeht, und was auch den Autor zu der übereilten Folgerung verführte, wenn er ausruft:

44.

Deßhalb in beiden Fällen das Licht, welches von der blauen Hälfte des Papiers durch das Prisma zum

Auge kommt, unter denselben Umständen eine größere Refraction erleidet, als das Licht, das von der rothen Hälfte kommt, und folglich refrangibler ist als dieses.

45.

Dieß ist nun der Grund- und Eckstein des Newtonischen optischen Werks; so sieht es mit einem Experiment aus, das dem Verfasser so viel zu bedeuten schien, daß er es aus hunderten heraushob, um es an die Spitze aller chromatischen Erfahrungen zu setzen. Wir haben schon (S. 268.) bemerkt, wie captiös und taschenspielerisch dieser Versuch angegeben worden: denn wenn die Erscheinung einigermaßen täuschen soll; so muß das Rothe ein Zinnoberroth, und das Blaue sehr dunkelblau seyn. Nimmt man Hellblau, so wird man die Täuschung gleich gewahr. Und warum ist denn niemanden eingefallen, noch eine andere verfängliche Frage zu thun? Nach der Newtonischen Lehre ist das Gelbroth am wenigsten refrangibel, das Blauroth am meisten; warum nimmt er denn also nicht ein violettes Papier neben das rothe, sondern ein dunkelblaues? Wäre die Sache wahr, so müßte die Verschiedenheit der Refrangibilität bei Gelbroth und Violett weit stärker seyn, als bei Gelbroth und Blau. Allein hier findet sich der Umstand, daß ein violettes Papier die prismatischen Ränder weniger versteckt, als ein dunkelblaues; wovon sich jeder Beobachter nunmehr, nach unsrer umständlichen Anleitung, leicht überzeugen kann. Wie es dagegen um die Newtonische Beobachtungsgabe und um die Genauigkeit seiner Experimente stehe, wird jeder, der Augen und Sinn hat, mit Verwunderung gewahr werden; ja man darf dreist sagen, wer hätte einen Mann von so außerordentlichen Gaben, wie Newton war, durch ein solches Hocuspocus betrügen können, wenn

er sich nicht selbst betrogen hätte? Nur derjenige, der die Gewalt des Selbstbetruges kennt, und weiß, daß er ganz nahe an die Unredlichkeit gränzt, wird allein das Verfahren Newton's und seiner Schule sich erklären können.

46.

Wir wollen nur noch mit wenigem auf die Newtonische Figur, die eilfte seiner zweiten Tafel, welche bei ihm selbst nachzusehen ware, die Aufmerksamkeit erregen. Sie ist perspectivisch confus gezeichnet, und hat nebenher noch etwas merkwürdig captiöses. Die zweifarbige Pappe ist hier durch Dunkel und Hell unterschieden, die rechtwinklichte Lage ihrer Fläche gegen das Fenster ist ziemlich deutlich angegeben; allein das durchs Prisma bewaffnete Auge sieht nicht an der rechten Stelle; es mußte in Einer Linie mit der Durchschnittslinie der gefarbten Pappe stehen. Auch ist die Verrückung der Bilder nicht glücklich angegeben, denn es sieht aus, als wenn sie in der Diagonale verruckt würden, welches doch nicht ist: denn sie werden nur, je nachdem der brechende Winkel gehalten wird, vom Beobachter ab, oder zum Beobachter zu gerückt. Was aber höchst merkwürdig ist, darf niemanden entgehen. Die verrückten, nach der Newtonischen Lehre divers refrangirten Bilder sind mit Säumen vorgestellt, die im Original an dem dunkeln Theil undeutlich, an dem hellen Theil sehr deutlich zu sehen sind, welches letzte auch die Tafeln zur lateinischen Uebersetzung zeigen. Wenn also bei diesem Experimente nichts weiter geschieht, als daß ein Bild weiter gerückt werde, als das andre, warum läßt er denn die Bilder nicht in ihren Linien eingeschlossen, warum macht er sie breiter, warum giebt er ihnen verfließende Säume? Er hat also diese Säume wohl gesehen; aber er konnte sich nicht uberzeugen, daß diesen Saumen, und keinesweges einer diversen Refrangibilität

s Phänomen zuzuschreiben sey. Warum erwähnt er denn Texte dieser Erscheinung nicht, die er doch sorgfältig, ob- ich nicht ganz richtig, in Kupfer stechen läßt? Wahrschein- wird ein Newtonianer darauf antworten: das ist eben ch von dem undecomponirten Lichte, das wir niemals ganz werden können und das hier sein Unwesen treibt.

Zweiter Versuch.

47.

Inwiefern auch dieser Versuch auf einer Täuschung be- be, wie der vorige, ist nunmehr unsre Pflicht klar zu machen. ir finden aber dießmal gerathener, den Verfasser nicht zu terbrechen, sondern ihn ausreden zu lassen, alsdann aber nsre Gegenrede im Zusammenhange vorzutragen.

48.

Um das vorgemeldete Papier, dessen eine Hälfte au, die andere roth angestrichen und welches steif ie Pappe war, wickelte ich einen Faden schwarzer eide mehrmals um, dergestalt, daß es aussah, als enn schwarze Linien über die Farbe gezogen wären, er als wenn schmale schwarze Schatten darauf fielen. h hätte eben so gut schwarze Linien mit einer Feder ben können, aber die Seide bezeichnete feinere triche.

49.

Dieses so gefärbte und liniirte Papier befestigte an eine Wand, so daß eine Farbe zur rechten, die

Erwin.

Dieſe kleine Hütte,
Sein Körper und ſein Kleid ſind hier geblieben;
Er iſt gegangen! — Dorthin! wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehſt du, hier,
Bedeckt mit Roſen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich wein' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruſt gehoben.

Erwin.

Ich ſelbſt erkenne mich für ſchuldig; oft
Weint' ich an ſeinem Grabe Thränen, die
Den edeln Mann nicht galten. Freund, o Freund!

Valerio.

Was hab' ich dir zu ſagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum biſt du gekommen? ſag' mir an!

andere zur linken Hand zu stehen kam. Genau vor das Papier, unten wo die beiden Farben zusammentrafen, stellte ich ein Licht, um das Papier stark zu beleuchten, denn das Experiment war bei Nacht angestellt.

50.

Die Flamme der Kerze reichte bis zum untern Rande des Papiers, oder um ein weniges höher. Dann, in der Entfernung von sechs Fuß und ein oder zwei Zoll von dem Papier an der Wand, richtete ich eine Glaslinse auf, welche vier und einen Viertelzoll breit war, welche die Strahlen, die von den verschiedenen Puncten des Papiers herkämen, auffassen und, in der Entfernung von sechs Fuß, ein oder zwei Zoll auf der andern Seite der Linse, in so viel andern Punkten zusammenbringen, und das Bild des farbigen Papiers auf einem weißen Papier, das dorthin gestellt war, abbilden sollte, auf die Art, wie die Linse in einer Ladenöffnung die Bilder der Objecte draußen auf einen weißen Bogen Papier in der dunkeln Kammer werfen mag.

51.

Das vorgedachte weiße Papier stand vertical zu dem Horizont und parallel mit der Linse. Ich bewegte dasselbe manchmal gegen die Linse, manchmal von ihr weg; um die Plätze zu finden, wo die Bilder der

blauen und rothen Theile des Papiers am deutlichsten erscheinen würden. Diese Plätze konnte ich leicht erkennen an den Bildern der schwarzen Linien, die ich hervorgebracht hatte, indem ich die Seide um das Papier wand. Denn die Bilder dieser feinen und zarten Linien, die sich wegen ihrer Schwärze wie ein Schatten auf der Farbe absetzten, waren dunkel und kaum sichtbar, außer wenn die Farbe an jeder Seite einer jeden Linie ganz deutlich begränzt war. Deßwegen bezeichnete ich so genau als möglich die Plätze, wo die Bilder der blauen und rothen Hälfte des farbigen Papiers am deutlichsten erschienen. Ich fand, daß wo die rothe Hälfte ganz deutlich war, die blaue Hälfte verworren erschien, so daß ich die darauf gezogenen schwarzen Linien kaum sehen konnte; im Gegentheil, wo man die blaue Hälfte deutlich unterscheiden konnte, erschien die rothe verworren, so daß die schwarzen Linien darauf kaum sichtbar waren. Zwischen den beiden Orten aber, wo diese Bilder sich deutlich zeigten, war die Entfernung ein und ein halber Zoll. Denn die Entfernung des weißen Papiers von der Linse, wenn das Bild der rothen Hälfte sehr deutlich erschien, war um einen und einen halben Zoll größer, als die Entfernung des weißen Papiers von der Linse, wenn das Bild der blauen Hälfte sehr deutlich war. Daraus folgern wir, daß indem das

Blaue und Rothe gleichmäßig auf die Linse fiel, doch das Blaue mehr durch die Linse gebrochen wurde, als das Rothe, so daß es um anderthalb Zoll früher convergirte, und daß es deßwegen refrangibler seyn müsse.

52.

Nachdem wir den Verfasser angehört, seine Vorrichtung wohl kennen gelernt, und das, was er dadurch zu bewirken glaubt, vernommen haben, so wollen wir unsre Bemerkungen zu diesem Versuche unter verschiedenen Rubriken vorbringen, und denselben in seine Elemente zu zerlegen suchen, worin der Hauptvortheil aller Controvers mit Newton bestehen muß.

53.

Unsre Betrachtungen beziehen sich also 1) auf das Vorbild, 2) auf die Beleuchtung, 3) auf die Linse, 4) auf das gewirkte Abbild und 5) auf die aus den Erscheinungen gezogene Folgerung.

54.

1) Das Vorbild. Ehe wir mit der aus dem vorigen Versuch uns schon bekannten doppelfarbigen Pappe weiter operiren, so müssen wir sie und ihre Eigenschaften uns erst näher bekannt machen.

55.

Man bringe mennigrothes und sattblaues Papier neben einander, so wird jenes hell, dieses aber dunkel und, besonders bei Nacht, dem Schwarzen fast ähnlich erscheinen. Wickelt man nun schwarze Fäden um beide, oder zieht man schwarze Linien darüber her, so ist offenbar, daß man mit bloßem Auge die schwarzen Linien auf dem hellrothen in ziemlicher Entfernung erkennen wird, wo man eben diese Linien auf dem

blauen noch nicht erkennen kann. Man denke ſich zwei Männer, den einen im ſcharlachrothen, den andern im dunkelblauen Rocke, beide Kleider mit ſchwarzen Knöpfen; man laſſe ſie beide neben einander eine Straße heran gegen den Beobachter kommen; ſo wird dieſer die Knöpfe des rothen Rocks viel eher ſehen, als die des blauen, und die beiden Perſonen müſſen ſchon nahe ſeyn, wenn beide Kleider mit ihren Knöpfen gleich deutlich dem Auge erſcheinen ſollen.

56.

Um daher das richtige Verhältniß jenes Verſuches einzuſehen, vermannichfaltige man ihn. Man theile eine viereckte Fläche in vier gleiche Quadrate, man gebe einem jeden eine beſondre Farbe, man ziehe ſchwarze Striche über ſie alle hin, man betrachte ſie in gewiſſer Entfernung mit bloßem Auge, oder mit einer Lorgnette, man verändre die Entfernung und man wird durchaus finden, daß die ſchwarzen Faden dem Sinne des Auges früher oder ſpäter erſcheinen, keineswegeſ weil die verſchiedenen farbigen Gründe beſondre Eigenſchaften haben, ſondern bloß inſofern als der eine heller iſt als der andre. Nun aber, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, wickle man weiße Fäden um die verſchiedenen farbigen Papiere, man ziehe weiße Linien darauf und die Fälle werden nunmehr umgekehrt ſeyn. Ja, um ſich völlig zu überzeugen, ſo abſtrahire man von aller Farbe und wiederhole das Experiment mit weißen, ſchwarzen, grauen Papieren; und immer wird man ſehen, daß bloß der Abſtand des Hellen und Dunkeln Urſache der mehrern oder wenigern Deutlichkeit ſey. Und ſo werden wir es auch bei dem Verſuche, wie Newton ihn vorſchlägt, durchaus antreffen.

57.

2) Die Beleuchtung. Man kann das aufgeſtellte

Bild durch eine Reihe angezündeter Wachskerzen, welche man gegen die Linse zu verdeckt, sehr stark beleuchten, oder man bringt drei Wachskerzen unmittelbar an einander, so daß ihre drei Dochte gleichsam nur eine Flamme geben. Diese verdeckt man gegen die Linse zu und läßt, indem man beobachtet, einen Gehülfen die Flamme ganz nahe an dem Bilde sachte hin und wiederführen, daß alle Theile desselben nach und nach lebhaft erleuchtet werden. Denn eine sehr starke Erleuchtung ist nöthig, wenn der Versuch einigermaßen deutlich werden soll.

58.

3) Die Linse. Wir sehen uns hier genöthigt, einiges Allgemeine vorauszuschicken, was wir sowohl an diesem Orte, als auch künftig zur richtigen Einsicht in die Sache bedürfen.

59.

Jedes Bild bildet sich ab auf einer entgegengesetzten glatten Fläche, wohin seine Wirkung in gerader Linie gelangen kann. Auch erscheint es auf einer rauhen Fläche, wenn die einzelnen Theile des Bildes ausschließlich von einzelnen Theilen der entgegengesetzten Fläche zurückgesendet werden. Bei einer kleinen Oeffnung in der Camera obscura bilden sich die äußern Gegenstände auf einer weißen Tafel umgekehrt ab.

60.

Bei einer solchen Abbildung wird der Zwischenraum als leer gedacht; der ausgefüllte, aber durchsichtige Raum, verrückt die Bilder. Die Phänomene, welche, bei Verrückung der Bilder durch Mittel, sich aufdringen, besonders die farbigen Erscheinungen, sind es, die uns hier besonders interessiren.

61.

Durch Prismen von dreiseitiger Base und durch Linsen werden diejenigen Operationen vollbracht, mit denen wir uns besonders beschäftigen.

62.

Die Linſen ſind gleichſam eine Verſammlung unendlicher Prismen; und zwar convexe eine Verſammlung von Prismen, die mit dem Rücken aneinanderſtehen; concave eine Verſammlung von Prismen, die mit der Schneide aneinanderſtehen, und in beiden Fällen um ein Centrum verſammelt mit krummlinigen Oberflächen.

63.

Das gewöhnliche Prisma, mit dem brechenden Winkel nach unten gekehrt, bewegt die Gegenſtände nach dem Beobachter zu; das Prisma mit dem brechenden Winkel nach oben gekehrt, rückt die Gegenſtände vom Beobachter ab. Wenn man ſich dieſe beiden Operationen im Kreiſe herumdenkt, ſo verengt das erſte den Raum um den Beobachter her, das zweite erweitert ihn. Daher muß ein convexes Glas im ſubjectiven Fall vergrößern, ein concaves verkleinern; bei der Operation hingegen, die wir die objective nennen, geſchieht das Gegentheil.

64.

Die convexe Linſe, mit der wir es hier eigentlich zu thun haben, bringt die Bilder, welche durch ſie hineinfallen, ins Enge. Das bedeutendſte Bild iſt das Sonnenbild. Laßt man es durch die Linſe hindurchfallen, und fangt es bald hinter derſelben mit einer Tafel auf; ſo ſieht man es zuerſt bei wachſender Entfernung der Tafel immer mehr ſich verkleinern, bis es auf eine Stelle kommt, wo es nach Verhältniß der Linſe ſeine größte Kleinheit erreicht und am deutlichſten geſehen wird.

65.

Schon früher zeigt ſich bei dieſen Verſuchen eine ſtarke Hitze, und eine Entzündung der entgegengehaltenen Tafel, beſonders einer ſchwarzen. Dieſe Wirkung äußert ſich eben

so gut hinter dem Bildpunkte der Sonne als vor demselben; doch kann man sagen, daß ihr Bildpunkt und der mächtigste Brennpunkt zusammenfalle.

66.

Die Sonne ist das entfernteste Bild, das sich bei Tage abbilden kann. Darum kommt es auch zuerst durch die Operation der Linse entschieden und genau begranzt zusammen. Will man die Wolken auf der Tafel deutlich sehen, so muß man schon weiter rücken. Die Berge und Wälder, die Häuser, die zunächst stehenden Bäume, alle bilden sich stufenweise später ab, und das Sonnenbild hat sich hinter seiner Bildstelle schon wieder sehr stark ausgedehnt, wenn die nahen Gegenstände sich erst an ihrer Bildstelle zusammendrängen. So viel sagt uns die Erfahrung in Absicht auf Abbildung äußerer Gegenstände durch Linsen.

67.

Bei dem Versuche, den wir gegenwärtig beleuchten, sind die verschiedenfarbigen Flächen, welche mit ihren schwarzen Faden hinter der Linse abgebildet werden sollen, neben einander. Sollte nun eine früher als die andre deutlich erscheinen, so kann die Ursache nicht in der verschiedenen Entfernung gesucht werden.

68.

Newton wünscht seine diverse Refrangibilität dadurch zu beweisen; wir haben aber schon oben, bei Betrachtung des Vorbildes, auseinandergesetzt, daß eigentlich nur die verschiedene Deutlichkeit der auf verschiedenfarbigen Gründen angebrachten Bilder die Ursache der verschiedenen Erscheinungen hinter der Linse sey. Daß dieses sich also verhalte, haben wir näher zu zeigen.

69.

Wir beſchreiben zuerſt die Vorrichtung, welche wir gemacht, um bei dem Verſuche ganz ſicher zu gehen. Auf einem horizontalgelegten Geſtelle findet ſich an einem Ende Gelegenheit, das Vorbild einzuſchieben. Vor demſelben in einer Vertiefung können die Lichter angebracht werden. Die Linſe iſt in einem vertikalen Bret befeſtigt, welches ſich auf dem Geſtelle hin und wieder bewegen läßt. Innerhalb des Geſtells iſt ein beweglicher Rahmen, an deſſen Ende eine Tafel aufgerichtet iſt, worauf die Abbildung vor ſich geht. Auf dieſe Weiſe kann man die Linſe gegen das Vorbild, oder gegen die Tafel, und die Tafel entweder gegen beide zu, oder von beiden abrücken, und die drei verſchiedenen Theile, Vorbild Linſe und Tafel ſtehn vollkommen parallel gegen einander. Hat man den Punkt, der zur Beobachtung günſtig iſt, gefunden; ſo kann man durch eine Schraube den innern Rahmen feſthalten. Dieſe Vorrichtung iſt bequem und ſicher, weil alles zuſammenſteht und genau auf einander paßt. Man ſucht nun den Punkt, wo das Abbild am deutlichſten iſt, indem man Linſe und Tafel hin und her bewegt. Hat man dieſen gefunden; ſo fängt man die Beobachtung an.

70.

4) Das Abbild. Newton führt uns mit ſeiner hellrothen und dunkelblauen Pappe, wie er pflegt, in medio res; und wir haben ſchon oben bemerkt, daß erſt das Vorbild vermannichfaltigt und unterſucht werden müſſe, um zu erfahren, was man von dem Abbild erwarten könne. Wir gehen daher folgendermaßen zu Werke. Wir bringen auf eine Pappe vier Vierecke in ein größeres Viereck zuſammen, ein ſchwarzes, ein weißes, ein dunkelgraues und ein hellgraues. Wir ziehen ſchwarze und weiße Striche darüber hin und bemerken ſie ſchon

mit bloßem Auge nach Verschiedenheit des Grundes mehr oder weniger. Doch da Newton selbst seine schwarzen Fäden Bilder nennt, warum macht er denn den Versuch nicht mit wirklichen kleinen Bildern? Wir bringen daher auf die vier oben benannten Vierecke helle und dunkle kleine Bilder, gleichfalls Vierecke, oder Scheiben, oder Figuren wie die der Spielkarten an, und diese so ausgerüstete Pappe machen wir zum Vorbilde. Nun können wir zuerst zu einer sichern Prüfung desjenigen fortschreiten, was wir von dem Abbilde zu erwarten haben.

71.

Ein jedes von Kerzen erleuchtetes Bild zeigt sich weniger deutlich, als es beim Sonnenschein geschehen würde, und ein solches von Kerzen erleuchtetes Bild soll hier gar noch durch eine Linse gehen, soll ein Abbild hergeben, das deutlich genug sey, um eine bedeutende Theorie darauf zu gründen.

72.

Erleuchten wir nun jene unsere bemeldete Pappe so stark als möglich, und suchen ihr Abbild auch möglichst genau durch die Linse auf die weiße Tafel zu bringen, so sehen wir immer doch nur eine stumpfe Abbildung. Das Schwarze erscheint als ein dunkles Grau, das Weiße als ein helles Grau, das dunkle und helle Grau der Pappe sind auch weniger zu unterscheiden als mit bloßem Auge. Eben so verhält es sich mit den Bildern. Diejenigen, welche sich, dem Hellen und Dunkeln nach, am stärksten entgegensetzen, diese sind auch die deutlichsten. Schwarz auf Weiß, Weiß auf Schwarz läßt sich gut unterscheiden; Weiß und Schwarz auf Grau erscheint schon matter, obgleich noch immer in einem gewissen Grade von Deutlichkeit.

73.

Bereiten wir uns nun ein Vorbild von farbigen Quadraten an einander, so muß uns zum Voraus gegenwärtig bleiben, daß wir im Reich der halbbeschatteten Flächen sind, und daß das farbige Papier sich gewissermaßen verhalten wird wie das graue. Dabei haben wir uns zu erinnern, daß die Farben beim Kerzenlicht anders als bei Tage erscheinen. Das Violette wird grau, das Hellblaue grünlich, das Dunkelblaue fast schwarz, das Gelbe nähert sich dem Weißen, weil auch das Weiße gelb wird, und das Gelbrothe wächst auch nach seiner Art, so daß also die Farben der activen Seite auch hier die helleren und wirksameren, die der passiven hingegen die dunkleren und unwirksameren bleiben. Man hat also bei diesem Versuch besonders die Farben der passiven Seite hell und energisch zu nehmen, damit sie bei dieser Nachtoperation etwas verlieren können. Bringt man nun auf diese farbigen Flächen kleine schwarze, weiße und graue Bilder, so werden sie sich verhalten, wie es jene angezeigten Eigenschaften mit sich bringen. Sie werden deutlich seyn, insofern sie als Hell und Dunkel von den Farben mehr oder weniger abstechen. Eben dasselbe gilt, wenn man auf die schwarzen, weißen und grauen, so wie auf die farbigen Flächen, farbige Bilder bringt.

74.

Wir haben diesen Apparat der Vorbilder, um zur Gewißheit zu gelangen, bis ins Ueberflüssige vervielfältigt. Denn dadurch unterscheidet sich ja bloß der Experimentirende von dem, der zufällige Erscheinungen, als wären's unzusammenhängende Begebenheiten, anblickt und anstaunt. Newton sucht dagegen seinen Schüler immer nur an gewissen Bedingungen festzuhalten, weil veränderte Bedingungen seiner Meinung nicht günstig sind. Man kann daher die Newtonische

Valerio.

Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Erwin.

So verſcheuchte dich
Ein allzu großes Glück von ihrer Seite.
Ach wehe! weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der tröſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte,
Wie bringſt du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüſte! —
Wo biſt du hin auf einmal, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnrung an,
Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück, als du dir hoffen darfſt.

Darſtellung einer perſpectiviſch gemalten Theaterdecoration vergleichen, an der nur aus einem einzigen Standpunkte alle Linien zuſammentreffend und paſſend geſehen werden. Aber Newton und ſeine Schüler leiden nicht, daß man ein wenig zur Seite trete, um in die offnen Couliſſen zu ſehen. Dabei verſichern ſie dem Zuſchauer, den ſie auf ſeinem Stuhle feſthalten, es ſey eine wirklich geſchloſſene und undurchdringliche Wand.

75.

Wir haben bisher referirt, wie wir die Sache bei genauer Aufmerkſamkeit gefunden; und man ſieht wohl, daß einerſeits die Täuſchung dadurch möglich ward, daß Newton zwei farbige Flächen, eine helle und eine dunkle mit einander vergleicht, und verlangt, daß die dunkle leiſten ſoll, was die helle leiſtet. Er führt ſie uns vor, nur als an Farbe verſchieden, und macht uns nicht aufmerkſam, daß ſie auch am Helldunkel verſchieden ſind. Wie er aber andrerſeits ſagen kann, Schwarz auf Blau ſey alsdann ſichtbar geweſen, wenn Schwarz auf Roth nicht mehr erſchien, iſt uns ganz und gar unbegreiflich.

76.

Wir haben zwar bemerkt, daß, wenn man für die weiße Tafel die Stelle gefunden hat, wo ſich das Abbild am deutlichſten zeigt, man mit derſelben noch etwas weniges vor und rückwärts gehen kann, ohne der Deutlichkeit merklich Abbruch zu thun. Wenn man jedoch etwas zu weit vor oder zu weit zurückgeht, ſo nimmt die Deutlichkeit der Bilder ab, und wenn man ſie unter ſich vergleicht, geſchieht es in der Maaße, daß die ſtark vom Grunde abſtechenden ſich länger als die ſchwach abſtechenden erhalten. So ſieht man Weiß auf Schwarz noch ziemlich deutlich, wenn Weiß auf Grau undeutlich wird. Man ſieht Schwarz auf Mennigroth noch einigermaßen, wenn

Schwarz auf Indigblau schon verschwindet, und so verhält es sich mit den übrigen Farben durch alle Bedingungen unserer Vorbilder. Daß es aber für das Abbild eine Stelle geben könne, wo das weniger abstechende deutlich, das mehr abstechende undeutlich sey, davon haben wir noch keine Spur entdecken können, und wir müssen also die Newtonische Assertion bloß als eine beliebige, aus dem vorgefaßten Vorurtheil entsprungene, bloß mit den Augen des Geistes gesehene Erscheinung halten und angeben. Da der Apparat leicht ist, und die Versuche keine großen Umstände erfordern, so sind andre vielleicht glücklicher, etwas zu entdecken, was wenigstens zu des Beobachters Entschuldigung dienen könne.

77.

5) Folgerung. Nachdem wir gezeigt, wie es mit den Prämissen stehe, so haben wir unsres Bedünkens das vollkommenste Recht, die Folgerung ohne weiteres zu läugnen. Ja wir ergreifen diese Gelegenheit, den Leser auf einen wichtigen Punkt aufmerksam zu machen, der noch öfters zur Sprache kommen wird. Es ist der, daß die Newtonische Lehre durchaus zuviel beweis't. Denn wenn sie wahr wäre, so könnte es eigentlich gar keine dioptrischen Fernröhre geben; wie denn auch Newton aus seiner Theorie die Unmöglichkeit ihrer Verbesserung folgerte: ja selbst unserm bloßen Auge müßten farbige Gegenstände neben einander durchaus verworren erscheinen, wenn sich die Sache wirklich so verhielte. Denn man denke sich ein Haus, das in vollem Sonnenlicht stünde; es hätte ein rothes Ziegeldach, wäre gelb angestrichen, hätte grüne Schaltern, hinter den offnen Fenstern blaue Vorhänge, und ein Frauenzimmmer ginge im violetten Kleide zur Thüre heraus. Betrachten wir nun das Ganze mit seinen Theilen aus einem gewissen Standpunkte, wo wir es auf einmal ins

Auge faſſen könnten, und die Ziegel wären uns recht deutlich, wir wendeten aber das Auge ſogleich auf das Frauenzimmer, ſo würden wir die Form und die Falten ihres Kleides keineswegs beſtimmt erblicken, wir müßten vorwärts treten, und ſähen wir das Frauenzimmer deutlich, ſo müßten uns die Ziegel wie im Nebel erſcheinen, und wir hätten dann auch, um die Bilder der übrigen Theile ganz beſtimmt im Auge zu haben, immer etwas vor- und etwas zurückzutreten, wenn die prätendirte, im zweiten Experiment erwieſen ſeyn ſollende diverſe Refrangibilität ſtatt fände. Ein gleiches gilt von allen Augengläſern, ſie mögen einfach oder zuſammengeſetzt ſeyn, nicht weniger von der Camera obſcura.

78.

Ja daß wir eine dem zweiten Newtoniſchen Experiment unmittelbar verwandte Inſtanz beibringen, ſo erinnern wir unſre Leſer an jenen optiſchen Kaſten, in welchem ſtark erleuchtete Bilder von Hauptſtädten, Schlöſſern und Plätzen durch eine Linſe angeſehen und verhältnißmäßig vergrößert, zugleich aber auch ſehr klar und deutlich erblickt werden. Man kann ſagen, es ſey hier der Newtoniſche Verſuch ſelbſt, nur in größerer Mannichfaltigkeit ſubjectiv wiederholt. Wäre die Newtoniſche Hypotheſe wahr, ſo könnte man unmöglich den hellblauen Himmel, das hellgrüne Meer, die gelb- und blaugrünen Bäume, die gelben Häuſer, die rothen Ziegeldächer, die bunten Kutſchen, Livreen und Spaziergänger neben einander zugleich deutlich erblicken.

79.

Noch einiger andern wunderlichen Conſequenzen, die aus der Newtoniſchen Lehre herfließen, müſſen wir erwähnen. Man gedenke der ſchwarzen Bilder auf verſchiedenfarbigen, an Hellung nicht allzuſehr von einander unterſchiedenen Flächen.

Nun fragen wir, ob das ſchwarze Bild denn nicht auch das Recht habe, ſeine Gränze zu beſtimmen, wenn es durch die Linſe durchgegangen iſt: Zwei ſchwarze Bilder, eins auf rothem, das andre auf blauem Grunde, werden beide gleich gebrochen: denn dem Schwarzen ſchreibt man doch keine diverſe Refrangibilität zu. Kommen aber beide ſchwarze Bilder mit gleicher Deutlichkeit auf der entgegengehaltenen weißen Tafel an, ſo möchten wir doch wiſſen, wie ſich der rothe und blaue Grund gebährden wollten, um ihnen die einmal ſcharfbezeichneten Gränzen ſtreitig zu machen. Und ſo ſtimmt denn auch die Erfahrung mit dem, was wir behaupten, vollkommen überein; ſo wie das Unwahre und Ungehörige der Newtoniſchen Lehre immer mächtiger in die Augen ſpringt, je länger man ſich damit, es ſey nun experimentirend oder nachdenkend, beſchäftigt.

80.

Fragt man nun gar nach farbigen Bildern auf farbigem Grund, ſo wird der prätendirte Verſuch und die daraus gezogene Folgerung ganz lächerlich: denn ein rothes Bild auf blauem Grunde könnte niemals erſcheinen und umgekehrt. Denn wenn es der rothen Gränze beliebte, deutlich zu werden, ſo hätte die blaue keine Luſt, und wenn dieſe ſich endlich bequemte, ſo wär' es jener nicht gelegen. Fürwahr, wenn es mit den Elementen der Farbenlehre ſo beſchaffen wäre, ſo hätte die Natur dem Sehen, dem Gewahrwerden der ſichtbaren Erſcheinungen, auf eine ſaubre Weiſe vorgearbeitet.

81.

So ſieht es alſo mit den beiden Experimenten aus, auf welche Newton einen ſo großen Werth legte, daß er ſie als Grundpfeiler ſeiner Theorie an die erſte Stelle des Werkes brachte, welches zu ordnen er ſich über dreißig Jahre Zeit

nahm. So beschaffen sind zwei Versuche, deren Ungrund die Naturforscher seit hundert Jahren nicht einsehn wollten, obgleich das, was wir vorgebracht und eingewendet haben, schon öfters in Druckschriften dargelegt, behauptet und eingeschärft worden, wie uns davon die Geschichte umständlicher belehren wird.

Zweite Proposition. Zweites Theorem.

Das Licht der Sonne besteht aus Strahlen von verschiedener Refrangibilität.

82.

Nachdem wir also schon farbige Lichter kennen gelernt, welche sogar durch das matte Kerzenlicht aus den Oberflächen farbiger Körper herausgelockt werden, nachdem man uns das Abgeleitete oder erst Abzuleitende schon bekannt gemacht; so wendet sich der Verfasser an die rechte Quelle, zur Sonne nämlich, als demjenigen Lichte, das wir gern für ein Urlicht annehmen.

83.

Das Licht der Sonne also, heißt es, besteht aus Strahlen von verschiedener Refrangibilität. Warum wird denn aber hier der Sonne vorzüglich erwähnt? Das Licht des Mondes, der Sterne, einer jeden Kerze, eines jeden hellen Bildes auf dunklem Grunde ist in dem Fall, uns die Phänomene zu zeigen, die man hier der Sonne als eigenthümlich zuschreibt. Sey es auch, daß man sich der Sonne zu den Versuchen, welche wir die objectiven genannt haben, wegen ihrer mächtigen Wirkung bediene, so ist dieß ein Umstand.

der für den Experimentator günstig ist, aber keineswegs eine Grunderscheinung, an die man eine Theorie anlehnen könnte.

84.

Wir haben deßwegen in unserm Entwurfe, bei den dioptrischen Versuchen der zweiten Classe, die subjectiven vorangestellt, weil sich aus denselben deutlich machen läßt, daß hier keineswegs von Licht, noch Lichtern, sondern von einem Bilde und dessen Gränzen die Rede sey; da denn die Sonne vor keinem andern Bilde, ja nicht vor einem hell- oder dunkelgrauen auf schwarzem Grunde, den mindesten Vorzug hat.

85.

Jedoch, nach der Newtonischen Lehre, sollen ja die Farben im Lichte stecken, sie sollen daraus entwickelt werden. Schon der Titel des Werkes deutet auf diesen Zweck hin. Schon dort werden wir auf die Colours of Light hingewiesen, auf die Farben des Lichtes, wie sie denn auch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag zu nennen pflegen. Kein Wunder also, daß dieser Satz auch hier also gestellt wird. Lasset uns jedoch untersuchen, wie der Verfasser dieses Fundament seiner chromatischen Lehre mit acht Experimenten zu beweisen denkt, indem er das dritte bis zum zehnten diesem Endzwecke widmet, welche wir nunmehr der Reihe nach durchgehen.

Dritter Versuch.

86.

Wir verfolgen des Verfassers Vortrag hier nicht von Wort zu Wort: denn es ist dieses der allgemein bekannte Versuch, da man durch eine kleine Oeffnung des Fensterladens das Sonnenbild in eine dunkle Kammer fallen läßt, solches

durch ein horizontal gestelltes Prisma, dessen brechender Winkel nach unten gerichtet ist, auffangt; da denn das Bild an die entgegengesetzte Wand in die Höhe gebrochen nicht mehr farblos und rund, sondern länglich und farbig erscheint.

87.

Wie es eigentlich mit diesem Phänomen beschaffen sey, wissen alle Theilnehmende nunmehr genau, welche dasjenige wohl inne haben, was von uns über die dioptrischen Farben der zweiten Classe überhaupt, vorzüglich aber über die objectiven vom 20. bis 24. Capitel umständlich vorgetragen worden; so wie wir uns deßhalb noch besonders auf unsre zweite, fünfte und sechste Tafel berufen. Es ist daraus klar, daß die Erscheinung, wie sie aus dem Prisma tritt, keinesweges eine fertige sey, sondern daß sie, je näher und je weiter man die Tafel hält, worauf sie sich abbilden soll, immer neue Verhältnisse zeigt. Sobald man dieses eingesehen hat, so bedarf es gegen dieses dritte Experiment, ja gegen die ganze Newtonische Lehre, keines Streites mehr: denn der Meister sowohl als die Schüler stellen den Versuch, auf den sie ihr größtes Gewicht legen, völlig falsch vor, wie wir solches auf unserer Tafel, welche mit VI. a. bezeichnet ist, vor die Augen bringen.

88.

Sie geben nämlich, der Wahrheit ganz zuwider, vor, das Phänomen sey, wie es aus dem Prisma herauskomme, fertig, man sehe die Farben in dem verlängerten Bilde gleich in derselben Ordnung und Proportion; in dieser Ordnung und Proportion wachse nun das Bild, bei mehr entfernter Tafel, immer an Länge, bis es, da wo sie es endlich fest zu halten belieben, ungefähr um fünfmal länger ist als breit. Wenn sie nun dieß Bild auf diese Stelle fixirt, beobachtet, gemessen und auf allerlei Weise gehandhabt haben, so ziehen sie den

ßluß, wenn in dem runden Bilde, das ſie den Abglanz es Strahls nennen, alle Theile gleich refrangibel waren, müßten ſie nach der Refraction alle an dem gleichen Orte langen und das Bild alſo noch immer erſcheinen wie vorher. n aber iſt das Bild länglicht, es bleiben alſo einige Theile ſogenannten Strahls zurück, andre eilen vor, und alſo äſſen ſie in ſich eine verſchiedene Determinabilität durch fraction und folglich eine diverſe Refrangibilität haben. rner iſt dieſes Bild nicht weiß, ſondern vielfarbig und läßt ne aufeinander folgende bunte Reihe ſehen; daher ſie denn ch ſchließen, daß jene angenommenen divers refrangiblen rahlen auch diverſe Farben haben müſſen.

89.

Hierauf antworten wir gegenwärtig nichts weiter, als ß das ganze Räſonnement auf einen falſch dargeſtellten Ver- ch gebaut iſt, der ſich in der Natur anders zeigt als im uche; wobei hauptſächlich in Betrachtung kommt, daß das ismatiſche Bild, wie es aus dem Prisma tritt, keinesweges ne ſtatige farbige Reihe, ſondern eine durch ein weißes Licht trennte farbige Erſcheinung darſtellt. Indem nun alſo ewton und ſeine Schüler dieſes Phänomen keinesweges, wie es hätten thun ſollen, entwickelten, ſo mußte ihnen auch ne eigentliche Natur verborgen bleiben und Irrthum über rthum ſich anhäufen. Wir machen beſonders auf das, was r jetzt vortragen werden, den Leſer aufmerkſam.

90.

Newton, nachdem er die Erſcheinung ſorgfältig gemeſſen nd mancherlei dabei vorkommende Umſtände, nur die rechten cht, beobachtet, fährt fort:

Die verſchiedene Gröſſe der Oeffnung in dem enſterladen und die verſchiedene Stärke der Prismen,

wodurch die Strahlen hindurchgehen, machen keine merkliche Veränderung in der Länge des Bildes.

91.

Diese beiden Assertionen sind völlig unwahr, weil gerade die Größe des Bildes, so wie die Größe des Winkels des gebrauchten Prismas, vorzüglich die Ausdehnung der Länge des Bildes gegen seine Breite bestimmt und verschieden macht. Wir werden der ersten dieser beiden Wirkungen eine Figur auf unsern Tafeln widmen, und hier das Nöthige zur näheren Einsicht des Verhältnisses aussprechen.

92.

Unsern aufmerksamen Lesern ist bekannt, daß wenn ein helles Bild verrückt wird, der gelbrothe Rand und der gelbe Saum in das Bild hinein, der blaue Rand und der violette Saum hingegen aus dem Bilde hinausstrebe. Der gelbe Saum kann niemals weiter gelangen als bis zum entgegengesetzten blauen Rande, mit dem er sich zum Grün verbindet; und hier ist eigentlich das Ende des innern Bildes. Der violette Saum geht aber immer seiner Wege fort und wird von Schritt zu Schritt breiter. Nimmt man also eine kleine Oeffnung und verrückt das Lichtbild so lange, daß es nunmehr um fünf Theile länger als breit erscheint, so ist dieß keineswegeſ die Normallange für größere Bilder unter gleicher Bedingung. Denn man bereite sich eine Pappe oder ein Blech, in welchem mehrere Oeffnungen von verschiedener Größe oben an einer Horizontallinie anstehen; man schiebe diese Vorrichtung vor das Wasserprisma und lasse auf diese sämmtlichen Oeffnungen nun das Sonnenlicht fallen, und die durch das Prisma gebrochenen Bilder werden sich an der Wand in jeder beliebigen Entfernung zeigen, jedoch so, daß weil sie alle an einer Horizontallinie oben anstehen, der violette Saum bei

inem Bilde länger ſeyn kann als beim andern. Iſt nun
is Bild größer, ſo hat es ein andres Verhaltniß zu dieſem
aume, und folglich iſt ſeine Breite nicht ſo oft in der Länge
ithalten, als am kleinen Bilde. Man kann dieſen Verſuch
ich ſubjectiv ſehr bequem machen, wenn man auf eine ſchwarze
afel weiße Scheiben von verſchiedener Größe neben einander
ebt, die aber, weil man gewöhnlich den brechenden Winkel
nterwärts halt, unten auf einer Horizontallinie aufſtehen
üſſen.

93.

Daß ferner die Stärke des Prismas, d. h. die Vergröße-
ung ſeines Winkels, eine Differenz in der Länge des Bildes
ur Breite machen müſſe, wird jedermann deutlich ſeyn, der
as, was wir im 210. und 324. Paragraph und zwar im
ritten Punkte angedeutet, und im Gange des Vortrags weiter
usgeführt haben, gegenwärtig hat, daß nämlich eine Haupt-
edingung einer ſtärkern Färbung ſey, wenn das Bild mehr
errückt werde. Da nun ein Prisma von einem größern
Winkel das Bild ſtärker verrückt, als ein anderes von einem
leinern, ſo wird auch die Farbenerſcheinung, unter übrigens
leichen Bedingungen, ſehr verſchieden ſeyn. Wie es alſo mit
ieſem Experiment und ſeiner Beweiskraft beſchaffen ſey, wer-
en unſre Leſer nun wohl ohne weitres vollkommen einſehen.

Vierter Verſuch.

94.

Der Beobachter blickt nun durch das Prisma gegen das
infallende Sonnenbild, oder gegen die bloß durch den Himmel
rleuchtete Oeffnung, und kehrt alſo den vorigen objectiven

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang genug getäuſcht;
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig' und laß mich los.

Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig' o ſchweig'! Ich will nichts wiſſen.
Ach was werd' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch, was haſt du mir zu ſagen?
Sprich! ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio,

der zuletzt, anſtatt Erwinen zuzuhören und auf ſeine Leidenſchaft zu merken, mit Staunen nach der Seite hingeſehen, wo er hereingekommen.

Ich ſchweige, wenn du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt du hin? Was ſiehſt du in dem Thale?

Valerio.

Zwey Mädchen ſeh' ich, die den ſteilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte ſchon

Verſuch in einen ſubjectiven um; wogegen nichts zu ſagen wäre, wenn wir dadurch nur einigermaßen gefördert würden. Allein das ſubjective Bild wird hier ſo wenig auf ſeine Anfänge zurückgeführt, als vorher das objective. Der Beobachter ſieht nur das verlängerte ſtätig gefärbte Bild, an welchem der violette Theil abermals der längſte bleibt.

95.

Leider verhehlt uns der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit abermals einen Hauptpunkt, daß nämlich die Erſcheinung geradezu die umgekehrte ſey von der, die wir bisher an der Wand erblickten. Bemerkt man dieſes, ſo kann man die Frage aufwerfen, was würde denn geſchehen, wenn das Auge ſich an die Stelle der Tafel ſetzte? würde es denn die Farben in eben der Ordnung ſehen, wie man ſie auf der Tafel erblickt, oder umgekehrt? und wie iſt denn eigentlich im Ganzen das Verhältniß?

96.

Dieſe Frage iſt ſchon zu Newtons Zeiten aufgeworfen worden, und es fanden ſich Perſonen, die gegen ihn behaupteten, das Auge ſehe gerade die entgegengeſetzte Farbe, wenn es hinwärts blicke, von der, welche herwärts auf die Tafel oder auch auf ein Auge falle, das ſich an die Stelle der Tafel ſetzte. Newton lehnt nach ſeiner Weiſe dieſen Einwurf ab, anſtatt ihn zu heben.

97.

Das wahre Verhältniß aber iſt dieſes. Beide Bilder haben nichts mit einander gemein. Es ſind zwei ganz verſchiedene Bilder, das eine heraufwärts, das andere herunterwärts bewegt, und alſo geſetzmäßig verſchieden gefärbt.

98.

Von der Coexiſtenz dieſer zwei verſchiedenen Bilder,

wovon das objective heraufwärts, das ſubjective herunterwärts gefärbt iſt, kann man ſich auf mancherlei Weiſe überzeugen. Jedoch iſt folgender Verſuch wohl der bequemſte und vollkommenſte. Man laſſe mittelſt einer Oeffnung des Fenſterladens von etwa zwei bis drei Zoll das Sonnenbild durch das große Waſſerprisma auf ein weißes feines über einen Rahmen geſpanntes Papier hinaufwärts gebrochen in der Entfernung anlangen, daß die beiden gefärbten Ränder noch von einander abſtehen, das Grün noch nicht entſtanden, ſondern die Mitte noch weiß ſey. Man betrachte dieſes Bild hinter dem Rahmen; man wird das Blaue und Violette ganz deutlich oben, das Gelbrothe und Gelbe unten ſehen. Nun ſchaue man neben dem Rahmen hervor, und man wird durch das Prisma das hinuntergerückte Bild der Fenſteröffnung umgekehrt gefärbt ſehen.

Damit man aber beide Bilder über- und mit einander erblicke, ſo bediene man ſich folgenden Mittels. Man mache das Waſſer im Prisma durch einige Tropfen Seifenſpiritus dergeſtalt trübe, daß das Bild auf dem Papierrahmen nicht undeutlich, das Sonnenlicht aber dergeſtalt gemäßigt werde, daß es dem Auge erträglich ſey. Man mache alsdann, indem man ſich hinter den Rahmen ſtellt, an dem Ort, wo ſich das gebrochene und gefärbte Bild abbildet, ins Papier eine kleine Oeffnung, und ſchaue hindurch; und man wird wie vorher das Sonnenbild hinabgerückt ſehen. Nun kann man, wenn die in das Papier gemachte Oeffnung groß genug iſt, etwas zurücktreten, und zugleich das objective durchſcheinende aufwärts gefärbte Bild und das ſubjective, das ſich im Auge darſtellt, erblicken; ja man kann mit einiger Auf- und Abbewegung des Papiers die gleichnamigen und ungleichnamigen Ränder beider Erſcheinungen zuſammenbringen, wie es

beliebig ist; und indem man sich von der Coexistenz der beiden Erscheinungen überzeugt, überzeugt man sich zugleich von ihrem ewig beweglichen und werdend wirksamen Wesen. Man erinnere sich hierbei jenes höchst merkwürdigen Versuchs (E. 350 — 354.) und familiarisire sich mit demselben, weil wir noch öfters auf ihn zurückkommen müssen.

Fünfter Versuch.

99.

Auch diesen Versuch betrachtet Newton nur durch den Nebel des Vorurtheils. Er weiß nicht recht, was er sieht, noch was aus dem Versuche folgt. Doch ist ihm die Erscheinung zum Behuf seiner Beweise außerordentlich willkommen, und er kehrt immer wieder auf dieselbe zurück. Es wird nämlich das Spectrum, das heißt jenes verlangerte farbige Bild der Sonne, welches durch ein horizontales Prisma im dritten Experiment hervorgebracht worden, durch ein verticalstehendes Prisma aufgefangen, und durch selbiges nach der Seite gebrochen, da es denn völlig wie vorher, nur etwas vorwärts gebogen, erscheint, so nämlich, daß der violette Theil vorausgeht.

100.

Newton schließt nun daraus folgendermaßen:

Läge die Ursache der Verlängerung des Bildes in der Brechung etwa dergestalt, daß die Sonnenstrahlen durch sie zerstreut, zersplittert und ausgeweitet würden, so müßte ein solcher Effect durch eine zweite Refraction abermals hervorgebracht und das lange Bild,

wenn man ſeine Länge durch ein zweites Prisma, parallel mit deſſen Axe auffängt, abermals in die Breite gezogen, und wie vorher aus einander geworfen werden. Allein dieſes geſchieht nicht, ſondern das Bild geht lang, wie es war, heraus und neigt ſich nur ein wenig; daher ſich folgern läßt, daß die Urſache der Erſcheinung auf einer Eigenſchaft des Lichtes beruhe, und daß dieſe Eigenſchaft, da ſie ſich nun in ſo viel farbigen Lichtern einmal manifeſtirt, nun keine weitere Einwirkung annehme, ſondern daß das Phänomen nunmehr unveränderlich bleibe, nur daß es ſich bei einer zweiten Refraction etwas niederbückt, jedoch auf eine der Natur ſehr gemäße Weiſe, indem auch hier die mehr refrangibeln Strahlen, die violetten, vorausgehen und alſo auch ihre Eigenheit vor den übrigen ſehen laſſen.

101.

Newton begeht hierbei den Fehler, den wir ſchon früher gerügt haben, und den er durch ſein ganzes Werk begeht, daß er nämlich das prismatiſche Bild als ein fertiges unveränderliches anſieht, da es doch eigentlich immer nur ein werdendes und immer abänderliches bleibt. Wer dieſen Unterſchied wohl gefaßt hat, der kennt die Summe des ganzen Streites und wird unſre Einwendungen nicht allein einſehen und ihnen beipflichten, ſondern er wird ſie ſich ſelbſt entwickeln. Auch haben wir ſchon in unſerm Entwurfe dafür geſorgt (205—207.) daß man das Verhältniß dieſes gegenwärtigen Phänomens bequem

einſehen könne; wozu auch unſre zweite Tafel das ihrige beitragen wird. Man muß nämlich Prismen von wenigen Graden, z. B. von funfzehn anwenden; wobei man das Werden des Bildes deutlich beobachten kann. Verrückt man ſubjectiv nun durch ein Prisma das Bild dergeſtalt, daß es in die Höhe gehoben erſcheint, ſo wird es in dieſer Richtung gefärbt. Man ſehe nun durch ein andres Prisma, daß das Bild im rechten Winkel nach der Seite gerückt erſcheint, ſo wird es in dieſer Richtung gefärbt ſeyn; man bringe beide Prismen nunmehr kreuzweiſe übereinander, ſo muß das Bild nach einem allgemeinen Geſetze ſich in der Diagonale verrücken und ſich in dieſer Richtung färben: denn es iſt in einem wie in dem andern Falle, ein werdendes erſt entſtehendes Gebilde. Denn die Ränder und Säume entſtehen bloß in der Linie des Verrückens. Jenes gebückte Bild Newton's aber iſt keinesweges das aufgefangene erſte, das nach der zweiten Refraction einen Reverenz macht, ſondern ein ganz neues, das nunmehr in der ihm zugenöthigten Richtung gefärbt wird. Man kehre übrigens zu unſern angeführten Paragraphen und Tafeln nochmals zurück, und man wird die völlige Ueberzeugung deſſen, was wir ſagen, zum Gewinn haben.

Und auf dieſe Weiſe vorbereitet, gehe man nun bei Newton ſelbſt die ſogenannte Illuſtration dieſes Experiments und die derſelben gewidmeten Figuren und Beſchreibungen durch, und man wird einen Fehlſchluß nach dem andern entdecken, und ſich überzeugen, daß jene Propoſition keinesweges durch dieſes Experiment irgend ein Gewicht erhalten habe.

102.

Indem wir nun, ohne unſre Leſer zu begleiten, ihnen das Geſchäft für einen Augenblick ſelbſt überlaſſen, müſſen

wir auf die sonderbaren Wege aufmerksam machen, welche der Verfasser nunmehr einzuschlagen gedenkt.

103.

Bei dem fünften Versuche erscheint das prismatische Bild nicht allein gesenkt, sondern auch verlängert. Wir wissen dieses aus unsern Elementen sehr gut abzuleiten: denn indem wir, um das Bild in der Diagonale erscheinen zu lassen, ein zweites Prisma nöthig haben, so heißt das eben so viel, als wenn die Erscheinung durch ein gedoppeltes Prisma hervorgebracht wäre. Da nun eine der vorzüglichsten Bedingungen der zu verbreiternden Farbenerscheinung das verstärkte Maaß des Mittels ist (S. 210.), so muß also auch dieses Bild, nach dem Verhaltniß der Stärke der angewendeten Prismen, mehr in die Länge gedehnt erscheinen. Man habe diese Ableitung beständig im Auge, indem wir deutlich zu machen suchen, wie künstlich Newton es anlegt, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Unsern Lesern ist bekannt, wie man das bei der Refraction entstehende farbige Bild immer mehr verlängern könne, da wir die verschiedenen Bedingungen hierzu umständlich ausgeführt. Nicht weniger sind sie überzeugt, daß, weil bei der Verlangerung des Bildes die farbigen Ränder und Säume immer breiter werden und die gegen einander gestellten sich immer inniger zusammendrangen, daß durch eine Verlängerung des Bildes zugleich eine größere Vereinigung seiner entgegengesetzten Elemente vorgehe. Dieses erzählen und behaupten wir gerne, ganz einfach, wie es der Natur gemäß ist.

Newton hingegen muß sich mit seiner ersonnenen Unnatur viel zu schaffen machen, Versuche über Versuche, Fictionen über Fictionen häufen, um zu blenden, wo er nicht überzeugen kann.

Seine zweite Propoſition, mit deren Beweis er ſich gegenwärtig beſchäftigt, lautet doch, das Sonnenlicht beſtehe aus verſchiedenrefrangiblen Strahlen. Da dieſe verſchiedenen Lichtſtrahlen und Lichter integrirende Theile des Sonnenlichtes ſeyn ſollen, ſo begreift der Verfaſſer wohl, daß die Forderung entſtehen könne und müſſe, dieſe verſchiedenen Weſen doch auch abgeſondert und deutlich vereinzelt neben einander zu ſehen.

Schon wird das Phänomen des dritten Experiments, das gewöhnliche Spectrum, ſo erklärt, daß es die aus einandergeſchobenen verſchiedenen Lichter des Sonnenlichts, die aus einandergezogenen verſchiedenfarbigen Bilder des Sonnenbildes zeige und manifeſtire. Allein bis zur Abſonderung iſt es noch weit hin. Eine ſtatige Reihe in einander greifender, aus einander gleichſam quellender Farben zu trennen, zu zerſchneiden, zu zerreißen, iſt eine ſchwere Aufgabe; und doch wird Newton in ſeiner vierten Propoſition mit dem Problem hervortreten: Man ſolle die heterogenen Strahlen des zuſammengeſetzten Lichtes von einander abſondern. Da er ſich hierdurch etwas Unmögliches aufgiebt, ſo muß er freilich bei Zeiten anfangen, um den unaufmerkſamen Schuler nach und nach überliſten zu können. Man gebe wohl Acht, wie er ſich hierbei benimmt.

104.

Aber daß man den Sinn dieſes Experiments deſto deutlicher einſehe, muß man bedenken, daß die Strahlen, welche von gleicher Brechbarkeit ſind, auf einen Cirkel fallen, der der Sonnenſcheibe entſpricht, wie es im dritten Experiment bewieſen worden.

105.

Wenn es bewieſen wäre, ließe ſich nichts dagegen ſagen: denn es wäre natürlich, wenn die Theile, die von der Sonne

herfließen, verſchieden refrangibel wären, ſo müßten einige, ob ſie gleich von einer und derſelben Sonnenſcheibe herkommen, nach der Refraction zurückbleiben, wenn die andern vorwärts gehen. Daß die Sache ſich aber nicht ſo verhalte, iſt uns ſchon bekannt. Nun höre man weiter.

106.

Unter einem Cirkel verſtehe ich hier nicht einen vollkommenen geometriſchen Cirkel, ſondern irgend eine Kreisfigur, deren Länge der Breite gleich iſt, und die den Sinnen allenfalls wie ein Cirkel vorkommen könnte.

107.

Dieſe Art von Vor- und Nachklage, wie man es nennen möchte, geht durch die ganze Newtoniſche Optik. Denn erſt ſpricht er etwas aus, und ſetzt es feſt; weil es aber mit der Erfahrung nur ſcheinbar zuſammentrifft, ſo limitirt er ſeine Propoſition wieder ſo lange, bis er ſie ganz aufgehoben hat. Dieſe Verfahrungsart iſt ſchon oft von den Gegnern relevirt worden; doch hat ſie die Schule weder einſehen können, noch eingeſtehen wollen. Zu mehrerer Einſicht der Frage nehme man nun die Figuren 4. 5. 6. 7. unſerer ſiebenten Tafel vor ſich.

In der vierten Figur wird das Spectrum dargeſtellt, wie es Newton und ſeine Schüler, oft captiös genug, als eine zwiſchen zwei Parallellinien eingefaßte, oben und unten abgerundete lange Figur vorſtellen, ohne auf irgend eine Farbe Rückſicht zu nehmen. Figur 5. iſt dagegen die Figur, welche zu der gegenwärtigen Darſtellung gehört.

108.

Man laſſe alſo den obern Kreis für die brechbarſten

Strahlen gelten, welche von der ganzen Scheibe der Sonne herkommen und auf der entgegengesetzten Wand sich also erleuchtend abmalen würden, wenn sie allein wären. Der untere Kreis bestehe aus den wenigst brechbaren Strahlen, wie er sich, wenn er allein wäre, gleichfalls erleuchtend abbilden würde. Die Zwischenkreise mögen sodann diejenigen seyn, deren Brechbarkeit zwischen die beiden äußern hineinfällt, und die sich gleichfalls an der Wand einzeln zeigen würden, wenn sie einzeln von der Sonne kämen, und aufeinander folgen könnten, indem man die übrigen auffinge. Nun stelle man sich vor, daß es noch andre Zwischencirkel ohne Zahl gebe, die vermöge unzähliger Zwischenarten der Strahlen sich nach und nach auf der Wand zeigen würden, wenn die Sonne nach und nach jede besondre Art herunterschickte. Da nun aber die Sonne sie alle zusammen von sich sendet, so müssen sie zusammen als unzählige gleiche Cirkel sich auf der Wand erleuchtend abbilden, aus welchen, indem sie nach den verschiedenen Graden der Refrangibilität ordnungsgemäß in einer zusammenhängenden Reihenfolge ihren Platz einnehmen, jene länglichte Erscheinung zusammengesetzt ist, die ich in dem dritten Versuche beschrieben habe.

109.

Wie der Verfasser diese hypothetische Darstellung, die

Hieroglyphe ſeiner Ueberzeugung, keinesweges aber ein Bild der Natur, benutzt, um die Bücklinge ſeines Spectrums deutlicher zu machen, mag der wißbegierige Leſer bei ihm ſelbſt nachſehen. Uns iſt gegenwärtig nur darum zu thun, das Unſtatthafte dieſer Vorſtellung deutlich zu machen. Hier ſind keinesweges Kreiſe, die in einander greifen; eine Art von Täuſchung kann bloß entſtehen, wenn das refrangirte Bild rund iſt; wodurch denn auch die Gränzen des farbigen Bildes, als eines Nebenbildes, rundlich erſcheinen, da doch eigentlich der Fortſchritt der verſchiedenen Abtheilungen des farbigen Bildes bei den prismatiſchen Verſuchen immer in Parallellinien geſchieht, welche die Linie des Vorſchreitens jederzeit in einem rechten Winkel durchſchneiden. Wir haben, um dieſes deutlich zu machen, auf unſerer fünften und ſechsten Tafel angenommen, daß ein viereckes Bild verrückt werde; da man ſich denn von dem parallelen Vorrücken der verſchiedenen farbigen Reihen einen deutlichen Begriff machen kann. Wir müſſen es daher abermals wiederholen, hier kann weder von ineinandergreifenden fünf, noch ſieben, noch unzähligen Kreiſen die Rede ſeyn; ſondern an den Gränzen des Bildes entſtehet ein rother Rand, der ſich in den gelben verliert, ein blauer Rand, der ſich in den violetten verliert. Erreicht bei der Schmäle des Bildes, oder der Stärke der Refraction, der gelbe Saum den blauen Rand über das weiße Bild, ſo entſteht Grün; erreicht der violette Saum den gelbrothen Rand über das ſchwarze Bild, ſo entſteht Purpur. Das kann man mit Augen ſehen, ja man möchte ſagen, mit Händen greifen.

110.

Nicht genug aber, daß Newton ſeine verſchieden refrangibeln Strahlen zwar auseinander zerrt, aber doch ihre Kreiſe

Sie mit Erſtaunen eine Weile. Sanft
Regt ſich der Wunſch im Buſen: „Möchte doch
Auf dieſen Pfaden die Geliebte wandeln!“
Mein unbefeſtigt Herz wird mehr und mehr
Durch deine Gegenwart, o Freund, erſchüttert,
Ich finde dich ſtatt jenes edeln Weiſen;
Ich weiß die Freude, die noch deiner wartet;
Ich fühle, daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen konnt' ich, ihr mich nicht entreißen.

Erwin

nach der Seite ſehend.

Sie kommen g'rad herauf; ſie ſind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt; und wie verloren
Sie ſich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; ſie ſcheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund, ich laſſe mich
Vor keinem Menſchen ſehn, der aus der Stadt
Zu kommen ſcheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart, ſie nicht zurecht zu weiſen. —
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter Amor!

noch ineinander greifen läßt; er will sie, weil er wohl sieht, daß die Forderung entsteht, noch weiter auseinander bringen. Er stellt sie auch wirklich in einer zweiten Figur abgesondert vor, läßt aber immer noch die Granzlinien stehen, so daß sie getrennt und doch zusammenhangend sind. Man sehe die beiden Figuren, welche Newton auf seiner dritten Tafel mit 15 bezeichnet. Auf unsrer siebenten giebt die sechste Figur die Vorstellung dieser vorgeblichen Auseinanderzerrung der Kreise, worauf wir künftig abermals zurückkommen werden.

111.

Worauf wir aber den Forscher aufmerksam zu machen haben, ist die Stelle, womit der Autor zu dem folgenden Experiment übergeht. Er hatte nämlich zwei Prismen übereinander gestellt, ein Sonnenbild durch jedes durchfallen lassen, um beide zugleich durch ein verticales Prisma aufzufangen und nach der Seite zu biegen. Wahrscheinlich war dieses letztere nicht lang genug, um zwei vollendete Spectra aufzufassen; er rückte also damit nahe an die ersten Prismen heran, und findet, was wir lange kennen und wissen, auch nach der Refraction zwei runde und ziemlich farblose Bilder. Dieß irrt ihn aber gar nicht: denn anstatt einzusehen und einzugestehen, daß seine bisherige Darstellung durchaus falsch sey, sagte er ganz naiv und unbewunden:

112.

Uebrigens würde dieses Experiment einen völlig gleichen Erfolg haben, man mag das dritte Prisma gleich hinter die beiden ersten, oder auch in größere Entfernung stellen, so daß das Licht im ersten Falle, nachdem es durch die beiden vordern Prismen gebrochen

worden, von dem dritten entweder weiß und rund, oder gefärbt und länglicht aufgenommen werde.

113.

Wir haben alſo hier auf einmal ein durch das Prisma durchgegangenes und gebrochenes Farbenbild, das noch weiß und rund iſt, da man uns doch bisher daſſelbe durchaus als länglicht auseinander gezogen und völlig gefärbt dargeſtellt hatte. Wie kommt nun auf einmal das Weiße durch die Hinterthür herein? wie iſt es abgeleitet? ja, wie iſt es, nach dem bisher vorgetragenen, nur möglich? Dieß iſt einer von den ſehr ſchlimmen Advocatenſtreichen, wodurch ſich die Newtoniſche Optik ſo ſehr auszeichnet. Ein gebrochnes und doch weißes, ein zuſammengeſetztes und durch Brechung in ſeine Elemente nicht geſondertes Licht, haben wir nun auf einmal durch eine beiläufige Erwähnung erhalten. Niemand bemerkt, daß durch die Erſcheinung dieſes Weißen der ganze bisherige Vortrag zerſtört iſt, daß man ganz wo anders ausgehen, ganz wo anders anfangen müſſe, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Der Verfaſſer fährt vielmehr auf ſeinem einmal eingeſchlagenen Wege ganz geruhig fort, und hat nun außer ſeiner grünen Mitte des fertigen Geſpenſtes auch noch eine weiße Mitte des erſt werdenden noch unfarbigen Geſpenſtes, er hat ein langes Geſpenſt, er hat ein rundes, und operirt nun mit beiden wechſelsweiſe, wie es ihm beliebt, ohne daß die Welt, die hundert Jahre ſeine Lehre nachbetet, den Taſchenſpielerſtreich gewahr wird, vielmehr diejenigen, die ihn ans Licht bringen wollen, verfolgt und übel behandelt.

Denn ſehr künſtlich iſt dieſe Bemerkung hier angebracht, indem der Verfaſſer dieſe weiße Mitte, welche hier auf

einmal in den Vortrag hineinſpringt, bei dem nächſten Verſuch höchſt nöthig braucht, um ſein Hocuspocus weiter fortzuſetzen.

Sechster Verſuch.

114.

Haben wir uns bisher lebhaft, ja mit Heftigkeit, vorgeſehen und verwahrt, wenn uns Newton zu ſolchen Verſuchen berief, die er vorſätzlich und mit Bewußtſeyn ausgeſucht zu haben ſchien, um uns zu täuſchen, und zu einem übereilten Beifall zu verführen; ſo haben wir es gegenwärtig noch weit ernſtlicher zu nehmen, indem wir an jenen Verſuch gelangen, durch welchen ſich Newton ſelbſt zuerſt von der Wahrheit ſeiner Erklärungsart überzeugte, und welcher auch wirklich unter allen den meiſten Schein vor ſich hat. Es iſt dieſes das ſogenannte Experimentum crucis, wobei der Forſcher die Natur auf die Folter ſpannte, um ſie zu dem Bekenntniß deſſen zu nöthigen, was er ſchon vorher bei ſich feſtgeſetzt hatte. Allein die Natur gleicht einer ſtandhaften und edelmüthigen Perſon, welche ſelbſt unter allen Qualen bei der Wahrheit verharrt. Steht es anders im Protocoll, ſo hat der Inquiſitor falſch gehört, der Schreiber falſch niedergeſchrieben. Sollte darauf eine ſolche untergeſchobene Ausſage für eine kleine Zeit gelten, ſo findet ſich doch wohl in der Folge noch jemand, welcher ſich der gekränkten Unſchuld annehmen mag; wie wir uns denn gegenwärtig gerüſtet haben, für unſere Freundin dieſen Ritterdienſt zu wagen. Wir wollen nun zuerſt vernehmen, wie Newton zu Werke geht.

115.

In der Mitte zweier dünnen Breter machte ich

runde Oeffnungen, ein drittel Zoll groß, und in den Fenſterladen eine viel größere. Durch letztere ließ ich in mein dunkles Zimmer einen breiten Strahl des Sonnenlichtes herein, ich ſetzte ein Prisma hinter den Laden in den Strahl, damit er auf die entgegengeſetzte Wand gebrochen würde, und nahe hinter das Prisma befeſtigte ich eines der Breter dergeſtalt, daß die Mitte des gebrochnen Lichtes durch die kleine Oeffnung hindurchging und das übrige von dem Rande aufgefangen wurde.

116.

Hier verfährt Newton nach ſeiner alten Weiſe. Er giebt Bedingungen an, aber nicht die Urſache derſelben. Warum iſt denn hier auf einmal die Oeffnung im Fenſterladen groß? und wahrſcheinlich das Prisma auch groß, ob er es gleich nicht meldet. Die Größe der Oeffnung bewirkt ein großes Bild, und ein großes Bild fällt, auch nach der Refraction, mit weißer Mitte auf eine nah hinter das Prisma geſtellte Tafel. Hier iſt alſo die weiße Mitte, die er am Schluß des vorigen Verſuches (112.) heimlich hereingebracht. In dieſer weißen Mitte operirt er; aber warum geſteht er denn nicht, daß ſie weiß iſt? warum läßt er dieſen wichtigen Umſtand errathen? Doch wohl darum, weil ſeine ganze Lehre zuſammenfällt, ſobald dieſes ausgeſprochen iſt.

117.

Dann in einer Entfernung von zwölf Fuß von dem erſten Bret befeſtigte ich das andre dergeſtalt, daß die Mitte des gebrochenen Lichtes, welche durch die Oeffnung des erſten Bretes hindurch fiel, nunmehr

auf die Oeffnung dieses zweiten Bretes gelangte, das übrige aber, welches von der Fläche des Bretes aufgefangen wurde, das farbige Spectrum der Sonne daselbst zeichnete.

118.

Wir haben also hier abermals eine Mitte des gebrochenen Lichtes und diese Mitte ist, wie man aus dem Nachsatz deutlich sieht, grün: denn das übrige soll ja das farbige Bild darstellen. Uns werden zweierlei Mitten, eine farblose und eine grüne, gegeben, in denen und mit denen wir nach Belieben operiren, ohne daß man uns den Unterschied im mindesten anzeigt, und einen so bedeutenden Unterschied, auf den alles ankommt. Wem hier über die Newtonische Verfahrungsweise die Augen nicht aufgehn, dem möchten sie wohl schwerlich jemals zu öffnen seyn. Doch wir brechen ab: denn die angegebene genaue Vorrichtung ist nicht einmal nöthig, wie wir bald sehen werden, wenn wir die Illustration dieses Versuchs durchgehen, zu welcher wir uns sogleich hinwenden und eine Stelle des Textes überschlagen, deren Inhalt ohnehin in dem folgenden wiederholt wird. Dem bessern Verständniß dieser Sache widmen wir unsre zwölfte Tafel, welche daher unsre Leser zur Hand nehmen werden. Sie finden auf derselben unter andern zwei Figuren, die eine falsch, wie sie Newton angiebt, die andre wahr, so daß sie das Experiment rein darstellt. Beiden Figuren geben wir einerlei Buchstaben, damit man sie unmittelbar vergleichen könne.

119.

Es soll F eine etwas große Oeffnung im Fensterladen vorstellen, wodurch das Sonnenlicht zu dem

ersten Prisma A B C gelange, worauf denn das gebrochne Licht auf den mittlern Theil der Tafel D E fallen wird. Dieses Lichtes mittlerer Theil gehe durch die Oeffnung G durch und falle auf die Mitte der zweiten Tafel d e und bilde dort das länglichte Sonnenbild, wie wir solches oben im dritten Experimente beschrieben haben.

120.

Das erstemal ist also, wie oben schon bemerkt worden, der mittlere Theil weiß, welches hier abermals vom Verfasser nicht angezeigt wird. Nun fragen wir, wie geht es denn zu, daß jener auf der Tafel D E anlangende weiße Theil, indem er durch die Oeffnung G durchgeht, auf der zweiten Tafel d e ein völlig gefärbtes Bild hervorbringt? Darauf müßte man denn doch antworten: es geschehe durch die Beschränkung, welche nach der Refraction das Lichtbild in der kleinen Oeffnung G erleidet. Dadurch aber wäre auch zugleich schon eingestanden, daß eine Beschränkung, eine Begränzung zur prismatischen Farbenerscheinung nothwendig sey; welches jedoch in dem zweiten Theile dieses Buches hartnäckig geläugnet werden soll. Diese Verhältnisse, diese nothwendigen und unerlaßlichen Bedingungen muß Newton verschweigen, er muß den Leser, den Schüler im Dunkeln erhalten, damit ihr Glaube nicht wankend werde. Unsre Figur setzt dagegen das Factum aufs deutlichste auseinander, und man sieht recht wohl, daß so gut durch Wirkung des Randes der ersten Oeffnung als des Randes der zweiten, gefärbte Säume entstehen, welche, da die zweite Oeffnung klein genug ist, indem sie sich verbreitern, sehr bald übereinander greifen und das völlig

gefärbte Bild darstellen. Nach dieser Vorrichtung schreitet Newton zu seinem Zweck.

121.

Nun kann man jenes farbige Bild, wenn man das erste Prisma A B C langsam auf seiner Achse hin und her bewegt, auf der Tafel d e nach Belieben herauf und herabführen, und wenn man auf derselben gleichfalls eine Oeffnung g anbringt, jeden einzelnen farbigen Theil des gedachten Bildes der Ordnung nach hindurchlassen. Inzwischen stelle man ein zweites Prisma a b c hinter die zweite Oeffnung g und lasse das durchgehende farbige Licht dadurch abermals in die Höhe gebrochen werden. Nachdem dieses also gethan war, bezeichnete ich an der aufgestellten Wand die beiden Orte M und N, wohin die verschiedenen farbigen Lichter geführt wurden, und bemerkte, daß, wenn die beiden Tafeln und das zweite Prisma fest und unbeweglich blieben, jene beiden Stellen, indem man das erste Prisma um seine Achse drehte, sich immerfort veränderten. Denn wenn der untre Theil des Bildes, das sich auf der Tafel d e zeigte, durch die Oeffnung g geführt wurde, so gelangte er nach einer untern Stelle der Wand M; ließ man aber den obern Theil desselben Lichtes durch gedachte Oeffnung g fallen, so gelangte derselbe nach einer obern Stelle der Wand N; und wenn ein mittlerer Theil hindurch

ging, so nahm er auf der Wand gleichfalls die Mitte zwischen M und N ein; wobei man zu bemerken hat, daß, da an der Stellung der Oeffnungen in den Tafeln nichts verändert wurde, der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweite Prisma in allen Fällen derselbige blieb. Dem ungeachtet wurden bei gleicher Incidenz einige Strahlen mehr gebrochen als die andern, und die im ersten Prisma durch eine größere Refraction weiter vom Wege abgenöthigt waren, auch diese wurden durch das zweite Prisma abermals am meisten gebrochen. Da das nun auf eine gewisse und beständige Weise geschah, so muß man die einen für refrangibler als die andern ansprechen.

122.

Die Ursache, warum sich Newton bei diesem Versuche zweier durchlöcherten Breter bedient, spricht er selbst aus, indem er nämlich dadurch zeigen will, daß der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweite Prisma, bei jeder Bewegung des ersten, derselbige blieb; allein er übersieht oder verbirgt uns, was wir schon oben bemerkt, daß das farbige Bild erst hinter der Oeffnung des ersten Bretes entstehe, und daß man seinen verschiedenen Theilen, indem sie durch die Oeffnung des zweiten Bretes hindurchgehen, immer noch den Vorwurf einer verschiedenen Incidenz auf das zweite Prisma machen könne.

123.

Allein wir gehören nicht zu denjenigen, welche der Incidenz bei diesen Versuchen bedeutende Wirkung zuschreiben, wie es

mehrere unter Newton's frühern Gegnern gethan haben; wir erwähnen dieses Umstands nur, um zu zeigen, daß man sich bei diesem Versuche, wie bei andern, gar wohl von ängstlichen Bedingungen losmachen könne. Denn die doppelten Bretter sind in gegenwärtigem Falle sehr beschwerlich; sie geben ein kleineres schwächeres Bild, mit welchem nicht gut noch scharf zu operiren ist. Und ob gleich das Resultat zuletzt erscheint, so bleibt es doch oft, wegen der Complication der Vorrichtung schwankend, und der Experimentirende ist nicht leicht im Fall, die ganze Anstalt mit vollkommener Genauigkeit einzurichten.

124.

Wir suchen daher der Erscheinung, welche wir nicht läugnen, auf einem andern Wege beizukommen, um sowohl sie als das, was uns der folgende Versuch darstellen wird, an unsre früher begründeten Erfahrungen anzuknüpfen; wobei wir unsre Leser um besondre Aufmerksamkeit bitten, weil wir uns zunächst an der Achse befinden, um welche sich der ganze Streit umdreht, weil hier eigentlich der Punkt ist, wo die Newtonische Lehre entweder bestehen kann, oder fallen muß.

125.

Die verschiedenen Bedingungen, unter welchen das prismatische Bild sich verlängert, sind unsern Lesern, was sowohl subjective als objective Fälle betrifft, hinlänglich bekannt. (S. 210. 324.) Sie lassen sich meist unter eine Hauptbedingung zusammenfassen, daß nämlich das Bild immer mehr von der Stelle gerückt werde.

126.

Wenn man nun das durch das erste Prisma gegangene, und auf der Tafel farbig erscheinende Bild, ganz, mit allen seinen Theilen auf einmal, durch ein zweites Prisma im

gleichen Sinne hindurchläßt und es auf dem Wege abermals verrückt; ſo hebt man es in die Höhe und zugleich verlängert man es. Was geſchieht aber bei Verlängerung des Bildes? Die Diſtanzen der verſchiedenen Farben erweitern ſich, die Farben ziehen ſich in gewiſſen Proportionen weiter aus einander.

127.

Da bei Verrückung des hellen Bildes der gelbrothe Rand keinesweges in der Maaße nachfolgt, in welcher der violette Saum vorausgeht; ſo iſt es eigentlich dieſer, der ſich von jenem entfernt. Man meſſe das ganze, durch das erſte Prisma bewirkte Spectrum; es habe z. B. drei Zoll, und die Mitte der gelbrothen Farbe ſey etwa von der Mitte der violetten um zwei Zoll entfernt; man refrangire nun dieſes ganze Spectrum abermals durch das zweite Prisma, und es wird eine Länge von etwa neun Zoll gewinnen. Daher wird die Mitte der gelbrothen und violetten Farbe auch viel weiter von einander abſtehen, als vorher.

128.

Was von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von ſeinen Theilen. Man fange das durchs erſte Prisma hervorgebrachte farbige Bild mit einer durchlöcherten Tafel auf, und laſſe dann die aus verſchiedenen farbigen iſolirten Bildern beſtehende Erſcheinung auf die weiße Tafel fallen; ſo werden dieſe einzelnen Bilder, welche ja nur ein unterbrochenes ganzes Spectrum ſind, den Platz einnehmen, den ſie vorher in der Folge des Ganzen behauptet hatten.

129.

Nun fange man dieſes unterbrochene Bild gleich hinter der durchlöcherten Tafel mit einem Prisma auf, und refrangire es zum zweitenmal; ſo werden die einzelnen Bilder, indem ſie weiter in die Höhe ſteigen, ihre Diſtanzen verändern,

Wie machſt du es mit deinen Dienern gut!
Sie ſind es!

Erwin.

Wer?

Valerio.

Sie ſind es! freue dich!
Das Ende deines Leidens iſt gekommen.

Erwin.

Du täuſcheſt mich.

Valerio.

Die allerliebſten Mädchen,
Roſette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerio.

Sieh' hin! Erkennſt du ſie?

Erwin.

Ich ſeh' und ſehe
Mit offnen Augen nichts; ſo blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

und besonders das Violette, als der vorstrebende Saum, sich in stärkerer Proportion als die andern entfernen. Es ist aber weiter nichts, als daß das ganze Bild gesetzmäßig verlängert worden, von welchem im letztern Fall nur die Theile gesehen werden.

130.

Bei der Newtonischen Vorrichtung ist dieses nicht so deutlich; doch bleiben Ursache und Resultat immer dieselbigen, er mag die Bilder einzeln, indem er das erste Prisma bewegt, durchs zweite hindurchführen; es sind immer Theile des ganzen farbigen Bildes, die ihrer Natur getreu bleiben.

131.

Hier ist also keine diverse Refrangibilität, es ist nur eine wiederholte Refraction, eine wiederholte Verrückung, eine vermehrte Verlängerung, nichts mehr und nichts weniger.

132.

Zu völliger Ueberzeugung mache man den Versuch mit einem dunklen Bilde. Bei demselben ist der gelbe Saum vorstrebend und der blaue Rand zurückbleibend. Alles, was bisher vom violetten Theile prädicirt worden, gilt nunmehr vom gelben, was vom gelbrothen gesagt worden, gilt vom blauen. Wer dieses mit Augen gesehen und recht erwogen hat, dem wird nun wohl die vermeinte Bedeutsamkeit dieses Hauptversuches wie ein Nebel verschwinden. Wir wollen auf unsrer zwölften Tafel, und bei Erläuterung derselben noch alles nachholen, was zu mehrerer Deutlichkeit nöthig scheinen möchte; so wie wir auch den zu diesem Versuche nöthigen Apparat noch besonders beschreiben werden.

133.

Wir fügen hier nur noch die Bemerkung hinzu, wie captios Newton die Sache vorträgt, (121.) wenn er sagt: bei

der zweiten Refraction sey das rothe Bildchen nach dem untern Theil der Wand, das violette nach dem obern gelangt. (Im Englischen steht went, im Lateinischen pergebat.) Denn es verhalt sich keineswegs also. Sowohl der gelbrothe Theil als der violette steigen beide nach der zweiten Refraction in die Höhe, nur entfernt sich der letzte von dem ersten in der Maaße, wie das Bild gewachsen wäre, wenn man es ganz und nicht in seinen Theilen refrangirt hätte.

134.

Da nun aber dieser Versuch gar nichts im Hinterhalte hat, nichts beweis't, nicht einmal abgeleitet oder erklärt zu werden braucht, sondern nichts als ein schon bekanntes Phänomen selbst ist; da die Sache sich nach dem, was wir in unserm Entwurfe dargelegt, leicht abthun läßt: so könnte man uns den Einwurf machen und die Frage erregen, warum wir denn nicht direct auf diesen eingebildeten Haupt- und Grundversuch zugegangen, das Unstatthafte der daraus gezogenen Argumente nachgewiesen, anstatt mit so vielen Umständen der Newtonischen Deduction Schritt vor Schritt zu folgen und den Verfasser durch seine Irrwege zu begleiten. Hierauf antworten wir, daß, wenn davon die Rede ist, ein eingewurzeltes Vorurtheil zu zerstören, man keineswegs seinen Zweck erreicht, indem man bloß das Hauptaperçu überliefert. Es ist nicht genug, daß man zeigt, das Haus sey baufällig und unbewohnbar: denn es könnte doch immer noch gestützt und nothdürftig eingerichtet werden; ja es ist nicht genug, daß man es einreißt und zerstört, man muß auch den Schutt wegschaffen, den Platz abraumen und ebnen. Dann möchten sich allenfalls wohl Liebhaber finden, einen neuen kunstgemäßen Bau aufzuführen.

135.

In diesem Sinne fahren wir fort, die Versuche zu

vermannichfaltigen. Will man das Phänomen, von welchem die Rede iſt, recht auffallend machen, ſo bediene man ſich folgender Anſtalt. Man bringe zwei gleiche Prismen hart nebeneinander und ſtelle ihnen eine Tafel entgegen, auf welcher zwei kleine runde Oeffnungen horizontal neben einander in einiger Entfernung eingeſchnitten ſind; man laſſe aus dem einen Prisma auf die eine Oeffnung den gelbrothen Theil des Bildes, und aus dem andern Prisma den violetten Theil auf die andere Oeffnung fallen; man fange die beiden verſchiedenfarbigen Bilder auf einer dahinter ſtehenden weißen Tafel auf, und man wird ſie horizontal nebeneinander ſehen. Nun ergreife man ein Prisma, das groß und lang genug iſt, beide Bildchen aufzufaſſen, und bringe daſſelbe horizontal nahe hinter die durchlöcherte Tafel, und breche beide Bildchen zum zweitenmal, ſo daß ſie ſich auf der weißen Tafel abermals abbilden. Beide werden in die Höhe gerückt erſcheinen, aber ungleich, das violette weit höher als das gelbrothe; wovon uns die Urſache aus dem vorigen bekannt iſt. Wir empfehlen dieſen Verſuch allen übrig bleibenden Newtonianern, um ihre Schüler in Erſtaunen zu ſetzen und im Glauben zu ſtarken. Wer aber unſerer Darſtellung ruhig gefolgt iſt, wird erkennen, daß hier an einzelnen Theilen auch nur das geſchehe, was an den ganzen Bildern geſchehen würde, wenn zwei derſelben, wovon das eine tiefer als das andere ſtünde, eine zweite Refraction erlitten. Es iſt dieſes letzte ein Verſuch, den man mit dem großen Waſſerprisma recht gut anſtellen kann.

136.

Genöthigt finden wir uns übrigens, noch eines Umſtandes zu erwähnen, welcher beſonders bei dem folgenden Verſuch zur Sprache kommen wird, und der auch bei dem gegenwärtigen mit eintritt, ob er hier gleich nicht von ſo großer Bedeutung

iſt. Man kann nämlich die durch die objective prismatiſche Wirkung entſtandenen Bilder als immer werdende und bewegliche anſehen, ſo wie wir es durchaus gethan haben. Mit dieſen kann man nicht operiren, ohne ſie zu verändern. Man kann ſie aber auch, wie beſonders Newton thut, wie wir aber nur mit der größten Einſchränkung und für einen Augenblick thun, als fertig anſehen und mit ihnen operiren.

137.

Sehen wir nun die einzelnen durch eine durchlöcherte Tafel durchgegangenen Bilder als fertig an, operiren mit denſelben und verrücken ſie durch eine zweite Refraction, ſo muß das eintreten, was wir überhaupt von Verrückung farbiger Bilder dargethan haben: Es müſſen nämlich an ihnen abermals Ränder und Säume entſtehen, aber entweder durch die Farbe des Bildes begünſtigte oder verkümmerte. Das iſolirte gelbrothe Bild nehmen wir aus dem einwärts ſtrebenden gelbrothen Rande; an ſeiner untern Gränze wird es durch einen gleichnamigen neuen Rand an Farbe verſtärkt, das allenfalls entſpringende Gelb verliert ſich und an der entgegengeſetzten Seite kann wegen des Widerſpruchs kein Blau und folglich auch kein Violett entſtehen. Das Gelbrothe bleibt alſo gleichſam in ſich ſelbſt zurückgedrängt, erſcheint kleiner und geringer als es ſeyn ſollte. Das violette Bild hingegen iſt ein Theil des aus dem ganzen Bilde hinausſtrebenden violetten Saumes. Es wird allenfalls an ſeiner untern Gränze ein wenig verkümmert und hat oben die völlige Freiheit, vorwärts zu gehen. Dieſes mit jenen obigen Betrachtungen zuſammengenommen, läßt auf ein weiteres Vorrücken des Violetten auch durch dieſen Umſtand ſchließen. Jedoch legen wir hierauf keinen allzugroßen Werth, ſondern führen es nur an, damit man ſich bei einer ſo complicirten Sache eines jeden

Nebenumstandes erinnere; wie man denn, um sich von der Entstehung dieser neuen Ränder zu überzeugen, nur den gelben Theil des Bildes durch eine Oeffnung im Brete durchführen und alsdann zum zweitenmal hinter demselben refrangiren mag.

Siebenter Versuch.

138.

Hier läßt der Verfasser durch zwei nebeneinander gestellte Prismen zwei Spectra in die dunkle Kammer fallen. Auf einen horizontalen schmalen Streifen Papier trifft nun die rothe Farbe des einen Spectrums und gleich daneben die violette Farbe des andern. Nun betrachtet er diesen doppelt prismatisch gefärbten Streifen durch ein zweites Prisma und findet das Papier gleichsam auseinander gerissen. Die blaue Farbe des Streifens hat sich nämlich viel weiter herunter begeben, als die rothe; es versteht sich, daß der Beobachter durch ein Prisma blickt, dessen brechender Winkel nach unten gekehrt ist.

139.

Man sieht, daß dieß eine Wiederholung des ersten Versuches werden soll, welcher dort mit körperlichen Farben angestellt war, hier aber mit Flächen angestellt wird, die eine scheinbare Mittheilung durch apparente Farben erhalten haben. Der gegenwartige Fall, die gegenwärtige Vorrichtung ist doch von jenen himmelweit unterschieden, und wir werden, da wir das Phänomen nicht läugnen, es abermals auf mancherlei Weise darzustellen, aus unsern Quellen abzuleiten und das Hohle der Newtonischen Erklarung darzuthun suchen.

140.

Wir können unsre erstgemeldete (135.) Vorrichtung mit zwei Prismen nebeneinander beibehalten. Wir lassen das rothe und violette Bildchen nebeneinander auf die hintere weiße Tafel fallen, so daß sie völlig horizontal stehen. Man nehme nun das horizontale Prisma vor die Augen, den brechenden Winkel gleichfalls unterwärts gekehrt, und betrachte jene Tafel; sie wird auf die bekannte Weise verrückt seyn, allein zugleich wird man einen bedeutenden Umstand eintreten sehen: das rothe Bild nämlich rückt nur in sofern von der Stelle, als die Tafel verrückt wird; seine Stelle auf der Tafel hingegen behalt es genau. Mit dem violetten Bilde verhalt es sich nicht so; dieses verändert seine Stelle, es zieht sich viel weiter herunter, es steht nicht mehr mit dem rothen Bilde auf Einer horizontalen Linie.

141.

Sollte es den Newtonianern möglich seyn, auch künftig noch die Farbenlehre in die dunkle Kammer einzusperren, ihre Schüler in die Gängelbank einzuzwängen und ihnen jeden Schritt freier Beobachtung zu versagen; so wollen wir ihnen auch diesen Versuch besonders empfohlen haben, weil er etwas Ueberraschendes und Imponirendes mit sich führt. Uns aber muß angelegen seyn, die Verhältnisse des Ganzen deutlich zu machen und bei dem gegenwärtigen Versuche zu leisten, was bei dem vorigen bestanden worden.

142.

Newton verbindet hier zum erstenmal die objectiven Versuche mit den subjectiven. Es hatte ihm also geziemt, den Hauptversuch (E. 350 — 356) zuerst aufzustellen und vorzutragen, dessen er, nach seiner Unmethode, erst viel später erwahnt, wo das Phänomen, weit entfernt zur wahren Einsicht

in die Sache etwas beizutragen, nur wieder neue Verwirrungen anzurichten im Fall iſt. Wir ſetzen voraus, daß jedermann dieſen Verſuch geſehen habe, daß jedermann, den die Sache intereſſirt, ſo eingerichtet ſey, um ihn, ſo oft die Sonne ſcheint, wiederholen zu können.

143.

Dort wird alſo das länglichte Farbenbild durch ein Prisma an die Wand in die Höhe geworfen; man nimmt ſodann ein völlig gleiches Prisma, den brechenden Winkel unterwärts gekehrt, hält es vor die Augen und tritt nahe vor das Bild auf der Tafel. Man ſieht es wenig verändert, aber je weiter man zurücktritt, deſto mehr zieht es ſich, nicht allein herabwärts, ſondern auch in ſich ſelbſt zuſammen, dergeſtalt, daß der violette Saum immer kürzer wird. Endlich erſcheint die Mitte weiß und nur die Granzen des Bildes gefärbt. Steht der Beobachter genau ſo weit als das erſte Prisma, wodurch das farbige Bild entſtand, ſo erſcheint es ihm nunmehr ſubjectiv farblos. Tritt er weiter zurück, ſo färbt es ſich im umgekehrten Sinne herabwärts. Iſt man doppelt ſoweit zurückgetreten, als das erſte Prisma von der Wand ſteht, ſo ſieht man mit freiem Auge das aufſtrebende, durch das zweite Prisma aber das herabſtrebende umgekehrte gleich ſtark gefärbte Bild; woraus ſoviel abermals erhellt, daß jenes erſte Bild an der Wand keineswegeſ ein fertiges, im Ganzen und in ſeinen Theilen unveränderliches Weſen ſey, ſondern daß es ſeiner Natur nach zwar beſtimmt, aber doch wieder beſtimmbar und zwar bis zum Gegenſatz beſtimmbar, gefunden werde.

144.

Was nun von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von ſeinen Theilen. Man faſſe das ganze Bild, ehe es zur

gedachten Tafel gelangt, mit einer durchlöcherten Zwischentafel auf, und man stelle sich so, daß man zugleich das ganze Bild auf der Zwischentafel und die einzelnen verschiedenfarbigen Bilder auf der Haupttafel sehen könne. Nun beginne man den vorigen Versuch. Man trete ganz nahe zur Haupttafel und betrachte durchs horizontale Prisma die vereinzelt übereinander stehenden farbigen Bilder; man wird sie, nach Verhältniß der Nähe, nur wenig vom Platze gerückt finden. Man entferne sich nunmehr nach und nach, und man wird mit Bewunderung sehen, daß das rothe Bild sich nur insofern verrückt, als die Tafel verrückt scheint, daß sich hingegen die obern Bilder, das violette, blaue, grüne, nach und nach herab gegen das rothe ziehen und sich mit diesem verbinden, welches denn zugleich seine Farbe, doch nicht völlig, verliert und als ein ziemlich rundes einzelnes Bild dasteht.

145.

Betrachtet man nun, was indessen auf der Zwischentafel vorgegangen, so sieht man, daß sich das verlängerte farbige Bild für das Auge gleichfalls zusammengezogen, daß der violette Saum scheinbar die Oeffnung verlassen, vor welcher diese Farbe sonst schwebte, daß die blaue, grüne, gelbe Farbe gleichfalls verschwunden, daß die rothe zuletzt auch völlig aufgehoben ist, und fürs Auge nur ein weißes Bild auf der Zwischentafel steht. Entfernt man sich noch weiter, so färbt sich dieses weiße Bild umgekehrt, wie schon weitläuftig ausgeführt worden (143.).

146.

Man beobachte nun aber, was auf der Haupttafel geschieht. Das einzige, dort übrige, noch etwas röthliche Bild fängt nun auch an, sich am obern Theile stark roth, am untern blau und violett zu färben. Bei dieser Umkehrung

vermögen die verschwundenen Bilder des obern Theils nicht sich einzeln wiederherzustellen. Die Farbung geschieht an dem einzig übrig gebliebenen untern Theil, an der Base, an dem Kern des Ganzen.

147.

Wer diese sich einander entsprechenden Versuche genau kennt, der wird sogleich einsehen, was es für eine Bewandniß mit den zwei horizontal nebeneinander gebrachten Bildern (140.) und deren Verrückung habe, und warum sich das Violette von der Linie des Rothen entfernen müssen, ohne deßhalb eine diverse Refrangibilität zu beweisen. Denn wie alles dasjenige, was vom ganzen Bilde gilt, auch von den einzelnen Theilen gelten muß, so gilt von zwei Bildern nebeneinander und von ihren Theilen eben dasselbe; welches wir nun durch Darstellung und Entwickelung der Newtonischen Vorrichtung noch umständlicher und unwidersprechlicher zeigen wollen.

148.

Man stelle einen schmalen, etwa fingerbreiten Streifen weiß Papier, quer über einen Rahmen befestigt, in der dunklen Kammer dergestalt auf, daß er einen dunklen Hintergrund habe, und lasse nun von zwei nebeneinander gestellten Prismen, von einem die rothe Farbe, vom andern die violette oder auch wohl blaue auf diesen Streifen fallen; man nehme alsdann das Prisma vors Auge und sehe nach diesem Streifen: das Rothe wird an demselben verharren, sich mit dem Streifen verrucken und nur noch feuriger roth werden. Das Violette hingegen wird das Papier verlassen und als ein geistiger, jedoch sehr deutlicher Streif, tiefer unten, über der Finsterniß schweben. Abermals eine sehr empfehlenswerthe Erscheinung für diejenigen, welche die Newtonische Taschenspielerei

fortzusetzen gedenken; höchlich bewundernswerth für die Schüler in der Laufbank.

149.

Aber damit man vom Staunen zum Schauen übergehen möge, geben wir folgende Vorrichtung an. Man mache den gedachten Streifen nicht sehr lang, nicht länger, als daß beide Bildertheile jedes zur Hälfte darauf Platz haben. Man mache die Wangen des Rahmens, an die man den Streifen befestigt, etwas breit, so daß die andre Hälfte der Bilder, der Länge nach getheilt, darauf erscheinen könne. Man sieht nun also beide Bilder zugleich, mit allen ihren Schattirungen, das eine höher, das andere tiefer, zu beiden Seiten des Rahmens. Man sieht nun auch einzelne Theile nach Belieben, z. B. Gelbroth und Blaurothe von beiden Seiten auf dem Papierstreifen. Nun ergreife man jene Versuchsweise. Man blicke durch Prisma nach dieser Vorrichtung; so wird man zugleich die Veränderung der ganzen Bilder und die Veränderung der Theile gewahr werden. Das höhere Bild, welches dem Streifen die rothe Farbe mittheilt, zieht sich zusammen, ohne daß das Rothe seine Stelle auf dem Rahmen, ohne daß die rothe Farbe den Streifen verlasse. Das niedrigere Bild aber, welches die violette Farbe dem Streifen mittheilt, kann sich nicht zusammenziehen, ohne daß das Violette seine Stelle auf dem Rahmen und folglich auch auf dem Papier verlasse. Auf dem Rahmen wird man sein Verhältniß zu den übrigen Farben noch immer erblicken, neben dem Rahmen aber wird der vom Papier sich herunterbewegende Theil wie in der Luft zu schweben scheinen. Denn die hinter ihm liegende Finsterniß ist für ihn eben so gut eine Tafel, als es der Rahmen für das auf ihn geworfene und auf ihm sich verändernde objective Bild ist. Daß dem also sey, kann man daraus aufs

Valerio.

Elmire ſteht an einem Felſen ſtill.
Sie lehnt ſich an und ſieht hinab in's Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wief' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt ſie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin

aus tiefen Gedanken.

O wecke mich nicht auf.

Valerio.

Roſette ſchreitet heftiger voraus.
Geſchwind, Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erſchrecke ſie mit dieſem kurzen Haar,
Mit Ernſt und Schweigen. Mag der kleine
Gott
Uns alle dann mit ſchöner Freude kränzen!

———

genauſte erkennen, daß der herabſchwebende iſolirte Farbenſtreif immer mit ſeiner gleichen Farbe im halben Spectrum an der Seite Schritt hält, mit ihr horizontal ſteht, mit ihr ſich herabzieht: und endlich, wenn jene verſchwunden iſt, auch verſchwindet. Wir werden dieſer Vorrichtung und Erſcheinung eine Figur auf unſrer zwölften Tafel widmen, und ſo wird demjenigen, der nach uns experimentiren, nach uns die Sache genau betrachten und überlegen will, wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß dasjenige was wir behaupten das Wahre ſey.

150.

Sind wir ſo weit gelangt, ſo werden wir nun auch diejenigen Verſuche einzuſehen und einzuordnen wiſſen, welche Newton ſeinem ſiebenten Verſuche, ohne ihnen jedoch eine Zahl zu geben, hinzufügt. Doch wollen wir ſelbige ſorgfaltig bearbeiten und ſie zu Bequemlichkeit künftigen Allegirens mit Nummern verſehen.

151.

Man erinnere ſich vor allen Dingen jenes fünften Verſuches, bei welchem zwei übers Kreuz gehaltene Prismen dem Spectrum einen Bückling abzwangen; wodurch die diverſe Refrangibilität der verſchiedenen Strahlen erwieſen werden ſollte, wodurch aber nach uns bloß ein allgemeines Naturgeſetz, die Wirkung in der Diagonale bei zwei gleichen im rechten Winkel anregenden Kräften, ausgeſprochen wird.

152.

Gedachten Verſuch können wir nun gleichfalls durch Verbindung des Subjectiven mit dem Objectiven anſtellen und geben folgende Vorrichtung dazu an, welche ſo wohl dieſes als die nachſtehenden Experimente erleichtert. Man werfe zuerſt durch ein vertical ſtehendes Prisma das verlängerte

Sonnenbild seitwärts auf die Tafel, so daß die Farben horizontal nebeneinander zu stehen kommen; man halte nunmehr das zweite Prisma horizontal wie gewöhnlich vor die Augen: so wird, indem das rothe Ende des Bildes an seinem Platze verharrt, die violette Spitze ihren Ort auf der Tafel scheinbar verlassen und sich in der Diagonale herunterneigen. Also vorbereitet, schreite man zu den zwei von Newton vorgeschlagenen Versuchen.

153.

VII a. Jenem von uns angegebenen vertikalen Prisma füge man ein andres gleichfalls verticales hinzu dergestalt, daß zwei länglichte farbige Bilder in einer Reihe liegen. Diese beiden zusammen betrachte man nun abermals durch ein horizontales Prisma; so werden sie sich beide in der Diagonale neigen, dergestalt, daß das rothe Ende fest steht und gleichsam die Achse ist, worum sich das Bild herumdreht; wodurch aber weiter nichts ausgesprochen wird, als was wir schon wissen.

154.

VII b. Aber eine Vermannichfaltigung des Versuches ist demungeachtet noch angenehm. Man stelle die beiden verticalen Prismen dergestalt, daß die Bilder übereinander fallen, jedoch im umgekehrten Sinne, so daß das gelbrothe des einen auf das violette des andern, und umgekehrt, falle; man betrachte nun durch das horizontale Prisma diese beiden fürs nackte Auge sich deckenden Bilder, und sie werden sich für das bewaffnete nunmehr kreuzweise übereinander neigen, weil jedes in seinem Sinn diagonal bewegt wird. Auch dieses ist eigentlich nur ein curioser Versuch, denn es bleibt unter einer wenig verschiedenen Bedingung immer dasselbe, was wir gewahr werden. Mit den folgenden beiden verhält es sich eben so.

155.

VII c. Man laſſe auf jenen weißen Papierſtreifen (148.) den rothen und violetten Theil der beiden prismatiſchen farbigen Bilder aufeinander fallen; ſie werden ſich vermiſchen und eine Purpurfarbe hervorbringen. Nimmt man nunmehr ein Prisma vor die Augen, betrachtet dieſen Streifen, ſo wird das Violette ſich von dem Gelbrothen ablöſen, herunter ſteigen, die Purpurfarbe verſchwinden, das Gelbrothe aber ſtehen zu bleiben ſcheinen. Es iſt dieſes daſſelbige, was wir oben (149.) nebeneinander geſehen haben, und für uns kein Beweis für die diverſe Refraction, ſondern nur für die Determinabilität des Farbenbildes.

156.

VII d. Man ſtelle zwei kleine runde Papierſcheiben in geringer Entfernung neben einander, und werfe den gelbrothen Theil des Spectrums durch ein Prisma auf die eine Scheibe, den blaurothen auf die andre, der Grund dahinter ſey dunkel. Dieſe ſo erleuchteten Scheiben betrachte man durch ein Prisma, welches man dergeſtalt halt, daß die Refraction ſich gegen den rothen Cirkel bewegt; je weiter man ſich entfernt, je näher rückt das Violette zum Rothen hin, trifft endlich mit ihm zuſammen, und geht ſogar darüber hinaus. Auch dieſes Phänomen wird jemand, der mit dem bisher beſchriebenen Apparat umzugehn weiß, leicht hervorbringen und abzuleiten verſtehen.

Alle dieſe dem ſiebenten Verſuche angehängte Verſuche ſind, ſo wie der ſiebente ſelbſt, nur Variationen jenes ob- und ſubjectiven Hauptverſuches (E. 350—356). Denn es iſt ganz einerlei, ob ich das objectiv an die Wand geworfene prismatiſche Bild, im Ganzen oder theilweiſe, in ſich ſelbſt zuſammenziehe, oder ob ich ihm einen Buckling in der

Diagonale abzwinge. Es ist ganz einerlei, ob ich dieß mit einem oder mit mehreren prismatischen objectiven Bildern thue, ob ich es mit den ganzen Bildern, oder mit den Theilen vornehme, ob ich sie nebeneinander, übereinander, verschränkt oder sich theilweise deckend, richte und schiebe: immer bleibt das Phänomen eins und dasselbe und spricht nichts weiter aus, als daß ich das in einem Sinn, z. B. aufwärts, hervorgebrachte objective Bild, durch subjective, im entgegengesetzten Sinn, z. B. herabwärts angewendete Refraction, zusammenziehen, aufheben und im Gegensatze färben kann.

157.

Man sieht also hieraus, wie sich eigentlich die Theile des objectiv entstandenen Farbenbildes zu subjectiven Versuchen keineswegs gebrauchen lassen, weil in solchem Falle, sowohl die ganzen Erscheinungen als die Theile derselben verändert werden, und nicht einen Augenblick dieselbigen bleiben. Was bei solchen Versuchen für eine Complication obwalte, wollen wir durch ein Beispiel anzeigen, und etwas oben geäußertes dadurch weiter ausführen und völlig deutlich machen.

158.

Wenn man jenen Papierstreifen in der dunklen Kammer mit dem rothen Theile des Bildes erleuchtet, und ihn alsdann durch ein zweites Prisma in ziemlicher Nähe betrachtet; so verläßt die Farbe das Papier nicht, vielmehr wird sie an dem obern Rande sehr viel lebhafter. Woher entspringt aber diese lebhaftere Farbe? Bloß daher, weil der Streifen nunmehr als ein helles rothes Bild wirkt, welches durch die subjective Brechung oben einen gleichnamigen Rand gewinnt, und also erhöht an Farbe erscheint. Ganz anders verhalt sich's, wenn der Streifen mit dem violetten Theile des Bildes erleuchtet wird. Durch die subjective Wirkung zieht sich zwar

die violette Farbe von dem Streifen weg (148. 149.), aber die Hellung bleibt ihm einigermaßen. Dadurch erscheint er in der dunklen Kammer, wie ein weißer Streif auf ſchwarzem Grunde und färbt ſich nach dem bekannten Geſetz, indeſſen das herabgeſunkene violette Schemen dem Auge gleichfalls ganz deutlich vorſchwebt. Hier iſt die Natur abermals durchaus conſequent, und wer unſern didaktiſchen und polemiſchen Darſtellungen gefolgt iſt, wird hieran nicht wenig Vergnügen finden. Ein Gleiches bemerkt man bei dem Verſuche VII. 139.

Eben ſo verhält es ſich in dem oben beſchriebenen Falle (144.), da wir die einzelnen übereinander erſcheinenden farbigen Bilder ſubjectiv herabziehen. Die farbigen Schemen ſind es nur, die den Platz verlaſſen, aber die Hellung, die ſie auf der weißen Tafel erregt haben, kann nicht aufgehoben werden. Dieſe farbloſen hellen zurückbleibenden Bilder werden nunmehr nach den bekannten ſubjectiven Geſetzen gefärbt und bringen dem, der mit dieſer Erſcheinung nicht bekannt iſt, eine ganz beſondere Confuſion in das Phänomen.

160.

Auf das vorhergehende, vorzüglich aber auf unſern hundert und fünfundreißigſten Paragraph, bezieht ſich ein Verſuch, den wir nachbringen. Man habe im Fenſterladen, horizontal nahe neben einander, zwei kleine runde Oeffnungen. Vor die eine ſchiebe man ein blaues, vor die andere ein gelbrothes Glas, wodurch die Sonne hereinſcheint. Man hat alſo hier wie dort (133.) zwei verſchiedenfarbige Bilder neben einander. Nun faſſe man ſie mit einem Prisma auf und werfe ſie auf eine weiße Tafel. Hier werden ſie nicht ungleich in die Höhe gerückt, ſondern ſie bleiben unten auf Einer Linie; aber genau beſehen ſind es zwei prismatiſche Bilder,

welche unter dem Einfluß der verſchiedenen farbigen Gläſer ſtehen, und alſo inſofern verändert ſind, wie es nach der Lehre der ſcheinbaren Miſchung und Mittheilung nothwendig iſt.

161.

Das eine durch das gelbe Glas fallende Spectrum hat ſeinen obern violetten Schweif faſt gänzlich eingebüßt; der untere gelbrothe Saum hingegen erſcheint mit verdoppelter Lebhaftigkeit; das Gelbe der Mitte erhöht ſich auch zu einem Gelbrothen und der obere blaue Saum wird in einen grünlichen verwandelt. Dagegen behalt jenes durch das blaue Glas gehende Spectrum ſeinen violetten Schweif völlig bei; das Blaue iſt deutlich und lebhaft; das Grüne zieht ſich herunter, und ſtatt des Gelbrothen erſcheint eine Art Purpur.

162.

Stellt man die gedachten beiden Verſuche entweder neben einander, oder doch unmittelbar nach einander an; ſo überzeugt man ſich, wie Unrecht Newton gehandelt habe, mit den beweglichen phyſiſchen Farben und den fixirten chemiſchen ohne Unterſchied zu operiren, da ſie doch ihrer verſchiedenen Natur nach ganz verſchiedene Reſultate hervorbringen müſſen, wie wir wohl hier nicht weiter auseinander zu ſetzen brauchen.

163.

Auch jenen objectiv-ſubjectiven Verſuch (S. 350—354.) mit den eben gedachten beiden verſchiedenen prismatiſchen Farbenbildern vorzunehmen, wird belehrend ſeyn. Man nehme wie dort das Prisma vor die Augen, betrachte die Spectra erſt nahe, dann entferne man ſich von ihnen nach und nach; ſie werden ſich beide, beſonders das blaue, von oben herein zuſammenziehen, das eine endlich ganz gelbroth, das andere ganz blau erſcheinen, und indem man ſich weiter entfernt, umgekehrt gefarbt werden.

164.

So möchte denn auch hier der Platz ſeyn, jener Vorrichtung abermals zu gedenken, welche wir ſchon früher (S. 284.) beſchrieben haben. In einer Pappe ſind mehrere Quadrate farbigen Glaſes angebracht; man erhellet ſie durch das Sonnen-, auch nur durch das Tageslicht, und wir wollen hier genau anzeigen, was geſehen wird, wenn man an ihnen den ſubjectiven Verſuch macht, indem man ſie durch das Prisma betrachtet. Wir thun es um ſo mehr, als dieſe Vorrichtung künftig bei ſubjectiver Verrückung farbiger Bilder den erſten Platz einnehmen, und mit einiger Veränderung und Zuſätzen, beinahe allen übrigen Apparat entbehrlich machen wird.

165.

Zuvörderſt meſſe man jene Quadrate, welche aus der Pappe herausgeſchnitten werden ſollen, ſehr genau ab und überzeuge ſich, daß ſie von einerlei Größe ſind. Man bringe alsdann die farbigen Gläſer dahinter, ſtelle ſie gegen den grauen Himmel und betrachte ſie mit bloßem Auge. Das gelbe Quadrat als das hellſte wird am größten erſcheinen. (S. 16.) Das grüne und blaue wird ihm nicht viel nachgeben, hingegen das gelbrothe und violette als die dunkelſten werden ſehr viel kleiner erſcheinen. Dieſe phyſiologiſche Wirkung der Farben, inſofern ſie heller oder dunkler ſind, nur beiläufig zu Ehren der großen Conſequenz natürlicher Erſcheinungen.

166.

Man nehme ſodann ein Prisma vor die Augen und betrachte dieſe nebeneinander geſtellten Bilder. Da ſie ſpecificirt und chemiſch fixirt ſind, ſo werden ſie nicht, wie jene des Spectrums, verändert oder gar aufgehoben; ſondern ſie

verharren in ihrer Natur und nur die begünſtigende oder verkümmernde Wirkung der Ränder findet ſtatt.

167.

Obgleich jeder dieſe leichte Vorrichtung ſich ſelbſt anſchaffen wird, ob wir ſchon dieſer Phänomene öfters gedacht haben; ſo beſchreiben wir ſie doch wegen eines beſondern Umſtands hier kürzlich, aber genau. Am gelben Bilde ſieht man deutlich den obern hochrothen Rand, der gelbe Saum verliert ſich in der gelben Fläche; am untern Rande entſteht ein Grün, doch ſieht man das Blaue ſo wie ein mäßig herausſtrebendes Violett ganz deutlich. Beim Grünen iſt alles ungefähr daſſelbige, nur matter, gedämpfter, weniger Gelb, mehr Blau. Am Blauen erſcheint der rothe Rand bräunlich und ſtark abgeſetzt, der gelbe Saum macht eine Art von ſchmutzigem Grün, der blaue Rand iſt ſehr begünſtigt und erſcheint faſt in der Größe des Bildes ſelbſt. Er endigt in einen lebhaften violetten Saum. Dieſe drei Bilder, gelb, grün und blau, ſcheinen ſich ſtufenweiſe herabzuſenken und einem Unaufmerkſamen die Lehre der diverſen Refrangibilität zu begünſtigen. Nun tritt aber die merkwürdige Erſcheinung des Violetten ein, welche wir ſchon oben (45) angedeutet haben. Verhältnißmäßig zum Violetten iſt der gelbrothe Rand nicht widerſprechend: denn Gelbroth und Blauroth bringen bei apparenten Farben Purpur hervor. Weil nun hier die Farbe des durchſcheinenden Glaſes auch auf einem hohen Grade von Reinheit ſteht, ſo verbindet ſie ſich mit dem an ihr entſpringenden gelbrothen Rand, es entſteht eine Art von bräunlichem Purpur und das Violette bleibt mit ſeiner obern Gränze unverruckt, indeß der untere violette Saum ſehr weit und lebhaft herabwärts ſtrebt. Daß ferner das gelbrothe Bild an der obern Gränze begünſtigt wird und

also auf der Linie bleibt, versteht sich von selbst, so wie das an der untern, wegen des Widerspruchs kein Blau und also auch kein daraus entspringendes Violett entstehen kann, sondern vielmehr etwas schmutziges daselbst zu sehen ist.

168.

Will man diese Versuche noch mehr vermannichfaltigen, so nehme man farbige Fensterscheiben und klebe Bilder von Pappe auf dieselben. Man stelle sie gegen die Sonne, so daß diese Bilder dunkel auf farbigem Grund erscheinen; und man wird die umgekehrten Ränder, Säume und ihre Vermischung mit der Farbe des Glases abermals gewahr werden. Ja, man mag die Vorrichtung vermannichfaltigen so viel man will, so wird das Falsche jenes ersten Newtonischen Versuchs und aller der übrigen, die sich auf ihn beziehen, dem Freunde des Wahren, Geraden und Folgerechten immer deutlicher werden.

Achter Versuch.

169.

Der Verfasser läßt das prismatische Bild auf ein gedrucktes Blatt fallen, und wirft sodann durch die Linse des zweiten Experiments diese farbig erleuchtete Schrift auf eine weiße Tafel. Hier will er denn auch, wie dort, die Buchstaben im blauen und violetten Licht naher an der Linse, die im rothen aber weiter von der Linse, deutlich gesehen haben. Der Schluß, den er daraus zieht, ist uns schon bekannt, und wie es mit dem Versuche, welcher nur der zweite, jedoch mit apparenten Farben, wiederholt ist, beschaffen seyn mag, kann sich jeder im Allgemeinen vorstellen, dem jene Ausführung

gegenwärtig geblieben. Allein es treten noch besondere Umstände hinzu, die es räthlich machen, auch den gegenwärtigen Versuch genau durchzugehen, und zwar dabei in der Ordnung zu verfahren, welche wir bei jenem zweiten der Sache gemäß gefunden; damit man völlig einsehe, inwiefern diese beiden Versuche parallel gehen, und in wiefern sie von einander abweichen.

170.

1) Das Vorbild (54—57). In dem gegenwärtigen Falle stehen die Lettern der Druckschrift anstatt jener schwarzen Faden; und nicht einmal so vortheilhaft: denn sie sind von den apparenten Farben mehr oder weniger überlasirt. Aber der von Newton hier wie dort vernachlässigte Hauptpunkt ist dieser: daß die verschiedenen Farben des Spectrums an Hellung ungleich sind. Denn das prismatische Sonnenbild zerfallt in zwei Theile, in eine Tag- und Nachtseite. Gelb und Gelbroth stehen auf der ersten, Blau und Blauroth auf der zweiten. Die unterliegende Druckschrift ist in der gelben Farbe am deutlichsten; im Gelbrothen weniger: denn dieses ist schon gedrängter und dunkler. Blauroth ist durchsichtig, verdünnt, aber beleuchtet wenig. Blau ist gedrängter, dichter, macht die Buchstaben trüber; oder vielmehr seine Trübe verwandelt die Schwärze der Buchstaben in ein schönes Blau, deßwegen sie vom Grunde weniger abstechen. Und so erscheint, nach Maaßgabe so verschiedener Wirkungen, diese farbig beleuchtete Schrift, dieses Vorbild, an verschiedenen Stellen verschieden deutlich.

171.

Außer diesen Mängeln des hervorgebrachten Bildes ist die Newtonische Vorrichtung in mehr als einem Sinne unbequem. Wir haben daher eine neue ersonnen, die in folgendem besteht.

Vierter Auftritt.

Valerio an der Seite auf einem Felsen sitzend. Rosa.

Rosa.

Hier ist der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er ist's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machst du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du höreſt meine Stimme, wendeſt nicht
Dein Angeſicht nach deiner Liebſten um?
Doch ja, du ſiehſt mich an, du blickſt nach mir,
O komm [illegible], o komm in meinen Arm!
Du ſchweigſt und bleibſt? O Himmel, ſeh' ich recht!
Dein ſchönes Haar haſt du vom Haupt geſchnitten,
O was vermuth' ich! was errath' ich nun!

Kannſt du nicht beſänftigt werden?
Bleibſt du ſtill und einſam hier?
Ach, was ſagen die Geberden,
Ach, was ſagt dein Schweigen mir?

Wir nehmen einen Rahmen, der zu unſerm Geſtelle (69) paßt, überziehen denſelben mit Seidenpapier, worauf wir mit ſtarker Tuſche verſchiedene Züge, Punkte und dergl. kalligraphiſch anbringen, und ſodann den Grund mit feinem Oel durchſichtig machen. Dieſe Tafel kommt völlig an die Stelle des Vorbildes zum zweiten Verſuche. Das prismatiſche Bild wird von hinten darauf geworfen, die Linſe iſt nach dem Zimmer zu gerichtet und in gehöriger Entfernung ſteht die zweite Tafel, worauf die Abbildung geſchehen ſoll. Eine ſolche Vorrichtung hat große Bequemlichkeiten, indem ſie dieſen Verſuch dem zweiten gleichſtellt; auch ſogar darin, daß die Schattenſtriche rein ſchwarz daſtehen und nicht von den prismatiſchen Farben überlaſirt ſind.

172.

Hier drängt ſich uns abermals auf, daß durchaus das experimentirende Verfahren Newton's deßhalb tadelhaft iſt, weil er ſeinen Apparat mit auffallender Ungleichheit einmal zufällig ergreift, wie ihm irgend etwas zur Hand kommt, dann aber mit Complication und Ueberkünſtelung nicht fertig werden kann.

173.

Ferner iſt hier zu bemerken, daß Newton ſein Vorbild behandelt als wär' es unveränderlich, wie das Vorbild des zweiten Verſuchs, da es doch wandelbar iſt. Natürlicher Weiſe läßt ſich das hier auf der Rückſeite des durchſichtigen Papiers erſcheinende Bild, durch ein entgegengeſetztes Prisma angeſehen, auf den Nullpunkt reduciren und ſodann völlig umkehren. Wie ſich durch Linſen das prismatiſche Bild verändern läßt, erfahren wir künftig, und wir halten uns um ſo weniger bei dieſer Betrachtung auf, als wir zum Zwecke

des gegenwärtigen Verſuchs dieſes Bild einſtweilen als ein fixes annehmen dürfen.

174.

2) Die Beleuchtung (57). Die apparenten Farben bringen ihr Licht mit; ſie haben es in und hinter ſich. Aber doch ſind die verſchiedenen Stellen des Bildes, nach der Natur der Farben, mehr oder weniger beleuchtet, und daher jenes Bild der überfärbten Druckſchrift höchſt ungleich und mangelhaft. Ueberhaupt gehört dieſer Verſuch, ſo wie der zweite, ins Fach der Camera obſcura. Man weiß, daß alle Gegenſtände, welche ſich in der dunklen Kammer abbilden ſollen, höchſt erleuchtet ſeyn müſſen. Bei der Newtoniſchen, ſo wie bei unſrer Vorrichtung aber, iſt es keine Beleuchtung des Gegenſtandes, der Buchſtaben oder der Züge, ſondern eine Beſchattung derſelben und zwar eine ungleiche; deßhalb auch Buchſtaben und Züge als ganze Schatten in helleren oder dunkleren Halbſchatten und Halblichtern ſich ungleich darſtellen müſſen. Doch hat auch in dieſem Betracht die neuere Vorrichtung große Vorzüge, wovon man ſich leicht überzeugen kann.

175.

3) Die Linſe (58—69). Wir bedienen uns eben derſelben, womit wir den zweiten Verſuch anſtellten, wie überhaupt des ganzen dort beſchriebenen Apparates.

176.

4) Das Abbild (70—76). Da nach der Newtoniſchen Weiſe ſchon das Vorbild ſehr ungleich und undeutlich iſt, wie kann ein deutliches Abbild entſtehen? Auch legt Newton, unſern angegebenen Beſtimmungen gemäß, ein Bekenntniß ab, wodurch er, wie öfters geſchieht, das Reſultat ſeines Verſuches wieder aufhebt. Denn ob er gleich zu Anfang

versichert, er habe sein Experiment im Sommer bei dem hellsten Sonnenschein angestellt, so kommt er doch zuletzt mit einer Nachklage und Entschuldigung, damit man sich nicht wundern möge, wenn die Wiederholung des Versuchs nicht sonderlich gelange. Wir hören ihn selbst:

177.

Das gefärbte Licht des Prismas war aber doch noch sehr zusammengesetzt, weil die Kreise, die ich in der zweiten Figur des fünften Experiments beschrieben habe, sich in einander schoben, und auch das Licht von glänzenden Wolken, zunächst bei der Sonne, sich mit diesen Farben vermischte; ferner weil das Licht durch die Ungleichheiten in der Politur des Prismas unregelmäßig zersplittert wurde. Um aller dieser Nebenumstände willen war das farbige Licht, wie ich sagte, noch so mannichfaltig zusammengesetzt, daß der Schein von jenen schwachen und dunklen Farben, dem Blauen und Violetten, der auf das Papier fiel, nicht so viel Deutlichkeit gewährte, um eine gute Beobachtung zuzulassen.

178.

Das Unheil solcher Reservationen und Restrictionen geht durch das ganze Werk. Erst versichert der Verfasser: er habe bei seinen Vorrichtungen die größte Vorsicht gebraucht, die hellsten Tage abgewartet, die Kammer hermetisch verfinstert, die vortrefflichsten Prismen ausgewählt; und dann will er sich hinter Zufälligkeiten flüchten, daß Wolken vor der Sonne gestanden, daß durch eine schlechte Politur das Prisma unsicher

geworden ſey. Der homogenen nie zu homogeniſirenden Lichter nicht zu gedenken, welche ſich einander verwirren, verunreinigen, in einander greifen, ſich ſtören und niemals das ſind noch werden können, was ſie ſeyn ſollen. Mehr als einmal muß uns daher jener berühmte theatraliſche Hetmann der Coſacken einfallen, welcher ſich ganz zum Newtonianer geſchickt hätte. Denn ihn würde es vortrefflich kleiden, mit großer Behaglichkeit auszurufen: wenn ich Zirkel ſage, ſo mein' ich eben, was nicht rund iſt; ſage ich gleichartig, ſo heißt das immer noch zuſammengeſetzt; und ſag' ich Weiß, ſo kann es fürwahr nichts anders heißen als ſchmutzig.

179.

Betrachten wir nunmehr die Erſcheinung nach unſerer Anſicht, ſo finden wir die ſchwarzen Züge deutlicher oder undeutlicher, nicht in Bezug auf die Farben, ſondern aufs Hellere oder Dunklere derſelben; und zwar ſind die Stufen der Deutlichkeit folgende: Gelb, Grün, Blau, Gelbroth und Blauroth; da denn die beiden letztern, je mehr ſie ſich dem Rande, dem Dunklen nähern, die Züge immer undeutlicher darſtellen.

180.

Ferner iſt hierbei ein gewiſſer Bildpunkt offenbar, in welchem, ſo wie auf der Fläche, die ihn parallel mit der Linſe durchſchneidet, die ſämmtlichen Abbildungen am deutlichſten erſcheinen. Indeſſen kann man die Linſe von dem Vorbilde ab- und zu dem Vorbilde zurücken, ſo daß der Unterſchied beinahe einen Fuß beträgt, ohne daß das Abbild merklicher undeutlich werde.

181.

Innerhalb dieſes Raumes hat Newton operirt; und nichts iſt natürlicher, als daß die von den helleren prismatiſchen

Farben erleuchteten Züge, auch da ſchon oder noch ſichtbar ſind, wenn die von den dunkleren Farben erleuchteten, oder vielmehr beſchatteten Züge verſchwinden. Daß aber, wie Newton behauptet, die von den Farben der Tagſeite beleuchteten Buchſtaben alsdann undeutlich werden, wenn die von der Nachtſeite her beſchienenen deutlich zu ſehen ſind, iſt ein für allemal nicht wahr, ſo wenig wie beim zweiten Experimente, und alles, was Newton daher behaupten will, fallt zuſammen.

182.

5) Die Folgerung. Gegen dieſe bleibt uns, nach allem dem was bisher ausgeführt und dargethan worden, weiter nichts zu wirken übrig.

183.

Ehe wir aber uns aus der Gegend dieſer Verſuche entfernen, ſo wollen wir noch einiger andern erwähnen, die wir bei dieſer Gelegenheit anzuſtellen veranlaßt worden. Das zweite Experiment ſo energiſch als möglich darzuſtellen, brachten wir verſchiedenfarbige von hinten wohl erleuchtete Scheiben an die Stelle des Vorbildes, und fanden, was voraus zu ſehen war, daß ſich die durch ausgeſchnittene Pappe oder ſonſt auf denſelben abzeichnenden dunklen Bilder auch nur nach der verſchiedenen Helle oder Dunkelheit des Grundes mehr oder weniger auszeichneten. Dieſer Verſuch führte uns auf den Gedanken, gemalte Fenſterſcheiben an die Stelle des Vorbildes zu ſetzen, und alles fand ſich einmal wie das andremal.

184.

Hievon war der Uebergang zur Zauberlaterne ganz natürlich, deren Erſcheinungen mit dem zweiten und achten Verſuche Newton's im Weſentlichen zuſammentreffen; überall ſpricht ſich die Wahrheit der Natur und unſerer naturgemäßen

Darſtellung, ſo wie das Falſche der Newtoniſchen verkünſtelten Vorſtellungsart, energiſch aus.

185.

Nicht weniger ergriffen wir die Gelegenheit in einer portativen Camera obſcura an einem Feſttage, bei dem hellſten Sonnenſchein, die buntgeputzten Leute auf dem Spaziergange anzuſehen. Alle nebeneinander ſich befindenden variirenden Kleider waren deutlich, ſobald die Perſonen in den Bildpunkt oder in ſeine Region kamen; alle Muſter zeigten ſich genau, es mochte bloß Hell und Dunkel, oder beides mit Farbe, oder Farbe mit Farbe wechſeln. Wir können alſo hier abermals kühn wiederholen, daß alles natürliche und künſtliche Sehen unmöglich wäre, wenn die Newtoniſche Lehre wahr ſeyn ſollte.

186.

Der Hauptirrthum, deſſen Beweis man durch den achten ſo wie durch die zwei erſten Verſuche erzwingen will, iſt der: daß man farbigen Flächen, Farben, wenn ſie als Maſſen im Malerſinne erſcheinen und wirken, eine Eigenſchaft zuſchreiben möchte, vermöge welcher ſie, nach der Refraction, früher oder ſpäter in irgend einem Bildpunkt anlangen; da es doch keinen Bildpunkt ohne Bild giebt, und die Aberration, die bei Verrückung des Bildes durch Brechung ſich zeigt, bloß an den Rändern vorgeht, die Mitte des Bildes hingegen nur in einem äußerſten Falle afficirt wird. Die diverſe Refraugibilitat iſt alſo ein Mährchen. Wahr aber iſt, daß Refraction auf ein Bild nicht rein wirkt, ſondern ein Doppelbild hervorbringt, deſſen Eigenſchaft wir in unſerm Entwurf genugſam klar gemacht haben.

Recapitulation

der acht ersten Versuche.

187.

Da wir nunmehr auf einen Punkt unserer polemischen Wanderung gekommen sind, wo es vortheilhaft seyn möchte, still zu stehen, und sich umzuschauen nach dem Weg, welchen wir zurückgelegt haben; so wollen wir das bisherige zusammenfassen und mit wenigen Worten die Resultate darstellen.

188.

Newton's bekannte, von andern und uns bis zum Ueberdruß wiederholte Lehre soll durch jene acht Versuche bewiesen seyn. Und gewiß, was zu thun war, hat er gethan: denn im folgenden findet sich wenig Neues; vielmehr sucht er nur von andern Seiten her seine Argumente zu bekraftigen. Er vermannichfaltigt die Experimente und nöthigt ihnen immer neue Bedingungen auf. Aus dem schon Abgehandelten zieht er Folgerungen, ja er geht polemisch gegen Andersgesinnte zu Werke. Doch immer dreht er sich nur in einem engen Kreise und stellt seinen kümmerlichen Hausrath bald so, bald so zurechte. Kennen wir den Werth der hinter uns liegenden acht Experimente, so ist uns in dem Folgenden weniges mehr fremd. Daher kommt es auch, daß die Ueberlieferung der Newtonischen Lehre in den Compendien unserer Experimentalphysik so laconisch vorgetragen werden konnte. Mehr gedachte Versuche gehen wir nun einzeln durch.

189.

In dem dritten Versuche wird das Hauptphänomen, das prismatische Spectrum, unrichtig als Scale dargestellt; da es ursprünglich aus einem Entgegengesetzten, das sich erst später vereinigt, besteht. Der vierte Versuch zeigt uns eben diese

Erſcheinung ſubjectiv, ohne daß wir mit ihrer Natur tiefer bekannt würden. Im fünften neigt ſich gedachtes Bild durch wiederholte Refraction etwas verlängert zur Seite. Woher dieſe Neigung in der Diagonale ſo wie die Verlängerung ſich herſchreibe, wird von uns umſtändlich dargethan.

190.

Der ſechste Verſuch iſt das ſogenannte Experimentum Crucis, und hier iſt wohl der Ort anzuzeigen, was eigentlich durch dieſen Ausdruck gemeint ſey. Crux bedeutet hier einen in Kreuzesform an der Landſtraße ſtehenden Wegweiſer, und dieſer Verſuch ſoll alſo für einen ſolchen gelten, der uns vor allem Irrthum bewahrt und unmittelbar auf das Ziel hindeutet. Wie es mit ihm beſchaffen, wiſſen diejenigen, die unſerer Ausführung gefolgt ſind. Eigentlich gerathen wir dadurch ganz ins Stecken und werden um nichts weiter gebracht, nicht einmal weiter gewieſen. Denn im Grunde iſt es nur ein Idem per Idem. Refrangirt man das ganze prismatiſche Bild in derſelben Richtung zum zweitenmal, ſo verlängert es ſich, wobei aber die verſchiedenen Farben ihre vorigen Entfernungen nicht behalten. Was auf dieſe Weiſe am Ganzen geſchieht, geſchieht auch an den Theilen. Im Ganzen rückt das Violette viel weiter vor als das Rothe, und eben daſſelbe thut das abgeſonderte Violette. Dieß iſt das Wort des Räthſels, auf deſſen falſche Auflöſung man ſich bisher ſo viel zu gute gethan hat. In dem ſiebenten Verſuche werden ähnliche ſubjective Wirkungen gezeigt und von uns auf ihre wahren Elemente zurückgeführt.

191.

Hatte ſich nun der Verfaſſer bis dahin beſchäftigt, die farbigen Lichter aus dem Sonnenlichte herauszuzwingen; ſo war ſchon früher eingeleitet, daß auch körperliche Farben eigentlich

solche farbige Lichttheile von sich schicken. Hiezu war der erste Versuch bestimmt, der eine scheinbare Verschiedenheit in Verrückung bunter Quadrate auf dunklem Grund vors Auge brachte. Das wahre Verhältniß haben wir umständlich gezeigt, und gewiesen, daß hier nur die Wirkung der prismatischen Ränder und Säume an den Gränzen der Bilder die Ursache der Erscheinung sey.

192.

Im zweiten Versuche wurden auf gedachten bunten Flächen kleinere Bilder angebracht, welche, durch eine Linse auf eine weiße Tafel geworfen, ihre Umrisse früher oder später daselbst genauer bezeichnen sollten. Auch hier haben wir das wahre Verhältniß umständlich auseinander gesetzt, so wie bei dem achten Versuch, welcher, mit prismatischen Farben angestellt, dem zweiten zu Hülfe kommen und ihn außer Zweifel setzen sollte. Und so glauben wir durchaus das Verfängliche und Falsche der Versuche, so wie die Nichtigkeit der Folgerungen, enthüllt zu haben.

193.

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, haben wir immerfort auf unsern Entwurf hingewiesen, wo die Phänomene in naturgemäßerer Ordnung aufgeführt sind. Ferner bemerkten wir genau, wo Newton etwas Unvorbereitetes einführt, um den Leser zu überraschen. Nicht weniger suchten wir zugleich die Versuche zu vereinfachen und zu vermannichfaltigen, damit man sie von der rechten Seite und von vielen Seiten sehen möge, um sie durchaus beurtheilen zu können. Was wir sonst noch gethan und geleistet, um zu unserm Endzweck zu gelangen, darüber wird uns der günstige Leser und Theilnehmer selbst das Zeugniß geben.

Dritte Propoſition. Drittes Theorem.

Das Licht der Sonne beſteht aus Strahlen, die verſchieden refleribel ſind, und die am meiſten refrangiblen Strahlen ſind auch die am meiſten refleriblen.

194.

Nachdem der Verfaſſer uns genugſam überzeugt zu haben glaubt, daß unſer weißes reines einfaches helles Licht aus verſchiedenen farbigen dunklen Lichtern insgeheim gemiſcht ſey, und dieſe innerlichen Theile durch Refraction hervorgenöthigt zu haben wähnt; ſo denkt er nach, ob nicht auch noch auf andere Weiſe dieſe Operation glücken möchte, ob man nicht durch andere verwandte Bedingungen das Licht nöthigen könne, ſeinen Buſen aufzuſchließen.

195.

Der Refraction iſt die Reflexion nahe verwandt, ſo daß die erſte nicht ohne die letzte vorkommen kann. Warum ſollte Reflexion, die ſonſt ſo mächtig iſt, nicht auch dießmal auf das unſchuldige Licht ihre Gewalt ausüben? Wir haben eine diverſe Refrangibilität, es wäre doch ſchön, wenn wir auch eine diverſe Reflexibilität hätten. Und wer weiß, was ſich nicht noch alles fernerhin daran anſchließen läßt. Daß nun dem Verfaſſer der Beweis durch Verſuche, wozu er ſich nunmehr anſchickt, vor den Augen eines gewarnten Beobachters eben ſo wenig als ſeine bisherigen Beweiſe gelingen werde, läßt ſich voraus ſehen; und wir wollen von unſerer Seite zur Aufklärung dieſes Fehlgriffs das möglichſte beitragen.

Hast du dich mit ihm verbunden,
Ist dir nicht ein Wort erlaubt;
Ach so ist mein Glück verschwunden,
Ist auf ewig mir geraubt.

Valerie.

Du jammerst mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur
Zum Troste sag' ich dir: Noch ist nicht alles,
Was du zu fürchten scheinst, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In diesem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß versagen.
Entferne dich dorthin, und setze dich
Auf jenen Felsen; bleibe still und nähre
Den festen Vorsatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Rosa.

Ich folge deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben bist. Dein freundlich-ernstes Wort,
Dein Blick gebiethet mir; ich geh' und hoffe.

Neunter Versuch.

196.

Wie der Verfasser hierbei zu Werke geht, ersuchen wir unsere Leser in der Optik selbst nachzusehen: denn wir gedenken, anstatt uns mit ihm einzulassen, anstatt ihm zu folgen und ihn Schritt vor Schritt zu widerlegen, uns auf eigenem Wege um die wahre Darstellung des Phänomens zu bemühen. Wir haben zu diesem Zweck auf unserer achten Tafel die einundzwanzigste Figur der vierten Newtonischen Tafel zum Grunde gelegt, jedoch eine naturgemäßere Abbildung linearisch ausgedruckt, auch zu besserer Ableitung des Phänomens die Figur fünfmal nach ihren steigenden Verhältnissen wiederholt, wodurch die in dem Versuch vorgeschriebene Bewegung gewissermaßen vor Augen gebracht, und was eigentlich vorgehe dem Beschauenden offenbar wird. Uebrigens haben wir zur leichtern Uebersicht des Ganzen die Buchstaben der Newtonischen Tafeln beibehalten, so daß eine Vergleichung sich bequem anstellen läßt. Wir beziehen uns hierbei auf die Erläuterung unserer Kupfertafeln, wo wir noch manches, über die Unzulänglichkeit und Verfänglichkeit der Newtonischen Figuren überhaupt, beizubringen gedenken.

197.

Man nehme nunmehr unsere achte Tafel vor sich und betrachte die erste Figur. Bei F trete das Sonnenbild in die finstre Kammer, gehe durch das rechtwinklichte Prisma ABC bis auf dessen Base M, von da an gehe es weiter durch, werde gebrochen, gefärbt und male sich, auf die uns bekannte Weise, auf einer unterliegenden Tafel als ein längliches Bild GH. Bei dieser ersten Figur erfahren wir weiter nichts, als was uns schon lange bekannt ist.

198.

In der zweiten Figur trete das Sonnenbild gleichfalls bei F in die dunkle Kammer, gehe in das rechtwinklichte Prisma ABC, und ſpiegle ſich auf deſſen Boden M dergeſtalt ab, daß es durch die Seite AC heraus nach einer unterliegenden Tafel gehe, und daſelbſt das runde und farbloſe Bild N aufwerfe. Dieſes runde Bild iſt zwar ein abgeleitetes aber ein völlig unverändertes; es hat noch keine Determination zu irgend einer Farbe erlitten.

199.

Man laſſe nun, wie die dritte Figur zeigt, dieſes Bild N auf ein zweites Prisma VXY fallen, ſo wird es beim Durchgehen eben das leiſten, was ein originäres oder von jedem Spiegel zurückgeworfenes Bild leiſtet; es wird nämlich, nach der uns genugſam bekannten Weiſe, auf der entgegengeſtellten Tafel das längliche gefärbte Bild p t abmalen.

200.

Man laſſe nun, nach unſrer vierten Figur, den Apparat des erſten Prismas durchaus wie bei den drei erſten Fällen, und faſſe mit einem zweiten Prisma VXY auf eine behutſame Weiſe nur den obern Rand des Bildes N auf; ſo wird ſich zuerſt auf der entgegengeſetzten Tafel der obere Rand p des Bildes p t blau und violett zeigen, dahingegen der untere t ſich erſt etwas ſpäter ſehen läßt, nur dann erſt, wenn man das ganze Bild N durch das Prisma VXY aufgefaßt hat. Daß man eben dieſen Verſuch mit einem directen oder von einem Planſpiegel abgeſpiegelten Sonnenbilde machen könne, verſteht ſich von ſelbſt.

201.

Der grobe Irrthum, den hier der Verfaſſer begeht, iſt der, daß er ſich und die Seinigen überredet, das bunte Bild

GH der ersten Figur habe mit dem farblosen Bilde N der zweiten, dritten und vierten Figur den innigsten Zusammenhang, da doch auch nicht der mindeste statt findet. Denn wenn das bei der ersten Figur in M anlangende Sonnenbild durch die Seite BC hindurchgeht und nach der Refraction in GH gefärbt wird; so ist dieses ein ganz anderes Bild als jenes, das in der zweiten Figur von der Stelle M nach N zurückgeworfen wird und farblos bleibt, bis es, wie uns die dritte Figur überzeugt, in p t auf der Tafel, bloß als käme es von einem directen Lichte, durch das zweite Prisma gefärbt abgebildet wird.

202.

Bringt man nun, wie in der vierten Figur gezeichnet ist, ein Prisma sehr schief in einen Theil des Bildes (200); so geschieht dasselbe, was Newton durch eine langsame Drehung des ersten Prismas um seine Achse bewirkt: eine von den scheinbaren Feinheiten und Accurateſſen unseres Experimentators.

203.

Denn wie wenig das Bild, das bei M durchgeht und auf der Tafel das Bild GH bildet, mit dem Bilde, das bei M zurückgeworfen und farblos bei N abgebildet wird, gemein habe, wird nun jedermann deutlich seyn. Allein noch auffallender ist es, wenn man bei der fünften Figur den Gang der Linien verfolgt. Man wird alsdann sehen, daß da, wo das Bild M nach der Refraction den gelben und gelbrothen Rand G erzeugt, das Bild N nach der Refraction den violetten p erzeuge; und umgekehrt, wo das Bild M den blauen und blaurothen Rand H erzeugt, das Bild N, wenn es die Refraction durchgegangen, den gelben und gelbrothen Rand t erzeuge: welches ganz natürlich ist, da einmal das Sonnenbild

F in dem ersten Prisma herunterwärts und das abgeleitete Bild M in N hinaufwarts gebrochen wird. Es ist also nichts als die alte, uns bis zum Ueberdruß bekannte Regel, die sich hier wiederholt und welche nur durch die Newtonischen Subtilitäten, Verworrenheiten und falschen Darstellungen dem Beobachter und Denker aus den Augen gerückt wird. Denn die Newtonische Darstellung auf seiner vierten Tafel Figur 21. giebt bloß das Bild mit einer einfachen Linie an, weil der Verfasser, wie es ihm beliebt, bald vom Sonnenbild, bald vom Licht, bald vom Strahle redet; und gerade im gegenwärtigen Falle ist es höchst bedeutend, wie wir oben bei der vierten Figur unserer achten Tafel gezeigt haben, die Erscheinung als Bild, als einen gewissen Raum einnehmend, zu betrachten. Es würde leicht seyn, eine gewisse Vorrichtung zu machen, wo alles das erforderliche auf einem Gestelle fixirt beisammen stünde; welches nöthig ist, damit man durch eine sachte Wendung das Phänomen hervorbringen, und das Verfängliche und Unzulängliche des Newtonischen Versuchs dem Freunde der Wahrheit vor Augen stellen könne.

Zehnter Versuch.

204.

Auch hier wäre es Noth, daß man einige Figuren und mehrere Blatter Widerlegung einem Versuch widmete, der mit dem vorigen in genauem Zusammenhang steht. Aber es wird nun Zeit, daß wir dem Leser selbst etwas zutrauen, daß wir ihm die Freude gönnen, jene Verworrenheiten selbst zu entwickeln. Wir übergeben ihm daher Newton's Text und die

daſelbſt angeführte Figur. Er wird eine umſtändliche Darſtellung, eine Illuſtration, ein Scholion finden, welche zuſammen weiter nichts leiſten, als daß ſie den neunten Verſuch mit mehr Bedingungen und Umſtandlichkeiten belaſten, den Hauptpunkt unfaßlicher machen, keinesweges aber einen beſſern Beweis gründen.

205.

Dasjenige worauf hierbei alles ankommt, haben wir ſchon umſtändlich herausgeſetzt (201.), und wir dürfen alſo hier dem Beobachter, dem Beurtheiler nur kürzlich zur Pflicht machen, daran zu halten, daß die beiden prismatiſchen Bilder, wovon eines nach der Spiegelung, das andere nach dem Durchgang durch das Mittel hervorgebracht wird, in keiner Verbindung, in keinem Verhältniß zuſammen ſtehen, jedes vielmehr für ſich betrachtet werden muß, jedes für ſich entſpringt, jedes für ſich aufgehoben wird; ſo daß alle Beziehung unter einander, von welcher uns Newton ſo gern überreden möchte, als ein leerer Wahn, als ein beliebiges Mährchen anzuſehen iſt.

Newton's Recapitulation

der zehn erſten Verſuche.

206.

Wenn wir es von unſerer Seite für nöthig und vortheilhaft hielten, nach den acht erſten Verſuchen eine Ueberſicht derſelben zu veranlaſſen, ſo thut Newton daſſelbige auf ſeine Weiſe, nach dem zehnten; und indem wir ihn hier zu beobachten alle Urſache haben, finden wir uns in dem Falle,

unſern Widerſpruch abermals zu articuliren. In einem höchſt verwickelten Perioden drängt er das nicht Zuſammengehörende neben und übereinander dergeſtalt, daß man nur mit innerſter Kenntniß ſeines bisherigen Verfahrens und mit genaueſter Aufmerkſamkeit dieſer Schlinge entgehen kann, die er hier, nachdem er ſie lange zurecht gelegt, endlich zuſammenzieht. Wir erſuchen daher unſere Leſer dasjenige nochmals mit Geduld in anderer Verbindung anzuhören, was ſchon öfter vorgetragen worden: denn es iſt kein ander Mittel, einen bis zum Ueberdruß wiederholten Irrthum zu vertilgen, als daß man das Wahre gleichfalls bis zum Ueberdruß wiederhole.

207.

Findet man nun bei allen dieſen mannichfaltigen Experimenten, man mache den Verſuch mit reflectirtem Licht, und zwar ſowohl mit ſolchem, das von natürlichen Körpern (Exper. 1. 2.) als auch mit ſolchem, das von ſpiegelnden (Exper. 9.) zurückſtrahlt;

208.

Hier bringt Newton unter der Rubrik des reflectirten Lichtes Verſuche zuſammen, welche nichts gemein mit einander haben, weil es ihm darum zu thun iſt, die Reflexion in gleiche Würde und Wirkung mit der Refraction, was Farbenhervorbringen betrifft, zu ſetzen. Das ſpiegelnde Bild im neunten Experiment wirkt nicht anders als ein directes, und ſein Spiegeln hat mit Hervorbringung der Farbe gar nichts zu thun. Die natürlichen gefärbten Körper des erſten und zweiten Experiments hingegen kommen auf eine ganz andere Weiſe in Betracht. Ihre Oberflächen ſind ſpecificirt, die Farbe iſt an ihnen fixirt, das daher reflectirende Licht macht

dieſe ihre Eigenſchaften ſichtbar, und man will nur, wie auch ſchon früher geſchehen, durch das Spiel der Terminologie, hier abermals andeuten, daß von den natürlichen Körpern farbige Lichter, aus dem farbloſen Hauptlicht durch gewiſſe Eigenſchaften der Oberfläche herausgelockte Lichter, reflectiren, welche ſodann eine diverſe Refraction erdulden ſollen. Wir wiſſen aber beſſer, wie es mit dieſem Phänomen ſteht, und die drei hier angeführten Experimente imponiren uns weder in ihrer einzelnen falſchen Darſtellung, noch in ihrer gegenwärtigen erzwungenen Zuſammenſtellung.

209.

Oder man mache denſelben mit gebrochenem Licht, es ſey nun bevor die ungleich gebrochenen Strahlen durch Divergenz von einander abgeſondert ſind, bevor ſie noch die Weiße, welche aus ihrer Zuſammenſetzung entſpringt, verloren haben, alſo bevor ſie noch einzeln, als einzelne Farben erſcheinen (Experiment 5.);

210.

Bei dieſer Gelegenheit kommen uns die Nummern unſerer Paragraphen ſehr gut zu ſtatten: denn es würde Schwierigkeit haben, am fünften Verſuche das was hier geäußert wird, aufzufinden. Es iſt eigentlich nur bei Gelegenheit des fünften Verſuches angebracht, und wir haben ſchon dort auf das Einpaſchen dieſes contrebanden Punktes alle Aufmerkſamkeit erregt. Wie künſtlich bringt Newton auch hier das Wahre gedämpft herein, damit es ja ſein Falſches nicht überleuchte. Man merke ſein Bekenntniß. Die Brechung des Lichtes iſt alſo nicht allein hinreichend, um die Farben zu ſondern, ihnen ihre anfängliche Weiße zu nehmen, die ungleichen Strahlen

einzeln als einzelne Farben erscheinen zu machen; es gehört noch etwas anderes dazu, und zwar eine Divergenz. Wo ist von dieser Divergenz bisher auch nur im mindesten die Rede gewesen? Selbst an der angeführten Stelle (112.) spricht Newton wohl von einem gebrochnen und weißen Lichte, das noch rund sey, auch daß es gefärbt und länglich erscheinen könne; wie aber sich eins aus dem andern entwickele, eins aus dem andern herfließe, darüber ist ein tiefes Stillschweigen. Nun erst in der Recapitulation spricht der kluge Mann das Wort Divergenz als im Vorbeigehen aus, als etwas das sich von selbst versteht. Aber es versteht sich neben seiner Lehre nicht von selbst, sondern es zerstört solche unmittelbar. Es wird also oben (112.) und hier abermals zugestanden, daß ein Licht, ein Lichtbild, die Brechung erleiden und nicht völlig farbig erscheinen könne. Wenn dem so ist, warum stellen denn Newton und seine Schüler Brechung und völlige Farbenerscheinung als einen und denselben Act vor? Man sehe die erste Figur unserer siebenten Tafel, die durch alle Compendien bis auf den heutigen Tag wiederholt wird; man sehe so viele andere Darstellungen, sogar die ausführlichsten, z. B. in Martin's Optik: wird nicht überall Brechung und vollkommene Divergenz aller sogenannten Strahlen gleich am Prisma vorgestellt? Was heißt denn aber eine nach vollendeter Brechung eintretende spätere Divergenz? Es heißt nur gestehen, daß man unredlich zu Werke geht, daß man etwas einschieben muß, was man nicht brauchen und doch nicht läugnen kann.

211.

Auch oben (112.) geht Newton unredlich zu Werke, indem er das gebrochene Lichtbild für weiß und rund angiebt, da es zwar in der Mitte weiß, aber doch an den Rändern gefärbt

und ſchon einigermaßen länglich erſcheint. Daß die Farbenerſcheinung bloß an den Rändern entſtehe, daß dieſe Ränder divergiren, daß ſie endlich über einander greifen und das ganze Bild bedecken, daß hierauf alles ankomme, daß durch dieſes ſimple Phanomen die Newtoniſche Theorie zerſtört werde, haben wir zu unſerem eigenen Ueberdruß hundertmal wiederholt. Allein wir verſäumen hier die Gelegenheit nicht, eine Bemerkung beizubringen, wodurch der Starrſinn der Newtonianer einigermaßen entſchuldigt wird. Der Meiſter nämlich kannte recht gut die Umſtände, welche ſeiner Lehre widerſtrebten. Er verſchwieg ſie nicht, er verhüllte, er verſteckte ſie nur; doch erwähnt war derſelben. Brachte man nun nachher den Newtonianern einen ſolchen Umſtand als der Lehre widerſtreitend vor, ſo verſicherten ſie: der Meiſter habe das alles ſchon gewußt, aber nicht darauf geachtet, ſeine Theorie immerfort für gegründet und unumſtößlich gehalten; und ſo müßten denn doch wohl dieſe Dinge von keiner Bedeutung ſeyn. Was uns betrifft, ſo machen wir auf das Bekenntniß: Refraction thue es nicht allein, ſondern es gehöre Divergenz dazu, aber und abermals aufmerkſam, indem wir uns in der Folge des Streites noch manchmal darauf werden beziehen müſſen.

212.

Oder nachdem ſie von einander geſondert worden und ſich gefärbt zeigen (Exper. 6. 7. 8.);

213.

Wem durch unſere umſtändliche Ausführung nicht klar geworden, daß durch gedachte drei Experimente nicht das mindeſte geleiſtet und dargethan iſt, mit dem haben wir weiter nichts mehr zu reden.

214.

Man experimentire mit Licht, das durch parallele Oberflächen hindurchgegangen, welche wechselseitig ihre Wirkung aufheben (Exper. 10.):

215.

Ein Sonnenbild, das rechtwinklicht durch parallele Oberflächen hindurchgegangen ist, findet sich wenig verändert und bringt, wenn es nachher durch ein Prisma hindurchgeht, völlig diejenige Erscheinung hervor, welche ein unmittelbares leistet. Das zehnte Experiment ist wie so viele andere nichts als eine Verkünstelung ganz einfacher Phänomene, vermehrt nur die Masse dessen, was überschaut werden soll, und steht auch hier in dieser Recapitulation ganz müßig.

216.

Findet man, sage ich, bei allen diesen Experimenten immer Strahlen, welche bei gleichen Incidenzen auf dasselbe Mittel, ungleiche Brechungen erleiden,

217.

Niemals findet man Strahlen, man erklärt nur die Erscheinungen durch Strahlen; nicht eine ungleiche, sondern eine nicht ganz reine, nicht scharf abgeschnittene Brechung eines Bildes findet man, deren Ursprung und Anlaß wir genugsam entwickelt haben. Daß Newton und seine Schule dasjenige mit Augen zu sehen glauben, was sie in die Phänomene hinein theoretisirt haben, das ist es eben, worüber man sich beschwert.

218.

Und das nicht etwa durch Zersplitterung oder Erweiterung der einzelnen Strahlen,

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was haſt du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht, und kommſt mit Liſt,
Mit glatten Worten, mit Verſtellung, mich
Erſt einzuwiegen; führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Auf's neue regt, das weder Troſt noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur ſtille, lieber Mann; ich ſage dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

219.

Hier wird eine ganz unrichtige Vorstellung ausgesprochen. Newton behauptet nämlich, dem farbigen Lichte begegne das nicht, was dem weißen Lichte begegnet; welches nur der behaupten kann, der unaufmerksam ist und auf zarte Differenzen nicht achtet. Wir haben umständlich genug gezeigt, daß einem farbigen Bilde eben das bei der Brechung begegne, was einem weißen begegnet, daß es an den Rändern gesetzmäßig prismatisch gefärbt werde.

220.

Noch durch irgend eine zufällige Ungleichheit der Refraction (Exper. 5. und 6.);

221.

Daß die Farbenerscheinung bei der Refraction nicht zufällig, sondern gesetzmäßig sey, dieses hat Newton ganz richtig eingesehen und behauptet. Die Geschichte wird uns zeigen, wie dieses wahre Aperçü seinem Falschen zur Base gedient; wie uns denn dort auch noch manches wird erklärbar werden.

222.

Findet man ferner, daß die an Brechbarkeit verschiedenen Strahlen von einander getrennt und sortirt werden können, und zwar sowohl durch Refraction (Exper. 3.) als durch Reflexion (Exper. 10.);

223.

Im dritten Experiment sehen wir die Farbenreihe des Spectrums; daß das aber getrennte und sortirte Strahlen seyen, ist eine bloße hypothetische und, wie wir genugsam wissen, höchst unzulängliche Erklärungsformel. Im zehnten Experiment geschieht nichts, als daß an der einen Seite ein

Spectrum verſchwindet, indem an der andern Seite ein neues entſteht, das ſich jedoch weder im Ganzen noch im Einzelnen keineswegs von dem erſten herſchreibt, nicht im mindeſten mit demſelben zuſammenhängt.

224.

Und daß dieſe verſchiedenen Arten von Strahlen jede beſonders bei gleichen Incidenzen ungleiche Refraction erleiden, indem diejenigen welche vor der Scheidung mehr als die andern gebrochen wurden, auch nach der Scheidung mehr gebrochen werden (Exper. 6. und ff.);

225.

Wir haben das ſogenannte Experimentum Crucis und was Newton demſelben noch irgend zur Seite ſtellen mag, ſo ausführlich behandelt, und die dabei vorkommenden verfänglichen Umſtände und verdeckten Bedingungen ſo ſorgfältig ins Plane und Klare gebracht, daß uns hier nichts zu wiederholen übrig bleibt, als daß bei jenem Experiment, welches uns den wahren Weg weiſen ſoll, keine diverſe Refrangibilität im Spiel iſt; ſondern daß eine wiederholte fortgeſetzte Refraction nach ihren ganz einfachen Geſetzen immer fort und weiter wirkt.

226.

Findet man endlich, daß wenn das Sonnenlicht durch drei oder mehrere kreuzweis geſtellte Prismen nach und nach hindurchgeht, diejenigen Strahlen, welche in dem erſten Prisma mehr gebrochen waren als die andern, auf dieſelbe Weiſe und in demſelben

Verhältniß in allen folgenden Prismen abermals gebrochen werden:

227.

Hier iſt abermals ein Kreuz, an das der einfache Menſchenſinn geſchlagen wird: denn es iſt auch hier derſelbe Fall wie bei dem Experimentum Crucis. Bei dieſem iſt es eine wiederholte fortgeſetzte Refraction auf geradem Wege im Sinne der erſten; beim fünften Verſuch aber iſt es eine wiederholte fortgeſetzte Refraction nach der Seite zu, wodurch das Bild in die Diagonale und nachher zu immer weiterer Senkung genöthigt wird, wobei es denn auch, wegen immer weiterer Verrückung, an Länge zunimmt.

228.

So iſt offenbar, daß das Sonnenlicht eine heterogene Miſchung von Strahlen iſt, deren einige beſtändig mehr refrangibel ſind als andre; welches zu erweiſen war.

229.

Uns iſt nur offenbar, daß das Sonnenbild ſo gut wie jedes andre, helle oder dunkle, farbige oder farbloſe, in ſofern es ſich vom Grunde auszeichnet, durch Refraction an dem Rand ein farbiges Nebenbild erhalt, welches Nebenbild unter gewiſſen Bedingungen wachſen und das Hauptbild zudecken kann.

230.

Daß Newton aus lauter falſchen Prämiſſen keine wahre Folgerung ziehen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Daß er durch ſeine zehn Experimente nichts bewieſen, darin ſind gewiß alle aufmerkſame Leſer mit uns einig. Der Gewinn, den wir von der zurückgelegten Arbeit ziehen, iſt erſtlich: daß wir eine falſche hohle Meinung los ſind; zweitens: daß wir

die Conſequenz eines früher (S. 178—356.) abgeleiteten Phänomens deutlich einſehen; und drittens: daß wir ein Muſter von ſophiſtiſcher Entſtellung der Natur kennen lernten, das nur ein außerordentlicher Geiſt wie Newton, deſſen Eigenſinn und Hartnäckigkeit ſeinem Genie gleich kam, aufſtellen konnte. Wir wollen nun, nachdem wir ſo weit gelangt, verſuchen, ob wir zunächſt unſre Polemik uns und unſern Leſern bequemer machen können.

Ueberſicht des Nächſtfolgenden.

231.

Wenn wir uns hätten durch die Newtoniſche Recapitulation überzeugen laſſen, wenn wir geneigt wären, ſeinen Worten Beifall zu geben, ſeiner Theorie beizutreten; ſo würden wir uns verwundern, warum er denn die Sache nicht für abgethan halte, warum er fortfahre zu beweiſen, ja warum er wieder von vorn anfange? Es iſt daher eine Ueberſicht deſto nöthiger, was und wie er es denn eigentlich beginnen will, damit uns deutlich werde, zu welchem Ziele er nun eigentlich hinſchreitet.

232.

Im Allgemeinen ſagen wir erſt hierüber ſoviel. Newton's Lehre war der naturforſchenden Welt lange Zeit nur aus dem Briefe an die Londner Societät bekannt; man unterſuchte, man beurtheilte ſie hiernach, mit mehr oder weniger Fähigkeit und Glück. Der Hauptſatz, daß die aus dem weißen heterogenen Licht geſchiedenen homogenen Lichter unveränderlich ſeyen, und bei wiederholter Refraction keine andere Farbe als ihre eigene zeigten, ward von Mariotte beſtritten, der

wahrscheinlich, indem er das Experimentum Crucis untersuchte, bei der zweiten Refraction die fremden Farbenränder der kleinen farbigen Bildchen bemerkt hatte. Newton griff also nach der Ausflucht: jene durch den einfachen prismatischen Versuch gesonderten Lichter seyen nicht genugsam gesondert; hierzu gehöre abermals eine neue Operation: und so sind die vier nächsten Versuche zu diesem Zweck ersonnen und gegen diesen Widersacher gerichtet, gegen welchen sie in der Folge auch durch Desaguliers gebraucht werden.

233.

Zuerst also macht er aufs neue wunderbare Anstalten, um die verschiedenen, in dem heterogenen Licht steckenden homogenen Lichter, welche bisher nur gewissermaßen getrennt worden, endlich und schließlich völlig zu scheiden, und widmet diesem Zweck den elften Versuch. Dann ist er bemüht abermals vor Augen zu bringen und einzuschärfen, daß diese nunmehr wirklich geschiedenen Lichter bei einer neuen Refraction keine weitre Veränderung erleiden. Hiezu soll der zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Versuch dienstlich und hülfreich seyn.

234.

Wie oft sind uns nicht schon jene beiden Propositionen wiederholt worden, wie entschieden hat der Verfasser nicht schon behauptet, diese Aufgaben seyen gelöst, und hier wird alles wieder von vorn vorgenommen als wäre nichts geschehen! Die Schule hält sich deßhalb um so sichrer, weil es dem Meister gelungen auf so vielerlei Weise dieselbe Sache darzustellen und zu befestigen. Allein genauer betrachtet, ist seine Methode die Methode der Regentraufe, die durch wiederholtes Tropfen auf dieselbige Stelle den Stein endlich aushöhlt; welches denn doch zuletzt eben soviel ist als wenn es gleich mit tüchtiger wahrer Gewalt eingeprägt wäre.

235.

Um ſodann zu dem Praktiſchen zu gelangen, ſchärft er die aus ſeinem Wahn natürlich herzuleitende Folgerung nochmals ein: daß, bei gleicher Incidenz des zuſammengeſetzten heterogenen Lichts, nach der Brechung jeder geſonderte homogene Strahl ſein beſonderes Richtungsverhältniß habe, ſo daß alſo dasjenige was vorher beiſammen geweſen, nunmehr unwiederbringlich von einander abgeſondert ſey.

236.

Hieraus leitet er nun zum Behuf der Praxis, wie er glaubt, unwiderleglich ab: daß die dioptriſchen Fernröhre nicht zu verbeſſern ſeyen. Die dioptriſchen Fernröhre ſind aber verbeſſert worden, und nur wenige Menſchen haben ſogleich rückwärts geſchloſſen, daß eben deßhalb die Theorie falſch ſeyn müſſe; vielmehr hat die Schule, wie es uns in der Geſchichte beſonders intereſſiren wird, bei ihrer völligen theoretiſchen Ueberzeugung noch immer verſichert: die dioptriſchen Fernröhre ſeyen nicht zu verbeſſern, nachdem ſie ſchon lange verbeſſert waren.

237.

So viel von dem Inhalt des erſten Theils von hier bis ans Ende. Der Verfaſſer thut weiter nichts als daß er das Geſagte mit wenig veränderten Worten, das Verſuchte mit wenig veränderten Umſtänden wiederholt: weswegen wir uns denn abermals mit Aufmerkſamkeit und Geduld zu waffnen haben.

238.

Schließlich führt Newton ſodann das von ihm eingerichtete Spiegelteleſkop vor, und wir haben ihm und uns Glück zu wünſchen, daß er durch eine falſche Meinung beſchränkt einen ſo wahrhaft nützlichen Ausweg gefunden. Geſtehen wir es nur! der Irrthum inſofern er eine Nöthigung enthalt,

kann uns auch auf das Wahre hindrängen, so wie man sich vor dem Wahren, wenn es uns mit allzu großer Gewalt ergreift, gar zu gern in den Irrthum flüchten mag.

Vierte Proposition. Erstes Problem.

Man soll die heterogenen Strahlen des zusammengesetzten Lichts von einander absondern.

239.

Wie mag Newton hier abermals mit dieser Aufgabe hervortreten? hat er doch oben schon versichert, daß die homogenen Strahlen von einander gesondert (212.), daß sie von einander getrennt und sortirt worden (222.). Nur zu wohl fühlt er, bei den Einwendungen seines Gegners, daß er früher nichts geleistet und gesteht nun auch, daß es nur gewissermaßen geschehen. Deßhalb bemüht er sich aufs neue mit einem weitläuftigen Vortrag, mit Aufgabe des

Eilften Versuchs,

mit Illustration der zu demselben gehörigen Figur, und bewirkt dadurch eben so wenig als vorher; nur verwickelt er die Sache, nach seiner Weise, dergestalt, daß nur der Wohlunterrichtete darin klar sehen kann.

240.

Indem nun dieß alles nach schon abgeschlossener Recapitulation geschieht, so läßt sich denken, daß nur dasjenige wiederholt wird, was schon dagewesen. Wollten wir, wie bisher meist geschehen, Wort vor Wort mit dem Verfasser controvertiren; so würden wir uns auch nur wiederholen müssen

und unſern Leſer aufs neue in ein Labyrinth führen, aus dem er ſich ſchon mit uns herausgewickelt hat. Wir erwählen daher eine andere Verfahrungsart; wir gedenken zu zeigen, daß jene Aufgabe unmöglich zu löſen ſey, und brauchen hiezu nur an das zu erinnern, was von uns ſchon an mehreren Stellen, beſonders zum fünften Verſuch, umſtändlich ausgeführt worden.

241.

Alles kommt darauf an, daß man einſehe, die Sonne ſey bei objectiven prismatiſchen Experimenten nur als ein leuchtendes Bild zu betrachten; daß man ferner gegenwärtig habe, was vorgeht, wenn ein helles Bild verrückt wird. An der einen Seite erſcheint nämlich der gelbrothe Rand, der ſich hineinwärts, nach dem Hellen zu, ins Gelbe verliert, an der andern der blaue Rand, der ſich hinauswärts, nach dem Dunkeln zu, ins Violette verliert.

242.

Dieſe beiden farbigen Seiten ſind urſprünglich getrennt, geſondert und geſchieden; dagegen iſt das Gelbe nicht vom Gelbrothen, das Blaue nicht vom Blaurothen zu trennen. Verbreitet man durch weitere Verrückung des Bildes dieſe Ränder und Säume dergeſtalt, daß Gelb und Blau einander ergreifen; ſo miſcht ſich das Grün, und die auf eine ſolche Weiſe nunmehr entſtandene Reihe von Farben kann durch abermalige Verlängerung des Bildes ſo wenig aus einander geſchieden werden, daß vielmehr die innern Farben, Gelb und Blau, ſich immer mehr über einander ſchieben und ſich zuletzt im Grün völlig verlieren, da denn ſtatt ſieben oder fünf Farben nur drei übrig bleiben.

243.

Wer dieſe von uns wiederholt vorgetragene Erſcheinung

recht gefaßt hat, der wird das Newtonische Benehmen ohne Weiteres beurtheilen können. Newton bereitet sich ein sehr kleines leuchtendes Bild und verrückt es durch eine wunderliche Vorrichtung dergestalt, daß er es fünfundsiebzigmal länger als breit will gefunden haben. Wir gestehen die Möglichkeit dieser Erscheinung zu; allein was ist dadurch gewonnen?

244.

Die eigentliche Verlängerung eines hellen großen oder kleinen Bildes bewirkt nur der äußere violette Saum; der innre gelbe verbindet sich mit dem blauen Rande und geht aus dem Bilde nicht heraus. Daher folgt, daß bei gleicher Verrückung ein kleines Bild ein ander Verhältniß seiner Breite zur Länge habe, als ein großes; welches Newton gern läugnen möchte, weil es freilich seiner Lehre geradezu widerspricht (90 — 93).

245.

Hat man den wahren Begriff recht gefaßt, so wird man das Falsche der Newtonischen Vorstellung gleich erkennen, die wir (P. 103 — 110) genugsam erörtert haben. Gegenwartig bringen wir folgendes bei. Nach Newton besteht das verlängerte Bild aus lauter in einander greifenden Kreisen, welche in dem weißen Sonnenbilde sich gleichsam deckend über einander liegen und nun, wegen ihrer diversen Refrangibilität, durch die Refraction aus einander geschoben werden. Nun kommt er auf den Gedanken, wenn man die Diameter der Kreise verkleinerte und das prismatische Bild soviel als möglich verlängerte; so würden sie nicht mehr, wie beim größren Bilde über einander greifen, sondern sich mehr von einander entfernen und aus einander treten. Um sich dieses zu versinnlichen, stelle man eine Säule von Speciesthalern und eine

andere von eben soviel Groschen neben einander auf den Tisch, lege sie um, und schiebe sie in gleicher Richtung sacht aus einander, und zwar daß die Mittelpunkte der Thaler und Groschen jederzeit gegen einander über liegen; und man wird bald sehen, daß die Groschen schon lange von einander abgesondert sind, wenn die Peripherieen der Thaler noch über einander greifen. Auf eine so crude Weise hat sich Newton die diverse Refrangibilität seiner homogenen Strahlen gedacht, so hat er sie abgebildet; man sehe seine 15 und 23ste Figur und auf unserer siebenten Tafel Figur 5. 6. 7. Allein da er bei allem Zerren des Bildes, weder in dem vorigen Versuche noch beim gegenwärtigen, die Farben aus einander sondern kann; so faßt er in der Zeichnung die Kreise immer noch mit punctirten Linien ein, so daß sie als gesondert und nicht gesondert, auf dem Papier angedeutet sind. Da flüchtet man sich denn hinter eine andere Suppositon; man versichert, daß es nicht etwa fünf oder sieben, sondern unendliche homogene Strahlen gebe. Hat man also diejenigen die man erst für nachbarlich annahm, von einander abgesondert, so tritt immer ein Zwischenstrahl gleich hervor und macht die mühselige, schon als glücklich gelungen angegebene Operation abermals unmöglich.

246.

Auf dieses elfte Experiment hin, ohne solches im mindesten zu untersuchen, hat man die Möglichkeit einer vollkommnen Absonderung jener homogen supponirten Strahlen in Schulen fortgelehrt, und die Figuren nach der Hypothese, ohne die Natur oder den Versuch zu fragen, kecklich abgebildet. Wir können nicht umhin, den 370sten Paragraph der Erxlebenschen Naturlehre hier Wort vor Wort abdrucken zu lassen, damit man an diesem Beispiel sehe, wie verwegen ein compilirender

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerie.

Du ſollſt ſie ſehen.

Erwin.

Nein, ich flehe ſie.

Valerie.

Du ſollſt ſie ſprechen!

Erwin.

Ich verſtumme ſchon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir ſtehn.

Erwin.

Sie nähert ſich. Ihr Götter, ich verſinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie hoffte, den weiſen Alten
Hier oben zu beſuchen. Haſt du nicht
Ein Kleid von ihm?

Compendienſchreiber ſeyn muß, um ein unbearbeitetes oder falſchbearbeitetes Capitel fertig zu machen.

„Das farbige Licht beſteht aus ſoviel Kreiſen als Farben darin ſind, wovon der eine roth, der andre orangegelb u. ſ. w. der letzte violett iſt, und die in einander in den farbigen Streifen zuſammenfließen. Jeder dieſer Kreiſe iſt das Bild der Sonne, das von ſolchem Lichte, deſſen Brechbarkeit verſchieden iſt, auch nicht an Einen Ort fallen kann. Weil aber dieſe Kreiſe ſo groß ſind, daß ſie nur deßwegen in einander zuſammenfließen, ſo kann man ſie dadurch kleiner machen, daß man ein erhobenes Glas zwiſchen das Prisma und das Loch im Fenſterladen hält; dann ſtellt ſich jedes einfache Licht in Geſtalt kleiner runder Scheiben einzeln vor, in einer Reihe über einander, 75 Fig. a. iſt das rothe, b. das violette Licht.“

In gedachter Figur nun ſind die ſieben Lichter als ſieben Cirkelchen ganz rein und ruhig über einander geſetzt, eben als wenn ſie doch irgend jemand einmal ſo geſehen hätte; die verbindenden Strichelchen ſind weggelaſſen, welche Newton denſelben klüglich doch immer beigegeben. Und ſo ſteht dieſe Figur ganz ſicher zwiſchen andern mathematiſchen Linearzeichnungen und Abbildungen mancher zuverläſſigen Erfahrung, und ſo hat ſie ſich durch alle Lichtenbergiſche Ausgaben erhalten.

247.

Daß wir über dieſes elfte Experiment ſchneller als über die andern weggehen, dazu bewegt uns außer obgemeldeten Urſachen auch noch folgende. Newton verbindet hier zum erſtenmal Prisma und Linſe, ohne uns auch nur im mindeſten belehrt zu haben, was denn eigentlich vorgehe, wenn man mit dieſen ſo nahverwandten und ſo ſehr verſchiedenen Inſtrumenten zuſammen operire. Dießmal will er durch ihre

Verbindung ſeine mährchenhaften Lichter ſondern, in der Folge wird er ſie auf eben dem Weg vereinigen und ſein weißes Licht daraus wieder herſtellen; welches letztere Experiment beſonders mit unter diejenigen gehört, deren die Newtonianer immer im Triumph erwähnen. Wir werden daher, ſobald wir einen ſchicklichen Ruhepunkt finden, deutlich machen, was eigentlich vorgeht, wenn man zu einem Verſuche Prismen und Linſen vereinigt. Iſt dieſes geſchehen, ſo können wir das elfte Experiment wieder vorführen und ſein wahres Verhältniß an den Tag bringen; wie wir denn auch bei Gelegenheit der Controvers des Desaguliers gegen Mariotte dieſes Verſuchs abermals zu gedenken haben.

Fünfte Propoſition. Viertes Theorem.

Das homogene Licht wird regelmäßig, ohne Erweiterung, Spaltung oder Zerſtreuung der Strahlen, refrangirt, und die verworrene Anſicht der Gegenſtände, die man durch brechende Mittel im heterogenen Lichte betrachtet, kommt von der verſchiedenen Refrangibilität mehrerer Arten von Strahlen.

248.

Der erſte Theil dieſer Propoſition iſt ſchon früher durch das fünfte Experiment genugſam erwieſen worden;

249.

Daß das fünfte Experiment nichts bewies, haben wir umſtändlich dargethan.

250.

Und die Sache wird durch nachstehende Versuche noch deutlicher werden.

251.

Durch unsre Bemerkung wird noch deutlicher werden, daß die Behauptung grundlos und unerweislich ist.

Zwölfter Versuch.

252.

Ein schwarzes Papier

253.

Warum ein schwarzes Papier? Zu diesem Zweck ist jede durchlöcherte Tafel von Holz, Pappe oder Blech vollkommen geeignet; vielleicht auch wieder ein schwarzes Papier, um recht vorsichtig zu scheinen, daß kein störendes Licht mitwirke.

254.

Ein schwarzes Papier, worin eine runde Oeffnung befindlich war, deren Durchmesser etwa den fünften oder sechsten Theil eines Zolls hatte,

255.

Warum war die Oeffnung so klein? Doch nur daß die Beobachtung schwerer und jeder Unterschied unbemerklicher wäre.

256.

stellte ich so, daß es ein Bild aus homogenem Lichte, so wie wir es in der vorhergehenden Proposition beschrieben haben, aufnahm, und ein Theil dieses Lichts durch die Oeffnung durchging. Dann fing

ich dieſen durchgegangenen Theil mit einem hinter das Papier geſtellten Prisma dergeſtalt auf, daß es in der Entfernung von zwei bis drei Fuß auf eine weiße Tafel ſenkrecht auffiel. Nach dieſer Vorrichtung bemerkte ich, daß jenes Bild, das auf der weißen Tafel durch Brechung jenes homogenen Lichtes abgemalt war, nicht länglich ſey, wie jenes, als wir im dritten Experiment das zuſammengeſetzte Sonnenlicht gebrochen hatten. Vielmehr war es, in ſofern ich mit bloßen Augen urtheilen konnte, an Länge und Breite gleich und vollkommen rund. Woraus folgt, daß dieſes Licht regelmäßig gebrochen worden ſey, ohne weitere Verbreiterung der Strahlen.

257.

Hier tritt abermals ein Kunſtgriff des Verfaſſers hervor. Dieſes Experiment iſt völlig dem ſechsten gleich, nur mit wenig veränderten Umſtänden; hier wird es aber wieder als ein neues gebracht, die Zahl der Experimente wird unnöthig vermehrt, und der Unaufmerkſame, der eine Wiederholung vernimmt, glaubt eine Beſtätigung, einen neuen Beweis zu hören. Das einmal geſagte Falſche drückt ſich nur ſtärker ein und man glaubt in den Beſitz neuer Ueberzeugungsgründe zu gelangen.

Was wir daher gegen den ſechsten Verſuch umſtändlich angeführt, gilt auch gegen dieſen, und wir enthalten uns das oft wiederholte zu wiederholen.

258.

Doch machen wir noch eine Bemerkung. Der Verfaſſer ſagt, daß er ein homogenes Licht durch die Oeffnung gelaſſen

und ſodann zum zweitenmal gebrochen habe; er ſagt aber nicht, welche Farbe. Gewiß war es die rothe, die ihm zu dieſen Zwecken ſo angenehme gelbrothe, weil ſie gleichſam mit ihm conſpirirt und das verhehlt, was er gern verhehlen möchte. Verſuch' er es doch mit den übrigen Farben, und wie anders werden die Verſuche, wenn er recht zu beobachten Luſt hat, ausfallen!

259.

Die beiden folgenden Experimente ſind nun prismatiſch ſubjective, von denen unſre Leſer durch den Entwurf genugſam unterrichtet ſind. Wir wollen jedoch nicht verſchmähen auch beide hier nochmals zu entwickeln.

Dreizehnter Verſuch.

260.

Ins homogene Licht

261.

Doch wohl wahrſcheinlich wieder ins rothe.

262.

ſtellte ich eine papierne Scheibe, deren Diameter ein Viertelszoll war.

263.

Was ſoll nun wieder dieſes winzige Scheibchen? Was iſt für eine Bemerkung daran zu machen? Doch freilich ſind wir mit winzigen Oeffnungen im Laden zu operiren gewohnt, warum nicht auch mit Papierſchnitzeln!

264.

Dagegen ſtellte ich in das weiße heterogene Sonnenlicht,

265.

Man merke noch beſonders, nun iſt das homogene und heterogene Licht vollkommen fertig. Das was noch immer bewieſen werden ſoll, wird ſchon als ausgemacht, beſtimmt, benamſet ausgeſprochen und drückt ſich in das Gehirn des glaubigen Schülers immer tiefer ein.

266.

das noch nicht gebrochen war, eine andre papierne Scheibe von derſelbigen Größe.

267.

Wohl auch deßhalb ſo klein, damit die ganze Fläche nachher durchs Prisma angeſchaut, ſogleich gefärbt würde.

268.

Dann trat ich einige Schritte zurück und betrachtete beide Scheiben durch das Prisma. Die Scheibe welche von dem heterogenen Sonnenlicht erleuchtet war, erſchien ſehr verlängt, wie jene helle Oeffnung im vierten Experiment, ſo daß die Breite von der Länge vielmal übertroffen wurde; die Scheibe aber vom homogenen Lichte erleuchtet, ſchien völlig rund und genau begränzt, eben ſo als wenn man ſie mit nackten Augen anſah.

269.

Wahrſcheinlich war alſo dieſe letzte, wie ſchon oben erwähnt, im rothen Lichte, und wir können, da Newton ſelbſt im erſten Experiment gefärbtes Papier an die Stelle der prismatiſchen Farben ſetzt, unſre Leſer vollkommen auf das was theils bei Gelegenheit des ſechsten Experiments, theils bei

Gelegenheit des erſten geſagt worden, verweiſen. Man nehme unſre dritte Tafel wieder zur Hand, worauf ſich neben andern Vierecken auch ein rothes und weißes auf ſchwarzem Grunde finden wird; man betrachte ſie durch ein Prisma und leſe dazu, was wir früher ausgeführt (271. 272.) und man wird begreifen, woher der Schein kam, durch welchen Newton ſich täuſchte, ja ein für allemal täuſchen wollte. Wenn er nun fortfahrt:

270.

Mit welchem Verſuch denn alſo beide Theile dieſer Propoſition bewieſen werden.

271.

So wird wohl niemand, der ſich beſſer belehrte, mit ihm einſtimmen, vielmehr den alten Irrthum erkennen und, wenn er ihn je ſelbſt gehegt haben ſollte, auf immer von ſich werfen.

Vierzehnter Verſuch.

272.

Damit unſre Leſer den Werth dieſes Verſuchs ſogleich beurtheilen können, haben wir auf einer Tafel ſechs Felder, mit den Hauptfarben illuminirt, angebracht und auf ſelbige verſchiedene dunkle, helle und farbige Körper gezeichnet Man betrachte dieſe Tafeln nunmehr durchs Prisma, leſe alsdann die Newtoniſche Darſtellung der eintretenden Erſcheinung und bemerke wohl, daß er bloß dunkle Körper in dem ſogenannten homogenen Licht beobachtet und beobachten kann, daß unſer Verſuch hingegen eine Mannichfaltigkeit von Fällen darbietet,

wodurch wir allein über das Phänomen zu einer völligen und reinen Einsicht gelangen mögen.

273.

Wenn ich Fliegen und andre dergleichen kleine Körper, vom homogenen Lichte beschienen, durchs Prisma betrachtete, so sah ich ihre Theile so genau begränzt, als wenn ich sie mit bloßen Augen beschaute.

274.

Das hier eintretende Verhältniß muß unsern Lesern, besonders denen auf die unser didaktischer Vortrag Eindruck gemacht, schon genugsam bekannt seyn. Es ist nämlich dieses, daß die Ränder eines farbigen Bildes auf dunklem Grunde, besonders wenn die Farben selbst dunkel sind, sich nur mit Aufmerksamkeit beobachten lassen. Hier ist der Fall umgekehrt. Newton bringt dunkle Bilder auf farbigen Grund, welche noch überdieß von dem farbigen Lichte, das den Grund hervorbringt, selbst beschienen und einigermaßen tingirt werden. Daß die prismatischen Ränder sodann weniger an diesen Gegenständen erscheinen, sondern sich mit ihnen vermischen oder am entgegengesetzten Ende aufgehoben werden, ist natürlich, so daß sie also ziemlich begränzt und ohne merkliche Säume gesehen werden. Um aber das Phänomen von allen Seiten auf einmal deutlich zu machen, so haben wir auf unsrer zwölften Tafel auf den farbigen Gründen helle, dunkle und farbige Bilder angebracht. Der Beobachter kann sie sogleich durchs Prisma anschauen, und wird die Ränder und Säume nach den verschiedenen Verhältnissen des Hellen und Dunklen, so wie nach den Eigenschaften der verschiedenen Farben, überall erkennen und beobachten lernen. Er wird einsehen, wie unglücklich der Newtonische Vortrag ist, der

aus allen Phänomenen immer nur eins, nur dasjenige heraushebt, was ihm günstig seyn kann, alle die übrigen aber verschweigt und verbirgt, und so von Anfang bis zu Ende seiner belobten Optik verfährt.

Kaum wäre es nöthig den Ueberrest der sich auf dieses Experiment bezieht, zu übersetzen und zu beleuchten; wir wollen uns aber diese kleine Mühe nicht reuen lassen.

275.

Wenn ich aber dieselben Körper im weißen, heterogenen, noch nicht gebrochenen Sonnenlicht

276.

Man merke wohl: Schwarz auf Weiß.

277.

gleichfalls durch das Prisma ansah; so erschienen ihre Gränzen sehr verworren, so daß man ihre kleineren Theile nicht erkennen konnte.

278.

Ganz recht! Denn die kleineren, schmaleren Theile wurden völlig von den Säumen überstrahlt und also unkenntlich gemacht.

279.

Gleichfalls, wenn ich kleine gedruckte Buchstaben erst im homogenen, dann im heterogenen Licht durchs Prisma ansah, erschienen sie in dem letztern so verworren und undeutlich, daß man sie nicht lesen konnte, in dem erstern aber so deutlich, daß man sie bequem las und so genau erkannte, als wenn man sie mit bloßen Augen sähe. In beiden Fällen habe ich die

Gegenſtände in derſelben Lage, durch daſſelbe Prisma, in derſelben Entfernung betrachtet.

280.

Hier gebärdet ſich der Verfaſſer als wenn er recht genau auf die Umſtände Acht gäbe, da er doch den Hauptumſtand außer Acht gelaſſen.

281.

Nichts war unterſchieden als daß ſie von verſchiedenem Licht erleuchtet wurden, davon das eine einfach und das andre zuſammengeſetzt war.

282.

Und nun hätten wir denn alſo das einfache und zuſammengeſetzte Licht völlig fertig, das freilich ſchon viel früher fertig war: denn es ſtak ſchon in der erſten Propoſition und kam immer gleich unerwieſen in jeder Propoſition und in jedem Experimente zurück.

283.

Deßwegen alſo keine andre Urſache ſeyn kann, warum wir jene Gegenſtände in einem Fall ſo deutlich, in dem andern ſo dunkel ſehen, als die Verſchiedenheit der Lichter.

284.

Ja wohl der Lichter; aber nicht in ſofern ſie farbig oder farblos, einfach oder zuſammengeſetzt ſind, ſondern inſofern ſie heller oder dunkler ſcheinen.

285.

Wodurch denn zugleich die ganze Propoſition bewieſen wird.

Erwin.

Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt' es ihm zuletzt, allein er wollte
In ſeinem alten Rock begraben ſeyn.

Valerio.

Verkleide dich.

Erwin.

Wozu die Mummerey?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es iſt kein Scherz; du ſollſt nur Augenblicke
Verborgen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören,
Ihr innres Herz erkennen, wie ſie liebt,
Und wen?

Erwin.

Was ſoll ich thun?

Valerio.

Geſchwind, geſchwind!

286.

Wodurch denn aber, wie wir unter hoffentlicher Beistimmung aller unserer Leser ausrufen, nichts bewiesen ist.

287.

Ferner ist in diesen drei Experimenten das auch höchst bemerkenswerth, daß die Farbe des homogenen Lichtes bei diesen Versuchen um nichts verändert worden.

288.

Es ist freilich höchst bemerkenswerth, daß Newton erst hier bemerkt, was zu dem ABC der prismatischen Erfahrungen gehört, daß nämlich eine farbige Fläche so wenig als eine schwarze, weiße oder graue durch Refraction verändert werde, sondern daß allein die Gränzen der Bilder sich bunt bezeichnen. Betrachtet man nun durch ein Prisma das farbige Spectrum in ziemlicher Nähe, so daß es nicht merklich vom Flecke gerückt und seine Versatilität (E. 350 — 356) nicht offenbar werde; so kann man die von demselben beschienene Fläche als eine wirklich gefärbte zu diesem Zwecke annehmen. Und somit gedenken wir denn, da der Verfasser glücklich ans Ende seines Beweises gelangt zu seyn glaubt, wir hingegen überzeugt sind, daß ihm seine Arbeit ungeachtet aller Bemühung höchst mißglückt sey, seinen fernern Consequenzen auf dem Fuße zu folgen.

Sechste Propoſition. Fünftes Theorem.

Der Sinus der Incidenz eines jeden beſondern Strahls iſt mit dem Sinus der Refraction im gegebenen Verhältniß.

289.

Anſtatt mit dem Verfaſſer zu controvertiren, legen wir die Sache wie ſie iſt, naturgemäß vor, und gehen daher bis zu den erſten Anfängen der Erſcheinung zurück. Die Geſetze der Refraction waren durch Snellius entdeckt worden. Man hatte ſodann gefunden, daß der Sinus des Einfalls-Winkels mit dem Sinus des Refractions-Winkels im gleichen Mittel jederzeit im gleichen Verhaltniß ſteht.

290.

Dieſes Gefundene pflegte man durch eine Linearzeichnung vorzuſtellen, die wir in der erſten Figur unſerer eilften Tafel wiederholen. Man zog einen Cirkel und theilte denſelben durch eine Horizontallinie: der obere Halbcirkel ſtellt das dünnere Mittel, der untere das dichtere vor. Beide theilt man wieder durch eine Perpendicularlinie; alsdann läßt man im Mittelpunkte den Winkel der Incidenz von oben, und den Winkel der Refraction von unten zuſammenſtoßen, und kann nunmehr ihr wechſelſeitiges Maaß ausdrücken.

291.

Dieſes iſt gut und hinreichend, um die Lehre anſchaulich zu machen und das Verhältniß in Abſtracto darzuſtellen; allein, um in der Erfahrung die beiden Winkel gegen einander wirklich zu meſſen, dazu gehört eine Vorrichtung, auf die bei dieſer Linearfigur nicht hingedeutet iſt.

292.

Die Sonne scheine in ein leeres Gefäß (E. 187), sie werfe den Schatten genau bis an die gegenüberstehende Wand und der Schatten bedecke den Boden ganz. Nun gieße man Wasser in das Gefäß, und der Schatten wird sich zurückziehen gegen die Seite wo das Licht herkommt. Hat man in dem ersten Falle die Richtung des einfallenden Lichtes, so findet man im zweiten die Richtung des gebrochnen. Woraus erfährt man denn aber das Maaß dieser beiden Richtungen, als aus dem Schatten und zwar aus des Schattens Gränze? Um also in der Erfahrung das Maaß der Refraction zu finden, bedarf es eines begränzten Mittels.

293.

Wir schreiten weiter. Man hatte das oben ausgesprochene Gesetz der Refraction entdeckt, ohne auf die bei dieser Gelegenheit eintretende Farbenerscheinung nur im mindesten zu achten, indem sie freilich bei parallelen Mitteln sehr gering ist; man hatte die Refraction des hellen, weißen, energischen Lichtes zu seiner Incidenz gemessen betrachtet und auf obige Weise gezeichnet: nun fand aber Newton, daß bei der Refraction gesetzmäßig eine Farbenerscheinung eintrete; er erklärte sie durch verschiedenfarbige Lichter, welche in dem weißen stecken sollten, und sich, indem sie eine verschiedene Brechbarkeit hätten, sonderten und neben einander erschienen.

294.

Hieraus folgte natürlich, daß wenn das weiße Licht einen gewissen einzigen Einfallswinkel, wie z. E. bei uns, 45 Grad hatte, der Refractionswinkel der nach der Brechung gesonderten Strahlen verschieden seyn mußte, indem einige mehr als andre rückwärts gingen, und daß also, wenn bei dem einfallenden Licht

nur Ein Sinus in Betracht kam, bei den Refractionswinkeln fünf, sieben, ja unzählige Sinus gedacht werden mußten.

295.

Um dieses faßlich zu machen, bediente sich Newton einer Figur von derjenigen entlehnt, wie man das Verhältniß der Refraction zur Incidenz bisher vorgestellt hatte, aber nicht so vollständig und ausführlich.

296.

Man hatte einen Lichtstrahl, der Bequemlichkeit wegen, angenommen, weil die abstracte Linie die Stelle von Millionen Strahlen vertritt; auch hatte man, bei der gedachten Figur, der Schranke nicht erwähnt, weil man sie voraussetzte: nun erwähnt Newton der Schranke auch nicht, setzt sie auch nicht voraus, sondern übergeht, beseitigt sie und zeichnet seine Figur, wie man bei uns in Nr. 2. sehen kann.

297.

Bedenke man aber, wie oben schon eingeleitet, selbst bei diesen Figuren den Erfahrungsfall. Man lasse unendliche Sonnenstrahlen durch den obern Halbkreis des dünnern Mittels auf den untern Halbkreis des dichtern Mittels in einem Winkel von 45 Graden fallen; auf welche Weise soll man denn aber beobachten können, welch ein Verhältniß die auf die freie Horizontallinie oder Fläche des dichtern Mittels fallenden Lichtstrahlen nunmehr nach der Brechung haben? Wie will man den Bezug des Einfallswinkels zum Brechungswinkel auffinden? Man muß doch wohl erst einen Punkt geben, an welchem beide bemerkbar zusammenstoßen können.

298.

Dieses ist auf keine Weise zu bewirken, als wenn man irgend ein Hinderniß, eine Bedeckung, über die eine Seite bis an den Mittelpunkt schiebt. Und dieses kann geschehen

entweder an der Lichtseite, wie wir es in Nr. 4. oder an der entgegengesetzten, wie wir es Nr. 3. dargestellt haben. In beiden Fällen verhält sich der Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Refractionswinkels ganz gleich, nur daß im ersten Falle das Licht gegen die Finsterniß zurückt, im zweiten die Finsterniß gegen das Licht. Daher denn im ersten der blaue und blaurothe Rand und Saum, im zweiten der gelbe und gelbrothe zum Vorschein kommen; wobei übrigens keine Differenz ihrer Refraction, noch weniger also einer Refrangibilität eintritt.

299.

Es steht also hier die Bemerkung wohl am rechten Platze, daß man zwar irgend ein durch Erfahrung ausgemitteltes allgemeines Naturgesetz linearsymbolisch ausdrücken und dabei gar wohl die Umstände, wodurch das zum Grunde liegende Phänomen hervorgebracht wird, voraussetzen könne; daß man aber von solchen Figuren auf dem Papiere nicht gegen die Natur weiter operiren dürfe, daß man bei Darstellung eines Phänomens, das bloß durch die bestimmtesten Bedingungen hervorgebracht wird, eben diese Bedingungen nicht ignoriren, verschweigen, beseitigen dürfe; sondern sich Mühe zu geben habe, diese gleichfalls im Allgemeinen auszusprechen und symbolisch darzustellen. Wir glauben dieses auf unsrer eilften Tafel geleistet, dem was wir in unserm Entwurf mühsam auferbaut, hierdurch den Schlußstein eingesetzt und die Sache zur endlichen Entscheidung gebracht zu haben; und dürfen wohl hoffen, daß man besonders diese Figuren künftig in die Compendien aufnehmen werde, da man an ihnen Lehre und Controvers am besten und kürzesten vortragen kann.

300.

Um endlich alles auf einem Blatte übersehen zu können,

haben wir in der fünften Figur dasjenige Phänomen dargestellt, woraus die Achromasie und sogar die Hyperchromasie entspringt. Wir nehmen an, daß ein mit dem vorigen gleich brechendes Mittel die chemische Kraft und Gabe besitze, die Farbenerscheinung mehr zu verbreiten. Hier sieht man, daß bei gleicher Incidenz mit Nr. 1. und gleicher Refraction, dennoch eine ansehnliche Differenz in der Farbenerscheinung sey. Vielleicht ist dieses Phänomen auch in der Natur darzustellen, wie es hier nur in Abstracto steht; wie man denn schon jetzt die Farbenerscheinung eines Mittels vermehren kann, ohne an seiner Refractionskraft merklich zu ändern. Auch wiederholen wir hier die Vermuthung (S. 686.), daß es möglich seyn möchte, irgend einem refrangirenden Mittel die chemische Eigenschaft, farbige Ränder und Säume hervorzubringen, gänzlich zu benehmen.

301.

Wem nunmehr dieses bisher von uns dargestellte deutlich und geläufig ist, dem wird alles was Newton von Messung, Berechnung und Räsonnement bei dieser Proposition anbringt, weiter nicht imponiren, um so weniger als durch die neuern Erfahrungen jenes alte Sparrwerk längst eingerissen ist. So bekriegen wir auch nicht den

Funfzehnten Versuch.

302.

Es wird in demselben die Seitenbewegung des Spectrums, die uns durch den fünften Versuch bekannt geworden, durch mehrere Prismen wiederholt, dadurch aber weiter nichts geleistet, als daß das immer verlängerte Spectrum sich immer mehr bückt; welches alles uns nach dem, was wir schon genugsam kennen, weiter nicht interessirt.

Siebente Propoſition. Sechstes Theorem.

Die Vollkommenheit der Teleſkope wird verhindert durch die verſchiedene Refrangibilität der Lichtſtrahlen.

303.

Man kann von verſchiedenen Seiten in eine Wiſſenſchaft herein oder auch zu einem einzelnen Phanomen herankommen, und von dieſer erſten Anſicht hangt ſehr oft die ganze Behandlung des Gegenſtandes ab. Giebt man hierauf in der Geſchichte des Wiſſens wohl Acht, bemerkt man genau, wie gewiſſe Individuen, Geſellſchaften, Nationen, Zeitgenoſſen an eine Entdeckung, an die Bearbeitung eines Entdeckten herankommen; ſo klärt ſich manches auf, was außerdem verborgen bliebe oder uns verwirrt machte. In der Geſchichte der Chromatik werden wir dieſen Leitfaden öfters anknüpfen, und auch bei Beurtheilung des gegenwartigen Abſchnittes ſoll er uns gute Dienſte thun. Wir bemerken alſo vor allen Dingen, daß Newton ſein Intereſſe für die Farbenlehre dadurch gewann, daß er die dioptriſchen Fernröhre zu verbeſſern ſuchte.

304.

Bei Entdeckung der Refractionsgeſetze hatte man die Farbenerſcheinung nicht beachtet und zwar mit Recht: denn bei Verſuchen mit parallelen Mitteln iſt ſie von keiner Bedeutung. Als man aber geſchliffene Gläſer zu Brillen und Teleſkopen anwendete, kam dieſes Phänomen näher zur Sprache. Sobald die Teleſkope einmal entdeckt waren, gingen Mathematiker und Techniker mit Ernſt auf ihre Verbeſſerung los, der ſich beſonders zwei Mängel entgegenſtellten, die man Aberrationen, Abirrungen nannte. Die eine kam von der Form her: denn man bemerkte, daß die aus Kugelſchnitten beſtehenden Linſen

nicht alle Theile des Bildes rein in einen Punkt verſammelten, ſondern die Strahlen (indem man ſich dieſer Vorſtellung dabei bediente) theils früher, theils ſpäter zur Convergenz brachten. Man that daher den Vorſchlag und machte Verſuche, elliptiſche und paraboliſche Gläſer anzuwenden, welche jedoch nicht vollkommen gelingen wollten.

305.

Wahrend ſolcher Bemühungen ward man auf die zweite Abweichung, welche farbig war, aufmerkſam. Es zeigte ſich, daß der Deutlichkeit der Bilder ſich eine Farbenerſcheinung entgegenſetzte, welche beſonders die Gränzen, worauf es doch hauptſächlich bei einem Bilde ankommt, unſicher machte. Lange hielt man dieſe Erſcheinung für zufallig; man ſchob ſie auf eine unregelmaßige Brechung, auf Unrichtigkeiten des Glaſes, auf Umſtande welche vorhanden und nicht vorhanden ſeyn konnten, und war indeß unabläſſig bemüht, jene erſte von der Form ſich herſchreibende Abweichung auszugleichen und aufzuheben.

306.

Newton wendete hingegen ſeine Aufmerkſamkeit auf die zweite Art der Abberration. Er findet die Farbenerſcheinung conſtant und, da er von prismatiſchen Verſuchen ausgeht, ſehr mächtig; er ſetzt die Lehre von diverſer Refrangibilitat bei ſich feſt. Wie er ſie begründet, haben wir geſehen; wie er dazu verleitet worden, wird uns die Geſchichte zeigen.

307.

Nach ſeinen Erfahrungen, nach der Art wie er ſie auslegt, nach der Weiſe wie er theoretiſirt, iſt die in der Propoſition ausgeſprochene Folgerung ganz richtig: denn wenn das farbloſe Licht divers refrangibel iſt; ſo kann die Farbenerſcheinung von der Refraction nicht getrennt werden, jene

Aberration ist nicht ins Gleiche zu bringen, die dioptrischen Fernröhre sind nicht zu verbessern.

308.

Jedoch nicht allein dieses, sondern weit mehr folgt aus der Hypothese der diversen Refrangibilität. Unmittelbar folgt daraus, daß die dioptrischen Fernröhre ganz unbrauchbar seyn müssen, indem wenigstens alles was an den Gegenständen weiß ist, vollkommen bunt erscheinen müßte.

309.

Ja, ganz abgesehen von dioptrischen Fernröhren, Brillen und Lorgnetten, müßte die ganze sichtbare Welt, wäre die Hypothese wahr, in der höchsten Verworrenheit erscheinen. Alle Himmelslichter sehen wir durch Refraction; Sonne, Mond und Sterne zeigen sich uns, indem sie durch ein Mittel hindurchblicken, an einer andern Stelle als an der sie sich wirklich befinden; wie bei ihrem Auf- und Untergang die Astronomen besonders zu bemerken wissen. Warum sehen wir denn diese sämmtlichen leuchtenden Bilder, diese größern und kleinern Funken, nicht bunt, nicht in die sieben Farben aufgelöst? Sie haben die Refraction erlitten, und wäre die Lehre von der diversen Refrangibilität unbedingt wahr; so müßte unsre Erde, bei Tag und bei Nacht, mit der wunderlichsten bunten Beleuchtung überschimmert werden.

310.

Newton fühlt diese Folgerung wohl: denn da er im Gefolg obiger Proposition eine ganze Weile gemessen und gerechnet hat, so bricht er sehr naiv in die bedeutenden Worte aus: „Wobei man sich denn verwundern muß, daß Fernröhre die Gegenstände noch so deutlich zeigen, wie sie es thun.“ Er rechnet wieder fort und zeigt, daß die Aberration die aus der Form des Glases herkommt, beinahe sechstehalbtausendmal

geringer sey als die welche sich von der Farbe herschreibt, und kann daher die Frage nicht unterlassen: „Wenn aber die Abweichungen die aus der verschiedenen Refrangibilität der Strahlen entspringen, so ungeheuer sind, wie sehen wir durch Fernröhre die Gegenstände nur noch so deutlich wie es geschieht?" Die Art wie er diese Frage beantwortet, wird der nunmehr unterrichtete Leser mit ziemlicher Bequemlichkeit im Original wahrnehmen können. Es ist auch hier höchst merkwürdig, wie er sich herumdrückt und wie seltsam er sich gebärdet.

311.

Wäre er aber auch auf dem rechten Wege gewesen und hätte er, wie Descartes vor ihm, eingesehen, daß zu der prismatischen Farbenerscheinung nothwendig ein Rand gehöre; so hatte er doch immer noch behaupten können und dürfen, daß jene Aberration nicht auszugleichen, jene Randerscheinung nicht wegzunehmen sey. Denn auch seine Gegner, wie Rizzetti und andre, konnten eben deßhalb nicht recht Fuß fassen, weil sie jene Randerscheinung der Refraction allein zuschreiben mußten, sobald sie als constant anerkannt war. Nur erst die spätere Entdeckung, daß die Farbenerscheinung nicht allein eine allgemeine physische Wirkung sey, sondern eine besondre chemische Eigenschaft des Mittels voraussetze, konnte auf den Weg leiten, den man zwar nicht gleich einschlug, auf dem wir aber doch gegenwärtig mit Bequemlichkeit wandeln.

Sechzehnter Versuch.

312.

Newton bemüht sich hier, die Farbenerscheinung wie sie durchs Prisma gegeben ist, mit der welche sich bei Linsen

Erwin.

Doch mein Geſicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; ſoll ich dann beſchämt,
Verloren vor ihr ſtehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenſchaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar,

Er nimmt das Haar vom Felſen.

An's Kinn gepaßt, macht dich zum weiſen Mann.

Erwin.

Noch immer wechſelſt du mit Ernſt und Scherz.

Valerio.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſey es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.

Sie gehen in die Hütte.

findet, zu vergleichen, und durch einen Verſuch zu beweiſen, daß ſie beide völlig mit einander übereintreffen. Er wahlt die Vorrichtung ſeines zweiten Verſuches, wo er ein roth und blaues, mit ſchwarzen Faden umwickeltes Bild durch eine Linſe auf eine entgegengeſtellte Tafel warf. Statt jenes zwiefach gefarbten Bildes nimmt er ein gedrucktes, oder auch mit ſchwarzen Linien bezogenes weiſſes Blatt, auf welches er das prismatiſche Spectrum wirft, um die deutlichere oder undeutlichere Erſcheinung der Abbildung hinter der Linſe zu beobachten.

313.

Was über die Sache zu ſagen iſt, haben wir weitläuftig genug bei jenem zweiten Experiment ausgeführt, und wir betrachten hier nur kürzlich abermals ſein Benehmen. Sein Zweck iſt, auch an den prismatiſchen Farben zu zeigen, daß die mehr refrangiblen ihren Bildpunkt naher an der Linſe, die weniger refrangiblen weiter von der Linſe haben. Indem man nun denkt, daß er hierauf losgehen werde, macht er, nach ſeiner ſcheinbaren großen Genauigkeit, die Bemerkung, daß bei dieſem Verſuche nicht das ganze prismatiſche Bild zu brauchen ſey: denn das tiefſte Violett ſey ſo dunkel, daß man die Buchſtaben oder Linien bei der Abbildung gar nicht gewahr werden könne; und nachdem er hiervon umſtandlich gehandelt und das Rothe zu unterſuchen anfangt, ſpricht er, wie ganz im Vorbeigehen, von einem ſenſiblen Rothen; alsdann bemerkt er, daß auch an dieſem Ende des Spectrums die Farbe ſo dunkel werde, daß ſich die Buchſtaben und Linien gleichfalls nicht erkennen ließen, und daß man daher in der Mitte des Bildes operiren müſſe, wo die gedachten Buchſtaben und Linien noch ſichtbar werden können.

314.

Man erinnere ſich alles deſſen, was wir oben angeführt, und bemerke, wie Newton durch dieſe Ausflucht den ganzen Verſuch aufhebt. Denn, wenn eine Stelle iſt im Violetten, wo die Buchſtaben unſichtbar werden, und eben ſo im Rothen eine, wo ſie gleichfalls verſchwinden; ſo folgt ja natürlich, daß in dieſem Falle die Figuren auf der meiſt refrangiblen Farbenflache zugleich mit denen auf der mindeſt refrangiblen verſchwinden, und umgekehrt, daß wo ſie ſichtbar ſind, ſie ſtufenweiſe zu gleicher Zeit ſichtbar ſeyn müſſen; daß alſo hier an keine diverſe Refrangibilität der Farben zu denken, ſondern daß allein der hellere oder dunklere Grund die Urſache der deutlichern oder undeutlichern Erſcheinung jener Züge ſeyn müſſe. Um aber ſein Spiel zu verdecken, drückt Newton ſich höchſt unbeſtimmt aus: er ſpricht von ſenſiblem Roth, da es doch eigentlich die ſchwarzen Buchſtaben ſind, die im helleren Rothen noch ſenſibel bleiben. Senſibel iſt das Roth noch ganz zuletzt am Spectrum in ſeiner größten Tiefe und Dunkelheit, wenn es auch kein gedrucktes Blatt mehr erleuchten kann, und die Buchſtaben darin nicht mehr ſenſibel ſind. Eben ſo drückt ſich Newton auch über das Violette und die übrigen Farben aus. Bald ſtehen ſie wie in Abſtracto da, bald als Lichter die das Buch erleuchten; und doch können ſie als leuchtend und ſcheinend für ſich, bei dieſem Verſuche keineswegs gelten; ſie müſſen allein als ein heller oder dunkler Grund in Bezug auf die Buchſtaben und Faden betrachtet werden.

315.

Dieſer Verſuch alſo wird von dem zweiten, auf den er ſich bezieht, zerſtört und hilft dagegen auch den zweiten zerſtören, da wir das Bekenntniß Newton's vor uns haben, daß

von beiden Seiten die Bemerkbarkeit der unterliegenden schwarzen Züge aufhöre, und zwar wegen des eintretenden Dunklen; woraus denn folgt, daß bei zunehmender Hellung die Deutlichkeit dieser Züge durchaus mitwachsen wird, die Farbe mag seyn welche sie will. Alles was hierüber zu sagen ist, werden wir nochmals bei Beschreibung des Apparats zusammenfassen.

Achte Proposition. Zweites Problem.

Die Fernröhre zu verkürzen.

316.

Hier führt nun Newton sein katoptrisches Teleskop vor: eine Erfindung die auch nach Verbesserung der dioptrischen Fernröhre bei Ehren und Würden geblieben ist, und von der wir unsererseits, da wir uns nur mit den Farben beschäftigen, nichts zu sagen haben.

Der Newtoniſchen Optik

erſtes Buch.

Zweiter Theil.

317.

Auch in dieſem Theile ſind falſche und captioſe Verſuche, confus genug aber doch abſichtlich, zuſammengeſtellt. Man kann ſie in eine polemiſche und in eine didaktiſche Maſſe ſondern.

318.

Polemiſch fängt der Verfaſſer an: denn nachdem er unumſtößlich dargethan zu haben glaubt, die Farben ſeyen wirklich im Lichte enthalten; ſo muß er die ältere auf Erfahrung gegründete Vorſtellungsart, daß nämlich zu den Farbenerſcheinungen in Refractionsfällen eine Gränze nöthig ſey, widerlegen, und er wähnt ſolches mit den vier erſten Verſuchen geleiſtet zu haben.

319.

Didaktiſch urgirt er ſodann aufs neue die Unveränderlichkeit des einmal hervorgebrachten homogenen Lichtes und die verſchiedenen Grade der Refrangibilität. Hiermit beſchäftigt er ſich vom fünften bis zum achten Experiment. Späterhin

im siebzehnten limitirt er, ja hebt er wieder auf, was er im fünften bewiesen hat.

320.

Nun aber beschäftigt er sich vom neunten bis zum funfzehnten Versuch, etwas hervorzubringen und zu beweisen, woran ihm sehr viel gelegen seyn muß. Wenn er nämlich aus dem farblosen Lichte und aus weißen Flächen die Farben hervorgelockt, oder vielmehr das reine weiße Licht in Farben gespalten hat; so muß er ja auch, wenn er das Herausgebrachte wieder hineinbringt, das Gesonderte wieder zusammendrängt, jenes reine körperliche Weiß wieder herstellen.

321.

Da wir aber genugsam überzeugt sind, daß die Farbe nicht aus einer Theilung des Lichtes entstehe, sondern vielmehr durch den Zutritt einer äußeren Bedingung, die unter mancherlei empirischen Formen, als des Trüben, des Schattens, der Gränze, sich ausspricht; so erwarten wir wohl, Newton werde sich seltsam gebarden müssen, um das bedingte, getrübte, überschattete, beschattete Licht mit Inbegriff dieser Bedingung als reines weißes Licht darzustellen, um aus dunklen Farben ein helles Weiß zu mischen.

322.

Indem er also hier gleichsam die Probe auf sein erstes Rechnungsexempel machen will, zeigen will, daß dasjenige was er durch bloße Trennung hervorgebracht, abermals durch bloße Verbindung jenes erste Resultat geben müsse; so stellt sich ihm durchaus das Dritte, die äußere Bedingung, die er beseitigt zu haben glaubt, in den Weg, und so muß er Sinne, sinnlichen Eindruck, Menschenverstand, Sprachgebrauch und alles verläugnen, wodurch sich jemand als Mensch, als Beobachter, als Denker bethätigt.

323.

Wie dieß zugehen konnte, glauben wir im hiſtoriſchen Theil von der pſychiſchen und ethiſchen Seite, unter der Rubrik: Newton's Perſönlichkeit, hinreichend entwickelt zu haben. Hier bleibt uns nichts übrig, als unſre polemiſche Pflicht abermals im Beſondern zu erfüllen.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem.

Die Farbenphänomene bei gebrochenem oder zurückgeworfenem Lichte werden nicht durch neue Modificationen des Lichtes verurſacht, welche nach der Verſchiedenheit der Begränzungen des Lichtes und Schattens verſchiedentlich eingedrückt würden.

324.

Da wir in unſerm Entwurf gezeigt, daß bei der Refraction gar keine Farben entſtehen, als da wo Licht und Dunkel an einander gränzen; ſo werden diejenigen welche ſich durch unſern Vortrag von der Wahrheit dieſer Verhältniſſe überzeugt haben, neugierig ſeyn, zu erfahren, wie ſich Newton benehme, um nunmehr das Wahre unwahr zu machen. Er verfahrt hierbei wie in dem erſten Falle, da er das Unwahre wahr zu machen gedachte, wie wir bald im Einzelnen einſehen werden.

Erſter Verſuch.

Siehe Fig. 4. Tafel XIII.

325.

Laſſet die Sonne in eine dunkle Kammer ſcheinen durch eine längliche Oeffnung F.

326.

Dieſe Oeffnung muß nothwendig in die Höhe gehen, obgleich die Figur nur einen Punkt vorſtellt und alſo dadurch ſogleich die Einſicht in die Sache erſchwert.

327.

Die Breite kann ſechs oder acht Theile eines Zolls ſeyn, auch weniger.

328.

Dieſe erſte Vorrichtung beſtehe alſo in einer etwa ſechs Zoll hohen und äußerſt ſchmalen Spalte im Bleche des Fenſterladens.

329.

Nun gehe der Strahl FH

330.

Nun iſt es ſchon wieder ein Strahl, da es doch eigentlich nur ein von einer Seite ſehr verſchmalertes, von der andern ſehr verlängertes Sonnenbild iſt.

331.

zuerſt durch ein ziemlich groſſes Prisma ABC, das ungefähr zwanzig Fuß von der Oeffnung ſteht.

332.

Warum denn nun wieder zwanzig Fuß? Ueber dieſes Einführen von Bedingungen, ohne daß man die Urſachen davon entdeckt, haben wir uns öfters beklagt und durchaus

gefunden, daß ſie entweder überflüſſig oder captios ſind. Hier iſt die Bedingung captios. Denn eigentlich will er nur ein ganz ſchwaches Licht haben, ganz ſchwache Farben hervorbringen, ja vielleicht gar den Verſuch gleichſam unmöglich machen. Denn wer hat gleich eine dunkle Kammer von zwanzig Fuß Tiefe und drüber, und wenn er ſie hat, wie lange ſteht denn die Sonne niedrig genug, um in der Mittagszeit die dem Fenſter entgegengeſetzte Wand oder ein Prisma, das doch wenigſtens in einiger Höhe vom Boden ſtehen muß, zu beſcheinen?

333.

Wir erklären daher dieſe Bedingung für ganz unnöthig, da der Verſuch mit dem Prisma geſchieht und keine Linſe mit ins Spiel kommt, wo ſich wegen der Brenn- und Bildweite die Bedingungen der Entfernung allenfalls nothwendig machen.

334.

Dieſes Prisma ſey parallel zu der Oeffnung.

335.

Das heißt parallel zur Tafel worin die Oeffnung ſich befindet, parallel zur Fenſterbank, eigentlich aber, wie bei allen prismatiſchen Verſuchen, ſo, daß eine aus dem Mittelpunkt des Sonnenbildes gedachte Linie rechtwinklig auf dem Prisma ſtehe.

336.

Dann gehe dieſer Strahl mit ſeinem weißen Theile

337.

Hier haben wir alſo wieder einen weißen Theil eines ſchon gebrochnen Strahles. Es iſt aber weiter nichts als die weiße Mitte des ſehr verlangerten Bildes.

338.

durch eine längliche Oeffnung II.

339.

Dieſe längliche Oeffnung iſt auch wieder als ein Punkt gezeichnet, wodurch die Darſtellung ganz falſch wird; denn dieſe Oeffnung muß bei dem Verſuch auch länglich ſeyn und vertical ſtehen wie die Oeffnung F im Fenſterladen.

340.

welche breit ſey den vierten oder ſechsten Theil eines Zolles.

341.

Das heißt doch alſo nur eine ſchmale Ritze. Und warum ſoll denn dieſe Ritze ſo ſchmal ſeyn? Bloß damit man nicht ſehe, was denn eigentlich vorgeht und was getrieben wird.

342.

Dieſe Oeffnung II ſey in einen ſchwarzen dunklen Körper Gl gemacht

343.

Daß das Blech oder die Pappe Gl ſchwarz ſey, iſt gar nicht nöthig; daß ſie aber undurchſichtig ſey, verſteht ſich von ſelbſt.

344.

und ſtehe zwei oder drei Fuß vom Prisma

345.

Dieſe Entfernung iſt aber auch wieder gleichgültig oder zufällig.

346.

in einer parallelen Lage zu dem Prisma und zu der vordern Oeffnung.

347.

Weil Newton seine Versuche nicht in einer natürlichen Ordnung, sondern auf eine künstlich verschränkte Weise vorbringt; so ist er genöthigt bei einem jeden Versuch den ganzen Apparat zu beschreiben, da derselbe Apparat doch schon öfter dagewesen ist und Newton sich, wenn er redlich wäre, nur auf den vorigen beziehen könnte. Allein bei ihm wird jeder Versuch für sich aufgebaut und das Nothwendige mit unnöthigen Bedingungen durchwebt, so daß eben dadurch das Helldunkel entsteht, in dem er so gern operirt.

348.

Wenn nun das weiße Licht durch die Oeffnung H durchgegangen, so falle es auf ein weißes Papier p t, das hinter der Oeffnung ungefähr drei bis vier Fuß entfernt steht, damit sich die gewöhnlichen Farben des Prisma's darauf abbilden mögen, nämlich Roth in t, Gelb in s, Grün in r, Blau in q und Violett in p.

349.

Man gebe wohl Acht! Das Licht ist an der Spalte weiß angekommen und bildet hinter derselben das Spectrum. Auf das was folgt wende man nun aber alle Aufmerksamkeit.

350.

Man nehme einen Eisendraht oder sonst einen dünnen undurchsichtigen Körper, dessen Stärke ungefähr der zehnte Theil eines Zolls ist; damit kann man die Strahlen in k l m n o auffangen.

351.

Nun nehme man die Figur vor sich und sehe, wo sich denn

Sechster Auftritt.

Elmire allein.

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein schmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flehene Freuden
Ach, säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Die strebende Brust.
Himmlische Zeiten!
Ach, wie so geschwinde
Dämmert und blicket
Und schwindet die Lust.

Du lachst mir, angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelssonne,

dieſe Strahlen k l m n o finden ſollen. Dieſe Buchſtaben ſtehen vor dem Prisma, gegen die Sonne zu, und ſollen alſo, wie auch die fünf Linien bezeichnen, farbige Strahlen vorſtellen, wo noch keine Farbe iſt. In keiner Figur des ganzen Werkes, in keinem Experiment iſt noch dergleichen vorgekommen, iſt uns zugemuthet worden, etwas das ſelbſt gegen den Sinn des Verfaſſers iſt, anzunehmen und zuzugeben.

352.

Was thut denn alſo das Stäbchen r, indem es an der Außenſeite des Prisma's herumfährt? Es ſchneidet das farbloſe Bild in mehrere Theile, macht aus einem Bild mehrere Bilder. Dadurch wird freilich die Wirkung in p q r s t verwirrt und verunreinigt; aber Newton legt die Erſcheinung dergeſtalt aus:

353.

Sind die Strahlen k l m n o ſucceſſiv aufgefangen, ſo werdet ihr auch die Farben t s r q oder p eine nach der andern dadurch wegnehmen, indeſſen die übrigen auf dem Papier bleiben wie vorher; oder mit einem etwas ſtärkeren Hinderniß könnt ihr zwei, drei oder vier Farben zuſammen wegnehmen, ſo daß der Ueberreſt bleibt.

354.

Die drei erſten Figuren unſerer 13ten Tafel ſtellen die Erſcheinungen dieſes erſten Verſuchs der Wahrheit gemäß vor. Da wir bei Beſchreibung und Erklarung dieſer Tafel die Sache umſtändlicher entwickeln, ſo erlauben wir uns unſre Leſer dorthin zu verweiſen und fragen nur vorläufig: was hat denn Newton vorgenommen, um ſeinen Satz zu beweiſen?

355.

Er behauptet, daß Ränder, daß Gränzen des Hellen und Dunklen keinen Einfluß auf die Farbenerscheinung bei der Refraction haben; und was thut er in seinem Experiment? Er bringt dreimal Gränzen hervor, damit er beweise, die Gränze sey ohne Bedeutung!

356.

Die erste Gränze ist oben und unten an der Oeffnung II im Fensterladen. Er behält noch weißes Licht in der Mitte, gesteht aber nicht, daß schon Farben an den beiden Enden sich zeigen. Die zweite Gränze wird durch die Ritze II hervorgebracht. Denn warum wird denn das refrangirte Licht, das weiß auf der Tafel Gl ankommt, farbig, als weil die Granze der Ritze II oben und unten die prismatischen Farben hervorbringt? Nun hält er das dritte Hinderniß, einen Draht oder sonst einen andern cylindrischen Körper, vor das Prisma und bringt also dadurch abermals Gränzen hervor, bringt im Bilde ein Bild, die Farbung an den Rändern des Stäbchens umgekehrt hervor. Besonders erscheint die Purpurfarbe in der Mitte, an der einen Seite das Blaue, an der andern das Gelbe. Nun bildet er sich ein, mit diesem Stäbchen farbige Strahlen wegzunehmen, wirft aber dadurch nur ein ganz gefarbtes schmales Bild auf die Tafel Gl. Mit diesem Bilde operirt er denn auch in die Oeffnung II hinein; verdrangt, verschmutzt die dort abgebildeten Farben, ja verhindert sogar ihr Werden, indem sie in der Oeffnung II erst werdend sind, und setzt denjenigen der die Verhältnisse einsehen lernt, in Erstaunen, wie man sich so viele unredliche Mühe geben konnte, ein Phänomen zu verwirren, und wie ein Mann von solchen Talenten in diesem Fall gerade

dasjenige thun konnte was er läugnet. So iſt denn auch das was hierauf folgt keinesweges der Erfahrung gemäß.

357.

Auf dieſe Weiſe kann jede der Farben ſo gut als die violette die letzte an der Gränze des Schattens, gegen p zu, werden, und eine jede kann ſo gut als das Rothe die letzte an der Gränze des Schattens t ſeyn.

358.

Einem unaufmerkſamen Zuſchauer könnte man wohl dergleichen vorſpiegeln, weil durch das Hinderniß r neue Farben entſtehen, indem die alten verdrängt werden; aber man kann geradezu ſagen, wie Newton die Sache ausdrückt, iſt ſie nicht wahr: bei den mittlern Farben kann er wohl eine Confuſion hervorbringen, doch nicht an der Gränze; weder in p noch in t wird man jemals Grün ſehen können. Man beherzige genau die folgende Stelle, wo er wieder anfängt wie Bileam das entgegengeſetzte von dem zu ſagen, was er ſagen will.

359.

Ja, einige Farben können auch den Schatten begränzen, welcher durch das Hinderniß r innerhalb des Farbenbildes hervorgebracht worden.

360.

Nun geſteht er alſo, daß er durch ſein Hinderniß r Schatten hervorbringt, daß an dieſen Schatten Farbenſäume geſehen werden, und dieß ſagt er zum Beweis daß die Gränze des Lichtes und Schattens auf die Farbe nicht einfließe! Man gebe uns ein Beiſpiel in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, wo Hartnäckigkeit und Unverſchämtheit auf einen ſo hohen Grad getrieben worden.

361.

Zuletzt kann jede Farbe, wenn man alle übrigen wegzgenommen hat und sie allein bleibt, zugleich an beiden Seiten vom Schatten begränzt seyn.

362.

Daß die schon entstandene Farbe des prismatischen Bildes einzeln durch irgend eine Oeffnung gelassen und isolirt werden könne, wird nicht geläugnet; daß man durch das Stäbchen etwas ähnliches hervorbringen könne, ist natürlich: allein der aufmerksame Beobachter wird selbst an dieser entstandenen Farbe die durch diese Einklemmung abgenöthigte entgegengesetzte Farbe entstehen sehen, die bei der Unreinlichkeit dieses Versuchs dem Unerfahrenen entgehen möchte. Ganz vergeblich also zieht er den Schluß:

363.

Alle Farben verhalten sich gleichgültig zu den Gränzen des Schattens.

364.

Daß die Gränzen des Schattens nach ganz bestimmten Gesetzen bei der Refraction auf die Farben wirken, haben wir in dem Entwurf umständlich gezeigt.

365.

Und deßwegen entstehen die Unterschiede dieser Farben von einander nicht von den Gränzen des Schattens, wodurch das Licht verschiedentlich modificirt würde, wie es bisher die Meinung der Philosophen gewesen.

366.

Da seine Prämissen falsch sind, seine ganze Darstellung unwahr, so ist seine Conclusion auch nichtig; und wir hoffen

die Ehre der alten Philosophen wieder herzustellen, die bis auf Newton die Phanomene in wahrer Richtung verfolgt, wenn auch gleich manchmal auf Seitenwege abgelenkt hatten.

Der Schluß seiner Darstellung läßt uns noch etwas tiefer in die Karte sehen.

367.

Wenn man diese Dinge versucht, so muß man bemerken, daß je schmäler die Oeffnungen F und H sind, je größer die Intervalle zwischen ihnen und dem Prisma, je dunkler das Zimmer, um desto mehr werde das Experiment gelingen, vorausgesetzt, daß das Licht nicht so sehr vermindert sey, daß man die Farben bei p t nicht noch genugsam sehen könne.

368.

Daß also wegen der Entfernung vom Fenster, wegen der Entfernung der Tafeln vom Prisma, die Lichter sehr schwach sind mit denen man operire, gesteht er. Die Oeffnungen sollen kaum Ritzen seyn, so daß das Farbenbild auch nicht einmal einige Breite habe, und man soll denn doch genau beobachten können, welche Farbe denn eigentlich die Granze macht. Eigentlich aber ist es nur drauf angelegt, das Ganze den Sinnen zu entziehen, blasse Farben hervorzubringen, um innerhalb derselben mit dem Stabchen r desto besser operiren zu können. Denn wer den Versuch, wie wir ihn nachher vortragen werden, beim energischen Lichte macht, der wird das Unwahre der Assertion auffallend genug finden.

369.

Ein Prisma von massivem Glas, das groß genug zu diesem Experiment wäre, zu finden, würde schwer

ſeyn, weßwegen ein prismatiſches Gefäß, von polirten Glasplatten zuſammengefügt und mit Salzwaſſer oder Oel gefüllt, nöthig iſt.

370.

Wie wir Newton ſchon oben den Vorwurf gemacht, daß er die Beſchreibung ſeines Apparats bei jedem Experiment wiederholt, ohne daß man das Verhältniß der Experimente die mit gleichem Apparat hervorgebracht werden, gewahr wird; ſo läßt ſich auch hier bemerken, daß Newton immer ſein Waſſerprisma bringt, wenn er die weiße Mitte braucht und alſo ein großes Bild durch Refraction verrücken muß.

371.

Merkwürdig iſt es, wie er erſtlich dieſe weiße Mitte durch eine Hinterthüre hereinſchiebt und ſie nach und nach ſo überhand nehmen läßt, daß von den ſie begränzenden Rändern gar die Rede nicht mehr iſt; und das alles geht vor den Augen der gelehrten und experimentirenden Welt vor, die doch ſonſt genau und widerſprechend genug iſt!

Zweiter Verſuch.

372.

Da dieſer Verſuch gleichfalls unter die zuſammengeſetzten gehört, wobei Prismen und Linſen vereinigt gebraucht werden; ſo können wir denſelben nur erſt in unſerm mehr erwähnten ſupplementaren Aufſatz entwickeln. Auch dürfen wir ihn um ſo eher hier übergehen, als Newton einen völlig gleichgeltenden nachbringt, der, wie er ſelbſt geſteht, bequemer iſt und genau betrachtet, den gegenwärtigen völlig unnöthig macht.

Dritter Versuch.

Siehe Fig. 2. Taf. XIV.

373.

Ein anderes ähnliches Experiment läßt sich leichter anstellen, wie folgt. Laßt einen breiten Sonnenstrahl

374.

Nun ist der Sonnenstrahl breit. Es heißt aber weiter nichts, als man mache die Oeffnung groß, wodurch das Licht herein fallt; ja, welches bei diesem Versuch ganz einerlei ist, man stelle das Prisma ins freie Sonnenlicht. Hier aber soll es

375.

in eine dunkle Kammer fallen durch eine Oeffnung im Fensterladen, und durch ein großes Prisma A B C gebrochen werden,

376.

Unser gewöhnliches Wasserprisma ist zu diesem Versuche sehr geschickt.

377.

dessen brechender Winkel C mehr als sechzig Grade hat,

378.

Diese Vermehrung der Grade des Winkels ist, bei diesem Versuch besonders, ganz unnütz, nur eine Bedingung die einen sehr leichten Versuch erschwert, indem sie einen umständlicheren Apparat fordert als er sich gewöhnlich findet.

379.

und sobald es aus dem Prisma kommt, laßt es auf das weiße Papier D E, das auf eine Pappe

gezogen ist, fallen, und dieses Licht, wenn das Papier perpendicular gegen dasselbe steht, wie es in D E gezeichnet ist, wird vollkommen weiß auf dem Papier erscheinen.

380.

Hier haben wir nun also endlich ein durchs Prisma gegangnes, gebrochnes und völlig weißes Licht. Wir müssen hier abermals, und wäre es unsern Lesern verdrießlich, aufmerksam machen, wie es herein gekommen.

381.

Erstlich, im dritten Experiment des ersten Theils wird uns ein völlig farbiges Spectrum vorgeführt, und an demselben durch mancherlei Versuche und Folgerungen die diverse Refrangibilität bewiesen. Ist der Verfasser damit zu Stande, so kommt am Ende der Illustration des fünften Experiments ein zwar refrangirtes aber doch noch weißes Licht unangemeldet zum Vorschein. Nun bringt er auch bald das sonst stätig gefärbte Bild mit einer weißen Mitte.' Dann fängt er an in dieser weißen Mitte zu operiren, manchmal sogar ohne es zu gestehen; und jetzt, weil er die Wirkung der Gränze zwischen Licht und Schatten nicht anerkennt, läugnet er auf der Tafel D E jede farbige Erscheinung. Warum sind denn aber die an den beiden Enden A C der innern Seite des Prisma's hervortretenden farbigen Ränder verschwiegen? Warum ist denn die Tafel D E nicht größer angegeben? Doch wohl nur darum, weil er sonst, wenn sie größer wäre, nothwenig jener auf ihr erscheinenden Ränder gedenken müßte.

382.

Man betrachte nun die Figur und sehe wie ein Linienstrom auf das Prisma herankommt, durch dasselbe durchgeht,

und hinter demſelben wieder heraustritt, und, dieſer Linienſtrom ſoll einen durchaus weißen Raum vorſtellen. Indeſſen werden uns durch dieſe fingirten Linien die hypothetiſchen Strahlen doch wieder vor die Augen gebracht. Nun bemerke man aber wohl, was mit der Tafel D E vorgeht. Sie wird in die Stellung d e gebracht und was geſchieht in e? Das gebrochene Licht gelangt weiß an den Rand der Tafel, und beginnt an dieſem Rande ſogleich die eine Seite der Farben hervorzubringen, und zwar in dieſer Lage die gelbe und gelbrothe. Dieſer hier entſtehende Rand und Saum verbreitet ſich über die ganze Tafel wegen der ſchiefen Lage derſelben; und alſo da, wo Newton einen Rand, eine Gränze läugnet, muß er gerade einen Rand hervorbringen, um das Phänomen wovon er ſpricht darzuſtellen. In der Lage f, entſteht die umgekehrte Erſcheinung, nämlich der violette Rand, und verbreitet ſich gleichfalls über die ganze Tafel, wie man ſich deſſen genugſam an unſrer wahrheitgemäßen Figur unterrichten kann.

Da alſo Newton nicht einſehen konnte, daß hier der Rand der Tafel vollkommen wirkſam ſey, ſo bleibt er bei ſeiner ſtarren Ueberzeugung, indem er fortfahrt:

383.

Und wenn das Licht, ehe es auf das Papier fällt, zweimal in derſelben Richtung durch zwei parallele Prismen gebrochen wird, ſo werden dieſe Farben viel deutlicher ſeyn.

384.

Alſo ein Licht kann zweimal durch zwei hintereinanderſtehende Prismen gebrochen werden, und immer weiß bleiben und ſo auf der Tafel D E ankommen? Dieß merke man doch

ja! Daß aber nachher, wenn man in diesem doppelt gebrochnen weißen Lichte operirt, die Farben lebhafter erscheinen, ist natürlich, weil die Verrückung des Bildes verdoppelt wird. Aber diese Vorrichtung, die keineswegs leicht zu machen ist, weil man nach seiner Forderung zwei Wasserprismen und beide am Ende gar über sechzig Grade haben sollte, diese Steigerung des Versuchs hier anzuempfehlen, ist abermals ganzlich unnütz: denn bei der Operation mit Einem Prisma sind die Farben schon deutlich genug, und wer da nicht sieht wo sie herkommen, der wird es durch das zweite Prisma auch nicht lernen. Indessen fahrt Newton fort:

385.

Hier geschah es nun, daß alle die mittlern Theile des breiten Straihls vom weißen Lichte, das auf das Papier fiel, ohne eine Gränze von Schatten, die es hätte modificiren können, über und über mit einer gleichen Farbe gefärbt wurden.

386.

Wir haben oben gezeigt, daß der Rand der Pappe hier selbst die Gränze mache und seinen gefarbten Halbschatten über das Papier hinwerfe.

387.

Die Farbe aber war ganz dieselbe in der Mitte des Papiers wie an den Enden.

388.

Keineswegs! denn der genaue Beobachter wird recht gut Einmal an der Gränze das Gelbrothe, aus dem das Gelbe sich entwickelt, das andremal das Blaue, von dem das Violette herstrahlt, bemerken können.

Erfüllſt ſeit langer Zeit zum erſtenmal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach, ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen;
Verdirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen.

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab in's Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen,
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und flieh' ich
Und ſuche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt.

389.

Die Farbe wechſelte nur nach der verſchiedenen Schiefe der Tafel, ohne daß in der Refraction oder dem Schatten oder dem Licht etwas wäre verändert worden.

390.

Er biegt ſeine Pappe hin und wieder und behauptet, es ſey in den Umſtänden nichts verandert worden. Daſſelbe behauptete er mit eben ſo wenig Genauigkeit beim vorigen Experimente. Da er nun immer die Hauptmomente überſieht und ſich um ſeine Pramiſſen nichts bekümmert, ſo iſt ſein ergo immer daſſelbige.

391.

Es fallt uns bei dieſer Gelegenheit ein, daß Baſedow, der ein ſtarker Trinker war, und in ſeinen beſten Jahren in guter Geſellſchaft einen ſehr erfreulichen Humor zeigte, ſtets zu behaupten pflegte: die Concluſion ergo bibamus paſſe zu allen Pramiſſen. Es iſt ſchön Wetter, ergo bibamus! Es iſt ein häßlicher Tag, ergo bibamus! Wir ſind unter Fremden, ergo bibamus! Es ſind fatale Menſche in der Geſellſchaft, ergo bibamus! So ſetzt auch Newton ſein ergo zu den verſchiedenſten Pramiſſen. Das gebrochne Lichtbild iſt ganz und ſtätig gefarbt; alſo iſt das Licht divers refrangibel. Es hat eine weiße Mitte; und doch iſt es divers refrangibel. Es iſt einmal ganz weiß; und doch iſt es divers refrangibel. Und ſo ſchließt er auch hier, nachdem er in dieſen drei Experimenten doppelt und dreifach Ränder und Granzen des Lichts und Schattens gebraucht:

392.

Deßwegen muß man dieſe Farben aus einer andern

Urſache herleiten, als von neuen Modificationen des Lichtes durch Refraction und Schatten.

393.

Dieſe Art Logik hat er ſeiner Schule überliefert und bis auf den heutigen Tag wiederholen ſie ihr ewiges ergo bibamus, das eben ſo lacherlich und noch viel läſtiger iſt als das Baſedowiſche manchmal werden konnte, wenn er denſelben Spaß unaufhörlich wiederbrachte.

394.

Daß der Verfaſſer nunmehr bereit ſeyn werde, die Urſache nach ſeiner Weiſe anzugeben, verſteht ſich von ſelbſt. Denn er fahrt fort:

395.

Fragt man nun aber nach ihrer Urſache, ſo antworte ich: das Papier in der Stellung d e iſt ſchiefer gegen die mehr refrangiblen Strahlen als gegen die weniger refrangiblen gerichtet, und wird daher ſtärker durch die letzten als durch die erſten erleuchtet, und deßwegen ſind die weniger refrangiblen Strahlen in dem von der Tafel zurückgeworfnen Lichte vorherrſchend.

396.

Man bemerke, welche ſonderbare Wendung er nehmen muß, um ſein Phanomen zu erklaren. Erſt hatte er ein gebrochnes und doch völlig weißes Licht. In demſelben ſind keine Farben ſichtbar, wenn die Tafel gerade ſteht; dieſe Farben aber kommen gleich zum Vorſchein, ſobald die Tafel eine ſchiefe Richtung erhalt. Weil er von den Rändern und Saumen nichts wiſſen will, die nur einſeitig wirken, ſo ſupponirt er, daß bei ſchieferer Lage der Tafel wirklich das ganze

Spectrum entſtehe, aber nur das eine Ende davon ſichtbar werde. Warum wird denn aber das ans Gelbe ſtoßende Grün niemals ſichtbar? Warum kann man das Gelbe über die weiße Tafel hin und her führen, ſo daß es immer im Weißen endigt? wobei niemals ein Grün zum Vorſchein kommt, und dieſes ganz naturgemaß, weil hier der gelbe und gelbrothe Rand nur einſeitig wirkt, und ihm der andere nicht entgegen kommen kann. Im zweiten Falle äußert der Rand wieder ſeine einſeitige Wirkung; Blau und Violett entſtehen, ohne daß Gelb und Gelbroth entſpringen und entgegenſtrahlen können.

397.

Um recht deutlich zu machen, daß dieſe Farben hier bloß von dem Rande entſtehen, ſo haben wir zu dieſem Verſuch eine Tafel mit Erhöhungen, mit Stiften, mit Kugelſegmenten angegeben, damit man ſich ſogleich überzeugen könne, daß nur eine ſchattenwerfende Granze innerhalb des gebrochenen aber noch weißen Lichtes, Farben hervorzubringen im Stande ſey.

398.

Und wo dieſe weniger refrangiblen Strahlen im Lichte prädominiren, ſo färben ſie es mit Roth oder Gelb, wie es einigermaßen aus der erſten Propoſition des erſtrn Theils dieſes Buchs erſcheint,

399.

Dieſes Newtoniſche einigermaßen heißt auch hier in der Hermanniſchen Manier, gar nicht. Denn aus der Propoſition kann nichts erſcheinen oder hervortreten, als inſofern ſie bewieſen iſt: nun haben wir umſtändlich gezeigt, daß ſie nicht bewieſen iſt, und ſie läßt ſich alſo zu keiner Beſtätigung anführen.

400.

und wie künftig noch ausführlicher erſcheinen wird.

401.

Mit dem Künftigen hoffen wir ſowohl als mit dem Vergangenen fertig zu werden.

Vierter Verſuch.

402.

Hier führt Newton den Fall mit Seifenblaſen an, welche ihre Farbe verändern, ohne daß man ſagen könne, es trete dabei eine Veränderung der Gränze des Lichts und Schattens ein. Dieſe Inſtanz paßt hier gar nicht. Die Erſcheinungen an den Seifenblaſen gehören in ein ganz andres Fach, wie in unſerem Entwurfe genugſam auseinander geſetzt iſt.

403.

Wenn man zwar im Ganzen behauptet, daß zur Entſtehung der Farbe ein Licht und Schatten, ein Licht und Nichtlicht nöthig ſey; ſo kann doch dieſe Bedingung auf gar vielerlei Weiſe eintreten. Beim Refractionsfall ſpricht ſich aber jene allgemeine Bedingung als eine beſondre, als Verrückung der Gränze zwiſchen Licht und Schatten aus.

404.

Zu dieſen Verſuchen kann man noch das zehnte Experiment des erſten Theils dieſes Buchs hinzufügen.

405.

Wir können das was hier geſagt iſt, übergehen, weil wir bei Auslegung jenes Verſuches ſchon auf die gegenwartige Stelle Rückſicht genommen.

Zweite Propoſition. Zweites Theorem.

Alles homogene Licht hat ſeine eigene Farbe, die ſeinem Grade der Refrangibilität entſpricht, und dieſe Farbe kann weder durch Reflexionen noch Refractionen verändert werden.

406.

Bei den Verſuchen zu der vierten Propoſition des erſten Theils dieſes erſten Buchs, als ich die hervorgenen Strahlen von einander geſchieden hatte,

407.

Wie reinlich dieſe Scheidung geſchehen, iſt unſern Freunden ſchon oben klar geworden, und Newton wird ſogleich wieder ſelbſt bekennen, wie es denn eigentlich mit dieſer Abſonderung ausſehe.

408.

erſchien das Spectrum p t, welches durch die geſchiedenen Strahlen hervorgebracht war, im Fortſchritt

409.

Hier iſt alſo ein Fortſchritt! Doch wohl ein ſtarriger?

410.

von dem Ende p, wohin die refrangibelſten Strahlen fielen, bis zu dem andern Ende t, wohin die wenigſt refrangiblen Strahlen anlangten, gefärbt mit den Reihen von Farben,

411.

Man bemerke wohl: Reihen.

412.

Violett, Dunkel- und Hellblau, Grün, Gelb, Orange und Roth zugleich,

413.

Man merke wohl: zugleich.

414.

mit allen ihren Zwiſchenſtufen

415.

Die Reihen ſtanden alſo nicht von einander ab, ſondern ſie hatten Stufen zwiſchen ſich. Nun bemerke man was folgt.

416.

in einer beſtändigen Folge, die immer abwechſelte,

417.

Alſo oben hatten wir ſeparirte Farben, und hier haben wir eine beſtändige Folge derſelben; und mit wie leiſem Schritt, man möchte auch wohl ſagen, in welcher ſtätigen Folge wird hier Lüge mit Wahrheit verbunden: Lüge, daß die Farben in jenem Experiment ſeparirt worden, Wahrheit, daß ſie in einer ſtätigen Folge erſcheinen.

418.

dergeſtalt daß ſie als eben ſo viele Stufen von Farben erſchienen, als es Arten von Strahlen giebt, die an Refrangibilität verſchieden ſind.

419.

Hier ſind es nun wieder Stufen. In einer nach Newton's Weiſe dargeſtellten ſtätigen Reihe giebt es keine natürlichen Stufen, wohl aber künſtliche; wie jedoch ſeinem künſtlichen Stufenweſen die Natur, die er läugnet, heimlich zu

Hülfe kommt, wissen theils unsre Leser schon, theils müssen wir später nochmals darauf zurückkommen.

Fünfter Versuch.

420.

Diese Farben also konnten durch Refraction nicht weiter verändert werden. Ich erkannte das, als ich durch ein Prisma einen kleinen Theil bald dieses bald jenes Lichtes wieder der Brechung unterwarf: denn durch eine solche Brechung ward die Farbe des Lichtes niemals im mindesten verändert.

421.

Wie es sich damit verhalt, haben wir schon oben gezeigt, und man gebe nur Acht, wohin diese absoluten Assertionen, **niemals, im mindesten**, sogleich hinauslaufen werden.

422.

Wir anticipiren hier eine Bemerkung die eigentlich in die Geschichte der Farbenlehre gehört. Hauy in seinem Handbuch der Physik wiederholt obige Behauptung mit Newton's entschiedenen Worten; allein der deutsche Uebersetzer ist genöthigt in einer Note anzufügen: „Ich werde unten Gelegenheit nehmen zu sagen, von welchen Lichtarten des Farbenspectrums, meinen eigenen Versuchen zufolge, dieß eigentlich gilt und von welchen nicht." Dasjenige also, von dessen absoluter Behauptung ganz allein die Haltbarkeit der Newtonischen Lehre abhinge, gilt und gilt nicht. Hauy spricht die Newtonische Lehre unbedingt aus, und so wird sie im Lyceen Unterricht jedem jungen Franzosen unbedingt in den Kopf geprägt; der

Deutsche muß mit Bedingungen hervortreten, und doch ist jene durch Bedingungen sogleich zerstörte Lehre noch immer die gultige: sie wird gedruckt, übersetzt und das Publicum muß diese Mahrchen zum tausendstenmal bezahlen.

Aber in solchen Bedingungen ist Newton seinen Schülern schon musterhaft vorgegangen, wie wir gleich wieder hören werden.

423.

Ward ein Theil des rothen Lichtes gebrochen, so blieb es völlig von derselben rothen Farbe wie vorher.

424.

Er fangt mit seinem günstigen Roth wieder an, damit ja jeder Experimentator auch wieder mit demselben anfange, und, wenn er sich genug damit herumgequalt, die übrigen Farben entweder fahren lasse oder die Erscheinungen wenigstens mit Vorurtheil betrachte. Deßwegen fahrt auch der Verfasser mit so bestimmter Sicherheit fort:

425.

Weder Orange noch Gelb, weder Grün noch Blau, noch irgend eine neue Farbe ward durch diese Brechung hervorgebracht, auch ward die Farbe durch wiederholte Refractionen keineswegs verändert, sondern blieb immer das völlige Roth wie zuerst.

426.

Wie es sich damit verhalte, ist oben umständlich ausgeführt.

427.

Die gleiche Beständigkeit und Unveränderlichkeit

fand ich ebenfalls in blauen, grünen und andern Farben.

428.

Wenn der Verfaſſer ein gut Gewiſſen hat, warum erwähnt er denn der Farben hier außer der Ordnung? Warum erwähnt er das Gelbe nicht, an welchem die entgegengeſetzten Ränder ſo deutlich erſcheinen? Warum erwähnt er des Grünen zuletzt, an dem ſie doch auch nicht zu verkennen ſind?

429.

Eben ſo, wenn ich durch ein Prisma auf einen Körper ſah, der von einem Theil dieſes homogenen Lichtes erleuchtet war, wie im vierzehnten Experiment des erſten Theils dieſes Buchs beſchrieben iſt; ſo konnte ich keine neue Farbe, die auf dieſem Weg erzeugt worden wäre, gewahr werden.

430.

Wie es ſich damit verhalte, haben wir auch dort ſchon gewieſen.

431.

Alle Körper die mit zuſammengeſetztem Lichte erleuchtet ſind, erſcheinen durch Prismen verworren, wie ſchon oben geſagt iſt, und mit verſchiedenen neuen Farben gefärbt; aber die, welche mit homogenem Lichte erleuchtet ſind, ſchienen durch die Prismen weder undeutlicher noch anders gefärbt als wenn man ſie mit bloßen Augen ſah.

432.

Die Augen müſſen äußerſt ſchlecht, oder der Sinn muß

ganz von Vorurtheil umnebelt seyn, wenn man so sehen, so reden will.

433.

Die Farben dieser Körper waren nicht im mindesten verändert durch die Refraction des angewendeten Prisma's.

434.

Man halte dieses absolute nicht im mindesten nur einen Augenblick fest und höre.

435.

Ich spreche hier von einer merklichen (sensibel) Veränderung der Farbe:

436.

Merklich muß doch freilich etwas seyn, wenn man es bemerken soll.

437.

denn das Licht, das ich homogen nenne,

438.

Hier haben wir den Cosaken Hetmann wieder.

439.

ist nicht absolut homogen, und es könnte denn doch von seiner Heterogenität eine kleine Veränderung der Farbe entspringen.

Ist aber jene Heterogenität so klein, als sie bei jenen Experimenten zur vierten Proposition gemacht worden; so war diese Veränderung nicht merklich.

440.

Man gehe zu dem zurück was wir bei jenen Experimenten

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio

Valerio.

Welch eine Klage tönet um das Haus?

Elmire.

Welch eine Stimme tönet mir entgegen?

Valerio.

Es iſt ein Freund, der hier ſich wieder findet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerio.

Ach, meine Freundinn, heute gab ich dir
Den beſten Troſt, belebte deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich ſelbſt des Troſtes bald
Auf immer mangeln würde.

Elmire.

Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare ſind vom Scheitel abgeſchnitten,
Ich von der Welt.

gesagt haben, wobei auch auf gegenwärtige Stelle Rücksicht genommen worden, und man wird sich überzeugen, daß die sogenannte Newtonische Heterogenität gar nicht vermindert werden kann, und daß alles nur Spiegelfechtereien sind was er zu seinen sophistischen Zwecken vornimmt. Eben so schlecht ist es mit der Homogenität bestellt. Genug, alles was er erst in seinen Propositionen absolut ausspricht, bedingt er nachher und flüchtet sich entweder ins Unendliche oder ins Indiscernible; wie er denn gegenwärtig auch thut, indem er schließt:

441.

Deßwegen bei Experimenten, wo die Sinne Richter sind,

442.

Auch ein eigner Ausdruck. Die Sinne sind keineswegens Richter, aber vortreffliche Zeugen, wenn sie außen gesund sind und von innen nicht bestochen.

443.

jene allenfalls übrige Heterogenität für gar nichts gerechnet werden darf.

444.

Hier beißt sich die Schlange wieder in den Schwanz, und wir erleben zum hundertstenmal immer eben dieselbe Verfahrungsart. Erst sind die Farben völlig unveränderlich, dann wird eine gewisse Veränderung doch merklich, dieses Merkliche wird so lange gequalt bis es sich vermindert und wieder vermindert, aber doch den Sinnen nicht entzogen werden kann, und doch zuletzt für ganz und gar nichts erklärt. Ich möchte wohl wissen, wie es mit der Physik aussähe, wenn man durch alle Capitel so verfahren wäre.

Sechster Versuch.

445.

Wie nun diese Farben durch Refraction nicht zu verändern sind, so sind sie es auch nicht durch Reflexion. Denn alle weiße, graue, rothe, gelbe, grüne, blaue, violette Körper, als Papier, Asche, Mennige, Auripigment, Indig, Bergblau, Gold, Silber, Kupfer, Gras, blaue Blumen, Veilchen, Wasserblasen mit verschiedenen Farben gefärbt, Papageyen-Federn, die Tinctur des nephritischen Holzes u. dgl. erschienen im rothen homogenen Lichte völlig roth, im blauen Licht völlig blau, im grünen Licht völlig grün, und so in den andern Farben.

446.

Wenn wir nicht von Newton gewohnt wären, daß dasjenige was er angiebt, der Erfahrung geradezu widerspricht, so würde es unbegreiflich seyn, wie er hier etwas völlig Unwahres behaupten kann. Der Versuch ist so einfach und laßt sich so leicht anstellen, daß die Falschheit dieser Angabe einem jeden leicht vor die Augen gebracht werden kann.

Eigentlich gehört dieser Versuch in das Capitel der scheinbaren Mischung, wo wir ihn auch (S. 365. 366.) angeführt haben.

447.

Warum nimmt denn aber Newton zu seinem Zwecke farbige Pulver, Blumen, kleine Körper, die sich nicht gut handhaben lassen? da doch der Versuch sich sehr viel bequemer, und demjenigen dem es ums Rechte zu thun ist, sehr viel

deutlicher auf größern farbigen Flächen, z. B. auf farbigem Papier, am deutlichsten zeigt.

448.

Es versteht sich zuerst, daß die weiße Fläche die sämmtlichen Farben des Bildes am reinsten und mächtigsten zeigen wird. Das Graue zeigt sie zwar auch rein, aber nicht so mächtig, und dieß immer weniger je mehr sich das Graue dem Schwarzen nähert. Nimmt man aber farbige Flächen, so entsteht die scheinbare Mischung, und die Farben des Spectrums erscheinen entweder, in sofern sie mit der Farbe des Papiers übereinkommen, mächtiger und schöner, oder, in sofern sie der Farbe des Papiers widersprechen, unscheinbarer und undeutlicher; in sofern sie aber sich mit der Farbe des Papiers vermischen und eine dritte hervorbringen können, wird diese dritte Farbe wirklich hervorgebracht. Dieses ist das wahre und naturgemäße Verhältniß, von welchem sich jedermann überzeugen kann, der nur ein Prisma in die Sonne stellen und das Spectrum mit weißem, grauem oder farbigem Papier der Reihe nach auffangen will.

449.

Man bemerke nun, daß in dem nachstfolgenden der Verfasser auf seine alte Manier das erst ausgesprochene wieder bedingt.

450.

In dem homogenen Lichte einer jeden Farbe erscheinen alle körperlichen Farben völlig von jener einen Farbe, mit dem einzigen Unterschied, daß einige derselben das Licht stärker, andre schwächer zurückwarfen.

451.

Mit stark und schwach läßt sich die Erscheinung nur

bei Weiß und Grau und Schwarz ausdrücken; bei allen farbigen Flächen aber muß, wie gesagt, auf die Mischung gesehen werden, da sich denn das ereignet was wir eben angezeigt haben.

452.

Und doch fand ich niemals einen Körper, der wenn er das homogene Licht zurückwarf, merklich dessen Farbe verändern konnte.

453.

Hier haben wir das Wort merklich schon wieder, und doch ist es wohl sehr merklich, wenn das gelbrothe Ende des Spectrums auf ein blaues oder violettes Papier geworfen wird, da denn sogleich mehr oder weniger die Purpurfarbe entsteht: und so mit allen übrigen Mischungen, wie sie uns bekannt sind. Doch haben wir noch zu bemerken, daß die Art wie Newton den Versuch mit Körpern oder körperlichen Gegenständen, mit Pulvern u. dgl. anstellt, etwas captioses im Hinterhalte hat; weil alsdann nicht von einer reinen Fläche, sondern aus Höhen und Tiefen, aus erleuchteten und beschatteten Stellen, das Licht zurück ins Auge kommt und der Versuch unsicher und unrein wird. Wir bestehen daher darauf, daß man ihn mit schönen farbigen, glatt auf Pappe gezogenen Papieren anstelle. Will man Taffent, Atlaß, feines Tuch zu dem Versuche nehmen, so wird er mehr oder weniger schön und deutlich ausfallen.

Daß nunmehr Newton abermals mit seinem ergo bibamus schließen werde, läßt sich erwarten: denn er setzt sehr glorios hinzu:

454.

Woraus denn klar ist, daß wenn das Sonnenlicht

nur aus Einer Art Strahlen bestände, nur Eine Farbe in der ganzen Welt seyn würde. Auch wird es nicht möglich seyn irgend eine neue Farbe durch Reflexionen und Refractionen hervorzubringen, und folglich hängt die Verschiedenheit der Farben von der Zusammensetzung des Lichtes ab.

455.

Unsre Leser welche einsehen, wie es mit den Prämissen steht, werden die Schlußfolge von selbst würdigen können.

Definition.

456.

Das homogene Licht, die homogenen Strahlen, welche roth erscheinen oder vielmehr die Gegenstände so erscheinen machen, nenne ich rubrifik oder rothmachend, diejenigen durch welche die Gegenstände gelb, grün, blau, violett erscheinen, nenne ich gelbmachend, grünmachend, blaumachend, violettmachend und so mit den übrigen. Denn, wenn ich manchmal von Licht und Strahlen rede, als wenn sie gefärbt oder von Farben durchdrungen wären, so will ich dieses nicht philosophisch und eigentlich gesagt haben; sondern auf gemeine Weise, nach solchen Begriffen wie das gemeine Volk, wenn es diese Experimente sähe, sie sich vorstellen könnte. Denn, eigentlich zu reden, sind die

Strahlen nicht farbig, es ist nichts darin als eine gewisse Kraft und Disposition das Gefühl dieser oder jener Farbe zu erregen: denn wie der Klang einer Glocke, einer Musiksaite, eines andern klingenden Körpers nichts als eine zitternde Bewegung ist, und in der Luft nichts als diese Bewegung, die von dem Object fortgepflanzt wird, und im Sensorium das Gefühl dieser Bewegung, unter der Form des Klanges; eben so sind die Farben der Gegenstände nur eine Disposition diese oder jene Art Strahlen häufiger als die übrigen zurückzuwerfen, in den Strahlen aber ist nichts als ihre Disposition diese oder jene Bewegung bis zum Sensorium fortzupflanzen, und im Sensorium sind es Empfindungen dieser Bewegungen, unter der Form von Farben.

457.

Wie unter der Rubrik einer Definition diese wunderliche theoretische Stelle hier eingeschaltet wird, einigermaßen begreiflich zu machen, ist hier vor allen Dingen unsre Pflicht, weil wir allein dadurch zu einer bessern Einsicht in die Stelle selbst gelangen können. Die Geschichte der Farbenlehre benachrichtigt uns, daß sogleich als Newton mit seiner Erklärung des prismatischen Phänomens hervortrat, die Naturforscher der damaligen Zeit, wohlbemerkend, daß nach dieser Art sich die Sache zu denken, die Farben körperlich in dem Lichte enthalten seyn müßten, ihm die damals sehr in Gunst stehende Theorie der Schwingungen entgegen setzten und behaupteten, daß die Farben bequemer und besser auf diesem

Wege erklärt oder gedacht werden könnten. Newton erwiederte, daß es ganz gleichgültig sey, was man für eine höhere Theorie zu Erklärung dieser Phänomene anwenden wolle; ihm sey es nur um die Thatsache zu thun, daß diese farbebringenden Eigenschaften des Lichtes durch Refraction manifestirt würden, und sich eben auch so durch Reflexion, Inflexion u. s. w. manifestirten. Diese Schwingungslehre, diese Vergleichung der Farbe mit dem Ton, ward durch Malebranche abermals begünstigt und man war also auch in Frankreich geneigt dazu. Gegenwärtige Definition oder Declaration sieht also hier, um jene theoretische Differenz aufzuheben und zu neutralisiren, das Atomistische der Newtonischen Vorstellungsart mit der dynamischen seiner Gegner zu amalgamiren, dergestalt daß es wirklich aussehe, als sey zwischen beiden Lehren kein Unterschied. Der Leser commentire sich die Stelle selbst und bemerke das Zusammenkneten dynamischer und atomistischer Ausdrücke.

458.

In dieser unserer Erläuterung liegt die Antwort für diejenigen welche die Frage aufwerfen, wie sich die Newtonische Farbenlehre noch habe allgemein erhalten können, da spätterhin Euler die Schwingungslehre wieder angeregt und in Umlauf gebracht. Man ließ sich nämlich gefallen, daß die verschiedenen Schwingungsmöglichkeiten, die im Lichte sich heimlich befinden, durch Refraction und andere äußere Bestimmungen zur Erscheinung gebracht würden; wodurch man denn auch nicht weiter kam, wie Newton selbst bei Gelegenheit seiner Controvers und in der eben angeführten Stelle anmerkt und behauptet.

459.

Dieser Verhältnisse aber hier zu erwähnen, hat Goethe noch einen besondern Anlaß. Er bereitet sich vor, das Verhältniß der Farben seines Spectrums zu messen, und diese

Verhältniſſe mit denen des Tons zu vergleichen; wobei ihm denn jene Schwingungslehre zur Einleitung dient.

Dritte Propoſition. Erſtes Problem.

Die Refrangibilität der verſchiedenen Arten des homogenen Lichts, wie ſie den verſchiedenen Arten Farben entſpricht, zu beſtimmen.

Siebenter Verſuch

460.

Der Verfaſſer, welcher wohl gefühlt haben mag, daß ſeine Farbenlehre ſich im phyſikaliſchen Kreiſe völlig iſolire, daß ſeine Erklärung der Phänomene mit der Erklärung andrer Naturerſcheinungen ſich nicht wohl verbinden laſſe, geht nun darauf aus, die Maaßverhältniſſe ſeines Spectrums an die Tonverhältniſſe anzuſchließen und durch dieſe Verbindung ſeiner Meinung einigen Rückenhalt zu verſchaffen.

461.

Ganz vergeblicherweiſe knüpft er daher gegenwärtigen Verſuch an den fünften des erſten Theils und an dasjenige was bei Gelegenheit der vierten Propoſition geſagt worden: denn eigentlich nimmt er ſein gewöhnlich Spectrum, laßt es aufs Papier fallen, auf welchem der Umriß gezeichnet iſt, und zieht alsdann an der Gränze jeder Farbe Querlinien, um den Raum den eine jede einnimmt, und die Verhältniſſe der Diſtanzen von einander zu meſſen.

462.

Nachdem er also im Vorhergehenden viele Zeit und Papier verdorben, um gegen die Natur zu beweisen, daß das Spectrum aus unendlichen in einander greifenden Farbenkreisen bestehe; so lassen sich nun auf einmal Querlinien ziehen durch die Gränzen, wo eine die andere berührt, eine von der andern zu unterscheiden ist.

463.

Wie nun bei dem Verfasser Wahrheit und Irrthum immer mit einander verbunden sind, weswegen sein Amalgama sich um so schwerer beurtheilen läßt; so tritt auch hier das Wahre, daß die Farben im perpendicularen Spectrum sich ziemlich mit horizontalen Strichen bezeichnen lassen, zum erstenmal auf; allein der Irrthum, daß diese Farben unter sich ein festbestehendes Maaßverhältniß haben, wird zugleich mit eingeführt und gewinnt durch Messungen und Berechnungen ein ernsthaftes und sichres Ansehen.

464.

Wie es sich mit diesen beiden Punkten verhalte, ist unsern Lesern schon genugsam bekannt. Wollen sie sich's kürzlich wiederholen, so dürfen sie nur nochmals unsre fünfte Tafel vor sich nehmen. Wir haben auf derselben das verrückte Bild viereckt angenommen, wobei man am deutlichsten sehen kann, wie es sich mit der Sache verhalt. Die Farben der gezeichneten Durchschnitte erscheinen zwischen horizontalen parallelen Linien. Erst sind sie durch das Weiße getrennt, dann tritt das Gelbe und Blaue über einander, so daß ein Grünes erscheint. Dieses nimmt endlich überhand, denn das Gelbe und Blaue verliert sich in demselben. Man sieht deutlich, indem man diese Tafel betrachtet, daß jeder Durchschnitt, den man durch die fortschreitende Erscheinung macht, andere

ausfallt, und daß nur derjenige, über den ein punctirtes Oval gezeichnet iſt, mit dem Newtoniſchen Spectrum allenfalls übereinkommt. Eben ſo verhalt es ſich mit dem verrückten dunklen Bilde auf der ſechsten Tafel, wodurch die Sache vollkommen ins Klare geſetzt wird.

465.

Uns ſcheint ſie ſo auſſer allem Streit, daß wir die Meſſungen und die darauf gegründeten Zahlen und Berechnungen ohne weiteres übergehen, um ſomehr als man dieſes Scheingebaude bei dem Autor ſelbſt beliebig nachſehen kann; behaupten aber ausdrücklich, daß dieſe hier ausgegrübelten Terzen, Quarten, Quinten bloß imaginär ſeyen, und daß ſich von dieſer Seite keine Vergleichung der Farbe und des Tons denken laſſe.

Achter Verſuch.

466.

Wie nun in dem vorigen Verſuche das durchs Glasprisma hervorgebrachte Spectrum angeblich gemeſſen und ſeine Verhaltniſſe falſchlich berechnet worden, ſo geht der Verfaſſer auf Verbindung mehrerer Mittel über, um die verſchiedene Farbenerſcheinung, nach dem einmal gefundenen Geſetz, zu beſtimmen.

467.

Zu dieſem Zwecke nimmt er ein Waſſerprisma mit unterwarts gekehrtem brechenden Winkel, ſetzt in daſſelbe ein Glasprisma, den brechenden Winkel oberwärts gekehret, und laßt alsdann das Sonnenlicht durchfallen. Nun verſucht er ſo lange bis er ein Glasprisma findet, das bei geringerem Winkel als das Waſſerprisma, durch ſtarkere Refraction die

Elmire.

O ſeine ſey uns das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das wenige
Was nöthig iſt. Du willſt den Edeln ſehen,
Der hier nun glücklicher als ehmals wohnt.
Er ſaß in ſeiner Hütte ſtill, und ſah
Die Ankunft zweyer bedrängter Herzen ſchon
In ſeinem ſtillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tauſend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz iſt offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern geſtehn.

Refraction des Waſſerprisma's verbeſſert, dergeſtalt daß die einfallenden und ausfallenden Strahlen mit einander parallel werden; da denn, nach verbeſſerter Brechung, die Farbenerſcheinung verſchwunden ſeyn ſoll.

168.

Wir überſehen und beſtreiten dieſes Experiment nicht, indem deſſen Unſtatthaftigkeit von jedermann anerkannt iſt: denn daß Newton hier einen wichtigen Umſtand überſehen, mußte ſogleich in die Augen fallen, als die Achromaſie bei fortdauernder Refraction, oder umgekehrt die Chromaſie bei aufgehobener Refraction, entdeckt war.

169.

Indeſſen war es ſehr verzeihlich, daß Newton hier nicht genau nachſpürte. Denn da er den Grund der Farbenerſcheinung in die Refraction ſelbſt legte, da er die Brechbarkeit, die verſchiedene Brechbarkeit ausgeſprochen und feſtgeſetzt hatte; ſo war nichts natürlicher als daß er die Wirkung der Urſache gleich ſetzte, daß er glaubte und behauptete, ein Mittel das mehr breche, müſſe auch die Farben ſtärker hervorbringen, und indem es die Brechung eines andern aufhebe, auch zugleich die Farbenerſcheinung wegnehmen. Denn indem die Brechbarkeit aus der Brechung entſpringt, ſo muß ſie ja mit ihr gleichen Schritt halten.

170.

Man hat ſich verwundert, daß ein ſo genauer Experimentator, wofür man Newton bisher gehalten, daß ein ſo vortreflicher Beobachter ein ſolches Experiment anſtellen und den Hauptumſtand dabei überſehen konnte. Aber Newton hat nicht leicht einen Verſuch angeſtellt, als inſofern er ſeiner Meinung günſtig war; wenigſtens beharrt er nur auf ſolchen, welche ſeiner Hypotheſe ſchmeicheln. Und wie ſollte er eine

diverse Refrangibilität, die von der Refraction selbst wieder divers wäre, auch nur ahnen? In der Geschichte der Farbenlehre werden wir die Sache weiter auseinander setzen, wenn von Dollond's Erfindung die Rede seyn wird, da wir in unserm Entwurf das Naturverhältniß deutlich gemacht haben (682—687).

471.

Eigentlich war die Newtonische Lehre auf der Stelle todt, sobald die Achromasie entdeckt war. Geistreiche Männer, z. B. unser Klügel, empfanden es, drückten sich aber unentschieden darüber aus. Der Schule hingegen, welche sich schon lange gewöhnt hatte an dieser Lehre zu leimen, zu flicken und zu verkleistern, fehlte es nicht an Wundärzten welche den Leichnam balsamirten, damit er auf ägyptische Weise, auch nach seinem Tode, bei physischen Gelagen präsidiren möge.

472.

Man brauchte neben der verschiedenen Brechbarkeit auch noch den Ausdruck einer verschiedenen Zerstreubarkeit, indem man das unbestimmte, schon von Grimaldi, Rizzetti, Newton selbst und andern gebrauchte Wort Zerstreuen hier in einem ganz eigenen Sinne anwendete, und, so ungeschickt es auch war, der neu bekannt gewordenen Erscheinung anpaßte, ihm ein großes Gewicht gab, und eine Lehre durch Redensarten rettete, die eigentlich nur aus Redensarten bestand.

473.

Uebergehen wir nun die bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Messungen und Berechnungen, welche schon von der physischen und mathematischen Welt für falsch erklärt worden, so übersehen und beleuchten wir doch die Schlußrede, welche den Uebergang zu neuen Kunststücken macht, durch die wir

nicht ins Licht, ſondern hinter das Licht geführt werden ſollen. Denn alſo ſpricht der Verfaſſer:

474.

Nimmt man nun dieſe Theoreme in die Optik auf,

475.

Es iſt ſehr wunderbar, daß er dieſe Empfehlung gerade an einer Stelle anbringt, welche nun ſchon durchaus für falſch anerkannt iſt.

476.

ſo hätte man Stoff genug, dieſe Wiſſenſchaft weitläuftig (voluminously) nach einer neuen Manier zu behandeln, nicht allein bei dem Vortrag alles deſſen was zur Vollkommenheit des Sehens beiträgt, ſondern auch indem man mathematiſch alle Arten der Farbenphänomene, welche durch Refractionen entſtehen können, beſtimmte.

477.

Daß man aber eben dieſes auf Newton's Weiſe, nach Anleitung des letzten Experiments that, dadurch iſt die Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre, und die wahre Einſicht in die Natur der Farbe überhaupt, beſonders aber der Farbe in ſofern ſie durch Refraction entſteht, auf lange Zeit unmöglich gemacht worden.

Nun folgt ein ganz leiſer Uebergang zu dem was wir uns zunächſt ſollen gefallen laſſen.

478.

Denn hiezu iſt nichts weiter nöthig, als daß man die Abſonderung der heterogenen Strahlen finde,

479.

Welche wunderlichen Anſtalten er hierzu gemacht, wie wenig er damit zu Stande gekommen, iſt von uns genau und weitläuftig ausgeführt. Aber man merke wohl was noch weiter nöthig iſt.

480.

und ihre verſchiedenen Miſchungen und Proportionen in jeder Miſchung.

481.

Alſo erſt ſoll man ſie abſondern und dann wieder miſchen, ihre Proportion in der Abſonderung, ihre Proportion in der Miſchung finden. Und was hat man denn davon? Was aber der Autor darunter hat, wird ſich bald zeigen, indem er uns mit den Miſchungen in die Enge treiben will. Indeſſen fahrt er fort goldne Berge zu verſprechen.

482.

Auf dieſem Wege zu denken und zu ſchließen (way of arguing) habe ich die meiſten Phänomene, die in dieſem Buche beſchrieben ſind, erfunden,

483.

Ja wohl hat er ſie erfunden, oder ſie vielmehr ſeinem Argumentiren angepaßt.

484.

und andre mehr, die weniger zu der gegenwärtigen Abhandlung gehören. Und ich kann bei den Fortſchritten, die ich in den Verſuchen gemacht habe, wohl verſprechen, daß derjenige der recht denken und folgern und alles mit guten Gläſern und hinreichender Vorſicht

unternehmen wird, des erwarteten Erfolgs nicht ermangeln ſoll.

485.

Der erwartete Erfolg wird nur der ſeyn, wie er es denn auch geweſen iſt, daß eine Hypotheſe immer mehr ausgeputzt wird und die vorgefaßte Meinung im Sinn immer mehr erſtarrt.

486.

Aber man muß zuerſt erkennen, was für Farben von andern, die man in beſtimmter Proportion vermiſcht, entſtehen können.

487.

Und ſo hatte uns der Verfaſſer ganz leiſe wieder an eine Schwelle hingeführt, über die er uns in eine neue Concamération ſeines Wahnes höflicherweiſe hineinnöthigt.

Vierte Propoſition. Drittes Theorem.

Man kann Farben durch Zuſammenſetzung hervorbringen, welche den Farben des homogenen Lichts gleich ſind, dem Anſehn der Farben nach, aber keineswegs was ihre Unveränderlichkeit und die Conſtitution des Lichtes betrifft. Und jemehr man dieſe Farben zuſammenſetzt, deſto weniger ſatt und ſtark werden ſie, ja ſie können, wenn man ſie allzu ſehr zuſammenſetzt, ſo diluirt und geſchwächt werden, daß ſie verſchwinden und ſich

in Weiß oder Grau verwandeln. Auch laſſen ſich Farben durch Zuſammenſetzung hervorbringen, welche nicht vollkommen den Farben des homogenen Lichtes gleich ſind.

488.

Was dieſe Propoſition hier bedeuten ſolle, wie ſie mit dem Vorhergehenden eigentlich zuſammenhange und was ſie für die Folge beabſichtige, müſſen wir vor allen Dingen unſern Lesern deutlich zu machen ſuchen. Die falſche Anſicht des Spectrums, daß es urſprünglich aus einer ſtätigen Farbenreihe beſtehe, hatte Newton in dem Vorhergehenden noch mehr befeſtigt, indem er darin eine der Tonleiter ähnliche Scale gefunden haben wollte.

489.

Nun wiſſen wir aber, daß man, um der Erſcheinung auf den Grund zu kommen, zugleich ein verrücktes helles und ein verrucktes dunkles Bild betrachten muß. Da finden ſich nun zwei Farben, die man für einfach anſprechen kann, Gelb und Blau, zwei geſteigerte, Gelbroth und Blauroth, und zwei gemiſchte, Grün und Purpur. Auf dieſe Unterſchiede hatte Newton keine Acht, ſondern betrachtete nur die bei ſtarker Verrückung eines hellen Bildes vorkommenden Farben, unterſchied, zahlte ſie, nahm ihrer fünf oder ſieben an, ja ließ deren, weil in einer ſtätigen Reihe ſich unendliche Einſchnitte machen laſſen, unzählige gelten; und dieſe alle ſollten nun, ſo viel ihrer auch ſeyn möchten, primitive, primäre, in dem Licht für ſich befindliche Urfarben ſeyn.

490.

Bei genauerer Betrachtung mußte er jedoch finden, daß

manche von diesen einfachen Urfarben gerade so aussahen wie andere, die man durch Mischung hervorbringen konnte. Wie nun aber das Gemischte dem Ursprünglichen, und das Ursprüngliche dem Gemischten ähnlich ja gleich seyn könne, dieß wäre freilich in einem naturgemäßen Vortrag schwer genug darzustellen gewesen; in der Newtonischen Behandlung wird es jedoch möglich, und wir wollen, ohne uns weiter im Allgemeinen aufzuhalten, gleich zu dem Vortrag des Verfassers übergehen, und in kurzen Anmerkungen, wie bisher, unsere Leser aufmerksam machen, worauf es denn eigentlich mit diesem Mischen und Wiedermischen am Ende hinausgeht.

491.

Denn eine Mischung von homogenem Roth und Gelb bringt ein Orange hervor, gleich an Farbe dem Orange das in der Reihe von ungemischten prismatischen Farben zwischeninne liegt, aber das Licht des einen Orange ist homogen, die Refrangibilität betreffend; das andere aber ist heterogen: denn die Farbe des ersten, wenn man sie durch ein Prisma ansieht, bleibt unverändert, die von dem zweiten wird verändert und in die Farben zerlegt, die es zusammen setzen, nämlich Roth und Gelb.

492.

Da uns der Verfasser mit so verschiedenen umständlichen Versuchen gequalt hat, warum zieht er nicht auch hier den Versuch genau an? Warum bezieht er sich nicht auf einen der vorigen, an den man sich halten könnte? Wahrscheinlicherweise ist er denjenigen ähnlich, die wir oben (151 und 153) mit eingeführt haben, wo ein Paar prismatische Bilder,

entweder im Ganzen oder theilweiſe, objectiv über einander geworfen und dann, durch ein Prisma angeſehen, ſubjectiv auseinander gerückt werden. Newton's Intention hierbei iſt aber keine andere, als eine Ausflucht ſich zu bereiten, damit, wenn bei abermaliger Verrückung ſeiner homogenen Farbenbilder ſich neue Farben zeigen, er ſagen könne, jene ſeyen eben nicht homogen geweſen; da denn freilich Niemand Einem der auf dieſe Weiſe lehrt und disputirt, etwas anhaben kann.

493.

Auf dieſelbe Weiſe können andere benachbarte homogene Farben neue Farben hervorbringen, den homogenen gleich, welche zwiſchen ihnen liegen, z. B. Gelb und Grün.

494.

Man bemerke, wie liſtig der Verfaſſer auftritt. Er nimmt hier ſein homogenes Grun, da doch Grün als eine zuſammengeſetzte Farbe durchaus anerkannt iſt.

495.

Gelb und Grün alſo bringen die Farbe hervor, die zwiſchen ihnen beiden liegt.

496.

Das heißt alſo ungefahr ein Papageiarün, das nach der Natur und in unſerer Sprache durch mehr Gelb und weniger Blau hervorgebracht wird. Aber man ache nur weiter Acht.

497.

Und nachher wenn man Blau dazu thut, ſo wird es ein Grün werden, von der mittlern Farbe der drei, woraus es zuſammengeſetzt iſt.

498.

Erſt macht er alſo Grün zur einfachen Farbe und erkennt das Gelb und Blau nicht an, woraus es zuſammengeſetzt iſt, dann giebt er ihm ein Uebergewicht von Gelb, und dieſes Uebergewicht von Gelb nimmt er durch eine Beimiſchung von Blau wieder weg, oder vielmehr er verdoppelt nur ſein erſtes Grun, indem er noch eine Portion neues Grün hinzubringt. Er weiß aber die Sache ganz anders auszulegen.

499.

Denn das Gelbe und Blaue an jeder Seite, wenn ſie in gleicher Menge ſind, ziehen das mittlere Grün auf gleiche Weiſe zu ſich und halten es wie es war, im Gleichgewicht, ſo daß es nicht mehr gegen das Gelbe auf der einen, noch gegen das Blaue an der andern ſich neigt, ſondern durch ihre gemiſchten Wirkungen als eine Mittelfarbe erſcheint.

500.

Wie viel kurzer wär' er davon gekommen, wenn er der Natur die Ehre erzeigt und das Phanomen, wie es iſt, ausgeſprochen hätte, daß nämlich das prismatiſche Blau und Gelb, die erſt im Spectrum getrennt ſind, ſich in der Kehle verbinden und ein Grun machen, und daß im Spectrum gar kein einfaches Grün zu denken ſey. Was hilft es aber! Ihm und ſeiner Schule ſind Worte lieber als die Sache.

501.

Zu dieſem gemiſchten Grün kann man noch etwas Roth und Violett hinzuthun, und das Grüne wird nicht gleich verſchwinden, ſondern nur weniger voll

und lebhaft werden. Thut man noch mehr Roth und Violett hinzu, so wird es immer mehr und mehr verdünnt, bis durch das Uebergewicht von hinzugethanen Farben es überwältigt und in Weiß oder in irgend eine andre Farbe verwandelt wird.

502.

Hier tritt wieder das Hauptübel der Newtonischen Lehre herein, daß sie das πάθος der Farbe verkennt, und immer glaubt mit Lichtern zu thun zu haben. Es sind aber keineswegs Lichter, sondern Halblichter, Halbschatten, welche durch gewisse Bedingungen als verschiedenfarbig erscheinen. Bringt man nun diese verschiedenen Halblichter, diese Halbschatten übereinander, so werden sie zwar nach und nach ihre Specification aufgeben, sie werden aufhören, Blau Gelb, oder Roth zu seyn; aber sie werden keineswegs dadurch diluirt. Der Fleck des weißen Papiers auf den man sie wirft, wird dadurch dunkler; es entsteht ein Halblicht, ein Halbschatten aus soviel andern Halblichtern, Halbschatten zusammengesetzt.

503.

So wird, wenn man zu der Farbe von irgend einem homogenen Lichte das weiße Sonnenlicht, das aus allen Arten Strahlen zusammengesetzt ist, hinzuthut, diese Farbe nicht verschwinden, oder ihre Art verändern, aber immer mehr und mehr verdünnt werden.

504.

Man lasse das Spectrum auf eine weiße Tafel fallen, die im Sonnenlicht steht, und es wird bleich aussehen, wie

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte.

Elmire kniet.

Sieh mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Er hebt sie auf, und verbirgt die Bewegungen seines Herzens.

Angst und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieses arme Herz.
Sieh' mich vor dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt.

Ach, es war ein junges Blut,
War so lieb, er war so gut!
Ach, so redlich liebt' er mich!
Ach, so heimlich quält' er sich!
Sieh' mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Ich vernahm sein stummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren sehn;
Hielte mein Gefühl zurück,

ein anderer Schatten auch, auf welchen das Sonnenlicht wirkt ohne ihn ganz aufzuheben.

505.

Zuletzt wenn man Roth und Violett mischt, so werden nach verschiedenen Proportionen verschiedene Purpurfarben zum Vorschein kommen, und zwar solche, die keiner Farbe irgend eines homogenen Lichtes gleichen.

506.

Hier tritt denn endlich der Purpur hervor, das eigentliche wahre reine Roth, das sich weder zum Gelben noch zum Blauen hinneigt. Diese vornehmste Farbe, deren Entstehung wir im Entwurf, in physiologischen, physischen und chemischen Fällen, hinreichend nachgewiesen haben, fehlt dem Newton, wie er selbst gesteht, in seinem Spectrum ganz, und das bloß deßwegen, weil er nur das Spectrum eines verrückten hellen Bildes zum Grunde seiner Betrachtung legt, und das Spectrum eines verrückten dunklen Bildes nicht zugleich aufführt, nicht mit dem ersten parallelisirt. Denn wie bei Verrückung des hellen Bildes endlich in der Mitte Gelb und Blau zusammenkommen und Grün bilden, so kommen bei Verrückung des dunklen Bildes endlich Gelbroth und Blauroth zusammen. Denn das was Newton am einen Ende seiner Farbenscale Roth nennt, ist eigentlich nur Gelbroth, und er hat also unter seinen primitiven Farben nicht einmal ein vollkommenes Roth. Aber so muß es allen ergehen, die von der Natur abweichen, welche das Hinterste zu vorderst stellen, das Abgeleitete zum Ursprünglichen erheben, das Ursprüngliche zum Abgeleiteten erniedrigen, das Zusammengesetzte einfach, das Einfache zusammengesetzt nennen. Alles muß bei ihnen verkehrt werden, weil das erste verkehrt war; und doch finden

ſich Geiſter vorzüglicher Art, die ſich auch am Verkehrten erfreuen.

507.

Und aus dieſen Purpurfarben, wenn man Gelb und Blau hinzumiſcht, können wieder andre neue Farben erzeugt werden.

508.

Und ſo hatte er denn ſein Miſchen und Mengen auf die confuſeſte Weiſe zu Stande gebracht; worauf es aber eigentlich angeſehn iſt, zeigt ſich im folgenden.

Durch dieſe Miſchung der Farben ſucht er ihre ſpecifiſche Wirkung endlich zu neutraliſiren, und möchte gar zu gern aus ihnen Weiß hervorbringen; welches ihm zwar in der Erfahrung nicht gerath, ob er gleich mit Worten immer verſichert, daß es möglich und thulich ſey.

Fünfte Propoſition. Viertes Theorem.

Das Weiße und alle graue Farben, zwiſchen Weiß und Schwarz, können aus Farben zuſammengeſetzt werden, und die Weiße des Sonnenlichts iſt zuſammengeſetzt aus allen Urfarben (primary) in gehörigem Verhältniß vereinigt.

509.

Wie es ſich mit dem erſten verhalte, haben wir in den Capiteln der realen und ſcheinbaren Miſchung genugſam

dargelegt; und die zweite Hälfte der Propoſition wiſſen unſre Leſer auch zu ſchätzen. Wir wollen jedoch ſehen, wie er das Vorgebrachte zu beweiſen gedenkt.

Neunter Verſuch.

510.

Die Sonne ſchien in eine dunkle Kammer durch eine kleine runde Oeffnung in dem Fenſterladen, und warf das gefärbte Bild auf die entgegengeſetzte Wand. Ich hielt ein weißes Papier an die Seite, auf die Art, daß es durch das vom Bild zurückgeworfene Licht erleuchtet wurde, ohne einen Theil des Lichtes auf ſeinem Wege vom Prisma zum Spectrum aufzufangen; und ich fand, wenn man das Papier näher zu einer Farbe als zu den übrigen hielt, ſo erſchien es von dieſer Farbe; wenn es aber gleich oder faſt gleich von allen Farben entfernt war, ſo daß alle es erleuchteten, erſchien es weiß.

511.

Man bedenke, was bei dieſer Operation vorgeht. Es iſt nämlich eine unvollkommene Reflexion eines farbigen halbhellen Bildes, welche jedoch nach den Geſetzen der ſcheinbaren Mittheilung geſchieht (S. 388–392). Wir wollen aber den Verfaſſer ausreden laſſen, um alsdann das wahre Verhältniß im Zuſammenhang vorzubringen.

512.

Wenn nun bei dieſer letzten Lage des Papiers einige Farben aufgefangen wurden, verlor daſſelbe ſeine weiße Farbe und erſchien in der Farbe des übrigen Lichtes das nicht aufgefangen war. Auf dieſe Weiſe konnte man das Papier mit Lichtern von verſchiedenen Farben erleuchten, namentlich mit Roth, Gelb, Grün Blau und Violett, und jeder Theil des Lichts behielt ſeine eigene Farbe bis er aufs Papier fiel und von da zum Auge zurückgeworfen wurde, ſo daß er, wenn entweder die Farbe allein war, und das übrige Licht aufgefangen, oder wenn ſie prädominirte, dem Papier ſeine eigene Farbe gab; war ſie aber vermiſcht mit den übrigen Farben in gehörigem Verhältniß, ſo erſchien das Papier weiß, und brachte alſo dieſe Farbe in Zuſammenſetzung mit den übrigen hervor. Die verſchiedenen Theile des farbigen Lichtes, welche das Spectrum reflectirt, indem ſie von daher durch die Luft fortgepflanzt werden, behalten beſtändig ihre eigenen Farben: denn wie ſie auch auf die Augen des Zuſchauers fallen, ſo erſcheinen die verſchiedenen Theile des Spectrums unter ihren eigenen Farben. Auf gleiche Weiſe behalten ſie auch ihre eigenen Farben, wenn ſie auf das Papier fallen; aber dort machen ſie durch Verwirrung und vollkommene Miſchung aller Farben die Weiße des Lichts, welche von dorther zurückgeworfen wird.

513.

Die ganze Erſcheinung iſt, wie geſagt, nichts als eine unvollkommene Reflexion. Denn erſtlich bedenke man, daß das Spectrum ſelbſt ein dunkles aus lauter Schattenfarben zuſammengeſetztes Bild ſey. Man bringe ihm noch an die Seite eine zwar weiße aber doch rauhe Oberfläche, wie das Papier iſt, ſo wird jede Farbe des Spectrums von derſelben obgleich nur ſchwach reflectiren, und der aufmerkſame Beobachter wird die Farben noch recht gut unterſcheiden können. Weil aber das Papier auf jedem ſeiner Punkte von allen Farben zugleich erleuchtet iſt, ſo neutraliſiren ſie ſich gewiſſermaßen einander und es entſteht ein Dammerſchein, dem man keine eigentliche Farbe zuſchreiben kann. Die Hellung dieſes Dammerſcheins verhält ſich wie die Dammerung des Spectrums ſelbſt, keineswegs aber wie die Hellung des weißen Lichtes, ehe es Farben annahm und ſich damit überzog. Und dieſes iſt immer die Hauptſache welcher Newton ausweicht. Denn man kann freilich aus ſehr hellen Farben, auch wenn ſie körperlich ſind, ein Grau zuſammenſetzen, das ſich aber, von weißer Kreide z. B., ſchon genugſam unterſcheidet. Alles dieß iſt in der Natur ſo einfach und ſo kurz, und nur durch dieſe falſchen Theorien und Sophiſtereien hat man die Sache ins Weite, ja ins Unendliche geſpielt.

514.

Will man dieſen Verſuch mit farbigen Papieren, auf die man das Sonnenlicht gewaltig fallen und von da auf eine im Dunklen ſtehende Fläche reflectiren läßt, anſtellen, in dem Sinne wie unſere Capitel von ſcheinbarer Miſchung und Mittheilung der Farbe erwähnen; ſo wird man ſich noch mehr von dem wahren Verhältniß der Sache überzeugen, daß nämlich durch Verbindung aller Farben ihre Specification zwar

aufgehoben, aber das was sie alle gemein haben, das ἀντιφάν, nicht beseitigt werden kann.

515.

In den drei folgenden Experimenten bringt Newton wieder neue Kunststückchen und Bosseleien hervor, ohne das wahre Verhältniß seines Apparats und der dadurch erzwungenen Erscheinung anzugeben. Nach gewohnter Weise ordnet er die drei Experimente falsch, indem er das complicirteste voransetzt, ein anderes das dieser Stelle gewissermaßen fremd ist, folgen läßt, und das einfachste zuletzt bringt. Wir werden daher, um uns und unsern Lesern die Sache zu erleichtern, die Ordnung umkehren, und wenden uns deßhalb sogleich zum

Zwölften Versuch.

516.

Das Licht der Sonne gehe durch ein großes Prisma durch, falle sodann auf eine weiße Tafel und bilde dort einen weißen Raum.

517.

Newton operirt also hier wieder in dem zwar refrangirten aber doch noch ungefärbten Lichte.

518.

Gleich hinter das Prisma setze man einen Kamm.

519.

Man gebe doch Acht, auf welche rohe Weise Newton sein weißes Licht zusammenkrampeln und filzen will.

520.

Die Breite der Zähne sey gleich ihren Zwischenräumen, und die sieben Zähne

521.

Doch als wenn für jeden Hauptlichtstrahl einer präparirt wäre.

522.

nehmen mit ihren Intervallen die Breite eines Zolles ein. Wenn nun das Papier zwei oder drei Zoll von dem Kamm entfernt stand, so zeichnete das Licht, das durch die verschiedenen Zwischenräume hindurchging, verschiedene Reihen Farben,

523.

Warum sagt er nicht die prismatischen Farbenreihen?

524.

die parallel unter sich waren und ohne eine Spur von Weiß.

525.

Und diese Erscheinung kam doch wohl bloß daher, weil jeder Zahn zwei Ränder machte, und das gebrochene ungefarbte Licht sogleich an diesen Gränzen, durch diese Gränzen zur Farbe bestimmt wurde: welches Newton in der ersten Proposition dieses Buchs so entschieden läugnete. Das ist eben das Unerhörte bei diesem Vortrag, daß erst die wahren Verhältnisse und Erscheinungen abgelaugnet werden, und daß, wenn sie zu irgend einem Zwecke brauchbar sind, man sie ohne weiteres hereinführt, als wäre gar nichts geschehen noch gesagt worden.

526.

Diese Farbenstreifen, wenn der Kamm auf und abwärts bewegt ward, stiegen auf und abwärts.

527.

Keinesweges dieſelben Farbenkreiſen: ſondern wie der Kamm ſich bewegte, entſtunden an ſeinen Gränzen immer neue Farbenerſcheinungen, und es waren ewig werdende Bilder.

528.

Wenn aber die Bewegung des Kamms ſo ſchnell war, daß man die Farben nicht von einander unterſcheiden konnte, ſo erſchien das ganze Papier durch ihre Verwirrung und Miſchung dem Sinne weiß.

529.

So kardetſcht unſer gewandter Naturforſcher ſeine homogenen Lichter dergeſtalt durcheinander, daß ſie ihm abermals ein Weiß hervorbringen, welches wir aber auch nothwendig verkümmern müſſen. Wir haben zu dieſem Verſuche einen Apparat erſonnen, der ſeine Verhältniſſe ſehr gut an den Tag legt. Die Vorrichtung einen Kamm auf und abwärts ſehr ſchnell zu bewegen, iſt unbequem und umſtändlich. Wir bedienen uns daher eines Rades mit zarten Speichen, das an die Walze unſers Schwungrades befeſtigt werden kann. Dieſes Rad ſtellen wir zwiſchen das erleuchtete große Prisma und die weiße Tafel. Wir ſetzen es langſam in Bewegung, und wie eine Speiche vor dem weißen Raum des refrangirten Bildes vorbeigeht, ſo bildet ſie dort einen farbigen Stab in der bekannten Folge: Blau, Purpur und Gelb. Wie eine andre Speiche eintritt, ſo entſtehen abermals dieſe farbigen Erſcheinungen, die ſich geſchwinder folgen, wenn man das Rad ſchneller herumdreht. Giebt man nun dem Rade den völligen Umſchwung, ſo daß der Beobachtende wegen der Schnelligkeit die Speichen nicht mehr unterſcheiden kann, ſondern daß eine runde Scheibe dem Auge erſcheint; ſo tritt der

ſchöne Fall ein, daß einmal das aus dem Prisma herkommende weiße, an ſeinen Granzen gefarbte Bild auf jener Scheibe völlig deutlich erſcheint, und zugleich, weil dieſe ſcheinbare Scheibe doch noch immer als halbdurchſichtig angeſehen werden kann, auf der hinteren weißen Papre ſich abbildet. Es iſt dieſes ein Verſuch, der ſogleich das wahre Verhältniß vor Augen bringt, und welchen jedermann mit Vergnügen anſehn wird. Denn hier iſt nicht von Krampeln, Filzen und Mardetſchen fertiger Farbenlichter die Rede; ſondern eben die Schnelligkeit, welche auf der ſcheinbaren Scheibe das ganze Bild auffangt, läßt es auch hindurch auf die weiße Tafel fallen, wo eben wegen der Schnelligkeit der vorbeigehenden Speichen keine Farben für uns entſtehen können; und das hintre Bild auf der weißen Tafel iſt zwar in der Mitte weiß, doch etwas trüber und dämmernder, weil es ja vermittelſt der für halbdurchſichtig anzunehmenden Scheibe gedampft und gemäßigt wird.

330.

Noch angenehmer zeigt ſich der Verſuch, wenn man durch ein kleineres Prisma die Farbenerſcheinung dergeſtalt hervorbringt, daß ein ſchon ganz fertiges Spectrum auf die Speichen des umzudrehenden Rades fallt. Es ſteht in ſeiner völligen Kraft alsdann auf der ſchnell umgetriebenen ſcheinbaren Scheibe, und eben ſo unverwandt und unverandert auf der hintern weißen Tafel. Warum gebt denn hier keine Miſchung, keine Confuſion vor? warum quirlt denn das auf das ſchnellſte herumgedrehte Speichenrad die fertigen Farben nicht zuſammen? warum operirt denn dießmal Newton nicht mit ſeinen fertigen Farben? warum mit entſtehenden? Doch bloß darum, daß er ſagen könne, ſie ſeyen fertig geworden und durch Miſchung ins Weiße verwandelt; da der Raum doch bloß darum vor

unſern Augen weiß bleibt, weil die vorübereilenden Speichen ihre Gränze nicht bezeichnen und deßhalb keine Farbe entſtehn kann.

531.

Da nun der Verfaſſer einmal mit ſeinem Kamme operirt, ſo hauſt er noch einige Experimente, die er aber nicht numerirt, deren Gehalt wir nun auch kürzlich würdigen wollen.

532.

Laßt nun den Kamm ſtill ſtehn und das Papier ſich weiter vom Prisma nach und nach entfernen, ſo werden die verſchiedenen Farbenreihen ſich verbreitern und eine über die andre mehr hinausrücken, und indem ſie ihre Farben mit einander vermiſchen, einander verdünnen; und dieſes wird zuletzt ſo ſehr geſchehen, daß ſie weiß werden.

533.

Was vorgeht, wenn ſchmale ſchwarze und weiße Streifen auf einer Tafel wechſeln, kann man ſich am beſten durch einen ſubjectiven Verſuch bekannt machen. Die Ränder entſtehen nämlich geſetzmäßig an den Gränzen ſowohl des Schwarzen als des Weißen, die Säume verbreiten ſich ſowohl über das Weiße als das Schwarze, und ſo erreicht der gelbe Saum geſchwind den blauen Rand und macht Grün, der violette Rand den gelbrothen und macht Purpur, ſo daß wir ſowohl das Syſtem des verrückten weißen, als des verrückten ſchwarzen Bildes zugleich gewahr werden. Entfernt man ſich weiter von der Pappe, ſo greifen Ränder und Säume dergeſtalt in

Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, ſo drängt' und quält' ich ihn;
Und nun iſt der Arme hin.
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt.
Sieh mich, Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Erwin zieht eine Schreibtafel heraus und ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, ſchlägt die Tafel zu, und giebt ſie Elmiren. Eilig will ſie die Blätter aufmachen; er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen. Dieſe Pantomime wird von Muſik begleitet, wie alles das Folgende.

Elmire.

Ja, würd'ger Mann, ich ehre deinen Wink,
Ich überlaſſe dich der Einſamkeit,
Ich ſtöre nicht dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich,

wann

einander, vereinigen sich innigst, so daß man nur noch grüne und purpurne Streifen übereinander sieht.

534.

Dieselbe Erscheinung kann man durch einen Kamm, mit dem man vor einem großen Prisma operirt, objectiv hervorbringen und die abwechselnden purpurnen und grünen Streifen auf der weißen Tafel recht gut gewahr werden.

535.

Es ist daher ganz falsch was Newton andeutet, als wenn die sämmtlichen Farben in einander griffen, da sich doch nur die Farben der entgegengesetzten Ränder vermischen können, und gerade, indem sie es thun, die übrigen aus einander halten. Daß also diese Farben, wenn man mit der Pappe sich weiter entfernt, indem es doch im Grunde lauter Halbschatten sind, verdünnter erscheinen, entsteht daher, weil sie sich mehr ausbreiten, weil sie schwacher wirken, weil ihre Wirkung nach und nach fast aufhöret, weil jede für sich unscheinbar wird, nicht aber weil sie sich vermischen und ein Weiß hervorbringen. Die Neutralisation, die man bei andern Versuchen zugesteht, findet hier nicht einmal statt.

536.

Ferner nehme man durch irgend ein Hinderniß

537.

Hier ist schon wieder ein Hinderniß, mit dem er bei dem ersten Experiment des zweiten Theils so unglücklich operirt hat, und das er hier nicht besser anwendet.

538.

das Licht hinweg, das durch irgend einen der Zwischenräume der Kammzähne durchgefallen war, so

daß die Reihe Farben, welche daher entſprang, aufgehoben ſey, und man wird bemerken, daß das Licht der übrigen Reihen an die Stelle der weggenommenen Reihe tritt und ſich daſelbſt färbt.

539.

Keineswegs iſt dieſes das Factum, ſondern ein genauer Beobachter ſieht ganz etwas anders. Wenn man nämlich einen Zwiſchenraum des Kammes zudeckt, ſo erhält man nur einen breitern Zahn, der, wenn die Intervalle und die Zähne gleich ſind, dreimal ſo breit iſt wie die übrigen. An den Gränzen dieſes breitern Zahns geht nun gerade das vor, was an den Gränzen der ſchmäleren vorgeht: der violette Saum erſtreckt ſich hereinwärts, der gelbrothe Rand bezeichnet die andre Seite. Nun iſt es möglich, daß bei der gegebenen Diſtanz dieſe beiden Farben ſich über den breiten Zahn noch nicht erreichen, während ſie ſich über die ſchmalen Zähne ſchon ergriffen haben; wenn man alſo bei den übrigen Fällen ſchon Purpur ſieht, ſo wird man hier noch das Gelbrothe vom Blaurothen getrennt ſehen.

540.

Läßt man aber dieſe aufgefangene Reihe wieder wie vorher auf das Papier fallen; ſo werden die Farben derſelben in die Farben der übrigen Reihen einfallen, ſich mit ihnen vermiſchen und wieder das Weiße hervorbringen.

541.

Keineswegs; ſondern, wie ſchon oben gedacht, werden die durch die ſchmalen Kammöffnungen durchfallenden Farbenreihen in einer ſolchen Entfernung nur unſcheinbar, ſo daß

ein zweideutiger, eher bunt als farblos zu nennender Schein hervorgebracht wird.

542.

Biegt man nun die Tafel sehr schräg gegen die einfallenden Strahlen, so daß die am stärksten refrangiblen häufiger als die übrigen zurückgeworfen werden; so wird die Weiße der Tafel, weil gedachte Strahlen häufiger zurückgeworfen werden als die übrigen, sich in Blau und Violett verwandeln. Wird das Papier aber im entgegengesetzten Sinne gebeugt, daß die weniger refrangiblen Strahlen am häufigsten zurückgeworfen werden, so wird das Weiße in Gelb und Roth verwandelt.

543.

Dieses ist, wie man sieht, nur noch ein Septleva auf das dritte Experiment des zweiten Theils.

Man kann, weil wir einmal diesen Spielausdruck gebraucht haben, Newton einem falschen Spieler vergleichen, der bei einem unaufmerksamen Banquier ein Paroli in eine Karte biegt, die er nicht gewonnen hat, und nachher, theils durch Glück theils durch List, ein Ohr nach dem andern in die Karte knickt und ihren Werth immer steigert. Dort operirt er in dem weißen Lichte und hier nun wieder in einem durch den Kamm gegangenen Lichte, in einer solchen Entfernung, wo die Farbenwirkungen der Kammzähne sehr geschwächt sind. Dieses Licht ist aber immer noch ein refrangirtes Licht, und durch jedes Hinderniß nahe an der Tafel kann man wieder Schatten und Farbensäume hervorbringen. Und so kann man auch das dritte Experiment hier wiederholen, indem die

Ränder, die Ungleichheit der Tafel ſelbſt, entweder Violett und Blau, oder Gelb und Gelbroth hervorbringen und mehr oder weniger über die Tafel verbreiten, je nachdem die Richtung iſt, in welcher die Tafel gehalten wird. Bewies alſo jenes Experiment nichts, ſo wird auch gegenwärtiges nichts beweiſen, und wir erlaſſen unſern Leſern das ergo bibamus, welches hier auf die gewöhnliche Weiſe hinzugefügt wird.

Eilfter Verſuch.

544.

Hier bringt der Verfaſſer jenen Hauptverſuch, deſſen wir ſo oft erwahnen, und den wir in dem neunzehnten Capitel von Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche (E. 350 bis 355) vorgetragen haben. Es iſt namlich derjenige, wo ein objectiv an die Wand geworfenes Bild ſubjectiv heruntergezogen, entfärbt und wieder umgekehrt gefarbt wird. Newton hütet ſich wohl dieſes Verſuchs an der rechten Stelle zu erwahnen: denn eigentlich gabe es für denſelben gar keine rechte Stelle in ſeinem Buche, indem ſeine Theorie vor dieſem Verſuch verſchwindet. Seine fertigen, ewig unveranderlichen Farben werden hier vermindert, aufgehoben, umgekehrt, und ſtellen uns das Werdende, immerfort Entſtehende und ewig Bewegliche der prismatiſchen Farben recht vor die Sinne. Nun bringt er dieſen Verſuch ſo nebenbei, als eine Gelegenheit ſich weißes Licht zu verſchaffen und in demſelben mit Kammen zu operiren. Er beſchreibt den Verſuch, wie wir ihn auch ſchon dargeſtellt, behauptet aber nach ſeiner Art, daß dieſe Weiſe des ſubjectiv heruntergeführten Bildes aus der Vereinigung aller farbigen Lichter entſtehe, da die völlige

Weiße doch hier, wie bei allen prismatischen Versuchen, den Indifferenzpunkt und die nahe Umwendung der begränzenden Farben in den Gegensatz andeutet. Nun operirt er in diesem subjectiv weiß gewordnen Bilde mit seinen Kammzahnen und bringt also, durch neue Hindernisse, neue Farbenstreifen von außen herbei, keineswegs von innen heraus.

Zehnter Versuch.

545.

Hier kommen wir nun an eine recht zerknickte Karte, an einen Versuch der aus nicht weniger als fünf bis sechs Versuchen zusammengesetzt ist. Da wir sie aber alle schon ihrem Werth nach kennen, da wir schon überzeugt sind, daß sie einzeln nichts beweisen; so werden sie uns auch in der gegenwärtigen Verschränkung und Zusammensetzung keinesweges imponiren.

Anstatt also dem Verfasser hier, wie wir wohl sonst gethan, Wort vor Wort zu folgen, so gedenken wir die verschiedenen Versuche, aus denen der gegenwartige zusammengesetzt ist, als Glieder dieses monstrosen Ganzen, nur kürzlich anzuzeigen, auf das was schon einzeln gesagt ist, zurückzudeuten und auch so über das gegenwartige Experiment abzuschließen.

Glieder des zehnten Versuchs.

546.

1) Ein Spectrum wird auf die bekannte Weise hervorgebracht.

2) Es wird auf eine Linſe geworfen und von einer weißen Tafel aufgefangen. Das farbloſe runde Bild entſteht im Focus.

3) Dieſes wird ſubjectiv heruntergerückt und gefärbt.

4) Jene Tafel wird gebogen. Die Farben erſcheinen wie beim zweiten Verſuch dieſes zweiten Theils.

5) Ein Kamm wird angewendet. S. den zwölften Verſuch dieſes Theils.

547.

Wie Newton dieſen complicirten Verſuch beſchreibt, auslegt und was er daraus folgert, werden diejenigen welche die Sache intereſſirt, bei ihm ſelbſt nachſehen, ſo wie die welche ſich in den Stand ſetzen, dieſe ſämmtlichen Verſuche nachzubilden, mit Verwunderung und Erſtaunen das ganz Unnütze dieſer Aufhäufungen und Verwicklungen von Verſuchen erkennen werden. Da auch hier abermals Linſen und Prismen verbunden werden, ſo kommen wir ohnehin in unſerer ſupplementaren Abhandlung auch auf gegenwärtigen Verſuch zurück.

Dreizehnter Verſuch.

Siehe Fig. 3. Taf. XIV.

548.

Bei den vorerwähnten Verſuchen thun die verſchiedenen Zwiſchenräume der Kammzähne den Dienſt verſchiedener Prismen, indem ein jeder Zwiſchenraum das Phänomen eines Prisma's hervorbringt.

549.

Freilich wohl, aber warum? Weil innerhalb des weißen Raums, der ſich im refrangirten Bilde des großen Prisma's zeigte, friſche Gränzen hervorgebracht werden, und zwar durch den Kamm oder Rechen wiederholte Gränzen, da denn das geſetzliche Farbenſpiel ſein Weſen treibt.

550.

Wenn ich nun alſo, anſtatt dieſer Zwiſchenräume, verſchiedene Prismen gebrauchen und, indem ich ihre Farben vermiſchte, das Weiße hervorbringen wollte; ſo bediente ich mich dreier Prismen, auch wohl nur zweier.

551.

Ohne uns weitläuftig dabei aufzuhalten, bemerken wir nur mit Wenigem, daß der Verſuch mit mehreren Prismen und der Verſuch mit dem Kamm keineswegs einerlei ſind. Newton bedient ſich, wie ſeine Figur und deren Erklärung ausweiſ't, nur zweier Prismen, und wir wollen ſehen was durch dieſelben, oder vielmehr zwiſchen denſelben hervorgebracht wird.

552.

Es mögen zwei Prismen ABC und abc, deren brechende Winkel B und b gleich ſind, ſo parallel gegen einander geſtellt ſeyn, daß der brechende Winkel B des einen, den Winkel c an der Baſe des andern berühre, und ihre beiden Seiten CB und cb, wo die Strahlen heraustreten, mögen gleiche Richtung haben; dann mag das Licht, das durch ſie durchgehet, auf

das Papier **MN**, etwa acht oder zwölf Zoll von dem Prisma, hinfallen: alsdann werden die Farben, welche an den innern Gränzen **B** und c der beiden Prismen entſtehen, an der Stelle **PT** vermiſcht und daraus das Weiße zuſammengeſetzt.

553.

Wir begegnen dieſem Paragraphen, welcher manches Bedenkliche enthalt, indem wir ihn rückwarts analyſiren. Newton bekennt hier, auch wieder nach ſeiner Art, im Vorbeigehen, daß die Farben an den Gränzen entſtehen: eine Wahrheit die er ſo oft und hartnackig geläugnet hat. Sodann fragen wir billig: warum er denn dießmal ſo nahe an den Prismen operire? die Tafel nur acht oder zwölf Zoll von denſelben entferne? Die verborgene Urſache iſt aber keine andere, als daß er das Weiß, das er erſt hervorbringen will, in dieſer Entfernung noch urſprünglich hat, indem die Farbenſäume an den Rändern noch ſo ſchmal ſind, daß ſie nicht übereinander greifen und kein Grün hervorbringen können. Falſchlich zeichnet alſo Newton an den Winkeln **B** und c fünf Linien, als wenn zwei ganze Syſteme des Spectrums hervortraten, anſtatt daß nur in c der blaue und blaurothe, in **B** der gelbrothe und gelbe Rand entſpringen können. Was aber noch ein Hauptpunkt iſt, ſo ließe ſich ſagen, daß, wenn man das Experiment nicht nach der Newtoniſchen Figur, ſondern nach ſeiner Beſchreibung anſtellt, ſo nämlich daß die Winkel **B** und c ſich unmittelbar berühren, und die Seiten **CB** und cb in Einer Linie liegen, daß alsdann an den Punkten **B** und c keine Farben entſpringen können, weil Glas an Glas unmittelbar anſtößt, Durchſichtiges ſich mit Durchſichtigem verbindet und alſo keine Gränze hervorgebracht wird.

554.

Da jedoch Newton in dem Folgenden behauptet, was wir ihm auch zugeben können, daß das Phänomen ſtatt finde, wenn die beiden Winkel B und c ſich einander nicht unmittelbar berühren; ſo müſſen wir nur genau erwägen, was alsdann vorgeht, weil hier die Newtoniſche falſche Lehre ſich der wahren annähert. Die Erſcheinung iſt erſt im Werden; an dem Punkte c entſpringt, wie ſchon geſagt, das Blaue und Blaurothe, an dem Punkte B das Gelbrothe und Gelbe. Führt man dieſe nun auf der Tafel genau übereinander, ſo muß das Blaue das Gelbrothe, und das Blaurothe das Gelbe aufheben und neutraliſiren, und weil alsdann zwiſchen M und N, wo die andern Farbenſäume erſcheinen, das übrige noch weiß iſt, auch die Stelle wo jene farbigen Ränder über einander fallen, farblos wird; ſo muß der ganze Raum weiß erſcheinen.

555.

Man gehe nun mit der Tafel weiter zurück, ſo daß das Spectrum ſich vollendet und das Grüne in der Mitte ſich darſtellt, und man wird ſich vergebens bemühen, durch Uebereinanderwerfen der Theile oder des Ganzen farbloſe Stellen hervorzubringen. Denn das durch Verrückung des hellen Bildes hervorgebrachte Spectrum kann weder für ſich allein, noch durch ein zweites gleiches Bild neutraliſirt werden; wie ſich kürzlich darthun läßt. Man bringe das zweite Spectrum von oben herein über das erſte; das Gelbrothe mit dem Blaurothen verbunden bringt den Purpur hervor; das Gelbrothe mit dem Blauen verbunden ſollte eine farbloſe Stelle hervorbringen: weil aber das Blaue ſchon meiſtens auf das Grüne verwandt iſt, und das Ueberbliebene ſchon vom Violetten participirt; ſo wird keine entſchiedene Neutraliſation möglich.

Das Gelbrothe über das Grüne geführt, hebt dieſes auch nicht auf, weil es allenfalls nur dem darin enthaltenen Blauen widerſtrebt, von dem Gelben aber ſecundirt wird. Daß das Gelbrothe auf Gelb und Gelbroth geführt, nur noch mächtiger werde, verſteht ſich von ſelbſt. Und hieraus iſt alſo vollkommen klar, in wiefern zwei ſolche vollendete Spectra ſich zuſammen verhalten, wenn man ſie theilweiſe oder im Ganzen übereinander bringt.

556.

Will man aber in einem ſolchen vollendeten Spectrum die Mitte, d. h. das Grüne aufheben, ſo wird dieß bloß dadurch möglich, daß man erſt durch zwei Prismen vollendete Spectra hervorbringt, durch Vereinigung von dem Gelbrothen des einen mit dem Violetten des andern einen Purpur darſtellt, und dieſen nunmehr mit dem Grünen eines dritten vollendeten Spectrums auf Eine Stelle bringt. Dieſe Stelle wird alsdann farblos, hell und, wenn man will, weiß erſcheinen, weil auf derſelben ſich die wahre Farbentotalität vereinigt, neutraliſirt und jede Specification aufhebt. Daß man an einer ſolchen Stelle das ἀκυρόν nicht bemerken werde, liegt in der Natur, indem die Farben welche auf dieſe Stelle fallen, drei Sonnenbilder und alſo eine dreifache Erleuchtung hinter ſich haben.

557.

Wir müſſen bei dieſer Gelegenheit des glücklichen Gedankens erwähnen, wie man das Lampenlicht, welches gewöhnlich einen gelben Schein von ſich wirft, farblos zu machen geſucht hat, indem man die bei der argandiſchen Lampe angewendeten Glascylinder maßig mit einer violetten Farbe tingirte.

558.

Jenes iſt alſo das Wahre an der Sache, Jenes iſt die

Die Blätter öffnen? wann die heilgen Züge
Mit Andacht schauen, küssen, in mich trinken?

Er deutet in die Ferne.

An jener Linde? Wohl! So bleibe dir
Der Friede stets, wie du ihn mir bereitest.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit ewgem Danke. ab.

Erwin

schaut ihr mit ausgestreckten Armen nach dann reißt er den Mantel und die Maske ab.

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch schreckliches Beben!
Fühl' ich mich selber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! rings so anders!
Bist du's noch, Sonne?
Bist du's noch, Hütte?

Erscheinung wie sie nicht geläugnet wird; aber man halte unsere Erklärung, unsere Ableitung gegen die Newtonische: die unsrige wird überall und vollkommen passen, jene nur unter kümmerlich erzwungenen Bedingungen.

Vierzehnter Versuch.

559.

Bisher habe ich das Weiße hervorgebracht, indem ich die Prismen vermischte.

560.

In wiefern ihm dieses Weiße gerathen, haben wir umständlich ausgelegt.

561.

Nun kommen wir zur Mischung körperlicher Farben, und da laßt ein dünnes Seifenwasser dergestalt in Bewegung setzen, daß ein Schaum entstehe, und wenn der Schaum ein wenig gestanden hat, so wird derjenige der ihn recht genau ansieht, auf der Oberfläche der verschiedenen Blasen lebhafte Farben gewahr werden. Tritt er aber so weit davon, daß er die Farben nicht mehr unterscheiden kann, so wird der Schaum weiß seyn und zwar ganz vollkommen.

562.

Wer sich diesen Uebergang in ein ganz anderes Capitel gefallen laßt, von einem Refractionsfalle zu einem epoptischen, der ist freilich von einer Sinnes- und Verstandesart, die es auch mit dem Künftigen so genau nicht nehmen wird. Von

dem Mannichfaltigen was sich gegen dieses Experiment sagen laßt, wollen wir nur bemerken, daß hier das Unterscheidbare dem Ununterscheidbaren entgegengesetzt ist, daß aber darum etwas noch nicht aufhört zu seyn, nicht aufhört innerhalb eines Dritten zu seyn, wenn es dem äußern Sinne unbemerkbar wird. Ein Kleid das keine Flecken hat, wird deßwegen nicht rein, weil ich sie in einiger Entfernung nicht bemerke, das Papier nicht weiß, weil ich kleine Schriftzüge darauf in der Entfernung nicht unterscheide. Der Chemiker bringt aus den dilnirtesten Infusionen durch seine Reagentien Theile an den Tag, die der gerade gesunde Sinn darin nicht entdeckte. Und bei Newton ist nicht einmal von geradem gesunden Sinn die Rede, sondern von einem verkünstelten, in Vorurtheilen befangenen, dem Aufstutzen gewisser Voraussetzungen gewidmeten Sinn, wie wir beim folgenden Experiment sehen werden.

Funfzehnter Versuch.

563.

Wenn ich nun zuletzt aus farbigen Pulvern, deren sich die Maler bedienen, ein Weiß zusammenzusetzen versuchte; so fand ich, daß alle diese farbigen Pulver einen großen Theil des Lichts, wodurch sie erleuchtet werden, in sich verschlingen und auslöschen.

564.

Hier kommt der Verfasser schon wieder mit seiner Vorklage, die wir so wie die Nachklagen an ihm schon lange gewohnt sind. Er muß die dunkle Natur der Farbe anerkennen,

er weiß jedoch nicht, wie er sich recht dagegen benehmen soll, und bringt nun seine vorigen unreinen Versuche, seine falschen Folgerungen wieder zu Markte, wodurch die Ansicht immer trüber und unerfreulicher wird.

565.

Denn die farbigen Pulver erscheinen dadurch gefärbt, daß sie das Licht der Farbe die ihnen eigen ist, häufiger und das Licht aller andern Farben spärlicher zurückwerfen; und doch werfen sie das Licht ihrer eigenen Farben nicht so häufig zurück als weiße Körper thun. Wenn Mennige z. B. und weißes Papier in das rothe Licht des farbigen Spectrums in der dunklen Kammer gelegt werden; so wird das Papier heller erscheinen als die rothe Mennige, und deßwegen die rubrifilen Strahlen häufiger als die Mennige zurückwerfen.

566.

Die letzte Folgerung ist nach Newtonischer Weise wieder übereilt. Denn das Weiße ist ein heller Grund, der von dem rothen Halblicht erleuchtet, durch dieses zurückwirkt und das prismatische Roth in voller Klarheit sehen läßt; die Mennige aber ist schon ein dunkler Grund, von einer Farbe die dem prismatischen Roth zwar ähnlich, aber nicht gleich specificirt ist. Dieser wirkt nun, indem er von dem rothen prismatischen Halblicht erleuchtet wird, durch dasselbe gleichfalls zurück, aber auch schon als ein Halbdunkles. Daß daraus eine verstärkte, verdoppelte, verdüsterte Farbe hervorgehen müsse, ist natürlich.

567.

Und wenn man Papier und Mennige in das Licht anderer Farben hält, so wird das Licht das vom Papier zurückstrahlt, das Licht das von der Mennige kommt, in einem weit größern Verhältnisse übertreffen.

568.

Und dieses naturgemäß, wie wir oben genugsam auseinandergesetzt haben. Denn die sämmtlichen Farben erscheinen auf dem weißen Papier, jede nach ihrer eigenen Bestimmung, ohne gemischt, gestört, beschmutzt zu seyn, wie es durch die Mennige geschieht, wenn sie nach dem Gelben, Grünen, Blauen, Violetten hingerückt wird. Und daß sich die übrigen Farben eben so verhalten, ist unsern Lesern schon früher deutlich geworden. Die folgende Stelle kann sie daher nicht mehr überraschen, ja das Lächerliche derselben muß ihnen auffallend seyn, wenn er verdrießlich, aber entschlossen fortfährt:

569.

Und deßwegen, indem man solche Pulver vermischt, müssen wir nicht erwarten ein reines und vollkommenes Weiß zu erzeugen, wie wir etwa am Papier sehen; sondern ein gewisses düsteres dunkles Weiß, wie aus der Mischung von Licht und Finsterniß entstehen möchte.

570.

Hier springt ihm endlich auch dieser so lang zurückgehaltene Ausdruck durch die Zähne; so muß er immer wie Bileam segnen, wenn er fluchen will, und alle seine Hartnäckigkeit hilft ihm nichts gegen den Dämon der Wahrheit, der sich ihm und seinem Esel so oft in den Weg stellt. Also aus Licht

und Finsterniß! mehr wollten wir nicht. Wir haben die Entstehung der Farben aus Licht und Finsterniß abgeleitet, und was jeder einzelnen, jeder besonders specificirten als Hauptmerkmal, allen neben einander als gemeines Merkmal zukommt, wird auch der Mischung zukommen, in welcher die Specificationen verschwinden. Wir nehmen also recht gerne an, weil es uns dient, wenn er fortfahrt:

571.

oder aus Weiß und Schwarz, nämlich ein graues, braunes, rothbraunes, dergleichen die Farbe der Menschennägel ist; oder mäusefarben, aschfarben, etwa steinfarben oder wie der Mörtel, Staub oder Straßenkoth aussieht und dergleichen. Und so ein dunkles Weiß habe ich oft hervorgebracht, wenn ich farbige Pulver zusammenmischte.

572.

Woran denn freilich niemand zweifeln wird, nur wünschte ich, daß die sämmtlichen Newtonianer dergleichen Leibwasche tragen müßten, damit man sie an diesem Abzeichen von andern vernünftigen Leuten unterscheiden könnte.

573.

Daß ihm nun sein Kunststück gelingt, aus farbigen Pulvern ein Schwarzweiß zusammenzusetzen, daran ist wohl kein Zweifel; doch wollen wir sehen, wie er sich benimmt, um wenigstens ein so helles Grau als nur möglich hervorzubringen.

574.

Denn so setzte ich z. B. aus Einem Theil Mennige und fünf Theilen Grünspan eine Art von Mäusegrau zusammen.

575.

Der Grunſpan pulveriſirt erſcheint hell und mehlig, deßhalb braucht ihn Newton gleich zuerſt, ſo wie er ſich durchaus hutet, ſatte Farben anzuwenden.

576.

Denn dieſe zwei Farben ſind aus allen andern zuſammengeſetzt, ſo daß ſich in ihrer Miſchung alle übrigen befinden.

577.

Er will hier dem Vorwurf ausweichen, daß er ja nicht aus allen Farben ſeine Unfarbe zuſammenſetze. Welcher Streit unter den ſpateren Naturforſchern über die Miſchung der Farben uberhaupt und über die endliche Zuſammenſetzung der Unfarbe aus drei, fünf oder ſieben Farben entſtanden, davon wird uns die Geſchichte Nachricht geben.

578.

Ferner mit Einem Theil Mennige und vier Theilen Bergblau ſetzte ich eine graue Farbe zuſammen, die ein wenig gegen den Purpur zog, und indem ich dazu eine gewiſſe Miſchung von Operment und Grünſpan in ſchicklichem Maaße hinzufügte, verlor die Miſchung ihren Purpurſchein und ward vollkommen grau. Aber der Verſuch gerieth am beſten ohne Mennige folgendermaßen. Zum Operment that ich nach und nach ſatten glänzenden Purpur hinzu, wie ſich deſſen die Maler bedienen, bis das Operment aufhörte gelb zu ſeyn und blaßroth erſchien. Dann verdünnte ich

das Roth, indem ich etwas Grünſpan und etwas mehr Bergblau als Grünſpan hinzuthat, bis die Miſchung ein Grau oder blaſſes Weiß annahm, das zu keiner Farbe mehr als zu der andern hinneigte. Und ſo entſtand eine Farbe an Weiße der Aſche gleich, oder friſch gehauenem Holze, oder der Menſchenhaut.

579.

Auch in dieſer Miſchung ſind Bergblau und Grünſpan die Hauptingredienzien, welche beide ein mehliges kreidenhaftes Anſehen haben. Ja Newton hatte nur immer noch Kreide hinzumiſchen können, um die Farben immer mehr zu verdünnen, und ein helleres Grau hervorzubringen, ohne daß dadurch in der Sache im mindeſten etwas gewonnen ware.

580.

Betrachtete ich nun, daß dieſe grauen und dunklen Farben ebenfalls hervorgebracht werden können, wenn man Weiß und Schwarz zuſammenmiſcht, und ſie daher vom vollkommenen Weißen nicht in der Art der Farbe, ſondern nur in dem Grade der Hellung verſchieden ſind:

581.

Hier liegt eine ganz eigene Tücke im Hinterhalt, die ſich auf eine Vorſtellungsart bezieht, von der an einem andern Orte gehandelt werden muß, und von der wir gegenwartig nur ſo viel ſagen. Man kann ſich ein weißes Papier im völligen Lichte denken, man kann es bei hellem Sonnenſcheine in den Schatten legen, man kann ſich ferner denken, daß der Tag nach und nach abnimmt, daß es Nacht wird, und daß

die beſten Weißen, und unterſcheiden ſich allein durch die Quantität des Lichtes.

584.

Es iſt ein großes Unheil, das nicht allein durch die Newtoniſche Optik, ſondern durch mehrere Schriften, beſonders jener Zeit durchgeht, daß die Verfaſſer ſich nicht bewußt ſind, auf welchem Standpunkt ſie ſtehen, daß ſie erſt mitten in dem Realen ſtecken, auf einmal ſich zu einer idealen Vorſtellungsart erheben, und dann wieder ins Reale zurückfallen. Daher entſtehn die wunderlichſten Vorſtellungs- und Erklarungsweiſen, denen man einen gewiſſen Gehalt nicht abſprechen kann, deren Form aber einen innern Widerſpruch mit ſich führt. Eben ſo iſt es mit der Art, wie Newton nunmehr ſein Hellgrau zum Weißen erheben will.

585.

Ich nahm die dritte der oben gemeldeten grauen Miſchungen und ſtrich ſie dick auf den Fußboden meines Zimmers, wohin die Sonne durch das offne Fenſter ſchien, und daneben legte ich ein Stück weißes Papier von derſelbigen Gröſſe in den Schatten.

586.

Was hat unſer Ehrenmann denn nun gethan? Um das reell dunkle Pulver weiß zu machen, muß er das reell weiſſe Papier ſchwärzen; um zwei Dinge mit einander vergleichen und ſie gegen einander aufheben zu können, muß er den Unterſchied, der zwiſchen beiden obwaltet, wegnehmen. Es iſt eben als wenn man ein Kind auf den Tiſch ſtellte, vor dem ein Mann ſtünde, und behauptete nun, ſie ſeyen gleich groß.

587.

Das weiße Papier im Schatten iſt nicht mehr weiß: denn es iſt verdunkelt, beſchattet; das graue Pulver in der Sonne iſt doch nicht weiß: denn es führt ſeine Finſterniß unauslöſchlich bei ſich. Die lächerliche Verrichtung kennt man nun; man ſehe wie ſich der Beobachter dabei benimmt.

588.

Dann ging ich etwa zwölf oder achtzehn Fuß hinweg, ſo daß ich die Unebenheiten auf der Oberfläche des Pulvers nicht ſehen konnte, noch die kleinen Schatten, die von den einzelnen Theilen der Pulver etwa fallen mochten; da ſah das Pulver vollkommen weiß aus, ſo daß es gar noch das Papier an Weiße übertraf, beſonders wenn man von dem Papiere noch das Licht abhielt, das von einigen Wolken her darauf fiel. Dann erſchien das Papier, mit dem Pulver verglichen, ſo grau als das Pulver vorher.

589.

Nichts iſt natürlicher! Wenn man das Papier, womit das Pulver verglichen werden ſoll, durch einen immer mehr entſchiedenen Schatten nach und nach verdunkelt, ſo muß es freilich immer grauer werden. Er lege doch aber das Papier neben das Pulver in die Sonne, oder ſtreue ſein Pulver auf ein weißes Papier das in der Sonne liegt, und das wahre Verhältniß wird hervortreten.

590.

Wir übergehen, was er noch weiter vorbringt, ohne daß ſeine Sache dadurch gebeſſert würde. Zuletzt kommt gar noch ein Freund herein, welcher auch das graue in der Sonne

Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Nachher Roſa.

Valerio.

Sie liebt dich! Sie liebt dich!
Siehſt du, die Seele
Haſt du beſeſſen,
Die dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, ſie vergibt mir,
Sie hat vergeben!

liegende Pulver für weiß anſpricht, wie es einem jeden, der überraſcht in Dingen welche zweideutig in die Sinne fallen, ein Zeugniß abgeben ſoll, gar leicht ergehen kann.

591.

Wir überſchlagen gleichfalls ſein triumphirendes ergo bibamus, indem für diejenigen, welche die wahre Anſicht zu faſſen geneigt ſind, ſchon im Vorhergehenden genugſam geſagt iſt.

Sechste Propoſition. Zweites Problem.

In einer Miſchung von urſprünglichen Farben, bei gegebener Quantität und Qualität einer jeden, die Farbe der zuſammengeſetzten zu beſtimmen.

592.

Daß ein Farbenſchema ſich bequem in einen Kreis einſchließen laſſe, daran zweifelt wohl niemand, und die erſte Figur unſerer erſten Tafel zeigt ſolches auf eine Weiſe welche wir für die vortheilhafteſte hielten. Newton nimmt ſich hier daſſelbige vor; aber wie geht er zu Werke! Das flammenartig vorſchreitende, bekannte Spectrum ſoll in einen Kreis gebogen und die Räume, welche die Farben an der Peripherie einnehmen, ſollen nach jenen Tonmaaßen beſtimmt werden, welche Newton in dem Spectrum gefunden haben will.

593.

Allein hier zeigt ſich eine neue Unbequemlichkeit: denn zwiſchen ſeinem Violetten und Orange, indem alle Stufen von Roth angegeben werden müſſen, iſt er genöthigt das

eine Roth, das ihm in seinem Spectrum fehlt, in seinen lrfarbenkreis mit einzuschalten. Es bedarf freilich nur einer leinen Wendung nach seiner Art, um auch dieses Roth zu ntercaliren, einzuschwärzen, wie er es früher mit dem Grünen nd Weißen gethan. Nun sollen centra gravitatis gefunden, leine Cirkelchen in gewissen Proportionen beschrieben, Linien ezogen, und so auf diejenige Farbe gedeutet werden, welche us der Mischung mehrerer gegebenen entspringt.

594.

Wir müssen einem jeden Leser überlassen diese neue Quakelei bei dem Verfasser selbst zu studiren. Wir halten uns dabei nicht auf, weil uns nur zu deutlich ist, daß die Raumeintheilung der Farben um gedachten Kreis nicht natur=emaß sey, indem keine Vergleichung des Spectrums mit den Tonintervallen statt findet; wie denn auch die einander ent=egensiehenden, sich fordernden Farben aus dem Newtonischen Kreise keineswegs entwickelt werden können. Uebrigens nach=dem er genug gemessen und gebuchstabt, sagt er ja selbst: „Diese Regel finde ich genau genug für die Praktik, obgleich nicht mathematisch vollkommen.“ Für die Ausübung hat dieses Schema und die Operation an demselben nicht den mindesten Nutzen; und wie wollte es ihn haben, da ihm nichts theoretisch wahres zum Grunde liegt.

Siebente Proposition. Fünftes Theorem.

Alle Farben des Universums, welche durch Licht hervor=gebracht werden, und nicht von der Gewalt der Einbildungskraft abhängen, sind entweder die

Farben homogener Lichter, oder aus dieſen zuſammengeſetzt, und zwar entweder ganz genau oder doch ſehr nahe der Regel des vorſtehenden Problems gemäß.

595.

Unter dieſer Rubrik recapitulirt Newton was er in dem gegenwärtigen zweiten Theile des erſten Buchs nach und nach vorgetragen, und ſchließt daraus, wie es die Propoſition anweiſt: daß alle Farben der Körper eigentlich nur integrirende Theile des Lichts ſeyen, welche auf mancherlei Weiſe aus dem Licht heraus gezwungt, geangſtigt, geſchieden und ſodann auch wohl wieder gemiſcht worden. Da wir den Inhalt des zweiten Theils Schritt vor Schritt geprüft, ſo brauchen wir uns bei dieſer Wiederholung nicht aufzuhalten.

596.

Zuletzt erwähnt er derjenigen Farben, welche wir unter der Rubrik der phyſiologiſchen und pathologiſchen bearbeitet haben. Dieſe ſollen dem Lichte nicht angehören, und er wird ſie dadurch auf einmal los, daß er ſie der Einbildungskraft zuſchreibt.

Achte Propoſition. Drittes Problem.

Durch die entdeckten Eigenſchaften des Lichts die prismatiſchen Farben zu erklären.

597.

Sollte man nicht mit Verwunderung fragen, wie denn eigentlich dieſes Problem hieher komme? Vom ersten Anfang

seiner Optik an iſt Newton bemüht, vermittelſt der prismatiſchen Farben, die Eigenſchaften des Lichts zu entdecken. Ware es ihm gelungen, ſo würde nichts leichter ſeyn, als die Demonſtration umzukehren, und aus den offenbarten Eigenſchaften des Lichts die prismatiſchen Farben herzuleiten.

598.

Allein es liegt dieſem Problem abermals eine Tücke zum Grunde. In der hieher gehörigen Figur, welche zu ſeinem zweiten Theil die zwölfte iſt, und auf unſerer ſiebenten Tafel mit Nr. 9 bezeichnet worden, bringt er zum erſtenmal das zwiſchen den beiden farbigen Randerſcheinungen unveränderte Weiß entſchieden vor, nachdem er ſolches früher mehrmals, und zuletzt bei dem dreizehnten Verſuch, wo er zwei Prismen anwendete, ſtillſchweigend eingeführt hatte. Dort wie hier bezeichnet er jede der beiden Randerſcheinungen mit fünf Linien, wodurch er anzudeuten ſcheinen möchte, daß an beiden Enden jedesmal das ganze Farbenſyſtem hervortrete. Allein genau beſehen, laßt er die uns wohlbekannten Randerſcheinungen endlich einmal gelten; doch anſtatt durch ihr einfaches Zuſammenneigen das Grün hervorzubringen, läßt er, wunderlich genug, die Farben hintereinander aufmarſchiren, ſich einander decken, ſich miſchen, und will nun durch dieſe Wort- und Zeichenmengerei das Weiß hervorgebracht haben, das freilich in der Erſcheinung da iſt, aber an und für ſich, ohne erſt durch jene farbigen Lichter zu entſpringen, die er hypothetiſch über einander ſchiebt.

599.

So ſehr er ſich nun auch bemüht, mit griechiſchen und lateiniſchen Buchſtaben ſeine ſo falſche als ungereimte und abſtruſe Vorſtellungsart faßlich zu machen, ſo gelingt es ihm

doch nicht, und seine treuen gläubigen Schüler fanden sich genöthigt, diese linearische Darstellung in eine tabellarische zu verwandeln.

600.

Gren in Halle hat, indem er sich unsern unschuldigen optischen Beiträgen mit pfaffischem Stolz und Heftigkeit widersetzte, eine solche tabellarische Darstellung mit Buchstaben ausgearbeitet, was die Verrückung des hellen Bildes betrifft. Der Recensent unserer Beiträge in der jenaischen Literaturzeitung hat die nämliche Bemühung wegen Verrückung eines dunklen Bildes übernommen. Weil aber eine solche Buchstabenkrämerei nicht von jedem an und durchgeschaut werden kann; so haben wir unsere neunte und zehnte Tafel einer anschaulichen Darstellung gewidmet, wo man die prismatischen Farbensysteme theils zusammen, theils in Divisionen und Detachements, en échelon hinter einander als farbige Quadrate vertical aufmarschiren sieht, da man sie denn horizontal mit den Augen sogleich zusammensummiren und die lächerlichen Resultate, welche nach Newton und seiner Schule auf diese Weise entspringen sollen, mit bloßem Geradsinn beurtheilen kann.

601.

Wir haben auf denselbigen Tafeln noch andere solche Farbenreihen aufgeführt, um zugleich des wunderlichen Wunsch seltsame Reduction der prismatischen Farbenerscheinung deutlich zu machen, der, um die Newtonische Darstellung zu retten, dieselbe epitomirt, und mit der wunderlichsten Intrigue, indem er das Geschäft zu vereinfachen glaubte, noch mehr verunnaturt hat.

602.

Wir verparen das Weitere hierüber bis zur Erklärung der Tafeln, da es uns denn mit Gunst unserer Leser wohl

erlaubt ſeyn wird, uns über dieſe Gegner und Halbgegner ſowohl als ihren Meiſter, zur Entſchadigung für ſo viele Mühe, billigermaßen luſtig zu machen.

Sechzehnter Verſuch.

603.

Dieſes aus der bloßen Empirie genommene und dem bisherigen hypothetiſchen Verfahren nur gleichſam angeklebte, durch eine ungeſchickte Figur, die dreizehnte des zweiten Theils, keineswegs verſinnlichte Phänomen müſſen wir erſt zum Verſuch erheben, wenn wir verſtehen wollen, worauf er eigentlich deute.

604.

Man ſtelle ſich mit einem Prisma an ein offnes Fenſter, wie gewöhnlich den brechenden Winkel unter ſich gekehrt; man lehne ſich ſo weit vor, daß nicht etwa ein oberes Fenſterkreuz durch Refraction erſcheine: alsdann wird man oben am Prisma unter einem dunklen Rand einen gelben Bogen erblicken, der ſich an dem hellen Himmel herzieht. Dieſer dunkle Rand entſpringt von dem äußeren oberen Rande des Prisma's, wie man ſich ſogleich überzeugen wird, wenn man ein Stückchen Wachs über denſelben hinaus klebt; welches innerhalb des farbigen Bogens recht gut geſehen werden kann.

Unter dieſem gelben Bogen erblickt man ſodann den klaren Himmel, tiefer den Horizont, er beſtehe nun aus Häuſern oder Bergen, welche nach dem Geſetz blau und blauroth geſäumt erſcheinen.

Nun biege man das Prisma immer mehr nieder, indem man immer fortfahrt hineinzuſehen. Nach und nach werden

die Gebäude, der Horizont, sich zurücklegen, endlich ganz verschwinden und der gelbe und gelbrothe Bogen, den man bisher gesehen, wird sich sodann in einen blauen und blaurothen verwandeln, welches derjenige ist, von dem Newton spricht ohne des vorhergehenden und dieser Verwandlung zu erwähnen.

605.

Dieses ist aber auch noch kein Experiment, sondern ein bloßes empirisches Phänomen. Die Vorrichtung aber, welche wir vorschlagen, um von dieser Erscheinung das Zufällige wegzunehmen und sie in ihren Bedingungen zugleich zu vermannichfaltigen und zu befestigen, wollen wir sogleich angeben, wenn wir vorher noch eine Bemerkung gemacht haben. Das Phänomen, wie es sich uns am Fenster zeigt, entspringt indem der helle Himmel über der dunklen Erde steht. Wir können es nicht leicht umkehren und uns einen dunklen Himmel und eine helle Erde verschaffen. Eben dieses gilt von Zimmern, in welchen die Decken meistens hell und die Wände mehr oder weniger dunkel sind.

606.

In diesem Sinne mache man in einem mäßig großen und hohen Zimmer folgende Vorrichtung. In dem Winkel, da wo die Wand sich von der Decke scheidet, bringe man eine Bahn schwarzes Papier neben einer Bahn weißen Papiers an; an der Decke dagegen bringe man, in gedachtem Winkel zusammenstoßend, über der schwarzen Bahn eine weiße, über der weißen eine schwarze an, und betrachte nun diese Bahnen neben und über einander auf die Weise wie man vorher zum Fenster hinaus sah. Der Bogen wird wieder erscheinen, den man aber freilich von allen andern, welche Ränder oder Leisten verursachen, unterscheiden muß. Wo der Bogen über die weiße Bahn der Decke geht, wird er wie vorher, als er über

den weißen Himmel zog, gelb, wo er ſich über die ſchwarze Bahn zieht, blau erſcheinen. Senkt man nun wieder das Prisma, ſo daß die Wand ſich zurückzulegen ſcheint; ſo wird der Bogen ſich auf einmal umkehren, wenn er über die umgekehrten Bahnen der Wand herlauft: auf der weißen Bahn wird er auch hier gelb, und auf der ſchwarzen blau erſcheinen.

607.

Iſt man hiervon unterrichtet, ſo kann man auch in der zufälligen Empirie, beim Spazierengehn in beſchneiten Gegenden, bei hellen Sandwegen, die an dunklen Raſenpartieen herlaufen, daſſelbige Phänomen gewahr werden. Um dieſe Erſcheinung, welche umſtändlich auszulegen, ein größerer Aufſatz und eine eigene Tafel erfordert würde, vorläufig zu erklären, ſagen wir nur ſoviel, daß bei dieſem Refractionsfalle, welcher die gerade vor uns ſtehenden Gegenſtände herunterzieht, die über uns ſich befindenden Gegenſtände oder Flächen, indem ſich wahrſcheinlich eine Reflexion mit in das Spiel miſcht, gegen den obern Rand des Prisma's getrieben und an demſelben, je nachdem ſie hell oder dunkel ſind, nach dem bekannten Geſetze gefärbt werden. Der Rand des Prisma's erſcheint als Bogen, wie alle vor uns liegende horizontale Linien durch das Prisma die Geſtalt eines Bogens annehmen.

Neunte Propoſition. Viertes Problem.

Durch die entdeckten Eigenſchaften des Lichts die Farben des Regenbogens zu erklären.

608.

Daß alles was von den Prismen gilt, auch von den

Linſen gelte, iſt natürlich; daß dasjenige was von den Kugelſchnitten gilt, auch von den Kugeln ſelbſt gelten werde, wenn auch einige andere Beſtimmungen und Bedingungen miteintreten ſollten, läßt ſich gleichfalls erwarten. Wenn alſo Newton ſeine Lehre, die er auf Prismen und Linſen angewandt, nunmehr auch auf Kugeln und Tropfen anwendet, ſo iſt dieſes ſeinem theoretiſchen und hypothetiſchen Gange ganz gemäß.

609.

Haben wir aber bisher alles anders gefunden als er, ſo werden wir natürlicherweiſe ihm auch hier zu widerſprechen und das Phanomen des Regenbogens auf unſere Art auszulegen haben. Wir halten uns jedoch bei dieſem in die angewandte Phyſik gehörigen Falle hier nicht auf, ſondern werden was wir deßhalb zu ſagen nöthig finden, in einer der ſupplementaren Abhandlungen nachbringen.

Zehnte Propoſition. Lunſtes Problem.

Aus den entdeckten Eigenſchaften des Lichtes die dauernden Farben der natürlichen Körper zu erklären.

610.

Dieſe Farben entſtehen daher, daß einige natürliche Körper eine gewiſſe Art Strahlen häufiger als die übrigen Strahlen zurückwerfen, und daß andre natürliche Körper eben dieſelbe Eigenſchaft gegen andre Strahlen ausüben.

611.

Man merke hier gleich häufiger, alſo nicht etwa allein,

oder ausschließlich, wie es doch seyn müßte, wenigstens bei einigen ganz reinen Farben. Betrachtet man ein reines Gelb, so könnte man sich die Vorstellung gefallen lassen, daß dieses reine Gelb die gelben Strahlen allein von sich schickt; eben so mit ganz reinem Blau. Allein der Verfasser hütet sich wohl, dieses zu behaupten, weil er sich abermals eine Hinterthüre auflassen muß, um einem dringenden Gegner zu entgehen, wie man bald sehen wird.

612.

Wenige wirft die am wenigsten refrangiblen Strahlen am häufigsten zurück und erscheint deßwegen roth. Veilchen werfen die refrangibelsten Strahlen am häufigsten zurück und haben ihre Farbe daher; und so verhält es sich mit den übrigen Körpern. Jeder Körper wirft die Strahlen seiner eigenen Farbe häufiger zurück, als die übrigen Strahlen; und von ihrem Uebermaaße und Vorherrschaft im zurückgeworfenen Licht hat er seine Farbe.

613.

Die Newtonische Theorie hat das Eigene, daß sie sehr leicht zu lernen und sehr schwer anzuwenden ist. Man darf nur die erste Proposition, womit die Optik anfangt, gelten lassen oder gläubig in sich aufnehmen; so ist man auf ewig über das Farbenwesen beruhigt. Schreitet man aber zur nähern Untersuchung, will man die Hypothese auf die Phanomene anwenden; dann geht die Noth erst an; dann kommen Vor- und Nachklagen, Limitationen, Restrictionen, Reservationen kommen zum Vorschein, bis sich jede Proposition erst im Einzelnen, und zuletzt die Lehre im Ganzen vor dem Blick

Valerio.

Nein, ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin.

Ich ſchickte ſie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Für Füll' und Freude brechen ſollte. — Nun
Hat ſie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort geleſen:
„Er iſt nicht weit!“

Valerio.

Sie kommt! geſchwind, ſie kommt.
Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch!

Sie verſtecken ſich.

des ſcharfen Beobachters völlig neutraliſirt. Man gebe Acht, wie dieſes hier abermals der Fall iſt.

Siebzehnter Verſuch.

614.

Denn wenn ihr in die homogenen Lichter, welche ihr durch die Auflöſung des Problems, welches in der vierten Propoſition des erſten Theiles aufgeſtellt wurde, erhaltet,

615.

Daß wir auch dort durch alle Bemühung keine homogeneren Lichter, als durch den gewöhnlichen prismatiſchen Verſuch erhielten, iſt ſeines Ortes dargethan worden.

616.

Körper von verſchiedenen Farben hineinbringt; ſo werdet ihr finden, daß jeder Körper, in das Licht ſeiner eigenen Farbe gebracht, glänzend und leuchtend erſcheint.

617.

Dagegen iſt nichts zu ſagen, nur wird derſelbe Effect hervorgebracht, wenn man auch das ganz gewöhnliche und ungenaulte prismatiſche Bild bei dieſem Verſuche anwendet. Und nichts iſt natürlicher als wenn man Gleiches zu Gleichem bringt, daß die Wirkung nicht vermindert werde, ſondern vielmehr verſtärkt, wenn das eine Homogene dem Grade nach wirkſamer iſt, als das andre. Man gieße concentrirten Eſſig zu gemeinem Eſſig und dieſe ſo verbundene Flüſſigkeit wird ſtarker ſeyn, als die gemeine. Ganz anders iſt es, wenn

man das Heterogene dazu mischt, wenn man Alkali in den gemeinen Essig wirft. Die Wirkung beider geht verloren bis zur Neutralisation. Aber von diesem Gleichnamigen und Ungleichnamigen will und kann Newton nichts wissen. Er quält sich auf seinen Graden und Stufen herum, und muß doch zuletzt eine entgegengesetzte Wirkung gestehen.

618.

Zinnober glänzt am meisten im homogenen rothen Licht, weniger im grünen, und noch weniger im blauen.

619.

Wie schlecht ist hier das Phänomen ausgedrückt, indem er bloß auf den Zinnober und sein Glänzen Rücksicht nimmt, und die Mischung verschweigt, welche die auffallende prismatische Farbe mit der unterliegenden körperlichen hervorbringt.

620.

Indig im veilchenblauen Licht glänzt am meisten.

621.

Aber warum? Weil der Indig, der eigentlich nur eine dunkle satte blaue Farbe ist, durch das violette Licht einen Glanz, einen Schein, Helluna und Leben erhält; und sein Glanz wird stufenweise vermindert, wie man ihn gegen Grun, Gelb und Roth bewegt.

622.

Warum spricht denn der Verfasser nur vom Glanz der sich vermindern soll? warum spricht er nicht von der neuen gemischten Farbenerscheinung, welche auf diesem Wege entsteht? Freilich ist das Wahre zu natürlich, und man braucht das Falsche, Halbe, um die Unnatur zu beschönigen, in die man die Sache gezogen hat.

623.

Ein Lauchblatt

624.

Und was soll nun der Knoblauch im Experimente und gleich auf die Pulver? Warum bleibt er nicht bei gleichen Flachen, Papier oder aufgezogenem Seidenzeug? Wahrscheinlich soll der Knoblauch hier nur so viel heißen, daß die Lehre auch von Pflanzen gelte.

625.

wirft das grüne Licht und das gelbe und blaue, woraus es zusammengesetzt ist, lebhafter zurück als es das rothe und violette zurückwirft.

626.

Damit aber diese Versuche desto lebhafter erscheinen, so muß man solche Körper wählen, welche die vollsten und lebhaftesten Farben haben, und zwei solche Körper müssen mit einander verglichen werden. Z. B. wenn man Zinnober und Ultramarinblau

627.

Mit Pulvern sollte man, wie schon oft gesagt, nicht experimentiren; denn wie kann man hindern, daß ihre ungleichen Theile Schatten werfen?

628.

zusammen (neben einander) in rothes homogenes Licht hält, so werden sie beide roth erscheinen;

629.

Dieß sagt er hier auch nur, um es gleich wieder zurückzunehmen.

630.

aber der Zinnober wird von einem ſtarken leuchtenden und glänzenden Roth ſeyn, und der Ultramarin von einem ſchwachen dunklen und finſtern Roth.

631.

Und das von Rechtswegen: denn Gelbroth erhebt das Gelbrothe und zerſtört das Blaue.

632.

Dagegen wenn man ſie zuſammen in das blaue Licht hält, ſo werden ſie beide blau erſcheinen; nur wird der Ultramarin mächtig leuchtend und glänzend ſeyn, das Blau des Zinnobers aber ſchwach und finſter.

633.

Und zwar auch, nach unſerer Auslegung, von Rechtswegen.

Sehr ungern wiederholen wir dieſe Dinge, da ſie oben ſchon ſo umſtändlich von uns ausgeführt worden. Doch muß man den Widerſpruch wiederholen, da Newton das Falſche immer wiederholt, nur um es tiefer einzuprägen.

634.

Welches außer Streit ſetzt, daß der Zinnober das rothe Licht häufiger als der Ultramarin zurückwirft, und der Ultramarin das blaue Licht mehr als der Zinnober.

635.

Dieſes iſt die eigene Art etwas außer Streit zu ſetzen, nachdem man erſt eine Meinung unbedingt ausgeſprochen, und bei den Beobachtungen nur mit Worten und deren Stellung ſich jener Behauptung genähert hat. Denn das ganze

Newtonische Farbenwesen ist nur ein Wortkram, mit dem sich deßhalb so gut kramen läßt, weil man vor lauter Kram die Natur nicht mehr sieht.

636.

Dasselbe Experiment kann man nach und nach mit Mennige, Indig oder andern zwei Farben machen, um die verschiedene Stärke und Schwäche ihrer Farbe und ihres Lichtes einzusehen.

637.

Was daher einzusehen ist, ist den Einsichtigen schon bekannt.

638.

Und da nun die Ursache der Farben an natürlichen Körpern durch diese Experimente klar ist;

639.

Es ist nichts klar, als daß er die Erscheinung unvollständig und ungeschickt ausspricht, um sie nach seiner Hypothese zu bequemen.

640.

so ist diese Ursache ferner bestätigt und außer allem Streit gesetzt, durch die zwei ersten Experimente des ersten Theils, da man an selben Körpern bewies, daß die reflectirten Lichter, welche an Farbe verschieden sind, auch an Graden der Refrangibilität verschieden sind.

641.

Hier schließt sich nun das Ende an den Anfang künstlich an, und da man uns dort die farblichen Farben schon auf

Treu und Glauben für Lichter gab; ſo ſind dieſe Lichter endlich hier völlig fertige Farben geworden und werden nun abermals zu Hülfe gerufen.

Da wir nun aber dort aufs umſtändlichſte dargethan haben, daß jene Verſuche gar nichts beweiſen, ſo werden ſie auch hier weiter der Theorie nicht zu ſtatten kommen.

642.

Daher iſt es alſo gewiß, daß einige Körper die mehr, andre die weniger refrangiblen Strahlen häufiger zurückwerfen.

643.

Und uns iſt gewiß, daß es weder mehr noch weniger refrangible Strahlen giebt, ſondern daß die Naturerſcheinungen auf eine achtere und bequemere Weiſe ausgeſprochen werden können.

644.

Und dieß iſt nicht allein die wahre Urſache dieſer Farben, ſondern auch die einzige, wenn man bedenkt, daß die Farben des homogenen Lichtes nicht verändert werden können durch die Reflexion von natürlichen Körpern.

645.

Wie ſicher muß Newton von dem blinden Glauben ſeiner Leſer ſeyn, daß er zu ſagen wagt, die Farben des homogenen Lichtes können durch Reflexion von natürlichen Körpern nicht verändert werden, da er doch auf der vorhergehenden Seite zugiebt, daß das rothe Licht ganz anders vom Zinnober als vom Ultramarin, das blaue Licht ganz anders vom Ultramarin als vom Zinnober zurückgeworfen werde. Nun ſieht man

aber wohl, warum er dort ſeine Redensarten ſo künſtlich ſtellt, warum er nur vom Glanz und Hellen oder vom Matten und Dunklen der Farbe, keineswegs aber von ihrem andern Bedingtwerden durch Miſchung reden mag. Es iſt unmöglich ein ſo deutliches und einfaches Phanomen ſchiefer und unredlicher zu behandeln; aber freilich wenn er Recht haben wollte, ſo mußte er ſich, ganz oder halb bewußt, mit Reineke Fuchs zurufen:

Aber ich ſehe wohl, Lügen bedarf's, und über die Maaßen!

Denn nachdem er eben die Veranderung der prismatiſchen Farben auf den verſchiedenen Körpern ausdrucklich zugeſtanden, ſo fahrt er hier fort:

646.

Denn wenn Körper durch Reflexion auch nicht im mindeſten die Farbe irgend einer Art von Strahlen verändern können; ſo können ſie nicht auf andre Weiſe gefärbt erſcheinen, als indem ſie diejenigen zurückwerfen, welche entweder von ihrer eigenen Farbe ſind, oder die durch Miſchung ſie hervorbringen können.

647.

Hier tritt auf einmal die Miſchung hervor und zwar dergeſtalt, daß man nicht recht weiß, was er ſagen will; aber das Gewiſſen regt ſich bei ihm, es iſt nur ein Uebergang zum Folgenden, wo er wieder alles zurucknimmt, was er behauptet hat. Merke der Leſer auf, er wird den Verfaſſer bis zum Unglaublichen unverſchamt finden.

648.

Denn wenn man dieſe Verſuche macht, ſo muß

man ſich bemühen das Licht ſoviel als möglich homogen zu erhalten.

649.

Wie es mit den Bemühungen, die prismatiſchen farbigen Lichter homogener zu machen, als ſie bei dem einfachen Verſuch im Spectrum erſcheinen, beſchaffen ſey, haben wir oben umſtändlich dargethan, und wir wiederholen es nicht. Nur erinnere ſich der Leſer, daß Newton die ſchwierigſten, ja gewiſſermaßen unmögliche Vorrichtungen vorgeſchrieben hat, um dieſer beliebten Homogenität näher zu kommen. Nun bemerke man, daß er uns die einfachen, einem jeden möglichen Verſuche verdächtig macht, indem er fortfährt:

650.

Denn wenn man Körper mit den gewöhnlichen prismatiſchen Farben erleuchtet, ſo werden ſie weder in ihrer eigenen Tageslichts-Farbe, noch in der Farbe erſcheinen, die man auf ſie wirft, ſondern in einer gewiſſen Mittelfarbe zwiſchen beiden, wie ich durch Erfahrung gefunden habe.

651.

Es iſt recht merkwürdig, wie er endlich einmal eine Erfahrung eingeſteht, die einzig mögliche, die einzig nothwendige, und ſie ſogleich wieder verdächtig macht. Denn was von der einfachſten prismatiſchen Erſcheinung, wenn ſie auf körperliche Farben fällt, wahr iſt, das bleibt wahr, man mag ſie durch noch ſo viel Oeffnungen, große und kleine, durch Linſen von nahem oder weitem Brennpunkt analen und bedingen: nie kann, nie wird etwas anders zum Vorſchein kommen.

652.

Wie benimmt sich aber unser Autor, um diese Unsicherheit seiner Schuler zu vermehren? Auf die verdrießlichste Weise. Und betrachtet man diese Kniffe mit redlichem Sinn, hat man ein lebendiges Gefühl jures Wahre, so kann man wohl sagen, der Autor benimmt sich schandlich: denn man höre nur:

653.

Denn die Mennige, wenn man sie mit dem gewöhnlichen prismatischen Grün erleuchtet, wird nicht roth oder grün, sondern orange oder gelb erscheinen, je nachdem das grüne Licht, wodurch sie erleuchtet wird, mehr oder weniger zusammengesetzt ist.

654.

Warum geht er denn hier nicht grad- oder linienweise? Er werfe doch das ganz gewöhnliche prismatische Roth auf die Mennige, so wird sie eben so schön und glanzend roth erscheinen, als wenn er das gequalteste Spectrum dazu anwendete. Er werfe das Grun des gequalteten Spectrums auf die Mennige und die Erscheinung wird eyn, wie er sie beschreibt, oder vielmehr wie wir sie oben, da von der Sache die Rede war, beschrieben haben. Warum macht er denn erst die nagelichen Versuche verdachtig, warum schiebt er alles ins Ueberfeine, und warum kehrt er dann zuletzt immer wieder zu den ersten Versuchen zurück? Nur um die Menschen zu verwirren und sich und seiner Heerde eine Hintertur offen zu lassen.

Mit Widerwillen überlesen wir die frauenhafte Exklamation, wodurch er, nach seiner Weise, die Zerstörung der

grünen prismatischen auf die Mennige geworfenen Farbe auslegen will.

655.

Denn wie Mennige roth erscheint, wenn sie vom weißen Licht erleuchtet wird, in welchem alle Arten Strahlen gleich gemischt sind; so muß bei Erleuchtung derselben mit dem grünen Licht, in welchem alle Arten von Strahlen ungleich gemischt sind, etwas anders vorgehen.

656.

Man bemerke, daß hier im Grünen alle Arten von Strahlen enthalten seyn sollen, welches jedoch nicht zu seiner früheren Darstellung der Heterogenität der homogenen Strahlen paßt: denn indem er dort die supponirten Zirkel auseinander zieht, so greifen doch nur die nächsten Farben in einander; hier aber geht jede Farbe durchs ganze Bild und man sieht also gar die Möglichkeit nicht ein, sie auf irgend eine Weise zu separiren. Es wird künftig zur Sprache kommen, was noch alles für Unsinn aus dieser Vorstellungsart, in einem System fünf bis sieben Systeme en échelon aufmarschiren zu lassen, hervorspringt.

657.

Denn einmal wird das Uebermaaß der gelbmachenden, grünmachenden und blaumachenden Strahlen, das sich in dem auffallenden grünen Lichte befindet, Ursache seyn, daß diese Strahlen auch in dem zurückgeworfenen Lichte sich so häufig befinden, daß sie die Farbe vom Rothen gegen ihre Farbe ziehen. Weil

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin hervortretend.

Elmire!

Elmire.

Weh mir!

Erwin

zu ihren Füßen.

Ich bin's.

Elmire

an ſeinem Halſe.

Du biſt's!

aber die Mennige dagegen die rothmachenden Strahlen häufiger in Rücksicht ihrer Anzahl zurückwirft, und zunächst die orangemachenden und gelbmachenden Strahlen, so werden diese in dem zurückgeworfenen Licht häufiger seyn, als sie es in dem einfallenden grünen Licht waren, und werden deßwegen das zurückgeworfene Licht vom Grünen gegen ihre Farbe ziehen; und deßwegen wird Mennige weder roth noch grün, sondern von einer Farbe erscheinen, die zwischen beiden ist.

658.

Da das ganze Verhältniß der Sache oben umständlich dargethan worden, so bleibt uns weiter nichts übrig, als diesen baaren Unsinn der Nachwelt zum Musterbilde einer solchen Behandlungsart zu empfehlen.

Er fügt nun noch vier Erfahrungen hinzu, die er auf seine Weise erklärt, und die wir nebst unsern Bemerkungen mittheilen wollen.

659.

In gefärbten durchsichtigen Liqueren läßt sich bemerken, daß die Farbe nach ihrer Masse sich verändert. Wenn man z. B. eine rothe Flüssigkeit in einem konischen Glase zwischen das Licht und das Auge hält; so scheint sie unten, wo sie weniger Masse hat, als ein blasses und verdünntes Gelb, etwas höher, wo das Glas weiter wird, erscheint sie orange, noch weiter hinauf roth, und ganz oben von dem tiefsten und dunkelsten Roth.

660.

Wir haben dieſe Erfahrung in Stufengefäßen dargeſtellt (S. 517. 518.) und an ihnen die wichtige Lehre der Steigerung entwickelt, wie nämlich das Gelbe durch Verdichtung und Beſchattung, eben ſo wie das Blaue, zum Rothen ſich hinneigt, und dadurch die Eigenſchaft bewahret, welche wir bei ihrem erſten Urſprung in trüben Mitteln gewahr wurden. Wir erkannten die Einfachheit, die Tiefe dieſer Ur- und Grunderſcheinungen; deſto ſonderbarer wird uns die Qual vorkommen, welche ſich Newton macht, ſie nach ſeiner Weiſe auszulegen.

661.

Hier muß man ſich vorſtellen, daß eine ſolche Feuchtigkeit die indigomachenden und violettmachenden Strahlen ſehr leicht abhält, die blaumachenden ſchwerer, die grünmachenden noch ſchwerer und die rothmachenden am allerſchwerſten. Wenn nun die Maſſe der Feuchtigkeit nicht ſtärker iſt, als daß ſie nur eine hinlängliche Anzahl von violettmachenden und blaumachenden Strahlen abhält, ohne die Zahl der übrigen zu vermindern; ſo muß der Ueberreſt (nach der ſechsten Propoſition des zweiten Theils) ein blaſſes Gelb machen: gewinnt aber die Feuchtigkeit ſo viel an Maſſe, daß ſie eine groſſe Anzahl von blaumachenden Strahlen und einige grünmachende abhalten kann, ſo muß aus der Zuſammenſetzung der übrigen ein Orange entſtehen; und wenn die Feuchtigkeit noch breiter wird um eine groſſe Anzahl von den grünmachenden und eine bedeutende Anzahl von den gelbmachenden abzuhalten, ſo

muß der Ueberrest anfangen ein Roth zusammenzusetzen; und dieses Roth muß tiefer und dunkler werden, wenn die gelbmachenden und orangemachenden Strahlen mehr und mehr durch die wachsende Masse der Feuchtigkeit abgehalten werden, so daß wenig Strahlen außer den rothmachenden durchgelangen können.

662.

Ob wohl in der Geschichte der Wissenschaften etwas ähnlich narrisches und lacherliches von Erklarungsart zu finden seyn möchte?

663.

Von derselben Art ist eine Erfahrung, die mir neulich Herr Halley erzählt hat; der, als er tief in die See in einer Taucherglocke hinabstieg, an einem klaren Sonnenscheinstag, bemerkte, daß wenn er mehrere Faden tief ins Wasser hinabkam, der obere Theil seiner Hand, worauf die Sonne gerade durchs Wasser und durch ein kleines Glasfenster in der Glocke schien, eine rothe Farbe hatte, wie eine Damascener Rose, so wie das Wasser unten und die untere Seite seiner Hand, die durch das von dem Wasser reflectirte Licht erleuchtet war, grün aussah.

664.

Wir haben dieses Versuchs unter den physiologischen Farben, da wo er hingehört, schon erwähnt. Das Wasser wirkt hier als ein trübes Mittel welches die Sonnenstrahlen nach und nach mattigt, bis sie aus dem Gelben ins Rothe übergehen und endlich purpurfarben erscheinen; dagegen denn die

Schatten in der geforderten grünen Farbe gesehen werden. Man höre nun, wie seltsam sich Newton benimmt, um dem Phänomen seine Terminologie anzupassen.

665.

Daraus läßt sich schließen, daß das Seewasser die violett- und blaumachenden Strahlen sehr leicht zurückwirft und die rothmachenden Strahlen frei und häufig in große Tiefen hinunter läßt; deßhalb das directe Sonnenlicht in allen großen Tiefen, wegen der vorwaltenden rothmachenden Strahlen, roth erscheinen muß, und je größer die Tiefe ist, desto stärker und mächtiger muß das Roth werden. Und in solchen Tiefen, wo die violettmachenden Strahlen kaum hinkommen, müssen die blaumachenden, grünmachenden, gelbmachenden Strahlen von unten häufiger zurückgeworfen werden als die rothmachenden, und ein Grün zusammensetzen.

666.

Da uns nunmehr die wahre Ableitung dieses Phänomens genugsam bekannt ist, so kann uns die Newtonische Lehre nur zur Belustigung dienen, wobei denn zugleich, indem wir die falsche Erklarungsart einsehen, das ganze System unhaltbarer erscheint.

667.

Nimmt man zwei Flüssigkeiten von starker Farbe, z. B. Roth und Blau, und beide hinlänglich gesättigt; so wird man, wenn jede Flüssigkeit für sich noch durchsichtig ist, nicht durch beide hindurchsehen können,

ſobald ſie zuſammengeſtellt werden. Denn wenn durch die eine Flüſſigkeit nur die rothmachenden Strahlen hindurchkommen und nur die blaumachenden durch die andre, ſo kann kein Strahl durch beide hindurch. Dieſes hat Herr Hooke zufällig mit keilförmigen Glasgefäßen, die mit rothen und blauen Liquoren gefüllt waren, verſucht, und wunderte ſich über die unerwartete Wirkung, da die Urſache damals noch unbekannt war. Ich aber habe alle Urſache an die Wahrheit dieſes Experiments zu glauben, ob ich es gleich ſelbſt nicht verſucht habe. Wer es gleich wiederholen will, muß ſetzen, daß die Flüſſigkeiten von ſehr guter und ſtarker Farbe ſeyen.

668.

Worauf beruht nun dieſer ganze Verſuch? Er ſagt weiter nichts aus, als daß ein noch allenfalls durchſcheinendes Mittel, wenn es doppelt genommen wird, undurchſichtig werde; und dieſes geſchieht, man mag einerley Farbe oder zwey verſchiedene Farben, erſt einzeln und dann an einander gerückt, betrachten.

669.

Um dieſes Experiment, welches nun auch ſchon über hundert Jahre in der Geſchichte der Farbenlehre ſpukt, los zu werden, verſchaffe man ſich mehrere, aus Glastafeln zuſammengekittete keilförmige aufrechtſtehende Gefäße, die an einander geſtellt Parallelepipeden bilden, wie ſie ſollen ausführlicher beſchrieben werden, wenn von unſerm Apparat die Rede ſeyn wird. Man fülle ſie erſt mit reinem Waſſer, und

gewöhne sich die Verrückung entgegengestellter Bilder und die bekannten prismatischen Erscheinungen dadurch zu beobachten; dann schiebe man zwei über einander und tröpfle in jedes Tinte, nach und nach, so lange bis endlich der Liquor undurchsichtig wird; nun schiebe man die beiden Keile aus einander, und jeder für sich wird noch genugsam durchscheinend seyn.

671.

Dieselbe Operation mache man nunmehr mit farbigen Liquoren, und das Resultat wird immer dasselbe bleiben, man mag sich nur Einer Farbe in den beiden Gefäßen oder zweier bedienen. So lange die Flüssigkeiten nicht übersättigt sind, wird man durch das Parallelepipedon recht gut hindurchsehen können.

672.

Nun begreift man also wohl, warum Newton wiederholt zu Anfang und zu Ende seines Perioden auf gesättigte und reiche Farben dringt. Damit man aber sehe, daß die Farbe gar nichts zur Sache thut, so bereite man mit Lacmus in zwei solchen Keilgläsern einen blauen Liquor dergestalt, daß man durch das Parallelepipedon noch durchsehen kann. Man lasse alsdann in das eine Gefäß, durch einen Gehülfen, Essig tröpfeln, so wird sich die blaue Farbe in eine rothe verwandeln, die Durchsichtigkeit aber bleiben, wie vorher, ja wohl eher zunehmen, indem durch die Säure dem Blauen von seinem *azigon* etwas entzogen wird. Bei Vermannichfaltigung des Versuchs kann man auch alle die Versuche wiederholen, die sich auf scheinbare Farbenmischung beziehen.

673.

Will man diese Versuche sich und andern recht anschaulich machen, so habe man vier bis sechs solcher Gefäße zugleich bei der Hand, damit man nicht durch Ausgießen und

Umſtullen die Zeit verliere und keine Unbequemlichkeit und Unreinlichkeit entſtehe. Auch laſſe man ſich dieſen Apparat nicht reuen, weil man mit demſelben die objectiven und ſubjectiven prismatiſchen Verſuche, wie ſie ſich durch farbige Mittel modificiren, mit einiger Uebung vortheilhaft darſtellen kann. Wir ſprechen alſo was wir oben geſagt, nochmals aus: ein Durchſcheinendes doppelt oder mehrfach genommen, wird undurchſichtig, wie man ſich durch farbige Fenſterſcheiben, Opalglaſer, ja ſogar durch farbloſe Fenſterſcheiben überzeugen kann.

674.

Nun kommt Newton noch auf den Verſuch mit trüben Mitteln. Uns ſind dieſe Urphanomene aus dem Entwurf umſtändlich bekannt, und wir werden deßhalb um deſto leichter das Unzulangliche ſeiner Erklarungsart einſehen können.

675.

Es giebt einige Feuchtigkeiten, wie die Tinctur des Lignum nephriticum, und einige Arten Glas, welche eine Art Licht häufig durchlaſſen und eine andre zurückwerfen, und deßwegen von verſchiedener Farbe erſcheinen, je nachdem die Lage des Auges gegen das Licht iſt. Aber wenn dieſe Feuchtigkeiten oder Gläſer ſo dick wären, ſo viel Maſſe hätten, daß gar kein Licht hindurch könnte; ſo zweifle ich nicht, ſie würden andern dunklen Körpern gleich ſeyn und in allen Lagen des Auges dieſelbe Farbe haben, ob ich es gleich nicht durch Experimente beweiſen kann.

676.

Und deß iſt gerade in dem angeführten Falle das Experiment ſehr leicht. Wenn nämlich ein trübes Mittel noch

halbdurchsichtig ist, und man halt es vor einen dunklen Grund, so erscheint es blau. Dieses Blau wird aber keinesweges von der Oberflache zurückgeworfen, sondern es kommt aus der Tiefe. Reflectirten solche Körper die blaue Farbe leichter als eine andre von ihrer Oberflache, so müßte man dieselbe noch immer blau sehen, auch dann, wenn man die Trübe auf den höchsten Grad, bis zur Undurchsichtigkeit gebracht hat. Aber man sieht Weiß, aus den von uns im Entwurf genugsam ausgeführten Ursachen. Newton macht sich aber hier ohne Noth Schwierigkeiten, weil er wohl fühlt, daß der Boden, worauf er steht, nicht sicher ist.

677.

Denn durch alle farbigen Körper, so weit meine Bemerkung reicht, kann man hindurchsehen, wenn man sie dünn genug macht; sie sind deßwegen gewissermaßen durchsichtig, und also nur in Graden der Durchsichtigkeit von gefärbten durchsichtigen Liquoren verschieden. Diese Feuchtigkeiten, so gut wie solche Körper, werden bei hinreichender Masse undurchsichtig. Ein durchsichtiger Körper, der in einer gewissen Farbe erscheint wenn das Licht hindurchfällt, kann bei zurückgeworfenem Licht dieselbe Farbe haben, wenn das Licht dieser Farbe von der hinteren Fläche des Körpers zurückgeworfen wird, oder von der Luft die daran stößt. Dann kann aber die zurückgeworfene Farbe vermindert werden, ja aufhören, wenn man den Körper sehr dul macht, oder ihn auf der Rückseite mit Pech überzieht, um die Reflexion der hinteren Fläche zu vermindern,

so daß das von den färbenden Theilen zurückgeworfene Licht vorherrschen mag. In solchen Fällen wird die Farbe des zurückgeworfenen Lichtes von der des durchfallenden Lichtes wohl abweichen können.

678.

Alles dieses Hin- und Wiederreden findet man unnütz, wenn man die Ableitung der körperlichen Farben kennt, wie wir solche im Entwurf versucht haben; besonders wenn man mit uns überzeugt ist, daß jede Farbe, um gesehen zu werden, ein Licht im Hintergrunde haben muß, und daß wir eigentlich alle körperliche Farbe mittelst eines durchfallenden Lichts gewahr werden, es sey nun, daß das einfallende Licht durch einen durchsichtigen Körper durchgehe, oder daß es bei dem undurchsichtigen Körper auf seine helle Grundlage dringe und von da wieder zurückkehre.

Das ergo bibamus des Autors übergehen wir und eilen mit ihm zum Schlusse.

Eilfte Proposition. Sechstes Problem.

Durch Mischung farbiger Lichter einen Lichtstrahl zusammenzusetzen, von derselben Farbe und Natur wie ein Strahl des directen Sonnenlichts, und dadurch die Wahrheit der vorhergehenden Propositionen zu bestätigen.

679.

Hier verbindet Newton nochmals Prismen mit Linsen, und es gehört deshalb dieses Problem in jenes supplementare

Capitel, auf welches wir abermals unſere Leſer anweiſen. Vorlaufig geſagt, ſo leiſtet er hier doch auch nichts: denn er bringt nur die durch ein Prisma auf den höchſten Gipfel geführte Farbenerſcheinung durch eine Linſe auf den Nullpunkt zurück; hinter dieſem kehrt ſie ſich um, das Blaue und Violette kommt nun unten, das Gelbe und Gelbrothe oben hin. Dieſes ſo geſammte Bild fallt abermals auf ein Prisma, das, weil es das umgekehrt anlangende Bild in die Höhe rückt, ſolches wieder umkehrt, die Ränder auf den Nullpunkt bringt, wo denn abermals von einem dritten Prisma, das den brechenden Winkel nach oben richtet, das farbloſe Bild aufgefangen wird und nach der Brechung wieder gefarbt erſcheint.

680.

Hieran können wir nichts merkwürdiges finden: denn daß man ein verrücktes und gefarbtes Bild auf mancherlei Weiſe wieder zurecht rücken und farblos machen könne, iſt uns kein Geheimniß. Daß ferner ein ſolches entfarbtes Bild auf mancherlei Weiſe durch neue Verrückung wieder von vorn anfange, gefarbt zu werden, ohne daß dieſe neue Farbung mit der erſten aufgehobenen auch nur in der mindeſten Verbindung ſtehe, iſt uns auch nicht verborgen, da wir, was gewiſſe Reflexionsfalle betrifft, unſere achte Tafel mit einer umſtandlichen Auslegung dieſem Gegenſtand gewidmet haben.

681.

So iſt denn auch aufmerkſamen Leſern und Experimentatoren keineswegs unbekannt, wann ſolche gefarbte, auf den Nullpunkt entweder ſubjectiv oder objectiv zurückgebrachte Bilder, nach den Geſetzen des erſten Anſtoßes, oder durch entgegengeſetzte Determination, ihre Eigenſchaften behaupten, fortſetzen, erneuern oder umkehren.

Valerio hereintretend.

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück!

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Roſa,

welche ſchon, während Elmirens voriger Strophe, mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Versöhnung mit dem Geliebten pantomimiſch ausgedrückt.

Da hab' ich ihn wieder!
Du haſt ihn zurück!

BIBLIOTHEK
DES
MONACENSIS

Abſchluß.

Wir glauben nunmehr in polemiſcher Behandlung des erſten Buches der Optik unſre Pflicht erfüllt und ins Klare geſetzt zu haben, wie wenig Newton's hypotheſiſche Erklärung und Ableitung der Farbenerſcheinung beim Refractionsfall Stich halte. Die folgenden Bücher laſſen wir auf ſich beruhen. Sie beſchäftigen ſich mit den Erſcheinungen, welche wir die epoptiſchen und paroptiſchen genannt haben. Was Newton gethan, um dieſe zu erklären und auszulegen, hat eigentlich niemals großen Einfluß gehabt, ob man gleich in allen Geſchichten und Wörterbüchern der Phyſik hiſtoriſche Rechenſchaft davon gab. Gegenwärtig iſt die naturforſchende Welt, und mit ihr ſogar des Verfaſſers eigene Landsleute, völlig davon zurückgekommen, und wir haben alſo nicht Urſache uns weiter darauf einzulaſſen.

Will jemand ein Uebriges thun, der vergleiche unſere Darſtellung der epoptiſchen Erſcheinungen mit der Newtoniſchen. Wir haben ſie auf einfache Elemente zurückgeführt; er hingegen bringt auch hier wieder Nothwendiges und Zufälliges durch einander vor, mißt und berechnet, erklärt und theoretiſirt eins mit dem andern und alles durch einander, wie er es bei dem Refractionsfalle gemacht hat; und ſo müßten wir denn auch nur unſere Behandlung des erſten Buches bei den folgenden wiederholen.

Blicken wir nun auf unſre Arbeit zurück, ſo wünſchten wir wohl in dem Falle jenes Cardinals zu ſeyn, der ſeine Schriften ins Concept drucken ließ. Wir würden alsdann noch manches nachzuholen und zu beſſern Urſache finden. Beſonders würden wir vielleicht einige heftige Ausdrücke mildern,

welche den Gegner aufbringen, dem Gleichgültigen verdrießlich sind und die der Freund wenigstens verzeihen muß. Allein wir bedenken zu unserer Beruhigung, daß diese ganze Arbeit mitten in dem heftigsten Kriege der unser Vaterland erschütterte, unternommen und vollendet wurde. Das Gewaltsame der Zeit dringt leider bis in die friedlichen Wohnungen der Musen, und die Sitten der Menschen werden durch die nächsten Beispiele, wo nicht bestimmt, doch modificirt. Wir haben mehrere Jahre erlebt und gesehen, daß es im Conflict von Meinungen und Thaten nicht darauf ankommt seinen Gegner zu schonen, sondern ihn zu überwinden; daß niemand sich aus seinem Vortheil herausschmeicheln oder herauscomplimentiren läßt, sondern daß er, wenn es ja nicht anders seyn kann, wenigstens herausgeworfen seyn will. Hartnäckiger als die Newtonische Partei hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen. Sie hat manchem wahrheitliebenden Manne das Leben verkümmert, sie hat auch mir eine frohere und vortheilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt: man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe. Ich wünsche daß es unsern Nachfahren zu gute kommen möge.

Aber mit allem diesem sind wir noch nicht am Ende. Denn der Streit wird in dem folgenden historischen Theile gewissermaßen wieder aufgenommen, indem gezeigt werden muß, wie ein so außerordentlicher Mann zu einem solchen Irrthum gekommen, wie er bei demselben verharren und so viele vorzügliche Menschen, ihm Beifall zu geben, verführen können. Hierdurch muß mehr als durch alle Polemik geleistet, auf diesem Wege muß der Urheber, die Schüler, das einstimmende und beharrende Jahrhundert nicht sowohl angeklagt als entschuldigt werden. Zu dieser milderen Behandlung also,

welche zu Vollendung und Abſchluß des Ganzen nothwendig erfordert wird, laden wir unſere Leſer hiermit ein und wünſchen, daß ſie einen freien Blick und guten Willen mitbringen mögen.

Tafeln.

Die ſowohl auf die Farbenlehre überhaupt als zunächſt auf den didaktiſchen und polemiſchen Theil bezüglichen Tafeln hat man, des bequemeren Gebrauchs wegen, in einem beſondern Heft gegeben und dazu eine Beſchreibung gefügt, welche beſtimmt iſt, den Hauptzweck derſelben noch mehr vor Augen zu bringen und ſie mit dem Werke ſelbſt in nähere Verbindung zu ſetzen.

Die Umrißzeichnungen welche ſie enthalten, ſtellen die Phänomene, wie es gewöhnlich iſt, in ſo fern es ſich thun ließ, im Durchſchnitte vor; in andern Fällen hat man die aufrechte Anſicht gewählt. Sie haben theils einen didaktiſchen, theils einen polemiſchen Zweck. Ueber die didaktiſchen belehrt der Entwurf ſelbſt; was die polemiſchen betrifft, ſo ſtellen ſie die unwahren und captiöſen Figuren Newton's und ſeiner Schule theils wirklich nachgebildet dar, theils entwickeln ſie dieſelben auf mannichfaltige Weiſe, um was in ihnen verborgen liegt an den Tag zu bringen.

Man hat ferner die meiſten Tafeln illuminirt, weil bisher ein gar zu auffallender Schaden daraus entſprang, daß man eine Erſcheinung wie die Farbe, die am nächſten durch ſich ſelbſt gegeben werden konnte, durch bloße Linien und Buchſtaben bezeichnen wollte.

Endlich ſind auch einige Tafeln ſo eingerichtet, daß ſie als Glieder eines anzulegenden Apparats mit Bequemlichkeit gebraucht werden können.

Zur Nachricht.

Die erwähnten colorirten Tafeln zur Farbenlehre nebst dazu gehöriger Beschreibung (in 2 Theilen gr. 8.) sind in unterzeichneter Verlagshandlung zu fl. 10. — oder Rthlr. 6. — besonders zu haben.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Neununddreißigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Geſchichte der Farbenlehre.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
Zur Geſchichte der Urzeit 8

Erſte Abtheilung.
Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten . . . 10
Theophraſt oder Ariſtoteles von den Farben 28
Farbenbenennungen der Griechen und Römer 46
Nachtrag 59

Zweite Abtheilung.
Zwiſchenzeit.

Vorbemerkung 56
Ueberlieferung 57
Autorität 60
Roger Bacon 71
Nachleſe 81
Pleonasmus 85
Terminus 87
Luft am Geheimniß 94

Dritte Abtheilung.
Sechzehntes Jahrhundert.

Antonius Thyſius 96
Simon Portius 97
Julius Cäſar Scaliger 99
Zwiſchenbetrachtung 108

O schauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück:

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden.
Dieser Erde Glück zu finden
Suchet ihr umsonst allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieser Erde Glück zu finden
Müsset ihr zu Paaren seyn.

Erwin.

Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu fassen.
Ohne Thräne kann ich lassen
Diese Hütte, dieses Grab.

Paracelsus
Alchymisten
Zwischenbetrachtung
Bernardinus Telesius
Hieronymus Cardanus
Joh. Bapt. Porta
Baron von Verulam

Vierte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Allgemeine Betrachtungen
Galileo Galilei
Johann Keppler
Willebrord Snellius
Antonius de Dominis
Franciscus Aguilonius
Athanasius Kircher
Marcus Marci
De la Chambre
Jean Bernier
Franciscus Maria Grimaldi
Robert Boyle
Hooke
Nicolaus Malebranche
Johann Christoph Sturm
Huygens
Edmund Halley
Newton's Jugendjahre
Betrachtungen über die siebzehnte Jahrhundert

Fünfte Abtheilung.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erste Epoche.

Voltaire
Thomas Dyer
Thomas Birch
Philosophische Zeitschriften

Seite

Anfänge der Societät 218
Naturwissenschaften in England 220
Innere Vortheile der Societät 224
Innere Anarchie der Societät 225
Societät der Umgebung und Zeit 231
Robert Hooke 232
Isaac Newton 234
Lectiones Opticae 236
Brief an den Secretär der Londoner Societät 240
Die Optik 247
Newton's Verhältniß zur Societät 247
Erste Gegner Newton's 250
Mariotte 266
Joh. Theoph. Desaguliers 271
Desaguliers gegen Mariotte 274
Johann Keill 281
Desaguliers gegen Keill 285
Hauksbee 289
Newton's Persönlichkeit 290
Erste Schüler und Bekenner Newton's 298
Willem Jacob 's Gravesande 301
Peter van Musschenbroek 302
Französische Akademiker 307
Mariotte 309
De Lahire 305
Joh. Mich. Gonnelli 306
Malebranche 306
Fontenelle 308
Fontenelle's Lobrede auf Newton 311
Maraldi 316
Cardinal Polignac 319
Voltaire 321
Beispiele von Voltaire's Vorurtheil für Newton 325
Algarotti 329
Académie 337
Chemiker 338
Buffon 340
Cassini 342
Technische Malerei 349
Le Blon 350
Chevalier 351
Commandin 350
Deutsche ältere theologische Welt 351
Deutsche gelehrte Welt 352
Akademie Göttingen 362
Mechanik 365
Tobias Mayer 364
Lambert 368
Lichtenberg 369
Benjamin Franklin 371

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweite Epoche.

Von Dollond bis auf unsere Zeit.

Seite
Achromasie 325
Jos. Priestley 328
Paolo Frisi 329
Georg Simon Klügel 330
Uebergang 331
Wenfeld 332
Guyot 336
Mauclerc 338
Marat 339
H. J. L. 342
Diego de Carvalho e 343
Darwin 344
Mengs 345
J. J. Gulich 346
Delaval 347
Joh. Leonh. Hoffmann 347
Robert Blair 347
Confession des Verfassers 350
Entschuldigung. Plan des gegenwärtigen Werks 351

Einleitung.

Wird einer ſtrebenden Jugend die Geſchichte eher laſtig als erfreulich, weil ſie gern von ſich ſelbſt eine neue, ja wohl gar eine Urwelt-Epoche beginnen möchte; ſo haben die in Bildung und Alter Fortſchreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannichfaltiges Gute, Brauchbare und Hülfreiche ihnen von den Vorfahren hinterlaſſen worden.

Nichts iſt ſtillſtehend. Bei allen ſcheinbaren Rückſchritten müſſen Menſchheit und Wiſſenſchaft immer vorſchreiten, und wenn beide ſich zuletzt auch wieder in ſich ſelbſt abſchließen ſollten. Vorzügliche Geiſter haben ſich immer gefunden, die ſich mittheilen mochten. Viel Schätzenswerthes hievon iſt auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unſern Vorfahren an treffenden Anſichten der Natur nie gefehlt habe.

Der Kreis, den die Menſchheit auszulaufen hat, iſt beſtimmt genug, und ungeachtet des großen Stillſtandes, den die Barbarei machte, hat ſie ihre Laufbahn ſchon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuſchreiben, ſo kehrt ſie doch immer wieder in jene Gegend, wo ſie ſchon einmal durchgegangen. Auf dieſem Wege wiederholen ſich alle wahren Anſichten und alle Irrthümer.

Um ſich von der Farbenlehre zu unterrichten, mußte man die ganze Geſchichte der Naturlehre wenigſtens durchkreuzen, und die Geſchichte der Philoſophie nicht außer Acht

lassen. Eine gedrängte Darstellung wäre zu wünschen gewesen; aber sie war unter den gegebenen Umständen nicht zu leisten. Wir mußten uns daher entschließen nur Materialien zur Geschichte der Farbenlehre zu liefern, und hiezu das, was sich bei uns aufgehäuft hatte, einigermaßen sichten.

Was wir unter jenem Ausdrucke verstehen, wird nicht schwer zu deuten seyn. Wer Materialien zu einem Gebäude liefert, bringt immer mehr und weniger als erforderlich ist. Denn dem Herbeigeschafften muß öfters so viel genommen werden, nur um ihm eine Form zu geben, und an dasjenige, was eigentlich zur letzten besten Zierde gereicht, daran pflegt man zu Anfang einer Bauanstalt am wenigsten zu denken.

Wir haben Auszüge geliefert und fanden uns hiezu durch mehrere Ursachen bewogen. Die Bücher, welche hier zu Rathe gezogen werden mußten, sind selten zu haben, wo nicht in großen Städten und wohlausgestatteten Bibliotheken, doch gewiß an manchen mittlern und kleinen Orten, von deren theilnehmenden Bewohnern und Lehrern wir unsere Arbeit geprüft und genutzt wünschten. Deßhalb sollten diese Bände eine Art Archiv werden, in welchem niedergelegt wäre, was die vorzüglichsten Männer, welche sich mit der Farbenlehre befaßt, darüber ausgesprochen.

Auch trat noch eine besondere Betrachtung ein, welche sowohl hier als in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt gilt. Es ist äußerst schwer, fremde Meinungen zu referiren, besonders wenn sie sich nachbarlich annähern, kreuzen und decken. Ist der Referent umständlich, so erregt er Ungeduld und Langeweile; will er sich zusammenfassen, so kommt er in Gefahr, seine Ansicht für die fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, so weiß der Leser nicht, woran er ist; richtet er nach gewissen Maximen, so werden seine

Darſtellungen einſeitig und erregen Widerſpruch, und die Geſchichte macht ſelbſt wieder Geſchichten.

Ferner ſind die Geſinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen. Alle Lehren, denen man Originalität zuſchreiben kann, ſind nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomirt und ſyſtematiſirt. Der Schriftſteller neigt ſich zu dieſer oder jener Geſinnung; ſie wird aber durch ſeine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er ſpricht und ſchreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rückſichten modificirt. Wie wunderbar verhalt ſich nicht Gaſſendi zu Epicur!

Ein Mann, der länger gelebt, iſt verſchiedene Epochen durchgegangen; er ſtimmt vielleicht nicht immer mit ſich ſelbſt überein; er trägt manches vor, davon wir das eine für wahr, das andere für falſch anſprechen möchten: alles dieſes darzuſtellen, zu ſondern, zu bejahen, zu verneinen, iſt eine unendliche Arbeit, die nur dem gelingen kann, der ſich ihr ganz widmet und ihr ſein Leben aufopfern mag.

Durch ſolche Betrachtungen veranlaßt, durch ſolche Nöthigungen gedrängt, laſſen wir meiſtens die Verfaſſer ſelbſt ſprechen; ja wir hätten die Originale lieber als die Ueberſetzung geliefert, wenn uns nicht eine gewiſſe Gleichförmigkeit und allgemeinere Brauchbarkeit zu dem Gegentheil bewogen hätte. Der einſichtsvolle Leſer wird ſich mit jedem beſonders unterhalten; wir haben geſucht ihm ſein Urtheil zu erleichtern, nicht ihm vorzugreifen. Die Belege ſind bei der Hand, und ein fähiger Geiſt wird ſie leicht zuſammenſchmelzen. Die Wiederholung am Schluſſe wird hiezu behülflich ſeyn.

Wollte man uns hier noch eine heitere Anmerkung

erlauben, so wurden wir sagen: daß durch diese Art, jeden Verfasser seinen Irrthum wie seine Wahrheit frei aussprechen zu lassen, auch für die Freunde des Unwahren und Falschen gesorgt sey, denen hierdurch die beste Gelegenheit verschafft wird, dem Seltsamsten und am wenigsten Haltbaren ihren Beifall zuzuwenden.

Nach diesem Ersten, welches eigentlich den Grund unserer Bemühung ausmacht, haben wir charakteristische Skizzen, einzelne biographische Züge, manchen bedeutenden Mann betreffend, aphoristisch mitgetheilt. Sie sind aus Notizen entstanden, die wir zu künftigem unbestimmten Gebrauch, beim Durchlesen ihrer Schriften, bei Betrachtung ihres Lebensganges, aufgezeichnet. Sie machen keinen Anspruch ausführlich zu schildern, oder entschieden abzuurtheilen; wir geben sie wie wir sie fanden: denn nicht immer waren wir in dem Falle, bei Redaction dieser Papiere, alles einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Mögen sie nur dastehen, um zu erinnern, wie höchst bedeutend es sey, einen Autor als Menschen zu betrachten; denn wenn man behauptet hat: schon der Styl eines Schriftstellers sey der ganze Mann, wie vielmehr sollte nicht der ganze Mensch den ganzen Schriftsteller enthalten. Ja eine Geschichte der Wissenschaften, insofern diese durch Menschen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchst belehrendes Ansehen, als wenn bloß Entdeckungen und Meinungen an einander gereiht werden.

Vielleicht ist auch noch auf eine andere Weise nöthig, dasjenige zu entschuldigen, was wir zu viel gethan. Wir gaben Nachricht von Autoren, die nichts oder wenig für die Farbenlehre geleistet, jedoch nur von solchen, die für die Naturforschung überhaupt bedeutend waren. Denn wie schwierig

es ſey, die Farbenlehre, die ſich überall gleichſam nur durchſchmiegt, von dem übrigen Wiſſen einigermaßen zu iſoliren und ſie dennoch wieder zuſammen zu halten, wird jedem Einſichtigen fühlbar ſeyn.

Und ſo haben wir, um eines durchgehenden Fadens nicht zu ermangeln, allgemeine Betrachtungen eingeſchaltet, den Gang der Wiſſenſchaften in verſchiedenen Epochen flüchtig bezeichnet, auch die Farbenlehre mit durchzuführen und anzuknüpfen geſucht. Daß hiebei mancher Zufall gewaltet, manches einer augenblicklichen Stimmung ſeinen Urſprung verdankt, kann nicht geläugnet werden. Indeſſen wird man einige Launen auch wohl einer ernſten Sammlung verzeihen, zu einer Zeit, in der ganze wetterwendiſche Bücher mit Vergnügen und Beifall aufgenommen werden.

Wie Manches nachzubringen ſey, wird erſt in der Folge recht klar werden, wenn die Aufmerkſamkeit mehrerer auf dieſen Gegenſtand ſich richtet. Verſchiedene Bücher ſind uns ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Handen gekommen; auch wird man finden, daß Memoiren der Akademien, Journale und andere dergleichen Sammlungen nicht genugſam genutzt ſind. Möchten doch mehrere, ſelbſt diejenigen, die, um anderer Zwecke willen, alte und neue Werke durchgehen, gelegentlich notiren, was ihnen für unſer Fach bedeutend ſcheint und es gefällig mittheilen; wie wir denn ſchon bisher manchen Freunden für eine ſolche Mittheilung den beſten Dank ſchuldig geworden.

Zur Geſchichte der Urzeit.

Die Zuſtande ungebildeter Völker, ſowohl der alten als der neuern Zeit, ſind ſich meiſtens ähnlich. Stark in die Sinne fallende Phänomene werden lebhaft aufgefaßt.

In dem Kreiſe meteoriſcher Erſcheinungen mußte der ſeltnere, unter gleichen Bedingungen immer wiederkehrende Regenbogen die Aufmerkſamkeit der Naturmenſchen beſonders an ſich ziehen. Die Frage, woher irgend ein ſolches Ereigniß entſpringe, iſt dem kindiſchen Geiſte, wie dem ausgebildeten natürlich. Jener löſ't das Räthſel bequem durch ein phantaſtiſches, höchſtens poetiſches Symboliſiren; und ſo verwandelten die Griechen den Regenbogen in ein liebliches Mädchen, eine Tochter des Thaumas (des Erſtaunens), beides mit Recht; denn wir werden bei dieſem Anblick das Erhabene auf eine erfreuliche Weiſe gewahr. Und ſo ward ſie dieſem Geſtalt liebenden Volke ein Individuum, Iris, ein Friedensbote, ein Götterbote überhaupt; andern, weniger Form bedürfenden Nationen, ein Friedenszeichen.

Die übrigen atmoſphäriſchen Farbenerſcheinungen, allgemein, weit ausgebreitet, immer wiederkehrend, waren nicht gleich auffallend. Die Morgenröthe nur noch erſchien geſtaltet.

Was wir überall und immer um uns ſehen, das ſchauen und genießen wir wohl, aber wir beobachten es kaum, wir denken nicht darüber. Und wirklich entzog ſich die Farbe, die alles Sichtbare bekleidet, ſelbſt bei gebildeteren Völkern gewiſſermaßen der Betrachtung. Deſto mehr Gebrauch ſuchte man von den Farben zu machen, indem ſich färbende Stoffe überall vorfanden. Das Erfreuliche des Farbigen, Bunten

wurde gleich gefühlt; und da die Zierde des Menschen erstes Bedürfniß zu seyn scheint und ihm fast über das Nothwendige geht, so war die Anwendung der Farben auf den nackten Körper und zu Gewändern bald im Gebrauch.

Nirgends fehlte das Material zum Färben. Die Fruchtsäfte, fast jede Feuchtigkeit außer dem reinen Wasser, das Blut der Thiere, alles ist gefärbt; so auch die Metallkalke, besonders des überall vorhandenen Eisens. Mehrere verfaulte Pflanzen geben einen entschiedenen Farbestoff, dergestalt daß der Schlick an seichten Stellen großer Flüsse als Farbematerial benutzt werden konnte.

Jedes Beflecken ist eine Art von Farben, und die augenblickliche Mittheilung konnte jeder bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte. Die Dauer dieser Mittheilung erfahrt man gleichfalls bald. Auf dem Körper bewirkte man sie durch Tatuiren und Einreiben. Für die Gewänder fanden sich bald farbige Stoffe, welche auch die beizende Dauer mit sich führen, vorzüglich der Eisenrost, gewisse Fruchtschalen, durch welche sich der Uebergang zu den Gallapfeln mag gefunden haben.

Besonders aber machte sich der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, indem das damit Gefarbte nicht allein schön und dauerhaft war, sondern auch zugleich mit der Dauer an Schönheit wuchs.

Bei dieser jedem Zufall freigegebenen Anfarbung, bei der Bequemlichkeit das Zufällige vorsätzlich zu wiederholen und nachzuahmen, mußte auch die Aufforderung entstehen, die Farbe zu entfernen. Durchsichtigkeit und Weiße haben an und für sich schon etwas Edles und Wünschenswerthes. Alle ersten Gläser waren farbig; ein farbloses Glas mit Absicht darzustellen gelang erst spätern Bemühungen. Wenig Gespinnste,

Elmire. Rosa. Valerio.

Oft, durch unser ganzes Leben
Bringen wir der stillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was sie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank sey unser Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben,
Es erhalte, was es gab!

oder was sonst zu Gewändern benutzt werden kann, ist von Anfang weiß; und so mußte man aufmerksam werden auf die entfärbende Kraft des Lichtes, besonders bei Vermittlung gewisser Feuchtigkeiten. Auch hat man gewiß bald genug den günstigen Bezug eines reinen weißen Grundes zu der darauf zu bringenden Farbe in früheren Zeiten eingesehen.

Die Färberei konnte sich leicht und bequem vervollkommnen. Das Mischen, Sudeln und Manschen ist dem Menschen angeboren. Schwankendes Tasten und Versuchen ist seine Lust. Alle Arten von Infusionen gehen in Gährung oder in Fäulniß über; beide Eigenschaften begünstigen die Farbe in einem entgegengesetzten Sinne. Selbst untereinander gemischt und verbunden heben sie die Farbe nicht auf, sondern bedingen sie nur. Das Saure und Alkalische in seinem rohesten empirischen Vorkommen, in seinen absurdesten Mischungen wurde von jeher zur Färberei gebraucht, und viele Färberecepte bis auf den heutigen Tag sind lächerlich und zweckwidrig.

Doch konnte bei geringem Wachsthum der Cultur bald eine gewisse Absonderung der Materialien so wie Reinlichkeit und Consequenz statt finden, und die Technik gewann durch Ueberlieferung unendlich. Deßwegen finden wir die Färberei bei Völkern von stationären Sitten auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit, bei Aegyptiern, Indiern, Chinesen.

Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion. Ihre Vorarbeit und Vorbereitung der Stoffe ist höchst reinlich und genau, die Bearbeitung stufenweise sehr umständlich. Sie gehen mit einer Art von Naturlangsamkeit zu Werke; dadurch bringen sie Fabricate hervor, welche bildungsfähigern schnell vorschreitenden Nationen unnachahmlich sind.

Nur die technisch höchstgebildeten Völker, wo die Maschinen

wieder zu verſtändigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit ſich mit der größten Schnelligkeit verbindet, ſolche reichen an jene hinan und übertreffen ſie in Vielem. Alles Mittlere iſt nur eine Art von Pfuſcherei, welche eine Concurrenz, ſobald ſie entſteht, nicht aushalten kann.

Stationäre Völker verfertigen das Werk um ſein ſelbſt willen, aus einem frommen Begriff, unbekümmert um den Effect; gebildete Völker aber müſſen auf ſchnelle augenblickliche Wirkung rechnen, um Beifall und Geld zu gewinnen.

Der charakteriſtiſche Eindruck der verſchiedenen Farben wurde gar bald von den Völkern bemerkt, und man kann die verſchiedene Anwendung in dieſem Sinne bei der Färberei und der damit verbundenen Weberei wenigſtens manchmal, als abſichtlich und aus einer richtigen Empfindung entſpringend anſehen.

Und ſo iſt alles, was wir in der frühern Zeit und bei ungebildeten Völkern bemerken können, praktiſch. Das Theoretiſche begegnet uns zuerſt, indem wir nunmehr zu den gebildeten Griechen übergehen.

Erſte Abtheilung.

Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten.

Wie irgend jemand über einen gewiſſen Fall denke, wird man nur erſt recht einſehen, wenn man weiß, wie er überhaupt geſinnt iſt. Dieſes gilt, wenn wir die Meinungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, es ſey nun einzelner Menſchen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte, recht eigentlich erkennen wollen. Daher iſt die Geſchichte der Wiſſenſchaften mit der Geſchichte der Philoſophie innigſt verbunden, aber eben ſo auch mit der Geſchichte des Lebens und des Charakters der Individuen, ſo wie der Völker.

So begreift ſich die Geſchichte der Farbenlehre auch nur in Gefolg der Geſchichte aller Naturwiſſenſchaften. Denn zur Einſicht in den geringſten Theil iſt die Ueberſicht des Ganzen nöthig. Auf eine ſolche Behandlung können wir freilich nur hindeuten; indeſſen wenn wir unter unſern Materialien manches mit einführen, was nicht unmittelbar zum Zwecke zu gehören ſcheint, ſo iſt ihm doch eigentlich nur deßwegen der Platz gegönnt, um an allgemeine Bezüge zu erinnern, welches in der Geſchichte der Farbenlehre um ſo nothwendiger

iſt, als ſie ihre eigenen Schickſale gehabt hat und auf dem Meere des Wiſſens bald nur für kurze Zeit auftaucht, bald wieder auf längere niederſinkt und verſchwindet.

In wiefern bei der erſten Entwickelung nachſinnender Menſchen myſtiſch-arithmetiſche Vorſtellungsarten wirklich ſtatt gefunden, iſt ſchwer zu beurtheilen, da die Documente meiſtens verdachtig ſind. Manches andre, was man uns von jenen Anfangen gern möchte glauben machen, iſt eben ſo unzuverläſſig, und wenige werden uns daher verargen, wenn wir den Blick von der Wiege ſo mancher Nationen weg und dahin wenden, wo uns eine erfreuliche Jugend entgegen kommt.

Die Griechen, welche zu ihren Naturbetrachtungen aus den Regionen der Poeſie herüberkamen, erhielten ſich dabei noch dichteriſche Eigenſchaften. Sie ſchauten die Gegenſtände tüchtig und lebendig und fühlten ſich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszuſprechen. Suchen ſie ſich darauf von ihr durch Reflexion loszuwinden, ſo kommen ſie wie jedermann in Verlegenheit, indem ſie die Phänomene für den Verſtand zu bearbeiten denken. Sinnliches wird aus Sinnlichem erklärt, daſſelbe durch daſſelbe. Sie finden ſich in einer Art von Cirkel und jagen das Unerklärliche immer vor ſich her im Kreiſe herum.

Der Bezug zu dem Aehnlichen iſt das erſte Hülfsmittel, wozu ſie greifen. Es iſt bequem und nützlich, indem dadurch Symbole entſtehen und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenſtandes findet; aber es iſt auch ſchädlich, indem das, was man ergreifen will, ſogleich wieder entwicht, und das, was man geſondert hat, wieder zuſammen fließt.

Bei ſolchen Bemühungen fand man gar bald, daß man

nothwendig aussprechen müsse, was im Subject vorgeht, was für ein Zustand in dem Betrachtenden und Beobachtenden erregt wird. Hierauf entstand der Trieb, das Aeußere mit dem Innern in der Betrachtung zu vereinen: welches freilich mitunter auf eine Weise geschah, die uns wunderlich, abstrus und unbegreiflich vorkommen muß. Der Billige wird jedoch deßhalb nicht übler von ihnen denken, wenn er gestehen muß, daß es uns, ihren spaten Nachkommen, oft selbst nicht besser geht.

Aus dem, was uns von den Pythagoraern überliefert wird, ist wenig zu lernen. Daß sie Farbe und Oberfläche mit Einem Worte bezeichnen, deutet auf ein sinnlich gutes aber doch nur gemeines Gewahrwerden, das uns von der tiefern Einsicht in das Penetrative der Farbe ablenkt. Wenn auch sie das Blaue nicht nennen, so werden wir abermals erinnert, daß das Blaue mit dem Dunklen und Schattigen dergestalt innig verwandt ist, daß man es lange Zeit dazu zahlen konnte.

Die Gesinnungen und Meinungen Demokrit's beziehen sich auf Forderungen einer erhöhten geschärften Sinnlichkeit und neigen sich zum Oberflachlichen. Die Unsicherheit der Sinne wird anerkannt; man findet sich genöthigt, nach einer Controle umherzuschauen, die aber nicht gefunden wird. Denn anstatt bei der Verwandtschaft der Sinne nach einem ideellen Sinn aufzublicken, in dem sich alle vereinigten, so wird das Gesehene in ein Getastetes verwandelt, der scharfste Sinn soll sich in den stumpfsten auflösen, uns durch ihn begreiflicher werden. Daher entsteht Ungewißheit anstatt einer Gewißheit. Die Farbe ist nicht, weil sie nicht getastet werden kann, oder sie ist nur insofern, als sie allenfalls tastbar werden könnte. Daher die Symbole von dem Tasten hergenommen werden. Wie sich die Oberflachen glatt, rauh,

scharf, eckig und spitz finden, so entspringen auch die Farben aus diesen verschiedenen Zuständen. Auf welche Weise sich aber hiermit die Behauptung vereinigen lasse, die Farbe sey ganz conventionell, getrauen wir uns nicht aufzulösen. Denn sobald eine gewisse Eigenschaft der Oberfläche eine gewisse Farbe mit sich führt, so kann es doch hier nicht ganz an einem bestimmten Verhältniß fehlen.

Betrachten wir nun Epikur und Lucrez, so gedenken wir einer allgemeinen Bemerkung, daß die originellen Lehrer immer noch das Unauflösbare der Aufgabe empfinden, und sich ihr auf eine naive gelenke Weise zu nahern suchen. Die Nachfolger werden schon didaktisch, und weiterhin steigt das Dogmatische bis zum Intoleranten.

Auf diese Weise möchten sich Demokrit, Epikur und Lucrez verhalten. Bei dem Letztern finden wir die Gesinnung der Erstern, aber schon als Ueberzeugungsbekenntniß erstarrt und leidenschaftlich parteiisch überliefert.

Jene Ungewißheit dieser Lehre, die wir schon oben bemerkt, verbunden mit solcher Lebhaftigkeit einer Lehrüberlieferung, laßt uns den Uebergang zur Lehre der Pyrrhonier finden. Diesen war alles ungewiß, wie es jedem wird, der die zufälligen Bezüge irdischer Dinge gegen einander zu seinem Hauptaugenmerk macht; und am wenigsten ware ihnen zu verargen, daß sie die schwankende, schwebende, kaum zu erhaschende Farbe für ein unsicheres, nichtiges Meteor ansehen: allein auch in diesem Punkte ist nichts von ihnen zu lernen, als was man meiden soll.

Dagegen nahen wir uns dem Empedokles mit Vertrauen und Zuversicht. Er erkennt ein Aeußeres an, die Materie; ein Inneres, die Organisation. Er laßt die verschiedenen Wirkungen der ersten, das mannichfaltig Verflochtene der

andern, gelten. Seine πόροι machen uns nicht irre. Freilich entſpringen ſie aus der gemein-ſinnlichen Vorſtellungsart. Ein Flüſſiges ſoll ſich beſtimmt bewegen: da muß es ja wohl eingeſchloſſen ſeyn, und ſo iſt der Canal ſchon fertig. Und doch läßt ſich bemerken, daß dieſer Alte gedachte Vorſtellung keineswegs ſo roh und körperlich genommen habe, als manche Neuere; daß er vielmehr daran nur ein bequemes faßliches Symbol gefunden. Denn die Art, wie das Aeußere und Innere eins für das andre da iſt, eins mit dem andern übereinſtimmt, zeugt ſogleich von einer höhern Anſicht, die durch jenen allgemeinen Satz: Gleiches werde nur von Gleichem erkannt, noch geiſtiger erſcheint.

Daß Zeno, der Stoiker, auch irgendwo ſichern Fuß faſſen werde, läßt ſich denken. Jener Ausdruck: die Farben ſeyen die erſten Schemgtismen der Materie, iſt uns ſehr willkommen. Denn wenn dieſe Worte im antiken Sinne auch das nicht enthalten, was wir hineinlegen könnten, ſo ſind ſie doch immer bedeutend genug. Die Materie tritt in die Erſcheinung, ſie bildet, ſie geſtaltet ſich. Geſtalt bezieht ſich auf ein Geſetz und nun zeigt ſich in der Farbe, in ihrem Beſtehen und Wechſeln, ein Naturgeſetzliches fürs Auge, von keinem andern Sinne leicht unterſcheidbar.

Noch willkommner tritt uns bei Plato jede vorige Denkweiſe, gereinigt und erhöht, entgegen. Er ſondert, was empfunden wird. Die Farbe iſt ſein viertes Empfindbares. Hier finden wir die Poren, das Innere, das dem Aeußern antwortet, wie beim Empedokles, nur geiſtiger und mächtiger; aber was vor allem ausdrücklich zu bemerken iſt, er kennt den Hauptpunkt der ganzen Farben- und Lichtſchatten-Lehre; denn er ſagt uns: durch das Weiße werde das Geſicht entbunden, durch das Schwarze geſammelt.

Wir mögen anſtatt der griechiſchen Worte συγκρίνειν und διακρίνειν in anderen Sprachen ſetzen was wir wollen: Zuſammenziehen, Ausdehnen, Sammeln, Entbinden, Feſſeln, Löſen, rétrécir und développer etc., ſo finden wir keinen ſo geiſtig-körperlichen Ausdruck für das Pulſiren, in welchem ſich Leben und Empfinden ausſpricht. Ueberdieß ſind die griechiſchen Ausdrucke Kunſtworte, welche bei mehrern Gelegenheiten vorkommen, wodurch ſich ihre Bedeutſamkeit jedesmal vermehrt.

So entzückt uns denn auch in dieſem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er ſich der Natur nahert, die Vorſicht, womit er ſie gleichſam nur umtaſtet, und bei näherer Bekanntſchaft vor ihr ſogleich wieder zurücktritt, jenes Erſtaunen, das, wie er ſelbſt ſagt, den Philoſophen ſo gut kleidet.

Den übrigen Gehalt der Meinungen Plato's über die Farbe bringen wir in dem Folgenden nach, indem wir unter dem Namen des Ariſtoteles alles verſammeln können, was den Alten über dieſen Gegenſtand bekannt geweſen.

Die Alten glaubten an ein ruhendes Licht im Auge; ſie fühlten ſodann als reine kraftige Menſchen die Selbſtthätigkeit dieſes Organs und deſſen Gegenwirken gegen das Aeußre, Sichtbare; nur ſprachen ſie dieſes Gefühl ſo wie des Faſſens, des Ergreifens der Gegenſtände mit dem Auge durch allzu krude Gleichniſſe aus. Die Einwirkung des Auges nicht aufs Auge allein, ſondern auch auf andre Gegenſtände erſchien ihnen ſo mächtig wunderſam, daß ſie eine Art von Bann und Zauber gewahr zu werden glaubten.

Das Sammeln und Entbinden des Auges durch Licht und Finſterniß, die Dauer des Eindrucks war ihnen bekannt. Von einem farbigen Abklingen, von einer Art Gegenſatz

finden ſich Spuren. Ariſtoteles kannte den Werth und die Würde der Beachtung der Gegenſätze überhaupt. Wie aber Einheit ſich in Zweiheit ſelbſt auseinander lege, war den Alten verborgen. Sie kannten den Magnet, das Elektron, bloß als Anziehen; Polarität war ihnen noch nicht deutlich geworden. Und hat man bis auf die neueſten Zeiten nicht auch nur immer der Anziehung die Aufmerkſamkeit geſchenkt, und das zugleich geforderte Abſtoßen nur als eine Nachwirkung der erſten ſchaffenden Kraft betrachtet?

In der Farbenlehre ſtellten die Alten Licht und Finſterniß, Weiß und Schwarz, einander entgegen. Sie bemerkten wohl, daß zwiſchen dieſen die Farben entſpringen; aber die Art und Weiſe ſprachen ſie nicht zart genug aus, obgleich Ariſtoteles ganz deutlich ſagt, daß hier von keiner gemeinen Miſchung die Rede ſey.

Derſelbe legt einen ſehr großen Werth auf die Erkenntniß des Diaphanen, als des Mittels, und kennt ſo gut als Plato die Wirkung des trüben Mittels zu Hervorbringung des Blauen. Bei allen ſeinen Schritten aber wird er denn doch durch Schwarz und Weiß, das er bald materiell nimmt, bald ſymboliſch oder vielmehr rationell behandelt, wieder in die Irre geführt.

Die Alten kannten das Gelbe, entſpringend aus gemäßigtem Licht; das Blaue bei Mitwirkung der Finſterniß; das Rothe durch Verdichtung, Beſchattung, obgleich das Schwanken zwiſchen einer atomiſtiſchen und dynamiſchen Vorſtellungsart auch hier oft Undeutlichkeit und Verwirrung erregt.

Sie waren ganz nahe zu der Eintheilung gelangt, die auch wir als die günſtigſte angeſehen haben. Einige Farben ſchrieben ſie dem bloßen Lichte zu, andere dem Licht und den Mitteln; andere den Körpern als inwohnend, und bei dieſen

letztern kannten sie das Oberflächliche der Farbe sowohl als ihr Penetratives und hatten in die Umwandlung der chemischen Farben gute Einsichten. Wenigstens wurden die verschiedenen Fälle wohl bemerkt und die organische Kochung wohl beachtet.

Und so kann man sagen, sie kannten alle die hauptsächlichsten Punkte, worauf es ankommt; aber sie gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammen zu bringen. Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigsten Formeln den mit Gold und Juwelen gefüllten blinkenden Kessel schon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein Einziges an der Beschwörung versieht, das nah gehoffte Glück unter Gepraſſel und Gepolter und dämonischem Hohngelächter wieder zurücksinkt, um auf späte Epochen hinaus abermals verscharrt zu liegen; so ist auch jede unvollendete Bemühung für Jahrhunderte wieder verloren; worüber wir uns jedoch trösten müssen, da sogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf das allgemeine Theoretische, wodurch sie das Gewahrgewordne verbinden, so finden wir die Vorstellung, daß die Elemente von den Farben begleitet werden. Die Eintheilung der ursprünglichen Naturkräfte in vier Elemente ist für kindliche Sinnen faßlich und erfreulich, ob sie gleich nur oberflächlich gelten kann; aber die unmittelbare Begleitung der Elemente durch Farben ist ein Gedanke, den wir nicht schelten dürfen, da wir ebenfalls in den Farben eine elementare über alles ausgegossene Erscheinung anerkennen.

Ueberhaupt aber entsprang die Wissenschaft für die Griechen aus dem Leben. Beschaut man das Büchelchen über die Farben genau, wie gehaltvoll findet man solches. Welch ein Aufmerken, welch ein Aufpassen auf jede Bedingung, unter

welcher dieſe Erſcheinung zu beobachten iſt. Wie rein, wie ruhig gegen ſpätre Zeiten, wo die Theorien keinen andern Zweck zu haben ſchienen, als die Phänomene bei Seite zu bringen, die Aufmerkſamkeit von ihnen abzulenken, ja ſie wo möglich aus der Natur zu vertilgen.

Das was man unter jenen Elementen verſtand, mit allen Zufälligkeiten ihres Erſcheinens, ward beobachtet: Feuer ſo gut als Rauch, Waſſer ſo gut als das daraus entſpringende Grün, Luft und ihre Trübe, Erde rein und unrein gedacht. Die apparenten Farben wechſeln hin und her; mannichfaltig verändert ſich das Organiſche; die Werkſtatten der Färber werden beſucht und das Unendliche, Unbeſtimmbare des engen Kreiſes recht wohl eingeſehen.

Wir läugnen nicht, daß uns manchmal der Gedanke gekommen, eben gedachtes Büchlein umzuſchreiben mit ſo wenig Abänderungen als möglich, wie es ſich vielleicht bloß durch Veränderung des Ausdrucks thun ließe. Eine ſolche Arbeit wäre wohl fruchtbarer, als durch einen weitläuftigen Commentar auseinander zu ſetzen, worin man mit dem Verfaſſer eins oder uneins wäre. Jedes gute Buch, und beſonders die der Alten, verſteht und genießt niemand, als wer ſie ſupplíren kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen, als derjenige, der erſt lernen will.

Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Urſachen um, wodurch die Alten in ihren Vorſchritten gehindert worden, ſo finden wir ſie darin, daß ihnen die Kunſt fehlt, Verſuche anzuſtellen, ja ſogar der Sinn dazu. Die Verſuche ſind Vermittler zwiſchen Natur und Begriff, zwiſchen Natur und Idee, zwiſchen Begriff und Idee. Die zerſtreute Erfahrung zieht uns allzuſehr nieder und iſt ſogar hinderlich auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Verſuch aber iſt ſchon theoretiſirend;

er entſpringt aus einem Begriff oder ſtellt ihn ſogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einzig Phänomen ſubſummiert; die Erfahrung kommt ins Enge, man iſt im Stande weiter vorwärts zu gehen.

Die Schwierigkeit, den Ariſtoteles zu verſtehen, entſpringt aus der antiken Behandlungsart, die uns fremd iſt. Zerſtreute Fälle ſind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen, mit gehörigem und geiſtreichem Raiſonnement begleitet, auch wohl ſchicklich genug zuſammengeſtellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittlung hinzu, das Raiſonnement geht ins Subtile und Spitzfindige, das Begriffene wird wieder durch Begriffe bearbeitet, anſtatt daß man es nun deutlich auf ſich beruhen ließe, einzeln vermehrte, maſſenweiſe zuſammenſtellte, und erwartete, ob eine Idee daraus entſpringen wolle, wenn ſie ſich nicht gleich von Anfang an dazu geſellte.

Hatten wir nun bei der wiſſenſchaftlichen Behandlung, wie ſie von den Griechen unternommen worden, wie ſie ihnen geglückt, manches zu erinnern; ſo treffen wir nunmehr, wenn wir ihre Kunſt betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er ſich in ſich ſelbſt abſchließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wiſſen nicht Genüge leiſtete, uns durch die That befriedigt.

Die Menſchen ſind überhaupt der Kunſt mehr gewachſen als der Wiſſenſchaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen ſelbſt, dieſe zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt ſich eine Entwickelung in reiner Folge, dieſe kaum ohne ein unendliches Zuſammenhäufen denken. Was aber den Unterſchied vorzüglich beſtimmt: die Kunſt ſchließt ſich in ihren einzelnen Werken ab; die Wiſſenſchaft erſcheint uns gränzenlos.

Das Glück der griechiſchen Ausbildung iſt ſchon oft und trefflich dargeſtellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden

Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr Colorit eben so hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Uebriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche zu Hülfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht worden: ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zu Theil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen, nothwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen gränzenlosen Irrthum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen im Ueberschwanglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein

ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſiſche Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſey, entſtehen kann.

Wenn dieſe geforderten Elemente wo nicht widerſprechend, doch ſich dergeſtalt gegenüberſtehend erſcheinen möchten, daß auch die vorzüglichſten Geiſter nicht hoffen dürften ſie zu vereinigen; ſo liegen ſie doch in der geſammten Menſchheit offenbar da, und können jeden Augenblick hervortreten, wenn ſie nicht durch Vorurtheile, durch Eigenſinn einzelner Beſitzenden, und wie ſonſt alle die verkennenden, zurückſchreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo ſie allein wirkſam ſeyn können, zurückgedrängt werden und die Erſcheinung im Entſtehen vernichtet wird.

Vielleicht iſt es kühn, aber wenigſtens in dieſer Zeit nöthig zu ſagen: daß die Geſammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation ſo bereit liegt als vor der deutſchen. Denn ob wir gleich, was Wiſſenſchaft und Kunſt betrifft, in der ſeltſamſten Anarchie leben, die uns von jedem erwünſchten Zweck immer mehr zu entfernen ſcheint, ſo iſt es doch eben dieſe Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerſtreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben ſich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und von einander abgeſondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Univerſum vorſtellen und aus ſich darſtellen; aber indem er mit Leidenſchaft die Natur in ſich aufnimmt, ſo iſt er auch das Ueberlieferte, das was andre geleiſtet, in ſich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtſeyn, ſo wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es

nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm Andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, so wird jederzeit für alle ein großer Vortheil daraus entstehen. Und wie dieß nun gleichzeitig schnell und heftig geschieht, so muß eine Uebereinstimmung daraus entspringen, das was man in der Kunst Styl zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünstigt werden, als wenn sie sich durch seltsame Eigenthümlichkeiten carricaturmäßig von einander zu entfernen streben.

Wem die Bemühungen der Deutschen in diesem Sinne seit mehreren Jahren vor Augen sind, wird sich Beispiele genug zu dem, was wir im Allgemeinen aussprechen, vergegenwärtigen können, und wir sagen gerade in Gefolg unserer Ueberzeugung: an Tiefe so wie an Fleiß hat es dem Deutschen nie gefehlt. Nähert er sich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft sie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit; so wird man ihm früher oder später die erste Stelle in Wissenschaft und Kunst nicht streitig machen.

Theophraſt oder Ariſtoteles
von den Farben.

1.
Von den einfachen Farben, weiſs, gelb und ſchwarz.

1.

Einfache Farben ſind diejenigen, welche die Elemente begleiten, das Feuer, die Luft, das Waſſer und die Erde. Die Luft und das Waſſer ſind ihrer Natur nach weiß, das Feuer und die Sonne aber gelb. Die Erde iſt urſprünglich gleichfalls weiß, aber wegen der Tingirung erſcheint ſie vielfarbig. Dieſes wird offenbar an der Aſche; denn ſobald nur die Feuchtigkeit ausgebrannt iſt, welche die Tinctur verurſachte, ſo wird der Ueberreſt weiß, nicht aber völlig; denn etwas wird wieder von dem Rauch gefärbt, welcher ſchwarz iſt. Deßwegen wird auch die Lauge gelb, weil etwas Flammenartiges und Schwarzes das Waſſer farbt.

2.

Die ſchwarze Farbe begleitet die Elemente, wenn ſie in einander übergehen.

3.

Die übrigen Farben aber entſtehen, wenn ſich jene einfachen vermiſchen und wechſelſeitig temperiren.

4.

Die Finſterniß entſteht, wenn das Licht mangelt.

5.

Schwarz erſcheint uns auf dreierlei Weiſe: denn, erſtens, was durchaus nicht geſehen wird, wenn man den umgebenden Raum ſieht, erſcheint uns als ſchwarz, ſo auch, zweitens,

dasjenige, wovon gar kein Licht in das Auge kommt. Drittens nennen wir aber auch solche Körper schwarz, von denen ein schwaches und geringes Licht zurückgeworfen wird.

6.

Deßwegen halten wir auch die Schatten für schwarz.

7.

Ingleichen das Wasser, wenn es rauh wird, wie das Meer im Sturm. Denn da von der rauhen Oberfläche wenig Lichtstrahlen zurückgeworfen werden, vielmehr das Licht sich zerstreut, so erscheint das Schattige schwarz.

8.

Durchsichtige Körper, wenn sie sehr dick sind, z. B. die Wolken, lassen kein Licht durch und erscheinen schwarz. Auch strahlt, wenn sie eine große Tiefe haben, aus Wasser und Luft kein Licht zurück, daher die mittlern Räume schwarz und finster erscheinen.

9.

Daß aber die Finsterniß keine Farbe sey, sondern eine Beraubung des Lichts, dieses ist nicht schwer aus verschiedenen Umständen einzusehen; am meisten aber daher: daß sich nicht empfinden läßt, wie groß und von welcher Art das Gebilde derselben sey, wie es sich doch bei andern sichtbaren Dingen verhält.

10.

Daß aber das Licht zugleich die Farbe des Feuers sey, ist daraus deutlich, weil man an diesem keine andere Farbe findet und weil es durch sich allein sichtbar ist, so wie es alles Uebrige sichtbar macht.

11.

Das Gleiche gilt von einigem, was weder Feuer, noch feuerartig ist, und doch Licht von sich zu geben scheint.

12.

Die ſchwarze Farbe aber entſteht, wenn Luft und Waſſer vom Feuer verbrannt werden, deßwegen alles Angebrannte ſchwarz wird, wie z. B. Holz und Kohlen, nach ausgelöſchtem Feuer. Ja ſogar der Rauch, der aus dem Ziegel aufſteigt, iſt ſchwarz, indem die Feuchtigkeit, welche im Ziegel war, ſich abſondert und verbrennt.

13.

Deßwegen auch der Rauch am ſchwärzeſten iſt, der von Fett und harzigen Dingen aufſteigt, als von Oel, Pech und Kien; weil dieſe am heftigſten brennen und von gedrängter Natur ſind.

14.

Woran aber Waſſer herfließt, auch dieſes wird ſchwarz; denn hierdurch entſteht etwas Moosartiges, deſſen Feuchtigkeit ſodann austrocknet und einen ſchwärzlichen Ueberzug zurück läßt, wie man am Bewurf der Wände, nicht weniger an Steinen, welche im Bache liegen, ſehen kann.

Und ſo viel war von den einfachen Farben zu ſagen.

II.

Von den mittlern oder gemiſchten Farben.

15.

Diejenigen Farben, welche aus der Miſchung (κρᾶσις) der vorhergehenden, oder durch das Mehr und Weniger entſtehen, ſind viel und mannichfaltig. Durchs Mehr und Weniger erzeugen ſich die Stufen zwiſchen dem Scharlach und Purpur; durch die Miſchung aber, z. B. des Schwarzen und Weißen, entſteht das Grau.

16.

Auch wenn wir das Schwarze und Schattige mit dem Licht, welches von der Sonne oder dem Feuer her scheint, vermischen, so entsteht ein Gelbroth; ingleichen wird das Schwarze, das sich entzündet, roth, z. B. rauchende Flamme und glühende Kohlen.

17.

Eine lebhafte und glänzende Purpurfarbe aber erscheint, wenn, mit mäßigem und schattigem Weiß, schwache Sonnenstrahlen temperirt werden.

18.

Deßwegen auch, um die Gegend des Aufgangs und Untergangs, wenn die Sonne dahin tritt, die Luft purpurfarb aussieht; denn die schwachen Strahlen fallen alsdann meistentheils in die schattige Atmosphäre.

19.

Auch das Meer erscheint purpurähnlich, wenn die erregten Wellen beim Niederbeugen beschattet werden, indem die Sonnenstrahlen nur schwach in die Biegung einfallen können.

20.

Ein Gleiches erblicken wir auch auf den Federn, denn wenn sie in einem gewissen Sinne gegen das Licht ausgebreitet werden, so haben sie eine Purpurfarbe, wenn aber weniger Licht einfällt, eine dunkle, die man orphnines nennt.

21.

Wird aber das Licht, durch ein häufiges und reines Schwarz, gemäßigt, so erscheint ein Gelbroth, das, so wie es lebhaft wird und leuchtet, in Flammenfarbe übergeht.

22.

Diese Erscheinungen können wir daher als die wechselseitigen Wirkungen des gewissermaßen verkörperten Schwarzen

und Weißen von der einen, und des Lichts von der andern Seite, recht wohl annehmen, ohne zu behaupten, daß gedachte Farben immer auf dieſelbe Weiſe entſtehen müſſen.

23.

Denn es iſt bei den Farben nicht allein das einfache Verhaltniß zu betrachten, ſondern es giebt auch zuſammengeſetzte, die ſich verhalten wie die einfachen; jedoch, da ihre Miſchungen einigen Spielraum haben, nicht eben eine entſchiedene, voraus zu ſagende Wirkung hervorbringen.

24.

Wenn wir z. B. von der Entſtehung der blau- oder gelbrothen Farbe ſprechen, ſo müſſen wir auch die Erzeugung ſolcher Farben angeben, die aus dieſen gemiſcht werden und eine ganz verſchiedene Erſcheinung verurſachen, und zwar ſollen wir immer aus den angezeigten Grundſatzen folgern. So erzeugt ſich die Weinfarbe, wenn mit reinem und leuchtendem Schwarz ſich lichte Strahlen verbinden. Dieß geſchieht auch körperlich an den Weinbeeren; denn indem ſie reifen, ſind ſie von weinhafter Farbe; wenn ſie ſich aber ſchwarzen, ſo geht das Gelbrothe ins Blaurothe hinüber.

25.

Nun muß man aber auf die angezeigte Weiſe alle Verſchiedenheit der Farben betrachten, welche bei mannichfaltiger Bewegung ſich doch ſelber ahnlich bleiben, je nachdem ihre Miſchung beſchaffen iſt; und ſo werden wir uns von den Urſachen der Erſcheinung, welche ſie ſowohl beim Entſtehen, als beim wechſelſeitigen Wirken hervorbringen, völlig überzeugen. Allein man muß die Betrachtung hierüber nicht anſtellen, indem man die Farben vermiſcht, wie der Maler, ſondern indem man, wie vorgeſagt, die zurückgeworfenen Strahlen auf einander wirken laßt, denn auf dieſe Weiſe

kann man am beſten die Verſchiedenheiten der Farben betrachten. Als Beweiſe aber muß man die einfacheren Fälle aufzuſuchen verſtehen, in welchen man den Urſprung der Farben deutlich erkennt; deſthalb muß man beſonders das Licht der Sonne, Feuer, Luft und Waſſer vor Augen haben; denn, indem dieſe mehr oder weniger auf einander wirken, vollenden ſie, kann man ſagen, alle Farben. Ferner muß man nach der Aehnlichkeit anderer, mehr körperlichen, Farben ſehen, welche ſich mit leuchtenden Strahlen vermiſchen. So bringen z. B. Kohlen, Rauch, Roſt, Schwefel, Federn, indem ſie theils von den Sonnenſtrahlen, theils von dem Glanze des Feuers temperirt werden, viele und mannichfaltige Farbenveränderungen hervor.

26.

Auch iſt zu betrachten, was durch (organiſche) Kochung in Pflanzen, Früchten, Haaren, Federn und dergleichen bewirkt wird.

III.

Von der Unbeſtimmbarkeit der Farben.

27.

Es darf uns aber nicht verborgen bleiben, woher das Vielfaltige und Unbeſtimmbare der Farben entſtehe, indem wir finden, daß die Verbindung des Lichts und des Schattens ſich ungleich und unregelmäßig ereigne. Beide ſind, durch das Mehr oder Weniger, gar ſehr von einander unterſchieden, daher ſie, ſowohl unter ſich, als wenn ſie mit den Farben vermiſcht werden, viele Farbenveränderungen hervorbringen; theils weil das, was nun zuſammen wirkt, an Menge und an Kräften ſich nicht gleich iſt, theils weil ſie gegen einander

nicht dieſelben Beziehungen haben. Und ſo haben denn auch die Farben in ſich viel Verſchiedenheiten, das Blaurothe, ſo wie das Gelbrothe, ingleichen das Weiße und ſo auch die übrigen, ſowohl wegen des Mehr oder Weniger, als wegen wechſelſeitiger Miſchung, oder Reinheit.

28.

Denn es macht einen Unterſchied, ob dasjenige, was zugemiſcht wird, leuchtend und glänzend ſey, oder im Gegentheil ſchmutzig und glanzlos. Das Glänzende aber iſt nichts anderes als die Gedrängtheit und Dichtheit des Lichtes. So entſteht die Goldfarbe, wenn das Gelbe und Sonnenhafte, verdichtet, ſtark leuchtet, deßwegen auch die Hälſe der Tauben und die Waſſertropfen golden erſcheinen, wenn das Licht zurückgeworfen wird.

29.

Es giebt auch Körper, welche, indem ſie durch Reiben oder ſonſt eine Gewalt glatt werden, eine Veränderung verſchiedener Farben zeigen, wie abgeriebenes Silber, Gold, Erz und Eiſen.

30.

Auch bringen gewiſſe Steinarten mehrerlei Farben hervor, z. B. der Schiefer, der indem er ſchwarz iſt, weiße Linien zieht. Bei ſolchen Körpern ſind die Ur-Theile klein, dicht und ſchwarz, das Gewebe des Steins aber ward, bei ſeiner Entſtehung, mit allen ſeinen Gängen, beſonders gefärbt, daher man auch äußerlich entweder dieſe oder jene Farbe ſieht. Das vom Körper Abgeriebene aber erſcheint nicht mehr gold- oder kupferfarbig, noch auf irgend eine Weiſe gefärbt, ſondern ganz ſchwarz, weil das anders gefärbte Gewebe zerriſſen iſt und nun die uranfängliche Natur der kleinſten Theile geſehen wird.

Streicht man aber einen solchen Körper an etwas Gleiches und Glattes, wie z. B. an einen Probirstein, so kommt seine Urfarbe, die schwarze nämlich, nicht zum Vorschein, sondern er zeigt die Farbe, womit sein Gewebe bei dessen erster Schichtung und Verbindung tingirt ward.

31.

Unter den brennenden, im Feuer sich auflösenden und schmelzenden Körpern zeigen solche, deren Rauch dünn und luftartig ist, die verschiedensten Farben, wie der Schwefel und die rostenden Kupfergefäße; auch Körper, welche dicht und glatt sind, wie das Silber.

32.

Auch andere Körper, welche schattige Farben zeigen, sind gleichfalls glatt, wie z. B. das Wasser und die Wolken und die Federn der Vögel; denn weil hier die Strahlen auf die Glätte fallen, und bald so oder so temperirt werden, entstehen verschiedene Farben, wie auch durch die Finsterniß geschieht.

33.

Keine Farbe sehen wir aber rein, wie sie ist, sondern entweder durch den Einfluß fremder Farben, oder durch Licht und Schatten verändert; wir mögen daher einen Körper in den Sonnenstrahlen oder im Schatten sehen, bei starker oder schwacher Beleuchtung, bei der oder jener Neigung der Flächen, immer wird die Farbe anders erscheinen.

34.

Eben so geschieht es bei Feuer-, Monden- oder Lampenlicht; denn ein jedes von diesen hat eine eigene Farbe. Wenn sie nun mit der Farbe des Körpers durch einander spielt, so entsteht die gemischte Farbe, die wir sehen.

35.

Wenn das Licht auf irgend einen Körper fällt und

dadurch z. B. einen purpurnen oder grünen Schein annimmt, von da aber auf einen andern Körper geworfen wird und von der Farbe desſelben abermals eine Veränderung erleidet; ſo geſchieht dieß zwar in der That, doch nicht für die Empfindung: denn das Licht kommt zum Auge von vielerlei Farben getränkt, aber nur diejenige, welche vorzüglich wirkt, wird empfunden. So erſcheint im Waſſer alles waſſerhaft, im Spiegel nach der Farbe des Spiegels, und wir können vermuthen, daß es in der Luft auch alſo geſchehe.

36.

Wir finden alſo, daß alle gemiſchten Farben aus drei Urſprüngen erzeugt werden, aus dem Licht, durch das Mittel, wodurch das Licht erſcheint, als Waſſer oder Luft, und ſodann von den untergelegten Farben, von denen das Licht zurück geworfen wird.

37.

Das Weiße und Durchſcheinende, wenn es ſehr dünn iſt, erſcheint luftfärbig, an allem Dichten aber erſcheint eine gewiſſe Trübe, z. B. am Waſſer, am Glas, an dunſtiger Luft; denn wegen der Dichte nehmen die Strahlen überall ab, und wir können das, was in dieſen Mitteln iſt, nicht deutlich erkennen. Die Luft, wenn wir ſie nahe ſehen, ſcheint keine Farbe zu haben, denn ſie wird, weil ſie dünn iſt, von den Strahlen überwunden und getheilt, indem dieſe mächtiger ſind und durch ſie hindurchſcheinen. Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe ſieht, ſo erſcheint ſie, wenn ſie noch dünn genug iſt, blau; denn wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finſterniß aufgefaßt und erſcheint blau; verdichtet aber iſt ſie, wie das Waſſer, ganz weiß.

IV.
Von künſtlichen Farben.

38.

Uebrigens was gefärbt wird (vorausgeſetzt daß es ganz weiß ſey), empfangt ſeine Farbe von dem Färbenden. So wird vieles durch Blumen, Wurzeln, Rinden, Hölzer, Blätter und Früchte gefärbt, ſodann vieles mit Erde, Schaum und metalliſchen Tinten, auch mit thieriſchen Säften, wie das Blaurothe durch die Purpurſchnecke. Einiges wird mit Wein, einiges mit Rauch, mit Lauge, ja ſogar durch das Meer gefärbt, wie die Haare der Seeleute, denn dieſe werden roth, und überhaupt mit allen Körpern, welche eigene Farben enthalten.

Denn verbunden mit dem Feuchten und Warmen, dringen ſolche Farben in die Gänge der Körper ein, und wenn dieſe trocken ſind, ſo haben ſie die Farben ſich zugeeignet, ja man kann öfters die Farbe auswaſchen, indem ſie aus den Poren wieder ausfließt.

Auch macht der Gebrauch zuſammenziehender Ingredienzien beim Färben großen Unterſchied, ſowohl der Miſchung, als auch überhaupt deſſen, was die Körper dabei erleiden.

Man färbt auch ſchwarze Felle; an dieſen wird aber die Farbe nicht ſonderlich ſcheinbar, indem ſich zwar, ſowohl die Farbe, als die innern Gänge der Wolle einander wechſelsweiſe aufnehmen, aber das Gewebe der Haare ſelbſt die Farbe nicht annimmt.

Das Weiße hat zu den Farben ein reines Verhältniß und bewirkt eine glänzendere Erſcheinung der Blüthe; das Schwarze hingegen macht ſich dunkel, obgleich die Farbe, welche ſie Orphnios nennen, ſich blühender auf Schwarz als

auf Weiß ausnimmt, weil ihre Blüthe durch die Strahlen des Schwarzen gehoben wird.

Die Zwischenräume der Gänge sieht man aber an sich selbst nicht, wegen ihrer Kleinheit, so wie man die Theile des Zinnes und des Kupfers nicht unterscheiden kann, wenn beide Metalle gemischt sind.

Und so werden aus vorgemeldeten Ursachen die Farben der gefärbten Dinge verändert.

V.

Von Veränderung der Farben, an den Pflanzen, durch organische Kochung.

39.

Die Haare aber, die Federn, Blumen, Früchte und alle Pflanzen nehmen durch Kochung alle Veränderung der Farben an, wie solches aus vielerlei Fällen deutlich ist. Was aber die einzelnen Dinge, die aus der Erde wachsen, für Anfänge der Farben haben, was für Veränderungen mit ihnen vorgehen und warum sie solches leiden, darüber kann man, wenn auch einige Zweifel diese Betrachtungen begleiten sollten, folgendermaßen denken:

40.

In allen Pflanzen ist der Anfang der Farbe grün, und die Knospen, die Blätter und die Früchte sind im Anfange von dieser Farbe.

41.

Man kann auch ebendasselbe am Regenwasser sehen, denn wenn es eine Weile gestanden hat und sodann vertrocknet, so erhält es eine grüne Farbe.

42.

Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß allem demjenigen, was aus der Erde wächſt, die grüne Farbe zuerſt angehört; denn altes Waſſer, worauf die Sonnenſtrahlen gewirkt haben, hat anfänglich dieſe Farbe, hernach wird ſie allmählig ſchwarz; vermiſcht man ſie aber aufs neue mit dem Gelben, ſo erſcheint ſie wieder grün. Denn das Feuchte, wie ſchon geſagt iſt, das in ſich ſelbſt veraltet und austrocknet, wird ſchwarz, wie der Bewurf von den Waſſerbehältern, ſo wie alles, was ſich immer unter dem Waſſer befindet; weil die der Luft ausgeſetzte Feuchtigkeit austrocknet. Schöpft man es aber und bringt es an die Sonne, ſo wird es grün, weil ſich das Gelbe mit dem Schwarzen verbindet; wenn aber die Feuchtigkeit mehr ins Schwarze fällt, ſo giebt es ein ſehr geartetes, lauchfarbes Grün.

43.

Deßwegen auch alle älteren Knospen ſchwärzer ſind als die neuen; dieſe aber gelblicher, weil die Feuchtigkeit in ihnen ſich noch nicht völlig geſchwärzt hat. Wenn nun aber, bei langſamerem Wachsthum, die Feuchtigkeit lange in ihnen verweilt, ſo wird das der Luft ausgeſetzte Feuchte nach und nach ſchwarz und die Farbe lauchartig, indem ſie durch ein ganz reines Schwarz temperirt iſt.

44.

Diejenigen Theile der Pflanzen aber, in denen das Feuchte nicht mit den Sonnenſtrahlen gemiſcht wird, bleiben weiß, wenn ſie nicht etwa ſchon veraltet und ausgetrocknet und daher ſchwarz geworden ſind.

45.

Deßwegen auch an den Pflanzen alles, was über der Erde ſteht, zuerſt grün iſt, unter der Erde aber Stengel,

Wurzeln und Keime die weiße Farbe haben. So wie man sie aber von der Erde entblößt, wird, wie gesagt ist, alles grün, weil die Feuchtigkeit, welche durch die Keime zu den übrigen Theilen durchsieht, die Natur dieser Farbe hat und zu dem Wachsthum der Früchte sogleich verbraucht wird.

46.

Wenn die Früchte aber nicht mehr zunehmen, weil die Warme die zufließende Nahrung nicht mehr beherrschen kann, sondern die Feuchtigkeit nur von der Warme aufgelöst erhalten wird, so reifen alle Früchte, und indem, theils von der Sonnenwärme, theils von der Warme der Luft, die Feuchtigkeit, die sich in den Früchten befindet, gar gekocht worden, nehmen sie nun andere Farben an, welche den Pflanzen eigen sind, wie wir ein Aehnliches beim Farben (38) gesehen haben; und so färben sie sich langsam; stark aber färben sich die Theile, welche gegen die Sonne und die Warme stehen.

47.

Deßwegen verwandeln die Früchte ihre Farben mit den Jahreszeiten.

48

Wie bekannt ist. Denn was vorher grün war, nimmt, wenn es reift, die Farbe an, die seiner Natur gemäß ist.

49.

Denn sie können weiß, schwarz, braun, gelb, schwärzlich, schattenfarbig, gelbroth, wein- und safranfarbig werden und beinahe alle Farbenunterschiede annehmen.

50.

Wenn nun aber überhaupt die Mannichfaltigkeit der Farben daher entsteht, daß mehrere wechselsweise Einfluß auf einander haben, so folgt auch, daß bei den Farben der Pflanzen derselbe Fall sey.

Die Feuchtigkeit, indem ſie die Pflanzengefäße durchfeihet und durchſpület, nimmt alle Farbenkräfte in ſich, und wenn ſie nun, beim Reifen der Früchte, durch Sonnen- und Luft-Wärme durchgekocht wird, treten die einzelnen Farben in ſich zuſammen und erſcheinen abgeſondert, einige ſchneller, andere langſamer.

Etwas Aehnliches begegnet beim Purpurfärben. Denn wenn man die Schnecke zerſtößt, ihre Feuchtigkeit auspreßt und im Keſſel kocht, ſo iſt in der Küpe zuerſt keine beſtimmte Farbe zu ſehen, nach und nach aber trennen ſich die eingebornen Farben und miſchen ſich wieder, wodurch denn die Mannichfaltigkeit entſteht, als Schwarz, Weiß, Schatten- und Luftfarbe. Zuletzt wird alles purpurfarbig, wenn die Farben gehörig zuſammengekocht ſind, ſo daß wegen ihrer Miſchung und Uebergang aus einer in die andere keine der einzelnen Farben an ſich mehr zu ſehen iſt.

51.

Dieſes begegnet auch an Früchten. Denn bei vielen werden nicht alle Farben auf einmal gar gekocht, ſondern einige zeigen ſich früher, andere ſpäter, und eine wird in die andere verändert, wie man an den Trauben und Datteln ſieht. Denn dieſe letzten werden zuerſt roth; wenn aber das Schwarze in ihnen in ſich zuſammentritt, gehen ſie in die Weinfarbe über. Zuletzt werden ſie blau, wenn das Rothe mit vielem und reinem Schwarz gemiſcht iſt.

52.

Denn die Farben welche ſpäter entſtehen, verändern, wenn ſie vorwalten, die erſten Farben, welches beſonders bei ſchwarzen Früchten deutlich iſt. Denn die meiſten, welche zuerſt grün ausſehen, neigen ſich ein wenig ins Rothe und werden dann feuerfarb, aber bald verändern ſie auch dieſe

Farbe wieder, weil ein reines Schwarz sich ursprünglich in ihnen befindet.

53.

Es ist offenbar, daß auch die Reiser, die Härchen und die Blatter dieser Pflanzen einige Schwarze zeigen, weil sich eine solche Farbe häufig in ihnen befindet; daß aber die schwarzen Früchte beide Farben in sich haben, zeigt der Saft, welcher weinhaft aussieht.

54.

Bei der Entstehung aber ist die rothe Farbe später als die schwarze, wie man an dem Pflaster unter den Dachtraufen sieht und überall, wo an schattigen Orten mäßiges Wasser fließt; alles verwandelt sich da aus der grünen in die rothe Farbe und das Pflaster wird, als wenn beim Schlachten frisches Blut ausgegossen worden ware. Denn die grüne Farbe ist hier weiter durchgekocht worden, zuletzt aber wird's auch hier sehr schwarz und blau, wie es an den Früchten geschieht.

55.

Davon aber, daß die Farbe der Früchte sich verwandelt, wenn die ersten Farben durch die folgenden überwältigt werden, lassen sich Beispiele an der Frucht des Granatbaums und an den Rosenblattern zeigen; denn beide sind anfanglich weiß, zuletzt aber, wenn die Säfte alter und durch Kochung gefarbt werden, so verwandeln sie sich in Purpur und hochrothe Farbe.

56.

Manche Körper haben mehrere Farben in sich, wie der Saft des Mohns und die Neige des ausgepreßten Olivenöls; auch diese sind anfangs weiß, wie der Granatapfel, sodann gehen sie ins Hochrothe über, zuletzt aber, wenn viel Schwarzes dazu kommt, wird die Farbe blau, deßwegen auch die Blatter

Goethe's Schriften.

Sechster Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1790.

des Mohns oberhalb roth ſind, weil die Kochung in ihnen ſehr ſchnell vorgeht, gegen den Anlaß aber ſchwarz, da bereits dieſe Farbe in ihnen die Oberhand hat, wie auch bei der Frucht, die zuletzt ſchwarz wird.

57.

Bei ſolchen Pflanzen aber, in welchen nur Eine Farbe herrſcht, etwa die weiße, ſchwarze, hochrothe oder violette, behalten auch die Früchte diejenige Farbe, in welche ſie ſich einmal aus dem Grünen verändert haben.

58.

Auch findet man bei einigen, daß Blüthe und Frucht gleiche Farbe hat, wie z. B. am Granatapfel; denn hier iſt die Frucht, ſo wie die Blüthe roth. Bei andern aber iſt die Farbe beider ſehr verſchieden, wie beim Lorbeer und Epheu; denn an dieſen ſehen wir die Blüthe ganz gelb und die Frucht ſchwarz. Die Blüthe des Apfels neigt ſich aus dem Weißen ins Purpurfarbne, die Frucht hingegen iſt gelb. Die Blume des Mohns iſt roth, aber die Frucht bald weiß, bald ſchwarz; weil die Kochung der einwohnenden Säfte zu verſchiedenen Zeiten geſchieht.

59.

Dieſes bewährt ſich aber auf vielerlei Weiſe. Denn einige Früchte verändern, mit der fortſchreitenden Kochung, ſowohl Farbe als Geruch und Geſchmack. Auch iſt hierin zwiſchen Blume und Frucht oft ein großer Unterſchied.

Ja, an einer und derſelben Blume bemerkt man eine ſolche Mannichfaltigkeit, indem das eine Blatt ſchwarz, das andere roth, das eine weiß, das andere purpurfarb ſeyn kann, welches auffallend an der Iris geſehen wird; denn, wegen mannichfaltiger Kochung, hat dieſe Blume die verſchiedenſten Farben.

Ein Gleiches geſchieht an den Trauben, wenn ſie reifen. Auch werden die Enden der Blumenblätter am meiſten ausgekocht, denn da, wo ſie am Stiel anſitzen, ſind ſie weniger gefärbt.

60.

Faſt wird auch an einigen das Feuchte gleichſam ausgebrannt, ehe es ſeine eigentliche Kochung erreicht; daher behalten die Blumen ihre Farbe, die Früchte aber bei fortſchreitender Kochung verändern die ihrige. Denn die Blumenblätter ſind, wegen der geringen Nahrung, gleich durchgekocht; die Früchte aber laſſen ſich, wegen der Menge Feuchtigkeit, die in ihnen wohnt, beim Auskochen, durch alle Farben durchführen, die ihrer Natur gemäß ſind.

Etwas Aehnliches geſchieht, wie ſchon vorher geſagt worden iſt, auch beim Färben. Denn im Anfang, wenn die Purpurfarber die Blutbrühe anſieden, wird ſie dunkel, ſchwarz und luftfarbig; iſt aber die Maſſe genug durchgearbeitet, ſo wird die Purpurfarbe blühend und glänzend.

Daher müſſen auch die Blumen an Farbe von den Früchten ſehr unterſchieden ſeyn; einige überſteigen gleichſam das Ziel, das ihnen die Natur geſteckt hat, andere bleiben dahinter zurück, die einen, weil ſie eine vollendete, die andern, weil ſie eine unvollendete Kochung erfahren.

Dieß ſind nun die Urſachen, warum Blüthen und Früchte von einander unterſchiedene Farben zeigen.

61.

Die meiſten Blätter mehrerer Bäume aber werden zuletzt gelb, weil die Nahrung abnimmt und ſie eher welken, als ſie in die (höchſte) Farbe, die ihrer Natur möglich iſt, übergehen. Auch werden einige abfallende Früchte gelb, weil ihnen die Nahrung vor der vollkommenen Kochung ausgeht.

62.

Ferner wird ſowohl der Weizen, als alles was unmittelbar aus der Erde wächſt, zuletzt gelb, denn in ſolchen Pflanzen wird das Feuchte nicht ſchwarz, ſondern, weil ſie ſchnell trocknen, geſchieht ein Rückſchritt in der Farbe.

Denn das Schwarze, mit dem Gelbgrünen verbunden, wird, wie geſagt, grasgrün; wo aber das Schwarze immer ſchwächer wird, geht die Farbe wieder ins Gelbgrüne und dann ins Gelbe.

Zwar werden die Blätter des Opium und der Andrachne, auch einiger andern Pflanzen, wenn ſie vollkommen durchgekocht ſind, hochroth; aber was an ihnen geſchwind trocknet, wird gelb, weil ihm die Nahrung vor der völligen Kochung abgeht.

Daher kann man ſchließen, daß der Unterſchied der Pflanzen (-Farben) ſich aus den vorgeſagten Urſachen herſchreibt.

Von den Farben der Haare, Federn und Haute.

63.

Auch die Haare, Federn und Häute der Pferde, Ochſen, Schafe und Menſchen, ſo wie aller andern Thiere, werden weiß, grau, roth oder ſchwarz, aus derſelben Urſache.

64.

Und zwar werden ſie weiß, wenn das Feuchte, indem es vertrocknet, ſeine eigne Farbe behält.

65.

Schwarz hingegen werden ſie, wenn das urſprüngliche Feuchte hinlänglich genug vorhanden iſt, ſo daß es langſam altern

und zeitigen kann. Auf dieſe Weiſe werden Felle und Häute ſchwarz.

66.

Körper hingegen, welche eine braune, rothe, gelbe, oder ſonſt eine Farbe haben, ſind ſolche, die früher austrocknen, ehe das Feuchte vollkommen in die ſchwarze Farbe übergeht.

67.

Wenn aber dieſes (Austrocknen) ungleich geſchieht, ſo werden auch die Farben verſchieden, wobei ſich die Farbe der Haare nach der Farbe der Haut richtet. So ſind die Haare röthlicher Menſchen hellroth, ſchwarzer Menſchen aber ſchwarz. Bricht aber eine weiße Stelle hervor, ſo ſind die Haare ebenfalls auf der Stelle weiß, wie man auch bei ſcheckigen Thieren ſieht, und ſo richten ſich Haare und Federn nach der Haut, entweder zum Theil, oder im Ganzen.

68.

So verhalt ſich's auch mit dem Hufe, den Klauen, dem Schnabel und den Hörnern. An ſchwarzen Thieren werden ſie ſchwarz, an weißen aber weiß; weil auch bei dieſen Theilen die Nahrung, durch die Haut, nach der äußern Bedeckung durchdringet.

69.

Daß aber die angegebene Urſache die richtige ſey, läßt ſich an mancherlei Fallen erkennen. Denn die Häupter aller Knaben ſind anfangs roth, wegen geringerer Nahrung, eben deßhalb ſind die Haare ſchwach, dünn und kurz; bei fortſchreitendem Alter hingegen werden ſie ſchwarz, wenn die Kinder durch die Menge der zufließenden Nahrung mehr Farbe gewinnen.

70.

So iſt es auch mit den Milchhaaren und dem Barte

beſchaffen. Wenn dieſe ſich zu zeigen anfangen, ſo werden ſie geſchwind roth, wegen der wenigen Feuchtigkeit, die in ihnen austrocknet; wenn aber etwas mehr Nahrung zugeführt wird, ſo werden ſie gleichfalls ſchwarz.

71.

An dem Körper alſo bleiben die Haare ſo lange roth, als ihnen die Nahrung fehlt; wenn ſie aber wachſen, ſo werden ſie auch ſchwarz, ſowohl am Bart, als auf der Scheitel.

Auch ſtreitet für unſere Meinung der Umſtand, daß bei ſolchen Geſchöpfen, welche lange Haare haben, in der Nähe des Körpers die Haare ſchwarzer, gegen die Spitzen aber gelber werden, wie man bei Schafen, Pferden und Menſchen ſieht; weil gegen die Enden weniger Nahrung hingeführt wird und ſie daſelbſt ſchneller vertrocknet.

72.

Auch die Federn ſchwarzer Vögel ſind in der Nähe des Leibes am ſchwarzeſten, an den Enden aber gelber. So verhalten ſie ſich auch um den Hals und überhaupt wo ſie geringere Nahrung empfangen.

Ingleichen gehen alle Haare nach der Vollendung zurück und werden braunroth, weil die nun wieder abnehmende Nahrung ſchnell vertrocknet.

73.

Zuletzt aber werden ſie weiß, wenn die Nahrung in denſelben ausgekocht wird, ehe das Feuchte ſchwarz werden kann. Dieß iſt am ſichtbarſten bei Thieren, welche unter dem Joche gehen. An ſolcher Stelle werden die Haare durchaus weiß; denn es kann daſelbſt die Nahrung nicht gleichförmig angezogen werden, und bei einer ſchwachen Wärme vertrocknet die Feuchtigkeit zu geſchwind und wird weiß.

74.

Um die Schläfe werden die Haare am früheſten grau, ſo wie überhaupt an ſchwachen und leidenden Stellen.

Vorzüglich aber gehen Geſchöpfe, wenn ſie ausarten, in dieſe Farbe hinüber. So giebt es weiße Haaſen, weiße Hirſche und Baren, auch kommen weiße Wachteln, Rebhuhner und Schwalben vor. Dieſes alles geſchieht bei einer ſchwachen Zeugung und wegen Mangel von nahrendem Stoff, der zu früh austrocknet und ſo werden ſie weiß.

75.

So ſind auch anfangs die Kopfhaare der Kinder weiß, die Augenbrauen und Wimpern. Nicht weniger erfahrt auch jedermann im Alter, daß ſich die Haare bleichen, wegen Schwache und Mangel an Nahrung.

76.

Deßhalb ſind auch meiſtentheils die weißen Thiere ſchwacher als die ſchwarzen; denn ehe ihr Bau vollendet werden kann, iſt ſchon ihre mangelhafte Nahrung durchgekocht, und ſo werden ſie weiß. Eben dieſes begegnet den Fruchten, welche krankeln, denn dieſe ſind auch wegen ihrer Schwache bald durchgekocht.

77.

Die Thiere aber, welche weiß werden und von andern auf dieſe Art ſich unterſcheiden, als Pferde und Hunde, gehen aus ihrer natürlichen Farbe in das Weiße hinüber wegen reichlicher Nahrung; denn das Feuchte in ihnen veraltet nicht, ſondern wird zum Wachsthum verbraucht und weiß. Die meiſten dieſer Geſchöpfe ſind feucht und fruchtbar, wegen reichlicher Nahrung, daher auch die weiße Farbe in keine andere übergeht (weil ſie ſchon das Ende erreicht hat), ſo wie dagegen ſchwarze Haare, ehe ſie grau werden, durch das Rothe durchgehen und zuletzt weiß werden.

78.

Uebrigens glauben einige alles werde schwarz, weil die Nahrung von der Warme verbrannt werde, so wie beim Blut und manchem andern geschieht, worin sie jedoch irren.

Denn einige Thiere werden gleich anfangs schwarz, als Hunde, Ziegen und Ochsen und überhaupt alle diejenigen, deren Haute und Haare von Anfang genugsame Nahrung haben, bei fortschreitenden Jahren aber weniger. Doch sollten (wenn jene Meinung wahr ware) die Haare zu Anfang vielmehr weiß seyn und erst, wenn das Thier auf dem Gipfel seiner Kraft steht, schwarz werden, als um welche Zeit auch seine Warme den höchsten Punkt erreicht hat. Denn zu Anfang der Organisation ist die Warme viel schwacher, als um die Zeit, wo (sonst) das Haar (wieder) weiß zu werden anfangt.

79.

Die Nichtigkeit jener Meinung ergiebt sich auch an den weißen Thieren. Einige sind nämlich gleich anfänglich von der weißesten Farbe, denen gleich anfangs die meiste Nahrung zufließt, und in denen die Feuchtigkeit nicht vor der Zeit vertrocknet; hingegen bei fortschreitendem Alter, wenn ihnen mindere Nahrung zufließt, werden sie gelb. Andere sind von Anfang gelb und auf dem Gipfel ihres Wachsthums sehr weiß. Wie denn auch die Farbe der Vögel sich wieder verändert: wenn die Nahrung abnimmt, werden sie alle gelb, besonders um den Hals, und überhaupt an allen den Stellen, welche bei abnehmender Feuchtigkeit Mangel an Nahrung haben. Denn so wie das Röthliche ins Weiße sich verwandelt, und das Schwarze ins Röthliche, so geht auch das Weiße ins Gelbe über.

80.

Etwas Aehnliches begegnet auch mit den Pflanzen. Denn

einige, wenn sie schon durch Kochung in eine andere Farbe übergegangen, kehren doch wieder zur ersten zurück. Dieses ist am deutlichsten am Granatapfel zu sehen; denn im Anfange sind die Kerne der Aepfel roth, so wie die Blatter, weil nur geringe Nahrung ausgekocht wird, dann werden sie grün, wenn viel Saft zuströmt und die Kochung nicht mit gleicher Kraft vor sich geht. Zuletzt aber, wenn die Kochung vollendet ist, entsteht wieder die rothe Farbe.

81.

Ueberhaupt aber gilt von den Haaren und Federn, daß sie sich verandern, theils, wenn ihnen die Nahrung fehlt, theils, wenn sie zu reichlich ist. Deßhalb werden auf verschiedenen Stufen des Alters die Haare sehr weiß, so wie sehr schwarz. Manchmal gehen sogar die Rabenfedern in eine gelbe Farbe über, wenn ihnen die Nahrung mangelt.

82.

Unter den Haaren giebt es aber keine scharlach- noch purpurrothen, so wenig als lauchgrüne oder von sonst einer Farbe dieser Art, weil diese Farben zu ihrer Entstehung die Beimischung der Sonnenstrahlen bedurfen. Diese nehmen aber die feuchten Haare nicht an, sondern sie sind an innere Veränderungen gebunden. Dagegen sind die Federn zu Anfang nicht wie in der Folge gefarbt. Denn auch die bunten Vögel haben anfangs fast alle schwarze Federn, als der Pfau, die Taube und die Schwalbe. Nachher nehmen sie aber große Mannichfaltigkeit an, indem die Kochung außerhalb des Körpers vor sich geht, sowohl in den Kielen als in den Verzweigungen derselben, wie bei den Pflanzen außerhalb der Erde. (Daher können Lichtstrahlen zu Entstehung mannichfaltiger Farben mitwirken.)

So haben auch die übrigen Thiere, die schwimmenden,

kriechenden und beſchalten, alle Arten der Farben, weil bei ihnen auch eine vielfache Kochung vorgeht.

Und ſo möchte einer wohl die Theorie der Farben aus dem Geſagten einzuſehen im Stande ſeyn.

Farbenbenennungen der Griechen und Römer.

Die Alten laſſen alle Farbe aus Weiß und Schwarz, aus Licht und Finſterniß entſtehen. Sie ſagen, alle Farben fallen zwiſchen Weiß und Schwarz und ſeyen aus dieſen gemiſcht. Man muß aber nicht wähnen, daß ſie hierunter eine bloß atomiſtiſche Miſchung verſtanden, ob ſie ſich gleich an ſchicklichen Orten des Wortes μίξις bedienen, dagegen ſie an den bedeutenden Stellen, wo ſie eine Art Wechſelwirkung beider Gegenſätze ausdrücken wollen, das Wort κρᾶσις, σύγκρασις gebrauchen; ſo wie ſie denn überhaupt ſowohl Licht und Finſterniß, als die Farben untereinander ſich temperiren laſſen, wofür das Wort κεράννυσθαι vorkommt; wie man ſich davon aus den bisher überſetzten und mitgetheilten Stellen überzeugen kann.

Sie geben die Farbengeſchlechter verſchieden, Einige zu ſieben, Andere zu zwölfen an, doch ohne ſie vollſtändig aufzuzählen.

Aus der Betrachtung ihres Sprachgebrauchs, ſowohl des griechiſchen als römiſchen, ergiebt ſich, daß ſie generelle Benennungen der Farben ſtatt der ſpeciellen und umgekehrt dieſe ſtatt jener ſetzen.

Ihre Farbenbenennungen ſind nicht fix und genau beſtimmt,

ſondern beweglich und ſchwankend, indem ſie nach beiden Seiten auch von angranzenden Farben gebraucht werden. Ihr Gelbes neigt ſich einerſeits ins Rothe, andererſeits ins Blaue; das Blaue theils ins Grüne, theils ins Rothe; das Rothe bald ins Gelbe bald ins Blaue; der Purpur ſchwebt auf der Gränze zwiſchen Roth und Blau und neigt ſich bald zum Scharlach bald zum Violetten.

Indem die Alten auf dieſe Weiſe die Farbe als ein nicht nur an ſich Bewegliches und Flüchtiges anſehen, ſondern auch ein Vorgefühl der Steigerung und des Rückganges haben: ſo bedienen ſie ſich, wenn ſie von den Farben reden, auch ſolcher Ausdrücke, welche dieſe Anſchauung andeuten. Sie laſſen das Gelbe rötheln, weil es in ſeiner Steigerung zum Rothen führt; oder das Rothe gelbeln, indem es ſich oft zu dieſem ſeinem Urſprunge zurück neigt.

Die ſo ſpecificirten Farben laſſen ſich nun wiederum ramificiren. Die in der Steigerung begriffene Farbe kann, auf welchem Punkte man ſie feſthalten will, durch ein ſtärkeres Licht diluirt, durch einen Schatten verfinſtert, ja in ſich ſelbſt vermehrt und zuſammengedrangt werden. Fur die dadurch entſtehenden Nuancen werden oft nur die Namen der Species, auch wohl nur das Genus überhaupt, angewendet.

Die geſattigten, in ſich gedrangten und noch dazu ſchattigen Farben werden zur Bezeichnung des Dunkeln, Finſtern, Schwarzen überhaupt gebraucht, ſo wie im Fall daß ſie ein gedrangtes Licht zurückwerfen, fur leuchtend, glänzend, weiß oder hell.

Jede Farbe, welcher Art ſie ſey, kann von ſich ſelbſt eingenommen, in ſich ſelbſt vermehrt, überdrangt, geſattigt ſeyn und wird in dieſem Falle mehr oder weniger dunkel erſcheinen. Die Alten nennen ſie alsdann suasum πεπεισμένον, in se

[illegible]
[illegible]
[illegible]VACENSIS.

consumptum, plenum, saturum κατακορές, meracum ἄκρατον, pressum βαρύ, adstrictum, triste, austerum αὐστηρόν, amarum πικρόν, nubilum ἀμυχρόν, profundum βαθύ.

Sie kann ferner diluirt und in einer gewiſſen Blaſſe erſcheinen, in ſo fern nennt man ſie dilutum, liquidum, ὑδαρές, pallidum ἀχλυρόν.

Bei aller Sattigung kann die Farbe dennoch von vielem Lichte ſtrahlen und daſſelbe zurückwerfen; dann nennt man ſie clarum, λαμπρόν, candidum, acutum ὀξύ, excitatum, laetum, hilare, vegetum, floridum χλωρόν, ἀνθηρόν. Sammtliche Benennungen geben die beſondern Anſchauungen durch andere ſymboliſche vermittelnd wieder.

Wir haben nunmehr noch die generellen Benennungen der Farbe, ſammt den ſpecifiſchen, die ihre Sphare ausmachen, anzugeben.

Fangen wir von der unterſten Stufe an, wo das Licht ſo alterirt erſcheint, daß es die beſondere Empfindung deſſen, was wir Farbe nennen, erregt; ſo treffen wir daſelbſt zuerſt ἀχρόν, dann ξανθόν, ferner πυῤῥόν, dann ἐρυθρόν, ſodann φοινικοῦν, zuletzt πορφυροῦν an. Im gemeinen wie im poetiſchen Sprachgebrauch finden wir herauf- und herabwarts öfter ein Genus fur das andere geſetzt. Das πορφυροῦν ſteigt abwärts in das ἰόεν, κυανοῦν coeruleum, γλαυκόν caesium, und ſchlieſt ſich durch dieſes an das πράσινον porraceum, πόαδες herbidum, und zuletzt an das χλωρόν viride an, das ſowohl ein mit Blau vermiſchtes Gelb, d. i. ein Grunes, als das reine Gelb anzeigt und ſo das Ende des Farbenkreiſes mit dem Anfange verbindet und zuſchließt.

Die Farbenbenennungen, welche die weiteſte Sphäre haben, ſind vorzüglich folgende:

Ξανθόν geht vom Strohgelben und Hellblonden durch das

Goldgelbe, Braungelbe bis ins Rothgelbe, Gelbrothe, ſogar in den Scharlach.

Darunter gehören als Species ὠχρόν, θάψινον, κιτρινόν, κηκόν, μήλινον, μήλωψ, αὐρόχρουν, ξοῦθον, πυῤῥόν, χρωτοειδές, ἡλιῶδες, φλογοειδές, αἰνῶδες, κροκοειδές etc. Im Lateiniſchen buxeum, melleum, cereum, flavum, fulvum, helvum, galbinum, aureum, croceum, igneum, luteum, melinum, gilvum, robeum, adustum, russum, rufum.

Ἐρυθρόν, rufum, welches nach Gellius das Geſchlechtswort aller rothen Farbe iſt, begreift unter ſich, von ξανθόν, πυῤῥόν an, alles was roth iſt und braun, welches zum Gelben oder Rothen neigt, bis zum Purpur. Im Lateiniſchen rufum, russum, rubrum, rutilum, rubicundum, spadix, badium, φοινικοῦν puniceum (*ponceau, coquelicot, nacarat*), coccineum, Scharlach, ὔαγνον, welches nach Plinius zwiſchen purpureum und coccineum liegt und wahrſcheinlich *cramoisi*, Carmeſin, iſt; zuletzt purpureum πορφυροῦν, das vom Rosenrothen an durchs Blut- und Braunrothe bis ins Blaurothe ἁλουργὲς und Violette übergeht.

Κυάνεον geht vom Himmelblauen bis ins Dunkel- und Schwarzblaue, Violette, und Violettpurpurne. Ebenſo coeruleum; das ſogar ins Dunkelgrüne und Blaugrüne γλαυκόν, wie in das caesium Katzengrüne übergeht.

Darunter fallen ἀερίζον, ἀερῶδες, aërium, coelinum, οὐρανοειδές, ὑακίνθινον, ferrugineum, αἰωνόν, ἁμεθύστινον, thalassinum, vitreum, venetum, γλαυκόν, das aus dem Blaugrünen und Katzengrünen ins bloße Graue übergeht und noch das χαροπὸν und ravum unter ſich begreift.

Χλωρόν geht aus der einen Seite ins Gelbe, aus der andern ins Grüne. Ebenſo viride, das nicht nur ins Gelbe, ſondern auch ins Blaue geht.

Darunter fallen πυῤῥὸς herbidum, πορφύρεον porraceum, aerugineum ἰῶδες, ὑακινθῖνον, vitreum ἰοειδὲς, venetum.

Aus der Mischung von Schwarz und Weiß geben, nach Aristoteles und Platon, hervor: das φαιὸν, welches auch μέλιον erklart wird, also Grau.

Ferner πελλὸς, πέλιος, πολιὸς, pullus sowohl schwarzlich als weißlich, je nachdem die Anforderung an das Weiße oder an das Schwarze gemacht wird.

Ferner σποδὸν aschfarben, und ὠχρὸν, welches isabellfarben erklart wird, wahrscheinlich gris cendré: druckt aber auch Eselsfarbe aus, welche an den Spitzen der Haare in ein πυῤῥὸν, mehr oder weniger Gelbbraunes, auslauft.

Aus verbranntem Purpur und Schwarz entsteht nach eben diesen beiden das ὑπόπυρρον, die Farbe des Rauchtopases, wie im Lateinischen das verwandte furvum, oft nur in der allgemeinen Bedeutung des Schwarzen und Dunkeln gebraucht wird.

In dieses, nach unsern theoretischen Einsichten, nunmehr im Allgemeinen aufgestellte Schema lassen sich die übrigen allenfalls noch vorzufindenden Ausdrücke leicht einordnen, wobei sich mehr und mehr ergeben wird, wie klar und richtig die Alten das Äußerlichen gewahr worden, und wie sehr, als naturgemäß, ihr Aussprechen des Erfahrenen und ihre Behandlung des Gewußten zu schätzen sey.

Nachtrag.

Ehe wir uns zu jener traurigen Lücke wenden, die zwischen der Geschichte alter und neuer Zeit sich nun bald vor uns auftut, so haben wir noch einiges nachzubringen,

das uns den Ueberblick des Bisherigen erleichtert und uns zu weiterem Fortschreiten anregt.

Wir gedenken hier des Lucius Annäus Seneca nicht sowohl insofern er von Farben etwas erwähnt, da es nur sehr wenig ist und bloß beiläufig geschieht, als vielmehr wegen seines allgemeinen Verhältnisses zur Naturforschung.

Ungeachtet der ausgebreiteten Herrschaft der Römer über die Welt stockten doch die Naturkenntnisse eher bei ihnen, als daß sie sich verhältnißmäßig erweitert hätten. Denn eigentlich interessirte sie nur der Mensch insofern man ihm mit Gewalt oder durch Ueberredung etwas abgewinnen kann. Wegen des letztern waren alle ihre Studien auf rednerische Zwecke berechnet. Uebrigens benutzten sie die Naturgegenstände zu nothwendigem und willkürlichem Gebrauch so gut und so wunderlich, als es gehen wollte.

Seneca war, wie er selbst bedauert, spät zur Naturbetrachtung gelangt. Was die Früheren in diesem Fache gewußt, was sie darüber gedacht hatten, war ihm nicht unbekannt geblieben. Seine eigenen Meinungen und Ueberzeugungen haben etwas Tüchtiges. Eigentlich aber sieht er gegen die Natur doch nur als ein ungebildeter Mensch: denn nicht sie interessirt ihn, sondern ihre Begebenheiten. Wir nennen aber Begebenheiten diejenigen zusammengesetzten auffallenden Ereignisse, die auch den rohesten Menschen erschüttern, seine Aufmerksamkeit erregen, und wenn sie vorüber sind, den Wunsch in ihm beleben, zu erfahren, woher so etwas denn doch wohl kommen möchte.

Im Ganzen führt Seneca dergleichen Phänomene, auf die er in seinem Lebensgange aufmerksam geworden, nach der Ordnung der vier Elemente auf, läßt sich aber doch, nach vorkommenden Umständen, bald da- bald dorthin ableiten.

Die meteorischen Feuerkugeln, Höfe um Sonn' und Mond, Regenbogen, Wettergallen, Nebensonnen, Wetterleuchten, Sternschnuppen, Kometen, beschäftigen ihn unter der Rubrik des Feuers. In der Luft sind Blitz und Donner die Hauptveranlassungen seiner Betrachtungen. Später wendet er sich zu den Winden, und da er das Erdbeben auch einem unterirdischen Geiste zuschreibt, findet er zu diesem den Uebergang.

Bei dem Wasser sind ihm, außer dem süßen, die Gesundbrunnen merkwürdig, nicht weniger die periodischen Quellen. Von den Heilkräften der Wasser geht er zu ihrem Schaden über, besonders zu dem, den sie durch Ueberschwemmung anrichten. Nach den Quellen des Nils und der weisen Benutzung dieses Flusses beschäftigen ihn Hagel, Schnee, Eis und Regen.

Er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, prächtige und, wenn man den rhetorischen Styl einmal zugeben will, wirklich köstliche Beschreibungen zu machen, wovon die Art, wie er den Nil und was diesen Fluß betrifft, behandelt, nicht weniger seine Beschreibung der Ueberschwemmungen und Erdbeben, ein Zeugniß ablegen mag. Seine Gesinnungen und Meinungen sind tüchtig. So streitet er z. B. lebhaft gegen diejenigen, welche das Quellwasser vom Regen ableiten, welche behaupten, daß die Kometen eine vorübergehende Erscheinung seyen.

Worin er sich aber vom wahren Physiker am meisten unterscheidet, sind seine beständigen, oft sehr gezwungen herbeigeführten Nutzanwendungen und die Verknüpfung der höchsten Naturphänomene mit dem Bedürfniß, dem Genuß, dem Wahn und dem Uebermuth der Menschen.

Zwar sieht man wohl, daß er gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben im Kampfe steht, daß er den humanen Wunsch

nicht unterdrücken kann, alles was die Natur uns reicht, möge dem Menschen zum Besten gedeihen; er will, man solle so viel als möglich in Mäßigkeit genießen und zugleich den verderblichen und zerstörenden Naturwirkungen mit Ruhe und Ergebung entgegensehen; insofern erscheint er höchst ehrwürdig, und da er einmal von der Redekunst herkommt, auch nicht außer seinem Kreise.

Unleidlich wird er aber, ja lächerlich, wenn er oft, und gewöhnlich zur Unzeit, gegen den Luxus und die verderbten Sitten der Römer loszieht. Man sieht diesen Stellen ganz deutlich an, daß die Redekunst aus dem Leben sich in die Schulen und Hörsäle zurückgezogen hat: denn in solchen Fällen finden wir meist bei ihm wo nicht leere doch unnütze Declamationen, die, wie man deutlich sieht, bloß daher kommen, daß der Philosoph sich über sein Zeitalter nicht erheben kann. Doch ist dieses das Schicksal fast seiner ganzen Nation.

Die Römer waren aus einem engen, sittlichen, bequemen, behaglichen, bürgerlichen Zustand zur großen Breite der Weltherrschaft gelangt, ohne ihre Beschränktheit abzulegen; selbst das, was man an ihnen als Freiheitsinn schätzt, ist nur ein bornirtes Wesen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig selbst die besseren begriffen, was Regieren heißt, sieht man an der abgeschmacktesten That, die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäsar's.

Aus eben dieser Quelle läßt sich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menschen, die zu großem Vermögen gelangen, werden sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen; ihre Wollüste, ihre Pracht, ihre Verschwendung werden ungereimt und übertrieben seyn. Daher denn auch jene Lust zum Seltsamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die sich

mit den Zuschauern drehen, das zweite Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war, sind wie der spätere kolossale Napf, in welchem der große Fisch ganz gekocht werden sollte, alle Eines Ursprungs; sogar der Uebermuth und die Grausamkeit ihrer Tyrannen läuft meistens aufs Alberne hinaus.

Bloß indem man diese Betrachtungen anstellt, begreift man, wie Seneca, der ein so bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, sein Getrank dabei mit Schnee abkühlt, daß man sich des günstigen Windes bei Seeschlachten bedient und was dergleichen Dinge mehr seyn mögen. Solche Capuzinerpredigten thun keine Wirkung, hindern nicht die Auflösung des Staates und können sich einer eindringenden Barbarei keineswegs entgegensetzen.

Schließlich dürfen wir jedoch nicht verschweigen, wie er höchst liebenswürdig in seinem Vertrauen auf die Nachwelt erscheint. Alle jene verflochtenen Naturbegebenheiten, auf die er vorzüglich seine Aufmerksamkeit wendet, anzeigen ihn als eben so viele unergründliche Räthsel. Aufs Einfachere zu dringen, das Einfachste durch eine Erfahrung, in einem Versuch vor die Sinne zu stellen, die Natur durch Entwicklung zu entrathseln, war noch nicht Sitte geworden. Nun bleibt ihm, bei dem großen Drange, den er in sich fühlt, nichts übrig, als auf die Nachkommen zu hoffen, mit Vorfreude überzeugt zu seyn, daß sie mehr wissen, mehr einsehen werden als er, ja ihnen sogar die Selbstgefälligkeit zu gönnen, mit der sie wahrscheinlich auf ihre unwissenden Vorfahren herabsehen würden.

Das haben sie denn auch redlich gethan und thun es noch. Freilich sind sie viel später dazu gelangt, als unser Philosoph sich vorstellen mochte. Das Verderbniß der Römer

schwebt ihm fürchterlich vor; daß aber daraus nur allzubald das Verderben sich entwickeln, daß die vorhandene Welt völlig untergehen, die Menschheit über ein Jahrtausend verworren und hülflos irren und schwanken würde, ohne auf irgend einen Ausweg zu gerathen, das war ihm wohl unmöglich zu denken, ihm, der das Reich, dessen Kaiser von ihm erzogen ward, in übermäßiger Herrlichkeit vor sich blühen sah.

Zweite Abtheilung.

Zwischenzeit.

Lücke.

Jene früheren Geographen, welche die Charte von Afrika verfertigten, waren gewohnt, dahin, wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elephanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deßhalb wären getadelt worden. Man wird uns daher wohl auch nicht verargen, wenn wir in die große Lücke, wo uns die erfreuliche, lebendige, fortschreitende Wissenschaft verlaßt, einige Betrachtungen einschieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.

Die Cultur des Wissens durch innern Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand, sind freilich immer das Vorzüglichste und Nutzbarste; und doch sind von den frühsten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch jenes weniger gefördert worden, als durch ein nahe liegendes Bedürfniß, durch einen Zufall, den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherlei Art von Ausbildung zu entschiedenen Zwecken.

Es giebt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es giebt auffallende Zeiten, von denen uns Weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen; die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geschähe und so ist jedermann zufrieden.

Die Existenz irgend eines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen dunkeln Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starken Antrieb thätig war, trefflich vor sich hin wirkte und kein anderes Document seines Daseyns zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengränzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Ueberlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Person kennen lernen und die Geschichte ihrer Bildung lieber heraussahnen als herausforschen.

Nur müßte man nicht so grießgramig, wie es würdige

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel.

Historiker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunkeln Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald sagenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen.

Freilich müßte man mit reinem frischen Ohre hinlauschen, und jedem Vorurtheil selbstsüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen.

Es giebt zwei Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt, sich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frei ausbilden; dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nahrens, der Kunst, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen, und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteisucht und Anarchie auf.

Die zweite Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens,

des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyrannei aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es giebt eine Tyrannei ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist.

Man mag sich die Bildung und Wirkung der Menschen, unter welchen Bedingungen man will, denken, so schwanken beide durch Zeiten und Länder, durch Einzelnheiten und Massen, die proportionirlich und unproportionirlich auf einander wirken; und hier liegt das Incalculable, das Incommensurable der Weltgeschichte. Gesetz und Zufall greifen in einander, der betrachtende Mensch aber kommt oft in den Fall, beide mit einander zu verwechseln, wie sich besonders an parteiischen Historikern bemerken läßt, die zwar meistens unbewußt, aber doch künstlich genug, sich eben dieser Unsicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert, in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit.

Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen: denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

Gewisse Tugenden gehören der Zeit an, und so auch gewisse Mängel, die einen Bezug auf sie haben.

Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch, wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt. Der Hauptvorzug des Menschen beruht aber nur darauf, in wie fern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß.

Es giebt zweierlei Erfahrungsarten, die Erfahrung des Abwesenden und die des Gegenwartigen. Die Erfahrung des Abwesenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwartigen sollten wir auf eigene Autorität machen. Beides gehörig zu thun, ist die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Die in einander greifenden Menschen- und Zeitalter nöthigen uns, eine mehr oder weniger untersuchte Ueberlieferung gelten zu lassen, um so mehr als auf der Möglichkeit dieser Ueberlieferung die Vorzuge des menschlichen Geschlechts beruhen.

Ueberlieferung fremder Erfahrung, fremden Urtheils sind bei so großen Bedürfnissen der eingeschränkten Menschheit höchst willkommen, besonders wenn von hohen Dingen, von allgemeinen Anstalten die Rede ist.

Ein ausgesprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um so lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menschheit sich ergeht, die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Und doch ist jede Wortüberlieferung so bedenklich. Man soll sich, heißt es, nicht an das Wort, sondern an den Geist halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geist das Wort, oder verwandelt es doch dergestalt, daß ihm von seiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir stehen mit der Ueberlieferung beständig im Kampfe, und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen sollten, ruft uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Mensch, dem eine originelle Wirksamkeit zu Theil geworden, den Beruf, diesen doppelten Kampf persönlich zu bestehen, der durch den Fortschritt der Wissenschaften nicht erleichtert, sondern erschwert wird. Denn es ist am Ende doch nur immer das Individuum, das einer breiteren Natur und breiteren Ueberlieferung Brust und Stirn bieten soll.

Der Conflict des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung, ist eigentlich die Geschichte der Wissenschaften: denn was in und von ganzen Massen geschieht, bezieht sich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das alles sammeln, sondern, redigiren

und vereinigen soll; wobei es wirklich ganz einerlei ist, ob die Zeitgenossen ein solch Bemühen begünstigen oder ihm widerstreben. Denn was heißt begünstigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen. Dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptsache nicht gefördert.

Sowohl in Absicht auf Ueberlieferung als eigene Erfahrung muß nach Natur der Individuen, Nationen und Zeiten ein sonderbares Entgegenstreben, Schwanken und Vermischen entstehen.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwarmerei; Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wahnen.

Leider besteht der ganze Hintergrund der Geschichte der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag aus lauter solchen beweglichen in einander fließenden und sich doch nicht vereinigenden Gespenstern, die den Blick dergestalt verwirren, daß man die hervortretenden, wahrhaft würdigen Gestalten kaum recht scharf ins Auge fassen kann.

Ueberliefertes.

Nun können wir nicht einen Schritt weiter gehen, ohne jenes Ehrwürdige, wodurch das Entfernte verbunden, das Zerrissene ergänzt wird, ich meine das Ueberlieferte, näher zu bezeichnen.

Weniges gelangt aus der Vorzeit herüber als vollständiges Denkmal, vieles in Trümmern; manches als Technik, als praktiſcher Handgriff; einiges, weil es dem Menſchen nahe verwandt iſt, wie Mathematik; anderes, weil es immer wieder gefordert und angeregt wird, wie Himmel- und Erd-Kunde; einiges, weil man deſſen bedürftig bleibt, wie die Heilkunſt; anderes zuletzt, weil es der Menſch, ohne zu wollen, immer wieder ſelbſt hervorbringt, wie Muſik und die übrigen Künſte.

Doch von alle dieſem iſt im wiſſenſchaftlichen Falle nicht ſowohl die Rede als von ſchriftlicher Ueberlieferung. Auch hier übergehen wir vieles. Soll jedoch für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue herüberreichen, ſo müſſen wir dreier Hauptmaſſen gedenken, welche die größte, entſchiedenſte, ja oft eine ausſchließende Wirkung hervorgebracht haben, der Bibel, der Werke Plato's und Ariſtoteles.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geſchlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt ſie ihrem innern Werth. Sie iſt nicht etwa nur ein Volksbuch, ſondern das Buch der Völker, weil ſie die Schickſale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufſtellt, die Geſchichte deſſelben an die Entſtehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdiſcher und geiſtiger Entwickelungen, nothwendiger und zufälliger Ereigniſſe, bis in die entfernteſten Regionen der äußerſten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menſchliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede ſeyn, daß man einen trefflichen Menſchen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tſchudi's ſchweizeriſche, oder Aventin's bayeriſche Chronik. Wie vielmehr muß alſo die Bibel zu dieſem Zwecke genügen, da ſie das Muſterbuch

zu jenen erstgenannten gewesen, da das Volk, als dessen Chronik sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt.

Es ist uns nicht erlaubt, hier ins Einzelne zu gehen; doch liegt einem Jeden vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, so ware nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollständig zu machen. Wenn man dem alten Testamente einen Auszug aus Josephus beifügte, um die jüdische Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems fortzuführen; wenn man, nach der Apostelgeschichte eine gedrangte Darstellung der Ausbreitung des Christenthums und der Zerstreuung des Judenthums durch die Welt, bis auf die letzten treuen Missionsbemühungen apostelahnlicher Manner, bis auf den neusten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams, einschaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinn des neuen Testamentes zusammengefaßt aufstellte, um die verworrene Lehrart der Episteln zu entwirren und aufzuhellen: so verdiente dieses Werk gleich gegenwartig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können.

Die Bibel an sich selbst, und dieß bedenken wir nicht genug, hat in der ältern Zeit fast gar keine Wirkung gehabt.

Die Bücher des alten Teſtaments fanden ſich kaum geſammelt, ſo war die Nation, aus der ſie entſprungen, völlig zerſtreut; nur der Buchſtabe war es, um den die Zerſtreuten ſich ſammelten und noch ſammeln. Kaum hatte man die Bücher des neuen Teſtaments vereinigt, als die Chriſtenheit ſich in unendliche Meinungen ſpaltete. Und ſo finden wir, daß ſich die Menſchen nicht ſowohl mit dem Werke als an dem Werke beſchäftigten, und ſich über die verſchiedenen Auslegungsarten entzweiten, die man auf den Text anwenden, die man dem Text unterſchieben, mit denen man ihn zudecken konnte.

Hier werden wir nun veranlaßt, jener beiden trefflichen Männer zu gedenken, die wir oben genannt. Es wäre Verwegenheit, ihr Verdienſt an dieſer Stelle würdigen, ja nur ſchildern zu wollen; alſo nicht mehr denn das Nothwendigſte zu unſern Zwecken.

Plato verhält ſich zu der Welt, wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowohl darum zu thun, ſie kennen zu lernen, weil er ſie ſchon vorausſetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr ſo noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen, als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach der Höhe, mit Sehnſucht, ſeines Urſprungs wieder theilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, deſſen Forderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen von irdiſchem Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrag.

Ariſtoteles hingegen ſteht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeiſterlicher. Er iſt nun einmal hier und ſoll hier

wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten; wenn sie das Glück hatten, sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen, und nicht etwa in kurzen lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannichfaltigen Werken; wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrig blieben, und immerfort mehr oder weniger studirt und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genöthigt war, sich Einem oder dem Andern hinzugeben, Einen oder den Andern als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen.

Diese Nothwendigkeit zeigte sich am deutlichsten bei Auslegung der heiligen Schrift. Diese, bei der Selbstständigkeit, wunderbaren Originalität, Vielseitigkeit, Totalität, ja Unermeßlichkeit ihres Inhalts, brachte keinen Maaßstab mit, wonach sie gemessen werden konnte; er mußte von außen gesucht und an sie angelegt werden, und das ganze Chor derer, die sich deßhalb versammelten, Juden und Christen, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Concilien und Päpste, Reformatoren und Widersacher, sämmtlich, indem sie auslegen und erklären, verknüpfen oder supplíren, zurechtlegen

oder anwenden wollten, thaten es auf Platonische oder Aristotelische Weise, bewußt oder unbewußt, wie uns, um nur der jüdischen Schule zu erwähnen, schon die talmudistische und cabbalistische Behandlung der Bibel überzeugt.

Wie bei Erklärung und Benutzung der heiligen Schriften, so auch bei Erklärung, Erweiterung und Benutzung des wissenschaftlich Ueberlieferten, theilte sich das Chor der Wiß- und Kenntnißbegierigen in zwei Parteien. Betrachten wir die afrikanischen, besonders ägyptischen, neuern Weisen und Gelehrten, wie sehr neigt sich dort alles nach der Platonischen Vorstellungsart. Bemerken wir die Asiaten, so finden wir mehr Neigung zur Aristotelischen Behandlungsweise, wie es später bei den Arabern besonders auffällt.

Ja wie die Völker, so theilen sich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Aristoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerstreit; und es ist als ein großer Vorzug des unsrigen anzusehen, daß die Hochschätzung beider sich im Gleichgewichte hält, wie schon Raphael, in der sogenannten Schule von Athen, beide Männer gedacht und gegen einander über gestellt hat.

Wir fühlen und wissen recht gut, was sich gegen die von uns aphoristisch entworfene Skizze einwenden läßt, besonders wenn man von dem, was ihr mangelt, und von dem, was an ihr näher zu bestimmen wäre, reden wollte. Allein es war die Aufgabe, in möglichster Kürze hinzuzeichnen, was von Hauptwirkungen über die durch Barbaren gerissene Lücke in die mittlere und neuere Zeit vor allem andern bedeutend herüberreicht, was in die Wissenschaften überhaupt, in die Naturwissenschaften besonders und in die Farbenlehre, die uns vorzüglich beschäftigt, einen dauernden Einfluß ausübte.

Denn andere köstliche Massen des unschätzbar Ueberlieferten,

Personen.

Alphons, der zweyte, Herzog von Ferrara.

Leonore von Este, Schwester des Herzogs.

Leonore Sanvitale, Gräfinn von Scandiane.

Torquato Tasso.

Antonio Montecatino, Staatssecretär.

Der Schauplatz ist auf Belriguardo, einem Lustschlosse.

wie z. E. die Masse der griechischen Dichter, hat erst spät, ja sehr spät, wieder lebendig auf Bildung gewirkt, so wie die Denkweisen anderer philosophischen Schulen, der Epikuräer, der Skeptiker, auch erst spät für uns einige Bedeutung gewinnen.

Wenn wir nun oben schon ausgesprochen und behauptet, daß die Griechen mit allem bekannt gewesen, was wir als Hauptgrund der Farbenlehre anerkennen, was wir als die Hauptmomente derselben verehren, so bleibt uns nun die Pflicht, dem Natur- und Geschichtsfreunde vor Augen zu legen, wie in der neuern Zeit die Platonischen und Aristotelischen Ueberzeugungen wieder emporgehoben, wie sie verdrängt oder genutzt, wie sie vervollständigt oder verstümmelt werden mochten, und wie, durch ein seltsames Schwanken älterer und neuerer Meinungsweisen, die Sache von einer Seite zur andern geschoben, und zuletzt am Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verschoben worden.

Autorität.

Indem wir nun von Ueberlieferung sprechen, sind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von Autorität zu reden. Denn genau betrachtet, so ist jede Autorität eine Art Ueberlieferung. Wir lassen die Existenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir seinen Ursprung, sein Herkommen, seinen Werth deutlich einsehen und erkennen. So schätzen und ehren wir z. B. die edeln Metalle beim Gebrauch des gemeinen Lebens; doch ihre großen physischen und chemischen Verdienste sind uns dabei selten gegenwartig. So hat die

Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind; ingleichen das was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstand gar keine Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seines Gleichen hervor; so wie denn offenbar aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führt.

Gegen die Autorität verhält sich der Mensch, so wie gegen vieles andere, beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hülfreiche von sich und glaubt für sich selbst und andre hinzureichen.

Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung unter die Autorität der Eltern; der Knabe sträubt sich dagegen; der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte.

Eben so schwankt die Menschheit im Ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln. Bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Documente früherer Gesinnungen, göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; jedermann giebt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare solcher Ueberreste darzuthun, sie bekannt zu machen, zu commentiren, zu erläutern, zu erklaren, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so

hier eine schriftstürmende Wuth an; es that Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Werthes geachtet wurde. Kein ehemals ausgesprochenes Wort soll gelten, alles was weise war, soll als narrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich, was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß.

Die Epochen der Naturwissenschaften im Allgemeinen und der Farbenlehre insbesondere, werden uns ein solches Schwanken auf mehr als Eine Weise bemerklich machen. Wir werden sehen, wie dem menschlichen Geist das aufgehäufte Vergangene höchst lästig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltsam einzudringen anfangt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Instinct, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das Neuunerfahrende durch bloße Erfahrung in seine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Raisonnement und Methode, Hypothese und Theorie zu Hülfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Controvers, Meinungenwechsel, und früher oder später aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt.

Alles was wir an Materialien zur Geschichte, was wir Geschichtliches einzeln ausgearbeitet zugleich überliefern, wird nur der Commentar zu dem Vorgetragten seyn. Die Naturwissenschaften haben sich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem stätigen Ganze, auch nicht einmal stufenweise, sondern durch Auf- und Absteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln in gerader Linie oder in der Spirale; wobei sich denn von selbst versteht, daß man in jeder Epoche über seine Vorgänger weit erhaben zu seyn glaubte. Doch wir dürfen künftigen Betrachtungen nicht vorgreifen. Da

wir die Theilnehmenden durch einen labyrinthiſchen Garten zu führen haben, ſo müſſen wir ihnen und uns das Vergnügen mancher überraſchenden Ausſicht vorbehalten.

Wenn nun derjenige, wo nicht für den Vorzüglichſten, doch für den Begabteſten und Glücklichſten zu halten wäre, der Ausdauer, Luſt, Selbſtverläugnung genug hätte, ſich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabei noch Kraft und Muth genug behielte, ſein originelles Weſen ſelbſtſtändig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach ſeiner Weiſe zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht ſeyn, wenn dergleichen Männer in der Geſchichte der Wiſſenſchaften uns, wiewohl ſelten genug, wirklich begegnen. Ein ſolcher iſt derjenige, zu dem wir uns nun wenden, der uns vor vielen andern trefflichen Männern aus einer zwar regſamen, aber doch immer noch trüben Zeit, lebhaft und freudig entgegen tritt.

Roger Bacon

von 1216 — 1294.

Die in Britannien durch Römerherrſchaft gewirkte Cultur, diejenige, welche früh genug durch das Chriſtenthum daſelbſt eingeleitet worden, verlor ſich nur gar zu bald, vernichtet durch den Zudrang wilder Inſel-Nachbarn und ſeeräuberiſcher Schaaren. Bei zurückkehrender, obgleich oft geſtörter Ruhe fand ſich auch die Religion wieder ein und wirkte auf eine vorzügliche Weiſe zum Guten. Treffliche Männer bildeten ſich aus zu Apoſteln ihres eigenen Vaterlandes, ja des Auslandes. Klöſter wurden geſtiftet, Schulen eingerichtet und

jede Art beſſerer Bildung ſchien ſich in dieſe abgeſonderten Länder zu flüchten, ſich daſelbſt zu bewahren und zu ſteigern.

Roger Bacon war in einer Epoche geboren, welche wir die des Werdens, der freien Ausbildung der Einzelnen neben einander genannt haben, für einen Geiſt wie der ſeine, in der glücklichſten. Sein eigentliches Geburtsjahr iſt ungewiß, aber die magna Charta war bereits unterzeichnet (1215), als er zur Welt kam, jener große Freiheitsbrief, der durch die Zuſätze nachfolgender Zeiten das wahre Fundament neuer engliſcher Nationalfreiheit geworden. So ſehr auch der Clerus und die Baronen für ihren Vortheil dabei mochten geſorgt haben, ſo gewann doch der Bürgerſtand dadurch außerordentlich, daß freier Handel geſtattet, beſonders der Verkehr mit Auswärtigen völlig ungehindert ſeyn ſollte, daß die Gerichtsverfaſſung verbeſſert ward, daß der Gerichtshof nicht mehr dem Könige folgen, ſondern ſtets an Einem Orte Sitz haben, daß kein freier Mann ſollte gefangen gehalten, verbannt oder auf irgend eine Weiſe an Freiheit und Leben angegriffen werden; es ſey denn, Seinesgleichen hätten über ihn geſprochen, oder es geſchähe nach dem Recht des Landes.

Was auch noch in der Verfaſſung zu wünſchen übrig blieb, was in der Ausführung mangeln, was durch politiſche Stürme erſchüttert werden mochte, die Nation war im Vorſchreiten, und Roger brachte ſein höheres Alter unter der Regierung Königs Eduard des Erſten zu, wo die Wiſſenſchaften aller Art einen betrachtlichen Fortgang nahmen und großen Einfluß auf eine vollkommnere Juſtiz- und Polizeiverfaſſung hatten. Der dritte Stand wurde mehr und mehr begünſtigt und einige Jahre nach Roger's Tode (1297) erhielt die magna Charta einen Zuſatz zu Gunſten der Volksclaſſe.

Obgleich Roger nur ein Mönch war und ſich in dem

Bezirk seines Klosters halten mochte, so dringt doch der Hauch solcher Umgebungen durch alle Mauern, und gewiß verdankt er gedachten nationellen Anlagen, daß sein Geist sich über die trüben Vorurtheile der Zeit erheben und der Zukunft voreilen konnte. Er war von der Natur mit einem geregelten Charakter begabt, mit einem solchen, der für sich und andere Sicherheit will, sucht und findet. Seine Schriften zeugen von großer Ruhe, Besonnenheit und Klarheit. Er schätzt die Autorität, verkennt aber nicht das Verworrene und Schwankende der Ueberlieferung. Er ist überzeugt von der Möglichkeit einer Einsicht in Sinnliches und Uebersinnliches, Weltliches und Göttliches.

Zuvörderst weiß er das Zeugniß der Sinne gehörig anzuerkennen; doch bleibt ihm nicht unbewußt, daß die Natur dem bloß sinnlichen Menschen vieles verberge. Er wünscht daher tiefer einzudringen und wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu in seinem eigenen Geiste suchen muß. Hier begegnet seinem kindlichen Sinne die Mathematik als ein einfaches, eingebornes, aus ihm selbst hervorspringendes Werkzeug, welches er um so mehr ergreift, als man schon so lange alles Eigene vernachlässigt, die Ueberlieferung auf eine seltsame Weise über einander gehäuft und sie dadurch gewissermaßen in sich selbst zerstört hatte.

Er gebraucht nunmehr sein Organ, um die Vorganger zu beurtheilen, die Natur zu betasten, und zufrieden mit der Weise, nach der ihm manches gelingt, erklärt er die Mathematik zu dem Hauptschlüssel aller wissenschaftlichen Verborgenheiten.

Je nachdem nun die Gegenstände sind, mit welchen er sich beschäftigt, danach ist auch das Gelingen. In den einfachsten physischen Fällen löst die Formel das Problem, in

complicirteren ist sie wohl behülflich, deutet auf den Weg, bringt uns näher: aber sie dringt nicht mehr auf den Grund. In den höhern Fällen und nun gar im Organischen und Moralischen bleibt sie ein bloßes Symbol.

Ob nun gleich der Stoff, den er behandelt, sehr gehaltvoll ist, auch nichts fehlt, was den sinnenden Menschen interessiren kann, ob er sich schon mit großer Ehrfurcht den erhabenen Gegenständen des Universums nahert; so muß er doch den einzelnen Theilen des Wißbaren und Ausführbaren, einzelnen Wissenschaften und Künsten, Unrecht thun, um seine These durchzusetzen. Was in ihnen eigenthümlich, fundamental und elementar gewiß ist, erkennt er nicht an; er beachtet bloß die Seite, die sie gegen die Mathematik bieten. So löst er die Grammatik in Rhythmik, die Logik in Musik auf, und erklärt die Mathematik wegen Sicherheit ihrer Demonstrationen für die bessere Logik.

Indem er nun zwar parteiisch, aber keineswegs Pedant ist, so fühlt er sehr bald, wo seine Grundmaximen (canones), mit denen er alles ausrichten will, nicht hinreichen, und es scheint ihm selbst nicht recht Ernst zu seyn, wenn er seinen mathematisch-physischen Maaßstab geistigen und göttlichen Dingen anpassen und durch ein witziges Bilderspiel das, was nicht in einander greift, zusammenhangen will.

Bei alle dem läßt ihn sein großes Sicherheitsbedürfniß durchaus feste und entschiedene Schritte thun. Was die Alten erfahren und gedacht, was er selbst gefunden und ersonnen, das alles bringt er nicht gerade strenge methodisch, aber doch in einem sehr faßlichen naiven Vortrag, uns vor Seel' und Gemüth. Alles hangt zusammen, alles hat die schönste Folge, und indem das Bekannte klar vor ihm liegt, so ist ihm auch das Unbekannte selbst nicht fremd: daher er denn voraussieht,

was noch künftig zu leisten ist und was erst einige Jahrhunderte nachher, durch fortschreitende Beobachtung der Natur und durch eine immer verfeinerte Technik, wirklich geleistet worden.

Wir lassen ihn seine allgemeinen Grundsätze selbst vortragen, sowohl weil es interessant ist, sie an und für sich kennen zu lernen, als auch weil wir dadurch Gelegenheit finden, unsere Ueberzeugungen in seinem Sinne auszusprechen.

„Es giebt mancherlei, das wir geradehin und leicht erkennen; anderes aber, das für uns verborgen ist, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen sind alle höheren Wesen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Aber es findet sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höheren Wesen, als den Himmel und die Sterne, und gelangen auf diesem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen Naturen und zwar auch auf eine einfache und leichte Weise."

„Alle natürlichen Dinge werden zum Daseyn gebracht durch ein Wirksames und durch eine Materie, auf welche jenes seine Thatigkeit ausübt: denn diese beiden treffen zu allererst zusammen. Denn das Handelnde, durch seine Tugend, bewegt und verwandelt die Materie, daß sie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirksamen und der Materie können wir nicht einsehen, ohne große Gewalt der Mathematik, ja

nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen. Diese drei sind also zu beachten, das Wirkende, die Materie und das Gewirkte."

„Alles Wirksame handelt durch seine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine solche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt und sonst noch auf mancherlei Weise bezeichnet. Dieses aber wird sowohl durch die Wesenheit als durch das Zufallige, durch das Geistige wie durch das Körperliche hervorgebracht, durch die Wesenheit aber mehr, als durch das Zufallige, durch das Geistige mehr als durch das Körperliche; und dieses Gleichartige macht alle Wirkungen dieser Welt: denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geist und auf die ganze Materie der Welt durch Erzeugung der Dinge. Und so bringt ein natürlich Wirksames immer ein und dasselbe hervor, es mag wirken, worauf es will; weil es hier nicht etwa überlegen und wählen kann, sondern was ihm vorkommt macht es zu Seinesgleichen. Wirkt es auf Sinne und Verstandeskrafte, so entsteht das Bild, das Gleichartige, wie ein jeder weiß, aber auch in der Materie wird dieses Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirksamen Wesen, welche Vernunft und Verstand haben, wenn sie gleich vieles aus Ueberlegung und Wahl des Willens thun, so ist doch diese Wirkung, die Erzeugung des Gleichnisses, ihnen so gut natürlich als andern Wesen, und so vervielfältigt die Wesenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper schafft auch außer sich seine Tugenden, und die Engel bewegen die Welt durch dergleichen Tugenden."

„Aber Gott schafft die Tugenden aus Nichts, die er alsdann in den Dingen vervielfältigt. Die erschaffenen wirksamen Wesen vermögen dieß nicht, sondern leisten das Ihre

auf andere Weise, wobei wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können. Nur wiederholen wir, daß die Tugenden wirksamer Wesen in dieser Welt alles hervorbringen. Dabei ist aber zweierlei zu bemerken: erstlich die Vervielfältigung des Gleichnisses und der Tugend, von dem Ursprung ihrer Zeugung her; zweitens das mannichfaltige Wirken in dieser Welt, wodurch Fortzeugung und Verderbniß entsteht. Das Zweite läßt sich nicht ohne das Erste begreifen; deßhalb wir uns zuerst an die Vervielfältigung wenden."

Wie er nun zu Werke geht, die Vervielfältigung der ursprünglichen Tugenden nach Linien, Winkeln, Figuren und so fort auf mathematische Weise zu bewirken, ist höchst bedeutend und erfreulich. Besonders gelingt es ihm, die fortschreitende Wirkung physischer und mechanischer Kräfte, die wachsende Mittheilung erster Anstöße, vorzüglich auch die Rückwirkungen, auf eine folgerechte und heitere Weise abzuleiten. So einfach seine Maximen sind, so fruchtbar zeigen sie sich in der Anwendung, und man begreift wohl, wie ein reines freies Gemüth sehr zufrieden seyn konnte, auf solche Weise sich von himmlischen und irdischen Dingen Rechenschaft zu geben.

Von Farben spricht er nur gelegentlich. Auch er setzt sie voraus und erwähnt ihrer mehr beispielsweise und zu Erläuterung anderer Erscheinungen, als daß er sie selbst zu ergründen suchte. Wir könnten es also hier bei dem Gesagten bewenden lassen. Damit aber doch etwas geschehe, so versetzen wir uns im Geist an seine Stelle, nehmen an, das Büchlein von Theophrast sey ihm bekannt gewesen, was die Griechen eingesehen, sey auch ihm zur Ueberzeugung geworden, ihm wäre nicht entgangen, worauf es eigentlich bei der

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur linken Arioſt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt du? Laß es eine Freundinn wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.

Sache ankomme, und so hatte er nachstehende kurze Farbenlehre, seinen Maximen gemaß, verfassen können, die auch uns ganz willkommen seyn wurde.

Das Licht ist eine der ursprünglichen, von Gott erschaffenen Kräfte und Tugenden, welches sein Gleichniß in der Materie darzustellen sich bestrebt. Dieses geschieht auf mancherlei Weise, für unser Auge aber folgendermaßen.

Das reine Materielle, insofern wir es mit Augen erblicken, ist entweder durchsichtig, oder undurchsichtig, oder halbdurchsichtig. Das letzte nennen wir Trübe. Wenn nun die Tugend des Lichts durch das Trübe hindurchstrebt, so daß seine ursprüngliche Kraft zwar immer aufgehalten wird, jedoch aber immer fortwirkt, so erscheint sein Gleichniß Gelb und Gelbroth; setzt aber ein Finsteres dem Trüben Granze, so daß des Lichts Tugend nicht fortzuschreiten vermag, sondern aus dem erhellten Trüben als ein Abglanz zurückkehrt, so ist dessen Gleichniß Blau und Blauroth.

Aehnliches begegnet bei durchsichtigen und undurchsichtigen Körpern, ja im Auge selbst.

Diese Wirkungen sind sehr einfach und beschrankt. Die Unendlichkeit und Unzahligkeit der Farben aber erzeugt sich aus der Mischung und daß die ursprünglichen Farben abermals ihr Gleichniß in der Materie und sonst hervorbringen, welches denn, wie alles Abgeleitete, unreiner und ungewisser erscheint; wobei wir jedoch zu bedenken haben, daß eben durch dieses Abgeleitete, durch dieses Bild vom Bilde, durch das Gleichniß vom Gleichniß, das Meiste geschieht und eben dadurch das völlige Verschwinden der ersten Tugend, Verderbniß und Untergang möglich wird.

Nachstehendes kann zum Theil als Wiederholung, zum Theil als weitere Aus- und Fortbildung des oben Gesagten angesehen werden; sodann aber mag man entschuldigen, daß hier abermals gelegentlich erregte Gedanken mit aufgeführt sind.

Die Schriften Bacon's zeugen von großer Ruhe und Besonnenheit. Er fühlte sehr tief den Kampf, den er mit der Natur und mit der Ueberlieferung zu bestehen hat. Er wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu bei sich selbst suchen muß. Hier findet er die Mathematik als ein sicheres, aus seinem Innern hervorspringendes Werkzeug. Er operirt mit demselben gegen die Natur und gegen seine Vorgänger, sein Unternehmen glückt ihm und er überzeugt sich, daß Mathematik den Grund zu allem Wissenschaftlichen lege.

Hat ihm jedoch dieses Organ bei allem Meßbaren gehörige Dienste geleistet, so findet er bald bei seinem zarten Gefühle, daß es Regionen gebe, wo es nicht hinreicht. Er spricht sehr deutlich aus, daß sie in solchen Fällen als eine Art von Symbolik zu brauchen sey; aber in der Ausführung selbst vermischt er den reellen Dienst, den sie ihm leistet, mit dem symbolischen; wenigstens knüpft er beide Arten so genau zusammen, daß er beiden denselben Grad von Ueberzeugung zuschreibt, obgleich sein Symbolisiren manchmal bloß auf ein Witzspiel hinausläuft. In diesem Wenigen sind alle seine Tugenden und alle seine Fehler begriffen.

Man halte diese Ansicht fest und man wird sich überzeugen, daß es eine falsche Anwendung der reinen Mathematik und eben so eine falsche Anwendung der angewandten

Mathematik gebe. Offenbar iſt die Aſtrologie aus der Aſtronomie durch den eben gerügten Mißgriff entſtanden, indem man aus den Wirkungen bekannter Kräfte auf die Wirkungen unbekannter ſchloß und beide als gleichgeltende behandelte.

Man ſehe, wie Bacon das Mathematiſche geiſtigen und geiſtlichen Dingen annähern will durch ein anmuthiges, heiteres Zahlenſpiel.

Ein großer Theil deſſen, was man gewöhnlich Aberglauben nennt, iſt aus einer falſchen Anwendung der Mathematik entſtanden, deßwegen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahnkünſtlers und Aſtrologen gleich galt. Man erinnere ſich der Signatur der Dinge, der Chiromantie, der Punktirkunſt, ſelbſt des Höllenzwangs; alle dieſes Unweſen nimmt ſeinen wüſten Schein von der klarſten aller Wiſſenſchaften, ſeine Verworrenheit von der exacteſten. Man hat daher nichts für verderblicher zu halten, als daß man, wie in der neuern Zeit abermals geſchieht, die Mathematik aus der Vernunft- und Verſtandes-Region, wo ihr Sitz iſt, in die Region der Phantaſie und Sinnlichkeit freventlich herüberzieht.

Dunklen Zeiten ſind ſolche Mißgriffe nachzuſehen; ſie gehören mit zum Charakter. Denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falſche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen, und iſt deßwegen weder ſo ſcheltenswerth als er gehalten wird, noch ſo ſelten in den ſogenannten aufgeklärten Jahrhunderten und bei aufgeklärten Menſchen.

Denn wer kann ſagen, daß er ſeine unerläßlichen Bedürfniſſe immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollſtändige Weiſe befriedige; daß er ſich nicht neben dem ernſteſten Thun und Leiſten, wie mit Glauben

und Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Vorurtheil hinhalte?

Wie viel falsche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene finden sich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf. Die Schriften Luther's enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben, als die unsers englischen Mönchs. Wie bequem macht sich's nicht Luther durch seinen Teufel, den er überall bei der Hand hat, die wichtigsten Phänomene der allgemeinen und besonders der menschlichen Natur auf eine oberflächliche und barbarische Weise zu erklären und zu beseitigen; und doch ist und bleibt er, der er war, außerordentlich für seine und für künftige Zeiten. Bei ihm kam es auf That an; er fühlte den Conflict, in dem er sich befand, nur allzu lastig, und indem er sich das ihm Widerstrebende recht häßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, so wurde sein heroisches Gemüth nur desto lebhafter aufgeregt, dem Feindseligen zu begegnen und das Gehaßte zu vertilgen.

An jene Neigung Roger Bacons, das Unbekannte durch das Bekannte aufzulösen, das Ferne durch das Nahe zu gewaltigen, wodurch sich eben sein vorzüglicher Geist legitimirt, schließt sich eine Eigenheit an, welche genau beachtet zu werden verdient, weil sie schon früher historische Zweifel erregt hat. Aus gewissen Eigenschaften der Körper, die ihm bekannt sind, aus gewissen Folgen, die sich von ihrer Verbindung oder von einer gewissen bestimmten Form hoffen lassen, folgert er so richtig, daß er über das, was zu seiner Zeit geleistet war, weit hinausgeht und von Dingen spricht, als wenn sie schon geleistet wären. Das Schießpulver, besonders aber die Fernröhre, behandelt er so genau, daß wir uns überzeugt halten müssen, er habe sie vor sich gehabt,

zumal da er ja schon geschliffene Kugeln, Abschnitte von Kugeln in Glas besessen.

Allein wem bekannt ist, wie der Menschengeist voreilen kann, ehe ihm die Technik nachkommt, der wird auch hier nichts Unerhörtes finden.

Und so wagen wir zu behaupten, daß es nur Folgerungen bei ihm gewesen. Auch hier bei der angewandten Mathematik geht es ihm, wie bei der reinen. Wie er jene anwendete, wo sie nicht hingehörte, so traute er dieser zu, was sie nicht leisten kann.

Durch die von ihm beschriebenen Gläser soll man nicht allein die entferntesten Gegenstände ganz nah, die kleinsten ungeheuer groß im eignen Auge wahrnehmen; sondern diese und andere Bilder sollen auch hinaus in die Luft, in die Atmosphäre geworfen, einer Menge zur Erscheinung kommen. Zwar ist auch dieses nicht ohne Grund. So mancherlei Naturerscheinungen, die auf Refraction und Reflexion beruhen, die viel später erfundene Camera obscura, die Zauberlaterne, das Sonnenmikroskop und ihre verschiedenen Anwendungen haben sein Vorausgesagtes fast buchstäblich wahr gemacht, weil er alle diese Folgen voraussah. Aber die Art, wie er sich über diese Dinge äußert, zeigt, daß sein Apparat nur in seinem Geiste gewirkt und daß daher manche imaginäre Resultate entsprungen seyn mögen.

Zunächst bemerken wir, daß er, wie alle Erfinder, weit schauende und geistig lebhaft wirkende Menschen, von seinen Zeitgenossen angegangen worden, auch unmittelbar etwas zu ihrem Nutzen zu thun. Der Mensch ist so ein lust- und hülfsbedürftiges Wesen, daß man ihm nicht verargen kann, wenn er sich überall umsieht, wo er im Glück einigen Spaß und in der Bedrängtheit einigen Beistand finden kann.

Den Mathematikern ſind von jeher die Kriegshelden auf der Spur geweſen, weil man ſeine Macht gern mechaniſch vermehren und jeder Uebermacht große Wirkungen mit geringen Kräften entgegenſetzen möchte. Daher findet ſich bei Bacon die Wiederholung älterer und die Zuſicherung neuer dergleichen Hülfsmittel. Brennſpiegel, um in der Ferne die Sonnenſtrahlen zu concentriren, Vervielfältigungsſpiegel, wodurch dem Feinde wenige Truppen als eine große Anzahl erſchienen, und andere ſolche Dinge kommen bei ihm vor, die wunderbar genug ausſehen, und die dennoch bei erhöhter Technik, geübteſter Taſchenſpielerkunſt, und auf andere Weiſe wenigſtens zum Theil möglich gemacht worden.

Daß man ihn der Irrlehre angeklagt, das Schickſal hat er mit allen denen gemein, die ihrer Zeit vorlaufen; daß man ihn der Zauberei bezüchtigt, war damals ganz natürlich. Aber ſeine Zeit nicht allein beging dieſe Uebereilung, daß ſie das, was tiefen, unbekannten, feſtgegründeten, conſequenten, ewigen Naturkräften möglich iſt, als dem Willen und der Willkür unterworfen, als zufällig herbeigerufen, im Widerſtreit mit Gott und der Natur gelten ließ.

Auch hierüber iſt der Menſch weder zu ſchelten noch zu bedauern: denn dieſe Art von Aberglauben wird er nicht los werden, ſo lange die Menſchheit exiſtirt. Ein ſolcher Aberglaube erſcheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Menſch ſieht nur die Wirkungen, die Urſachen, ſelbſt die nächſten, ſind ihm unbekannt; nur ſehr wenige, tiefer dringende, erfahrene, aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entſpringe.

Man hat oft geſagt und mit Recht, der Unglaube ſey ein umgekehrter Aberglaube, und an dem letzten möchte gerade unſere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird

dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unläugbare poetische Product einem fieberhaften Zustande zugeschrieben; ja was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste was hervortritt, das Allermerkwürdigste was begegnet, wird, so lange als nur möglich ist, verneint.

Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre Seele fähig ist, und da dieß nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so spiegelt sich ihnen dabei leicht ein böses Princip vor. Eine unmächtige Generation aber wird durchs Erhabene zerstört, und da man niemanden zumuthen kann, sich willig zerstören zu lassen, so haben sie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis es historisch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuschauen seyn mag.

Nachlese.

Unter dieser Rubrik mag das wenige Platz nehmen, was wir in unsern Collectaneen, den erst besprochenen Zeitpunkt betreffend, vorgefunden haben.

Von den Arabern ist mir nicht bekannt geworden, daß sie eine theoretische Aufmerksamkeit auf die Farbe geworfen hatten. Averrhoes und Avempace mögen, wie aus

einigen Citaten zu vermuthen iſt, bei Gelegenheit, daß ſie den Ariſtoteles commentirt, etwas beiläufig darüber geäußert haben. Das Büchlein des Theophraſt ſcheint ihrer Aufmerkſamkeit entgangen zu ſeyn. Alhazen, von dem ein optiſcher Tractat auf uns gekommen, beſchäftigt ſich mit den Geſetzen des Sehens überhaupt; doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeſchauten Bildes bekannt geworden.

Ueberhaupt war dieſes phyſiologiſche Phänomen des bleibenden, ja des farbig abklingenden Lichteindruckes rein ſinnlichen Naturen jener Zeit nicht verborgen geblieben, weßhalb wir eine Stelle des Auguſtinus und eine des Themiſtius als Zeugniß anführen.

Auguſtinus.

Wenn wir eine Zeit lang irgend ein Licht anſchauen, und ſodann die Augen ſchließen, ſo ſchweben vor unſerm Blick gewiſſe leuchtende Farben, die ſich verſchiedentlich verändern und nach und nach weniger glänzen, bis ſie zuletzt gänzlich verſchwinden. Dieſe können wir für das Ueberbleibende jener Form halten, welche in dem Sinn erregt ward, indem wir das leuchtende Bild erblickten.

Themiſtius.

Wenn jemand den Blick von einem Gegenſtande, den er aufs ſchärfſte betrachtet hat, wegwendet, ſo wird ihn doch die Geſtalt der Sache, die er anſchaute, begleiten, als wenn der frühere Anſtoß die Augen beſtimmt und in Beſitz genommen hatte. Deßhalb, wenn jemand aus dem Sonnenſchein ſich ins Finſtere begiebt, ſehen die vor großem Glanz irre gewordenen Augen nichts; auch wenn du etwas ſehr Glänzendes oder Grunes langer angeſehen, ſo wird alles, was dir hernach

in die Augen fällt, gleichfarbig erſcheinen. Nicht weniger, wenn du die Augen gegen die Sonne, oder ſonſt etwas Glänzendes richteſt, und ſodann zudrückſt, ſo wirſt du eine Farbe ſehen, wie etwa Weiß oder Grün, welche ſich alsdann in Hochroth verwandelt, ſodann in Purpur, nachher in andere Farben, zuletzt ins Schwarze, von da an aber abnimmt und verſchwindet. Gleichermaßen zerrüttet auch das, was ſich ſchnell bewegt, unſere Augen, ſo daß, wenn du in einen reißenden Strom hinabſiehſt, eine Art von Schäumen und Schwindel in dir entſteht, und auch das Stillſtehende ſich vor dir zu bewegen ſcheint.

Luſt am Geheimniß.

Das Ueberlieferte war ſchon zu einer großen Maſſe angewachſen, die Schriften aber, die es enthielten, nur im Beſitz von Wenigen; jene Schätze, die von Griechen, Römern und Arabern übrig geblieben waren, ſah man nur durch einen Flor; die vermittelnden Kenntniſſe mangelten; es fehlte völlig an Kritik; apokryphiſche Schriften galten den ächten gleich, ja es fand ſich mehr Neigung zu jenen als zu dieſen.

Eben ſo drangten ſich die Beobachtungen einer erſt wieder neu und friſch erblickten Natur auf. Wer wollte ſie ſondern, ordnen und nutzen? Was jeder Einzelne erfahren hatte, wollte er auch ſich zu Vortheil und Ehre gebrauchen; beides wird mehr durch Vorurtheile als durch Wahrhaftigkeit erlangt. Wie nun die früheren, um die Gewandtheit ihrer dialektiſchen Formen zu zeigen, auf allen Kathedern ſich öffentlich hören ließen; ſo fühlte man ſpäter, daß man mit einem gehaltreichen Beſitz Urſach' hatte ſparſamer umzugehen. Man

verbarg, was dem Verbergenden selbst noch halb verborgen war, und weil es bei einem großen Ernst an einer vollkommnen Einsicht in die Sache fehlte; so entstand, was uns bei Betrachtung jener Bemühungen irre macht und verwirrt, der seltsame Fall, daß man verwechselte, was sich zu esoterischer und was sich zu exoterischer Ueberlieferung qualificirt. Man verhehlte das Gemeine und sprach das Ungemeine laut, wiederholt und dringend aus.

Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, die mancherlei Arten dieses Versteckens näher zu betrachten. Symbolik, Allegorie, Räthsel, Attrape, Chiffriren wurden in Uebung gesetzt. Apprehension gegen Kunstverwandte, Marktschreierei, Dünkel, Witz und Geist hatten alle gleiches Interesse, sich auf diese Weise zu üben und geltend zu machen, so daß der Gebrauch dieser Verheimlichungskünste sehr lebhaft bis in das siebzehnte Jahrhundert hinübergeht, und sich zum Theil noch in den Kanzleien der Diplomatiker erhält.

Aber auch bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, unsern Roger Bacon, von dem nicht genug Gutes zu sagen ist, höchlich zu rühmen, daß er sich dieser falschen und schiefen Ueberlieferungsweise gänzlich enthalten, so sehr, daß wir wohl behaupten können, der Schluß seiner höchst schätzbaren Schrift de mirabili potestate artis et naturae gehöre nicht ihm, sondern einem Verfälscher, der dadurch diesen kleinen Tractat an eine Reihe alchymistischer Schriften anschließen wollen.

An dieser Stelle müssen wir manches, was sich in unsern Collectaneen vorfindet, bei Seite legen, weil es uns zu weit von dem vorgesteckten Ziele ablenken würde. Vielleicht zeigt sich eine andere Gelegenheit, die Lücke, die auch hier abermals entsteht, auf eine schickliche Weise auszufüllen.

Leonore.

Ja, meine Fürſtinn, mit Vergnügen ſ:h' ich
Uns beyde hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand,
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten ſchlanken Lorber dir gewählt.

Prinzeſſinn.

Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich ſetze ſie Virgilen dankbar auf.

Sie kränzt die Herme Virgils.

Leonore.

So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —

Sie kränzt Arioſtens Herme.

Dritte Abtheilung.

Sechzehntes Jahrhundert.

Eine geſchichtliche Darſtellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat ſeine Unbequemlichkeit. Mit keinem ſchneiden ſich die Begebenheiten rein ab; Menſchenleben und Handeln greift aus einem ins andre; aber alle Eintheilungsgründe, wenn man ſie genau beſieht, ſind doch nur von irgend einem Ueberwiegenden hergenommen. Gewiſſe Wirkungen zeigen ſich entſchieden in einem gewiſſen Jahrhundert, ohne daß man die Vorbereitung verkennen, oder die Nachwirkung laugnen möchte. Bei der Farbenlehre geben uns die drei nunmehr auf einander folgenden Jahrhunderte Gelegenheit, das was wir vorzutragen haben, in gehöriger Abſonderung und Verknüpfung darzuſtellen.

Daß wir in der ſo genannten mittlern Zeit für Farbe und Farbenlehre wenig gewonnen, liegt in dem Vorhergehenden nur allzudeutlich am Tage. Vielleicht glückt es denjenigen, die ſich mit den Denkmalen jener Zeit genauer bekannt machen, noch einiges aufzufinden; vielleicht kann in der Geſchichte des Colorits und der Färbekunſt noch manches beigebracht werden. Für uns ging die Farbenlehre mit dem Glanz der übrigen Wiſſenſchaften und Künſte ſcheidend unter, um erſt ſpäter

wieder hervorzutreten. Wenn wir hier und da der Farbe erwähnt finden, so ist es nur gelegentlich; sie wird vorausgesetzt wie das Athemholen und Sprechen bei der Redekunst. Niemand beschäftigt sich mit ihren Elementen und Verhältnissen, bis endlich diese erfreuliche Erscheinung, die uns in der Natur so lebhaft umgiebt, auch für das Bewußtseyn mit den übrigen Wissenschaften aus der Ueberlieferung wieder hervortritt.

Je mehrere und vorzüglichere Menschen sich mit den köstlichen überlieferten Resten des Alterthums beschäftigen mochten, desto energischer zeigte sich jene Function des Verstandes, die wir wohl die höchste nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Absondern des Aechten vom Unächten.

Dem Gefühl, der Einbildungskraft ist es ganz gleichgültig, wovon sie angeregt werden, da sie beide ganz reine Selbstthätigkeiten sind, die sich ihre Verhältnisse nach Belieben hervorbringen, nicht so dem Verstande, der Vernunft. Beide haben einen entschiedenen Bezug auf die Welt; der Verstand will sich nichts Unächtes aufbinden lassen, und die Vernunft verabscheuet es.

Dieser natürliche Abscheu vor dem Unächten und das Sonderungsvermögen sind nicht immer beisammen. Jener fühlt wohl, was er will, aber vermag es nicht immer zu beweisen: dieses will eigentlich nichts, aber das Erkannte vermag es darzuthun. Es verwirft wohl ohne Abneigung und nimmt auf ohne Liebe. Vielleicht entsteht dadurch eine der Absicht gemäße Gerechtigkeit. Wenn beides jedoch, Abscheu und Sonderungsgabe, zusammentrafe, stünde die Kritik wohl auf der höchsten Stufe.

Die Bibel, als ein heiliges unantaſtbares Buch, entfernte von ſich die Kritik, ja eine unkritiſche Behandlung ſchien ihr wohl angemeſſen. Den Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Schriften erging es anfanglich auf ähnliche Weiſe. Erſt ſpäter ſah man ſich nach einem Prüfſtein um, der nicht ſo leicht zu finden war. Doch ward man zuletzt veranlaßt, den Buchſtaben dieſer Werke näher zu unterſuchen; mehrere Abſchriften gaben zu Vergleichung Anlaß. Ein richtigeres Verſtehen führte zum beſſern Ueberſetzen. Dem geiſtreichen Manne mußten bei dieſer Gelegenheit Emendationen in die Hand fallen und der reine Wortverſtand immer bedeutender werden.

Die Farbenlehre verdankt auch dieſen Bemühungen ihre neuen Anfänge, obgleich das, was auf ſolche Weiſe geſchehen, für die Folge ohne ſonderliche Wirkung blieb. Wir werden unſere Leſer zuerſt mit Antonius Thyleſius etwas näher bekannt machen; ferner des Simon Portius gedenken, welcher die kleine Ariſtoteliſche Schrift, deren Ueberſetzung wir früher eingerückt, zuerſt überſetzt und commentirt. Ihm folgt Julius Cäſar Scaliger, der im ähnlichen Sinne für uns nicht ohne Verdienſt bleibt; ſo wie wir denn auch bei dieſer Gelegenheit den obigen Aufſatz über Farbenbenennung wieder in Erinnerung zu bringen haben.

Antonius Thyleſius.

Als uns in der Epoche der erneuerten Wiſſenſchaften des Antonius Thyleſius kleines Buch „de Coloribus“ freundlich begegnete, war es uns eine angenehme Erſcheinung, um ſo mehr, als es ſich jenem des Ariſtoteles an die Seite und

in gewiſſem Sinne entgegen ſtellte. Wir gedachten es zu überſetzen, fanden aber bald, daß man in einer Sprache nicht die Etymologie der andern behandeln könne. Es iſt nicht ſelten, indem es öfter anderen größeren und kleineren Schriften beigefügt worden, und wir empfehlen es um ſo mehr, als uns aus demſelben das Gefühl einer freien und heitern Zeit entgegenkommt, und die Tugenden des Verfaſſers wohl verdienen, daß ihre Wirkungen wiederholt empfunden werden.

Antonius Thyleſius war zu Coſenza geboren, einer Stadt, die an der Cultur des untern Italien ſchon früher Theil nahm. In dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts war er Profeſſor zu Mailand. Er gehört unter diejenigen, welche man in der Literargeſchichte als Philologen, Redner und Poeten zugleich gerühmt findet. Ein gründliches und doch liberales Studium der Alten regte in ſolchen Männern die eigene Productivität auf, und wenn ſie auch eigentlich nicht zu Poeten geboren waren, ſo ſchärfte ſich doch am Alterthum ihr Blick für die Natur und für die Darſtellung derſelben.

Ein Büchelchen de coronis gab er 1526 heraus. Die Anmuth des gewählten Gegenſtandes zeugt für die Anmuth ſeines Geiſtes. Er führt in demſelben ſehr kurz und leicht alle Kränze und Kronen vor, womit ſich Götter und Heroen, Prieſter, Helden, Dichter, Schmauſende und Leidtragende zu ſchmücken pflegten, und man begreift ſehr leicht, wie bei ſolcher Gelegenheit ein geſunder Blick auf Farbe mußte aufmerkſam gemacht werden.

So finden wir denn auch in der kleinen Schrift über die Farben einen Mann dem es um das Verſtändniß der Alten zu thun iſt. Es entgeht ihm nicht, daß die Farbenbenennungen ſehr beweglich ſind und von mancherlei Gegenſtänden

gebraucht werden. Er dringt daher auf den erſten Urſprung der Worte, und ob wir gleich ſeinem Etymologiſiren nicht immer beiſtimmen, ſo folgen wir ihm doch gern und belehren uns an und mit ihm.

Beide oben benannte Aufſätze wurden mit ſeinen übrigen poetiſchen Schriften von Conrad Geßner 1545 zu Baſel herausgegeben, wobei ſich bemerken läßt, daß ihm ſeine Zeitgenoſſen eine gewiſſe Originalität zugeſtanden, indem ſie ihn andern entgegenſetzen, die nur durch Zuſammenſtellung von Worten und Phraſen der Alten ein neues Gedicht, eine neue Rede hervorzubringen glaubten.

Eine Trägödie, der goldene Regen, kleinere Gedichte, der Cyklop, Galathea u. ſ. w. zeigen genugſam, daß wenn man ihn auch nicht eigentlich einen Poeten nennen darf, einen ſolchen, der einen Gegenſtand zu beleben, das Zerſtreute zur Einheit zwingen kann; ſo müſſen wir doch außer ſeiner antiquariſchen Bildung, einen aufmerkſamen Blick in die Welt, ein zartes Gemüth an ihm rühmen. Er behandelt die Spinne, den Leuchtwurm, das Rohr auf eine Weiſe, die uns überzeugt, daß er in der Mittelgattung von Dichtkunſt, in der beſchreibenden, noch manches Erfreuliche hätte leiſten können. Uns ſteht er als Repräſentant mancher ſeiner Zeitgenoſſen da, die das Wiſſen mit Anmuth behandelten, und der Anmuth etwas Gewußtes unterzulegen nöthig fanden.

Mit welchem freien, liebe- und ehrfurchtsvollen Blick er die Natur angeſehen, davon zeugen wenige Verſe, die wir zu ſeinem Angedenken hier einzurücken uns nicht enthalten können.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix,
Difficilis, facilis, similis tibi, dissimilisque.
Nulligena, indefessa, feras te pulchrior ipsa
Solaque quae tecum certas et victa revinceris.

Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil est non mirum, daedala quod tu
Effingis, rebusque animam simul omnibus affias.
Unde vigent, quaecunque videntur, pabula, frondes,
Et genus aligerum, pecudesque et squamea turba.

Simon Portius.

Das Büchlein von den Farben, welches dem Theophraſt zugeſchrieben wird, ſcheint in der mittlern Zeit nicht viel gekannt geweſen zu ſeyn; wenigſtens haben wir es auf unſerm Wege nicht citirt gefunden. In der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts nimmt Simon Portius ſich deſſelben an, überſetzt, commentirt es, und giebt ſtatt einer Vorrede eine kleine Abhandlung über die Natur der Farben.

Aus der Zueignung an Cosmus den Erſten, Großherzog von Florenz, lernen wir, daß er von demſelben als Gelehrter begünſtigt und unter den Seinen wohl aufgenommen war. Er hielt über die Ariſtoteliſchen Schriften öffentliche Lehrſtunden, und hatte auch über mehrgedachtes Büchlein in den Ferien geleſen. Später ward Ueberſetzung und Commentar eine Villeggiatur-Arbeit. So viel wir wiſſen, erſchien die erſte Ausgabe zu Neapel 1537. Diejenige, deren wir uns bedienen, iſt zu Paris 1549 gedruckt.

Sogleich wie ſich einige Bildungsluſt auf der Welt wieder zeigt, treten uns die Ariſtoteliſchen Verdienſte friſch entgegen. Freilich ſtanden dieſe ſchriftlichen Ueberlieferungen von einer Seite der Natur zu nahe und von einer andern auf einem zu hohen Punkte der glücklichſten Bildung, als daß die Auffinder ihnen hätten gewachſen ſeyn können. Man verſtand

sie leider nicht genugsam, weder ihrer Absicht nach, noch insofern schon genug durch sie geleistet war. Was also gegenwärtig an ihnen geschah, war eine zwar lobenswerthe, aber meist unfruchtbare Mühe.

Sowohl in der von Portius vorausgeschickten Vorrede, worin uns etwas über die Natur der Farben versprochen wird, als auch in den Anmerkungen selbst, welche dem Text beigefügt sind, sehen wir einen belesenen und zugleich in der Aristotelischen Schulmethode wohlgeübten Mann, und können ihm daher unsere Achtung, so wie unsern Dank für das, was wir von ihm lernen, nicht versagen. Allein der Gewinn, den wir aus einem mühsamen Studium seiner Arbeit ziehen, ist doch nur historisch. Wir erfahren, wie die Alten sich über diesen Gegenstand ausgedrückt, wir vernehmen ihre Meinungen und Gegenmeinungen; wir werden von mancherlei Widerstreit belehrt, den unser Autor nach seiner Art weder zu vergleichen noch zu entscheiden sich im Stande befindet.

Von einer eigentlichen Naturanschauung ist hier gar die Rede nicht. Das ausgesprochene Wort, die gebildete Phrase, die mehr oder weniger zulängliche Definition, werden zum Grund gelegt; das Original, die Uebersetzung, eine Worterklärung, eine Umschreibung ergreifen sich wechselsweise; bald wird etwas Verwandtes herbeigeholt, etwas Aehnliches oder Unähnliches citirt, Zweifel nicht verschwiegen, Fragen beantwortet, dem Widerspruch begegnet und bald beifällig, bald abfällig verfahren, wobei es nicht an Mißverständnissen und Halbverständnissen fehlt; da denn durchaus eine sorgfältige und fleißige Behandlung an die Stelle einer gründlichen tritt. Die Form des Vortrags, Noten zu einem Text zu schreiben, nöthigt zum Wiederholen, zum Zurückweisen, alles Gesagte wird aber und abermals durch und über einander gearbeitet,

ſo daß es dem Ganzen zwar an innerer Klarheit und Conſequenz nicht fehlt, wie irgend einem Karten- und Stein-Spiel; hat man jedoch alles geleſen und wieder geleſen, ſo weiß man wohl etwas mehr als vorher, aber gerade das nicht, was man erwartete und wünſchte.

Solche ſchätzenswerthe und oft nur ſehr geringe Frucht tragende Arbeiten muß man kennen, wenn man in der Folge diejenigen Männer rechtfertigen will, welche von einem lebhaften Trieb zur Sache beſeelt, dieſe Wortarbeiten als Hinderniſſe anſahen, die Ueberlieferung überhaupt anfeindeten und ſich gerade zur Natur wendeten, oder gerade zu ihr hinwieſen.

Wir geben den Vorſatz auf, einige überſetzte Stellen mitzutheilen, indem ſie weder belehrend noch erfreulich ſeyn könnten. Auch haben wir ſchon das Brauchbare in unſerm Aufſatze, worin wir die Meinungen und Lehren der Griechen behandeln, aufgeführt, und werden künftig Gelegenheit haben, Eins und Anderes am ſchicklichen Orte zu wiederholen.

Julius Cäſar Scaliger.

Von 1484 bis 1558.

Dieſer merkwürdige Mann brachte ſeine Jugend am Hof, ſein Jünglingsalter im Militärſtande zu, ſuchte ſpäter als Arzt ſeinen Lebensunterhalt und war wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit vor vielen ſeiner Zeitgenoſſen berühmt. Ein ſtarkes Gedächtniß verhalf ihm zu vielem Wiſſen; doch thut man ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geſchmack und Wahrheitſinn abſpricht. Dagegen war

er, bei einem großen Vorgefühl seiner selbst, von dem Geiste des Widerspruchs und Streitlust unablässig erregt.

Cardan, dessen wir später gedenken werden, publicirt eine seiner Arbeiten unter dem Titel: de subtilitate. Scaliger findet es gelegen, sich daran zu üben und verfaßte ein großes Buch gegen ihn, worin er ihm zeigt, daß man mehr wissen, genauer bemerken, subtiler unterscheiden und bestimmter vortragen könne. Dieses Werk ist seinem Inhalte nach schatzbar genug: denn es sind eigentlich nur in Streitform zusammengestellte Collectaneen, wodurch wir unterrichtet werden, wie manches damals bekannt war, und wie vieles die Wißbegierigen schon interessirte.

Was Scaliger über die Farben in der drei hundert funf und zwanzigsten Exercitation vorzubringen weiß, laßt sich in zwei Hauptabschnitte theilen, in einen theoretischen und einen etymologischen. In dem ersten wiederholt er, was die Alten von den Farben gesagt, theils beifallig, theils mißfallig; er hält sich auf der Seite des Aristoteles, die Platonischen Vorstellungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunkt hat, so ist es auch nur ein Hin- und Wiederreden, wodurch nichts ausgemacht wird.

Bei dieser Gelegenheit laßt sich jene Betrachtung anstellen, die uns auch schon früher entgegendrang: welch eine andere wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechische Sprache lebendig geblieben wäre und sich anstatt der lateinischen verbreitet hatte.

Die weniger sorgfaltigen arabischen und lateinischen Uebersetzungen hatten schon früher manches Unheil angerichtet, aber auch die sorgfaltigste Uebersetzung bringt immer etwas Fremdes in die Sache, wegen Verschiedenheit des Sprachgebrauchs.

Das Griechische ist durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geistreichen, ästhetischen Vortrag glücklicher Naturansichten viel geschickter. Die Art, durch Verba, besonders durch Infinitiven und Participien zu sprechen, macht jeden Ausdruck laßlich; es wird eigentlich durch das Wort nichts bestimmt, bepfahlt und festgesetzt, es ist nur eine Andeutung, um den Gegenstand in der Einbildungskraft hervorzurufen.

Die lateinische Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Substantiven entscheidend und befehlshaberisch. Der Begriff ist im Wort fertig aufgestellt, im Worte erstarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Wesen verfahren wird. Wir werden später Ursache haben, an diese Betrachtungen wieder zu erinnern.

Was den zweiten, etymologischen Theil betrifft, so ist derselbe schatzenswerth, weil er uns mit vielen lateinischen Farbenbenennungen bekannt macht; wodurch wir den Thylesius und andere suppliren können.

Wir fügen hier eine Bemerkung bei, jedoch mit Vorsicht, weil sie uns leicht zu weit führen könnte. In unserm kleinen Aufsatz über die Farbenbenennungen der Griechen und Römer, haben wir auf die Beweglichkeit der Farbenbenennungen bei den Alten aufmerksam gemacht; doch ist nicht zu vergessen, wie viele derselben bei ihrem Ursprunge sogleich fixirt worden: denn gerad durch diesen Wiederstreit des Fixen und Beweglichen wird die Anwendung der Farbenbenennungen bis auf den heutigen Tag noch immer schwierig.

So einfach auch die Farben in ihrer ersten elementaren Erscheinung seyn mögen, so werden sie doch unendlich mannichfaltig, wenn sie aus ihrem reinen und gleichsam abstracten Zustande sich in der Wirklichkeit manifestiren, besonders

Er, dessen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling seinen Theil.

Prinzessinn.

Mein Bruder ist gefällig daß er uns
In diesen Tagen schon auf's Land gebracht,
Wir können unser seyn und stundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieses neue Grün und diese Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieser immer grünen Bäume
Wird schon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauschen dieser Brunnen, schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.

an Körpern, wo sie tausend Zufälligkeiten ausgesetzt sind. Dadurch entspringt eine Individualisirung bis ins Gränzenlose, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zusammengenommen, nicht nachreichen.

Nun sind aber die meisten Farbenbenennungen davon ausgegangen, daß man einen individuellen Fall als ein Beispiel ergriffen, um, nach ihm und an ihm, andere ähnliche zu bezeichnen. Wenn uns nun das Alterthum dergleichen Worte schon genugsam überliefert, so ist in der Folge der Zeit, durch eine ausgebreitetere Kenntniß der Welt, natürlicher Körper, ja so vieler Kunstproducte, bei jeder Nation ein neuer Zuwachs von Terminologie entstanden, die immer aufs neue wieder auf bekannte und unbekannte Gegenstände angewendet, neue Bedenklichkeiten, neue Zweifel und Irrungen hervorbringt; wobei denn doch zuletzt nichts weiter übrig bleibt, als den Gegenstand, von dem die Rede ist, recht genau zu kennen, und ihn wo möglich in der Einbildungskraft zu behalten.

Zwischenbetrachtung.

Da wir durch ersigedachte drei Männer in das Alterthum wieder zurückgeführt worden, so erinnern wir uns billig dessen, was früher, die naturwissenschaftlichen Einsichten der Alten betreffend, bemerkt ward. Sie wurden nämlich als tüchtige Menschen von den Naturbegebenheiten aufgeregt und betrachteten mit Verwunderung die verwickelten Phänomene, die uns täglich und stündlich umgeben, und wodurch die Natur ihnen eher verschleiert als aufgedeckt ward.

Wenn wir oben dem glücklichen theoretischen Bemühen

mancher Männer volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß man ihren Theorien meiſtens einen empiriſchen Urſprung nur allzuſehr anſieht. Denn was war ihre Theilung natürlicher Uranfänge in vier Elemente anderes, als eine nothdürftige Topik, nach welcher ſich die erſcheinenden Erſcheinungen allenfalls ordnen und mit einiger Methode vortragen ließen? Die faßliche Zahl, die in ihr enthaltene doppelte Symmetrie, und die daraus entſpringende Bequemlichkeit machte eine ſolche Lehre zur Fortpflanzung geſchickt, und obgleich aufmerkſamere Beobachter mancherlei Zweifel erregen, manche Frage aufwerfen mochten; ſo blieb doch Schule und Menge dieſer Vorſtellungs- und Eintheilungs-Art geneigt.

In der neuern Zeit brachte die Chemie eine Hauptveränderung hervor; ſie zerlegte die natürlichen Körper und ſetzte daraus künſtliche auf mancherlei Weiſe wieder zuſammen; ſie zerſtörte eine wirkliche Welt, um eine neue, bisher unbekannte, kaum möglich geſchienene, nicht geahnete wieder hervor zu bauen. Nun ward man genöthigt, über die wahrſcheinlichen Anfänge der Dinge und über das daraus Entſprungene immer mehr nachzudenken, ſo daß man ſich bis an unſere Zeit zu immer neuen und höheren Vorſtellungsarten heraufgehoben ſah, und das um ſo mehr, als der Chemiker mit dem Phyſiker einen unauflöslichen Bund ſchloß, um dasjenige, was bisher als einfach erſchienen war, wo nicht in Theile zu zerlegen, doch wenigſtens in den mannichfaltigſten Bezug zu ſetzen, und ihm eine bewundernswürdige Vielſeitigkeit abzugewinnen. In dieſer Rückſicht haben wir zu unſern Zwecken gegenwärtig nur eines einzigen Mannes zu gedenken.

Paracelſus,

geb. 1493, geſt. 1543.

Man iſt gegen den Geiſt und die Talente dieſes außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer früheren gerecht, daher man uns eine Schilderung derſelben gern erlaſſen wird. Uns iſt er deßhalb merkwürdig, weil er den Reihen derjenigen anführt, welche auf den Grund der chemiſchen Farbenerſcheinung und Veranderung zu dringen ſuchen.

Paracelſus ließ zwar noch vier Elemente gelten, jedes war aber wieder aus dreien zuſammengeſetzt, aus Sal, Sulphur und Mercurius, wodurch ſie denn ſammtlich, ungeachtet ihrer Verſchiedenheit und Unahnlichkeit, wieder in einen gewiſſen Bezug unter einander kamen.

Mit dieſen drei Uranfangen ſcheint er dasjenige ausdrücken zu wollen, was man in der Folge alkaliſche Grundlagen, ſäuernde Wirkſamkeiten, und begeiſtende Vereinigungsmittel genannt hat. Den Urſprung der Farben ſchreibt Paracelſus dem Schwefel zu, wahrſcheinlich daher, weil ihm die Wirkung der Säuren auf Farbe und Farbenerſcheinung am bedeutendſten auffiel, und im gemeinen Schwefel ſich die Säure im hohen Grade manifeſtirt. Hat ſodann jedes Element ſeinen Antheil an dem höher verſtandenen myſtiſchen Schwefel, ſo läßt ſich auch wohl ableiten, wie in den verſchiedenſten Fällen Farben entſtehen können.

So viel für dießmal; in der Folge werden wir ſehen, wie ſeine Schüler und Nachkommen dieſe Lehre erweitert und ihr durch mancherlei Deutungen zu helfen geſucht.

Alchymisten.

Auf eben diesem Wege gingen die Alchymisten fort und mußten, weil darunter wenig originelle Geister, hingegen viele Nachahmer sich befanden, immer tiefer zur Geheimnißkrämerei ihre Zuflucht nehmen, deren Dunkelheiten aus dem vorigen Jahrhundert herüber gekommen waren. Daher die Monotonie aller dieser Schriften.

Betrachtet man die Alchymie überhaupt, so findet man an ihr dieselbe Entstehung, die wir oben bei anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es ist der Mißbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen, zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch unsern liebsten Hoffnungen und Wünschen geschmeichelt wird.

Hat man jene drei erhabenen, unter einander im innigsten Bezug stehenden Ideen, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die höchsten Forderungen der Vernunft genannt; so giebt es offenbar drei ihnen entsprechende Forderungen der höheren Sinnlichkeit, Gold, Gesundheit und langes Leben. Gold ist so unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Gesundheit und Tauglichkeit fallen zusammen. Wir wünschen einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unsterblichkeit. Wenn es nun edel ist, jene drei hohen Ideen in sich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren, so wäre es doch auch gar zu wünschenswerth, sich ihrer irdischen Repräsentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja diese Wünsche müssen leidenschaftlich in der menschlichen Natur gleichsam wüthen und können nur durch die höchste Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf solche Weise wünschen,

halten wir gern für möglich; wir suchen es auf alle Weise, und derjenige, der es uns zu liefern verspricht, wird unbedingt begünstigt.

Daß sich hierbei die Einbildungskraft sogleich thätig erzeige, läßt sich erwarten. Jene drei obersten Erfordernisse zur höchsten irdischen Glückseligkeit scheinen so nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet, sie auch durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu sehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetischen Theil der Alchymie, wie wir ihn wohl nennen dürfen, mit freiem Geiste behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entspringendes auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Mahrchen.

Etwas Materielles muß es seyn, aber die erste allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie diese zu finden, wie sie zu bearbeiten, dieses ist die ewige Ausführung alchymischer Schriften, die mit einem unerträglichen Einerlei, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnsinn als zur Andacht hindrängen.

Eine Materie soll es seyn, ein Unorganisirtes, das durch eine der organischen ähnliche Behandlung veredelt wird. Hier ist ein Ei, ein Sperma, Mann und Weib, vierzig Wochen, und so entspringt zugleich der Stein der Weisen, das Universal-Recipe und der allzeit fertige Cassier.

Die Farbenerscheinungen, welche diese Operation begleiten, und die uns eigentlich hier am meisten interessiren müssen, geben zu keiner bedeutenden Bemerkung Anlaß. Das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Bunte, das bei chemischen Versuchen vorkommt, scheint vorzüglich die Aufmerksamkeit gefesselt zu haben.

Sie legten jedoch in alle diese Beobachtungen keine Folge, und die Lehre der chemischen Farben erhielt durch sie keine

Erweiterung, wie doch hätte geſchehen können und ſollen. Denn da ihre Operationen ſämmtlich auf Uebergänge, Metaſchematiſmen und Verwandlungen hindeuteten, und man dabei eine jede, auch die geringſte Veränderung des bearbeiteten Körpers zu beachten Urſache hatte; ſo wäre z. B. jene höchſt bedeutende Wirkung der Farbennatur, die Steigerung, am erſten zu bemerken und, wenn auch nur irrig, als Hoffnungsgrund der geheimnißvollen Arbeit anzuſehen geweſen. Wir erinnern uns jedoch nicht, etwas darauf Bezügliches gefunden zu haben.

Uebrigens mag ein Muſterſtück, wie ſie ihr Geſchäft überhaupt, beſonders aber die Farbenerſcheinung behandelt, in der Ueberſetzung hier Platz finden.

Calid, ein fabelhafter König von Aegypten, unterhält ſich mit einem paläſtiniſchen Einſiedler Morienus, um über das große Werk des wunderbaren Steins belehrt zu werden.

Der König. Von der Natur und dem Weſen jenes großen Werkes haſt du mir genug eröffnet, nun würdige mich auch, mir deſſen Farbe zu offenbaren. Dabei möchte ich aber weder Allegorie noch Gleichniſſe hören.

Morienus. Es war die Art der Weiſen, daß ſie ihr Aſſos von dem Stein und mit dem Stein immer verfertigten. Dieſes aber geſchah, ehe ſie damit etwas anderes färbten. Aſſos iſt ein arabiſcher Ausdruck und könnte lateiniſch Alaun verdolmetſcht werden. O guter König, Dir ſey genug, was ich hier vorbringe. Laß uns zu ältern Zeugniſſen zurückkehren, und verlangſt Du ein Beiſpiel, ſo nimm die Worte Datin des Philoſophen wohl auf, denn er ſagt: Unſer Lato, ob er gleich zuerſt roth iſt, ſo iſt er doch unnütz; wird er aber nach der Röthe ins Weiße verwandelt, ſo hat er großen Werth. Deßwegen ſpricht Datin zum Euthices:

O Euthices, dieses wird alles fest und wahrhaft bleiben; denn so haben die Weisen davon gesprochen: Die Schwärze haben wir weggenommen, und nun mit dem Salz Anatron, d. i. Salpeter, und Almizadir, dessen Eigenschaft kalt und trocken ist, halten wir die Weiße fest. Deßwegen geben wir ihm den Namen Borreza, welches Arabisch Tinkar heißt. Das Wort aber Datin des Philosophen wird durch Hermes Wort bestätigt. Hermes aber sagt: Zuerst ist die Schwärze, nachher mit dem Salz Anatron folgt die Weiße. Zuerst war es roth und zuletzt weiß, und so wird alle Schwärze weggenommen und sodann in ein helles leuchtendes Roth verwandelt. Maria sagt gleichfalls: Wenn Laton mit Alzebric, d. h. mit Schwefel, verbrennt, und das Weichliche drauf gegossen wird, so daß dessen Hitze aufgehoben werde, dann wird die Dunkelheit und Schwärze davon weggenommen und derselbe in das reinste Gold verwandelt. Nicht weniger sagt Datin der Philosoph: Wenn du aber Laton mit Schwefel verbrennst und das Weichliche wiederholt auf ihn gießest, so wird seine Natur aus dem Guten ins Bessere mit Hülfe Gottes gewendet. Auch ein anderer sagt: Wenn der reine Laton so lange gekocht wird, bis er wie Fischaugen glänzt, so ist seine Nützlichkeit zu erwarten. Dann sollst du wissen, daß er zu seiner Natur und zu seiner Farbe zurückkehrt. Ein anderer sagt gleichfalls: Jemehr etwas gewaschen wird, desto klarer und besser erscheint es. Wird er nicht abgewaschen, so wird er nicht erscheinen, noch zu seiner Farbe zurückkehren. Deßgleichen sagt Maria: Nichts ist, was vom Lato die Dunkelheit noch die Farbe wegnehmen könne, aber Azoc ist gleichsam seine Decke, nämlich zuerst, wenn er gekocht wird: denn er färbt ihn und macht ihn weiß; dann aber beherrscht Lato den Azoc, macht ihn zu Wein, d. i. roth.

Wie sehr der König Calid durch diese Unterhaltung sich erbaut und aufgeklärt gefunden habe, überlassen wir unsern Lesern selbst zu beurtheilen.

Zwischenbetrachtung.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Punkte, wo die Scheidung der altern und neuern Zeit immer bedeutender wird. Ein gewisser Bezug aufs Alterthum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menschen, die sich auf ihre eigenen Kräfte verlassen.

Man sagt von dem menschlichen Herzen, es sey ein trotzig und verzagtes Wesen. Von dem menschlichen Geiste darf man wohl ähnliches prädiciren. Er ist ungeduldig und anmaßlich und zugleich unsicher und zaghaft. Er strebt nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten reinern Thätigkeit, und dann bebt er wieder davor zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorschreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt sey, daß er verlieren müsse, indem er gewinnt: denn ans Wahre wie ans Falsche sind nothwendige Bedingungen des Daseyns gebunden.

Daher wehrt man sich im Wissenschaftlichen so lange als nur möglich für das Hergebrachte, und es entstehen heftige, langwierige Streitigkeiten, theoretische sowohl als praktische Retardationen. Hievon geben uns das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert die lebhaftesten Beispiele. Die Welt ist kaum durch Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt, so muß sie sich schon in sich selbst als rund abschließen. Kaum deutet die Magnetnadel nach entschiednen

Weltgegenden, so beobachtet man, daß sie sich eben so entschieden zur Erde nieder neigt.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver ist kaum erfunden, so verliert sich die persönliche Tapferkeit aus der Welt, oder nimmt wenigstens eine andere Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf seine Faust und Gott löst sich auf in die blindeste Ergebenheit unter ein unausweichlich bestimmendes, unwiderruflich gebietendes Schicksal. Kaum wird durch Buchdruckerei Cultur allgemeiner verbreitet, so macht sich schon die Censur nöthig, um dasjenige einzuengen, was bisher in einem natürlich beschränkten Kreise frei gewesen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Ueberzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Copernicus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht thun, der Mittelpunkt des Weltalls zu seyn. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen: denn was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens; kein Wunder, daß man dieß alles nicht wollte fahren lassen, daß man sich auf alle Weise einer solchen Lehre entgegensetzte, die denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahneten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen berechtigte und aufforderte.

Wir fügen noch zwei Bemerkungen hinzu, die uns in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt und der Farbenlehre besonders, leitend und nützlich seyn können.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehent werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geschehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menschen auf, welche neue Ansichten verbreiten. Weil aber solche Ereignisse sich gewöhnlich nur auf partielle Gegenstände beziehen, so wird die ganze Masse der Menschen und ihre Aufmerksamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausschließliche Beschäftigungen ziehen ein solches Zeitalter von allem Uebrigen ab, so daß man weder an das Wichtige denkt, was schon da gewesen, noch an das, was noch zu thun sey, bis denn endlich das begünstigte Particulare genugsam durchgearbeitet in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt und nunmehr still fortwirkt, ohne ein besonderes lebhaftes Interesse weiter zu erregen.

Alles ist in der Natur aufs innigste verknüpft und verbunden, und selbst was in der Natur getrennt ist, mag der Mensch gern zusammenbringen und zusammenhalten. Daher kommt es, daß gewisse einzelne Naturerscheinungen schwer vom Uebrigen abzulösen sind und nicht leicht durch Vorsatz didaktisch abgelöst werden.

Mit der Farbenlehre war dieses besonders der Fall. Die Farbe ist eine Zugabe zu allen Erscheinungen, und obgleich immer eine wesentliche, doch oft scheinbar eine zufällige. Deßhalb konnte es kaum jemand beigehen, sie an und für sich zu betrachten, und besonders zu behandeln. Auch geschieht dieses von uns beinahe zum erstenmal, indem alle früheren

Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns
Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſinn.

Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundinn mir entführte.

Leonore.

Erinnre mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtinn, nicht wie bald ich ſcheiden ſoll.

Prinzeſſinn.

Was du verlaſſen magſt, das findeſt du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl der mich ſo lang' entbehrt.
Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet,
Und theile ſeine väterliche Freude.

Bearbeitungen nur gelegentlich geschahen und von der Seite des Brauchbaren oder Widerwärtigen, des einzelnen oder eminenten Vorkommens, oder sonst, eingeleitet worden.

Diese beiden Umstände werden wir also nicht aus dem Auge verlieren und bei den verschiedenen Epochen anzeigen, womit die Naturforscher besonders beschäftigt gewesen, wie auch bei welchem eigenen Anlaß die Farbe wieder zur Sprache kommt.

Bernardinus Telesius,

geb. 1508, gest. 1588.

Durch die Buchdruckerei wurden mehrere Schriften der Alten verbreitet. Aristoteles und Plato fesselten nicht allein die Aufmerksamkeit; auch andere Meinungen und theoretische Gesinnungen wurden bekannt, und ein guter Kopf konnte sich die eine oder die andere zur Nachfolge wählen, je nachdem sie ihm seiner Denkweise gemäß schien. Dennoch hatte Autorität im Allgemeinen so großes Gewicht, daß man kaum etwas zu behaupten unternahm, was nicht früher von einem Alten schon geäußert worden; wobei man jedoch zu bemerken nicht unterlassen kann, daß sie den abgeschlossenen Kreis menschlicher Vorstellungsarten völlig, wenn gleich oft nur flüchtig und genialisch, durchlaufen hatten, so daß der Neuere, indem er sie näher kennen lernt, seine geglaubte Originalität oft beschämt sieht.

Daß die Elemente, wonach Aristoteles und die Seinigen die Anfänge der Dinge darstellen und eintheilen wollen, empirischen, und wenn man will, poetischen Ursprungs seyen, war einem frei aufblickenden Geiste nicht schwer zu entdecken.

Teleſius fühlte, daß man, um zu Anfängen zu gelangen, ins Einfachere gehen müſſe. Er ſetzt daher die Materie voraus und ſtellt ſie unter den Einfluß von zwei empfindbaren, aber ungreiflichen Principien, der Warme und der Kalte. Was er hiebei frühern Ueberlieferungen ſchuldig, laſſen wir unausgemacht.

Genug, er faßte jene geheimnißvolle Syſtole und Diaſtole, aus der ſich alle Erſcheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empiriſchen Form auf, die aber doch, weil ſie ſehr allgemein iſt, und die Begriffe von Ausdehnung und Zuſammenziehung, von Solideſcenz und Liqueſcenz hinter ſich hat, ſehr fruchtbar iſt und eine höchſt mannichfaltige Anwendung leidet.

Wie Bernardinus dieſes geleiſtet und wie er denn doch zuletzt empfunden, daß ſich nicht alle Erſcheinungen unter ſeiner Formel ausſprechen laſſen, ob ſie gleich überall hindeutet, davon belehrt uns die Geſchichte der Philoſophie eines weitern. Was aber für uns höchſt merkwürdig iſt, er hat ein Büchelchen de colorum generatione geſchrieben, das 1570 zu Neapel in Quart herauskam. Wir haben es leider nie zu ſehen Gelegenheit gehabt und wiſſen nur ſo viel, daß er die Farben gleichfalls ſämmtlich aus den Principien der Warme und Kälte ableitet. Da auch unſere Ableitung derſelben auf einem Gegenſatz beruht, ſo würde es intereſſant ſeyn zu ſehen, wie er ſich benommen und in wiefern ſich ſchon eine Annäherung an das, was wir für wahr halten, bei ihm zeige. Wir wünſchen dieſes um ſo mehr zu erfahren, als im achtzehnten Jahrhundert Weſtfeld mit dem Gedanken hervortritt, daß die Farbe, wenn ſie auch nicht der Warme zuzuſchreiben ſey, doch wenigſtens mit derſelben und ihren Modificationen in genauer Verwandtſchaft ſtehe.

Hieronymus Cardanus,

geb. 1501, geſt. 1576.

Cardan gehört unter diejenigen Menſchen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die ſie ſich nicht leicht im Urtheil vereinigt. Bei großen angebornen Vorzügen konnte er ſich doch nicht zu einer gleichmäßigen Bildung erheben; es blieb immer etwas Wildes und Verworrenes in ſeinen Studien, ſeinem Charakter und ganzen Weſen zurück. Man mag übrigens an ihm noch ſo vieles Tadelnswerthe finden, ſo muß er doch des großen Lobes theilhaft werden, daß es ihm ſowohl um die äußern Dinge, als um ſich ſelbſt Ernſt und zwar recht bitterer Ernſt geweſen, weßhalb denn auch ſeine Behandlung ſowohl der Gegenſtände als des Lebens bis an ſein Ende leidenſchaftlich und heftig war. Er kannte ſein eigenes Naturell bis auf einen gewiſſen Grad, doch konnte er bis ins höchſte Alter nicht darüber Herr werden. Gar oft haben wir bei ihm, ſeiner Umgebung und ſeinem Beſtreben, an Cellini denken müſſen, um ſo mehr, als beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Confeſſionen beider, wie man ſie wohl nennen kann, treffen darin zuſammen, daß die Verfaſſer, obſchon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern ſprechen, und in ihre Reue ſich immer eine Art von Selbſtgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmiſcht. Erinnern wir uns hiebei noch eines jüngern Zeitgenoſſen, des Michael Montaigne, der mit einer unſchätzbar heitern Wendung ſeine perſönlichen Eigenheiten, ſo wie die Wunderlichkeiten der Menſchen überhaupt, zum Beſten giebt; ſo findet man die Bemerkung vielleicht

nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtstuhl als Geheimniß dem Priester ängstlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der sogenannten Confessionen aller Zeiten würde in diesem Sinne gewiß schöne Resultate geben. So scheinen uns die Bekenntnisse deren wir erwähnten, gewissermaßen auf den Protestantismus hinzudeuten.

Wie Cardan die Farben behandelt, ist nicht ohne Originalität. Man sieht, er beobachtete sie und die Bedingungen unter welchen sie entspringen. Doch that er es nur im Vorübergehen, ohne sich ein eigenes Geschäft daraus zu machen, deßhalb er auch allzuwenig leistet und Scaligern Gelegenheit giebt, sich über Flüchtigkeit und Uebereilung zu beklagen.

Erst führt er die Namen der vornehmsten und gewöhnlichsten Farben auf und erklärt ihre Bedeutung; dann wendet er sich gegen das Theoretische, wobei man zwar eine gute Intention sieht, ohne daß jedoch die Behandlung zulänglich wäre und dem Gegenstand genug thäte. Bei Erörterung der Frage: auf wie mancherlei Weise die Farben entspringen, gelangt er zu keiner glücklichen Eintheilung. So hilft er sich auch an einigen bedeutenden Punkten, die er gewahr wird, mehr vorbei als drüber hinaus; und weil seine ersten Bestimmungen nicht umfassend sind, so wird er genöthigt Ausnahmen zu machen, ja das Gesagte wieder zurückzunehmen.

Es wäre leicht, die wenigen Spalten zu übersetzen, die Cardan dieser Materie widmet, aber schwer, ihre Mängel kürzlich anzudeuten, und zu weitläuftig, das Fehlende zu suppliren. Eigentlich Falsches findet sich nichts darin; inwiefern er das Rechte geahnet, werden diejenigen, welche unsern Entwurf der Farbenlehre wohl inne haben, künftig, wenn es sie interessirt, ohne große Mühe entwickeln.

Schließlich haben wir zu bemerken, daß bei Cardan eine naivere Art, die Wissenschaften zu behandeln, hervortritt. Er betrachtet sie überall in Verbindung mit sich selbst, seiner Persönlichkeit, seinem Lebensgange, und so spricht aus seinen Werken eine Natürlichkeit und Lebendigkeit, die uns anzieht, anregt, erfrischt und in Thatigkeit setzt. Es ist nicht der Doctor im langen Kleide, der uns vom Katheder herab belehrt; es ist der Mensch, der umherwandelt, aufmerkt, erstaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird und uns davon eine leidenschaftliche Mittheilung aufdringt. Nennt man ihn vorzüglich unter den Erneuerern der Wissenschaften, so hat ihm dieser sein angedeuteter Charakter so sehr als seine Bemühungen zu dieser Ehrenstelle verholfen.

Johann Baptist Porta.

Wenn gleich Porta für unser Fach wenig geleistet, so können wir ihn doch, wenn wir im Zusammenhange der Naturwissenschaften einigermaßen bleiben wollen, nicht übergehen. Wir haben vielmehr Ursache, uns langer bei ihm aufzuhalten, weil er uns Gelegenheit giebt, einiges, was wir schon berührt, umständlicher auszuführen.

Er ist hauptsächlich bekannt durch sein Buch von der natürlichen Magie. Der Ursprung dieser Art von halbgeheimer Wissenschaft liegt in den ältesten Zeiten. Ein solches Wissen, eine solche Kunst war dem Aberglauben, von dem wir schon früher gehandelt, unentbehrlich. Es giebt so manches Wünschenswerthe, möglich Scheinende; durch eine kleine Verwechselung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen.

Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt ſich äußert, begränzt, und alle Specificationen hartnäckig und zah ſind; ſo läßt ſich doch die Gränze keiner Thätigkeit genau beſtimmen, und die Specificationen finden wir auch biegſam und wandelbar.

Die natürliche Magie hofft mit demjenigen, was wir für thätig erkennen, weiter als billig iſt zu wirken, und mit dem, was ſpecificirt vor uns liegt, mehr als thunlich iſt zu ſchalten. Und warum ſollten wir nicht hoffen, daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne. Metaſchematismen und Metamorphoſen gehen vor unſern Augen vor, ohne daß ſie von uns begriffen werden; mehrere und andere laſſen ſich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es giebt ſo viele Bezüge der ſpecificirten Weſen untereinander, die wahrhaft und doch wunderbar genug ſind, wie z. B. der Metalle beim Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der ſpecificirten organiſchen Weſen, ſo ſind dieſe von unendlicher Mannichfaltigkeit und oft erſtaunenswürdig ſeltſam. Man erinnere ſich, im gröberen Sinne, an Ausdünſtungen, Geruch; im zarteren, an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünſche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforſchliche Sympathien, Antipathien, Idioſynkraſien überkreuzen ſich nicht! Wie manches wird Jahre lang als ein wunderſamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeiner durchgehendes Naturgeſetz erſcheint! Schon lange war es den Beſitzern alter Schlöſſer verdrießlich, daß die bleiernen und kupfernen Dachrinnen, da wo ſie auf den eiſernen Haken auflagen, vom Roſt früher aufgezehrt wurden, als an allen andern Stellen; jetzt wiſſen wir die Urſache, und wie auf

eine ganz natürliche Weise zu helfen ist. Hatte früher jemand bemerkt, daß ein zwischengeschobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe, so hätte er vielleicht diesem besondern Holze die Wirkung zugeschrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortschreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem sie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerksam machen; wenn erhöhte Kunst, verfeinerte Künstlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taschenspieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unsern Augen zu Schanden macht, werden wir dadurch nicht immerfort schwebend erhalten, so daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müssen, als Zweifelsucht, Unglaube und starres hochmüthiges Ablaugnen?

Die Anlasse zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beschränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahnungsvermögen, je froher das poetische Talent, desto mehr Elemente entspringen dem Menschen, jene wunderbare, unzusammenhängende, nur durch ein geistiges Band zu verknüpfende Kunst wünschenswerth zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie, insofern sie sich absondern läßt, so finden wir, daß schon die Alten viele solche einzelne Bemerkungen und Recepte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm sie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albert der Große, besonders seine Schule, sodann die Alchymisten wirkten immer weiter fort. Roger Bacon, zu seinen Ehren sey es gesagt, ist, bei allem Wunderbaren, womit er sich beschäftigt, bei allem Seltsamen, das

er verspricht, fast gänzlich frei von Aberglauben; denn sein Vorahnen zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem sichern Fundament, so wie sein köstliches Büchelchen de mirabili potestate artis et naturae gegen das Wüste, Absurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet ist, nicht mit jener negirenden erkältenden Manier der Neuern, sondern mit einem Glauben erregenden heiteren Hinweisen auf ächte Kunst und Naturkraft.

So hatte sich manches bis zu Porta's Zeiten fortgepflanzt; doch lagen die Kenntnisse zerstreut. Sie waren mehr im Gedächtnisse bewahrt als geschrieben, und selbst dauerte es eine Zeit lang, bis die Buchdruckerkunst durch alle Fächer des Wissens durchwirkte und das Wissenswerthe durchaus zur Sprache förderte.

Porta giebt sein Buch de magia naturali im Jahr 1560 heraus, eben als er das funfzehnte seines Alters erreicht hatte. Dieses Büchelchen mit beständiger Rücksicht auf jene Zeit und auf einen so jugendlichen Verfasser zu lesen, ist höchst interessant. Man sieht dessen Bildung in der Platonischen Schule, heitere, mannichfaltige Kenntnisse, doch die entschiedene Neigung zum Wahn, zum Seltsamen und Unerreichbaren.

Er wendet nun sein übriges Leben an, diese Bemühungen fortzusetzen. Er versäumt nicht zu studiren, Versuche anzustellen, Reisen zu machen; einer gelehrten Gesellschaft, die er in Neapel in seinem Hause errichtet, verdankt er Beihülfe und Mitwirkung. Besonders hat er sich auch der Gunst des Cardinals von Este zu rühmen.

Nach fünf und dreißig Jahren giebt er das Buch zum zweitenmale heraus, da uns denn die Vergleichung beider Ausgaben einen schönen Blick verschafft, wie in dieser Zeit das Jahrhundert und er selbst zugenommen.

Zwar von den abenteuerlichen Forderungen, Vorschlagen und Recepten ist noch immer mehr oder weniger die Rede; doch sieht man hie und da, wo das gar zu Abgeschmackte überliefert wird, den klugen Mann, der sich eine Hinterthüre offen läßt.

Was die Farben betrifft, so werden sie nur beiläufig angeführt, wenn verschieden-gefärbte Blumen hervorgebracht, falsche Edelsteine verfertigt und die Tugenden natürlicher Edelsteine gerühmt werden sollen.

Uebrigens bemerkt man wohl, daß in diesen fünf und dreißig Jahren die chemischen Kenntnisse sehr gewachsen, und was die physischen betrifft, besonders die Eigenschaften des Magnets viel genauer bekannt geworden sind.

Ungern verlassen wir einen Mann, von dem noch vieles zu sagen wäre: denn eine genauere Beachtung dessen, womit er sich beschäftigt, würde der Geschichte der Wissenschaften höchst förderlich seyn. Will man ihn auch nicht für einen solchen Geist erkennen, der fähig gewesen wäre, die Wissenschaften in irgend einem Sinne zur Einheit heran zu rufen; so muß man ihn doch als einen lebhaften, geistreichen Sammler gelten lassen. Mit unermüdlicher unruhiger Thätigkeit durchforscht er das Feld der Erfahrung; seine Aufmerksamkeit reicht überall hin, seine Sammlerlust kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man seine sämmtlichen Schriften zusammen, das physiognomische Werk und die Verheimlichungskunst, und was sonst noch von ihm übrig ist, so würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abgespiegelt erblicken.

Bacon von Verulam.

Von den Schriften eines bedeutenden Mannes geben wir gewöhnlich nur insofern Rechenschaft, als sie auf uns gewirkt, unsre Ausbildung entweder gefördert, oder auch sich derselben entgegengesetzt haben. Nach solchen an uns selbst gemachten Erfahrungen beurtheilen wir unsre Vorgänger, und aus diesem Gesichtspunkte möchte auch wohl dasjenige zu betrachten seyn, was wir, indem das sechzehnte Jahrhundert sich schließt und das siebzehnte anfängt, über einen bewundernswürdigen Geist mitzutheilen uns erkühnen.

Was Bacon von Verulam uns hinterlassen, kann man in zwei Theile sondern. Der erste ist der historische, meistens mißbilligende, die bisherigen Mangel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger scheltende Theil. Den zweiten würden wir den belehrenden nennen, den didaktisch dogmatischen, zu neuen Tagewerken aufrufenden, aufregenden, verheißenden Theil.

Beide Theile haben für uns etwas Erfreuliches und etwas Unerfreuliches, das wir folgendermaßen näher bezeichnen. Im historischen ist erfreulich die Einsicht in das, was schon da gewesen und vorgekommen, besonders aber die große Klarheit, womit die wissenschaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt sind; erfreulich das Erkennen jener Vorurtheile, welche die Menschen im Einzelnen und im Ganzen abhalten vorwärts zu schreiten. Höchst unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienste der Vorgänger, gegen die Würde des Alterthums. Denn wie kann man mit Gelassenheit anhören, wenn er die Werke des Aristoteles und Plato leichten Tafeln vergleicht, die eben, weil sie aus keiner tüchtigen, gehaltvollen Masse bestünden, auf der Zeitfluth gar

Groß ist Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

Prinzessinn.

Mehr durch die guten Menschen, die sich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerstreut der Zufall was er sammelt.
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther sich, die eurer würdig sind,
Und ihr seyd eurer großen Väter werth.
Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freyen Denkens an,
Als noch die Barbarey mit schwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind

wohl zu uns herüber geschwemmt werden können? Im zweiten Theil sind unerfreulich seine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen; seine Methode, die nicht constructiv ist, sich nicht in sich selbst abschließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweis't, sondern zum Vereinzeln Anlaß giebt. Höchst erfreulich hingegen ist sein Aufregen, Aufmuntern und Verheißen.

Aus dem Erfreulichen ist sein Ruf entstanden: denn wer läßt sich nicht gern die Mangel vergangener Zeiten vorerzählen? wer vertraut nicht auf sich selbst, wer hofft nicht auf die Nachwelt? Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einsichtsvolleren bemerkt, aber wie billig geschont und verziehen.

Aus dieser Betrachtung getrauen wir uns das Räthsel aufzulösen, daß Bacon so viel von sich reden machen konnte, ohne zu wirken, ja daß seine Wirkung mehr schädlich als nützlich gewesen. Denn da seine Methode, insofern man ihm eine zuschreiben kann, höchst peinlich ist, so entstand weder um ihn noch um seinen Nachlaß eine Schule. Es mußten und konnten also wieder vorzügliche Menschen auftreten, die ihr Zeitalter zu consequenteren Naturansichten emporhoben und alle Wissens- und Fassenslustigen um sich versammelten.

Da er übrigens die Menschen an die Erfahrung hinwies, so geriethen die sich selbst Ueberlassenen ins Weite, in eine gränzenlose Empirie; sie empfanden dabei eine solche Methodenscheu, daß sie Unordnung und Wust als das wahre Element ansahen, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne. Es sey uns erlaubt, nach unserer Art das Gesagte in einem Gleichniß zu wiederholen.

Bacon gleicht einem Manne, der die Unregelmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebaudes recht wohl einsieht, und solche den Bewohnern deutlich zu machen

weiß. Er räth ihnen, es zu verlaſſen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verſchmähen, einen andern Bauplatz zu ſuchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er iſt ein trefflicher Redner und Ueberreder; er rüttelt an einigen Mauern, ſie fallen ein, und die Bewohner ſind genöthigt, theilweiſe auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an zu ebnen, und doch iſt es überall zu enge. Er legt neue Riſſe vor, ſie ſind nicht deutlich, nicht einladend. Hauptſachlich aber ſpricht er von neuen unbekannten Materialien, und nun iſt der Welt gedient. Die Menge zerſtreut ſich nach allen Himmelsgegenden und bringt unendlich Einzelnes zurück, indeſſen zu Hauſe neue Plane, neue Thätigkeiten, Anſiedelungen die Bürger beſchäftigen und die Aufmerkſamkeit verſchlingen.

Mit allem dieſem und durch alles dieſes bleiben die Baconiſchen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, beſonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, ſondern hiſtoriſch auf uns wirken wird; welches nun bald möglich ſeyn ſollte, da ſich zwiſchen ihn und uns ſchon einige Jahrhunderte geſtellt haben.

Daß dieſe gegen Ueberlieferung und Autorität anſtürmenden Geſinnungen Bacon's ſchon zu ſeiner Zeit Widerſtand gefunden haben, läßt ſich denken. Auch iſt eine im Namen des Alterthums und der bisherigen Cultur eingelegte Proteſtation eines trefflichen gelehrten Mannes übrig geblieben, die wir ſowohl wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Derbheit theilweiſe überſetzen und einſchalten.

Der Ritter Bodley, der einen Theil ſeines Lebens an diplomatiſche Geſchäfte gewendet hatte, ſich ſodann zurückzog,

und indem er sich den Wissenschaften widmete, eine große Bibliothek zusammenbrachte, die noch jetzt zu Oxford aufbewahrt wird, war ein Freund Bacon's und erhielt von diesem den Aufsatz cogitata et visa, der einem Gelehrten und Alterthumsforscher keineswegs erfreulich seyn konnte. Ein Brief Bodley's, bei dieser Gelegenheit geschrieben, ist uns übrig, aus welchem folgende Stellen hier Platz finden mögen.

„Soll ich aufrichtig seyn, so muß ich offen bezeugen, daß ich unter diejenigen gehöre, welche unsre Künste und Wissenschaften für fester gegründet halten, als Du gern zugeben möchtest."

„Wenn wir uns Deinem Rathe folgsam bezeigen und die allgemeinen Begriffe, die dem Menschen eingeboren sind, ablegen, alles was wir geleistet auslöschen, und im Handeln und Denken Kinder werden, damit wir ins Reich der Natur eingehen dürfen, wie wir unter gleichen Bedingungen, nach biblischer Vorschrift, ins Himmelreich gelangen sollen; so ist nach meiner Ueberzeugung nichts gewisser, als daß wir uns jählings in eine Barbarei verlieren, aus der wir nach vielen Jahrhunderten, um nichts an theoretischen Hülfsmitteln reicher als jetzt, hervortauchen werden. Ja wohl würden wir eine zweite Kindheit antreten, wenn wir zur tabula rasa geworden, und nach ausgetilgter Spur früherer Grundsatze, die Anfänge einer neuen Welt wieder hervorzulocken unternähmen. Und wenn wir aus dem was geschieht, aus dem was uns die Sinne bringen, erst wieder so viel zusammen klauben sollten, als im Verstande zu einem allgemeinen Begriff hinreichend

wäre, nach jenem Waidſpruch: im Verſtande ſey nichts, was nicht vorher in den Sinnen geweſen; ſo iſt mir wenigſtens wahrſcheinlich, daß wenn man, nach Umwälzung eines Platoniſchen Jahres, die Wiſſenſchaft unterſuchen wollte, ſie weit geringer erfunden werden möchte, als ſie gegenwärtig beſteht."

„Wenn Du uns eine herrlichere Lehre verſprichſt, als ſie jetzt unter uns blüht, die wir von Erfahrungen hernehmen ſollen, indem wir die Verborgenheiten der Natur erforſchen und eröffnen, um im Einzelnen recht gewiß zu werden: ſo will das weiter nichts heißen, als daß Du die Menſchen dazu anreizeſt, wozu ſie ihr innerer Trieb auch ohne äußre Anmahnung hinführt. Denn es iſt natürlich, daß unzählige Menſchen in allen Theilen der Welt ſich befinden, welche den Weg, auf den Du deuteſt, betreten, und zwar mit lebhaftem und dringendem Fleiß. Denn allen iſt das Verlangen zu wiſſen eingeboren, ſo daß man ihren Eifer gar nicht anzufachen noch zu reizen braucht; eben ſo wenig, als man nöthig hat, der Waſſerſucht nachzuhelfen, welche den Körper ohnehin übermäßig aufſchwellt."

„Ich glaube nicht, daß ſich derjenige betrügt, welcher überzeugt iſt, daß alle Wiſſenſchaften, wie ſie jetzt öffentlich gelehrt werden, jederzeit vorhanden geweſen, nicht aber an allen Orten in gleichem Maaß, noch an einem Ort in gleicher Zahl, ſondern nach dem Geiſte der Zeit, auf mancherlei Weiſe verändert, bald belebt und blühend, bald unaufgeregt und auf eine finſtre und rohe Weiſe mitgetheilt."

„Haben also durch alle Jahrhunderte in allen Künsten und Wissenschaften die Menschen sich fleißig bearbeitet und geübt, sind sie zu Erkenntnissen gelangt, eben so wie zu unsrer Zeit, obgleich auf eine veränderliche und schwankende Weise, wie es Zeit, Ort und Gelegenheit erlauben mochten; wie könnten wir nun Dir Beifall geben, und unsre Wissenschaft verwerfen als zweifelhaft und ungewiß? Sollten wir unsre Axiome, Maximen und allgemeinen Behauptungen abthun, die wir von unsern Vorfahren erhalten, und welche durch die scharfsinnigsten Menschen aller Zeiten sind gebilligt worden, und nun erst erwarten, daß eine Art und Weise ersonnen werde, welche uns, die wir indeß wieder zu Abschützen geworden, durch die Umwegskrümmungen der besondern Erfahrungen, zur Erkenntniß gründlich aufgestellter allgemeiner Sätze hinführen, damit sodann wieder neue Grundfesten der Künste und Wissenschaften gelegt würden: was dürfte von allem diesem das Ende seyn, als daß wir entblößt von den Kenntnissen, die wir besitzen, ermüdet durch die im Cirkel wiederkehrenden Arbeiten, dahin gelangen, wo wir ausgegangen sind, glücklich genug, wenn wir nur in den vorigen Zustand wieder zurückversetzt werden. Mich däucht, so viele Bemühungen voriger Jahrhunderte könnten uns gleichjetzt eines Bessern überzeugen und uns wohl getrost machen, als am Ziel stehend, endlich zu verharren."

„Doch man glaube nicht, daß ich stolz das verwerfe, was durch neue Erfindungen den Wissenschaften für eine Vermehrung zuwächst: denn jenes Bemühen ist edel und mit großem Lob zu erkennen; auch bringt es jedesmal Frucht und Nutzen in der Gegenwart. Niemals hat der Welt ein großer Haufe solcher Menschen gefehlt, welche sich bemühen Neues aufzufinden und auszudenken; aber unsere Begriffe und

Grundsätze sind immer sowohl von solchen, als von den höchsten Gelehrten dankbar aufgenommen worden."

Nicht leicht können sich Meinungen so schnurstracks entgegen stehen, als hier die Baconische und Bodleyische, und wir möchten uns zu keiner von beiden ausschließlich bekennen. Führt uns jene in eine unabsehbare Weite, so will uns diese zu sehr beschränken. Denn wie von der einen Seite die Erfahrung gränzenlos ist, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann; so sind es die Maximen auch, indem sie nicht erstarren, die Fähigkeit nicht verlieren müssen, sich selbst auszudehnen, um mehreres zu umfassen, ja sich in einer höhern Ansicht aufzuzehren und zu verlieren.

Denn wahrscheinlich versteht hier Bodley nicht etwa die subjectiven Axiome, welche durch eine fortschreitende Zeit weniger Veränderung erleiden, als solche, welche aus der Betrachtung der Natur entspringen und sich auf die Natur beziehen. Und da ist es denn nicht zu läugnen, daß dergleichen Grundsätze der ältern Schulen, besonders in Verbindung mit religiösen Ueberzeugungen, dem Fortschritt wahrer Naturansichten sehr unbequem im Wege standen. Auch ist es interessant zu bemerken, was eigentlich einem Manne wie Bacon, der selbst wohl unterrichtet, gelehrt und nach älterem Herkommen cultivirt war, besonders hinderlich geschienen, daß er sich gedrungen gefühlt, auf eine so zerstörende Weise zu verfahren, und wie man im Sprüchworte sagt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Revolutionäre Gesinnungen werden bei einzelnen Menschen mehr durch einzelne Anlässe als durch allgemeine Zustände erzeugt, und so sind uns in Bacon's Schriften einige solcher Axiome begegnet, die er mit

besonderm Verdrusse immer wieder aufsucht und verfolgt; z. B. die Lehre von den Endursachen die ihm höchlich zuwider ist.

In der Denkweise Bacon's findet sich übrigens manches, was auf den Weltmann hindeutet. Eben diese Forderung einer gränzenlosen Erfahrung, das Verkennen, ja Verneinen gegenwärtiger Verdienste, das Dringen auf Werkthätigkeit hat er mit denjenigen gemein, die im Wirken auf eine große Masse und im Beherrschen und Benutzen ihrer Gegenwirkung das Leben zubringen.

Wenn Bacon ungerecht gegen die Vergangenheit war, so ließ ihm sein immer vorstrebender Geist auch eine ruhige Schätzung der Mitwelt nicht zu. Wir wollen hier nur Gilbert's erwähnen, dessen Bemühungen um den Magneten dem Kanzler Bacon bekannt seyn konnten und waren: denn er erwähnt Gilbert's selbst mit Lob in seinen Schriften. Aber wie wichtig die Gegenstände, Magnetismus und Elektricität, seyen, schien Bacon nicht zu fassen, dem in der Breite der Erscheinung alles gleich war. Denn ob er schon selbst immer darauf hindeutet, man solle die Particularien nur deßwegen sammeln, damit man aus ihnen wahlen, sie ordnen und endlich zu Universalien gelangen könne; so behalten doch bei ihm die einzelnen Fälle zu viele Rechte, und ehe man durch Induction, selbst diejenige, die er anpreis't, zur Vereinfachung und zum Abschluß gelangen kann, geht das Leben weg und die Kräfte verzehren sich. Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft Tausende werth ist, und sie alle in sich schließt, wer nicht das zu fassen und zu ehren im Stande ist, was wir Urphänomene genannt haben, der wird

weder sich noch andern jemals etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können. Man sehe die Fragen an, die Bacon aufwirft und die Vorschläge zu Untersuchungen im Einzelnen; man bedenke seinen Tractat von den Winden in diesem Sinne, und frage sich, ob man auf diesem Wege an irgend ein Ziel zu gelangen hoffen könne.

Auch halten wir es für einen großen Fehler Bacon's, daß er die mechanischen Bemühungen der Handwerker und Fabricanten zu sehr verachtete. Handwerker und Künstler, die einen beschränkten Kreis zeitlebens durcharbeiten, deren Existenz vom Gelingen irgend eines Vorsatzes abhängt, solche werden weit eher vom Particularen zum Universalen gelangen, als der Philosoph auf Baconischem Wege. Sie werden vom Pfuschen zum Versuchen, vom Versuch zur Vorschrift, und was noch mehr ist, zum gewissen Handgriff vorschreiten, und nicht allein reden, sondern thun und durch das Thun das Mögliche darstellen; ja sie werden es darstellen müssen, wenn sie es sogar läugnen sollten, wie der außerordentliche Fall sich bei Entdeckung der achromatischen Fernröhre gefunden hat.

Technischen und artistischen abgeschlossenen Thätigkeitskreisen sind die Wissenschaften mehr schuldig, als hervorgehoben wird, weil man auf jene treufleißigen Menschen oft nur als auf werkzeugliche Thätler hinabsieht. Hätte jemand zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich in die Werkstätten der Färber und Maler begeben und nur alles redlich und consequent aufgezeichnet, was er dort gefunden; so hätten wir einen weit vollständigeren und methodischeren Beitrag zu unserm gegenwärtigen Zweck, als er uns durch Beantwortung tausend Baconischer Fragen nicht hätte werden können.

Damit man aber nicht denke, daß dieses nur ein frommer

Wunsch oder eine Forderung ins Blaue sey, so wollen wir unsers Landsmanns Georg Agricola gedenken, der schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, in Absicht auf das Bergwesen, dasjenige geleistet was wir für unser Fach hätten wünschen mögen. Er hatte freilich das Glück, in ein abgeschlossenes, schon seit geraumer Zeit behandeltes, in sich höchst mannichfaltiges und doch immer auf Einen Zweck hingeleitetes Natur- und Kunst-Wesen einzutreten. Gebirge aufgeschlossen durch Bergbau, bedeutende Naturproducte roh aufgesucht, gewältigt, behandelt, bearbeitet, gesondert, gereinigt und menschlichen Zwecken unterworfen: dieses war es, was ihn als einen Dritten, denn er lebte im Gebirg als Bergarzt, höchlich interessirte, indem er selbst eine tüchtige und wohl um sich her schauende Natur war, dabei Kenner des Alterthums, gebildet durch die alten Sprachen, sich bequem und anmuthig darin ausdrückend. So bewundern wir ihn noch jetzt in seinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Bergbaus, alter und neuer Erz- und Stein-Kunde umfassen und uns als ein köstliches Geschenk vorliegen. Er war 1494 geboren und starb 1555, lebte also in der höchsten und schönsten Zeit der neu hervorbrechenden, aber auch sogleich ihren höchsten Gipfel erreichenden Kunst und Literatur. Wir erinnern uns nicht, daß Bacon des Agricola gedenke, auch nicht, daß er das, was wir an diesem Manne so höchlich schätzen, an andern zu würdigen gewußt habe.

Ein Blick auf die Umstände, unter welchen beide Männer gelebt, giebt zu einer heitern Vergleichung Anlaß. Der mittelländische Deutsche findet sich eingeladen, in dem abgeschlossenen Kreise des Bergwesens zu verweilen, sich zu concentriren und ein beschränktes Ganzes wissenschaftlich auszubilden.

Bacon, als ein meerumgebener Insulaner, Glied einer Nation, die sich mit der ganzen Welt im Rapport sah, wird durch die äußern Umstände bewogen, ins Breite und Unendliche zu gehen, und das unsicherste aller Naturphanomene, die Winde, als Hauptaugenmerk zu fassen, weil Winde den Schiffahrern von so großer Bedeutung sind.

Daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unsern Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine solche Nothwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurtheilen laßt. Eben so ist es in den Wissenschaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhaltnissen und Gegenstanden, sondern auch die abwechselnden, vorschreitenden Gesinnungen und Meinungen verandern sehr vieles und sind werth von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Besonders würde sich's nöthig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in diesem Sinne zu controliren. Bei seinen großen Verdiensten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten, besonders den weniger ausgebildeten, gar mannichfaltiges Unrecht. Man kann es in diesem Sinne wohl das selbstkluge nennen, indem es sich auf eine gewisse klare Verstandigkeit sehr viel einbildete, und alles nach einem einmal gegebenen Maaßstabe abzumessen sich gewöhnte. Zweifelsucht und entscheidendes Absprechen wechselten mit einander ab, um eine und dieselbe Wirkung hervorzubringen: eine dünkelhafte

Der Name Hercules von Este schon,
Schon Hyppolit von Este voll in's Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel gepriesen! Oft
Hab' ich mich hingesehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand seine Muſter hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht seinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Prinzeſſinn.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du.
Gar oft beneid' ich dich um dieſes Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig andre, ſtill und rein
Genießeſt. Drängt mich doch das volle Herz

Selbstgenügsamkeit, und ein Ablehnen alles dessen, was sich nicht sogleich erreichen noch überschauen ließ.

Wo findet sich Ehrfurcht für hohe unerreichbare Forderungen? Wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe sich senkenden Ernst? Wie selten ist die Nachsicht gegen kühnes mißlungenes Bestreben! wie selten die Geduld gegen den langsam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzose oder der trockne Deutsche mehr gefehlt, und inwiefern beide wechselseitig zu diesem weit verbreiteten Tone beigetragen, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Man schlage diejenigen Werke, Hefte, Blätter nach, in welchen kürzere oder längere Notizen von dem Leben gelehrter Männer, ihrem Charakter und Schriften gegeben sind; man durchsuche Dictionnaire, Bibliotheken, Nekrologen, und selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden. Man kommt zwar den wackern Personen früherer Zeiten darin zu Hülfe, daß man sie vom Verdacht der Zauberei zu befreien sucht; aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man sich auf eine andre Weise ihrer annähme und sie aus den Händen solcher Exorcisten abermals befreite, welche, um die Gespenster zu vertreiben, sich's zur heiligen Pflicht machen, den Geist selbst zu verjagen.

Wir haben bei Gelegenheit, als von einigen verdienten Männern, Roger Bacon, Cardan, Porta, als von Alchymie und Aberglauben die Rede war, auf unsere Ueberzeugungen hingedeutet, und dieß mit so mehr Zuversicht, als das neunzehnte Jahrhundert auf dem Wege ist, gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu machen, wenn es nur nicht in den entgegengesetzten sich zu verlieren das Schicksal hat.

Und ſollten wir nun nochmals einen Blick auf das ſechzehnte Jahrhundert zurückwerfen, ſo würden wir ſeine beiden Hälften von einander deutlich unterſchieden finden. In der erſten zeigt ſich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernſt hervortritt. Sie ruht auf der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Was in dieſer geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in ſeinem ganzen Werth, in ſeiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine ſolche Erſcheinung. Hier zeigt ſich zwar ein Conflict zwiſchen Autorität und Selbſtthätigkeit, aber noch mit einem gewiſſen Maaße. Beide ſind noch nicht von einander getrennt, beide wirken aufeinander, tragen und erheben ſich.

In der zweiten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit ſchon viel ſtärker. Schon iſt es jedem bequem, ſich an dem Entſtandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer ſtärker, und wie einmal in der Religion proteſtirt worden, ſo wird durchaus und auch in den Wiſſenſchaften proteſtirt, ſo daß Bacon von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menſchheit verzeichnet worden war.

Vierte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Wir haben den Bacon von Verulam am Ende des vorigen Jahrhunderts beſprochen, deſſen Leben noch in den vierten Theil des gegenwartigen herüberdauert, und deſſen eigentlich wiſſenſchaftliche Bemühungen an das Ende ſeiner Laufbahn fallen. Doch hat ſich der in ſeinen Schriften aufbewahrte, gegen die Autoritat anſtrebende, proteſtirende, revolutionare Sinn im vorigen Jahrhundert bereits entwickelt und zeigt ſich nur bei Bacon, bezüglich auf Naturwiſſenſchaften, in ſeiner höchſten Energie.

Wie nun eben dieſe Wiſſenſchaften durch andere bedeutende Menſchen nunmehr eine entgegengeſetzte Richtung nehmen, iſt die Aufgabe zu zeigen, wenn wir einiges uns bei dieſer Gelegenheit Entgegentretende vorher mitgetheilt haben.

Allgemeine Betrachtungen.

Wenn die Frage: welcher Zeit der Menſch eigentlich angehöre? gewiſſermaßen wunderlich und müßig ſcheint, ſo regt ſie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns intereſſiren und unterhalten könnten.

Das Leben jedes bedeutenden Menſchen, das nicht durch einen fruhen Tod abgebrochen wird, laßt ſich in drei Epochen

theilen, in die der ersten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens, und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.

Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erstlich deutet der Werth eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestirt sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitatsprognostikon mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge, als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und jedermann erfreut sich dessen was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fahigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt, und ihm zugleich die thörige Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehen werde.

Allein er wird den Irrthum nur allzubald gewahr: denn sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich bemuht, ihn mit Schranken und Granzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardiren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen, und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Conflicts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem

Manne habe. Die Ehre gehört ihm ſelbſt an und zwar ihm allein und den wenigen die ihn begünſtigen und mit ihm halten.

Sind nun dieſe Widerſtande überwunden, iſt dieſes Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, ſo läßt ſich's denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch dieſes gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber ſind abgetreten, den Mitwerbern iſt es nicht beſſer gegangen, und ſie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und ſind beruhigt; die Nachwerber ſind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Raths, der Hülfe bedürftig, und ſo ſchließt ſich der Kreis, oder vielmehr, ſo dreht ſich das Rad abermals, um ſeine immer erneuerte wunderliche Linie zu beſchreiben.

Man ſieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geſchichtſchreiber abhange, wie er einen Mann einordnen, wann er ſeiner gedenken will. So viel iſt aber gewiß, wenn man bei biographiſchen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeſchichten, ein ſolches Schema vor Augen hat, und die unendlichen Abweichungen von demſelben zu bemerken weiß; ſo wird man, wie an einem guten Leitfaden, ſich durch die labyrinthiſchen Schickſale manches Menſchenlebens hindurch finden.

Galileo Galilei,

geb. 1564, geſt. 1642.

Wir nennen dieſen Namen mehr um unſere Blätter damit zu zieren, als weil ſich der vorzügliche Mann mit unſerm Fache beſchäftigt.

Schien durch die Verulamiſche Zerſtreuungsmethode die Naturwiſſenſchaft auf ewig zerſplittert, ſo ward ſie durch

Galilei sogleich wieder zur Sammlung gebracht; er führte die Naturlehre wieder in den Menschen zurück und zeigte schon in früher Jugend, daß dem Genie Ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen, was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar.

Galilei bildete sich unter günstigen Umständen und genoß die erste Zeit seines Lebens des wünschenswerthesten Glückes. Er kam wie ein tüchtiger Schnitter zur reichlichsten Ernte und säumte nicht bei seinem Tagewerk. Die Fernröhre hatten einen neuen Himmel aufgethan. Viele neue Eigenschaften der Naturwesen, die uns mehr oder weniger sichtbar und greiflich umgeben, wurden entdeckt, und nach allen Seiten zu konnte der heitere mächtige Geist Eroberungen machen. Und so ist der größte Theil seines Lebens eine Reihe von herrlichen, glänzenden Wirkungen.

Leider trübt sich der Himmel für ihn gegen das Ende. Er wird ein Opfer jenes edlen Strebens, mit welchem der Mensch seine Ueberzeugungen andern mitzutheilen gedrangt wird. Man pflegt zu sagen, des Menschen Wille sey sein Himmelreich; noch mehr findet er aber seine Seligkeit in seinen Meinungen, im Erkannten und Anerkannten. Vom großen Sinne des Copernicanischen Systems durchdrungen, enthält sich Galilei nicht, diese von der Kirche, von der Schule verworfene Lehre, wenigstens indirect, zu bestätigen und auszubreiten; und beschließt sein Leben in einem traurigen Halbmärtyrerthum.

Was das Licht verrißt, so ist er geneigt es als etwas

gewiſſermaßen Materielles, Mittheilbares anzuſehen: eine Vorſtellungsart, zu der ihm die an dem Bononiſchen Stein gemachte Erfahrung Anlaß giebt. Sich über die Farbe zu erklären lehnt er ab, und es iſt nichts natürlicher, als daß er, geſchaffen ſich in die Tiefen der Natur zu ſenken, er, deſſen angebornes eindringendes Genie durch mathematiſche Cultur ins Unglaubliche geſchärft worden war, zu der oberflächlichen, wechſelnden, nicht zu haſchenden, leicht verſchwindenden Farbe wenig Anmuthung haben konnte.

Johann Keppler,

geb. 1571, geſt. 1630.

Wenn man Keppler's Lebensgeſchichte mit demjenigen was er geworden und geleiſtet zuſammenhalt, ſo geräth man in ein frohes Erſtaunen, indem man ſich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hinderniſſe überwindet. Der Anfang und das Ende ſeines Lebens werden durch Familienverhältniſſe verkümmert, ſeine mittlere Zeit fällt in die unruhigſte Epoche, und doch dringt ſein glückliches Naturell durch. Die ernſteſten Gegenſtände behandelt er mit Heiterkeit und ein verwickeltes mühſames Geſchäft mit Bequemlichkeit.

Giebt er ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Thun, von ſeinen Einſichten, ſo iſt es als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geſchähe, und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anſpricht. Andern ſey es überlaſſen ſeine Verdienſte anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unſerm Geſichtskreiſe liegen; aber uns ziemt es, ſein herrliches Gemüth zu bemerken, das überall auf das freudigſte durchblickt.

Wie verehrt er ſeinen Meiſter und Vorgeſetzten Tycho! Wie ſchätzt er die Verdienſte dieſes Mannes, der ſich dem ganzen Himmel gewachſen fühlte, inſofern er ſich durch die Sinne faſſen und durch Inſtrumente bezwingen ließ! Wie weiß er dieſen ſeinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu vertheidigen! Wie gründlich und anmuthig beſchreibt er, was an dem aſtronomiſchen Baue ſchon geleiſtet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu ſchmücken ſey! Und wie arbeitet er ſein ganzes Leben unverrückt an der Vollendung!

Indeß war Tycho bei allen ſeinen Verdienſten doch einer von den beſchränkten Köpfen, die ſich mit der Natur gewiſſermaßen im Widerſpruch fühlen und deßwegen das complicirte Paradore mehr als das einfache Wahre lieben und ſich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit giebt ihren Scharfſinn zu zeigen, da derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber ſich ſelbſt zu ehren ſcheint; und von dieſer letzten Art war Keppler. Jedes klare Verdienſt klärt ihn ſelbſt auf; durch freie Beiſtimmung eilt er es ſich zuzueignen. Wie gern ſpricht er von Copernicus! Wie fleißig deutet er auf das einzig ſchöne Aperçu, was uns die Geſchichte noch ganz allein erfreulich machen kann, daß die ächten Menſchen aller Zeiten einander voraus verkünden, auf einander hinweiſen, einander vorarbeiten. Wie umſtändlich und genau zeigt Keppler, daß Euklides copernikiſire!

Eben ſo verhält er ſich zu ſeinen Zeitgenoſſen. Dem Joh. Bapt. Porta ertheilt er die anmuthigſten Lobſprüche, den herzlichen Dank für die Entdeckung der Camera obscura, für die dadurch auf einmal erweiterte Einſicht in die Geſetze des Sehens.

Wie ſein Sinn, ſo ſein Ausdruck. Geübt im Griechiſchen

und Lateiniſchen fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen ſowohl als des ſchönen, und er weiß ſich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er ſich zu Unwiſſenden, ja zu Dummen herab; manchmal ſucht er wenigſtens allgemein verſtändlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereigniſſen iſt er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entſchiedenere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichniſſen, Anſpielungen und claſſiſchen Stellen.

Da er die Sprache völlig in ſeiner Gewalt hat, ſo wagt er gelegentlich kühne, ſeltſame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenſtand ihm unerreichbar ſcheint. So verfährt er bei Gelegenheit der Farbe, die er nur im Vorbeigehen behandelt, weil ſie ihm, dem alles Maaß und Zahl iſt, von keiner Bedeutung ſeyn kann. Er bedient ſich ſo wunderbarer Worte, um ihrer Natur einigermaßen beizukommen, daß wir ſie nicht zu überſetzen wagen, ſondern im Original hier einſchalten: Color est lux in potentia, lux sepulta in pellucidi materia si jam extra visionem consideretur; et diversi gradus in dispositione materiæ, caussà raritatis et densitatis, seu pellucidi et tenebrarum; diversi item gradus luculæ, quæ materia est concreta, efficiunt discrimina colorum. Die Auslegung davon läßt ſich vielleicht eher in einer andern Sprache wiedergeben; ſie iſt folgende:

„Denn da die Farben, welche man im Regenbogen ſieht, von derſelben Art ſind, wie die der Körper, ſo müſſen ſie auch einen gleichen Urſprung haben; jene aber entſpringen nur aus den angeführten Urſachen. Denn wie das Auge ſeinen Platz verläßt, ſo verändert ſich auch die Farbe, und zwar entſpringen ſie alle an der Gränze des Lichts und des Schattens; woraus erhellet, daß ſie aus einer Schwächung

des Lichtes und aus einem Ueberzug der wäſſerigen Materie entſtehen. Deßwegen werden auch die Farben der Körper auf gleiche Weiſe entſpringen, und es wird nur der Unterſchied zwiſchen ihnen ſeyn, daß bei dem Regenbogen das Licht hinzutretend iſt, bei den Farben aber eingeboren, auf die Weiſe wie in den Theilen vieler Thiere ſich Lichter wirklich befinden. Wie nun die Möglichkeit der Wärme im Ingwer von der wirklichen Wärme im Feuer unterſchieden iſt, ſo ſcheint auch das Licht in der gefärbten Materie vom Licht in der Sonne verſchieden zu ſeyn. Denn dasjenige iſt nur der Fähigkeit nach da, was ſich nicht mittheilt, ſondern innerhalb der Gränzen ſeines Gegenſtandes gehalten wird, wie das Licht, das in den Farben verborgen iſt, ſo lange ſie nicht von der Sonne erleuchtet werden. Doch kann man nicht wiſſen, ob die Farben nicht in tiefer Nacht ihre Lichtlein umherſtreuen."

„Freilich hat dieſer Gegenſtand die Köpfe der ſcharfſinnigſten Philoſophen auf mancherlei Weiſe in Uebung geſetzt, und wir finden uns gegenwärtig weder im Falle noch im Stande ſeine Dunkelheit zu enthüllen. Wollteſt Du mir aber den Einwurf machen, die Finſterniß ſey eine Privation und könne deßhalb niemals etwas Poſitives, niemals eine active Eigenſchaft werden, welche nämlich zu ſtrahlen und ſich auf den Wänden abzubilden vermöchte; ſo erwähne ich der Kälte dagegen, welche auch eine reine Privation iſt und doch, bezüglich auf die Materie, als wirkſame Eigenſchaft erſcheint."

Das Uebrige werden diejenigen, welche bei der Sache intereſſirt ſind, bei ihm ſelbſt nachſehen; nur bemerken wir noch, daß ihm verſchiedene Hauptpunkte, die wir in der Rubrik von den phyſiologiſchen Farben behandelt haben, nicht unbekannt geweſen; daß nämlich helle und dunkle Bilder von gleichem Maaß dem Auge als verſchieden groß erſcheinen, daß

Sogleich zu sagen was ich lebhaft fühle,
Du fühlst es besser, fühlst es tief und —
schweigst.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz besticht dich nicht, die Schmeicheley
Schmiegt sich vergebens künstlich an dein Ohr:
Fest bleibt dein Sinn und richtig dein Geschmack,
Dein Urtheil g'rad, stets ist dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich selbst erkennst.

Prinzessinn.

Du solltest dieser höchsten Schmeicheley
Nicht das Gewand vertrauter Freundschaft
leihen.

Leonore.

Die Freundschaft ist gerecht, sie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch seinen Theil an deiner Bildung geben,
Du hast sie doch, und bist's am Ende doch,
Und dich mit deiner Schwester ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

das Bild im Auge eine Dauer habe, daß lebhafte Lichteindrücke farbig abklingen. Erwahnt er auch nur beilaufig dergleichen Erſcheinungen, ſo bemerkt man mit Vergnügen, wie lebendig alles mit ſeinem Hauptgeſchäft zuſammenhängt, wie innig er alles was ihm begegnet auf ſich zu beziehen weiß.

Willebrord Snellius,

geb. 1591, geſt. 1626.

Nach Erfindung der Fernröhre drängte ſich alles, um an ihrer Verbeſſerung zu arbeiten. Die Geſetze der Refraction, die man vorher nur empiriſch und mühſam zu beſtimmen wußte, wurden immer genauer unterſucht; man kam immer mehr in Uebung, höhere mathematiſche Formeln auf Naturerſcheinungen anzuwenden, und ſo näherte ſich Snellius dem gegenwärtig allgemein bekannten Geſetze der Refraction, ob er es gleich noch nicht unter dem Verhaltniß der Sinus des Einfalls- und Brechungs-Winkels ausſprach.

Dieſes in allen Lehrbüchern vorgetragene Geſetz brauchen wir hier nicht umſtändlicher auszuführen; doch machen wir zwei Bemerkungen, die ſich näher auf die Gegenſtände unſerer Behandlung beziehen.

Snellius gründete ſeine Meſſungen und Berechnungen nicht auf den objectiven Verſuch, da man nämlich das Licht durch das Mittel hindurchfallen läßt, wobei das, was man Brechung nennt, zum Vorſchein kommt, ſondern auf den ſubjectiven, deſſen Wirkung wir die Hebung genannt haben, weil ein durch das Mittel geſehener Gegenſtand uns entgegenzutreten ſcheint. Er ſchreibt daher ganz richtig dem perpendiculären Strahl (wenn es doch einmal Strahl ſeyn ſoll) die

vollkommne Hebung zu, wie man denn bei jedem vollkommen perpendicularen Aufschauen auf einen gläsernen Cubus ganz bequem erfahren kann, daß die darunterliegende Fläche dem Auge vollkommen entgegentritt.

Da man aber in der Folge sich bloß an den objectiven Versuch hielt, als der das Phänomen nur einseitig, das Verhältniß der Sinus aber am besten ausdrückt; so fing man an zu läugnen, daß der perpendiculare Strahl verändert werde, weil man diese Veränderung unter der Form der Brechung nicht gewahr wird und kein Verhältniß der Sinus dabei statt haben kann.

Schon Huygens, durch den die Entdeckung des Snellius eigentlich bekannt wurde, proteſtirt gegen die Veränderung des perpendicularen Strahls und führt ſeine ſämmtlichen Nachfolger in Irrthum. Denn man kann ganz allein von der Wirkung der Mittel auf Licht und beleuchtete Gegenſtände ſich einen Begriff machen, wenn man beide Falle, den objectiven und ſubjectiven, den Fall des Brechens und Hebens, das wechſelſeitige Verhältniß des dichten Mittels zum dünnen, des dünnen zum dichten, zugleich faßt und eins durch das andere ergänzt und erklärt. Worüber wir an ſeinem Orte das Nothwendigſte geſagt haben. (S. 187. 188.)

Die andere Betrachtung, die wir hier nicht übergehen dürfen, iſt die, daß man die Geſetze der Brechung entdeckt, und der Farben, die doch eigentlich durch ſie manifeſtirt werden ſollen, gar nicht gedenkt; welches ganz in der Ordnung war. Denn in parallelen Mitteln, welche man zu jenem Grundverſuch der Brechung und Hebung benutzt, läßt ſich die Farben-Erſcheinung zwar an der Gränze von Licht und Schatten deutlich ſehen, aber ſo unbedeutend, daß man über ſie recht wohl hinausgehen konnte. Wir wiederholen hier was

wir schon früher urgirt: (S. 195. 196.) Gäbe es eine wirklich verschiedene Brechbarkeit, so müßte sie sich bei Brechung jeder Art manifestiren. Aber diese Lehre ist, wie wir bereits gesehen haben und noch künftig sehen werden, nicht auf einen einfachen natürlichen Fall, sondern auf einen künstlich zusammengesetzten gebaut, und sie kann daher nur demjenigen wahr vorkommen, der sich in einer solchen gemachten Verwirrung gefallen mag; jedem hingegen muß sie falsch erscheinen, der aus dem Freien kommt oder ins Freie gelangt.

Was sonst von Snellius und seiner Lehre zu sagen ist, findet sich in allen Schriften, die von dieser Materie handeln.

Vorstehendes war geschrieben, als uns zufälliger Weise bekannt wurde, Isaac Vossius, von welchem späterhin noch die Rede seyn wird, sey gleichfalls der Ueberzeugung gewesen, daß dasjenige, was man Refraction zu nennen pflegt, auch im Perpendikel wirke. Er hatte die drei optischen Bücher des Willebrord Snellius im Manuscripte gelesen und sich dessen Ansichten zu eigen gemacht. Dabei erzählt er, daß er zu Brüssel vor der Königin von Schweden diese seine Meinung vorgetragen, jedoch einen allgemeinen Widerspruch gefunden; ja man habe ihm vorgeworfen, daß er gegen die ersten Grundsätze sündige. Nachdem aber die Gesellschaft durch den Augenschein überzeugt worden, so habe man die Sache in einen Wortstreit gespielt und gesagt: incidi quidem radium, non tamen frangi. Er führt darauf aus den Werken des Snellius eine Demonstration des subjectiven Versuchs an, wodurch die stufenweise Hebung ins Klare gesetzt wird.

Antonius de Dominis,

umgekommen 1624.

De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iride tractatus Marci Antonii de Dominis, per Joannem Bartolum in lucem editus Venetiis 1611

Durch dieſes Werk von nicht großem Umfange iſt der Verfaſſer unter den Naturforſchern berühmt geworden und zwar mit Recht: denn man erkennt hier die Arbeit eines unterrichteten, in mathematiſchen und phyſiſchen Dingen wohlgeübten Mannes, und was mehr iſt, eines originellen Beobachters. Hier wird ein Auszug an der rechten Stelle ſeyn.

Das Werk enthält im erſten Capitel die erſte öffentliche Bekanntmachung der Theorie der Fernglaſer. Nachdem ſodann der Verfaſſer verſchiedene allgemeine mathematiſche und phyſiſche Grundſätze vorausgeſchickt, welche das Licht und das Sehen betreffen, kommt er zu Ende des dritten Capitels auf der neunten Seite zu den Farben, welche bei der Refraction erſcheinen, und äußert ſich darüber folgendermaßen.

„Außer den eigenen Farben der Körper, welche in den Körpern ſelbſt verharren, ſie mögen nun aus welcher Urſache ſie wollen entſpringen und entſtehen, giebt es in der Natur einige wechſelbare und veränderliche Farben, welche man emphatiſche und erſcheinende nennt und welche ich die glanzenden zu nennen pflege. Daß dieſe Farben aus dem Lichte entſpringen, daran habe ich keinen Zweifel, ja ſie ſind nichts anderes als das Licht ſelbſt: denn wenn in einem Körper reines Licht ſich befindet, wie in den Sternen und dem Feuer, und er verliert aus irgend einer Urſache ſein Funkeln; ſo wird uns ein ſolcher Körper weiß. Miſcht man dem Licht

irgend etwas Dunkles hinzu, wodurch jedoch das ganze Licht nicht verhindert oder ausgelöscht wird, so entstehen die Farben dazwischen. Denn deßhalb wird unser Feuer roth, weil es Rauch bei sich führt, der es verdunkelt. Deßhalb auch röthen sich Sonn' und Gestirne nahe am Horizont, weil die dazwischen tretenden Dünste solche verdunkeln. Und solcher mittleren Farben können wir eigentlich drei zählen. Die erste Beimischung des Dunkeln, welche das Weiße einigermaßen verdunkelt, macht das Licht roth: und die rothe Farbe ist die leuchtendste der Mittelfarben zwischen den beiden Enden, dem Weißen und Schwarzen, wie man es deutlich in dem länglichen dreikantigen Glase sieht. Der Sonnenstrahl nämlich, der das Glas bei dem Winkel durchdringt, wo die geringste Dicke ist und also auch die geringste Dunkelheit, tritt hochroth heraus; zunächst folgt das Grün bei zunehmender Dicke; endlich das Violette bei noch größerer Dicke: und so nimmt nach Verhältniß der Stärke des Glases auch die Verdunklung zu oder ab."

„Eine etwas mehrere Dunkelheit bringt, wie gesagt, das Grüne hervor. Wächst die Dunkelheit, so wird die Farbe blau oder violett, welche die dunkelste ist aus allen Mittelfarben. Wächst nun die Dunkelheit noch mehr, so löscht sie das ganze Licht aus, und die Schwärze bleibt, obgleich die Schwärze mehr eine Beraubung des Lichts als eine wirkliche Farbe ist; deßwegen auch das Auge die Finsterniß selbst und sehr schwarze Körper für eins hält. Die übrigen Farben aber sind aus diesen zusammengesetzt."

„Die Dunkelheit aber verwandelt das Licht in eine glänzende Farbe, nicht allein wenn sie sich mit dem leuchtenden Körper selbst vermischt, wie es beim Feuer geschieht, sondern auch wenn sie zwischen das Licht und das Auge gebracht wird,

dergestalt, daß das Licht, wenn es durch einen etwas dunkeln Körper, dessen Durchsichtigkeit nicht ganz aufgehoben ist, durchgeht, nothwendig gefärbt wird, und so gefärbt, nicht allein vom Auge, sondern auch oft von jedem andern Körper, farbig aufgenommen wird. So erscheint uns die Sonne beim Auf- und Untergang roth, nicht weiß, wie im Mittage, und so wird das Licht, wenn es durch ein Glas von ungleicher Dicke, jedoch von bedeutender Masse, wie jene dreikantigen Prismen sind, oder durch ein gläsernes mit Wasser gefülltes Gefäß, oder durch ein gefärbtes Glas hindurch geht, gefärbt. Daher werden auch die ferniliegenden Berge unter einer blauen Farbe gesehen. Denn die große Ferne verdunkelt, wegen der Menge des Mittels und durch das einigermaßen Körperliche des Dunkeln, alle Lichter, die nicht so mächtig sind als das der Sonne, verdunkelt auch die erleuchteten Gegenstände und macht sie blau. So scheint uns gleichfalls der Ferne wegen das Licht des Himmels blau. Was aber eine gar zu schwache Farbe hat, wird auch wohl schwarz."

Diejenigen unserer Leser, welche den Entwurf unserer Farbenlehre wohl inne haben, werden selbst beurtheilen, in wiefern der Verfasser sich der Wahrheit genahert, in wiefern noch manches Hinderniß einer reinen Einsicht in die Dinge ihm entgegen gestanden. Merkwürdig ist, daß er im prismatischen Bild nur drei Farben gesehen, welches andeutet, daß er auch ein sehr kleines Bild gehabt und es verhaltnißmaßig sehr weit von dem Ausfallen aus dem Prisma aufgefangen, wie er denn auch das Weiße zwischen den beiden Randern nicht bemerkt. Das Uebrige wissen wir nun aus der Lehre vom Trüben weit besser zu entwickeln.

Hierauf trägt er im vierten Capitel noch verschiedene mathematische Propositionen vor, die ihm zu seiner Deduction

nöthig ſcheinen. Endlich gelangt er zu einem runden durchſichtigen Körper und zeigt, erſtlich wie von demſelben das auffallende Licht zurückgeworfen werde, und nun geht er ſeinem Ziele entgegen, indem er auf der dreizehnten und vierzehnten Seite umſtändlich anzeigt, was auf der innern hintern concaven Fläche des runden durchſichtigen Körpers, welche wie ein Hhlſpiegel wirkt, vorgehe. Er fügt eine Figur hinzu, welche, wenn man ſie recht verſteht, das Phänomen in ſeinem Umfange und ſeiner Complication, wo nicht vollſtändig darſtellt, jedoch ſich demſelben weit mehr nähert, als diejenigen einfacheren Figuren, welche Descartes theils aus ihm genommen, theils nach ihm gebildet. Uebrigens wird ſich in der Folge zeigen, daß eben dasjenige, was auf dem Grunde des durchſichtigen Körpers vorgeht, mit Linearzeichnung keineswegs dargeſtellt werden kann. Bei der Figur des de Dominis tritt überdieß noch ein ſonderbarer Fall ein, daß gerade dieſe ſehr complicirte Hauptfigur, die wegen ihrer Wichtigkeit viermal im Buche vorkommt, durch die Ungeſchicklichkeit des Holzſchneiders in ihren Hauptpunkten undeutlich und wahrſcheinlich deßhalb für die Nachfolger des Verfaſſers unbrauchbar geworden. Wir haben ſie nach ſeiner Beſchreibung wieder hergeſtellt und werden ſie unter unſern Tafeln beibringen, wie wir denn jetzt ſeine Erklärung derſelben, worin das Verdienſtliche ſeiner Beobachtung und Entdeckung ruht, überſetzt mittheilen.

„Jener ſphäriſche durchſichtige Körper, ſolid oder ausgefüllt, außerdem daß er von ſeiner erhöhten Oberfläche die Strahlen gedachtermaßen zurückwirft, bewirkt noch einen andern Widerſchein des Lichtes, der mit einiger Refraction verbunden iſt: denn der Lichtſtrahl aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b dringt ungebrochen gerade bis nach v durchs Centrum a, da er perpendicular iſt; die Strahlen aber bc

und bd werden in c und d gebrochen, nach der Perpendiculare zu, und dringen gleichfalls nach dem Grunde g und weiter nach v; daſelbſt bringen ſie viel Licht zuſammen, vereint mit den innern Strahlen br und bo, welche an den Punkten r und o gebrochen nach g gelangen, auf dem Hohlgrunde der Kugel a; welches auch die übrigen Strahlen thun, welche von b her auf die ganze erhöhte Fläche von c bis d fallen."

„Aber indeſſen dringen nicht nur die gebrochnen und um den Grund g verſammelten Strahlen zum Theil hindurch und vereinigen ſich in v, wo ſie Feuer anzünden können; ſondern ſie werden auch großentheils, gleichfalls mit verſtärktem Licht wegen ihrer Verſammlung, vom Grunde g zurückgeworfen, welcher Grund g dieſes vervielfältigte Licht, nach dem Geſetz der Widerſcheine aus einer Hohlkugel, auf mancherlei Weiſe zurückwirft. Wobei zu bedenken iſt, daß einige Abänderung ſtattfindet, weil die Zurückwerfung nach den eben erwähnten Brechungen geſchieht und weil nicht allein die auf die Kugel a, aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b, fallenden Strahlen, ſondern auch unzählige andere von dem großen und leuchtenden Körper wie die Sonne iſt, alle nämlich die aus t und p, ingleichen von dem ganzen Umfange t, q, p hervortreten, zurückgeworfen werden. Welche Abweichung aber hier mit Demonſtrationen zu beweiſen nicht die Mühe lohnte."

„Genug, daß ich durch die deutlichſten Verſuche gefunden habe, ſowohl in Schalen welche mit Waſſer gefüllt worden, als auch in Glaskugeln gleichfalls gefüllt, welche ich zu dieſem Endzwecke verfertigen laſſen, daß aus dem Grunde g, welcher der Sonne gerade entgegenſtehet, außer der Refraction, welche nach v zu geſchieht, eine doppelte Reflexion geſchehe: einmal gleich gegen die Seite f und e im Cirkel; ſodann aber gegen die Sonne, nächſt gegen die Perpendiculare b a, nach

dem vordern Theile h und i, gleichfalls im Cirkel, und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite (wie in der erſten Reflexion gf, gu, gm; in der andern aber gi, gk, gl:) welche Breite theils entſpringt aus den Brechungen, welche innerhalb der Kugel geſchehen, wodurch mehrere Strahlen verſammelt werden, zum Theil aus der großen Breite des leuchtenden Körpers p, q, t, wie wir kurz vorher geſagt."

Da wir uns genöthigt ſehen, in der Folge dem Regenbogen einen beſondern Aufſatz zu widmen, um zu zeigen, daß bei dieſem Meteor nichts anderes vorgehe, als das was wir in unſerm Entwurf von den Farben, welche bei Gelegenheit der Refraction entſtehen, umſtändlich ausgeführt haben; ſo muß das bisher Mitgetheilte als Material zu jenem Behuf ruhen und liegen bleiben; nur bemerken wir, daß dasjenige, was im Tropfen vorgeht, keineswegs durch eine Linearzeichnung, welche nur Grundriſſe und Durchſchnitte geben kann, ſondern durch eine perſpectiviſche darzuſtellen iſt, wie unſer de Dominis zuletzt ſelbſt andeutet in den Worten: „und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite." Wir geben nunmehr von ſeinem weitern Verfahren Rechenſchaft.

Vom fünften Capitel bis zum neunten einſchließlich handelt er von den Fernröhren und dem was ſich darauf bezieht. Im zehnten von den vorzüglichſten Meinungen über den Regenbogen. Er trägt die Geſinnungen des Albertus Magnus aus deſſen drittem Buch der Meteore und deſſen vierzehntem Capitel, die des Cardanus aus dem vierten Buch de subtilitate, des Ariſtoteles aus den Meteoren vor. Alle nehmen an, daß die Farben aus einer Schwächung der Lichtſtrahlen entſtehen, welche nach jenen beiden, durch die

Masse der Dünste, nach letzterem, durch mehr oder minder starke Reflexion der sich vom Perpendikel mehr oder weniger entfernenden Strahlen bewirkt werde. Vitellio halt sich nahe an den Aristoteles, wie auch Piccolomini.

Im eilften Capitel werden die vorgemeldeten Meinungen über die Farben bearbeitet und widerlegt. Im zwölften ausgeführt woher die runde Gestalt des Regenbogens komme. Im dreizehnten der wahre Ursprung des Regenbogens völlig erklart: es werden nämlich Tropfen erfordert und durch eine Figur gezeigt, wie das Sonnenlicht aus dem Grunde des Tropfens nach dem Auge reflectirt werde. Hierauf wendet er sich zu den Farben und erklärt sie nach seiner sechsten und siebenten Proposition im dritten Capitel, die wir oben übersetzt haben, wonach die Farben in ihrer Lebhaftigkeit vom Rothen durchs Grüne bis zum Blauen abnehmen sollen. Hier wird sodann die Hauptfigur wiederholt, und daraus, daß der Strahl gl nach der Reflexion durch eine geringere Glasmasse durchgehe, als die Strahlen gm und gn, die Farbenabstufung derselben dargethan. Zur Ursache der Breite des Regenbogens giebt er jene Breite der farbigen Reflexion an, die er schon oben nach der Erfahrung dargelegt.

Das vierzehnte Capitel beschäftigt sich mit dem äußern Regenbogen und mit Erzählung und Widerlegung verschiedener Meinungen darüber. Im funfzehnten Capitel jedoch sucht er denselben zu erklären. Er gebraucht hiezu wieder die Hauptfigur, leitet den zweiten Regenbogen von den Strahlen gi, gk, gl ab, und die verschiedene Farbung derselben von der mehr oder minder starken Reflexion. Man sieht also, daß er sich hier dem Aristoteles nähert, wie bei Erklärung der Farben des ersten Regenbogens dem Albertus Magnus und dem Cardan.

Prinzeſſinn.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke wie man wenig iſt,
Und was man iſt, das blieb man andern ſchuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beyder Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch kann ich dir verſichern hab' ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann wie ſie es meinen.
Es ſey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;
Es ſey von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt indem ſie ihn erhebt,

Das sechzehnte Capitel sammelt einige Corollarien aus dem schon Gesagten. Das siebzehnte trägt noch einige Fragen über den Regenbogen vor und beantwortet sie. Im achtzehnten wird abgehandelt, wie der Regenbogen mit den Höfen, Wettergallen und Nebensonnen übereintreffe und wie er von ihnen verschieden sey. In diesen drei Capiteln, den letzten der Abhandlung, steht noch manches Gute, das nachgesehen und genutzt zu werden verdient.

Franciscus Aguillonius,

geb. 1567, gest. 1617.

Er war Jesuit zu Brüssel und gab 1613 seine Optik in Folio heraus zu Antwerpen. Ihr sollten noch die Dioptrik und Katoptrik folgen, welches durch seinen Tod, der 1617, als er funfzig Jahr alt war, erfolgte, verhindert wurde.

Man sieht seinem Werke die Ruhe des Klosters an, die bei einer Arbeit bis ins Einzelnste zu gehen erlaubt; man sieht die Bedächtlichkeit eines Lehrers, der nichts zurücklassen will. Daher ist das Werk ausführlich, umständlich, ja überflüssig durchgearbeitet. Betrachtet man es aber als einen Discurs, als einen Vortrag, so ist es, besonders stellenweise, angenehm und unterhaltend, und weil es uns mit Klarheit und Genauigkeit in frühere Zeiten zurückführt, auf manche Weise belehrend.

Hier steht die Autorität noch in ihrer völligen Würde: die griechischen Urväter der Schulen, ihre Nachfolger und Commentatoren, die neueren Lichter und Forscher, ihre Lehre, ihre Controversen, bei welchen ein oder der andere Theil durch Gründe begünstiget wird. Indessen kann man nicht

läugnen, daß der Verfaſſer, indem er ſeinem Nachfolger nichts zu thun übrig laſſen möchte, im Theoretiſchen ſich bis ins Kleinliche und im Praktiſchen bis in die Künſtelei verliert; wobei wir ihn jedoch immer als einen ernſten und tüchtigen Mann zu ſchätzen haben.

Was die Farbe und das damit zunächſt Verwandte betrifft, ſo iſt ihm das vom Plato ſich herſchreibende und von uns ſo oft urgirte Disgregiren und Colligiren des Auges, jenes erſte durch das Licht und das Weiße, dieſes letztere durch Finſterniß und das Schwarze, wohl bekannt und merkwürdig, doch mehr im pathologiſchen Sinne, in ſo fern das Helle das Auge blendet, das Finſtere ihm auf eine negative Weiſe ſchadet. Der reine phyſiologiſche Sinn dieſer Erſcheinung mag ihm nicht aufgegangen ſeyn, worüber wir uns um ſo weniger wundern werden, als Hamberger ſolche der geſunden Natur gemäße, zum reinen Sehen unumgänglich nothwendige Bedingungen gleichfalls für krankhaft und für vitia fugitiva erklärt hat.

Das Weiße und Schwarze nun ſetzt er an die beiden Enden, dazwiſchen in eine Reihe Gelb, Roth und Blau, und hat alſo fünf Farben auf einer Linie, welches ein ganz hübſches Schema giebt, indem das Gelbe zunächſt an dem Weißen, das Blaue an dem Schwarzen und das Rothe in der Mitte ſteht, welche ſämmtlich mit einander durch Halbcirkel verbunden ſind, wodurch die Mittelfarben angedeutet werden.

Daß nach den verſchiedenen Erſcheinungsarten die Farben eingetheilt werden müſſen, kommt bei ihm auf eine entſchiedenere Weiſe als bisher zur Sprache. Er theilt ſie in wahre, apparente und intentionelle Farben. Da nun die intentionellen, wie wir nachher ſehen werden, keinen richtigen

Eintheilungsgrund hinter sich haben, die physiologischen aber fehlen; so quält er sich ab, die verschiedenen Erscheinungsfälle unter diese Rubriken zu bringen.

Die wahren Farben werden den Eigenschaften der Körper zugeschrieben, die apparenten für unerklärlich, ja als ein göttliches Geheimniß angesehen, und doch gewissermaßen wieder als zufallig betrachtet. Er bedient sich dabei eines sehr artigen und unübersetzlichen Ausdrucks: penduli in medio diaphano oberrant, ceu extemporaneae quaedam lucis affectiones.

Die Hauptfragen, wie sie Aristoteles schon berührt, kommen zur Sprache und gegen Plato wird polemisirt. Was überhaupt hievon und sonst noch brauchbar ist, haben wir am gehörigen Orte eingeschaltet. Daß jede Farbe ihre eigene Wirkung aufs Gesicht habe, wird behauptet und ausgeführt; doch gleichfalls mehr pathologisch als physiologisch.

Intentionelle Farben.

Da wir der intentionellen Farben in unserm Entwurf nicht besonders gedacht haben, und dieser Ausdruck in den Schriftstellern, vorzüglich auch in dem gegenwärtigen, vorkommt; so ist unsre Pflicht, wenigstens historisch, dieser Terminologie zu gedenken, und anzuzeigen, wie sie mit den übrigen Lehren und Gesinnungen jener Zeit zusammenhängt. Man verzeihe uns, wenn wir der Deutlichkeit wegen, etwas weit auszuholen scheinen.

Die Poesie hat in Absicht auf Gleichnißreden und uneigentlichen Ausdruck sehr große Vortheile vor allen übrigen Sprachweisen, denn sie kann sich eines jeden Bildes, eines

jeden Verhältniſſes nach ihrer Art und Bequemlichkeit bedienen. Sie vergleicht Geiſtiges mit Körperlichem und umgekehrt; den Gedanken mit dem Blitz, den Blitz mit dem Gedanken, und dadurch wird das Wechſelleben der Weltgegenſtände am beſten ausgedrückt. Die Philoſophie auf ihren höchſten Punkten bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnißreden, wie die von uns oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik bezeugt.

Nur leiden die philoſophiſchen Schulen, wie uns die Geſchichte belehrt, meiſtentheils daran, daß ſie, nach Art und Weiſe ihrer Stifter und Hauptlehrer, meiſt nur einſeitige Symbole brauchen, um das Ganze auszudrücken und zu beherrſchen, und beſonders die Einen durchaus das Körperliche durch geiſtige Symbole, die Andern das Geiſtige durch körperliche Symbole bezeichnen wollen. Auf dieſe Weiſe werden die Gegenſtände niemals durchdrungen; es entſteht vielmehr eine Entzweiung in dem, was vorgeſtellt und bezeichnet werden ſoll, und alſo auch eine Discrepanz in denen, die davon handeln, woraus alsbald ein Widerwille auf beiden Seiten entſpringt und ein Parteiſinn ſich befeſtigt.

Wenn man von intentionellen Farben ſpricht, ſo iſt es eigentlich eine Gleichnißrede, daß man den Farben wegen ihrer Zartheit und Wirkung eine geiſtige Natur zuſchreibt, ihnen einen Willen, eine Abſicht unterlegt.

Wer dieſes faſſen mag, der wird dieſe Vorſtellungsart anmuthig und geiſtreich finden, und ſich daran, wie etwa an einem poetiſchen Gleichniſſe, ergötzen. Doch wir müſſen dieſe Denkart, dieſen Ausdruck bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Man erinnere ſich, was wir oben von der Lehre des Roger Bacon mitgetheilt, die wir bei ihm aufgegriffen haben, weil ſie uns da zunächſt im Wege lag, ob ſie ſich gleich von weit

früheren Zeiten beſchreibt: daß ſich nämlich jede Tugend, jede Kraft, jede Tüchtigkeit, alles, dem man ein Weſen, ein Daſeyn zuſchreiben kann, ins Unendliche vervielfaltigt und zwar dadurch, daß immerfort Gleichbilder, Gleichniſſe, Abbildungen als zweite Selbſtheiten von ihm ausgehen, dergeſtalt, daß dieſe Abbilder ſich wieder darſtellen, wirkſam werden, und indem ſie immer fort und fort reflectiren, dieſe Welt der Erſcheinungen ausmachen. Nun liegt zwiſchen der wirkenden Tugend und zwiſchen dem gewirkten Abbild ein Drittes in der Mitte, das aus der Wirklichkeit des Erſten und aus der Möglichkeit des Zweiten zuſammengeſetzt ſcheint. Für dieſes Dritte, was zugleich iſt und nicht iſt, was zugleich wirkt und unwirkſam bleiben kann, was zugleich das allerhöchſte Schaffende und in demſelben Augenblicke ein vollkommenes Nichts iſt, hat man kein ſchicklicheres Gleichniß finden können, als das menſchliche Wollen, welches alle jene Widerſprüche in ſich vereinigt. Und ſo hat man auch den wirkſamen Naturgegenſtänden, beſonders denjenigen, die uns als thätige Bilder zu erſcheinen pflegen dem Lichte ſo wie dem Erleuchteten, welche beide nach allen Orten hin ſich zu äußern beſtimmt ſind, ein Wollen, eine Intention gegeben und daher das Abbild (species), inſofern es noch nicht zur Erſcheinung kommt, intentionell genannt, indem es, wie das menſchliche Wollen, eine Realität, eine Nothwendigkeit, eine ungeheure Tugend und Wirkſamkeit mit ſich führt, ohne daß man noch etwas davon gewahr würde. Vielleicht ſind ein Paar ſinnliche Beiſpiele nicht überflüſſig.

Es befinde ſich eine Perſon in einem großen von rohen Mauern umgränzten Saal, ihre Geſtalt hat die Intention, oder wie wir uns in unſerm Entwurfe mit einem gleichfalls ſittlichen Gleichniß ausgedrückt haben, das Recht, ſich an allen

Wänden abzuſpiegeln; allein die Bedingung der Glätte fehlt. Denn das iſt der Unterſchied der urſprünglichen Tugenden von den abgebildeten, daß jene unbedingt wirken, dieſe aber Bedingniſſen unterworfen ſind. Man gebe hier die Bedingung der Glätte zu, man polire die Wand mit Gypsmörtel oder behänge ſie mit Spiegeln, und die Geſtalt der Perſönlichkeit wird ins Tauſendfaltige vermehrt erſcheinen.

Man gebe nun dieſer Perſönlichkeit etwa noch einen eitlen Sinn, ein leidenſchaftliches Verlangen, ſich abgeſpiegelt zurückkehren zu ſehen, ſo würde man mit einem heiteren Gleichniſſe die intentionellen Bilder auch eitle Bilder nennen können.

Noch ein anderes Beiſpiel gebe endlich der Sache völlig den Ausſchlag. Man mache ſich auf den Weg zu irgend einem Ziele, es ſtehe uns nun vor den Augen, oder bloß vor den Gedanken; ſo iſt zwiſchen dem Ziel und dem Vorſatz etwas das beide enthält, nämlich die That, das Fortſchreiten.

Dieſes Fortſchreiten iſt ſo gut als das Ziel: denn dieſes wird gewiß erreicht, wenn der Entſchluß feſt und die Bedingungen zulänglich ſind; und doch kann man dieſes Fortſchreiten immer nur intentionell nennen, weil der Wanderer noch immer ſo gut vor dem letzten Schritt als vor dem erſten paralyſirt werden kann.

Intentionelle Farben, intentionelle Miſchungen derſelben ſind alſo ſolche, die innerhalb des Durchſichtigen der Bedingung ſich zu manifeſtiren entbehren. Die Bedingung aber, worunter jede Farbe nur erſcheinen kann, iſt eine doppelte: ſie muß entweder ein Helles vor ſich und ein Dunkles hinter ſich, oder ein Dunkles vor ſich und ein Helles hinter ſich haben, wie von uns anderwärts umſtändlich ausgeführt worden. Doch ſtehe hier noch ein Beiſpiel, um dem Geſagten die möglichſte Deutlichkeit zu geben.

Das Sonnenlicht falle in ein reines Zimmer zu den offnen Fenſtern herein und man wird in der Luft, in dem Durchſichtigen, den Weg des Lichtes nicht bemerken; man errege Staub und ſogleich iſt der Weg, den es nimmt, bezeichnet. Daſſelbe gilt von den apparenten Farben, welche ein ſo gewaltſames Licht hinter ſich haben. Das prismatiſche Bild wird ſich auf ſeinem Wege vom Fenſter bis zur Tafel kaum auszeichnen; man errege Staub und beſonders von weißem Puder, ſo wird man es vom Austritt aus dem Prisma bis zur Tafel begleiten können: denn die Intention, ſich abzubilden, wird jeden Augenblick erfüllt, eben ſo, als wenn ich einer Colonne Soldaten entgegen und alsdann gerade durch ſie hindurch ginge, wo mit jedem Manne der Zweck, das Regiment zu erreichen, erfüllt und, wenn wir ſo ſagen dürfen, ricochetirt wird. Und ſo ſchließen wir mit einem ſinnlichen Gleichniß, nachdem wir etwas, das nicht in die Sinne fallen kann, durch eine überſinnliche Gleichnißrede begreiflich zu machen geſucht haben.

Wie man nun zu ſagen pflegt, daß jedes Gleichniß hinke, welches eigentlich nur ſo viel heißen will, daß es nicht identiſch mit dem Verglichenen zuſammenfalle; ſo muß eben dieſes ſogleich bemerkt werden, wenn man ein Gleichniß zu lange und zu umſtändlich durchführt, da die Unähnlichkeiten, welche durch den Glanz des Witzes verborgen wurden, nach und nach in einer traurigen, ja ſogar abgeſchmackten Realität zum Vorſchein kommen. So ergeht es daher den Philoſophen oft auf dieſe Weiſe, die nicht bemerken, daß ſie mit einer Gleichnißrede anfangen und im Durch- und Ausführen derſelben immer mehr ins Hinken gerathen. So ging es auch mit den intentionellen Bildern (speciebus); anſtatt daß man zufrieden geweſen wäre, durch ein geiſtiges Gleichniß dieſe unfaßlichen Weſen

aus dem Reiche der Sinnlichkeit in ein geiſtigeres herüber-geſpielt zu haben, ſo wollte man ſie auf ihrem Wege haſchen; ſie ſollten ſeyn oder nicht ſeyn, je nachdem man ſich zu einer oder der andern Vorſtellung geneigt fühlte, und der durch eine geiſtreiche Terminologie ſchon geſchlichtete Streit ging wieder von vorn an. Diejenigen, welche realer geſinnt waren, worunter auch Aguillonius gehört, behaupteten: die Farben der Körper ſeyen ruhig, müßig, träge; das Licht rege ſie an, entreiße ſie dem Körper, führe ſie mit ſich fort und ſtreue ſie umher, und ſo war man wieder bei der Erklarungsart des Epikur, die Lucrez ſo anmuthig ausdrückt:

Häufig bemerket man das an den röthlichen, blauen und gelben
Teppichen, welche geſpannt hoch über das weite Theater
Wogend ſchweben, allda verbreitet an Maſten und Balken.
Denn der Verſammlung unteren Raum, den ſämmtlichen Schauplatz
Sitze der Väter und Mütter, der Götter erhabene Bilder,
Tünchen ſie an, ſie zwingend in ihrem Gefärbe zu ſchwanken.
Und ſind enger umher des Theaters Wände verſchloſſen,
Dann lacht fröhlicher noch vom ergoſſenen Reize der Umfang,
Wenn genauer zuſammengefaßt der Schimmer des Tags iſt.
Laſſen die Tücher demnach von der oberſten Fläche die Schminke
Fahren; wie ſollte denn nicht ein zartes Gebilde der Dinge
Jedes entlaſſen, da, ähnlicher Art, ſie jedes vom Rand ſchießt?

Renatus Carteſius,

geb. 1596, geſt. 1650.

Das Leben dieſes vorzüglichen Mannes wie auch ſeine Lehre wird kaum begreiflich, wenn man ſich ihn nicht immer zugleich als franzöſiſchen Edelmann denkt. Die Vortheile

seiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu ſtatten, ſelbſt in den Schulen, wo er den erſten guten Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und in der Mathematik erhalt. Wie er ins Leben tritt, zeigt ſich die Facilitat in mathematiſchen Combinationen bei ihm theoretiſch und wiſſenſchaftlich, wie ſie ſich bei andern im Spielgeiſt äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er ſeinen geſelligen ſittlichen Charakter aufs höchſte aus. In Abſicht auf Betragen erinnere man ſich, daß er Zeitgenoſſe, Freund und Correſpondent des hyperboliſch-complimentöſen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geiſtreiche Weiſe gleichſam paredirt. Außerordentlich zart behandelt er ſeine Mitlebenden, Freunde, Studiengenoſſen, ja ſogar ſeine Gegner. Reizbar und voll Ehrgefühl entweicht er allen Gelegenheiten ſich zu compromittiren; er verharrt im hergebrachten Schicklichen und weiß zugleich ſeine Eigenthümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher ſeine Ergebenheit unter die Ausſprüche der Kirche, ſein Zaudern, als Schriftſteller hervorzutreten, ſeine Aengſtlichkeit bei den Schickſalen Galilei's, ſein Suchen der Einſamkeit und zugleich ſeine ununterbrochene Geſelligkeit durch Briefe.

Seine Avantagen als Edelmann nutzt er in jüngern und mittlern Jahren; er beſucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeſte; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reiſe bewegen; er ſcheut weder Mühe, noch Aufwand, noch Gefahr, um nur alles mit Augen zu ſehen, um mit ſeines Gleichen, die ſich jedoch in ganz anderm Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigſten Ereigniſſen ſeiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen.

Wie man nun dieſes Aufſuchen einer unendlichen Empirie

an ihm Verulamisch nennen könnte, so zeigt sich an dem stets wiederholten Versuch der Rückkehr in sich selbst, in der Ausbildung seiner Originalität und Productionskraft ein glückliches Gegengewicht. Er wird müde, mathematische Probleme aufzugeben und aufzulösen, weil er sieht, daß dabei nichts herauskommt; er wendet sich gegen die Natur und giebt sich im Einzelnen viele Mühe; doch mochte ihm als Naturforscher manches entgegenstehen. Er scheint nicht ruhig und liebevoll an den Gegenständen zu verweilen, um ihnen etwas abzugewinnen; er greift sie als auflösbare Probleme mit einiger Hast an und kommt meistentheils von der Seite des complicirtesten Phänomens in die Sache.

Dann scheint es ihm auch an Einbildungskraft und an Erhebung zu fehlen. Er findet keine geistigen lebendigen Symbole, um sich und andern schwer auszusprechende Erscheinungen anzunähern. Er bedient sich, um das Unfaßliche, ja das Unbegreifliche zu erklären, der crudesten sinnlichen Gleichnisse. So sind seine verschiedenen Materien, seine Wirbel, seine Schrauben, Haken und Zacken, niederziehend für den Geist; und wenn dergleichen Vorstellungsarten mit Beifall aufgenommen wurden, so zeigt sich daraus, daß eben das Roheste, Ungeschickteste der Menge das Gemäßeste bleibt.

In dieser Art ist denn auch seine Lehre von den Farben. Das Mittlere seiner Elemente besteht aus Lichtkügelchen, deren directe gemessene Bewegung nach einer gewissen Geschwindigkeit wirkt. Bewegen sich die Kügelchen rotirend, aber nicht geschwinder als die gradlinigen, so entsteht die Empfindung von Gelb. Eine schnellere Bewegung derselben bringt Roth hervor, und eine langsamere als die der gradlinigen, Blau. Schon früher hatte man der mehrern Stärke des Stoßes aufs Auge die Verschiedenheit der Farben zugeschrieben.

Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieser ernsten Unterhaltung
Ruht unser Ohr und unser innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichsten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geist umfaßt ein weites Reich,
Ich halte mich am liebsten auf der Insel
Der Poesie in Lorberhainen auf.

Carteſius Verdienſte um den Regenbogen ſind nicht zu läugnen. Aber auch hier, wie in andern Fällen, iſt er gegen ſeine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein für allemal ganz original ſeyn; er lehnt nicht allein die laſtige Autorität ab, ſondern auch die förderliche. Solche Geiſter, ohne es beinahe ſelbſt gewahr zu werden, verläugnen was ſie von ihren Vorgängern gelernt und was ſie von ihren Mitlebenden genutzt. So verſchweigt er den Antonius de Dominis, der zuerſt die Glaskugel angewendet, um die ganze Erſcheinung des Regenbogens innerhalb des Tropfens zu beſchränken, auch den innern Regenbogen ſehr gut erklärt hat.

Descartes hingegen hat ein bedeutendes Verdienſt um den äußern Regenbogen. Es gehörte ſchon Aufmerkſamkeit dazu, die zweite Reflexion zu bemerken, wodurch er hervorgebracht wird, ſo wie ſein mathematiſches Talent dazu nöthig war, um die Winkel zu berichtigen, unter denen das Phänomen ins Auge kommt.

Die Linearzeichnungen jedoch, welche er, um den Vorgang deutlich zu machen, ausſinnt, ſtellen keineswegs die Sache dar, ſondern deuten ſie nur an. Dieſe Figuren ſind ein abſtractes compendiöſes Sapienti sat, belehren aber nicht über das Phänomen, indem ſie die Erſcheinung auf einfache Strahlen zurückführen, da doch eigentlich Sonnenbilder im Grunde des Tropfens verengt, zuſammengeführt und über einander verſchränkt werden. Und ſo konnten dieſe Carteſiſchen, einzelne Strahlen vorſtellenden Linien der Newtoniſchen Erklärung des Regenbogens günſtig zum Grunde liegen.

Der Regenbogen als anerkannter Refractionsfall führt ihn zu den prismatiſchen einfacheren Verſuchen. Er hat ein Prisma von 30 bis 40 Graden, legt es auf ein durchlöchert Holz und läßt die Sonne hindurchſcheinen; das ganze

colorirte Spectrum erblickt er bei kleiner Oeffnung: weil aber ſein Prisma von wenig Graden iſt, ſo kann er leicht, bei vergrößerter Oeffnung, den weißen Raum in der Mitte bemerken.

Hierdurch gelangt er zu der Haupteinſicht, daß eine Beſchränkung nöthig ſey, um die prismatiſchen Farben hervorzubringen. Zugleich ſieht er ein, daß weder die Ründe der Kugel, noch die Reflexion, zur Hervorbringung der Farbenerſcheinung beitrage, weil beides beim Prisma nicht ſtatt findet, und die Farbe doch mächtig erſcheint. Nun ſucht er auch im Regenbogen jene nöthige Beſchränkung und glaubt ſie in der Gränze der Kugel, in dem dahinter ruhenden Dunkel anzutreffen, wo ſie denn freilich, wie wir künftig zeigen werden, nicht zu ſuchen iſt.

Athanaſius Kircher,

geb. 1601, geſt. 1680.

Er giebt in dem Jahre 1646 ſein Werk Ars magna lucis et umbrae heraus. Der Titel ſo wie das Motto: Sicut tenebrae ejus ita lumen ejus, verkündigen die glückliche Hauptmaxime des Buches. Zum er enmal wird deutlich und umſtändlich ausgeführt, daß Licht, Schatten und Farbe als die Elemente des Sehens zu betrachten; wie denn auch die Farben als Ausgeburten jener beiden erſten dargeſtellt ſind.

Nachdem er Licht und Schatten im Allgemeinen behandelt, gelangt er im dritten Theile des erſten Buches an die Farbe, deſſen Vorrede wir überſetzt einſchalten.

Vorrede.

„Es ist gewiß, daß in dem Umfange unseres Erdkreises kein dergestalt durchsichtiger Körper sich befinde, der nicht einige Dunkelheit mit sich führe. Daraus folgt, daß wenn kein dunkler Körper in der Welt wäre, weder eine Rückstrahlung des Lichtes, noch in den verschiedenen Mitteln eine Brechung desselben, und auch keine Farbe sichtbar seyn würde, als jene erste, die zugleich im Lichte mit geschaffen ist. Hebt man aber die Farbe auf, so wird zugleich alles Sehen aufgehoben, da alles Sichtbare nur vermöge der gefärbten Oberfläche gesehen wird: — der ganze Schmuck der Welt ist aus Licht und Schatten dergestalt bereitet, daß wenn man eins von beiden wegnähme, die Welt nicht mehr κόσμος heißen, noch die verwundernswürdige Schönheit der Natur auf irgend eine Weise dem Gesicht sich darstellen könnte. Denn alles was sichtlich in der Welt ist, ist es nur durch ein schattiges Licht, oder einen lichten Schatten. Da also die Farbe die Eigenschaft eines dunklen Körpers ist, oder, wie Einige sagen, ein beschattetes Licht, des Lichts und des Schattens ächte Ausgeburt; so haben wir hier davon zu handeln, auf daß die größte Zierde der irdischen Welt und wie viel Wundersames dadurch bewirkt werden kann, dem Leser bekannt werde."

Erstes Capitel. Unser Verfasser möchte, um sich sogleich ein recht methodisches Ansehen zu geben, eine Definition voraus schicken, und wird nicht gewahr, daß man eigentlich ein Werk schreiben muß, um zur Definition zu kommen. Auch ist hier weiter nichts geleistet, als daß dasjenige angeführt und wiederholt wird, wie die Griechen sich über diesen Gegenstand auszudrücken pflegten.

Zweites Capitel. Von der vielfachen Mannichfaltigkeit der Farben. Er hält ſich hiebei an das Schema des Aguillonius, das er mit einiger Veränderung benutzt. Er behauptet, alle Farben ſeyen wahr, worin er in gewiſſem Sinne Recht hat, will von den andern Eintheilungen nichts wiſſen, worin er didaktiſch Unrecht hat. Genug, er gründet ſich darauf, daß jede Farbe, ſie möge an Körpern oder ſonſt erſcheinen, eine wahre entſchiedene Urſache hinter ſich habe.

Drittes Capitel. Chromatismus der Luft. Er handelt von den Farben des Himmels und des Meeres und bringt verſchiedene ältere Meinungen über die Bläue der Luft vor. Wir überſetzen die Stelle, welche ſeine eigenen Gedanken enthält, um den Leſer urtheilen zu laſſen, wie nahe er an der ächten Erklärungsart geweſen. Denn er fühlt die Bedeutſamkeit des nicht völlig Durchſichtigen, wodurch wir ja zunächſt auf die Trübe hingeleitet werden.

Warum der Himmel blau erſcheint.

„Zuvörderſt muß man wiſſen, daß unſer Geſicht nichts ſehen könne, als was eine Farbe hat. Weil aber das Geſicht nicht immer auf dunkle Körper oder Körper von gefärbter Oberfläche gerichtet iſt, ſondern auch ſich in den unendlichen Luftraum und in die himmliſchen durchſichtigen Fernen, welche keine Düſternheit haben, verliert, wie wenn wir den heitern Himmel und entfernte hohe Gebirgsgipfel betrachten; ſo war, damit eine ſolche Handlung nicht ihres Zweckes beraubt werde und ſich im Gränzenloſen verliere, die Natur ſchuldig, jenem durchſichtigen unendlichen Mittel eine gewiſſe Farbe zu verleihen, auf daß der Blick eine Gränze fände, nicht aber in Finſterniß und Nichts ausliefe. Eine ſolche Farbe nun konnte weder Weiß, Gelb noch Roth ſeyn, indem dieſe, als dem Licht benachbart und verwandt, einen unterliegenden Gegenſtand

verlangen, um gesehen werden zu können. Denn was nahe ist, vergleicht sich dem Lichte, und das Fernste der Finsterniß. Deßwegen auch helle Farben, wenn man sie in einem bestimmten Raum gewahr wird, desto mehr zum Schatten und zur Finsterniß sich neigen, je mehr sie sich vom Lichte oder der Sehkraft entfernen. Der Blick jedoch, der in jene unendlichen atherischen Raume dringt, sollte zuletzt begranzt werden und war sowohl wegen der unendlichen Ferne, als wegen der unendlichen Vermannichfaltigung der Luftschichten nur durch Finsterniß zu begränzen, eine schwarze Farbe aber wollte sich weder für die Augen, noch für die Welt schicken; deßwegen verieth sich die Natur aufs weiseste, und zwischen den lichten Farben, dem Weißen, Gelben und Rothen und dem eigentlich Finstern fand sich eine Mittelfarbe, nämlich die blaue, die aus einer ungleichen Mischung des Lichtes und der Finsterniß bestand. Durch diese nun, wie durch einen höchst angenehmen Schatten, sollte der Blick begranzt seyn, daß er vom Hellen nicht so sehr zerstreut, vom Finstern nicht zu sehr zusammengezogen oder von dem Rothen entzünder würde, und so stellte die Natur das Blaue dazwischen, zunächst an der Finsterniß, so daß das Auge, ohne verletzt zu werden, die erfreulichen Himmelsraume durch ihre Vorsehung mit Vergnügen und Bewunderung betrachten kann."

Die Naivetät, womit Kircher um die Sache herumgeht, ist merkwürdig genug. Man könnte sie komisch nennen, wenn man nicht dabei ein treues Bestreben wahrnahme. Und ist er es doch nicht allein, sind doch bis auf den heutigen Tag noch Menschen, denen die Vorstellungsart der Endursachen gefällt, weil sie wirklich etwas Beistiges hat und als eine Art von Anthropomorphism angesehen werden kann. Dem Aufmerksameren freilich wird nicht entgehen, daß man der

Natur nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die bloß nothwendig handelt, einen Vorsatz unterschiebt und ihren Resultaten ein zweckmäßiges Ansehen verleihen möchte.

Viertes Capitel. Chromatismus der Brechung. Die Farben des Prisma's erklärt er wie Antonius de Dominis dadurch, daß die hellsten Farben beim Durchgang durch die schwächste Seite des Glases, die dunkelsten beim Durchgang durch die stärksten Seiten des Glases entstehen.

Die Erfahrung mit dem nephritischen Holze trägt er weitläuftig vor.

Fünftes Capitel. Chromatismus der Metalle, Gefärbtheit durchsichtiger Steine, der Salze, der Metallkalke.

Sechstes Capitel. Chromatismus der Pflanzen. Besonders wird gefragt: wie man Pflanzen färben könne.

Siebentes Capitel. Chromatismus der Thiere. Er bringt zur Sprache warum Pferde nicht grün und blau seyn können; warum die vierfüßigen Thiere nicht goldfarben aussehen, warum hingegen die Vögel und Insecten alle Arten von Farben annehmen. Auf welche Fragen durchaus er, wie man wohl erwarten kann, keine befriedigende Antwort giebt. Von den Farben des Chamaleons werden eigene Erfahrungen beigebracht.

Achtes Capitel. Vom Urtheil nach Farben, und zwar zuerst von den Farben des Himmels, der Wolken; Beurtheilung der Steine, Pflanzen und Thiere nach den Farben. Hiezu werden Regeln gegeben. Beurtheilung der Menschen, ihre Complexion und sonstige Eigenschaften betreffend, nach den verschiedenen Farben der Haut, der Augen, der Haare. Der Farben des Urins wird gedacht, wobei zu bemerken ist, daß bei Gelegenheit des Urins die Farben schon früher zur Sprache gekommen, und wenn wir nicht irren, ein Büchlein

de Urinis der Abhandlung des Theophraſt über die Farben bei einer früheren Edition hinzugefügt iſt.

Kircher hat bei dem Vielen, was er unternommen und geliefert, in der Geſchichte der Wiſſenſchaften doch einen ſehr zweideutigen Ruf. Es iſt hier der Ort nicht, ſeine Apologie zu übernehmen; aber ſo viel iſt gewiß: die Naturwiſſenſchaft kommt uns durch ihn fröhlicher und heiterer entgegen, als bei keinem ſeiner Vorgänger. Sie iſt aus der Studirſtube, vom Katheder in ein bequemes wohlausgeſtatteres Kloſter gebracht, unter Geiſtliche, die mit aller Welt in Verbindung ſtehen, auf alle Welt wirken, die Menſchen belehren, aber auch unterhalten und ergötzen wollen.

Wenn Kircher auch wenig Probleme auflöſ't, ſo bringt er ſie doch zur Sprache und betaſtet ſie auf ſeine Weiſe. Er hat eine leichte Faſſungskraft, Bequemlichkeit und Heiterkeit in der Mittheilung, und wenn er ſich aus gewiſſen techniſchen Späßen, Perſpectiv- und Sonnenuhr-Zeichnungen gar nicht loswinden kann, ſo ſteht die Bemerkung hier am Platze, daß, wie jenes im vorigen Jahrhundert bemerkliche höhere Streben nachläßt, wie man mit den Eigenſchaften der Natur bekannter wird, wie die Technik zunimmt, man nun das Ende von Spielereien und Künſteleien gar nicht finden, ſich durch Wiederholung und mannichfaltige Anwendung eben derſelben Erſcheinung, eben deſſelben Geſetzes, niemals erſättigen kann; wodurch zwar die Kenntniß verbreitet, die Ausübung erleichtert, Wiſſen und Thun aber zuletzt geiſtlos wird. Witz und Klugheit arbeiten indeſſen jenen Forderungen des Wunderbaren entgegen und machen die Taſchenſpielerei vollkommner.

Es iſt für uns nicht von geringer Bedeutung wenn wir erfahren, daß bildende Künſtler diejenige Lehre, die wir zu verbreiten ſuchen, gleichfalls anerkannt und in ihren Nutzen zu verwenden gewußt haben. Wir beſitzen ein Bildniß von Nicolaus Pouſſin, nach ſeinem Ableben geſtochen von A. Clouet; er hält ein Buch im Arm, auf deſſen Rücken oder Schnitt geſchrieben ſteht: de Lum. et Umbr. Dieß kann kein anderes ſeyn, als Pater Kirchers Werk welches 1646 heraus kam.

Pouſſin lebte von 1594 bis 1672; wie werth muß ihm, einem gebornen und höchſt gebildeten Künſtler, ein ſolches Buch im funfzigſten Jahre geworden ſeyn! Wahrſcheinlich hatte er mit dem Verfaſſer ſchon früher ein perſönliches Verhältniß und dieſe Lehre ſo lieb gewonnen daß er ſie hier an die Bruſt drückt. Beide hatten in Rom lange Jahre neben einander und wahrſcheinlich miteinander zugebracht.

Wir wollen hier noch zum Schluſſe des Pater Bonacurſius gedenken, der mit Kirchern auf die Dauer des Bildeindrucks im Auge aufmerkſam ward. Zufälligerweiſe war es das Fenſterkreuz, das ſie von jener merkwürdigen phyſiologiſchen Erſcheinung belehrte, und es iſt ihnen als Geiſtlichen nicht zu verargen, daß ſie zuerſt der Heiligkeit dieſer mathematiſchen Figur eine ſolche Wunderwirkung zuſchrieben. Uebrigens iſt dieß einer von den wenigen Fällen, wo eine Art von Aberglaube ſich zur Betrachtung der Farbenerſcheinung geſellt hat.

Marcus Marci,

geb. 1595, geſt. 1667.

Die großen Wirkungen, welche Keppler und Tycho de Brahe, in Verbindung mit Galilei, im ſüdlichen Deutſchland hervorgebracht, konnten nicht ohne Folge bleiben und es laßt ſich bemerken, daß in den kaiſerlichen Staaten, ſowohl bei einzelnen Menſchen als ganzen Geſellſchaften, dieſer erſte kräftige Anſtoß immer fortwirkt.

Marcus Marci, etliche und zwanzig Jahre jünger als Keppler, ob er ſich gleich vorzüglich auf Sprachen gelegt hatte, ſcheint auch durch jenen mathematiſch-aſtronomiſchen Geiſt angeregt worden zu ſeyn. Er war zu Landskron geboren und zuletzt Profeſſor in Prag. Bei allen ſeinen Verdienſten, die von ſeinen gleichzeitigen Landsleuten höchlich geſchatzt wurden, fehlte es ihm doch eigentlich, ſo viel wir ihn beurtheilen können, an Klarheit und durchdringendem Sinn. Sein Werk, das uns hier beſonders angeht: Thaumantias. Liber de arcu coelesti, deque colorum apparentium natura, ortu et causis, zeugt von dem Ernſt, Fleiß und Beharrlichkeit des Verfaſſers; aber es hat im Ganzen etwas Trübſeliges. Er iſt mit den Alten noch im Streit, mit den Neuern nicht einig, und kann die Angelegenheit, mit der er ſich eigentlich beſchäftigt, nicht in die Enge bringen; welches freilich eine ſchwere Aufgabe iſt, da ſie nach allen Seiten hindeutet.

Einſicht in die Natur kann man ihm nicht abſprechen; er kennt die prismatiſchen Verſuche ſehr genau: die dabei vorkommende farbloſe Refraction, die Farbung ſowohl in objectiven als ſubjectiven Fallen, hat er vollſtandig durchgearbeitet: es mangelt ihm aber an Sonderungsgabe und

Ordnungsgeiſt. Sein Vortrag iſt unbequem, und wenn man auch begreift, wie er auf ſeinem Wege zum Zweck zu gelangen glaubte, ſo iſt es doch angſtlich, ihm zu folgen.

Bald ſtellt er fremde Sahe auf, mit denen er ſtreitet, bald ſeine eigenen, denen er gleichfalls opponirt, ſodann aber ſie wieder rechtfertigt, dergeſtalt, daß nichts aneinander tritt, vielmehr eins über das andre hingeſchoben wird.

Die prismatiſchen Farben entſtehen ihm aus einer Condenſation des Lichts; er ſtreitet gegen die, welche den Schatten zu einer nothwendigen Bedingung dieſer Erſcheinung machen, und muß doch bei ſubjectiven Verſuchen sepimenta und interstitia umbrosa verlangen und hinzufugen: cujus ratio est, quod species lucis aut color se mediam infert inter umbrosa intervalla. Auch iſt zu bemerken, daß wir bei ihm ſchon eine diverſe Refraction finden.

So wie in Methode und Vortrag, alſo auch in Sprache und Styl iſt er Keplern entgegengeſetzt. Wenn man bei dieſem mit Luſt Materien abgehandelt ſieht, die man nicht kennt, und ihn zu verſtehen glaubt; ſo wird bei jenem dasjenige, was man ſehr gut verſteht, woven wir die genaueſte Kenntniß haben, durch eine düſtre Behandlung verworren, trüb, ja man darf ſagen ausgelöſcht. Um ſich hiervon zu überzeugen, leſe derjenige, dem die ſubjectiven prismatiſchen Verſuche vollkommen bekannt ſind, die Art, wie der Verfaſſer das Phänomen erklart S. 177.

Prinzeſſinn.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen, wächſt vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Muſen gleich
Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſeltner eine Freundinn und Geſpielinn,
Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint,
Etwas zu ſuchen ſcheint das wir nicht kennen,
Und er vielleicht am Ende ſelbſt nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſchnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt geſucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen laſſen,
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt
Und ich bin gegen Taſſo nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;

De la Chambre,

geb. 1594, geſt. 1669.

La Lumière, par le Sieur de la Chambre, Conseiller du Roy en Ses Conseils, et Son Médecin ordinaire. Paris 1657.

Kircher hatte ausgeſprochen, daß die Farben Kinder des Lichts und des Schattens ſeyen; Carteſius hatte bemerkt, daß zum Erſcheinen der prismatiſchen Farben eine Beſchränkung mitwirken müſſe: man war alſo von zwei Seiten her auf dem Wege, das Rechte zu treffen, indem man jenen dem Licht entgegengeſetzten Bedingungen ihren integrirenden und conſtituirenden Antheil an der Farbenerſcheinung zugeſtand.

Man warf ſich jedoch bald wieder auf die entgegengeſetzte Seite und ſuchte alles in das Licht hineinzulegen, was man hernach wieder aus ihm herausdemonſtriren wollte. Der einfache Titel des Buchs La Lumière, im Gegenſatz mit dem Kircheriſchen, iſt recht charakteriſtiſch. Es iſt dabei darauf angeſehen, alles dem Lichte zuzuſchieben, ihm alles zuzuſchreiben, um nachher alles wieder von ihm zu fordern.

Dieſe Geſinnung nahm immer mehr überhand, jemehr man ſich dem Ariſtoteles entgegenſtellte, der das Licht als ein Accidens, als etwas das einer bekannten oder verborgenen Subſtanz begegnen kann, angeſehen hatte. Nun wurde man immer geneigter, das Licht wegen ſeiner ungeheuern Wirkungen nicht als etwas Abgeleitetes anzuſehen; man ſchrieb ihm vielmehr eine Subſtanz zu, man ſah es als etwas Urſprüngliches, für ſich Beſtehendes, Unabhangiges, Unbedingtes an; doch mußte dieſe Subſtanz, um zu erſcheinen,

ſich materiiren, materiell werden, Materie werden, ſich körperlich und endlich als Körper darſtellen, als gemeiner Körper, der nun Theile aller Art enthalten, auf das verſchiedenſte und wunderlichſte gemiſcht, und ungeachtet ſeiner anſcheinenden Einfalt als ein heterogenes Weſen angeſehen werden konnte. Dieß iſt der Gang, den von nun an die Theorie nimmt, und die wir in der Newtoniſchen Lehre auf ihrem höchſten Punkte finden.

Jene frühere Erklärungsart aber, die wir durch Kirchern umſtändlicher kennen gelernt, geht neben der neuern bis zu Ende des Jahrhunderts immer parallel fort, bildet ſich immer mehr und mehr aus und tritt noch einmal zuletzt ganz deutlich in Nuguet hervor, wird aber von der Newtoniſchen völlig verdrängt, nachdem ſie vorher durch Boyle bei Seite geſchoben war.

De la Chambre ſelbſt erſcheint uns als ein Mann von ſehr ſchwachen Kräften: es iſt weder Tiefe in ſeinen Conceptionen, noch Scharfſinn in ſeinen Controverſen. Er nimmt vier Arten Licht in der Natur an: die erſte ſey das innere, radicale, gewiſſen Körpern weſentliche, das Licht der Sonne, der Sterne, des Feuers; das andere ein äußeres, abgeleitetes, vorübergehendes, das Licht der von jenen Körpern erleuchteten Gegenſtände. Nun giebt es, nach ſeiner Lehre, noch andere Lichter, die vermindert und geſchwächt ſind und nur einige Theile jener Vollkommenheit beſitzen, das ſind die Farben. Man ſieht alſo, daß von einer Seite eine Bedingung zugegeben werden muß, die das Licht ſchwacht, und daß man von der andern wieder dem Lichte eine Eigenſchaft zuſchreibt, gleichſam ohne Bedingung geſchwächt ſeyn zu können. Wir wollen übrigens dem Verfaſſer in ſeiner Deduction folgen.

Erſter Artikel. Daß das äußere Licht von derſelben Art ſey wie das radicale. Nachdem er Wirkung und Urſache getrennt, welche in der Natur völlig zuſammen fallen, ſo muß er ſie hier wieder verknüpfen und alſo ſeine Eintheilung gewiſſermaßen wieder aufheben.

Zweiter Artikel. Daß die apparenten Farben nichts anderes als das Licht ſelbſt ſeyen. Auch hier muß er das Mittel, wodurch das Licht durchgeht, als Bedingung vorausſetzen; dieſe Bedingung ſoll aber nichts als eine Schwächung hervorbringen.

Dritter Artikel. Das Licht vermiſche ſich nicht mit der Dunkelheit (obscurité). Es iſt ja aber auch nicht von der Dunkelheit die Rede, ſondern von dem Schatten, mit welchem das Licht ſich auf manche Weiſe verbinden, und der unter gewiſſen Umſtänden zur Bedingung werden kann, daß Farben erſcheinen, ſo wie bei den Doppelbildern ſchattengleiche Halbbilder entſtehen, welche eben in den Fall kommen können farbig zu ſeyn. Alles übrige ſchon oft Geſagte wollen wir hier nicht wiederholen.

Vierter Artikel. Das Licht vermiſche ſich nicht mit dem Düſtern (opacité). Bei dem prismatiſchen Falle, wovon er ſpricht, mag er zwar in gewiſſem Sinne Recht haben: denn die Farben entſtehen nicht aus dem einigermaßen Düſtern des Prismas, ſondern an dem zugleich gewirkten Doppelbilde. Hat man aber die Lehre vom Trüben recht inne, ſo ſieht man, wie das, was man allenfalls auch düſter nennen könnte, nämlich das nicht vollkommen Durchſichtige, das Licht bedingen kann, farbig zu erſcheinen.

Fünfter Artikel. Daß das Licht, indem es ſich in Farbe verwandelt, ſeine Natur nicht verändere.

Hier wiederholt er nur die Behauptung: die Farben seyen bloß geschwachte Lichter.

Sechster Artikel. Welche Art von Schwächung das Licht in Farbe verwandle. Durch ein Gleichniß vom Ton hergenommen unterscheidet er zwei Arten der Schwächung des Lichtes: die erste vergleicht er einem Ton, der durch die Entfernung geschwacht wird, und das ist nun seine dritte Art Licht; die zweite vergleicht er einem Ton, der von der Tiefe zur Höhe übergeht und durch diese Veränderung schwächer wird, dieses ist nun seine vierte Art Licht, nämlich die Farbe. Die erste Art möchte man eine quantitative und die zweite eine qualitative nennen, und dem Verfasser eine Annäherung an das Rechte nicht abläugnen. Am Ende, nachdem er die Sache weitläuftig auseinander gesetzt, zieht er den Schluß, daß die Farben nur geschwachte Lichter seyn können, weil sie nicht mehr die Lebhaftigkeit haben, welche das Licht besaß, woraus sie entspringen. Wir geben gern zu, daß die Farben als geschwachte Lichter angesehen werden können, die aber nicht aus dem Licht entspringen, sondern an dem Licht gewirkt werden.

Siebenter Artikel. Daß die apparenten und die firen Farben beide von einerlei Art seyen. Daß die sämmtlichen Farben, die physiologischen, apparenten und firen, unter einander in der größten Verwandtschaft stehen, wäre Thorheit zu laugnen. Wir selbst haben diese Verwandtschaft in unserm Entwurfe abzuleiten und, wo es nicht möglich war sie ganz durchzuführen, sie wenigstens anzudeuten gesucht.

Achter Artikel. Daß die firen Farben nicht vom Sonnenlichte herkommen. Er streitet hier gegen diejenigen, welche die Oberfläche der Körper aus verschieden gestalteten Theilchen zusammensetzen und von diesen das Licht

verſchiedenfarbig zurückſtrahlen laſſen. Da wir den fixen Farben einen chemiſchen Urſprung zugeſtehen und eine gleiche Realität wie andern chemiſchen Phanomenen, ſo können wir den Argumenten des Verfaſſers beitreten. Uns iſt Lakmus in der Finſterniß ſo gut gelbroth als der zugemiſchte Eiſig ſauer, eben ſo gut blauroth als das dazugemiſchte Alcali ſade. Man könnte, um es hier im Vorbeigehen zu ſagen, die Farben der Finſterniß auch intentionell nennen: ſie haben die Intention eben ſo gut, zu erſcheinen und zu wirken, als ein Gefangener im Gefangniß, frei zu ſeyn und umher zu gehen.

Neunter Artikel. Daß die Farben keine Flammen ſeyen. Dieſes iſt gegen den Plato gerichtet, der indeſſen, wenn man ſeine Rede gleichnißweiſe nehmen will, der Sache nahe genug kommt: denn der Verfaſſer muß ja im

Zehnten Artikel behaupten: daß die fixen Farben innerliche Lichter der Körper ſeyen. Was hier zur Sprache kommt, drückt ſich viel beſſer aus durch die ſpater von Delaval hauptſachlich urgirte nothwendige Bedingung zum Erſcheinen der fixen Farben, daß ſie namlich einen hellen Grund hinter ſich haben müſſen, bis zu dem das auffallende Licht hindurchdringt, durch die Farbe zum Auge zurückkehrt, ſich mit ihr gleichſam tingirt und auf ſolche Weiſe ſpecifiſch fortwirkt. Das Gleiche geſchieht beim Durchſcheinen eines urſprünglich farbloſen Lichtes durch transparente farbige Körper oder Flächen. Wie nun aber dieß zugehe, daß die den Körpern angehörigen Lichter durch das radicale Licht aufgeweckt werden, darüber verſpricht uns der Verfaſſer in ſeinem Capitel von der Wirkung des Lichtes zu belehren, wohin wir ihm jedoch zu folgen nicht rathſam finden. Wir bemerken nur noch, daß er in ſeinem

Eilften Artikel nun die vier verſchiedenen Lichter fertig

hat: nämlich das Licht, das den leuchtenden Körpern angehört, dasjenige was ſie von ſich abſchicken, das Licht das in den fixen Farben ſich befindet, und das was von dieſen als Wirkung, Gleichniß, Gleichartiges, Species, espèce abgeſendet wird. Dadurch erhält er alſo zwei vollkommene und völlig radicale, den Körpern eigene, ſo wie zwei geſchwächte und verminderte äußerliche und vorübergehende Lichter.

Auf dieſem Wege glaubt er nun dem Licht oder den Lichtern, ihrem Weſen und Eigenſchaften näher zu dringen, und ſchreitet nun im zweiten Capitel des erſten Buchs zur eigentlichen Abhandlung. Da jedoch das was uns intereſſirt, nämlich ſeine Geſinnung über Farbe, in dem erſten Capitel des erſten Buchs völlig ausgeſprochen iſt, ſo glauben wir ihm nicht weiter folgen zu müſſen, um ſo weniger, als wir ſchon den Gewinn, den wir von der ganzen Abhandlung haben könnten, nach dem bisher Geſagten, zu ſchätzen im Stande ſind.

Iſaac Voſſius,

geb. 1618, geſt. 1689.

Sohn und Bruder vorzüglicher Gelehrten und für die Wiſſenſchaften thätiger Menſch. Frühe wird er in alten Sprachen und den damit verbundenen Kenntniſſen unterrichtet. In ihm entwickelt ſich eine leidenſchaftliche Liebhaberei zu Manuſcripten. Er beſtimmt ſich zum Herausgeber alter Autoren und beſchäftigt ſich vorzüglich mit geographiſchen und aſtronomiſchen Werken. Hier mag er empfinden, wie nothwendig zu Bearbeitung derſelben Sachkenntniſſe gefordert

werden; und so nähert er sich der Physik und Mathematik. Weite Reisen befördern seine Naturanschauung.

Wie hoch man seine eigenen Arbeiten in diesem Fache anzuschlagen habe, wollen wir nicht entscheiden. Sie zeugen von einem hellen Verstand und ernsten Willen. Man findet darin originelle Vorstellungsarten, welche uns Freude machen, wenn sie auch mit den unsrigen nicht übereinstimmen. Seine Zeitgenossen, meist Descartes Schüler, sind übel mit ihm zufrieden und lassen ihn nicht gelten.

Uns interessirt hier vorzüglich sein Werk de Lucis natura et proprietate. Amstelodami 1662; wozu er später einen polemischen Nachtrag herausgegeben. Wie er über die Farben gedacht, lassen wir ihn selbst vortragen.

Im dreiundzwanzigsten Capitel.

Alle einfachen Körper seyen durchsichtig.

„Opak, d. h. undurchsichtig werden alle Körper genannt, die gefärbt sind und das Licht nicht durchlassen. Genau genommen ist eigentlich nichts vollkommen durchsichtig, als der leere Raum, indem die meisten Körper, ob sie gleich klar erscheinen, eben weil sie gesehen werden, offenbar etwas von Undurchsichtigkeit an sich haben."

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Farben seyen kein Licht, und woher sie entspringen.

„Daß also einige Körper durchsichtig, andere aber opak erscheinen, dieses rührt von nichts anderem als von der Beimischung der Farbe her. Wenn es keine Farben gäbe, so

würde alles durchsichtig oder weiß aussehen. Es giebt keinen Körper, er sey flüssig oder fest und dicht, der nicht sogleich durchsichtig würde, sobald man die Farbe von ihm trennt. Daher ist die Meinung derer nicht richtig, welche die Farbe ein modificirtes Licht nennen, da dem Lichte nichts so entgegen ist als die Farbe. Wenn die Farben Licht in sich hatten, so würden sie auch des Nachts leuchten, welches doch nicht der Fall ist."

„Ursache und Ursprung der Farben daher kommt allein von dem Feuer oder der Wärme. Wir können dieses daran sehen, daß in kalten Gegenden alles weiß ist, ja selbst die Thiere weiß werden, besonders im Winter. Die Weiße aber ist mehr der Anfang der Farben als Farbe selbst."

„An heißen Orten hingegen findet sich die ganze Mannichfaltigkeit der Farben. Was auch die Sonne mit ihren günstigen Strahlen bescheint, dieses nimmt sogleich eine angenehme und erfreuliche Farbung an. Findet sich auch in kalten Gegenden manchmal etwas Gefärbtes, so ist es doch nur selten und schwach, und deutet mehr auf ein Bestreben einer ohnmächtigen Natur, als ihre Macht und Gewalt an; wie denn ein einziges indisches Vögelchen eine größere Farbenmannichfaltigkeit leistet, als das sämmtliche Vögelgeschlecht, das norwegische und schwedische Wälder bevölkert. Eben so verhält sich's mit den übrigen Thieren, Pflanzen und Blumen; denn in jenen Gegenden findest du nicht einmal die Thäler mit leuchtenden und lebhaften Farben geschmückt, man müßte sie denn durch Kunst hervorbringen, oder der Boden müßte von einer besondern Beschaffenheit seyn. Gelangt man weiter nach Norden, so begegnet einem nichts als Graues und Weißes. Deßwegen nehmen wir an: die Ursache der Farben sey das Verbrennen der Körper."

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Die Materie der Farben rühre von der Eigenſchaft des Schwefels her.

„Der Grundſtoff der Farben ſchreibt ſich nirgends anders her als von dem Schwefel, der einem jeden Körper beigemiſcht iſt. Nach dem verſchiedenen Brennen dieſes Elements entſtehen auch die verſchiedenen Farben: denn der natürliche Schwefel, ſo lange er weder Wärme noch Feuer erfahren hat, iſt durchſichtig; wird er aufgelöſ't, dann nimmt er verſchiedene Farben an und verunreinigt die Körper, denen er beigemiſcht iſt. Und zwar erſcheint er zuerſt grün, dann gelb, ſodann roth, dann purpurfarb und zuletzt wird er ſchwarz. Iſt aller Schwefel erſchöpft und verzehrt, dann löſen ſich die Körper auf, alle Farbe geht weg und nichts bleibt als eine weiße oder durchſichtige Aſche; und ſo iſt die Weiße der Anfang aller Farben, und das Schwarze das Ende. Das Weiße iſt am wenigſten Farbe; das Schwarze hingegen am meiſten. Und nun wollen wir die einzelnen Arten und Stufen der Farbe durchgehen."

Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Die Ordnung der Farben.

„Die erſte Farbe daher, wenn man es Farbe nennen kann, iſt das Weiße. Dieſes tritt zunächſt an das Durchſichtige, und da alle Körper von Natur durchſichtig ſind, ſo kommt hier zuerſt das Düſtere (opacitas) hinzu und der Körper wird ſichtbar bei dem geringſten Lichte, auch wenn der Schwefel nicht ſchmilzt, den wir jedem Körper zugeſchrieben haben. Denn jeder durchſichtige Körper, wenn er zerrieben wird, ſo daß eine Verſchiedenheit der Oberflächen entſteht,

erscheint sogleich als weiß, und es ist ganz einerlei, ob die Materie fest oder flüssig gewesen. Man verwandle Wasser zu Schaum, oder Glas in Pulver, so wird sich die Durchsichtigkeit sogleich in das Weiße verwandeln. Und zwar ist dieses die erste Art des Weißen; und wenn du sie allein betrachtest, so kann man die Weiße nur uneigentlich zu den Farben zählen. Denn wenn du die einzelnen Körperchen und ihre kleinsten Oberflächen besonders ansiehst, so bleibt ihnen die Durchsichtigkeit, und bloß die Stellung, die Lage der Körper betrügt den Anblick."

„Aber eine andere Art des Weißen giebt es, wenn in einem durchsichtigen Körper durch Einwirkung des Lichtes und der Warme die zarteren Theile des Schwefels schmelzen und angezündet werden: denn da auf diese Weise die Körper austrocknen und dünner werden, so folgt daraus, daß auch verschiedene neue Oberflächen entstehen; und auf diese Art werden durchsichtige Dinge, auch ehe die Tinctur des Schwefels hinzutritt, weiß. Denn es ist eine allgemeine Regel, daß jeder klein zerstückte Körper weiß werde, und umgekehrt, daß jeder weiße Körper aus kleinen durchsichtigen Theilen bestehe."

„Zunächst an der Weiße folgen zwei Farben, das blässere Grün und das Gelbe. Ist die Warme schwach, die das, was schwefelicht ist, in den Körpern auflösen soll, so geht das Grüne voraus, welches roher und wässeriger ist als das Gelbe. Verursacht aber die Warme eine mächtigere Kochung, so tritt sogleich nach dem Weißen ein Gelbes hervor, das reifer ist und feuriger. Folgt aber auf diese Art das Gelbe dem Weißen, so bleibt kein Platz mehr für das Grüne. Denn auch in den Pflanzen wie in anderen Körpern, wenn sie grün werden, geht das Grüne dem Gelben voraus."

„In welcher Ordnung man auch die Farben zählt, so ist

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er scheint sich uns zu nahn, und bleibt uns fern;
Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

Prinzessinn.

Du hast den Dichter fein und zart geschildert,
Der in den Reichen süßer Träume schwebt.
Allein mir scheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltsam anzuziehn und fest zu halten.
Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Äpfeln gleich, ein neu Hesperien *

die mittlere immer roth. Am mächtigſten iſt hier das flammende Roth, und dieſes entſteht nicht aus dem Weißen und Schwarzen, ſondern es iſt dem Schwefel ſeinen Urſprung ſchuldig. Und doch laſſen ſich aus dem Rothen, dem Weißen und dem Schwarzen alle Farben zuſammenſetzen."

„Entſteht nämlich eine größere Verbrennung der Körper und des Schwefels, ſo erſcheint die Purpur- und blaue Farbe, deren Miſchung bekannt iſt. Die Gränze der Farbe jedoch, ſo wie die letzte Verbrennung iſt die Schwarze. Dieſes iſt die letzte Tinctur des Schwefels und ſeine letzte Wirkung. Hierauf folgt die Auflöſung der Körper. Wenn aber der Schwefel erſchöpft und die Feuchtigkeit aufgezehrt iſt, ſo bleibt nichts als die weiße und durchſichtige Aſche. Giebſt du dieſer die Feuchtigkeit und den Halt wieder, ſo kehren die Körper in ihren erſten Zuſtand zurück."

„In denjenigen Flammen, wie ſie täglich auf unſerm Herde aufſteigen, iſt die entgegengeſetzte Ordnung der Farben. Denn je dunkler die Tinctur des Schwefels in der Kohle iſt, deſto reiner und weißer ſteigt die Flamme auf. Jedoch iſt die Flamme, die zuerſt aufſteigt, wegen beigemiſchten Unraths, dunkel und finſter; dann wird ſie purpurfarb, dann röther ſie ſich und wird gelb. Fängt ſie an weiß zu werden, ſo iſt es ein Zeichen, daß Schwefel und brennbare Materien zu Ende gehen."

„Es giebt aber weder eine völlig ſchwarze, noch völlig weiße Flamme. Wird ſie zu ſehr verdunkelt, dann iſt es Rauch, nicht Flamme; wird ſie zu ſehr weiß, ſo kann ſie auch nicht länger beſtehen, da ihr der Schwefel ausgeht."

„Und ſo glaub' ich, iſt deutlich genug, warum verſchiedene Körper, nach der verſchiedenen Tinctur des Schwefels, ſich auf eine verſchiedene Weiſe gefärbt ſehen laſſen, und ich

hoffe, hier werden mir die Chemiker nicht entgegen seyn, die, ob sie gleich, wie überhaupt, also auch von den Farben, sehr verworren und rathselhaft sprechen, doch nicht viel von dem, was wir bisher ausgesprochen, abzuweichen scheinen."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Wie die apparenten Farben erzeugt werden.

„Nun ist aber eine andere Frage zu beantworten, welche verwickelter und schwerer ist: woher nämlich die Farben kommen, welche von ihren Körpern gewissermaßen abgesondert sind, welche man die apparenten nennt, wie die Farben des Regenbogens, der Morgenröthe und die, welche durch glaserne Prismen sich ausbreiten. Aus dem, was wir gesagt haben, erhellt, wie mich dünkt, genugsam, daß die Flamme jederzeit der Farbe des Schwefels folgt und alle Farben zulaßt, außer dem Schwarzen und dem völlig Weißen. Denn der Schwefel enthalt wohl die beiden Farben, aber eigentlich in der Flamme können sie nicht seyn. Weiß zwar erscheinen zarte Flämmchen; wenn sie es aber vollkommen wären, und nicht noch etwas von anderer Farbe zugemischt hätten, so wären sie durchsichtig und würden kein Licht oder ein sehr schwaches verbreiten. Daß aber eine Flamme schwarz sey, ist gegen die Vernunft und gegen die Sinne."

„Dieses festgesetzt, fahr' ich fort: wie die Farbe des Schwefels in der verbrennlichen Materie, so ist auch die Farbe der Flammen; wie aber die Flamme, so ist auch das Licht, das von ihr ausgebreitet wird; da aber die Flamme alle Farben enthält und begreift, so ist nothwendig, daß das Licht dieselbe Eigenschaft habe. Deßwegen sind auch in dem Licht alle Farben, obgleich nicht immer sichtbar. Denn wie eine

mächtige Flamme weiß und einfarbig erscheint, wenn man sie aber durch einen Nebel oder andern dichten Körper sieht, verschiedene Farben annimmt, auf eben diese Weise bekleidet sich das Licht, ob es gleich unsichtbar oder weiß ist, wenn es durch ein gläsernes Prisma oder durch eine feuchte Luft durchgeht, mit verschiedenen Farben."

„Ob nun gleich in dem reinen Licht keine Farben erscheinen, so sind sie dessen ungeachtet wahrhaft in dem Licht enthalten. Denn wie ein größeres Licht einem geringeren schadet, so verhindert auch ein reines Licht, das verdunkelte Licht zu sehen. Daß aber ein jedes Licht Farben mit sich führe, kann man daraus folgern, daß wenn man durch eine Glaslinse oder auch nur durch eine Oeffnung Licht in eine dunkle Kammer fallen läßt, sich auf einer entferntern Mauer oder Leinwand alle Farben deutlich zeigen, da doch an den Kreuzungspunkten der Strahlen und an den Stellen, die der Linse allzunah sind, keine Farbe, sondern das bloße Licht erscheint."

„Da nun aber das Licht Form und Bild [illegible] ist, welche aus dem Feuer nach allen Seiten hinstrahlen, so sind auch die Farben, die das Licht mitbringt, Formen und Bilder der Farben, welche wahrhaft und auf eine materielle Weise sich in dem Feuer befinden, von dem das Licht umhergesendet wird."

„Wie aber Flamme und Feuer, je schwächer sie sind, ein desto schwächeres Licht von sich geben, so auch nach Gefäß und Verhältniß der wahren und materialisirten Farbe, die in der Flamme ist, wachsen und nehmen ab die apparenten Farben im Lichte."

„Und wie nun bei abnehmender Flamme auch das Licht geschwächt wird, so verschwindet auch die apparente Farbe,

wenn die wahre Farbe abnimmt. Deßwegen wirft das gläſerne Prisma bei Nacht oder bei ſchwachem Lichte keine Farben umher, es giebt keine farbigen Phänomene, die Mondſcheinregenbogen ſind blaß, nichts erſcheint irgend feurig oder von einer andern deutlichen Farbe tingirt."

„So wie auch keine Flamme vollkommen ſchwarz oder weiß iſt, ſo ſind auch keine apparenten Farben weiß oder ſchwarz, ſondern ſo wie bei der Flamme ſo auch im Lichte ſind das Gelbe und Blaue die Gränzen der Farbe."

„Und hieraus, wenn ich nicht irre, ergiebt ſich deutlich, was die wahre, permanente und fixe Farbe ſey, deßgleichen die vergängliche, unſtate, die ſie auch apparent nennen. Denn die wahre Farbe iſt ein Grad, eine Art der Verbrennung in irgend einem Körper; die apparente Farbe aber iſt ein Bild einer wahren Farbe, das man außer ſeiner Stelle ſieht. Wie man aber auch die wahren Farben mit den apparenten zuſammenhalten und vergleichen will, ſo werden ſie ſich immer wie Urſache zu Urſache und wie Wirkung zu Wirkung verhalten, und was den fixen Farben begegnet, wird auch den Bildern, welche von denſelben erzeugt werden, geſchehen. Trifft dieſes manchmal nicht vollkommen ein, ſo ereignet ſich's wegen der Lage und Geſtalt der Körper, wodurch die Bilder durchgeführt und fortgepflanzt werden."

Hier ſehen wir alſo einige Jahre früher als Newton ſich mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt, ſeine Lehre völlig ausgeſprochen. Wir ſtreiten hier nicht mit Iſaac Voſſius, ſondern führen ſeine Meinung nur hiſtoriſch an. Die Tendenz jener Zeit, den äußeren Bedingungen ihren integrirenden Antheil an der Farbenerſcheinung abzuſprechen und ihnen nur einen

anregenden, entwickelnden Anstoß zuzuschreiben, dagegen alles im Lichte schon im voraus zu synthesiren, zusammenzufassen, zu verstecken und zu verheimlichen, was man künftig aus ihm hervorholen und an den Tag bringen will, spricht sich immer deutlicher aus, bis zuletzt Newton mit seinen Ibilitäten hervortritt, den Reihen schließt und, obgleich nicht ohne Widerspruch, dieser Vorstellungsart den Ausschlag giebt. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben anzuzeigen, was noch alles vorausgegangen, um Newton's Lehre den Weg zu bahnen; können aber hier nicht unbemerkt lassen, daß schon Matthäus Pauli, in seinem Compendium Institutionum physicarum, Posoniae 1793 unsern Isaac Vossius für einen Vorläufer Newton's erklärt, indem er sagt: „Den Alten war das Licht das einfachste und gleichartigste Wesen. Zuerst hat Isaac Vossius vermuthet, die Mannichfaltigkeit der Farben, die wir an den Körpern wahrnehmen, komme nicht von den Körpern, sondern von Theilchen des Lichts her."

Franciscus Maria Grimaldi,

geb. 1613, gest. 1663.

Er stammte aus einem alten berühmten Geschlechte und zwar von dem Zweige desselben, der zu Bologna blühte. Er scheint seine erste Bildung in den Jesuitenschulen erhalten zu haben; besonders befleißigte er sich der Mathematik und der damals innigst mit ihr verbundenen Naturlehre.

Nachdem er in den Orden getreten, ward er Professor der Mathematik zu Bologna und zeigte sich als einen in

ſeinem Fache ſehr geübten Mann, kenntnißreich, ſcharfſinnig, fleißig, pünktlich, unermüdet. Als einen ſolchen rühmt ihn Riccioli in der Dedication ſeines Almageſt und preiſ't ihn als einen treuen Mitarbeiter. Sein Werk, wodurch er uns bekannt, wodurch er überhaupt berühmt geworden, führt den Titel: Physico-Mathesis de Lumine, Coloribus et Iride, Bononiae 1665. Man bemerke, daß auch hier nur des Lichts und nicht des Schattens erwähnt iſt, und erwarte, daß Grimaldi ſich als ein ſolcher zeigen werde, der die Farbenerſcheinungen aus dem Licht entwickelt.

Hier haben wir nun das dritte Werk in unſerm Fache das ſich von einem jeſuitiſchen Ordensgeiſtlichen herſchreibt. Wenn Aguillonius ſorgfältig und umſtändlich, Kircher heiter und weitläuftig iſt, ſo muß man den Verfaſſer des gegenwärtigen Buchs höchſt conſequent nennen. Es iſt reich in Abſicht auf Erfahrungen und Experimente, ausführlich und methodiſch in ſeiner Behandlung, und man ſieht wohl, daß der Verfaſſer in allen Subtilitäten der Dialektik ſehr geübt iſt.

Vor allem aber iſt zu bemerken, daß Form und Darſtellung problematiſch, ja ironiſch ſind, welches einer ſo ernſten folgerechten Arbeit eine ganz wunderliche Wendung giebt. Galilei hatte ſich ſchon einer ähnlichen Wendung bedient, in den Dialogen, wegen welcher er von den Jeſuiten ſo heftig verfolgt wurde. Hier bedient ſich ein Jeſuit, nach etwa zwanzig Jahren, deſſelben Kunſtgriffs. Im erſten Buch, das 472 geſpaltene Quartſeiten ſtark iſt, thut er alles Mögliche, um zu zeigen, daß das Licht eine Subſtanz ſey; im zweiten Buch, welches nur 63 geſpaltene Seiten enthält, widerlegt er ſcheinbar ſeine vorige Meinung und verclauſulirt dieſe Widerlegung aufs neue dergeſtalt, daß er ſie völlig vernichtet.

Auch darf man nur die Vorrede des Ganzen und den Schluß des ersten Theils lesen, so fällt seine Absicht schon deutlich genug in die Augen. Bei allen diesen Verwahrungen zaudert er, das Werk herauszugeben, das bei seinem Tode völlig fertig liegt, wie es denn auch drei Jahre nach demselben, und so viel sich bemerken läßt, ohne Verstümmelung erscheint.

Indem er nun das Licht als Substanz behandelt, so finden wir ihn auf dem Wege, auf dem wir Carteſius, de la Chambre und Voſſius wandeln ſahen, nur betritt er denſelben mit mehr Ernſt und Sicherheit und zugleich mit mehr Vorſicht und Zartheit. Seine Naturkenntniß überhaupt iſt höchſt ſchätzenswerth. Erfahrungen und Verſuche, dieſe Gegenſtände betreffend, ſind vor ihm von keinem ſo vollſtändig zuſammengebracht worden. Freilich ſtellt er ſie alle zurecht, um ſeine Erklärungsart zu begründen; doch kann man ihm nachſagen, daß er keine Erfahrung, keinen Verſuch entſtelle, um ihn ſeiner Meinung anzupaſſen.

Das Licht iſt ihm alſo eine Subſtanz, im phyſiſchen Sinne eine Flüſſigkeit, die er jedoch aufs äußerſte zu verfeinern ſucht. Durch Beiſpiele und Gleichniſſe will er uns von der Zartheit eines ſo ſubtilen materiellen Weſens, das gleichſam nur wie ein geiſtiger Anhauch wirkt, überzeugen. Er führt die Lehre vom Magneten zu dieſem Zwecke umſtändlich durch, bringt die Falle von unendlicher Theilbarkeit der Farbe, äußerſter Ductilität der Metalle und dergleichen vor, nimmt den Schall, und was er ſonſt noch brauchen kann, zu Hülfe, um unſere Kenntniſſe durch Erinnerung auf einen Punkt zu ſammeln und unſere Einbildungskraft anzuregen.

Man hatte bisher drei Arten, in welchen ſich das Licht verbreite, angenommen: die directe, refracte, reflexe, wozu

er noch die inflere hinzuſetzt, welche er ſogleich in Rückſicht ſeiner hypothetiſchen Zwecke die diffracte nennt.

Jene verſchiedenen Arten der Lichtfortpflanzung zu erklären und andere dabei vorkommende Phänomene auszulegen, giebt er ſeiner feinen Flüſſigkeit eine verſchiedene innere Dispoſition. Und ſo wird denn dieſem wirkſamen Weſen ein Fließen (fluitatio), ein Wogen (undulatio, undatio), ein Regen und Bewegen (agitatio), ein Walzen (volutatio) zugeſchrieben.

Durchſichtigen Körpern wird eine continua porositas zugeeignet, welches eigentlich eine contradictio in adjecto iſt, woran ſich erkennen laßt, wie leicht man mit Worten das Unmögliche und Ungehörige als ein Mögliches, Verſtändiges und Verſtändliches mittheilen könne. Die undurchſichtigen Körper haben auch mannichfaltige wunderliche Oberflächen, die das Licht verſchiedentlich zurückwerfen; deßhalb er ſich denn vertheidigen muß, daß ſeine Lehre mit der Lehre der Atomiſten nicht zuſammenfalle, welches ihm auch Ernſt zu ſeyn ſcheint.

In jenen Poren und Irrgängen, wunderlichen Aus- und Einwegen, Schlupflöchern und andern mannichfaltigen Beſtimmungen, müdet ſich nun das Licht auf oben beſchriebene Weiſe gewaltig ab und erleidet eine Zerſtreuung (dissipatio), Zerbrechung (diffractio), Zerreißung (discissio) und natürlicher Weiſe auch eine Trennung (separatio); dabei denn auch gelegentlich eine Anhäufung (glomeratio) ſtattfindet.

Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß einer Zerſtreuung des Lichtes ſchon bei den Griechen erwähnt wird. Dort iſt es aber nur ein empiriſcher naiver Ausdruck, der eine oft vorkommende Erſcheinung von hin und wiedergeworfenem, geſchwächtem Lichte ſo gut er kann bezeichnen ſoll. Bei Grimaldi hingegen ſollen die mannichfaltigen Verſuren des Lichtes,

das Innere dieſes zarten, unbegreiflichen Weſens aufſchließen und uns von ſeiner Natur dogmatiſch belehren.

Die Farben werden alſo, nach Grimaldi, bei Gelegenheit der Refraction, Reflexion und Inflexion bemerkt; ſie ſind das Licht ſelbſt, das nur auf eine beſondere Weiſe für den Sinn des Geſichts fühlbar wird. Doch geht der Verfaſſer auch wohl ſo weit, daß er im Licht beſtimmte Arten der Farbe annimmt und alſo die Newtoniſche Lehre unmittelbar vorbereitet.

Alle Farben ſind ihm wahr und entſpringen auf einerlei Weiſe; doch läßt er, um ſie erklären zu können, den Unterſchied zwiſchen dauernden und vorübergehenden Farben einſtweilen zu, und um jene auch in vorübergehende zu verwandeln, benutzt er auf eine ſehr geſchickte Weiſe die Verſatilität der chemiſchen Farben.

Was übrigens den Apparat betrifft, ſo bedient er ſich öfters der kleinen Oeffnung im Fenſterladen, die ſich eigentlich von der die äußern Gegenſtände innerlich abbildenden Camera obscura herſchreibt. Die prismatiſchen Phänomene kennt er meiſtens, wie er denn auch auf die längliche Geſtalt des Farbenbildes unſere Aufmerkſamkeit hinlenkt. Unter ſeiner theoretiſchen Terminologie finden wir auch ſchon Strahlenbündel. Da ihm manche Erfahrungen und Verſuche, die erſt ſpäter bekannt geworden, in der Reihe ſeines Vortrags abgehen; ſo zeigen ſich in demſelben Lücken und Sprünge und gar manches Unzulängliche, das ihm aber nicht zu Schulden kommt. Den Regenbogen mit ſeinen Umſtänden und Bedingungen führt er ſorgfältig aus; die Farben deſſelben weiß er nicht abzuleiten.

Robert Boyle,

geb. 1627. geſt. 1691.

Die Scheidung zwiſchen Geiſt und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zu Stande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vortheil dabei: denn indem der Menſch ſeine Freiheit behaupten will, muß er ſich der Natur entgegenſetzen; indem er ſich zu Gott zu erheben ſtrebt, muß er ſie hinter ſich laſſen, und in beiden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr ſo wenig als möglich zuſchreibt, ja wenn er ſie als etwas Feindſeliges und Läſtiges anſieht. Verfolgt wurden daher ſolche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten. Als man die teleologiſche Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verſtand; man hatte den Muth nicht ihr Vernunft zuzuſchreiben und ſie blieb zuletzt geiſtlos liegen. Was man von ihr verlangte, waren techniſche, mechaniſche Dienſte, und man fand ſie zuletzt auch nur in dieſem Sinne faßlich und begreiflich.

Auf dieſe Weiſe läßt ſich einſehen, wie das zarte, fromme Gemüth eines Robert Boyle ſich für die Natur intereſſiren, ſich zeitlebens mit ihr beſchäftigen und doch ihr weiter nichts abgewinnen konnte, als daß ſie ein Weſen ſey, das ſich ausdehnen und zuſammenziehen, miſchen und ſondern laſſe, deſſen Theile, indem ſie durch Druck, Stoß gegen einander arbeiten und ſich in die verſchiedenſten Lagen begeben, auch verſchiedene Wirkungen auf unſere Sinne hervorbringen.

In die Farbenlehre war er von der chemiſchen Seite hereingekommen. Er iſt der erſte ſeit Theophraſt, der Anſtalt macht, eine Sammlung der Phänomene aufzuſtellen und eine

Uns duftend bilden. Erkennſt du ſie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der ſchönen Blätter auch.
Mit mannigfalt'gem Geiſt verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt ſich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann ſchleicht er ihm durch ſtille Fluren nach
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt ſich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leiſ' ihr ſchöner Fuß betrat.
Verſteckt im Buſche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Buſen
Mit ſeiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reitzend Leid, die ſel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach —

Prinzeſſinn.

Und wenn er ſeinen Gegenſtand benennt,
So gibt er ihm den Namen Leonore.

Ueberſicht zu geben. Er betreibt das Geſchäft nur gelegentlich und zaudert ſeine Arbeit abzuſchließen; zuletzt, als ihm eine Augenkrankheit hinderlich iſt, ordnet er ſeine Erfahrungen, ſo gut es gehen will, zuſammen, in der Form als wenn er das Unvollſtändige einem jungen Freunde zu weiterer Bearbeitung übergabe. Dabei möchte er zwar gern von einer Seite das Anſehen haben, als wenn er nur Erfahrungen zuſammenſtellte, ohne eben dadurch eine Hypotheſe begründen zu wollen; allein er iſt von der andern Seite aufrichtig genug, zu geſtehen, daß er ſich zur corpuscularen mechaniſchen Erklarungsart hinneige und mit dieſer am weiteſten auszulangen glaube. Er bearbeitet daher das Weiße und Schwarze am ausführlichſten, weil freilich bei dieſem noch am erſten ein gewiſſer Mechanismus plauſibel werden durfte. Was aber die eigentlich farbigen Phanomene der Körper, ſo wie was die apparenten Farben betrifft, bei dieſen geht er weniger methodiſch zu Werke, ſtellt aber eine Menge Erfahrungen zuſammen, welche intereſſant genug ſind und nach ihm immer wieder zur Sprache gekommen. Auch haben wir ſie, inſofern wir es für nöthig erachtet, in unſerm Entwurfe, nach unſerer Weiſe und Ueberzeugung aufgeführt.

Der Titel dieſes Werkes in der lateiniſchen Ausgabe, der wir gefolgt ſind, iſt: Experimenta et considerationes de coloribus — seu initium historiae experimentalis de coloribus a Roberto Boyle. Londini 1665.

Seine ganze Denkart, ſeine Verfahe, ſein Thun und Leiſten wird aus dem fünften Capitel des erſten Theiles am klarſten und eigentlichſten erkannt, welches wir denn auch überſetzt hier einſchalten.

Des ersten Theils

Fünftes Capitel.

1. „Es giebt, wie du weißt, mein Pyrophilus, außer jenen veralten Meinungen von den Farben, die man schon längst verworfen hat, gar verschiedene Theorien, deren jede zu unserer Zeit von bedeutenden Männern in Schutz genommen wird. 1) Denn die peripatetischen Schulen, ob sie gleich wegen der besonderen Farben unter sich nicht ganz eins sind, kommen doch alle darin überein: die Farben seyen einwohnende und wirkliche Eigenschaften, welche das Licht nur offenbare, nicht aber sie hervorzubringen etwas beitrage. 2) Alsdann giebt es unter den Neueren einige, die mit geringer Veränderung die Meinung Platon's annehmen; und wie er die Farbe für eine Art Flamme hält, die aus den kleinsten Körperchen bestehe, welche von dem Object gleichsam ins Auge geschleudert worden und deren Figur mit den Poren des Auges sich in Uebereinstimmung befinde: so lehren sie, die Farbe sey ein inneres Licht der helleren Theile des Gegenstandes, welches durch die verschiedenen Mischungen der weniger leuchtenden Theile verdunkelt und verändert worden. 3) Nun giebt es andere, welche einigen der alten Atomisten nachfolgen und die Farbe zwar nicht für eine leuchtende Emanation, aber doch für einen körperlichen Ausfluß halten, der aus dem gefärbten Körper hervortritt. Aber die gelehrteren unter ihnen haben neulich ihre Hypothese verbessert, indem sie anerkannten und hinzufügten: es sey etwas äußeres Licht nöthig, um diese Körperchen der Farbe zu reizen und anzuregen und sie zum Auge zu bringen. 4) Eine bedeutendere Meinung der neuern Philosophen ist sodann: die Farben entspringen aus einer Mischung des Lichts und der Finsterniß oder vielmehr

des Lichts und der Schatten, und dieſe Meinung ließe ſich denn wohl gewiſſermaßen mit der vorhergehenden vereinigen. 5) Was die Chemiker betrifft, ſo ſchreibt die Menge derſelben den Urſprung der Farben dem Princip des Schwefels in den Körpern zu, ob ich gleich finde, daß einige ihrer Anführer die Farben mehr vom Salz als vom Schwefel herleiten, ja andere ſogar von dem dritten Elementarprincip, dem Mercur. 6) Von des Carteſius Nachfolgern brauch' ich dir nicht zu ſagen, daß ſie behaupten, die Empfindung des Lichtes werde von einem Anſtoß hervorgebracht, welcher auf die Organe des Sehens von ſehr kleinen und feſten Kügelchen gewirkt wird, welche durch die Poren der Luft und anderer durchſichtiger Körper durchdringen können. Daraus verſuchen ſie denn auch die Verſchiedenheit der Farben zu erklaren, indem ſie die verſchiedenen Bewegungen dieſer Kügelchen und die Proportion der Bewegung zu der Rotation um ihren Mittelpunkt beachten, wodurch ſie nämlich geſchickt werden ſollen, den optiſchen Nerven auf mancherlei Weiſe zu treffen, ſo daß man dadurch verſchiedene Farben gewahr werden könne."

II. „Außer dieſen ſechs vornehmſten Hypotheſen kann es noch andere geben, mein Pyrophilus, die, obſchon weniger bekannt, doch eben ſo gut als dieſe deine Betrachtung verdienen. Erwarte aber nicht, daß ich ſie gegenwärtig umſtändlich durcharbeite, da du den Zweck dieſer Blätter und die mir vorgeſetzte Kürze kenneſt. Deßwegen will ich nur noch einiges im Allgemeinen bemerken, was ſich auf den Tractat, den du in Händen haſt, beſonders bezieht."

III. „Und zwar geſteh' ich dir zuerſt, daß ich, obgleich die Anhänger der gedachten verſchiedenen Hypotheſen durch eine jede beſonders und ausſchließlich die Farben erklären und hiezu weiter keine Beihülfe annehmen wollen, was mich

betrifft, zweifle: ob irgend eine dieser Hypothesen, wenn man alle andern ausschließt, der Sache genug thue. Denn mir ist wahrscheinlich, daß man das Weiße und Schwarze durch die bloße Reflexion, ohne Refraction anzunehmen, erklären könne, wie ich es in nachstehender Abhandlung vom Ursprunge des Schwarzen und Weißen zu leisten gesucht habe. Da ich aber nicht habe finden können, daß durch irgend eine Mischung des Weißen und wahrhaft Schwarzen (denn hier ist nicht von einem Blauschwarz die Rede, welches Viele für das ächte halten) — daß, sage ich, je daraus Blau, Gelb, Roth, geschweige denn die übrigen Farben könnten erzeugt werden; da wir ferner sehen, daß diese Farben durchs Prisma und andere durchsichtige Körper hervorzubringen sind, mit Beihülfe der Brechung: so scheint es, man müsse die Brechung auch zu Hülfe nehmen, um einige Farben zu erklären, zu deren Entstehung sie beitragt, weil sie auf eine oder die andere Weise den Schatten mit dem gebrochenen Lichte verbindet, oder auf eine Art, die wir gegenwartig nicht abhandeln können. Scheint es nun einigen wahrscheinlich, daß die Poren der Luft und anderer durchsichtiger Körper durchaus mit solchen Kügelchen angefüllt sind, wie die Cartesianer voraussetzen, und daß zugleich die verschiedenen Bewegungsarten dieser Kügelchen in vielen Fällen von Bedeutung sind, um das verschiedene Gewahrwerden der Farbe bei uns zu bewirken; so laßt sich auch, ohne diese Kügelchen, die man nicht so leicht beweisen kann, vorauszusetzen, überhaupt mit Wahrscheinlichkeit annehmen: das Auge könne mannichfaltig afficirt werden nicht allein von ganzen Lichtstrahlen die darauf fallen, und zwar als solchen, sondern auch von der Ordnung derselben und dem Grade der Geschwindigkeit, und daß ich mich kurz fasse, nach der Art und Weise, wie die Theilchen

woraus die einzelnen Strahlen bestehen zu dem Sinn gelangen, dergestalt daß, welche Figur auch jene kleinen Körper haben aus denen die Lichtstrahlen bestehen, sie nicht allein durch ihre Geschwindigkeit oder Langsamkeit der Entwicklung oder Rotation im Fortschreiten, sondern noch mehr durch ihre absolute Schnelligkeit, ihre directe oder wogende Bewegung und andere Zufalligkeiten, welche ihren Stoß aufs Auge begleiten können, geschickt sind, verschiedenartige Eindrücke zu erregen."

IV. „Zweitens muß ich dich, wegen dieser und ahnlicher Betrachtungen, mein Pyrophilus, bitten, daß du diese kleine Abhandlung ansehest, nicht als eine Dissertation, die geschrieben sey, um eine der vorstehenden Hypothesen ausschließlich vor allen andern zu vertheidigen, oder eine neue, welche mein wäre, dafür aufzustellen; sondern als einen Anfang einer Geschichte der Farben, worauf, wenn sie erst durch dich und deine geistreichen Freunde bereichert worden, eine gründliche Theorie könne aufgebaut werden. Weil aber diese Geschichte nicht bloß als Katalog der darin überlieferten Sachen anzusehen ist, sondern auch als ein Apparat zu einer gründlichen und umfassenden Hypothese; hielt ich es der Sache gemäß, so meine ganze Dissertation zu stellen, daß ich sie zu jenem Zweck so brauchbar machte, als es sich wollte thun lassen. Deßwegen zweifelte ich nicht, dir zu bezeugen, ich sey geneigt gewesen, sowohl dir die Arbeit zu ersparen, verschiedene unzulängliche Theorien, die dich niemals zu deinem Zweck führen würden, selbst zu erforschen; als überhaupt deine Untersuchungen zu vereinfachen, weßhalb ich mir zweierlei zum Augenmerk nahm: einmal daß ich gewisse Versuche aufzeichnete, welche durch Hulfe begleitender Betrachtungen und Erinnerungen dir dienen konnten, die Schwache und

Unzulänglichkeit der gemeinen peripatetiſchen Lehre und der gegenwärtig mit noch mehr Beifall aufgenommenen Theorie der Chemiker von den Farben einzuſehen. Denn da dieſe beiden Lehren ſich feſtgeſetzt haben, und zwar die eine in den meiſten Schulen, die andere aber bei den meiſten Aerzten und andern gelehrten Männern, deren Leben und Berufsart nicht erlaubt, daß ſie die eigentlichſten erſten und einfachſten Naturanfänge gewiſſenhaft unterſuchten; ſo glaubt' ich wenig Nützliches zu leiſten, wenn ich nicht etwas thäte, die Unzulänglichkeit dieſer Hypotheſen offenbar zu machen. Deßwegen ich denn zweitens unter meine Verſuche diejenigen in größerer Zahl aufgenommen, welche dir zeigen mögen, daß ich jener Meinung geneigt bin, welche behauptet, die Farbe ſey eine Modification des Lichtes; wodurch ich dich anlocken wollen, dieſe Hypotheſe weiter auszubilden und dahin zu erheben, daß du vermittelſt derſelben die Erzeugung der beſondern Farben erklären könneſt, wie ich bemüht geweſen, ſie zur Erklärung des Weißen und Schwarzen anzuwenden."

V. „Zum Dritten aber, mein Pyrophilus, ob dieſes zwar gegenwärtig die Hypotheſe iſt, die ich vorziehe, ſo ſchlage ich ſie doch nur im allgemeinen Sinne vor, indem ich nur lehre: die Lichtſtrahlen werden von den Körpern, woher ſie zurückgeworfen oder gebrochen zum Auge kommen, modificirt und bringen ſo jene Empfindung hervor, welche wir Farbe zu nennen pflegen. Ob aber dieſe Modification des Lichts geſchehe, indem es mit den Schatten gemiſcht wird, oder durch ein verſchiedenes Verhältniß der Bewegung und Rotation der Kügelchen des Carteſius, oder auf irgend eine andere Weiſe, dieß unterſtehe ich mich nicht hier auszumachen. Viel weniger unterſtehe ich mich anzugeben, ja ich glaube nicht einmal alles Wiſſensnöthige zu wiſſen, um dir oder

auch mir ſelbſt eine vollkommene Theorie des Sehens und der Farben zu überliefern. Denn erſtlich, um dergleichen zu unternehmen, müßte ich zuvor einſehen, was das Licht ſey, und wenn es ein Körper iſt, und das ſcheint es wohl oder doch die Bewegung eines Körpers zu ſeyn, aus was für einer Art Körperchen nach Größe und Figur es beſtehe, mit welcher Geſchwindigkeit ſie vorſchreiten und ſich um ihre Mittelpunkte bewegen; hernach möchte ich die Natur der Brechung erkennen, welche von den geheimſten iſt, wenn du ſie nicht ſcheinbar, ſondern gründlich erklaren willſt, die ich nur in der Naturlehre gefunden habe. Dann möchte ich wiſſen, welche Art und welcher Grad der Vermiſchung der Finſterniß oder der Schatten bei Refractionen und Reflexionen oder durch beide geſchehe, auf den oberflächlichen Theilen der Körper, welche erleuchtet immer nur Eine Farbe zeigen, die blaue, gelbe, rothe. Dann wünſcht' ich unterrichtet zu ſeyn, warum die Verbindung des Lichtes und Schattens, welche z. B. von dem Häutchen einer reifen Kirſche gewirkt wird, eine rothe Farbe zeige, nicht aber eine grüne, und das Blatt deſſelben Baums mehr eine grüne als eine rothe Farbe. Zuletzt auch, warum das Licht, das zu ſolchen Farben modificirt iſt, wenn es nur aus Körperchen beſteht, welche gegen die Retina oder das Mark des optiſchen Nerven bewegt werden, nicht bloß ein Stechen, ſondern eine Farbe hervorbringe, da doch die Nadel, wenn ſie das Auge verwundet, keine Farbe, ſondern einen Schmerz hervorbringen würde. Dieß und anderes wünſcht' ich zu wiſſen, ehe ich glaubte die wahre und vollkommene Natur der Farben erkannt zu haben. Daher, ob ich gleich durch die Verſuche und Betrachtungen, die ich in dieſem Büchelchen überliefere, einigermaßen meine Unwiſſenheit in dieſer Sache zu mindern geſucht habe und es für viel beſſer halte,

etwas als gar nichts zu entdecken; so nehme ich mir doch nur vor, durch die Versuche welche ich darlege, wahrscheinlich zu machen, daß sich einige Farben sehr wohl durch die hier überlieferte Lehre im Allgemeinen erklären lassen. Denn so oft ich mich auf eine ins Einzelne gehende und genaue Erklärung des Besondern einlassen soll, empfinde ich die große Dunkelheit der Dinge, selbst die nicht ausgenommen, die wir nicht anders zu Gesicht bekommen als wenn sie erleuchtet werden, und ich stimme Scaligern bei, wenn er von der Natur der Farbe handelnd spricht: die Natur verbirgt diese so wie andere Erscheinungen in die tiefste Dunkelheit des menschlichen Unwissens."

So unverkennbar auch aus dem Vortrage Boyle's die Vorliebe, gewisse Farbenphänomene mechanisch zu erklären, erhellt, so bescheiden drückt er sich doch gegen andere Theorien und Hypothesen aus, so sehr empfindet er, daß noch andere Arten von Erklärungen, Ableitungen möglich und zulässig waren; er bekennt, daß noch lange nicht genug vorgearbeitet sey, und läßt uns zuletzt in einem schwankenden, zweifelhaften Zustande.

Wenn er nun von einer Seite, durch die vielfachen Erfahrungen die er gesammelt, sich bei den Naturforschern Ansehen und Dank erwarb, so daß dasjenige was er mitgetheilt und überliefert, lange Zeit in der Naturlehre Werth und Gültigkeit behielt, in allen Lehrbuchern wiederholt und fortgepflanzt wurde; so war doch von der andern Seite seine Gesinnung viel zu zart, seine Aeußerungen zu schwankend, seine Forderungen zu breit, seine Zwecke zu unabsehlich, als daß er nicht hatte durch eine neu eintretende ausschließende Theorie leicht verdrangt werden können, da ein lernbegieriges Publicum am liebsten nach einer Lehre greift, woran es sich

feſthalten und wodurch es aller weitern Zweifel, alles weitern Nachdenkens bequem überhoben wird.

Hooke,

geb. 1635, geſt. 1701.

Er iſt mehr ein emſiger als ein fleißiger Beobachter und Experimentator zu nennen. Er blickt überall um ſich her und ſeine unruhige Thatigkeit verbreitet ſich über die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugeſtehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet habe; doch iſt er kein theoretiſcher Kopf, nicht einmal ein methodiſcher.

Die Lehre von Licht und Farben iſt ihm manches ſchuldig. Er beobachtet die brechende Kraft des Eiſes, bemerkt mit Grimaldi die Ablenkung des Lichtes und thut Vorſchlage, wie man die Sonne anſchauen konne, ohne geblendet zu werden; richtet eine tragbare Camera obscura zu bequemerer Abzeichnung ein und bemüht ſich ums reflectirende Teleſkop.

Seine Farbenlehre iſt freilich barok. Er nimmt nur zwei Farben an, Blau und Roth; dieſe ſollen durch ſchiefe oder ungleiche Erſchütterung aufs Auge erregt werden. Seitdem Descartes die Lehre von dem Lichte materialiſirt und mechaniſirt hatte, ſo können ſich die Denker nicht wieder aus dieſem Kreiſe herausfinden: denn diejenigen welche Licht und Farben nicht materiell nehmen wollen, muſſen doch zur mechaniſchen Erklarung greifen, und ſo ſchwankt die Lehre immer fort in einem unfruchtbaren Raume, ſie mag ſich nach der dynamiſchen oder atomiſtiſchen Seite neigen.

Das Capitel der Farben, die wir epoptiſche genannt haben, iſt ihm mancherlei ſchuldig. Er macht auf den Verſuch mit den Seifenblaſen aufmerkſam, auf die farbigen Kreiſe im ruſſiſchen Glaſe und zwiſchen den an einander gedruckten Glasplatten. Doch konnte er dieſe Erſcheinungen nicht zuſammenbringen noch rubriciren.

Was von ihm als Secretär der Londner Societät und als Gegner Newton's zu ſagen iſt, wird künftig beigebracht werden.

Nicolaus Malebranche,

geb. 1638, geſt. 1715.

Réflexions sur la lumière et les couleurs et la génération du feu par le Père Malebranche. Mémoire de l'Académie royale 1699.

„Die Philoſophie hat das Joch der Autorität völlig abgeworfen und die größten Philoſophen überreden uns nur noch durch ihre Gründe. So ſcharfſinnig auch das Syſtem über das Licht von Herrn Descartes ſeyn mag, ſo hat es doch der Pater Malebranche verlaſſen, um ein anderes aufzuſtellen, das nach dem Syſtem des Tones gebildet iſt, und dieſe Aehnlichkeit ſelbſt kann für die Wahrheit deſſelben zeugen bei ſolchen, welchen bekannt iſt, wie ſehr die Natur, was die allgemeinen Principien betrifft, gleichförmig ſey."

„Man iſt überzeugt, daß der Ton hervorgebracht wird durch das Zittern oder Schwingen unmerklicher Theile des klingenden Körpers. Größere oder kleinere Schwingungen, d. h. ſolche, welche größere oder kleinere Bogen deſſelben

Leonore.

Es ist dein Name wie es meiner ist.
Ich nähm' es übel wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es daß er sein Gefühl für dich
In diesem Doppelsinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden daß er meiner auch
Bey dieses Namens holdem Klang gedenkt.
Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemeistern will,
Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig
Den Anblick jedem andern wehren möchte.
Wenn er in seliger Betrachtung sich
Mit deinem Werth beschäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Wesen sich erfreun.
Uns liebt er nicht, — verzeih daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder den wir führen,
Und sein Gefühl theilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das höchste was wir lieben können.

Kreises machen, begeben sich für die Empfindung in gleichen Zeiten, und die Töne welche sie hervorbringen, können nicht unterschieden seyn, als daß sie starker oder schwacher sind. Die stärkern werden durch die größern Schwingungen hervorgebracht, die schwachen durch die kleineren. Gesetzt aber, es entstehe zu gleicher Zeit eine größere Anzahl Schwingungen in einem Körper als in einem andern, so werden diejenigen, welche in größerer Zahl entstehen, weil sie gedrangter und so zu sagen lebhafter sind, von einer verschiedenen Art seyn als die andern. Die Klänge also sind auch der Art nach verschieden, und das ist, was man die Töne nennt. Die schnellsten Vibrationen bringen die hohen Töne hervor und die langsamsten die tiefen. Diese Grundsätze, welche von allen Philosophen angenommen werden, lassen sich leicht auf das Licht und die Farben anwenden. Alle die kleinen Theile eines leuchtenden Körpers sind in einer sehr schnellen Bewegung, welche von Augenblick zu Augenblick durch sehr lebhafte Erschütterungen die ganze äußerst zarte, bis zum Auge reichende Materie zusammendruckt und in ihr, nach Pater Malebranche, Schwingungen des Drucks hervorbringt. Sind diese Schwingungen größer, so erscheint der Körper leuchtender oder mehr erhellt; sind sie schneller oder langsamer, so ist er von dieser oder jener Farbe, und daher kommt, daß der Grad des Lichtes gewöhnlich nicht die Art der Farben verandert, und daß sie bei stärkerer oder schwacherer Beleuchtung immer als dieselben erscheinen, obgleich mehr oder weniger lebhaft. Können nun diese Schwingungen, welche zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, aber an Zahl verschieden sind, nach aller möglichen Art von Zahlenverhaltnissen verschieden seyn; so kann man deutlich erkennen, daß aus dieser unendlichen Verschiedenheit der Verhaltnisse auch die Verschiedenheit der Farben

entſtehen muß, und daß die verſchiedenſten Farben auch aus den verſchiedenſten und am weiteſten von der Gleichheit entfernten Verhältniſſen entſpringen müſſen; z. B. wenn ein gefärbter Körper vier Schwingungen des Drucks auf die zarte Materie hervorbringt, indeſſen ein anderer nur zwei; ſo wird er an Farbe davon verſchiedener ſeyn, als wenn er nur drei Schwingungen machte."

„Man hat in der Muſik die Verhältniſſe der Zahlen beſtimmt, welche die verſchiedenen Töne hervorbringen; aber es läßt ſich nicht hoffen, daß dieſes auch bei den Farben gelinge."

„Die Erfahrung belehrt uns, daß wenn man einige Zeit die Sonne oder einen andern ſehr erleuchteten Gegenſtand angeſehen und darauf das Auge ſchließt, man erſt Weiß ſieht, ſodann Gelb, Roth, Blau, endlich Schwarz; daher man denn folgerecht ſchließen kann, vorausgeſetzt, daß dieſe Ordnung immer dieſelbige ſey, daß die Farben, welche zuerſt erſcheinen, durch ſchnellere Schwingungen hervorgebracht werden, weil die Bewegung welche auf der Netzhaut durch den leuchtenden Gegenſtand gewirkt wird, ſich immerfort vermindert."

„Bei dieſer Gelegenheit erzählte Herr Homberg der Akademie eine Erfahrung, die er über die Ordnung und die Folge der verſchiedenen Farben gemacht hatte. Er nahm nämlich ein Glas, das von beiden Seiten rauh und deßhalb wenig durchſichtig war. Er brachte es vor eine Oeffnung und ließ es vom Lichte beſcheinen. Indem er nun durch das Glas hindurch ſah, konnte er draußen nur die weißen Gegenſtände bemerken, keineswegs aber die von einer andern Farbe. Nun polirte er ein wenig das Glas und ſah nun das Weiße beſſer, wobei ſich das Gelbe zu zeigen anfing. Je mehr er nun das Glas glättete, wurden die übrigen Farben in folgender Ordnung ſichtbar: Gelb, Grün, Roth, Blau und Schwarz."

„Nach dem System des Herrn Descartes wird das Licht durch die Kügelchen des zweiten Elements fortgepflanzt, welche die zarte Materie des leuchtenden Körpers in grader Linie fortstößt. Was aber die Farben bildet, ist der Umstand, daß diese Kügelchen, außer der directen Bewegung, bestimmt sind sich zu drehen, und daß aus der verschiedenen Verbindung der directen und zirkelnden Bewegung die verschiedenen Farben entstehen. Da aber diese Kügelchen nach gedachtem System hart seyn müßten, wie kann nun dasselbige Kügelchen zu gleicher Zeit sich auf verschiedene Art herumwalzen, welches doch nöthig seyn müßte, wenn die verschiedenen Strahlen, welche verschiedene Farben nach dem Auge bringen, sich in einem Punkte kreuzen sollten, ohne sich zu verwirren und zu zerstören, welches sie doch nicht thun, wie uns die Erfahrung lehrt."

„Deßwegen hat der Pater Malebranche an die Stelle dieser harten Kügelchen kleine Wirbel von subtiler Materie gesetzt, welche sich leicht zusammendrücken lassen und an ihren verschiedenen Seiten auf verschiedene Weise zusammengedrückt werden können: denn so klein man sie sich auch denkt, so haben sie Theile, denn die Materie ist ins Unendliche theilbar, und die kleinste Sphäre kann sich auf allen Punkten mit der größten, die man sich denken mag, berühren."

Johann Christoph Sturm,

geb. 1635. gest. 1703.

Physica electiva sive hypothetica. Norimbergae 1697.

Die Lehre von den Farben behandelt er wie die übrigen Rubriken. Erst bringt er ohne sonderliche Ordnung und Methode

die Phänomene vor, wie sie ihm die Schriftsteller überlieferten; dann die Meinungen der Alten und Neuern, jedoch keineswegs vollständig; zuletzt wählt er sich aus alle dem bisher Gesagten und Theoretisirten dasjenige, womit er sich nothdürftig über die Erscheinungen hinaus zu helfen glaubt. Es ist überall nur Druck und Papier und nirgends Natur. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß ein geistreicher Mann diese Arbeit übernommen und seinen Nachfolgern durchgreifender vorgearbeitet hätte.

Funccius.

De coloribus coeli. Ulmae 1716. Eine frühere Ausgabe von 1705 ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

Daß etwas Schattiges zum Lichte oder zum Hellen hinzutreten müsse, damit Farben entstehen können, hatte Kircher sehr umständlich zur Sprache gebracht. Einer seiner Zeitgenossen, Honoratus Fabri, gleichfalls Jesuit, ist von derselben Ueberzeugung durchdrungen. Er wendet sich aber, um die Sache näher zu bestimmen, und die verschiedenen Farben entstehen zu lassen, zu einer quantitativen Erklärung, auf welche Aristoteles schon hingedeutet, und nimmt an, daß vom Weißen das reine gedrängte Licht zurückstrahle, daß Roth aus gleichen Theilen von Licht und Schatten bestehe, Gelb aus zwei Theilen Licht und einem Theil Schatten, Blau aus zwei Theilen Schatten und einem Theil Licht.

Auf demselben Wege geht Funccius, indem er von den atmosphärischen Farben handelt. Unsere Leser, denen bekannt

ist, wie sich die meisten farbigen Himmelserscheinungen kürzlich und bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten lassen, möchten sich wohl wundern, wie ein ganzes Büchlein darüber zu schreiben gewesen.

Der Verfasser geht freilich etwas umständlich zu Werke. Erst leitet er, wie seine Vorgänger, die farbigen Erscheinungen von einer Verbindung des Hellen und Dunkeln, von einer Vermählung des Lichts mit dem Schatten, sodann die atmosphärischen von einer Wirkung der Sonne auf Nebel und Wolken her. Allein der nothwendige Gegensatz, wodurch an der einen Seite das Gelbe, an der andern das Blaue nahe bis an den Purpur gesteigert werden, war ihm nicht deutlich geworden. Er sah wohl ein, daß vom Gelben bis zum Purpur und rückwärts eine Art von quantitativem Verhältniß statt finde; aber er wollte auf eben diesem Wege über den Purpur hinaus ins Blaue, um so mehr, als wirklich die Sonne auf der höchsten Stufe der Mäßigung ihres Lichtes durch trübe Dünste eine Art von blaulichem Schein anzunehmen genöthigt werden kann. Allein es gelang ihm die Ableitung der schönen Himmelsblaue nicht, und sein ganzes Werk wird dadurch unzulänglich. Er polemisirt mit sich selbst und andern, keineswegs zwecklos und ungeschickt, aber weder stringent noch glücklich.

Da er sich von der quantitativen Steigerung überzeugt hat, so fangt er an, die Farben mit Zahlen und Brüchen auszudrücken, wodurch denn der Vortrag nur krauser wird, ohne daß für die Behandlung selbst der mindeste Gewinn entspränge.

Lazarus Nuguet.

Französischer Priester, wahrscheinlich Jesuit, beschäftigte sich überhaupt mit Physik und ließ in das sogenannte Journal de Trevoux. April 1705, p. 675, einen Aufsatz über Farben einrücken, den wir übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet mittheilen. Das Wahre, was er enthält, ist, wie so manches andere was in diesem Journal Platz gefunden, bei Seite gedrängt worden, weil diese in vielen Stücken parteiische Zeitschrift sich einer mächtigern Partei, der akademischen, entgegensetzte.

So wird im Journal des Savans, im Supplement zum Juli 1707, der Beschreibung eines neuen Thermometers gedacht, welche Nuguet 1706 herausgegeben, worin er sich über die Erfindung vielleicht mit allzu großer Selbstgefälligkeit mochte geäußert haben. Man persiflirt sein Thermometer, und bei dieser Gelegenheit auch sein Farbensystem, wobei man, um seine etwanigen Verdienste herabzusetzen, ihm die Ehre der Erfindung abspricht und bemerkt, daß Honoratus Fabri schon das Aehnliche behauptet, als wenn es nicht verdienstlich genug wäre, ein richtiges Aperçu aufzufassen, das andere schon gehabt, und das, was sie bis auf einen gewissen Grad gefördert, weiter auszuarbeiten und auf den rechten Punkt hinzuführen. Wir wollen ihn vor allen Dingen selbst hören.

Nuguet's Farbensystem.

„Um mich einmal gründlich von der wahrhaften Ursache der Farben und von dem was ihren Unterschied macht zu

unterrichten, glaubte ich nichts Beſſeres thun zu können, als deßhalb die Natur zu befragen, indem ich mit Sorgfalt die vorzüglichſten Veränderungen bemerkte, die ſich zeigen, wenn Farben hervortreten und wechſeln, damit ich nachher ein Syſtem feſtſtellen könnte, das auf gründlichen Unterſuchungen ruhte, welche klar und unzweideutig die Wahrheit bezeugten. Und ſo bemerkte ich"

„Erſtlich, daß alle Farben in der Finſterniß verſchwanden. Daraus war ich berechtigt zu ſchließen, daß das Licht zu den Farben weſentlich erforderlich ſey."

„Zweitens, daß keine Farben entſtehen in einem völlig durchſichtigen Mittel, ſo ſehr es auch erleuchtet ſey, eben weil darin nichts zugegen iſt als Licht ohne Schatten. Daraus mußte ich ſchließen, daß der Schatten eben ſo weſentlich den Farben ſey als das Licht."

„Drittens bemerkte ich, daß verſchiedene Farben entſtehen gerade in der Gegend, wo Licht und Schatten ſich verſchiedentlich vermiſchen, z. B. wenn die Lichtſtrahlen auf irgend einen dunklen Körper fielen oder durch das dreiſeitige Prisma durchgingen. Daher ſchloß ich ſogleich, daß die Farben einzig und allein aus der Vermiſchung des Lichtes und des Schattens, und ihre Verſchiedenheit aus der Verſchiedenheit dieſer beiden entſprangen."

„Ferner um zu beſtimmen, worin jede Farbe beſonders beſtehe, ſo ſtellte ich mancherlei Verſuche an, aus denen man nicht allein erkennt, worin ganz genau jede Urfarbe von allen andern unterſchieden iſt, ſondern die auch zugleich ganz unumſtößlich beweiſen, daß die Farben nichts anderes ſind, als Schatten und Licht zuſammengemiſcht. Hier ſind nun die vorzüglichſten."

1. „Wenn ich durch ein Brennglas mehrere Lichtſtrahlen

auf ein schwarzes Tuch versammelte, so bemerkte ich, daß der Ort, wo die Strahlen sich vereinigten, merklich weiß erschien; dagegen aber, wenn ich eine Flasche voll Wasser zwischen ein angezündetes Licht und ein weiß Papier setzte, so erschienen die Stellen des Papiers, wo nur wenig Strahlen zusammenkamen, schwarz. Daraus zieh' ich die Folge, daß das Weiße aus Lichtstrahlen bestand, die wenig oder gar keinen Schatten enthielten; das Schwarze dagegen aus reinem Schatten oder doch nur mit wenig Licht vermischt; sodann überzeugte ich mich, daß Schwarz und Weiß die erste Materie aller Farben sey, aber daß sie, um eigentlich zu reden, selbst nicht wirkliche Farben seyen."

II. „Wenn man ein Glas rothen Wein auf ein weiß Papier setzt und dann eine brennende Kerze dergestalt richtet, daß ihr Licht durch den Wein geht, und sich auf irgend einem Fleck des Papiers endigt, so wird man daselbst ein sehr glanzendes Roth sehen; nähert man aber diesem Roth ein andres brennendes Licht, so wird es merklich gelb. Eben so verwandelt sich das Roth des prismatischen Farbenbildes, das glanzend und tief an einem schattigen Orte ist, sogleich in Gelb, wenn man das Bild auf einen Fleck fallen läßt, auf den die Strahlen der Sonne unmittelbar auffallen. Daraus konnte ich schließen, daß das Roth mehr Schatten und weniger Licht enthalte denn das Gelbe."

III. „Wenn man durch einen Brennspiegel mehrere Sonnenstrahlen zusammenzieht und sie auf ein prismatisches Farbenbild wirft, das man vorher in einem mittelmäßig erhellten Zimmer durch ein Prisma sehr glanzend farbig hervorgebracht, so verschwinden diese Farben sogleich; welches ganz deutlich beweis't, daß die ursprunglichen Farben nothwendigerweise einen gewissen Antheil Schatten mit sich

führen, der, wenn er durch die häufig auf diese Farbe versammelten Strahlen zerstreut und aufgehoben wird, sie auch sogleich verschwinden läßt."

IV. „Nimmt man fünf Blätter Papier von fünf verschiedenen Farben, nämlich ein violettes, blaues, rothes, grünes und gelbes, und man stellt sie über einander in verschiedenen Reihen an einen Ort, wohin man das prismatische Farbenbild bringen kann; so wird man deutlich sehen, daß das Rothe dieses Farbenbildes dunkler und tiefer ist auf dem violetten Papier als auf dem blauen, auf dem blauen mehr als auf dem rothen, auf dem rothen mehr als auf dem grünen, auf dem grünen mehr als auf dem gelben. Diese Erfahrung, die ich sehr oft mit demselbigen Erfolg wiederholt habe, ist ein überzeugender Beweis, daß das Violette mehr Schatten als das Blaue, das Blaue mehr als das Rothe, das Rothe mehr als das Grüne, das Grüne mehr als das Gelbe in sich enthalte. Denn eine Farbe verfinstert sich nur nach Maaßgabe des Schattens, mit dem sie sich vermischt."

V. „Hat man Acht auf die Art und Weise, wie die Lichtstrahlen durchs Prisma hindurchgehen, auf die Brechungen, welche diese Strahlen erleiden, auf die Schatten, die eine natürliche Folge dieser Brechungen sind; so bemerkt man, daß das Gelbe des prismatischen Farbenbildes mehr Licht und weniger Schatten als alle übrigen Farben enthält, das Grüne mehr Licht und weniger Schatten als das Blaue, das Blaue mehr Licht und weniger Schatten als das Violette, das Violette mehr Schatten und weniger Licht als alle übrigen Farben des Prisma's. Denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß das Rothe und Violette von beiden Seiten durch Strahlen hervorgebracht wurde, die unmittelbar von

Schatten umgeben waren, verursacht durch Brechungen, welche diese Strahlen beim Durchgang durchs Prisma erlitten hatten; mit dem einzigen Unterschied, daß diejenigen Strahlen, welche das Violette verursachten, durch die Brechung sich dem Schatten näherten, an den sie anstießen, anstatt daß diejenigen die das Rothe bildeten, sich durch die Brechung vom Schatten entfernten, der sie unmittelbar umgab. Daher schloß ich, a) daß die Strahlen welche das Violette hervorbringen, mehr Schatten enthalten als diejenigen die das Rothe bilden, weil diese sich durch die Wirkung der Refraction vom Schatten entfernen, der sie umgab, anstatt daß sich die andern dem Schatten annäherten, der ihnen unmittelbar nach der Brechung nahe lag. Ich folgerte, b) daß das Gelbe weniger Schatten enthalte als das Rothe, das Blaue weniger als das Violette; c) daß das Grüne, das nur ein Gemisch des Gelben und Blauen ist, weniger Schatten enthalte als das Blaue und mehr als das Gelbe; d) endlich, daß das Violette mehr Schatten enthalte als keine andre Farbe, weil es durch Strahlen gebildet war, die sich der Brechung gemäß gegen den Schatten bewegten, der ihnen unmittelbar begegnete. Diese kurze und natürliche Erklarung der prismatischen Farben ist augenscheinlich bekräftigt durch folgenden Versuch, der so angenehm als leicht auszuführen ist."

VI. „Um diesen Versuch zu machen, wählte ich die Zeit, als die Sonne auf Hauser traf die dem Fenster einer ziemlich dunkeln Kammer, wo ich mich damals befand, entgegenstanden, dergestalt, daß die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die eine Seite des Fensters bedeutender erhellten als die andere. Auf einen Tisch, der nicht weit von der Oeffnung stand, legte ich sodann ein weißes Papier, worauf das Licht der zwei Zurückstrahlungen fiel. Nachdem ich das Fenster

Prinzeſſinn.

Du haſt dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir beynahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du? Schülerinn des Plato! nicht begreifen?
Was dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt.
Es müßte ſeyn daß ich zu ſehr mich irrte,
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieſer holden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind:
Es iſt der Jüngling der mit Pſychen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt, und büßet
Nicht ſchnellen Rauſch mit Ekel und Verdruß.

geschlossen hatte, erhob ich meine Hand ein wenig über das Papier, um auf beiden Seiten Schatten zu erregen, und sogleich bemerkte ich auf dem Papier vier deutliche Farben: Gelb, Blau, Grün und Violett. Das Gelbe erschien jedesmal an der Stelle, wo das stärkste Licht sich mit dem schwächsten Schatten verband, d. h. auf der Seite der stärksten Wiederstrahlung; das Blau dagegen zeigte sich nur an der Stelle, wo das schwächste Licht sich mit dem stärksten Schatten vereinigte, d. h. an der Seite der geringsten Wiederstrahlung; das Violette zeigte sich immer an der Stelle, wo die Schatten der zwei Wiederstrahlungen zusammenliefen; und das Grüne entstand durch die Vermischung des Gelben und Blauen. Alle diese Farben entstanden nur aus den verschiedenen Vermischungen von Licht und Schatten, wie es offenbar ist, und sie verschwanden sogleich, nachdem die Sonne aufgehört hatte auf die Hauser zu leuchten, die dem Zimmer, wo ich den Versuch machte, entgegenstunden, obgleich sonst der Tag noch sehr hell war. Um nun aufs neue dieselben Farben wieder darzustellen, ohne daß man Zurückstrahlungen der Sonne von ungleicher Kraft nöthig hatte, nahm ich ein angezündetes Licht und ein Buch in Quart, das mir Schatten auf das Papier gäbe, um verschiedene Mischungen des Tageslichts und seines Schattens mit dem Kerzenlicht und dessen Schatten hervorzubringen: denn ich vermuthete, daß auch hier sich Farben zeigen müßten; welches mir vollkommen gelang. Denn das Tageslicht und der Schatten des Kerzenlichtes bildeten Blau durch ihr Zusammentreffen; der Schatten des Tageslichtes und das Licht der Kerze brachten das Gelbe hervor, und wenn man sodann das Gelbe mit dem Blauen verband, welches sehr leicht war, so entstand ein sehr deutlich Grün."

„Dieſe drei letzten Verſuche beweiſen ganz klar: einmal, daß die Farben in nichts anderem beſtehen als in Miſchung von Licht und Schatten, und ihre Verſchiedenheit in der Verſchiedenheit der Miſchungen, die man machen kann; ſodann, daß das Violette von den andern urſprünglichen Farben ſich dadurch unterſcheidet, daß es mehr Schatten hat als die übrigen; das Gelbe, daß es weniger Schatten hat als die andern; das Grüne, daß es mehr Schatten hat als das Gelbe und weniger als alle übrigen; das Rothe, daß es mehr Schatten enthält als Gelb und Grün, weniger als Blau und Violett; das Blaue zuletzt, daß es weniger Schatten enthält als das Violette und mehr als die übrigen urſprünglichen Farben. Und weil in dieſen drei Verſuchen dieſelbigen Farben immer entſprangen durch dieſelbigen Miſchungen von Schatten und Licht, und da ſie ſogleich verſchwanden, wenn jene beiden aufgehoben waren; ſo ſehen wir darin eine überzeugende Probe von der Wahrheit des vorgeſchlagenen Syſtems.“

„Und da man in dieſem Syſtem eine ſichere Urſache der Natur der Farben überhaupt und einer jeden urſprünglichen beſonders angeben kann, ſo iſt es unnöthig, zu unbekannten Urſachen ſeine Zuflucht zu nehmen, wie z. B. die ſtärkeren oder ſchwacheren Schwingungen einer ſubtilen Materie oder die verſchiedenen Umdrehungen der kugelartigen Materie, welches bloße Fictionen des Geiſtes ſind, die keinen Grund in der Natur haben, und deren Exiſtenz weder vom Pater Malebranche, dem Erfinder der erſten, noch von Descartes, dem Erfinder der andern, iſt dargethan worden.“

„Aus allem Vorhergeſagten folgt alſo, daß alle Farben aus Gelb und Blau zuſammengeſetzt ſind: denn das Grüne iſt nur eine Vermiſchung von Gelb und Blau, wie denn gelbes und blaues Glas aufeinander gelegt ein Grünes

hervorbringt; das Rothe ist nur ein Gelb mit Schatten gemischt, wie es früher bewiesen worden; das Violette ist nur eine Mischung von vielem Blau mit wenig Roth, wie man erfahren kann, wenn man mehrere blaue Gläser und ein rothes zusammenlegt. Weil aber das Blau selbst nur eine Mischung von Schatten und wenigem Licht, das Gelbe eine Mischung von vielem Licht und wenigem Schatten ist, wie wir oben gezeigt haben; so ist offenbar, daß alle Farben ursprünglich von dem Schwarzen und Weißen herkommen, oder was einerlei ist, von Licht und Schatten."

„Weil man aber das Wort Farbe in verschiedenem Sinne nimmt, so betrachten wir, um alle Zweideutigkeit zu vermeiden, die Farben unter vier verschiedenen Bedingungen, nämlich im gefärbten Gegenstande, im durchsichtigen Mittel, im Sehorgan und in der Seele."

„Die Farben in dem gefärbten Gegenstande sind nach dem aufgestellten System alles dasjenige, was Gelegenheit giebt, daß sich auf erforderliche Weise Licht und Schatten zu Farben verbinden, es mögen nun die Körper, welche zu solchen Vermischungen Gelegenheit geben, durchsichtig oder undurchsichtig seyn."

„Die Farben betrachtet in dem Mittel wodurch sie zu uns gelangen, bestehen auch in Verbindung des Schattens und des Lichtes, oder welches dasselbe ist, in den verschiedenen Entfernungen der Lichtstrahlen bezüglich untereinander."

„Die Farben von der Seite des Organs sind nichts anderes als eine Erschütterung von mehr oder weniger Nervenfasern, die sich in der Proportion von einander entfernen, wie die Entfernung der Lichtstrahlen untereinander war, welche die Retina erschütterten."

„Endlich die Farben in Bezug auf die Seele bestehen in

verſchiedenen Perceptionen der Seele, welche verurſacht werden durch die Erſchütterungen von mehr oder weniger Nervenfaſern des Auges."

„Dieſes vorausgeſetzt, ſo läßt ſich nach unſerm Syſtem gar leicht von einer Erfahrung Rechenſchaft geben, welche der Pater Malebranche vorbringt, um das ſeinige zu beſtarken, das auf nichts als auf die Analogie der Farbe mit den Tönen gegründet iſt. Dieſe Erfahrung beſteht darin, daß wenn jemand, nachdem er in die Sonne geſehen und alſo der optiſche Nerve ſtark erſchüttert worden, ſodann die Augen ſchließt oder ſich an einen dunkeln Ort begiebt, ihm in einer Folge verſchiedene Farben erſcheinen, erſt Weiß, dann Gelb und ſo fort Roth, Blau und Schwarz. Denn die Erſchütterungen, welche auf verſchiedene Faſern des optiſchen Nerven erregt worden, endigen nach und nach, eine nach der andern, und ſo wird der optiſche Nerv immer in weniger Theilen erſchüttert ſeyn, jemehr Zeit verfloſſen iſt als man die Augen zugedrückt hat; und darin beſteht die Folge und die Abwechſelung der Farben die man alsdann ſieht. Ich weiß nicht, wie der Pater Malebranche dieſes Beiſpiel anführen mochte, um die Verſchiedenheit der Farben durch Analogie mit den Tönen zu erklaren. Denn ein Ton bleibt immer derſelbe, auf derſelben Violinſaite, ob er gleich immer unmerklich ſchwächer wird."

„Zum Schluſſe will ich hier zu bemerken nicht unterlaſſen, daß die Erfahrung, welche Boyle vom nephritiſchen Holze erzahlt, und welche Herr Pourchot gleichfalls wiederholt, ſehr unſicher, dabei aber nicht ſo ſelten ſey, als dieſe Philoſophen glauben."

„Die Erfahrung beſteht darin, daß man, eine Nacht über, eine gewiſſe Portion nephritiſchen Holzes, mit reinem Brunnenwaſſer übergoſſen, ſtehen läßt und mit dieſem

Aufgusse sodann ein rundes glaternes Gefaß anfüllt. Dieses Gefaß soll, nach dem Bericht obgedachter beider Beobachter, gelb erscheinen, wenn es sich zwischen dem Auge des Betrachters und dem außern Lichte befindet; blau hingegen, wenn das Auge zwischen das Licht und die Flasche gebracht wird. Ich habe diesen Versuch öfters und fast auf alle mögliche Weise gemacht, ohne auch nur irgend etwas zu bemerken, was dem Blauen sich einigermaßen naherte. Wohl zeigte sich das Wasser gelb, aber auch Stroh wurde es gelb machen, wenn man davon eine Infusion bereitete. Herr Polinière, Doctor der Arzneikunst, hat mich versichert, daß er diesen Versuch gleichfalls ohne den mindesten Erfolg vorgenommen habe. Aber wenn er auch richtig ware, so ware es nichts Außerordentliches: denn gewisse kleine glaserne Geschirre, deren man sich bedient um Confituren hinein zu thun, haben alle jene Eigenschaften, welche die Herren Boyle und Pourchot ihrem nephritischen Holze zuschreiben. Vielleicht kamen diese verschiedenen Farben, die sie in ihrem Aufgusse wollen gesehen haben, bloß von der Flasche, welche vielleicht ein Glas von der Art war wie ich eben erwahnte; welches dann ein bedeutender Irrthum seyn würde."

Betrachtungen über vorstehende Abhandlung.

Wenn der denkende Geschichtsforscher mit Betrubniß bemerken muß, daß Wahrheit so wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können, da dieses mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beständig abzuwechseln hat; so ist es ihm desto erfreulicher, zu sehen,

wenn die Wahrheit auch in Zeiten wo sie nicht durchdringen kann, nur gleichsam eine Protestation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren.

Mit dieser vergnüglichen Empfindung lesen wir vorstehende Schrift, die wir den Freunden der Wissenschaft nicht genug empfehlen können. Sie ist verfaßt von einem unbekannten, unbedeutenden französischen Geistlichen, der zu derselben Zeit den ächten Fundamenten der Farbenlehre ganz nahe tritt und seine Ueberzeugungen einfach und naiv ausspricht, als eben Newton von allem Glanze des Ruhms umgeben seine Optik bekannt macht, um mit dem wunderlichsten aller Irrthümer ein ganzes Jahrhundert zu stempeln.

Ein solcher Vorgang ist keineswegs wunderbar: denn außerordentliche Menschen üben eine solche Gewalt aus, daß sie ganz bequem ihre zufälligen Irrthümer fortpflanzen, indeß weniger begabte und beglückte keine Mittel finden, ihren wohleingesehenen Wahrheiten Raum zu machen.

Da sich Nugnet jedoch dem rein Wahren nur anzunähern vermag, da ihm eine vollkommene Einsicht abgeht, da er hie und da in Schwanken und Irren geräth, so bedarf man gegen ihn einer durchgehenden Nachsicht. Hier muß man einen Schritt weiter gehen, hier ihn suppliren, hier ihn rectificiren. Indem wir diese unterhaltende und übende Bemühung unsern Lesern überlassen, machen wir nur auf einige Hauptmomente aufmerksam.

In seinem fünften Punkte bemerkt er ganz richtig, daß im prismatischen Bilde Gelb und Blau mehr dem Lichte, Roth und Violett mehr dem Schatten angehören; daß das Rothe sich von dem Schatten entfernt, daß das Violette sich gegen den Schatten bewegt, der ihm unmittelbar begegnet. Freilich entsteht, nach unserer gegenwärtigen Einsicht, das

Rothe, weil sich ein trübes Doppelbild über das Licht, das Violette, weil sich ein trübes Doppelbild über das Dunkle bewegt, und so sprechen wir die nächste Ursache dieser Farbenerscheinung aus; aber wir müssen doch Nuguet zugestehen, daß ihm die nothwendige Bedingung der Erscheinung vorgeschwebt, daß er auf dasjenige was dabei vorgeht, besser als einer seiner Vorgänger aufgemerkt.

Sein sechster Punkt enthalt die sammtlichen Elemente der farbigen Schatten. Hier ist ihm nicht aufgegangen, was dabei physiologisch ist; auch hat er nicht einmal die zufalligen Erscheinungen, welche ihm durch die seiner Camera obscura gegenüberstehenden Hauser geboten worden, genugsam in wiederholbare Versuche verwandelt.

Wenn ihm ferner der Versuch mit dem nephritischen Holze nicht gelingen wollen, so scheint uns die Ursache darin zu liegen, daß er kein achtes erhalten können. Denn eben so ist es uns auch ergangen, ob wir uns gleich aus vielen Apotheken ein sogenanntes nephritisches Holz angeschafft haben. An dem Versuche, den Kircher und nach ihm andere so deutlich beschreiben, hat man keine Ursache zu zweifeln; allein darin hat Nuguet völlig Recht, daß er auf mehr als eine Art an festen und flüssigen Mitteln zu wiederholen ist: man darf ihnen nur, auf eine oder die andere Weise, eine reine Trübe mittheilen, wie wir in unserm Entwurfe umstandlich angezeigt haben.

Nachdem wir nun am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch ganz unerwartet ein erfreuliches Wahre hervorblicken sehen, bereiten wir uns zu einem verdrießlichen Durchwandern jener Irrgänge, aus welchen die Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts sich heraus zu finden weder vermochten noch geneigt waren.

Fünfte Abtheilung.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erste Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Bisher beschäftigten sich die Glieder mehrerer Nationen mit der Farbenlehre: Italiäner, Franzosen, Deutsche und Engländer; jetzt haben wir unsern Blick vorzüglich auf die letztere Nation zu wenden, denn aus England verbreitet sich eine ausschließende Theorie über die Welt.

Londoner Societät.

Wenn wir den Zustand der Naturwissenschaften in England während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts uns vergegenwärtigen wollen, so ist es für unsere Zwecke hinreichend, mit flüchtiger Feder Ursprung und Wachsthum der Londner Akademie darzustellen. Hiezu geben uns hinlängliche Hülfsmittel Sprat, Birch und die philosophischen Transactionen. Nach diesen liefern wir eine Skizze der Geschichte der Societät bis auf die königliche Confirmation, und den Umriß einer Geschichte der Wissenschaften in England, früherer Zeit.

Thomas Sprat,

geb. 1631, geſt. 1713.

History of the royal Society of London. Die Ausgabe von 1702, deren wir uns bedienen, ſcheint nicht die erſte zu ſeyn. Das Buch war für den Augenblick geſchrieben, und gewiß ſogleich gedruckt. Auch iſt die franzöſiſche Ueberſetzung ſchon 1669 zu Genf herausgekommen.

Thomas Sprat, nachmals Biſchof, war ein frühzeitiger guter Kopf, ein talentvoller, munterer, leidenſchaftlicher Lebemann. Er hatte das Glück als Jüngling von vielen Hoffnungen den frühern Verſammlungen der Geſellſchaft in Oxford beizuwohnen, wodurch er alſo Urſprung und Wachsthum derſelben aus eigener Theilnahme kennen lernte. Als man ſpäterhin etwas über die Societat ins Publicum bringen wollte, ward er zum Sprecher acwahlt und wahrſcheinlich von Oldenburg, der das Amt eines Secretars bekleidete, mit Nachrichten und Argumenten verſehen. So ſchrieb er die Geſchichte derſelben bis zur königlichen Confirmation und etwas weiter, mit vielem Geiſt, guter Laune und Lebhaftigkeit.

Als Schriftſteller betrachtet finden wir ihn mehr geeignet, die Angelegenheiten einer Partei in Broſchüren muthig zu verfechten — wie er denn ſein Vaterland gegen die Zudringlichkeiten eines franzöſiſchen Reiſenden, Sorbiere, in einem eigenen Bandchen mit großer Heftigkeit zu ſchützen ſuchte — als daß er ein Buch zu ſchreiben fahig geweſen ware, welches man für ein bedachtiges Kunſtwerk anſprechen könnte. Wer ſolche Forderungen an ihn macht, wird ihn

unbillig beurtheilen, wie es von Montucla geschehen. (Histoire des Mathématiques. Paris 1758. Part. IV. Liv. 8. p. 486. Note a.)

Doch ist auf alle Fälle die erste Hälfte des Buchs sorgfältiger geschrieben und methodischer geordnet als die zweite: denn leider wird seine Arbeit durch das doppelte große Unglück der Seuche und des Brandes zu London unterbrochen. Von da an scheint das Buch mehr aus dem Stegreife geschrieben und sieht einer Compilation schon ähnlicher. Doch hat er ein großes Verdienst um seine Zeit wie um die Nachwelt.

Denn alle Hindernisse, welche der Societät im Wege stehen, sucht er ins Klare zu bringen und zu beseitigen; und gewiß hat er dazu beigetragen, daß manche Neigung erhöht und manches Vorurtheil ausgelöscht worden. Was uns betrifft, so lernen wir den Gang der Gesellschaft, ihre Lage, ihre Grundsatze, ihren Geist und Sinn aus ihm recht wohl kennen. Ihre Handlungsweise nach innen, ihre Verhältnisse nach außen, die Vorstellung, die sich das Publicum von ihren Mitgliedern machte, was man ihr entgegensetzte, was sie für sich anzuführen hatte, das alles liegt in dem Werke theils klar und unbewunden ausgedrückt, theils rednerisch künstlich angedeutet und versteckt.

Glaubt man auch manchmal eine sachwalterische Declamation zu hören, so müßten wir uns doch sehr irren, wenn nicht auch öfters eine Ironie durchschiene, daß er nämlich die Societät wegen verschiedener Tugenden preis't, nicht sowohl weil sie solche besitzt, als weil sie solche zu erwerben denken soll.

Der Verfasser zeigt durchaus einen heitern lebhaften Geist, ein vordringendes leidenschaftliches Gemüth. Er hat

Prinzeſſinn.

Da kommt mein Bruder, laß uns nicht ver-
rathen
Wohin ſich wieder das Geſpräch gelenkt,
Wir würden ſeinen Scherz zu tragen haben,
Wie unſre Kleidung ſeinen Spott erfuhr.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich ſuche Taſſo, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier ſogar bey euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzeſſinn.

Ich ſah' ihn geſtern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es iſt ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einſamkeit als die Geſellſchaft ſucht.

seine Materie recht wohl inne, schreibt aber nur mit laufender Feder, im Gefühl, daß ihm sein Vorhaben leidlich gelingen müsse.

Eine bessere Uebersetzung als die französische ist, hätte er auf alle Falle verdient.

Thomas Birch.

History of the royal Society of London. Vier Bände in Quart, der erste von 1666.

Dieses Werk ist eigentlich nur ein Abdruck der Protokolle der Societätssessionen bis 1687, und wenn wir den erst genannten Sprat als einen Sachwalter ansehen und seine Arbeit nur mit einigem Mißtrauen nutzen; so finden wir dagegen hier die schatzbarsten und untrüglichsten Documente, welche, indem sie alle Verhandlungen der Sessionen unschuldig und trocken anzeigen, uns über das was geschehen den besten Aufschluß geben. Aus ihnen ist die zerstuckelte Manier zu erkennen, womit die Societat nach ihrer Ueberzeugung verfuhr und die Wissenschaften verspatete, indem sie für ihre Beförderung bemüht war.

Philosophische Transactionen.

Diese sind das Archiv dessen was man bei ihr niederlegte. Hier findet man Nachrichten von den Unternehmungen, Studien und Arbeiten der Forscher in manchen bedeutenden Weltgegenden. Dieses allgemein bekannte Werk hat

nach und nach für die Freunde der Wiſſenſchaft einen unſchätzbaren Werth erhalten. Denn obgleich jedes zufällige und empiriſche Sammeln anfangs nur verwirrt und die eigentliche wahre Kenntniß verhindert, ſo ſtellt ſich, wenn es nur immer fortgeſetzt wird, nach und nach die Methode von ſelbſt her, und das was ohne Ordnung aufbewahrt worden, gereicht dem der zu ordnen weiß, zum größten Vortheile.

Ungewiſſe Anfänge der Societät.

Der Urſprung wichtiger Begebenheiten und Erzeugniſſe tritt ſehr oft in eine undurchdringliche mythologiſche Nacht zurück. Die Anfänge ſind unſcheinbar und unbemerkt und bleiben dem künftigen Forſcher verborgen.

Der patriotiſche Engländer möchte den Urſprung der Societät gern früh feſtſetzen, aus Eiferſucht gegen gewiſſe Franzoſen, welche ſich gleichzeitig zu ſolchem Zwecke in Paris verſammelt. Der patriotiſche Londner gönnt der Univerſität Orford die Ehre nicht, als Wiege eines ſo merkwürdigen Inſtituts gerühmt zu werden.

Man ſetzt daher ihre frühſten Anfänge um das Jahr 1645 nach London, wo ſich namhafte Naturfreunde wöchentlich einmal verſammelten, um mit Ausſchließung aller Staats- und Religionsfragen, welche in der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Kriegs die Nation leidenſchaftlich beſchäftigten, ſich über natürliche Dinge zu unterhalten. Boyle ſoll dieſer Zuſammenkünfte, unter dem Namen des unſichtbaren oder philoſophiſchen Collegiums, in ſeinen Briefen gedenken.

In den Jahren 1648 und 49 entſtand zu Orford ein ähnlicher Kreis, den die von London dahin verſetzten Glieder

jener ersten Gesellschaft entweder veranlaßten oder erweiterten. Auch hier versammelte man sich, um durch Betrachtung der ewig gesetzmäßigen Natur sich über die gesetzlosen Bewegungen der Menschen zu trösten oder zu erheben.

Die Universitäten zu Cambridge und Oxford hatten sich, als Verwandte der bischöflichen Kirche, treu zu dem König gehalten und deßhalb von Cromwell und der republicanischen Partei viel gelitten. Nach der Hinrichtung des Königs 1649 und dem vollkommenen Siege der Gegenpartei hatten die an beiden Akademien versammelten Gelehrten alle Ursache still zu bleiben. Sie hielten sich an die unschuldige Natur fest, verbannten um so ernstlicher aus ihren Zusammenkünften alle Streitigkeiten sowohl über politische als religiöse Gegenstände, und hegten bei ihrer reinen Liebe zur Wahrheit ganz im Stillen jene Abneigung gegen Schwärmerei, religiöse Phantasterei, daraus entspringende Weissagungen und andere Ungeheuer des Tages.

So lebten sie zehn Jahre nebeneinander, kamen anfangs öfter, nachher aber seltner zusammen, wobei ein jeder das was ihn besonders interessirte, das worauf er bei seinen Studien unmittelbar gestoßen, treulich den Uebrigen mittheilte, ohne daß man deßhalb an eine äußere Form oder an eine innere Ordnung gedacht hatte.

Der größte Theil der Mitglieder dieser Oxforder Gesellschaft ward 1659 nach London zurück und in verschiedene Stellen gesetzt. Sie hielten immerfort mit hergebrachter vertraulicher Gewohnheit aneinander, versammelten sich regelmäßig jeden Donnerstag in Gresham College, und es dauerte nicht lange, so traten manche Londner Naturforscher hinzu, darunter sich mehrere aus dem hohen und niedern Adel befanden.

Beide Claſſen des engliſchen Adels waren mit zeitlichen Gütern reichlich geſegnet. Der hohe Adel beſaß von Alters her große Güter und Bequemlichkeiten, die er ſtets zu vermehren im Fall war. Der niedere Adel war ſeit langer Zeit genöthigt worden, gut hauszuhalten und ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern, indem ihn zwei Könige, Jacob und Carl, auf ſeinen Gütern zu wohnen und Stadt- und Hofleben zu meiden angehalten hatten. Viele unter ihnen waren zur Naturforſchung aufgeregt und konnten ſich mit Ehren an die neuverſammelten Gelehrten anſchließen.

Nur kurze Zeit wurde der Wachsthum, die Mittheilung dieſer Geſellſchaft geſtört, indem bei den Unruhen, welche nach der Abdankung von Cromwell's Sohn entſtanden, ihr Verſammlungsort in ein Soldaten-Quartier verwandelt ward. Doch traten ſie 1660 gleich wieder zuſammen, und ihre Anzahl vermehrte ſich.

Den 18. November dieſes Jahrs bezeichnet die erſte dieſe große Anſtalt begründende Sitzung. Ungefähr funfzehn Perſonen waren gegenwärtig; ſie beſtimmten die Zeit ihrer Verſammlung, die Eintritts- und wöchentlichen Zuſchußgelder, erwählten einen Präſidenten, Schatzmeiſter und Secretar; zwanzig aufzunehmende Perſonen wurden vorgeſchlagen. Bald darauf ordneten ſie als Männer, die Gelegenheit genug gehabt hatten über Conſtitutionen nachzudenken, die übrigen zur äußern Form gehörigen Einrichtungen, vortrefflich und zweckmäßig.

Kaum hatte König Carl II. vernommen, daß eine Verſammlung ſolcher ihm von jeher zugethaner Männer ſich zu einer Geſellſchaft conſtituirt, ſo ließ er ihnen Beſtätigung, Schutz und allen Vorſchub anbieten, und bekräftigte 1662 auf die ehrenvollſte Weiſe die ſammtlichen Statuten.

Naturwissenschaften in England.

Die Theilnahme des Königs an den natürlichen Wissenschaften kam eben zur rechten Zeit: denn wie bisher theils die Wissenschaften überhaupt, theils die natürlichen verspätet worden, davon soll uns der Bischof Sprat eine flüchtige Uebersicht geben.

„Bis zur Verbindung der beiden Häuser York und Lancaster wurden alle Kräfte unseres Landes zu häuslichen Kriegen zwischen dem König und dem Adel, oder zu wüthenden Kämpfen zwischen jenen beiden getrennten Familien verwendet, wenn nicht irgend einmal ein muthiger Fürst ihre Kräfte zu fremden Eroberungen zu gebrauchen wußte. Die zwei Rosen waren in der Person des Königs Heinrich des VII. vereinigt, dessen Regierung, wie seine Gemüthsart, heimlich, streng, eifersüchtig, geizig, aber dabei siegreich und weise war. Wie wenig aber diese Zeit sich zu neuen Entdeckungen vorbereitet fand, sieht man daraus, wie gering er das Anerbieten des Christoph Columbus zu schätzen wußte. Die Regierung Heinrich's des VIII. war kräftig, kühn, prachtig, freigebig und gelehrt, aber die Veränderung der Religion trat ein und dieß allein war genug, den Geist der Menschen zu beschäftigen."

„Die Regierung Königs Eduard VI. war unruhig wegen des Zwiespalts derer die während seiner Minderjährigkeit regierten, und die Kürze seines Lebens hat uns jener Früchte beraubt, die man nach den bewundernswerthen Anfängen dieses Königs hoffen konnte. Die Regierung der Königin Maria war schwach, melancholisch, blutdürstig gegen die Protestanten, verdunkelt durch eine fremde Heirath und

unglücklich durch den Verluſt von Calais. Dagegen war die Regierung der Königin Eliſabeth lang, triumphirend, friedlich nach innen und nach außen glorreich. Da zeigte ſich, zu welcher Höhe die Engländer ſteigen können, wenn ſie ein Fürſt anführt, der ihren Herzen ſo gut als ihren Händen gebieten kann. In ihren Tagen ſetzte ſich die Reformation feſt; der Handel ward geregelt und die Schifffahrt erweiterte ſich. Aber obgleich die Wiſſenſchaft ſchon etwas Großes hoffen ließ, ſo war doch die Zeit noch nicht gekommen, daß den Naturerfahrungen eine öffentliche Aufmunterung hätte zu Theil werden können, indem die Schriften des Alterthums und die Streitigkeiten zwiſchen uns und der römiſchen Kirche noch nicht völlig ſtudirt und beſeitigt waren."

„Die Regierung des Königs Jacob war glücklich in allen Vortheilen des Friedens und reich an Perſonen von tiefer Literatur; aber nach dem Beiſpiele des Königs wendeten ſie vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit auf die Verhandlungen der Religion und der Streitigkeiten, ſo daß ſelbſt Mylord Bacon, mit allem Anſehen, das er im Staate beſaß, ſein Collegium Salomons nur als eine Schilderung, als einen Roman zu Stande bringen konnte. Zwar fing die Zeit Carls des I. an, zu ſolchen Unternehmungen reifer zu werden, wegen des Ueberfluſſes und der glücklichen Zuſtände ſeiner erſten Jahre, auch wegen der Fähigkeit des Königs ſelbſt, der nicht nur ein unnachahmlicher Meiſter in Verſtand und Redekunſt war, ſondern der auch in verſchiedenen praktiſchen Künſten ſich über die gewöhnliche Weiſe der Könige, ja ſogar über den Fleiß der beſten Künſtler erhob. Aber ach! er wurde von den Studien, von Ruhe und Frieden hinweg zu der gefährlichern und rühmlichern Laufbahn des Martyrers berufen."

„Die letzten Zeiten des bürgerlichen Krieges und der Verwirrung haben, zum Ersatz jenes unendlichen Jammers, den Vortheil hervorgebracht, daß sie die Geister der Menschen aus einem langen Behagen, aus einer müßigen Ruhe herausrissen und sie thätig, fleißig und neugierig machten. Und gegenwärtig, seit der Rückkehr des Königs, ist die Verblendung vergangener Jahre mit dem Jammer der letzten verschwunden. Die Menschen überhaupt sind müde der Ueberbleibsel des Alterthums und gesättigt von Religionsstreitigkeiten. Ihre Augen sind gegenwärtig nicht allein offen und bereitet zur Arbeit, sondern ihre Hände sind es auch. Man findet jetzo ein Verlangen, eine allgemeine Begierde nach einer Wissenschaft, die friedlich, nützlich und nahrend sey und nicht wie die der alten Secten, welche nur schwere und unverdauliche Argumente gaben, oder bittere Streitigkeiten statt Nahrung, und die, wenn der Geist des Menschen Brod verlangte, ihm Steine reichten, Schlangen oder Gift."

Aeußere Vortheile der Societät.

Der Theilnahme des Königs folgte sogleich die der Prinzen und reichen Barone. Nicht allein Gelehrte und Forscher, sondern auch Praktiker und Techniker mußten sich für eine solche Anstalt bemühen. Weit ausgebreitet war der Handel; die Gegenstände desselben näher kennen zu lernen, neue Erzeugnisse fremder Weltgegenden in Umlauf zu bringen, war der Vortheil sämmtlicher Kaufmannschaft. Wißbegierigen Reisenden gab man lange Register von Fragen mit; eben dergleichen sendete man an die englischen Residenten in den fernsten Ansiedelungen.

Gar bald drängte ſich nunmehr von allen Seiten das Merkwürdige herzu. Durch Beantwortung jener Fragen, durch Einſendung von Inſtrumenten, Büchern und andern Seltenheiten ward die Geſellſchaft jeden Tag reicher und ihre Einwirkung bedeutender.

Innere Mängel der Societät.

Bei allen dieſen großen äußeren Vortheilen war auch manches das ihr widerſtand. Am meiſten ſchadete ihr die Furcht vor jeder Art von Autorität. Sie konnte daher zu keiner innern Form gelangen, zu keiner zweckmäßigen Behandlung desjenigen was ſie beſaß und was ſie ſich vorgenommen hatte.

Durch Bacon's Anlaß und Anſtoß war der Sinn der Zeit auf das Reale, das Wirkliche gerichtet worden. Dieſer außerordentliche Mann hatte das große Verdienſt, auf die ganze Breite der Naturforſchung aufmerkſam gemacht zu haben. Bei einzelnen Erfahrungen drang er auf genaue Beobachtung der Bedingungen, auf Erwägung aller begleitenden Umſtände. Der Blick in die Unendlichkeit der Natur war geöffnet und zwar bei einer Nation, die ihn ſowohl nach innen als nach außen am lebhafteſten und weiteſten umherwenden konnte. Sehr viele fanden eine leidenſchaftliche Freude an ſolchen Verſuchen, welche die Erfahrungen wiederholten, ſicherten und mannichfaltiger machten; andere ergötzten ſich hingegen an der nächſten Ausſicht auf Anwendung und Nutzen.

Wie aber in der wiſſenſchaftlichen Welt nicht leicht ohne Trennung gewirkt werden kann, ſo findet man auch hier eine

entſchiedene Spaltung zwiſchen Theorie und Praxis. Man hatte noch in friſchem Andenken, wie die weichende Scholaſtik durch eine ſeltſame Philoſophie, durch den Carteſianismus ſogleich wieder erſetzt worden. Hier ſah man aufs neue ein Beiſpiel, was ein einziger trefflicher Kopf auf andere zu wirken, wie er ſie nach ſeinem Sinne zu bilden im Stande iſt. Wie entfernt man ſey die Geſinnungen eines Einzelnen gelten zu laſſen, drückte die Societät unter ihrem Wappen durch den Wahlſpruch aus: Nullius in Verba; und damit man ja vor allem Allgemeinen, vor allem was eine Theorie nur von fern anzudeuten ſchien, ſicher wäre; ſo ſprach man den Vorſatz beſtimmt aus, die Phänomene, ſo wie die Experimente an und für ſich zu beobachten, und ſie neben einander, ohne irgend eine künſtlich ſcheinende Verbindung, einzeln ſtehen zu laſſen.

Die Unmöglichkeit, dieſen Vorſatz auszuführen, ſahen ſo kluge Leute nicht ein. Man bemerkte nicht, daß ſehr bald nach den Urſachen gefragt wurde, daß der König ſelbſt, indem er der Societät natürliche Körper verehrte, nach dem Wie der Wirkungen ſich erkundigte. Man konnte nicht vermeiden, ſich ſo gut und ſchlimm, als es gehen wollte, einige Rechenſchaft zu geben; und nun entſtanden partielle Hypotheſen, die mechaniſche und machiniſtiſche Vorſtellungsart gewann die Oberhand, und man glaubte noch immer, wenn man ein Gefolgertes ausgeſprochen hatte, daß man den Gegenſtand, die Erſcheinung ausſpreche.

Indem man aber mit Furcht und Abneigung ſich gegen jede theoretiſche Behandlung erklärte, ſo behielt man ein großes Zutrauen zu der Mathematik, deren methodiſche Sicherheit in Behandlung körperlicher Dinge ihr, ſelbſt in den Augen der größten Zweifler, eine gewiſſe Realität zu geben

schien. Man konnte nicht läugnen, daß sie, besonders auf technische Probleme angewendet, vorzüglich nützlich war und so ließ man sie mit Ehrfurcht gelten, ohne zu ahnen daß, indem man sich vor dem Ideellen zu hüten suchte, man das Ideellste zugelassen und beibehalten hatte.

So wie das was eigentlich Methode sey, den Augen der Gesellen fast gänzlich verborgen war, so hatte man gleichfalls eine sorgliche Abneigung vor einer Methode zu der Erfahrung. Die Unterhaltung der Gesellschaft in ihren ersten Zeiten war immer zufällig gewesen. Was die Einen als eigenes Studium beschäftigte, was die Andern als Neuigkeit interessirte, brachte jeder unaufgefordert und nach Belieben vor. Eben so blieb es nach der übrigens sehr förmlich eingerichteten Constitution. Jeder theilt mit was gerade zufällig bereit ist, Erscheinungen der Naturlehre, Körper der Naturgeschichte, Operationen der Technik, alles zeigt sich bunt durch einander. Manches Unbedeutende, anderes durch einen wunderbaren Schein Interessirende, anderes bloß Curiose findet Platz und Aufnahme; ja sogar werden Versuche mitgetheilt aus deren nahern Umständen man ein Geheimniß macht. Man sieht eine Gesellschaft ernsthafter würdiger Männer, die nach allen Richtungen Streifzüge durch das Feld der Naturwissenschaft vornehmen, und weil sie das Unermeßliche desselben anerkennen, ohne Plan und Maaßregel darin herumschweifen. Ihre Sessionen sind öfters Quodlibets, über die man sich des Lachelns, ja des Lachens nicht enthalten kann.

Die Angst der Societät vor irgend einer rationellen Behandlung war so groß, daß sich niemand getraute auch nur eine empirische Abtheilung und Ordnung in das Geschaft zu bringen. Man durfte nur die verschiedenen Classen der Gegenstände, man durfte Physik, Naturgeschichte und Technik

Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menſchen flieht, und lieber frey im Stillen
Mit ſeinem Geiſt ſich unterhalten mag,
So kann ich doch nicht loben daß er ſelbſt
Den Kreis vermeidet den die Freunde ſchließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, ſo wirſt du bald, o Fürſt,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich ſah' ihn heut' von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, ſchrieb und ging und ſchrieb.
Ein flüchtig Wort das er mir geſtern ſagte
Schien mir ſein Werk vollendet anzukünden.
Er feilt nur kleine Züge zu verbeſſern,
Um deiner Huld, die ihm ſo viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er ſoll willkommen ſeyn wenn er es bringt
Und losgeſprochen ſeyn auf lange Zeit.
So ſehr ich Theil an ſeiner Arbeit nehme,
So ſehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, ſo ſehr vermehrt

von einander trennen und in diesen die nothwendigsten Unterabtheilungen machen, sodann die Einrichtung treffen, daß in jeder Session nur Ein Fach bearbeitet werden sollte: so war der Sache schon sehr geholfen.

Porta hatte schon hundert Jahre vorher die physikalischen Phänomene in Rubriken vorgetragen. Man konnte dieses Buch bequem zum Grunde legen, das alte Wunderbare nach und nach sichten und auslöschen, das in der Zwischenzeit Erfundene nachtragen, sodann das jedesmal bei der Societät Vorkommende aus den Protokollen an Ort und Stelle eintragen, so entging man wenigstens der größten Verwirrung, und war sicher, daß sich nichts versteckte und verlor, wie es z. B. mit Mayow's Erfahrungen ging, von welchen die Societät Notiz hatte, sie aber vernachlässigte und freilich das Genauere nicht erfuhr, weil sie den von Hooke zum Mitglied vorgeschlagenen Mayow nicht aufnahm.

In seiner neuen Atlantis hatte Bacon für das naturforschende Salomonische Collegium einen ungeheuern romantischen Palast mit vielen Flügeln und Pavillons gebaut, worin sich denn wohl auch mancher äußerst phantastische Saal befand. Diese Andeutungen konnten freilich einer Gesellschaft, die im wirklichen Leben entsprang, wenig Vortheil gewähren; aber bestimmt genug hatte er am Ende jener Dichtung die Nothwendigkeit ausgesprochen, die verschiedenen Functionen eines solchen Unternehmens unter mehrere Personen zu theilen, oder wenn man will, diese Functionen als von einander abgesondert, aber doch immer in gleichem Werthe neben einander fortschreitend zu betrachten.

„Wir haben zwölf Gesellen, sagte er, um uns Bücher, Materialien und Vorschriften zu Experimenten anzuwerben. Drei haben wir, welche alle Versuche, die sich in Büchern

finden, zusammenbringen; drei welche die Versuche aller mechanischen Künste, der freien und praktischen Wissenschaften, die noch nicht zu einer Einheit zusammengeflossen, sammeln. Wir haben drei, die sich zu neuen Versuchen anschicken, wie es ihnen nützlich zu seyn scheint; drei welche die Erfahrungen aller dieser schon genannten in Rubriken und Tafeln aufstellen, daß der Geist zu Beobachtungen und Schlüssen sie desto bequemer vor sich finde. Drei haben wir, welche diese sämmtlichen Versuche in dem Sinne ansehen, daß sie daraus solche Erfindungen ziehen, die zum Gebrauche des Lebens und zur Ausübung dienen; dann aber drei, die nach vielen Zusammenkünften und Rathschlüssen der Gesellschaft, worin das Vorhandene durchgearbeitet worden, Sorge tragen, daß nach dem was schon vor Augen liegt, neue, tiefer in die Natur dringende Versuche eingeleitet und angestellt werden; dann drei, welche solche aufgegebene Experimente ausführen und von ihrem Erfolg Nachricht geben. Zuletzt haben wir drei, die jene Erfindungen und Offenbarungen der Natur durch Versuche zu höheren Beobachtungen, Axiomen und Aphorismen erheben und befördern, welches nicht anders als mit Beirath der sämmtlichen Gesellschaft geschieht."

Von dieser glücklichen Sonderung und Zusammenstellung ist keine Spur in dem Verfahren der Societat, und eben so geht es auch mit ihren nach und nach sich anhäufenden Besitzungen. Wie sie jeden Naturfreund ohne Unterschied des Ranges und Standes für societätsfähig erklärt hatte, eben so bekannt war es, daß sie alles was sich nur einigermaßen auf Natur bezog, annehmen und bei sich aufbewahren wolle. Bei der allgemeinen Theilnahme die sie erregte, fand sich ein großer Zufluß ein, wie es bei allen empirischen Anhäufungen und Sammlungen zu geschehen pflegt. Der König,

der Adel, Gelehrte, Oekonomen, Reisende, Kaufleute, Handwerker, alles drängte sich zu, mit Gaben und Merkwürdigkeiten. Aber auch hier scheint man vor irgend einer Ordnung Scheu gehabt zu haben, wenigstens sieht man in der frühern Zeit keine Anstalt ihre Vorräthe zu rangiren, Katalogen darüber zu machen und dadurch auf Vollständigkeit auch nur von ferne hinzudeuten. Will man sie durch die Beschränktheit und Unsicherheit ihres Locals entschuldigen, so lassen wir diesen Einwurf nur zum Theil gelten: denn durch einen wahren Ordnungsgeist waren diese Hindernisse wohl zu überwinden gewesen.

Jede einseitige Maxime muß, wenn sie auch zu gewissen Zwecken tauglich gefunden wird, sich zu andern unzulänglich, ja schädlich erzeigen. Sprat mag mit noch so vieler Beredsamkeit den Vorsatz der Gesellschaft, nicht zu theoretisiren, nicht zu methodisiren, nicht zu ordnen, rühmen und vertheidigen, hinter seinen vielen Argumenten glaubt man nur sein böses Gewissen zu entdecken; und man darf nur den Gang des Societätsgeschäfts in den Protokollen einige Jahre verfolgen, so sieht man, daß sie die aus ihrer Maxime entspringenden Mängel gar wohl nach und nach bemerkt und dagegen, jedoch leider unzulängliche, Anordnungen macht.

Die Experimente sollen nicht aus dem Stegreife vorgelegt, sondern in der vorhergehenden Session angezeigt werden; man ordnet Versuche in gewissen Folgen an, man setzt Comité's nieder, welche, im Vorbeigehen sey es gesagt, in politischen und praktischen Fällen gut seyn mögen, in wissenschaftlichen Dingen aber gar nichts taugen. Neigung oder Abneigung, vorgefaßte Meinung der Commissarien sind hier nicht so leicht wie dort zu controliren. Ferner verlangt man Gutachten und Uebersichten; da aber nichts zusammenhängt, so wird eins

über das andere vergeſſen. Selten geſchieht was man ſich vorgeſetzt hatte, und wenn es geſchieht, ſo iſt es meiſtentheils nicht auslangend noch hinreichend. Und nach welchem Maaßſtab ſoll es gemeſſen, von wem ſoll es beurtheilt werden?

Vielleicht iſt hieran auch der im Anfang monatliche Präſidentenwechſel Schuld; ſo wie auch hier die Ungewißheit und Unzulänglichkeit des Locals, der Mangel eines Laboratoriums und was andere daraus entſpringende Hinderniſſe ſind, zur Entſchuldigung angeführt werden können.

Mängel die in der Umgebung und in der Zeit liegen.

Von manchem was ſich einem regelmäßigen und glücklichen Fortſchritt der Societät entgegenſetzte, haben wir freilich gegenwärtig kaum eine Ahnung. Man hielt von Seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade des Pöbels, die Naturwiſſenſchaften und beſonders das Experimentiren auf mancherlei Weiſe für ſchädlich, ſchadlich der Schullehre, der Erziehung, der Religion, dem praktiſchen Leben und was dergleichen Beſchränktheiten mehr waren.

Ingleichen ſtellen wir uns nicht vor, wenn wir von jenen engliſchen Experimentalphiloſophen ſo vieles leſen, wie weit man überhaupt zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts noch im Experimentiren zurückſtand. Von der alchymiſtiſchen Zeit her war noch die Luſt am Geheimniß geblieben, von welchem man bei zunehmender Technik, beim Eingreifen des Wiſſens ins Leben, nunmehr manche Vortheile hoffen konnte. Die

Werkzeuge mit denen man operirte, waren noch höchſt unvollkommen. Wer ſieht dergleichen Inſtrumente aus jener Zeit in alten phyſikaliſchen Rüſtkammern und ihre Unbehülflichkeit nicht mit Verwunderung und Bedauern?

Das größte Uebel aber entſprang aus einer gewiſſen Verfahrungsart ſelbſt. Man hatte kaum den Begriff, daß man ein Phänomen, einen Verſuch auf ſeine Elemente reduciren könne; daß man ihn zergliedern, vereinfachen und wieder vermannichfaltigen müſſe, um zu erfahren, wohin er eigentlich deute. Die fleißigſten Beobachter der damaligen Zeit geben Anlaß zu dieſer Reflexion, und Newton's Theorie hätte nicht entſtehen können, wenn er für dieſe Hauptmaxime, die den Experimentirenden leiten ſoll, irgend einen Sinn gehabt hätte. Man ergriff einen verwickelten Verſuch und eilte ſogleich zu einer Theorie die ihn unmittelbar erklären ſollte; man that gerade das Gegentheil von dem was man in Mund und Wappen führte.

Robert Hooke.

Hooke, der Experimentator und Secretär der Societät, war in demſelben Falle, und ob ihm gleich die Geſellſchaft manches ſchuldig iſt, ſo hat ihr doch ſein Charakter viel Nachtheil gebracht. Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann, von den ausgebreitetſten Kenntniſſen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten laſſen, was irgend angebracht und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder ſelbſt ſchon zu kennen, oder etwas Anderes und Beſſeres zu wiſſen.

So viel er auch that, ja im Einzelnen durcharbeitete, ſo war er doch durchaus unſtät und wurde es noch mehr durch ſeine Lage, da die ganze Erfahrungsmaſſe auf ihn eindrang und er, um ihr gewachſen zu ſeyn, ſeine Kräfte bald dahin, bald dort hin wenden mußte. Dabei war er zerſtreut, nachläſſig in ſeinem Amte, obgleich auf ſeinem eigenen Wege immer thätig.

Viele Jahre müht ſich die Societät vergebens mit ihm ab. Sehr ernſtlich wird ihm auferlegt: er ſoll regelmäßig Verſuche machen, ſie vorher anzeigen, in den folgenden Seſſionen wirklich darlegen; wobei die gute Societät freilich nicht bedenkt, daß Seſſionen nicht dazu geeignet ſind, Verſuche anzuſtellen und ſich von den Erſcheinungen vollſtändig zu überzeugen. Wie ihnen denn auch einmal ein Vogel den Gefallen nicht thun will, unter der Mayow'ſchen Glocke, ehe die Verſammlung auseinander geht, zu ſterben.

Aehnliche Fälle benutzt Hooke zu allerlei Ausflüchten. Er gehorcht nicht, oder nur halb; man verkümmert ihm ſeine Penſion, er wird nicht gefügſamer, und wie es in ſolchen Fällen geht, man ermüdet ſtreng zu ſeyn, man bezahlt ihm zuletzt aus Gunſt und Nachſicht ſeine Rückſtände auf einmal. Er zeigt eine Anwandlung von Beſſerung, die nicht lange dauert, und die Sache ſchleppt ſich ihren alten Gang.

So ſah es mit der innern Verfaſſung eines Gerichtshofes aus, bei deſſen Entſcheidung über eine bedeutende und weit eingreifende Theorie ſich die wiſſenſchaftliche Welt beruhigen ſollte.

Isaak Newton,

geb. 1642, gest. 1727.

Unter denen welche die Naturwissenschaften bearbeiten, lassen sich vorzüglich zweierlei Arten von Menschen bemerken.

Die ersten, genial, productiv und gewaltsam, bringen eine Welt aus sich selbst hervor, ohne viel zu fragen, ob sie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß dasjenige was sich in ihnen entwickelt, mit den Ideen des Weltgeistes zusammentrifft, so werden Wahrheiten bekannt, wovor die Menschen erstaunen und wofür sie Jahrhunderte lang dankbar zu seyn Ursache haben. Entspringt aber in so einer tüchtigen genialen Natur irgend ein Wahnbild, das in der allgemeinen Welt kein Gegenbild findet, so kann ein solcher Irrthum nicht minder gewaltsam um sich greifen und die Menschen Jahrhunderte durch hinreißen und übervortheilen.

Die von der zweiten Art, geistreich, scharfsinnig, behutsam, zeigen sich als gute Beobachter, sorgfaltige Experimentatoren, vorsichtige Sammler von Erfahrungen; aber die Wahrheiten welche sie fördern, wie die Irrthumer welche sie begehen, sind gering. Ihr Wahres fügt sich zu dem anerkannten Richtigen oft unbemerkt, oder geht verloren; ihr Falsches wird nicht aufgenommen, oder wenn es auch geschieht, verlischt es leicht.

Zu der ersten dieser Classen gehört Newton, zu der zweiten die besseren seiner Gegner. Er irrt, und zwar auf eine entschiedene Weise. Erst findet er seine Theorie plausibel, dann überzeugt er sich mit Uebereilung, ehe ihm deutlich wird, welcher mühseligen Kunstgriffe es bedurfen werde, die Anwendung seines hypothetischen Aperçu's durch die

Erfahrung durchzuführen. Aber ſchon hat er ſie öffentlich ausgeſprochen, und nun verfehlt er nicht alle Gewandtheit ſeines Geiſtes aufzubieten, um ſeine Theſe durchzuſetzen; wobei er mit unglaublicher Kühnheit das ganz Abſurde als ein ausgemachtes Wahre der Welt ins Angeſicht behauptet.

Wir haben in der neuern Geſchichte der Wiſſenſchaften einen ähnlichen Fall an Tycho de Brahe. Dieſer hatte ſich gleichfalls vergriffen, indem er das Abgeleitete für das Urſprüngliche, das Untergeordnete für das Herrſchende in ſeinem Weltſyſtem geſtellt hatte. Auch er war zu geſchwind mit dieſer unhaltbaren Grille hervorgetreten; ſeine Freunde und gleichzeitigen Verehrer ſchreiben in ihren vertraulichen Briefen darüber ganz unbewunden und ſprechen deutlich aus, daß Tycho, wenn er nicht ſchon ſein Syſtem publicirt und eine Zeit lang behauptet hätte, das Copernicaniſche wahrſcheinlich annehmen und dadurch der Wiſſenſchaft großen Dienſt leiſten würde; dahingegen nunmehr zu fürchten ſey, daß er den Himmel öfter nach ſeiner Lehre ziehen und biegen werde.

Schon die Zeitgenoſſen und Mitarbeiter Tycho's befreiten ſich von ſeiner ängſtlichen verwirrenden Meinung. Aber Newton theilte ſeine Ueberzeugung, ſo wie ſeine Hartnäckigkeit, ſeinen Schülern mit, und wer den Parteigeiſt kennt, wird ſich nicht verwundern, daß dieſe keine Augen und Ohren mehr haben, ſondern das alte Credo immerfort wiederholen, wie es ihnen der Meiſter eingelernt.

Der Charakter, die Fähigkeiten, das Benehmen, die Schickſale ſeiner Gegner, können nur im Einzelnen vorgetragen werden. Zum Theil begriffen ſie nicht worauf es ankam, zum Theil ſahen ſie den Irrthum wohl ein; hatten aber weder Kraft, noch Geſchick, noch Opportunität ihn zu zerſtören.

Wir finden 1666 Newton als Studirenden zu Cambridge, mit Verbeſſerung der Teleſkope und mit prismatiſchen Verſuchen zu dieſem Zweck beſchaftigt, wobei er ſeine Farbentheorie bei ſich feſtſetzt. Von ihm ſelbſt haben wir hierüber drei Arbeiten, aus welchen wir ſeine Denkweiſe überſehen, dem Gange den er genommen, folgen können.

Lectiones Opticae.

Nachdem er 1667 Magiſter, 1669 Profeſſor der Mathematik an Barrow's Stelle geworden, hält er in dieſem und den beiden folgenden Jahren der ſtudirenden Jugend Vorleſungen, in welchen er das Phyſiſche der Farbenphänomene durch mathematiſche Behandlung ſoviel als möglich an dasjenige heranzuziehen ſucht, was man von ihm in ſeiner Stelle erwartet. Er arbeitet dieſe Schrift nachher immer weiter aus, läßt ſie aber liegen, ſo daß ſie erſt nach ſeinem Tode 1729 gedruckt wird.

Brief an den Secretär der Londner Societät.

Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londner Societät und legt ihr ſein neues katoptriſches Teleſkop vor und zugleich ſeine Farbentheorie, aus welcher gefolgert wird, daß die dioptriſchen Fernröhre nicht zu verbeſſern ſeyen.

Dieſer Brief eigentlich beſchäftigt uns hier, weil Newton

den Gang den er genommen sich von seiner Theorie zu überzeugen, darin ausführlich erzählt, und weil er überhaupt hinreichend wäre, uns einen vollkommenen Begriff von der Newtonischen Lehre zu geben.

An diesen Brief schließen sich auch die ersten Einwürfe gegen die Newtonische Lehre, welche nebst den Antworten des Verfassers bis 1676 reichen.

Die Optik.

Seit gedachtem Jahre läßt sich Newton in weiter keine Controvers ein, schreibt aber die Optik, welche 1705 herauskommt, da seine Autorität am höchsten gestiegen und er zum Praesidenten der Societät ernannt war. In diesem Werke sind die Erfahrungen und Versuche so gestellt, daß sie allen Einwendungen die Stirn bieten sollen.

Um nunmehr dasjenige worauf es bei der Sache ankommt, historisch deutlich zu machen, müssen wir einiges aus der vergangenen Zeit nachholen.

Die Wirkung der Refraction war von den ältesten Zeiten her bekannt, ihre Verhaltnisse aber, bis in das sechzehnte Jahrhundert, nur empirisch bestimmt. Snellius entdeckte das Gesetzliche daran und bediente sich zur Demonstration des subjectiven Versuchs, den wir mit dem Namen der Hebung bezeichnet haben. Andere wählten zur Demonstration den objectiven Versuch, und das Kunstwort Brechung wird davon ausschließlich gebraucht. Das Verhältniß der beiden Sinus

Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert ſtets, ruckt langſam weiter vor,
Steht wieder ſtill, er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig ſieht man den Genuß entfernt
In ſpäte Zeit, den man ſo nah' geglaubt.

Prinzeſſinn.

Ich lobe die Beſcheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchließen ſich
So viele Reime feſt in eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen.
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reitzend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;
Und wenn die Nachwelt mit genießen ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

des Einfalls- und Brechungswinkels wird rein ausgesprochen, als wenn kein Nebenumstand dabei zu beobachten ware.

Die Refraction kam hauptsachlich bei Gelegenheit der Fernröhre zur Sprache. Diejenigen die sich mit Teleskopen und deren Verbesserung beschaftigten, mußten bemerken, daß durch Objectivglaser die aus Kugelschnitten bestehen, das Bild nicht rein in einen Punkt zu bringen ist, sondern daß eine gewisse Abweichung statt findet, wodurch das Bild undeutlich wird. Man schrieb sie der Form der Glaser zu und schlug deßwegen hyperbolische und elliptische Oberflachen vor.

So oft von Refraction, besonders seit Antonius de Dominis, die Rede ist, wird auch immer der Farbenerscheinung gedacht. Man ruft bei dieser Gelegenheit die Prismen zu Hülfe, welche das Phanomen so eminent darstellen. Als Newton sich mit Verbesserung der Teleskope beschaftigte und, um jene Aberration von Seiten der Form wegzuschaffen, hyperbolische und elliptische Glaser arbeitete, untersuchte er auch die Farbenerscheinung und überzeugte sich, daß diese gleichfalls eine Art von Abweichung sey wie jene, doch von weit großerer Bedeutung, dergestalt daß jene dagegen gar nicht zu achten sey, diese aber, wegen ihrer Größe, Beständigkeit und Untrennbarkeit von der Refraction, alle Verbesserung der dioptrischen Teleskope unmöglich mache.

Bei Betrachtung dieser die Refraction immer begleitenden Farbenerscheinung fiel hauptsachlich auf, daß ein rundes Bild wohl seine Breite behielt, aber in der Länge zunahm. Es wurde nunmehr eine Erklarung gefordert, welche im siebzehnten Jahrhundert oft versucht worden, niemanden aber gelungen war.

Newton scheint, indem er eine solche Erklarung aufsuchte, sich gleich die Frage gethan zu haben: ob die Ursache in einer

innern Eigenschaft des Lichts, oder in einer äußern Bedingtheit desselben zu suchen sey? Auch läßt sich aus seiner Behandlung der Sache, wie sie uns bekannt worden, schließen, daß er sich sehr schnell für die erstere Meinung entschieden habe.

Das erste was er also zu thun hatte, war, die Bedeutsamkeit aller äußern Bedingungen, die bei dem prismatischen Versuche vorkamen, zu schwächen, oder ganz zu beseitigen. Ihm waren die Ueberzeugungen seiner Vorgänger wohl bekannt, welche eben diesen äußern Bedingungen einen großen Werth beigelegt. Er führt ihrer sechs auf, um eine nach der andern zu verneinen. Wir tragen sie in der Ordnung vor, wie er sie selbst aufführt, und als Fragen wie er sie gleichfalls gestellt hat.

Erste Bedingung. Trägt die verschiedene Dicke des Glases zur Farbenerscheinung bei?

Diese hier nur im Allgemeinen und Unbestimmten aufgestellte Frage ward eigentlich dadurch veranlaßt: Antonius de Dominis, Kircher und andere hatten geglaubt, indem sie das Gelbe durch die Spitze des brechenden Winkels oder naher an ihm, das Blaue aber zu oberst, wo das Prisma mehrere Masse hat, hervorgebracht sahen, es sey die größere oder geringere Stärke des Glases Ursache der Farbenverschiedenheit. Sie hätten aber nur dürfen beim Gebrauch eines größeren Prisma's dasselbe von unten hinauf, oder von oben herunter nach und nach zudecken, so würden sie gesehen haben, daß an jeder mittleren Stelle jede Farbe entstehen kann. Und Newton hatte also ganz Recht, wenn er in diesem Sinne die Frage mit Nein beantwortet.

Doch haben weder er noch seine Nachfolger auf den wichtigen Umstand aufmerksam gemacht, daß die Stärke oder die Schwäche des Mittels überhaupt, zwar nicht zur Entstehung

der verſchiedenen Farben, aber doch zum Wachsthum oder zur Verminderung der Erſcheinung ſehr viel beitrage, wie wir am gehörigen Orte umſtändlich ausgeführt haben. (C. 209—217.) Dieſe Bedingung iſt alſo keineswegs als vollkommen beſeitigt anzuſehen, ſie bleibt vielmehr in einem Sinne, an den man freilich damals nicht gedacht, als höchſt bedeutend beſtehen.

Zweite Bedingung. In wiefern tragen größere oder kleinere Oeffnungen im Fenſterladen zur Geſtalt der Erſcheinung, beſonders zum Verhaltniß ihrer Länge zur Breite bei?

Newton will auch dieſe Bedingung unbedeutend gefunden haben, welches ſich auf keine Weiſe begreifen laßt, als daß man annimmt, er habe, indem er mit kleinen Prismen operirt, die Oeffnungen im Fenſterladen nicht von ſehr verſchiedener Größe machen können. Denn obgleich das Verhaltniß der Länge zur Breite, im prismatiſchen Bilde, von mancherlei Urſachen abhängt, ſo iſt doch die Größe der Oeffnung eine der hauptſächlichſten: denn je größer die Oeffnung wird, deſto geringer wird das Verhaltniß der Länge zur Breite. Man ſehe was wir hierüber im polemiſchen Theil (92) umſtändlich und genau ausgeführt haben. Dieſe zweite Frage wird alſo von uns auf das entſchiedenſte mit Ja beantwortet.

Dritte Bedingung. Tragen die Gränzen des Hellen und Dunkeln etwas zur Erſcheinung bei?

Das ganze Capitel unſeres Entwurfs, welches die Farben abhandelt, die bei Gelegenheit der Refraction entſtehen, iſt durchaus bemüht zu zeigen, daß eben die Gränzen ganz allein die Farbenerſcheinung hervorbringen. Wir wiederholen hier nur das Hauptmoment.

Es entſpringt keine prismatiſche Farbenerſcheinung, als

wenn ein Bild verrückt wird, und es kann kein Bild ohne Gränze seyn. Bei dem gewöhnlichen prismatischen Versuch geht durch die kleinste Oeffnung das ganze Sonnenbild durch, das ganze Sonnenbild wird verrückt; bei geringer Brechung nur an den Rändern, bei stärkerer aber völlig gefarbt.

Durch welche Art von Untersuchung jedoch Newton sich überzeugt habe, daß der Gränze kein Einfluß auf die Farbenerscheinung zuzuschreiben sey, muß jeden der nicht verwahrlos't ist, zum Erstaunen, ja zum Entsetzen bewegen, und wir fordern alle günstigen und ungünstigen Leser auf, diesem Punkte die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei jenem bekannten Versuche, bei welchem das Prisma innerhalb der dunkeln Kammer sich befindet, geht das Licht, oder vielmehr das Sonnenbild, zuerst durch die Oeffnung und dann durch das Prisma, da denn auf der Tafel das farbige Spectrum erscheint. Nun stellt der Experimentator, um gleichsam eine Probe auf seinen ersten Versuch zu machen, das Prisma hinaus vor die Oeffnung und findet in der dunkeln Kammer, nach wie vor, sein gefarbtes verlangertes Bild. Daraus schließt er, die Oeffnung habe keinen Einfluß auf die Färbung desselben.

Wir fordern alle unsere gegenwärtigen und künftigen Gegner auf diese Stelle. Hier wird von nun an um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit des Newtonischen Systems gekampft, hier, gleich am Eingange des Labyrinths und nicht drinnen in den verworrenen Irrgängen, hier, wo uns Newton selbst aufbewahrt hat, wie er zu seiner Ueberzeugung gelangt ist.

Wir wiederholen daher was schon oft von uns didaktisch und polemisch eingeschärft worden: das gebrochene Licht zeigt keine Farbe als bis es begränzt ist; das Licht nicht als Licht,

sondern insofern es als ein Bild erscheint, zeigt bei der Brechung eine Farbe, und es ist ganz einerlei, ob erst ein Bild entstehe das nachher gebrochen wird, oder ob eine Brechung vorgehe, innerhalb welcher man ein Bild begranzt.

Man gewöhne sich mit dem großen Wasserprisma zu operiren, welches uns ganz allein über die Sache einen vollkommenen Aufschluß geben kann, und man wird nicht aufhören sich zu wundern, durch welch einen unglaublichen Fehlschluß sich ein so vorzüglicher Mann nicht allein zu Anfang getäuscht, sondern den Irrthum so bei sich festwurzeln lassen, daß er wider allen Augenschein, ja wider besser Wissen und Gewissen, in der Folge dabei verharrt und einen ungehörigen Versuch nach dem andern ersonnen, um seine erste Unaufmerksamkeit vor unaufmerksamen Schulern zu verbergen. Man sehe was von uns im polemischen Theile, besonders zum zweiten Theil des ersten Buchs der Optik, umständlicher ausgeführt worden, und erlaube uns hier den Triumph der guten Sache zu feiern, den ihr die Schule, mit aller ihrer Halsstarrigkeit, nicht lange mehr verkümmern wird.

Jene drei nunmehr abgehandelten Fragepunkte beziehen sich auf Aeußerungen alterer Naturforscher. Der erste kam vorzüglich durch Antonius de Dominis, der zweite und dritte durch Kircher und Descartes zur Sprache.

Außerdem waren noch andere Punkte zu beseitigen, andere äußere Bedingungen zu läugnen, die wir nun der Ordnung nach vorführen, wie sie Newton beibringt.

Vierte Bedingung. Sind vielleicht Ungleichheiten und Fehler des Glases Schuld an der Erscheinung?

Noch in dem siebzehnten Jahrhunderte sind uns mehrere Forscher begegnet, welche die prismatischen Erscheinungen bloß für zufallig und regellos hielten. Newton bestand

zuerſt mit Macht darauf, daß ſie regelmäßig und beſtändig ſeyen.

Wenn Ungleichheiten und Fehler des Glaſes unregelmäßig ſcheinende Farben hervorbringen, ſo entſtehen ſie doch eben ſo gut dem allgemeinen Geſetze gemäß, als die entſchiedenen des reinſten Glaſes: denn ſie ſind nur Wiederholungen im Kleinen von der größern Farbenerſcheinung an den Rändern des Prisma's, indem jede Ungleichheit, jede undurchſichtige Faſer, jeder dunkle Punkt als ein Bildchen anzuſehen iſt, um welches her die Farben entſtehen. Wenn alſo die Haupterſcheinung geſetzlich und conſtant iſt, ſo ſind es dieſe Nebenerſcheinungen auch; und wenn Newton völlig Recht hatte, auf dem Geſetzlichen des Phänomens zu beſtehen, ſo beging er doch den großen Fehler, das eigentliche Fundament dieſes Geſetzlichen nicht anzuerkennen.

Fünfte Bedingung. Hat das verſchiedene Einfallen der Strahlen, welche von verſchiedenen Theilen der Sonne herabkommen, Schuld an der farbigen Abweichung?

Es war freilich dieſes ein Punkt, welcher eine genaue Unterſuchung verdiente. Denn kaum hatte man ſich an der durch Huygens bekannt gewordenen Entdeckung des Snellius, wodurch dem Einfallswinkel zu dem gebrochenen Winkel ein beſtandiges Verhaltniß zugeſichert worden, kaum hatte man ſich daran erfreut und hierin ein großes Fundament zu künftigen Unterſuchungen und Ausübungen erblickt, als nun Newton auf Einmal die früher kaum geachtete farbige Aberration ſo ſehr bedeutend finden wollte. Die Geiſter hielten feſt an jener Vorſtellung, daß Incidenz und Brechung in beſtimmtem Verhaltniſſe ſtehen muſſe, und die Frage war natürlich: ob nicht etwa auch bei dieſer ſcheinbar aus der Regel ſchreitenden Erſcheinung eine verſchiedene Incidenz im Spiele ſey?

Newton wendete also hier ganz zweckmäßig seine mathematische Genauigkeit an diesen Punkt und zeigte, so viel wir ihn beurtheilen können, gründlich, obgleich mit etwas zu viel Umständlichkeit, daß die Farbenerscheinung keiner diversen Incidenz zugeschrieben werden könne; worin er denn auch ganz Recht hat und wogegen nichts weiter zu sagen ist.

Sechste Bedingung. Ob vielleicht die Strahlen nach der Refraction sich in krummen Linien fortpflanzen und also das so seltsam verlängerte Bild hervorbringen?

Durch Descartes und andere, welche zu mechanischen Erklärungsarten geneigt waren, kam beim Lichte, beim Schall und bei andern schwer zu versinnlichenden Bewegungen, das in mechanischen Fällen übrigens ganz brauchbare Beispiel vom Ballschlag zur Sprache. Weil nun der geschlagene Ball sich nicht in gerader Linie, sondern in einer krummen bewegt, so konnte man nach jener globularen Vorstellungsart denken, das Licht erhalte bei der Refraction einen solchen Schub, daß es aus seiner geradlinigen Bewegung in eine krummlinige überzugehen veranlaßt werde. Gegen diese Vorstellung argumentirt und experimentirt Newton und zwar mit Recht.

Da nunmehr Newton diese sechs äußern Bedingungen völlig removirt zu haben glaubt, so schreitet er unmittelbar zu dem Schlusse: es sey die Farbe dem Licht nicht nur eingeboren, sondern die Farben in ihren specifischen Zuständen seyen in dem Licht als ursprüngliche Lichter enthalten, welche nur durch die Refraction und andere äußere Bedingungen manifestirt, aus dem Lichte hervorgebracht und in ihrer Uranfänglichkeit und Unveränderlichkeit nunmehr dargestellt würden.

Daß an diesen dergestalt entwickelten und entdeckten Lichtern keine weitere Veränderung vorgehe, davon sucht er sich und andere durch das Experimentum Crucis zu überzeugen; worauf er denn in dreizehn Propositionen seine Lehre mit allen Clauseln und Cautelen, wie sie hernach völlig stehen geblieben, vorträgt, und da er die Farben zuerst aus dem weißen Licht entwickelt, zuletzt sich genöthigt sieht, das weiße Licht wieder aus ihnen zusammenzusetzen.

Dieses glaubt er vermittelst der Linse zu leisten, die er ohne weitere Vorbereitung einführt und sich für vollkommen befriedigt hält, wenn er das im Brennpunkt aufgehobene farbige Bild für das wieder zusammengebrachte, vereinigte, gemischte ausgeben kann.

Die Folgerung die er aus allem diesem zieht, ist sodann: daß es unnütz sey, sich mit Verbesserung der dioptrischen Fernröhre abzugeben, daß man sich vielmehr bloß an die katoptrischen halten müsse, wozu er eine neue Vorrichtung ausgesonnen.

Diese ersten Confessionen und Behauptungen Newton's wurden in jenem von uns angezeigten Briefe an die königliche Societät der Wissenschaften gebracht, und durch die Transactionen öffentlich bekannt. Sie sind das erste was von Newton's Lehre im Publicum erscheint und uns in manchem Sinne merkwürdig, besonders auch deßhalb, weil die ersten Einwendungen seiner Gegner vorzüglich gegen diesen Brief gerichtet sind.

Nun haben wir gesehen, daß sein Hauptfehler darin bestanden, daß er jene Fragen, die sich hauptsächlich darauf beziehen: ob äußere Bedingungen bei der Farbenerscheinung mitwirken? zu schnell und übereilt beseitigt und verneint, ohne auf die näheren Umstände genauer hinzusehen. Deßwegen

haben wir ihm bei einigen Punkten völlig, bei andern zum Theil und abermals bei andern nicht widersprechen müssen und können; und wir haben deutlich zu machen gesucht, welche Punkte, und in wiefern sie haltbar sind oder nicht. Widerstrebt nun einer seiner ersten Gegner irrigerweise den haltbaren Punkten, so muß er bei der Controvers verlieren, und es entsteht ein gutes Vorurtheil für das Ganze; widerstrebt ein Gegner den unhaltbaren Punkten, aber nicht kräftig genug und auf die unrechte Weise, so muß er wieder verlieren, und das Falsche erhält die Sanction des Wahren.

Schon in diesem Briefe, wie in allen Beantwortungen die er gegen seine ersten Gegner richtet, findet sich jene von uns in der Polemik angezeigte Behandlungsart seines Gegenstandes, die er auf seine Schüler fortgepflanzt hat. Es ist ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Aussprechen und augenblickliches Limitiren, so daß zugleich alles und nichts wahr ist.

Diese Art, welche eigentlich bloß dialektisch ist und einem Sophisten ziemte, der die Leute zum besten haben wollte, findet sich, so viel mir bekannt geworden, seit der scholastischen Zeit wieder zuerst bei Newton. Seine Vorgänger, von den wiederauflebenden Wissenschaften an, waren, wenn auch oft beschränkt, doch immer treulich dogmatisch, wenn auch unzulänglich, doch redlich didaktisch; Newton's Vortrag hingegen besteht aus einem ewigen Hinterstzuvörderst, aus den tollsten Transpositionen, Wiederholungen und Verschränkungen, aus dogmatisirten und didaktisirten Widersprüchen, die man vergeblich zu fassen strebt, aber doch zuletzt auswendig lernt und also etwas wirklich zu besitzen glaubt.

Und bemerken wir nicht im Leben in manchen andern

Fällen: wenn wir ein falsches Aperçu, ein eigenes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen, so kann es nach und nach zur fixen Idee werden, und zuletzt in einen völligen partiellen Wahnsinn ausarten, der sich hauptsächlich dadurch manifestirt, daß man nicht allein alles einer solchen Vorstellungsart Günstige mit Leidenschaft festhält, alles zart Widersprechende ohne weiteres beseitigt, sondern auch das auffallend Entgegengesetzte zu seinen Gunsten auslegt.

Newton's Verhältniß zur Societät.

Newton's Verdienste, die ihm schon als Jüngling eine bedeutende Lehrstelle verschafft, wurden durchaus höchlich geachtet. Er hatte sich im Stillen gebildet und lebte meist mit sich selbst und seinem Geiste: eine Art zu seyn die er auch in spätern Zeiten fortsetzte. Er hatte zu mehreren Gliedern der königlichen Societät, die mit ihm beinahe von gleichem Alter war, besonders aber zu Oldenburg, ein sehr gutes Verhältniß.

Oldenburg, aus Bremen gebürtig, Bremischer Consul in London, während des langen Parlaments, verließ seine öffentliche Stelle und ward Hofmeister junger Edelleute. Bei seinem Aufenthalte in Oxford ward er mit den vorzüglichsten Männern bekannt und Freund, und als die Akademie sich bildete, Secretär derselben, eigentlich der auswärtigen Angelegenheiten, wenn Hooke die innern anvertraut waren.

Als Welt- und Geschäfts-Mann herangekommen, war seine Thätigkeit und Ordnungsliebe völlig ausgebildet. Er hatte sehr ausgebreitete Verbindungen, correspondirte mit

Alphons.

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken,
Wie wir zu beyder Vortheil oft gethan!
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du:
Und biſt du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen:
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt was er iſt und fühlt ſich bald ein Mann.

Aufmerksamkeit und Anhaltsamkeit. Durch ein kluges folgerechtes Bemühen beförderte vorzuglich er den Einfluß und Ruhm der königlichen Societat, besonders im Auslande.

Die Gesellschaft hatte kaum einige Zeit bestanden, als Newton in seinem dreißigsten Jahre darin aufgenommen wurde. Wie er aber seine Theorie in einen Kreis eingeführt, der alle Theorien entschieden verabscheute, dieses zu untersuchen ist wohl des Geschichtsforschers werth.

Des Denkers einziges Besitzthum sind die Gedanken, die aus ihm selbst entspringen; und wie ein jedes Apercu was uns angehört, in unserer Natur ein besonderes Wohlbefinden verbreitet, so ist auch der Wunsch ganz natürlich, daß es andere als das unsrige anerkennen, indem wir dadurch erst etwas zu werden scheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung so lebhaft; recht genau besehen sind es Streitigkeiten um die Existenz selbst.

Schon in früherer Zeit fühlte jeder die Wichtigkeit dieses Punktes. Man konnte die Wissenschaften nicht bearbeiten, ohne sich mehreren mitzutheilen, und doch waren die Mehreren selten groß genug, um das was sie empfangen hatten, als ein Empfangenes anzuerkennen. Sie eigneten sich das Verdienst selbst zu, und man findet gar manchen Streit wegen solcher Praoccupationen. Galilei, um sich zu verwahren, legte seine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeschriebenem Datum bei Freunden nieder, und sicherte sich so die Ehre des Besitzes.

Sobald Akademien und Societäten sich bildeten, wurden sie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete seine Erfindung; sie wurde zu Protocoll genommen, in den Acten aufbewahrt,

und man konnte seine Ansprüche darauf geltend machen. Hieraus sind in England spater die Patentdecrete entstanden, wodurch man dem Erfinder nicht allein sein geistiges Recht von Wissenschaft wegen, sondern auch sein ökonomisches von Staats wegen zusicherte.

Bei der königlichen Societat bringt Newton eigentlich nur sein neuerfundenes katoptrisches Teleskop zur Sprache. Er legt es ihr vor und bittet, seine Rechte darauf zu wahren. Seine Theorie bringt er nur nebenher und in dem Sinne heran, daß er den Werth seiner teleskopischen Erfindung dadurch noch mehr begründen will, weil durch die Theorie die Unmöglichkeit, dioptrische Fernröhre zu verbessern, außer allen Zweifel gesetzt werden soll.

Die falsche Maxime der Societat, sich mit nichts Theoretischem zu befassen, leidet hier sogleich Gefahr. Man nimmt das Newtonische Eingesendete mit Wohlwollen und Achtung auf, ob man sich gleich in keine nahere Untersuchung einlaßt. Hooke jedoch widerspricht sogleich, behauptet, man komme eben so gut, ja besser mit seiner Lehre von den Erschütterungen aus. Dabei verspricht er neue Phänomene und andere bedeutende Dinge vorzubringen. Newton's Versuche hingegen zu entwickeln fällt ihm nicht ein; auch laßt er die aufgeführten Erscheinungen als Facta gelten, wodurch denn Newton im Stillen viel gewinnt, obgleich Hooke zuletzt doch die Tücke ausübt und das erste Spiegelteleskop, nach dem frühern Vorschlag des Gregory, sorgfaltig zu Stande bringt, um den Werth der Newtonischen Erfindung einigermaßen zu verringern.

Boyle, der nach seiner stillen, zarten Weise in der Societat mitwirkt und bei dem monatlichen Präsidentenwechsel auch wohl einmal den Stuhl einnimmt, scheint von

der Newtoniſchen Farbenlehre nicht die mindeſte Notiz zu nehmen.

So ſieht es im Innern der königlichen Societät aus, indeſſen nun auch Fremde, durch jenen Brief Newton's von ſeiner Theorie unterrichtet und dadurch aufgeregt, ſowohl gegen die Verſuche als gegen die Meinung manches einzuwenden haben. Auch hiervon das Detail einzuſehen iſt höchſt nöthig, weil das Recht und Unrecht der Gegner auf ſehr zarten Punkten beruht, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr beachtet, ſondern alles nur zu Gunſten der Newtoniſchen Lehre in Bauſch und Bogen genommen hat.

Erſte Gegner Newton's, denen er ſelbſt antwortete.

Wenn wir uns von vergangenen Dingen eine rechte Vorſtellung machen wollen, ſo haben wir die Zeit zu bedenken in welcher etwas geſchehen, und nicht etwa die unſrige, in der wir die Sache erfahren, an jene Stelle zu ſetzen. So natürlich dieſe Forderung zu ſeyn ſcheint, ſo bleibt es doch eine größere Schwierigkeit als man gewöhnlich glaubt, ſich die Umſtände zu vergegenwärtigen, wovon entfernte Handlungen begleitet wurden. Deßwegen iſt ein gerechtes hiſtoriſches Urtheil über einzelnes perſönliches Verdienſt und Unverdienſt ſo ſelten. Ueber Reſultate ganzer Maſſenbewegungen läßt ſich eher ſprechen.

Den ſchlechten Zuſtand phyſikaliſcher Inſtrumente überhaupt in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts haben wir ſchon erwähnt, ſo wie die Unzulänglichkeit der

Newtonischen Vorrichtungen. Er bediente sich keines überdachten, ausgesuchten, fixirten Apparats; deßwegen er noch in der Optik fast bei jedem Versuche von vorn anfangen muß, seine Einrichtung umständlich zu beschreiben. Was ihm gerade zufällig zur Hand liegt, wird sogleich mit gebraucht und angewendet; daher seine Versuche voll unnützer Nebenbedingungen, die das Hauptinteresse nur verwirren. Im polemischen Theile finden sich genugsame Belege zu dieser Behauptung, und wenn Newton so verfuhr, wie mag es bei andern ausgesehen haben!

Wenden wir uns vom Technischen zum Innern und Geistigen, so begegnen uns folgende Betrachtungen. Als man beim Wiederaufleben der Wissenschaften sich nach Erfahrungen umsah und sie durch Versuche zu wiederholen trachtete, bediente man sich dieser zu ganz verschiedenen Zwecken.

Der schönste war und bleibt immer der, ein Naturphänomen das uns verschiedene Seiten bietet, in seiner ganzen Totalität zu erkennen. Gilbert brachte auf diesem Wege die Lehre vom Magneten weit genug, so wie man auch, um die Elasticität der Luft und andere ihrer physischen Eigenschaften kennen zu lernen, consequent zu Werke ging. Manche Naturforscher hingegen arbeiteten nicht in diesem Sinne; sie suchten Phänomene aus den allgemeinsten Theorien zu erklären, wie Descartes die Kügelchen seiner Materie, und Boyle seine Körperfacetten zur Erklärung der Farben anwendete. Andere wollten wieder durch Phänomene einen allgemeinen Grundsatz bestätigen, wie Grimaldi durch unzählige Versuche nur immer dahin deutete, daß das Licht wohl eine Substanz seyn möchte.

Newton's Verfahren hingegen war ganz eigen, ja unerhört. Eine tief verborgene Eigenschaft der Natur an den Tag zu

bringen, dazu bedient er sich nicht mehr als dreier Versuche, durch welche keineswegs Urphanomene, sondern höchst abgeleitete dargestellt wurden. Diese, dem Brief an die Societät zum Grunde liegenden drei Versuche, den mit dem Spectrum durch das einfache Prisma, den mit zwei Prismen, Experimentum Crucis, und den mit der Linse, ausschließlich zu empfehlen, alles andere aber abzuweisen, darin besteht sein ganzes Manoeuvre gegen die ersten Gegner.

Wir bemerken hiebei, daß jener, von uns oben ausgezogene Brief an die Societat eigentlich das erste Document war, wodurch die Welt Newton's Lehre kennen lernte. Wir können uns, da seine Lectiones opticae, seine Optik nunmehr vor uns liegen, da die Sache so tausendmal durchgesprochen und durchgestritten worden, keinen Begriff machen, wie abrupt und abstrus die Newtonische Vorstellungsart in der wissenschaftlichen Welt erscheinen mußte.

Auch können die Gelehrten sich in die Sache nicht finden. Im Praktischen will es niemanden in den Kopf, daß die dioptrischen Fernröhre, denen man so viel verdankt, um die man sich so viel Mühe gegeben, ganz verworfen werden sollten. Im Theoretischen hängt man an allgemeinen Vorstellungsarten, die man Newtonen entgegensetzt; oder man macht besondere Einwendungen. Mit seinen Versuchen kann man entweder nicht zurecht kommen, oder man schlagt andere vor, davon die wenigsten zum Ziel, zu irgend einer Entscheidung führen.

Was uns nun von Newton's Controvers mit seinen ersten Gegnern überliefert ist, tragen wir kürzlich auszugsweise vor, insofern es überhaupt bedeutend seyn kann; wobei wir alles fallen lassen, was die Aussicht nur verwirren und eine weit umständlichere Abhandlung nöthig machen wurde.

Die Actenstücke liegen aller Welt vor Augen; wir werden sie unter Nummern und Buchstaben ordnen, damit man was sich auf die verschiedenen Gegner bezieht, besser übersehen könne; wobei wir doch jedesmal die Nummer angeben, wie sie in Newton's kleinen Schriften, aus den philosophischen Transactionen abgedruckt, bezeichnet sind.

Jenes Hauptdocument, der angeführte Brief, macht den ersten Artikel aus. Bis zum neunten folgen Bemerkungen und Verhandlungen über das katoptrische Teleskop, die uns hier weiter nicht berühren: die folgenden jedoch verdienen mehr oder weniger unsere Aufmerksamkeit.

I. Ein Ungenannter. Kann eigentlich nicht als Widersacher Newton's angesehen werden.

A. Artikel X. Denn er schlägt noch einige Versuche vor, deren Absicht man nicht geradezu begreift, die aber auf mehrere Bewährung der Newtonischen Lehre zu dringen scheinen.

B. Art. XI. Newton erklärt sich ganz freundlich darüber, sucht aber anzudeuten, daß er das hier Geforderte schon genugsam bei sich bedacht habe.

II. Ignatius Gaston Pardies, geboren 1636, gestorben 1673.

C. Art. XII. Er will die Erscheinung des verlängerten Bildes aus der verschiedenen Incidenz erklaren. Auch hat er gegen das Experimentum Crucis Einwendungen zu machen, wobei er gleichfalls die Incidenz zu Hulfe ruft. Zugleich gedenkt er des bekannten Hooke'schen Versuchs mit den zwei keilförmigen aneinandergeschobenen farbigen Prismen.

D. Art. XIII. Newton removirt die beiden ersten Punkte und erklärt das letztere Phänomen zu seinen Gunsten. Dabei nimmt er es übel, daß man seine Lehre eine Hypothese und nicht eine Theorie nennt.

E. Art. XIV. Newton unaufgefordert ſendet an den Herausgeber einen kleinen Aufſatz, welcher eigentlich ſeine Theorie, in acht Fragen eingeſchloſſen, enthalt. Am Schluſſe verlangt er, daß man vor allen Dingen prufen möge, ob ſeine Verſuche hinreichen, dieſe Fragen zu bejahen, und ob er ſich nicht etwa in ſeinen Schlußfolgen geirrt; ſodann auch, daß man Experimente, die ihm gerade entgegengeſetzt waren, aufſuchen ſolle. Hier fängt er ſchon an, ſeine Gegner auf ſeinen eigenen Weg zu nöthigen.

F. Art. XV. Pater Pardies antwortet auf das Schreiben des XIIIten Artikels und giebt höflich nach, ohne eigentlich überzeugt zu ſcheinen.

G. Art. XVI. Newton erklart ſich umſtandlich und verharrt bei ſeiner erſten Erklarungsart.

H. Pater Pardies erklart ſich für befriedigt, tritt von dem polemiſchen Schauplatze und bald nachher auch von dem Schauplatze der Welt ab.

III. Ein Ungenannter, vielleicht gar Hooke ſelbſt, macht verſchiedene Einwendungen gegen Newton's Unternehmung und Lehre. Der Aufſatz wird in den philoſophiſchen Transactionen nicht abgedruckt, weil, wie eine Note bemerkt, der Inhalt deſſelben aus Newton's Antwort genugſam hervorgehe. Doch für uns iſt der Verluſt deſſelben höchlich zu bedauern, weil die ſonſt bequeme Einſicht in die Sache dadurch erſchwert wird.

I. Art. XVII. Newton's umſtandliche Verantwortung gegen vorgemeldete Erinnerung. Wir referiren ſie punktweiſe, nach der Ordnung der aufgeführten Nummern.

1) Newton vertheidigt ſich gegen den Vorwurf, daß er an der Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre ohne genugſamen Bedacht verzweifelt habe.

2) Newton ſummirt was von ſeinem Gegner vorgebracht worden, welches er im Folgenden einzeln durchgeht.

3) Newton läugnet behauptet zu haben, das Licht ſey ein Körper. Hier wird die von uns ſchon oben bemerkte eigene Art ſeiner Behandlung auffallender. Sie beſteht nämlich darin, ſich ganz nahe an die Phänomene zu halten, und um dieſelben herum ſoviel zu argumentiren, daß man zuletzt glaubt das Argumentirte mit Augen zu ſehen. Die entfernteren Hypotheſen, ob das Licht ein Körper, oder eine Energie ſey, läßt er unerörtert, doch deutet er darauf, daß die Erſcheinungen für die erſtere günſtiger ſeyen.

4) Der Widerſacher hatte die Hypotheſe von den Schwingungen vorgebracht und ließ daher, auf dieſe oder jene Weiſe, eine Farbe anders als die andere ſchwingen. Newton fährt nunmehr fort, zu zeigen, daß dieſe Hypotheſe auch noch leidlich genug zu ſeinen Erfahrungen und Enunciaten paſſe: genug, die colorifiken Lichter ſteckten im Licht und würden durch Refraction, Reflexion ꝛc. herausgelockt.

5) Hier wird, wo nicht gezeigt, doch angedeutet, daß jene Schwingungstheorie, auf die Erfahrungen angewendet, manche Unbequemlichkeit nach ſich ziehe.

6) Es ſey überhaupt keine Hypotheſe nöthig, die Lehre Newton's zu beſtimmen oder zu erläutern.

7) Des Gegners Einwendungen werden auf drei Fragen reducirt.

8) Die Strahlen werden nicht zufällig getheilt oder auf ſonſt eine Weiſe ausgedehnt. Hier tritt Newton mit mehreren Verſuchen hervor, die in den damals noch nicht gedruckten optiſchen Lectionen enthalten ſind.

9) Der urſprünglichen Farben ſeyen mehr als zwei. Hier wird von der Zerlegbarkeit oder Nichtzerlegbarkeit der Farben gehandelt.

10) Daß die weiße Farbe aus der Mischung der übrigen entspringe. Weitläuftig behauptet, auf die Weise die uns bei ihm und seiner Schule schon widerlich genug geworden. Er verspricht ewig Weiß und es wird nichts als Grau daraus.

11) Das Experimentum Crucis sey stringent beweisend und über alle Einwürfe erhoben.

12) Einige Schlußbemerkungen.

IV. Ein Ungenannter zu Paris.

K. Art. XVIII. Nicht durchaus ungereimte, doch nur problematisch vorgetragene Einwürfe: Man könne sich mit Blau und Gelb als Grundfarben begnügen; man könne vielleicht aus einigen Farben, ohne sie gerade alle zusammen zu nehmen, Weiß machen. Wenn Newton's Lehre wahr wäre, so müßten die Teleskope lange nicht die Bilder so deutlich zeigen als sie wirklich thaten.

Was das erste betrifft, so kann man ihm, unter gewissen Bedingungen, Recht geben. Das zweite ist eine alberne nicht zu lösende Aufgabe, wie jedem gleich ins Gesicht fallt. Bei dem dritten aber hat er vollkommen Recht.

L. Art. XIX. Newton zieht sich, wegen des ersten Punktes, auf seine Lehre zurück. Was den zweiten betrifft, so wird es ihm nicht schwer sich zu vertheidigen. Den dritten, sagt er, habe er selbst nicht übersehen und schon früher erwahnt, daß er sich verwundert habe, daß die Linsen noch so deutlich zeigten als sie thun.

Man sieht, wie sehr sich Newton schon gleich anfangs verstockt und in seinen magischen Kreis eingeschlossen haben müsse, daß ihn seine Verwunderung nicht selbst zu neuen Untersuchungen und aufs Rechte geführt.

M. Art. XX. Der Ungenannte antwortet, aber freilich auf eine Weise, die nur zu neuen Weiterungen Anlaß giebt.

N. Art. XXI. Newton erklärt ſich abermals, und um die Sache wieder ins Enge und in ſein Gebiet zu bringen, verfährt er nun mit Definitionen und Propoſitionen, wodurch er alles dasjenige was noch erſt ausgemacht werden ſoll, ſchon als entſchieden aufſtellt und ſodann ſich wieder darauf bezieht und Folgerungen daraus herleitet. In dieſen fünf Definitionen und zehn Propoſitionen iſt wirklich abermals die ganze Newtoniſche Lehre verfaßt, und für diejenigen, welche die Beſchränktheit dieſer Lehre überſehen oder welche ein Glaubensbekenntniß derſelben auswendig lernen wollen, gleich nützlich und hinreichend. Wäre die Sache wahr geweſen, ſo hätte es keiner weiteren Ausführung bedurft.

V. Franciscus Linus, Jeſuit, geb. 1595 zu London, geſt. 1676 zu Lüttich, wo er am engliſchen Collegium angeſtellt hebräiſche Sprache und Mathematik gelehrt hatte. Die Schwäche ſeines theoretiſchen Vermögens zeigt ſich ſchon in früheren Controverſen mit Boyle; nunmehr als Greis von achtzig Jahren, der zwar früher ſich mit optiſchen Dingen beſchäftigt und vor dreißig Jahren die prismatiſchen Experimente angeſtellt hatte, ohne ihnen jedoch weiter etwas abzugewinnen, war er freilich nicht der Mann, die Newtoniſche Lehre zu prüfen. Auch beruht ſeine ganze Oppoſition auf einem Mißverſtändniß.

O. Art. XXII. Schreiben deſſelben an Oldenburg. Er behauptet, das farbige Bild ſey nicht länger als breit, wenn man das Experiment bei hellem Sonnenſchein anſtelle und das Prisma nahe an der Oeffnung ſtehe; hingegen könne es wohl länger als breit werden, wenn eine glänzende Wolke ſich vor der Sonne befinde und das Prisma ſo weit von der Oeffnung abſtehe, daß das von der Wolke ſich herſchreibende Licht, in der Oeffnung ſich kreuzend, das ganze Prisma erleuchten könne.

Leonore.

So wirst du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn schon viel gethan.
Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O daß er sein Gemüth wie seine Kunst
An deinen Lehren bilde! Daß er nicht
Die Menschen länger meide, daß sein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menschen fürchtet nur wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet wird sie bald verkennen.
Das ist sein Fall, und so wird nach und nach
Ein frey Gemüth verworren und gefesselt.
So ist er oft um meine Gunst besorgt
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen viele
Hegt er ein Mißtrauu, die, ich weiß es sicher,
Nicht seine Feinde sind. Begegnet ja
Daß sich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter

Dieſe ſalbaderiſche Einwendung kann man anfangs gar nicht begreifen, bis man endlich einſieht, daß er die Länge des Bildes nicht vertical auf dem Prisma ſtehend, ſondern parallel mit dem Prisma angenommen habe, da doch jenes und nicht dieſes Newton's Vorrichtung und Behauptung iſt.

P. Art. XXIII. Der Herausgeber verweiſ't ihn auf die zweite Antwort Newton's an Pardies.

Q. Art. XXIV. Linus beharrt auf ſeinen Einwendungen und kommt von ſeinem Irrthum nicht zurück.

R. Art. XXV. Newton an Oldenburg. Die beiden Schreiben des Linus ſind ſo ſtumpf und confus gefaßt, daß man Newtonen nicht verargen kann, wenn ihm das Mißverſtändniß nicht klar wird. Er begreift deßwegen gar nicht, wie ſich Linus müſſe angeſtellt haben, daß er bei hellem Sonnenſcheine das prismatiſche Bild nicht länger als breit finden wolle. Newton giebt den Verſuch nochmals genau an und erbietet ſich, einem von der Societät, auf welchen Linus Vertrauen ſetze, das Experiment zu zeigen.

VI. Wilhelm Gascoigne. Wirkt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er hatte ſich mit dioptriſchen Fernröhren abgegeben und es mochte ihm nicht angenehm ſeyn, daß Newton ſie ſo gar ſehr herunterſetzte. Hier tritt er auf als Schüler und Anhänger des Linus, welcher indeſſen geſtorben war. Newton hatte zu verſtehen gegeben, der gute alte Mann möchte wohl die Verſuche vor alten Zeiten einmal gemacht haben, und hatte ihn erſucht ſie zu wiederholen.

S. Art. XXVI. Gascoigne, nach dem Tode des Linus, vermehrt die Confuſion, indem er verſichert: Linus habe das Experiment vor kurzem angeſtellt und jedermann ſehen laſſen. Die beiderſeitigen Experimente beſtünden alſo, und er wiſſe kaum wie die Sache vermittelt werden ſolle.

T. Art. XXVII. Newton beruft ſich auf ſein vorhergehendes Schreiben, und weil ihm das obwaltende Mißverſtändniß noch verborgen bleibt, ſo giebt er ſich abermals ſehr ernſtliche Mühe, den Gegnern zu zeigen, wie ſie ſich eigentlich benehmen müßten, um das Experiment zu Stande zu bringen.

U. Art. XXVIII. Noch umſtändlicher wird Newton über dieſe Sache, als er jenen Brief des Linus Art. XXIV. in den Transactionen abgedruckt lieſ't. Er geht denſelben nochmals auf das genauſte durch und läßt keinen Umſtand unerörtert.

VII. Antonius Lucas zu Lüttich, Schüler des Linus und Geſelle des Gascoigne, der erſte helle Kopf unter den Gegnern Newton's.

V. Art. XXIX. Er ſieht das Mißverſtandniß welches obwaltet ein und ſpricht zum erſtenmal deutlich aus: Linus habe die Länge des Bildes parallel mit der Länge des Prisma's und nicht vertical auf derſelben verſtanden. Da es nun Newton auf die letztere Weiſe anſehe, ſo habe er vollkommen Recht und ſey über dieſe Sache nichts weiter zu ſagen. Nur habe er, Lucas, die Länge dieſes verticalen Bildes niemals über drei Theile zu ſeiner Breite bringen können.

Sodann giebt er mehrere Verſuche an, welche er der Newtoniſchen Lehre für ſchädlich und verderblich hält, wovon wir die bedeutendſten und klarſten ausziehn.

a) Er bringt zwei verſchiedenfarbige ſeidene Bänder unter das Mikroſkop. Nach Newton's Lehre dürften ſie nicht zugleich deutlich erſcheinen, ſondern das eine früher, das andere ſpäter, je nachdem ſie zu den mehr oder weniger refrangiblen Farben gehören. Er ſieht aber beide zugleich eines ſo deutlich als das andere, und concludirt mit Recht gegen die Newtoniſche

Lehre. Man erinnere ſich was wir umſtändlich gegen das zweite Experiment der Newtoniſchen Optik ausgeführt haben. Wahrſcheinlich iſt es durch dieſen Einwurf des Lucas veranlaßt worden: denn es findet ſich, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht in den optiſchen Lectionen.

b) Bringt er ein ſehr geiſtreiches, der Newtoniſchen Lehre direct entgegenſtehendes Experiment vor, das wir folgendermaßen nachgeahmt haben:

Man verſchaffe ſich ein längliches Blech, das mit den Farben in der Ordnung des prismatiſchen Bildes der Reihe nach angeſtrichen iſt. Man kann an den Enden Schwarz, Weiß und verſchiedenes Grau hinzufügen. Dieſes Blech legten wir in einen viereckten blechnen Kaſten, und ſtellten uns ſo, daß es ganz von dem einen Rande deſſelben für das Auge zugedeckt war. Wir ließen alsdann Waſſer hineingießen und die Reihe der ſämmtlichen Farbenbilder ſtieg gleichmäßig über den Rand dem Auge entgegen, da doch, wenn ſie divers refrangibel wären, die einen vorauseilen und die andern zurückbleiben müßten. Dieſes Experiment zerſtört die Newtoniſche Theorie von Grund aus, ſo wie ein anderes, das wir hier, weil es am Platze iſt, einſchalten.

Man verſchaffe ſich zwei, etwa ellenlange, runde Stäbchen, von der Stärke eines kleinen Fingers. Das eine werde blau, das andere orange angeſtrichen; man befeſtige ſie aneinander und lege ſie ſo neben einander ins Waſſer. Wären dieſe Farben divers refrangibel, ſo müßte das eine mehr als das andere, nach dem Auge zu, gebogen erſcheinen, welches aber nicht geſchieht; ſo daß alſo an dieſem einfachſten aller Verſuche die Newtoniſche Lehre ſcheitert. Die ſehr leichte Vorrichtung zu beiden darf künftig bei keinem phyſikaliſchen Apparat mehr fehlen.

c) Zuletzt kommt Lucas auf die Spur, daß die prismatiſche Farbe eine Randerſcheinung ſey, die ſich umkehre, je nachdem dem Bilde ein hellerer oder dunklerer Grund als es ſelbſt iſt, unterliegt. Man kann ihm alſo nicht abläugnen, daß er das wahre Fundament aller prismatiſchen Erſcheinungen erkannt habe, und es muß uns unendlich freuen, der Wahrheit die ſich aus England flüchten muß, in Lüttich zu begegnen. Nur bringt freilich Lucas die Sache nicht ins Enge, weil er immer noch mit Licht und Lichtſtrahl zu operiren glaubt; doch iſt er dem Rechten ſo nahe, daß er es wagt, den kühnen Gedanken zu äußern: wenn es möglich wäre, daß hinter der Sonne ein hellerer Grund hervorträte, ſo müßte das prismatiſche Bild umgekehrt erſcheinen. Aus dieſem wahrhaft grandioſen Aperçu iſt klar, daß Lucas für ſeine Perſon der Sache auf den Grund geſehen, und es iſt Schade, daß er nicht beharrlicher geweſen und die Materie, ohne weiter zu controvertiren, durchgearbeitet. Wie es zugegangen, daß er bei ſo ſchönen Einſichten die Sache ruhen laſſen, und weder polemiſch noch didaktiſch vorgetreten, iſt uns leider ein Geheimniß geblieben.

W. Art. XXX. Eine Antwort Newton's auf vorgedachten Brief, an Oldenburg gerichtet. Den größten Theil nimmt der, in unſern Augen ganz gleichgültige, Nebenumſtand ein, wie ſich dem Maaße nach das prismatiſche Bild in ſeiner Länge zur Breite verhalte. Da wir im didaktiſchen und polemiſchen Theil umſtändlich gezeigt haben, daß dieſes Verhältniß durch mancherlei Bedingungen ſich abandern kann, und eigentlich gar nicht der Rede werth iſt, ſo bedarf es hier keiner Wiederholung.

Bedeutender hingegen iſt die Art, wie ſich Newton gegen die neuen Experimente benimmt. Denn hier iſt gleichſam

der Text, welchen die Newtoniſche Schule, ein ganzes Jahrhundert durch, theils nachgebetet, theils amplificirt und paraphraſirt hat. Wir wollen den Meiſter ſelbſt reden laſſen.

„Was des Herrn Lucas übrige Experimente betrifft, ſo weiß ich ihm vielen Dank für den großen Antheil den er an der Sache nimmt, und für die fleißigen Ueberlegungen derſelben, ja ich bin ihm um ſo mehr verpflichtet, als er der erſte iſt, der mir Verſuche zuſendet, um die Wahrheit zu erforſchen; aber er wird ſich ſchneller und vollkommener genug thun, wenn er nur die Methode die er ſich vorſchrieb, verändert und ſtatt vieler andern Dinge nur das Experimentum Crucis verſucht: denn nicht die Zahl der Experimente, ſondern ihr Gewicht muß man anſehen, und wenn man mit Einem ausreicht, was ſollen uns mehrere."

„Hätte ich mehrere für nöthig gehalten, ſo hätte ich ſie beibringen können: denn bevor ich meinen erſten Brief über die Farben an Dich ſchrieb, hatte ich die Verſuche ſehr umſtändlich bearbeitet, und ein Buch uber dieſen Gegenſtand geſchrieben, in welchem die vornehmſten von mir angeſtellten Experimente ausführlich erzahlt werden, und da trifft ſich's, daß unter ihnen ſich die vorzüglichſten, welche Lucas mir überſendet hat, mitbefinden. Was aber die Verſuche betrifft, die ich in meinem erſten Briefe vortrage, ſo ſind es nur die, welche ich aus meinem größern Aufſatz auszuwahlen für gut befunden."

„Wenn aber auch in jenem an Dich gerichteten Briefe der ſämmtliche Vorrath meiner Verſuche enthalten wäre, ſo würde doch Lucas nicht wohl thun zu behaupten, daß mir Experimente abgehen, bis er jene wenigen ſelbſt verſucht: denn wenn einige darunter eine völlige Beweiskraft haben,

ſo brauchen ſie keine weiteren Helfershelfer, noch laſſen ſie Raum, über dasjenige was ſie bewieſen haben, weiter zu ſtreiten."

Dieſes wären denn die Verhandlungen, welche zwiſchen Newton und ſeinen erſten Widerſachern vorgekommen und welcher die Schule ſtets mit großem Triumphe gedacht hat. Wie es ſich aber eigentlich damit verhalte, werden unſere Leſer nun wohl aus unſerer kurzen Erzählung überſehen können. Wir haben den Gang nur im Allgemeinen bezeichnet und uns auf die ſogenannten merita causae nicht eingelaſſen, weil dieſes in unſerm didaktiſchen und polemiſchen Theil genugſam geſchehen. Wen die Sache näher intereſſirt, der wird an dem von uns gezogenen Faden das Labyrinth ſicherer und bequemer durchlaufen. Eine kurze Rückweiſung wird hiebei nicht überflüſſig ſeyn.

Unter den anonymen Gegnern zeichnet ſich keiner auf eine vorzügliche Weiſe aus. Daß die dioptriſchen Fernröhre nicht ſo ganz zu verwerfen ſeyen, fühlen und glauben ſie wohl alle; allein ſie treffen doch den Punkt nicht, warum dieſe in ihrem damaligen Zuſtande doch weit mehr leiſten, als ſie nach Newton's Lehre leiſten dürften. Die übrigen Einwendungen dieſer unbekannten Manner ſind zwar zum Theil nicht ohne Grund, doch keineswegs gründlich vorgetragen und durchgeführt.

Pater Pardies und Linus, zwei alte Männer, ohne Scharfſinn und ohne theoretiſches Vermögen, taſten nur an der Sache umher, ohne ſie anzufaſſen, und ihre ſammtlichen Einwürfe verſchwinden, ſobald ihre Mißverſtandniſſe ſich offenbaren. Gascoigne, der in die Mangel des Linus ſuccedirt, verdient kaum eine Erwahnung.

Dagegen kann Lucas, von dem wir übrigens wenig wiſſen,

nicht hoch genug gepriesen werden. Seine Folgerung aus der Newtonischen Lehre, daß eine Reihe farbiger Bilder sich nach der Refraction ungleich über einen mit ihnen parallel stehenden Rand erheben müßten, zeugt von einem sehr geistreichen Manne, so wie seine Gegenfolgerung, als das Experiment nicht erwartetermaßen abläuft, die Newtonische Lehre sey nicht haltbar, ganz untadelig ist. Seine Einsicht, daß die Sonne bloß als Bild wirke, ob er es gleich nicht so ausdrückt, ist bewundernswerth, so wie der kühne Gedanke, ein helleres Licht hinter der Sonne hervortreten zu lassen, um sie zu einem halbdunkeln Körper zu machen, beneidenswerth. Das was er hier beabsichtigt, haben wir in unserm didaktischen Theil durch graue Bilder auf schwarzem und weißem Grunde darzuthun gesucht.

Nun aber haben wir noch schließlich zu betrachten, wie sich denn Newton gegen diese Widersacher benommen. Er bringt in dem ersten Briefe an die Societat aus dem Vorrathe seiner Experimente, die in den optischen Lectionen enthalten sind, nur drei vor, welche er seine Lehre zu begründen für hinreichend hält, und verlangt, daß die Gegner sich nur mit diesen beschäftigen sollen. Schweifen diese jedoch ab, so zeigt er noch eins und das andre von seinem heimlichen Vorrath, kehrt aber immer zu seinem Verfahren zurück, indem er seine Gegner auf die wenigen Versuche beschranken will, von welchen freilich das Experimentum Crucis jeden der die Sache nicht von Grund aus durchgearbeitet hat, zum lauten oder schweigenden Beistimmen nöthigt. Daher wiederholt Newton aber und abermals: man solle zeigen, daß diese wenigen Versuche seine Lehre nicht beweisen, oder soll andere Versuche beibringen, die ihr unmittelbar entgegenstehen.

Wie benimmt er sich denn aber, als dieses von Lucas

wirklich geſchieht? Er dankt ihm für ſeine Bemühung, verſichert, die vorzüglichſten von Lucas beigebrachten Verſuche befänden ſich in den optiſchen Lectionen, welches keineswegs der Wahrheit gemäß iſt, beſeitigt ſie auf dieſe Weiſe, dringt immer wieder darauf, daß man nur den eingeleiteten Weg gehen, ſich auf demſelben vorgeſchriebenermaßen benehmen ſolle, und will jede andere Methode, jeden andern Weg der Wahrheit ſich zu nähern, ausſchließen. Wenige Experimente ſollen beweiſen, alle übrigen Bemühungen unnöthig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerſcheinung ſoll aus dem Zauberkreiſe einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden.

Wir haben die wichtige Stelle, womit ſich dieſe Controvers ſchließt, überſetzt. Newton erſcheint nicht wieder polemiſch, außer inſofern die Optik polemiſcher Natur iſt. Aber ſeine Schüler und Nachfolger wiederholen dieſe Worte des Meiſters immerfort. Erſt ſetzen ſie sub- und obrepticie was der Lehre günſtig iſt, feſt, und dann verfahren ſie ausſchließend gegen Natur, Sinne und Menſchenverſtand. Erſt laſſen ſich's Einzelne, dann läßt ſich's die Menge gefallen. Newton's übrige große Verdienſte erregen ein günſtiges Vorurtheil auch für Farbentheorie. Sein Ruf, ſein Einfluß ſteigt immer höher; er wird Präſident der Societät. Er giebt ſeine künſtlich geſtellte Optik heraus; durch Clarke's lateiniſche Ueberſetzung wird auch dieſe in der Welt verbreitet und nach und nach in die Schulen eingeführt. Experimentirende Techniker ſchlagen ſich auf ſeine Seite, und ſo wird dieſe enggefaßte, in ſich ſelbſt erſtarrte Lehre eine Art von Arche des Herrn, deren Berührung ſogleich den Tod bringt.

So verfährt nun auch, theils bei Newton's Leben, theils bei ſeinem Tode, Desaguliers gegen alles was die Lehre

anzufechten wagt; wie nunmehr aus der geſchichtlichen Darſtellung, in der wir weiter fortſchreiten, ſich umſtändlicher ergeben wird.

Edme Mariotte,

Geboren zu oder bei Dijon. Akademiſt 1666, geſtorben 1684.

Traité de la nature des couleurs. Paris 1688. Schwerlich die erſte Ausgabe; doch iſt nach dieſer der Abdruck in ſeinen geſammelten Werken gemacht, welche zu Haag 1717 und 1740 veranſtaltet worden.

Wir haben wenig Nachrichten von ſeinem Leben. Seinen Arbeiten ſieht man die ungeſtörteſte Ruhe an. Er iſt einer der erſten, welche die Experimental-Phyſik in Frankreich einführen, Mathematiker, Mechaniker, Phyſiker, wo nicht Philoſoph, doch redlicher Denker, guter Beobachter, fleißiger Sammler und Ordner von Beobachtungen, ſehr genauer und gewiſſenhafter Experimentator, ja gewiſſenhaft bis ins Uebertriebene: denn ihm in ſein Detail zu folgen, wäre vielleicht nicht unmöglich, doch möchte es in unſerer Zeit jedem höchſt beſchwerlich und fruchtlos erſcheinen.

Durch Beobachten, Experimentiren, Meſſen und Berechnen gelangt er zu den allgemeinſten einfachſten Erſcheinungen, die er Principien der Erfahrung nennt. Er läßt ſie empiriſch in ihrer reinſten Einfalt ſtehen, und zeigt nur, wo er ſie in complicirten Fällen wiederfindet. Dieß wäre ſchön und gut, wenn ſein Verfahren nicht andere Mängel hätte, die ſich uns nach und nach entdecken, wenn wir an ſein Werk ſelbſt gehen und davon einige Rechenſchaft zu geben ſuchen.

Er theilt die Farben in apparente und permanente. Unter den erſten verſteht er bloß diejenigen die bei der Refraction erſcheinen, unter den andern alle übrigen. Man ſieht leicht, wie disproportionirt dieſe Haupteintheilung iſt, und wie unbequem, ja falſch die Unterabtheilungen werden müſſen.

Erſte Abtheilung.

Er hat Kenntniß von Newton's Arbeiten, wahrſcheinlich durch jenen Brief in den Transactionen. Er erwähnt nicht nur deſſen Lehre, ſondern man glaubt durchaus zu bemerken, daß er hauptſächlich durch ſie zu ſeiner Arbeit angeregt worden: denn er thut den Phänomenen der Refraction viel zu viel Ehre an und arbeitet ſie allein höchſt ſorgfältig durch. Er kennt recht gut die objectiven und ſubjectiven Erſcheinungen, giebt Rechenſchaft von unzähligen Verſuchen, die er anſtellt, um das Allgemeine dieſer Phänomene zu finden, welches ihm denn auch bis auf einen gewiſſen Punkt gelingt. Nur iſt ſein Allgemeines zu abſtract, zu kahl, die Art es auszudrücken nicht glücklich, beſonders aber iſt es traurig, daß er ſich vom Strahl nicht losmachen kann. Er nimmt leider bei ſeinen Erklärungen und Demonſtrationen einen dichten Strahl an (rayon solide). Wie wenig damit zu thun ſey, iſt allen deutlich, welche ſich die Lehre von Verruckung des Bildes eigen gemacht haben. Außerdem bleibt er dadurch zu nahe an Newton's Lehre, welcher auch mit Strahlen operirt und die Strahlen durch Refraction afficiren läßt.

Eine eigene Art dieſen dichten Strahl, wenn er refrangirt wird, anzuſehen, giebt den Grund zu Mariotteus Terminologie. Man denke ſich einen Stab den man bricht, ein

Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherey
Und Tücke die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſinn.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann.
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen?

Alphons.

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.

Rohr das man biegt, so wird an denselben ein einspringender und ausspringender Winkel, eine Concavität, eine Converität zu sehen seyn. Nach dieser Ansicht spricht er in seinen Erfahrungssätzen die Erscheinung folgendermaßen aus:

An der converen Seite erscheint immer Roth, an der concaven Violett. Zunächst am Rothen zeigt sich Gelb, zunächst am Violetten Blau. Folgen mehrere Refractionen im gleichen Sinne, so gewinnen die Farben an Lebhaftigkeit und Schönheit. Alle diese Farben erscheinen in den Halbschatten, bis an sie hinan ist keine Farbe im Lichte merklich. Bei starken Refractionen erscheint in der Mitte Grün, durch Vermischung des Blauen und Gelben.

Er ist also, wie man sieht, in so weit auf dem rechten Wege, daß er zwei entgegengesetzte Reihen als Randerscheinungen anerkennt. Auch gelingt es ihm, mehrere objective und subjective Farbenerscheinungen auf jene Principien zurückzuführen und zu zeigen, wie nach denselben die Farben in jedem besondern Falle entstehen müssen. Ein Gleiches thut er in Absicht auf den Regenbogen, wobei man, soweit man ihm folgen kann und mag, seine Aufmerksamkeit, Fleiß, Scharfsinn, Reinlichkeit und Genauigkeit der Behandlung bewundern muß.

Allein es wird einem doch dabei sonderbar zu Muthe, wenn man sieht, wie wenig mit so vielem Aufwande geleistet wird, und wie das Wahre, bei einer so getreuen genauen Behandlung, so mager bleiben, ja werden kann, daß es fast null wird. Seine Principien der Erfahrung sind natürlich und wahr, und sie scheinen deßhalb so simpel ausgesprochen, um die Newtonische Theorie, welche keineswegs, wie wir schon oft wiederholt, von den einfachen Erscheinungen ausgegangen, sondern auf das zusammengesetzte abgeleitete Gespenst

gebaut ist, verdächtig zu machen, ja in den Augen desjenigen, der eines Aperçu's mit allen seinen Folgerungen fähig wäre, sogleich aufzuheben.

Das Aehnliche hatten wir in unsern Beiträgen zur Optik versucht; es ist aber uns so wenig als Mariotten gelungen, dadurch Sensation zu erregen.

Ausdrücklich von und gegen Newton spricht er wenig. Er gedenkt jener Lehre der diversen Refrangibilität, zeigt gutmüthig genug, daß einige Phänomene sich dadurch erklären lassen, behauptet aber, daß andere nicht dadurch erklärbar seyen, besonders folgendes:

Wenn man weit genug von seinem Ursprung das sogenannte prismatische Spectrum auffange, so daß es eine ansehnliche Länge gegen seine Breite habe, und das Violette weit genug vom Rothen entfernt und durch andere Farben völlig von ihm getrennt sey, so daß man es also für hinreichend abgeschieden halten könne; wenn man alsdann einen Theil dieses violetten Scheines durch eine Oeffnung gehen und durch ein zweites Prisma in derselben Richtung refrangiren lasse: so erscheine unten abermals Roth (Gelbroth), welches doch nach der Theorie keineswegs statt finden könne; deßwegen sie nicht anzunehmen sey.

Der gute Mariotte hatte hierin freilich vollkommen Recht, und das ganze Räthsel löst sich dadurch daß ein jedes Bild, es sey von welcher Farbe es wolle, wenn es verrückt wird, gesäumt erscheint. Das violette Halblicht aber, das durch die kleine Oeffnung durchfällt, ist nur als ein violettes Bild anzusehen, an welchem der gelbrothe Rand mit einem purpurnen Schein gar deutlich zu bemerken ist; die übrigen Randfarben aber fallen entweder mit der Farbe des Bildes zusammen, oder werden von derselben verschlungen.

Der gute natürliche Mariotte kannte die Winkelzuge Newton's und ſeiner Schule nicht. Denn nach dieſem laſſen ſich die Farben zwar ſondern, aber nicht völlig; Violett iſt zwar violett, allein es ſtecken die übrigen Farben auch noch darin, welche nun aus dem violetten Licht, bei der zweiten Refraction, wie die ſammtlichen Farben aus dem weißen Lichte, bei der erſten Refraction, geſchieden werden. Dabei iſt denn freilich das Merkwürdige, daß das Violett aus dem man nun das Roth geſchieden, vollkommen ſo violett bleibt wie vorher; ſo wie auch an den übrigen Farben keine Veränderung vorgeht, die man in dieſen Fall bringt. Doch genug hievon. Mehr als obiges bedarf es nicht, um deutlich zu machen, inwiefern Mariotte als Newton's Gegner anzuſehen ſey.

Zweite Abtheilung.

In dieſer ſucht er alle übrigen Farben, welche nicht durch Refraction hervorgebracht werden, aufzuführen, zu ordnen, gegen einander zu halten, zu vergleichen, ſie auseinander abzuleiten und daraus Erfahrungsſätze abzuziehen, die er jedoch hier nicht Principien, ſondern Regeln nennt. Die ſammtlichen Erſcheinungen tragt er in vier Discurſen vor.

Erſter Discurs. Von Farben, die an leuchtenden Körpern erſcheinen.

Verſchiedenfarbiges Licht der Sonne, der Sterne, der Flamme, des Glühenden, des Erhitzten; wobei recht artige und brauchbare Verſuche vorkommen. Die Erfahrungsregel wozu er gelangt, iſt ein Idem per Idem, womit man gar nichts ausrichten kann.

Zweiter Discurs. Von den dauernden Farben, die auf der Oberfläche der Körper entſtehen.

Hier führt er diejenigen Farben auf, welche wir die epoptiſchen nennen: aneinander gedruckte Glasplatten, angelaufenes Glas, Seifenblaſen. Er ſchreibt dieſe Phanomene durchaus einer Art von Refraction zu.

Dritter Discurs. Von fixen und permanenten Farben, deren Erſcheinungen er vorzüglich unter Regeln bringt.

Hier werden unſre chemiſchen Farben aufgeführt, und dabei etwas Allgemeines von Farben überhaupt. Weiß und Schwarz, dazwiſchen Gelb, Roth und Blau. Er hat die Einſicht, daß jede Farbe etwas weniger hell als das Weiße und etwas mehr hell als das Schwarze ſeyn müſſe.

In den Erklärungen verfährt er allzu realiſtiſch, wie er denn das Blau zur eigenen Farbe der Luft macht; dann aber wieder zu unbeſtimmt: denn die körperlichen Farben ſind ihm modificirtes Licht. Das Licht muß nämlich in den Körper eindringen, dort zur beſondern Farbenwirkung modificirt in unſer Auge zurückkehren und darin die Wirkung hervorbringen.

Der chemiſche Gegenſatz von Acidum und Alkali iſt ihm ſehr bedeutend. Hier ſtehen wieder ſchöne und brauchbare Erfahrungen, doch ohne Ordnung untereinander, worauf denn ſchwache, nach Corpuscularvorſtellungsart ſchmeckende Erklärungen folgen. Ueber die Farben organiſcher Körper macht er feine Bemerkungen.

Vierter Discurs Von Farbenerſcheinungen, die von innern Modificationen der Organe des Sehens entſpringen.

Hier wird aufgeführt was bei uns unter der Rubrik von phyſiologiſchen Farben vorkommt: Dauer des Eindrucks, farbiges Abklingen und dergleichen; zuletzt die Diakriſis des Auges durch Licht, die Synkriſis durch Finſterniß. Und ſomit hört er da auf, wo wir anfangen.

Die auf dem Capitel von den chemischen Farben angezogenen sechs Regeln übergehen wir, weil man daraus das verständige Benehmen dieses Mannes am besten beurtheilen kann.

1) „Die feuren Farben erscheinen uns, wenn das Licht durch die Materie, welche diese Farben hervorbringt, gedrungen, zu unsern Augen mit genugsamer Kraft zurückkehrt."

Dieses bezieht sich auf die wahre Bemerkung, daß jede chemisch specificirte Farbe ein Helles hinter sich haben muß, um zu erscheinen. Nur ist dieses nothwendige Erforderniß von Mariotte nicht genug eingesehen, noch deutlich genug ausgedrückt.

2) „Die Säfte von allen blauen und violetten Blumen werden grün durch die Alkalien und roth durch die Säuren."

3) „Die Abkochungen rother Hölzer werden gelb durch die Säuren, violett durch die Alkalien; aber die Aufgüsse gelber Pflanzen werden dunkel durch die Alkalien, und verlieren fast gänzlich ihre Farbe durch die Säuren."

4) „Die Vegetationen die in freier Luft vergehen, sind grün; diejenigen an unterirdischen Oertern, oder in der Finsterniß, sind weiß oder gelb."

5) „Es giebt viele gelbe oder dunkle Materien welche sich bleichen, wenn man sie wechselsweise naß und an der Sonne trocknet. Sind sie sodann weiß, und bleiben sie lange unbefeuchtet an der Luft, so werden sie gelb."

6) „Erdichte und schwefelichte Materien werden durch eine große Hitze roth und einige zuletzt schwarz."

Hiezu fügt der Verfasser eine Bemerkung, daß man für viele Farbenerscheinungen auf diese sechs Regeln stoßen und bei der Färberei, so wie bei Verfertigung der farbigen

Glases, manche Anwendung davon machen könne. Unsere Leser werden sich erinnern, wie das Bewahrte von diesen Regeln in unserer Abtheilung von chemischen Farben beigebracht ist.

Im Ganzen läßt sich nicht ableugnen, daß Mariotte eine Ahnung des Rechten gehabt und daß er auf dem Wege dahin gewesen. Er hat uns manches gute Besondere aufbewahrt, fürs Allgemeine aber zu wenig gethan. Seine Lehre ist mager, seinem Unterricht fehlt Ordnung, und bei aller Vorsichtigkeit trifft er doch wohl zuletzt, statt einer Erfahrungsregel, etwas Hypothetisches aus. Aus dem bisher Vorgetragenen läßt sich nunmehr beurtheilen, in wiefern Mariotte als ein Gegner von Newton anzusehen sey. Uns ist nicht bekannt geworden, daß er das was er im Vorbeigehen gegen die neue Lehre geäußert, jemals wieder urgirt habe. Sein Aufsatz über die Farben mag kurz vor seinem Tode herausgekommen seyn. Auf welche Weise jedoch die Newtonische Schule ihn angefochten und um seinen guten Ruf gebracht, wird sich sogleich des Nähern ergeben.

Johann Theophilus Desaguliers,

geboren 1683.

Die Philosophen des Alterthums, welche sich mehr für den Menschen als für die übrige Natur interessirten, betrachteten diese nur nebenher und theoretisirten nur gelegentlich über dieselbe. Die Erfahrungen nahmen zu, die Beobachtungen

wurden genauer und die Theorie eingreifender; doch brachten sie es nicht zur Wiederholung der Erfahrung, zum Versuch.

Im sechzehnten Jahrhundert, nach früherer Wiederbelebung der Wissenschaften, erschienen die bedeutenden Wirkungen der Natur noch unter der Gestalt der Magie, mit vielem Aberglauben umhüllt, in welchen sie sich zur Zeit der Barbarei versenkt hatten. Im siebzehnten Jahrhundert wollte man, wo nicht erstaunen, doch sich immer noch verwundern, und die angestellten Versuche verloren sich in seltsame Künsteleien.

Doch war die Sache immer ernsthafter geworden. Wer über die Natur dachte, wollte sie auch schauen. Jeder Denker machte nunmehr Versuche, aber auch noch nebenher. Gegen das Ende dieser Zeit traten immer mehr Männer auf, die sich mit einzelnen Theilen der Naturwissenschaft beschäftigten und vorzüglich diese durch Versuche zu ergründen suchten.

Durch diese lebhafte Verbindung des Experimentirens und Theoretisirens entstanden nun diejenigen Personen, welche man, besonders in England, Natural- und Experimental-Philosophen nannte, so wie es denn auch eine Experimental-Philosophie gab. Ein jeder der die Naturgegenstände nur nicht gerade aus der Hand zum Mund, wie etwa der Koch, verhandelte, wer nur einigermaßen erstaunend aufmerksam auf die Erscheinungen war, der hatte schon ein gewisses Recht zu jenem Ehrennamen, den man freilich in diesem Sinne vielen beilegen konnte. Jedes allgemeine Raisonnement, das tief oder flach, zart oder derb, zusammenhangend oder abgerissen, über Naturgegenstände vorgebracht wurde, hieß Philosophie. Ohne diesen Mißbrauch des Wortes zu kennen, blieb es unbegreiflich, wie die Londner Gesellschaft ihre Titel Philosophische Transactionen für die naturphilosophischen Aufsätze hatte wählen können.

Der Hauptmangel einer solchen unzulänglichen Behandlung blieb daher immer, daß die theoretischen Ansichten so vieler Einzelnen vorwalteten, und dasjenige was man sehen sollte, nicht einem jeden gleichmäßig erschien. Uns ist bekannt, wie sich Boyle, Hooke und Newton benommen.

Durch die Bemühungen solcher Männer, besonders aber der Londner Societät, ward inzwischen das Interesse immer allgemeiner. Das Publicum wollte nun auch sehen und unterrichtet seyn. Die Versuche sollten zu jeder Zeit auf eines jeden Erfordern wieder dargestellt werden, und man fand nun, daß Experimentiren ein Metier werden müsse.

Dieß ward es zuerst durch Hawksbee. Er machte in London öffentliche Versuche der Elektricität, Hydrostatik und Luftlehre, und enthielt sich vielleicht am reinsten von allem Theoretischen. Keill ward sein Schüler und Nachfolger. Dieser erklärte sich aber schon für Newton's Theorie. Hätte er die Farbenlehre behandelt, wie Hawksbee die Lehre von der Elektricität, so würde alles ein anderes Ansehen gewonnen haben. Er wirkte in Oxford bis 1719.

Auf Keill folgte Desaguliers, der von ihm, seinem Meister, die Fertigkeit Newtonische Experimente receptgemäß nachzubilden, so wie die Neigung zu dieser Theorie geerbt hatte, und dessen Kunstfertigkeit man anrief, wenn man Versuche sahen, durch Versuche etwas beweisen wollte.

Desaguliers ward berühmt durch sein Geschick zu experimentiren. 'sGravesande sagt von ihm: cujus peritia in instituendis experimentis nota est. Er hatte hinreichende mathematische Kenntnisse, so wie auch genugsame Einsicht in das was man damals Naturphilosophie nannte.

Desaguliers gegen Mariotte.

Die Acta eruditorum hatten 1706 S. 60 Nachricht von der Optik Newton's gegeben, durch einen gedrangten Auszug, ohne die mindeste Spur von Beifall oder Widerspruch.

Im Jahre 1713 S. 447 erwähnen sie, bei Gelegenheit von Rohault's Physik, jenes von Mariotte ausgesprochenen Einwurfs, und äußern sich darüber folgendermaßen: „Wenn es wahr ist, daß ein aus dem Spectrum abgesondertes einzelnes farbiges Licht, bei einer zweiten Brechung, aufs neue an seinen Theilen Farben zeigt; so vericlitirt die Newtonische Lehre. Noch entscheidender würde das Mariottische Experiment seyn, wenn das ganze blaue Licht in eine andere Farbe verwandelt worden wäre."

Man sieht wohl, daß dieser Zweifel sich von einer Person herschreibt, die mit der Sache zwar genugsam vekannt ist, sie aber nicht völlig durchdrungen hat. Denn jedes einfarbige Bild kann so gut als ein schwarzes, weißes oder graues, durch die verbreiterten Säume zugedeckt und seine Farbe dadurch aufgehoben, keineswegs aber in eine einzelne andere Farbe verwandelt werden. Genug, ein Aufruf dieser Art war von zu großer Bedeutung für Newton selbst und seine Schule, als daß nicht dadurch hätten Bewegungen hervorgebracht werden sollen. Dieses geschah auch, und Desaguliers stellte 1715 die Versuche gegen Mariotte an. Das Verfahren ist uns in den philosophischen Transactionen Nr. 348 S. 433 aufbewahrt.

Wir müssen uns Gewalt anthun, indem wir von diesem Aufsatz Rechenschaft geben, aus der historischen Darstellung nicht wieder in die polemische Behandlung zu verfallen. Denn eigentlich sollte man Desaguliers gleichfalls Schritt vor Schritt,

Wort vor Wort folgen, um zu zeigen, daß er wie sein Meister, ja noch schlimmer als dieser, sich bei den Versuchen benommen. Unbedeutende, unnütze Nebenumstände werden hervorgehoben, die Hauptbedingungen des Phanomens spät und nur wie im Vorübergehen erwähnt; es wird versichert daß man dieses und jenes leisten wolle, geleistet habe und sodann, als wenn es nichts wäre, zum Schlusse eingestanden, daß es nicht geschehen sey, daß eins und anderes noch beiher sich zeige und gerade das wovon eben die Rede war, daß es sich nicht zeigen dürfe.

Gegen Mariotte soll bewiesen werden, daß die Farben des Spectrums, wenn sie recht gesondert seyen, keine weitere Veranderung erleiden, aus ihnen keine andern Farben hervorgehen, an ihnen keine andere Farbe sich zeige. Um nun die prismatischen Farben auf diesen hohen Grad zu reinigen, wird der Newtonische eilfte Versuch des ersten Theils als genugthuend angeführt, die dort vorgeschlagene umstandliche Vorrichtung zwar als beschwerlich und verdrießlich (troublesome) angegeben und, wie auch Newton schon gethan, mit einer bequemern ausgetauscht, und man glaubt nun, es solle direct auf den Gegner losgehen, es werde dasjenige was er behauptet, umgestoßen, dasjenige was er geläugnet, bewiesen werden.

Allein Desaguliers verfahrt völlig auf die Newtonische Manier und bringt ganz unschuldig bei: er wolle auch noch einige begleitende Versuche (concomitant) vorführen. Nun ist aber an diesem eilften Experiment gar nichts zu begleiten: wenn es bestehen könnte, mußte es fur sich bestehen. Desaguliers Absicht aber ist, wie man wohl einsieht, die ganze Newtonische Lehre von vorn herein festzusetzen, damit das was am eilften Versuche fehlt, gegen die schon gegründete

Ich thue was ich kann um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entſchiedne Zeichen meiner Gunſt. Beklagt
Er ſich bey mir, ſo laß' ich's unterſuchen;
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen wie ich's ſehe;
Und da man alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bey.
Ich hab' euch nun auf's Land gebracht und gehe
Heut' Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio ſehen,
Er kommt von Rom und hohlt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen, Briefe viel zu ſchreiben,
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Lehre unbedeutend scheinen möge: eine Wendung, deren sich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht Einen, sondern neun Versuche vor, welche sammtlich mit gewissen Versuchen der Optik correspondiren, die wir deßwegen nur kürzlich anzeigen, und unsern Lesern dasjenige was wir bei jedem einzelnen im polemischen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Versuch mit einem rothen und blauen Bande nebeneinander, durchs Prisma angesehn. Der erste Versuch des ersten Theils mit einigen Veränderungen. Dieser wegen seiner Scheinbarkeit Newtonen so wichtige Versuch, daß er seine Optik damit eröffnet, steht auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält sich bei ganz unnöthigen Bedingungen auf, versichert der Versuch des Auseinanderrückens der beiden Bänder sey vortrefflich gerathen, und sagt erst hinterdrein: wenn der Grund nicht schwarz ist, so geräth der Versuch nicht so gut. Daß der Grund hinter den Bändern schwarz sey, ist die unerläßliche Bedingung welche obenan stehen müßte. Ist der Grund heller als die Bänder, so geräth der Versuch nicht etwa nur nicht so gut, sondern er geräth gar nicht; es entsteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz Anderes. Man wird an dieser ausflüchtenden Manier doch wohl sogleich den ächten Jünger Newton's erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beiden Papierstreifen durch die Farben des Spectrums gefärbt, vergleicht sich mit dem dreizehnten Versuche des ersten Theils.

3) Das Bild dieser letzten, violetten und gelbrothen Streifen durch eine Linse auf ein Papier geworfen, sodann derselbe Versuch mit gefärbten Papieren, kommt mit dem zweiten Versuche des ersten Theils überein.

4) Verschiedene Langen und Directionen des prismatischen

Bildes nach den verschiedenen Einfallswinkeln des reinen Lichts aufs Prisma. Was hier ausgeführt und dargestellt ist, würde zum dritten Versuch des ersten Theils gehören.

5) Das objective Spectrum wird durch das Prisma angesehen, es scheint heruntergerückt und weiß. Ist der eilfte Versuch des zweiten Theils.

6) Das Spectrum geht durch die Linse durch und erscheint im Focus weiß. Ist ein Glied des zehnten Versuchs des zweiten Theils.

7) Das eigentliche Experimentum Crucis, das sechste des ersten Theils. Hier gesteht er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen separirten prismatischen Farben, wenn man sie mit dem Prisma ansieht, wieder Farbenränder zeigen.

8) Nun schreitet er zu der complicirten Vorrichtung des eilften Experiments des ersten Theils, um ein Spectrum zu machen, das seiner Natur nach viel unsicherer und schwankender ist als das erste.

9) Mit diesem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des ersten Theils zusammenfällt, um zu zeigen, daß nunmehr die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen, gefunden worden. Dieß sagt er aber nur: denn wer ihm aufmerksam nachversucht, wird das Gegentheil finden.

Das was Desaguliers gethan, theilt sich also in zwei Theile: die sieben ersten Versuche sollen die diverse Refrangibilität beweisen und in dem Kopf des Schauenden festsetzen; unter der siebenten und achten Nummer hingegen, welche erst gegen Mariotte gerichtet sind, soll das wirklich geleistet seyn, was versprochen worden. Wie captios und unredlich auch er hier zu Werke gehe, kann man daraus

Lehre unbedeutend scheinen möge: eine Wendung, deren sich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht Einen, sondern neun Versuche vor, welche sammtlich mit gewissen Versuchen der Optik correspondiren, die wir deßwegen nur kürzlich anzeigen, und unsern Lesern dasjenige was wir bei jedem einzelnen im polemischen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Versuch mit einem rothen und blauen Bande nebeneinander, durchs Prisma angesehn. Der erste Versuch des ersten Theils mit einigen Veränderungen. Dieser wegen seiner Scheinbarkeit Newtonen so wichtige Versuch, daß er seine Optik damit eröffnet, steht auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält sich bei ganz unnöthigen Bedingungen auf, versichert der Versuch des Auseinanderrückens der beiden Bänder sey vortrefflich gerathen, und sagt erst hinterdrein: wenn der Grund nicht schwarz ist, so geräth der Versuch nicht so gut. Daß der Grund hinter den Bändern schwarz sey, ist die unerläßliche Bedingung welche obenan stehen müßte. Ist der Grund heller als die Bander, so geräth der Versuch nicht etwa nur nicht so gut, sondern er geräth gar nicht; es entsteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz Anderes. Man wird an dieser ausflüchtenden Manier doch wohl sogleich den ächten Jünger Newton's erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beiden Papierstreifen durch die Farben des Spectrums gefärbt, vergleicht sich mit dem dreizehnten Versuche des ersten Theils.

3) Das Bild dieser letzten, violetten und gelbrothen Streifen durch eine Linse auf ein Papier geworfen, sodann derselbe Versuch mit gefärbten Papieren, kommt mit dem zweiten Versuche des ersten Theils überein.

4) Verschiedene Längen und Directionen des prismatischen

Bildes nach den verſchiedenen Einfallswinkeln des reinen Lichts aufs Prisma. Was hier ausgeführt und dargeſtellt iſt, würde zum dritten Verſuch des erſten Theils gehören.

5) Das objective Spectrum wird durch das Prisma angeſehen, es ſcheint heruntergerückt und weiß. Iſt der eilfte Verſuch des zweiten Theils.

6) Das Spectrum geht durch die Linſe durch und erſcheint im Focus weiß. Iſt ein Glied des zehnten Verſuchs des zweiten Theils.

7) Das eigentliche Experimentum Crucis, das ſechste des erſten Theils. Hier geſteht er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen ſeparirten prismatiſchen Farben, wenn man ſie mit dem Prisma anſieht, wieder Farbenränder zeigen.

8) Nun ſchreitet er zu der complicirten Vorrichtung des eilften Experiments des erſten Theils, um ein Spectrum zu machen, das ſeiner Natur nach viel unſicherer und ſchwankender iſt als das erſte.

9) Mit dieſem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des erſten Theils zuſammenfällt, um zu zeigen, daß nunmehr die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen, gefunden worden. Dieß ſagt er aber nur: denn wer ihm aufmerkſam nachverſucht, wird das Gegentheil finden.

Das was Desaguliers gethan, theilt ſich alſo in zwei Theile: die ſieben erſten Verſuche ſollen die diverſe Refrangibilität beweiſen und in dem Kopf des Schauenden feſtſetzen; unter der ſiebenten und achten Nummer hingegen, welche erſt gegen Mariotte gerichtet ſind, ſoll das wirklich geleiſtet ſeyn, was verſprochen worden. Wie captios und unredlich auch er hier zu Werke gehe, kann man daraus

ſehen, daß er wiederholt ſagt: mit dem Rothen gelang mir's ſehr gut, und ſo auch mit den übrigen. Warum ſagt er denn nicht: es gelang mir mit allen Farben? oder warum fängt er nicht mit einer andern an? Alles dieſes iſt ſchon von uns bis zum Ueberdruß im polemiſchen Theile auseinandergeſetzt. Beſonders iſt es in der ſupplementaren Abhandlung über die Verbindung der Prismen und Linſen bei Experimenten, ausführlich geſchehen und zugleich das eilfte Experiment wiederholt beleuchtet worden.

Aber hier macht ſich eine allgemeine Betrachtung nöthig. Das was Desaguliers gegen Mariotte und ſpäter gegen Rizzetti verſucht und vorgetragen, wird von der Newtoniſchen Schule ſeit hundert Jahren als ein Schlußverfahren angeſehn. Wie war es möglich, daß ein ſolcher Unſinn ſich in einer Erfahrungswiſſenſchaft einſchleichen konnte? Dieſes zu beantworten, müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß, wie ſich in die Wiſſenſchaften ethiſche Beweggründe mehr als man glaubt, einſchlingen, eben ſo auch Staats- und Rechts-Motive und Maximen darin zur Ausübung gebracht werden. Ein ſchließliches Aburtheln, ohne weitere Appellation zuzulaſſen, geziemt wohl einem Gerichtshofe. Wenn vor hundert Jahren ein Verbrecher vor die Geſchworenen gebracht, von dieſen ſchuldig befunden, und ſodann aufgehangen worden; ſo fällt es uns nicht leicht ein, die Reviſion eines ſolchen Proceſſes zu verlangen, ob es gleich Falle genug gegeben hat, wo das Andenken eines ſchmählich Hingerichteten durch Recht und Urtheil rehabilitirt worden. Nun aber Verſuche, von einer Seite ſo bedeutend, von der andern ſo leicht und bequem anzuſtellen, ſollen, weil ſie vor hundert Jahren, in England, vor einer zwar anſehnlichen aber weder theoretiſirend noch experimentirend völlig tactfeſten Geſellſchaft angeſtellt worden,

nunmehr als ein für allemal abgethan, abgemacht und fertig erklärt, und die Wiederholung derſelben für unnütz, thöricht, ja anmaßlich ausgeſchrien werden! Iſt hierbei nur der mindeſte Sinn, was Erfahrungswiſſenſchaft ſey, worauf ſie beruhe, wie ſie wachſen könne und müſſe, wie ſie ihr Falſches nach und nach von ſelbſt ausmerze, wie durch neue Entdeckungen die alten ſich ergänzen und wie durch das Ergänzen die älteren Vorſtellungsarten, ſelbſt ohne Polemik, in ſich zerfallen?

Auf die lächerlichſte und unerträglichſte Weiſe hat man von eben dieſen Desaguilierſchen Experimenten ſpäterhin einſichtige Naturforſcher weggeſcheucht, gerade wie die Kirche von Glaubensartikeln die naſeweiſen Ketzer zu entfernen ſucht. Betrachtet man dagegen, wie in der neuern Zeit Phyſiker und Chemiker die Lehre von den Luftarten, der Elektricität, des Galvanism, mit unſäglichem Fleiß, mit Aufwand und mancherlei Aufopferungen bearbeitet; ſo muß man ſich ſchämen, im chromatiſchen Fach beinahe allein mit dem alten Inventarium von Traditionen, mit der alten Rüſtkammer ungeſchickter Vorrichtungen ſich in Glauben und Demuth begnügt zu haben.

Johannes Rizzetti,

ein Venetianer und aufmerkſamer Liebhaber der Dioptrik, faßte ein ganz richtiges Aperçu gegen Newton und fühlte, wie natürlich, einen großen Reiz andern ſeine Entdeckung mitzutheilen und einleuchtend zu machen. Er verbreitete ſeine Meinung durch Briefe und reiſende Freunde, fand aber überall Gegner. In Deutſchland wurden ſeine Argumente

in die Acta Eruditorum eingerückt. Professor Georg Friedrich Richter in Leipzig setzte sich dagegen; in England experimentirte und argumentirte Desaguliers gegen ihn; in Frankreich Gauger; in Italien die Bologneser Societät.

Er gab zuerst ein Diarium einer Reise durch Italien vor dem Jahre 1724 mit Nachträgen heraus, wovon man einen Auszug in die Acta Eruditorum setzte. (Supplemente derselben Tom. 8. p. 127.)

Bei Gelegenheit daß Rizzetti die Frage aufwirft, wie es möglich sey, daß man die Gegenstände mit bloßen Augen farblos sähe, wenn es mit der von Newton bemerkten und erklärten farbigen Aberration seine Richtigkeit habe, bringt er verschiedene Einwendungen gegen die Newtonischen Experimente so wie auch gegen die Theorie vor. Richter schreibt dagegen (Tom. eod. p. 226). Darauf laßt sich Rizzetti wieder vernehmen und fügt noch einen Anhang hinzu (p. 303 f.). Aus einer neu veränderten Ausgabe des ersten Rizzettischen Aufsatzes findet sich gleichfalls ein Auszug (p. 234) und ein Auszug aus einem Briefe des Rizzetti an die Londner Societät (p. 236).

Richter vertheidigt sich gegen Rizzetti (A. E. 1724. p. 27). Dieser giebt heraus: Specimen physico-mathematicum de Luminis affectionibus, Tarvisii et Venet. 1727. 8. Einzelne Theile daraus waren früher erschienen: De Luminis refractione, Auctore Rizzetto (siehe A. E. 1726. Nr. 10). De Luminis reflexione, Auctore Rizzetto (siehe A. E. supl. Tom. IX, Sect. 2. Nr. 4).

Gedachtes Werk darf keinem Freunde der Farbenlehre künftighin unbekannt bleiben. Wir machen zu unsern gegenwärtigen historischen Zwecken daraus einen flüchtigen Auszug.

Er nimmt an, das Licht bestehe aus Theilen, die sich

ungern von einander entfernen, aber doch durch Refraction von einander getrennt werden; dadurch entstehe die Disperſion deſſelben, welche Grimaldi ſich ſchon ausgedacht hatte. Rizzetti nimmt leider auch noch Strahlen an, um mit denſelben zu operiren.

Man ſieht, daß dieſe Vorſtellungsart viel zu nahe an der Newtoniſchen liegt, um als Gegenſatz derſelben Glück zu machen.

Rizzetti's diſpergirtes Licht iſt nun ein Halblicht; es kommt in ein Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln, daraus entſteht die Farbe. Wir finden alſo, daß er auf dem rechten Wege war, indem er eben daſſelbe abzuleiten ſucht, was wir durch Doppelbild und Trübe ausgeſprochen haben.

Der mathematiſche Theil ſeines Werks, ſo wie das was er im Allgemeinen von Refraction, Reflexion und Diſperſion handelt, liegt außer unſerm Kreiſe. Das übrige was uns näher angeht, kann man in den polemiſchen und den didaktiſchen Theil eintheilen.

Die Mängel der Newtoniſchen Lehre, das Captioſe und Unzulängliche ihrer Experimente ſieht Rizzetti recht gut ein. Er führt ſeine Controvers nach der Ordnung der Optik und iſt den Newtoniſchen Unrichtigkeiten ziemlich auf der Spur; doch durchdringt er ſie nicht ganz und giebt z. B. gleich bei dem erſten Verſuch ungeſchickter Weiſe zu, daß das blaue und rothe Bild auf dunkelm Grunde wirklich ungleich verrückt werde, da ihm doch ſonſt die Erſcheinung der Saume nicht unbekannt iſt. Dann bringt er die beiden Papiere auf weißen Grund, wo denn freilich durch ganz andere Saume für den Unbefangenen die Unrichtigkeit, die ſich auf ſchwarzem Grunde verſteckt, augenfällig werden muß.

Aber ſein Widerſacher, Richter in Leipzig, erhaſcht ſogleich

das Argument gegen ihn, daß die unter diesen Bedingungen erscheinenden Farben sich vom weißen Grunde herschreiben: eine ungeschickte Behauptung, in welcher sich jedoch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag selig fühlen, und welche auch mit großer Selbstgenügsamkeit gegen uns vorgebracht worden.

Seiner übrigen Controvers folgen wir nicht: sie trifft an vielen Orten mit der unsrigen überein, und wir gedenken nicht zu laugnen, daß wir ihm manches schuldig geworden, so wie noch künftig manches aus ihm zu nutzen seyn wird.

In seinem didaktischen Theile findet man ihn weiter vorgerückt als alle Vorgänger, und er hatte wohl verdient, daß wir ihn mit Theophrast und Boyle unter den wenigen genannt, welche sich bemüht, die Masse der zu ihrer Zeit bekannten Phanomene zu ordnen.

In seiner Eintheilung der Farben sind alle die Bedingungen beachtet, unter welchen uns die Farbe erscheint. Er hat unsere physiologischen Farben unter der Rubrik der phantastischen oder imaginären, unsere physischen unter der doppelten der variirenden, welche wir die dioptrischen der ersten Classe, und der apparenten, welche wir die dioptrischen der zweiten Classe genannt, vorgetragen. Unsere chemischen Farben finden sich bei ihm unter dem Titel der permanenten oder natürlichen.

Zum Grunde von allen Farbenerscheinungen legt er, wie schon oben bemerkt, dasjenige was wir unter der Lehre von trüben Mitteln begreifen. Er nennt diese Farben die variirenden, weil ein trübes Mittel, je nachdem es Bezug auf eine helle oder dunkle Unterlage hat, verschiedene Farben zeigt. Auf diesem Wege erklärt er auch die Farben der Körper, wie wir es auf eine ähnliche Weise gethan haben.

Die apparenten leitet er gleichfalls davon ab, und nähert sich dabei unserer Darstellung vom Doppelbild; weil er aber das Doppelbild nicht als Factum stehen läßt, sondern die Ursache desselben zugleich mit erklären will: so muß er seine Disperſion herbeibringen, wodurch denn die Sache ſehr mühſelig wird.

So ſind auch ſeine Figuren höchſt unerfreulich und beſchwerlich zu entziffern; dahingegen die Newtoniſchen, obgleich meiſtens falſch, den großen Vortheil haben, bequem zu ſeyn und deßhalb faßlich zu ſcheinen.

Bei den phyſiologiſchen, ſeinen imaginären, bemerkt er recht gut den Unterſchied der abklingenden Farbenerſcheinung auf dunkelm und hellem Grunde; weil ihm aber das wichtige, von Plato anerkannte Fundament von allem, die Synkriſis durchs Schwarze, die Diakriſis durchs Weiße bewirkt, abgeht; weil er auch die Forderung der entgegengeſetzten Farben nicht kennt: ſo bringt er das Ganze nicht auf eine Art zuſammen die einigermaßen befriedigend wäre.

Uebrigens rechnen wir es uns zur Ehre und Freude, ihn als denjenigen anzuerkennen, der zuerſt am ausführlichſten und tüchtigſten das wovon auch wir in der Farbenlehre überzeugt ſind, nach Beſchaffenheit der Erfahrung ſeiner Zeit ausgeſprochen hat.

Desaguliers gegen Rizzetti.

Als in den Leipziger Actis Eruditorum (Suplem. Tom. 8. §. 3. p. 130. 131.) einiger Einwürfe Rizzetti's gegen Newton erwähnt ward, wiederholt Desaguliers das Experiment wovon

Prinzeſſinn.

Erlaubſt du uns daß wir dich hinbegleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zuſammen
Hinüber nach Conſandoli! Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freyer Luſt.

Prinzeſſinn.

Du kannſt nicht bey uns bleiben? die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzählen ſollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm ſo bald als möglich iſt, zurück:
Dann ſoll er euch erzählen und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
In meinem Dienſt aufs neue ſich bemüht.

die Rede iſt, 1722 vor der Societät zu London, und giebt davon in den Philoſophiſchen Transactionen Vol. 32, pag. 206 eine kurze Nachricht.

Es iſt das zweite Experiment des erſten Buchs der Optik, bei welchem ein hellrothes und ein dunkelblaues Papier, beide mit ſchwarzen Fäden umwunden, durch eine Linſe auf einer weißen Tafel abgebildet werden; da denn das rothe Bild, oder vielmehr das Bild der ſchwarzen Faden auf rothem Grunde, ſich ferner von der Linſe, und das blaue Bild, oder vielmehr das Bild der ſchwarzen Fäden auf blauem Grunde, ſich näher an der Linſe deutlich zeigen ſoll. Wie es damit ſtehe, haben wir im polemiſchen Theil umſtändlich genug auseinandergeſetzt und hinlänglich gezeigt, daß hier nicht die Farbe, ſondern das mehr oder weniger Abſtechende des Hellen und Dunkeln Urſache iſt, daß zu dem einen Bilde der Abbildungspunkt ſchärfer genommen werden muß, da bei dem andern ein larerer ſchon hinreichend iſt.

Desaguliers, ob er gleich behauptet ſein Experiment ſey vortrefflich gelungen, muß doch zuletzt auf dasjenige worauf wir feſthalten, in einem Notabene hindeuten; wie er denn, nach Newtoniſcher Art, die Hauptſachen in Noten und Notabene nachbringt, und ſo ſagt er: Man muß Sorge tragen, daß die Farben ja recht tief ſind; denn indem ich zufälligerweiſe etwas von dem Blauen abgeſtreift hatte, ſo war das Weiße der Karte unter dem Blauen Schuld, daß auch dieſes Bild weiter reichte, faſt ſo weit als das Rothe.

Ganz natürlich! Denn nun ward das Blaue heller und die ſchwarzen Fäden ſtachen beſſer darauf ab, und wer ſieht nun nicht, warum Newton, bei Bereitung einer gleichen Pappe zu ſeinen zwei erſten Experimenten, einen ſchwarzen Grund unter die aufzuſtreichenden Farben verlangt?

Dieſes Experiment, deſſen ganzen Werth man in einem Notabene zurücknehmen kann, noch beſſer kennen zu lernen, erſuchen wir unſere Leſer beſonders dasjenige nachzuſehen, was wir im polemiſchen Theil zum ſechzehnten Verſuch (312—315) angemerkt haben.

Rizzetti hatte 1727 ſein Werk herausgegeben, deſſen einzelne Theile ſchon früher bekannt gemacht worden. Desaguliers experimentirt und argumentirt gegen ihn: man ſehe die Philoſophiſchen Transactionen Nr. 406. Monat December 1728.

Zuerſt beklagt ſich Desaguliers über die arrogante Manier, womit Rizzetti dem größten Philoſophen jetziger und vergangener Zeit begegne; über den triumphirenden Ton, womit er die Irrthümer eines großen Mannes darzuſtellen glaube. Darauf zieht er ſolche Stellen aus die freilich nicht die höflichſten ſind, und von einem Schüler Newton's als Gotteslästerung verabſcheut werden mußten. Ferner tractirt er den Autor als some people, bringt noch mehrere Stellen aus dem Werke vor, die er theils kurz abfertigt, theils auf ſich beruhen läßt, ohne jedoch im mindeſten eine Ueberſicht über das Buch zu geben. Endlich wendet er ſich zu Experimenten, die ſich unter verſchiedene Rubriken begreifen laſſen.

a) Zum Beweiſe der diverſen Refrangibilität: 1) das zweite Experiment aus Newton's Optik; 2) das erſte Experiment daher.

b) Refraction und Reflexion an ſich betreffend, meiſtens ohne Bezug auf Farbe, 3) 4) 5) 6). Ferner wird die Beugung der Strahlen bei der Refraction, die Beugung der Strahlen bei der Reflexion nach Newtoniſchen Grundſätzen entwickelt und dieſe Phänomene der Attraction zugeſchrieben. Die Darſtellung iſt klar und zweckmäßig, obgleich die Anwendung auf

die divers refrangiblen Strahlen mißlich und peinlich erscheint. In 7) und 8) wird die durch Berührung einer Glasfläche mit dem Waſſer auf einmal aufgehobene Reflexion dargeſtellt, wobei die Bemerkung gemacht wird, daß die durch Refraction und Reflexion geſehenen Bilder deutlicher ſeyn ſollen als die durch bloße Reflexion geſehenen, zum Beweis, daß das Licht leichter durch dichte als durch dünne Mittel gehe.

c) Als Zugabe 9) der bekannte Newtoniſche Verſuch, der ſechzehnte des zweiten Theils: wenn man unter freiem Himmel auf ein Prisma ſieht, da ſich denn ein blauer Bogen zeigt. Wir haben an ſeinem Orte dieſen Verſuch umſtändlich erläutert und ihn auf unſere Erfahrungsſätze zurückgeführt.

Dieſe Experimente wurden vorgenommen vor dem damaligen Präſidenten der Societät Hans Sloane, vier Mitgliedern derſelben, Engländern, und vier Italianern, welche ſämmtlich den guten Erfolg der Experimente bezeugten. Wie wenig aber hierdurch eigentlich ausgemacht werden können, beſonders in Abſicht auf Farbentheorie, läßt ſich gleich daraus ſehen, daß die Experimente 3 bis 8 incl. ſich auf die Theorie der Refraction und Reflexion im Allgemeinen beziehen, und daß die ſämmtlichen Herren von den drei übrigen Verſuchen nichts weiter bezeugen konnten, als was wir alle Tage auch bezeugen können: daß nämlich unter den gegebenen beſchränkten Bedingungen die Phänomene ſo und nicht anders erſcheinen. Was ſie aber ausſprechen und ausſagen, das iſt ganz was anderes, und das kann kein Zuſchauer bezeugen, am wenigſten ſolche, denen man die Verſuche nicht in ihrer ganzen Fülle und Breite vorgelegt hat.

Wir glauben alſo der Sache nunmehr überflüſſig genug gethan zu haben, und verlangen vor wie nach von einem

Jeden, der ſich dafür intereſſirt, daß er alle Experimente, ſo oft als es verlangt wird, darſtellen könne.

Was übrigens Desaguliers betrifft, ſo iſt der vollſtändige Titel des von ihm herausgegebenen Werkes: **A Course of Experimental Philosophy by John Theophilus Desaguliers, L. L. D. F. R. S. Chaplain to his royal Highness Frederik Prince of Wales, formerly of Hart Hall (now Hertford College) in Oxford. London.**

Die erſte Auflage des erſten Theils iſt von 1734 und die zweite von 1745. Der zweite Band kam 1744 heraus. In der Vorrede des zweiten Theils pag. VII iſt eine Stelle merkwürdig, warum er die Optik und ſo auch die Licht- und Farben-Lehre nicht behandelt.

Gauger.

Gehört auch unter die Gegner Rizzetti's. Von ihm ſind uns bekannt

Lettres de Mr. Gauger sur la différente Refrangibilité de la Lumière et l'immutabilité de leurs couleurs etc. etc. Sie ſind beſonders abgedruckt, ſtehen aber auch in der Continuation des Mémoires de Littérature et d'Histoire Tom. V, p. I. Paris 1728 und ein Auszug daraus in den Mémoires pour l'histoire des Sciences et des beaux arts. Trevoux. Juillet 1728.

Im Ganzen läßt ſich bemerken, wie ſehr es Rizzetti muß angelegen geweſen ſeyn, ſeine Meinung zu verbreiten und die Sache zur Sprache zu bringen. Was hingegen die Controverſe betrifft, die Gauger mit ihm führt, ſo müßten wir

alles das wiederholen, was wir oben ſchon beigebracht, und wir erſparen daher uns und unſern Leſern dieſe Unbequemlichkeit.

Newton's Perſönlichkeit.

Die Abſicht deſſen was wir unter dieſer Rubrik zu ſagen gedenken, iſt eigentlich die, jene Rolle eines Gegners und Widerſachers, die wir ſo lange behauptet und auch künftig noch annehmen müſſen, auf eine Zeit abzulegen, ſo billig als möglich zu ſeyn, zu unterſuchen, wie ſo ſeltſam Widerſprechendes bei ihm zuſammengehangen und dadurch unſere mitunter gewiſſermaßen heftige Polemik auszuſöhnen. Daß manche wiſſenſchaftliche Räthſel nur durch eine ethiſche Auflöſung begreiflich werden können, giebt man uns wohl zu, und wir wollen verſuchen was uns in dem gegenwartigen Falle gelingen kann.

Von der engliſchen Nation und ihren Zuſtanden iſt ſchon unter Roger Bacon und Bacon von Verulam einiges erwahnt worden, auch giebt uns Sprat's flüchtiger Aufſatz ein zuſammengedrangtes hiſtoriſches Bild. Ohne hier weiter einzugreifen, bemerken wir nur, daß bei den Englandern vorzüglich bedeutend und ſchätzenswerth iſt die Ausbildung ſo vieler derber tüchtiger Individuen, eines jeden nach ſeiner Weiſe; und zugleich gegen das Oeffentliche, gegen das gemeine Weſen: ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigſtens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Die Zeit in welcher Newton geboren ward, iſt eine der prägnanteſten in der engliſchen, ja in der Weltgeſchichte

überhaupt. Er war vier Jahre alt, als Carl der I. enthauptet wurde, und erlebte die Thronbesteigung Georg's des I. Ungeheure Conflicte bewegten Staat und Kirche, jedes für sich und beide gegen einander, auf die mannichfaltigste und abwechselndste Weise. Ein König ward hingerichtet; entgegengesetzte Volks- und Kriegs-Parteien stürmten wider einander; Regierungsveränderungen, Veränderungen des Ministeriums, der Parlamente, folgten sich gedrängt, ein wiederhergestelltes mit Glanz geführtes Königthum ward abermals erschüttert; ein König vertrieben, der Thron von einem Fremden in Besitz genommen, und abermals nicht vererbt, sondern einem Fremden abgetreten.

Wie muß nicht durch eine solche Zeit ein Jeder sich angeregt, sich aufgefordert fühlen! Was muß das aber für ein eigener Mann seyn, den seine Geburt, seine Fähigkeiten zu mancherlei Anspruch berechtigen, und der alles ablehnt und ruhig seinem von Natur eingepflanzten Forscherberuf folgt!

Newton war ein wohlorganisirter, gesunder, wohltemperirter Mann, ohne Leidenschaft, ohne Begierden. Sein Geist war constructiver Natur und zwar im abstractesten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er seine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewaltigen suchte. Wir maßen uns über dieses sein Hauptverdienst kein Urtheil an, und gestehen gern zu, daß sein eigentliches Talent außer unserm Gesichtskreise liegt; aber wenn wir aus eigener Ueberzeugung sagen können: das von seinen Vorfahren Geleistete ergriff er mit Bequemlichkeit und führte es bis zum Erstaunen weiter; die mittleren Köpfe seiner Zeit ehrten und verehrten ihn, die besten erkannten ihn für ihres Gleichen, oder geriethen gar, wegen bedeutender Erfindungen und Entdeckungen, mit ihm in

Conteſtation: ſo dürfen wir ihn wohl, ohne nähern Beweis, mit der übrigen Welt für einen außerordentlichen Mann erklären.

Von der praktiſchen, von der Erfahrungsſeite rückt er uns dagegen ſchon näher. Hier tritt er in eine Welt ein, die wir auch kennen, in der wir ſeine Verfahrungsart und ſeinen Succeß zu beurtheilen vermögen, um ſo mehr, als es überhaupt eine unbeſtrittene Wahrheit iſt, daß ſo rein und ſicher die Mathematik in ſich ſelbſt behandelt werden kann, ſie doch auf dem Erfahrungsboden ſogleich bei jedem Schritte periclitirt und eben ſo gut, wie jede andere ausgeübte Maxime, zum Irrthum verleiten, ja den Irrthum ungeheuer machen und ſich künftige Beſchämungen vorbereiten kann.

Wie Newton zu ſeiner Lehre gelangt, wie er ſich bei ihrer erſten Prüfung übereilt, haben wir umſtändlich oben auseinandergeſetzt. Er baut ſeine Theorie ſodann conſequent auf, ja er ſucht ſeine Erklärungsart als ein Factum geltend zu machen; er entfernt alles was ihr ſchädlich iſt und ignorirt dieſes, wenn er es nicht läugnen kann. Eigentlich controvertirt er nicht, ſondern wiederholt nur immer ſeinen Gegnern: „greift die Sache an, wie ich; acht auf meinem Wege; richtet alles ein wie ich's eingerichtet habe; ſeht wie ich, ſchließt wie ich, und ſo werdet ihr finden, was ich gefunden habe: alles andere iſt vom Uebel. Was ſollen hundert Experimente, wenn zwei oder drei meine Theorie auf das beſte begründen?"

Dieſer Behandlungsart, dieſem unbiegſamen Charakter iſt eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück ſchuldig. Da das Wort Charakter ausgeſprochen iſt, ſo werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

Jedes Weſen das ſich als eine Einheit fühlt, will ſich in

seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dieß ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben: denn er giebt auf, was andere Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höhern Sinne: wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihrer Weise verharret und sich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt und seine Eigenthümlichkeit, selbst mit Gefahr seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen unübersehlichen, unendlichen Eigenschaften, Fähigkeiten, verbunden ist und durch ihn ganz originelle unerwartete Absichten, Plane und Thaten zum Vorschein kommen.

Ob nun gleich jeder wohl einsieht, daß hier eigentlich das Ueberschwängliche, wie überhaupt die Größe macht; so muß man sich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sey. Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur aufs Rechte gerichtet seyn kann; das Hauptfundament des Charakters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit oder Irrthum: es ist das was jede Partei an den Ihrigen so höchlich schätzt. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht sich auf den innern Menschen, auf den Zweck; das Wollen

gehört der Natur und bezieht sich auf die äußere Welt, auf die That: und weil das irdische Wollen nur immer ein beschränktes seyn kann, so läßt sich beinahe voraussetzen, daß in der Ausübung das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Man hat, nach unserer Ueberzeugung, noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Charaktere auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Cohärenz stattfinden, gleichnißweise gebrauchen; und so gäbe es starke, feste, dichte, elastische, biegsame, geschmeidige, dehnbare, starre, zähe, flüssige und wer weiß was sonst noch für Charaktere. Newton's Charakter würden wir unter die starren rechnen, so wie auch seine Farbentheorie als ein erstarrtes Aperçu anzusehen ist.

Was uns gegenwärtig betrifft, so berühren wir eigentlich nur den Bezug des Charakters auf Wahrheit und Irrthum. Der Charakter bleibt derselbe, er mag sich dem einen oder der andern ergeben; und so verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im geringsten, wenn wir behaupten: er sey als Mensch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen, und habe als Mann von Charakter, als Sectenhaupt seine Beharrlichkeit eben dadurch am kräftigsten bethätigt, daß er diesen Irrthum, trotz allen äußern und innern Warnungen, bis an sein Ende fest behauptet, ja immer mehr gearbeitet und sich bemüht ihn auszubreiten, ihn zu befestigen und gegen alle Angriffe zu schützen.

Und hier tritt nun ein ethisches Haupträthsel ein, das aber demjenigen, der in die Abgründe der menschlichen Natur zu blicken wagte, nicht unauflösbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Polemisirens Newtonen sogar einige

Unredlichkeit vorgeworfen; wir sprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten inneren Warnungen, und wie wäre dieß mit der übrigens anerkannten Moralität eines solchen Mannes zu verbinden?

Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und gegen andere; dieser Irrthum mag in Meinungen oder in Neigungen bestehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht jemand seyn wird, der eine solche Erfahrung nicht an sich gemacht hätte. Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und andere werden: man ist genöthigt auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich wie bei andern dafür gelten zu machen.

Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen, aber nicht täuschen. Ja wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin verharrt; und je schwächer die Vernunft, je stumpfer das Gewissen, desto mehr ziemt der Irrthum dem Menschen, weil er nicht gewarnt ist. Das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erscheinen.

Aengstlich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird, und um innerlich wahr zu seyn, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und sich dabei ganz gleichgültig erzeigt, ob man ihn für halsstarrig, verstockt, eigensinnig, oder für lächerlich halte. Dessenungeachtet bleibt der Charakter immer Charakter, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falsche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen
Wenn ich ſie ſuche gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſinn

nach der Scene gekehrt.

Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Allein hiermit ist noch nicht das ganze Rathsel aufgelöst; noch ein Geheimnißvolleres liegt dahinter. Es kann sich nämlich im Menschen ein höheres Bewußtseyn finden, so daß er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Freiheit nichts zu verändern vermag, eine gewisse Uebersicht erhalt. Hierüber völlig ins Klare zu kommen ist beinahe unmöglich; sich in einzelnen Augenblicken zu schelten, geht wohl an, aber niemanden ist gegeben sich fortwahrend zu tadeln. Greift man nicht zu dem gemeinen Mittel, seine Mängel auf die Umstande, auf andere Menschen zu schieben, so entsteht zuletzt aus dem Conflict eines vernünftig richtenden Bewußtseyns mit der zwar modificablen, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns selbst, so daß wir unsere Fehler und Irrthümer, wie ungezogene Kinder, spielend behandeln, die uns vielleicht nicht so lieb seyn würden, wenn sie nicht eben mit solchen Unarten behaftet wären.

Diese Ironie, dieses Bewußtseyn, womit man seinen Mängeln nachsieht, mit seinen Irrthümern scherzt und ihnen desto mehr Raum und Lauf laßt, weil man sie doch am Ende zu beherrschen glaubt oder hofft, kann von der klarsten Verruchtheit bis zur dumpfsten Ahnung sich in mancherlei Subjecten stufenweise finden, und wir getrauten uns eine solche Galerie von Charakteren, nach lebendigen und abgeschiedenen Mustern, wenn es nicht allzu verfanglich ware, wohl aufzustellen. Wäre alsdann die Sache durch Beispiele völlig aufgeklärt, so würde uns niemand verargen, wenn er Newtonen auch in der Reihe fände, der eine trübe Ahnung seines Unrechts gewiß gefühlt hat.

Denn wie wäre es einem der ersten Mathematiker möglich, sich einer solchen Unmethode zu bedienen, daß er schon

in den optiſchen Lectionen, indem er die diverſe Refrangibilität feſtſetzen will, den Verſuch mit parallelen Mitteln, der ganz an den Anfang gehört, weil die Farbenerſcheinung ſich da zuerſt entwickelt, ganz zuletzt bringt; wie konnte einer, dem es darum zu thun geweſen wäre, ſeine Schüler mit den Phänomenen im ganzen Umfang bekannt zu machen, um darauf eine haltbare Theorie zu bauen, wie konnte der die ſubjectiven Phänomene gleichfalls erſt gegen das Ende und keineswegs in einem gewiſſen Parallelismus mit den objectiven abhandeln; wie konnte er ſie für unbequem erklären, da ſie ganz ohne Frage die bequemeren ſind: wenn er nicht der Natur ausweichen und ſeine vorgefaßte Meinung vor ihr ſicher ſtellen wollte? Die Natur ſpricht nichts aus, was ihr ſelbſt unbequem wäre; deſto ſchlimmer wenn ſie einem Theoretiker unbequem wird.

Nach allem dieſem wollen wir, weil ethiſche Probleme auf gar mancherlei Weiſe aufgelöſ't werden können, noch die Vermuthung anführen, daß vielleicht Newton an ſeiner Theorie ſo viel Gefallen gefunden, weil ſie ihm, bei jedem Erfahrungsſchritte, neue Schwierigkeiten darbot. So ſagt ein Mathematiker ſelber: C'est la coutume des Géomètres de s'elever de difficultés en difficultés, et même de s'en former sans cesse des nouvelles, pour avoir le plaisir de les surmonter.

Wollte man aber auch ſo den vortrefflichen Mann nicht genug entſchuldigt halten, ſo werfe man einen Blick auf die Naturforſchung ſeiner Zeiten, auf das Philoſophiren über die Natur, wie es theils von Descartes her, theils durch andere vorzügliche Männer üblich geworden war, und man wird aus dieſen Umgebungen ſich Newton's eigenen Geiſteszuſtand eher vergegenwärtigen können.

Auf dieſe und noch manche andere Weiſe möchten wir den Manen Newton's, in ſo fern wir ſie beleidigt haben könnten, eine hinlängliche Ehrenerklarung thun. Jeder Irrthum, der aus dem Menſchen und aus den Bedingungen die ihn umgeben, unmittelbar entſpringt, iſt verzeihlich, oft ehrwürdig; aber alle Nachfolger im Irrthum können nicht ſo billig behandelt werden. Eine nachgeſprochene Wahrheit verliert ſchon ihre Grazie; ein nachgeſprochener Irrthum erſcheint abgeſchmackt und lächerlich. Sich von einem eigenen Irrthum loszumachen, iſt ſchwer, oft unmöglich bei großem Geiſt und großen Talenten; wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt und halsſtarrig dabei verbleibt, zeigt von gar geringem Vermögen. Die Beharrlichkeit eines original Irrenden kann uns erzürnen; die Hartnäckigkeit der Irrthumscopiſten macht verdrießlich und ärgerlich. Und wenn wir in dem Streit gegen die Newtoniſche Lehre manchmal aus den Gränzen der Gelaſſenheit herausgeſchritten ſind, ſo ſchieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Incompetenz und Dünkel, deren Faulheit und Selbſtgenügſamkeit, deren Ingrimm und Verfolgungsgelüſt miteinander durchaus in Proportion und Gleichgewicht ſtehen.

Erſte Schüler und Bekenner Newton's.

Außer den ſchon erwähnten Experimentatoren, Keill und Desaguliers, werden uns folgende Manner merkwürdig.

Samuel Clarke, geb. 1675, geſt. 1735, trägt zur Ausbreitung der Newtoniſchen Lehre unter allen am meiſten bei. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, zeigt er in der Jugend großes Talent zur Mathematik und Phyſik, penetrirt früher

als andere die Newtonischen Ansichten und überzeugt sich davon.

Er übersetzt Rohault's Physik, welche nach Cartesianischen Grundsätzen geschrieben, in den Schulen gebraucht wurde, ins Lateinische. In den Noten trägt der Uebersetzer die Newtonische Lehre vor, von welcher denn, bei Gelegenheit der Farben, gesagt wird: Experientia compertum est etc. Die erste Ausgabe ist von 1697. Auf diesem Wege führte man die Newtonische Lehre neben der des Cartesius, in den Unterricht ein und verdrängte jene nach und nach.

Der größte Dienst jedoch, den Clarke Newtonen erzeigte, war die Uebersetzung der Optik ins Lateinische, welche 1706 heraus kam. Newton hatte sie selbst revidirt, und Engländer sagen, sie sey verständlicher als das Original selbst. Wir aber können dieß keineswegs finden. Das Original ist sehr deutlich, naiv ernst geschrieben; die Uebersetzung muß, um des lateinischen Sprachgebrauchs willen, oft umschreiben und Phrasen machen; aber vielleicht sind es eben diese Phrasen, die den Herren, welche sich nichts weiter dabei denken wollden, am besten zu Ohre gingen.

Uebrigens standen beide Männer in einem moralischen, ja religiösen Verhältniß zu einander, indem sie beide dem Arianismus zugethan waren: einer mäßigen Lehre, die vielen vernünftigen Leuten der damaligen Zeit behagte und den Deismus der folgenden vorbereitete.

Wilhelm Molyneux, einer der ersten Newtonischen Bekenner. Er gab eine Dioptrica nova, London, 1692, heraus, woselbst er auf der vierten Seite sagt: „Aber Herr Newton in seinen Abhandlungen, Farben und Licht betreffend, die in den philosophischen Transactionen publicirt worden, hat umständlich dargethan, daß die Lichtstrahlen keineswegs

homogen, oder von einerlei Art ſind, vielmehr von unterſchiedenen Formen und Figuren, daß einige mehr gebrochen werden als die andern, ob ſie ſchon einen gleichen oder ähnlichen Neigungswinkel zum Glaſe haben."

Niemanden wird entgehen, daß hier, bei allem Glauben an den Herrn und Meiſter, die Lehre ſchon ziemlich auf dem Wege iſt, verſchoben und entſtellt zu werden.

Regnault. Entretiens physiques Tom. 2. Entret. 23. p. 395 ff. und Entret 22. p. 379 ff. tragt die Newtoniſche Lehre in der Kürze vor.

Maclaurin. Expositions des découvertes philosophiques de Mr. Newton.

Pemberton. A view of Sir Isaac Newton's philosophy. London 1728.

Wilhelm Whiſton. Praelectiones mathematicae.

Dunch (Georg Pet. Domckins). Philosophia mathematica Newtoniana.

Inwiefern dieſe letztern ſich auch um die Farbenlehre bekümmert und ſolche, mehr oder weniger dem Buchſtaben nach, vorgetragen, gedenken wir hier nicht zu unterſuchen; genug ſie gehören unter diejenigen, welche als die erſten Anhanger und Bekenner Newton's in der Geſchichte genannt werden.

Von auswärtigen Anhangern erwähnen wir zunächſt s'Gravesande und Muſchenbroek.

Wilhelm Jacob s'Gravesande,

geboren 1688.

Physices elementa mathematica, sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Lugd. Batav. 1721.

Im zweiten Bande p. 78 Cap. 18 tragt er die Lehre von der diversen Refrangibilitat nach Newton vor; in seinen Definitionen setzt er sie voraus. Die ins Ovale gezogene Gestalt des runden Sonnenbildes scheint sie ihm ohne weiteres zu beweisen.

Merkwürdig ist, daß Tab. XV. die erste Figur ganz richtig gezeichnet ist, und daß er §. 851 zur Entschuldigung, daß im Vorhergehenden beim Vortrag der Refractions-Gesetze die weißen Strahlen als homogen behandelt worden, sagt; satis est exigua differentia refrangibilitatis in radiis solaribus, ut in praecedentibus negligi potuit.

Freilich, wenn die Versuche mit parallelen Mitteln gemacht werden, sind die farbigen Ränder unbedeutend, und man muß das Sonnenbild genug quälen, bis das Phanomen ganz farbig erscheint.

Uebrigens sind die perspectivisch, mit Licht und Schatten vorgestellten Experimente gut und richtig, wie es scheint, nach dem wirklichen Apparat gezeichnet. Aber wozu der Aufwand da die Farbenerscheinung als die Hauptsache fehlt? Rein-Linearzeichnungen, richtig illuminirt, bestimmen und entscheiden die ganze Sache, da hingegen durch jene umständliche, bis auf einen gewissen Grad wahre und doch im Hauptpunkte mangelhafte Darstellung der Irrthum nur desto ehrwürdiger gemacht und fortgepflanzt wird.

Peter van Muſchenbroek,

geb. 1692, geſt. 1761.

Elementa physica 1734. Völlig von der Newtoniſchen Lehre überzeugt, fängt er ſeinen Vortrag mit der hypothetiſchen Figur an, wie ſie bei uns, Tafel VII. Figur 1 abgebildet iſt. Dann folgt: Si per exiguum foramen mit der bekannten Litanei.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir der Florentiniſchen Akademie, deren Tentamina von Muſchenbroek überſetzt und 1731 herausgegeben worden. Sie enthalten zwar nichts die Farbenlehre betreffend; doch iſt uns die Vorrede merkwürdig, beſonders wegen einer Stelle über Newton, die als ein Zeugniß der damaligen höchſten Verehrung dieſes außerordentlichen Mannes mitgetheilt zu werden verdient. Indem nämlich Muſchenbroek die mancherlei Hinderniſſe und Beſchwerlichkeiten anzeigt, die er bei Ueberſetzung des Werks aus dem Italiäniſchen ins Lateiniſche gefunden, ſagt er folgendes hinzu: „Weil nun auch mehr als ſechzig Jahre ſeit der erſten Ausgabe dieſes Werkes verfloſſen, ſo iſt die Philoſophie inzwiſchen mit nicht geringem Wachsthum vorgeſchritten, beſonders ſeitdem der allerreichſte und höchſte Lenker und Vorſteher aller menſchlichen Dinge, mit unendlicher Liebe und unbegreiflicher Wohlthätigkeit die Sterblichen unſerer Zeit bedenkend, ihre Gemüther nicht länger in dem Druck der alten Finſterniß laſſen wollte, ſondern ihnen als ein vom Himmel geſandtes Geſchenk jenes brittiſche Orakel, Iſaac Newton, gewährt; welcher eine erhabene Matheſin auf die zarteſten Verſuche anwendend, und alles geometriſch beweiſend, gelehrt hat, wie man in die verborgenſten Geheimniſſe der

Natur dringen und eine wahre befeſtigte Wiſſenſchaft erlangen könne. Deßwegen hat auch dieſer mit göttlichem Scharfſinn begabte Philoſoph mehr geleiſtet als alle die erfindſamſten Männer von den erſten Anfängen der Weltweisheit her zuſammen. Verbannt ſind nun alle Hypotheſen; nichts als was bewieſen iſt wird zugelaſſen; die Weltweisheit wird durch die gründlichſte Lehre erweitert, und auf den menſchlichen Nutzen übergetragen, durch mehrere angeſehene, die wahre Methode befolgende gelehrte Männer."

Franzöſiſche Akademiker.

Die erſte franzöſiſche Akademie, ſchon im Jahre 1634 eingerichtet, war der Sprache im allgemeinſten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Poeſie gewidmet. Eine Verſammlung von Naturforſchern aber hatte zuerſt in England ſtatt gefunden.

In einem Brief an die Londoner Societät preiſt Sorbière die engliſche Nation glücklich, daß ſie einen reichen Adel und einen König habe, der ſich für die Wiſſenſchaften intereſſire; welches in Frankreich nicht der Fall ſey. Doch fanden ſich auch in dieſem Lande ſchon ſo viel Freunde der Naturwiſſenſchaften in einzelnen Geſellſchaften zuſammen, daß man von Hof aus nicht ſäumen konnte, ſie näher zu vereinigen. Man dachte ſich ein weit umfaſſendes Ganzes und wollte jene erſte Akademie der Redekünſte und die neu einzurichtende der Wiſſenſchaften mit einander vereinigen. Dieſer Verſuch gelang nicht; die Sprach-Akademiker ſchieden ſich gar bald, und die Akademie der Wiſſenſchaften blieb mehrere Jahre zwar unter

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03773137

königlichem Schutz, doch ohne eigentliche Sanction und Constitution, in einem gewissen Mittelzustand, in welchem sie sich gleichwohl um die Wissenschaften genug verdient machte. Mit ihren Leistungen bis 1696 macht uns Du Hamel in seiner Regiæ Scientiarum academiæ historia auf eine stille und ernste Weise bekannt.

In dem Jahre 1699 wurde sie restaurirt und völlig organisirt, von welcher Zeit an ihre Arbeiten und Bemühungen ununterbrochen bis zur Revolution fortgesetzt wurden.

Die Gesellschaft hielt sich, ohne sonderliche theoretische Tendenz, nahe an der Natur und deren Beobachtung, wobei sich von selbst versteht, daß in Absicht auf Astronomie, so wie auf alles was dieser großen Wissenschaft vorausgehen muß, nicht weniger bei Bearbeitung der allgemeinen Naturlehre, die Mathematiker einen fleißigen und treuen Antheil bewiesen. Naturgeschichte, Thierbeschreibung, Thieranatomie beschäftigten manche Mitglieder und bereiteten vor, was später von Buffon und Daubenton ausgeführt wurde.

Im Ganzen sind die Verhandlungen dieser Gesellschaft eben so wenig methodisch als die der englischen; aber es herrscht doch eher eine Art von verständiger Ordnung darin. Man ist hier nicht so confus wie dort, aber auch nicht so reich. In Absicht auf Farbenlehre verdanken wir derselben folgendes:

Mariotte.

Unter dem Jahre 1679 giebt uns die Geschichte der Akademie eine gedrängte, aber hinreichende Nachricht von den Mariottischen Arbeiten. Sie bezeigt ihre Zufriedenheit über

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03746/110

die einfache Darstellung der Phanomene und äußert, daß es sehr wohl gethan sey, auf eine solche Weise zu verfahren, als sich in die Aufsuchung entfernterer Ursachen zu verlieren.

De Lahire.

Im Jahre 1678 hatte dieser in einer kleinen Schrift, Accidents de la vue, den Ursprung des Blauen ganz richtig gefaßt, daß nämlich ein dunkler, schwärzlicher Grund, durch ein durchscheinendes weißliches Mittel gesehen, die Empfindung von Blau gebe.

Unter dem Jahre 1711 findet sich in den Memoiren der Akademie ein kleiner Aufsatz, worin diese Ansicht wiederholt und zugleich bemerkt wird, daß das Sonnenlicht durch ein angerauchtes Glas roth erscheine. Er war, wie man sieht, auf dem rechten Wege, doch fehlte es ihm an Entwicklung des Phanomens. Er drang nicht weit genug vor, um einzusehen, daß das angerauchte Glas hier nur als ein Trübes wirke, indem dasselbe, wenn es leicht angeraucht ist, vor einen dunkeln Grund gehalten, blaulich erscheint. Eben so wenig gelang es ihm das Rothe aufs Gelbe zurück, und das Blaue aufs Violette vorwärts zu führen. Seine Bemerkung und Einsicht blieb daher unfruchtbar liegen.

Wegen übereinstimmender Gesinnungen schalten wir an dieser Stelle einen Deutschen ein, den wir sonst nicht schicklicher unterzubringen wußten.

Johann Michael Conradi.

Anweisung zur Optica. Coburg 1710 in 4.

Pag. 18 §. 16: „Wo das Auge nichts siehet, so meinet es, es sehe etwas Schwarzes; als wenn man des Nachts gen Himmel siehet, da ist wirklich nichts, und man meinet die Sterne hingen an einem schwarzen expanso. Wo aber eine durchscheinende Weiße vor dieser Schwärze, oder diesem Nichts stehet, so giebt es eine blaue Farbe; daher der Himmel des Tages blau siehet, weil die Luft wegen der Dünste weiß ist. Dahero je reiner die Luft ist, je hochblauer ist der Himmel, als wo ein Gewitter vorüber ist, und die Luft von denen vielen Dünsten gereinigt; je dünstiger aber die Luft ist, desto weißlicher ist diese blaue Farbe. Und daher scheinen auch die Wälder von weitem blau, weil vor dem schwarzen schattenvollen Grün die weiße und illuminirte Luft sich befindet."

Malebranche.

Wir haben schon oben den Entwurf seiner Lehre eingerückt. Er gehört unter diejenigen, welche Licht und Farbe zarter zu behandeln glaubten, wenn sie sich diese Phänomene als Schwingungen erklärten. Und es ist bekannt, daß diese Vorstellungsart durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Gunst gefunden.

Nun haben wir schon geäußert, daß nach unserer Ueberzeugung damit gar nichts gewonnen ist. Denn wenn uns der Ton deßwegen begreiflicher zu seyn scheint als die Farbe,

weil wir mit Augen ſehen und mit Händen greifen können, daß eine mechaniſche Impulſion Schwingungen an den Körpern und in der Luft hervorbringt, deren verſchiedene Maaßverhältniſſe harmoniſche und disharmoniſche Töne bilden, ſo erfahren wir doch dadurch keineswegs was der Ton ſey, und wie es zugehe, daß dieſe Schwingungen und ihre Abgemeſſenheiten das was wir im Allgemeinen Muſik nennen, hervorbringen mögen. Wenn wir nun aber gar dieſen mechaniſchen Wirkungen, die wir für intelligibel halten, weil wir einen gewiſſermaßen groben Anſtoß ſo zarter Erſcheinungen bemerken können, zum Gleichniß brauchen, um das was Licht und Farbe leiſten, uns auf eben dem Wege begreiflich zu machen; ſo iſt dadurch eigentlich gar nichts gethan. Statt der Luft, die durch den Schall bewegt wird, einen Aether zu ſupponiren, der durch die Anregung des Lichts auf eine ähnliche Weiſe vibrire, bringt das Geſchäft um nichts weiter: denn freilich iſt am Ende Alles Leben und Bewegung, und beide können wir doch nicht anders gewahr werden, als daß ſie ſich ſelbſt rühren und durch Berührung das Nächſte zum Fortſchritt anreizen.

Wie unendlich viel ruhiger iſt die Wirkung des Lichts als die des Schalles. Eine Welt die ſo anhaltend von Schall erfüllt wäre, als ſie es von Licht iſt, würde ganz unerträglich ſeyn.

Durch dieſe oder eine ähnliche Betrachtung iſt wahrſcheinlich Malebranche, der ein ſehr zart fühlender Mann war, auf ſeine wunderlichen Vibrations de preſſion geführt worden, da die Wirkung des Lichts durchaus mehr einem Druck als einem Stoß ähnlich iſt. Wovon diejenigen welche es intereſſirt, die Memoiren der Akademie von 1699 nachſehen werden.

Bernard le Bovier de Fontenelle,

geb. 1657, gest. 1757.

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgaben, ohne solche ins Leben, ja in die Societat zu ziehen, und sie, durch eine gebildete Sprache, der Redekunst, wo nicht gar der Dichtkunst zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische Aufsatze, über Theaterstücke, Kanzelreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu dissertiren und seine Meinung, sein Urtheil gegenseitig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Manner und Frauen der oberen Stande sich an Einsicht in die Welthandel und Charaktere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmuth bei der möglichsten Bestimmtheit, zu übertreffen; und nun trat die Naturwissenschaft als eine spatere Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andere Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt: sie mußten auch für sich Interesse zu erregen suchen, und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschaft lag eigentlich von der Welt ab. Die Untersuchung der Natur durch Experimente, die mathematische oder philosophische Behandlung des Erfahrnen, erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erscheinung sind geeignet vor die Versammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Societat nennt. Ja manches Abstracte, Abstruse laßt sich in die gewöhnliche Sprache nicht übersetzen. Aber dem lebhaften, geselligen, mundfertigen Franzosen schien nichts zu schwer, und gedrangt durch die Nothigung einer großen gebildeten Masse

unternahm er eben Himmel und Erde mit allen ihren Geheimnissen zu vulgarisiren.

Ein Werk dieser Art ist Fontenelle's Schrift über die Mehrheit der Welten. Seitdem die Erde im Copernicanischen System auf einem subalternen Platz erschien, so traten vor allen Dingen die übrigen Planeten in gleiche Rechte. Die Erde war bewachsen und bewohnt, alle Klimate brachten nach ihren Bedingungen und Eigenheiten eigene Geschöpfe hervor, und die Folgerung lag ganz nahe, daß die ähnlichen Gestirne, und vielleicht auch gar die unähnlichen, ebenfalls mit Leben übersaet und beglückt seyn müßten. Was die Erde an ihrem hohen Rang verloren, ward ihr gleichsam hier durch Gesellschaft ersetzt, und für Menschen die sich gern mittheilen, war es ein angenehmer Gedanke, früher oder später einen Besuch auf den umliegenden Welten abzustatten. Fontenelle's Werk fand großen Beifall und wirkte viel, indem es außer dem Hauptgedanken noch manches andere, den Weltbau und dessen Einrichtung betreffend, popularisiren mußte.

Dem Redner kommt es auf den Werth, die Würde, die Vollständigkeit, ja die Wahrheit seines Gegenstandes nicht an; die Hauptfrage ist, ob er interessant sey, oder interessant gemacht werde. Die Wissenschaft selbst kann durch eine solche Behandlung wohl nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminisiren und Infantisiren so mancher höheren und profunderen Materie gesehen haben. Dasjenige wovon das Publicum hört, daß man sich damit in den Werkstatten, in den Studirzimmern der Gelehrten beschaftige, das will es auch naher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzusehen, wenn die Wissenden davon sich laut unterhalten. Darum beschäftigen sich so viele Redigirende, Epitomisirende, Ausziehende, Urtheilende, Vorurtheilende; die launigen Schriftsteller verfehlen

nicht, Seitenblicke dahin zu thun; der Komödienschreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verspotten, wobei die Menge immer am freiesten Athem holt, weil sie fühlt, daß sie etwas Edles, etwas Bedeutendes los ist, und daß sie vor dem was andere für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelle's Zeiten war dieses alles erst im Werden. Es läßt sich aber schon bemerken, daß Irrthum und Wahrheit, so wie sie im Gange waren, von guten Köpfen ausgebreitet, und eins wie das andere, wechselsweise mit Gunst oder Ungunst, behandelt wurden.

Dem großen Rufe Newton's, als derselbe in einem hohen Alter mit Tode abging, war niemand gewachsen. Die Wirkungen seiner Persönlichkeit erschienen durch ihre Tiefe und Ausbreitung der Welt höchst ehrwürdig, und jeder Verdacht, daß ein solcher Mann geirrt haben könnte, wurde weggewiesen. Das Unbedingte, an dem sich die menschliche Natur erfreut, erscheint nicht mächtiger als im Beifall und im Tadel, im Haß und der Neigung der Menge. Alles oder Nichts ist von jeher die Devise des angeregten Demos.

Schon von jener ersten, der Sprache gewidmeten Akademie ward der löbliche Gebrauch eingeführt, bei dem Todtenamte, das einem verstorbenen Mitgliede gehalten wurde, eine kurze Nachricht von des Abgeschiedenen Leben mitzutheilen. Pellisson, der Geschichtschreiber jener Akademie, giebt uns solche Notizen von den zu seiner Zeit verstorbenen Gliedern, auf seine reine, natürliche, liebenswürdige Weise. Je mehr nachher diese Institute selbst sich Ansehen geben und verschaffen, je mehr man Ursache hat, aus den Todten etwas zu machen, damit die Lebendigen als etwas erscheinen, desto mehr werden solche Personalien aufgeschmückt und treten in der Gestalt von Elogien hervor.

Daß nach dem Tode Newton's, der ein Mitglied der französischen Akademie war, eine bedeutende, allgemein verständliche, von den Anhängern Newton's durchaus zu billigende Lobrede würde gehalten werden, ließ sich erwarten. Fontenelle hielt sie. Von seinem Leben und seiner Lehre, und also auch von seiner Farbentheorie wurde mit Beifall Rechenschaft gegeben. Wir übersetzen die hierauf bezüglichen Stellen, und begleiten sie mit einigen Bemerkungen, welche durch den polemischen Theil unsrer Arbeit bestätigt und gerechtfertigt werden.

Fontenelle's Lobrede auf Newton.

Ausgezogen und mit Bemerkungen begleitet.

„Zu gleicher Zeit als Newton an seinem großen Werk der Principien arbeitete, hatte er noch ein anderes unter Händen, das eben so original und neu, weniger allgemein durch seinen Titel, aber durch die Manier, in welcher der Verfasser einen einzelnen Gegenstand zu behandeln sich vornahm, eben so ausgebreitet werden sollte. Es ist die Optik, oder das Werk über Licht und Farbe, welches zum erstenmal 1704 erschien. Er hatte in dem Lauf von dreißig Jahren die Experimente angestellt, deren er bedurfte."

In der Optik steht kein bedeutendes Experiment das sich nicht schon in den optischen Lectionen fande, ja in diesen steht manches was in jener ausgelassen ward, weil es nicht in die künstliche Darstellung paßte, an welcher Newton dreißig Jahre gearbeitet hat.

„Die Kunst Versuche zu machen, in einem gewissen

Grade, ist keineswegs gemein. Das geringste Factum, das sich unsern Augen darbietet, ist aus so viel andern Facten verwickelt, die es zusammensetzen oder bedingen, daß man ohne eine ausserordentliche Gewandtheit nicht alles was darin begriffen ist, entwickeln, noch ohne vorzüglichen Scharfsinn vermuthen kann was alles darin begriffen seyn dürfte. Man muß das Factum wovon die Rede ist, in so viel andere trennen, die abermals zusammengesetzt sind, und manchmal, wenn man seinen Weg nicht gut gewählt hatte, würde man sich in Irrgänge einlassen, aus welchen man keinen Ausgang fande. Die ursprünglichen und elementaren Facta scheinen von der Natur mit so viel Sorgfalt wie die Ursachen versteckt worden zu seyn; und gelangt man endlich dahin sie zu sehen, so ist es ein ganz neues und überraschendes Schauspiel."

Dieser Periode, der dem Sinne nach allen Beifall verdient, wenn gleich die Art des Ausdrucks vielleicht eine nahere Bestimmung erforderte, paßt auf Newton nur dem Vorurtheil, keineswegs aber dem Verdienst nach: denn eben hier liegt der von uns erwiesene, von ihm begangene Hauptfehler, daß er das Phänomen in seine einfachen Elemente nicht zerlegt hat; welches doch bis auf einen gewissen Grad leicht gewesen wäre, da ihm die Erscheinungen, aus denen sein Spectrum zusammengesetzt wird, selbst nicht unbekannt waren.

„Der Gegenstand dieser Optik ist durchaus die Anatomie des Lichts. Dieser Ausdruck ist nicht zu kühn, es ist die Sache selbst."

So weit war man nach und nach im Glauben gekommen! An die Stelle des Phänomens setzte man eine Erklarung: nun nannte man die Erklarung ein Factum, und das Factum gar zuletzt eine Sache.

Bei dem Streite mit Newton, da er ihn noch selbst

führte, findet man, daß die Gegner seine Erklärung als Hypothese behandelten; er aber glaubte, daß man sie als eine Theorie, ja wohl gar ein Factum nennen könnte, und nun macht sein Lobredner die Erklarung gar zu Sache!

„Ein sehr kleiner Lichtstrahl,"

Hier ist also der hypothetische Lichtstrahl: denn bei dem Experiment bleibt es immer das ganze Sonnenbild.

„den man in eine vollkommen dunkle Kammer hereinläßt,"

In jedem hellen Zimmer ist der Effect eben derselbe.

„der aber niemals so klein seyn kann, daß er nicht noch eine unendliche Menge von Strahlen enthielte, wird getheilt, zerschnitten, so daß man nun die Elementarstrahlen hat,"

Man hat sie! und wohl gar als Sache!

„aus welchen er vorher zusammengesetzt war, die nun aber von einander getrennt sind, jeder von einer andern Farbe gefärbt, die nach dieser Trennung nicht mehr verändert werden können. Das Weiße also war der gesammte Strahl vor seiner Trennung, und entstand aus dem Gemisch aller dieser besondern Farben der primitiven Lichtstrahlen."

Wie es sich mit diesen Redensarten verhalte, ist anderwärts genugsam gezeigt.

„Die Trennung dieser Strahlen war so schwer,"

Hinter die Schwierigkeit der Versuche steckt sich die ganze Newtonische Schule. Das was an den Erscheinungen wahr und natürlich ist, läßt sich sehr leicht darstellen, was aber Newton zusammengekünstelt hat, um seine falsche Theorie zu beschönigen, ist nicht sowohl schwer als beschwerlich (troublesome) darzustellen. Einiges, und gerade das Hauptsächlichste, ist sogar unmöglich. Die Trennung der farbigen Strahlen

en sieben runde, völlig von einander abstehende Bilder ist ein Mährchen, das bloß als imaginare Figur auf dem Papier steht, und in der Wirklichkeit gar nicht darzustellen ist.

„daß Herr Mariotte, als er auf das erste Gerücht von Herrn Newton's Erfahrungen diese Versuche unternahm."

Ehe Mariotte seinen Tractat über die Farben herausgab, konnte er den Aufsatz in den Transactionen recht gut gelesen haben.

„sie verfehlte, er der so viel Genie für die Erfahrung hatte und dem es bei andern Gegenständen so sehr geglückt ist."

Und so mußte der treffliche Mariotte, weil er das Hocuspocus, vor dem sich die übrigen Schulgläubigen beugten, als ein ehrlicher Mann, der Augen hatte, nicht anerkennen wollte, seinen wohlhergebrachten Ruf, als guter Beobachter, vor seiner eigenen Nation verlieren, den wir ihm denn hiermit auf das vollkommenste wiederherzustellen wünschen.

„Noch ein anderer Nutzen dieses Werks der Optik, so groß vielleicht als der, den man aus der großen Anzahl neuer Kenntnisse nehmen kann, womit man es angefüllt findet, ist, daß es ein vortreffliches Muster liefert der Kunst sich in der Experimentalphilosophie zu benehmen."

Was man sich unter Experimentalphilosophie gedacht, ist eben schon ausgeführt, so wie wir auch gehörigen Orts dargethan haben, daß man nie verkehrter zu Werke gegangen ist, um eine Theorie auf Experimente aufzubauen, oder, wenn man will, Experimente an eine Theorie anzuschließen.

„Will man die Natur durch Erfahrungen und Beobachtungen fragen, so muß man sie fragen wie Herr Newton, auf eine so gewandte und dringende Weise."

Die Ausdrücke gewandt und dringend sind recht wohl

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht, und laßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns geſehn, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo

mit einem Buch in Pergament geheftet.

Ich komme langſam dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch es dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte.
Allein, war ich beſorgt es unvollkommen
Dir hinzugeben, ſo bezwingt mich nun
Die neue Sorge: Möcht' ich doch nicht gern
Zu ängſtlich, möcht' ich nicht undankbar ſcheinen.

angebracht, um die Newtonische künstliche Behandlungsweise auszudrucken. Die englischen Lobredner sprechen gar von nice Experiments, welches Beiwort alles was genau und streng, scharf, ja spitzfindig, behutsam, vorsichtig, bedenklich, gewissenhaft und pünktlich bis zur Uebertreibung und Kleinlichkeit einschließt. Wir können aber ganz kühnlich sagen: die Experimente sind einseitig, man läßt den Zuschauer nicht alles sehen, am wenigsten das, worauf es eigentlich ankommt; sie sind unnöthig umständlich, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird; sie sind complicirt, wodurch sie sich der Beurtheilung entziehen und also durchaus taschenspielerisch.

„Sachen die sich fast der Untersuchung entziehen, weil sie zu subtil (déliées) sind,"

Hier haben wir schon wieder Sachen, und zwar so ganz feine, flüchtige, der Untersuchung entwischende Sachen!

„versteht er dem Calcul zu unterwerfen, der nicht allein das Wissen guter Geometer verlangt, sondern was mehr ist, eine besondere Geschicklichkeit."

Nun so wäre denn endlich die Untersuchung in die Geheimnisse der Mathematik gehüllt, damit doch ja niemand so leicht wage sich diesem Heiligthum zu nähern.

„Die Anwendung die er von seiner Geometrie macht, ist so fein, als seine Geometrie erhaben ist."

Auf diesen rednerischen Schwung und Schwank brauchen wir nur so viel zu erwiedern, daß die Hauptformeln dieser sublim feinen Geometrie, nach Entdeckung der achromatischen Fernröhre, falsch befunden und dafür allgemein anerkannt sind. Jene famose Messung und Berechnung des Farbenbildes, wodurch ihnen eine Art von Tonleiter angedichtet wird, ist von uns auch anderweit vernichtet worden, und es wird von ihr zum Ueberfluß noch im nächsten Artikel die Rede seyn.

Jean-Jacques d'Ortous de Mairan,

geb. 1678, geſt. 1771.

Ein Mann gleichſam von der Natur beſtimmt mit Fontenellen zu wetteifern, unterrichtet, klar, ſcharfſinnig, fleißig, von einer ſocialen und höchſt gefälligen Natur. Er folgte Fontenellen im Secretariat bei der Akademie, ſchrieb einige Jahre die erforderlichen Lobreden, erhielt ſich die Gunſt der vornehmen und rührigen Welt bis in ſein Alter, das er beinahe ſo hoch als Fontenelle brachte. Uns geziemt nur desjenigen zu gedenken was er gethan, um die Farbenlehre zu fördern.

Schon mochte bei den Phyſikern vergeſſen ſeyn, was Mariotte für dieſe Lehre geleiſtet; der Weg, den er gegangen, den er eingeleitet, war vielleicht zum zweitenmal von einem Franzoſen nicht zu betreten. Er hatte ſtill und einſam gelebt, ſo daß man beinahe nichts von ihm weiß, und wie wäre es ſonſt auch möglich geweſen, den Erfahrungen mit ſolcher Schärfe und Genauigkeit bis in ihre letzten nothwendigſten und einfachſten Bedingungen zu folgen. Von Nuguet und demjenigen was er im Journal von Trevoux geäußert, ſcheint niemand die mindeſte Notiz genommen zu haben. Eben ſo wenig von de Lahire's richtigem Aperçu wegen des Blauen und Rothen. Alles das war für die Franzoſen verloren, deren Blick durch die magiſche Gewalt des engliſchen Geſtirns faſcinirt worden. Newton war Präſident einer ſchon gegründeten Societät, als die franzöſiſche Akademie in ihrer erſten Bildungsepoche begriffen war; ſie ſchätzte ſich's zur Ehre ihn zum Mitglied aufzunehmen, und von dieſem Augenblick an

ſcheinen ſie auch ſeine Lehre, ſeine Geſinnungen adoptirt zu haben.

Gelehrte Geſellſchaften, ſobald ſie vom Gouvernement beſtätigt, einen Körper ausmachen, befinden ſich in Abſicht der reinen Wahrheit in einer mißlichen Lage. Sie haben einen Rang und können ihn mittheilen; ſie haben Rechte und können ſie übertragen; ſie ſtehen gegen ihre Glieder, ſie ſtehen gegen gleiche Corporationen, gegen die übrigen Staatszweige, gegen die Nation, gegen die Welt in einer gewiſſen Beziehung. Im Einzelnen verdient nicht jeder den ſie aufnehmen, ſeine Stelle; im Einzelnen kann nicht alles was ſie billigen recht, nicht alles was ſie tadeln falſch ſeyn: denn wie ſollten ſie vor allen andern Menſchen und ihren Verſammlungen das Privilegium haben, das Vergangene ohne hergebrachtes Urtheil, das Gegenwärtige ohne leidenſchaftliches Vorurtheil, das Neuauftretende ohne mißtrauiſche Geſinnung, und das Künftige ohne übertriebene Hoffnung oder Apprehenſion, zu kennen, zu beſchauen, zu betrachten, und zu erwarten.

So wie bei einzelnen Menſchen, um ſo mehr bei ſolchen Geſellſchaften, kann nicht alles um der Wahrheit willen geſchehen, welche eigentlich ein überirdiſches Gut, ſelbſtſtändig und über alle menſchliche Hülfe erhaben iſt. Wer aber in dieſem irdiſchen Weſen Exiſtenz, Würde, Verhältniſſe jeder Art erhalten will, bei dem kommt manches in Betracht, was vor einer höheren Anſicht ſogleich verſchwinden müßte.

Als Glied eines ſolchen Körpers, der ſich nun ſchon die Newtoniſche Lehre als integrirenden Theil ſeiner Organiſation angeeignet hatte, müſſen wir Mairan betrachten, wenn wir gegen ihn gerecht ſeyn wollen. Außerdem ging er von einem Grundſatze aus, der ſehr löblich iſt, wenn deſſen Anwendung

nur nicht so schwer und gefahrlich wäre, von dem Grundsatze der Einförmigkeit der Natur, von der Ueberzeugung, es sey möglich durch Betrachtung der Analogien ihrem Gesetzlichen naher zu kommen. Bei seiner Vorliebe für die Schwingungslehre erfreute ihn deßwegen die Vergleichung welche Newton zwischen dem Spectrum und dem Monochord anstellte. Er beschaftigte sich damit mehrere Jahre: denn von 1720 finden sich seine ersten Andeutungen, 1738 seine letzten Ausarbeitungen.

Rizzetti ist ihm bekannt, aber dieser ist schon durch Desaguliers aus den Schranken getrieben; niemand denkt mehr an die wichtigen Fragen, welche der Italianer zur Sprache gebracht; niemand an die große Anzahl von bedeutenden Erfahrungen die er aufgestellt: alles ist durch einen wunderlichen Zauber in das Newtonische Spectrum versenkt und an demselben gefesselt, gerade so wie es Newton vorzustellen beliebt.

Wenn man bedenkt, daß Mairan sich an die zwanzig Jahre mit dieser Sache, wenigstens von Zeit zu Zeit abgegeben, daß er das Phanomen selbst wieder hervorgebracht, das Spectrum gemessen und die gefundenen Maaße, auf eine sehr geschickte ja künstlichere Art als Newton selbst, auf die Mollrouleiter angewendet; wenn man sieht, daß er in nichts weder an Aufmerksamkeit, noch an Nachdenken, noch an Fleiß gespart, wie wirklich seine Ausarbeitung zierlich und allerliebst ist: so darf man es sich nicht verdrießen lassen, daß alles dieses umsonst geschehen, sondern man muß es eben als ein Beispiel betrachten, daß falsche Annahmen so gut wie wahre, auf das genaueste durchgearbeitet werden können.

Beinahe unbegreiflich jedoch bleibt es, daß Mairan, welcher das Spectrum wiederholt gemessen haben muß, nicht

zufällig seine Tafel näher oder weiter vom Prisma gestellt hat, da er denn nothwendig hatte finden müssen, daß in keinem von beiden Fallen die Newtonischen Maaße treffen. Man kann daher wohl behaupten, daß er in der Dunkelheit seines Vorurtheils immer erst die Tafel so gerückt, bis er die Maaße nach der Angabe richtig erfunden. So muß auch sein Apparat höchst beschrankt gewesen seyn: denn er hatte bei jeder größern Oeffnung im Fensterladen und beibehaltener ersten Entfernung, abermals die Maaße anders finden müssen.

Dem sey nun wie ihm wolle, so scheinet sich durch diese, im Grunde redlichen, bewundernswürdigen, und von der Akademie gebilligten Bemühungen die Newtonische Lehre nur noch fester gesetzt und den Gemüthern noch tiefer eingeprägt zu haben. Doch ist es sonderbar, daß seit 1738, als unter welchem Jahre die gedachte Abhandlung sich findet, der Artikel Farbe aus dem Register der Akademie verschwindet und kaum spaterhin wieder zum Vorschein kommt.

Cardinal Polignac,

geb. 1661. gest. 1741.

Im Gefolg der Akademiker führen wir diesen Mann auf, der als Welt- und Staatsmann und Negotiateur einen großen Ruf hinterlassen hat, dessen weit umgreifender Geist aber sich über andere Gegenstande, besonders auch der Naturwissenschaft, verbreitete. Der Descartischen Lehre, zu der er in früher Jugend gebildet worden, blieb er treu, und war also gewissermaßen ein Gegner Newton's. Rizzetti dedicirte

demſelben ſein Werk de Luminis affectionibus. Unſer Cardinal beſchäftigte ſich mit Prüfung der Newtoniſchen Lehre. Gauger behauptet in ſeinen Briefen, p. 40: der Cardinal ſey durch das Experimentum Crucis überzeugt worden. Eine Stelle aus den Anecdotes littéraires, Paris 1750. Tom. 2. p. 430 laſſen wir im Original abdrucken, welche ſich auf dieſe Unterſuchungen bezieht.

Les expériences de Newton avoient été tentées plusieurs fois en France, et toujours sans succès, d'où l'on commençoit à inférer, que le Système du docte Anglois ne pouvoit pas se soutenir. Le Cardinal de Polignac, qui n'a jamais été Newtonien, dit, qu'un fait avancé par Newton, ne devoit pas être nié légèrement, et qu'il falloit recommencer les expériences jusqu' à ce qu'on put s'assurer de les avoir bien faites. Il fit venir des Prismes d'Angleterre. Les expériences furent faites en sa présence aux Cordeliers, et elles réussirent. Il ne put jamais cependant parvenir à faire du blanc, par la réunion des rayons, d'où il conclut que le blanc n'est pas le résultat de cette réunion, mais le produit des rayons directs, non rompus et non réfrangibles. Newton, qui s'étoit plaint du peu d'exactitude et même du peu de bonne foi des Physiciens Français, écrivit au Cardinal, pour le remercier d'un procédé si honnête et qui marquoit tant de droiture.

Wir geſtehen gern, daß wir mit den geſperrt gedruckten Worten nichts anzufangen wiſſen. Wahrſcheinlich hat ſich der Cardinal mündlich über dieſe Sache anders ausgedrückt, und man hat ihn unrecht verſtanden.

Dem ſey nun wie ihm ſey, ſo haben wir nicht Urſache uns dabei aufzuhalten: denn es iſt außer Zweifel, daß der Cardinal die Newtoniſche diverſe Refrangibilität angenommen,

wie aus einer Stelle seines Anti-Lucretius hervorgeht, wo er, im Begriff Newtonen in einigen Punkten zu widersprechen, hiezu durch Lob und Beifall sich gleichsam die Erlaubniß zu nehmen sucht.

Lib. II. v. 874.

Dicam

Tanti pace viri, quo non solertior alter
Naturam rerum ad leges componere motûs,
Ac Mundi partes justâ perpendere librâ,
Et radium Solis transverso prismate fractum
Septem in primigenos permansurosque colores
Solvere; qui potuit Spatium sibi fingere vanum,
Quod nihil est, multisque [illegible] nihil esse probatum est?

Voltaire,

geb. 1694, geſt. 1778.

In der beſten Zeit dieſes außerordentlichen Mannes war es zum höchſten Bedürfniß geworden, Göttliches und Menſchliches, Himmliſches und Irdiſches vor das Publicum überhaupt, beſonders vor die gute Geſellſchaft zu bringen, um ſie zu unterhalten, zu belehren, aufzuregen, zu erſchüttern. Gefühle, Thaten, Gegenwärtiges, Vergangenes, Nahes und Entferntes, Erſcheinungen der ſittlichen und der phyſiſchen Welt, von allem mußte geſchöpft, alles, wenn es auch nicht zu erſchöpfen war, oberflächlich gekoſtet werden.

Voltaire's großes Talent, ſich auf alle Weiſe, ſich in jeder Form zu communiciren, machte ihn für eine gewiſſe Zeit zum unumſchränkten geiſtigen Herrn ſeiner Nation. Was er ihr anbot, mußte ſie aufnehmen: kein Widerſtreben half; mit aller Kraft und Künſtlichkeit wußte er ſeine Gegner bei

Seite zu drängen, und was er dem Publicum nicht aufnöthigen konnte, das wußte er ihm aufzuschmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen.

Als Flüchtling fand er in England die beste Aufnahme und jede Art von Unterstützung. Von dorther zurückgekehrt machte er sich's zur Pflicht, das Newtonische Evangelium, das ohnehin schon die allgemeine Gunst erworben hatte, noch weiter auszubreiten, und vorzüglich die Farbenlehre den Gemüthern recht einzuschärfen. Zu diesen physischen Studien scheint er besonders durch seine Freundin, die Marquise du Chatelet, geführt worden zu seyn; wobei jedoch merkwürdig ist, daß in ihren Institutions physiques, Amsterdam 1742 nichts von den Farben vorkommt. Es ist möglich, daß sie die Sache schon durch ihren Freund für völlig abgethan gehalten, dessen Bemühungen wir jedoch nicht umständlich recensiren, sondern nur mit wenigem einen Begriff davon zu geben suchen.

Elémens de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde. Amsterdam 1738.

In der Epistel an die Marquise du Chatelet heißt es:

Il déploye à mes yeux par une main savante
De l'Astre des Saisons la robe étincelante.
L'Emeraude, l'azur, le pourpre, le rubis,
Sont l'immortel tissu dont brillent ses habits.
Chacun de ses rayons dans sa substance pure,
Porte en soi les couleurs dont se peint la Nature,
Et confondus ensemble, ils éclairent nos yeux,
Ils animent le Monde, ils emplissent les Cieux.

Der Vortrag selbst ist heiter, ja mitunter drollig, wie es sich von Voltairen erwarten laßt, dagegen aber auch unglaublich seicht und schief. Eine nahere Entwicklung ware wohl der Mühe werth. Facta, Versuche, mathematische

Behandlung derſelben, Hypotheſe, Theorie ſind ſo durcheinander geworfen, daß man nicht weiß was man denken und ſagen ſoll; und das heißt zuletzt triumphirende Wahrheit!

Die beigefügten Figuren ſind äußerſt ſchlecht. Sie drücken als Linearzeichnungen allenfalls die Newtoniſchen Verſuche und Lehren aus; die Fenſterchen aber, wodurch das Licht hereinfällt, und die Puppen die zu ſehen, ſind ganz ſinn- und geſchmacklos.

Beiſpiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton.

Brief an Herrn Thiriot, den 7. Auguſt 1738.

„Wenn man Herrn Algarotti den behauptenden Ton vorwirft, ſo hat man ihn nicht geleſen. Viel eher könnte man ihm vorwerfen, nicht genug behauptet zu haben; ich meine, nicht genug Sachen geſagt und zu viel geſprochen zu haben. Uebrigens, wenn das Buch nach Verdienſt überſetzt iſt, ſo muß es Glück machen."

„Was mein Buch betrifft (Elémens de la philosophie de Newton), ſo iſt es bis jetzt das erſte in Europa, das parvulos ad regnum cœlorum berufen hat: denn regnum cœlorum iſt Newton; die Franzoſen überhaupt ſind parvuli genug. Mit Euch bin ich nicht einig, wenn Ihr ſagt, es ſeyen neue Meinungen in Newton's Werken. Erfahrungen ſind es und Berechnungen, und zuletzt muß die ganze Welt ſich unterwerfen. Die Regnault's und Caſtel's werden den Triumph der Vernunft auf die Länge nicht verhindern."

Zu demſelben Briefe.

„Der Pater Caſtel hat wenig Methode, ſein Geiſt iſt das Umgekehrte vom Geiſte des Jahrhunderts. Man könnte nicht leicht einen Auszug verworrener und unbelehrender einrichten.“

Brief an Herrn de Formont, den 4. April 1740.

„Alſo habt Ihr den unnützen Plunder über die Färberei geleſen, den Herr Pater Caſtel ſeine Optik nennt. Es iſt luſtig genug, daß er ſich beigehen läßt zu ſagen: Newton habe ſich betrogen, ohne es im mindeſten zu beweiſen, ohne den geringſten Verſuch über die urſprünglichen Farben gemacht zu haben. Es ſcheint die Phyſik will nun drollig werden, ſeitdem es die Komödie nicht mehr iſt.“

Algarotti,

geb. 1712, geſt. 1774.

Stammend aus einem reichen venetianiſchen Kaufmannshauſe, erhielt er bei ſehr ſchönen Fähigkeiten ſeine erſte Bildung in Bologna, reiſ'te ſchon ſehr jung, und kam im zwanzigſten Jahre nach Paris. Dort ergriff auch er den Weg der Populariſation eines abſtruſen Gegenſtandes, um ſich bekannt und beliebt zu machen. Newton war der Abgott des Tages, und das ſiebenfarbige Licht ein gar zu luſtiger Gegenſtand. Algarotti betrat die Pfade Fontenelle's, aber nicht mit gleichem Geiſt, gleicher Anmuth und Glück.

Fontenelle ſteht ſowohl in der Conception als in der

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie
bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen:
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!
Er übergibt den Band.

Alphons.

Du überraschest mich mit deiner Gabe
Und machst mir diesen schönen Tag zum Fest.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewissem Sinne mein!
Lang' wünscht' ich schon, du möchtest dich ent-
schließen
Und endlich sagen: Hier! es ist genug.

Tasso.

Wenn Ihr zufrieden seyd, so ist's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß den ich verwendet,
Sah' ich die Züge meiner Feder an;
So konnt' ich sagen: dieses Werk ist mein.
Doch seh' ich näher an, was dieser Dichtung
Den innren Werth und ihre Würde gibt,

Ausführung sehr viel höher. Bei ihm geht ein Abbé mit einer schönen Dame, die aber mit wenig Zügen so geschildert ist, daß Einem kein Liebesverhältniß einfallen kann, bei sternhellem Himmel spazieren. Der Abbé wird über dieses Schauspiel nachdenklich; sie macht ihm Vorwürfe, und er macht ihr dagegen die Würde dieses Anblicks begreiflich. Und so knüpft sich das Gespräch über die Mehrheit der Welten an. Sie setzen es immer nur Abends fort und der herrlichste Sternhimmel wird jedesmal für die Einbildungskraft zurückgerufen.

Von einer solchen Vergegenwärtigung ist bei Algarotti keine Spur. Er befindet sich zwar auch in der Gesellschaft einer schönen Marchesina, an welche viel Verbindliches zu richten wäre, umgeben von der schönsten italiänischen Gegend; allein Himmel und Erde mit allen ihren bezaubernden Farben bieten ihm keinen Anlaß dar, in die Materie hinein zu kommen; die Dame muß zufälliger Weise in irgend einem Sonett von dem siebenfachen Lichte gelesen haben, das ihr denn freilich etwas seltsam vorkommt. Um ihr nun diese Phrase zu erklären, holt der Gesellschafter sehr weit aus, indem er, als ein wohlunterrichteter Mann, von der Naturforschung überhaupt und über die Lehre vom Licht besonders, manches Historische und Dogmatische recht gut vorbringt. Allein zuletzt, da er auf die Newtonische Lehre übergehen will, geschieht es durch einen Sprung, wie denn ja die Lehre selbst durch einen Sprung in die Physik gekommen. Und wer ein Buch mit aufmerksamer Theilnahme zu lesen gewohnt ist, wird sogleich das Unzusammenhängende des Vortrags empfinden. Die Lehre kommt von nichts und geht zu nichts. Er muß sie starr und steif hinlegen, wie sie der Meister überliefert hat.

Auch zeigt er ſich nicht einmal ſo gewandt, die ſchöne Dame in eine dunkle Kammer zu führen, wohin er ja allenfalls, des Anſtands und ſelbſt des beſſern Dialogs wegen, eine Vertraute mitnehmen konnte. Bloß mit Worten führt er ihr die Phänomene vor, erklärt ſie mit Worten, und die ſchöne Frau wird auf der Stelle ſo gläubig als hundert andere. Sie braucht auch über die Sache nicht weiter nachzudenken; ſie iſt über die Farben auf immer beruhigt. Denn Himmelblau und Morgenroth, Wieſengrün und Veilchenblau, alles entſpringt aus Strahlen und noch einmal Strahlen, die ſo höflich ſind ſich in Feuer, Waſſer, Luft und Erde, an allen lebendigen und lebloſen Gegenſtänden, auf jede Art und Weiſe, ſpalten, verſchlucken, zurückwerfen und bunt herumſtreuen zu laſſen. Und damit glaubt er ſie genugſam unterhalten zu haben, und ſie iſt überzeugt, genugſam unterrichtet zu ſeyn.

Von jener Zeit an wird nun nicht leicht ein Dichter oder Redner, ein Verskünſtler oder Proſaiſt gefunden, der nicht einmal oder mehreremal in ſeinem Leben dieſe farbige Spaltung des Lichts zum Gleichniß der Entwicklung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen gebraucht hatte; und es iſt freilich niemand zu verargen, wenn einmal ſo eine wunderliche Syntheſe zum Behuf einer ſo wunderlichen Analyſe gemacht worden, wenn der Glaube daran allgemein iſt, daß er ſie auch zu ſeinem Behuf, es ſey nun des Belehrens und Ueberzeugens, oder des Blendens und Ueberredens, als Inſtanz oder Gleichniß beibringe.

Anglomanie.

Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponiren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigensinn und Wohlhäbigkeit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von dem was alle Menschen sich wünschen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulassen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früherer Zeit bis zur neuesten in der französischen Literatur vorkommt. Dieser Enthusiasmus der französischen Nation für die englische soll sich besonders gleich nach einem geschlossenen Frieden am lebhaftesten äußern: welches wohl daher kommen mag, weil alsdann nach wiederhergestellter Communication beider Nationen der Reichthum und die Comforts der Engländer dem, wenigstens in früherer Zeit, geldarmen und genügsamen Franzosen gar wünschenswerth in die Augen leuchten müssen.

Dieses Vorziehen einer fremden Völkerschaft, dieses Hintansetzen seiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden, als wir es oben bei Voltairen finden, der die Newtonische Lehre zum regnum cœlorum und die Franzosen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn das Vorurtheil in seiner Nation nicht schon gang und gäbe gewesen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er sich doch etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er seinen Deismus überall und so entschieden ausspricht, bloß damit er sich vom Verdacht des Atheismus reinige: einer Denkweise, die jederzeit nur wenigen Menschen gemäß und den übrigen zum Abscheu seyn mußte.

Chemiker.

Das Verhalten der Lakmustinctur gegen Säuren und Alkalien, so bekannt es war, blieb doch immer wegen seiner Eminenz und seiner Brauchbarkeit den Chemikern merkwürdig, ja das Phänomen wurde gewissermaßen für einzig gehalten. Die frühern Bemerkungen des Paracelsus und seiner Schule, daß die Farben aus dem Schwefel und dessen Verbindung mit den Salzen sich herschreiben möchten, waren auch noch in frischem Andenken geblieben. Man gedachte mit Interesse eines Versuchs von Mariotte, der einen rothen französischen Wein durch Alkalien gebräunt und ihm das Ansehn eines schlechten verdorbenen Weins gegeben, nachher aber durch Schwefelgeist die erste Farbe, und zwar noch schöner, hergestellt. Man erklärte damals daraus das Vortheilhafte des Aus- und Aufbrennens der Weinfässer durch Schwefel, und fand diese Erfahrung bedeutend.

Die Akademie interessirte sich für die chemische Analyse der Pflanzentheile, und als man die Resultate bei den verschiedensten Pflanzen ziemlich einförmig und übereinstimmend fand, so beschäftigten sich andere wieder die Unterschiede aufzusuchen.

Geoffroy, der jüngere, scheint zuerst auf den Gedanken gekommen zu seyn die essentiellen Oele der Vegetabilien mit Säuren und Alkalien zu behandeln, und die dabei vorkommenden Farbenerscheinungen zu beobachten.

Sein allgemeineres Theoretische gelingt ihm nicht sonderlich. Er braucht körperliche Configurationen, und dann wieder besondere Feuertheile und was dergleichen Dinge mehr sind. Aber die Anwendung seiner chemischen Versuche auf die Farben

der Pflanzen selbst, hat viel Gutes. Er sieht zwar selbst die Zartheit und Beweglichkeit der Kriterien ein, giebt aber doch deßwegen nicht alle Hoffnungen auf; wie wir denn von dem was er uns überliefert, nähern Gebrauch zu machen gedenken, wenn wir auf diese Materie, die wir in unserm Entwurfe nur beiläufig behandelt haben, dereinst zurückkehren.

In dem animalischen Reiche hatte Réaumur den Saft einiger europäischen Purpurschnecken und dessen Färbungseigenschaften untersucht. Man fand, daß Licht und Luft die Farbe gar herrlich erhöhten. Andere waren auf die Farbe des Blutes aufmerksam geworden, und beobachteten, daß das arterielle Blut ein höheres, das venöse ein tieferes Roth zeige. Man schrieb der Wirkung der Luft auf die Lungen jene Farbe zu; weil man es aber materiell und mechanisch nahm, so kam man nicht weiter und erregte Widerspruch.

Das Mineralreich bot dagegen bequeme und sichere Versuche dar. Lémery, der jüngere, untersuchte die Metalle nach ihren verschiedenen Auflösungen und Präcipitationen. Man schrieb dem Quecksilber die größte Versatilität in Absicht der Farben zu, weil sie sich an demselben am leichtesten offenbart. Wegen der übrigen, glaubte man eine Specification eines jeden Metalls zu gewissen Farben annehmen zu müssen, und blieb deßwegen in einer gewissen Beschränktheit, aus der wir uns noch nicht ganz haben herausreißen können.

Bei allen Versuchen Lémery's jedoch zeigt sich deutlich das von uns relevirte Schwanken der Farbe, das durch Säuren und Alkalien, oder wie man das was ihre Stelle vertritt, nennen mag, hervorgebracht wird. Wie denn auch die Sache so einfach ist, daß wenn man sich nicht in die Nüancen, welche nur als Beschmutzung anzusehen sind, einläßt, man sich sehr wohl einen allgemeinen Begriff zu eigen machen kann.

Die Citate zu Vorſtehendem fügen wir nicht bei, weil man ſolche gar leicht in dem zu der Histoire und den Mémoires de l'académie française gefertigten Regiſtern auffinden kann.

Dufay.

Die franzöſiſche Regierung hatte unter Anleitung von Colbert, durch wohlüberdachte Verordnungen, das Gutfärben und Schönfärben getrennt, zum großen Vortheil aller, denen, es ſey zu welchem Gebrauch, zu wiſſen nöthig war, daß ſie mit haltbar gefärbten Zeugen oder Geſpinnſten gewiſſenhaft verſorgt würden. Die Polizei fand nun die Aufſicht über beiderlei Arten der Färberei bequemer, indem dem Gutfarber eben ſo wohl verboten war vergängliche Materialien in der Werkſtatt zu haben, als dem Schönfärber dauerhafte. Und ſo konnte ſich auch jeder Handwerker in dem ihm angewieſenen Kreiſe immer mehr und mehr vervollkommnen. Für die Technik und den Gebrauch war geſorgt.

Allein es ließ ſich bald bemerken, daß die Wiſſenſchaft, ja die Kunſt ſelbſt dabei leiden mußte. Die Behandlungsarten waren getrennt. Niemand blickte über ſeinen Kreis hinaus, und niemand gewann eine Ueberſicht des Ganzen. Eine einſichtige Regierung jedoch fühlte dieſen Mangel bald, ſchenkte wiſſenſchaftlich gebildeten Mannern ihr Zutrauen und gab ihnen den Auftrag, das was durch die Geſetzgebung getrennt war, auf einem höhern Standpunkte zu vereinigen. Dufay iſt einer von dieſen.

Die Beſchreibungen auch anderer Handwerker ſollten unternommen werden. Dufay bearbeitete die Farberei. Ein kurzer

Aufsatz in den Memoiren der Akademie 1737 ist sehr verständig geschrieben. Wir übergehen was uns nicht nahe berührt, und bemerken nur folgendes:

Wer von der Färberei in die Farbenlehre kommt, muß es höchst drollig finden, wenn er von sieben, ja noch mehr Urfarben reden hört. Er wird bei der geringsten Aufmerksamkeit gewahr, daß sich in der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Natur drei Farben isoliren und specificiren. Er kann sich Gelb, Blau und Roth ganz rein verschaffen; er kann sie den Geweben mittheilen und durch verschiedene, wirkende und gegenwirkende Behandlung, so wie durch Mischung die übrigen Farben hervorbringen, die ihm also abgeleitet erscheinen. Unmöglich wäre es ihm, das Grün zu einer Urfarbe zu machen. Weiß hervorzubringen, ist ihm durch Färbung nicht möglich; hingegen durch Entfärbung leicht genug dargestellt, giebt es ihm den Begriff von völliger Farblosigkeit, und wird ihm die wünschenswertheste Unterlage alles zu Färbenden. Alle Farben zusammengemischt geben ihm Schwarz.

So erblickt der ruhige Sinn, der gesunde Menschenverstand die Natur, und wenn er auch in ihre Tiefen nicht eindringt, so kann er sich doch niemals auf einen falschen Weg verlieren, und er kommt zum Besitz dessen was ihm zum verständigen Gebrauch nothwendig ist. Jene drei Farben nennt daher Dufay seine Mutterfarben, seine ursprünglichen Farben, und zwar als Färber mit völligem Recht. Der Newtonischen Lehre gedenkt er im Vorbeigehen, verspricht etwas mehr darüber zu äußern; ob es aber geschehen, ist mir nicht bekannt.

Louis Bertrand Caſtel,

geb. 1688, geſt. 1757.

L'optique des Couleurs, fondée sur les simples Observations et tournée sur toute la pratique de la Peinture avec figures, à Paris 1740.

Jeſuit und geiſtreicher Mann, der indem er auf dem Wege Fontenelle's ging, die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften durch einen lebendigen und angenehmen Vortrag in die Geſellſchaft einzuführen, und ſich dadurch den beiden gleichſam vorzüglich cultivirten Nationen, der engliſchen und der franzöſiſchen, bekannt und beliebt zu machen ſuchte. Er hatte deßhalb, wie alle die ſich damals auf dieſe Weiſe beſchäftigten, mit Newton und Descartes pro und contra zu thun; da er denn auch bald dieſen bald jenen nach ſeiner Ueberzeugung begünſtigte, oft aber auch ſeine eignen Vorſtellungsarten mitzutheilen und durchzuſetzen trachtete.

Wir haben hier nur das zu bedenken, was er in der Farbenlehre geleiſtet, weßhalb er, wie wir oben geſehen, von Voltairen ſo übel behandelt worden.

Eine Regierung darf nur auf einen vernünftigen Weg deuten, ſo wird dieß ſogleich zur Aufforderung für viele, ihn zu wandeln und ſich darauf zu bemühen. So ſcheint auch Pater Caſtel zu ſeiner Arbeit, nicht durch beſondern Auftrag der Obern, wie Dufay, ſondern durch Neigung und durch den Wunſch, dem Staate als Privatmann nützlich zu werden, in dieſes Fach getrieben zu ſeyn, daß er um ſo mehr cultivirte, als er neben ſeinen Studien eine große Luſt zum Mechaniſchen und Techniſchen empfand.

Auch auf ſeinem Gange werden ihm die Newtoniſchen

ſieben Urfarben unerträglich; er führt ſie auf drei zurück. Das Clair-obscur, das Schwarze und Weiße, das Erhellen und Verdunkeln der Haupt- und abgeleiteten Farben beſchäftigen ihn um ſo mehr, als er auch dem Maler entgegen gehen will.

Man kann nicht läugnen, daß er die Probleme der Farbenlehre meiſt alle vorbringt, doch ohne ſie gerade aufzulöſen. Seinem Buche fehlt es nicht an einer gewiſſen Ordnung; aber durch Umſtändlichkeit, Kleinigkeitskrämerei und Weitſchweifigkeit verdirbt er ſich das Spiel gegen den billigſten Leſer. Sein größtes Unglück iſt, daß er ebenfalls die Farbe mit dem Tone vergleichen will, zwar auf einem andern Wege als Newton und Mairan, aber auch nicht glücklicher. Auch ihm hilft es nichts, daß er eine Art von Ahnung von der ſogenannten Sparſamkeit der Natur hat, von jener geheimnißvollen Urkraft, die mit wenigem viel, und mit dem Einfachſten das Mannichfaltigſte leiſtet. Er ſucht es noch, wie ſeine Vorgänger, in dem was man Analogie heißt, wodurch aber nichts gewonnen werden kann, als daß man ein paar ſich ähnelnde empiriſche Erſcheinungen einander an die Seite ſetzt, und ſich verwundert, wenn ſie ſich vergleichen und zugleich nicht vergleichen laſſen.

Sein Farben-Clavier, das auf eine ſolche Uebereinſtimmung gebaut werden ſollte, und woran er ſein ganzes Leben hin und her verſuchte, konnte freilich nicht zu Stande kommen; und doch ward die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines ſolchen Farben-Claviers immer einmal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen ſind den alten gefolgt. Worin er ſich aber vollkommen einſichtig bewies, iſt ſeine lebhafte Controvers gegen die Newtoniſche falſche Darſtellung der prismatiſchen Erſcheinung. Mit munterer franzöſiſcher Eigenthümlichkeit wagt er den Scherz: es

sey dem Newtonischen Spectrum eben so gefährlich, wenn man es ohne Grün, als einer hübschen Frau, wenn man sie ohne Roth ertappe. Auch nennt er mit Recht die Newtonische Farbenlehre eine Remora aller gesunden Physik.

Seine Invectiven gegen die Newtonische Darstellung des Spectrums übersetzen wir um so lieber, als wir sie sammtlich unterschreiben können. Hätte Castel's Widerspruch damals gegriffen und auch nur einen Theil der gelehrten Welt überzeugt, so waren wir einer sehr beschwerlichen Mühe überhoben gewesen.

„Da ich mich gar gern zu den Gegenständen meiner Aufmerksamkeit zurückfinde, so war mein erster oder zweiter Schritt in dieser Laufbahn mit einem Gefühl von Ueberraschung und Erstaunen begleitet, wovon ich mich noch kaum erholen kann. Das Prisma, das Herr Newton und ganz Europa in Händen gehabt hatte, konnte und sollte noch wirklich ein ganz neues Mittel zur Erfahrung und Beobachtung werden. Das Prisma auf alle mögliche Weise hin und wieder gedreht, aus allen Standpunkten angesehen, sollte das nicht durch so viel geschickte Hände erschöpft worden seyn? Wer hatte vermuthen können, daß alle diese Versuche, von denen die Welt geblendet ist, sich auf einen oder zwei zurückführen ließen, auf eine einzige Ansicht und zwar auf eine ganz gemeine, aus hundert andern Ansichten, wie man das Prisma fassen kann, und aus tausend Erfahrungen und Beobachtungen so tiefsinnig als man sie vielleicht nicht machen sollte."

„Niemals hatte Herr Newton einen andern Gegenstand als sein farbiges Gespenst. Das Prisma zeigte es zuerst auch ganz unphilosophischen Augen. Die ersten welche das Prisma nach ihm handhabten, handhabten es ihm nur nach. Sie setzten ihren ganzen Ruhm darein, den genauen Punkt seiner

Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geſchenkt,
So hatte mich das eigenſinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von ſich geſtoßen:
Und zog die ſchöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugend'lichen Sinn
Der theuren Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe ſich zu ſingen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leiſen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warſt allein der aus dem engen Leben
Zu einer ſchönen Freyheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freyheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Geſang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn Euch gehört es zu.

Versuche zu erhaschen, und sie mit einer abergläubischen Treue zu copiren. Wie hatten sie etwas anderes finden können, als was er gefunden hatte? Sie suchten was er gesucht hatte, und hatten sie was anderes gefunden, so hatten sie sich dessen nicht rühmen dürfen; sie würden sich selbst darüber geschämt, sich daraus einen heimlichen Vorwurf gemacht haben. So kostete es dem berühmten Herrn Mariotte seinen Ruf, der doch ein geschickter Mann war, weil er es wagte, weil er verstand den betretenen Weg zu verlassen. Gab es jemals eine Knechtschaft, die Künsten und Wissenschaften schädlicher gewesen wäre?"

„Und hatte Herr Newton das Wahre gefunden; das Wahre ist unendlich und man kann sich nicht darin beschränken. Unglücklicherweise that er nichts, als auf einen ersten Irrthum unzählige Irrthümer häufen. Denn eben dadurch können Geometrie und scharfe Folgerungen schädlich werden, daß sie einen Irrthum fruchtbar und systematisch machen. Der Irrthum eines Ignoranten oder eines Thoren ist nur ein Irrthum; auch gehört er ihm nicht einmal an, er adoptirt ihn nur. Ich werde mich hüten Herrn Newton einer Unredlichkeit zu beschuldigen: andre würden sagen, er hat sich's recht angelegen seyn lassen, sich zu betrügen und uns zu verführen."

„Zuerst selbst verführt durch das Prismengespenst sucht er es nur auszuputzen, nachdem er sich ihm einzig ergeben hat. Hätte er es doch als Geometer gemessen, berechnet und combinirt, dagegen wäre nichts zu sagen; aber er hat darüber als Physiker entscheiden, dessen Natur bestimmen, dessen Ursprung bezeichnen wollen. Auch dieses stand ihm frei. Das Prisma ist freilich der Ursprung und die unmittelbare Ursache der Farben dieses Gespenstes; aber man geht stromaufwärts, wenn man die Quelle sucht. Doch Herr Newton wendet dem

Prisma ganz den Rücken, und scheint nur besorgt, das Gespenst in der größten Entfernung aufzufassen; und nichts hat er seinen Schülern mehr empfohlen."

„Das Gespenst ist schöner, seine Farben haben mehr Einheit, mehr Glanz, mehr Entschiedenheit, je mehr sie sich von der Quelle entfernen. Sollte aber ein Philosoph nur nach dem Spielwerk schöner Farben laufen? — Die vollkommensten Phänomene sind immer am entferntesten von ihren geheimen Ursachen, und die Natur glänzt niemals mehr, als indem sie ihre Kunst mit der größten Sorgfalt verbirgt." —

„Und doch wollte Herr Newton die Farben trennen, entwirren, zersetzen. Sollte ihn hier die Geometrie nicht betrogen haben? Eine Gleichung läßt sich in mehrere Gleichungen auflösen; je mehr Farben, der Zahl nach verschieden, ihm das Gespenst zeigte, für desto einfacher, für desto zersetzter hielt er sie. Aber er dachte nicht daran, daß die Natur mannichfaltig und zahlreich in ihren Phänomenen, in ihren Ursachen sehr einfach, fast unitarisch, höchstens und sehr oft trinitarisch zu seyn pflege."

„Und doch ist das Prisma, wie ich gestehe, die unmittelbare und unläugbare Ursache des Gespenstes; aber hier hätte Herr Newton aufmerken und sehen sollen, daß die Farben nur erst in gevierter Zahl aus dem Prisma hervortreten, sich dann aber vermischen, um sieben hervorzubringen, zwölfe wenn man will, ja eine Unzahl."

„Aber zu warten bis die Farben recht verwickelt sind, um sie zu entwirren, mit Gefahr sie noch mehr zu verwirren, ist das eine Unredlichkeit des Herzens, die ein schlechtes System bemäntelt, oder eine Schiefheit des Geistes, die es aufzustutzen sucht?"

„Die Farben kommen fast ganz getrennt aus dem Prisma

in zwei Bündeln, durch einen breiten Streif weißen Lichtes getrennt, der ihnen nicht erlaubt sich zusammen zu begeben, sich in eine einzige Erscheinung zu vereinigen, als nach einer merklichen Entfernung, die man nach Belieben vergrößern kann. Hier ist der wahre Standpunkt, günstig für den, der die redliche Gesinnung hat, das zusammengesetzte Gespenst zu entwirren. Die Natur selbst bietet einem Jeden diese Ansicht, den das gefahrliche Gespenst nicht zu sehr bezaubert hat. Wir klagen die Natur an, sie sey geheimnißvoll; aber unser Geist ist es, der Spitzfindigkeiten und Geheimnisse liebt.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

„Herr Newton hat mit Kreuzesmarter und Gewalt hier die Natur zu beseitigen gesucht; tausendmal hat er dieses primitive Phänomen gesehen; die Farben sind nicht so schön, aber sie sind wahrer, sie sprechen uns natürlicher an. Von dieser Erscheinung spricht der große Mann, aber im Vorbeigehen und gleichsam vorsätzlich, daß nicht mehr davon die Rede sey, daß die Nachfolger gewissermaßen verhindert werden, die Augen für die Wahrheit zu eröffnen."

„Er thut mehr. Auch wider Willen würde man das rechte Verhältniß erkennen beim Gebrauch eines großen Prisma's, wo das weiße Licht, das die zwei ursprünglichen Farbensäume trennt, sehr breit ist. In einem kleinen Prisma sind die beiden Säume näher beisammen. Sie erreichen einander viel geschwinder und betrügen den unaufmerksamen Beobachter. Herr Newton giebt kleinen Prismen den Vorzug; die berühmtesten Prismen sind die englischen, und gerade diese sind auch die kleinsten."

„Ein geistreicher Gegner Newton's sagte mit Verdruß: diese Prismen sind sämmtlich Betrüger, alle zur Theatererscheinung des magischen Gespenstes zugerichtet. Aber das

Uebermaaß Newtonischer — Unredlichkeit sage ich nicht, sondern wohl nur Newtonischen Irrthums zeigt sich darin, daß man sich nicht mit kleinen Prismen begnügt, sondern uns über alles anempfiehlt, ja nur den feinsten, leisesten Strahl hereinzulassen, so daß man über die Kleinheit der Oeffnung, wodurch der Sonnenstrahl in eine dunkle Kammer fallen soll, recht spitzfindig verhandelt und ausdrücklich verlangt, das Loch soll mit einem feinen Nadelstich in einer bleiernen oder kupfernen Platte angebracht seyn. Ein großer Mann und seine Bewunderer behandeln diese Kleinigkeiten nicht als geringfügig; und das ist gewiß, hätte man uns Natur und Wahrheit vorsätzlich verhüllen wollen, was ich nicht glaube, so hätte man es nicht mit mehr Gewandtheit anfangen können. Ein so feiner Strahl kommt aus dem Prisma mit einem so schmalen weißen Licht, und seine beiden Säume sind schon dergestalt genähert zu Gunsten des Gespenstes und zu Ungunsten des Beschauers."

„Wirklich zum Unheil dessen, der sich betrügen läßt. Das Publicum sollte demjenigen höchlich danken, der es warnt: denn die Verführung kam dergestalt in Zug, daß es äußerst verdienstlich ist, ihre Fortschritte zu hemmen. Die Physik mit andern ihr verwandten Wissenschaften und von ihr abhängigen Künsten war ohne Rettung verloren durch dieses System des Irrthums und durch andere Lehren, denen die Autorität desselben statt Beweises diente. Aber in diesen wie in jenem wird man künftig das Schädliche einsehen."

„Sein Gespenst ist wahrhaft nur ein Gespenst, ein phantastischer Gegenstand, der an nichts geheftet ist, an keinen wirklichen Körper; es bezieht sich vielmehr auf das, wo die Dinge nicht mehr sind, als auf ihr Wesen, ihre Substanz, ihre Ausdehnung. Da wo die Körper endigen, da, ganz

genau da, bildet es sich; und welche Größe es auch durch Divergenz der Strahlen erhalte, so gehen diese Strahlen doch nur von Einem Punkte aus, von diesem untheilbaren Punkte, der zwei angränzende Körper trennt, das Licht des einen von dem naheliegenden Schatten oder dem schwächern Licht des andern."

Friede mit seiner Asche! Uns aber verzeihe man, wenn wir mit einigem Behagen darauf hinsehen, daß wir einen solchen Mann, der zwar nicht unter die ersten Geister, aber doch unter die vorzüglichen seiner Nation gehört, gegen seine Landsleute in Schutz genommen, und seinem Andenken die verdiente Achtung wieder hergestellt haben.

Technische Malerei.

Die Nachahmung von braunen Zeichnungen durch mehrere Holzstöcke, welche in Italien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Andreas Andreani und andern versucht wurde, ist Liebhabern der Kunst genugsam bekannt. Später thut sich die Nachahmung der Malerei oder bunter Zeichnungen durch mehrere Platten hervor. Lastmann, Rembrandt's Lehrer, soll sich damit beschäftigt haben.

Ohne daß wir hierüber besondere Nachforschungen angestellt hätten, so scheint uns, daß die Erfindung der schwarzen Kunst dem Abdruck bunter Bilder vorausgehen mußte. Sehr leicht fand sich sodann der Weg dahin. Durch Zufall, aus Scherz, mit Vorsatz konnte man eine schwarze Kunstplatte

mit einer andern Farbe abdrucken, und bei dem ewigen Streben der menschlichen Natur von der Abstraction, wie doch alle Monochromen angesehen werden können, zu der Wirklichkeit und also auch zu der farbigen Nachahmung der Oberflächen, war ein wiederholter theilweiser Abdruck derselben Platte, ein Druck mit mehreren Platten, ja das Malen auf die Platte, stufenweise ganz wohl zu denken.

Daß jedoch diese Art von Arbeit zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt und üblich war, läßt sich daraus schließen, daß de Lahire in seinem sehr schönen und unterrichtenden Tractat über die praktische Malerei dieser bunten Drucke nicht erwähnt, ob er gleich sonst sehr ausführlich ist, und auch einiger ganz nahe verwandten Künste und Künsteleien gedenkt und uns mit dem Verfahren dabei bekannt macht.

Gegenwärtig haben wir zu unsern Zwecken zwei Männer anzuführen, welche sich besonders in der Epoche, bei der wir verweilen, in diesem Fache mit Eifer bemüht haben.

Le Blon.

Gebürtig von Frankfurt am Main, steht nicht bloß hier seines Namens wegen unter den Franzosen, sondern weil er sich in Frankreich und England thätig bewiesen.

Er versuchte erst, nach der Newtonischen Lehre, mit sieben Platten zu drucken; allein er bringt bei großer Beschwerlichkeit nur einen geringen Effect hervor. Er reducirt sie deßhalb auf drei und verharrt bei dieser Methode, ohne daß ihm jedoch seine Arbeit, die er mehrere Jahre fortsetzt, sonderlich Vortheil verschafft. Er legt seinen Druckbildern kein

Clair-obscur, etwa durch eine schwarze Platte, zum Grunde; sondern seine Schwärze, sein Schatten, soll ihm da entstehen, wo beim Abdruck die drei Farben zusammentreffen. Man wirft ihm vor, daß seine Behandlung unvollkommen gewesen, und daß er deßhalb viel retouchiren müssen. Indeß scheint er der erste zu seyn, der mit dieser Arbeit einiges Aufsehen erregt. Sein Programm, das er in London deßhalb herausgegeben, ist uns nicht zu Gesicht gekommen; es soll dunkel und abstrus geschrieben seyn.

Gautier.

Ein thätiger, rascher, etwas wilder, zwar talentvoller, aber doch mehr als billig zudringlicher und Aufsehen liebender Mann. Er studirte erst die Malerei, dann die Kupferstecherkunst, und kommt gleichfalls auf den Gedanken, mit drei farbigen Platten zu drucken, wobei er eine vierte, die das Clair-obscur leisten soll, zum Grunde legt. Er behauptet, seine Verfahrungsart sey eine ganz andere und bessere als die des Le Blon, mit welchem er über die Priorität in Streit geräth. Seine Myologie kommt 1746, die Anatomie des Hauptes und ein Theil der Nervenlehre 1748 in Paris heraus. Die Arbeit ist sehr verdienstvoll; allein es ist überaus schwer über das eigentliche Verfahren, welches er beim Druck dieser colorirten Tafeln angewendet, etwas Befriedigendes zu sagen. Dergleichen Dinge lassen sich nicht ganz mechanisch behandeln; und ob es gleich ausgemacht ist, daß er mit mehrern Platten gedruckt, so scheint es doch, daß er weniger als vier angewendet, daß auf die Clair-obscur-Platte stellenweise schon gemalt worden, und daß sonst auch durch eine

zartere künstlerische Behandlung diese Abdrücke den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welchem wir sie sehen.

Indessen, da er auf dem praktischen und technischen Mole=weg über die Farben zu denken genöthigt ist; so muß er freilich darauf kommen, daß man aus drei Farben alle die übrigen hervorbringen kann. Er faßt daher, wie Castell und andere, ein richtiges Aperçu gegen Newton und verfolgt es, indem er die prismatischen Versuche durcharbeitet.

Im November des Jahrs 1749 trägt er der Akademie ein umständliches Memoire vor, worin er sowohl gegen Newton polemisirt, als auch das was er theoretisch für wahr hält, niederlegt. Diese gelehrte Gesellschaft war nun schon so groß und mächtig, daß sie der Wissenschaft schaden konnte. Vorzügliche Mitglieder derselben, wie Nollet und Buffon, hatten sich der Newtonischen Lehre hingegeben. Gautier's Zudringlichkeit mag höchst unbequem gewesen seyn. Genug, sein Aufsatz ward nicht in die Memoiren der Akademie aufgenommen, ja man erwähnte desselben nicht einmal in der Geschichte der Verhandlungen. Wir hätten auch nichts davon erfahren, wäre uns nicht eine wunderliche lateinische Uebersetzung desselben zu Handen gekommen, welche ein Pariser Chirurgus, Carl Nicolaus Jenty, London 1750, herausgegeben, unter dem Titel: φωτοφυσις χρωματιστις De optice Errores Isaaci Newtonis Aurati Equitis demonstrans. Diese, wie der Titel, fehlerhafte, ungrammatische, incorrecte, überhaupt barbarische Uebersetzung konnte freilich kein Glück machen, obgleich der Inhalt dieses Werkchens sehr schätzenswerth, mit Einsicht und Scharfsinn concipirt, und mit Lebhaftigkeit und Ordnung vorgetragen ist. Wir haben uns jedoch dabei nicht aufzuhalten, weil es eigentlich nur eine Art von Auszug aus dem größern Werke ist, von dem wir umständlicher handeln werden.

Uebrigens wollen wir nicht läugnen, daß wir faſt durchgängig mit ihm einig ſind, wenige Stellen ausgenommen, in welchen er uns verkünſtelnd zu verfahren ſcheint.

Sein ausführliches Werk führt den Titel: Chroagenesie ou Génération des Couleurs, contre le système de Newton, à Paris 1750. 51, II. Tomes in 8. Die Darſtellung ſeiner Farbentheorie, ſo wie die Controvers gegen die Newtoniſche, gehen erſt im zweiten Bande Seite 49 an. Das Allgemeine von beiden findet ſich Seite 60 bis 68. Von da an folgen umſtändliche anti-Newtoniſche Verſuche.

1) Mit Pergamentblättchen vor der Oeffnung in der dunkeln Kammer. Steigerung dadurch von Gelb auf Roth (S. 170).

2) Er entdeckt, daß der untere blaue Theil der Flamme nur blau erſcheint, wenn ſich Dunkel, nicht aber wenn ein Helles ſich dahinter befindet (S. 159). Weil er aber das, was wir durch Trübe ausſprechen, noch durch Licht ausſpricht, ſo geht er von dieſer Erfahrung nicht weiter, ſie thut ihm genug, ob es gleich nur ein einzelner Fall iſt.

3) Er hält feſt darauf, daß bei prismatiſchen Verſuchen die Farben nicht erſcheinen als nur da, wo eine dunkle Fläche an eine helle gränzt; ferner daß dieſe durch Refraction gegen einander bewegt werden müſſen, und erklärt daher ganz richtig, warum die perpendicularen Gränzen nicht gefarbt werden (S. 197. ff.).

4) Weil er aber immer noch mit Strahlen zu thun hat, ſo kann er damit nicht fertig werden, warum das Bild an der Wand und das im Auge, bei gleicher Lage des brechenden Winkels, umgekehrt gefarbt ſind. Er ſpricht von auf- und niederſteigenden Strahlen. Hatte er es unter der Formel des auf- und niedergerückten Bildes ausgeſprochen, ſo war alles abgethan. Bei dieſer Gelegenheit entwickelt er ganz

richtig den erſten Verſuch der Newtoniſchen Optik, auf die Weiſe, wie es auch von uns geſchehen (P. 34 ff.).

5) Ein Waſſerprisma theilt er in der Mitte durch eine Wand, füllt die eine Halfte mit einem ſchönen rothen, die andere mit einem ſchönen blauen Liquor, laßt durch jedes ein Sonnenbild durchfallen, und bemerkt dabei die Verruckung und Färbung. Es iſt dieſes ein ſehr guter Verſuch, der noch beſonders unterrichtend werden kann, wenn man durch eine etwas größere Oeffnung die Lichtſcheibe halb auf die eine, halb auf die andere Seite fallen laßt, da ſich denn nach der Refraction das wahre Verhaltniß gar ſchön ausſpricht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſucceſſiv mehrere Farben neben einander bringen kann.

Bei dieſer Gelegenheit wird das zweite Experiment Newton's kritiſirt und auf die Weiſe, wie wir auch gethan haben, gezeigt, daß man nur Hellblau zu nehmen habe, um das wahre Verhaltniß der Sache einzuſehen (P. 47 ff.).

6) Verſuch mit dem ſubjectiven Herunterrücken des objectiven Bildes, deſſen Entfarbung und Umfarbung.

7) Verſuch mit einem linſenförmigen Prisma, d. h. mit einem ſolchen deſſen eine Seite convex iſt. Wir ſind nie dazu gelangt, mit einer ſolchen Vorrichtung zu operiren, und laſſen daher dieſe Stelle auf ſich beruhen.

8) Verſuch gegen das ſogenannte Experimentum Crucis. Wir glauben die Sache kürzer gefaßt zu haben (P. 114 ff.).

9) Dieſe Nummer iſt überſprungen.

10) In Gefolg von Nummer 8. Bei der Entwicklung des Experimentum Crucis ſcheint uns der Verfaſſer die verſchiedene Incidenz allzuſehr zu urgiren. Zwar iſt etwas daran; aber die Eminenz des Phänomens wird dadurch nicht zum Vorſchein gebracht.

Alphons.

Zum zweytenmal verdienst du jedes Lob
Und ehrst bescheiden dich und uns zugleich.

Tasso.

O könnt' ich sagen wie ich lebhaft fühle
Daß ich von Euch nur habe was ich bringe!
Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Lei-
tung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt als wärest du
Mein Genius, der eine Freude fände
Sein hohes, unerreichbar hohes Wesen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzessinn.

Genieße nun des Werks das uns erfreut!

11) Verſuch gegen die Newtoniſche Behauptung gerichtet: die different refrangiblen Strahlen ſeyen auch different reflexibel. Der Gedanke, das Spectrum durch einen Planſpiegel aufzufaſſen, und es nach allerlei Seiten hinzuwerfen, unter ſolchen Winkeln und Bedingungen, daß eine diverſe Reflexibilität ſich darthun müßte, wenn ſie exiſtirte, iſt lobenswerth. Man wende jedoch einen metallenen Spiegel an, damit keine Irrung durch die untere Fläche entſtehe, und man wird, wie Gautier, finden, daß die Farben des Spectrums nach ihrem Einfalls-Winkel zurückgeworfen werden und keineswegs eine diverſe Reflexion erleiden. Bei dieſer Gelegenheit gedenkt er des neunten Newtoniſchen Verſuchs, den wir aufs genaueſte analyſirt (P. 196—203) und ihm eine beſondere Tafel, die achte, gewidmet haben. Der Verfaſſer ſieht denſelben an wie wir, ſo wie auch den zehnten.

12) Verſuch gegen das erſte Theorem des zweiten Theils des erſten Buchs der Optik, wo Newton behauptet: die Gränze des Lichtes und Schattens trage nichts zur Entſtehung der prismatiſchen Farbe bei. Gautier führt mit Recht über den mittleren weißen Theil der prismatiſchen Erſcheinung eines großen Prisma's ſeinen Finger oder einen Stab, und zeigt dadurch die bloß an der Gränze entſtehenden Farben. Dabei erzählt er, daß die Newtonianer ſich gegen dieſes Phanomen dadurch retten wollen, daß ſie behaupteten: erſt am Finger gehe die Brechung vor. Man ſieht, daß dieſer Secte ſchon vor ſechzig Jahren eben ſo unbedenklich war, Albernheiten zu ſagen, wie am heutigen Tag.

13) Er bringt zu Beſtätigung ſeiner Erklarung noch einen complicirten Verſuch vor, deſſen Werth wir andern zu p[illegible]fen überlaſſen.

14) Er laßt das Spectrum auf eine durchlöcherte Pappe

fallen, so daß jede Farbe einzeln durchgeht. Hier, durch eine zweite Begranzung, ohne wiederholte Refraction, erscheinen die Farbenbildchen nach dem ersten Gesetz aufs neue gesaumt und widerlegen die Lehre von Unveranderlichkeit der sogenannten homogenen Lichter. Der Verfasser gedenkt mit Ehren Mariotte's, der dieses Phänomen zuerst vor ihm beobachtete.

15) Er wendet hier abermals das Prisma mit der convexen Seite an, die mit einer Art von fein durchlöchertem siebartigen Deckel bedeckt ist, und bringt dadurch mannichfaltige Abwechselung der Erscheinung hervor, wodurch er seine Behauptungen begünstigt glaubt. Wir haben diesen Versuch nicht nachgebildet.

16) Verbindung der Linse und des Prisma's, wodurch die Farben des Spectrums zum Weißen vereinigt werden sollen. Hiebei Versuch mit einem T, der an seinem Ort zu entwickeln ist.

Hiermit endigen sich die anti-Newtonischen Versuche.

Ueber Newton's Erklarung des Regenbogens.

Ueber die Nebensonnen, wobei die paroptischen Farben zur Sprache kommen.

Ueber die bleibenden Farben der Körper. Erst gegen die Erklärungsart Newton's; dann leitet der Verfasser Weiß und Schwarz ungefahr wie Boyle ab. Das Blaue bringt er durch das Helle über dem Dunkeln hervor; das Rothe umgekehrt, welches freilich nicht ganz so glücklich ist; das Gelbe auf eben die Weise und mit mehrerem Recht. Er beschreibt manche Versuche, um diese Lehre zu bestatigen. Der Kürze halber beziehn wir uns auf unsere Darstellung der Sache (S. 301 ff.).

Hierauf folgt die Erklärung seiner Kupfertafeln und zugleich eine Zurückweisung auf die Stellen des Werks, zu welchen sie eigentlich gehören.

Hätte er seiner Controvers, an welcher wir wenig auszusetzen finden, eine etwas ausführlichere Farbenlehre folgen lassen, und sich damit begnügt, ohne die ganze übrige Naturlehre umfassen zu wollen; so hätte er vielleicht mehr Wirkung hervorgebracht. Allein sein Fehler, wie der seiner Vorgänger, besteht darin, daß Newton, weil seine Farbenlehre unhaltbar befunden wird, auch in gar nichts Recht haben soll, daß man also unternimmt, auch in alles übrige was er geleistet, zu kritisiren, ja was noch schlimmer ist, ein eigenes System dagegen aufzubauen, und sich etwas das viel über seine Kräfte geht, anzumaßen.

In gedachtem Sinne hat leider Gautier ein zweites Titelblatt seinem Buche vorgesetzt: Nouveau système de l'Univers, sous le titre de Chroagenesie ou Critique des prétendues découvertes de Newton. Und so enthält denn der erste Theil nichts was sich auf Farbe bezieht, sondern behandelt die allgemeinsten physischen und damit verwandten metaphysischen Gegenstände, denen Gautier, ob er sich gleich historisch genugsam mit ihnen bekannt gemacht, dennoch weder als Philosoph, noch als Naturforscher gewachsen seyn mochte.

Erst am Schlusse des ersten Theils findet man etwas über die Geschichte der Farbenlehre. Der Anfang des zweiten giebt einen kurzen Abriß der im ersten verhandelten allgemeinen, physisch-metaphysischen Principien, von denen der Verfasser zuletzt auf das Licht übergeht, und um Newtonen auch in der Behandlung keinen Vorzug zu lassen, mit

Definitionen und Axiomen gerüstet auftritt, sodann die Definitionen und Axiomen Newton's wiederholt, da denn erst auf der neunundvierzigsten Seite des zweiten Theils die Hauptsache wirklich zur Sprache kommt, die wir oben ausführlich ausgezogen haben.

Hiernach mag man erkennen, warum dem Verfasser nicht geglückt ist, Wirkung hervorzubringen. Seine Controvers, so wie seine theoretische Ueberzeugung hätte sich ganz isolirt darstellen lassen. Beide hatten mit Anziehen und Abstoßen, mit Schwere und sonst dergleichen Allgemeinheiten gar nichts zu schaffen. Wollte er die Farbenlehre an die Physik überhaupt anschließen, so mußte er einen andern Weg einschlagen.

Außerdem begeht er noch einen Haupt- und Grundfehler, daß er mit Strahlen zu operiren glaubt, und also, wie seine Vorgänger, den Gegner ganz im Vortheil läßt. Auch sind seine Figuren nicht glücklich; es gilt von ihnen, was wir von den Rizzettischen gesagt haben. Newton hatte seine falsche Lehre symbolisch auszudrücken verstanden; seine Gegner wissen für das Wahre keine entschiedene Darstellung zu finden.

Von dem mannichfaltigen Verdruß den er ausgestanden, so wie von allerlei Argumentationen die er gegen die Schule geführt, giebt uns der leidenschaftliche Mann selbst Nachricht, in einer Art von physikalischem Journal, das er aber nicht weit geführt. Die drei Hefte, welche den ersten Band ausmachen und zu Paris 1752 herausgekommen, liegen vor uns und führen den Titel: Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture, avec des planches imprimées en couleur. Sie enthalten ein wahres Quodlibet von Naturgeschichte und Naturlehre, jedoch, wie man gestehen muß, durchaus interessante Materien und Gegenstände. Sie

ſind auf bunte Tafeln gegründet, nach Art des groſſen anatomiſchen Werks.

In dieſen Heften fehlt es nicht an verſchiedenen Aufſätzen, ſeine Controvers mit Newton und der Newtoniſchen Schule betreffend. Er kann ſich freilich dabei nur, wie wir auch gethan, immer wiederholen, ſich verwundern und ärgern, da die Sache im Grunde ſo ſimpel iſt, daß ſie jedes verſtändige unbefangene Kind bald einſehen müßte. Wie aber die gelehrte und naturforſchende Welt damals durch das Newtoniſche Spectrum benebelt geweſen, ſo daß ſie ſich gar nichts anderes daneben denken können, und wie ihnen die Natur dadurch zur Unnatur geworden, iſt auch aus dieſen Blättern höchſt merkwürdig zu erſehen.

Nach allem dieſem bleibt uns nichts übrig als nochmals zu bekennen und zu wiederholen, daß Gautier unter denen, die ſich mit der Sache beſchäftigt, nach Rizzetti am weiteſten gekommen, und daß wir ihm, in Abſicht auf eine freiere Ueberſicht der Controvers ſowohl als der an die Stelle zu ſetzenden, naturgemäßen Lehre, gar manches ſchuldig geworden.

Zu der Zeit, als dieſen tüchtigen Mann die franzöſiſche Akademie unterdrückte, lag ich als ein Kind von einigen Monaten in der Wiege. Er, umgeben von ſo vielen Widerſachern, die er nicht überwinden konnte, obgleich begünſtigt und penſionirt vom Könige, ſah ſich um eine gewünſchte Wirkung und eben ſo wie treffliche Vorgänger um ſeinen guten Ruf gebracht. Ich freue mich, ſein Andenken, obgleich ſpät, zu rehabilitiren, ſeine Widerſacher als die meinigen zu verfolgen und den von ihm, da er nicht durchdringen konnte, oft geäußerten Wunſch zu realiſiren:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Celeſtin Cominale.

Er war Profeſſor der Philoſophie bei dem königlichen Gymnaſium zu Neapel. Von ſeinem Werke Anti-Newtonianismus kam daſelbſt der erſte Theil 1754, der zweite 1756 in Quart heraus. Es iſt eigentlich eine Bearbeitung des Gautier'ſchen Werkes, welche wohlgerathen genannt werden kann.

Der Verfaſſer hat mehr Methode als ſein Vorgänger: denn er widmet den erſten Theil gleich ohne Umſchweife der Controvers gegen Newton's Farbenlehre, und den neu aufzuſtellenden theoretiſchen Anſichten. Er hat ſich vollkommen von den Ueberzeugungen ſeines Vorgängers durchdrungen, und auch außerdem die Materie, ſowohl theoretiſch als praktiſch, gut durchſtudirt, ſo daß er das Werk wohl ſein eigen nennen konnte. Der zweite Theil behandelt die übrigen phyſiſch-metaphyſiſchen Gegenſtände, welche Gautier in ſeinem erſten Buche abgehandelt hatte. Die Tafeln, welche ſich alle auf den erſten Theil beziehen, ſtellen theils Newtoniſche, theils Gautier'ſche, theils eigene Figuren vor. Im Ganzen iſt es merkwürdig, daß Gautier, der unter ſeinen Landsleuten keine Wirkung hervorbringen konnte, aus der Ferne ſich eines ſo reinen Widerhalles zu erfreuen hatte.

Vielleicht geben uns diejenigen, welche mit der italiäniſchen Literatur bekannt ſind, Nachricht von dem, was man über Cominale damals in ſeinem Vaterlande geurtheilt. Seine Wirkung konnte jedoch ſich nicht weit erſtrecken: denn die Newtoniſche Lehre war ſchon in die Jeſuiten-Schulen aufgenommen. Leſeur und Jacquier hatten die Newtoniſchen Schriften ſchon mit einem durchgehenden Commentar verſehen und ſo war dem Anti-Newtonianism Rom ſo wie die

übrige gelehrte Welt verschlossen, und die Flamme der Wahrheit, die sich wieder hervorthun wollte, abermals mit Schulasche zugedeckt.

Wir verlassen nunmehr Frankreich und das Ausland und wenden den Blick gegen das Vaterland.

Deutsche große und thätige Welt.

Wir seßen diese Rubrik hieher, nicht um sie auszufüllen, sondern nur anzudeuten, daß an diesem Plaße eine ganz interessante Abhandlung stehen könnte.

Die deutschen Höfe hatten schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Verdienste um die Wissenschaften. Sowohl Fursten als Fürstinnen waren aufgeregt, begünstigten gelehrte Männer und suchten sich selbst zu unterrichten.

Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, nahm 1704 Hartsoekern in seine Dienste. Dieser hatte schon in seinem Essay de Dioptrique die diverse Refrangibilität anerkannt, doch auf seine Weise erklärt, und sie den verschiedenen Geschwindigkeiten der farbigen Strahlen zugeschrieben.

Was der Cassel'sche Hof, was die Höfe Niederdeutschlands gethan, und wie fern auch die Newtonische Lehre zur Sprache gekommen und Gunst erhalten, wird in der Folge zu untersuchen seyn. Nur Eins können wir anführen, daß Professor Hamberger 1743 nach Gotha berufen wird, um die Newtonischen Versuche, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, bei Hofe vorzuzeigen. Wahrscheinlich hat man das Zimmer recht dunkel gemacht, durch das foramen exiguum im Fensterladen erst den sogenannten Strahl hereingelassen,

das fertige prismatische Bild an der Wand gezeigt, mit einem durchlöcherten Bleche die einzelnen Farben dargestellt, und durch eine zweite ungleiche Verrückung, durch das sogenannte Experimentum Crucis, auf der Stelle die höchsten Herrschaften und den sämmtlichen Hof überzeugt, so daß Hamberger triumphirend zur Akademie zurückkehren konnte.

Deutsche gelehrte Welt.

Um die Thätigkeit derselben und was sie in dieser Sache gewirkt kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich auf Akademien umzusehen. Was und wie es gelehrt worden, davon geben uns die Compendien am besten und kürzesten Nachricht.

Jeder der ein Lehrbuch schreibt, das sich auf eine Erfahrungswissenschaft bezieht, ist im Falle eben so oft Irrthümer als Wahrheiten aufzuzeichnen: denn er kann viele Versuche nicht selbst machen, er muß sich auf anderer Treu und Glauben verlassen und oft das Wahrscheinliche statt des Wahren aufnehmen. Deßwegen sind die Compendien Monumente der Zeit, in welcher die Data gesammelt wurden. Deßwegen müssen sie auch oft erneuert und umgeschrieben werden. Aber indem sie neue Entdeckungen geschwind aufnehmen und einige Capitel dadurch verbessern, so erhalten sie in andern falsche Versuche und unrichtige Schlußfolgen desto länger.

Wenn nun der Compendienschreiber gewöhnlich das benutzt, was er schon völlig fertig vor sich findet, so war die Boyle'sche Bemühung viele Farben-Phänomene zusammenzustellen und gewissermaßen zu erklären, solchen Männern sehr angenehm, und man findet auch noch bis über das erste

Viertel des achtzehnten Jahrhunderts dieſe Methode herrſchen, bis ſie endlich von der Newtoniſchen Lehre völlig verdrängt wird.

Wir wollen die Compendien, die uns bekannt geworden, beſonders die deutſchen, welche bei Mehrheit der Univerſitäten zu einer größern Anzahl als in andern Ländern anwuchſen, kürzlich anzeigen und das hieher Gehörige mit wenigem ausziehn.

Physica oder Naturwiſſenſchaft durch Scheuchzer, erſte Ausgabe 1703.

Ein würdiger, wohlgeſinnter, fleißiger und unterrichteter Mann bringt in dieſem Werke meiſtens die Geſchichte der Meinungen mit vor, und geht von der Metaphyſik ſeiner Zeit zur Phyſik über. Die Farbenlehre überliefert er nach Boyle, Hooke und Descartes.

In der zweiten Ausgabe von 1711 fügt er ein beſonderes Capitel bei, worin er die Newtoniſche Lehre nach Anleitung der Optik genau und umſtändlich vorträgt, ſo wie er auch die Kupfertafeln nachſtechen läßt. Die Newtoniſche Lehre ſteht, wie eine unverarbeitete Maſſe, gleichſam nur literariſch da; man ſieht nicht, daß er irgend ein Experiment mit Augen geſehen, oder über die Sachen gedacht habe.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Amoenitates. Jena 1712. Hält ſich noch an Hooke und Boyle. Man findet keine Newtoniſche Spur.

Deutſche Phyſik durch Theodor Hersfeld, 1714. Der wahre Name iſt Conrad Mel. Ein pedantiſches, philiſterhaftes Werk. Die Farbenerſcheinungen bringt er confus und ungeſchickt genug hervor. Er will die Farben der Körper aus der verſchiedenen Art ihrer Theile herleiten, ſo wie aus den von ihnen wunderlich zurückgeworfenen Lichtſtrahlen. Die Newtoniſche Lehre ſcheint er gar nicht zu kennen.

Martin Gotthelf Löſcher. Physica experimentalis. Wittenberg 1715. Scheint ein Schüler von Teichmeyern zu ſeyn, wenigſtens ſind die Phänomene beinahe eben dieſelben, ſo wie auch die Erklärung.

Bei ihm iſt color, tertia affectio specialis corporum naturalium, seu ea lucis in poris ac superficiebus corporum modificatio, quae eadem nobis sistit colorata et diverso colore praedita. Man erkennt hier Boylen; Newton's wird nicht erwähnt.

Johannes Wenceslaus Kaſchubius. Elementa Physicae. Jena 1718. Hier fangt ſchon der Refrain an, den man künftig immerfort hört: si per foramen rotundum etc.

Er thut die apparenten und körperlichen Farben in ein paar Paragraphen nach Newtoniſcher Art ab.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, von Chriſtian Wolf 1723. Der Verfaſſer beweiſ't die Lehre von der Heterogeneität des Lichtes a priori.

Julius Bernhard von Rohr. Phyſikaliſche Bibliothek, Leipzig 1724. Seine Literatur iſt ſehr mager; mit Newton mag er nichts zu thun haben, weil er lieber künſtliche und mechaniſche Zuſammenſetzungen, als mühſame Ausrechnungen befördert wünſcht.

Johann Matthäus Barth. Physica generalior, Regensburg 1724. Ein Geiſtlicher und wohldenkender Mann, der dem Aberglauben entgegen arbeitet, und ſich daher mit Naturlehre abgiebt, doch nicht ſowohl ſelbſt verſucht, als das was andere geleiſtet zuſammenſtellt. Im Paragraphen von den Farben folgt er Boylen, gedenkt der Lehre Newton's, laßt ſich aber nicht darauf ein, und hat folgende merkwürdige Stelle: „Es hat mich Herr Baier, Professor Theologiae zu Altorf, einſt im Discurs verſichert, daß er in dergleichen

Alphons.

Erfreue dich des Beyfalls jedes Guten.

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich.

Taſſo.

Mir iſt an dieſem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich wenn ich ſann und ſchrieb,
Euch zu gefallen war mein höchſter Wunſch,
Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht
Verdient nicht daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack;
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſtehn.
Die Menge macht den Künſtler irr' und ſcheu:
Nur wer Euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur der allein ſoll richten und belohnen!

Verſuchen (den Newtoniſchen nämlich, von denen eben die Rede iſt) betrügliche Umſtände gefunden, welche er publicirt wünſchte."

Dieſes iſt die erſte Spur die ich finde, daß ein Deutſcher gegen die Newtoniſche Lehre einigen Zweifel erregt. Ferner gedenkt Barth deſſen, was Mariotte derſelben entgegenſetzt.

Johann Friedrich Wucherer. Institutiones philosophiae naturalis eclecticae. Jena 1725. Von 238 §. an. Die Farbe ſey nichts Reelles. Das Reelle ſey, was exiſtire, wenn es auch niemand dächte; aber es gebe keinen Schmerz, wenn ihn niemand fühlte. Darin kämen alle neueren Phyſiker überein. Wenn das Licht weggenommen iſt, ſieht man alles ſchwarz. Blinde können Farben fühlen, z. B. Boylens Vermaaſen. Finch Tractatus de coloribus. Schmidii (Joh. Andr. Schmidt) dissertatio caecus de colore judicans. Sturm führt ein Exempel an, daß ein Blinder die verſchiedenen Farben riechen konnte. vid. illius physicam hypotheticam. Die Farben kommen alſo von der Verſchiedenheit der Oberfläche der Körper her, et hinc pendente reflexione, refractione, infractione, collectione, dissipatione radiorum solarium. Gründe die Boyle angiebt. Bei verändertem Licht verändern ſich die Farben. So auch bei veränderter Oberfläche, wie auch durch veränderte Lage. Hier bringt er nicht ſehr glücklich die Regentropfen und das Prisma vor. Nachdem er ſeine Lehre auf die verſchiedenen Farben angewendet, fährt er fort: Haec equidem non sine ratione dicuntur et ad colores supra dictos non sine specie veri accommodantur. At vero ad specialia ubi descendimus, difficultates omnino tales occurrunt, quibus solvendis spes ulla vix superest.

Er citirt Hamelius de corporum affectionibus, Weidlerus

in Explicatione nova Experimentorum Newtonianorum. Er kennt Newton's Lehre, nimmt aber keine Notiz davon.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Elementa Philosophiae naturalis. Jena 1733. Eine neue Auflage seines frühern Compendiums. Sein Vortrag ist noch immer der alte.

Georg Erhard Hamberger. Elementa physices. Jena 1735. Auf der 339sten Seite beruft er sich auf Wolf, daß dieser die Heterogeneität des Lichts a priori bewiesen habe und verweiset auf ihn.

Er führt einen gewissen Compler der Newtonischen Versuche an, und beginnt mit dem bekannten Liede: sit igitur conclave tenebrosum et admittatur per exiguum foramen radius lucis. Uebrigens sind seine Figuren von den Newtonischen copirt und es findet sich keine Spur, daß er über die Sache nachgedacht oder kritisch experimentirt habe.

Samuel Christ. Hollmann. Introductionis in universam Philosophiam Tom. II. Göttingen 1747 §. 147. Non id enim, quod rubicundum, flavum, caeruleum etc. appellamus, in rebus ipsis extra nos positis, sed in nostris solum perceptionibus, immo certa tantummodo perceptionum nostrarum modificatio est, a sola diversa lucis modificatione in nobis solum oriunda.

Er verwirft daher die alte Eintheilung in reales und apparentes. Trägt die Newtonische Lehre bündig, doch mehr überredend, als entscheidend vor.

Die Note zum §. 150 enthält zur Geschichte der Theorie sehr brauchbare Allegate, woraus man sieht, daß er die Entstehung der Lehre sowohl als die Controversen dagegen recht gut kennt, nicht weniger den Beifall, den sie erhalten. Aus dem Tone des Vortrags im Texte bemerkt man, daß er sein Urtheil in suspenso halten will.

Johann Heinrich **Winckler.** Institutiones mathematico-physicae, 1738. §. 1112, erwähnt er der Newtonischen Lehre im Vorbeigehen, bei Gelegenheit der undeutlichen Bilder durch die Linsen: praeterea Newtonus observavit, radium unum per refractionem in plures diversi coloris dispesci, qui cum cathcto refractionis diversos angulos efficiunt.

Samuel Christ. **Hollmann.** Primae physicae experimentalis lineae. Göttingen 1742. Die Newtonische Lehre lakonisch, jedoch noch mit videtur vorgetragen. In den Ausgaben von 1749, 1753, 1765 lakonisch und ganz entschieden.

Vernünftige Gedanken von Christian **Wolf,** fünfte Ausgabe von 1746. Im ersten Theile, §. 129, erklärt er die Farbenerscheinung an den Körpern ganz nach Newtonischer Manier und beruft sich auf den zweiten Theil seiner Experimenta.

Johann Andreas **von Segner.** Einleitung in die Naturlehre, erste Auflage 1746, zweite, Göttingen 1754, trägt die Newtonischen Versuche so wie die Theorie kurz vor. Seine Figuren sind nach Newton copirt. Es zeigt sich keine Spur, daß er die Phänomene selbst gesehen.

Georg Wolfgang **Kraft.** Praelectiones in Physicam theoreticam, Tübingen 1750. Er folgte, wie er selbst sagt, dem Muschenbroek, läßt die Lehre von den Farben ganz aus, und verweis't auf einen optischen Tractat, pag. 267.

Andreas **Gordon.** Physicae experimentalis elementa, Erfurt 1751. Ein Benedictiner im Schottenkloster zu Erfurt, ein sehr fleißiger Mann voller Kenntnisse. Man sieht, daß in katholischen Schulen man damals noch mit der Scholastik zu streiten hatte.

Im §. 1220 sind ihm die Farben auch Körper, die sich vom Licht verschreiben. Sein Vortrag der Newtonischen Lehre

ist ein wenig confus; seine Figuren sind, wie die der ganzen Schule, falsch und mahrchenhaft.

Die chemischen Experimente tragt er zuletzt vor und schließt: quae omnia pulchra quidem, suis tamen haud carent difficultatibus.

Johanne Charlotte Zieglerinn. Grundriß einer Naturlehre für Frauenzimmer, Halle 1751. P. 424 tragt sie die hergebrachte Lehre vor und verweis't ihre Leserinnen auf Algarotti.

Johann Peter Eberhard. Erste Gründe der Naturlehre, Halle 1753. Die Newtonische Theorie, doch mit einiger Modification, die er schon in einer kleinen Schrift angegeben. Im §. 387 fangt er den ganzen Vortrag mit dem bekannten Refrain an: Man lasse durch eine kleine runde Oeffnung ꝛc. Seine Figuren sind klein, schlecht und wie alle aus dieser Schule, nicht nach dem Phänomen, sondern nach der Hypothese gebildet.

In seiner Sammlung der ausgemachten Wahrheiten der Naturlehre 1755 setzt er, wie natürlich, die Newtonische Theorie auch unter die ausgemachten Wahrheiten.

Man sey darüber einig, daß die Sonnenstrahlen nicht gleich stark gebrochen werden.

Er bringt etwas von der Geschichte der Farbenlehre bei und citirt wegen des Beifalls, den Newton fast überall gefunden, die Schriften mehrerer Naturforscher.

„Es hat zwar der bekannte Pater Castel Einwürfe dagegen gemacht, die aber auf solche Versuche gegründet waren, bei welchen der gute Franzose keine mathematische Accurateſſe bewiesen."

(Welche wunderlichen Redensarten! als wenn es keine andere Accurateſſe gäbe als die mathematische.)

„Man ſieht aus den Miscell. curios. p. 115, daß man auch ſchon damals in Paris Newton's Theorie angegriffen, welches aber aus einem Mißverſtändniß geſchehen."

Florian Dalham. Institutiones physicae, Wien 1753. Ein Geiſtlicher, bringt etwas Weniges von der Geſchichte der Farbenlehre vor; dann intonirt er: radius solis per foramen A. Mit den Einwürfen iſt er bald fertig, dann folgen einige chemiſche Experimente.

Emanuel Swedenborg. Prodromus Principiorum rerum naturalium, Hildburghauſen 1754 p. 137. Wie er durch dieſe ganze Schrift die Körper aus Kugeln verſchiedener Größe und Art, aus Kreiſen und Kränzen und deren Interſtitien aufs wunderlichſte zuſammenſetzt, eben ſo macht er es mit der Transparenz, dem Weißen, Rothen und Gelben. Alles ſey transparent ſeinen kleinſten Theilen nach: Albedo; si anguli reflexionis varie confundantur in particulis transparentibus, albedinem oriri. Rubedo: si superficies particularum varii generis particulis variegetur, oriri rubedinem. Flavedo; si albedo mixta sit cum rubedine, flavedinem oriri.

Jacob Friedrich Maier's Phyſik, Carlsruhe 1767. p. 225. Kurz und ſchlechtweg Newton's Lehre.

Bernard Grant. Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem. Erfurt 1770. p. 47. Newton's Lehre ſchlechtweg und kurz.

Johann Chriſtian Polykarp Erxleben. Anfangsgründe der Naturlehre, 1772. „Wenn man durch ein kleines rundes Loch" ꝛc. Er trägt übrigens die Newtoniſche und Euler'ſche Lehre in der böſen, halb hiſtoriſchen, halb didaktiſchen Manier vor, die ſich nicht compromittiren mag und immer noch eine Hinterthüre findet, wenn die Lehre auch falſch befunden wurde.

Schmahling's Naturlehre für Schulen, Göttingen und Gotha 1774, p. 8. Das gewöhnliche Stoßgebet.

Johann Lorenz Böckmann's Naturlehre, Carlsruhe 1775, p. 321. Das alte Lied: „Man lasse durch eine mittelmäßige runde Oeffnung" ꝛc.

Matthias Gabler's Naturlehre, drei Theile, München 1778, p. 319 item: „man lasse einen Lichtstrahl" ꝛc. P. 323 läßt er sich in Controvers ein, glaubt aber wie die Schule überhaupt viel zu geschwind mit dem Gegner fertig zu werden. Einwand eines Anti-Newtonianers oder eigentlich Anti-Eulerianers von den Trabanten des Jupiter hergenommen. Auch Herr Gabler fertigt Mariotten und Rizzetti'n leicht ab.

Wenceslaus Johann Gustav Karsten. Naturlehre, 1781. Erst wie gewöhnlich die Lehre von der Brechung für sich: dann §. 390 „mit der Strahlenbrechung ist noch ein Erfolg verbunden" ꝛc. Merkwürdig ist, daß der Verfasser seine Ausdrücke behutsamer als hundert andere stellt, z. E. „der Erfolg läßt sich am besten erklären, wenn man mit Herrn Newton annimmt ꝛc., wenn es wahr ist, daß rothes Licht am wenigsten brechbar ist" ꝛc.

C. G. Kratzenstein. Vorlesungen über Experimentalphysik, Kopenhagen 1782, p. 134. „Das weiße Licht besteht nach Newton aus sieben Hauptfarben" ꝛc.

Johann Daniel Titius. Physicae experimentalis elementa, Lipsiae 1782. §. 111. Der Radius solaris, dann aber zwei Prismen, man weiß nicht warum: denn das Experimentum Crucis ist es nicht. Auch dieser macht einen Sprung: patet ex hoc experimento diversam radiorum solarium refrangibilitatem etc. Dann einige Folgerungen und etwas weniges Chemisches.

W. J. G. Karsten. Anleitung zur gemeinnützlichen

Kenntniß der Natur, Halle 1783, §. 1 und folgende, ungefähr in dem Sinne, wie in ſeiner Naturlehre.

Johann Philipp Hobert. Grundriß der Naturlehre, Berlin 1789, §. 221. Lichtſtrahl, enge Oeffnung, verfinſtertes Zimmer ꝛc., wie ſo viele andere hinter der ganzen Heerde drein.

Anton Bruchhauſen. Institutiones physicae, überſetzt von Bergmann, Mainz 1790. Sonnenſtrahl, kleine Oeffnung und ſogar Lichtfaden.

Johann Baptiſta Horvath. Elementa physicae, Budae 1799. Die alte Leyer. Stamina lucis, colore immutabili praedita.

Matthäus Pankl. Compendium institutionum physicarum Pars I. Posoniae 1793, p. 160. cap. 3 de lucis heterogeneitate. Veteribus lumen simplicissima et homogenea substantia fuit. Newtonus heterogeneam esse extra omnem dubitationem posuit.

A. W. Hauch. Anfangsgründe der Experimentalphyſik, aus dem Däniſchen von Tobieſen. Schleswig 1795, erſter Theil §. 286. Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt.

Wir ſind bei dieſer Anzeige der Compendien weit über die Epoche hinausgegangen, in der wir uns gegenwärtig befinden, und haben die Recenſion ſolcher Schriften bis gegen das Ende des achtzehnten vorigen Jahrhunderts fortgeſetzt, indem wir auf dieſe Wiederholungen und Nachbetereien nicht wieder zurückzukehren wünſchten.

Akademie Göttingen.

Es iſt intereſſant zu ſehen, durch welche Reihe von Perſonen auf einer beſuchten Akademie die Newtoniſche Lehre fortgepflanzt worden. Ein Göttinger Profeſſor hatte ohnehin, bei der nahen Verwandtſchaft mit England, keine Urſache, eine Meinung naher zu prüfen, welche ſchon durchgangig angenommen war, und ſo wird ſie denn auch bis auf den heutigen Tag noch dort ſo gut als auf andern Akademien gelehrt.

Hollmann, 1736, lieſ't Phyſik als einen Theil des philoſophiſchen Curſes. Seine Institutiones werden 1738 gedruckt. Er lieſ't weitlaufige Experimentalphyſik, nachher dieſelbe zuſammengezogener. Fahrt damit nach Abgang Segner's fort bis gegen 1775; ſtirbt 1788, nachdem er ſchon mehrere Jahre der Phyſik, und ſpater den übrigen Vorleſungen ſich entzogen.

von Segner, 1736, lieſ't Phyſik über Hamberger, Wolf, Muſchenbroek, nach Dictaten, von 1744 an; ſodann über ſeine Anfangsgründe, von 1746 bis zu ſeinem Abgang 1754.

Käſtner, lieſ't 1759 Phyſik nach Winckler, ſpater nach Eberhard's erſten Gründen der Naturlehre. Er hat als Mathematiker den beſondern Tik, die Phyſiker anzufeinden.

Meiſter lieſ't Perſpective und Optik.

Errleben, Profeſſor extraordinarius ſeit 1770. Erſte Ausgabe ſeines Compendii 1772; ſtirbt 1777.

Lichtenberg, Profeſſor extraordinarius ſeit 1770. Anfangs viel abweſend und mit mathematicis beſchaftigt, lieſ't von 1778 an über Errleben und giebt ſieben vermehrte Auflagen heraus.

Mayer, nach Lichtenberg's Tod, ſtimmt in einem neuen Compendium das alte Lied an.

Nachlese.

Smith und Martin, Engländer, bringen die Lehre Newton's im Auszuge in ihre Lehrbücher.

Leseur und Jacquier, geistliche Väter zu Rom, commentiren Newton's Werke und verbreiten seine Lehre.

Encyclopädisten. Da ein Lexicon so wie ein Compendium einer Erfahrungswissenschaft, eigentlich nur eine Sammlung des cursirenden Wahren und Falschen ist; so wird man auch von dieser Gesellschaft nichts weiter erwarten. Man konnte ihr nicht zumuthen, daß sie jede Wissenschaft sollte neu durcharbeiten lassen. Und so haben sie denn auch die alte Confession mit Ernst und Vollständigkeit dergestalt abgelegt, daß sie vor den sämmtlichen Glaubensgenossen mit Ehren bestehen können. Die Artikel, unter welchen solches aufzusuchen, verstehen sich von selbst.

Montucla. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich, wie wir wissen, die Formeln und Redensarten völlig ausgebildet, welche man zu Gunsten Newton's und zu Ungunsten seiner Gegner wiederholte und einander nachsagte. In Montucla's histoire des mathématiques, Paris 1758 findet man auch nichts anderes. Nicht allein Auswärtige, wie Rizzetti, behalten Unrecht, sondern es geschieht auch Franzosen, Mariotten, Castel, Dufay, von dem Franzosen Unrecht. Da sich diese so sehr auf Ehre haltende Nation gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil nicht wieder erholen konnte, so wird man ja wohl andern, nicht so lebhaften, und nicht so eigenwilligen Völkern verzeihen, wenn sie auch bei dem einmal Angenommenen ruhig verharrten.

Tobias Mayer.

De affinitate colorum commentatio, lecta in conventu publico, Goettingae 1758, in den kleinen, nach deſſen Tod, von Lichtenberg herausgegebenen Schriften.

Der Newtoniſche Wortkram wurde nunmehr von allen deutſchen Katheedern ausgeboten. Man freute ſich die Urfarben aus dem Licht hervorgelockt zu haben; es ſollten ihrer unzählige ſeyn. Dieſe erſten homogenen, einfachen Farben hatten aber die wunderliche Eigenſchaft, daß ein großer Theil derſelben von den zuſammengeſetzten nicht zu unterſcheiden war.

Betrachtete man jedoch das ſogenannte Spectrum genauer, ſo konnte nicht verborgen bleiben, daß theils der Natur der Sache nach, theils der Bequemlichkeit des Vortrags wegen, ſich dieſe unendlichen Farben auf eine geringere Zahl reduciren ließen. Man nahm ihrer fünf an, oder ſieben. Weil aber das höchſte, im völligen Gleichgewicht ſtehende Roth dem prismatiſchen Farbenbild abging; ſo fehlte auch hier die ſechste oder die achte Farbe; das Ganze blieb unvollſtändig und die Sache confus.

Alle diejenigen, die von der Malerei und Färberei an die Farbenlehre herantraten, fanden dagegen, wie uns die Geſchichte umſtändlich unterrichtet, naturgemäß und bequem, nur drei Grundfarben anzunehmen. Dieſes hatte ſchon Boyle im zwölften Experiment des dritten Theils ſeines bekannten Werks kurz und bündig ausgeſprochen, und den Malern das Recht ertheilt, nur drei primare Farben zu ſtatuiren: weil man denn doch wohl diejenigen ſo nennen dürfe, die aus keinen andern entſpringen, alle übrigen aber erzeugen.

In dieſem Sinne iſt denn auch Mayer's Aufſatz geſchrieben.

Alphons.

Und stellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht nur müßig zu empfangen.
Das schöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das selbst der Held, der seiner stets bedarf,
Ihm ohne Neid um's Haupt gewunden sieht,
Erblick' ich hier auf deines Anherrn Stirne.

Auf die Herm: Virgils deutend.

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt sich hier
Uns nicht umsonst. Virgilen hör' ich sagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude da sie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil.
Mein Marmorbild ist schon bekränzt genug,
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

Alphons winkt seiner Schwester, sie nimmt den Kranz von der Büste Virgils und nähert sich Tasso. Er tritt zurück.

Es herrscht darin der gerade gesunde Menschenverstand. Er operirt zwar mit Pigmenten, wählt aber unter ihnen diejenigen aus, die er als Repräsentanten jener durch den Begriff bestimmten, einfachen Farben ansehen darf. Durch Combination und Berechnung will er nun die möglichen, unterscheidbaren Zusammensetzungen ausmitteln.

Allein, weil er atomistisch zu Werke geht, so ist seine Behandlung keineswegs zulänglich. Die einfachen, die Grundfarben, mögen dem Verstande bestimmbar seyn, aber wo sollen sie in der Erfahrung als Körper aufgefunden werden? Jedes Pigment hat seine besondern Eigenschaften und verhalt sich, sowohl färbend als körperlich, gegen die übrigen, nicht als ein Allgemeines, sondern als ein Specifisches. Ferner entsteht die Frage: soll man die Pigmente nach Maaß, oder nach Gewicht zusammenbringen? Beides kann hier nicht frommen. Alle Mischung der Pigmente zu malerischen Zwecken ist empirisch-ästhetisch, und hangt von Kenntniß der unterliegenden Körper und von dem zarten Gefühle des Auges ab. Hier, wie in allen Künsten, gilt ein geistreiches, incalculables Eingreifen in die Erfahrung.

Noch manches wäre hier beizubringen, doch wird es demjenigen, der unserm Vortrage bisher aufmerksam gefolgt ist, gewiß gegenwärtig seyn. Wir geben daher, ohne weiteres, die Summe des Mayerischen Aufsatzes nach seiner Paragraphenzahl.

1) Es seyen nur drei einfache primitive Farben, aus denen durch Mischung die übrigen entstehen.

2) Schwarz und Weiß sey nicht unter die Farben zu rechnen, hingegen dem Licht und der Finsterniß zu vergleichen.

3) Die secundären Farben seyen gemischt aus zwei oder drei einfachen.

4) Mischung von Roth und Gelb.

5) Mischung von Gelb und Blau.

6) Mischung von Roth und Blau.

7) Weitere Ausführung.

8) Mischung der drei Farben in verschiedenen Proportionen.

9) Weiß und Schwarz zu den Farben gemischt, macht sie nur heller und dunkler. Die drei Urfarben, in gehörigem Maaße zusammengemischt, machen Grau, so wie jene beiden.

10) Von chemischen Mischungen ist nicht die Rede. Die Versuche zu dem gegenwärtigen Zweck sind mit trocknen Pulvern anzustellen, die auf einander nicht weiter einwirken.

11) Die Portion der einer andern zuzumischenden Farbe muß nicht zu klein seyn, sonst ist das Resultat nicht bestimmbar.

12) Man kann zwölf Theile einer jeden Farbe festsetzen, bezüglich auf Musik und Architektur, welche auch nur so viel Theile für sensibel halten.

13) Bezeichnung mit Buchstaben und Zahlen.

14) Durch gemeinsame Factoren multiplicirt oder dividirt, ändert sich das Resultat nicht.

15) Die einfachen Farben werden erst zu zwei, dann zu drei, zwölfmal combinirt.

16) Durch weitere Operation entstehen einundneunzig Veränderungen,

17) die in einem Dreieck aufgestellt werden können.

18) Die Felder dieses Dreiecks sollen nun nach ihren Zahlbezeichnungen colorirt werden. Dieß soll durch einen Maler geschehen. Dadurch wird also das Fundament der Sache dem Auge, dem Gefühl des Künstlers überlassen.

19) Ein Pigment stelle die Farbe nicht rein dar. Dieses

iſt freilich ganz natürlich, weil ſie an irgend einem Körper beſonders bedingt wird. Die reine Farbe iſt eine bloße Abſtraction, die wohl manchmal, aber ſelten zur Wirklichkeit kommt. So nimmt Mayer z. B. den Zinnober als ein vollkommenes Roth an, der doch durchaus einen gelben Schein mit ſich führt.

20) Vier Pigmente werden angegeben mit ihren Buchſtaben und Ziffern des Dreiecks. Nun wird berechnet, welche Farbe aus dieſen Pigmenten entſtehen ſoll. Dieſe Pigmente müſſen alſo doch erſt mit den Feldern des Dreiecks verglichen werden, und wer vergleicht ſie, als ein geübtes Auge? und wer wird die zuſammengeſetzte Farbe mit der durch das Zeichen des Reſultats der Berechnung angegebenen Farbe vergleichen?

21) Die Aufgabe wird umgekehrt. Man verlangt eine gewiſſe Farbe: wie viel Theile der übrigen ſollen dazu genommen werden?

22) Mehr als drei Pigmente dürfe man nicht annehmen, ſonſt werde die Aufgabe unbeſtimmt.

23) Miſchung der vollkommenen, gehörig beleuchteten, mit Licht verſehenen Farben mit Weiß,

24) wodurch ſie heller werden, und zugleich unkenntlicher, d. i. weniger unterſcheidbar. Des Weißen werden auch zwölf Theile angenommen, und ſo entſtehen dreihundert vierundſechzig Farben. Dieſe Zahl deutet auf eine Pyramidalfläche, deren je eine Seite zwölf enthält.

25) Dieſelbige Operation mit Schwarz.

26) Vollkommene Farben ſollen immer etwas Weiß oder Licht bei ſich haben.

27) Weitere Ausführung.

28) Schwarz betrachtet als die Privation des Weißen.

29) Sämmtliche auf diesem Wege hervorgebrachte Farben belaufen sich auf achthundert neunzehn.

30) Schlußbetrachtung über diese bestimmte große Mannichfaltigkeit und über die noch weit größere der verschiedenen Abstufungen, die dazwischen liegen.

Mayer hatte, wie natürlich war, seine Unzufriedenheit mit der Newtonischen Terminologie zu erkennen gegeben. Dieses zog ihm nicht den besten Willen seiner Collegen und der gelehrten Welt überhaupt zu. Schon in der Vorlesung selbst machte Röderer eine unbedeutende und unrichtige Bemerkung, welche aber begierig aufgefaßt und durch Kastnern fortgepflanzt wurde. Was dieser, und nachher Errleben, Lichtenberg, Johann Tobias Mayer, Mollweide und andere, wenn die Sache zur Sprache kam, für Sandwehen über diesen Gegenstand hingetrieben und ihn damit zugedeckt, wäre allzu umständlich auseinander zu setzen. Der besser Unterrichtete wird es künftig selbst leisten können.

Johann Heinrich Lambert.

Beschreibung einer mit dem Calauischen Wachse ausgemalten Farbenpyramide. Berlin 1772 in 4.

Der Mayerischen Abhandlung war eine colorirte Tafel beigefügt, welche die Farbenmischung und Abstufung in einem Dreieck, freilich sehr unzulänglich, vorstellt. Dieser Darstellung mehr Ausdehnung und Vielseitigkeit zu geben, wählte man spater die körperliche Pyramide. Die Calauische Arbeit und die Lambertische Erklärung ist gegenwartig nicht vor uns; doch laßt sich leicht denken, was dadurch geleistet worden.

Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von deſſen ſchönen Einſichten in die Farbenlehre, von der maleriſchen Seite her, wir ſchon früher ein Zeugniß abgelegt, die Abſtufungen der Farben und ihr Abſchattiren gegen Hell und Dunkel auf einer Kugel dargeſtellt, und wie wir glauben, dieſe Art von Bemühungen völlig abgeſchloſſen.

Lambert's Photometrie berühren wir hier nur inſofern, als wir uns nicht erinnern, daß er, bei Meſſung der verſchiedenen Lichtſtarken, jene Farbenerſcheinungen gewahr geworden, welche doch bei dieſer Gelegenheit ſo leicht entſpringen, wie vor ihm Bouguer und nach ihm Rumford wohl bemerkt. Sie ſind theils phyſiſch, indem ſie aus der Maßigung des Lichtes entſpringen, theils phyſiologiſch, inſofern ſie ſich an die farbigen Schatten anſchließen.

Carl Scherffer.

Abhandlung von den zufälligen Farben. Wien 1765.

Bouguer und Buffon hatten bei Gelegenheit des abklingenden Bildes im Auge und der farbigen Schatten, dieſe, wie es ſchien, unweſentlichen Farben, denen wir jedoch unter der Rubrik der phyſiologiſchen den erſten Platz zugeſtanden, zur Sprache gebracht und ſie zufällig genannt, weil es noch nicht gelungen war, ihre Geſetzmaßigkeit anzuerkennen.

Scherffer, ein Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, beſchäftigte ſich mit dieſen Erſcheinungen und vermannichfaltigte die Verſuche, wobei er ſich als einen ſcharfſinnigen und redlichen Beobachter zeigt. Da er jedoch der Lehre Newton's zugethan iſt, ſo ſucht er die Phänomene nach derſelben zu erklären oder vielmehr ſie ihr anzupaſſen. Die Umkehrung eines hellen

Bildes im Auge in ein dunkles, eines dunkeln in ein helles, nach verschiedenen gegebenen Bedingungen (S. 15 ff.), erklärte man, wie am angeführten Orte ersichtlich ist. Nun schlug Pater Scherffer zu Erklarung der farbig mit einander abwechselnden Erscheinungen folgenden Weg ein.

Er legt jenen mangelhaften Newtonischen Farbenkreis (P. 592—594) zum Grunde, dessen Zusammenmischung Weiß geben soll. Dann fragt er, was für eine Farbe z. B. entstehen würde, wenn man aus diesem Kreise das Grün hinwegnähme? Nun fängt er an zu rechnen, zu operiren, Schwerpunkte zu suchen, und findet, daß ein Violett entstehen müsse, welches zwar, wie er selbst sagt, in der Erfahrung nicht entsteht, wohl aber ein Roth, das er dann eben auch gelten läßt.

Nun soll das Auge, wenn es von den grünen Strahlen afficirt worden, der grüne Gegenstand aber weggehoben wird, sich in einer Art von Nothwendigkeit befinden, von dem Resultat der sämmtlichen übrigen Strahlen afficirt zu werden.

Da nun aber diese Resultate niemals rein zutreffen — und wie wäre es auch möglich, indem das vollkommene Roth, welches eigentlich der Gegensatz des Grünen ist, jenem Kreise fehlt! — so muß der gute Pater auch in die Hetmanns-Manier fallen, worin ihm denn freilich sein Herr und Meister weidlich vorgegangen, so daß er Ausflüchte, Ausnahmen, Einschränkungen, überall finden und nach seinem Sinne gebrauchen kann.

Darwin, der in der letzten Zeit diese Erscheinungen ausführlich vorgenommen, erklärt sie zwar auch nach der Newtonischen Lehre, hält sich aber weniger dabei auf, in wiefern diese zu den Erscheinungen passe oder nicht.

Unser einfacher, naturgemäßer Farbenkreis, Taf. I. Fig. 1 dient jedoch dazu, diese Gegensätze, indem man bloß die Diameter zieht, bequem aufzufinden.

Weil übrigens jeder tüchtige Mensch, selbst auf dem Wege des Irrthums, das Wahre ahnet, so hat auch Scherffer dasjenige was wir unter der Form der Totalität ausgesprochen, zwar auf eine schwankende und unbestimmte, aber doch sehr anmuthige Weise ausgedrückt, wie folgt:

„Bei Erwägung dieser und mehr dergleichen Muthmaßungen glaub' ich nicht, daß ich mich betrüge, wenn ich dafür halte, es habe mit dem Auge eine solche Beschaffenheit, daß es nach einem empfindlichern Drucke des Lichtes nicht allein durch die Ruhe, sondern auch durch den Unterschied der Farben, wiederum müsse gleichfalls erfrischt werden. Jener Ekel, den wir durch das langere Ansehen einer Farbe verspüren, rühre nicht so viel von dem uns angeborenen Wankelmuthe her, als von der Einrichtung des Auges selbst, vermöge welcher auch die schönste Farbe durch den allzulang anhaltenden Eindruck ihre Annehmlichkeit verliert. Und vielleicht hat die vorsichtige Natur dieses zum Absehen gehabt, damit wir einen so edlen Sinn nicht immer mit einer Sache beschäftigen, indem sie unserer Untersuchung eine so große Menge darbietet, da sie den Unterschied in Abwechselung der Farben weit reizender machte, als alle Schönheit einer jeden insbesondre."

Wir enthalten uns manche interessante Beobachtung und Betrachtung hier auszuziehen, um so mehr als diese Schrift in jedes wahren Liebhabers der Farbenlehre eigene Hände zu gelangen verdient.

Benjamin Franklin.

Kleine Schriften, herausgegeben von G. Schatz 1794. Zweiter Theil S. 324. f.

„Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Sehnerven macht, dauert zwanzig bis dreißig Secunden.

Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeit lang in die Mitte eines Fensters, und schließt sodann die Augen, so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeit lang im Auge, und zwar so deutlich, daß man im Stande ist, die einzelnen Facher zu zahlen. Merkwürdig ist bei dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich besser erhalt als der Eindruck der Farbe. Denn sobald man die Augen schließt, scheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fensters anfangt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie halt, so erfolgt sogleich das Gegentheil. Die Facher erscheinen leuchtend und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß, als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine, grüne, oder sogenannte Conservationsbrille gesehn, und nimmt sie nun ab, so sieht das weiße Papier eines Buchs röthlich aus, so wie es grünlich aussieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dieß scheint eine noch nicht erklärte Verwandtschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen."

Noch manches was sich hier anschließt, ist von Buffon, Mazeas, Beguelin, Melville beobachtet und überliefert worden. Es findet sich beisammen in Priestley's Geschichte der Optik, Seite 327, woselbst es unsre Leser aufzusuchen belieben werden.

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweite Epoche

von Dollond bis auf unsere Zeit.

Achromasie.

Die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung ist im Allgemeinen bekannt genug, indem sie theils in besondern Schriften, theils in Lehr- und Geschichtsbüchern öfters wiederholt worden. Uns geziemt daher nur das Hauptsächliche zu sagen; vorzüglich aber, zu zeigen, wie diese bedeutende Aufklarung einer ungeahneten Natureigenschaft auf das Praktische einen großen, auf das Theoretische gar keinen Einfluß gewinnen können.

Von uralten Zeiten her war bekannt und außer Frage, daß Brechung auf mannichfaltige Weise, ohne Farbenerscheinung, statt finden könne. Man sah daher diese, welche sich doch manchmal dazu gesellte, lange Zeit als zufallig an. Nachdem aber Newton ihre Ursache in der Brechung selbst gesucht und die Beständigkeit des Phanomens dargethan; so wurden beide fur unzertrennlich gehalten.

Dessen ungeachtet konnte man sich nicht laugnen, daß ja unser Auge selbst durch Brechung sieht, daß also, da wir mit nacktem Auge nirgends Farbensäume oder sonst eine apparente Farbung der Art erblicken, Brechung und Farbenerscheinung bei dieser Gelegenheit von einander unabhangig gedacht werden können.

Rizzetti hatte das schon zur Sprache gebracht; weil aber seine Zeit in manchem noch zurück war, weil er den nächsten Weg verfehlte und in seiner Lage verfehlen mußte; so wurde

auch dieſes Verhaltniſſes nicht weiter gedacht. Indeſſen war es anatomiſch und phyſiologiſch bekannt, daß unſer Auge aus verſchiedenen Mitteln beſtehe. Die Folgerung, daß durch verſchiedene Mittel eine Compenſation möglich ſey, lag nahe, aber niemand fand ſie.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſtellte Newton ſelbſt den ſo oft beſprochenen Verſuch, den achten ſeines zweiten Theils, mit verſchiedenen Mitteln an, und wollte gefunden haben, daß wenn in dieſem Fall der ausgehende Strahl nur dahin gebracht würde, daß er parallel mit dem eingehenden ſich gerichtet befande, die Farbenerſcheinung alsdann aufgehoben ſey.

Zuerſt kann es auffallen, daß Newton, indem ihm, bei parallelen ſogenannten Strahlen, Brechung übrig geblieben und die Farbenerſcheinung aufgehoben worden, nicht weiter gegangen, ſondern daß es ihm vielmehr beliebt, wunderliche Theoreme aufzuſtellen, die aus dieſer Erfahrung herfließen ſollten.

Ein Vertheidiger Newton's hat in der Folge die artige Vermuthung geäußert, daß in dem Waſſer, deſſen ſich Newton bedient, Bleizucker aufgelöſ't geweſen, den er auch in andern Fallen angewendet. Dadurch wird allerdings das Phänomen möglich, zugleich aber die Betrachtung auffallend, daß dem vorzüglichſten Menſchen etwas ganz deutlich vor Augen kommen kann, ohne von ihm bemerkt und aufgefaßt zu werden. Genug, Newton verharrte bei ſeiner theoretiſchen Ueberzeugung, ſo wie bei der praktiſchen Behauptung: die dioptriſchen Fernröhre ſeyen nicht zu verbeſſern. Es kam daher ein Stillſtand in die Sache, der nur erſt durch einen andern außerordentlichen Menſchen wieder konnte aufgehoben werden.

Euler, einer von denjenigen Mannern, die beſtimmt ſind, wieder von vorn anzufangen, wenn ſie auch in eine noch ſo

Leonore.

Du weigerſt dich? Sieh welche Hand den Kranz,
Den ſchönen unverwelklichen, dir bietet!

Taſſo.

O laßt mich zögern, ſeh' ich doch nicht ein
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Alphons.

In dem Genuß des herrlichen Beſitzes,
Der dich im erſten Augenblick erſchreckt.

Prinzeſſinn

indem ſie den Kranz in die Höhe hält.

Du gönneſt mir die ſeltne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen wie ich denke.

Taſſo.

Die ſchöne Laſt aus deinen theuren Händen
Empfang' ich knieend auf mein ſchwaches Haupt.

Er kniet nieder, die Prinzeſſinn ſetzt ihm den Kranz auf.

reiche Ernte ihrer Vorgänger gerathen, ließ die Betrachtung des menschlichen Auges, das für sich keine apparenten Farben erblickt, ob es gleich die Gegenstände durch bedeutende Brechung sieht und gewahr wird, nicht aus dem Sinne und kam darauf, Menisken, mit verschiedenen Feuchtigkeiten angefüllt, zu verbinden, und gelangte durch Versuche und Berechnung dahin, daß er sich zu behaupten getraute: die Farbenerscheinung lasse sich in solchen Fällen aufheben und es bleibe noch Brechung übrig.

Die Newtonische Schule vernahm dieses, wie billig, mit Entsetzen und Abscheu; im Stillen aber, wir wissen nicht, ob auf Anlaß dieser Eulerischen Behauptung, oder aus eigenem Antriebe, ließ Chester-Morehall in England heimlich und geheimnißvoll achromatische Fernröhre zusammensetzen, so daß 1754 schon dergleichen vorhanden, obgleich nicht öffentlich bekannt waren.

Dollond, ein berühmter optischer Künstler, widersprach gleichfalls Eulern aus Newtonischen Grundsätzen, und fing zugleich an praktisch gegen ihn zu operiren; allein zu seinem eignen Erstaunen entdeckt er das Gegentheil von dem was er behauptet; die Eigenschaften des Flint- und Crownglases werden gefunden, und die Achromasie steht unwidersprechlich da.

Bei alledem widerstrebt die Schule noch eine Zeit lang; doch ein trefflicher Mann, Klingenstierna, macht sich um die theoretische Ausführung verdient.

Niemanden konnte nunmehr verborgen bleiben, daß der Lehre eine tödtliche Wunde beigebracht sey. Wie sie aber eigentlich nur in Worten lebte, so war sie auch durch ein Wort zu heilen. Man hatte die Ursache der Farbenerscheinung in der Brechung selbst gesucht; sie war es, welche diese Urtheile aus dem Licht entwickelte, denen man zu diesem Behuf

eine verſchiedene Brechbarkeit zuſchrieb. Nun war aber bei gleicher Brechung dieſe Brechbarkeit ſehr verſchieden, und nun faßte man ein Wort auf, den Ausdruck Zerſtreuung, und ſetzte hinter dieſe Brechung und Brechbarkeit noch eine von ihr unabhängige Zerſtreuung und Zerſtreubarkeit, welche im Hinterhalt auf Gelegenheit warten mußte, ſich zu manifeſtiren; und ein ſolches Flickwerk wurde in der wiſſenſchaftlichen Welt, ſo viel mir bekannt geworden, ohne Widerſpruch aufgenommen.

Das Wort Zerſtreuung kommt ſchon in den älteſten Zeiten, wenn vom Licht die Rede iſt, vor. Man kann es als einen Trivial-Ausdruck anſehen, wenn man dasjenige, was man als Kraft betrachten ſollte, materiell nimmt, und das was eine gehinderte, gemäßigte Kraft iſt, als eine zerſtückelte, zermalmte, zerſplitterte anſieht.

Wenn ein blendendes Sonnenlicht gegen eine weiße Wand fällt, ſo wirkt es von dort nach allen entgegengeſetzten Enden und Ecken zurück, mit mehr oder weniger geſchwächter Kraft. Führt man aber mit einer gewaltſamen Feuerſpritze eine Waſſermaſſe gegen dieſe Wand; ſo wirkt dieſe Maſſe gleichfalls zurück, aber zerſtiebend und in Millionen Theile ſich zerſtreuend. Aus einer ſolchen Vorſtellungsart iſt der Ausdruck Zerſtreuung des Lichts entſtanden.

Je mehr man das Licht als Materie, als Körper anſah, für deſto paſſender hielt man dieſe Gleichnißrede. Grimaldi wird gar nicht fertig das Licht zu zerſtreuen, zu zerbrechen und zu zerreißen. Bei Rizzetti findet auch die Diſperſion der Strahlen mit denen er operirt, jedoch wider ihren Willen und zu ihrem höchſten Verdruſſe, ſtatt. Newton, bei dem die Strahlen ja auch auseinander gebrochen werden, brauchte dieſen und ähnliche Ausdrücke, aber nur discurſiv, als erläuternd, verſinnlichend; und auf dieſe Weiſe wird jenes

Wort herangetragen, bis es endlich in dem neu eintretenden unerwarteten Nothfalle aufgeschnappt und zum Kunstworte gestempelt wird.

Mir sind nicht alle Documente dieses wichtigen Ereignisses zu Handen gekommen, daher ich nicht sagen kann, wer sich zuerst so ausgedrückt. Genug, dieses Kunstwort ward bald ohne Bedenken gebraucht, und wird es noch, ohne daß irgend jemanden einfiele, wie durch jene große Entdeckung das Alte völlig verändert und aufgehoben worden. Man hat mit diesem Pflaster den Schaden zugedeckt; und wer in der Kurze einen eminenten Fall sehen will, wie man mit der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt, der lese in den Anfangsgründen der Naturlehre von Johann Tobias Mayer, die kurze Darstellung von der Theorie der Farben, besonders vergleiche man den 630. und 635. Paragraphen. Wäre dieß ein alter Autor, so würden die Kritiker sich mit der größten Sorgfalt nach andern Codicibus umsehen, um solche Stellen, die gar keinen Sinn haben, mit Bedacht und Vorsicht zu emendiren.

Die Lehre mag sich indessen stellen wie sie will, das Leben geht seinen Gang fort. Achromatische Fernröhre werden verfertigt, einzelne Manner und ganze Nationen auf die Eigenschaften der verschiedenen Glasarten aufmerksam. Clairaut in Frankreich bedient sich der sogenannten Pierres de Stras statt des Flintglases, und die Entdeckung lag ganz nahe, daß der Bleikalk dem Glase jene Eigenschaft, die Farbensaume disproportionirlich gegen die Brechung zu verbreitern, mittheilen könne. Zeiher in Petersburg machte sich um die Sache verdient. Was Boscovich und Steiner gethan, um diese Angelegenheit theoretisch und praktisch zu fördern, bleibt unvergessen.

Le Baude erhielt in Frankreich 1773 den Preis für eine

Glasart, die dem Flint nahe kam. Dufougerais hat zu unserer Zeit, in seiner Manufactur zu Mont-Cenis, ein Glas verfertigt, wovon ein Prisma zu zehn Graden mit einem Prisma von Crownglas zu achtzehn Graden zusammengestellt, die Farbenerscheinung aufhebt.

Von dieser Glasart liegt noch eine große Masse vorräthig, und es ist zu wünschen, daß ein Theil derselben von den französischen Optikern zu Prismen von allen Winkeln genutzt, und zum Besten der Wissenschaft in einen allgemeinen Handelsartikel verwandelt werde.

Das Weitere und Nähere was diese wichtige Epoche betrifft, ist in Priestley's Geschichte der Optik nachzuschlagen; wobei die Klügel'schen Zusätze von großer Bedeutung sind. Uebrigens ist Priestley, hier wie durchaus, mit Vorsicht zu lesen. Er kann die Erfahrung, er kann die großen, gegen Newton daraus entspringenden Resultate nicht laugnen, giebt aber ganz gewissenlos zu verstehen: Euler sey durch einen Wink Newton's angeregt worden; als wenn jemand auf etwas hinwinken könnte, was er aufs hartnäckigste laugnet, ja was noch schlimmer ist, von dessen Möglichkeit er gar keine Spur hat! Unser, in diesem Falle so wie in andern geradsinnige Klügel läßt es ihm auch nicht durchgehen, sondern macht in einer Note aufmerksam auf diese Unredlichkeit.

Joseph Priestley.

The history and present state of discoveries relating to vision, light and colours, London 1772 in Quart.

Ohne diesem Werk sein Verdienst verkümmern, oder ihm denjenigen Nutzen ablaugnen zu wollen, den wir selbst daraus

gezogen haben, ſind wir doch genöthigt auszuſprechen, daß dadurch beſonders die anbrüchige Newtoniſche Lehre wiederhergeſtellt worden. Der Verfaſſer braucht die eingeführten Phraſen wieder ruhig fort. Alles was im Alterthum und in der mittlern Zeit geſchehen, wird für nichts geachtet. Newton's Verſuche und Theorien werden mit großem Bombaſt ausgekramt. Die achromatiſche Entdeckung wird ſo vorgetragen, als ſey jene Lehre dadurch nur ein wenig modificirt worden. Alles kommt wieder ins Gleiche, und der theoretiſche Schlendrian ſchleift ſich wieder ſo hin.

Da man dieſes Werk, genau betrachtet, gleichfalls mehr als Materialien denn als wirkliche Geſchichtserzählung anzuſehen hat; ſo verweiſen wir übrigens unſere Leſer gern darauf, weil wir auf manches, was dort ausführlich behandelt worden, nur im Vorbeigehen hingedeutet haben.

Paolo Friſi.

Wir erwähnen hier dieſes Mannes, ob er gleich erſt ſpäter, 1778, eine Lobſchrift auf Newton herausgegeben, um nur mit wenigem zu bemerken, daß immer noch die ältere Lehre, wie ſie Newton vorgetragen, Desaguliers ſie vertheidigt, wie ſie in die Schulen aufgenommen worden, ihre unbedingten Lobredner findet, ſelbſt in der neuern Epoche, die ihren Untergang entſchieden hätte herbeiführen müſſen, wenn die Menſchen, unter dem Druck einer beſchränkten Gewohnheit hinlebend, zu einem neuen Aperçu Augen und Geiſt entſchieden froh hinaufheben könnten.

Wird übrigens ein Muſter verlangt, wie ein ächter Newtonianer gedacht und geſprochen, und ſich die Sache vorgeſtellt; ſo kann dieſe übrigens ſehr gut geſchriebene und mit heiterm Enthuſiasmus vorgetragene Lobſchrift zur Hand genommen und beherzigt werden.

Georg Simon Klügel.

Die Lehre von der Achromaſie war wie ein fruchtbarer und unzerſtörlicher Same über das Feld der Wiſſenſchaften ausgeſtreut. So manches davon auch unter die Schuldornen fiel, um daſelbſt zu erſticken; ſo manches davon auch von den immer geſchäftigen theoretiſch-kritiſchen Vögeln aufgepickt und verſchluckt wurde; ſo manches davon das Schickſal hatte, auf dem platten Wege der Gemeinheit zertreten zu werden: ſo konnte es doch nicht fehlen, daß in guten und traubaren Boden ein Theil treulich aufgenommen ward, und wo nicht gleich Frucht trug, doch wenigſtens im Stillen keimte.

So haben wir oft genug unſern redlichen Landsmann Klügel bewundert und gelobt, wenn wir ſein Verfahren bei Ueberſetzung und Supplirung der Prieſtley'ſchen Optik mit Ruhe beobachteten. Ueberall vernimmt man leiſe Warnungen, vielleicht zu leiſe, als daß ſie hätten können gehört werden. Klügel wiederholt beſcheiden und oft, daß alle theoretiſchen Enunciationen nur Gleichnißreden ſeyen. Er deutet an, daß wir nur den Widerſchein und nicht das Weſen der Dinge ſehen. Er bemerkt, daß die Newtoniſche Theorie durch die achromatiſche Erfindung wohl gar aufgehoben ſeyn könnte.

Wenn es uns nicht ziemt, von ſeinem Hauptverdienſte,

das auſer unſerm Geſichtskreiſe liegt, zu ſprechen; ſo geben wir um ſo lieber ihm das Zeugniß eines vielleicht noch ſeltenern Verdienſtes, daß ein Mann wie er, von ſo viel mathematiſcher Gewandtheit, dem Wiſſenſchaft und Erfahrung in ſolcher Breite zu Gebote ſtanden, daß dieſer eine vorurtheilsfreie verſtändige Ueberſicht dergeſtalt walten ließ, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Behandlungen, ſicher ohne dogmatiſch, warnend ohne ſkeptiſch zu ſeyn, uns mit dem Vergangenen bekannt machen, das Gegenwärtige wohl einprägen, ohne den Blick für die Zukunft zu verſchließen.

Uebergang.

Die Newtoniſche Schule mochte ſich indeſſen gebärden, wie ſie wollte. Es war nun ſo oft von vielen bedeutenden Mannern, in ſo vielen Schriften, welche gleichſam jeden Tag wirkſam waren: denn die Sache wurde lebhaft betrieben; es war ausgeſprochen worden, daß Newton ſich in einem Hauptpunkte geirrt habe, und mehr als alle Worte ſprachen dieß die dioptriſchen Fernröhre auf Sternwarten und Maſtbaumen, in den Handen der Forſcher und der Privatleute, immer lauter und unwiderſprechlicher aus.

Der Menſch, wir haben ſchon früher darauf appuyirt, unterwirft ſich eben ſo gern der Autoritat, als er ſich derſelben entzieht; es kommt bloß auf die Epochen an, die ihn zu dem einen oder dem andern veranlaſſen. In der gegenwärtigen Epoche der Farbenlehre erhielten nunmehr jüngere, geiſtreichere, ernſt und treu geſinnte Menſchen eine gewiſe

Halbfreiheit, die weil sie keinen Punkt der Vereinigung vor sich sah, einen jeden auf sich selbst zurückwies, eines jeden eigene Ansichten, Lieblingsmeinungen, Grillen hervorrief, und so zwar manchem Guten förderlich war, dagegen aber auch eine Art von Anarchie weissagte und vorbereitete, welche in unsern Tagen völlig erschienen ist.

Was Einzelne gethan, die Natur der Farbe auf diese oder jene Weise mehr zu ergründen und zu erklären, ohne auf die Newtonische Lehre besonders Rücksicht zu nehmen, ist jetzt die Hauptaufgabe unsers fernern Vortrags. Wir nehmen mit, was wir sonst noch auf unserm Wege finden, lassen aber dazwischen manches Einzelne liegen, welches nicht frommt und fördert.

C. F. G. Westfeld.

Die Erzeugung der Farben, eine Hypothese. Göttingen 1767.

Dieser einzelne Bogen verdiente wohl, wenn man eine Anzahl kleiner, auf die Farbenlehre bezüglicher, sich verlierender Schriften sammeln und der Vergessenheit entziehen wollte, mit abgedruckt zu werden.

Des Verfassers Vortrag ist zwar nicht luminos, und weil er sich gleich in Controvers verwickelt, keineswegs erfreulich; doch ist seine Ueberzeugung guter Art. Erst drückt er sie im Allgemeinen folgendermaßen aus: „Die Verschiedenheit der Farben ist nur eine Verschiedenheit der Bewegung in den nervigen Fasern der Netzhaut;" dann aber tritt er der Sache näher und schreibt die Farbenwirkung aufs

Auge einer mehr oder minder erregten Wärme auf der Netzhaut zu.

Mit einer veranüglichen Zufriedenheit sehen wir dasjenige geahnet und vorbereitet, was später von Herschein entdeckt und zu unserer Zeit weiter ausgeführt worden. Wir wollen ihn selbst hören:

„Das Licht ist ein ausgedehntes Feuer, das man nur in einen engen Raum zusammendrängen darf, um sich von der Heftigkeit seiner Wirkungen zu überführen. Die Netzhaut des Auges hat die natürliche Wärme des Körpers. Die Lichtstrahlen, die auf sie fallen, müssen ihre natürliche Wärme vermehren, und ihre Fasern desto mehr ausdehnen, je dichter sie sind. Diese Verschiedenheit der Ausdehnung der nervigen Fasern muß eine verschiedene Empfindung in der Seele hervorbringen, und diese verschiedenen Empfindungen nennen wir Farben. Mit den Empfindungen, wenn sie zu heftig sind, ist bisweilen ein gewisses Gefühl verbunden, das wir Schmerz heißen. Wenn die Lichtstrahlen solche Empfindungen erregen, so haben sie einen zu heftigen Grad der Ausdehnung hervorgebracht. Die Empfindungen, die wir Farben nennen, müssen von einem geringern Grade der Ausdehnung herrühren, und unter diesen ist die heftigste Empfindung gelbe Farbe, weniger heftige die rothe, grüne, blaue Farbe."

„Ein einzelner Lichtstrahl dehnt die Stelle der Netzhaut auf die er fällt, so aus, daß dadurch die Empfindung in der Seele entsteht, die wir gelbe Farbe nennen. Man zerlege diesen Lichtstrahl durch das Prisma in sieben Theile, wovon einer immer dichter ist als der andere, so werden diese sieben Theile, nach Verhältniß ihrer Dichtigkeit, verschiedene Ausdehnungen erzeugen, wovon wir jede mit einem eigenen Namen belegen. Schwarze Körper saugen die meisten Lichtstrahlen

ein; folglich bringen sie auch die geringste Ausdehnung auf der Netzhaut hervor; violette etwas mehr, und dieß steigt bis zu den gelben und weißen Körpern, die, weil sie am dichtesten sind, die meisten Lichtstrahlen zurückwerfen, und dadurch die heftigste Ausdehnung auf der Netzhaut erregen."

„Man merkt es wohl, was wir vorhin gesagt haben, daß die natürliche Warme der Netzhaut vermehrt werden muß, wenn wir Farben sehen, oder überhaupt, wenn wir sehen sollen. So können wir lange in einem warmen finstern Zimmer seyn, worinnen wir durch die Warme nicht sehen. Der ganze Körper empfindet in diesem Falle, und deßwegen lassen sich die Empfindungen an einzelnen Theilen nicht unterscheiden. Wir sehen im Winter bei einer heftigen Kalte gefarbte und ungefärbte Körper, weil sie Lichtstrahlen in unser Auge werfen, und dadurch eine größere Warme oder größere Ausdehnung erregen."

„Die Dichtigkeit der Lichtstrahlen, die die gelbe oder weiße Farbe in uns erzeugt, kann sehr verschieden seyn, ohne daß sie eine andere Farbe hervorbringt. Das Licht, das in der Nähe gelb brennt, brennt auch noch in einer großen Entfernung so. Kreide sieht in der Nahe und in der Ferne weiß aus. Ganz anders verhalt es sich mit den Farben, die von einer viel mindern Dichtigkeit der Lichtstrahlen entstehen: diese werden schon in einer kleinen Entfernung schwarz."

„Ich sehe nicht, wie ein Newtonianer verantworten kann, daß Körper von schwachen Farben in der Entfernung schwarz zu seyn scheinen. Wenn sie z. B. nur die blauen Lichttheilchen zurückwerfen, warum bleiben denn diese auf der entfernten Netzhaut nicht eben so wohl blaue Lichttheilchen als auf der nahen? Es ist ja nicht, wie mit dem Geschmacke eines Salzes, das man mit zu vielem Wasser verdünnt hat. Die

Leonore applaudirend.

Es lebe der zum erſtenmal bekränzte!
Wie zieret den beſcheidnen Mann der Kranz!

Taſſo ſteht auf.

Alphons.

Es iſt ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol dich zieren ſoll.

Prinzeſſinn.

Dort werden lautere Stimmen dich begrüßen,
Mit leiſer Lippe lohnt die Freundſchaft hier.

Taſſo.

O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er ſengt mir meine Locken!
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es iſt zu viel!

blauen Lichttheilchen werden auch in der Entfernung mit nichts vermischt, das ihre Wirkungen verändern könnte. Sie gehen zwar durch die Atmosphäre, die voll fremder Körper und anderer Farbetheilchen ist, aber sie leiden doch dadurch keine Veränderung."

„Die scheinbaren Farben lassen sich aus dieser Hypothese noch leichter als aus den übrigen erklären. Wenn die Netzhaut, indem das Auge lange in das Licht sah, oder einen andern gefarbten Körper einige Zeit betrachtete, nach Verhältniß der Dichtigkeit der empfangenen Lichtstrahlen erwärmt wurde, so konnte sich diese Wärme nur nach und nach verlieren. So wird ein warmes Metall nicht auf einmal kalt. Mit der Fortdauer der Wärme dauerte die Ausdehnung fort, und folglich die Farben, die allmählig so wie sich die Wärme verlor, in andere Farben übergingen."

„Ich mag diese Hypothese jetzt nicht weitläuftiger ausführen, und deßwegen will ich nur noch das Wahre derselben, von dem Wahrscheinlichen abgesondert, herausetzen. Wahr ist es, „daß die Lichtstrahlen, so einfach sie auch seyn mögen, Wärme und Ausdehnung auf der Netzhaut hervorbringen müssen," daß die Seele diese Ausdehnung empfinden muß. Denn man erkläre auch die Farben wie man will, so muß man mir doch allezeit zugeben, daß das, was z. B. die blaue Farbe erzeugt, nicht heftiger wirken kann, als die Wärme eines solchen blauen Lichttheilchens wirkt."

Hätte Westfeld statt des Mehr und Minder, wodurch doch immer nur eine Abstufung ausgedrückt wird, von der man nicht weiß wo sie anfangen und wo sie aufhören soll, seine Meinung als Gegensatz ausgesprochen, und die Farbenwirkungen als erwärmend und erkaltend angenommen, so daß die von der einen Seite die natürliche Wärme der Retina

erhöhen, die von der andern sie vermindern; so wäre nach ihm diese Ansicht nicht viel mehr zu erweitern gewesen. Sie gehört in das Capitel von der Wirkung farbiger Beleuchtung, wo wir theils das Nöthige schon angegeben haben, theils werden wir das allenfalls Erforderliche künftig suppliren.

Guyot.

Nouvelles Récréations physiques et mathématiques, à Paris, 1769—70. 4 Bände in 8.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß eine Theorie sich nicht besser bewährt, als wenn sie dem Praktiker sein Urtheil erleichtert und seine Anwendungen fördert. Bei der Newtonischen ist gerade das Gegentheil: sie steht jedem im Wege, der mit Farben irgend was beginnen will; und dieß ist auch hier der Fall, bei einem Manne, der sich unter andern physischen Erscheinungen und Kräften auch der Farben zu mancherlei Kunststücken und Erheiterungen bedienen will.

Er findet bald, daß er, um alle Farben hervorzubringen, nur drei Hauptfarben bedarf, die er also auch wohl Ur- und Grundfarben nennen mag. Er bringt diese in helleren, sich nach und nach verdunkelnden Reihen auf durchscheinendes, über Quadrat-Rahmen gespanntes Papier, bedient sich dieser erst einzeln, nachher aber dergestalt mit einander verbunden, daß die hellern und dunklern Streifen übers Kreuz zu stehen kommen: und so entspringen wirklich alle Farbenschattirungen, sowohl in Absicht auf Mischung als auf Erhellung und Verdunkelung, zu welchem letztern Zwecke er jedoch noch eine besondere Vorrichtung macht.

Sich dieſer Rahmen zu bedienen, verfertigt er ein Käſtchen worein ſie paſſen, wovon die eine Seite ganz offen und nach der Sonne gerichtet iſt, die andere aber mit einer hinreichenden Oeffnung verſehen, daß man die gefärbten Flächen überſchauen könne.

Bei dieſen Operationen, die ſo einfach ſind, und eben weil ſie ſo einfach ſind, ſteht ihm die Newtoniſche Theorie im Wege, worüber er ſich, zwar mit vorhergeſchickten Proteſtationen, daß er dem ſcharfſinnigen und curioſen Syſtem keineswegs zu widerſprechen wage, folgendermaßen äußert:

„Die Wirkung, welche von dieſen gefärbten durchſcheinenden Papieren hervorgebracht wird, ſcheint nicht mit dem gegenwärtigen Syſtem von der Bildung der Farben übereinzuſtimmen. Denn das Papier worauf man z. B. die blaue Farbe angebracht hat, wirft die blauen Strahlen zurück, wenn man es durch die große Oeffnung des Kaſtens betrachtet, indeß die andere geſchloſſen iſt. Schaut man aber durch die kleinere, indeß die größere gegen die Sonne gewendet iſt, ſo erblickt man durch das Papier hindurch eben dieſelben blauen Strahlen. Dieſes aber wäre, dem Syſtem nach, ein Widerſpruch, weil ja daſſelbe Papier dieſelben Strahlen zurückwirft und durchläßt. Man kann auch nicht ſagen, das Papier werfe nur einen Theil zurück und laſſe den andern durchgehen: denn bei dieſer Vorausſetzung müßte das Papier, indem es nur einen Theil der blauen Strahlen durchließe, die Kraft haben alle übrigen zu verſchlingen, da man doch, wenn man den gelben Rahmen hinter den blauen ſtellt, nichts ſieht als grüne Strahlen, welche vielmehr der blaue Rahmen verſchlingen ſollte. Ja man dürfte gar keine Farbe ſehen: denn die einzigen blauen Strahlen, welche durch den blauen Rahmen durchzugehen im Stande ſind, müßten ja durch den

zweiten Rahmen verſchluckt werden, der nur die gelben durch läßt. Dieſelbe Betrachtung kann man bei allen übrigen Farben machen, welche durch die verſchiedenen Stellungen dieſer farbigen Rahmen hervorgebracht werden."

Und ſo hat auch dieſer verſtandige, im Kleinen thatige Mann, nach ſeiner Weiſe und auf ſeinem Wege, die Abſurdität des Newtoniſchen Syſtems eingeſehen und ausgeſprochen: abermals ein Franzoſe, der gleichfalls die umſichtige Klugheit und Gewandtheit ſeiner Nation beurkundet.

Mauclerc.

Traité des Couleurs et Vernis, à Paris 1773.

Die Farbenkörper haben gegen einander nicht gleichen Gehalt, und das Gelbe ſey ausgiebiger als das Blaue, ſo daß, wenn man ihre Wirkung mit einander ins Gleichgewicht zu einem Grün ſetzen wolle, man drei Theile Blau gegen zwei Theile Gelb nehmen müſſe. So ſey auch das hohe Roth ſtarker als das Blaue, und man müſſe fünf Theile Blau gegen vier Theile Roth nehmen, wenn das Gemiſch gerade in die Mitte von beiden fallen ſolle.

Marat.

Découvertes sur le Feu, l'électricité et la lumière, à Paris 1779. 8vo.

Découvertes sur la Lumière, a Londres et à Paris 1780. 8vo.

Notions élémentaires d'Optique, à Paris 1784. 8vo.

Ohne uns auf die große Anzahl Verſuche einzulaſſen, worauf Marat ſeine Ueberzeugungen gründet, kann es hier bloß unſere Abſicht ſeyn, den Gang, den er genommen, anzudeuten.

Die erſte Schrift liefert umſtändliche Unterſuchungen über das was er feuriges Fluidum, fluide igné, nennt. Er bringt nämlich brennende, glühende, erhitzte Körper in das Sonnenlicht, und beobachtet den Schatten ihrer Ausflüſſe und was ſonſt bei dieſer Gelegenheit ſichtbar wird.

Da er ſich nun das Vorgehende noch deutlicher machen will, ſo bedient er ſich in einer dunkeln Kammer des Objectivs von einem Sonnenmikroſkop, und bemerkt dadurch genauer die Schatten der Körper, der Dünſte, die verſchiedenen Bewegungen und Abſtufungen.

Den Uebergang zu dem was uns eigentlich intereſſirt, werden wir hier gleich gewahr, und da er auch erkaltende, ja kalte Körper auf dieſe Weiſe beobachtet; ſo findet er, daß auch etwas Eignes um ſie vorgeht. Er bemerkt Schatten und Lichtſtreifen, hellere und dunklere Linien, welche das Schattenbild des Körpers begleiten.

War die feurige Flüſſigkeit bei jenen erſten Verſuchen aus dem Körper herausdringend ſichtbar geworden; ſo wird ihm nunmehr eine Eigenſchaft des Lichtes anſchaulich, welche darin beſtehen ſoll, daß es ſich von den Körpern anziehen laßt, indem es an ihnen vorbeigeht. Er beobachtet die Phänomene genau und will finden, daß dieſe Anziehung, woraus jene von Grimaldi früher ſchon ſogenannte Beugung entſteht, nach der verſchiedenen Natur der Körper, verſchieden ſey. Er beobachtet und mißt die Stärke dieſer Anziehungskräfte, und wie weit ſich die Atmoſphäre dieſer Anziehung erſtrecken möchte.

Bei dieſer Gelegenheit bemerkt er jene uns auch ſchon bekannten Farbenſäume. Er findet nur zwei Farben, die blaue und die gelbe, an welche beiden ſich die dritte, die rothe, nur anſchließend ſehen läßt.

Das Licht iſt nun einmal angezogen, es iſt von ſeinem Wege abgelenkt; dieß deutet ihm gleichfalls auf die Eigenſchaft eines Fluidums. Er verharrt auf dem alten Begriff der Decompoſition des Lichtes in farbige Lichttheile: aber dieſe ſind ihm weder fünf, noch ſieben, noch unzählige, ſondern nur zwei, höchſtens drei.

Da er nun bei dieſen Verſuchen, welche wir die paroptiſchen nannten, auch wie bei jenen, die feurige Flüſſigkeit betreffenden, das Objectivglas eines Sonnen-Mikroſkops anwendet; ſo verbinden ſich ihm die dioptriſchen Erfahrungen der zweiten Claſſe, die Refractionsfälle, ſogleich mit den paroptiſchen, deren Verwandtſchaft freilich nicht abzuläugnen iſt, und er widerſpricht alſo von dieſer Seite der Newtoniſchen Lehre, indem er ungefähr diejenigen Verſuche aufführt, die auch wir und andere vorgelegt haben. Er ſpricht entſchieden aus, daß die Farbenerſcheinung nur an den Rändern entſpringe, daß ſie nur in einem einfachen Gegenſatz entſtehe, daß man das Licht hin und wieder brechen könne ſo viel man wolle, ohne daß eine Farbenerſcheinung ſtatt finde. Und wenn er auch zugeſteht, daß das Licht decomponirt werde, ſo behauptet er ſteif und feſt: es werde nur auf dem paroptiſchen Wege durch die ſogenannte Beugung decomponirt, und die Refraction wirke weiter nichts dabei, als daß ſie die Erſcheinung eminent mache.

Er operirt nunmehr mit Verſuchen und Argumenten gegen die diverſe Refrangibilität, um ſeiner diverſen Inflexibilität das erwünſchte Anſehen zu verſchaffen; ſodann fügt er

noch einiges über die gefärbten Schatten hinzu, welches gleichfalls ſeine Aufmerkſamkeit und Sagacität verräth, und verſpricht, dieſe und verwandte Materien weiter durchzuarbeiten.

Wer unſerm Entwurf der Farbenlehre und dem hiſtoriſchen Faden unſerer Bemühung gefolgt iſt, wird ſelbſt überſehen, in welchem Verhältniß gegen dieſen Forſcher wir uns befinden. Paroptiſche Farben ſind, nach unſerer eigenen Ueberzeugung, ganz nahe mit den bei der Refraction erſcheinenden verwandt (E. 415). Ob man jedoch, wie wir glaubten, dieſe Phänomene allein aus dem Doppelſchatten herleiten könne, oder ob man zu geheimnißvolleren Wirkungen des Lichtes und der Körper ſeine Zuflucht nehmen müſſe, um dieſe Phänomene zu erklären, laſſen wir gern unentſchieden, da für uns und andere in dieſem Fache noch manches zu thun übrig bleibt.

Wir bemerken nur noch, daß wir die paroptiſchen Fälle mit den Refractionsfällen zwar verwandt, aber nicht identiſch halten. Marat hingegen, der ſie völlig identificiren will, findet zwar bei den objectiven Verſuchen, wenn das Sonnenbild durchs Prisma geht, ziemlich ſeine Rechnung; allein bei ſubjectiven Verſuchen, wo ſich nicht denken läßt, daß das Licht an der Gränze eines, auf einer flachen Tafel aufgetragenen Bildes hergehe, muß er ſich freilich wunderlich gebärden, um auch hier eine Beugung zu erzwingen. Es iſt merkwürdig genug, daß den Newtonianern bei ihrem Verfahren die ſubjectiven Verſuche gleichfalls im Wege ſind.

Wie wenig Gunſt die Maratiſchen Bemühungen bei den Naturforſchern, beſonders bei der Akademie, fanden, läßt ſich denken, da er die hergebrachte Lehre, ob er gleich ihr letztes Reſultat, die Decompoſition des Lichtes, zugab, auf dem Wege den ſie dahin genommen, ſo entſchieden angriff. Das Gutachten der Commiſſarien iſt als ein Muſter anzuſehen, wie

grimaſſirend ein böſer Wille ſich gebärdet, um etwas das ſich nicht ganz verneinen läßt, wenigſtens zu beſeitigen.

Was uns betrifft, ſo halten wir dafür, daß Marat mit viel Scharfſinn und Beobachtungsgabe die Lehre der Farben, welche bei der Refraction und ſogenannten Inflexion entſtehen, auf einen ſehr zarten Punkt geführt habe, der noch fernerer Unterſuchung werth iſt, und von deſſen Aufklärung wir einen wahren Zuwachs der Farbenlehre zu hoffen haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die beiden letztern oben benannten Schriften, welche uns eigentlich intereſſiren, gewiſſermaßen gleichlautend ſind, indem die zweite nur als eine Redaction und Epitome der erſten angeſehen werden kann, welche von Chriſt. Ehrenfried Weigel ins Deutſche überſetzt, und mit Anmerkungen begleitet, Leipzig 1783, herausgekommen iſt.

H. F. T.

Observations sur les ombres colorées, à Paris 1782.

Dieſer, übrigens ſo viel wir wiſſen unbekannt gebliebene, Verfaſſer macht eine eigene und artige Erſcheinung in der Geſchichte der Wiſſenſchaft. Ohne mit der Naturlehre überhaupt, oder auch nur mit dieſem beſondern Capitel des Lichts und der Farben bekannt zu ſeyn, fallen ihm die farbigen Schatten auf, die er denn, da er ſie einmal bemerkt hat, überall gewahr wird. Mit ruhigem und geduldigem Antheil beobachtet er die mancherlei Fälle, in welchen ſie erſcheinen, und ordnet zuletzt in dieſem Buche zweiundneunzig Erfahrungen, durch welche er der Natur dieſer Erſcheinungen näher zu kommen denkt. Allein alle dieſe Erfahrungen und ſogenannten Expériences ſind immer nur beobachtete Fälle, durch

deren Anhäufung die Beantwortung der Frage immer mehr ins Weite gespielt wird. Der Verfasser hat keineswegs die Gabe mehreren Fällen ihr Gemeinsames abzulernen, sie ins Enge zu bringen, und in bequeme Versuche zusammenzufassen. Da dieses letztere von uns geleistet ist (S. 62—80), so läßt sich nunmehr auch leichter übersehen, was der Verfasser eigentlich mit Augen geschaut, und wie er sich die Erscheinungen ausgelegt hat.

Bei der Seltenheit des Buches halten wir es für wohlgethan, einen kurzen Auszug davon, nach den Rubriken der Capitel, zu geben.

Einleitung. Historische Nachricht, was Leonardo da Vinci, Buffon, Millot und Rollet über die farbigen Schatten hinterlassen.

Erster Theil. Was nöthig sey um farbige Schatten hervorzubringen. Nämlich zwei Lichter, oder Licht von zwei Seiten; sodann eine entschiedene Proportion der beiderseitigen Helligkeit.

Zweiter Theil. Von den verschiedenen Mitteln farbige Schatten hervorzubringen, und von der Verschiedenheit ihrer Farben.

I. Von farbigen Schatten, welche durch das directe Licht der Sonne hervorgebracht werden. Hier werden sowohl die Schatten bei Untergang der Sonne, als bei gemäßigtem Licht den Tag über, beobachtet.

II. Farbige Schatten, durch den Widerschein des Sonnenlichtes hervorgebracht. Hier werden Spiegel, Mauern und andere lichtzurückwerfende Gegenstände mit in die Erfahrung gezogen.

III. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre hervorgebracht, und erleuchtet durch die Sonne. Es werden

dieſe ſeltener geſehen, weil das Sonnenlicht ſehr ſchwach werden muß, um den von der Atmoſphare hervorgebrachten Schatten nicht völlig aufzuheben. Sie kommen daher gewöhnlich nur dann vor, wenn die Sonne ſchon zum Theil unter den Horizont geſunken iſt.

IV. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmoſphäre allein hervorgebracht. Es muß, wo nicht von zwei Seiten, doch wenigſtens übers Kreuz fallen. Dieſe Verſuche ſind eigentlich nur in Zimmern anzuſtellen.

V. Farbige Schatten, hervorgebracht durch künſtliche Lichter. Hier bedient ſich der Verfaſſer zweier oder mehrerer Kerzen, die er ſodann mit dem Kaminfeuer in Verhaltniß bringt.

VI. Farbige Schatten, hervorgebracht durch das atmoſphäriſche Licht und ein künſtliches. Dieſes ſind die bekannteſten Verſuche mit der Kerze und dem Tageslicht, unter den mannichfaltigſten empiriſchen Bedingungen angeſtellt.

VII. Farbige Schatten, hervorgebracht durch den Mondenſchein und ein künſtliches Licht. Dieſes iſt ohne Frage die ſchönſte und eminenteſte von allen Erfahrungen.

Dritter Theil. Von der Urſache der verſchiedenen Farben der Schatten. Nachdem er im Vorhergehenden das obige Erforderniß eines Doppellichtes und ein gewiſſes Verhältniß der beiderſeitigen Helligkeit nunmehr völlig außer Zweifel geſetzt zu haben glaubt; ſo ſcheint ihm beim weitern Fortſchritt beſonders bedenklich, warum daſſelbe Gegenlicht nicht immer die Schatten gleich farbe.

I. Vom Licht und den Farben. Er hält ſich vor allen Dingen an die Newtoniſche Lehre, kann jedoch ſeine farbigen Schatten nicht mit der Refraction verbinden. Er muß ſie in

Leonore.

Es ſchützet dieſer Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Taſſo.

Ich bin nicht werth die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenſtirnen wehen ſoll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwiſchen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar ſchwebe! Daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſey!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben
Mit Willen nicht was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der, muß gerüſtet ſeyn.

der Reflexion suchen, weiß aber doch nicht recht wie er sich gebarden soll.

Er kommt auf Gautier's System, welches ihn mehr zu begünstigen scheint, weil hier die Farben aus Licht und Schatten zusammengesetzt werden. Er giebt auch einen ziemlich umständlichen Auszug; aber auch diese Lehre will ihm so wenig als die Newtonische genügen, die farbigen Schatten zu erklären.

II. Von verschiedenen Arten der farbigen Schatten. Er bemerkt, daß diese Erscheinungen sich nicht gleich sind, indem man den einen eine gewisse Wirklichkeit, den andern nur eine gewisse Apparenz zuschreiben könne. Allein er kann sich doch, weil ihm das Wort des Räthsels fehlt, aus der Sache nicht finden. Daß die rothen Schatten von der untergehenden Sonne und den sie begleitenden Wolken herkommen, ist auffallend; aber warum verwandelt sich der entgegengesetzte Schatten, bei dieser Gelegenheit, aus dem Blauen ins Grüne? Daß diese Farben, wenn die Schatten auf einen wirklich gefarbten Grund geworfen werden, sich nach demselben modificiren und mischen, zeigt er umständlich.

III. Ueber die Farbe der Luft. Enthält die confusen und dunkeln Meinungen der Naturforscher über ein so leicht zu erklarendes Phanomen (S. 151).

IV. Bemerkungen über die Hervorbringung der farbigen Schatten. Die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auf diesem Wege die farbigen Schatten zu erklären, vermehren sich nur. Der Verfasser nähert sich jedoch dem Rechten, indem er folgert: Die Farben dieser Schatten sey man sowohl dem Lichte schuldig, welches den Schatten verursacht, als demjenigen das ihn erleuchtet.

Der Verfasser beobachtet so genau und wendet die Sache

so oft hin und wieder, daß er immer sogleich auf Widersprüche stößt, sobald er einmal etwas festgesetzt hat. Er sieht wohl, daß das früher von ihm aufgestellte Erforderniß einer gewissen Proportion der Lichter gegen einander nicht hinreicht; er sucht es nun in gewissen Eigenschaften der leuchtenden Körper, besonders der Flammen, und berührt auch den Umstand, daß verschiedene Lichter nicht einerlei gleiche Farben verbreiten.

V. Beobachtungen über die Ursachen der verschiedenen Schattenfarben. Er vermannichfaltigt die Versuche abermals, besonders um zu erkennen, auf welchem Wege eine Schattenfarbe in die andere übergeht, und ob dieser Uebergang nach einer gewissen Ordnung geschehe. Dabei beharrt er immer auf dem Begriff von der verschiedenen Intensität des Lichtes, und sucht sich damit durchzuhelfen, ob es gleich nur kümmerlich gelingt. Und weil er durchaus redlich zu Werke geht, begegnen ihm immer neue Widersprüche, die er eingesteht und dann wieder mit dem was er schon festgesetzt zu vereinigen sucht. Seine letzten Resultate sind folgende:

Farbige Schatten entspringen:

1) durch das stärkere oder schwächere Licht, das die Schatten empfangen;

2) durch die größere oder geringere Klarheit des Lichts, welches die Schatten hervorbringt;

3) durch die größere oder kleinere Entfernung der Lichter von den Schatten;

4) von der größern oder geringern Entfernung der schattenwerfenden Körper von dem Grunde, der sie empfangt;

5) von der größern oder geringern Incidenz, sowohl der Schatten als des Lichtes, das sie erleuchtet, gegen den Grund, der sie aufnimmt.

6) Man könnte noch sagen von der Farbe des Grundes, welcher die Schatten aufnimmt.

Auf diese Weise beschließt der Verfasser seine Arbeit, die ich um so besser beurtheilen kann, als ich, ohne seine Bemühungen zu kennen, früher auf dem selbigen Wege gewesen; aus welcher Zeit ich noch eine kleine in diesem Sinne geschriebene Abhandlung besitze.

An Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit fehlt es diesem ruhig theilnehmenden Beobachter nicht. Die geringsten Umstände zeigt er an: das Jahr, die Jahreszeit, den Tag, die Stunde; die Höhen der himmlischen, die Stellung der künstlichen Lichter; die größere oder geringere Klarheit der Atmosphäre; Entfernung und alle Arten von Bezug: aber gerade die Hauptsache bleibt ihm verborgen, daß das eine Licht den weißen Grund, worauf es fällt und den Schatten projicirt, einigermaßen färben müsse. So entgeht ihm, daß die sinkende Sonne das Papier gelb und sodann roth färbt, wodurch im ersten Fall der blaue, sodann der grüne Schatten entsteht. Ihm entgeht, daß bei einem von Mauern zurückstrahlenden Lichte leicht ein gelblicher Schein auf einen weißen Grund geworfen und daselbst ein violetter Schatten erzeugt wird; daß die dem Tageslicht entgegengesetzte Kerze dem Papier gleichfalls einen gelblich rothen Schein mittheilt, wodurch der blaue Schatten gefordert wird. Er übersieht, daß wenn er ein atmosphärisches Licht von zwei Seiten in sein Zimmer fallen läßt, von einem benachbarten Hause abermals ein gelblicher Schein sich hereinmischen kann. So darf, selbst wenn bei Nachtzeit mit zwei Kerzen operirt wird, die eine nur näher als die andere an einer gelblichen Wand stehen. So ist ein Kaminfeuer nicht sowohl stärker und mächtiger als eine Kerze, sondern es bringt, besonders wenn viele glühende

Kohlen ſich dabei befinden, ſogar einen rothen Schein hervor; deßwegen, wie beim Untergang der Sonne, leicht grüne Schatten entſtehen. Das Mondlicht farbt jede weiße Fläche mit einem entſchieden gelben Schein; und ſo entſpringen alle die Widerſprüche, die dem Verfaſſer begegnen, bloß daher, daß er die Nebenumſtände aufs genaueſte beachtet, ohne daß ihm die Hauptbedingung deutlich geworden wäre.

Daß indeſſen ſchwach wirkende Lichter ſelbſt ſchon als farbig und färbend anzuſehen, darauf haben wir auch ſchon hingedeutet (S. 81 ff.). Daß ſich alſo, in einem gewiſſen Sinne, die mehr oder mindere Intenſität des Lichts an die Erſcheinung der farbigen Schatten anſchließe, wollen wir nicht in Abrede ſeyn; nur wirkt ſie nicht als eine ſolche, ſondern als eine gefärbte und färbende. Wie man denn überhaupt das Schattenhafte und Schattenverwandte der Farbe, unter welchen Bedingungen ſie auch erſcheinen mag, hier recht zu beherzigen abermals aufgefordert wird.

Diego de Carvalho e Sampayo.

Tratado das Cores. Malta, 1787.

Dissertação sobre as cores primitivas. 1788. Dieſem iſt beigefügt:

Breve Tratado sobre a composição artificial das cores.

Elementos de agricultura. Madrid, 1790. 1791.

Memoria sobre a formação natural das Cores. Madrid, 1791.

Der Verfaſſer, ein Malteſer-Ritter, wird zufälliger Weiſe auf die Betrachtung farbiger Schatten geleitet. Nach wenigen Beobachtungen eilt er gleich zu einer Art Theorie, und ſucht ſich von derſelben durch mehrere Verſuche zu

überzeugen. Seine Erfahrungen und Geſinnungen finden ſich in den vier erſten oben benannten Schriften aufgezeichnet und in der letzten epitomirt. Wir ziehen ſie noch mehr ins Enge zuſammen, um unſern Leſern einen Begriff von dieſen zwar redlichen, doch ſeltſamen und unzulänglichen Bemühungen zu geben.

Theoretiſche Grundſätze.

„Die Farben manifeſtiren und formiren ſich durchs Licht. Das Licht, welches von leuchtenden Körpern ausfließt, oder das von dunkeln Körpern zurückſtrahlt, enthält die nämlichen Farben und producirt eben dieſelben Phänomene. Die Lebhaftigkeit des Lichts iſt eben ſo zerſtörend für die Farben, als die Tiefe des Schattens. Bei einem Mittellicht erſcheinen und bilden ſich die Farben."

„Primitive Farben giebt es zwei: Roth und Grün. Blau und Gelb ſind keine primitiven Farben. Schwarz iſt eine poſitive Farbe, ſie entſteht aus Roth und Grün. Weiß iſt eine poſitive Farbe, und entſteht durch die äußerſte Trennung der primitiven Farben, Roth und Grün."

Erfahrungen

die den Verfaſſer auf ſeine Theorie geleitet.

„Der Anlaß, Roth und Grün als primitive Farben anzunehmen und zu ſehen, gab ſich mir durch einen Zufall im December 1788, zu Lamego. Ich kam in ein Zimmer und ſah an der Wand grüne und rothe Reflexe. Als ich das Licht ſuchte, welches dieſelben hervorbrachte, fand ich daß es von der Sonne kam, die durch das Fenſter drang und auf die entgegengeſetzte Wand und das grüne Tuch fiel, mit welchem

ein Tisch bedeckt war. Dazwischen stand ein Stuhl, mit dessen Schatten die farbigen Reflexe von Roth und Grun zusammentrafen."

„Ich zog den Stuhl weg, daß kein Körper dazwischen stehen möchte, und sogleich verschwanden die Farben. Ich stellte mein spanisches Rohr, das ich in der Hand hatte, dazwischen, und sogleich bildeten sich dieselben Farben, und ich bemerkte, daß die rothe Farbe mit der Zurückstrahlung des grünen Tuchs correspondirte, und die grune mit dem Theile der Wand, auf welchen die Sonne fiel."

„Ich nahm das Tuch vom Tische, so daß die Sonne bloß auf die Wand fiel, und auch da verschwanden die Farben, und aus den dazwischen liegenden Körpern resultirte nur ein dunkler Schatten. Ich machte daß die Sonne bloß auf das Tuch fiel, ohne auf die Wand zu fallen, und ebenfalls verschwanden die Farben, und aus den zwischenliegenden Körpern resultirte der dunkle Schatten, den das von der Wand reflectirende Licht hervorbrachte."

„Indem ich diese Experimente anstellte, beobachtete ich daß die Farben lebhafter erschienen, wenn das Zimmer dunkel und die Reflexe stärker waren als das natürliche Licht; und daß sie sogar endlich verschwanden, wenn das natürliche Licht, welches man durch Fenster oder Thüre eingehen ließ, die Reflexe an Stärke übertraf."

„Bei der Wiederholung der Versuche stellte ich mich so, daß ein Theil der Sonne auf die weiße Wand fiel und ein anderer auf einen Theil meiner scharlachrothen Malteser-Uniform, und indem ich die Reflexe der Wand beobachtete, sah ich sie nochmals roth und grün, so daß die grüne Farbe mit dem rothen Reflex, und die rothe mit dem Lichte an der Wand correspondirte."

„So oft ich dieſe Obſervationen machte, ſo oft ergaben ſich die nämlichen Reſultate. Es ergiebt ſich alſo, daß das Licht der Sonne eine achromatiſche Flüſſigkeit iſt, mit der Eigenſchaft wie das Waſſer, ſich mit allen Farben färben zu können, und daß in dieſer Flüſſigkeit einige farbige und ſehr feine Theilchen ſchwimmen, welche, das Licht verſchiedentlich färbend, durch Refraction, Reflexion und Inflexion alle diejenigen Farben bilden, die wir auf den natürlichen Körpern und in dem gefärbten Lichte erblicken.“

„Das Licht, als Element angeſehen, iſt kein einfacher Körper, ſondern aus unter ſich verſchiedenen Principien zuſammengeſetzt. Eine achromatiſche, höchſt feine durchſichtige Flüſſigkeit bildet ſeine Baſis, und eine farbige, heterogene dunkle Materie ſchwimmt beſtändig in dieſer Flüſſigkeit.“

„Wenn nicht in dem Lichte eine achromatiſche Flüſſigkeit exiſtirte, ſo würde die Intenſität der Farben des Lichts in jeder ſeiner Arten immer dieſelbe ſeyn; z. B. das Rothe würde immer dieſelbe Stärke behalten, ohne ſich zum Hellern diluiren, oder zum Dunklern concentriren zu können. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß die Farben des Lichts ſich concentriren und diluiren, ohne ihre Natur zu verändern; alſo folgt, daß in demſelben Lichte eine achromatiſche Materie exiſtiren muß, die dergleichen Modificationen hervorzubringen vermögend iſt.“

„So muß auch die farbige Materie des Lichts nicht homogen ſeyn: denn wäre ſie bloß von Einer Natur, z. B. roth; ſo würde man in allen Körpern nichts mehr ſehen als dieſe Farbe, hell oder dunkel, nach dem Grade der Intenſität oder der Verdünnung des Lichts. Nun aber ſieht man in den Körpern eine erſtaunliche Mannichfaltigkeit verſchiedener Farben, nicht nur der Intenſität, ſondern auch der Qualität

nach; folglich ist die farbige Materie, welche in der achromatischen Flüssigkeit schwimmt, nicht homogen, sondern von verschiedenen Beschaffenheiten."

„Durch eine Reihe neuer und entschiedener Experimente, die von mir über das Licht gemacht worden, ist es hinlänglich bewiesen, daß es eine farbige Materie von zweierlei Art gebe: eine die vermögend ist, in uns ein Gefühl der rothen Farbe zu erwecken, und eine andere die ein Gefühl der grünen Farbe hervorbringen kann. Alle die andern Farben die man im Lichte sieht, sind aus diesen beiden zusammengesetzt, und sind anzusehen als bloße Resultate ihrer wechselseitigen Verbindung mit der achromatischen Materie zu einem Zustand von größerer oder kleinerer Dichtigkeit. Denn das Licht hat eine Kraft sich zu concentriren, daß es einen Glanz und eine unerträgliche Stärke für das Gesichtsorgan erhält; und zugleich die Fähigkeit, sich so sehr zu verdünnen, daß es demselben Organ nicht mehr merklich ist, und die Gegenstände nicht mehr sichtbar macht."

„Endlich ist die farbige Materie des Lichts von Natur dunkel, weil sie, indem sie sich vermittelst schicklicher Vorrichtungen verbindet, entweder den freien Durchgang der achromatischen Strahlen verhindert, oder uns die Oberfläche der Gegenstände verdeckt, über welche sich diese farbige Materie verbreitet."

Versuche.

Seine Vorrichtung ist nicht ungeschickt farbige Schatten hervorzubringen. Er bereitet hohle Röhren, bespannt das eine Ende mit leichten seidenen Zeugen, theils weißen theils von verschiedenen Farben. Diese bringt er in dem Laden einer Camera obscura dergestalt an, daß er auf eine

entgegengeſtellte Tafel, entweder ſein achromatiſches oder ſeine verſchieden gefärbten Lichter hereinbringen kann. Dazwiſchen ſtellt er irgend einen Körper, um einen einfachen oder Doppelſchatten hervorzubringen. Da er ſeine ſeidenen Ueberzüge Objective nennt, ſo wollen wir der Kurze wegen dieſen Ausdruck beibehalten.

Ein weißes Objectiv giebt farbloſes Licht und ſchwarzen Schatten.

Zwei weiße Objective geben farbloſes Licht und farbloſe Halbſchatten.

Ein rothes und ein weißes Objectiv geben ein helles Licht und rothen Schein, den er Reflex nennt, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

Ein grünes und ein weißes Objectiv geben ein ſchwaches grünes Licht und ſodann grüne und rothe Halbſchatten.

Ein rothes und ein grünes Objectiv geben ein verdunkeltes Licht, ohne einige Farbe, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

So weit iſt alles in der Ordnung. Nun verbindet er aber mit dem rothen und grünen Objectiv noch ein weißes, und will dadurch auf mancherlei Art Blau, Gelb, ſo wie Orange und Violett erhalten haben.

Nun fährt er fort ein Objectiv von Orangefarbe und ein weißes zuſammen zu ſtellen. Er erhalt ein ſchwaches Orangelicht, ſodann orange und blaue Schatten. Ein weißes und blaues Objectiv geben ihm ein ſchwachblaues Licht und blaue und gelbe Schatten. (Soll wohl rothgelbe heißen.) Ein gelbes und weißes Objectiv geben ihm ein hellgelbes Licht und gelbe und violette Schatten. Ein violettes und weißes Objectiv zuſammen geben ihm nunmehr violette und grünliche Schatten.

Dieſes Violett that hier, wie man ſieht, die Wirkung vom reinen Roth; der Verfaſſer glaubt aber hier wieder an

dem Anfange zu ſeyn, wo er ausgegangen iſt. Anſtatt jedoch die richtigen Erfahrungen, die ihm die Natur von dem Gegenſatz der Farben darbot, zu beachten und weiter zu verfolgen, hielt er die geforderten Scheinfarben für reale, wirklich aus dem Licht hervorgelockte Farben, und getauſcht durch jenen mittleren Verſuch, bei welchem ein nicht beachteter Nebenumſtand, den wir jedoch zu entwickeln noch nicht Gelegenheit gehabt, eintreten mochte, beſtand er auf ſeinem erſten wunderlichen Aperçu in Lamego, Roth und Grün, vielleicht ſeiner Malteſer-Uniform und dem Teppich zu Ehren, als die einzigen Urfarben anzuſprechen.

Seine Bemühungen ſind redlich, ſeine Aufmerkſamkeit genau und anhaltend. Er wird die dunkle Eigenſchaft der Farbe gewahr, die Nothwendigkeit eines farbloſen Lichts zur Erſcheinung der Farbe, und führt die ſämmtlichen Paare der ſich fordernden Farben ganz richtig durch; nur übereilt er ſich im Urtheil, und kommt ſo wenig als H. F. T. auf das Aperçu, daß die zweite Farbe eine phyſiologiſche ſey.

Das letzte der oben benannten Werke, ſehr ſchön auf 32 Seiten in klein Quart gedruckt, verdiente wohl ganz überſetzt, und mit der ihm beigefügten Kupfertafel begleitet zu werden, indem nur zweihundert Exemplare davon exiſtiren, und alle aufrichtigen Verſuche zu dem Wahren zu gelangen, ſchätzbar und ſelbſt die Mißgriffe belehrend ſind.

Robert Waring Darwin.

On the Ocular Spectra of Light and Colours. Abgedruckt in den Philoſophiſchen Transactionen, Volum. 76 pag. 313

Taſſo.

Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen die ihm nie verſagt.
Ach! ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem
Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſ't?
Es ſinken meine Kniee: Noch einmal
Siehſt du, o Fürſtinn, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!
Daß wie aus einem ſchönen Traum erwacht
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Prinzeſſinn.

Wenn du beſcheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern' auch dieſe Zweige tragen, die
Das ſchönſte ſind was wir dir geben können.
Wem einmal, würdig, ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

datirt vom November 1785. Nochmals abgedruckt in Erasmus Darwin's Zoonomie.

Dieser Aufsatz von den Augengespenstern ist ohne Zweifel der ausführlichste unter allen die erschienen sind, ob ihm gleich die oben angezeigte Schrift des Pater Scherffer an die Seite gestellt werden dürfte. Nach der Inhaltsanzeige folgt eine kurze Einleitung, welche eine Eintheilung dieser Gespenster und einige Literarnotizen enthält. Die Ueberschriften und Summarien seiner Capitel sind folgende:

1) Thatigkeit der Netzhaut beim Sehen.

2) Von Gespenstern aus Mangel von Empfindlichkeit.

Die Retina wird nicht so leicht durch geringere Reizung in Thätigkeit gesetzt, wenn sie kurz vorher eine stärkere erlitten.

3) Von Gespenstern aus Uebermaaß von Empfindlichkeit.

Die Retina wird leichter zur Thätigkeit erregt durch einen größern Reiz, wenn sie kurz vorher einen geringern erfahren.

4) Von directen Augengespenstern.

Eine Reizung über das natürliche Maaß erregt die Retina zu einer krampfhaften Thätigkeit, welche in wenig Secunden aufhört.

5) Ein Reiz, stärker als der letzterwähnte, erregt die Retina zu krampfhafter Thatigkeit, welche wechselsweise sich verliert und wiederkehrt.

6) Von umgekehrten Augengespenstern.

Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz aufgeregt worden, welcher abermals etwas größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine entgegengesetzte krampfhafte Thätigkeit.

7) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thatigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals größer ist als der

letzterwähnte, fällt in verschiedene aufeinander folgende krampfhafte Thätigkeiten.

8) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, der einigermaßen größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine fixe krampfhafte Thätigkeit, welche mehrere Tage anhält.

9) Ein Reiz, größer als der vorhergehende, bringt eine temporäre Paralyse in dem Gesichtsorgan hervor.

10) Vermischte Bemerkungen. Hier bringt der Verfasser solche Beobachtungen an, welche aus einem ganz natürlichen Grunde zu den vorhergehenden nicht passen.

a) Von directen und umgekehrten Gespenstern die zu gleicher Zeit existiren. Von wechselseitigen directen Gespenstern. Von einer Verbindung directer und umgekehrter Gespenster. Von einem gespensterhaften Hofe. Regeln die Farben der Gespenster voraus zu sagen.

b) Veränderlichkeit und Lebhaftigkeit der Gespenster durch fremdes Licht bewirkt.

c) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Zahl, Gestalt und Nachlassen.

d) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Glanz. Die Sichtbarkeit der Circulation des Blutes im Auge.

e) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Deutlichkeit und Größe, mit einer neuen Art die Gegenstände zu vergrößern.

f) Schluß.

Jedem der diese Summarien und Rubriken mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird in die Augen fallen, was an dem Vortrag des Verfassers zu tadeln sey. Waring Darwin,

wie ſein Bluts- oder Namensvetter, Erasmus Darwin, begehen, bei allem Verdienſt einer heitern und ſorgfältigen Beobachtung, den Fehler, daß ſie als Aerzte alle Erſcheinungen mehr pathologiſch als phyſiologiſch nehmen. Waring erkennt in ſeinem erſten Artikel, daß wohl alles Sehen von der Thätigkeit der Netzhaut abhängen möchte, und nimmt nun nicht etwa den naturgemäßen Weg, die Geſetze wornach ein ſolches geſundes Organ wirkt und gegenwirkt, auszumitteln und zu bezeichnen; ſondern er führt ſie unter der künſtlichen, ärztlichen Form auf, wie ſie ſich gegen ſchwächere und ſtärkere Reize verhalten; welches in dieſem Falle von geringer Bedeutung, ja in der Erfahrung, wie man aus ſeinen Rubriken wohl ſehen kann, gar nicht zu beſtimmen iſt.

Wir haben den Gehalt dieſer Abhandlung, ſo wie der übrigen uns bekannt gewordenen, geſondert und an der Natur ſelbſt, zum Nachtheil unſerer eigenen Augen, wiederholt geprüft, und in unſerer Abtheilung von phyſiologiſchen, nicht weniger in dem Anhang von pathologiſchen Farben, die allgemeinen Umriſſe zu ziehen geſucht, in welchen ſich alles einſchließt, die beſte Ordnung auszufinden getrachtet, nach welcher ſich die Phänomene darſtellen und einſehen laſſen.

Anſtatt alſo den Darwiniſchen Aufſatz Artikel vor Artikel durchzugehen, anſtatt Beifall und Mißfallen im Einzelnen zu bezeigen, erſuchen wir unſere Leſer, die es beſonders intereſſiren könnte, dieſe Abhandlung mit unſerer erſtgemeldeten Abtheilung des Entwurfs zuſammenzuhalten und ſich durch eigene Anſicht von dem dort Geleiſteten zu überzeugen.

Wir haben bei Recenſion des Darwiniſchen Aufſatzes den Ausdruck Augengeſpenſt mit Fleiß gewahlt und beibehalten, theils weil man dasjenige was erſcheint ohne Körperlichkeit zu haben, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, ein

Geſpenſt nennt, theils weil dieſes Wort, durch Bezeichnung der prismatiſchen Erſcheinung, das Bürgerrecht in der Farbenlehre ſich hergebracht und erworben. Das Wort Augentäuſchungen, welches der ſonſt ſo verdienſtvolle Ueberſetzer der Darwiniſchen Zoonomie dafür gebraucht hat, wünſchten wir ein für allemal verbannt. Das Auge täuſcht ſich nicht; es handelt geſetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte, aber nicht dem Weſen nach, ein Geſpenſt zu nennen berechtigt iſt.

Wir fügen die obengemeldeten literariſchen Notizen hinzu, die wir theils dem Verfaſſer, theils dem Ueberſetzer ſchuldig ſind.

Doctor Jurin in Smith's Optik, zu Ende. Aepinus in den Petersburger neuen Commentarien Vol. X. Beguelin in den Berliner Memoiren Vol. II., 1771. D'Arcy, Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften 1765. De Lahire, Buffon, Memoiren der franz. Akademie 1743. Chriſt. Ernſt Wünſch, Visus phaenomena quaedam. Lips. 1776. 4. Joh. Eichel, Experimenta circa sensum videndi, in Collectaneis societatis medicae Havniensis. Vol. I., 1774. 8.

Anton Raphael Mengs.

Lezioni prattiche di pittura, in ſeinen Werken, herausgekommen zu Parma 1780 in Quart.

Den Grund der Harmonie, welche wir bei einem Gemalde empfinden, ſetzte Mengs in das Helldunkel, ſo wie er denn auch dem allgemeinen Ton die vorzüglichſte Wirkung zuſchrieb. Die Farben waren ihm dagegen nur einzelne Töne,

womit man die Oberflächen der Körper specificirte, welche ſich dem Helldunkel und dem allgemeinen Ton ſubordiniren ſollten, ohne eben gerade für ſich und unter ſich einen Anſpruch an Uebereinſtimmung und Ganzheit zu machen.

Er bemerkte jedoch, daß eine Farbe, wenn ſie in ihrer völligen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere gewiſſermaßen aufgewogen werden müſſe, um erträglich zu ſeyn. Und ſo fand ſein offner Sinn und guter Geſchmack die einfachen Geſetze der Farbenharmonie, ohne jedoch ihren phyſiologiſchen Grund einzuſehen.

„Bei dem Gebrauch der Farben iſt es nöthig ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weiſe finden wollen, ſie mit Anmuth anzuwenden, und gut zu begleiten. Eigentlich giebt es nur drei Farben, Gelb, Roth und Blau. Dieſe darf man nie an und für ſich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, ſo ſuche man die Art und Weiſe eine andere aus zweien gemiſcht, an die Seite zu ſetzen: z. E. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieſes aus Roth und Blau beſteht. Hat man ein reines Roth angewendet, ſo füge man aus derſelben Urſache das Grüne hinzu, das ein Gemiſch von Blau und Gelb iſt. Beſonders iſt die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Miſchung entſteht, ſchwer mit Vortheil anzuwenden, weil dieſe Farbe zu lebhaft iſt, deßwegen man das Blau zu ſeiner Begleitung hinzufügen muß.“

Man ſehe was wir hierüber im naturgemäßen Zuſammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben. (E. 803. ff.)

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollſtändiges Farbe- und Bleichbuch ꝛc. ꝛc. Sechs Bände. Ulm, 1779 bis 1793.

Dieſer Mann, welcher zu Sindelfingen bei Stuttgart anſäſſig und zuletzt im Badenſchen angeſtellt war, deſſen Lebensgang wohl mehr verdiente bekannt zu ſeyn, war in ſeinem Handwerk, in ſeiner Halbkunſt, wie man es nennen will, ſo viel wir ihn beurtheilen können, wohl zu Hauſe. Alle Erforderniſſe bei der Färberei, ſowohl inſofern ſie vorbereitend als ausführend und vollendend gedacht werden, lagen ihm zur Hand, ſo wie die verſchiedenſten Anwendungen, welche man von Farben techniſch auf alle Arten von Zeugen und Stoffen nach und nach erſonnen hat.

Bei der großen Breite, bei dem genauen Detail ſeiner Kenntniſſe ſah er ſich nach einem Leitfaden um, an welchem er ſich durch das Labyrinth der Natur- und Kunſt-Erſcheinungen durchwinden könnte. Da er aber weder gelehrte, noch philoſophiſche, noch literariſche Bildung hatte, ſo wurde es ſeinem übrigens tüchtigen Charakter ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich, ſich überall zurecht zu finden.

Er ſah wohl ein, daß bei allem Verfahren des Färbers nur ſehr einfache Maximen zum Grunde lagen, die ſich aber unter einem Wuſt von einzelnen Recepten und zufälligen Behandlungen verbargen und kaum gefaßt werden konnten.

Daß mit einer klugen Anwendung von Sauren und Alkalien viel, ja beinahe alles gethan ſey, ward ihm klar, und bei dem Drange zum Allgemeinen, den er in ſich fühlte, wollte er dem Material ſeines Geſchäfts und deſſen Anwendung nicht allein, ſondern zugleich der ganzen Natur, einen eben ſo einfachen Gegenſatz zum Grunde legen. Deßhalb

wurden ihm Feuer und Waſſer die zwei Hauptelemente. Jenem geſellte er die Säuren, dieſem die Alkalien zu. In jenem wollte er zugleich die hochrothe, in dieſem die blaue Farbe finden, und hiermit war ſeine Theorie abgeſchloſſen; das Uebrige ſollte ſich hieraus entwickeln und ergeben.

Da die eminenteſten und beſtändigſten Farben aus den Metallen hervorzubringen waren, ſo ſchenkte er auch dieſen vorzügliche Aufmerkſamkeit und eine beſondere Ehrfurcht. Dem Feuer, den Säuren, dem Hochrothen ſoll Gold und Eiſen, dem Waſſer, den Alkalien, dem Blauen ſoll vorzüglich Kupfer antworten und gemäß ſeyn; und überall wo man dieſe Farben finde, ſoll etwas wo nicht gerade wirklich Metalliſches, doch dem Metalliſchen nahe Verwandtes und Analoges angetroffen werden.

Man ſieht leicht, daß dieſe Vorſtellungsart ſehr beſchränkt iſt und bei der Anwendung oft genug unbequem werden muß. Weil jedoch ſeine Erfahrung ſehr ſicher und ſtät, ſeine Kunſtbehandlung meiſterhaft iſt; ſo kommen bei dieſer ſeltſamen Terminologie Verhältniſſe zur Sprache, an die man ſonſt nicht gedacht hätte, und er muß die Phänomene ſelbſt recht deutlich machen, damit ſie vielſeitig werden, und er ihnen durch ſeine wunderliche Theorie etwas abgewinnen kann. Uns wenigſtens hat es geſchienen, daß eine Umarbeitung dieſes Buchs, nach einer freiern theoretiſchen Anſicht, von mannichfaltigem Nutzen ſeyn müßte.

Da, wie der Titel ſeines Buches ausweiſ't, die erſte Sorge des Färbers, die Farbloſigkeit und Reinigkeit der Stoffe auf welche er wirken will, ihm niemals aus den Augen gekommen: da er die Mittel ſorgfaltig angiebt, wie ſolchen Stoffen alle Farbe und Unreinigkeit zu entziehen: ſo muß ihm freilich der Newtoniſche ſiebenfarbige Schmutz, ſo wie bei

seiner einfachern Ansicht, die siebenfache Gesellschaft der Grundfarben höchst zuwider seyn; deßwegen er sich auch gegen die Newtonische Lehre sehr verdrießlich und unfreundlich gebärdet.

Mit den Chemikern seiner Zeit, Meyer, Justi und andern, verträgt er sich mehr oder weniger. Das acidum pingue des ersten ist ihm nicht ganz zuwider; mit dem zweiten steht er in mancherlei Differenz. So ist er auch in dem was zu seiner Zeit über die Farbekunst geschrieben worden, und was man sonst über die Farbenlehre geaußert, nicht unbekannt.

So viel sey genug, das Andenken eines Mannes aufzufrischen, der ein laborioses und ernstes Leben geführt, und dem es nicht allein darum zu thun war, für sich und die Seinigen zu wirken und zu schaffen; sondern der auch dasjenige was er erfahren, und wie er sich's zurecht gelegt, andern zu Nutz und Bequemlichkeit, emsig mittheilen wollte.

Eduard Hussey Delaval.

Versuch und Bemerkungen über die Ursache der dauerhaften Farben undurchsichtiger Körper. Uebersetzt und herausgegeben von Crell. Berlin und Stettin 1788. 8.

Der eigentliche Gehalt dieser Schrift, ob er gleich in der Farbenlehre von großer Bedeutung ist, laßt sich doch mit wenigen Worten aussprechen. Des Verfassers Hauptaugenmerk richt auf dem αμαυρον, auf der dunkeln Eigenschaft der Farbe, wohin wir auch wiederholt gedeutet haben.

Er behandelt vorzüglich färbende Stoffe aus dem Mineralreiche, sodann auch aus dem vegetabilischen und animalischen;

er zeigt, daß dieſe Stoffe in ihrem feinſten und concentrirteſten Zuſtande keine Farbe bei auffallendem Lichte ſehen laſſen, ſondern vielmehr ſchwarz erſcheinen.

Auch in Feuchtigkeiten aufgelöſ'te reine Farbeſtoffe, ſo wie farbige Gläſer, zeigen, wenn ein dunkler Grund hinter ihnen liegt, keine Farbe, ſondern nur, wenn ein heller hinter ihnen befindlich iſt. Alsdann aber laſſen ſie ihre farbige Eigenſchaft eben ſo gut als bei durchfallendem Lichte ſehen.

Was ſich auch vielleicht gegen des Verfaſſers Verfahrungsart bei ſeinen Verſuchen einwenden läßt; ſo bleibt doch das Reſultat derſelben für denjenigen, der ſie nachzuahmen und zu vermannichfaltigen weiß, unverrückt ſtehen, in welchem ſich das ganze Fundament der Färberei und Malerei ausdrückt.

Des Verfaſſers Vortrag hingegen iſt keiner von den glücklichſten. Seine Ueberzeugung trifft mit der Newtoniſchen nicht zuſammen, und doch kann er ſich von dieſer nicht losmachen, ſo wenig als von der Terminologie, wodurch ſie ſich ausſpricht. Man ſieht ferner durch ſeine Deduction wohl den Faden durch, an welchen er ſich hält, allein er verſchlingt ihn ſelbſt und macht dadurch den Leſer verworren.

Da er vorzüglich in dem chemiſchen Felde arbeitet, ſo ſteht ihm freilich die Vorſtellungsart ſeiner Zeit und die damalige Terminologie entgegen, wo das Phlogiſton ſo wunderbar Widerſprechendes wirken ſollte. Die Kenntniß der verſchiedenen Luftarten iſt auf dem Wege; aber der Verfaſſer entbehrt noch die großen Vorzüge der neuern franzöſiſchen Chemie und ihres Sprachgebrauchs, wodurch wir denn freilich gegenwärtig viel weiter reichen. Es gehört daher eine Ueberzeugung von ſeinem Hauptgrundſatze und ein guter Wille dazu, um das Aechte und Verdienſtliche ſeiner Arbeit auszuziehen und anzuerkennen.

Wir haben ihn seit langen Jahren geschätzt und daher auch schon (S. 572 ff.) seine Ueberzeugung, verbunden mit der unsern, aufgeführt.

Bei den Pflanzen geräth es ihm am besten. Er entzieht ihnen das Färbende und es bleibt eine weiße Structur übrig. Dieses ausgezogene Färbende verfinstert sich immer mehr beim Verdichten, manifestirt seine schattenhafte Natur, nähert sich dem Schwarzen, Ununterscheidbaren, und kann wieder einer andern weißen Fläche mitgetheilt und in seiner vorigen Specification und Herrlichkeit dargestellt werden. Im Thierreich ist es schon schwieriger. Im Mineralreiche finden sich noch mehr Hindernisse, wenn man den Grundsatz durchführen will. Jedoch beharrt er fest bei demselben und wendet ihn, wo er empirisch anwendbar ist, glücklich an.

In der Vorrede sind zwei kurze Aufsätze, die jedoch dem Verfasser nicht besonders günstig sind, vom Herausgeber eingeschaltet, der eine von Klügel, der andere von Lichtenberg. In dem ersten finden wir einen gemüthlichen und redlichen, in dem zweiten einen geistreichen und gewandten Skepticismus. Wir mögen hierbei eine Bemerkung äußern, welche wohl verdiente gesperrt gedruckt zu werden: daß nämlich auf eine solche Weise, wie von beiden Männern hier geschehen, alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könne; denn weil nichts was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitirende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, insofern es in der Erfahrung vor uns steht: so hat auch jeder Versuch, er sey wie er wolle und zeige was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der dasjenige was der Versuch a potiori ausspricht, begränzt und unsicher macht. Dieß ist die Ursache,

Taſſo.

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain ver-
bergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich an's unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In ſeinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederſchein
Des Himmels zwiſchen Bäumen, zwiſchen
Felſen
Nachdenkend ruht: ſo ſcheint es mir, ich ſehe
Elyſium auf dieſer Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,
Wer mag der Abgeſchiedne ſeyn? Der Jüng-
ling
Aus der vergangnen Zeit? So ſchön bekränzt?
Wer ſagt mir ſeinen Nahmen? Sein Verdienſt?
Ich warte lang' und denke: käme doch
Ein andrer und noch einer, ſich zu ihm
In freundlichem Geſpräche zu geſellen!

warum man im Lehren, ja sogar im Unterrichten, nicht weit kommt; bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß.

Der Delavalischen Ueberzeugung, die wir kennen, wird die Lehre von Newton's Lamellen an die Seite gesetzt, und freilich sind sie sehr verwandt. Bei Newton kommt auch die Farbe nicht von der Oberfläche, sondern das Licht muß durch eine Lamelle des Körpers eindringen und decomponirt zurückkehren. Bei Delaval ist die Farbe dieser Lamelle specificirt und wird nicht anders gesehen, als wenn hinter ihr ein heller, weißer Grund sich befindet, von dem das Licht alsdann gleichfalls specifisch gefärbt zurückkehrt.

Merkwürdig ist besonders in dem Lichtenbergischen Aufsatz, wie man der Newtonischen Lehre durch chemische Hülfstruppen in jener Zeit wieder beigestanden. Man hatte eine latente Wärme ausgemittelt, warum sollte es nicht auch ein latentes Licht geben? und warum sollten die, nach der Theorie, dem Licht angehörigen farbigen Lichter nicht auch der Reihe nach Versteckens spielen, und wenn es den gelben beliebte hervorzugucken, warum sollten die übrigen nicht neckisch im Hinterhalte lauschen können?

Zwei merkwürdige, unserer Ueberzeugung günstige Stellen aus gedachtem Aufsatz jedoch, wovon wir die eine schon früher angeführt (S. 584), mögen hier Platz nehmen:

„Ich bemerke hier im Vorbeigehen, daß vielleicht die Lehre von den Farben eben deßwegen bisher so viele Schwierigkeiten hatte, weil alles auf Einem Wege, z. B. Brechung, erklärt werden sollte."

Wir haben oft genug wiederholt, daß alles auf den Weg ankommt, auf welchem man zu einer Wissenschaft gelangt. Newton ging von einem Phänomen der Brechung aus, von

einem abgeleiteten Complicirten. Dadurch ward Brechung das Hauptaugenmerk, das Hauptkunſtwort, und was bei einem einzelnen Falle vorging, die Grundregel, das Grundgeſetz fürs Allgemeine. Hatte man hier mehrere, ja unzählige Grundfarben angenommen, ſo bedurften die, welche von der Malerei und Färberei herkamen, nur drei Farben; noch mehr Aufpaſſende und Sondernde gar nur zwei, und ſo veranderte ſich alles nach den verſchiedenen Anſichten.

Carvalho [illegible]r Franzoſe H. F. T. fanden die farbigen Schatten höchſt bedeutend und legten den ganzen Grund der Farbenlehre dahin. Aber alle dieſe Phanomene, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, haben ein gleiches Recht Grundphänomene zu ſeyn. Die von uns aufgeführten phyſiologiſchen, phyſiſchen, chemiſchen Farben ſind alle gleich befugt, die Aufmerkſamkeit der Beobachtenden und Theoretiſirenden anzuſprechen. Die Natur allein hat den wahren republicaniſchen Sinn, da der Menſch ſich gleich zur Ariſtokratie und Monarchie hinneigt, und dieſe ſeine Eigenheit überall, beſonders auch theoretiſirend ſtattfinden laßt.

„Auch ſcheint es mir aus andern Gründen wahrſcheinlich, daß unſer Organ um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfangen muſſe."

Was hier Lichtenberg im Vorbeigehen außert, iſt denn das etwas anderes als was Delaval behauptet? nur daß dieſer das Helle hinter das Dunkle bringt und die Specification des Dunkeln dadurch erſcheinen macht, und daß jener das Helle unter das Dunkle miſcht; welches ja auch nichts weiter iſt, als daß eins mit und durch das andere erſcheint. Ob ich ein durchſichtiges Blau über Gelb laſire, oder ob ich Gelb und Blau vermiſche, iſt in gewiſſem Sinne einerlei: denn auf beide Weiſe wird ein Grün hervorgebracht. Jene

Behandlungsart aber ſteht viel höher, wie wir wohl nicht weiter auszuführen brauchen.

Uebrigens wird Delaval's Vortrag, beſonders indem er auf die trüben Mittel gelangt, unſicher und unſcheinbar. Er kehrt zu der Newtoniſchen Lehre zurück, ohne ſie doch in ihrer ganzen Reinheit beizubehalten; dadurch entſteht bei ihm, wie bei ſo vielen andern, ein unglückliches eklektiſches Schwanken. Denn man muß ſich zu Newton ganz bekennen, oder ihm ganz entſagen.

Johann Leonhard Hoffmann.

Verſuch einer Geſchichte der maleriſchen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbeſondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunſt, und vielen praktiſchen Anmerkungen, Halle 1786.

Dieſer Mann, deſſen Andenken faſt gänzlich verſchwunden iſt, lebte um gedachtes Jahr in Leipzig als privatiſirender Gelehrter, war als guter Phyſiker und rechtlicher Mann geſchätzt, ohne ſich jedoch einer ärmlichen Exiſtenz entwinden zu können. Er nahm beträchtlichen Antheil an phyſikaliſchen, technologiſchen, ökonomiſchen Journalen und anderen Schriften dieſes Inhalts. Mehr iſt uns von ihm nicht bekannt geworden.

Seine obgemeldete Schrift zeigt ihn uns als einen durch Studien wohl gebildeten Mann. Kenntniß der Sprachen, des Alterthums, der Kunſtgeſchichte und recht treue Theilnahme an der Kunſt ſelbſt, iſt überall ſichtbar. Ohne ſelbſt Künſtler zu ſeyn, ſcheint er ſich mit der Malerei, beſonders

aber mit dem Malen, als ein guter Beobachter und Aufmerker beschäftigt zu haben, indem er die Erfordernisse der Kunst und Technik recht wohl einsieht und penetrirt.

Da er jedoch in allem dem, was von dem Maler verlangt wird und was er leistet, kein eigentliches Fundament finden kann; so sucht er durch Vergleichung mit der Tonkunst eine theoretische Ansicht zu begründen, und die malerischen und musikalischen Phänomene, so wie die Behandlungsweise der beiden Künste, mit einander zu parallelisiren.

Eine solche, von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen, und indem wir das Eine fallen lassen, das Andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder zu schaukeln.

Auf dem empirischen Wege, wie wir schon früher bemerkt (S. 718 ff.), werden sich beide Künste niemals vergleichen lassen, so wenig als zwei Maaßstabe von verschiedenen Längen und Eintheilungen neben einander gehalten. Wenn auch irgendwo einmal ein Einschnitt paßt, so treffen die übrigen nicht zusammen; rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, so verschieben sich die ersten wieder, und so wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben.

Wir können dieß nicht anschaulicher machen, als wenn wir diejenigen Erscheinungen und Begriffe, die er parallelisirt, neben einander stellen.

Licht	Laut
Dunkelheit	Schweigen
Schatten	

Lichtſtrahlen
Farbe
Farbenkörper
Ganze Farben
Gemiſchte Farben
Gebrochene Farbe
Helle
Dunkel
Farbenreihe
Wiederholte Farbenreihe
Helldunkel
Himmliſche Farben
Irdiſche (braune) Farben
Herrſchender Ton
Licht und Halbſchatten
Indig
Ultramarin
Grün
Gelb
Hochroth
Roſenroth
Kermesroth
Purpur
Violett
Zurichtung der Palette
Tractement
Bunte lavirte Zeichnung
Impaſtirtes Gemälde.

Schallſtrahlen
Ton
Inſtrument
Ganze Töne
Halbe Töne
Abweichung des Tons
Höhe
Tiefe
Octave
Mehrere Octaven
Uniſono
Hohe Töne
Contra-Töne
Soloſtimme
Prime und Secundſtimme
Violoncell
Viole und Violine
Menſchenkehle
Clarinette
Trompete
Hoboë
Querflöte
Waldhorn
Fagot
Stimmung der Inſtrumente
Applicatur
Clavier-Concert
Symphonie.

Bei dieſer Art von ſtrengem Nebeneinanderſetzen, welches im Buche theils wirklich ausgeſprochen, theils durch Contert und Styl nur herbeigeführt und eingeleitet iſt, ſieht jedermann das Gezwungene, Willkürliche und Unpaſſende zweier großen in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Naturerſcheinungen, in ſofern ſie theilweiſe mit einander verglichen werden ſollen.

Es iſt zu verwundern, daß der Verfaſſer, der ſich ſehr lebhaft gegen das Farbenclavier erklart und daſſelbe für unausführbar und unnütz halt, ein ſolches Vergnügen fand, ſich aus Verſchlingung der beiden Künſte gleichſam ſelbſt ein Labyrinth zu erſchaffen. Dieſes wird denn in ſeinen letzten Capiteln recht kraus, indem er den modus rectus und contrarius, Intervalle, Conſonanzen und Diſſonanzen, den modus major und minor, Accord und Disharmonie, auseinandergeriſſne Octaven und was noch alles ſonſt der Muſik eigen iſt, auch in der Farbenlehre und der ſie anwendenden Malerkunſt finden will.

Er muß freilich, als ein im Grunde ſcharfſinniger Mann, ſich zuletzt daran ſtoßen, daß die Malerei eine ſimultane Harmonie, die Muſik eine ſucceſſive fordere. Er findet natürlich die Intervalle der Farben nicht ſo beſtimm- und meßbar, wie die der Töne. Da er ſeine Farbenſcala nicht in ihr ſelbſt abſchließt, ſondern ſie, ſtatt in einem Cirkel, in einer Reihe vorſtellt, um ſie an eine hellere Octave wieder anſchließen zu können; ſo weiß er nicht, welche er zur erſten und welche zur letzten machen, und wie er dieſes Anſchließen am natürlichſten bewirken ſoll. Ihm ſteht entgegen daß er von einem gewiſſen Gelb auf geradem Wege durch Roth und Blau hindurch niemals zu einem helleren Gelb gelangen kann, und er muß fühlen, daß es ein unendlicher Unterſchied iſt zwiſchen der Operation wodurch man eine Farbe verdunnt,

und zwischen der wodurch man zu einem höheren Tone vorschreitet.

Eben so traurig ist es anzusehen, wenn er glaubt, man könne jede Farbe durch gewisse Modificationen in den Minor setzen, wie man es mit den Tönen vermag, weil die einzelnen Töne sich gegen den ganzen musikalischen Umfang viel gleichgültiger verhalten, als die einzelnen Farben gegen den Umkreis in welchem sie aufgestellt sind: denn die Farben machen in diesem Kreise selbst das majus und minus, sie machen selbst diesen entschiedenen Gegensatz, welcher sichtbar und empfindbar ist und der nicht aufzuheben geht, ohne daß man das Ganze zerstört.

Die Töne hingegen sind, wie gesagt, gleichgültiger Natur, sie stehen jedoch unter dem geheimen Gesetz eines gleichfalls entschiedenen Gegensatzes, der aber nicht an sich, wie bei der Farbe, nothwendig und unveränderlich empfindbar wird, sondern, nach Belieben des Künstlers, an einem jeden Tone und seiner von ihm herfließenden Folge hörbar und empfindbar gemacht werden kann.

Es ist uns angenehm, indem wir gegen das Ende zueilen, nochmals Gelegenheit gefunden zu haben, uns über diesen wichtigen Punkt zu erklären, auf welchen schon im Laufe unseres Vortrags auf mehr als eine Weise hingedeutet worden.

Das Büchelchen selbst verdient eine Stelle in der Sammlung eines jeden Natur- und Kunstfreundes, sowohl damit das Andenken eines braven, beinah völlig vergessenen Mannes erhalten, als damit die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung einem jeden deutlicher gemacht werde. Geistreiche Personen werden an den künstlichen, aber redlich gemeinten, und so weit es nur gehen wollte, ernstlich

durchgeführten Bemühungen des Verfaſſers Unterhaltung und Vergnügen finden.

Robert Blair.

Experiments and Observations on the unequal Refrangibility of Light, in den Transactionen der königlichen Societät zu Edinburg, Vol. 3, 1794.

Das Phanomen der Achromaſie war nun allgemein bekannt und beſonders durch die einfachen prismatiſchen Verſuche außer allen Zweifel geſetzt worden; doch ſtand der Anwendung dieſes Naturgeſetzes auf Objectivglaſer manches im Wege, ſowohl von der chemiſchen als von der mechaniſchen Seite, indem es ſeine Schwierigkeiten hat, ein innerlich vollkommen reines Flintglas zu bereiten und genau zuſammenpaſſende Glaſer zu ſchleifen. Beſonders aber ſtellten ſich manche Hinderniſſe ein, wenn man die Weite der Objectivgläſer über einen gewiſſen Grad vermehren wollte.

Daß nicht allein feſte, ſondern auch allerlei flüſſige Mittel die Farbenerſcheinung zu erhöhen im Stande ſeyen, war bekannt. Doctor Blair beſchaftigte ſich mit dieſen letzten, um ſo mehr als er wollte gefunden haben, daß bei der gewöhnlichen Art, durch Verbindung von Flint- und Crownglas, die Achromaſie nicht vollkommen werden könne.

Er hatte dabei die Newtoniſche Vorſtellungsart auf ſeiner Seite: denn wenn man ſich das Spectrum als eine fertige, in allen ihren einzelnen Theilen ungleich gebrochene Strahlenreihe denkt; ſo läßt ſich wohl hoffen, daß ein entgegengeſetztes Mittel allenfalls einen Theil derſelben, aber nicht alle aufheben und verbeſſern könne. Dieſes war ſchon früher zur

Sprache gekommen und Dr. Blair's Verſuche, ſo wie die daraus gezogenen Folgerungen, wurden von den Newtonianern mit Gunſt aufgenommen.

Wir wollen ihn erſt ſelbſt hören und ſodann dasjenige, was wir dabei zu erinnern im Fall ſind, nachbringen.

Verſuche des Dr. Blair

über die chromatiſche Kraft verſchiedener Flüſſigkeiten und Auflöſungen.

„Verſchiedene Auflöſungen von Metallen und Halbmetallen in verſchiedenen Geſtalten fanden ſich immer chromatiſcher als Crownglas. Die Auflöſungen einiger Salze in Waſſer, z. B. des rohen Ammoniakſalzes, vermehren die Erſcheinung ſehr. Die Salzſäure hat auch dieſe Kraft, und je concentrirter ſie iſt, deſto ſtärker wirkt ſie. Ich fand daher, daß diejenigen Flüſſigkeiten die allerhöchſte chromatiſche Kraft haben, in welchen die Salzſäure und die Metalle verbunden ſind. Die chemiſche Praparation, genannt Causticum antimoniale oder Butyrum Antimonii, beſitzt in ihrem concentrirteſten Zuſtande, wenn ſie eben genug Feuchtigkeit an ſich gezogen hat, um flüſſig zu ſeyn, dieſe Kraft in einem erſtaunlichen Grade, ſo daß drei Keile Crownglas nöthig ſind, um die Farbe aufzuheben, die durch einen entgegengeſetzten Keil von gleichem Winkel hervorgebracht worden. Die groſſe Menge des in dieſer Solution enthaltenen Halbmetalls, und der concentrirte Zuſtand der Salzſäure, ſcheinen dieſen kaum glaublichen Effect hervorzubringen.“

„Aetzendes ſublimirtes Queckſilber, mit einer Auflöſung von rohem Ammoniakſalz in Waſſer, iſt an Stärke die nächſte

Auflösung. Man kann sie so stark machen, daß der Winkel eines Prisma's von Crownglas, welches ihre Farbenerscheinung aufwiegen soll, doppelt so groß seyn muß. Hier sind auch offenbar das Quecksilber und die Salzsaure an der Erscheinung Ursache: denn weder das Wasser, noch das flüchtige Laugensalz, als die übrigen Theile der Zusammensetzung, zeigen, wenn man sie einzeln untersucht, eine solche Wirkung."

„Die wesentlichen Oele folgen zunächst. Diejenigen welche man aus harzigen Mineralien erhalt, wirken am starksten: als aus natürlichem Bergöl, Steinkohle und Ambra. Ihr Verhältniß zu dem Crownglas ist ungefahr wie zwei zu drei. Das wesentliche Oel des Sassafras wirkt nicht viel geringer. Wesentliches Citronenöl, ganz ächt, verhalt sich wie drei zu vier, Terpentinöl wie sechs zu sieben, und im wesentlichen Rosmarinöl ist die Kraft noch etwas geringer."

„Ausgepreßte Oele unterscheiden sich nicht sonderlich vom Crownglas, so auch rectificirte Geister, und der Aether des Salpeters und Vitriols."

Vorlesung des Dr. Blair.

I. „Die ungleiche Refrangibilitat des Lichts, wie sie Isaak Newton entdeckt und umständlich erörtert hat, steht nur in sofern unwidersprochen gegründet, als die Refraction an der Gränze irgend eines Mediums und eines leeren Raumes vorgeht. Alsdann sind die Strahlen von verschiedenen Farben ungleich gebrochen, die rothmachenden Strahlen sind die am wenigsten, die violettmachenden die am meisten brechbaren Strahlen."

O säh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt!
O säh' ich hier sie immer unzertrennlich,
Wie sie im Leben fest verbunden waren!
So bindet der Magnet durch seine Kraft
Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bin-
det.
Homer vergaß sich selbst, sein ganzes Leben
War der Betrachtung zweyer Männer heilig,
Und Alexander in Elysium
Eilt den Achill und den Homer zu suchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, sie
Die größten Seelen nun vereint zu sehen!

Leonore.

Erwach! Erwache! Laß uns nicht empfinden
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

Tasso.

Es ist die Gegenwart die mich erhöht,
Abwesend schein' ich nur, ich bin entzückt.

II. „Die Entdeckung von demjenigen was man die verſchieden zerſtreuende Kraft in den verſchieden brechenden Medien nannte, zeigt, daß die Newtoniſchen Theoreme nicht allgemein ſind, wenn er ſchließt: daß der Unterſchied der Brechung zwiſchen den meiſt und geringſt brechbaren Strahlen immer in einem gegebenen Verhaltniſſe zu der Refraction der mittelſt refrangiblen ſtehe. Man zweifelt nicht, daß dieſer Satz wahr ſey, bezüglich auf die Mittel, an welchen dieſe Erfahrungen gemacht ſind; aber es finden ſich manche Ausnahmen deſſelben."

III. „Denn die Erfahrungen des Herrn Dollond beweiſen, daß der Unterſchied der Brechung zwiſchen den rothen und violetten Strahlen, im Verhaltniß zu der Refraction des ganzen Strahlenpinſels, größer iſt in gewiſſen Glasarten als im Waſſer, und größer im Flintglas als im Crownglas."

IV. „Die erſte Reihe der obenerwähnten Verſuche zeigt, daß die Eigenſchaft, die farbigen Strahlen in einem höheren Grade als Crownglas zu zerſtreuen, nicht auf wenige Mittel begranzt iſt, ſondern einer großen Mannichfaltigkeit von Flüſſigkeiten angehört, und einigen derſelben in ganz außerordentlichem Grade. Metallauflöſungen, weſentliche Oele, mineraliſche Sauren, mit Ausnahme der vitrioliſchen, ſind in dieſem Betracht höchſt merkwürdig."

V. „Einige Folgerungen, die ſich aus Verbindung ſolcher Mittel, welche eine verſchiedene zerſtreuende Kraft haben, ergeben und bisher noch nicht genug beachtet worden, laſſen ſich auf dieſe Weiſe erklaren. Obgleich die größere Refrangibilitat der violetten vor den rothen Strahlen, wenn das Licht aus irgend einem Mittel in einen leeren Raum geht, als ein Geſetz der Natur betrachtet werden kann; ſo ſind es doch gewiſſe Eigenſchaften der Mittel, von denen es abhangt, welche von dieſen Strahlen, beim Uebergang des Lichtes aus

einem Mittel ins andere, die meiſt refrangiblen ſeyn ſollen, oder in wiefern irgend ein Unterſchied in ihrer Brechbarkeit ſtatt finde."

VI. „Die Anwendung von Huygens Demonſtrationen auf die Verbeſſerung jener Abweichung, die ſich von der ſphariſchen Figur der Linſen beſchreibt, ſie mögen feſt oder flüſſig ſeyn, kann als der nächſte Schritt, die Theorie der Fernglaſer zu verbeſſern, angeſehen werden."

VII. „Sodann bei Verſuchen, welche mit Objectivgläſern von ſehr weiter Oeffnung gemacht, und in welchen beide Abweichungen, in ſofern es die Grundſätze erlauben, verbeſſert worden, findet ſich, daß die Farbenabweichung durch die gemeine Verbindung zweier Mittel von verſchiedener Diſperſivkraft nicht vollkommen zu verbeſſern ſey. Die homogenen grünen Strahlen ſind alsdann die meiſt refrangirten, zunächſt bei dieſen Blau und Gelb vereinigt, dann Indigo und Orange vereinigt, dann Violett und Roth vereinigt, welche am wenigſten refrangirt ſind."

VIII. „Wenn dieſe Farbenhervorbringung beſtandig, und die Länge des ſecundären Spectrums dieſelbe ware, in allen Verbindungen der Mittel wo die ganze Brechung des Pinſels gleich iſt; ſo würde die vollkommene Verbeſſerung jener Abweichung, die aus der Verſchiedenheit der Refrangibilität entſteht, unmöglich ſeyn und als ein unüberſteigliches Hinderniß der Verbeſſerung dioptriſcher Inſtrumente entgegenſtehen."

IX. „Der Zweck meiner Experimente war daher, zu unterſuchen, ob die Natur ſolche durchſichtige Mittel gewähre, welche dem Grade nach, in welchem ſie die Strahlen des prismatiſchen Spectrums zerſtreuen, verſchieden waren, zugleich aber die mancherlei Reihen der Strahlen in derſelben Proportion aus einander hielten. Denn wenn ſich ſolche

Mittel fänden, so würde das obengemeldete secundare Spectrum verschwinden, und die Abweichung welche durch die verschiedene Refrangibilitat entsteht, könnte aufgehoben werden. Der Erfolg dieser Untersuchung war nicht glücklich in Betracht ihres Hauptgegenstandes. In jeder Verbindung die man versuchte, bemerkte man dieselbe Art von nicht beseitigter Farbe, und man schloß daraus, daß es keine directe Methode gebe, die Aberration wegzuschaffen."

X. „Aber es zeigte sich in dem Verlauf der Versuche, daß die Breite des secundären Spectrums geringer war in einigen Verbindungen als in anderen, und da eröffnete sich ein indirecter Weg, jene Verbesserung zu finden, indem man namlich eine zusammengesetzte hohle Linse von Materialien welche die meiste Farbe hervorbringen, mit einer zusammengesetzten converen Linse von Materialien welche die wenigste Farbe hervorbringen, verband und nun beobachtete, auf was Weise man dieß durch drei Mittel bewirken könnte, ob es gleich schien, daß ihrer viere nöthig waren."

XI. „Indem man sich nun nach Mitteln umsah, welche zu jenem Zweck am geschicktesten seyn möchten; so entdeckte man eine wunderbare und merkwürdige Eigenschaft in der Salzsaure. In allen Mitteln, deren Zerstreuungskräfte man bisher untersucht hatte, waren die grünen Strahlen, welche sonst die mittlern refrangiblen im Crownglas sind, unter den weniger refrangiblen, und daher verursachten sie jene nicht beseitigte Farbe, welche vorher beschrieben worden. In der Salzsaure hingegen machen dieselben Strahlen einen Theil der mehr refrangiblen, und in Gefolg davon ist die Ordnung der Farben in dem secundären Spectrum, welches durch eine Verbindung von Crownglas mit dieser Flussigkeit hervorgebracht war, umgekehrt, indem das homogene Grün das wenigst

refrangible und das verbundene Roth und Violett das meist refrangible war."

XII. „Diese merkwürdige Eigenschaft, die man in der Salzsaure gefunden, führt zu dem vollkommensten Erfolg, dem großen Mangel der optischen Instrumente abzuhelfen, nämlich der Zerstreuung oder Abweichung der Strahlen, welche sich von ihrer ungleichen Refrangibilität herschrieb, und wodurch es bisher unmöglich ward, sie alle zusammen auf einen Punkt zu bringen, sowohl bei einfachen als bei entgegengesetzten Brechungen. Eine Flüssigkeit, in welcher Theile der Salzsaure mit metallischen in geborigem Verhältniß stehen, trennt die äußersten Strahlen des Spectrums weit mehr als Crownglas, bricht aber alle Reihen der Strahlen genau in demselben Verhältniß, wie dieß Glas thut; und daher können die Strahlen aller Farben, welche durch die Brechung des Glases divergent geworden, wieder parallel werden, entweder durch eine folgende Refraction auf der Gränze des Glases und gedachter Flüssigkeit, oder indem die brechende Dichtigkeit derselben geschwächt wird. Die Brechung, welche an der Gränze derselben und des Glases statt findet, kann so regelmäßig, als wäre es Reflexion, gemacht werden, indessen die Mängel, welche von unvermeidlicher Unvollkommenheit des Schleifens entspringen müssen, hier viel weniger anstößig sind als bei der Reflexion, und die Masse Licht, welche durch gleiche Oeffnung der Teleskope durchfällt, viel größer ist."

XIII. „Dieses sind die Vortheile, welche unsere Entdeckung anbietet. In der Ausführung mußte man beim ersten Angreifen der Sache mancherlei Schwierigkeiten erwarten und deren manche überwinden, ehe die Erfahrungen vollständig wirken konnten. Denn zur Genauigkeit der Beobachtungen gehört, daß die Objectivglaser sehr sorgfältig gearbeitet werden,

indem die Phänomene viel auffallender sind, wenn die vergrößernden Kräfte wachsen. Die Mathematiker haben sich viel Mühe zu geringem Zwecke gegeben, indem sie die Radien der Sphären ausrechneten, welche zu achromatischen Teleskopen nöthig sind: denn sie bedachten nicht, daß Objectivgläser viel zartere Prüfmittel sind für die optischen Eigenschaften brechender Medien als die groben Versuche durch Prismen, und daß die Resultate ihrer Demonstrationen nicht über die Genauigkeit der Beobachtungen hinausgehen, wohl aber dahinter zurückbleiben können."

XIV. „Ich schließe diesen Vortrag, der schon länger geworden als ich mir vorsetzte, indem ich die verschiedenen Fälle ungleicher Brechbarkeit des Lichts erzähle, damit ihre Mannichfaltigkeit auf einmal deutlich eingesehen werde."

XV. „Bei der Brechung, welche an der Gränze eines jeden bekannten Mittels und eines leeren Raums statt findet, sind die verschiedenfarbigen Strahlen ungleich brechbar, die rothmachenden am wenigsten, die violettmachenden am meisten. Dieser Unterschied der Brechbarkeit der rothen und violetten Strahlen ist jedoch nicht derselbige in allen Mitteln. Solche Mittel, in welchen der Unterschied am größten ist, und welche daher die verschiedenfarbigen Strahlen am meisten trennen oder zerstreuen, hat man durch den Ausdruck disperśive unterschieden, und diejenigen welche die Strahlen am wenigsten von einander trennen, sind indisperśive genannt worden. Diese Mittel sind also dadurch von einander unterschieden, und mehr noch durch einen andern höchst wesentlichen Umstand."

XVI. „Es zeigt sich durch Versuche, welche man auf indisperśive Mittel gemacht hat, daß das mittlere refrangible Licht immer dasselbe und zwar von grüner Farbe ist."

XVII. „Hingegen in der weitläuftigen Classe disperśiver

Mittel, wozu Flintglas, metallische Auflösungen und wesentliche Oele gehören, macht das grüne Licht nicht die mittlere refrangible Reihe, sondern bildet eine von den weniger refrangiblen Reihen, indem man solches im prismatischen Spectrum näher am tiefen Roth als an dem äußersten Violett findet."

XVIII. „In einer andern Classe dispersiver Mittel, welche die Salz- und Salpetersäure enthalt, wird dasselbe grüne Licht eines der mehr refrangiblen, indem es sich naher am letzten Violett, als am tiefsten Roth zeigt."

XIX. „Dieses sind die Verschiedenheiten in der Brechbarkeit des Lichtes, wenn die Refraction an der Gränze eines leeren Raumes statt findet, und die Phanomene werden nicht merklich unterschieden seyn, wenn die Brechungen an der Gränze des dichten Mittels und der Luft geschehen. Aber wenn Licht aus einem dichten Mittel ins andere übergeht, sind die Fälle der ungleichen Refrangibilitat viel verwickelter."

XX. „Bei Refractionen, welche auf der Gränze von Mitteln geschehen, welche nur an Starke und nicht an Eigenschaft verschieden sind, als Wasser und Crownglas, oder an der Gränze von verschieden dispersiven Flüssigkeiten, welche mehr oder weniger verdünnt sind, wird der Unterschied der Refrangibilität derselbe seyn, der oben an der Gränze dichter Mittel und der Luft bemerkt worden, nur daß die Refraction geringer ist."

XXI. „An der Gränze eines indispersiven und eines dünnern Mittels, das zu irgend einer Classe der dispersiven gehört, können die rothen und violetten Strahlen gleich refrangibel gemacht werden. Wenn die dispersive Gewalt des dünneren Mittels sich vermehrt, so werden die violetten Strahlen die wenigst refrangiblen, und die rothen die meist refrangiblen. Wenn die mittlere refractive Dichtigkeit zweier Mittel

gleich iſt, ſo werden die rothen und violetten Strahlen in entgegengeſetzten Richtungen gebrochen, die einen zu, die andern von dem Perpendikel."

XXII. „Dieſes begegnet den rothen und violetten Strahlen, welche Art von diſperſiven Mitteln man auch brauche; aber die Refrangibilität der mittleren Strahlenordnung und beſonders der grünen Strahlen wird verſchieden ſeyn, wenn die Claſſe der diſperſiven Mittel verändert wird."

XXIII. „So in dem erſten Fall, wenn rothe und violette Strahlen gleich refrangibel gemacht worden, werden die grünen Strahlen als die meiſt refrangiblen heraustreten, ſobald man die erſte Claſſe der diſperſiven Mittel gebraucht, und als die wenigſt refrangiblen, ſobald die zweite Claſſe angewendet wird. So in den zwei andern Fallen, wo das Violette das am wenigſten und das Rothe das am meiſten refrangible wird, und wo dieſe beiden in entgegengeſetzten Directionen gebrochen werden; alsdann werden die grünen Strahlen zu den rothen gelangen, wenn die erſte Claſſe der diſperſiven Mittel gebraucht wird, und werden ſich zu den violetten geſellen, wenn man die zweite Claſſe braucht."

XXIV. „Nur noch ein anderer Fall ungleicher Refraction bleibt übrig zu bemerken, und das iſt der, wenn Licht gebrochen wird an der Gränze von Mitteln, die zu den zwei verſchiedenen Claſſen diſperſiver Flüſſigkeiten gehören. Bei dem Uebergang z. B. von einem weſentlichen Oel, oder einer metalliſchen Solution in die Salzſauren, laßt ſich die refractive Dichtigkeit dieſer Flüſſigkeiten ſo zurichten, daß die rothen und violetten Strahlen keine Refraction erdulden, wenn ſie aus einer Flüſſigkeit in die andere gehen, wie ſchief auch ihre Incidenz ſeyn möge. Aber die grünen Strahlen werden alsdann eine merkliche Brechung erleiden, und dieſe Brechung

wird ſich vom Perpendikel wegbewegen, wenn das Licht aus der Salzſäure in das weſentliche Oel übergeht, und gegen den Perpendikel, wenn es von dem weſentlichen Oel in die Salzſäure übergeht. Die andern Reihen der Strahlen erleiden ähnliche Brechungen, welche am größeſten ſind bei denen die dem Grün am nächſten kommen, und abnehmen, wie ſie ſich dem tiefen Rothen an der einen Seite, und dem letzten Violetten an der andern nähern, wo Refraction vollkommen aufhört."

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Wir können vorausſetzen, daß unſere Leſer die Lehre von der Achromaſie überhaupt, theils wie wir ſolche in unſerm Entwurf, theils im hiſtoriſchen Theile vorgetragen, genugſam gegenwärtig haben. Was die Blairiſchen Bemühungen betrifft, ſo findet ſich über dieſelben ein Aufſatz in den Gilbertiſchen Annalen der Phyſik (ſechster Bd., S. 129 ff.); auch kommen in dem Reichsanzeiger (1794, Nr. 152 und 1795, Nr. 4 und 14) einige Notizen vor, welche zur Erläuterung der Sache dienen. Wir haben den Autor ſelbſt reden laſſen, und ſeine einzelnen Paragraphen numerirt, um einige Bemerkungen darauf beziehen zu können.

Die Blairiſchen Verſuche ſind mit Prismen und Objectivgläſern gemacht, aber beide Arten ſind nicht deutlich von einander abgeſondert, noch iſt die Beſchreibung ſo gefaßt, daß man wiſſen könnte, wann die eine oder die andere Weiſe zu verſuchen eintritt. Er nennt die prismatiſchen Verſuche grob. Wir finden dieß eine des Naturforſchers unwürdige Art ſich auszudrücken. Sie ſind wie alle ähnlichen einfachen Verſuche

keineswegs grob, sondern rein zu nennen. Die reine Mathematik ist nicht grob, verglichen mit der angewandten, ja sie ist vielmehr zarter und zuverlässiger.

Das größte Uebel jedoch, das den Blairischen Versuchen beiwohnt, ist, daß sie nach der Newtonischen Theorie beschrieben sind. Versuche nach einer falschen Terminologie ausgesprochen, sind, wenn man sie nicht wiederholen kann, sehr schwer durch eine Conjectural-Kritik auf den rechten Fuß zu stellen. Wir fanden uns nicht in dem Fall, die Blairischen Versuche zu wiederholen; doch werden wir möglichst suchen ihnen auf die Spur zu kommen.

Ad VII.

Es sollen Versuche mit achromatischen Objectivglasern von sehr weiter Oeffnung gemacht worden seyn; was für Versuche aber, ist nicht deutlich. Man kann durch solche Objectivglaser das Sonnenlicht fallen lassen, um zu sehen, ob es bei seinem Zusammenziehen oder Ausdehnen Farben zeige; man kann schwarze und weiße kleine Scheiben auf entgegengesetzten Gründen dadurch betrachten, ob sich Ränder an ihnen zeigen oder nicht. Wir nehmen an, daß er den Versuch auf die erste Weise angestellt; nun sagt er, in diesen Objectivglasern wären die beiden Abweichungen gewissermaßen verbessert gewesen. Dieß heißt doch wohl von Seiten der Form und von Seiten der Farbe. Ist dieses letztere auch nur einigermaßen geschehen, wie können denn die wunderlichen Farbenerscheinungen noch übrig bleiben, von denen der Schluß des Paragraphen spricht?

Wir finden uns bei Betrachtung dieser Stelle in nicht geringer Verlegenheit. Homogene grüne Strahlen, die wir nach unserer Lehre gar nicht kennen, sollen die meist refrangirten seyn. Das müßte also doch wohl heißen: sie kommen zuerst im Focus an. Hier ware also irgend etwas Grünes

geſehen worden. Wie ſoll man nun aber das folgende verſtehen? wo immer je zwei und zwei farbige Strahlen vereinigt ſeyn ſollen. Hat man ſie geſehen oder nicht geſehen? Im erſten Fall müßten ſie jedesmal an einander granzen und doppelfarbige Kreiſe bilden. Oder hat man ſie nicht geſehen, und heißt das vereinigt hier, nach der unglückſeligen Newtoniſchen Theorie, wieder zu Weiß verbunden, wie erkennt man denn, daß ſie da waren, und wie erfahrt man, wo ſie geblieben ſind?

Wir dachten uns aus dieſer Verwirrung allenfalls durch eine doppelte Vermuthung zu helfen. Bei achromatiſchen Fernröhren kommt manchmal der Fall vor, daß die Conver- und Concavlinſe ſo genau paſſen, daß ſie ſich unmittelbar berühren und drücken, wodurch die lebhafteſten cpoptiſchen Farben entſtehen. Trat vielleicht bei jenem Objectiv dieſer Umſtand ein, und Blair ließ das Sonnenlicht hindurchfallen, ſo konnten ſolche Farbenkreiſe entſtehen, wie er ſie bezeichnet, aber von einer ganz andern Seite. Sie gehören unter eine ganz andere Rubrik, als wohin er ſie zieht. Noch ein anderer Umſtand konnte ſtatt finden, daß nämlich das zu dieſem Objectiv angewandte Crownglas nicht vollkommen rein war, und ſich alſo mit Refraction verbundene paroptiſche Farbenkreiſe zeigten; doch bleibt es uns unmöglich, etwas Gewiſſes hierüber feſtzuſetzen.

Ad VI.

Die Verſuche von denen hier die Rede iſt, müſſen mit Prismen gemacht worden ſeyn. Er hält ſich beſonders bei dem Grünen des prismatiſchen Spectrums auf, welches, wie bekannt, urſprünglich darin gar nicht exiſtirt. Die Redensart, daß grüne Strahlen die mittleren brechbaren ſeyn ſollen, iſt

Prinzeſſinn.

Ich freue mich, wenn du mit Geiſtern redeſt,
Daß du ſo menſchlich ſprichſt und hör' es gern.

Ein Page tritt zu dem Fürſten und richtet leiſe etwas aus.

Alphons.

Er iſt gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen! der du uns zugleich dich ſelbſt
Und gute Bothſchaft bringſt.

Prinzeſſinn.

Sey uns gegrüßt!

grundfalsch. Wir haben es tausendmal wiederholt: die Mitte des Gespenstes ist zuerst weiß.

Man nehme unsere fünfte Tafel zur Hand. Wo Gelb und Blau sich berühren, entsteht das Grün und erscheint einen Augenblick ungefähr in der Mitte des Spectrums. Wie aber bei Anwendung eines jeden Mittels, es sey von welcher Art es wolle, das Violette wächst, so gehört Grün freilich mehr dem untern als dem obern Theile zu.

Weil nun sogenannte mehr disperſive Mittel einen längern violetten Schweif bilden, so bleibt das Grün, obgleich immer an seiner Stelle, doch weiter unten, und nun rechnet es der Verfasser gar zu den minder refrangiblen Strahlen. Es steckt aber eigentlich nur in der Enge des hellen Bildes, und der violette Saum geht weit darüber hinaus. Hiermit waren wir also im Reinen.

Daß es aber starke disperſe Mittel geben soll, durch welche das Grün mehr nach oben gerückt wird, oder nach jener Terminologie zu den mehr refrangiblen Reihen gehört, scheint ganz unmöglich, weil die Säume ins helle Bild hinein stärker wachsen müßten, als aus dem Hellen hinaus; welches sich nicht denken laßt, da beide Randerscheinungen sich jederzeit völlig auf gleiche Weise ausdehnen.

Was hingegen Dr. Blair gesehen haben mag, glauben wir indeß durch eine Vermuthung auslegen zu können. Er bedient sich zu diesen Versuchen seiner hohlen Prismen. Diese sind aus Meissing und Glas zusammengesetzt. Wahrscheinlich haben Salz- und Salpetersaure etwas von dem Messing aufgelöst, und einen Grünspan in sich aufgenommen. Durch dieses nunmehr grün gefarbte Mittel wurde das Grün des Spectrums erhöht, und der violette Theil desselben deprimirt. Ja es ist möglich, daß der äußerste zarte Theil des Saums

völlig aufgehoben worden. Auf dieſe Weiſe rückt freilich das Grün ſcheinbar weit genug hinauf, wie man ſich dieß Reſultat ſchon durch jedes grüne Glas vergegenwärtigen kann.

Ad XXII und XXIV.

Durch dieſe beiden Paragraphen wird jene Vermuthung noch beſtärkt: denn hier kommen Verſuche vor, durch welche, nach aufgehobenen Randſtrahlen, die grünen mittleren Strahlen in ihrem Werth geblieben ſeyn ſollen. Was kann das anders heißen, als daß zuletzt ein grünes Bild noch übrig blieb? Aber wie kann dieſes entſtehen, wenn die Reihen der entgegengeſetzten Enden aufgehoben ſind, da es bloß aus dieſen zuſammengeſetzt iſt? Schwerlich kann es etwas Anderes ſeyn und heißen, als daß ein an ſeinen Rändern wirklich achromatiſirtes, durch ein grünes Mittel aber grün gefärbtes gebrochenes Bild noch übrig geblieben.

So viel von unſern Vermuthungen, denen wir noch manches hinzufügen könnten. Allein es iſt eine traurige Aufgabe mit Worten gegen Worte zu ſtreiten; und die Verſuche anzuſtellen, um der Sache genau auf die Spur zu kommen, mangelt uns gegenwärtig Zeit und Gelegenheit. Sie verdient wegen Erweiterung der theoretiſchen Anſicht vielleicht künftig noch eine nähere Prüfung. Denn was das Praktiſche betrifft, ſo ſieht man leicht, daß dieſen aus Glas und ſalinischen Flüſſigkeiten zuſammengeſetzten ſogenannten aplanatiſchen Gläſern in der Ausführung noch mehr Hinderniſſe entgegenſtanden, als jenen aus zwei Glasarten verbundenen achromatiſchen. Auch ſcheint das Unternehmen nicht weiter geführt worden zu ſeyn. Ob wir hierüber nähere Nachricht erhalten können, muß die Zeit lehren.

Uns sey indessen vergönnt, da wir uns dem Schlusse unserer Arbeit immer mehr nahern, eine allgemeine, hieher wohl passende Anmerkung beizubringen.

In physischen sowohl als andern Erfahrungswissenschaften kann der Mensch nicht unterlassen ins Minutiose zu gehen, theils weil es etwas Reizendes hat, ein Phänomen ins unendliche Kleine zu verfolgen, theils weil wir im Praktischen, wenn einmal etwas geleistet ist, das Vollkommnere zu suchen immer aufgefordert werden. Beides kann seinen Nutzen haben; aber der daraus entspringende Schaden ist nicht weniger merklich. Durch jenes erstgenannte Bemühen wird ein unendlicher Wissenswust aufgehauft und das Würdige mit dem Unwürdigen, das Werthe mit dem Unwerthen durcheinander gerüttelt und eins mit dem andern der Aufmerksamkeit entzogen.

Was die praktischen Forderungen betrifft, so mögen unnütze Bemühungen noch eher hingehen, denn es springt zuletzt doch manchmal etwas unerwartetes hervor. Aber der, dem es Ernst um die Sache ist, bedenke doch ja, daß der Mensch in einen Mittelzustand gesetzt ist, und daß ihm nur erlaubt ist das Mittlere zu erkennen und zu ergreifen. Der Natur, um ganz zunachst bei der Materie zu bleiben, von der wir eben handeln, war es selbst nicht möglich, das Auge ganz achromatisch zu machen. Es ist achromatisch nur insofern als wir frei, gerade vor uns hin sehen. Bucken wir den Kopf nieder, oder heben ihn in die Höhe, und blicken in dieser gezwungenen Stellung nach irgend einem entschiedenen hellen oder dunkeln Bilde, nach einem zu diesen Erfahrungen immer bereiten Fensterkreuz; so werden wir mit bloßen Augen die prismatischen Säume gewahr. Wie sollte es also der Kunst gelingen, die Natur in einem solchen Grade zu meistern, da man ja nicht mit abstracten, sondern mit concreten Kraften

und Körpern zu thun hat, und es ſich mit dem Höchſten, der Idee, eben ſo verhalt, daß man ſie keineswegs ins Enge noch ins Gleiche bringen kann.

Keinesweges werde jedoch, wie ſchon geſagt, der Forſcher und Techniker abgeſchreckt, ins Feinere und Genauere zu gehen; nur thue er es mit Bewußtſeyn, um nicht Zeit und Fahigkeiten zu vertandeln und zu verſchwenden.

Confeſſion des Verfaſſers.

Da uns, wenn wir an irgend einem Geſchehenen Theil nehmen, nichts willkommener ſeyn kann, als daß Perſonen welche mitgewirkt, uns die beſondern Umſtande offenbaren mögen, wie dieſes oder jenes Ereigniß ſeinen Urſprung genommen, und dieß ſowohl von der politiſchen als wiſſenſchaftlichen Geſchichte gilt; auch in beiden nichts ſo klein geachtet werden mag, das nicht irgend einem nachkommenden einmal bedeutend ſeyn könnte: ſo habe ich nicht unterlaſſen wollen, nachdem ich dem Lebensgange ſo mancher andern nachgeſpürt, gleichfalls aufzuzeichnen, wie ich zu dieſen phyſiſchen und beſonders chromatiſchen Unterſuchungen gelangt bin; welches um ſo mehr erwartet werden darf, weil eine ſolche Beſchaftigung ſchon Manchem als meinem übrigen Lebensgange fremd erſchienen iſt.

Die Menge mag wohl jemanden irgend ein Talent zugeſtehen, worin er ſich thatig bewieſen und wobei das Glück ſich ihm nicht abhold gezeigt; will er aber in ein andres Fach übergehen und ſeine Kunſte vervielfaltigen, ſo ſcheint es als wenn er die Rechte verletze, die er einmal der öffentlichen

Meinung über sich eingeraumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen.

Hierin kann die Menge wohl einigermaßen Recht haben: denn es hat jedes einzelne Beginnen so viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menschen, ja mehrere zusammen braucht, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thatigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzusehen sind, sondern daß sie einander wechselsweise zu Hülfe kommen, und daß der Mensch, wie mit andern also auch mit sich selbst, öfters in ein Bündniß treten und daher sich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehreren Tugenden zu üben hat.

Wie es mir hierin im Ganzen ergangen, würde nur durch eine umstandliche Erzahlung mitgetheilt werden können, und so mag das Gegenwartige als ein einzelnes Capitel jenes größern Bekenntnisses angesehen werden, welches abzulegen mir vielleicht noch Zeit und Muth übrig bleibt.

Indem sich meine Zeitgenossen gleich bei dem ersten Erscheinen meiner dichterischen Versuche freundlich genug gegen mich erwiesen, und mir, wenn sie gleich sonst mancherlei auszusetzen fanden, wenigstens ein poetisches Talent mit Geneigtheit zuerkannten; so hatte ich selbst gegen die Dichtkunst ein eignes wundersames Verhaltniß, das bloß praktisch war, indem ich einen Gegenstand der mich ergriff, ein Muster das mich aufregte, einen Vorgänger der mich anzog, so lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als mein angesehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal, gleichsam aus dem Stegreife und gewissermaßen instinctartig, auf das Papier fixirte. Daher denn die

Lebhaftigkeit und Wirkſamkeit meiner Productionen ſich ableiten mag.

Da mir aber, ſowohl in Abſicht auf die Conception eines würdigen Gegenſtandes als auf die Compoſition und Ausbildung der einzelnen Theile, ſo wie was die Technik des rhythmiſchen und proſaiſchen Styls betraf, nichts Brauchbares, weder von den Lehrſtühlen noch aus den Büchern entgegenkam, indem ich manches Falſche zwar zu verabſcheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte und deßhalb ſelbſt wieder auf falſche Wege gerieth; ſo ſuchte ich mir außerhalb der Dichtkunſt eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen, und dasjenige was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewiſſen Entfernung überſehen und beurtheilen könnte.

Dieſen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends beſſer hinwenden als zur bildenden Kunſt. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß: denn ich hatte ſo oft von der Verwandtſchaft der Künſte gehört, welche man auch in einer gewiſſen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einſamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerkſam geworden, wie ſie ſich als Landſchaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkſtätten der Maler aus- und einging, Verſuche gemacht, das was mir in der Wirklichkeit erſchien, ſo gut es ſich ſchicken wollte, in ein Bild zu verwandeln; ja ich fühlte hiezu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß iſt es, daß die falſchen Tendenzen den Menſchen öfters mit größerer Leidenſchaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachſtrebt was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

Je weniger also mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunst geworden war, deſto mehr sah ich mich nach Geſetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Technische der Malerei, als auf das Technische der Dichtkunſt: wie man denn durch Verſtand und Einſicht dasjenige auszufüllen ſucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelaſſen hat.

Je mehr ich nun durch Anſchauung der Kunſtwerke, inſofern ſie mir im nördlichen Deutſchland vor die Augen kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reiſenden, durch Leſen ſolcher Schriften, welche ein lange pedantiſch vergrabenes Alterthum einem geiſtigern Anſchaun entgegen zu heben verſprachen, an Einſicht gewiſſermaßen zunahm, deſtomehr fühlte ich das Bodenloſe meiner Kenntniſſe, und ſah immer mehr ein, daß nur von einer Reiſe nach Italien etwas Befriedigendes zu hoffen ſeyn möchte.

Als ich endlich nach manchem Zaudern über die Alpen gelangt war, ſo empfand ich gar bald, bei dem Zudrang ſo vieler unendlichen Gegenſtände, daß ich nicht gekommen ſey, um Lücken auszufüllen und mich zu bereichern, ſondern daß ich von Grund aus anfangen müſſe alles bisher Gewahnte wegzuwerfen und das Wahre in ſeinen einfachſten Elementen aufzuſuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen von der Poeſie herüber gebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen feſthalten, ſo daß es mir zwar ſchwer aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochenes Anſchauen der Natur und Kunſt, durch lebendiges wirkſames Geſpräch mit mehr oder weniger einſeitigen Kennern, durch ſtetes Leben mit mehr oder weniger praktiſchen oder denkenden Künſtlern, nach und nach mir die Kunſt überhaupt einzutheilen, ohne ſie zu zerſtückeln, und ihre verſchiedenen lebendig in einander greifenden Elemente gewahr zu werden.

Freilich nur gewahr zu werden und festzuhalten, ihre tausendfaltigen Anwendungen und Ramificationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzusparen. Auch ging es mir, wie jedem der reisend oder lebend mit Ernst gehandelt, daß ich in dem Augenblicke des Scheidens erst einigermaßen mich werth fühlte, hereinzutreten. Mich trösteten die mannichfaltigen und unentwickelten Schätze, die ich mir gesammelt; ich erfreute mich an der Art wie ich sah, daß Poesie und bildende Kunst wechselseitig auf einander einwirken könnten. Manches war mir im Einzelnen deutlich, manches im ganzen Zusammenhange klar. Von einem einzigen Punkte wußte ich mir nicht die mindeste Rechenschaft zu geben: es war das Colorit.

Mehrere Gemälde waren in meiner Gegenwart erfunden, componirt, die Theile, der Stellung und Form nach, sorgfältig durchstudirt worden, und über alles dieses konnten mir die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft, ja sogar manchmal Rath ertheilen. Kam es aber an die Farbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu seyn, dem Zufall der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde. Bei den Lebendigen war kein Trost, eben so wenig bei den Abgeschiedenen, keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunstwerken. Denn wie bescheiden sich über diesen Punkt z. B. Laireſſe ausdrückt, kann Verwunderung erregen. Und wie wenig sich irgend eine Maxime aus der Färbung, welche neuere Künstler in ihren Gemälden angebracht, abstrahiren lasse, zeigt die Geschichte des Colorits, verfaßt von einem Freunde, der schon damals mit mir zu suchen und zu untersuchen geneigt war, und bis

jetzt diesem gemeinsam eingeschlagenen Weg auf die löblichste Weise treu geblieben.

Je weniger mir nun bei allen Bemühungen etwas erfreulich Belehrendes entgegenschien, desto mehr brachte ich diesen mir so wichtigen Punkt überall wiederholt, lebhaft und dringend zur Sprache, dergestalt daß ich dadurch selbst Wohlwollenden fast lästig und verdrießlich fiel. Aber ich konnte nur bemerken, daß die lebenden Künstler bloß aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten, daß Helldunkel, Colorit, Harmonie der Farben immer in einem wunderlichen Kreise sich durcheinander drehten. Keins entwickelte sich aus dem andern, keins griff nothwendig ein in das andere. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Ich hörte zwar von kalten und warmen Farben, von Farben die einander heben, und was dergleichen mehr war; allein bei jeder Ausführung konnte ich bemerken, daß man in einem sehr engen Kreise wandelte, ohne doch denselben überschauen oder beherrschen zu können.

Das Sulzerische Wörterbuch wurde um Rath gefragt. Aber auch da fand sich wenig Heil. Ich dachte selbst über die Sache nach, und um das Gespräch zu beleben, um eine oft durchgedroschene Materie wieder bedeutend zu machen, unterhielt ich mich und die Freunde mit Paradoxen. Ich hatte die Ohnmacht des Blauen sehr deutlich empfunden, und seine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Schwarzen bemerkt; nun gefiel es mir zu behaupten: das Blaue sey keine Farbe! und ich freute mich eines allgemeinen Widerspruchs. Nur Angelica, deren Freundschaft und Freundlichkeit mir schon öfters in solchen Fällen entgegen gekommen war — sie hatte z. B. auf mein Ersuchen erst ein Bild, nach Art alterer Florentiner, Grau in Grau gemalt und es bei völlig entschiedenem und

fertigem Helldunkel mit durchscheinender Farbe überzogen, wodurch eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht wurde, ob man es gleich von einem auf die gewöhnliche Weise gemalten Bilde nicht unterscheiden konnte — Angelica gab mir Beifall und versprach eine kleine Landschaft ohne Blau zu malen. Sie hielt Wort und es entsprang ein sehr hübsches harmonisches Bild, etwa in der Art wie ein Akyanobleps die Welt sehen würde; wobei ich jedoch nicht läugnen will, daß sie ein Schwarz anwendete, welches nach dem Blauen hinzog. Wahrscheinlich findet sich dieses Bild in den Händen irgend eines Liebhabers, für den es durch diese Anekdote noch mehr Werth erhält.

Daß hierdurch nichts ausgemacht wurde, ja vielmehr die Sache in einen geselligen Scherz ablief, war ganz natürlich. Indessen versäumte ich nicht, die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedenste Stufenfolge der Luftperspective, die Bläue der Ferne so wie naher Schatten, auffallend bemerken ließ. Beim Scirocco-Himmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ich schon in der ersten Jugend bei frühem Studiren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht heranwuchs, diesem Phänomen meine Bewunderung nicht entziehen konnte. Doch wurden alle diese Beobachtungen nur gelegentlich angestellt, durch so viel andres mannichfaltiges Interesse zerstreut und verdrängt, so daß ich meine Rückreise unternahm und zu Hause, bei manchem Zudrang fremdartiger Dinge, die Kunst und alle Betrachtung derselben fast gänzlich aus dem Auge verlor.

Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, trat mir in

Antonio.

Kaum wag' ich es zu sagen welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor euren Augen find' ich alles wieder
Was ich so lang' entbehrt. Ihr scheint zu frieden
Mit dem was ich gethan, was ich vollbracht,
Und so bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald absichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun was wir wünschen, und kein Streit ist mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich schon zürne.
Du kommst nur eben da ich reisen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmst du mir gleich den schönen Theil hinweg.

Absicht auf Colorit dasjenige entgegen, was mir schon in Italien nicht verborgen bleiben konnte. Ich hatte nämlich zuletzt eingesehen, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle. Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die sämmtlichen Farben im Licht enthalten seyen; nie war es mir anders gesagt worden, und niemals hatte ich die geringste Ursache gefunden, daran zu zweifeln, weil ich bei der Sache nicht weiter interessirt war. Auf der Akademie hatte ich mir Physik wie ein anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winckler in Leipzig, einer der ersten der sich um Elektricität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gestelle waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfaden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats: welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newtonische Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben; wie sie denn gewöhnlich in der Experimental-Physik auf gelegentlichen Sonnenschein verschoben, und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden.

Als ich mich nun von Seiten der Physik den Farben zu nähern gedachte, las ich in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel; und weil ich aus der Lehre wie sie dastand, nichts für meinen Zweck entwickeln konnte, so nahm ich mir vor, die Phänomene wenigstens selbst zu sehen, zu welchen Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, den nöthigen Apparat mitgebracht und mir ihn

nach seiner freundlich mittheilenden Weise sogleich angeboten hatte. Es fehlte nur also noch an einer dunklen Kammer, die durch einen wohlverschlossenen Fensterladen bewirkt werden sollte; es fehlt nur noch am Foramen exiguum. das ich mit aller Gewissenhaftigkeit, nach dem angegebenen Maaß, in ein Blech einzubohren im Begriff stand. Die Hindernisse jedoch, wodurch ich abgehalten ward die Versuche nach der Vorschrift, nach der bisherigen Methode anzustellen, waren Ursache daß ich von einer ganz andern Seite zu den Phänomenen gelangte und dieselben durch eine umgekehrte Methode ergriff, die ich noch umständlich zu erzählen gedenke.

Eben zu dieser Zeit kam ich in den Fall meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen frühern Vorsatz vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes schmales Zimmer mit einem Fenster gegen Südwest; was hätte mir erwünschter seyn können! Indessen fand sich bei meiner neuen Einrichtung so viel zu thun, so manche Hindernisse traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen standen eingepackt wie sie gekommen waren in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des Jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können.

Hofrath Büttner, der alles was er von Büchern und Instrumenten besaß, gern mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem vorsichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzu lange behalten, daß man sie zeitig zurückgeben und lieber einmal wieder aufs neue borgen solle. Er war in solchen Dingen unvergessen und ließ es, wenn eine gewisse Zeit verflossen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit solchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von

Jena: der gute Mann sey ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugesendet werde. Ich ließ dringend um einige Frist bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht besser anwendete: denn ich war von ganz anderem Interesse festgehalten. Die Farbe, so wie die bildende Kunst überhaupt, hatte wenig Theil an meiner Aufmerksamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieser Epoche, bei Gelegenheit der Saussurischen Reisen auf den Montblanc und des dabei gebrauchten Kyanometers, die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. s. w. zusammenschrieb, um mich und andre zu überzeugen, daß das Blaue nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finstern verschieden sey.

So verstrich abermals eine geraume Zeit, die leichte Vorrichtung des Fensterladens und der kleinen Oeffnung ward vernachlässigt, als ich von meinem Jenaischen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich aufs lebhafteste bat, die Prismen zurückzusenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Besitzer sich von ihrem Daseyn überzeugte, daß er sie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich sollte sie alsdann zu längerm Gebrauch wieder zurück erhalten. Die Absendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkstelligen. Da ich mich mit diesen Untersuchungen sobald nicht abzugeben hoffte, entschloß ich mich das gerechte Verlangen sogleich zu erfüllen. Schon hatte ich den Kasten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wolle doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was ich seit meiner frühsten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß alles bunt erschien, auf welche Weise jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das

Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newtonischen Theorie, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in so viel farbige Lichter zersplittert zu sehen.

Aber wie verwundert war ich, als die durchs Prisma angeschaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Es bedurfte keiner langen Ueberlegung, so erkannte ich, daß eine Gränze nothwendig sey, um Farben hervorzubringen, und ich sprach wie durch einen Instinct sogleich vor mich laut aus, daß die Newtonische Lehre falsch sey. Nun war an keine Zurücksendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Ueberredungen und Gefälligkeiten suchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durchs Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene, und erhob sie, indem ich mich bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Versuchen.

Die beiden sich immer einander entgegengesetzten Ränder, die Verbreiterung derselben, das Uebereinandergreifen über einen hellen Streif und das dadurch entstehende Grün, wie die Entstehung des Rothen beim Uebereinandergreifen über einen dunkeln Streif, alles entwickelte sich vor mir nach und nach. Auf einen schwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche, in einer gewissen Entfernung durchs Prisma angesehen, das bekannte Spectrum vorstellte, und vollkommen den Newtonischen Hauptversuch in der Camera obscura vertrat. Eine schwarze Scheibe auf hellem Grund machte aber

auch ein farbiges und gewiſſermaßen noch prächtigeres Geſpenſt. Wenn ſich dort das Licht in ſo vielerlei Farben auflöſ't, ſagte ich zu mir ſelbſt: ſo müßte ja hier auch die Finſterniß als in Farben aufgelöſ't angeſehen werden.

Der Apparat meiner Tafeln war ſorgfaltig und reinlich zuſammengeſchafft, vereinfacht ſo viel wie möglich und ſo eingerichtet, daß man die ſammtlichen Phänomene in einer gewiſſen Ordnung dabei betrachten konnte. Ich wußte mir im Stillen nicht wenig mit meiner Entdeckung, denn ſie ſchien ſich an manches bisher von mir Erfahrene und Geglaubte anzuſchließen. Der Gegenſatz von warmen und kalten Farben der Maler zeigte ſich hier in abgeſonderten blauen und gelben Rändern. Das Blaue erſchien gleichſam als Schleier des Schwarzen, wie ſich das Gelbe als ein Schleier des Weißen bewies. Ein Helles mußte über das Dunkle, ein Dunkles über das Helle geführt werden, wenn die Erſcheinung eintreten ſollte: denn keine perpendiculare Gränze war gefarbt. Das alles ſchloß ſich an dasjenige an, was ich in der Kunſt von Licht und Schatten, und in der Natur von apparenten Farben gehört und geſehen hatte. Doch ſtand alles dieſes mir ohne Zuſammenhang vor der Seele und keinesweges ſo entſchieden, wie ich es hier ausſpreche.

Da ich in ſolchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hatte ſicher fortwandeln können, ſo erſuchte ich einen benachbarten Phyſiker, die Reſultate dieſer Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken laſſen, daß ſie mir Zweifel in Abſicht auf die Newtoniſche Theorie erregt hätten, und hoffte ſicher, daß der erſte Blick auch in ihm die Ueberzeugung von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erſcheinungen in der Ordnung wie ſie ihm vorgeführt

wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich versicherte, daß diese Phanomene bekannt und aus der Newtonischen Theorie vollkommen erklärt seyen. Diese Farben gehörten keineswegs der Gränze, sondern dem Licht ganz allein an; die Gränze sey nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorschein kamen. Das Weiße in der Mitte sey aber noch ein zusammengesetztes, durch Brechung nicht separirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber stufenweise übereinandergeschobener Lichter entspringe; welches alles bei Newton selbst und in den nach seinem Sinn verfaßten Büchern umständlich zu lesen sey.

Ich mochte dagegen nun einwenden was ich wollte, daß nämlich das Violette nicht refrangibler sey als das Gelbe, sondern nur, wie dieses in das Helle so jenes in das Dunkle hineinstrahle; ich mochte anführen, daß bei wachsender Breite der Säume das Weiße so wenig als das Schwarze in Farben zerlegt, sondern in dem einen Falle nur durch ein zusammengesetztes Grün, in dem andern durch ein zusammengesetztes Roth zugedeckt werde; kurz ich mochte mich mit meinen Versuchen und Ueberzeugungen gebarden wie ich wollte: immer vernahm ich nur das erste Credo, und mußte mir sagen lassen, daß die Versuche in der dunkeln Kammer weit mehr geeignet seyen, die wahre Ansicht der Phanomene zu verschaffen.

Ich war nunmehr auf mich selbst zurückgewiesen; doch konnte ich es nicht ganz lassen und setzte noch einigemal an, aber mit eben so wenig Glück und ich wurde in nichts gefördert. Man sah die Phänomene gern; die Ununterrichteten amusirten sich damit, die Unterrichteten sprachen von Brechung und Brechbarkeit, und glaubten sich dadurch von aller weitern

Prüfung loszuzählen. Nachdem ich nun dieſe, in der Folge von mir ſubjectiv genannten Verſuche ins Unendliche, ja Unnöthige vervielfältigte, Weiß, Schwarz, Grau, Bunt in allen Verhaltniſſen an und über einander auf Tafeln gebracht hatte, wobei immer nur das erſte ſimple Phänomen, bloß anders bedingt erſchien; ſo ſetzte ich nun auch die Prismen in die Sonne, und richtete die Camera obſcura mit ſchwarz ausgeſchlagenen Wänden ſo genau und finſter als möglich ein. Das Foramen exiguum ſelbſt wurde ſorgfältig angebracht. Allein dieſe beſchränkten Taſchenſpieler-Bedingungen hatten keine Gewalt mehr über mich. Alles was die ſubjectiven Verſuche mir leiſteten, wollte ich auch durch die objectiven darſtellen. Die Kleinheit der Prismen ſtand mir im Wege. Ich ließ ein größeres aus Spiegelſcheiben zuſammenſetzen, durch welches ich nun, vermittelſt vorgeſchobener ausgeſchnittener Pappen, alles dasjenige hervorzubringen ſuchte, was auf meinen Tafeln geſehen wurde, wenn man ſie durchs Prisma betrachtete.

Die Sache lag mir am Herzen, ſie beſchäftigte mich; aber ich fand mich in einem neuen unabſehlichen Felde, welches zu durchmeſſen ich mich nicht geeignet fühlte. Ich ſah mich überall nach Theilnehmern um; ich hätte gern meinen Apparat, meine Bemerkungen, meine Vermuthungen, meine Ueberzeugungen einem Andern übergeben, wenn ich nur irgend hätte hoffen können, ſie fruchtbar zu ſehen.

All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der franzöſiſchen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Phyſiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beſchäftigt. Ueberall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieſer Sache;

überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.

Höchst undankbar würde ich hingegen seyn, wenn ich hier nicht diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, vergönnte mir auch dießmal den Raum, die Muße, die Bequemlichkeit zu diesem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete mir sein physikalisches Cabinet, wodurch ich die Versuche zu vermannichfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Der Prinz August von Gotha verehrte mir aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Der Fürst Primas, damals in Erfurt, schenkte meinen ersten und allen folgenden Versuchen eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigner Hand, den ich noch als eine höchst schätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.

Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beistand leisteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling; hingegen keinen Physiker.

Mit Lichtenberg correspondirte ich eine Zeit lang und sendete ihm ein paar auf Gestellen bewegliche Schirme, woran die sämmtlichen subjectiven Erscheinungen auf eine bequeme Weise dargestellt werden konnten, ingleichen einige Aufsätze, freilich noch roh und ungeschlacht genug. Eine Zeit lang antwortete er mir; als ich aber zuletzt dringender ward und das ekelhafte Newtonische Weiß mit Gewalt verfolgte, brach er

ab über dieſe Dinge zu ſchreiben und zu antworten; ja er hatte nicht einmal die Freundlichkeit, ungeachtet eines ſo guten Verhältniſſes, meiner Beiträge in der letzten Ausgabe ſeines Erlebens zu erwähnen. So war ich denn wieder auf meinen eigenen Weg gewieſen.

Ein entſchiedenes Aperçu iſt wie eine inoculirte Krankheit anzuſehen: man wird ſie nicht los bis ſie durchgekämpft iſt. Schon längſt hatte ich angefangen über die Sache nachzuleſen. Die Nachbeterei der Compendien ward mir bald zuwider und ihre beſchränkte Einförmigkeit gar zu auffallend. Ich ging nun an die Newtoniſche Optik, auf die ſich doch zuletzt jedermann bezog, und freute mich, das Captioſe, Falſche ſeines erſten Experiments mir ſchon durch meine Tafeln anſchaulich gemacht zu haben und mir das ganze Räthſel bequem auflöſen zu können. Nachdem ich dieſe Vorpoſten glücklich überwältigt, drang ich tiefer in das Buch, wiederholte die Experimente, entwickelte und ordnete ſie, und fand ſehr bald, daß der ganze Fehler darauf beruhe, daß ein complicirtes Phänomen zum Grunde gelegt und das Einfachere aus dem Zuſammengeſetzten erklärt werden ſollte. Manche Zeit und manche Sorgfalt jedoch bedurfte es, um die Irrgänge alle zu durchwandern, in welche Newton ſeine Nachfolger zu verwirren beliebt hat. Hierzu waren mir die Lectiones opticae höchſt behülflich, indem dieſe einfacher, mit mehr Aufrichtigkeit und eigener Ueberzeugung des Verfaſſers geſchrieben ſind. Die Reſultate dieſer Bemühungen enthält mein polemiſcher Theil.

Wenn ich nun auf dieſe Weiſe das Grundloſe der Newtoniſchen Lehre, beſonders nach genauer Einſicht in das Phänomen der Achromaſie, vollkommen erkannte; ſo half mir zu einem neuen theoretiſchen Weg jenes erſte Gewahrwerden, daß ein entſchiedenes Auseinandertreten, Gegenſetzen, Vertheilen,

Differenziren, oder wie man es nennen wollte, bei den prismatischen Farbenerscheinungen statt habe, welches ich mir kurz und gut unter der Formel der Polarität zusammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß sie auch bei den übrigen Farben-Phanomenen durchgefuhrt werden könne.

Was mir inzwischen als Privatmann nicht gelingen mochte, bei irgend jemand Theilnahme zu erregen, der sich zu meinen Untersuchungen gesellt, meine Ueberzeugungen aufgenommen und darnach fortgearbeitet hätte, das wollte ich nun als Autor versuchen, ich wollte die Frage an das größere Publicum bringen. Ich stellte daher die nothwendigsten Bilder zusammen, die man bei den subjectiven Versuchen zum Grunde legen mußte. Sie waren schwarz und weiß, damit sie als Apparat dienen, damit sie jedermann sogleich durchs Prisma beschauen könnte. Andere waren bunt, um zu zeigen, wie diese schwarzen und weißen Bilder durchs Prisma verandert würden. Die Nähe einer Kartenfabrik veranlaßte mich das Format von Spielkarten zu wahlen, und indem ich Versuche beschrieb und gleich die Gelegenheit sie anzustellen gab, glaubte ich das Erforderliche gethan zu haben, um in irgend einem Geiste das Aperçu hervorzurufen, das in dem meinigen so lebendig gewirkt hatte.

Allein ich kannte damals, ob ich gleich alt genug war, die Beschranktheit der wissenschaftlichen Gilden noch nicht, diesen Handwerkssinn, der wohl etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern kann, und es waren drei Punkte die für mich schadlich wirkten. Erstlich hatte ich mein kleines Heft: Beiträge zur Optik, betitelt. Hätte ich Chromatik gesagt, so wäre es unverfänglicher gewesen; denn da die Optik zum größten Theil mathematisch ist, so konnte und wollte niemand begreifen, wie einer der keine Ansprüche an Meßkunst

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So hab' ich doch noch manches auszufragen
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang?
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemeſſen ſeyn, wenn er zuletzt
An deinen eignen Zweck dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand:
Denn Rom will Alles nehmen, geben Nichts;
Und kommt man hin um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch 'was erhält.

machte, in der Optik wirken könne. Zweitens hatte ich, zwar nur ganz leise, angedeutet, daß ich die Newtonische Theorie nicht zulänglich hielte, die vorgetragenen Phänomene zu erklären. Hierdurch regte ich die ganze Schule gegen mich auf und nun verwunderte man sich erst höchlich, wie jemand, ohne höhere Einsicht in die Mathematik, wagen könne, Newton zu widersprechen. Denn daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire, davon schien man keinen Begriff mehr zu haben. Die uralte Wahrheit, daß der Mathematiker sobald er in das Feld der Erfahrung tritt, so gut wie jeder andere dem Irrthum unterworfen sey, wollte niemand in diesem Falle anerkennen. In gelehrten Zeitungen, Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolzmitleidig auf mich herab, und keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unsinn nochmals abdrucken zu lassen, den man nun fast hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer, in ihren physikalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf ewig vergessen zu machen.

Ich gab, ohne mich hierdurch weiter rühren zu lassen, das zweite Stück meiner Beiträge heraus, welches die subjectiven Versuche mit bunten Papieren enthält, die mir um so wichtiger waren als dadurch für jeden, der nur einigermaßen in die Sache hätte sehen wollen, der erste Versuch der Newtonischen Optik vollkommen enthüllt und dem Baum die Art an die Wurzel gelegt wurde. Ich fügte die Abbildung des großen Wasserprisma's hinzu, die ich auch wieder unter

die Tafeln des gegenwärtigen Werkes aufgenommen habe. Es geschah damals, weil ich zu den objectiven Versuchen übergehen und die Natur aus der dunkeln Kammer und von den winzigen Prismen zu befreien dachte.

Da ich in dem Wahn stand, denen die sich mit Naturwissenschaften abgeben, sey es um die Phänomene zu thun, so gesellte ich wie zum ersten Stücke meiner Beiträge ein Paket Karten, so zum zweiten eine Foliotafel, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern dergestalt angebracht waren, daß man sie nur vor sich hinstellen, durch ein Prisma betrachten durfte, um alles wovon in dem Hefte die Rede war, sogleich gewahr zu werden. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache hinderlich, und der dritte Fehler den ich beging. Denn diese Tafel, vielmehr noch als die Karten, war unbequem zu packen und zu versenden, so daß selbst einige aufmerksam gewordne Liebhaber sich beklagten, die Beiträge nebst dem Apparat durch den Buchhandel nicht erhalten zu können.

Ich selbst war zu andern Lebensweisen, Sorgen und Zerstreuungen hingerissen. Feldzüge, Reisen, Aufenthalt an fremden Orten, nahmen mir den größten Theil mehrerer Jahre weg; dennoch hielten mich die einmal angefangenen Betrachtungen, das einmal übernommene Geschäft, denn zum Geschäft war diese Beschäftigung geworden, auch selbst in den bewegtesten und zerstreutesten Momenten fest; ja ich fand Gelegenheit in der freien Welt Phänomene zu bemerken, die meine Einsicht vermehrten und meine Ansicht erweiterten.

Nachdem ich lange genug in der Breite der Phänomene herumgetastet und mancherlei Versuche gemacht hatte, sie zu schematisiren und zu ordnen, fand ich mich am meisten

gefördert, als ich die Gesetzmäßigkeit der physiologischen Erscheinungen, die Bedeutsamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten, und endlich die versatile Beständigkeit der chemischen Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen lernte. Hiernach bestimmte sich die Eintheilung, der ich, weil ich sie als die beste befunden, stets treu geblieben. Nun ließ sich ohne Methode die Menge von Erfahrungen weder sondern noch verbinden; es wurden daher theoretische Erklärungsarten rege, und ich machte meinen Weg durch manche hypothetische Irrthümer und Einseitigkeiten. Doch ließ ich den überall sich wieder zeigenden Gegensatz, die einmal ausgesprochene Polarität nicht fahren, und zwar um so weniger, als ich mich durch solche Grundsätze im Stand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzuschließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu stellen. Auf diese Weise ist der gegenwärtige Entwurf einer Farbenlehre entstanden.

Nichts war natürlicher, als daß ich aufsuchte was uns über diese Materie in Schriften überliefert worden, und es von den ältesten Zeiten bis zu den unsrigen nach und nach auszog und sammelte. Durch eigene Aufmerksamkeit, durch guten Willen und Theilnahme mancher Freunde kamen mir auch die seltnern Bücher in die Hände; doch nirgends bin ich auf einmal so viel gefördert worden, als in Göttingen durch den mit großer Liberalität und thätiger Beihülfe gestatteten Gebrauch der unschätzbaren Büchersammlung. So häufte sich allmählig eine große Masse von Abschriften und Excerpten, aus denen die Materialien zur Geschichte der Farbenlehre redigirt worden und wovon noch manches zu weiterer Bearbeitung zurückliegt.

Und so war ich, ohne es beinahe selbst bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poesie zur

bildenden Kunst, von dieser zur Naturforschung überging, und dasjenige, was nur Hülfsmittel seyn sollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt.

Ein Freund, Heinrich Meyer, dem ich schon früher in Rom manche Belehrung schuldig geworden, unterließ nicht, nach seiner Rückkehr, zu dem einmal vorgesetzten Zweck, den er selbst wohl ins Auge gefaßt hatte, mitzuwirken. Nach angestellten Erfahrungen, nach entwickelten Grundsätzen machte er manchen Versuch gefärbter Zeichnungen, um dasjenige mehr ins Licht zu setzen und wenigstens für uns selbst gewisser zu machen, was gegen das Ende meines Entwurfs über Farbengebung mitgetheilt wird. In den Propyläen versäumten wir nicht, auf manches hinzudeuten, und wer das dort Gesagte mit dem nunmehr umständlicher Ausgeführten vergleichen will, dem wird der innige Zusammenhang nicht entgehen.

Höchst bedeutend aber ward für das ganze Unternehmen die fortgesetzte Bemühung des gedachten Freundes, der sowohl bei wiederholter Reise nach Italien, als auch sonst bei anhaltender Betrachtung von Gemälden, die Geschichte des Colorits zum vorzüglichen Augenmerk behielt und dieselbige in zwei Abtheilungen entwarf: die ältere, hypothetisch genannt, weil sie, ohne genugsame Beispiele, mehr aus der Natur des Menschen und der Kunst, als aus der Erfahrung zu entwickeln war; die neuere, welche auf Documenten beruht, die noch von jedermann betrachtet und beurtheilt werden können.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere; so werde ich durch einen

Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken, Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, aufs kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren. Durch die große Natürlichkeit seines Genie's ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte worauf es ankam; sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflectirende Kraft vorwärts zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt seyn möge.

Aber alle diese Fortschritte wären durch die ungeheuren Ereignisse dieser letzten Jahre noch kurz vor dem Ziel aufgehalten und eine öffentliche Mittheilung unmöglich geworden, hätte nicht unsere verehrteste Herzogin, mitten unter dem Drang und Sturm gewaltsamer Umgebungen, auch mich in meinem Kreise nicht allein gesichert und beruhigt, sondern zugleich aufs höchste aufgemuntert, indem sie einer Experimentaldarstellung der sämmtlichen, sich nach meiner Einsicht nunmehr glücklich aneinanderschließenden Naturerscheinungen beizuwohnen und eine aufmerksame Versammlung durch ihre Gegenwart zu concentriren und zu beleben geruhte. Hierdurch allein wurde ich in den Stand gesetzt, alles Aeußere zu vergessen

und mir dasjenige lebhaft zu vergegenwartigen, was bald einem größern Publicum mitgetheilt werden ſollte. Und ſo ſey denn auch hier am Schluſſe, wie ſchon am Anfange geſchehen, die durch Ihren Einfluß glücklich vollbrachte Arbeit dieſer nicht genug zu verehrenden Fürſtin dankbar gewidmet.

Statt des verſprochenen

ſupplementaren Theils.

Wir ſtammen unſer ſechs Geſchwiſter
Von einem wunderſamen Paar.
Die Mutter ewig ernſt und düſter,
Der Vater fröhlich immerdar;
Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;
So treiben wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Cirkeltanz.
Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag.
Wir ſind es, die die Welt beſeelen
Mit unſers Lebens Zauberſchlag.
Wir ſind des Frühlings luſt'ge Horen
Und führen ſeinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben ſeyn.
Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir ſind dabei, wo man ſich freut,
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Schiller.

In der Vorrede des ersten Bandes haben wir zu den drei nunmehr beendigten Theilen unsres Werkes, dem didaktischen, polemischen, historischen, noch einen vierten supplementaren versprochen, welcher sich bei einer solchen Unternehmung allerdings nöthig macht; und es wird daher, in doppeltem Sinne, einer Entschuldigung bedürfen, daß derselbe nicht gegenwärtig mit den übrigen zugleich erscheint.

Ohne zu gedenken, wie lange diese Bände, die man hier dem Publicum übergiebt, vorbereitet waren, dürfen wir wohl bemerken, daß schon vor vier Jahren (1805) der Druck derselben angefangen und durch so manche öffentliche und häusliche, durch geistige und körperliche, wissenschaftliche und technische Hindernisse verspätet worden.

Abermals nähert sich mit dem Frühjahr derjenige Termin, an welchem die stillen Früchte gelehrten Fleißes durch den Buchhandel verbreitet werden, eben zu der Zeit als die drei ersten Theile unserer chromatischen Arbeit die Presse verlassen, und mit den dazu gehörigen Tafeln ausgestattet worden. Der dritte Theil ist zur Stärke eines ganzen Bandes herangewachsen, dessen größere Halfte er eigentlich nur ausmachen sollte, und es scheint daher wohl räthlich, die Herausgabe des so weit Gediehenen nicht aufzuschieben, indem die vorliegende Masse groß genug ist, um als eine nicht ganz unwerthe Gabe der theilnehmenden Welt angeboten zu werden.

Was jedoch von einem supplementaren Theile zu erwarten stehe, wollen wir hier mit wenigem bemerken. Eine Revision

des Didaktiſchen kann auf mancherlei Weiſe ſtattfinden. Denn wir werden im Laufe einer ſolchen Arbeit mit Phänomenen bekannt, die wenn auch nicht neu oder von ſolcher Bedeutung, daß ſie unerwartete Aufſchlüſſe geben, doch mehr als andere ſich zu Repräſentanten von vielen Fällen qualificiren, und ſich daher gerade in ein Lehrbuch aufgenommen zu werden vorzüglich eignen, weil man das Didaktiſche von allen Einzelnheiten, allem Zweideutigen und Schwankenden ſo viel als möglich zu reinigen hat, um daſſelbe immer ſicherer und bedeutender zu machen.

Hierdurch wird auch dasjenige was allein Methode zu nennen iſt, immer vollkommener. Denn jemehr die einzelnen Theile an innerem Werthe wachſen, deſto reiner und ſicherer ſchließen ſie an einander und das Ganze iſt leichter zu überſehen, dergeſtalt daß zuletzt die höhern theoretiſchen Einſichten von ſelbſt und unerwartet hervor und dem Betrachter entgegentreten.

Die Beſchreibung des Apparats wäre ſodann das Nothwendigſte. Denn obgleich die Haupterforderniſſe bei den Verſuchen ſelbſt angegeben ſind, und eigentlich nichts vorkommt was außerhalb der Einſicht eines geſchickten Mechanikers und Experimentators läge; ſo würde es doch gut ſeyn, auf wenigen Blättern zu überſehen, was man denn eigentlich bedürfe, um die ſämmtlichen Phanomene, auf welche es ankommt, bequem hervorzubringen. Und freilich ſind hiezu Hülfsmittel der verſchiedenſten Art nöthig. Auch hat man dieſen Apparat, wenn er ſich einmal beiſammen befindet, ſo gut als jeden andern, ja vielleicht noch mehr, in Ordnung zu halten, damit man zu jeder Zeit die verlangten Verſuche anſtellen und vorlegen könne. Denn es wird künftig nicht wie bisher die Ausrede gelten, daß durch gewiſſe Verſuche, vor hundert

Antonio.

Es ist nicht mein Betragen, meine Kunst,
Durch' die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fänd' im Vatican
Nicht seinen Meister? Vieles traf zusammen
Das ich zu unserm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und segnet dich.
Der Greis, der würdigste dem eine Krone
Das Haupt belastet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in seinen Arm dich schloß. Der Mann
Der Männer unterscheidet, kennt und rühmt
Dich hoch! Um deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue mich einer guten Meinung mich,
So fern sie redlich ist. Doch weißt du wohl,
Vom Vatican herab sieht man die Reiche
Schon klein genug zu seinen Füßen liegen,
Geschweige denn die Fürsten und die Menschen.
Gestehe nur was dir am meisten half!

Jahren in England angeſtellt, alles hinlänglich auch für uns bewieſen und abgethan ſey. Nicht weniger iſt zu bedenken, daß, ob wir gleich die Farbenlehre der freien Natur wiederzugeben ſo viel als möglich bemüht geweſen, doch ein geräumiges Zimmer, welches man nach Belieben erhellen und verfinſtern kann, nöthig bleibt, damit man für ſich und andere, ſowohl die Lehre als die Controvers, befriedigend durch Verſuche und Beiſpiele belegen könne. Dieſe ganz unerläßliche Einrichtung iſt von der Art, daß ſie einem Privatmanne beſchwerlich werden müßte; deßwegen darf man ſie wohl Univerſitaten und Akademien der Wiſſenſchaften zur Pflicht machen, damit ſtatt des alten Wortkrams die Erſcheinungen ſelbſt und ihre wahren Verhaltniſſe dem Wißbegierigen anſchaulich werden.

Was den polemiſchen Theil betrifft, ſo iſt demſelben noch eine Abhandlung hinzuzufügen über dasjenige was vorgeht, wenn die ſo nahe verwandten Werkzeuge, Prismen und Linſen, vereinigt gebraucht werden. Es iſt zwar höchſt einfach und wäre von einem jeden leicht einzuſehen, wenn nicht Newton und ſeine Schüler auch hier einen völlig willkürlichen Gebrauch der Werkzeuge zu ganz entgegengeſetzten Zwecken eingeführt hatten. Denn einmal ſollen auf dieſem Wege die farbigen Lichter völlig ſeparirt, ein andermal wieder völlig vereinigt werden: welches denn beides nicht geleiſtet wird noch werden kann

An dieſe Betrachtungen ſchließt ſich unmittelbar eine andere. Es iſt nämlich die Frage, was in einer Glas- oder Waſſerkugel durch Refraction oder Reflexion gewirkt werde, damit wir das ſo merkwürdige als ſchöne Phänomen des Regenbogens erblicken. Auch mit dieſem hat man, wie mit ſo vielem andern, fertig und im Reinen zu ſeyn geglaubt. Wir hingegen ſind überzeugt, daß man den Hauptpunkt

vernachlässigt, welchen Antonius de Dominis bei seiner Behandlung dieses Gegenstandes schon sicher und entschieden ausgesprochen.

Zu dem historischen Theile ließen sich auch mancherlei Supplemente geben. Zuerst waren Citate und mancherlei Verbesserungen nachzubringen; bei manchem Artikel konnte sogar eine neue Bearbeitung stattfinden, wie wir z. B. das über Kepplern Gesagte gegenwärtig bedeutender und zweckgemäßer auszuführen uns getrauten.

Auch mit Rubriken und kurzen Inhaltsanzeigen kleinerer Schriften ließen sich diese historisch-literarischen Materialien um vieles vermehren, von denen hier manches weggeblieben, was uns einen gewissen Bezug versteckt hatte, der aus einer Hintereinanderstellung bedeutender Schriften Eines Zeitraums von sich selbst, ohne weiteres Raisonniren und Pragmatisiren, hervorzugehen schien.

Soll jedoch dereinst das Geschichtliche einen unmittelbaren Einfluß auf das Didaktische erlangen, so wäre jenes einmal nach den Abtheilungen, Rubriken, Capiteln des Entwurfs gedrängt aufzuführen, wodurch die Zeitenfolge zwar aufgehoben, die Folge und Uebereinstimmung des Sinnes hingegen sich desto deutlicher zeigen würde. Der liberal Gesinnte, nicht auf seiner Persönlichkeit und Eigenheit Verharrende würde mit Vergnügen auch hier bemerken, daß nichts Neues unter der Sonne, daß das Wissen und die Wissenschaft ewig sey, daß das wahrhaft Bedeutende darin von unsern Vorfahren, wo nicht immer erkannt und ergriffen, doch wenigstens geahnet, und das Ganze der Wissenschaft so wie jeder Tüchtigkeit und Kunst, von ihnen empfunden, geschätzt und nach ihrer Weise geübt worden.

Doch wäre vielleicht vor allem andern noch das Geschichtliche der letzten zwanzig Jahre nachzubringen, obgleich keine

ſonderliche Ausbeute davon zu hoffen ſteht. Das Bedeutende darunter, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, welche Herſchel wieder zur Sprache gebracht, findet ſich in einem Aufſatze, den wir Herrn Doctor Seebeck in Jena verdanken. Das ſeltſam Unerfreuliche, durch welches Wünſch neue Verwirrung in der Farbenlehre angerichtet, iſt bei Erklärung der Tafeln in ſeine erſten Elemente aufgelöſ't und dabei das Nöthige erinnert worden.

Der andern, minder wirkſamen Aeußerungen möchte ich überhaupt gegenwärtig nicht gerne, ſo wenig als deſſen was ſich auf mich bezieht, gedenken. Theils hat man geſucht, durch ein mißwollendes Verſchweigen, meine frühern Bemühungen gänzlich auszulöſchen, welches um ſo mehr thulich ſchien, als ich ſelbſt ſeit vielen Jahren nichts direct deßhalb zur Sprache brachte. Theils hat man von meinen Anſichten, die ich ſeit eben ſo langer Zeit im Leben und Geſpräch gern mittheilte, in größern und kleineren Schriften eine Art von Halbgebrauch gemacht, ohne mir die Ehre zu erzeigen, meiner dabei zu gedenken. Dieſes alles zu rügen, deutlich zu machen, wie auf dieſe Weiſe die gute Sache retardirt und discreditirt worden, würde zu unfreundlichen Erklarungen Anlaß geben, und ich könnte denn doch, da ich mit meinen Vorfahren und mit mir ſelbſt ſtreng genug umgegangen, die Mitlebenden nicht wohl ſchonender behandeln.

Viel beſſer und auch wohl gelinder macht ſich dieß in der folgenden Zeit, wenn ſich erſt ergeben wird, ob dieſes Werk ſich Eingang verſchafft und was für Wirkungen es hervorbringt. Die Farbenlehre ſcheint überhaupt jetzt an die Tagesordnung zu kommen. Außer dem was Runge in Hamburg als Maler bereits gegeben, verſpricht Kloß in München gleichfalls von der Kunſtſeite her einen anſehnlichen Beitrag.

Placidus Heinrich zu Regensburg laßt ein ausfuhrliches Werk erwarten, und mit einem schönen Aufsatz über die Bedeutung der Farben in der Natur hat uns Steffens beschenkt. Diesem möchten wir vorzüglich die gute Sache empfehlen, da er in die Farbenwelt von der chemischen Seite hereintritt und also mit freiem unbefangenem Muth sein Verdienst hier bethatigen kann. Nichts von allem soll uns unbeachtet bleiben: wir bemerken, was für und gegen uns, was mit und wider uns erscheint, wer den antiquirten Irrthum zu wiederholen trachtet, oder wer das alte und vorhandene Wahre erneut und belebt, und wohl gar unerwartete Ansichten durch Genie oder Zufall eröffnet, um eine Lehre zu fördern, deren abgeschlossener Kreis sich vielleicht vor vielen andern ausfüllen und vollenden laßt.

Was diesen frommen Wünschen und Hoffnungen entgegensteht, ist mir nicht unbekannt. Der Sache würde nicht dienlich seyn, es hier ausdrücklich auszusprechen. Einige Jahre belehren uns hierüber am besten, und man vergönne mir nur Zeit, zu überlegen, ob es vortheilhafter sey, die theils nothwendigen, theils nutzbaren Supplemente zusammen in einem Bande, oder heftweise nach Gelegenheit herauszugeben.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Vierzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Nachträge zur Farbenlehre.

Einzelnheiten.

Mineralogie, Geologie, Meteorologie.

Naturwissenschaft im Allgemeinen.

Chronologie Goethe'scher Schriften.

Inhalt.

Nachträge zur Farbenlehre.

Seite

Aeltere Einleitung 5
Neuere Einleitung 13
Physiologe Farben 19
Physische Farben 23
Gegner und Freunde 39
Geschichtliches 55
Nachträge 61
Warte-Steine 72
Herrn von Henning's Vorlesungen 81
Petersburger Preis-Aufgabe 85
Ueber den Regenbogen 97

Naturwissenschaftliche Einzelnheiten.

Johann Kundel 109
Architektonisch-Naturhistorisches Problem 119
Physisch-chemisch-mechanisches Problem 121
Gemälde der organischen Natur von Wilbrand und Ritgen 124
System der Natur ꝛc. von Voigt 126

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge 128
Carlsbad 129

Seite

Joseph Müllerische Sammlung 131
Recapitulation 137
Nachträge 140
Ferneres über Joseph Muller und dessen Sammlung 150
An Herrn von Leonhard 155
Freimüthiges Bekenntniß 163
Auszug eines Schreibens des Herrn Baron von Oeynhausen . . . 165
Recht und Pflicht 168
Gestaltung großer anorganischer Massen 167
Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen 174
Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt von Keferstein . . 185
Der Kammerberg bei Eger 186
Zur Geologie, besonders der böhmischen 201
Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg 209
Problematisch 216
Carl Wilhelm Nose 222
Der Lorn 231
Ferneres über den Kammerberg bei Eger 235
Producte böhmischer Erdbrände 235
Marienbad überhaupt, besonders in Rücksicht auf Geologie . . 238
Böhmen vor Entdeckung Amerika's 259
Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe par le Général Baron de Host 260
D'Aubuisson de Voisins Geognosie 262
Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen . . . 269
Kammer-Bühl 272
Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulcane von Alexander von Humboldt 273
Handbuch der Oryktognosie von Leonhard 276
Die Luisenburg bei Alexandersbad 277
Zur Geognosie und Topographie von Böhmen 280
Fahrt nach Pegrad 286
Der Wolfsberg 287
Nachschrift 287
Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Blutspuren 288
Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung 295
Verschiedene Bekenntnisse 298
Kurz Cual 308

Antonio.

Gut! wenn du willſt: der hohe Sinn des
Pabſts.
Er ſieht das Kleine klein, das Groſſe groß.
Damit er einer Welt gebiete, gibt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überläßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu
ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bey ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſinn.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.

Meteorologie.

Seite

Wolkengeſtalt nach Howard 311
Luke Howard an Goethe 341
Verſuch einer Witterungslehre. 1825. 353
Einleitendes und Allgemeines 353
Barometer 356
Thermometer 358
Manometer 359
Die Windfahne 361
Atmoſphäre 362
Waſſerbildung 363
Wolkenbildung 365
Elektricität 366
Winderzeugung 367
Jahreszeiten 369
Mittellinie 370
Sogenannte Oſcillation 373
Wiederaufnahme 375
Bändigen und Entlaſſen der Elemente 376
Analogie 378
Anerkennung des Geſetzlichen 379
Selbſtprüfung 380

Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen.

Die Natur 384
Der Verſuch als Vermittler von Object und Subject. 1793 . . 389
Ueber das Sehen in ſubjectiver Hinſicht 401
Ernſt Stiedenroth's Pſychologie 413
Zwiſchenrede 417
Einwirkung der neuern Philoſophie 418
Anſchauende Urtheilskraft 423
Bedenken und Ergeben 425
Bildungstrieb 427
Problem und Erwiederung 429
Bedeutende Förderniß durch ein einziges geiſtreiches Wort . . . 444
Ueber die Anforderung an naturhiſtoriſche Abbildungen 449
Einfluß des Urſprungs wiſſenſchaftlicher Entdeckungen 457

Nachträge zur Farbenlehre.

Nachträge

zur

Farbenlehre.

Prieſter werden Meſſe ſingen
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung ſich entled'gen,
Und ſich der Gemeine freuen
Die ſich um ihn her verſammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ohngefähre Worte ſtammelt.
Und ſo laſſet auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der läßlichſten der Sünden.

Die ächte Conversation
Hält weder Früh noch Abend Stich:
In der Jugend sind wir monoton,
Im Alter wiederholt man sich.

im gemeinen Sinne
von
Licht und Schwarz,
urch Mengung
ob gemischt erzeugen
Grau.

hemisch.
Objectiv,
ar, festzuhalten;
lung Körper aller
Art.

Licht
Helle oth, purpur;
l Säuren gesteigert.
Helle oth;
Licht ld,
Daue tziehend,
Umke alk nicht verändernd.
Verkl
Forde roth, grün;
Blen Alkalien herabgezogen.
Umke blauroth;
Bild,
Gege ittheilend,
Farbi alk entsäurend.

empfanglich und ge

Berührt im höheren Sinne
von
Licht und Finsterem,
beide durch Trübe
dynamisch verbunden erzeugen
Farbe.

roth
gelbroth
Farbenkrei
gültig
für alle Erschei
gelb
grün.

Farbe manifest

Physiologisch.
Subjectiv,
unaufhaltsam, flüchtig;
Vermittlung im Subject.

Physi
Subjectiv und
wandelbar, versch
Vermittlung durchschei
sichtiger Kör

Licht erweitert, Finsterniß verengt.
Helles Bild vergrößert, dunkles verkleinert sich.
Helles Bild nähert, dunkles entfernt sich.
Licht blendet, Finsterniß stellt her.
Dauer des Eindrucks.
Umkehrung.
Verklingen, farbiges.
Forderungen.
Blendung, roth;
Umkehrung, grün.
Bild, roth, orange, gelb;
Gegenbild, grün, blau, violett.
Farbiges Licht und Schatten eben so.

Dioptrisch:
durchscheinend, ob
und Bild;
durchsichtig, mit
Bild.
Catoptrisch: Bei beschr
werfen.
Paroptisch: Bei kreuz
scheinen.
Epoptisch: Auf der Flac
Flachen.
Entoptisch: Innerhal
Körper.

e

genwirkend.

blauroth

s

ungen

blau

rt ſich

ch.

bjectiv,

windend;

aender, durch-

per.

ne Refraction

Refraction und

anktem Zurück-

endem Vorbei-

be und zwiſchen

durchſichtiger

Berührt im gemeinen Sinne
von
Weiß und Schwarz,
beide durch Mengung
atomiſtiſch gemiſcht erzeugen
Grau.

Chemiſch.
Objectiv,
wandelbar, feſtzuhalten;
Vermittlung Körper aller
Art.

Active Seite.
gelb, gelbroth, purpur;
durch Säuren geſteigert.
gelb, gelbroth;
wärmend,
Licht entziehend,
Metallkalk nicht verändernd.

Paſſive Seite.
blau, blauroth, grün;
durch Alkalien herabgezogen.
blau und blauroth;
kältend,
Licht mittheilend,
Metallkalk entſäurend.

Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrscht ihn jetzt und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Gesandter schon
Gesehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick
Als wie der Vortheil seines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln sieht, so lobt man ihn
Und freut sich, wenn die Zeit entdeckt was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es ist kein schönrer Anblick in der Welt
Als einen Fürsten sehn der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie sehnlich wünscht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu sehn!

Alphons.

Doch wohl um mit zu wirken?
Denn bloß beschaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundinn,

Aeltere Einleitung.

Der Verfaſſer eines Entwurfes der Farbenlehre wurde oft gefragt: warum er ſeinen Gegnern nicht antworte, welche mit ſo großer Heftigkeit ſeinen Bemühungen alles Verdienſt abſprechen, ſeine Darſtellung als mangelhaft, ſeine Vorſtellungsart als unzuläſſig, ſeine Behauptungen als unhaltbar, ſeine Gründe als unüberzeugend ausſchreien. Hierauf ward einzelnen Freunden erwiedert: daß er von jeher zu aller Controvers wenig Zutrauen gehabt, deßhalb er auch ſeine frühern Arbeiten nie bevorwortet, weil hinter einer Vorrede gewöhnlich eine Mißhelligkeit mit dem Leſer verſteckt ſey. Auch hat er allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf ſein Thun und Bemühen nichts entgegengeſtellt, als eine fortwährende Thätigkeit, die er ſich nur durch Vermeidung alles Streites, welcher ſowohl den Autor als das Publicum von der Hauptſache gewöhnlich ablenkt, zu erhalten entſchloſſen blieb; ich habe, ſprach er, niemals Gegner gehabt, Widerſacher viele.

Ein Autor der mit etwas Ungewöhnlichem auftritt, appellirt mit Recht an die Nachwelt, weil ſich ja erſt ein Tribunal bilden muß, vor dem das Ungewohnte beurtheilt werden kann, und einen ſolchen Gerichtshof einzuſetzen vermag nur die Zeit, welche dem Seltſamſten das Fremde abſtreift und es als etwas Bekanntes vor uns hinſtellt. Vergleichen wir die Recenſionen des Tags im äſthetiſchen Fache mit denen vor dreißig Jahren,

so wird man, wenn auch nicht immer einstimmen, doch erstaunen, wie hoch das Urtheil der Deutschen gestiegen ist, seitdem sie es so lange Zeit an den Productionen einheimischer Schriftsteller üben konnten. Denn Fremdes beurtheilt Niemand ehe er zu Hause einsichtig ist.

Alles dieses läßt sich auf wissenschaftliche Dinge ebenfalls anwenden. Der Verfasser gab vor vielen Jahren die kleine Abhandlung über Metamorphose der Pflanzen heraus, man wußte nicht recht was man daraus machen sollte. Pflanzenkenner nahmen sie wo nicht unfreundlich doch kalt auf, man ließ das Gesagte höchstens für einen witzigen Einfall gelten und gestand dem Verfasser einigen Scharfsinn zu. Er setzte seine Beobachtungen im Stillen fort, erstreckte sie über die höheren Organisationen, behandelte die Verwandlung der Insecten, welche Niemand läugnet, bearbeitete mit Fleiß comparirte Osteologie, und indem er etwas davon öffentlich mitzutheilen zauderte, hatte er das Vergnügen zu sehen, daß dieselben Ideen, durch natürlichen Geistesfortschritt, sich auch im Publicum entwickelten, dieselben Begriffe sich sonderten und dieselben Ueberzeugungen sich festsetzten, obgleich unter dem Druck der herrschenden Vorstellungsart. Kein Forscher läugnet mehr die normalen und abnormen Umwandlungen organischer Wesen; die Naturgeschichte erhält dadurch neue Aufklärung, die ärztliche Behandlung einen rationellen Gang. Freilich ist auch hier mancher Mißgriff zu bemerken, manche Uebereilung, wovon sich aber die Wissenschaft, rein fortschreitend, bald erholen wird. Man tadelt zwar mit Recht daß das Wort Metamorphose, von dessen Bedeutung man vor zwanzig Jahren nichts wissen wollte, schon zur Phrase geworden, aber man sey immer zufrieden, daß durch Anregen und Auffassen dieses Begriffs so viel Gutes und Heilsames zur Klarheit gekommen.

Eben so muß es mit der Farbenlehre auch werden; es dauert vielleicht noch zwanzig Jahre bis ein Tribunal sich bildet, vor welchem die Sache ventilirt und mit gerechter Einsicht entschieden werden kann. In diesem Fache läßt sich aber keine reine Erfahrungslehre aufstellen, wenn man nicht die unreine, hypothetische, falsche Newtonische Lehre, oder vielmehr ihre Trümmer aus dem Wege räumt: denn sie ist gegenwärtig schon aufgelöst, weil man ihr alle Entdeckungen, die ihr geradezu widersprechen, dennoch anpassen, oder sie vielmehr darnach zerren und verstümmeln wollen. So mußte, nach Erfindung der achromatischen Gläser, zur Brechbarkeit noch eine Zerstreubarkeit gesellt werden, um sich nothdürftig theils im Vortrag, theils in Berechnungen durchhelfen zu können.

Die Newtonische Phraseologie ist jedoch schon über hundert Jahre im Gange, alle alternde Physiker sind darin von Jugend auf eingelernt, auch Männern von mittlern Jahren ist sie geläufig, weil sie wie eine Art von Scheidemünze durchaus gebraucht wird. Dazu kommt noch, daß der Mathematiker den großen Ruf eines verdienten, allgemeinen Kunstgenossen nicht möchte ausdrücklich schmälern lassen, wenn er gleich im Einzelnen die Irrungen des außerordentlichen Mannes zugesteht. Noch bis auf den heutigen Tag werden junge Leute auf diese Weise ins Halbwahre und Falsche eingeweiht, und ich muß daher meinen Nachfahren hinterlassen die Sache dereinst vor ein competentes Gericht zu bringen, weil ich den gleichzeitigen Schöppenstuhl durchaus nicht anerkenne.

Indessen habe ich, nach Herausgabe jener Bände zur Farbenlehre, diesem Fache eine kaum unterbrochene Aufmerksamkeit gewidmet, treffliche Mitarbeiter und Freunde gewonnen, deren Bemühungen gewiß nicht unfruchtbar bleiben

werden. Diesen zu Liebe und Förderniß breche ich eigentlich mein Stillschweigen: denn ob ich freilich Verzicht thue mich über das Gelingen meines Unternehmens endlich zu freuen; so wünsche ich doch durch Gegenwärtiges gebildete Leser in den Stand zu setzen, vorläufig einzusehen, wovon eigentlich die Rede sey, nicht damit sie die Sache beurtheilen, sondern den Grund einsehen des Beharrens auf meiner Vorstellungsart, trotz allem Widerspruch der Wissenschaftsverwandten und zum Verdruß aller Gildemeister.

Jene Bande führen den etwas sonderbaren Titel: Zur Farbenlehre, wodurch ausgedruckt wird, daß es nur eine Vorarbeit seyn soll. Auch ist die erste Abtheilung des ganzen Werkes Entwurf einer Farbenlehre betitelt, woraus hervorgeht, daß man eine völlig ausgebildete Lehre vorzutragen sich nicht anmaße. Dagegen kann man von einer solchen Vorarbeit verlangen, daß sie bis auf einen gewissen Grad zulänglich sey, daß sie dem Nacharbeitenden manche Mühe erspare; wozu denn zweierlei erforderlich ist, erstlich, daß die Phanomene fleißig gesammelt, sodann, daß sie in einer gewissen faßlichen Ordnung aufgestellt werden. Was das erste betrifft, so habe ich mit aller Aufmerksamkeit die sammtlichen Erscheinungen, die mir seit vielen Jahren bekannt geworden, nachdem ich sie erst mit Augen gesehen, im Sinne betrachtet, im Geiste geprüft, in meinen didaktischen Kreis aufgenommen, und fahre fort im Stillen nachzutragen was mir theils verborgen geblieben, theils was neuentdeckt und bestatigt worden. Jeder Wohlwollende kann dasselbige thun, denn hiezu, wie zu andern Zwecken, ist die Eintheilung in Paragraphen beliebt worden. Doch würde diese zu bequemer Faßlichkeit nicht

hinreichend seyn, waren die Erscheinungen nicht in gewisse Fächer, nach natürlicher Verwandtschaft, getheilt und zugleich gesondert und an einander gereiht worden. Diese Eintheilung geht dergestalt aus der Sache selbst hervor, daß sie von erfahrenen und denkenden Männern gewissermaßen gebraucht worden, schon vor der unseligen Newtonischen Theorie und auch nachher, als diese die Welt in pfaffischen Aberglauben verhüllt hatte.

Der Abtheilungen sind drei. Die erste enthält diejenigen Farben welche dem Auge selbst angehören, indem sie schon durch farblose Anregung von Außen entspringen und die Gegenwirkung des Auges gegen äußere Eindrücke bethätigen. Es sind also solche, die der Person, dem Beschauer, dem Betrachter eigens angehören, und verdienen daher den ersten Rang; wir nennen sie die physiologischen. In die dritte Abtheilung sind solche gestellt, die wir dem Gegenstande zuschreiben müssen. Sie werden an Körpern hervorgebracht, verändern sich bei veränderten Eigenschaften des Körpers, sie können an denselben für ewige Zeiten fixirt werden und sind penetrativ; man nennt sie die chemischen, weil der sie hervorbringende Proceß ein allgemein chemischer ist, der sich an allem Körperlichen dieser Welt manifestirt, deßwegen denn nicht allein die eigentlich chemischen Farben, sondern auch solche die sich an organischen Körpern zeigen und sich gleichen Gesetzen unterwerfen, hieher geordnet sind. Die zweite Classe enthält nun die Phänomene, welche vermittlend zwischen denen der ersten und dritten stehen. Man hat solche die scheinbaren genannt, weil gewisse Mittel, unter gewissen Bedingungen, dem Auge Farbenerscheinungen darbringen, welche dem vermittlenden Körper nicht angehören, indem derselbe, sobald die Bedingung aufhört, farblos erscheint.

Der ächte und aufrichtige Wiſſenſchaftsfreund findet nun hier ein dreifach Geſchaft: erſtlich, zu unterſuchen ob die Phänomene vollſtandig aufgezeichnet ſind, und er wird das Fehlende nachbringen; ſodann, ob ihm die Methode behage, nach welcher ſie gereiht ſind: iſt dieſe ſeiner Denkart nicht gemaß, ſo mag er nach einer andern die Erſcheinungen umordnen und wir wünſchen ihm Glück dazu! Schließlich wird er aufmerken, in wiefern eine von uns neubeliebte Terminologie mit den Phänomenen übereinſtimme, und in wiefern eine gewiſſe theoretiſche Anſicht, ohne welche weder Benennung noch Methode denkbar iſt, naturgemäß erſcheinen könne. Durch alles dieſes würde er meinen Dank verdienen, aber nicht als Gegner auftreten.

Eben ſo verhalt es ſich mit den allgemeinen Anſichten nach Außen und was über nachbarliche Verhaltniſſe zu andern Wiſſenſchaften geſagt iſt. Was ich zuletzt uber ſinnlich-ſittliche Wirkung der Farben geaußert und dadurch das Wiſſenſchaftliche an die bildende Kunſt angeſchloſſen habe, findet weniger Anfechtung, ja man hat es brauchbar gefunden; wie man denn überhaupt meiner Arbeit ſchon die Ehre anthut ſie hie und da zu benutzen, ohne gerade meiner dabei zu gedenken.

Als Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre iſt alles was ich deßhalb geſammelt, was ich dabei gedacht und wie es mir vorgekommen, den Jahren nach zuſammengereiht. Auch hier findet der Freund des Wahren gar mancherlei Beſchäftigung: er wird, wie ich ſeit jener Zeit auch ſelbſt gethan, gar manches Ueberſehene nachtragen, Lücken ausfullen, die Meinung aufklaren und in Gang und Schritt dieſer geſchichtlichen Wanderung mehr Gleichheit bringen; auch dadurch wird er mich verbinden und kann, indem er mich unterrichtet und belehrt, niemals mein Gegner werden.

Was nun aber zuletzt die Anhänger Newton's betrifft, so sind auch diese nicht meine Gegner, ich aber bin der ihrige. Ich behaupte, daß ihr altes Castell, schon durch die Zeit sehr angegriffen, nicht lange mehr bestehen kann, und ich bekenne, daß ich alles beizutragen Lust habe, damit es je eher je lieber zusammenstürze. Mir aber können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesäet habe ich und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.

Was man jedoch mit mehr Grund von mir fordern könnte und was ich wohl noch zu leisten wünschte, wäre ein Supplementarband, in welchem als Nachtrag erschiene alles was mir zeither von altern und neuern Erfahrungen noch bekannt geworden, sodann, in wiefern ich meine Vorstellung über diese Dinge erprobt gefunden, oder verändert.

Hiezu würde die Geschichte der Farbenlehre, vom Anfang des Jahrhunderts bis auf den letzten Tag, vor allen Dingen erforderlich seyn, wobei ich versuchen würde meine Widersacher so zu behandeln, als wenn wir sämmtlich, aus der Region des Blinzens und Meinens, schon lange in die Regionen des Schauens und Erkennens übergegangen wären. Hieran würde sich schließen die Anwendung meiner einfachen Darstellung, um nicht zu sagen Grundsatze, auf complicirtere Phanomene, deren Erwahnung ich bisher mit Fleiß vermieden; besonders eine neue Entwicklung des Regenbogens. Dieses ist gerade das Phänomen, worauf sich die mathematische Physik am meisten zu gute thut. Hier, versichert man, treffe die Rechnung mit der Theorie vollkommen zusammen.

Es ist belehrend, daß so viele tief- und scharfsinnige Männer nicht einsahen, wie eine Berechnung mit dem Phänomen vollkommen übereinstimmen kann und deßwegen gleichwohl

die das Phänomen erklärende Theorie falsch seyn dürfte. Im Praktischen gewahren wir's jeden Tag, doch in der Wissenschaft sollten auf der Höhe der Philosophie, auf der wir stehen und, obgleich mit einigem Schwanken, gegründet sind, dergleichen Verwechslungen nicht mehr vorkommen.

Jener Supplementband, den ich selbst an mich fordere, aber leider nicht verspreche, sollte nun ferner enthalten das Verzeichniß eines vollkommenen Apparats, den jeder nicht allein besitzen, sondern jederzeit zu eigenem und fremdem Gebrauch benutzen könnte. Denn es ist nichts jammervoller als die akademisch-optischen Apparate, welche das Jahr über verstauben und verblinden, bis das Capitel an die Reihe kommt, wo der Lehrer kümmerliche Versuche von Licht und Farben gerne darstellen möchte, wenn nur die Sonne bei der Hand wäre. Es kann seyn, daß irgendwo etwas einigermaßen Hinreichendes vorgezeigt werde, immer geschieht's aber nur nach dem kümmerlichen Anlaß der Compendien, in welchen sich die Newtonische Lehre, die doch anfangs wenigstens ein Abracadabra war, zu unzusammenhangenden Trivialitäten verschlechtert. Die Zeugnisse hievon stehen schon in meiner Geschichte der Farbenlehre, und in den Sessionsberichten des künftigen Gerichts wird bei dieser Gelegenheit öfters stehen: man lacht!

Ein solches Verzeichniß des nothwendigen Apparats wird ausführlich aufzusetzen seyn, da meine sämmtlichen Vorrichtungen mit den Büttner'schen und älteren fürstlichen Instrumenten vereinigt, in Jena aufgestellt, einen vollständigen Vortrag der Farbenlehre möglich machen werden. Jeder Studirende fordere auf seiner Akademie vom Professor der Physik einen Vortrag sämmtlicher Phänomene, nach beliebiger Ordnung; fängt dieser aber den bisherigen Bocksbeutel damit an: „Man lasse durch ein kleines Loch einen Lichtstrahl u. s. w."

ſo lache man ihn aus, verlaſſe die dunkle Kammer, erfreue ſich am blauen Himmel und am glühenden Roth der untergehenden Sonne nach unſerer Anleitung.

Auch würde jener intentirte Supplementband noch manches andere nachbringen, was Einem verziehen wird, der nicht viel Zeit hat, das was ihm zu ſagen wichtig iſt in leſerliche Phraſen einzukleiden.

Neuere Einleitung.

Nach abgeſchloſſenem entoptiſchen Vortrag, deſſen Bearbeitung uns mehrere Jahre beſchäftigt, nach dem friſchen Beweis, daß an unſere Farbenlehre ſich jede neu entdeckte Erſcheinung freundlich anſchließt, ins Ganze fügt und keiner beſondern theoretiſchen Erklärung bedarf, finden wir der Sache gerathen, manches Einzelne was ſich bisher geſammelt hier gleichfalls darzulegen und in jene Einheit zu verſchlingen. Den Hauptſinn unſeres ganzen Vorhabens wiederholen wir daher, weil das meiſte was bis jetzt über Farbe öffentlich geſagt worden, auf das deutlichſte zeigt, daß man meine Bemühungen entweder nicht kennt oder ignorirt, nicht verſteht oder nicht verſtehen will.

Und ſo wird es nicht zu weit ausgeholt ſeyn, wenn wir ſagen: daß unſere älteſten Vorfahren, bei ihrer Naturbeſchauung, ſich mit dem Phänomen begnügt, daſſelbe wohl zu kennen getrachtet, aber an Verſuche, wodurch es wiederholt würde, wodurch ſein Allgemeineres zu Tage kame, nicht gedacht. Sie beſchauten die Natur, beſuchten Handwerker und Fabrikanten und belehrten ſich ohne ſich aufzuklären. Sehr lange verfuhr

man so: denn wie kindlich war noch die Art von Versuch, daß man in einem ehernen Kessel Eisen-Feilspäne durch einen untergehaltenen Magnet gleichsam sieden ließ.

In der Zwischenzeit wollen wir uns nicht aufhalten, und nur gedenken: wie im 15. und 16. Jahrhundert die unendlichste Masse von einzelnen Erfahrungen auf die Menschen eindrang, wie Porta Kenntnisse und Fertigkeiten viele Jahre durch in der ganzen Welt zusammensuchte, und wie Gilbert am Magneten zeigte, daß man auch ein einzelnes Phänomen in sich abschließen könne.

In demselben Zeitraum zeigte Bacon auf das lebhafteste zur Erfahrung hin und erregte das Verlangen unzählbaren und unübersehbaren Einzelnheiten nachzugehn. Immer mehr und mehr beobachtete man; man probirte, versuchte, wiederholte; man überdachte, man überlegte zugleich, und so kam ein Wissen zur Erscheinung, von dem man vorher keinen Begriff gehabt hatte. Weil dieß aber nicht vorübergehen, sondern das einmal Gefundene festgehalten und immer wieder dargestellt werden sollte; so befleißigte man sich schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nothdürftig verbesserter Instrumente, und es fanden sich Personen die aus dem Handhaben derselben eine Art von Gewerbe machten. Dieß alles war gut und löblich, aber die Lust zu theoretisiren, gegen welche Bacon sich so heftig geaußert hatte, kann und darf den Menschen nicht verlassen; und so groß ist die Macht des Gedankens, er sey wahr oder falsch, daß er die Erfahrung mit sich fortreißt: daher denn auch gesteigerte und verwickelte Maschinen der Theorie zu Diensten seyn und dem Wahren wie dem Falschen zur Bestätigung und Gründung dienen mußten. Nirgends war dieses umgekehrte Verfahren trauriger als in der Farbenlehre, wo eine ganz falsche, auf ein falsches

Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände miſchen könnten — Nicht?

Leonore zu Alphons.

Du willſt mich reitzen, es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen ſchuldig.

Leonore.

Nun gut, ſo bleib' ich heut in deiner Schuld!
Verzeih' und ſtöre meine Fragen nicht.
Zu Antonio.
Hat er für die Nipoten viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit Einer Sorge zwey verwandte Pflichten.

Experiment gegründete Lehre durch neue, das Unwahre ſtets verbergende und die Verwirrung immer vermehrende, verwickeltere Verſuche unzugänglich gemacht und vor dem reinen Menſchenverſtand düſter verhüllt ward.

Da ich in die Naturwiſſenſchaft als Freiwilliger hineinkam, ohne Ausſicht und Abſicht auf einen Lehrſtuhl, welchen beſteigend man denn doch immer bereit ſeyn muß eben ſo gut dasjenige vorzutragen was man nicht weiß als das was man weiß, und zwar um der lieben Vollſtändigkeit willen; ſo konnte ich dagegen auf eine andere Vollſtändigkeit denken, auf den Baconiſchen Weg zurückkehrend und die ſämmtlichen Phänomene, ſo viel ich ihrer gewahr werden konnte, ſammlend, welches ohne eine gewiſſe Ordnung, ohne ein Neben-, Ueber- und Untereinander, für den denkenden Geiſt unmöglich iſt.

Wie ich in der Farbenlehre gehandelt, liegt Jedermann vor Augen der es beſchauen will, das Fachwerk das ich beliebt, wüßte ich noch jetzt nicht zu verändern; noch jetzt giebt es mir Gelegenheit Verwandtes mit Verwandtem zu geſellen, wie die entoptiſchen Farben bezeugen mögen, die, als neu entdeckt, ſich in meinen übrigen Vortrag einſchalten laſſen, eben als hätte man ſie gleich anfangs in Betracht gezogen. Hiedurch finde ich mich alſo berechtigt, ja genöthigt, was ich etwa nachzubringen habe, in derſelben Ordnung aufzuführen: denn es kommt hier nicht darauf an durch eine Hypotheſe die Erſcheinungen zu verrenken, ſondern die klaren, natürlichen Rechte einer jeden anzuerkennen und ihr den Platz in der Stadt Gottes und der Natur anzuweiſen, wo ſie ſich denn gern hinſtellen, ja niederlaſſen mag. Und wie ſollte man einen ſo großen, errungenen und erprobten Vortheil aufgeben, da Jedermann, der ein Inſtrument erfunden das ihm in der Ausübung beſondere Bequemlichkeit gewährt, aber andern

unbekannt ist, solches bekannt zu machen sucht, entweder zu seiner Ehre, oder, wenn er das Glück hat ein Engländer zu seyn, nach erlangtem Patent, zu seinem zeitlichen Gewinn. Lasse man mich also auch die Vortheile wiederholt an Beispielen praktisch aussprechen, die mir aus der Methode zuflossen, wornach ich die Farbenlehre gebildet. Sobald ich nämlich die Haupt- und Grundphänomene gefunden und, wie sie sich verzweigen und auf einander beziehen, geordnet hatte, so entstanden wahrhaft geistige Locale, in welche man gar leicht den besondern Fall dem allgemeinen Begriff unterzuordnen und das Vereinzelte, Seltsame, Wunderbare in den Kreis des Bekannten und Faßlichen einzuschließen fähig wird.

Zu leichterer Uebersicht ist deßhalb eine Tabelle vorausgeschickt.

Physiologe Farben.

Diese sind es die als Anfang und Ende aller Farbenlehre bei unserm Vortrag vorangestellt worden, die auch wohl nach und nach in ihrem ganzen Werth und Würde anerkannt, und anstatt daß man sie vorher als flüchtige Augenfehler betrachtete, nunmehr als Norm und Richtschnur alles übrigen Sichtbaren festgehalten werden. Vorzüglich aber ist darauf zu achten daß unser Auge weder auf das kraftigste Licht, noch auf die tiefste Finsterniß eingerichtet ist; jenes blendet, diese verneint im Uebermaaß. Das Organ des Sehens ist, wie die übrigen, auf einen Mittelstand angewiesen. Hell, Dunkel und die zwischen beiden entspringenden Farben sind die Elemente, aus denen das Auge seine Welt schöpft und schafft. Aus diesem Grundsatz fließt alles Uebrige, und wer

ihn auffaßt und anwenden lernt, wird ſich mit unſerer Darſtellung leicht befreunden.

1.

Hell und Dunkel im Auge bleibend.

Hell und Dunkel, welche, eins oder das andere, auf das Auge wirkend, ſogleich ihren Gegenſatz fordern, ſtehn vor allem voran. Ein dunkler Gegenſtand, ſobald er ſich entfernt, hinterläßt dem Auge die Nöthigung dieſelbe Form hell zu ſehen. In Scherz und Ernſt führen wir eine Stelle aus Fauſt an, welche hierher bezüglich iſt. Fauſt und Wagner auf dem Felde, gegen Abend, ſpazierend bemerken einen Pudel.

Fauſt.

Siehſt du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel ſtreifen?

Wagner.

Ich ſah ihn lange ſchon, nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betracht' ihn recht! Für was hältſt du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Fauſt.

Bemerkſt du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuſchung ſeyn.

Vorstehendes war schon lange, aus dichterischer Ahnung und nur im halben Bewußtseyn geschrieben, als, bei gemäßigtem Licht, vor meinem Fenster auf der Straße, ein schwarzer Pudel vorbei lief, der einen hellen Lichtschein nach sich zog: das undeutliche, im Auge gebliebene Bild seiner vorübereilenden Gestalt. Solche Erscheinungen sind um desto angenehm überraschender, als sie gerade, wenn wir unser Auge bewußtlos hingeben, am lebhaftesten und schönsten sich anmelden.

2.

Weiteres Beispiel.

Wo ich die gleiche Erscheinung auch höchst auffallend bemerkte, war, als bei bedecktem Himmel und frischem Schnee die Schlitten eilend vorbei rutschten, da denn die dunklen Kufen weit hinter sich die klarsten Lichtstreifen nachschleppten. Niemand ist, dem solche Nachbilder nicht öfters vorkamen, aber man läßt sie unbeachtet vorübergehn; jedoch habe ich Personen gekannt, die sich deßhalb ängstigten und einen fehlerhaften Zustand ihrer Augen darin zu finden glaubten, worauf denn der Aufschluß den ich geben konnte, sie höchst erfreulich beruhigte.

3.

Eintretende Reflexion.

Wer von dem eigentlichen Verhältniß unterrichtet ist, bemerkt das Phänomen öfters, weil die Reflexion gleich eintritt. Schiller verwünschte vielmal diese ihm mitgetheilte Ansicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt geworden.

4.

Complementare Farben.

Nun erinnern wir uns sogleich, daß eben so wie Hell und Dunkel, auch die Farben sich ihrem Gegensatze nach unmittelbar fordern, so daß nämlich im Satz und Gegensatz, alle immer zugleich enthalten sind. Deßwegen hat man auch die geforderten Farben, nicht mit Unrecht, complementare genannt, indem die Wirkung und Gegenwirkung den ganzen Farben-Kreis darstellt, so daß wenn wir, mit den Malern und Pigmentisten, Blau, Gelb und Roth als Hauptfarben annehmen, alle drei in folgenden Gegensätzen immer gegenwärtig sind:

Gelb	Violett
Blau	Orange
Roth	Grün.

Von diesen Phänomenen bringen wir einige in Erinnerung besonderer Umstände wegen, die sie merkwürdig machen.

5.

Leuchtende Blumen.

Sehr erfreulich ist es, in den Stockholmer Abhandlungen, Band XXIV. Seite 291 zu lesen: daß ein Frauenzimmer das Blitzen der rothgelben Blumen zuerst entdeckt habe, denn dort heißt es: „die feuergelben Blumen des Tropäolum majus L. blitzen jeden Abend vor der Dammerung, wie solches die Fraulein Tochter des Ritters Carl von Linné, Elisabeth Christina, auf ihres Herrn Vaters Landgute, Hamarby, eine Meile von Upsala, in Gesellschaft anderer, in dem Garten beobachtet hat. Dieses Blitzen besteht in einem plötzlichen

Hervorschießen des Glanzes, daß man sich es nicht schneller vorstellen kann."

Die Blumen an welchen, außer dem Tropäolum, die gleiche Erscheinung bemerkt wurde, waren die Calendel, Feuerlilie, Tagetes und manchmal die Sonnenblume. Mit vollem Rechte läßt sich aber der orientalische Mohn hinzuthun, wie ich in meinem Entwurf der Farbenlehre §. 31 umständlich erzählt habe, und solches hier einrücke, da meinen Lesern jenes Buch nicht gleich zur Hand seyn möchte.

„Am 19. Juni 1799, als ich, zu später Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf und ab ging, bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine mächtig-rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte. Wir stellten uns vor die Stauden hin, sahen aufmerksam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich bei abermaligem Hin- und Wiedergehen gelang, indem wir seitwärts darauf blickten, die Erscheinung so oft zu wiederholen als uns beliebte. Es zeigte sich, daß es ein physiologisches Farbenphänomen, und der scheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume, in der geforderten blaugrünen Farbe sey."

6.

Weiter geführt und ausgelegt.

Ist uns nun aber einmal die Ursache dieses Ereignisses bekannt, so überzeugt man sich, daß unter gar vielen andern Bedingungen dasselbige hervorzubringen sey. Am Tage in dem blumenreichen Garten auf und abgehend, bei gemäßigtem Licht, sogar beim hellen Sonnenschein, wird der aufmerksame

Beobachter ſolche Scheinbilder gewahr; nur, wenn man die Abſicht hat ſie zu ſehen, faſſe man dunkle Blumen ins Auge, welche den beſten Erfolg gewähren. Die Purpurfarbe einer Päonie giebt im Gegenſatz ein helles Meergrün; das violette Geranium ein gelblich grünes Nachbild; einen dunklen Burbaumſtreifen der Rabatteneinfaſſung kann man, durch Abwendung des Auges, auf den Sandweg, hell violett projiciren und mit einiger Uebung ſich und andere von der Conſtanz dieſes Phänomens überzeugen. Denn ob wir gleich ganz unbewußt und unaufmerkſam dieſe Erſcheinungen vielleicht am lebhafteſten gewahr werden, ſo hängt es doch auch von unſerm Willen ab, dieſelben vollkommen in jedem Augenblick zu wiederholen.

7.

Wechſelſeitige Erhöhung.

Wenn nun Hell und Dunkel, ſo wie die obgenannten ſich fordernden Farben, wechſelſeitig hervortreten, ſobald nur eine derſelben dem Auge geboten wird; ſo folgt daraus daß ſie ſich wechſelſeitig erhöhen, wenn ſie nebeneinander geſtellt ſind. Was Hell und Dunkel betrifft, ſo giebt folgender Verſuch eine überraſchend-angenehme Erſcheinung:

Man habe graues Papier von verſchiedenen auf einander folgenden Schattirungen, man klebe Streifen deſſelben, der Ordnung nach, nebeneinander; man ſtelle ſie vertical, und man wird finden: daß jeder Streifen, an der Seite wo er ans Hellere ſtößt, dunkler, an der Seite mit der er ans Dunkle ſtößt, heller ausſieht; dergeſtalt daß die Streifen zuſammen dem Bilde einer cannelirten Säule, die von einer Seite her beleuchtet iſt, völlig ähnlich ſehen.

Physische Farben.

8.

Falsche Ableitung des Himmelblauen.

Zu traurigen Betrachtungen giebt es Anlaß, wenn man in der Naturlehre, nach Anerkennung eines wahren Princips, solches alsobald falsch anwenden sieht. Die physiologen Farben sind kaum eingestanden und dadurch die Chromatik im Subject gegründet, so schwärmt man schon wieder umher und zieht Erscheinungen heran, die in ein ganz ander Capitel gehören. Die Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 12ter Jahrgang, 10tes Heft, sprechen von M u n c k e's Anfangsgründen der Naturlehre und äußern sich folgendermaßen:

„Namentlich sind in der Optik die gefarbten Schatten, so wie die Bläue des Himmels als subjective Farben dargestellt, und findet für die letztere Behauptung, daß die atmosphärische Luft nicht blau gefärbt sey, sondern nur durch subjective Farbenbildung blau und über den hochroth gefarbten Bergspitzen grün erscheine, unter andern der einfache Grund statt, daß der blauste Himmel, mit einem Auge frei, mit dem andern durch ein schwarz gefärbtes enges Rohr betrachtet, bloß dem freien Auge blau erscheint."

Daß die farbigen Schatten zu den subjectiven Farben gehören, daran ist wohl kein Zweifel, indem aber die Heidelberger Jahrbücher der nachfolgenden grundlosen Behauptung das Himmelblau betreffend Beifall geben, so retardiren sie, wie schon vormals geschehen, die Ausbreitung der ächten Farbenlehre. Gar sehr wünschten wir, Recensent hätte dagegen Herrn Muncke zurecht gewiesen und uns die Mühe erspart abermals zu wiederholen: die Himmelsbläue gehört

in das Capitel von der Trübe; man sehe Goethe's Farbenlehre §. 55 und folgende, wo sich alles natürlich entwickelt. Wie es aber irgend Jemand einfallen könne diese Bläue für eine subjective Farbe anzusprechen, ist demjenigen unbegreiflich der es weiß, daß physiologe Farbe aus einer Wechselwirkung entspringt, wo denn eine Erscheinung die andere nothwendig voraussetzt.

Das reine Hellblau wird durch seinen Gegensatz das Gelbrothe gefordert; nun möcht' ich doch einmal die orangefarbne Welt sehen, die das Auge nöthigte den Himmel blau zu erblicken! Unter allen Bedingungen erscheint uns der reine Himmel blau, wir mögen ihn über alten Schindel- und Strohdächern, über Ziegel- und Schieferdächern sehen; hinter jedem kahlen, unbewachsenen grauen Berge, über dem düstersten Fichtenwald, über dem buntesten Buchenwald erscheint am heitern Tage der Himmel gleich blau, ja aus einem Brunnen heraus müßte er eben so erscheinen. Hier also kann von keiner geforderten Farbe die Rede seyn.

Wenden wir uns nun zu dem vorgeschriebenen Versuch, welcher jene Meinung begründen soll; so finden wir daß Herr Muncke sich eben so im Sehen wie im Denken übereilt hat; wie denn immer eins aus dem andern zu folgen pflegt. Nehme ich, nach dem Himmel schauend, vor das eine Auge ein Rohr und lasse das andere frei, so ist jenes, vor allem eindringenden Licht geschützt, ruhiger und empfänglicher und sieht also die Himmelsbläue heller; da nun aber in unsern nördlichen Gegenden sehr selten die Atmosphäre ein vollkommenes Blau sehen läßt, so kann ein helleres, blässeres Blau gar leicht für weißlich, ja für farblos gehalten werden.

Mit einer jeden reinblauen Tapete läßt sich derselbe Versuch wiederholen; das freie Auge wird sie dunkler sehen als

das geſchützte. Vermannichfaltiget nun, nach des experimentirenden Phyſikers erſter Pflicht, den Verſuch immer weiter, ſo werdet ihr finden, daß das Geſagte nicht allein vom Blauen, ſondern von allem Sichtbaren gelte; es gilt vom Weißen, von allen Stufen des Grauen bis ins Schwarze, von allen Farbenſtufen, reinern und unreinern. Jedes Geſehene wird dem beruhigten Auge immer heller und folglich auch deutlicher erſcheinen, als dem Auge welches von allen Seiten Licht empfängt. Jede Papierrolle, ſie braucht gar nicht einmal inwendig geſchwärzt zu ſeyn, ſetzt uns jeden Augenblick in den Stand, dieſen einfachſten aller Verſuche anzuſtellen; man nehme ſie vor das eine Auge und blicke zugleich mit dem andern freien umher im Zimmer, oder in der Landſchaft, ſo wird man die Wahrheit des Geſagten erfahren. Das freie Auge ſieht den friſchgefallenen Schnee grau, wenn er dem durch die Rolle geſchützten glänzend und beinahe blendend erſcheint.

Kaum aber bedarf es der Rolle, man ſehe durch die als Röhre zuſammengebogenen Finger, und eine zwar ſchwächere, doch gleiche Wirkung wird erfolgen, wie jeder Kunſtfreund weiß, der bei Beſchauung von Gemälden dieſe natürlich-leichte Vorrichtung ſogleich zur Hand hat.

Schließlich gedenken wir noch eines ganz einfachen Apparats, deſſen wir uns in Bildergallerien bedienen und welcher uns vollkommen überzeugen kann, daß die Himmelsbläue keine ſubjective Farbe ſey.

Man verfertige ein Käſtchen von Blech oder Pappe, das, vorn offen, hinten zwei, den beiden Augen correſpondirende, kurze Röhren habe und inwendig ſchwarz gefarbt ſey; hiedurch ſchließe man alle irdiſchen Gegenſtände aus, beſchaue mit beiden Augen den reinen Himmel, und er wird vollkommen blau

Taſſo.

Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? und eifert er
Den großen Fürſten alter Zeiten nach?

Antonio.

Er ehrt die Wiſſenſchaft, ſo fern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſo fern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht, und Pallaſt und Tempel
Zu Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubſt du, daß wir das Geſchäfte bald
Vollenden können? daß ſie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Nahmenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt gehoben wäre.

erſcheinen. Wo iſt denn aber nun das Pomeranzen-Gelb, um jenen Gegenſatz hervorzurufen?

Hierher gehört auch nachſtehende Erfahrung. Es iſt mir oft auf Reiſen begegnet daß ich, in der Poſtchaiſe ſitzend, am hellen Sonnentage eingeſchlafen bin, da mir denn, beim Erwachen, die Gegenſtände welche zuerſt in die Augen fielen überraſchend hell, klar, rein und glänzend erſchienen; kurz darnach aber, auf die gewohnte Weiſe, wieder in einem gemäßigten Lichte ſich darſtellten.

9.

Trüber Schmelz auf Glas.

Da ſich uns nun abermals aufdringt, wie nöthig es iſt die Lehre vom Trüben, woraus alle phyſiſche Farbenphanomene ſich entwickeln laſſen, weiter zu verbreiten und die erfreulich-überraſchende Erſcheinung vor Jedermanns Auge zu bringen; ſo ſey folgendes hier denen geſagt, welche zu ſchauen Luſt haben, den Wahnluſtigen kann es nichts helfen.

Schon in der alten Glasmalerei, welche ihren großen Effect den Metallkalken verdankt, findet man einen trüben Schmelz, welcher, auf Glas getragen, bei durchſcheinendem Lichte ein ſchönes Gelb hervorbringt; zu dieſem Zwecke ward er auch daher benutzt. Die blaue Erſcheinung dagegen, bei auffallendem Licht und dunklem Grunde, kam dabei zwar nicht in Betracht; ich beſitze jedoch eine ſolche Scheibe, durch die Gunſt des Herrn Achim von Arnim, wo gewiſſe Räume beim durchſcheinenden Licht, der Abſicht des Malers gemäß, ein reines Gelb, in der entgegengeſetzten Lage ein ſchönes Violett, zur Freude des Phyſikers hervorbringen.

In der neuern Zeit, wo die Glasmalerei wieder ſehr

löblich geübt wird, habe ich auf Wiener und Carlsbader Trinkgläsern dieses herrliche Phänomen in seiner größten Vollkommenheit gesehen. Am letztern Orte hat der Glasarbeiter Mattoni den guten Gedanken gehabt auf einem Glasbecher eine geringelte Schlange mit einer solchen Lasur zu überziehen, welche, bei durchscheinendem Licht, oder auf einen weißen Grund gehalten, hochgelb; bei aufscheinendem Licht und dunklem Grunde aber das schönste Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten und das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violett hervorbringen. Möge der Künstler dergleichen viele in Bereitschaft haben, damit Badegäste sowohl als Durchreisende sich mit solchen Gefäßen versehen können, um dem Physiker ernstlich an Hand zu gehen und zum Scherz sowohl Junge als Alte ergötzlich zu überraschen. Hier erscheint ein Urphänomen, setzt natürliche Menschen in Erstaunen und bringt die Erklärsucht zur Verzweiflung.

Ferner hat man den Kranz um manche Glasbecher mit solchem trüben Mittel überzogen, woraus der sehr angenehme Effect entspringt, daß die aufgetragenen leichten Goldzierrathen sich, von einem gelben durchscheinenden goldgleichen Grunde, bald metallisch-glänzend absetzen, bald auf blauem Grunde um desto schöner hervorgehoben werden. Mögen häufige Nachfragen die Künstler anfeuern solche Gefäße zu vervielfaltigen.

Aus der Bereitung selbst machen sie kein Geheimniß, es ist feingepülvertes schwefelsaures Silber; bei dem Einschmelzen jedoch müssen zufallige, mir noch unbekannte Umstände eintreten: denn verschiedene nach Vorschrift unternommene Versuche haben bis jetzt nicht glücken wollen. Unsre so bereiteten Glastafeln bringen beim Durchscheinen zwar das Gelbe

zur Ansicht, die Umkehrung ins Blaue beim Aufscheinen will jedoch nicht gelingen. Dabei ist zu bemerken, daß das Silber unter dem Einschmelzen sich oft reducirt und zu körperlich wird um trüb zu seyn.

10.

Trübe Infusionen.

Wenn wir aber von trüben Mitteln sprechen, so erinnert sich Jedermann der Infusion des sogenannten Lignum nephriticum. Es hat aufgehört offizinell zu seyn; die in den Apotheken unter dieser Rubrik noch vorhandenen Stücke gaben meist einen gelben, nicht aber ins Blaue sich umwendenden Aufguß. Herr Hofr. Döbereiner, dessen Mitwirkung ich die entschiedensten Vortheile verdanke, ist gelegentlich zu einer Infusion gekommen, welche das Phänomen aufs allerschönste darstellt. Hier die Verfahrungsweise wie er solche mitgetheilt:

„Das Lignum quassiae (von Quassia excelsa) enthält eine eigenthümliche rein bittere Substanz. Um diese, zum Behuf einer nähern Untersuchung, unverändert darzustellen, wurde jenes Holz, in gepülvertem Zustande, in meine Auflösungspresse mit Wasser, durch den Druck einer drei Fuß hohen Quecksilbersäule kalt extrahirt. Nachdem das Holz erschöpft war, oder vielmehr aufgehört hatte dem Wasser farbigen Stoff mitzutheilen, wurde es mit einer neuen Quantität Wasser in der Absicht behandelt, um den letzten Antheil des etwa noch in ihm enthaltenen auflöslichen Stoffes zu scheiden und zu meinem Zwecke zu gewinnen. Das Resultat dieser letzten Behandlung war Wasser ungefärbt, jedoch bitter schmeckend und mit der Eigenschaft begabt, die wir an rein trüben

Mitteln kennen, wenn sie in einem durchsichtigen Glas erleuchtet oder beschattet werden.

Hat man also die Absicht aus der Quassia das weiße flüssige Chamaleon darzustellen; so muß man dieselbe pülvern und durch sie so lange kaltes Wasser filtriren, bis sie von farbiger Substanz befreit und dieses nur noch äußerst schwach zu trüben fähig ist. In dieser Periode stellt sich, bei fortgesetzten Aufgüssen kalten Wassers, die oben beschriebene Flüssigkeit dar."

Es hat diese Infusion den Vortheil, daß sie in einem Glase gut verschlossen wohl über ein halbes Jahr das Phänomen sehr deutlich zeigt und zum Vorweisen immer bei der Hand ist; da jedoch die Bereitung Mühe und Genauigkeit erfordert, so geben wir ein anderes Mittel an, wobei sich die Erscheinung augenblicklich manifestirt.

Man nehme einen Streifen frischer Rinde von der Roßkastanie, man stecke denselben in ein Glas Wasser, und in der kürzesten Zeit werden wir das vollkommenste Himmelblau entstehen sehen, da, wo das von vorn erleuchtete Glas auf dunklen Grund gestellt ist, hingegen das schönste Gelb, wenn wir es gegen das Licht halten. Dem Schüler wie dem Lehrer, dem Laien wie dem Eingeweihten ist es jeden Tag zur Hand.

11.

Im Wasser Flamme.

Georg Agricola, in seinem Werke de natura eorum quae effluunt ex terra, und zwar dessen viertem Buche, meldet folgendes: si lapis in lacum, qui est prope Dennstadium, Toringiae oppidum, injicitur, dum delabitur in profundum teli ardentis speciem prae se ferre solet.

Buffon, flammender Phänomene gedenkend, bringt dieſe Stelle genau überſetzt: Agricola rapporte, que lorsqu'on jette une pierre dans le lac de Dennsted, en Turingue, il semble, lorsqu'elle descend dans l'eau, que ce soit un trait de feu.

Vorgemeldetes Phänomen erkennen wir als wahr an, vindiciren aber ſolches der Farbenlehre und zählen es zu den prismatiſchen Verſuchen; und zwar verhält ſich's damit folgendermaßen.

Am obern Ende der weſtlichen Vorſtadt von Tennſtädt, einem durch Ackerbau geſegneten, im angenehmen Thale liegenden und von reichlichem Bach- und Brunnenwaſſer wohl verſorgten Orte, liegt ein Teich mäßiger Größe, welcher nicht durch äußern Zufluß, ſondern durch mächtige, in ihm ſelbſt hervorſtrebende Quellen, ſeinen immer gleichen Waſſergehalt einer zunächſt daran gebauten Mühle überflüſſig liefert. Von der unergründlichen Tiefe dieſes Teichs, daß er im Sommer des Waſſers nicht ermangele und Winters nicht zufriere, wiſſen die Anwohner viel zu erzählen, ſo auch die Klarheit des Waſſers über alles zu rühmen. Letzteres iſt auch ohne Widerrede zuzugeſtehn, und eben die Reinheit eines tiefen Waſſers macht jenes den Augen vorgebildete Feuerphänomen möglich.

Nun bemerke man, daß um den Teich her nur weiße Kalkſteine liegen und mit ſolchen iſt auch der Verſuch nur anzuſtellen; man wähle einen ſchwarzen Stein und nichts von Flamme wird geſehen werden. Wenn aber ein weißer unterſinkt, ſo zeigen ſich an ihm prismatiſche Ränder, und zwar weil er als helles Bild auf dunklem Grunde, er ſinke noch ſo tief, immer durch die Refraction dem Auge entgegen gehoben wird, unten gelbroth und gelb, oben blau und blauroth; und

ſo zittert dieſe Erſcheinung als ein umgekehrtes Flämmchen in die Tiefe.

Leider war, bei meinem dortigen Sommeraufenthalte 1816, der Teich lange nicht von Waſſerpflanzen gereinigt worden, die aufs üppigſte aus der Tiefe bis an und über die Oberfläche hervorſproßten, worunter die Chara, welche immer auf Schwefelquellen hindeutet, ſich häufig bemerken ließ. Die einzigen reinen Stellen waren die der quellenden Punkte, aber zu weit von dem Ufer und zu ſehr bewegt als daß ich das Phänomen jemanden ſonſt als mir ſelbſt darzuſtellen vermochte.

Jedoch hatte ich das Gleiche in dem Feldzuge von 1792 ſchon in der Nähe von Verdun geſehen, wo ein tiefer, faſt cirkelrunder Erdkeſſel vom klarſten, dem Grund entſprießenden Quellwaſſer gefüllt war. Dort wiederholte ich meine herkömmlichen prismatiſchen Verſuche im Großen, und zwar wählte ich zu Gegenſtänden zerbrochene Steingutſcherben, welche, an den dunkeln Seiten des Keſſels ſich, angenehm flammenartig und auffallend farbiger je kleiner ſie waren, hinabſenkten. Ganze, kaum beſchädigte Teller überließ mir die freundliche Feldküche. Unten auf dem Boden liegend zeigt ein ſolches helles Rund zunächſt dem Beſchauer immer Gelbroth und Gelb, oben Blau und Blauroth; und ſo werden kleinere Stücke, wie die beiden Farbenränder ſich verbreitern, wohl für ein Flämmchen gelten.

Wer eine ſolche reine ruhige Waſſertiefe vor ſich hat, der kann dieſe Erfahrung leicht zum Verſuch erheben. Er gebe ſolchen Scherben eine ovale Geſtalt, durchbohre ſie am obern Theil, befeſtige ſie an einen Faden, dieſen an eine Fiſcherruthe und tauche ſo das helle Bild ins Waſſer, laſſe es niederſinken und ziehe es wieder heraus, ſo wird er den

flammenden Pfeil nach Belieben verſtärken, ſeine Farben vermehren und vermindern können.

Gelingt es einem Naturfreunde den Tennſtädter Mühlenteich von Pflanzen reinigen zu laſſen, wobei er wohl aufachten möchte welche Geſchlechter und Arten hier einheimiſch ſind; ſo wird man auf angezeigte Weiſe den Verſuch jeden Augenblick wiederholen können. Ja der Mühlknappe könnte ſich, durch einen immer vorhandenen leichten Apparat, wie ich oben angegeben, manches Trinkgeld von Badegäſten und Reiſenden verdienen, da die Straße von Leipzig nach Mühlhauſen an dieſem Teiche vorbeigeht und Tennſtädt, wegen der Wirkſamkeit ſeiner Schwefelwaſſer, immer beſucht ſeyn wird.

Doch brauchen wir eigentlich deßwegen keine weite Reiſe zu machen; ein wahrer Verſuch muß ſich immer und überall wiederholen laſſen, wie denn Jedermann auf ſeinem Schreibtiſche ein Stück Siegellack findet, welches gerieben auf die höchſte, alles durchdringende, alles verbindende Naturkraft hindeutet. Eben ſo iſt auch ein jeder Brunnentrog voll klaren Waſſers hinreichend das merkwürdige Tennſtädter Flämmchen hervorzubringen. Wir bedienen uns hierzu einer ſchwarzen Blech-Scheibe, nicht gar einen Fuß im Durchmeſſer, in deren Mitte ein weißes Rund gemalt iſt; wir tauchen ſie, an einen Faden geheftet, ein und es bedarf kaum einer Elle Waſſers, ſo iſt die Erſcheinung für den aufmerkſamen Beobachter ſchon da; mit mehrerer Tiefe vermehrt ſich Glanz und Stärke. Nun iſt aber die andere Seite weiß angeſtrichen, mit einem ſchwarzen Rund in der Mitte; nun verſinkt ein eigentliches Flämmchen, violett und blau unterwärts, gelb und gelbroth oberwärts, und das alles wieder aus Gründen, die doch endlich Jedermann bekannt werden ſollten.

12.

Ehrenrettung.

In den Gilbertiſchen Annalen der Phyſik, Band 16, findet ſich, Seite 278, Robertſon's Bericht von ſeiner zweiten Luftfahrt zu Hamburg gehalten am 11. Auguſt 1803 mit Noten von dem Herausgeber, in welchen der Luftſchiffer für Gefahr und Bemühung wenig Dank findet. Er ſoll nicht gut geſehen, beobachtet, gefolgert, geſchloſſen, ja ſogar, unter den gegebenen Umſtänden, manches Unmögliche referirt haben. Das müſſen wir nun dahin geſtellt ſeyn laſſen, nur wegen eines einzigen Punktes halten wir für Pflicht uns ſeiner anzunehmen.

Seite 283 ſagt Robertſon: „Ich habe bemerkt, daß die durch ein Prisma gebrochenen Lichtſtrahlen nicht mehr die lebhaften und klar ſich unterſcheidenden Farben, ſondern bleiche und verworrene geben.“ Hierauf entgegnet die Note: „Wie hat der Aeronaut das bemerken können? Darüber müßte er uns vor allen Dingen belehrt haben, ſollten wir einer ſolchen Beobachtung einiges Vertrauen ſchenken.“ Wir aber verſetzen hierauf: allerdings hat der Mann ganz recht geſehen; weit über die Erde erhaben vermißte er um ſich her jeden Gegenſtand und konnte durch ſein Prisma nur nach den Wolken ſchauen. Dieſe gaben ihm bleiche verworrene Farben, wie jeder jeden Tag auf Erden die Beobachtung wiederholen kann.

Aus meinen Beiträgen zur Optik von 1791 erhellt ſchon aufs deutlichſte, daß bei der prismatiſchen Erſcheinung nicht von Lichtſtrahlen ſondern von Bildern und ihren Rändern die Rede iſt. Je ſchärfer ſich dieſe, hell oder dunkel, vom Grunde abſchneiden, deſto ſtärker iſt die Farbenerſcheinung. Hätte der gute Robertſon eine Farbentafel mit ſchwarzen und weißen

Bildern mit in die Höhe genommen und ſie durchs Prisma betrachtet; ſo würden die Ränder eben ſo ſtark als auf der Erde geweſen ſeyn. Wenn wir nun auch dieſe Kenntniß von ihm nicht fordern, ſo durfte man ſie doch wohl von dem Herausgeber eines phyſiſchen Journals, welches ſchon 1799 ſeinen Anfang genommen, billig erwarten. Leider werden wir von dem Nichtwiſſen oder Nichtwiſſen-wollen dieſer privilegirten Zunftherren noch manches Beiſpiel anzuführen haben.

13.

Unſinn.

Die Münchener polit. Zeitung enthält folgende Bemerkungen über die Witterung dieſes Winters:

„Zu Ende des Sommers hatten wir keine Aequinoctialſtürme und ſchon im September gab es dafür exceſſivrothe Abenddämmerungen, ſo daß, wo das Roth in die Himmelsbläue überging, der Himmel, nach dem Farbenmiſchungsgeſetze, oft auf Strecken von 36 Grad, ganz grün gefärbt war, welches Phänomen einer Abendgrüne ſich in den folgenden Monaten einigemal wiederholte."

Allgemeine Zeitung 1818. No. 35.

14.

Deſsgleichen.

So wie nicht leicht etwas Vernünftiges gedacht oder geſagt werden kann, was nicht irgendwo ſchon einmal gedacht oder geſagt wäre, ſo finden wir auch wohl die Abſurditäten unſerer Mitlebenden in verjährten Schriften aufgezeichnet und zu jedem neuen Irrthume ſind alte Parallel-Stellen zu finden.

In Claudii Minois Commentarien, womit er die Embleme des Alciatus erlautert, finden wir folgende Stelle: „color flavus, qui ex albo, ruſo et viridi concretus est.“ Daß alſo das Einfachſte aus Zuſammenſetzung entſpringe, muß doch von jeher gelehrten und unterrichteten Menſchen nicht ſo albern vorgekommen ſeyn, als es iſt. Hier haben wir unſern guten Wünſch wieder und ſeinen Eſſig, der aus Gurkenſalat erzeugt wird.

Gegner und Freunde.

15.

Widerſacher.

Als, im Mai des Jahres 1810, der Druck meiner Farbenlehre geendigt war, reiſ'te ich alſobald nach Carlsbad, mit dem feſten Vorſatz: dieſen Betrachtungen, in ſo fern es möglich wäre, ſobald nicht weiter nachzuhangen. Ich wandte Sinn und Gedanken gegen biographiſche Erinnerungen, recapitulirte mein eignes Leben ſo wie das Leben eingreifender Freunde. Hackert's Biographie ward vorgeſucht und, weil ich einmal ins Erzählen gekommen war, mehrere kleine Novellen, Geſchichten, Romane, wie man ſie nennen will, niedergeſchrieben, deren Stoff mir längſt ſchon erfreulich geweſen, die ich oft genug in guter Geſellſchaft erzählt, und, nach endlicher Behandlung, unter dem Titel: Wilhelm Meiſters Wanderjahre zu ſammeln und zu vereinigen gedachte.

Gewiſſenhaft, wie bei frühern Arbeiten geſchehen, vermied ich: auch nur die geringſte Kenntniß zu nehmen, was gegen meine der Farbenlehre gewidmeten Abſichten und

Alphons.

So lob' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.
Erweitert ſeh' ich meine Gränze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwert-
ſchlag
Haſt du's geleiſtet, eine Bürgerkrone
Die wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen
Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert;
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt;
Ein weit entferntes, hoch geſtecktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß er-
reicht.
Für ſeine Mühe ſiehſt du ihn gekrönt.

Antonio.

Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwey Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwunderung da ich kam.

Bemühungen, von Seiten einer mächtigen und tiefverletzten Partei, Feindseliges möchte unternommen werden. Damit ich aber künftig, bei erneuter Lust die chromatischen Geschäfte wieder aufzunehmen, mit einiger Bequemlichkeit vorfande was die Zeit über geschehen, so ersuchte ich einen werthen Freund, der sowohl der Physik im Ganzen und besonders diesem Theile ununterbrochene Aufmerksamkeit schenkte, mir zu notiren: wo er meine Ansichten, welche auch die seinigen waren, angefochten fande und mir solches, bis zur gelegenen Stunde, aufzubewahren. Dieses geschah denn, wie ich solches hier mittheile.

Neue oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung. 1810. Nro. 132.

Zach's monatliche Correspondenz. 1810. Juli p. 91 — 93. (Von Mollweide.)

Leipziger Literatur-Zeitung. 1810. Nro. 102.

Kritischer Anzeiger für Literatur und Kunst. München 1810. Nro. 30 — 33. (Vom Hofmaler Klotz.)

Heidelbergische Jahrbücher 3r Jahrg. (1810.) 3ss Heft. S. 289 — 307. (Soll von Jacob Fries verfaßt seyn.)

Hallische allgemeine Literatur-Zeitung. 1811. Januar. Nro. 30 bis 32. (Wahrscheinlich von Mollweide.)

Mollweide Demonstratio propositionis quae theoriae colorum Newtoni fundamenti loco est. Lips. 1811.

Angekündigt war in der Hallischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1811. Nro. 107.

„Darstellung der optischen Irrthümer in des Herrn v. Goethe Farbenlehre und Widerlegung seiner Einwürfe gegen die Newton'sche Theorie; vom Prof. Mollweide. Halle 1811. Bei Kümmel. 8."

Zach's monatliche Correspondenz 23r Bd. 1811. April. S. 322. (Von v. Lindenau.)

Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1811. 99s St.
Gilbert's Annalen der Phyſik 1811. 2s St. S. 135 bis 151. (Von Poſelger.)
Parrot's Grundriß der Phyſik 2r Th. Dorpat- und Riga 1811. Vorrede p. V — IX. XX — XXIV.
Gilbert's Annalen der Phyſik 1812. 1s St. S. 103 bis 115. (Von Malus.)
Das Original dieſes Aufſatzes befindet ſich in den Annales de Chemie 1811. Août p. 199 bis 209.
Jenaiſche allgemeine Literatur-Zeitung 1812. Nro. 77. In der Recenſion von Schweigger's Journal ꝛc.
Jenaiſche allgem. Literatur-Zeitung 1813. Nro. 3 — 6.
Ebendaſelbſt; Ergänzungsblätter ſur 1813. Nro.
Bibliothèque Britannique. Nro. 418. 1813. Mai. (Von Prevost.)
Pfaff (C. H.) Ueber Newton's Farbentheorie, Hrn. v. Goethe's Farbenlehre und den chemiſchen Gegenſatz der Farben. Lpz. 1813.
Recenſionen über Pfaff's Werk: Newton's Farbentheorie und v. Goethe's Farbenlehre in
Götting. gel. Anz. 1813. St. 77. S. 761 — 767, und
Heidelberg. Jahrbücher 1814. Nro. 27. S. 417 — 430.
Pfaff (C. H.) Ueber die farbigen Säume der Nebenbilder des Doppelſpaths, mit beſonderer Rückſicht auf Hrn. v. Goethe's Erklarung der Farbenentſtehung durch Nebenbilder In Schweigger's Journal ſur Chemie und Phyſik. B. 6. Hft. 2. S. 177 — 211.
The Quarterly Review. Lond. 1814. January. N. XX. p. 423 — 441.
Heidelbergiſche Jahrbücher der Literatur 1815. Nro. 25. (Prof. J. Fries, in der Recenſion von Hegel's Logik.)

Benzenberg, in seiner Reise in die Schweiz. 2r Th. 34r Brief.

Prof. Weiß, desgleichen Prof. Jungius haben in der naturforschenden Gesellschaft, in Berlin, Aufsätze gegen meine Farbenlehre vorgelesen; ob sie gedruckt worden, ist mir nicht bekannt.

Prof. E. G. Fischer hat eine lange Abhandlung über die Farbenlehre in der philomathischen Gesellschaft, zu Berlin, vorgelesen.

16.

Wohl zu erwägen.

Als ich mit einem einsichtigen, meiner Farbenlehre günstigen Manne über diese Angelegenheit sprach und auch des hartnäckigen Widerstandes erwähnte, den sie seit so vielen Jahren erdulden müssen, eröffnete er mir Folgendes: er habe seit langer Zeit mit Physikern darüber gesprochen und gefunden, der Widerwille komme eigentlich daher, daß ich meine ersten kleinen Hefte Beiträge zur Optik genannt: denn da die Optik eine abgeschlossene, dem Mathematiker bisher ganz anheim gegebene Wissenschaft gewesen sey; so habe Niemand begreifen können noch wollen, wie man, ohne Mathematik, Beiträge zur Optik bringen oder wohl gar die Hauptlehrsätze derselben bezweifeln und bekämpfen dürfe. Und so überzeugte mich der treffliche Freund gar leicht, daß, wenn ich gleich Anfangs Beiträge zur Farbenlehre angekündigt und, wie ich nachher gethan, den Vortrag dieser Erscheinungen in die allgemeine Naturwissenschaft gespielt, die Sache ein ganz anderes Ansehn gewonnen hatte.

Es scheint mir dieser Fall merkwürdig genug, um aufmerksam zu machen, wie eine falsche Behandlung bei Einleitung

eines wichtigen Gegenstands das Geschäft so viele Jahre erschweren, wo nicht gar dessen Ausführung völlig hindern könne, eben wie durch eine verfehlte Rechtsform die triftigste Rechtssache verloren werden kann. Ich mußte lange leben, um zu sehen daß jener Fehler sich nach und nach durch die Zeit verbessere.

Wie ich jetzt die Stellung meiner Farbenlehre gegen die wissenschaftliche Welt betrachte, will ich kürzlich aussprechen: ich wünsche daß ein aufgeweckter, guter, besonders aber liberaler Kopf zur Sache greife. Liberal aber heiß' ich, von beschränkendem Egoismus frei, von dem selbsüchtigen Gefühl das weder mit guter Art zu nehmen noch zu geben weiß.

17.

Lehrbuch der Physik von Professor Neumann, 2 Bände. Wien 1829.

Diesem vorzüglichen Naturforscher und Kenner habe ich verpflichteten Dank zu sagen für die Art und Weise wie er meiner Farbenlehre gedenkt. Zwar versäumt er keineswegs die Pflicht seine Schüler bekannt zu machen mit der allgemein angenommenen und verbreiteten theoretischen Erklärungsweise. Doch gedenkt er auch, an schicklichen Orten, wenn nicht mit entschiedenem Beifall doch mit billigem Anerkennen, desjenigen, was ich nach meiner Art und Ueberzeugung vorgetragen. So äußert er sich z. B. im 2ten Theile S. 323. §. 738. „Unter die Hauptgegner der Lehre Newton's von dem farbigen Lichte gehört vorzüglich Herr von Goethe. Er erklärt alle Farbenerscheinung daraus, daß entweder das Licht durch ein trübes Mittel gesehen wird, oder hinter einem beleuchteten trüben Mittel sich die Finsterniß als ein Hintergrund befindet.

Geſchieht das erſte, ſo erſcheint das Licht bei geringer Trübung des Mittels gelb, und geht mit zunehmender Trübe in Gelbroth und Roth über. So ſieht man die Sonne, wenn ſie ihren höchſten Stand hat, ziemlich weiß, obgleich auch hier ins Gelbe ſpielend; immer gelber aber erſcheint ſie, je tiefer ſie ſich ſenkt, je größer demnach der Theil der Atmoſphäre iſt, den ihre Strahlen zu durchlaufen haben, bis ſie endlich roth untergeht. — Sieht man dagegen durch ein weißerleuchtetes Trübe in die Finſterniß des unendlichen Raumes hin, ſo erſcheint dieſer, wenn die Trübe dicht iſt, blaulich; iſt ſie weniger dicht, ſo nimmt die Blaue an Tiefe zu und verliert ſich ins Violette. — Die prismatiſchen Verſuche ſuchet von Goethe durch eine Verrückung des Hellen (z. B. des Sonnenbildes in der dunkeln Kammer) über das Dunkle, und durch eine Bedeckung des Hellen durch das Dunkle zu erklären."

Gleichermaßen gedenkt Hr. Prof. Neumann an anderen Stellen mancher Phanomene die ich hervorgehoben, gefordert, zuſammengeſtellt, benamſet und abgeleitet, durchaus mit reiner Theilnahme und wohlwollender Mäßigung, wofür demſelben denn hiermit wiederholter Dank gebracht ſey.

18.

Franzöſiſche gute Geſellſchaft.

Frau von Necker hat uns in ihrem Werke Nouveaux mélanges. Paris 1801. Tom. I. p. 879. ein merkwürdiges Zeugniß aufbehalten, wie ihre Umgebung von den Newtoniſchen Arbeiten dachte. Sie drückt ſich folgendermaßen aus:

„Die Syntheſe iſt eine Methode die nicht erlaubt klar zu ſeyn. Newton hat ſeine optiſchen Lehren in ſeinen philoſophiſchen Transactionen nach der analytiſchen Methode

geſchrieben und man verſtand ihn vollkommen; nachher ſchrieb er ſie auf ſynthetiſche Weiſe und Niemand kann es leſen."

Zuerſt müſſen wir einen Ausdruck berichtigen. Statt in ſeinen philoſophiſchen Transactionen könnte ſtehen: in ſeinem Briefe in den philoſophiſchen Transactionen. Wahrſcheinlich aber ſoll es heißen: optiſchen Lectionen. Denn in dieſen iſt ein freierer Erfahrungsgang, aus dem zuletzt das Theoretiſche hervorſpringen ſoll. Die Optik hingegen iſt dasjenige Werk welches hier als auf ſynthetiſche Weiſe behandelt, nicht mit Unrecht angegeben wird.

Dieſes vorausgeſetzt, ſo haben wir nur die wichtigen Worte zu betrachten: Niemand kann es leſen.

Frau von Necker lebte in ſehr bedeutender Geſellſchaft. Sie hatte Fontenelle gekannt, war genau mit Buffon verbunden, und eben ſo mit d'Alembert, und ſchrieb in ihren Mélanges ſowohl ihre eigenen Gefühle und Ueberzeugungen als die Meinungen und Ausſprüche ihrer Societät nieder.

Eine Frau ihrer Art wurde nie gewagt haben, vor dem franzöſiſchen Publicum laut zu ſagen: daß Niemand Newton's Optik leſen könne, wenn das nicht eine unter ihren gelehrten Bekannten öfters gebrauchte Redensart, ein offnes Geſtändniß der vorzüglichſten Männer geweſen ware.

Denn wie wenig ſie in die Sache ſelbſt hineingeſehen, iſt ſchon daraus klar, daß ſie die Bücher und Titel verwechſelt. Wir nehmen es daher als ein Zeugniß an, daß kein Franzoſe der letzten Zeit die Optik geleſen, wie ſie denn wirklich kaum zu leſen iſt.

Aber daran iſt nicht die ſynthetiſche Manier Schuld, ſondern die verwickelte captioſe Art, wie ſie angewendet wird. Der Leſer ſoll von etwas Unwahrem uberzeugt werden, das ihm nicht zu Kopfe will; er verwirrt ſich und glaubt

dem Autor lieber gleich, daß er recht habe, und läßt das Buch liegen.

19.

Prediger in der Wüste, ein Deutscher.

„Gesetzt, eine Experimentalphysik des Lichts lieferte sogar alle Resultate als mit der Erfahrung übereinstimmend; geflissentlich aber ja kein einziges Resultat anders als nur durch das Mittel eines mystischen Hypothesenkrams: und sie verhielte sich ununterbrochen, als ob eine ruhige genaue Ansicht der Experimente und ihrer Resultate, an sich allein und ohne alle Verbrämungen, schlechterdings nichts; dagegen aber die uppigste Phantasmagorie alles in allem ware, welche unaufhörlich das Gehirn des Lesers zu ihren Zwecken bearbeitet; alle Pfiffigkeiten der Diplomatie, Sophistik, Rhetorik, alle Künste des Helldunkel anwendet; die gründlichsten Beweise für ihre Behauptungen, lange vorher, sehr freigebig verspricht; in der Folge sich dieses Versprechens so wenig, als der ganz bekehrte Leser, erinnert: gleich am Anfange ein Beiwort als unschuldig, weiterhin ein zweites, drittes, behutsam und crescendo einschleichen laßt; sodann, durch die sorgfaltigste Wiederholung derselben, ihre Ausdehnung usurpirt ex praescriptione; bis der Leser über ihre ungeheure Bedeutung stutzet, aber zu spat, da er sein Gehirn schon ganz in der Mache des liebkosenden Mysticismus wahrnimmt u. s. w."

Ueber Polarisation des Lichts, von Rohde; Potsdam 1819.

20.

Desgleichen, ein Franzos.

Cependant ne serait-on pas fondé à croire que les productions modernes ont acquis plus de certitude, par

l'usage établi depuis un siècle de traiter géométriquement toutes les propositions d'un système? C'est-à-dire qu'au produit souvent chimérique de l'imagination, si l'on peut adapter quelque démonstration géométrique, on en a prouvé l'évidence! On n'est pas revenu, et on reviendra difficilement sur l'effet merveilleux de ce mot emphatique, géométriquement ou mathématiquement. Ceux qui ne sont pas en état de s'élever contre tout ce que paraît avoir confirmé la science exacte, la science par excellence, et c'est le plus grand nombre, croient sur quelques probabilités, parcequ'ils ne voient point, et qu'ils sont persuadés que la vérité est toujours renfermée dans ce qui est au-dessus de leur intelligence: accoutumés à considérer ces démonstrations mathématiques comme le voile qui la leur cache, ils s'en rapportent à ceux qui peuvent soulever ce voile; et ceux-ci, qui, pour la plupart, ne s'attachent qu'à reconnaître l'exactitude des calculs, sont, pour la multitude, des autorités au nom desquelles elle sacrifie bien souvent la raison.

Je ne veux parler ici que de la partie analytique de cette science; puisque la partie purement géométrique marche de front avec le raisonnement; l'autre au contraire le transporte à la conclusion, sans le faire passer par tous les degrés intermédiaires. Il y a dans cette manière de procéder un motif de défiance pour le moins plausible, c'est que cet instrument si expéditif pourrait être appliqué à faux, ou seulement à une base trop étroite. Les yeux entièrement fixés sur lui jugent du succès de l'opération par le terme de ses mouvemens. On voit la fin dans les moyens, ce qui sans doute est d'une grande conséquence. Cette reflexion, qui trouvera son application dans la suite

de cet ouvrage, me conduit tout naturellement a une autre, qu'on regardera comme une espèce de blasphème: »la méthode analytique appliquée à la physique a produit plus de mal qu'elle n'a fait de bien, par la certitude qu'on lui suppose.« En effet, c'est le rempart, le phylactérion, le talisman le plus redoutable; il protège les erreurs et les vérités avec une égale puissance: les unes et les autres en reçoivent le même degré d'inviolabilité; et elles passent pour être inattaquables, non pas précisément parceque leur solidité est mise en évidence, mais parcequ'il leur prête son secours. La Physique, je ne crains pas de l'affirmer, n'en a, pour ainsi dire, aucun besoin. Les succès de ceux qui l'ont traitée par le raisonnement le prouvent. Ceux qui, suivant la même route, n'ont pas aussi bien réussi, sont au-moins sans danger pour la science, et les faux jugemens ne sont pas long-temps à craindre en pareil cas. C'est ce qu'on ne peut pas dire de la méthode analytique, puisque c'est un levier qui, quoique dans les mains d'un petit nombre, peut-être employé par toute espèce de mains; et comme la faculté de s'en servir facilement ne me semble avoir aucune liaison nécessaire avec le jugement le plus juste, et qu'on ne peut pas prouver que le talent de raisonner soit un don de la culture de la partie analytique, l'habileté de celui qui l'emploie peut bien être un garant de l'exactitude des opérations, mais n'établit aucunement leur connexion avec les propositions qui en sont l'objet.

Nouvelle Chroagénésie p. H. S. le Prince.
Paris 1819. page XIII.

Verdeutscht.

Hiernach aber sollte man denn doch zu glauben berechtigt

seyn, die wissenschaftlichen Erzeugnisse der Neuern hätten mehr Gewißheit erlangt durch die seit einem Jahrhundert eingeführte Gewohnheit alle Sätze eines Lehrgebaudes geometrisch zu behandeln? Keineswegs! Denn wenn man bei irgend einem chimarischen Product der Einbildungskraft nur etwas von geometrischer Demonstration anbringen kann, so wahnt man schon die Evidenz eines Hirngespinnstes erwiesen zu haben. Schwerlich wird man sich der wundersamen magischen Wirkung des emphatischen Worts auf geometrische oder mathematische Weise! völlig entziehen. Diejenigen die sich nicht zu erheben im Stande sind über alles was durch diese exacte Wissenschaft, diese Wissenschaft par excellence, erwiesen scheint — und deren sind viele — ergeben sich schon auf einige Wahrscheinlichkeiten hin, einem unbedingten Glauben, eben weil sie gar nichts sehen, und weil sie sich überzeugten die Wahrheit liege jedesmal in dem was über ihren Verstand hinaus ist. Gewohnt diese mathematischen Demonstrationen anzusehen, wie einen Schleier der ihnen das Wahre verbirgt, halten sie sich in dieser Hinsicht an solche, welche diesen Schleier zu heben im Stande scheinen; und diese die größtentheils sich nur darauf verstehen die Richtigkeit eines Calculs einzusehen, sind für den großen Haufen Auctoritaten, in deren Namen er öfters die Vernunft gefangen giebt.

Ich rede hier nur von dem analytischen Theil dieser Wissenschaft, denn der reingeometrische halt mit der Vernunft gleichen Schritt; der andere im Gegentheil entrückt sie wohl zum schnellen Resultat, ohne sie durch alle Mittelschritte zu führen. Wir finden aber Ursache genug, dieser Verfahrungsart zu mißtrauen, weil dieses expedite Werkzeug falsch oder im beschrankten Sinn könnte angewendet werden. Die Augen ganz auf die Manipulation gerichtet urtheilen wir, sie sey

Taſſo.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen ſiehſt;
So wünſcht' ich, daß du mein beſchämt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und du erfährſt
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſinn.

Wenn du erſt ſiehſt was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beyfalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er iſt durch euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo Ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer druckte dieſen Kranz
Auf Arioſtens Stirne?

gelungen weil sie fertig ist, man sieht das Ziel in den Mitteln und dieß ist denn doch von bedeutendem Einfluß.

Diese Bemerkung führt mich auf eine andere, die man für eine Art Gotteslästerung erklären wird: die analytische Methode, auf die Physik angewendet, hat mehr Uebels als Gutes gestiftet, durch die Gewißheit die man ihr voraussetzt; in der That ist sie eine Schutzwehr, ein Amulet, ein Talisman von der furchtbarsten Art; sie beschützt Irrthümer und Wahrheiten mit gleicher Macht, die einen wie die andern erhalten von ihr denselben Grad von Unverletzlichkeit, sie gelten für unantastbar, nicht weil ihre Begründung in Evidenz gesetzt ist, sondern weil sie so hohen Schutz gefunden haben.

Die Physik — ich wag es zu behaupten — bedarf ihrer ganz und gar nicht, dieß beweis't der glückliche Erfolg so mancher, die sie innerhalb des Kreises eines reinen ruhigen Menschenverstandes behandelt haben. Ist es auch andern auf demselben Wege nicht vollkommen gelungen, so waren sie für die Wissenschaft wenigstens nicht gefahrlich; denn falsche Urtheile sind in diesem Falle nicht lange zu fürchten. Von der analytischen Methode kann man dieß nicht behaupten; denn sie ist ein Hebel, der, obgleich in den Händen einer kleinen Anzahl, doch von einer jeden Faust gebraucht werden kann, und da die Fahigkeit ihn zu handhaben meines Erachtens nicht eben im strengsten Zusammenhange steht mit der Scharfe und Richtigkeit des Urtheils, man auch nicht beweisen kann, das Talent richtig zu sehen und zu folgern sey ein Geschenk der analytischen Cultur; so kann die Geschicklichkeit dessen der sie anwendet vielleicht für die Genauigkeit der Operation Gewähr leisten, aber sie begründet keineswegs den Zusammenhang derselben mit der Aufgabe worauf sie angewendet wird.

21.

Neuste aufmunternde Theilnahme.

„Unter dem so reichen Inhalte des Heftes habe ich aber vor allem für das Verständniß zu danken, welches Sie uns über die entoptischen Farben haben aufschließen wollen; der Gang und die Abrundung dieser Tractation wie der Inhalt haben meine höchste Befriedigung und Anerkennung erwecken müssen. Denn bisher hatten wir, der so vielfachen Apparate, Machinationen und Versuche über diesen Gegenstand unerachtet, oder vielmehr wohl gar um derselben willen selbst, von den ersten Malusschen und den fernern hieraus hervorgegangenen Erscheinungen, nichts verstanden; bei mir wenigstens aber geht das Verstehen über Alles, und das Interesse des trocknen Phanomens ist für mich weiter nichts, als eine erweckte Begierde es zu verstehen.

Nun aber wend ich mich zu solchen, die was sie haben und wissen, ganz allein von Ihnen profitirt haben und nun thun, als ob sie aus eignen Schachten es geholt, dann aber wenn sie etwa auf ein weiteres Detail stoßen, hier sogleich, wie wenig sie das Empfangne auch nur sich zu eigen gemacht, dadurch beweisen, daß sie solches etwaige Weitere nicht zum Verständniß aus jenen Grundlagen zu bringen vermögen, und es Ihnen lediglich anheim stellen müssen, den Klumpen zur Gestalt herauszulecken, ihm erst einen geistigen Athem in die Nase zu blasen. Dieser geistige Athem — und von ihm ist es, daß ich eigentlich sprechen wollte, und der eigentlich allein des Besprechens werth ist, — ist es, der mich in der Darstellung Ew. ꝛc. von den Phänomenen der entoptischen Farben höchlich hat erfreuen müssen. Das Einfache und Abstracte, was Sie sehr treffend das Urphanomen nennen, stellen Sie

an die Spitze, zeigen dann die concretern Erscheinungen auf, als entstehend durch das Hinzukommen weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu den Zusammengesetztern fortschreitet, und, so rangirt, das Verwickelte nun, durch diese Decomposition, in seiner Klarheit erscheint. Das Urphänomen auszuspüren, es von den andern, ihm selbst zufälligen Umgebungen zu befreien, — es abstract, wie wir dieß heißen, aufzufassen, dieß halte ich für eine Sache des großen geistigen Natursinns, so wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der Erkenntniß in diesem Felde.

Bei dem Urphänomen fällt mir die Erzählung ein, die Ew. ꝛc. der Farbenlehre hinzufügen, — von der Pegeniß namlich (Geschichte der Farbenlehre S. 447), wie Sie mit Büttner's, schon die Treppe hinabeilenden Prismen noch die weiße Wand angesehen und nichts gesehen haben, als die weiße Wand; diese Erzählung hat mir den Eingang in die Farbenlehre sehr erleichtert, und so oft ich mit der ganzen Materie zu thun bekomme, sehe ich das Urphänomen vor mir, Ew. ꝛc. mit Büttner's Prismen die weiße Wand betrachten und nichts sehen, als weiß.

Darf ich Ew. ꝛc. aber nun auch noch von dem besondern Interesse sprechen, welches ein so herausgehobenes Urphänomen für uns Philosophen hat, daß wir namlich ein solches Präparat — mit Ew. ꝛc. Erlaubniß — geradezu in den philosophischen Nutzen verwenden können! — Haben wir namlich endlich unser zunachst austernhaftes, graues, oder ganz schwarzes — wie Sie wollen — Absolutes, doch gegen Luft und Licht hingearbeitet, daß es desselben begehrlich geworden, so brauchen wir Fensterstellen, um es vollends an das Licht des

Tages herauszuführen; unsere Schemen würden zu Dunst verschweben, wenn wir sie so geradezu in die bunte, verworrene Gesellschaft der widerhaltigen Welt versetzen wollten. Hier kommen uns nun Ew. ꝛc. Urphänomene vortrefflich zu statten; in diesem Zwielichte, geistig und begreiflich durch seine Einfachheit, sichtlich oder greiflich durch seine Sinnlichkeit — begrüßen sich die beiden Welten, unser Abstruses, und das Erscheinende Daseyn, einander.

Wenn ich nun wohl auch finde, daß Ew. ꝛc. das Gebiet eines Unerforschlichen und Unbegreiflichen ungefähr eben dahin verlegen, wo wir hausen — eben dahin, von wo heraus wir Ihre Ansichten und Urphänomene rechtfertigen, begreifen, — ja wie man es heißt, beweisen, deduciren, construiren u. s. f. wollen, so weiß ich zugleich, daß Ew. ꝛc. wenn Sie uns eben keinen Dank dafür wissen können, uns doch toleranterweise mit dem Ihrigen so nach unserer unschuldigen Art gewähren lassen; — es ist doch immer noch nicht das Schlimmste was Ihnen widerfahren ist, und ich kann mich darauf verlassen, daß Ew. ꝛc. die Art der Menschennatur, daß wo einer etwas Tüchtiges gemacht, die andern herbeirennen, und dabei auch etwas von dem Ihrigen wollen gethan haben, zu gut kennen.

Ich muß noch auf eine der Belehrungen Ew. ꝛc. zurückkommen, indem ich mich nicht enthalten kann, Ihnen noch meine herzliche Freude und Anerkennung über die Ansicht, die Sie über die Natur der doppelt refrangirenden Körper gegeben haben, auszusprechen. Dieses Gegenbild von derselben Sache, einmal als durch äußerliche mechanische Mittel dargestellt, — das anderemal eine innere Damastweberei der Natur — ist meiner Meinung nach, gewiß einer der schönsten Griffe, die gethan werden konnten."

Berlin, den 20. Febr. 1821. Hegel.

22.

Entſchuldigendes Nachwort.

Wenn man fleißig ausgearbeitete Bücher, vor einigen hundert Jahren gedruckt, aufſchlagt, ſo kommen uns gewöhnlich mancherlei Enkomien rhythmiſch entgegen; der Autor getraut ſich nicht allein ins Publicum, nur wohl escortirt und empfohlen kann er Muth faſſen. In der neuern Zeit wagt man ſich kühn und zuverſichtlich heraus und überläßt, auf gut Glück, ſeine Production dem Wohlwollen oder Mißwollen der Beurtheilenden.

Nehmen Sie es in dieſem Sinne, theurer verehrter Freund, wenn ich nicht ſaume beikommende Nachempfehlungen, verſprochenermaßen, mitzutheilen. Dieſe geiſtreichheiteren, durchdringenden, obgleich nicht einem Jeden gleich eingänglichen Worte machen Ihnen gewiß Vergnügen um meiner- und der Sache willen.

Wenn man ſo alt geworden iſt als ich, und in einem ſo würdigen, werthen Unternehmen von den verworrenen Mitlebenden nur widerwillige Hinderniſſe erfahren hat, muß es höchlich freuen, durch einen ſo wichtigen Mann, die Angelegenheit für die Zukunft ſicher zu ſehen, denn außerdem hat ein Appell an die Nachwelt immer etwas Triſtes.

23.

Aelteſte aufmunternde Theilnahme.

„Im Jahr 1795 ſandte ich Ew. ꝛc. meinen Verſuch über die Lebenskraft, der zum Theil durch Ihre Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen veranlaßt war. Sie reichten mir dafür mit einem Geiſte die Hand, der mich unbeſchreiblich

glücklich machte. Ich müßte Ihnen eine Art von Beichte ablegen, wenn ich Ihnen die Urſachen ſagen wollte, warum Sie nichts weiter von mir hörten. Blieb der Einzelne in der Ferne ſtehen, ſo mußte die Urſache daran wohl in ſeiner durch äußere Umſtände begünſtigten Unthätigkeit, gewiß am wenigſten in Mangel an Erkenntniß Ihres Geiſtes liegen.

Ihr Buch zur Farbenlehre hat mich ganz wieder erweckt. Ich möchte es jedem Arzt und Naturforſcher als Muſter darbieten, wie Unterſuchungen ohne Miſchen und Manſchen gemacht werden ſollen! Mein Erwachen ſoll aber nicht durch Lobgeſchrei verkündigt werden.

Es iſt in ſo vielen Punkten meinen Ideen begegnet und hat ſie bekräftiget und aufgeklärt; erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen einige Erfahrungen und Bemerkungen mittheile, wozu ich um ſo mehr berechtigt zu ſeyn glaube, da ſie zum Theil an mir ſelbſt und meiner Familie angeſtellt ſind, über Ihre Akyanoblepſie — Ich führe mich alſo bei Ihnen als einen Akyanobleps ein, in deſſen Unterhaltung man in die größte Verwirrung geräth und fürchtet wahnſinnig zu werden — Ich wage es bei Ihnen aber ſchon darauf hin.

Sie haben die alte Newtoniſche Burg, welche mit gelehrtem Fleiß und Scharfſinn, aber gewiß ohne Erinnerung an die Platoniſchen Grundſätze, daß die Ausſicht in die Ferne nicht müſſe verbauet werden, aufgebauet war, vollkommen niedergeriſſen. Es mußte einem grauen, wenn man im Dunklen hineintrat und nur die Vögel der Pallas darin ſchwirren hörte. In meiner Vorrede zur Lebenskraft ſprach ich mein Grauen aus und dieſe veranlaßte damals den ſel. Engel (indem er mir ſeine Abhandlung über das Licht mit der Verſicherung zuſandte, daß meine Vorrede dazu Anlaß gegeben habe) mir ein Troſtwort zuzuſprechen, das aber freilich, wie

alles Beſchwichtigen der Kinder im Finſtern, nur das Grauen vermehrte.

Mit ſorgfaltiger Beobachtung der Gränzen für den Naturforſcher, haben Sie auf dieſe heilige Statte kein neues Gebaude von Menſchenhanden gemacht, der Sänger des Fauſts und der Verfaſſer der nachbarlichen Verhaltniſſe der Farbenlehre zu andern Lehren hatte einen Tempel darauf bauen können, der viele mit Andacht erfüllt hatte, aber doch bald wieder von Abgöttern eingenommen ware.

Nun aber zu meiner Perſönlichkeit! Ich bin in jeder Rückſicht in der Lage, wie Sie den Akyanobleps beſchreiben; habe dadurch meiner guten Frau manche kleine Empfindlichkeit veranlaßt, wenn ich ein hellblaues Band oder Kleid für roſenfarb anſah, das ſie ehrbar für ſich ausgewahlt hatte und bin darüber leider ſelbſt ſchon für die literariſche Ewigkeit bezeichnet, indem es mir der ſel. Murray in ſeinem Apparatu medicaminum, Vol. IV. pag. 208 nicht verzeihen konnte, daß ich in einer Diſſertation, der er ſelbſt den Preis zuerkannt hatte, dem Oleum Ricini die rechte Farbe nicht gegeben hatte. Er ſagte daſelbſt: Colorem glauco viridescentem prae se fert, et gravitate specifica tam olea omnia unguinosa, quam pinguedines animales antecellit, frigore solidescit; colore Succini, pellucidum fere (Brandis Comm. de oleis unguinos. p. 22.)

Mehrere meiner Familie leiden an demſelben Uebel. Ein Schweſterſohn war in eine gute Seidenhandlung als Lehrling gegeben, man war zufrieden mit ihm und er mit ſeiner Lage, mußte aber dieſen Beruf verlaſſen, weil er den Käufern Himmelblau für Roſenroth verkaufte. Ein mitleidiger, in der Geſchichte der Gelehrſamkeit nicht bewanderter Commis der Handlung hoffte durch die Gelehrigkeit des jungen Menſchen

den Fehler zu ersetzen, es wurden Farbentafeln von Seidenband gemacht, unter jede Farbe der Name geschrieben und nun saß der arme Knabe tagelang und lernte, hoffte freudig, die Sache ergründet zu haben und das Resultat der Gelehrsamkeit war, daß der nächste Kaufer rosenroth für Himmelblau erhielt.

Hatte der Mensch wirklich zwischen Rosenroth und Himmelblau keinen Unterschied sehen können, so konnte er ja nicht hoffen ihn lernen zu wollen. Sehe ich beide Farben nebeneinander, so finde ich den Unterschied sehr deutlich, auch wohl kurze Zeit nachher, soll ich aber ohne Vergleichung es bestimmen, so wird es mir wenigstens sehr schwer. Ihre Landschaft ist freilich nicht ganz so, wie ich die Natur sehe, daß sie aber einen rosenrothen Himmel habe, mußte ich erst aus dem Texte lernen. Dabei weiß ich gewiß:

a. Daß ich für Raumverhältnisse, wo nicht ein ausgezeichnet scharfes doch nicht schlechtes Gesicht habe. Ich hatte in Göttingen in Rücksicht meines sichern Blickes in Erkenntniß der Mineralien Zutrauen. Nach Textur und Crystallisation forschte ich aber freilich immer sorgfältiger als nach Farbe, und ich kann es nicht laugnen, daß mir selbst rothgülden Erz von weißgülden schwer zu unterscheiden war, wenn dieses fehlte. Ich konnte das Gewicht von Diamanten und ihren Werth Juwelierern richtig taxiren, konnte genau sehen, ob sie ins Gelbe zogen u. s. w.

b. Eben so kann ich das Helle und Dunkle der Farben genau unterscheiden und diese Nüancen bleiben meinem Gedächtniß eingeprägt.

c. Ich habe kein ausgezeichnet scharfes Gesicht in die Ferne, weil es nicht dazu geübt ist, aber auch durchaus kein schwaches. Ich habe 50 Jahre meine Augen gebraucht, habe

bald durch Mikroscop, bald durch Teleſcop die primordia rerum erforſchen wollen, habe manche Nacht gewacht, ich fühle aber keine Veränderung darin. Sie ſind übrigens graublau, die meines Neffen und eines Bruders ſind aber braun.

d. Grün und blau, deßgleichen gelb und roth verwechſele ich nicht, hingegen leicht rothgelb und grün in dunklen Tinten, ſo wie blau und roth in hellen.

e. Was dieſe Farbenverwechſelung auf meinen Kunſtſinn für Einfluß gehabt hat, bin ich nicht im Stande zu beurtheilen, da mir die eigentliche Kennerſchaft in anderer Rückſicht nicht gemüthlich war. Daß ich mich an wahren Kunſtwerken der Maler mehr freue als an andern Genüſſen, fühle ich ſehr lebhaft, noch lebhafter, daß ich weit glücklicher bin, wenn ich meinen roſenfarbnen Himmel klar über mir und die gelbrothe Natur um mich habe.

f. In meiner ärztlichen Praxis glaube ich viel auf Farbe Rückſicht zu nehmen und faſt getraue ich mich, die blühenden Wangen einer Bergbewohnerin von denen der nördlichen Küſtenbewohnerinnen zu unterſcheiden, gewiß die einer ſcrophulöſen, einer bleichſüchtigen, ſchwindſüchtigen u. ſ. w. Es hat mich noch kein Maler mit einem blaubackigen Mädchen zu täuſchen geſucht, ich glaube auch nicht daß es möglich wäre; hier ſind die Aſſociationen, Vergleichungen u. ſ. w. gewohnter und kräftiger. Vielleicht geht es mir aber auch bei den feinern Nüancen dieſer ſchönern Cryſtallitationen wie in der Mineralogie und ich referire die Textur auf die Farbe.

g. Scharlachroth thut meinen Augen nicht weher als andern, gewiß weniger als manchen Augenkranken, die ich wirklich dadurch habe leiden geſehen.

Es ſcheint mir unmöglich, daß ein Auge, welches Licht und Finſterniß, Weiß und Schwarz nebeneinander und Finſterniß

und Licht hintereinander in genauen Dimensionen unterscheiden kann, nicht auch Licht und Finsterniß hinter einander unterscheiden könnte, und meine Erfahrungen widersprechen diesem. Ich kann die positiven und negativen Farben sehr gut unterscheiden, wenn ich sie zugleich sehe, aber ich habe kein sicheres Gedächtniß für das Positive und Negative, ungeachtet es mir nicht an Gedächtniß für das Maaß in beiden fehlt. Ich bin einem Kaufmann zu vergleichen, der sein Buch von Credit und Debet sorgfältig hält und die Summen in beiden nicht vergißt, aber seine Schuld mit seinem wirklichen Vermögen leicht verwechselt — weil er vielleicht das Positive für groß genug hält. Ich verwechsele das Centralsystem mit dem Ciliarsysteme.

In so weit der homo dexter et sinister wahrscheinlich auch auf einem entgegengesetzten, zu einer Einheit wieder vereinigten Polaritätsverhältnisse beruhet, könnte man diese pathologische Augenerscheinung, mit dem Linksseyn vergleichen und zufällig bin ich auch links, habe aber die rechte Hand zu manchen Arbeiten durch Gewohnheit und Uebung gezwungen; ich schreibe mit der rechten, esse mit der rechten Hand, weil ich immer dazu gezwungen bin, gebe aber in der Regel die linke Hand, wenn mir das da jungere dextram auch noch so lebhaft ist; so wie ich glaube, daß ich mein Central- und Ciliarsystem zur Erkenntniß der rothen und blauen Farbe unter bestimmten Associationen gezwungen habe.

Ich zweifele fast nicht, daß Gewohnheit, Mangel an Aufmerksamkeit von Jugend auf, auf diesen Augenfehler ähnlichen Einfluß haben, als das Linksseyn.

Sollten in andern Sinnen nicht ähnliche Erscheinungen vorkommen? Für alle andere Sinne gebt die Bejahung und Verneinung durch zusammengesetztere media, ist davon mehr

Leonore.

Dieſe Hand.

Antonio.

Und ſie hat wohl gethan! Er ziert ihn ſchön,
Als ihn der Lorber ſelbſt nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles was den Menſchen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
In ſeinen Liedern und perſönlich doch
Wie unter Blüthen-Bäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht darneben,
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.

Reflex der Reflexe und daher wird es uns wenigstens bis jetzt schwerer, die Antithese rein aufzufinden, unsere Empfindungen sind in diesen Sinnen mehr auf ein bloß quantitatives Verhältniß in der Fläche als auf ein reines Polaritätsverhältniß reducirt. In diesen Sinnen scheint die Mittheilung des Lebens der Außenwelt so zu geschehen als wenn das Auge durch galvanische Leitung durch die Ciliarnerven Licht sieht. Ich möchte also den, der ein schlechtes musikalisches Gehör oder schlechten Geschmacksinn hat, eher einen schlechten Rechenmeister als einen Akyanobleps fürs Gehör, oder den Geschmack nennen. Hingegen wäre derjenige, der ein Clavier ohne Stimmgabel in den verlangten Kammer- oder Chorton stimmen könnte, mit einem Mann zu vergleichen, der die Farbennüancen im Hell wie im Dunkel genau unterscheiden könnte. Zuweilen hat es mir gar scheinen wollen, als wenn ich noch andere Beweise bei den Individuen dafür gefunden hätte. Ich will sie aber gern zurück behalten, sonst könnte ein ἐτεροκούων oder ἑτερογνώμων gegen den ἀναπόδειγμ zu Felde ziehen." ꝛc. ꝛc.

Copenhagen den 11. Januar 1811.

Dr. Brandis,

Königl. Leibarzt und Ritter des Danebrogs-Ord.

Geschichtliches.

24.

Bernardinus Telesius.

In dem historischen Theile zur Farbenlehre S. 109 hatte ich zu bedauern, daß mir das Werk gedachten Mannes

über den gleichen Gegenſtand, nicht zur Hand gekommen. Seit jener Zeit war ich ſo glücklich, daſſelbe mitgetheilt zu erhalten, und zu benutzen. Von ihm ſelbſt und ſeinem Lebensgange nur Folgendes:

Bernardinus Teleſius, geboren zu Coſenza 1508, aus einem guten Hauſe, ſtudirte zu Mailand, kommt 1525 nach Rom, und wird 1527 in das Unglück der Stadt mit verwickelt. Er verliert ſein Vermögen und wird eingekerkert, nach zwei Monaten befreit, begiebt ſich nach Padua, weicht vom Ariſtoteles ab und ſucht ſich einen neuen Weg. Kehrt wieder nach Rom zurück, findet Freunde und Gönner. Paul IV. bietet ihm das Erzbisthum von Coſenza an, das er ſeinem Bruder zuwendet. Er heirathet und zeugt drei Söhne. Zwei ſterben mit der Mutter, der überbliebene übernimmt die Beſorgung der Güter, und der Vater widmet ſich ganz allein den Studien. Seine Werke kommen heraus; er begiebt ſich nach Neapel und errichtet eine Art von gelehrter Geſellſchaft, lehrt die Jugend, kehrt nach Coſenza zurück und ſtirbt beinahe achtzig Jahr alt.

Nachgemeldete Schrift iſt mir nicht zu Handen gekommen:

Ex Historia Philosophica de Bernardini Telesii Philosophi Itali, Seculo XVI. clari, vita et Philosophia, publicam cum eruditis dissertationem instituit M. Joannes Georgius Lotterus Augustanus, respondente Georgio Gottl. Steinert. Lipsiae 1726.

Da nach genauer Betrachtung des Werkes, welches den Titel führt: Bernardini Consentini de colorum generatione

opusculum, eine Ueberſetzung deſſelben hödyſt ſchwierig und das Original hier einzuſchalten nicht rathlich ſchien; ſo bringen wir nur den Inhalt der Capitel bei, und fügen, nach Anlaß derſelben, einige Bemerkungen hinzu.

Cap. 1. Lucem, vel calorem summum, et in tenuitate existentem, vel ejus speciem esse.

Cap. 2. Lucem robur a caloris robore, puritatem a tenuitate habere, et album sui natura esse; a crassitie autem imparari, et aliis intingi coloribus.

Cap. 3. Colores lucem esse immutatam foedatamque, et lucis omnino tenebrarumque esse medios.

Cap. 4. Qui colores albo proximiores, et qui remotiores, nec eorum tamen differentias omnes inquirendas esse.

Cap. 5. Albedinem tenuitatis propriam, et caloris omnino esse opus; Nigredinem contra crassitiei propriam et frigoris opus.

Cap. 6. Aer et aqua et terra alba, ignis vero et Sol flavi, et niger color reliquis elementis ab igne combustis; colores alii ex horum commistione fieri Aristoteli videntur.

Cap. 7. Nec flavus color simplex, nec Sol atque ignis flavi, nec terra alba videri debuit Aristoteli.

Cap. 8. Nigrum colorem humidi copia fieri, Aristoteli interdum visum fuisse.

Cap. 9. Colorem nigrum humidi copia fieri, album vero ejus defectu perperam Aristoteli visum fuisse.

Die Uranfange der ſinnlich erſcheinenden Dinge vierfach einzutheilen, Feuer, Waſſer, Luft und Erde, einander gegenüber zu ſtellen, iſt einer ſinnlich-tüchtigen, gewiſſermaßen

poetiſchen Anſchauung keineswegs zu verargen, dagegen auch der Verſuch höchſt lobenswürdig, auf einfachere Principien, auf einen einzigen Gegenſatz die Erſcheinung zurückzuführen.

Der Verfaſſer lebte in einer Zeit, wo man ſich von den Schulſpeculationen wieder gegen die Natur zu wenden anfing und daher die religiöſen ſowohl als philoſophiſchen Lehrſätze vor ein offenes Gericht zu fordern wagte, deſſen man ſich um ſo eher erkühnen durfte als die Menſchen mit größerer Freiheit über ſich ſelbſt, ihre innern und äußern Verhältniſſe nachzudenken einen unwiderſtehlichen Trieb fühlten.

Unſerem Teleſius, einem vorzüglichen, ernſten, aufmerkenden Manne geſteht man gerne zu, daß er ſeinen Gegenſtand wohl angeſehn und ſich auf alle Weiſe mit demſelben bekannt gemacht habe; dennoch hat er ihn keineswegs ganz durchdrungen und mit Freiheit behandelt; er läßt ſich vielmehr, durch den einmal angenommenen Gegenſatz von Hitze und Froſt, Flüchtigem und Starrem, Reinem und Unreinem ꝛc. hin- und herführen und gerath zuletzt ins Stocken. Wie es ihm aber auf ſeinem Wege eigentlich ergangen, wollen wir mit Wenigem bezeichnen und andeuten.

Im erſten Capitel gelingt es ihm das Weiße, Flüchtige, höchſt Erhitzte zu vereinigen, als identiſch darzuſtellen und wechſelsweiſe hervorzubringen. Wenn er nun im zweiten und dritten Capitel zwar ganz auf dem rechten Wege iſt die Farben durch Hinzutritt eines Finſtern, Feſten, dem Licht Hinderlichen, Widerſtrebenden entſtehen zu laſſen, ſo verführt ihn die Derbheit der lateiniſchen Sprache, und indem er ſeiner Tenuitas die Crassities entgegenſetzt und von foedare, impurare ſpricht, verwirrt er ſich und kann ſein Werk nicht zu Stande bringen. Im vierten Capitel verſucht er die Farben dem Weißen zu nahern, dann zu entfernen und ſie dorther

gewiſſermaſen abzuleiten, zuletzt aber muß er bei der unendlichen Mannichfaltigkeit das Geſchaft aufgeben und geſtehen, daß auf ſeine Weiſe der Urſprung aller Farben nicht darzuthun ſey.

Im fünften Capitel ſucht er ſodann eine große Schwierigkeit zu löſen und den Einwurf zu entkräften, daß ja gar viele Dinge, Schnee, Kreide, Bleiweiß und dergl., denen die Tenuität mehr oder weniger abgeht, doch auch als weiß anerkannt werden müſſen, wobei er ſich in complicirte organiſche Fälle einläßt und dialectiſche Wendungen braucht, um ſich einigermaßen herauszuhelfen. In den folgenden Capiteln ſtellt er ſeine Lehre der ariſtoteliſchen gegenüber und muß, wie es in ſolchen Controverſen zu gehen pflegt, ſeinem Gegner bald beipflichten, bald widerſprechen, und der Leſer blickt, ohne ſonderliche Belehrung, in einen ganz eigenen Zuſtand der Geiſter und der Wiſſenſchaft.

Als Vorſtehendes ſchon verfaßt war, kam folgendes Werk mir noch zur Hand:

J. G. Lotteri de Vita et Philosophia Bernardini Telesii Commentarius; Lips. 1733. 4.

Es enthält die weitere Ausführung der oben angezeigten Diſſertation, und ich ſehe mich daher in den Stand geſetzt noch einiges über den würdigen Mann, mit dem wir uns bisher beſchäftigt, nachzubringen.

Zu einer Zeit geboren, wo in Italien die alte Literatur der ſchönſten Blüthe ſich zu erfreuen hatte, ward er früh durch einen Oheim in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, Redekunſt und Poeſie eingeweiht. Auch durfte es an Philoſophie nicht fehlen, die noch immer im ariſtoteliſchen Sinne vorgetragen wurde. Allein ſchon hatte das Studium der Griechen

und Römer freiere Weltansichten geöffnet und gute Köpfe auf andere Denkweisen hingeleitet: wie denn Martin Luther die Sittenlehre des Aristoteles, Petrus Ramus dessen Philosophiren überhaupt angegriffen. Eben so ward unser Telesius auf die Natur gewiesen. Da man nun bisher sich bloß von innen heraus beschäftigte, in pythagorischen Zahlen, platonischen Ideen, aristotelischen Schlußfolgen die wahre Behandlung zu finden geglaubt hatte, so wandte man sich nunmehr nach außen und suchte sich mit der Natur unmittelbar zu befreunden. Hier mußte man denn freilich den Sinnen, die man bisher beseitigt, ihre Rechte zugestehen und eine nothwendige Theilnahme derselben an allen Betrachtungen frei anerkennen. Da nun aber solche Männer die philosophischen Studien nach alter Weise in ihrer Jugend getrieben hatten, so wendeten sie nun ihre Dialektik gegen die Schule selbst und ein heftig und lange geführter Streit entspann sich.

Unter den verschiedenen Werken aber die Telesius geschrieben, nennen wir: **De Natura Rerum. juxta propria principia. Libri II. Romae 1565.** 4 wiederholt, **Neapoli 1570.** worin er seine Ansichten der Natur an den Tag legt. Er statuirt zwei geistige Gegensätze: Wärme und Kälte, und zwischen beiden eine Materie auf welche sie wirken. Diese dagegen widerstrebt und aus solchem Conflict entstehen sodann die Körper. Jedem seiner beiden geistigen Principien ertheilt er zugleich vier mitgeborne Eigenschaften: der Wärme nämlich das Heiße, Leuchtende, Bewegliche und Dünne; der Kälte aber das Kalte, Unbewegliche, Dunkle und Dichte.

Diese inwohnenden Kräfte, Determinationen und Eigenschaften sollen aber, wie die Principien selbst, einander völlig entgegengesetzt, in der Erscheinung niemals vereinbar seyn. Hier widerspricht nun die Erfahrung: denn es kann ja etwas

Helles kalt, etwas Dunkles aber warm ſeyn. Da er nun hier im Ganzen verfahrt wie oben bei den beſondern Farbenbetrachtungen, wo er mit Weiß und Schwarz auch nicht fertig werden konnte; ſo begreift ſich wie er eigentlich eine Schule zu ſtiften und entſchiedenen Einfluß zu erlangen nicht ganz geeignet war. Den Rang jedoch eines Vorlaufers und glucklichen Neuerers wird man ihm nicht ablaugnen: denn wie er ſich Zeit und Umſtanden nach benommen und andern durch Kraft und Kühnheit den Weg gebahnt, laßt ſich aus der Hochſchatzung erkennen, welche Bacon von Verulam, obgleich nicht mit ſeiner Lehre durchaus einſtimmig, über ihn zu äußern pflegt.

Wir wollen aber, wenn wir die Dinge beſſer anzuſehen glauben, hierüber nicht allzuſehr triumphiren, ſondern vielmehr beſcheidentlich bedenken, wie langſam ſich der Menſch aus dem Irrthume erhebt, um ſich gegen die Wahrheit zu wenden; viel geſchwinder kehrt er ſich vom Wahren zum Falſchen. Jeder möge in ſeinen eigenen Buſen greifen!

Verſchiedene Nachträge.

25.

Symbolik.

Anthropomorphismus der Sprache.

In der Geſchichte überhaupt, beſonders aber der Philoſophie, Wiſſenſchaft, Religion, fällt es uns auf, daß die armen beſchränkten Menſchen ihre dunkelſten ſubjectiven Gefühle, die Apprehenſionen eingeengter Zuſtände in das

Beſchauen des Weltalls und deſſen hoher Erſcheinungen uberzutragen nicht unwürdig finden.

Zugegeben daß der Tag von dem Urquell des Lichts ausgehend, weil er uns erquickt, belebt, erfreut, alle Verehrung verdiene, ſo folgt noch nicht daß die Finſterniß, weil ſie uns unheimlich macht, abkühlt, einſchlafert, ſogleich als böſes Princip angeſprochen und verabſcheut werden müſſe; wir ſehen vielmehr in einem ſolchen Verfahren die Kennzeichen duſterſinnlicher, von den Erſcheinungen beherrſchter Geſchöpfe.

Wie es damit in der alten Symbolik ausgeſehen, davon giebt uns Nachſtehendes genugſames Zeugniß.

„Bedeutend wird endlich, daß der finſtere Thaumas, zugleich mit den Harpyen, die Göttin des Regenbogens, die ſiebenfarbige Iris gezeugt hat. Es ſind aus der Finſterniß, mit der weißen Farbe der Kälte, alle Farben des Lichts und des Feuers entſprungen, und ſelbſt der böſe Ariman, die ewige geiſtige Finſterniß, ſoll die Farben ausgeſtrömt haben."

Kanne Pantheum S. 339.

26.

Würdigſte Autorität.

L' azzurro dell' aria nasce dalla grandezza del corpo dell' aria alluminata, interposta fra le tenebre superiori e la terra. L' aria per sè non ha qualità d' odori, o di sapori, o di colori, ma in sè piglia le similitudini delle cose che dopo lei sono collocate, e tanto sarà di più bell' azzurro quanto dietro ad essa saranno maggiori tenebre, non essendo essa di troppo spazio, nè di troppa grossezza d' umidità; e vedesi ne' monti che hanno più ombre, esser più bell' azzurro nelle lunghe distanze, e così dove è più

alluminato, mostrar più il color del monte che dell' azzurro appicatogli dall' aria che infra lui e l' occhio s' interpone.

Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci. Roma 1817. Seite 136.

Deutsch ausgesprochen.

Das Blau der Luft entspringt aus der Masse ihres erleuchteten Körpers, welche sich zwischen die oberen Finsternisse und die Erde stellt. So wenig aber die Luft eine Eigenschaft hat von Gerüchen oder Geschmäcken, so wenig hat sie solche von Farben. In diesem Falle nämlich nimmt sie vielmehr die Aehnlichkeit der Dinge die hinter ihr sind, in sich auf. Deßhalb wird das schönste Blau dasjenige seyn, hinter welchem sich die stärksten Finsternisse befinden; nur darf der Luftkörper nicht zu geräumig noch auch die ihn bildende Feuchtigkeit allzudichte seyn. Darum sieht man der fernen Berge Schattenseiten viel schöner blau als die beleuchteten, weil man an diesen mehr die Farbe des Bergs erblickt, als das Blaue das ihm durch die dazwischen schwebende Luft hatte mitgetheilt werden können.

27.

Der Ausdruck Trüb.

Es scheint als könne man, bei Erklärung, Beschreibung, Bestimmung des Trüben, nicht füglich dem Durchsichtigen aus dem Wege gehen.

Licht und Finsterniß haben ein gemeinsames Feld, einen Raum, ein Vacuum, in welchem sie auftretend gesehen werden. Dieser ist das Durchsichtige. (Ohne Durchsichtiges ist

weder Licht noch Finſterniß. Dieſes Vacuum aber iſt nicht die Luft, ob es ſchon mit Luft erfüllt ſeyn kann.)

Wie ſich die einzelnen Farben auf Licht und Finſterniß als ihre erzeugenden Urſachen beziehen: ſo bezieht ſich ihr Körperliches, ihr Medium, die Trübe, auf das Durchſichtige. (Jene geben den Geiſt, dieſes den Leib der Farbe.)

Die erſte Minderung des Durchſichtigen d. h. die erſte leiſeſte Raumerfüllung, gleichſam der erſte Anfaß zu einem Körperlichen, Undurchſichtigen, iſt die Trübe. Sie iſt demnach die zarteſte Materie, die erſte Lamelle der Körperlichkeit. (Der Geiſt der erſcheinen will, webt ſich eine zarte Trübe, und die Einbildungskraft aller Völker laßt die Geiſter in einem nebelartigen Gewand erſcheinen.)

Eine Verminderung des Durchſichtigen iſt einerſeits eine Verminderung des Lichts, anderſeits eine Verminderung der Finſterniß.

Das zwiſchen Licht und Finſterniß gewordene Undurchſichtige, Körperliche, wirft Licht und Finſterniß nach ihnen ſelbſt zurück. Das Licht heißt in dieſem Falle Widerſchein, die Finſterniß heißt Schatten.

Wenn nun die Trübe die verminderte Durchſichtigkeit und der Anfang der Körperlichkeit iſt; ſo können wir ſie als eine Verſammlung von Ungleichartigem, d. h. von Undurchſichtigem und Durchſichtigem anſprechen, wodurch der Anblick eines ungleichartigen Gewebes entſpringt, den wir durch einen Ausdruck bezeichnen, der von der geſtörten Einheit, Ruhe, Zuſammenhang ſolcher Theile, die nunmehr in Unordnung und Verwirrung gerathen ſind, hergenommen iſt, nämlich trübe.

(Dunſt, Dampf, Rauch, Staubwirbel, Nebel, dicke Luft, Wolke, Regenguß, Schneegeſtöber ſind ſämmtlich Aggregate,

Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Herden Wies' und Busch erfüllt,
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl gestimmter Laute wild
Der Wahlsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Tact sich mäßig hält.
Wer neben diesem Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich selbst begeistert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich sage wohl bedenken kann;
Denn alle diese Dichter, diese Kränze,
Das seltne festliche Gewand der Schönen
Versetzt mich aus mir selbst in fremdes Land.

Prinzessinn.

Wer Ein Verdienst so wohl zu schätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du

Verſammlungen von Ungleichartigem, d. h. von Atomen und deren Vacuo, wovon jene keine Durchſicht, dieſes aber eine Durchſicht geſtattet.

Trübes Waſſer iſt ein Durchſichtiges mit Undurchſichtigem in Vermiſchung, dergeſtalt daß Waſſeratome und Erdatome, copulirt, das dichteſte Netz von Körperchen und deren Vacuo vorbilden.)

Auf dieſe Weiſe drücken ſich auch die lateiniſche und deren Töchterſprachen aus:

turbo, are.
turbidus, von turba.
torbido, ital.
torbio, ſpan.
trouble, franz.

Das griechiſche θολός, θολερός beurkundet, durch den attiſchen Dialect ὀλός, ὀλερός hindurch, ſeine Verwandtſchaft mit μέλας (μέλαινος in μέλαινα) und κελαινός, d. h. mit dem völlig Undurchſichtigen, worin nichts mehr zu unterſcheiden iſt, oder dem Schwarzen; wie hingegen ψεφαρός, ψιφαῖος, das durch ein Gewimmel undurchſichtiger Atome entſtehende Trübe des Rauches und ähnlicher Erſcheinungen andeutet.

Indem die ungleichartigen Theilchen zwar geſondert doch aneinander hangend oder angenähert ſchweben, bilden ſie zugleich das was wir auch

locker,
dünn,

die Römer rarus, (Lucret. II, 106.), die Griechen ἀραιός nennen. (οὗ τὰ μέσα διάστασιν πρὸς ἄλληλα ἔχει.)

Wir können demnach die Trübe auch als ein Dünnes anſprechen, als eine verminderte, theilweis aufgehobene Undurchſichtigkeit, als ein Liquesciren des Soliden,

als ein Zerreißen und Durchlöchern eines Continuum oder Dichten.

Die Luft als ein vorzügliches Mittel zwischen Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit, zwischen Vacuum und Solidum bietet uns das Trübe in mannichfaltigen Graden, als Dunst, Nebel, Wolke, und in allen diesen Gestalten als ein wahres ἀραιὸν oder rarum.

In dieser Hinsicht hat die griechische Sprache vor andern glücklich durch die von Luft, ἀήρ, ἠέρ, gebildeten Ableitungen ἀέριος, ἠέριος, ἀεροειδής, ἠεροειδής, Ursach und Wirkung oder Grund und Erscheinungsweise des Trüben, schon früh zu bezeichnen gewußt, welche nicht allein die farblose Trübe, wie νεφελώδης und ὁμιχλώδης, sondern auch den vor dunklen Gegenständen durch sie entstehenden Blauduft naturgemäß anzeigen.

Indem aber auch das Trübe, als zwischen Licht und Finsterniß stehend, eins wie das andere überschwebt und vor erleuchteten wie vor beschatteten Körpern sich fixiren kann, bringt es die Erscheinung hervor, wo wir das Trübe bezeichnen durch:

angelaufen
beschlagen
blind.
appanato } ital.
nebbioso }
terne, franz.

Auch in diesem Falle ist das Trübe eine Versammlung von Durchsichtigem und Undurchsichtigem, ein netzartiger Ueberzug von undurchsichtigen Atomen und deren durchsichtigen Vacuis.

N — r.

28.

Wahres, myſtiſch vorgetragen.

Naturae naturantis et naturatae Mysterium in Scuto Davidico etc. Berlenburg 1724.

§. VIII.

Die Farben ſcheiden ſich nach Licht und Finſterniß, und nach verſchiedenen gradibus derſelben; und geben dennoch aus einem Centro, welches den Grund aller Farben in ſich hat. Iſt das Licht in progressu, und will das Licht aus der Finſterniß ſich zum Licht erhähren: ſo iſt der erſte gradus das Rothe; hieraus erhiehret ſich das Gelbe; und aus dieſem das völlig Weiße. Iſt aber das Licht in regressu, und will die Finſterniß aus dem Licht ſich zur Finſterniß begeben: ſo iſt der erſte gradus das Grüne; hierauf erfolget das Blaue; und nach dieſem das völlig Schwarze. Doch endigt ſich der höchſte Grad der Farben wiederum in dem erſten. Dann das höchſte Weiß verklaret ſich im Rothen; und das höchſte Schwarz verliehret ſich im Grünen: und wer dieſem allen etwas tieffer nachſinnet, der wird dieſe Anmerkungen mit der geheimen Philoſophie und Experienz derer Chemicorum deſto leichter vereinigen können.

IX.

Sonſten aber iſt zwiſchen Grün und Blau, und hinwiederum zwiſchen Roth und Gelb, darinn ein merklicher Unterſchied, daß die zwey erſten Farben aus einer Vermiſchung, die zwey letzteren Farben aber ohne Vermiſchung, durch eine gleichſam natürliche Geburt hervorkommen. Denn, durch Vermiſchung der beyden äußerſten contrairen Farben, des

Schwarzen und des Weißen, entſtehet das Blaue; und durch Vermiſchung der beyden mittlern contrairen Farben des Blauen und des Gelben, entſtehet das Grüne: hingegen Roth und Gelb entſtehen aus keiner Miſchung, ſondern urſtänden aus dem natürlichen Fortgange des Lichts; welches in ſeiner weſentlichen Gebuhrt nicht hinter ſich, ſondern vielmehr vor ſich gehet.

X.

Die Rothe Farbe gehört dem Marti und dem röthlichen Eiſen; die Grüne der Veneri und dem grünlichen Kupfer; die Gelbe dem Soli und dem gelbſcheinenden Golde; die Blaue dem Jovi und dem blaulichen Zinn; die Weiße der Lunae und dem weißen Silber; die Schwarze dem Saturno und dem ſchwärzlichen Bley; die Gemiſchte oder melirte Farbe dem Mercurio und Queckſilber, als dem Saamen aller Metalle.

XI.

In dem Rothen eröffnet ſich das Feuer; im Gelben das Licht; in dem Weißen die Klarheit: In dem Grünen hingegen iſt Verbergung des Lichts; im Blauen der Schatten; im Schwarzen die Finſterniß.

XII.

In dem Rothen iſt ſuchen und begehren; in dem Gelben iſt finden und erkennen; in dem Weißen iſt beſitzen und genießen: hinwiederum in dem Grünen iſt hoffen und erwarten; in dem Blauen iſt merken und denken; in dem Schwarzen iſt vergeſſen und entbehren.

29.

Geheimniſs wird angerathen.

Sed considero, quòd in pellibus caprarum et ovium non traduntur secreta naturae ut à quolibet intelligantur, sicut vult Socrates et Aristoteles. Ipsemet enim dicit in libro Secretorum, quòd esset fractor sigilli coelestis, qui communicaret secreta naturae et artis, adjungens, quòd multa mala sequuntur eum qui revelat secreta. Caeterum in lib. Noctium Atticarum de collatione sapientum, quòd stultum est asino praebere lactucas, cùm ei sufficiant cardui: atque in lib. Lapidum scribitur, quod rerum minuit majestatem, qui divulgat mystica, nec manent secreta, quorum turba sit conscia. Ex divisione enim probabili vulgi dicendi oppositum contra sapientes: nam quod videtur omnibus, est verum: et quod sapientibus similiter, et maximè notis. Ergo quod pluribus, hoc est vulgo in quantum hujusmodi videtur, oportet quòd sit falsum. De vulgo loquor, quod contra sapientes distinguitur in hac dictione. Nam in communibus conceptionibus animi concordat cum sapientibus, sed in propriis principiis et conclusionibus artium et scientiarum discordat, laborantes circa apparentias in sophismatibus, subtilitatibus, et de quibus sapientes non curant. In propriis igitur vel secretis vulgus errat, et sic dividitur contra sapientes, sed in communibus sub lege omnium continetur, et cum sapientibus concordat. Communia verò pauci sunt valoris, nec proprie sequenda, sed propter particularia et propria. Sed causa hujus latentiae fuit apud omnes sapientes, quia vulgus deridet et negligit secreta sapientiae, et nescit uti rebus dignissimis: atque si aliquod magnificum in ejus notitiam cadat, a

fortuna illud per accidens suscipit, et eo abutitur in damnum multipliciter personarum atque communitatis: et ideo insanus est, qui aliquod secretum scribit, nisi à vulgo celetur, et vix à studiosis et sapientibus possit intelligi. Sic currit vita sapientum à principio, et multis modis occultaverunt à vulgo sapientiae secreta.

30.

Die ſo bedenkliche Warnung eines weiſen Vorfahren muß uns wunderlich deuchten zu einer Zeit, wo nichts geheim bleiben, ſondern alles öffentlich ausgeſprochen und verhandelt werden ſoll. Indeſſen wird es doch für höchſt merkwürdig gelten, wenn wir, bei erweiterter Ueberſicht und nach tieferer Betrachtung, gar wohl erkennen, daß weder das Geheime noch das Oeffentliche ſein Recht völlig aufgiebt, vielmehr eins das andere im Zaum zu halten, zu bändigen, bald heranzulaſſen, bald abzuweiſen verſteht. Gar manches wird ausgeſprochen, gedruckt und an den Tag gebracht, welches demungeachtet geheim bleibt; man überſieht, verkennt, verſtößt es. Von der andern Seite wird einiges verheimlicht, welches, trotz aller Vorſicht und Bedachtigkeit der Bewahrer, endlich doch einmal, gewaltſam, unvermuthet, ans Licht ſpringt. Unſere ganze Klugheit, ja Weisheit beſteht alſo darin, daß wir beides im Auge behalten, im Offenbaren das Verborgene, im Verborgenen das Offenbare wieder zu erkennen, um uns auf ſolche Weiſe mit unſerm Zeitalter ins Gleichgewicht zu ſetzen.

31.

Alle Wirkungen, von welcher Art ſie ſeyen, die wir in der Erfahrung bemerken, hängen auf die ſtetigſte Weiſe zuſammen, gehen in einander über; ſie unduliren von der erſten bis zur letzten. Daß man ſie von einander trennt, ſie einander entgegenſetzt, ſie unter einander vermengt, iſt unvermeidlich; doch mußte daher in den Wiſſenſchaften ein gränzenloſer Widerſtreit entſtehen. Starre ſcheidende Pedanterie und verfloßender Myſticismus bringen beide gleiches Unheil. Aber jene Thätigkeiten, von der gemeinſten bis zur höchſten, vom Ziegelſtein, der dem Dache entſtürzt, bis zum leuchtenden Geiſtesblick, der dir aufgeht und den du mittheilſt, reihen ſie ſich aneinander. Wir verſuchen es auszuſprechen:

Zufällig,
Mechaniſch,
Phyſiſch,
Chemiſch,
Organiſch,
Pſychiſch,
Ethiſch,
Religios,
Genial.

32.

Aus Ueberzeugung, das Wahre könne durch Controvers gar leicht verrückt, verſchoben und verdeckt werden, haben wir den Gegnern bisher nicht geantwortet, und ſie wußten ſich unſerer Schweigſamkeit, dieſe vollen zehen Jahre her, zu ihrem Vortheile gar trefflich zu bedienen. Einſtimmig deuteten

sie mein Stillschweigen dahin, daß ich mich selbst für widerlegt halte, da ich nach ihrer Ueberzeugung genugsam widerlegt sey.

Ich aber finde es nun gerade an der Zeit dagegen auszusprechen: daß sämmtliche Gegner, wie ich sie oben genannt und bezeichnet, nichts gethan als die alten Irrthümer zu wiederholen, welche durch meine Arbeiten zur Farbenlehre längst widerlegt und aufgeklärt sind; wobei ich zugleich versichere, daß ich meine Sammlung von Phänomenen noch immer für vollständig genug und meine Weise sie zu stellen, höchst vortheilhaft halte: wie sich dann die neuentdeckten entoptischen Farben sogleich den übrigen schon bekannten physischen Farben willig angeschlossen haben, anstatt daß die Schule bei jeder neuen Erscheinung eine neue und immer seltsamere Modification des Lichts entdecken wollte.

Warte-Steine.

In Bezug auf die zu Seite 4 eingeheftete Tafel, welche keiner weitern Erklärung bedarf, und nach Anleitung derselben, fügen wir noch einiges hinzu.

Die physiologe Abtheilung ist genau nach meiner Farbenlehre schematisirt, doch dabei zu bemerken, daß die glücklichen Bemühungen des Herrn G. St. R. Schulz zu Berlin und des Hrn. Pr. Purkinje zu Prag dieser Lehre abermalige Begründung, weitere Ausdehnung, genauere Bestimmung und frischen Glanz verliehen. Diese denkenden Beobachter führen solche immer tiefer in das Subject hinein, so daß aus dem Sinne des Sehens sich endlich die höchsten

Geiſtes-Functionen entwickeln. Ich werde nicht verfehlen ſo treffliche Arbeiten auch von meiner Seite dankbar anerkennend zu benutzen.

Aus der phyſiſchen Abtheilung ſprechen wir zuerſt von den dioptriſchen Farben der erſten Claſſe, die Lehre vom Trüben abermals einſchärfend. Hier kommen wir nochmals auf die falſche Ableitung des Himmelblauen zurück. Man will das atmoſphäriſche Blau in die vorhergehende Abtheilung ſetzen und es zu einer phyſiologen Farbe machen. (S 22.)

Kein größerer Schade kann der Wiſſenſchaft geſchehen als die ewigen Neuerungen im Erklären: denn da alles Erklären ein Herleiten iſt, ſo zerreißt jede falſche Erklärung den Faden der durchs Ganze durchgehen ſoll, und die Methode iſt zerſtört. Auf dieſe Weiſe kann man, indem man ſich meiner Farbenlehre bedient, ſie freilich zerſtückeln.

Nun aber ſey von jener anempfohlenen Vorrichtung geſprochen: man ſoll mit dem einen Aug' durch eine ſchwarze, enge Röhre ſehen. Warum denn ſchwarz? zur Tauſchung ganz zweckmäßig: denn im Gegenſatz vom Dunklen wird das Helle heller und jede Farbe nahert ſich dem Weißen. Warum denn eng? gleichfalls Verirrung begünſtigend: das Auge empfangt das zu Unterſcheidende im geringſten Maaße und wird in den Fall geſetzt von dem eindringenden Licht geblendet zu werden. Das iſt gerade der Newtoniſche Geiſt, der noch über den Hauptern der Naturforſcher waltet.

Bei der ſonderbaren Witterung des vergangenen Decembers, wo das Himmelblau ſchöner war als es ſonſt bei uns zu ſeyn pflegt, war das Blau beiden Augen, dem eingeſchränkten ſowohl als dem freien, vollkommen ſichtbar; ich ſchaute

durch eine innerlich geschwärzte Röhre einen Zoll im Durchmesser, diesen mußte sie haben, wenn sie den Augapfel fassen sollte, eine weiße ließ wenig Unterschied bemerken.

Schon de Saussure mußte, auf seinen Bergreisen und bei Einrichtung des Kyanometers, sich der rechten Ableitung nähern, wie sie unsere Vorfahren längst gekannt und ausgesprochen hatten (S. 62). Es ist aber mit dem Wahren völlig wie mit dem Bernstein in den Dünen, es thate Noth man triebe Bergbau drauf.

Wenn bei dunstvollem Himmel die Bläue sich ins Weiße verlieren kann, so zeigt sich der Gegensatz sehr schön in der Erfahrung eines neueren Reisenden, des Herrn Hofr. v. Hamel von Petersburg, welcher, auf seinen merkwürdigen und gefahrvollen Wanderungen zum Montblanc, den hochblauen Himmel, neben den glänzenden aufgethürmten Eismassen, beinahe schwarz gesehen. Dies alles beruht auf mehr oder weniger Dunst und starkem Contrast.

Und so hängen die Phänomene zusammen, wie wir sie in unserer Farbenlehre gewissenhaft dargestellt haben.

Zu den paroptischen Farben bemerken wir folgendes: Bei eintretender Sonnenfinsterniß am 7. September 1820 hatte jemand den glücklichen Gedanken auf eine Fläche vertical eine Nadel aufzustecken, und bemerkte, wie zu vermuthen war, bei vollkommen ringförmiger Verfinsterung zwei Schatten; welches auf eine einfache Weise abermals beweist, wovon wir längst überzeugt sind, daß die Sonne ihre Strahlen nicht parallel, sondern kreuzweis zu uns sendet, und daß es daher unmöglich sey einen einzelnen Sonnenstrahl durch das kleine Löchlein in die dunkle Kammer zu lassen. Daher ist es ein

Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen
Was wir gefühlt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin, zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl.

Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.

übereilter Schluß, wenn wir das, hinter der Oeffnung aufgefangene, die Größe derselben weit überschreitende Bild einer Beugung und sodann das Erscheinen gewisser farbiger Säume einer Decomposition des Lichtes zuschreiben: denn die farbigen Streifen sind und bleiben Halbschatten, durch streitende, sich kreuzende Halblichter hervorgebracht; wie unsere Farbenlehre im Capitel von paroptischen Farben umständlich darthut. Wer Ernst, Lust und Liebe hat, kann sich durch jeden Schein und Gegenschein davon überzeugen; wo sich denn, weil ein Phänomen immer aufs andere hindeutet, die Lehre von den farbigen Schatten unmittelbar anschließt.

Herr Fraunhofer in München hat die paroptischen Farben ins Granzenlose getrieben und das Mikroscop dabei angewendet, auch seine Erfahrungen mit den genauesten Abbildungen begleitet, wofür wir ihm den schönsten Dank sagen; könnten aber in den durch Gitter und sonstige Hindernisse neu veranlaßten Schattenpunkten und Kreuzerscheinungen keineswegs eine neue Modification des Lichts entdecken. Eben so sind auch die im prismatischen Spectrum von ihm bemerkten Querstreifen nur in den, beim Eintritt des freien, reinen Sonnenbildes in die kleine Oeffnung, sich kreuzenden Halblichtern zu suchen. Wir wollen zwar keineswegs solchen Arbeiten ihr Verdienst absprechen, aber die Wissenschaft würde mehr gewinnen, wenn wir, anstatt die Phänomene in unendliche Breite zu vermannichfaltigen und dadurch nur eine zweite fruchtlosere Empirie zu erschaffen, sie nach innen zurückführten, wo zwar nicht so viel Verwunderungswürdiges zu berechnen, aber doch immer noch genug Bewunderungswürdiges übrig bliebe, das der wahren Erkenntniß frommte und dem Leben, durch unmittelbare Anwendung, praktisch nutzen würde.

Zu den entoptiſchen Farben haben wir folgendes hinzuzufügen:

Die entoptiſchen Geſtalten von gewiſſen Farben begleitet, richten ſich nach der Form der Glaskörper; wir kannten dieſe bisher nur in ſcharf begränzten Tafeln, Kubus, Parallelepipeden und dergleichen. Nun erinnere man ſich aber auch der ſogenannten florentiner kolben- oder keulenartig geblaſenen, ſchnell verkühlten Gläſer, welche durch ein hinein geworfenes Steinchen gleich zerſpringen. Wenn man dieſe nun in ihrer Integrität zwiſchen die beiden Spiegel bringt, und zwar ſo, daß der Kolben nach unten, der Hals und die Oeffnung aber nach oben gerichtet ſind, ſo läßt ſich, auf ihrem Boden, ſowohl das ſchwarze als weiße Kreuz zum allerſchönſten erblicken. Hier iſt alſo eine durch Abrundung hervorgebrachte Begränzung hinreichend, um das Phänomen zu manifeſtiren.

Als uns vor einigen Jahren des Herrn Biot ſtark beleibte Phyſik zu Geſicht kam, beſonders aber der uns am meiſten intereſſirende vierte Theil der allerbeleibteſte erſchien, bedauerten wir die würdigen Männer, denen Studium und Geſchäft die Nothwendigkeit auferlegt ein ſolch Abrakadabra von Zahlen und Zeichen zu entwirren, da wir uns bei Durchſicht der Prämiſſen ſchon überzeugen konnten, daß manches Unnütze und Falſche in dieſer Bogenmaſſe enthalten ſey. Das Studium des Auszuges, der uns näher lag, unſere eigne gewiſſenhafte Bearbeitung der entoptiſchen Farben beſtätigten die Ueberzeugung, wir ſprachen aber die Lehre rein aus, ohne im Widerſpruch auch nur ein einziges Wort zu verlieren, das Fernere der Zukunft anheimgebend.

Jetzt aber geht uns von Frankreich ſelbſt her ein neues

Licht auf; wir ſehen der Hoffnung entgegen, aus gedachtem vierten Bande der Biotiſchen Phyſik hundert Seiten auf einmal los zu werden: denn die mobile Polariſation nebſt den daraus hergeleiteten Oscillationen der Licht-Ur-Theilchen ſind im Begriff den Abſchied zu erhalten, wenn ſie nicht ſelbſt darum nachzuſuchen belieben ſollten.

Es war nämlich ſchon längſt kein Geheimniß, daß Herr Arago, der Anfangs gemeinſchaftlich mit Biot in dieſem Felde gearbeitet hatte, in gar manchen Punkten keineswegs die Ueberzeugung ſeines Collegen theile, und wir hofften zeither immer auf eine Erläuterung deßhalb. Nun aber leſen wir mit Vergnügen und Beruhigung folgendes:

Les Mémoires que M. Biot a publiés sur la théorie de la polarisation mobile formeraient plus de deux gros volumes in 4to. Ce n'est certainement pas trop, si ces Mémoires établissent, comme on l'a prétendu, que les molécules de lumière, dans leur trajet au travers des cristaux, oscillent sur elles-mêmes à la manière d'un pendule; tandis que le tout pourrait, sans difficulté, être reduit à une quarantaine de pages, si les objections de M. Fresnel sont fondées.

M. Fresnel établit aussi qu'il y a, non pas seulement de simples analogies, mais la liaison la plus intime entre ces phénomènes et ceux des anneaux colorés ordinaires et de la diffraction.

N'est-il pas d'ailleurs évident qu'ils (les détails historiques) sont plutôt contraires que favorables à la théorie

de la polarisation mobile, et que s'ils prouvent quelque chose, c'est seulement la grande mobilité d'idées de M. Biot?

Arago.
Annales de Chimie et de Physique.
Juillet 1821.

Wir lassen nunmehr eine Uebersetzung dieser Stelle folgen und fügen einige Bemerkungen hinzu, nicht ohne Aussicht und Vorsatz auf diesen Gegenstand wieder zurück zu kommen.

Vor etwa zehn Jahren hielt der berühmte französische Physiker Biot, welcher um die Lehre der Polarisation viel bemüht gewesen, sich genöthigt, um gewisse dabei eintretende Phänomene zu erklären, nach und zu so viel andern Hypothesen eine mobile Polarisation anzunehmen. Vor fünf Jahren übergab Fresnel, ein jüngerer Naturforscher, der Akademie einen Aufsatz, worin er jene Lehre zu widerlegen suchte. Die beiden Akademiker Arago und Ampère erhielten den Auftrag hierüber Bericht zu erstatten; er fiel für den Verfasser günstig aus, und obgleich die Berichtenden sich sehr maßig und vorsichtig benahmen, so war doch der bürgerliche Krieg innerhalb der Akademie erklart und Biot ließ in die Annalen der Physik und zwar Juli 1821 eine heftige Vertheidigung einrücken, die sowohl Gehalt als Form des Berichtes angriff.

In einer, eben demselben Stücke der Annalen einverleibten Gegenrede von Arago merkten wir uns die Stelle: „Die Aufsatze, welche Hr. Biot über die mobile Polarisation herausgegeben, würden mehr als zwei starke Bände in Quart füllen, und es wäre das nicht zu viel, wenn diese Aufsätze.

wie man behaupten wollte, wirklich bewiesen, daß die Ur-Theilchen des Lichtes, indem sie durch Krystalle durchgehen, eine schwingende Bewegung annehmen wie die des Pendels; indessen könnte man das Ganze ohne Schwierigkeit auf etwa vierzig Seiten bringen, wenn die Einwendungen des Herrn Fresnel gegründet sind."

Hieraus erhellet also abermals, daß man um einen Irrthum zu beschönigen und geltend zu machen viele Worte braucht, anstatt daß die Wahrheit sich mit wenigem vortragen läßt. Wollte man alles zusammenstellen, was über die Polarisation des Lichtes geschrieben worden, so würde man eine hübsche Bibliothek vor sich sehen. Wir aber sagen mit einiger Zuversicht, daß wir alles worauf es dabei ankommt auf fünfundvierzig Seiten dargestellt. (Siehe Entoptische Farben Bd. 37.)

Wenn uns nun, ohne weiter in die Sache selbst einzugehen, höchst erfreulich ist, daß ein geistreicher Franzose jene Weitläuftigkeit, womit uns ihre Physik erschreckt, ins Enge zu bringen anfängt, so war uns folgendes zu lesen eben so angenehm.

„Herr Fresnel setzt fest: daß nicht etwa nur bloß Analogien, sondern die innerste Verbindung statt finde zwischen gedachten Phänomenen, den gewöhnlichen farbigen Ringen und den Erscheinungen der prismatischen Farbensäume."

Auf dieser Ueberzeugung beruht denn auch im Allgemeinen unsere Farbenlehre, wie, im Besonderen, die Abtheilung der physischen Farben; wir halten sie nur insofern verschieden als sie unter verschiedenen Bedingungen erscheinen, überhaupt aber doch nur das Urphänomen darstellen; wie denn für die ganze Naturwissenschaft durch verschiedene Bedingungen dasjenige als verschieden in die Wirklichkeit tritt, was der

Möglichkeit nach eins und daſſelbe geweſen wäre. Gerathen wir nicht ſeit Kurzem in die Verſuchung Erdmagnetismus und Electricität als identiſch anzuſprechen?

Höchſt beachtenswerth iſt ſodann nachfolgende Stelle des franzöſiſchen Textes: „Wollte man ſich auf hiſtoriſche Einzelnheiten, wie Hr. Biot verlangt, einlaſſen, ſo würde in die Augen fallen, daß ſie der Theorie einer beweglichen Polariſation eher ungünſtig als günſtig ſind, und ſollten ſie ja etwas beweiſen, ſo wäre es die große Beweglichkeit der Ideen des Herrn Biot."

Einem redlichen Deutſchen, dem es um die wahre Naturwiſſenſchaft zu thun iſt, muß dieſer innerliche Krieg der franzöſiſchen Phyſiker höchſt willkommen ſeyn, weil hiebei Dinge zur Sprache kommen, deren zu gedenken man ſich bei uns kaum erkühnt. Wir leben in größerer wiſſenſchaftlicher Abhängigkeit vom Auslande als man ſich geſteht, und es leuchtet uns wirklich ein glücklicher Stern, wenn uns Fremde gegen Fremde zu Hülfe kommen.

Wir haben auf der 71. Seite einen zwar wohlüberdachten, doch immer kühn ſcheinenden Schritt gewagt: die ſammtlichen Welterſcheinungen in ſtetiger Folge, wie ſie ſich auseinander entwickeln, in einander verketten, unbedenklich aufzuzeichnen. Damit aber das was dort noch einigermaßen parador lauten möchte, bei naherer Ueberlegung ſich dem Denkenden einſchmeichle, führen wir das eingeleitete Beiſpiel ausführlicher durch.

Ein Ziegelſtein löſ't ſich vom Dache los, wir nennen dieß im gemeinen Sinne zufällig; er trifft die Schultern eines Vorübergehenden doch wohl mechaniſch; allein nicht ganz

mechaniſch, er folgt den Geſetzen der Schwere und ſo wirkt er phyſiſch. Die zerriſſenen Lebensgefäße geben ſogleich ihre Function auf, im Augenblick wirken die Säfte chemiſch, die elementaren Eigenſchaften treten hervor. Allein das geſtörte organiſche Leben widerſetzt ſich eben ſo ſchnell und ſucht ſich herzuſtellen; indeſſen iſt das menſchliche Ganze mehr oder weniger bewußtlos und pſychiſch zerrüttet. Die ſich wiederkennende Perſon fühlt ſich ethiſch im tiefſten verletzt, ſie beklagt ihre geſtörte Thätigkeit, von welcher Art ſie auch ſey, aber ungern ergabe der Menſch ſich in Geduld. Religios hingegen wird ihm leicht dieſen Fall einer höhern Schickung zuzuſchreiben, ihn als Bewahrung vor größerm Uebel, als Einleitung zu höherem Guten anzuſehen. Dieß reicht hin für den Leidenden; aber der Geneſende erhebt ſich genial, vertraut Gott und ſich ſelbſt und fühlt ſich gerettet; ergreift auch wohl das Zufällige, wendet's zu ſeinem Vortheil, um einen ewig friſchen Lebenskreis zu beginnen.

Herrn v. Henning's Vorleſungen.

Einleitung zu öffentlichen Vorleſungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der Königl. Univerſität zu Berlin, von Leopold von Henning, Doctor der Philoſophie. Berlin 1822.

„Dem Verfaſſer dieſer kleinen Schrift — der, obſchon er nicht Phyſiker von Beruf iſt, ſich gleichwohl von der philoſophiſchen Seite her, lebhaft auch zur Beſchäftigung mit dem empiriſchen Theil der Naturwiſſenſchaft hingetrieben gefühlt, insbeſondere aber ſeit längerer Zeit eine genaue Bekanntſchaft

mit den Goethe'schen Forschungen über die Natur der Farben, wegen ihres großen Interesses für eine gedankenmäßige Betrachtung der Natur, sich zu erwerben gesucht hat — ist die ausgezeichnete Gunst zu Theil geworden, durch die Liberalität der höchsten Unterrichtsbehörde des Staates, welcher sich die Beförderung und den Schutz wissenschaftlicher Bestrebungen aller Art auf eine so ruhmwürdige Weise angelegen seyn läßt, mit allem zum Behuf eines experimentalen Vortrags der Farbenlehre Nöthigen und Wünschenswerthen reichlich versehen zu werden."

Er fühlte sich dadurch verpflichtet einen vollständigen Cursus dieser in allen ihren Theilen zusammenhangenden Lehre öffentlich vorzutragen, die sämmtlichen Erfahrungen experimentirend in ihr wahres Licht zu setzen.

Was hieraus entspringt, muß geduldig abgewartet werden; indessen hab' ich zu dem talentvollen jungen Mann, der, wie ich aus mündlicher Unterhaltung schon gewahr geworden, und wie vorzüglich aus genanntem Hefte hervorgeht, sich mit dem Gegenstand innig befreundet und denselben völlig in sich aufgenommen, und zu dem seinigen gemacht hat, das völlige Vertrauen, daß er nicht allein das Vorhandene klar und sicher überliefern, sondern auch was daraus zu folgern ist, selbst entdecken und weiter führen kann.

Vorerst mögen wir es für ein großes Glück rechnen, daß ein Apparat möglich geworden, die wirklich herrlichen und erfreulichen Phänomene der sämmtlichen Chromatik zum Anschauen zu bringen; wo eine frohe Bewunderung die Lust zu erklären nicht aufkommen läßt, und wo ein geordneter, im Kreise sich abschließender Vortrag eine jede Hypothese verdächtig macht und entfernt.

Zugleich wollen wir denn auch hoffen und erwarten, daß

Männer vom Fache gewahr werden, wie ich auch für sie mich bemüht, wie das was ich gewonnen auch für sie ein Gewinnst wird. Aber auch diese Wirkung kann nicht beschleunigt werden, sie hängt von Umständen, vom Zufall ab: denn es bedarf eben sowohl einer Art von Eingebung, um in dem Ueberlieferten das Wahre zu entdecken, als um eine originale Entdeckung durch irgend einen Gegenstand angeregt selbst zu machen.

Und so gedenkt denn schon ein mehrjähriger geprüfter Freund, Wilhelm von Schütz, in dem dritten Hefte seiner intellectuellen und substantiellen Morphologie, abermals meiner Farbenlehre und sonstigen Leistungen dieser Art mit Wohlwollen, welches dankbarlichst erkenne. Er betrachtet das Wahrzeichen, das ich errichtet, als einen Gränzstein zwischen der Tag- und Nachtseite, von wo aus jeder nun nach Belieben zu einer oder der andern Region seinen Weg einschlagen könne.

Auch dieses sind' ich meinen Vorsatzen und Wünschen gemäß; denn insofern mir vergönnt ist, auf meiner von der Natur angewiesenen Stelle zu verharren, wird es mir höchst erfreulich und lehrreich, wenn Freunde von ihren Reisen nach allen Seiten wieder zurückkehrend bei mir einsprechen, und ihren allgemeineren Gewinnst mitzutheilen geneigt sind.

Neuer entoptischer Fall.

Bei der großen eintretenden Kälte des vergangenen Winters waren die Fensterscheiben unbewohnter Zimmer sehr stark gefroren; man heizte ein und die baumförmig gestalteten Eisrinden fingen an aufzuthauen. Zufällig lag ein schwarzer Glasspiegel auf der Fensterbank, in welchem ein Hinzutretender

die sammtlichen Zweiggestalten des aufthauenden Eises in herrlicher Abwechselung aller Farben glanzend erblickte. Dieses Phanomen erschien sodann mehrere Tage an allen aufthauenden Fenſterscheiben, deren schmelzende Eisbilder man im untergelegten Spiegel in völligem Glanz der apparenten Farben mehrere Stunden sehen konnte.

Diese Erscheinung giebt zu vergleichender Betrachtung Anlaß. Denn da dem Glase selbſt durch schnellen Temperaturwechsel die chromatische Eigenschaft mitgetheilt wird, die es alsdann für ewige Zeiten behalt, so ist hier ein Temperaturwechsel gleichfalls die Ursache an einer schneller vorubergehenden Eigenschaft des durch Frost zum glasartigen Korper erstarrten Wassers.

Schöne entoptische Entdeckung.

Wir sind diese der Aufmerksamkeit des Herrn von Henning schuldig; jedermann, der mit dem angegebenen Apparate (Siehe: Entoptische Farben, §. XVII.) versehen ist, kann sich diese bedeutende Erscheinung leicht vor Augen bringen.

Man lege einen größeren Kubus, wie gewöhnlich, zwischen die beiden Spiegel und stelle darauf einen viel kleineren in die Mitte desſelben, so werden beide, je nachdem die Richtung des oberen Spiegels beliebt ist, in der Erscheinung gleich seyn. Setzt man den kleineren Kubus in die Ecken des größeren, so kehrt die Erscheinung sich um; hat die Mitte das weiße Kreuz, so zeigen die Enden das schwarze, und umgekehrt.

Dieser Fund ist von der größten Wichtigkeit: denn er

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Saal.

Prinzessinn. Tasso.

Tasso.

Unsicher folgen meine Schritte dir,
O Fürstinn, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen sich in meiner Seele.
Mir scheint die Einsamkeit zu winken, mich
Gefällig anzulispeln: komm, ich löse
Die neu erregten Zweifel deiner Brust.
Doch werf' ich einen Blick auf dich, vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,

deutet auf die Wahrheit unſerer Auslegung des Phänomens überhaupt, daß in dem einen Falle, wenn das weiße Kreuz in der Mitte erſcheint, das Dunkle nach dem Hellen und umgekehrten Falles, das Helle nach dem Dunkeln ſtrebe; wie wir denn hier ſehen, daß die Ecken immer das Umgekehrte von der Mitte wirken. Man bedenke was wir (S. Bd. 37. Elemente der entoptiſchen Farben) von den Quellpunkten umſtändlich ausgeſprochen.

Phyſikaliſche Preis-Aufgabe

der

Petersburger-Akademie der Wiſſenſchaften.

Die Kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg hat am 29. December 1826, als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, mehrere Ehren- und correſpondirende Mitglieder ausgerufen und zugleich nachſtehende bedeutende phyſikaliſche Aufgabe, mit ausgeſetztem anſtändigen Preiſe, den Naturforſchern vorgelegt.

Question de Physique.

La nature nous offre dans la Physique de la lumière quatre problèmes à résoudre, dont la difficulté n'a échappé à aucun Physicien: la diffraction de la lumière, les anneaux colorés, la polarisation et la double réfraction.

Newton a imaginé pour la solution des deux premiers son hypothèse des accès de facile transmission et de

facile reflexion, hypothèse que M. Biot a reprise, modifiée et soumise au calcul avec une sagacité, qui semble ne laisser rien à désirer. La découverte de la polarisation de la lumière, due à M. Malus, a jeté un nouveau jour sur le phénomène de la double réfraction, traité surtout par Newton, et Huyghens, et nous devons aux travaux de M. Biot un plus grand développement de ces deux objets, aussi étendu que l'observation et le calcul peuvent l'offrir de nos jours.

Malgré tous ces travaux qui nous font pénétrer dans les opérations les plus délicates de la nature, nous ne nous trouvons dans ce champ semé de difficultés que vis-à-vis de considérations mathématiques, qui nous laissent dans l'obscurité sur la cause physique de ces phénomènes. Nous sentons confusément qu'ils doivent tous se réduire à un phénomène simple, celui de la réfraction ordinaire. Car d'un côté l'on peut, sans s'appuyer sur une hypothèse quelconque, considérer la diffraction et les anneaux colorés comme des décompositions de la lumière et des déviations des rayons simples, et de l'autre nous savons par les travaux de M. Brewster, que l'angle de polarisation es entièrement dépendant de l'angle de réfraction, et par ceux de M. Biot, que la lumière se polarise en traversant plusieurs lames d'un même milieu, séparées par des couches d'air ou d'un autre milieu hétérogène.

Ainsi nous ne connaissons ces phénomènes que mahématiquement, les deux premiers en supposant une qualité occulte dans la lumière, qui ne s'est point manifestée par des phénomènes simples, les autres en les ramenant à des forces attractives et répulsives, dont l'analyse a réduit l'action à des axes mathématiques donnés de

position. Mais cette qualité occulte et ces forces qui semblent partir d'une ligne géométrique, ne peuvent suffire au Physicien, ni satisfaire à son devoir, de ne rapporter les phénomènes compliqués qu'a des phénomènes simples bien constatés.

M. Young a cru atteindre ce but pour la diffraction et les anneaux colorés, trouver la cause de ces phénomènes mystérieux dans la loi simple du mouvement, en abandonnant le système d'émanation créé par Newton pour celui des vibrations imaginé par Descartes, travaillé par Huyghens, complété par Euler et abandonné depuis, et en substituant à l'hypothèse des accès le principe des interférences, qui est parfaitement fondé dans la théorie mathématique des ondes ou des vibrations.

Tout Physicien se rendrait volontiers à l'évidence de ces explications aussi physiques que mathématiques, s'il n'était arrêté par les considérations suivantes:

Les rayons de lumière, introduits par une petite ouverture dans un espace obscur, ne se transmettent que dans leur direction primitive, et non comme le son dans toutes les directions. M. Young n'a admis de règle que la première espèce de transmission, mais cependant il a dû, ou plutôt M. Fresnel à sa place, avoir recours à la seconde pour expliquer certaines parties du phénomène de la diffraction; ce qui certainement est une contradiction, aucune raison ne pouvant être alléguée, pour que la lumière garde sa direction dans la plûpart des cas, et se disperse en tous sens dans d'autres cas.

Dans le système des ondes la vitesse de la lumière au travers de milieux transparents est en raison réciproque des densités, plus petite dans les plus denses et plus grande

dans les moins denses, principe qu'Euler avait déja déduit de sa théorie. Or ce principe contredit formellement la simple et satisfaisante explication de la réfraction que Newton a appuyée de tant d'expériences, renforcées par celle de M. Parrot, dans laquelle on voit une petite bande de rayons solaires se fléchir, dans un milieu, dont les couches ont des densités variables vers les couches plus denses, et, au sortir hors de ces couches, produire à quelques pieds de distance l'image des couleurs prismatiques aussi prononcée que dans l'image même du prisme. Comme cette explication de Newton, si rigoureusement démontrée, et qui se prête à tous les phénomènes connus de réfraction, met évidemment en principe, que la vitesse de la lumière est plus grande dans les milieux plus denses, il est clair que le système des ondes ne peut pas être le système de la nature.

Enfin les propriétés chimiques de la lumière, si généralement constatées, répugnent à ce système, en ce qu'il n'est pas concevable que l'éther en repos, ne puisse pas agir chimiquement, et qu'il faille qu'il se forme en ondes pour faire cet effet. L'exemple de l'air atmosphérique, dont on emprunte les phénomènes des sons pour étayer le système optique des ondes, réfute directement l'idée, que les opérations chimiques de l'éther n'aient lieu qu'en vertu du mouvement ondoyant, puisqu'il est bien connu que l'air atmosphérique n'a pas besoin de former des sons pour déployer ses affinités.

Il existe un troisième système de la lumière, connu depuis 1809, mais moins répandu que les autres et que l'on pourrait nommer système chimique d'optique, où M. Parrot fait dériver les phénomènes d'Optique des

propriétés chimiques de la lumière. Ce système explique les détails uniquement par le principe d'une plus grande refraction dans les milieux plus denses, principe qui offre une marche analogue à celle du principe des transférences imaginé depuis par M. Young. Mais, appuyé dans ses applications uniquement sur quelques constructions géométriques et dénué de calculs analytiques, il n'a par cette raison pas ce dégré d'évidence qui résulte de l'accord des résultats de calcul avec ceux de l'observation. En outre il n'a pas encore été appliqué à la polarisation de la lumière.

Vu cet état des choses, l'Académie propose au choix des Concurrens les trois problèmes suivans:

Ou de trouver et bien établir la cause physique des quatre phénomènes ci-dessus nommés dans le système de l'émanation et des accès.

Ou de délivrer le système optique des ondes de toutes les objections qu'on lui a faites, à ce qu'il paraît de droit, et d'en faire l'application à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

Ou d'étayer le système chimique d'Optique sur les calculs et les expériences nécessaires pour l'élever à la dignité d'une théorie, qui embrasse tous les phénomènes qui se rapportent à la diffraction, aux anneaux colorés, à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

L'Académie, qui désire réunir enfin par ce concours les idées des Physiciens sur ces objets aussi délicats qu'importans, fixe le terme du concours à deux ans, c'est à dire au 1 Janvier 1829, et décernera un prix de 200 ducats à celui qui aura complétement réussi à fonder d'une manière irréprochable une des trois hypothèses qui viennent d'être nommées.

Pour le cas où aucun des Mémoires ne remplirait les vues de l'Académie, celui qui en aura le plus approché et qui contiendra de nouvelles et importantes recherches, obtiendra un accessit de 100 ducats.

Kritik

vorstehender Preisaufgabe.

In der physikalischen Wissenschaft, insofern sie sich mit dem Lichte beschäftigt, wurde man im Verlauf der Zeit auf vier Erscheinungen aufmerksam, welche sich bei verschiedenen Versuchen hervorthun:

1) auf das Farbengespenst des prismatischen Versuches;
2) auf die farbigen Ringe beim Druck zweier durchsichtiger Platten aufeinander;
3) auf das Erhellen und Verdunkeln bei doppelter verschiedener Reflexion und
4) auf die doppelte Refraction.

Diese vier Erscheinungen bietet uns keineswegs die Natur, sondern es bedarf vorsätzlicher, künstlich zusammenbereiteter Vorrichtungen um gedachte Phänomene, welche freilich in ihrem tiefsten Grunde natürlich sind, nur gerade auf diese Weise wie es im wissenschaftlichen Vortrage gefordert wird, abgeschlossen darzustellen.

Ferner ist es nicht rathsam von vier Problemen zu reden; denn hier werden zwei Hypothesen ausgesprochen: die Diffraction des Lichtes und die Polarisation; dann aber zwei augenfällige reine Erscheinungen: die farbigen Ringe und die doppelte Refraction.

Nachdem nun die Societät, das was unter dieſen vier Rubriken im wiſſenſchaftlichen Kreiſe geſchehen, uns vorgelegt hat, ſo geſteht ſie, daß alle dieſe Bemühungen der Mathematiker nicht hinreichend ſeyen eine gründliche befriedigende Naturanſicht zu fördern; ſie ſpricht zugleich ſehr beſcheiden aus, daß ſie bis jetzt ein verworrenes unklares Gefühl vor ſich habe, und verlangt deßhalb dieſe ſämmtlichen Erſcheinungen auf ein einfaches einzelnes Phänomen zurückgeführt zu ſehen.

Dieſes Gefühl iſt vollkommen richtig, möge es nur nicht in dem herkömmlichen Labyrinth ſich irre führen laſſen, wie es beinahe den Anſchein hat. Denn wenn man ſich überreden will, daß die gewöhnliche Refraction ein ſolches einfaches Phänomen ſey, ſo thut man einen großen Mißgriff; denn das farbige Phänomen der Refraction iſt ein abgeleitetes, und, wie es in dem Newtoniſchen Verſuche zugeſtutzt wird, iſt es ein doppelt und dreifach zuſammengeſetztes, das erſt ſelbſt wieder auf ein einfacheres zurückgebracht werden muß, wenn es einigermaßen verſtanden, oder wie man zu ſagen pflegt, erklärt werden ſoll.

Alle vier Erſcheinungen alſo, ohne von den bisher ihnen beigefügten Hypotheſen Kenntniß zu nehmen, erklären wir als völlig gleiche, auf einer Linie ſtehende, mit einander von einem höhern Princip abhangige.

Ehe wir aber weiter gehen, müſſen wir ein Verſäumniß anklagen, deſſen ſich das Programm der Aufgabe ſchuldig macht. Jene genannten vier Phanomene ſind durchaus von Farbe begleitet und zwar dergeſtalt, daß in dem reinen Naturzuſtande die Farbe nicht von ihnen zu trennen iſt, ja daß, wenn ſie nicht Farbe mit ſich führten, kaum von ihnen würde geſprochen worden ſeyn.

Hier aus geht nun hervor, daß von dieſen Erſcheinungen,

als rein und ohne von Farben begleitet, gar nichts pradicirt werden kann und daß also das Ziel weiter gesteckt werden muß als es der Akademie beliebt hat; man muß bis zur Farbenerzeugung vordringen, wenn man sich einen folgerechten Begriff von demjenigen machen will, welches bisher unmöglich war, weil man mit Linien zu operiren hinreichend hielt.

Hier aber treffen wir auf den wichtigen Punkt wo wir statt vom Beobachteten zu reden, vom Beobachter selbst sprechen müssen. Hier wie überall behauptet der menschliche Geist seine Rechte, welches bei der bestimmt verschiedenen Denkart nur in einem Widerstreit geschehen kann. Auch hier hat die atomistische Vorstellung als die bequemste die Oberhand erworben und sich zu erhalten gewußt; man gewöhnte sich zu denken: das reine weiße Licht sey zusammengesetzt aus dunklen Lichtern, aus welchen es wieder zusammengesetzt sey.

Diese grobe Vorstellungsart wollte feineren Geistern nicht gefallen; man verlieh dem Lichte Schwingungen und fühlte nicht, daß man auch hier sehr materiell verfuhr; denn bei etwas was schwingen soll, muß doch etwas schon da seyn das einer Bewegung fähig ist. Man bemerkte nicht, daß man eigentlich ein Gleichniß als Erklarung anwendete, das von den Schwingungen einer Saite hergenommen war, deren Bewegung man mit Augen sehen, deren materielle Einwirkung auf die Luft man mit dem Ohr vernehmen kann.

Wenn nun die Akademie ausspricht, daß die bisherigen mathematischen Bemühungen das Räthsel aufzulösen nicht hinlänglich gewesen, so haben wir schon viel gewonnen, indem wir dadurch aufgefordert werden uns anderwarts umzusehen; allein wir kommen in Gefahr uns in die Metaphysik zu verlieren, wenn wir uns nicht bescheiden, innerhalb des physischen Kreises unsere Bemühungen zu beschranken.

Wie wir uns dieſe Beſchränkung denken, ſuchen wir folgendermaßen auszudrücken: die Pflicht des Phyſikers beſteht nach uns darin, daß er ſich von den zuſammengeſetzten Phänomenen zu den einfachen, von den einfachen zu den zuſammengeſetzten bewege, um dadurch ſowohl jene in ihrer einfachen Würde kennen zu lernen, als dieſe in ihren auffallenden Erſcheinungen ſich verdeutlichen zu können. Von dem einfachſten Phanomen des blauen Himmels bis zu dem zuſammengeſetzteſten des Regenbogens, die wir beide in der reinen Natur an der Himmelswölbung gewahr werden, iſt ein unendlicher und verſchlungener Weg, den noch niemand zurückgelegt hat. Mit wenig Worten laßt ſich die Urſache der Himmelsblaue ausſprechen, mit vielen Vorrichtungen und Bemühungen kaum das Ereigniß des Regenbogens faßlich machen, und eben die Schritte zu bezeichnen, wie von dem einen zu dem andern zu gelangen ſey, iſt die Schwierigkeit. Es gehört hiezu kein weitläufiger und koſtbarer Apparat, aber ein vollſtändiger, damit man alles wovon die Rede iſt dem Auge darlegen könne. Mit bloßen Worten, geſprochenen noch viel weniger geſchriebenen, mit linearen Zeichnungen, iſt nichts zu thun; denn ehe man ſich's verſieht, kommt man auf die eine wie auf die andere Weiſe zu einer Symbolik, mit der man alsdann verfahrt wie Kartenſpieler mit geſtempelten Blattern; man verſteht ſich, aber es kommt weiter nichts dabei heraus als daß man ſich verſtanden hat; es war ein Spiel innerhalb eines gegebenen und angenommenen Kreiſes, das aber außerdem ohne Wirkung bleibt.

Die Aufgabe der Akademie ſetzt die vier bisher mehr oder weniger gangbaren Hypotheſen:

1) der Emanation,

2) der Schwingungen,

3) der Polariſation,

4) der doppelten Refraction,

als Weſen voraus, welche, wie irdiſche Staatsmächte, das Recht haben mit einander Krieg zu führen und zu fordern, daß ſie ſich wechſelsweiſe, wie das Glück gut iſt, einander ſubordiniren.

Dieſer Krieg dauert ſchon eine Weile fort, ſie haben ſich von einander unabhängig erklärt, und bei jeder neuen Entdeckung hat man eine neue unabhängige Hypotheſe vorgebracht. Die Diffraction hat die älteſten Rechte behauptet; die Undulation hat viel Widerſpruch gefunden; die Polariſation hat ſich eingedrungen und ſteht für ſich eigentlich am unabhängigſten von den andern; die doppelte Refraction iſt ſo nah mit ihr verwandt, niemand wird ſie läugnen, aber niemand weiß recht was er damit machen ſoll. Die chemiſche Anſicht tritt denn auch für ſich auf, und, wie man die neueſten Compendien der Phyſik anſieht, ſo werden ſie zuſammen hiſtoriſch vorgetragen; die Phänomene, wie ſie nach und nach bemerkt worden, die Meinungen, die man bei dieſer Gelegenheit ausgeſprochen, werden aufgeführt, wobei an keine eigentliche Verknüpfung zu denken iſt, wenn ſie auch zum Schein verſucht wird, und alles läuft zuletzt hinaus auf das Voltairiſche: Demandez à Monsieur Newton, il vous dira etc.

Daß dieſes ſich ſo verhalte, giebt die Aufgabe der Akademie ſelbſt an den Tag, ja ſie ſpricht es aus und thut uns dadurch einen großen Dienſt. Wie ſie oben bekannt, daß die Mathematiker der Sache nicht genug gethan, ſo bezeugt ſie nun auch, daß die Phyſiker noch keinen Vereinigungspunkt der verſchiedenen Vorſtellungsarten gefunden haben.

Wie ſollte dieß aber auch auf dem bisherigen Wege möglich geweſen ſeyn! Wer der Mathematik entgehen wollte, fiel

So wird ein neuer Tag um mich herum
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Auf's neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſinn.

Es iſt unmöglich, daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick da er uns wiederſieht
Sich wieder gleich wie ehmals finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine ſchöne Harmonie
Auf's neue ſie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen was du dieſe Zeit
Geleiſtet haſt: ſo ſtellt er dich gewiß

der Metaphyſik in die Netze und dort kommt es ja darauf an zu welcher Geſinnung ſich dieſer oder jener hinneigt. Der Atomiſt wird alles aus Theilchen zuſammen geſetzt ſehen und aus dem Dunkeln das Helle entſpringen laſſen, ohne im mindeſten einen Widerſpruch zu ahnen; der Dynamiker, wenn er von Bewegung ſpricht, bleibt immer noch materiell, denn es muß doch etwas da ſeyn was bewegt wird. Da giebt es denn hypothetiſche Schwingungen und was verſucht nicht jeder nach ſeiner Art!

Deßhalb ſind die Schriften welche dießmal um den Preis concurriren aller Aufmerkſamkeit werth; er mag gewonnen oder ausgeſetzt werden, es wird immer Epoche machen.

Sollen wir aber die Hauptfrage geiſtreich mit Einfalt und Freimüthigkeit anfaſſen, ſo ſey verziehen wenn wir ſagen: die Aufgabe wie ſie von der Akademie geſtellt worden, iſt viel zu beſchränkt; man ſtellt vier Erſcheinungen als die merkwürdigſten, ja den Kreis abſchließenden, den Hauptgegenſtand erſchöpfenden auf; ſie ſollen untereinander verglichen, wenn es möglich, einander ſubordinirt werden. Aber es giebt noch gar manche Phänomene von gleichem, ja höherem Werth und Würde, die zur Sprache kommen müßten, wenn eine gedeihliche Abrundung dieſes Geſchäfts möglich ſeyn ſollte. Gegenwärtig wäre nur an Vorarbeiten zu denken, wovon wir vorerſt zwei aufführen und näher bezeichnen wollen, ehe wir weiter fortſchreiten.

Das erſte wäre die Verknüpfung jener anzuſtellenden Unterſuchungen mit der Farbenlehre. Das oben Geſagte ſchärfen wir nochmals ein: die ſämmtlichen ausgeſprochenen Phänomene ſind durchaus von Farben begleitet, ſie können ohne Farbe kaum gedacht werden. Allein wir könnten auf unſerm Wege zu gar nichts gelangen, wenn wir uns nicht vorerſt der

herkömmlichen Denkweise entschlagen, der Meinung, die Farben seyen als Lichter im ursprünglichen Licht enthalten und werden durch mancherlei Umstände und Bedingungen hervorgelockt. Alles dieses und was man sonst noch gewähnt haben mag, müssen wir entfernen und uns erst ein Fundament unabhängig von jeder Meinung verschaffen, worunter wir eine methodische Aufstellung aller Phanomene verstehen, wo das Auge Farbe gewahr wird.

Dabei nun werden die oben wiederholt genannten Phanomene sammtlich an Ort und Stelle ihren Platz finden und sich durch Nachbarschaft und Folge wechselseitig aufklaren.

Hiezu aber müßte die zweite Vorarbeit geschehen, eine Revision sammtlicher Versuche ware anzustellen und nicht allein aller derjenigen auf welche gedachte Hypotheten gegründet sind, sondern auch alle andern, welche noch irgend gefordert werden könnten.

Eine solche Revision mit Einsicht unternommen, würde eigentlich keinen bedeutenden Geldaufwand erfordern; aber da das Geschäft größer und schwieriger ist als man denken möchte, so gehört ein Mann dazu der sich mit Liebe dafür hergabe und sein Leben darin verwendete. Gelegenheit und Localität müßte ihm zu Gebote stehen, wo er, einen Mechaniker an der Seite, seinen Apparat aufstellen könnte. Die Erfordernisse sammtlich mußten methodisch aufgestellt seyn, damit alles und jedes zur rechten Zeit bei der Hand ware; er müßte sich in den Stand setzen alle Versuche, wenn es verlangt würde, zu wiederholen, die einfachsten wie die verschranktesten, diejenigen auf die man bisher wenig Werth gelegt und die wichtigsten worauf sich die Theorien des Tags begründen, alles was vor, zu und nach Newton's Zeit beobachtet und besprochen worden. Alsdann würde sich wunderbar hervorthun, welch

ein Unterſchied es ſey zwiſchen den kümmerlichen Linearzeichnungen in welchen dieſes Capitel erſtarrt iſt, und der gegenwärtigen lebendigen Darſtellung der Phanomene.

Derjenige aber, der mit freiem Sinn und durchdringendem Geiſte dieſes Geſchäft unternimmt, wird erſtaunen und bei ſeinen Zuhörern Erſtaunen erregen, wenn unwiderſprechlich hervorgeht, daß ſeit hundert und mehr Jahren aus dieſem herrlichſten Capitel der Naturlehre alle Kritik verbannt und jeder ſorgfältige Beobachter, ſobald er auf das Wahre hingedeutet, ſogleich beſeitigt und geachtet worden. Deſto größere Freude aber wird er empfinden, wenn er überſchaut in welche Ernte er berufen ſey und daß es Zeit ſey das Unkraut zu ſondern von dem Weizen.

Wir ſehen uns als Vorlaufer eines ſolchen Mannes an, ja ſolcher Manner, denn die Sache iſt nicht mit einmal und ſogleich abzuthun; die Akademie hat ein neues Jahrhundert vor ſich und im Laufe deſſelben muß das ganze Geſchäft von Grund aus eine andere Anſicht gewonnen haben.

Ueber den Regenbogen.

I.

Goethe an Sulpiz Boiſſerée.

Für Ihren werthen Brief im Allgemeinen und zum allerſchönſten dankend, will ich nur eiligſt die wichtige Frage wegen des Regenbogens zu erwiedern anfangen. Hier iſt mit Worten nichts ausgerichtet, nichts mit Linien und Buchſtaben, unmittelbare Anſchauung iſt Noth und eigenes Thun und

Denken. Schaffen Sie ſich alſo augenblicklich eine hohle Glaskugel a, etwa 5 Zoll, mehr oder weniger im Durchmeſſer, wie ſie Schuſter und Schneider überall brauchen um das Lampenlicht auf den Punkt ihrer Arbeit zu concentriren,

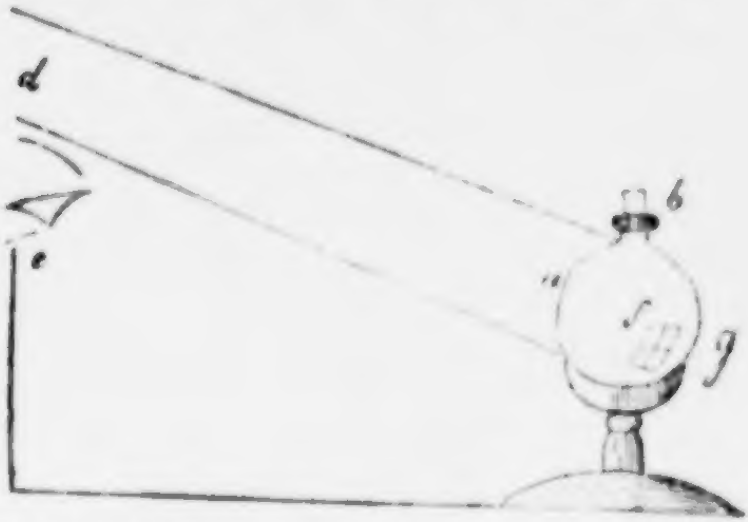

füllen ſolche mit Waſſer durch das Halschen und verſchließen ſie durch den Stöpſel b, ſtellen ſie auf ein feſtes Geſtelle gegen ein verſchloſſenes Fenſter d, treten alsdann mit dem Rücken gegen das Fenſter gekehrt in e, etwas zur Seite um das in der Rückſeite der Kugel ſich präſentirende umgekehrte verkleinerte Fenſterbild zu ſchauen, fixiren ſolches und bewegen ſich ganz wenig nach Ihrer rechten Hand zu, wo Sie denn ſehen werden daß die Glastafeln zwiſchen den Fenſterleiſten ſich verengen und zuletzt von den dunkeln Kreuzen völlig zuſammengedrängt, mit einer, ſchon vorher bemerkbaren, Farbenerſcheinung verſchwinden und zwar ganz am äuſerſten Rande g, die rothe Farbe glänzend zuletzt.

Dieſe Kugel entfernen Sie nicht aus Ihrer Gegenwart, ſondern betrachten ſie hin- und hergehend beim hellſten

Sonnenschein, Abends bei Licht; immer werden Sie finden, daß ein gebrochenes Bild an der einen Seite der Kugel sich abspiegelt und so, nach innen gefärbt, sich, wie Sie Ihr Auge nach dem Rande zu bewegen, verengt und, bei nicht ganz deutlicheren mittlern Farben, entschieden roth verschwindet.

Es ist also ein Bild, und immer ein Bild, welches refrangirt und bewegt werden muß; die Sonne selbst ist hier weiter nichts als ein Bild. Von Strahlen ist gar die Rede nicht; sie sind eine Abstraction, die erfunden wurde um das Phänomen in seiner größten Einfalt allenfalls darzustellen, von welcher Abstraction aber fortoperirt, auf welche weiter gebaut, oder vielmehr aufgehäuft, die Angelegenheit zuletzt ins Unbegreifliche gespielt worden. Man braucht die Linien zu einer Art von mathematischer Demonstration; sie sagen aber wenig oder gar nichts, weil von Massen und Bildern die Rede ist, wie man sie nicht darstellen und also im Buche nicht brauchen kann.

Haben Sie das angegebene ganz einfache Experiment recht zu Herzen genommen, so schreiben Sie mir auf welche Weise es Ihnen zusagt und wir wollen sehen, wie wir immer weiter schreiten, bis wir es endlich im Regenbogen wieder finden.

Mehr nicht für heute, damit Gegenwärtiges als das Nothwendigste nicht aufgehalten werde.

Weimar den 11. Januar 1832.

II.

Erwiederung.

Die Glaskugel, verehrtester Freund, steht nun schon seit vielen Tagen vor meinen Augen; und ich habe noch

nicht dazu gelangen können, Ihnen zu sagen, was ich darin gesehen.

Ihrem Rath gemäß habe ich sie bei gewöhnlichem Tageslicht, wie bei Sonnen- und Kerzen-Licht vielfach betrachtet und immer habe ich bei der Bewegung meines Auges nach der Seite gesehen, daß das hintere Bild des Fensters, der Sonne oder der Kerze am Rande der Kugel roth verschwindet. Beim Sonnen- und Kerzen-Licht habe ich bemerkt, daß das hintere Bild sich auch nach der Seite in der Kugel bei h abspiegelt, und daß die Farben erscheinen, wenn man so weit zur Seite schreitet, daß beide Bilder sich (bei g) übereinander schieben, und zwar löst sich die ganze Erscheinung in Roth auf, sobald beide Bilder sich decken; bei fernerem Fortschreiten verschwindet damit das Phanomen.

Es iſt offenbar, daß bei dem gewöhnlichen Tageslicht daſſelbe vorgeht, nur erſcheint hierbei das zweite Spiegelbild h nicht recht deutlich, weil das Fenſter ein zu großes Bild macht, und daher das zweite Spiegelbild bei dieſem Experiment auf der gebogenen Kugelfläche ſich in einen unförmlichen Lichtſchimmer auflöſ't. Die Sonnenſcheibe und die Kerzenflamme hingegen erſcheinen in ganz entſchiedenen Bildern. Man ſieht das vordere a, welches ſich bei dem Zurſeiteſchreiten nur wenig bewegt, und die beiden hintern Bilder f und h, welche ſich, je nachdem man fortſchreitet, gegeneinander bewegen und endlich farbig über einander ſchieben, bis ſie ſich ganzlich decken und roth verſchwinden.

Ferner habe ich die Kugel auf die Erde geſtellt und das Bild der Sonne oder der daneben geſtellten Kerze darauf fallen laſſen, indem ich im rechten Winkel nahe an die Kugel trat.

Grundriß.

Das weiße Bild a erſchien dann nicht weit von dem Hals der Kugel f, und in b zeigte ſich ein farbiges Spectrum, welches bei der Bewegung nach d blau und bei der Bewegung nach e roth verſchwand. Um das Experiment am bequemſten zu machen, ſtellte ich mich in die Nahe eines Tiſches, auf deſſen Ecke ich mich ſtützen konnte, ſo daß ich ſtehen bleiben durfte, und nur den Oberleib nach den beiden Seiten hin oder leiſe vorwarts und ruckwarts zu bewegen brauchte. Das Spectrum ſcheint auch hier nicht auf einem einfachen Bilde zu beruhen, welches durch einen Theil der Glaskugel gebrochen wird; ſondern es ſcheint, daß man hier gleich zwei übereinander geſchobene Bilder ſieht; denn als ich das Experiment mit Kerzenlicht machte, zeigten ſich nach dem Verſchwinden des blauen Lichts zwei auseinandergehende ſchwache Bilder. Daß ich dieſes beim Sonnenlicht nicht geſehen, mag daher rühren, weil bei dem weißeren Licht der Sonne die reflectirten Spiegelbilder im Gegenſatz gegen das ſehr glanzende Spectrum weniger anſprechend erſcheinen, als bei dem orangefarbenen Kerzenlicht.

Genug, ich habe mich mit der Glaskugel vielfältig befreundet, und erkenne darin einen ſehr belehrenden Repraſentanten des Regentropfens, ſo daß die Gedanken nun ſchon zum Regenbogen eilen. Ich halte ſie zuruck, um Ihrer Belehrung nicht vorzugreifen, die mir erſt die gehörige Sicherheit zum Weiterſchreiten geben, oder mir zeigen wird, daß ich auf dem Weg des Irrthums bin. Es wird mich unendlich freuen, wenn Sie mich über dieſe wunderbar anziehende Naturerſcheinung einmal zur Klarheit bringen. Was die gewöhnlichen Naturforſcher daruber zu ſagen wiſſen, iſt gar unbefriedigend.

München am 2. Februar 1832.

Sulpiz Boiſſeree.

III.

Goethe an Sulpiz Boisserée.

Es iſt ein großer Fehler, deſſen man ſich bei der Naturforſchung ſchuldig macht, wenn wir hoffen ein complicirtes Phänomen, als ſolches, erklären zu können, da ſchon viel dazu gehört daſſelbe auf ſeine erſten Elemente zurückzubringen; es aber durch alle verwickelten Fälle, mit eben der Klarheit durchführen zu wollen, iſt ein vergebenes Beſtreben. Wir müſſen einſehen lernen, daß wir dasjenige was wir im Einfachſten geſchaut und erkannt, im Zuſammengeſetzten ſupponiren und glauben müſſen. Denn das Einfache verbirgt ſich im Mannichfaltigen, und da iſt's wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, ſondern das Ende alles Wiſſens iſt.

Der Regenbogen iſt ein Refractionsfall und vielleicht der complicirteſte von allen, wozu ſich noch Reflexion geſellt. Wir können uns alſo ſagen: daß das Beſondere dieſer Erſcheinung alles, was von dem Allgemeinen der Refraction und Reflexion erkennbar iſt, enthalten muß.

Nehmen Sie ferner das Heft meiner Tafeln und deren Erklärung vor ſich, und betrachten auf der zweiten die vier Figuren in der oberſten Reihe, bezeichnet mit A, B, C, D. Leſen Sie was Seite 5 zur Erklärung geſagt iſt und gehen Sie nun drauf los ſich mit dieſen Anfangen völlig zu befreunden. Und zwar würde ich vorſchlagen zuerſt die objectiven Verſuche bei durchfallendem Sonnenlichte vorzunehmen.

Verſehen Sie ſich mit verſchiedenen Linſen, beſonders von bedeutendem Durchmeſſer und ziemlich ferner Brennweite, ſo werden Sie, wenn Sie Lichtmaſſe hindurch und auf ein Papier

fallen laſſen, ſehen wie ſich ein abgebildeter Kreis verengt und einen gelben, zunächſt am dunklen einen gelbrothen Saum erzeugt. Wie Sie nun die Erſcheinung naher betrachten, ſo bemerken Sie, daß ſich ein ſehr heller Kreis an den farbigen anſchließt, aus der Mitte des Bildes jedoch ſich ein graulich dunkler Raum entwickelt. Dieſer laßt nun nach dem Hellen zu einen blauen Saum ſehen, welcher violett das mittlere Dunkel umgranzt, welches ſich hinter dem Focus über das ganze Feld ausbreitet und durchaus blaugeſaumt erſcheint.

Laſſen Sie ſich dieſe Phanomene auf das wiederholteſte angelegen ſeyn, ſo werden Sie alsdann zu weiteren Fortſchritten hingeriſſen werden.

Hangen Sie nunmehr Ihre mit Waſſer gefullte Kugel (die Sie als eine geſetzlich aufgeblaſene Linſe anſehen konnen) ins freie Sonnenlicht, ſtellen Sie ſich alsdann, gerade wie in meiner Zeichnung des erſten Verſuchs angegeben iſt, ſchauen Sie in die Kugel, ſo werden Sie, ſtatt jenes reflectirten Fenſters, die auf die Kugel fallende Lichtmaſſe in einen Kreis zuſammengezogen ſehen, indeſſen derſelbige Kreis durch das Glas durchgeht, um hinter der außern Flache einen Brennpunkt zu ſuchen. Der Kreis aber innerhalb der Kugel, welcher durch Reflexion und Refraction nunmehr in Ihr Auge kommt, iſt der eigentliche Grund jener Zurückſtrahlung wodurch der Regenbogen möglich werden ſoll.

Bewegen Sie ſich nunmehr, wie in den andern bisherigen Fällen, ſo werden Sie bemerken, daß, indem Sie eine ſchiefere Stellung annehmen, der Kreis ſich nach und nach oval macht, bis er ſich dergeſtalt zuſammenzieht daß er Ihnen zuletzt auf der Seite ſichtbar zu werden ſcheint und endlich als ein rother Punkt verſchwindet. Zugleich wenn Sie aufmerkſam ſind werden Sie bemerken, daß das Innere dieſes

Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Riesen dir entgegen stellt.

Tasso.

Ach meine Fürstinn, Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr ergetzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos, ungeheuer
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuſchreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die ſichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr

rothgesäumten Kreises dunkel ist und mit einem blau-violetten Saum, welcher mit dem Gelben des äußeren Kreises zusammentreffend zuerst das Grüne hervorbringt, sich sodann als Blau manifestirt und zuletzt bei völligem Zusammendrangen als roth erscheint.

Dabei müssen Sie sich nicht irre machen lassen, daß noch ein paar kleine Sonnenbilder sich an den Rand des Kreises gesellen, die ebenfalls ihre kleineren Höfe um sich haben, die denn auch bei oben bewirktem Zusammenziehen ihr Farbenspiel gleichfalls treiben und deren zusammengedrängte Kreise, als an ihren nach außen gekehrten halben Rändern gleichfalls roth, das Roth des Hauptkreises kurz vor dem Verschwinden noch erhöhen müssen. Haben Sie alles dieses sich bekannt und durch wiederholtes Schauen ganz zu eigen gemacht, so werden Sie finden daß doch noch nicht alles gethan ist, wobei ich denn auf den allgemein betrachtenden Anfang meiner unternommenen Mittheilung hinweisen muß, Ihnen Gegenwärtiges zur Beherzigung und Ausübung bestens empfehlend, worauf wir denn nach und nach in unsern Andeutungen fortzufahren und des eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen suchen werden.

Nun aber denken Sie nicht daß Sie diese Angelegenheit jemals los werden. Wenn sie Ihnen das ganze Leben über zu schaffen macht, müssen Sie sich's gefallen lassen. Entfernen Sie die Kugel den Sommer über nicht aus Ihrer Nähe, wiederholen Sie an ihr die sämmtlichen Erfahrungen, auch jene mit Linsen und Prismen; es ist immer eins und eben dasselbe, das aber in Labyrinthen Versteckens spielt, wenn wir täppisch, hypothetisch, mathematisch, linearisch, angularisch, darnach zu greifen wagen. Ich kehre zu meinem Anfang zurück und spreche noch aus wie folgt.

Ich habe immer geſucht das möglichſt Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu ergreifen und habe es, zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung Anderer darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Gränze gelangt, dergeſtalt, daß ich da anfange zu glauben, wo andere verzweifeln, und zwar diejenigen die vom Erkennen zu viel verlangen und, wenn ſie nur ein gewiſſes dem Menſchen Beſchiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menſchheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht.

Für freundliche Theilnahme dankbar,
Fortgeſetzte Geduld wünſchend,
Ferneres Vertrauen hoffend.

Weimar den 28. Februar 1832.

Naturwissenschaftliche

Einzelnheiten.

Johann Kunckel.

Geboren zu Schleswig 1630, wandte sich, ohne studirt zu haben, von der Apothekerkunst zur Chemie, wo er denn, in einer noch alchymistisch düstern Zeit, mit seltsamen Meinungen hervortrat, welche nicht eben günstig aufgenommen wurden; doch mußt' er, als ein praktisch gewandter Mann, bei feuerlustigen, Geheimes forschenden Fürsten und Herren guten Eingang finden. Zuerst am Lauenburgischen Hofe, dann zu Dresden, zu Berlin und endlich in Schweden angestellt hinterließ er seine Erfahrungen in dem Quartband: die vollkommene Glasmacherkunst; einem zwar vielfach wichtigen und nützlichen, aber doch schwer zugänglichen Buche. Ich erinnere mich aus früherer Zeit bei flüchtiger Ansicht niemals klug daraus geworden zu seyn; gegenwärtig neu angeregt habe ich es genauer betrachtet und denke durch Nachstehendes den Kunstfreunden einen freieren Eingang zu eröffnen.

Kunckel's Werk enthält von ihm selbst Weniges, aber an sich Bedeutendes und durch die Stellung noch bedeutender Erscheinendes.

Die Grundlage des Ganzen macht ein Tractat des Antonius Neri über gedachte Kunst. Dieser Mann, von Florenz gebürtig, war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in voller Thätigkeit und mochte zu Muran, wo schon seit zweihundert Jahren die Glaskunst blühte, den Grund seiner

Kenntniſſe und Fertigkeiten gelegt haben. Sodann hielt er ſich in Antwerpen, ferner in Piſa und Florenz auf, zu einer Zeit wo man überall mit den Venetianern zu wetteifern anfing. Von der Richtung ſeiner Studien und Beſchäftigungen giebt uns das Büchlein genugſames Zeugniß. Aus dem Italiäniſchen ward es zuerſt ins Lateiniſche, dann ins Deutſche überſetzt und hierauf von Kunckel zum Grunde ſeiner eigenen Arbeiten und Bemerkungen gelegt; es beſteht aus ſieben Büchern, deren jedem eine Folge von Kunckel's Anmerkungen hinzugefügt iſt.

Das erſte beſchäftigt ſich ordnungsgemäß mit den Ingredienzien des Glaſes, dem Kali, der Soda, dem Quarz, und zeigt wie man vollkommenes und gemeines Glas machen ſolle. Sodann werden mancherlei Arten angegeben wie man das Glas färben könne. Kunckel's Anmerkungen beſtätigen, berichtigen und erweitern den Text.

Das zweite Buch geht ſchon auf complicirtere Glasfärbung und handelt deßhalb von den Reagentien, womit die Metalle aufgelöst und verkalkt werden. Die kurzen Anmerkungen billigen theils das angerühmte Verfahren, theils deuten ſie auf den kürzeren Weg.

Das dritte Buch fährt fort ſich mit Färbung des Glaſes zu beſchäftigen; die Anmerkungen hadern mit dem Verfaſſer, daß ſeine Vorſchriften irre führen, obgleich manches Gute zugeſtanden wird.

Das vierte Buch handelt vom Bleiglas und den dadurch zu erzeugenden Farben, auch noch von einigen andern Färbungen und Bedingungen. Kunckel verwirft das Bleiglas als allzuweich und zeigt was bei dem übrigen zu bedenken ſey.

Das fünfte Buch lehrt in Gefolg des vorigen, wie die natürlichen Edelſteine nachzuahmen, ja an Schönheit zu

übertreffen, obgleich an Härte nicht zu erreichen. Kunckel ist hierüber sehr unzufrieden, weil die Paste zu schwer sey und doch keine rechte Politur annehme; dann fügt er einige Berichtigungen und Erleichterungen hinzu.

Das sechste Buch trägt nun die Bereitung des Schmelzwerkes, neuerlich Emaille genannt, deutlich vor, womit Kunckel so zufrieden ist, daß er um dieses Buches willen das ganze Werk eigentlich zu schätzen versichert; dabei gesteht er, mit Vergnügen sämmtliche Versuche durchprobirt zu haben, wovon auch seine Anmerkungen Zeuge sind.

Das siebente Buch endlich handelt von Lackfarben, sodann vom Ultramarin; zuletzt wendet sich der Vortrag zur Glaskunst wieder zurück, da denn auch Kunckel das Seinige hinzufügt.

Hierauf folgt nun eine besondere Zugabe, welche unterweis't und anleitet: wie man sowohl Gläser als Flüsse oder künstliche Edelsteine zur größten Perfection und Härte bringen solle; deßwegen denn auch ein hiezu erforderlicher Glasofen vorgeschrieben ist. Am Schlusse wird ausgeführt, wie man Dubletten fertigen und erkennen möge.

Diese erste Abtheilung ist nun geschlossen und es folgen darauf Christoph Merret's Anmerkungen über die Bücher des Antonius Neri. Merret, ein englischer Arzt und Chemiker, schrieb, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, Noten zu Anton Neri in englischer Sprache, welche sodann Andreas Frisius nebst dem Werke des Antonius Neri in das alles vermittelnde Latein übertrug und 1668 heraus gab, wodurch denn die Uebersetzung weiter ins Deutsche gefördert ward.

Der Engländer macht seine Anmerkungen nach den Paragraphen die durch Neri's ganzes Werk durchgehen. Kunckel, welcher in seinen früheren Anmerkungen sich auf Merret öfters

mit Beifall bezogen, berichtigt noch einiges auf wenig Blättern und fügt eine Anmerkung über Bereitung der Potasche hinzu, damit man des orientalischen, oder spanischen Materials entbehren könne.

Hierauf folgt nun der Glasmacherkunst zweiter Theil, an Blättern etwa halb so stark als der erste; auch dieser enthält mehr Fremdes als Eigenes. Die erste Abtheilung handelt vom Glasbrennen, Vergolden und Malen; das Tractatlein schreibt sich von einem guten, aber anonymen Nürnberger Glasmaler her, welcher sich H. J. S. unterzeichnet. Es sind hundert Experimente, offenbar aus langer entschiedener Erfahrung, einfach vorgelegt mit wenig eingeschobenen Anmerkungen Kunckel's, welcher noch einige Rezepte hinzufügt.

Die andere Abtheilung enthalt eine Anweisung zur holländischen weißen und bunten Töpferglasur und Malerwerk (fayence) welche Kunckel selbst, nicht ohne große Mühe, Unkosten und Aufopferung zusammengebracht; dann folgt noch eine Zugabe von dem kleinen Glasblasen mit der Lampe.

Die dritte Abtheilung enthalt funfzig Experimente, von Kunckel zwar nicht erfunden aber nachprobirt, nebst einigen Zugaben.

Den völligen Schluß macht als Anhang, ein Sendbrief aus dem Englischen übersetzt, handelnd von der Kenntniß der Edelsteine und was dahin gerechnet ist. Ein Register über das ganze Werk ist hinzugefügt, bequem zu benutzen, weil die Seitenzahl durch beide Theile durch geht.

Aus diesem kurzen Inhaltsverzeichniß wird der sinnige Leser alsbald gewahr werden, wie ein collectives aus vielen Theilen zusammengesetztes Werk durch einen tüchtigen erfahrenen, seiner Sache gewissen, praktisch ausgebildeten Mann

zur Einheit umgeſchaffen worden, und wir dürfen uns ſchmeicheln, daß aufmerkſamen Kunſtverwandten ſich nur deſto lieber und leichter mit dem Einzelnen zu befreunden willkommene Gelegenheit gegeben ſey.

Denn obgleich in dem chemiſchen Fache, wie in ſo vielen andern, ſeit einem halben Jahrhunderte das Unerwartete geſchehen, ſo muß doch immer unterhaltend und belehrend bleiben, rückwärts zu ſchauen und hiſtoriſch zu erkennen, was unſere Vorfahren geleiſtet, wie weit ihr Wiſſen vorwärts gedrungen und wo es geſtockt. Hiedurch finden wir uns denn aufs neue angeregt hie und da die angedeuteten Wege zu verfolgen.

Die ſich gegenwärtig wieder hervorthuende Glasmalerei wird hiebei nicht ohne Vortheile bleiben, die Kunſt iſt nicht ſowohl verloren als deren Ausübung eingeengt und erſchwert, wodurch wir aufgefordert werden, uns nach einzelnen wohl erprobten Handgriffen umzuthun. Der jetzt ins Ganze wirkende Chemiker verfolgt ſo große Zwecke, daß er ſich an das Einzelne, neben dem Weg Liegende, nicht emſig bekümmern kann, und ſo gelingt nicht alles und jedes was im Laufe der Erfahrungen und Verſuche gefordert wird. Lange vermißten wir die trüben Scheiben, die bei hellem Grunde Gelb, bei dunklem Blau zeigen; eben ſo konnten wir nicht mit Gewißheit zu entoptiſirten Gläſern gelangen. Beide Körper können nunmehr den Freunden der Chromatik nach Luſt und Belieben zugeſtellt werden, wie das Weitere nächſtens auszuführen iſt.

Architektonisch-Naturhistorisches Problem.

Nach meiner Rückkehr aus Sicilien fand sich in Neapel noch Manches nachzuholen, was in dem Drange des südlichen Lebens versäumt worden war; dahin gehörte denn auch der Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuol, an dessen übrig gebliebenen Saulen sich ein unerklärliches Phänomen dem Erd- und Naturforscher längst bemerklich machte.

Am 19. Mai 1787 verfugten wir uns dahin; ich betrachtete mir alle Umstände genau, und setzte gar bald bei mir fest, wie die Erscheinung zu erklaren sey. Was ich schon damals in mein Tagebuch schrieb und aufzeichnete, will ich nach so geraumer Zeit, mit allem was mir zeither bekannt geworden, hier in anschaulichere Folge, in Bezug auf eine wohlgerathene Kupfertafel getreulich vortragen.

Die Lage des Tempels, eigentlich aber seiner noch vorhandenen Ueberreste, ist nordwärts von Puzzuol, etwa zweihundert Toisen von der Stadt entfernt; er lag unmittelbar am Meer, etwa funfzehn Fuß über den Wasserspiegel erhöht.

Noch immer nimmt das Mauerwerk einen Raum ein von funfundzwanzig Toisen ins Gevierte, davon gehen ab die Zellen der Priester ringsum, so daß für den innern Hof, einen umgebenden Saulengang mitgerechnet, neunzehn Toisen übrig bleiben. In der Mitte findet sich eine runde Erhöhung, mit vier steilen Stufen zu ersteigen, sie hat zehn und eine halbe Toise im Durchschnitt, und trug auf Saulen einen runden durchsichtigen Tempel ohne Zelle.

Die Zahl der freistehenden Saulen daran war sechzehn, den Hof umgaben sechsunddreißig, und, da einer jeden Saule auch eine Statue zugetheilt worden, so mußten zweiundfunfzig

Verſank ich vor mir ſelbſt, ich fürchtete
Wie Echo an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzeſſinn.

Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen,
Und keiner je den andern neiden ſoll?
Zwar herrlich iſt die liebeswerthe That,
Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich aus einem kleinen Staate,
Der dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehn.

Taſſo.

Und ſah' ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,

vor der Zerstörung

grösstentheils verschüttet

nach der Ausgrabung

derſelben in dieſem mäßigen Raume Platz finden. Denke man ſich nun das Ganze corinthiſcher Ordnung, wie die Proportionen der Säulen, deßgleichen die noch umherliegenden Geſimsglieder beweiſen; ſo wird man geſtehen, daß es hier auf eine große Prachtwirkung angeſehen war. Dieſe ward noch dadurch erhöht, daß der Stoff edel, Maſſen ſowohl als Bekleidung Marmor geweſen; wie denn die engen Prieſterzellen und die ſeltſamen Reinigungszimmer alles von köſtlichem Marmor getafelt, geplattet und eingerichtet gefunden worden.

Alle dieſe Kennzeichen, vorzüglich auch der Plan, näher betrachtet, deuten eher auf das dritte als zweite Jahrhundert; der Werth gemeldeter architektoniſchen Zierrathen, welcher am ſicherſten entſcheiden würde, iſt uns nicht mehr gegenwärtig.

Noch ungewiſſer bleibt die Epoche, wenn dieſer Tempel durch vulcaniſche Aſche und ſonſtigen feurigen Auswurf verſchüttet worden; doch geben wir von dem was man noch ſieht, ſo wie von dem was man ſich zu folgern erlaubt, in Bezug auf die Kupfertafel zunächſt Rechenſchaft.

In dem oberen Felde derſelben ſieht man einen Aufriß des Tempels in ſeiner Integrität und zwar den Hof im Durchſchnitt genommen; die vier hohen Säulen des Portikus ſtanden im Grunde des Hofs vor dem Allerheiligſten; man ſieht ferner den von einem Säulengang umgebenen Hof und dahinter die prieſterlichen Gemächer.

Daß der Tempel in einer uns unbekannten Epoche des Mittelalters verſchüttet wurde, iſt kein Wunder. Man nehme den Plan der Campi Phlegraei vor ſich und betrachte Krater an Krater, Erhöhung und Vertiefung immerfort wechſelnd, ſo wird man ſich überzeugen, daß der Boden hier niemals zur Ruhe gekommen. Unſer Tempel liegt nur anderthalb Stunden vom neuen Berge (monte nuovo), der im September 1538

zu einer Höhe von tausend Fuß emporgewachsen, entfernt, und gar nur eine halbe von der Solfatara, welche noch immer brennt und glüht.

Man beschaue nun das mittlere Bild, und denke sich den niedergehenden dichten Aschenregen, so werden die Priesterwohnungen, davon bedeckt, zu Hügeln anschwellen, der freie Hof hingegen wird nur bis zu einer gewissen Höhe angefüllt werden. Dadurch verblieb in der Mitte eine Vertiefung, welche sich nur zwölf Fuß über den alten Boden erhub, aus welchem die übrig gebliebenen Hauptsaulen, auch wohl der obere Theil der Säulen des Umgangs hie und da hervorragten.

Der Bach, der zur Reinigung durch den Tempel geführt war, wovon die ausgegrabenen Rinnen und Röhren die wunderlich durchschnittenen Marmorbanke genugsam zeugen, das mit Sorgfalt hergeleitete Wasser, das noch jetzt nicht fern vorbeifließt, bildete stockend einen Teich, der denn etwa fünf Fuß hoch gewesen seyn und in dieser Höhe die Säulen des Portikus bespült haben mag.

Innerhalb dieses Gewassers entstehen Pholaden und fressen den griechischen Cipollinmarmor ringsum an, und zwar völlig in der Wasserwage.

Wie viele Jahre dieser Schatz verborgen geblieben, ist unbekannt, wahrscheinlich bebuschte sich der Wall rings umher; auch ist die Gegend überhaupt so ruinenreich, daß die wenigen hervorragenden Säulen kaum die Aufmerksamkeit an sich ziehen mochten.

Endlich aber fanden neuere Architekten hier eine erwünschte Fundgrube. Man leitete das Wasser ab und unternahm eine Ausgrabung; nicht aber, um das alte Monument wieder herzustellen, es wurde vielmehr als Steinbruch behandelt, und der Marmor bei dem Bau von Caserta, der 1752 begann, verbraucht.

Dies iſt denn auch die Urſache, warum der aufgeräumte Platz ſo wenig gebildete Reſte ſehen läßt, und die drei Säulen auf gereinigtem geplatteten Boden ſtehend, unſere Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich ziehen. Dieſe ſind es denn, die in der ganzen Höhe von zwölf Fuß über dem Boden völlig rein geſehen werden, ſodann aber fünf Fuß weiter hinauf von Pholaden zerfreſſen ſind. Bei näherer Unterſuchung hat man das Maaß der durch dieſe Geſchöpfe bewirkten Vertiefungen vier Zoll gefunden, und die Schalen-Reſte unverſehrt herausgezogen.

Seit jener Zeit des Aufgrabens und Benutzens ſcheint jedoch weiter nichts angerührt worden zu ſeyn: denn das Werk: Antichità di Puzzuoſo, ein Folio-Band, in welchem bildliche Darſtellungen und Text, beides in Kupfer geſtochen, gefunden werden, zwar ohne Jahrzahl, aber bei der Vermahlung Ferdinands IV. mit Carolinen von Oeſterreich, alſo im Jahr 1768 dem hohen Paare gewidmet, zeigt auf der funfzehnten Tafel den damaligen Zuſtand ungefähr ſo, wie wir ihn auch gefunden, und wie eine Zeichnung durch Herrn Verſchaffeldt 1790 verfertigt, welche auf hieſiger Großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt, denſelben Gegenſtand der Hauptſache nach übereinſtimmend vorlegt.

Auch das bedeutende Werk: Voyage pittoresque, ou description des Royaumes de Naples et de Sicile, und zwar in dem zweiten Theile des erſten Bandes, beſchäftigt ſich gleichfalls von Seite 167 an mit unſerem Tempel. Der Text iſt ſchätzenswerth und gibt mancherlei gute Nachrichten, wenn er uns gleich zu keinem Ziele führt. Zwei Abbildungen gedachter Seite gegenüber ſind, nach flüchtigen Skizzen, willkürlich zu gefälligem Schein ausgeführt, aber doch der Wahrheit nicht ganz entfremdet.

Weniger Gutes läßt sich von der in demselbigen Werk zu Seite 172 gehörigen Restauration sagen, wie es die Herausgeber selbst eingestehen; es ist bloß eine phantastische Theater-Decoration, viel zu geraumig und kolossal, da dieses ganze heilige Gebäude, wie schon die Dimensionen anzeigen, in sehr mäßigen Verhältnissen aufgeführt, obgleich überflüssig verziert war.

Hiervon kann man sich durch den Grundriß überzeugen, welcher im erstgenannten Werk Antichità di Puzzuolo, Tafel XVI. eingeschaltet und in dem Voyage pittoresque zu Seite 170 copirt erscheint.

Aus allem diesem aber ist ersichtlich, daß für einen geschickten und gewandten Architekten hier noch viel zu thun bleibe: genauere Maaßangabe als wir liefern konnten, deßhalb Revision des Grundrisses, nach Anleitung obgenannter Werke, genaue Untersuchung der noch umherliegenden Trümmer, kennerhafte Beurtheilung des Geschmacks daran, woraus die Zeit der Erbauung am ersten abzuleiten wäre; kunstgemäße Restauration des Ganzen sowohl als des Einzelnen, im Sinn der Epoche, in welcher das Gebäude errichtet worden.

Dem Antiquar wäre dadurch vorgearbeitet, der von seiner Seite die Art des Gottesdienstes, welche hier geübt wurde, nachweisen möchte; blutig muß er gewesen seyn, denn es finden sich noch eherne Ringe im Fußboden, woran man die Stiere geheftet, deren Blut abzuleiten, die umhergehenden Rinnen bestimmt gewesen; ja es findet sich im Centrum der Mittelerhöhung eine gleiche Oeffnung, wodurch das Opferblut abfließen konnte. Uns scheint dieß alles auf eine spätere Zeit an einen geheimnißvollen düstern Götzendienst hinzudeuten.

Nach allem diesem kehr' ich zu dem Hauptzwecke zurück, den Pholaden-Löchern, die man wohl ungezweifelt solchen Thieren zuschreiben muß. Wie sie da hinauf gereicht und nur

einen gewissen Streifen um die Säulen angenagt, entwickelt unsere oben gegebene Erklarung; sie ist local und bringt mit dem geringsten Aufwande die Sache zur Klarheit, und wird sich gewiß des Beifalls ächter Naturforscher zu erfreuen haben.

Man scheint in dieser Angelegenheit, wie so oft geschieht, von falscher Voraussetzung ausgegangen zu seyn. Die Saulen, sagte man, sind von Pholaden angefressen, diese leben nur im Meere, das Meer muß also so hoch gestiegen und die Saulen eine Zeit lang von ihm umgeben worden seyn.

Eine solche Schlußfolge darf man nur umkehren und sagen: eben weil man die Wirkung von Pholaden hier mehr als dreißig Fuß über dem Meeresspiegel findet, und sich ein zufalliger Teich hier oben nachweisen läßt, so müssen Pholaden, von welcher Art sie auch seyn, im süßen, oder doch durch vulcanische Asche angesalzten Wasser existiren können. Und hier spreche ich im Allgemeinen unbedenklich aus: eine Erklarung, die sich auf eine neue Erfahrung stützt, ist achtungswerth.

Denke man sich nun gegentheils in der dunkelsten Pfaffen- und Ritterzeit das mittellandische Meer dreißig Fuß über seinen wagerechten Stand sich erhebend, welche Veränderungen müßten die sammtlichen Ufer in ihren Zuständen erfahren haben? Wie viel Buchten mußten erweitert, wie viel Landstrecken zerwühlt, wie manche Hafen ausgefüllt werden? Und das Gewasser sollte noch überdieß längere Zeit in diesem Stande geblieben seyn? Davon wäre aber in keiner Chronik, in keiner Fürsten-, Stadt-, Kirchen- oder Klostergeschichte Meldung geschehen, da doch in allen Jahrhunderten nach der Römer Herrschaft Nachrichten und Ueberlieferungen niemals völlig abreißen.

Hier unterbricht man uns aber und ruft: „Was streitet ihr? mit wem streitet ihr? Hat denn irgend jemand behauptet, jene Meereswallung habe sich so spat, wahrend unserer

chriſtlichen Zeitrechnung ereignet? Nein! ſie gehört früheren Jahren an, vielleicht gar dem poetiſchen Kreiſe."

Es ſey! Wir ergeben uns gern, da wir Streit und Widerſtreit nicht lieben; für uns iſt's genug, daß ein Tempel, im dritten Jahrhundert erbaut, wohl ſchwerlich könne in dem Maaße vom Meere jemals überſchwemmt worden ſeyn.

Und ſo will ich denn nur noch, auf beiliegende Tafel mich beziehend, Einiges wiederholen und wenige Bemerkungen hinzufügen. Auf der obern Abtheilung, wie auf den übrigen, iſt a die Linie der Meeresfläche b die geringe Erhöhung des Tempels über dieſelbe.

Auf dem mittleren Bilde iſt unſere Ueberzeugung ausgedrückt; die Linie c deutet auf die Verſchüttung des Tempelhofes und den Grund des Teiches; d auf die Höhe des Waſſerſtandes in demſelbigen Teiche; zwiſchen beiden Punkten war den gefräßigen Muſcheln der Aufenthalt vergönnt; e ſodann deutet auf den Wall, der bei der Verſchüttung ſich über und um den Tempel hinlegte, wie man denn Säulen und Mauerwerk im durchſchnittenen Terrain punktirt ſieht.

Im unteren Felde, wo ſich die ausgegrabenen Räume zeigen, correſpondiren die von Pholaden angefreſſenen punktirten Säulenhöhen mit dem vormaligen Teiche c, d, und machen die Abſicht unſerer Erklarung vollkommen deutlich; nur iſt zu bemerken, daß man in der Wirklichkeit das umgebende Mauerwerk des Tempels nicht ſo frei, wie hier um der Uebereinſtimmung willen gezeichnet worden, ſondern verſchüttet antreffen wird; da man zu jener Zeit nur das Nachgraben ſo weit verfolgte, als man Ausbeute für ſeine Zwecke vorfand.

Sollte ich nun noch etwas hinzufügen, ſo hatte ich die Urſachen anzugeben, warum ich nicht längſt mit dieſer Erklarung hervorgetreten. In dieſem wie in andern Fallen hatte ich mich

feſt überzeugt, und fühlte keinen Beruf, in dieſer widerſprechenden Welt auch Andere überzeugen zu wollen. Als ich meine italiäniſche Reiſe herausgab, hielt ich gerade dieſe Stelle meines Hefts zurück, weil mir eine ſolche Ausführung mit dem übrigen nicht zu paſſen ſchien, auch im Tagebuch der Hauptgedanke nur angedeutet und mit wenigen Federzügen erläutert war.

Nun treffen aber in dieſen letzten Zeiten zwei Umſtände zuſammen, die mich zu dieſer Eröffnung beſtimmen und ſie möglich machen; ein ſo freundlicher als genial-gewandter Baumeiſter zeichnete nach meinen geringen Andeutungen die paralleliſirende Tafel, welche, ohne weitere umſtändliche Ausführung, nur von wenig Worten begleitet, die Sache ſchon in's Klare geſetzt hätte; ſie wird, ſehr ſauber von Schwerdgeburth geſtochen, Naturfreunden genug thun.

Zugleich aber regte mich auf, daß Herr von Hoff in ſeinem unſchätzbaren Werke, wodurch er dem ſinnigen Naturforſcher ſo viele unnöthige Fragen, Unterſuchungen, Folgerungen und Antworten erſpart, auch des gegenwärtigen Falles gedenken mochte. Bedachtig ſetzt er das Problematiſche aus einander, und wünſcht eine weniger deſperate Erklärung als jene, die eine Erhöhung des Mittelmeers zu einem ſo winzigen Zwecke für nöthig erachtet. Dieſem würdigen Manne ſey denn zuförderſt gegenwärtiger Aufſatz gewidmet, mit Vorbehalt unſeren verpflichteten Dank für die große, durchgreifende Arbeit öfters, und zwar bei Gelegenheit anderer bedeutenden Punkte, unbewunden auszuſprechen.

Phyſiſch-chemiſch-mechaniſches Problem.

Im Jahre 1821 entzündete der Blitz eine bei Greifswalde nahgelegene Windmühle und beſchädigte einige Flügel. Als

man die Mühle wieder herstellen wollte und alle Theile derselben durchforschte, fand man in der Welle eine Oeffnung zu einer Höhlung führend, aus welcher man zweihundert und achtzig schwarze Kugeln nach und nach herauszog, alle von gleicher Größe.

Hiervon erhielt Herr Bergrath Lenz einige, und eine halbe ward Herrn Hofrath Döbereiner zur Untersuchung überlassen, welcher folgendes Resultat mittheilte: „Sie hat die Gestalt eines elliptischen Sphároids, dessen große Are 18, und dessen kleine Are 17 Pariser Linien beträgt. Ihre Masse ist schwarzgrau, dicht (nicht porös), von spröder Beschaffenheit, und kleine kaum erkennbare Holzspane eingesprengt enthaltend. Auf der Oberfläche erscheint sie schalig. Sie verhalt sich chemisch, theils wie Braunkohle, theils wie geröstetes Holz. Denn sie wird von Ammoniak und noch leichter von einer Auflösung von Aetzkali im Wasser fast ganz, bis auf die eingesprengten Holzspäne, zu einer dunkelbraunen Flüssigkeit aufgelöst, und verbrennt, wenn sie unter dem Zutritt der Luft stark genug erhitzt wird, anfangs flammend und zuletzt glühend, wobei die Producte des verbrennenden Holzes, namlich Kohlensáure, Wasser und eine alkalisch reagirende Asche, gebildet werden. Die Substanz jener Kugel ist also bloß verandertes Holz der Welle, worin sie gefunden worden."

Ein so seltsames Phänomen zu erklaren, wird sich wohl jeder Naturfreund gedrungen fühlen, und da begegnet uns denn sogleich die erste Frage: hat der Blitz hier mit gewirkt, oder gab er bloß Gelegenheit zur Reparatur der Mühle und zur Entdeckung des Phänomens?

Nehmen wir jenes an, so könnte man sagen, daß die Welle vom Blitz getroffen und durchdrungen worden, daß die Holzsubstanz von der Electricitat zermalmt, geschmolzen, halb verkohlt und zuletzt von der negativen, die Materie kugelig

In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen ſchien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweytenmal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.
Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, ſchmale, meerumgebne Land,
Hierher geſchickt. Zuſammen bilden ſie
Das herrlichſte Gericht, das über Ehre,
Verdienſt und Tugend je entſchieden hat.
Gehſt du ſie einzeln durch, du findeſt keinen,
Der ſeines Nachbarn ſich zu ſchämen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken ſich.
Da ſtampften Pferde, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten ſich die Knappen, da erklang

gestaltenden electrischen Thätigkeit sphärisch ausgebildet worden. Diese Kugeln wären alsdann ein polares Seitenstück zu Lichtenberg's electrischen Figuren, und den Blitzröhren, die man als durch positive Electricität gebildet ansehen darf.

Eine andere Erklärungsart, welche den Blitz nicht zu Hülfe nimmt, wird folgendermaßen vorgetragen:

Betrachtet man jene Halbkugel näher, so sieht man, daß sie aus Partikelchen, die sich nach und nach angelegt, gebildet worden, und findet sie, aus einer Schale und einem Kern bestehend. Die Schale ist ungefähr einen guten Viertel-Zoll stark, der Kern unregelmäßig. Untersucht man die Schale näher, so findet man sie aus vielen Theilchen zusammengefügt, die aber so fest aneinanderhangen, daß wir sie als zu einem Ganzen gehörig müssen gelten lassen. Der Kern, manchmal aus mehreren Stücken bestehend, ist zwar dieselbe Masse, doch jedes Stück für sich ein zusammenhangendes Ganze. Nun stellen wir uns vor, daß als die Welle anfing zu faulen sich Klümpchen bildeten, die jetzigen Kerne, welche mit zunehmender Fäulniß der Welle auch zunahmen und durch das beständige Umdrehen sich zu Kugeln gestalteten; woraus hervorgeht, daß eine gewisse Anziehungskraft der Mulmtheile statt gefunden und diese Körper sich auf physischem Wege durch Vereinigung getrennter aber homogener Theile bei einer gleichförmig anhaltenden Rotation gebildet.

Daß auch hienach das Problem nicht vollkommen gelöst sey, will man gerne zugeben; ein weiteres Nachforschen zu veranlassen stehe hier Folgendes:

Man meldet uns zu gleicher Zeit, daß bei Thorn derselbe Fall vorgekommen, wo jedoch die Kugeln viel größer gefunden worden; eine genauere Nachricht von dort her wäre höchst wünschenswerth.

Hier wäre Gelegenheit, wo eine Akademie der Wissenschaften fruchtbar eintreten könnte, indem sie die Besitzer von Wind- und Wassermühlen auf einen solchen Fall aufmerksam machte, damit derjenige Müller, der eine alte Welle zu reparieren oder gar wegzunehmen hatte, genau aufpaßte, ob eine solche Hohlung und eben so gebildete Kugeln sich in derselben befänden. Verspräche man ihm einen Beitrag zu der neuen Welle, oder, was in großen Verhaltnissen unbedeutend ware, eine neue Welle gratis, so könnte er verpflichtet werden, die Kugeln abzuliefern, die Umstände genau anzuzeigen, die alte Welle nicht zu Scheitholz zu spalten, sondern sie einer wissenschaftlichen Untersuchung zu überlassen. Zu unserer Zeit, wo Naturfreunde sich überall verbreiten, müßte wohl in jeder Gegend eine unterrichtete Person, ein Gutsbesitzer, Amtmann, Pfarrer, Physicus, Förster, Landbaumeister und wer sonst noch sich befinden, der aufmerksam auf einen solchen Fall sich ernstlicher Betrachtung unterzöge.

Höchst merkwürdig ist hierbei, daß die Kugeln von gleicher Größe gefunden worden, welches auf langsame Faulniß, immer gleichen Umschwung, einen nach und nach entstehenden gleich hohlen cylindrischen Raum hindeutet. Woraus man sich denn überzeugt, daß nur genauere Erfahrungen das Problematische des Falles aufzulösen würden geeignet seyn.

Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde von Wilbrand und Ritgen; lithographirt von Päringer.

Der Versuch zwar sinnliche aber dem Auge keineswegs faßliche Gegenstände durch symbolische Darstellung vor den

Blick zu bringen, und der Einbildung, dem Gedächtniß, dem Verstand das Uebrige anheim zu geben, ist oft wiederholt worden und wird sich immer erneuern; dießmal ist er in einem hohen Grade den Unternehmenden gelungen.

Auf einer, nach Leipziger Maaß, 4 Fuß, 4 Zoll langen, 1 Fuß, 10 Zoll hohen Tafel sehen wir zuerst ein 8 Zoll hohes Meer. Die Horizontlinie über demselben geht vom 90° nördlicher bis zum 90° südlicher Breite. In der Mitte zeigt sich die Aequatorialgegend, die reichste an mannichfaltigem Leben, welches sich von hier aus nach allen Seiten verbreitet, und so senkt sich dagegen aus der Mitte die Schneelinie in einer Curve von ihrem höchsten Punkte nieder, bis sie sich zuletzt rechts und links aufs Meer legt, im Süden früher, im Norden später. Ueber ihr geben die höchsten Schnee- und Eisgipfel, besonders da hier auch die Himalaya Gebirge dargestellt sind, einen imposanten Anblick. Nun werden durch Linien, die sich auf das Centrum des Ganzen, welches unmittelbar auf der Meeresfläche angenommen ist, beziehen, unterwärts die Fische, rechts die Thiere, links die Pflanzen bezeichnet und ihr climatisches Leben angedeutet.

Gedächtniß und Einbildungskraft sind sogleich erregt, alle Erfahrungen, die uns reisende Naturforscher überliefert, werden an symbolischer Stelle alsobald wieder lebendig, Erde und Meer in jedem Sinne bevölkert. Hat man diese große Tafel einmal an der Wand befestigt, so mag man sie nicht wieder entbehren, auch das kleine erläuternde Büchlein hat man immer gern zur Hand.

Beiden Männern ist Glück zu wünschen, daß sie sich gefunden, erkannt, und zur Mitarbeit vereinigt haben, wobei es ihnen höchlich zu Statten kam, daß ein geschickter Techniker sich bei der Ausführung gleichfalls untadelhaft bewies.

Daß die Färbung glücklich sey und den Begriff, den man fassen soll, erleichtere, muß gleichfalls gerühmt werden, deßhalb zu wünschen ist alle Exemplare möchten so gut illuminirt seyn wie dasjenige was wir vor uns haben.

Bei Betrachtung dieser großen, symbolisch-lakonischen Tafel kommt uns denn eigentlich ein neues, sorgfaltig ausgeführtes Werk zu Hülfe, deßhalb wir es auch immer ganz nahe hinzulegen.

Fried. Siegmund Voigt, Hofrath und Professor zu Jena: System der Natur und ihrer Geschichte. Jena 1823.

Da wir so manche Jahre her Zeugen von dem unermüdeten Fleiß des Herrn Verfassers in dem herrlichen Naturreiche gewesen, so freut es uns, ein so bedeutendes Resultat seiner Studien und seines Nachdenkens öffentlich dargelegt zu sehen; auch wir verschweigen in der Folge nicht den Vortheil, den wir daraus gezogen, der bis jetzt schon nicht gering ist, indem nicht nur eine Uebersicht über das Ganze uns zu manchem Nachdenken aufgefordert hatte, sondern wir uns auch im Einzelnen nach Bedürfniß kurz und bündig unterrichtet, sodann wo wir nöthig fanden weiter zu gehen, durch zweckmäßige und gewissenhafte Citate überall gefördert sahen. Da nun mancher Naturfreund aus diesem inhaltreichen Werke nach seinem Bedürfniß, Unterricht, Erinnerung, Aushülfe, Andeutung und sonstiges Gute, was man von einem Lehrbuche verlangt und erwartet, schöpfen wird, so zweifeln wir nicht, daß sich mehrere in unserm Falle befinden und gegen den verdienten Herrn Verfasser eine dankbare Empfindung zu hegen geneigt seyn werden.

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der böhmiſchen Gebirge.

Was ich dort gelebt, genoſſen,
Was mir all dorther entſproſſen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geſtändniß!
Mög es jeden ſo erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Carlsbad.

Vor geraumen Jahren verweilte ich einen glücklichen Sommer an der heißen Heilquelle, in Geſellſchaft des edeln, für Kunſt und Wiſſenſchaft immer thätigen von Racknitz, an deſſen Freundſchaft und Umgang ich der vergnüglichſten Belehrung genoß. Er hatte ſchon bedeutende Kenntniſſe des Mineralreichs aus der erſten Hand empfangen; die Akademie in Freiberg wirkte mächtig auf Sachſen, auf Deutſchland; unſer umſichtiger junger Fürſt hatte Carl Wilhelm Voigt dorthin geſandt, um ſich theoretiſch und praktiſch zu ſolchen Geſchäften auszubilden. Auch ich ward veranlaßt mich in dem anorganiſchen Reiche umzuſehen, deſſen Theile ſich aufzuklären ſchienen, und auf deſſen Ganzes man mit mehrerem Zutrauen hinzuſchauen wagte.

Hier am Orte fühlte ich nun zuerſt welche große Gabe auch der geſelligen Unterhaltung, durch eine ſolche aufkeimende Wiſſenſchaft, mit geprüften Freunden ſo wie mit Neubekannten

gegeben sey. In freier Luft, bei jedem Spaziergang, er führe nun durchs ruhige Thal, oder zu schroffen wilden Klippen, war Stoff und Gelegenheit zu Beobachtung, Betrachtung, Urtheil und Meinung; die Gegenstände blieben fest, die Ansichten bewegten sich aufs mannichfaltigste.

Nöthigte ein widerwärtiges Wetter die Naturfreunde ins Zimmer, so hatten sich auch da so viele Musterstücke gehäuft, an denen man das Andenken der größten Gegenstände wieder beleben, und die auch den kleinsten Theilen zu widmende Aufmerksamkeit prüfen und schärfen konnte. Hiezu war der Steinschneider Joseph Müller auf das treufleißigste behülflich; er hatte zuerst die Carlsbader Sprudelsteine, die sich vor allen Kalksintern der Welt vortheilhaft auszeichnen, in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Mannichfaltigkeit gesammelt, geschnitten, geschliffen und bekannt gemacht. Daneben versäumte derselbe nicht auch auf andere geologische Denkwürdigkeiten seine Aufmerksamkeit gleichfalls zu richten; er verschaffte die merkwürdigen, aus dem verwitternden Granit sich ablösenden Zwillingskrystalle und andere Musterstücke der an mannichfaltigen Erzeugnissen so reichen Gegend.

Die Briefe welche hierauf der scharfblickende, bedächtige, genaue, emsige von Nacknitz an den lebhaft umherschauenden, beobachtenden, erläuternden, erklärenden, meinenden und wähnenden von Welthein schrieb und drucken ließ, dienten mir bei wiederholtem Besuch jener Urgegend zum festen Anhaltspunkte, und ich entfernte mich niemals von dem geliebten Ort, ohne Gewinn an Belehrung und Bildung.

Nach einem Zwischenraum so mancher Jahre verfügte ich mich wieder dahin, ich fand die Gegend immer dieselbe, so auch den wackern Müller, an Tagen älter, in ununterbrochener Jünglingsthätigkeit; er hatte seine Studien über die ganze

Gegend ausgedehnt, und seine Sammlung, vom Grundgebirge an, durch alle Uebergänge bis zu den pseudovulcanischen Erscheinungen verbreitet. Er theilte mir einen schriftlichen Aufsatz mit, dessen Redaction er wünschte; wir kamen über eine gewisse Anordnung überein, wie sie in dem nachstehenden Verzeichniß beliebt ist, und so wurden auch die Gedanken dieses braven Mannes, insofern ich sie mir aneignen konnte, mit meinen Ueberzeugungen verschmolzen, der daraus entsprungene Aufsatz, unter Theilnahme und Mitwirkung des Doktor Riemer, der mir in ästhetischen und wissenschaftlichen Arbeiten viele Jahre treulich beigestanden, auf der Stelle verfaßt und abgedruckt.

Diese wenigen Blätter gaben zeither den Besuchenden Fingerzeige, wornach sie die Gegend beschauen und sich nach eigner Sinnesweise daran belehren könnten. Möge nun auch dieß erneuerte Denkmal einer von mir immer treulich fortgesetzten Bemühung nicht ohne Nutzen für unsere Nachreisenden bleiben.

Joseph Müller'sche Sammlung.

Die Felsen und Berge, von denen man sich in Carlsbad umgeben sieht, bestehen, was ihre Gipfel betrifft, sämmtlich, die meisten aber auch bis zu ihrem Fuß herab, aus Granit, welcher feinkörnig (1. 2.) und grobkörnig (3. 4.) in mancherlei Abwechslung vorkommt.

Große Theile rhombischen Feldspathes zeigen sich auffallend in der grobkörnigen Art. Sie deuten sowohl ihrer innern Struktur als äußern Form nach auf eine Krystallisation,

welche ſich bald entſchiedener ausſpricht. Denn es gibt große Maſſen des Carlsbader Granits, worin man vollkommene Kryſtalle, und zwar von ſehr complicirter Bildung antrifft (5). Es ſind Doppelkryſtalle, welche aus zwei in- und übereinander greifenden Kryſtallen zu beſtehen ſcheinen, ohne daß man jedoch den einen ohne den andern einzeln denken könnte. Ihre Form iſt durch Beſchreibung nicht wohl vor die Einbildungskraft zu bringen, man kann ſich ſolche aber im Ganzen als zwei ineinander gefügte rhombiſche Tafeln vorſtellen (6. 7. 8).

Die größten, welche wir aufgefunden, ſind drei Zoll lang, und drittehalb Zoll breit, die kleinſten etwa von der Länge eines Zolls und in gleichem Verhältniſſe breit; wiewohl auch bei größeren und kleineren öfters Länge und Breite mit einander übereinkommt. Sie ſind in den Granit innig verwachſen, und inſofern er nicht verwitterlicher Art iſt, geben ſie den Platten deſſelben, dergleichen hier als Trittſteine vor den Häuſern liegen, ein ſchönes porphyrartiges Anſehen, beſonders wenn ſie vom Regen abgeſpült worden. Will man ſie in den Granitblöcken kennen lernen, ſo ſteige man hinter dem Hammer den Dorf- und Waldweg hinauf.

Von ihrer eigentlichen merkwürdigen Bildung aber würden wir keinen deutlichen Begriff haben, wenn der Granit, der ſie enthält, nicht manchmal dergeſtalt verwitterte, daß die Umgebung zu Sand und Gruß zerfiele, die Kryſtalle ſelbſt aber feſt und unverändert zur Freiheit kamen; wobei jedoch zu beobachten iſt, daß ſie bald aufgeleſen werden müſſen, weil auch ſie durch Zeit und Witterung zerfallen, wenigſtens brüchig werden.

Kennen wir ſie nun in ihrer einfachen Doppelgeſtalt, ſo finden wir ſie auch mit einander auf vielfache Weiſe verbunden. Theils iſt Tafel auf Tafel aufgewachſen, theils ſind

Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplit-
ternd,
Getroffen tönten Helm und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauſpiel ziehen, daß
In dieſem ſchönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Prinzeſſinn.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh und Streben damals dich entflamm-
ten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung ſtille Lehre dir bewähren.
Die Feſte, die du rühmſt, die hundert Zungen
Mir damals prieſen und mir manches Jahr
Nachher geprieſen haben, ſah' ich nicht.
Am ſtillen Ort wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude ſich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen

mehrere unregelmäßig zusammengehäuft. Manchmal sind zwe solcher Doppelkrystalle in Kreuzform innig vereint. Sehr selten erscheinen sie zu weißer Porcellanerde verwittert. Auch die kleinern Bruchstücke, die man von ihnen findet, behalten noch immer das Ansehen und die Eigenschaften des Feldspathes.

Hierauf legen wir, um mehrerer Mannichfaltigkeit willen, Musterstücke entfernterer Granitarten bei, als von Fischern (9), von Dallwitz (10) und eine sonstige Abänderung (11).

Nach diesem zieht ein feinkörniger Granit, der an mehreren Orten des hiesigen Gebirges vorkommt, unsere Aufmerksamkeit an sich. Er hat eine röthliche Farbe, die an den Lepidolith erinnert, und zeigt auf dem frischen Bruche kleine braunrothe Flecken (12).

Beobachtet man diese näher und an mehreren Beispielen, so wird man bald gewahr, daß auch hier eine Krystallform angedeutet ist. Verwittert nun gar das Gestein bis auf einen gewissen Grad, so findet man, indem man es auseinander schlägt, völlig ausgebildete Krystalle, jedoch mit der Eigenheit, daß sie nur mit einem Theile aus dem Gestein hervorragen, der andere aber in demselben fest verwachsen bleibt (13); wie uns denn kein völlig loser, vollständiger Krystall der Art jemals vorgekommen.

An Gestalt gleichen sie jenen ersterwähnten Doppelkrystallen des Feldspathes; nur überschreiten sie selten einen Zoll, die gewöhnlichsten erreichen kaum einen halben.

Ihre Farbe ist ursprünglich braunroth, die sich auch wohl äußerlich gegen das Violblaue zieht; doch gehen sie öfters in eine weiße Porcellanerde über (14). Zerschlägt man ein Stück dieses Gesteins, das man von einer ganz frischen Stelle, welche im Steinbruche erst entblößt worden, weggenommen; so findet man den Bruch der Krystalle stets vollkommen roth.

Erleidet aber dieſes Geſtein den Einfluß der Witterung, ſo fängt die Veränderung von außen an, da, wo die Kryſtalle mit dem Muttergeſtein zuſammenhangen, und zieht ſich nach und nach gegen das Innere. Die rothe Farbe verſchwindet und macht der weißen Platz, welche den ganzen Kryſtall endlich durchdringt, der nun aber auch zugleich ſeine Conſiſtenz verliert, und beim Zerſchlagen des Steins ſeine Form nicht mehr entſchieden behalten kann.

Unterſucht man ferner die Mannichfaltigkeit der Carlsbader Granite, ſo findet man mehrere Stellen, welche auf ein Talkartiges hindeuten. Die grüne Farbe zeigt und verbreitet ſich durch das Geſtein, und an den Ablöſungen läßt ſich ein glänzendes Feſtes beobachten, das man für nephritiſch anſprechen möchte.

In einem gewiſſen Granit, der an mehreren Orten zwiſchen dem andern anſteht und oft einen rothen, von Quarzkörnern durchſaeten Feldſpath enthalt, wobei der Glimmer kaum merklich iſt, finden ſich Kryſtalle den vorbeſchriebenen ähnlich, der Größe nach nie einen Zoll erreichend, an Farbe gelbgrünlich, übrigens von völlig ſpeckſteinahnlichem Anſehen (15). Wie nun die grüne Farbe dem ganzen Geſtein angehört, ſo ſcheint ſie auch urſprünglich den Kryſtallen eigen zu ſeyn: denn ſie bleiben ſich unter allen Umſtänden gleich, und laſſen ſich nicht, wie jene rothen, auf dem Uebergang in einen andern Zuſtand, in eine andere Farbe betreffen und beobachten. Feſt und vollkommen ſowohl, als verwittert und zerbröckelt behalten ſie ihre grüne Farbe und das ſpeckſteinartige Anſehen. Niemals erreichen ſie die Größe eines Zolls; doch laſſen ſie uns jene oben erwähnte kryſtalliſche Doppelgeſtalt bei dem Maaß von drei Linien noch deutlich genug erblicken (16).

Wir verlaſſen nunmehr dieſe Kryſtalliſationen und ſuchen

den Feldſpath auf, wie er auch als Maſſe zwiſchen und neben dem Granit gefunden wird. Der ſchönſte zeigt ſich in der Dorotheen-Aue als Gang; ſeine Flächen ſpiegeln ſehr lebhaft, ſeine Farbe zieht ſtellenweiſe aus dem Fleiſchrothen ins Grünliche, und man durfte ihn daher gar wohl mit der Adularia vergleichen (17).

Weniger edel, doch rein und mächtig, tritt er bei Dallwitz neben und unter dem Granit in groſen Maſſen hervor (18). Er verwandelt ſich in dem Porcellanfeuer zu einem ſchönen weiſen, dem Fettquarz ähnlichen Körper (19), welchen man zur Fabrication des Steingutes zu nützen weiß.

In und an dem Granit von Engelhaus finden ſich mancherlei Abweichungen. Beſonders merkwürdig ſind Stellen deſſelben, wo ſich in dem Feldſpath erſt Quarztheile unregelmäßig eingeſtreut befinden, nachher aber Quarz und Feldſpath zuſammen einen vollkommenen Schriftgranit bilden (20).

Eben ſo zeigt ſich in dieſer Gegend ein Feldſpath, auf welchen der Glimmer Einfluß gehabt, von dendritiſchem Anſehen. Die Zweige breiten ſich aus, zärter oder ſtärker, wobei der Glimmer ſich bald deutlicher ſehen läßt, bald ſich verbirgt, jedoch immer hie und da ſilberweiß in einzelnen Blattern zum Vorſchein kommt (21. 22).

Bei Carlsbad, ſowohl dieſſeits als jenſeits der Eger, trifft man in einem ſehr feinkörnigen Granit den Glimmer an, der ſich neſterweiſe zuſammengezogen, und ſeine nächſte Umgebung völlig verlaſſen, welche deßwegen weißer als das übrige Geſtein erſcheint (23). Innerhalb dieſer Neſter, in welchen der Glimmer mehr oder weniger undeutlich wird, fangt man den Schörl zu bemerken an; wie man denn auch dieſes letztere Mineral, theils neſterweiſe, theils durch den Granit vertheilt, entſchieden deutlich antrifft (24).

Haben wir uns bisher mit dem Urgebirg beschäftigt, und an demselben theilweise manches gefunden, was auf den Uebergang in eine andere Epoche deuten möchte; so gelangen wir nunmehr an eine Gebirgs- oder vielmehr Gestein-Art, die, indem sie der vorigen nahe verwandt ist, unsere Betrachtung weiter leitet.

Feinkörniger Granit, demjenigen ähnlich, in welchem wir die Glimmernester angetroffen, enthält schmale Gänge von Hornstein (25). Sie kommen vor als Haarklüfte, sodann in der Breite einer Linie bis über zwei Zoll, gehen in dem Granit neben einander her, und fassen, indem sie sich durch einander schlingen, größere oder kleinere Theile desselben (26).

Eine Steinart, welche diesen Hornstein vorzubereiten scheint, zeigt sich, jedoch seltener, als ein schweres weißliches Thongestein, das am Stahle Feuer gibt, und sich überhaupt in seinem ganzen Wesen dem Jaspis nähert (27). Man findet es gleichfalls mit dem Granit verbunden, und es lassen sich Stücke vorweisen, woran der Uebergang in jenen vollkommenen Hornstein deutlich zu erkennen ist.

Die stärkeren Gänge des reinen Hornsteins enthalten kleine Nester von Granit, wobei zu bemerken ist, daß die Granittheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen (28).

Nunmehr findet sich auch die Masse des Hornsteins mächtiger, welche größere oder kleinere Granittheile in sich enthält (29), die jedoch dergestalt eingesprengt und verwachsen sind, daß man die enthaltende Masse mit der enthaltenen als gleichzeitig ansprechen muß; wie denn auch dergleichen Stücke ein völlig porphyrartiges Ansehen haben.

Innerhalb dieser Steinart tritt nun auch der Kalk bedeutend hervor, indem er zuerst schmale Klüfte und kleine Räume

zwiſchen dem Granit und Hornſtein, als ein feiner weißer Kalkſpath ausfüllet (30). Hier zeigt ſich zugleich der Hornſtein von einem Eiſenocker durchdrungen und überzogen. Er wird im Bruche erdiger und matter, und legt nach und nach ſeinen entſchiedenen Charakter völlig ab.

Der Kalkſpath nimmt überhand, ſo daß er zuletzt ſchichtweiſe, theils dicht, theils kryſtalliſirt vorkommt (31). Nicht weniger findet ſich ein Kalkſtein von körnigem Gefüge und iſabellgelber Farbe, der in größeren Partien einen Beſtandtheil des Ganzen ausmacht (32), bis ſich zuletzt abermals der Kalkſpath als eine über zwei Zoll ſtarke Schale von Eiſenocker durchdrungen, und ſchwarzbraun gefärbt, an die Gebirgsart anlegt (33), mit welcher derſelbe zwar feſt und urſprünglich verwachſen iſt, ſich aber an kleinen Muſtern ſchwerer in dieſer Verbindung darſtellen läßt, weil die anliegenden Schalen, bei dem Zerſchlagen der größeren Stücke ſich leicht abſondern.

Auch kommt in dieſer Geſteinart der Schwefelkies vor, in dem Hornſtein eingeſchloſſen, von Quarz durchdrungen, in unbeſtimmten Figuren, doch manchmal zum Viereck ſich hinneigend (34).

Daß dieſe Gebirgsart auf der Oberfläche durchlöchert, verwittert, mit Eiſenocker überzogen, in einer unſcheinbaren wilden Geſtalt ſich finde, läßt ſich aus dem Obigen ſchließen; wie wir denn manche, einem genauen Beobachter intereſſante Abweichungen und Abänderungen gegenwärtig übergehen.

Dieſes von der fünfundzwanzigſten bis zur vierunddreißigſten Nummer beſchriebene Geſtein läßt ſich an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es von Altersher der Luft und Witterung ausgeſetzt, frei, wie z. B. am Bernhardsfelſen, anſteht, verwittert und unſcheinbar geworden iſt,

frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Anlagen und Baue bemerkt, und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit anwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an den Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirg anlege, und den Schloßberg bilde.

Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gesteinart entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.

Innerhalb dieses Bezirks befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherlei Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervorzubringen; wovon man sich jedoch gegenwärtig, da der ganze Raum meistens bebaut und bepflastert ist, nicht leicht eine Vorstellung machen kann.

Doch lassen uns mehrere Stellen des Flußbettes selbst dieses wahre Verhältniß augenfällig werden. Unmittelbar von der Sprudeldecke den Tepelfluß hinabwärts, quillt an mehr als einer Stelle entwickelte Luft gewaltsam empor; so wie man von der Galerie des Neubrunnens die in dem Fluß aufsteigenden Blasen deutlich gewahr wird. Eben dieses geschieht zwischen diesen beiden Punkten, wo das Flußbette nicht durch das Mühlwehr verbaut, oder von hergeschwemmten Felsstücken und Geschieben verschüttet ist. Hiebei gedenke man, daß in der Gegend des Rathhauses vormals eine bedeutende Quelle gewesen; daß oberhalb desselben noch jetzt der Schloßbrunnen

quillt; daß in den Kellern auf dem Markte ſich öfters dergleichen Anzeichen hervorthun; daß man auf dem Platze ſelbſt in früheren Zeiten, ehe das Pflaſter erhöht wurde, nach einem Regen, die ſich unterirdiſch entwickelnde Luft in Blaſen aufſteigen ſah. Ferner beobachte man, wie von dem Mühlbade an bis über den Bernhardsfelſen, aus tauſend Ritzen des Geſteins mineraliſches Waſſer mehr oder weniger warm hervordringt.

Wie nun daſſelbe ſeinen irdiſchen Gehalt, beſonders Kalk und Eiſen, deren Gegenwart wir oben in dem Muttergeſtein dargethan haben, an freier Luft offenbaren, wie es ſich ſelbſt überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Canäle und Gewölbe aus ſich ſelbſt hervorbringen, nach und nach ab- und aufſetzen könne, und ſich ſelbſt ein Behälter zu bilden im Stande ſey, beſonders wenn man einer freiwirkenden Natur Jahrtauſende Zeit läßt, davon kann man ſich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnens in größerem und kleinerem Maaßſtab einen Begriff machen.

Muſterſtücke dieſes von uralten Zeiten her entſtandenen, und noch täglich vor unſern Augen entſtehenden Geſteins liegen mehrere bei. Es iſt ein Kalkſinter, der vor allen übrigen, welche in der bekannten Welt entſtehen, ſich auszeichnet, und der durch ſeine verſchiedenen Lagen und Farben, durch die ſchöne Politur, die er annimmt, zuerſt auf die hieſigen Steinarten aufmerkſam gemacht hat.

Man kann ihn ſeinen Farben und ſeiner Härte nach betrachten und ordnen. Was die Farbe betrifft, ſo erſcheint derjenige, der ſich mit Zutritt der atmoſphäriſchen Luft gebildet hat, braun und braunroth, indem ſich die eiſenhaltige Natur des Waſſers offenbart, und in den kleinſten Theilen des Geſteins entwickelt. Von dieſer Farbe iſt mehr oder weniger

dasjenige Gestein, das sich beim Ablauf des Sprudels, ferner an Behältern, Röhren, Rinnen und anderem Holzwerk ansetzt (35). Braunroth sind alle incrustirten natürlichen oder künstlichen Körper; Blumen, Früchte, Krebse, Töpferwaare, welche man absichtlich dem Anspritzen des Sprudels aussetzt, um den Curgästen ein wundersames Andenken von Carlsbad zu bereiten.

Weiß dagegen war der Kalksinter, der sich in einer verschlossenen Röhre bildete, die man vom Schloßbrunnen nach dem Marktbrunnen einen Winter durch hingeleitet, um das Einfrieren des letztern zu verhüten. Weiß übersintert ist durchaus das Tannenreis, das Stroh und andere Materialien, womit man in früherer Zeit die Oeffnungen unregelmäßiger Ausbrüche des Sprudels verstopfte, und welche später durch verschiedene Zufälligkeiten wieder an den Tag gekommen sind (36).

Daß diese Versinterung schichtweise geschehe, folgt aus der Sache selbst. Daß in diese Schichten, in sofern sie in freier Luft gebildet werden, ein grünes vegetabilisches Wesen, eine Ulva, mit aufgenommen und einkrystallisirt werden könne, ist eben so natürlich und läßt sich täglich mit Augen schauen (37).

Von der Entstehung der übrigen Musterstücke kann man nur muthmaßliche Rechenschaft geben. Diese verschiedenen Arten und Abänderungen sind wahrscheinlich innerhalb der Gewölbe selbst, theils durch Andünstung, theils durch Anspritzung, von den ältesten Zeiten her entstanden. Die vorzüglichsten Arten kamen beim Grundgraben der Kirche zum Vorschein; woher sich denn auch noch die gegenwärtigen Musterstücke schreiben. Ihre Farben sind mannichfaltig, und ihre Härte verschieden.

Die weniger harten zeigen insgesammt durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eisens. Hiezu kann auch ein gelblich weißer,

aus Zickzack gebogenen Lagen beſtehender Sprudelſtein gerechnet werden (38. 39. 40); ferner ſolche, an denen helle und dunkle fleiſchrothe Lagen abwechſelnd zu ſehen ſind (41. 42).

Am angenehmſten fallen die von der härteſten Art in die Augen, welche eine ſo ſchöne Politur annehmen, daß man ſie für Chalcedon und Onyx halten ſollte (43. 44. 45). Dieſe Stücke ſind gewiß in den älteſten Zeiten entſtanden, und daß ſich ſolche noch gegenwärtig im Tiefſten der heißen Räume erzeugen, bleibt höchſt wahrſcheinlich, da hier die Natur auf eine einfache und gleiche Weiſe immer fortwirkt.

Die bisher vorgeführten Sinterarten haben ſich an feſten Punkten und Flecken, an Wänden und Gewölben erzeugt. Wir finden nun eine nicht weniger intereſſante Art, die aus dem Kalkſinter beſteht, der ſich um einen frei ſchwimmenden und immerfort bewegten Punkt angeſetzt, woraus größere oder kleinere erbſenförmige Körper entſtanden, die ſich nach und nach zu ganzen Maſſen verbunden, und die ſogenannten Erbſenſteine gebildet; wovon ſehr ſchöne, mit jedem andern Geſtein, dem Auge nach wetteifernde Beiſpiele gleichfalls im Grund der Kirche gefunden und in die Cabinette vertheilt worden (46. 47. 48).

Indem wir nun oben die Gebirgsart an und in welcher die heißen Quellen erzeugt werden, nachher aber das Geſtein, das durch die heißen Quellen erzeugt wird, zur Kenntniß gebracht, ſo überlaſſen wir dem Betrachter über den näheren Anlaß der Erhitzung, der Elaſticität des Hervorſpringens und Hervorquellens dieſes heilſamen Waſſers weiter nachzudenken, und kehren zu jener Geſteinart des Schloßberges nochmals zurück.

Da derſelbe auf der linken Seite der Tepel liegt, die Hauptquelle aber auf der rechten ſich befindet, ſo durfte man hoffen jenes Geſtein auch hier wieder aufzufinden; welches

aber in der Nähe des Sprudels, weil daſelbſt alles vermauert und zugepflaſtert iſt, nicht wohl geſchehen konnte. Jedoch fand man daſſelbe in der mittlern Höhe des Dreikreuzberges wieder, nur mit dem Unterſchiede, daß der Hornſtein mehr als Quarz erſcheint, und in demſelben nicht allein Granitpunkte, ſondern auch die Beſtandtheile des Granits einzeln, Glimmer, Quarz und Feldſpath, ſich vertheilt befinden, und dem Geſtein das Anſehen eines ſeltenen Porphyrs geben (49).

Merkwürdig iſt auch in der Nachbarſchaft, da wo der Galgenberg gleichfalls eine Art Vorgebirg, wie jenſeits und weiter flußauf der Schloßberg, bildet, daß mehrgedachtes Geſtein ſich theils in ein grünes (50), theils weißes (51) porphyr- oder breccienartiges Weſen verliert, und zuletzt in ein wahres Conglomerat übergeht (52), deſſen nahe Verwandtſchaft mit dem vorübergehenden an mehreren, obgleich ſeltneren Muſterſtücken vor Augen gebracht werden kann.

Wie nun dieſe zuletzt beſchriebenen Gebirgs- und Steinarten nur einen kleinen Raum einnehmen, ſo verbreitet ſich die folgende über die ganze vorliegende tiefere Landſchaft, abwechſelnd, doch nicht in großer Mannichfaltigkeit.

Man thut dieſer Gebirgsart wohl Unrecht, wenn man ſie mit dem Namen eines Sandſteins bezeichnet. Große Maſſen derſelben beſtehen aus einem völlig dichten Quarze von ſplittrigem Bruche (53), worin man ſehr feine ſilberweiße Glimmerblättchen bemerken kann.

Dieſes Quarzgeſtein von einfachem Anſehen verändert ſich auf mancherlei Weiſe. Es erſcheint nun bald als eine hellere (54), bald als eine dunklere (55) Grundmaſſe, worin hellere Quarztheile eingefaßt ſind. Dieſe durchaus ſcharfkantig, nehmen nach und nach in der Maſſe dergeſtalt überhand, daß ſie einander berühren und Hohlungen zwiſchen ſich laſſen, ja zuletzt

Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln ſchwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Ausſicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es ſich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß doch angenehm, erblicken.
Ich ſah' lebend'ge Formen wieder ſanft ſich regen.
Zum erſtenmal trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lukretia voll frohen Lebens
Herbey und führte dich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Da hofft' ich viel für dich und mich, auch hat
Uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo.

Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von ſo viel Glanz

ganz aus dem Bindungsmittel hervortreten (56), ihre scharfkantige Gestalt behalten, auch wohl auf eine krystallische Bildung hindeuten, und mit einander durch ein ockerartiges Wesen verbunden sind (57), ob sie gleich oft unmittelbar mit einander zusammenhängen, und man auf dem Bruche die Bemerkung machen kann, daß sie in einander überfließen.

Diese sich unmittelbar, wie an mehreren jedoch seltnern Bruchstücken gezeigt werden kann, [illegible] die frühern Epochen, und zwar nicht mechanisch sondern [illegible]misch, anschließende Steinart ist sehr weit verbreitet. Sie zeigt sich in den Schluchten über Carlsbad, welche gegen die Tepel zu fallen; sie steigt westwärts bis an den Schloßberg heran, bildet den Fuß und einen Theil der Höhe des Galgenberges, vorzüglich aber die Hügel, an welchen her sich die Tepel nach der Eger schlingt. Ueber der Eger verbreitet sie sich weit, und jenes Gestein, das die Bergesfläche gegen Zwoda hin bedeckt, ist alles gleichen Ursprungs.

Auf diesem Wege, besonders an der neuen Chaussee, wo sich mancher entblößte Rand beobachten laßt, kann man bemerken, daß dieses Gestein theilweise sehr vielen Thon enthält, welcher an mehreren Stellen sogar das Uebergewicht gewinnt. Denn es zeigen sich große Massen und Lager, die, obgleich mit dem Hauptgestein von gleichem Ursprung, fast gänzlich zu einem weißen Thone verwittern.

Wir wenden unsere Betrachtung nunmehr auf die, besonders zwischen dem Ausfluß der Tepel und der Egerbrücke, vorkommende Verbindung dieses Gesteins mit vegetabilischen Resten (58. 59). Man findet sie in dem dichtesten Quarzgestein, so wie in demjenigen, das sich einem Conglomerat vergleichen laßt. Binsen und Schilfarten scheinen hier vorzüglich niedergelegt zu seyn. Doch finden sich auch Stücke

von Aeſten völlig in dieſes Geſtein verwandelt, und gleichſam aufs neue im Mineralreiche verkörpert (60). Die ſchwarze Farbe, womit dieſe Steinmaſſe öfters tingirt iſt, während hellere Quarzkörner in ihr eingeſchloſſen ſind, ſcheint ſich auch von der Vegetation herzuſchreiben, wovon wir uns zunächſt überzeugen können, wenn wir die aus den Steinkohlengruben von Dallwitz genommenen Stücke betrachten.

Wir finden daſelbſt eine offenbar durch Kohle gefarbte thonige Quarzmaſſe (61); manchmal trummweiſe mit anſtehenden Amethyſtkryſtallen (62); manchmal einen ſolchen Trumm, begleitet von faſerigem Quarz, der gleichfalls durch Kohle gefärbt iſt. Oft ſitzen auf verſteinertem Holze zwiſchen deutlicher Kohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Bergkryſtalle (63). Die Kohle daſelbſt iſt nicht von ſo guter Art, als die beiliegende (64).

Wenn wir dieſe Gruben verlaſſen, und wieder auf die Oberfläche zurückkehren, finden wir jene Quarzbreccie, jenes Conglomerat, wovon oben die Rede geweſen, höchſt grobkörnig wieder (65). Ferner zeigt ſich ein grober leicht zerreiblicher Sandſtein (66), mit wenigem Thon, ein andrer dagegen (67), in welchem der Thon die Oberhand gewonnen. Hier giebt es auch große Thonlager aller Art vom Capſelthone an bis zum Porcellanthone, mit Spuren von Quarz und Glimmer (68. 69).

Hieher ordnen wir, der Nachbarſchaft wegen, das verſteinte Holz von Leſſau, das ſich durch ſeine blaulich und weißlich graue Farbe, durch die anſitzenden Amethyſtkryſtalle und durch die öfters mit Chalcedon ausgefüllten Hohlungen von allen andern verſteinten Hölzern auszeichnet (70. 71).

Auch werden in jener Gegend ausgewitterte Chalcedonſtücke einzeln gefunden, welche deutlich zeigen, daß ſie ſich vormals in Zwiſchenräumen irgend eines Geſteins erzeugt haben (72).

Wir haben bisher manches Quarz- und Thongeſtein in ſeinem urſprünglichen Zuſtande betrachtet; jetzt kommen wir in den Fall, daſſelbe in einem ſehr veränderten zu ſehen, nämlich, indem wir die Erzeugniſſe eines Erdbrandes vorlegen, der ſich zwiſchen den Hügeln von Hohdorf und weiter, in den frühſten Zeiten, ereignet haben mag. Es hat derſelbe auf jenes Quarzgeſtein, auf jenes Conglomerat, auf ein ſchiefriges Thongeſtein, auf reinen Thon, vielleicht auch auf Granitgeſchiebe gewirkt.

Man findet alſo in dieſem Bezirk ein ſchiefriges Thongeſtein durch das Feuer verhärtet, ſo daß es am Stahle Funken giebt; ſeine Farbe iſt rothbraun geworden (73). Daſſelbe findet ſich ſodann etwas mehr verändert, und mit Quarzpunkten durchſäet (74). Dieſe Punkte nehmen immer mehr überhand, ſo daß man bald das Quarzgeſtein der vier und funfzigſten und fünfundfunfzigſten Nummer, bald Granitſtücke durch das Feuer höchſt verändert zu ſehen glaubt (75. 76). Theilweiſe findet man es auch ſchiefrig (77), da es ſich denn immer mehr der Erdſchlacke nähert (78). Zuletzt geht es über in völlig blaſige Erdſchlacke, woran man kaum das Geſtein, woraus ſie entſtanden, erkennen kann (79). Doch zeigt ſich bald der Uebergang zum Porcellanjaſpis an Muſtern von mehrerer Härte und Schwere (80. 81); endlich der Porcellanjaſpis ſelbſt von gelber und Lilafarbe (82. 83), der ſchwerſte und härteſte Körper dieſer umgebildeten Folge. Manchmal findet ſich auch verſteintes durch Feuer verändertes Holz (84), das wir vorhin in ſeiner urſprünglichen Geſtalt kennen gelernt.

An dieſe pſeudovulcaniſchen Erzeugniſſe ſcheinen ſich die Erdſchlacken von außerordentlicher Schwere unmittelbar anzuſchließen, welche ſich jedoch in ziemlicher Entfernung bei der Kobesmühle befinden (85. 86). Seltner und um deſto intereſſanter iſt der ſtänglichte Eiſenſtein (87); Pſeudo-Aetiten (88),

und mit sehr kenntlichen Blattern durchzogener, oft aus denselben fast gänzlich bestehender Rasen-Eisenstein (89), welcher oft so fest und schwer als obige Erdschlacke gefunden wird, leiten unsere Betrachtung wieder zu den Erzeugnissen des Wassers hinüber.

An dem linken Ufer der Eger gegen Fischern findet sich der Basalt unmittelbar an dem Granit. Eine halbe Basaltkugel liegt hier bei (90), ingleichen basaltischer Mandelstein von daher (91); ferner Basalt mit gelbem Kalkstein durchzogen (92).

Ohne weiteren Zusammenhang sind nunmehr die letzten Nummern. Basaltischer Mandelstein aus der Gegend (93); Kalkspath von geradstänglichten abgesonderten Stücken aus dem Basalte von der Hard (94); Klingstein von Engelhaus (95); Pechstein von daher (96); Conglomerat, sogenanntes weißliegendes, zwischen Tepel und Theising, welches zu Mühlsteinen verwendet wird (97); Basalt von dem sogenannten Schloßberge hinter dem Hammer (98), und Augitkrystalle in einer dem Basalt und Mandelstein ähnelnden grünlichen und röthlichen Masse (99, 100) mögen hier einzeln den Schluß machen, bis sie in der Folge an ihre Nachbarn und Verwandten näher anzuknüpfen sind.

Damit man diese Sammlung bequemer behandeln und leichter ordnen könne, fügen wir noch eine kurze Recapitulation hinzu, wobei wir die Gelegenheit ergreifen, schließlich zu bemerken, daß die einzelnen Nummern nicht immer vollkommen mit der Beschreibung übereintreffen können, weil vorzüglich von Uebergangen die Rede ist. Will man also die Beschreibung mit den Körpern zusammenhalten, so thut man wohl die jedesmalige Reihe vor sich zu legen: da denn, was an einem Exemplar nicht völlig zur Erscheinung kommt, an mehreren gewiß deutlich werden wird.

Recapitulation.

1) Feinkörniger Granit von Carlsbad.
2) Dergleichen daher.
3) Grobkörniger Granit eben daher.
4) Dergleichen.
5) Carlsbader Granit mit deutlichen Feldspathkrystallen.
6. 7. 8) Diese Krystalle isolirt.
9) Granit von Fischern.
10) Granit von Dalwitz.
11) Sonstige Abänderung.
12) Granit mit braunrothen Flecken.
13) Granit, in dem sich diese Flecken als braunrothe Krystalle zeigen.
14) Granit, in welchem diese Krystalle in Porcellanerde übergehen.
15) Granit mit ähnlichen Krystallen von speckſteinartigem Ansehen.
16) Diese Krystalle einzeln.
17) Feldspath von der Dorotheen-Aue.
18) Feldspath von Dallwitz.
19) Derselbe durchs Feuer verändert.
20) Schriftgranit von Engelhaus.
21) Dendritischer Feldspath von daher.
22) Dergleichen.
23) Glimmernester im Granit.
24) Schörlnester im Granit.
25) Granit mit Gängen von Hornstein.
26) Dergleichen mit stärkeren Gängen, die sich durchkreuzen.
27) Jaspisähnliches Thongestein.
28) Hornsteingänge, Granit enthaltend.

29) Hornsteinmasse, Granit enthaltend.
30) Voriges Gestein mit Kalkspath.
31) Kalkspath in Schichten.
32) Isabellgelber Kalkstein von körnigem Gefüge.
33) Schwarzbrauner Kalkspath.
34) Hornstein mit Schwefelkies.
35) Braunrother Kalksinter vom Ablauf des Sprudels.
36) Weißer Kalksinter aus dem Innern.
37) Kalksinter mit einkrystallisirter Ulva.
38. 39. 40) Schalen von Sprudelstein, bräunlich, mitunter festungsartig gezeichnet.
41. 42) Dergleichen mit abwechselnden hell und dunkel fleischrothen Lagen.
43. 44. 45) Dergleichen von der härtesten Art.
46. 47. 48) Erbsensteine.
49) Gestein von porphyrartigem Ansehn.
50) Dergleichen, mehr breccienartig, grün.
51) Dergleichen, hellgelb.
52) Conglomerat, dem vorigen Gestein verwandt.
53) Quarzgestein von splitterigem Bruch.
54) Dichtes Quarzgestein, grau, mit helleren Punkten.
55) Dergleichen, schwarz mit hellen Punkten.
56) Dergleichen, mit anstehenden, durch ein ockerartiges Wesen verbundenen Quarzkörnern.
57) Dieses scheinbare Conglomerat isolirt.
58. 59) Quarzgestein mit vegetabilischen Resten.
60) Dergleichen.
61) Quarzmasse durch Kohle völlig schwarz gefärbt, von Dallwitz.
62) Trumm, mit anstehenden Amethystkrystallen.
63) Mit vollkommen ausgebildeten Bergkrystallen.
64) Reine Kohle aus der Gegend.

65) Conglomerat von Hohdorf.
66) Grober, leicht zerreiblicher Sandſtein von daher.
67) Sandſtein mit vorwaltendem Thon.
68. 69) Thonarten aus der Gegend.
70. 71) Verſteintes Holz von Leſſau.
72) Ausgewitterte Chalcedongänge von daher.
73) Durch Feuer verändertes ſchiefriges Thongeſtein.
74) Daſſelbe etwas mehr verändert, mit Quarzpunkten.
75. 76) Daſſelbe noch mehr verändert.
77) Sehr verändert, von ſchiefriger Textur.
78) Annäherung an die Erdſchlacke.
79) Völlig blaſige Erdſchlacke.
80. 81) Uebergang in den Porcellanjaſpis.
82. 83) Porcellanjaſpis ſelbſt.
84) Verſteintes, durch Feuer verändertes Holz.
85. 86) Sehr ſchwere Erdſchlacken von der Kobesmühle.
87) Stänglichter Eiſenſtein.
88) Pſeudo-Aetit. Geode.
89) Aus Blättern zuſammengeſinterter Thon-Eiſenſtein.
90) Halbe Baſaltkugel vom linken Ufer der Eger.
91) Baſaltiſcher Mandelſtein von daher.
92) Gelber Kalkſtein mit Baſalt von daher.
93) Baſaltiſcher Mandelſtein.
94) Kalkſpath aus dem Baſalt von der Hard.
95) Klingſtein von Engelhaus.
96) Pechſtein von daher.
97) Weißliegendes.
98) Baſalt vom Schloßberge über dem Hammer.
99. 100) Eiſenthon mit Augit-Kryſtallen.

Nachträge.

I.

Merkwürdig ist die sehr nahe Verwandtschaft der, unter Nr. 88 aufgeführten Pseudo-Aetiten mit der schweren Erdschlacke Nr. 85 u. 86; beide kommen zunächst der Kobes (Jacobs) Mühle vor. Erstere sind basaltischer Natur. Denn indem ein äußerlich mehrseitiger Basalt verwittert, so zeigen sich die Ecken immer abgestumpfter, bis die Mitte des Durchschnitts kreisförmig wird, und solche mehrschaltige kugel- oder eiförmige Körper zum Vorschein kommen.

Derselbe Basalt nun ward durch einen Erdbrand geschmolzen, und gab jene merkwürdigen schweren Schlacken, die einzig in ihrer Art sind, als Erzeugnisse her, wovon man sich an Ort und Stelle überzeugen und bedeutende Beispiele, sowohl der beiden Extreme als der Uebergänge sammeln kann.

II.

Das nächste dessen wir gedenken müssen, sind die höchst bedeutenden Uebergänge des Granits in einen, durch Glimmer modificirten, ramificirten Feldspath, den wir in dem Augenblicke gewannen, als man, verwegen genug, den Felsen aus welchem der Neubrunnen entspringt, abarbeitete, mehreren Raum, und bessern Zugang für die Quellgäste zu gewinnen.

Ferneres über Joseph Müller und dessen Sammlung.

Joseph Müller, gebürtig von Liebenau in Böhmen, hatte sich wahrscheinlich in Turnau, wo die edlern Gangarten des

Riesengebirgs verarbeitet werden, zum Wappen- und Steinschneider gebildet und kam, seine Kunst auszuüben, nach Carlsbad, wo er auch gute Geschäfte machte. Seine Absicht war sich daselbst niederzulassen, als im Mai des Jahres 1759 ein unglückliches Feuer den größten Theil der Stadt in die Asche legte. Er miethete sich in Schlakenwerth ein und kam nur nach Carlsbad um Arbeit abzuliefern oder Bestellungen anzunehmen, woran es ihm nicht fehlen konnte.

Er zeigte im hohen Alter noch Abdrücke seiner Arbeiten vor und man erkannte daran eine große Fertigkeit, in dem ächten heraldischen Styl die complicirtesten Familienwappen darzustellen.

Als er hierauf 1760 sich in Carlsbad niederließ, mußte es sich ereignen, daß, bei dem Grundgraben so vieler Häuser, gar manche Sorten Sprudelsteine zum Vorschein kamen, die er wegen ihrer Schönheit, sobald sie polirt waren, auch für eine Art von Edelsteine ansprechen durfte, indem sie, bei vollkommener Glätte und Glanz, den Anschein von Chalcedon, Achat, Jaspis, und antikem Jaspis nachahmten und, bei viel geringerer Härte, sich der Bearbeitung bequemer darboten.

Von besondern Vorzügen waren die aus dem Grund der Kirche ausgegrabenen, die man, um die Stadt von den Schutthaufen zu befreien, hinabwärts nach der Tepelbrücke geschafft hatte, um zugleich die dorthinführende sehr üble Wegstrecke zu bessern. Sobald er dieß entdeckt hatte, bot er alles auf sich dieses Schatzes zu bemächtigen, und erlangte wirklich die Erlaubniß dort nachzugraben und das Verschüttete wieder in Ehre zu bringen.

Hier kam nun seine Steinschneidekunst zu Hülfe; er ließ mancherlei Kleinigkeiten daraus fertigen, brachte aber dieses Mineral den Naturforschern zur nähern Kenntniß, indem er

die mannichfaltigsten Abwechselungen zu sondern, zu ordnen und in zierlichen viereckten Tafelchen den Liebhabern und Kennern vorzulegen wußte.

Seit jener Zeit wird nicht leicht eine Mineraliensammlung bestehen, welche nicht dergleichen vorzuweisen hatte. Auch kam diese Steinart in solchen Ruf, daß man ihrer in vielen Schriften gedacht und ihr sogar eine eigne Abhandlung gewidmet, worin sie abgebildet und colorirt, auch näher beschrieben, in einem Heft klein 4., den Bibliotheken der Naturforscher willkommen gewesen, unter dem Titel: Uebelacker's System des Carlsbader Sinters, unter Vorstellung schöner und seltener Stücke. Mit illum. Kupfern. Erlangen 1782. 4.

Große Tafeln, an welchen man die Abwechselungen von Farbe, in zierlichen achatartigen Linien am deutlichsten ersehen kann, besitzt das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena.

Nachdem sich jener wackere Mann mehrere Jahre mit diesem reizenden Gegenstande beschäftigt, konnte es nicht fehlen, daß er seine aufmerksame Thatigkeit bis auf andere mineralogisch-geognostische Merkwürdigkeiten erstreckte. Die so höchst bedeutenden Zwillingskrystalle des Feldspathes war er zu sammeln und den Liebhabern zu überlassen bemüht. Hiebei konnte er nicht stehen bleiben, sondern er bemerkte die vielfachen Verschiedenheiten der Gebirgs- und Gangarten in der nähern Umgegend, und suchte sie nach seiner Weise zu ordnen. Wie er sie denn im Jahr 1807 nebst einem Katalog den dort sich aufhaltenden Naturfreunden vorlegte.

Freilich war es ihm hier, wie allen Autodidakten, gar wunderlich ergangen, zu selbsteigenen Erfahrungen zwar nicht zu verwerfende aber doch eigentlich abstruse und nicht leicht zu

Geblendet, und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Pallaſts
An deiner Schweſter Seite ſchweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt erſchieneſt — Mir
Welch ein Moment war dieſer! O! Vergib!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzeſſinn.

Es fingen ſchöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino

enthüllende Gedanken hinzuzufügen; doch war er auf eine gewisse Weise leicht zu behandeln. Man ging die Sammlung nach dem Katalog mit ihm durch und suchte sie nach geognostischen Einsichten erst zu sondern und dann an einander zu fügen, woraus denn zuletzt diejenige geordnete Sammlung entstand, welche noch jetzt eifrigen Geognosten, welcher Meinung sie auch seyn mögen, als Leitfaden dienen kann, um die Gegend, wie sie vor uns liegt, schneller kennen zu lernen und nach eigener Weise zu untersuchen.

Dergleichen Sammlungen immerfort einzurichten hatte er ganze Lasten von Steinen bei sich angehäuft, woraus er jederzeit die erforderlichen Exemplare, nach ihrem instructiven Werth, besonders in der einmal angenommenen Größe zusammenzustellen auf das sorgsamste verfuhr, indem er sich dazu Breter mit abgemessenen kleinen Quadraten hatte verfertigen lassen.

Und so beschäftigte er sich unaufhörlich auch sogar im hohen Alter, wo ihm die sonst so dienstfertigen Füße versagten und er, nur noch liegend, doch mit heiterm Geiste, bei dem gleichen Beruf unermüdlich verharrte; bis im Jahre 1817, im 84sten des Lebens, seinem ununterbrochenen eifrigen Bemühen ein Ziel gesteckt ward.

Gedachte ganze ungesonderte Haufen, worin die merkwürdigsten Exemplare zu finden waren, hat der Handelsmann David Knoll käuflich an sich gebracht und, um zu Aufstellung gleicher Sammlungen immer bereit zu seyn, nicht versäumt die Fundörter der einzelnen Exemplare, woraus Müller wohl ein Geheimniß machte, zu erforschen, wodurch er jeden abgängigen Artikel wieder zu ersetzen im Stande ist.

Daß die Wirkung des entspringenden heißen Wassers weiter oben in dem Flusse gewesen, hatte man daran erkannt,

daß bei dem Grundgraben des Komödienhauses Erbsensteine gefunden wurden. Durch die Bemühung des gedachten gegenwärtigen Besitzers wird nun klar, daß sowohl die Tepel aufwärts bis zur gedachten Stelle, als rechts und links derselben, in vorigen Zeiten die heiße Quelle gewaltet und diese Naturwirkung nach und nach sich den Fluß hinabgezogen. Wie denn ja auch schon die Entstehung der Hygieasquelle Andeutung giebt und man darauf wird zu achten haben, inwiefern dieser Herd sich an der rechten Seite des Flusses zwar langsam aber doch stetig hinabzieht.

Wenn nun schon in der Hauptsammlung von den Sprudelproducten Nro. 35 bis 48 incl. die Hauptunterschiede zu finden sind, so ist es doch erfreulich nunmehr diesen Gegenstand ganz insbesondere behandelt zu sehen. Es wird deßhalb, nach einem beigefügten Verzeichniß, den Liebhabern eine Sammlung von funfzig rohen Stücken des Sprudelsinters angeboten, auf welchen ihre Färbung vom dunkelsten Braun bis zum klaren Weiß mit allen Mittelfarbungen und Zeichnungen vorgelegt wird.

Damit aber auch eine solche Sammlung zu ihrem ersten Interesse, in ihrer ganzen Anmuth zurückkehre, so ist dieselbe in Form kleiner halbirter Ovalsteine auf das vollkommenste polirt und edeln Steinen gleichgestellt, in welcher Art sie nun einem jeden Freunde der Natur nicht allein, sondern auch dem sich am Schmuck erfreuenden Auge vorgelegt werden, und wir ihnen denn zur Belohnung und Aufmunterung des so thätigen Unternehmers und Anordners viel günstige Kunden zu wünschen haben.

An Herrn von Leonhard.

Weimar, den 25. November 1807.

Sie haben die Gefälligkeit gehabt meinem Aufſatz über die Carlsbader geognoſtiſche Sammlung in Ihrem Taſchenbuche einen ſchönen Platz anzuweiſen; wofür ich meine Dankbarkeit dadurch ausdrücken möchte, daß ich gegenwärtig einigen Nachtrag überſende.

Unter Ihrer Anleitung tritt jene kleinere Schrift nunmehr vor ein anderes Publicum, vor das wiſſenſchaftliche, da ſie früher nur beſtimmt war, ein allgemeines Intereſſe zu erregen und gewiſſe Gegenſtände vor den Augen der Kenner und Nichtkenner in einer bequemern Ordnung aufzuführen, als ſie bisher mehr oder weniger bekannt betrachtet wurden. Vielleicht könnte man, da ich mich in einem neuen Fach mit dem Publicum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch giebt vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein Jeder auch mit dem geringſten Beitrag willkommen iſt.

Um manches Mißverſtändniß zu vermeiden, ſollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art, die Gegenſtände der Natur anzuſehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortſchreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie dieſe Art der Naturforſchung, ſo gut als die entgegengeſetzte, gewiſſen Eigenheiten, ja wohl gar gewiſſen Vourtheilen unterworfen ſey.

So geſtehe ich gern, daß ich da noch oft ſimultane Wirkungen erblicke, wo andere ſchon eine ſucceſſive ſehen; daß ich manchem Geſtein, das Andere für ein Conglomerat, für ein

aus Trümmern zusammengeführtes und zusammengebackenes halten, ein auf Porphyrweise aus einer heterogenen Masse in sich selbst geschiedenes und getrenntes und sodann durch Consolidation festgehaltenes zu schauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt.

Gewiß würde man, nach meiner Ueberzeugung, über Gegenstände des Wissens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger streiten, wenn jeder vor allen Dingen sich selbst kennte und wüßte zu welcher Partei er gehöre, was für eine Denkweise seiner Natur am angemessensten sey. Wir würden alsdann die Maximen die uns beherrschen ganz unbewunden aussprechen und unsere Erfahrungen und Urtheile diesem gemäß ruhig mittheilen, ohne uns in irgend einen Streit einzulassen: denn bei allen Streitigkeiten kommt am Ende doch nichts weiter heraus, als daß sich zwei entgegengesetzte nicht zu vereinigende Vorstellungsarten recht deutlich aussprechen, und jeder auf der seinigen nur desto fester und strenger beharrt. Sollte man also mit meinen geologischen Aeußerungen sich nicht durchaus vereinigen können, so wird man den Punkt in Betracht ziehen, von dem ich ausgehe und zu dem ich wieder zurückkehre. In diesem Sinne gedenke ich zu jenem Aufsatze einige Bemerkungen nachzubringen.

Die Mannichfaltigkeit des Granits kann man in Carlsbad neben einander in einem ziemlich engen Raume kennen lernen. Er wechselt groß-, grob- und feinkörnig mit verschiedener Proportion und Verbindungsweise der Bestandtheile öfters mit einander ab und läßt sich, sowohl durch Natur als durch Menschenhand entblößt, an vielen Stellen gut genug beobachten. Sieht man alsdann wie genau alles zusammenhängt, und wie eine durchgehend allgemeine Eigenschaft jenes

Mannichfaltige verbindet; so mag man die großen Massen, die in Gestalt von Bänken, Schichten, Gängen, sich aneinander lehnen, neben und durcheinander erscheinen, gern als gleichzeitig aussprechen. Die Fragen, welcher Granit älter oder neuer sey? ob es wohl gar einen regenerirten Granit gebe? kommen uns immer bedenklicher vor: denn genau betrachtet, so entstehen solche Zweifelsfragen daher, daß man erst den Begriff des Granits zu eng gefaßt und ihn bei vielfacheren Erfahrungen nicht zu erweitern getraut, und lieber bei Erklärung der Phänomene zu äußern Bedingungen und Nebenbestimmungen seine Zuflucht genommen.

Von Nummer 6, 7 und 8 kommen merkwürdige monstrose Exemplare vor. Es ist schwer über sie etwas auszusprechen; doch glaubt man folgendes daran zu bemerken. Der Feldspath fängt an sich auf die bekannte Weise innerhalb der Granitmasse zu gestalten. Sehr oft, ja meistens, finden sich die Krystalle völlig zusammen und bilden sich zur Hauptform aus; aber auch manchmal ergreift dieses werdende Bilden einen bildsamen Granit und nimmt ihn mit in sich auf, so daß er nunmehr als Gang, wenn man will, durch einen Krystall durchzugehen, oder zwei Krystalle, zu denen beiden er gehört, als intermediäre Masse zu verbinden scheint. Wie dem auch sey, und wie man dergleichen Stücke beschreiben mag, so gewähren sie dem Beschauer diesen Vortheil, daß man daran wie an allen monstrosen Ausgeburten der Natur, das Eintreten der ideellen Gestalt in die Wirklichkeit, das sich uns bei regelmäßigen vollendeten abgeschlossenen Formen geheimnißvoll verbirgt, wo nicht mit Augen sehen, doch mit dem Sinn und der Einbildungskraft einigermaßen erreichen kann.

Bei Nummer 12, 13 und 14 laßt sich anmerken, daß man über die rothen Krystalle, welche manchmal von einer

weißen, entweder oberflächlichen oder tiefer eindringenden Schale umgeben sind, auf dreierlei Weise denken könne. Es läßt sich nämlich annehmen, daß der Krystall von Natur weiß sey, nachher im Kerne roth werde, daß diese Röthe sich nach und nach von innen heraus verbreite, und endlich das Weiße gänzlich vertreibe. Man kann sich im Gegentheil vorstellen, daß der Krystall ursprünglich roth sey und das Weiße nur Zeichen einer Verwitterung, welche von außen hineinwärts wirkt. So kann man sich auch drittens denken, daß der Krystall sich gleich anfänglich, sowohl roth als weiß, eines mehr als das andere gebildet. Wir streiten mit niemand, halten aber die erste Vorstellung für ganz unzulässig. Der dritten sprechen wir nicht alle Wahrscheinlichkeit ab, sind jedoch der zweiten zugethan.

Bei Nummer 15 ist zu bemerken, daß die in dem Gestein disseminirten Quarzkörner sich bei genauerer Betrachtung zum größten Theil als doppelte sechsseitige Pyramiden zeigen.

Die Gesteinart Nummer 21 und 22 verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein Feldspath auf den der Glimmer besondern Einfluß ausgeübt, so daß eine Art von dendritischer Form daher entspringt. Sieht man gewisse Stücke davon einzeln, so kann man sie gar wohl als eine Abänderung von Gneis ansprechen. Ich mache daher auf eine frühere Bemerkung eines fleißigen Mitarbeiters in diesem Fache hier aufmerksam.

In des Dr. Reuß Lehrbuch der Geognosie steht im zweiten Band, Seite 590, folgende Stelle: „Merkwürdig ist das Vorkommen vollkommener Gneisgeschiebe in dem Porphyrschiefer des Villiner Steins, da wo er auf dem Gneis unmittelbar aufliegt, also an der Steinscheidung."

Ich besitze ein solches Stück Porphyrschiefer und zugleich

ein abgesondertes Stück des hier sogenannten Gneises von der Steinscheidung. Es ist aber kein Gneis, sondern vollkommen das unter Nummer 21 und 22 aufgeführte Gestein, welches wir ein Auslaufen des Granits nennen möchten; wobei uns noch folgender Umstand bedeutend vorkommt. Dieses unser Gestein findet sich bei Engelhaus, wo bekanntlich der große Fels Porphyrschiefer oder Klingstein aufsitzt; und es ist also hier derselbe Fall wie in Billin, nur daß bei Engelhaus die Steinscheidung noch nicht entdeckt ist. Diese sonderbare Connexion des Urgebirges aber mit dem Klingstein an mehreren Orten zu entdecken, wäre um so wichtiger, als die Exemplare eines solchen Vorkommens selbst in Billin selten sind, und das in meinem Exemplar eingeschlossene sogenannte Geschiebe nicht deutlich genug ist, um irgend eine vollständige Vorstellung zu erregen.

Das Gestein dessen Folge wir von Nummer 25 bis 29 beschrieben, ist höchst wichtig, und hat, obgleich schon Herr von Racknitz desselben in seinen Briefen gedenkt, doch in dieser langen Zeit die Aufmerksamkeit der Geognosten nicht genugsam auf sich gezogen. Ob man nun gleich gegenwärtig in der Müllerischen Sammlung sehr instructive Exemplare davon findet, die um so schätzenswerther sind, als man es in der Natur nicht ganz bequem beobachten kann; so wird es doch einigermaßen problematisch bleiben, weil es dem aufmerksamen Beschauer einen Widerspruch auszudrücken scheint.

Betrachtet man es auf dem Wege, wie ihn unsere Nummern andeuten, fängt man an dem Punkte an, wo ganz schmale Hornsteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, sich nachher verbreiten, sich theilen, wieder zusammenfließen, und indem sie den Granit auf tausendfache Weise durchschneiden, vereinzelte Theile desselben in sich enthalten;

betrachtet man nun weiter, wie die Hornsteinmasse zunimmt, und der Granit der vorher das Enthaltende, das Continens war, nunmehr das Enthaltene, das Contentum wird: so sind wir freilich geneigt unsere simultane Erklärungsart hier anzuwenden, und wir dürfen es um so mehr, als diejenigen die sich zu der successiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der scharfkantigen Form der Granittheile wohl eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein unmittelbares Eintreten der Hornsteinmasse zugeben. Ueberhaupt ist dieses ein Punkt wo sich die beiden Vorstellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig ausspricht, der andere wenigstens gleich-nachzeitig zu setzen sich bewogen findet.

Uebrigens könnte man vielleicht auch das gegenwärtige Gestein ein Auslaufen des Granits nennen, indem man dadurch das Ende einer Epoche bezeichnet, anstatt daß man da, wo ein folgendes sogleich nachzuweisen ist, das Auslaufen ganz schicklich einen Uebergang nennen kann.

Ueber die Art, wie der Kalk in dieses dem Urgebirg so nah verwandte Gestein sich gefunden, wird man sich vielleicht noch weniger vereinigen. Betrachtet man den Kalkspath wie wir ihn unter Nummer 30, 31 und 33 aufgeführt, so mag man sich wohl vorstellen, daß derselbe in die Zwischenräume dieses unregelmäßigen Gesteins sich eingesintert; wobei denn aber die Frage schwer zu beantworten bleibt, woher denn der Kalk gekommen, der sich in die Tiefen dieses Gesteins so reichlich eingesenkt? Betrachtet man nun gar den isabellfarbigen körnigen Kalkstein, der bei uns mit Nummer 32 bezeichnet ist, und die Art wie er sich, keineswegs als Sinter, sondern als ein derber Bestandtheil zwischen den übrigen findet, so wird man wieder darauf gewiesen, daß wenigstens ein Theil dieses Kalks mit dem Gesteine selbst ursprünglich gleichzeitig seyn möchte.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo ſteht dieſes Geſtein in der genaueſten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen, die alle daraus hervortreten. Und wenn man auch die in demſelben offenbar enthaltenen Beſtandtheile, den erſt erwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies, nicht für hinreichend halten ſollte, die warmen Quellen mit ihren Ingredienzien und Bedingungen hervorzubringen; ſo wird man doch eine entſchiedene Mitwirkung nicht läugnen können, welche ſchon früher, obgleich vielleicht nicht beſtimmt genug, anerkannt worden.

Möchte es doch den Geologen gefallen, zu unterſuchen und gelegentlich anzuzeigen, ob ſich irgend ſonſtwo ein Geſtein demjenigen ähnlich, wie wir es von Nummer 24 bis 35 angezeigt, befinden möchte.

Was ſonſt noch bei jener Sammlung zu bemerken wäre, verſpare ich auf ein andermal, und gebe nur noch einige Nachricht von ein paar geologiſchen Merkwürdigkeiten, die mir dieſes Jahr bekannt geworden.

Die erſte iſt ein Gneis, deſſen faſrige Textur durch deutliche fleiſchfarbene Feldſpathkryſtalle hervorgebracht wird. Dieſe ſind jenen Doppelkryſtallen ähnlich welche wir unter den Nummern 6, 7 und 8 eingeführt haben. Nur iſt dabei merkwürdig, daß wie der Glimmer ſich nach ihnen in ſeiner Lage bequemt, auch ihre Kryſtalliſation nach ihm ſich einigermaßen gerichtet hat. Auch laſſen ſie ſich nicht abgeſondert darſtellen, ſondern ſind mit dem Glimmer und dem übrigen Geſtein innig verbunden. Nicht gar einen Zoll lang, deuten ſie, wie jene obgedachten Kryſtalle, auf die ſechsſeitige Säule ſo wie auf ein rhombiſch Tafelartiges, und machen durch Farbe und gleiche Austheilung in dem ganzen Geſtein ein ſehr angenehm in die Augen fallendes Mineral. Dieſe Steinart findet ſich

zwiſchen Tepel und Theiſing. Ich verdanke die Kenntniß derſelben der Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit des Herrn Hofraths Sulzer in Nonneburg. In den geognoſtiſchen Sammlungen der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena findet ſich ein Aſchaffenburger Gneis, der einige Aehnlichkeit mit dem beſchriebenen, doch nicht ſein angenehmes Ausſehen hat.

Eine zweite geologiſche Merkwürdigkeit findet ſich zwiſchen Hof und Schleiz, kurz vor dem letztern Ort, links an der Chauſſee. Es zeigt ſich daſelbſt Baſalt (Urgrünſtein) von der ſchwarzeſten und härteſten Sorte, theils in unregelmäßigen Maſſen, theils in deutlichen Saulen, vielfach bis ins Innerſte zerklüftet, und alle Klüfte ſelbſt die zarteſten mit Asbeſt ausgefüllt.

So ſetzt auch Asbeſt durch den anſtehenden Thonſchiefer, füllt die kleinſten Abtheilungen der Geſteinſcheidungen und verbindet ſich innig mit dem Geſtein. Die ſtarke Verwitterung verhinderte die nähere Einſicht bei einer flüchtigen Beobachtung; daher zu wünſchen iſt, daß dieſer Punkt die Aufmerkſamkeit reiſender Geologen auf ſich ziehe.

Manches andere verſpare ich für den nachſten Jahrgang und füge nur noch den Wunſch hinzu, daß die von mir nur im Allgemeinen angedeuteten Mineralien durch Oryktognoſten vom Metier nach und nach in der Kunſtſprache möchten beſchrieben werden. Inzwiſchen ſind zur Erleichterung der Kenntniß von dieſer Seite die bedeutendſten Exemplare in der Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena niedergelegt worden.

Die Schwester weggeführt, uns wären Jahre
Im schönen ungetrübten Glück verschwunden.
Doch leider jetzt vermissen wir zu sehr
Den frohen Geist, die Brust voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Tasso.

Ich weiß es nur zu wohl, seit jenem Tage
Da sie von hinnen schied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu ersetzen.
Wie oft zerriß es meine Brust! Wie oft
Klagt' ich dem stillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schwester nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu seyn?
Ist denn kein Herz mehr werth, daß sie sich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich gestimmt? Ist Geist und Witz verloschen?
Und war die Eine Frau, so trefflich sie

Freimüthiges Bekenntniß.

Die Natur, kraft ihrer Allthätigkeit, wirkt in und an der Nähe, so wie von fern her und in die Ferne; beide Wirkungen sind immerfort zu beachten, keine Beobachtungsweise darf und kann die andere verdrängen. Vorstehende Blätter, vor so viel Jahren geschrieben, sind der Nähe gewidmet; man sucht merkwürdige Naturerscheinungen aus nahe liegenden Bedingungen zu erklären, man thut es mit Recht, und wird es immerfort thun.

Wenn wir aber den Ursprung der heißen Quellen unmittelbar auf der Stelle suchen und zu finden glauben, so wird dadurch niemanden die Befugniß verkümmert, sie aus dem siedenden Abgrund unserer Erdkruste bis auf die höchsten Gebirge heiß und unverkühlt emporsprudeln zu lassen; und wenn letztere Vorstellungsart jetzt die herrschende geworden, so muß es erlaubt seyn daran bloß ein historisches Phänomen zu erblicken, und dagegen auch bei einer historisch-herkömmlichen, individuell-angemessenen Denkweise zu verharren, welche von ihrer Seite gewiß nicht minder die Erfahrung zu bereichern in Thätigkeit bleiben wird.

Man brachte nachgemeldeten Fall.

Auszug eines Schreibens des Hrn. Barons v. Eschwege.

Lissaben den 2. Juni 1820.

„Das problematische Phänomen, wovon man das Nähere zu wissen wünscht, steht ausführlich beschrieben in dem Diario

do Governo vom 22. Januar 1821 und ereignete sich am Rio Douro.

Der Besitzer eines Gartens daselbst ging um 10 Uhr Morgens aus, um den Schaden, durch heftigen Regen veranlaßt, in Augenschein zu nehmen; noch wenig Schritte vom Garten entfernt sieht er auf Einmal einen großen Fleck Landes sich erheben und aufthürmen, mit furchtbarem Getöse kommt eine Wassersäule emporgeströmt, Weinpflanzungen, Keller und Häuser welche dieser Ausbruch erreichte, wurden fortgerissen, und vier Menschen verloren dabei das Leben. Nachdem das Wasser sich verlaufen, war ein großes Loch entstanden von außerordentlicher Tiefe, welches stark rauchte, an drei andern Orten in der Nachbarschaft waren ebenfalls Ausbrüche gewesen."

Häufig niedergegangenes Regenwasser sammelt sich in Gebirgshöhlen, es senkt sich in Schluchten tief hinab und sucht sich endlich in der nachbarlichen Ebene einen möglichen Weg zu gewaltsamer Entladung durch leichten fruchtbaren Boden; dort steigt und wirkt es nach Verhältniß seiner Masse, seines Falles und Druckes.

Sollte hierdurch das Phänomen nicht genugsam aufgeklärt seyn? sollte man auch hier Vulcane und Erdbeben zu Hülfe rufen?

Recht und Pflicht.

Wenn der Naturforscher sein Recht einer freien Beschauung und Betrachtung behaupten will, so mache er sich zur Pflicht die Rechte der Natur zu sichern; nur da wo sie frei ist, wird er frei seyn, da wo man sie mit Menschensatzungen bindet, wird auch er gefesselt werden.

Eins der größten Rechte und Befugniſſe der Natur iſt: dieſelben Zwecke durch verſchiedene Mittel erreichen zu können, dieſelben Erſcheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlaſſen. Nachſtehendes diene zum Beiſpiel:

Schon im Jahre 1822 wurden die Naturfreunde, die ſich im Marienbad geognoſtiſch beſchäftigten, auf den Einfluß hingewieſen, welchen die dort ſo ſtark wirkenden Dunſtarten ſelbſt auf das Urgeſtein ausübten, indem ſie einige Theile deſſelben völlig aus- und aufzehrten, andere unverändert ſtehen ließen und ſo ein löchriges, oft blaſenartiges Geſtein darſtellten. Feldſpath und Glimmer war es eigentlich den ſie feindſelig behandelten, ſelbſt die Almandine blieben nicht ausgeſchloſſen, der Quarz indeſſen blieb feſt, ſtarr und unberührt.

Im Jahre 1823 beachtete man dergleichen Vorkommen genauer; man veranlaßte eine Sammlung, welche ſchon an und für ſich, beſonders aber mit dem unverſehrten Originalgeſtein in Vergleichung gebracht, höchſt merkwürdig iſt. Die aufgelöſ'ten Theile nähern ſich der Porcellanerde, daher die Exemplare, indem auch der Quarz weiß iſt, meiſtentheils ein helles Anſehen haben. Der Katalog von dem vorliegenden Geſtein bildete ſich folgendermaßen:

Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg.

1) Grobkörniger Granit mit ſchwarzem Glimmer;
2) feinkörniger Granit;
3) feinkörniger Granit mit ſchiefriger Textur;
4) ein Stück von mittlerm Korn;
5) Quarzgang, woran die Zellen des Feldſpaths noch zu ſehen;

6) Granit, wo der Quarz überwiegend war;
7) drei kleinere dergleichen;
8) Gneis von mittlerm Korn;
9) deßgleichen etwas gröber;
10) deßgleichen noch gröber Korn;
11) beinahe daſſelbe, nur feiner;
12) deßgleichen ganz leicht;
13) deßgleichen von dem allerfeinſten;
14) Hornblende mit Almandinen;
15) geſundes Geſtein, nur von außen angegriffen;
16) deßgleichen mehr, und ſchon zellig;
17) deßgleichen, beinahe ganz aufgezehrt;
18) ganz zellig, die Almandine nur wenig bemerkbar;
19) ein kleines Stück, mit noch aufſitzenden Almandinen;
20) völlig bimsſteinartig, ohne Kennzeichen des Original-geſteins;
21) ein dem Glimmerſchiefer verwandtes Geſtein, mit groſſen Almandinen, die im geſunden Zuſtande als ſchwarze Punkte ſichtbar ſind;
22) ausgefreſſener Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepel;
23) porphyrartiges Geſtein, als Gangart im Granit vorkommend, wo bloß die feinen Gänge vom Quarz ſtehen geblieben;
24) beſondere Aufmerkſamkeit verdient ein zelliger Quarz, deſſen Entſtehung dadurch deutlich wird, daß man ſehen kann wie das Gas theilweiſe das in den Zwiſchenräumen noch hie und da ſichtbare Eiſen aufgelöſ't und weggenommen hat.

Geſtaltung groſſer anorganiſcher Maſſen.

Von einer geringen, faſt unſcheinbaren Naturwirkung, die wir als Experiment täglich wiederholen können, von einer partiellen Zerſtörung urweltlicher Gebirgsarten, gehen wir zu einer der ungeheuerſten Wirkungen über, die unſern Geiſt erheben und durch Anſchauung in die Vorzeit verſetzen ſoll. Wir ſprechen von der Geſtaltung der Schneemaſſen auf den höchſten Gebirgen.

„Fiſcher: Bergreiſen 2ter Thl. S. 153. Serac, eine groſſe parallelepipediſch geformte Maſſe Schnee. In ſolche regelmäßige Formen theilen ſich die Lavinen, wenn ſie eine Zeit lang gelegen haben.“

„Joſeph Hamel: Beſchreibung zweier Reiſen auf den Montblanc. Wien 1821. Zwanzig Minuten nach 7 Uhr erreichten wir die erſte der drei Schnee-Ebenen, welche zwiſchen dem Dome du Goute und dem Mont Maudit (einer Felſenreihe, welche die öſtliche Schulter des Montblanc bildet) eine nach der andern von Norden nach Süden folgen. Hier hat man nahe zur Rechten auf dem Dome die ungeheuren in die Luft ragenden Eismaſſen, Seracs genannt, welche man vom Chamounythal aus ſehr gut ſieht. Der Himmel, welcher dunkelblaue Farbe zeigt, erſchien neben dieſen blendendweißen Eisthürmen faſt ſchwarz.

Dieſe Benennung Serac kommt von einer Art im Thal verfertigter weißer Molkenkaſe, der in parallelepipediſchen Formen gepreßt wird, und nachgehends beim Trocknen an den Rändern Riſſe bekommt, wodurch er dieſen Eismaſſen in etwas ähnlich ſieht. Vielleicht kommt der Name des Käſes von Serum, Molke.“

Bei dieſen, freilich nicht ganz hinreichenden, Relationen machten wir, in Gefolg vieljähriger Gebirgsbeobachtung, nachſtehende Betrachtung: Die Schneemaſſen, ſobald ſie ſolideſciren und aus einem ſtaub- und flockenartigen Zuſtande in einen feſten übergehen, trennen ſich in regelmäßige Geſtalten, wie es die Maſſen des Mineralreichs thaten und noch thun. Sie ſtehen als große Wände auf den Berggipfeln wie die mauer-, thurm- und ſäulenartigen Granitmaſſen auf den Bergreihen. Wahrſcheinlich aber ſind dieſe großen blanken Eiswände nicht in völlig ebenen, ununterbrochenen Flächen eingeſchloſſen, ſondern ſie haben, gleich jenen Käſen denen ſie verglichen werden, Riſſe, Einſchnitte, und nach unſerer Vorſtellungsart nicht zufällige, ſondern regelmäßige.

Betrachten wir am Harze die großen emporſtehenden Klippen, z. B. Arendsklint und die Wernigerröder Feuerſteine, ſo wird eine gemeine Einbildungskraft gar nicht zu ſchelten ſeyn, wenn ſie ſolche als Käſe oder Kuchen übereinandergethürmt anſpräche. Nicht allein alle Felsarten des Urgebirgs ſondern bis herauf zum bunten Sandſtein und weiter haben das Bedürfniß ſich in mannichfachen, regelmäßigen Richtungen zu trennen, ſo daß Parallelepipeden entſtehen, welche wieder in der Diagonale ſich zu durchſchneiden die Geneigtheit haben. Dieſem allgemeinen Geſetze habe ich vor vierzig Jahren am Harze nachgeſpürt, und bewahre davon die ſchönſten Zeichnungen eines trefflichen Künſtlers, und war ſchon damals nicht abgeneigt zu glauben, daß dieſe großen innern Trennungen der Gebirgsmaſſen ſich auf telluriſche und kosmiſche Wirkungen beziehen möchten, wovon die ſüdnördliche uns längſt bekannt war, die weſtöſtliche aber erſt neuerlich offenbart worden iſt.

Um ſich aber von ſolcher Geſtaltung der Steinmaſſen den

Begriff zu erleichtern, so fingire man daß ein Gitterwerk durch sie durchgehe, und zwar sechsseitig, wodurch so viele einzelne Körper abgeschnitten werden, cubisch, parallelepipedisch, rhombisch, rhomboidisch, säulen- oder plattenförmig, welcher Art es auch wäre.

Hiebei muß man sich aber sagen: diese Trennung sey anzusehen als ideell, als potentiâ, der Möglichkeit nach, und sey daher theilweise sowohl an eine ewige Ruhe gebunden, als einer früheren oder späteren Erscheinung anheim gegeben; da denn nicht alle intentionirten Sonderungen jedesmal zur Wirklichkeit gelangen und man sie vielleicht nur hie und da actu in der Gegenwart vorzeigen kann, indem an großen Gebirgskörpern oben angedeutete Formen bald einzeln ausgebildet hervortreten, bald aber in große Massen verschlungen und darin versteckt gedacht werden müssen.

Durch diesen Begriff kommt auch der Zeichner ganz allein zur Fähigkeit, Felsenwände und Gipfel richtig und wahrhaft darzustellen, indem er das Unsichtbare durch das Sichtbare sich verdeutlicht und den allgemeinen Charakter im Kleinen wie im Ungeheuern durchzuführen vermag. Die Urgestaltung wird ihm klar, er begreift wie dasselbe Gestein bald als Platte, Säule und doch auch als Wand erscheinen könne, und wie allen diesen Phänomenen eine verwandte Form zum Grunde liege.

Eine solche hypothetische Gebirgsdarstellung haben wir auf einer Tafel versucht, deren Raum mit gegitterten Linien durchzogen, ein landschaftliches Bild aber, dem man diese Grundzüge kaum anmerkt, in dieses Gewebe hinein gezeichnet ist.

Von der oben erwähnten 1784 sorgfältig, mit manchen Aufopferungen, durchgeführten Harzreise haben wir sehr schöne,

noch jetzt wohl erhaltene schwarze Kreidezeichnungen, meist in groß Folioblättern mitgebracht. Verkleinert können sie nicht werden; der Aufwand sie in Kupfer stechen zu lassen war abschreckend; nun aber wären sie lithographisch vielleicht eher mitzutheilen, nur wird ein sehr gewandter, mit charakteristischem Geiste begabter Künstler, der Sache kundig, liebevoll sich damit zu beschäftigen haben.

Einstweilen stehe das Verzeichniß hier an passender Stelle.

1) Teufelskanzel und Hexenaltar auf dem Brocken; meisterhaft charakteristischer Umriß, hinreichend schattirt.

2) Arendsklint, eine Felsgruppe vom Brocken nordwestwärts, hievon stellt diese Nummer mit den drei folgenden einzelne Klippen vor Augen. Umriß einer großen Felsmasse, mit wenig verticalen und vielen horizontalen Abtheilungen.

3) Deßgleichen, doch von ganz anderer Naturconstruction als die vorhergehende; die Hauptmasse mit Aufmerksamkeit ausgeführt.

4) Kleinere Zeichnung, den Granit kugel- und säulenförmig zugleich vorstellend.

5) Abermals eine Felsmasse von Arendsklint; sorgfältiger Umriß und zur nöthigen Deutlichkeit schattirt.

6) Ein Schnarcher, einer der schönen Granitfelsen die auf dem Barenberge in der Nähe von Schierke stehen. Der Punkt ist bemerkt, wo dieser Fels die Magnetnadel verändert. Genauer Umriß, durch Schattirung hervorgehoben.

7) Wernigeröder Feuerstein; der Hauptgegenstand von oben herein charakteristisch ausgeführt.

8) Bei der Susenburg an der Bude, quarzreiches porphyrartiges Gestein; sorgfältiger Umriß der Hauptpartien.

9) Der Punkt wo die Bude von oben herab aus dem

Schiefergebirg auf den Granit ſtößt und durch denſelben hindurchdringt. Kleine Zeichnung, auf der Gränze beider Geſteinarten genommen, wenig colorirt. Der ſehr quarzhaltige Thonſchiefer iſt blaulich, der Granit röthlich angewaſchen.

10) Aus der Höhe in der Schlucht weiter abwärts, wo die Bude ſehr gedrängt ein Becken macht. Man bemerkt den bei hohem Waſſer durch das vorbeiſtrömende Floßholz ausgewaſchenen Granit.

11) Granitfelſen, vom linken Ufer der Bude, unter dem Roßtrapp; gehörig ſchattirte Zeichnung.

12) Deßgleichen. In der Höhe der Felſen des Roßtrapps ſelbſt, Umriß; der Vordergrund charakteriſtiſch ſchattirt.

13) Ein deßgleichen, aus dem Budethal emporſteigender Granitfelſen; vollkommen ausgeführte Zeichnung.

14) Granitklippe im Ockerthal, zum Begriff von verborgenen und offenbaren Zerklüftungen ſehr dienlich.

15) Kieſelſchieferklippe an der Ocker, merkwürdig wegen der horizontalen und verticalen Ablöſungen. Charakteriſtiſche Skizze.

16) Marmor mit Quarz durchzogen, die Kalktheile wittern aus, der Quarz bleibt ſtehen; dieß giebt dem Fels ein ganz eigen ausgefreſſenes Anſehen. Aus der innern, unangegriffenen Maſſe laſſen ſich bedeutende Tafeln ſchneiden und ſchön poliren. Ockerthal?

17) Der Hübichenſtein, Kalkfelſen am Iberge in der Nähe der Bergſtadt Grund, eigentlich ein Korallenfels, an welchem auch die telluriſchen Trennungen, obgleich unregelmäßig, zu bemerken ſind. Vollkommen ausgeführte Zeichnung. Die zweite Vignette in dem wichtigen Werke unſeres abgeſchiedenen Freundes von Trebra (Erfahrungen vom Innern der Gebirge. Deſſau und Leipzig 1785. Fol.) iſt eine leichte Skizze

nach der mit der größten Sorgfalt vollkommen ausgeführten Zeichnung.

18) Hans-Kühnenburg; Sandstein, völlig ausgeführte charakteristische Zeichnung.

19) Graue Wacke, in der Nähe von Wildemann, flözartig gelagert; sorgfaltigst ausgeführte Zeichnung.

20) Eingang zu der Baumannshöhle; klein Querfolio, angetuscht, die Marmormassen in ihrem charakterlosen Charakter wohl ausgedruckt.

21) Eisengrube in Thonschiefer vom Tage herein; Eisenstein und Gebirgsart sind so vermischt, daß gewissermaßen nur ein Raubbau stattfindet.

22) Festung auf dem Regenstein, in den Sandstein eingegraben; das Ganze zerstört und verwittert, klein Querfolio.

23) Höhlen auf dem Regenstein; skizzirt, nicht sonderlich charakteristisch.

24) Die alte Burg bei Langenstein. Flüchtige aber klare Zeichnung, die Gebirgsart nicht charakteristisch.

25) Die Clause bei Goslar; Sandstein; charakteristisch.

26) Teufelsmauer bei Thale gegen Quedlinburg; so merkwürdig als schön gezeichnet, die Nothwendigkeit des Einstürzens maischer Gebirgsarten unter gewissen Umständen vor Augen gestellt.

27) Gypswände bei Osterode; reinlich umrissen und angetuscht, den schwachen Charakter dieser Gesteinart glücklich aussprechend.

Vorgemeldete Sammlung ist wie man sieht nach einer gewissen Ordnung gereiht, sie führt vom Granit des Brockens bis zum Gypsfelsen von Osterode, freilich weder vollkommen in geologischer noch geographischer Folge. Doch würde sie in beiden Rücksichten schon vollständiger werden, wenn man eine

Auch war, denn alles? Fürſtinn! o verzeih'!
Da dacht' ich manchmal an mich ſelbſt und wünſchte
Dir etwas ſeyn zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünſcht' ich's zu ſeyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie ſich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum was dich ſchmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beſchützteſt,
Verwirrte unklug was du löſen wollteſt,
Und fühlte ſo mich ſtets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzeſſinn.

Ich habe, Taſſo, deinen Willen nie
Verkannt, und weiß wie du dir ſelbſt zu ſchaden
Geſchäftig biſt. Anſtatt daß meine Schweſter
Mit jedem, wie er ſey, zu leben weiß,
So kannſt du ſelbſt nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

vorräthige doppelte Anzahl von kleineren weniger ausgeführten Umriſſen, Skizzen und manchen flüchtigen Entwurf dazwiſchen legen wollte, welches um ſo inſtructiver ſeyn würde, weil jedes dieſer Blätter, wenn auch mit weniger Zeitaufwand doch immer zu jenem ausgeſprochenen Zwecke mit Ueberlegung gefertigt worden. Ein lakoniſches gleichfalls übrig gebliebenes Tagebuch würde dabei noch weiter behülflich ſeyn.

Von jenen kleineren Zeichnungen bemerke folgende:

a) Hexenaltar auf dem Brocken, in geſchichteter Lage; noch vor funfzig Jahren glaubte man hier eine durch Menſchenhände aufgerichtete Mauer zu erblicken.

b) Arendsklint; eine auf regelmäßigem Natur-Piedeſtal aufgerichtete Felſenſäule.

c) Unter dem Roßtrapp an der Bude; flüchtige Skizze, die ſteilaufſtrebenden Felſenpartien ſehr gut ausdrückend.

d) Treppenſtein, an der Ocker; regelmäßig rechtwinklicht getrennte Granitmaſſe.

e) Unter dem Treppenſteig am Waſſer; an unförmliche Granitmaſſen anſtoßende ſanftgeneigte regelmäßige Bänke desſelben Geſteins.

f) Ziegenrücken im Ockerthale; beinahe verticale Bänke, horizontal und diagonal durchſchnitten.

g) Kalkhöhle von oben erleuchtet; maleriſcher Effect.

h) Verſteinerungslagen unter Grauwackebänken, am Schulenberg auf dem Oberharz.

i) Küttelsthaler Gypsbrüche; kleines Muſterſtück, die horizontale und verticale ſchwankende Durchklüftung dieſer Gebirgsart darſtellend.

k) Clauſe bei Goslar; in den Sandſtein gegraben, merkwürdig wegen regelmäßiger doch ſchwankender Zerklüftung.

l) Rammelsberg bei Goslar; meiſterhafte kleine Zeichnung,

den ödesten trostlosesten Zustand, auf der Oberfläche metallischer Naturschätze, vergegenwärtigend.

Gebirgs-Gestaltung im Ganzen und Einzelnen.

Ehe wir auf unserm bezeichneten Wege nunmehr weiter schreiten, fassen wir in einem Rückblick dasjenige zusammen wovon bisher gehandelt worden.

Große anorganische Massen gestalten sich solidescirend und zwar regelmäßig. Wir gebrauchten ein Gitterwerk als Gleichniß, und gaben den Katalog einer Sammlung von Zeichnungen, zu diesem Zwecke vor vielen Jahren aufgenommen und bis jezt sorgfältig aufbewahrt.

Den Augenblick der Solidescenz hat man als höchst bedeutend zu betrachten. Solidescenz ist der letzte Act des Werdens, aus dem Flüssigen durchs Weiche zum Festen hingeführt, das Gewordene abgeschlossen darstellend.

Im Solidesciren, im Uebergang aus dem Weichen in das Starre, ergiebt sich eine Scheidung, sie sey nun dem Ganzen angehörig oder sie ereigne sich im Innersten der Massen.

Jene Urdurchgitterung, wie wir, das Obgesagte ins Kurze zu fassen, die Erscheinung actu, die Vermuthung potentiä nennen wollen, geschah niemals ohne Sonderung: denn alle Gebirgsmassen sind mehr oder weniger zusammengesetzt; daher entstanden gleichzeitige Gange (dieses unzulängliche Wort

müſſen wir einſtweilen gebrauchen), Gänge die mit Geſtein-Abtheilungen parallel gehen, dieſe mögen nun vertical aufgerichtet ſtehen und deßhalb als Wände gelten, oder unter verſchiedenen Winkeln geneigt, bald mit dem Namen Bänke, und endlich wohl gar Lager bezeichnet werden. Dieſe Gänge ſprechen wir als gleichzeitig mit der Gebirgsmaſſe an. Wer einen Schriftgranitgang in einer Granitmaſſe eingeſchloſſen, ihrem Fallen und Streichen genau folgend, mit Augen geſehen hat, der wird den Sinn begreifen den wir in dieſe Worte legen.

Jene Scheidung wird alſo von der Hauptgeſtaltung mit fortgeriſſen und fügt ſich in die Richtungen jenes Gitterwerks.

So viel ſey vorläufig von einer Angelegenheit geſagt, die ſchon tauſendfach mit mehr oder weniger Glück ausgeſprochen worden. Man erinnere ſich der Füllungs-Theorie, welche ſo überhand nahm, daß eines werthen Mannes, von Charpentier's, verſtändige Bemühungen abgelehnt, beſeitigt, mißgeachtet, vergeſſen und zuletzt gar nur durch Hohnrede wieder zur Erinnerung gebracht wurden. Eine Wiederaufnahme der Arbeiten eines höchſt ſinnigen Vorfahrs würde gerade jetzt einen guten Eindruck machen und vielleicht von erfreulichen Folgen ſeyn.

Aber gleichzeitig mit jener Scheidung, die dem Ganzen folgen muß, geht im Innerſten der Maſſen noch eine beſondere vor, welche den eigentlichen Charakter der Gebirgsart ausſpricht, und dieſes iſt, was wir porphyrartig nennen. Auch hier wie dort ſondert ſich das Reinſte, oder vielmehr Homogenſte, nicht ſowohl vom Unreinen als vielmehr vom Fremdartigen, das Einfachere vom Zuſammengeſetzten, das

Enthaltene vom Enthaltenden, und zwar ſo, daß man oft die Identität beider nachweiſen kann. Unzählige Beiſpiele, vom Granit bis zum lezten Gyps und Kalkſtein, ſind den Freunden dieſes Wiſſens bekannt. Sehr oft iſt das Enthaltene dem Enthaltenden nahe verwandt. Die Carlsbader und Ellbogner Zwillingskryſtalle ſind eigentlich kryſtalliſirter Granit; die großen Granaten oder Almandine von Tyrol ſind offenbar kryſtalliſirter Glimmerſchiefer, die Eiſengranaten kryſtalliſirter Eiſenglimmer.

Wie nun dieſe Geſtaltungen ſich ſelbſt in beengender Maſſe hervorthun, ſo werden noch mehr die durch geiſtige Auflöſung befreiten auf leeren Gebirgsklüften und Schluchten herumgeführten Ur-Theilchen ſich noch reiner abtrennen und die gleichartigen ſich einander zugeſellen. Hier haben wir alsdann die ganz reinen Kryſtallbildungen, an denen wir uns höchlich erfreuen, unſer Wiſſen daran bilden und ordnen können.

Auch jene porphyrartigen Erſcheinungen habe ich ſorgfaltig geſammelt, und wie ſich das oben Behauptete in einzelnen Beiſpielen ausſpricht verdient wohl eine beſondere Behandlung. Jedoch finde eine chemiſche Erfahrung hier einſtweilen Platz.

Ich erhielt ein Glas Opodeldok von gleichartiger trübdurchſcheinender Maſſe, worin aber runde weiße kryſtalliſirte Körperchen in kleiner Erbſengröße ſchwebend gehalten werden. Bei einer nahern Erkundigung vernahm ich, daß dieſes Glas erſt vor drei Wochen bereitet worden. Schon am zweiten und dritten Tage zeigen ſich Pünktchen, die ſich nach und nach vergrößern und eine kryſtalliniſche Form annehmen, an welchen jedoch im Verlauf der Zeit kein weiterer Wachsthum zu bemerken iſt.

Ferner hat ſich gefunden, daß in kleineren Gläſern die Kryſtallchen häufiger und kleiner als Hirſenkörner entſtehen, wodurch wir belehrt werden: daß ſogar das Maaß der Räumlichkeiten auf die Kryſtallbildung entſchiedenen Einfluß hat, und zugleich auf manches oryktognoſtiſche Vorkommen hingewieſen ſind.

Auf dieſem Wege jedoch begegnen wir einem andern Phänomen, das uns bei ſeiner Unerforſchlichkeit nicht losläßt. Solideſcenz iſt mit Erſchütterung verbunden. Nur ſelten kommt dieß Ereigniß, ſeiner Zartheit wegen, zur unmittelbaren entſchiedenen Anerkennung.

„Derjenige welcher bei dem Verſuch das Queckſilber gefrieren zu machen die Glasröhre in der Hand hielt, fühlte in dem Augenblick als das Metall ſeinen flüſſigen Zuſtand verlor eine plötzliche Erſchütterung; und eine ganz ähnliche Erſcheinung findet beim Feſtwerden des Phosphors ſtatt.“

So zeigt ſich auch Solideſcenz durch Erſchütterung. Ein Glas Waſſer nahe am Gefrieren durch einen Schlag erſchüttert, kryſtalliſirt ſogleich.

Gedenken wir an dieſer Stelle, wenn ſie auch weit abzuliegen ſcheinen, der Chladniſchen Verſuche, wo die Erſchütterung, regelmäßig geleitet, zugleich mit dem Ton eine Geſtalt hervorbringt. Auf Glastafeln iſt das Phänomen jedermann bekannt, vielleicht nicht allen folgendes:

Waſſer, auf flachen gerändeten Glastellern, mit Semen lycopodii beſtreut und durch einen Violinbogen angeregt, giebt in vielfältigen Abtheilungen, die Erſcheinung gegitterter Flächen und eines entſchiedenen Gewebes, ſo daß der umſichtig thatige Henfinger deſſen in ſeiner Hiſtologie (Hyphologie)

gedenken könnte. Purkinje, ein merkwürdiger Forscher unsrer Zeit, hat mir solches Gewebe durch eine scharfsinnige Vorrichtung auf Glastäfelchen fixirt und freundlichst mitgetheilt.

Die entoptischen Erscheinungen lassen sich gleichfalls hier anschließen; durch schnelle Veränderung der Temperatur solidescirt ja in den Glastäfelchen eine sonst vorüberfliegende Gestaltung.

Bedeutend hab' ich immer die Betrachtung gefunden, die uns das makro-mikromegische Verfahren der Natur einzusehen fähig macht: denn diese thut nichts im Großen was sie nicht auch im Kleinen thäte, bewirkt nichts im Verborgenen was sie nicht auch am Tageslicht offenbarte.

Daß der Thonschiefer im Großen von Quarzgängen häufig durchsetzt werde, ist bekannt; nun aber traf ich eine dergleichen Gebirgsart, deren mäßige tragbare Massen nach einem gewissen Streichen von Quarzgängen durchzogen waren, indessen schiefrige Ablösungen diese Massen rechtwinkelig auf die Richtung der Gänge zu schmalen Täfelchen trennten und so natürliche Durchschnitte vor Augen legten.

Ich lege ein solches Thonschiefer-Täfelchen vor mich, so daß der darauf sich zeigende etwa sechs Linien starke Quarzgang in horizontaler Richtung sey, ein schmälerer etwa eine Linie breiter Gang kommt auf dem ersteren im Winkel von etwa 45 Graden an, wird sogleich nach dem Perpendikel zu gebrochen, geht sichtlich durch den stärkeren hindurch, kehrt unterwärts in die erste Richtung zurück und setzt parallel mit der Eintritts-Linie seinen Weg weiter fort. Hier gebrauchte ich, wie man sieht, eine bekannte Terminologie, deren man sich bedient um das Phänomen anzuzeigen, wenn das Licht,

oder deſſen ſogenannter Strahl, aus dem dünneren Mittel ins dichtere und von da wieder ins dünnere übergeht.

Und fürwahr, wären unſere Täfelchen in Linearzeichnungen auf eine Kupferplatte gebracht, ſo würde jedermann glauben es ſeyen aus einem phyſikaliſchen Compendium jene auf die Lehre von Brechung des Lichts bezüglichen Figuren copirt worden.

Doch wollen wir die Analogie nicht weiter treiben, ſondern nur erzählen, was wir vor uns ſehen: der ſchwächere Gang auf dem ſtärkeren, vertical im rechten Winkel anlangend, ſcheint von ſeinem Wege nicht abgelenkt; doch gehen genau betrachtet zwei Gänge niemals durch einander, ohne daß ſie einigermaßen in ein Schwanken geriethen und eine leiſe Wirkung ſolches Zuſammentreffens andeuteten.

Der Fall welcher ſelten vorkommt, daß der ſchwächere Gang den ſtärkeren verſchiebt, deutet auf die Erfahrung, daß ein ganz leeres Klüftchen den Gang aus ſeiner Richtung bringt, ihn aber nicht rückwärts lenkt, ſondern vorwärts zu ſchieben die Eigenſchaft hat.

Einen einzigen Fall hab' ich gefunden, wo der ſchwächere Gang den ſtärkeren vertical durchkreuzend ihn beinahe um ſeine Breite niederdrückt.

Im Thonſchiefer finden wir durchaus die reinſten Beiſpiele zu dieſer Lehre; der Kieſelſchiefer hingegen iſt ſo vielfach durchzogen und durchklüftet, daß bedeutende Beiſpiele nicht herauszuheben ſind. Der Marmor bietet uns ähnliche Betrachtungen dar, nur iſt alles leichtfertiger und unſicherer; doch fehlt es auch hier nicht an einer gewiſſen conſequenten Beſtimmtheit.

Ein merkwürdiges Beiſpiel, wodurch die Erſchütterung bei der Solideſcenz uns vor Augen gebracht wird, iſt der allbekannte Florentiniſche Ruinenmarmor. Wahrſcheinlich entſprang er aus einer eingeſinterten Gangart, die an einer Seite ſich bandartig zu bilden im Begriff war, als ein gewiſſes Zucken die zarten Streifen mit verticalen Klüftchen durchſchnitt und die horizontalen Linien bedeutend verrückte, daß die einen höher gehoben, die andern niedergehalten wurden, wodurch uns denn die Geſtalt einer lückenhaften Mauer vor Augen tritt. Indeſſen war am entgegengeſetzten Saalband die Maſſe breiartig in Bewegung; dieſe von jenen Erklüftungen wenig erleidend erſcheint nun bei geſchnittenen und polirten Tafeln über der Landſchaft als Bewölkung, wer es dafür will gelten laſſen; doch gleicht dieſe Stelle bei vorzüglichen Exemplaren ganz deutlich dem ſogenannten orientaliſchen Alabaſter, einem buntgeſtreiften durchſcheinenden Kalkſpath.

Ferner beſitz' ich andere Beiſpiele deſſelben Marmors, wie ſie mir nur einmal vorgekommen. Die Maſſe nämlich, wie ſie aus hellerem Grunde zu mehr oder weniger hellern Beſtandtheilen ſich ſondert, hatte nicht die Tendenz wie vorige ſich bandartig zu bilden, ſondern mag unbeſtimmt durch Scheidung neben einander ſchwimmend, bei der Solideſcenz von Erſchütterung ergriffen, durch unzählige ſichtbare Klüftchen durchkreuzt worden ſeyn.

Nun ſieht man die verſchiedenfarbigen geſonderten Beſtandtheile geradlinig in beſtimmte Räumchen eingefaßt, in Dreiecken, Vierecken, alles meiſt rhombiſch ſpitz- und ſtumpfwinkelig.

Aehnliche Erſcheinungen finden wir im Großen: denn man darf den erſtbenannten Ruinenmarmor und deſſen

Durchschnittstäfelchen mit einem Durchschnitt vom Riegelsdorfer Flöz vergleichen, so wird man die große Aehnlichkeit bewundern.

Alles dieses ist nur gesagt, daß die Natur nicht später gewaltsame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erscheinungen mechanisch hervorzubringen, sondern daß sie in ihren ersten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte besitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugsamer Vorbereitung das Ungeheure so wie das Zarteste zu bilden vermögen.

Der bei Ilmenau vorkommende Bandjaspis giebt uns von einer gleichen Naturwirkung schöne Beispiele. Die einzelnen dreifingerbreiten Stücke zeigen eine sehr regelmäßige Streifenbildung, graubräunlich dunkel auf hellerem Grunde. An vielen Stücken ist diese Linearzeichnung unverrückt, an anderen aber bleibt zwar das parallele Verhaltniß durchaus rein, allein die Linien sind wie durch einen kleinen Schreck im Augenblick der Solidescenz verschoben und also erstarrt daß sie nunmehr ein gelindes treppenartiges Steigen und Fallen vorweisen. Was wir also vorher an einem leicht determinablen Kalkgestein gesehen haben, erblicken wir nunmehr an einem festen quarzigen Thongestein.

Von einer heftigern Erschütterung in einem solchen Augenblicke giebt uns der Trümmerachat einen bedeutenden Beleg. Hier ist auch die erste Tendenz zum Bandartigen unverkennbar, durch eine Störung jedoch ward sie aufgehoben und in einzelne Stücke zertheilt; die Chalcedon-Masse jedoch, die allen Achaten zum Grunde liegt, in dem Augenblicke noch

weich, erstarrte zugleich mit den Trümmern, die sie enthielt, und so ist uns ein schönes Mineral vorbereitet worden.

Ich besitze eine Tafel Altdorfer Marmor, drei Fuß lang, zwei breit, deren ausgeschweifte Form darauf hindeutet, daß sie früher fürstliche Gemächer verziert hat, und sie verdiente diese Ehre wohl: denn auf einem grauen Grunde liegt Ammonshorn an Ammonshorn; die Schale des Ganzen ist noch deutlich sichtbar, der vordere Theil von der Grundmasse ausgefüllt, der hintere reiner weißer Kalkspath. Jedem Naturfreund ist dieser Marmor von Altdorf bekannt, mir aber wurde an diesem Stücke zuerst folgendes bedeutend. Es gehen zarte Klüfte quer durch das Ganze durch, die, wenn sie auf ein Schneckengehäus treffen, solches um einige Linien verschieben; an anderen einzelnen Musterstücken fand sich auch wohl der Fall, daß die Schnecke auf vier Zwölftheile eines Pariser Zolls verschoben war.

Das was wir also am Bandjaspis, am Florentiner Marmor erblickten, fordert uns hier abermals zur Betrachtung auf; hier liegt es dem Anblick deutlich vor, daß das Ganze noch weich, noch determinabel in einem gewissen Grade von Erharschung muß gewesen seyn, als die schmalen mit einer gilblichen Masse ausgefüllten Klüfte in gerader Richtung, obgleich wellenförmig, durch das Ganze hindurch liefen und alles was sie durchschnitten von der Stelle schoben. Außer dieser Haupttafel geben fünf kleinere, die ich durch Vermittelung des Herrn Professors Schweigger einer alten wackern Freundin, der Frau Burgermeisterin Baureis in Nürnberg, verdanke, mit welcher, wie früher mit ihrem Gatten,

Taſſo.

Tadle mich!
Doch ſage mir hernach, wo iſt der Mann?
Die Frau? mit der ich wie mit dir
Aus freyem Buſen wagen darf zu reden.

Prinzeſſinn.

Du ſollteſt meinem Bruder dich vertraun.

Taſſo.

Er iſt mein Fürſt! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freyheit wilder Trieb den Buſen blähe.
Der Menſch iſt nicht geboren frey zu ſeyn,
Und für den Edeln iſt kein ſchöner Glück,
Als einen Fürſten, den er ehrt, zu dienen.
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen wenn er ſpricht,
Und thun wenn er gebiethet, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

durch manche Zeit hindurch ein naturwiſſenſchaftlicher Verkehr ſtatt gefunden, eine ähnliche Anſchauung.

Von einem ſolchen Halbgewordenen, Geſtörten und wieder zum Ganzen Gefügten haben die Geognoſten ſchon manche Beiſpiele angeführt, und man wird mit einiger Aufmerkſamkeit noch viel mehrere finden, und manches ſogenannte Breccienartige wird hierher zu zählen ſeyn. Die Quarzfelſen am Rheinufer unmittelbar unter der Rochus-Capelle gehören hierher; ſcharfkantige Quarztrümmer ſind durch eine friſche flüſſige kräftige Quarzmaſſe zu dem feſteſten Geſtein verbunden, wie wir ja auch im Organiſchen erſehen, daß ein geheilter Knochen vor einem Bruche an derſelben Stelle ſicherer iſt als am benachbarten geſunden.

Deutſchland

geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt von Chr. Keferſtein.

Weimar 1821.

Eine Zeitſchrift, zwei Hefte, 1ſtes Heft: General-Charte von Deutſchland, zwei Durchſchnitte von Süd nach Nord. 2tes Heft: Zwei Durchſchnitte von Weſt nach Oſt. Charte von Tyrol.

Den Dank welchen Freunde der Geognoſie Herrn Keferſtein ſchuldig werden, kann ihm niemand froher und aufrichtiger abtragen als ich, da mir ſeine bedeutende Arbeit gerade zur rechten Zeit förderlich und nützlich wird. In einem Alter

wo man Resultate wünscht, ohne daß man sich selbst im Stande fühlte in manchen Fächern zu einer Vollständigkeit von Erfahrung zu gelangen, das Längstvorhandene mit dem Neuentdeckten übersehbar zu verknüpfen, ist es höchst willkommen, wenn Jüngere unsern Vorsatz leisten, unsern Wunsch erfüllen.

Wenn ich gedenke was ich mich seit funfzig Jahren in diesem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthisch genug war, und nun mir das Einzelne vergegenwärtigen, zu einem allgemeinen Bilde verknüpfen möchte; so kommt mir vorliegende Arbeit, insofern sich meine Forschung auf Deutschland bezog, sehr günstig zu statten.

Wie ich also, theils zufällig, theils vorsätzlich, mit Land- und Gebirg-Strecken bekannt geworden, was ich von Erfahrungen notirt, von Zeichnungen trefflicher Künstler aufbewahrt, an Gedanken fort und fort gehegt, das alles wird sich jetzt deutlicher und kurzgefaßter entwickeln lassen, wenn ich, Herrn Keferstein's Charten und geognostische Zeitschrift immer vor Augen habend, Aelteres und Neueres darauf beziehe, wodurch ich denn, ohne daß ich ein zusammengreifendes Ganzes zu liefern im Stande wäre, doch, indem ich mich an ein Ganzes anschließe, zu einer gewissen Einheit gelangen kann.

Herrn Keferstein's Unternehmen, sobald die wohlgelungene Arbeit mir zu Augen gekommen, erregte meinen ganzen Antheil und ich that zu Färbung der geognostischen Charte Vorschläge; worauf sich diese gründen, entwickeln wir folgendermaßen:

Man durfte sich nicht schmeicheln eine dem Auge vollkommen gefällige ästhetische Wirkung hervorzubringen; man suchte

nur die Aufgabe zu lösen: daß der Eindruck, welcher immer bunt bleiben mußte, entschieden bedeutend und nicht widerwärtig wäre. Der Hauptformation, welche Granit, Gneis, Glimmerschiefer mit allen Abweichungen und Einlagerungen enthält, ertheilte man die Karminfarbe, das reinste schönste Roth; dem unmittelbar anstoßenden Schiefer gab man das harmonirende reine Grün; darauf dem Alpenkalk das Violette, auch dem Rothen verwandt, dem Grünen nicht widerstrebend.

Den rothen Sandstein, eine höchst wichtige, meist nur in schmalen Streifen erscheinende Bildung, bezeichnete man mit einem hervorstechenden Gelbroth; den Porphyr andeuten sollte die bräunliche Farbe, weil sie überall kenntlich ist und nichts verdirbt. Dem Quadersandstein eignete man das reine Gelb zu; dem bunten Sandstein ein angeröthetes Chamois; dem Muschelkalk blieb das reine Blau; dem Jurakalk ein Spangrün, und zuletzt ein kaum zu bemerkendes Blaßbkau der Kreidebildung.

Diese Farben neben und durch einander machen keinen unangenehmern Eindruck als irgend eine illuminirte Charte, und vorausgesetzt, daß man sich immer der besten Farbestoffe bediene, des reinsten Auftrags befleißige, werden sie durchaus einen freundlichen zweckmäßigen Anblick gewähren. Auf der allgemeinen Charte von Deutschland fühlt man die Totalität; die Charte von Tyrol, wo nicht alle Farben vorkommen, ist charakteristisch, man sagt sich gleich, daß man nichts Zerstückeltes, nur große Massen gewahre; andere Gegenden werden andere Eindrücke verleihen. Das auffallende Schwarz des Basaltes laßt sich, in Betracht der Bedeutsamkeit dieser Formation, gar wohl vergeben.

Wird nun der intendirte geognostische Atlas auf solche

Weise durchgeführt, so wäre zu wünschen, daß die Freunde dieser Wissenschaft sich vereinigten und dieselben Farben zu Bezeichnung eben desselben Gesteins anwendeten, woraus eine schnellere Uebersicht hervorträte und manche Bequemlichkeit entstünde. Wir haben deßhalb umständlicher ausgesprochen, daß die vorliegende Färbung ursächlich und nicht zufällig angeordnet worden. Ueberhaupt wäre noch manches zu besprechen, ehe man Landcharten eigens zu geologischen Zwecken widmen und stechen ließe, da denn, durch gewisse, vom Kupferstecher schon eingegrabene Zeichen, auch die Haupt-Epochen in ihren Unterabtheilungen kenntlich zu machen wären.

Der Kammerberg bei Eger.

Der Kammerbühl (Hügel), sonst auch der Kammerberg, hat seinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage weniger Häuser, die Kammer genannt. Er zeigt sich, wenn man von Franzenbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Lusthäuschen auf seiner Höhe, und merkwürdig durch vulcanische Producte aus denen er besteht. Ob sie ächte oder pseudovulcanische seyen, kann die Frage entstehen; aber man neige sich auf welche Seite man will, so wird bei diesem Falle wegen besonderer Umstände manches problematisch bleiben.

Wir gäben zu unserer Darstellung gerne ein Kupfer und legten dabei eine Sammlung zum Grunde. Denn wenn man gleich mit Worten vieles leisten kann, so ist es doch wohlgethan bei natürlichen Dingen die Sache selbst oder ein Bild

vor sich zu nehmen, indem dadurch Jedermann schneller mit dem bekannt wird, wovon die Rede ist.

Indessen ob uns gleich hier beides abgeht, so unterlasse ich doch nicht diesen Aufsatz mitzutheilen. Vorgänger gehabt zu haben ist immer vortheilhaft, und so benutzte auch ich später die Schrift des verewigten von Born. Wir sehen aufmerksamer wenn von uns gefordert wird zu sehen was jene gesehen haben, und es ist immer schon genug, wenn einer sieht was der andere sah, ob er es gleich vielleicht anders sieht. Was das Denken und Meinen betrifft, so ist über solche Gegenstände ohnehin keine Uebereinstimmung zu erwarten.

Wie viele Naturfreunde besuchen jährlich diese Gegenden, besteigen diese wundersame Mittelhöhe und ohne große Schwierigkeit werden sie, nach Anleitung des angefügten Verzeichnisses, eine Sammlung zusammentragen, vielleicht vollständiger als die unsrige. Besonders empfehlen wir ihnen die Nummern 11 bis 14 aufzusuchen. Bedeutend und recht ausgezeichnet sind sie selten; aber das Glück begünstigt den leidenschaftlichen, unermüdlichen Liebhaber.

Läßt sich Böhmen als ein großes Thal ansehen, dessen Wasser bei Außig abfließen, so kann man den Egerdistrict als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieses Namens sich seiner Wasser entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend von der zunächst hier die Rede ist, so erblickt unsre Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzenbrunner Moors einen vormaligen Gebirgssee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, dessen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineralischem Alkali und andern chemischen Bestandtheilen durchdrungen ist, in welchem sich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die sehr lebhaften und gehaltreichen

mineralischen Quellen und andere physische Phänomene ein vollständiges Zeugniß ablegen.

Die Hügel und Gebirge welche diese Moorfläche umgeben, sind sämmtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldspathkrystallen, dem Carlsbader ähnlich, findet sich zunächst bei der Einsiedelei von Liebenstein. Ein feinkörniger mit gleichgemischten Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäusel. Nicht weniger bricht Gneis bei Rossereit. Aus Glimmerschiefer jedoch, der uns hier besonders interessirt, besteht der Rücken, welcher das Franzenbrunner Moor von dem Egerthale scheidet. Aus der Verwitterung dieses Gesteins entstand der Boden der meisten Felder dieser sanften Anhöhen; deßwegen man auch allenthalben Ueberreste von Quarz findet. Die Hohle hinter Dresenhof ist in den Glimmerschiefer eingeschnitten.

Auf diesem Rücken, sanft doch entschieden erhoben, einzeln und abgesondert, liegt der von allen Seiten her gesehene Kammerbühl. Seine Lage ist an und für sich schon hoch und um so bedeutender wird die Aussicht auf seiner Höhe.

Man versetze sich in das offene Lusthäuschen und man findet sich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nordwesten hat man die regelmäßigen schönen und heitern Gebäude Franzenbrunns vor sich. Wie man sich nach der rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landschaft, in der Ferne den sächsischen Fichtelberg, die Carlsbader Berge; sodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria Culm, dann das Stadtchen Königswart, wohin zu das Moor seinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter Berg, weiter ostwärts den Tillberg, wo der Glimmerschiefer mit Granaten sich findet. Ungesehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch

der Fluß zeigt sich nicht. Ueber dem Thale hingegen das er einschneidet, steht das Kloster Sanct Anna auf einer ansehnlichen Höhe, auf welcher schöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerschiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachsener Berg, der eine Einsiedelei verbirgt, in der Ferne treten sodann der Bayreuther Fichtelberg und die Wunsiedler Berge hervor. Herwarts sieht man sodann das Schloß Hohberg; völlig im Abend den Kappelberg, mehrere Ansiedlungen, Dörfer und Schlösser, bis sich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzenbrunn anschließt.

Wir befinden uns also auf dem Gipfel eines länglichen nackten Hügels, der sich von Südwesten nach Nordosten zieht; rings umher lauft er gegen seine Base flach aus; nur ist die Westseite steiler. Eben dieses flache Auslaufen macht seine Peripherie ungewiß; doch kann man sie über 2000 Schritte annehmen. Die Länge des Rückens von dem Lusthäuschen bis an den Hohlweg, in welchem noch schlackige Spuren zu finden sind, beträgt 500 Schritte. Gegen Länge und Breite ist die Höhe gering; die Vegetation behilft sich dürftig unmittelbar auf verwitterter Schlacke.

Geht man von dem Lusthäuschen den Rücken gegen Nordosten hinab, so trifft man sogleich auf eine kleine Vertiefung die offenbar von Menschenhanden ausgegraben ist. Hat man auf dem sanften Abhang etwa 150 Schritte zurückgelegt, so gelangt man an die Stelle, wo zum Gebrauch des Chausseebaues die Seite des Hügels aufgegraben, eine große Masse weggefördert, sein Inneres aufgeschlossen und für den Betrachter ein bedeutendes Profil gewonnen worden. Der Durchschnitt der sich hier beobachten laßt, kann an seiner höchsten Stelle etwa 30 Fuß hoch seyn. Hier zeigen sich Lagen vulcanischer Producte, regelmäßige Lagen, welche sanft doch

etwas mehr als der Hügel nach Nordosten abfallen und eine geringe Neigung von Süden nach Norden haben. Sie sind an Farbe verschieden, unten schwarz und braunroth; höher nimmt das Braunroth überhand, weiter hinaufwärts zeigt sich die Farbe weniger ausgesprochen; da wo sie sich der Oberfläche nähern ziehen sie sich ins Graulichgelbe.

Höchst merkwürdig ist an diesen sämmtlichen Lagen, daß sie so sanft abfallen, daß sie ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig auf einander folgen, daß sie eine geringe Höhe haben: denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu sehen, bequem ihrer vierzig zählen.

Die Theile aus welchen diese Lagen bestehen, sind durchaus lose, von einander abgesondert, nirgends eine compacte zusammenhängende Masse. Das größte und seltenste Stück das man darin finden möchte, wird wenig über eine Elle betragen.

Manche Theile dieses wunderbaren Gemenges zeigen ihren Ursprung ganz deutlich. So findet man häufig genug Glimmerschiefer an Farbe und Form völlig unverändert, bald fester bald mürber. In den obern Lagen trifft man denselben öfter als in den untern geröthet an.

Seltner sind jedoch solche Stücke, welche von einer leichtflüssigen zarten Schlacke zum Theil umgeben sind. Bei einigen dieser Art scheint der Stein selbst angegriffen und zum Theil in Schmelzung gerathen. Aller dieser Glimmerschiefer ist, wie gesagt, der Form nach unverändert; es zeigt sich keine Abrundung, ja kaum eine Abstumpfung. Die Schlacken die auf ihm aufsitzen, sind so scharf und frisch, als wenn sie eben erst erkaltet wären.

Gleichfalls ziemlich scharfkantig sind die Theile des Glimmerschiefers, die entweder einzeln oder in mehreren Stücken, von

ſester Schlacke völlig eingeſchloſſen, gänzlich überſchlackt ſind. Hieraus entſtehen die Kugeln, die ſich, wiewohl ſeltner, finden und deren Form uns verführen könnte, ſie für Geſchiebe zu halten. Vielmehr aber hat ſich die Schlacke um einen fremden Kern conſolidirt und mehr oder weniger regelmäßig kugelförmige Körper gebildet.

In den oberen Lagen, beſonders den rothen, findet ſich der Glimmerſchiefer geröthet, mürbe, zerreiblich und wohl gar in eine ſehr zarte, fettig anzufühlende, rothe Thonmaſſe verwandelt.

Den Antheil des Glimmerſchiefers, den Quarz, findet man gleichfalls unverändert, meiſtens von außen roth, welche Farbe ſich in die Klüfte hineingezogen hat. Noch verbunden mit dem Glimmerſchiefer kommt er überſchlackt vor, welches bei den abgeſonderten Stücken nicht der Fall iſt.

Nunmehr wenden wir unſre Aufmerkſamkeit zur vollkommenen Schlacke, welche völlig durchgeſchmolzen, ziemlich leicht, ſchaumartig aufgebläht, breitartig gefloſſen, von außen uneben, ſcharf und voller Höhlungen, inwendig aber öfters dichter iſt. Aus ihr vorzüglich beſteht der ganze Hügel. Man findet ſie in einzelnen, für ſich fertig gewordenen, abgeſchloſſenen Stücken. Die größten von einer Elle und drüber ſind ſelten; die ſpannenlangen flachen, verdienen Muſterſtücke zu ſeyn, ſo wie die fauſtgroßen unregelmäßig geballten. Alle ſind ſcharf, friſch, vollſtändig als wenn ſie ſo eben erſtarrt wären.

Hinabwärts finden ſie ſich von allen Größen und verlieren ſich endlich ins Staubartige. Dieſes letzte füllt alle Zwiſchenräume aus, ſo daß die ganze Maſſe zwar loſe aber dicht auf einander liegt. Die ſchwarze Farbe iſt die gewöhnliche. Auch ſind die Schlacken inwendig alle ſchwarz. Die Röthe welche ſie manchmal von außen überzieht, ſcheint ſich von dem

geröthetem, in eine Thonmasse veränderten, leicht auflöslichen Glimmerschiefer herzuschreiben der in den rothen Lagen häufig ist, in welchen auch lose Conglomerate von gleicher Farbe vorkommen.

Alle diese Körper sind leicht zu gewinnen, indem jeder einzelne aus der Masse herausgezogen werden kann. Die Beobachtung jedoch und Sammlung hat einige Unbequemlichkeit und Gefahr; indem man nämlich zum Behuf des Chausseehaus von der Masse unten wegnimmt, so stürzen die obern Theile nach, die Wände werden steil und überhängend, dabei denn der einströmende Regen große Partien zu nahem Sturze vorbereitet.

Auf der Oberfläche des Hügels sind die Schlacken alle von bräunlicher Farbe, welche auch ziemlich ins Innere der kleineren Stücke eindringt. Das Aeußere ist durchaus stumpfer und würde auf eine andere Art von Schmelzung deuten, wenn man nicht diese Abstumpfung so wie die Farbe, der Witterung, welche hier seit undenklichen Zeiten gewirkt, zuschreiben müßte.

Ob nun gleich in allen diesen Schlacken sich ihr Ursprüngliches völlig zu verlieren scheint, so findet man doch durchaus selbst in denen welche vollkommen geflossen sind, von der untersten bis zur obersten Schicht, deutliche Stücke von Glimmerschiefer und Quarz unverändert; daß man also an dem Material woraus sie entstanden nicht zweifeln kann.

Versetzen wir uns nunmehr in das Lusthauschen zurück und begeben uns von oben herunter nach der Südwestseite; so zeigt sich ein zwar ähnliches, aber doch in einem gewissen Sinn ganz entgegengesetztes Gestein. Die Südwestseite ist im Ganzen abhängiger als die Nordostseite. Inwiefern sie flözartig sey, laßt sich nicht beurtheilen, weil hier keine Entblößung statt gefunden. Hingegen stehen besonders gegen

Prinzeſſinn.

Das iſt der Fall bey meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Iſt dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Taſſo.

Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, nützlich
Sein Rath in tauſend Fällen! Er beſitzt,
Ich mag wohl ſagen, alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen?
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

Prinzeſſinn.

Doch läßt ſich ihm vertraun, und das iſt viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieſer leiſtet was er dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für dich wo du dir fehlſt.

Süden große Felspartien zu Tage, die sich in einer Direction von dem höchsten Punkte des Hügels bis an den Fuß desselben erstrecken. Diese Felsen sind von zweierlei Art: die obern noch völlig schlackenähnlich, so daß die einzelnen Theile von jener erstgemeldeten obersten braunen Flötzlage dem äußern Ansehn nach kaum zu unterscheiden sind, durchaus porös, jedoch keinesweges scharf, lückenhaft wie aus Knötchen zusammengesetzt. Daß dieses jedoch ihre ursprüngliche Natur sey und keine Abstumpfung obwalte, zeigt sich in den Höhlungen und Lücken, die sich hervorthun, wenn man Stücke vom Felsen trennt. Hier ist das Innere dem äußern gleich, das Innere wohin keine Verwitterung wirken kann.

Der Hauptunterschied aber zwischen diesem als Fels anstehenden Gestein und allem vorigen ist seine größere Festigkeit und größere Schwere. So bröcklicht und lose es aussieht, so schwer ist ihm etwas abzugewinnen, ob es gleich eher zu gewinnen ist als das Folgende.

Dieses liegt in großen Felsmassen am Fuße des Hügels. Zwischen diesem und den vorerwähnten findet sich eine Kluft, wahrscheinlich durch frühere Steinbrüche entstanden. Denn der alte viereckte Thurm auf der Citadelle von Eger, dessen Erbauung wohl in den Zeiten der Römer zu suchen seyn möchte, ist aus diesem Stein gehauen; ja man findet in dem gegenwärtigen Felsen hier und da mehrere Löcher in einer Reihe, welche auf das Einsetzen von gabel- und kammförmigen Werkzeugen hindeuten, die vielleicht zu Bewegung der nächstgelegenen Massen dringen.

Dieses untere Gestein von dem wir sprechen ist der Witterung, der Vegetation, dem Hammer fast unbezwinglich. Seine Kanten sind noch immer scharf, die verschiedenen Moosüberzüge uralt und nur mit tüchtigen Werkzeugen ist man

im Stande bedeutende Theile davon zu trennen. Es ist schwer und fest, ohne jedoch auf dem Bruche durchaus dicht zu seyn. Denn ein großer Theil desselben ist auf das feinste porös: deßwegen auch der frischeste Bruch rauh und unscheinbar ist. Ja das festeste und dichteste selbst, dessen Bruch sich uneben und splitterig zeigt, hat größere und kleine Höhlungen in sich, wie man sich selbst an kleinern Stücken überzeugen kann. Die Farbe ist durchaus lichtgrau, manchmal aus dem Blaulichen ins Gelbliche übergehend.

Nachdem wir dasjenige, was uns der äußere Sinn in dem gegenwärtigen Falle gewahr werden läßt, umständlich und deutlich vorgetragen, so ist es natürlich, daß wir auch unser Inneres zu Rathe ziehen und versuchen, was Urtheil und Einbildungskraft diesen Gegenständen wohl abgewinnen könnten.

Betrachtet man die Lage des Kammerbühls von seiner eigenen Höhe, oder von Sanct Annen herunter, so bemerkt man leicht, daß er noch lange unter Wasser gestanden, als die höhern das Thal umgebenden Gebirge schon längst aus demselben hervorragten. Stellen wir uns vor, wie sich die Wasser nach und nach vermindert, so sehen wir ihn als Insel erscheinen, umspült von den Gewässern; endlich bei weiterm Entweichen des Wassers als Vorgebirg, indem er auf der Nordostseite mit dem übrigen Rücken schon trocken zusammenhing, da auf der Südwestseite die Wasser des Egerthals noch mit den Wassern des gegenwärtigen Moors einen Zusammenhang hatten.

Finden wir nun bei seiner gegenwartigen völligen Abtrocknung eine doppelte Erscheinung, ein Flözartiges und ein Felsartiges; so sprechen wir billig von jenem zuerst, weil wir zu seiner Entstehung das Wasser nothwendig zu Hülfe rufen müssen.

Ehe wir doch zur Sache selbst gehen, bleibt uns noch eine Vorfrage zu erörtern, ob der Inhalt dieses flözartig sich zeigenden Hügels auf der Stelle entstanden, oder ob er von ferne hieher geführt worden. Wir sind geneigt, das Erste zu bejahen: denn es müßten ungeheure Massen ähnlichen Gesteins in der Nachbarschaft sich finden, wie doch der Fall nicht ist, wenn dieser Hügel durch Strömungen hier sollte zusammengetrieben seyn. Ferner finden wir den Glimmerschiefer auf dem das Ganze ruht, noch unverändert in den Lagen. Die Producte sind alle scharf, und besonders der umschlackte Glimmerschiefer von so zartem Gewebe, daß er alles vorhergängige Treiben und Reiben ausschließt. Nichts findet man abgerundet als jene Kugeln, deren Aeußeres jedoch nicht glatt, sondern rauh überschlackt ist. Will man zu deren Entstehung eine fremde Gewalt zu Hülfe rufen, so findet ja, bei wiederholten Explosionen noch wirksamer Vulcane, ein solches Ballotiren an manchen in den Krater zurückfallenden Materien statt.

Lassen wir also diesen Hügel an der Stelle die er einnimmt vulcanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flözartigen Lage seiner Schichten genöthigt die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen. Denn alle Explosionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendicular und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigstens viel steilere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowohl wegen des Widerstandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben und das Niedersinkende wird sich in flacheren Schichten ausbreiten. Ferner geben uns die vorkommenden Umstände die Veranlassung zu vermuthen, daß das

Geschmolzene augenblicklich explodirt worden. Der unveränderte Glimmerschiefer, die vollkommene Schärfe der Schlacken, ihre Abgeschlossenheit (denn von einem zusammenhängenden Geschmolzenen ist keine Spur) scheinen diese Vermuthung zu begünstigen.

Ein und dieselbe Wirkung muß von Anfang an bis zu völliger Vollendung des gegenwärtigen Hügels fortgedauert haben. Denn wir finden von unten hinauf die Lagen sich immer auf gleiche Weise folgend. Das Wasser mag entwichen seyn wann es will, genug es läßt sich nicht darthun, daß nachher etwa noch Explosionen in freier Luft stattgefunden.

Vielmehr findet man Anlaß zu vermuthen, daß die Fluthen noch eine Zeit lang den untern Theil des Hügels überspült, den ausgehenden Theil der Lagen auf den höchsten Punkten weggenommen und sodann noch lange den Fuß des Hügels umspült und die leichteren Schlacken immer weiter ausgebreitet, ja zuletzt über dieselben, ganz am Auslaufen der schiefen Fläche, den durch die Verwitterung des umherstehenden Glimmerschiefers entstandenen Lehm darüber gezogen, in welchem sich keine weiteren Spuren vulcanischer Producte finden.

Eben so scheint es uns, daß der eigentliche Krater, der Ort woher die Explosionen gekommen, den wir südlich am Fuße des Hügels suchen würden, durch die Gewässer zugespült und vor unsern Augen verdeckt worden.

Konnten wir auf diese Weise den flözartigen Theil dieses Hügels einigermaßen in seinem Ursprunge vergegenwärtigen, so wird dieses viel schwerer, wenn wir uns den felsartigen denken.

Stellen wir uns vor, er habe früher als der flözartige existirt, dieses Felsgestein habe uranfanglich basaltahnlich auf

dem Glimmerschiefer aufgesessen, ein Theil desselben habe, durch vulcanische Wirkung verändert und verschmolzen, zu dem Inhalt jener Flözlage mit beigetragen; so steht entgegen, daß bei der genauesten Untersuchung keine Spur dieses Gesteins in gedachten Lagen sich gefunden. Geben wir ihm eine spätere Entstehung, nachdem der übrige Hügel schon fertig geworden, so bleibt uns die Wahl, ihn von irgend einer basaltähnlichen, dem Wasser ihren Ursprung dankenden Gebirgsbildung abzuleiten, oder ihm gleichfalls einen vulcanischen Ursprung mit oder nach den Flözlagen zu geben.

Wir läugnen nicht daß wir uns zu dieser letztern Meinung hinneigen. Alle vulcanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen, und in zusammenhängenden Erguß des in großer Menge flüssig Gewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite, vulcanischen Falle nicht auch beide Wirkungen stattgefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulcane belehren, gleichzeitig seyn, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die complicirtesten Resultate entstehen und verschwinden.

Was uns geneigt macht, auch diese Felsmassen für vulcanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die obern gleich unter dem Lusthäuschen hervortretenden Felsen nämlich, unterscheiden sich von den ungezweifelten Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, so wie die untersten Felsmassen auf dem frischesten Bruche sich rauh und porös zeigen. Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft vom Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt zu vermuthen, daß nach niedergesunkenem Wasser die Explosionen

aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieſer Stelle die Flözſchichten nochmals durchgeſchmolzen und ein compacteres, zuſammenhängenderes Geſtein hervorgebracht habe, wodurch denn die Südſeite des Hügels ſteiler als die übrigen geworden.

Doch indem wir hier von erhitzenden Naturoperationen ſprechen, ſo bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretiſchen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwiſchen Vulcaniſten und Neptuniſten ſich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht iſt es daher nöthig ausdrücklich zu erklären, was ſich zwar von ſelbſt verſteht, daß wir dieſem Verſuch uns den Urſprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatiſchen Werth beilegen, ſondern vielmehr jeden auffordern, ſeinen Scharfſinn gleichfalls an dieſem Gegenſtand zu üben.

Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle ſolche Verſuche die Probleme der Natur zu löſen, eigentlich nur Conflicte der Denkkraft mit dem Anſchauen ſind. Das Anſchauen giebt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleiſtetem; die Denkkraft die ſich doch auch etwas auf ſich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, ſondern auf ihre Weiſe zeigen und auslegen, wie es geleiſtet werden konnte und mußte. Da ſie ſich ſelbſt nicht ganz zulänglich fühlt, ſo ruft ſie die Einbildungskraft zu Hülfe und ſo entſtehen nach und nach ſolche Gedankenweſen (entia rationis), denen das große Verdienſt bleibt uns auf das Anſchauen zurückzuführen, und uns zu größerer Aufmerkſamkeit, zu vollkommenerer Einſicht hinzudrängen.

So könnte man auch in dem gegenwartigen Falle, nach genauer Ueberlegung aller Umſtände, noch manches zur Aufklärung der Sache thun. Mit Erlaubniß des Grundbeſitzers

würden wenige Arbeiter uns gar bald zu erfreulichen Entdeckungen verhelfen. Wir haben indeß, was Zeit und Umstände erlauben wollen, vorzuarbeiten gesucht, leider von allen Büchern und Hülfsmitteln entfernt, nicht bekannt mit dem, was vor uns über diese Gegenstände schon öffentlich geäußert worden. Möchten unsre Nachfolger dieß alles zusammenfassen, die Natur wiederholt betrachten, die Beschaffenheit der Theile genauer bestimmen, die Bedingungen der Umstände schärfer angeben, die Masse entschiedener bezeichnen und dadurch das, was ihre Vorfahren gethan, vervollständigen, oder wie man unhöflicher zu sagen pflegt, berichtigen.

Sammlung.

Die hier zum Grunde gelegte Sammlung ist in das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena gebracht worden, wo man sie jedem Freunde der Natur mit Vergnügen vorzeigen wird, der sich solche übrigens, wenn er den Kammerbühl besucht, nach gegenwärtiger Anleitung leicht selbst wird verschaffen können.

1) Granit, kleinkörnig, von Hohehäusel.

2) Gneis von Rossereit.

3) Glimmerschiefer ohne Quarz, von Dresenhof.

4) Glimmerschiefer mit Quarz, eben daher.

5) Glimmerschiefer Nro. 3, durch das Feuer des Porcellanofens geröthet.

6) Glimmerschiefer Nro. 4, gleichfalls im Porcellanofen geröthet.

Man hat diesen Versuch angestellt, um desto deutlicher zu zeigen, daß der in den Schichten des Kammerbergs

befindliche mehr oder weniger geröthete Glimmerschiefer durch ein starkes Feuer gegangen.

7) Glimmerschiefer ohne Quarz, aus den Schichten des Kammerbergs. Seine Farbe ist jedoch grau und unverandert.

8) Derselbe durchs Porcellanfeuer gegangen, wodurch er röthlich geworden.

9) Gerötheter Glimmerschiefer aus den Schichten des Kammerbergs.

10) Deßgleichen.

11) Deßgleichen mit etwas Schlackigem auf der Oberfläche.

12) Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.

13) Quarz im Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.

14) Glimmerschiefer mit vollkommner Schlacke theilweise überzogen.

Bedeutende Stücke dieser Art sind selten.

15) Unregelmäßig kugelförmiges umschlacktes Gestein.

16) Quarz von außen und auf allen Klüften geröthet.

17) Glimmerschiefer einem zerreiblichen Thone sich nahernd.

18) Fett anzufühlender rother Thon, dessen Ursprung nicht mehr zu erkennen.

19) In Schlacke übergehendes festes Gestein.

20) Dergleichen noch unscheinbarer.

21) Vollkommene Schlacke.

22) Dergleichen von außen geröthet.

23) Dergleichen von außen gebraunt, unter der Vegetation.

24) Festes, schlackenähnliches Gestein von den Felsmassen, unter dem Lusthäuschen.

25) Festes, basaltähnliches Gestein, am Fuße des Hügels.

Zur Geologie,

beſonders der böhmiſchen.

What is the inference? Only this, that geology partakes of the uncertainty which pervades every other department of science.

Gieb mir wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm dir wo du ſtehen kannſt!
Roſe.

Zu der Zeit als der Erdkörper mich wiſſenſchaftlich zu intereſſiren anfing und ich ſeine Gebirgsmaſſen im Ganzen, wie in den Theilen, innerlich und äußerlich, kennen zu lernen mich beſtrebte, in jenen Tagen war uns ein feſter Punkt gezeigt wo wir ſtehen ſollten und wie wir ihn nicht beſſer wünſchten; wir waren auf den Granit, als das Höchſte und das Tiefſte angewieſen, wir reſpectirten ihn in dieſem Sinne und man bemühte ſich ihn näher kennen zu lernen. Da ergab ſich denn bald daß man, unter demſelben Namen, mannichfaltiges, dem Anſehen nach höchſt verſchiedenes Geſtein begreifen müſſe; der Syenit wurde abgeſondert, aber auch alsdann blieben noch unüberſehbare Mannichfaltigkeiten übrig. Das Hauptkennzeichen jedoch ward feſtgehalten: daß er aus drei innig verbundenen, dem Gehalt nach verwandten, dem Anſehen nach verſchiedenen Theilen beſtehe, aus Quarz, Feldſpath und Glimmer, welche gleiche Rechte des Beiſammenſeyns ausübten; man konnte von keinem ſagen daß er das Enthaltende, von keinem daß er das Enthaltene ſey; doch ließ ſich bemerken daß, bei der großen Mannichfaltigkeit des Gebildes, ein Theil über den andern das Uebergewicht gewinnen könne.

Bei meinem öftern Aufenthalt in Carlsbad mußte beſonders auffallen daß große Feldſpathkryſtalle, die zwar ſelbſt noch alle Theile des Granits enthielten, in der dortigen Gebirgsart überhaupt, den größten Beſtandtheil deſſelben ausmachten. Wir wollen nur des Bezirks Ellbogen gedenken, wo man ſagen kann die Natur habe ſich mit der kryſtalliniſchen Feldſpath-Bildung übernommen und ſich in dieſem Antheile völlig ausgegeben. Sogleich erſcheint aber auch daß die beiden andern Theile ſich von der Gemeinſchaft losſagen. Der Glimmer beſonders ballt ſich in Kugeln und man ſieht daß die Dreieinheit gefährdet ſey. Nun fängt der Glimmer an eine Hauptrolle zu ſpielen, er legt ſich zu Blättern und nöthigt die übrigen Antheile ſich gleichfalls zu dieſer Lage zu bequemen. Die Scheidung geht jedoch immer weiter; wir finden auf dem Wege nach Schlackenwalde Glimmer und Quarz in großen Steinmaſſen vollkommen getrennt, bis wir endlich zu Felsmaſſen gelangen, die ganz aus Quarz beſtehen, Flecken jedoch von einem dergeſtalt durchquarzten Glimmer enthalten, daß er als Glimmer kaum mehr zu erkennen iſt.

Bei allen dieſen Erſcheinungen iſt eine vollkommene Scheidung ſichtbar. Jeder Theil maßt ſich das Uebergewicht an, wo und wie er kann, und wir ſehen uns an der Schwelle der wichtigſten Ereigniſſe. Denn wenn man auch dem Granit in ſeinem vollkommenſten Urzuſtande einen Eiſengehalt nicht abläugnen wird, ſo erſcheint doch in der, von uns betretenen, abgeleiteten Epoche zuerſt das Zinn und eröffnet auf einmal den übrigen Metallen die Laufbahn.

Wunderſam genug tritt, zugleich mit dieſem Metall, ſo manches andere Mineral hervor: der Eiſenglanz ſpielt eine große Rolle, der Wolfram, das Scheel, der Kalk, verſchieden geſäuert, als Flußſpath und Apatit, und was wäre nicht noch

Ihr müßt verbunden seyn! Ich schmeichle mir
Dieß schöne Werk in kurzem zu vollbringen.
Nur widerstehe nicht wie du es pflegst!
So haben wir Lenoren lang' besessen,
Die fein und zierlich ist, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieser hast du nie,
Wie sie es wünschte, näher treten wollen.

Tasso.

Ich habe dir gehorcht, sonst hätt' ich mich
Von ihr entfernt anstatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht wie es ist, konnt' ich nur selten
Mit ihr ganz offen seyn, und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Absicht und man ist verstimmt.

Prinzessinn.

Auf diesem Wege werden wir wohl nie
Gesellschaft finden, Tasso! Dieser Pfad
Verleitet uns durch einsames Gebüsch,
Durch stille Thäler fortzuwandern; mehr

alles hinzuzufügen! Wenn nun in dem eigentlichen Granit kein Zinn gefunden worden, in welcher abgeleiteten Gebirgsart treffen wir denn auf dieſe wichtige Erſcheinung? Zuerſt alſo in Schlackenwalde, in einem Geſtein, welchem um Granit zu ſeyn nur der Feldſpath fehlt, wo aber Glimmer und Quarz ſich nach Granitweiſe dergeſtalt verbunden, daß ſie, friedlich gepaart, im Gleichgewicht ſtehen, keins für das Enthaltende, keins für das Enthaltene geachtet werden kann. Die Bergleute haben ſolches Geſtein Greißen genannt, ſehr glücklich, mit einer geringen Abweichung von Gneis. Denke man nun daß man, über Schlackenwalde bei Einſiedeln, Serpentin anſtehend findet, daß Cöleſtin ſich in jener Gegend gezeigt, daß die feinkörnigen Granite, ſo wie Gneis mit bedeutenden Almandinen, ſich bei Marienbad und gegen die Quellen der Tepel finden, ſo wird man gern geſtehen, daß hier eine wichtige geognoſtiſche Epoche zu ſtudiren ſey.

Dieß alles möge hier im Beſondern geſagt ſeyn, um das Intereſſe zu legitimiren welches ich an der Zinnformation genommen: denn wenn es bedeutend iſt irgendwo feſten Fuß zu faſſen, ſo iſt es noch bedeutender den erſten Schritt von da aus ſo zu thun daß man auch wieder einen feſten Fleck betrete, der abermals zum Grund- und Stützpunkt dienen könne. Deßhalb habe ich die Zinnformation viele Jahre betrachtet. Da nun auf dem Thüringer Wald, wo ich meine Lehrjahre antrat, keine Spur davon zu finden iſt, ſo begann ich von den Seifen auf dem Fichtelberge. In Schlackenwalde war ich mehrmals, Geyer und Ehrenfriedrichsdorf kannte ich durch Charpentier und ſonſtige genaue Beſchreibung, die dort erzeugten Minern aufs genaueſte durch herrliche Stufen, die ich meinem verewigten Freunde Trebra verdanke. Von Graupen konnte ich mir genauere Kenntniß verſchaffen, von Zinnwalde

und Altenberge flüchtige Ueberſicht, und, in Gedanken, bis ans Rieſengebirge, wo ſich Spuren finden ſollen, verfolgte ich die Vorkommenheiten. Von allen genannten Hauptorten bedeutende Stufenfolgen zu verſchaffen hatte ich das Glück. Der Mineralienhändler Hr. Mawe in London verſorgte mich mit einer vollkommen befriedigenden Sammlung aus Cornwallis und Herrn Ritter von Giesecke bin ich, außer einem eingreifenden Nachtrag aus den engliſchen Zinnſeifen, auch noch Malacca-Zinn ſchuldig geworden. Dieß alles liegt wohlgeordnet und erfreulich beiſammen; der Vorſatz aber etwas Auslangendes hierüber zu liefern erloſch in einem frommen Wunſche, wie ſo vieles was ich für die Naturwiſſenſchaft unternommen und ſo gerne geleiſtet hätte.

Soll nun nicht alles verloren gehen, ſo muß ich mich entſchließen in dieſen Heften, wie es mit andern wiſſenſchaftlichen Zweigen geſchehen, das Vorhandene mitzutheilen, um es möglichſt an einander zu knüpfen und vielleicht mit einigen Hauptgedanken zu beleben.

Und ſo gebe ich denn hier vorerſt das Wenige was ich auf einem Ausflug von Teplitz nach Zinnwalde notirt.

Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg.

Den 10 July 1813 fuhr ich gegen Abend von Teplitz ab; bis Eichwald findet man gute Chauſſee, ich gelangte dahin in ¾ Stunden. Durch das Dorf ſelbſt iſt der Weg ſchlecht und enge Spur, hinter demſelben aber hat man, vor kurzem, den Weg bergauf dergeſtalt verbreitert und mit quergelegten Holzſtämmen zur Ableitung des Waſſers eingerichtet, daß er gar

wohl verhältnißmäßig für gut gelten kann, wenigstens leidet eine breitere Spur keinen Anstoß, worauf doch eigentlich in Gebirgen alles ankommt.

Um halb 8 Uhr war ich auf der Höhe von Zinnwalde. Dieser Ort, durch welchen die Gränze zwischen Böhmen und Sachsen durchgeht, ist auf einem flachen Bergrücken, mit zerstreuten Häusern, weitläufig angelegt, die Wohnungen sind durch Wiesen getrennt, die den anstoßenden Besitzern gehören; hier sieht man wenig Bäume und die Berghalden kündigen sich von ferne an. Der bald auf-, bald absteigende Weg ist schlecht und hier findet man wieder enge Spur.

Der Abend war sehr schön, der Himmel klar, die Sonne ging rein unter und der Mond stand am Himmel. Ich kehrte in dem Gasthofe ein, der einem Fleischer gehört, und fand nothdürftiges Unterkommen, ging noch auf die Halden, untersuchte die daselbst befindlichen Gangarten und unterhielt mich mit dem Steinschneider Mende, mit dem ich schon früher meine Ankunft verabredet hatte.

Den 11 July ging die Sonne am klarsten Himmel schon sehr früh auf. Mich wunderte daß in einem keineswegs reinlichen und durch eine Fleischerwirthschaft noch mehr verunreinigten Hause auch nicht eine Fliege zu finden war. Es scheint also daß diese Berghöhen ihnen nicht zusagen.

Ich ging auf die Grube Vereinigt-Zwitterfeld und fand daselbst den Steiger mit seinen Leuten, über Tage, mit Ausklauben beschäftigt. Hier sondern sie den Zinnstein von den anhängenden Gangarten, vorzüglich vom Wolfram, der häufig vorkommt und beim Schmelzen Unheil macht. Der Schacht ist 48 Lachter tief, eben so viel bringt auch der Stollen ein. Sie bauen auf sogenannten Flözen, welche aber völlig die Eigenschaft der Erzlager haben, meist ganz horizontal liegen

und nur gegen das Ende einen mehreren Fall bekommen. Die Bergleute ſagen: die Flöze richten ſich nach der Form des Berges; beſſer würde man ſich ausdrücken: ſie bringen die Form des Berges hervor. Sechs ſolche Hauptflöze liegen übereinander, von verſchiedener Mächtigkeit. Das mächtigſte iſt ¾ Ellen, aber nicht durchaus von gleicher Stärke, die ſchmälſten, von 6 bis 8 Zoll, ſind die reichſten. Die Flöze beſtehen durchgängig aus Quarz, welcher von beiden Saalbändern herein, gleichſam ſtrahlenweiſe kryſtalliſirt erſcheint, weil er aber wenig Räume zwiſchen ſich läßt, für derb angeſehen werden kann. Zerſchlägt man ihn, ſo ſondert er ſich in ſtänglichte Stücke. Die beiden Saalbänder dieſer Flöze, oder Horizontal-Lager, ſind kryſtalliſirter Glimmer, und in dieſen Saalbändern, vorzüglich aber in dem unterſten, findet ſich der Zinnſtein eingeſprengt; der Quarz dagegen des Flözes iſt durchaus taub, ſo wie auch das obere Saalband keinen Gehalt hat. Zwiſchen dieſen Flözen liegen zwei verſchiedene Bergarten, Greißen und Sandſtein (ſie ſprechen Sandſtein aus daß es klingt wie Sanſten, oder Sansken) genannt. Die erſte iſt aus Quarz und Glimmer gemiſcht, derjenigen ähnlich woraus das Schlackenwalder Stockwerk beſteht, die andere aus Quarz und Thon und daher leicht verwitterlich.

Durch dieſe ganze Maſſe nun ſchneiden ſtehende, ſeigere Gänge durch (ſie ſprechen daß es klingt wie Stehniche), meiſtens ſehr ſchmal, höchſtens 3 bis 4 Zoll breit. Sie ſtreichen in der zweiten Stunde, ſind an ſich zinnhaltend und veredeln die Flöze, wo ſie ſolche durchſchneiden.

Noch eine andere Erſcheinung iſt das was ſie Klüfte nennen, man könnte ſie auch für Gänge anſprechen. Sie ſtreichen in der dritten Stunde, gleichfalls ſeiger und ſchneiden alles durch. Sie ſind ellenbreit, enthalten einen weichen

thonartigen Schmant, den die Bergleute Besteg nennen, und führen niemals Metall. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie die Flöze verwerfen. Wie nämlich eine solche Kluft auf das Flöz trifft, es sey von welcher Mächtigkeit es wolle, so schleppt sie dasselbe abwärts mit fort und verwirft es dergestalt, daß es erst 3—4—6 Lachter tiefer wieder vorkommt, und auch wohl wieder zu seiner vorigen Stärke gelangt.

Nachdem ich mir dieses alles erklären und die genannten Producte auf den Halden vorzeigen lassen, auch von jedem Musterstücke abgeschlagen, so begab ich mich mit dem Steinschneider in sein Haus. Außer einem kleinen Mineraliencabinet, das er für sich gesammelt hat, findet man bei ihm kleinere und größere Musterstücke von den Producten des Leitmeritzer Kreises, besonders von allem was sich auf die Pseudovulcane bezieht; er hat eine besondere Geschicklichkeit im Zuschlagen seiner Muster, die deßwegen sauber und appetitlich aussehen.

Nun ging ich mit ihm abwärts gegen Nord-West, bis an das Stollen-Mundloch; unterwegs fanden wir viel aufgerissenes Erdreich, in kleinen Hügeln. Hier wurden vor alten Zeiten die Tagflöze abgebaut, welche nah unter der Oberfläche lagen und zeigen daß der ganze Berg zinnisch war, und das was man Dammerde nennt, in den ältesten Zeiten unbedeutend.

Wir wanderten nun den Berggraben hin, welcher das Wasser dieser Höhen, wie es hier von den Pochwerken kommt, nach Altenberg leitet; er zieht sich, wie gewöhnlich, an dem Bergrücken her, und der Weg ist sehr angenehm, weil es immer durch Waldung geht.

Ist man ungefähr eine halbe Stunde, so überschaut man die sich abstufenden Berge und Hügel, zwischen hier und der

Elbe. Den Fluß ſieht man zwar nicht, aber die Bergreihen drüben, bei klarem Wetter, ganz deutlich.

Der kleine Ort Geißing wird zuerſt im Thale ſichtbar, die Häuſer ziehen ſich in dem engen Grunde herauf. Nun öffnet ſich der Blick nach Altenberg und zwar ſieht man zuerſt eine hohe ſteile Felswand; dieſe iſt aber nicht durch Natur, ſondern durch jenen großen Erdfall, Erdbruch entſtanden, wodurch ſo viele Gruben zu Grunde gegangen.

Man muß ſich vorſtellen, daß die ſämmtlichen Gruben an dem Abhange eines Berges gelegen, und da ſie zuſammengeſtürzt, ſo hat ſich ein Trichter gebildet, mit Wänden von ungleicher Höhe, die vordere viel niedriger als die hintere. Sie nennen dieſen Trichter, nach dem gewöhnlichen bergmänniſchen Ausdruck, die Binge.

Punkt Neune hatten wir den untern Rand erreicht. Von dem obern bis in die Tiefe mag es viel über hundert Fuß betragen. Das Geſtein an den Wänden iſt ſowohl ſenkrecht, als auch nach allen Richtungen zerklüftet, hat äußerlich eine rothe Farbe, die ſich von dem Eiſengehalte des Geſteines herſchreiben mag.

Unſere Abſicht zu melden ging mein Führer zu dem Bergmeiſter; dieſer war nicht zu Hauſe, ſondern in der Bergpredigt, indem heute gerade das Quartal Crucis eintrat, mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Das Städtchen Altenberg liegt näher zuſammen als Zinnwalde, an einem ſanften Abhange des Berges, und iſt, nach ſächſiſcher Art, ſchon ſtädtiſcher gebaut als jenes. Man ſieht auch hier verſchiedene Göpel. Der mit Fichten wohl bewachſene Geißingsberg, welcher rechter Hand in einiger Entfernung hervorragt, gibt eine angenehme Anſicht.

Da ich auszuruhen wünſchte, trat ich in die Kirche und

fand die ganze Knappſchaft im Putz und Ornat verſammelt. Der Diaconus predigte in hergebrachten bergmänniſchen Phraſen, der Auszug aus der Kirche war nicht feierlich wie ſonſt, man bemerkte aber ſchöne Männer, beſonders unter den Knappſchafts-Aelteſten, faſt zu groß für Bergleute.

Wir beſuchten einen Handelsmann, um ein Glas Wein zu trinken, dieſen fanden wir in einer ſonderbaren Beſchäftigung. Er hatte nämlich einen Juden bei ſich, wie ſie mit Ferngläſern in dem Lande herumziehen, dieſer ſtellte ein Mikroſkop auf, weil der Kaufmann die Inſecten näher betrachten wollte, die ihm ſeine Käſe leichter machen, ſeinen Reiß mit Staub überziehen und die Roſinen verderben. Es kamen unter dem Vergrößerungsglas die abſcheulichſten Thiere zum Vorſchein, Mittelthiere zwiſchen Lauſen und Käfern, durchſcheinend am Leibe und den meiſten Gliedern, übrigens grau, ſie bewegten ſich mit vieler Behendigkeit und waren von verſchiedener Größe, man konnte auch ganz deutlich lange ſtilliegende Larven erkennen, aus denen ſie hervorgehen mögen.

Man verſicherte uns, daß dieſe Geſchöpfe einen großen holländiſchen Käſe in einigen Wochen um ein paar Pfund leichter machen; ein Mittel dagegen ſey, aus Ziegelmehl einen feinen Brei zu bereiten und damit die Käſe zu überſtreichen, ſo blieben ſie unangetaſtet. Die Urſache iſt wohl, weil die Luft abgehalten wird, welche dieſe Geſchöpfe zum Leben nöthig haben.

Nun nahmen wir unſern Weg gegen die Pochwerke. Ich konnte die Steinhaufen welche darneben aufgeſchüttet waren nicht begreifen; ſie ſchienen aus taubem Geſtein zu beſtehen, wovon ich Muſterſtücke mitnahm und mich nach gehaltreicheren Stufen umſah. Allein ich war ſehr verwundert, als ich bemerken mußte, daß dieſe ſammtlichen Steine, wie ſie durcheinander lagen, zum Pochen beſtimmt hieher gefahren worden.

Weil nun alle Bergleute nach dem Bergamte gezogen waren, und überhaupt heute nicht gearbeitet wurde, so war die Stadt wie ausgestorben und wir unsern eigenen Betrachtungen überlassen. Mein Führer hatte ziemliche Kenntnisse dieser Dinge und ein alter Mann der heranschlich bestätigte seine Aussage, daß wirklich das ganze Gebirge zinnhaltig sey und selten einige Theile desselben vor andern vorzuziehen. Es werde deßhalb alles auf die Pochwerke gebracht, deren sehr viele hinunter in dem Thal gegen Geißing angebracht sind.

Wir gingen von einer Halde zur andern und fanden sehr viele Abweichungen desselben Gesteines, die wir so lange auflasen und als Handstufen zerschlugen, bis wir zuletzt keine neue Abänderung mehr fanden. Wir traten darauf unsern Rückweg an, verfügten uns aber noch vorher an das Mundloch eines Versuchsstollens, den sie in der Gegend der Schmelzhütte treiben; dort kommt ein schöner Porphyr vor, den sie Syenit-Porphyr mit Recht nennen, weil röthliche Feldspathkrystalle in einem Grund von Hornblende liegen. Wir stiegen nun so weit wieder aufwärts, bis wir den Berggraben erreichten und gingen auf dem kühlen Wege ganz bequem zurück.

Vom Stollenmundloch an, den Zinnwalder kahlen Berg hinauf, hatten wir dagegen in der Mittagsonne einen beschwerlichen Weg und waren wohl zufrieden, als wir um 1 Uhr in dem Gasthofe wieder anlangten.

Gegen Abend besuchte mich der Bergamtsassessor Friedrich August Schmidt von Altenberg, bedauerte daß sie heute verhindert worden wie sie gewünscht hätten mich zu empfangen, daß sie mit der Bergpredigt und dem Anschnitt beschäftigt gewesen, auch erst nach meiner Abreise meine Ankunft vernommen. Ich ersuchte ihn um einige Nachrichten, die er mir denn auch ertheilte.

Das große sogenannte Stockwerk zu Altenberg hat schon 1547 und 1548 einige Brüche erfahren, der Hauptbruch geschah aber 1620, wo 36 Gruben mit 36 Göpeln zu Grunde gingen. Dieses Unglück entstand aus der Natur des Berges und des Bergbaues: denn indem der Zinngehalt durch die ganze Masse des Berges ausgetheilt ist und sich in den verschiedenen Steinarten, woraus derselbe besteht, zerstreut befindet, ohne daß sich besondere bauwürdige Gänge oder Flöze zeigten, so muß das sämmtliche Gestein weggenommen und überhaupt verpocht werden, wobei man denn, da man die entstandenen Räume nicht mit Holz wieder ausbauen kann, Bergfesten stehen läßt, um das Ganze einigermaßen zu unterstützen.

Da nun die 36 Gruben, jede für sich einzeln bauten, jede so viel als möglich aus ihrem Felde herausnahm, ohne sich um das Allgemeine oder um die Nachbarn zu bekümmern, so ward der Berg nach und nach ausgehöhlt, daß er sich nicht mehr hielt, sondern zusammenstürzte.

Dieser Unfall jedoch gereichte dem Werke zum Nutzen, indem die Hauptgewerken, ausländische reiche Kaufleute, unter Beirath von klugen Sachverständigen, mit vieler Mühe es dahin brachten, daß die Theilnehmer der 36 zerstörten Gruben sich in eine Gewerkschaft vereinigten, deren Antheile durch eine verhältnißmäßige Anzahl der nunmehr beliebten 128 Kuxe wieder erstattet wurden.

Diese neue Gesellschaft theilt sich nun wieder in 3 Theile:

1) große Gewerkschaft, bestehend aus den Augsburger, Nürnberger und Dresdner Gewerken;
2) kleine Gewerkschaft;
3) Propre-Theile.

Da nun dieses Unternehmen groß und kühn war, so wußten sie sich zugleich von der Landesherrschaft viele Vortheile

zu bedingen; sie stehen eigentlich nicht unter dem Bergamte, sondern unter einer Direction von drei Personen, die sich in Dresden aufhalten; am Orte haben sie einen eigenen Factor, der gegenwärtige heißt Löbel, der alles besorgt. Die Kirche haben sie erbaut, die Glocken und die Uhr angeschafft, die Pochmühlen gehören ihnen zum größten Theil, auch haben sie Waldungen und ein Rittergut angekauft, so daß ihnen zu den nothwendigsten Bedürfnissen nichts abgeht. Auch besitzen sie noch einen Theil des Berges, der damals nicht zusammenstürzte, und bauen sowohl unter als neben dem Bruche.

Der Bau unter dem Bruche ist sehr wunderbar, indem man sich nur versuchsweise der zusammengestürzten und zerbröckelten Steine zu bemächtigen sucht. Alles was man gewinnt wird zwar, wie oben gesagt, verpocht und das Zinn aus der ganzen Masse herausgewaschen; aber man sucht sich doch auch im Einzelnen von dem mehr oder weniger Gehalt dieser und jener Steinart durch den Sichertrog zu unterrichten. Sie wissen es zu einer großen Fertigkeit zu bringen, und haben sich eine Terminologie gemacht, um zehn Grade der Bauwürdigkeit zu unterscheiden; es sind folgende:

1. Mauseöhrchen.
2. 3 er.
3. 6 pf.
4. 1 gl.
5. 2 gl.
6. 4 gl.
7. 8 gl.
8. 9 gl.
9. Species Thaler.
10. Fensterscheibe.

Merkwürdig ist es, daß sie einen neuen Bruch befürchten

Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth, und ſtrebt
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtinn aus!
Die goldne Zeit wohin iſt ſie geflohn?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freyen Erde Menſchen ſich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtinn Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freyen Luft

müſſen, indem ſich um die große Binge her das Gebirg abermal abgelöſ't hat; weil aber dieſe Ablöſung ganz ſeiger iſt und alſo wenn auch der vordere Theil nach der Binge zu einſtürzen ſollte, doch die Rückwand ſtehen bleiben und von oben nichts nachſtürzen würde, ſo ſind ſie ohne Sorgen, ja ſie bedienen ſich des, durch die Ablöſung entſtandenen Raumes zu Schächten und ſonſtigen Bedürfniſſen.

Die verſchiedenen Gruben auf denen gebaut wird, haben ein ſchwerer oder leichter Geſchäft und können den Centner Zinn verkaufen von 34 bis 39 Thaler, nachdem es ihnen mehr oder weniger zu gewinnen koſtet.

Das Geſtein des Gebirgs iſt an und für ſich ſehr feſt, daher hat ihnen das Zuſammenſtürzen der ungeheuern Maſſe den Vortheil gebracht, daß es dadurch zerſplittert worden. Wie ſie nun aber unter dem Bruche dieſe Trümmer gewinnen iſt mir zwar beſchrieben worden, aber ſchwer zu begreifen und ohne Zeichnung nicht zu verſtehen.

Wo ſie im feſten Geſtein arbeiten, ſetzen ſie Feuer und machen dadurch das Geſtein brüchig, deſſen ungeachtet bleiben immer noch große Stücke; dieſe werden auf ungeheuren Scheiterhaufen neben den Pochwerken abermals durchgeglüht und auf dieſe Weiſe zerſprengt, daß man ihrer durchs Pochen eher Herr werden kann.

Von ihrem Schmelzproceß wüßte ich wenig zu ſagen, ſie röſten die Schliche, um den Arſenik und Schwefel wegzutreiben; übrigens macht die Beimiſchung von Wolfram und Eiſen ihnen viel zu ſchaffen.

Sonntag den 12. Juli bereitete ich mich früh um ſechs Uhr zur Stollenfahrt, und dieſes um ſo lieber als der Steiger von der Grube Vereinigt-Zwitterfeld auch die Aufſicht über den Stollen hat. Ich fuhr bis zum Stollenmundloch im Wagen und fand daſelbſt den gedachten Steiger und Steinſchneider.

Das erſte Geſtein was man mit dem Stollen durchfahren hat, iſt Porphyr, der ſeine Gleichzeitigkeit oder wenigſtens ſein baldiges Nachfolgen auf die Zinnformation dadurch beweiſ't, daß Zinnflöze noch in ihn hineinſetzen. Wir fuhren bis unter den Schacht von Vereinigt-Zwitterfeld, ungefähr 300 Lachtern. Der Stollen iſt leider nicht in gerader Linie angelegt, und ſo iſt er auch von verſchiedener Höhe, deßhalb unangenehm zu befahren. Auf dem Hin- und Herwege machte mich der Steiger auf alles dasjenige aufmerkſam was er mir geſtern über Tage von der Natur des Gebirgs erzählt hatte; er zeigte mir die Flöze, deren Gangart, den Quarz, die Saalbänder von Glimmer, die reichen unten, die tauben oben, das Durchſtreichen der ſtehenden Gänge, beſonders aber der Klüfte, wobei ich einen höchſt merkwürdigen Fall, wo ein Flöz durch die Kluft verſchleppt ward, zwar mit einiger Mühſeligkeit, aber doch ſehr deutlich zu ſehen bekam. So zeigte er mir auch eine große Weitung, da wo die Gruben Vereinigt-Zwitterfeld und Reicher-Troſt zuſammenſtoßen. Hier konnte die ganze Maſſe zu gute gemacht werden, weil die Greißen ſtockwerkartig metallhaltig waren. Als ſie dieſe Räume abbauten, trafen ſie auf eine große Druſe, in welcher ſich ſchöne Bergkryſtalle, theils einzeln, theils in Gruppen fanden.

Ich konnte hiernach die geſtern auf den Halden zuſammengeſuchten und bei dem Steinſchneider angeſchafften Stufen deſto beſſer ordnen, welches ſogleich geſchah.

Hiebei bemerke ich noch, daß in Zinnwalde auf ſächſiſcher Seite auf 14 Gruben ſind, alle gangbar, auf der böhmiſchen mehrere, aber nur 6 gangbar.

Nachdem ich alſo vor Tiſche bei dem Steinſchneider die Auswahl der mir intereſſanten Mineralien gemacht, ſo wurden ſelbe eingepackt. Ich fuhr um halb drei Uhr ab, und war dreiviertel auf fünfe in Tepliz. Ein ſtarkes Gewitter, welches von der Gegend über der Elbe heranzog, erreichte mich nicht, indem die Gebirge dem Zug der Wetter Hinderniſſe in den Weg legen.

Wenn man das Datum bemerkt, wie ich den zwölften Juli 1813 von dieſer Höhe ſchied, ſo wird man verzeihen daß ich einen mir ſo wichtigen Gegenſtand nur flüchtig, ja verſtohlen betrachtet. Es war, während des Stillſtandes, an welchem das Schickſal der Welt hing, ein Wagſtück nicht ohne leichtſinnige Kühnheit. Die Gränze von Sachſen und Böhmen geht durch Zinnwalde durch; um den Mineralienhändler zu beſuchen, mußte ich ſchon Sachſen betreten, alles was für mich bedeutend war lag auf dieſer Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anſcheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich üble Händel zuziehen ſollen. Von ſächſiſcher Seite war jedoch kein Mann zu ſehen, alles ruhte dort im tiefſten Frieden; die öſtreichiſchen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwei Schimmeln über die Gränze führe; der Mauthner hatte auch nichts dagegen einzuwenden und ſo kam ich glücklich zurück durch den Weg den ich ſo gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbeſſert hatte. Abends ſpät gelangte ich nach Teplitz, frank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Geſellſchaft, welche ſchadenfroh gehofft hatte, mich, für meine Verwegenheit beſtraft, als Gefangenen escortirt,

vor den commandirenden General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürſten Moritz Liechtenſtein und ſeine ſo lieb und werthe Umgebung gebracht zu ſehen. Bedenke ich nun daß dieſe ruhige Berggegend, die ich in dem vollkommenſten Frieden, der aus meinem Tagebuche hervorleuchtet, verließ, ſchon am 27. Auguſt von dem fürchterlichſten Rückzuge überſchwemmt, allen Schreckniſſen des Krieges ausgeſetzt, ihren Wohlſtand auf lange Zeit zerſtört ſah, ſo darf ich den Genius ſegnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unauslöſchbaren Anſchauen dieſer Zuſtände trieb, die von ſo langer Zeit her das größte Intereſſe für mich gehabt hatten.

Problematiſch.

Der im Vorigen ausgeſprochenen Haupt-Maxime getreu, alle geologiſchen Betrachtungen vom Granit anzufangen, ſodann aber auf die Uebergänge, wie mannichfaltig ſie auch ſeyn mögen, fleißig zu ſchauen, ward vor mehreren Jahren das Geſtein in Betracht gezogen, woraus die Carlsbader Quellen entſpringen. Neuere Anbrüche deſſelben laſſen uns darauf wieder zurückkehren, da wir denn um unſern Vortrag einzuleiten folgendes bemerken.

Die hohen Gebirge welche Carlsbad unmittelbar umgeben ſind ſämmtlich Granit und alſo auch der Hirſchſprung und der Dreikreuzberg, welche einander gegenüberſtehend eine Schlucht bilden, worin ſich, bis auf eine gewiſſe Höhe, zu beiden Seiten ein Uebergangsgebirg bemerken läßt, und wovon in unſerm Aufſatz zur Joſeph Müllerſchen Sammlung ſchon umſtändlicher geſprochen worden.

Muſterſtücke dieſes Geſteins mit ſeinen Abänderungen waren in der letzten Zeit ſchwer zu erlangen, weil alles verbaut und durch Beſitzungen umſchloſſen iſt, die freiſtehenden Felſen aber von der Witterung vieler Jahre angebräunt und verändert ſind. Nur in dieſem Frühling als man, um Platz zu gewinnen, ſich in die Felſen an mehreren Orten hineinarbeitete und oberhalb des Mühlbads, neben dem Hauſe zu den drei Sternen, nicht weniger auf dem Bernhardsfelſen Raume brach, fand ſich gute Gelegenheit bedeutend-belehrende Beiſpiele zu gewinnen, wovon wir, bezüglich auf die Nummern der Müllerischen Sammlung, hier einiges vorlegen und nachbringen.

Bei den drei Sternen zeigte ſich ein Granit, feinkörnig, worin der Feldſpath bald mehr, bald weniger aufgelöſ't erſcheint und deſſen Oberflächen mit Eiſen-Oxyd überzogen ſind; bei genaueſter Betrachtung fand ſich daß es derjenige ſey, durch welchen feine Haarklüfte, mit Hornſtein durchdrungen, hindurchgehen (Müllerische Sammlung Nro. 25). An manchen Ablöſungen gewahrte man Schwefelkies und hie und da zwiſchen dem Geſtein quarzartige Tafeln, nicht gar einen Zoll breit.

Auf dem Bernhardsfelſen, wo unmittelbar hinter den Sohlen des Heiligen eine Fläche gebrochen wurde, war die Ausbeute ſchon reicher; man beeilte ſich aus den vorliegenden Steinmaſſen die beſten Exemplare herauszuſchlagen, ehe ſie wieder eingemauert wurden. Das Geſtein (M. S. Nro. 27) welches bisher ſelten geweſen, fand ſich hier häufig und zeichnete ſich jaspisähnlich aus. Es iſt gelblichgrau, hat einen muſcheligen Bruch und hie und da zarte ochergelbe Streifen, die an den Bandjaspis erinnern; man fand es in einen feinkörnigen Granit verflochten und es ließen ſich Stellen bemerken

wo es in den vollkommenen Hornſtein übergeht. Dieſer fand ſich denn auch in ſtarken, obgleich unregelmäßigen Gängen das Geſtein durchziehend, ſo daß bald der Hornſtein den Granit, bald Granit den Hornſtein zu enthalten ſcheint; auch fanden ſich Maſſen des Hornſteins, welcher größere oder kleine Granittheile enthält, ſo daß dadurch ein ſonderbares porphyrartiges Anſehen entſpringt.

Ferner traf man auf eine reine Maſſe Hornſtein, in grünem Thon, welcher wahrſcheinlich aus verwittertem Granit entſtanden war; von Schwefelkies wurden wenige Spuren bemerkt.

Der Kalkſpath jedoch, den wir früher in ſchmalen Klüften und manchmal ſchichtweiſe an dem Granit gefunden (M. S. 30, 31), war nicht anzutreffen, der iſabellgelbe Kalkſtein (M. S. 32) auch nicht; der braune jedoch (M. S. 33), obgleich nicht häufig, zeigte ſich wieder. Kein Stück indeſſen haben wir angetroffen, das, wie ſie ſonſt vorgekommen, mit dem Granit im Zuſammenhang geweſen wäre. Wir geben eine ausführliche Beſchreibung dieſes immer merkwürdigen Geſteins. Theils ocher-, theils nelkenbraun gefärbt, derb, durchlöchert, die größern oder kleinern Höhlungen mit weißem Kalkſpath ausgefüllt. Iſt matt, und nur das nelkenbraun gefärbte nähert ſich dem Schimmernden, bis zum Pechglänzenden: im Bruche uneben, unbeſtimmt eckige, ziemlich ſtumpfkantige Bruchſtücke. Hält das Mittel zwiſchen weich und halbhart. Im Ganzen kann man dieß Geſtein für einen mit Kalk innig durchdrungenen Eiſenocher anſehen.

Ein neuer Fund jedoch eines bisher noch unbekannten Geſteins verdient alle Aufmerkſamkeit. Es war ein Klumpen Kalkſtein, etwa einen Viertels-Centner ſchwer, äußerlich ſchmutzig ochergelb, rauh und zerfreſſen. Inwendig ſchneeweiß

und schimmernd. Im Bruche uneben, splittrig, unbestimmt eckige, nicht scharfkantige Bruchstücke. Besteht aus fein und eckigkörnig abgesonderten Stücken, mit einer Neigung zum höchst Zartstänglichten. Das Ganze durchsetzen hell ochergelb gefärbte Adern; zerspringt beim Schlagen das Bruchstück an solcher Stelle, so findet man die Fläche gleichfalls hell ochergelb gefärbt, klein traubenförmig gestaltet. Ist in kleinen Stücken durchscheinend, halbhart, spröde und leicht zersprengbar.

Aus dieser Beschreibung ist zu ersehen, daß dergleichen wohl selten vorkommen mag; wenigstens befindet sich in der großen Sammlung der mineralogischen Gesellschaft, auch in andern Sammlungen der Nähe nichts Aehnliches: für Sinter kann man es nicht ansprechen, will man es für Marmor nehmen, so ist es wenigstens eine noch unbekannte Art. Die Höhe des Bernhardsfelsens wo es zwischen dem andern Gestein gefunden worden, läßt uns vermuthen, daß es auch aus der Uebergangsperiode sey, und wenn wir auch nichts weiter hierüber bestimmen, so deutet es doch abermals auf den Kalkantheil der Felsen überhaupt, daher uns denn nicht schwer fällt den großen Kalkgehalt des Carlsbader Wassers, welcher täglich und stündlich abgesetzt wird, bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen.

Da wir nun ober- und unterhalb des Neubrunnens jenes Uebergangs-Gestein gefunden, so bringen wir noch ein anderes zur Sprache, worauf wir schon früher hingedeutet (Nachträge II). Als man nämlich vor einigen Jahren, bei dem unternommenen Hauptbau am Neubrunnen, Raum um die Quelle gewinnen wollte, und den Felsen abarbeitete, aus dem sie unmittelbar entsprang, traf man auf einen, durch Einfluß des Glimmers dendritisch gebildeten Feldspath, ebenfalls mit Hornstein durchzogen. Nun ist solcher verzweigter Feldspath

mit dem Schriftgranit nahe verwandt, beide vom Granit ausgehend und eine erste Abweichung desselben. Hier brach nun unmittelbar die heiße Quelle hervor, und wir bemerken abermals, daß hier eine dem Granit zunächst verwandte Epoche gar wohl angenommen werden könne.

Auf der rechten Seite der Tepel, wohin wir uns nun wenden, brachte uns das Abarbeiten einer ganzen Granitwand ebenmäßig den Vortheil, daß wir zu gleicher Zeit auch hier eine große Masse schwarzen Hornsteins mit Schwefelkies vorfanden, demjenigen ähnlich, welchen wir drüben am Bernhardsfelsen gefunden. Wie wir denn schon vor mehreren Jahren den Berg höher hinauf ein Analogon des bisher so umständlich behandelten Uebergangs aus dem Granit entdeckt und solches (M. S. 49) beschrieben; es findet sich über der Andreascapelle, da wo gegenwärtig die Prager Straße an der Seite des Dreikreuzberges hergeht.

Vergebens haben wir uns dagegen bisher bemüht in der Nähe der eigentlichen Hauptsprudel-Quelle selbst dieses Gestein, wo es sich in seiner ganzen Entschiedenheit zeigen sollte, gleichfalls zu entdecken; die Nachbarschaft ist überbaut und die Kirche lastet auf der ehemaligen Werkstatt unserer heißen Quellen; wir zweifeln jedoch nicht daß dieses Gestein auch hier zum Grunde liege, und zwar nicht in allzugroßer Tiefe.

Schon oben bemerkten wir vorläufig unsere Neigung zu glauben, daß der Tepelfluß über dieses Gestein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Tepelwasser bewirke die heiße, heftige Naturerscheinung. Die Gebirgsart welche uns bisher beschäftigt, ist ein differenzirter Granit; ein solcher in welchem eine Veränderung sich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinstimmung seiner Theile gestört, ja aufgehoben ward. Wir sehen also dieses Gestein als eine

galvaniſche Säule an, welche nur der Berührung des Waſſers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere irdiſch-ſaliniſche Subſtanzen, beſonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulöſen und ſiedend an den Tag zu fördern.

Uns wenigſtens hat die Bemerkung wichtig geſchienen, daß bei trocknem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere als bei angeſchwollenem Fluß; ja wir ſind nicht abgeneigt zu glauben, daß wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurückſtauchende Wehr, welches das Waſſer zu den Mühlen bringt, ablaſſen und ſo das Bett oberhalb ſo gut wie trocken legen wollte, man ſehr bald einen merklichen Unterſchied in dem Hervorſprudeln der oberen heißen Waſſer bemerken würde.

Daß aber auch unterwärts die Tepel über Grund und Boden laufe, welcher ſich eignet dergleichen Wirkungen hervorzubringen, läßt ſich daran erkennen, daß man, auf der Mühlbadbrücke ſtehend, oder von den Galerien des Neubrunnens hinunter ſchauend, die Oberfläche des Fluſſes mit aufſteigenden Bläschen immerfort belebt ſieht.

Es ſey dieß alles hier niedergelegt, um die Wichtigkeit der erſten Uebergänge des Granits in ein anderes, mehr oder weniger ähnliches, oder unähnliches, ja ganz verſchiedenes Geſtein bemerklich zu machen. Eben dieſes Differenziiren der Urgeſtein-Art ſcheint die größten Wirkungen in der älteſten Zeit hervorgebracht zu haben und wohl manche derſelben im gewiſſen Sinne noch fortzuſetzen. Man gebe uns zu auch künftig die mannichfaltigen Erſcheinungen aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten.

Carl Wilhelm Noſe.

Dieſes werthen Mannes „hiſtoriſche Symbola, die Baſalt-Geneſe betreffend, zur Einigung der Parteyen dargeboten" erhielt ich, durch ein beſonderes Glück, zur Aufmunterung, als ich gerade mit Redaction einiger geologiſchen Papiere beſchäftigt war. Die vorſtehenden Aufſätze verläugnen den Einfluß nicht den dieſe wenigen Blätter auf mich ausgeübt; ich wagte mich über gewiſſe Naturgegenſtände und Verhältniſſe freier auszuſprechen als bisher, nachdem ein ſo theurer Vorgänger und Mitarbeiter aufgetreten, welcher, wie es ſich gar leicht bemerken läßt, des neuſten Vulcanismus hereinbrechende Laven fürchtend, ſich auf einen alten bewährten Urfelsboden flüchten möchte, um von dort her ſeine Meinung, ohne ſich einer unerfreulichen Controvers auszuſetzen, Wiſſenden und Wohlwollenden vorzutragen.

Es iſt dieſes jedoch nicht ſo klar und entſchieden geſchehen wie es wohl zu wünſchen wäre, und indem wir uns mit Leſen und Wiederleſen, zu unſerm eignen Vortheil treulich beſchäftigt, ſo wollen wir, durch einen kurzen, geordneten Auszug den vielen Naturfreunden, welche ſich gleichfalls darum bemühen dürften, einige Bequemlichkeit zu leichterer und freierer Anſicht vorbereiten.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft iſt die Wiſſenſchaft ſelbſt, die Geſchichte des Individuums das Individuum, deßhalb ſoll auch hier das Geſchichtliche vorwalten.

1760 oder 1763 ſtritten Desmareſt und Monnet um die Ehre vermeintlicher Entdeckung: der Baſalt ſey ein vulcaniſches Produkt. Der erſte Gedanke gehört alſo den Franzoſen;

Und jedes Thier durch Berg und Thäler
schweifend
Zum Menschen sprach: erlaubt ist was gefällt.

Prinzessinn.

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbey:
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen wie ich denke,
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist,
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt;
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein
Freund,
Ein einzig Wort: erlaubt ist was sich ziemt.

Tasso.

O wenn aus guten, edlen Menschen nur
Ein allgemein Gericht bestellt entschiede,

auch leiſteten ſie nicht wenig ſchon früh genug für die Geſchichte des Baſaltes.

1771 und 1773 erſchienen Raſpe und Ferber als deutſche Vulcaniſten, der letztere jedoch ſehr mäßig geſinnt. In demſelbigen Decennium ſtimmten Charpentier, Reuß, Röß-ler gegen die Vulcanität, Baumer gleichfalls.

1771 erklärte ſich Brünnich, 1777 Bergman, vom Auslande her, für die Neptunität, ſo wie ſpäter Kirwan. Die Gallier und Italiäner im Ganzen blieben dem Feuerſyſtem getreu, ſo auch bis jetzt.

Werner, in Sachſen, Schleſien, Böhmen, hauptſächlich nur auf Granit und Gneis den Baſalt aufgeſetzt findend, mußte ihn zu den Urgebirgsarten zählen. Im Verfolg der Zeit jedoch fand man ihn gelagert auf und in einer Menge Gebirgsarten von den verſchiedenſten Altern, bis zu den jüngſten hinab; dieß deutete auf ein ſpäteſtes Naturerzeugniß.

Es ergab ſich ferner daß die meiſten gleichnamigen, und in ſofern auch gleichgeltenden, Hauptgebirgsſtämme und Züge als ſolche angeſehen werden müſſen die zu ungleicher Zeit entſtanden ſind. Wem ſind wohl erſt die wahrgenommenen Unterſchiede von älterm und neuerm Granit, Syenit, Gneis, Glimmerſchiefer, Trapp, Porphyr, Thonſchiefer, Grauwacke, Kalkſtein, Sandſtein, Steinkohlen, von Conglomeraten oder Breccien ſogar u. ſ. w. wieder vorzuzählen? Warum ſollte man denn dem Baſalt, wie er auch entſtanden ſeyn möge, ungleiche Zeitepochen ſeiner Bildung abläugnen? und warum ſollte dieß nicht eben zu genauerer Beobachtung führen, wie, wann, oder wo und unter welchen Bedingungen er erſcheint?

In den Jahren 1789 bis 1797 findet ſich Roſe gleichfalls veranlaßt dieſen Gegenſtand näher zu betrachten: ſpäterhin bis auf den heutigen Tag gewann die Vorſtellung, der Baſalt

ſey in einer ſehr neuen Zeit gebildet, mächtig die Oberhand. Ueberhaupt jedoch, aufs Große und Ganze geſehen, überzeugt man ſich gern, daß der Baſalt, in Bezug auf ſein zeitliches Eintreten, auf ſein relatives Alter, mit anderen Gebirgsarten ſich wo nicht paralleliſiren, doch combiniren laſſe.

Eben ſo erſcheint der Baſalt, wenn auf Zuſtände und Geſtaltungen geſehen wird unter denen die Geſteine allerhand Art vorkommen, als friſch, urſprünglich, oder als verändert; ferner kommen die beſondern Geſtalten, als einzelne Kuppen, in Pfeilern, Tafeln und Kugeln, dem Baſalt nicht ausſchließlich zu; Granite, Porphyre, Schiefer, Sandſteine, und was nicht alles geſtalten ſich gleichfalls; daß der Baſalt dieſe Eigenſchaft in eminentem Grade beſitze, erregt die Aufmerkſamkeit, giebt ihm aber kein ausſchließliches Vorrecht.

An Uebergängen fehlt es ihm eben ſo wenig als andern Steinarten; unbezweifelt kennt man das Uebergehen der baſaltiſchen Hauptmaſſen und Gemengtheile zum Ilyn, zu Thon- und Kieſelſchiefer, zu Phonolith, zu Horn-, Grün- und Mandelſtein, zur Wacke, Grauwacke und zu Porphyren.

Dieſes Ueberſchreiten, oder Annahern, führt uns auf die merklichen Miſchungsverſchiedenheiten der Baſalte, indem ſie bald thonige, bald quarzige, ſeltener talkige Grundmaſſen, in wechſelnden Verhältniſſen aufzeigen. Dagegen aber beſchaue man die Identität der Formen der Baſalte, welche an den Felſen der verſchiedenſten Klimate bemerkt wird; eine ſo große Analogie des Baues läßt aber auch dieſelben Urſachen vermuthen, die in ſehr verſchiedenen Epochen, unter allen Klimaten gewirkt haben; denn die mit Thonſchiefern und compacten Kalkſteinen bedeckten Baſalte müſſen von ganz anderm Alter ſeyn, als die welche auf Lagen von Steinkohlen und auf Geſchieben ruhen. Und wie ſollten Baſalte vulcaniſch an

allen Orten und Enden völlig gleichartig entsprungen seyn, da das unterirdische Feuer verschiedenartige Grundlagen zu verkochen hatte.

Ueber das erste Entstehen, über die primitive Bildung irgend einer Gebirgsart im Großen sind keine Zeugnisse vorhanden. Das vulcanische Hervorsteigen von Inseln im Meere, von Bergen auf dem Lande dagegen geschieht noch immer vor unsern Augen.

Es theilte sich zuletzt diese Wissenschaft in ein Zweifaches: man nahm die ältesten Gebirgsarten als auf dem nassen Weg entstanden an, die neueren, die nicht Anschwemmungen sind und sich durch Gewaltsamkeit so entschieden auszeichnen, mußten für Producte unterirdischen Feuers gelten. Wenn aber beim Vulcanismus man nicht gerade Steinkohle und Entzündliches zum Grunde legt, nicht Brennendes, sondern Hitze und Gährung Erzeugendes, zuletzt auch wohl in Flammen aufschlagendes, feuerfahiges Wesen, so will man sich auch gegen den krassen Neptunismus verwahren und nicht durchaus auf einen wellenschlagenden Meeresraum, sondern auf eine dichtere Atmosphäre hindeuten, wo mannichfaltige Gasarten, mit mineralischen Theilen geschwängert, durch elektrisch-magnetische Anregung, auf das Entstehen der Oberfläche unseres Planeten wirken.

Dieses Apprische wird nur postulirt, weil wir den ersten Ring zu dieser unermeßlichen Gliederkette haben müssen; um Fuß zu fassen ist dieses der Punkt, ein ideeller zwar, doch eben darum zur Um- und Uebersicht hinreichend.

Das Geschichtliche führt uns weiter. Wenn der Basalt vulcanisch seyn sollte, so mußten Grundlagen gesucht werden, woraus er entstehen können. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts reducirte Guettard seine Laven, mit Einschluß der

Basalte, auf eine granitische, oder wenigstens granitahnliche Basis, veranlaßt durch die Wahrnehmungen in Auvergne; zehn Jahre etwa spater geschah das Namliche von Desmarest und Monnet. Auch kam noch ein Spath fusible hinzu. — Wiederum so viel Zeit nachher vermehrten besonders Dolomieu und Faujas de St. Fond solche Basen mit Roche de corne, Petrosilex, Feldspath fusible et refractaire, die nun schon auch porphyrisch und trappartig genannt wurden, wenn sie mancherlei Gemengtheile, vorzuglich Feldspath, bei sich führten. Denselben Weg schlug 1790 Gioeni ein und erweiterte ihn.

Wir Deutschen blieben hinter den Auslandern ein wenig zurück. Was übrigens unser Freund bedauerlich so wie ganz bescheidentlich erzahlt, bequemt sich keinem Auszug; man höre den Verfasser bei sich zu Hause.

„Lasset uns jedoch desto entschiedener und derber auftreten, wo einzig Rettung zu suchen ist. Der historische Fingerzeig deutet genugsam auf das Bedürfniß, auf die Nothwendigkeit, für jedes vulcanische Product ein ursprungliches Muttergestein aufzusuchen und anzugeben; ohne Substrat bleibt alles räthselhaft und dunkel."

„Nehme man ein gutes Beispiel an einem andern mineralogischen Verfahren. Wie sich namlich in den Steinen und Gebirgen gewisse Pflanzen und Thierformen finden ließen, und dieß scientifisch zu erwagen war, da betrachtete man die vegetabilischen und animalischen Organismen ebenmaßig als Grundlagen, welche vom Mineralreich aufgenommen, demselben assimilirt und dadurch verandert, d. i. hier im Allgemeinen, versteinert sind. — Jemehr die Bekanntschaft mit dergleichen Urstoffen zunahm, je genauer und vollstandiger man das Pflanzen- und Thierreich kennen lernte, je weiter und

tiefer man darin forschte, gerade desto vollkommener bildete sich dadurch die Petrefactenkunde aus, desto schneller und erwünschter verschwanden die Nebel und Irrungen, welche früher dabei geblendet hatten; zu sprechendem Beweise, daß es überall ein Erstes geben, und als solches erkannt werden müsse, wenn ein von ihm abhängiges Zweites gehörig zu nehmen, vollständig aufzufassen, richtig zu beurtheilen und nach classischer, unanfechtbarer Manier zu behandeln stehen soll."

„Wenn daher auch der Basalt, als solcher und als Reihenführer gewisser Formationen, ebenfalls für eine ursprüngliche Gebirgsart anerkannt wird, entstanden, gleich jeder andern, durch eine allgemeine Primordial-Ursache, — die immerhin für uns unergründlich seyn und bleiben möge, — in irgend einer oder mehrern Erdepochen, dann kann es nicht fehlen, man muß dabei sicherer fußen, wie bei jedem Gegentheil, und in vollerm reinerm Lichte einhergehen."

„Der Mineraloge überkömmt nunmehr ein für immer fixirtes Ob- oder Subject, seiner Familie rechtsbeständig beigeordnet, dessen Beschaffenheit und Verhaltnisse sammt und sonders beobachtet, erforscht und mitgetheilt, dessen mannichfaltige Prädicate vollständig aufgezahlt und ermessen werden können. Die kleinste wie die größte Veränderung daran, durch Feuer, Wasser, Gase u. s. w. bewirkt, steht alsdann gehörig wahrzunehmen, mit der primitiven Eigenschaft genau zu vergleichen, und auf ihre Ursache mit Sicherheit zurückzuführen."

„Wie sich, nach solcher Manier, die Mutationen eines Fossils, auf dem sogenannten nassen Wege, in den verschiedensten Gradationen bestimmt nachweisen lassen; wie der Basalt klarlich von der ersten Stufe der Verwitterung bis zur wirklichen, Auflösung in einem specifisch gearteten Lehmen

wahrgenommen und verfolgt ist; eben so sind seine Metamorphosen, durch jeden modificirten Hitzegrad, theils erkenn- und reducirbar, theils durch eine Legion von angestellten Beobachtungen darüber in der Natur, deutlichst aufgezeichnet."

„Gerieth man bei dieser oder jener einzelnen Vorkommenheit auf Schwierigkeiten, schien es zweifelhaft, welcher Ursache, ob der Hitze oder Nässe, manche Erscheinung an den Basalten zuzuschreiben sey, dann bot sich ein entscheidendes Auskunftsmittel dar in der Pyro-Technik. Bekanntlich ist der Basalt mehr oder weniger schmelzbar. Unterwirft man ihn nun der Hitze, vom Roth- und Weiß-Glühen an bis zum Schmelzen und Zerfließen hin, beobachtet man die graduirten Umformungen, welche er dadurch erhält; so ergiebt sich ein sicherer Maaßstab, wornach jeder Feuer-Effect auf ihn genau zu bestimmen und richtig zu beurtheilen steht, und der insbesondere dazu geeignet ist, ihn den Phanomenen derjenigen Basalte anzupassen, welche die Natur in gewissen Gegenden des Erdkreises auffinden läßt."

„Zeigt sich, bei der Vergleichung solcher Naturerzeugnisse, mit den pyrotechnisch bewirkten Basaltproducten, daß beide nicht bloß ähnlich, sondern völlig gleich sind, dann schließt man mit Zuverlässigkeit, daß auf beide Arten von Producten eine und die nämliche Ursache, d. i. Hitze gewirkt habe."

„Dergleichen Experimente, Vergleichungen und Resultate hat die mineralogische Basalthistorie, seit dem Jahre 1792, aufzuweisen und bis auf die neueste Zeit geht noch die löbliche Betrachtung und Untersuchung fort."

„Ist man nun über die Bildung gewisser Laven aus Basalt eins geworden mit sich, wenn auch nicht mit jedem andern, so wird sich das Ordnen und Benennen der Laven, die von andern Gesteinen abstammen, ebenfalls ergeben. Nachgewiesen

und anzuerkennen ſind bereits Laven aus Ilyn (ſchmelzbarem Thonſtein), Pech- und Perlſtein, nebſt Obſidian (welche ſämmtlich den Eigennamen Bimsſtein führen) aus mehrern Baſalt-, Porphyr- und Schieferarten, aus Conglomeraten und (verglaſurten) Sandſteinen."

„Hierdurch iſt dieſer Gegenſtand für uns erſchöpft, folglich auch eine Regel vorhanden, woran man ſich zu halten und auf ſeinem Wege unverrückt fortzuſchreiten hat. Dagegen wird aber nicht geläugnet, daß eben dieſe Naturereigniſſe noch eine problematiſche Seite haben, inwiefern nämlich das in der Natur vorhandene, Wärme und Hitze erzeugende Princip, ohne gerad in Feuer und Flamme aufzuſchlagen, höchſt wirkſam ſeyn und auf krypto-vulcaniſche Ereigniſſe hindeuten möge. In ſolchen Fällen, wo das pyrotypiſche Ausſehen des Baſaltes zweifelhaft ſeyn könnte, erlaubte man ſich die Frage, ſchon im Jahre 1790 aufzuwerfen: ob nicht etwa manches baſaltiſche Geſtein, im Großen und lagerweiſe urſprünglich feinklüftig, riſſig oder löchrig gebildet worden, wie mancher Quarz und Kalkſtein ebenfalls. Die Baſalte der azoriſchen Inſel Grazioſa ſtellen etwas Aehnliches dar. Dort wechſelt nämlich der dichte Baſalt mit poröſem und mit Mergel. Der in Mandelſtein übergehende poröſe Baſalt hat längliche Höhlungen von zwei bis acht Linien im Durchmeſſer; man bemerkt nicht daß ſie in einer Richtung liegen, noch daß der poröſe Felſen auf compacten Schichten aufgelagert ſey, wie dieß bei den Lavaſtrömen des Aetna und des Veſuv der Fall iſt. Der daſige Mergel wechſelt übrigens mehr denn hundertmal mit dem Baſalte, und laufen ſeine Lagen parallel mit denen des Baſalts. Woraus geſchloſſen wird, daß beide Foſſilien von einerlei Formation und von gemeinſchaftlichem Urſprunge ſind."

„Um ſich die Entſtehung jener Cavitäten einigermaßen zu

erklären, erinnere man ſich des bedeutenden Wortes: wenn große Maſſen von Materien aus dem flüſſigen Zuſtand in den der Trockenheit übergehen, ſo kann dieſes nicht ohne eine Entwickelung von Warmeſtoff geſchehen."

„Hier iſt nun der mächtige Umfang des eigentlichen Vulcanitatsgebietes zu erwähnen. Der ganze beraige Theil des Königreichs Quito kann als ein ungeheurer Vulcan angeſehen werden; eben ſo iſt die ganze Gruppe der Canariſchen Inſeln auf einen unter dem Meer befindlichen Vulcan geſtellt; ſodann iſt der merkwürdigſte Punkt zu berühren, daß alle Thatſachen zu beweiſen ſcheinen, daß ſich die vulcaniſchen Feuer auf den americaniſchen Inſeln, wie auf den Anden von Quito, in Auvergne, in Griechenland und auf dem größten Theile der Erde mitten durch primitive Gebirgsarten den Weg nach außen gebahnt haben."

Nachdem dieſes alles nun ſo weit geführt worden, ſo geſchieht ein Rückblick auf die Streitigkeiten ſelbſt, welche über den Gegenſtand ſich erhoben; man deutet auf das mehrfache menſchliche Fehlſame, auf die Unzulanglichkeit der Individuen, die denn doch was ihnen perſönlich, oder ihren Zwecken gemäß iſt, gern zu einer allgemeinen Ueberzeugung umwandeln möchten. Wie das nun von jeher bis auf den heutigen Tag geſchehen, wird kürzlich durchgeführt und zuletzt die Anmaßlichkeit derer abgelehnt, welche verlangen daß man dasjenige worüber man urtheilen wolle, ſelbſt müſſe geſehen haben. Dieſe bedenken nicht, daß ſie doch immer dem Object als Subject, als Individuum entgegen ſtehen und trotz ihrer Gegenwart nur mit ihren eigenen Augen und nicht mit dem allgemeinen menſchlichen Blick, die Gegenſtände ſowohl als den beſonderen Zuſtand beſchauen. Mannern wie von Humboldt und von Buch wird unbedingter Dank gezollt, daß ſie

die Welt umreisen mochten, eben um uns eine solche Reise zu ersparen.

In den Anhängen kommt nun die wichtigste Frage vor: inwiefern wir ein Unerforschtes für unerforschlich erklaren dürfen, und wie weit es dem Menschen vorwärts zu gehen erlaubt sey, ehe er Ursache habe vor dem Unbegreiflichen zurückzutreten oder davor stille zu stehen? Unsere Meinung ist: daß es dem Menschen gar wohl gezieme ein Unerforschliches anzunehmen, daß er dagegen aber seinem Forschen keine Granze zu setzen habe; denn wenn auch die Natur gegen den Menschen im Vortheil steht und ihm manches zu verheimlichen scheint, so steht er wieder gegen sie im Vortheil, daß er, wenn auch nicht durch sie durch, doch über sie hinausdenken kann. Wir sind aber schon weit genug gegen sie vorgedrungen, wenn wir zu den Urphänomenen gelangen, welche wir, in ihrer unerforschlichen Herrlichkeit, von Angesicht zu Angesicht anschauen und uns sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das, in seiner Einfalt Unbegreifliche sich in tausend und aber tausend mannichfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart.

Der Horn.

Ein freier hoher Gebirgsrücken, der auf einer flachen Höhe aufsitzt, bleibt dem Reisenden nach Carlsbad rechts, und wird von dorther immer als ein ansehnlicher Berg beachtet. Seinen Gipfel habe ich nie bestiegen, Freunde sagen er sey Basalt, so wie die von der Fläche seines Fußes gewonnenen Steine. Sie werden zur Chausseebesserung angefahren und

haben das Merkwürdige daß sie, ohne etwa zerschlagen zu seyn, einzeln klein sind, so daß eine Kinderhand die kleinern, die größern eine Knabenhand gar wohl zu fassen vermöchte. Sie werden also zwischen einem Tauben- und Gänse-Ei hin- und wiederschwanken.

Das Merkwürdigste aber hiebei darf wohl geachtet werden: daß sie sammtlich, genau besehen, eine entschiedene Gestalt haben, ob sie sich gleich bis ins Unendliche mannichfaltig erweisen.

Die regelmäßigsten vergleichen sich dem Schädel eines Thiers, ohne untere Kinnlade; sie haben alle eine entschiedene Flache auf die man sie legen kann. Alsdann stehen uns drei Flachen entgegen, wovon man die obere für Stirn und Nase, die beiden Seiten für Oberkiefer und Wangen, die zwei rückwärts für die Schläfe gelten läßt, wenn die hinterste, letzte dem Hinterhaupt zugeschrieben wird. Ein Modell in diesem Sinne verfertigt, zeigt einen regelmaßigen Krystall, welcher nur selten in der Wirklichkeit erscheint; der aber, sobald man diese Grundform, diese Grundintention der Natur einmal anerkannt hat, überall, auch in den unförmlichsten Individuen wieder zu finden ist. Sie stellen sich namlich von selbst auf ihre Base und überlassen dem Beschauer die übrigen sechs Flachen herauszufinden. Ich habe die bedeutendern Abweichungen in Thon nachgebildet und finde daß selbst die unregelmaßigsten sich zu einer oder der andern Mittelgestalt hinneigen. Sie scheinen nicht von der Stelle gekommen zu seyn. Weder merklich abgestumpft noch abgewittert, liegen sie auf den Aeckern um den Berg wie hingeschneit. Ein geistreicher junger Geolog sagte: es sahe aus wie ein Aërolithen-Haufen, aus einer frühern, prägnanten Atmosphare. Da wir im Grunde nicht wissen, woher diese Dinge kommen mögen, so ist es

Was ſich denn ziemt! Anſtatt daß jeder glaubt,
Es ſey auch ſchicklich was ihm nützlich iſt.
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt ſich alles.

Prinzeſſinn.

Willſt du genau erfahren was ſich ziemt;
So frage nur bey edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirſt du die Geſchlechter beyde fragen:
Nach Freyheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nenneſt uns unbändig, roh, gefühllos?

gleichviel, ob wir ſie von oben oder von unten empfangen, wenn ſie uns nur immer zur Beobachtung reizen, Gedanken veranlaſſen und zu Beſcheidenheit freundlich nöthigen.

Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia.

Godofr. Hermannus.

Kammerberg bei Eger.

Man wird aus unſerer früheren Darſtellung des Kammerbergs bei Eger ſich wieder ins Gedächtniß rufen, was wir über einen ſo wichtigen Naturgegenſtand geſprochen und wie wir dieſe Hügel-Erhöhung als einen reinen Vulcan angeſehen, der ſich unter dem Meere, unmittelbar auf und aus Glimmerſchiefer gebildet habe.

Als ich am 26. April dieſes Jahres, auf meiner Reiſe nach Carlsbad, durch Eger ging, erfuhr ich, von dem ſo unterrichteten als thätigen und gefälligen Herrn Polizeirath Grüner, daß man auf der Fläche des großen, zum Behuf der Chauſſeen ausgegrabenen Raumes des Kammerberger Vulcans, mit einem Schacht niedergegangen, um zu ſehen was in der Tiefe zu finden ſeyn möchte, und ob man nicht vielleicht auf Steinkohlen treffen dürfte.

Auf meiner Rückkehr, den 28. Mai, ward ich von dem wackern Manne aufs freundlichſte empfangen; er legte mir die kurze Geſchichte der Abteufung, welche doch ſchon ſiſtirt worden, nicht weniger die gefundenen Mineralkörper vor. Man hatte beim Abſinken von etwa 1½ Lachtern erſt eine etwas feſtere Lava, dann die gewöhnliche völlig verſchlackte,

in größeren und kleineren Stücken gefunden, als man auf eine lose röthliche Masse traf, welche offenbar ein durchs Feuer veränderter feiner Glimmersand war. Dieser zeigte sich theils mit kleinen Lavatrümmern vermischt, theils mit Lavabrocken fest verbunden. Unter diesem, etwa zwei Lachtern Tiefe vom Tage herab, traf man auf den feinsten weißen Glimmersand, dessen man eine gute Partie ausförderte, nachher aber, weil weiter nichts zu erwarten schien, die Untersuchung aufgab. Ware man tiefer gegangen (wobei denn freilich der feine Sand eine genaue Zimmerung erfordert hatte), so würde man gewiß den Glimmerschiefer getroffen haben, wodurch denn unsere früher geäußerte Meinung Bestätigung gefunden hatte. Bei dem ganzen Unternehmen hatte sich nur etwa ein fingerlanges Stück gefunden, welches allenfalls für Steinkohle gelten könnte.

Man besprach die Sache weiter und gelangte bis zur Höhe des ehemaligen Lustbauschens; hier konnte man, von oben herunter schauend, gar wohl bemerken daß am Fuße des Hügels, an der Seite nach Franzenbrunn zu, der weiße Glimmersand, auf den man in dem Schacht getroffen, wirklich zu Tage ausgehe und man auf demselben schon zu irgend einem Zwecke nachgegraben. Hieraus könnte man schließen, daß die vulcanische Höhe des Kammerbergs nur oberflächlich auf einem theils sandigen, theils staubartigen, theils schiefrig festen Glimmergrunde aufgebreitet sey. Wollte man nun etwas Bedeutendes zur Einsicht in diese Naturerscheinung, mit einigem Kostenaufwand thun, so ginge man, auf der Spur des am Abhange sich manifestirenden Glimmersandes, mit einem Stollen gerade auf den Punkt des Hügels los, wo, gleich neben der höchsten Höhe des ehemaligen Sommerhauses, sich eine Vertiefung befindet die man jederzeit für den Krater

erhalten hat. Ein solcher Stollen hätte kein Wasser abzuleiten, und man würde die ganze vulcanische Werkstatte unterfahren und, was so selten geschehen kann, die ersten Berührungspunkte des älteren natürlichen Gebirges mit dem veränderten, geschmolzenen, aufgeblähten Gestein beobachten. Einzig in seiner Art ware dieses Unternehmen und wenn man zuletzt auf der hinteren Seite in der Gegend der festen Laven wieder aus Tageslicht kame, so mußte dieß für den Naturforscher eine ganz unschätzbare Ansicht seyn.

Hiezu macht man uns nun, eben als ich zu schließen gedenke, die beste Hoffnung, indem versichert wird, daß auf Anrathen und Antrieb des Herrn Grafen Caspar Sternberg, dem wir schon so viel schuldig geworden, ein solches Unternehmen wirklich ausgeführt werden solle. Ueberlege nunmehr jeder Forscher was für Fragen er in diesem Falle an die Natur zu thun habe, welche Beantwortung zu wünschen sey.

Producte böhmischer Erdbrände.

In meiner Auslegung der Joseph-Müllerischen Sammlung habe ich verschiedener, damals bekannter, pseudovulcanischer Producte gedacht und sie von Nr. 73—87 aufgeführt; es waren diejenigen worauf, bei Hohdorf und Lessau, zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen sich richtete; seit jener Zeit aber sind mehrere Punkte des Vorkommens entdeckt worden, und zwar ein sehr wichtiger, gleich über vorbenannten Orten, linker Hand unmittelbar an der Chaussee, welche nach Schlackenwerth fuhrt. Ich theile verschiedene Betrachtungen mit, die ich bei dieser Gelegenheit angestellt.

Und so kann man denn erstlich annehmen, daß die in dieser Gegend bekannt gewordenen Erdbrände am Ausgehenden ungeheurer Kohlenlager statt gefunden: denn in den aufgeschlossenen Brüchen geht das durchgebrannte Gestein, es sey der lockere, gelbe, schiefrige Porcellanjaspis, oder ein anderes verändertes Mineral, bis unmittelbar unter die Oberfläche des gegenwärtigen Bodens, so daß die Vegetation ihre schwächeren und stärkeren Wurzeln darin versenkte; woraus denn auch wohl zu schließen wäre, daß diese Erdbrände zu der spätesten Epoche der Weltbildung gehören, wo die Wasser sich zurückgezogen hatten, die Hügel abgetrocknet da lagen und nach geendigtem Brande keine neue Ueberschwemmung sich ereignete.

Zu einer zweiten Betrachtung führt uns die Frage, die jedermann aufwirft, der jenen in den Hügel eingegrabenen Bruch betritt, wo er nicht allein in einem großen Umfang, sondern auch in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß, alles unmittelbar auf einander liegende Gestein durch Feuergluth verändert, gebacken, verschlackt, angeschmolzen findet. Ich habe mir selbst diese Frage aufgeworfen, und auch andere ausrufen hören: was gehörte für eine Gluth dazu um eine solche Wirkung hervorzubringen? welch eine unterliegende Masse von Brennmaterial wäre wohl nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse durchzuglühen? Hierauf erwiedern wir, daß sich Anzeigen und Andeutungen finden, daß diese Gesteinlagen, sie mochten nun aus Schieferthon oder aus sonstigen Mineralkörpern bestehen, mit vegetabilischen Resten, Braunkohlen und sonstigem, genugsam vertheilten Brennbaren durchschichtet gewesen, welches also, im Falle eines Erdbrandes, gar wohl von unten nach oben, von oben auf unten, nach allen Seiten hin glimmen, die einzelnen Gesteintheile mehr oder weniger angreifen, erfassen und verändern konnte. In dem Chausseegraben

links, wenn man, nach mehr gedachtem Bruche zu, die Schlackenwerther Chauſſee hinauffährt, ſieht man Kohlenſtreifen durch den aufgeſchwemmten Letten ſich hindurchziehen; bei Leſſau findet man eine, von dem Erdbrande nicht erreichte Kohlendecke, zwiſchen dem Porcellanjaspis und der Dammerde; auch haben wir im Innern gewiſſer bröcklichter Stücke noch wahrhaften, zerreiblichen, abfärbenden Kohlenantheil gefunden, der ſeinen Schwefelgeruch nicht verläugnet. Dahin deuten denn ebenfalls die im Innern von entſchiedenen Schlacken zu findenden, zarten Gypskryſtalle, welche auf den alten Kohlen- und Kalkgehalt der urſprünglichen Mineralien hindeuten. Daß in dieſer Gegend überhaupt ſelbſt die letzten Niederſchläge der Thon- und ſonſt ſich ſchiefernden Erden mit Vegetabilien imprägnirt geweſen, läßt ſich an mehreren Orten nachweiſen. Bei dem Dorfe Grünlaß, am Fuße des Sandbergs, findet ſich ein Brandſchiefer, welcher am Lichte ſo wie auf Kohlen brennt und einen erdigen Theil zurücklaßt. Von wie ſpäter Formation dieſer aber ſey, läßt ſich daran erkennen, daß ſich Larven von Waſſerinſecten, von etwa einem Zoll Größe, darin entdecken laſſen; Blätterartiges aber nicht.

Hiernach wenden wir uns zu einer dritten Betrachtung, welche uns durch die große Mannichfaltigkeit der Producte unſerer Erdbrände abgenöthigt wird, indem wir über dreißig Exemplare zuſammenlegen können, welchen man ſämmtlich mehr oder weniger einen Unterſchied zugeſtehen muß; dieß aber läßt ſich daher gar wohl ableiten, daß der Erdbrand, auf das verſchiedenſte, zwiſchen, über, und neben Brennbarem liegende Geſtein, zufällig wirkend, die mannichfaltigſten Erſcheinungen hervorbringen mußte.

Hier ſteht uns aber noch eine Arbeit bevor, welche auch ſchon begonnen iſt. Bei Vulcanen, ſo wie bei Erdbränden,

ist für den Naturforscher die erste Pflicht sich umzusehen, ob es wohl möglich sey die ursprüngliche Steinart zu entdecken, aus welcher die veränderte hervorgegangen. Hiermit haben wir uns in der letzten Zeit sorgfältiger als sonst beschäftigt, deßhalb schon eine große Anzahl Gebirgsarten im Töpferfeuer geprüft worden, wodurch uns denn merkwürdige Erscheinungen von widerspenstigem und leicht angegriffenem Gestein vorgekommen. Wir haben davon eine Sammlung angeordnet, wobei die ursprünglichen sowohl, als die durchs Feuer gegangenen Exemplare zusammengelegt und ordnungsmäßig mit Nummern bezeichnet sind.

Diese Gegenstände sämmtlich, wie sie vorliegen, bekannt zu machen und zu beschreiben, würde zu unnützer und unerfreulicher Weitläufigkeit führen; wir werden daher nach den uns durch die Erfahrung gewordenen Andeutungen weiter schreiten und, unter Beistand des Herrn Hofrath Döbereiner, das Unterrichtende in überdachter Folge vorzulegen bemüht seyn.

Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie.

Wir haben uns so viele Jahre mit Carlsbad beschäftigt, uns um die Gebirgserzeugnisse der dortigen Gegend gemüht und erreichen zuletzt den schönen Zweck, das mühsam Erforschte und sorgfältig Geordnete auch den Nachkommen zu erhalten. Ein ähnliches wünschten wir für Marienbad, wo nicht zu leisten doch vorzubereiten, und deßhalb sey ohne Weiteres zum Werke geschritten.

Zuvörderſt alſo möge von der Lage des Stiftes Tepel die Rede ſeyn, deſſen Polhöhe 49° 58′ 53″ O. beſtimmt worden. Ferner hat man durch Erfahrung und Rechnung gefunden, daß daſſelbe 242 Pariſer Klafter höher als die Königl. Sternwarte zu Prag gelegen ſey. Iſt nun zugleich ausgemittelt, daß die äußerſte Felſenſpitze des Podhora (Podhorn-Bergs), an deſſen öſtlichem Fuße Tepel gelegen, um 324 Pariſer Klafter über gedachte Prager Sternwarte hervorragt; ſo folgt die Ueberzeugung, daß man ſich auf einem der höchſten Punkte von Böhmen befinde.

Dieß beſtätigt die weite Ausſicht, deren man ſchon auf einer Mittelhöhe genießt, ingleichen der Lauf ſämmtlicher am genannten Berg entſpringenden Gewäſſer: denn an der öſtlichen Seite des Rückens gießen mehrere Quellen ihre Waſſer erſt oſtwärts, nach dem Stifte zu, und laufen ſodann, nachdem ſie verſchiedene Teiche gebildet, vereint und nun Tepel genannt, unter Carlsbad in die Eger; andere nicht weitablie-gende an der Weſtſeite, nur durch geringe Erhöhung geſonderte Quellen ergießen dagegen ſich ſüdwärts, bis ſie endlich mit vielen Bächen und kleinen Flüſſen vereinigt in der Gegend von Pilſen den Namen Beraun erhalten.

Nun aber bemerken wir, daß nachſtehender Vortrag in Gegenwart von Keferſteins erſter Charte geſchieht, welche gleichfalls vorzunehmen der Leſer freundlichſt erſucht wird.

Die Urgebirgsmaſſe, welche den Raum von Carlsbad bis hierher einnimmt, ſüdweſtwärts mit dem Fichtelberg, nordoſtwärts mit dem Erzgebirge zuſammenhangt, begreift vielfache Ausweichungen des Grundgeſteins und Einlagerungen verwandten Geſteins, deſſen Abänderungen wir bei und um Carlsbad weitläufig behandelt, bis Schlackenwalde verfolgt und nun den dortigen Punkten von hier aus entgegen zu gehen

gedenken. Auch hier beginnen wir den Grund einer Sammlung zu legen, indem wir einen vorläufigen Katalog mittheilen, um einen jeden zu eigenem Aufſuchen und Forſchen zu veranlaſſen.

Wir haben jedoch bei Verfaſſung des Katalogs nicht die Vortheile wie in Carlsbad, wo die Felſen überall ſteil, ausgeſprochen von Natur, oder durch Steinbrüche aufgeſchloſſen, und von mehreren Seiten zugänglich gefunden werden; in dem Keſſel aber (wenn man das Local ſo nennen ſoll, worin Marienbad liegt), ſo wie in der Umgegend, iſt alles in Raſen, Moor und Moos verhüllt, von Bäumen überwurzelt, durch Holz- und Blättererde verdeckt, ſo daß man nur hie und da Muſterſtücke hervorragen ſieht. Zwar kommt das jetzige Terraſſiren, die mehr gangbaren Steinbrüche und ſonſtige Rührigkeit des Ortes dem Forſcher zu Hülfe, doch taſtet er nur in der nahern und fernern Localität ſchwankend umher, bis ein weiteres Unterſuchen ihm auslangende Aufſchlüſſe gewähren kann.

Wir bemerken jedoch vorläufig, daß große Abänderlichkeit, das Schwanken der Urbildung gegen dieſes und jenes Geſtalten, hier auffallend und merkwürdig ſey. So kommen partielle Abweichungen vor, die wir nicht recht zu benennen wiſſen; nicht etwa gangweiſe, ſondern mit der Schichtung des Granits, wie er ſich in mehr oder weniger geſenkte Bänke trennt, geht eine ſolche veränderte Bank, parallel ſich hüben und drüben anſchließend, fort und zeichnet ſich dadurch aus, daß ſie eine mehr oder minder abweichende Steinart bildet, einen Schrift-Granit, oder gegen Jaspis, Chalcedon, Achat hingeneigt, wie wir bei einzelnen Nummern andeuten wollen.

Im Ganzen aber iſt hier noch auszuſprechen, daß wie die Urbildung ſich in allen Welttheilen gleich verhält, alſo

auch hier um so mehr dieselben Phänomene vorkommen müssen, welche bei Carlsbad zu bemerken gewesen, deßhalb wir uns künftig auf die dort beliebten Nummern beziehen werden.

Anleitender Katalog.

Granit betrachten wir als den Grund hieſiger Höhen; man findet ihn, gegenwartig durch Bauanlagen entblößt, anſtehend als Felsmaſſe und zwar an dem Hauptſpaziergange, wo eben die Mauer vorgezogen wird; ferner in dem Gräflich Klebelsbergiſchen Hof, wo er gleichfalls abgeſtuft zu ſehen war, indem man die abſchließende Mauer aufzuführen ſich beeilte.

Da aber dieſe Stellen nach und nach verbaut werden, ſo hat man ihn künftig in den Steinbrüchen hinter und über der Apotheke zu ſuchen; nach jetzigen Beobachtungen aber darf man dieſen Granit als eine große gegen Norden anſteigende Maſſe anſehen, welche gegenwartig in Terraſſen geſchnitten wird.

1) Er iſt von mittelmäßigem Korn, enthält aber bedeutende Zwillingskryſtalle, nicht weniger reine Quarztheile von mäßiger Größe.

2) Derſelbe Granit, jedoch von einer Stelle die leicht verwittert, die Arbeiter nennen ihn: den faulen Gang.

3) Ein anderer, höchſt feſter Gang aber, welcher mit jenem Granit verwachſen iſt, hat kaum zu unterſcheidende Theile und zeigt das feinſte Korn, mit größeren und kleineren grauen porphyrartigen Flecken.

4) Ein Exemplar mit einem großen ovalen porphyrartigen Flecken.

5) und 6) Er verändert ſich in ein ſchiefriges Weſen, wobei er jedoch durchaus kenntlich bleibt.

7) und 8) Die schiefrige Bildung nimmt zu.

9) Auch kommen röthliche quarzartige Stellen vor, gleichfalls gangweise. Exemplar mit anstehendem Granit Nro. 1.

10) Merkwürdige Abänderung, theils porphyr-, theils breccienartig, streicht diagonal durch den von Klebelsbergischen Hof nach der Apotheke zu.

11) Erscheint aber auch mitunter dem Jaspis, Chalcedon und Hornstein sich nähernd.

12) Darin bildet sich in Klüften ein Anhauch von den allerkleinsten weißen Amethystkrystallen.

13) Dergleichen, wo sich die Amethyste größer zeigen und hie und da schon eine Saule bemerken lassen.

14) Ein Nro. 10. ähnliches Vorkommen, gegen die Muhle zu.

15) Granit mit schwarzem Glimmer und großen Feldspath-Krystallen, demjenigen ähnlich, welcher in Carlsbad gegen den Hammer ansteht. Hier fand man ihn nur in großen Blöcken umher liegen, ohne seinen Zusammenhang andeuten zu können.

16) Ein loser Zwillingskrystall, welche sich hier selten aus dem Gesteine rein auszusondern pflegen; der Einzige welcher gefunden ward.

Wir wenden uns nun zu der Schlucht über dem Kreuzbrunnen, wo der Glimmer überhand nimmt; wir haben von Nro. 17. bis 21. die Uebergänge bis ins allerfeinste Korn verfolgt.

22) Dergleichen, doch etwas von Verwitterung angegriffen, deßhalb von gilblichem Ansehen.

23) Röthliche quarzartige Stelle, gangartig einstreichend.

Wir wenden uns nun gegen den Hammer-Hof; an dem Hügel

Prinzessinn.

Nicht das! Allein ihr strebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltsam seyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bliebe.
Wir sind von keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reitzt nicht mehr, und was nicht reitzt, ist todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann,
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den

24) dorthin findet ſich eine Granitart, feinkörnig von fettem Anſehen.

25) Fleiſchrother Granit, in der Nachbarſchaft, mit überwiegendem Quarz.

26) Quarz und Feldſpath in noch größeren Theilen.

27) Schwer zu beſtimmendes Quarzgeſtein.

Vorgemeldetes Geſtein iſt mehr oder weniger zu Mauern zu gebrauchen;

28) der Granit aber, welcher zu Platten verarbeitet werden ſoll, wird von Sandau gebracht.

29) Eine andere dem Granit verwandte Steinart, mit vorwaltender Porcellanerde, übrigens höchſt feinkörnig, welcher zu Fenſtergewanden, Geſimſen und ſonſt verarbeitet wird. Vom Saugerberg bei Petſchau.

30) Reiner Quarz, an der aufſteigenden Straße von Marienbad nach Tepel.

31) Schriftgranit, ebendaſelbſt.

32) Granit, an Schriftgranit anſtoßend.

33) Gneis, an Schriftgranit anſtoßend.

34) Granit, ein Stück Glimmerkugel enthaltend, im ſogenannten Sandbruch hinter dem Amthauſe.

35) Nach der Verwitterung übrig gebliebene Glimmer-Kugel.

36) Schwankendes Geſtein, in der Nähe von Nro. 33.

37) Granitiſcher Gang in ſchwarzem ſchwer zu beſtimmenden Geſtein, hinter der Apotheke auf der Höhe.

38) Daſſelbe als Geſchiebe.

39) Das problematiſche Geſtein Nro. 36, mit anſtehendem Glimmer.

40) Gneis, aus dem Steinbruche, rechts an der Straße aufwarts nach Tepel.

41) Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepel.

42) Dergleichen, von der festesten Art.

43) Auch daher, von der Marienquelle angegriffen.

44) Eine Abänderung.

45) Gneis, aus dem Steinbruch, rechts an der Straße nach Tepel.

46) Gneis, dem Glimmerschiefer nahe kommend.

47) Gneis, von Petschau, in welchem die Flasern Zwillingskrystalle sind, durch den Einfluß des Glimmers in die Länge gezogen. Dieses Stück besitz' ich seit vielen Jahren, und habe dessen auch schon früher gedacht, (s. Leonhard's Taschenbuch).

47 a) Aehnliches Gestein, dieses Jahr als Geschiebe unter Marienbad im Bache gefunden.

48 und 49) Deßgleichen.

50) Hornblende, mit durchgehendem Quarz, zwischen Hohdorf und Auschowitz.

51) Deßgleichen.

52) Hornblende, von der festesten Art.

53) Deßgleichen, von der Marienquelle angegriffen.

54) Hornblende, mit Quarz durchdrungen.

55) Hornblende, mit röthlichem Feldspath.

56) Hornblende, mit rothem Feldspath eingewachsen.

57) Hornblende, mit Andeutungen auf Almandinen.

58) Gneis, wo die Almandinen deutlicher.

59) Gneis, mit deutlichen Almandinen.

60) Hornblende, mit großen Almandinen.

61) Hornblende, mit Almandinen und Quarz.

62) Dasselbe Gestein, mit kleinern Almandinen.

63) Schweres festes Gestein von schiefriger Textur, mit Almandinen, dem Smaragdit aus Tyrol ähnlich; ein Geschenk des Herrn Prälaten.

64) Ein ähnliches, von der Quelle angegriffen.

65) Von derſelben Formation mit vorwaltenden Almandinen und Quarz.

66) Deßgleichen, mit deutlichen Almandinen.

66 a) Die Almandinen iſolirt.

67) Hornblende, mit feinen Almandinen, von der Quelle angegriffen.

68) Daſſelbe Geſtein, wo die Almandinen von außen ſichtbar.

69) Daſſelbe, von dem feinſten Gefüge.

70) Gehackter Quarz, an welchem die Wände der Einſchnitte durchaus mit feinen Kryſtallen beſetzt ſind; von einem loſen Klumpen in der Gegend des Gasbades.

70 a) Quarz, faſt durchgängig, beſonders aber auf den Klüften kryſtalliſirt, als weißer Amethyſt, von der Chauſſee die nach der Flaſchenfabrik führt; der Fundort bis jetzt unbekannt.

70 b) Feldſpath, mit Hornſteingängen, von derſelben Chauſſee; gleichfalls unbekannt woher.

71) Hornblende, nicht weit unter Wiſchkowitz.

72) Saliniſcher Kalk, unmittelbar am Gneiſe anſtehend, von Wiſchkowitz.

73) Derſelbe, jedoch mit Andeutung des Nebengeſteins.

74 und 75) Der Einfluß des Nebengeſteins thut ſich mehr hervor.

76) Kalk und Nebengeſtein in einander geſchlungen; hier manifeſtirt ſich Schwefelkies.

77) Grauer, feinkörnig-saliniſcher Kalk, den Bauleuten beſonders angenehm.

78) Tropfſteinartiger Kalk mit unreinen Kryſtallen, gleichfalls von daher und den Bauleuten beliebt.

79) Etwas reinere Kalkſpathkryſtalle, von daher.

79 a) Bergkork, welcher guhrweiſe zu entſtehen ſcheint: und nach feuchter Witterung in den Klüften von Wiſchkowitz gefunden wird.

80) Ganz weißer ſaliniſcher Marmor von Michelsberg, gegen Plan zu.

81) Grauer Kalkſtein.

82) Baſalt, von dem Rücken des Podhora.

83) Serpentin und Pechſtein.

84) Anſtoßendes Urgeſtein.

Vorſtehendes Verzeichniß wird von Wiſſenſchaftsverwandten, die das immer mehr beſuchte und zu beſuchende Marienbad betreten, gewiß freundlich aufgenommen; es iſt freilich für andere ſo wie für uns ſelbſt nur als Vorarbeit anzuſehen, die, bei der ungünſtigſten Witterung, mit nicht geringer Beſchwerlichkeit unternommen worden. Sie giebt zu der Betrachtung Anlaß, daß in dieſem Gebirge zur Urzeit nahe auf einander folgende, in einander greifende verwandte Formationen ſich bethätigt, die wir, nach Grundlage, Abweichung, Sonderung, Wirkung und Gegenwirkung geordnet haben, welches freilich alles nur als Reſultat des eigenen Nachdenkens zu gleichem Nachdenken, nach überſtandener Mühe zu gleicher Mühe und Weiſe auffordern kann.

Baſalt. Zu Nummer 82.

Im Böhmiſchen heißt Podhora eigentlich unter dem Berge, und mag in alten Zeiten nicht ſowohl den Berggipfel,

als deſſen Flanken, Seiten und Umgebung bedeutet haben; wie denn viele böhmiſche Ortſchaften die Localität gar bezeichnend ausdrücken. In ſpäterer Zeit, wo die Nationalnamen in deutſche verwandelt wurden, hat man Podhorn-Berg geſagt; dies würde aber eigentlich heißen Berg unter dem Berg, wie wir ja dergleichen ähnliche pleonaſtiſche Verdoppelung belachen, wenn von einem Chapeaubas-Hut die Rede iſt. Deßhalb erlaube man uns die kleine Pedanterie durchaus Podhora zu ſagen, und verſtehe hier zu Land immer den Podhorn-Berg darunter.

Wer zwiſchen dem Stifte Tepel und Marienbad reiſ't, kommt über den Abhang dieſes Berges und findet einen bis jetzt freilich höchſt beſchwerlichen Weg über Baſaltklumpen, welche, dereinſt zerſchlagen, ſich zur bequemſten Chauſſee fügen werden. Wahrſcheinlich iſt die Kuppe des Berges ſelbſt, die waldbewachſen ſich in der Gegend auf eine beſondere Weiſe hervorthut, gleichfalls Baſalt, und wir finden alſo dieſe merkwürdige Formation auf einem der höchſten Punkte in Böhmen. Wir haben dieſes Vorkommen, auf der Keferſteiniſchen Karte, von Tepel aus etwas links, ein wenig unter dem funfzigſten Grad, mit einem ſchwarzen Punkte bezeichnet.

Serpentin und Pechſtein. Zu Nummer 83.

Daß in der Gegend von Einſiedel Serpentin vorkomme, daß derſelbe auch einigermaßen benutzt werde, war bekannt, wie denn die Umfaſſung des Kreuzbrunnens daraus gearbeitet worden; daß er alſo mit dem Urgebirg in einem unmittelbaren Zuſammenhang ſtehen müſſe, ließ ſich ſchließen.

Nun fand er ſich auch unverhofft bei Marienbad, an der

mittlern Höhe des Bergs, der, an der Südweſtſeite des Badeorts aufſteigend, auf einem Pfade zugänglich iſt, der links von dem Thiergarten, rechts von dem Mühlbach begränzt wird. Der Zuſammenhang mit den älteſten Formationen mag ſich bei beſſerem Wetter und günſtigern Umſtänden auffinden laſſen. Feuchtes Moos und Geſtrüpp, faule Stämme und Felstrümmer waren für dießmal hinderlich; doch konnte man mit dem Gelingen der erſten Beobachtung noch immer zufrieden ſeyn.

Man entdeckte einen Feldſpath, mit dunkelgrauen, ſchiefrigen Lamellen, von einer weißen Maſſe durchzogen, mit deutlichen eingeſchloſſenen Quarztheilen, und man glaubte hier eine Verwandtſchaft mit dem Urgebirg zu erkennen. Unmittelbar daran fand ſich ſchwarzgrüner, ſchwerer Serpentin, ſodann leichterer, heller grün, durchzogen mit Amianth, worauf der Pechſtein folgte, gleichfalls mit Amianth durchzogen, meiſt ſchwarzbraun, ſeltener gelbbraun.

Die Maſſe des Pechſteins war durchaus in kleinere Theile getrennt, davon die größten etwa ſechs Zoll an Länge betragen mochten. Jedes dieſer Stücke war ringsum mit einem grauen, ſtaubartigen, abfärbenden Ueberzug umgeben, der nicht etwa als Verwitterung in den Pechſtein hineindrang, ſondern nach dem Abwaſchen dieſen glänzend wie auf friſchem Bruche ſehen ließ.

Im Ganzen ſchienen die Stücke des Pechſteins geſtaltlos, von nicht zu beſtimmender, unregelmäßiger Form, doch glaubt' ich eine Anzahl auswählen zu können, welche einen vierſeitigen, mehr oder weniger abgeſtutzten, auf einer nicht ganz horizontalen Baſis ruhenden Obelisk vorſtellte.

Da der Naturforſcher überzeugt iſt, daß Alles nach Geſtalt ſtrebt, und auch das Unorganiſche erſt für uns wahren

Werth erhält, wenn es eine mehr oder weniger entschiedene Bildsamkeit auf eine oder die andere Weise offenbart; so wird man ihm vergönnen, auch bei problematischen Erscheinungen die Gestalt anzuerkennen und das, was er überall voraussetzt, auch im zweifelhaften Falle gelten zu lassen.

Dienstag den 21. August.

Nachdem wir uns denn so umständlich mit den einzelnen Felspartien beschaftigt, so möchte wohl eine allgemeine landschaftliche Ansicht erfreulich seyn; ich erhalte daher das Andenken einer Spazierfahrt, die mir, unter gefalliger Leitung des freundlichen Hauswirths, Herrn von Bresecke, höchst genußreich und unterrichtend geworden.

Es war seit Monaten der zweite ganz vollkommen reine, heitere Morgen; wir fuhren um 8 Uhr an der Ostseite des Thales die Teplер Chaussee hinauf, welche an dem rechter Hand anstehenden Gneis hergeht. Sogleich am Ende des Waldes auf der Höhe zeigte sich fruchtbares Erdreich, und eine Flache, die zunächst eine Aussicht in ferne Gegenden versprach. Wir lenkten rechts auf Hohdorf zu, hier stand der Berg Podhora links vor uns, indem wir rechts die Weite des sich ostwärts erstreckenden Pilsner Kreises übersahen. Verborgen blieben uns Stadt und Stift Tepel. Aber nun öffnete sich gegen Süden eine unübersehbare Ferne, wo die Ortschaften Habakladra und Millischau zuerst in die Augen fielen, wie man aber weiter vorrückte und sich gegen Südwest ungehindert umsah, konnte man die Lage von Plan und Kuttenplan bemerken; Dürmaul zeigte sich, und das Bergwerk Dreihacken war auf den jenseitigen Höhen deutlich zu erkennen. Die vollkommen wolkenlose Atmosphare ließ, wenn auch durch einigen Höherauch, die ganze Gegend bis an ihre letzten

Gränzen überschauen, ohne daß irgend ein augenfälliger Gegenstand sich hie oder da hervorgethan hatte.

Das ganze übersehbare Land ist anzusehen als Hügel an Hügel in immerfort dauernder Bewegung. Höhen, Abhänge, Flächen, keineswegs contrastirend, sondern ganz in einander übergehend; daher denn Weide, Wiese, Fruchtbau, Wald immerfort abwechseln, zwar einen freien, frohen Blick gewähren, aber keinen entschiedenen Eindruck hinterlassen.

Bei solchem Anblick werden wir nun ins Allgemeine getrieben und sind genöthigt, Böhmen, wenn wir das Gesehene einigermaßen begreifen wollen, uns als einen tausend- und abertausendjährigen Binnensee zu denken. Hier fand sich nun theils eine steilere, theils eine sanftere Unterlage, worauf sich nach und nach, bei rücktretendem Wasser, Schlamm und Schlick absetzte, durch deren Hin- und Wiederwogen ein fruchtbares Erdreich sich vorbereitete. Thon und Kieselerde waren freilich die Hauptingredienzien, wie sie in dieser Gegend der leicht verwitternde Gneis hergiebt; da aber weiterhin südwärts, an der Gränze der Schieferbildung, der frühere Kalk schon hervortritt, so ist auch im Lande eine fernere Mischung zu vermuthen.

In seiner Abgeschlossenheit bildet Böhmen von dieser Seite einen ganz eigenen Anblick; der Pilsner Kreis, wie ich ihn heute gesehen, erscheint als eine kleine Welt deßhalb ganz sonderbar, weil das in mäßigen Höhen gegen einander sich bewegende Erdreich Walder und Fruchtbau, Wiesen und Weiden durch einander, unregelmäßig dem Auge darbietet, so daß man kaum zu sagen wüßte, in wie fern Höhen oder Tiefen, auf eine oder die andere Weise, vortheilhaft benutzt seyen.

Die durchaus quellreichen Höhen, die nicht weniger wasserführenden Vertiefungen geben zu mancherlei Teichen Gelegenheit,

die sich theils zur Fischerei, theils zu technischen Unternehmungen reichlich herbieten, und was sonst alles noch aus solchem Zusammenwirken entspringen mag.

Auf unserem heutigen Wege konnte man abermals bemerken, was für alle Gegenden gilt, daß zwar die höheren, urbar gemachten Berg- und Hügelflächen zu einem mäßigen Fruchtbau Gelegenheit geben, daß aber, so wie man tiefer hinab kommt, der Vortheil sogleich bedeutend wächst, wie sich an dem sehr schön stehenden Winterkorn und dem wohlgerathenen, in die Blüthe tretenden Lein wahrnehmen ließ.

Zu bemerken ist auch hier der Conflict klimatischer Breite und gebirgischer Höhe; denn diese Gegend, die wir heute bei herrlichem Sonnenschein durchzogen, liegt noch etwas südlicher, als Frankfurt am Main, aber freilich viel höher. Denn das Stift Tepl ist 2172 Pariser Fuß über der Meeresfläche berechnet, und am gestrigen ganz heitern zwanzigsten August stand das Thermometer Mittags auf 13., das Barometer aber auf 26. 5. 1., auf einem Punkte, wohin es vom Achtzehnten an schwankend gestiegen, und von dem es den Einundzwanzigsten Nachmittags schon wieder herabgesunken war. Wir lassen dieses bedeutende Steigen und Fallen hiebei tabellarisch abdrucken, und fügen zu weiterer Betrachtung den Barometer- und Thermometerstand auf der Jenaischen Sternwarte hinzu.

August.

Stift Tepl.

Tag.		Stunde.		Barometer.	Thermometer.
18.	—	Abends	7. —	26. 1. 9. —	14. 3.
19.	—	Früh	6. —	26. 2. 4. —	10. 6.
—	—	Mittags	12. —	26. 3. 2. —	12. 7.

Tag.	Stunde	Barometer.	Thermometer.
19. Aug.	Nachm.	3. — 26. 3. —	— 12. 8.
— —	Abends	7. — 26. 3. 3.	— 11. 9.
20. —	Früh	6. — 26. 3. 9.	— 5. 4.
— —	Mittags	12. — 26. 5. 1.	— 13. —
— —	Nachm.	3. — 26. 4. 10.	— 13. 7.
— —	Abends	7. — 26. 4. 10.	— 13. 4.
21. —	Früh	6. — 26. 4. 4.	— 6. 7.
— —	Mittags	12. — 26. 4. 8.	— 15. —
— —	Nachm.	3. — 26. 3. 7.	— 16. 2.

Jena.

18. Aug.	Abends	8. — 27. 9. 4.	— 14. 0.
19. —	Morg.	8. — 27. 10. 7.	— 13. 2.
— —	Nachm.	2. — 27. 11. 4.	— 17. 0.
— —	Abends	8. — 28. — —	— 16. 5.
20. —	Morg.	8. — 28. 0. 2.	— 9. 0.
— —	Nachm.	2. — 28. 0. 5.	— 19. 5.
— —	Abends	8. — 28. — —	— 13. 8.
21. —	Morg.	8. — 28. — —	— 11. 0.
— —	Nachm.	2. — 27. 11. 8.	— 21. 0.
— —	Abends	8. — 27. 11. 6.	— 14. 4.

	Pariser Fuß
Aus vielen Beobachtungen auf der Sternwarte zu Jena folgt ihre Höhe über der Meeresfläche	374, 4.
Nach vorläufiger Berechnung obenstehender beiden Tabellen liegt das Stift Tepl höher als Jena	1601, 6.
Also betrüge die Höhe des Stifts über der Meeresfläche	1976. —
Nach Alois David in seinem Heft: Bestimmung	

Uns Alter oder Krankheit überwirft,
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern
machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchie-
nen,
Wir feierten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo.

Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſinn.

Was meinſt du, Taſſo? rede frey mit mir.

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab'ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzwei-
feln,

der Polhöhe des Stifts Tepl, betrüge Pariser Fuß.
dessen Höhe über der Meeresfläche . . . . 2172. —
Welches eine Differenz gäbe von . . . . . 196. —

Welche sich wohl in der Folge bei fortgesetzten, mehr conformen Beobachtungen ausgleichen wird, ob wir schon unsere Angabe von 1976 Par. Fuß für sicherer zu halten Ursache haben.

Abschluß.

Mit Bedauern fühlen wir uns hier durch die Bogenzahl ermahnt, von einer erfreulichen Localität, einem interessanten Gegenstand und guter Gesellschaft Abschied zu nehmen. Wenn wir auch unsern Lesern überlassen, von der Marienbader Oertlichkeit, den Vorzügen der dortigen Anlagen und Einrichtungen des heilsamen Einwirkens der Wasser, und was von dorther sonst zu erfahren wünschenswerth ist, sich durch mehrere hievon handelnde kleinere und größere Hefte zu unterrichten; so hatte ich doch umständlicher und dankbarer gedenken sollen, wie sehr ich in meinen geologischen Zwecken von vielen Seiten her gefördert worden.

Unter Vergünstigung des Herrn Prälaten Reitenberger wurden mir vom Herrn Subprior, dem Anordner und Aufseher des im Stifte Tepl neuerrichteten Mineralien-Kabinets, mehrere böhmische Seltenheiten verabreicht. Herr Graf Sternberg hat mich durch seine beiden Hefte der vorweltischen Flora, wie nicht weniger durch bedeutende Exemplare der in den Kohlenwerken gefundenen Pflanzenabdrücke geehrt und beglückt. Herr Kreishauptmann Breinl zu Pilsen versah mich reichlich mit den Eisensteinen von Rokizan, mit ausgezeichnet schönen Waveliten und andern interessanten Mineralkörpern. Die Herren: Graf Klebelsberg, Baron von Vrsecke, Gradl und Heidler ließen es an Beiträgen nicht ermangeln; und gern

gedenk' ich auch einiger Bergleute und Steinarbeiter, die mir manches Wünschenswerthe zutrugen.

Der Verfolg des mit der 84sten Nummer abgebrochenen Katalogs wird künftig Reisende und Curgaste auf gar manchen interessanten Fund aufmerken lassen.

Böhmen,

vor Entdeckung Amerika's ein kleines Peru, von Andr. Chr. Eichler. Prag 1820.

Dieses kleine, aus fünf Bogen bestehende Heft kommt mir bei gegenwärtigen Arbeiten sehr zu Statten, denn man wird dadurch klar, was von den in der böhmischen Geschichte legendenartig aufgeführten Bergwerks-Reichthümern zu denken sey; man erfahrt, wie die, im Ganzen zwar maßigen, aber doch immer bedeutenden Metall-Erzeugnisse des inneren Böhmens, in früherer Zeit, bei unvollkommenen Anstalten des Bergbaues, immer doch gefruchtet; wie aber die gränzenlosen Kriegs-Verwüstungen mehrerer Jahrhunderte das Vorbereitete vernichtet und neuen Angriff fast unmöglich gemacht.

Was die verschiedenen Kreise liefern und leisten, wird angezeigt, dann folgt ein alphabetisches Register der Fossilien, welche in Böhmen gefunden werden; sodann aber wird auf das Niclasberger und Moldauer Erzrevier ein theilnehmender Blick geworfen, und die Mittel den Bergbau wieder ins Leben zu rufen, einsichtig angegeben.

Wir haben auf unserer diesjährigen Laufbahn viel Nutzen von diesem Büchlein gezogen und niemand, der mit geognostischem, geologischem, oryktognostischem Sinne Böhmen betritt, sollte es an seiner Seite vermissen.

Wir haben an Keferſtein's Unternehmen ſehr gebilligt, daß er ſich im Allgemeinen gehalten hat, und ſo die, in ſich verſchiedentlich abweichenden, ſchwankenden, wechſelſeitig übergehenden Abweichungen des früheſten Urgebirges mit reiner, ſchön rother Farbe und die Schieferbildung mit der rein grünen bezeichnet hat, einem jeden überlaſſend die Lebendigkeit ſo mancher Uebergänge ſich aufzuſuchen und zurecht zu legen; eben ſo billigen wir, daß er alles was nicht Muſchel- und Jurakalk iſt mit der Farbe des Alpenkalks violett bezeichnet.

Wie wir uns nun vorgenommen, nach ſolcher Anleitung dasjenige was ſich mit Farben nicht ausdrücken läßt mit Worten nachzubringen, ſo geben wir folgendes zu bemerken: mit dem Thonſchiefer kommt nicht allein ein älterer Kalk zum Vorſchein, ſondern es tritt noch ein eigener Umſtand hervor, daß auch lebendige Weſen, wie noch jetzt, zu Auferbauung von Hügeln und Höhen mitgewirkt. In der geognoſtiſchen Charte von Deutſchland finden wir von Pösneck bis Gera einen violetten Streifen zunächſt an jenem Orte breiter, gegen den letzteren zugeſpitzt. Dieſe Linie von Pösneck, Oppurg u. ſ. w. iſt ein rauher, harter, wildgebildeter Kalkſtein, meiſtens aus Madreporen gebildet und, ſo viel ſich bemerken laßt, unmittelbar auf den Schiefer des Voigtlandes aufgeſetzt, worauf man denn nordwärts der Orla hinabfolgend, gegen das Saalthal zu, in die Region des bunten Sandſteins gelangt, auf welchen zuletzt der Muſchelkalk ſich auflagert, wie gedachte Charte deutlich ausweist.

Auch in Böhmen fanden wir an zwei Orten einen ſolchen Kalk, der jenen Geſchöpfen ſein Daſeyn verdankt, einmal ohnfern Franzenbrunnen, an dem Wege nach Carlsbad, ſodann aber bei Treitnitz, erſtem Dorfe von Eger nach Sandau.

Noch zu erwähnen aber haben wir eines, zwar entfernten

solchen Felsens, welcher als Korallenklippe in dem Urmeer von Bedeutung war; es ist der Hübichenstein am Harz, der, als zweite Vignette, in von Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge zu sehen ist. Eine, vom Rath Kraus, bei unserm Aufenthalt auf dem Harz, im Großen vortrefflich gezeichnete Abbildung, welche ich noch besitze, ist hier verkleinert. Freund Trebra aber spricht davon folgendermaßen: „Ein Kalkfelsen am Iberge ohnweit der Communion-Bergstadt Grund, der so hoch und so schmal, gegen die Höhe genommen, dem Hereinsturze wohl nicht entgangen seyn würde, wenn nicht seine ganze Masse mit Corallengewächsen, Madreporen, Fungiten und andern Wassergeschöpfen durchflochten ware. Er steht in Masse da, ohne alle regelmäßig abgetheilte Lager. Die Spalten und Hohlungen oder Drusen, welche man äußerlich an ihm findet, berühren sich nicht, laufen zum größten Theil perpendicular, und nur auf sehr kleine Längen fort."

Interessant wäre es zu bemerken, an welche Formation diese organischen Reste sich anschließen; die von mir beobachteten beziehen sich aufs Uebergangsgebirge, im Flözgebirg bin ich keinen begegnet.

Der Weg von Eger nach Sandau geht über ungeheuere Anhäufungen von Quarzgeschieben, oder vielmehr kleiner Quarztrümmer, und ist deßwegen, so wie die darauf folgende Kunststraße bequem fahrbar; das am Fuß sich ausbreitende Thal liegt so flach, daß man nicht zu unterscheiden weiß, wohin die wenigen Wasser ziehen. Kurz vor Sandau geben die leicht zertrümmerbaren Quarzfelsen zu Tage aus, hinter dem Orte erscheinen bald hervorstehende Reste von Granit, die

uns hier wie an mehreren Orten zeigen, daß eine große reine Quarzformation den Granit begleite.

Keferſtein ſetzt in Böhmen den rothen Sandſtein zwiſchen Pohorſam und Rakonitz, wie die gelbrothe Farbe auf der Charte deutlich ausdruckt; dieſe Formation zieht ſich nach Weſten faſt bis gegen Buchau und greift alſo aus dem Rakonitzer in den Saatzer Kreis; nun wollen wir von einer verwandten Gebirgsart, dem Weißliegenden im benachbarten Pilſner Kreiſe, einige Kenntniß geben, ob wir gleich nicht beſtimmen können, in wiefern ſie mit dem Rothliegenden unmittelbar zuſammenſtoße.

Zwiſchen den Herrſchaften Theuſing und Breitenſtein finden ſich vom Weißliegenden drei Brüche: zu Drachaun, Kamenahora (Steinberg), Bothſtuhra; ſie liefern ſeit langer Zeit Mühlſteine für einen großen Theil von Böhmen, auch werden ſolche in das Ausland verführt; man bricht ſie von der feinkörnigſten Art bis zu der grobkörnigſten, in welcher Letzteren große Geſchiebe mit eingebacken ſind; das Bindungsmittel iſt zum Theil Porcellanerde, ſie haben die nöthige Härte und laſſen ſich gut ſchärfen.

In der Müller-Knolliſchen Sammlung ſind ſie unter Nro. 97. eingeführt. Jeder in dieſer Gegend Reiſende kann ſich von ſolcher wirklich intereſſanten Gebirgsart die mannichfaltigſten Exemplare verſchaffen; wenn er von den alten Mühlſteinen Stücke herunter ſchlägt, welche in der Nähe von jeder Mühle umherliegend und eingepflaſtert gefunden werden. In Sandau iſt eine Niederlage friſcher Mühlſteine.

Ferner ſollen in Nokizan auch Mühlſteine gefördert werden, von einer Gebirgsart, welche auch zu Schrittplatten an

den Häusern hergelegt werden. Ich habe keine Beispiele davon gesehen, der Charte nach müßt' es eine neuere Formation seyn, vielleicht festere Bänke des Sandsteins, der in der Gegend die Kohlen bedeckt.

Die Herrschaft Walsch im Rakonitzer Kreise ist der Aufmerksamkeit des Geognosten werth; daselbst kommt Hyalith vor, auf Thonschiefer-Klüften, und zwar auf dem Schaafberge daselbst; auch finden sich in gedachter Herrschaft im Kalkschiefer größere und kleinere Fische, ja Blätter. Eine Formation, die also wohl der Oeninger zu vergleichen wäre.

Der sogenannte Bouteillen-Stein wird gefunden zu Kornhaus bei Schlan.

Was ich schon vor Jahren gehört, was sich mir aber nicht bestätigt hatte, daß bei Lessau zwischen Carlsbad und Schlackenwerth fossile Mammalien-Knochen sich gefunden hätten, ward mir wieder erzählt.

Sonntags den 29. Juli.

In der Tiefe des Thals, zwischen Gibacht und Siehdichfür, ließ Fürst Metternich einen hohen Brückenbogen errichten, um der Chaussee von beiden Seiten gelinderen Abhang geben zu können; alles ist noch im Werden, außer der Brücke. Als wir uns nun derselben näherten, fanden wir einen großen, länglich-viereckten Block des festesten Sandsteins mitten im Wege abgeladen, den wir sogleich als ein Erzeugniß außerböhmischer Formation anerkannten.

Auf Erkundigung erfuhren wir, daß diese Masse von Berneck aus dem Bayerischen hierher geschafft sey, bestimmt

auf der Brücke aufgestellt zu werden, mit bezeichnender Inschrift, wem man die Verbesserung des Wegs und die leichtere Communication zu danken habe.

Die Schwierigkeit des Transports dieser Masse war groß, wie sie denn auch bei Eger schon einmal strandete. Wir freuten uns der geologischen Einsicht, daß wir diese Steinart sogleich ausländisch angesprochen und als uns Keferstein's Charte in den bunten Sandstein wies, fanden wir uns durchaus befriedigt.

Brandschiefer.

Hellbraun, zimmetfarben, biegsam bis auf einen gewissen Grad in sehr dünne Blätter zu trennen, auf seinen Ablösungen zeigen sich Larven von Wasserthieren, auch glaubt man Grashalmen darin zu entdecken. Durch die Linse betrachtet scheint er fast ganz aus den feinsten Glimmertheilchen zu bestehen, daher denn auch wohl seine Theilbarkeit.

An der Kerzenflamme leicht entzündlich, nicht lange fortbrennend, vielen Ruß entwickelnd und einen eigenthümlichen durchdringenden, aber nicht widerwärtigen Geruch. Im Töpfer-Feuer verliert er seine Biegsamkeit, schwillt wellenförmig auf und ob er gleich theilweise zusammensintert, kommt doch hier seine gränzenlose Theilbarkeit erst recht zum Vorschein.

Da unsere Freunde dieses Mineral für interessant ansprachen, so möchten wir sie gern an Ort und Stelle des Vorkommens hinweisen, welches aber einige Schwierigkeit hat. Wir fanden ihn in Böhmen, Ellbogner Kreis, eine Stunde über Zwotau nach Carlsbad hin; da kömmt man an einem Teich vorbei, denselben links lassend, bergunter, durch einzeln

ſtehende Kiefern in eine Tiefe. Da führt ein Steg über ein beinahe ſtillſtehendes Waſſer und von da an geht, an einer Sandhöhe, die Straße bergauf. Links iſt nun ein Kiefer- und Fichtenwald, in dieſem findet ſich funfzig bis hundert Schritte hinein eine Schlucht vom Waſſer geriſſen, wo dieſer Schiefer an der rechten Seite vorſteht; es ſind mehrere Lager, die zuſammen wohl zwei Lachter und drüber mächtig ſeyn können. Wenn man ſich bei vorſtehender Beſchreibung vielleicht jener Andeutungen erinnern dürfte, womit Reineke Fuchs den König Nobel, zwiſchen Kreckelborn und Hüſterloh, an die Stelle gewieſen, wo der wichtige Schatz zu finden ſeyn ſollte; ſo müſſen wir die Naturfreunde um Verzeihung bitten, man verlangte von uns die genaueſte Beſtimmung und wir haben ſie nicht anders zu geben gewußt.

Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe.

Par le Général Baron Sarriot de l'Host. Vienne, 1816.

Schon ſeit ſeiner erſten Erſcheinung hat uns dieſes Werk auf mehr als eine Weiſe beſchäftigt. Man ſieht hier den höchſten durch Europa ſich ſchlängelnden Gebirgskamm, welcher durchgängig die Waſſerſcheide macht und die Flüſſe entweder nach Nordweſt oder Südoſt zu ſtrömen nöthigt. Er beginnt am ſüdweſtlichen Ende unſers Welttheils in Spanien, und bildet, einigemal hin- und hergehend, die ſolide Halbinſel; ſodann ſtreicht er zickzack, in größeren oder minderen Abweichungen diagonal durch die Charte, ſo daß wir ihn endlich nordöſtlich in Rußland noch immer antreffen.

Wir haben dieſe Schlangenlinie, wie ſie nach Deutſchland

hineintritt, auf die Keferſteinſche Charte gezeichnet und betrachten ſie oft mit Aufmerkſamkeit. Hier eine flüchtige Andeutung ihres Ganges, um die Liebhaber aufzumuntern, ihrer geognoſtiſchen Charte ein gleiches Intereſſe zu geben. Sie geht vom Simplon auf den Gotthard bis ans Vorarlbergiſche immer granitiſch; dann, über Schiefer und Alpenkalk, in den Quaderſandſtein, über dem Bodenſee weg und nöthigt den Rhein von da ſich weſtwärts zu wenden; ſie tritt ins Würtembergiſche, geht über Schiefer, rothen Sandſtein auf den Schwarzwald, wo ſie wieder granitiſch wird, und indeſſen links der Rhein ſeine Zuflüſſe daher erhält, rechts die Region der Donau vorbereitet wird; ſodann als wenn ſie ſich beſänne, daß ſie von dem vorgeſchriebenen Wege zu weit abgelenkt, wendet ſie ſich über den rothen Sandſtein in den Schiefer, zieht über die rauhe Alp, ſich am Schiefer lange haltend, zwiſchen Ellwangen und Dünkelsbühl durch, abwechſelnd über Quaderſandſtein, Schiefer und bunten Sandſtein bis nach Rothenburg, wo eine merkwürdige Scheide gebildet iſt, die ihre Waſſer mittelbar in den Mayn und Rhein, rechts aber unmittelbar in die Donau ſendet. Dann ſchlängelt ſich die Linie durch den bunten Sandſtein in den Schiefer, läßt Anſpach, Schwabach, Nürnberg links, ſchickt die Rednitz nach dem Mayn, ſteigt über den bunten Sandſtein bis zum Granit des Fichtelbergs und ſendet von dort die Nab zur Donau. Sodann wendet ſie ſich ſtracks, erſt abwechſelnd zwiſchen Schiefer und Granit, nach Böhmen, und verfolgt lange, immer granitiſch, die ſüdöſtliche Richtung, ſteigt ſodann wieder gegen Nordoſt, bildet nordwärts die Regionen der Eger, Moldau und Elbe. Endlich tritt ſie in Mähren an den Schiefer der Sudeten und gelangt zum Granit des carpathiſchen Gebirges, wo wir ſie bei Jablunka verlaſſen.

Wie fruchtbar eine ſolche Betrachtung ſey, darf man Einſichtigen nicht erſt anpreiſen; doch werden ſich künftig auch von unſerer Seite hierüber noch manche Gedanken entwickeln laſſen.

D'Aubuisson de Voisins Geognoſie,

Überſetzt von Wiemann. 1r Bd. Dresden, 1821.

Auch dieſes Werk verfehlen wir nicht ſogleich in unſern Nutzen zu ziehen, es verſpricht uns ſchon auf dem Titel eine Darſtellung der jetzigen Kenntniſſe in dieſem Fach oder vielmehr weitem Kreiſe. Der erſte Band liefert uns vorzüglich Nomenclatur, wodurch wir denn in den Fall geſetzt werden, uns über die Erſcheinungen im Allgemeinen zu verſtändigen, was und wie man es vorgetragen zu erfahren, wo wir gleich denken beizuſtimmen, wo wir eine andere Vorſtellung haben ſolches zu bemerken; wir finden einen ernſten feſten Grund und Mittelpunkt, woran ſich Altes und Neues anzuſchließen aufgerufen wird, das Allgemeine der Erſcheinungen wird uns geſichert.

Nun, zum Ueberfluſſe vielleicht, bemerk' ich, daß die Hefte, Schriften und Bücher, deren ich erwähne, in einem eigenen Sinne aufgefaßt ſind: denn wenn ich davon ſpreche, gebe ich nicht etwa eine Anzeige des Inhalts, noch eine Würdigung deſſen was ſie leiſten und liefern, viel weniger ein Aufzählen des Mangelnden und Nachzubringenden, dieſes alles überlaſſe ich andern Behörden; ich erwähne nur ſolcher Arbeiten, größerer oder kleinerer, in ſofern ſie mich im Augenblicke

Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſinn.

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch euch.

Taſſo.

O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können.
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal

berühren, mich fördern, einen Wunsch erfüllen, oder mir eine Thätigkeit erleichtern. Ich danke ihnen daher auch als für ein Erlebtes, mir in meinem eigenen Sinne Erfreuliches; denn allem dem was uns widersteht, oder widerstrebt, können wir unmöglich danken, als sehr spät und in sofern es uns auf die rechten Wege genöthigt hat.

Wie wir Menschen in allem Praktischen auf ein gewisses Mittlere gewiesen sind, so ist es auch im Erkennen. Die Mitte, von da aus gerechnet, wo wir stehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen, nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun, daher es räthlich ist sich zeitig davon loszusagen.

Eben dieß gilt von der Geognosie: das mittlere Wirken der Welt-Genese sehen wir leidlich klar und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jenen in den Granit, dieses in den Basalt gesetzt, werden uns ewig problematisch bleiben.

Wenn bei einem problematischen, verschiedene Ansichten zulassenden Gegenstand eine Vorstellungsart didaktisch geworden, so fragt sich was man gewinnt, indem man eine gegen die andere vertauscht? Wenn ich statt Granit-Gneis sage Gneis-Granit, so wird nur evident, daß beide Gebirgsarten, als nah verwandt, in einander übergehend gefunden werden, so daß wir bald den einen, bald den andern Ausdruck zu gebrauchen uns veranlaßt glauben.

Wie ich darüber denke, habe ich bereits ausgesprochen,

wobei ich verbleibe, und wenn ich auch nur dadurch einen ſtetig ableitenden Vortrag gewönne: denn alles was wir von der Natur prädiciren, iſt doch nur Vortrag, womit wir erſt uns, ſodann unſern Schülern genug zu thun gedenken.

Warum ich zuletzt am liebſten mit der Natur verkehre, iſt weil ſie immer Recht hat, und der Irrthum bloß auf meiner Seite ſeyn kann. Verhandle ich hingegen mit Menſchen ſo irren ſie, dann ich, auch ſie wieder und immer ſofort, da kommt nichts aufs Reine; weiß ich mich aber in die Natur zu ſchicken ſo iſt alles gethan.

Die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen.

Wie ſehr ich mich ſeit geraumer Zeit für die böhmiſche Naturgeſchichte, beſonders Geologie und Oryktognoſie, intereſſirt, darf ich hier nicht betheuern, indem die früheren Aufſätze davon genugſames Zeugniß ablegen. Und ſo war mir denn, bei meinen geringen, unterbrochenen, unzulänglichen Bemühungen, ſchon ſeit einigen Jahren höchſt erfreulich zu vernehmen: daß in der Hauptſtadt Prag ein allgemeines Muſeum im Werke ſey, welches nicht allein die Gegenſtände der Naturgeſchichte, ſondern was auch von hiſtoriſcher und literariſcher Bedeutung iſt, in ſich aufnehmen und verſammeln werde. Nach ernſtlich thätigen Vorbereitungen kam 1818 ein proviſoriſcher Verein zu Stande, deſſen Abſichten höchſten

Orts 1820 allergnädigst genehmigt wurden. Am Ende des Jahres 1822 versammelte sich endlich der permanente Verein, wählte in der Person des Herrn Grafen Caspar Sternberg sich einen Präsidenten, wodurch denn die Anstalt auf das sicherste gegründet erscheint.

Die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede des Herrn Obrist Burggrafen von Kolowrat-Liebsteinsky unterrichtet uns von dem schon bedeutend angewachsenen Grundvermögen der Societät, es sey an Capitalien, Verlagsartikeln, wie auch von dem bei einem so bedeutenden Unternehmen hinreichenden Locale; ferner vernehmen wir die Ausdehnung des wissenschaftlichen Besitzes an Büchern, Manuscripten und Original-Urkunden, von Sammlungen die sich auf Geologie und Orykto-gnosie des Königreiches erstrecken, bedeutenden Herbarien und zur auswärtigen Geognosie Gehörigem. Es fehlt nicht an böhmischen Alterthümern und Seltenheiten aller Art, welche nun schon zum Theil in Ordnung aufgestellt sind, zum Theil aber noch Vermehrung und Anordnung erwarten.

Sodann möchten wir aus der Rede des verehrten Herrn Präsidenten nur wenige Worte ausziehen, welche auf die wechselnden Lebensschicksale eines so bedeutenden Mannes hinweisen; derselbe spricht folgendermaßen:

„Die ehrenvolle Auszeichnung, die mir durch das schmeichelhafte Zutrauen meiner Landsleute in diesem Augenblicke geworden ist, erscheint mir als ein Wink der höheren leitenden Vorsehung, welche mich nach einer fünfundzwanzigjährigen Abwesenheit aus meinem Mutterlande, nachdem die ganze Richtung meiner frühern Laufbahn durch die Unbilden der Zeit verschoben, was ich mit jugendlichem Muth für die Zukunft gebaut, für die Wissenschaften gewirkt hatte, in stürmischen Kriegstagen zerstört worden, zu dem väterlichen Herd

zurückführte, um im Herbst meiner Tage auf eine unerwartete Weise die Erfüllung oft gehegter, stets mißlungener Wünsche zu erleben, mich den Wissenschaften ganz widmen zu können und auf dieser Bahn dem Vaterlande meine letzten Kräfte zu weihen."

„Für den besten Willen und die reinsten Absichten kann das Wenige, das ich seit dreizehn Jahren meines Hierseyns zu leisten vermochte, Bürge seyn; doch darf ich mir nicht verhehlen, daß ungeachtet des Vielen, das in kurzer Zeit für das Museum geschehen ist, noch weit mehr zu thun übrig bleibt, um diese Anstalt auf jenen Standpunkt der Zweckmäßigkeit zu erheben, der in unsern Tagen strenge Anforderung der Wissenschaften, besonders der Naturkunde, geworden ist."

Hieraus können wir uns denn die fromme tröstliche Lehre ziehen: daß wer, in sich selbst tüchtig gegründet, einen edlen Zweck im Auge hat, durch äußere Umstände zwar beschädigt und gestört, niemals aber von seinem Ziel abgelenkt werden kann, das sich ihm zuletzt oft wie durch ein Wunder selbst anbietet.

Die musterhafte Vaterlandsliebe, die sich schon so oft in Böhmen hervorgethan, auf die Hauptstadt als ihren Mittelpunkt zugewirkt, und sich zu ähnlichem Zweck schon früher regsam bewiesen, sehen wir aufs neue hier in geregelter Thätigkeit, welche nicht ohne Segen und Gedeihen bleiben kann.

Eine besondere Gunst mich als Ehrenmitglied sogleich aufgenommen zu sehen, empfinde ich tief und bedaure nur, daß spätern Jahren jene Regsamkeit nicht eigen ist, die mich früher innerhalb dieses Kreises beglückt. Doch soll auch das, was zu leisten mir noch Kräfte übrig bleiben, dieser hohen und würdigen Anstalt angehören und treulich gewidmet seyn.

Indem ich Vorſtehendes abſchließe, erhalte ich die neueren Verhandlungen der Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen und zwar das erſte Heft. Da ſolches in die Hände aller Natur- und Wiſſenſchaftsfreunde gelangen muß, ſo ſage ich hier nur ſo viel, daß wir dadurch erfahren, was bei der erſten ordentlichen allgemeinen Verſammlung den 26. Februar 1823 vorgegangen; der Geſchäftsleiter des Muſeums, Fürſt von Lobkowitz, giebt nähere Kenntniß von dem Beginn der Geſellſchaft, ihren Grundgeſetzen und deren allerhöchſten Beſtätigung, ein Verzeichniß der an dieſem Tage gewählten Männer, dem Herrn Präſidenten und Verwaltungs-Ausſchuß, den wirkenden Mitgliedern, den Ehren-Mitgliedern, wo ich meinen Namen an rühmlicher Stelle beſcheiden dankbar aufgezeichnet finde. Sodann folgt eine Rede des Herrn Präſidenten, die uns beſonders die Naturwiſſenſchaft überblicken läßt, ſo daß ein jeder Freund derſelben, er arbeite nun im Stillen, einzeln oder zu mehreren geſellt, ſich prüfen kann, ob er in dieſem Geſchäft das Werthe und Würdige leiſtet. Einige Beilagen laſſen uns in ältere Zeiten zurückſehen, und die ganze Verhandlung zeugt von der Thätigkeit edler, würdiger, einſichtiger Männer, die ein ſo großes Geſchäft mit Beſonnenheit und Sicherheit übernehmen.

Denn groß iſt es freilich und unüberſehbar; die Geſellſchaft ſetzt ſich in den Mittelpunkt eines ausgedehnten und doch geeinigten concentrirten Reiches, das auf beinahe hundert Quadratmeilen die Menſchenmaſſe von dreimal hundert und vierzig Tauſend über drei Millionen enthält. Denkt man was dazu gehört, die einzelnen Fähigen zur Bildung eines ſo wichtigen Centrums heranzufordern und hier Producte aller Art zu ſammeln; dann aber wieder auf alle hinaus zu wirken, ſo daß der Centralbeſitz bis an die Peripherie lebendig

werde: so überschaut man im Allgemeinen mit Bewunderung die übernommene Aufgabe, und sieht, daß zu ihrer Lösung nicht allein wohlwollende und unterrichtet thätige Männer, sondern zugleich an hohen Stellen wirkende Personen, der obersten Macht näher stehende Gewalthaber erfordert werden. Und daraus folgt alsobald, daß weder Königreich noch Kaiserthum einer solchen Wirksamkeit Gränzen setzen dürfte, sie wird sich vielmehr auch auf die übrige Welt ausbreiten und indem sie zu eigenen Zwecken vorschreitet, auch als anregendes Beispiel den übrigen vorleuchten, die sich in diesen schönen freien Regionen zu bemühen beschäftigt sind.

Aus dem mannichfaltigen bei meinem letzten Aufenthalt in Böhmen Beobachteten und Gesammelten, füge ich hier nur Weniges hinzu, das Weitere mir für die folgenden Hefte vorbehaltend.

Fossiler Backzahn, wahrscheinlich vom Mammut. Er wird schon über dreißig Jahre bei einer Familie der Stadt Eger aufbewahrt, welche die Ueberzeugung hegt, daß solcher in einem diesem Hause gehörigen Kalksteinbruch bei dem Dorfe Dölitz sey gefunden worden. Genanntes Gut sowohl als der ehemalige Kalksteinbruch liegt auf einer mäßigen Höhe am linken Ufer der Eger, etwa eine Viertelstunde unter der Stadt. Der Bruch wird gegenwärtig nicht mehr benutzt, und scheint oberflächlich gewesen zu seyn, da man die Stätte zusammenpflügen konnte, ohne daß auf den Aeckern eine sonderliche Vertiefung merkbar geblieben ware. Einzeln finden sich noch Stücke von dichtem Kalkstein mit entschiedenen Resten von Schaalthieren, auch auf den Aeckern viele isolirte Kalksteine, die man mit einiger Einbildungskraft für

organiſche Gebilde halten könnte, ſich aber darüber völlig zu entſcheiden nicht wagen darf.

Der Zahn ſelbſt iſt ein Backzahn; er gleicht ziemlich nahe der Cuvier'ſchen Figur (III. Band. 3. Platte. 4. Nmr.), befindet ſich außer der Kinnlade und hat nur drei Abtheilungen, wovon die mittlere mit gedachter Abbildung übereinſtimmt und vollkommen erhalten iſt, an der vordern und hintern aber iſt einiges beſchädigt. Iſt nun obengedachte Figur ein Viertheil der Größe, ſo wird unſer Exemplar etwas kleiner ſeyn, denn es erreicht nur das Drittel des Maaßes jener. Das Email iſt grau und ſehr gut erhalten, ſo wie auch die innere Ausfüllung vom reinſten und dunkelſten Schwarz erſcheint.

Von dieſem, nunmehr ins Prager Muſeum geſtifteten foſſilen Backzahn beſorgte ich Abgüſſe, betrachtete ſorgfältig die Kupfer zu Cuvier's drittem Bande und verſäumte nicht in dem dazu gehörigen Text zu ſtudieren. Ich ſendete hierauf einen Gypsabguß an Herrn d'Alton nach Bonn mit der Aeußerung: „Dieſer Backzahn möchte wohl zwiſchen die kleineren Maſtodonten und größeren Tapir mitten inne zu ſtellen ſeyn. Sie werden ihm ſeinen Platz am ſicherſten anweiſen." Hierauf erhielt ich folgende Antwort: „Der foſſile Zahn ſcheint mir ſehr merkwürdig. Bei einer unverkennbaren Verwandtſchaft mit dem Maſtodont, unterſcheidet er ſich doch weſentlich von allen dahin gehörigen, mir bis jetzt bekannt gewordenen Formen. Höchſt erwünſcht und beſonders wichtig ſind, nach meiner Anſicht, an dieſem ſchätzbaren Fragment die äußeren noch unentwickelten Lamellen, welche zu beweiſen ſcheinen, daß überall noch urſprüngliche Entwickelungsformen vorliegen und die eigenthümliche Geſtalt der Kau-Flächen nicht durch ein Abreiben der Spitzen entſtanden. Ohne dieſes

besondere Merkmal könnte dieser Zahn wohl auf ein tapirartiges Thier gedeutet werden."

Wie es sich denn eigentlich damit verhalte, werden wir durch die Vorsorge der Gesellschaft des Prager Museums vernehmen, von woher uns eine Abbildung und nähere Bestimmung zugedacht ist.

Anthrazit mit gediegenem Silber. Gewiß gehört dieß Fossil zu den seltenern, indem es ein Gemeng von **Quarz** und **Anthrazit** ist, in welchem gediegen Silber, Eisenoxyd und etwas Kupferoxyd vorkömmt, und man, meines Wissens, diese Art des Vorkommens vom gediegenen Silber noch nicht kennt. Schon beim genauen Betrachten unter der Lupe erkennt man das als microscopisch kleine Punkte in verschiedenen Vertiefungen des Minerals liegende gediegene Silber.

Es besteht in 100 Theilen aus:

42,	5 Anthrazit,
30,	5 Quarz,
22,	75 Eisenoxyd,
1,	5 Kupferoxyd,
2,	37 Silber (gediegen),
99,	62.

Jena. Dr. Goebel.

Ist die Erscheinung eines solchen Minerals an sich schon sonderbar genug, so ist das geologische Vorkommen desselben ebenfalls wunderbar zu nennen. Um sich davon einigermaßen einen Begriff zu bilden, nehme man Special-Charten von Böhmen vor sich und betrachte den Gebirgsrücken, der den

Pilsner vom Elnbogner Kreise trennt und zugleich den Wasserlauf nordwärts nach der Eger, südwärts nach der Moldau entscheidet. Auf dem nördlichen Abhange im Elnbogner Kreise findet man das Gut Roggendorf, bei welchem ein Eisenhammerwerk betrieben wird, dessen gegenwärtiger Besitzer, Herr Baron Junker, auf Eisenstein muthete in dem Teyler Stiftsbezirk, nicht weit von Einsiedel, zunächst bei einem kleineren Orte, Sangerberg genannt.

Um nun die der Gewinnung des Eisensteins hinderlichen Wasser abzuleiten, wurde ein Stollen getrieben und zwar durch festes Grünstein-ähnliches Gebirg. Nachdem man nun bis zehn Lachter durchbrochen hatte, fand sich ungefähr zwei Schuh unter der Erdoberfläche ein loses mit braunem Staub überzogenes durchklüftetes Quarzgestein, worunter man denn auch silberhaltiges entdeckte. Dieses Vorkommen wurde jedoch durch einen Letten wieder abgeschnitten, sobald sich aber wieder eben so loses Gestein zeigte, fand man auch wieder einigen Gehalt. Die Stufen, die man von diesem Mineral erlangen konnte, sind klein und unansehnlich, und unterscheiden sich wenig von den größern unförmlichen und mit einem braunen Staube überzogenen Quarzstücken.

Betrachtet man nun das Gebirg im Ganzen, so macht Granit und Gneis die Hauptmasse, welche aber schon bei Marienbad zum Pechstein überzugehen geneigt ist, und bei Einsiedel Serpentin und Amianth in bedeutenden Massen sehen läßt.

Kammer-Bühl.

Am 30. Juli 1822 begegnete mir das Glück, mit Herrn Grafen Caspar Sternberg, den Herren Berzelius, Pohl, und Grüner den Kammerberg zu besteigen, diese ewig merkwürdige, immer wieder besuchte, betrachtete und immer wieder problematisch gefundene, weit und breit umherschauende, mäßige Erhöhung. Der pyrotypische Charakter ward nicht verkannt, die Vorstellung näherte sich der schon früher geäußerten, wie auch der dort räthlich befundene Vorschlag genehmigt ward. Das Nächste würde nun seyn, bergmännisch die Stunde zu bestimmen, in welcher man den Stollen unter der Haupthöhe durchzuführen habe, um auf der Sohle des weißen Sandes, der sich nordwärts am Fuße im Felde zeigt, durch den Berg zu gehen, dergestalt, daß man nicht zu weit westwärts an das feste Gestein gelangte. Der zu erwartende Aufschluß wäre dann: ob man auf dem weißen Sande unterbrochen auf der Südseite wieder an den Tag käme, oder ob man auf eine ins Tiefere gehende festere oder mehr lockere Masse gelangte, und sich dadurch einer Eruption aus dem Innern versicherte. Läge nun dieser Hügel in einem eingerichteten Bergrevier, so würde das Unternehmen bequemer einzuleiten seyn; doch auch hier möchte es nicht an genugsamer Anordnung und Aufsicht fehlen. Gegenwärtig wären Vorarbeiten zu besorgen, wodurch man der Ausführung um einige Schritte näher käme, von der man das Beste hoffen darf, da an der thätigen Theilnahme des Grundbesitzers, Herrn Grafen v. Zedwitz, nicht zu zweifeln ist. Eger, den 6. Aug. 1822.

Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Woge auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſ't und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrey die Luft uns füllen.
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzeſſinn.

Es iſt ſehr billig, daß die Frauen dir
Auf's freundlichſte begegnen, es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen:
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reitz und ihre Liebe bald.

Wunderbares Ereigniß. Da die Ueberzeugung so trefflicher Männer, mit denen ich den Kammerbühl abermals beſuchte, gleichfalls eine vulcaniſche Erſcheinung hier zuzugeben geneigt ſchien, ſo mußte mir's um deſto mehr auffallen, als ein junger, munterer Badegaſt, der Naturforſchung auch auf ſeine Weiſe ergeben, von meinem untermeeriſchen Vulcane und deſſen ſucceſſiven Exploſionen, woraus ich zugleich Schmelzung und Stratification zu erklären gedacht, nicht ſonderlich erbaut ſchien.

Mit beſcheidener Höflichkeit trug er mir ſeine Meinung vor, die dahinaus ging: hier ſey auch wie in dem übrigen Böhmen ein Pſeudovulcan zu ſchauen. Man müſſe ſich, meinte er, beim erſten Anblick der Stratification überzeugen, daß dieſe Gleichheit der Lagen nicht einer Folge von Eruptionen zugeſchrieben werden könne, ſondern in ſolchem Falle alles viel tumultuariſcher und wilder ausſehen würde. Es ſeyen aber Kohlen und Glimmerſchiefer, zu gehörigen Theilen vermiſcht, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden; nun laſſe ſich ſchon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die ſämmtlichen Schichten ſo ruhig konnten übereinander liegen bleiben, wie man ja auch bei andern Pſeudovulcanen, ſobald man einen Durchſchnitt wie hier im Großen überſehen könne, die früheren Schichtungen gar wohl bemerke.

Ich zeigte ihm die Schwierigkeiten, die bei dieſer Erklärungsart noch übrig blieben, und trug ihm meine Hypotheſe als befriedigend vor, wogegen er mir neue Schwierigkeiten nachzuweiſen wußte. Und ſo ſtanden wir gegen einander, durch ein doppeltes Problem geſchieden, durch Klüfte, die keiner zu überſchreiten ſich getraure, um zu dem andern zu gelangen; ich aber nachdenklich, glaubte freilich einzuſehen, daß es mehr

Impuls als Nöthigung ſey, die uns beſtimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten.

Hiedurch mußte bei mir eine milde, gewiſſermaßen verſatile Stimmung entſtehen, welche das angenehme Gefühl giebt, uns zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen hin und her zu wiegen, und vielleicht bei keiner zu verharren. Dadurch verdoppeln wir unſere Perſönlichkeit, und in ſolcher Gemüthsverfaſſung konnte mir nachgemeldete Schrift nicht anders als höchſt willkommen ſeyn.

Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulcane in verſchiedenen Erdſtrichen,

von Alexander von Humboldt.

Berlin 1823.

Genanntes Heft, von Freundes Hand verfaßt und zugeſendet, nehme ich dankbarlichſt auf, indem es zu keiner gelegenern Zeit bei mir anlangen konnte. Ein weit umſichtiger, tiefblickender Mann, der auch ſeine Gegenſtändlichkeit, und zwar eine gränzenloſe, vor Augen hat, giebt hier aus hohem Standpunkt eine Anſicht, wie man ſich von der neuern ausgedehntern vulcaniſtiſchen Lehre eigentlich zu überzeugen habe.

Das fleißigſte Studium dieſer wenigen Blätter, dem Buchſtaben und dem Sinne nach, ſoll mir eine wichtige Aufgabe löſen helfen, ſoll mich fördern, wenn ich verſuche zu

denken, wie ein solcher Mann; welches jedoch nur möglich ist, wenn sein Gegenständliches mir zum Gegenständlichen wird, worauf ich denn mit allen Kräften hinzuarbeiten habe. Gelingt es, dann wird es mir nicht zur Beschämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Absagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die Hände eines so trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen.

Zur Naturwissenschaft und Morphologie, zwei Bände von Goethe, findet man durch drei bedeutende Männer in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, Nro. 101. und folgende, so günstig als ausführlich recensirt; der Verfasser sprach sich nach dem ersten Lesen darüber aus wie folgt:

Und so hab' ich denn der Parze großen Dank abzustatten, daß sie mich, nicht etwa nur wie den Protesilaus, auf Eine vergnügliche Nacht, sondern auf Wochen und Tage beurlaubt hat, um das Angenehmste, was dem Menschen begegnen kann, mit Heiterkeit zu genießen. Durch wohlwollende, einsichtige, vollkommen unterrichtete Männer seh' ich mich günstig geschildert, und zwar so recht durch und durch erkannt und aufgefaßt, mit Neigung das Gute, mit Schonung das Bedenkliche dargestellt: ein ehrwürdiges Beispiel, wie Scharf- und Tiefblick mit Wohlwollen verbunden, durch Beifall wie durch Bedingen, Warnen, Berichtigen, sogleich zur lebendigsten Förderniß behülflich sind.

Bekenn' ich jedoch: es hat etwas Apprehensives, wenn das, was wir leidenschaftlich wollten und allenfalls leisteten, als Bilderreihe, wie Banquo's Könige, an uns vorüberzieht; die Vergangenheit wird lebendig und stellt sich uns dar, wie wir sie selbst niemals gewahr werden konnten. Diesmal freilich

nicht als leere Schattenumriſſe, ſondern ſcharf in allen Theilen ergriffen und ausgeführt.

Hiebei muß ich aber bemerken, daß jene höchſt ſchätzenswerthe, ehrenvolle Schilderung erſt nur im Allgemeinen und von ferne betrachtet worden; ich nehme ſie mit in die böhmiſchen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen. Schon jetzt aber fühl' ich mich, durch freundliche Forderungen angeregt, ſehr geneigt, manches frühere wieder aufzunehmen, das mir, als zerſtückelt, nirgendwo ſich anzuſchließen ſchien, nun aber, nach ſolcher gegebenen Ueberſicht, gar wohl ſein Plätzchen finden wird.

Die Punkte ſodann, worüber ſo würdige und im Ganzen gleichdenkende Männer ſich mit mir nicht vereinigen können, nochmals genau zu überlegen, den Grund einer ſolchen partiellen Differenz aufzuſuchen, wird mir die angenehmſte und lehrreichſte Pflicht ſeyn.

Handbuch der Oryktognoſie.

Von Leonhard. Heidelberg 1821.

Ob mir gleich höhere Jahre und ein bedingtes Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft nicht vergönnen wollen, ein ſolches Werk, ſeinem Umfange und Zuſammenhange nach, gehörig zu ſtudiren; ſo habe ich es doch immer zur Seite, um, durch den wohlüberdachten Vortrag, mich von dem methodiſchen Gange, worin ſich die Wiſſenſchaft bewegt, durch den Inhalt von dem Reichthum der Erfahrung, durch die Zugaben von manchem wünſchenswerthen Einzelnen bequem zu unterrichten, und alſo, wo nicht mit Wiſſen und Wiſſenſchaft gleichen Schritt zu

halten, doch wenigstens dieſes wichtigſte, ſich immer erweiternde, füllende und umorganiſirende Reich nie aus dem Auge zu verlieren.

Ein abermaliges Geſchenk bereitet uns der werthe Herr Verfaſſer in ſeiner Charakteriſtik der Felsarten, und ich rühme mich der beſondern Gunſt, daß er mich durch frühere einzelne Mittheilung ſchon jetzt, da es im Entſtehen begriffen iſt, Vortheil daraus zu ziehen befähigt. Acht Aushängebogen liegen vor mir, durch deren ſucceſſive Betrachtung faſt allein möglich wird, ſich an die gränzenloſe Fülle des Werks einigermaßen zu gewöhnen.

Zuerſt findet man das Allgemeine feſtgeſtellt, ſodann die Reihenfolge der Gebirgsarten dargelegt, wovon ich denn Granit, Sienit, Diorit und Dolerit bis jetzt vor mir ſehe.

Die Folge dieſer einzelnen Mittheilung thut auf mich eine glückliche Wirkung; ich erwarte und leſe die Blätter mit Leidenſchaft, wie Zeitungen; Aufmerkſamkeit und Intereſſe erhält ſich von einem Sendungstage zum andern, und mir dienen dieſe bedeutenden Anfänge ganz eigentlich zum gründlichſten Examen. Von manchem erwarb ich mir ſchon früher unmittelbare Anſchauung, anderes aber ſondert ſich ab, wornach ich mich noch umzuthun hätte; neue Namen werden erkannt, die Zweifel des Augenblicks ſorgfältig bemerkt. Und ſo ſeh' ich ohne große Anſtrengung mir manches Gute zugeeignet, mich auf manches Künftige hingewieſen.

Die Luiſenburg bei Alexanders-Bad.

Unter den verſchiedenen Abtheilungen des Fichtelgebirgs macht ſich beſonders merkwürdig ein hoher, langgeſtreckter

Rücken, von alten Zeiten her Lurburg genannt und von Reisenden häufig besucht, wegen zahlloser, alle Beschreibung und Einbildungskraft überragender, in sich zusammengestürzter und gethürmter Felsmassen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühsam durchkrochen, nun aber, durch architektische Gartenkunst, spazierbar und im Einzelnen beschaulich gefunden. Diese Gruppen zusammen tragen gegenwärtig den Namen Luisenburg, um anzudeuten, daß eine angebetete Königin, kurz vor großen Unfällen, einige frohe und ruhige Tage hier verlebt habe.

Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung über einander gestürzten Granitmassen giebt einen Anblick, dessen Gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen, und es ist niemanden zu verargen, der, um sich diese, Erstaunen, Schrecken und Grauen erregenden, chaotischen Zustände zu erklären, Fluthen und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulcane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hülfe ruft.

Bei näherer Betrachtung jedoch, und bei gründlicher Kenntniß dessen, was die Natur, ruhig und langsam wirkend, auch wohl Außerordentliches vermag, bot sich uns eine Auflösung dieses Räthsels dar, welche wir gegenwärtig mitzutheilen gedenken.

Dieses Granitgebirge hatte ursprünglich das Eigenthümliche vor andern, aus sehr großen, theils äußerst festen, theils leicht verwitterlichen Massen zu bestehen; wie denn der Geolog gar oft gewahr wird, daß die kräftige Solidescenz des einen Theils dem nachbarlichen das Vermögen zu einer entschiedenen Festigkeit und längeren Dauer zu gelangen völlig entzogen hat.

Von den ursprünglichen Felspartien, wie sie, der Granitbildung gemäß, aus einzelnen Blöcken, Platten und Lagern

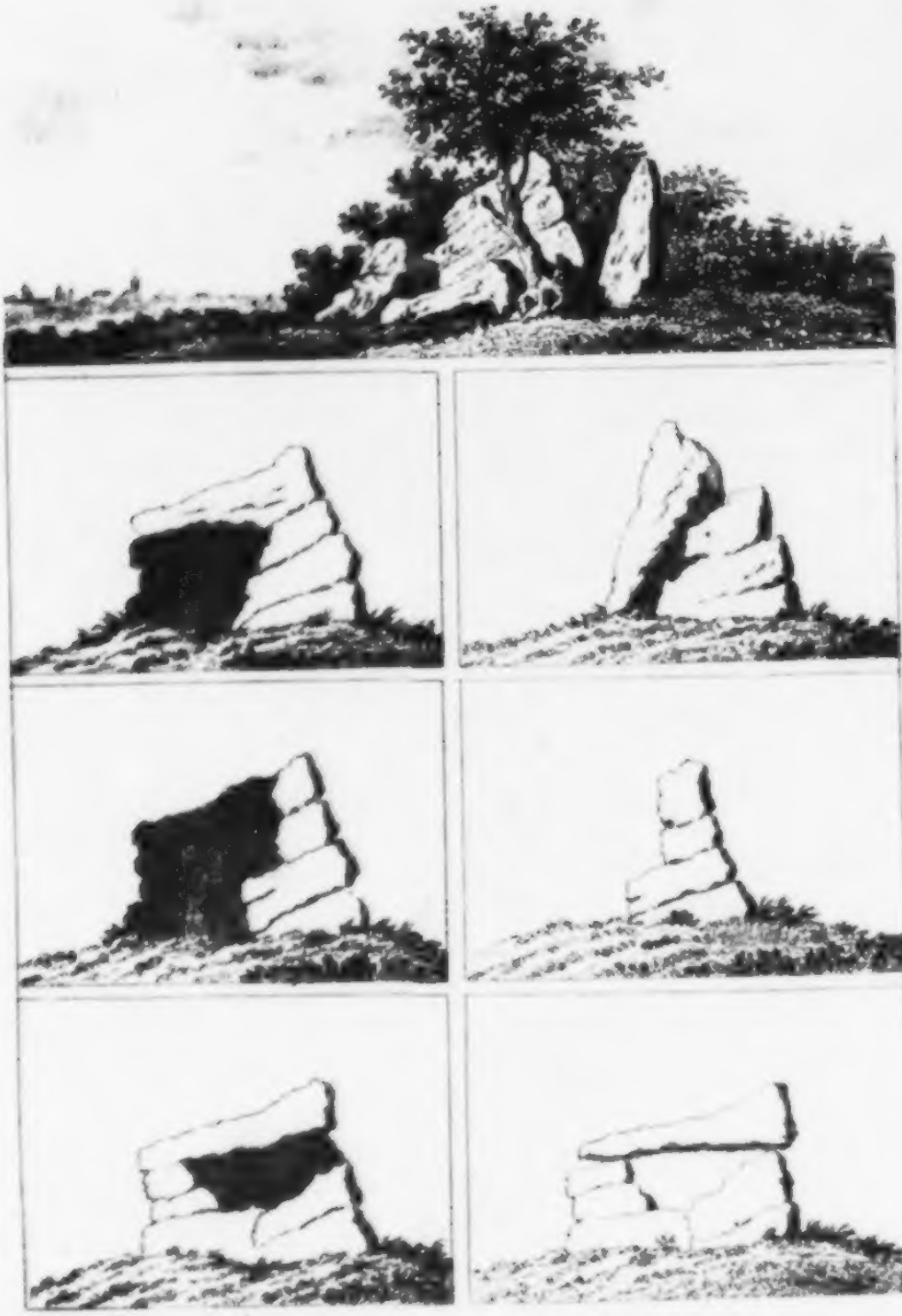

bestehen, sind noch mehrere aufrecht zu finden; die aber, weil sie nichts Sonderbares darbieten, nicht wie das übrige Wunderbare beachtet werden. Außer obgemeldeter ursprünglicher Eigenschaft höchst verschiedener Festigkeit und Verwitterns mag auch noch die schiefe, gegen das Land zu einschießende, Richtung und eine vom Perpendikel abweichende Neigung, gleichfalls gegen das Land hin, Ursache des Einstürzens gewesen seyn. Die Wirkung aller dieser zusammentreffenden Umstände denken wir nun bildlich darzustellen.

Man mache sich vor allen Dingen mit den Buchstaben bekannt, wie sie in der obern, landschaftlichen Zeichnung an die Felsen geschrieben sind, und denke vorerst, daß die verschiedenen Steinmassen a. b. c. d. e zusammen eine aufrechtstehende, gegen den Horizont etwas zugeneigte Felspartie bilden. Nun verwittere eine der mittleren Massen a, so wird die obere b herunterrutschen und sich ungefähr in bb niederlegen, sodann verwittere die unterste hintere c und der Obelisk d wird, seinem Uebergewicht nach, herunterstürzen und sich in dd aufstellen, die Masse e wäre allein an ihrem Platz unverrückt und unverändert liegen geblieben.

Eine, nur wenig in ihrer Hauptform von der vorigen abweichende, aufrechtstehende Granitpartie bringen wir dem Beschauer in den kleineren Feldern gleichfalls vor Augen. Die vordere Spalte zeigt sie in ihrer Integrität, die andere aber verwittert, verschoben und verstürzt. Hier bedienen wir uns des Vortheils, ohne Buchstaben zu verfahren, indem wir das Verwitternde mit Schattenstrichen bedeckt, wodurch denn das Uebriggebliebene und Dislocirte sogleich in der nächsten Columne in die Augen fällt.

Zur Geognoſie und Topogrophie von Böhmen.

Bei Betrachtung der Geognoſie von Böhmen, eines Königreichs das ſich vollkommen abgeſchloſſen zeigt, das, rings von Gebirgen umgeben, ſeine ausſtrömenden Gewäſſer faſt alle nur eigenen Quellen verdankt, iſt höchſt merkwürdig zu beobachten, wo ſich doch wohl irgend eine Ausnahme finden möchte? Wir wenden uns zuerſt an die Eger, die, in Bayern entſprungen, ſchon als bedeutendes Waſſer nach Böhmen eintritt; ſodann zur Wondra, dem Bache, der, gleichfalls in Bayern entſpringend, doch in Böhmen als der erſte ſich mit der Eger vereinigt.

Müſſen nun bei allen Unterſuchungen der jetzigen Erdoberfläche, und beſonders des nutzbaren Theils, deſſen Werth uns ſo nahe liegt, die Reſtagnationen des uralten Meers unſere Aufmerkſamkeit reizen, ſo haben wir die Einbildungskraft bis zu jener Zeit zurückzuführen, wo das böhmiſche Binnenmeer bis an den Fichtelberg reichte und dort, mit Vor- und Zurücktreten, gar manche, jetzt reichlich fruchttragende Flächen bildete. Nachfolgendes möge hiezu eine Einleitung ſeyn.

Fahrt nach Pograd.

Freitag, den 26ſten Juli 1822. Wir fuhren von Eger ab ſüdwärts; der Weg geht durch aufgeſchwemmtes Erdreich, worin ſich neben den loſen Kieſeln auch Breccien finden. Zufällig trafen wir eine von weißen, größern und kleinern Quarzkieſeln, durch ein Bindungsmittel von ſchmalem, zartem Brauneiſenſtein zuſammengekittet.

Tasso.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!
Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens stille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth.
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Prinzessinn.

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?

Die Eisengruben, auf die wir unsere Fahrt gerichtet, sind unsern Pograd in einem aufgeschwemmten, von Glimmerschiefer herzuleitenden Gerölle. Die eine Grube war sechs Lachter tief. Erst trifft man auf ein weißgilbliches, thonartiges, gebröckeltes Gestein; in weniger Tiefe finden sich die Eisensteine, zufällig zerstreut. Ihre Entstehung erklärt man sich wohl: ein überall flüssig vorhandener Eisengehalt durchdringt das Aufgeschwemmte und verkörpert es zu größeren und kleineren Breccienmassen. Sie liegen als Knollen oft concentrisch anzusehen; der größte dießmal vorhandene ovale mochte im Durchschnitt eine Elle seyn, auch hier war das zum Grunde liegende zusammengebackene Conglomerat gar wohl erkennbar. Dieser Eisenstein ist hell- und dunkelbraun. Die Arbeiter zeigten aber auch einen eingeschlossenen weißen, den sie für besonders reichhaltig erklärten.

In diesem Conglomerat und neben demselben findet sich Holz, zerstückt, zerstreut, mit dem Gestein verwachsen, auch versteint. Wenn nun in der frühsten Zeit ein solches braunkohlenartiges Holz vom Eisengehalt ergriffen ward, so durchdrang er dasselbe und verwandelte solches in seine Natur; wovon mir sehr schöne Stücke schon in Marienbad zu Theil wurden. Es enthält in hundert Theilen 62,7 metallisches Eisen.

Man machte uns eine über dem Bach liegende Halde bemerklich; dort hatten sie einen Stollen in den abhängigen Hügel getrieben und, in dem funfzehnten Lachter, einen quer liegenden Baum durchfahren, der noch zu beiden Seiten ansteht. Auch hievon sind mir bedeutende Exemplare früher verehrt worden, die mich eigentlich auf diese Gegend aufmerksam gemacht.

Pograd ist eine Herrschaft, Herrn Joseph Gabler,

Ritter von Adlersfeld, gehörig; das Flüßchen Wondra fließt vorbei, worin der Bach Kidron von Kinsberg herabkommend sich einmündet. Die Gegend ist ungleich, kleinhügelich, auf eingesperrte ruhige Wasser der Urzeit hindeutend.

Das Flüßchen Wondra giebt uns bei geologischen Betrachtungen manchen Aufschluß, es kömmt aus der Oberpfalz und zeiget an, daß der höchste Rücken der europäischen Wasserscheide an dieser Stelle durch Bayern gehe.

Der Bach Kidron hat wahrscheinlich seinen Namen den zweiunddreißig Stationen zu danken, die sich hier dem linken Ufer nähern; diese, vor uralten Zeiten errichtet, nach aufgehobenen Klöstern in Verfall gerathen, wurden, im Verlauf der letzten Jahre, durch eine alte Frau, die ein gesammeltes Almosen hierzu verwendete, vollkommen wieder hergestellt. Schon im vorigen Jahre erzählte mir der Postillon von Eger auf Sandau mit frommer Bewunderung: wie das gute Mütterchen an der ersten Station bettelnd so lange verharrt und gespart, bis sie, dieselbe herzustellen, Maurer, Tüncher, Maler und Vergolder zu bezahlen im Stande gewesen. Eben so habe sie bei der zweiten verfahren, da sich denn schon reichlichere Gaben und Hülfsarbeiten hinzugesellt, bis sie nach und nach durchgereicht und nunmehr Anstalten mache die letzte Hand daran zu legen.

Wir besuchten also den Oelberg, welcher als Schluß und Gipfel der ganzen frommen Anstalt zu betrachten ist; auch dieser wird bald fertig seyn, wie man denn alles schon dazu in Bereitschaft hielt. Sauber zugehauene Granitpfosten, worin die Latten des Geheges eingelassen werden sollen, liegen umher, und man sieht an den Splittern, daß Steinhauer daran

beschäftigt sind, sie ins Reine zu arbeiten; auch finden sich frische Haufen Thonschiefer zu irgend einem Mauerwerk. Offenbar ist dieses der Granit, welcher bei Sandau gebrochen wird (Nr. 28 unsers Marienbader Verzeichnisses), wahrscheinlich durch Bittfuhren herbeigebracht, wie denn auch der eigentliche Oelbergshügel bald wieder eingehegt und den Garten Gethsemane darzustellen geeignet seyn wird.

Die Jünger schlafen noch im Grase von alten Zeiten her mit bunten Gewändern, fleischfarbenen Gesichtern, braunen und schwarzen Bärten, daß man davor erschrecken könnte; der tröstende Engel nimmt noch den Gipfel ein, aber den Rücken kehrt ihm der von seiner Stelle geschobene Heiland; auch dieser ist von Stein und angemalt, nur die betenden Hände fehlen, welche gewiß nächstens restaurirt werden.

Indessen spricht in einer nächsten Halle Judas Verrath und Christi Gefangennehmung, schön aufgefrischt, die Augen lebhaft an. Und so sehen wir in frommer Beharrlichkeit eine bejahrte Bettlerin dasjenige wieder herstellen, was Mönche mit dem Rücken ansahen, da sie sich selbst nicht mehr erhalten konnten. Beobachten wir doch auch hier, wie alles zu seinem Anfange zurückkehrt! Die ersten Stifter vieler, nachher so hoch beglückten geistlichen Anstalten, waren einzelne Einsiedler und Bettler, wer weiß was sich hier für die Zukunft gründet? Nächsten grünen Donnerstag wird sich gewiß ein großer Zulauf einfinden.

Unter diesen Betrachtungen sah man auf dem Berge gegenüber St. Laurette liegen; ein Nonnenkloster, das munter in der Gegend umherschaut, welches der Staat aber, wie so viele andere, zu sich genommen hat. Man sieht es weit und breit, denn es ist von außen frisch angeweißt.

Wir stiegen in die flache breite Tiefe hinab welche beide

Höhen scheidet; sie hatte in uralten Zeiten ein See bedeckt, dessen Wasser, den aufgelöſten Glimmerschiefer hin und her schlickend, einen den neuesten Bedürfnissen höchst willkommenen Thon absetzte. Sonst bediente man sich zu den Eger Sauerbrunnenflaschen eines ähnlichen Thons, der in der Tiefe unter Altenstein zu graben ist; nun wird er aber, sowohl für Franzenbrunnen als für Marienbad, von hier genommen, er steht oft 20 Fuß tief unter der Oberfläche und wechselt in weißen und grauen Lagen ab. Der letztere wird zu gedachten Flaschen oder Steingut verarbeitet, welches kein wiederholtes Feuer auszuhalten braucht, dahingegen der weiße zum Töpfergeschirr höchst brauchbar ist. Er wird in mäßigen Quadraten gewonnen, ungefähr wie der Torf; die Lagen sind ungleich und ungewiß, daher der unvermeidliche Raubbau, den man immer getadelt, beklagt und fortgesetzt hat.

Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es ist auf starkdurchquarzten Thonschiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm ist eines der schönsten architektonischen Monumente dieser Art, die ich kenne, und gewiß aus den besten römischen Zeiten. Er mag hundert Fuß hoch seyn und steht als prächtige toscanische Kolossalsäule unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach wie sie der Bruch liefern mochte; kleine röthliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue plattenartige größere bilden gleichfalls ihre Cirkel oberwärts, und so geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.

Den Diameter wage ich nicht zu schätzen, doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anstoßenden Wohnhauses durch eine ursprüngliche Oeffnung sich in den Thurm nothdürftig hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine eben so schöne Steinsetzung wie außen gewahr wird, und die Mauer schätzen kann, welche zehn Fuß Leipziger Maaß halten mag. Wenn man nun also den Mauern zwanzig Fuß zugesteht und den innern Raum zu vierzig annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa sechzig Fuß im Durchmesser; doch hierüber wird uns ein reisender Architekt nächstens aufklären: denn ich sage nicht zu viel, stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten.

Der Wolfsberg.

Die eigentliche Oertlichkeit dieser ansehnlichen ringsumher freien, nach dem Böhmerwalde, nach dem Innern des Königreiches hinschauenden, höchst bedeutenden Höhe, ist in dem Pilsener Kreise zu suchen, unfern Czerlochin, einer Poststation auf dem Wege von Eger nach Prag.

Schon längst hatten merkwürdige Producte daher meine Aufmerksamkeit erregt, aber erst dieses Jahr ward ein so wichtiger Punkt, zu dem ich selbst nicht gelangen konnte, von den Gesellen meiner Studien eifrig bestiegen und vorläufig untersucht; die Größe des Raums jedoch, die Abwechselung des Bodens, die Mannichfaltigkeit des Gesteins, die problematische Erscheinung desselben werden noch manchem Beobachter und Forscher zu schaffen geben.

Nach unserer hergebrachten Weise liefern wir vor allen Dingen ein Verzeichniß derjenigen Körper die wir von dort gewonnen; wir ordnen sie nach unserer Art, einen jeden Nachfolger seiner eigenen Methode völlig anheimgebend. Hiebei bleibt immer unser erstes Augenmerk das Archetypische vom Prototypischen zu trennen und, ohne Rücksicht auf andere Vorstellungsarten, den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Um nun zu unserem Ziele hierin zu gelangen, bezeichnen wir vorerst mit wenigem die Gebirgsarten welche zwischen Marienbad und Ezerlochin angetroffen wurden.

Bis zur Flaschenfabrik Hornblende-Schiefer, aufgeschwemmtes Erdreich bis gegen die Teiche und weiter; bei Plan Hornblende-Schiefer mit Granaten, auch ohne dieselben. Ueber Plan Granit, etwas feinkörniger als der bei Sandau und sehr verwitterlich; kurz vor Tein Thonschiefer.

Vorkommnisse des Wolfsbergs.

1) Thonschiefer, ursprünglicher;

2) derselbe, durchs Feuer gegangen, heller und dunkler geröthet;

3) derselbe ganz geröthet;

4) dergleichen;

4a) schiefriger Quarzgang durchs Feuer verändert;

4b) derselbe im natürlichen Zustande;

5) Quarzgestein aus keilförmigen Stücken bestehend;

6) dergleichen Keilchen allein, auf den Klüften sehr geröthet;

(diese Steinart schien sehr problematisch bis man sie in ihrem natürlichen Zustand gefunden, nämlich:)

7) stänglichter Quarz, oder vielmehr Amethystgang aus einem ursprünglichen Quarzgebirg;

8) dergleichen Krystalle einzeln;
9) ursprünglicher Basalt;
10) ursprünglicher an Augit und Hornblende-Krystallen reicher Fels;
11) dergleichen;
12) dergleichen durchs Feuer verändert;
13) dergleichen mit anliegendem Thonschiefer;
14) bis zur blasigen Schlacke verändertes Augitgestein mit hervorstehendem deutlichen Krystall;
15) dergleichen;
16) verschlacktes und zusammengebacknes Stück;
17) von außen verschlackter inwendig noch zu erkennender Thonschiefer;
18) dergleichen;
19) feinlöcherige Schlacke;
20) Schlacke mit größeren Löchern;
21) Augit- und Hornblende-Krystalle, schwarz;
22) ähnliche, aber roth und seltener zu finden.

Nachschrift.

Leidenschaftlichen Mineralogen war es nicht zu verdenken daß, als sie im Sommer 1823 den Wolfsberg bestiegen und dorten eine Anzahl ausgebildeter Augiten, Hornblende-Krystalle von ganz besonderer Größe, theils frei und lose, ohne Spur einer Feuer-Einwirkung, theils an- und eingeschmolzen vor sich sahen, daß sie, sag' ich, diese sonst nur einzeln gekannten hoch- und werthgeschätzten Körper ungenügsam zusammenrafften und solche metzenweis, um nicht zu sagen scheffelweis, ins Quartier brachten.

Von dieſem Haufen ſich zu trennen wäre gar zu empfindlich geweſen und daher führte man ſie nicht ohne Unſtatten nach Weimar, wo ſie zerſtreut und laſtig nirgends unterzubringen waren.

Höchſt erwünſcht fand ſich daher die Mitwirkung eines werthen Mannes, Herrn Hofraths Soret, der, in Genf und Paris ſtudirend, ſich die Verdienſte neuerer Kryſtallographie anzueignen gewußt. Ihm, der ſchon durch verſchiedene würdige Aufſätze in dieſem Fache rühmlich bekannt geworden, ſchien es vorbehalten die ungefüge Menge zu durchſpähen, zu ſondern und ihre ſchätzbare Mannichfaltigkeit anerkennend zu ordnen. Ein Katalog, den er zu verfaſſen und ſelbſt zum Druck zu befördern geneigt war, giebt von dieſer Arbeit das beſte Zeugniß.

Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthſpuren.

Eine vorjährige Fahrt von Eger aus nach der bayeriſchen Gränze hin iſt unſern Leſern in friſchem Andenken. Wir erzählten ſie unter dem Titel: Fahrt nach Pograd; nun folgte die Wiederholung am 23. Auguſt 1823. Erſt führte derſelbige Weg gerade nach Pograd, da denn die Eiſenſteingruben abermals am Wege beſchaut und ſehr ſchöne mineraliſirte Holzmaſern aufgefunden wurden. Weiter ging die Fahrt über die Brücke des Baches Kidron und wir gelangten abermals zum Oelberg. Wie zu vermuthen fanden wir die Einrichtung deſſelben weiter vorgerückt, ja beinahe vollendet, leider auf das allergeſchmackloſeſte. Die Einhegung des Gartens

Gethſemane mit Granitpfeilern und angemaltem Lattenwerk war durch eine unverſchloſſene Thüre abgerundet, der Heiland reſtaurirt am rechten Platze, der Engel gleichfalls; die Apoſtel ſchliefen ihren langen untheilnehmenden Schlaf; inwärts war das Stacket mit ſymboliſchen, religios-aſcetiſchen Bildern und Inſchriften dieſer Art auf vielen aneinander gereihten Tafeln verziert.

Von dieſen kunſt- ja handwerksloſen Abſurditäten wandte man ſich gern auf das gegenüberſtehende ältere dreiſeitige Gebäude, wo hinter ſtarken Gittern die Ereigniſſe jener bänglichen Nacht nach guter Kunſtüberlieferung in Holz geſchnitzt und angemalt dargeſtellt waren. Ein Engel herabſchwebend, der den in Seelenleiden vor ſich zur Erde geſunkenen Chriſtus aufzurichten im Begriff iſt, indeſſen der Kelch zwiſchen beiden auf einem Felſen in der Mitte ſteht, nimmt ſich gut aus, und das Ganze iſt kunſtreich componirt, daß ich wohl wiſſen möchte wornach dieſes Schnitzwerk gebildet ſey.

Die Ausſicht auf St. Laurette in der Höhe gegenüber, auf die Thongruben in der Tiefe, ward zu freundlicher Erinnerung gern begrüßt. Ich erwähne dieſer Dinge umſtändlicher, um den Naturforſchern, die ſich von Eger oder von Franzenbrunn aus nach den Feuerſpuren begeben möchten, unterwegs einige Unterhaltung zu verſprechen.

Immer in mittägiger Richtung gelangt man nach Goßl; hier findet man ein reinliches Wirthshaus und eine hübſche Familie. Wir gaben die mitgebrachten Nahrungsmittel in Verwahrung und beſtellten was man gewähren konnte.

Von hier aus führt ein unangenehmer Weg durch einen Kieferwald, die Straße breit genug, aber ſo ausgefahren, daß ſie bei feuchtem Wetter einen Wagen kaum durchlaſſen muß; endlich gewinnt man einen Aufſtieg, gleichfalls durch ein

Kieferwäldchen, wo der Thonschiefer sogleich hervortritt, und endlich auf der freien Höhe des Rehbergs gleichfalls ansteht, jedoch sich dadurch auszeichnet, daß häufige Quarzstreifen dem Ganzen ein wellenförmiges Ansehen geben.

In der Tiefe sieht man das Dorf Boden vor sich liegen; man stieg hinunter und traf die genannte Gebirgsart durchaus; man ging an dem gegen Mittag laufenden Wässerchen durchs Dorf hinauf und fand hier sehr bedeutende mit Quarz durchflaserte Thonschiefermassen, endlich große entschiedene Schlackenklumpen. An der rechten Seite des Bächleins, zuoberst des Dorfes, findet sich ein kleiner doch merklicher Kegel ganz aus Schlacken bestehend, oben in der Mitte eine geringe Vertiefung, die Einwohner sagen es sey ein verschütteter Brunnen; die übrigen Seiten sind glatt und beras't, beim Aufhacken treten sogleich löchrige Schlacken hervor, so vorzüglich ausgezeichnete wie die obgemeldeten im Bache fanden sich nicht. Man brachte uns kugel- und eiartig geformte Klumpen, wovon die kleineren durch Feuer angeschmolzene mit ihrer Gebirgsrinde zusammengesinterte Hornblende-Krystalle inwendig sehen ließen; die größeren aber eine bis zum Unkenntlichen durchs Feuer veränderte Grundsteinart genannt werden mußten.

Man wendet sich nun, über den Abhang des Rehbergs, wieder nordwärts nach Altalbenreuth; unterwegs findet man in den mindesten Wasserrissen Spuren von zerstörten Hornblende-Krystallen, größer und kleiner bis zum Sande herab; übrigens ist alles flach abhängige Weide.

Bei Altalbenreuth selbst findet sich eine sogenannte Sandgrube, womit man den Hügel aufgeschlossen, wo sich ein aufgeschwemmter vulcanischer Tuff gar wohl erkennen läßt.

So weit gingen dießmal unsere vorläufigen Betrachtungen,

Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehn,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Tasso.

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstinn! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Prinzessinn.

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So, sagt man, sey die Tugend, sey die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

die wir denn bei günstiger Sommerszeit weiter fortzusetzen gedenken.

Verzeichniß der bei Boden und Altalbenreuth angetroffenen Mineralien.

1) Thonschiefer mit durchgehenden Quarzlagern, wellenförmigen Ansehens;

2) vollkommen durchgeschmolzene Schlacke, aus den Klumpen des Baches bei Boden;

3) breiartig geflossene Schlacke vom konischen Hügel am Ende des Dorfs;

4) deßgleichen;

5) bis zur Unkenntlichkeit verändertes Urgestein mit frischem Bruch;

6) deßgleichen in runder Kugel;

7) vom Feuer stark angegriffene Hornblende-Krystalle mit der thonigen Gebirgsart zusammengeschmolzen.

Diese Krystalle haben einen so gewaltsamen Grad des Feuers ausgestanden, daß im Innern kleine Höhlen wie vom Wurme gestochen gebildet sind.

8) Ein Stück von einem zusammengeschwemmten und gebackenen Tuff bei Albenreuth.

Nimmt man nun was wir über den Wolfsberg bei Czerlochin, sodann über den Fuß des Rehbergs und die Vorkommnisse bei Boden und Altalbenreuth gesprochen, endlich zusammen und vergleicht es mit demjenigen was wir früher von dem Kammerberg bei Eger gemeldet, so findet man übereinstimmende und abweichende Erscheinungen; das

Wichtigste möchte seyn, daß alle unmittelbar auf dem Thonschiefer, oder an denselben anstoßend, zum Vorschein kommen; wie auch übrigens die Umgebung seyn möge.

An und auf dem Wolfsberge haben wir außer dem Thonschiefer als archetypisch annehmen müssen Basalt und ein an Hornblende-Krystallen sehr reiches Urgestein. Das Prototypische haben wir oben umständlich ausgeführt und zu bemerken gehabt, daß die Hornblende-Krystalle zwar vom Feuer angegriffen, aber eigentlich nicht im höchsten Grade verändert, die Augitkrystalle dagegen noch ganz frisch erhalten seyen.

Den Rehberg finden wir nur aus Thonschiefer bestehend, der quarzreich durch ein wellenförmiges Ansehen sich von dem des Pilsener Kreises unterscheidet. Hornblende finden wir zerstückt, zerstreut, eingeschmolzen, aber den Urfels können wir nicht nachweisen, so wenig als von dem Gestein Nro. 5, welches in größerer Tiefe anstehen muß.

Wenden wir uns nun zum Kammerberg und nehmen vor uns was wir früher hierüber geäußert, so sagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserm damaligen Vortrag: das archetypische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen, wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschoben worden; dieses Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner früheren Schichtung auch so verändert über einander liegen geblieben, sondern die Gluth hat auch die anstoßenden Basaltfelsen ergriffen und auf den obern Theil derselben starken Einfluß gehabt, dahingegen die untersten in ihrer archetypischen Starrheit sich befinden. Durch diese Vorstellungsart, wie man auch von ihr denken möge, kommen die drei angeführten Localitäten, obschon eine jede ihr Eigenthümliches, je nachdem an Ort

und Stelle ein anderes Frühgebirg von der Gluth verändert worden, behauptet, in eine gewisse Uebereinstimmung. Bedenkt man nun ferner, daß solche Erscheinungen in Böhmen, denen man ihre pyrotypische Eigenschaft nicht absprechen kann, auf dem Ausgehenden der Steinkohlen- und Braunkohlenlager sich finden, so wäre man am Ende wohl gar geneigt diese sämmtlicher Phanomene für pseudovulcanisch anzusprechen.

So viel sey in einer Angelegenheit, die wohl sobald nicht zur Entscheidung kommen möchte, für den Augenblick gesprochen.

Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung.

1.

Horizontal liegende Flöze, welche sich an steilen Felswänden oberhalb fortsetzen, werden durch Hebung einer solchen Bergwand erklärt.

Wir sagen: in frühster Zeit jener Entstehungen war alles Dynamische kräftiger als späterhin, die Anziehungskraft der Theile größer. Die niedergehenden Elemente des Flözes senkten sich zwar nieder und belegten die Fläche, aber in gleicher Maaße wurden sie angezogen von den Seitenwanden der nachstehenden Berge, so daß sie nicht allein an sehr steilen Flachen, sondern sogar an überhangenden sich festsetzen und die weitere Füllung des Raums abwarten konnten.

2.

Die auf großen Flächen weit entfernten Granitmaſſen haben auch zu vielem Nachdenken Gelegenheit gegeben.

Wir halten dafür, daß die Erklärung des Phänomens auf mehr als Eine Weise geschehen müsse.

Die, besonders an der savoyischen Seite, an dem Genfer See sich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, sondern scharfkantig sind, wie sie vom höchsten Gebirg losgerissen worden, erklärt man: daß sie bei dem tumultuarischen Aufstand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge seyen dahin geschleudert worden.

Wir sagen: Es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit als die Wasser das Continent noch bis auf 1000 Fuß Höhe bedeckten und der Genfer See zur Thanzeit noch mit den nordischen Meeren zusammenhing.

Damals gingen die Gletscher des Savoyer Gebirgs weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletschern niedergehenden langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Gouffertinien bezeichnet, konnten eben so gut durch das Arve- und Dranse-Thal herunterziehen und die oben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen, wo sie uns noch heut zu Tag bei Thonon schaarenweis in Verwunderung setzen.

3.

Die im nördlichen Deutschland umher liegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verschiedenen Ursprung.

Der nunmehr zu einem bedeutenden Kunstwerk verarbeitete Landgrafenstein giebt uns das sicherste Zeugniß, daß es dem nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehlte.

Wir behaupten: daß theils zusammenhangende, theils einzeln stehende Klippen in dieser weiten und breiten Landschaft

wahrscheinlich aus dem Wasser hervorragten, daß besonders der heilige Damm die Ueberreste anzeigt einer solchen Urgebirgsreihe, welche so wie das Uebrige weiter ins Land hinein, zum größeren Theil auflöslich, nur in ihren festesten Theilen den zerstörenden Jahrtausenden entgangen ist. Daher sind die dort gefundenen seit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von so großer Schönheit und Werth, weil sie uns das Festeste und Edelste geognostischer Gegenstände seit Jahrtausenden vorlegen.

4.

Wenn ich nun schon bisher zu meinen Ableitungen, oder wenn man will Erklärungen, hohen Wasserstand und starke Kälte bedurfte, so sieht man wohl, daß ich geneigt bin den Einfluß zuzugestehen, den man den nordischen Gewassern und Gewaltstürmen auf diese Phänomene bisher auszusprechen schon geneigt war.

Wenn eine große Kälte, bei tausend Fuß Höhe des allgemeinen Wasserstandes, einen großen Theil des nördlichen Deutschlands durch eine Eisfläche verband, so läßt sich denken, was beim Aufthauen die durcheinander getriebenen Eisschollen für eine Zerstörung anrichten und wie sie, bei nördlichen, nordwest- und östlichen Stürmen, die auf die Schollen niedergestürzten Granitblöcke weiter gegen Süden führen mußten.

Wenn nun zuerst diese erste Urgebirgsmasse im nördlichen Deutschland gerettet ist (welches vorzüglich durch die ägyptischen Verwitterungen, welche bis auf den heutigen Tag fortgehen und die Flache immer mehr zur Fläche, die Wüste immer mehr zur Wüste machen, geschehen muß); so wird man sich zu erklaren haben, daß man jenem Herüberführen auch aus den überbaltischen Regionen durch das Eis nicht abgeneigt ist;

denn es gehen noch bis auf den heutigen Tag große Eismaſſen in den Sund ein, welche die von dem felſigen Ufer abgeriſſenen Urgebirgsmaſſen mit ſich herabbringen.

Allein dieſe Wirkung iſt nur als ſecundar anzuſehen. Indem wir im nördlichen Deutſchland die Urgebirgsarten der nördlichſten Reiche erkennen, ſo folgt noch nicht, daß ſie dort hergekommen; denn dieſelbigen Arten des Urgebirgs können ſo hüben wie drüben zu Tage ausgegangen ſeyn. Iſt doch das Urgebirg eben deßhalb ſo reſpectabel, weil es ſich überall gleichſieht und man Granit und Gneis aus Braſilien, wie mir die Exemplare zu Handen gekommen ſind, von dem europäiſch-nördlichen nicht zu unterſcheiden vermöchte.

Wunderliche Art der Erklarungsluſtigen! Was feſt und unerſchütterlich iſt, ſoll erſt werden und ſich bewegen, was ewig fort ſich bewegt und verändert, ſoll ſtationar ſeyn und bleiben, und das alles bloß, damit etwas geſagt werde.

Die Sache mag ſeyn wie ſie will, ſo muß geſchrieben ſtehen: daß ich dieſe vermaledeite Polterkammer der neuen Weltſchöpfung verfluche! und es wird gewiß irgend ein junger geiſtreicher Mann aufſtehen der ſich dieſem allgemeinen verruckten Conſens zu widerſetzen Muth hat.

Im Ganzen denkt kein Menſch, daß wir als ſehr beſchränkte ſchwache Perſonen, uns um das Ungeheure beſchäftigen ohne zu fragen wie man ihm gewachſen ſey? Denn was iſt die ganze Heberei der Gebirge zuletzt als ein mechaniſches Mittel, ohne dem Verſtand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es ſind bloß Worte, ſchlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben. Hiemit ſey genug geſagt, wo nicht zu viel.

Das Schrecklichste was man hören muß ist die wiederholte Versicherung: die sämmtlichen Naturforscher seyen hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt der weiß wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeiten sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie, mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. — Hundert und aber Hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respectirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun als jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.

Ich habe dieses, was ich hier sage, in Concreto an ganz würdigen Mannern gesehen; ihre Sache war: im Felde der Naturlehre ihr Fach, ihr Geschäft, ihre Erfahrungen und Wissen zu innigen, zu isoliren, zu vervollständigen und durchzuarbeiten. Hier waren sie vortrefflich, durch Unterscheiden und Ordnen belehrend, ihr Urtheil sicher, genug höchst schätzenswerth. In andern Fächern aber waren sie ganz gemein. Was der Tag hatte, was der Tag brachte, was allenfalls in Compendien und Zeitschriften stand, das wußten sie, das billigten sie; nahmen aber auch nicht den geringsten weitern Theil daran.

Verschiedene Bekenntnisse.

Wo der Mensch im Leben hergekommen, die Seite von welcher er in ein Fach hereingekommen, laßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge, welches natürlich und nothwendig ist.

Ich aber habe mich der Geognosie befreundet, veranlaßt durch den Flözbergbau. Die Consequenz dieser über einander geschichteten Massen zu studiren verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Diesen Ansichten war die Wernerische Lehre günstig und ich hielt mich zu derselben, wenn ich schon recht gut zu fühlen glaubte, daß sie manche Probleme unaufgelöst liegen ließ.

Der Ilmenauer Bergbau veranlaßte nähere Beobachtung der sämmtlichen thüringischen Flöze; vom Todtliegenden bis zum obersten Flözkalke, hinabwärts bis zum Granit.

Diese Art des Anschauens begleitete mich auf Reisen; ich bestieg die Schweizer und Savoyer hohen Gebirge, erstere wiederholt; Tyrol und Graubündten blieben mir nicht fremd und ich ließ mir gefallen, daß diese machtigen Massen sich wohl dürften aus einem Lichtnebel einer Kometen-Atmosphäre krystallisirt haben. Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologischen Betrachtungen, bestieg den Vesuv und Aetna, versäumte aber nicht die ungeheure gewaltsame Ausdehnung der Erdbrände, in Gefolg so gränzenloser Kohlenlager, zu beachten und war geneigt beide mehr oder weniger als Hauptschweren der Erdoberfläche anzusehen.

Ich legte doch hierauf keinen Werth, kehrte zu den thüringischen Flözen zurück und habe nun das Vergnügen, daß im vergangenen October unser Salinendirector Glenck in der

Tiefe eines Bohrlochs von 1170 Fuß Steinsalz und zwar in ganz reiner Gestalt dem Bruchstücke nach, theils körnig theils blättrig, angetroffen.

Die Sicherheit womit dieser treffliche Mann zu Werke ging, in Ueberzeugung, daß die Flözlagen des nördlichen Deutschlands vollkommen jenen des südlichen gleich seyen, bestätigte meinen alten Glauben an die Consequenz der Flözbildung und vermehrte den Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens (Refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir nach meinem obigen Bekenntnisse durchaus widerwärtig von jeher erscheinen mußte.

Nun aber lese ich in den neuesten französischen Tagesblättern, daß dieses Heben und Schieben nicht auf einmal, sondern in vier Epochen geschehen. Voraus wird gesetzt, daß unter dem alten Meere alles ruhig und ordentlich zugegangen, daß aber zuerst der Jurakalk und die ältesten Versteinerungen in die Höhe gehoben worden, nach einiger Zeit denn das sachsisch-böhmische Erzgebirg, die Pyrenäen und Apenninen sich erhoben haben, sodann aber zum dritten- und letztenmal die höchsten Berge Savoyens und also der Montblanc hervorgetreten seyen. Dieses von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene System wird am 28. October 1829 der französischen Akademie von der Untersuchungs-Commission zu beifälliger Aufnahme und Förderung bestens empfohlen. Ich aber läugne nicht, daß es mir gerade vorkommt als wenn irgend ein christlicher Bischof einige Wedams für kanonische Bücher erklären wollte.

Da ich hier nur Confessionen niederschreibe, so ist nur von mir und meiner Denkweise die Rede. Es ist nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich das was Andern denkbar

iſt unmöglich in meine Denk- und Faſſungskraft aufzunehmen vermag.

Wenn ich aber zu meinem Anfang zurückkehre und nun ihr Werk betrachte, ſo ſeh' ich, daß ſie von der allgemeinſten Seite in dieſes Geſchäft hereingegangen ſind; Aſtronomie, phyſiſche Geographie, Phyſik, Chemie und was ſonſt noch allgemein iſt, waltet über das Ganze und dient zu Unterſtützung jeder ihrer Schritte. Ich hatte ſchon Kenntniß von der erſten Ausgabe und beſchäftige mich dankbar mit der gegenwärtigen, ungewiß, was ich daraus mir aneignen und in meine gegen dieſe ungeheuren Allgemeinheiten beinahe abgeſchloſſenen Richtungen werde benutzen können. Auf alle Fälle ſind einige Capitel mir ſchon höchſt belehrend geweſen, da ihre ausgebreiteten Studien ſich über das neueſte der Entdeckungen erſtrecken, denen ich in meiner Lage nicht folgen kann.

Die Verlegenheit kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die, in der ſich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der ſowohl gegründet ſcheinenden, als über die ganze Welt verbreiteten Wernerſchen Lehre finden muß, wenn er, aus ſeiner ruhigen Ueberzeugung aufgeſchreckt, von allen Seiten das Gegentheil derſelben zu vernehmen hat.

Der Granit war ihm bisher die feſte, unerſchütterte Baſis, auf welcher die ganze bekannte Erdoberfläche ihren Ruheſtand nahm; er ſuchte ſich die Einlagerungen und Ausweichungen dieſes wichtigen Geſteins deutlich zu machen; er ſchritt über Schiefer und Urkalk, unterwegs auch wohl Porphyr

Zweyter Auftritt.

Taſſo.

Iſt dir's erlaubt die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt du's umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen was ſie ſprach?
Und haſt du Zeugen, dieſe ſtumme Zeugen
Des höchſten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne ſich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen ſich nicht vergleicht.
Hernieder ſteigend hebt die Göttinn ſchnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt ſich meinem Auge, welches Reich!
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah,
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.
Der Blindgeborne denke ſich das Licht,
Die Farben wie er will, erſcheinet ihm
Der neue Tag, iſt's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahndung, freudetrunken,
ſchwankend
Betret' ich dieſe Bahn. Du gibſt mir viel,

antreffend, zum' rothen Sandstein, und musterte von da manches Flöz zeitgemäß, wie es die Erscheinungen andeuten wollten. Und so wandelte er auf dem ehemals wasserbedeckten, nach und nach entwässerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Traf er auf die Gewalt der Vulcane, so erschienen ihm solche nur als noch immer fortdauernde, aber oberflächliche Spätlingswirkung der Natur. Nun aber scheint alles ganz anders herzugehen; er vernimmt: Schweden und Norwegen möchten sich wohl gelegentlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben; die ungarischen Bergwerke sollten ihre Schätze von untenauf einströmenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tyrols solle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit sich in die Höhe genommen haben: Wirkungen freilich der tiefsten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung gesehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult, den sie erregten, vernommen hat.

Was sieht denn hier also ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, sprungweis angewendete Inductionen und Analogien, Assertionen, die man auf Treu' und Glauben annehmen soll.

Wiederholt viele Jahre schaut' ich mir die Felsen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh' ich auszusprechen wagte: unser Ur- oder Grundgebirg habe sich aus der ersten großen chaotischen Infusion krystallinisch gebildet und seyen also alle jene Zacken und Hörner, alle Bergrücken und die zwischen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern, oder sonst woher abzuleiten, als aus jener ersten großen Naturwirkung. Eben so betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirg, und konnte durchaus das Bestreben selbst der größten Massen zu gewissen Gestaltungen nicht mehr zweifelhaft finden.

Die dem Urſprung gleichzeitigen Gänge und die Verruckungen derſelben klärten ſich auf; die Uebergange, Anlagerungen und was ſonſt vorkommen konnte, ward ſorgfaltig und wiederholt beobachtet, bis zuletzt die Flöze, ſogar mit ihrem Inhalt von Kohlenverſteinerungen, ſich naturgemäß rationell anſchloſſen, wobei man freilich nicht übereilt verfahren durfte.

Alles, was ich hier ausſpreche, hab' ich wiederholt und anhaltend geſchaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß ſich nicht auslöſchen, die genauſten Zeichnungen veranſtaltet, und ſo hab' ich, bezüglich auf den Theil der Erde, den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinſtimmend an mehreren Orten und Enden gefunden.

Nach dieſem Lebens- und Unterſuchungsgange, wo nur Beſtändiges zu meinem Anſchauen gekommen, da denn ſelbſt der problematiſche Baſalt als geregelt und in der Folge nothwendig erſcheinen mußte, kann ich denn meine Sinnesweiſe nicht ändern, zu Lieb einer Lehre, die von einer entgegengeſetzten Anſchauung ausgeht, wo von gar nichts Feſtem und Regelmäßigem mehr die Rede iſt, ſondern von zufalligen unzuſammenhängenden Ereigniſſen. Nach meinem Anſchauen baute ſich die Erde aus ſich ſelbſt aus; hier erſcheint ſie überall geborſten, und dieſe Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt.

Durch dieſes Bekenntniß gedenk' ich keineswegs mich als Widerſacher der neuern Lehre zu zeigen, ſondern auch hier die Rechte meines gegenſtändlichen Denkens zu behaupten, wobei ich denn wohl zugeben will, daß wenn ich von jeher, wie die Neueren, die mit ſo großer Uebereinſtimmung ihre Theſe behaupten, auch aus Auvergne oder wohl gar von den Anden meine Anſchauung hätte gewinnen und das, was mir jetzt als Ausnahme in der Natur vorkommt, mir als

Regel hätte eindrücken können, ich wohl auch in völligem Einklang mit der jetzt gangbaren Lehre mich befunden hätte.

Gar manches wäre noch zu sagen, allein ich schließe, indem ich die Meinung eines Wohlwollenden oder vielmehr die Art sich auszudrücken mir zu eigen gemacht; er hat mich über mich selbst mehr aufgeklärt, den Grund und die Folge meines Daseyns mich besser fühlen lassen, als ich ohne dieß kaum je erreicht hätte.

Unbeschadet des Glaubens an eine fortschreitende Cultur, ließ sich, wie in der Weltgeschichte, so in der Geschichte der Wissenschaften, gar wohl bemerken, daß der menschliche Geist sich in einem gewissen Kreise von Denk- und Vorstellungsarten herumbewege. Man mag sich noch so sehr bemühen, man kommt nach vielen Umwegen immer in demselben Kreise auf einen gewissen Punkt zurück.

Pater Kircher, um gewisse geologische Phänomene zu erklären, legt mitten im Erdball ein Pyrophylacium an, und daneben herum manche Hydrophylacien. Da ist denn alles fertig und bei der Hand. Die kalten Quellen entspringen fern von der Feuergluth; die lauen schon etwas näher; die heißen ganz nahe, und diese müßten einen unendlichen Grad von Hitze annehmen, daß sie noch siedend bleiben, nachdem sie einige tausend Fuß sich durch das festeste Grundgestein durchgeschlungen haben. Braucht man einen Vulcan, so läßt man die Gluth selbst durch die geborstene Erde durchbrechen und alles geht seinen natürlichen Gang.

Dieser älteren anfänglichen Vorstellung ist die neuere ganz gleich. Man nimmt eine Feuergluth an unter unserm

Ur- und Grundgebirge, die hie und da ſich andeutet, ja hervorbricht, und überall hervorbrechen würde, wenn die Urgebirgsmaſſen nicht ſo ſchwer wären, daß ſie nicht gehoben werden können. Und ſo ſucht man überall problematiſche Data dahin zu deuten, daß dieſes ein- oder das anderemal geſchehen ſey.

Kircher's Pyrophylacium iſt in allen Ehren und Würden wieder hergeſtellt; das Hydrophylacium iſt auch gleich wieder bei der Hand: die lauen und heißen Quellen ſind oben ſchon erklärt, und dieſe Erklarung des Jeſuiten im 17ten Jahrhundert iſt ſo faßlich, daß in der erſten Halfte des 18ten der Verfaſſer der Amusemens des eaux de Spa, zu Verſtändigung und Unterhaltung der dortigen Curgäſte, ſie zwiſchen Liebes- und Spielabenteuern und andern romanhaften Ereignissen mit der größten Gemüthsruhe und Sicherheit vortragt.

King Coal.

Die engliſche Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wiſſenſchaftlichen Manner das ins Ganze Verſammelte, ſo wie das einzeln Gefundene, baldmöglichſt in Thätigkeit zu bringen ſuchen; am ſicherſten kann dieß geſchehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hiezu verſchmähen ſie kein Mittel, und es möchte vielleicht wunderlich ſcheinen, daß ſie, indem andere Völkerſchaften ſich mit Streit und Zwiſt, was als Hypotheſe oder als Methode gelten ſoll, leidenſchaftlich umhertreiben, ſie durch Gedichte ernſter und ſcherzhafter Art das, was jedermann wiſſen ſollte, unter die Menge bringen.

Didaktiſche Gedichte ſind in England wohl aufgenommen; ein neueres, durchaus munteres und glücklich humoriſtiſches verdient näher gekannt zu ſeyn. Es ſoll die geognoſtiſchen Kenntniſſe nicht etwa popular machen, ſondern vielmehr geiſtreiche Menſchen zur Annäherung berufen. Uebrigens nehmen ſie den Gebirgsbau im Sinne der Wernerſchen Schule, und mehr braucht auch ein frei umblickender Reiſender nicht, um ſich an vielen vorüber fliegenden Gegenſtänden zu intereſſiren. Das Gedicht iſt in drei Theilen geſchrieben; der erſte: King Coal's Levee, or geological etiquette (by John Scafe).

König Coal, der Beherrſcher, um ſeiner Gemahlin Pyrites zu gefallen, fordert die ſämmtlichen Gebirgsarten von England und Wallis durch ein gebieteriſches Erdbeben zuſammen. Er, auf ſeinem ſchwarzen Throne ſitzend, ernſt und ſtattlich, ſie, munter und glänzend, präſidiren in dem Audienzſaal, der, von Glimmer geſchmückten Wänden, ein blendendes Gaslicht zurückwirft.

Die Gebirgsarten kommen, ihre Rangordnung iſt feſtgeſetzt. Herzog Granit kommt zuerſt, angekündigt durch Gneis; jener, mit Würde einher tretend, wird vom König Coal begrüßt, Gneis aber erſcheint im verwitterten Zuſtande und pragt keinen Reſpect ein. Hierauf tritt Marquis Schiefer heran; er iſt aber auch nicht in den beſten Geſundheitsumſtänden. Hierauf kommt die Gräfin Porphyry als Wittwe, ſie hat ihre Prachtgarderobe in Aegypten gelaſſen; die Königin ſpottet über ihre ſchlechte Tracht; der König erklärt ſie für eine gelehrte Dame, die um ihren Anzug nicht genug beſorgt ſey.

Ein ſchöner Mann, grün gekleidet, vornehm, aber von geringen Beſitzungen, Graf Serpentin, erſcheint. Dann

tritt Viscount Svenit hervor, jenem obengenannten Herzog Granit sehr ähnlich; er schien sich selbst zu gefallen, denn er besaß große Herrschaften, er war mit einem gewissen Hornblende verwandt, einem trockenen Manne; sie waren aber beide so intime Freunde, daß wer den einen sah, den andern zu sehen glaubte.

Graf Grauwacke tritt kühnlich auf, tüchtigen Ansehens, mit sommerfleckigem Gesichte. Der Zauberer Werner in Sachsen hatte ihn auferzogen und nun mit großem Selbstvertrauen machte er Ansprüche auf die Besitzungen des Thonschiefers; der König meint jedoch, der Streit könne noch lange währen.

Nachbar Wasserblei, ein weitläufiger Verwandter des Königs, der über sein trauriges Schicksal, immer eingesperrt zu werden, melancholisch geworden, zeigt sich nur wenig im Vorübergehen. Nun tritt ein bedeutender Mann, Sandstein der ältere, nachdem er lange vergebens auf seinen Vetter, Sandstein den jüngern, gewartet, allein in die Audienz. Ihm folgt sogleich Sir Lorenz Urkalk, ein reichbegüterter Herr, unverheirathet, aber Freund von Miß Gypsum, die er ihres Reichthums wegen wohl geheirathet hatte; doch ihre süße Nichte Selenit macht gleichfalls Ansprüche an ihn, doch hat sie keine Reichthümer zu erben und dieß macht die Wahl zweifelhaft.

Die beiden Sandsteine machen auch Ansprüche an Miß Gypsum; der jüngere führt Salz in allen seinen Reden, wenn auch kein attisches; auch hat das Geschlecht Sandstein viele Seitenverwandte, wovon die meisten nicht präsentabel sind, aber alle stolz, weil sie sich von dem großen Pair, Lord Quarz, herschreiben.

Aber Sir Lorenz Urkalk ist bei Hofe wohlgesehen und von

ausgebreiteten Beſitzungen; ſeine vier Söhne werden gleichfalls aufgeführt und dabei Vetter Mergel nicht vergeſſen.

Nun aber entſchuldigt Sir Lorenz ſeine Mutter, Lady Marmor, wegen ihrer entfernten Wohnung, worauf König Coal ſeine Gemahlin belehrt, was das für eine ſchöne Dame geweſen, ja wohl noch ſey; zwar in England nicht einheimiſch, doch in allen großen Häuſern wohl aufgenommen. Er rühmt ihre hohe Politur und verſichert: an welchen Hof ſie käme, würde ſie ſich wohl zu Hauſe fühlen; ja es ſey jetzt eine Intrigue im Werk ſie ſo hoch als möglich zu erheben, denn man höre wiederholt Canova bezeige ihre große Aufmerkſamkeit.

Der jüngere Sandſtein, mit Miß Gypſum am Arme, treten vor; jedes von ſeiner Seite gar freundlich mit den Herren und Damen vom Hofe liebäugelnd.

Nun erſcheint Tufſtein, wunderlich bewaffnet; er war nicht er ſelbſt, ja er ſchien betrunken; mit ſeltſamem Prunk hatte er mit Eidechſen und Fiſchen ſein Haupt geziert. Sein Schild war eine calcinirte Schildkrötenſchale, ein Ammonshorn brannte in der Mitte als Nabel, er ritt auf einem Krokodil und zeigte ſich als Herr ſämmtlicher Foſſilien.

Nun kommt Flözkalk und mit ihm der muntere hartherzige Bube Flint. Flözkalk, im ſüdlichen England wohnend, konnte niemals ohne dieſen Kobold ſeyn.

Hans Mergel und Jacob Thon kommen von Scheppis-Eiland und waren bei Hof wohl empfangen; die Königin war eine Freundin von Muſcheln und hatte dem Jacob Thon aufgetragen ihr eine Sammlung zu veranſtalten. Auch die Botanik ward nicht hintangeſetzt und die Pflanzen der Vorwelt ſorgfaltig geſammelt. Deßhalb erhalt denn Jacob Thon eine gute Aufnahme, ſchmeichelt den Majeſtäten und ſucht ſich auch hier feſtzuſetzen.

Nun kommt, zwar etwas ſpät, Baron Baſalt, mit kühnem Auftreten, von Lady Grünſtein und Page Zeolith begleitet. Der Baron ſieht ſich verachtlich um, und da er keine Säulen ſieht, findet er den Saal unwürdig; Staffa und Fingalshöhlen ſeyen ganz was anderes, meint er. Er verbarg ſeine Verachtung nicht, und man muß ihm das nicht übel nehmen, da er als vollkommener Architekt berühmt war.

Meteorologie.

Du gibst, wie Erd' und Himmel uns Geschenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderst wieder, was von mir zu fordern
Nur eine solche Gabe dich berechtigt.
Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen,
Und so verdienen, daß du mir vertraust.
Was that ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich thun, um ihrer werth zu seyn?
Sie konnte dir vertraun und dadurch bist
du's.
Ja, Fürstinn, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willst, denn ich bin dein!
Sie sende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzusuchen, reiche
Im stillen Hain die goldne Leyer mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend soll sie mich besitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für Sie.
O hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus.

Wolkengestalt nach Howard.

Vorwort.

Indem man sich zu einem Vortrag über irgend einen Gegenstand anschickt, so ist es wohlgethan zu bedenken und sodann Andern mitzutheilen, wie man auf die Betrachtung gerade dieses Gegenstandes gekommen und unter welchen Umständen man demselben nach und nach mehrere Aufmerksamkeit zu widmen angeregt worden.

Mit kindlichem, jugendlich-frischem Sinn, bei einer städtisch-häuslichen Erziehung, blieb dem sehnsuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht als gegen die Atmosphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuser beschränkt, desto freier die Abendseite, wie denn auch der Spaziergang sich wohl eher in die Nacht verlängert, als daß er dem Tag zuvorkommen sollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach versinkenden Helle, das Andringen der Nacht beschäftigte gar oft den einsamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelstürme, die auch meist von der Westseite heranziehen, erregten entschiedene Aufmerksamkeit und es sind noch frühere Zeichnungen übrig in seltsamen Wolkengebilden verschiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmosphärische Erscheinungen jemals fremd werden,

und auf Reisen und Wanderungen sind sie eine bedeutende Beschäftigung, weil von trocknem und klarem Wetter auf dem Lande, so wie zur See von einem günstigen Winde, das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhangt.

In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmosphärischen Erscheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrne jedoch zusammenzustellen fehlten mir Umsicht und wissenschaftliche Verknüpfungszweige. Erst als Se. k. H. der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten Höchstdieselben mich aufmerksam auf die von Howard bezeichneten und unter gewisse Rubriken eingetheilten Wolkengestaltungen. Ich verfehlte nicht aus der Erinnerung was mir früher bekannt geworden hervorzurufen, und erneuerte meine Aufmerksamkeit auf alles was in der Atmosphäre den Augen bemerkbar seyn konnte. Ich ergriff die Howardische Terminologie mit Freuden, weil sie mir einen Faden darreichte den ich bisher vermißt hatte. Den ganzen Compler der Witterungskunde, wie er tabellarisch durch Zahlen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen oder daran auf irgend eine Weise Theil zu nehmen, war meiner Natur unmöglich; ich freute mich daher einen integrirenden Theil derselben meiner Neigung und Lebensweise angemessen zu finden, und weil in diesem unendlichen All alles in ewiger, sicherer Beziehung steht, eins das andere hervorbringt oder wechselsweise hervorgebracht wird, so schärfte ich meinen Blick auf das dem Sinne der Augen Erfaßliche, und gewöhnte mich die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen, ohne dergleichen Instrumente jederzeit bei der Hand zu haben.

Howard's Terminologie.

Wenn man die Lehre Howard's, beim Beobachten wohl nutzen will, so muß man die von ihm bezeichneten Unterschiede fest im Auge behalten, und sich nicht irre machen lassen wenn gewisse schwankende Erscheinungen vorkommen; man übe sich vielmehr dieselben auf die Hauptrubriken zurück zu führen.

Howard's Terminologie wird hier aufgestellt, in der Ordnung wie die verschiedenen Wolkenformen Bezug auf die Erde, oder auf die höhern Regionen haben mögen.

Stratus.

Hierunter werden alle diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif an, der sich vom Sumpf oder feuchten Wiesen erhebt, und darüber eine Zeit lang schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken, kann alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Da nun, wie gesagt, die horizontalgelagerten Wolken eine nächste Beziehung auf die Erde haben, so läßt sich bemerken, daß sie diese Form nur bis auf eine gewisse atmosphärische Höhe behalten. Ich vermuthe, daß sie nicht über 1200 Toisen, das heißt höchstens bis an unsere Schneelinie gelangen.

In dem Thal wo die Reuß nach dem Vierwaldstatter See fließt hab' ich sie gesehen, da denn diese Streifen, wie Soffiten von Coulisse zu Coulisse, so vom Felsen der einen Seite zum Fels der andern horizontal herübergezogen waren.

Eine bedeutende Zeichnung hievon ist noch in meiner Sammlung.

Wenn nun dieſe Wolkenſchichten nur in einer gewiſſen Höhe ſtatt haben, ſo müſſen ſie auch, ſobald das Barometer ſteigt, eine Veränderung der Form erleiden. Wir ſehen daher unterwärts die Wolke noch ſtreifen- und ſchichtweiſe horizontal ſchweben, aufwärts aber entwickeln ſich gedrängte, geballte Maſſen in verticaler Richtung nach der Höhe.

Strato-cumulus

heißt dieſe Erſcheinung wie ſie hier beſchrieben worden: wenn nämlich beide Wolkenbeſtimmungen, der ſchon abgehandelte Stratus und der folgende Cumulus, noch zuſammen hängen und keine Abſonderung zwiſchen ihnen ſtattfindet.

Cumulus

werden ſolche aufgethürmte Wolkenmaſſen genannt, wenn ſie für ſich am Horizont heraufziehen, und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dieß ſind freilich die herrlichen Erſcheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie ſind es, welche in Indien, mit unendlicher Geſtaltveränderung, von Süden nach Norden ziehen und über die ganze Halbinſel ſtreifend, Schritt vor Schritt bis zu den Gebirgen hinan, die ungeheuren periodiſchen Regen ausſchütten. Auf dieſen Wolkenzug iſt das vortreffliche Gedicht Mega Dhuta gerichtet, welches uns erſt neuerlich von Kalkutta mitgetheilt worden. Auf den Gebirgen welche Sachſen und Böhmen trennen, laßt ſich dieſe Erſcheinung oft auf das vollſtändigſte bemerken. Erreicht aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeſchriebene Höhe der Atmoſphäre, oder erhöht ſich der Barometerſtand, ſo zeigt ſich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieſer Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höheren Luftregionen zugeführt wird. Wenn dieſe Flocken ſich

unmittelbar aus der ſtarren Wolke entwickeln und noch nicht von ihr getrennt ſind, erhält die Erſcheinung den Kunſtnamen:

Cirro-cumulus.

Dagegen wenn dieſe leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für ſich am Himmel ſtehen oder hinziehen, werden ſie

Cirrus

genannt. Dieſer aber erſcheint in vielerlei Geſtalten, welche der Beobachter wohl kennen muß um nicht irre zu werden. Bekannt ſind ſie einem jeden, wenn ſie wie eine Heerde hintereinander dahin ziehender Schäfchen, oder gelockter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen ſich zeigen. Manchmal aber ſcheint der Himmel wie mit Beſemen gekehrt, und die luftigen Wolkenſtreifen haben keine beſtimmte Richtung gegen einander, ſondern ſtreichen zufällig und ſeltſam durch die höhere Atmoſphäre. Ferner iſt ein ſeltener, aber ſchöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erſcheint. Alle dieſe Fälle laſſen ſich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, ſo wie auch jene leicht hinſchwebenden Wolken, die ſo gern am Mond vorüberziehen. In der Folge wird ſich für alles dieſes eine unterabtheilende Terminologie finden, nur muß man erſt eine Weile beobachtet haben, damit man nicht voreilig mit Beſtimmungen ins Unendliche gehe, und den ganzen Unterſchied wieder aufhebe.

Nachzuholen iſt nun

Strato-cirrus.

Es kann nämlich der Fall vorkommen, beſonders zur Winterzeit, daß die auf den Bergrücken, zum Beiſpiel auf

dem Ettersberg, ruhenden Streifſchichten ohne ſich erſt zum Cumulus zu ballen, gleich luftig abgelöſ't und als Cirrus in die obere Region abgeführt werden; alsdann tritt gedachte Benennung ein.

Zuletzt ſtehe:

Nimbus.

Mit dieſem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn ſich im Sommer, gewitterhaft, über große Landesbreiten eine düſtere Wolke heranwälzt und unten ſchon abregnet, indeſſen ihr oberer Saum noch von der Sonne beſchienen wird.

So weit Howard!

Wenn ich nun zunächſt einen Terminus, der noch zu fehlen ſcheint, vorſchlagen ſollte, ſo ware es:

Paries,

die Wand. Wenn nämlich ganz am Ende des Horizontes Schichtſtreifen ſo gedrängt über einander liegen, daß kein Zwiſchenraum ſich bemerken läßt, ſo ſchließen ſie den Horizont in einer gewiſſen Höhe, und laſſen den obern Himmel frei. Bald iſt ihr Umriß bergrückenartig, ſo daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu ſehen glaubt, bald bewegt ſich der Contour als Wolke, da denn eine Art Cumulo-stratus daraus entſteht.

Wenn ich nun die Howardiſche Terminologie und die von ihm ſelbſt ausgehende kurze belehrende Darſtellung mir zu eigen machte, ſogleich aber wieder an die Natur ging und die verſchiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden ſuchte; ſo erweckte ich auch jüngere Männer, welche von der Zeit an mit geſchärfter Aufmerkſamkeit das Gleiche thaten.

Forſter's Arbeiten durfte ich nicht vernachläſſigen und manches war daraus zu lernen; allein ſeine Figuren ſind meiſtens nur den Howardiſchen nachgebildet, keineswegs charakteriſtiſch, noch naturgemäß; auch wendet er ſich zu ſchnell gegen eine Theorie die, nach meiner Anſicht, doch immer nur ein idem per idem iſt.

Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt alle Naturphänomene in einer gewiſſen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Uebergänge vor und rückwärts aufmerkſam zu begleiten. Denn dadurch gelangte ich ganz allein zur lebendigen Ueberſicht, aus welcher ein Begriff ſich bildet, der ſodann in aufſteigender Linie der Idee begegnen wird.

Eine friſche Aufmunterung genoß ich zuletzt durch Herrn Brandes und deſſen Beiträge zur Witterungskunde. Hier zeigt ſich wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Iſolirteſte zu nutzen weiß. Ich war dadurch angeregt manches aus meinen Papieren mitzutheilen das vielleicht, mit ſchon Vorhandenem zuſammengeknüpft, von Werth ſeyn könnte; da ich aber gleich darauf eine Badereiſe bei der glücklichſten eine ſchöne Dauer verſprechenden Witterung unternahm, ſo entſchloß ich mich die atmoſphäriſchen Erſcheinungen in der ſtrengſten Folge zu beobachten und zu vergleichen, um zu ſehen und darzuſtellen wie es ſich mit dem Conflict der obern und untern Region, der austrocknenden und anfeuchtenden verhalte.

Sonntag den 23. April 1820, bis Schleiz.

Stand in Jena, früh des Morgens um 5 Uhr, das Barometer 28′ 2″ 5‴.

Am ganz reinen Himmel, vor Sonnenaufgang, einige Streifen im Oſten, die ſich, wie ſie herankam, in Cirrus auflöſ'ten; eben ſo die übrigen, im Norden und Zenith ſchwebenden Streifen. Die Nebel aus der Saale verfloſſen ſogleich in die Luft, legten ſich an die Berge, ſchlugen als Thau nieder; das Wenige was empor kam zeigte ſich auch gleich als leichtere Streifen. Gegen Süden zu fahrend ſah man am Horizont, in der Gegend der böhmiſchen und Fichtelgebirge, gleiche Streifen, aber gedrängter über einander.

Der Wind war Nord-Oſt-Oſt. Aufmerkſamkeit verdiente nunmehr, daß alle dieſe Streifen die Neigung zeigten in Cirrus überzugehen: denn ſie locketen und theilten ſich in ſich ſelbſt, indem ſie doch ihre horizontale Ausdehnung und Lage behielten. Bei wachſender Höhe des Sonnenſtandes ließ ſich ferner bemerken daß ſie eine Art von Annäherung gegen einander ausübten, in Verbindung traten und Formen bildeten, die man für Stratus anzuſprechen hatte. Dieſe, obgleich an ihrer Baſe ziemlich horizontal, als aufliegend auf einer Luftſchichte die ſie trug, fingen doch an, ihren oberen Umriß aufzublähen, in verſchiedene Erhöhungen zu geſtalten und dadurch das Recht zu erlangen für Cumulus zu gelten.

Hier ſah man nun die drei Hauptbildungen gleichzeitig, und konnte die Möglichkeit ihrer Coëxiſtenz bei dem höchſten Barometerſtand gar wohl begreifen.

Eine ſolche Schaar, von unten mehr oder weniger verflächten, oben ausgerundeten, geballten Luftkörpern hatte durchaus, vereinzelt und unzuſammenhängend, gegen zwölf Uhr den ganzen Himmel eingenommen und ſchien bei fortdauerndem Nordoſt-Wind mit geringer Bewegung gegen Süden, nicht abzunehmen.

Gegen Abend jedoch ließ ſich ganz deutlich bemerken daß

ſie nach und nach von der Luft aufgezehrt wurden, und zwar, wie ſie reihenweis ſachte nach Süden zogen, entwickelte ſich meiſt die unterhalb ziehende Wolke gegen die obere und verband ſich mit ihr, indeß dieſe nichts dabei gewann, indem auch ſie von ihren oberen Theilen nach der höheren Luft, ſich einzeln auflöſend, abgab, und ſie ſich endlich alleſammt zerſtreuten.

So war nach Sonnenuntergang gar bald der ganze Himmel rein und hatte dieſe bedeutende Feuchtigkeit ſich in der Atmoſphäre aufgelöſ't.

Es war der vierte Tag nach dem erſten Viertel des Mondes. Dieſer Tag war auf der Fahrt bis Schleiz zugebracht.

Montag den 24. April, bis Hof.

War die Folge des geſtrigen Tages und der vergangenen Nacht gar wohl zu beobachten.

Die Luft hatte alle Feuchtigkeit in ſich aufgenommen, es entſtand daher bei Sonnenaufgang eine Art von Höherauch, den man an entfernten Gegenſtänden, auch an einem blaſſern Himmelsblau gar wohl bemerken konnte. Es zeigen ſich nach und nach zarte horizontale Streifen, in die ſich der Höherauch zuſammenzieht, ſie überdecken den ganzen Himmel, zugleich manifeſtiren ſie ihre cirröſe Tendenz, ſie lockern ſich auseinander und zeigen ſich als Reihen von Schäfchen. Ein Theil des Höherauchs iſt als Thau niedergegangen. Der Nordoſt-Wind ſtrömt heftig, ſchon löſ't ſich der obere Umriß aller Streifen flammig auf, ja es ſteigen aus demſelben einzelne Saulen, wie Rauch aus den Eſſen hervor, die aber doch oben ſich wieder zur Schicht legen, als wenn ſie ihren vorigen Zuſtand wieder annehmen wollten. Alle dieſe Bemühungen gelten aber nicht gegen den Nordoſt, der mit Heftigkeit bläſ't: keine Wolke vermag ſich mehr zu ballen, gegen Mittag ſchon iſt

der ganze Himmel rein. Im Gasthof zum Hirschen in Hof konnte man die bewegliche Wetterfahne vom scharfen Oſt ſtoßweiſe auf Norden deutend beobachten. Der Mond ſtand am Himmel, nur wenige Wolken erſchienen am Horizonte und der Nacht blieb kaum übrig das ſie aufzulöſen hatte.

Dienstag den 25. April, bis Alexandersbad.

Vor Sonnenaufgang leichte Streifen an dem ganzen Horizont hin, die ſich erhoben und verſteckten ſobald ſie hervortrat. Die Fahne, vollkommen in Nord, ſtand unbeweglich; mit wachſendem Tag häuften ſich die Wolken. In Alexandersbad ſtand das Barometer 28 Zoll weniger 1½ Linie, welches nach der Höhe des Orts ſchön Wetter andeutet. Nach Tiſche bewölkte ſich der Himmel immer mehr, die Wolken ſchienen in tieferer Region zu ſchweben, Natur und Geſtalt des Stratus anzunehmen, auch war das Barometer eine halbe Linie gefallen. Um 8 Uhr war der Himmel ziemlich klar; doch lag im Süden eine langgeſtreckte, dichte Wolke, die ſich aber nach und nach aufzuzehren ſchien.

Mittwoch den 26. April, bis Eger.

Das Barometer war etwas geſunken, deſſen ungeachtet war vor Sonnenaufgang der Himmel ganz rein, nur wenige Streifen am Horizont im Norden. Windſtille vor und nach Sonnenaufgang; die Hähne krähten. Den ganzen Morgen bis zu Mittag der Himmel völlig rein. In Eger vernahmen wir das Barometer ſey gefallen, aber ohne nähere Beſtimmung. Der Himmel blieb den ganzen Tag rein und ſo auch vollkommen in der Nacht; der Mond ſchien hell und die Sterne funkelten; ein Nordoſt-Wind hatte den ganzen Tag fortgedauert. Jedoch bei wachſender Nacht zeigte ſich eine große,

Des Mahlers Pinsel und des Dichters Lippe,
Die süßeste, die je von frühem Honig
Genährt war, wünscht' ich mir. Nein, künftig soll
Nicht Tasso zwischen Bäumen, zwischen Menschen
Sich einsam, schwach und trübgesinnt verlieren!
Er ist nicht mehr allein, er ist mit Dir.
O daß die edelste der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schaar
Nach Ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das was du empfandst, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konntest?
Das war dein Vorsatz, war dein kluger Wunsch.

obgleich nicht verdichtete Wolkenmaſſe, welche von Oſten heraufſteigend den ganzen Himmel mit einzelnem Gewölk überzog.

Donnerstag den 27. April, bis Marienbad.

Eben ſo verhielt es ſich Morgens bei Sonnenaufgang. Der ganze Himmel war mit einzelnem, einander berührendem Gewölk bedeckt, davon ſich ein Theil in die obere Luft auflöſ'te, ein anderer aber ſo zottig und grau herunterhing, daß man jeden Augenblick erwartete ihn als Regen niederfallen zu ſehn.

Auf dem Wege nach Sandau, wo wir gegen Südoſt fuhren, ſahen wir die ſämmtlichen Wolken-Phänomene in ihrer charakteriſtiſchen Mannichfaltigkeit, Abgeſondertheit, Verbindung und Uebergängen, als ich ſie nie geſehen, und zwar in ſolcher Fülle, daß der ganze Himmel davon überdeckt war. Das leichteſte Geſpinnſt der Beſenſtriche des Cirrus ſtand ruhig am oberſten Himmel, ganze Reihen von Cumulus zogen, doppelt und dreifach übereinander, parallel mit dem Horizonte, dahin, einige drängten ſich in ungeheure Körper zuſammen und indem ſie an ihrem oberen Umriß immer abgezupft und der allgemeinen Atmoſphäre zugeeignet wurden, ſo ward ihr unterer Theil immer ſchwerer, ſtratusartiger, grau und undurchſcheinend, ſich niederſenkend und Regen drohend. Eine ſolche Maſſe zog ſich uns über das Haupt hin, und es fielen wirklich einige Tropfen. Da nun alles dieſes in der mittlern Luft vorging, war uns die Ausſicht auf den Horizont nicht verſagt. Wir ſahen auf dem ganzen Halbkreis der entfernteſten böhmiſchen Gebirge ein übereinander gethürmtes Amphitheater von Cumulus liegen, davon die einzelnen wolligen Maſſen durch kraftigen Sonnenſchein in Licht und Schatten geſetzt wurden. Der Wind hatte ſich geandert, es war

ein Südweſt, der aber nur die untere Region zu afficiren ſchien. Und ſo dauerte der Conflict zwiſchen der Atmoſphäre und den Wolken den ganzen Tag über. Nach Sonnenuntergang jedoch und Aufgang des Mondes hatte ſich der Himmel ganz aufgeklärt, ſo daß nur ganz leichte Cirrusſtreifen zu ſehen waren.

Freitag den 28. April, bis Eger.

Bei Sonnenaufgang ganz klarer Himmel, in Weſten Nebelwand, die ſich nach und nach heranzog, indem ſich der Oſtwind in Weſtwind umlegte, der ganze Himmel überzog ſich wieder, aber leicht.

Auf dem Wege nach Eger ſahen wir abermals ein herrliches, höchſt unterrichtendes Schauſpiel vor uns, zu deſſen Erinnerung ich folgendes allgemeiner bezeichne.

Der Cumulus kann ſeiner Natur gemäß vorerſt in einer mittlern Region ſchwebend angeſehen werden, eine Menge deſſelben zieht in langen Reihen hinter einander hin, oben ausgezackt, in der Mitte bauchig, unten geradlinig, als wenn ſie auf einer Luftſchicht auflägen. Steigt nun der Cumulus, ſo wird er von der obern Luft ergriffen, die ihn auflöſ't und in die Region des Cirrus überführt; ſenkt er ſich, ſo wird er ſchwerer, grauer, unempfänglicher dem Lichte, er ruht auf einer horizontalen, geſtreckten Wolkenbaſe und verwandelt ſich unten in Stratus. Dieſe Erſcheinung ſahen wir, in der größten Mannichfaltigkeit, an dem Halbkreiſe des weſtlichen Himmels vorgehen, bis die untere ſchwere Wolkenſchicht, von der Erde angezogen, genöthigt war in Regenſtrichen niederzugehen. Aber auch dieſe behielten einen leichten, luftigen Charakter, indem ſie, ſchief und in ſich ſelbſt gekrümmt, nach der Erde gerichtet bald abzuregnen ſchienen, bald eine Zeit lang in

der Höhe schwebend verweilten, endlich aber strich- und streifenweise vertical in die Höhe stiegen, sich mit oberen stratusartigen Wolken verbanden und wieder zu ihrem ersten Ursprung zurückkehrten.

Indessen sahen wir am ganzen westlichen Horizont unzählbare solche Regenschauer einzeln über Felder und Hügel niedergehen, wie uns denn auch ein solcher, dem Landmann höchst erwünschter Regenstrich vorüberstreifend benetzte.

Durch den Flor, so wie durch die Zwischenräume dieser wässerigen Ergießungen, sahen wir den Fichtelberg, mit allem was ihm angehört, von einer schweren Masse festliegender Wolkenballen überlagert. Im Egerkreise war der Regen allgemein gewesen. Gegen Abend klärte sich's wieder auf.

Sonnabend den 29. April, bis Carlsbad.

War der ganze Himmel überzogen; es mußte im Ellbogner Kreise gestern und die Nacht viel geregnet haben, wie man am Weg und Aeckern sah, die Sonne zeigte sich im Mittag, der Wind war Nordwest und sodann ereignete sich das aufsteigende Spiel, Stratus verwandelte sich in Cumulus, Cumulus in Cirrus, wie wir in vorigen Tagen das niedersteigende beobachtet hatten. Der Himmel war mit Wolken aller Art bedeckt, jedoch der Abend freundlich.

Sonntag den 30. April, Carlsbad.

Das alte Spiel vom Auflösen und Verkörpern der Wolken, ohne Resultat.

Montag den 1. Mai.

Mit Nordwind zogen untere und obere Wolken, jede in ihrer Region gegen Süden, die untern stratus-, die obern

cirrusartig. Diesen kam vom südlichen Berge ein Wolkenzug in einer mittleren Region entgegen, welches Phänomen ich der Anziehungskraft der oberen Wolkenreihe zuschreibe; denn der südliche Zug war, so wie er in die mittlere Region trat, sogleich an dem obern Umriß aufgelöst, mit den höheren Wolken vereinigt und mußte, zu ihnen gesellt, nach Süden zurückkehren. Es war merkwürdig und seltsam anzuschauen. Dergleichen mag freilich nur in hohen Gebirgsgegenden vorkommen. Um Mittag leichter Schnee, gegen Abend gelinder Westwind.

Dienstag den 2. Mai.

Der Conflict der obern und untern Luftregion, der Trockne und Feuchte, endigte sich in ein leichtes Schneegestöber, von Zeit zu Zeit wiederholt.

Mittwoch den 3. Mai.

Es hatte gegen Morgen geschneit. Früh um 5 Uhr war der Schnee auf den Straßen, Platten und sonst Steinen geschmolzen, er hatte sich aber gehalten auf Holzstämmen, Bretern, Schindeln und auf den Planen der Fuhrleute. Den Tag über fortdauernder Wolkenconflict, sich manchmal in Schnee auflösend.

Donnerstag den 4. Mai.

Im Ganzen wie gestern, gegen Mittag starker, dichter Schneesturm, welcher wohl eine Stunde anhielt. Darauf wieder Sonnenblicke.

Freitag den 5. Mai.

Um die Phänomene des Wettstreits der obern und untern Luft in größerer Breite zu sehen, als die Carlsbader

Himmelsenge erlaubt, erstieg ich den Schloßberg und ging sodann den Schlackenwalder Weg hinauf, bis zu Findlater's Monument.

Auf diesem Gange läßt sich der Ellbogner Kreis bis gegen das Egerland westlich und das Erzgebirge nördlich übersehen.

Es graupelte stark und der ganze Himmel war auf mannichfaltige ungleiche Weise überdeckt. Einherziehende Wolken die man wohl mußte für Stratus gelten lassen, obgleich von denen im Spätsommer und Herbst bemerkten sehr unterschieden; sie waren viel leichter anzusehen und zogen in einer höhern Region daher, welche sich nach dem Maaßstabe jener frühern Bemerkungen an Ort und Stelle gar wohl hatte bezeichnen lassen. Sie mochten in der Region schweben, in welcher sonst die Cumulus einhergehen; sie lös'ten sich, von Nordwest heranziehend, bald da bald dort in Graupelschauer auf, welche Land und Gebirge wechselsweise bedeckten und frei ließen. Von Süden stiegen mächtige Cumulus auf, die sich aber, sobald sie sich jenem Zuge näherten, mit demselben sogleich vereint offenbar mit fortzogen und als Graupelschauer mit niedergingen. Sonnenblicke erheiterten das Land. Sogleich aber waren bald von Westen, bald von Süden her ganze Himmelsgegenden bedeckt und solche graue, mehr Nebel- als Wolkenzüge in Anmarsch, wie ich solche vom Hammer her, das Tepelthal herunter, auf der Rückseite des Carlsbader Gebirgs kommen sah.

Alles dieses aber ging dem Augenschein nach in einer höhern Region vor, als wir den wässerigen Nimbus zu sehen gewohnt sind. Welches sich auch dadurch erweis't daß von eben diesen nebelhaften Wolkenzügen immerfort Theile cirrusartig aufgenommen werden, woraus sich ergiebt daß das Barometer hoch stehen muß. Ich will nun sehen ob meine Vermuthung

ſich beſtätigt, daß nämlich dieſer Conflict ſich zu Gunſten der obern Luft und des trocknenden Princips entſcheiden werde. Wie ich denn mich vielleicht hiezu verführen laſſe, weil ich für meine übrige Badezeit ſchönes Wetter wünſche, zugleich aber auch das umgekehrte Phänomen von jenem was ich vom 23. April bis zum 28ſten erlebt rückwärts zu erleben hoffe. Welches denn auch Abends 4½ Uhr geſchah.

Denn als ich die Höhe des weſtlichen Berges bei Gottel's Sommerwohnung erreicht hatte, erblickte ich in Weſten über dem Erzgebirge eine Reihe Cumulus liegen, doch eher ſchwebend und von leichterer Natur. Im Nordoſten über dem Gebirg eine von der Sonne beſchienene Wolkenwand weiß leuchtend und glänzend; graue Streifen, die an ihr herabhingen, zeigten daß ſie ſich auch in Graupeln auflöſ'te, ſo wie ſie ſich oben rauchartig in die Luft verlor. In Oſten ragten bergartig hinter dem Horizont herauf einzelne und feſtgeballte Cumulus.

Von Süden zogen über den Scheitel hin charakterloſe Wolken, an denen man theilweiſe die Geſtalt der übrigen ſehen konnte.

Alle das Gewölk jedoch, wie es oben beſchrieben, verzog ſich, oder verſank, ſo daß bei Sonnenuntergang der Himmel beinahe, zu Nacht aber völlig rein und wolkenlos war.

Sonnabend den 6. Mai.

Völlig klarer Himmel, aber nicht lange: denn der Wolkenzug von Norden her begann ſchon wieder und verbreitete ſich nach und nach, jedoch in abgeſonderten Partien, über den ganzen Himmel. Deßgleichen den ganzen Tag über, Abend helle.

Sonntag den 7. Mai.

Prächtiger Windbaum vor der aufgehenden Sonne, bis in den Zenith ſich erſtreckend, nach oben und der Seite aſt- und zweigartig verbreitete Schafchen, flocken- und ſtreifenartig über dem übrigen Himmel. Milde Luft, ſchöner Sonnenſchein. Gegen Mittag, mit Südweſtwind, ſchon der ganze Himmel mit Wolken überzogen. Nach Tiſche, auf dem Schlackenwerther Wege, einen kalten Weſtwind ſehr unangenehm empfunden. Der Himmel war von Gebirg zu Gebirg überwölkt, aber hoch. Nachts um 11 Uhr gewaltſamer Regenguß, der wohl eine Stunde dauerte.

Montag den 8. Mai.

Luftbaum vor der Sonne. Der obere Himmel leicht bewölkt, der untere ſchwerer. Leichte Cumulus von Weſten über den Dreikreuzberg herziehend. Der obere Himmel und die aufzehrende Gewalt der trocknenden Luft ſcheint die Uebergewalt zu behalten.

Dienstag den 9. Mai.

Heller Himmel, jedoch mit leichten Streifen, höherauchartig, bedeckt; Sonne ſehr heiß, die Atmoſphare ſich nach und nach bewölkend.

Mittag Wind, unzuſammenhangend bewölkte Atmoſphare, wenige Regentropfen, klare Nacht.

Mittwoch den 10. Mai.

Höherauch, Schafchen, dann wieder aufgeklärter Himmel, die Sonne brannte heiß, der Himmel überwölkte ſich. Streifregen, es donnerte um 1 Uhr, ſodann von Zeit zu Zeit, der Himmel reinigte ſich. Vollkommen klarer Himmel bei Sonnenuntergang, obſchon Südweſtwind.

Donnerstag den 11. Mai.

Himmelfahrtfest.

Vollkommen heiterer Himmel, obschon Westwind. Einzelne Wolken, im Ganzen aber der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein Phanomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich: denn kleine, leichte, wollige Wölkchen, vom östlichen Gebirge herziehend, wurden, wie sie sich jener Region naherten, aufgelöst und in vertikale Streifen verwandelt, doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wollige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging dieß auf der Granze der obern und mittlern Region vor.

Mit einem so anhaltenden, aufmerksamen Beschauen des Himmels war auch bisher das Vergnügen an dem Zustand der Erde verbunden. Im Ganzen thut einen sehr angenehmbemerkbaren Effect der, bei einem so hohen Sonnenstande, unter dem funfzigsten Grad, weit zurückgehaltene Frühling. Es ist als wenn bei ihrem Erwachen die Baume verwundert waren und beschamt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu seyn. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen und die eröffneten entwickeln sich weiter.

Sehr lieblich ist es daher gegen Sonnenuntergang die Prager Strasse hinab zu gehen; alle unbelaubten Baume, bisher unbemerkbar, wenigstens unbemerkt, kommen nach und nach zur Erscheinung, wie sie ihre Blatter entfalten und, vom Sonnenlichte vom Rücken her beschienen, als völlig durchscheinend in ihrer eigenthumlichen Form dargestellt und kenntlich werden. Das junge gelbliche Grün scheint völlig

durchsichtig, und an diesem stufenweise wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch 14 Tage ergehen; denn vor Pfingsten wird das völlige Grün kaum entwickelt seyn. Die Gemüsegarten beschaftigen sich gleichfalls noch mit Vorbereitungen, die Wintersaat sieht schön, ob es gleich früher in vier Wochen nicht geregnet hatte, der späte Schnee scheint ihr genutzt zu haben und die Berge sind niemals ohne Thau. Der verlangerte Tag giebt auch eine höchst angenehme Empfindung, besonders in dieser Schlucht, die um fünf Uhr schon beschattet ist, wenn man auf der Höhe noch einige Stunden des freundlichen Sonnenscheins genießt.

Dem hiesigen Frühling gewahrt auch noch ein ganz eigenes angenehmes Ansehen, daß Blüthen und Blatter zugleich hervortreten; dadurch erscheint der Schwarzdorn, die Kirsche, der Apfel als ganz anderer, fremder Busch und Baum, die weißen Blüthen nehmen sich zwischen dem munteren Laub gar anmuthig aus.

Freitag den 12. Mai.

Mit Streifen leicht bedeckter Himmel, kein reines Blau in der ganzen Atmosphäre, Windstille, mit einer Andeutung auf Südwind. Die gestrige Beobachtung war heute viel entschiedener. Die von Süden heranziehenden mehr flockig als geballten Wolken wurden in Streifen und lang sich emporziehende Faden aufgelöst und auch dießmal schien die Operation viel niedriger als sonst vorzugehen, auch sah man den hieraus entstehenden Cirrus von anderer Art als den gewöhnlichen hohen; denn die emporsteigenden Faden und gekrümmte leichte Streifen verwandelten sich an ihrem obern Ende schon wieder in Wölkchen, bis sich denn der Himmel nach und nach überzog. Nach Tische, auf einer Fahrt über Hohdorf und Lessau,

vermehrte sich, bei schwüler Luft, die Menge und Schwere der Wolken. Gegen Abend war in Westen, an dem Erzgebirge her, ein meilenlanger Nimbus, der in vielen Strömungen niederging. Ich habe davon sogleich einen Entwurf gemacht, welchem ich den Versuch einer beschreibenden Erklarung hinzufüge. Die Wetterwolke zog von Westen gegen Osten und zeigte an ihrem unteren Bauche deutliche kurze Streifen, welche in gleicher Richtung vorwärts den Strich führten. Die Wolke hingegen wie sie vorrückte unterlag im Einzelnen der Erdanziehung und es senkten sich ganz verticale Gußstrahlen herunter. Diese schienen jedoch mit der Erde in solchen Contact und Verbindung zu kommen, daß sie mit ihrem untern Ende an dem Boden festhielten, der die Feuchtigkeit an sich saugte, indeß die Wolke weiter zog und das obere Ende dieser Schläuche mit fort nahm, deßhalb sie zu einer schiefen Richtung genöthigt wurden. Nun hatten aber andere solche früher niedergegangene Strömungen durch das Fortziehen der Wolke ihren Zusammenhalt mit der Erde verloren und schwebten losgelassen, hoch über dem Horizont.

Das Merkwürdigste jedoch war ein solcher Schlauch, der, obgleich der letzte, doch der stärkste, mit dem untern Theil entschieden an der Erde festhielt, indeß der obere fortgezogen wurde, wodurch ein gekrümmtes Aufsteigen bewirkt ward.

Sonnabend den 13. Mai.

Wie gestern, schwül heranziehende Wolken, aufgelöst und sich wieder vereinigend; fortdauernde Abwechselung.

Sonntag den 14. Mai.

Wie gestern, nur daß die Cumulus ihre eigenthümliche geballte Gestalt mehr behielten. Nicht unangenehme Schwüle.

Doch ſey es auch! Viel ſchöner iſt es, rein
Und unverdient ein ſolch Geſchenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig,
Es iſt ſo groß, ſo weit, was vor dir liegt!
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin.
— Schwelle Bruſt! — O Witterung des Glücks
Begünſt'ge dieſe Pflanze doch einmal!
Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüthen.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freuden bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren friſchen reichen Äſten breche!

Montag den 15. Mai.

Ganz früh meist heiterer Himmel. Um sechs Uhr dichter, starker Nebelzug, der, über den ganzen Himmel hin, sich nach Norden bewegte, bald aber die Atmosphäre wieder völlig frei ließ. Leicht Gewölk, doppelter Wolkenzug. Abends in Westen Cumulus, Abendroth.

Dienstag den 16. Mai.

Der ganze Himmel leicht, aber grau überwölkt, weder Sonne noch Atmosphäre zu sehen; gegen 7 Uhr Nordwind, getrennte Wolken, ein unterer, von Süden herankommender Zug in die höhere Region aufgelöst. Abwechselnde Bedeckung und Aufklärung des Himmels; nach 6 Uhr Sprühregen; sodann bei Untergang der Sonne im Südosten purpurgraue Regenwolken, in denen man die Iris theilweise stehen sah.

Mittwoch den 17. Mai.

In der Nacht starker Regenguß, der Morgen bewölkt, von Zeit zu Zeit Streifregen. Wolkenzug nach Osten. Den Tag über mit Streifregen fortgesetzt, Abends der Himmel völlig rein; doch war die Sonne mit Abendroth untergegangen.

Venus und der Mond über dem Hirschsprung.

Donnerstag den 18. Mai.

Früh ganz klarer Himmel, nach und nach leichte Cirrus, um Mittag seltene höchst auffallende Erscheinung, die mich aus der Enge auf eine freie Stätte rief. Von Westen herauf, mit entschiedenem Südwind, zogen lange zarte Cirrusstreifen, einzeln und vereinigt; im Vorwärtsziehen krümmten sie das vordere Ende zu kleinen Wölkchen, etwas niedriger zogen

unbestimmte weiße Wölkchen, die von jenen Streifen mit aufgenommen wurden, sonst standen noch alle Arten von Cirrus am bläulichen Himmel, Schafchen, gegitterte Streifen, alles in Bewegung und Verwandlung.

Der Himmel überwölkte sich nach und nach. Von der Prager Straße angesehen zeigten sich die Wolken in mancherlei Formen; doch immer Auflösung drohend. Abends 8 Uhr unter Blitz und Donner Regengüsse.

Freitag den 19. Mai.

Klarer Morgen, doch bald wieder leicht bewölkt, fortgesetzte Bewölkung den ganzen Tag über. Abends, den Schlackenwerther Weg herabfahrend, vielfache, Gewitter drohende Wolkengestaltung. Um die untergehende Sonne trübe Atmosphäre und ein weißer, hie und da farbiger Kreis, theilweise deutlicher und undeutlicher zu bemerken. Nachts gewaltiger Regenguß, mit Donner und Blitz.

Sonnabend den 20. Mai.

Bedeckter Himmel, nach und nach gebrochen, Sonnenblicke, laue Luft.

Sonntag den 21. Mai.

In der Nacht starkster Platzregen, des Morgens schwächer bis 9 Uhr; Regenwolken mit starkem Nordostwind vorüberziehend, deßgleichen den ganzen Tag. Abends nach 7 Uhr gewaltsamer, allgemeiner Landregen, die ganze Nacht durch.

Montag den 22. Mai.

Früh um 9 Uhr Andeutung einer Aufhellung, welche auch mit Absatzen erfolgte; die untere Atmosphare ward durch

vorüberziehende und aufsteigende Nebel immer getrübt. Bei durchbrochnen Momenten beobachtete man höhere Wolken, welche sich steter zeigten. Dasselbige abwechselnd bis zur Nacht.

Dienstag den 23. Mai.

Cumulus, weit und hochstehend, hellweiß und geballt. Regenwolken drunter herziehend, selten Donner, wenig Regen.

Mittwoch den 24. Mai.

Wie gestern; doch mehr zum Regen geneigt und von Zeit zu Zeit Regen mit Donner begleitet. So dauerte es über Mittag bis gegen 5 Uhr, wie wir auf einer Fahrt nach dem Horn erfuhren. Nun klärte es sich auf und Abends 8 Uhr stand der Mond hell am Himmel, spater durch sehr leichte Wölkchen getrübt.

Donnerstag den 25. Mai.

Heiterer Morgen, leichtes Gewölke den Tag über. Starker Wolkenzug in der höhern Region von Südwest her. Sehr warm, ruhiger Abend. Herrliche Mondnacht.

Freitag den 26. Mai.

Heller Morgen. Windstöße. Mehr bewölkt. Um 3 Uhr sanfter Regen, Donner. Abwechselnd bis Abend. Schöne Mondnacht, nicht so klar wie gestern.

Sonnabend den 27. Mai.

Wolliger Cumulus in Cirrus aufgelöst, dieser sich aneinander reihend und steigend, jener wieder sich ballend und sinkend. Diese Erscheinungen glaubte man in drei Etagen übereinander vorgehen zu sehen. Immer mehr zur Auflösung der Wolken und zur Heiterkeit geneigt.

Sonntag den 28. Mai. Rückreise.

Früh 4 Uhr allgemeiner Landregen; um 6 Uhr bricht sich der Himmel, ohne jedoch Blau sehen zu lassen. Der Regen pausirt. Starker Wolkenzug vom Erzgebirge her, deßgleichen über den Horn in die Tepelregion. 9 Uhr. Der Regen beginnt wieder, wird sehr stark mit Nordwest.

10 Uhr deckt er nebelartig ferne und, verhaltnißmaßig, auch nahe Gegenstände. 11 Uhr. Auf der Höhe von Maria-Kulm bemerkte man, daß die Himmelsgegend über dem Fichtelgebirge sich aufhellt. Mittag. Unendliche Nebel- und Regenwolken ziehen, vom Nordwest herbeigebracht, am Erzgebirge hin, auch über den Horn in die Tepelregion. Ganz Böhmen überdeckt von Gewölk, niedrig schwebend, grau, flockig, zottig, ungestalt, in jedem Momente sich in Wassergüsse aufzulösen drohend. Indessen auf dem sich aufklarenden langgestreckten Rücken des Fichtelgebirges ruhen gelagert Cumulus, nicht ganz fest geballt. 3 Uhr. Im Nordwesten hellt sich's immer mehr auf, nach und nach klart sich daselbst der Himmel; die Sonne tritt hervor. Auch im Süden wird's rein. Wenige Wölkchen, vom West getrieben, ziehen leise auf ihrer Bahn. Cirrus in der obern blauen Luft.

Von da an unerfreulicher West, bald gegen Norden, bald gegen Süden sich umsetzend, Regenschauer bringend, austrocknend, widerwartig zu beobachten. Dieser Zustand dauerte bis den 24. Juni, da sich denn mit Nordost das Wetter bestatigte und der Himmel sich aufklarte.

Zu besserem Verstandniß der in vorstehendem Aufsatze gebrauchten Ausdrücke wird nachtraglich angezeigt: daß, in

Uebereinstimmung mit Männern, welche die Sache bisher bearbeitet, angenommen wird, es gebe drei Luftregionen, die obere, mittlere und untere, welcher man die vierte, die unterste, noch hinzufügen kann. Die Herrschaft der obern Region manifestirt sich durch trocknes helles Wetter, die Atmosphäre ist in einem Zustande, daß sie Feuchtigkeit in sich aufnehmen, tragen, emporheben kann, es sey nun, daß sie das Wasserige zertheilt in sich enthalte, oder daß sie solches verändert, in seine Elemente getrennt in sich aufnehme. Dieser Zustand der Atmosphäre wird durch die größte Barometerhöhe offenbart und wir erfreuen uns eines schönen, beständigen Wetters; der Himmel ist klar, in gewissen Weltgegenden ganz wolkenlos und hochblau. In diese Region gehören alle Cirrusarten, die man mit verschiedenen Namen bezeichnen kann.

Die mittlere Region ist die des Cumulus; in ihr wird eigentlich der Conflict bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten soll. Diese Region hat die Eigenschaft, daß sie zwar viel Feuchtes in sich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflösung; es vereinigt sich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erscheint uns geballt, gehäuft und nach oben in bestimmten Formen ausgebogt und begränzt, unterwärts haben diese Wolkenhaufen eine horizontale Grundlinie, wodurch eine dritte Region angedeutet wird, auf welcher sie wie auf einer Schicht auf einem Elemente ruhen und schweben.

Gewinnt nun die obere Region ihre trocknende, Wasser auflösende, in sich aufnehmende Gewalt, die Oberhand, so werden diese geballten Massen an ihrem obern Saum aufgelöst, aufgezupft, sie ziehen sich flockenweise in die Höhe und erscheinen als Cirrus und verschwinden zuletzt in dem

unendlichen Raum. Ueberwindet nun aber die untere Region, welche die dichteſte Feuchtigkeit an ſich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen darzuſtellen geneigt iſt, ſo ſenkt ſich die horizontale Baſis des Cumulus nieder, die Wolke dehnt ſich zum Stratus, ſie ſteht und zieht ſchichtweiſe und ſtürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erſcheinung zuſammen Nimbus genannt wird.

Wie wir nun von oben herunter geſtiegen ſind, ſo kann man wieder von unten hinauf ſteigen, ſo daß ſich dichte Nebel erheben und in der untern Luft ſchwere Schichten bilden, die ſich aber doch wieder an ihrem obern Theile ballen, höher dringen und zuletzt nach und nach in die obere Luft aufgelöſ't werden.

Man nimmt dieſe drei Regionen als Norm an, bemerkt aber dabei, daß die Dispoſition der oberſten Luft alle Feuchtigkeit in ſich vollkommen aufzunehmen, auch bis zur Erde herunter ſteigen könne, da denn jeder Dunſt- und Nebelſtreif ſogleich in Cirrus aufgelöſ't und ſodann verflüchtigt wird.

Und ſo mag ſich auch der eigentliche Stratus, dieſe horizontal gebildete Maſſe, einmal höher erheben als das andere-mal, der Jahrszeit, der Polhöhe und der Bergeshöhe gemäß. Auch der Cumulus ſchwebt bald höher bald tiefer, im Ganzen bleiben aber dieſe Wolkengeſtalten immer ſtufenweiſe übereinander, wie man gar wohl ſehen kann, wenn ſich alle vier Erſcheinungen dem Beobachter auf Einmal darbieten.

Dieſe vier Hauptbeſtimmungen, Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus, habe ich unverändert beibehalten, überzeugt, daß im Wiſſenſchaftlichen überhaupt eine entſchiedene lakoniſche Terminologie, wodurch die Gegenſtände geſtempelt werden, zum größten Vortheil gereiche. Denn wie ein Eigenname den Mann von einem jeden andern trennt, ſo trennen ſolche

Termini technici das Bezeichnete ab von allem Uebrigen. Sind ſie einmal gut gefunden, ſo ſoll man ſie in alle Sprachen aufnehmen, man ſoll ſie nicht überſetzen, weil man dadurch die erſte Abſicht des Erfinders und Begründers zerſtört, der die Abſicht hatte, etwas fertig zu machen und abzuſchließen. Wenn ich Stratus höre, ſo weiß ich, daß wir in der wiſſenſchaftlichen Wolkengeſtaltung verſiren und man unterhalt ſich darüber nur mit Wiſſenden. Eben ſo erleichtert eine ſolche beibehaltene Terminologie den Verkehr mit fremden Nationen. Auch bedenke man, daß durch dieſen patriotiſchen Purismus der Styl um nichts beſſer werde: denn da man ohnehin weiß, daß in ſolchen Aufſätzen dießmal nur von Wolken die Rede ſey, ſo klingt es nicht gut, Haufenwolke ꝛc. zu ſagen und das Allgemeine beim Beſondern immer zu wiederholen. In andern wiſſenſchaftlichen Beſchreibungen iſt dieß ausdrücklich verboten.

Die Zwiſchen-Erſcheinungen dagegen, welche Howard durch Verbindung jener drei Benennungen bezeichnet, habe ich nicht gebraucht, auch nicht überſetzt, ſondern ſie nach ihrem Vorkommen und Erſcheinen jedesmal angedeutet und beſchrieben, weil die Mannichfaltigkeit ſo groß iſt daß ſolche zu beſtimmen keine Terminologie vermag und nur die Einbildungskraft mehr verwirrt als ihr nachzuhelfen. Wie man das gar oft bei meteorologiſchen Tabellen fühlt, bei denen eine Columne für die Wolkengeſtaltung angebracht iſt. Der Einſichtige, dem es um Anſchauung und nicht um Worte zu thun iſt, wird die Schwierigkeit in der Praxis ſelbſt gar leicht entdecken.

Schließlich bemerken wir noch den Hauptpunkt, daß der Sieg der oberen Region, die Herrſchaft der Trockniß, durch den Oſtwind und den ihm zugetheilten Nordwind; der Sieg der untern Region, der ſich auf die Erde beziehenden Feuchte,

durch den Weſt- und den ihm verbündeten Südwind angedeutet, begleitet und bewirkt werde.

Und nun, da man von jeher die Poeſie als wohlgeſchickt zu ſummariſchen Darſtellungen gehalten, ſo folge noch zum Ehrengedächtniß unſers Meiſters die Grundlehre, damit ſie ſich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime verfaßt.

Howard's Ehrengedächtniß.

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterſcheiden und dann verbinden;
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne der Wolken unterſchied.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte ſchwankend wandelt leicht und ſchwer,
Des Schleiers Falten ſammelt, ſie zerſtreut,
Am Wechſel der Geſtalten ſich erfreut,
Jetzt ſtarr ſich hält, dann ſchwindet wie ein Traum,
Da ſtaunen wir und trau'n dem Auge kaum.

Nun regt ſich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbeſtimmtes zu Beſtimmtem ſchafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am ſteilen Felſen bricht;
Der treuſte Wolkenbote ſelbſt zerſtiebt,
Eh' er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichſten Gewinn:
Was ſich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerſt es feſt,
Beſtimmt das Unbeſtimmte, ſchränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sey die Ehre Dein! —
Wie Streife ſteigt, ſich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar Deiner ſich die Welt.

Stratus.

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erſcheins vereint,
Als ein Geſpenſt Geſpenſter bildend ſcheint,
Dann ſind wir alle, das geſtehn wir nur,
Erquickt, erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt ſich's wohl am Berge, ſammlend breit
An Streife Streifen, ſo umdüſtert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert, oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höherer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichſten geballt,
Verkündet, feſtgebildet, Machtgewalt,
Und, was Ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, ſtockig löst ſich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zulept was unten leicht entſtand
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend ſich ergehn,
Heerſchaaren gleich entrollen und verwehn! —
Der Erde thätig-leidendes Geſchick! —
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn ſie beſchreibt;
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihen
Und uns eines Folge-Lebens erfreuen.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luſtige Welten

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo.

Sey mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſtenmal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth,
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch du mich nicht verſchmähſt.

Antonio.

Freygebig bieteſt du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich ſoll,
Drum laß mich zögern eh' ich ſie ergreife.
Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dagegen
Ein gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für beyde klug und ſorgſam ſeyn.

Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Luke Howard an Goethe.

Wie ſehr mich die Howard'ſche Wolkenbeſtimmung angezogen, wie ſehr mir die Formung des Formloſen, ein geſetzlicher Geſtalten-Wechſel des Unbegränzten erwünſcht ſeyn mußte folgt aus meinem ganzen Beſtreben in Wiſſenſchaft und Kunſt; ich ſuchte mich von dieſer Lehre zu durchdringen, befleißigte mich einer Anwendung derſelben zu Hauſe wie auf Reiſen, in jeder Jahreszeit und auf bedeutend verſchiedenen Barometer-Höhen; da fand ich denn durch jene ſondernde Terminologie immer Förderniß wenn ich ſie unter mannichfachen Bedingungen im Uebergange und Verſchmelzen ſtudirte. Ich entwarf manches Bild nach der Natur und ſuchte das Bewegliche, dem Begriff gemäß, auf Blättern zu fixiren; berief Künſtler dazu und bin vielleicht bald im Stande eine Reihe von charakteriſtiſch befriedigenden Abbildungen zu liefern, wovon bis jetzt ein durchgängiger Mangel bedauert wird.

Indeß bei wachſender Ueberzeugung: daß alles was durch Menſchen geſchieht in ethiſchem Sinne betrachtet werden müſſe, der ſittliche Werth jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurtheilen ſey, erſuchte ich einen ſtets thätigen gefälligen Freund, Herrn Hüttner in London, mir, wo möglich etwas, und waren es auch nur die einfachſten Linien, von Howard's Lebenswege zu verſchaffen, damit ich erkennte wie ein ſolcher Geiſt ſich ausgebildet? welche Gelegenheit, welche Umſtände ihn auf Pfade geführt die Natur natürlich anzuſchauen, ſich

ihr zu ergeben, ihre Geſetze zu erkennen, und ihr ſolche natürmenſchlich wieder vorzuſchreiben?

Meine Strophen zu Howard's Ehren waren in England überſetzt, und empfahlen ſich beſonders durch eine aufklarende rhythmiſche Einleitung; ſie wurden durch den Druck bekannt und alſo durfte ich hoffen daß irgend ein Wohlwollender meinen Wünſchen begegnen werde.

Dieſes iſt denn auch über mein Erwarten geſchehen, indem ich einen eigenhandigen Brief von Luke Howard erhalte, welcher eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Geſinnungs-Geſchichte, mit der größten Klarheit, Reinheit und Offenheit geſchrieben, freundlichſt begleitet und mir davon öffentlichen Gebrauch zu machen vergönnt. Es giebt vielleicht kein ſchöneres Beiſpiel welchen Geiſtern die Natur ſich gern offenbart, mit welchen Gemüthern ſie innige Gemeinſchaft fortdauernd zu unterhalten geneigt iſt.

Gleich beim Empfang dieſes liebenswürdigen Documentes ward ich unwiderſtehlich angezogen und verſchaffte mir durch Ueberſetzung den ſchönſten Genuß, den ich nun durch nachfolgende Mittheilung auch andern bereiten möchte.

Der gerühmte Schriftſteller, den ich ſo zum erſtenmal und ohne weitere Ceremonien anſpreche, verlangt, wie ich von ſeinem Freund in London vernehme, zur Mittheilung an das deutſche Publicum, einige Nachricht über denjenigen, welcher den Verſuch ſchrieb über die Wolkenbildung. Da niemand wahrſcheinlich ſo gut vorbereitet iſt dasjenige mitzutheilen, welches gegenwärtig zu dieſem Zwecke dienlich ſeyn möchte, als ich ſelbſt, und verſchiedene Urſachen ſich finden,

jetzt wo man es verlangt hat damit nicht zurückzuhalten, ſo füge ich einen Aufſatz bei, welchen ich mir die Freiheit nahm, auf die natürlichſte Weiſe wie mir ſcheint zu ſchreiben, nämlich in der erſten Perſon. Da mich jedoch drängende Geſchäfte und die Nothwendigkeit Gegenwärtiges morgen abzüſenden beſtürmen, ſo habe ich der Hand eines nahen Freundes überlaſſen die reine Abſchrift meines Manuſcriptes zu fertigen.

Tottenham Green, bei London, den 21ſten des 2ten Monats 1822.

In London ward ich geboren den 28ſten des 11ten Monats (November), 1772 von achtbaren Voreltern; damit meine ich zuerſt und vorzüglich, daß mein Vater, Robert Howard, mein Großvater deſſelbigen Namens, und, wie ich auch nur irgend habe erfahren können, mein Urgroßvater, Perſonen von Rechtlichkeit und ehrwürdig in ihrem Stande waren, als Handelsleute nämlich und Manufacturiſten. Sie waren verheirathet an Perſonen, welche an gleiche Hochachtung Anſpruch machten; ſodann aber ſoll mein Urgroßvater, Gravely Howard, nach einer Familien-Ueberlieferung, ſein Vermögen zu Grunde gerichtet, oder auf irgend eine Weiſe ſeine Güter, in Berkſhire gelegen, verloren haben, indem er ſich an die Sache Jacobs des Zweiten hielt und ihm nach Irland folgte.

Sein Sohn, Stanley Howard, ward ein Quäker und ließ ſich in England nieder, indem er ſich an die Geſellſchaft anſchloß, die man nun gewöhnlich mit dem Namen der Freunde bezeichnet. Dadurch erhielten die Beſchäftigungen ſeiner Abkömmlinge eine neue Richtung, wenn ſie anders bei ſeinem Bekenntniſſe bleiben wollten; denn die Geſetze der Freunde ſchließen die Glieder der Geſellſchaft vom Kriegs- und Kirchenſtande aus und alſo faſt ganzlich von

Staats-Stellen und Ehren; aber, meines Erachtens, entschadigen sie dieselben, indem sie ihnen mehr Muße und Anlaß geben, solche freiwillige Geschäfte zu übernehmen, wodurch in diesem Lande vernünftiger Freiheit ein Mann, der das Gemüth dazu hat, im Allgemeinen, nach Maaßgabe seiner Kräfte, dem Vaterlande und der Menschheit hinreichende Dienste leisten kann.

Ich war sieben Jahre in einer großen lateinischen Schule zu Burford, nahe bei Oxford, unter einem Freund, einem trefflichen Mann und guten Classiker, der aber von der alten Schule die Art hatte, diejenigen zu spornen, die nicht geschwind genug lernen konnten, und diejenigen die es vermochten zu sehr ihrem eigenen Schritt zu überlassen. Für mich hatte dieß die Folge, daß ich immer noch mehr Latein lernte als ich die Zeit her auch bei vernachlässigten Studien habe verlernen können; in der Mathematik aber war ich so vernachlässigt, daß ich in Mitte so mannichfaltiger Beschäftigungen zeither den Weg dahin niemals habe finden können.

Meine Ansprüche auf einen Mann von Wissenschaft sind daher nur gering; weil ich aber mit Beobachtungsfahigkeit geboren war, so fing ich an davon Gebrauch zu machen, so gut ich ohne Führer vermochte: denn Wissenschaft war damals noch nicht, wie gegenwartig, ein Theil von jedes Kinds Vergnügen und Erholung, dessen Eltern ihm Bücher und Spielsachen zu verschaffen im Stande waren.

Hiernach also zogen die vielen Nordlichter jener Jahre meine Aufmerksamkeit auf sich; ich hielt merkwürdige seltene Wolkenbildung in der Einbildungskraft fest, machte Versuche über das Gefrieren des Wassers, welche sich mit dem Zerspringen meines Glasgefaßes endigten; ferner erinnere ich mich genau des merkwürdigen Höherauchs von 1783,

ſo wie auch ganz deutlich der vorüberziehenden Erſcheinungen des glanzenden Meteors im achten Monat gedachten Jahres.

Ich verließ die Schule und nach wenig Monaten ging ich in den mühſamen Lehrdienſt eines Apothekers in einem Stadtchen bei Mancheſter. Pharmacie war hier ein Theil meiner Hauptbeſchäftigung; in den kurzen Zwiſchenſtunden aber bemühte ich mich um franzöſiſche Sprache, Chemie, Botanik u. ſ. w. Die Werke Lavoiſier's und ſeiner Mitarbeiter wirkten auf viele von uns wie die aufgehende Sonne nach morgendlichem Mondſchein; aber Chemie hat ſich jetzt mit der Mathematik verlobt und beweiſ't ſich nun etwas ſpröder gegen ihre vorigen Verehrer.

Nach London in meinem 22ſten Jahre zurückgekehrt, fuhr ich auf derſelben Linie des von mir einmal gewählten Geſchäftes fort. Aber hier begegnete mir ein Unfall, welcher mir beinahe verderblich geweſen wäre: ich fiel von der Leiter auf eine Flaſche, die ich in meiner linken Hand hielt, gefüllt mit einer Auflöſung von Arſenik; die Arterie des Arms war getroffen durch einen tiefen und weiten Einſchnitt in die Hand unter dem Gelenk, und das Gift drang ungehindert in die Wunde. Ich gedenke dieſes Umſtandes weil ich nicht gewiß bin noch manchmal davon zu leiden: denn es folgten mehrere Tage ſtarke Blutflüſſe periodiſch zu gewiſſer Zeit des Nachmittags, da denn die Wundärzte ſich nicht anders zu helfen wußten, als die Arterie zu unterbinden, worauf denn die Heilung eintrat und eine Geneſung nach einigen Jahren allmahlig erfolgte.

In der Zwiſchenzeit meines unthätigen Lebens wozu ich nun genöthigt war, ward ich zwiſchen andern Unterſuchungen aufmerkſam auf die Eigenſchaften des Blumenſtaubs, wenn man ihn auf Waſſer und Weingeiſt unter dem Mikroſkop

betrachtet. Ueber welchen Gegenstand im Jahre 1800 ein Aufsatz von mir von der Linnéischen Societät gelesen ward.

Im Jahre 1798 trat ich in Geschäftsverbindung mit meinem immer innigsten Freund William Allen; einem Manne, dessen Name überall geehrt wird, wo Wissenschaft und Bildung Aufnahme gefunden haben, und Gelegenheit gaben zwischen Menschen von verschiedenen Nationen Verkehr zu eröffnen. Mein eigentliches Geschäft in dieser Verbindung war, ein damals neu eingerichtetes Laboratorium in Plaistew, wenig Meilen von London, zu besorgen; da ich denn, meiner Pflicht nach von einem Werk zum andern gehend, oft unter freiem Himmel zu seyn genöthigt, die sonst gewohnten Beobachtungen wieder aufnahm, und über die Ansichten der Atmosphare und meteorologische Register zu schreiben anfing.

Mein Freund Allen und ich gehörten zu einer auserlesenen philosophischen Gesellschaft, welche vierzehntagig im Winter in London zusammen kam; jedes Mitglied war verpflichtet, der Reihe nach einen Versuch zur Prüfung vorzulegen, oder eine Buße zu bezahlen. Dieser Verpflichtung gemäß fand ich mich veranlaßt, der Gesellschaft unter andern weniger originellen Papieren, den Versuch über die Wolken vorzulegen. Man hielt ihn öffentlicher Mittheilung werth, und er ward in Tilloch's philosophischem Magazin abgedruckt, dessen Herausgeber zu unsern Mitgliedern gehörte. Umstande haben längst diese kleine Brüderschaft aufgelöst, die so lange sie bestand, sich die Askesian Society nannte, „von ἄσκησις exercitatio," und ich glaube, daß manche, die sich dazu mit Eifer hielten, jenen Exercitien gar manchen Vortheil im wissenschaftlichen Charakter schuldig geworden.

Hier hat nun mein ehrwürdiger und allzu parteiischer Freund die Uebersicht des im Betracht der Wissenschaft

thätigsten und bemerkenswerthesten Theil meines Lebens; und da er nun gesehen, wie die Perle, die er schätzt, aus der Muschel genommen worden und nun auch die Schale gesucht hat, um sie als Perlmutter in seinem Cabinet aufzustellen, so möchte er vielleicht unangenehm überrascht seyn, wenn es doch nur zuletzt eine Austerschale wäre.

Mein vorgemeldeter trefflicher Freund Allen und ich, nachdem wir sieben Jahre zusammen gearbeitet hatten, trennten uns mit wechselseitiger Zufriedenheit; er behielt sein Interesse in London in den dortigen Einrichtungen, und ich wählte zu Theilnehmern zwei Männer, deren ungemeines Verdienst an ihren verschiedenen Stellen als Aufseher bei dem ersten Unternehmen ihnen das Recht gab als Principale zu erscheinen. Unter ihrer unmittelbaren Sorge nun, durch die Kraft ihres Fleißes und Geschicklichkeit, gewann das Laboratorium einen festen Charakter und ist bis auf den heutigen Tag vorwärts gegangen, nur mit verändertem Locale, das nunmehr in Stratford, Grafschaft Esser gelegen. Es beschäftigt über dreißig Arbeiter und liefert in großen Quantitäten verschiedene chemische Producte, deren der Apotheker und mancher andere Künstler bedarf.

Nun möcht' es aber wunderlich scheinen, daß ich bei so guter Gelegenheit nichts als Chemiker herausgegeben. Die Antwort auf eine solche Frage möchte kurz und entscheidend seyn: c'est notre métier! Wir leben von Ausübung der Chemie als einer Kunst, nicht um sie als Wissenschaft dem Publicum mitzutheilen. Der glückliche Erfolg unserer Arbeiten, bei der kräftigen Mitbewerbung, welcher der geistreiche Mann hier nicht entgehen kann, hängt davon ab, daß wir, so lange es nur thunlich ist, ausschließlich die neuen Vortheile und Handgriffe benutzen, die uns im Praktischen bekannt werden.

In solcher Lage und da wir Söhne haben, die in unsern Stellen dereinst folgen sollen, lehnen wir ab unsere Behandlungsweise irgend jemand mitzutheilen; dadurch erhalten und fördern wir eine Anstalt, die in der That nützlich und bedeutend für ein Land ist, das zum größten Theil von ihrem Daseyn nichts weiß. Dabei darf man wohl behaupten, daß selbst die Fortschritte der chemischen Wissenschaft mehr gefördert als zurückgehalten worden durch ein solches Betragen, indem wir immerfort im Stande sind, dem experimentirenden Chemiker ein oder das andere Material im vollkommenen Zustand zu überliefern.

Gleiche Ursachen, mit einem unveränderten Gefallen an dem Gegenstande, haben meinen Zusammenhang mit der Wissenschaft auf den einzigen Zweig der Meteorologie begränzt. Ich habe neuerlich die Resultate von zehnjährigen Beobachtungen geordnet in einem Werk zwei Bände 8., betitelt: das Klima von London. Ich sende es nach Weimar und wünsche demselben bei seiner Ankunft eine freundliche Aufnahme. Darin bin ich so frei mit den Jahrszeiten umgegangen als früher mit den Wolken, und ich darf mir schmeicheln, daß auch hier eine zunehmende Aufmerksamkeit auf den Gegenstand das Resultat geworden. Es hat eine freundliche Aufnahme gefunden und seit seiner Erscheinung bin ich als Mitglied der königl. Societät, wohin ich noch andere Aufsätze gesendet habe, vorgeschlagen und aufgenommen worden.

Sollte man hier aber noch zu fragen bewogen seyn, wie ich, ohne ein Geschäft, das meine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordere und wenig zur Wissenschaft beitrage, wie ich es einrichte meine Zeit zuzubringen; so könnt' ich wohl verschiedene Ursachen meiner Unthatigkeit anführen, noch außer einer schwachen Gesundheit wovon schon die Rede war.

Ich bin nämlich ein Mann von häuslichen Gewohnheiten, glücklich in meiner Familie und mit wenigen Freunden, die ich nur mit Widerſtreben für andere Cirkel verlaſſe. Und hier ſcheint mir der Ort zu gedenken, daß ich 1796 in den verehlichten Stand trat mit Mariabella, Tochter von Johann Eliot von London, einem Ehrenmann, Mitglied der Geſellſchaft der Freunde; wir haben fünf lebende Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, wovon das älteſte nahe einundzwanzig Jahre zählt; ſie ſind alle bis daher zu Hauſe erzogen und in der Nachbarſchaft, daß die Periode ihres Heranwachſens uns eine Quelle von Vergnügen und wechſelſeitigem Lieberwerden ſeyn mußte, welches meinen eigenen guten Eltern fehlte, da ihre Kinder ſo weit umher vertheilt waren; und dennoch bin ich ſehr viel im Leben der Sorge und dem Schuß eines trefflichen Vaters ſchuldig geworden.

Da nun aber der Mann ſo deutlich vor Dir ſteht, ſo darf ich wohl auch mit Einemmal die wahre Urſache ausſprechen, warum er vergleichungsweiſe unfruchtbar für die Wiſſenſchaft iſt, zugleich aber die Quelle ſeiner größten Schmerzen und höchſten Vergnügungen aufdecken. — Mit Einem Wort nun: er iſt ein Chriſt, und der praktiſche Sinn, in welchem er ſeine Religion erfaßt, vergönnt ihm in der That nur wenig Zeit für ihn ſelbſt.

Ich bitte, mein Freund, nicht zu ſtuzen, als wenn etwas Enthuſiaſtiſches folgen ſollte; ich verſuche vielmehr mich deutlich zu machen. Chriſtenthum iſt bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man ſpeculiren könnte, oder eine Reihe von Ceremonien, womit man ſein Gewiſſen beſchwichtigt, wenn man auch ſonſt an Handlungen nichts Gutes aufzuweiſen hätte; es iſt kein Syſtem durch Gewalt vorgeſchrieben, durch menſchliche Geſetze bekräftigt, zu deſſen Bekenntniß man

andere durch Zwang nöthigen, oder sie durch Kunst anlocken könnte, es ist vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im neuen Testament, es ist die Methode wodurch der Mensch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden ist, nach redlichem Bereuen ihm wieder versöhnt wird, durch Jesus Christ, dessen Opfer und Vermittelung; sodann aber, solcher Weise durch ihn erlöst, an ihn glaubend, fähig wird dem inwohnenden Bösen zu widerstehen, aufgelegt zu guten Werken, durch geheime Hülfe und Einfluß des heiligen Gottes-Geistes.

Betracht' ich nun meine Religion in diesem Lichte und fühle nach dieser Weise, daß sie Gesetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden, so kann ich mich nicht entschließen um mein selbst willen zu leben, da die Freuden jenes Lebenslaufes zehnfach größer sind als alles was mir sonst angeboten werden könnte.

Auszubreiten daher gute Grundsätze, Moralität zu befördern und sorgfältige Erziehung der Jugend; auf Erhaltung der Ordnung und Disciplin in der Gesellschaft der Freunde, zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Auferbauung der Bedrangten an Leib und Seele beizutragen, dieß ist die Natur des Bestrebens und der Vereine, welchen ich nun herkömmlich angehöre.

Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Feder erworben habe, bin ich zufrieden, sie oft in solchen Diensten zu benutzen, woher weder Ruhm noch Vortheil entspringen kann und wobei wahrscheinlich die auf diese Weise entstandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewissen Autor mehr zuzuschreiben sind.

Bin ich deßhalb ein Thor nach Goethe's Schatzung? Ich

Taſſo.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt wie ſehr ſie nöthig ſey;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt
Wo wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder ſein Gemüth,
Weil er den Fehler ſelbſt zu büßen hat.

Taſſo.

So ſey's! Ich habe meine Pflicht gethan,
Der Fürſtinn Wort, die uns zu Freunden wünſcht,
Hab' ich verehrt und mich dir vorgeſtellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn ſeyn.
Zeit und Bekanntſchaft heißen dich vielleicht
Die Gabe wärmer fodern, die du jetzt
So kalt bey Seite lehnſt und faſt verſchmähſt.

glaube nicht. Denn so gewiß als die gegenwärtige Welt wirklich ist, so gewiß wird nach diesem auch eine seyn, wo jeder gerichtet werden wird, nach den Thaten die er hier gethan hat. Auf dieser Zukunft beruhen meine Hoffnungen und daraus fließt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, versichert, daß wenn ich bis ans Ende verharre, ich meinen Lohn empfangen werde.

Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, so bin ich zufrieden, darin meistentheils als Christ beschäftigt zu seyn. Die Wissenschaft wird ohnehin vorwärts gehen, denn es finden sich viele Arbeiter; die nützlichen Künste werden sich der Vollkommenheit nahern (die schädlichen, denk' ich, sind schon ganz daran, ihren Meridian zu verlassen); das Menschengeschlecht wird zunehmen, die Erde bevölkert werden, wie sich es gegenwärtig nicht wohl von ihr behaupten läßt, und indessen Geschlechter vorwärts gehen, wird der Verstand der Menschen erleuchteter werden, und der so die Welt regiert, wird nicht zugeben, daß ihre Herzen verdorben bleiben. Nein! die christliche Religion, in aufrichtiger Ausübung wird sich über die Nationen verbreiten und der Zustand der Menschen überhaupt verbessert werden. Theilweise ist dieß schon auf einen unberechenbaren Grad geschehen, sowohl im sittlichen als bürgerlichen Sinne; Kriege werden aufhören, mit anderm erniedrigenden Aberglauben und verderblichen Pratiken; die Gesellschaft wird eine neue Gestalt gewinnen, allgemeines Uebereinstimmen und wechselseitiges gutes Bedienen, zwischen Nationen und Individuen, wird an die Stelle treten der gegenwärtigen Selbstheit und Mißstimmung. Mag's doch seyn, daß zwischen alles dieses irgend eine Periode von Gegenwirkung und Verfolgung der Guten eintrete, zuletzt wird immer über diese

geprüfte und glückliche Geſellſchaft der Sohn Gottes, welcher ſein Leben hingab, als das Mittel die Welt zu bilden, in Frieden regieren bis das Ende kommt. Dann wird ein geringer Glaube, welcher in dieſem Leben zur Tugend reifte, die ſtolzeſten Denkmale der Gewalt menſchlichen Verſtandes überwiegend gefunden werden. O welch ein edles Gedicht könnte ſich aus einem ſolchen Gegenſtand entwickeln! Doch ich träume! Unſer eigener Milton, ſo hoch er ſich erhob, hatte keine Schwingen dorthin zu reichen. Und ſehr weislich wendete er „die Gedanken, die ſich freiwillig in harmoniſchen Maaßen bewegten" mehr die äußerlichen Umſtände zu imaginiren, als daß er verſucht hatte die Subſtanz göttlicher Dinge zu entwickeln. Denn dieſe begreift nach allem doch am beſten wer, mit demüthigem Herzen und Gebet zu Gott um ſein Licht in dieſer Angelegenheit, die klare kräftige Proſe des alten und neuen Teſtaments in ſich aufnimmt.

Hiernach wird es meinen Freund nicht wundern, daß ich mich für die allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften erkläre und wirklich ſehr viele Zeit abwechſelnd den Geſchäften der brittiſchen und ausländiſchen Bibelſocietät zuwende, von deren Committirten in London ich ein Mitglied bin, wie auch mein Vater war, vom Urſprung dieſes Unternehmens bis zu ſeinem Tode.

Schließlich, ſollte ein Mann, wie dieſer, und ſo beſchäftigt, ferner den Antheil von Goethe ſich erhalten können, ſo werden Briefe freundlich aufgenommen und jede ſchuldige Genugthuung ſei es Fragen und Wünſchen erfolgen.

Nachſchrift.

Was die zerſtreuten Aufſätze betrifft, auf die ich Anſpruch machen könnte, als Verſuche verſchiedener Art, ſo ſind die

Artikel: Venn und Woolmann, beides biographiſch, und Quakers, hiſtoriſch, in Rees's Cyclopädie; dieſe, nebſt den Artikeln Wolken und Thau, waren meine Beiträge zu gedachtem Werk, mit deſſen ehrenwerthem Herausgeber ich lange das Vergnügen der Bekanntſchaft genoß.

L. H.

Verſuch einer Witterungslehre. 1825.

Einleitendes und Allgemeines.

Das Wahre, mit dem Göttlichen identiſch, läßt ſich niemals von uns direct erkennen, wir ſchauen es nur im Abglanz, im Beiſpiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erſcheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunſch nicht entſagen, es dennoch zu begreifen.

Dieſes gilt von allen Phänomenen der faßlichen Welt, wir aber wollen dießmal nur von der ſchwer zu faſſenden Witterungslehre ſprechen.

Die Witterung offenbart ſich uns, inſofern wir handelnde wirkende Menſchen ſind, vorzüglich durch Warme und Kalte, durch Feuchte und Trockne, durch Maaß und Uebermaaß ſolcher Zuſtände, und das alles empfinden wir unmittelbar, ohne weiteres Nachdenken und Unterſuchen.

Nun hat man manches Inſtrument erſonnen um eben jene uns taglich anfechtenden Wirkungen dem Grade nach zu verſinnlichen; das Thermometer beſchaftiget jedermann, und wenn er ſchmachtet oder friert, ſo ſcheint er in gewiſſem Sinne

beruhigt, wenn er nur sein Leiden nach Reaumur oder Fahrenheit dem Grade nach aussprechen kann.

Nach dem Hygrometer wird weniger gesehen. Nasse und Dürre nehmen wir täglich und monatlich auf, wie sie eintreten. Aber der Wind beschäftiget jedermann; die vielen aufgesteckten Fahnen lassen einen jeden wissen woher er komme und wohin er gehe, jedoch was es eigentlich im Ganzen heißen solle, bleibt hier, wie bei den übrigen Erscheinungen, ungewiß.

Merkwürdig ist es aber, daß gerade die wichtigste Bestimmung der atmosphärischen Zustände von dem Tagesmenschen am allerwenigsten bemerkt wird; denn es gehört eine kranklliche Natur dazu um gewahr zu werden, es gehört schon eine höhere Bildung dazu um zu beobachten diejenige atmosphärische Veränderung die uns das Barometer anzeigt.

Diejenige Eigenschaft der Atmosphäre daher, die uns so lange verborgen blieb, da sie bald schwerer bald leichter, in einer Folgezeit an demselbigen Ort, oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten und zwar in verschiedenen Höhen sich manifestirt, ist es, die wir denn doch in neuerer Zeit immer an der Spitze aller Witterungsbeobachtungen sehen und der auch wir einen besondern Vorzug einräumen.

Hier ist nun vor allen Dingen der Hauptpunkt zu beachten: daß alles was ist oder erscheint, dauert oder vorübergeht, nicht ganz isolirt, nicht ganz nackt gedacht werden durfe; eines wird immer noch von einem Anderen durchdrungen, begleitet, umkleidet, umhüllt; es verursacht und es leidet Einwirkungen, und wenn so viele Wesen durch einander arbeiten, wo soll am Ende die Einsicht, die Entscheidung herkommen: was das Herrschende, was das Dienende sey, was voranzugehen bestimmt, was zu folgen genöthigt werde? Dieses ist

was die große Schwierigkeit alles theoretiſchen Behauptens mit ſich führt, hier liegt die Gefahr: Urſache und Wirkung, Krankheit und Symptome, That und Charakter zu verwechſeln.

Da bleibt nun für den ernſt Betrachtenden nichts übrig, als daß er ſich entſchließe irgendwo den Mittelpunkt hinzuſetzen und alsdann zu ſehen und zu ſuchen, wie er das Uebrige peripheriſch behandle. Ein ſolches haben auch wir gewagt, wie ſich aus dem Folgenden weiter zeigen wird.

Eigentlich iſt es denn die Atmoſphäre in der und mit der wir uns gegenwärtig beſchäftigen. Wir leben darin als Bewohner der Meeresufer, wir ſteigen nach und nach hinauf bis auf die höchſten Gebirge, wo es zu leben ſchwer wird; allein mit Gedanken ſteigen wir weiter, wir wagten den Mond, die Mitplaneten und ihre Monde, zuletzt die gegeneinander unbeweglichen Geſtirne als mitwirkend zu betrachten, und der Menſch der alles nothwendig auf ſich beziehet, unterläßt nicht, ſich mit dem Wahne zu ſchmeicheln daß wirklich das All, deſſen Theil er freilich ausmacht, auch einen beſondern merklichen Einfluß auf ihn ausübe.

Daher wenn er auch die aſtrologiſchen Grillen: als regiere der geſtirnte Himmel die Schickſale der Menſchen, verſtandig aufgab, ſo wollte er doch die Ueberzeugung nicht fahren laſſen, daß wo nicht die Fixſterne, doch die Planeten, wo nicht die Planeten, doch der Mond die Witterung bedinge, beſtimme, und auf dieſelbe einen regelmäßigen Einfluß ausübe.

Alle dergleichen Einwirkungen aber lehnen wir ab; die Witterungserſcheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmiſch noch planetariſch, ſondern wir müſſen ſie nach unſern Pramiſſen für rein telluriſch erklären.

Barometer.

Bei allen meteorologischen Beobachtungen wird der Barometerstand als Hauptphänomen, als Grund aller Wetterbetrachtungen angesehen. Auch ich bin der Ueberzeugung daß man darin ganz richtig verfahre.

Das Queckſilber, in der luftleeren, heberförmigen Glasröhre auf einer gewiſſen Höhe gehalten, überzeugt uns lange von einem entſchiedenen Druck, von einer Schwere, Elaſticität, oder wie man es nennen will, der durchſichtigen, durchſcheinenden Materie, welche den uns umgebenden Raum erfüllt.

An dem Meeresufer ſteht das Queckſilber am höchſten, wie wir uns aber berganwärts bewegen, wird es nach und nach fallen; in jeder Region aber, wo wir eine Zeit lang verweilen, iſt ein temporäres Steigen und Fallen bemerklich; dieſes beſchränkt ſich in einen kleinen Höheraum, welcher am Meeresufer etwa 30 Linien und auf hohen Gebirgen etwa 20 Linien beträgt. Dieſes geringe Steigen und Fallen iſt nun an jedem Orte der Gegenſtand unſerer unausgeſetzten Beobachtungen, deren unzählige angeſtellt und ſorgfältig aufgezeichnet worden, womit man denn tagtäglich auf das fleißigſte fortfährt. Dabei iſt allgemein bekannt, daß bei unveränderter Oertlichkeit, das Steigen des Mercurs klares, heiteres, trockenes, das Sinken trübes, feuchtes, ſtürmiſches Wetter andeute.

Nach ſo vielen ſorgfältigen Bemühungen aber iſt man doch nicht dazu gelangt etwas Regelmäßiges in dieſem Ab- und Aufſteigen zu bemerken; es geſchieht zwar genau innerhalb der beſtimmten Raumeshöhe, aber Zeit und Augenblick der Wiederkehr auf denſelbigen Punkt iſt nicht vorauszuſehen.

Um aber hierin etwas feſtſetzen, ja vorherſagen zu können, hat man ſich nach allen Seiten umgethan; Mond und Planeten, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Jahrescirkel zu Hülfe gerufen und ſich dadurch nur immer in größere Labyrinthe verwickelt; man ſpricht von Ebbe und Fluth in der Atmoſphare, welche an den barometriſchen Bewegungen mit Urſache ſeyn ſollen.

Nun hat ſich aber erſt neuerlich, bei genauer Betrachtung der auf der Jenaiſchen Sternwarte gefertigten vergleichenden Darſtellungen bemerken laſſen, daß gedachtes Steigen und Fallen an verſchiedenen, naher und ferner, nicht weniger in unterſchiedenen Längen, Breiten und Höhen gelegenen Beobachtungsorten einen faſt parallelen Gang habe.

(Fr. Daniell Meteorological Essays. London 1823. p. 112. Barometers, situated at great distances from each other, often rise and fall together with great regularity. — It has been observed, that this unison of action extent farther in the direction of the latitude, than in that of the longitude.)

Man nehme, um ſich hievon zu überzeugen, die von Dr. Schrön ausgearbeitete graphiſche Darſtellung vor Augen (ſiehe den 2ten Jahrgang der meteorologiſchen Beobachtungen im Großherzogthum Weimar, im Verlag des Induſtrie-Comptoirs 1824), wo die mittlern Barometerſtande von Jena, Weimar, Schöndorf, Wartburg und Ilmenau vom Jahre 1823 übereinander gezeichnet ſind, und es wird alſobald die Gleichheit ſolcher Bewegung augenfallig ſeyn.

Eben ſo haben wir ſpater gefunden, daß die Bewegungslinien von Frankenhain und Ilmenau einander vollkommen decken, obgleich jenes 700 Fuß höher über der Meeresfläche liegt und die eine ſich einen Zoll höher als die andere bewegt.

Ja die Bewegungslinie des Bernhardsberges ist mit den unsrigen gleichmäßig und gleichzeitig gefunden worden. Auf diese Uebereinstimmung ist nun im allgemeinen hinzuarbeiten, da selbst unter den verschiedensten Meridianen wie unter den verschiedensten Breiten die größte Uebereinstimmung herrscht.

Wenn nun die Barometerstände der verschiedensten Orte das Aehnliche, wo nicht das Gleiche besagen, so scheinen wir dadurch berechtigt allen außerirdischen Einfluß auf die Quecksilber-Bewegung abzulehnen, und wir wagen auszusprechen: daß hier keine kosmische, keine atmospharische, sondern eine tellurische Ursache obwalte.

Denn es ist anerkannt und bestatigt daß alle Schwere von der Anziehungskraft der Erde abhangig sey; übt nun die Luft, insofern sie körperlich ist, eine Schwerkraft, einen verticalen Druck aus, so geschieht es vermöge dieser allgemeinen Attraction; vermindert und vermehrt sich daher der Druck, diese Schwere, so folgt daraus, daß die allgemeine Anziehungskraft sich vermehre, sich vermindere.

Nehmen wir also mit den Physikern an, daß die Anziehungskraft der ganzen Erdmasse von der uns unerforschten Tiefe bis zu dem Meeresufer, und von dieser Granze der uns bekannten Erdoberflache bis zu den höchsten Berggipfeln und darüber hinaus erfahrungsgemaß nach und nach abnehme, wobei aber ein gewisses Auf- und Absteigen, Aus- und Einathmen sich ergebe; welches denn zuletzt vielleicht nur durch ein geringes Pulsiren ihre Lebendigkeit andeuten werde.

Thermometer.

Obgedachte Schrönische Tabelle legt uns vor Augen, wie das Thermometer seinen eigenen Gang geht, ohne mit dem

Barometerſtande auch nur die mindeſte Gemeinſchaft anzudeuten. Vom Januar bis in den Auguſt ſteigt er und ſenkt ſich wieder bis in den December, ohne daß man mit dem Barometerſtand irgend eine Spur von Wechſelwirkung entdecken könnte.

Wird nun das Barometer durch die Schwere der Atmoſphäre bedingt, das Thermometer hingegen durch den fernern oder nähern Bezug der Erde zur Sonne, laugnen wir daß beide Wirkſamkeiten unmittelbar aufeinander einfließen, ſo müſſen wir doch zugeſtehen, daß wir ſie bei Witterungserſcheinungen nicht ohne Verhältniß denken können; dieſes aber ſuchen wir darin, daß jedes von ſeiner Seite auf ein drittes wirkt, auf die materielle, gleichfalls für ſich beſtehende Atmoſphäre und hier liegt nun das Wichtigſte, das Schwerſte in Beurtheilung der Wetterbeobachtung.

Manometer.

Dieſes Inſtrument, ſchon von Otto von Guericke erfunden, nachher auf mannichfache Weiſe verändert und verbeſſert, ward erſt in ſeinen Wirkungen dem Barometer gleich geachtet, nachher von demſelben getrennt und wird bei atmoſphäriſchen Beobachtungen nicht mehr zu Rathe gezogen.

Außer dem verticalen, ſogenannten Druck der Luft, wovon das Barometer uns Kenntniß giebt, kann dieſelbe auch in einem verdichtetern oder verdünntern Zuſtande exiſtiren. Auf das Barometer hat dieſes keinen merklichen Einfluß, ob man gleich denken ſollte, daß eine verdünnte Luftſäule weniger laſten ſollte als eine verdichtete; man müßte ſich denn die eine ſehr viel höher und die andere ſehr viel niedriger denken.

So scheint mir, daß nach meinen Prämissen, die Sache folgender Gestalt angesehen werden könnte.

Das Steigen und Fallen des Barometers, verursacht durch die vermehrte oder verminderte Anziehungskraft der Erde, hat eine allgemeine tellurische Ursache; dahingegen die Verdünnung und Verdichtung der Luft, durch Erwärmung bewirkt, nur local ist und, in Bezug aufs große Ganze, von keiner Bedeutung.

Da jedoch auch bei uns die Verdunstung, so wie der Niederschlag, Wasserverneinung und Wasserbildung, von der höchsten Bedeutung bleibt: so beruhigt sich der Beobachter dabei, daß Thermometer und Hygrometer diesen Forschungen völlig genug thun, weil die Wärme, als Ursache der Verdunstung, das Feuchte hingegen als die entgegengesetzte zu betrachten ist: also dasjenige, was durch das Manometer gesucht wird, hier durch genugsam offenbart wird.

Das Barometer giebt uns eine unmittelbare Andeutung von einer großen Naturerscheinung, von der ab- und zunehmenden Schwere der atmosphärischen Masse, daher darf dieses, was wir hier vor Augen sehen, ein Grundphänomen genannt werden; dagegen sind die Erscheinungen des Manometers als complicirt und abgeleitet zu betrachten, weßhalb über seine Andeutungen immerfort Zweifel entstehen.

Die möglichst luftfreie Kugel denke man sich in einem gewissen Gleichgewicht auf der atmosphärischen Masse ruhend und schwebend; sie hebt sich und senkt sich, je nachdem das Element schwerer und leichter wird. Ihre Bewegung entspringt aus derselbigen Ursache wie die des Barometers, aber, als abgeleitet, kann sie mit dem Original-Phänomen nicht

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menſchen, die ſich warm vor andern
glauben,
Weil ſie die Hitze fliegend überfällt.

Taſſo.

Du tadelſt was ich tadle, was ich meide.
Auch ich verſtehe wohl, ſo jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe ſtets auf dieſem Sinne.

Taſſo.

Du biſt berechtigt mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es ſteht Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundinn an der Seite.
Doch glaube nur, es horcht ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich ingeheim an jedem Guten,
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Schritt halten und wird alſo mit dem Barometer gradweiſe nicht zu vergleichen ſeyn.

Es ſinkt mit dem ſinkenden Barometer; aber es iſt nicht ſenſibel genug, um gleich wieder mit ihm zu ſteigen. Es ſteigt und beſinnt ſich erſt wieder ehe es jenem nachſinkt.

Merken wir ja darauf, unter den Phanomenen iſt ein groſer Unterſchied: das Ur-Phanomen, das reinſte, widerſpricht ſich nie in ſeiner ewigen Einfalt; das abgeleitete erduldet Stockungen, Frictionen und überliefert uns nur Undeutlichkeiten.

Die Windfahne.

In dieſem Sinne iſt die Windfahne gleichfalls ein unſicheres und ſehr wenig die augenblicklichſte Luftbewegung andeutendes Inſtrument. Wie man auch die Friction vermindern mag, ſo bleibt eine mechaniſche Reibung immer übrig. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſie dem Weſtwinde immer mehr gehorcht als den übrigen Winden; denn er iſt der ſtarkſte, und mit den Jahren biegt ſich endlich durch die Gewalt die Spindel wenn die Fahne groß und ſchwer iſt; ſie ſenkt ſich deßwegen nach Oſten und der Wind kann ſich ſchon eine Weile umgelegt haben, ehe ſie ſich entſchließt ihre Stellung zu verändern. Den Wolkenzug anſtatt der Windfahne zu beobachten, wird immer das ſicherſte bleiben; denn man erfahrt nicht allein welcher Wind in der untern Region herrſcht, ſondern man wird zugleich aufmerkſam auf das was in der obern vorgeht, wo man denn oft Ruhe und Stille bemerkt, wenn unterwarts Zug und Bewegung ſich ſpuren laßt.

Atmosphäre.

Der aufmerksame Beobachter der Witterungsbegebenheiten wird von vielen Seiten her auf den Gedanken getrieben: die den Erdball umgebende Atmosphäre nehme nicht nur, wie das Barometer ausweist, von der Meeresfläche aufwärts an Dichtigkeit, Schwere, Elasticität in stetiger Folge nach und nach ab, hinunterwärts aber zu; sondern es seyen eben in diesem atmosphärischen Raume, gewisse geheime, concentrische Kreise abgeschlossen, die sich, als besonders geeigenschaftet, gelegentlich manifestiren. Was und wie es auch damit sey, wir bemerken folgendes:

Und zwar suchen wir Gelegenheit zuerst vor die grose Wilbrandisch-Ritgenische Charte zu treten, indem diese solchen allgemeinen Betrachtungen besonders günstig ist; wir sehen darauf die Schneelinie bezeichnet, wie sie sich von ihrer Höhe unter dem Aequator nach Norden und Süden aufs Meer legt, und so über und neben sich das Eis ungeschmolzen bewahrt. Hier sehen wir also eine entschiedene Zone in welcher die auf dem höchstmöglichen Punkt am Erdkreis wachsende Wärme die Solidescenz des Wassers nicht hindern kann, und wir werden darauf geführt unter und über derselben noch mehrere dergleichen Luftgürtel aufzusuchen.

Betrachten wir nun zu diesem Zwecke das Verhältniß lebendiger Wesen zu derselben, so finden wir daß Geschöpfe bis an sie herangehen und deßhalb aber auch Verkünder werden wenn dieselbe nach Anlaß der Jahreszeiten herabsteigt. Ich nehme das Beispiel von den Finken und erinnere mich als wir im September 1797 auf Maria-Einsiedeln verweilten und ein in der Nacht gefallener Schnee in einer gewissen mittleren Höhe des Gebirges liegen geblieben war, sogleich jene zarten

Vögel um so viel herabweichend den Vogelstellern unzählig in die Netze fielen, und Pilgern so wie Reisenden als eine schmackhafte Speise zu gute kamen.

Und so manifestirt sich an allen gebirgigen Orten dem aufmerksamen Beobachter eine mit der Jahreszeit nach und nach niedersinkende Schneelinie, die nach eintretenden Umständen eine gewisse Linearhöhe beobachtet. Eine dergleichen zieht sich am großen Ettersberge über Weimar her, läßt Lützendorf unter sich, die Marque in Obeliskenform über sich und wird am kleinen Ettersberge unscheinbar. Hier bleibt der erste Schnee eine Zeit lang liegen, obgleich die Lage des Berghanges gegen Mittag gesenkt ist.

Dieses Phänomen wiederholte sich mehrere Jahre und mir wurden aus Thüringen andere Beispiele bekannt, wobei freilich zur Sprache kam: daß außer der barometrischen Höhe noch die Lage gegen diese oder jene Himmelsgegend, die Nachbarschaft zu andern Bergen, sonstige Expositionen, vielleicht die Gebirgsart, in Betracht zu ziehen sey.

Ohne diese Bemerkungen abzulehnen fand ich doch Ursache auf jene erste Lehre von den concentrischen Kreisen der Atmosphäre gar manches Phänomen zu beziehen.

So sey noch eins bemerkt: die gewaltsamen Stürme, die im letzten December nah an der Erde wütheten, wurden dem Beobachter zu Frankenhain auf der Rhön, welcher über zweitausend Fuß über der Meeresfläche gestellt ist, keineswegs in dem in der Tiefe herrschenden Grade fühlbar; wie seine eingereichten genauen Tabellen beweisen. Und gerade mag der Sturm deßhalb so fürchterlich wüthen, weil er sich an die Oberfläche des Meeres und der Erde schmiegt, und in geringer Höhe allerwärts erzeugt, während er von weitem herzukommen und in undenkbarer Eile heranzutoben scheint.

Dergleichen atmosphärische Kreise lassen sich auch aus der Wolkengestaltung vermuthen; sehr selten wird ein Cumulus bei uns an seinem untern Rande geballt oder in einiger Ausjackung gebildet erscheinen, vielmehr legt er sich gewöhnlich flach und ruht mit einer stratusähnlichen Basis gleichsam auf einem fremdartigen schwereren Elemente, das ihn zu einer horizontalen Gestaltung nöthigt; so wie umgekehrt in einer gewissen Höhe, etwa zwei tausend Fuß über der Meeresfläche, der Cumulus unten wie oben ausgezackt ist, auch bei steigendem Barometer sogleich an allen Enden in Cirrus aufgelockert wird.

Wie dem auch sey, so geht daraus hervor: daß die verschiedenen atmosphärischen Etagen auf Wasserbildung und Verneinung, auf Wolkengestaltung, auf das Niedergehen derselben als Regen, oder ihre Auflösung zu Schaafchen, einen verschiedenen Bezug haben.

So wenig man sich nun anmaßen darf, die jedesmalige Höhe des Kreises über diesem oder jenem Ort zu bestimmen, so tragen wir doch kein Bedenken solche relative Atmosphären anzunehmen, wenn wir uns in dem Labyrinthe der Witterungsbeobachtung mit einigem vernünftigen Behagen ergehen wollen.

Als einwirkend auf diese Atmosphäre und deren vermuthliche Kreise werden nun die beiden großen Mächte gegen einander übergestellt, die sich uns durch das Barometer und Thermometer offenbaren; sie werden, nach jener oben ausgesprochenen Maxime, als von einander vollkommen unabhängig erklärt, um desto reiner zu fassen, wie durch sie die atmosphärischen Zustände bestimmt werden.

Man verzeihe Wiederholungen; diese sind in solchem Falle unerläßlich, wo man am einfachen Grunde festhalten und die Mannichfaltigkeit der Erscheinung darauf zurückführen will.

Indeſſen ſtehe hier eine allgemeine Warnung, welche für alle Capitel der Naturforſchung gilt, hier aber beſonders beherzigt zu werden verdient: man hüte ſich Urſache und Wirkung zu verwechſeln, beſonders aber das Barometer von atmoſphäriſchen Ereigniſſen abhängig zu machen. Worauf man aber höchſt aufmerkſam zu ſeyn Urſache hat, das ſind die Correlate, die Bezüge, die ſich als Reſultate neben- und zuſammenwirkender Thatigkeiten hervorthun.

Waſſerbildung.

In der Atmoſphare ſchwebt immerfort, durch Verdunſtung und ſonſt, erzeugtes Waſſer; es wird ſelbſt bei den heiterſten Tagen, als Dunſt gleichmäßig ausgetheilt, in dem atheriſchen Raume getragen, in den untern Regionen dichter, in den obern klarer; wie uns in den tiefern Localitaten das weißliche Himmelblau überzeugt, welche Farbe denn immer dunkler und geſattigter wird, je höher wir bergan ſteigen.

Dieſe fortdauernde Tendenz der Waſſerbildung verſchafft uns einen reſpirablen Luftraum; der niedere Barometerſtand begünſtigt ſie, der höhere verneint ſie; hier iſt die erſte am meiſten in die Sinne fallende Erſcheinung, auf die wir bei Wetterbeobachtungen zu merken pflegen.

Wolkenbildung.

Durch Howard's glücklichen Gedanken, die Wolkenbildungen zu ſondern, zu charakteriſiren, zu benennen, ſind wir

mehr als man glauben könnte gefördert; Cirrus deutet auf hohen Barometerſtand, Cumulus auf mittleren, Stratus auf niedern, Nimbus auf den niedrigſten Zuſtand; wobei zugleich zu bemerken iſt, daß die atmoſphäriſche Höhe zugleich mit wirkſam iſt, wie denn wohl der Fall vorkommen kann, daß der Cumulus oben ſich in Cirrus auflöſ't, unten zum Stratus ſich verflächt, und dieſer naher an der Erde zum Nimbus übergeht.

Elektricität.

Dieſe darf man wohl und im höchſten Sinne problematiſch anſprechen. Wir betrachten ſie daher vorerſt unabhängig von allen übrigen Erſcheinungen; ſie iſt das durchgehende allgegenwärtige Element, das alles materielle Daſeyn begleitet, und eben ſo das atmoſphäriſche; man kann ſie ſich unbefangen als Weltſeele denken. Inwiefern ſie ſich nun ruhig verbirgt, ſodann aber durch den geringſten Anlaß geſtimmt wird ſich bald von dieſer, bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den andern Pol herauszukehren, ſich anzuhäufen und von da ſich unbemerkt wieder zu zerſtreuen, oder aber wohl mit den gewaltſamſten und wunderbarſten Exploſionen ſich zu manifeſtiren, darüber möchte wohl ſchwer ſeyn durch Erfahrung nachzukommen, ob ſich ſchon nicht läugnen läßt, daß Barometer- und Thermometerſtande darauf bedeutend einfließen mögen.

Winderzeugung.

Iſt gleichfalls vorerſt, als von dem Barometerſtand abhängig, zu achten; Oſt und Nord haben Bezug auf hohen, Weſt und Süd auf niedern Queckſilberſtand.

Eben dieſe Hauptverhältniſſe erſcheinen oft in einem unerklarlichen Schwanken, aber auch hier muß uns das früher Feſtgeſetzte als Regel zu Hülfe kommen, um uns durch die Irrwege der Erfahrung zu begleiten.

Der Wolkenzug läßt uns alle Windfahnen entbehren und bei demſelben kommt vorerſt wieder der Zuſtand verſchiedener atmoſphäriſcher Regionen in Betracht.

Der Weſtwind iſt der untern Region beſonders angehörig; bezeichnen wir einen Fall ſtatt vieler.

Bei niederem Barometerſtand ſey der Himmel zum großen Theil überzogen, graue Regenwolken ziehen mit gelindem Weſtwind langſam einher, dieſes kann bei gleich tiefem Barometerſtande mehrere Tage anhalten; das Barometer ſteigt, der Wolkenzug von Weſten nach Oſten dauert langſam fort, doch bleibt von den oberen Wolkenſäumen nach und nach etwas zurück, löſ't ſich auf und begiebt ſich in höhere Regionen; endlich ſtocken ganze Maſſen, verharren als Cumulus, lehnen ſich als Wand an die Gebirge. Ueberdeckt auch manchmal eine Wolkenmaſſe den Himmel, ſo bleibt ſie getrennt, die Nacht iſt mondenklar, die Wolken ſtehen beinahe ſtill, ſie bewegen ſich nur ganz gelind unter einander.

Dieſe muß man von ſeinem Standpunkte aus beſonders beobachtet haben, um genugſame Prämiſſen zu künftiger Dijudicatur vorkommender Falle ſich zu erwerben.

So ſehr auch zu jeder Jahreszeit Verdunſtung des Meeres und der Erdoberfläche, inſofern ſie beeif't oder frei iſt, vor ſich geht, ſo iſt ſie doch im Sommer bei uns ſtärker als im Winter; daher denn an langen Tagen das Phanomen nicht ſelten iſt, daß, beim höchſten Barometerſtande, ſich allmählig nach Aufgang der Sonne die Atmoſphäre mit Dünſten füllt, die ſich zu Wolkengeſtalten zuſammen geben, welche man als leichte, ſchwebende, ringsum ausgezackte Cumulus anſprechen möchte. Ich habe ſie um Mittag den ganzen Himmel einnehmen ſehen, allein ſie ſchweben jede für ſich und, obgleich mit nur geringen Zwiſchenraumen, verſchmelzen ſie nicht in einander; bald nach Sonnenuntergang aber iſt alles verſchwunden; es ſey nun daß ſie als Thau niedergegangen oder ſich phyſiſch, vielleicht chemiſch, in der Atmoſphare aufgelöſ't haben, um nach kurzer Nacht, bei fruhem Morgen das vorige Spiel wieder anzufangen, welches die herrlichſten Anſichten kurz vor und gleich nach Sonnenaufgang gewahrt. Man ſieht leichte Nebelſtreifen emporſteigen, ſich bald in Cirrus auflöſen, oder auch wohl einen Gebirgsrucken als Cumulus uberthurmen, wozu das geringſte Niedergehen des Barometers ſogleich Anlaß geben kann.

Noch ein Beiſpiel iſt nöthig um zu zeigen: wie verſchiedene Jahreszeiten, verſchiedene Phanomene, bei immer fortdauerndem Grundgeſetz, zum Vorſchein bringen.

Wir pflegen bei feuchten und unfreundlichen Sommermonaten uns gewöhnlich mit dem Herbſt zu tröſten; auch

giebt die Erfahrung, daß wir im September und October die meiſten, wo nicht ſchönen, doch regenloſen, für den Reiſenden, Ackerbemühten, Spaziergänger und andere im Offenen beſchäftigte Perſonen leidlichen Tage haben. Schreiben wir nun dem Barometerſtand auf die Witterung einen immer gleichen Einfluß zu, ſo ſcheint es wunderbar, daß, obſchon in gedachten Monaten das Queckſilber wie in den übrigen ſich über und unter der Mittellinie bewegt, doch die Witterung immer ſchön, gut und wenigſtens leidlich bleibt.

Hier müſſen wir nun mit unſern Betrachtungen gerade wieder zur untern Atmoſphäre unſere Aufmerkſamkeit wenden und ausſprechen: ſie ſelbſt ſteht in verſchiedenem Verhältniß zu den verſchiedenen Jahreszeiten. Oben iſt dargeſtellt worden, wie im Sommer bei langen Tagen eine große überſchwengliche Ausdünſtung vor ſich gehe, worüber ſelbſt die höchſt elaſtiſche Luft kaum Herr werden kann.

Werden hingegen die Tage kürzer, wird die Ausdünſtung, durch Sonnenwärme verurſacht, immer geringer, ſo kämpft eine mehr oder weniger elaſtiſche Luft mit beſſerem Geſchick gegen die in der Atmoſphäre ſchwebenden Dünſte. Steht das Barometer über der Mittellinie, ſo iſt die Luft alſobald rein; ſteigt es höher, ſo haben wir die ſchönſten Tage; ſteigt es wieder herab unter die Mittellinie, ſo gehen die Wolken nicht gleich in Regen über: ſie ziehen vorbei, es zeigen ſich abwechſelnd freundliche Sonnenblicke; eine belebende Wärme, die mit dem niederen Barometerſtand ſich wohl verträgt, kann ſich verbreiten, und man iſt in freier Luft noch immer behaglich; ſteigt aber das Barometer glücklicherweiſe, ſo iſt mit dem Oſtwind ein heiterer Himmel unverzüglich da, und wer im Freien lebt, genießt der ſchönſten Tage, die ſich an vergangene, mäßig

heitere und immer genießbar: Stunden wohlthatig anschließen.

Mittellinie.

Aus vorgemeldeten gar verschiedenen auf die Witterung einfließenden Umständen, welche noch mit vielen andern Bedenklichkeiten vermehrt werden könnten, ist ersichtlich, daß alle diejenigen, welche zu stillem Hausgebrauch sich das Barometer beschauen und dadurch von der nachsten Witterung einige Kenntniß zu erlangen wünschen, gar oft in Verwirrenheit und Unsicherheit gerathen möchten. Bemerken wir daher folgendes:

Auf Barometern früherer Zeit, wie solche die sogenannten Italiäner herumtrugen und wie sie noch an manchen Orten gefunden werden, sehen wir auf dem Zolltafelchen eine gewisse Linie gezogen, woneben geschrieben steht: unbeständig. Ueber derselben finden wir stufenweis schön, und sodann beständig Wetter angezeigt, unterhalb ist trüb, Regen und Sturm angemerkt. Diese Bestimmungen sammtlich hat man auf neuern Barometern als empirisch, unzuverlaßig und unwürdig weggelassen, und zwar mit Recht: indem eine allgemeine, auf allen Barometern gleichmäßig bestimmte Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreichte und selten zutreffen konnte.

Gleichwohl ist es für den Tagesgebrauch solcher Personen, die einige allgemeine Kunde des nächst bevorstehenden Wetters zu erlangen wünschen, oder welche sich von der schon eingetretenen Witterung Rechenschaft zu geben gedenken, zweckmäßig, daß wenigstens die Mittellinie auf ihren Barometern bemerkt werde.

Antonio.

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen. Denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem was er sey.

Tasso.

Mit Beyfall und Verehrung hör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkst du wohl bey diesen Worten
Ganz etwas anders, als ich sagen will.

Tasso.

Auf diese Weise rücken wir nicht näher.
Es ist nicht klug, es ist nicht wohl gethan,
Vorsetzlich einen Menschen zu verkennen,
Er sey auch wer er sey. Der Fürstinn Wort

Es bezeichnet aber dieſe Linie den aus mehrjährigen, gehörig beobachteten Barometerſtänden eines Ortes berechneten Durchſchnitt, mithin die für dieſe Stände gezogene Mitte; deßwegen ſie denn auch den Indifferenzpunkt gewiſſermaßen darſtellt, von wo alle Veränderungen ausgehen.

Wenn nun für jede höhere und tiefere Ortslage ein ſolcher Mittelſtand erſt auszuforſchen iſt, ſo giebt die Berechnung ſowohl als auch die Erfahrung die Auskunft, daß bei uns in Weimar 27 Zoll 6 Linien ungefähr dieſe Gränze zu ziehen iſt.

Sie kann mit Recht als den veränderlichen Zuſtand andeutend angeſehen werden; denn da man nie voraus wiſſen kann, ob das Queckſilber darüber ſteigen oder darunter fallen werde, ſo kann man ſich doch verſichert halten, daß das Queckſilber im Steigen auf einen klaren, heitern, im Sinken auf einen bewölkten Zuſtand hindeute. Steht das Barometer ſehr hoch, ſo hat man beſtändig Wetter angenommen, wenn ſchon Beſtändigkeit vom Barometer auf keiner Stufe zu erwarten ſteht; da jedoch von dieſer Höhe (bei uns 28 Zoll) das Queckſilber mehrere Tage ſich nieder ſenken und auf und ab bewegen kann, ohne daß es ſich unter die Mittellinie herunterläßt, ſo iſt das heitere Wetter, im gewiſſen Sinne, beſtändig; aber es iſt nicht beſtändiger, als das trübe, regneriſche, ſtürmiſche Wetter, wenn das Queckſilber unter gedachter Linie ſich auf und ab bewegt, ohne ſie zu überſchreiten.

Es iſt leicht einzuſehen, welche Vortheile ein ſolcher Fingerzeig dem harmloſen Beobachter bringt, der keine Anſprüche an höhere wiſſenſchaftliche Mittheilungen zu machen denkt, ſondern ſich nur in dieſem Labyrinthe nach einem Leitfaden und nach einem feſten Punkte umſieht, woran er denſelben heften kann.

Auf wohlgearbeiteten Barometern zu Ende des vorigen Jahrhunderts findet sich die Mittellinie noch; allein da, wie gesagt, eine allgemeine Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreicht, so muß dieser Indifferenzpunkt auf den Barometern eines jeden Ortes besonders bestimmt werden, worüber Folgendes zu sagen wäre:

„Am einfachsten gelangt man zum Zweck, wenn man, bei unbekanntem Höhenunterschied zweier Orte, sich mit einem andern Beobachter in Rapport setzt, welcher die Mittellinie für sein Instrument schon besitzt. Bei dem bemerkten parallelen Gang des Barometers würden schon wenige während einiger Tage an verabredeten Stunden zu machende Beobachtungen genügen, um zu erkennen, um wie viel dort unter oder über der bekannten Mittellinie das Quecksilber stand, wonach man denn hier die Mittellinie um eben so viel unter oder über den hier beobachteten Ständen ziehen würde."

„Ist aber der Höhenunterschied beider Orte bekannt und zeigen beide Barometer neben einander hangend gleiche Stände, so ist die neue Mittellinie nach der bereits bekannten unmittelbar zu bestimmen. Denn läge der Ort, wo die Mittellinie gesucht wird, etwa 80 Pariser Fuß höher als der andere Ort, wo man diese Linie bereits ausgemittelt hat, so würde die neue Mittellinie um 1 Pariser Linie tiefer zu bestimmen seyn. Und so nach Verhältniß an allen übrigen Orten."

„In Ermangelung dieser Hülfsmittel wird der Durchschnitt regelmäßiger Beobachtungen die Mittellinie ergeben, und zwar um so genauer, je länger man beobachtet; denn während nur Eines Jahres kann man sich bei drei täglichen Beobachtungen freilich um 1 Pariser Linie und mehr irren."

Haben wir nun das Vorgesagte gemerkt, wissen wir uns an die Mittellinie zu halten, haben wir beobachtet, wie hoch und wie tief auf unserm Barometer das Quecksilber zu steigen und dann auch auf eine Weile von Zeit wieder zu fallen pflegt, so müssen wir folgendes im Auge behalten.

Das Steigen und Fallen des Barometers deutet auf eine Ursache, deren Wirkung erst später hervortritt, wie denn vieljährige in ein und demselben Local bei unverrücktem Barometer täglich und stündlich angestellte Beobachtungen zur Ueberzeugung hinführen, daß man vierundzwanzig Stunden vorher die Witterung voraussagen könne.

Nimmt man dieses auch nicht für so ganz entschieden an, da in der täglichen Erscheinung auch irgend ein Schwanken gar wohl zum Vorschein kommen könnte, so kann man doch versichert seyn, daß es in der Hauptsache nie trügen werde.

Sogenannte Oscillation.

Außer der bisher behandelten, weder an Jahres- noch Tageszeit gebundenen Bewegung des Mercurs in der Glasröhre ist uns in der neuern Zeit durch mannichfache Beobachtungen eine andere Bewegung des Quecksilbers in der Röhre bekannt geworden, welche ihre Bestimmung in vierundzwanzig Stunden durchläuft.

Die verschiedenen in Europa angestellten Beobachtungen zeigen diese Bewegung nicht unmittelbar, wir übergehen sie jetzt und halten uns an Beobachtungen, die unter dem Aequator auf dem Meer angestellt worden, wo das Phänomen aufs deutlichste hervorzutreten scheint.

Wir legen eine Stelle aus Simonow's Beschreibung

einer Entdeckungsreise, Wien 1824, zum Grunde, welche folgendermaßen lautet:

S. 33. „Die Erscheinungen, die sich nach diesen Beobachtungen auf dem Barometer zeigten und die bisher selten untersucht wurden, bestehen darin, daß das Quecksilber an jedem Tage allmählig bis zum höchsten Grade des Barometers steigt und von diesem wieder langsam zu fallen anfangt. Dieses Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer geschieht zweimal in vierundzwanzig Stunden. Nämlich um 9 Uhr in der Frühe und Abends um dieselbe Stunde (steht es am höchsten), Nachmitternacht und Nachmittag auf dem niedrigsten Punkte."

(Voyage d'Alexandre de Humboldt. Tom. III. p. 2. 3 — les oscillations du Mercure dans le baromètre indiquent l'heure presque comme une horloge. p. 310. Les deux minima barométriques coincident presque avec les époques les plus chaudes et les plus froides du jour et de la nuit.)

Auch hier gedenken wir uns, nach gewohnter Art, an das Gewisseste zu halten, um nach und nach dem Ungewissen desto eher beizukommen.

Ganz deutlich ist in Vorstehendem ausgesprochen, daß um Nachmittag und Nachmitternacht das Barometer auf dem niedrigsten Punkte stehe; daß um 9 Uhr früh und Abends um dieselbe Stunde, es am höchsten stehe, mußten wir durch eine Parenthese aussprechen, da es uns nur zufallig auszulassen scheint.

Hierauf nun fußend lehnen wir alle außern Einflusse abermals ab und sagen: diese Erscheinung ist tellurisch. Wir stellen uns vor, daß innerhalb der Erde eine rotirende Bewegung sey, welche den ungeheuren Ball in vierundzwanzig

Stunden um ſich ſelbſt herum nöthigt, und die man ſich als lebendige Schraube ohne Ende verſinnlichen mag.

Aber dieſes iſt nicht genug; dieſe Bewegung hat ein gewiſſes Pulſiren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre, es iſt gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zuſammenziehen, das ſich in vierundzwanzig Stunden wiederholt, am ſchwächſten Nachmittag und Nachmitternacht wirkt, und Morgens 9 Uhr und Abends um dieſelbe Stunde die höchſte Stufe erreicht.

Wiederaufnahme.

Hiernach werden alſo zwei Grundbewegungen des lebendigen Erdkörpers angenommen und ſämmtliche barometriſche Erſcheinungen als ſymboliſche Aeußerung derſelben betrachtet.

Zuerſt deutet uns die ſogenannte Oſcillation auf eine geſetzmäßige Bewegung um die Achſe, wodurch die Umdrehung der Erde hervorgebracht wird, woraus denn Tag und Nacht erfolgt. Dieſes Bewegende ſenkt ſich in vierundzwanzig Stunden zweimal und erhebt ſich zweimal, wie ſolches aus mannichfaltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir verſinnlichen ſie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende; ſie bewirkt als anziehend und nachlaſſend das tägliche Steigen und Fallen des Barometers unter der Linie; dort wo die größte Erdmaſſe ſich umrollt, muß ſie am bemerklichſten ſeyn, gegen die Pole ſich vermindern, ja Null werden, wie auch ſchon von Beobachtern ausgeſprochen iſt. Dieſe Rotation hat auf die Atmoſphare entſchiedenen Einfluß, Klarheit und Regen erſcheinen tagtäglich abwechſelnd, wie die Beobachtungen unter dem Aequator deutlich beweiſen.

Die zweite allgemein bekannte Bewegung, die wir einer vermehrten oder verminderten Schwerkraft gleichfalls zuschreiben, und sie einem Ein- und Ausathmen vom Mittelpunkte gegen die Peripherie vergleichen; dieſe darzuthun haben wir das Steigen und Fallen des Barometers als Symptom betrachtet.

Bändigen und Entlaſſen der Elemente.

Indem wir nun Vorſtehendes unabläſſig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht ſind, werden wir durch manches eintretende Ereigniß immer weiter geführt; man laſſe uns daher in Betracht des Geſagten und Ausgeführten noch folgendes vortragen.

Es iſt offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, ſeinen eigenen wilden wüſten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Inſofern ſich nun der Menſch den Beſitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet iſt, muß er ſich zum Widerſtand bereiten und wachſam erhalten. Aber einzelne Vorſichtsmaßregeln ſind keineswegs ſo wirkſam, als wenn man dem Regelloſen das Geſetz entgegen zu ſtellen vermöchte, und hier hat uns die Natur aufs herrlichſte vorgearbeitet und zwar indem es ein geſtaltetes Leben dem Geſtaltloſen entgegen ſtellt.

Die Elemente daher ſind als koloſſale Gegner zu betrachten mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und ſie nur durch die höchſte Kraft des Geiſtes, durch Muth und Liſt, im einzelnen Fall bewältigen.

Die Elemente ſind die Willkür ſelbſt zu nennen; die Erde möchte ſich des Waſſers immerfort bemächtigen und es zur Solideſcenz zwingen, als Erde, Fels oder Eis, in ihren

Umfang nöthigen. Eben ſo unruhig möchte das Waſſer die Erde die es ungern verließ, wieder in ſeinen Abgrund reißen. Die Luft die uns freundlich umhüllen und beleben ſollte, raſ't auf einmal als Sturm daher uns niederzuſchmettern und zu erſticken. Das Feuer ergreift unaufhaltſam was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen iſt. Dieſe Betrachtungen ſchlagen uns nieder, indem wir ſolche ſo oft bei großem unerſetzlichem Unheil anzuſtellen haben. Herz und Geiſt erhebend iſt dagegen, wenn man zu ſchauen kommt was der Menſch ſeinerſeits gethan hat, ſich zu waffnen, zu wehren, ja ſeinen Feind als Sklaven zu benutzen.

Das Höchſte jedoch, was in ſolchen Fallen dem Gedanken gelingt, iſt gewahr zu werden was die Natur in ſich ſelbſt als Geſetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, geſetzloſen Weſen zu imponiren. Wie viel iſt nicht davon zu unſrer Kenntniß gekommen! Hier dürfen wir nur des Nächſten gedenken.

Die erhöhte Anziehungskraft der Erde, von der wir durch das Steigen des Barometers in Kenntniß geſetzt ſind, iſt die Gewalt die den Zuſtand der Atmoſphäre regelt und den Elementen ein Ziel ſetzt; ſie widerſteht der übermäßigen Waſſerbildung, den gewaltſamſten Luftbewegungen; ja die Elektricität ſcheint dadurch in der eigentlichſten Indifferenz gehalten zu werden.

Niederer Barometerſtand hingegen entläßt die Elemente, und hier iſt vor allen Dingen zu bemerken daß die untere Region der Continental-Atmoſphäre Neigung habe von Weſten nach Oſten zu ſtrömen; Feuchtigkeit, Regen, Güſſe, Wellen, Wogen, alles zieht milder oder ſtürmiſcher oſtwärts, und wo dieſe Phänomene unterwegs auch entſpringen mögen, ſo werden ſie ſchon mit der Tendenz nach Oſten zu dringen geboren.

Hiebei deuten wir noch auf einen wichtigen bedenklichen Punkt: wenn nämlich das Barometer lange tief gestanden hat und die Elemente des Gehorsams ganz entwöhnt sind, so kehren sie nicht alsobald bei erhöhter Barometerbewegung in ihre Gränzen zurück; sie verfolgen vielmehr noch einige Zeit das vorige Gleis und erst nach und nach wenn der obere Himmel schon längst zu ruhiger Entschiedenheit gekommen, giebt sich das in den untern Räumen Aufgeregte in das erwünschte Gleichgewicht. Leider werden wir auch von dieser letzten Periode zunächst betroffen und haben besonders als Meeranwohner und Schifffahrende großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen giebt davon die traurigste Kunde; West und Südwest erregen, begleiten die traurigsten Meeres- und Küstenereignisse.

Ist man nun einmal auf dem Wege seine Gedanken ins Allgemeine zu richten, so findet sich kaum eine Gränze; gar geneigt wären wir daher das Erdbeben als entbundene tellurische Elektricität, die Vulcane als erregtes Elementarfeuer anzusehen, und solche mit den barometrischen Erscheinungen im Verhältniß zu denken. Hiermit aber trifft die Erfahrung nicht überein, diese Bewegungen und Ereignisse scheinen besondern Localitäten, mit mehr oder minderer Wirkung in die Ferne, ganz eigens anzugehören.

Analogie.

Hat man sich vermessen, wie man wohl gelegentlich verführt wird, ein größeres oder kleineres wissenschaftliches Gebäude aufzuführen, so thut man wohl, zu Prüfung desselben sich nach Analogien umzusehen; befolg' ich aber diesen Rath

im gegenwärtigen Falle, so finde ich, daß die vorstehende Ausführung derjenigen ähnelt, welche ich bei dem Vortrag der Farbenlehre gebraucht.

In der Chromatik nämlich setze ich Licht und Finsterniß einander gegenüber; diese würden zu einander in Ewigkeit keinen Bezug haben, stellte sich nicht die Materie zwischen beide: diese sey nun undurchsichtig, durchsichtig oder gar belebt, so wird Helles und Dunkles an ihr sich manifestiren und die Farbe sogleich in tausend Bedingungen an ihr entstehen.

Eben so haben wir nun Anziehungskraft und deren Erscheinung, Schwere, an der einen Seite, dagegen an der andern Erwärmungskraft und deren Erscheinen, Ausdehnung, als unabhängig gegen einander übergestellt; zwischen beide hinein setzten wir die Atmosphäre, den von eigentlich sogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir sehen, je nachdem obengenannte beide Kräfte auf die feine Luft-Materialität wirken, das was wir Witterung nennen entstehen und so das Element, in dem und von dem wir leben, aufs mannichfaltigste und zugleich gesetzlichste bestimmt.

Anerkennung des Gesetzlichen.

Bei dieser, wie man sieht, höchst complicirten Sache glauben wir daher ganz richtig zu verfahren, daß wir uns erst am Gewissesten halten; dieß ist nun dasjenige was in der Erscheinung in gleichmäßigem Bezug sich öfters wiederholt und auf eine ewige Regel hindeutet. Dabei dürfen wir uns nur nicht irre machen lassen, daß das, was wir als zusammenwirkend, als übereinstimmend betrachtet haben, auch zu

Zeiten abzuweichen und ſich zu widerſprechen ſcheint. Beſonders iſt ſolches nöthig in Fällen wie dieſer, wo man, bei vielfältiger Verwickelung, Urſache und Wirkung ſo leicht verwechſelt, wo man Correlate als wechſelſeitig beſtimmend und bedingend anſieht. Wir nehmen zwar ein Witterungs-Grundgeſetz an, achten aber deſto genauer auf die unendlichen phyſiſchen, geologiſchen, topographiſchen Verſchiedenheiten, um uns die Abweichungen der Erſcheinung wo möglich deuten zu können. Halt man feſt an der Regel, ſo findet man ſich auch immer in der Erfahrung zu derſelben zurückgeführt; wer das Geſetz verkennt, verzweifelt an der Erfahrung, denn im allerhöchſten Sinne iſt jede Ausnahme ſchon in der Regel begriffen.

Selbſtprüfung.

Während man mit dem Wageſtück, wie vorſtehender Aufſatz, beſchäftigt iſt, kann man nicht unterlaſſen ſich auf mancherlei Weiſe ſelbſt zu prüfen, und es geſchieht dieß am allerbeſten und ſicherſten, wenn man in die Geſchichte zurückſieht.

Alle Forſcher, wenn man auch nur bei denjenigen ſtehen bleibt welche nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gearbeitet haben, fanden ſich genöthigt mit demjenigen was die Erfahrung ihnen dargebracht, ſo gut als möglich zu gebaren. Die Summe des wahrhaft Bekannten ließ in ihrer Breite gar manche Lücken, welche denn, weil jeder zum Ganzen ſtrebt, bald mit Verſtand, bald mit Einbildungskraft auszufüllen dieſer und jener bemüht war. Wie die Erfahrung wuchs, wurde das was die Einbildungskraft gefabelt, was der Verſtand voreilig geſchloſſen hatte, ſogleich beſeitigt; ein reines Factum ſetzte ſich an die Stelle und die Erſcheinungen zeigten

Bedurft' es kaum, leicht hab' ich dich erkannt:
Ich weiß, daß du das Gute willſt und ſchaffſt.
Dein eigen Schickſal läßt dich unbeſorgt,
An Andre denkſt du, Andern ſtehſt du bey,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein ſtetes Herz. So ſeh' ich dich.
Und was wär' ich, ging ich dir nicht entge-
gen?
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verſchloßnen Schatz, den du bewahrſt?
Ich weiß, es reut dich nicht, wenn du dich
öffneſt;
Ich weiß, du biſt mein Freund, wenn du mich
kennſt:
Und eines ſolchen Freunds bedurft' ich lange.
Ich ſchäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir um's Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Bruſt,
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

ſich nach und nach immer mehr wirklich und zu gleicher Zeit harmoniſcher. Ein einziges Beiſpiel ſtehe hier ſtatt aller.

Von dem frühſten Unterricht meiner Lehrjahre bis auf die neuern Zeiten erinnere ich mich gar wohl, daß der große und unproportionirte Raum zwiſchen Mars und Jupiter jedermann auffallend geweſen und zu gar mancherlei Auslegungen Gelegenheit gegeben. Man ſehe unſeres herrlichen Kant's Bemühungen ſich über dieſes Phanomen einigermaßen zu beruhigen.

Hier lag alſo ein Problem, man darf ſagen am Tage, denn der Tag ſelbſt verbarg daß ſich hier mehrere kleine Geſtirne um ſich ſelbſt bewegten und die Stelle eines größeren dem Raum angehörigen Geſtirns auf die wunderſamſte Weiſe eingenommen hatten.

Dergleichen Probleme liegen zu Tauſenden innerhalb des Kreiſes der Naturforſchung, und ſie würden ſich früher auflöſen, wenn man nicht zu ſchnell verführe um ſie durch Meinungen zu beſeitigen und zu verdüſtern.

Indeſſen behauptet alles was man Hypotheſe nennt ihr altes Recht, wenn ſie nur das Problem, beſonders wenn es gar keiner Auflöſung fähig ſcheint, einigermaßen von der Stelle ſchiebt und es dahin verſetzt, wo das Beſchauen erleichtert wird. Ein ſolches Verdienſt hatte die antiphlogiſtiſche Chemie; es waren dieſelben Gegenſtande von denen gehandelt wurde, aber ſie waren in andere Stellen, in andere Reihen gerückt, ſo daß man ihnen auf neue Weiſe von andern Seiten beikommen konnte.

Was meinen Verſuch betrifft: die Hauptbedingungen der Witterungslehre für telluriſch zu erklären und einer veranderlichen pulſirenden Schwerkraft der Erde die atmoſphariſchen Erſcheinungen in gewiſſem Sinne zuzuſchreiben, ſo iſt er von

derſelben Art. Die völlige Unzulänglichkeit: ſo conſtante Phänomene, den Planeten, dem Monde, einer unbekannten Ebbe und Fluth des Luftkreiſes, zuzuſchreiben, ließ ſich Tag für Tag mehr empfinden, und wenn ich die Vorſtellung darüber nunmehr vereinfacht habe, ſo kann man dem eigentlichen Grund der Sache ſich um ſo viel näher glauben.

Denn ob ich gleich mir nicht einbilde, daß hiemit alles gefunden und abgethan ſey, ſo bin ich doch überzeugt: wenn man auf dieſem Wege die Forſchungen fortſetzt und die ſich hervorthuenden nähern Bedingungen und Beſtimmungen genau beachtet, ſo wird man auf etwas kommen, was ich ſelbſt weder denke noch denken kann, was aber ſowohl die Auflöſung dieſes Problems als mehrerer verwandten mit ſich führen wird.

Zur Naturwissenschaft

im Allgemeinen.

Die Natur.

Aphoriſtiſch.

(Um das Jahr 1780.)

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in ſie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt war noch nie, was war kommt nicht wieder — alles iſt neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und ſind ihr fremde. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie, und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo iſt ſie? — Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoff zu den größten Contraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke

hat ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel: ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen wir nicht, und doch ſpielt ſie's für uns die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig, und iſt kein Moment Stilleſtehen in ihr. Für's Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie ans Stilleſtehen gehängt. Sie iſt feſt. Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig; aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menſchen ſind alle in ihr und ſie in allen. Mit allen treibt ſie ein freundliches Spiel, und freut ſich je mehr man mir abgewinnt. Sie treibt's mit vielen ſo im Verborgenen, daß ſie's zu Ende ſpielt ehe ſie's merken.

Auch das Unnatürlichſte iſt Natur, auch die plumpſte Philiſterei hat etwas von ihrem Genie. Wer ſie nicht allenthalben ſieht, ſieht ſie nirgendwo recht.

Sie liebt ſich ſelber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an ſich ſelbſt. Sie hat ſich auseinandergeſetzt um ſich ſelbſt zu genießen. Immer laßt ſie neue Genießer erwachſen, unerſattlich ſich mitzutheilen.

Sie freut ſich an der Illuſion. Wer dieſe in ſich und andern zerſtört, den ſtraft ſie als der ſtrengſte Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt ſie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder ſind ohne Zahl. Keinem iſt ſie überall karg, aber ſie hat Lieblinge an die ſie viel verſchwendet und denen ſie viel aufopfert. Ans Große hat ſie ihren Schutz geknupft

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannichfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg' und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles was sie giebt, zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie saumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolirt, um alles zusammen zu ziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eignen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen, und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

Der Verſuch als Vermittler von Object und Subject.

1793.

Sobald der Menſch die Gegenſtände um ſich her gewahr wird, betrachtet er ſie in Bezug auf ſich ſelbſt, und mit Recht. Denn es hängt ſein ganzes Schickſal davon ab, ob ſie ihm gefallen oder mißfallen, ob ſie ihn anziehen oder abſtoßen, ob ſie ihm nutzen oder ſchaden. Dieſe ganz natürliche Art die Sachen anzuſehen und zu beurtheilen ſcheint ſo leicht zu ſeyn als ſie nothwendig iſt, und doch iſt der Menſch dabei tauſend Irrthümern ausgeſetzt, die ihn oft beſchämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit ſchwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß die Gegenſtände der Natur an ſich ſelbſt und in ihren Verhältniſſen unter einander zu beobachten ſtrebt: denn ſie vermiſſen bald den Maaßſtab, der ihnen zu Hülfe kam, wenn ſie als Menſchen die Dinge in Bezug auf ſich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maaßſtab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abſtoßens, des Nutzens und Schadens; dieſem ſollen ſie ganz entſagen, ſie ſollen als gleichgültige und gleichſam göttliche Weſen ſuchen und unterſuchen was iſt, und nicht was behagt. So ſoll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er ſoll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche unterſuchen; und wie ſie alle von der Sonne hervorgelockt und beſchienen werden, ſo ſoll er mit einem gleichen ruhigen Blicke ſie alle anſehen und überſehen, und den Maaßſtab zu dieſer Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus ſich, ſondern aus dem Kreiſe der Dinge nehmen die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältniß mit andern betrachten, und denselben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabscheuen, so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Theilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände unter einander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohl organisirten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist, oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache: denn das Leben weis't uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, sich vor jeder Uebereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgend einen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbei zu lassen; wenn er auch da, wo er von niemand so leicht controlirt werden kann, sein eigner strengster Beobachter seyn und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch seyn soll: so sieht wohl jeder wie streng diese Forderungen sind und wie wenig man hoffen kann sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja man darf wohl sagen diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten das Möglichste zu thun, und wir werden wenigstens am weitsten kommen, wenn wir uns die Mittel im Allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzügliche Menschen

Antonio.

In Einem Augenblicke forderſt du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Taſſo.

In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fodern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menſchen zu verbinden eifert.
Und ſoll ich dir noch einen Namen nennen?
Die Fürſtinn hofft's, Sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunſch entgegen gehn!
Laß uns verbunden vor die Göttinn treten,
Ihr unſern Dienſt, die ganze Seele biethen,
Vereint für ſie das Würdigſte zu thun.
Noch einmal! — Hier iſt meine Hand!
Schlag' ein!
Tritt nicht zurück und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte guter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

die Wiſſenſchaften zu erweitern gewußt haben; wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen ſie ſich verirrt, und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis ſpätere Erfahrungen erſt wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in allem was der Menſch unternimmt, ſo auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich ſpreche, den größten Einfluß habe und haben ſolle, wird niemand läugnen, ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichſam ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird. Allein wie dieſe Erfahrungen zu machen und wie ſie zu nutzen, wie unſere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder ſo allgemein bekannt noch anerkannt ſeyn.

Sobald Menſchen von ſcharfen friſchen Sinnen auf Gegenſtände aufmerkſam gemacht werden, findet man ſie zu Beobachtungen ſo geneigt als geſchickt. Ich habe dieſes oft bemerken können, ſeitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandle und wie es zu geſchehen pflegt mich auch mit Perſonen, denen ſolche Betrachtungen ſonſt fremd ſind, von dem, was mich ſo eben ſehr intereſſirt, unterhalte. Sobald ihre Aufmerkſamkeit nur rege war, bemerkten ſie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils überſehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, ſchnellere Schritte zu thun und aus der Einſchränkung heraus zu treten, in welcher uns eine mühſame Unterſuchung oft gefangen hält.

Es gilt alſo auch hier, was bei ſo vielen andern menſchlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Intereſſe Mehrerer auf Einen Punkt gerichtet etwas Vorzügliches hervorzubringen

im Stande sey. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere so gern von der Ehre einer Entdeckung ausschließen möchte, daß die unmäßige Begierde etwas Entdecktes nur nach seiner Art zu behandeln und auszuarbeiten dem Forscher selbst das größte Hinderniß sey.

Ich habe mich bisher bei der Methode mit Mehreren zu arbeiten zu wohl befunden, als daß ich nicht solche fortsetzen sollte. Ich weiß genau wem ich dieses und jenes auf meinem Wege schuldig geworden, und es soll mir eine Freude seyn es künftig öffentlich bekannt zu machen.

Sind uns nun bloß natürliche aufmerksame Menschen so viel zu nützen im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen seyn, wenn unterrichtete Menschen einander in die Hände arbeiten! Schon ist eine Wissenschaft an und für sich selbst eine so große Masse, daß sie viele Menschen tragt, wenn sie gleich kein Mensch tragen kann. Es laßt sich bemerken, daß die Kenntnisse, gleichsam wie ein eingeschlossenes aber lebendiges Wasser, sich nach und nach zu einem gewissen Niveau erheben, daß die schönsten Entdeckungen nicht sowohl durch Menschen als durch die Zeit gemacht worden; wie denn eben sehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wohl gar mehreren geübten Denkern gemacht worden. Wenn also wir in jenem ersten Fall der Gesellschaft und den Freunden so vieles schuldig sind, so werden wir in diesem der Welt und dem Jahrhundert noch mehr schuldig, und wir können in beiden Fallen nicht genug anerkennen, wie nöthig Mittheilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerspruch sey, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwarts zu bringen.

Man hat daher in wissenschaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von dem zu thun, was der Kunstler rathlich findet: denn er thut wohl sein Kunstwerk nicht öffentlich sehen

zu lassen, bis es vollendet ist, weil ihm nicht leicht jemand rathen noch Beistand leisten kann; ist es hingegen vollendet, so hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, solches mit seiner Erfahrung zu vereinigen und sich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wissenschaftlichen Dingen hingegen ist es schon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung öffentlich mitzutheilen, und es ist höchst räthlich, ein wissenschaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgewählt sind.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene die theils zufällig, theils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Werth eines Versuchs besteht vorzüglich darin, daß er, er sey nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, so oft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur obenhin die Combinationen ansehen, die er zu diesem Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind und man darf wohl sagen täglich erfunden werden.

So schätzbar aber auch ein jeder Versuch einzeln betrachtet seyn mag, so erhält er doch nur seinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es

können zwei Phänomene mit einander verwandt seyn, aber doch noch lange nicht so nah als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen auseinander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Versuchen nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Uebergang von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten: daß Ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sey, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir

dieſe iſolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demſelben Fache bekannt werden, ſie können nahe verwandt ſeyn, aber noch näher verwandt ſcheinen, und gewöhnlich ſind wir geneigt, ſie für näher verwandt zu halten, als ſie ſind. Es iſt dieſes der Natur des Menſchen gemäß, die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes zeigt uns tauſend Beiſpiele, und ich habe an mir ſelbſt bemerkt, daß ich dieſen Fehler oft begehe.

Es iſt dieſer Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meiſtentheils entſpringt. Der Menſch erfreut ſich nämlich mehr an der Vorſtellung als an der Sache, oder wir müſſen vielmehr ſagen: der Menſch erfreut ſich nur einer Sache, in ſo fern er ſich dieſelbe vorſtellt; ſie muß in ſeine Sinnesart paſſen, und er mag ſeine Vorſtellungsart noch ſo hoch über die gemeine erheben, noch ſo ſehr reinigen, ſo bleibt ſie doch gewöhnlich nur ein Verſuch, viele Gegenſtände in ein gewiſſes faßliches Verhältniß zu bringen, das ſie, ſtreng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypotheſen, zu Theorien, Terminologien und Syſtemen, die wir nicht mißbilligen können, weil ſie aus der Organiſation unſers Weſens nothwendig entſpringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Verſuch ihrer Natur nach als iſolirt anzuſehen ſind und von der andern Seite die Kraft des menſchlichen Geiſtes alles, was außer ihr iſt und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuren Gewalt zu verbinden ſtrebt: ſo ſieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgend ein Verhältniß, das nicht ganz ſinnlich iſt, das aber die bildende Kraft des Geiſtes ſchon ausgeſprochen hat, durch einzelne Verſuche beweiſen will.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03774/138

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistentheils Theorien und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr als billig ist Beifall finden, wenn sie sich länger als recht ist erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmend und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswahlt, die ihm schmeicheln; daß er die übrigen so zu ordnen versteht, wie sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen lernen und bewundern, und in so fern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligthum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinen Menschensinne wieder vindiciren, die Sache etwas leichter nehmen, und von dem Stifter einer Secte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hatte.

Es möchte aber nicht genug seyn, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man

wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankömmt, so ist es nöthig sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Facta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seyen, es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein isolirtes Factum mit ihrer Denk- und Urtheilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modificationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches, nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, besonders aber die allgemeinern Kräfte und Elemente, in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomene sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem freischwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also

einen ſolchen Verſuch gefaßt, eine ſolche Erfahrung gemacht, ſo können wir nicht ſorgfaltig genug unterſuchen, was unmittelbar an ihn granzt? was zunachſt auf ihn folgt? Dieſes iſt's, worauf wir mehr zu ſehen haben, als auf das, was ſich auf ihn bezieht? Die Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Verſuches iſt alſo die eigentliche Pflicht eines Naturforſchers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftſtellers, der unterhalten will. Dieſer wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig laßt, jener muß raſtlos arbeiten, als wenn er ſeinen Nachfolgern nichts zu thun übrig laſſen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unſeres Verſtandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Menſch Fahigkeiten genug habe in irgend einer Sache abzuſchließen.

Ich habe in den zwei erſten Stücken meiner optiſchen Beiträge eine ſolche Reihe von Verſuchen aufzuſtellen geſucht, die zunächſt an einander gränzen und ſich unmittelbar berühren, ja, wenn man ſie alle genau kennt und überſieht, gleichſam nur Einen Verſuch ausmachen, nur Eine Erfahrung unter den mannichfaltigſten Anſichten darſtellen.

Eine ſolche Erfahrung, die aus mehreren andern beſteht, iſt offenbar von einer höhern Art. Sie ſtellt die Formel vor, unter welcher unzahlige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf ſolche Erfahrungen der höhern Art loszuarbeiten halt' ich für höchſte Pflicht des Naturforſchers, und dahin weiſ't uns das Exempel der vorzüglichſten Männer, die in dieſem Fache gearbeitet haben.

Dieſe Bedachtlichkeit, nur das Nächſte ans Nächſte zu reihen, oder vielmehr das Nachſte aus dem Nachſten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und ſelbſt da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müſſen wir immer

so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Denn eigentlich ist es die mathematische Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Assertion offenbart, und ihre Beweise sind eigentlich nur umständliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, schon in seinen einfachen Theilen und in seiner ganzen Folge da gewesen, in seinem ganzen Umfange übersehen und unter allen Bedingungen richtig und unumstößlich erfunden worden. Und so sind ihre Demonstrationen immer mehr Darlegungen, Recapitulationen, als Argumente. Da ich diesen Unterschied hier mache, so sey es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun.

Man sieht den großen Unterschied zwischen einer mathematischen Demonstration, welche die ersten Elemente durch so viele Verbindungen durchführt, und zwischen dem Beweise, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz isolirte Verhältnisse enthalten, und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf Einen Punkt zusammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falschen überraschend genug hervorgebracht werden. Eben so kann man, zu Gunsten einer Hypothese oder Theorie, die einzelnen Versuche gleich Argumenten zusammen stellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu thun ist, mit sich selbst und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, neben einander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet

Antonio.

Du gehst mit vollen Segeln! Scheint es doch,
Du bist gewohnt zu siegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück
Dir gern, allein ich sehe nur zu sehr,
Wir stehn zu weit noch von einander ab.

Tasso.

Es sey an Jahren, an geprüftem Werth:
An frohem Muth und Willen weich' ich keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbey;
Der Muth stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von sehr verschiedner Art, sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

und in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unerschütterlich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem untersucht und geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können? denn hier findet keine Willkür statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch isolirte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urtheil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben, wie sie nur mögen, es wird nicht schädlich, ja es wird nützlich seyn. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfaltig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden; denn sie wird fur Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt seyn, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sey. Auf diese Weise wird unterschieden, was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche, wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt bei Seite legen muß.

Die Meinung der vorzüglichſten Männer und ihr Beiſpiel läßt mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege ſey, und ich wünſche, daß mit dieſer Erklärung meine Freunde zufrieden ſeyn mögen, die mich manchmal fragen: was denn eigentlich bei meinen optiſchen Bemühungen meine Abſicht ſey? Meine Abſicht iſt: alle Erfahrungen in dieſem Fache zu ſammeln, alle Verſuche ſelbſt anzuſtellen und ſie durch ihre größte Mannichfaltigkeit durchzuführen, wodurch ſie denn auch leicht nachzumachen und nicht aus dem Geſichtskreiſe ſo vieler Menſchen hinausgerückt ſind. Sodann die Sätze, in welchen ſich die Erfahrungen von der höheren Gattung ausſprechen laſſen, aufzuſtellen und abzuwarten, inwiefern ſich auch dieſe unter ein höheres Princip rangiren. Sollte indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal vorauseilen, ſo giebt die Verfahrungsart ſelbſt die Richtung des Punktes an, wohin ſie wieder zurückzukehren haben.

Ueber das Sehen in ſubjectiver Hinſicht.

Von Purkinje.

1819.

Den löblichen Gebrauch, bedeutende Schriften gleich zum erſtenmal in Gegenwart eines Schreibenden zu leſen und ſogleich Auszüge mit Bemerkungen, wie ſie im Geiſte erregt wurden, flüchtig zu dictiren, unterließ ich nicht bei obgenanntem Hefte und brachte curſoriſch dieſe Angelegenheit bis gegen das Ende.

Meinem erſten Vorhaben ausführlicher hierüber zu werden, muß ich zwar entſagen, den weitläufigen Auszug aus

einer Schrift, die gegenwärtig in allen Händen ist, leg' ich bei Seite und führe vom Texte nur an, was Veranlassung zu den nächsten Bemerkungen gab, indeß ich noch gar manche welche noch bedeutende Nacharbeiten gefordert hätten, gleichfalls zurück lasse, in Hoffnung, daß das gegenwärtig Mitgetheilte nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Noch ist zu bemerken: daß die Seitenzahl immer eine Stelle des Textes ankündige, in Klammern aber meine Bemerkungen eingeschlossen sind.

S. 7. Jeder Sinn kann durch Beobachtung und Experimente sowohl in seinem Eigenleben, als in seiner eigenthümlichen Reaction gegen die Außenwelt aufgefaßt und dargestellt werden, jeder ist gewissermaßen ein Individuum; daher die Specificität, das zugleich Fremde und Eigene in den Empfindungen.

[Das Anerkennen eines Neben-, Mit- und Ineinander-Seyns und Wirkens verwandter lebendiger Wesen, leitet uns bei jeder Betrachtung des Organismus und erleuchtet den Stufenweg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen.

Die wundersame Erfahrung, daß ein Sinn an die Stelle des andern einrücken und den entbehrten vertreten könne, wird uns eine naturgemäße Erscheinung, und das innigste Geflecht der verschiedensten Systeme hört auf als Labyrinth den Geist zu verwirren.]

Der einzige Weg in dieser Forschung ist strenge sinnliche Abstraction und Experimente am eigenen Organismus. Beide sind wichtige Zweige der physikalischen Kunst überhaupt und fordern eine eigene Richtung der Aufmerksamkeit, eine eigene und methodische Folge von Abhärtungen, Uebungen und

Fertigkeiten. Es giebt Gegenstände der Naturforschung, die nur auf diesem Wege eruirt werden können, von denen wir außerdem kaum eine Ahnung hatten.

[Wir wünschen dem Verfasser Glück, daß er die Disposition dieses Geschäft zu unternehmen und auf den hohen Grad durchzuführen, von der Natur empfangen, und erfreuen uns an der Versicherung, daß diese anhaltenden und bedenklichen Versuche seinem Organ keineswegs geschadet und daß er auch im ethischen Sinne sich auf alle Weise diesem Unternehmen gewachsen erzeigt. „Man muß tüchtig geboren seyn, um ohne Krankhaftigkeit auf sein Inneres zurück zu gehen.“ Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben; nicht mit Wahn und Fabelei, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe, aber auch die Resultate solcher Forschung für Welt und Wissenschaft ein seltenes Glück.

Wir danken dem Verfasser für seine kühne und wichtige Arbeit, eben wie wir das Verdienst trefflicher Reisenden anerkennen, welche jede Art von Entbehrung und Noth übernehmen, um uns dadurch einer gleichen Mühe und Qual zu überheben. Nicht ein jeder hat nöthig diese Versuche persönlich zu wiederholen, wie sich der wunderliche Wahn gerade im Physischen eingeschlichen hat, daß man alles mit eigenen Augen sehen müsse, wobei man nicht bedenkt, daß man die Gegenstände auch mit eigenen Vorurtheilen sieht. Nichts aber ist nöthiger, als daß man lerne eigenes Thun und Vollbringen an das anzuschließen, was Andere gethan und vollbracht haben: das Productive mit dem Historischen zu verbinden.

Damit nun gerade dieses Büchlein um so mehr Zutrauen finde, so wollen wir, ohne die Anmaßung, des Verfassers Arbeiten einer Prüfung zu unterwerfen, vielmehr das, worin

wir, durch identische und analoge Erfahrungen geleitet, mit ihm völlig übereinstimmen, auf eine Weise hinzufügen, welche wir dem Zweck am vortheilhaftesten glauben.]

S. 9. Ich habe einiges hierher Gehörige gefunden, was mir neu scheint, oder was wenigstens von mir mehr als anderswo ins Einzelne verfolgt wurde.

S. 10. Für jetzt beschränke ich mich nur auf den Gesichtssinn.

[Indem ein Naturfreund, der sich um alle Sinne bekümmert, sich auf Einen Sinn beschränkt, wird er sich aufklärender Andeutungen ins Allgemeine nicht enthalten können, er wird nach mehreren Seiten hinweisen, und das Entferntscheinende zu verknüpfen suchen. Daß er zuerst aus dem Gesichtssinne herauswirkt und ihn für dießmal zum Mittelpunkt der übrigen macht, ist mir um so viel erfreulicher, weil es auch gerade derjenige Sinn ist, durch welchen ich die Außenwelt am vorzüglichsten ergreife.]

S. 10. Die Licht-Schattenfigur des Auges.

[Hier gleich beim Eintritt begrüßen wir den Verfasser aufs freundlichste, betheuernd vollkommene Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, Einklang mit seiner Methode, Zusammentreffen mit Ziel und Zweck.

Auch wir betrachten Licht und Finsterniß als den Grund aller Chroageneſie, sind überzeugt, daß alles, was innen ist, auch außen sey, und daß nur ein Zusammentreffen beider Wesenheiten als Wahrheit gelten dürfe.]

S. 11. Ich stelle mich mit geschlossenen Augen in hellen Sonnenschein, das Angesicht senkrecht gegen die Sonne. Nun fahre ich mit gestreckten, etwas aus einander gehaltenen Fingern vor den Augen hin und her, daß sie abwechselnd beschattet und beleuchtet werden. Auf dem sonst, bei der bloßen

Schließung der Augenlieder, vorhandenen gleichmäßig gelbrothen Gesichtsfelde erscheint nun eine schöne regelmäßige Figur, die sich jedoch anfangs sehr schwer fixiren und näher bestimmen läßt, bis man sich nach und nach in ihr mehr orientirt.

[Da ich bei vieljähriger Forschung über die innigste Entstehung und über das ausgebreitete Erscheinen der Farbenwelt meine Augen nicht geschont, so sind mir manche Phänomene, welche der Verfasser deutlich entwickelt und in Ordnung aufstellt, jedoch nur zufällig und wankend vorgekommen. Auch gegenwärtig, da ich diesem edlen Sinn nichts Außerordentliches mehr zumuthen darf, finde ich mich keineswegs berufen, dergleichen Versuche abermals vorzunehmen und durch eigne Erfahrungen zu bestätigen, sondern beruhige mich gern bei seinem glaubwürdigen zusammenhängenden Vortrag. Da jedoch, wie er selbst versichert und ich auch überzeugt bin, diese Phänomene als allgemeine Bedingung des Sehens zu betrachten sind, so wird es an Personen nicht fehlen, die dergleichen entweder schon gewahr geworden, oder in der Folge sie zufällig, vielleicht auch vorsätzlich, gewahr werdend, diese so schön sich ausbildende Lehre immer mehr sicher stellen.

Und so können wir denn auch vorläufig gedenken, daß der rühmlich bekannte Hofkupferstecher Herr Schwerdgeburth, gleichfalls ein empfängliches Auge hat, dergleichen Erscheinungen leicht und öfters gewahr zu werden. Sie setzten ihn sonst in Furcht, als ob das einem Jeden und ihm besonders höchst werthe Organ dadurch gefährdet sey. Nun aber nahm er Theil an den beruhigenden Purkinje'schen Erfahrungen, er zeichnete die Phänomene, wie sie ihm gewöhnlich vorschweben. Ich habe das Blatt zu gelegentlicher Vergleichung der Purkinje'schen Tafel beigefellt.]

S. 37. Nun ſey mir erlaubt, die Analogie der dargeſtellten Phänomene mit anderen Naturerſcheinungen aufzuzeigen. So lange eine Beobachtung im Reiche der Naturkunde iſolirt ſteht, ſo lange ſie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen iſt und durch Einwirken in das übrige Syſtem eine Art Charakter und Rang erworben hat, iſt ſie immer in Gefahr, längere Zeit ganz unbeachtet zu bleiben, oder wenn ſie ſich anfangs durch eine neue Erſcheinungsweiſe aufgedrungen hat, wieder in Vergeſſenheit zu gerathen. Nur wenn im ununterbrochenen Entwickelungsgange des Wiſſens die ihr nächſt verwandten Gegenſtände mehrfach auf ſie deuten, und ſie endlich in die ihr gebührende Stelle aufnehmen, erſt dann wird ſie in dem ihr zukommenden Lichte der Wiſſenſchaft ſtehen, um nie wieder in die Finſterniß der Verborgenheit zurückzukehren.

[Wir ſagen dem Verfaſſer aufrichtigſten Dank, daß er dieſe köſtlichen Worte ſo frei und treulich ausſpricht; ohne Verfolgung des Sinnes derſelben blüht kein Heil in unſerer Wiſſenſchaft.

Zwei Behandlungsarten dagegen ſind zu Hinderniß und Verſpätung die traurigſten Werkzeuge; entweder man nähert und verknüpft himmelweit entfernte Dinge, in düſterer Phantaſie und witziger Myſtik; oder man vereinzelt das Zuſammengehörige, durch zerſplitternden Unverſtand, bemüht ſich nahverwandte Erſcheinungen zu ſondern, jeder ein eigen Geſetz unterzulegen, woraus ſie zu erklären ſeyn ſoll.

Fern bleibe von uns dieſes falſche Beginnen, halten wir aber um deſto mehr zuſammen, weil wir es andern keineswegs unterſagen können.]

S. 38. Die beſchriebenen Figuren im Innern des Auges

wecken in mir unwiderstehlich die Erinnerung an die Chladnischen Klangfiguren, und zwar vorzüglich an ihre primäre Form. Ich unterscheide nämlich bei diesen, eben so wie ich oben die verschiedenen Ordnungen der Würfelfelder als primäre, die aus ihrer wechselseitigen Beschränkung entstehenden Linien als secundäre Formen unterschied, auch bei den Chladni'schen Figuren primäre und secundäre Gestaltungen. Die ersteren werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die andern durch die ruhenden constituirt. Mit letzteren hat sich vorzüglich Chladni beschäftigt.

[Wenn wir vorher im Allgemeinen mit dem Verfasser vollkommen übereinstimmten, so freuen wir uns gar sehr, in besonderer Anwendung gleichfalls mit ihm zusammen zu treffen.

In unseren Mittheilungen zur Naturlehre konnten wir, bei Behandlung der entoptischen Erscheinungen, uns nicht enthalten, sie den Chladni'schen Tonfiguren zu vergleichen. Da wir nun die große Aehnlichkeit beider ausgesprochen, so geben wir gern zu: daß im Auge ein Analogon vorgehe, und wir drücken uns darüber folgendermaßen aus: alles was den Raum füllt, nimmt, in so fern es solidescirt, sogleich eine Gestalt an; diese regelt sich mehr oder weniger und hat gegen die Umgebung gleiche Bezüge mit andern gleichgestalteten Wesen. Wenn nun die Chladni'schen Figuren nach eingewirkter Bewegung erst schweben, beben, oscilliren, und dann sich beruhigen, so zeigt der entoptische Cubus gleiche Empfindlichkeit gegen die Wirkung des Lichts und die atmosphärische Gegenwirkung.

Wagen wir noch einen Schritt und sprechen: das entoptische Glas, welches wir ja auch als Linse darstellen können, vergleicht sich dem Auge; es ist ein fein-getrübtes Wesen,

ſenſibel für directen und obliquen Widerſchein, und zugleich für die zarteſten Uebergänge empfindlich. Die Acht-Figur im Auge deutet auf das Aehnliche; ſie zeigt ein organiſches Kreuz, welches hervorzubringen Hell und Dunkel abwechſeln muſſen. Noch nähere Verhältniſſe werden ſich entdecken.]

S. 43. Ueberall wo entgegengeſetzte, continuirlich wirkende Kräfte einander beſchränken, entſteht im Wechſelſpiege der einen über die andere Periodismus in der Zeit, Oſcillation im Raume; jener als Vorherrſchen der einen Kraft über die andere in verſchiedenen Momenten, dieſe wegen Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern an verſchiedenen Orten, ſo daß auch bei einer ſcheinbaren äußeren Ruhe dennoch die innigſte Bewegung in und zwiſchen den Begränzungspunkten ſtattfinden kann.

S. 92. Die Blendungsbilder.

Es iſt ein unabweisbarer Glaube des Naturforſchers, daß einer jeden Modification des Subjectiven innerhalb der Sinnenſphäre jedesmal eine im Objectiven entſpreche. Gewiß ſind die Sinne die feinſten und erregbarſten Meſſer und Reagenten der ihnen gehörigen Qualitäten und Verhaltniſſe der Materie [hört!], und wir müſſen innerhalb des individuellen Kreiſes des Organismus eben ſo die Geſetze der materiellen Welt erforſchen, wie der Phyſiker äußerlich durch mannichfaltigen Apparat.

Könnte das Subjective alle Materie ſo innig oder noch inniger durchdringen, wie es die Nervenmaſſe durchdrungen hält, ſo würden wahrſcheinlich unzählbare neue höchſt zarte Modificationen derſelben zur Erſcheinung kommen, von denen man es jetzt kaum wagen möchte eine Ahnung zu faſſen.

S. 103. Das Blendungsgebild verhält ſich gegen das

äußere Licht wie ein trübes Mittel, was aber in gehöriger Finsterniß selbst leuchtend ist.

[Hier, wo die Blendungsbilder zur Sprache kommen, ist wohl billig dessen zu gedenken, was ich hierüber in meinem Entwurf der Farbenlehre und zwar in dessen erster Abtheilung, durchaus, besonders aber §. 23 u. f. f. von gesunden Augen, §. 121 u. f. w. aber von krankhaften umständlich angezeigt habe.]

S. 145. Einheit beider Gesichtsfelder. Doppelsehen.

[Aus eigner Erfahrung kann ich folgendes anführen und vorschlagen. Man nehme irgend ein Rohr vor das eine Auge und schaue damit, indem man das andere offen behält, gegen einen Stern, so wird man ihn nur einfach erblicken. Nun wende man das Rohr von dem Stern ab, so wird derselbe dem freien Auge gleichfalls einfach erscheinen. Nun führe man das Rohr sachte gegen den Stern zu, und es wird derselbe auch am Rande des Gesichtsfeldes abermals und also doppelt erscheinen. Wenn man diese Operation vorsichtig macht, so kann man das doppelte Bild ziemlich weit von einander bringen und in das Gesichtsfeld des Rohres auffassen, wobei man in dem Wahne steht, man sehe sie beide wirklich durch das Rohr. Es dauert aber nicht lange, so ziehen sie gegen einander und decken sich. Schließt man zur Zeit, wo man den Stern doppelt durchs Rohr zu sehen glaubt, das äußere Auge, so verschwindet ganz natürlich die Doppelerscheinung und nur der eine Stern ist sichtbar.

Da ich von Jugend auf meine Augen sehr leicht in den Zustand des Schielens versetzen kann, so ergötzte ich mich manchmal an folgendem Phänomen. Ich stellte eine Kerze vor mich hin und die Augen ins Schielen gewendet, sah ich zwei, welche ich so lange mir beliebte aus einander halten

Taſſo.

Was eine Gottheit dieſem frey gewährt
Und jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht jeder wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör' ich's gern, denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde
Und ſchließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen für's Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck.

konnte. Nun aber nahm ich zwei Kerzen und sah daher, [illegible] anschielend, vier. Diese konnte ich jedoch nicht aus einander halten, denn die zwei mittlern bewegten sich gegen einander und deckten sich gar bald, so daß ich nunmehr drei sah, deren Beschauung ich nach Belieben verlängern konnte.]

S. 149. Ich denke mir die Möglichkeit dieser Erscheinung auf folgende Weise. Jedes Auge kann, so lange das Bewußtseyn ganz in dessen besondere Begränztheit versunken ist, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches, in Beziehung auf die Außenwelt, sein Vornen, Oben und Unten, sein Links und Rechts hat. Dasselbe gilt von dem Tastsinne. Alle diese Begriffe aber sind relativ und gelten nur in Rücksicht des Subjects und seines räumlichen Verhaltnisses zum Objecte.

[Das räumliche Verhältniß des Subjects zum Objecte ist durchaus von der größten Bedeutung. Hierher gehört das Phänomen, daß eine Erbse zwischen kreuzweis gelegten Fingern einer Hand doppelt empfunden wird, und fallt diese Erscheinung mit dem Schielen völlig zusammen. Nun hat jeder Finger sein Rechts und Links, sein Hüben und Druben, welches zugleich der ganzen Hand angehört. Wenn also der eine Finger die Kugel an der linken Seite fühlt, der andere aber an der rechten Seite, so ist es keine Tauschung, sondern es deutet ganz eigentlich consequente Bildung des Subjects zum Object an, ohne welche das erstere letzteres keineswegs fassen, noch mit ihm in Verbindung treten könnte.

Eine unnatürliche Richtung gegen die Außenwelt anderer Art ist auch hier, da besonders vom subjectiven Sehen die Rede ist, zu bemerken. Wenn man auf einer Höhe stehend bei klarem Himmel einen weiten Gesichtskreis übersieht, so blicke man alsdann niedergebückt durch die Füße, oder lehne

ſich über irgend eine Erderhöhung hinterwärts und ſchaue ſo, in beiden Fällen gleichſam auf dem Kopf ſtehend, nach der Gegend, ſo wird man ſie in der allerhöchſten Farbenpracht erblicken, wie nur auf dem ſchönſten Bilde des geübteſten trefflichſten Malers, übrigens nicht etwa umgekehrt, ſondern völlig wie beim aufrechten Stande, nur glaub' ich mich zu erinnern etwas in die Breite gezogen.]

S. 166. Das Nachbild. Imagination, Gedächtniß des Geſichtſinnes.

S. 167. Das Nachbild iſt genau von dem Blendungsbilde zu unterſcheiden. Das Nachbild wird nur durch freie Thätigkeit längere Zeit feſtgehalten, und verſchwindet ſobald der Wille nachläßt, kann aber von demſelben wieder hervorgerufen werden; das Blendungsbild ſchwebt unwillkürlich dem Sinne vor, verſchwindet und erſcheint wieder aus objectiven Gründen.

S. 168. Beſonders lebhaft iſt das Nachbild bei erhöhter Seelenthätigkeit, das Blendungsbild hingegen pflegt bei nervöſer Stimmung in aſtheniſchem Zuſtande länger nachzuhalten, und verſchwindet deſto ſchneller, je energiſcher das Organ vom Leben durchſtrömt wird.

S. 169. Ich glaube daß man durch Uebung, indem man, nach ergreifender Anſchauung des Gegenſtandes, das Nachbild immer länger und inniger feſthielte, daſſelbe wohl der den Sinn befangenden Realität des Urbildes nahe bringen könnte, welche Uebung als Vorbildung des Gedächtniſſes und der Einbildungskraft nicht unwichtig ſeyn dürfte.

S. 170. Zunächſt dieſem ließe ſich behaupten, daß Gedächtniß und Einbildungskraft in den Sinnesorganen ſelbſt thätig ſind, und daß jeder Sinn ſein ihm eigenthümlich zukommendes Gedächtniß und Einbildungskraft beſitze, die, als einzelne begränzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen ſind.

[Von der Productivität solcher innern vor die Augen gerufenen Bilder bliebe mir manches zu erzählen. Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich aus einander und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmäßig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidoskope. Ich erinnere mich nicht, in wiefern bei dieser regelmäßigen Bewegung eine Zahl zu bemerken gewesen, vermuthlich aber bezog sie sich auf den Acht-Strahl, denn nicht weniger Blätter hatten die oben gemeldeten Blumen. Mit andern Gegenständen fiel mir nicht ein den Versuch zu machen; warum aber diese bereitwillig von selbst hervortraten, mochte darin liegen, daß die vieljährige Betrachtung der Pflanzenmetamorphose, so wie nachheriges Studium der gemalten Scheiben, mich mit diesen Gegenständen ganz durchdrungen hatte; und hier tritt hervor was Herr Purkinje so bedeutend anregt. Hier ist die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Begriff und Idee alles auf Einmal im Spiel und manifestirt sich in der eignen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit ohne Vorsatz und Leitung.

Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller

bildenden Kunst eintreten; man sieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentlichen Künstler geboren seyn müssen. Es muß nämlich ihre innere productive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervorthun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen und zusammenziehn, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenständliche Wesen zu werden.

„Wie besonders die Alten mit diesen Idolen begabt gewesen seyn müssen, läßt sich aus Demokrit's Lehre von den Idolen schließen. Er kann nur aus der eigenen lebendigen Erfahrung seiner Phantasie darauf gekommen seyn."

Je größer das Talent, je entschiedener bildet sich gleich anfangs das zu producirende Bild. Man sehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein strenger Umriß das was dargestellt werden soll vom Grunde loslös't und körperlich einfaßt. Dagegen werden spätere obgleich treffliche Künstler auf einer Art von Tasten ertappt; es ist öfters als wenn sie erst durch leichte, aber gleichgültige Züge aufs Papier ein Element erschaffen wollen, woraus nachher Kopf und Haar, Gestalt und Gewand und was sonst noch wie aus dem Ei das Hühnchen sich bilden solle. Von noch spätern Künstlern finden sich wunderbare Beispiele. Ich besitze eine verdienstvolle Federzeichnung, wo, bei Anbetung der Hirten, Mutter und Kind, Joseph und die Schäfer, ja Ochs und Esel, doppelt und dreifach durcheinander spielen. Doch muß man gestehen, daß ein geistreicher Künstler mit Geschmack bei dieser Gelegenheit verfahren, und den vorschwebenden Traum so gut als möglich zu fixiren gesucht. Und so wird sich immer die Entschiedenheit des eingebornen Talents gegen die Velleität eines Dilettanten beweisen, und man sieht daher

wie höchſt Recht jene Kunſtlehrer haben, welche das Skizziren verwerfen und den ſcharfen Federumriß einer weichlichen Kreidezeichnung vorziehen. Alles kommt darauf an, das Eigenleben des Auges und der correſpondirenden Finger zu der entſchiedenſten verbündeten Wirkſamkeit heranzuſteigern.]

Ernſt Stiedenroth

Pſychologie zur Erklärung der Seelenerſcheinungen.

Erſter Theil.

Berlin 1824.

Von jeher zählte ich unter die glücklichen Ereigniſſe meines Lebens, wenn ein bedeutendes Werk gerade zu der Zeit mir in die Hand kam, wo es mit meinem gegenwärtigen Beſtreben übereinſtimmte, mich in meinem Thun beſtärkte und alſo auch förderte. Oft fanden ſich dergleichen aus höherem Alterthume; gleichzeitige jedoch waren die wirkſamſten, denn das Allernächſte bleibt doch immer das Lebendigſte.

Nun begegnet mir dieſer angenehme Fall mit obgenanntem Buche. Es langt bei mir, durch die Geneigtheit des Verfaſſers, zeitig an und trifft mich gerade in dem Augenblick da ich die Bemerkungen über Purkinje, die ſchon mehrere Jahre bei mir gelegen, endlich zum Druck abſende.

Die Philoſophen vom Fach werden das Werk beurtheilen und würdigen, ich zeige nur kürzlich an wie es mir damit ergangen.

Wenn man sich einen Zweig denkt der einem sanft hinabgleitenden Bache überlassen seinen Weg so genöthigt als willig verfolgt, vielleicht von einem Stein augenblicklich aufgehalten, vielleicht in irgend einer Krümmung einige Zeit verweilend, sodann aber von der lebendigen Welle fortgetragen immer wieder unaufhaltsam im Zuge bleibt, so vergegenwärtigt man sich die Art und Weise, wie die folgerechte und folgenreiche Schrift auf mich gewirkt.

Der Verfasser wird am besten einsehen was ich eigentlich damit sagen wollte: denn schon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth geäußert, den mir in jüngeren Jahren die Lehre von den untern und obern Seelenkräfte erregte. In dem menschlichen Geiste so wie im Universum ist nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinsamen Mittelpunkt, der sein geheimes Daseyn eben durch das harmonische Verhältniß aller Theile zu ihm manifestirt. Alle Streitigkeiten der Aeltern und Neuern bis zur neusten Zeit entspringen aus der Trennung dessen was Gott in seiner Natur vereint hervorgebracht. Recht gut wissen wir, daß in einzelnen menschlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit sich hervorthut und daß daraus Einseitigkeiten der Vorstellungsart nothwendig entspringen, indem der Mensch die Welt nur durch sich kennt und also, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn und um seinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt denn daß er seine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen setzt und was an ihm das Mindere sich findet, ganz und gar abläugnen und aus seiner eignen Totalität hinausstoßen möchte. Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit

ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sey, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat, und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner anstößt.

So wird ein Mann, zu den sogenannten exacten Wissenschaften geboren und gebildet, auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exacte sinnliche Phantasie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist. Auch um denselben Punkt streiten sich die Schüler einer Gefühls- und Vernunft-Religion; wenn die letzteren nicht eingestehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, so wollen die ersten nicht zugeben, daß sie sich zur Vernünftigkeit ausbilden müsse.

Dieß und dergleichen ward bei mir durch obgemeldetes Werk erregt. Jeder der es lies't wird auf seine Weise Vortheil davon haben und ich kann erwarten, daß bei näherer Betrachtung es noch oft mir als Text zu mancher glücklichen Note Gelegenheit geben werde.

Hier eine Stelle (S. 140) wo sich das Gebiet des Denkens unmittelbar an das Feld des Dichtens und Bildens anschließt, wohin wir oben einige Blicke gewagt haben:

„Es geht aus dem Bisherigen hervor, daß das Denken Reproduction voraussetzt. Die Reproduction richtet sich nach der jedesmaligen Bestimmtheit der Vorstellung. Auf der einen Seite wird daher für ein tüchtiges Denken eine hinreichend scharfe Bestimmtheit der gegenwärtigen Vorstellung vorausgesetzt, auf der andern Reichthum und angemessene Verbindung des zu Reproducirenden. Diese Verbindung des zu

Reproducirenden, wie sie für das Denken taugt, wird selbst großentheils erst im Denken gestiftet, wiefern aus mehrerem das Entsprechende eine besondere Verbindung durch das nähere Verhältniß seines Inhalts eingeht. Das tüchtige Denken in jeder Weise wird daher ganz abhängen von der Zweckmäßigkeit der Reproduction, deren man fähig ist. Wer in dieser Hinsicht nichts Rechtes vorräthig hat, der wird nichts Rechtes leisten. Wessen Reproductionen dürftig sind, der wird Geistesarmuth zeigen; wessen Reproductionen einseitig sind, der wird einseitig denken, wessen Reproductionen ungeordnet und verworren sind, der wird den hellen Kopf vermissen lassen, und so im Uebrigen. Das Denken also macht sich nicht etwa aus Nichts, sondern es setzt eine hinreichende Vorbildung, Vorverbindung und da wo es Denken im engern Sinn ist, eine der Sache entsprechende Verbindung und Ordnung der Vorstellungen voraus, wobei sich die erforderliche Vollständigkeit von selbst versteht."

Zwischenrede.

Nachstehende Aufsätze sind eben so wenig als die vorhergehenden für Theile eines ganzen schriftstellerischen Werkes anzusehen. Nach abwechselnden Ansichten, unter dem Einflusse entgegengesetzter Gemüthsstimmungen verfaßt, zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, konnten sie nimmermehr zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt sich nicht hinzufügen, theils weil sie nicht immer bemerkt war, theils weil ich, gegen meine eigenen Papiere mich als Redacteur verhaltend, das Ueberflüssige und manches Unbehagliche daraus verbannen durfte.

Deſſen ungeachtet iſt einiges geblieben wofür ich nicht einſtehe: Widerſprüche und Wiederholungen ließen ſich nicht vermeiden, wenn das damit unzertrennbar Verknüpfte nicht gänzlich zerſtört werden ſollte.

Und ſo können dieſe Hefte denn doch, als Theile eines menſchlichen Lebens, für Zeugniſſe gelten, durch wie vielerlei Zuſtände derjenige ſich durchzuarbeiten hat, der ſich, mehr als es zum praktiſchen Wandel nothwendig wäre, vielſeitig auszubilden gedrangt iſt, dem Wahlſpruch ſich ergebend:

Willſt du ins Unendliche ſchreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten.

Oder wie es ſonſt heißt:

Natura infinita est,
sed qui symbola animadvertent
omnia intelliget
licet non omnino.

Einwirkung der neuern Philoſophie.

Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philoſophen, eben auch als wären es Gegenſtände, zu faſſen und mich daran auszubilden ſuchte. Brucker's Geſchichte der Philoſophie liebte ich in meiner Jugend fleißig zu leſen, es ging mir aber dabei wie einem der ſein ganzes

Leben den Sternhimmel über ſeinem Haupte drehen ſieht, manches auffallende Sternbild unterſcheidet, ohne etwas von der Aſtronomie zu verſtehen, den großen Baren kennt, nicht aber den Polarſtern.

Ueber Kunſt und ihre theoretiſchen Forderungen hatte ich mit Moritz, in Rom, viel verhandelt; eine kleine Druckſchrift zeugt noch heute von unſerer damaligen fruchtbaren Dunkelheit. Fernerhin bei Darſtellung des Verſuchs der Pflanzen-Metamorphoſe mußte ſich eine naturgemäße Methode entwickeln; denn als die Vegetation mir Schritt vor Schritt ihr Verfahren vorbildete, konnte ich nicht irren, ſondern mußte, indem ich ſie gewähren ließ, die Wege und Mittel anerkennen wie ſie den eingehülltesten Zuſtand zur Vollendung nach und nach zu befördern weiß. Bei phyſiſchen Unterſuchungen drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß, bei aller Betrachtung der Gegenſtände, die höchſte Pflicht ſey, jede Bedingung unter welcher ein Phänomen erſcheint genau aufzuſuchen und nach möglichſter Vollſtändigkeit der Phänomene zu trachten; weil ſie doch zuletzt ſich aneinanderzureihen, oder vielmehr übereinanderzugreifen genöthigt werden, und vor dem Anſchauen des Forſchers auch eine Art Organiſation bilden, ihr inneres Geſammtleben manifeſtiren müſſen. Indeß war dieſer Zuſtand immerfort nur dämmernd, nirgends fand ich Aufklärung nach meinem Sinne: denn am Ende kann doch nur ein jeder in ſeinem eignen Sinne aufgeklärt werden.

Kant's Kritik der reinen Vernunft war ſchon längſt erſchienen, ſie lag aber völlig außerhalb meines Kreiſes. Ich wohnte jedoch manchem Geſpräch darüber bei, und mit einiger Aufmerkſamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage ſich erneure, wie viel unſer Selbſt und wie viel die Außenwelt zu unſerm geiſtigen Daſeyn beitrage. Ich hatte

Tasso.

Du brauchst nicht deutlicher zu seyn. Es ist genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne
Für's ganze Leben dich. O kennte so
Dich meine Fürstinn auch! Verschwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richtest sie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erst so groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfst du mir vielleicht ihn streitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchste Gut:
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich strebe, zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geschichten nur erzählten;
Den Dichter stell' mir vor, der sich Homeren,
Virgilen sich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr gesagt ist, zeige mir den Mann,
Der dreyfach diesen Lohn verdiente, den
Die schöne Krone dreyfach mehr als mich
Beschämte: dann sollst du mich knieend sehn

beide niemals gesondert, und wenn ich nach meiner Weise über Gegenstände philosophirte, so that ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich ich habe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite stellen welche dem Menschen am meisten Ehre macht, und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten: wenn gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntnisse a priori ließ ich mir auch gefallen, so wie die synthetischen Urtheile a priori: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, synthetisch, und dann wieder analytisch verfahren; die Systole und Diastole des menschlichen Geistes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulsirend. Für alles dieses jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phrasen, nun aber schien zum erstenmal eine Theorie mich anzulachen. Der Eingang war es der mir gefiel, ins Labyrinth selbst konnt' ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menschenverstand, und ich fühlte mich nirgend gebessert.

Unglücklicher Weise war Herder zwar ein Schüler, doch ein Gegner Kant's, und nun befand ich mich noch schlimmer: mit Herdern konnt' ich nicht übereinstimmen, Kanten aber auch nicht folgen. Indessen fuhr ich fort der Bildung und Umbildung organischer Naturen ernstlich nachzuforschen, wobei mir die Methode womit ich die Pflanzen behandelt, zuverlässig als Wegweiser diente. Mir entging nicht, die Natur beobachte stets analytisches Verfahren, eine Entwicklung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen, und dann schien sie wieder synthetisch zu handeln, indem ja völlig fremdscheinende Verhältnisse einander angenähert und sie zusammen in Eins

verknüpft wurden. Aber und abermals kehrte ich daher zu der Kantiſchen Lehre zurück; einzelne Capitel glaubt' ich vor andern zu verſtehen und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch.

Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen und dieſer bin ich eine höchſt frohe Lebensepoche ſchuldig. Hier ſah ich meine disparateſten Beſchäftigungen neben einandergeſtellt, Kunſt- und Natur-Erzeugniſſe eins behandelt wie das andere, äſthetiſche und teleologiſche Urtheilskraft erleuchteten ſich wechſelsweiſe.

Wenn auch meiner Vorſtellungsart nicht eben immer dem Verfaſſer ſich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermiſſen ſchien, ſo waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunſt ſo wie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von innen heraus, war im Buche deutlich ausgeſprochen. Die Erzeugniſſe dieſer zwei unendlichen Welten ſollten um ihrer ſelbſt willen da ſeyn, und was neben einander ſtand wohl für einander, aber nicht abſichtlich wegen einander.

Meine Abneigung gegen die Endurſachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterſcheiden, ich begriff auch warum der Menſchenverſtand beides oft verwechſelt. Mich freute, daß Dichtkunſt und vergleichende Naturkunde ſo nah mit einander verwandt ſeyen, indem beide ſich derſelben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenſchaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen nur deſto raſcher fort, weil ich ſelbſt nicht wußte wohin ſie führten und für das was und wie ich mir's zugeeignet hatte bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich ſprach nur aus was in mir aufgeregt war, nicht aber was ich geleſen hatte. Auf

mich selbst zurückgewiesen studirte ich das Buch immer hin und wieder. Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen die ich damals anstrich, so wie dergleichen in der Kritik der Vernunft, in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen schien: denn beide Werke, aus Einem Geist entsprungen, deuten immer eins aufs andere. Nicht eben so gelang es mir mich den Kantischen Schülern anzunahern: sie hörten mich wohl, konnten mir aber nichts erwiedern, noch irgend förderlich seyn. Mehr als Einmal begegnete es mir, daß einer oder der andere mit lachelnder Verwunderung zugestand: es sey freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames.

Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sey, trat erst hervor, als mein Verhaltniß zu Schillern sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkurzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigner Ueberzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein hervorhob, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wunschenswerthe gelten ließ: so ward er zu scharferem Nachdenken genöthigt, und eben diesem Conflict verdanken wir die Aufsätze über naive und sentimentale Poesie. Beide Dichtungsweisen sollten sich bequemen einander gegenuberstehend sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen.

Er legte hierdurch den erſten Grund zur ganzen neuen Aeſthetik; denn hellenisch und romantisch und was ſonſt noch für Synonymen mochten aufgefunden werden, laſſen ſich alle dorthin zurückführen wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerſt die Rede war.

Und ſo gewöhnt' ich mich nach und nach an eine Sprache die mir völlig fremd geweſen, und in die ich mich um deſto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Vorſtellung von Kunſt und Wiſſenſchaft, welche ſie begünſtigte, mir ſelbſt vornehmer und reicher dünken mochte, da wir andern vorher uns von den Popular-Philoſophen und von einer andern Art Philoſophen, der ich keinen Namen zu geben weiß, gar unwürdig mußten behandeln laſſen.

Weitere Fortſchritte verdank' ich beſonders Niethammern, der mit freundlichſter Beharrlichkeit mir die Haupträthſel zu entſiegeln, die einzelnen Begriffe und Ausdrücke zu entwickeln und zu erklären trachtete. Was ich gleichzeitig und ſpäterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel ſchuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln ſeyn, wenn mir gegönnt wäre jene für mich ſo bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzuſtellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

Anſchauende Urtheilskraft.

Als ich die Kantiſche Lehre wo nicht zu durchdringen doch möglichſt zu nutzen ſuchte, wollte mir manchmal dünken, der köſtliche Mann verfahre ſchalkhaft ironiſch, indem er bald das

Erkenntnißvermögen aufs engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Gränzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben wie anmaßend und naseweis der Mensch verfahrt, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen abspricht und voreilig etwas festzusetzen, eine Grille die ihm durchs Gehirn läuft den Gegenständen aufzuheften trachtet. Deßwegen beschränkt unser Meister seinen Denkenden auf eine reflectirende discursive Urtheilskraft, untersagt ihm eine bestimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugsam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entschließt er sich zu den liberalsten Aeußerungen und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen die er einigermaßen zugesteht. In diesem Sinne war mir folgende Stelle höchst bedeutend:

„Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige discursiv, sondern intuitiv ist, vom synthetisch Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besondern geht, das ist, von dem Ganzen zu den Theilen. — Hierbei ist gar nicht nöthig zu beweisen, daß ein solcher intellectus archetypus möglich sey, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unseres discursiven, der Bilder bedürftigen Verstandes (intellectus ectypus), und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte."

Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen: so durft' es wohl im Intellectuellen derselbe Fall seyn, daß

wir uns, durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur, zur geistigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen.

Bedenken und Ergebung.

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes, in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit, uns der Vorstellung nicht erwehren daß dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen; wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen seyn möchten.

Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar ins Bewußtseyn tritt, daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Dessen ungeachtet bleibt unser ewiges Bestreben diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden.

Endlich finden wir, bei redlich fortgesetzten Bemühungen,

daß der Philosoph wohl möchte Recht haben welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugiebt, daß Idee und Erfahrung analog seyn können, ja müssen.

Die Schwierigkeit Idee und Erfahrung mit einander zu verbinden erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung: die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschrankt; daher ist in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung die wir der Idee gemaß als simultan und successiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideirtem immerfort unaufgelöst.

Deßhalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphare der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechselung erneuern:

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Faden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlagt.
Das hat sie nicht zusammen gebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt;
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Bildungstrieb.

Ueber dasjenige was in genannter wichtiger Angelegenheit gethan sey, erklärt sich Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft folgendermaßen: „In Ansehung dieser Theorie der Epigenesis hat niemand mehr sowohl zum Beweise derselben als auch zur Gründung der ächten Principien ihrer Anwendung, zum Theil durch die Beschränkung eines zu vermessenen Gebrauchs derselben, geleistet als Herr Blumenbach."

Ein solches Zeugniß des gewissenhaften Kant regte mich an, das Blumenbachische Werk wieder vorzunehmen, das ich zwar früher gelesen, aber nicht durchdrungen hatte. Hier fand ich nun meinen Caspar Friedrich Wolf als Mittelglied zwischen Haller und Bonnet auf der einen und Blumenbach auf der andern Seite. Wolf mußte zum Behuf seiner Epigenese ein organisches Element voraussetzen, woraus alsdann die zum organischen Leben bestimmten Wesen sich ernahrten. Er gab dieser Materie eine vim essentialem, die sich zu allem fügt was sich selbst hervorbringen wollte und sich dadurch zu dem Range eines Hervorbringenden selbst erhob.

Ausdrücke der Art ließen noch einiges zu wünschen übrig: denn an einer organischen Materie, und wenn sie noch so lebendig gedacht wird, bleibt immer etwas Stoffartiges kleben. Das Wort Kraft bezeichnet zunächst etwas nur Physisches, sogar Mechanisches, und das was sich aus jener Materie organisiren soll bleibt uns ein dunkler unbegreiflicher Punkt. Nun gewann Blumenbach das Höchste und Letzte des Ausdrucks, er anthropomorphosirte das Wort des Räthsels und nannte das wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb,

eine heftige Thätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte.

Betrachten wir das alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestünden daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Thatigkeit zugeben müssen und daß, wenn wir uns eine Thatigkeit denken wollen, wir derselben ein schicklich Element unterlegen, worauf sie wirken konnte, und daß wir zuletzt diese Thätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammen bestehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ungeheure personificirt tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf [illegible] Weise aufgefordert sind.

Kehren wir in das Feld der Philosophie zurück und betrachten Evolution und Epigenese nochmals, so scheinen dieß Worte zu seyn, mit denen wir uns nur hinhalten. Die Einschachtelungslehre wird freilich einem Höhergebildeten gar bald widerlich, aber bei der Lehre eines Auf- und Annehmens wird doch immer ein Aufnehmendes und Aufzunehmendes vorausgesetzt, und wenn wir keine Praformation denken mögen, so kommen wir auf eine Pradelineation, Pradetermination, auf ein Prästabiliren, und wie das alles heißen mag was vorausgehen müßte bis wir etwas gewahr werden könnten.

So viel aber getraue ich mir zu behaupten, daß wenn ein organisches Wesen in die Erscheinung hervortritt, Einheit und Freiheit des Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphose nicht zu fassen sey.

Zum Schluß ein Schema, um weiteres Nachdenken aufzuregen:

Stoff.
Vermögen.
Kraft.
Gewalt.
Streben.
Trieb.
Form.
} Leben.

Problem und Erwiederung.

Nachstehende fragmentarische Blätter notirte ich stellenweise auf meinen Sommerfahrten im Gefolge manches Gesprächs, einsamen Nachdenkens und zuletzt angeregt durch eines jungen Freundes geistreiche Briefe.

Das hier Angedeutete auszuführen, in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widersprüche zu vergleichen, fehlte es mir darauf an Sammlung, die ein folgerechtes Denken allein möglich macht; ich hielt es daher für räthlich, das Manuscript an den Theilnehmenden abzusenden, ihn zu ersuchen diese paradoxen Sätze als Text, oder sonstigen Anlaß zum eigenen Betrachten anzusehen, und mir einiges darüber zu vermelden, welches ich denn, wie es geschehen, als Zeugniß reiner Sinn- und Geistes-Gemeinschaft hier einrücke.

Weimar, den 17. Marz 1823.

G.

Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſtünd' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſeins hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibſt du freylich ihrer werth.

Taſſo.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden,
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtinn Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begrinſen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die raſche Glut
Nicht dir zu mir, noch dir an dieſem Orte.

Taſſo.

Was du dir hier erlaubſt, das ziemt auch mir.
Und iſt die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Iſt im Pallaſt der freye Geiſt gekerkert?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dul
den?

Probleme.

Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck.

Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum, zu einer nicht erkennbaren Gränze. Naturbetrachtung ist daher endlos, man mag ins Einzelnste theilend verfahren, oder im Ganzen, nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.

Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose; zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen was einmal zur Wirklichkeit gekommen. Eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann. Man betrachte das Geschlecht der Eriken.

Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, so müßten wir sie auch bei didaktischer Ueberlieferung zugleich darstellen, welches unmöglich scheint.

Vielleicht retten wir uns nicht aus dieser Verlegenheit als abermals durch ein künstliches Verfahren.

Vergleichung mit den natürlich immer fortschreitenden Tönen und der in die Octaven eingeengten gleichschwebenden Temperatur. Wodurch eine entschieden durchgreifende höhere Musik, zum Trutz der Natur, eigentlich erst möglich wird.

Wir müßten einen künstlichen Vortrag eintreten lassen. Eine Symbolik wäre aufzustellen! Wer aber soll sie leisten? Wer das Geleistete anerkennen?

Wenn ich dasjenige betrachte, was man in der Botanik genera nennt und sie, wie sie aufgestellt sind, gelten lasse, so wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geschlecht nicht auf gleiche Art wie das andere behandeln könne. Es giebt Geschlechter möcht' ich sagen, welche einen Charakter haben, den sie in allen ihren Species wieder darstellen, so daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann; sie verlieren sich nicht leicht in Varietäten und verdienen daher wohl mit Achtung behandelt zu werden; ich nenne die Gentianen, der umsichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wissen.

Dagegen gibt es charakterlose Geschlechter, denen man vielleicht kaum Species zuschreiben darf, da sie sich in grenzenlose Varietäten verlieren. Behandelt man diese mit wissenschaftlichem Ernst, so wird man nie fertig, ja man verwirrt sich vielmehr an ihnen, da sie jeder Bestimmung, jedem Gesetz entschlüpfen. Diese Geschlechter hab' ich manchmal die Liederlichen zu nennen mich erkühnt und die Rose mit diesem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht verkümmert werden kann; besonders möchte rosa canina sich diesen Vorwurf zuziehen. — —

Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend, vorerst im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religiosen, sich zu einer besondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, sodann auf derselben analoge bestimmte äußere Ceremonien beschränkend. Im Regiment, es sey friedlich oder kriegerisch, geschieht das Gleiche: Handlung und That sind nur von Bedeutung, wenn er sie sich selbst und andern vorschrieb; in Künsten ist

es daſſelbe: wie der Menſchengeiſt ſich die Muſik unterwarf ſagt Vorſtehendes; wie er auf die bildende Kunſt in den höchſten Epochen, durch die größten Talente wirkend, ſeinen Einfluß bethatigte, iſt zu unſerer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wiſſenſchaft deuten die unzahligen Verſuche zu ſyſtematiſiren, zu ſchematiſiren dahin. Unſere ganze Aufmerkſamkeit muß aber darauf gerichtet ſeyn, der Natur ihr Verfahren abzulauſchen, damit wir ſie durch zwangende Vorſchriften nicht widerſpenſtig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen laſſen.

Erwiederung.

„Vorſtehende Blätter erneuern, zunächſt in Beziehung auf Botanik, eine alte ernſte Frage, die unter verſchiedenen Geſtalten bei jeder Forſchung uns in den Weg tritt. Denn in ihrem tiefern Grunde iſt es gewiß dieſelbe Frage, die den Mathematiker angſtigt, wenn er den Kreis zu berechnen; den Philoſophen, wenn er die ſittliche Freiheit vor der Nothwendigkeit zu retten; den Naturforſcher, wenn er die lebendige Welt, die ihn umfluthet, zu beſtigen, ſo ſich gedrungen wie gehindert fühlt. Das Princip verſtandiger Ordnung, das wir in uns tragen, das wir als Siegel unſrer Macht auf alles prägen möchten was uns berührt, widerſtrebt der Natur. Und um die Verwirrung aufs höchſte zu ſteigern, fühlen wir uns zugleich nicht nur genöthigt, uns als Glieder der Natur zu bekennen, ſondern auch berechtigt, eine ſtete Regel in ihrer ſcheinbaren Willkür vorauszuſetzen. So iſt denn auch natürliches Syſtem ein widerſprechender Ausdruck; allein das

Bestreben, diesen Widerspruch zu lösen, ist ein Naturtrieb, den selbst die anerkannte Unmöglichkeit ihn zu befriedigen, nicht auslöschen würde."

„Wir wollen nicht fragen, ob es einen Standpunkt geben müsse, von welchem aus, wenn er uns zugänglich wäre, Natur und System als Bild und Gegenbild einander entsprechend erscheinen würden. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Standpunkt, wenn er existirt, dem Menschen durchaus unerreichbar sey. Erreicht ist er noch nicht, das ist gewiß; was immer die Naturforscher, namentlich die Botaniker in ihrem Bezirk versucht haben, den angedeuteten Widerspruch zu lösen, bald waren es mehr oder minder die Natur beengende Systeme, bald mehr oder minder die Wissenschaft mystificirende Naturverkündigungen."

„Linné's Leistungen sind früher in diesen Heften (zur Morphologie) auch wohl an andern Orten, treffend gewürdigt. Seine Zeit liegt schon weiter zurück, die Botanik hat seitdem vielleicht den größten Umschwung erfahren, dessen sie fähig war, beides erleichtert die richtige Schätzung Linneischer Botanik und ihrer Bedeutsamkeit für Naturwissenschaft überhaupt."

„Neuer unter uns ist die Idee der Metamorphose, sie beherrscht noch mit der Gewalt des ersten Eindrucks die Gemüther deren sie sich bemächtigte; weit schwerer, wenn nicht unmöglich, ist daher schon jetzt vorauszusehen, wohin sie die Wissenschaft führen werde. An Zeichen fehlt es indessen nicht, welche befürchten lassen, daß man auch ihr, wie früher dem Sexualsystem, eine Zeit lang unbedingt huldigen, und zu einem Aeußersten fortschreiten werde, von dem abermals nur der reine Gegensatz ins Gleichgewicht zurückrufen kann."

„Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe

von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich einer vis centrifuga, und würde sich ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben. — So warnt uns Goethe selbst, nachdem er die erstarrte Wissenschaft durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche diese Gabe mit sich führt. So erkannte einst Linné, nachdem er das Chaos, das er vorfand, geordnet, zuerst die wahre Bedeutung seines Systems, und warnte seine Schüler, wiewohl vergeblich vor dessen Mißbrauch."

„Das unerlaßliche Gegengewicht wird nun näher bezeichnet. Es ist der Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen; eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann."

„Wir begegnen hier einem zweiten Widerspruch, der dem ersten völlig analog ist, doch so, daß beide in umgekehrtem Verhältniß zu einander stehen. In der Forderung eines natürlichen Systems scheint der menschliche Verstand seine Gränzen zu überschreiten, ohne doch die Forderung selbst aufgeben zu können. Ein Beharrlichkeitsvermögen in der Natur scheint den Strom des Lebens hemmen zu wollen; und doch ist in ihr etwas Beharrliches, der unbefangene Beobachter muß es anerkennen. Als auffallendere Beispiele dafür in der Pflanzenwelt möchte ich am liebsten solche Pflanzen nennen, die man ihrer reinen Eigenthümlichkeit wegen mit andern nicht einmal in eine Gattung, oft kaum in eine Familie vereinigen kann. Dahin gehören Aphyteia Hydnora, Buxbaumia aphylla, Isoëtes lacustris, Schmidtia utriculosa, Aphyllanthes monspeliensis, Coris monspeliensis, Hippuris vulgaris, Adoxa

Moschatellina, Tamarindus indica, Schizandra coccinea, Xanthorrhiza apiifolia, und sehr viele andere."

„Verfolgen wir aber diese Analogie beider an sich selbst wie es scheint unauflöslichen Widersprüche, so überrascht uns wohl die Hoffnung, daß vielleicht gegenseitig der eine im andern seine Lösung finde."

„Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend. — Allein er mag nicht immer herrschen, oft zieht er vor in Liebe sich hinzugeben und von geheimer Neigung beherrschen zu lassen. Indem er so der Natur sich zuwendet, entsteht ein höchst glückliches Verhältniß: das gegenseitige Widerstreben hört auf; sie läßt ihr tiefstes Geheimniß ahnend durchschauen, und ihm ist das erweiterte Leben Ersatz für das Opfer nie zu befriedigender Ansprüche."

„Die Natur dagegen hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Gränze. — Allein was sie im Ganzen versagt, gestattet sie desto williger im Einzelnen. Jedes besondere Naturwesen beschreibt, außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es Theil hat, noch eine engere ihm eigenthümliche Bahn, und das Charakteristische derselben, welches sich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlaufe wie in dem andern durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dieß beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen, bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleiches Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der andern hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur, gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte; und dieß ist es, von dem unser Text sagt, daß man ihm auf

rationellem Wege beikommen könne. Was von den Abweichungen zu halten sey, die in einzelnen oder auch mehrern Umläufen des Lebens vorkommen, und die man Varietäten, Abarten nennt, wollen wir unten näher beleuchten. Wer aber sie für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen, oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Auch dem Einwurf ist zu begegnen, daß zuweilen, wenn auch selten, ganz dieselben Formen in den entlegensten durch Meere, Wüsten und Schneegebirge geschiedenen Ländern sich wiederholen. Die Annahme einer gemeinsamen Abstammung wäre hier in der That gezwungen, könnte man nicht von dem ersten Thierpaar, von der ersten Mutterpflanze jeder Art noch einen Schritt weiter hinabsteigen bis zum specifischen Entstehungsgrunde derselben im Schooße der alles erzeugenden Erde. Dieser bald ängstlich vermiedene, bald besinnungslos gethane Schritt rechtfertigt nicht nur obigen Begriff der Art, sondern macht ihn allererst nicht bloß auf Thiere und Pflanzen, nein auf jedes Naturwesen ohne Ausnahme anwendbar. Doch hier ist nicht der Ort, diesen weitläuftigen Gegenstand zu erschöpfen."

„Will nun der Botaniker sich als Gesetzgeber geltend machen, so wendet er sich mit Recht an die Arten der Pflanzen, bestimmt und ordnet sie so gut er kann in irgend ein Fachwerk. Allein er thut Unrecht, sobald er mit gleicher Schärfe den Kreis der Metamorphose theilt, die lebendige Pflanze terminologisch zerstückelt. Will er sich der Natur in Liebe ergeben, so mag die Idee der Metamorphose ihn sicher leiten, so lange sie ihn nicht verführt Arten in Arten hinüber zu ziehen, das wahrhaft Gesonderte mystisch zu verflößen. Von einem System des Organismus, von einer Metamorphose

der Arten, von beiden kann nur symbolisch die Rede seyn. Es ist ein gefährlicher Irrthum, ist Götzendienst des Verstandes oder der Natur, das Symbol mit der Sache selbst zu verwechseln, die es bedeutet."

„Hüten wir uns aber vor diesem Mißbrauch, so macht eine Symbolik vielleicht das Unmögliche möglich, und setzt uns in den Stand, das Zugleichwirken der beiden Kräfte, die unser Text bezeichnet, auch bei didaktischer Ueberlieferung zugleich darstellen zu können. Wie es mit dieser Symbolik gemeint sey, erläutert die überaus glückliche Vergleichung der Botanik mit der Musik. Wir können aber diese Vergleichung noch etwas weiter ausdehnen, um noch mehr Licht in den Focus zu sammeln."

„Aufs genaueste sind die neben einander liegenden Töne nach ihren Intervallen bestimmt; nie wird man von den bekannten vierundzwanzig Tonarten eine ausschließen oder zu ihnen eine neue hinzuthun können, und mit mathematischer Strenge beherrscht der Generalbaß die Harmonie. Um so freier bewegt sich die Melodie, das eigentliche Leben der Töne; Tact und Tempo streben umsonst sie zu fesseln. Beide in der Tonwissenschaft (die von Melodie eigentlich gar nichts weiß) unmittelbar zu vereinigen, wäre wenigstens eben so schwer, wo nicht unmöglich, als in der Botanik eine unmittelbare Vereinigung des Systems mit der Idee der Metamorphose. Aber die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Die Kunst der Töne, die höhere Musik ertrotzt von der Natur die Geregeltheit, erschmeichelt das Fließende von der Theorie."

„Wenn es nun ferner heißt: wir müßten einen künstlichen Vortrag eintreten lassen; eine Symbolik wäre aufzustellen; so ist hier offenbar das Wort Kunst in einem höheren Sinne genommen, als die Botaniker ihm

beizulegen gewohnt sind, wenn sie von künstlichen, das heißt logischen Systemen reden. Die Wissenschaft, da sie nun einmal nicht ganz zur Kunst sich veredeln kann, soll wenigstens dieser so weit als möglich durch eine Symbolik sich nahern."

„Es sey mir vergönnt, hier an eine Stelle aus der Farbenlehre zu erinnern, welche den Grundgedanken vorstehender Fragmente vielleicht besser erläutert als alles, was eine fremde Hand daruber beibringen kann. In den Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten lesen wir folgendermaßen: „„da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen im Ueberschwanglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.""

„„Um aber einer solchen Forderung sich zu nahern, müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thatigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblickes, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sey, entstehen kann.""

„Wie aber wäre eine künstliche Behandlung der Botanik in diesem Sinne möglich, als nur durch Symbolik? Sie allein vermittelt das Widerstrebende, ohne Eins im Andern zu vernichten, oder alles in charakterlose Allgemeinheit zu verstößen."

„Zuvörderſt möchte es darauf ankommen, ſowohl die Arten in ihrer Beſonderheit und Standhaftigkeit, als auch das Leben in ſeiner Alleinheit und Beweglichkeit, unwiderruflich anzuerkennen. Sodann, aber nicht ohne dieſe Bedingung, wäre ein Pflanzenſyſtem nach dem Typus der Metamorphoſe, eine Geſchichte des Pflanzenlebens nach dem Typus des Syſtems zu verſuchen. Beide dienten einander zu ſymboliſcher Bezeichnung deſſen, was der Verſtand in die Natur nicht hineintragen, was die Natur dem Verſtande nicht enthüllen kann. Auch müßten beide im genaueſten Gleichgewicht auftreten, äußerlich zwar geſchieden, doch innen von demſelben Geiſte ſo ganz durchdrungen, daß jedes im andern ſeinen Grundſtein wie Schlußſtein fände."

„Als Schema ſolcher ſymboliſcher Naturwiſſenſchaft der Pflanzenwelt bietet ſich die Ellipſe dar. Die Metamorphoſe des Lebens und die Beharrlichkeit der Arten waren ihre Brennpunkte. Ruhend gedacht möchten die Radien, welche von dem einen Brennpunkte bis zum Umfang hinaustraten, das Syſtem der Pflanzen andeuten, welches, ausgehend vom Centrum der einfachſten infuſoriellen Pflanzenform, ringsum, doch nicht gleichweit nach allen Seiten, hinaustritt. Als Bahn einer geregelten Bewegung gedacht, möchte ſie das Leben der Urpflanze bezeichnen, den Umfang, der alle wirklichen und möglichen Radien einſchließt. Im einen Falle wäre dieſes, im andern jenes Centrum das urſprünglich beſtimmende, welchem aber, damit ſich der Kreis zur Ellipſe erweitere, das gegenüberſtehende ſymboliſch vermittelnde Centrum niemals fehlen dürfte."

„So viel zur Andeutung der geforderten Symbolik. Wer aber ſoll ſie leiſten? Wer das Geleiſtete anerkennen? Die zweite Frage möchte immerhin unbeantwortet bleiben, wüßten wir nur für die erſte Rath. Allein wie die

Mich dünkt hier ist die Hoheit erst an ihrem
Platz,
Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
Der Großen dieser Erde nicht erfreun?
Sie darf's und soll's. Wir nahen uns dem
Fürsten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch's Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie sie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Antonio.

Du zeigst mir selbst mein Recht dich zu ver-
schmähn!
Der übereilte Knabe will des Mann's
Vertraun und Freundschaft mit Gewalt er-
trotzen?
Unsittlich wie du bist hältst du dich gut?

Botanik heutiges Tages dasteht, wird morgen oder übermorgen noch keiner die Aufgabe lösen. Es fehlt ihr noch das innere Gleichgewicht. Die Metamorphose ist im Verhältniß zur Kenntniß der Arten noch viel zu wenig bearbeitet, als daß ein ihr entsprechendes System schon jetzt gelingen könnte. Möchte man sich daher der voreiligen Versuche, ein Pflanzensystem gleichsam zu errathen, lieber ganz enthalten und sich überzeugen, daß ein symbolisch natürliches Pflanzensystem von selbst nach und nach hervortreten werde, in dem Maaße, in welchem unsere Erkenntniß der pflanzlichen Entwicklung und Umbildung unserer weit vorausgeeilten Kenntniß der besondern Pflanzenformen wiederum nachkommt. Goethe selbst hat das Gemälde des Pflanzenlebens mit wenigen kräftigen Zügen entworfen, und wie viel ist damit auch für das System bereits gewonnen? An uns ist es nun, das Gemälde weiter auszuführen, wenn wir jemals zu einem ausgeführteren symbolisch natürlichen System gelangen wollen."

„Um nur Einiges hervorzuheben, wie wenig untersucht ist noch immer das Verhältniß der Wurzel zum Stengel und beider zu dem was sie vermittelt. Nicht minder das Verhältniß des Blatts zum Internodium und beider zum vermittelnden Knoten. Ferner der Bau und die Bedeutung des Knotens an sich und seiner Umbildung einerseits in die Collectivknoten der Knospen, Zwiebeln u. s. w., andrerseits in die Halbknoten der vereinzelten Blätter dikotyledonischer Pflanzen, bei denen ursprünglich je zwei Blätter zu einem Vollknoten gehören. Ferner das Verhältniß der Ramification des Stengels zur Inflorescenz, welche die Natur durch den merkwürdigen Gegensatz der anthesis basiflora und centriflora aus einander hält, und damit den wahren Culminationspunkt jedes einzelnen Umlaufes der Metamorphose bezeichnet.

Sodann die Bedeutung der Normalzahlen der Theile in aufsteigender Folge der Organe. Bei den Blättern die Bedeutung der sogenannten Afterblätter, stipulae, welche so wichtig sind, daß sie oft sicherer als Frucht oder Blumen die Verwandtschaft der Pflanzen bezeichnen. Beim Stengel das Aufrechtstehen oder Niederliegen, die Windung nach der rechten oder linken Seite. Doch ich breche ab, da ich vergeblich das Ende suchen würde."

„Wer soll das alles leisten? zumal wenn man sich einbildet, es sey auf dieser Seite schon genug geschehen. Wenn ich aber die Schriften eines Jussieu, eines Robert Brown studire, und mit Bewunderung erkenne, wie diese Männer, ihrem Genius vertrauend, wenigstens hie und da so gearbeitet haben, als ob alles was wir noch vermissen, längst fertig ihnen zu Gebot gestanden hätte: so glaube ich auch in der Botanik an die Möglichkeit einer kunstmäßigen Behandlung, und enthalte mich nicht, einen einzigen ihrer tiefen und sichern Blicke in die Verwandtschaften der Pflanzen höher zu achten, als all jene bei uns aufwuchernden Systeme. Mögen wir doch der Hoffnung leben, daß in der verjüngten Wissenschaft auch unter uns Männer aufstehen werden, die mit jenen sich vergleichen, oder sie gar übertreffen werden. Sie als Vorbilder zu verschmähen, weil sie Ausländer sind, wird man uns nie überreden."

„Schließlich noch ein paar Worte über die beiden Sätze der Fragmente, die von charakteristischen und charakterlosen Pflanzengattungen handeln. Je leichter jene sich fügen, desto schwerer ist mit diesen fertig zu werden. Wer sie aber mit Ernst und anhaltendem Eifer beobachtet, und des angebornen durch Uebung ausgebildeten Tactes nicht ganz ermangelt, der wird sicherlich, weit entfernt an ihnen sich zu

verwirren, die wahrhaften Arten und deren Charakter an aller Mannichfaltigkeit der Formen gar bald herausfinden. Wer ist je in Versuchung gerathen, eine Rosa canina, welche Form, Farbe und Bekleidung sie auch angenommen habe, mit einer Rosa cinnamomea, arvensis, alpina, rubiginosa zu verwechseln? Dagegen die Uebergänge der Rosa canina in die sogenannte Rosa glaucescens, dumetorum, collina, aciphylla und zahllose andere, die man zu voreilig zu Arten hat erheben wollen, täglich vorkommen, ja wohl gar aus einer und derselben Wurzel auf jüngern oder altern, beschnittenen oder unbeschnittenen Stämmen sich zeigen. Sollte aber wirklich in irgend einer formenreichen Gattung durchaus keine Granze, welche die Natur selbst achtet, zu finden seyn, was hindert uns dann, sie als eine einzige Art, alle ihre Formen als eben so viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der schwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art bestehe, sondern daß jede, auch die entfernteste Form durch Mittelglieder aus der andern hervorgehen könne: so lange muß man uns jenes Verfahren schon gelten lassen."

„Damit soll aber keineswegs das Studium der Varietäten als überflüssig oder gar verderblich abgelehnt werden. Man mache nur nicht mehr und nicht weniger aus ihnen, als Natur und Wissenschaft fordern. Dann ist nichts leichter, als ihnen den rechten Platz anzuweisen; zugleich nichts nothwendiger, um das Gebäude der Wissenschaft zu vollenden."

„Die Mannichfaltigkeit der Arten fand ihren Gegensatz in der Einheit des Lebens. Gleichwie nun das Leben, abweichend von der mittlern Norm der Gesundheit, doch stets seiner alten Regel treu, in Krankheit ausartet, so schweift jede Art, abweichend von der mittlern Norm des Gewohnten, doch stets ihrem Charakter treu, in mehr oder weniger

Varietäten hinüber. Und wie das System der Arten und die Metamorphose des Lebens sich gegenseitig zu symbolischer Erläuterung dienen, so werden wir die vegetative Krankheit nicht eher verstehen lernen, bis wir die Varietäten ihr gegenüber gestellt, diese nicht eher zu ordnen wissen, bis wir das Wesen jener klarer durchschaut haben. Die Wissenschaft kann auch hier einer vermittelnden Symbolik nicht entbehren; in der Natur selbst verschlingen sich krankhafte Mißbildung und gesunde Abart eben so unauflöslich in einander, wie beim normalen Zustande der Formen und des Lebens die Formen lebendig sich an einander reihen, das Leben seine höhern Pulse in den Formen zu erkennen giebt."

„Auch diese Ansicht fügt sich bequem in das obige Schema. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Varietaten verhalt sich zu der bestimmten wiewohl unbekannten Zahl der wirklich vorhandenen Arten, wie sich die Radien, mittelst deren der Mathematiker den Kreis in Grade theilt, zu der Unendlichkeit denkbarer Radien verhalt. Und die eine absolute Gesundheit, die wir vorauszusetzen genöthigt sind, verhalt sich zu den Krankheiten, sowohl einer beschleunigten als verzögerten Metamorphose, so wie sich irgend ein gesetzter Umkreis in bestimmtem Abstande von seiner Mitte zu der Unendlichkeit der Kretie verhalt, die enger oder weiter um jeden Punkt gedacht werden können."

„Zu dem letzten Satze der Fragmente noch etwas hinzuzufügen scheint überflüssig. Muß ich doch befürchten, daß ich ohnehin schon zu viel gesagt, die klaren Gedanken des Textes durch die Menge der Worte vielleicht absichtslos getrübt habe. Doch wie konnte ich so schmeichelhafter Aufforderung widerstehen? Mag nun der Meister den Schuler belehren, oder nach alter Sitte ihn vertreten." Ernst Meyer.

Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort.

Herr Dr. Heinroth in seiner Anthropologie, einem Werke zu dem wir mehrmals zurückkommen werden, spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigenthümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich thätig sey, womit er aussprechen will: daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere; daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden; daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sey; welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will.

Zu was für Betrachtungen jenes einzige Wort, begleitet von solcher Billigung, mich angeregt, mögen folgende wenige Blatter aussprechen, die ich dem theilnehmenden Leser empfehle, wenn er vorher, Seite 389 genannten Buches, mit dem Ausführlichern sich bekannt gemacht hat.

In dem gegenwärtigen, wie in den frühern Heften, habe ich die Absicht verfolgt: auszusprechen, wie ich die Natur anschaue, zugleich aber gewissermaßen mich selbst, mein Inneres, meine Art zu seyn, in so fern es möglich ware, zu offenbaren. Hiezu wird besonders ein alterer Aufsatz: der Versuch als Vermittler zwischen Subject und Object, dienlich gefunden werden.

Hiebei bekenn' ich, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich selbst, immer

verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, in sofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl angeschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.

Am allerförderſamſten aber ſind unſere Nebenmenſchen, welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntniß von uns zu erlangen, als wir ſelbſt gewinnen mögen.

Ich habe daher in reiferen Jahren große Aufmerkſamkeit gehegt, in wiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an ſo viel Spiegeln, über mich ſelbſt und über mein Inneres deutlicher werden könnte.

Widerſacher kommen nicht in Betracht, denn mein Daſeyn iſt ihnen verhaßt, ſie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Thun gerichtet iſt, und die Mittel dazu achten ſie für eben ſo viel falſches Beſtreben. Ich weiſe ſie daher ab und ignorire ſie, denn ſie können mich nicht fördern, und das iſt's, worauf im Leben alles ankommt; von Freunden aber laſſ' ich mich eben ſo gern bedingen als ins Unendliche hinweiſen, ſtets merk' ich auf ſie mit reinem Zutrauen zu wahrhafter Erbauung.

Was nun von meinem gegenſtändlichen Denken geſagt iſt, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenſtändliche Dichtung beziehen. Mir drückten ſich gewiſſe große Motive, Legenden, uralthiſtoriſch Ueberliefertes ſo tief in den Sinn, daß ich ſie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt; mir ſchien der ſchönſte Beſitz ſolche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu

sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern einer reineren Form, einer entschiedneren Darstellung entgegen reiften. Ich will hievon nur die Braut von Corinth, den Gott und die Bayadere, den Grafen und die Zwerge, den Sanger und die Kinder, und zuletzt noch den baldigst mitzutheilenden Paria nennen.

Aus Obigem erklärt sich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wozu jedes Besondere irgend eines Zustandes mich unwiderstehlich aufregte. Und so bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zum Grunde liegt, daß ein gewisser Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Frucht einwohne; deßwegen sie auch mehrere Jahre nicht gesungen wurden, besonders die von entschiedenem Charakter, weil sie an den Vortragenden die Anforderung machen, er solle sich aus seinem allgemein gleichgültigen Zustande in eine besondere, fremde Anschauung und Stimmung versetzen, die Worte deutlich articuliren, damit man auch wisse wovon die Rede sey. Strophen sehnsüchtigen Inhalts dagegen fanden eher Gnade, und sie sind auch mit andern deutschen Erzeugnissen ihrer Art in einigen Umlauf gekommen.

An eben diese Betrachtung schließt sich die vieljahrige Richtung meines Geistes gegen die französische Revolution unmittelbar an, und es erklart sich die granzenlose Bemühung dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewaltigen. Schau' ich in die vielen Jahre zurück, so seh' ich klar wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt; und doch hat jener Eindruck so tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht laugnen kann, wie ich noch immer an die Fortsetzung der naturlichen Tochter denke, dieses wunderbare Erzeugniß in Gedanken

ausbilde, ohne den Muth, mich im Einzelnen der Ausführung zu widmen.

Wend' ich mich nun zu dem gegenständlichen Denken, das man mir zugesteht, so find' ich, daß ich eben dasselbe Verfahren auch bei naturhistorischen Gegenständen zu beobachten genöthigt war. Welche Reihe von Anschauung und Nachdenken verfolgt' ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphose in mir aufging! wie solches meine Italianische Reise den Freunden vertraute.

Eben so war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei hintersten erkannt' ich bald, aber erst im Jahr 1790 als ich, aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig, einen zerschlagenen Schöpsenkopf aufhob, gewahrt' ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seyen, indem ich den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen sah; da hatt' ich denn das Ganze im Allgemeinsten beisammen. So viel möge dießmal das früher Geleistete aufzuklären hinreichen. Wie aber jener Ausdruck des wohlwollenden, einsichtigen Mannes mich auch in der Gegenwart fördert, davon noch kurze vorlaufige Worte.

Schon einige Jahre such' ich meine geognostischen Studien zu revidiren, besonders in der Rücksicht, in wiefern ich sie und die daraus gewonnene Ueberzeugung der neuen, sich überall verbreitenden Feuerlehre nur einigermaßen annähern könnte, welches mir bisher unmöglich fallen wollte. Nun aber, durch das Wort gegenständlich ward ich auf einmal aufgeklärt, indem ich deutlich vor Augen sah, daß alle Gegenstände, die ich seit funfzig Jahren betrachtet und untersucht hatte, gerade die Vorstellung und Ueberzeugung in mir erregen

mußten, von denen ich jetzt nicht ablaſſen kann. Zwar vermag ich für kurze Zeit mich auf jenen Standpunkt zu verſetzen, aber ich muß doch immer, wenn es mir einigermaßen behaglich werden ſoll, zu meiner alten Denkweiſe wieder zurückkehren.

Aufgeregt nun durch eben dieſe Betrachtungen fuhr ich fort, mich zu prüfen und fand daß mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe; ich raſte nicht bis ich einen praegnanten Punkt finde, von dem ſich vieles ableiten laßt, oder vielmehr der vieles freiwillig aus ſich hervorbringt und mir entgegen trägt, da ich denn im Bemühen und Empfangen vorſichtig und treu zu Werke gehe. Findet ſich in der Erfahrung irgend eine Erſcheinung, die ich nicht abzuleiten weiß, ſo laſſ' ich ſie als Problem liegen, und ich habe dieſe Verfahrungsart in einem langen Leben ſehr vortheilhaft gefunden: denn wenn ich auch die Herkunft und Verknüpfung irgend eines Phanomens lange nicht entrathſeln konnte, ſondern es bei Seite laſſen mußte, ſo fand ſich nach Jahren auf einmal alles aufgeklart in dem ſchönſten Zuſammenhange. Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, meine bisherigen Erfahrungen und Bemerkungen, und die daraus entſpringende Sinnesweiſe fernerhin in dieſen Blattern geſchichtlich darzulegen; wenigſtens iſt dabei ein charakteriſtiſches Glaubensbekenntniß zu erzwecken, Gegnern zur Einſicht, Gleichdenkenden zur Förderniß, der Nachwelt zur Kenntniß, und, wenn es glückt, zu einiger Ausgleichung.

Ueber die Anforderungen
an naturhiſtoriſche Abbildungen im Allgemeinen
und an oſteologiſche insbeſondere.

„Wenn überall, wo der wörtlichen Darſtellung ein beſtimmtes Bild der Formen zum Grunde liegt, das Bedürfniß einer figürlichen Nachbildung erkannt wird, ſo ſind Abbildungen beſonders da unentbehrlich, wo beſtimmte Formen mit einander verglichen und aus der verſchiedenen äußern Geſtalt eine innere Gleichheit, oder umgekehrt bei einer allgemeinen Uebereinſtimmung der Bildung die Verſchiedenheiten der einzelnen Formen gezeigt, und daraus gefolgert werden ſollen. Auch beſchränkt ſich die wörtliche Darſtellung nur auf die Anſichten und den Geſichtspunkt des Beobachters, aus welchem derſelbe die Gegenſtände betrachtet; dahingegen gute Abbildungen auch dem einſeitigen Beobachter eigene, beſondere und allgemeine Vergleichungen geſtatten.“

„Die beſchreibende Darſtellung allein iſt nur ſo lange zureichend, als von allgemeinen in Beziehung auf bekannte Formen die Rede iſt, oder die Bedeutung und die Functionen der Theile zu bezeichnen und aus den Eigenſchaften zu erkennen ſind. In dieſem Falle können auch unvollkommne Abbildungen für brauchbar gelten. Sollte aber die Function der Theile und ihre verſchiedene Bedeutung nur von der Form ſelbſt abgeleitet werden, wie bei oſteologiſchen Vergleichungen, ſo iſt die Richtigkeit der Folgerung nur durch eine getreue Abbildung zu erweiſen. Da aber in dieſem Falle die Abbildungen die Stelle der Natur ſelbſt vertreten, ſo müſſen ſie,

Taſſo.

Viel lieber was ihr euch unſittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio.

Du biſt noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines beſſern Wegs belehren kann.

Taſſo.

Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

Antonio.

Wo Lippenſpiel und Saitenſpiel entſcheiden,
Zichſt du als Held und Sieger wohl davon.

Taſſo.

Verwegen wär' es meine Fauſt zu rühmen,
Denn ſie hat nichts gethan, doch ich vertrau' ihr.

Antonio.

Du trauſt auf Schonung, die dich nur zu ſehr
Im frechen Laufe deines Glücks verzog.

um ſich behaupten zu können, ihre Gültigkeit durch Naturwahrheit, das iſt, durch Merkmale bezeichnen, die ihre Beglaubigung in ſich tragen."

„Da wir aber unter den räumlichen Verhältniſſen der Körper, ihrer Größe, Lage und Geſtalt, wie Treviranus (Biologie B. VI. S. 424) richtig bemerkt, dieſe Attribute der Körper, als Attribute und als Verhältniſſe derſelben, nur erkennen, indem wir ſie zugleich auf unſere übrigen Sinne, beſonders den des Getaſtes beziehen; und da dieſes Beziehen nur durch Urtheile geſchieht, die jedoch das Reſultat eines angebornen, bewußtlos bei allen Individuen auf gleiche Art wirkenden Vermögens ſind: ſo könnten in dieſem Verhältniß nur plaſtiſche Nachbildungen die Stelle der Natur vertreten. Was jedoch die rohen Naturſinne nur in ihrer Gemeinſchaft vermögen, das vermag das gebildete Auge auch allein zu erfaſſen, indem es die den Körpern nur mittelbar zukommenden Eigenſchaften nach ihren Geſetzen zu erkennen und zu ermeſſen befähigt iſt."

„Dieſe Eigenſchaften der Körper, deren richtige Kenntniß und Anwendung auch einer Zeichnung die völlige Bedeutſamkeit eines erhabenen Körpers zu geben vermögen, ſind die regelmäßigen Wirkungen von Licht und Schatten, und der Linien- und Luft-Perſpective, wonach ein tüchtiger Plaſtiker, wie dieß öfters bei Portraitgemälden geſchehen iſt, nach einer vollkommnen Abbildung einen Körper modelliren kann, der in allen äußern Verhältniſſen und Formen dem Original der Zeichnung eben ſo ähnlich iſt, als eine nach dieſem Modell unter gleicher Beleuchtung und gleichem Geſichtspunkt gefertigte Zeichnung der erſten Abbildung gleich ſeyn wird. Die übereinſtimmende Wirkung der Beleuchtung und der Linien- und Luft-Perſpective iſt demnach auch das charakteriſtiſche

Merkmal der Vollkommenheit aller naturhiſtoriſchen Abbildungen. Es kann daher eine Verſchiedenheit der artiſtiſchen Darſtellung von der wiſſenſchaftlichen nicht angenommen werden. Die ſtrengſte Beobachtung dieſer Regeln iſt für den Zweck der einen, wie der andern gleich erforderlich, und nur der Mangel zulänglicher Talente hat die Wiſſenſchaft genöthigt, zur Erreichung ihrer Zwecke andere Wege einzuſchlagen."

„Der große Albin, der dieſes Verhältniß richtig erkannte, hat uns allein Abbildungen gegeben, die ein ewiges Muſter der Nachahmung bleiben werden. Es muß für Muthwillen eines jugendlich aufſtrebenden Genie's angeſehen werden, daß P. Camper, der in allen Zweigen der bildenden Künſte große Fertigkeit beſaß, ſich gegen Albin's Tafeln erklärte, und zuerſt die Anforderung ausſprach, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten hat: daß alle naturhiſtoriſchen Gegenſtände nicht perſpectiviſch, ſondern zum Behufe der Vergleichung, jeder Theil aus ſeinem Mittelpunkte angeſehen und gezeichnet werden müſſe. Daß dieſe Methode an ſich nicht richtig ſey, und eine ſolche mit Schatten und Licht ausgeführte Zeichnung niemals dem Charakter des Gegenſtandes entſprechen kann, um ſo weniger, als der Gegenſtand in ſeinen Formen mannichfaltiger und im Ganzen größer iſt, bedarf wohl keines weitern Beweiſes. Außer dem, daß auch dieſe Methode uns nicht der Mühe überhebt, einen Gegenſtand, der einer beſondern Vergleichung unterworfen werden ſoll, von mehreren Seiten abzubilden, wird jeder, der die Regeln der Perſpective vollkommen inne hat, bei Vergleichung einer Zeichnung nach Albin's Methode leicht den Geſichtspunkt auffinden, aus welchem er ſeine Vergleichungen zu machen und die Verhältniſſe mit eben der Gewißheit zu beurtheilen hat, wie bei einer Zeichnung nach Camper's

Manier, die überhaupt nur einer ungeübten Hand zur Nachbildung einzelner Theile zu empfehlen ist. Denn die einfache Vorrichtung eines mit einem Bleistift verbundenen Winkelmessers reicht hier hin, von einem soliden Körper, wie z. B. einem Knochen, einen sichern Umriß zu verfertigen, so wie sich auch mit Hülfe einer, aus einer einfachen Glasscheibe bestehenden und mit einem beweglichen, rohrartigen Absehen verbundenen camera clara die innern Verhältnisse eines Gegenstandes hinlänglich genau bestimmen lassen. Die Ueberzeugung, daß zur Vollkommenheit aller Umrisse, wie zu ihrem Verständnisse die Kenntniß der Perspective unerläßlich ist, muß uns auch die Unzulänglichkeit des Camper'schen Verfahrens klar machen."

„Diese Methode sollte endlich einer noch mangelhafteren weichen, die dadurch, daß sie mit Punkten, Linien und Winkeln operirt, Ansprüche auf geometrische Bestimmtheit der Verhältnisse macht, und uns zugleich auch die Resultate der Vergleichungen zuzumessen unternimmt. Allein da hier alle Punkte eines runden Körpers, aus welchem die Linien gezogen sind, nur willkürlich angenommen werden, aber keineswegs mit Bestimmtheit anzugeben sind, und als auf einer Fläche liegend dargestellt werden: so ist diese Art der Vergleichung auch nicht einmal auf Zeichnungen anwendbar, die nach solcher Methode verfertiget sind, noch viel weniger zu Vergleichungen derselben mit der Natur."

„Da aber eine Vergleichung organischer Körper nur in Bezug auf die Bedeutung der Verschiedenheit gedacht werden kann, und die allgemeine Beobachtung dahin schon fest steht, daß sich in der ganzen Natur nicht zwei Körper auffinden lassen, die sich in dem Grade, wie zwei Abdrücke einer Form gleichen, ja in den höhern Organisationen nicht selten die

nächſten unmittelbaren Nachkommen größere Verſchiedenheiten zeigen, als die entfernteren Glieder verwandter Geſchlechter, ſich auch nicht einmal zwei Blätter eines Baumes vollkommen gleich ſind: ſo iſt nicht wohl zu begreifen, was durch ein ſolches Verfahren ausgemittelt werden ſoll. Dieſe Methode iſt eben ſo ungeſchickt zum Nachzeichnen wie zum Vergleichen, da das Auge zum Meſſen der Verhältniſſe nur der horizontalen und verticalen Linie bedarf."

„Nicht weniger ungegründet iſt die von einem andern Naturforſcher ausgeſprochene Meinung, daß die Dinge nicht nachzubilden ſeyen, wie ſie erſcheinen, ſondern wie ſie an ſich ſind. Es iſt ſchwer zu begreifen, was unter dieſer Forderung nur verſtanden werden ſoll, da die Rede von Abbildungen iſt, die einzig anzuzeigen beſtimmt ſind, wie man ſich die Gegenſtände vorzuſtellen habe. Was die Dinge außer ihrer Erſcheinung an ſich ſind, kann nicht wohl ein Gegenſtand der bildlichen Darſtellung ſeyn. Sollte aber dadurch gefordert werden, zu zeigen, wie die Dinge in ihrem Zuſammenhange äußerlich und innerlich zugleich betrachtet erſcheinen, als ſeyen ſie durchſichtig, was auch durch Durchſchnitte gezeigt werden kann: ſo ſtande dann auch dieſe Forderung unſerer Methode, die Gegenſtände in der Einheit ihres Charakters von einem Standpunkte aus betrachtet zu zeichnen, nicht entgegen."

„Da aber hier die Richtigkeit der Vergleichung die Vollkommenheit der Zeichnung vorausſetzt, ja die Fahigkeit der erſtern auf das Vermögen der letztern ſich gewiſſermaßen gründet: ſo iſt jedem Naturforſcher die vollſtandigſte Kenntniß von Licht und Schatten und den Linien- und Luft-Perſpectiven unerlaßlich, da man ohne den vollkommenſten Beſitz dieſer Kenntniſſe weder richtige mikroſkopiſche Beobachtungen machen kann, indem dieſe keine Ueberzeugung durchs Getaſte geſtatten,

noch irgend eine Abbildung richtig zu beurtheilen vermag. Die vollkommenste Kenntniß der Gesetze des Sehens, woraus hier das Wesen der Erscheinungen erkannt wird, und wodurch die Dinge eben so zu unsern Sinnen sprechen, wie sie durch ihre der Außenwelt zugekehrten Sinne sich entwickelt haben, kann in der Naturforschung nicht als eine unwesentliche Aeußerlichkeit betrachtet und abgelehnt werden, da wir das Innere nur in der äußern Erscheinung aufzufassen vermögen, so wie dagegen auch die höhere Kunst ihr Ziel, der Darstellung Leben zu schaffen, niemals durch bloße Nachahmung der todten Form erreichen kann, wenn sie die Bedeutung der Formen nicht im Innern zu erfassen vermag."

„Um dieser Anforderung auf eine beaueme Weise zu genügen empfehlen wir im Zeichnen wenig geübten Naturforschern für kleine Gegenstände die camera lucida, wozu das kleinste Stahlblättchen mit dem besten Erfolg zu gebrauchen ist; für größere Gegenstände die camera clara. Für große Objecte aber, die sich nur in gewisser Ferne als ein Ganzes übersehen lassen, wäre ein mit Netzfäden überspannter Rahmen und ein mit einem unverrückbaren Absehen besetztes Zeichenbret, auf dem sich die dem Netzrahmen entsprechenden Quadrate in beliebiger Größe zum Zeichnen gezogen finden, allen andern Vorrichtungen vorzuziehen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier der Gegenstand vollkommen richtig hinter dem Rahmen aufgestellt angenommen wird. Thiere unmittelbar nach dem Leben zu zeichnen, kann nur von geübter Hand unternommen werden. Weniger Geübten kann ein nach einer Abbildung gemachter Entwurf zur bequemeren Ausführung nach dem Leben dienen."

D'Alton.

Indem nun der Meiſter ausſpricht, was er von ſich ſelbſt und ſeines Gleichen fordert, dabei aber nachſichtig die Jüngeren, Heranſtrebenden belehrt, und ihnen techniſche Hülfsmittel zugeſteht, ja empfiehlt, betrachten wir ſeine beiden neuen Hefte mit abermaliger Bewunderung, und wüßten, wenn wir unſern Beifall in Worte faſſen ſollten, nur das zu wiederholen, was wir von dem vorigen ausgeſprochen haben.

Wir ſehen hier die Raubthiere und Wiederkäuer eben ſo behandelt, wie das Rieſenfaulthier und die Dickhäutigen. Der Künſtler ſetzt ſich an die Stelle der Natur und, was in dieſem Falle noch mehr iſt, an die Stelle der Muſeen und giebt uns Kenntniß von ihren in der Welt weit umher verbreiteten und zerſtreuten Schätzen.

Möge doch die Anerkennung ſo großer Verdienſte bei ſeiner fernern Arbeit dem unermüdeten Manne immer gegenwärtig ſeyn.

Das bei den Pachydermen ſchon eingeführte Geſpenſt der äußeren Geſtalt wird auch bei den Wiederkäuern, im höchſten Grad aber bei den fleiſchfreſſenden Thieren bedeutend, indem die Behaarung aller Körpertheile nach ihrem verſchiedenſten Charakter ausgedrückt iſt, und zugleich als Grund dem Skelett zur Folie dient.

Tief eingreifend in Kunſt und Wiſſenſchaft wird dieſe Arbeit fortwirken, wie wir denn von vielfachen Betrachtungen nur Eine hier berühren.

Schon früher (ſiehe Bd. 36. Oſteologie, den Aufſatz: Foſſiler Stier), haben wir das Profil des äthiopiſchen Schweins (D'Alton's Pachydermen, Tab. XII. fig. b) in Betrachtung gezogen und die vorragenden Augenhöhlen, bei monſtroſer Stellung gegen das Hinterhaupt zu, als ein Zeichen der Wildheit und Rohheit des Geſchöpfes angeſehen.

Es geschah dieses bei Gelegenheit, als wir von dem Schädel eines Urstiers zu sprechen hatten, an welchem die Augenkapseln weiter vorspringend und höher hinauf gerückt erschienen als an dem größten zahmen ungarischen Ochsen; einen verwandten Fall brachte uns die bildende Kunst entgegen.

An dem Elgin'schen Pferdekopf, einem der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammen zu wirken scheinen und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. Es sieht so übermächtig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch jener Beobachtung gemäß hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu seyn.

Das Venetianische verliert wirklich dagegen und gerade dadurch, daß das Auge weiter vom Ohr, weiter vom Hinterhaupt abrückt, ob wir gleich nicht so gering von ihm denken als der engliche Maler Haydon in seiner Comparaison entre la tête d'un des chevaux de Venise et la tête du cheval d'Elgin du Parthenon. Lond. 1818.

Ob seine Behauptung: das Athenienſische Pferd ſtimme in ſeinen Haupttheilen mit den ächten arabiſchen Racenpferden zuſammen, richtig ſey, wünſchten wir von Herrn d'Alton als dem competenteſten Richter bekraftigt zu ſehen.

Sollte man nachleſen, was wir K. u. A. B. II. H. 2, S. 93 über beide Pferdeköpfe geſagt haben, ſo wird man es hier gleichfalls anwendbar finden. Gegenwärtig ſind ſo manche Abgüſſe dieſes unſchatzbaren Reſtes in Deutſchland, daß

Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums gar wohl das Anschauen desselben sich verschaffen können; daß uns dadurch ein neuer Natur- und Kunst-Begriff mitgetheilt werde, möchte unter Einsichtigen wohl keine Frage seyn.

Einfluß des Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen.

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich aus den ersten Anfangen einer Entdeckung manches in den Gang des Wissens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, sogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht schadlich sind. Elektricität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegensetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sey auch der Beginn, die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes,

alles auf dieſe erſte untergeordnete Seite beziehen wollte? und doch geſchieht dieß in den Wiſſenſchaften jeden Tag. In der Geſchichte müſſen wir es zugeben, ſchwer aber wird uns zu bekennen, daß wir ſelbſt noch in ſolchen Dunkelheiten befangen ſind.

Meteore des literariſchen Himmels.

Priorität. Anticipation. Präoccupation. Plagiat. Poſſeſo. Uſurpation.

Den lateiniſchen Urſprung vorſtehender Wörter wird man ihnen nicht verargen, indem ſie Verhaltniſſe bezeichnen die gewöhnlich nur unter Gelehrten ſtattfinden; man wird vielmehr, da ſie ſich ſchwerlich überſetzen laſſen, nach ihrer Bedeutung forſchen und dieſe recht ins Auge faſſen, weil man ſonſt weder in alter noch neuer Literargeſchichte, eben ſo wenig als in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, irgend entſchiedene Schritte zu thun, noch weniger Andern ſeine Anſichten über mancherlei wiederkehrende Ereigniſſe beſtimmt mitzutheilen vermag. Ich halte deßhalb zu unſerm Vorſatze ſehr gerathen, ausführlich anzuzeigen was ich mir bei jenen Worten denke und in welchem Sinne ich ſie kunftig brauchen werde; und dieß geſchehe redlich und ohne weitern Rückhalt. Die allgemeine Freiheit ſeine Ueberzeugungen durch den Druck zu verbreiten möge auch mir zu ſtatten kommen.

Priorität.

Von Kindheit auf empfinden wir die größte Freude über Gegenſtande inſofern wir ſie lebhaft gewahr werden, daher

die neugierigen Fragen der kleinen Geschöpfe sobald sie nur irgend zum Bewußtseyn kommen. Man belehrt und befriedigt sie für eine Zeit lang. Mit den Jahren aber wachs't die Lust am Ergrübeln, Entdecken, Erfinden, und durch solche Thätigkeit wird nach und nach Werth und Würde des Subjects gesteigert. Wer sodann in der Folge, beim Anlaß einer äußern Erscheinung, sich in seinem innern Selbst gewahr wird, der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Lust die zugleich eine befriedigende Beruhigung giebt; dieß nennt man entdecken, erfinden. Der Mensch erlangt die Gewißheit seines eigenen Wesens dadurch daß er das Wesen außer ihm als seines Gleichen, als gesetzlich anerkennt. Jedem Einzelnen ist zu verzeihen wenn er hierüber gloriirt, indem die ganze Nation Theil nimmt an der Ehre und Freude die ihrem Landsmann geworden ist.

Anticipation.

Sich auf eine Entdeckung etwas zu gute thun ist ein edles, rechtmaßiges Gefühl. Es wird jedoch sehr bald gekrankt; denn wie schnell erfahrt ein junger Mann daß die Altvordern ihm zuvor gekommen sind. Diesen erregten Verdruß nennen die Engländer sehr schicklich Mortification: denn es ist eine wahre Ertödtung des alten Adams wenn wir unser besonderes Verdienst aufgeben, uns zwar in der ganzen Menschheit selbst hochschatzen, unsere Eigenthümlichkeit jedoch als Opfer hinliefern sollen. Man sieht sich unwillig doppelt, man findet sich mit der Menschheit und also mit sich selbst in Rivalität.

Indessen läßt sich nicht widerstreben. Wir werden auf die Geschichte hingewiesen, da erscheint uns ein neues Licht. Nach und nach lernen wir den großen Vortheil kennen, der

Taſſo.

Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun;
Mit dir am wenigſten hätt' ich gewünſcht
Das Wageſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein du ſchüreſt Glut auf Glut, es kocht
Das inn're Mark, die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſiedet ſchäumend in der Bruſt.
Biſt du der Mann der du dich rühmſt, ſo ſteh' mir.

Antonio.

Du weißt ſo wenig wer, als wo du biſt.

Taſſo.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du läſterſt, du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das ſchönſte Opfer, dir entgegen trug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies
Und deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl,
Das brauſt, den kleinſten Flecken nicht zu leiden.

uns dadurch zuwächs't daß wir bedeutende Vorgänger hatten, welche auf die Folgezeit bis zu uns heran wirkten. Uns wird ja dadurch die Sicherheit daß wir, insofern wir etwas leisten, auch auf die Zukunft wirken müssen, und so beruhigen wir uns in einem heitern Ergeben.

Geschieht es aber daß eine solche Entdeckung, über die wir uns im Stillen freuen, durch Mitlebende, die nichts von uns so wie wir nichts von ihnen wissen, aber auf denselben bedeutenden Gedanken gerathen, früher in die Welt gefördert wird: so entsteht ein Mißbehagen, das viel verdrießlicher ist als im vorhergehenden Falle. Denn wenn wir der Vorwelt auch noch zur Noth einige Ehre gönnen, weil wir uns spaterer Vorzüge zu rühmen haben, so mögen wir den Zeitgenossen nicht gern erlauben sich einer gleichen genialen Begunstigung anzumaßen. Dringen daher zu derselben Zeit große Wahrheiten aus verschiedenen Individuen hervor, so giebt es Händel und Conteſtationen, weil niemand so leicht bedenkt daß er auf die Mitwelt denselben Bezug hat wie zu Vor- und Nachwelt. Personen, Schulen, ja Völkerschaften führen hierüber nicht beizulegende Streitigkeiten.

Und doch ziehen manchmal gewisse Gesinnungen und Gedanken schon in der Luft umher, so daß mehrere sie erfassen können. Immanet aër sicut anima communis quae omnibus praesto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aëre persentiscunt quod cogitat alter homo. Oder, um weniger mystisch zu reden, gewisse Vorstellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verschiedenen Garten fallen Fruchte zu gleicher Zeit vom Baume.

Weil aber von Mitlebenden, besonders von denen die in Einem Fach arbeiten, schwer auszumitteln ist, ob nicht etwa

einer von dem andern ſchon gewußt und ihm alſo vorſätzlich vorgegriffen habe: ſo tritt jenes ideelle Mißbehagen ins gemeine Leben und eine höhere Gabe wird, wie ein anderer irdiſcher Beſitz, zum Gegenſtand von Streit und Hader. Nicht allein das betroffene Individuum ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde und Landsleute ſtehen auf und nehmen Antheil am Streit. Unheilbarer Zwieſpalt entſpringt und keine Zeit vermag das Leidenſchaftliche von dem Ereigniß zu trennen. Man erinnere ſich der Händel zwiſchen Leibnitz und Newton; bis auf den heutigen Tag ſind vielleicht nur die Meiſter in dieſem Fache im Stand ſich von jenen Verhaltniſſen genaue Rechenſchaft zu geben.

Präoccupation.

Daher iſt die Gränze wo dieſes Wort gebraucht werden darf ſchwer auszumitteln: denn die eigentliche Entdeckung und Erfindung iſt ein Gewahrwerden, deſſen Ausbildung nicht ſogleich erfolgt. Es liegt in Sinn und Herz; wer es mit ſich herumträgt fühlt ſich gedrückt. Er muß davon ſprechen, er ſucht andern ſeine Ueberzeugungen aufzudringen, er wird nicht anerkannt. Endlich ergreift es ein Fähiger und bringt es mehr oder weniger als ſein Eigenes vor.

Bei dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wo ſo manches zu entdecken war, half man ſich durch Logogryphen. Wer einen glücklichen, folgereichen Gedanken hatte und ihn nicht gleich offenbaren wollte, gab ihn verſteckt in einem Wortrathſel ins Publicum. Späterhin legte man dergleichen Entdeckungen bei den Akademien nieder, um der Ehre eines geiſtigen Beſitzes gewiß zu ſeyn; woher denn bei den Engländern, die, wie billig, aus allem Nutzen und Vortheil ziehen, die Patente den Urſprung nahmen, wodurch auf eine

gewiſſe Zeit die Nachbildung irgend eines Erfundenen verboten wird.

Der Verdruß aber den die Praeoccupation erregt wächſ't höchſt leidenſchaftlich: er bezieht ſich auf den Menſchen der uns bevortheilt und nährt ſich in unverſöhnlichem Haß.

Plagiat

nennt man die gröbſte Art von Occupation, wozu Kühnheit und Unverſchamtheit gehört und die auch wohl deßhalb eine Zeit lang glücken kann. Wer geſchriebene, gedruckte, nur nicht allzubekannte Werke benützt und für ſein Eigenthum ausgiebt wird ein Plagiarier genannt. Armſeligen Menſchen verzeihen wir ſolche Kniffe; werden ſie aber, wie es auch wohl geſchieht, von talentvollen Perſonen ausgeübt, ſo erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Mißbehagen, weil durch ſchlechte Mittel Ehre geſucht worden, Anſehen durch niedriges Beginnen.

Dagegen müſſen wir den bildenden Künſtler in Schutz nehmen, welcher nicht verdient Plagiarier genannt zu werden, wenn er ſchon vorhandene, gebrauchte, ja bis auf einen gewiſſen Grad geſteigerte Motive nochmals behandelt.

Die Menge, die einen falſchen Begriff von Originalität hat, glaubt ihn deßhalb tadeln zu dürfen, anſtatt daß er höchlich zu loben iſt, wenn er irgend etwas ſchon Vorhandenes auf einen höhern, ja den höchſten Grad der Bearbeitung bringt. Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine geſteigerte wo nicht vollendete Form uns angehört.

Eben ſo kann und muß auch der Gelehrte ſeine Vorgänger benutzen, ohne jedesmal ängſtlich anzudeuten woher es ihm gekommen; verſäumen wird er aber niemals jene

Dankbarkeit gelegentlich auszudrücken gegen die Wohlthäter welche die Welt ihm aufgeschlossen, es mag nun seyn daß er ihnen Ansicht über das Ganze, oder Einsicht ins Einzelne verdankt.

Possess.

Nicht alle sind Erfinder, doch will jedermann dafür gehalten seyn; um so verdienstlicher handeln diejenigen, welche, gern und gewissenhaft, anerkannte Wahrheiten fortpflanzen. Freilich folgen darauf auch weniger begabte Menschen, die am Eingelernten festhalten, am Herkömmlichen, am Gewohnten. Auf diese Weise bildet sich eine sogenannte Schule und in derselben eine Sprache, in der man sich nach seiner Art versteht, sie deßwegen aber nicht ablegen kann, ob sich gleich das Bezeichnete durch Erfahrung längst verändert hat.

Mehrere Männer dieser Art regieren das wissenschaftliche Bildewesen, welches, wie ein Handwerk das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigenthümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt.

Da jedoch dergleichen Personen von Jugend auf in solchen Glaubensbekenntnissen unterrichtet sind, und im Vertrauen auf ihre Lehrer das mühsam erworbene in Beschränktheit und Gewohnheit hartnäckig behaupten, so läßt sich vieles zu ihrer Entschuldigung sagen und man empfinde ja keinen Unwillen gegen sie. Derjenige aber der anders denkt, der vorwärts will, mache sich deutlich daß nur ein ruhiges, folgerechtes Gegenwirken die Hindernisse die sie in den Weg legen, obgleich spät doch endlich, überwinden könne und müsse.

Usurpation.

Jede Besitzergreifung die nicht mit vollkommenem Recht geschieht nennen wir Usurpation, deßwegen in Kunst und

Wissenschaft im strengen Sinne Usurpation nicht stattfindet: denn um irgend eine Wirkung hervor zu bringen ist Kraft nöthig, welche jederzeit Achtung verdient. Ist aber, wie es in allem was auf die Menschen sittlich wirkt leicht geschehen kann, die Wirkung größer als die Kraft verdiente: so kann demjenigen der sie hervorbringt weder verdacht werden wenn er die Menschen im Wahn läßt, oder auch wohl sich selbst mehr dünkt als er sollte.

Endlich kommt ein auf diese Weise erhaltener Ruf bei der Menge gelegentlich in Verdacht, und wenn sie sich darüber gar zuletzt aufklärt, so schilt sie auf einen solchen usurpirten Ruhm, anstatt daß sie auf sich selbst schelten sollte: denn sie ist es ja die ihn ertheilt hat.

Im Aesthetischen ist es leichter sich Beifall und Namen zu erwerben: denn man braucht nur zu gefallen, und was gefallt nicht eine Weile? Im Wissenschaftlichen wird Zustimmung und Ruhm immer bis auf einen gewissen Grad verdient, und die eigentliche Usurpation liegt nicht in Ergreifung, sondern in Behauptung eines unrechtmaßigen Besitzes. Diese findet statt bei allen Universitäten, Akademien und Societaten. Man hat sich einmal zu irgend einer Lehre bekannt, man muß sie behaupten, wenn man auch ihre Schwachen empfindet. Nun heiligt der Zweck alle Mittel, ein kluger Nepotismus weiß die Angehörigen empor zu heben. Fremdes Verdienst wird beseitigt, die Wirkung durch Verneinen, Verschweigen gelahmt. Besonders macht sich das Falsche dadurch stark daß man es, mit oder ohne Bewußtseyn, wiederholt als wenn es das Wahre wäre.

Unredlichkeit und Argliſt wird nun zuletzt der Hauptcharakter dieses falsch und unrecht gewordenen Besitzes. Die Gegenwirkung wird immer schwerer: Scharfsinn verlaßt geistreiche

Menſchen nie, am wenigſten wenn ſie Unrecht haben. Hier ſehen wir nun oft Haß und Grimm in dem Herzen neu Strebender entſtehen, es zeigen ſich die heftigſten Aeußerungen, deren ſich die Uſurpatoren, weil das ſchwachgeſinnte ſchwankende Publicum, dem es, nach tauſend Unſchicklichkeiten, endlich einfällt einmal für Schicklichkeit zu ſtimmen, dergleichen Schritte beſeitigen mag, zu ihrem Vortheil und zu Befeſtigung des Reiches gar wohl zu bedienen wiſſen.

Erfinden und Entdecken.

Es iſt immer der Mühe werth nachzudenken, warum die vielfachen und harten Conteſtationen über Priorität bei Entdecken und Erfinden beſtändig fortdauern und aufs neue entſtehen.

Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geiſt, und beide können beides nicht entbehren.

Dieſes ſpricht aus und beweiſ't, daß man, ohne Ueberlieferung, unmittelbar perſönlich Naturgegenſtände oder deren Eigenſchaften gewahr werden könne.

Das Erkennen und Erfinden ſehen wir als den vorzüglichſten ſelbſt erworbenen Beſitz an und brüſten uns damit.

Der kluge Engländer verwandelt ihn durch ein Patent ſogleich in Realitäten und überhebt ſich dadurch alles verdrießlichen Ehrenſtreites.

Aus obigem aber erſehen wir, wie ſehr wir von Autorität, von Ueberlieferung abhangen, daß ein ganz friſches eigenthümliches Gewahrwerden ſo hoch geachtet wird; deßhalb auch

niemand zu verargen ist, wenn er nicht aufgeben will, was ihn vor so vielen andern auszeichnet.

John Hunter, Spätling-Sohn eines Landgeistlichen, ohne Unterricht bis ins sechzehnte Jahr heraufgewachsen, wie er sich ans Wissen begiebt gewinnt schnell das Vorgefühl von vielen Dingen, er entdeckt dieses und jenes durch geniale Uebersicht und Folgerung; wie er sich aber darauf gegen andere etwas zu gute thut, muß er zu seiner Verzweiflung erfahren, daß das alles schon entdeckt sey.

Endlich da er als Prosector seines viel ältern Bruders, Professors der Anatomie, wirklich im menschlichen Körperbau etwas Neues entdeckt, der Bruder aber in seinen Vorlesungen und Programmen davon Gebrauch macht ohne seiner zu gedenken, entsteht in ihm ein solcher Haß, es ergiebt sich ein Zwiespalt zwischen beiden der zum öffentlichen Skandal wird, und nach großem ruhmvoll durcharbeitetem Leben auf dem Todbette sich nicht ausgleichen läßt.

Solche Verdienste des eignen Gewahrwerdens sehen wir uns durch Zeitgenossen verkümmert, daß es Noth thate Tag und Stunde nachzuweisen wo uns eine solche Offenbarung geworden. Auch die Nachkommen bemühen sich Ueberlieferungen nachzuweisen; denn es giebt Menschen die, um nur etwas zu thun, das Wahre schelten und das Falsche loben, und sich aus der Negation des Verdienstes ein Geschäft machen.

Um sich die Priorität zu bewahren einer Entdeckung die er nicht aussprechen wollte, ergriff Galilei ein geistreiches Mittel: er versteckte seine Erfindung anagrammatisch in lateinische Verse, die er sogleich bekannt machte um sich im Falle ohne weiteres dieses öffentlichen Geheimnisses bedienen zu können.

Ferner ist Entdecken, Erfinden, Mittheilen, Benutzen so

nah verwandt, daß mehrere bei einer solchen Handlung als Eine Person können angesehen werden. Der Gärtner entdeckt daß das Wasser in der Pumpe sich nur auf eine gewisse Höhe heben läßt; der Physiker verwandelt eine Flussigkeit in die andere, und ein großes Geheimniß kommt an den Tag; eigentlich war jener der Entdecker, dieser der Erfinder. Ein Kosak führt den reisenden Pallas zu der großen Masse gediegenen Eisens in der Wüste; jener ist Erfinder, dieser der Aufdecker zu nennen; es tragt seinen Namen, weil Er es uns bekannt gemacht hat.

Ein merkwürdiges Beispiel wie die Nachwelt irgend einem Vorfahren die Ehre zu rauben geneigt ist, sehen wir an den Bemühungen die man sich gab, Christoph Colomb die Ehre der Entdeckung der neuen Welt zu entreißen. Freilich hatte die Einbildungskraft den westlichen Ocean schon langst mit Inseln und Land bevölkert, daß man sogar in der ersten dustern Zeit lieber eine ungeheure Insel untergehen ließ als daß man diese Raume leer gelassen hatte. Freilich waren die Nachrichten von Asien her schon weit herangerückt, Kuhngesinnten und Wagehalsen genügte die Küstenschiffahrt nicht mehr, durch die gluckliche Unternehmung der Portugiesen war die ganze Welt in Erregung; aber es gehörte denn doch zuletzt ein Mann dazu, der das alles zusammenfaßte, um Fabel und Nachricht, Wahn und Ueberlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Ueber Mathematik und deren Mißbrauch,

so wie

das periodische Vorwalten einzelner wissenschaftlichen Zweige.

Das Recht, die Natur in ihren einfachsten geheimsten Ursprüngen, so wie in ihren offenbarsten am höchsten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhaltnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei geleistet, liegt vor Augen; wie es Andern frommt, wird sich ergeben.

Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Bestrebungen einen falschen Sinn untergeschoben hat. Ich hörte mich anklagen, als sey ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher schatzen kann als ich, da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden. Hierüber möchte ich mich gern erklaren und wahle dazu ein eignes Mittel, solches durch Wort und Vortrag anderer bedeutender und namhafter Manner zu thun.

I.

D'Alembert.

„Was die mathematischen Wissenschaften betrifft, so muß uns ihre Natur und ihre Vielzahl keineswegs imponiren."

„Der Einfalt ihres Gegenstandes sind sie vorzüglich ihre Gewißheit schuldig. Sogar muß man bekennen, daß, da die verschiedenen Theile der Mathematik nicht einen gleich einfachen Gegenstand behandeln, also auch eine eigentliche Gewißheit, diejenige nämlich, welche auf nothwendig wahren und durch sich selbst evidenten Principien beruht, allen diesen Abtheilungen weder gleich, noch auf gleiche Weise zukommt. Mehrere derselben, an physische Principien sich lehnend, d. h. an Erfahrungs-Wahrheiten, oder bloße Hypothesen, haben so zu sagen nur eine Erfahrungs-Gewißheit oder eine bloße Voraussetzung. Um also genau zu sprechen, sind nur diejenigen Abtheilungen, welche die Berechnung der Größen und allgemeinen Eigenschaften des Raumes behandeln, d. h. die Algebra, die Geometrie, die Mechanik, diejenigen, welche man als mit dem Stempel der Evidenz beglaubigt ansehen kann. Sogar ist in dem Lichte das diese Wissenschaften unsrem Geiste verleihen, eine Art Abstufung und einige Schattirung zu beobachten. Je weiter der Gegenstand ist, den sie umfassen, auf eine allgemeine und abstracte Weise betrachten, desto mehr sind ihre Principien von Wolken frei. Deßhalb die Geometrie einfacher ist als die Mechanik und beide einfacher als die Algebra."

„Man wird also wohl darin übereinkommen, daß die sammtlichen mathematischen Kenntnisse nicht auf gleiche Weise den Geist befriedigen. Schreiten wir weiter und untersuchen ohne Vorliebe, worauf denn eigentlich diese Kenntnisse sich beschranken. Bei dem ersten Anblick, fürwahr, erscheinen sie in sehr großer Zahl und sogar gewissermaßen unerschöpflich; betrachtet man sie aber alle beisammen und nimmt eine philosophische Zahlung vor, so bemerkt man, daß wir lange nicht so reich sind, als wir glaubten. Ich spreche hier nicht von

Antonio.

Welch hoher Geiſt in einer engen Bruſt!

Taſſo.

Hier iſt noch Raum dem Buſen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.

Taſſo.

Biſt du ein Edelmann wie ich, ſo zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich wo ich bin.

Taſſo.

Komm mit herab, wo unſre Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.

der geringen Anwendung, von dem wenigen Gebrauch den man von diesen Wahrheiten machen kann; dieß ware vielleicht ein sehr schwaches Argument das man gegen diese Wahrheiten aufstellen könnte; ich rede von diesen Wahrheiten an sich selbst betrachtet. Was wollen denn die meisten dieser Axiome bedeuten, worauf die Geometrie so stolz ist? Sie sind eigentlich nur der Ausdruck einer einfachen Idee durch zwei verschiedene Zeichen oder Worte. Derjenige der sagt, daß 2 mal 2 4 sey, hat der mehr Kenntniß, als derjenige welcher sagen möchte: 2 mal 2 ist 2 mal 2? Die Ideen des Ganzen, der Theile, des Größeren, des Kleineren, sind sie nicht, eigentlich zu reden, dieselbe einfache und einwohnende Idee, indem man die eine nicht haben kann, ohne daß die übrigen alle sich zu gleicher Zeit darstellen? Schon haben einige Philosophen bemerkt, daß wir gar manchen Irrthum dem Mißbrauch der Worte verdanken. Ist es vielleicht derselbige Mißbrauch woher die Axiome sich ableiten? Uebrigens will ich hierdurch den Gebrauch derselben nicht durchaus verdammen; nur wünsche ich, bemerklich zu machen, worauf er sie einschränkt. Dadurch sollen nämlich die einfachen Ideen uns durch Gewohnheit mehr eigen werden, damit sie uns mehr bei der Hand seyen, wenn wir sie auf verschiedene Weise zu brauchen denken. Ich sage fast eben dasselbe, obgleich mit schicklichen Einschränkungen von den mathematischen Theoremen. Ohne Vorurtheil betrachtet schmelzen sie zu einer sehr kleinen Zahl ursprünglicher Wahrheiten zusammen. Man untersuche eine Folge von geometrischen Propositionen, die eine aus der andern hergeleitet ist, so daß zwei nachbarliche Sätze sich unmittelbar und ohne Zwischenraum berühren, so wird man gewahr werden, daß sie alle zusammen nur die erste Proposition sind, die sich, so zu sagen, in stetiger Folge, nach und

nach in dem Uebergang einer Consequenz zur andern entstellt, die aber doch eigentlich durch diese Verkettung nicht vermannichfaltigt worden ist, sondern nur sich verschiedenen Formen bequemt hat. Es ist ungefähr als wenn man einen solchen Satz durch eine Sprache ausdrücken wollte, die sich unmerklich von ihrem Ursprung entfernt hat, und daß man ihn nach und nach auf verschiedene Weise darstellte, welche die verschiedenen Zustände, durch welche die Sprache gegangen ist, bezeichnete. Einen jeden dieser Zustände würde man in seinem unmittelbaren Nachbar wieder erkennen, aber in weiterer Entfernung würde man ihn nicht mehr anerkennen, ob er gleich immer von dem nächstvorhergehenden Zustande abhängt, wie denn auch immer dieselbige Idee ausgedrückt werden sollte. Eben so kann man die Verkettung mehrerer geometrischer Wahrheiten als Uebersetzungen ansehen, mehr oder weniger verschieden, mehr oder weniger verflochten, aber immer denselbigen Satz, oft dieselbe Hypothese ausdrückend. Diese Uebersetzungen sind übrigens sehr vortheilhaft, weil sie uns befähigen von dem Theorem, das sie aussprechen, den verschiedensten Gebrauch zu machen, Gebrauch, mehr oder weniger schätzenswerth, nach dem Maaßstab seiner Wichtigkeit und Ausdehnung. Geben wir aber auch einer solchen mathematischen Uebersetzung eines Grundsatzes einen wirklichen Werth zu, so muß man doch anerkennen, daß dieses Verdienst ursprünglich der Proposition selbst einwohnt. Dieß nun lehrt uns empfinden, wie viel wir den erfindenden Geistern schuldig sind, welche einige jener Grundwahrheiten entdeckend, die als Quelle, als Originale von manchen andern gelten, die Geometrie wirklich bereichert und ihren Besitz erweitert haben."

II.

Le Globe Nr. 104. S. 325.

Traité de Physique par Despretz.

„Die Werke des Herrn Biot haben in Frankreich nicht wenig dazu beigetragen die Wissenschaften auf mathematische Weise zu behandeln. Und gewiß bleibt das physikalische Werk dieses Verfassers ein vorzügliches, und die Theorien der Akustik und Elektricitat sind Meisterstücke der Darlegung und des Styls."

„Zugleich aber muß man bekennen, daß in diesem Buche eine Vorliebe für den Calcul, ein Mißbrauch der Mathematik herrscht, wodurch die Wissenschaft Schaden leidet. So sind z. B. die Formeln der Dichtigkeiten der Gasarten unentwirrbar und sowohl mühselig für den der lernen will als ganz und gar unnütz in der Anwendung."

„Heut zu Tage legt man gewöhnlich bei dem öffentlichen Unterricht entweder die letzte Ausgabe des Tractats von Hauy, das Werk von Herrn Beudant oder den Auszug von Herrn Biot unter. Die beiden ersten haben mit viel zu viel Einzelnheiten die Theorie der Krystalle entwickelt und es ist leicht zu begreifen, wie der ehrwürdige Hauy sich habe hinreißen lassen, um mit Wohlgefallen aus seinen eignen Entdeckungen ein besonderes Capitel der Physik zu machen; Herr Beudant aber scheint nicht zu entschuldigen."

„Der Auszug des Herrn Biot, ob er gleich keine Berechnung enthält, hat fast dieselben Fehler wie das große Werk. Von Seiten des Styls sogar bleibt es ein merkwürdig literarisches Studium, dieses physikalische Buch. Herr Biot hat sich bemüht, ohne irgend eine algebraische Analyse, die Formeln

des Calculs in der Darstellung der Phänomene wiederzugeben. Man findet kein X; übrigens ist dieser Auszug vollkommen mathematisch und für den Anfanger allzu ermüdend. Man vergißt nur zu oft, wenn man Elementar-Werke niederschreibt daß die Hauptsache solcher Werke sey: andere zu unterrichten und nicht selbst zu glänzen."

Diese Stelle aus einer höchst bedeutenden französischen Zeitschrift giebt die deutlichsten Beispiele vom Mißbrauch der Mathematik. Eben diese Vorliebe für die Anwendung von Formeln macht nach und nach diese zur Hauptsache. Ein Geschäft, das eigentlich nur zu Gunsten eines Zweckes geführt werden sollte, wird nun der Zweck selbst, und keine Art von Absicht wird erfüllt. Wir erinnern hier was wir auf gleiche Weise bei der Gelegenheit gesagt haben, wo wir die granzenlosen Zauberformeln anklagten, womit der Grundsatz von Polarisation des Lichtes dünenartig zugedeckt wurde, so daß niemand mehr unterscheiden konnte, ob ein Körper oder ein Wrack darunter begraben lag.

Ein anderes Gravamen, welches man gegen wissenschaftliche Behandlung aufzuführen hat, ist dieses, daß gewisse einzelne Fächer von Zeit zu Zeit ein Uebergewicht in der Wissenschaft nehmen, welches freilich nur durch die Zeit ins Gleiche gebracht werden kann. Das neu hervorstrebende, frisch aufstrebende Erkenntniß erregt die Menschen zur Theilnahme. Manner die durch vorzügliche Beschäftigungen sich in solchen Fächern hervorgethan, arbeiten sie sorgfaltig aus, sie gewinnen sich Schüler, Mit- und Nacharbeiter, und so schwillt ein gewisser Theil des Ganzen zum Hauptpunkte auf, indessen die übrigen schon in ihre Gränzen als Theilnehmer einer Gesammtheit zurückgetreten sind.

Doch ist im höheren ethischen Sinne hieran eigentlich nichts auszusetzen; denn die Geschichte der Wissenschaften lehrt uns, daß gerade diese Vorliebe fürs Neue und noch Unbekannte das Glück der Entdeckung sey, das einen Einzigen begünstigte und nun das lebhafte Zugreifen mehrerer zur Folge hat, die hier mitwirken und am Besitz der Kenntniß wie an der Freude des Ruhms auch ihren Antheil mit wegnehmen möchten.

Gerade dieses ist es, was ein solches Capitel schnell zur Klarheit und Vollkommenheit heraufhebt. Streitigkeiten, die bei den verschiedenen Denkweisen der Menschen unvermeidlich sind, lassen die Aufgabe nicht allzubald zur Beruhigung kommen und unsre Kenntnisse werden auf eine bewundernswürdige Weise bereichert.

Und so habe ich denn auch seit vielen Jahren die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft sich entwickeln gesehen. Jede unerwartete Entdeckung interessirt als Zeitungsneuigkeit die Welt; nun aber wird sie durchgearbeitet, durchgeprüft, durchgestritten, niemals erschöpft, zuletzt aber doch eingeordnet und beseitigt.

Man bedenke, daß bei meiner Geburt gerade die Elektricität eine solche Würde der allgemeinen Theilnahme behauptete. Man denke sich, was nach und nach bis auf die letzte Zeit hervortrat und man wird sich überzeugen, daß die wichtigsten Erscheinungen nach und nach der allgemeinen Aufmerksamkeit sich entzogen, theils weil für den neugierigen Theil des Publicums die auffallenden Versuche sich nach und nach erschöpften, theils weil man sich in höheren Resultaten zu beruhigen Ursache hatte; theils aber auch weil das Eine erst Isolirte nach und nach, indem es dem Verwandten sich anschloß, sich darin verlor und seine Selbstständigkeit aufgab.

Hier ist aber der Fall, worüber der französische Kritiker sich beklagt. So lange nämlich ein solcher Theil des unendlichen Wissens vorwaltet, so verdrückt er die übrigen, und, wie alle Disproportion, erregt er dem Ueberschauenden eine mißbehagliche Stimmung.

Schon der Franzose bemerkt, daß die ausführliche Bearbeitung der Krystallographie über das Nachbarwissen sich einiges Uebergewicht zu verschaffen gewußt. Und wir fügen hinzu, daß einige Zeit erforderlich seyn wird bis diese höchst bedeutende Rubrik sich in sich selbst selbstständig vollendet sieht, damit sie sich bequeme, als Hülfswissenschaft in die verwandten Facher einzuwirken. Es soll ihr alsdann gar gern erlaubt seyn, auch aus dem verwandten Wissen sich, was ihr beliebt, herüber zu nehmen und sich damit reichlich auszustatten.

Es liegt in jedem Menschen und ist ihm von Natur gegeben, sich als Mittelpunkt der Welt zu betrachten, weil doch alle Radien von seinem Bewußtseyn ausgehen und dahin wieder zurückkehren. Darf man daher vorzüglichen Geistern eine gewisse Eroberungssucht, eine Aneignungsbegierde wohl verargen?

Um uns dem Einzelnen zu nahern, bemerken wir, daß gerade die Mineralogie im Fall sey vom benachbarten allgemeineren Wissen aufgezehrt zu werden, so daß sie einige Zeit für ihre Selbstständigkeit wird zu kampfen haben. Der Krystallograph macht sich darin zum Herrn und Meister und zwar nicht ganz mit Unrecht. Denn da die Gestalt immer das Höchste bleibt, warum sollte man ihm verargen, auch das Anorganische nur in so fern es gestaltet ist zu erkennen, zu schatzen und zu ordnen?

Der Chemiker, gerade im Gegensatz, mag sich um das Gebildete wenig bekümmern; er spurt den allgemeinen Gesetzen

der Natur nach, in so fern sie sich auch im Mineralreiche offenbaren. Ihm ist Gestaltetes, Misgestaltetes, Ungestaltetes auf gleiche Weise unterworfen. Nur die Frage sucht er zu beantworten: wie bezieht sich das Einzelne auf jene ewige unendliche Angel, um die sich alles was ist zu drehen hat?

Mögen doch beide, Krystallograph und Chemiker, in ihren Bemühungen unablässig fortfahren; jedem Freunde des Wissens und der Wissenschaft steht es denn doch am Ende frei, welchem Wirkungskreise er sich hingeben, oder was er von dorther für den seinigen zu nutzen sucht.

Uebrigens könnten wir wohl halb im Ernst, halb im Scherz, die Oryktognosie noch von einer Seite bedroben und zwar von der geologischen. Wollte man den Geologen tadeln, welcher aufträte, seine Wissenschaft für selbstständig zu erklären, alle einzelnen Mineralien, ihre Krystallgestalten, so wie ihre übrigen äußerlichen Kennzeichen, ihre innern chemischen Eigenschaften und was aus einer solchen Bearbeitung hervorgeht, alles nur in so fern für werth und wichtig zu halten, als sie, auf dem Erdball vorkommend, sich in einer gewissen Folge und unter gewissen Umständen darstellen? Es würde sogar diese Behandlungsweise, zu der ja schon so vieles vorgearbeitet ist, den verwandten Wissenschaften, in welchen sie jetzt nur als beiläufig gilt, von großem Vortheil seyn; wie denn ein jeder neuer Standpunkt auch zu neuen Gesichtspunkten befähigt, und auf der Peripherie eines jeden Kreises unendliche zu denken sind, die in gar manchen Beziehungen unter einander stehen.

Alles was hier gewissermaßen gelobt und getadelt, gewünscht und abgelehnt worden, deutet doch auf das unaufhaltsam fortschreitende Wirken und Leben des menschlichen Geistes, der sich aber vorzüglich an der That prüfen sollte,

wodurch sich denn erst alles Schwankende und Zweifelhafte zur löblichsten Wirklichkeit consolidirt.

III.

Ritter Ciccolini in Rom an Baron v. Zach in Genua.

„Dieser Brief, mein Herr Baron, handelt von Aufzeichnung und Theorie horizontaler Sonnen-Uhren, welche als der Pivot gnomonischer Wissenschaft zu betrachten ist. Ich setze mir zum Hauptzweck eine Methode wieder frisch zu beleben, die, wo nicht vergessen, doch verlassen worden, ob sie gleich den Vorzug verdient vor allen andern die man in gnomonischen Werken vortragt."

„Damit man aber jene bessere Methode nach ihrem Werth schatzen lerne, will ich auch die andere vortragen, deren man sich allgemein bedient; ich werde ihre Fehler zeigen und diese sogar möglichst zu mindern suchen, um, wie ich hoffe, deutlich zu machen, daß ungeachtet dieser Verbesserungen ihr die weniger bekannte Methode vorzuziehen sey, als einfacher, eleganter und leichter anzuwenden. Deßhalb ich denn einen Platz für sie wieder zu erobern hoffe in den Abhandlungen uber Sonnenuhren, welche man in der Folge herausgeben wird, und man giebt deren sehr oft heraus."

Hier sucht nun der Verfasser dasjenige ausführlich zu leisten was er sich vorgenommen, indem er die Mangel der bestrittenen Methode weitläufig an den Tag legt, sodann aber mit wenigem das Verfahren das er begunstigt, vortragt und sich darauf im Allgemeinen äußert wie folgt:

„Man wird nicht laugnen, daß diese Construction sehr

einfach und selbst sehr zierlich sey, weil sie uns horizontale Sonnenuhren liefert, durch Vermittlung eines einzigen gleichschenkeligen Triangels, einer symmetrischen leicht aufzuzeichnenden Figur. Wundern muß ich mich daher, daß man ihrer in den Abhandlungen der Gnomonik nicht gedenkt, die in Frankreich und Italien herauskommen, da man in Frankreich oder England, kurz vor der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, jene Construction schon erfunden hatte. Wußte man etwa nichts von diesem schönen Verfahren in Frankreich und Italien? oder vernachlässigte man dasselbe? vielleicht weil die großen Analytiker des vorigen Jahrhunderts, um die beiden gedachten Linien zu finden und zu beweisen, die analytische Methode anwendeten und dadurch was leicht war erschwerten. Leider ist dieß noch immer der Fehler mehrerer Mathematiker unserer Tage."

„In Werken über die Gnomonik, wie sie vor kurzem heraus kamen, macht man von neuen Theorien Gebrauch, die man von der analytischen Geometrie entlehnt, ohne zu bemerken, daß man das Einfache durch das Zusammengesetzte zu erklären denkt. Bei dieser Gelegenheit sage ich mit La Grange: „dieß nutzt zu weiter nichts als zur Uebung im Calcul." Und fürwahr dieser großsprecherische Aufwand ist ein unnützer Luxus am falschen Platze. Der Wissenschaft der Gnomonik genügt die Lehre von der Kugel, der zwei Trigonometrien und der Kegelschnitte; durch diese Mittel löst man alle Probleme dieses Geschäftes. Aber die Mode siegt, und der Mißbrauch, um nicht zu sagen die Thorheit, ist wirklich auf den Gipfel gelangt und diese Uebertriebenheit dehnt sich unglücklicher Weise über alle Wissenschaften aus; die wahren Einsichtigen seufzen und klagen, spotten wohl auch manchmal, wie solches vor kurzem ein ausgezeichneter Gelehrter gethan,

welcher ein bändereiches Werk eines großen Geometers „die Apokalypse der Mathematiker nannte."

„Ein anderer Gelehrter, dem ich bei seiner Arbeit die Bemerkung machte: daß ein gewisser Uebergang einer Gleichung in die andere, bei Lösung eines gewissen Problems, mir nicht klar noch zulässig schiene, antwortete mir sehr leichtfertig: „Was wollt Ihr! ich habe die Schwierigkeit wohl gemerkt, aber die Zeit drängte mich, und da ich sah, daß die Herren N. N. N. und N. sich in ihren Werken noch größere Sprünge erlaubten, so habe ich, um aus der Verlegenheit zu kommen, auch einen Salto Mortale gewagt."

„Ich für meinen Theil bin kein Feind der Analyse, im Gegentheil, ohne grade an den Rang des Mathematikers Anspruch zu machen, liebe ich sie sehr; und ich werde niemals irgend jemand rathen die kleinlichen Methoden des Clavius, des Tacquet und anderer dieser Art zu befolgen, aber ich wünschte gar sehr: daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Geistes und der Klarheit eines La Grange sich bedienen möchten!"

Die vorstehend übersetzte Stelle enthält eine doppelte Anklage des mathematischen Verfahrens; zuerst daß man nicht etwa nur die höheren und complicirteren Formeln im praktischen Leben eintreten lasse, wenn die ersten einfachen nicht hinreichen, sondern daß man, ohne Noth, jene statt dieser eintreten läßt und dadurch das aufgegebene Geschäft erschwert und verspätet.

Es kommt dieser Fall in manchen, sowohl wissenschaftlichen als weltlichen Dingen vor, wo das Mittel zum Zweck wird. Und es ist dieses ein politisches Hülfsmittel, um da,

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.

Mit Freuden kann ich dieſem Schutz entſagen.

Antonio.

Vergib dir nur, dem Ort vergibſt du nichts.

Taſſo.

Verzeihe mir der Ort daß ich es litt.

Er zieht den Degen.

Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich dich haſſe, dich verachten ſoll.

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich euch unerwartet?

wo man wenig oder nichts thut, die Menschen glauben zu machen, man thue viel; da dann die Geschäftigkeit an die Stelle der Thatigkeit tritt.

Jene Personen, welche mit verwickelten Mitteln einfache Zwecke zu erlangen suchen, gleichen dem Mechaniker, der eine umständliche Maschine erfand, um den Pfropf aus einer Bouteille zu ziehen, welches denn freilich durch zwei Menschen-Arme und Hände gar leicht zu bewirken ist. Und gewiß leistet die einfache Geometrie mit ihren nächsten Rubriken, da sie dem gemeinen Menschenverstand naher liegt, schon sehr viel, hauptsächlich auch im geistigen Sinne deßhalb, weil der Menschenverstand unmittelbar auf die Zwecke dringt, das Nützliche fordert und die Umwege abzuschneiden sucht. Obiges Beispiel, von den Sonnenuhren abgenommen, möge uns statt einer umständlichen Erklarung gelten.

Der zweite Vorwurf aber, welchen jener Römische Freund den Mathematikern macht, ist der schwerste der ihnen, ja einem jeden, welcher Wissenschaften behandelt, zu machen ist, nämlich die Unredlichkeit. Wenn in weltlichen Geschäften, wo von Mein und Dein in jedem Sinne die Rede ist, von Erreichung besonderer Zwecke, wo sich Gegenwirkungen denken lassen, sich nicht stets mit Redlichkeit verfahren laßt, so mag der erlangte Gewinn hiebei zur Entschuldigung dienen, und die Vorwürfe, die man sich allenfalls machen könnte, möglichst aufwiegen; aber in wissenschaftlicher Angelegenheit, wo nichts Besonderes, nichts Augenblickliches stattfinden, sondern alles unaufhaltsam ins Allgemeine, ins Ewige fortwirken soll, ist es höchst verwerflich. Denn da in jedem Geschäft und also auch im wissenschaftlichen, die beschränkten Individualitäten genugsame Hinderniß geben, und Starrsinn, Dünkel, Neid und Rivalität den Fortschritten in mannichfachem Sinne

hinderlich ſind, ſo tritt zuletzt die Unredlichkeit zu allen dieſen widerwärtigen Leidenſchaften hinzu und kann wohl ein halbes Jahrhundert Entdeckungen verdüſtern und, was ſchlimmer iſt, die Anwendung derſelben zurückdrängen.

Articuliren wir nun jene Anklage nochmals, indem wir ſie in Zuſammenhang und Betrachtung ſtellen:

D'Alembert, vergleicht in der von uns überſetzten erſten Stelle eine Folge von geometriſchen Propoſitionen, deren eine aus der andern hergeleitet iſt, einer Art von Ueberſetzung aus einem Idiom in ein anderes, das ſich aus dem erſten fortgebildet hätte, in welcher Verkettung aber eigentlich doch nur die erſte Propoſition enthalten ſeyn müßte, wenn ſchon mehr verdeutlicht und der Benutzung zugänglicher gemacht. Wobei denn vorausgeſetzt wird, daß, bei einem ohnehin bedenklichen Unternehmen, die größte Stetigkeit beobachtet werde. Wenn nun aber unſer Römiſcher Freund, indem er einen gewiſſen Uebergang einer Gleichung in die andere bei Löſung eines gewiſſen Problems nicht klar noch zuläſſig findet, und der Gelehrte, der dieſe Arbeit verfaßt, nicht allein geſteht, daß er dieſe Schwierigkeit wohl gemerkt habe, ſondern da auch zur Sprache kommt, daß mehrere Bilde-Glieder in ihren Werken ſich noch größere Sprünge erlauben: ſo frage ich an, welches Zutrauen man auf die Reſultate jener Zauberformeln haben könne, und ob es nicht, beſonders dem Laien, zu rathen ſey, ſich an die erſte Propoſition zu halten und dieſe, ſo weit Erfahrung und Menſchenverſtand reicht, zu unterſuchen und das Gefundene zu nutzen, das aber, was außer ſeinem Bereich iſt, völlig abzulehnen!

Und ſo möge denn zur Entſchuldigung, ja zur Verechtigung des Geſagten das Motto dienen, womit der vorzügliche Mann, dem wir die oben ſtehende Mittheilung ſchuldig ſind,

im wiſſenſchaftlichen Felde vorangeht und Unſchätzbares leiſtet, ſich in ſeinem Thun und Laſſen wie mit einer Aegide beſchirmt:

Sans franc-penser en l'exercice des lettres
Il n'y a ni lettres, ni sciences, ni esprit, ni rien.
Plutarque.

Weimar, den 12. November 1826.

Vorſchlag zur Güte.

Die Natur gehört ſich ſelbſt an, Weſen dem Weſen; der Menſch gehört ihr, ſie dem Menſchen. Wer mit geſunden, offnen, freien Sinnen ſich hineinfühlt übt ſein Recht aus, eben ſo das friſche Kind, als der ernſteſte Betrachter. Wunderſam iſt es daher, wenn die Naturforſcher ſich im ungemeſſenen Felde den Platz untereinander beſtreiten und eine gränzenloſe Welt ſich wechſelsweiſe verengen möchten.

Erfahren, ſchauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden ſind Geiſtesthätigkeiten, welche tauſendfaltig, einzeln und zuſammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menſchen ausgeübt werden. Bemerken, ſondern, zählen, meſſen, wägen ſind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Menſch die Natur umfaßt und über ſie Herr zu werden ſucht, damit er zuletzt alles zu ſeinem Nutzen verwende.

Von dieſen genannten ſämmtlichen Wirkſamkeiten und vielen andern verſchwiſterten hat die gütige Mutter niemanden ausgeſchloſſen. Ein Kind, ein Idiot macht wohl eine Bemerkung die dem Gewandteſten entgeht und eignet ſich

von dem großen Gemeingut, heiter unbewußt, sein beschieden Theil zu.

Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen was sie fördern und was sie hindern kann, und nichts wird förderlicher seyn als wenn jeder an seinem Platze fest halt, weiß was er vermag, ausübt was er kann, andern dagegen die gleiche Befugniß zugesteht, daß auch sie wirken und leisten. Leider aber geschieht, wie die Sachen stehen, dieß nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Welt- und Menschenweise feindselige Kräfte wirken, ausschließende Besitzungen sich festbilden und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen sondern öffentlich eintreten.

Auch in diesen unsern Blättern konnte Widerspruch und Widerstreit, ja sogar heftiger, nicht vermieden werden. Weil ich aber für mich und andere einen freiern Spielraum, als man uns bisher gegönnt, zu erringen wünsche, so darf man mir und den Gleichgesinnten keineswegs verargen, wenn wir dasjenige, was unsern rechtmäßigen Forderungen entgegen steht scharf bezeichnen und uns nicht mehr gefallen lassen was man seit so vielen Jahren herkömmlich gegen uns verübte.

Damit aber desto schneller alle widerwärtige Geistesaufregung verklinge, so geht unser Vorschlag zur Güte dahin, daß doch ein Jeder, er sey auch wer er wolle, seine Befugniß prüfen und sich fragen möge: was leistest du denn eigentlich an deiner Stelle und wozu bist du berufen? Wir thun es jeden Tag und diese Hefte sind die Bekenntnisse darüber, die wir so klar und rein als der Gegenstand und die Kräfte es erlauben, ungestört fortzusetzen gedenken.

Analyse und Synthese.

Herr Victor Cousin, in der dritten dießjährigen Vorlesung über die Geschichte der Philosophie, rühmt das achtzehnte Jahrhundert vorzüglich deßhalb, daß es sich in Behandlung der Wissenschaften besonders der Analyse ergeben, und sich vor übereilter Synthese, d. h. vor Hypothesen in Acht genommen; jedoch, nachdem er dieses Verfahren fast ausschließlich gebilligt, bemerkt er noch zuletzt: daß man die Synthese nicht durchaus zu versäumen, sondern sich von Zeit zu Zeit mit Vorsicht wieder zu derselben zu wenden habe.

Bei Betrachtung dieser Aeußerungen kam uns zuvörderst in den Sinn, daß selbst in dieser Hinsicht dem neunzehnten Jahrhundert noch Bedeutendes übrig geblieben; denn es haben die Freunde und Bekenner der Wissenschaften aufs genaueste zu beachten, daß man versäumt, die falschen Synthesen, d. h. also die Hypothesen die uns überliefert worden, zu prüfen, zu entwickeln, ins Klare zu setzen, und den Geist in seine alten Rechte sich unmittelbar gegen die Natur zu stellen, wieder einzusetzen.

Hier wollen wir zwei solcher falschen Synthesen namhaft machen: die Decomposition des Lichtes nämlich und die Polarisation desselben. Beides sind hohle Worte die dem Denkenden gar nichts sagen und die doch so oft von wissenschaftlichen Männern wiederholt werden.

Es ist nicht genug, daß wir bei Beobachtung der Natur das analytische Verfahren anwenden, d. h. daß wir aus einem irgend gegebenen Gegenstande so viel Einzelnheiten als möglich entwickeln und sie auf diese Weise kennen lernen, sondern wir haben auch eben diese Analyse auf die vorhandenen Synthesen

anzuwenden, um zu erforschen, ob man denn auch richtig, ob man der wahren Methode gemäß zu Werke gegangen.

Wir haben deßhalb das Verfahren Newton's umständlich auseinander gesetzt. Er begeht den Fehler, ein einziges und noch dazu verkünsteltes Phänomen zum Grunde zu legen, auf daſſelbe eine Hypotheſe zu bauen, und aus dieſer die mannichfaltigſten gränzenloſeſten Erſcheinungen erklären zu wollen.

Wir haben uns bei der Farbenlehre des analytiſchen Verfahrens bedient und möglichſt alle Erſcheinungen, wie ſie nur bekannt ſind, in einer gewiſſen Folge dargeſtellt um zu verſuchen, in wieſern hier ein Allgemeines zu finden ſey, unter welches ſie ſich allenfalls unterordnen ließen, und glauben alſo, jener Pflicht des neunzehnten Jahrhunderts vorgearbeitet zu haben.

Ein Gleiches thaten wir, um jene Phänomene ſammtlich darzuſtellen, welche ſich bei verdoppelter Spiegelung ereignen. Beides überlaſſen wir einer näheren oder entfernteren Zukunft, mit dem Bewußtſeyn, jene Unterſuchungen wieder an die Natur zurückgewieſen und ihnen die wahre Freiheit wieder gegeben zu haben.

Wir wenden uns zu einer andern allgemeineren Betrachtung: ein Jahrhundert, das ſich bloß auf die Analyſe verlegt, und ſich vor der Syntheſe gleichſam fürchtet, iſt nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zuſammen, wie Aus- und Einathmen, machen das Leben der Wiſſenſchaft.

Eine falſche Hypotheſe iſt beſſer als gar keine; denn daß ſie falſch iſt, iſt gar kein Schade; aber wenn ſie ſich befeſtigt, wenn ſie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntniß wird, woran niemand zweifeln, welches niemand

unterſuchen darf, dieß iſt eigentlich das Unheil woran Jahrhunderte leiden.

Die Newton'ſche Lehre mochte vorgetragen werden; ſchon zu ſeiner Zeit wurden die Mängel derſelben ihr entgegengeſetzt; aber die übrigen großen Verdienſte des Mannes, ſeine Stellung in der bürgerlichen und gelehrten Welt ließen den Widerſpruch nicht aufkommen. Beſonders aber haben die Franzoſen die größte Schuld an der Verbreitung und Verknöcherung dieſer Lehre. Dieſe ſollten alſo im neunzehnten Jahrhundert, um jenen Fehler wieder gut zu machen, eine friſche Analyſe jener verwickelten und erſtarrten Hypotheſe begünſtigen.

Die Hauptſache, woran man bei ausſchließlicher Anwendung der Analyſe nicht zu denken ſcheint, iſt, daß jede Analyſe eine Syntheſe vorausſetzt. Ein Sandhaufen laßt ſich nicht analyſiren; beſtünd' er aber aus verſchiedenen Theilen, man ſetze Sand und Gold, ſo iſt das Waſchen eine Analyſe, wo das Leichte wegeſchwemmt und das Schwere zurückgehalten wird.

So beruht die neuere Chemie hauptſachlich darauf, das zu trennen, was die Natur vereiniget hatte; wir heben die Syntheſe der Natur auf, um ſie in getrennten Elementen kennen zu lernen.

Was iſt eine höhere Syntheſe als ein lebendiges Weſen; und was haben wir uns mit Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie zu quälen, als um uns von dem Compler nur einigermaßen einen Begriff zu machen, welcher ſich immerfort herſtellt, wir mögen ihn in noch ſo viele Theile zerfleiſcht haben.

Eine große Gefahr, in welche der Analytiker geräth, iſt deßhalb die: wenn er ſeine Methode da anwendet, wo keine Syntheſe zu Grunde liegt. Dann iſt ſeine Arbeit ganz eigentlich ein Bemühen der Danaiden; und wir ſehen hiervon die traurigſten Beiſpiele. Denn im Grunde treibt er doch eigentlich ſein Geſchäft, um zuletzt wieder zur Syntheſe zu gelangen. Liegt aber bei dem Gegenſtand den er behandelt, keine zum Grunde, ſo bemüht er ſich vergebens ſie zu entdecken. Alle Beobachtungen werden ihm immer nur hinderlich, jemehr ſich ihre Zahl vermehrt.

Vor allem alſo ſollte der Analytiker unterſuchen oder vielmehr ſein Augenmerk dahin richten, ob er denn wirklich mit einer geheimnißvollen Syntheſe zu thun habe, oder ob das womit er ſich beſchäftigt nur eine Aggregation ſey, ein Nebeneinander, ein Miteinander, oder wie das alles modificirt werden könnte. Einen Argwohn dieſer Art geben diejenigen Capitel des Wiſſens mit denen es nicht vorwärts will. In dieſem Sinne könnte man über Geologie und Meteorologie gar fruchtbare Betrachtungen anſtellen.

Principes
de
Philosophie Zoologique.

Discutés en Mars 1830 au sein de l'académie royale des sciences
par
Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire.
Paris 1830.

I. Abſchnitt.

Bei einer Sitzung der franzöſiſchen Akademie am 22. Februar dieſes Jahres, begab ſich ein wichtiger Vorfall, der nicht ohne höchſt bedeutende Folgen bleiben kann. In dieſem Heiligthum der Wiſſenſchaften, wo alles in Gegenwart eines zahlreichen Publicums auf das anſtändigſte vorzugehen pflegt, wo man mit der Maßigung, ja der Verſtellung wohlerzogener Perſonen ſich begegnet, bei Verſchiedenheit der Meinungen nur mit Maaß erwiedert, das Zweifelhafte eher beſeitigt als beſtreitet, hier ereignet ſich über einen wiſſenſchaftlichen Punkt ein Streit der perſönlich zu werden droht, aber genau beſehen weit mehr bedeuten will.

Es offenbart ſich hier der immerfortwahrende Conflict zwiſchen den zwei Denkweiſen, in die ſich die wiſſenſchaftliche Welt ſchon lange trennt, der ſich auch zwiſchen unſern nachbarlichen Naturforſchern immerfort hinſchlich, nun aber dießmal merkwürdig heftig ſich hervorthut und ausbricht.

Zwei vorzügliche Männer: der perpetuirliche Secretär der Akademie, Baron Cuvier und ein würdiges Mitglied, Geoffroy de Saint-Hilaire, treten gegen einander auf;

der erſte aller Welt, der zweite den Naturforſchern rühmlichſt bekannt; ſeit dreißig Jahren Collegen an Einer Anſtalt, lehren ſie Naturgeſchichte am Jardin des Plantes, in dem unüberſehbaren Felde beide eifrigſt beſchäftigt, erſt gemeinſchaftlich arbeitend, aber nach und nach durch Verſchiedenheit der Anſichten getrennt und ſich eher ausweichend.

Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterſcheidender, das Vorliegende genau Beſchreibender, und gewinnt ſich eine Herrſchaft über eine unermeßliche Breite. Geoffroy de Saint-Hilaire hingegen iſt im Stillen um die Analogien der Geſchöpfe und ihre geheimnißvollen Verwandtſchaften bemüht; jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches, zwar vorausgeſetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; dieſer hegt das Ganze im innern Sinne und lebt in der Ueberzeugung fort: das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden. Wichtig aber iſt zu bemerken: daß manches, was dieſem in der Erfahrung klar und deutlich nachzuweiſen gelingt, von jenem dankbar aufgenommen wird; eben ſo verſchmäht dieſer keineswegs was ihm von dorther einzeln Entſchiedenes zukommt; und ſo treffen ſie auf mehreren Punkten zuſammen, ohne daß ſie ſich deßhalb Wechſelwirkung zugeſtehen. Denn eine Voranſchauung, Vorahnung des Einzelnen im Ganzen will der Trennende, Unterſcheidende, auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende, nicht zugeben. Dasjenige erkennen und kennen zu wollen, was man nicht mit Augen ſieht, was man nicht greifbar darſtellen kann, erklärt er nicht undeutlich für eine Anmaßung. Der Andere jedoch, auf gewiſſe Grundſätze haltend, einer hohen Leitung ſich überlaſſend, will die Autorität jener Behandlungsweiſe nicht gelten laſſen.

Nach dieſem einleitenden Vortrag wird uns nunmehr

Antonio.

Du findeſt mich, o Fürſt, gelaſſen ſtehn
Vor einem, den die Wuth ergriffen hat.

Taſſo.

Ich bethe dich als eine Gottheit an,
Daß du mit Einem Blick mich warnend bändigſt.

Alphons.

Erzähl', Antonio, Taſſo, ſag' mir an,
Wie hat der Zwiſt ſich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Geſetze kluge Männer
Im Taumel weggeriſſen? Ich erſtaune.

Taſſo.

Du kennſt uns beyde nicht, ich glaub' es wohl:
Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch, wie ein unerzogner,
Unedler Menſch ſich gegen mich betragen.

wohl niemand verargen, wenn wir das Obengesagte wiederholen: hier sind zwei verschiedene Denkweisen im Spiele, welche sich in dem menschlichen Geschlecht meistens getrennt und dergestalt vertheilt finden, daß sie, wie überall, so auch im Wissenschaftlichen schwer zusammen verbunden angetroffen werden und, wie sie getrennt sind, sich nicht wohl vereinigen mögen. Ja es geht so weit, daß wenn ein Theil von dem andern auch etwas nutzen kann, er es doch gewissermaßen widerwillig aufnimmt. Haben wir die Geschichte der Wissenschaften und eine eigne lange Erfahrung vor Augen, so möchte man befürchten, die menschliche Natur werde sich von diesem Zwiespalt kaum jemals retten können. Wir führen das Vorhergesagte noch weiter aus.

Der Unterscheidende wendet so viel Scharfsichtigkeit an, er bedarf einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, einer bis ins Kleinste durchdringenden Gewandtheit, die Abweichungen der Gestalten zu bemerken, und zuletzt gleichfalls der entschiedenen Geistesgabe, diese Differenzen zu benennen, daß man ihm nicht wohl verargen kann, wenn er hierauf stolz ist, wenn er diese Behandlungsweise als die einzig gründliche und richtige schätzen mag.

Sieht er nun gar den Ruhm, der ihm deßhalb zu Theil ward, darauf beruhen, so möchte er nicht leicht über sich gewinnen, die anerkannten Vorzüge mit einem andern zu theilen, der sich, wie es scheint, die Arbeit leichter gemacht hat ein Ziel zu erreichen, wo eigentlich nur für Fleiß, Mühe, Anhaltsamkeit der Kranz dargeboten werden sollte.

Freilich glaubt derjenige, der von der Idee ausgeht, sich auch etwas einbilden zu dürfen, er der einen Hauptbegriff zu fassen weiß, dem sich die Erfahrung nach und nach unterordnet, der in sicherer Zuversicht lebt: er werde das, was er hie

und da gefunden, und ſchon im Ganzen ausgeſprochen hat, gewiß in einzelnen Fällen wieder antreffen. Einem ſo geſtellten Manne haben wir wohl auch eine Art von Stolz, ein gewiſſes inneres Gefühl ſeiner Vorzüge nachzuſehen, wenn er von ſeiner Seite nicht nachgiebt, am wenigſten aber eine gewiſſe Geringſchätzung ertragen kann, die ihm von der Gegenſeite öfters, wenn auch auf eine leiſe mäßige Art, erzeigt wird.

Was aber den Zwieſpalt unheilbar macht, dürfte wohl folgendes ſeyn. Da der Unterſcheidende durchaus ſich mit dem Faßlichen abgiebt, das was er leiſtet belegen kann, keine ungewöhnlichen Anſichten fordert, niemals was parador erſcheinen möchte vorträgt, ſo muß er ſich ein größeres, ja ein allgemeines Publicum erwerben; dagegen jener ſich, mehr oder weniger, als Eremiten findet, der ſelbſt mit denjenigen, die ihm beipflichten, ſich nicht immer zu vereinigen weiß. Schon oft iſt in der Wiſſenſchaft dieſer Antagonismus hervorgetreten und es muß ſich das Phänomen immer wieder erneuern, da, wie wir eben geſehen, die Elemente hiezu ſich immer getrennt neben einander fortbilden und, wo ſie ſich berühren, jederzeit eine Exploſion verurſachen.

Meiſt geſchieht dieß nun, wenn Individuen verſchiedener Nationen, verſchiedenen Alters, oder in ſonſtiger Entfernung der Zuſtände, aufeinander wirken. In gegenwärtigem Falle erſcheint jedoch der merkwürdige Umſtand, daß zwei Männer, im Alter gleich vorgerückt ſeit achtunddreißig Jahren Collegen an Einer Anſtalt, ſo lange Zeit auf Einem Felde, in verſchiedenen Richtungen verkehrend, ſich einander ausweichend, ſich duldend, jeder für ſich fortwirkend, die feinſte Lebensart ausübend, doch zuletzt einem Ausbruch, einer endlichen öffentlichen Widerwärtigkeit ausgeſetzt und unterworfen werden.

Nachdem wir nun eine Zeit lang im Allgemeinen verweilt, so iſt es nun ſachgemäß, dem Werke, deſſen Titel wir oben angezeigt haben, naher zu treten.

Seit Anfang Marz unterhalten uns ſchon die Pariſer Tagesblatter von einem ſolchen Vorfall, indem ſie ſich dieſer oder jener Seite mit Beifall zuneigen. In einigen folgenden Seſſionen dauerte der Widerſtreit fort, bis endlich Geoffroy de Saint-Hilaire den Umſtanden angemeſſen findet, dieſe Discuſſionen aus jenem Kreiſe zu entfernen und durch eine eigene Druckſchrift vor das größere Publicum zu bringen.

Wir haben gedachtes Heft durchgeleſen und ſtudirt, dabei aber manche Schwierigkeit zu überwinden gehabt und uns deßhalb zu gegenwartigem Aufſatz entſchloſſen, damit uns mancher der gedachte Schrift in die Hand nimmt freundlich danken möge, daß wir ihm zu einiger Einleitung verhelfen. Deßhalb ſtehe denn hier als Inhalt des fraglichen Werks, die Chronik dieſer neueſten franzöſiſchen akademiſchen Streitigkeiten.

Den 15. Februar 1830 (S. 35)

tragt Geoffroy de Saint-Hilaire einen Rapport vor, uber einen Aufſatz, worin einige junge Leute Betrachtungen anſtellen, die Organiſation der Mollusken betreffend: freilich mit beſonderer Vorliebe für die Behandlungsart die man a priori nennt, und wo die unité de composition organique als der wahre Schluſſel zu den Naturbetrachtungen gerühmt wird.

Den 22. Februar (S. 53)

tritt Baron Cuvier mit ſeiner Gegenrede auf, und ſtreitet gegen das anmaßliche einzige Princip, erklart es fur ein untergeordnetes, und ſpricht ein anderes aus, welches er fur höher und fur fruchtbarer erklart.

In derſelben Sitzung (S. 73)

improviſirt Geoffroy de Saint-Hilaire eine Beantwortung,

worin er sein Glaubensbekenntniß noch unbewundener ausspricht.

Sitzung vom 1. März (S. 81).

Geoffroy de Saint-Hilaire liest einen Aufsatz vor in demselben Sinne, worin er die Theorie der Analogien als neu und höchst brauchbar darzustellen sucht.

Sitzung vom 22. März (S. 109).

Derselbe unternimmt die Theorie der Analogien auf die Organisation der Fische nützlich anzuwenden.

In derselben Session (S. 139)

sucht Baron Cuvier die Argumente seines Gegners zu entkräften, indem er an das os hyoïdes, welches zur Sprache gekommen war, seine Behauptungen anknüpft.

Sitzung vom 29. März (S. 163).

Geoffroy de Saint-Hilaire vertheidigt seine Ansichten des os hyoïdes und fügt einige Schlußbetrachtungen hinzu.

Die Zeitschrift Le Temps in der Nr. vom 5. März giebt ein für Geoffroy de Saint-Hilaire günstiges Resumé aus, unter der Rubrik: „Auf die Lehre von der philosophischen Uebereinstimmung der Wesen bezüglich.“ Der National thut in der Nr. vom 22. März das Gleiche.

Geoffroy de Saint-Hilaire entschließt sich die Sache aus dem Kreise der Akademie herauszunehmen, läßt das bisher Vorgefallene zusammen drucken, und schreibt dazu einen Vorbericht: „Ueber die Theorie der Analogien“ und datirt solchen vom 15. April.

Hierdurch nun setzt er seine Ueberzeugung hinlänglich ins Klare, so daß er unsern Wunschen, die Angelegenheit möglichst allgemein verständlich vorzuführen glücklich entgegen kommt, wie er auch in einem Nachtrag (S. 27) die Nothwendigkeit der Verhandlung in Druckschriften behauptet, da

bei mündlichen Discussionen das Recht wie das Unrecht zu verhallen pflege.

Ganz geneigt aber den Ausländern erwähnt er, mit Zufriedenheit und Beistimmung, dessen was die Deutschen und die Edinburger in diesem Fache geleistet, und bekennt sich als ihren Alliirten, woher denn die wissenschaftliche Welt sich bedeutende Vortheile zu versprechen hat.

Hier aber lassen wir zunächst einige, nach unserer Weise, aus dem Allgemeinen ins Besondere wechselnde Bemerkungen folgen, damit für uns der möglichste Gewinn sich daraus ergebe.

Wenn uns in der Staaten-, so auch in der Gelehrten-Geschichte gar manche Beispiele begegnen, daß irgend ein besonderes, oft geringes und zufalliges Ereigniß eintritt, das die bisher verhüllten Parteien offen einander gegenüberstellt: so finden wir hier denselben Fall, welcher aber unglücklicherweise das Eigne hat, daß gerade der Anlaß, der diese Contestationen hervorgerufen, ganz specieller Art ist und die Angelegenheit auf Wege leitet, wo sie von einer gränzenlosen Verwirrung bedroht wird, indem die wissenschaftlichen Punkte die zur Sprache kommen, an und für sich weder ein bedeutendes Interesse erregen, noch dem größten Theile des Publicums klar werden können; daher es denn wohl verdienstlich seyn müßte, den Streit auf seine ersten Elemente zurückzuführen.

Da aber alles, was sich unter Menschen im höheren Sinne ereignet, aus dem ethischen Standpunkte betrachtet, beschaut und beurtheilt werden muß, zunächst aber die Persönlichkeit, die Individualität der fraglichen Personen vorzüglich zu beachten ist: so wollen wir uns vor allen Dingen mit der Lebensgeschichte der beiden genannten Männer, wenn auch nur im Allgemeinsten, bekannt machen.

Geoffroy de Saint-Hilaire geboren 1772 wird als Professor der Zoologie im Jahre 1793 angestellt, und zwar als man den Jardin du Roi zu einer öffentlichen Lehrschule bestimmt. Bald nachher wird Cuvier gleichfalls zu dieser Anstalt berufen; beide arbeiten zutraulich zusammen, wie es wohlmeinende Jünglinge pflegen, unbewußt ihrer innern Differenz.

Geoffroy de Saint-Hilaire gesellt sich im Jahr 1798 zu der ungeheuer-problematischen Expedition nach Aegypten, und wird dadurch seinem Lehrgeschäft gewissermaßen entfremdet; aber die ihm inwohnende Gesinnung, aus dem Allgemeinen ins Besondere zu gehen, befestigt sich nur immermehr, und nach seiner Rückkunft, bei dem Antheil an dem großen ägyptischen Werke findet er die erwünschteste Gelegenheit seine Methode anzuwenden und zu nutzen.

Das Vertrauen, das seine Einsichten so wie sein Charakter erworben, beweis't sich in der Folge abermals dadurch, daß ihn das Gouvernement im Jahr 1810 nach Portugal sendet, um dort, wie man sich ausdrückt, die Studien zu organisiren; er kommt von dieser ephemeren Unternehmung zurück, und bereichert das Pariser Museum durch manches Bedeutende.

Wie er nun in seinem Fache unermüdet zu arbeiten fortfährt, so wird er auch von der Nation als Biedermann anerkannt und im Jahr 1815 zum Deputirten erwählt. Dieß war aber der Schauplatz nicht, auf welchem er glänzen sollte, niemals bestieg er die Tribüne.

Die Grundsätze, nach welchen er die Natur betrachtet, spricht er endlich in einem 1818 herausgegebenen Werke deutlich aus und erklärt seinen Hauptgedanken: „die Organisation der Thiere sey einem allgemeinen nur hie und da modificirten

Plan, woher die Unterscheidung derselben abzuleiten sey, un terworfen."

Wenden wir uns nun zu seinem Gegner:

Georg Leopold Cuvier, geboren 1769 in dem damals noch würtembergischen Mömpelgard; er gewinnt hiebei genauere Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur; seine entschiedene Neigung zur Naturgeschichte giebt ihm ein Verhältniß zu dem trefflichen Kielmayer, welches auch nachher aus der Ferne fortgesetzt wird. Wir erinnern uns im Jahr 1797 frühere Briefe Cuvier's an den genannten Naturforscher gesehen zu haben, merkwürdig durch die in den Text charakteristisch und meisterhaft eingezeichneten Anatomien von durchforschten niedern Organisationen.

Bei seinem Aufenthalt in der Normandie bearbeitet er die Linnéische Classe der Würmer, bleibt den Pariser Naturfreunden nicht unbekannt, und Geoffroy de Saint-Hilaire bestimmt ihn nach der Hauptstadt zu kommen. Sie verbinden sich zu der Herausgabe mehrerer Werke zu didaktischen Zwecken, besonders suchen sie eine Anordnung der Säugethiere zu gewinnen.

Die Vorzüge eines solchen Mannes bleiben ferner nicht unbeachtet: er wird 1795 bei der Centralschule zu Paris angestellt und als Mitglied des Instituts in dessen erste Classe aufgenommen. Für den Bedarf jener Schule giebt er im Jahre 1798 heraus: Tableaux élémentaires de l'histoire naturelle des animaux. 8.

Er erhalt die Stelle eines Professors der vergleichenden Anatomie und gewinnt sich durch seinen Scharfblick die weite klare Uebersicht, durch einen hellen glanzenden Vortrag den allgemeinsten und lautesten Beifall. Nach Daubenton's Abgang wird ihm dessen Platz beim Collège de France und,

von Napoleon anerkannt, tritt er zum Departement des öffentlichen Unterrichts. Als ein Mitglied derſelben reiſ't er durch Holland und einen Theil von Deutſchland, durch die als Departemente dem Kaiſerthum damals einverleibten Provinzen, die Lehr- und Schul-Anſtalten zu unterſuchen; ſein erſtatteter Bericht iſt beizuſchaffen. Vorläufig ward mir bekannt, er habe darin die Vorzüge deutſcher Schulen vor den franzöſiſchen herauszuſetzen nicht unterlaſſen.

Seit 1813 wird er zu höhern Staatsverhältniſſen berufen, in welchen er nach der Bourbonen Rückkehr beſtätigt wird und bis auf den heutigen Tag in öffentlicher ſowohl als wiſſenſchaftlicher Wirkſamkeit fortfahrt.

Seine Arbeiten ſind unüberſehbar, ſie umfaſſen das ganze Naturreich, und ſeine Darlegungen dienen auch uns zur Kenntniß der Gegenſtände und zum Muſter der Behandlung. Nicht allein das gränzenloſe Reich der lebendigen Organiſationen hat er zu erforſchen und zu ordnen getrachtet, auch die längſt ausgeſtorbenen Geſchlechter danken ihm ihre wiſſenſchaftliche Wiederauferſtehung.

Wie genau er denn auch das ganze menſchliche Weltweſen kenne und in die Charaktere der vorzüglich Mitwirkenden einzudringen vermöge, gewahrt man in den Ehrendenkmalern, die er verſtorbenen Gliedern des Inſtituts aufzurichten weiß; wo denn zugleich ſeine ſo ausgebreiteten Ueberſichten aller wiſſenſchaftlichen Regionen zu erkennen ſind.

Verziehen ſey das Skizzenhafte dieſer biographiſchen Verſuche; hier war nicht die Rede die allenfalls Theilnehmenden zu unterrichten, ihnen etwas Neues vorzulegen, ſondern ſie nur an dasjenige zu erinnern, was ihnen von beiden würdigen Männern längſt bekannt ſeyn mußte.

Nun aber möchte man wohl fragen: welche Urſache, welche

Befugniß hat der Deutsche, von diesem Streit nähere Kenntniß zu nehmen? ja vielleicht als Partei sich zu irgend einer Seite zu gesellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wissenschaftliche Frage, wo sie auch zur Sprache komme, jede gebildete Nation interessire, wie man denn auch wohl die scientifische Welt als einen einzigen Körper betrachten darf: so ist hier nachzuweisen daß wir dießmal besonders aufgerufen sind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere deutsche Männer als mit ihm in gleicher Gesinnung begriffen; Baron Cuvier dagegen scheint von unsern deutschen Bemühungen in diesem Felde die ungünstigsten Begriffe sich gebildet zu haben; es äußert sich derselbe in einer Eingabe vom 5. April (Seite 24 in der Note) folgendermaßen: „Ich weiß wohl, ich weiß daß für gewisse Geister hinter dieser Theorie der Analogien, wenigstens verworrener Weise, eine andere sehr alte Theorie sich verbergen mag, die, schon längst widerlegt, von einigen Deutschen wieder hervorgesucht worden, um das pantheistische System zu begünstigen, welches sie Naturphilosophie nennen." Diese Aeußerung Wort für Wort zu commentiren, den Sinn derselben deutlich zu machen, die fromme Unschuld deutscher Naturdenker klar hinzulegen, bedürfte es wohl auch eines Octavbändchens; wir wollen in der Folge suchen auf die kürzeste Weise unsern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforschers wie Geoffroy de Saint-Hilaire ist freilich von der Art, daß es ihm Vergnügen machen muß von den Bemühungen deutscher Forscher einigermaßen unterrichtet zu seyn, sich zu überzeugen daß sie ähnliche Gesinnungen hegen wie er, daß sie auf demselben Wege sich bemühen, und daß er also von ihrer Seite sich umsichtigen Beifall und, wenn er es verlangt, hinreichenden Beistand zu erwarten hat. Wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unsern westlichen

Nachbarn niemals zu Schaden gedieh, wenn ſie von deutſchem Forſchen und Beſtreben einige Kenntniß nahmen.

Die deutſchen Naturforſcher, welche bei dieſer Gelegenheit genannt werden, ſind: Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann und zugleich werden unſerer Theilnahme an dieſen Studien dreißig Jahre zugeſtanden. Allein ich darf wohl behaupten, daß es über fünfzig ſind, die uns ſchon mit wahrhafter Neigung an ſolche Unterſuchungen gekettet ſehen. Kaum erinnert ſich noch jemand außer mir jener Anfänge, und mir ſey gegönnt hier jener treuen Jugendforſchungen zu erwähnen, wodurch ſogar einiges Licht auf gegenwärtige Streitigkeiten fallen könnte.

„Ich lehre nicht, ich erzähle.“ (Montaigne.)

Weimar, im September 1830.

II. Abſchnitt.

„Ich lehre nicht, ich erzähle,“ damit ſchloß ich den erſten Abſchnitt meiner Betrachtungen über das genannte Werk; nun aber ſind' ich, um den Standpunkt woraus ich beurtheilt werden möchte noch naher zu beſtimmen, rathſam, die Worte eines Franzoſen hier vorzuſetzen, welche beſſer als irgend etwas Anderes die Art womit ich mich verſtandlich zu machen ſuche, kürzlich ausſprechen möchten.

„Es giebt geiſtreiche Manner, die eine eigene Art des Vortrags haben; nach ihrer Weiſe fangen ſie an, ſprechen zuerſt von ſich ſelbſt und machen ſich nur ungern von ihrer Perſönlichkeit los. Ehe ſie euch die Reſultate ihres Nachdenkens vorlegen, fühlen ſie ein Bedürfniß erſt aufzuzahlen, wo und wie dergleichen Betrachtungen ihnen zukamen.“

Zutraulich naht' ich ihm, er ſtieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitt'rer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih'! Du haſt mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Glut gewaltſam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg!
Du haſt, o Fürſt, zuerſt mich angeredet,
Haſt mich gefragt: es ſey mir nun erlaubt,
Nach dieſem raſchen Redner auch zu ſprechen.

Taſſo.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort,
Und kannſt du jede Sylbe, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, wag' es nur!
Beleidige dich ſelbſt zum zweytenmale,

Werde mir deßhalb in diesem Sinne zugegeben, den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen ich meine Jahre gewidmet, ohne weitere Anmaßung, synchronistisch mit meinem Leben, freilich nur im Allgemeinsten zu behandeln.

Hiernach also wäre zu erwähnen, wie früh ein Anklang der Naturgeschichte, unbestimmt aber eindringlich, auf mich gewirkt hat. Graf Buffon gab, gerade in meinem Geburtsjahr 1749, den ersten Theil seiner Histoire Naturelle heraus und erregte großen Antheil unter den damals französischer Einwirkung sehr zugänglichen Deutschen. Die Bände folgten jahrweise und so begleitete das Interesse einer gebildeten Gesellschaft mein Wachsthum, ohne daß ich mehr als den Namen dieses bedeutenden Mannes, so wie die Namen seiner eminenten Zeitgenossen, wäre gewahr worden.

Graf Buffon, geboren 1707. Dieser vorzügliche Mann hatte eine heitere freie Uebersicht, Lust am Leben und Freude am Lebendigen des Daseyns; froh interessirt er sich für alles was da ist. Lebemann, Weltmann hat er durchaus den Wunsch im Belehren zu gefallen, im Unterrichten sich einzuschmeicheln. Seine Darstellungen sind mehr Schilderungen als Beschreibungen; er führt die Creatur in ihrer Ganzheit vor, besonders gern in Bezug auf den Menschen, deßwegen er diesem die Hausthiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt sich alles Bekannten; die Naturforscher nicht allein weiß er zu nutzen, der Resultate aller Reisenden versteht er sich zu bedienen. Man sieht ihn in Paris, dem großen Mittelpunkte der Wissenschaften, als Intendanten des schon bedeutenden königlichen Cabinets, begünstigt im Aeußern, wohlhabend, in den Grafenstand erhoben und sich auch so vornehm als anmuthig gegen seine Leser betragend.

Auf diesem Standpunkt weiß er sich aus dem Einzelnen

das Umfassende zu bilden, und wenn er auch, was uns hier zunächst berührt, in dem zweiten Band Seite 544 niederschreibt: „Die Arme des Menschen gleichen auf keine Weise den Vorderfüßen der Thiere, so wenig als den Flügeln der Vögel“ — so spricht er, im Sinne der natürlich hinblickenden, die Gegenstände wie sie sind aufnehmenden Menge. Aber in seinem Innern entwickelt sich's besser, denn im vierten Bande Seite 379 sagt er: „es giebt eine ursprüngliche und allgemeine Vorzeichnung, die man sehr weit verfolgen kann,“ und somit hat er die Grundmaxime der vergleichenden Naturlehre ein für allemal festgesetzt.

Man verzeihe diese flüchtigen, fast frevelhaft eilenden Worte, womit wir einen so verdienten Mann vorüberführen; es ist genug uns zu überzeugen, daß, ungeachtet der gränzenlosen Einzelnheiten, denen er sich hingiebt, er nicht verfehlte, ein Umfassendes anzuerkennen. Gewiß ist, wenn wir jetzt seine Werke durchgehen, so finden wir, daß er aller Hauptprobleme sich bewußt war, mit welchen die Naturlehre sich beschäftigt, ernstlich bemüht, sie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulösen; dabei leidet die Ehrfurcht, die wir für ihn empfinden, nicht im mindesten, wenn man einsieht, daß wir Spateren, als hatten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen schon vollkommen gelöst, nur allzu frühzeitig triumphiren. Dem allem ungeachtet müssen wir gestehen, daß wenn er sich eine höhere Ansicht zu gewinnen suchte, er die Hülfe der Einbildungskraft nicht verschmähte; wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber sich von dem eigentlichen Element, woraus die Wissenschaft gebildet werden soll, einigermaßen entfernte, und diese Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialektik hinüberzuführen schien.

Suchen wir in einer ſo bedeutenden Sache immer deutlicher zu werden:

Graf Buffon wird als Oberaufſeher des Jardin du Roi angeſtellt; er ſoll eine Ausarbeitung der Naturgeſchichte darauf gründen. Seine Tendenz geht in das Ganze, inſofern es lebt, in einander wirkt und ſich beſonders auf den Menſchen bezieht.

Für das Detail bedarf er eines Gehülfen und beruft Daubenton, einen Landsmann.

Dieſer faßt die Angelegenheit von der entgegengeſetzten Seite, iſt ein genauer ſcharfer Anatomiker. Dieſes Fach wird ihm viel ſchuldig, allein er hält ſich dergeſtalt am Einzelnen, daß er auch das Nachſtverwandte nicht aneinander fügen mag.

Leider veranlaßt dieſe ganz verſchiedene Behandlungsart auch zwiſchen dieſen beiden Männern eine nicht herzuſtellende Trennung. Wie ſie ſich auch mag entſchieden haben, genug, Daubenton nimmt ſeit dem Jahre 1768 keinen Theil mehr an der Buffon'ſchen Naturgeſchichte, arbeitet aber emſig für ſich allein fort; und nachdem Buffon im hohen Alter abgegangen, bleibt der gleichfalls bejahrte Daubenton an ſeiner Stelle und zieht ſich in Geoffroy de Saint-Hilaire einen jüngern Mitarbeiter heran. Dieſer wünſcht ſich einen Geſellen und findet ihn in Cuvier. Sonderbar genug, daß ſich in dieſen beiden, gleichfalls höchſt verdienten Männern im Stillen die gleiche Differenz entwickelt, nur auf einer höheren Stufe. Cuvier hält ſich entſchieden und in einem ſyſtematiſch ordnenden Sinne ans Einzelne; denn eine größere Ueberſicht leitet ſchon und nöthigt zu einer Methode der Aufſtellung. Geoffroy, ſeiner Denkart gemäß, ſucht ins Ganze zu dringen, aber nicht wie Buffon ins Vorhandene, Beſtehende, Ausgebildete, ſondern ins Wirkende, Werdende, ſich Entwickelnde. Und ſo nahrt ſich heimlich der abermalige Widerſtreit und bleibt langer

verborgen als der ältere, indem höhere gesellige Bildung, gewisse Convenienzen, schweigende Schonungen den Ausbruch ein Jahr nach dem andern hinhalten, bis denn doch endlich eine geringe Veranlassung, die nach außen und innen künstlich getrennte Elektrizität der Leidner Flasche, den geheimen Zwiespalt durch eine gewaltige Explosion offenbart.

Fahren wir jedoch fort, über jene vier so oft genannten und in der Naturwissenschaft immer wieder zu nennenden Männer unsre Betrachtungen anzustellen, wenn wir uns auch einigermaßen wiederholen sollten; denn sie sind es, die, allen übrigen unbeschadet, als Stifter und Beförderer der französischen Naturgeschichte vorleuchten und den Kern bilden, aus welchem sich so manches Wünschenswerthe glücklich hervorthut; seit fast einem Jahrhunderte der wichtigen Anstalt vorgesetzt, dieselbe vermehrend, benutzend und auf alle Weise die Naturgeschichte fördernd, die synthetische und analytische Behandlungsweise der Wissenschaft repräsentirend. Buffon nimmt die Außenwelt, wie er sie findet, in ihrer Mannichfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze. Daubenton, als Anatom, fortwahrend im Trennen und Sondern begriffen, hütet sich irgend das was er einzeln gefunden, mit einem andern zusammenzufügen, sorgfaltig stellt er alles neben einander hin, mißt und beschreibt ein jedes für sich.

In demselben Sinne, nur mit mehr Freiheit und Umsicht, arbeitet Cuvier; ihm ist die Gabe verliehen, gränzenlose Einzelnheiten zu bemerken, zu unterscheiden, unter einander zu vergleichen, sie zu stellen, zu ordnen und sich dergestalt großes Verdienst zu erwerben.

Aber auch er hat eine gewisse Apprehension gegen eine höhere Methode, die er denn doch selbst nicht entbehrt und,

obgleich unbewußt, dennoch anwendet; und so stellt er in einem höheren Sinne die Eigenschaften Daubenton's wieder dar. Eben so möchten wir sagen, daß Geoffroy einigermaßen auf Buffon zurückweis't. Denn wenn dieser die große Synthese der empirischen Welt gelten laßt und in sich aufnimmt, sich aber zugleich mit allen Merkmalen, die sich ihm zum Behuf der Unterscheidung darbieten, bekannt macht und sie benutzt, so tritt Geoffroy bereits der großen abstracten von jenem nur geahneten Einheit näher, erschrickt nicht vor ihr und weiß, indem er sie auffaßt, ihre Ableitungen zu seinem Vortheil zu nutzen.

Vielleicht kommt der Fall in der Geschichte des Wissens und der Wissenschaft nicht wieder vor, daß an dem gleichen Ort, auf eben derselben Stelle, in Bezug auf dieselben Gegenstände, Amt und Pflicht gemäß, durch so lange Zeit eine Wissenschaft, im beständigen Gegensatze, von so höchst bedeutenden Männern wäre gefördert worden, welche, anstatt durch die Einheit der ihnen vorgelegten Aufgabe sich zu einer gemeinsamen Bearbeitung, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspunkten, einladen zu lassen, nicht durch den Gegenstand, sondern durch die Art ihn anzusehen, bis zu feindseligem Widerstreit hingerissen gegen einander auftreten. Ein so merkwürdiger Fall aber muß uns allen, muß der Wissenschaft selbst zum Besten gereichen! Möge doch jeder von uns bei dieser Gelegenheit sagen, daß Sondern und Verknüpfen zwei unzertrennliche Lebensacte sind. Vielleicht ist es besser gesagt: daß es unerläßlich ist, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze zu gehen, und je lebendiger diese Functionen des Geistes, wie Aus- und Einathmen, sich zusammen verhalten, desto besser wird für die Wissenschaften und ihre Freunde gesorgt seyn.

Wir verlaſſen dieſen Punkt, um darauf wieder zurückzukehren, wenn wir nur erſt von denjenigen Männern geſprochen haben, die in den ſiebziger und achtziger Jahren des vorigen Hunderts uns auf dem eigens eingeſchlagenen Wege förderten.

Petrus Camper, ein Mann von ganz eignem Beobachtungs- und Verknüpfungs-Geiſte, der mit dem aufmerkſamen Beſchauen zugleich eine glückliche Nachbildungsgabe verband und ſo, durch Reproduction des Erfahrenen, dieſes in ſich ſelbſt belebte und ſein Nachdenken durch Selbſtthätigkeit zu ſchärfen wußte.

Seine großen Verdienſte ſind allgemein anerkannt; ich erwähne hier nur ſeiner Facial-Linie, wodurch das Vorrücken der Stirn, als Gefäß des geiſtigen Organs, über die untere mehr thieriſche Bildung anſchaulicher und dem Nachdenken angeeigneter worden.

Geoffroy giebt ihm das herrliche Zeugniß Seite 149 in der Note: „Ein weitumfaſſender Geiſt; hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinſtimmung organiſcher Syſteme ſo ein lebhaftes und tiefes Gefühl, daß er, mit Vorliebe, alle außerordentlichen Fälle aufſuchte, wo er einen Anlaß fände, ſich mit Problemen zu beſchäftigen, eine Gelegenheit Scharfſinn zu üben, um ſogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen.“ Und was ließe ſich nicht alles hinzufügen, wenn hier mehr als Andeutung ſollte geliefert werden!

Hier möchte nun der Ort ſeyn zu bemerken, daß der Naturforſcher auf dieſem Wege am erſten und leichteſten den Werth, die Würde des Geſetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Geregelte, ſo denken wir, es müſſe ſo ſeyn, von jeher ſey es alſo beſtimmt und deßwegen

ſtationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgeſtalten, ſo erkennen wir: daß die Regel zwar feſt und ewig, aber zugleich lebendig ſey, daß die Weſen, zwar nicht aus derſelben heraus, aber doch innerhalb derſelben ſich ins Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrſchaft des Geſetzes anerkennen müſſen.

Samuel Thomas Sömmering, ward durch Camper angeregt. Ein höchſt fähiger, zum Schauen, Bemerken, Denken, aufgeweckter lebendiger Geiſt. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchſt ſinnige Ausſpruch: der Menſch unterſcheide ſich von den Thieren hauptſächlich dadurch, daß die Maſſe ſeines Gehirns den Compler der übrigen Nerven in einem hohen Grad überwiege, welches bei den übrigen Thieren nicht ſtatt habe, war höchſt folgereich.

Und was gewann nicht, in jener empfänglichen Zeit, der gelbe Fleck im Mittelpunkte der Retina für eine Theilnahme! Wie viel wurden, in der Folge, die Sinnesorgane, das Auge, das Ohr ſeinem Einblick, ſeiner nachbildenden Hand ſchuldig!

Sein Umgang, ein briefliches Verhältniß zu ihm, war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Factum, eine friſche Anſicht, eine tiefere Erwägung, wurden mitgetheilt und jede Wirkſamkeit aufgeregt. Alles Aufkeimende entwickelte ſich ſchnell und eine friſche Jugend ahnete die Hinderniſſe nicht die ſich ihr entgegenzuſtellen auf dem Wege waren.

Johann Heinrich Merck, als Kriegszahlmeiſter im Heſſendarmſtädtiſchen angeſtellt, verdient auf alle Weiſe hier genannt zu werden. Er war ein Mann von unermüdeter geiſtiger Thätigkeit, die ſich nur deßwegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er, als talentvoller Dilettant, nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde.

Auch er ergab sich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo ihm denn auch ein zeichnerisches Talent, das sich leicht und bestimmt auszudrücken wußte, glücklich zu Hülfe kam.

Die eigentliche Veranlassung jedoch hierzu gaben die merkwürdigen Fossilien, auf die man in jener Zeit erst eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtete, und welche mannichfaltig und wiederholt in der Flußregion des Rheins ausgegraben wurden. Mit habsüchtiger Liebhaberei bemächtigte er sich mancher vorzüglichen Exemplare, deren Sammlung nach seinem Ableben in das großherzoglich hessische Museum geschafft und eingeordnet und auch daselbst durch den einsichtigen Custos von Schleiermacher sorgfältig verwahrt und vermehrt worden.

Mein inniges Verhältniß zu beiden Männern steigerte zuerst bei persönlicher Bekanntschaft, sodann durch fortgesetzte Correspondenz, meine Neigung zu diesen Studien; deßhalb suchte ich, meiner angebornen Anlage gemäß, vor allen Dingen nach einem Leitfaden, oder, wie man es auch nennen möchte, nach einem Punkt, wovon man ausginge, eine Maxime an der man sich halten, einen Kreis, aus welchem nicht abzuirren wäre.

Ergeben sich nun heutiges Tags in unserem Felde auffallende Differenzen, so ist nichts natürlicher, als daß diese damals sich noch mehr und öfter hervorthun mußten, weil jeder, von seinem Standpunkt ausgehend, jedes zu seinen Zwecken, alles zu allem nützlich anzuwenden bemüht war.

Bei der vergleichenden Anatomie im weitesten Sinne, insofern sie eine Morphologie begründen sollte, war man denn doch immerfort so mit den Unterschieden, wie mit den Uebereinstimmungen beschäftigt. Aber ich bemerkte gar bald, daß man sich bisher ohne Methode nur in die Breite bemüht

habe; man verglich, wie es gerade vorkam, Thier mit Thier, Thiere mit Thieren, Thiere mit Menschen, woraus eine unübersehbare Weitläuftigkeit und eine sinnebetäubende Verworrenheit entstand, indem es theils allenfalls paßte, theils aber ganz und gar sich nicht fügen wollte.

Nun legt' ich die Bücher bei Seite und ging unmittelbar an die Natur, an ein übersehbares Thierskelett; die Stellung auf vier Füßen war die entschiedenste und ich fing an von vorne nach hinten, der Ordnung nach, zu untersuchen.

Hier fiel der Zwischenknochen vor allen, als der vorderste in die Augen, [illegible] betrachtete ihn daher durch die verschiedensten Thierg[illegible]chter.

Aber ganz andere Betrachtungen wurden eben dazumal rege. Die nahe Verwandlschaft des Affen zu dem Menschen nöthigte den Natutforscher zu peinlichen Ueberlegungen, und der vortreffliche Camper glaubte den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin gefunden zu haben, daß jenem ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zugetheilt sey, diesem aber ein solcher fehle.

Ich kann nicht ausdrücken, welche schmerzliche Empfindung es mir war, mit demjenigen in entschiedenem Gegensatz zu stehen, dem ich so viel schuldig geworden, dem ich mich zu nähern, mich als seinen Schüler zu bekennen, von dem ich alles zu lernen hoffte.

Wer sich meine damaligen Bemühungen zu vergegenwartigen die Absicht hätte, findet, was schriftlich verfaßt worden, in dem ersten Bande dessen, was ich zur Morphologie geliefert habe (Siehe Bd. 36.); und welche Mühe man sich gegeben, auch bildlich, worauf doch alles ankommt, die verschiedenen abweichenden Gestalten jenes Knochens zu verzeichnen, läßt sich nunmehr aus den Verhandlungen der

kaiſerlich Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher erſehen, wo ſowohl der Text wieder abgedruckt, als die dazu gehörigen, lange Jahre im Verborgenen gebliebenen Tafeln freundlichſt aufgenommen worden. Beides findet ſich in der erſten Abtheilung des funfzehnten Bandes.

Doch ehe wir jenen Band aufſchlagen, hab' ich noch etwas zu erzählen, zu bemerken und zu bekennen, welches, wenn es auch nicht von großer Bedeutung wäre, doch unſeren ſtrebenden Nachkommen zum Vortheil gereichen kann.

Nicht allein die ganz friſche Jugend, ſondern auch der ſchon herangebildete Mann wird, ſobald ihm ein prägnanter folgerechter Gedanke aufgegangen, ſich mittheilen, bei andern eine gleiche Denkweiſe aufregen wollen.

Ich merkte daher den Mißgriff nicht, da ich die Abhandlung, die man ſo eben finden wird, ins Lateiniſche überſetzt, mit theils umriſſenen, theils ausgeführten Zeichnungen ausgeſtattet, an Peter Camper zu überſenden die unbeſonnene Gutmüthigkeit hatte. Ich erhielt darauf eine ſehr ausführliche, wohlwollende Antwort, worin er die Aufmerkſamkeit, die ich dieſen Gegenſtänden geſchenkt, höchlich lobte; die Zeichnungen zwar nicht mißbilligte, wie aber ſolche Gegenſtände beſſer von der Natur abzunehmen ſeyen, guten Rath ertheilte und einige Vortheile zu beachten gab. Er ſchien ſogar über dieſe Bemühung etwas verwundert, fragte ob ich dieſes Heft etwa abgedruckt haben wollte, zeigte die Schwierigkeiten wegen der Kupfer umſtändlich an, auch die Mittel ſie zu überwinden. Genug er nahm als Vater und Gönner allen billigen Antheil an der Sache.

Aber davon war nicht die geringſte Spur daß er meinen Zweck bemerkt habe: ſeiner Meinung entgegen zu treten und irgend etwas Anderes als ein Pregramm zu beabſichtigen.

Und zeuge wider dich! dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag läug-
nen.

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich:
Wo nicht, ſo ſchweig' und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen? wer es ſey,
Der Unrecht hat? iſt eine weite Frage,
Die wohl zuvörderſt noch auf ſich beruht.

Taſſo.

Wie das? Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns beyden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie ſich's der unbegränzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Ich erwiederte bescheiden und erhielt noch einige ausführliche wohlwollende Schreiben, genau besehen, nur materiellen Inhalts, die sich aber keineswegs auf meinen Zweck bezogen, dergestalt, daß ich zuletzt, da diese eingeleitete Verbindung nichts fördern konnte, sie ruhig fallen ließ, ohne jedoch daraus, wie ich wohl hätte sollen, die bedeutende Erfahrung zu schöpfen, daß man einen Meister nicht von seinem Irrthum überzeugen könne, weil er ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimirt ward.

Verloren sind leider, mit so vielen andern Documenten, jene Briefe, welche den tüchtigen Zustand jenes hohen Mannes und zugleich meine gläubige jüngerhafte Deferenz sehr lebhaft vergegenwärtigen müßten.

Aber noch ein anderes Mißgeschick betraf mich: ein ausgezeichneter Mann, Johann Friedrich Blumenbach, der sich mit Glück der Naturwissenschaft gewidmet, auch besonders die vergleichende Anatomie durchzuarbeiten begonnen, trat in seinem Compendium derselben auf Camper's Seite und sprach dem Menschen den Zwischenknochen ab. Meine Verlegenheit wurde dadurch aufs höchste gesteigert, indem ein schätzbares Lehrbuch, ein vertrauenswürdiger Lehrer, meine Gesinnungen, meine Absichten durchaus beseitigen sollte.

Aber ein so geistreicher, fort untersuchender und denkender Mann konnte nicht immer bei einer vorgefaßten Meinung verharren und ich bin ihm, bei traulichen Verhältnissen, über diesen Punkt, wie über viele andere, eine theilnehmende Belehrung schuldig geworden, indem er mich benachrichtigte, daß der Zwischenknochen bei wasserköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgesondert sich manifestire.

Nun aber kann ich jene, damals mit Protest zurück-

gewiesenen Arbeiten, welche so viele Jahre im Stillen geruht, hervorrufen und für dieselben mir einige Aufmerksamkeit erbitten.

Auf die erwähnten Abbildungen habe ich mich zunächst vollkommener Deutlichkeit wegen zu berufen, noch mehr aber auf das d'Altonische große osteologische Werk hinzudeuten, wo eine weit größere, freiere, ins Ganze gehende Uebersicht zu gewinnen ist.

Bei allem diesem aber hab' ich Ursache den Leser zu ersuchen, sämmtliches bisher Gesagte und noch zu Sagende, als mittelbar oder unmittelbar bezüglich auf den Streit jener beiden trefflichen französischen Naturforscher, von welchem gegenwärtig immer die Rede bleibt, durchaus anzusehn.

Sodann darf ich voraussetzen, man werde jene so eben bezeichneten Tafeln vor sich zu nehmen und sie mit uns durchzugehen geneigt seyn.

Sobald man von Abbildungen spricht, versteht sich, daß eigentlich von Gestalt gehandelt werde, im gegenwärtigen Falle aber sind wir unmittelbar auf die Function der Theile hingewiesen; denn die Gestalt steht in Bezug auf die ganze Organisation, wozu der Theil gehört, und somit auch auf die Außenwelt, von welcher das vollständig organisirte Wesen als ein Theil betrachtet werden muß. In diesem Sinne also gehen wir ohne Bedenken weiter zu Werke.

Auf der ersten Tafel sehen wir diesen Knochen, welchen wir als den vordersten des ganzen Thierbaues erkennen, auf verschiedene Weise gestaltet; eine nähere Betrachtung läßt uns bemerken, daß durch ihn die nöthigste Nahrung dem Thier zugeeignet werde: so verschieden daher die Nahrung, so verschieden wird auch dieses Organ gestaltet seyn. Bei dem Reh finden wir einen leichten zahnlosen knochernen Bügel

um Grashalmen und Blattzweige maßig abzurupfen. An dem Ochsen sehen wir ungefahr dieselbige Gestalt, nur breiter, plumper, kraftiger, nach Maaßgabe der Bedürfnisse des Geschöpfes. In der dritten Figur haben wir das Kameel, welches schafartig eine gewisse beinah monstrose Unentschiedenheit zeigt, so daß der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, Schneidezahn vom Eckzahn, kaum zu unterscheiden sind.

Auf der zweiten Tafel zeigt sich das Pferd mit einem bedeutenden Zwischenknochen, sechs abgestumpfte Schneidezahne enthaltend; der hier, bei einem jungen Subject, unentwickelte Eckzahn ist der obern Kinnlade vollkommen zugeeignet.

Bemerkenswerth ist an der zweiten Figur derselben Tafel die obere Kinnlade des Sus babirussa von der Seite betrachtet; hier sieht man in der obern Kinnlade den wunderbaren Eckzahn ganz eigentlich enthalten, indem dessen Alveole an den schweinartig bezahnten Zwischenkiefer kaum anstreift und nicht die mindeste Einwirkung auf denselben bemerken laßt.

Auf der dritten Tafel schenken wir unsere Aufmerksamkeit der dritten Figur, dem Wolfsgebiß. Der vorgeschobene, mit sechs tüchtigen scharfen Schneidezahnen versehene Zwischenknochen unterscheidet sich an Figur b durch eine Sutur sehr deutlich von der obern Kinnlade und laßt, obgleich sehr vorgeschoben, die genaue Nachbarschaft mit dem Eckzahne ersehen. Das Löwengebiß, mehr zusammengezogen, zahnkräftiger und gewaltsamer, zeigt jene Unterscheidung und Nachbarschaft noch genauer. Des Eisbars gleiches Vordergebiß, mächtig, aber unbehülflich, plump, eine charakterlose Bildung, auf alle Falle weniger zum Ergreifen als zum Zerknirschen fahig; die Canales palatini breit und offen; von jener Sutur aber keine Spur, die man jedoch im Geiste zeichnen und ihr den Lauf anweisen wird.

Auf der vierten Tafel Trichecus rosmarus giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Das große Uebergewicht der Eckzähne gebietet dem Zwischenknochen zurückzutreten, und das widerwärtige Geschöpf erhält dadurch ein menschenähnliches Ansehen. Fig. 1 eines schon erwachsenen Thieres verkleinerte Abzeichnung, läßt den abgesonderten Zwischenknochen deutlich sehen; auch beobachtet man wie die mächtige, in der obern Kinnlade gegründete Wurzel, bei fortwachsendem Hinaufstreben, eine Art Geschwulst auf der Wangenfläche hervorbrachte. Die Figuren 2 und 3 sind nach einem jungen Thiere gleicher Größe gebildet. Bei diesem Exemplar ließ sich der Zwischenknochen völlig von der obern Kinnlade sondern, da alsdann der Eckzahn in seiner, der obern Kinnlade ganz allein angehörigen Alveole ungestört zurückbleibt.

Nach allem diesem dürfen wir kühnlich behaupten, daß der große Elephantenzahn gleichfalls in der obern Kinnlade wurzele; wobei wir zu bedenken haben, daß bei der ungeheuren Forderung, die hier an die obere Kinnlade geschieht, der benachbarte Zwischenknochen, wo nicht zur Bildung der ungeheuren Alveolen, doch zu deren Verstärkung eine Lamelle hergeben sollte.

So viel haben wir bei sorgfältiger Untersuchung mehrerer Exemplare auszufinden geglaubt, wenn auch schon die im 14. Bande vorgestellten Schädelabbildungen hierin keine Entscheidung herbeiführen.

Denn hier ist es, wo uns der Genius der Analogie, als Schutzengel, zur Seite stehen möge, damit wir eine an vielen Beispielen erprobte Wahrheit nicht in einem einzigen, zweifelhaften Fall verkennen, sondern auch da dem Gesetz gebührende Ehre erweisen, wo es sich uns in der Erscheinung entziehen möchte.

Auf der fünften Tafel ist Affe und Mensch einander entgegengestellt. Was den letzteren betrifft, so ist, nach einem besonderen Präparat, Trennung und Verschmelzung des gedachten Knochens deutlich genug angegeben. Vielleicht wären beide Gestalten, als Ziel der ganzen Abhandlung, mannichfaltiger und klarer abzubilden und gegen einander zu stellen gewesen. Aber gerade zuletzt, in der pragnantesten Zeit, stockte Neigung und Thätigkeit in jenem Fache, so daß wir schon dankbar anerkennen müssen, wenn eine hochzuverehrende Societät der Naturforscher diese Fragmente ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und das Andenken redlicher Bemühungen in dem unzerstörbaren Körper ihrer Acten aufbewahren wollen.

Noch aber müssen wir unsere Leser um fortgesetzte Aufmerksamkeit bitten, denn, von Herrn Geoffroy selbst veranlaßt, haben wir noch ein anderes Organ in eben diesem Sinne zu betrachten.

Die Natur bleibt ewig respectabel, ewig bis auf einen gewissen Punkt erkennbar, ewig dem Verständigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannichfaltige Seiten zu; was sie verbirgt, deutet sie wenigstens an; dem Beobachter wie dem Denker giebt sie vielfaltigen Anlaß, und wir haben Ursache, kein Mittel zu verschmähen, wodurch ihr Aeußeres schärfer zu bemerken und ihr Inneres gründlich zu erforschen ist. Wir nehmen daher zu unsern Zwecken ohne weiteres die Function in Schuß.

Function, recht begriffen, ist das Daseyn in Thätigkeit gedacht, und so beschäftigen wir uns, von Geoffroy selbst aufgerufen, mit dem Arme des Menschen, mit den Vorderfüßen des Thieres.

Ohne gelehrt scheinen zu wollen, beginnen wir von Aristoteles, Hippokrates und Galen, nach dem Bericht des

letzteren. Die heiteren Griechen schrieben der Natur einen allerliebsten Verstand zu. Habe sie doch alles so artig eingerichtet, daß man das Ganze immer vollkommen finden müsse. Den kräftigen Thieren verleihe sie Klauen und Hörner, den schwächeren leichte Beine. Der Mensch aber sey besonders versorgt, durch seine vielthätige Hand, wodurch er statt Hörner und Klauen sich Schwert und Spieß anzuschaffen wisse. Eben so ist der Zweck, warum der Mittelfinger langer sey als die übrigen, recht lustig zu vernehmen.

Wollen wir jedoch nach unserer Art weiter fortschreiten, müssen wir das große d'Altonische Werk vor uns legen und aus dessen Reichthum die Belege zu unsern Betrachtungen entnehmen.

Den Vorderam des Menschen, die Verbindung desselben mit der Hand und welche Wunder hier geleistet werden, nehmen wir als allgemein bekannt an. Es ist nichts Geistiges, was nicht in diesen Bereich fiele.

Betrachte man hiernach die reißenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Aneignen der Nahrung geschickt und geschäftig sind, und wie sie, außer einigem Spieltrieb, dem Zwischenknochen untergeordnet und die Knechte des Freßwerkzeugs bleiben.

Die fünf Finger sind bei dem Pferde in einen Huf geschlossen; wir sehen dieß in geistiger Anschauung, wenn uns nicht auch einmal, durch irgend eine Monstrosität, die Theilbarkeit des Hufes in Finger davon überzeugte. Dieses edle Geschöpf bedarf keines gewaltsamen Ansichreißens seiner Nahrung; eine luftige nicht allzufeuchte Weide befördert sein freies Daseyn, welches eigentlich nur einer gränzenlosen Bewegung von hin- und herschwarmendem, behäglichem Muthwillen geeignet zu seyn scheint; welche Naturbestimmung denn

geheimnißvolle Uebereinstimmung, bei vollkommener Thätigkeit der Hand, auch zugleich die Vorderzähne eine höhere Cultur bekommen. Denn während diese bei andern Thieren die Nahrung ergreifen, so wird sie hier von den Handen auf geschickte Weise zum Mund gebracht, wodurch nunmehr die Zähne bloß zum Nagen determinirt werden, und so dieses einigermaßen technisch wird.

Hier aber werden wir in Versuchung geführt, jenes griechische Dictum nicht sowohl zu wiederholen, als weiterschreitend abzuändern. „Die Thiere werden von ihren Gliedern tyrannisirt," möchten wir sagen, indem sie sich zwar derselben zu Verlängerung und Fortpflanzung ihres Daseyns ohne weiteres bedienen; da jedoch die Thätigkeit einer jeden solchen Bestimmung, auch ohne Bedürfniß, immer fortwährt, so müssen deßhalb die Nagethiere, wenn sie gesättigt sind, zu zerstören anfangen, bis endlich diese Tendenz durch den Biber ein Analogon vernünftiger Architektonik hervorbringt.

Doch auf diese Weise dürfen wir nicht fortfahren, weil wir uns ins Gränzenlose verlieren müßten, deßwegen wir uns kurz zusammenfassen.

Wie das Thier sich immer weiter zum Stehen und Gehen bestimmt fühlt, desto mehr wird der Radius an Kraft zunehmen, dem Körper der Ulna von seiner Masse abziehen, so daß diese zuletzt fast verschwindet und nur das Olekranon als nothwendigste Articulation mit dem Oberarme übrig bleibt. Gehe man die vorliegenden d'Altonischen Bildnisse durch, so wird man hierüber gründliche Betrachtungen anstellen, und immer zuletzt an diesem Theil, und anderen, das Daseyn, das sich durch die Gestalt hervorthut, in lebendiger, verhältnißmäßiger Function erblicken.

Nun aber haben wir des Falles zu gedenken, wo noch

hinreichende Andeutung des Organs übrig ist, auch da, wo alle Function völlig aufhört, welches uns auf einer neuen Seite in die Geheimnisse der Natur zu dringen befähigt.

Man nehme das Heft d'Altons d. J., die straußartigen Vögel vorstellend, zur Hand und betrachte von der ersten bis zur vierten Tafel, vom Skelette des Straußes bis zu dem des neuholländischen Casuars, und bemerke, wie sich der Vorderarm stufenweise zusammenzieht und vereinfacht.

Ob nun gleich dieses Organ, welches den Menschen eigentlich zum Menschen, den Vogel zum Vogel macht, zuletzt auf das sonderbarste abbrevirt erscheint, daß man dasselbe als eine zufällige Mißbildung ansprechen könnte: so sind doch die sämmtlichen einzelnen Gliedmaßen daran gar wohl zu unterscheiden; das Analogon ihrer Gestalt ist nicht zu verkennen, eben so wenig, wie weit sie sich erstrecken, wo sie sich einfügen und, obgleich die Vordersten sich an Zahl verringern, die überbleibenden ihre bestimmte Nachbarschaft nicht aufgeben.

Diesen wichtigen Punkt, den man bei Untersuchung der höheren thierischen Osteologie ins Auge fassen muß, hat Geoffroy vollkommen richtig eingesehen und entschieden ausgedrückt; daß man irgend einen besondern Knochen, der sich uns zu verbergen scheint, am sichersten innerhalb der Granzen seiner Nachbarschaft entdecken könne.

Von einer andern Hauptwahrheit, die sich hier unmittelbar anschließt, ist er gleichfalls durchdrungen: daß nämlich die haushältische Natur sich einen Etat, ein Budget vorgeschrieben, in dessen einzelnen Capiteln sie sich die vollkommenste Willkür vorbehält, in der Hauptsumme jedoch sich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben worden, sie es der andern abzieht und auf die entschiedenste Weise sich ins Gleiche stellt. Diese beiden sichern

Wegweiser, denen unsre Deutschen seit so manchen Jahren so viel verdanken, sind von Herrn Geoffroy dergestalt anerkannt, daß sie ihm auf seinem wissenschaftlichen Lebensgange jederzeit die besten Dienste leisten; wie sie denn überhaupt den traurigen Behelf der Endursachen völlig beseitigen werden.

So viel sey genug, um anzudeuten, daß wir keine Art der Manifestation des labyrinthischen Organismus außer Acht lassen dürfen, wenn wir durch Anschauung des Aeußeren zur Einsicht in das Innerste gelangen wollen.

Aus dem bisher Verhandelten ist ersichtlich, daß Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäßen Denkweise gelangt sey. Leider bietet ihm seine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da sein Gegner sich im gleichen Falle befindet, so wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen suchen, diesen Umstand bescheidentlich aufzuklären. Denn wir möchten diese Gelegenheit nicht versäumen, bemerklich zu machen wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei französischen Vorträgen, ja bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer, zu bedeutenden Irrungen Veranlassung giebt. Man glaubt in reiner Prosa zu reden und man spricht schon tropisch; den Tropen wendet einer anders an, als der andere, führt ihn in verwandtem Sinne weiter und so wird der Streit unendlich und das Räthsel unauflöslich.

Materiaux; dieses Wortes bedient man sich, um die Theile eines organischen Wesens auszudrücken, die, zusammen, entweder ein Ganzes, oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In diesem Sinne würde man den Zwischenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein, Materialien nennen, woraus das Gewölbe des Rachens zusammengesetzt ist; eben so den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannichfaltigen der Hand als Materialien

Antonio.

Gnädigſter,
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn ſchwei-
gen;
Hab' ich geſprochen, mag er weiter reden;
Du wirſt entſcheiden. Alſo ſag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn
weder
Verklagen, noch mich ſelbſt vertheid'gen,
noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbiethen.
Denn wie er ſteht, iſt er kein freyer Mann.
Es waltet über ihm ein ſchwer Geſetz,
Das deine Gnade höchſtens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefodert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und tratſt du, Herr, nicht zwiſchen uns herein,
So ſtünde jetzt auch ich als pflichtvergeſſen,
Mitſchuldig und beſchämt vor deinem Blick.

Alphons zu Taſſo.

Du haſt nicht wohl gethan.

betrachten, woraus der Arm des Menschen, der Vorderfuß des Thieres zusammengesetzt ist.

Im allgemeinsten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzusammenhangende, wohl auch nicht zusammengehörige, ihre Bezüge durch willkürliche Bestimmung erhaltende Körper. Balken, Breter, Latten sind Materialien Einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und so denn auch z. B. ein Dach zusammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink, haben mit jenen gar nichts gemein, und werden doch nach Umständen das Dach abzuschließen nöthig.

Wir müssen daher dem französischen Wort matériaux einen viel höhern Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geschieht, weil wir die Folgen voraussehen.

Composition: ein gleichfalls unglückliches Wort, mechanisch mit dem vorigen mechanischen verwandt. Die Franzosen haben solches, als sie über Künste zu denken und zu schreiben anfingen, in unsre Kunstlehren eingeführt; denn so heißt es: der Maler componire sein Gemälde; der Musicus wird sogar ein für allemal Componist genannt, und doch, wenn beide den wahren Namen eines Künstlers verdienen wollen, so setzen sie ihre Werke nicht zusammen, sondern sie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höhern Anklang natur- und kunstgemäß.

Eben so wie in der Kunst, ist, wenn von der Natur gesprochen wird, dieser Ausdruck herabwürdigend. Die Organe componiren sich nicht als vorher fertig, sie entwickeln sich aus- und aneinander zu einem nothwendigen ins Ganze greifenden Daseyn. Da mag denn von Function, Gestalt, Farbe, Maaß, Masse, Gewicht, oder von andern Bestimmungen, wie sie heißen mögen, die Rede seyn, alles ist beim Betrachten und Forschen zulässig; das Lebendige geht ungestört

ſeinen Gang, pflanzt ſich weiter, ſchwebt, ſchwankt, und erreicht zuletzt ſeine Vollendung.

Embranchement iſt gleichfalls ein techniſches Wort des Zimmerhandwerks und drückt aus, die Balken und Sparren in- und aneinander zu fügen. Ein Fall, wo dieſes Wort zuläſſig und ausdrücklich erſcheint, iſt wenn es gebraucht wird, um die Verzweigung einer Straße in mehrere zu bezeichnen.

Wir glauben hier im Einzelnen, ſo wie im Ganzen, die Nachwirkung jener Epoche zu ſehen, wo die Nation dem Senſualism hingegeben war, gewohnt, ſich materieller, mechaniſcher, atomiſtiſcher Ausdrücke zu bedienen; da denn der forterbende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, ſobald aber die Unterhaltung ſich ins Geiſtige erhebt, den höheren Anſichten vorzüglicher Männer offenbar widerſtrebt.

Noch ein Wort führen wir an: das Wort: Plan. Weil ſich, um die Materialien wohl zu componiren, eine gewiſſe voraus überdachte Anordnung nöthig macht, ſo bedienen jene ſich des Wortes Plan, werden aber ſogleich dadurch auf den Begriff eines Hauſes, einer Stadt geleitet, welche, noch ſo vernünftig angelegt, immer noch keine Analogie zu einem organiſchen Weſen darbieten können. Dennoch brauchen ſie, unbedacht, Gebäude und Straßen als Gleichniß; da denn zugleich der Ausdruck Unité du Plan zum Mißverſtändniſſe, zum Hin- und Wiederſprechen Anlaß giebt und die Frage, worauf alles ankommt, durchaus verdüſtert wird.

Unité du Type würde die Sache ſchon näher auf den rechten Weg geleitet haben und dieß lag ſo nahe, indem ſie das Wort Type im Contert der Rede gar wohl zu brauchen wiſſen, da es eigentlich obenanſtehen und zur Ausgleichung des Streites beitragen ſollte.

Wiederholen wir zunächſt nur, daß Graf Buffon ſchon

im Jahre 1753 drucken laßt, er bekenne ſich zu einem dessin primitif et général — qu'on peut suivre très loin — sur lequel tout semble avoir été conçu. Tome IV. p. 379.

„Was bedarf es weiter Zeugniß?"

Hier aber möchte es der Ort ſeyn, zu der Streitigkeit, von der wir ausgingen, wieder zurückzukehren und ihre Folgen nach der Zeitreihe, inſofern es uns möglich ward, vorzutragen.

Erinnern wird man ſich, daß dasjenige Heft, welches unſer Vorſtehendes veranlaßte, vom 15. April 1830 datirt iſt. Die ſammtlichen Tagesblatter nehmen ſogleich Kenntniß von der Sache und ſprechen ſich für und dawider aus.

Im Monat Juni bringen die Herausgeber der Revue encyclopédique die Angelegenheit zur Sprache, nicht ohne Gunſt für Geoffroy. Sie erklären dieſelbe für europaiſch, d. h. in- und außerhalb des wiſſenſchaftlichen Kreiſes bedeutend. Sie rucken einen Aufſatz des vorzuglichen Mannes in extenso ein, welcher allgemein gekannt zu ſeyn verdient, da er, kurz und zuſammengefaßt, wie es eigentlich gemeint ſey, ausſpricht.

Wie leidenſchaftlich der Streit behandelt werde, ſieht man daraus, daß am 19. Juli, wo die politiſche Gährung ſchon einen hohen Grad erreicht hatte, dieſe weit abliegende wiſſenſchaftlich-theoretiſche Frage ſolche Geiſter beſchaftigt und aufregt.

Dem ſey nun wie ihm ſey, wir werden durch dieſe Controvers auf die innern beſondern Verhaltniſſe der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften hingewieſen: denn daß dieſe innere Mißhelligkeit nicht eher laut geworden, davon mag folgendes wohl die Urſache geweſen ſeyn.

In den früheren Zeiten waren die Sitzungen der Akademie geſchloſſen, nur die Mitglieder fanden ſich ein und discutirten

ber Erfahrungen und Meinungen. Nach und nach ließ man reunde der Wiſſenſchaften als Zuhörer freundlich herein, ndere Zudringende konnten in der Folge nicht wohl abgehalten erden, und ſo ſah man ſich endlich in Gegenwart eines be=eutenden Publicums.

Wenn wir den Weltlauf mit Sorgfalt betrachten, ſo er=ahren wir, daß alle öffentlichen Verhandlungen, ſie mögen eligiös, politiſch oder wiſſenſchaftlich ſeyn, früher oder ſpäter urchaus formell werden.

Die franzöſiſchen Akademiſten enthielten ſich deßhalb, wie n guter Geſellſchaft herkömmlich, aller gründlichen und zu=leich heftigen Controvers, man diſcutirte nicht über die Vorträge, ſie wurden an Commiſſionen zur Unterſuchung egeben und nach deren Gutachten behandelt, worauf denn einem oder dem andern Aufſatz die Ehre widerfuhr, in die Memoiren der Akademie aufgenommen zu werden. So viel iſt es was uns im Allgemeinen bekannt geworden.

Nun aber wird in unſerem Falle gemeldet, die einmal usgebrochene Streitigkeit werde auch auf ein ſolches Her=kommen bedeutenden Einfluß haben.

In der Akademie=Sitzung vom 19. Juli vernehmen wir einen Nachklang jener Differenzen und nun kommen ſogar die beiden perpetuirlichen Secretare Cuvier und Arago in Conflict.

Bisher war, wie wir vernommen haben, die Gewohnheit, in einer jeden folgenden Seſſion nur die Rubriken der vor=hergehenden vorgetragenen Nummern zu referiren, und frei=lich dadurch alles zu beſeitigen.

Der andere perpetuirliche Secretär Arago macht jedoch gerade dießmal eine unerwartete Ausnahme und trägt die von Cuvier eingelegte Proteſtation umſtändlich vor. Dieſer

reproteſtirt jedoch gegen ſolche Neuerungen, welche großen Zeitaufwand nach ſich ziehen müßten, indem er ſich zugleich über die Unvollſtandigkeit des eben vorgetragenen Reſumé's beklagt.

Geoffroy de St. Hilaire widerſpricht, es werden die Beiſpiele anderer Inſtitute angeführt, wo dergleichen mit Nutzen geſchehe.

Dem wird abermals widerſprochen und man hält es zuletzt für nöthig, dieſe Angelegenheit weiterer Ueberlegung anheim zu geben.

In einer Sitzung vom 11. October lieſ't Geoffroy einen Aufſatz über die beſonderen Formen des Hinterhauptes der Krokodile und des Teleoſaurus; hier wirft er nun Herrn Cuvier eine Verſäumniß in Beobachtung dieſer Theile vor; der Letztere ſteht auf, ſehr wider ſeinen Willen, wie er verſichert, aber durch dieſe Vorwürfe genöthigt, um ſolche nicht ſtillſchweigend zuzugeben. Uns iſt dieſes ein merkwürdiges Beiſpiel, welchen großen Schaden es bringe, wenn der Streit um höhere Anſichten bei Einzelnheiten zur Sprache kommt.

Bald darauf erfolgt eine Seſſion, deren wir mit den eignen Worten des Herrn Geoffroy hier gedenken wollen, wie er ſich darüber in der Gazette Médicale vom 23. October vernehmen laßt.

„Gegenwartige Zeitung und andere öffentliche Blatter hatten die Neuigkeit verbreitet, jene zwiſchen Herrn Cuvier und mir entſponnene Streitigkeit ſollte in der nachſten akademiſchen Sitzung wieder aufgenommen werden. Man eilte herbei, um die Entwicklungen meines Gegners zu vernehmen, welche er über das Felsbein der Krokodile vorlaufig angekündigt hatte."

„Der Saal war mehr als gewöhnlich angefüllt und man

glaubte unter den Zuhörern nicht nur ſolche zu ſehen, welche, von reinem Intereſſe beſeelt, aus den wiſſenſchaftlichen Garten herankommen; man hatte vielmehr Neugierige zu bemerken und Aeußerungen eines Athenienſiſchen Parterre's von ganz abweichenden Geſinnungen zu vernehmen."

„Dieſer Umſtand, Herrn Cuvier mitgetheilt, bewog ihn, den Vortrag ſeines Aufſatzes auf eine andere Sitzung zu verſchieben."

„Von ſeinem anfänglichen Vorhaben in Kenntniß geſetzt, hielt ich mich zu antworten bereit, war es aber nun ſehr zufrieden, dieſe Sache dergeſtalt ſich auflöſen zu ſehen. Denn einem wiſſenſchaftlichen Wettkampfe zieh' ich vor, meine Folgerungen und Schlüſſe bei der Akademie zu hinterlegen."

„Meinen Aufſatz hatte ich niedergeſchrieben, in der Abſicht, wenn ich aus dem Stegreiſe über die Angelegenheit geſprochen hätte, denſelben zur Aufbewahrung dem akademiſchen Archiv anzuvertrauen, mit der Bedingung: ne varietur."

Seit jenen Ereigniſſen iſt nun ſchon ein Jahr vorüber und man überzeugt ſich aus dem Geſagten, daß wir auf die Folge einer ſo bedeutenden wiſſenſchaftlichen Exploſion, ſelbſt nach der großen politiſchen, aufmerkſam geblieben. Jetzt aber, damit das Vorſtehende nicht ganze veralte, wollen wir nur ſo viel erklären, daß wir glauben bemerkt zu haben: es werden die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen in dieſem Felde zeither bei unſern Nachbarn mit mehr Freiheit und auf eine geiſtreichere Weiſe behandelt.

Von unſern deutſchen Theilnehmenden haben wir folgende Namen erwähnt gefunden: Vojanus, Carus, Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann. Darf man nun vorausſetzen, daß die Verdienſte dieſer Männer anerkannt und genutzt werden, daß die genetiſche Denkweiſe, deren ſich der Deutſche

nun einmal nicht entschlagen kann, mehr Credit gewinne: so können wir uns gewiß von jener Seite einer fortgesetzten theilnehmenden Mitarbeit erfreuen.

Weimar, im März 1832.

Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz „die Natur"

Seite 385 dieses Bandes.

Goethe an den Canzler v. Müller.

Jener Aufsatz ist mir vor kurzem aus der brieflichen Verlassenschaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden; er ist von einer wohlbekannten Hand geschrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geschäften zu bedienen pflegte.

Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Comparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrangt ist. Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von

Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existirt und wirksam seyn kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt anzuziehen und abzustoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat um zu verbinden, genugsam verbunden hat um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren wohin gedachter Aufsatz fallen möchte, war ich hauptsächlich mit vergleichender Anatomie beschäftigt und gab mir 1786 unsägliche Mühe, bei Anderen an meiner Ueberzeugung: dem Menschen dürfe der Zwischenknochen nicht abgesprochen werden, Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieser Behauptung wollten selbst sehr gute Köpfe nicht einsehen, die Wichtigkeit läugneten die besten Beobachter, und ich mußte, wie in so vielen andern Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Versatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unablässig und es glückte mir Anno 1787 in Sicilien die Metamorphose der Pflanzen, so im Anschauen wie im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphose des Thierreichs lag nahe dran und im Jahre 1790 offenbarte sich mir in Venedig der Ursprung des Schädels aus Wirbelknochen; ich verfolgte nun eifriger die Construction des Typus, dictirte das Schema im Jahre 1795 an Mar Jacobi in Jena und hatte bald die Freude von deutschen Naturforschern mich in diesem Fache abgelöst zu sehen.

Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämmtlichen Naturerscheinungen nach und nach vor

dem menſchlichen Geiſte verkettet worden, und lieſ't alsdann obigen Aufſatz von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht; ſo wird man nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeſchloſſen wird, vergleichen und eines funfzigjahrigen Fortſchreitens ſich erfreuen.

Weimar, 24. Mai 1828.

Chronologie

der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften.

Taſſo.

Mich ſpricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frey.
Ja, es iſt wahr, ich drohte, forderte,
Ich zog. Allein, wie tückiſch ſeine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie ſcharf und ſchnell ſein Zahn das ſeine Gift
Mir in das Blut geflößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt — Du denkſt es nicht!
Gelaſſen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Aufs höchſte mich getrieben. O! du kennſt,
Du kennſt ihn nicht und wirſt ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war ſie deiner Gnade, deines Dienſtes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Geſetzes
Und dieſes Orts vergeſſen, ſo verzeih.

1765.

Das Gedicht: die Höllenfahrt Christi.

1766 — 1769.

Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Von kleinern Gedichten, drei Oden an Behrisch; Die Brautnacht; Wahrer Genuß; Die schöne Nacht; Glück und Traum; Der Misanthrop; Verschiedene Drohung; Mädchenwünsche; Beweggrund; Liebe wider Willen; Lebendiges Andenken; Glück der Entfernung; An Luna; Schadenfreude; Unschuld; Scheintod; Wechsel.

1770 — 1771.

Lieder: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; Blinde Kuh; Der Abschied; An die Erwählte; Willkommen und Abschied; Mit einem gemalten Bande. Schreibt den Aufsatz: über deutsche Baukunst, Briefe eines Landgeistlichen an seinen Amtsbruder, und zwei wichtige biblische Fragen; auch die Ode: Wanderers Sturmlied.

1772.

Uebersetzt das Deserted Village von Goldsmith. Schreibt das Gedicht: der Wandrer. Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Götz von Berlichingen.

1773 — 1774.

Werther; Clavigo; das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; Wahrdt; Pater Brey; Satyros; Götter, Helden und Wieland; Hanswursts Hochzeit. Die Gedichte: Der König in Thule; „Es war ein Buhle frech genung ꝛc."; „Hoch auf dem alten Thurme steht ꝛc."; „Zwischen Lavater und Blasedow ꝛc." — Plan zu einem dramatischen Gedichte: Mahomet, woraus „Mahomet's Gesang" sich erhalten. Fragmente des ewigen Juden. Schreibt den Prometheus; Stella; die ältesten

Scenen des Faust; Künstlers Erdewallen. Ferner die Gedichte: Künstlers Abendlied; Kenner und Künstler; Kenner und Enthusiast; Sendschreiben; Künstlers Fug und Recht; die Ode: An Schwager Kronos.

1775.

Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga. Die Lieder: Neue Liebe neues Leben; An Belinden; „In allen guten Stunden ꝛc." Die Opern: Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella; deßgleichen ein verloren gegangenes kleines Stück unter dem Titel: „Sie kommt nicht." Ferner die Gedichte: „Und frische Nahrung neues Blut ꝛc."; „Angedenken du verklungner Freude ꝛc."; Lili's Park. Beginnt den Egmont.

1776.

Gedichte: Hans Sachs; Seefahrt; Proserpina. Schreibt die Geschwister.

1777.

Schreibt die Oper: Lila, und den Triumph der Empfindsamkeit. Anfange des Wilhelm Meister. Beginnt ein Gedicht vom Prinzen Nadegiki, welches verloren gegangen. Schreibt die Ode: „Dem Geier gleich ꝛc."

1778.

Das erste Buch von Wilhelm Meister beendigt. Die Oper: Lila umgearbeitet; auch einige neue Scenen am Egmont geschrieben.

1779.

Iphigenie in Prosa vollendet. An Egmont fortgefahren. Jery und Bately.

1780.

Ferneres am Egmont. Anfange des Tasso. Schreibt: Die Vögel, und das Neueste von Plundersweilern. Redigirt die zweite Abtheilung der Briefe aus der Schweiz.

1781.

Vollendet den Tasso in Prosa. Redoutengedicht: Ein Zug Lapplander. Arien zur Fischerin. Anfange des Elpenor. Gedichte: Meine Göttin; Der Becher; An die Cicade.

1782.

Gedichte zu den Redoutenaufzügen: des Winters, der vier Weltalter, der weiblichen Tugenden, des Amors. Schreibt

ferner die Gedichte: Mieding's Tod, Versus memoriales. Das Göttliche; Einsamkeit; Erwählter Fels; Ländliches Glück. Das Singspiel: „die Fischerin" vollendet. Zweites und drittes Buch des Wilhelm Meister. Werther vervollständigt.

1783.

Gedicht: Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen. Zwei Acte von Elpenor geendet. Einschränkung; Ilmenau; „Ueber allen Gipfeln ist Ruh ꝛc." Viertes Buch von Wilhelm Meister.

1784.

Der Maskenzug: Planetentanz. Aufsatz über den Zwischenknochen. Wilhelm Meister fortgesetzt.

1785.

Episches Gedicht: Die Geheimnisse. Gedicht auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig. Oper: Scherz, List und Rache. Endigt das sechste Buch des Wilhelm Meister.

1786.

Redigirt die ersten Bände seiner bei Göschen in Leipzig erscheinenden Schriften. Gedicht: Abschied im Namen der Engelhauser Bauerinnen. Schreibt in Italien seine Iphigenie in Versen. Plan zu einer Iphigenie in Delphi.

1787.

Den Tasso in Verse zu bringen angefangen. Anfänge einer Tragödie: Nausikaa. Einiges am Wilhelm Meister gethan. Egmont vollendet. Die Opern: Claudine von Villa Bella, und Erwin und Elmire umzuarbeiten angefangen.

1788.

Redigirt den achten Band seiner Schriften. Die Opern: Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella beendigt. Schreibt die Aufsätze: Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt; Zur Theorie der bildenden Künste; Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl; Von Arabesken. Dichtet die römischen Elegien; ingleichen das Gedicht: Amor als Landschaftsmaler. Plan zu einer weiteren Ausarbeitung des Faust, und einige Scenen davon geschrieben. Die Scene der Hexenküche im Garten Borgheſe ausgeführt. Künstlers Apotheose. Tasso fortgesetzt und den Plan vervollständigt.

1789.

Römisches Carneval. Stammbaum Cagliostro's. Tasso vollendet. Lieder: „Lasset Gelehrte sich zanken und streiten ꝛc.“ und „Geh! gehorche meinen Winken ꝛc.“ Schreibt den Groß-Cophta; Die ungleichen Hausgenossen; so wie den Aufsatz: Ueber Christus und die zwölf Apostel.

1790.

Die Ausgabe der gesammelten Schriften beendigt. Redigirt die römischen Elegien. Schreibt die Metamorphose der Pflanzen. Erstes Aperçu seiner Farbenlehre. Schreibt zu Venedig den Aufsatz: Ueber ältere Gemälde; deßgleichen die Venetianischen Epigramme.

1791.

Erstes Stück optischer Beiträge. Prolog zu Eröffnung des Theaters. Die Oper: Theatralische Abenteuer bearbeitet und die beiden Lieder: „An dem reinsten Frühlingsmorgen ꝛc.“ und „Bei dem Glanz der Abendröthe ꝛc.“ eingelegt. Prolog vom 1. October.

1792.

Herausgabe seiner neuen Schriften bei Unger begonnen. Zweites Stück optischer Beiträge. Epilog vom 11. Juni. In der Farbenlehre fortgefahren. Reise der Söhne Megaprazon's. Gedicht: Der neue Amor. Epilog vom letzten December.

1793.

Reineke Fuchs. Der Bürgergeneral. Prolog vom 15. October. Die Aufgeregten und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten begonnen. Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject.

1794.

Die Aufgeregten fortgesetzt. Redaction und Druck des Wilhelm Meister beginnt. Prolog zum 6. October. Schreibt die beiden Episteln in Hexametern. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten fortgesetzt.

1795.

Erzählung von der Sängerin Antonelli; von Bassompierre mit der Krämerin; deßgleichen vom Procurator. Bekenntnisse einer schönen Seele. Schreibt den Aufsatz: Literarischer Sansculotismus. Von Gedichten erscheinen: Die Nähe des Geliebten; Der Besuch; Meeresstille; Glückliche Fahrt. Redigirt

die Venetianischen Epigramme. Das Mährchen geschrieben und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten geschlossen. Uebersetzt den „Versuch über die Dichtungen ꝛc.“ von Frau von Staël. Schreibt den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Wilhelm Meisters Lehrjahre fortgesetzt.

1796.

Die Xenien. Erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz redigirt. Die Uebersetzung des Benvenuto Cellini begonnen. Die vier Jahreszeiten. Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung. Gedichte: Alexis und Dora; Die Musen und Grazien in der Mark; Der Chinese in Rom; Lied: An Mignon. Schreibt den Aufsatz: Vorträge über den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Endigt den Wilhelm Meister im August. Schreibt die ersten Gesänge von Hermann und Dorothea, deßgleichen das Prooemium zu diesem Gedichte. Auch am Faust einiges gethan.

1797.

Hermann und Dorothea am 21. März vollendet. Plan zu einem epischen Gedicht: die Jagd. Schema der Metamorphose der Insecten. Cellini fortgesetzt. Aufsatz: Israel in der Wüste. Gedichte: Der Schatzgräber; Der neue Pausias; Die Metamorphose der Pflanzen; Der Zauberlehrling; Die Braut von Corinth; Der Gott und die Bajadere; deßgleichen die beiden Lieder: „Wenn die Reben wieder blühen ꝛc.“ und „Zu lieblich ist's ein Wort zu brechen ꝛc.“ Entwirft ein Schema zur Beschreibung der Peterskirche in Rom. Das Schema zum Faust vervollständigt, so wie Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und den Prolog geschrieben. Aufsatz: Laokoon; deßgleichen über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Balladen: Der Edelknabe und die Müllerin; Der Junggesell und der Mühlbach; Der Müllerin Reue. Aufsatz: Vortheile die ein junger Maler haben könnte. Elegie: Amyntas. Plan: die Sage des Wilhelm Tell als episches Gedicht zu behandeln. Gedicht: Schweizeralpe. Elegie: Euphrosine. Aufsatz: Ueber epische und dramatische Dichtkunst. Legende vom Hufeisen.

1798.

Maskenzug zum 30. Januar. Cellini fortgesetzt und

Noten dazu. Aufsatz über pathologisches Elfenbein. Geschichte der Farbenlehre geordnet. Faust fortgesetzt. Homer's Ilias schematisirt. Plan zur Achilleis. Einleitung zu den Propyläen. Gedichte: Der Müllerin Verrath; Die Musageten; Das Blümlein Wunderschön; Deutscher Parnaß; Die Weissagungen des Bakis. Diderot von den Farben übersetzt und Anmerkungen dazu. Einleitung zur Farbenlehre. Der Sammler und die Seinigen angefangen. Recension der Grubel'schen Gedichte.

1799.

Achilleis erster Gesang. Gedicht: Spiegel der Muse. Der Sammler und die Seinigen beendigt. Schreibt mit Schiller und Meyer das Schema: Ueber den Dilettantismus in den Künsten. Idee zu einem großen Naturgedicht. Die Propyläen fortgesetzt. Redigirt seine neueren kleinen Gedichte zur Herausgabe bei Unger in Berlin. Schreibt die Cantate: Erste Walpurgisnacht. Den Faust wieder vorgenommen; auch Einiges an der Farbenlehre gethan. Uebersetzt den Mahomet von Voltaire. Plan zur natürlichen Tochter.

1800.

Die Arbeit an der Farbenlehre fortgesetzt, und solche in drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische eingetheilt. Exposition des schon früher begonnenen zweiten Theils der Zauberflöte. Die guten Weiber. Helena angefangen. Palaophron und Neoterpe. Sechstes und letztes Stück der Propyläen. Uebersetzt den Tancred.

1801.

Uebersetzt das Büchlein Theophrast's von den Farben. Schema eines Romans: die Wanderschaft nach Pyrmont im Jahre 1582. In Göttingen fernere Materialien zur Geschichte der Farbenlehre gesammelt. Erster Act der natürlichen Tochter. Lied zum neuen Jahr 1802.

1802.

Maskenzug zum Geburtstag der Herzogin Louise am 30. Januar. Aufsatz: Weimarisches Theater. Zweiter Act der natürlichen Tochter. Gedichte: Tischlied; Stiftungslied; Frühzeitiger Frühling; Hochzeitlied. Schreibt das Vorspiel: Was wir bringen. An der Farbenlehre und Cellini fortgefahren.

1803.

Cellini beendigt; deßgleichen den ersten Theil der natürlichen Tochter. Entwurf einer Fortsetzung derselben. Gedicht: Magisches Netz. Schreibt die Regeln für Schauspieler. Plan zum: Mann von funfzig Jahren. Aufsatz über Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi. Es erscheinen die Gedichte: Generalbeichte; Weltseele; Dauer im Wechsel; Schafers Klagelied; Trost in Thränen; Sehnsucht; Nachtgesang; Bergschloß; Die glücklichen Gatten; Wanderer und Pächterin; Ritter Curts Brautfahrt; Kriegserklarung; Selbstbetrug; Der Rattenfanger; Frühlingsorakel.

1804.

Recensionen der Gedichte von Voß. Göß von Berlichingen für das Theater eingerichtet. An der Farbenlehre fortgefahren. Winckelmann und sein Jahrhundert begonnen; deßgleichen eine Uebersetzung von Rameau's Neffen.

1805.

Rameau's Neffen beendigt; deßgleichen die Anmerkungen dazu geschrieben. Recension der Gedichte von Hebel. Winckelmann und sein Jahrhundert abgeschlossen. Epilog zu Schiller's Glocke. Druck der Farbenlehre beginnt.

1806.

Recension über des Knaben Wunderhorn, Hiller's Gedichte, Humboldt's Ideen zu einer Physiognomik der Gewachse ꝛc. in die Jenaische Literaturzeitung. Aphorismen über den Galvanismus. Den ersten Theil des Faust abgeschlossen. Ausgabe seiner Werke bei Cotta in zwölf Banden. Vier Gedichte an Tischbein geschrieben. Redaction der Farbenlehre fortgesetzt. Ein Schema der allgemeinen Naturlehre.

1807.

Die Rede von Johannes von Müller über Friedrich den Großen übersetzt. Rede zum Andenken der Herzogin Amalie. Prolog zur Eröffnung des Theaters in Leipzig. Plan zu den Wanderjahren. Schreibt St. Joseph den Zweiten; Die neue Melusine; Die pilgernde Thorin; Die gefahrliche Wette, und Der Mann von funfzig Jahren. Ordnet die Materialien zu Hackert's Leben. Macht einen Catalog der Carlsbader Mineralien-Sammlung. Schreibt das Vorspiel zu Eröffnung des Weimarischen Theaters; der Pandora ersten Theil; deßgleichen

einige Sonette. Redaction und Druck der Farbenlehre fortgesetzt.

1808.

Ballade: Wirkung in die Ferne. Gedicht an die Kurprinzeß von Cassel, unter dem Titel: „Einer hohen Reisenden." Mehrere Sonette. Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Schema eines lyrischen und historischen Volksbuches. Beschreibung des Kammerbergs bei Eger. Die Wahlverwandtschaften schematisirt. Gedicht: der Goldschmiedsgesell.

1809.

Mit der Farbenlehre beschäftigt. Ballade: Johanna Sebus. Die Wahlverwandtschaften geschrieben. Vorarbeiten zu Wahrheit und Dichtung.

1810.

Maskenzug: die romantische Poesie, zum Geburtstage der Herzogin Louise; desgleichen einen Maskenzug russischer Nationen, zum Geburtstag der Großfürstin Maria Paulowna. Gedichte: Rechenschaft; Ergo bibamus: Genialisch Treiben; Fliegentod; Schneidercourage. Die Farbenlehre abgeschlossen. Schreibt in Carlsbad: Das nußbraune Mädchen; desgleichen die Gedichte: Der Kaiserin Ankunft; der Kaiserin Becher; der Kaiserin Platz; der Kaiserin Abschied. Die Tabellen der Tonlehre entworfen. Hackert's Leben angefangen. Wahrheit und Dichtung schematisirt. Finnisches Lied.

1811.

Sicilianisches Lied; Schweizerlied. Cantate: Rinaldo. Hackert's Leben beendigt. Das Knabenmährchen geschrieben. Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Halle. Den ersten Band von Wahrheit und Dichtung vollendet. Romeo und Julie fürs Theater.

1812.

Aufsatz: Der Tänzerin Grab. Gedichte an den Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich; desgleichen an die Kaiserin von Frankreich. Das kleine Lustspiel: Die Wette. Sonett an Bondi. Den zweiten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt; den dritten begonnen. Versuch, den Faust für die Bühne zu bearbeiten. Aufsatz: Myron's Kuh.

1813.

Schreibt zum Geburtstage der Herzogin Louise die Cantate: Idylle. Schreibt ferner die Gedichte: „Alles kündet dich an ꝛc.“; „Donnerstag nach Belvedere ꝛc.“; Sonett in das Stammbuch der Großfürstin Maria Paulowna. Parabel: Pfaffenspiel. Lied: „Ich habe geliebet ꝛc.“ Rede zum Andenken Wieland's. Von Aufsätzen fallen in dieses Jahr: Doppelbilder des rhombischen Kalkspaths; Ruysdael als Dichter; Shakspeare und kein Ende; über Zinnformation. Es entstehen die Balladen: Die wandelnde Glocke; Der getreue Eckart; Der Todtentanz. Den dritten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt. Epilog zum Esser. Eine Oper, der Löwenstuhl, begonnen.

1814.

Redaction seiner Italiänischen Reise beginnt; deßgleichen die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Banden bei Cotta. Von Gedichten entstehen: Kriegsglück; Die Weisen und die Leute; Jahrmarkt zu Hünefeld; Auf den Kauf; Das Parterre spricht. Schreibt in Verbindung mit Riemer das Vorspiel für Halle zum Andenken Reil's. Schreibt Epimenides Erwachen. Schema des Rochusfestes zu Bingen. Ferner entsteht in diesem Jahre ein großer Theil seiner Gedichte des Westöstlichen Divans.

1815.

Redaction der Italiänischen Reise und neue Ausgabe der Werke fortgesetzt. Viele Gedichte zum Divan. Das Requiem auf den Tod des Prinzen von Ligne begonnen. Schreibt die Aufsätze: Ueber das deutsche Theater. Don Ciccio, und Nachricht von altdeutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen. Schreibt in Verbindung mit Peucer das Nachspiel zu den Hagestolzen. Erstes Heft von Kunst und Alterthum vorbereitet. Lied: „Knabe saß ich, Fischerknabe ꝛc.“

1816.

Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Plan zu einer orientalischen Oper. Gedicht: „Im Namen dessen, der sich selbst erschuf ꝛc.“ Den ersten Band der Italiänischen Reise abgeschlossen; deßgleichen das erste Heft von Kunst und Alterthum. Theorie der entoptischen Farben begonnen. Schreibt den Aufsatz: Shakspeare als Theaterdichter;

Auf keinem Boden darf ich niedrig seyn,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.
Wenn dieses Herz, es sey auch wo es will,
Dir fehlt und sich, dann strafe, dann verstoße,
Und laß mich nie dein Auge wiedersehn.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt
Und Fehler wie den Staub vom Kleide schüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen so gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob du auch so, mein Fürst,
Ob alle deine Diener diese That
So unbedeutend halten, zweifl' ich fast.
Die Majestät verbreitet ihren Schutz
Auf jeden, der sich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenschaft.

so wie das Rechtsfest zu Bingen. Die Herausgabe seiner naturwissenschaftlichen Hefte vorbereitet. Gedicht zum Jubiläum des Staatsministers von Voigt. Entwurf einer großen Cantate zum Lutherfest. Redaction des zweiten Bandes seiner Italiänischen Reise begonnen. Den vierten Band von Wahrheit und Dichtung schematisirt. Schreibt die Ballade: „Herein, o du Guter! du Alter herein ꝛc.“; deßgleichen die Lieder: „Zu erfinden, zu beschließen ꝛc.“; „So ist der Held der mir gefallt ꝛc.“ und verschiedene Gedichte zum Divan.

1817.

Das zweite Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Kotzebue's Schutzgeist und dessen Lustspiel: Die Bestohlenen, für die Weimarische Bühne eingerichtet. Schreibt die Geschichte seines botanischen Studiums; deßgleichen den Aufsatz über seine erste Bekanntschaft mit Schiller. Redigirt das erste Heft zur Naturwissenschaft, und das erste Heft zur Morphologie. Den zweiten Band seiner Italiänischen Reise beendigt. Schreibt die Aufsätze: Verein deutscher Bildhauer; Anforderung an den modernen Bildhauer; über Bucher's Denkmal; Vorschlag zur Güte; Meteore des literarischen Himmels; Bildungstrieb; Casti's redende Thiere; Naivetät und Humor; Wolkenbildung. Dichtet die Orphischen Urworte; den irischen Klaagesang, und die Verse zu Howard's Ehrengedächtniß. Recension des Manfred von Byron. Divan fortgesetzt. Aufsatz über Leonardo da Vinci's Abendmahl begonnen.

1818.

Ueber Blumenmalerei; Geistes-Epochen. Leonardo da Vinci's Abendmahl beendigt. Drittes Heft von Kunst und Alterthum. Lied: Um Mitternacht. Beschreibung der Philostratischen Gemälde. Schreibt den Aufsatz: Antik und modern; deßgleichen die Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des Divan. Viertes Heft von Kunst und Alterthum. Die Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Ueber Classiker und Romantiker in Italien. Schreibt den großen Maskenzug zum 18. December bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna.

1819.

Die Annalen begonnen; den Divan beendigt; deßgleichen

die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden. Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Schreibt das Gedicht: Die Metamorphose der Thiere; deßgleichen Fuchs und Kranich. Arnold's Pfingstmontag beurtheilt.

1820.

Zweites Heft zur Naturwissenschaft und Morphologie abgeschlossen, deßgleichen das fünfte Heft von Kunst und Alterthum. Uebersetzt das: Veni creator spiritus. Schreibt nachträglich zum Divan die Gedichte: „Der achte Moslem spricht vom Paradiese ꝛc.“; „Heute steh' ich meine Wache ꝛc.“ und „Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt ꝛc.“ Schreibt der Commentar über die orphischen Urworte. Gedicht: „Zu der Apfelverkäuferin ꝛc.“, und St. Nepomucks Vorabend. Schreibt die Erzählung: Wo steckt der Verräther? Die Theorie der entoptischen Farben beendigt; deßgleichen das sechste Heft von Kunst und Alterthum. Manzoni's Carmagnola beurtheilt, den „Mann von funfzig Jahren“ und „Das nußbraune Mädchen“ fortgesetzt. Mantegna's Triumphzug. Redaction der Wanderjahre. Das dritte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie.

1821.

Beendigt die erste Ausgabe der Wanderjahre, deßgleichen das siebente Heft von Kunst und Alterthum. Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters. Gedichte zu seinen Handzeichnungen. Erste Abtheilung zahmer Xenien redigirt. Achtes Heft von Kunst und Alterthum. Gedichte zu Tischbein's Idyllen. Schreibt Bemerkungen über Zauper's Grundzüge einer deutschen Poetik. Ueber Calderon's Tochter der Luft. Ueber Knebel's Lukrez. Zum vierten Bande von Wahrheit und Dichtung den Geburtstag Lili's geschrieben. Versucht eine Wiederherstellung des Phaëthon des Euripides. Die Novelle „Nicht zu weit“ begonnen, deßgleichen die Redaction der Campagne in Frankreich. Commentar zu Tischbein's Idyllen. Gedicht: der Paria. Neuntes Heft von Kunst und Alterthum.

1822.

Die Campagne in Frankreich beendigt. Manzoni's Ode auf Napoleon übersetzt. Vorwort zum deutschen Gil Blas. Abhandlung über d'Alton's Faulthiere und den fossilen Urstier.

Viertes Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie abgeschlossen. Manteana's Triumphzug, zweiter Abschnitt. Bemerkungen über die Gabriele von Johanna Schopenhauer. Neugriechische Heldenlieder übersetzt. An den Annalen gearbeitet. Möser über Volksaberglauben. Eine Abhandlung über Meteorologie geschrieben. Zehntes Heft von Kunst und Alterthum. Ueber die Spanischen Romanzen von Beauregard Vandin. Gedicht: Aeolsharfen.

1823.

Die Annalen fortgesetzt. Ueber die tragischen Tetralogien der Griechen. Nachtrag zu Phaëthon des Euripides. Bedeutende Förderniß durch ein geistreiches Wort. Von deutscher Baukunst 1823. Das eilfte Heft von Kunst und Alterthum geschlossen, desgleichen das fünfte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie. Gedicht an Tieck und Lord Byron. Elegie von Marienbad. Schreibt den Aufsatz: „Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren"; desgleichen über die Lepaden. Redigirt eine zweite Abtheilung zahmer Xenien. Schließt das zwölfte Heft von Kunst und Alterthum.

1824.

Ueber Salvandy's Alonzo, Byron's Cain, Externsteine, die drei Paria, Frithiof's Saga und Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense. Gedicht zu Thaer's Jubelfest. Gedicht an Werther. Vorwort zum jungen Feldjager. Die Redaction seines Briefwechsels mit Schiller begonnen. Dreizehntes Heft von Kunst und Alterthum. Ueber sein Verhältniß zu Byron, über d'Alton's Raubthiere, über Serbische Lieder, über Martius genera et species Palmarum und über Gebirgs-Gestaltung im Ganzen und Einzelnen. Das sechste Heft zur Morphologie und zur Naturwissenschaft abgeschlossen. Ueber die Parodie bei den Alten.

1825.

Neuer Schluß zu Jery und Bately. Versuch einer Witterungslehre. Am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung einiges geschrieben. Geschichte des nußbraunen Mädchens fortgesetzt. Den zweiten Theil des Faust wieder vorgenommen und einiges am fünften Act vollendet. Das vierzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Den Anfang der Helena wieder vorgenommen und weiter geführt. Die Annalen

fortgesetzt. Die Wanderjahre neu zu bearbeiten angefangen. Liebe-Skolien nach dem Neugriechischen geschrieben, Gedicht zu dem Jubiläum des Großherzogs Carl August. Ueber das Lehrgedicht. Herausgabe seiner Werke in vierzig Bänden begonnen.

1826.

Ueber Gerard's historische Portrats. Die Helena vollendet. Ueber die erste Ausgabe des Hamlet; deßgleichen über den Globe und die Oeuvres dramatiques de Goethe. Das funfzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die neue Bearbeitung der Wanderjahre fortgesetzt. Die Geschichte des Mannes von funfzig Jahren weiter geführt. Nachlese zu Aristoteles Poetik. Gedicht: Bei Betrachtung von Schiller's Schädel; An den Herzog Bernhard von Weimar; und: „Als ich ein junger Geselle war ꝛc." Schreibt die Novelle vom Kind und Löwen. Ueber die Mathematik und deren Mißbrauch. Ueber das Neueste Serbischer Literatur. Fährt fort am zweiten Theile des Faust.

1827.

Ueber neuere französische Literatur. Ueber chinesische Gedichte. Ueber Manzoni's Adelchi. Ueber die neueste deutsche Poesie. Die Einleitung zu den Memoiren Robert Guillemard's geschrieben. Das sechzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die Erweiterung der Wanderjahre fortgesetzt. Am zweiten Theile des Faust fortgefahren. Kritik der Petersburger Preisaufgabe. Ueber Jacobi's Briefwechsel. Ueber das Leben Napoleon's von Walter Scott. Die Gedichte der Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten geschrieben.

1828.

Am zweiten Theile des Faust fortgearbeitet. Gedicht zu den Erzeugnissen der Stotternheimer Saline; zu Zelter's Geburtstag; dem aufgehenden Vollmonde; der Brautigam; „Früh wenn Thal, Gebirg und Schatten ꝛc."; „Und wenn mich am Tag die Ferne ꝛc." Aufsätze: über Volkspoesie; über nationelle Dichtkunst; über Rizo Neroulos Cours de littérature. Das siebzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die Wanderjahre fortgeführt. Die Redaction des zweiten Aufenthalts in Rom begonnen.

1829.

Die Wanderjahre beendigt; deßgleichen den zweiten Aufenthalt in Rom. Das Gedicht: Vermachtniß geschrieben. Am zweiten Theil des Faust fortgearbeitet. Ueber das Denkmal bei Igel. Ueber King Coal.

1830.

Ueber Krummacher's Predigten. Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren. Vorwort zu Schiller's Leben von Carlyle. Ueber das Louisenfest. Gedichte: Dem würdigen Bruderfeste Johanni 1830. Parabel: „Ich trat in meine Gartenthür ꝛc." Ueber Zahn's Ornamente und Gemalde zu Pompeji. Ueber die Briefe eines Verstorbenen; Ueber die Principe de Philosophie zoologique par Geoffroy de St. Hilaire. An Fausts zweitem Theile fortgefahren; deßgleichen am vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Herausgabe seiner Werke in vierzig Banden beendigt.

1831.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation. Die Geschichte seiner botanischen Studien erganzt. Den zweiten Theil von Faust vollendet, deßgleichen den vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Nachtragliches zu Rameau's Neffen. Beurtheilung des Livre des Cent-et-un.

1832.

Ueber plastische Anatomie. Ueber die Oper: Die Athenerinnen. Ueber den Regenbogen. Zweiter Abschnitt des Artikels Principes etc. par Geoffroy de St. Hilaire. — Stirbt am 22. Marz in seinem 83sten Jahre.

Alphabetiſches Inhalts-Verzeichniſs

von

Goethe's ſämmtlichen Werken,

Taſchen-Ausgabe in vierzig Banden.

(Die römiſche Zahl bezeichnet den Band, die arabiſche die Seite.)

Abendmahl von Leonard da Vinci. XXXI, 50.
Achilleis. V, 93.
Altarchriſtliche Literatur. XXXIII, 3.
Annalen oder Tag- und Jahres-Hefte von 1749 bis Ende 1822. XXVII, 1.
Anatomie (plaſtiſche). XXXI, 321.
Antik und Modern. XXX, 363.
Antike (zwei) weibliche Figuren. XXXI, 402.
Arabesken (von). XXXI, 97.
Architektur in Sicilien. XXXI, 372.
Aufgeregten (die) Politiſches Drama. X, 435.
Ausgewanderten (Unterhaltungen deutſcher). XIX, 207.

Bahrdt. VII, 205.
Bakis (Weiſſagungen des). I, 297.
Balladen. I, 437.
Bankunſt. XXXI, 25; — (von deutſcher. 1771.) XXXI, 5; — (1823.) XXXI, 552.
Belagerung von Mainz XXV, 221.
Berlichingen (Götz von). Schauſpiel. IX, 1; — für die Bühne bearbeitet. XXXV, 1. Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatiſirt. XXXIV, 1.
Bibliſche Fragen (zwo). XIV, 261.
Bildhauer (Anforderung an moderne). XXXI, 277. — Verein der deutſchen —. XXXI, 301.
Bildung und Umbildung organiſcher Naturen. XXXVI.
Biographiſche Einzelnheiten. XXVII, 463.

Blücher's Denkmal. XXXI, 281.
Blumen (Malerei. XXXI, 287.
Brey (Pater). Fastnachtsspiel. VII, 161.
Brief eines Landgeistlichen. XIV, 245.
Briefe aus der Schweiz. XIV, 157.
Bürgergeneral (der). Lustspiel. X, 107.

Campagne in Frankreich. XXV, 1.
Cantaten. VIII, 357.
Cellini (Benvenuto). Erstes bis drittes Buch. XXVIII. Viertes Buch. XXIX, 1—176. Anhang, vorzüglich auf Sitten, Kunst und Technik. XXIX, 177.
Charon, als Preisaufgabe. XXXI, 273.
Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten. II, 311.
Christus (über) und die zwölf Apostel, nach Raphael von Marc Anton gestochen. XXXI, 13. — Christus, drey Jesuiten- und neutestamentliche Frauen, den Bildhauern vorgeschlagen. XXXI, 295.
Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften. XL, 324.
Claudine von Villa Bella. Singspiel. VIII, 1; — in der ersten Gestalt. XXXIV, 7.
Clavigo. Trauerspiel. IX, 235.

Danae. XXXI, 309.
Denkmal (das altrömische) bei Igel unweit Trier. XXXI, 279.
Denkmale. XXXI, 306.
Deutsche Literatur. XXXII.
Diderot's Versuch über die Malerey, mit Anmerkungen. XXIX, 363.
Dilettantismus (über den). XXXI, 327.
Divan, westöstlicher. IV, 1. — Noten und Abhandlungen dazu. IV, 157.

Egmont. Trauerspiel. IX, 137.
Elegien. I, 273.
Englische Literatur. XXXIII, 119.
Epigramme. I, 275.
Epigrammatisch. II, 279.
Epilog. s. Theaterreden.
Epimenides (des) Erwachen. X, 215.
Episteln. I, 287.
Erwin und Elmire. Singspiel. VIII, 313; — in der ersten Gestalt. XXXIV, 211.
Ethisches. III, 313.
Externsteine (die). XXXI, 287.

Farben: chemische. XXXVII, 164; dioptrische, 58; entoptische, 203; epoptische, 117; katoptrische, 139; paroptische, 156; pathologische, 86; physiologische, 15; physische, 54.
Farbenlehre (zur); didaktischer Theil. XXXVII; — polemischer Theil. XXXVIII; Geschichte der —. XXXIX, Nachträge zur —. XL, 3.
Faust. Erster Theil. XI. Zweiter Theil. XII. — Paralipomena zu Faust. XXXIV, 317.
Festgedichte. VI, 15.
Fischerin (die). Singspiel. VIII, 294.
Fragmente einer Tragödie. XXXIV, 347.
Frankreich (Campagne in). XXV, 1.
Französische Literatur. XXXIII, 55.
Galerie zu Shakspeare von Kolbe. XXXI, 250.
Gedichte:
Antiker Form sich nähernd. I, 211.
Vatis (Weissagungen des). I, 297.
Balladen. I, 157.
zu Bildern. VI, 173.
Carlsbad (im Namen der Bürgerschaft von). VI, 271.
Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tages-Zeiten. II, 311.
Divan, west-östlicher. IV, 1—154. Noten und Abhandlungen dazu. IV, 155.
Elegien. I, 225.
Epigramme. I, 275.
Epigrammatisch. II, 229.
Epistel. I, 267.
Festgedichte. VI, 15.
zu festlichen Gelegenheiten (einzelne Szenen). VI, 307.
aus fremden Sprachen. II, 319.
Gesellige Lieder. I, 87.
Gott und Welt. II, 285.
Invectiven. VI, 153.
Jahreszeiten (vier). I, 305.
Kunst. II, 197.
Lieder. I, 9. — gesellige. I, 87.
Legende. VI, 3.
Maskenzüge. VI, 185.
aus Wilhelm Meister. I, 129.
Parabolisch. II, 197.

Gedichte:
an Personen. VI, 93.
Politica. II, 229.
Sonette. II, 3.
Sprüche in Reimen. III, 3.
Vermischte. II, 19.
Gemälde (altdeutsche) in Leipzig. XXXI, 302.
Gemmensammlung (Hemsterhuis-Gallitzinische). XXXI, 339.
Geologie (Mineralogie und). XI, 127.
Gerard's historische Portraits. XXXI, 214.
Geschwister (die). Schauspiel. IX, 165.
Glasmalerei. XXXI, 251.
Gott und Welt. s. Gedichte.
Götter, Helden und Wieland. VII, 241.
Granitarbeiten in Berlin. XXXI, 317.
Griechische (Alt-) Literatur. XXXIII, 3.
Groß Cophta (der). Lustspiel. X, 4.

Hackert (Philipp). XXX, 51.
Handzeichnungen von Goethe. XXXI, 175.
Hanswurst's Hochzeit. XXXIV, 411.
Hausgenossen (die ungleichen). Singspiel. Fragmentarisch. VIII, 289.
Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung. XXXI, 339.
Hermann und Dorothea. V, 1.
Homer's Apotheose. XXXI, 297.

Invectiven. VI, 153.
Iphigenie auf Tauris. Schauspiel. XIII, 61. — in Prosa. XXXIV, 153.
Italien (über). Fragmente. XXIV, 301. — Italiänische Literatur. XXXIII, 205. — Italiänische Reise. XXIII. XXIV, 1—300.
Jahreszeiten (vier). I, 305.
Jahres- und Tageszeiten (Chinesisch-Deutsche). II, 311.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Schäferspiel. VII, 113.
Jery und Bätely. Singspiel. VIII, 127.
Johann von Paris (Finale zu). VI, 287.

Kirchen, Paläste und Klöster in Italien von Rom. XXXI, 376.
Kunst. s. Gedichte.
Kunst (über). XXXI. — Verschiedenes. XXXI, 41.
Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar. XXVI, 246.

Künſtlers Erdewallen und Apotheoſe. Dramen. VII, 251. 259.
Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände. XXXI, 197.
Kupferſtich nach Tizian. XXXI, 148.

Landſchaftlicher Gegenſtände künſtleriſche Behandlung. XXXI, 195.
Laokoon (über). XXX, 303.
Laune (die) des Verliebten. Schäferſpiel. VII, 1.
Leben (aus meinem). Wahrheit und Dichtung. XX. XXI. XXII.
Lieder, ſ. Gedichte.
Lila. VIII, 161.
Literatur (deutſche). XXXII; — Altarabiſche. XXXIII, 7; — Engliſche. XXXIII, 119; — Franzöſiſche. XXXIII, 53; — Italiäniſche. XXXIII, 205; — Orientaliſche. XXXIII, 275.
Loge. VI, 3.

Mahomet. Trauerſpiel nach Voltaire. XXXV, 163.
Mainz (Belagerung von). XXV, 221.
Malende (zu) Gegenſtände. XXXI, 129.
Maler (Vortheile die ein junger) haben könnte, welcher ſich zu einem Bildhauer in die Lehre begäbe. XXXI, 118.
Mantegna's Triumphzug. XXXI, 91.
Markgrafenſtein (der). XXXI, 319.
Maskenzüge, ſ. Gedichte.
Material der bildenden Kunſt. XXXI, 29.
Médailles (Notice sur le Cabinet des) et des Pierres gravées du Roi des Pays-bas. XXXI, 343.
Meiſters (Wilhelm) Lehrjahre. Erſter Theil. XVI. Zweiter Theil. XVII. — Wanderjahre. XVIII. XIX, 1—184.
Metamorphoſe (die) der Pflanzen. XXXVI, 17.
Meteorologie. XL, 311.
Mineralogie und Geologie. XL, 127.
Mitſchuldigen (die). Luſtſpiel. VII, 37.
Münzkunde der deutſchen Mittelzeit. XXXI, 349.
Myron's Kuh. XXXI, 266.

Nachahmung (einfache) der Natur. Manier. Styl. XXXI, 31.
Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen. XL, 385.
Naturwiſſenſchaftliche Einzelnheiten. XL, 107.
Nauſikaa. XXXIV, 358.
Newtoniſche Optik. XXXVIII.
Novelle. XIX, 285.

Da blinkt kein Schwert, da fällt kein dro-
hend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug.
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann
wird flehn.
Hier dieſe Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befeſtigt, dieſe Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten:
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schul-
digen.
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.
Nun ſehen wir nach langem ſchönem Frieden
In das Gebieth der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entſcheide,
Beſtrafe! denn wer kann in ſeiner Pflicht
Beſchränkten Gränzen wandeln, ſchützet ihn
Nicht das Geſetz und ſeines Fürſten Kraft?

Optik (Beiträge zur) XXXVI, 187 — Newtonische XXXVIII
Orientaliſche Literatur XXXIII, 275.
Oſteologie. XXXVI, 223.

Paläophron und Neoterpe. VI, 287. Schluß dazu. VI, 301.
Pandora. Feſtſpiel X, 265. Schema der Fortſetzung. XXXIV, 355.
Parabolisch, ſ. Gedichte.
Pater Brey. Faſtnachtsſpiel. VII, 161.
Pentazonium Virmariense vom Oberbaudirector Gerdtan. XXXI, 368.
Philoſtrat's Gemälde, und Antik und Modern. XXX, 101. Nachträgliches dazu. 473.
Plunderöweilern (Jahrmarktsfeſt zu). VII, 113; — zwei ältere Scenen daraus. XXXIV, 307; — (das Neueſte aus) VII, 113.
Politica, ſ. Gedichte.
Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi. XXXI, 118.
Programm zur Prüfung der Zeichnungen der Gewerbſchule. XXXI, 333.
Proleg zu den neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt. VII, 205.
Prologe, ſ. Theaterreden.
Prometheus. Dramatiſches Fragment. VII, 209.
Propyläen (Einleitung in die). XXX, 279.

Rameau's Neffe. Dialog von Diderot. XXIX, 305. Anmerkungen. 317. Nachträgliches. 365.
Rauch's Basrelief am Piedeſtal von Blücher's Statue. XXXI, 314.
Recenſionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. XXXII, 33 — in die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung. XXXII, 63.
Reden: bei Eröffnung des Ilmenauer Bergbaues. XXVII, 111; zum Andenken der Herzogin Amalia. XXVII, 116; zum Andenken Wieland's. XXVII, 122; — Johannes v. Müller's über Friedrich den Großen, deutſch von Goethe. XXVII, 129.
Reineke Fuchs. V, 121.
Reiſe der Söhne Megaprazon's. Fragmente. XIX, 185.
Reiſe am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815. XXVI, 193.
Reizmittel in der bildenden Kunſt. XXXI, 69.
Rembrandt der Denker. XXXI, 113.
Rheingau (Herbſttage im). XXVI, 241.
Rochus-Feſt (Sanct) zu Bingen. XXVI, 197.
Rom (Goethe's Aufenthalt in). XXIII, 117—212. XXIV, 39—300.
Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano. XXXI, 300.

Roux (Jacob) über die Farben. XXXI, 266.
Rubl. Kirchen, Paläſte und Klöſter in Italien. XXXI, 376.
Ruysdael als Dichter. XXXI, 295.

Sammler (der) und die Seinigen. XXX, 319.
Satyros. Drama. VII, 177.
Scenen (einzelne) zu feſtlichen Gelegenheiten. VI, 387.
Scherz, Liſt und Rache. Singſpiel. VIII, 227.
Schmidt (Georg Friedrich). XXXI, 315.
Schweiz (Briefe aus der). XIV, 155.
Schweizerreiſe im Jahr 1797. XXVI, 1.
Skizzen zu Caſti's redenden Thieren. XXXI, 181.
Sonette. II, 3.
Sprüche in Proſa. III, 151; — in Reimen. III, 5.
Steine (Verzeichniß der geſchnittenen) in dem königl. Muſeum der Alterthümer zu Berlin. XXXI, 335.
Stella. Trauerſpiel. IX, 307.
Straßburger Münſter (Herſtellung des). XXXI, 359.
Symboliſcher Behandlung (Beiſpiele). XXXI, 311.

Tag- und Jahres-Hefte. ſ. Annalen.
Tancred. Trauerſpiel nach Voltaire. XXXV, 215.
Tänzerin (der) Grab. XXXI, 290.
Taſſo (Torquato). Schauſpiel. XIII, 91.
Teufelchen (zwei) und Amor. XXXIV, 333.
Theater und dramatiſche Poeſie. XXXV, 333.
Theaterreden. VI, 399.
Tiſchbein's Idyllen. XXXI, 152; — Zeichnungen des Ammaſſamento der Schweine in Rom. XXXI, 307.
Tochter (die natürliche). Trauerſpiel. XIII, 227. Schema der Fortſetzung. XXXIV, 317.
Tragödie (Fragmente einer). XXXIV, 337.
Triumph der Empfindſamkeit. VII, 275.

Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. XIX, 297.

Vogel (die). VII, 337.
Volkspoeſie. XXXIII, 285.
Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. XXXI, 330.
Vorſchläge, den Künſtlern Arbeit zu verſchaffen. XXXI, 304.

Vorspiele: zu Eröffnung des Weimarischen Theaters 1807. VI, 361; — Was wir bringen. Lauchstädt. 1802. VI, 353; — Was wir bringen. Halle. 1811. VI, 363.

Wahlverwandtschaften (die). XV.
Wahrheit (über) und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. XXX, 391.
zu Wallenstein's Lager. VI, 393.
Weiber (die guten). XIX, 351.
Weissagungen des Bakis. I, 297.
Werther (Leiden des jungen). XIV, 1.
West-östlicher Divan. IV, 1.
Wette (die). Lustspiel. XXXV, 145.
Wieland (Götter, Helden und). VII, 211.
Winckelmann. XXX, 1.
Zahn's Ornamente und Gemälde. XXXI, 217.
Zauberflöte. Zweiter Theil. Fragment. VIII, 311.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachträge

zu

Goethe's sämmtlichen Werken.

Erster Theil.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.

Goethe.

GÖTHE

Nachträge
zu
Goethe's
sämmtlichen Werken.

Gesammelt und herausgegeben
von
Eduard Boas.

Erster Theil.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig,
Verlag von L. H. Wösenberg.
1841.

Alphons.

Mehr als ihr beyde ſagt und ſagen könnt,
Läßt unparteyiſch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet ſchöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu ſprechen hätte.
Denn hier ſind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weiſe
Genugzuthun, wie du es fordern wirſt.
Mir wär' es lieb, ihr wähltet mich zum Austrag.
Indeſſen, dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefangnen. Wie ich dir vergebe:
So lindr' ich das Geſetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Taſſo! bleib' auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir ſelbſt allein bewacht.

Taſſo.

Iſt dieß, o Fürſt, dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkenneſt du des Vaters Milde nicht?

Zu dem Stahlstich.

Das Bild, das wir dem Leser hier übergeben, stellt den Dichter im Alter von sieben und zwanzig Jahren dar, und er selbst hat es gezeichnet. Allem Vermuthen nach war dasselbe jedoch nur eine Copie, und zwar nach dem großen Gemälde Tischbein's, das dieser 1786, bei Goethe's Aufenthalt in Rom, entwarf. Der Letztere schreibt von dort am 29. December des genannten Jahres: „In diesem Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen sich selbst und Andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete, und nun zeigt sich's, daß er mein Portrait zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig, er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird keinen Platz finden."

„Das große Portrait," meldet Goethe darauf am 17. Februar 1787 wieder, „welches Tischbein von mir unternom-

men, wächst schon aus der Leinwand heraus. Der Künstler hat sich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen lassen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach malt er fleißig, denn es sollte freilich vor unserer Abreise nach Neapel schon auf einen gewissen Punkt gebracht sein, und es gehört schon Zeit dazu, eine so große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken."

Ob das Tischbein'sche Bild je fertig wurde, und wo es hingekommen ist, darüber weiß ich nichts zu sagen. Die selbstgemalte Skizze desselben aber brachte Goethe aus Italien mit, und schenkte sie einem Freunde. Nach dieser nun wurde unser Bild gestochen, und man wird es, schon aus historischem Interesse, gewiß gern sehen und es freundlich aufnehmen.

Vorwort.

„Die Genien einer großen Vergangenheit treten in lebendigster Individualität in solchen Erzeugnissen ihres Geistes vor uns auf, die der Gegenwart unmittelbar — nicht nach zurückgelegtem Laufe durch eine vielköpfige Kritik, nicht nachdem ihnen hier Lorbeer-, dort Dornenkronen geboten, hier Friedenspalmen, dort Spießruthen entgegengehalten worden sind — sich darstellen. Den frischen Duft dieses unmittelbaren Zuherzengehens hat noch kein Samum einer zweideutigen literarischen Würdigung abgeweht, wir sind fern von Reflexion und Vergleichung, wir genießen, nicht weil Hunderte vor uns auch davon genossen und gesagt haben: es schmecke (obwohl Einige dazusetzten: es bekomme aber nicht), sondern

weil es in frischer Kellerluft vor der Sommerschwüle des Marktes bis auf jetzige Zeit bewahrt worden ist."

Mit diesen geistreichen Worten begrüßte ein eben so gründlicher als parteiloser Kritiker in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrgang 1839, Nr. 300—302) meine „Nachträge zu Schiller's sämmtlichen Werken, Stuttgart, 1839—1840, 3 Theile," und keine besseren Worte weiß ich dem gegenwärtigen Buche vorzusetzen. Möge man nun auch diese Supplemente mit Freundlichkeit empfangen, und möge mir erlaubt sein, den Standpunkt, von dem ich sie betrachtet wünsche, dem Leser nahe zu rücken, damit Mißverständnisse vermieden werden!

Zwischen den Nachträgen zu Schiller und zu Goethe bemerkt man schon beim ersten Blicke einen Unterschied, und ich will denselben in der Kürze anzudeuten versuchen. — Man strebt jetzt eifrig danach, sich vom Entstehen poetischer Werke eine sichere, belehrende Anschauung zu verschaffen, man will, rückwärts gekehrt, die geheime Schöpfung belauschen. Sonst war man befriedigt, wenn man eines Cellini fertiges Salzfaß sah; jetzt verlangte man auch den Goldklumpen anzuschauen, aus dem es gebildet wurde, um sich dadurch die ganze Kraft des Bildners mehr zu vergegenwärtigen. Mit einem Worte, es ging der unbefangene Sinn zum harmlos freudigen Auffassen der Kunstwerke verloren, und ein kritischer Gau-

menreiz iſt nöthig geworden. Dieſelbe Menge, die vormals ſchon in einen heiligen Schauer gerieth, wenn ſie nur den delphiſchen Dreifuß ſah, ſpürt heute den unterirdiſchen Gängen nach, aus welchen das Orakel tönt. Solche Forſcherluſt iſt aber immer erfreulich; denn mehr, als das Myſterien der Poeſie dabei einbüßt, muß das geiſtige Licht gewinnen.

Schiller wurde in der vollſten Blüthe ſeines Lebens und Schaffens von der Erde genommen; deshalb iſt jede ſeiner Productionen, von den erſten Flammenergüſſen gährender Kraft bis zum Gipfel der Vollendung, den er erreichte, wichtig für uns. Goethe durchlebte einen langen Zeitraum, er gab uns nur Fertiges, Rundgeſchloſſenes; er iſt eine glatte plaſtiſche Marmorgeſtalt. Anfänge und Studien fehlen ganz bei ihm; es iſt ſchwer, ſeinem Entwicklungsgange mit gehöriger Aufmerkſamkeit zu folgen. Und eben ſo, wie bei Schiller jedes Erzeugniß bedeutend iſt, auch wenn er daſſelbe von ſeinen Werken ausſchloß, ſo iſt es bei Goethe gerade darum bedeutend, weil er es von ſeinen Werken ausgeſchloſſen hat. Die achtbaren Herausgeber des poetiſchen Nachlaſſes fühlten das ganz wohl, und deshalb nahmen ſie alle kleinen Denk- und Sendeblätter in die Sammlung auf, für welche Sorgſamkeit wir ihnen nicht genug danken können. Aber es blieben doch auch ihnen noch manche wichtige Schöpfungen des Dichters verborgen, und unſer Beſtreben war

es, dieſelben zuſammenzutragen und ſie hier dem deutſchen Publicum zu übergeben.

Der erſte Theil enthält Gedichte und Varianten; der zweite vorzugsweiſe dramatiſche Studien. Es läßt ſich darüber nur im Einzelnen ſprechen, und hoffentlich reichen die beigefügten Anmerkungen zur gegenſeitigen Verſtändigung hin. Die Xenien, welche in meinen Nachträgen zu Schiller's Werken, durch des Verlegers Schuld, zerſtückelt abgedruckt wurden, habe ich hier, mit zuverläſſigen Erläuterungen ausgeſtattet, vollſtändig wiedergegeben. Die beiden Dichter erklärten ſelbſt jede Trennung derſelben für unſinnige Anmaßung, und Goethe ſprach ſich gegen Eckermann auf folgende Weiſe darüber aus: „Freunde, wie Schiller und ich, Jahre lang verbunden, mit gleichen Intereſſen, in täglicher Berührung und gegenſeitigem Austauſch, lebten ſich in einander ſo ſehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage ſein konnte, ob ſie dem Einen gehörten, oder dem Andern. Wir haben viele Diſtichen gemeinſchaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verſe, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede ſein! Man müßte wirklich ſelbſt noch tief in der Philiſterei ſtecken, wenn man auf die Entſcheidung ſolcher Zweifel nur die mindeſte Wichtigkeit legen wollte."

Diese Worte des Dichters haben sich in neuester Zeit glänzend bestätigt. Ein Herr Hoffmeister, der nach mir auch Schiller'sche Supplemente herausgab, dieselben aber durch Gedichte von Friedrich Pfeiffer*), Karl Müchler**) und Andern vermehrte, wollte wirklich die

*) Herrn Hoffmeister's Supplemente (Stuttgart und Tübingen, 1840) bringen, Band 1, Seite 133, ein Machwerk aus der Anthologie: „Die Journalisten und Minos," von dem schon Heinrich Döring in seiner vielverbreiteten Biographie Schiller's (zweite Auflage, Seite 65) ausdrücklich sagt: „J. F. Pfeiffer aus Pfullingen sei der Verfasser." Trotz dem erklärte die überwiegende Einsicht und Machtvollkommenheit Herrn Hoffmeister's es für ein Schiller'sches Product. Nun schreibt mir Herr Dr. Döring aber am 11. März 1841 aus Jena: „Die Notiz in Bezug auf das Gedicht: „Die Journalisten und Minos," daß es, obgleich m. Y. unterzeichnet, nicht von Schiller, sondern von J. F. Pfeiffer herrührt, verdanke ich dem hier lebenden Hauptmann von Schaurodt, einem jetzt achtzigjährigen Manne, der gleichzeitig mit Schiller ein Zögling der Karlsschule war, und aus dessen Notizen auch die Nachrichten geflossen, die sich in meinem Leben Schiller's über die innere Einrichtung jener Anstalt finden."

**) Dieselben Supplemente enthalten (Band 3, Seite 281) ein Gedicht: „Auf den Kaiser Napoleon," aus den von Schiller herrührenden, sehr reichen Papieren, welche im Besitze des verstorbenen Freiherrn von Cotta sind." Der Kriegsrath Karl Müchler in Berlin ließ jedoch eine „Noth-

Xenien in Schiller'sche und Goethe'sche zersetzen. Um nun zu beweisen, daß er an Scharfsinn und Klugheit weit über Goethe erhaben stehe, läßt jener Herr Hoffmeister (a. a. O., Band 3, Seite 105) sich also vernehmen: „Göthe hatte schwerlich einen Begriff von einer solchen Geistesanalyse, wie ich sie in meinem Leben Schiller's versuchte, welche, um zu großen allgemeinen Resultaten zu gelangen, mit dem unermüdlichen Fleiße des Naturforschers auch das anscheinend Geringfügige zusammenträgt." —

Derselbe Mensch aber, der mit dreister Stirn diese Worte schrieb, macht mir (a. a. O., Band 2, Seite 258) den Vorwurf der Selbstgefälligkeit. Wahrlich, ich weiß mich nicht anders zu revanchiren, als daß ich hiermit Herrn Hoffmeister das Zeugniß der höchsten Bescheidenheit ertheile.

Der dritte Band bringt prosaische Aufsätze von mannichfacher Art. Goethe's ganzer Sinn neigte sich der

---

gedrungene Reclamation zur Abwehrung eines Plagiats (Berlin, 1841)" erscheinen, worin er genügend darthut, daß er Verfasser des Gedichtes sei, daß er dasselbe erst ein Jahr nach Schiller's Tode geschrieben, und daß er es bereits 1813 in seinen „Poesien, niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes," habe abdrucken lassen.

Kunst voll unaufhörlicher Liebe zu. Sein rastloser Eifer brachte in Weimar Kunstvereine, Preisaufgaben und Ausstellungen zu Stande, und ihn beschäftigten zu jener Zeit die Programme und die Beurtheilung der eingeschickten Werke Monate lang. Unsere Aufgabe mußte es sein, alle Arbeiten Goethe's, die sich auf bildende Kunst beziehen, so weit sie in dem Werke noch nicht mitgetheilt sind, sorgsam zusammenzustellen, und es ist erfreulich, dadurch ein gerundetes Ganze gewonnen zu haben.

Nun noch ein Wort zum Schlusse. — Ich zweifle nicht, daß diese Sammlung Angriffe erfahren wird; denn fleißige Bestrebungen fanden noch immer in der Unthätigkeit, Verehrung fremder Größe, in der Anmaßung und Frivolität ihre Gegner. Wider solche aber mich irgend zu vertheidigen, stimmt mit meiner Gesinnung nicht überein, und nur eine andere Anschuldigung, die von Böswilligen wohl erfunden werden könnte, will ich hier gleich vornherein abweisen. Goethe's Werke liegen in neuester Sammlung vor uns, und nichts von dem, was meine Nachträge enthalten, findet sich darin. Diese Letzteren greifen also nicht etwa Berechtigten vor, sondern sie vergrößern, im Gegentheil, den literarischen Schatz, welchen ihnen der Dichter hinterließ, um ein Bedeutendes, und jene werden gewiß nicht säumen, künftigfolgende neue Auflagen dadurch zu complettiren. Aus diesem

Taſſo zu Antonio.

Mit dir hab' ich vorerſt nichts mehr zu reden.

Zu Alphons.

O Fürſt, es übergibt dein ernſtes Wort
Mich Freyen der Gefangenſchaft. Es ſey!
Du hältſt es Recht. Dein heilig Wort ver-
ehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im tiefſten ſchwei-
gen.
Es iſt mir neu, ſo neu, daß ich faſt dich
Und mich und dieſen ſchönen Ort nicht kenne.
Doch dieſen kenn' ich wohl — Gehorchen will
ich,
Ob ich gleich hier noch manches ſagen könnte,
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint,
Ich bin als ein Verbrecher angeſehn.
Und, was mein Herz auch ſagt, ich bin ge-
fangen.

Alphons.

Du nimmſt es höher, Taſſo, als ich ſelbſt.

Grunde erwarben sich auch die Nachträge schon das Wohlwollen berühmter Männer, die einst unserm Goethe befreundet nahe standen, und es kann mir deshalb gleich gelten, wie Krittler und Splitterrichter sich darüber zu äußern belieben werden.

Eduard Boas.

Inhalt

des ersten Bandes.

Seite

Gedichte.

An Friederike. 1770 3
I. Morgenständchen 4
II. Sehnsucht nach ihr 6
III. Entfernung von der Geliebten 7
IV. Als ich in Saarbrücken war 8
V. An Liebchen 9
Französische Verse. 1770 10
Nicolai auf Werther's Grabe. 1775 12
An Belinde. 1775 13
Lieblinge der Götter. 1777 14
Grabschrift eines Jünglings. 1778 15
Das Gänschen im Domino. 1782 15
An die Theegesellschaft. 1782 18
Dem Schicksal. 1783 19
Verschiedene Wege. 1784 20
An den Kapellmeister Reichardt. 1796 20
Der Xenien Feind. 1796 21

Seite

Soldatenchor. 1798 22
Ungestilltes Verlangen. 1816 25
Naturphilosophie. 1826 26
Höchster Wunsch. 1828 27
Babylonische Sprachverwirrung. Vier Epigramme aus Weimar. 1830 27
Adler, mit der Lyra nach oben strebend. An Madam Schröder Devrient. 1830 30

Mit Schiller.

Tabulae votivae. 1796. (Funfzig.) 31
Xenien. 1796. (Vierhundert und dreizehn.) 45

Variantensammlung. (Zu den Gedichten.)

Willkommen und Abschied. 1770 167
Lied, das ein selbstgemaltes Band begleitete. 1770 169
Mit einem goldnen Halskettchen. 1771 170
Bundeslied. Einem jungen Paare gesungen von Vieren. 1774 170
Guter Rath. Auf ein Reißbrett, auch wohl Schreibtisch u. s. w. 1775 173
Wahrhaftes Mährchen. 1775 173
Künstlers Morgenlied. 1775 174
Wandrers Nachtlied. 1779 175
Der Ackermann 176
Die Geschwister 177
Zeitmaaß 178
Warnung 178
Einsamkeit 178
Erkanntes Glück 179

Seite

Erwählter Fels ... 179
Ländliches Glück ... 180
Philemele ... 180
Geweihter Platz ... 182
Der Park ... 182
Versuchung ... 183
Ungleiche Heirath ... 183
Heilige Familie ... 184
Epigramme. Venedig 1790 ... 199
Erste Epistel. 1794 ... 201
Zweite Epistel. 1794 ... 204
Alexis und Dora. Idylle. 1796 ... 208
Vier Jahreszeiten. 1796 ... 222
Der neue Pausias. 1797 ... 224
Sängerwürde u. s. w. 1798 ... 225
Euphrosyne. 1798 ... 227
Die Metamorphose der Pflanzen. 1798 ... 227

Varianten. (Zu den Romanen.)

Varianten zu den „Leiden des jungen Werther." 1774 ... 229
Varianten zu „Wilhelm Meister's Wanderjahren." 1821 ... 244

Gedichte.

An Friederike.

1770.

Aus Goethe's Selbstbiographie (40 b. Taschenausgabe, Bd. 21, S. 266; 55 bändige Ausgabe, Bd. 25, S. 346 ff.) ist das anmuthige Verhältniß des Dichters zur Pfarrerstochter von Sesenheim bekannt genug, und es mißlang der Versuch, uns jenes liebe Bild in den Schatten zu stellen. Im Morgenblatt, Jahrgang 1840, Nr. 213 ff., veröffentlichte Frd. Laun sehr interessante Mittheilungen von Friederikens Schwester Sophie, die noch 1835 als Greisin in Niederbrunn lebte. Sie sagte, daß einer ihrer Neffen das Manuscript der Mitschuldigen und Goethe'sche Briefe besitze. Anderes und eine vollständige Uebersetzung Ossian's, von des Dichters eigener Hand — woraus ohne Zweifel die Stellen im „Werther" gezogen sind — hatte sie einem Pfarrer Spohr zum Abschreiben geliehen, der es unter nichtigen Vorwänden zurückbehielt. Er soll später im Elend gestorben sein. Noch besaß Sophie ein ganzes Bändchen Gedichte, theils von Friederiken selbst eingezeichnet, theils von Goethe's bald höchst zierlicher, bald nachlässiger Handschrift. Daraus wurden im Morgenblatt, Nr. 216 und 217, sieben Poesien mitgetheilt, und wir finden drei derselben in Goethe's Werken (40 b. Ausgabe, Bd. 6, Seite 63 — 64) wieder, wo sie die Ueberschriften: „Friederike;"

„Nach Sesenheim" und „Ueber Tisch" führen. Die andern Gedichte, soweit dieselben aus dem Manuscript bekannt geworden, dürfen hier nicht fehlen:

1.

Morgenständchen.

Erwache, Friederike,
Vertreib die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist dir dein Wert nicht heilig
Und meine Ruh'!
Erwache! Unverzeiblich!
Noch schlummerst du!
Horch, Philomelen's Kummer
Schweigt bente still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.

Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne,
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh' sein Gesicht,
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
Drum höre nun zur Strafe
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

Taſſo.

Mir bleibt es unbegreiflich wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine faſt, ich müßt' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu,
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.
Das ſind zu viel vergebne Worte ſchon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen;
Ohnmächt'ger! du vergaßeſt wo du ſtandſt;
Der Götter Saal ſchien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall,
Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erſt, den du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte,
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

II.

Sehnsucht nach ihr.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In Einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht*),
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

*) Im „Nachtigallenwaldel," so nannten die Bauern das Wäldchen beim Hause, weil, wie sie sagten, die Nachtigallen so viel darin plärrten, daß man des Nachts kaum schlafen könne, standen vier schöne Buchen, welche ihre Aeste oben so verzweigten, daß man darunter vor dem Regen geschützt war. Eines Tages wurde dort eine Tafel mit den Namen vieler Freunde aufgehängt, und ganz unten schrieb Goethe den seinen mit einem innigen Reimspruch. Vergl. Morgenblatt 1840, Nr. 214. — Das Gedicht steht in der neuesten Ausgabe von Goethe's Werken, Bd. 6, Seite 63, unter dem Titel: „Auf einen Baum in dem Wäldchen bei Sesenheim."

Bald geh' ich in die Reben
Und herbſte Trauben ein,
Umher iſt Alles Leben,
Es ſprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' ſie hier!
Ich brächt' ihr dieſe Traube,
Und ſie — was gäb' ſie mir!

III.

Entfernung von der Geliebten.

Ach, biſt du fort? Aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wollteſt doch nicht ſäumen,
Du flogſt davon zum zweiten Mal.

Zum zweiten Mal ſah ich dich Abſchied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen ſtehn
Für deine Freundinnen — des Jünglings ſtummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht geſehn.

O warum wandteſt du die holden Blicke
Beim Abſchied immer von mir ab?
O warum ließeſt du ihm nichts, ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie iſt die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne ſcheint ihm ſchwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm ſchwarz, die Blätter ſind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach —
Und findet dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen;
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht giebst!

Wie! Nie dich wiedersehn! — Entsetzlicher Gedanke,
Strömt alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame — für dich!

IV.

Als ich in Saarbrücken war.

Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen!
Wo singst du itzt!
Wo lacht die Flur, wo triumphirt das Städtchen,
Das dich besitzt!

Seit du entfernt, will keine Sonne scheinen,
Und es vereint
Der Himmel sich, dir zärtlich nachzuweinen,
Mit deinem Freund.

All' unsre Lust ist fort mit dir gezogen.
Still überall
Ist Stadt und Feld, dir nach ist sie geflogen
Die Nachtigall.

O komm zurück! Schon rufen Hirt und Heerden
Dich bang herbei.
Komm bald herbei, sonst wird es Winter werden
Im Monat Mai.

V.

An Liebchen.

Friederikens von Sesenheim Liederbuch ist uns jetzt vollständig durch Freimund Pfeiffer (Leipzig, 1841) überliefert worden. Darin findet sich, außer den schon mitgetheilten und außer ihren Elsasser und Schweizerliedchen, auch das nachstehende Gedicht. Der Herausgeber hat es mit „G." unterzeichnet, und sich nur gegen pedantische Zweifler durch ein ? verwahrt. Aber sein frischer poetischer Sinn leitete ihn gewiß nicht irre; denn jede Zeile des Liedes trägt das Zaubersiegel Goethe'scher Dichtweise, wie

sie sich zu jener Zeit in lyrischen Klängen ausdrückte, und wir nehmen also keinen Anstand, den Versen hier ihren gebührenden Ort zu geben.

Das letzte Roth am Himmel wich:
Da ging ich liebevoll im Grünen;
Ich ging, und lobte Gott für dich,
Und für die Sterne, welche schienen.

Und plötzlich kam ein Wolkenheer,
Und riß hinweg die goldnen Sterne;
Gelinde Lüfte wurden schwer,
Und Donner rollte aus der Ferne.

Die Stürme heulten auf mich zu,
Die Donner wollten mich erschrecken;
Ich aber ließ in frommer Ruh'
Ein Lorbeerbäumchen mich bedecken.

Da saß ich in der tiefen Nacht,
Und lobte durch die Finsternisse
Den Gott, der jenen Blitz gemacht
Und dieses Herz und diese Küsse.

Französische Verse.

1770.

Goethe erzählt im neunten Buch von Wahrheit und Dichtung (Bd. 21, Seite 181) aus Straßburg: „Vor Ankunft der Königin Marie Antoinette hatte man die ganz unvernünf-

tige Anordnung gemacht, daß ſich keine mißgeſtalteten Perſonen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen ſollten. Man ſcherzte hierüber, und ich machte ein kleines franzöſiſches Gedicht, worin ich die Ankunft Chriſti, welcher beſonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln ſchien, und die Ankunft der Königin, welche dieſe Unglücklichen verſcheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es paſſiren; ein Franzoſe hingegen, der mit uns lebte, kritiſirte ſehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es ſchien, nur allzugründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein franzöſiſches Gedicht gemacht zu haben." — So mußte es uns denn höchſt erfreulich ſein, die verloren geglaubten Verſe in dem anmuthigen und trefflichen Buche „Goethe's Friederike. Von Freimund Pfeiffer." Leipzig, 1841. Seite 13 wieder zu finden und ſie hier einſchalten zu können; mag in dem Worte „comblés" auch immerhin ein Verſtoß gegen Sprachgebrauch und Versmaß liegen.

Lorsque le fils de Dieu descendit sur la terre
Pour bénir les mortels comblés de misère,
On vit de tous côtés se presser sur ses pas
Des boiteux, des perclus gisant sur leur grabats.
Mais lorsque des Français l'auguste reine avance,
Q'uelle pose le pied sur la terre de France,
La police attentive a soin de décréter
Qu'à son royal regard ne doit se présenter
Ni bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
Ni perclus, ni bancal, ni même rachitique.
Comme ça de chez soi Strasbourg fait les honneurs!
O siècle! O temps! O moeurs!

Nicolai auf Werther's Grabe.

1775.

Von den vielen Schriften über Werther nahm Göthe fast gar keine Notiz, und es scheint, als ob nur Eine davon ihn geärgert hätte. Fried. Nicolai, der breitmäulige Pedant, der damals den obersten Kunst- und Geschmacksrichter in Deutschland vorstellen wollte, schrieb nämlich ein Büchlein: „Freuden des jungen Werther's. Leiden und Freuden Werther's des Mannes. Berlin, 1775." Das Machwerk — sagt Goethe — war aus der rohen Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sei, daß Werther's Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige psychische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spectakel, aber glücklicherweise kein Unglück herein vorgeht. Lotte wird Werther's Gattin, und die ganze Sache endigt sich zu Jedermanns Zufriedenheit.

Dieser philisterhafte Eingriff in die Rechte der Poesie durfte nicht ungezüchtigt bleiben, und Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit" (40b. Ausgabe, Bd. 22, Seite 174—175): „Ich verfaßte, zur stillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht, Nicolai auf Werther's Grabe, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt." — Mir wurde dasselbe durch einen Freund aus den Papieren des berühmten Arztes Heim zu Berlin übergeben, und wenn ich es nun hier zum

ersten Male durch den Druck bekannt mache, wird man hoffentlich keinen prüden Maßstab an das jugendkecke Spottgedicht legen wollen.

Ein junger Mann — ich weiß nicht wie —
Starb einst an der Hypochondrie,
Und ward so auch begraben.
Da kam ein starker Geist herbei,
Der hatte seinen Stuhlgang frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich aufs Grab,
Und legt sein reinlich Häuflein ab,
Beschauet freundlich seinen —,
Geht wohler athmend wieder weg,
Und spricht zu sich bedächtiglich:
„Der gute Mann, wie hat sich der verdorben!
„Hätt' er ge — — so wie ich,
„Er wäre nicht gestorben!"

An Belinde.

1775.

Im Jahre 1775 ließ Goethe zu „Frankfurt und Leipzig" die erste Auflage von „Erwin und Elmire" erscheinen. Auf dem Titel trug sie das kleine liebliche Widmungsgedicht, welches hier, nach fast siebzig Jahren, zum ersten Male wieder abgedruckt wird. Auch Goethe's Werke enthalten (40 b. Ausgabe, Bd. 1, Seite 57) ein Lied „An Belinde," und da das-

selbe in der zweibändigen Edition gleichfalls die Jahrzahl 1775 trägt, so können wir wohl annehmen, daß beide an Eine Person gerichtet sind.

Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er ist von mir.

Lieblinge der Götter.

1777.

Goethe schrieb diesen schönen Vers am 17. Juli 1777 der Gräfin Auguste von Stollberg. Wahrscheinlich hatte er ihn am Tage vorher, als er die Nachricht vom Tode seiner Schwester empfing, gedichtet. Sein Tagebuch aus jener Zeit enthält folgende Stellen:

Den 16. Juli.

„Brief des Todes von meiner Schwester; dunkler zerrissener Tag."

Den 17. Juli.

„Leiden und Träume."

Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Grabschrift eines Jünglings.

1778.

Gleichfalls aus einem Schreiben an Auguste von Stollberg, vom 27. März 1778, und in Goethe's Werken nicht abgedruckt. Sein Verhältniß zu diesem schönen geistvollen Mädchen, das er nie erblickt hat, mit dem er aber den traulichsten Briefwechsel führte, ist höchst merkwürdig, und Herr A. von Binzer hat sich durch Mittheilung der Goethe'schen Briefe an sie (Urania, Taschenbuch auf 1839, Seite 69 ff.) ein unbestreitbares Verdienst erworben, um so mehr, da er sie mit genauen Anmerkungen begleitete. Von dort (Seite 127 und 129) sind auch die beiden Gedichte hier abgedruckt.

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt,
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

Das Gänschen im Domino.

1782.

Zu Goethe's anregendsten Freundinnen in Weimar gehörte Fräulein von Göchhausen, Hofdame der Herzogin Amalie, und sie ist bekannt durch ihre sogenannten „Freundschafts-

Alphons.

Wie ich zu dir geſinnt bin fühlſt du nicht.

Taſſo.

Gehorchen iſt mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrlichern Geſchenks
Verläugnung fordert das Geſchick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme ſelbſt von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir ſchien.
Zu früh war mir das ſchönſte Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich ſein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmſt dir ſelbſt, was keiner nehmen konnte
Und was kein Gott zum zweytenmale gibt.
Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen:
Wir öffnen willig unſre Hände, daß

tage," anmuthige Vormittagsgesellschaften, die sich jeden Sonnabend bei ihr vereinigten. Poesie, Gesang und Maskenscherz verklärten hier die Stunden, und Fräulein von Göchhausen selbst, obgleich körperlich unschön und verwachsen, belebte Alles durch ihren Geist und Witz. — Lewald's Europa, Jahrgang 1840, brachte (S. 577 ff.) mehrere Briefe dieser Dame, woraus wir die nächsten drei Gedichte und zu deren Erläuterung die bezüglichen Stellen entheben.

Den 7. März 1782 schreibt Fräulein von Göchhausen an Knebel nach Nürnberg:

„Vor einiger Zeit las ich „ah quel Conte" von Crebillon. Ich war von der Compesition, dem Witz und seinen Allegorien dieses conte so eingenommen, daß ich viel davon schwätzte: der Herzog, die Steinen u. a. mehr lasen auf meine Recommandation, Wieland erzählte die Geschichte den Weib- und Mägdleins, und vorzüglich machte das Gänschen im rosenfarbenen Domino allgemein sein Glück. Unterdessen hatte ich ein recht schönes Gänslein von Wachs machen lassen, hatte ihm einen zierlichen rosenfarbenen Domino verfertigt und schickt's der Steinen mit Bitte, sie möchte es bei Carolinchen und jenen Uebrigen einführen: „Das Gänschen wäre von seinen Reisen zurückgekommen und wär des Glaubens: Qu'on ne pouvoit être mieux qu'au sein de sa famille."

Goethe antwortete im Namen Carolinchens:

Das Gänslein roth im Domino
Sieht in die Welt so leicht und froh,
Und zeigt sich als ein Meisterstück
Aus der hochgräflichen Fabrik*).

*) Ich hatte es bei der Gräfin B... Conditor machen lassen.

Doch zierlich, wie das Schätzchen steht,
Geht's ihm, wie's vielen Leuten geht,
Denn es ist, ich gesteh' es gern,
Die Schale besser als der Kern;
Und viel zu leben sind' ich da,
Den Schneider mehr als den Papa!
Doch ach, warum kommt so geputzt,
So überzierlich aufgestutzt,
Das liebe schöne Kind so weit,
So ferne her zur stillen Zeit?
Ach, wären wir noch allzumal
Im hellen hohen Palmensaal!
Sie führte dann auf jenem Plan
Auch einen großen Aufzug an,
Wenn Alle, die ihr ähnlich sein,
Pathetisch stiegen hinterdrein.
Doch diese Freuden sind nun aus,
Drum mach' nur die Honneurs vom Haus,
Und lad' uns Freunde, wie wir sind,
Mit diesem allerliebsten Kind
In eine kleine Assemblée
Zu einem wohlfrisirten Thee.
Dann laß uns schwätzen, laß uns sitzen,
Erzählen und die Ohren spitzen,
Und wohl soll's ihr mit Groß und Klein
Au sein de sa famille sein.

Den 26. Februar 1782. Carol. v. J.

An die Theegesellschaft.

Montag den 4. Mai 1782.

Noch lange währte der Spaß mit dem Gänschen fort. Fräulein von Göchhausen gab einen Thee zu Ehren der neuen Gesellschafterin, und Goethe sandte dazu einen Teller, der höchst zierlich mit Haferkörnern belegt war. Folgende Verse begleiteten ihn:

O Kinder! still, reicht meinen Lehren
Ein unbefangen, willig Ohr!
Das werthe Gänslein zu verehren,
Setzt ihr ihm Thee und Waffeln vor.

Allein ich kann's euch nicht verstecken,
Wenn euch die Wahrheit nicht gefällt:
Das, was euch schmeckt, wird ihr nicht schmecken,
Sie kommt aus einer andern Welt.

Denn Fremde gehn auf ihrer Reise
Von Orten nur vergnügt davon,
Tractirt man sie nach ihrer Weise,
Und loben dann den guten Ton.

Seht, wie sie ekel ihren Schnabel
Vor euren Leckerbissen schließt,
Und, wie der Kranich in der Fabel,
Von flachen Schüsseln nichts genießt.

Drum ſend' ich euch, ſie zu beglücken,
Des Hafers goldne Körner hier,
Und richtet ja, ſie zu entzücken,
Mit dem Discurs euch auch nach ihr.

Dem Schickſal.

1783.

Goethe's Briefe an Lavater, welche, von Heinrich Hirzel herausgegeben, 1833 in Leipzig erſchienen ſind, bringen manches Wichtige und Intereſſante. Seite 158 ſchreibt Goethe: „Hier ein paar Zeilen meines Gefühls, auf dem Thüringer Walde geſchrieben den 3. Auguſt Morgens unter dem Zeichnen."

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieſer engen kleinen Welt
Mit leiſem Zauberband mich hält!
Mein Karl*) und ich vergeſſen hier,
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet,
Und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du haſt uns lieb, du gabſt uns das Gefühl:
Daß ohne dich wir nur vergebens ſinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,

*) Karl Auguſt, Herzog von Sachſen-Weimar.

Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Verschiedene Wege.
1784.

Tiefurt, das Fontainebleau der Weimaraner, ist ein sehr angenehmer Ort. Unten im Thale läuft der schnelle Fluß zwischen Baumdunkel und Wiesengründen hin, zahllose Irrgänge durchkreuzen sich bis zum Berge hinauf, und von oben sieht man in freundliche Landschaftsbilder hinab. Ueberall giebt es hier noch Erinnerungen aus der classischen Zeit; man findet Denkmäler und Steintafeln, und ihre Inschriften sind von Goethe gedichtet. Dieselben gingen fast durchgehends in die Werke über; nur folgendes Distichon, das oben auf der Höhe zu lesen ist, fehlt in der Sammlung.

Steile Höhen besucht die ernste forschende Weisheit,
Sanft gebahnteren Pfad findet die Liebe im Thal.

An den Kapellmeister Reichardt.
1796.

Als die beiden Verbündeten an ihren Xenien arbeiteten, hörte Goethe, Johann Friedrich Reichardt aus Giebichenstein, der in den Epigrammen reichlich bedacht worden war (S. X. 80. 145—147. 208—211. 219. 221—228. 236. 251.),

werde nach Jena kommen. Scherzweise legte er deshalb seinem Briefe an Schiller (Briefw. zwischen Schiller und Goethe, Bd. 2, S. 49) dies Gastgeschenk bei. — Malepartus ist die Wohnung des Reinicke Fuchs.

Komm nur von Giebichenstein, von Malepartus! Du bist doch
Reinicke nicht, du bist doch nur halb Bär und halb Wolf.

Der Xenien Feind.

1796.

Hier folgt das einzige Xenion der zweiten Salve, die aus dem Musenalmanach von 1798 abgefeuert werden sollte, aber aus Gründen nicht geschrieben wurde. Schiller schickte dem Freunde ein Blatt der „Hamburgischen neuen Zeitung," worin ein Angriff des Herrn F*** auf die Xenien stand, und Goethe erwiderte die Sendung durch dies Epigramm für den nächsten Almanach, der jedoch ganz sanft und friedlich auftrat. (S. Briefwechsel, Bd. 2, S. 291.)

Auch erscheint ein Herr F* rhetorisch, grimmig, ironisch;
Seltsam geberdet er sich, plattdeutsch im Zeitungsformat.

Soldatenchor.

1798.

Aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe erfahren wir mit Bestimmtheit, daß Wallenstein's Lager bei den ersten Aufführungen durch ein Soldatenlied eröffnet wurde. Ich habe dasselbe in sicherer Abschrift aus Weimar empfangen, und theilte es in meinen Nachträgen zu Schiller's Werken, Bd. 1, S. 537, zum ersten Male mit. Es ist von Goethe gedichtet und von Schiller nur durch einige Verse vermehrt. Wie der Letztgenannte sagt, sollte es gleich von vorn herein mit der Stimmung der rohen Soldateska bekannt machen, und ich will hier Alles folgen lassen, was der Briefwechsel über das Lied enthält:

---

21. September 1798. — Um auf meinen Prolog zurückzukommen, so wäre mir's lieb, wenn ein anderes passendes Stück und keine Oper damit könnte verbunden werden; denn ich muß ihn mit vieler Musik begleiten lassen, er beginnt mit einem Lied und endet mit einem; auch in der Mitte ist ein klein Liedchen. Sch.

29. Sept. — Durch gegenwärtigen Boten wünschte ich Ihre Geschichte des dreißigjährigen Kriegs zu erhalten, um sie sowohl zum Anfangsliede, als sonst zu Mancherlei nutzen zu können. G.

5. October. — Das Anfangslied bring' ich auch nicht zu Stande, habe aber etwas Schickliches dafür zu substituiren. G.

5. October. — Finde ich Stimmung und Zeit, ſo will ich das Liedlein von Magdeburg noch machen, und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufenthalt entſteht.

Sch.

6. October. — Das Soldatenlied liegt bei, womit das Stück anfangen ſoll.

G.

— — — Haben Sie Dank für das Anfangslied, ich finde es ganz zweckmäßig; vielleicht kann ich noch ein paar Strophen anflicken, denn es möcht' um ein Weniges zu kurz ſein.

Sch.

9. October. — Das Soldatenlied habe ich noch mit ein paar Verſen vermehrt, die ich beilege.

Sch.

Es leben die Soldaten!
Der Bauer giebt den Braten,
Der Gärtner giebt den Moſt;
Das iſt Soldatenkoſt.
Tra da ra la la la la!

Der Bürger muß uns backen,
Den Adel muß man zwacken,
Sein Knecht iſt unſer Knecht;
Das iſt Soldatenrecht!
Tra da ra la la la la!

In Wäldern gehn wir bürſchen
Nach allen alten Hirſchen,
Und bringen frank und frei
Den Männern ihr Geweih.
Tra da ra la la la la!

Heut' ſchwören wir der Hanne
Und morgen der Suſanne,
Die Lieb' iſt immer neu;
Das iſt Soldatentreu.
Tra da ra la la la la!

Wir ſchmauſen wie Dynaſten,
Und morgen heißt es faſten;
Früh reich, am Abend bloß;
Das iſt Soldatenloos.
Tra da ra la la la la!

Wer hat, der muß uns geben,
Wer nichts hat, der ſoll leben!
Der Eh'mann hat das Weib
Und wir den Zeitvertreib.
Tra da ra la la la la!

Es heißt bei unſren Feſten:
Geſtohlnes ſchmeckt am Beſten,
Unrechtes Gut macht fett;
Das iſt Soldatengebet.
Tra da ra la la la la!

Ungestilltes Verlangen.

1816.

Am 11. März 1816 schreibt Goethe seinem Zelter (S. Briefwechsel, Band 2, S. 220): „Hierbei ein allenfalls singbares Lied," und sendet ihm die nun folgenden Strophen mit. Das Gedicht mag, seinem Tone nach, wohl für den west-östlichen Divan, vielleicht Uschk Nameh, das Buch der Liebe, bestimmt gewesen sein, blieb aber daraus zurück, und findet deshalb hier seinen Platz.

Dir zu eröffnen
Mein Herz verlangt mich.
Hört' ich von deinem!
Danach verlangt mich.
Wie blickt so traurig
Die Welt mich an!

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur
Und sonsten keiner,
Und keine Feindspur.
Wie Morgenkerzen
Ward mir ein Vorsatz:

Mein Leben will ich
Nur zum Geschäfte
Von heut' an machen;
Ich denke seiner,
Mir blutet's Herz.

Unwiederbringlich uns ein Gut entschlüpfe.
Mit diesem Kuß vereint sich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! es ist
Erlaubt das holde Zeichen unsrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?
Geselle dich zu diesem Degen, der
Dich leider nicht erwarb, um ihn geschlungen
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beyde willig dir zu Füßen;
Denn wer ist wohl gewaffnet, wenn du zürnst?
Und wer geschmückt, o Herr, den du verkennst?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

Auf des Fürsten Wink, hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.

Kraft hab' ich keine,
Als ihn zu lieben
So recht im Stillen.
Was will das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht!

Naturphiloſophie.

1826.

„Als ich vor einigen Tagen" — ſchreibt Goethe an Zelter den 11. Auguſt 1826 (Briefwechſel, Bd. 4, S. 199) — „Herrn Streckfußens Ueberſetzung des Dante wieder zur Hand nahm, bewunderte ich die Leichtigkeit, mit der ſie ſich in dem bedingten Sylbenmaß bewegte. Und als ich ſie mit dem Original verglich, und einige Stellen mir nach meiner Weiſe deutlicher und gelenker machen wollte, fand ich gar bald, daß ſchon genug gethan ſei, und Niemand weiter mit Nutzen an dieſer Arbeit mäkeln würde. Inzwiſchen entſtand das kleine Gedicht, das ich in beikommendes Buch einſchrieb."

Mit dieſem ſchönen Verſe iſt alſo die Veranlaſſung gebende Stelle: Dante l'Inferno, Canto XI, 98 sq. zu vergleichen.

Von Gott dem Vater ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild;
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber, fand ſie mild.
Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entſprang von hohem Sinn.

So iſt uns Allen offenbar:
„Naturphiloſophie ſei Gottes Enkelin.“

Höchſter Wunſch.

1828.

Goethe, der Greis, war zu einer kleinen erwählten Mittagstafel bei einer Freundin gekommen, obgleich er ſchon alle Cirkel zu vermeiden pflegte. Er war froh geſtimmt, und als man einen Trinkſpruch von ihm forderte, ließ er ſich nicht lange bitten, ſondern erhob ſein Glas und ſprach die folgenden Worte. Nur ein achtzigjähriger Weiſer konnte in wenige Sylben einen ſo unermeßlich reichen Sinn legen; denn alles Glück des körperlichen und geiſtigen Menſchen, die reine ungeſtörte Gemüthswelt ſowohl, wie die hellpoetiſche Behaglichkeit des Daſeins, der ganze Mikrokosmus irdiſcher Seligkeit ſpiegelt ſich darin. Ich verdanke den herrlichen Toaſt einer hochverehrten Frau, welche Goethe's Tiſchnachbarin war, als er ihn ſprach.

Nie Mangel des Gefühls,
Und nie Gefühl des Mangels!

Babyloniſche Sprachverwirrung.

Epigramme aus Weimar.

1830.

Goethe's geiſtreiche Schwiegertochter, die Frau Cäcilie von Goethe, begründete im Jahre 1830 eine Zeitſchrift von ganz origineller Art. Nur Mitarbeiter bekamen ein Exemplar der-

ſelben, und durften es nicht einmal umherzeigen; Jeder, der leſen wollte, mußte ſich alſo auch zum Schreiben entſchließen, doch brauchte er ſeinen Namen nicht zu nennen, und gewöhnlich erfuhr nur die verſchwiegene Redacteurin denſelben. „Das Chaos," ſo hieß das Journal, brachte recht friſche Anregung ins Weimariſche Leben; auch der greiſe Sänger intereſſirte ſich dafür, und manche anmuthige Gabe von ihm enthielt das Blatt. Damals herrſchte in Weimar die widerwärtige Mode, in Geſellſchaften drei bis vier fremde Sprachen zu reden, und dies verdroß unſern Goethe; denn zürnte er auch zuweilen auf die Mutterſprache, ſo liebte er ſie doch. Zwar weiß ich wohl, daß man jetzt dieſe Xenien einem Andern zuſchreibt; aber das hat wohl den Grund darin, daß jene Modethorheit aus Weimar noch immer nicht ganz verſchwunden iſt, und daß man die liebe Stadt nicht von Goethe ſelbſt mag verunglimpft ſehen. Eine hochgeſtellte Dame, in des Dichters Cirkel heimiſch, gab mir die Verſicherung, er ſei der Verfaſſer, und außerdem laſſen wohl auch Geiſt und Ton kaum einen Zweifel übrig.

I.

Brittiſch, galliſch und italiſch,
Daran ſcheint es nicht zu fehlen;
Wüßt' ich etwa kamtſchadaliſch,
Möcht' ich wirkſam mich empfehlen.
Ach! ich freute mich zu Tode,
Könnt' ich türkiſch radebrechen;
Aber deutſch iſt aus der Mode,
Und ich weiß nur deutſch zu ſprechen.

II.

Von Bäumen fällt das letzte Blatt,
Die Flur deckt hohen Schneees Lage,
Die Schlitten klingeln durch die Stadt,
Man sieht sie nahn, die Weihnachtstage.
Doch trittst du zum Salon herein,
Und hörst bei Thee und süßem Wein
Zehn Sprachen durch einander schrein,
So zweifelst du nicht im Geringsten,
Wenn draußen Weihnacht — hier sei Pfingsten.

III.

Manches läßt die Zeit uns sehn,
Was uns gedäucht als Fabel;
Sonst hieß Weimar deutsch Athen,
Jetzo heißt's: das deutsche Babel.

IV.

Geduld! Verlaß dich auf mein Wort,
Gar Vieles ändert sich auf Erden,
Und geht's nur so ein Weilchen fort,
Wird bald das Deutsche hier am Ort
Als fremde Sprache Mode werden.

Adler,
mit der Lyra nach oben ſtrebend.

An Madam Schröder-Devrient.

1830.

Goethe beſaß mehrere ſinnige Embleme zu Denk- und Stammbuchblättern, die er dann mit einem paſſenden Verſe zu begleiten pflegte. Im Jahre 1830 befand ſich Madame Schröder-Devrient, die gefeierte Sängerin, in Weimar. Der Dichter hörte ſie zwar auf der Bühne nicht, ſprach ſich jedoch, nach einem Beſuche, den ſie ihm machte, ſehr vortheilhaft über ihren Geſang aus. Sie wünſchte ein Andenken von ihm, und er genügte dieſem Verlangen durch ein Blatt mit dem leiertragenden Adler, das er am 14. April mit folgendem Denkſpruch ausſtattete. Hiermit ſind die Verſe in Goethe's Werken (55 b. Ausgabe, Bd. 47, S. 145, und 40 b. Ausgabe, Bd. 6, S. 173) zu vergleichen, da ſie ſich auf daſſelbe Emblem beziehen.

Guter Adler, nicht ins Weite,
Mit der Leier nicht nach oben!
Unſre Sängerin begleite,
Daß wir euch vereinigt loben.

Mit Schiller.

Votivtafeln.

1796. Der Schiller'ſche Muſenalmanach auf 1797 enthielt außer den Xenien auch 103 Votivtafeln (S. 152—186), welche „G. und S." unterzeichnet waren. Anfangs beabſichtigten beide Dichter, dieſe ernſthaften würdigen Diſtichen auf die ſatyriſchen folgen zu laſſen, wie milde Abendluft auf ein Gewitter. Später änderten ſie jedoch dieſe erſte Idee und ſonderten die philoſophiſchen Epigramme von den ſarkaſtiſchen. Schiller ſchreibt am 5. Auguſt 1796 an Goethe: „Ich ſende Ihnen hier eine Anzahl ernſthafter Xenien, die ich, aus den Ihrigen und den meinigen gemiſcht, in einen Strauß zuſammengebunden habe, damit doch auch, in Abſicht auf die ernſthaften Stücke, die Idee einer beiderſeitigen Vereinigung in etwas erfüllt werde." — Nach der Erſcheinung des Almanachs ſchrieb Humboldt an Schiller (ſiehe Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Bd. 2, S. 231): „er habe, wie Genz, vor den Tabulis votivis großen Reſpect; aber eine Auseinanderſetzung des beiderſeitigen Eigenthums an dieſer gemeinſchaftlichen Production fände er ſehr ſchwer." Goethe antwortete Schillern auf den Brief, worin er ihm dies Urtheil mitgetheilt: „Die Xenien verkaufen die Tabulas votivas und was ſonſt Gutes und Ernſthaftes in dem Büchlein ſtehen mag." —

Hieraus geht hervor, daß die Freunde selbst großen Werth auf die Distichen legten, und Schiller nahm davon 43 in seine Werke auf. Goethe ließ nur 15 in seinen Jahreszeiten („Herbst," Nr. 40, 41, 42, 43, 44, 47, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 59) abdrucken. Freilich ist nun an eine Sonderung der übrigen, seitdem noch nicht wieder mitgetheilten Votivtafeln nicht zu denken; denn Schiller schrieb an W. v. Humboldt (Briefwechsel, S. 415): „Goethe und ich werden uns darin absichtlich so in einander verschränken, daß uns Niemand ganz auseinanderscheiden und absondern soll." — Das gelang ihnen auch so vollkommen, daß sie bald selbst ihre Producte nicht mehr herausfinden konnten; denn jeder nahm dieselben drei Votivtafeln in seine Schriften auf: „Pflicht für Jeden" (Schiller, Bd. 1, S. 415, Goethe, Bd. 1, S. 310); „Aufgabe" (Schiller, Bd. 1, S. 415, Goethe, Bd. 1, S. 311); „die schwere Verbindung" (Schiller, Bd. 1, S. 421, Goethe, Bd. 1, S. 311). Auch das Xenion 12 hat Schiller (Bd. 1, S. 429) und Goethe (Bd. 1, S. 312) aufgenommen.

Haben nun die Verfasser ihre Verse nicht sondern können oder wollen, haben sie selbst sie als Gemeingut anerkannt, so wäre es lächerliche Anmaßung, wenn ein Dritter dabei den Scheidekünstler zu spielen suchte. Ich lasse deshalb alle Votivtafeln, welche nicht in die Werke der Dichter übergegangen sind, hier folgen, ob sich gleich zuweilen Hindeutungen auf den Verfasser zeigen. Solche Vermuthungen könnten uns gar leicht betrügen; denn Schiller und Goethe suchten gegenseitig sich in diesen Epigrammen der Denk- und Dichtweise des Andern völlig zu assimiliren. — Jedenfalls ist dieser Beitrag für die deutsche Literatur außerordentlich wichtig.

Tabulae votivae.

1. Der moraliſche und der ſchöne Charakter.

Repräſentant iſt jener der ganzen Geiſtergemeinde;
Aber das ſchöne Gemüth zählt ſchon allein für ſich ſelbſt.

2. Der ſchöne Geiſt und der Schöngeiſt.

Nur das Leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeiſt;
Aber der ſchöne Geiſt trägt das Gewichtige leicht.

3. Philiſter und Schöngeiſt.

Jener mag gelten, er dient als fleißiger Knecht nach der Wahrheit;
Aber dieſer befiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

4. Natur und Vernunft.

Wär't ihr, Philiſter, im Stand, die Natur im Großen zu ſehen,
Sicher führte ſie ſelbſt euch zu Ideen empor.

(Dieſe Tabula hatte im Almanach vier Zeilen, von denen Goethe die beiden erſten in ſeinen „Herbſt“ [Nr. 46] aufnahm:

„Wäret ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O, ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur!
Wär't ihr, Philiſter, u. ſ. w.)

5. Das Subject.

Wichtig wohl iſt die Kunſt und ſchwer, ſich ſelbſt zu bewahren;
Aber ſchwieriger iſt dieſe, ſich ſelbſt zu entfliehn.

6. Zucht.

Wahrheit iſt niemals ſchädlich; ſie ſtraft — und die Strafe der Mutter
Bildet das ſchwankende Kind, wehret der ſchmeichelnden Magd.

7. Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! Wie öfters ſtrebt ihr zu trennen,
Was euch Allen zum Trutz Eins und ein Einziges bleibt!

(Dies Diſtichon bezieht ſich auf die Anhänger der Newton'ſchen Theorie, denen Göthe in ſeinem Werke „Beiträge zur Optik“ (2 Stücke, Weimar 1791—1792) opponirte. Es ſteht in naher Beziehung zu dem Xenion 164: „Triumph der Schule.“)

8. Die Quellen.

Treffliche Künſte dankt man der Noth und dankt man dem Zufall;
Nur zur Wiſſenſchaft hat keines von Beiden geführt.

9. Empiriker.

Daß ihr den ſicherſten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahnteſten Pfad.

10. Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Geſetzen; auch würdet ihr's ſicherlich treffen,
Wäre der Oberſatz nur, wäre der Unterſatz wahr!

11. Letzte Zuflucht.

Vornehm ſchaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder;
Aber ſeid ihr in Noth, iſt er der delphiſche Gott.

12. Die Syſteme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus!

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Mahlt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen,
Und alles über alle ſich erlaubt.
Er fühle ſich geſtraft, und ſtrafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren magſt,
So gib, o Fürſt, ihm ſeine Freyheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es ſeyn.
Doch ſprich, wie haſt du ſeinen Zorn gereitzt?

13. Die Vielwiſſer.

Aſtronomen ſeid ihr und kennet viele Geſtirne;
Aber der Horizont decket manch Sternbild euch zu.

14. Moraliſche Schwätzer.

Wie ſie mit ihrer reinen Moral uns, die Schmutzigen, anälen!
Freilich, der groben Natur dürfen ſie gar nichts vertraun.
Bis in die Geiſterwelt müſſen ſie fliehn, dem Thier zu entlaufen;
Menſchlich können ſie ſelbſt auch nicht das Menſchlichſte thun.
Hätten ſie kein Gewiſſen, und ſpräche die Pflicht nicht ſo heilig —
Wahrlich, ſie plünderten ſelbſt in der Umarmung die Braut.

15. Strengling und Frömmling.

Jener fordert durchaus, daß dir das Gute gefalle;
Dieſer will gar, daß du liebſt, was dir von Herzen mißfällt.
Muß ich wählen, ſo ſei's in Gottes Namen die Tugend:
Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeſchmackt iſt.

16. Theophagen.

Dieſen iſt Alles Genuß. Sie eſſen Ideen, und bringen
In das Himmelreich ſelbſt Meſſer und Gabel hinauf.

17. Frauen.

Fromme, geſunde Natur! Wie ſtellt die Moral dich an Pranger!
Heil'ge Vernunft! Wie tief ſtürzt dich der Schwärmer hinab!

18. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin ſie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere ſteht ſchönen Gemüthern nur an.
Aber Widrigers kenn' ich auch nichts, als wenn ſich durch Bande
Zarter, geiſtiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt.

19. Der Philoſoph und der Schwärmer.

Jener ſteht auf der Erde, doch ſchauet das Auge zum Himmel;
Dieſer, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

20. Das irdiſche Bündel.

Himmelan flögen ſie gern, doch hat auch der Körper ſein Gutes,
Und man packt es geſchickt hinten dem Seraph noch auf.

21. Der wahre Grund.

Was ſie im Himmel wohl ſuchen? Das, Freunde, will ich euch ſagen:
Vor der Hand ſuchen ſie nur Schutz vor der hölliſchen Gluth.

22. Wahrheit.

Eine nur iſt ſie für Alle, doch ſiehet ſie Jeder verſchieden;
Daß es Eines doch bleibt, macht das Verſchiedene wahr.

23. Schönheit.

Schönheit iſt ewig nur Eine, doch mannigfach wechſelt das Schöne;
Daß es wechſelt, das macht eben das Eine nur ſchön.

24. Bedingung.

Ewig ſtrebſt du umſonſt, dich dem Göttlichen ähnlich zu machen,
Haſt du das Göttliche nicht erſt zu dem Deinen gemacht.

25. Der Vorzug.

Ueber das Herz zu ſiegen, iſt groß, ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch ſein Herz ſieget, er gilt mir doch mehr.

26. Der Erzieher.

Bürger erzieht ihr der ſittlichen Welt; wir wollten euch loben,
Stricht ihr ſie nur nicht aus der empfindenden aus.

27. Das Göttliche.

Wäre ſie unverwelklich die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen;
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der Göttlichen gleich.

28. Verſtand.

Bilden wohl kann der Verſtand; doch der todte kann nicht beſeelen.
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

29. Phantaſie.

Schaffen wohl kann ſie den Stoff, doch die Wilde kann nicht geſtalten.
Aus dem Harmoniſchen quillt alles Harmoniſche nur.

30. Dichtungskraft.

Daß dein Leben Geſtalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft ſtets auch die bildende ſein.

31. Witz und Verſtand.

Der iſt zu furchtſam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es,
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freiheit zu ſein.

32. Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberſpringt ſich der Witz, ſo lachen wir über den Thoren;
Gleitet der Genius aus, iſt er dem Raſenden gleich.

33. Der Unterſchied.

Lächelnd ſehn wir den Tänzer auf glatter Ebene ſtraucheln;
Aber auf ernſtlichem Seil wer mag den Schwindelnden ſehn!

34. Lehre an die Kunſtjünger.

Da du der Fehler ſchlimmſten, die Mittelmäßigkeit, meideſt,
Jüngling, ſo meide doch ja keinen der andern zu früh!

35. Das Mittelmäßige und das Gute.

Willſt du jenem den Preis verſchaffen, zähle die Fehler;
Willſt du dieſes erhöhn, zähle die Tugenden ab.

36. Das Privilegium.

Blößen giebt nur das Reiche dem Tadel; am Werke der Armuth
Iſt nichts Schlechtes, es iſt Gutes daran nichts zu ſehn.

37. Die Sicherheit.

Nur das feurige Roß, das muthige, ſtürzt auf der Rennbahn;
Mit bedächtigem Paß ſchreitet der Eſel daher.

38. Genialische Kraft.

Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten;
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

(Im Musenalmanach gingen diesem Epigramme noch folgende Zeilen voraus:

„Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiter's Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.
Pflanzet über die Häuser u. s. w.

Goethe nahm sie in seinen „Herbst" — Nr. 42 — auf.)

39. Delicatesse im Tadel.

Was heißt zärtlicher Tadel? — Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

40. Der berufene Richter.

Wer ist zum Richter bestellt? — Nur der Bessere? — Nein, wem das Gute
Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

41. An ***

Du vereinigest jedes Talent, das den Autor vollendet.
O, entschließe dich, Freund, nichts als ein Leser zu sein.

42. Das Mittel.

Willſt du in Deutſchland wirken als Autor, ſo triff ſie nur tüchtig:
Denn zum Beſchauen des Werks finden ſich Wenige nur.

43. Die Unberufenen.

Tadeln iſt leicht, erſchaffen ſo ſchwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu belohnen ein Herz?

44. Die Belohnung.

Was belohnt den Meiſter? — Der zartantwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Bruſt.

45. Das gewöhnliche Schickſal.

Haſt du an liebender Bruſt das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechſelbalg nur giebt dir der Leſer zurück.

46. Der Weg zum Ruhme.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beifall
Findet; der Deutſche muß nieder ſich bücken dazu.

47. Bedeutung.

„Was bedeutet dein Werk?“ So fragt ihr den Bildner des Schönen.
Frager, ihr habt nur die Magd, niemals die Göttin gesehn.

48. An die Moralisten.

Nicht von dem Architekt erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.
Vielfach sind die Kräfte des Menschen; o daß sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum Herrlichsten aus!

(Auch hiervon wurde das erste Distichon in Goethe's „Herbst“ — Nr. 40 — abgedruckt. Es heißt:

„Lehret! Das ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt sich nicht gebieten von euch.
Nicht von dem Architekt u. s. w.)

49. Deutsche Kunst.

Gabe von oben her ist, was wir Schönes in Künsten besitzen;
Wahrlich, von unten herauf bringt es der Grund nicht hervor.

50. Todte Sprachen.

Todte Sprachen nennt ihr die Sprache des Flaccus
und Pindar —
Und von Beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt.

Xenien.

Am 31. October 1517 ward die kirchliche Reformation in Deutschland begonnen; im October 1796 nahm die literarische ihren Anfang. Damals schlug Luther seine Thesen zu Wittenberg an, jetzt erschien der Schiller'sche Musenalmanach mit den Xenien. Niemals zuvor hatte Einer den Muth gehabt, alle sanctionirten Dummheiten so schonungslos aufzurütteln, die Heuchler so scharf zu geißeln. Unermeßlichen Vortheil zog das deutsche Schriftenthum aus diesem Ereigniß, und wir wollen hier einen kurzen Abriß seiner Geschichte geben.

Immer sah die Armuth mit scheelen Blicken auf den Ueberfluß des Reichen hin, immer versuchte der Schmutz die Reinheit zu trüben. So hatten denn auch Schiller und Göthe manch schmähenden Angriff zu dulden, und namentlich wurden die Horen mit Geifer übersprudelt. Nicolai, der widerliche Pedant, wollte in Bezug auf Aesthetik das große Wort führen; Reichardt trieb das Journalistenunwesen bis zum höchsten Grade; in der „Neuen Bibliothek der Wissenschaften" nistete eine dunkle Clique, und die Stolbergs frömmelten auf ihre Weise. Bei einem solchen Stand der Dinge mußten die urkräftigen Productionen der beiden Giganten überall getadelt, oder wohl gar mit vornehmem Stillschweigen aufgenommen werden. Da erzürnten sich endlich die Leuen zu Jena und Weimar heftig; sie beschlossen, einmal furchtbar Gericht zu

Antonie.

Ich wüßte kaum zu sagen, wie's geschah.
Als Menschen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt.
Und seinen Lippen ist im größten Zorne
Kein sittenloses Wort entflohn.

Alphons.

So schien
Mir euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer sich entzweyen, hält man billig
Den Klügsten für den Schuldigen. Du solltest
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten stünde
Dir besser an. Noch immer ist es Zeit:
Hier ist kein Fall, der euch zu streiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, so lange wünsch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her, du kannst es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erst
Mit zarter Lippe zu besänft'gen suchen:
Dann tritt zu ihm, gib ihm in meinem Namen

halten', und Schiller ging mit dem gewohnten Feuer darauf ein, als Göthe den Anschlag zu den Xenien machte. Alles Kraftlose, Gemeine, Altersmorsche und Selbstsüchtige sollte befehdet, jedoch die Grenze des frohen Humors nicht überschritten und alles Criminelle vermieden werden, damit die Musen dem Scharfrichter nicht ins Handwerk fielen. So ging man denn lustig ans Werk, und in ganzen Schwärmen, wie Zugtauben, flatterten die bunten Epigramme mit der Botenfrau zwischen Jena und Weimar hin. Bald stellte sich nun auch ein fester Plan für die Epigramme fest. Sie sollten bis zu tausend Stücken anwachsen, sollten nicht allein literarisch, sondern auch politisch, philosophisch und culturhistorisch sein, um ein großes, unabsehbar weites Zeitenbild zu entwerfen, und am Schlusse sollten den satyrischen Xenien noch anerkennende für alles Gute, Edle und Schone nachfolgen, damit der Cyklus mild und beruhigend schlösse.

Aber die Zeit, zu welcher der Almanach erscheinen mußte, rückte immer näher, und bei einer genauen Redaction überzeugte sich Schiller, daß bis dahin unmöglich alle die Lücken auszufüllen wären, die das großartige Rundgemälde noch hatte. Die Veröffentlichung ein Jahr zu verzögern, schien nicht rathsam, und so mußte denn ein Auskunftsmittel ersonnen werden. Göthe wollte sich höchst ungern von der „schönen, eigenthümlichen und einzigen Idee" trennen, und so kam man endlich überein, die allgemeinen Xenien von den persönlich satyrischen zu scheiden, und jene zerstreut im Almanach abdrucken zu lassen. Im Ganzen enthielt derselbe von Beiden etwa 650 Disticha, die zu dem großen Plan bestimmt waren, und davon kommen 414 auf die eigentlichen Xenien. Die Freunde, die schon bei dem Dichten selbst sich der Manier des Andern anzunähern gesucht hatten, beschlossen nun völlig, daß dieser Epi-

grammencyklus nie gesondert werden, sondern ewig Gemeingut bleiben sollte, und Jeder möge sie unzerstückelt in seine Werke aufnehmen. Als sich aber doch noch immer ängstlichbesorgte „Chorizonten" fanden, sprach sich Göthe sehr erzürnt gegen diese Philisternaturen aus.

Im Herbste 1796 erschien der Xenienalmanach, und bis zum nächsten Frühjahr konnte keine andere literarische Erscheinung neben ihm auftauchen; er nahm alles Interesse total in Anspruch. Bald brachen nun Gehässigkeit und deutsches Spießbürgerthum durch, man klagte, wie gewöhnlich, über Schonungslosigkeit und Impietät. Nur von zwei sehr verschiedenen Standpuncten aus wurden die Xenien mit Freude begrüßt. Der freie, helle Blick eines Friedrich August Wolf, eines Wilhelm von Humboldt, eines Körner, Bieſter konnte die treffliche Wirkung des Strafgerichts vorausſehen, und sie zollten den beiden Heroen offen ihre Anerkennung. Auch die frische, unbefangene Jugend jauchzte laut den Xenien entgegen, und viele derjenigen Literaten, welche verschont geblieben waren, freuten sich hämisch der Flamme auf des Nachbars Dach. Ein bestimmter, klarer Eindruck, ein wohlthätiges Resultat schien sich gar nicht herausstellen zu wollen; aber Göthe meinte, man müsse die allgemeine Aufmerksamkeit dafür annehmen. Nun brauseten plötzlich, wie aus einer geöffneten Schleuse, die Erwiderungen hervor, in Versen und Prosa, von namhaften Schriftstellern und von anonymen Nachteulen, Journalartikel, Flugschriften und ganze Bücher. Jeder Beleidigte und auch mancher Nichtbeleidigte, vielleicht aus Aerger, übergangen worden zu sein, zogen in hellen Haufen gegen die Dioskuren heran, und suchten sie schonungslos zu verunglimpfen. Die aber saßen lächelnd und unnahbar in ihrer Götterruhe, machten psychologische Studien an der fieberhaften Aufregung ihrer

lieben Zeitgenossen, und ließen sich durch alles Gebell und Gewinsel nicht stören. Aber eben so heftig die Xenien gescholten wurden, eben so begierig las man sie; sie verkauften, nach Goethe's eignem Worte, die Tabulas votivas, und was sonst Gutes und Ernsthaftes in dem Büchlein stand. Der Absatz des Almanachs stieg auf eine unerwartete Höhe; schnell war die erste Auflage von 2000 Exemplaren vergriffen, eine zweite und dritte zeigte sich nothwendig.

Schiller schrieb den 12. December 1796 an Goethe: „Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermögen, alles, was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier gesammelt drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmackes ad Acta kann gelegt werden." — Eine solche Sammlung soll von mir, sobald es die Umstände gestatten werden, erscheinen, und einstweilen möge sich hier eine kurze Besprechung der einzelnen Trutzbüchlein anschließen. Gegen die Xenien waren folgende Schriften gerichtet:

1. Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. 1797."

Der Verfasser war größtentheils Manso; doch auch der Buchhändler Dyk, bei dem das Opus erschien, lieferte etwas Gift und Galle dazu.

Die Xenien.

Wir versichern auf Ehre, wir sind so witzig als möglich;
Denn es hat laut der Papa, als er uns machte, gelacht.

Das Reich der Schatten.

„Nun, was denkt ihr vom Reiche der Schatten!" Es schattet und schattet,
Daß man vor Schatten umher nichts von den Schatten erkennt.

Conſequenz.

Daß der geheime Rath ſo öffentlich ſchimpfet, das nimmt euch
Wunder! Er hat ja als Rath nie was Geheimes gethan.

---

2. Literariſche Spießruthen, oder die hochadligen und hochberüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii et Kamleri. Weimar, Jena und Leipzig, im eiſernen Zeitalter der Humanität.

Der Verfaſſer dieſer zwar witzig ſein ſollenden, aber durchgehends faden Noten iſt Daniel Jeniſch in Berlin, und als Anhang war dem Büchlein Wieland's Urtheil über den Muſenalmanach aus dem Teutſchen Mercur beigedruckt.

---

3. Anhang zu Schiller's Muſenalmanach für das Jahr 1797 von Friedr. Nicolai. Berlin, 1797.

Zuerſt ſchreibt Herr Nicolai in Einem Aerger 211 Seiten fort; allein er hat ſich noch nicht vollſtändig ausgelaſſen, ihm fällt noch etwas bei, und er ſieht ſich genöthigt, eine „Nachſchrift" anzuhängen, die bis Seite 217 geht. Auf die vielen witzigen und ſcharftreffenden Xenien will er mit einer einzigen antworten; er nimmt einen großen Anlauf hierzu, und endlich ertönt von ſeinen breiten Lippen der jammervolle Vers:

Ich danke Gott mit Saitenſpiel,
Daß ich nicht Schiller / Göthe worden;
Ich wär' geſchmeichelt worden viel,
Und wäre bald verdorben.

---

4. Mückenalmanach für das Jahr 1797. Pest. (Auch unter dem Titel: Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797.)

Goethe's Meister.

Was Natalie wohl aus Meistern noch endlich gebildet,
Da der Dichter aus ihm gar nichts zu machen verstand!

Schneller Rhythmus.

Was ihn gedrängt, den Roman so schnell zu Schlusse zu treiben?
Höchste Noth war es ja! — Werden die Damen nicht alt!

Bekenntnisse einer schönen Seele.
(S. Xenien 116.)

Zur Erquickung geduldiger Seelen hat Wolfgang von Goethe,
Dichter, Minister und Christ, uns die Geschichten erzählt.

Der Autor dieser größtentheils gegen Goethe gerichteten Schmähschrift blieb unbekannt. Auf dem Umschlag sieht man einen Apoll, der sich des muthigen Spiels und fröhlichen Geschreis zweier Esel freut. Auf der Rückseite zerzausen Satyre eine Perrücke, unter der ein Schwein mit einem Lorbeerkranz im Maule und ein Bock mit einem Doctordiplom am Halse hervorsehen.

---

5. Dornenstücke, nebst einem Memento mori für die Verfasser der Xenien. Mannheim, 1797. (Zweite Auflage 1798.)

---

6. Kraft und Schnelle des alten Peleus. Im Jahre 1797.

Auch der alte Gleim raffte ſich auf aus ſeinem Winterquartier und ließ dies Büchlein drucken. Die Verſe ſind entweder matte Allegorien, oder in trivialſter Sprichwortmanier gedichtet:

Jungfräulichkeit, man ſieht's an ihrem Sinngedicht,
Iſt ihre Sache nicht.

Seines Geiſtes Armuth zeigt,
Wer zum Wortſpiel niederſteigt.

Ha! welch' ein weiter Weg von Iphigenien
Zu dieſen Xenien!

---

7. An die Xenophoren. Ein kleines Meßpräſent. 1797.

---

8. Parodieen auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelroſen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verſtande der Xenien. 1797. Gedruckt auf ſchwere Koſten des Verfaſſers.

Der Verfaſſer lebte in Halberſtadt, doch iſt ſein Name nicht zu ermitteln.

Das Neueſte der deutſchen Dichtkunſt.
(X. 135.)

Raum und Zeit hat man dicht'riſch gemalt; es ſteht zu erwarten,
Daß man die Kant'ſche Kritik noch in Hexametern ſingt.

Aglaja und Philine.
(X. 255.)

Auf dem Umschlag zeigt euch Aglaja den göttlichen
H — —;
Aber Philine zeigt, Leser, euch fast noch was mehr.

---

9. Berlocken an den Schiller'schen Musenalmanach von 1797. Jena und Weimar.

---

10. Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen anderen Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Boten. (Hamburg, 1797.)

Herr Claudius gehörte zu den Leuten, die den Mund gern etwas voll nehmen, und von Allem, was sie betrifft, recht viel Spectakel machen. So freute er sich gewiß auch innerlich über den Xenienangriff; denn er konnte doch eine Entgegnung schreiben, und die Leute sprachen nun von ihm. Zuerst berichtet Herr Urian den Dänen über das neue Licht, das in Frankreich aufgegangen, dann schießt er grobe, plumpe Epigrammenpfeile auf Schiller und Goethe ab. Nur ein witziger Vers steht unter allen:

Der Wilhelm.

Wie er so leidig spielt mit Namen!
Nennt seinen Liebling Nickel,
Und seine Nickels Damen.

---

11. Die Ochsiade, oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe mit einigen ihrer Herren Collegen. Von Aug. Friedr. Cranz. (Altona) 1797.

Der Verfasser, ein berüchtigter Pasquillant (geb. 1737, gest. 1801), war früher preuß. Kriegs- und Steuerrath gewesen, wurde aber wegen vieler Libelle seines Amtes entsetzt. Das Buch ist so roh und ungeschliffen, daß es keine Aufmerksamkeit verdient.

---

12. Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. Mit 1 Titelkupfer. 1797.

Dies Opusculum ist von Christian Fürchtegott Fulda (geb. 1768), der damals Lehrer am Pädagogium zu Halle war. In dem Büchlein steht (Seite 25) auch das nachfolgende, in Deutschland sehr bekannt gewordene Distichon, das fälschlich bald dem alten Voß, bald Manso zugeschrieben wird:

Die neunmodigen Distichen.

— ⏑ ⏑ — — — — — ⏑ ⏑ — ⏑⏑ — —
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — — — — ⏑⏑ —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Wenn es schon in diesen Gegenschriften nicht sehr strahlt und funkelt, so sieht es doch noch viel matter in den Vertei-

digungen aus, welche für die Xeniendichter erſchienen, und wir führen alſo hier nur die Titel derſelben an:

13. Xeakus. Oder Fragment aus den Gerichtsacten der Hölle über die Xenien. Zum Beſten eines Feldlazareths für Gelehrte herausgegeben von Johann Adolph Rebenſtock. Deutſchland, 1797.

14. Ein Paar Worte zur Ehrenrettung unſerer deutſchen Martiale. 1797.

Xenien.

Triste supercilium, durique severa Catonis
Frons et aratoris filia Fabricii,
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris non sumus, ite foras.

1. Der ästhetische Thorschreiber.

Halt, Passagiere! Wer seid ihr? Weß Standes und Charakters?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

2. Xenien.

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr, nicht für minder.
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

3. Visitator.

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

Die volle Freyheit wieder, und gewinne
Mit edeln, wahren Worten ſein Vertraun.
Verrichte das, ſo bald du immer kannſt;
Du wirſt als Freund und Vater mit ihm ſprechen.
Noch eh' wir ſcheiden, will ich Friede wiſſen,
Und dir iſt nichts unmöglich, wenn du willſt.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem raſchen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonio,
Du willſt nicht aus der Übung kommen! Du
Haſt Ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt du zurück und ſchaffſt dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieſes dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beſchämt, und ſeh' in deinen Worten,
Wie in dem klarſten Spiegel, meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebiethet.

4. Xenien.

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Messieurs! Es ist der Gebrauch, wer diese Straße bereiset,
Legt für die Dummen was, für die Gebrechlichen ein.

6. Helf Gott!

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mitbezahlt. Geben nichts. Kutscher, fahr' zu!

(S. Pfeffel's Fabel: die Tabatière.)

7. Der Glückstopf.

Hier ist Messe; geschwind, packt aus und schmückt die Bude!
Kommt, Autoren, und zieht, Jeder versuche sein Glück.

8. Die Kunden.

Wenige Treffer sind gewöhnlich in solchen Boutiquen;
Doch die Hoffnung treibt frisch und die Neugier herbei.

9. Das Widerwärtige.

Dichter und Liebende ſchenken ſich ſelbſt, doch Speiſe voll Ekel,
Dringt die gemeine Natur ſich zum Genuſſe dir auf!

10. Das Deſideratum.

Hätteſt du Phantaſie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Leſſing zu ſein.

11. An einen gewiſſen moraliſchen Dichter.

Ja, der Menſch iſt ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt' ich
Eben vergeſſen, und kam, ach wie gereut mich's! zu dir.

(Johann Caspar Lavater's [geb. 1741, geſt. 1801].)

„Pontius Pilatus, oder der Menſch in allen Geſtalten, oder Höhe und Tiefe der Menſchheit, oder die Bibel im Kleinen und der Menſch im Großen, oder ein Univerſal-Ecce-Homo, oder alles in Einem. (Zürich, 1782—85, 4 Bde.)"

12. Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.
(Lavater.)

13. Für Töchter edler Herkunft.

Töchtern edler Geburt iſt dieſes Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Luſt ſchnell ſie befördert zu ſehn.

(Probſt J. T. Hermes zu Breslau, Verfaſſer des Buchs: „Für Töchter edler Herkunft, eine Geſchichte.“ 1787. 3 Bde.)

14. Der Kunſtgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wolluſt — nur malet den Teufel dazu.

(Hermes.)

15. Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenſchöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum ſchuf, gleich auch die Stöpſel erfand!

(Zu jener Zeit erſchien eine Maſſe frömmelnder Tractätchen, und hier trifft die Geißel die Autoren derſelben.)

16. Der Antiquar.

Was ein chriſtliches Auge nur ſieht, erblick' ich im Marmor:
Zeus und ſein ganzes Geſchlecht grämt ſich und fürchtet den Tod.

(In der voluminöſen „Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, Italien und Sicilien von Fried. Leop. Graf zu Stol-

berg" heißt es Bd. 2, Brief 59: „Ein gewiſſer Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzt, bezeichnet die meiſten Köpfe der alten Statuen, ſowohl der Götter als der Menſchen, ſowohl des männlichen Geſchlechts als des weiblichen. — — Es ſchwebt ſelbſt auf den Geſichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine ſchwarze Wolke, der Gedanke des Todes.")

17. Der Kenner.

Alte Vaſen und Urnen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolicatopf machte mich glücklich und reich.

(Gilt dem Hofmarſchall, Theaterdirector und Oberküchenmeiſter Joſeph Friedrich Freiherrn zu Racknitz, geb. 1744, geſt. 1818, und ſeinem Buche: „Darſtellung und Geſchichte des Geſchmacks der vorzüglichſten Völker ꝛc. Leipzig, 1796.")

18. Erreurs et vérité.

Irrthum wollteſt du bringen und Wahrheit, o Bote von Wandsbeck.
Wahrheit, ſie war dir zu ſchwer; Irrthum, den brachteſt du fort!

(Matthias Claudius in Wandsbeck, der Ueberſetzer des Buchs „Des erreurs et de la vérité" vom Marquis St. Martin, wovon jener ſehr naiv geſtand: „Dies Buch iſt ein ſonderliches Buch, und die Gelehrten wiſſen nicht recht, was ſie davon halten ſollen, denn man verſteht es nicht. — — Ich verſtehe es auch nicht.")

19. H. S.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

(Joh. Heinr. Jung, geb. 1740, gest. 1817 als geheimer Hofrath und Professor zu Heidelberg, der unter seinem Schriftstellernamen „Heinrich Stilling" bekannt ist.)

20. Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

(Schiller schreibt den 14. Octbr. 1796 an Goethe: „Auch Lavater ist hier; ich habe ihn aber nicht gesehen." Am Tage darauf antwortet Goethe: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sei, danke ich aufs beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen, und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden.")

21. Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

(Gleichfalls auf Lavater.)

22. Der erhabene Stoff.

Deine Muſe beſingt, wie Gott ſich der Menſchen erbarmte;
Aber iſt das Poeſie, daß er erbärmlich ſie fand?

(Lavater's „Jeſus Meſſias, oder die Evangelien und Apoſtelgeſchichte in Geſängen [1783—1786. 4 Bände.]")

23. Belſatzer, ein Drama.

König Belſatzer ſchmauſt in dem erſten Acte, der König Schmauſt in dem zweiten; es ſchmauſt fort bis zum Ende der Fürſt.

(Belſatzer, ein Schauſpiel mit Chören, von Chriſtian Graf zu Stolberg. Siehe „Schauſpiele von den Brüdern, Grafen zu Stolberg. 1787.")

24. Gewiſſe Romanhelden.

Ohne das Mindeſte nur dem Pendanten zu nehmen, erſchuffſt du,
Künſtler, wie keiner mehr iſt, einen vollendeten Geck.

(„Geſchichte eines dicken Mannes, von Friedr. Nicolai." Berlin, 1794.)

25. Pfarrer Cyllenius.

Still doch von deinen Paſtoren und ihrem Joſenfranzöſiſch,
Auch von den Joſen nichts mehr mit dem Paſtorenlatein!

(„Pfarrer Cyllenius" war der Schriftſtellername von Hermes in Breslau, unter welchem er „Fanni Wilkes" und alle ſeine Romane ſchrieb.)

26. Jamben.

Jamben nennt man das Thier mit einem kurzen und langen
Fuß, und ſo nennſt du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

(„Jamben von Friedr. Leop. Graf zu Stolberg," welche frömmelnde Strafgedichte über moraliſche, literariſche und politiſche Gegenſtände ſind.)

27. Neueſte Schule.

Ehemals hatte man Einen Geſchmack. Nun giebt es Geſchmäcke:
Aber ſag' mir, wo ſitzt dieſer Geſchmäcke Geſchmack?

28. An deutsche Baulustige.

Kamtschadalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
Und doch ist Manches bei euch schon kamtschadalisch genug.

(„Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst, vom Freiherrn zu Racknitz.“ Leipzig, 1792 u. f. 4.)

29. Affiche.

Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
Bohrten Röhren; gefall' nun auch das Feuerwerk euch!

30. Zur Abwechselung.

Einige steigen als leuchtende Kugeln, und andere zünden;
Manche auch werfen wir nur spielend, das Aug' zu erfreun.

31. Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

32. Goldenes Zeitalter.

Ob die Menſchen im Ganzen ſich beſſern? Ich glaub' es; denn einzeln,
Suche man, wie man auch will, ſieht man doch gar nichts davon.

33. Manſo von den Grazien.

Hexen laſſen ſich wohl durch ſchlechte Sprüche citiren;
Aber die Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

(Profeſſor und Ritter Joh. Kasp. Friedr. Manſo zu Breslau [geb. 1759, geſt. 1826]. Ueber die Grazien ſchrieb er in ſeinen „Verſuchen über einige Gegenſtände aus der Mythologie der Griechen und Römer. Leipzig, 1794.")

34. Taſſo's Jeruſalem von demſelben.

Ein aſphaltiſcher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jeruſalem ſtand, das uns Torquato beſang.

(Die im Jahre 1791 erſchienene unvollendete Ueberſetzung des „Befreiten Jeruſalem" von Manſo.)

35. Die Kunſt zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfſt du der Kunſt? Unglücklicher Manſo!
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

36. Der Schulmeiſter zu Breslau.

In langweiligen Verſen und abgeſchmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

37. Amor als Schulcollege.

Was das Entſetzlichſte ſei von allen entſetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es jückt, locker und loſe zu ſein.

38. Der zweite Ovid.

Armer Naſo, hätteſt du doch wie Manſo geſchrieben!
Nimmer, du guter Geſell, hätteſt du Tomi geſehn.

39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mißlingen, wir können's ertragen, vergeben;
Nur nicht, was ſich beſtrebt, reizend und lieblich zu ſein.

40. Proſaiſche Reimer.

Wieland, wie reich iſt dein Geiſt! Das kann man nun erſt empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein Caput mortuum iſt.

(Xenien 35—40 gehen auf „die Kunſt zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern von Manſo. Berlin, 1794.“ Das

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Prinzessinn allein.

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefste Herz. Kaum weiß ich was geschah,
Kaum weiß ich wer von beyden schuldig ist.
O daß sie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht sprechen,
Eh' ich gefaßter bin, eh' ich vernommen,
Wie alles steht und was es werden kann.

letzte Xenion züchtigte den poesiearmen Verfasser, weil er sich darin bestrebte, Wieland's Musarion nachzuahmen.)

41. Jean Paul Richter.

Hieltest du deinen Reichthum nur halb so zu Rathe wie Jener
Seine Armuth, du wär'st unsrer Bewunderung werth.

42. An seinen Lobredner.

Meinst du, er werde größer, wenn du die Schulter ihm leihest?
Er bleibt klein, wie zuvor, du hast den Höcker davon.

(Der Recensent des „Hesperus" in der allgemeinen Literaturzeitung; nach Einigen Professor K. G. Woltmann [geb. 1770, gest. 1817].)

43. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat!

44. Nekrolog.

Unter Allen, die von uns berichten, biſt du mir der Liebſte;
Wer ſich lieſet in dir, lieſt dich zum Glücke nicht mehr.

(A. H. F. von Schlichtegroll's Nekrolog, 1790 — 1806. 28 Bände.)

---

45. Bibliothek ſchöner Wiſſenſchaften.

Jahre lang ſchöpfen wir ſchon in das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

---

46. Dieſelbe.

Invaliden Poeten iſt dieſer Spittel geſtiftet;
Gicht und Waſſerſucht wird hier von der Schwindſucht gepflegt.

---

47. Die neueſten Geſchmacksrichter.

Dichter, ihr Armen, was müßt ihr nicht Alles hören, damit nur
Sein Exercitium ſchnell leſe gedruckt der Student!

---

48. An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir können's euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

49. Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch;
Krieg verlanget ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

(Xenien 45—49. „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften," herausgegeben von Chr. F. Weiße und M. J. G. Dyk, 1765—1806.)

50. An gewisse Collegen.

Mögt ihr die schlechten Regenten mit strengen Worten verfolgen;
Aber schmeichelt doch auch schlechten Autoren nicht mehr.

(„Genius der Zeit," „Deutschland," „Humaniora" und andere Journale.)

51. An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meisten: ihr wählet gerne das Gute;
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

(Kritiker in der „Urania," dem „Archiv der Zeit" und der „Flora," welche sich dieser Chiffern bedienten.)

52. Der Commiſſarius des jüngſten Gerichts.

Nach Calabrien reiſt er, das Arſenal zu beſehen,
Wo man die Artillerie gießt zu dem jüngſten Gericht.

(F. L. Graf zu Stolberg in ſeiner „Reiſe durch Deutſchland." — 3. Bd., 84. Brief heißt es: „Calabrien iſt ein blühendes Weib des befruchtenden Himmels! — Aber ſie trägt unter ihrem Herzen einen Rieſen, deſſen Zuckungen die Erde oft ſchon erſchütterten! Seine Geburt wird durch die Wehen der Gebärerin laut angekündigt werden, und dieſe Wehen werden die harrende Erde erſchüttern von Pol zu Pol!")

53. Kant und ſeine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher ſo viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner
zu thun.

54. J — b.

Steil wohl iſt er, der Weg zur Wahrheit, und ſchlüpfrig
zu ſteigen;
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eſeln zurück.

55. Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube ſehen viel
ſchärfer;
Aber mit welchem Organ philoſophirt denn das Volk?

(Xenien 54 und 55. Profeſſor Ludw. Heinrich von Jakob in Halle [geb. 1759, geſt. 1827], der die Kantiſche Philoſophie „für Schulen und für das ungelehrte Publicum" bearbeitete.)

56. Analytiker.

Iſt denn die Wahrheit eine Zwiebel, von der man die Häute nur abſchält?
Was ihr hinein nicht gelegt, ziehet ihr nimmer heraus.

57. Der Geiſt und der Buchſtabe.

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen;
Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

58. Wiſſenſchaftliches Genie.

Wird der Poet nur geboren? Der Philoſoph wird's nicht minder;
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geſchaut.

59. Die bornirten Köpfe.

Etwas nützet ihr doch: die Vernunft vergißt des Verſtandes
Schranken ſo gern, und die ſtellet ihr redlich uns dar.

60. Bedientenpflicht.

Rein zuerſt ſei das Haus, in welches die Königin einzieht.
Friſch denn die Stuben gefegt! Dafür, ihr Herrn, ſeid ihr da.

61. Ungebühr.

Aber erſcheint ſie ſelbſt, hinaus vor die Thüre, Geſinde!
Auf den Seſſel der Frau pflanze die Magd ſich nicht hin.

62. Wiſſenſchaft.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin; dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.

63. An Kant.

Vornehm nennſt du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philoſophirt heißt wie Roture gedacht.

(Geht auf Kant's Brochure: „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philoſophie, 1796." — S. Immanuel Kant's vermiſchte Schriften, Bd. 3, S. 303 ff.)

64. Der kurzweilige Philoſoph.

Eine ſpaßhafte Weisheit docirt hier ein luſtiger Doctor,
Nur dem Namen nach Ernſt, und in dem luſtigen Saal.

65. Verfehlter Beruf.

Schade, daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüſt hätte zu glänzen verdient!

(Dr. Ernſt Platner, Profeſſor der Philoſophie und Medicin in Leipzig [geb. 1744, geſt. 1818], deſſen Hörſaal ſehr glänzend decorirt war.)

66. Das philoſophiſche Geſpräch.

Einer, das höret man wohl, ſpricht nach dem Andern, doch Keiner
Mit dem Andern: wer nennt zwei Monologen Geſpräch!

(Platner's „Geſpräch über den Atheismus," als Anhang ſeiner „Ueberſetzung der Geſpräche über natürliche Religion von Hume. Leipzig, 1781.")

67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt ſich mit beiden nur ab, um zu ſpielen;
Nun, ſo erboßet euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

68. Literariſcher Zodiacus.

Jetzo, ihr Diſtichen, nehmt euch zuſammen, es thut ſich der Thierkreis
Grauend euch auf. Mir nach, Kinder! Wir müſſen hindurch.

69. Zeichen des Widders.

Auf den Widder ſtoßt ihr zunächſt, den Führer der Schafe;
Aus dem Dykiſchen Pferch ſpringet er trotzig hervor.

(„Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" und deren Mitarbeiter Friedrich Jakobs [geb. 1764 zu Gotha, gegenwärtig dort Oberbibliothekar und geheimer Hofrath].)

70. Zeichen des Stiers.

Nebenan gleich empfängt euch ſein Namensbruder mit ſtumpfen
Hörnern; weicht ihr nicht aus, ſtößt euch der Halliſche Ochs.

(L. H. von Jakob, der Redacteur der „Annalen der Philoſophie." Namensbruder des Vorigen.)

71. Zeichen des Fuhrmanns.

Alſobald knallet in G** des Reiches würdiger Schwager.
Zwar er nimmt euch nicht mit, aber er fährt doch vorbei.

(R. Z. Becker in Gotha [geb. 1751, geſt. 1822], Herausgeber der deutſchen Nationalzeitung und des „kaiſerl. privil. Reichsanzeigers.")

72. Zeichen der Zwillinge.

Kommt ihr den Zwillingen nah', ſo ſprecht nur: Gelobet ſei J —
C —! „In Ewigkeit!" zieht man zum Gruß euch zurück.

(Die rechtgläubigen Grafen zu Stolberg.)

73. Zeichen des Bären.

Nächſt daran ſtrecket der Bär zu K°° die bleiernen Tatzen
Gegen euch aus; doch er fangt euch nur die Fliegen vom Kleid.

(Kiel. Der Verfaſſer glaubte, daß der Herausgeber der Neuen allgemeinen deutſchen Bibliothek dort, wo dieſelbe ſeit 1792 erſchien, lebe; doch wohnte er in Hamburg und hieß Hermann.)

74. Zeichen des Krebſes.

Geht mir dem Krebs in B... aus dem Weg; manch' lyriſches Blümchen,
Schwellend im üppigen Wuchs, kneipte die Scheere zu todt.

(K. W. Ramler in Berlin [geb. 1725, geſt. 1798]. Er gab die Werke verſtorbener und lebender Dichter mit „Verbeſſerungen" heraus, welche jedoch Verſchlechterungen waren.)

75. Zeichen des Löwen.

Jetzo nehmt euch in Acht vor dem wackern Eutiniſchen Leuen,
Daß er mit griechiſchem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

(Joh. Heinrich Voß in Eutin [geb. 1751, geſt. 1826].)

76. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie ſichs geziemt, vor der zierlichen Jungfrau in Weimar.
Schmollt ſie auch oft — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

(Dies Xenion wurde damals auf eine Weimar'ſche Schriftſtellerin gedeutet, doch iſt Wieland gemeint; denn am 31. Juli 1796 ſchrieb Schiller an Goethe: Wieland ſoll mit der „zierlichen Jungfrau in Weimar" wegkommen, worüber er ſich nicht beklagen kann.)

77. Zeichen des Raben.

Vor dem Raben nur ſeht euch vor, der hinter ihr krächzet;
Das nekrologiſche Thier ſetzt auf Cadaver ſich nur.

(Schlichtegroll's Nekrolog.)

Zweyter Auftritt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Was bringſt du, Leonore? ſag mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr als wir wiſſen hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen hart zuſammen, Taſſo zog,
Dein Bruder trennte ſie: allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frey umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten, Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſinn.

Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu uns trat, um ſeine Stirn.

78. Locken der Berenice.

Sehet auch, wie ihr in S... den groben Fäuſten entſchlüpfet,
Die Berenice's Haar ſtriegeln mit eiſernem Kamm.

(Salzburger „Oberdeutſche Literaturzeitung.")

79. Zeichen der Wage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet;
Aber dies Zeichen ward längſt ſchon am Himmel vermißt.

80. Zeichen des Scorpion.

Aber nun kommt ein böſes Inſect aus G—b—n her;
Schmeichelnd naht es, ihr habt, ſtieht ihr nicht eilig, den Stich.

(Joh. Friedr. Reichardt [geb. 1751, geſt. 1814] zu Giebichenſtein.)

81. Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen;
Fürchtet ſie nicht, es iſt nur der getrocknete Balg.

(Die „Allgemeine deutſche Bibliothek," welche bis 1792 von Friedr. Nicolai in Berlin und dann von Hermann in Hamburg herausgegeben wurde. Die Jahrgänge aus dem letztern Orte werden der „getrocknete Balg" der frühern genannt.)

82. Zeichen des Schützen.

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getrost: er liebt und er verehrt auch den Spaß.

(Hofrath C. G. Schütz, damals Professor in Jena, Herausgeber der „Allgemeinen Literaturzeitung.")

83. Gans.

Laßt sodann ruhig die Gans in L . . . g und G . . . a gagagen;
Die beißt Keinen, es quält nur ihr Geschnatter das Ohr.

(Der „Leipziger allgem. literarische Anzeiger" und die „Gothaer gelehrte Zeitung.")

84. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeigehn stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock;
Das verdrießt ihn, so giebt's etwas zu lachen fürs Volk.

(Nicolai in Berlin.)

85. Zeichen des Pegasus.

Aber seht ihr in B... den Grad ad Parnassum, so bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.

(J. J. Eschenburg in Braunschweig [geb. 1743, gest. 1820], Verfasser der „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften." Berlin, 1783.)

86. Zeichen des Wassermanns.

Uebrigens haltet euch ja von dem Dr...r Wassermann ferne,
Daß er nicht über euch her gieße den Elbestrom aus.

(Joh. Christoph Adelung in Dresden [geb. 1732, gest. 1806].)

87. Eridanus.

An des Eridanus Ufern umgeht mir die furchtbare Waschfrau,
Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand.

(Joachim Heinrich Campe in Braunschweig [geb. 1746, gest. 1818].)

88. Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzer's Cisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

(C. F. von Blankenburg, der in Gemeinschaft mit Jakobs, Manso u. A. „Zusätze zu Sulzer's Theorie der schönen Künste, Leipzig, 1796—98, 3 Bände," lieferte.)

89. Der fliegende Fiſch.

Neckt euch in Breslau der fliegende Fiſch, erwartet's geduldig:
In ſein wäſſ'riges Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

(Manſo.)

---

90. Glück auf den Weg.

Manche Gefahren umringen euch noch, ich hab' ſie verſchwiegen;
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

---

91. Die Aufgabe.

Wem die Verſe gehören? Ihr werdet es ſchwerlich errathen;
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Cherizonten, auch hier.

---

92. Wohlfeile Achtung.

Selten erhaben und groß, und ſelten würdig der Liebe,
Lebt er doch immer, der Menſch, und wird geehrt und geliebt.

---

93. Revolutionen.

Wo das Lutherthum war, iſt jetzt das Franzthum in diesen
Letzten Tagen; es drängt ruhige Bildung zurück.

94. Parteigeiſt.

Wo Parteien entſtehen, halt Jeder ſich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint.

95. Das deutſche Reich.

Deutſchland? Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden.
Wo das gelehrte beginnt, hört das politiſche auf.

96. Deutſcher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutſche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafur freier zu Menſchen euch aus.

97. Rhein.

Frei, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze;
Aber der Gallier dürft über den duldenden Strom.

98. Rhein und Moſel.

Schon ſo lang' umarm' ich die lotharingiſche Jungfrau;
Aber noch hat kein Sohn unſre Umarmung erfreut!

(Die Gegenden Deutſchlands, durch welche der Rhein nach ſeiner Vereinigung mit der Moſel ſtrömt, waren damals für die vaterländiſche Literatur ſehr unfruchtbar.)

99. Donau in B***.

Bacchus, der luſtige, führt mich und Komus, der fette, durch reiche
Triften; aber verſchämt bleibet die Charis zurück.

(In Baiern.)

100. Donau in O***.

Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Fajaken;
Immer iſt's Sonntag, es dreht immer am Heerd ſich der Spieß.

(In Oeſterreich.)

101. Main.

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröſtet erblick' ich
Seit Jahrhunderten noch immer das alte Geſchlecht.

102. Saale.

Kurz iſt mein Lauf und begrüßt der Fürſten, der Völker ſo viele;
Aber die Fürſten ſind gut, aber die Völker ſind frei.

103. Ilm.

Meine Ufer ſind arm; doch hört die leiſere Welle,
Führt der Strom ſie vorbei, manches unſterbliche Lied.

(An welcher Weimar liegt.)

104. Pleiße.

Flach iſt mein Ufer und ſeicht mein Bächlein; es ſchöpften zu durſtig
Meine Poeten mich, meine Proſaiker aus.

(Welche an Leipzig vorübergeht.)

105. Elbe.

All' ihr Andern, ihr ſprecht nur ein Kauderwelſch. Unter den Flüſſen
Deutſchlands rede nur ich, und auch in Meißen nur, deutſch.

(Es iſt das daran liegende Dresden, und in demſelben Adelung [ſiehe Anmerkung ad 86] gemeint.)

106. Spree.

Sprache gab mir einſt Ramler und Stoff mein Cäſar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich ſchweige ſeitdem.

(Ramler in Berlin, der Friedrich II. [Cäſar] beſang.)

---

107. Weſer.

Leider von mir iſt gar nichts zu ſagen; auch zu dem kleinſten
Epigramme, bedenkt! geb' ich der Muſe nicht Stoff.

---

108. Geſundbrunnen zu ***.

Seltſames Land! Hier haben die Flüſſe Geſchmack und die Quellen;
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen verſpürt.

(Karlsbad in Böhmen.)

---

109. P*** bei N***.

Ganz hypochondriſch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fließe nur fort, weil es ſo hergebracht iſt.

(Die Pegnitz bei Nürnberg.)

---

110. Die **chen Flüſſe.

Unſer einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern; ihr Joch iſt ſanft, und ihre Laſten ſind leicht.

(Die Flüſſe, welche durch die Länder geiſtlicher Herren ſtrömten.)

111. Salzbach.

Aus Juvaviens Bergen ſtröm' ich, das Erzſtift zu ſalzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.

(Auch Salzach, an welcher [die jetzt öſterreichiſche Stadt] Salzburg [von den Alten Juvavia genannt], damals Hauptſtadt des gleichnamigen Erzbisthums, liegt.)

112. Der anonyme Fluß.

Faſtenſpeiſen dem Tiſch des frommen Biſchofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

(Wahrſcheinlich die Fulda, die damals durch das gleichnamige Bisthum floß.)

113. Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr, ihr Flüſſe! Man ſieht's, ihr wißt euch ſo wenig
Zu beſcheiden, als einſt Diderot's Schätzchen gethan.

(Diderot's frivoler Roman „Les bijoux indiscrets.")

114. An den Leſer.

Lies uns nach Laune, nach Luſt, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geiſt, wie uns der böſe gezeugt.

115. Gewiſſen Leſern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungeſalz'nen; verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzuſalzen beliebt.

116. Dialogen aus dem Griechiſchen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** S***,
Graf und Poet und Chriſt, dieſe Geſpräche verdeutſcht.

(„Plato's Dialogen, aus dem Griechiſchen von Friedr. Leop. Graf zu Stolberg." Siehe die Vorrede dazu.)

117. Der Erſatz.

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du ins Himmelreich ein.

Prinzessinn.

Ach daß wir doch dem reinen stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn.
Antonio erschien mir heute früh
Viel schroffer noch als je, in sich gezogner.
Es warnte mich mein Geist, als neben ihn
Sich Tasso stellte. Sieh das Äußre nur
Von beyden an, das Angesicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! es widerstrebt sich alles,
Sie können ewig keine Liebe wechseln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleisnerinn, sie sind vernünftig beyde,
Sind edel, unterrichtet, deine Freunde;
Und welch ein Band ist sichrer als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab sich ganz;
Wie schön, wie warm ergab er ganz sich mir!
O hätt' ich gleich Antonio gesprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich scheute mich, gleich mit den ersten Worten

118. Der moderne Halbgott.

Chriſtlicher Herkules, du erſticteſt ſo gerne die Rieſen;
Aber die heidniſche Brut ſieht, Herkuliskus! noch feſt.

(Friedr. Stolberg's „Gedanken über Herrn Schiller's Gedicht: Die Götter Griechenlands.")

119. Charis.

Iſt dies die Frau des Künſtlers Vulcan! Sie ſpricht von dem Handwerk,
Wie es des Roturiers reizender Hälfte geziemt.

(„Charis oder über das Schöne und Schönheit in den nachbildenden Künſten, von F. W. B. von Ramsohr [geb. 1752, geſt. 1822].)

120. Nachbildung der Natur.

Was nur Einer vermag, das ſollte nur Einer uns ſchildern,
Voß nur den Pfarrer, und nur Iffland den Förſter allein.

(„Louiſe" von Voß und „die Jäger" von Iffland.)

121. Nachäffer.

Aber da meinen Pfuſcher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
Sei auch, an und für ſich, unſrer Beſchauung ſchon werth.

122. Klingklang.

In der Dichtkunſt hat er mit Worten herzlos geklingelt;
In der Philoſophie treibt er es pfäffiſch ſo fort.

(K. H. Heydenreich [geb. 1764, geſt. 1801], Profeſſor der Philoſophie in Leipzig.)

123. An gewiſſe Umſchöpfer.

Nichts ſoll werden das Etwas, das Nichts ſich zu Etwas geſtalten.
Laß das Etwas nur ſein! Nie wird zu Etwas das Nichts.

(Die in jener Zeit ſo zahlreichen Bearbeiter von Kant's Philoſophie.)

124. Aufmunterung.

Deutſchland fragt nach Gedichten nicht viel, ihr kleinen Geſellen.
Lärmt, bis Jeglicher ſich wundernd ans Fenſter begiebt.

125. Das Brüderpaar.

Als Centauren gingen ſie einſt durch poetiſche Wälder;
Aber das wilde Geſchlecht hat ſich geſchwinde bekehrt.

(Die gräflichen Brüder Stolberg. Dies Xenion ſpielt auf eine Vignette zu ihren Gedichten an, wo ſie ſich als Centauren darſtellen ließen.)

126. K***.

Höre den Tadler! Du kannſt, was er noch vermißt, dir erwerben;
Jenes, was nie ſich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

(Kant.)

127. An die Moraliſten.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amor'n, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

128. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich biſt du im Kampf, nur brauchſt du etwas viel Waſſer;
Aber verſuch' es einmal, Fiſch! in den Lüften mit uns.

(Nicolai.)

129. Louiſe von Voß.

Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Ahmt ein Sänger wie der Töne des Alterthums nach.

130. Jupiter's Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer ſich an dich, ſie zieben
Dich nicht hinunter; doch du ziehſt ſie auch ſchwerlich hinauf.

(Hamburgiſcher Muſenalmanach, herausgegeben von Joh. Heinrich Voß.)

131. Aus einer der neueſten Epiſteln.

Klopſtock, der iſt ein Mann, der in neue Phraſen geſtoßen,
Was er im hölliſchen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

132. B***'s Taſchenbuch.

Eine Collection von Gedichten? — Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb und bei der Armuth gemacht.

(W. G. Becker's „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.")

133. Ein deutſches Meiſterſtück.

Alles an dieſem Gedicht iſt vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rythmus; das Einzige fehlt noch, es iſt kein Gedicht.

(„Zamori, oder Philoſophie der Liebe," von F. A. von Kleiſt [geb. 1769, geſt. 1797].)

134. Unſchuldige Schwachheit.

Unſre Gedichte nur trifft dein Spott? O ſchätzet euch glücklich,
Daß das Schlimmſte an euch eure Erdichtungen ſind.

---

135. Das Neueſte aus Rom.

Raum und Zeit hat man wirklich gemalt; es ſteht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächſtens die Tugend uns tanzt.

(K. L. Fernow [geb. 1763, geſt. 1808] ſchilderte in einem Briefe aus Rom, vom Mai 1795 [gedruckt im deutſchen Mercur], die Gemälde des däniſchen Malers A. J. Carſtens, der ſich in Rom vervollkommnen wollte, und im Jahre 1798 dort ſtarb. Unter ſeinen Bildern befand ſich auch eine Darſtellung der Zeit und des Raumes.)

---

136. Deutſches Luſtſpiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge;
Leider helfen ſie nur ſelbſt zur Komödie nichts.

---

137. Das Mährchen.

Mehr als zwanzig Perſonen ſind in dem Mährchen geſchäftig.
„Nun, und was machen ſie denn Alle?“ Das Mährchen, mein Freund.

(Ein „Mährchen“ von Goethe, in den „Horen,“ Jahrgang 1795.)

138. Frivole Neugier.

Das verlohnte ſich auch, den delphiſchen Gott zu bemühen,
Daß er Dir ſage, mein Freund, wer der Armenier war!

(Der „Armenier“ iſt eine geheimnißvolle Perſon in Schiller's unvollendetem „Geiſterſeher.“ Schiller äußerte ſpäter über dies Werk, das manche neugierige Anfragen an ihn erregte: „Kein Buch würde mir ein ſo bedeutendes Honorar einbringen als der zweite Theil des Geiſterſehers; aber ich müßte tief herabſinken, wenn ich ihn vollenden wollte.“)

139. Beiſpielſammlung.

Nicht bloß Beiſpielſammlung, nein, ſelber ein warnendes Beiſpiel,
Wie man nimmermehr ſoll ſammeln für guten Geſchmack.

(Eſchenburg's „Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften, nebſt einer Beiſpielſammlung dazu.“)

140. Mit Erlaubniß.

Nimm's nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangst du
Das Vergnügen umsonst, daß man den Nachbar verirt?

(Campe. Mit dem Nachbar ist Eschenburg gemeint; Beide lebten in Braunschweig.)

141. Der Sprachforscher.

Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver;
Geist und Leben entschlupft flüchtig dem groben Scalpell.

(Campe's „Zergliederung deutscher Musterschriften" in den „Beiträgen zur fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache," (Braunschw., 1795 u. f.) St. 6, wo auch Goethe's Iphigenia besprochen wird.)

142. Geschichte eines dicken Mannes.

(Man sehe die Recension davon in der neuen deutschen Bibliothek.)

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

(„Geschichte eines dicken Mannes, worin drei Heirathen und drei Körbe, nebst viel Liebe," von Friedr. Nicolai. 1794. 2 Bde.)

143. Anekdoten von Friedrich II.

Von dem unsterblichen Friedrich, dem Einzigen, handelt in diesen
Blättern der zehnmal zehntausendste sterbliche Fritz.

(Nicolai's „Anekdoten von König Friedrich II." 1788—92. 6 Hefte.)

144. Literaturbriefe.

Auch Nicolai ſchrieb an dem trefflichen Werk? — Ich will's glauben;
Mancher Gemeinplatz auch ſteht in dem trefflichen Werk.

(„Briefe, die neueſte deutſche Literatur betreffend.“ 1761—66. 24 Bde. Nicolai gab ſie heraus, und Abbt, Meſewitz, Grillo und Sulzer unterſtützten ihn.)

145. Gewiſſe Melodien.

Dies iſt Muſik fürs Denken! So lang' man ſie hört, bleibt man eiskalt;
Vier, fünf Stunden darauf macht ſie erſt rechten Effect.

146. Ueberſchriften dazu.

Froſtig und herzlos iſt der Geſang; doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen erſucht.

147. Der böſe Geſell.

Dichter, bitte die Muſen, vor ihm dein Lied zu bewahren;
Auch dein leichteſtes zieht nieder der ſchwere Geſang.

(Xenien 145—147. Capellmeiſter Reichardt in Giebichenſtein.)

148. Karl von Karlsberg.

Was der berühmte Verfaſſer des menſchlichen Elends verdiene!

Sich in der Charité gratis verköſtigt zu ſehn.

(„Karl von Karlsberg" oder über das menſchliche Elend, 1783—1788. 6 Bde von C. G. Salzmann [geb. 1744, geſt. 1811].)

149. Schriften für Damen und Kinder.

„Bibliothek für das andre Geſchlecht, nebſt Fabeln der Kinder."

Alſo für Kinder nicht, nicht für das andre Geſchlecht.

150. Dieſelbe.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man ſchriebe für Männer,

Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind!

(„Damens und Kinderſchriften," von Reinhold, Campe und Büchler.)

151. Geſellſchaft von Sprachfreunden.

O wie ſchätz' ich euch hoch! Ihr bürſtet ſorglich die Kleider

Unſrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federchen an!

152. Der Puriſt.

Sinnreich biſt du, die Sprache von fremden Wörtern zu ſäubern;
Nun, ſo ſage doch, Freund, wie man Pendant uns verdeutſcht?

(Campe's „Beiträge zur fortſchreitenden Ausbildung der deutſchen Sprache.")

153. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir Einer den Andern? Das Leben zerrinnet,
Und es verſammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

154. An **.

Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen;
Du biſt zum Ernſt mir zu leicht, biſt für den Scherz mir zu plump.

(Ernſt Theod. Joh. Brückner [geb. 1746, geſt. 1805].)

155. An ***.

Nein! Du erbitteſt mich nicht. Du hörteſt dich gerne verſpottet,
Hörteſt du dich nur genannt; darum verſchon' ich dich, Freund.

(A. F. F. von Kotzebue [geb. 1761, ermordet 1819].)

Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen,
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Selbſt zwiſchen Feinde legt; befürchtete
Von dem geprüften Manne dieſe Jähe
Der raſchen Jugend nicht. Es iſt geſchehn.
Das Übel ſtand mir fern, nun iſt es da.
O gib mir einen Rath! was iſt zu thun?

Leonore.

Wie ſchwer zu rathen ſey, das fühlſt du ſelbſt
Nach dem was du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Mißverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten;
Das ſtellen Worte, ja im Nothfall ſtellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwey Männer ſind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beyden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;

156. Garve.

Hör' ich über Geduld dich, edler Leidender, reden,
O wie wird mir das Volk frommelnder Schwätzer verhaßt.

(Christian Garve [geb. 1742, geſt. 1798], der auf dem ſchmerzvollſten Krankenlager ſein Werk „Ueber Geſellſchaft und Einſamkeit" dictirte.)

157. Auf gewiſſe Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem Rufenden folgeſt!
Ja, wenn du mich fragſt — nein! Folge dem Rufenden nicht.

(Dies Xenion geht auf den Hiſtoriker Karl Ludwig Woltmann [geb. 1770, geſt. 1817], der damals Profeſſor in Jena war. Gerade zu derſelben Zeit, als die beiden Dichter ihre Xenien begannen, ſendete Jener ein Trauerſpiel und eine Operette an Schiller. „Woltmann's Trauerſpiel, ſchreibt der Letztgenannte den 29. December 1795, iſt erbärmlich und in keiner Hinſicht brauchbar, ein Ding ohne Charakter, ohne Wahrſcheinlichkeit, ohne alle menſchliche Natur." Am 24. Januar 1796 fügt Schiller noch hinzu: „Woltmann war geſtern drei Stunden lang allein bei mir, und ich habe es glücklich durchgeſetzt, daß von den zwei Theaterſtücken keine Sylbe geſprochen wurde. Er war übrigens ſehr artig und freigebig an Lob über Ihre und meine Arbeiten — ohne doch ein Fünkchen Warmherzigkeit bei mir, ſeines Stücks wegen, zu erwecken." (Briefw. zwiſchen Schiller und Goethe, Bd. 2, S. 9.)

158. Stoßgebet.

Vor dem Ariſtokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sanséculot auch mit Epauletten und Stern.

159. Diſtinctionszeichen.

„Unbedeutend ſind doch auch manche von euren Gedichtchen!"
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.

160. Die Adreſſen.

Alles iſt nicht für Alle, das wiſſen wir ſelber; doch nichts iſt
Ohne Beſtimmung, es nimmt Jeder ſich ſelbſt ſein Paket.

161. Schöpfung durch Feuer.

Arme baſaltiſche Säulen! ihr ſolltet dem Feuer gebören,
Und doch ſah euch kein Menſch je aus dem Feuer entſtehn.

162. Mineralogiſcher Patriotismus.

Jedermann ſchürte bei ſich auch nach Baſalten und Lava;
Denn es klinget nicht ſchlecht: Hier iſt vulkaniſch Gebirg.

163. Kurze Freude.

Endlich zog man sie wieder ins alte Wasser herunter,
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete Streit.

(„Joh. Georg Adam Forster's Ansichten vom Niederrhein u. s. w.")

164. Triumph der Schule.

Welch' erhab'ner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu theilen den Strahl, den wir nur einfach gekannt.

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kömmt er an Tag.

166. Wiederholung.

Hundertmal werd ich's euch sagen und tausendmal:
Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste beging.

167. Wer glaubt's?

Newton hat sich geirrt! — Ja, doppelt und dreifach!
Und wie denn?
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben ſie ſchweigend ſich drein.

169. Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt ſpäte ſie doppelt zurück.

170. Exempel.

Schon ein Irrlicht ſah ich verſchwinden, dich, Phlogiſton! Balde,
O Newtoniſch Geſpenſt! folgſt du dem Brüderchen nach.

171. Der letzte Märtyrer.

Auch mich bratet ihr noch als Huß vielleicht; aber wahrhaftig
Lange bleibet der Schwan, der es vollendet, nicht aus.

172. Menſchlichkeiten.

Leidlich hat Newton geſehen und falſch geſchloſſen; am Ende
Blieb er ein Britte, verſtockt, ſchloß er, bewies er ſofort.

173. Und abermals Menſchlichkeiten.

Seine Schüler hörten nun auf zu ſehn und zu ſchließen,
Referirten getroſt, was er auch ſah und bewies.

174. Der Widerſtand.

Ariſtokratiſch geſinnt iſt mancher Gelehrte; denn gleich iſt's,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

(Sind gegen Newton'ſche Lehrſätze gerichtet, die Goethe ſchon in den „Beiträgen zur Optik" umzuſtoßen ſuchte. — Xenion „Exempel:" Phlogiſton nannte die alte Stahl'ſche Naturlehre einen feinen Brennſtoff, der in jedem Körper befindlich ſein ſollte; doch iſt deſſen Beſtehen durch aufgeklärte Chemiker völlig widerlegt worden.)

175. Neueſte Farbentheorie von Wünſch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkenſalat wirklich der Eſſig erzeugt.

(„Verſuche und Betrachtungen über die Farben des Lichts, von C. G. Wünſch" [geb. 1744, geſt. 1828], worin er darthut, daß es nicht ſieben, ſondern nur drei einfache Farben gebe.)

176. Das Mittel.

Warum ſagſt du uns das in Verſen? Die Verſe ſind wirkſam;
Spricht man in Proſa zu euch, ſtopft ihr die Ohren euch zu.

177. Moraliſche Zwecke der Poeſie.

„Beſſern, beſſern ſoll uns der Dichter!“ So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

178. Sectionswuth.

Lebend noch exenteriren ſie euch, und ſeid ihr geſtorben,
Paſſet im Nekrolog noch ein Proſector auf euch.

179. Kritiſche Studien.

Schneidet, ſchneidet, ihr Herrn, durch Schneiden lernet der Schüler;
Aber wehe dem Froſch, der euch den Schenkel muß leihn!

(„Zergliederung deutſcher Muſterſchriften“ in Campe's „Beiträgen“ und Schlichtegroll's „Nekrolog.“)

180. Der aſtronomiſche Himmel.

So erhaben, ſo groß iſt, ſo weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt fand auch bis dahin den Weg.

(„Kosmologiſche Unterhaltungen für die Jugend, von Wünſch. Leipzig 1791 u. f. 3 Bde.")

181. Naturforſcher und Tranſcendental-Philoſophen.

Feindſchaft ſei zwiſchen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erſt die Wahrheit erkannt.

182. An die voreiligen Verbindungsſtifter.

Jeder wandle für ſich und wiſſe nichts von dem Andern;
Wandeln nur Beide gerad, finden ſich Beide gewiß.

(Friedr. Wilh. Joſ. von Schelling [geb. 1775], „Ideen zu einer Philoſophie der Natur." Tüb. 1795.)

183. Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entſtellſt nicht den Kieſel, du bringſt ihn dem Auge
Näher; ſo ſeh' ich die Welt ...., wenn du ſie beſchreibſt.

(„Der goldene Spiegel," [1772] von C. M. Wieland [geb. 1733, geſt. 1813].)

184. Nicolai.

Nicolai reiſet noch immer. Noch lang wird er reiſen;
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

(Nicolai's „Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebſt Bemerkungen über Gelehrſamkeit, Induſtrie, Religion, Sitten. 1783—1796. 12 Bände.")

185. Der Wichtige.

Seine Meinung ſagt er von ſeinem Jahrhundert; er ſagt ſie;
Nochmals ſagt er ſie laut, hat ſie geſagt und geht ab.

186. Der Plan des Werks.

Meine Reiſ' iſt ein Faden, an dem ich drei Luſtra die Deutſchen
Nützlich führe, ſo wie formlos die Form mir's gebeut.

187. Formalphiloſophie.

Allen Formen macht er den Krieg; er weiß wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh' und Noth Stoff nur zuſammengeſchleppt.

188. Der Todfeind.

Willſt du Alles vertilgen, was deiner Natur nicht gemäß iſt,
Nicolai, zuerſt ſchwöre dem Schönen den Tod.

189. Philoſophiſche Querköpfe.

Querkopf! ſchreiet ergrimmt in unſere Wälder Herr Nickel;
Leerkopf! ſchallt es drauf luſtig zum Walde heraus.

189. Empiriſcher Querkopf.

Armer empiriſcher Teufel! du kennſt nicht einmal das Dumme
In dir ſelber; es iſt ach! a priori ſo dumm.

(In dem angeführten Reiſewerke ſprach Nicolai „von den vielen philoſophiſchen Querköpfen, welche mit einer Menge tiefſinnig ſein ſollender Schriften voll tranſcendentaler Hirngeſpinnſte die deutſche Literatur verderben.“)

191. Der Quellenforſcher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch' Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch ſich nach der Quelle nicht um.

192. Derſelbe.

Nichts kann er leiden, was groß iſt und mächtig; drum, herrliche Donau,
Spürt dir der Häſcher ſo lang' nach, bis er ſeicht dich ertappt.

193. N. Reiſen.

(XI. Band, Seite 177.)

A propos! Tübingen! Dort ſind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten; auch giebt dort man die Horen heraus.

194. Der Glückliche.

Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaſcheſt,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel beſiehſt.

195. Verkehrte Wirkung.

Rührt ſonſt einen der Schlag, ſo ſteckt die Zunge gewöhnlich.
Dieſer, ſo lange gelähmt, ſchwatzt nur geläufiger fort.

Dann stünden sie für Einen Mann, und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durch's Leben hin.
So hofft' ich selbst, nun seh' ich wohl umsonst.
Der Zwist von heute, sey er wie er sey,
Ist beyzulegen; doch das sichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am besten, dächt' ich, Tasso reis'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz sich wenden; dort
Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf sein Gemüth als eine Freundinn wirken.
Du würdest hier indessen den Antonio,
Der uns so fremd geworden, dir auf's neue
Und deinen Freunden näher bringen; so
Gewährte das, was itzt unmöglich scheint,
Die gute Zeit vielleicht, die vieles gibt.

Prinzessinn.

Du willst dich in Genuß, o Freundinn, setzen,
Ich soll entbehren; heißt das billig seyn?

196. Pfahl im Fleiſch.

Nenne Leſſing nur nicht, der Gute hat Vieles gelitten,
Und in des Märtyrers Kranz warſt du ein ſchreck-
licher Dorn.

(Nicolai verlegte faſt alle Schriften von Leſſing.)

197. Die Horen an Nicolai.

Unſere Reihen ſtörteſt du gern, doch werden wir
wandeln;
Und du tappe denn auch, plumper Geſelle! ſo fort.

198. Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des
Meeres,
Wenn du auf leichtem Kahn ſchwankeſt und Heringe
fängſt.

199. Briefe über äſthetiſche Bildung.

Dunkel ſind ſie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o
Nickel!
Aber die Deutlichkeit iſt wahrlich nicht Tugend an
dir.

(„Briefe üb. äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts,“ von Schiller. Horen, Jahrg. 1795.)

200. Modephilosophie.

Lächerlichster! du nennst das Mode, wenn immer von Neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betrachtest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

202. Der Lastträger.

Weil du vieles geschleppt und schleppst und schleppen wirst, meinst du,
Was sich selber bewegt, könne vor dir nicht bestehn.

203. Die Weidtasche.

Regt sich was, gleich schießt der Jäger; ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.

204. Das Unſterbliche.

Könnte Menſchenverſtand doch ohne Vernunft nur beſtehen,
Nickel hätte fürwahr menſchlichen Menſchenverſtand.

---

205. Die Xenien.

Was uns ärgert — du giebſt mit langen entſetzlichen Reten
Uns auch wieder heraus unter der Reiſerubrik.

---

206. Lucri bonus odor.

Gröblich haben wir dich behandelt; das brauche zum Vortheil,
Und im zwölften Band ſchilt uns, da giebt es ein Blatt.

(Der Dichter irrte ſich nicht; denn Nicolai ſchrieb wirklich ein langes und langweiliges Buch über die Xenien: „Anhang zu Schiller's Muſenalmanach für 1797. 217 Seiten.")

---

207. Vorſatz.

Den Philiſter verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt.

---

208. Nur Zeitschriften.

Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
Mit der andern; doch sind beide papieren und leicht!

(Reichardt war zugleich Herausgeber von den zwei Journalen „Frankreich" [Altona, 1795—1797] und „Deutschland" [Berlin, 1796].)

209. Das Motto.

Wahrheit sag' ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
Meine Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

(Die Zeitschrift „Frankreich" trug das Motto: „Vérité! rien que la vérité! toute la vérité!")

210. Der Wächter Zions.

Meine Wahrheit bestehet im Bellen, besonders wenn irgend
Wohlgekleidet ein Mann sich auf der Straße mir zeigt.

211. Verschiedene Dressuren.

Aristokratische Hunde, sie knurren auf Bettler; ein ächter Demokratischer Spitz kläfft nach dem seidenen Strumpf.

212. Böſe Geſellſchaft.

Ariſtokraten mögen noch gehen, ihr Stolz iſt doch höflich;
Aber du, löbliches Volk, biſt ſo voll Hochmuth und grob.

213. An die Obern.

Immer bellt man auf euch. Bleibt ſitzen! es wünſchen die Beller
Jene Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.

214. Baalspfaffen.

Heilige Freiheit! Erhabener Trieb der Menſchen zum Beſſern!
Wahrlich du konnteſt dich nicht ſchlechter mit Prieſtern verſehn!

215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären ſie gerne; doch lacht man in Deutſchland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleiſcht.

216. An mehr als Einen.

Erſt habt ihr die Großen beſchmauſ't, nun wollt ihr ſie ſtürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe geſehn.

217. Das Requiſit.

Lange werden wir euch noch ärgern, und werden euch ſagen:
Rothe Kappen, euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.

218. Verdienſt.

Haſt du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutſchen,
Fritz Nicolai, ſehr viel haſt du dabei doch verdient.

219. Umwälzung.

Nein, das iſt doch zu arg! Da läuft auch ſelbſt noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuſcht auf den Claven des Staats.

220. Der Halbvogel.

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergebens;
Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

---

221. Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche wollt' es nicht lesen;
Gehn die Journale nicht ab, dann ist auch Alles vorbei.

---

222. Kunstgriff.

Schreib die Journale nur anonym, so kannst du mit vollen
Backen deine Musik loben, es merkt es kein Mensch.

---

223. Dem Großsprecher.

Oefters nahmst du das Maul schon voll, und konntest nicht wirken;
Auch jetzt wirkst du nichts. Nimm nur das Maul nicht so voll.

---

224. Mottos.

Setze nur immer Motto's auf deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.

(Vom Journal „Deutschland" war jedes Blatt mit einem andern Motto versehen.)

225. Sein Handgriff.

Auszuziehen versteh' ich und zu beschmutzen die Schriften;
Dadurch mach' ich sie mein, und ihr bezablet sie mir.

226. Die Mitarbeiter.

Wie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch, beim Apollo! kein Spaß.

227. Unmögliche Vergeltung.

Deine Collegen verschreist und plünderst du! Dich zu verschreien
Ist nicht nöthig, und nichts ist auch zu plündern an dir.

228. Das züchtige Herz.

Gerne erlassen wir dir die moralische Delicatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdurftig be-
folgst.

229. Abscheu.

Heuchler, ferne von mir! Besonders du widriger
Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken
und List.

(Die Xenien 208—229, mit Ausnahme von 218, gehen sämmtlich auf Reichardt.)

230. Der Hausirer.

Ja, das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer nun sich Kr..er nach Frankreich
begiebt!

231. Deutschlands Revanche an Frankreich.

Manchen Lakai schon verkaufte ihr und als Mann
von Bedeutung;
Gut, wir spediren auch hier Kr.... als Mann von
Verdienst.

(Karl Friedr. Cramer [geb. 1752, gest. 1808], der sich während der Revolution nach Paris begab und dort eine Buchhandlung nebst Druckerei errichtete.)

232. Der Patriot.

Daß Verfassung sich überall bilde, wie sehr ist's zu wünschen!
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht.

233. Die drei Stände.

Sagt, wo steht in Deutschland der Sansculott? — In der Mitte;
Unten und oben besitzt Jeglicher, was ihm behagt.

234. Die Hauptsache.

Jedem Besitzer das Seine und jedem Regierer den Rechtssinn!
Das ist zu wünschen; doch ihr, Beides verschafft ihr uns nicht.

235. Anacharsis der Zweite.

Anacharsis dem Ersten nahmt ihr den Kopf weg; der Zweite
Wandert nun ohne Kopf kläglich, Pariser, zu euch.

(Joh. Bapt. du Val-de-Grace, Baron von Cloot, ein wüthender Jacobiner, der sich Anacharsis nannte [geb. 1755, enthauptet 1794], und Cramer.)

Leonore.

Entbehren wirſt du nichts, als was du doch
In dieſem Falle nicht genießen könnteſt.

Prinzeſſinn.

So ruhig ſoll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannſt.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen laſſen

Leonore.

Wenn er es ſieht wie wir, ſo gibt er nach.

Prinzeſſinn.

Es iſt ſo ſchwer, im Freunde ſich verdammen

Leonore.

Und dennoch retteſt du den Freund in dir.

Prinzeſſinn.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geſchehe.

236. Historische Quellen.

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube; du bist, Deutschland, vortrefflich bedient.

(Mehrere politische Journale, welche von der französischen Revolution berichteten, als: Reichardt's „Frankreich" und Posselt's „Europäische Annalen.")

---

237. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb' er dem Freund; doch nahet sich täppisch
Der Philister, ums Ohr sauf' ihm der stechende Schwarm.

---

238. Etymologie.

Dionys ist dein Name, er spricht dein ganzes Verdienst aus;
Gerne verschafftest du, ging' es, dem Pöbel den Sieg.

(Nicolai. — Bekanntlich ist der griechische Name Nikolaos aus den Wörtern „Sieg" und „Volk" zusammengesetzt.)

---

239. Ausnahme.

Warum tadelſt du Manchen nicht öffentlich? — Weil er ein Freund iſt.
Wie mein eigenes Herz tadl' ich im Stillen den Freund.

240. Die Inſecten.

Warum ſchiltſt du die Einen ſo hundertfach? — Weil das Geſchmeiße,
Rührt ſich der Wedel nicht ſtets, immer dich leckt und dich ſticht.

241. Einladung.

Glaubſt du denn nicht, man könnte die ſchwache Seite dir zeigen?
Thu' es mit Laune, mit Geiſt, Freund, und wir lachen zuerſt.

242. Warnung.

Unſerer liegen noch tauſend im Hinterhalt. — Daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt!

213. An die Philister.

Freut euch des Schmetterlings nicht; der Bösewicht zeugt auch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl fast aus der Schüssel verzehrt.

214. Hausrecht.

Keinem Gärtner verdenk' ich's, daß er die Sperlinge scheuchet;
Doch nur Gärtner ist er, jene gebar die Natur.

215. Currus virûm miratur inanes.

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf, Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wie wenig Gepäck!

216. Kalender der Musen und Grazien.

Musen und Grazien! Oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perrücke gebracht.

(„Kalender der Musen und Grazien, herausgegeben von F. W. A. Schmidt [geb. 1764, gest. 1838, dessen lächerlich-naive Gedichte er enthielt], Prediger zu Werneuchen. Berlin,

in der Spener'schen Buchhandlung." — Siehe auch Goethe's Gedicht: „Die Musen und Grazien in der Mark.")

---

247. Taschenbuch.

Viele Länder und Häuser sind offen in südlichen Ländern,
Und man sieht das Gewerb', aber die Armuth zugleich.

(Die Taschenbücher, welche damals in Wien, Frankfurt und Mannheim erschienen.)

---

248. Vossens Almanach.

Immer zu, du redlicher Voß! Beim neuen Kalender
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre vergißt.

(„Musenalmanach," herausgegeben von Voß und Göcking, 1777–1800.)

---

249. Schiller's Almanach von 1796.

Du erhebest uns erst zu Idealen, und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück; glaubst du, wir danken dir das?

(Schiller sagt in einem Briefe an Goethe vom 23. Juli 1796: „Von Baggesen [geb. 1764, gest. 1826] spuckt ein Epigramm auf meinem Musenalmanach, worin die Epigramme übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß, nachdem man erst idea-

liſche Figuren an dem Leſer vorübergehen laſſen, endlich ein venetianiſcher Nachttopf über ihn ausgeleert werde.")

230. Das Packet.

Mit der Eule geſiegelt! Dann kann Minerva nicht weit ſein!
Ich erbreche — da fällt: „Von und für Deutſchland" heraus.

(„Journal von und für Deutſchland," Jahrg. 1785—92, vom Freiherrn von Bibra in Fulda.)

231. Das Journal Deutſchland.

Alles beginnt der Deutſche mit Feierlichkeit, und ſo zieht auch
Dieſem deutſchen Journal blaſend ein Spielmann voran.

(Von Reichardt.)

232. Reichsanzeiger.

Edles Organ, durch welches das deutſche Reich mit ſich ſelbſt ſpricht!
Geiſtreich, wie es hinein ſchallet, ſo ſchallt es heraus.

(Von Becker.)

253. A. d. Ph.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock Jacob, der Kutscher, regiert.

(„Annalen der Philosophie," von L. H. v. Jacob.)

---

254. A. d. B.

Zehnmal gelesʼne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

(„Allgemeine deutsche Bibliothek," herausgegeben von Friedr. Nicolai.)

---

255. A. d. J.

Auf dem Umschlag sieht man die Charitinnen; doch leider
Kehrt uns Aglaja den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

(„Archiv der Zeit und ihres Geschmackes," herausgegeben von F. Eb. Rambach, F. L. Meyer und J. A. Fessler.)

---

256. Deutsche Monatsschrift.

Deutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig! Und bist du,
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Product?

(„Neue deutsche Monatsschrift," herausgegeben von Friedr. v. Gentz [geb. 1764, gest. 1832]. Berlin, 1790–95.)

257. G. d. J.

Dich, o Dämon, erwart' ich und deine herrschenden Launen;
Aber im bärenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

(„Genius der Zeit," 1794–1803, redigirt von A. A. F. v. Hennings [geb. 1746, gest. 1826].)

258. Urania.

Deinen heiligen Namen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der Frömmelnde, schreibt.

(„Urania für Kopf und Herz" [Hannover, 1790–95], herausgegeben von Joh. Ludw. Ewald [geb. 1747, gest. 1822].)

259. Mercur.

Wieland zeigt ſich nur ſelten; doch ſucht man gern die Geſellſchaft,
Wo ſich Wieland auch nur ſelten, der Seltene, zeigt.

(„Deutſcher Mercur," herausgegeben von Wieland, 1773—1810.)

260. Horen.

Erſter Jahrgang.

Einige wandeln zu ernſt, die andern ſchreiten verwegen,
Wenige geben den Schritt, wie ihn das Publicum hält.

(„Horen." Erſter Jahrgang, 1795. Herausgegeben von Schiller, in Verbindung mit Goethe, W. v. Humboldt, Fichte und Woltmann.)

261. Minerva.

Trocken biſt du und ernſt, doch immer die würdige Göttin,
Und ſo leihest du auch gerne den Namen dem Heft.

(„Minerva, eine Zeitſchrift," 1792—1812. Herausgegeben von J. W. von Archenholz [geb. 1745, geſt. 1822].)

262. Journal des Luxus und der Moden.

Du beſtrafeſt die Mode, beſtrafeſt den Luxus, und beide
Weißt du zu fordern; du biſt ewig des Beifalls
gewiß.

(Redigirt von F. J. Bertuch [geb. 1747, geſt. 1822], in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Krauß.)

263. Dieſer Muſenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für ſeine herzlichen Gaben,
Liebe Collegen, von euch unſer Kalender den Dank.

264. Der Wolfiſche Homer.

Sieben Städte zankten ſich drum, ihn geboren zu ha-
ben;
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme ſich jede ihr
Stück.

(Friedr. Aug. Wolf's [geb. 1757, geſt. 1824] „Prolegomena zum Homer," worin er die Behauptung aufſtellt: Beide Epopöen, die jenem Dichter zugeſchrieben werden, ſeien die Werke vieler Sänger Griechenlands und erſt ſpäter in eine gleichmäßige Form gebracht.)

265. M . . .

Weil du doch Alles beſchreibſt, ſo beſchreib uns zu gutem Beſchluſſe
Auch die Maſchine noch, Freund, die dich ſo fertig bedient.

(Auguſt Gottlieb Meißner [geb. 1753, geſt. 1807].)

---

266. Herr Leonhard **.

Deinen Namen leſ' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Iſt es dein Name nur, Freund, den man in allen vermißt.

(Leonhard Meiſter in Zürich [geb. 1741, geſt. 1811].)

---

267. Pantheon der Deutſchen.

1. Band.

Deutſchlands größte Männer und kleinſte ſind hier verſammelt;
Jene gaben den Stoff, dieſe die Worte des Buchs.

(„Pantheon der Deutſchen. 1. Band. Chemnitz." Daſſelbe enthielt eine Charakterſchilderung Luther's von C. M. Wieland und eine Charakteriſtik Friedrich's II. von Heinr. Würtzer.)

Leonore.

So warte noch ein gröſsres Übel ab.

Prinzessinn.

Du peinigst mich, und weiſst nicht ob du nützest.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer sich irrt.

Prinzessinn.

Und soll es seyn, so frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer sich entschlieſsen kann, besiegt den Schmerz.

Prinzessinn.

Entschlossen bin ich nicht, allein es sey,
Wenn er sich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laſs uns für ihn sorgen, Leonore,
Daſs er nicht etwa künftig Mangel leide,
Daſs ihm der Herzog seinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen lasse.
Sprich mit Antonio, denn er vermag

268. Borussias.

Sieben Jahre nur währte der Krieg, von welchem du singest!
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

(„Borussias, Epos in zwölf Gesängen von Dan. Jenisch" [geb. 1762, stürzte sich ins Wasser 1804].)

---

269. Guter Rath.

Accipe facundi culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

(Jenisch gab unter dem Namen „Gottschalk Necker" unsinnige Satyren heraus. — Virgil's scherzhaftes Epos „Die Mücke.")

---

270. Reineke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen!
Wie ist das möglich! Der Stoff ist ja von gestern und heut'.

---

271. Menschenhaß und Reue.

Menschenhaß? Nein, davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung; jedoch Reue, die hab' ich gefühlt.

(Ein Schauspiel von Kotzebue.)

---

272. Schink's Fauſt.

Fauſt hat ſich leider ſchon oft in Deutſchland dem Teufel ergeben;
Doch ſo proſaiſch noch nie ſchloß er den ſchrecklichen Bund.

(Joh. Friedr. Schink [geb. 1755].)

---

273. An Madame B** und ihre Schweſtern.

Jetzt noch biſt du Sibylle, bald wirſt du Parze; doch fürcht' ich,
Hört' ihr Alle zuletzt gräßlich als Furien auf.

(Mad. Böhmer in Jena [nachher vermählt mit A. W. von Schlegel] und ihre Freundinnen, welche ſehr für das Wahrſagen im magnetiſchen Schlafe eingenommen waren.)

---

274. Almanſaris und Amanda.

Warum verzeiht mir Amanda den Scherz und Almanſaris tobet?
Jene iſt tugendhaft, Freund, dieſe beweiſet, ſie ſei's.

(Almanſaris und Amanda in Wieland's „Oberon.")

---

275. B * *.

Wäre Natur und Genie von allen Menſchen verehret,
Sag', was bliebe, Phantaſi, denn für ein Publicum dir?

(W. G. Becker.)

276. Erholungen.

Zweites Stück.

Daß ihr ſeht, wie genau wir den Titel des Buches erfüllen,
Wird zur Erholung hiemit euch die Vernichtung gereicht.

(Herausgegeben von W. G. Becker in Dresden [geb. 1753, geſt. 1813]. — Das zweite Stück enthielt „die Vernichtung," eine „Viſion" von Jean Paul Friedr. Richter.)

277. Moderecenſion.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; ſo biſt du fürwahr Kramern und Kindern ein Gott.

278. Dem Zudringlichen.

Ein für allemal, willſt du ein ewiges Leben mir ſchaffen?
Mach' im Zeitlichen doch mir nicht die Weile ſo lang.

279. Höchſter Zweck der Kunſt.

Schade für's ſchöne Talent des herrlichen Künſtlers! O hätt' er
Aus dem Marmorblock doch ein Crucifix uns gemacht!

(Xenien 278 und 279 gehen auf Friedr. Leop. Stolberg.)

280. Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden ſich ſpinnen, wie in der Proſa
Dein Periode, bei dem leider die Lacheſis ſchläft!

(Wieland's bekannte, endlos lange Perioden.)

281. Unter vier Augen.

Viele rühmen, ſie habe Verſtand; ich glaub's, für den Einen,
Den ſie jedesmal liebt, hat ſie auch wirklich Verſtand.

282. Charade.

Nichts als dein Erſtes fehlt dir, ſo wäre dein Zweites genießbar;
Aber dein Ganzes, mein Freund, iſt ohne Salz und Geſchmack.

(Georg Guſtav Füllebern [geb. 1769, geſt. 1803].)

283. Frage in dem Reichsanzeiger, W. Meiſter betreffend.

Zu was Ende die welſchen Namen für deutſche Perſonen!
Raubt es nicht allen Genuß an dem vortrefflichen Werk!

284. Göſchen an die deutſchen Dichter.

Iſt nur erſt Wieland heraus, ſo kommt's an euch übrigen Alle,
Und nach der Location! Habt nur einſtweilen Geduld.

(Georg Joachim Göſchen [geſt. 1830], Verleger der Prachtausgabe von Wieland's Werken.)

285. Verleger von P** Schriften.

Eine Maſchine beſitz' ich, die ſelber denkt, was ſie drucket,
Oben genanntes Werk zeig' ich zur Probe hier vor.

(„L'homme machine" in Ernſt Platner's „Philoſophiſchen Aphorismen.")

286. Joſeph II. Dictum an die Buchhändler.

Einem Käſehandel verglich er eure Geſchäfte!
Wahrlich, der Kaiſer, man ſieht's, war auf dem Leipziger Markt.

287. Preisfrage der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften.

Wie auf dem Ü fortan der theure Schnörkel zu ſparen?
Auf die Antwort ſind dreißig Dukaten geſetzt.

(Ch. H. Wolke [geb. 1741, geſt. 1825], deſſen komiſche Verbeſſerungen der deutſchen Orthographie bekannt ſind.)

288. G. G.

Jeder, ſiehſt du ihn einzeln, iſt leidlich klug und verſtändig;
Sind ſie in Corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

(Gelehrte Geſellſchaften.)

289. Hörsäle auf gewissen Universitäten.

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert;
Wohl! Denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

(Besonders fand diese lächerliche Einrichtung in Göttingen und Jena Statt.)

290. Der Virtuose.

Eine hohe Noblesse bedien' ich heut' mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

(Der blinde Flötenspieler Friedrich Ludwig Dulon [geb. 1769, gest. 1826].)

291. Sachen, so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Belles-Lettres getban.

292. Französische Lustspiele von Dyk.

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen;
Sind wir auch hier, wir gestehn's, herzlich geschmacklos und fad.

(„Komisches Theater der Franzosen von Dyk. Leipzig, 1777—85, 10 Bände.")

293. Buchhändleranzeige.

Nichts iſt der Menſchheit ſo wichtig, als ihre Beſtimmung zu kennen;
Um zwölf Groſchen Courant wird ſie bei mir jetzt verkauft.

(„Ueber die Beſtimmung des Menſchen von Joh. Joachim Spalding [geb. 1714, geſt. 1804"]. Damals wurde die 13. Aufl. dieſes Buchs vom Verleger ausgeboten.)

294. Auction.

Da die Metaphyſik vor Kurzem unbeerbt abging,
Werden die Dinge an ſich morgen sub hasta verkauft.

295. Gotteourtheil.

Zwiſchen einem Göttinger und einem Berliner.

Oeffnet die Schranken! Bringet zwei Särge! Trompeter, geblaſen!
Almanachsritter heraus gegen den Ritter vom Spern!

(Karl von Reinhard [geb. 1769], ſeit 1795 Herausgeber des Göttinger Muſenalmanachs, und Dan. Jeniſch.)

206. Sachen, so gestohlen worden.

Immanuel Kant spricht:

Zwanzig Begriffe wurden mir neulich diebisch entwendet;
Leicht sind sie kenntlich, es sieht sauber mein J. K. darauf.

207. Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht Alles mich trügt, so hab' ich besagte Begriffe
In Herrn Jacob's zu Hall' Schriften vor Kurzem gesehn.

208. Schauspielerin.

Furiose Geliebte sind meine Furcen im Schauspiel,
Und in der Komödie glänz' ich als Branntweinfrau.

(Man deutete es auf eine Actrice bei der Seconda'schen Gesellschaft in Leipzig.)

209. Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr Neues geschiehet;
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brod.

(Schiller war zu jener Zeit als Professor der Geschichte in Jena mit 200 Thalern Gehalt angestellt.)

300. Recenſion.

Sehet, wie artig der Froſch nicht hüpft! Doch ſind' ich die hintern
Füße um Vieles zu lang, ſo wie die vordern zu kurz.

(A. F. E. Langbein's [geb. 1757] Recenſion in der „Neuen Bibliothek der Wiſſenſchaften.")

301. Literariſcher Adreßkalender.

Jeder treibe ſein Handwerk; doch immer ſteh' es geſchrieben:
Dies iſt das Handwerk, und der treibet das Handwerk geſchickt.

302. Neueſte Kritikproben.

Nicht Viel fehlt dir, ein Meiſter nach meinen Begriffen zu heißen,
Nehm' ich das Einzige aus, daß du verrückt phantaſirſt.

303. Eine Zweite.

Lieblich und zart ſind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck;
Eins nur tadl' ich: du biſt froſtig von Herzen und matt.

Bey meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unſerm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von dir, Prinzeſſinn, gälte mehr.

Prinzeſſinn.

Ich kann, du weißt es, meine Freundinn, nicht
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern ſo ſtille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe ſonſt darüber manchen Vorwurf
Mir ſelbſt gemacht, nun hab' ich überwunden.
Es ſchalt mich eine Freundinn oft darum:
Du biſt uneigennützig, ſagte ſie,
Das iſt recht ſchön; allein du biſt's ſo ſehr,*
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde
Nicht recht empfinden kannſt. Ich laß' es gehn,
Und muß denn eben dieſen Vorwurf tragen.
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich

304. Eine Dritte.

Du nur biſt mir der würdige Dichter! Es kommt dir auf eine
Platitude nicht an, nur um natürlich zu ſein.

---

305. Schiller's Würde der Frauen.

Vorn herein lieſt ſich das Lied nicht zum beſten; ich leſ' es von hinten,
Strophe für Strophe, und ſo nimmt es ganz artig ſich aus.

---

306. Pegaſus von Ebendemſelben.

Meine zarte Natur chokirt das grelle Gemälde;
Aber von Langbein gemalt, mag ich den Teufel recht gern.

---

307. Das ungleiche Verhältniß.

Unſre Poeten ſind ſeicht; doch das Unglück ließ ſich vertuſchen,
Hätten die Kritiker nicht, ach! ſo entſetzlich viel Geiſt.

---

308. Neugier.

Etwas wünscht' ich zu ſeyn: ich wünſchte einmal von den Freunden,
Die das Schwache ſo ſchnell finden, das Gute zu ſehn.

(Xenien 301—308 beziehen ſich auf verſchiedene Kritiken in der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek," der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften," dem „Archiv der Zeit" und andern Journalen, welche die Horen angriffen.

309. Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger.

Alles in Deutſchland hat ſich in Proſa und Verſen verſchlimmert;
Ach! und hinter uns liegt weit ſchon die goldene Zeit!

(Der „Reichsanzeiger," herausgegeben von Rud. Zach. Becker.)

310. Böſe Zeiten.

Philoſophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menſchenverſtand kommt man durchs Leben nicht mehr.

311. Scandal.

Aus der Aeſthetik, wohin ſie gehört, verjagt man die Tugend,
Jagt ſie, den läſtigen Gaſt, in die Politik hinein.

---

312. Das Publicum im Gedränge.

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, ſo ſind wir
Platt, und geniren wir uns, nennt man uns abgeſchmackt gar.

---

313. Das goldene Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm' doch wieder! O komm', witzige Einfalt, zurück!
(Gellert's, Weiße's, Dyk's und andere Luſtſpiele.)

---

314. Komödie.

Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenviſite,
Siegmund, du ſüßer Amant, Mascarill, ſpaßhafter Knecht!
(Siegmund in den „zärtlichen Schweſtern" von Gellert, und Mascarill, der Bediente Selio's, in Leſſing's Luſtſpiel „der Schatz.")

315. Alte deutſche Tragödie.

Trauerſpiele voll Salz, voll epigrammatiſcher Nadeln,
Und du, Menuettſchritt unſres geborgten Kothurns!

(Johann Elias Schlegel's [geb. 1718, geſt. 1749] und Cronegk's Trauerſpiele.)

316. Roman.

Philoſoph'ſcher Roman, du Gliedermann, der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich wehrt!

(„Das Leben der ſchwediſchen Gräfin von G**," von Gellert, „Uſong" von Haller und And.)

317. Deutliche Proſa.

Alte Proſa, komm wieder, die Alles ſo ehrlich herausſagt,
Was ſie denkt und gedacht, auch was der Leſer ſich denkt!

318. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, ſo zieht man hier die Autoren,
Wie ſie kommen; nur daß Niemand dabei was gewinnt.

319. Die zwei Fieber.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlaſſen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.

(Dies und die nächſtfolgenden Xenien ſind gegen Fried. Schlegel gerichtet.)

320. Griechheit.

Griechheit, was war ſie? Verſtand und Maß und Klarheit! Drum dacht' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns ſprecht.

321. Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verſtande,
Bitt' ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!

322. Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der Deutsche doch Alles zu einem Aeußersten treibet,
Für Natur und Vernunft, selbst für die nüchterne, schwärmt!

323. Neueste Behauptung.

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen.
Denn sie verstehen es bloß charakteristisch zu sein.

324. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so;
Jene setzt in Affect, darum beruhigt sie so.

325. Entgegengesetzte Wirkung.

Wir Modernen, wir gehen erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel;
Mit erleichterter Brust hüpfte der Grieche heraus.

326. Die höchste Harmonie.

Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokasta erhenkt sich,
Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst.

327. Aufgelöstes Räthsel.

Endlich iſt es heraus, warum uns Hamlet ſo anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

(Die Lenien 324—328 gehen auf Manſo's Werk „Ueber einige Verſchiedenheiten in dem griechiſchen und deutſchen Trauerſpiele. Breslau, 1793.")

328. Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, kühnere Wahrheit
Laut zu ſagen; ſogleich ſtellt man ſie euch auf den Kopf.

329. Geſchwindſchreiber.

Was ſie geſtern gelernt, das wollen ſie heute ſchon lehren.
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

330. Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meiſter und kann ſich nimmer genug thun;
Dem genialen Geſchlecht wird es im Traume beſcheert.

331. Xenien.

Muſe, wo führſt du uns hin? Was? gar zu den Manen hinunter?
Haſt du vergeſſen, daß wir nur Mododiſtichen ſind?

332. Muſe.

Deſto beſſer! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und luftig, Seele mehr als Gebein, wiſcht ihr als Schatten hindurch.

333. Acherontа movebo.

Hölle, jetzt nimm dich in Acht! Es kommt ein Reiſebeſchreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

(Nicolai's „Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz.“ Die Ueberſchrift ſteht Virg. Aen. lib. VII. v. 312.)

334. Sterilemque tibi, Proserpina, vacuam.

Hekate! Keuſche, dir ſchlacht' ich die Kunſt zu lieben von Manſo;
Jungfer noch iſt ſie, ſie hat nie was von Liebe gewußt.

(S. die Xenien: „Die Kunſt zu lieben“ bis „Proſaiſche Reimer,“ 35 – 40. — Die Ueberſchrift iſt bei Virg. Aen. lib. VI. v. 251.)

335. Elpenor.

Mußt ich dich hier ſchon treffen, Elpenor! Du biſt mir gewaltig
Vergelaufen! und wie? Gar mit gebrech'nem Genick!

336. Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach, wie ſie Freiheit ſchrie'n und Gleichheit! Geſchwind wollt' ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, ſo ſprang ich vom Dach.

(Eulogius Schneider [geb. 1758] wurde durch die franzöſiſche Revolution ſo verwirrt, daß er nach Frankreich ging und ſich ſelbſt an die Spitze eines wüthenden Heeres ſtellte. Begleitet von einer Guillotine, zog er in der Gegend bei Straßburg umher und verübte ſchreckliche Greuelthaten. Endlich ließen ihn die Commiſſäre des Convents gefangen nehmen, und am 1. April 1794 wurde er zu Paris enthauptet.)

337. Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;
Nun du todt biſt, ſo herrſcht über die Geiſter dein Geiſt.

338. Troſt.

Laß dich den Tod nicht reuen, Achill! Es lebet dein Name
In der Bibliothek ſchöner Scientien hoch.

---

339. Seine Antwort.

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermſten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänſegeſchlechts Führer ſein, wie du erzählſt
(Joh. Gotth. Ephr. Leſſing [geb. 1729, geſt. 1781].)

---

340. Frage.

Du verkündige mir von meinen jungen Nepoten,
Ob in der Literatur Beide noch walten, und wie?

---

341. Antwort.

Freilich walten ſie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

(Der alte deutſche Schauſpieldichter Johann Elias Schlegel [geb. 1718, geſt. 1749], und ſeine Neffen, A. W. von Schlegel [geb. 1767] und Friedrich von Schlegel [geb. 1772, geſt. 1829]. — Schiller ſchrieb an Göthe den 28. October 1796: „Die jungen Nepoten hat Schlegel noch nicht heraus. Er fragte uns heute wieder danach.")

Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbschaft zu,
Und gerne will ich für ihn sorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürstinn, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundinn auch mich zeigen kann.
Er ist kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm schon geschickt zu helfen wissen.

Prinzessinn.

So nimm ihn weg, und, soll ich ihn entbehren,
Vor allen andern sey er dir gegönnt!
Ich seh' es wohl, so wird es besser seyn.
Muß ich denn wieder diesen Schmerz als gut
Und heilsam preisen? Das war mein Geschick
Von Jugend auf, ich bin nun dran gewöhnt.
Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, dich so schön du es verdienst
Glücklich zu sehn!

342. Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmeſt,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern ſich lieſt?

343. Antwort.

Ach! ihm mangelt leider die ſpannende Kraft und die Schnelle,
Die einſt des G... herrliche Saiten belebt.

(J. W. L. Gleim [geb. 1719, geſt. 1803], der ſeine „Preußiſchen Kriegslieder" unter dem Namen eines „Grenadiers" im Jahre 1758 herausgab.)

344. Ajax.

Ajax, Telamon's Sohn! So mußteſt du ſelbſt nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recenſion!

(Gottfr. Aug. Bürger [geb. 1748, geſt. 1794], der durch Schiller's Recenſion ſeiner Gedichte ſehr ergrimmt auf dieſen wurde.)

345. Tantalus.

Jahre lang ſteh' ich ſo hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durſt; doch der Quell, will ich ihn koſten, zerrinnt.

(Johann Chriſtoph Gottſched [geb. 1700, geſt. 1766].)

346. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein Jeder,
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum pflanzt!

(Die Ueberschrift steht in Virg. Aen. lib. VI. v. 618.)

347. Die dreifarbige Cocarde.

Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Cocarde zerzaust?

(J. G. A. Forster [geb 1754] ging während der Revolution, wie man glaubte, auf Anregung seiner Frau, Therese [nachmals mit L. F. Huber vermählt und als Schriftstellerin bekannt], nach Paris; doch sah er seine schönen Hoffnungen getäuscht und starb voll Gram schon 1794, ein Jahr nach seiner Ankunft.)

348. Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe und steckt keine drei Farben dir an!

(Friedr. Gottl. Klopstock [geb. 1724, gest. 1803] kam durch mehrere Oden, in welchen er die französische Revolution besang, und durch die Annahme des französischen Bürgerrechts in Gefahr, seine dänische Pension zu verlieren, und nur seine Gattin,

Johanna von Winthem, bewog ihn, die wärmſten dieſer Gedichte nicht drucken zu laſſen.

---

349. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe ſchaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bei zeiten!
Wer nicht hat, er verliert, auch was er hat, noch dazu!

(Der Herzog Louis Joſeph Philipp von Orleans, der im Jahre 1794 guillotinirt wurde.)

---

350. Siſyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh', du Unglückſel'ger! Noch immer
Rollſt du bergauf, wie einſt, da du regierteſt, den Stein!

(Chriſtian Adolph Klotz [geb. 1738, geſt. 1771].)

---

351. Sulzer.

Hüben über den Urnen wie anders iſt's, als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

(„Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet von J. G. Sulzer" [geb. 1720, geſt. 1779].)

352. Haller.

Ach! Wie ſchrumpfen allhier die dicken Bände zuſammen!
Einige werden belohnt, aber die meiſten verziehn.

(Albrecht von Haller [geb. 1708, geſt. 1777].)

353. Moſes Mendelſohn.

Ja, du ſiehſt mich unſterblich! „Das haſt du uns ja in dem Phädon
Längſt bewieſen.“ — Mein Freund, freue dich, daß du es ſiehſt.

(„Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele [Berl. 1767], von Moſes Mendelſohn“ [geb. 1729, geſt. 1786].)

354. Der junge Werther.

„Worauf lauerſt du hier?“ — Ich erwarte den dummen Geſellen,
Der ſich ſo abgeſchmackt über mein Leiden gefreut.

(„Freuden des jungen Werthers, Berl. 1775, von Friedr. Nicolai.“)

355. Y***.

„Edler Schatten, du zürnst?“ Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein lässet in Frieden nicht ruhn.

(„Lessing's Leben nebst seinem literarischen Nachlasse. Herausgegeben von K. G. Lessing.“ Berlin, 1793–95. 3 Theile.)

356. Dioskuren.

Einen wenigstens hofft' ich von euch hier unten zu finden;
Aber Beide seid ihr sterblich, drum lebt ihr zugleich.

(Die Brüder Stolberg.)

357. Unvermuthete Zusammenkunft.

Sage, Freund, wie find' ich denn dich in des Todes Behausung?
Ließ ich doch frisch und gesund dich in Berlin noch zurück!

358. Der Leichnam.

Ach! Das ist nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht;
Aber es schiffte schon längst über den Lethe der Geist.

(Ramler.)

359. Peregrinus Proteus.

Siehest du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

(„Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus, von C. M. Wieland." Leipzig, 1791. 2 Bde.)

---

360. Lucian von Samosata.

„Nun, Freund, bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Aber im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt."

---

361. Geständniß.

Rede leiser, mein Freund! Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt.

(„Lucian's von Samosata sämmtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C. M. Wieland." Leipzig, 1788—89. 6 Thle.)

---

362. Alcibiades.

Kommſt du aus Deutſchland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein ſolcher
Hasenfuß bin, als bei euch man in Gemälden mich zeigt!

(„Alcibiades. Von A. G. Meißner [geb. 1753, geſt. 1807]. Leipzig, 1781—88. 4 Thle:" und „Der deutſche Alcibiades von K. W. Kramer" [geb. 1758, geſt. 1817].)

363. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräſente?
Iſt man denn, mit Vergunſt, ſpaniſchen Pfeffer bei euch?

(Der römiſche Epigrammatiſt Marcus Valerius Martialis [geb. im Jahre 43, geſt. 101 nach Chr.] nannte das dreizehnte Buch ſeiner Sinngedichte Xenien, weil es Diſticha enthält, welche als Ueberſchriften die Namen von Gegenſtänden tragen, die zu einem Gaſtmahle gehören; denn die Geſchenke der Griechen und Römer an ihre Gäſte wurden Xenien genannt.)

364. Xenien.

Nicht doch! Aber es ſchwächten die vielen wäſſ'rigen Speiſen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

365. Rhapſoden.

Wer von euch iſt der Sänger der Ilias? Weil's ihm ſo gut ſchmeckt,
Iſt hier von Heynen ein Pack Göttinger Würſte für ihn.

(Chriſtian Gottlob Heyne [geb. 1729, geſt. 1812] beſtritt Wolf's Hypotheſe über die Epopöen Homer's, und dieſer zog in den Briefen an Heyne im Journal „Deutſchland" gegen ihn zu Felde.)

366. Viele Stimmen.

Mir her, ich ſang der Könige Zwiſt, ich die Schlacht bei den Schiffen!
Mir die Würſte! Ich ſang, was auf dem Ida geſchah!

367. Rechnungsfehler.

Friede! Zerreißt mich nur nicht! Die Würſte werden nicht reichen.
Der ſie ſchickte, er hat ſich nur auf Einen verſehn.

368. Einer aus dem Chor.

(Fängt an zu recitiren.)

„Wahrlich nichts Luſtigers weiß ich, als wenn die Tiſche recht voll ſind
Von Gebacknem und Fleiſch, und wenn der Schenke nicht ſäumt.“

(Vergleiche den Anfang des neunten Buchs der Odyſſee.)

369. Vorſchlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es ſind der Würſte gerade zwei Dutzend,
Und wer Aſtvanax ſang, nehme noch dieſe von mir.

370. Philoſophen.

Gut, daß ich euch, ihr Herrn, in pleno beiſammen hier finde!
Denn das Eine, was noth, treibt mich herunter zu euch.

371. Ariſtoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die Jenaer Zeitung
Hier in der Hölle, und ſind längſt ſchon von Allem belehrt.

372. Dringend.

Beſſe beſſer! So gebt mir, ich geh' euch nicht eher vom Leibe,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

373. Einer aus dem Haufen.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin ſo bin ich.
Iſt das eine nur wahr, iſt es das Andre gewiß.

(René des Cartes [geb. 1596, geſt. 1650].)

374. Ich.

Denk' ich, ſo bin ich. Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft ſchon war ich, und hab' wirklich an gar nichts gedacht.

375. Ein Zweiter.

Weil es Dinge doch giebt, ſo giebt es ein Ding aller Dinge.
In dem Ding aller Ding' ſchwimmen wir, wie wir ſo ſind.

(Baruch Spinoza [geb. 1632, geſt. 1677].)

Prinzessinn.

Eleonore! Glücklich?

Wer ist denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich so nennen, denn sein großes Herz
Trägt sein Geschick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
Ist meine Schwester von Urbino glücklich?
Das schöne Weib, das edle große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet sie, und läßt sie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
Man nahm uns von ihr weg; nun ist sie todt,
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sey.

Leonore.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt,
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht Dir, Prinzessinn?

376. Ein Dritter.

Juſt das Gegentheil ſprech' ich. Es giebt kein Ding als mich ſelber!
Alles Andre, in mir ſteigt es als Blaſe nur auf.

(Georg Berkeley [geb. 1684, geſt. 1753].)

377. Ein Vierter.

Zweierlei Dinge laſſ' ich paſſiren: die Welt und die Seele.
Keins weiß vom andern, und doch deuten ſie beide auf Eins.

(G. W. v. Leibnitz [geb. 1646, geſt. 1716].)

378. Ein Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele;
Beide erſcheinen mir nur, aber ſie ſind doch kein Schein.

(Immanuel Kant [geb. 1724, geſt. 1804.)

379. Ein Sechster.

Ich bin ich, und ſetze mich ſelbſt, und ſetz' ich mich ſelber
Als nicht geſetzt, nun gut! ſetz' ich ein Nicht-Ich dazu.

(Joh. Gottl. Fichte [geb. 1762, geſt. 1814].)

380. Ein Siebenter.

Vorſtellung wenigſtens iſt; ein Vorgeſtelltes iſt alſo,
Ein Vorſtellendes auch, macht, mit der Vorſtellung, drei!

(Karl Leonhard Reinhold [geb. 1758, geſt. 1823].)

381. Ich.

Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen;
Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was ſetzt.

382. Ein Achter.

Auf theoretiſchem Feld iſt weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktiſche Satz gilt doch: Du kannſt, denn du ſollſt!

(K. C. E. Schmidt in Jena [geb. 1761, geſt. 1812].)

383. Ich.

Dacht' ich's doch! Wiſſen ſie nichts Vernünftiges mehr zu erwidern,
Schieben ſie's einem geſchwind in das Gewiſſen hinein.

384. David Hume.

Rede nicht mit dem Volk, der Kant hat sie Alle verwirret.
Mich frag', ich bin mir selbst auch in der Hölle noch gleich.

(David Hume [geb. 1711, gest. 1776].)

385. Rechtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen;
Hab' ich denn wirklich auch an sie ein erweisliches Recht?

386. Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort.

(Samuel v. Pufendorf, geb. 1632, gest. 1694 zu Berlin als Geschichtsschreiber und Docent des Naturrechts.)

387. Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung.
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

(Dies und das nächste Distichon gehen auf die strengen Kantianer.)

388. Decisum.

Da iſt kein anderer Rath, du mußt ſuchen, ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut.

389. Herkules.

Endlich erblick' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine Ueberſetzung! Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

(Eſchenburg's Ueberſetzung des Shakeſpeare.)

390. Herakliden.

Ringsum ſchrie, wie Vögelgeſchrei, das Geſchrei der Tragöden
Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

391. „Pure Manier."

Schauerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen,
Und der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.

392. Er.

Welche noch kühnere That, Unglücklicher, wagest du jetzo,
Zu der Verstorbenen selbst niederzusteigen ins Grab!

393. Ich.

Wegen Tiresias muß ich herab, den Seher zu fragen,
Wo ich den guten Geschmack fände, der nicht mehr zu sehn.

(Tiresias — Lessing.)

394. Er.

Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so hol' du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

395. Ich.

O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

(„Die neuen Arkadier" von Schikaneder [geb. 1751, gest. 1912], worin die Erdgeborenen nackt aus Kartoffeln hervorkriechen.)

396. Er.

Wie! So iſt wirklich bei euch der alte Kothurnus zu
zu ſehen,
Den zu holen ich ſelbſt ſtieg in des Tartarus Nacht?

397. Ich.

Nichts mehr von dieſem tragiſchen Spuk! Kaum ein-
mal im Jahre
Hebt dein gebarniſchter Geiſt über die Bretter hin-
weg.
(Der Geiſt des alten Hamlet.)

398. Er.

Auch gut! Philoſophie hat eure Gefuhle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der ſchwarze
Affect.

399. Ich.

Ja, ein derber und trockner Spaß, nichts geht uns
darüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß iſt, ge-
fällt.

100. Er.

Alſo ſieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernſten Gang, welchen Melpomene geht?

101. Ich.

Keines von Beiden! Uns kann nur das Chriſtlichmoraliſche rühren,
Und was recht populär, häuslich und bürgerlich iſt.

102. Er.

Was? Es dürfte kein Cäſar auf euren Bühnen ſich zeigen,
Kein Anton, kein Oreſt, keine Andromache mehr?

103. Ich.

Nichts! Man ſiehet bei uns nur Pfarrer, Commerzienräthe,
Fähndriche, Secretairs oder Huſarenmajors.

104. Er.

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieſer Miſere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch ſie geſchehn?

405. Ich.

Was? Sie machen Cabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

(„Sie leihen auf Pfänder" — in Iffland's „Hagestolzen;" „sie stecken silberne Löffel ein" — in Schröder's „Fähndrich;" „wagen den Pranger und mehr" — in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" und Kotzebue's „Kind der Liebe.")

---

406. Er.

Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

---

407. Ich.

Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

---

408. Er.

Aber das habt ihr ja Alles beauemer und besser zu Hause.
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?

---

409. Ich.

Nimm's nicht übel, mein Heros. Das iſt ein verſchiedener Caſus;
Das Geſchick, das iſt blind, und der Poet iſt gerecht.

---

410. Er.

Alſo eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

---

411. Ich.

Der Poet iſt der Wirth und der letzte Actus die Zeche.
Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.

---

412. Muſe zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, ſonſt kommt noch gar der Borgene
Fratze oder ein Band Oden von Haſchka hervor.

(„Geſang auf Herrn Wurz von Lorenz Leopold Haſchka" [geb. 1749, geſt. 1827].)

---

113. An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier iſt der Bogen, und hier iſt zu dem Ringen der Platz.

(Den 31. Januar 1796 ſchreibt Schiller an Göthe: „Ich habe dieſer Tage den Homer zur Hand genommen und in dem Gericht, das er über die Freyer ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch ſchon zum Theil ausgeführt ſind.“ Nachher gab er jedoch den Plan wieder auf, und im Briefe vom 18. Juni heißt es: „Die Homeriſchen Parodien habe ich, weil ſie ſich an das Ganze nicht anſchließen wollen, herauswerfen müſſen.“ — Nur dies Schlußrenion hat ſich allein noch erhalten.)

Prinzessinn.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! üben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geschwister
Bey Fest und Spiel geselig sich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer fest,
Und in Gesellschaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergetzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dieß Glück gegönnt, auch dieses
Nahm mir der Arzt hinweg; sein streng Geboth
Hieß mich verstummen; leben sollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Trost sollt' ich entbehren.

Variantensammlung.

(Poetische.)

Hier mögen nun die Varianten folgen, die sich in den frühesten Lesarten Goethe'scher Gedichte vorfinden. Freilich schwellen und blühen dieselben nicht in so unerwarteter Fülle, wie bei Schiller, wo mehr Blumen unter der Scheere des Gärtners fielen, als Mancher in seinem großen Garten aufweisen kann. Schiller schrieb immer dithyrambisch aus flammender Seele heraus; darum fand er, wenn er später das Erzeugte mit ruhigem Auge ansah, gar Vieles auszumerzen. Goethe war eine viel künstlerische Natur; er beherrschte seine Werke immer und warf nichts aufs Papier, ehe es nicht glatt und vollendet vor seinem Geiste stand. So zeigen sich denn bei ihm die Varianten auch nur spärlich, und am spärlichsten in Reimgedichten. Er erschuf dieselben fast immer aus einem Gusse und feilte nachher nicht mehr an ihrem leuchtenden Metall. Aber eben darum sind uns die seltenen Veränderungen wichtig; wir belauschen den Dichter, wie er doch zuweilen noch glättete, oder neue Linien eingrub, und finden dadurch ein Mittel, seinem hohen Bildungsgange folgen zu können. Außerdem commentiren die Parallelstellen sich auch gegenseitig; sie tragen

zum beſſern Verſtändniß der Gedichte bei, in denen wohl Manches dunkel iſt. Der Meiſter ſagt ja ſelbſt:

„Die Neuern glaubt man blank zu verſtehn,
Doch ohne Dolmetſch wird's auch nicht gehn."

Uebrigens bin ich gegen den Einwand gewaffnet, „daß dieſe Varianten, ſowohl in Hinſicht auf Maſſe als Inhalt, zu geringfügig ſeien, um hier mitgetheilt zu werden." Ich denke, es reicht vollkommen hin, wenn ich darauf erwidere: Die Veränderungen müſſen doch wohl nicht ſo ganz bedeutungslos ſein, da Goethe ſonſt gewiß Alles gelaſſen hätte, wie es früher war.

Willkommen und Abſchied.

1770.

Das Original dieſes Gedichtes ſteht in Friederiken's Liederbuch, und iſt daraus bei Freimund Pfeiffer, S. 136, abgedruckt. Die abweichenden Stellen dürfen hier um ſo weniger fehlen, da des Dichters glättende Feile manches Treffliche mitgenommen hat. — Vergl. Goethe's Werke in 40 Bänden, Bd. 1, S. 55.

(Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.)

Mir ſchlug das Herz; geſchwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!

Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.

(Der Mond, von einem Wolkenbügel,
Sah kläglich aus dem Duft hervor.)

Der Mond, von ſeinem Wolkenbügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor.

(Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!)

Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer —
Doch tauſendfacher war mein Muth;
Mein Geiſt war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

(Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich u. ſ. w.)

Ich ſah dich, und die milde Freude
Floß aus dem ſüßen Blick auf mich.

(Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht.)

Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Geſicht.

(Doch ach ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick u. ſ. w.)

Der Abſchied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken ſprach dein Herz.
In deinen Küſſen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingſt, ich ſtund und ſah zur Erden,
Und ſah dir nach mit naſſem Blick u. ſ. w.

Lied,
das ein ſelbſt gemaltes Band begleitete.
1770.

S. Goethe's Werke, Bd. 1, S. 60, wo es die Ueberſchrift trägt: „Mit einem gemalten Band." Es wurde für Friederiken gedichtet und hat im Original folgende Varianten:

(Schling's um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel u. ſ. w.)

Schling's um meiner Liebe Kleid!
Und ſie eilet vor den Spiegel u. ſ. w.

(Siehst mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung.
Einen Blick, geliebtes Leben! u. ſ. w.)

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Sie, wie eine Rose jung,
Einen Kuß! geliebtes Leben u. s. w.

Mit einem goldnen Halskettchen.

1771.

Freimund Pfeiffer, der dies Gedicht, das sich in der neuesten Ausgabe von Goethe's Werken, Bd. 1, S. 60, findet, in seiner Ursprünglichkeit vor sich hatte, theilt daraus folgende Variante mit:

(Doch bringt dir Einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Lisette,
Wenn du ein klein Bedenken hast.)

Denn wär' es eine andre Kette,
Die fester hält und schwerer drückt;
Dann winkt' ich dir wohl selbst — Lisette,
Ganz recht mein Kind! Nicht gleich genickt.

Bundeslied.

Einem jungen Paare gesungen von Vieren.

1774.

Unter dem einfachen Titel „Bundeslied" in Goethe's Werken Bd. 1, S. 95, wo es sehr verändert wiedergegeben ist und auch anstatt sechs nur fünf Strophen hat. Wir theilen

es hier nach einer alten Handschrift mit, wie es Heinrich Döring in seinem Werkchen „Goethe in Frankfurt am Main“ (Jena 1839. S. 55.) abdrucken ließ.

Den künft'gen Tag und Stunden,
Nicht heut dem Tag allein,
Soll dieses Lied, verbunden,
Von uns gesungen sein.
Euch bracht' ein Gott zusammen,
Der uns zusammen bracht'.
Von schnellen, ew'gen Flammen
Seid glücklich durchgefacht.

Ihr seid nun eins, Ihr Beide,
Und wir mit Euch sind eins.
Auf, trinkt der Dauer Freude
Ein Glas des ächten Wein's!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an! und küsset treu
Bei diesem neuen Bunde
Die alten wieder neu.

Nicht lang in unsrem Kreise,
Weiß nicht mehr neu darin;
Kennt schon die freie Weise,
Und unsern treuen Sinn.
So bleib' zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Durch keine Kleinigkeiten
Werd' unser Bund gestört!

Uns hat ein Gott geſegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und, wie umher die Gegend,
So friſch ſei unſer Glück;
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt:
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan;
Und bleiben lange, lange,
Fort ewig ſo geſellt.
Ach! daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt.

Doch Ihr ſollt nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einſt von Vieren
Das Schickſal von Euch treibt.
Iſt's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne ſucht ſein Blick:
Erinnerung der Liebe
Iſt, wie die Liebe, Glück.

Guter Rath.

Auf ein Reißbrett, auch wohl Schreibtisch u. ſ. w.

1775.

Dies Gedicht, ſpäter unter dem Titel „Guter Rath“ in den Werken, Bd. 2, S. 182, erſchien zuerſt in dem Buche: „Mercierſ neuer Verſuch über die Schauſpielkunſt. Nebſt einem Anhang aus Goethe's Brieftaſche. Leipzig 1776.“ S. 502.

(Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch andre leiden mag.)

's g'ſchieht wohl, daß man an einem Tag
Weder Gott noch Menſchen leiden mag!

Wahrhaftes Mährchen.

In den Werken, betitelt „Kenner und Enthuſiaſt,“ Bd. 2, S. 180. — Zuerſt, wie das vorige, im Anhang aus Goethe's Brieftaſche, S. 503.

(O Maler! Maler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Malen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.)

O Maler, Maler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Malen!
Hätt' ich nur jetzo meine Braut,
Wollt' ſie für dich bezahlen.

(Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.)

Da warf ich in ein Eckchen mich
In ſüße Liebesbanden!
Um ihn verſammelten Männer ſich u. ſ. w.

Künſtlers Morgenlied.

Goethe's Werke, Bd. 2, S. 173. — Aus Goethe's Briefſtaſche, S. 305.

(Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all.)

Ich hab' euch einen Tempel baut,
Ihr hohen Muſen all.

(Ab auf den Rogus niederſtürzt u. ſ. w.)

Rab auf den Leichen-Rogus ſtürzt u. ſ. w.

(In's Lager tragt ihn fort.)

Ins Lager bringt ihn ruck.

(Und haſchen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüſch;

O, fliehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!)

Und haschen will ich, Nymphe, dich
Im tiefen Waldgebüsch;
Ein geiles Schwänzchen hinten vor,
Die Ohren aufgereckt.

Wandrers Nachtlied.
1779.

Goethe's Werke (40bändige Ausgabe, Bd. 1, S. 78, enthalten ein Gedicht, „Wandrers Nachtlied" überschrieben, dem gleich darauf „Ein gleiches" folgt. Von der Entstehung des letzteren giebt Johannes Falk (Goethe aus näherm persönlichen Umgang dargestellt. Leipzig 1832. S. 134) uns die Nachricht: „Um jene Zeit war es auch, daß Goethe auf dem hohen, so romantisch einsam gelegenen Kickelhahn bei Ilmenau in einer kleinen Einsiedlerhütte, deren Fenster die weiteste Aussicht in die Haiden des thüringer Waldes eröffnen, den letzten Aufzug seiner „Iphigenie" schrieb. Die halbverfallene Moos- und Baumhütte steht noch, und an ihren Wänden liest man von Goethe's Hand folgende Inschrift:"

(Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest auch du.)

Leonore.

So viele Freunde fanden ſich zu dir,
Und nun biſt du geſund, biſt lebensfroh.

Prinzeſſinn.

Ich bin geſund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen
Freund —

Leonore.

Du haſt ihn noch.

Prinzeſſinn.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit
waren
Kaum erſt gewichen: ſtill beſcheiden blickt' ich
In's Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geſchwiſter wieder, ſog beherzt
Der ſüßen Hoffnung reinſten Balſam ein.

Unter allen Gipfeln iſt Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein ſchlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfſt auch du!

Die Varianten der nun folgenden vierzehn Gedichte befinden ſich in der Göſchen'ſchen Ausgabe von Goethe's Werken (1787—1790). Sie wurden urſprünglich wohl als Inſchriften für die Parkanlagen des Großherzogs von Weimar verfaßt, wo ſie ſich denn auch auf Denkmälern und Steintafeln, oder an Ruheplätzen größtentheils noch erhalten haben. So ſah ich unter andern auf einem Poſtamente bei Tiefurt einen ſitzenden Amor abgebildet, der mit dem Pfeile einer Nachtigall Futter reicht, und dies Symbol erklärten die Diſtichen:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, liebend gefüttert u. ſ. w.

Später nahm der Dichter dieſe Sinnſprüche geglättet in die Sammlung ſeiner Schriften auf, und ſie ſtehen dort in der neueſten Ausgabe von 1840 Band 1, Seite 211—216, unter der Collectivbezeichnung: „Antiker Form ſich nähernd."

1.

Der Ackermann.

(Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche;
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung.)

Eine flache Furche bedecket den goldenen Samen,
Eine tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Pflüge fröhlich und säe, hier keimet Nahrung dem Leben u. s. w.

2.

Die Geschwister.

(Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienste der Götter berufen.)

Schlummer und Schlaf, zwei himmlische Brüder, die Göttern nur dienten.

(Aber den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward ihr Schlaf uns zum Tod.)

Doch was Göttern leicht, wird Menschen schwer zu ertragen,
So ward ihr Schlummer uns Schlaf, so ward ihr Schlaf uns zum Tod.

3.

Zeitmaaß.

(Eros, wie ſeh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?)

Eine Sanduhr in jeglicher Hand erblick' ich den Amor;
Wie! der leichtſinnige Gott, mißt er uns doppelt die Zeit!

4.

Warnung.

(Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe.)

Wecke nicht den Amor, es ſchläft der liebliche Knabe.

5.

Einſamkeit.

(Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſein.)

Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hulfreich*) zu ſein.

*) So ſteht in der frühesten Ausgabe, und „hülflich" iſt wohl ein Druckfehler; denn die deutſche Sprache kennt das Wort gar nicht.

6.

Erkanntes Glück.

(Was bedächtlich Natur ſonſt unter Viele vertheilet u. ſ. w.)

Was die gute Natur weislich nur Vielen vertheilet u. ſ. w.

(Und die ſo herrlich Begabte, von Vielen ſo innig Verehrte u. ſ. w.)

Und die ſo herrlich Begabte, die von ſo Vielen Verehrte.

7.

Erwählter Fels.

(Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten.)

Hier gedachte ſtill ein Liebender ſeiner Geliebten.

(Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.)

Ruf' ich weihend und froh: Bleibe mir Denkmal des Glücks!

8.

Ländliches Glück.

(Weihend feierten ſie im Stillen die ländlichen Feſte;
Wir, dem gebahnten Pfad folgend, beſchleichen das Glück.)

Jene feierten erſt hier ſtill die ländlichen Feſte;
Wir beſchleichen geheim auf ihren Pfaden das Glück.

9.

Philomele.

(So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.)

Schlurfend ſaugteſt du Gift in die unſchuldige Kehle,
Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

10.

Geweihter Platz.

(Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen;

Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Sieht verschwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erscheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Musen ihn gleich Geheimnisse sprechen.)

Wenn zu den Reihen der Nymphen, die eine Mondnacht versammelt,
Sich die Grazien heimlich von dem Olympus gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter, und hört die schönen Gespräche,
Sieht den freundlichen Tänzen, den stillen Bewegungen zu;
Was der Himmel Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, erscheint dem wachenden Träumer:
Dann erzählt er's den Musen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Musen bescheiden Geheimnisse sprechen.

11.

Der Park.

(Wohl dem Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde.)

Wohl ahmt ihr dem Schöpfer nach, ihr Götter der Erde.

(— Fehlt hier ein Glücklicher, fehlt euch am Sabbat die Ruh.)

— Fehlt hier Ein glücklicher Mensch, und euch am Sabbat die Ruh.

12.

Versuchung.

(Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten u. s. w.)

Eine schädliche Frucht reicht' unsre Mutter dem Gatten u. s. w.

(Darum schick' ich dir eilig die Frucht voll irdischer Süße.)

Darum schick' ich dir gleich die Früchte voll irdischer Süße.

13.

Ungleiche Heirath.

(Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung ſich ungleich:
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.)

Selbſt das himmliſchſte Paar fand doch ſich ungleich zuſammen,
Pſyche ward älter und klug, Amor bleibt immer ein Kind.

14.

Heilige Familie.

(— Stünd' ich Armer nicht ſo heilig wie Joſeph dabei.)

— Stünd' ich Unglücklicher nicht heilig wie Joſeph dabei.

Epigramme.

Venedig 1790.

Die hier mitgetheilten Varianten ſind aus Schiller's Muſenalmanach auf 1796 genommen, wo die Epigramme, Seite 205—260, zuerſt abgedruckt erſchienen. — Schiller ſchrieb am 23. Juli 1796 dem Freunde: „Von Baggeſen ſpuckt ein Epigramm auf meinen Muſenalmanach, worin die Epigramme ſchlecht wegkommen ſollen. Die Pointe iſt, daß, „nachdem man erſt idealiſche Figuren an dem Leſer vorübergehen laſſen, endlich ein venetianiſcher Nachttopf über ihn ausgeleert werde.“ — Goethe antwortete: „es ſolle dem Baggeſen übel bekommen,“ denn er war damals mit den Xenien beſchäftigt.

Im Jahre 1799, als Goethe ſein Gartenhaus bewohnte, machte er ſich an die Umarbeitung ſeiner kleinern Poeſien, und auch die Epigramme wurden hervorgenommen. Am 3. Auguſt ſchreibt er (S. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe, Band 5, S. 137): „Meine Einſamkeit im Garten wende ich vor allen Dingen dazu an, daß ich meine kleinen Gedichte, die Unger nunmehr zum ſiebenten Band verlangt hat, noch näher zuſammenſtelle und abſchreiben laſſe. Zu einer ſolchen Redaction gehört Sammlung, Faſſung und eine gewiſſe allge-

meine Stimmung.“ — In ſeinem folgenden Briefe (a. a. O. S. 141) heißt es dann: „Die Epigramme ſind, was das Sylbenmaaß betrifft, am liederlichſten gearbeitet und laſſen ſich glücklicherweiſe am leichteſten verbeſſern, wobei oft Sinn und Ausdruck mit gewinnt.“

Die lateiniſchen Mottos, die im Muſenalmanach darüber ſtehen, wurden ſpäter fortgelaſſen, und das drei und funfzigſte Epigramm iſt völlig umgeſchmolzen.

Epigramme.

Venedig 1790.

Hominem pagina nostra sapit.

Haec ego mecum
Compressis agito labris, ubi, quid datur oti
Illudo chartis. Hoc est mediocribus illis
Ex vitiis unum.

1.

(Wir ſehen und hören den Marmor.)

Wir ſehen lebendig den Marmor.

(So umgebe denn ſpät den Sarcophagen des Dichters
Dieſe Rolle, von ihm reichlich mit Leben geſchmückt.)

Und ſo ziere denn auch den Sarcophagen des Dichters
Dieſe Rolle, die er reichlich mit Leben geſchmückt.

Ich wagt' es vorwärts in das Leben weiter
Hinein zu sehn, und freundliche Gestalten
Begegneten mir aus der Ferne. Da,
Eleonore, stellte mir den Jüngling
Die Schwester vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's gestehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O meine Fürstinn, laß dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen, ist Gewinst,
Der nimmer uns entrissen werden kann.

Prinzessinn.

Zu fürchten ist das Schöne das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So lange sie auf deinem Herde brennt,
So lang' sie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Und frißt sie ungehütet um sich her,
Wie elend kann sie machen! Laß mich nun.

2.

(Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne.)

Kaum erblickt' ich den blaueren Himmel, die glänzende Sonne.

3.

(Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens.)

Allen Freuden des Lebens hab' ich den Rücken gekehret.

4.

(Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem Andern, ist eitel.)

Jeder sorgt nur für sich, ist eitel, mißtrauet dem Andern.

5.

(In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe.)

Ruhig saß ich in meiner Gondel und fuhr durch die Schiffe.

(Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Gesträuch;
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen.)

Weizen, Wein und Gemüs, Scheitholz und leichtes Gesträuch.
Schnell drang die Gondel vorbei, mich schlug ein verlorener Lorbeer
Derb auf die Wangen.

13.

(Süß den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling u. s. w.)

Süß den sprossenden Klee im Frühling mit weichlichen Füßen u. s. w.

15.

(Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge.)

Warum macht der Schwärmer sich Schüler und rühret die Menge?

16.

(Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet.)

Herrſcher möge der ſein, der ſeinen Vortheil verſtehet.

20.

(Ruhig am Arſenal u. ſ. w.)

Vor dem Arſenal u. ſ. w.

(— der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.)

— denn der geflügelte Kater
Ueberall ſchnurrt er, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

(Pilgrime ſind wir Alle, die wir Italien ſuchen.)

Wir ſind Alle Pilger, die wir Italien ſuchen.

22.

(Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt du ein freundlicher Dämon.)

Jupiter Pluvius, heute biſt du ein freundlicher Dämon.

(Giebſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum.)

Giebſt Venedig zu trinken und grünes Wachsthum dem Lande.

26.

(Iſt überall ja doch Sardinien, wo man allein ſchläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.)

Ueberall iſt Sardinien, wo man allein ſchläft, und Tibur,
Ueberall iſt es, Freund, wo dich die Liebliche weckt.)

27.

(Alle Neun, ſie winkten mir oft, ich meine die Muſen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.)

Oft ſind alle Neune gekommen, ich meine die Muſen;
Doch ich hörte ſie nicht, hatte das Mädchen im Schooß.

(Und ich ſchielte verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp; du kamſt mich zu retten,
Langeweile!)

Und ich ſchielte verwirrt, ſeitwärts nach Meſſer und Strick.
Aber der Himmel iſt voll von Göttern, du kamſt mir zu Hulfe,
Langeweile!

29.

(Unbeſtändig jedoch, und nichts gelernt, noch geleiſtet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah.)

Aber unbeſtändig, und nichts gelernt noch geleiſtet;
Nur der Meiſterſchaft nah bracht' ich ein einzig Talent.

33.

(Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche.)

Alle Künſte lernt und treibt der Deutſche.

34.

(Mäßiges braucht er, doch viel.)

Mäßig iſt es, doch viel.

(Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft mir bei Mächtigen Einfluß.)

Wollt ihr mir Anſehn beim Volke, mir Einfluß bei Mächtigen geben.

(Denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.)

Denn ihr gabt mir das Meiſte ja ſchon.

37.

(Menſchen hab' ich gekannt, und Thiere, ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſondre Gewürm, Wunder der großen Natur.)

Vieles kannt' ich, Menſchen und Thiere und Vögel und Fiſche,
Kannte manches Gewürm, Wunder der großen Natur.

41.

(So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Geſtalten,
Hölliſch und trübe geſinnt, Brengbel den ſchwankenden Blick.)

So verwirret mit ſeltnen, willkürlich verwebten Geſtalten
Hölliſch und dunkel geſinnt u. ſ. w.

(Singend mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr.)

Tönend die Neugier mit Macht in dem verwunderten Ohr.

(So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechselnd.)

So verwirrt uns Bettine, wenn sie die Glieder verwechselt.

45.

(Schon entrunzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn.)

Schon entrunzeln sich alle Gesichter, die Furchen der Mühe,
Sorg' und Armuth, sie fliehn.

(Eben als flehtest du laut bei den Mirakeln Anton's,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau.)

Eben als flehtest du laut bei den fünf Wunden des Herrn,
Bei dem Herzen der seligsten Jungfrau, beim heiligen Anton.

46.

(Dichten iſt ein luſtig Metier.)

Dichten iſt ein luſtiges Handwerk.

47.

(„Welch ein Wahnſinn ergriff die*) Müßigen.")

„Welch ein Wahnſinn ergriff dich im Müßiggang."

(Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer verſtehe, wie jetzt.
Doch Bettinen ſing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.)

Wartet, bald will ich die Könige ſingen, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk und ſie beſſer verſtehe wie jetzt.
Unterdeſſen ſing' ich Bettinen, denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ziehen ſich überall an.

---

*) Wahrſcheinlich: „dich."

48.

(Böcke, zur Linken mit euch, so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seid, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt.)

Geht zu meiner Linken, ihr Böcke! wird künftig der Richter
Sagen, und Schäfchen seid mir ruhig zur Rechten gestellt.
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen, dann sagt er:
Kommt, Vernünftige, mir grad' gegenüber zu stehn.

49.

(Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme Fertige?)

Wißt ihr, wie ich gewiß euch Epigramme in Schaaren Fertige?

50.

(Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.)

Denn es suchte doch nur Jeder die Willkür für sich.

52.

(Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreißigſten Jahre.)

Kreuzigen ſollte man jeglichen Schwärmer im dreißigſten Jahre.

53.

(Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.)

Frankreich hat uns ein Beiſpiel gegeben, nicht daß wir es wünſchten
Nachzuahmen, allein merkt und beherzigt es wohl.

55.

(Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.)

Ich bin geſchwätzig, und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am leicht'ſten auf.

Prinzeſſinn.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ach, meine Freundinn! Zwar ich bin entſchloſſen,
Er ſcheide nur! allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu ſehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;

„Sieh wie ungeſchickt wild, ſieh nur, wie dumm er ſich zeigt."
Ungeſchickt ſcheint er und dumm, weil ihr ihn eben betrüget,
Seid nur redlich, und er, glaubt mir, iſt menſchlich und klug.

56.

(Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probierſtein fehlt, hält ſie für lauteres Gold.)

Schwärmer prägen den Stempel des Geiſtes auf Unſinn und Lügen,
Wer den Probierſtein nicht hat, hält ſie für lauteres Gold.

59.

(Seid doch nicht ſo frech, Epigramme!)

Epigramme, ſeid nicht ſo frech!

61.

(Ein Epigramm, ob wohl es gut ſei? Kannſt du's entſcheiden?)

Ob ein Epigramm wohl gut ſei? Wer kann es entſcheiden?

71.

(Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder u. ſ. w.)

Weiſe Leute, ſagt man, u. ſ. w.

72.

(Treu ſein wollt' ich und froh.)

Treu und froh wollt' ich ſein.

83.

(Die will Amor'n verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.)

Jene will Amor'n verjagen, und dieſer gedenkt ihn zu feſſeln,
Sieh da lächelt der Gott Beiden das Gegentheil zu.

84.

(Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.)

Dieſes Auge bleibt wach, drückt mir es Amor nicht zu.

88.

(Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!)

Iſt es Ernſt, ſo zaudre nicht länger, und mache mich glücklich.

96.

(Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.)

Keine Sehnſucht fühlt mein Herz, es wendet mein Auge,
Nach dem Schnee des Gebirgs, rückwärts den ſchmachtenden Blick.

(Südwärts liegen der Schätze wie viel!)

Welche Schätze liegen mir ſüdwärts!

98.

(Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen.)

Arm und kleiderlos war ſie, als ich das Mädchen geworben.

100.

(Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſtiger.)

Luſtiger geht mir's auf ähnliche Weiſe.

(Holde Mädchen, ich ſträube mich nicht.)

Gern ertrag' ich das Schickſal, ihr Muſen.

Erſte Epiſtel.

1794.

Schiller's Horen, Jahrgang 1795, Stück 1, Seite 1.

(Unſerer Deutſchen beſonders, und ganz vorzüglich des nächſten
Bürgers.)

Unſrer Deutſchen beſonders, und noch beſondrer des nächſten
Bürgers.

(Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth ſüß duftende Kühlung herüber.)

Im warmen heiteren Wetter
Glänzend fruchtbar die Gegend, es bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth mir duftende Kühlung her über.

(Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann.)

Soll ich ſagen, wie ich es denke? ſo ſcheint mir, es bildet u. ſ. w.

(Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung.)

Aber das Hören macht mich nicht meinen.

(Allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt.)

Die den geflügelten Löwen
Göttlich verehrt.

(Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth.)

Ich hatte des Kummers
Und der Noth vollkommen vergeſſen.

(Reiche mir weniger! bat ich den Wirth.)

Weniger bat ich den Wirth mir zu reichen.

(Man hat mich im Spott nur
Hans Obnsorge genannt, und mich vom Hause vertrieben.)

Man hat mich im Spotte
Nur Hans ohne Sorge genannt und vom Hause vertrieben.

Zweite Epistel.

1794.

In Schiller's Horen, Jahrgang 1795, Stück 2, Seite 95, zuerst abgedruckt. Goethe beabsichtigte, einen ganzen Cyklus solcher Episteln zu dichten, deshalb stand auch in den Horen (Seite 98) am Schlusse dieser zweiten: „Die Fortsetzung folgt." Andre stärkere Interessen zogen den Dichter jedoch hiervon ab, und das deutet er durch die Worte an, die er in seinen Werken, Band 1, Seite 266, den Episteln vorsetzen ließ:

„Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben."

(Manches zu ſchaffen hat ein Mädchen.)

Manches hat die Jungfrau zu ſchaffen.

(Laß der andern die Küche zum Reich!)

Laß die andre die Küche beſorgen.

(— Und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl.)

— Und kaum reift ihr der Sommer die Früchte,
Denkt ſie ſchon an Vorrath des Winters. Im kühlen Gewölbe
Gähret ihr ſchmackhaft der Kohl.

(Dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurücklaßt.)

Dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dein Schuldner davon geht, und dir den Wechſel zurücklaßt.

(Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt dir ein kleines gedrängtes
Königreich.)

So erzeuge dir ſelbſt, patriarchaliſch, ein kleines
Königreich.

(Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Biegeln.)

Wie vermehrt ſich das Nähen und Flicken und Waſchen
und Biegeln.

(Wahrlich! Wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich Arbeit
Selber genug.)

Wahrlich, wären mir nur ein Dutzend Mädchen im Hauſe,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich ſelber
Arbeit genug.

Alexis und Dora.

1796.

Idylle.

Dies reizende Gedicht war zuerst in Schiller's Musenalmanach auf 1797, Seite 1, abgedruckt, und Wieland sagte darüber in einem Aufsatze (S. „Literarische Spießruthen, oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Weimar, Jena und Leipzig, im eisernen Zeitalter der Humanität." Seite 152 — 184), worin er mit strenger Waffe gegen die Epigrammatisten kämpfte: „An dieser lieblichen Idylle habe ich Horazens decies repetita placebit bereits an mir selbst erfahren." — Im Jahre 1799 kam auch „Alexis und Dora" zur Umarbeitung, und es fühlen sich die Veränderungen, die damals voll künstlerischer Besonnenheit mit dem warmen poetischen Stücke vorgenommen, gar leicht heraus. Der Dichter sah es auch selbst, wie behutsam die Feile hier anzuwenden sei, und er sagt in einem Briefe an Schiller vom 7. August 1799: „Bei passionirten Arbeiten, wie z. B. Alexis und Dora, ist es schon schwerer, doch muß man sehen, wie weit man's bringen kann, und am Ende sollen Sie, mein Freund, die Entscheidung haben. Wenn man solche Verbesserungen auch nur theilweise zu Stande bringt, so zeigt man doch immer seine Perfectibilität, so wie auch Respect für die Fortschritte in der Prosodie, welche man Voßen und seiner Schule nicht absprechen kann."

Die Bezeichnung „Idylle" wurde später ganz fortgelassen, und das Gedicht findet sich unter den „Elegien," in Goethe's Werken, Band 1, Seite 242.

(Langhin furch't ſich die Gleiſe des Kiels.)

Lange Furchen hinter ſich ziehend.

(Alles deutet auf glückliche Fahrt: der rubige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen
und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt.)

Alles deutet die glücklichſte Fahrt, der rubige Schiffer
Ruckt am Segel, gelind, das ſich ſtatt ſeiner be-
müht;
Alle Gedanken ſind vorwärts gerichtet, wie Flaggen
und Wimpel,
Nur ein Trauriger ſteht, rückwärts gewendet, am
Maſt.

(Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! Du wiegeſt
Alle Tage u. ſ. w.)

Nur Ein Augenblick war's in dem ich lebte, der wieget
Alle Tage u. ſ. w.

(Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein
Leben u. ſ. w.)

Nur Ein Augenblick war's, der letzte, da ſtieg mir ein
Leben u. ſ. w.

Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit ihm zu seyn an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn,
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart, ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge schwieg, die Ahndung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

(Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.)

Phöbus, mir iſt er verhaßt, dieſer alleuchtende Tag.

(Jeden freuet die ſeltne der zierlichen Bilder Verknüpfung.)

Jeden freut die ſeltne Verknüpfung der zierlichen Bilder.

(Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf.)

Iſt es endlich gefunden, dann u. ſ. w.

(Und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch u. ſ. w.)

Und in dem ruhigen Buſen u. ſ. w.

(Und nun trennt uns die gräßliche Fluth!)

Und nun trennt uns die gräßliche Woge!

(Da drückte der wackere Vater
Würdig die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt.)

Da drückte der wackere Vater
Segnend die würdige Hand u. ſ. w.

(Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrthe beg, blühend, ſich über uns hin.)

Endlich warſt du zur Laube gekommen, da fandſt du ein Körbchen,
Und die Myrthe beg, blühend, darüber ſich hin.

(Immer heftiger rief es am Strand.)

Immer heftiger riefen die Schiffer.

(Räher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein.)

Stärker rief's in dem Gäßchen: Alexis! Da ſah mich der Knabe
Durch die Thüre und kam!

(In der Werkſtatt ſogleich ordne das himmliſche Pfand.)

Aus der Werkſtatt ſogleich reiche das himmliſche Pfand.

(Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.)

Halte die herrlichen Steine in ſchöner Verbindung zuſammen.

Vier Jahreszeiten.

1796.

In den Werken Goethe's, Band 1, Seite 303, findet sich dieser schöne Distichenkranz, und wir wollen hier seine Entstehung und Zusammensetzung näher beleuchten. Der Frühling war zuerst im Musenalmanach für 1797, Seite 187, abgedruckt; er trug die allgemeine Ueberschrift „Vielen" und ist mit den Chiffern G. und S. bezeichnet. Wahrscheinlich gehörte diese Sammlung ursprünglich zu den „würdigen Xenien," die später ausgeschieden wurden, und sie zielten sämmtlich auf Weimarische Damen aus dem Cirkel des Dichters. Jedes Distichon trug im Musenalmanach entweder die Anfangsbuchstaben der Namen oder eine Blumenmaske zur Ueberschrift, und wir wollen diesen eigentlichen Charakter hier erneuern.

2.

„Mannichfaltigkeit."

3.

„L. B."

4.

„C. G."

(Viele der Veilchen zusammen geknüpft u. s. w.)

Viele der Veilchen binde zusammen!

5.

„L. D.“

6.

„H. W.“

(Ihr rathet es nicht.)

Wir wissen es nicht.

7.

„N. Z. S. D. A. D.“

8.

„A. L.“

9.

„Tuberose.“

(Tuberose, du ragest hervor u. s. w.)

Unter der Menge strahlest du vor.

10.

„Klatschrose.“

(Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich dir näher u. s. w.)

Weit von fern erblick' ich dich schon, doch komm ich dir näher u. s. w.

11.

„A. F. K. R. H. D.“

12.

„W. R. L. K. W. J.“

13.

„Geranium.“

14.

„Ranunkeln.“

(Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich.)

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich wenden.

15.

„Reseda.“

(Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.)

Farblos, ohne Gestalt, stilles und zierliches Kraut.

16.

„Kornblume.“

17.

„E. F.“

18.

„L. W.“

Der Sommer ſtand im Muſenalmanach Seite 192, führte die Ueberſchrift „Einer“ und war gleichfalls „G. und S.“ bezeichnet. Die Diſtichen waren dort in ununterbrochener Reihe abgedruckt.

19.

(Grauſam erweiſet ſich Amor an mir!)

Grauſam handelt Amor mit mir.

21.

(Lebhaft treibet und reift —)

Lebhaft treibet und ſchoßt.

23.

(Sind bloße Formen des Anſchauens.)

Sind bloße Formen des Denkens.

24.

(Sorge! Sie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;

Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.)

Sorge! Sie ſteiget mit dir zu Pferde, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor mir auf.

25.

(Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmälig zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.)

Schwer zu beſiegen iſt ſchon die Neigung, geſellet ſich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

27.

(Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht.)

Wer mich entzückt, vermag mich zu täuſchen.

29.

(Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?)

Wie, mein Geliebter, iſt denn nicht noch viel kürzer der Kuß?

Auf Schiller's Veranlaſſung ging Goethe daran, den Jahreszeiten auch einen Herbſt beizufügen, welcher bisher noch gefehlt hatte. Er ſtellte denſelben aus einzelnen Diſtichen, Votivtafeln und Xenien des Muſenalmanachs zuſammen, wie ſie, nebſt ihren Varianten, hier auf einander folgen.

38.

Dies Diſtichon wurde zur Eröffnung des Ganzen neu dazu gedichtet.

39.

Musenalmanach für 1797, Seite 230. Ein Xenion, das die Ueberschrift „An die Moralisten" trägt und auf Lavater geht.

40.

Seite 180. Tabula votiva, gleichfalls „An die Moralisten" überschrieben. Dort folgen aber am Schlusse noch die Zeilen:

Nicht von dem Architect erwart' ich melodische Weisen,
Und, Moralist, von dir nicht zu dem Epos den Plan.

41.

Seite 181, T. v. „An die Muse."

42.

Seite 176, T. v. Führt die Ueberschrift: „Genialische Kraft;" ist vierzeilig, und der Schluß lautet:

Pflanzet über die Häuser die leitenden Spitzen und Ketten,
Ueber die ganze Natur wirkt die allmächtige Kraft.

43.

Seite 182, T. v. „Guter Rath."

44.

Seite 155, T. v. „Wechselwirkung."

45.

Seite 156, T. v. „Pflicht für Jeden." — Dasselbe Distichon hat auch Schiller in seinen Werken, Taschenausgabe, Band 1, Seite 415.

46.

Seite 158, T. v. „Natur und Vernunft.“ Die Zeilen, die dort noch dazu gehören, heißen:

Wärt ihr, Philiſter, im Stand', die Natur im Großen zu ſehen,
Sicher führte ſie ſelbſt euch zu Ideen empor.

47.

Seite 159, T. v. „Glaubwürdigkeit.“ (In der neueſten Ausgabe ſind hier noch ſieben Diſtichen eingeſchaltet worden.)

48.

Eigens für den „Herbſt“ gedichtet.

49.

Fehlt in Goethe's Werken. Die Diſtichen gehen von 48 zu 50 über.

50.

Seite 159, T. v. „Was nutzt.“

51.

Seite 159, T. v. „Was ſchadet.“

(Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! Aber das Irren,
Immer ſchadet's u. ſ. w.)

Iſt ein Irrthum wohl ſchädlich? Nicht immer, aber das Irren,
Immer iſt's ſchädlich u. ſ. w.

52.

Seite 160, T. v. „Das Schooßkind."

53.

Ibid. „Troſt."

(Irrthum verläßt uns nie.)

Nie verläßt uns der Irrthum.

54.

Seite 168, T. v. „Aufgabe." — Auch bei Schiller, Taſchenausgabe, Seite 415.

(Gleich ſei Keiner dem Andern.)

Keiner ſei gleich dem Andern.

55.

Seite 174, T. v. „Die ſchwere Verbindung."

56.

Seite 176, T. v. „Vergebliches Geſchwätz."

57.

Seite 178, T. v. „Der berufene Leſer."

Leonore.

Die Zukunft gibt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzeſſinn.

Was ich beſitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechſel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnſucht griff ich nie
Begierig in den Loostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenſtand zu haſchen.
Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt;
Erſt ſagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, ſo hart beſtraft!
Ein reines, wahres Gut verſchwindet mir,
Und meiner Sehnſucht ſchiebt ein böſer Geiſt
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

58.

Musenalmanach 1797, Seite 56. „Der Freund" betitelt.

(Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.)

Lädt er zum Sitzen mich ein, sag' ich ihm diesmal: Leb' wohl!

59.

Seite 155, T. v. „Das blinde Werkzeug."

60.

Seite 268, Xenien mit der Ueberschrift: „Modercecension."

61.

Seite 201, Xenion „Das Verbindungsmittel." Es zielte auf Johann Caspar Lavater, dessen Eitelkeit historisch ist. Auch Schiller nahm das Xenion in seine Werke auf. S. Taschenausgabe, Band 1, Seite 429.

62.

Seite 203, Xenion mit der Ueberschrift: „H. S." Dasselbe war gegen Heinrich Jung in Heidelberg gerichtet, der unter seinem Schriftstellernamen Heinrich Stilling bekannter ist.

63.

Seite 222, Xenion „Revolutionen." Die Urschrift desselben siehe oben Seite 80.

64.

Seite 222, Xenion „Parteigeiſt.“

65.

Findet ſich früher nirgends.

66.

Muſenalmanach auf 1797, Seite 28. Ueberſchrieben: „Väterlichſter Rath.“

(Willſt du, mein Sohn, frei bleiben u. ſ. w.)

Willſt du frei ſein, mein Sohn.

67.

Ibid. „Der Biedermann.“

(Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.)

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der immer, Welchen Vortheil er hat, ſtets ſich zum Gleichgewicht neigt.

68.

Ibid. „Würde des Kleinen.“

69. 70.

Seite 41. Beide Diſtichen ſind dort unter der gemeinſamen Aufſchrift „Das Heilige und Heiligſte“ vereinigt.

71.

Seite 28. „Der Würdigſte."

(Wer iſt das wurdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Steff.)

Wer iſt das würdigſte Glied der Regierung? Ein wackerer Bürger,
Und im deſpotiſchen Land iſt er der Pfeiler des Staats.

72.

Seite 29. „Der Erſte."

73.

Ibid. „*Ultima ratio.*"

74.

Ibid. „Wer will die Stelle."

75.

Ibid. „Zum ewigen Frieden."

(Bald, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil u. ſ. w.)

Bald, kennt Jeder den eigenen Vortheil und gönnet dem Andern u. ſ. w.

76.

Seite 30. „Zum ewigen Krieg.“

77.

Ibid. „Unterſchied.“

78.

Ibid. „Urſache.“

79.

Ibid. „An den Selbſtherrſcher.“

80.

Seite 31. „Der Miniſter.“

81.

Ibid. „Der Hofmann.“

82.

Ibid. Der Rathsherr.“

83.

Ibid. „Der Nachtwächter.“

(Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie Mehrere thun.)

Singe, wie Mehrere thun, ſchlafend wo möglich dein Lied.

84.

Findet sich, weder im Musenalmanach, noch sonst vorher abgedruckt, und ist also ohne Zweifel zum Abschluß dieser Sammlung gedichtet worden.

Eine zusammenhängende Folge von sechszehn Distichen war im Musenalmanach auf 1797 unter dem Titel „Die Eisbahn" mitgetheilt, und diese bilden nun den „Winter" der Jahreszeiten. Goethe schrieb den 13. August 1796 an Schiller: „Könnten Sie nicht, da Sie doch einige Blätter umdrucken lassen, auch gleich die Eisbahn mitnehmen? Wie sie jetzt steht, verspricht sie ein Ganzes zu sein, das sie nicht leistet, und die zwei einzelnen Distichen am Ende machen den Begriff davon noch schwankender." Er sandte ein neues Manuscript mit, wonach er sie abgedruckt wünschte, und wahrscheinlich wurde seinem Wunsche genügt; denn jenes Gefühl der Zusammenhangslosigkeit wird gewiß niemand bei dem schönen Gedichte empfinden.

85.

(Wasser ist Körper und Boden der Fluß u. s. w.)

Wasser ist Körper und Boden die Welle.

87.

(Menschengefühl und Vernunft schlich nur verborgen am Grund.)

Menschengefühl und Vernunft schlich nur tief unten im Grund.

90.

(Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter u. ſ. w.)

Alles gleitet unter einander u. ſ. w.

92.

(Euch, Präconen des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer, wünſcht' ich
Mit ohnmächtiger Wuth ſtumm hier am Ufer zu ſehn.)

Euch, Präconen des Pfuſchers, Verklein'rer des Meiſters, euch wünſcht' ich,
Blaß und im Ohnmachtsgefühl ſtumm, hier am Ufer zu ſehn.

96.

(Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn, ſo lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Beſiegte ſich hebt.)

Fällt auf dem Eiſe der rüſtigſte Läufer, ſo lacht man am Ufer,
Wie man bei Bier und Tabak ſich über Feldherrn erhebt.

Der neue Panſias.

1797.

Schiller's Muſenalmanach auf 1797, Seite 1.

(Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern.)

Gieb auch Blätter, damit der Glanz der Blumen nicht blende.

(Die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.)

Es welkt früher als Abend die Pracht.

(Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.)

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben, damit ſie
Stets erneuend, und ſtets ziehen die Herrlichen an.

(Da ich den Becher dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel.)

Da ich den Becher dir kränzte und eine Blume hineinfiel.

(Dich nur sah ich, nur dich am Boden knieend.)

Und ich sahe nur dich am Boden knieend.

(Der Wurf kreisend geschlungnen Metalls.)

Der Wurf kreisend geschwungnen Metalls.

(So auch dorrte die Nelke dahin.)

So auch welkte die Nelke dahin.

(Auch so welkte der Kranz, dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.)

Auch so welkte der Kranz, der erste; ich hatt' im Getümmel
Nicht ihn vergessen, ich hängt' neben dem Bett mir ihn auf.

(Abends betrachtet' ich mir die welkenden, saß noch und weinte.)

Und ich sah die Kränze des Abends, und saß noch und weinte.

(Und Keiner weiß die entlegne Wohnung.)

Und Keiner weiß die verborgne Wohnung.

Sängerwürde u. s. w.

1798.

Interessant ist es, den allgestaltigen Goethe auch einmal als Pseudonymus zu finden. In Schiller's Musenalmanach für 1798 stehen drei Gedichte von Justus Amman, die von Goethe sind. Zuerst „Die Musageten" (M. A., Seite 14. Goethe's Werke, Band 2, Seite 74), dann „Sängerwürde" (M. A., Seite 91, und unter dem Titel „Deutscher Parnaß" in den Werken, Band 2, Seite 19), zuletzt „An meine Lieder." (M. A., Seite 231, in den Werken, Band 1, Seite 50, die Ueberschrift „Am Flusse" führend.)

Schiller schreibt am 25. Juli 1798 dem Freunde: „Ich habe, weil der Druck des Almanachs jetzt angefangen hat, Ihr Poetengedicht kaufen müssen, und finde gerade keinen passenderen

Titel als Sängerwürde, der die Ironie verſteckt, und doch die Satyre für den Kundigen ausdrückt.“ — Goethe antwortet im nächſten Briefe: „Der Titel Sängerwürde übertrifft an Vortrefflichkeit alle meine Hoffnungen. Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt ſehen! Ich habe Niemandem weiter etwas davon geſagt.“

Euphroſyne.

1798.

Das Inhaltsverzeichniß zu Schiller's Muſenalmanach auf 1799 giebt zu dieſem Gedichte folgende Anmerkung:

> Zum Andenken einer jungen, talentvollen, für das Theater zu früh verſtorbenen. Schauſpielerin in Weimar, Madame Becker, geborne Neumann.

Dieſe Zeilen tragen weſentlich zur Erläuterung der ſchönen Elegie bei, und die letztere enthält dort (Seite 1 und ff.) noch einige Varianten.

(Lange verhüllet ſchon Nacht das Thal.)

Lange decket Nacht ſchon das Thal.

Leonore.

Wenn einer Freundinn Wort nicht trösten kann;
So wird die stille Kraft der schönen Welt,
Der guten Zeit dich unvermerkt erquicken.

Prinzessinn.

Wohl ist sie schön die Welt! in ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach daß es immer nur um Einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es, daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los, was erst sich uns ergab,
Wir lassen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

(Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten.)

Freundlich faßteſt du mich, den Beſtürzten.

(Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt.)

Endlich ſchlug ich das Aug' auf und ſah dich, Geliebter, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt.

(Alles entſteht und vergeht nach Geſetz.)

Alles entſteht und vergeht geſetzlich.

(Doch dort wirſt du nun ſein, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor.)

Doch dort wirſt du nun ſein und ſitzen, und nimmer u. ſ. w.

(Wenn ſie Mühe nicht ſpart, noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein.)

Wenn ſie Fleiß nicht ſpart, noch Mühe, wenn ſie der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer dir bringt,
Dann gedenkeſt du mein, du Guter.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

1798.

Dies Gedicht, als Eröffnung ſeines bekannten wiſſenſchaftlichen Werkes von Goethe niedergeſchrieben, wurde zuerſt durch Schiller's Muſenalmanach, Jahrgang 1799, Seite 17 ff., bekannt gemacht, und von dort theilen wie die folgenden Varianten mit.

(Um die Achſe gedrängt, entſcheidet der bergende Kelch ſich.)

Um die Achſe bildet ſich ſo der bergende Kelch aus.

(Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze.)

Jede Pflanze winket dir nun die ew'gen Geſetze.

Varianten.

(Zu Romanen.)

Varianten zu den „Leiden des jungen Werther."

1774.

Vielleicht iſt niemals ein Buch ſo recht in ſeine Zeit hineingekommen, als Werther's Leiden. Zu einer andern wäre dieſer Roman wohl ohne Spuren vorübergegangen, und in den letzten Jahren hätte man ſogar den wunderlichen Brauſekopf belächelt. Man hat heutiges Tages keinen Sinn mehr für ſolch ſchwärmeriſches Aufopfern für eine Idee. Damals aber fanden die Leute alle Ingredienzien ihres eigenen Charakters: empfindſame Liebe, ſentimentale Naturſchwärmerei und religiös-philoſophiſche Anſchauungen in dem Helden; deshalb machte das Buch auch ein unbeſchreibliches Aufſehen. Eine ganze Suite von Schriften folgte ihm, und wir wollen verſuchen, dieſelben in möglichſter Vollſtändigkeit hier aufzuzählen:

1. Briefe an eine Freundin über die Leiden des jungen Werther. Carlsruhe, 1775. (Von Schlettwein. 60 S.)
2. Des jungen Werther's Zuruf aus der Ewigkeit an die noch lebenden Menſchen auf Erden. Ibid. 1775. (Von demſelben Verfaſſer. 80 Seiten.)

3. Werther an seinen Freund Wilhelm, aus dem Reiche der Todten. Berlin, 1775. (46 S.)

4. Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's. Frankfurt und Leipzig, 1775. 16 S.

5. Freuden des jungen Werther's; Leiden und Freuden Werther's, des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin, 1775. (Von Friedrich Nicolai. 60 S. Es erschienen zwei Ausgaben, wovon die bessere eine Chodowiecki'sche Vignette auf dem Titel trug.)

6. Ueber die Leiden des jungen Werther's. Gespräche. Berlin, 1775. (Soll einen zu jener Zeit in Berlin lebenden Unteroffizier, Namens Nibbe, zum Verfasser haben. 76 S.)

7. Etwas über die Leiden des jungen Werther's, und über die Freuden des jungen Werther's. Dresden, 1775. (Vom Geheimen Kriegsrath C. A. Bertram in Berlin [geb. 1751]. 38 Seiten.)

8. Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werther's, über eine Recension derselben, und über verschiedene nachher erfolgte und dazu gehörige Aufsätze; von J. M. Goeze. Hamburg, 1775. (Der Verfasser, geb. 1717 zu Halberstadt, gest. 1786 als Prediger zu Hamburg, war ein bekannter streitsüchtiger Theolog, der überall Socinianismus witterte, und zog auch gegen Büsching, Basedow, Lessing, Semmler u. A. zu Felde.)

9. Schwacher, jedoch wohlgemeinter Tritt vor den Riß, neben oder hinter Herrn Pastor Goeze gegen die Leiden des jungen Werther und dessen ruchlose Anhänger. Hamburg, 1775. (32 S.)

10. Werther in der Hölle. Halle, 1775. (Enthaltend: Kurze Einleitung. Sendschreiben eines Rechtgläubigen an den Erzpriester der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Hamburg, unterzeichnet Hans Michel Schlegelbauer. Die in Carlsruhe erschienenen Briefe [Siehe oben Nr. 1]. 96 Seiten.)

11. Die Leiden der jungen Wertherin. Eisenach, 1775. (Von August Cornelius Stockmann. 144 S. Eine neue Auflage erschien 1776.)

12. Masuren oder der junge Werther. Ein Trauerspiel aus dem Illyrischen. Frankfurt und Leipzig, 1775. (158 S. Der Zusatz: „aus dem Illyrischen" ist Maske. Der Verfasser war August Siegfried von Goue, geb. 1743 zu Braunschweig, gest. 1789 zu Burgsteinfurt als Lieutenant und Commandant.)

13. Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Voran ein Prologus und zuletzt ein Epilogus. Göttingen, 1775. (28 Seiten. Von Heinrich Leopold Wagner. Vergl. Goethe's „Dichtung und Wahrheit," Buch 15.)

14. Menschen, Thiere und Goethe; eine Farce. Voran ein Prologus an die Zuschauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doktor. 1775. Für Nicolai gegen Goethe gerichtet. 24 Seiten. Die Titel der beiden letzteren Schriften beziehen sich auf „Götter, Helden und Wieland" von Goethe.)

15. Pätus und Arria; eine Künstler-Romanze. Freistadt am Bodensee, 1775. (15 Seiten. Diese Romanze bezieht sich auf Werther's Leiden und ein in Leipzig ergangenes Verbot, dies Buch zu verkaufen.)

16. Pätus und Arria; eine Künstler-Romanze. Und Lotte

bei Werther's Grab; eine Elegie. Mit einer Muſik-Beilage. Leipzig und Wahlheim, 1775. (Die Elegie ſtand auch im Deutſchen Merkur, 1775, Juni, S. 185.)

17. Die Leiden des jungen Werther. Eine bekannt wahre Geſchichte. Hierin ſämmtliche Arien, welche von Albert, Lotte und Werther während der traurigen Begebenheit gedichtet worden ſind. Berlin, 17.. (52 Seiten.)

18. Eine troſtreiche und wunderbare Hiſtoria, betittult: Die Leiden und Freuden Werther's des Mannes; zur Erbauung der lieben Chriſtenheit in Reime gebracht, und faſt lieblich zu leſen und zu ſingen. Im Ton: Ich Mädchen bin aus Schwaben; oder auch in eigener Melodei. Gedruckt allhier in dieſem Jahre, da all's über'n armen Werther her war. (16 Seiten.)

19. Eine entſetzliche Mordgeſchichte von dem jungen Werther, wie ſich derſelbe den 21. December durch einen Piſtolenſchuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten faſt nützlich zu leſen. Im Ton: Hört zu, ihr lieben Chriſten. 1776.

20. Mordgeſchichte des jungen Werther's, Romanze. 1776.

21. Das Werther-Fieber, ein unvollendetes Familien-Stück. Nieder-Deutſchland, 1776. (Von Ernſt Auguſt Anton von Göchhauſen. 230 Seiten.)

22. Die Leiden des jungen Werther's, ein Trauerſpiel in drei Aufzügen fürs deutſche Theater, ganz aus dem Original gezogen. Bern, 1776. (62 Seiten.)

23. Ernſt, oder die unglücklichen Folgen der Liebe; ein Drama in drei Aufzügen. In einer freien Ueberſetzung

aus dem Franzöſiſchen nach den Leiden des jungen Werther's gearbeitet. Berlin, 1776. (61 Seiten.)

24. Verſuch einer Poeſie über einen wichtigen Brief des jungen Werther's, von einem Liebhaber der Dichtkunſt, G. A. S. — Schwabach, 1776.

25. Die Leiden des jungen Franken, eines Genie's. Minden, 1777.

26. Werther. Ein bürgerliches Trauerſpiel in Proſa und drei Akten. Frankfurt und Leipzig, 1778. (160 Seiten.)

27. Und er erſchoß ſich — nicht. Leipzig, 1778.

28. Man denkt verſchieden bei Werther's Leiden, ein Schauſpiel in drei Aufzügen. 1779.

29. Des jungen Werther's Freuden in einer beſſern Welt. Ein Traum, vielleicht aber voll ſüßer Hoffnung für liebende Herzen; von dem Verfaſſer der Lieblingsſtunden. Berlin und Leipzig, 1780. (100 Seiten.)

30. Kronholm, oder: Gleich iſt Werther fertig. Schauſpiel von Schmieder. Leipzig, 1783. (93 Seiten.)

31. Ueber belletriſtiſche Schriftſtellerei, mit einer Parallele zwiſchen Werther und Ardinghello. Allen belletriſtiſchen Schriftſtellern und Leſern ihrer Schriften gewidmet. Strasburg, 1788. (Von Chriſtoph Albrecht Kayſer.)

32. Lotten's Briefe an eine Freundin, während ihrer Bekanntſchaft mit Werthern. Aus dem Engliſchen überſetzt. (Mit einem Kupfer: E. Henne del. et fec.) Zwei Theile. Berlin und Stettin, bei Fr. Nicolai, 1788. (160 Seiten.)

33. Narciße, eine engliſche Wertheriade. Leipzig, 1793.

34. Des Amtmanns Tochter von Lüde. Eine Wertheriade

für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. Mit Kupfern. Bremen, 1797. (272 Seiten.)

35. Aemil und Julie, oder die Unzertrennlichen. Ein Seitenſtück zu Werther's Leiden, von K. Albrecht. Mit einem Titelkupfer: Carlo Dolci pinx. F. Ramberg sc. Berlin, 1800. (217 Seiten.)

36. Die Leiden Werther's. Eine wahre Geſchichte. Nebſt den zur Geſchichte gehörigen Liedern. Berlin, 18.. (Iſt eigentlich dieſelbe Bearbeitung des Romans für das Volk, wie No. 17, nur daß ſie einige zeitgemäße Veränderungen erlitt.)

37. Der neue Werther, oder Gefühl und Liebe. Von ***. Nürnberg, 1804. (180 Seiten.)

38. Die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Nach dem Italieniſchen herausgegeben von Heinrich Luden. Göttingen, 1807. (350 Seiten. Dieſe Briefe ſind von dem Italiener Hugo Foscolo, der durch Werther's Leiden angeregt wurde ſie zu ſchreiben.)

39. Praxede, oder der franzöſiſche Werther. Ueberſetzt von Saul Aſcher. Berlin, 1809. (301 Seiten.)

40. Letzte Briefe des Jacopo Ortis, nach der fünfzehnten, der erſten allein gleichförmigen und mit bibliographiſchen Zuſätzen vermehrten Ausgabe. Aus dem Italieniſchen. London (Zürich), 1817. (383 Seiten. Dieſe Ausgabe enthält auch eine Vergleichung zwiſchen Werther und Ortis.)

41. Letters from Wetzlar, written 1817, by Major James Bell. London, 1822. (Die Schrift enthält intereſſante hiſtoriſche Notizen über den jungen Mann, deſſen Liebe und Tod Goethe zu ſeinem Werke die Anregung gaben.)

42. Lottens Geſtändniſſe in Briefen an eine vertraute Freundin, vor und nach Werther's Tode geſchrieben. Aus dem Engliſchen, nach der fünften amerikaniſchen Ausgabe. Mit Lottens höchſt ähnlichem Bildniſſe, nach einem Familien-Gemälde, und einem Facſimile ihrer Handſchrift, aus einem Erinnerungsbuche. Trier, 1825. (241 Seiten.)

Jeder Leſer wird bei der Ueberſicht dieſes Schriftenverzeichniſſes wohl ſelbſt die Bemerkung machen, daß ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts in Deutſchland das Intereſſe für Werther nachließ, und daß ſeitdem Ausländer, Franzoſen, Engländer und Italiener, den Stoff aufgenommen haben.

Die unglückliche Geſchichte des jungen Jeruſalem, der ſich 1772 erſchoß und Goethen als Urbild für den Werther diente, iſt zu bekannt, als daß wir dieſelbe hier weitläufig erörtern ſollten. Die erſte Ausgabe des Romans erſchien anonym, doch ſchon im nächſten Jahre (1775) war eine neue Auflage nöthig. Dieſelbe trug auf dem Titelblatt jedes Theiles ein Medaillon mit einer Scene aus dem Buche, wozu Goethe folgende Verſe gegeben hatte:

I.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſein;
Ach! der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Dritter Auftritt.

Leonore allein.

Wie jammert mich das edle, schöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach sie verliert — und denkst du zu gewinnen?
Ist's denn so nöthig, daß er sich entfernt?
Machst du es nöthig, um allein für dich
Das Herz und die Talente zu besitzen,
Die du bisher mit einer andern theilst
Und ungleich theilst? Ist's redlich so zu handeln?
Bist du nicht reich genug? Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das hast du alles, und du willst noch ihn
Zu diesem allen haben? Liebst du ihn?
Was ist es sonst, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magst? Du darfst es dir gestehn.
Wie reitzend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück

II.

Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedachtniß von der Schmach.
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

Wir wollen nun hier die Abweichungen der erſten Ausgabe des Werther von der zweiten und allen übrigen folgen laſſen.

(Brief vom 16. Juni.)

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnaufen. Dann ſetzte ſie ſich, und die Citronen, die ich weggeſtohlen hatte beim Punſchmachen, die nun die einzigen noch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen mit Zucker zur Erfriſchung brachte, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ihre Nachbarin aus der Taſſe nahm, ein Stich durchs Herz ging, der ich's nun freilich Schanden halber mit präſentiren mußte.

Siehe den alten Text von 1774, S. 39. — In der 55 bändigen Taſchenausgabe Bd. 16, S. 33, und in der 40 bändigen Bd. 14, S. 27.)

Der Herausgeber an den Leser.

Die ausführliche Geschichte der letzten merkwürdigen Tage unsers Freundes zu liefern, seh ich mich genöthiget, seine Briefe durch Erzählungen zu unterbrechen, wozu ich den Stoff aus dem Munde Lottens, Albertens, seines Bedienten und anderer Zeugen gesammelt habe.

Werther's Leidenschaft hatte den Frieden zwischen Alberten und seiner Frau allmälig untergraben; dieser liebte sie mit der ruhigen Treue eines rechtschaffenen Mannes, und der freundliche Umgang mit ihr subordinirte sich nach und nach seinen Geschaften. Zwar wollte er sich nicht den Unterschied gestehen, der die gegenwärtige Zeit den Bräutigamstagen so ungleich machte; doch fühlte er innerlich einen gewissen Widerwillen gegen Werther's Aufmerksamkeiten für Lotten, die ihm zugleich ein Eingriff in seine Rechte und ein stiller Vorwurf zu sein scheinen mußten. Dadurch ward der üble Humor vermehrt, den ihm seine überhäuften, gehinderten, schlecht belohnten Geschäfte manchmal gaben, und da denn Werther's Lage auch ihn zum traurigen Gesellschafter machte, indem die Beängstigung seines Herzens die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn aufgezehrt hatte, so konnte es nicht fehlen, daß Lotte zuletzt selbst mit angesteckt wurde und in eine Art von Schwermuth verfiel, in der Albert eine wachsende Leidenschaft für ihren Liebhaber, und Werther einen tiefen Verdruß über das veränderte Betragen ihres Mannes zu entdecken glaubte. Das Mißtrauen, womit die beiden Freunde einander ansahen, machte ihnen ihre wechselseitige Gegenwart höchst beschwerlich. Albert mied das Zimmer seiner Frau, wenn

Werther bei ihr war, und dieſer, der es merkte, ergriff, nach einigen fruchtloſen Verſuchen, ganz von ihr zu laſſen, die Gelegenheit, ſie in ſolchen Stunden zu ſehen, da ihr Mann von ſeinen Geſchäften gehalten wurde. Daraus entſtand neue Unzufriedenheit, die Gemüther verbeßten ſich immer mehr gegen einander, bis zuletzt Albert ſeiner Frau mit ziemlich trocknen Worten ſagte: ſie möchte, wenigſtens um der Leute willen, dem Umgange mit Werthern eine andere Wendung geben, und ſeine allöfteren Beſuche abſchneiden.

Ungefähr um dieſe Zeit hatte ſich der Entſchluß, dieſe Welt zu verlaſſen, in der Seele des armen Jungen näher beſtimmt. Es war von jeher ſeine Lieblingsidee geweſen, mit der er ſich, beſonders ſeit der Rückkehr zu Lotten, immer getragen.

Doch ſollte es keine übereilte, keine raſche That ſein; er wollte mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſten ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelmen iſt, und, ohne Datum, unter ſeinen Papieren gefunden worden.

(Bis hierher der alte Text, Seite 178. Dann folgt der Inhalt des Zettels, wie er in der 55bändigen Taſchenausgabe, Band 16, Seite 154, und in der 40bändigen, Bd. 14, S. 124 abgedruckt iſt. Nach demſelben fährt die frühere Schreibart fort:)

Den Verdruß, den er (Wilhelm) bei der Geſandtſchaft gehabt, konnte er nicht vergeſſen. Er erwähnte deſſen

ſelten; doch wenn es auch auf die entfernteſte Weiſe geſchah, ſo konnte man fühlen, daß er ſeine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte, und daß ihm dieſer Vorfall eine Abneigung gegen alle Geſchäfte und politiſche Wirkſamkeit gegeben hatte. Daher überließ er ſich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkensart, die wir aus ſeinen Briefen kennen, und einer endloſen Leidenſchaft, worüber noch endlich Alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöſchen mußte. Das ewige Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, das ſtürmende Abarbeiten ſeiner Kräfte, ohne Zweck und Ausſicht, drängten ihn endlich zu der ſchrecklichen That.

(Hierauf folgt der Brief vom 20. December. S. Bd. 16, S. 155, 55 b., und Bd. 14, S. 124, 40 b. Ausgabe.)

(Vergleiche Bd. 16, S. 163 und ff. [55 b.] — Bd. 14, S. 132. [40 b.].)

Um halb ſieben ging er nach Albertens Hauſe und fand Lotten allein, die über ſeinen Beſuch ſehr erſchrocken war. Sie hatte ihrem Manne im Discours geſagt, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wiederkommen würde. Er ließ bald darauf ſein Pferd ſatteln, nahm von ihr Abſchied und ſagte, er wolle zu einem Beamten in der Nachbarſchaft reiten, mit dem er Geſchäfte abzuthun habe, und ſo machte er ſich trotz der üblen Witterung fort. Lotte, die wohl wußte, daß er dieſes Geſchäft ſchon lange verſchoben hatte, daß es ihn eine Nacht vom Hauſe halten würde, verſtand die Pantomime nur allzu wohl, und

ward herzlich betrübt darüber. Sie saß in ihrer Einsamkeit, ihr Herz ward weich, sie sah das Vergangene, fühlte all ihren Werth und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun statt des versprochenen Glücks anfing das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Wertbern. Sie schalt ihn, und konnte ihn nicht hassen. Ein geheimer Zug hatte ihr ihn vom Anfange ihrer Bekanntschaft theuer gemacht, und nun, nach so viel Zeit, nach so manchen durchlebten Situationen, mußte sein Eindruck unauslöschlich in ihrem Herzen sein. Ihr gepreßtes Herz machte sich endlich in Thranen Luft und ging in eine stille Melancholie über, in der sie sich je länger je tiefer verlor. Aber wie schlug ihr Herz, als sie Wertbern die Treppe heraufkommen und außen nach ihr fragen hörte! Es war zu spät, sich verläugnen zu lassen, und sie konnte sich nur halb von ihrer Verwirrung ermannen, als er ins Zimmer trat. — „Sie haben nicht Wort gehalten!" rief sie ihm entgegen. „Ich habe nichts versprochen," war seine Antwort. „So hätten Sie mir wenigstens meine Bitte gewähren sollen," sagte sie; „es war Bitte um unserer Beider Ruhe willen." Indem sie das sprach, hatte sie bei sich überlegt, einige ihrer Freundinnen zu sich rufen zu lassen. Sie sollten Zeugen ihrer Unterredung mit Wertbern sein, und Abends, weil er sie nach Hause führen mußte, ward sie ihn zur rechten Zeit los. Er hatte ihr einige Bücher zurückgebracht; sie fragte nach einigen andern, und suchte das Gespräch, in Erwartung ihrer Freundinnen, allgemein zu erhalten, als das Mädchen zurückkam und ihr hinterbrachte, wie sie sich Beide entschuldigen ließen; die Eine habe unangenehmen Verwandtenbesuch, und die Andere mochte sich nicht an-

ziehen und in dem ſchmutzigen Wetter nicht gerne ausgehen.

Darüber ward ſie einige Minuten nachdenkend, bis das Gefühl ihrer Unſchuld ſich mit einigem Stolze empörte. Sie bot Albertens Grillen Trotz, und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Feſtigkeit, daß ſie nicht, wie ſie anfangs vorhatte, ihr Mädchen in die Stube rief, ſondern, nachdem ſie einige Moments auf dem Clavier geſpielt hatte, um ſich zu erholen und die Verwirrung ihres Herzens zu ſtillen, ſich gelaſſen zu Werthern aufs Canapee ſetzte u. ſ. f.

(Nach Mittheilung des Zettels, worin Werther Alberten um die Piſtolen bittet [55 b. A. Bd. 16, S. 181. — 40 b. A. Bd. 14, S. 145.] fährt die erſte Edition fort:)

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen, ihr Blut war in einer fieberhaften Empörung, und tauſenderlei Empfindungen zerrütteten ihr Herz. Wider ihren Willen fühlte ſie tief in ihrer Bruſt das Feuer von Werther's Umarmungen, und zugleich ſtellten ſich ihr die Tage ihrer unbefangenen Unſchuld, des ſorgloſen Zutrauens auf ſich ſelbſt in doppelter Schöne dar, es ängſtigten ſie ſchon zum voraus die Blicke ihres Mannes, und ſeine halb verdrüßlich halb ſpöttiſche Fragen, wenn er Werther's Beſuch erfahren würde; ſie hatte ſich nie verſtellt, ſie hatte nie gelogen, und nun ſah ſie ſich zum erſtenmal in der unvermeidlichen Nothwendigkeit; der Widerwillen, die Verlegenheit, die ſie dabei empfand, machte

die Schuld in ihren Augen gröſſer, und doch konnte ſie den Urheber davon weder haſſen, noch ſich verſprechen, ihn nie wieder zu ſehn. Sie weinte bis gegen Morgen, da ſie in einen matten Schlaf verſank, aus dem ſie ſich kaum aufgerafft und angekleidet hatte, als ihr Mann zurückkam, deſſen Gegenwart ihr zum erſtenmal ganz unerträglich war; denn indem ſie zitterte, er würde das Verweinte, Ueberwachte ihrer Augen und ihrer Geſtalt entdecken, ward ſie noch verwirrter, bewillkommte ihn mit einer heftigen Umarmung, die mehr Beſtürzung und Reue, als eine auffahrende Freude ausdruckte, und eben dadurch machte ſie die Aufmerkſamkeit Albertens rege, der, nachdem er einige Briefe und Pakets erbrochen, ſie ganz trocken fragte, ob ſonſt nichts vorgefallen, ob niemand da geweſen wäre? Sie antwortete ihm ſtockend, Werther ſeie geſtern eine Stunde gekommen. — Er nimmt ſeine Zeit gut, verſetzte er und ging nach ſeinem Zimmer. Lotte war eine Viertelſtunde allein geblieben. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Sie erinnerte ſich all ſeiner Güte, ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe, und ſchalt ſich, daß ſie es ihm ſo übel gelohnt habe. Ein unbekannter Zug reizte ſie, ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit, wie ſie mehr gethan hatte, ging nach ſeinem Zimmer und fragte, ob er was bedürfte? Er antwortete: nein! ſtellte ſich ans Pult, zu ſchreiben, und ſie ſetzte ſich nieder, zu ſtricken. Eine Stunde waren ſie auf dieſe Weiſe neben einander, und als Albert etlichemal in der Stube auf und ab ging und Lotte ihn anredete, er aber wenig oder nichts drauf gab, und ſich wieder ans Pult ſtellte, ſo verfiel ſie in eine Wehmuth, die ihr um

deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlucken ſuchte.

(Hier fährt nun die erſte Edition fort: „Die Erſcheinung von Werther's Knaben verſetzte ſie in die größte Verlegenheit u. ſ. f.," dann iſt der Verlauf des Romans wie in den neueren Auflagen. Siehe 55bänd. Taſchenausgabe, Bd. 16, S. 185. — Letzte Ausgabe 14. Bd., S. 148 u. ff.)

Varianten zu Wilhelm Meiſter's Wanderjahren.

1821.

Sechs und zwanzig Jahre nach der Erſcheinung Meiſter's gab Goethe plötzlich dem überraſchten Deutſchland die Fortſetzung deſſelben. Damals war aber eben eine myſtiſch frömmelnde Richtung an der Tagesordnung, über alles Lichte und Schöne richtete eine triſte Moral, und ſo erhob ſie denn auch ihre Zuchtruthe, um den Dichter zu ſtrafen. Der Paſtor Puſtkuchen zu Lieme bei Lemgo ſchwang dieſelbe, und gab in Quedlinburg bei Gottfried Baſſe ebenfalls einen Roman heraus, der den Titel: „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre" führte, und welcher unſern Goethe zum Büßen und Kaſteien bekehren ſollte. Dieſer antwortete nicht, und nur einige Epigramme fanden ſich unter ſeinen Papieren, die ſich ſcherzend auf jenes Machwerk bezogen; darunter:

„Was will von Quedlinburg heraus
Ein zweiter Wandrer traben!
Hat doch der Wallfiſch ſeine Laus,
Muß ich auch meine haben."

Sonſt aber wurden mancherlei ernſthaft zürnende Stimmen über Puſtkuchen laut, und wir nennen hier: „Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre W. Meiſter's, von K. Immermann" (Münſter, 1823); und „Goethe und

Pustkuchen, oder über die beiden Wanderjahre W. Meister's und ihre Verfasser, vom Prof. Julius Schütz" (Halle 1823).

Als nun Goethe im Jahre 1826 eine neue Ausgabe seiner Werke ankündigte, sagte er bei Gelegenheit der Wanderjahre, auf deren zweiten Band man bis dahin vergeblich gewartet hatte: „Die wunderlichen Schicksale, welche dies Büchlein bei seinem ersten Auftreten erfahren mußte, gaben dem Verfasser guten Humor und Lust genug, dieser Production neue, doppelte Aufmerksamkeit zu schenken. Es unterhielt ihn, das Werklein von Grund aus aufzulösen, und wieder neu aufzubauen, so daß nun in einem ganz anderen dasselbe wieder erscheinen wird."

Höchst interessant ist es, zu sehen, wie Goethe aus jenem, 1821 bei Cotta erschienenen ersten Band der Wanderjahre das Werk entstehen ließ. Wir fanden es deshalb für sinnige, aufmerksame Leser nicht genügend, nur die Varianten mitzutheilen, sondern geben hier die ganze Zusammensetzung jenes ersten Bandes, wodurch es leichter gemacht wird, den später niedergerissenen Bau desselben zu betrachten und ihn mit der Umarbeitung zu vergleichen.

Wilhelm Meister's Wanderjahre.

Roman.

(Nach der ersten Anlage.)

Erstes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten.

(Goethe's Werke, Band 21, Seite 3—9 [55b. Ausg.], und Band 18, Seite 1—6.)

Nicht doppelt-groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmels-Wolken trägt und hebt?
Dann bist du erst beneidenswerth! Du bist,
Du hast das nicht allein, was viele wünschen,
Es weiß, es kennt auch jeder, was du hast!
Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich,
Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.
Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?
Wo ist ein Mann, der meinem Freunde sich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich ist's, im Glanze dieses Lebens
Ihn an der Seite haben! so mit ihm
Der Zukunft sich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beyfalls Woge treibt:
Das was vergänglich ist, bewahrt sein Lied

Wilhelm an Natalien.
(Band 21, Seite 9—12, und Band 18, Seite 6—8.)

Zweites Capitel.

Sanct Joseph der Zweite.
(Band 21, Seite 13—23, und Band 18, Seite 9—17.)

Drittes Capitel.

Die Heimſuchung.
(Band 21, Seite 23—31, und Band 18, Seite 17—23.)

Viertes Capitel.

Der Lilienſtängel.
(Band 21, Seite 31—36, und Band 18, Seite 23—27.)

Wilhelm an Natalien.
(Band 21, Seite 37—39, und Band 18, Seite 27—29.)

Fünftes Capitel.

(Von den Worten: „Die Nachricht, daß Montan ſich in der Nähe befinde" [S. 39 u. 29], bis zu den Worten: „Keineswegs, verſetzte Jarno, denn dieſe ſind doch wenigſtens nicht zu begreifen" [S. 45 u. 34]. Dazwiſchen iſt auch S. 59 u. S. 60 eingeſchaltet.)

Sechstes Capitel.

(Vom Anfange des vierten Capitels, S. 47 und S. 35, bis zu den Worten Montan's, S. 49 und S. 38: „Um einen Gegenstand ganz zu beſitzen, zu beherrſchen, muß man ihn um ſein ſelbſt willen ſtudiren.")

Iſt ein ſolcher Platz in der Nähe? ſagte Wilhelm. Ich hätte Luſt meinen Felix hinzubringen. — Das erſte kann ich bejahen, erwiederte Montan; das zweite nicht geradezu billigen. Wenigſtens mußt Du vorher von mir vernehmen, daß Dir die Wahl übrig bleibt, andere ſolche Thätigkeiten, andere Kenntniſſe, andere Künſte für Deinen Felix auszuſuchen, die ihm vielleicht angemeſſener ſind, als dieſe Liebhaberei, die er im Augenblick, wohl nur aus Nachahmung, ergriffen hat. — Erkläre Dich deutlicher, fiel ihm Wilhelm ein. — So muß ich Dir vertrauen, fuhr Montan fort, daß Du Dich an den Gränzen einer Provinz befindeſt, die ich mit Recht ein pädagogiſches Utopien nennen würde. In der Ueberzeugung, daß nur ein Einziges, in vollſtändiger Umgebung getrieben, gelehrt und überliefert werden könne, ſind mehrere ſolche Punkte thätiger Belehrung über einen großen Raum gleichſam ausgeſäet. An jedem Ort findeſt Du eine kleine Welt, aber in ihrer Beſchränktheit ſo vollkommen, daß ſie jede andere Welt, ja ſogar die große, abbilden und vorſtellen muß. — Es iſt mir nicht ganz deutlich, was Du darunter verſtehen kannſt, unterbrach ihn Wilhelm. — Es ſoll Dir gleich deutlich werden, verſetzte Jener. Wie Du zunächſt hier unten im Gebirg um eine Maſſe metallreicher Felſen alles verſammelt findeſt, was dazu dienen kann, daß der Menſch dieſe koſtbaren Naturſchätze ſich aneigne,

und ſich zugleich allgemeine Begriffe bilde, um die unbezwingliche Natur deſto bequemer nach ſeinen Zwecken zu handhaben; ſo findeſt Du unten in der letzten Tiefe, draußen in der Fläche, wo große Wieſen und Weiden ſich ausdehnen, die Sorgfalt für einen andern wichtigen Schatz, der dem Menſchen von der Natur übergeben werden. — Das wäre? fragte Wilhelm. — Das Pferd, verſetzte Jener. Dort umgiebt Dich alles, was über Zucht, Nahrung, Wachsthum und zugleich über Benutzung des edlen Thiers belehren kann. Wie man hier oben pocht, gräbt und klettert, ſo hat man dort nichts angelegeneres, als die, gleichſam aus der Erde entſpringende, junge Zucht zu füttern, zu weiden, zu treiben, zu fahren, zu zäumen, ſich darauf zu ſchwingen und in allen Arten von Bewegungen, natürlichen und künſtlichen, ſich über den Boden hintragen zu laſſen.

Felix, der höchſt aufmerkſam heranrückte, rief einfallend: O, da wollen wir hin! das iſt denn doch das Schönſte, das Beſte. — Es iſt weithin, verſetzte Jarno, und Du findeſt dazwiſchen noch etwas Angenehmeres und Gemäßeres. (Jede Art von Thätigkeit, fuhr er fort, möchte das Kind ergreifen — Band 21, S. 50, 51, und Band 18, S. 38 — Jetzt iſt die Zeit der Einſeitigkeiten. Wohl dem, der es begreift und für ſich und Andere in dieſem Sinne wirkt.) — In meinem Sinne kann es nicht ſein, entgegnete Wilhelm; doch ſage mir: Wenn ich meinen Felix auch nur auf einige Zeit in einen ſolchen Kreis bannen wollte, welchen würdeſt Du mir anrathen! — Es iſt ganz einerlei, verſetzte Jarno. Man kann nicht leicht ſagen, wozu der Menſch Fähigkeit habe. Doch würde ich immer zum Luſtigſten rathen. Bringe ihn zu jenen Pferdebändigern.

Als Stalljunge anzufangen iſt zwar eben ſo beſchwerlich, als mit dem Pochjungen zu beginnen; doch iſt die Ausſicht immer noch heiter genug, ſich zuletzt durch die Welt tragen zu laſſen.

Es läßt ſich denken, daß Wilhelm noch manche Zweifel verbrachte, auf Manches neugierig war, worüber ihn Jarno nur in ſeiner lakoniſchen Weiſe belehrte, zuletzt aber in dieſe Worte ausbrach: (In allen von unten hinauf zu dienen, iſt nöthig. Sich auf Ein Handwerk zu beſchränken, iſt das beſte. Für den geringſten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den beſſern eine Kunſt, und der beſte, wenn er eins thut, thut er alles, oder, um weniger paradox zu ſein, in dem Einen, was er recht thut, ſieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird. [Band 21, S. 51, und Band 18, S. 39.]) Führe Deinen Felix, fuhr er fort, durch die Provinz, zeige ihn den Vorſtehern; ſie werden ihn ſchnell beurtheilen und ihn am vortheilhafteſten unterbringen. Der Knabe muß unter ſeines Gleichen, ſonſt ſucht er ſie ſelbſt; und dann findet er in ſeinen Geſellen nur Schmeichler oder Tyrannen.

Siebentes Capitel.

Nach verfloſſenem dritten Tage mußten die Freunde, der Verabredung unſerer Entſagenden gemäß, von einander ſcheiden, und Jarno betheuerte: er werde nunmehr ſo tief in das wüſte Gebirg fliehen, daß ihn gewiß Niemand wieder aufzufinden im Stande ſein ſolle. Es iſt nichts ſchrecklicher, ſagte er, in unſerer Lage, als einen wahren alten Freund wiederzufinden, dem man ſich ganz ver-

trauen darf. So lange wir allein ſind, bilden wir uns ein, das Betrachtenswerthe ſei unendlich; hat man aber eine Weile geſprochen, und zwar recht von Herzen, ſo ſieht man, wie geſchwind ſich das alles erſchöpft. Nichts iſt unendlich als die Albernheit. Geſcheite Leute verſtändigen ſich leicht und dann ſind ſie fertig. Nun will ich mich aber in die Felsklüfte verſenken, mit ihnen ein ſtummes, unergründliches Geſpräch zu führen.

Nimm Dich in Acht, verſetzte Wilhelm ſcherzend, daß Dir Fitz nicht auf die Spur kommt. Wenigſtens diesmal hat er Dich glücklich ausgefunden. — Wie haſt Du das angefangen? fragte Montan. Am Ende war es doch nur Zufall. — Keineswegs, verſetzte Fitz: und ich entdecke mein Geheimniß um ein Beliebiges. Die Herren Bergliebhaber, wo ſie gehen, ſchlagen rechts und links von jedem Stein, von jedem Felſen ein Stück ab, als wenn überall Gold und Silber verborgen wäre. Dieſer Spur darf man nur folgen; und wo irgend eine Ecke friſchen Bruch zeigt, da iſt ſo ein Herr geweſen. Man bemerkt immer ſo fort, und findet wohl endlich, wo er hingekommen iſt. — Fitz wurde belobt und beſchenkt. Die Freunde ſchieden, Montan allein und die kleine Caravane zuſammen. Wilhelm hatte den Ort beſtimmt, wo ſie hinwandern wollten. Der Bote ſchlug den Weg ein; die Kinder aber hatten ſich in den Kopf geſetzt, unterwegs das Rieſenſchloß zu ſehen, von welchem Fitz ſo viel zu erzählen wußte. Felix war auf die großen ſchwarzen Säulen ſehr neugierig, auf das große Thor, auf die Keller, Höhlen und Gewölbe, und hoffte vielleicht einen zweiten Fund zu thun, und einen bedeutendern als den erſten.

Wie er zu dieſem gelangt, hatte er in der Zwiſchenzeit dem Vater erzählt. (Neugierig war er in jene Spalte gekrochen [S. 60] — — — das Prachtkäſtchen in einer Ecke deſſelben gefunden.) Auch Montan war es gezeigt worden, und auch er der Meinung, daß man es uneröffnet verwahre, ohne ihm Gewalt anzuthun: denn es konnte nur durch einen ſehr complicirten Schlüſſel geöffnet werden.

Der tragende Bote wollte den Weg zum Rieſenſchloſſe nicht mitmachen, und ging den bequemen Fußpfad hinunter. Die Andern quälten ſich Fitzen nach, durch Moos und Geſträuch, und gelangten endlich zu dem natürlichen Säulenpalaſt, der über eine ungeheure Maſſe Trümmer ſchwarz und wunderbar hervorragte. Ohne jedoch viel auf das zu achten, was er vor Augen ſah, forſchte Felix ſogleich nach den übrigen verſprochenen Wundererten; und als nichts davon zu ſehen war, wußte Fitz ſich nicht anders zu entſchuldigen, als daß dieſe Dinge nur an gewiſſen Sonntagen und heiligen Feſten wenige Stunden ſichtbar ſeien. Die Kinder blieben überzeugt, daß hier ein Werk von Menſchenhänden ſtehe; Wilhelm ſah wohl, daß es ein Werk der Natur war; aber er wünſchte ſich Montan, um deſſen Meinung darüber zu vernehmen.

Nun ging es ſteil den Berg hinab, (durch einen Wald der hoch- und ſchlankſtämmigen Lerchenbäume, u. ſ. w. [Band 21, S. 62–68, und S. 48 ff.])

Wilhelm ward nunmehr dem Gutsherrn und den Seinigen bekannt und von ihnen aufs Freundlichſte aufgenommen. Wir ſagen von dieſer Familie nichts weiter, indem die nachfolgende Geſchichte uns über ihre Verhältniſſe näher belehrt.

Achtes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

(Band 21, S. 113—115, und Band 18, S. 89—91.)

Das nußbraune Mädchen.

Lenardo an die Tante.

Nachschrift.

Die Tante an Julietten.

Juliette an die Tante.

Herfilie an die Tante.

Nachschrift um Nachschrift.

Die Tante den Nichten.

Herfilie an die Tante.

Die Tante an Herfilien.

(Band 21, S. 105—113, und Band 18, S. 83—89.)

(Eure Briefe sind nicht fort. [S. 113 und S. 89.]) So eben nimmt der junge Mann von mir Abschied, der seit Kurzem in unserm Kreise lebt und durch die seltsamste Gelegenheit uns ziemlich kennen lernte, dabei verständiger und gutmüthiger Natur ist. Ich schicke ihn ab. Er übernimmt den Auftrag gern. Er soll unsern Lenardo vorbereiten, schicken oder bringen. So weiß die Tante sich von einem raschen Entschluß wieder zu finden, und einen andern Weg einzulenken. Herfilie wird sich auch besinnen und es an einem freundlichen Widerruf nicht fehlen lassen.

(Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau ausgerichtet hatte [Band 21, S. 196, und Band 18, S. 153] — — — Handeln Sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts. [Band 21, S. 214, und Band 18, S. 167.]) Ich reise nach Hause, suche Nachricht einzuziehen und sende Ihnen mit einem vertrauten Manne Ihren Felix zurück. Geben Sie das Kind, wie es Ihre Absicht war, dahin, wo viele seines Gleichen heranwachsen: es ist beinahe gleichgültig, unter welcher Aufsicht; doch müßte ich mich sehr irren, wenn Sie nicht gerade an dem Ort, in der Gegend, wo ich wünsche, daß Sie Ihren Sohn und Begleiter erwarten, einen Mann finden sollten, der Ihnen hierüber die beste Auskunft geben kann. Es ist der, dem ich die Bildung meiner Jugend verdanke, den ich so gern auf meinen Reisen immer neben mir gesehen, dem ich wenigstens manchmal gern begegnet hätte, wenn er nicht ein häuslich stilles Leben vorziehen wollen.

Die Freunde waren an den Ort gelangt, wo sie nunmehr wirklich scheiden sollten. Indem die Pferde gefüttert wurden, schrieb Lenardo einen Brief, den Wilhelm annahm, im Uebrigen aber nicht umhin konnte, Lenardo'n seine Bedenklichkeiten mitzutheilen.

(Ich halte es, sprach er, in meiner Lage für einen wünschenswerthen Auftrag u. s. w. S. Band 21, S. 218, und Band 18, S. 171.)

Neuntes Capitel.

(Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin sein Brief lautete. [Band 21, S. 221, und Band 18, S. 172.] — — — aber nur auf

ein mit dem Empfänger verabredetes beſonderes Zeichen honorirt werden ſollte. [Band 21, S. 226, und Band 18, S. 177].)

So brachten ſie ihre Stunden ſehr unterhaltend und lehrreich zu, bis endlich Felix, auf einem muntern Pferdchen, glücklich anlangte. Ein Reitknecht hatte ihn begleitet, der nun auch Wilhelmen einige Zeit weiter folgen und ihn bedienen ſollte. Ein Brief von Lenardo, zugleich überbracht, beklagte, daß er keine Spur von dem nußbraunen Mädchen habe finden können und Wilhelm ward aufs Neue beſchworen ſein Möglichſtes zu thun, um ſie auszuforſchen. Wilhelm vertraute den Fall ſeinem Wirthe. Dieſer lächelte und ſagte: wir müſſen uns, um des Freundes willen, wohl alle Mühe geben; vielleicht gelingt mir's ein Näheres zu erfahren. So wie uralte Geräthſchaften, ſo habe ich mir auch uralte Freunde erhalten. Sie ſagen mir, der Vater dieſes Mädchens ſei durch Frömmigkeit ausgezeichnet geweſen. Die Frommen haben innigern Zuſammenhang als die Böſen, ob es ihnen gleich, dem Aeußern nach, nicht immer ſo wohl geräth. Und ſo hoffe ich auf die Spur zu kommen, welche zu erforſchen Sie abgeſendet ſind. Zur Vorbereitung aber verfolgen Sie den Entſchluß, Ihren Felix zu ſeines Gleichen, ihn zu irgend einer beſtimmten Thätigkeit zu bringen, eilen Sie mit ihm zu der großen Lehranſtalt. Ich will den Weg bezeichnen, den Sie nehmen müſſen, um den Obern zu finden, der bald in einer, bald in der andern Abtheilung ſeine Reſidenz hat. Einen Brief geb' ich Ihnen mit, guten Rath und Andeutung.

Zehntes Capitel.

(Band 22, S. 3–17, und Band 18, S. 179.)

Eilftes Capitel.

(Band 22, S. 18–31, und Band 18, S. 191.)

Eilftes Capitel*).

Herfilie an Wilhelm.

Sie haben, mein Theurer, und, daß ich es nur ausspreche, lieber Freund, Sie haben Unrecht, und, weil Sie nach Ihrer Ueberzeugung handeln, doch nicht Unrecht; das nußbraune Mädchen iſt alſo gefunden, geſehen, geſprochen, gekannt und anerkannt, ſo ſagen Sie und verſichern zugleich, daß es nicht möglich ſei dieſer ſeltenen Perſon, nach ihrer eigenen Art und Weiſe, einen beſſern Zuſtand zu wünſchen, noch ihr in dem gegenwärtigen irgend etwas wahrhaft Förderliches zu erweiſen.

Nun machen Sie ſich ein Gewiſſen daraus, den Aufenthalt des wunderſamen Weſens zu entdecken, das mögen Sie mit ihrem Gewiſſen abmachen, gegen uns aber iſt es gewiſſenlos; Sie glauben Lenardo'n zu beſchwichtigen, indem Sie ihm verſichern, daß es ihr wohl gehe. Er hatte ausgeſprochen, beinahe verſprochen, dabei wolle er ſich beruhigen; was verſpricht aber der Leidenſchaftliche nicht alles Andern und ſich! Wiſſen Sie alſo: die Sache iſt dadurch keineswegs abgethan. Sie iſt, ſagen Sie, glück-

*) Es finden ſich in der erſten Auflage zwei eilfte Capitel: Seite 178 und 199.

Du biſt noch ſchön, noch glücklich, wenn ſchon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgeriſſen.
Du mußt ihn haben, und ihr nimmſt du nichts:
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn fern, wenn ſie ihn glücklich weiß,
Wie ſie genoß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen;
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

lich, durch eigene Thätigkeit und Verdienst glücklich; nun aber möchte er wissen wie? wann? und wo? und, was das Schlimmste ist, die Schwestern möchten es auch gern wissen. Ein halbes Jahr ist nun seit Ihrer Abreise verflossen, vor dem Ende des ganzen dürfen wir nicht hoffen, Sie bei uns zu sehen. Konnten Sie aber nicht Ihr ewig Rouge et noir, künstlich und klug, in unsere Nähe spielen? man versieht ja mit dem Springer das ganze Schachfeld zu durchhüpfen, ohne wieder auf dasselbe Quadrat zu kommen. In diesem Kunststück sollten Sie Meister werden, so dürften Ihre Freunde Sie so lange nicht entbehren.

Damit Sie aber meinen guten Willen gegen Sie recht deutlich erkennen, so vertrau ich Ihnen, daß zwei allerliebste Wesen unterwegs sind; woher sag ich nicht, wohin auch nicht; zu beschreiben sind sie nicht und ein Lob erreicht sie nicht. Ein jüngeres und ein älteres Frauenzimmer, unter denen Einem immer die Wahl wehe thut; Jene so liebenswürdig, daß von ihr geliebt zu werden Jedermann wünschen muß; Diese so anziehend, daß man mit ihr leben möchte und müßte, auch ohne geliebt zu werden. Ich wünschte doch wohl Sie drei Tage zwischen die beiden Herrlichkeiten eingeklemmt zu sehen, am Morgen des Vierten würde Ihnen Ihr strenges Gelübde gar sehr zu statten kommen.

Zu einigem Vorschmack sende ich eine Geschichte, die sich einigermaßen auf die Beiden bezieht; was daran wahr oder erdichtet ist, suchen Sie von ihnen selbst zu erfahren:

Der Mann von funfzig Jahren.

(Band 22, S. 32–63, Band 18, S. 202.)

Perſilieus Nachſchrift.

Hier brech' ich ab, theils weil ich gegenwärtig nicht weiter ſchreiben kann, theils aber um Ihnen einen Stachel ins Herz zu ſenken. Beantworten Sie ſich die Frage nun ſelbſt, wie wunderlich nach allem, was Sie geleſen, es um dieſe Frauenzimmer ſtehen müſſe? Bisher hatten ſie gar kein Verhältniß unter ſich, ſie kannten ſich nicht, obgleich jede beſonders auf eine Verbindung zu hoffen ſchien, die auch ſie einander annähern ſollte. Nun finden wir ſie zuſammen, aber allein, ohne männliche Begleitung, in die Welt ziehend. Was iſt vorhergegangen, was kann daraus folgen? Sie, mein Guter, helfen ſich gewiß dadurch heraus, daß Sie traurig vor ſich hinſprechen: das ſind nun auch wieder einmal Entſagende! und darin haben Sie vollkommen Recht; ob aber auch Hoffende? das darf ich nicht entdecken, und wenn ichs wüßte.

Um Ihnen nun den Weg zu zeigen, wie Sie das liebenswürdige Paar auf Ihren Wanderungen treffen können, ſo ergreife ich ein wunderliches Mittel. Sie erhalten hierbei den kleinen Ausſchnitt einer Landkarte; wenn Sie dieſen auf die größere legen, ſo deutet die darauf gezeichnete Magnetnadel mit der Pfeilſpitze nach der Gegend, wo die Suchenswerthen hinziehen. Dieſes Räthſel iſt nicht ſo gar ſchwer zu löſen, aber ich wünſchte, daß Sie von Zeit zu Zeit gegen uns ein Gleiches thäten und ein Schnippchen Landkarte an uns wendeten, wir würden alsdann doch einigermaßen erfahren, wohin wir unſere Gedanken zu richten hätten, und wie freudig würden wir ſein, wenn die Nadel auch einmal von uns angezogen würde.

Möge Ihnen alles Gute gegönnt, aller Irrthum verziehen sein.

Man sagt den Frauenzimmern nach, daß sie keinen Brief ohne Postscript absenden können; was man auch für Folgerungen daraus ziehen mag, so kann ich nicht läugnen, daß dieses schon die zweite Nachschrift sei, und worin eigentlich von der Hauptsache die Rede sein soll. Diesen Schaft des Pfeiles auf beikommendem Blättchen hat Hilarie selbst gezogen und mit zierlichem Gefieder geschmückt; die scharfe Spitze jedoch fügte die schöne Wittwe hinzu; geben Sie Acht, daß er nicht ritze, vielleicht gar treffe. Unsere Verabredung ist, daß Sie bei der ersten Zusammenkunft, sie geschehe wo sie wolle, gleich das Blättchen vorweisen, da Sie denn um desto schneller und zutraulicher empfangen werden sollen.

Zwischenrede.

Daß eine gewisse Lücke, vielleicht in Kurzem fühlbar, im Ganzen hie und da bemerklich und doch nicht zu vermeiden sein werde, sprechen wir lieber selbst aus, ohne Furcht den Genuß unserer Leser dadurch zu kranken. Bei der gegenwärtigen, zwar mit Vorbedacht und Muth unternommenen Redaction stoßen wir doch auf alle die Unbequemlichkeiten, welche die Herausgabe dieser Bändchen seit zwanzig Jahren verspäteten. Diese Zeit hat daran nichts verbessert. Wir sehen uns noch immer auf mehr als eine Weise gehindert und, an dieser oder jener Stelle,

mit irgend einer Stockung bedroht. Denn wir haben die bedenkliche Aufgabe zu lösen, aus den mannigfaltigsten Papieren das Wertheste und Wichtigste auszusuchen, wie es denkenden und gebildeten Gemüthern erfreulich sein und sie, auf mancher Stufe des Lebens, erquicken und fördern könnte. Da liegen nun aber vor uns Tagebücher, mehr oder weniger ausführlich, bald ohne Anstand mittheilbar, bald wegen unbedeutenden, auch allzubedeutenden Inhalts unräthlich einzuschalten.

Sogar fehlt es nicht an Heften der wirklichen Welt gewidmet, statistischen, technischen und sonst realen Inhalts. Diese als ungehörig abzusondern, fällt schwer, da Leben und Neigung, Erkenntniß und Leidenschaft, sich wunderbar vereinigend, im engsten Bunde mit einander fortschreiten.

Alsdann begegnen uns Entwürfe, mit guter Einsicht und zu herrlichen Zwecken geschrieben, aber nicht so folgerecht und durchgreifend, daß man sie völlig billigen oder aber in der neuen, so weit vorgeschrittenen Zeit für lesbar und wirksam halten konnte.

Eben so begegnen wir kleinen Anekdoten ohne Zusammenhang, schwer unter Rubriken zu bringen, manche, genau besehen, nicht ganz unverfänglich. Hie und da treffen wir auf ausgebildetere Erzählungen, deren manche, schon bekannt, dennoch hier nothwendig einen Platz verlangen und zugleich Auflösung und Abschluß fordern. Auch an Gedichten ist kein Mangel, und doch läßt sich nicht leicht, nicht immer entscheiden, wo sie eingeschaltet werden dürften, um der wahren Stimmung nachzuhelfen, welche gar leicht gestört und umgewendet wird. Wenn wir also nicht, wie schon oft seit vielen Jahren, in die-

ſem Geſchäft abermals ſtocken ſollen, ſo bleibt uns nichts übrig, als zu überliefern, was wir beſitzen, mitzutheilen, was ſich erhalten hat. Und ſo geben wir daher einige Capitel, deren Ausführung wohl wünſchenswerth geweſen, nur in vorübereilender Geſtalt, damit der Leſer nicht nur fühle, daß hier etwas ermangelt, ſondern daß er von dem Mangelnden näher unterrichtet ſei und ſich dasjenige ſelbſt ausbilde, was theils der Natur des Gegenſtandes nach, theils den eintretenden Umſtänden gemäß, nicht vollkommen ausgebildet, oder mit allen Belegen gekräftigt, ihm entgegentreten kann.

Zwölftes Capitel.

Ueber das vorgelegte Räthſel fand ſich Wilhelm einigermaßen betroffen, doch fühlte er ſogleich eine ſtille Anziehung, eine Anwandlung von Sehnſucht, jene beſtimmte Linie zu erreichen und ihrer Andeutung zu folgen. Wie wir denn gar zu gern etwas Gegebenes, das unſere Einbildungskraft, unſer Handlungsvermögen erregt, ausbilden und ausfeſten mögen.

Ein Kind, das Almoſen erbittend, uns einen Zettel hinreicht, auf welchem fünf Lottonummern geſchrieben ſind, weiſen wir nicht leicht ab, und es kommt auf den Augenblick an, beſonders wenn es kurz vor dem Termine der Ziehung iſt, ob wir nicht, mit zufällig erregter Hoffnung, ganz gegen unſere ſonſtige Weiſe, gerade dieſe Nummern ſtark beſetzen.

Der Wanderer prüfte nunmehr an einer größern Landkarte den kleineren Ausſchnitt und ſtand verwundert, erſtaunt, erſchrocken, als die Nadel gerade nach Mignon's

Geburtsgegend, nach ihren Wohnungen hindeutete. Wie ihm dabei zu Muthe geworden, finden wir nicht ausgesprochen; wer aber den Schluß der Lehrjahre sich vergegenwärtigen mag, wird im eignen Sinn und Gefühl das Aehnliche gar wohl hervorrufen.

Der wichtigste Umstand jedoch, warum wir von jener Fahrt weniger, als wir wünschen, aufgezeichnet finden, mochte wohl sein, daß Wilhelm auf einen jungen lebhaften Reisegefährten traf, durch welchen es möglich ward, ein lebendiges und kräftiges Andenken jener frommen Wallfahrt, jener heiligen Stunden für sich und die Seinigen aufzubewahren. Unvermuthet (findet er sich mit einem Maler zusammen, dergleichen zwar viele in der offenen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und spuken, der sich aber diesmal als ein wirklich ausgezeichneter Künstler augenblicklich darstellte u. s. w.

Band 22, S. 124—146.)

Band 18, S. 275 ff.

Dreizehntes Capitel.

Bei dieser Abtheilung hätten wir eigentlich der entschuldigenden Zwischenrede mehr bedurft, als bei der vorigen: denn dort konnten wir zwar die Zeichnungen des Meisters und der Schülerin, worauf doch alles ankäme, nicht vorweisen; weder die Trefflichkeit des fertigen Künstlers, noch die anfängliche Beschränktheit und schnelle Entwickelung der kunstliebenden Schöne vermochten wir vor Augen zu bringen; doch blieb die Darstellung nicht

ganz mangelhaft, und manches Herzliche, Sinnerbebende war noch mitzutheilen. Hier aber, wo von einem großen Gegenstand die Rede ist, den man aufs ausführlichste behandelt wünschte, findet sich leider nur allzuwenig aufgezeichnet, und wir dürfen nicht hoffen, daß eine vollständige Ansicht aus unsern Ueberlieferungen hervorgehn werde.

Dann aber wird bemerklich, daß wir im Roman, eben wie es in der Weltgeschichte geht, an ungewisser Zeitrechnung leiden, und nicht ganz entschieden zu bestimmen vermögen, was sich früher oder später ereignet. Wir halten uns daher an die sichersten Punkte.

Daß ein Jahr inzwischen vergangen, seitdem Wilhelm die pädagogische Provinz verlassen, wird dadurch zur Gewißheit, daß wir ihn beim Feste, wozu er eingeladen werden, gegenwärtig antreffen; weil aber unsere Wandernd-Entsagenden bald unvermuthet untertauchen, und vor unserm Blick verschwinden, dann aber wieder an einer Stelle, wo wir sie nicht erwarteten, hervorschimmern; so läßt sich nicht genau nachweisen, welche Richtung sie in der Verborgenheit genommen.

Nun aber tritt der Wanderer, von Seiten des flachen Landes her, (in die pädagogische Provinz, er kommt über Auen und Wiesen u. s. w. Band 22, S. 152, und Band 18, S. 297, — — — S. 176.)

(Aber mit welcher Verwunderung ward unser Freund erfüllt, als er sich den Hauptleuten vorgestellt sah und unter ihnen, in ernster stattlicher Tracht, Freund Jarno erblickte. Nicht umsonst, rief dieser aus, habe ich meinen frühern Namen

mit dem bedeutendern Montan vertauscht; Du findest mich hier in Berg und Kluft eingeweiht), und nun könnte ich Dir, auf Befragen, gar manches enthüllen und aufklären, was mir selbst vor einem Jahre noch ein Räthsel gewesen.

Auf diesem Punkte verlassen uns nun unsere Manuscripte; von der Unterhaltung der Freunde finden wir nichts aufgezeichnet, eben so wenig vermöchten wir den Zusammenhang mit dem Nächstfolgenden genau anzugeben, wovon wir in demselben Fascikel, auf demselben Papiere, kurze Erwähnung finden, daß nämlich eine Zusammenkunft unseres Wanderers mit Lothario und dem Abbé Statt gehabt. Leider ist auch hier, wie bei so vielen andern Blättern, das Datum vernachlässigt.

Einige Stellen, mehr ausrufungsweise als nachrichtlich angebracht, deuten auf den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt ins Leben erst denkbar ist. Sodann treffen wir auf eine mit mehrern auf einander weisenden Pfeilen bezeichnete Landkarte, neben welcher wir, in gewisser Folge, mehrere Monatstage angeschrieben finden, so daß wir uns also überreden dürften, wieder in der wirklichen Welt zu wandeln und über die nächste Marschroute unseres Freundes ziemlich im Klaren zu sein, wenn uns nicht auch hier verschiedentlich hinzugefügte Zeichen und Chiffern befürchten ließen, eine geheimere Bedeutung werde uns immer verborgen bleiben.

Was uns aber ganz aus aller historischen Fassung bringt, ist der wunderliche Umstand, daß unmittelbar an alles dieses die unwahrscheinlichste Erzählung sich anschließt; von der Art wie jene Mährchen, durch welche man die Neugier des Hörers lange mit Wundern hinhält und zu-

letzt erklärt: es ſei von einem Traum die Rede geweſen. Jedoch theilen wir, was uns vorliegt, buchſtablich mit.

Wenn wir uns bisher in dem metallreichen Gebirge aufgehalten, welches oben ſanft und keineswegs wild anzuſehen iſt, geleitete man mich nun durch ſchroffe, kaum zu erſteigende Schluchten und Felſen; zuletzt gelangt' ich ganz oben auf eine Klippe, deren Gipfel nur einem einzigen Stehenden Raum gab, welcher, in die gräuliche Tiefe hinabſchauend, gewaltſame Bergſtröme durch ſchwarze Klüfte ſchäumen ſah. Diesmal blickt' ich ohne Schwindel und Schauder hinab, es war mir leicht zu Muthe; nun aber richtete ſich meine Aufmerkſamkeit auf gegenüberſtehende gleich gabſtetzige Felſen, deren Gipfel jedoch größere Flächen und Räume darboten. Obſchon durch eine ungeheuere Kluft getrennt, drängten ſich doch die gewaltigen Maſſen ſo nah heran, daß ich mit bloßen Augen ganz deutlich mehrere Perſonen oben verſammelt erblicken konnte. Es waren meiſt Frauenzimmer, deren Eine bis an den Rand vortretend mich doppelt und dreifach für ſie beſorgt machte, als die völlige Ueberzeugung in mir aufging, es ſei Natalie ſelbſt. Die Gefahr eines ſolch unerwarteten Wiederſehens wuchs mit jedem Augenblick; gränzenlos aber, als mir ein Fernrohr vor's Auge kam, das mir ſie völlig heran, mich zu ihr völlig hinüber brachte. Fernröhre haben durchaus etwas Magiſches. Wären wir nicht von Jugend auf gewohnt, hindurch zu ſchauen, wir würden jedesmal, wenn wir ſie vors Auge nehmen, ſchaudern und erſchrecken. Wir ſind es, die erblicken, und ſind es nicht, ein Weſen iſt's, deſſen Organe

auf höhere Stufe gehoben, deſſen Beſchränktheit aufgelöſt, das ins Unendliche zu reichen berechtigt ward.

Belauſchen wir z. B. Weitentfernte durch ein ſolches Mittel, ſehen wir ſie harmlos unſchuldig vor ſich hin, als einſam unbeobachtet handeln, ſo kann es uns wirklich bange werden, ſie möchten uns entdecken und wegen verrätheriſcher Zudringlichkeit beleidigt zürnen.

Und ſo bedrängte mich gleichfalls ein ſeltſam Gefühl zwiſchen Näh und Ferne zu ſchwanken und von Augenblick zu Augenblick beides zu verwechſeln.

Auch jene waren uns gewahr worden, woran das Zeichen mit einem weißen Schnupftuch nicht zweifeln ließ. Einen Augenblick ſäumt' ich, es zu erwiedern, denn ich befand mich ganz in der Nähe des angebeteten Weſens. Dies iſt ihre reine, holde Geſtalt, ihre ſchlanken Arme, die mir einſt ſo hülfreich erſchienen und mich, nach unſeligen Leiden und Verworrenheiten, endlich doch, wenn auch nur für Augenblicke, theilnehmend umfaßten.

Ich bemerkte ganz deutlich, daß auch ſie ein Sehrohr hielt und zu mir herüberſchaute; da verfehlt' ich denn nicht, durch Zeichen, wie ſie mir bereit waren, den Ausdruck einer treuen und herzlichen Anhänglichkeit auszuſprechen.

Und wie die Erfahrung giebt, daß ferne Gegenſtände, die wir durch ein Sehrohr deutlich erkannt, ſich auch nachher dem bloßen Auge als in deutlicher Nähe beſtimmt offenbaren, es ſei nun, daß genauere Kenntniß den Sinn geſchärft, oder daß Einbildungskraft, was ihm abgeht, erſetze; genug, die Theure ſah ich ſo genau und deutlich als zu erreichen, ob ich gleich ihre Geſellſchaft noch nicht zu erkennen vermochte. Indem ich mich nun auch hierum

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.

Du bringst aus Krieg statt Frieden; scheint es doch,
Du kommst aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Faust entscheidet,
Und nicht von Rom, wo feierliche Klugheit
Die Hände segnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen steht, die gern gehorcht.

Antonio.

Ich muß den Tadel, schöne Freundinn, dulden,
Doch die Entschuld'gung liegt nicht weit davon.
Es ist gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böse Genius dir an der Seite,
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's dießmal
Auf meiner Freunde Kosten ihm gebracht.

bemühte, und mich nach ihr um desto mehr bestrebte, da drohte der Abgrund mich zu verschlingen, hätte nicht eine hülfreiche Hand mich ergriffen und zugleich der Gefahr, wie dem schönsten Glück entrissen.

Vierzehntes Capitel.

Hier treten wir nun wieder auf einen festen Grund und Boden, dessen Localität wir mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen können, ob wir gleich auf unserem Wege gewissen Unsicherheiten, mit denen wir uns nicht in voller Klarheit abzufinden wußten, ebenfalls begegnen.

Da Wilhelm die Linie, die der erste Pfeil bezeichnete, auf irgend einem Punkt zu erreichen, (quer durchs Land gehen mußte, so sah er sich genöthigt, die Reise zu Fuße zu machen und das Gepäck hinter sich her tragen zu lassen. Siehe Band 23, S. 3 bis S. 16, und Band 19, S. 3 ff. Es war der Amtmann, der das gräfliche, zwischen mehreren Standesherrschaften liegende Schloß dieser Gesellschaft, so lange sie hier zu verweilen für 'gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verschaffen gewußt.)

(Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weit umherschauenden Laube saßen — — — Band 23, S. 69 bis 70, und Band 19, S. 54 bis 55. Ueber das Gesicht des Rothmantels verbreitete sich eine geistreiche Heiterkeit und er fing ungesäumt folgendermaßen zu sprechen an:)

Funfzehntes Capitel.

Die neue Meluſine.

(Band 23, S. 71—104.)
Band 19, S. 56—83.

Sechzehntes Capitel.

Lenardo war mit Geſchäften überhäuft, ſeine Kanzlei in größter Thätigkeit; Schnell- und Schönſchreiber durften keinen Augenblick raſten, indeſſen Wilhelm und Friedrich, zwiſchen Feldern und Wieſen luſtwandelnd auf das Erfreulichſte ſich unterhielten.

Hier kam denn, wie es unter Freunden, die ſich wiederſehen, nothwendig geſchieht, vor allen Dingen zur Sprache, in wiefern man ſich verändert finde? Friedrich wollte Wilhelmen noch vollkommen für denſelben anſprechen, dieſem jedoch erſchien ſein junger Freund zwar noch von gleicher Heiterkeit und Umſicht, doch gehaltener. Es wäre nicht gut, fiel Friedrich ein, wenn ein Vater von drei Kindern, Gemahl einer trefflichen Matrone, nicht auch an ſtattlicher Würde gewinnen ſollte.

Nun klärte ferner ſichs auf, daß alle Perſonen, die wir aus den Lehrjahren kennen, noch unter den Lebenden ſich wohl befänden, ja beſſer als vorher, weil ſie in voller entſchiedenen Thätigkeit, jedes in ſeiner Art geſellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelſte Ziel hinſtrebten. Doch iſt uns verſagt, nähere Kenntniß davon gleich jetzt zu er-

theilen, weil einem Büchlein wie dem unſrigen, Rückhalt und Geheimniß gar wohl ziemen mag.

Aber was im Laufe des vertrauten Geſprächs von der Geſellſchaft, in der wir uns jetzt befinden, weiter offenbart werden, wie ſie ihre näheren Bezüge, Maximen und Zwecke dabei nach und nach aufklärten, iſt Pflicht und Gelegenheit hier zu eröffnen.

Die Grille des Auswanderns, hieß es, kann in einem beengten kummerlichen Zuſtand den Menſchen gar wohl ergreifen, ſie wird, wenn einzelne Fälle durch glücklichen Erfolg begünſtigt werden, im Ganzen ſich als Leidenſchaft hervorthun, wie wir geſehen haben, noch ſehen und dabei nicht läugnen, daß wir ſelbſt von einem ſolchen Wahne bethört geweſen.

Das Auswandern geſchieht in betrüglicher Hoffnung eines beſſern Zuſtandes, doch ſie wird beim erfolgenden Einwandern gar oft enttäuſcht, weil man ſich, wohin man auch gelange, immer wieder in einer bedingten Welt befindet und, wenn man auch nicht zu einer abermaligen Auswanderung genöthigt wird, dennoch den Wunſch darnach im Stillen zu hegen geneigt iſt.

Wir haben uns daher verbündet, auf alles Auswandern Verzicht zu thun und uns dem Wandern zu ergeben. Hier kehrt man nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, ſondern man hofft, auch auf dem größten Umweg, wieder dahin zu gelangen; reicher, verſtändiger, geſchickter, beſſer, und was aus einem ſolchen Lebenswandel Vortheilhaftes hervorgehen mag. Nun aber iſt in Geſellſchaft alles leichter und glücklicher zu vollbringen als einem Einzelnen gelange, und in dieſem Sinne betrachte,

mein Freund, was Du hier bemerkſt: denn was Du auch ſiehſt, alles und jedes befördert ein großes, mobiles Verhältniß tüchtiger und thätiger Menſchen aller Klaſſen.

Weil denn aber, wo Menſchen ſind, auch Lebensart iſt, ſo ſag' ich vorläufig von unſerer Verfaſſung nur ſoviel: wenn zwei der Unſrigen irgendwo zufällig auf einander treffen, ſo verfahren ſie nach Stand und Weiſe, nach Handwerks- und Kunſtgebrauch oder ſonſt nach irgend einer Sitte, ihren gewöhnlichen Bezügen gemäß. Drei zuſammentretend werden auch für eine Einheit gehalten, welche ſich ſelbſt regiert; geſellt ſich aber ein Vierter hinzu, ſo wählen Drei ſogleich das Band. Dieſes darf nun, es mögen ſich ſoviel zuſammengeſellen als wollen, immer nur eine neugewählte Perſon ſein, weil im Großen, wie im Kleinen, Mitregenten wechſelſeits nur hinderlich ſind.

Du konnteſt bemerken, daß Lenardo mehr als hundert thätige und tüchtige Menſchen verbindet, beſchäftigt, verſammelt, verſendet, wie Du morgen, als an einem bedeutenden Tage, ſehen und erfahren kannſt; Du wirſt das Band aufgelöſt, die Menge in kleinere Geſellſchaften vertheilt und das Band vervielfältigt ſehen; alles Uebrige ſoll ich Dir gleichfalls eröffnen.

Nun aber lad' ich Dich zu einem kurzen Vortrag. Laß uns im Schatten dieſer durchluſteten Bäume, zur Seite des ſchweigſam vorüberziehenden Waſſers, eine Geſchichte vernehmen, ein kleines Heft durchleſen, welches mir Lenardo aus dem reichen Schatze ſeiner Sammlung anvertraut, damit man ſich recht durchdringen möge, welch' ein Unterſchied es ſei zwiſchen einer verrückten Pilgerſchaft, deren ſich ſo manche in der Welt umhertreiben,

und zwiſchen einem wohldurchdachten, glücklich eingeleiteten Unternehmen, wie das unſere, das ich nicht weiter anpreiſen will.

Die pilgernde Thörin.

(Band 21, S. 72–92.)

Band 18, S. 56 ff.

Siebenzehntes Capitel.

Lenarde, welcher ſich zur Tafelſtunde frei gemacht, ſpeiſte mit den Freunden zuſammen und begann ſogleich ſeine Familienverhältniſſe zu entwickeln. Die älteſte Schweſter war verheirathet. Ein reicher Schwager übernahm, zur höchſten Zufriedenheit des Oheims, die Verwaltung aller Güter, daneben wirkte Valerinens Gatte [illegible] mit ein; ſie arbeiteten ins Große und verſtärkten [illegible] durch Verbindung mit fernen Landen und Orten.

Nun kommen unſere älteſten Freunde auch wieder zum Vorſchein; Lothario, Werner, der Abbé von ihrer Seite ſetzen die höchſte Thätigkeit fort, indeſſen Jarno ſich im Bergbau befähigt. Eine allgemeine Aſſecuranz iſt errichtet, es zeigt ſich ein mächtiger Grundbeſitz, auf welchem die Möglichkeit der großen wandernden Geſellſchaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingung der möglichſten Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefordert und gegen alle Unfälle geſichert

ſind, da aber auch als denkbare zerſtreute Coloniſten aufs Vaterland günſtig zurückwirken.

Hier erſcheint nun Lenardo überall als wanderndes Band, bei kleineren und größeren Vereinigungen wird er meiſt gewählt; auf ihm ruht das unbedingteſte Vertrauen.

So weit war die Eröffnung theils aus Lenardo's, theils aus Friedrich's Munde gediehen, als beide auf einmal ſtill ſchwiegen und Einer wie der Andere Anſtand zu nehmen ſchien ſich weiter zu erklären. Nach einer kurzen Pauſe ergriff Wilhelm das Wort und rief: was für ein neues Geheimniß verhüllt hier auf einmal die freundlichſte Aufklärung! will man mich abermals im Stiche laſſen?

Keineswegs! entgegnete Friedrich; wiſſe nur! er hat das nußbraune Mädchen gefunden und um ihretwillen — Nicht um ihretwillen! unterbrach Lenardo — Und doch um ihretwillen! beharrte Friedrich: betrügt Euch nur nicht ſelbſt. Um ihretwillen verwandelt Ihr Euch in einen geſetzmäßigen Vagabunden, wie wir andern uns, freilich nicht auf die löblichſten Anläſſe, in geſetzloſe Landſtreicher ſonſt wohl verwandelten.

Verfahren wir gelaſſen, ſagte Lenardo: dem Freund muß offenbart werden, wie es um uns ausſieht, vorher aber muß er noch einiges zur gelinden Strafe dahinnehmen. Sie hatten das nußbraune Mädchen gefunden, mir aber die Kenntniß ihres Aufenthalts verſagt. Deshalb will ich Sie nicht tadeln; aber was half's! zur Entdeckung ward ich leidenſchaftlich hingetrieben, und trotz Ihrer klugen Sorgfalt kam ich doch auf die Spur. Sie haben die gute Schöne ſelbſt geſehen, ihren Zuſtand genau kennen gelernt und ihn doch nicht richtig beurtheilt. Nur der Liebende fühlt und entdeckt, was die Geliebte wünſcht

und bedarf, er weiß es ihr aus dem tiefſten Herzen heraus zu empfinden. Dies ſei genug für diesmal, zur Erklarung bleibt uns heute keine Zeit. Morgen durchleb' ich den beißeſten Tag, übermorgen trennen wir uns. Aber zu Ihrer Aufklärung, Beruhigung und Theilnahme erhalten Sie die Abſchrift einer Woche meines Tagebuchs; es iſt das ſchönſte Vermächtniß, was ich Ihnen mitgeben kann. Sie werden zwar daraus nicht klüger werden als Sie jetzt ſind und als ich jetzt bin; dies aber ſei genug für die Gegenwart. Die nächſte Zukunft, oder eine fernere wird fügen und beſtimmen; das heißt alſo, wir wiſſen in dieſem Falle, wie in ſo vielen andern, nicht, was aus uns werden kann.

Lenardo erhielt zum Nachtiſch ein Paket, bei deſſen Eröffnung er, einigermaßen ſtutzend, Wilhelmen einen Brief hinreichte. — Was mag Schweſter Herſilie für Geheimniſſe mit dem Freunde haben, für eilige Geſchäfte! „Baldigſt zu beſtellen und einſam, ohne jemands Gegenwart, weder Freunden noch Fremden zu eröffnen!“ Gönnen wir, Friedrich, dem Empfänger, alle mögliche Beauemlichkeit, entfernen wir uns! Wilhelm erbrach haſtig und las:

Herſilie an Wilhelm.

Wo Sie dieſes Blatt auch antreffen mag, mein edler Freund, denn es ſucht Sie wohl in einem Winkel auf, wohin Sie Sich vor Sich ſelbſt vergebens flüchteten.

Ich habe Ihnen durch die Bekanntſchaft mit den ſchönen Frauen gewiß einen ſchlechten Dienſt geleiſtet.

Wo Sie aber auch ſtecken mögen, und man wird Sie gewiß auffinden, ſo ergeht meine Rede dahin, (daß wenn Sie, nach geleſenem dieſem Blatt nicht gleich vom Sitze aufſpringen und, als frommer Wanderer, ſich eilig bei mir einſtellen, ſo erklär' ich Sie für den männlichſten aller Männer u. ſ. w. Band 23, Seite 18 bis Seite 20, und Bd. 19, S. 15 – 17. Doch ſei Ihnen das vorbehalten, damit Sie deſto eiliger ſich auf den Weg machen.)

Friedrich kam heiterer und luſtiger zurück als er gegangen war; gute Nachricht! rief er aus, gutes Glück! Lenardo erhielt köſtliche Briefe, die ihm den morgenden Scheidetag ſehr erleichtern; Credit mehr als nöthig, und daran ſollſt Du auch wieder Theil nehmen. Das Glück weiß gewiß ſelbſt nicht wie es dran iſt, daß es geſcheiten und guten Menſchen einmal etwas zu Dank gemacht hat.

Hierauf reichte er ſeinem Freunde ein Paar abgeriſſene Kartenſtücke, mit der Anweiſung wo ſie zu produciren und gegen klingende Münze oder Wechſel nach Belieben zu vertauſchen ſeien. Wilhelm mußte ſie annehmen, ob er gleich verſicherte, gegenwärtig dergleichen nicht zu bedürfen. — So bedürfens andere! rief Friedrich: genire Dich ja nicht, und wo du biſt erſcheine als wohlthätiges Weſen. Nun aber komm, wir wollen uns

an diesem Heft erfreuen, es iſt noch lange bis Abend, des Beſprochenen wird man wohl mude, da hab' ich mir etwas Geſchriebenes zur Unterhaltung ausgebeten. Jedes Blatt in Lenardo's Archiv iſt im Sinne des Ganzen, und wie er mir dieſe gab, ſo ſagte er: da nehmt hin und leſet, unſer Freund wird mehr Zutrauen als je zu Bund und Band faſſen, wenn er abermals treffliche Glieder kennen lernt.

Nun begaben ſich die Freunde zu einer heitern Stelle, und Friedrich las mit recht natürlicher Energie und Heiterkeit das Dargeſtellte erfreulich belebend:

Wo ſitzt der Verräther?

(Band 21, Seite 127 — 173.)

Bd. 18, S. 89 ff.

Letztes Capitel.

(Betrachten wir, meine Freunde,) — ſprach Lenardo nach einer kurzen Einleitung — (des feſten Landes bewohnteſte Provinzen und Reiche, ſo finden wir überall wo ſich nutzbarer Boden hervorthut, denſelben bebaut, bepflanzt, geregelt, verſchönt u. ſ. w. Band 23, Seite 118 bis Seite 129, und Bd. 19, S. 93—102 zu den Verſen:

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitren Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.)

Leonore.

Du haſt um fremde Menſchen dich ſo lang'
Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wieder ſiehſt,
Verkennſt du ſie, und rechteſt wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundinn, die Gefahr!
Mit fremden Menſchen nimmt man ſich zuſammen,
Da merkt man auf, da ſucht man ſeinen Zweck
In ihrer Gunſt, damit ſie nutzen ſollen.
Allein bey Freunden läßt man frey ſich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenſchaft, und ſo verletzen wir
Am erſten die, die wir am zärtſten lieben.

Leonore.

In dieſer ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freunden wieder.

Druck von J. B. Hirschfeld.

Goethe's Vater und Mutter.

Nachträge

zu

Goethe's

sämmtlichen Werken.

Gesammelt und herausgegeben

von

Eduard Boas.

Zweiter Theil.

Mit zwei Silhouetten.

Leipzig,
Verlag von L. H. Bösenberg.
1811.

Zu den Titelsilhouetten.

Wir wissen dem geneigten Leser zu diesem Buche kein erfreulicheres Geschenk hinzuzufügen, als die Schattenrisse der Eltern unsers Dichters. Selbst ohne daß sie einen solchen Sohn gehabt hätten, wären ihre Persönlichkeiten noch interessant. Der Vater, Johann Gaspar Goethe, ein ächter, deutscher Reichsbürger, war ein Mann von lakonischem Ernst und ängstlicher Pedanterie, aber voll gründlicher Lern- und Lehrbegierde. Er hatte seine Schulbildung auf dem Coburger Gymnasium empfangen, studirte dann in Leipzig und wurde zu Gießen Doctor der Rechte. Seine mit größtem Fleiß verfaßte Dissertation: „Electa de aditione hereditatis," fand Anerkennung bei den Juristen. Er hatte sich tüchtige Kenntnisse in alten und neuen Sprachen erworben, und machte dann eine Reise durch Deutschland und Italien. Als er nach Frankfurt zurückkehrte, wollte er, ohne irgend eine Vergütigung, ein subalternes Amt übernehmen, sich jedoch keiner vorherigen

Ballotage unterwerfen. Da das dem Herkommen und dem Gesetze zuwider war, so schlug ihm diese Absicht fehl, und er gelobte sich nun, niemals irgendwo eine Stelle anzunehmen. Er wußte sich von Kaiser Karl VII. den Charakter eines kaiserlichen Rathes zu verschaffen, und dieser stellte ihn an Rang den höchsten obrigkeitlichen Personen der Reichsstadt gleich. Sein Vermögen gestattete ihm, unabhängig zu leben, und so trieb er denn mancherlei heitere und nützliche Wissenschaften und legte ein tüchtiges Fundament zu den Studienanfängen seines Wolfgang. Besonders schildernd für diesen Mann ist es auch noch, daß er bei einem poetischen Werke den Reim für ganz unerlässig hielt und eine specielle Abneigung gegen Klopstock hatte.

Goethe's Mutter, Catharina Elisabeth, aber war ein wunderbar liebliches Wesen, voll Zartheit, Laune und Innigkeit, fast einer Elfe gleich. Jedem schwebt gewiß das traute, herzige Bild der „Frau Rath" vor, das uns Bettina entwirft. Wie ein Schutzgeist wachte sie über den Körper und den Geist ihres Wolfgang, damit nichts Störendes seiner Entwickelung hinderlich sei; es lag etwas Poetisches in ihrer reichen Mutterliebe. Der Sohn hatte ihr viel, sehr viel zu danken. Die göttliche Heiterkeit, die bestechende Anmuth ihres Wesens, der weiche, mährchenhafte Zauber, der in ihren schönen Augen lebte, ging auf ihn über, und wenn er durch ein Bild reiner Zärtlichkeit die Welt entzücken wollte, so durfte er nur seiner Mutter gedenken. Goethe liebte sie aber auch über Alles; sie war seine Muse, sein Idol.

Nun, nachdem wir einige Farbenstriche über die dunklen Schattenbilder hingehaucht haben, mögen dieselben auch noch lebendig zu sprechen beginnen, damit der Leser ihre eigenen Worte vernehme.

I.

Goethe's Vater

an den dänischen Consul Schönborn.

An Herrn Secretär Schönborn in Algier.

Frankfurth am Mayn, den 24. July 1776.

Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier den 28. October 1775 an Unsern Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des Spanischen coup manqué besonders enthalten, ist ohngefähr sechs Wochen hernach alhir richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinander hängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant sein mögte. Ich fange von Ursprung seiner itzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor 2 Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der darmstadt. Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gefolget. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die dortige Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren, und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu

Antonio.

Ja, mich verdrießt -- und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut ſo ohne Maß verlor.
Allein geſtehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von ſaurer Arbeit kommt,
Und ſpät am Abend in erſehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit beſeſſen, ſoll er nicht
Auch etwas menſchlich's in dem Buſen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menſchlich iſt, ſo wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe ſüß, die Arbeit leicht
Durch ein Geſpräch, durch holde Töne macht.
Der Baum iſt breit, mein Freund, der Schatten gibt,
Und keiner braucht den andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht
Mit einem Gleichniß hin und wieder ſpielen.

Freunden machte. Jemehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch zugleich wegen dessen izigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und vertretten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schriften (alter Colomosius) womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur schäzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplaz vieler schönen Geister seyn, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Dr. mit Wieland ausgesöhnet, und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Hofr. Schlosser in Emmeding betrift, kan er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie dan eben diese Schwarzen Männer mit weisen Krägen den 2ten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellet fanden, und daher den weltl. Arm zur Confiscation reizten. Er kam auch erst mit seinem Anti-Pope zum Vorschein. In den Ephemeriden der Menschheit, eine Schrift die in Basel heraus kommt, trifft man auch verschiedene Aufsätze von ihm an etc.

Hactenus Goethe Pater.

II.

Goethe's Mutter

an die verwittwete Frau Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar.

Frankfurt, am 22. October 1782.

Durchlauchtigſte Fürſtin!

Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durſtigen eine klare Quelle und alles, was ſich nun noch dahin zählen läßt; was die armen Sterblichen ſtärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unſerer beſten Fürſtin! Du biſt alſo noch nicht in Vergeſſenheit gerathen — die theuerſte Fürſtin denkt noch an Dich — fragt nach Deinem Befinden. — Tauſendfacher Dank ſei Ihro Durchlaucht davor gebracht! Ihro Durchlaucht haben die Gnade zu fragen, was ich mache? O, beim Jupiter, ſo wenig als möglich! Und das Wenige noch obendrauf von Herzen ſchlecht. — Wie iſts aber auch anders möglich! Einſam, ganz allein mir ſelbſt überlaſſen. — Wenn die Quellen abgeleitet oder verſtopft ſind, wird der tiefſte Brunnen leer — ich grabe zwar als nach friſchen — aber entweder geben ſie gar kein Waſſer, oder ſind ganz trübe, und Beydes iſt dann freilich ſehr ſchlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis ins Unendliche fortführen — könnte ſagen, um nicht Durſt zu ſterben, ich jetzt mineraliſch Waſſer tränke — welches ſonſt eigentlich nur für Kranke gehört u. ſ. w. Gewiß viele ſchöne Sachen ließen ſich hier noch an-

bringen — aber der Witz, der Witz! den habe ich immer vor Zugluft gehalten — er kuhlt wohl — aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnick-Schnack. — Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer dem Hause suchen — denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof — Sonst war's freilich ganz umgekehrt — doch da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle bleibt, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht — wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen? — Nein so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht wie im Julius? — Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders seyn könnte; so kommt man am besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (alles wohl überlegt) die Hauptsache. Ihro Durchlaucht können nun so ohngefähr aus obigem ersehen, daß Frau Aja immer noch — so ohngefähr Frau Aja ist, ihren guten Humor beibehält und alles thut, um bei guter Laune zu bleiben — auch das Mittel, das weiland König Saul gegen den bösen Feind so probat fand, fleißig gebraucht; und so hat's menschlichem Ansehen nach noch lange keine Noth mit der guten Frau. Zumal da Herr Jabor (den Ihro Durchlaucht wenigstens dem Namen nach kennen) für unser Vergnügen so stattlich gesorgt hat. Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! den Teufel möchte ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blut zu incommodiren. — Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu Paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden alles lachte sich die Galle vom Herzen. — Diese Woche sehen wir auch Olavigo — da geht ganz Frankfurt hinein; alle

Logen sind schon bestellt — das ist vor so eine Reichsstadt allemal ein großer Spaß. Ich habe nun Ihro Durchlaucht Befehl in Unterthänigkeit befolgt — von meinem Seyn und Nichtseyn wahrhaften und aufrichtigen Bericht erstattet. Empfehle mich zu fernerer Huld und Gnade und bin ewig

Durchlauchtigste Fürstin

Dero

unterthänigst treu gehorsamste Dienerin

Goethe.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Seite

Dramatisches.

Romeo und Julia. Trauerspiel. 1811 3

Varianten zu dem Lustspiel: „Die Mitschuldigen.“ 1769 .. 125

Varianten zu „Clavigo.“ 1774 132

Varianten zu dem „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.“ 1774 134

Stella. Ein Schauspiel für Liebende. 1776. — Varianten und Schluß 137

Scenen aus einer noch ungedruckten Bearbeitung der „Iphigenia auf Tauris.“ 1778 147

Seite

Ein Schattenspiel. 1782 ... 175

Die geflickte Braut. 1783 ... 177

Schluß zu „Jery und Bätely." 1790 ... 179

Variante zu Faust ... 181

Plan einer ungedruckten Scene zu „Faust" ... 182

Literatur.

Versuch über die Dichtungen. Nach Frau von Stael. 1795 ... 185

Ueber Trauerspiel und Epos. 1797 ... 218

Zu einigen Scenen aus Mahomet. 1800 ... 219

Dramatische Preisaufgabe. 1800 ... 221

Anzeige der sämmtlichen Werke. 1826 ... 224

Widmung des Briefwechsels mit Schiller, an den König von Bayern. 1829 ... 233

Vermischtes.

Execution auf die Piccolomini. 1798 ... 238

Ungedruckter Brief an den Capellmeister Reichardt zu Giebichenstein. 1801 ... 240

Ueber den Cyclus. 1803 ... 244

Nach dem Leben 1830 ... 248

Seite

Naturhiſtoriſches.

Wachsthum der Schmetterlingsflügel. 1796 250
Blumenleuchten. 1799 252
Blatt und Wurzel. 1825 253
Farbentheorie von Wünſch. 1828 256

Dramatisches.

Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Höchſtverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragſt du mich nach dieſen beyden Schätzen;
Der Lorber iſt es und die Gunſt der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unſers Jünglings Haupt
Den ernſten Mann beleidigt? Hätteſt du
Für ſeine Mühe, ſeine ſchöne Dichtung
Beſcheid'nern Lohn doch ſelbſt nicht finden kön-
nen.
Denn ein Verdienſt, das außerirdiſch iſt,
Das in den Lüften ſchwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unſern Geiſt umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem ſchönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er ſelbſt die Erde kaum berührt,
Berührt der höchſte Lohn ihm kaum das Haupt.

Romeo und Julia.

Ein Trauerspiel.

1811.

Weder Döring, noch ein andrer Biograph Goethe's, erwähnt irgendwo mit einer Sylbe, daß der Dichter, Shakespeare's „Romeo und Julia" für die Bühne bearbeitet habe. Man glaubte, das Stück sei beim Weimarischen Theaterbrande von den Flammen verzehrt worden; jedoch auf meine Bitte ließ Goethe's Nachfolger, der Herr Oberhofmarschall und Theaterintendant, Baron Spiegel von Pickelsheim, Nachsuchungen im Archive anstellen, und das Manuscript fand sich wieder. Freundlichst wurde mir es gesendet, und ich übergebe hier das gerettete Stück zum ersten Male dem Druck. Die Bearbeitung hat ihre Mängel, und Shakespeare büßte manche seiner eigenthümlichen Schönheiten dabei ein; allein es bleibt doch wichtig, betrachten zu können, wie sich das Werk eines Dichterheroen unter der Feder des andern gestalten mußte.

Im Jahre 1811, als Goethe mit der Beschreibung seines Lebens beschäftigt war, nahm er auch noch diese Arbeit vor, und am 8. April erzählt er dem Freunde Zelter (S. Briefwechsel, Band 2, Seite 4): „Mit dem Theater habe ich mich viel beschäftigt und einen concentrirten Romeo auf die Bühne

gebracht. Sie werden das Stück wahrſcheinlich bald in Berlin ſehen; nehmen Sie davon Anlaß, mir ein Wort zu ſagen, wie Sie es finden, wie Andere es gefunden, und wie es geſpielt worden." — Schon den 14. April (a. a. O., Seite 10 ff.) ertheilt ihm Zelter hierauf die Nachricht, daß die „weitmäuligen" Berliner Kritiker das Stück ſehr mitgenommen und beſonders den neuen Schluß getadelt hätten. „Nach meinem Gefühl," fügt er hinzu, „hatten Sie vollkommen recht, das Stück zu ſchließen, wo es aus iſt. Die neue Freundſchaft verſteht ſich entweder von ſelber, oder ſie geſchieht, weil das alte Volk gern ſelig ſterben möchte." Goethe erwidert am 12. December 1812 (a. a. O., Seite 56): „Neulich haben ſie Romeo und Julia wieder ganz vortrefflich und zu Jedermanns Zufriedenheit gegeben. In Berlin müſſen ſie mit dieſem Stücke ſehr täppiſch umgegangen ſein."

Der Dichter hatte bei ſeiner Bearbeitung die Schlegel'ſche Ueberſetzung zum Grunde gelegt, aber viel Eigenes hinzugethan, und das Stück iſt hier ein faſt neues, deſſen Vergleichung mit dem Urterte ungemeines Intereſſe gewährt. Abänderungen aus ſpäterer Zeit, welche ſich im Manuſcripte finden, ſind unter den bezüglichen Stellen genau vermerkt worden.

Romeo und Julia.

Personen.

Escalus, Prinz von Verona.
Paris, Graf, Verwandter des Prinzen.
Montague, } Parteihäupter.
Capulet, }
Romeo, Montague's Sohn.
Mercutio, Verwandter des Prinzen und Romeo's Freund.
Benvolio, Montague's Neffe und Romeo's Freund.
Tybalt, Neffe der Gräfin Capulet.
Bruder Lorenzo, ein Franziskaner.
Bruder Marcus, von demselben Orden.
Romeo's Page.
Graf Paris Page.
Bediente Capulet's.
Ein Apotheker.
Gräfin Capulet.
Julia, Capulet's Tochter.
Julien's Wärterin.
Bürger von Verona.
Masken.
Wachen und
Anderes Gefolge.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Vor Capulet's Hauſe.

(Die Diener des Capulet ſchmücken die Thür mit Lampen und Kränzen, und ſingen.)

Diener.

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell ſei das Haus!
Ehret die nächtige
Feier mit Tanz und Schmaus,
Capulet der Prächtige
Richtet ſie aus.

Kommet ihr Freunde viel
Gaſtlich zu Tanz und Spiel,

Frei iſt die Bahn!
Was er bereitete
Wohl iſt's gethan.
Seltſam gekleidete
Treten heran.

(Es kommen Masken und gehen in's Haus, bei der Wiederholung der ersten Strophe.)

Zweite Scene.

Romeo. Benvolio. Page.

Diener.

Zündet die Lampen an
Windet auch Kränze dran ꝛc. ꝛc.

Benvolio.

Uns zu erfrischen gehen wir im Kühlen,
Wie kommen wir denn grad' in dieſe Straße?
Wo der verhaßte Name Capulet uns gleich
So übermüthig um die Ohren ſauſt,
Daß mir's vom Kopf herab durch alle Nerven,
Beſonders aber in den rechten Arm,
Mit ſolcher Heftigkeit herunter fährt,
Daß ich mich kaum enthalten kann zu ziehn,
Und erſt mit platter, dann mit ſcharfer Klinge
Das übermüth'ge Volk zum Schweigen bringe.

Diener.

Hoch lebe Capulet, Capulet nur hoch!

(Ab.)

Benvolio.

Verflucht Geſindel!

Romeo.

Halte Freund, halt' an!
Für diesmal ſuche ſich dein Schwerdt die Scheide.
Beleidigt uns der feilen Knechte Schaar!
Des Brod ſie eſſen, deſſen Lied ſie ſingen.
Vermehre nicht die Spannung, die ſchon lange
Die Häuſer Capulet und Montague
Mit ehr'nen Armen auseinander hält;
Erneue nicht den Zwiſt, der dreimal ſchon,
Aus einem Nichts, aus luft'gem Wort erzeugt,
Den holden Frieden unſ'rer Stadt zerrüttet.
Verona's graue Bürger mußten ſich
Entladen ihres ehrenfeſten Schmucks
Und alte Speere in alten Händen ſchwingend
Dem Haß, der unſ're Häuſer trennet, ſteuern,
Des dunkler Quell, geleitet durch die Zeit,
Im Fortgang ſtets ein breit'res Bett ſich wühlt.

Benvolio.

So halt ihn auf wer kann! mir iſt's unmöglich,
Wenn Feinde höhniſch jauchzen, zahm zu ſein.

Ein unfruchtbarer Zweig iſt das Geſchenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit ſie einer Schuld
Auf's leicht'ſte ſich entlade. Du mißgönnſt
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein
Um's kahle Haupt wohl ſchwerlich; und gewiß,
Der Lorberkranz iſt, wo er dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach ſeinem Werth zu ſchätzen,
Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es ſcheint von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe,
So ſehr wie andre, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirſt an ein Phantom
Von Gunſt und Ehre keinen Anſpruch machen.
Der Dienſt, mit dem du deinem Fürſten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindeſt,

Romeo.

Du kennſt des Prinzen Bann, den er noch jüngſt
Dem Unruhſtifter mächtig angedroht:
„Verſtört ihr je den Frieden dieſer Stadt,
„So büßt den Friedensbruch mir euer Leben!“
Als erſtes Opfer falle nicht mein Freund!
Laß uns das Recht auf unſrer Seite halten
Und zeigen, daß zum Frieden wir geneigt.
In dieſer Nacht bereitet Capulet
Ein hergebrachtes Feſt: Verona's Jugend
Iſt dort vermummt zu luſt'gem Tanz verſammelt.

Benvolio.

Du hätteſt Luſt, dich unter ſie zu miſchen!

Romeo.

Zerſtreuung iſt mir nöthiger als je.
Auf Roſalinden that ich zwar Verzicht,
Die meine Treu' und Liebe ſchlecht vergelten;
Ich ſchien Verzicht zu thun, und manches Mal
Verſcheuchte Meiſterin Vernunft, rief ſie
Des Tages Licht zu Hülfe, jenes Bild;
Doch wie die Sinne ſich am Abend ſanft
Und ſüß hervorthun, ſich als Meiſterinnen
Der Meiſterin zu zeigen: alſo tritt
Am Abend, in der Nacht, das holde Bild,
Dem ich mich unterwarf, hervor,
Und Hülfe brauch ich nöthiger als je.
Was denkſt du, theurer Freund? Ergreifen wir

Der Masken Luſt, willkommene Zerſtreuung,
Und ſchließen uns an jene bunte Schaar!

(Indeſſen ſind mehrere Masken in's Haus gezogen.)

Benvolio.

So iſt es recht und ſo gefällt es mir!
Und ich gebiete meinem Grimm ſogleich.

(Er ſteckt den Degen ein.)

Sonſt miedeſt du Geſellſchaft, ſahſt kein Mädchen
Mit Leibes- und mit Geiſtesaugen an,
Als Roſalind' allein. Vergleiche nun,
Wie mancher Stern an dieſem Himmel glüht:
Zeit und Vergleichung können vieles thun,
Daß alte Liebe welkt und neue blüht.

Romeo.

Vergeblich Reden! Nicht den Schmerz zu heilen,
Ihn zu vergeſſen komm, und laß uns eilen! (1)

---

1) Hier folgt noch:

Romeo (zum Pagen).

Nun ſchaffe Masken, Knabe. Rühre dich!

Page.

Gleich ſoll für euch geſorgt ſein — und für mich.

(Ab.)

Dritte Scene.

Vorige. Mercutio.

Mercutio.

Wohin, wohin!

Romeo.

Du kommſt uns eben recht.
Ein ſchneller Einfall rufet uns zum Feſt,
Zu dem wir freilich nicht gerufen ſind.
Wir geh'n uns zu vermummen, komm du mit!
Nimm einen Mantel, nimm ein fremd' Geſicht.

Mercutio.

Das laß ich bleiben: Alles hilft mir nichts!
Es kennt mich jedes Kind, ich weiß wie's zugeht.

Ich bin ein ausgezeichneter Mann; ich habe Charakter in Geſtalt und Stimme, im Gehen und Kommen, in jeglicher Bewegung.

Benvolio.

Freilich! dein Wanſtchen hat einen beſonders ſpitzfindigen Charakter.

Mercutio.

Ihr habt gut reden, ihr andern Zahnſtocher, ihr Bohnenſtangen! Ihr hängt Lappen auf Lappen über euch

ber: wer will euch daraus herauswickeln? Aber ich, mit dem ſchwerſten Mantel, mit der wunderbarſten Naſe, ich mag auftreten, wo ich will, gleich liſpelt einer mir hinter drein: Da geht Mercutio! Bei meiner Treu, es iſt Mercutio! — Wäre das nicht höchſt ärgerlich, wenn es mir nicht zum Ruhm gereichte! Denn da ich ein Mal Mercutio bin, ſo ſei ich denn Mercutio, und immer Mercutio. — Nun gehabt euch wohl! Macht eure Geſchäfte ſo gut es gehn will; ich ſuche meine Abenteuer auf dem Kopfkiſſen! Ein luſtiger Traum ſoll mich erquicken, indeß ihr den Träumen nachlauft und ſie ſo wenig haſchen könnt als ich.

Dann bin ich friſch, wenn euch Aurora thränt,
Und ihr vor Müdigkeit, vielleicht vor Liebe, gähnt.

(Ab.)

Romeo.

Laß ihn! Denn ſo geziemt den Freunden auf das Beſte;
Ein jeder ziehe hin zu ſeinem eignen Feſte.

(Ab mit Benvolio.)

Vierte Scene.

Saal in Capulet's Hauſe.

(Maskenball.)

Capulet und Paris (im Geſpräch).

Paris.

Zu ſolchem Feſte ziemt ein feſtlich Wort.
Was ſagt ihr, edler Herr, zu meinem Werben?
Erlaubt, daß ich's hier feierlich erneue.
Kein Wunder, daß mich Juliens Glanz und Werth,
Der Allen leuchtet, mächtig an ſich zieht.
Nicht raſche Neigung iſt's: ein ganzes Jahr
Begleitet ſchon mein Auge dieſen Stern.
Zwar vor mir ſelbſt beſcheid' ich mich, zu ſchweigen:
Denn Werth und Unwerth ſchätzet ihr am beſten;
Allein des Aeußern darf ich wohl gedenken:
Verwandt bin ich dem Prinzen, jung und reich.

Capulet.

Ein doppeltes Gefühl erreget mir
Die ehrenvolle Werbung, junger Mann.
So geht's dem Vater. Wächſt die Tochter auf,
Forſcht er für ſie nach einem würd'gen Gatten;
Doch kommt zuletzt der Augenblick, erſcheint
Ein Jüngling, werth, ſie mit ſich heimzuführen,
Dann hebt das Vaterherz, und ſchwanket ſorgenvoll;
Er fürchtet ſie auf ewig zu verlieren,
Durch die in Enkeln er ſich ſelbſt gewinnen ſoll.

Paris.

Doch überwindet Weisheit solches Bangen.

Capulet.

Mein Zögern ist verzeiblich, lieber Graf.
All' meine Hoffnungen verschlang die Erde,
Mir blieb nur dieses hoffnungsvolle Kind;
Doch werbt nur, werther Mann, sucht Euer Heil:
Mein Will' ist von dem ihren nur ein Theil.
Wenn sie aus Wahl in Eure Bitte willigt,
So hab' ich im Voraus ihr Wort gebilligt.

(Sie gehen nach dem Hintergrunde.)

Fünfte Scene.

Gräfin Capulet, Julia und die Wärterin (im Gespräch).

Gräfin Capulet.

Die Hochzeit, ja! das ist der Punkt von dem
Ich sprechen wollte. — Sag' mir, liebe Tochter,
Wie stehts mit deiner Lust dich zu vermählen?

Julia.

Noch träumt' ich nie von dieser Ehre.

Wärterin.

Schon!
Eine Ehre! Hätt'st du eine andre Amme

Als mich gebabt, ſo wollt ich ſagen: Kind,
Du habeſt Weisheit mit der Milch geſogen.

Gräfin Capulet.

Gut! denke jetzt daran! Mit einem Wort:
Der junge Paris wirbt um deine Hand.

Wärterin.

Das iſt ein Mann! mein Fräulein; ſolch' ein Mann
Als alle Welt — ein wahrer Zuckermann!

Gräfin Capulet.

Die ſchönſte Blume von Verona's Flor!

Wärterin.

Ach ja 'ne Blume! gelt, 'ne rechte Blume!

Gräfin Capulet.

Was ſagſt du? Wie gefällt dir dieſer Mann?
Dort ſteht er im Geſpräch mit deinem Vater;
Lies in dem Buche ſeines Angeſichts,
In das der Schönheit Finger Wonne ſchrieb; (2)

2) In das die Hand der Schönheit Wonne ſchrieb.

(Die erſtere Lesart wurde jedoch nachdem wieder hergeſtellt.)

Betrachte ſeiner Züge Lieblichkeit,
Wie jeglicher dem andern Zierde leiht,
Und wär' im Texte dunkel was geblieben,
Das lies am Rand in ſeinem Aug' geſchrieben.
Sieh zu! — Fühlſt du dem Grafen dich geneigt?

Julia.

Gern will ich ſehn, ob Sehen Neigung zeugt;
Doch weiter ſoll mein Blick den Flug nicht wagen,
Als ihn die Schwingen eures Beifalls tragen!
(Eine Maske fordert Julien zum Tanz auf.)

Sechſte Scene.

Romeo. Benvolio.

Romeo.

Wer iſt das Fräulein, welche dort den Ritter
Mit ihrer Hand beſeligt?

Benvolio.

Weiß ich das?

Romeo.

O, ſie belehrt die Kerzen hell zu ſcheinen!
Wie in dem Ohr des Mohren eine Perle,
So hängt die holde Schönheit an den Wangen

Der Nacht, so hoch! wer dürfte sie begehren! —
Sie stellt sich unter den Gespielen dar
Als weiße Taub' in einer Krähenschaar.
Schließt sich der Tanz, so nah' ich ihr, ein Drücken
Der zarten Hand soll meine Hand beglücken.
Liebt ich wohl je? Ihr Augen schwöret: Nein!
So schön wie sie war keine, wird nicht sein.
(Beide nach dem Hintergrunde.)

Siebente Scene.

(Capulet und Tybalt treten hervor).

Tybalt.

Nach seiner Stimm' ist dies ein Montague.
Hol' meinen Degen, Bursch! Was wagt der Schuft,
So frazzenhaft vermummt hieher zu kommen,
Zu Hohn und Schimpfe dem Familienfest!
Fürwahr! bei meines Stammes Ruhm und Adel!
Wer tödt ihn schlägt verdienet keinen Tadel.

Capulet.

Was habt ihr Vetter! welch ein Sturm! Wozu!

Tybalt.

Sehr Oheim! Der da ist ein Montague.
Der Schurke drängt sich unter eure Gäste,
Und macht sich einen Spott aus unserm Feste.

Capulet.

Iſt das der junge Romeo?

Tybalt.

Der Schurke Romeo.

Capulet.

Seid ruhig, Herzensvetter! Laßt ihn geben!
Er hält ſich ſtets als wackrer Edelmann;
Und in der That, Verona preiſet ihn
Als wohlerzog'nen, tugendſamen Jüngling.
Ich möchte nicht, für alles Gut der Stadt,
In meinem Haus ihm einen Unglimpf thun.
Drum ſeid geduldig, merket nicht auf ihn.
Das iſt mein Will', und wenn du dieſen ehrſt,
So zeig dich freundlich, ſtreif' die Runzeln weg,
Die übel ſich bei einem Feſte ziemen.

Tybalt.

Kommt ſolch' ein Schurk' als Gaſt, ſo ſieht ſie wohl.
Ich leid' ihn nicht.

Capulet.

Er ſoll gelitten werden,
Er ſoll! — Herr Junge, hört er das? Nur zu!
Wer iſt hier Herr? Er oder ich? Nur zu!
So? Will er ihn nicht leiden? — Helf' mir Gott!
Will Zwietracht ſäen? meine Gäſte ſprengen?
Den Hahn im Korbe ſpielen? Seht mir doch!

Iſt wirkend, iſt lebendig, und ſo muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig ſeyn.
Dein Lorber iſt das fürſtliche Vertraun,
Das auf den Schultern dir, als liebe Laſt,
Gehäuft und leicht getragen ruht; es iſt
Dein Ruhm das allgemeine Zutraun.

Antonio.

Und von der Gunſt der Frauen ſagſt du nichts,
Die willſt du mir doch nicht entbehrlich ſchil-
dern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrſt ſie
nicht,
Und leichter wäre ſie dir zu entbehren,
Als ſie es jenem guten Mann nicht iſt.
Denn ſag', geläng' es einer Frau, wenn ſie
Nach ihrer Art für dich zu ſorgen dächte,
Mit dir ſich zu beſchäft'gen unternähme?
Bey dir iſt alles Ordnung, Sicherheit;
Du ſorgſt für dich, wie du für andre ſorgſt,
Du haſt, was man dir geben möchte. Jener

Tybalt.

Iſt's nicht 'ne Schande, Oheim!

Capulet.

Zu, nur zu!
Ihr ſeid ein kecker Burſch. Ei, ſeht mir doch!
Ihr macht mir's bunt. Traun, das käm' eben recht!
Seid ruhig, ſonſt will ich zur Ruh' Euch bringen!
(Geht in den Hintergrund.)

Tybalt.

Mir kämpft Geduld aus Zwang mit will'ger Wuth
Im Innern, und empört mein ſiedend Blut.
Ich gehe: Doch ſo frech ſich aufzudringen!
Was Luſt ihm macht, ſoll bittern Lohn ihm bringen.
(Ab.)

Achte Scene.

Der Prinz und Mercutio, vermummt, treten aus den vorderen Couliſſen auf. Benvolio iſt aus dem Hintergrunde hervorgekommen.

Benvolio.

Da iſt Mercutio! Uns zu belauſchen
Kommt er hierher; doch es gelingt ihm ſchlecht:
Denn ich erkannt' ihn gleich. Doch wer iſt mit ihm!

Ein edler Mann, ihn birgt die Maske nicht.
Mercutio soll mir leiden.

(An ihm sanft vorbeigehend.)

Ein Mercutio
Von jenen vielen, die sich überall
An allen Straßenecken zeigen, der ist hier.
Gegrüßt Mercutio!

Mercutio.

Stille, sag' ich, still!

Benvolio.

Wer ist dein Partner?

Mercutio.

Stille, hörst' du, still!

Benvolio.

Wahrhaftig, er ist ernst! Da geh' ich gleich hinein;
Wo Thoren ernsthaft sind, da ist nicht gut zu sein.

(Ab.)

Prinz (seinen Tabarro entfaltend).

Wir brauchen uns nicht ängstlich zu verhüllen:
Ich bin nicht hier, um unerkannt zu sein.
Die beiden Häuser Capulet und Montague
Sie stören längst die Ruhe meiner Stadt.
Nicht Strenge, nicht Gewalt bezähmten sie;
Der Milde glückt's vielleicht, sie zu gewinnen.
Persönlich will ich mich in ihre Feste
Hinfortan mischen; wenn sie froh sind, wend' ich

Ein freundlich, ein versöhnend Wort an sie.
Vielleicht geräth' es besser als vom Ihren.

Mercutio.

Dächte Jedermann wie Eure Hoheit, so müßte man zu Jedermann Eure Hoheit sagen.

Prinz.

Gern theilt' ich meine Hoheit unter alle,
Wenn nur daraus ein ganzer Fried' entstünde.

Mercutio.

Den ganzen Frieden schafft die Eine Hoheit.

Prinz.

So muß ich die nicht haben: denn der Friede
Will sich in meiner Stadt noch nicht ergänzen.
Allein was hilft's! Was tausendmal mißlungen,
Wird doch zuletzt dem Schicksal abgedrungen.

Mercutio.

Dem Schicksal wohl, nur nicht den Menschen.

Das ist eine verwünschte Race. Es nimmt mich nur Wunder, daß nicht alle Knaben mit Schmarren auf die Welt kommen: denn ich habe in meinem Leben nichts schmarrenlustigers gesehn, als unsre jungen Männer. Ihre Hand muß prädestinirt sein, einen Degen zu führen: denn jeder greift gleich darnach, und da bleiben, wie Vögel an der Leimstange, die Finger am Griff kleben, bis sie mit Blut losgewaschen werden.

Prinz.

Du ſchilderſt meine Stadt mit großer Kenntniß.

Mercutio.

Iſt's doch, als wenn alle Schneider in Verona Wundärzte wären, und man nur ſo vor die Werkſtatt treten dürfte und rufen: Heda, Meiſter! Heda, Geſelle! Junge! Heraus mit euch! Nadel und Zwirn, Nadel und Seide! Da flickt mir einmal den Arm, die Bruſt, den Bauch zu, ebenſo als wenn's alte Wämſer wären, die gelegentlich einmal ſo einen Riß kriegen.

Prinz.

Der Haß ſchafft Mordluſt, Mordluſt ſchaffet Haß.
Auf dich, Mercutio, ſetz' ich mein Vertrauen:
Du biſt mir nah' verwandt, gehörſt zu keiner
Der ſtreitenden Parteien, ob du gleich
Zu Romeo, zu den Montague's dich hältſt.
So wirke mir beſonders auf die Jüngern:
Der Alten Starrſinn macht es faſt unmöglich;
Denn Jugend iſt zwar heftig, doch verträglich.

Mercutio.

Verſucht will alles ſein: denn jede Nummer
Kann ihren Treffer, ihre Niete finden.

Prinz.

Beſiegt ward Liebe wohl ſchon durch Gewalt,
Doch nie der Haß, der Allgewaltigſte.
Deswegen ſuch' ich durch das holde, ſanfte,

Im Stillen mächt'ge Mittel der Vermählung
Die beiden Häuſer an mein Haus zu knüpfen.
Graf Paris wirbt um Capulet's Tochter Julia,
Und ich begünſtige die Werbung gern,
Er iſt, wie du, mir ein geliebter Vetter.
So fahre fort, Mercutio, mir zu dienen,
Der du in Scherz und Spaß Klugheit verbirgſt. (3)
In trüber Zeit beſieget allermeiſt
Die Launen des Geſchicks ein heitrer Geiſt.

Mercutio.

So iſt's, mein Fürſt! Und ſo ſind jederzeit
Auch meine Poſſen eurem Dienſt bereit.

Neunte Scene.

Capulet, Tybalt und Mehrere.

Capulet.

Iſt's wahr, der Fürſt iſt hier?

Tybalt.

Du ſiehſt ihn dort.

Capulet.

Welch unerwartet Glück! Mir genügt kein Wort —

---

3) Der du die Klugheit unter Scherz verbirgſt.

Prinz.

Kein Wunder führet mich an dieſen Ort.
Ich mag das Haus von ganzem Herzen ſegnen
Wo Freud' und Friede lieblich ſich begegnen.
Seid alle mir gegrüßt, beſonders aber
Erblick' ich Vetter Paris gerne hier.
(Gegen Capulet gewendet.)
Er ſei euch wohl empfohlen, ſo wie mir.
(Der Prinz in dem Hintergrunde, Alle folgen ihm.)

Zehnte Scene.

Zimmer und Durchſicht auf den Saal.

Julia und Romeo (als Pilger verkleidet).

Romeo (indem er heftig Juliens linke Hand ergreift).

Ergreif' ich deine Hand, o gnadenreich
Und heilig Bild! Hier heftig und verwegen;
So ſind zwei Pilger, meine Lippen, gleich,
Den rauhen Druck zu büßen, ſchon zugegen.
(Er küßt ihre Hand.)

Julia.

Nein, Pilger, legt nichts eurer Hand zu Schulden
Und ihrem ſittſam andachtsvollen Gruß;
Der Heil'gen Hand, ſie darf Berührung dulden,
Und treuer Händedruck iſt Pilger-Kuß.

Romeo.

Doch Heil'ge haben Lippen, Pilger auch.

Julia.

Doch zum Gebet iſt einzig ihr Gebrauch.

Romeo.

O, ſo vergönne, theure Heil'ge! nun,
Daß auch die Lippen wie die Hände thun.
Voll Inbrunſt beten ſie zu dir: Erhöre!
Daß Glaube nicht ſich in Verzweiflung kehre.

Julia
(anmuthig ſtarr, wie ein Bild daſtehend, und vor ſich hinſehend).

Ein Heil'gen-Bild, es pflegt ſich nicht zu regen,
Auch wenn es eine Bitte zugeſteht.

Romeo.

So bleib denn unbewegt, wie Heil'ge pflegen,
Derweil mein Mund dir nimmt, was er erfleht.
(Er küßt ſie auf den Mund.)
Dein Mund entnimmt die Sünde mir vom Herzen.

Julia (mit höchſter Anmuth gegen ihn bewegt).

Nun hat die Sünde ſich zu mir gekehrt.

Romeo.

Von mir zu dir! Der Vorwurf muß mich ſchmerzen.
Gieb ſie zurück! (Küßt ſie.)

Julia.

Ihr lußt ja recht gelehrt.

Eilfte Scene.

Die Vorigen, Wärterin, nachher Benvolio.

Wärterin.

Mama will euch ein Wörtchen sagen, Fräulein.

Julia (in den Saal).

Romeo.

Wer iſt des Fräuleins Mutter?

Wärterin.

Ei nun, Junker,
Das iſt die gnädige Frau vom Hauſe hier,
Gar eine wackre Frau, und klug und ehrſam.
Die Tochter, die ihr ſprecht, hab' ich geſaugt.
Ich ſag' euch: wer ſie habhaft werden kann,
Der hat von Glück zu ſagen.

(Wärterin in den Hintergrund, wo ihr Julia begegnet. Sie halten ſich zuſammen.)

Romeo (vorn).

Sie eine Capulet? O theurer Preis! Mein Leben
Iſt meinem Feind' als Schuld dahin gegeben.

Benvolio.

Komm, ſchon wird's leer! Verzieh mir daß ich treibe

Romeo.

So komm denn! wohl! ich gehe, doch ich bleibe.

Zwölfte Scene.

Vorige, Masken, zuletzt Capulet.

Capulet.

Nein! liebe Herrn, denkt noch an's Weggehn nicht.

Masken.

(Wekomplimentiren ſich mit ihm.)

Capulet.

Muß es denn ſein — nun wohl! Ich dank' euch Allen,
Ich dank' euch, edle Herren! Gute Nacht!

(Alle ab.)

Dreizehnte Scene.

Julia und die Wärterin (treten hervor).

Julia.

Komm zu mir, Amme! Wer iſt dort der Herr?

Wärterin.

Tiberio, des Alten Sohn und Erbe.

Julia.

Wer iſt's, der eben aus der Thüre geht?

Wärterin.

Das, denk' ich, iſt der junge Marcellin.

Julia.

Wer folgt ihm da, der gar nicht tanzen wollte?

Wärterin.

Ich weiß es nicht.

Julia.

Geh'! frage wie er heißt. — Iſt er vermählt,
So iſt das Grab zum Brautbett mir erwählt.

Wärterin (kommt zurück).

Sein Nam' iſt Romeo, ein Montague,
Und Eures großen Feindes einz'ger Sohn.

Beschäftigt uns in unserm eignen Fache.
Ihm fehlt's an tausend Kleinigkeiten, die
Zu schaffen eine Frau sich gern bemüht.
Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid
Mit etwas Stickerey, das trägt er gern.
Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An seinem Leib nicht dulden, alles soll
Ihm fein und gut und schön und edel stehn.
Und dennoch hat er kein Geschick, das alles
Sich anzuschaffen, wenn er es besitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgsamkeit, bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reise wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil seiner Sachen fehle. Bald
Bestiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu sorgen.

Antonio.

Und diese Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückseliger Jüngling, dem man seine Mängel

Julia.

Entspringt mir einz'ge Lieb' aus einz'gem Haß? (4)
Ich sah zu früh, den ich zu spät erkannt.
O Wunderwerk! Ich fühle mich getrieben,
Den ärgsten Feind auf's Zärtlichste zu lieben.

Wärterin.

Wie so? Wie so?

Julia.

Es ist ein Reim, den ich von einem Tänzer
So eben lernte.

(Man ruft drinnen.)

Julia!

Wärterin.

Gleich! Wir kommen ja.
Kommt! laßt uns gehn. Kein Fremder ist mehr da.

4) So einz'ge Lieb' aus einz'gem Haß entbrannt.

Vierzehnte Scene.

Capulet's Garten.

Romeo, dann Julia am Fenſter.

Romeo.

Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt!
Wer weiß von Durſt am Quell, der ewig kühlt?
Die Wunde ſchmerzt! Wer dächte ſich die Narben.
Der Durſtige, ſoll er am Quelle darben!
Nein! hier iſt Wund' und Quell, und Schmerz und Heil.
Sei was es will, es werde mir zu Theil.

Julia (oben hinter dem Fenſter im Schleier).

Romeo.

Doch ſtill! was ſchimmert durch das Fenſter dort? (5)
Es iſt der Oſt und Julia die Sonne.
Geh' auf du holde Sonne! tödte Lunen,
Die neidiſch iſt und ſcheu vor Gram bleich,
Da du viel ſchöner biſt, obgleich verborgen.
Die Neidiſchen beſchämen, das iſt recht.
Entbülle dich, ſo leuchteſt du allein,
Der Mond entweicht, es weichen alle Sterne.

Sie ſpricht, doch ſagt ſie nichts. Und doch, ſie redet,
Ihr Auge redet. Antwort geb' ich ihm. —

5) Durch die Halle.

Ich bin zu kühn; es redet nicht zu mir.
Ein Paar der schönsten Stern' am ganzen Himmel
Hat irgendwo im Unermeßlichen
Ein wichtiges Geschäft, und bittet Juliens Augen
In seinen Kreisen unterdeß zu funkeln;
Doch wären Juliens Augen dort, die Sterne
In ihrem Antlitz, würde nicht der Glanz
Von ihren Wangen jene so beschämen,
Wie Sonnenlicht die Lampe! Wurd' ihr Aug'
Aus luft'gen Höhen nicht so helle strömen,
Daß Vögel sängen, froh, den Tag zu grüßen?
O, wie sie auf die Hand die Wange lehnet!
Wär' ich der Handschuh doch an dieser Hand
Und küßte diese Wange.

Julia.

Ach mir! Ach!

Romeo.

Sie spricht. O sprich noch einmal, holder Engel!
Denn über meinem Haupt erscheinest du
Ein glorreich Meteor, ein Feuerbote
Des Himmels, dem erstaunten, über sich
Gekehrten Aug' der Menschensöhne, die
Sich rücklings werfen, um ihm nachzuschauen,
Wenn er dahinfährt über träge Wolken
Und durch das Meer der stillen Lüfte segelt.

Julia.

O Romeo, Romeo! Warum bist du Romeo?
Verläugne deinen Vater, deinen Namen;

Willſt du das nicht, ſo ſchwöre dich zu meinem Liebſten
Und ich bin länger keine Capulet.

Romeo (für ſich).

Hör' ich noch länger, oder ſoll ich reden?

Julia.

Dein Nam' iſt nur mein Feind, du bleibſt du ſelbſt,
Und wärſt du auch kein Montague. Was iſt
Denn Montague! Es iſt nicht Hand, nicht Fuß,
Nicht Arm, noch Antlitz, noch ein andrer Theil.
Was iſt ein Name? Was uns Roſe heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften:
So Romeo, wenn er auch nicht Romeo hieße,
Bewahrte doch den köſtlichen Gehalt,
Der ſein iſt.
O Romeo, leg' deinen Namen ab!
Nimm für den Namen, der dein Selbſt nicht iſt,
Mein ganzes Selbſt.

Romeo (näher tretend).

Ich nehme dich beim Wort.
Nenne Geliebter mich, und ungetauft
Will ich hinfort nicht Romeo mehr ſein.

Julia.

Wer biſt du, der du von der Nacht beſchirmt,
Dich drängſt in meines Herzens Rath!

Romeo.

Mit Namen
Weiß ich dir nicht zu ſagen, wer ich bin.
Mein eig'ner Name, theure Heil'ge, wird,
Weil er dein Feind iſt, von mir ſelbſt gehaßt.
Hätt ich ihn ſchriftlich, ſo zerriß' ich ihn.

Julia.

Mein Ohr, nicht hundert Worte trank es noch
Von dieſen Lippen; doch es kennt den Ton.
Biſt du nicht Romeo, ein Montague!

Romeo.

Mein Holde, kein's, ſo bald dir ein's mißfallt.

Julia.

Wie kommſt du her? o ſag' mir, und warum!
Die Gartenmauer iſt hoch, ſchwer zu erklimmen,
Der Ort iſt Tod. Bedenk' nur, wer du biſt;
Wenn einer meiner Vettern hier dich findet!

Romeo.

Der Liebe leichte Schwingen trugen mich,
Kein ſteinern Bollwerk kann der Liebe wehren.
Was Liebe nur vermag, das wagt ſie auch:
Drum halten deine Vettern mich nicht ab.

Julia.

Wenn ſie dich ſehn, ſie werden dich ermorden

Romeo.

Ach deine Augen dreh'n mir mehr Gefahr
Als zwanzig ihrer Schwerdter. Blick' du freundlich,
Und gegen ihren Haß bin ich gestählt.

Julia.

Ich wollt' um Alles nicht, daß sie dich sähen.

Romeo.

Vor ihnen hüllt mich Nacht im treuen Mantel.
Liebst du mich nicht, so laß sie nur mich finden:
Durch ihren Haß zu sterben, wär' mir besser,
Als leben ohne deine Liebe.

Julia.

Sprich,
Wer zeigte dir den Weg zu diesem Ort?

Romeo.

Die Liebe, die zuerst mich forschen lehrte,
Sie lieh mir Rath, ich lieh ihr meine Augen.
Ich bin kein Steuermann; doch wärst du fern,
Wie von dem fernsten Meer bespülte Küsten,
Ich wagte mich nach solchem Kleinod hin.

Julia.

Die Nacht als Maske decket mein Gesicht,
Und birgt die Mädchenröthe meiner Wangen
Um das, was du zu viel mich sagen hörtest.
Gern hielt' ich streng auf Sitte, möchte gern

Verläugnen, was ich sprach, doch weg mit Förmlichkeit!
Sag, liebst du mich? du sagst, ich weiß es, Ja.
Ich will dem Worte traun; doch wenn du schwörst,
So kannst du treulos werden. Wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo! liebst du mich? gewiß?
Sag's ohne Falsch; doch dächtest du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspenstig sein. Ich sage: Nein!
Wenn du das lieber hast; sonst nicht um Alles.
Ja schöner Montague, ich bin zu herzlich.
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns;
Doch glaube, Freund, ich werde treuer sein,
Als jene, die geübt sind, fremd zu thun.
Auch ich, fürwahr, ich hätte fremd gethan,
Wär' meine Liebesklage nicht von dir
Belauscht, eh' ich's gewahrte. Drum vergieb!
Schilt nicht als Flatterliebe mein Ergeben,
Das dir die Gunst der stillen Nacht verrieth.

Romeo.

Ich schwöre, Fräulein, bei dem heiligen Mond,
Der silbern dieser Bäume Wipfel säumt.

Julia.

O schwöre nicht beim Mond, dem Wandelbaren!
Damit nicht wandelbar dein Lieben sei.

Romeo.

Wobei soll ich denn schwören?

Julia.

Laß es ganz.
Doch willſt du, ſchwör' bei deinem edlen Selbſt,
Dem Götterbilde meiner Anbetung;
So will ich glauben.

Romeo.

Wenn die Herzens-Liebe —

Julia.

Gut! ſchwöre nicht, obwohl ich dein mich freue,
Freu' ich mich nicht des Bundes dieſer Nacht:
Er iſt zu raſch, zu unbedacht, zu plötzlich,
Er gleicht dem Blitz, der nicht mehr iſt, noch eh'
Man ſagen kann: es blitzt. — Schlaf wohl, mein Süßer!
Des Sommers warmer Hauch wird dieſe Knospe
Der Liebe wohl zur ſchönſten Blum' entfalten,
Bis wir das nächſte Mal uns wiederſehen.
Nun gute Nacht! So ſüße Ruh' und Frieden,
Als mir im Buſen wohnt, ſei dir beſchieden.

Romeo.

Ach! du verläſſeſt mich ſo unbefriedigt?

Julia.

Was für Befriedigung begehrſt du noch?

Romeo.

Gieb deinen treuen Eidesſchwur für meinen. (6)

Julia.

Ich gab ihn dir, eh du darum gebeten,
Und doch, ich wollt' er ſtünde noch zu geben.

Romeo.

Du willſt ihn wiedernehmen? und wozu?

Julia.

Um frei und frank ihn dir zurück zu geben.
Doch, bleibt mir nicht genug! Was ſoll ich wünſchen?
So grenzlos, wie das Meer, iſt meine Neigung,
So grundlos meine Liebe. — Jemehr ich gebe,
Jemehr auch hab' ich: beide ſind unendlich.
Ich hör' im Haus Geräuſch! Leb wohl Geliebter!

Wärterin (ruft hinter der Scene).

Fräulein!

Julia.

Gleich, gleich! — O holder Montague, ſei treu!
Wart' einen Augenblick, ich komme wieder.
(Sie geht zurück).

---

6) Liebesſchwur.

Romeo.

O, ſel'ge, ſel'ge Nacht! allein ich fürchte,
Weil's eben Nacht iſt, alles iſt nur Traum,
Zu ſchmeichelnd ſüß, um wirklich zu beſtehn.

Julia (wieder am Fenſter).

Drei Worte! Romeo, dann gute Nacht.
Wenn deine Liebe, tugendſam geſinnt,
Vermählung wünſcht, ſo laß mich morgen wiſſen
Durch Jemand, den ich zu dir ſenden will,
Wo du die Trauung willſt und wann vollziehn.

Romeo.

Das, was du wiſſen willſt, ich weiß es ſchon:
Ich hab' es gleich bedacht, und zwiſchen uns,
Was ſoll das Schicken? laß von Mund zu Mund
Geheimes wie Gewöhnliches uns wechſeln.
Du kennſt Lorenzo, jenen werthen Mann,
Der Allen beiſteht, heil'ger Liebe voll,
Und Alles richtet, ſchlichtet und vermittelt.
Auch dir iſt er ein Vater, kennt dein Herz,
Dein ſchuldlos Herz, und hat gewiß ſchon oft,
Wenn du ihm kindlich beichteteſt, gelächelt.
So komm' denn! Sieht er ernſt und will er ſchelten,
Wird Liebe doch auch bei dem Heil'gen gelten.
Er legt die fromme Hand auf unſ're Hände,
Und alle Sorg' und Furcht ſie hat ein Ende.

Julia.

So ſei es denn! in Allem folg' ich gern,
Auch durch die Welt, dir meinem Freund und Herrn.

Zur Tugend rechnet, dem ſo ſchön vergönnt
iſt,
Den Knaben noch als Mann zu ſpielen, der
Sich ſeiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßteſt mir verzeihen, ſchöne Freundinn,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du ſagſt nicht alles, ſagſt nicht was er wagt,
Und daß er klüger iſt, als wie man denkt.
Er rühmt ſich zweyer Flammen! knüpft und
löſ't
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit ſolchen Künſten ſolche Herzen! Iſt's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbſt das beweiſ't ja ſchon,
Daß es nur Freundſchaft iſt, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe
tauſchten,
Belohnten wir das ſchöne Herz nicht billig,
Das ganz ſich ſelbſt vergißt, und hingegeben
Im holden Traum für ſeine Freunde lebt?

Wärterin (hinter der Scene).

Fräulein!

Julia.

Ich komme gleich! — Doch meinſt du es nicht gut,
So bitt' ich dich —

Wärterin (hinter der Scene).

Fräulein!

Julia.

Im Augenblick! ich komme. —
Hör' auf zu werben, laß mich meinem Gram —
Ich komme morgen früh —

Romeo.

Bei'm ew'gen Heil!

Julia.

Nun, tauſend gute Nacht!
(Sie geht zurück).

Romeo.

Der Nacht raubſt du ihr Licht, und ſie wird bang durchwacht.
(Er entfernt ſich langſam).

Julia (wieder am Fenſter).

Hiſt Romeo, biſt! Romeo! hätt' ich des Jägers Stimme,
Den edlen Falken wieder her zu locken!
Abhängigkeit iſt heiſer, wagt nicht laut
Zu reden. Doch ſie wagt's, wenn es lebendig

Im Innern klingt, und Romeo, Romeo klingt.
Sollt' ich das Echo fürchten? Romeo nennt
Auch wohl das Echo gern. O Romeo, Romeo!

Romeo.

Mein Leben iſt's, das meinen Namen ruft.
Wie ſilberſüß tönt bei der Nacht die Stimme
Der Liebenden, gleich ſanfteſter Muſik
Dem zarten Ohre.

Julia.

Romeo!

Romeo.

Meine Holde!

Julia.

Um welche Stunde ſoll ich morgen kommen?

Romeo.

Sobald du kannſt; ich gehe gleich dahin.

Julia.

Ich ſäume nicht! — Doch ich vergaß, warum
Ich dich zurückgerufen.

Romeo.

Laß mich hier ſtehn, derweil du dich bedenkſt.

Julia.

Damit du immer ſteh'ſt, bleib' es vergeſſen,
Und deine holde Nähe macht mein Glück.

Romeo.

Ich werde ſieben und immerfort vergeſſen,
Daß ich wo anders außer hier daheim.

Julia.

Es tagt beinah. Ich wollt, du warſt hinweg!
Doch weiter nicht, als ſich ein Lieblingsvogel,
Den wir am langen Band gefangen halten,
Entfernen kann. Er flattert kaum ein wenig,
Gleich zieh ich ihn zurück an meinen Buſen.

Romeo.

O! ziehe mich zu dir!

Julia.

Wie gern! Geliebter!
Ich hegt' und pflegte dich gewiß zu Tode.
Nun gute Nacht! So ſüß iſt Trennungswehe;
Ich riefe gute Nacht bis ich den Morgen ſähe!
(Sie geht zurück).

Romeo.

Auf deinem Auge Schlaf, und Fried' in deiner Bruſt!
O wär' ich Fried' und Schlaf, und ruht in ſolcher Luſt!

Zweiter Aufzug.

(Ein Kloſter-Garten).

Erſte Scene.

Bruder Lorenzo mit einem Körbchen.

Lorenzo.

Der Morgen lächelt froh der Nacht in's Angeſicht,
Und ſaumet das Gewölk im Oſt mit Streifen Licht.
Die matte Finſterniß flieht wankend, wie betrunken,
Von Titan's Pfad, beſprüht von ſeiner Roſſe Funken.
Eh' hoher nun die Sonn' ihr glühend Aug' erhebt,
Den Thau der Nacht verzehrt und neu die Welt belebt,
Muß ich dieß Körbchen hier voll Kraut und Blumen leſen;
Voll Pflanzen gift'ger Art, und dienſam zum Geneſen.
Die Mutter der Natur, die Erd', iſt auch ihr Grab;
Und was ihr Schooß gebar, ſinkt todt in ihn hinab.
Und Kinder mannichfalt, ſo all' ihr Schooß empfangen,
Sehn wir, geſäugt von ihr, an ihren Brüſten hangen.
An vielen Tugenden ſind viele drunter reich,

Ganz ohne Werth nicht eins, doch kein's dem andern gleich.
O, große Kräfte sind's, weiß man sie recht zu pflegen,
Die Pflanzen, Kräuter, Stein' in ihrem Innern hegen.
Was nur auf Erden lebt, da ist auch nichts so schlecht,
Daß es der Erde nicht besondern Nutzen bracht'.
Doch ist auch nichts so gut, das, diesem Ziel entwendet,
Abtrünnig seiner Art, sich nicht durch Mißbrauch schändet.
In Laster wandelt sich selbst Tugend, falsch geübt,
Wie Ausführung auch wohl dem Laster Würde giebt.
Die kleine Blume hier beherbergt gift'ge Säfte
In ihrer zarten Hull', und milde Heilungskräfte:
Sie labet den Geruch, und dadurch jeden Sinn;
Gekostet, dringt sie gleich zum Herzen todtend hin.
Zwei Feinde lagern so im menschlichen Gemüthe,
Die immerdar im Kampf: verderbter Will' und Güte.
Und wo das Schlecht're herrscht mit siegender Gewalt,
Dergleichen Pflanze frißt des Todes Wurm gar bald.

Zweite Scene.

Lorenzo. Romeo.

Romeo.

Mein Vater, guten Morgen!

Lorenzo.

Sei der Herr gesegnet!
Wess ist der frühe Gruß, der freundlich mir begegnet?
Mein junger Sohn, es scheint, daß wildes Wun' dich plagt,

Weil du dem Bett ſo früh ſchon Lebewohl geſagt.
Die wache Sorge lauſcht im Auge jedes Alten,
Und Schlummer bettet nie ſich da, wo Sorgen walten.
Doch da wohnt gold'ner Schlaf, wo mit geſundem Blut
Und grillenfreiem Hirn die friſche Jugend ruht.
Drum läßt mich ſicherlich dein frühes Kommen wiſſen,
Daß inn're Unordnung vom Lager dich geriſſen.
Wie? oder hätte gar mein Romeo die Nacht —
Nun rath' ich's beſſer — nicht im Bette hingebracht!

Romeo.

So iſt's, ich wußte mir viel ſüß're Ruh zu finden.

Lorenzo.

Verzeih' die Sünde Gott! Warſt du bei Roſalinden?

Romeo.

Bei Roſalinden, ich? Ehrwürd'ger Vater, nein!
Vergeſſen iſt der Nam' und dieſes Namens Pein.

Lorenzo.

Das iſt mein wackrer Sohn! Allein wo warſt du? ſage!

Romeo.

So hör', ich ſware gern dir eine zweite Frage.
Ich war bei meinem Feind' auf einem Freudenmahl,
Und da verwundete mich Jemand auf einmal.
Das Gleiche that ich ihm, und für die beiden Wunden
Wird heil'ge Arzenei bei deinem Amt gefunden.
Ich hege keinen Groll, mein frommer, alter Freund,
Denn ſieh! zu Statten kömmt die Bitt' auch meinem Feind.

Lorenzo.

Einfältig, lieber Sohn! Nicht Sylben fein gestochen!
Wer Räthsel beichtet, wird in Räthseln losgesprochen.

Romeo.

So wiß' einfältiglich: ich wandte Seel' und Sinn
In Lieb' auf Capulet's holdsel'ge Tochter hin.
Sie gab ihr ganzes Herz zurück mir für das meine,
Und uns Vereinten fehlt zum innigsten Vereine
Die heil'ge Trauung nur: doch wie und wo und wann
Wir uns gesehn, erklärt, und Schwur um Schwur gethan,
Das alles will ich dir, wenn du's verlangst erzählen.
Nur bitt' ich, will'ge drein, noch heut' uns zu vermählen.

Lorenzo.

O heiliger Franzisk! Was für ein Unbestand!
Ist Rosalinde schon aus deiner Brust verbannt,
Die du so heiß geliebt? liegt junger Männer Liebe
Denn in den Augen nur, nicht in des Herzens Triebe?
O heiliger Franzisk! wie wusch ein salzig Naß
Um Rosalinden dir so oft die Wange blaß!
Und löschen konnten doch so viele Thränenfluthen
Die Liebe nimmer dir: sie schürten ihre Gluten.
Noch schwebt der Sonn' ein Dunst von deinen Seufzern vor,
Dein altes Stöhnen summt mir noch im alten Ohr.
Sieh! auf der Wange hier ist noch die Spur zu sehn
Von einer alten Thrän', die noch nicht will vergehn.
Und warst du je du selbst, und diese Schmerzen dein,
So war der Schmerz und du für Rosalind' allein.

Und ſo verwandelt nun? Dann leide, daß ich ſpreche:
Ein Weib mag fehlen, wohnt in Männern ſolche Schwäche.

Romeo.

Oft ſchmälteſt du mit mir um Roſalinden ſchon.

Lorenzo.

Weil ſie dein Abgott war; nicht weil du liebteſt, Sohn.

Romeo.

Und mahnteſt oft mich an, die Liebe zu beſiegen.

Lorenzo.

Nicht um in deinem Sieg' der zweiten zu erliegen.

Romeo.

Nicht ſchmälen, Vater! — Sie, der jetzt mein Herz gehört,
Hat Lieb' um Liebe mir und Gunſt um Gunſt gewährt.
Das that die andre nie.

Lorenzo.

Sie wußte wohl, dein Lieben
Sei zwar ein köſtlich Wort, doch nur in Sand geſchrieben.

Romeo.

Damit die Neigung nun in Erz geſchrieben ſei,
So ſteh' uns, heil'ger Mann, mit deinem Segen bei!
Ich konnte nie von dir, was unrecht war, begehren,
Du durfteſt jeden Wunſch als billig mir gewähren.
Iſt Roſalinde nicht noch meine Schuldnerin,
Da ich mein ganzes Selbſt ſchon Julien ſchuldig bin? —

Denn, wie im Donnerſchlag ſich Bliß, Ruin und Flammen
Auf einmal kund thun, ſo entbrannten wir zuſammen,
Mit Einem Mal im Blick, im Händedruck und Kuß,
Und ſo muß jedes denn, dieweil das Andre muß.

Lorenzo.

Der Väter alter Haß zerſtört der Kinder Luſt.

Romeo.

Zerſtör' er denn zuerſt der beiden Kinder Bruſt!
Mein Vater, was uns droht, es iſt nicht zu bedenken,
Die Trennung, ſie allein müßt' uns zu Tode kränken.
(Er wirft ſich leidenſchaftlich Lorenzo an den Hals).

Lorenzo (nach einer Pauſe).

Der Himmel lächle denn dem heil'gen Bund,
Daß künft'ge Tag' uns nicht durch Trübſal ſchelten.

Romeo.

Amen! ſo ſei's! Doch laß die Trübſal kommen,
So ſehr ſie mag: wiegt ſie die Freuden auf,
Die mir in Ihrem Anblick eine flücht'ge
Minute giebt? Füg' unſre Hände nur
Durch deinen Segenswunſch in eins, dann thue
Sein Aeußerſtes der Liebeswürger Tod:
Genug, daß ich nur mein ſie nennen darf.

Lorenzo.

So wilde Freude nimmt ein wildes Ende
Und ſtirbt im höchſten Sieg, wie Feu'r und Pulver
Im Kuſſe ſich verzehrt. Die Süßigkeit

Des Honigs widert durch ihr Uebermaaß,
Und im Geſchmack erſtickt ſie unſ're Luſt.
D'rum liebe mäßig; ſolche Lieb' iſt ſät:
Zu haſtig und zu träge kommt zu ſpät.

Dritte Scene.

Julia. Die Vorigen.

Lorenzo.

Hier kommt das Fräulein, ſieh!
Mit leichtem Tritt, der keine Blume biegt;
Sieh, wie die Macht der Lieb' und Wonne ſiegt!

Julia.

Ehrwürd'ger Herr! ich ſag' euch guten Tag.

Lorenzo.

Für mich und ſich dankt Romeo, mein Kind.

Julia.

Es gilt ihm mit, ſonſt wär' ſein Dank zu viel.

Romeo.

Ach Julia! Iſt deiner Freude Maaß
Gebäuft wie mein's, und weißt du mehr die Kunſt,
Ihr Schmuck zu leih'n, ſo würze rings die Luft
Durch deinen Hauch; laß des Geſanges Mund

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt ſeine Selbſtigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die ſich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freywilligen Tribut, zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelligen Vertrauns!

Leonore.

Wir ſind nicht ſo parteyiſch wie du glaubſt,
Ermahnen unſern Freund in manchen Fällen;
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lobt ihr vieles, was zu tadeln wäre.
Ich kenn' ihn lang', er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz

Die Seligkeit verkünden, die wir beide,
Bei dieſer theuren Nah', im Andern finden.

Julia.

Gefühl, an Inhalt reicher als an Worten,
Iſt ſtolz auf ſeinen Werth und nicht auf Schmuck.
Nur Bettler wiſſen ihres Gut's Betrag,
Doch meine treue Liebe ſtieg ſo hoch,
Daß keine Schätzung ihre Schätz' erreicht.

Lorenzo.

Kommt, eurem Wagſtück Segen zu erflehn!
Ich bin aus wicht'gem Grund geneigt, euch beizuſtehn;
Vielleicht daß dieſer Bund im höchſten Glück ſich endet,
Und eurer Häuſer Groll in ew'ge Freundſchaft wendet.

Vierte Scene.

(Straße).

Mercutio. Benvolio. Page und Bedienter.

Benvolio.

Ich bitt' dich, Freund, laß uns nach Hauſe gehn.
Der Tag iſt heiß, die Capulets ſind draußen,
Und treffen wir, ſo giebt es ſicher Zank:
Denn bei der Hitze tobt das tolle Blut.

Mercutio.

Du biſt mir ſo ein Zeiſig, der, ſobald er die Schwelle eines Wirthshauſes betritt, mit dem Degen auf den Tiſch

ſchlägt und ausruft: Gebe Gott, daß ich dich nicht nöthig habe! und wenn ihm das zweite Glas im Kopfe ſpukt, ſo zieht er gegen den Kellner; wo er es freilich nicht nöthig hätte.

Benvolio.

Bin ich ſo ein Zeiſig?

Mercutio.

Ja, ja! Du biſt in deinem Zorn ein ſo hitziger Burſch als einer in ganz Italien; eben ſo ungeſtüm in deinem Zorn, und eben ſo zornig in deinem Ungeſtüm.

Benvolio.

Nun, was mehr?

Mercutio.

Ei, wenn es euer zwei gäbe, ſo hätten wir bald gar keinen, ſie brächten ſich unter einander um. Du! Wahrhaftig, du zankſt mit einem, weil er ein Haar mehr oder weniger im Barte hat als du. Du zankſt mit einem, der Nüſſe knackt, aus keinem andern Grunde, als weil du nußbraune Augen haſt. Dein Kopf iſt ſo voll von Zänkereien, wie ein Ey voll Dotter, und doch iſt dir der Kopf für deine Zänkereien ſchon dotterweich geſchlagen. Du haſt mit Einem angebunden, der auf der Straße huſtete, weil er deinen Hund aufgeweckt, der in der Sonne ſchlief. Haſt du nicht mit einem Schneider Händel gehabt, weil er ſein neues Wamms vor Oſtern trug? Mit einem andern, weil er neue Schuhe mit einem alten Bande ſchnürte? Und doch willſt du mich über Zänkereien hofmeiſtern?

Benvolio.

Ja, wenn ich ſo leicht zankte wie du, ſo würde Niemand eine Leibrente auf meinen Kopf nur für anderthalb Stunden kaufen wollen.

Mercutio.

Auf deinen Kopf! O Tropf!

Fünfte Scene.

Tybalt und Andere kommen. Die Vorigen.

Benvolio.

Bei meinem Kopf! da kommen die Capulets.

Mercutio.

Bei meiner Sohle! mich kümmerts nicht.

Tybalt (zu ſeinen Leuten).

Schließt euch mir an, ich will mit ihnen reden. — Guten Tag, ihr Herrn! Ein Wort mit Einem von Euch!

Mercutio.

Nur ein Wort mit Einem von uns? Gebt noch was zu! Laßt es ein Wort und einen Schlag zu ſein.

Tybalt.

Dazu werdet ihr mich bereit genug finden, wenn ihr mir Anlaß gebt.

Mercutio.

Könntet ihr ihn nicht nehmen, ohne daß wir ihn gäben?

Tybalt.

Mercutio, du harmonirſt mit Romeo.

Mercutio.

Harmonirſt? was? Machſt du uns zu Muſikanten? Wenn du uns zu Muſikanten machen willſt, ſo ſollſt du auch nichts als Diſſonanzen zu hören kriegen. Hier iſt mein Fiedelbogen: wart, der ſoll euch tanzen lehren! Alle Wetter! über das Harmoniren!

Benvolio.

Wir reden hier auf öffentlichem Markt.
Entweder ſucht euch einen ſtillern Ort,
Wo nicht, beſprecht euch kühl von eurem Zwiſt.
Sonſt geht! hier gafft ein jedes Aug' auf uns.

Mercutio.

Zum Gaffen hat das Volk die Augen: laßt ſie!
Ich wank' und weich' um Keines willen, ich!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Romeo tritt auf.

Tybalt.

Herr, zieht in Frieden! Hier kommt mein Geſell.

Mercutio.

Ich will gehängt ſein, Herr! wenn ihr ſein Meiſter ſeid.
Doch ſtellt euch nur, er wird ſich zu euch halten.
In dem Sinn mögen Eure Gnaden wohl
Geſell ihn nennen.

Tybalt.

Hör' Romeo! Der Haß, den ich dir ſchwer,
Gönnt dieſen Gruß dir nur: Du biſt ein Schurke!

Romeo.

Tybalt, die Urſach, die ich habe, dich
Zu lieben, mildert ſehr die Wuth, die ſonſt
Auf dieſen Gruß ſich ziemt: Ich bin kein Schurke,
Drum lebe wohl! Ich ſeh', du kennſt mich nicht.

Mercutio.

O zahme, ſchimpfliche, verhaßte Demuth!
Die Kunſt des Raufens trägt den Sieg davon. —
(Er zieht.)
Tybalt du Ratzenfänger! willſt du dran?

Tybalt.

Was willſt du denn von mir?

Mercutio.

Wollt ihr bald euren Degen bei den Ohren aus der Scheide ziehn? Macht zu, sonst habt ihr meinen um die Ohren, eh' er heraus ist.

Tybalt.

Ich steh' zu Dienst. (Er zieht.)

Romeo.

Lieber Mercutio, steck den Degen ein.

Mercutio.

Kommt, Herr! laßt eure Finten sehen.

(Mercutio und Tybalt fechten.)

Romeo.

Zieh', Benvolio.
Schlag' zwischen ihre Degen! Schämt euch doch
Und haltet ein mit Wüthen! Tybalt! Mercutio!
Der Prinz verbot ausdrücklich solchen Aufruhr
In Verona's Gassen. Halte Tybalt! Freund Mercutio!

Tybalt (entfernt sich mit seinen Anhängern).

Mercutio.

Ich bin verwundet. —
Zum Teufel beider Sippschaft! Ich bin hin.
Und ist er fort? und hat nichts abgekriegt?

Benvolio.

Bist du verwundet? wie?

Mercutio.

Ja, ja! geritzt! geritzt! — Wetter, 's iſt genug. —
Wo iſt mein Burſch? — Geh' Knabe! hol' einen Wundarzt.

Der Page (geht ab).

Romeo.

Sei gutes Muths, Freund! die Wunde kann nicht beträchtlich ſein.

Mercutio.

Nein, nicht ſo tief wie ein Brunnen, noch ſo weit wie eine Kirchthüre; aber es reicht eben hin. Fragt morgen nach mir, und ihr werdet einen ſtillen Mann an mir finden. Für dieſe Welt, glaubt's nur, iſt mir der Spaß verſalzen. — Hol' der Henker eure beiden Häuſer! — Was! von einem Hunde, einer Maus, einer Ratze, einer Ratze zu Tode gekratzt werden! Von ſo einem Prahler, einem Schuft, der nach dem Rechenbuche ficht! — Warum, Teufel, kamt ihr zwiſchen uns? Unter eurem Arm wurde ich verwundet.

Romeo.

Ich dacht' es gut zu machen.

Mercutio.

O, hilf mir in ein Haus hinein, Benvolio,
Sonſt ſink' ich hin. — Zum Teufel eure Häuſer!
Sie haben Würmerſpeiſ' aus mir gemacht.
Ich hab' es tüchtig weg; verdammte Sippſchaft!

(Mercutio und Benvolio ab.)

Romeo.

Um meinetwillen wurde dieſer Ritter,
Dem Prinzen nah' verwandt, mein eig'ner Freund,
Verwundet auf den Tod; mein Ruf befleckt
Durch Tybalts Läſterungen, Tybalts, der
Seit einer Stunde mir verſchwägert war.
O ſüße Julia! Deine Schönheit hat
So weibiſch mich gemacht; ſie hat den Stahl
Der Tapferkeit in meiner Bruſt erweicht.

Benvolio (kommt zurück mit dem Pagen).

O Romeo! Der wackre Freund iſt todt.
Sein edler Geiſt ſchwang in die Wolken ſich,
Der allzufrüh der Erde Staub verſchmäht.

Romeo.

Nichts kann den Unſern dieſes Tages wenden;
Er hebt das Weh an: andre müſſen's enden.

(Tybalt kommt zurück.)

Benvolio.

Da kommt der grimm'ge Tybalt wieder her.

Romeo.

Am Leben! ſiegreich! und mein Freund erſchlagen!
Nun ſteig' gen Himmel, ſchonungsreiche Milde!
Entflammte Wuth, ſei meine Führerin!
Nun, Tybalt, nimm den Schurken wieder, den du
Mir eben gabſt! Der Geiſt Mercutio's
Er ſchwebt noch über unſern Häuptern hin,

Und harrt, daß deiner ſich ihm zugeſelle.
Du oder ich! ſonſt folgen wir ihm beide.

Tybalt.

Elendes Kind! hier hielteſt du's mit ihm,
Und ſollſt mit ihm von hinnen.

Romeo.

Dies entſcheide.
(Sie fechten. Tybalt fällt.)

Benvolio.

Flieh', Romeo! Die Bürger ſind in Wehr (7)
Und Tybalt todt! Steh' ſo verſteinert nicht!
Flieh, flieh! Der Prinz verdammt zum Tode dich,
Wenn ſie dich greifen. Fort! hinweg mit dir!

Romeo.

Weh' mir, ich Ball des Glücks!

Benvolio.

Was willſt du noch?

Romeo (ab). (8)

---

7) Die Wache nähert ſich.

8) Hier wurde ſpäter noch hinzugefügt:

Benvolio (zum Pagen).

Fort Eil' ihm nach, und heiß' ihn eilig fliehn.

Siebente Scene.

Wachen, welche den Benvolio arretiren, ſodann der Prinz mit Gefolge, Montague, Capulet, ihre Gemahlinnen, und Andere.

Prinz.

Wer dürfte freventlich hier Streit erregen?

Benvolio.

O edler Fürſt, ich kann verkünden, recht
Nach ſeinem Hergang, dies unſelige Gefecht.
Der deinen wackern Freund Mercutio
Erſchlagen, liegt hier todt, entleibt von Romeo.

Gräfin Capulet.

Mein Vetter! Tybalt! Meines Bruders Kind! — (9)
O Fürſt! O mein Gemahl! O ſeht, noch rinnt
Das theure Blut! — Mein Fürſt, bei Ehr' und Huld,

Page.

Gleich, edler Herr. — Wie bang iſt mir um ihn!

(Ab.)

9) Nach der Abänderung tritt die Gräfin in dieſer Scene gar nicht auf, Capulet ſelbſt ſpricht die Worte, und ſie lauten:

Mein Vetter! Tybalt! Meines Hauſes Stütze!
Gerechter Fürſt! O, ſeht hierher, noch rinnt u. ſ. w.

In seiner Welt genug, und alles rings
Umher verschwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, stößt's hinweg und ruht in sich —
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, sey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er Alles fassen, Alles halten,
Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehn,
Was Jahre lang bereitet werden sollte,
In einem Augenblick gehoben seyn,
Was Mühe kaum in Jahren lösen könnte.
Er fordert das Unmögliche von sich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geist zusammen fassen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menschen,
Und er ist nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebessert, in sich selbst zurück.

Leonore.

Er schadet andern nicht, er schadet sich.

Im Blut der Montagues tilg' ihre Schuld! —
O Vetter, Vetter!

Prinz.

Benvolio, sprich! wer hat den Streit erregt?

Benvolio.

Der todt hier liegt, vom Romeo erlegt.
Viel gute Worte gab ihm Romeo,
Hieß ihn bedenken, wie gering der Anlaß,
Wie sehr zu fürchten euer höchster Zorn.
Dies alles, vorgebracht mit sanftem Ton,
Gelassnem Blick, bescheidner Stellung, konnte
Nicht Tybalt's ungezähmte Wuth entwaffnen.
Dem Frieden taub, berennt mit schwarzem Stahl
Er die entschloss'ne Brust Mercutio's.
Der kehrt gleich rasch ihm Spitze gegen Spitze,
Und wehrt mit Kampfertrotz mit Einer Hand
Den kalten Tod ab, schickt ihn mit der andern
Dem Gegner wieder, deß Behendigkeit
Zurück ihn schleudert. Romeo ruft laut:
Halt Freunde! aus einander! Und geschwinder
Als seine Zunge, schlagt sein rüst'ger Arm,
Dazwischen stürzend, Beider Mordstahl nieder.
Recht unter diesem Arm traf des Mercutio's Leben
Ein falscher Stoß von Tybalt. Der entfloh,
Kam aber gleich zum Romeo zurück,
Der eben erst der Rache Raum gegeben.
Nun fallen sie mit Blitzes Eil' sich an;
Denn eh' ich ziehen konnt', um sie zu trennen,
War der beherzte Tybalt umgebracht —

Er fiel, und Romeo, bestürzt, entwich.
Ich rede wahr, sonst führt zum Tode mich.

Gräfin Capulet. ([10])

Er ist verwandt mit Montague's Geschlecht.
Aus Freundschaft spricht er falsch, verletzt das Recht.
Die Fehd' erhoben sie zu ganzen Horden,
Und alle konnten nur Ein Leben morden.
Ich fleh' um Recht; Fürst, weise mich nicht ab.
Gieb Romeo'n, was er dem Tybalt gab.

Prinz.

Er hat Mercutio, ihn Romeo erschlagen,
Wer soll die Schuld des theuren Blutes tragen?

Gräfin Montague. ([11])

Fürst, nicht mein Sohn, der Freund Mercutio's.
Was dem Gesetz doch heimfiel, nahm er bloß,
Das Leben Tybalt's.

Prinz.

Weil er das verbrochen,
Sei über ihn sofort der Bann gesprochen.
Mich selber trifft der Ausbruch eurer Wuth.
Um euren Zwiespalt fließt mein eignes Blut.

---

10) Capulet.

11) Montague. — Die Gemahlin desselben erscheint in dem Stücke nicht.

Allein ich will dafür so streng euch büßen,
Daß mein Verlust euch ewig soll verdrießen.
Taub bin ich jeglicher Beschönigung; (12)
Drum fort sie: Romeo flieh' schnell von hinnen!
Greift man ihn, soll er nicht dem Tod entrinnen.
Tragt diese Leiche weg. Vernehmt mein Wort:
Wenn Gnade Mörder schont, verübt sie Mord!

---

12) Eingeschaltet:

Kein Fleh'n, kein Weinen kauft Begnadigung.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Julia's Zimmer.

Julia.

Hinab, du flammenhufiges Geſpann,
Zu Phöbus Wohnung! Solch ein Wagenlenker
Wie Phaëton trieb euch gen Weſten ſchneller;
Ihm folgte dann die tiefe Nacht ſogleich.
Verbreite deinen dichten Vorhang, Nacht,
Du Liebes-Pflegerin, damit Neugier'ge
Die Augen nickend ſchließen, Romeo
Zu dieſen Armen unbelauſcht gelange.
Verliebten g'nügt das Licht der eignen Schönheit,
Wenn ſie im Finſtern irgend ſich begegnen.
Und iſt die Liebe blind, die Nacht iſt's auch.
Geſall'ge Nacht, tritt an, beſcheid'ne Frau,
Und lehre mich ein Spiel, wo Jugendblüthe
Der Einſatz iſt, verlierend zu gewinnen.

Verhülle mit dem schwarzen Mantel mir
Das wilde Blut, das in den Wangen flattert,
Bis scheue Liebe kühner wird und nichts
Als Unschuld sieht im herzlichen Gewähren.
Komm Nacht! Komm Romeo, du Tag in Nacht!
Komm, milde liebevolle Nacht, komm gieb
Mir meinen Romeo! — Und stirbt er einst,
So nimm und form' ihn um zu kleinen Sternen.
Des Himmels Antlitz wird er so verschönern,
Daß alle Welt sich in die Nacht verliebt,
Und niemand mehr der eitlen Sonne huldigt —
Der Liebe schönsten Lustsitz kauft' ich mir
Und bin noch immer, ach! nicht eingewiesen;
Ich bin verkauft und noch nicht übergeben.
Wie lang' ist dieser Tag! Vor einem Fest
Währt so die Nacht dem ungeduld'gen Kinde,
Das neue Kleider hat und sie nur erst
Am heil'gen Tage tragen darf — die Amme!
Sie bringt gewiß Bericht, und jeder Mund,
Der Romeo's geliebten Namen nennt,
Spricht, wie mit Engelzungen, Himmelsworte.

Zweite Scene.

Julia. Wärterin (mit einer Strickleiter).

Julia.

Nun, Amme, sag' was giebt's? Was hast du da
Die Stricke, die dich Romeo hieß holen?

Wärterin.

Ach, ach! die Stricke — (ſie wirft ſie auf die Erde).

Julia.

Weh' mir! was giebt's? was ringſt du ſo die Hände?

Wärterin.

Daß Gott erbarm'! er iſt todt! er iſt todt! er iſt todt!
Wir ſind verloren Kind! wir ſind verloren!
O weh uns, er iſt hin! ermordet! todt!

Julia.

So neidiſch kann der Himmel ſein!

Wärterin.

Es kann's.
Wohl Romeo, der Himmel könnt' es nicht.
O Romeo! wer hätt' es je gedacht!
O Romeo, Romeo!

Julia.

Wer biſt du, Teufel, der du mich ſo folterſt?
Die grauſe Hölle nur brüllt ſolche Qual.
Hat Romeo ſich ſelbſt ermordet? ſprich!
Iſt er entleibt? ſag' ja! wo nicht, ſag' nein!
Ein kurzer Laut entſcheidet Wonn' und Pein.

Wärterin.

Ich ſah die Wunde, ſeh ſie noch vor Augen.
Gott helf ihm! — hier auf ſeiner tapfern Bruſt —

Bleich, bleich wie Aſche, ganz mit Blut beſtreut,
Geronnen Blut; weg ſchwankt' ich, da ich's ſah.

Julia.

O brich mein Herz! verarmter Schuldner, brich!
Ihr Augen in den Schuldthurm! Blicket nie
Zur Freiheit wieder auf! Du Erdgeber'ne,
Zur Erde kehre wieder! Puls erſtarre!
Ein Sarg empfange Romeo und mich.

Wärterin.

O Tybalt, Tybalt! O mein beſter Freund!
Leutſel'ger Tybalt, wohlgeſinnter Herr,
So mußt' ich leben, um dich todt zu ſehn!

Julia.

Bald da, bald dorther tobt der Sturm mich an.
Iſt Romeo erſchlagen! Tybalt todt!
O theurer Vetter! theuerſter Gemahl!
Ertöne nur des Weltgerichts Poſaune,
Wer lebt noch, wenn dahin die Beiden ſind!

Wärterin.

Dahin iſt Tybalt, Romeo verbannt,
Verbannt iſt Romeo, der Tybalt ſchlug.

Julia.

Gott! ſeine Hand, vergoß ſie Tybalt's Blut!

Wärterin.

Sie that's! O weh uns, weh! ſie that's.

Julia.

O Schlangenherz mit blühendem Geſicht!
Wohnt in ſo ſchöner Höhl' ein grimm'ger Drache?
Holdſeel'ger Wüthrich! Engelreiner Unheld!
Ergrimmte Taube! Lamm mit Wolfesgier!
Verworfne Art in göttlichſter Geſtalt!
Was konnte je nur dich, Natur, vermögen,
So vieles Recht der Hölle zu verleih'n,
Als du des holden Leibes Paradies
Zum Luſtſitz einem Teufel übergabſt?
War je ein Buch von ſo verruchtem Inhalt
So ſchön gebunden? O, daß Falſchheit doch
Solch himmliſchen Pallaſt bewohnen kann!

Wärterin.

Kein Glaube, keine Treu noch Redlichkeit
Iſt unter Männern mehr. Sie ſind meineidig,
Falſch ſind ſie, lauter Schelme, lauter Heuchler.
Wie wird mir? O! — gebt mir — es iſt vorbei!
Die Noth, die Angſt, der Jammer macht mich alt,
Zu Schanden werde Romeo!

Julia.

Die Zunge
Erkranke dir für ſolchen Frevelwunſch!
Er war zur Schande nicht geboren. Schande
Vermiede mit Beſchämung ſeine Stirn;
Die iſt ein Thron, wo man die Ehre mag
Als Alleherrſcherin der Erde krönen.
Welch Ungeheuer war ich, ihn zu ſchelten!

Wärterin.

Von eures Vetters Mörder sprecht ihr Gutes?

Julia.

Soll ich von meinem Gatten Uebles reden?
Ach armer Gatte! welche Zunge wird
Wohl deinem Namen Liebes thun, wenn ich,
Dein wenigstünd'ges Weib, ihn schon zerrissen?
Doch du erschlugst mir, Bösewicht, den Vetter! —
Doch, Bösewicht, Vetter, erschlugst du nicht den Gatten,
Wenn dieser sich nicht ritterlich gewehrt?
(Sie weint.)
Zurück zu eurem Quell, verkehrte Thränen!
Dem Schmerz gebühret eurer Tropfen Zoll,
Ihr bringt aus Irrthum ihn der Freude dar.
Mein Gatte lebt, den Tybalt fast getödtet,
Und todt ist Tybalt, der ihn tödten wollte.
Dies alles ist ja Trost, was wein' ich denn!
Ich hört' ein schlimm'res Wort, als Tybalts Tod,
Ein Wort, das mich erwürgt, wie gern vergäß' ich's!
Doch ach, es drückt auf mein Gedächtniß schwer,
Wie Freveltaten auf des Sünders Haupt.
Tybalt ist todt, und Romeo verbannt!
O dies verbannt, dies eine Wort verbannt,
Erschlug zehntausend Tybalt's. Tybalt's Tod
War g'nug des Weh's, da hätt' es enden sollen.
Und sucht das Leid Gefährten, will's durchaus
Nothwendig sich an andre Leiden schließen,
Warum auf solche Botschaft: Tybalt todt,

Nicht auch: Dein Vater, deine Mutter, beide! —
Allein nach Tybalt's Tod, da bricht's herein:
Verbannt iſt Romeo. Dies ausgeſprochen
Heißt Vater, Mutter, Tybalt, Romeo, Julie
Zuſammt ermorden. — Romeo verbannt!
Nicht irgend Ende, Gränze, Maaß noch Ziel
Iſt dieſes Wortes Tod. Da reicht kein Wort hin. —
Wo mag mein Vater, meine Mutter ſein?

Wärterin.

Bei Tybalt's Leiche heulen ſie und ſchrein.
Wollt ihr zu ihnen gehn? ich bring euch hin.

Julia.

Mit Thränen ehren ſie den werthen Mann;
Die meinen ſpar ich auf zu Romeo's Bann. —
Nimm dieſe Leiter auf — Ihr armen Stricke,
Getäuſcht wie ich, wer bringt ihn uns zurücke?
Zum Steg der Liebe knüpft' er dieſe Bande,
Ich aber ſterb' als Braut im Wittwenſtande.
Komm, Arme, komm; ich will in's Brautgemach.
Nicht Romeo, der Tod, er folgt mir nach!

Wärterin.

Geht in's Gemach! Zum Troſte ſind ich euch
Den lieben Mann, ich weiß wo er verborgen.
Hört, Romeo kommt, wie ſoll euch das erfreuen!
Er ſteckt beim Pater. Still, ich gehe, ſtill!

Antonio.

Und doch verletzt er andre nur zu sehr.
Kannst du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenschaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürsten, auf die Fürstinn selbst,
Auf wen es sey, zu schmähn, zu lästern wagt?
Zwar augenblicklich nur, allein genug
Der Augenblick kommt wieder: er beherrscht
So wenig seinen Mund als seine Brust.

Leonore.

Ich sollte denken, wenn er sich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, sollt'
Es wohl für ihn und andre nützlich seyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Ist nicht daran zu denken. Denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte scheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unserm Hofe ruhig bleiben:

Julia.

O ſuch ihn auf! Gieb dieſen Ring dem Treuen,
Beſcheid' ihn her; dann werde was da will. (13)

---

13) Hier folgt noch eine ſpäter hinzugekommene

Dritte Scene.

Lorenzo's Zelle.

Bruder Lorenzo. Page.

Page.

Ehrwürd'ger Vater! ſagt, wo iſt mein Herr?

Lorenzo.

Nicht weit, mein Sohn; doch kannſt du diesmal ihn
In ſeinem Schmerz nicht ſehn. Sei unbeſorgt,
Ich ſchaff ihn aus der Stadt nach Mantua.
Du bleibeſt hier in ſeines Vaters Haus.
Wenn ſie ihm etwa Botſchaft ſenden wollten.
Was ich an ihn zu bringen habe, trägt
Mir gern ein Bruder unſres Ordens fort.

Page.

O laſſ't mich mit, ihm in der Noth zu dienen!

Lorenzo.

Du dienſt ihm beſſer, wenn du hier verweilſt.

Page.

Du feſſelſt meinen Leib an dieſen Ort;
Doch meine Seele zieht mit Romeo fort.
So früh wird ſolches Unheil mir geſandt,
In meinem Herrn als Knabe ſchon verbannt.

(Ab.)

Dritte Scene.

Bruder Lorenzo's Zelle.

Lorenzo. Romeo.

Lorenzo.

Komm, Romeo! hervor, du Mann der Furcht!
Bekümmerniß hängt ſich mit Lieb' an dich,
Und mit dem Mißgeſchick biſt du vermählt.

Romeo.

Vater, was giebt's? Wie heißt des Prinzen Spruch?
Wie heißt der Kummer, der ſich zu mir drängt,
Und noch mir fremd iſt?

Lorenzo.

Zu vertraut, mein Sohn,
Biſt du mit ſolchen widrigen Gefährten:
Ich bring dir Nachricht von des Prinzen Spruch.

Romeo.

Und hat ſein Spruch mir nicht den Stab gebrochen?

Lorenzo.

Ein mild'res Urtheil floß von ſeinen Lippen:
Nicht Leibes Tod, nur leibliche Verbannung.

Romeo.

Verbannung! Sei barmherzig! Sage: Tod:
Verbannung trägt der Schrecken mehr im Blick,
Weit mehr als Tod! — O sage nicht Verbannung!

Lorenzo.

Hier aus Verona bist du nur verbannt;
Sei ruhig, denn die Welt ist groß und weit.

Romeo.

Die Welt ist nirgends außer diesen Mauern;
Nur Fegefeuer, Qual, die Hölle selbst.
Von hier verbannt, ist aus der Welt verbannt,
Und solcher Bann ist Tod: drum giebst du ihm
Den falschen Namen. — Nennst du Tod Verbannung,
Enthauptest du mit goldnem Beile mich,
Und lächelst zu dem Streich, der mich ermordet.

Lorenzo.

O schwere Sünde! O undankbarer Trotz!
Dein Fehltritt heißt nach unsrer Satzung Tod;
Doch dir zu Lieb' hat sie der gütge Fürst
Bei Seit' gestellen, und Verbannung nur
Statt jenes schwarzen Wortes ausgesprochen.
Und diese theure Gnad' erkennst du nicht!

Romeo.

Kein, Felter, Gnade nicht! Hier ist der Himmel,
Wo Julia lebt! — Das schlechteste Geschöpf
Lebt hier im Himmel, darf ihr Antlitz sehen;

Nur Romeo nicht! Genießt doch jede Fliege
Mehr Anſehn, Vorzug, mehr Begünſtigung
Als Romeo: Denn, dürfen ſie nicht dreiſt
Das Wunderwerk der weißen Hand berühren,
Und Himmelswonne rauben ihren Lippen?
Die ſittſam, in Veſtalenunſchuld, ſtets
Erröthen, gleich als wäre Sünd' ihr Kuß.
Dies dürfen Fliegen thun, ich muß entfliehn;
Sie ſind ein freies Volk, ich bin verbannt.
Und ſagſt du noch: Verbannung ſei nicht Tod?
Hatteſt du denn kein Gift bereit? kein Meſſer
Geſchärft? Kein and'res Mittel, ſchnellen Todes
Mich umzubringen: als dies Wort: Verbannt!
O Mönch! Verdammte ſprechen in der Hölle
Dies Wort mit Heulen aus: haſt du das Herz,
Da du ein heil'ger Mann, ein Beicht'ger biſt,
Ein Sündenlöſer, mein erklärter Freund,
Mich zu zermalmen mit dem Wort Verbannung?

Lorenzo.

Du kindiſch-blöder Mann, hör' doch ein Wort!

Romeo.

O, du willſt wieder von Verbannung reden!

Lorenzo.

Ich will dir eine Wehr dagegen leihn,
Der Trübſal ſüße Milch, Philoſophie,
Um dich zu tröſten, biſt du gleich verbannt.

Romeo.

Und noch verbannt? fort mit Philoſophie!
Kann ſie nicht ſchaffen eine Julia,
Aufheben eines Fürſten Urtheilſpruch,
Verpflanzen eine Stadt: ſo hilft ſie nicht;
So taugt ſie nicht, ſo rede länger nicht!

Lorenzo.

Nun ſeh' ich wohl, Wahnſinnige ſind taub.

Romeo.

Wär's anders möglich! Sind doch Weiſe blind.

Lorenzo.

Laß über deinen Fall mit dir mich rechten.

Romeo.

Du kannſt von dem, was du nicht fühlſt, nicht reden.
Wärſt du ſo jung wie ich, und Julia dein,
Vermählt ſeit einer Stund', erſchlagen Tybalt,
Wie ich vor Lieb' entglüht, wie ich verbannt:
Dann möchteſt du nur reden, möchteſt nur
Das Haar dir raufen, dich zu Boden werfen
Wie ich, und ſo dein kunft'ges Grab dir meſſen.
(Er wirft ſich an den Boden. Man klopft draußen.)

Lorenzo.

Steh' auf! man klopft; verbirg dich, lieber Freund!

Romeo.

Verbirg mich vor mir ſelbſt! dies iſt's allein,
Wie ich zu retten bin. Sonſt laß mich ſterben.

(Man klopft.)

Lorenzo.

Horch! wie man klopft! — Wer da? — fort Romeo!
Man wird dich fangen. — Wartet doch ein Weilchen! —
Steh' auf und rett' in's Leſezimmer dich! —

(Man klopft.)

Ja, ja! im Augenblick! — Gerechter Gott!
Was für ein ſtarrer Sinn! — Ich komm', ich komme:
Wer klopft ſo ſtark? Wer ſeid ihr denn? was wollt ihr?

Vierte Scene.

Die Vorigen. Wärterin.

Wärterin (draußen).

Laßt mich hinein, ſo ſag ich euch die Botſchaft.
Das Fräulein Julia ſchickt mich.

Lorenzo.

Seid willkommen!

Wärterin (hereintretend).

O heil'ger Herr! o ſagt mir, heil'ger Herr:
Des Fräuleins Liebſter, Romeo, wo iſt er?

Lorenzo.

Am Boden dort, von eignen Thränen trunken.

Wärterin.

O, es ergeht wie meiner Herrschaft ihm,
Ganz so wie ihr.

Lorenzo.

O Sympathie des Wehe's!

Bedrängte Gleichheit!

Wärterin.

Grade so liegt sie,
Winselnd und wehklagend, wehklagend und winselnd.
Steht auf! steht auf! Wenn ihr ein Mann seid, auf!
Um Juliens willen, ihr zu Lieb', steht auf!
Wer wollte so sich niederwerfen lassen!

Romeo.

Gute Frau!

Wärterin.

Ach Herr! ach Herr! Mit dem Tod' ist alles aus.

Romeo.

Sprachst du von Julien? Wie steht's mit ihr?
Hält sie mich nicht für einen alten Mörder,
Da ich mit Blut, dem ihrigen so nah,
Die Kindheit unsr'er Wonne schon befleckt?
Wo ist sie? und was macht sie? und was sagt
Von dem zerstörten Bund die kaum Verbundne?

Wärterin.

Ach Herr! sie sagt kein Wort, sie weint und weint.
Bald fällt sie auf ihr Bett; dann fährt sie auf,
Ruft: Tybalt! aus, schreit dann nach Romeo,
Und fällt dann wieder hin.

Romeo.

Als ob der Name,
Aus tödtlichem Geschütz auf sie gefeuert,
Sie mordete, wie sein unsel'ger Arm
Den Vetter ihr gemordet. Sag' mir Mönch,
O sage mir: in welchem schnöden Theil'
Beherbergt dies Gerippe meinen Namen?
Sag', daß ich den verhaßten Sitz verwüste.

(Er zieht den Degen.)

Lorenzo.

Halt ein die tolle Hand! Bist du ein Mann?
Dein Aeuß'res ruft, du seist es: deine Thränen
Sind weibisch; deine wilden Thaten zeugen
Von eines Thieres unvernünft'ger Wuth.
Entartet Weib in äußrer Mannesart!
Entstelltes Thier, in beide nur verstellt!
Ich' staun' ob dir: bei meinem heil'gen Orden!
Ich glaubte, dein Gemüth sei bessern Stoff's.
Erschlugst du Tybalt? Willst dich selbst erschlagen?
Auch deine Gattin, die in dir nur lebt,
Durch so verruchten Haß, an dir verübt?
Was schiltst du auf Geburt, auf Erd' und Himmel?
In dir begegnen sie sich alle drei,
Die du auf einmal von dir schleudern willst.
Du schändest deine Bildung, deine Liebe

Und deinen Witz. O pfui! Gleich einem Wuch'rer
Haſt du an allem Ueberfluß, und brauchſt
Doch nichts davon zu ſeinem edlen Zweck,
Der Bildung, Liebe, Witz erſt zieren ſollte.
Ein Wachsgepräg' iſt deine edle Bildung,
Wenn ſie der Kraft des Mann's abtrünnig wird;
Dein theurer Liebesſchwur ein bebter Meineid,
Wenn du die tödteſt, der du Treu' gelobt;
Dein Witz, die Zier der Bildung und der Liebe,
Doch zum Gebrauche beider ausgeartet,
Fängt Feuer durch dein eig'nes Ungeſchick,
Wie Pulver in nachläſſ'ger Krieger Flaſche,
Und was dich ſchirmen ſoll, zerſtückt dich ſelbſt.
Auf, ſei ein Mann! denn deine Julia lebt,
Sie, der zu Lieb' du eben todt hier lagſt.
Das iſt ein Glück! dich wollte Tybalt todten,
Doch du erſchlugſt ihn: das iſt wieder Glück!
Dein Freund wird das Geſetz, das Tod dir drohte,
Und mildert ihn in Bann: auch das iſt Glück!
Auf deine Schultern läßt ſich eine Laſt
Von Segen nieder, und es wirbt um dich
Glückſeligkeit in ihrem beſten Schmuck.
Doch wie ein ungezogen launiſch Mädchen,
Schmollſt du mit deinem Glück und deiner Liebe.
O hüte dich! denn ſolche ſterben elend.
Geh' hin zur Liebſten, wie's beſchloſſen war;
Erſteig' ihr Schlafgemach: fort! tröſte ſie!
Nur weile nicht bis man die Wachen ſtellt,
Sonſt kommſt du nicht mehr durch nach Mantua.
Dort lebſt du dann, bis wir die Zeit erſehn,
Die Freunde zu verſöhnen, euren Bund

Zu offenbaren, von dem Fürſten Gnade
Für dich zu flehn, und dich zurück zu rufen
Mit zwanzig hunderttauſend mal mehr Freude,
Als du mit Jammer jetzt von hinnen ziehſt.
Geh, Wärterin, voraus; grüß mir dein Fräulein;
Heiß' ſie das ganze Haus zu Bette treiben,
Wohin der ſchwere Gram ſchon alles treibt:
Denn Romeo ſoll kommen.

Wärterin.

O ja! ich blieb hier gern die ganze Nacht,
Und hörte gute Lehr'. Nun, gnäd'ger Herr,
Ich will dem Fräulein ſagen, daß ihr kommt.

Romeo.

Thu' das und ſag' der Holden, daß ſie ſich
Bereite, mich zu ſchelten.

Wärterin.

Gnäd'ger Herr,
Hier iſt ein Ring, den ſie für euch mir gab.
Eilt euch, macht fort! ſonſt wird es gar zu ſpät. —
(Ab.)

Romeo.

Wie iſt mein Muth nun wieder neu belebt!

Lorenzo.

Geh'! gute Nacht! Und hieran hängt dein Loos:
Verkleidet eile mit dem Frühſten fort,
Und ſchnell nach Mantua, ich forſch' indeſſen

Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.

Nun hofft du ſelbſt auf ein Gemüth zu wir-
ken,
Das dir vor kurzem noch verloren ſchi

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns
bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der einz'ge, den wir dulden.

Leonore.

So ohne Leidenſchaft, ſo unparteyiſch
Glaubt' ich dich nicht. Du haſt dich ſchnell
bekehrt.

Nach deinem Pagen. Dieser meldet dir
Von Zeit zu Zeit ein jedes gute Glück, (14)
Das hier begegnet. — Gieb mir deine Hand!
Es ist schon spat! fahr wohl denn, gute Nacht!

Romeo.

Mich rufen Freuden über alle Freuden,
Sonst war's ein Leid von dir so schnell zu scheiden.

---

14) Diese Zeilen wurden nachher durch folgende ersetzt:

Und schnell nach Mantua. Es soll an Botschaft
Von mir zu dir zu deinem Trost nicht fehlen:
Ein treuer Bruder meines Ordens meldet
Von Zeit zu Zeit dir jedes gute Glück,
Das hier begegnet u. s. w.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Garten und Balkon.

Romeo und Julia.

Julia.

Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall.

Romeo.

Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Nicht Philomele; sieh den neid'schen Streif,
Der dort im Ost der Frühe Wolken säumt.
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt,

Der munte Tag erklimmt die dunſt'gen Hoh'n.
Nur Eile rettet mich, Verzug iſt Tod.

Julia.

Trau mir, das Licht iſt nicht des Tages Licht.
Die Sonne hauchte dieſes Luftbild aus,
Dein Fackelträger dieſe Nacht zu ſein,
Dir auf dem Weg nach Mantua zu leuchten:
Drum bleibe noch: zu gehn iſt noch nicht Noth.

Romeo.

Laß ſie mich greifen, ja, laß ſie mich tödten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willſt.
Nein, jenes Grau iſt nicht des Morgens Auge,
Der bleiche Abglanz nur von Luna's Stirn.
Das iſt auch nicht die Lerche, deren Schlag
Hoch über uns des Himmels Wölbung trifft.
Ich bleibe gern; zum Gehn bin ich verdroſſen. —
Willkommen, Tod! hat Julia dich beſchloſſen. —
Nun, Herz! Noch tagt es nicht, noch plaudern wir.

Julia.

Es tagt, es tagt! Auf! eile! fort von hier!
Es iſt die Lerche, die ſo heiſer ſingt,
Und falſche Weiſen, rauhen Mißton wirbelt.
Man ſagt, der Lerche Harmonie ſei ſüß;
Nicht dieſe: ſie zerreißt die unſre ja.
Stets hell' und heller wird's: wir müſſen ſcheiden.

Romeo.

Hell! Dunkel ſtets und dunkler unſre Leiden!

Wärterin (kommt).

Fräulein!

Julia.

Amme?

Wärterin.

Die gnäd'ge Gräfin kömmt in eure Kammer;
Seid auf der Hut, ſchon regt man ſich im Haus.

(Ab.)

Julia.

Tag, ſchein' herein! und Leben, flieh hinaus!

Romeo.

Ich ſteig' hinab: laß dich noch einmal küſſen.

Julia.

Freund! Gatte! Trauter! biſt du mir entriſſen?
Gieb Nachricht jeden Tag, von jeder Stunde;
Schon die Minut' enthält der Tage viel.
Ach, ſo zu rechnen, bin ich hoch in Jahren,
Eh' meinen Romeo ich wieder ſeh'.

Romeo.

Leb' wohl! Kein Mittel laß ich aus den Händen,
Um dir, du Liebe, meinen Gruß zu ſenden.

(Ab.)

Julia.

O denkſt du, daß wir je uns wiederſehn?

Romeo (herein).

Ich zweifle nicht, und all' dies Leiden dient
In Zukunft uns zu ſüßerem Geſchwätz.

Julia.

O Gott! ich hab' ein Unglück ahnend Herz.
Mir däucht, ich ſah' dich, da du unten biſt,
Als lägſt du todt in eines Grabes Tiefe.
Mein Auge trügt mich, oder du biſt bleich.

Romeo.

So, Liebe, ſcheinſt du meinen Augen auch:
Der Schmerz tränkt unſer Blut. Leb wohl! Leb wohl!
(Ab.)

Zweite Scene.

Juliens Zimmer.

Julia.

O Glück! ein Jeder nennt dich unbeſtändig.
Wenn du es biſt: was thuſt du mit dem Treuen?
Sei unbeſtändig, Glück! Dann haltſt du ihn
Nicht lange, hoff' ich, ſendeſt ihn zurück.

Gräfin Capulet (hinter der Scene).

He, Tochter, biſt du auf?

Julia.

Wer ruft mich? Iſt es meine gnäd'ge Mutter?
Wacht ſie ſo ſpät noch, oder ſchon ſo früh?
Welch' ungewohnter Anlaß bringt ſie her?

Gräfin Capulet (kommt herein).

Nun Julia! wie geht's?

Julia.

Mir iſt nicht wohl.

Gräfin Capulet.

Noch immer weinend um des Vetters Tod?
Willſt du mit Thränen aus der Gruft ihn waſchen?
Und könnteſt du's, das rief' ihn nicht in's Leben.
Drum laß das. Trauern zeugt von vieler Liebe;
Doch zu viel Trauern zeugt von wenig Witz.

Julia.

Um einen Schlag, der ſo empfindlich traf,
Erlaubt zu weinen mir.

Gräfin Capulet.

So trifft er dich;
Der Freund empfindet nichts, den du beweinſt.

Julia.

Doch ich empfind', und muß den Freund beweinen.

Gräfin Capulet.

Mein Kind, nicht seinen Tod so sehr bewein'st du,
Als daß der Schurke lebt, der ihn erschlug.

Julia.

Was für ein Schurke!

Gräfin Capulet.

Nun, der Romeo.

Julia (beiseit).

Er und ein Schurk sind himmelweit entfernt.
(laut.)
Vergeb' ihm Gott! Ich thu's von ganzem Herzen;
Und dennoch kränkt kein Mann, wie er, mein Herz.

Gräfin Capulet.

Ja, freilich, weil der Meuchelmörder lebt.

Julia.

Ja, wo ihn diese Hände nicht erreichen!
O, rächte niemand doch, als ich, den Vetter!

Gräfin Capulet.

Wir wollen Rache nehmen, sorge nicht:
Drum weine du nicht mehr. Ich send' an Jemand
Zu Mantua, wo der Verlauf'ne lebt,
Der soll ein kräftig Tränkchen ihm bereiten,
Das bald ihn zum Gefahrten Tybalt's macht.
Dann wirst du hoffentlich zufrieden sein.

Julia.

Fürwahr, ich werde nie mit Romeo
Zufrieden ſein, erblick ich ihn nicht — todt
Iſt dieſes arme Herz um unſern Blutsfreund.
Ach fändet ihr nur Jemand, der ein Gift
Ihm reichte, gnäd'ge Frau: ich wollt es miſchen,
Daß Romeo, wenn er's genommen, bald
In Ruhe ſchliefe. — Wie mein Herz es haßt,
Ihn nennen hören — und nicht zu ihm können —
Die Liebe, die ich zu dem Vetter trug,
An dem, der ihn erſchlagen hat, zu büßen!

Gräfin Capulet.

Find'ſt du das Mittel, find' ich wohl den Mann.
Doch bring' ich jetzt dir frohe Neuigkeiten.

Julia.

In ſo bedrängter Zeit, kommt Freude recht.
Wie lauten ſie? Ich bitt' euch, gnäd'ge Mutter.

Gräfin Capulet.

Nun Kind, du haſt 'nen aufmerkſamen Vater.
Um dich von deinem Trübſinn abzubringen,
Erſann er dir ein plötzlich Freudenfeſt,
Deß ich ſo wenig mich verſah wie du.

Julia.

Ei, wie erwünſcht! Was wär das, gnäd'ge Mutter?

Gräfin Capulet.

Ja, denk' dir, Kind! Schon morgen früh, wie glücklich!

Soll der hochedle, wackre, junge Herr,
Graf Paris, in Sankt Peters Kirche dich
Als frohe Braut an den Altar geleiten.

Julia.

Nun, bei Sankt Peters Kirch' und Petrus selbst!
Er soll mich nicht als frohe Braut geleiten.
Mich wundert diese Eil', daß ich vermählt
Muß werden, eh' mein Freier kommt zu werben.
Ich bitt' euch, gnäd'ge Frau, sagt meinem Vater
Und Herrn, ich wolle mich noch nicht vermählen;
Und wenn ich's thue, schwör ich: Romeo,
Von dem ihr wißt, ich haß ihn, soll es lieber,
Als Paris sein. — Das heiß' ich Neuigkeiten!

Gräfin Capulet.

Da kommt dein Vater, sag' du selbst ihm das;
Sieh', wie er sich's von dir gefallen läßt.

Dritte Scene.

Capulet und die Wärterin kommen. Die Vorigen.

Capulet.

Die Luft sprüht Thau beim Sonnenuntergang,
Doch bei dem Untergange meines Neffen
Da gießt der Regen recht.
Was! eine Traufe, Mädchen? stets in Thränen!
Stets Regenschauer! In so kleinem Körper,

Spielſt du auf einmal See und Wind und Kahn. —
Nun, nun, wie ſteht es, Frau?
Haſt du ihr unſern Rathſchluß hinterbracht?

Gräfin Capulet.

Ja, doch ſie will es nicht, ſie dankt euch ſehr.
Wär' doch die Thörin ihrem Grab' vermählt.
(Will gehen.)

Capulet.

Seht! nimm mich mit dir, nimm mich mit dir, Frau.
Was! will ſie nicht! weiß ſie uns keinen Dank?
Iſt ſie nicht ſtolz! ſchätzt ſie ſich nicht beglückt,
Daß wir ſolch' einen würd'gen Herrn vermocht,
Trotz ihrem Unwerth, ihr Gemahl zu ſein?

Julia.

Nicht ſtolz darauf, noch dankbar, daß ihr's thatet.
Stolz kann ich nie auf das ſein, was ich haſſe;
Doch dankbar ſelbſt für Haß, gemeint wie Liebe.

Capulet.

Ey ſeht mir! ſeht mir! Kramſt du Weisheit aus?
Stolz — und ich dank euch — und ich dank auch nicht —
Und doch nicht ſtolz; — hör', Fräulein Zierlich du,
Nicht's da gedankt von Dank, ſtolzirt von Stolz!
Auf Morgen dich herausgeputzt, um ſchmuck
Mit Paris nach Sankt Peters Kirch' zu gehen,
Sonſt ſchlepp' ich dich auf einer Schleife hin!
Pfui, du bleichſücht'ges Ding! du loſe Dirne!

Antonio.

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch sich auf der Stelle fassen kann.
Du warst, mich deinem Freunde zu versöhnen,
Zuerst bemüht. Nun bitt' ich es von dir.
Thu' was du kannst, daß dieser Mann sich finde,
Und alles wieder bald im Gleichen sey.
Ich gehe selbst zu ihm, so bald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig ist,
So bald du glaubst, daß meine Gegenwart
Das Übel nicht vermehrt. Doch was du thust,
Das thu' in dieser Stunde; denn es geht
Alphons heut' Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indessen wohl.

Gräfin Capulet.

O pfui! ſeid ihr von Sinnen!

Julia.

Ich fleh' euch auf den Knieen, mein guter Vater!
Hört mit Geduld ein einzig Wort nur an.

Capulet.

Geh' mir zum Henker, widerſpenſt'ge Dirne!
Ich ſage dir zur Kirch', und morgen früh!
Sonſt komm' mir niemals wieder vor's Geſicht.
Sprich nicht! erwiedre nicht! gieb keine Antwort!
Die Finger jucken mir. O Weib! wir glaubten
Uns kaum genug geſegnet; doch nun ſeh ich,
Dies Eine war um Eines ſchon zu viel,
Und nur ein Fluch ward uns in ihr beſchert.
Du Hexe!

Wärterin.

Gott im Himmel ſegne ſie!
Eu'r Gnaden thun nicht wohl, ſie ſo zu ſchelten.

Capulet.

Warum, Frau Weisheit! Haltet euren Mund,
Prophetin! ſchnattert mit Gevatterinnen!

Wärterin.

Ich ſage keine Schelmſtück'.

Capulet.

Gebt mit Gott!

Wärterin.

Darf man nicht sprechen?

Capulet.

Still doch altes Waschmaul! (15)
Spart eure Predigt zum Gevatterschmaus.
Hier brauchen wir sie nicht.

Gräfin Capulet.

Ihr seid zu hitzig.

Capulet.

Beim Element! es macht mich toll. Bei Tag',
Bei Nacht, spät, früh, allein und in Gesellschaft,
Zu Hause, draußen, wachend und im Schlaf,
War meine Sorge stets, sie zu vermählen.
Nun, da ich einen Herrn ihr ausgemittelt,
Von fürstlicher Verwandtschaft, schönen Gütern,
Jung, edel auferzogen, ausstaffirt,
Wie man wohl sagt, mit ritterlichen Gaben:
Und dann ein albern, winselndes Geschöpf,
Ein weinerliches Püppchen da zu haben,
Die, wenn ihr Glück erscheint, zur Antwort giebt:
„Heirathen will ich nicht, ich kann nicht lieben,
„Ich bin zu jung, — ich bitt', entschuldigt mich." —
Gut, wollt ihr nicht, ihr sollt entschuldigt sein:
Grab't wo ihr wollt, ihr sollt bei mir nicht hausen.
Seht zu! bedenkt! ich pflege nicht zu spaßen.

---

15) Schwätzerin.

Und morgen iſt nicht fern! Die Hand auf's Herz!
Und biſt du mein, ſo ſoll mein Freund dich haben;
Wo nicht: geh', bettle, hungre, ſtirb am Wege!
Denn nie, bei meiner Seel', erkenn' ich dich,
Und nichts, was mein, ſoll dir zu Gute kommen.
Bedenk' dich, glaub', ich halte, was ich ſchwur.
(Ab.)

Julia.

Weht denn kein Mitleid droben in den Wolken,
Das in die Tiefe meines Jammers ſchaut!
O, ſüße Mutter, ſtieß mich doch nicht weg!
Nur einen Monat! eine Woche Friſt!
Wo nicht, bereite mir das Hochzeitbette
In jener düſtern Gruft, wo Tybalt liegt.

Gräfin Capulet.

Sprich nicht zu mir; ich ſage nicht ein Wort.
Thu', wie du willſt, du gehſt mich nichts mehr an.
(Ab.)

Vierte Scene.

Julia. Wärterin.

Julia.

O Gott! wie iſt dem vorzubeugen, Amme!
Mein Gatte auf Erden, meine Treu im Himmel —
Wie ſoll die Treu' zur Erde wiederkehren,
Wenn mir der Gatte nicht, zum Himmel ſteigend,

Derther ſie ſendet? — Troſte! rathe! hilf!
O wehe, weh mir, daß der Himmel ſolche Tücken
An einem ſanften Weſen übt, als ich!
Was ſagſt du? haſt du nicht ein Wort der Freude,
Des Troſtes, Amme?

Wärterin.

Meiner Seel', hier iſt's! —
Er iſt verbannt, und tauſend gegen eins,
Daß er ſich nimmer wieder hergetraut,
Euch anzuſprechen; oder thät' er es,
So müßt' es ſchlechterdings verſtohlen ſein.
Nun, weil denn ſo die Sachen ſtehn, ſo denk ich,
Das beſte wär', daß ihr den Grafen nähmt,
Ach, er iſt ſolch' ein allerliebſter Herr!
Ein Lump iſt Romeo nur gegen ihn.
Kein Adlersauge, Fräulein, iſt ſo grell,
So ſchön, ſo feuervoll, wie Paris' Auge.
Ich will verwünſcht ſein, iſt die zweite Heirath
Nicht wahres Glück für euch: weit vorzuziehn
Iſt ſie der erſten; oder, wär' ſie's nicht:
Der erſte Mann iſt todt, ſo gut als todt.
Denn lebt er ſchon, habt ihr doch nichts von ihm.

Julia.

Sprichſt du von Herzen?

Wärterin.

Und von ganzer Seele,
Sonſt möge Gott mich ſtrafen!

Julia.

Amen!

Wärterin.

Was?

Julia.

Nun ja, du haſt mich wunderbar getröſtet.
Geh', ſag' der Mutter, weil ich meinen Vater
Erzürnt, ſo will' ich nach Lorenzo's Zelle,
Zu beichten und Vergebung zu empfahn.

Wärterin.

Ihr braucht nicht weit zu gehn; er kommt hierher,
Man hat ihn ſchon berufen, uns und euch
An dieſem Schreckenstage fromm zu tröſten;
Allein ihr werdet ſolchen Todestag
In Lebenstage wandeln, wenn ihr Paris
Nur freundlich anſeht, dann, wie ich geſagt,
Noch freundlicher und immer weiter fort.
Thut mir's zur Liebe und den Eltern auch,
Die, tiefgebeugt, auf euch das Heil nur ſetzen.
Er iſt nicht weit, Graf Paris iſt nicht weit:
Ich ſend' ihn her, und ſeid nur freundlich, freundlich.
(Ab.)

Julia.

O alter Erzfeind! hölliſcher Verſucher!
Iſt's arg're Sünde ſo zum Meineid mich
Verleiten, oder meinen Gatten ſchmähn,
Mit eben dieſer Zunge, die zuvor

Viel tauſendmal ihn ohne Maaß und Ziel
Geprieſen hat. — Hinweg Rathgeberin!
Du und mein Buſen ſind ſich künftig fremd.
Noch hoff' ich, daß der Mönch uns Hülfe ſchafft;
Schlägt alles fehl, hab' ich zum Sterben Kraft.

Fünfte Scene.

Julia. Paris.

Paris.

O Gunſt, in ſolcher Trauer mich zu ſprechen.

Julia.

Oft iſt die Trauer ſcheinbar, oft die Gunſt.

Paris.

Dein reines Herz, das weiß von keinem Scheine.

Julia.

Mein Herz iſt rein vor Gott, der alles kennt.

Paris.

Ehrwürdig iſt, wer ſich vor Gott erniedrigt.

Julia.

Auch Lieb' und Treue liegt in Gottes Hand.

Paris.

Laß deine mich aus seiner Hand empfangen,
Zur Kirche folge morgen mir getreu.

Julia.

Der Kirche bin ich wohl bereit zu nahen,
Doch ich besorg', im Verborg zu verweilen.

Paris.

Was sagst du mir für Räthsel? Gebt die Braut,
Geführt vom Bräutigam, nicht rasch hinein?

Julia.

Aus freiem Triebe wird sie gern ihm folgen.

Paris.

O mache mir den harten Vorwurf nicht!
Ich warb um dich zuerst bei deinen Eltern.
So handelt Einer, der für's Leben liebt;
Und hab' ich nicht bei dir auch schon geworben,
Wie lange schon! obgleich mit Worten nicht.
Mit meinen Dienern zog ich oft vorbei.
Und unter allen neigt ich mich am tiefsten.
Mein Roß war so gewohnt an diese Straße,
Daß es sich bäumte, lenkt ich sonst wo hin.
Dies alles hast du wohl bemerken können,
Und hast's bemerkt, und hast mir meinen Gruß,
Anständig zwar, doch frei zurückgegeben,
Nachher zur Amme lächelnd. War's ein Wahn,
Ich glaubt', es gälte mir. Und so beschieden,

Warb ich bei deinem Vater; dieser wies
Mich an die Tochter, und noch zaudert' ich.
Dem zart'sten Werben wollt' ich deine Gunst,
Der freisten Liebe deine Hand verdanken.

Julia.

Nun aber stürmst du, wie mein Vater stürmt.

Paris.

Gar selten führt man Pläne rein hindurch,
Bald werden sie gehemmt und bald beschleunigt.
Und dieser Fall beschleuniget mein Glück:
Denn jetzt wird alles dringend — Tybalts Tod
Und Romeo's Verbannung setzt Verona
Auf's neu in Aufruhr, wenn nicht unser Bund
Des Fürsten Macht, wie deines Hauses, gründet.

Julia.

Schön ist's, den Frieden seiner Stadt zu geben.

Paris.

Auch dieses Schöne sei dein Eigenthum.

Julia.

Es zu ergreifen fehlet mir die Kraft.

Paris.

Ich liebten du, dich würde Liebe stärken.

Julia.

Ich liebe wohl, allein das macht mich schwach.

Paris.

Du liebſt! und liebſt du mich? O ſprich nicht: nein!

Julia.

Vermied'nes Nein iſt lange noch kein Ja!

Paris.

Wie kann unſchuld'ger Mund ſo kunſtlich ſprechen?

Julia.

Die Kunſt iſt ſüß, wenn ſie den Schmerz verhüllt.

Paris.

Doch himmliſch, wenn ſie Liebe kaum verbirgt. —
Ich ſcheide nun. Dies ſei Beweis der Liebe,
Daß ich nicht bleibe, wenn ſo gern ich bliebe.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Lorenzo.

Paris.

O theurer Vater! ſei willkommen hier!
In Worten ficht die ſchöne Braut mit mir.
O! wenn ſie dir das Herz eröffnet; lehre
Dies holde Herz, daß es ſich zu mir kehre.

(Paris ab.)

Siebente Scene.

Julia. Lorenzo.

Julia (haſtig).

Sieh dich erſt um!

Lorenzo.

Wir ſind allein, mein Fräulein.

Julia.

Komm, weine mit! Troſt, Hoffnung, Hulf' iſt hin.

Lorenzo.

Ach Julie! ich kenne ſchon dein Leid,
Und mein Verſtand verlieret alle Richtung.
Du mußt, und nichts, ſo ber' ich, kann's verzögern,
Du mußt durchaus dem Grafen dich vermählen.

Julia.

Sag mir nicht, Vater, daß du das gehört,
Wofern du nicht auch ſagſt, wie ich's verhindre.
Kann deine Weisheit keine Hulfe leih'n,
So nenne meinen Vorſatz recht und weiſe,
Und dieſes Meſſer hilft mir auf der Stelle.
Gott fügt in ein's mein Herz und Romeo's,
Die Hände du, und ehe dieſe Hand,
Die du dem Romeo beſiegelt haſt,
Zur Urkund eines andern Bundes dient,
Eh' dieſes treue Herz zu einem andern
Verrätheriſch abfallt, ſoll dies beide tödten.
Drum gieb mir aus Erfahrung langer Zeiten

Fünfter Auftritt.

Leonore allein.

Für dießmal, lieber Freund, ſind wir nicht eins,
Mein Vortheil und der deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nütze dieſe Zeit
Und ſuche Taſſo zu gewinnen. Schnell!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03775139

Bebenden Rath; wo nicht, ſo ſei das Meſſer
Schiedsrichter zwiſchen mir und meinem Drangſal,
Entſcheidend gleich; wenn deiner Kunſt und Jahren
Ein ehrenvoller Abſchluß nicht gelang.
O zaudre nicht! ich ſehne mich zu ſterben,
Wenn, was du ſprichſt, nicht Hulfe mir verſpricht.

Lorenzo.

Halt! mir erſcheint, was einer Hoffnung gleicht;
Allein es auszuführen iſt Verzweiflung,
So wie das Uebel uns verzweifeln macht.
Du zeigeſt Willens-Stärke dich zu tödten,
Eh' du dem Grafen Paris dich vermahlſt;
Dann zweifl' ich nicht, du unternimmſt auch wohl
Ein Ding dem Tode gleich, der Schmach zum Trutz,
Der zu entgehn du ſelbſt den Tod ergreifſt,
Und wenn du's wagſt, ſo biet' ich dir ein Mittel.

Julia.

Befiehl! Nur nicht Vermahlung mit dem Grafen,
Befiehl, von jener Zinne mich zu ſtürzen;
Ankette mich an rauhe Felſengipfel,
Wo Bären brummend, brullend Löwen ſchweifen,
Verſchließe mich zu Nacht in's Beinhaus, laß
Mich raſſelnde Gerippe, Moderknochen
Und kieferloſe Schadel tappend fühlen,
Heiß' in ein friſchgegrabnes Grab mich ſteigen,
Und mich ins Leichentuch des Todten hüllen,
Vor ſolchen Dingen, nur genannt, erbebt' ich,
Nun thu' ich's ohne Zweifel, ohne Furcht,
Des ſußen Gatten reines Weib zu bleiben.

Lorenzo.

Wohl denn! Verſtellt ſei fröhlich! will'ge drein
Dich morgen gleich dem Grafen zu vermahlen,
Sieh, daß du dieſe Nacht allein magſt ruhn.
Nimm dieſes Fläſchchen dann mit dir zu Bette,
Und trink den Kräutergeiſt, den es verwahrt.
Dann rinnt alsbald ein kalter matter Schauer
Dir durch die Adern, er bemeiſtert ſich
Der Lebensgeiſter; im gewohnten Gang
Iſt jeder Puls gehemmt und ſchlägt nicht mehr;
Kein Odem, keine Wärme zeugt vom Leben;
Der Lippe wie der Wange Roſen ſchwinden
Zu bleicher Aſche, der Augen Verhang fällt,
Als ſchlöſſe ſich das Schauſpiel deines Leben;
Ein jedes Glied, gelenker Kraft beraubt,
Sei ſteif und ſtarr und kalt, dem Tode gleich.
Als ſolch gebergtes Ebenbild des Todes
Sollſt du verharren die gemeſſ'nen Stunden,
Und dann erwache wie vom holden Schlaf.
Wenn nun am Morgen Bräut'gam Paris kommt,
Vom Lager dich zu rufen, liegſt du todt.
Alsdann, nach Landesſitte, trägt man dich
Auf prächt'ger Bahr', in gold'nen Feierkleidern,
Frei, unbedeckt zu der gewölbten Gruft,
Wo alle Capulet's von Alters ruhn.
Inzwiſchen ſchon, eh' du erwachen kannſt,
Soll Romeo aus meinen Briefen wiſſen,
Was wir erdacht. Er wird ſich herbegeben;
Wir wollen beid' auf dein Erwachen harren,
Und in derſelben Nacht ſoll Romeo

Dich fort von hier in fremd' Gebiete führen.
Das rettet dich von dieser dräu'nden Schmach,
Wenn schwacher Unbestand und weib'sche Furcht
Den Muth dir mitten nicht im Handeln raubt.

Julia.

O gieb, o gieb und rede nicht von Furcht!

Lorenzo.

Nimm! Gott sei bei dir! Halte fest und gludlich
An dem Entschluß, und Briefe send' ich eiligst
Durch einen Bruder, Romeo, dem treuen.

Julia.

Gieb, Liebe, Kraft, und Kraft wird Hülfe leihen;
Lebt wohl, mein theurer Vater! Lebet wohl!
Gott schenk uns bald ein fröhlich Wiedersehen.

Lorenzo (ab).

Achte Scene.

Julia (allein).

Entkräftend, kalt, durchrieselt mich die Furcht;
Die Lebenswärme flieht und läßt mich starr. —
Ich rufe mir die Wärterin zum Trost.
He Wärterin! — Was aber soll sie hier?
Ich muß allein die düstre Scene spielen —
Komm du, mein Kelch! Du nun mein letzter Trost. —

Doch wie! wenn dieser Trank unwirksam wäre!
Man mit Gewalt dem Grafen mich vermählte?
Nein, nein! dies soll's verhindern! Warte hier!
(Sie steckt den Dolch zu sich.)
War's Gift vielleicht! das listig mir der Mönch
Bereitet hätte, mir den Tod zu bringen.
Weil er mich schon mit Romeo vermählt,
Will er mich nicht zum zweitenmal vermählen;
Verderblich wär' es ihm, würd' es entdeckt.
So, fürcht ich, ist's; doch, dünkt mich, kann's nicht sein:
Denn stets erwies er sich als frommer Mann,
Ich will nicht Raum so bösem Argwohn geben.
Wie aber! wenn ich in die Gruft gelegt
Erwache vor der Zeit, da Romeo
Mich zu erlösen kommt? — furchtbarer Fall!
Erstickt werd' ich im Gewölb', das nie
Den Mund eröffnet, reine Luft zu atmen,
Erwürgt werd' ich daliegen, wenn er kommt.
Und leb' ich auch, kann es mir nicht begegnen,
Daß der entsetzliche Begriff von Tod und Nacht,
Zu allen Schrecken jenes Orts gesellt —
Denn das Gewölb', die alte Katakombe,
Wo sich Gebeine meiner Ahnherrn aller
Seit vielen hundert Jahren aufgehäuft,
Wo beigesetzt erst frisch der blut'ge Tybalt
Im Leichentuch verwes't, wo, wie man sagt,
Zu mancher nacht'gen Stunde Geister hausen —
Weh, weh! ja wohl, es kann mir leicht begegnen,
Daß mir, zu früh erwachend, eher Dunst,
Gekreischt wie von Alraunen, die man aufgewühlt, —
Ein Sterblicher der's hört, er kommt von Sinnen —

O! wach' ich auf, werd' ich nicht rasend werden,
Umringt von all' dem furchtbar Gräuelvollen?
Mit meiner Väter Gliedern spiel' ich toll,
Und Tybalt zerr' ich aus dem Leichentuche;
Mit Knochen eines großen Ahnherrn, wie einer Keule,
Zerschlag' ich wütend mein zerrüttet Hirn.
O seht, mich dünkt, ich sah des Vettern Geist,
Er späht nach Romeo, der seinen Körper
Auf einen Degen spießte. Halte, Tybalt!
Ich komme, Romeo! das trink' ich dir. —

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Mantua. Eine Straße.

Romeo (tritt auf).

Frau' ich des Schlafes schmeichelndem Erbarmen;
Ein Traum weissagt mir gute Neuigkeit.
In meinem Busen thronet Muth und Freude,
Und diesen ganzen Tag hebt ungewöhnlich
Mich von dem Boden auf ein heit'rer Sinn.
Ich träumte: Julia käme, fänd' mich todt,
(Seltsame Träume! daß auch Todte denken:)
Und athmete mir, küssend, solches Leben,
Daß ich vom Tod erstand, und Kaiser war.
Ach mir! so süß ist der Besitz der Liebe,
Daß auch ihr letzter Schatten schon beglückt.

Zweite Scene.

Romeo. Page.

Romeo.

Was in Verona Neues? guter Knabe.
Schnell gieb die Briefe her vom Pater, gieb!

Und mein Gemahl? — Mein Vater, ist er wohl?
Wie geht es meiner Julia? nochmals frag' ich:
Denn nichts kann übel stehn, ist sie nur wohl.

Page.

So ist sie wohl, und nichts kann übel stehn.
Ihr Leichnam schlaft in Capulet's Gewölbe,
Ihr ew'ger Theil lebt mit den Engeln fort.
Ich sah in jener Gruft sie beigesetzt,
Und ritt in Eil' hieher, es euch zu melden.
Verzeiht die schlimme Botschaft, die ich bringe:
Ihr habt sie mir zur Schuldigkeit gemacht.

Romeo.

Du, guter Knabe, träumest, oder ich.

Page.

Als ich es sah, da wünscht ich mir zu träumen.
Verona's Gassen wogten wie im Aufruhr,
Eins rief dem andern klaglich staunend zu:
Daß Julia todt sei, Capulet's Julia todt. —
Zur Leichenfeier tönten alle Glocken,
Und alles Volk strömt' aufgeregt einher.
Da zogen hundert Mönche paarweis, wieder hundert,
Aus allen Klostern Mönche, still vorbei,
Gebückt von Alter, grau, mit kahlem Scheitel,
Als wären sie es, die zum Grabe schritten.
Dumpf war das Volk, ein jeglicher betroffen
Von diesem würdig seltnen Leichenpomp.
Als aber nun herbei die Bahre schwankte,
Da sprang ich auf zu einem Saulenstuhl,

Und an dem Schaft mich haltend, ſchaut ich nieder:
Da kam das Himmelsbild, erblaßt und lächelnd,
Als ſagte ſie: was haſt du, Tod, an mir!
Sie lag im Brautgeſchmeide. Jedermann
Erwartete — man wollte ſie nicht todt —
Erwartete, daß ſie ſich regen ſollte.
Als aber nun der helle Tag die Augen,
Der Glockenklang die Ohren nicht erregte,
Die Sonne nicht zum ſtarren Herzen ſprach,
Da fing es an, rings um mich her zu ſchluchzen:
Ich weinte mit. Die Träger zogen hin.
Doch ich ertrug es nicht, von ihr zu ſcheiden,
Und eilte ſchnell durch richtbaft enge Straßen
Voraus zum Kirchhof, drängte mit Gewalt
Mich in die Halle vor das Grabgewölbe.
Eröffnet ſah ich da die ehr'nen Pforten,
Und Pater Lorenzo emſig und bemubt,
Das modernde Gewölb' zu rein'gen und zu räuchern.
Was ſag' ich viel! Ich hab es ſelbſt geſehn,
Zu Tybalt's Nähe ward ſie beigeſetzt.

Romeo.

So wär' es nun! Dann Sterne, trotz' ich euch!
Beſtelle Pferde: denn ich will fort zu Nacht.

Page.

Verzeibt! ich darf euch ſo nicht laſſen, Herr.
Ihr ſeht ſo blaß und wild, und eure Blicke
Weiſſagen Unglück.

Romeo.

Nicht doch! du betrügſt dich.

Laß mich, und thu', was ich dich heiße thun. —
Hast du für mich vom Pater keine Briefe?

Page.

Nein, bester Herr.

Romeo.

Es thut nichts; mach' dich auf!
Bestelle Pferde: gleich komm' ich zu Haus!

(Page ab).

Romeo (allein).

Wohl, Julia! Heute Nacht ruh' ich bei dir.
Ich muß auf Mittel sinnen. O, wie schnell
Drängt Unheil sich in der Verzweiflung Rath!
Mir fällt ein Apotheker ein. Er wohnt
Hier irgend wo herum. Ich sah ihn neulich,
Zerlumpt, die Augenbrauen überhangend;
Er suchte Kräuter aus; hohl war sein Blick.
Ihn hatte herbes Elend ausgemergelt.
Ein Schildpatt hing in seinem dürft'gen Laden,
Ein ausgestopftes Crocodill, und Häute
Von mißgestalten Fischen. Auf dem Simms
Ein bettelhafter Prunk von leeren Büchsen,
Glasurte Töpfe, Blasen, muff'ger Samen,
Bindfadenknäuelchen, alte Rosenkuchen,
Das alles dünn vertheilt, nach etwas auszusehn.
Betrachtend diesen Mangel, sagt' ich mir:
Bedürfte Jemand Gift hier, dess Verkauf
In Mantua sogleich zum Tode führt,
Da lebt ein armer Schelm, der es verkaufte.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer.

Taſſo allein.

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal dich verlaſſen?
Hat dich nach einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?

O! der Gedanke zielt' auf mein Bedürfniß!
Und dieser dürft'ge Mann muß mir's verkaufen.
So viel ich mich entsinn', ist dies das Haus.
Weil's Festtag ist, schloß seinen Kram der Bettler.
He, holla, Apotheker!

Vierte Scene.

Romeo. Apotheker.

Apotheker.

Wer ruft so laut?

Romeo.

Mann, komm hieher! — Ich sehe, du bist arm,
Nimm, hier sind vierzig Stück Dukaten! Gieb
Mir eine Dose Gift, solch scharfen Stoff,
Der schnell durch alle Nerven sich vertheilt,
Daß todt der lebensmüde Trinker hinfällt,
Und daß die Brust den Odem von sich stößt,
So ungestüm, wie schnell entzündet Pulver
Aus der Kanone furchtbarem Schlunde blitzt.

Apotheker.

So todtliche Arzeneien hab' ich wohl,
Doch Mantua's Gesetz ist Tod für jeden,
Der feil sie giebt.

Romeo.

Bist du so nackt und blos,
Von Plagen so bedrückt, und scheust den Tod?

Noth und Bedrängniß darbt in deinem Blick,
Auf deinem Rücken hängt zerlumptes Elend,
Die Welt iſt nicht dein Freund, noch ihr Geſetz;
Die Welt hat kein Geſetz, dich reich zu machen,
D'rum ſei nicht arm, brich das Geſetz und nimm!

Apotheker.

Nur meine Armuth, nicht mein Wille weicht.

(ins Haus.)

Romeo.

Nicht deinem Willen, deiner Armuth zahl' ich.

Apotheker (zurückkehrend).

Thut dies in welche Flüſſigkeit ihr wollt,
Und trinkt es aus, und hättet ihr die Stärke
Von Zwanzigen, es hulf' euch gleich davon.

Romeo.

Da iſt dein Geld! Ein ſchlimmres Gift den Seelen
Der Menſchen, das in dieſer elen Welt
Mehr Mord verübt, als dieſe armen Fränkchen,
Die zu verkaufen dir verboten iſt.
Ich gebe dir Gift, du verkaufſt mir kein's.
Leb wohl! Kauf Speiſe, füttre dich heraus —
Komm Stärkungstrank! nicht Gift, begleite mich
Zu Juliens Grab, denn da bedarf ich dich.

Fünfte Scene.

Klostergang. (16)

Bruder Marcus, hernach Lorenzo.

Marcus.

Ehrwürd'ger Bruder, he Lorenzo! he!

Lorenzo.

Das ist ja wohl des Bruders Marcus Stimme?
Willkommen mir von Mantua! Was sagt
Denn Romeo? Faßt' er es schriftlich ab,
So gieb den Brief.

Marcus.

Ich ging, um einen Bruder
Barfüßer unsers Ordens, der den Kranken
In dieser Stadt hier zuspricht, zum Geleit
Mir aufzusuchen; trete sorgenlos
In's Kloster, find' ihn auch, und gleich bereit,
Mit mir den Weg zu machen; als wir aber
Nun wandern wollen, sind wir eingesperrt
Und außen stark bewacht, und wir erfahren,
Daß Niemand aus- noch eingelassen wird,
Weil die Regierung den Verdacht gefaßt,
Die fromme Krankenpflege dieser Bruder
Hab' ihnen selbst das Unheil zugezogen,
Daß unter sie der Seuche Gift geschlichen.

16) Lorenzo's Zelle.

Bis dieſes unterſucht war, dies beſeitigt,
Mußt' ich beharren. Jetzt erſt wieder frei,
Komm ich ſogleich, die Hind'rung dir zu melden.

Lorenzo.

Wer trug denn meinen Brief zu Romeo?

Marcus.

Da haſt du ihn! ich konnt' ihn nicht beſtellen;
So bange waren ſie vor Anſteckung.

Lorenzo.

Unſel'ges Mißgeſchick! Bei meinem Orden!
Nicht eitel war mein Brief. Sein Inhalt war
Von theuren Dingen, und die Saumniß kann
Gefährlich werden. Bruder Marcus, geh,
Hol' ein Brecheiſen mir, und bring's ſogleich
In meine Zelle.

Marcus.

Ich geh' und bring' es, Bruder.

(ab.)

Lorenzo.

In dem Gewölbe muß ich nun allein:
In kurzer Zeit erwachet Julia.
Sie wird mich ſchelten, daß ihr Romeo
Von dem Ereigniß keine Nachricht hat.
Allein ich ſende ſchnell, ihn zu berichten;
In meiner Zelle berg' ich ſie indeß.

Ein Wunder wär's, wenn ihr vor Andrem grauf'te.
Ihr, die dem Grab entſteigt, worin ſie lebend hauf'te.

(Ab.)

Sechste Scene.

Familienbegräbniß der Capulet's.
Mit Vorhalle.

Paris (mit einer Fackel und Blumen).

Nicht Hymens Fackel iſt es, die mir leuchtet,
Bald umgeſtürzt, ſei ſie des Todes Bild!

(Er ſteckt die Fackel am Grabmal auf.)

Dein bräutlich Bett' wollt' ich, o ſüße Blume,
Mit Blumen ſchmücken, mannichfalt'ger Art;
Doch keine, dir vergleichbar, fand ich aus.
So welkt nun hier, als reine Trauerzeugen
Der Lieb' und Treue, die mein Herz erzeugt!
Auch hier iſt's lieb und ſchön. Denn ſie iſt nah.
Denk' ich, ſie ſchläft. Du ſchließeſt, holdes Grab,
Der ſel'gen Welt vollkommnes Muſter ein.
O, ſchöne Julia, Engeln zugeſellt,
Nimm dieſe Gab' aus deſſen Händen,
Der dich im Leben ehrte, nun im Tod
Mit Preis und Klage deine Ruhſtatt ziert. —
Ich ſehe Fackelſchein! Wer darf ſich nah'n?
Welch' ein verdammter Fuß kommt dieſes Wegs,
Die Leichenfeier frommer Liebe ſtörend?
Vielleicht ſind's Räuber, deren Habſucht hier
Ein köſtliches Geſchmeid' und Ringe wittert,

Den letzten Schmuck der holden Braut zu rauben,
Die unbarmherzig mir der Tod geraubt.
O, für den Liebenden ein köstlich Loos!
Der Todten das zu widmen, was der Lebenden
Auf immer zugesagt war, Schutz und Schirm.
Nur eine Weile birg mich, treue Nacht!

(Er tritt bei Seite.)

Siebente Scene.

Romeo (mit Fackel und Brecheisen), hernach Paris.

Romeo.

Wie? seh' ich recht? dort eine Fackel! glimmt
Sie von der Todesfeier noch bis jetzt?
Wie? oder hat vielleicht die fromme Hand
Der Wärterin im Stillen sie genährt —
Daß nicht ganz finster um das Liebchen sei,
Die jeder Nacht und jedes Tages Tag
Dem Liebenden zu sein bestimmt war. Du,
Geselle dich zu jener Leuchtenden.

(Er steckt seine Fackel jener gegenüber, und wirft die Brecheisen auf den Boden.)

Ein traurig Paar, zu traurigem Geschäft
Erbet'ne Zeugen. Stumm und ruhig zehret
Ihr selbst euch auf, indessen mir im Sinn
Ein rasend Feuer tobt, mich gegen mich
Und gegen alle Welt mit Wuth entflammt.
Wer mocht' es zahm ertragen, was auf mich
Von Glück und Noth, Gelingen und Genuß,

Von Angſt und Schmerz die allzureiche Zeit
Auf einmal ausgeſchüttet! Sonſt ein Tag,
Er war ſo leer, und eine Nacht ſo lang,
Daß leere Langmuth ſelbſt ihn nicht ertrug,
Und ſich nach kärglich Neuem ängſtlich ſehnte.
Nun drängt's auf Einmal, als wenn ſich zuglei
Der Himmel oben öffnete, mir Seligkeit
Aus gränzenloſen Sphären zu verleihen,
Und Augenblicks der Hölle Mißgewalt
Den Boden flammend aufriß, und von unten
Die Qualen alle mir entgegenſchickte,
Die ein Verdammter je geduldet hat.
Doch was von Himmel, was von Hölle mehr!
Die beiden Pfortenflügel, ungeheuer
Sind ſie gepaart, ſie öffnen Hell' und Himmel.

O du verhaßter Schlund! Du Bauch des Todes,
Der du der Erde Köſtlichſtes verſchlangſt,
So brech' ich deine morſchen Kiefern auf
Und will zum Trotz dich mehr noch überfüllen.

(Er bricht an den Flügelthüren des Gewölbes.)

Paris (bei Seite).

Ha! der verbannte, ſtolze Montague,
Der Julien's Vetter mordete. Man glaubt,
An dieſem Grame ſtarb das holde Weſen.
Hier kommt er nun, um niederträcht'gen Schimpf
Den Leichen anzuthun. Ich will ihn greifen.

(laut)

Laß dein verruchtes Werk, du Montague!
Wird Rache übern Tod hinaus verfolgt?

Verdammter Bube! Dich verhaft' ich hier!
Gehorch' und folge mir, denn du mußt sterben.

Romeo.

Ja, sterben muß ich! darum kam ich her.
Versuch' nicht, guter Jüngling, den Verzweifelnden;
Entflieh' und laß mich. — Denke dieser Todten,
Laß sie dich schrecken. — Ich beschwör' dich, Jüngling!
Lad' auf mein Haupt nicht eine neue Sünde,
Wenn du zur Wuth mich reizest. Geh, o geh!
Bei Gott! ich liebe mehr dich wie mich selbst:
Denn gegen mich gewaffnet komm ich her.
Fort! eile, leb' und nenn' barmherzig ihn,
Den Rasenden, der dir gebot zu fliehn.

Paris.

Ich kümm're mich um dein Beschwören nicht,
Und greife dich als Missethäter hier.

Romeo.

Willst du mich zwingen, Knabe? Sieh dich vor!

(Sie fechten. Paris fällt.)

Paris.

O, ich bin hin! Hast du Erbarmen, laß
Bei Julien in der Gruft mich liegen.

(Er stirbt.)

Romeo.

Das will ich.
Wer mag es sein? Laß sein Gesicht mich sehen.

Mercutio's edler Vetter iſt's, Graf Paris.
Was ſagte doch mein Page, da wir ritten,
Als die beſtürmte Seel' es nicht vernahm!
Ich glaube, Julie habe ſich mit Paris
Vermählen ſollen. Sagt' er mir nicht ſo!
Wie! oder träumt' ich's! Oder bild' ich's mir
Im Wahnſinn ein, weil er von Julien ſprach!
O, gieb mir deine Hand! Du, ſo wie ich,
In's Buch des herben Unglücks eingezeichnet,
Ein ſiegesprangend Grab ſoll dich empfangen,
Kein Grab, ein herrlich leuchtend Prachtgebäude:
Denn hier liegt Julia. Ihre Schönheit macht
Zur lichten Feierhalle dies Gewölbe.
Da lieg' begraben, todt von einem Todten!

Wie oft ſind Menſchen in des Todes Nähe
Noch fröhlich worden. Ihre Wärter nennen's
Den letzten Lebensblitz. Wohl mag nun dies
Ein Blitz mir heißen! — O, mein Herz, mein Weib!
Der Tod, der deines Odems Balſam ſog,
Hat über deine Schönheit nichts vermocht,
Noch biſt du nicht beſiegt. Der Schönheit Fahne.
Weht purpurn noch auf Wang' und Lippe dir;
Hier pflanzte nicht der Tod ſein bleiches Banner
Liegſt du da, Tybalt! in dem blut'gen Tuch!
O, welchen größern Dienſt kann ich dir thun!
Als mit der Hand, die deine Jugend fällte,
Des Jugend, der dein Feind war, zu zerreißen.
Vergieb mir, Vetter! — Liebe Julia.
Warum biſt du ſo ſchön noch! Soll ich glauben,
Der körperloſe Tod entbrenn' in Liebe,

Und der verhaßte bag're Unbold halte
Als seine Buhle hier im Dunkel dich.
Aus Eifersucht will ich dich nie verlassen,
Und will aus diesem Palast dichter Nacht
Nie wieder weichen. Hier, hier will ich bleiben,
Mit Würmern, so dir Dienerinnen sind.
O, hier bau' ich die ew'ge Ruhstatt mir,
Und schüttle von dem lebensmüden Leibe
Das Joch feindseliger Gestirne — Augen,
Blickt euer Letztes! Arme, nehmt die letzte
Umarmung! und, o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, siegelt mit rechtmäß'gem Kusse
Den ewigen Vertrag dem Wucherer Tod!

(die Phiole emporhebend)

Komm, bittrer Führer! widriger Gefährt',
Verzweifelter Pilot! Nun treib auf einmal
Dein sturmerkranktes Schiff in Felsenbrandung.
Dies auf dein Wohl, wo du auch stranden magst!
Dies meiner Lieben! (er trinkt) O, wackrer Apotheker!
Dein Trank wirkt schnell. — Und so im Kusse sterb' ich.

(Er sinkt nieder.)

Achte Scene.

Lorenzo (mit Laterne und Brecheisen).

Hilf, heil'ger Franz! wie oft sind über Gräber
Die alten Füße nicht schon hingestolpert!
Die Stufen hier, aus alten, abgetretnen,
Unkenntbar'n Leichensteinen aufgeschichtet,

Die Tage, wo dein Geiſt mit freyer Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an,
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit off'nen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O hatt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet ſey,
So halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!

Sind wie das Grab der Gräber, wie der Tod
Des Todes, der ſich ſelbſt verzehrt und grimmig
Denkmale ſeiner Herrſchaft ſtill vernichtet.
Sie leiten mich hinab zum ſeltnen Grab,
Wo aufgeſpartes Leben, unbewußt,
Der Wechſelliebe Seligkeit erharrt. —

Noch brennen Fackeln hier an Capulet's Gruft,
Ein frommes Nachſpiel jener Heuchelfeier. —(17)
O weh! Das Grab erbrochen? Was iſt das?
O weh! o weh mir! welches Blut befleckt
Die Steine hier an der geweihten Schwelle?
Was wollen dieſe herrenloſen Schwerter,
Daß ſie verfärbt hier liegen an der Stelle
Des Friedens?

(Er ſteigt ins Begräbniß.)

Romeo bleich? — Wer ſonſt noch?
Wie, Paris auch? und in ſein Blut getaucht?
O welche unmitleid'ge Stund' iſt ſchuld
An dieſer kläglichen Begebenheit! —
Wo iſt nun meine Weisheit, meine Sorge,

---

17) Folgender Art abgeändert:

Noch brennen Fackeln hier an Capulet's Gruft,
Ein frommes Nachſpiel jener Heuchelfeier,
Und leihn umſonſt ihr düſter ſchwindend Licht
Dem Wurmgezüchte dar und blinden Schädeln.
Flammt auf und leuchtet friſch! Denn bald erſieht
Ein liebend Herz zur zweiten Leichenfeier. —
O weh! das Grab erbrochen! u. ſ. w.

Und jeglicher Naturkraft inn're Kenntniß!
Zu solchem Zwecke las ich Blumen aus und Kräuter!
Mein guter Wille gegen dieses Paar
Hat solchen Jammerstand uns vorbereitet.
Hätt' ich mich ihrem Lieben widersetzt,
Sie abgestoßen, sie sich selbst allein
Und wilder Jugendhast anheim gegeben,
Nicht schlimmer hätt' es werden können, nie,
Als es nun hier vor meinen Augen liegt. —

Das Fräulein regt sich — —

Julia (erwachend).

Freundreicher Mönch! — Und wo ist mein Gemahl! —
Ich weiß recht gut, wo ich mich finden sollte,
Da bin ich auch. — Wo ist mein Romeo!

Lorenzo.

Schaut nicht umher! Kommt, Fräulein, sieht die Grube
Des Tod's, der Seuchen, des erzwung'nen Schlafs,
Und fasset euch in heiligem Ergeben:
Denn eine Macht, der Niemand widerspricht,
Hat unsern Rath vereitelt; komm, o komm!

Julia.

Hinweg, und laß mich schauen.

Lorenzo.

Her' und sieh!
Dein Gatte liegt zu deinen Füßen todt,
Und Paris auch. Komm', ich geselle dich

Zu einer Schweſterſchaft von heil'gen Jungfrau'n.
Frag' nicht, verweile nicht!

Julia.

So wär' es denn?

Lorenzo.

Es wird nicht anders. Fräulein, komm, o komm!

Julia.

Ja, geh nur! geh; ich folge dir ſogleich.

Lorenzo.

Ich ſchließe des Gewölbes eh'rnen Mund,
Er muß verſtummen, bis ich uns gerettet.

Julia.

So rette dich, und ich verſtumme hier.

Lorenzo.

Laß dich bewegen, Fräulein!

Julia.

Was iſt das!
Ein Fläſchchen feſt in meines Liebſten Hand!
Gift, ſeh' ich wohl, war ſein vereilig Ende.
O Böſer, alles trankſt du? keinen Tropfen,
Auch mir zu helfen, ließeſt du zurück!
Ich küſſe deine Lippen. Glücklich hängt
Vielleicht ein Tropfen Giftes noch daran,

Mich, deine Gattin, tödtend zu erquicken.
Noch warm ſind deine Lippen.

Lorenzo.

Zaudre nicht.

Julia.

Ich will nicht zaudern. O willkommner Dolch,
Die Scheide ſei mein Herz, du, roſte hier!

(Sie erſticht ſich.)

Lorenzo (nach einer Pauſe).

Auch ſie iſt hin! damit bekräftigt werde,
Daß menſchliches Beginnen eitel ſei.
Des weiſen Mannes Rath verſiebt zu Nichts,
Und Thorheit ſiebt ſich vom Erfolg gekrönt.
Das Gute wollen iſt gefährlich, oft
Gefährlicher als Böſes unternehmen:
Die eh'rne Pforte mög' auch hier verwahren,
Bis ich es darf den Obern offenbaren.
Glückſelig der, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab ſo Lieb' als Haß verſchließt.

Varianten zu dem Luſtſpiel:

Die Mitſchuldigen.

1769.

Im frühen Jünglingsalter ſchrieb Goethe mehrere Luſtſpiele, wovon aber nur die „Laune des Verliebten" und „die Mitſchuldigen" gedruckt wurden. Beide Stücke erſchienen ohne ſeinen Namen im Jahre 1769 zu Frankfurt am Main, doch iſt dieſe alte Ausgabe nirgends mehr aufzufinden. Als der gegen ſich ſelbſt ſo ſtrenge Dichter damals über alle ſeine frühzeitigen Productionen ein großes Autodafé ergehen ließ, blieben nur dieſe Comödien verſchont. Vielleicht empfand er, daß er unbewußt in ihnen eine höhere Idee ausgedrückt hatte, nämlich diejenige, die ſchon in den Bibelworten liegt: „Wer ſich ohne Sünde fühlt, der hebe den erſten Stein auf."

Ganz beſonders zeichneten ſich aber die Mitſchuldigen durch eine meiſterhafte Charakteriſtik aus, und Goethe bewies, daß der damals ſo ſteife Alexandriner wohl einer größeren Biegſamkeit fähig ſei. Auf dem Weimariſchen Liebhabertheater gefiel das Stück ſehr. Dort gab Goethe den Alceſt, Bertuch excellirte als Söller, Corona Schröter ſpielte die Sophie, und Muſäus trat als Wirth zum Bären auf. Auch ſpäter wurde es in Weimar aufgeführt, und Goethe ſagt in ſeinem Aufſatz, „Ueber das deutſche Theater" (G. W. 40 b. Ausgabe, Bd. 35,

S. 360): Man nahm dem Stück einige Härten, erneuerte das Veraltete, und ſo erhält es ſich noch immer bei vortheilhafter Beſetzung. Es kam zugleich mit der „Laune des Verliebten" im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorſtellungen beiräthig.

Der älteſte Abdruck des Stückes, welcher uns zugängig geworden, befindet ſich im zweiten Bande der 1787 – 1790 bei Göſchen in Leipzig erſchienenen Sammlung von Goethe's Schriften, und enthält einige ſpäter ausgebliebene Stellen, die hier mitgetheilt werden.

Zweiter Aufzug.

Vierter Auftritt.

(Goethe's Werke, 55b. Ausgabe, Bd. 7, S. 73, und 40b. Ausgabe, Bd. 7, S. 69.)

Söller.

— Sie ging' nun ihren Weg, und ließe mir das Küſſen!

Alceſt.

Geliebteſte!

Sophie.

Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb' wohl!)

Söller.

— Sie ging' nun ihren Weg und ließe mir das Küſſen!

Sophie.

Grauſamer, laß mich los.

Söller.

Verflucht, wie ſie ſich ziert!
„Grauſamer, laß mich los!“ Das iſt kapitulirt.
„Pfui, ſchamen Sie ſich doch!“ Die abgedroſchne Leyer,
Wenn's nun Berg unter geht. — Ich gäbe keinen Dreier
Für ihre Tugend!

Sophie (ſich losmachend).

Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb' wohl!

Dritter Aufzug.

Siebenter Auftritt.

(Goethe's Werke, 55b. Ausgabe, Bd. 7, S. 97, und 40b. Ausgabe, Bd. 7, S. 90.)

(Alceſt.

— Geh, faß dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Bedürfen Sie vielleicht geringer Baarſchaft? Gut!
Verſchweigen Sie mir's nicht! Nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des Meinigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen —
Sie kommt! Auf einmal weg iſt die erleg'ne Ruh!
Du glaubſt, ſie nahm das Geld, und traufſt ihr's doch nicht zu.)

Geh, faß dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Madam, Sie haben doch das Geld genommen? Gut!

Es iſt mir herzlich lieb. Nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des Wenigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen —
Dann den vertrauten Leu, ſo bald wie Mann und Frau —
Und ſelbſt die Tugend nimmt nicht alles ſo genau,
Wenn man hübſch fachte geht. Weit eher wird ſie weichen.
Sie kommt! Du biſt beſtürzt? Das iſt ein ſchlimmes Zeichen!
Du glaubſt dich laſterhaft, allein noch iſt es Trug;
Dein Herz iſt übrig bes, nur noch nicht ſtark genug.

Neunter Auftritt.

(55b. Ausgabe, Bd. 7, S. 104, und 40b. Ausgabe, Bd. 7, S. 105.)

(Alceſt.

Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt die junge Frau zur Winterzeit allein.)

Alceſt.

Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt der jungen Frau das kalte Bett allein.

Sie sprach zu mir, ich habe sie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie sind auf ewig mein, es raubt sie nicht
Die Zeit, das Schicksal, noch das wilde Glück,
Und hob mein Geist sich da zu schnell empor,
Und ließ ich allzu rasch in meinem Busen
Der Flamme Luft, die mich nun selbst verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre selbst
Auf ewig das Geschick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr, und folgte froh
Dem Winke, der mich in's Verderben rief.
Es sey! So hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köstlichen Vertrauns, das mich erquickt,
In dieser Stunde selbst erquickt, die mir
Die schwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltsam öffnet. — Ja, nun ist's gethan!
Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst
Auf einmal unter; seinen holden Blick
Entziehet mir der Fürst, und läßt mich hier
Auf düstrem, schmalen Pfad verloren stehn.
Das häßliche zweydeutige Geflügel,

(55 b. Ausgabe, Bd. 7, S. 105, und 40 b. Ausgabe, Bd. 7, S. 98.)

(Söller.

Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und ohne Frage ſchon gekrönt im Mutterleibe.)

Söller.

Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und war zum Hahnrei ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Varianten zum Trauerspiel

Clavigo.

1774.

Die erste Ausgabe dieses Stückes erschien „Frankfurt und Leipzig, 1774.“ Sie ist ganz gleichlautend mit der Lesart letzter Hand; nur findet sich Seite 78, im vierten Acte (S. Goethe's Werke, 40b. Ausgabe, Band 9, Seite 280), die hier folgende, später ausgebliebene Stelle, und auch der Schluß ist ein wenig verändert.

(Guilbert.

Rette dich! Rette dich! Du bist außer dir!

Marie.

Fliehe, mein Bruder!)

Beaumarchais.

Nein, ich hab' ihn, ich muß ihn haben! O, hätt' ich ihn drüben über dem Meere! Fangen wollt' ich ihn

lebendig, und an einen Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſichte braten und mir's ſchmecken laſſen, und euch auftiſchen, Weiber!

(Sophie.

Führ' ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.)

Schluß.

(40b. Ausgabe, Bd. 9, S. 306.)

Beaumarchais
(fällt Sophien um den Hals).

Sophie
(umarmt ihn, indem ſie zugleich eine Bewegung macht, ſich zu entfernen).

(Erſte Ausgabe, Seite 55.)

Beaumarchais
(fällt Sophien um den Hals).

Sophie.

Ich vergebe!

Varianten zu dem

Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern.

1774.

Zu „Leipzig und Frankfurt“ erſchien im Jahre 1774 das „Moraliſch politiſche Puppenſpiel,“ ohne daß ſich der Verfaſſer auf dem Titel genannt hatte. Daſſelbe enthielt den „Prolog:“ Auf Adler, dich zur Sonne ſchwing! (Goethe's Werke, 40b. Ausgabe, Band 7, Seite 109), „Künſtlers Erdenwallen“ (Band 7, Seite 251), „Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern“ (Band 7, Seite 113), und „Pater Brey“ (Band 7, Seite 161). Der Dichter nahm alle dieſe Spiele in ſeine Werke auf und veränderte nur wenig daran. Das Einzige, was ganz zurückblieb, und durch ein neues Stück erſetzt wurde, war die Komödie vom Hamann und Mardochai. Wahrſcheinlich ſchienen ſpäter die darin ausgedrückten Beziehungen zu ſcharf, die Geißelhiebe zu verwundend, und deshalb ſchied Goethe es aus. Es iſt jedoch bei weitem friſcher und eigenthümlicher als das ſpäter eingeſchobene Stück, und es bleibt immer intereſſant, zu vergleichen, wie der ältere Goethe danach ſtrebte, die Anſtöße des jüngeren gut zu machen. Deshalb iſt es erfreulich, das Puppenſpiel in der

neueſten Ausgabe, Band 34, Seite 307, wiederzufinden, und wir haben hier nur noch einige Varianten des Jahrmarktsfeſtes nachzuholen, wovon ſich die erſtere auf das alte Hamannsſpiel bezieht.

(Alte Ausgabe, S. 210. — 55 b. Ausgabe, Bd. 13, S. 10, und 40 b. Ausgabe, Bd. 7, S. 115.)

(Marktſchreier.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch für Zoten und Flüchen.)
Seitdem die Gegend in Einer Nacht
Der Landcatechismus ſittlich gemacht.

(Doktor.

Da wird man ſich wohl ennüyiren!

Marktſchreier.

Könnt' ich nur meinen Hanswurſt curiren!)
Der ſonſt im Intermezzo brav
Die Leute weckt aus'm Sittenſchlaf.

(Bedienter.

Viel Empfehl vom gnäd'gen Fräulein;
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſein u. ſ. w.)

(Alte Ausgabe, S. 222. — 55b. Ausgabe, Bd. 13, S. 30, und 40b. Ausgabe, Bd. 7, S. 134.)

(Zigeunerhauptmann.

Das Milchmädchen da iſt ein hubſches Ding,
Ich kauft' ihr wohl ſo ein zinnernen Ring.)
Gefallt Ihr das, mein liebes Kind?

Milchmädchen.

Man ſieht ſich an den ſieben Sachen blind.

(Doktor.

Wie gefallt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht. Sind doch immer Scandala u. ſ. w.)

Stella,

ein Schauspiel für Liebende.

Varianten und Schluß.

1776.

Im Jahre 1776 erschien das Stück unter obigem Titel zu Berlin, und machte besonders durch seinen Ausgang, den wir hier mittheilen, bedeutendes Aufsehen in der literarischen Welt. Sogleich wurden zwei Gegenschriften verfaßt, nämlich „Stella, Nummer zwei, oder Fortsetzung des Goethe'schen Schauspiels. Frankfurt und Leipzig, 1776," und „Stella, ein Schauspiel für Liebende, von J. W. Goethe. Sechster Act. (Mit fortlaufenden Seitenzahlen des Goethe'schen Stücks.) Altenburg, 1776." Das letztere Büchlein schrieb man Friedrich Nicolai zu, der jedoch in der „Berliner Monatschrift," Juli 1799, Seite 470 ff., dessen Autorschaft völlig ablehnt.

Goethe sagt in seinem Aufsatz „Ueber das deutsche Theater" (40 b. Ausgabe, Band 35, Seite 356—357) in Bezug auf Stella Folgendes: „Bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf

Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu ermitteln sei, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deshalb jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung, und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhobt."

So wurde Stella zum Trauerspiel, und es wäre hier nicht der Ort, auf die tragischen Motive näher einzugehen. Wer aber den Goethe'schen Bildungsgang mit wahrer Sorgfalt und Aufmerksamkeit verfolgt, dem wird jener anfängliche Schluß des Stückes jedenfalls von dauernder Wichtigkeit erscheinen, und deshalb durfte er in den Nachträgen nicht fehlen.

Erſter Act.

(40bändige Ausgabe, Band 9, Seite 313.)

(Madame Sommer.

— Meine Tochter wird künftig bei ihr bleiben und ihr Geſellſchaft leiſten.

Poſtmeiſterin.

Dazu wünſche ich Ihnen Glück, Mamſell!

Lucie.

Ich wünſche, daß ſie mir gefallen möge.

Poſtmeiſterin.

Sie müßten einen ſonderbaren Geſchmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnäd'gen Frau nicht gefiele.)

Madame Sommer.

— Meine Tochter geht zu ihr in Dienſte.

Poſtmeiſterin.

Die Ramſell?

Lucie.

Nun ja!

Poſtmeiſterin.

Ich hab' gehört, daß ſie eine Kammerjungfer erwartet. Aber können Sie ſich entſchließen?

Lucie.

Wenn ſie mir anſieht und eine gute Frau iſt, warum nicht! Freilich, wenn's einmal gedient ſein ſoll, will ich nach Guſte dienen.

Poſtmeiſterin.

Sie müßten einen kurioſen Geſchmack haben, wenn ſie Ihnen nicht gefallen ſollte. Man kann ſie nicht ſehen, ohne ſie zu lieben. Wär' nur mein Mädchen ſchon erwachſen, die Condition hätt' mir nicht entgehen ſollen.

Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt?
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umſauſt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweyter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem gibſt was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,

Dritter Act.

(Band 9, Seite 533.)

(Fernando.

Du ſollſt's hören.)

Verwalter.

Bleiben Sie denn nun jetzt! Soll des Vagierens ein Ende werden! Seit ich Frau und Kinder habe, befind' ich mich in einem Eckchen der Welt ganz wohl, da mir ſonſt alles zu eng war. Zwar Sie —

Fernando.

Keine Vorwürfe!

Verwalter.

Ich wollte ſagen, daß unſere liebe Frau nun auch wohl wieder nach einer ſo langen Abweſenheit —

Fernando.

Meine Mina! Meine Mina!

Verwalter.

Nun, nun! Gott wird ihr eins wieder ſchenken! Und werden's behalten, und werden bleiben — und ein wackerer Landmann mit uns werden! — Denn am Ende, was iſt all' das ſuchen und fahren und ſchwadroniren? —

Fernando.

Haſt du's beſmeiſtern noch nicht verlernt?

Verwalter.

Gnädiger Herr, warum ſoll ich nicht reden, wie mir's um's Herz iſt? Um Verzeihung! Ich weiß noch wohl, als unſere gute liebe Cäcilie zwei — drei Jahr Ihre Gemahlin war, wie's Ihnen wurmte, Ihnen alles nicht recht war, weil Sie glaubten gefeſſelt, gefangen zu ſein; wie Sie nach Freiheit ſchnappten.

Fernando.

So hör' ich's gerne.

Verwalter.

Iſt's nicht die Wahrheit?

Fernando.

Gut!

Verwalter.

Wie Sie mir Ihr Herz eröffneten, und in einem Anfall von heftiger Unzufriedenheit zu mir ſagten: „Franz,

„ich muß fort! — Ich wär' ein Thor, mich feſſeln zu „laſſen! Dieſer Zuſtand erſtickt alle meine Kräfte, dieſer „Zuſtand raubt mir allen Muth der Seele; er engt mich „ein! — Was liegt nicht alles in mir? Was könnte ſich „nicht alles entwickeln? — Ich muß fort — in die freie „Welt! —"

Fernando.

Treffend!

Verwalter.

Ich verſtand nicht, was Sie wollten; jetzt verſteh' ich's. Wir gingen durch, wir gingen in die freie Welt; — und flatterten auf und ab, heraus — herein — und wußten zuletzt mit all' dem freien Muth nicht, was wir vor Langerweile beginnen ſollten — — daß wir uns wieder über Hals über Kopf gefangen geben mußten, um uns nicht eine Kugel vor'n Kopf zu ſchießen.

Fernando.

Drolliger Menſch!

Verwalter.

Da hatten nun die Kräfte ihr frei's Spiel.

Fernando.

Haſenfuß!

Verwalter.

Da entwickelten ſich die Fähigkeiten.

Fernando.

Weißt Du, worüber Du spottest?

Verwalter.

Ueber das, was Sie so oft sagten, nie thaten; über das, was Sie wünschten, nie fanden, und auch oft nicht einmal suchten.

Fernando.

So weit für diesmal.

Verwalter.

Bleiben Sie! bleiben Sie nur! und dann ist alles gut! (Ab.)

Fünfter Act.

(Cäcilie.

— Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig Eine Wohnung, Ein Bett und Ein Grab.

Fernando.

Gott im Himmel! Welch ein Strahl von Hoffnung dringt herein!)

Und so weiter bis zum Schlusse des Trauerspiels.

Goethe's Werke, 55bändige Ausgabe Bd. 10, S. 191—196. —

40bändige Ausgabe, Bd. 9, S. 360—364.

Cäcilie.

— Und ihr Glück und ihre Liebe faßte selig Eine Wohnung, Ein Bett und Ein Grab.

Fernando.

Gott im Himmel, der du uns Engel sendest in der Noth, schenk uns die Kraft, diese gewaltigen Erscheinungen zu tragen! — — Mein Weib! —

(Er fällt wieder zusammen).

Cäcilie (eröffnet wieder die Thüre des Cabinets und ruft:)

Stella!

Stella (ihr um den Hals fallend).

Gott! Gott!

Fernando (springt auf, in der Bewegung zu fliehen).

Cäcilie (faßt ihn).

Stella! nimm die Hälfte des, der ganz Dein gehört — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du giebſt mir ihn wieder!

Fernando.

Stella!

(Er neigt ſich zu ihr).

Stella.

Ich faß es nicht!

Cäcilie.

Du fühlſt's.

Stella (an ſeinem Halſe).

Ich darf! — —

Cäcilie.

Dankſt Du mir's, daß ich Dich Flüchtling zurückhielt!

Stella (an ihrem Hals).

O Du! — —

Fernando (beide umarmend).

Mein! Mein!

Stella (ſeine Hand faſſend, an ihm hangend).

Ich bin Dein!

Cäcilie (ſeine Hand faſſend, an ſeinem Halſe).

Wir ſind Dein!

Scenen

aus einer noch ungedruckten Bearbeitung

der

„Iphigenia auf Tauris."

1778.

In seinen „Tags- und Jahresheften" gedenkt Goethe dieses Schauspiels schon 1779, als „bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und festlicher Tage aufgeführt." Dort war es folgendermaßen besetzt:

Iphigenia	Corona Schröter.
Orest	Goethe.
Pylades	Prinz Constantin.
Thoas	v. Knebel.
Arkas	Secretair Seidler.

Der würdige Hufeland, der lange Goethe's Arzt und Freund gewesen, hatte diesen Darstellungen beigewohnt, und noch im späten Alter schwebte ihm dessen jugendliche Heroengestalt als Orestes vor. In seiner „Zeitschrift für praktische Heilkunde" theilte 1833 (Seite 37) Dr. Vogel eine Beschreibung von der letzten Krankheit des Dichters mit, und der greise Hufeland

fügte derselben folgende Worte bei: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe."

Um nun eine deutliche Anschauung der früheren Form des Stückes zu geben, entlehnen wir folgende Stelle aus einem interessanten Aufsatz der „Blätter für literarische Unterhaltung, Jahrgang 1834, Nr. 243," wo über ein wohlerhaltenes Manuscript der „Iphigenia" berichtet wird. „Was nun die vorliegende Handschrift anbetrifft," heißt es dort, „so ist sie sehr sauber und zierlich, sie besteht aus fünf Bändchen in Folio, von denen jedes einen Akt enthält, und umfaßt 121 beschriebene Seiten; die Namen der sprechenden und erwähnten Personen sind mit rother, die schönen Sentenzen aber mit grüner Dinte überaus sorgfältig unterstrichen, daher es wahrscheinlich ist, daß die Abschrift von der Hand Vogel's herrührt, dessen Goethe so rühmend gedenkt. (Italienische Reise I, S. 25: „Die ungedruckten Schriften besaß ich schon längst in schönen Abschriften von der geschickten Hand des Sekretair's Vogel" ꝛc.); aus welchem Goethe in Karlsbad sein neues Werk vorlas, und das ihn nach Italien begleitete. Viele Verse und namentlich Wechselreden sind im Entwurfe wie in der späteren Bearbeitung, die Abtheilung der Scenen, der Wechsel des Gesprächs sind ganz dieselben geblieben, ja auch die Zahl der Verse in der späteren Bearbeitung weicht nicht bedeutend von der Zahl der Zeilen in der ersten ab (der erste Act hatte 536 Zeilen und hat jetzt 560 Verse)."

Das Drängen jener Karlsbader Freunde, mit Herder's Wünschen vereinigt, veranlaßten Goethe, das Manuscript zur

Vollendung mit nach Italien zu nehmen. „Das Stück, wie es gegenwärtig liegt," schrieb er den 8. September vom Brenner, „ist mehr Entwurf, als Ausführung, es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnelt. Dieses thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut lies't, und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß." — Diese Urschrift also sonderte Goethe aus seinem Paket, und nahm sie mit „in das schöne warme Land als Begleiterin." Schon am Gardasee „als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb und er so allein war, wie seine Heldin am Gestade von Tauris," begann er die Bearbeitung des Werkes, und setzte sie in Verona, Vicenza, Padua, besonders aber in Venedig, fleißig fort. Am 19. October sah Goethe zu Bologna das Bild der heiligen Agathe, er fand darin eine Uebereinstimmung mit seiner Iphigenia, und schrieb den Freunden: „Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Härte und Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenia vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte."

„Sodann aber," meldet der Dichter später, „gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia auf Delphi zu schreiben, welches ich auch sogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerstreuung und ein Pflichtsgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte. — In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Pensum, welches denn sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile,

Period vor Period, regelmäßig erklingen. Was daraus geworden ist, werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan."

Am 6. Januar 1787 war das Stück beendigt, und am 10. sendete er es den Freunden, von den Worten begleitet: „Hier folgt denn also das Schmerzenskind, denn dieses Beiwort verdient Iphigenia, aus mehr als Einem Sinne. Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet."

Nachdem wir durch Göthe's eigene Briefe die Entstehung der zweiten aus der ersten Bearbeitung dargelegt haben, wollen wir noch in der Kürze das Verhältniß beider Lesarten zu einander andeuten. Die Anlage, die Oekonomie und Durchführung des Stückes ist überall dieselbe geblieben, und die Umschaffung bezieht sich größtentheils auf äußere Form. Die poetische, gestaltlose Prosa hat sich in jambische Glätte, in edleren Fluß verwandelt, und bei der Cisellirung der Form gewann auch der Gedankenausdruck an Würde und Feinheit. Während hier Härten und Längen der ersten Lesart abgenommen wurden, traten dort in der neuen Bearbeitung einzelne Momente freier und umfangreicher hervor. Der fünfte Act, der im Druck nur sechs Auftritte zählt, hat in der Urschrift Einen mehr, welcher durch das Zurückkehren des Pylades und Arkas herbeigeführt wird, und zum Schluß alle handelnden Personen auf der Bühne vereinigt. Fast durchgehends sind die Veränderungen auch Verbesserungen; es ist alles voller, blühender, südlicher geworden, und nur in wenigen Fällen verlor die neue Schreibart gegen die frühere an Ausdruck und Kraft. Ich erspare mir jede specielle Hindeutung; denn dem Leser ist nun die eigene Vergleichung eröffnet, und Herr Dr. Adolf Stahr hat vor seiner Ausgabe der Iphigenia bereits die Unterschiede mit Geist und Gründlichkeit entwickelt.

Die kluge Herrschaft über Zung' und Lippe? —
Mein theurer Freund, fast ganz verkenn' ich dich.

Tasso.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einst reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändest?
Wohl hast du recht, ich bin nicht mehr ich selbst,
Und bin's doch noch so gut als wie ich's war.
Es scheint ein Räthsel, und doch ist es keins.
Der stille Mond, der dich bey Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit seinem Schein
Unwiderstehlich lockt, er schwebt am Tage
Ein unbedeutend blasses Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überschienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Nun wären noch einige Worte darüber zu sagen, wie sich das Drama in seiner ersten Gestalt erhalten hat. Göthe besaß weder eine Abschrift von der Iphigenia, noch vom Tasso, welcher eine gleiche Umformung erlitten, und die Urschrift dieses Letztern ist auch als untergegangen zu betrachten. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Gotha aber fand sich eine sorgsame Handschrift aus dem Nachlasse Herzog Ernst II., und Friedrich Jacobs gab hierüber (S. dessen vermischte Schriften, Bd. 6, S. 429 ff.) einige interessante Nachrichten. Ein anderes, mit dem genannten übereinstimmendes Manuscript wird in der Bibliothek zu Oldenburg aufbewahrt, und von diesem hat Herr Dr. Adolf Stahr (Oldenburg, 1839) eine Ausgabe veranstaltet, die er mit schätzbaren Einleitungen begleitete. Beide Abschriften aber sind unvollständig, und fortlaufend in Prosa niedergeschrieben, während sowohl in der oben besprochenen, als in der, die Goethe bei sich führte, schon Verszeilen abgetheilt waren.

Zuerst wurden einzelne Scenen der „Iphigenia" in Armbruster's schwäb. Museum, Jahrg. 1786, Bd. 1, abgedruckt, dann erschien das Stück vollständig 1787 zu Leipzig, und neuerdings wurde in der 40bändigen Ausgabe von Goethe's Werken jene Urschrift (S. Bd. 34, S. 153) mitgetheilt. Sie ist jedoch gleichfalls nach einem von den unabgetheilten Manuscripten genommen, und deshalb wird es zum Vergleiche gewiß willkommen sein, hier einige Auftritte des Schauspiels aus der sorgfältigeren Copie zu finden. Dieselbe kam schon vor dem Jahre 1786 nach Berlin, ist in Verse abgebrochen und variirt auch sonst häufig mit der andern Lesart, die man in Gotha und Oldenburg bewahrt. Da es nun wohl ermüdend würde, das ganze Stück hier nochmals durchzugehen, so wählen wir die Scenen, welche Herr Professor v. d. Hagen am Wolf-

gangstage 1838 in der deutschen Gesellschaft zu Berlin vorlas; denn sie reichen hin, um darzuthun, daß jenes Manuscript reicher ist, und um die Aufmerksamkeit darauf hinzuleiten, wie die freie Versbildung zuerst aus Goethe's Feder floß. Daß eine solche Betrachtung aber ein hohes Interesse bietet, wird ohne Zweifel von jedem Leser empfunden.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Heraus in eure Schatten ewigrege Wipfel
Des heil'gen Hayns; hinein ins Heiligthum
Der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer;
Und meine Seele gewöhnt ſich nicht hieher!
So manche Jahre wohn' ich
Hier unter euch verborgen!
Und immer bin ich, wie im Erſten fremd . . .
Denn mein Verlangen ſteht
Hinüber nach dem ſchönen Lande
Der Griechen!
Und immer möcht' ich über's Meer hinüber,
Das Schickſal meiner Vielgeliebten theilen.
Weh dem, der, fern von Aeltern und Geſchwiſtern,
Ein einſam Leben führet!
Ihn läßt der Gram des ſchönſten Glückes nicht genießen!
Ihm ſchwärmen abwärts die Gedanken

Nach seines Vaters Wohnung,
An jene Stellen, wo die goldne Sonne
Zum ersten Mal den Himmel vor ihm aufschloß:
Hin, wo die Spiele der Mitgebornen
Die sanften liebsten Erdenbande knupften . . . .
Der Frauen Zustand ist der schlimmste
Vor allen Menschen!
Will dem Mann das Glück, so herrscht Er,
Und erndet im Felde Ruhm;
Und haben ihm die Götter Unglück zubereitet,
So fällt Er . .
Der Erstling von den Seinen,
In den schönen Tod . . .
Allein des Weibes Glück ist engegebunden;
Sie dankt Ihr Wohl stets andern, öfters Fremden;
Und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift,
Führt Sie aus rauchenden Trummern
Durch der erschlagnen Liebsten Blut
Der Ueberwinder fort!
Auch hier an dieser heil'gen Stätte
Hält Thoas mich in ehrenvoller Sclaverei!
Wie schwer wird's mir, dir wider Willen dienen,
O ewigreine Göttin! Retterin!
Dir sollte — Dir mein Leben
Zum ew'gen Dienst geweiht sein!
Auch hab' ich stets auf Dich gehofft!
Und hoffe noch, Diana! die du mich —
Verstoßne Tochter des größten Königes
In deinen heil'gen sanften Arm genommen!
Ja! Tochter Jovis!
Hast du den Mann, deß Tochter du federtest;

Haſt du den Göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte;
Haſt du den glücklich von dem Felde
Der umgewandten Troja
Mit Ruhm nach ſeinem Vaterlande
Zurückgeleitet!
Haſt du meine Geſchwiſter
Elektere und Oreſt den Knaben
Und unſre Mutter ihm zu Hauſe,
Den ſchönen Schatz, bewahret . . . .
So rette mich — . .
Die du vom Tode mich gerettet!
Auch von dem Leben hier,
Dem zweiten Tode!

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher! Ich löſe deine Bande,
Zum Zeichen eines ſchmerzlichen Geſchicks —
Die Freiheit, die ich gebe,
Iſt wie der letzte, lichte Augenblick
Des ſchwer Erkrankten —
Des Todes Verbot'!
Noch kann und darf ich mir's nicht ſagen,
Daß Ihr verloren ſeid!
Durch meine Hand ſollt ihr nicht fallen!
Und keine andre darf euch,
So lang' ich Prieſterin Dianens bin, berühren,
Allein das Prieſterthum hangt von dem König . . . .
Der zürnt mit mir,
Und ſeine Gnade mit theurem Löſegeld
Euch zu erhandeln, verſagt mein Herz;
O werther Landsmann — Jeder Knecht,

Der an dem Heerd der Väter nur geſtreift,
Iſt uns im fremden Land ſo hoch willkommen —
Wie ſoll ich Euch genug mit Ehr' und Lieb umfaſſen!
Die ihr von keinem niedern Haus entſprungen,
Durch Blut und Stand an jene Helden gränzt,
Die ich von Eltern her verehre.

Oreſt.

Verbirgſt du deinen Stand und Namen
Mit Fleiß? Oder darf ich wiſſen,
Mit wem ich rede!

Iphigenie.

Du ſollſt es wiſſen! Izo ſag mir an,
Das Schickſal derer, die von Troja zurück
Mit ungnädigem Gott ihre Heimath betraten!
Jung bin ich hieher gekommen . . .
Doch alt genug, mich jener Helden zu erinnern,
Die, gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüſtet,
Dem ſchönſten Ruhm entgegen gingen.
O ſag mir! Fiel der große Agamemnon
In ſeinem eignen Haus durch ſeiner Frauen Liſt?

Oreſt.

So iſt es, wie du ſagſt.

Iphigenie.

Unſeliges Myzen! So haben Tantals Enkel
Den Fluch, gleich einem unvertilgbaren Unkraut
Mit voller Hand geſät, und jedem ihrer Kinder
Wieder einen Mörder! —

Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt!
O ſag mir an:
Wie iſt des großen Stammes letzte Pflanze,
Den Mordgeſinnten
Ein aufkeimender gefährlicher Rächer,
Wie iſt Oreſt dem Schreckenstag entgangen?
Hat ihn ein gleich Geſchick in des Avernus
Schwarzes Netz verwickelt!
Hat ihn ein Gott gerettet!
Lebt er, lebt Elektra!

Oreſt.

Sie leben . . .

Iphigenie.

O goldne Sonne! Nimm deine ſchönſten Strahlen
Und lege ſie zum Dank vor Jovis Thron,
Denn ich bin arm und ſtumm . . .

Oreſt.

Wenn du gaſtfreundlich dieſem Hauſe
Verbunden biſt,
Wie ich aus deiner ſchönen Freude ſchließe,
So halt dein Herz feſt, denn dem Fröhlichen
Iſt unerwarteter Rückfall in die Schmerzen
Unerträglich —
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnon's Tod.

Iphigenie.

Hab ich an dieſer Nachricht nicht genug!

Oreſt.

Du haſt des Greuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? es lebt Oreſt! Elektra lebt!

Oreſt.

Haſt du für Clytemneſtra nichts zu fürchten?

Iphigenie.

Die ſei den Göttern überlaſſen!
Hoffnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht.

Oreſt.

Auch ſie iſt aus dem Land der Hoffnung abgeſchnitten!

Iphigenie.

Hat ſie in Wuth ihr eigen Blut vergeſſen?

Oreſt.

Nein! doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod!

Iphigenie.

Sprich deutlicher, damit ich's ſchnell erfahre.
Die Ungewißheit ſchlägt
Mit tauſendfältigem Verdacht
Mir an das Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter zum Boten auserſehen

Der That, die ich in jene
Unfruchtbare, klangloſe Höhlen
Der alten Nacht verbergen möchte —
Wider Willen zwingſt du mich . . .
Allein dein holder Mund
Darf auch was Schmerzlich's fordern und erhält's! *)
Elektra rettete am Tage, da der Vater fiel,
Oreſten noch.

Strophius, des Vaters Schwäher,
Erzog ihn heimlich neben ſeinem Sohne Pylades.
Und da die beiden aufgewachſen waren,
Brannt es ihnen in der Seele,
Des Königs Tod zu rächen.
Sie kamen nach Myzene,

Gering an Tracht,
Als brächten ſie die Nachricht von Oreſtens Tod
Mit ſeiner Aſche.
Wohl empfangen von der Königin
Gehn ſie in das Haus.
Elektren giebt Oreſt ſich zu erkennen!
Sie bläſt der Rache Feuer in ihm auf,

*) Frl. v. Göchhauſen citirt die Stelle in einem an Knebel gerichteten Briefe vom Jahre 1782 auf folgende Art:

„Allein dein holder Mund darf auch was
„Schmerzliches ſagen und erhält Verzeihung."

Vergleiche Lewald's Europa, Jahrg. 1840. S. 577 ff.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſchroffen Mann's
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundinn —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du ſcheineſt mehr, als billig iſt, bewegt.

Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war.
Und hier am Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur von Blut
Aus denen oft geſcheurten Steinen noch
Heraus zu leuchten ſchien;
Hier malt Elektra die grauenvolle That
Und ihre Knechtſchaft,
Und die glücklichen, das Reich beſitzenden Verräther,
Und die Gefahren all' mit ihrer Feuerzunge —
Und Clytemneſtra fiel durch ihres Sohnes Hand —

Iphigenie.

Unſterbliche! auf euren Wolken
Habt ihr nur dieſe Jahre her
Von Menſchen mich geſondert,
Und die kindliche Beſchäftigung,
Auf dem Altar das reine Feuer zu erhalten,
Mir aufgetragen,
Und meine Seele dieſem Feuer gleich
In ew'ger Klarheit zu euch aufgezogen,
Daß ich ſo ſpät die ſchweren Thaten
Erfahren ſoll!
O ſag' mir vom Unglücklichen!
Sag' von Oreſten.

Oreſt.

Es wär' ihm wohl,
Wenn man von ſeinem Tod auch ſagen könnte!
Wie gährend ſtieg aus der Erſchlagnen Blut
Der Mutter Geiſt,

Und ruft den alten Töchtern der Nacht,
Die auf den Mord der Blutverwandten
Die hergebrachten Rechte,
Wie ein hungrig Heer von Geiern, rastlos verfolgen.
Sie ruft sie auf,
Und die alten Schrecknisse,
Der Zweifel und die Reu', und die zu spät
Sich ewig in sich selbst verzehrende
Und nährende Betrachtung und Ueberlegung
Der That, die schon gethan ist,
Steigen wie ein Dampf vom Acheron
Vor ihnen auf,
Und nun berechtigt zum Verderben, treten sie
Den schönen Boden der gottbesaten Erde,
Woven sie längst hinweggebannt sind.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben keine Rast, als wieder neu zu schrecken.

Iphigenie.

Unseliger! du bist im gleichen Fall,
Und fühlst, was er, der arme Flüchtling leidet.

Orest.

Was sagst du mir! Was wähnst du gleichen Fall!

Iphigenie.

Den Brudermord, der dich auch Schuld'gen drückt,
Vertraute mir dein jüngster *).

*) Pylades.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Betrogen wirſt,
Ein lügenhaft Gewebe mag mißtrauiſch
Ein Fremder dem Andern zur Falle
Vor die Füße knüpfen!
Zwiſchen uns ſei Wahrheit!
Ich bin Oreſt!
Und dieſes ſchuld'ge Haupt ſenkt nach der Grube ſich
Und ſucht den Tod.
In jeglicher Geſtalt ſei er willkommen!
Wer du auch ſeiſt,
So wünſch' ich dir Errettung,
Und meinem Freund — Nicht mir!
Du ſcheinſt hier ungern zu verweilen;
Erſindet Rath zur Flucht!
Und laßt mich hier! Laßt meinen,
Vor dem Altar der Göttin entſeelten Körper,
Vom Fels in's Meer geſtürzt,
Mein drüber rauchend Blut
Fluch auf das Ufer der Barbaren bringen. —
Und geht, daheim im ſchönen Griechenland
Ein neues Leben glücklich anzufangen.

Iphigenie.

Deinen Rath ewig zu verehren,
Tochter Lato's!
Wär' mir ein Geſetz —
Dir mein Schickſal ganz zu vertrauen ....
Aber ſolche Hoffnung hatt' ich nicht auf dich,

Noch auf deinen weitregierenden Vater!
Soll der Menſch die Götter wohl bitten
Sein kühnſter Wunſch reicht
Der Gnade, der ſchönſten Tochter Jovis
Nicht an die Kniee,
Wann ſie, mit Segen die Hand gefüllt,
Von den Unſterblichen
Freiwillig herabkommt ...
Wie man den König an ſeinen Geſchenken erkennt, —
Denn er iſt reich vor Tauſenden —
So erkennt man die Götter
An lang' bereiteten, lang' aufgeſparten Gaben,
Denn ihre Weisheit ſieht allein die Zukunft,
Die jedes Abends geſtirnte Hülle
Den Menſchen zudeckt.
Sie hören gelaſſen das Flehn,
Das um Beſchleunigung kindlich bittet,
Aber unreif bricht eine Gottheit
Nie der Erfüllung goldne Früchte;
Und wehe dem Menſchen,
Der ungeduldig ſie ertrutzend
An dem ſauern Genuß ſich den Tod ißt!
Aus dem Blute Hyazinth's
Sproßte die ſchönſte Blume!
Die Schweſtern Phaeton's
Weinten lieblichen Balſam —
Und mir ſteigt aus der Aeltern Blut
Ein Reis der Errettung,
Das zum ſchattenreichen Baume
Knospen und Wuchs hat ...
Was es auch ſei ...

Laßt mir dieſes Glück nicht,
Wie das Geſpenſt eines geſchiednen Geliebten,
Eitel vorüber gehn!

Oreſt.

Wenn du die Götter anrufſt
Für dich und Pylades,
So nenne mich nicht!
Sei gegen die Geſellſchaft des Verbrechers
Auf deiner Huth —
Dem Böſen iſt's kein Vortheil
Und dem Guten Schade.

Iphigenie.

Mein Schickſal iſt an deines feſtgebunden!

Oreſt.

Mit nichten!
Laß allein mich zu den Todten gehn!
Verhüllteſt du in deinen heilgen Schleier
Den Schuldigen —
Du birgſt mich nicht vor'm Blick der Furien,
Und deine heilige Geſellſchaft
Hält ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
In dieſen heiligen, geweihten Hain
Wagt ihr verfluchter Fuß ſich nicht.
Doch hör' ich unter der Erde hie und da
Ein gräßliches Gelächter;
Wie Wölfe um den Baum,
Auf den ein Reiſender ſich rettete,
Harren ſie nur hungriger —

Sie horchen auf den erſten Tritt,
Der dieſes Ufers ungeweihten Boden
Berührt, ſie ſteigen,
Den Staub von ihren Häuptern ſchüttelnd, auf,
Und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie.

Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar' es für Einen, dem die Götter freundlich ſind.

Iphigenie.

Sie gaben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Den gelben, matten Schein des Todtenfluſſes
Seh' ich nur durch Rauch und Dualm.

Iphigenie.

Haſt du nur eine Schweſter,
Die Elektra heißt!

Oreſt.

Die Eine kannt' ich. Eine andre nahm
Ein gut Geſchick
Bei Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß die Fragen!
Und geſelle dich nicht auch zu den Erynnien!
Sie blaſen ewig mir die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen

Von unſers Hauſes Schreckensbrand
In mir ſtill verglimmen.
Soll die Glut denn ewig angefacht,
Genährt mit Höllenſchwefel,
Mir auf der Seele brennen?

Iphigenie.

Süßes Rauchwerk bring' ich drauf.
O laß den Hauch der Liebe
Nicht unwillkommen dir den Buſen treffen!
Oreſt, mein Theurer!
Hat das Geleit' der Schreckensgötter
So jede Ader in dir aufgetrocknet!
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinert, ſich ein Zauber dir durch die Glieder!
Ruft des vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab;
O ſollte einer reinen Schweſter Wort
Hulfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! es ruft!
So willſt du mein Verderben!
Hat eine Rache-Gottheit ſich in dich verkleidet?
Wer biſt du!
Daß du mit entſetzlicher Stimme
Mein Innerſtes in ſeinen Tiefen wendeſt?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefen Herzen an!
Oreſt!

Ich' bin's!
Sieh Iphigenie!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß, laß! ich rathe dir's!
O rühre mich nicht an!
Wie Creuſa's Brautkleid zündet
Ein unauslöſchlich Feuer
Sich von mir fort!
Laß mich!
Wie Herkul will ich Unwürdiger ſterben
Am Tod voll Schmach!
In mich verſchloſſen ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn!
O höre mich! o ſieh mich an!
Wie mir es iſt —
Nach einer langen Reihe von Jahren
Zum erſtenmale dem Liebſten auf der Welt
Das Haupt zu küſſen .....
Und meine Arme, die den Winden nur
So lange ſehnend ausgebreitet waren,
Um dich zu ſchließen!

O laſſe mich!
Denn es quillt heller nicht von dem Parnaß
Die ew'ge Quelle ſprudelnd ſo von Fels zu Fels
In's goldne Thal hinab,
Wie Freude, mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfängt!
Oreſt — mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe! ich traue dir nicht ....
Spotte nicht des Unglückſeligen!
Und wende deine Liebe irgend einem Gott zu!
Diana rächt ein Vergeben hart!
Wie ſie der Männer Liebkoſen verachtet,
Fordert ſie ſtrenge Nymphen,
Und viele Helden haben ihre Rache ſchwer gefühlt!
Wenn du gefällig biſt, ſo rette meinen Freund,
Der mit mir irrt!
Auf jenem Pfade ſuch' ihn auf!
Weiſ' ihn zurecht, und ſchone meiner!

Iphigenie.

Faſſe dich, Oreſt!
Erkenne mich!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt!
O nehmt, ihr Götter, nehmt
Den Wahn ihm von dem ſtarren Aug'!
Und macht uns nicht im Augenblick
Des höchſten Glückes elend!
Die längſtverlorene Iphigenie iſt hier!

Sie ward in Aulis nicht geopfert!
Der Göttin Gnadenband hat mich hieher gerettet.
Und du — Gefangner! Verurtheilter!
Sieh!
Die Prieſterin iſt deine Schweſter!

Oreſt.

Unſelige!
So mag die Sonne dann
Die letzten Greuel
Von Tantal's Enkel ſehen!
Wär' nur Elektra hier!
Damit nicht irgend ſie zu einem grauſamen Schickſal
Aufbewahrt bleibe!
Gut, Prieſterin!
Ich folg' dir zum Altar!
Der Brudermord iſt hergebracht in unſerm Stamm!
Und Götter!
Nehmt Dank!
Daß ihr mich, ohne Kinder, auszurotten
Beſchloſſen habt!
Und laß dir rathen:
Habe nicht den Tag zu lieb,
Noch die fröhlichen Sterne —
Und folge mir in Proſerpinens Reich hinab!
Verderblicher, als das Gewürm,
Das aus dem ſiedenden Schwefelſchlamm ſich zeugt,
Iſt, was von uns entſpringt.
O komm, komm kinderlos
Und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich voll Erbarmen an!

Taſſo.

Hältſt du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geſchehn iſt, kränkt mich nicht ſo tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider meine Feinde nur
Gewähren! Frey und offen iſt das Feld.

Leonore.

Du haſt gar manchen fälſchlich in Verdacht,
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnſt. Der heutige Verdruß —

Taſſo.

Den laß' ich ganz bey Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von manchem, das du beſſer

Zweiter Auftritt.

Oreſt (allein, wie erwachend.)

Noch Einen — reiche mir
Aus Lethe's Fluten — —
Den letzten Becher!
Bald iſt der böſe Kampf des Lebens
Aus meinem Buſen weggeſpült!
Bald fließt mein Geiſt — wie in der Quelle des Vergeſſens
Selbſt verwandelt,
Zu Euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Wie iſt's ſo ſtill!
Willkommen iſt die Ruh' dem Umgetriebnen!
Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehen ....
Wer iſt die Schaar!
Sie gehen friedlich mit einander ...
Alte und Junge,
Und Manner mit den Weibern!
Sie ſind es, meine Ahnherr'n!
Sie ſind's!
Mit Thyeſten geht Atreus und die Knaben ſchlüpfen
Vermiſcht um ſie herum ....
Iſt keine Feindſchaft mehr unter Euch?
Iſt alle Feindſchaft mit dem Licht der Sonne
Vor Euch verloſchen?
So bin auch ich willkommen!

So darf auch ich
In Euern feierlichen Zug mich miſchen.
Willkommen Väter!
Euch grüßt Oreſt!
Von Eurem Stamm der letzte Mann!
Was Ihr geſät, hat er geerndtet!
Mit Fluch beladen ſtieg er herab!
Doch leichter wird hier jede Bürde,
Nehmt Ihr ihn auf in Euren Kreis ...
Dich, Atreus, ehr' ich —
Und dich Thyeſten!
Wir ſind hier alle der Feindſchaft los ...
Zeigt mir den Vater,
Den ich nur einmal im Leben ſah!
Biſt du's mein Vater?
Und führeſt du die Mutter
Vertraut mit dir?
Darf Clytemneſtra
Die Hand dir reichen,
So darf Oreſt auch zu ihr treten —
Und darf ihr ſagen:
Sieh deinen Sohn! heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unſerm Haus
der Willkomm — Tod!
Und das Geſchlecht des alten Tantals
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht!
Willkomm! willkomm!
O ſchließt mich um und führt zum Alten,
Zum Ahnherrn mich!
Wo iſt der Alte, daß ich ihn ſehe!
Das theure Haupt,

Das mit den Göttern zu Rathe ſaß!
Ihr ſcheint zu zaudern!
Wollt ihr dem Enkel die Schmerzen ſparen!
Sollt' er nicht ſehn des Ahnherrn Qual!
Durch übermacht'ge Götter
Die Heldenbruſt mit ehrnen Ketten
Feſt aufgeſchmiedet.

Ein Schattenſpiel.

1782.

Herzog Georg von Meiningen hatte am Weimariſchen Hofe die chineſiſchen Schattenſpiele eingeführt, und dieſe fanden außerordentlichen Beifall. Es waren einzelne pantomimiſche Scenen, die von lebenden Perſonen hinter einem großen Vorhang von weißem Zeuge en silhouette dargeſtellt wurden. Man weihte das Parktheater zu Tiefurt an Goethe's Geburtstage 1782 mit einem ſolchen Stücke von Siegmund von Seckendorff, „Minerven's Geburt, Leben und Thaten" betitelt, ein, und daſſelbe ſchloß mit einer Huldigung für den Dichter der Iphigenie. Bald darauf wurde ein Zauberſpiel in derſelben Art dort aufgeführt, deſſen einzelne Situationen durch einen Prologus erklärt wurden. Das Journal von Tiefurt, von dem ſpäter noch ausführlich die Rede ſein wird, hat uns die Worte des Sprechers aufbewahrt; ſie ſind in der Manier Hans Sachſens gedichtet, und Goethe's Geiſt lebt unverkennbar in ihnen. Auch Dr. Alphons Peucer ſpricht dies in ſeiner höchſt ſchätzbaren Abhandlung über das Tiefurter Theater, Weimars Album S. 66, aus.

Der Prologus beginnt:

Es iſt dunkel und Nacht.
Habt Acht! Habt Acht!
Bald wird mein Zauber beginnen. —
Schon hört mein Ohr
Der Geiſter Chor u. ſ. w.

Nun folgt ein Monolog an das Publicum, und dieſer verräth, daß es wohl Fauſt'ſche Scenen waren, welche der Dichter angeordnet hatte. Wir müſſen ſehr bedauern, daß uns das Journal von Tiefurt nicht all. Einzelheiten dieſer allegoriſchen Schattenpantomime ausführlich mittheilt; denn dadurch wäre uns ein Licht auf Goethe's früheſte Auffaſſung der Fauſtfabel geworfen worden. Ohne Zweifel aber hatte er hierin nur die barocken und ſcherzhaften Seiten der Sage hervorgehoben, und der Monolog begann folgender Art:

Magie iſt's, die durch ihre Kraft
Mir aufthut jede Wiſſenſchaft;
In die geheimſten Falten
Der Weſen und Geſtalten
Senk' ich mein Auge ſonnenklar.
Sie macht mir Alles offenbar,
Was iſt, was werden wird und war u. ſ. w.

Wahrſcheinlich ſprach der Dichter, als Zauberer coſtümirt, ſelbſt dieſe Erläuterungen zu den magiſchen Bildern, die hinter dem Tuch erſchienen, und faſt ſcheint es, als habe er zuletzt noch mit ſich ſelbſt einen Scherz machen wollen; denn das Stück beſchließen die Worte:

Daß man ſich am meiſten blabt
Mit Kunſten, die man nicht verſteht.

Die geflickte Braut.

1783.

Nun erschien unter Anderm ein kecks, wild geniales Stück von Goethe, das von dem Liebhabertheater mit reichstem Glanze in Scene gesetzt wurde. Es führte den obenstehenden Titel und ging später, als „Triumph der Empfindsamkeit," in des Dichters Werke über; doch Augenzeugen, die es damals sahen, erzählen uns (vergl. Böttiger's Biographie, Leipzig 1833, S. 133), daß kaum ein Schatten seines strahlenden und blitzenden Humors, seines satyrischen Muthwillens in der Umschmelzung übrig geblieben ist. Göthe schwang die Geißel des Aristophanes über alle Modethorheiten des Lebens und der Literatur jener Zeit, und viele Zuschauer fanden ihre Spiegelbilder auf der Scene. Der Held des Stückes war ein empfindsamer Prinz, der die freie Luft nicht mehr ertragen kann und sich nun den ganzen Apparat der Sentimentalität auf sein Zimmer schaffen läßt. Mondschein, Abendlüfte, Nachtigallen und dergleichen werden in hölzernen Kasten herbeigeschafft. Die Pointe aber bestand darin, daß zum Schlusse, statt der Braut des Prinzen, welche die liebliche Corona Schröter gab, eine Puppe auf die Bühne kam, ganz wie jene in Weiß und Gold gekleidet. Plötzlich schnitt man dieser den Leib auf, und es fielen die damaligen Modebücher im bunten Gemisch

heraus. Sie mußten sich beißende Späße gefallen lassen, namentlich kam die Mondscheinempfindelei schlecht weg, und auch Wieland's „Alceste" wurde tüchtig gehechelt. Aber Niemand durfte sich beleidigt fühlen; denn Goethe hatte sich selbst nicht geschont. Ein strenges Gericht erging über „Werther's Leiden," und so hatte der Dichter sich das Recht erkauft, die Momusgeißel frei zu schwingen.

Acht Ballets, allerlei Gesänge und komische Verwandlungen brachten noch mehr Abwechslung in das possierliche Stück. Die Musik war von Seckendorf, der sie aber ursprünglich zu einem ganz andern Texte componirt hatte, wodurch denn auch sie den Charakter der Travestie vollständig genug bekommen hatte. (Vergleiche noch: Weimars Album, S. 70.)

Schluß zu „Jery und Bätely.“

1790.

Dies Stück erschien zum ersten Male abgedruckt in „Goethe's Schriften“ (Leipzig, 1787–1790, 8 Theile), wo es sich im siebenten Bande befindet. Dort aber weicht (Seite 56) der Schluß von demjenigen ab, den wir jetzt in den Werken lesen, und es mögen also die bei der Veränderung des Singspiels weggelassenen Zeilen hier mitgetheilt werden.

Letzte Scene.

Bätely und Vater.

(Zu Jery)

(Ich gebe dir nach.)

(Zu Thomas)

(Dir ist verziehen.)

Alle.

(O fröhlicher Tag!)

Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Bleibendes Glück!

Und tiefer fühlteſt, und vernimmt kein Wort,
Das du ihm ſagſt, und wird dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſeyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpat, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur,
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frey will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von dir.

Taſſo.

Mit Schonung willſt du ſagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß

Variante zu Fauſt.

Johannes Falk theilt in ſeinem ſchon oben citirten Buche, Seite 27, ein Geſpräch mit, worin Goethe ſelbſt eine Stelle des Fauſt nach ihrer urſprünglichen Lesart anführt. Sie ſteht 55b. Ausgabe, Bd. 9, Seite 96, und 40b. Ausgabe, Bd. 11, Seite 78, hieß aber früher:

Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Behrt ſich einen Eſel und weiß nicht wie.

Plan einer ungedruckten Scene zu „Faust.“

Falk theilt in seinem vortrefflichen Buche „Goethe, aus näherm persönlichen Umgange dargestellt,“ Seite 94 u ff., den Plan einer Faustscene mit, ohne hinzuzufügen, ob er sie ausgearbeitet gelesen, oder ob ihm der Dichter nur den Plan dazu mitgetheilt habe. Wahrscheinlich war dies Letztere der Fall; denn sonst hätte Goethe's literarischer Herausgeber, Herr Dr. Eckermann, diese vom Humor strotzende Scene gewiß nicht zurückgelassen.

„Es wird dem Faust, weil er die ganze Welt kennen lernen will, vom Mephistopheles unter Anderm auch der Antrag gemacht, beim Kaiser um eine Audienz nachzusuchen. Es ist grade Krönungszeit. Faust und Mephistopheles kommen glücklich nach Frankfurt. Nun sollen sie gemeldet werden. Faust will nicht daran, weil er nicht weiß, was er dem Kaiser sagen oder wovon er sich mit ihm unterhalten soll. Mephistopheles aber heißt ihn gutes Muths sein, er wolle ihm schon zu gehöriger Zeit an die Hand gehen, ihn, wo die Unterhaltung stocke, unter-

ſtützen, und im Falle es gar nicht fort wolle, mit dem Geſpräche zugleich auch ſeine Perſon übernehmen, ſo daß der Kaiſer gar nicht inne zu werden brauche, mit wem er eigentlich geſprochen oder nicht geſprochen habe. So läßt ſich denn Fauſt zuletzt den Vorſchlag gefallen. Beide geben ins Audienzzimmer und werden auch wirklich vorgelaſſen. Fauſt ſeinerſeits, um ſich dieſer Gnade werth zu machen, nimmt Alles, was irgend von Geiſt und Kenntniß in ſeinem Kopfe iſt, zuſammen, und ſpricht von den erhabenſten Gegenſtänden. Sein Feuer indeſſen wärmt nur ihn; den Kaiſer ſelbſt läßt es kalt. Er gähnt einmal über das Andere und ſteht ſogar auf dem Punkte, die ganze Unterhaltung abzubrechen. Dies wird Mephiſtopheles noch zur rechten Zeit gewahr und kommt dem armen Fauſt verſprochenermaßen zu Hülfe. Er nimmt zu dem Ende deſſen Geſtalt an, und ſteht mit Mantel, Koller und Kragen, den Degen an ſeiner Seite, leibhaftig wie Fauſt vor dem Kaiſer da. Nun ſetzt er das Geſpräch genau da fort, wo Fauſt geendigt hatte; nur mit einem ganz andern und weit glänzenderen Erfolge. Er raiſonnirt nämlich, ſchwadronirt und radotirt ſo links und rechts, ſo kreuz und quer, ſo in die Welt hinein und aus der Welt heraus, daß der Kaiſer vor Erſtaunen ganz außer ſich geräth und die umſtehenden Herren, das ſei ein grundgelehrter Mann, dem möchte er wohl tage- und wochenlang zuhören, ohne jemals müde zu werden. Anfangs ſei es ihm freilich nicht recht von ſtatten gegangen, aber nach dieſem, und wie er gehörig in Fluß gekommen, da laſſe ſich kaum etwas Prächtigeres denken, als die Art, wie er Alles ſo kurz und doch ſogleich ſo zierlich und gründlich vertrage. Er als Kaiſer müſſe bekennen, einen

ſolchen Schatz von Gedanken, Menſchenkenntniß und tiefen Erfahrungen nie in einer Perſon, ſelbſt bei den weiſeſten von ſeinen Räthen, vereinigt gefunden zu haben."

Ob der Kaiſer — fährt Johannes Falk fort — mit dieſem Lobe zugleich den Vorſchlag verbindet, daß Fauſt-Mephiſtopheles in ſeine Dienſte treten, oder die Stelle eines dirigirenden Miniſters annehmen ſoll, iſt mir unbekannt. Wahrſcheinlich aber hat Fauſt einen ſolchen Antrag aus guten Gründen abgelehnt.

Literatur.

Versuch über die Dichtungen.

Nach Frau von Staël.

1795.

Als Schiller die Horen herausgab, war oft Noth um Manuscript, und zu manchen Arbeiten, die sonst wohl nie vorgenommen worden wären, brachte das die Anregung. Auch die nachfolgende Uebersetzung entstand auf solche Weise, und Goethe schreibt darüber (s. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Band I, S. 228): „Ich habe mich sogleich mit der Frau von Staël beschäftigt, und finde mehr Arbeit dabei, als ich dachte; indessen will ich sie durchsetzen, denn es ist nicht viel; das Ganze giebt ungefähr fünf und funfzig Blätter meines Manuscripts. Die erste Abtheilung von ein und zwanzig Blättern sollen Sie bald haben. Ich werde mich in einer kleinen Vorrede an den Herausgeber über die Art erklären, wie ich bei der Uebersetzung verfahren bin. Um Ihnen kleine Zurechtweisungen zu ersparen, hab' ich ihre Worte unserm Sinne genähert, und zugleich die französische Unbestimmtheit nach unserer deutschen Art zu deuten gesucht."

Der Aufsatz stand im zweiten Heft ff. der Horen vom Jahre 1796, und ging nicht in Goethe's Werke über. Schiller wollte eine Reihe von gründlichen Anmerkungen dazu schreiben; allein, obgleich dieselben noch am Schlusse der Uebersetzung versprochen wurden, unterblieb später der Versatz doch.

Versuch über die Dichtungen.

Keine seiner Fähigkeiten ist dem Menschen werther, als die Einbildungskraft. Das menschliche Leben scheint so wenig auf Glück berechnet, daß man nur mit Hulfe einiger Schopfungen und gewisser Bilder, nur durch glückliche Wahl unserer Erinnerungen die vertheilten Freuden der Erde sammeln, und, nicht durch die Kraft der Philosophie, sondern durch die weit machtigere Wirkung der Zerstreuungen gegen die Leiden zu kampfen vermag, die uns das Schicksal auflegt.

Man hat viel von den Gefahren der Einbildungskraft gesprochen, und es wäre unnutz aufzusuchen, was eine unfahige Mittelmaßigkeit, oder eine strenge Vernunft hierüber wiederholt haben. Die Menschen werden nicht aufgeben, sich interessiren zu lassen, und diejenigen, die das Talent besitzen, uns zu rühren, werden noch weniger Verzicht thun, es mit Glück auszuüben.

Die kleine Anzahl nothwendiger und gewisser Wahrheiten wird niemals Geist und Herz völlig befriedigen; wer sie entdeckt, hat ohne Zweifel den höchsten Ruhm, aber auch nutzlich für das menschliche Geschlecht haben Verfasser solcher Werke gearbeitet, die uns rühren oder

angenehm betrügen. Will man die Leidenschaften des Menschen mit metaphysischer Genauigkeit behandeln, so thut man seiner Natur Gewalt. Auf dieser Erde giebt es nur Anfänge; keine Gränze ist bezeichnet, die Tugend steht fest, aber das Glück schwebt im Weiten, und wenn es eine Untersuchung nicht aushält, wird es durch sie vernichtet, wie glänzende Nebelbilder, aus leichten Dünsten emporsteigend, für den verschwinden, der durch sie hindurchgeht. Demohngeachtet ist das Vergnügen, das die Dichtungen hervorbringen, nicht ihr einziger Vortheil; sie unterhalten, wenn sie zu den Augen sprechen, aber sie haben einen großen Einfluß auf das Moralische, wenn sie das Herz bewegen, und dies Talent ist vielleicht das mächtigste, um aufzuklären oder Richtungen zu geben.

In dem Menschen giebt es nur zwei, deutlich zu unterscheidende Kräfte, die Vernunft und die Einbildungskraft; alle die andern, selbst die Empfindung, sind nur abhängig oder zusammengesetzt. Das Reich der Dichtungen ist deswegen, wie das Reich der Einbildungskraft, sehr ausgearbeitet; auch die Leidenschaften, anstatt ihr im Wege zu stehen, sind ihr willkommen. Die Philosophie muß die unsichtbare Gewalt sein, die ihren Wirkungen die Richtung giebt, aber wenn sie sich zu bald zeigte, würde sie den Zauber zerstören.

Ich werde deswegen, indem ich von Dichtungen spreche, sowohl ihren Gegenstand als ihren Reiz betrachten; denn in dieser Art Werken kann die Anmuth ohne Nutzen bestehen, niemals aber der Nutzen ohne Anmuth. Die Dichtungen sind berufen, uns zu verführen, und je fester man sich dabei einen moralischen oder philosophischen Zweck vorsetzte, desto mehr müßte man sie mit gefälligem Reiz

ausſtatten, um ſeinen Zweck zu erreichen, ehe ihn Jemand gewahr werden konnte. In den mythologiſchen Dichtungen werde ich nur auf das Talent des Dichters ſehen, da ihr religiöſes Verhältniß nicht zu meiner Betrachtung gehört; ich werde von den Werken der Alten nach dem Eindrucke reden, den ſie zu unſern Tagen machen, und ich werde nur von ihrem Talent, nicht von ihren Lehrſätzen mich unterhalten.

Die Dichtungen können in drei Claſſen getheilt werden: 1) Die wunderbaren und allegoriſchen Dichtungen. 2) Die hiſtoriſchen. 3) Die Dichtungen, wo alles zugleich erfunden und nachgeahmt iſt, in denen nichts wahr, aber alles wahrſcheinlich iſt.

Wollte man hierüber ausführlich ſchreiben, ſo würde man ein weitläuftiges Werk hervorbringen, das die meiſten dichteriſchen Arbeiten begriffe; faſt alles würde darin zur Sprache kommen, denn Ein Gedanke kann nur vollkommen durch die Verbindung aller übrigen entwickelt werden. Aber meine Abſicht iſt nur zu Gunſten der Romane zu ſchreiben, und ich werde zu zeigen ſuchen, daß ein Roman, der mit Feinheit, Beredtſamkeit, Tiefe und Moralität das Leben darſtellt, wie es iſt, die nützlichſte von allen Dichtungen ſei, und ich habe aus dieſem Verſuch alles, was dahin nicht zielen mochte, entfernt.

I.

Die wunderbare Dichtung verurſacht ein Vergnügen, das ſich ſehr bald erſchöpft. Die Menſchen müſſen erſt Kinder werden, um dieſe unnatürlichen Schilderungen zu

lieben, um ſich durch unwahre Darſtellungen zu ſchrecken und Neugierde reizen zu laſſen.

Die Philoſophen müſſen erſt wieder Volk werden, um nützliche Gedanken unter dem Schleier der Allegorie zu lieben. Die Mythologie der Alten enthält manchmal nur einfache Fabeln, wie ſie die Leichtgläubigkeit, die Zeit und die Prieſter in allen abgöttiſchen Religionen fortgepflanzt haben, aber man kann ſie auch öfter als eine Folge von Allegorien betrachten; man ſieht perſonificirte Leidenſchaften, Talente und Tugenden.

Ohne Zweifel gehört zu der Wahl dieſer Dichtungen ein gewiſſes Glück, eine Gewalt der Einbildungskraft, die den Erfindern einen wahren Ruhm verſichert. Sie haben eine Sprache geſchaffen, dem Style eine Geſtalt gegeben, und um die poetiſchen Ideen in ihrer Würde zu erhalten, ſie von der gemeinen Sprache geſondert. Werke, die zu dieſen einmal angenommenen Fictionen noch andere hinzuthun wollten, würden gar keinen weitern Nutzen haben.

Wunderbare Dichtungen erkälteten immer die Empfindungen, denen man ſie beigeſellt. Wenn man nur Bilder verlangt, die gefallen ſollen, ſo iſt es erlaubt auf tauſend Arten zu blenden. Man hat geſagt, die Augen ſeien immer Kinder und es gilt noch vielmehr von der Einbildungskraft; ſie verlangt nur unterhalten zu ſein, ihr Zweck iſt in ihrem Mittel, ſie dient das Leben zu betrügen, die Zeit zu rauben, ſie kann dem Tag die Träume der Nacht geben; ihre leichte Thätigkeit iſt ſtatt der Ruhe, indem ſie zugleich alles, was rührt, und alles, was beſchäftigt, entfernt. Aber wenn man ſich des Vergnügens dieſer Einbildungskraft zu einem moraliſchen

Zwecke mit Conſequenz bedienen will, ſo muß man ſowohl mehr Folge als mehr Einheit in den Plan legen. Jene Verbindung der Helden und der Götter, der Leidenſchaften und der Geſetze des Schickſals ſchaden ſelbſt den Gedichten Homer's und Virgil's; kaum verzeiht man dem Erfinder eine Gattung, deren Erfindung ihm ſo viel Ehre macht. Wenn Dido den Aeneas liebt, weil ſie unter den Zügen des Askanius den Amor an ihren Buſen gedrückt hat; ſo bedauert man das Talent, das die Geburt dieſer Leidenſchaft durch das Gemälde der Bewegungen des Herzens viel beſſer gezeigt hatte. Wenn die Götter den Zorn, den Schmerz und den Sieg Achill's befehlen, ſo kann man weder Jupiter'n noch den Helden bewundern; der eine iſt ein abſtractes Weſen, der andere ein Menſch, durch das Schickſal unterjocht; die Allmacht des Charakters wird durch das Wunderbare verdeckt, das ihn umgiebt. Auch kommt bei dieſer Art des Wunderbaren bald etwas Gewiſſes, bald etwas Unerwartetes vor; wir kennen deshalb nicht nach unſern eigenen Empfindungen fürchten und hoffen, und ſehen uns auf dieſe Weiſe des ſchönſten Vergnügens beraubt. Wenn Priam den Leichnam Hector's von Achill zurück zu verlangen geht, ſo ſollten mich die Gefahren, in die ſeine väterliche Liebe ihn ſtürzte, in Furcht ſetzen; ich ſollte zittern, wenn ich ihn in das Zelt des ſchrecklichen Achill's eintreten ſehe und ſollte in Ungewißheit bei allen Worten dieſes unglücklichen Vaters, durch ſeine Beredſamkeit ſo wohl den Eindruck der Gefühle, den ſie darlegt, als die Ahnung der Begebenheiten, die ſie entſcheiden wird, empfinden. Aber ich weiß ſchon, daß Merkur den Priam durch das Lager der Griechen führt, daß Iris, auf Befehl des Jupiters, ihrem Sohn

So glatt und so bedingt zu sprechen, daß
Sein Lob erst recht zum Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus seinem Munde.

Leonore.

Möchtest du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er sonst von dir
Und dem Talente sprach, das dir vor vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß,
Das was du bist und hast, und schätzt es auch.

Tasso.

O glaube mir, ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neid's entfliehen.
Ein solcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das hast du selbst, das hast du wenn du willst,
Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.
Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben

die Rückgabe des Leichnams befohlen hat, ich bin über Priams Unternehmen nicht mehr zweifelhaft, mein Geist ist mehr aufmerksam und ohne den Namen des göttlichen Homer's würde ich eine Rede nicht lesen, die erst auf die Situation folgt, anstatt sie herbei zu führen.

Wenn ich sagte, daß auch etwas Unerwartetes im Wunderbaren sei, das die ganz entgegengesetzte Wirkung der erst getadelten Gewißheit hervorbringt, und uns das Vergnügen raubt, was wir hoffen und wünschen voraus zu sehen, meinte ich die Fälle, wenn die Götter die best verknüpften Maßregeln reißen, ihren Günstlingen einen unwiderstehlichen Schutz gegen die größten Mächte verleihen, und alles Verhältniß der Begebenheiten, wie sie dem Menschen angemessen sind, aufheben.

Ich gestehe wohl, die Götter nehmen hier nur den Platz des Schicksals ein, sie sind der personificirte Zufall; aber bei Dichtungen ist es besser, seinen Einfluß zu entfernen. Alles was erfunden ist, soll wahrscheinlich sein, alles was uns in Erstaunen setzt, muß durch Verkettung moralischer Ursachen erklärt werden können; in solchen Werken entdeckt man alsdann ein philosophisches Resultat, und das Talent, das sie hervorbringt, übernimmt eine größere Arbeit; denn eingebildete oder wirkliche Situationen, aus denen man sich durch einen Machtstreich des Schicksals zieht, können keine Bewunderung erregen.

Ich wünschte, daß, indem man zum Menschen spricht, man auch die großen Wirkungen durch den Charakter des Menschen hervorbrächte. Hier ist die unerschöpfliche Quelle, aus denen das Talent tiefe und schreckliche Schilderungen schöpfen kann, ja selbst Dante hat seine höllischen Bilder nicht so weit getrieben, als die blutigen Verbrechen unserer

Tage ſich einander übertreffen haben. Sind nicht in den epiſchen Gedichten, die wir wegen des Wunderbaren ihrer Fictionen ſchätzen, eben die Stellen die erhabenſten, deren Schönheiten ganz unabhängig vom Wunderbaren ſind? Was man in Milton's Satan bewundert, iſt der Menſch, was von Achill übrig bleibt, iſt ſein Charakter, was man bei der Leidenſchaft Reinald's zu Armiden vergeſſen möchte, iſt die Zauberei, die ſich zu den Reizen geſellt, die ihn entzündet haben. Was in der Aeneis wirkt, ſind die Empfindungen, die zu aller Zeit allen Herzen angeboren, und unſere tragiſchen Dichter, die aus alten Schriftſtellern Gegenſtände wählten, haben ſie faſt ganz von den ſonderbaren Maſchinen abgeſondert, die man meiſt an der Seite der großen Schönheiten, wodurch die Werke des Alterthums ſich auszeichnen, wirkſam findet.

Die Ritterromane laſſen noch mehr die Unbequemlichkeit des Wunderbaren fühlen; bei ihnen ſchadet es nicht allein dem Intereſſe der Begebenheiten, ſondern es miſcht ſich auch in die Entwickelung der Charaktere und Empfindungen. Die Helden ſind rieſenmäßig, die Leidenſchaften überſchreiten die Wahrheit und eine eingebildete moraliſche Natur hat noch weit mehr Unbequemlichkeiten als die Wunder der Mythologie und der Feerei. Das Falſche iſt inniger mit dem Wahren verbunden, und die Einbildungskraft ſelbſt wirkt weniger; denn es iſt hier die Rede nicht zu erfinden, ſondern zu übertreiben was da iſt, und eben was in der Wirklichkeit ſehr ſchön iſt, in einer Art von Carricatur darzuſtellen, wodurch ſowohl Tapferkeit als Tugend lächerlich werden könnten, wenn Geſchichtſchreiber und Moraliſten die Wahrheit nicht wiederherſtellten.

Doch muß man die menſchlichen Dinge nicht nach ausſchließlichen Grundſätzen richten, ich weiß daher das ſchöpferiſche Genie zu ehren, das jene poetiſchen Dichtungen hervorgebracht hat, auf denen der Geiſt ſo lange ruht, und die zu ſo vielen glücklichen und glänzenden Vergleichungen gedient haben; aber man kann wünſchen, daß künftige Talente einen andern Weg einſchlagen, und ich möchte jene lebhaften Seelen, denen Geſpenſter ſo oft als wahre Bilder erſcheinen können, auf die einzige Nachahmung des Wahren einſchränken, oder vielmehr zu ihr erheben.

Bei den Werken, wo die Heiterkeit herrſcht, könnte man ungern die lieblichen Dichtungen vermiſſen, von denen Arioſt einen ſo ſchönen Gebrauch gemacht hat, und wirklich iſt auch in dem glücklichen Zufall, der die Anmuth des Herzens hervorbringt, keine Regel und kein Gegenſtand. Der Eindruck kann nicht analyſirt werden, das Nachdenken kann ſich nichts davon zueignen. In dem Wahren findet man ſo wenig Urſache zur Fröhlichkeit, daß gewiß in den Werken, die ihr gewidmet ſind, das Wunderbare manchmal nöthig iſt. Empfindung und Nachdenken erſchöpfen ſich nie, aber der Scherz iſt ein Glück des Ausdrucks, oder des Gewahrwerdens, deſſen Rückkehr man nicht berechnen kann. Jede Idee, die Lachen erregt, könnte die letzte ſein, die man jemals entdeckte, es iſt kein Weg, der zu dieſer Gattung führte; es giebt keine Quelle, aus der man mit Gewißheit ſchöpfen könnte. Man weiß, ſie exiſtirt, weil ſie ſich immer erneuert, aber man kennt weder die Urſache noch die Mittel. Der Ton des Scherzes bedarf mehr Begeiſterung, als der erhöhte Enthuſiasmus ſelbſt. Dieſe Heiterkeit iſt in dichteriſchen

Werken, die nicht aus einem Gefühle von Glück entſteht, dieſe Heiterkeit, von der der Leſer weit mehr Genuß als der Schriftſteller hat, iſt ein Talent, zu dem man auf einmal gelangt, das ſich ohne Abſtufung verliert, dem man wohl eine Richtung geben, an deſſen Stelle man aber keine Fähigkeit des größten Geiſtes ſetzen kann. Wenn alſo das Wunderbare oft zu den Werken, die immer heiter ſind, paßt, ſo mag wohl die Urſache ſein, weil ſie niemals die Natur vollkommen malen; niemals kann eine Leidenſchaft, ein Schickſal, eine Wahrheit unſichter ſein; nur aus einigen flüchtigen Schattirungen ſolcher ernſthaften Ideen können lächerliche Contraſte hervorſpringen.

Es giebt eine Gattung, weit über diejenige erhaben, von der ich eben ſprach, die zwar auch ſcherzhafte Situationen hervorbringt, ich meine die Werke des komiſchen Talents; aber eben der Vorzug, daß ſeine ganze Stärke auf natürlichen Charakteren und Leidenſchaften beruht, würde ganz verändert und geſchwächt werden, wenn man dabei das Wunderbare brauchen wollte. Miſchte ſich in den Charakter des Gil Blas, des Tartuffe, des Menſchenfeindes irgend etwas Wunderbares, ſo würde unſer Geiſt durch dieſe Werke weniger getroffen, weniger verführt werden.

Die Nachahmung des Wahren bringt immer größere Wirkungen hervor, als übernatürliche Mittel. Ohne Zweifel erlaubt uns die hohe Metaphyſik anzunehmen, daß es über unſere Faſſungskraft Gedanken, Gegenſtände, Wahrheiten und Weſen giebt, die über alle unſere Begriffe reichen; aber da wir von dieſen abſtracten Regionen nicht den mindeſten Begriff haben, ſo können wir, ſelbſt mit

unſerm Wunderbaren, ihnen nicht näher kommen; das Wunderbare bleibt vielmehr unter der Wirklichkeit, die wir kennen; übrigens begreifen wir nichts, als was mit der Natur des Menſchen und der Dinge übereinſtimmt. Alles alſo, was wir unſere Schöpfungen nennen, iſt nichts als eine unzuſammenhängende Verſammlung von Ideen, die wir aus eben der Natur ziehen, von der wir uns zu entfernen ſuchen. In dem Wahren iſt der göttliche Stempel. Man giebt zu, das Genie erfinde, und doch nur, indem es entdeckt, vereinigt darſtellt, das was iſt, verdient es den Ehrennamen eines Schöpfers.

Es giebt noch eine andere Art von Dichtungen, deren Wirkung mir noch geringer ſcheint, als die des Wunderbaren, es ſind die Allegorien. Mir ſcheint, daß ſie den Gedanken ſchwächen, wie das Wunderbare das Gemälde der Leidenſchaften entſtellt. Unter der Form der Fabel haben die Allegorien manchmal dienen können, nützliche Wahrheiten allgemein zu machen, aber ſelbſt dieſer Urſprung iſt ein Beweis, daß, wenn man dem Gedanken dieſe Form giebt, man ihn herabzuſenken glaubt, um ihn den Menſchen überhaupt begreiflich zu machen. Wer Bilder braucht, um ſich einen Begriff zu verſchaffen, zeigt eine Schwäche des Geiſtes an; denn ſelbſt einem Gedanken, den man auf dieſe Weiſe klar machen konnte, würde es doch, bis auf einen gewiſſen Grad, an Abſtraction und Feinheit mangeln. Die Abſtraction iſt weit über alle Bilder, ſie hat eine geometriſche Genauigkeit, und man kann ſie nicht anders, als mit ihrem beſtimmten Zeichen ausdrücken. Die vollkommene Feinheit des Geiſtes kann durch keine Allegorie feſtgehalten werden; die Schattirungen der Darſtellungen ſind niemals ſo zart, als metaphy-

ſiſche Ideen, und was man körperlich darſtellen kann, wird niemals das Geiſtreich-Feinſte des Gedankens ſein. Aber außerdem, daß die Allegorie dem Gedanken, welchen ſie ausdrücken will, ſchadet, ſind die Werke dieſer Gattung faſt ohne irgend eine Art von Anmuth. Der Zweck iſt doppelt; man will eine moraliſche Wahrheit anſchaulich machen und durch ihr Bild, durch die Fabel einnehmen; immer mißglückt eins durch das Bedürfniß das andere zu erreichen. Der abſtracte Begriff iſt unbeſtimmt dargeſtellt und das Gemälde hat keine dramatiſche Wirkung; es iſt eine Fiction in der Fiction, an deren Begebenheiten wir keinen Antheil nehmen können, weil ſie nur da ſind, um philoſophiſche Reſultate vorzuſtellen, die man weit mühſamer begreift, als wenn ſie rein metaphyſiſch ausgedrückt wären; man muß in Allegorien das Abſtracte von dem, was dem Bilde zugehört, ſondern; die Begriffe unter dem Namen der Perſonen, die ſie vorſtellen, entdecken und das Räthſel zu errathen ſuchen, ehe man den Gedanken begreift. Wenn man erklären will, was dem ſonſt ſo angenehmen Gedichte „Telemach" Einförmigkeit giebt, ſo wird man finden, daß es die Figur des Mentors iſt, die, zugleich wunderbar und allegoriſch, auf doppelte Weiſe beſchwerlich iſt. Als wunderbar benimmt ſie uns alle Unruhe über Telemach's Schickſal, denn man iſt gewiß, daß die Götter ihn aus allen Gefahren ſiegreich herausführen werden; als allegoriſch zerſtört ſie die ganze Wirkung der Leidenſchaften, die aus dem innern Streite derſelben entſpringt. Die zwei Gewalten, welche die Moraliſten in dem Herzen des Menſchen unterſcheiden, ſind in Fenelon's Gedicht als zwei Perſonen aufgeſtellt. Mentor's Charakter iſt ohne Leidenſchaft, und Telemach

ohne Herrschaft über sich selbst; der Mensch steht zwischen beiden und nun weiß man nicht, an welchem Gegenstand man Theil nehmen soll.

Jene auffallenden Allegorien, wo, wie in Theleme und Macara, der Wille reist, um das Glück zu finden, diese verlängerten Allegorien, in denen, wie in Spenser's Fairy Queen, jeder Gesang eine Tugend als Ritter im Streite mit dem Laster vorstellt, können uns eigentlich nicht anziehen, von welcher Art auch das Talent sei, das sie verziert. Ermüdet von dem romanhaften Theil der Allegorie, gelangt man zum Ende, und man hat nicht mehr Kraft, den philosophischen Sinn zu fassen.

Die Fabeln, in denen man die Thiere reden läßt, dienten im Anfange zu einer Art Gleichniß, in welcher das Volk leichter den Sinn begriff, nachher hat man daraus eine eigene Gattung der Dichtkunst gemacht, in welcher viele Schriftsteller sich geübt haben. Es gab einen Mann, der sich einzig in dieser Laufbahn zeigte, dessen Naturell so vollkommen war, daß es weder zweimal entstehen, noch einmal nachgeahmt werden konnte. Ein Mann, der die Thiere reden läßt, als wenn sie eine Art von denkenden Wesen wären, in einer Welt, in der weder Vorurtheile noch Anmaßungen herrschen. Eben Lafontaine's Talent entfernt von seinen Schriften die Idee der Allegorie, indem er den Charakter der Thierarten personificirt, und ihn nach seinen eigenen Verhältnissen ausmalt; das Komische seiner Fabeln kömmt nicht aus Anspielungen, sondern es entspringt aus dem wahrhaften Bilde der Sitten der Thiere, die er auf den Schauplatz bringt. Nothwendig war dieser Erfolg begrenzt, und alle andern Fabeln, die man in verschiedenen Sprachen versucht hat,

theilen, indem sie zur Allegorie zurückkehren, auch ihre Unbequemlichkeit. Die Werke voll Anspielungen sind auch eine Art Dichtung, deren Verdienst nur die Zeitgenossen recht lebhaft empfinden; die Nachwelt beurtheilt diese Schriften, ohne das Verdienst der Wirkung zu sehen, die sie zu ihrer Zeit haben konnten, und ohne die Schwierigkeiten in Anschlag zu bringen, die ihre Verfasser zu überwinden hatten. Sobald das Talent in einem gewissen Bezuge arbeitet, verliert es seinen Glanz mit den Umständen, die es in Bewegung setzen.

Hudibras zum Beispiel ist vielleicht eins von denen, worin man am meisten Witz findet, aber weil man immer in dem, was der Verfasser gesagt hat, aufsuchen muß, was er sagen sollte, weil Noten ohne Zahl nöthig sind, um seine Scherze zu verstehen und weil man, ehe man lachen oder daran Theil nehmen kann, sich vorläufig unterrichten muß, so kann der Werth dieses Gedichts nicht mehr allgemein empfunden werden. Ein philosophisches Werk kann fordern, daß man nachforsche, um es zu verstehen, aber eine Dichtung, von welcher Art sie sei, bringt keine entschiedene Wirkung hervor, als wenn sie in sich selbst alles enthält, wodurch sie allen Lesern, in allen Momenten, einen vollkommenen Eindruck geben kann. Je mehr eine Handlung zu den gegenwärtigen Umständen paßt, desto nützlicher ist sie, deswegen ist ihr Ruhm unsterblich; die Werke des Schriftstellers aber gewinnen nur, insofern sie sich von den gegenwärtigen Begebenheiten losmachen, um sich zur unveränderlichen Natur der Dinge zu erheben, und alles, was die Schriftsteller für den Augenblick thun, ist, wie Massillon sich ausdrückt, verlorne Zeit für die Ewigkeit.

Einzelne Gleichniſſe, die auch gewiſſermaßen Allegorien ſind, zerſtreuen die Aufmerkſamkeit weniger, und der Gedanke, der vor ihnen meiſt vorausgeht, wird nur durch ſie aufs neue entwickelt, aber ſelten iſt ein Gefühl oder ein Gedanke in ſeiner ganzen Stärke, wenn man ſie durch ein Bild ausdrücken will; das: ſterben ſollt' er! des alten Horaz, hätte kein Bild vertragen. Wenn man das Capitel des Montesquieu lieſet, wo er, um Deſpotismus zu ſchildern, ihn mit den Wilden der Louiſiane vergleicht, ſo wünſchte man an der Stelle dieſes Bildes einen Gedanken des Tacitus oder des Verfaſſers ſelbſt zu leſen. Freilich würde es zu ſtreng ſein, allen dieſen Putz zu verbannen, deſſen der menſchliche Geiſt ſo nothwendig hat, um von neuen Begriffen auszuruhen, oder den bekannten Mannigfaltigkeit zu geben. Die Bilder, die Schilderungen bringen den Zauber der Poeſie hervor und beleben alles, was ihr ähnlich iſt, aber was aus dem Nachdenken entſpringt, erlangt eine größere Gewalt, eine weit mehr concentrirte Kraft, wenn der Ausdruck des Gedankens ſeine Stärke nur aus ihm ſelbſt nimmt.

Auch unter den Allegorien, wie unter den wunderbaren Dichtungen, finden wir Werke, die philoſophiſche Ideen ſcherzhaft vortragen wollen, ſo iſt das Mährchen von der Tonne, Gulliver, Mikromegas u. ſ. w Ich könnte von dieſer Gattung wiederholen, was ich von der andern geſagt habe: wenn man Lachen erregt, ſo iſt der Zweck erfüllt; aber doch giebt es einen höhern Zweck in dieſer Art von Schriften; man will einen philoſophiſchen Gegenſtand anſchaulich machen, und es geſchieht nur unvollkommen. Wenn die Allegorie an ſich ſelbſt unterhaltend iſt, ſo merken die Menſchen mehr auf die Fabel als auf das Reſultat

und Gulliver hat mehr als Mährchen gereizt, als seine Resultate unterrichtet und moralisch gebessert haben. Die Allegorie wandelt immer zwischen zwei Klippen. Ist ihr Zweck zu deutlich ausgesprochen, so wird er lästig; ist er verborgen, so vergißt man ihn; versucht man die Aufmerksamkeit zu theilen, so kommt man in Gefahr, gar keine zu erregen.

II.

In dem zweiten Theil versprach ich von historischen Dichtungen zu reden, von Erfindungen nämlich, die auf wahre Begebenheiten gegründet sind.

Die Gegenstände der Tragedien sind meist aus der Geschichte genommen; doch wenn man so viele Empfindungen in einen Raum von vierundzwanzig Stunden und fünf Acten einschließen soll, oder wenn man seinen Helden in der Höhe der epischen Poesie erhalten will, so zeigt uns kein Mensch, keine Geschichte ein vollkommenes Muster. Hier ist Dichtung nöthig, aber sie nähert sich nicht dem Wunderbaren. Es ist keine andere Natur, hier ist keine Wahl, außer der, die vor uns liegt. Wir dürfen alsdann der poetischen Sprache nur das, was ihr eigen ist, nachgeben, so ist unser Herz der beste Richter der schönsten Situationen und der epischen oder dramatischen Charaktere; sie sind von der Geschichte entlehnt; nicht aber entstellt, sie sind von dem, was sie sterbliches hatten, abgesondert und so gewissermaßen vergöttert, nichts ist außer der Natur in dieser Dichtungsart; natürliche Verhältnisse, natürlicher Gang; und wenn ein Mensch, der zum Ruhme geboren

Stets unerreichbar bleibt, was weder Geld,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſ'ten Jüngling gaben.

Leonore.

O ſäheſt du ſo klar, wie ich es ſehe!
Du irrſt dich über ihn, ſo iſt er nicht.

Taſſo.

Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's
In allen Stücken billig ſeyn; es heißt

iſt, ein Meiſterſtück, wie die Henriade, den Gengiskan, Mithridat oder Tancred anhört, wird er bewundern, ohne zu ſtaunen, er wird genießen, ohne an den Verfaſſer zu denken, und ohne hier die Schöpfung eines talentreichen Künſtlers zu vermuthen.

Aber es giebt eine andere Art von hiſtoriſchen, die ich völlig verbannt wünſchte, es ſind Romane auf die Geſchichte gepfropft, wie die Anekdoten des Hofs Philipp Auguſts und andere. Man könnte dieſe Romane artig finden, wenn man die bekannten Namen veränderte, aber jetzt ſtellen ſich dieſe Erzählungen zwiſchen uns und die Geſchichte, um uns Details zu zeigen, deren Empfindung, indem ſie den gewöhnlichen Lauf des Lebens nachahmt, ſich dergeſtalt mit dem Wahren verwirrt, daß man ſie davon nicht wieder abſcheiden kann.

Dieſe Gattung zerſtört die Moralität der Geſchichte, indem ſie die Handlungen mit einer Menge Beweggründen, die niemals exiſtirt haben, überladen muß, und reicht nicht an den Werth des Romans, weil ſie, genöthigt, ſich an ein wahres Gewebe zu halten, den Plan nicht mit Freiheit und mit der Folge ausbilden kann, wie es bei einem Werk von reiner Empfindung nöthig iſt. Das Intereſſe, das ein ſchon berühmter Name für den Roman erregen ſoll, gehört zu den Vortheilen der Anſpielungen, und ich habe ſchon zu zeigen verſucht, daß eine Dichtung, die Erinnerungen ſtatt Entwickelungen zu Hülfe nimmt, niemals in ſich ſelbſt vollkommen ſei. Auch iſt es übrigens gefährlich die Wahrheiten ſo zu entſtellen; man malt in ſolchen Romanen nur die Verwickelungen der Liebe. Die übrigen Begebenheiten der Epoche, die man wählt, ſind alle ſchon durch den Geſchichtſchreiber dargeſtellt, nun will man

ſie durch den Einfluß der Liebe erklären, um den Gegenſtand ſeines Romans zu vergrößern; und ſo ſtellt man ein ganz falſches Bild des menſchlichen Lebens auf. Man ſchwächt durch dieſe Dichtung die Wirkungen, welche die Geſchichte hervorbringen ſollte, von der man den erſten Gedanken geborgt hat, wie ein übles Gemälde dem Eindruck des Originals ſchaden kann, woran es durch einige Züge unvollkommen erinnert.

III.

Die dritte und letzte Abtheilung dieſes Verſuchs ſoll von dem Vorzuge ſolcher Dichtungen handeln, in denen alles zugleich erfunden und nachgeahmt iſt. Die Trauerſpiele, deren Inhalt ganz erfunden iſt, werden aber nicht in dieſer Abtheilung begriffen ſein, ſie malen eine erhobtere Natur, einen hohen Stand und eine beſondere Lage. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Stücke hängt von ſehr ſeltenen Begebenheiten ab, aus denen nur wenige Menſchen ſich etwas zueignen können. Zwar nehmen die Dramen, die Comödien auf dem Theater denſelben Rang ein, den die Romane unter den andern Dichtungsarten haben, auch hier erſcheint das Privatleben und natürliche Umſtände; aber die theatraliſchen Bedürfniſſe hindern ſolche Entwickelungen, durch welche man das Beiſpiel zunächſt auf ſich beziehen kann. Man hat zwar dem Drama erlaubt, ſeine Perſonen anders woher, als aus der Klaſſe der Könige und Helden zu wählen, aber man kann nur ſtarke Verhältniſſe malen, weil man nicht die Zeit hat, die Schattirungen abzuſtufen. Das Leben iſt nicht ſo eingeſchränkt,

nicht in Contrasten, nicht theatralisch, wie ein Stück erfunden sein muß. Die dramatische Kunst hat andere Wirkungen, andere Mittel, andere Vortheile, von denen man besonders reden müßte; aber nur der neue Roman ist im Stande, auf unsere Bildung durch das Gemälde unserer gewöhnten Empfindungen nützlich zu wirken.

Man hat eine besondere Klasse für die philosophischen Romane errichten wollen, und hat nicht bedacht, daß alle philosophisch sein sollen. Alle sollen, aus der innern Natur des Menschen geschöpft, wieder zu seinem Innern sprechen, und hierzu gelangt man weniger, wenn man alle Theile der Erzählung auf einen Hauptbegriff richtet, denn man kann alsdann weder wahr noch wahrscheinlich in der Verbindung der Begebenheiten sein; jedes Kapitel ist eine Art von Allegorie, deren Begebenheiten nichts als das Bild des Grundsatzes darstellen, der nun folgen soll. Die Romane Candide, Zadik und Memnon, die übrigens so allerliebst sind, würden viel tiefer auf uns wirken, wenn sie erstlich nicht wunderbar wären, wenn sie ein Beispiel und kein Gleichniß darstellten, und dann wenn die Geschichte nicht gewaltsam auf Einen Zweck hindeutete. Diesen Romanen geht es wie den Lehrmeistern, denen die Kinder nicht glauben, weil alles, was begegnet, zu der Lection passen soll, die sie ihnen einschärfen wollen; da doch die Kinder schon ohngefähr merken, daß in dem wahren Gang der Begebenheiten weniger Regelmäßigkeit ist.

Aber in den Romanen Richardsons und Fieldings, die sich an der Seite des Lebens halten, um die Abstufungen, die Entwickelungen, die Inkonsequenzen der Geschichte des menschlichen Herzens darzustellen und doch dabei die beständige Rückkehr der Resultate aller Erfahrung zur

Moralität der Handlungen und zum Vortheil der Tugend zu zeigen, sind die Begebenheiten erfunden, aber die Empfindungen dargestellt aus der Natur, daß der Leser oft glaubt, man rede mit ihm, und habe nur die kleine Rücksicht genommen, den Namen der Person zu verändern.

Die Kunst Romane zu schreiben, steht nicht in dem Rufe, den sie verdient, denn eine Menge ungeschickter Verfasser haben mit ihren elenden Arbeiten eine Gattung erdrückt, in der die Vollkommenheit das größte Talent erfordert, und in welchem jedermann mittelmäßig sein kann. Diese unzählbare Menge geschmackloser Romane hat fast die Leidenschaft selbst, welche sie schildern, abgenutzt, und man fürchtet sich, in seiner eigenen Geschichte das mindeste Verhältniß zu Situationen zu finden, welche sie beschreiben. Nur die Autorität großer Meister konnte diese Gattung wieder emporheben, ohngeachtet so viele Schriftsteller sie heruntergebracht hatten. Wie sehr zu bedauern ist es, daß man solche Werke erniedrigt, indem man die häßlichen Gemälde des Lasters hineinmischte, und anstatt sich des Vortheils der Dichtungen zu bedienen, um alles, was in der Natur belehren und als Muster dienen könnte, um den Menschen zu sammeln, geglaubt hat, daß man die gehäßigen Gemälde der verdorbenen Sitten nicht ohne gute Wirkung darstellen könne, eben als wenn ein Herz, das sie abschöpft, so rein bliebe, als das Herz, das sie niemals kannte.

Dagegen ist ein Roman, wie man sich davon einen Begriff machen kann, wie wir auch einige Muster haben, eine der schönsten Productionen des moralischen Geistes. Sie wirkt mit stiller Gewalt auf die Gesinnungen der Privatpersonen, aus denen nach und nach die öffentlichen Sitten sich bilden. Dem ohngeachtet ist aus gewissen

Urſachen die Achtung für das Talent, das nöthig iſt, um ſolche Werke hervorzubringen, nicht allgemein genug, da ſie ſich gewöhnlich der Liebe widmen, der gewaltſamſten, allgemeinſten und wahrſten aller Leidenſchaften, dieſe aber ihren Einfluß nur über die Jugend ausübt, und in den übrigen Epochen des Lebens nicht mehr zur Theilnahme aufruft.

Aber ſind nicht alle tiefe und zärtliche Empfindungen von der Natur der Liebe? Wer iſt zum Enthuſiasmus der Freundſchaft fähig? wer zur Ergebung im Unglück? wer zur Verehrung ſeiner Eltern? wer zur Leidenſchaft für ſeine Kinder? als ein Herz, das die Liebe gekannt oder verziehen hat. Man kann Ehrfurcht für ſeine Pflichten haben, aber niemals ſie mit frohem Hingeben erfüllen, wenn man nicht mit allen Kräften der Seele geliebt hat, wenn man nicht Einmal aufgehört hat zu ſein, um ganz in einem andern zu leben. Das Schickſal der Weiber, das Glück der Männer, die nicht berufen ſind, Reiche zu regieren, hängt oft für das übrige Leben von dem Einfluß ab, den ſie in der Jugend der Liebe auf ihre Herzen erlaubt haben; aber in einem gewiſſen Alter vergeſſen ſie jene Eindrücke ganz und gar, ſie nehmen einen andern Charakter an, beſchäftigen ſich mit andern Gegenſtänden, und überlaſſen ſich andern Leidenſchaften.

Dieſe neuen Bedürfniſſe müßte man auch zum Inhalte der Romane wählen, dann, ſcheint mir, würde ſich eine neue Laufbahn denjenigen eröffnen, die das Talent beſitzen zu ſchildern und durch die innerſte Kenntniß aller Bewegungen des menſchlichen Herzens uns anzulocken. Der Ehrgeiz, der Stolz, die Habſucht, die Eitelkeit, könnten Gegenſtände zu Romanen werden, deren Vorfälle neuer

und deren Begebenheiten eben so mannigfaltig sein würden, als diejenigen, die aus der Liebe entspringen. Wollte man sagen, daß die Schilderung jener Leidenschaften schon in der Geschichte aufgestellt wird, und daß man sie eigentlich da aufsuchen müsse, so läßt sich antworten: daß die Geschichte niemals zu dem Privatleben der Menschen reicht, nicht bis zu den Empfindungen und Charakteren, woraus keine öffentlichen Begebenheiten entsprungen sind.

Auch wirkt die Geschichte nicht auf uns durch ein moralisches und unterhaltendes Interesse, das Wahre ist öfters unvollständig in seinen Wirkungen. Uebrigens würde man durch Entwickelungen, die allein tiefe Eindrücke hinterlassen, den schnellen und nothwendigen Gang der Erzählung aufhalten, und einem historischen Werk eine Art von dramatischer Form geben, da es doch ein ganz anderes Verdienst haben soll. Endlich ist die Moral der Geschichte niemals vollkommen ausgesprochen, entweder, weil man nicht beständig und mit Gewißheit die innern Empfindungen darstellen kann, wodurch die Bösen in der Mitte ihres Glücks gestraft werden und tugendhafte Seelen sich bei allem Unglück belohnt fühlen, oder weil das Schicksal des Menschen überhaupt in diesem Leben nicht zu seinem Ende gelangt. Die practische Moral, die auf die Vortheile der Tugend gegründet ist, wird durch das Lesen der Geschichte nicht immer gestärkt. Zwar versuchen die großen Geschichtschreiber, und besonders Tacitus, die Moralität aller Begebenheiten, die sie erzählen, zu zeigen; man beneidet den sterbenden Germanikus und verabscheut Tiberen auf seiner Höhe, aber doch können Geschichtschreiber nur diejenigen Empfindungen malen, von welchen die Handlungen zeugen, und das, was sich bei der Geschichte am lebhaftesten ein-

drückt, iſt mehr das Uebergewicht des Talents, der Glanz des Ruhms und der Vortheil der Macht, als eine ſtille Sittenlehre, die zart und ſanft das Glück der einzelnen Menſchen, in ihren nächſten Verhältniſſen, hervorbringt.

Ich will dadurch keineswegs der Geſchichte zu nahe treten, und hier die Erfindungen ausſchließlich vorziehen, denn dieſe müſſen ja ſelbſt aus der Erfahrung geſchöpft werden. Die feinen Schattirungen, die uns der Roman vorlegt, fließen aus philoſophiſchen Reſultaten her, aus jenen Grundideen, die uns das große Bild der öffentlichen Begebenheiten gleichfalls darſtellt. Aber die Moralität der Geſchichte kann nur in ihrer großen Maſſe beruhen. Nur durch die Rückkehr einer gewiſſen Anzahl von Veränderungen lehrt uns die Geſchichte wichtige Reſultate, die jedoch nicht einzelne Menſchen, wohl aber ganze Nationen ſich zueignen können.

Ein Volk kann von den Regeln, welche die Geſchichte aufſtellt, Gebrauch machen, weil ſie unveränderlich ſind und man ſie auf allgemeine und große Verhältniſſe immer anwenden kann, aber man ſieht in der Geſchichte nicht die Urſachen der vielfachen Ausnahmen und eben dieſe Ausnahmen können jeden einzelnen Menſchen verführen; denn wenn die Geſchichte uns bedeutende Umſtände bewahrt, ſo bleiben doch dazwiſchen ungeheure Lücken, in welchen vieles Unglück, viele Fehler Raum haben, woraus doch die meiſten Schickſale der Privatperſonen beſtehen. Dagegen können die Romane mit ſo viel Gewalt und ſo ausführlich Charakter und Empfindungen malen, daß keine Lectüre einen ſo tiefen Haß gegen das Laſter und eine ſo reine Liebe für die Tugend hervorbringen könnte. Die Moralität der Romane hängt mehr von der Entwickelung innerer

Bewegungen der Seele, als von den Begebenheiten ab, die man erzählt; nicht aus dem willkürlichen Umstand, den der Verfasser erfindet, um das Laster zu strafen, zieht man die nützliche Lehre; aber die Wahrheit der Gemälde, die Steigerung oder Verkettung der Fehler, der Enthusiasmus bei Aufopferungen, die Theilnahme am Elend läßt unauslöschliche Züge zurück. Alles ist in solchen Romanen so wahrscheinlich, daß man sich leicht überredet, alles könne so begegnen; es ist nicht die Geschichte des Vergangenen, aber man könnte oft sagen, es sei die Geschichte der Zukunft. Man hat behauptet, daß Romane eine falsche Idee vom Menschen geben, das ist von schlechten Romanen wahr, wie von Gemälden, welche die Natur übel nachahmen; aber nichts giebt eine so tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, als diese Gemälde aller Umstände des gemeinen Lebens und der Eindrücke, die sie hervorbringen; nichts übt so sehr das Nachdenken, das in dem Einzelnen sehr viel mehr zu entdecken findet, als in allgemeinen Ideen.

Die Schriften, welche uns die Denkwürdigkeiten einzelner Menschen überliefern, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Memoiren begreifen, würden auch diesen Endzweck erreichen, wenn sie nicht auch, wie die Geschichte, nur berühmte Männer und öffentliche Angelegenheiten allein beträfen. Und wären auch die meisten Menschen geistreich und aufrichtig genug, um eine getreue und charakteristische Rechenschaft von dem zu geben, was sie im Laufe ihres Lebens erfahren haben; so könnten doch diese aufrichtigen Erzählungen nicht alle Vortheile des Romans in sich vereinigen, denn man würde in ihnen eine Art dramatischen Effekts vermissen, der die Wahr-

heit nicht entstellen darf, aber der sie, indem er sie zusammendrängt, auffallender macht; so wie die Kunst des Malers die Gegenstände nicht verändert, sondern sie nur fühlbarer darstellt. Die Natur läßt uns oft die Gegenstände ohne Abstufung sehen, sie zeigt Contraste nicht auffallend; und indem man sie knechtisch nachahmte, würde man sie niemals darstellen; die genaueste Erzählung enthält zwar eine gewisse Darstellung der Nachahmung; vom Bilde verlangt man aber eine Harmonie, die ihm eigen sei, und eine wahre Geschichte, merkwürdig durch ihre Schattirungen, durch Empfindungen und Charaktere, bedarf dennoch zu ihrer Darstellung eines Talents, das auch fähig wäre, eine Dichtung hervorzubringen.

Wenn uns nur nicht auch das Genie, das wir bewundern müssen, weil es uns in die Tiefen des menschlichen Herzens blicken läßt, manchmal durch so viele Details beschwerlich fiele, mit welchen die berühmtesten Romane gleichsam erdruckt sind. Der Autor glaubt, daß ein Gemälde dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinne, und sieht nicht, daß alles, was das Interesse schwacht, die einzige Wahrheit der Fiction zerstört, den Eindruck nämlich, den sie hervorbringt. Wenn man auf dem Theater alles, was im Zimmer vorgeht, vorstellen wollte, so würde man die theatralische Illusion völlig zerstören. So haben die Romane auch ihre dramatischen Bedingungen, und es giebt in der Erfindung nichts nothwendiges, als was die Wirkung des Erfundenen vergrößern kann. Wenn ein Blick, eine Bewegung, ein unbemerkter Umstand, dienen kann, einen Charakter zu malen, eine Empfindung zu entwickeln; so hat man, je einfacher das Mittel ist, desto mehr Verdienst, es ergriffen zu haben; aber die genaue einzelne

Darstellung einer gewöhnlichen Begebenheit vermindert die Wahrscheinlichkeit, anstatt sie zu vermehren. Wenn man zur positiven Idee des Wahren durch Details, die nur ihm gehören, zurückgeführt wird, so tritt man aus der Illusion heraus, und man ist bald ermüdet, weder den Unterricht der Geschichte, noch das Interesse des Romans zu finden.

In der Gabe zu bewegen liegt die große Gewalt der Dichtungen; man kann fast alle moralische Wahrheiten fühlbar machen, wenn man sie in Handlung setzt. Die Tugend hat einen solchen Einfluß auf das Glück oder Unglück des Menschen, daß man die meisten Lagen des Lebens von ihr abhängig machen kann. Es giebt strenge Philosophen, die alle Rührung verdammen, die verlangen, daß die Sittenlehre ihre Gewalt allein durch den Ausspruch ihrer Pflichten ausübe, aber nichts paßt weniger zu der Natur des Menschen überhaupt, als eine solche Meinung; man muß die Tugend beleben, wenn sie mit Vortheil gegen die Leidenschaften streiten soll, nur ein erhobtes Gefühl findet Freude bei der Aufopferung. Man muß das Unglück ausspüren, wenn es allen Ränken verderblicher Verführungen vorgezogen werden soll. Ja! die rührenden Dichtungen sind, welche die Seele in großmüthigen Leidenschaften üben und ihr darin eine Gewohnheit geben. Ohne es zu wissen, geht sie ein Bündniß mit sich selbst ein, und sie würde sich schämen, zurückzutreten, wenn ihr eine solche Lage persönlich werden könnte.

Aber je mehr die Gabe zu rühren eine wirkliche Gewalt hat, desto nöthiger ist es, ihren Einfluß auf Leidenschaften eines jeden Alters, auf Pflichten einer jeden Lage auszudehnen: die Liebe ist meist der Gegenstand der Re-

Sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tag's?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand,
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts
Kann mir die Lust entreißen schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willst du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht lassen, seh' ich kaum,
Wie du am Hofe länger bleiben willst.
Du weißt, wie viel er gilt und gelten muß.

Tasso.

Wie sehr ich lang', o schöne Freundinn, hier
Schon überflüssig bin, das weiß ich wohl.

mane, und Charaktere, auf die sie nicht wirkt, sind nur wie Beiwerke angebracht. Wenn man einem andern Plan folgte, würde man eine Menge neuer Gegenstände entdecken. Tom Jones hat von allen Werken dieser Art die allgemeinste Moral, die Liebe erscheint darin nur als ein Mittel, damit das philosophische Resultat desto lebhafter hervortrete. Zu zeigen, wie ungewiß sich das Urtheil auf den äußern Schein gründe; zu zeigen, welches Uebergewicht die natürlichen Eigenschaften über jene Reputationen haben, denen nur die Rücksicht äußerer Verhältnisse zu gute kommt, dieses hat der Verfasser des Tom Jones vor Augen, und es ist einer der nutzlichsten und mit Recht berühmtesten Romane. Neuerlich ist einer erschienen, dem man zwar hie und da Längen und Nachlässigkeiten verwerfen kann, aber der genau die Idee der unerschöpflichen Gattung giebt, von der ich gesprochen habe, es ist Caleb William von Goodwin. Die Liebe hat wenig Einfluß in diese Dichtung, nur eine grenzenlose Leidenschaft für äußeres Ansehen in dem Helden des Romans und in Caleb eine verzehrende Neugierde: ob auch Falkland die Achtung verdiene, die er erwerben hat, bringt das Interesse der Erzählung hervor, und indem man von dieser romanhaften Darstellung hingerissen wird, wird man dabei zum tiefsten Nachdenken aufgefordert. Einige unter Marmontel's moralischen Erzählungen, einige Capitel der empfindsamen Reisen, einige abgesonderte Anekdoten aus dem Zuschauer und andern moralischen Schriften, einige Stücke aus der deutschen Literatur, welche sich täglich mehr erhebt, zeigen uns eine kleine Anzahl glücklicher Dichtungen, die uns die Verhältnisse anderer Leidenschaften als der Liebe darstellen. Aber ein neuer Richardson hat sich noch nicht

gewidmet, die übrigen Leidenschaften der Menschen in einem Roman zu schildern, ihren Fortschritt, ihre Folgen ganz zu entwickeln; das Glück eines solchen Werks könnte nur aus der Wahrheit der Charaktere, aus der Stärke der Contraste, der Energie der Situationen entstehen und nicht aus jener Empfindung, die so leicht zu malen ist, die uns so bald einnimmt, die den Weibern gefiele, durch das, woran sie erinnert, wenn sie auch nicht durch Größe oder Neuheit der Bilder anzöge. Was für Schönheiten ließen sich nicht in einem ehrgeizigen Lovelace entdecken! auf welche Entwickelungen würde man gerathen, wenn man alle Leidenschaften zu ergründen und bis in ihre einzelnen Wirkungen zu kennen bemüht wäre, wie bisher die Liebe in den Romanen behandelt worden ist.

Man sage nicht, daß moralische Schriften zur Kenntniß unserer Pflichten vollkommen hinreichen; sie können nicht die Schattirungen einer zarten Seele verfolgen, sie können nicht zeigen, was alles in einer Leidenschaft liegt. Man kann aus guten Romanen eine reinere höhere Moral herausziehen, als aus einem didactischen Werk über Tugend; eine solche Schrift, indem sie trockner ist, muß zugleich nachsichtiger sein, und die Grundsätze, welche man im allgemeinen muß anwenden kennen, werden niemals den Heroismus der Zartheit erreichen, von dem man wohl ein Beispiel aufstellen, daraus aber mit Vernunft und Billigkeit niemals eine Pflicht machen kann.

Welcher Moralist hätte sagen dursen: wenn deine Familie dich zwingen will, einen abscheulichen Menschen zu heirathen, und du dich durch diese Verfolgung verleiten lässest, einem Mann, der dir gefallt, nur einige Zeichen der reinsten Neigung zu geben, so wirst du dir Schande

und Tod zuziehen! und doch ist das der Plan von Clarissen; das ist's, was man mit Bewunderung liest, ohne sich gegen den Verfasser aufzulehnen, der uns rührt und gewinnt.

Welcher Moralist hätte zu behaupten gewagt, daß es besser sei, sich der tiefsten Verzweiflung, die den Verstand angreift und das Leben bedroht, zu überlassen, als den tugendhaftesten Mann zu heirathen, dessen Religion von der eurigen verschieden ist, und doch rührt uns Clementinens Liebe, indem sie gegen Gewissensscrupel kämpft, wenn wir au ihre abergläubischen Meinungen nicht billigen. Der Gedanke der Pflicht, die über Leidenschaft siegt, ist ein Anblick, der auch selbst diejenigen erweicht und rührt, deren Grundsätze nicht im mindesten streng sind, und die mit Verachtung ein solches Resultat verworfen hätten, wenn es sich vor der Schilderung als Grundsatz hätte aufdringen wollen; da es als Folge und Wirkung ganz natürlich aus ihr fließt. So finden sich in Romanen einer weniger erhabenen Art die zartesten Grundsätze über das Betragen der Frauen; in den Meisterstücken, die unter dem Namen der Prinzessin von Cleve, des Grafen Comminge, Ceciliens bekannt sind, in den Romanen der Madame Riccoboni, in Carolinen, deren Reiz so allgemein empfunden wird, in der rührenden Episode von Callisten, in Camillens Briefen, worin die Fehler einer Frau und das Unglück, das sie nach sich ziehen, ein sittlicheres, ein strengeres Bild sind, als selbst der Anblick der Tugend, und wie viel französische, englische und deutsche Werke könnte ich anführen, um diese Meinung zu bestätigen. Ich wiederhole: die Romane haben das Recht, die strengste Tugend darzustellen, ohne daß wir uns dagegen auflehnen.

Sie haben unser Gefühl gewonnen, und das allein spricht für die Nachsicht, und indessen moralische Schriften und ihre strengen Grundsätze durch das Mitleid gegen das Unglück oder durch den Antheil an der Leidenschaft bestritten werden, besitzen die Romane die Kunst, selbst diese Regungen auf ihre Seite zu ziehen und sie zu ihrem Endzweck zu gebrauchen.

Was man gegen die Romane, in welchen die Liebe behandelt wird, immer mit vielem Rechte sagen kann, ist, daß diese Leidenschaft darin so gemalt ist, daß sie dadurch erzeugt werden kann, und daß es Augenblicke des Lebens giebt, in welchen diese Gefahr größer ist, als alle Vortheile, die man davon erwarten könnte; aber diese Gefahr würde niemals entstehen, wenn man andere Leidenschaften der Menschen zum Gegenstand wählte. Indem man die ersten flüchtigsten Symptome einer gefährlichen Leidenschaft charakteristisch zeichnete, könnte man sich und andere davor zu bewahren suchen; der Ehrgeiz, der Stolz, die Habsucht erzeugen sich oft ohne Wissen derer, die sich ihnen nach und nach ergeben, nur die Liebe wächst durch die Darstellung ihrer eignen Gefühle, aber das beste Mittel, die übrigen Leidenschaften zu bestreiten, ist, sie zu entdecken und aufzustellen. Wenn ihre Züge, ihre Triebfedern, ihre Mittel und ihre Wirkungen so an den Tag gebracht, so durch die Romane populärisirt wurden, wie es mit der Geschichte der Liebe gegangen ist, so würde man in der Gesellschaft, über alle Verhandlungen des Lebens, die Regeln weit sicherer und die Grundsätze zarter finden.

Aber wenn auch bloß philosophische Schriften, wie es Romane thun, alle möglichen Schattirungen unserer Handlungen voraussehen und aufstellen könnten, so würde

die dramatiſche Moral doch noch immer den großen Vortheil haben, daß ſie uns zur Indignation bewegen, unſere Seele erheben und eine ſanfte Melancholie über ſie ausbreiten, und, durch dieſe verſchiedenen Wirkungen romanhafter Situationen, die Erfahrung gleichſam ſuppliren kann. Dieſer Eindruck iſt demjenigen ähnlich, den wir erhalten hätten, wenn wir Zeugen bei den Fällen ſelbſt geweſen wären; aber, indem er immer auf einen Zweck gerichtet iſt, wird der Gedanke nicht zerſtreuet, wie es durch die unzuſammenhängenden Gegenſtände, die uns umgeben, geſchieht, und, laßt uns noch eins bedenken, es giebt Menſchen, über welche die Pflicht keine Gewalt hat, und die man vielleicht noch vom Laſter abhalten könnte, wenn man ihnen zeigte, es ſei möglich, ſie zu rühren. Zwar würden Charaktere, die nur durch Beihülfe der Rührung menſchlich ſein könnten, die, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, des phyſiſchen Vergnügens der Seele bedurfen, um gut und edel zu ſein, unſere Achtung wenig verdienen, aber wenn die Wirkung rührender Fictionen allgemein und popular würde, dürfte man vielleicht hoffen, in einer Nation ſolche Weſen nicht mehr zu finden, deren Charakter eine unbegreifliche moraliſche Aufgabe bleibt. Der Stufengang vom Bekannten zum Unbekannten iſt lange unterbrochen, ehe man begreifen kann, was für Empfindungen die Henker Frankreichs geleitet haben. Keine Beweglichkeit des Geiſtes, keine Erinnerung eines einzigen mitleidigen Eindrucks muß ſich in ihre Seele bei keiner Gelegenheit durch keine Schrift entwickelt haben, daß es ihnen möglich ward, ſo anhaltend, ſo unnatürlich grauſam zu ſein und dem menſchlichen Geſchlecht, zum erſtenmal, eine vollkommen grenzenloſe Idee des Verbrechens zu geben.

Es giebt Werke, wie der Brief Abelard's von Peyen, Werther, die Portugiesischen Briefe; es giebt ein Werk in der Welt: die neue Heloise, deren grosses Verdienst in der Beredtsamkeit der Leidenschaften besteht, und obgleich der Gegenstand oft moralisch ist, so gewinnen wir doch eigentlich nur dadurch den Begriff von der Allmacht des Herzens. Man kann diese Art Romane in keine Klasse stellen. Es giebt in einem Jahrhundert Eine Seele, Ein Genie, das dahin zu reichen vermag, es kann keine Gattung werden, man kann dabei keinen Endzweck sehen; aber wollte man wohl diese Wunder der Sprache verbieten, diese tiefgeholten mächtigen Ausdrucke, die allen Bewegungen passionirter Charaktere genug thun? Leser, die ein solches Talent mit Enthusiasmus aufnehmen, sind nur in einer kleinen Anzahl und solche Werke thun ihren Bewunderern immer wohl. Lasst brennenden und gefühlvollen Seelen diesen Genuß, sie können ihre Sprache nicht verständlich machen; die Gefühle, von denen sie bewegt werden, begreift man kaum und man verdammt sie immer. Sie würden sich auf der Welt ganz allein glauben, sie würden bald ihre Natur, die sie von allen Menschen trennt, verwünschen, wenn leidenschaftliche und melancholische Werke ihnen nicht eine Stimme in der Wüste des Lebens hören ließen, und in ihre Einsamkeit einige Strahlen des Glücks brächten, das ihnen in der Mitte der Welt entflieht. In diesen Freuden der Abgeschiedenheit finden sie Erholung von den vergeblichen Anstrengungen betrogener Hoffnung, und wenn die Welt sich fern von dem unglücklichen Wesen bewegt, so bleibt eine beredte und zärtliche Schrift bei ihm, wie ein treuer Freund, der ihn genau kennt. Ja das Buch verdient unsern Dank, das

nur einen einzigen Tag den Schmerz zerſtreut; es dient gewöhnlich den beſten Menſchen, denn zwar giebt es Schmerzen, die aus Fehlern des Charakters entſpringen, aber wie viele kommen nicht aus einer Superiorität des Geiſtes, oder aus einer Fühlbarkeit des Herzens, und man würde das Leben viel beſſer ertragen, wenn man einige Eigenſchaften weniger hätte. Eh' ich es noch kenne, hab' ich Achtung für das Herz, das leidet, und gebe ſolchen Dichtungen Beifall, wenn ſie auch nur Linderung ſeiner Schmerzen zum Zweck hätten. In dieſem Leben, wodurch man beſſer hindurchgeht, je weniger man es fühlt, ſollte man nur den Menſchen von ſich und andern abzuziehen ſuchen, die Wirkung der Leidenſchaften aufhalten, und an ihre Stelle einen unabhängigen Genuß ſetzen. Wer es vermöchte, könnte für den größten Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts gehalten werden, wenn der Einfluß ſeines Talents nicht auch verſchwände *).

*) Einige Bemerkungen über dieſen Aufſatz der Madame Stael werden in dem nächſten Stücke folgen.

Ueber Trauerspiel und Epos.

1797.

Goethe beschäftigte sich damals mit Schiller im vereinten Streben, das tiefinnerste Wesen der Tragödie und Epopöe zu ergründen, woraus dann der Aufsatz: „Ueber epische und dramatische Dichtung" entstand, der in Goethe's Werke überging. Dem Briefe an Schiller vom 28. April 1797 legt er den ersten Grundriß jener Abhandlung bei, die Worte hinzufügend: „Ich kann mich doch nicht enthalten, noch eine Frage über unsere dramatisch-epische Angelegenheit zu thun. Was sagen Sie zu folgenden Sätzen:"

Im Trauerspiel kann und soll das Schicksal, oder welches einerlei ist, die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blind da oder dorthin führt, walten und herrschen; sie muß ihn niemals zu seinem Zweck abführen, der Held darf seines Verstandes nicht mächtig sein, der Verstand darf gar nicht in die Tragödie eintriren, als bei Nebenpersonen, zur Desavantage des Hauptheldens u. s. w.

Im Epos ist es gerade umgekehrt; bloß der Verstand, wie in der Odyssee, oder eine zweckmäßige Leidenschaft, wie in der Ilias, sind epische Agentien. Der Zug der Argonauten, als ein Abenteuer, ist nicht episch.

Zu einigen Scenen aus Mahomet.

Nach Voltaire.

1800.

Die Propyläen (Heft 5, S. 66) hatten im Jahre 1800 einen Aufsatz: „Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne" gebracht, und Goethe gab (Heft 5, S. 168) in Bezug darauf die erste und fünfte Scene des zweiten Actes seiner Mahomet-Uebersetzung, welche durch folgende Worte eingeleitet wurden.

Kein Freund des deutschen Theaters wird den Aufsatz: „über die gegenwärtige französische tragische Bühne" mit Aufmerksamkeit lesen, ohne zu wünschen, daß, unbeschadet des Originalgangs, den wir eingeschlagen haben, die Vorzüge des französischen Theaters auch auf das unsrige herüber geleitet werden möchten.

Er wird sich überhaupt an Iffands obligates Spiel, und besonders an die Darstellung des Pygmalion und des Oberpriesters der Sonne sogleich erinnern und sich freuen, daß wir dasjenige, was wir im Ganzen wünschen, im Einzelnen schon besitzen.

Ein jeder deutscher Schauspieler, der sich nach dieser Seite hinneigt, und in sich Naturell und Talent fühlt, seine Kunst zu erheben, wird die Winke, die er in gedachtem Aufsatze findet, gewiß benutzen.

Die Nothwendigkeit, unſer tragiſches Theater durch Verſifikation von dem Luſtſpiel und Drama zu entfernen, wird immer mehr gefühlt werden.

Die Aufführung der Wallenſteiniſchen Folgen, der Merope und Zaire nach Gotter und Eſchenburg, ja des Hamlets, nach der Wilhelm Schlegelſchen Ueberſetzung, wodurch die Berliner Direction ein nachahmungswürdiges Beiſpiel gegeben hat, läßt uns hoffen, daß dieſe Bemühung, dieſe Neigung allgemeiner werden, und die Scheue, welche ſo manchen, der ſich einen dramatiſchen Künſtler nannte, bisher ergriff, wenn ihm etwas Rhythmiſches angeboten wurde, endlich radikal kurirt werden könne.

Um eine ſolche Epoche beſchleunigen zu helfen, den Schauſpieler zu einem wörtlichen Memoriren, zu einem gemeſſenen Vortrag, zu einer gehaltenen Action zu veranlaſſen, iſt dieſe Bearbeitung des Voltairiſchen Mahomets unternommen worden. Die Allgemeinheit ſeines Intereſſe, die Klarheit der Behandlung, die Entſchiedenheit der Charaktere, das Pathetiſche der Situationen begünſtigt von innen, ſo wie die Beſchränktheit des Perſonals von außen, einen Verſuch dieſer Art auf jedem Theater; um ſo mehr, als die Aufführung zu keinen Koſten nöthigt und ein orientaliſches Koſtüm in den Garderoben vorausgeſetzt wird.

Man hat zwei Scenen abgedruckt (die erſte und fünfte des zweiten Aufzugs), damit die Schauſpieler, in deren Fach die Hauptrollen gehören, aus dieſen Muſterſtücken das Ganze beurtheilen, und, da ihnen das Verdienſt des Originals gewiß nicht unbekannt iſt, unſerer Bearbeitung vielleicht einige Neigung ſchenken möchten.

Leonore.

Das bist du nicht, das kannst du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürst mit dir,
Wie gern die Fürstinn mit dir lebt; und kommt
Die Schwester von Urbino, kommt sie fast
So sehr um dein't als der Geschwister willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Tasso.

O Leonore, welch Vertraun ist das?
Hat er von seinem Staate je ein Wort,
Ein ernstes Wort mit mir gesprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er sogar
In meiner Gegenwart mit seiner Schwester,
Mit andern sich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio schreiben! fragt Antonio!

Dramatiſche Preisaufgabe.

1800.

Dieſer Aufſatz befindet ſich in den Propyläen, Jahrgang 1800, St. 6, S. 169, und ging nicht in Goethe's Werke über. Da er aber durch ſeinen Inhalt bedeutend genug iſt, durfte er hier nicht fehlen.

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben, in Abſicht auf bildende Kunſt, hat man ſich bewogen gefunden, etwas Aehnliches auch auf dem Felde der Poeſie, und zwar der dramatiſchen, zu verſuchen, welche gegenwärtig im Beſitz iſt, am meiſten unter allen poetiſchen Gattungen auf den Volksgeſchmack zu wirken.

Man giebt hierbei dem Luſtſpiel den Vorzug vor dem Trauerſpiel, weil an Jenem überhaupt noch ein größerer Mangel iſt, und das Neue darin am meiſten gefordert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer ſind, ſo kann unſere Bühne ſich doch hier weit mehr als dort durch das Ausland, ja ſelbſt durch das Alterthum bereichern, und das Vortreffliche in dieſer Gattung veraltet nie, da die Leidenſchaften auf der

unbeweglichen Baſe der menſchlichen Natur gegründet, und folglich weit beſtändiger ſind, als die Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Komödie, das luſtige Luſtſpiel, bei uns Deutſchen durch das Sentimentaliſche zu ſehr verdrängt worden, und es iſt allerdings ein herrſchender Fehler auf unſerer komiſchen Bühne, daß das Intereſſe noch viel zu ſehr aus der Empfindung und aus ſittlichen Rührungen geſchöpft wird. Das Sittliche aber, ſo wie das Pathetiſche, macht immer ernſthaft, und jene geiſtreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen, das ſchöne Ziel der Komödie iſt, läßt ſich nur durch eine abſolute, moraliſche Gleichgültigkeit erreichen; es ſei nun, daß der Gegenſtand ſelbſt ſchon dieſe Eigenſchaft habe, oder daß der Dichter die Kunſt beſitze, die moraliſche Tendenz ſeines Stoffes zu überwinden.

Man unterſcheidet aber auch in der reinkomiſchen Gattung noch Charakterſtücke und Intriguenſtücke; und es iſt eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutſche Genius in jener erſten Klaſſe nie ſehr glänzend erſcheinen wird. Charakterſtücke ſtellen uns entweder Gattungen (die Molieriſche Komödie), oder Individuen (die Engliſche Komödie) dar. Für die letzteren iſt der deutſche Charakter an Originalen zu arm, und für die erſte, kältere Gattung iſt der Zeitmoment vorüber. Die Charakterkomödie erfordert im Ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters, und von Seiten des Schauſpielers ein tieferes Studium, als man in unſeren heutigen Tagen glaubt vorausſetzen zu dürfen.

Es bleibet alſo nur das Feld der Intriguenſtücke offen. Das Feld iſt reich und nicht ſo leicht, als das der Charakterſtücke zu erſchöpfen. In dem Intriguenſtücke ſind die Charaktere blos für die Begebenheiten, in dem Charakterſtücke ſind die Begebenheiten für die Charaktere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beider Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wiſſen.

(Hier folgen dann noch die nähern Bedingungen:

„Ein Preis von dreißig Dukaten wird hiermit auf das beſte Intriguenſtück geſetzt.

Die Manuſcripte werden vor der Mitte Septembers erwartet.

Diejenigen Stücke, welche ſich zu einer Vorſtellung qualificiren, werden aufgeführt.

Sämmtliche Arbeiten werden in den Propyläen recenſirt, dabei wird von den Eigenſchaften des Intriguenſtücks überhaupt die Rede ſein.

Das Eigenthum, ſo wie die freie Dispoſition, bleibt dem Verfaſſer.“)

Anzeige der sämmtlichen Werke.

1826.

Durch diesen Prospectus, datirt vom 1. März 1826, machte Goethe die Anzeige, daß von seinen Werken eine Ausgabe letzter Hand erscheinen werde. Man sprach damals viel hin und her über diese Anzeige, und während der eine Kritiker Goethe's milde Freundlichkeit, die sich bis zur Bitte um Unterzeichnung herabließ, zu den Wolken erhob, spottete ein anderer darüber, und nannte sie des Dichters unwürdig. Es erschien sogar ein ganzes Büchlein, das lange Noten zu dem Prospectus machte, und den Titel führt: „Kritik der neuesten Cotta'schen Ausgabe von Goethe's Werken ꝛc. Vom Prof. Dr. Schütz. Hamburg, 1828."

Anzeige

von Goethe's sämmtlichen Werken, vollständige Ausgabe letzter Hand.

Unter des Durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

I. Band. Gedichte. Erste Sammlung: Zueignung, Lieder, gesellige Lieder, Balladen, Elegieen, Epigramme, Weissagungen des Bakis. Vier Jahreszeiten.

II. Gedichte. Zweite Sammlung: Sonette, Cantaten, Vermiſchte Gedichte, Aus Wilhelm Meiſter, Antiker Form ſich nähernd, An Perſonen, Kunſt, Parabolisch; Gott, Gemüth und Welt, Sprichwörtlich, Epigrammatiſch. (Beide Bände, außer wenigen Einſchaltungen, Abdruck der vorigen Ausgabe.)

III. Gedichte. Dritte Sammlung: Lyriſches, Loge, Gott und Welt, Kunſt, Epigrammatiſch, Parabolisch, Aus fremden Sprachen, Zahme Xenien, erſte Hälfte. (Dieſer Band enthält Neues, Bekanntes geſammelt, geordnet und in die gehörigen Verhältniſſe geſtellt.)

IV. Gedichte. Vierte Sammlung: Feſtgedichte, Inſchriften, Denk- und Sendeblätter, Dramatiſches, Zahme Xenien, zweite Hälfte. Hievon gilt das Obige gleichfalls: Die Denkblätter ſind aus unzähligen ausgeſondert, an einzelne Perſonen gerichtet, charakteriſtiſch und mannigfaltig. Da man den hohen Werth der Gelegenheitsgedichte nach und nach einſehen lernt, und jeder Talentreiche ſich's zur Freude macht, geliebten und geehrten Perſonen zur feſtlichen Stunde irgend etwas Freundlich-poetiſches zu erweiſen; ſo kann es dieſen kleinen Einzelheiten auch nicht an Intereſſe fehlen. Damit jedoch das Einzelne, bedeutend Bezeichnende durchaus verſtanden werde, ſo hat man Bemerkungen und Aufklärungen hinzugefügt. Der zahmen Xenien ſind manche neue.

V. Weſtöſtlicher Divan, in zwölf Büchern: Buch des Sängers, des Hafis, der Liebe, der Betrachtungen, des Unmuths, der Sprüche, des Timur, Suleika's, des Schenken, des Parſen, der Parabeln, des Paradieſes. (Stark vermehrt, wo nicht an Zahl, doch an Bedeutung.) Anmerkungen zu beſſerem Verſtändniß ſind unverändert geblieben.

VI. Aeltere Theaterstücke: Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister. Uebersetzte: Mahomed, Tancred. Vorspiele u. dergl. Paläophron und Neoterpe, Vorspiel 1807. Was wir bringen, Lauchstedt, Was wir bringen, Halle. Theaterreden.

VII. Größere neuere Stücke: Götz von Berlichingen, Egmont, Stella, Clavigo.

VIII. Größere ernste Stücke: Iphigenia in Tauris, Torquato Tasso, die natürliche Tochter, Elpenor.

IX. Opern und Gelegenheitsgedichte: Claudine von Villabella, Erwin und Elmire, Jery und Bätely, Lila, die Fischerin, Scherz, List und Rache, der Zauberflöte zweiter Theil; Maskenzüge, Carlsbader Gedichte, des Epimenides Erwachen.

X. Symbolisch-humoristische Darstellungen: Faust, Puppenspiel, Fastnachtsspiel, Bahrdt, Parabeln, Legende, Hans Sachs, Mieding, Künstlers Erdenwallen, Künstlers Apotheose, Epilog zu Schiller's Glocke, die Geheimnisse.

XI. Symbolisch-satyrische Theaterstücke: Triumph der Empfindsamkeit, die Vögel, der Großcophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Unterhaltungen der Ausgewanderten. (Letzteres, obgleich nicht eigentlich dramatisch, hat man hier angefügt, weil es im Sinne der drei vorhergehenden geschrieben ist, und das große Unheil unwürdiger Staatsumwälzung in lebhaftem Dialog vor die Seele bringt.)

XII. Epische Gedichte und Verwandtes: Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Pandora.

XIII. Romane und Analoges: Leiden des jungen Werther, Schweizerbriefe, Schweizerreise.

XIV. Die Wahlverwandtschaften.

XV. Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Erſter Band.

XVI. Zweiter Band.

XVII. Deſſelben Wanderjahre. Erſter Band.

XVIII. Deſſelben Wanderjahre. Zweiter Band. (Die wunderlichen Schickſale, welche dies Büchlein bei ſeinem erſten Auftreten erfahren mußte, gaben dem Verfaſſer guten Humor und Luſt genug, dieſer Production neue, doppelte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Es unterhielt ihn, das Werklein von Grund aus aufzulöſen, und wieder neu aufzubauen, ſo daß nun in einem ganz anderen daſſelbe wieder erſcheinen wird.

XIX. Aus meinem Leben. Erſter Theil.

XX. Desgleichen. Zweiter Theil.

XXI. Desgleichen. Dritter Theil.

XXII. Desgleichen, fragmentiſch (sic!) bis in den November 1775.

XXIII. Desgleichen, bis in den September 1786.

XXIV. Italiäniſche Reiſe. Erſter Band. Bis Rom.

XXV. Italiäniſche Reiſe. Zweiter Band. Bis Sicilien.

XXVI. Italiäniſche Reiſe. Dritter Band. Zweiter Aufenthalt in Rom, Römiſches Carneval, Caglioſtro, Rückreiſe, Wirkung und Folge dieſer Fahrt; zweite Reiſe nach Venedig, Campagne in Schleſien von 1791. (Bekanntes und Neues ſchlingt ſich hier in einander.)

XXVII. Campagne von 1792 und Belagerung von Mainz.

XXVIII. Annalen meines Lebens. Erſter Band.

XXIX. Fortſetzung derſelben. Zweiter Band. Von dem Vielen, was hier zu ſagen wäre, vorerſt nur Folgendes: Bis 1792 iſt die Darſtellung flüchtig behandelt, als-

dann aber abwechselnd ausführlicher, auch gewinnt sie einen ganz verschiedenen Charakter, bald als Tagebuch, bald als Chronik. Sie nimmt alsdann die Gestalt von Memoiren, und, durch wiederholtes Eingreifen in das Oeffentliche, die Bedeutung der Annalen an; sie wird geschichtlich, sogar weltgeschichtlich, da der Verfasser wohl sagen darf, daß, wie er draußen die Universalhistorie aufgesucht, sie ihn dagegen wieder in Haus und Garten beimgesucht habe.

XXX. bis XXXIII. (In diesen Bänden wechselt eine große Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Form. Es sind biographisch-literarische Mittheilungen, als Supplemente zu dem, was sich auf den Verfasser, seine Bestrebungen und Schicksale bezieht. Die Recensionen in den Frankfurter Anzeigen vom Jahre 1772 geben Anlaß, die frühen ersteren und muthwilligen Productionen einzuleiten; literarisch-kritische Mittheilungen aus verschiedenen Tagesblättern und Heften füllen den Raum bis zu den Jenaischen Recensionen von 1804 ziemlich aus. Hier werden manche analoge Einzelheiten historischer, biographischer, rednerischer Art einschreiten, und von sonstigem Verwandten und dahin Einschlagenden die mannichfaltigsten Versuche mitgetheilt werden. Vielleicht fände man Raum, frühere Studien, z. B. zu Götz von Berlichingen, Iphigenia und sonst, zu belehrender Unterhaltung vorzulegen.

XXXIV. Benvenuto Cellini. Erster Theil.

XXXV. Benvenuto Cellini. Zweiter Theil.

XXXVI. Philipp Hackert.

XXXVII. Winkelmann und sein Kunstjahrhundert.

XXXVIII. Rameau's Neffe von Diderot und sonstige französische, englische, italienische Literatur in Bezug

auf des Verfassers Verhältnisse zu Dichtern und Literatoren jener Länder.

XXXIX. und XL. Diese zwei letzten Bände werden theils durch ernöthigte Spaltung einiger vorhergehender, theils durch Bearbeitung gehaltreicher Vorräthe hinlänglich zu füllen sein.

Was für Naturwissenschaft geleistet worden, soll in einigen Supplementbänden nachgebracht, und besonders darauf gesehen werden, daß einmal der Sinn, mit welchem der Autor die Natur im Allgemeinen erfaßt, deutlich hervortrete, und sodann auch, was aus und mit demselben im Besondern gewirkt worden, sich nach seinem Werth und Einfluß darlege.

Ziehe ich nun aber in Betrachtung, welcher Maßen ich in den Stand gesetzt worden, das so eben geschlossene Verzeichniß den Freunden deutscher Zunge vorzulegen; so wird es zur Schuldigkeit, vor allen Dingen den gefühltesten Dank für die hohe Vergünstigung auszusprechen, derentwegen ich sämmtlichen deutschen Bundesstaaten verpflichtet bin.

Eine der hohen Bundesversammlung zu Frankfurt am Main übergebene bescheidene Bittschrift um Sicherung der neuen vollständigen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke gegen den Nachdruck und dessen Verkauf ward sogleich durch die verehrlichen Gesandtschaften einstimmig geneigtest aufgenommen, mit der Erklärung, deshalb günstig an die respectiven Herren Committenten berichten zu wollen.

Bald erfuhr ich die erwünschteste Wirkung, indem von den sämmtlichen allerhöchsten, höchsten und hohen Gliedern

des deutschen Bundes eigens verfaßte Privilegien eingingen, wodurch mir das unantastbare Eigenthum meiner literarischen Arbeiten sowohl gegen den Nachdruck, als gegen jeden Verkauf desselben, gesichert wird.

Sind nun diese mir verliehenen, mit landesherrlicher Unterschrift eingehändigten Documente höchlichst zu schätzen wegen des Zeitlichen, das mir dadurch und den Meinigen gegründet wird: so sind solche zugleich mit dankbarer Verehrung anzuerkennen wegen der gnädigst und hochgeneigtest ausgesprochenen Rücksichten auf die vieljährig ununterbrochene Bemühung, ein von der Natur mir anvertrautes Talent zeitgemäß zu steigern, und dadurch, besonders in literarischem und artistischem Sinne, meinem Vaterlande nützlich zu sein.

Und so kann mir nur der Wunsch noch übrig bleiben, die etwa vergönnten Lebenstage treulich anzuwenden, daß alles Mitzutheilende den höheren Zwecken der Zeit und ihrer Folge durchaus geeignet erscheinen möge.

Nun möchte von so Manchem, was hier noch zu sagen wäre, nur zu berühren sein, wie man der gegenwärtig angekündigten Ausgabe die Prädicate von sämmtlich, vollständig und letzter Hand zu geben sich veranlaßt gefunden.

In wie fern hier die sämmtlichen Werke verstanden werden, ergiebt sogleich die Ansicht des Verzeichnisses. Man findet das bisher einzeln Abgedruckte, auch schon früher zu Bändereihen Vereinigte, abermals beisammen. Hiernächst ist manches, bisher zerstreut und außer Zusammenhang Gedruckte und deshalb minder Beachtete hinzugefügt; sodann Alles, was vorerst werth schien, aus den Papieren des Verfassers mitgetheilt zu werden.

Leonore.

Du klagst anstatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freyheit lassen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Tasso.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du bist nicht unnütz, eben weil du ruhst.
So lange hegst du schon Verdruß und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an deiner Brust.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf diesem schönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen schien,
Gedeihst du nicht. O Tasso! — rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du solltest dich entfernen!

Tasso.

Verschone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,

Vollſtändig nennen wir ſie in dem Sinne, daß wir dabei den Wünſchen der neueſten Zeit entgegenzukommen getrachtet haben. Die deutſche Cultur ſteht bereits auf einem ſehr hohen Punkte, wo man faſt mehr als auf den Genuß eines Werkes, auf die Art, wie es entſtanden, begierig ſcheint, und daher die eigentlichen Anläſſe, woraus ſich jenes entwickelt, zu erfahren wünſcht; ſo ward dieſer Zweck beſonders ins Auge gefaßt, und die Bezeichnung vollſtändig will ſagen, daß theils in der Auswahl der noch unbekannten Arbeiten, theils in Stellung und Anordnung überhaupt vorzüglich darauf geſehen worden, des Verfaſſers Naturell, Bildung, Fortſchreiten und vielfaches Verſuchen nach allen Seiten hin klar vors Auge zu bringen, weil außerdem der Betrachter nur in unbequeme Verwirrung gerathen würde.

Der Ausdruck letzter Hand iſt jedoch vorzüglich vor Mißverſtändniß zu bewahren. Wo er auch je gebraucht worden, deutet er doch nur drauf hin, daß der Verfaſſer ſein Letztes und Beſtes gethan, ohne deshalb ſeine Arbeit als vollendet anſehen zu dürfen. Da ich nun aber, wie aus Vergleichung aller bisherigen Ausgaben zu erſehen wäre, an meinen Productionen von jeher wenig zu ändern geneigt geweſen, weil mir das, was zuerſt nicht gelang, in der Folge zu beſſern niemals gelingen wollen, ſo wird man auch in dieſer wenig verändert finden.

An die bisher nicht gekannten oder minder geachteten Aufſätze iſt hingegen genugſamer Fleiß gewendet worden, ſo daß ſie theilweiſe von einer ſpäteren Bildung gar wohl Zeugniß geben können.

Freunde, die mir in der Folge ſie zu nennen erlauben werden, haben mir treulich beigeſtanden, eine

kritiſche Auswahl zu treffen, und verſchiedene Arbeiten in verſchiedenen Rückſichten, im äſthetiſchen, rhetoriſchen, grammatiſchen Sinne annehmlicher zu machen, wie denn auch zuletzt für übereinſtimmende Rechtſchreibung, Interpunction und was ſonſt zu augenblicklicher Verdeutlichung nöthig wäre, möglichſt geſorgt worden iſt.

Solche Männer ſind es, welchen vollkommene Ueberſicht und Kenntniß von meinen Papieren und von dem zu gegenwärtiger Ausgabe beſtimmten Vorrath gegeben wird, damit auf keinen Fall in dem einmal begonnenen Geſchäft eine Stockung eintreten könne.

Wie nun hiernach die Verlagshandlung an ihrem Theile geneigt ſei, auch in dieſem Sinne ſorgfältig zu verfahren, und zwar einen nicht prächtigen, aber anſtändigen doppelten Abdruck um einen annehmlichen Preis zu liefern, möge ſie nunmehr ſelbſt ausſprechen.

Mir aber ſei zum Schluß erlaubt, Gönnern und Freunden, Verwandten und Leſern bemerklich zu machen, daß jede theilnehmende Unterzeichnung auch mir und den Meinigen unmittelbar zu Gute kommen würde, für welches neue Wohlwollen ich, wie für das bisherige verbindlichſt dankend mich unterzeichne.

Widmung des Briefwechſels mit Schiller

an den König von Bayern.

1829.

(Vorgedruckt dem erſten und ſechsten Theile des Briefwechſels [6 Bde. Stuttgart und Tübingen, 1828—1829]. — Franz Horn ſagte darüber Folgendes: „Goethe hat gewiß in ſeinem ganzen Leben es nie auf Rührung angelegt; aber er hat die höchſte erreicht, ohne es zu wollen, durch ſeine letzte Schrift von zwei Blättern, ich meine durch die Dedication ſeines Briefwechſels mit Schiller an den König von Bayern. Er giebt dem verehrten Fürſten das Schönſte, was er bringen konnte: das Denkmal einer Freundſchaft, welche die beiden größten Dichter Europa's verknüpfte, einer Freundſchaft, aus welcher ſich Schriften erzeugten, die wir als Thaten, und zwar als ewige Thaten zu betrachten haben.

Jene Dedication hat Goethe in ſeinem einundachtzigſten Lebensjahr geſchrieben, das heißt in jenem wunderbaren Alter, das ſchon über die bibliſche Angabe der Lebensjahre hinausgeht. Es iſt ſchwer das Gefühl auszudrücken, das uns bei dieſer Weihung ergreift. Der Dichter, der ja, nach dem Ausſpruche des geſchiedenen großen Freundes, „mit dem Könige gehen

ſoll," ſpricht hier zu einem dichteriſchen, künſtleriſch gebildeten Könige, der in jenem Freunde das Herrlichſte fand, was das Jahrhundert gegeben. Daher durfte Goethe mit der vollen Gewalt ſeiner Sprache den ganzen Schmerz über den Verluſt andeuten, den er und die Welt durch Schiller's Tod erfahren; aber jene Zartheit der Geſinnung, die wir ſtets an Goethe bemerken, jene Zartheit, die den zu laut ausgeſprochenen Jammer „haßt," läßt ihn auch hier nur die ſanfteſten und mildeſten Worte wählen, damit der Tod nicht etwa triumphirend ins Leben trete. Es iſt jedoch möglich, daß der echte hyperboreiſche Wunſch mancher Leute, erſchüttert und gequetſcht zu werden, durch die Nichterfüllung den heilloſen Tadel hervorbringe, Goethe ſpreche hier doch ein wenig kühl. Man vergeſſe aber nicht, daß hier doch auch der Privatmann zu dem Könige ſpricht, und zwar ein Privatmann, der ſtets, als edler, reiner Royaliſt, ſelbſt in die bloßen Formen der Verhältniſſe, ſo wie in die Sprache derſelben einen ſchönen Sinn hineingelegt hat. Es giebt allerdings einen Kanzleiſtyl, über den wir ſeit Jahrhunderten mit Recht klagen, aber es giebt doch auch einen, aus dem ſelbſt Luther Einiges lernen konnte und nur zu gern lernte. So finden wir hier einen Goethe'ſchen Kanzleiſtyl, über den wir wenigſtens nicht eher klagen ſollten, als bis wir verſucht haben, ihn aus den höheren Principien abzuleiten, die ihn mögen veranlaßt haben. Ich ſelbſt vermiſſe in demſelben, wie er hier in der Dedication ſich äußert, nicht jene edle Künſtlerhand, die wir Alle kennen, oder doch kennen ſollten; aber ich ſehe hier auch die faſt ein wenig zitternde Greiſenhand, ein Gedanke, der wohl ſelbſt den Fühlloſen zu einer gewiſſen Andacht ſtimmen könnte.)

Allerdurchlauchtigſter
Allergnädigſt regierender
König und Herr.

In Bezug auf die von Ew. Königl. Majeſtät zu meinem unvergeßlichen Freunde gnädigſt gefaßte Neigung mußte mir gar oft, bei abſchließlicher Durchſicht des mit ihm vieljährig gepflogenen Briefwechſels, die Ueberzeugung beigeben: wie ſehr demſelben das Glück, Ew. Majeſtät anzugehören, wäre zu wünſchen geweſen. Jetzt da ich nach beendigter Arbeit von ihm abermals zu ſcheiden genöthigt bin, beſchäftigen mich ganz eigene, jedoch dieſer Lage nicht ungemäße Gedanken.

In Zeiten wenn uns eine wichtige, auf unſer Leben einflußreiche Perſon verläßt, pflegen wir auf unſer eigenes Selbſt zurückzukehren, gewohnt, nur dasjenige ſchmerzlich zu empfinden, was wir perſönlich für die Folge zu entbehren haben. In meiner Lage war dies von der größten Bedeutung: denn mir fehlte nunmehr eine innigvertraute Theilnahme, ich vermißte eine geiſtreiche Anregung und was nur einen löblichen Wetteifer befördern konnte. Dies empfand ich damals auf's ſchmerzlichſte; aber der Gedanke, wie viel auch Er von Glück und Genuß verloren, drang ſich mir erſt lebhaft auf, ſeit ich Ew. Majeſtät höchſter Gunſt und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich friſche Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet ſah, mich zu erfreuen hatte.

Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorſtellung geführt, daß auf Ew. Majeſtät ausgeſprochene Geſinnungen dieſes alles dem Freunde in hohem Maße wiederfahren wäre; um ſo erwünſchter und förderlicher, als er das Glück in friſchen vermögſamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchſte Gunſt wäre ſein Daſein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, ſeine Umgebung erweitert, derſelbe auch wohl in ein heilſameres beſſeres Klima verſetzt worden, ſeine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beſchleunigt geſehen, dem höchſten Gönner ſelbſt zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung.

Wäre nun das Leben des Dichters auf dieſe Weiſe Ew. Majeſtät gewidmet geweſen, ſo dürfen wohl auch dieſe Briefe, die einen wichtigen Theil des ſtrebſamſten Daſeins darſtellen, Allerhöchſtdenenſelben beſcheiden vorgelegt werden. Sie geben ein treues unmittelbares Bild, und laſſen erfreulich ſehen, wie in Freundſchaft und Einigkeit mit manchen unter einander Wohlgeſinnten, beſonders auch mit mir, er unabläſſig geſtrebt und gewirkt, und, wenn auch körperlich leidend, im Geiſtigen doch immer ſich gleich und über alles Gemeine und Mittlere ſtets erhaben geweſen.

Seien alſo dieſe ſorgfältig erhaltenen Erinnerungen hiemit zur rechten Stelle gebracht, in der Ueberzeugung, Ew. Majeſtät werden gegen den Ueberbliebenen, ſowohl aus eigener höchſter Bewegung, als auch um des abgeſchiedenen Freundes willen, die bisher zugewandte Gnade fernerhin bewahren, damit, wenn es mir auch nicht verliehen war, in jene ausgebreitete königliche Thätigkeit eingeordnet mitzuwirken, mir doch das ehrende Gefühl fort-

daure, mit dankbarem Herzen die großen Unternehmungen segnend, dem Geleisteten und dessen weitausgreifendem Einfluß nicht fremd geblieben zu sein.

In reinster Verehrung mit unverbrüchlicher Dankbarkeit lebenswierig verharrend.

Weimar, den 18. October 1828.

Ew. Königl. Majestät

allerunterthänigster Diener

Johann Wolfgang von Goethe.

Vermiſchtes.

Exekution auf die Piccolomini.

1798.

Als Schiller die Piccolomini für die Weimariſche Bühne glättete und feilte, brachte er, durch oftmaliges Zurücknehmen des Manuſcriptes, eine ſolche Hemmniß in die Proben, daß Goethe und ſein College bei der Bühnenverwaltung — der Hof-Kammerath Kirms — in Verzweiflung geriethen. Endlich, als ſie ſich gar nicht mehr zu helfen wußten, wurde durch einen Eilboten folgendes ſcherzhafte, von Goethe verfaßte Executionsſchreiben an den allzuſorgfältigen Dichter erlaſſen, welches in „Weimars Album, 1840," S. 401, zuerſt mitgetheilt worden iſt.

Ueberbringer dieſes ſtellt ein Detaſchement Huſaren vor, das Ordre hat, ſich der Piccolominis, Vater und Sohn, wie es gehen will, zu bemächtigen, und wenn es derſelben nicht ganz habhaft werden kann, ſie wenigſtens

ſtückweiſe auszuliefern. Eure Liebden werden erſucht, dieſem löblichen Vorhaben allen möglichen Vorſchub zu thun. Die wir uns zu allen angenehmen Gegendienſten erbieten.

Weimar, 27. Decbr. 98.

Melpomeniſche zum Wallenſteiniſchen
Unweſen gnädigſt verordnete
Commiſſion.

Goethe u. Kirms.

Ein ungedruckter Brief

an den Capellmeiſter Reichardt zu Giebichenſtein.

1801.

Seltſam verwebt und verwirrt ſind die Fäden des wechſelnden Verhältniſſes, in welchem Goethe zu Reichardt ſtand. Im Jahre 1789 finden wir Beide innig verbunden; der Muſiker wohnt bei dem Dichter, componirt ſeine Claudine von Villabella, und ein enges Band der Freundſchaft ſcheint zwiſchen ihnen geknüpft. Alle Goethe'ſchen Lieder fielen ihm nun zur Compoſition anheim, und das gute Vernehmen dauerte fort, bis Reichardt 1796 in ſeinem Journal „Deutſchland" die Horen, und namentlich die darin enthaltenen „Unterhaltungen der Ausgewanderten" bitter angriff. Schiller ſchrieb das nach Weimar, und erinnerte zugleich: „dieſer soi-disant Freund müſſe mit einigen Xenien beehrt werden," worauf Goethe (S. Briefwechſel, Bd. 2, S. 11) erwiederte: „Hat er ſich emancipirt, ſo ſoll er dagegen mit Karnevals-Gips-Dragéen auf ſeinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten ſoll. Wir kennen dieſen falſchen Freund ſchon lange, und haben ihm bloß ſeine allgemeinen Unarten nachgeſehen, weil er ſeinen beſonderen Tribut regelmäßig abtrug; ſobald er aber Miene macht, dieſen zu verſagen, ſo wollen wir ihm gleich einen Baſſa von drei brennenden Fuchs-

Ob's bitter sey. — Ob er genießen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundinn!
Ich seh' es alles selbst, es ist vorbey!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und sein bedarf man, leider! meiner nicht.
Und er ist klug, und leider! bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde
Sie lassen's gehn, sie sehen's anders an,
Sie widerstreben kaum, und sollten kämpfen.
Du glaubst, ich soll hinweg, ich glaub' es selbst —
So lebt denn wohl! ich werd' auch das ertragen.
Ihr seyd von mir geschieden — werd' auch mir
Von euch zu scheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Ach in der Ferne zeigt sich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.

ſchwänzen zuſchicken. Ein Dutzend Diſticha ſind ihm ſchon gewidmet." — — Und wirklich praſſelte nun im Muſenalmanach ein ganzes Hagelwetter von Xenien (vergl. Xenien 80, 145—147, 208—211, 219, 221—228, 236, u. 251) auf den Verurtheilten herab. Hierdurch riß natürlich jedes freundliche Band urplötzlich ab; Reichardt ſchimpfte in blinder Wuth auf Schiller und Goethe los, und um ſo mehr Schwierigkeiten muß es dem Biographen machen, daß ſich wenige Jahre ſpäter das alte Einverſtändniß wieder herſtellte. Alles Dunkle wird nun aber durch den nachfolgenden, bisher nicht gedruckten Brief erläutert, welchen ich durch die Güte des hannöveriſchen Generalconſul, Herrn Clauß in Leipzig, aus deſſen höchſt reicher Autographenſammlung erhalten habe. Goethe war ſehr krank, ja ſogar dem Tode nahe geweſen, und der Kapellmeiſter hatte ihm zur Geneſung ein demüthiges Abbitte- und Gratulationsſchreiben überſendet. Verſöhnlich, wie man nach einer überſtandenen Krankheit immer geſtimmt iſt, ſchrieb der Dichter ihm folgenden Brief, der, als ein intereſſanter Beitrag zu ſeiner Lebens- und Charaktergeſchichte, gewiß günſtig aufgenommen werden wird.

Nicht jedermann zieht von ſeinen Reiſen ſolchen Vortheil als ich von meiner kleinen Abweſenheit.

Da ich von der noch fernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte, begegneten mir gleich ſo viele Theilnehmende, welche mir die ſchmeichelhafte Ueberzeugung gaben, daß ich ſonſt nicht allein für mich, ſondern auch für andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, ſondern auch Fremde und Entfremdete, bezeigten mir ihr Wohlwollen und, wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie

das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung als die Abneigung herrscht; so sollte ich auch, bei meinem Wiedereintritt ins Leben, dieses Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten.

Wie angenehm Ihr Brief mir, in diesem Sinne, war, sagen Sie sich selbst, mit der Herrlichkeit, mit der er geschrieben ist. Ein altes gegründetes Verhältniß wie das unsrige konnte nur, wie Blutsfreundschaften, durch unnatürliche Ereignisse gestört werden, um so erfreulicher ist es, wenn Natur und Ueberzeugung es wieder herstellt.

Von dem, was ich gelitten habe, weiß ich wenig zu sagen. Nicht ganz ohne vorhergehende Warnung überfiel mich, kurz nach dem neuen Jahre, die Krankheit und bekämpfte meine Natur unter so vielerlei seltsamen Formen, daß meine Genesung, selbst den erfahrensten Aerzten, auf einige Zeit, zweifelhaft werden mußte. Neun Tage und neun Nächte dauerte dieser Zustand, aus dem ich mich wenig erinnere. Das glücklichste war, daß in dem Augenblicke als die Besinnung eintrat, ich mich selbst ganz wieder fand.

Man erzählt von Hallern, daß, als er einmal eine Treppe herunter und auf den Kopf gefallen war, er sogleich, nachdem er aufgestanden, sich die Namen der Chinesischen Kaiser nach der Reihe hergesagt, um zu versuchen, ob sein Gedächtniß gelitten habe.

Mir ist nicht zu verdenken, wenn ich ähnliche Proben anstellte. Auch hatte ich Zeit und Gelegenheit, in den vergangenen vierzehn Tagen mir manche von den Fäden zu vergegenwärtigen, die mich ans Leben, an Geschäfte, an Wissenschaft und Kunst knüpfen.

Keiner iſt abgeriſſen wie es ſcheint, die Conversation geht wie vor Alters fort und die Production ſcheint auch in einem Winkel zu lauern, um mich vielleicht bald durch ihre Wirkungen zu erfreuen. Doch wollen wir uns indeß als Geneſende behandeln und, zufrieden mit einer ſo baldigen Wiederherſtellung, nach einem ſo großen Uebel, in geſchäftigem Müßiggang dem Frühjahr entgegenſchlendern.

Das erſte höhere Bedürfniß, was ich nach meiner Krankheit empfand, war nach Muſik, das man denn auch, ſo gut es die Umſtände erlaubten, zu befriedigen ſuchte. Senden Sie mir doch ja Ihre neueſten Compoſitionen, ich will mir und einigen Freunden damit einen Feſtabend machen.

Empfehlen Sie mich dankbar bekannten und unbekannten Wohlwollenden und Theilnehmenden in Berlin.

Ich wünſche nichts mehr, als ſo vielen Freunden, die auf meine Exiſtenz einen Werth ſetzen, auch künftig zur Freude und zum Nutzen zu leben.

Nehmen Sie wiederholten Dank für Ihre Annäherung in dieſem Zeitpunct und genießen einer dauerhaften Geſundheit.

Weimar, am 5ten Febr. 1801.

Goethe.

Die Uebereinſtimmung dieſer Abſchrift mit dem in meiner Sammlung befindlichen Originale beſcheinige ich hiermit.

Leipzig, am 29. Juli 1841.

Gez. **Guſtav Moritz Clauß.**

Ueber den Chor.

Brief an Zelter, in Bezug auf Schiller's Braut von Meſſina.

1803.

Der hier folgende Aufſatz bildet Beilagen zu den Briefen an Zelter v. 28. Juli u. 4. Aug. 1803. — S. Briefwechſel. Bd. 1, S. 68 ff.

Sie haben nunmehr die Braut von Meſſina gedruckt vor ſich, und wiſſen genauer zu ſchätzen, was der Dichter geleiſtet hat, ſo wie Sie aus ſeiner Vorrede erfahren, wie er über die Sache denkt, und wiefern Sie mit ihm übereinſtimmen. Ich will meine Gedanken über dieſen Gegenſtand hinwerfen, wir werden ja einander durch einige Worte verſtändlich.

In der Griechiſchen Tragödie zeigt ſich der Chor in vier Epochen:

In der erſten treten zwiſchen dem Geſang, in welchem Götter und Helden erhoben, Genealogien, große Thaten, ungeheure Schickſale vor die Phantaſie gebracht werden, wenige Perſonen auf und rufen das Vergangene in die Gegenwart. Hiervon findet ſich ein annäherndes

Beispiel in den Sieben vor Theben, von Aeschylus. Dieses wären also die Anfänge der dramatischen Kunst, der alte Styl.

Die zweite Epoche zeigt uns die Masse des Chors als mystische Hauptperson des Stücks; wie in den Eumeniden und Bittenden. Hier bin ich geneigt, den hohen Styl zu finden. Der Chor ist selbstständig, auf ihm ruht das Interesse, es ist, möchte man sagen, die republikanische Zeit der dramatischen Kunst, die Herrscher und Götter sind nur begleitende Personen.

In der dritten Epoche wird der Chor begleitend, das Interesse wirft sich auf die Familien und ihre jedesmaligen Glieder und Häupter, mit deren Schicksalen das Schicksal des umgebenden Volkes nur lose verbunden ist. Der Chor ist untergeordnet, und die Figuren der Fürsten und Helden treten in ihrer abgeschlossenen Herrlichkeit hervor. Hier möchte ich den schönen Styl finden. Die Stücke des Sophokles stehen auf dieser Stufe. Indem die Menge dem Helden und dem Schicksal nur zusehen muß, und weder gegen die besondere noch allgemeine Natur etwas wirken kann, wirft sie sich auf die Reflexion und übernimmt das Amt eines berufenen und willkommenen Zuschauers.

In der vierten Epoche zieht sich die Handlung immer mehr ins Privatinteresse zurück, der Chor erscheint oft als ein lästiges Herkommen, als ein aufgeerbtes Inventarienstück. Er wird unnöthig, und also, in einem lebendigen poetischen Ganzen, gleich unnütz, lästig und zerstörend, z. B. wenn er Geheimnisse bewahren soll, an denen er kein Interesse hat und dergleichen. Mehrere Beispiele finden sich in den Stücken des Euripides,

woven ich Helena und Iphigenia auf Tauris nenne.

Sie ſehen hieraus, daß man, um ſich muſikaliſch anzuſchließen, Verſuche aus den zwei erſten Epochen machen müßte, welches durch ganz kurze Oratorien geſchehen könnte.

* * *

Wie ſich nun die Griechiſche Tragödie aus dem Lyriſchen loswand, ſo haben wir noch in unſeren Tagen ein merkwürdiges Beiſpiel, wie ſich das Drama aus dem Hiſtoriſchen, oder vielmehr Epiſchen, loszuwinden trachtete; wir finden es in der Art, mit welcher in der Charwoche, in katholiſchen Kirchen, die Leidensgeſchichte abgeſungen wird. Drei einzelne Menſchen, wovon einer den Evangeliſten, der andere Chriſtum, der dritte die übrigen Zwiſchenredner vorſtellt, und der Chor (turba) ſtellen das Ganze dar, wie Ihnen genugſam bekannt ſein wird. Zur ſchnelleren Ueberſicht will ich ein Stückchen verſetzen.

Evangeliſt. Da ſprach Pilatus zu ihm:

Interlocutor. So biſt du dennoch ein König?

Evangeliſt. Jeſus antwortete:

Chriſtus. Du ſagſt's! ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeugen ſoll. Wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme.

Evangeliſt. Spricht Pilatus zu ihm:

Interlocutor. Was iſt Wahrheit?

Evangeliſt. Und da er das geſagt, ging er wieder hinaus zu den Juden und ſpricht zu ihnen:

Interlocutor. Ich finde keine Schuld an ihm.

Ihr habt aber eine Gewohnheit, daß ich euch Einen auf Ostern losgebe, wollt Ihr nun, daß ich euch der Juden König losgebe?

Evangelist. Da schrien sie wieder allesammt und sprachen:

Turba. Nicht diesen, sondern Barrabam!

Evangelist. Barrabas aber war ein Mörder.

Verweisen Sie nun die Function des Evangelisten blos auf den Anfang hin, so daß er eine allgemeine historische Einleitung als Prologus spreche, und machen, durch Kommen und Gehen, Bewegen und Handeln der Personen, die von ihm gegenwärtig emanirenden Zwischenbestimmungen unnütz, so haben Sie schon ein Drama recht gut eingeleitet.

Man hat, wie ich mich erinnere, in Passionsoratorien schon den Weg eingeschlagen; doch ließe sich wohl, wenn man recht von Grund und Haus aus zu Werke ginge, noch etwas Neues und Bedeutendes hervorbringen.

Nach dem Leben.

1830.

Das Chaos brachte dieſen geiſtvollen Aufſatz, in deſſen Verfaſſer ganz Weimar Goethe erkannte, und auch die bekannte Schriftſtellerin Amalie Winter bezeugt (S. Weimars Album, S. 218), daß er wirklich aus ſeiner Feder floß.

Das Erſte, was uns zu einem Menſchen hinzieht, iſt die äußere Perſönlichkeit und der innere Charakter im Allgemeinen, inſofern er ſich dem Körperlichen aufgeprägt hat. Zur eigentlichen Kenntniß des Innern aber gelangen wir erſt ſpät und meiſtentheils nie. Das Innere eines Menſchen erſcheint niemals in ſeiner Totalität; es erſcheint immer nur als theilweiſe Aeußerung eines verborgenen Gottes, der ſelber nie ſichtbar wird und der ſich nur kund giebt, ſo wie er die Gelegenheit findet. Die Menſchen ſind daher Probleme und ſind es um ſo mehr, je reicher ſie von der Natur begabt ſind und je mannigfaltiger das Leben zu ihrer Entwickelung gewirkt hat. Aus dieſem Grunde iſt es zu erklären, wie Napoleon, nachdem er lebenslänglich Tauſende von Menſchen beſchäftiget und geprüft, zuletzt zu der Anſicht hat kommen

können, daß die Physiognomie eines Menschen ein trügliches Ding sei und daß darauf nichts zu halten.

Der Wunsch, sich gegenseitig gründlich zu kennen, setzt ein Interesse voraus, wie es nur bei Personen Statt findet, die von einander Wohl oder Wehe erwarten. Was man nicht fürchtet oder liebt, ist gleichgültig.

Man hat gesagt: um einen Menschen zu kennen, müsse man ihn lieben. Von vortrefflichen Eigenschaften mag dieses gelten; was aber sogenannte Fehler oder Ungleichheiten des Charakters betrifft, so ist zu der Erkenntniß solcher die Liebe hinderlich, und man muß vielmehr, um einen Menschen von dieser Seite zu kennen, sich im Zustande der Gleichgültigkeit gegen ihn befinden. Die Liebe aber ist ein produktiver Zustand, der nicht allein ein Wesen vollkommen schafft, sondern auch die Kraft besitzt, es vollkommen wieder herzustellen, im Fall üble Nachrede es befleckt und verunstaltet hat.

Ein entschieden reiner Charakter kann in den Fall kommen, das Interesse zu verlieren und auf die Länge kalt zu lassen. Ein problematischer hingegen, mit dessen Widersprüchen sich unser Inneres von Zeit zu Zeit herumstreitet, nistet sich immer tiefer im Herzen ein und wird uns lieber, je mehr er uns zu schaffen giebt.

Naturhiſtoriſches.

I. Wachsthum der Schmetterlingsflügel.

1796.

Brief an Schiller vom 6. Auguſt 1796. — Briefwechſel. Bd. 2, S. 174.

Ich habe in dieſen Tagen das ſchönſte Phänomen, das ich in der organiſchen Natur kenne (welches viel geſagt iſt), entdeckt, und ſchicke Ihnen geſchwind die Beſchreibung davon. Ich weiß nicht, ob es bekannt iſt; iſt es aber, ſo verdienen die Naturforſcher Tadel, daß ſie ſo ein wichtig Phänomen nicht auf allen Straßen predigen, anſtatt die Wißbegierigen mit ſo vielen alten Details zu quälen. Ich habe zwar die Beobachtung nur an Einer Art machen können, wahrſcheinlich aber iſt es bei allen ſo, welches ſich noch dieſen Herbſt entſcheiden muß. Da die Veränderung ſo ſchnell vorgeht, und man wegen der Kleine des Raums die Bewegung nicht ſehen kann, ſo iſt es wie ein Mährchen, wenn man den Geſchöpfen zu-

Vielleicht wirst du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt.

Tasso.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie sie so leicht
Uns hülflos, einsam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmst du mich, mein Freund, so sollst du nie
Die traurige Erfahrung wiederhohlen.
Soll ich dir rathen, so begibst du dich
Erst nach Florenz, und eine Freundinn wird
Gar freundlich für dich sorgen. Sey getrost,
Ich bin es selbst. Ich reise, den Gemahl
Die nächsten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unsre Mitte bringe.
Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,

ſieht; denn es will was heißen, in zwölf Minuten um einen halben Zoll in der Länge und proportionirlich in der Breite zu wachſen, und alſo gleichſam im Quadrate zuzunehmen. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſich dieſes Wachsthum nicht vorzuſtellen hat, als wenn die feſten Theile der Flügel in ſo kurzer Zeit um ſo vieles zunähmen; ſondern ich denke mir die Flügel aus der feinſten tela cellulosa ſchon völlig fertig, die nun durch das Einſtreben irgend einer elaſtiſchen Flüſſigkeit, ſie ſei nun luft-, dunſt- oder feuchtartig, in ſo großer Schnelle ausgedehnt wird. Ich bin überzeugt, daß man bei Entwicklung der Blumen eben ſo etwas wird bemerken können.

II. Blumenleuchten.

1799.

Brief an Schiller vom 19. Juni 1799. — Briefwechsel. Bd. 5, S. 79.

Eine artige Entdeckung habe ich gestern in Gesellschaft mit Meyern gemacht. Sie wissen vielleicht, daß man erzählt, daß gewisse Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichsam blitzen, oder augenblicklich Licht ausströmen. Dieses Phänomen hatte ich noch niemals gesehen; gestern Abend bemerkten wir es sehr deutlich an dem orientalischen Mohn, der vor allen andern Blumen eine gelbrothe Farbe hat. Bei genauer Untersuchung zeigte sich aber, daß es ein physiologisches Phänomen ist, und der scheinbare Blitz das Bild der Blume mit der geforderten sehr hellgrünen Farbe ist. Keine Blume, die man gerad ansieht, bringt diese Erscheinung hervor, wenn man aber aus dem Augenwinkel hinschielt, so entsteht diese momentane Doppelerscheinung. Es muß dämmerig sein, so daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich ist, doch nicht mehr, als daß die rothe Farbe ihre völlige Energie behält. Ich glaube, man wird den Versuch mit farbigem Papier recht gut nachmachen können, ich will die Bedingungen genau merken; übrigens ist das Phänomen wirklich sehr täuschend.

III. Blatt und Wurzel.

1825.

Wohl nie hat zwischen einem Fürsten und einem Dichter ein innigeres Verhältniß stattgefunden, als das, welches Karl August und Goethe verband. Interessirte den Ersteren irgend etwas im weiten Kreise der Wissenschaften, so fragte er diesen, und Goethe war dann stets bemüht, ihm gründliche, umfassende Auskunft zu geben. So entstand denn auch am 20. März 1825 der nachfolgende Aufsatz, der im Berliner Gesellschafter, Jahrg. 1840, Nro. 186, aus bewährter Quelle, zum ersten Mal veröffentlicht wurde.

Blatt und Wurzel haben, als zwei Theile der höheren Pflanzen-Organisation, ein Verhältniß zusammen, welches bei den ausgebildeten Gewächsen nicht so deutlich in die Augen fällt, indem das Blatt sich über der Erde, die Wurzel sich unter derselben entwickelt, und also beide von einander ursprünglich getrennt erscheinen; allein wir sehen schon am Hervortreten der Luftwurzeln, daß auch Stamm und Stengel dergleichen hervorzubringen geartet sind. Nur Weniges zu näherer Aufklärung dieses Punktes:

1) Einſichtige Naturforſcher haben ſchon die Längen-Faſern, wodurch die Blätter ſich mit Stamm und Stengel herabwärts verbinden und, an dem Leben des Splintes Theil nehmend, ſich entwickeln und ernähren, als Wurzeln angeſprochen; auch iſt es bei näherer Betrachtung nicht etwa blos die Einbildungskraft, welche hier Aehnlichkeiten finden will, ſondern der Verſtand, der wirklich Analogien entdeckt.

2) Da aber Blatt und Auge in Gedanken unzertrennlich ſind, indem ein jedes Blatt ein Auge hinter ſich hat, ein jedes Auge aus ſchuppig über einander geſchobenen Blättern beſteht, bei jedem dieſer Blätter aber, dem erſten ſowohl als dem folgenden, immer die ganze Pflanze zu denken iſt; ſo folgt daraus, daß man ſich auch überall einen Wurzelpunkt, die Möglichkeit einer Wurzelerſcheinung vorzuſtellen habe.

3) Vor mehreren Jahren vernahm ich, daß, wenn man die Zwiebel-Blätter der kleinen Fritillaria, die in den Gärten gepflegt wird, geſchickt wegnehme und ſolche zwiſchen Löſchpapier, wie zum Herbarium, trockne, nach einer gewiſſen Zeit ſich am untern Ende Zwiebelchen entwickelten, welche wieder fortzupflanzen ſeien. Ich erinnere mich, den Verſuch gemacht zu haben, obgleich das Reſultat mir aus dem Gedächtniß verſchwunden iſt; doch wäre das Experiment gar leicht zu wiederholen und deſſen Erfolg abzuwarten.

4) Eine merkwürdige Wurzel-Entwickelung hat Oberforſtmeiſter von Fritſch vor Kurzem zur Aufbewahrung übergeben. Es fand ſich nämlich bei dem Umhauen einer alten kernfaulen Linde, daß ein oberer Aſt in dieſe Fäule tiefe Wurzel geſchlagen und wie auf Grund und Boden

fort vegetirt habe. Ich suche mir diese Sache folgendermaßen zu erklären. Bei dem früheren Köpfen der Linde, welches jederzeit ein Absterben des Sturzes nach sich zieht, entwickelte sich aus dem Keim eines frischen Zweiges ein Wurzelpunkt; dieser fand in der feuchten, dem Verderben übergebenen Fläche des alten Baumes sogleich Nahrung, wuchs fort, nährte sich an der Kernfäule und half dieselbe vermehren.

Wie reich an jungen Trieben eine alte Linde sei, beweisen die unzähligen, von der Wurzel an, am Stamme herauf sich immerfort entwickelnden Zweige, und es entstände die Frage, ob man mit geschickter Behandlung nicht eben solche junge Zweiglein zum Wurzelschlagen nöthigen könnte.

5) Die Allgegenwart der Wurzel zeigt sich übrigens an der in neuerer Zeit allgemein durchgeführten Vermehrung durch Stecklinge.

IV. Farbentheorie von Wünsch.

1828.

Christian Ernst Wünsch (geb. 1744, gest. 1828) schrieb ein Buch: „Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts," worin er zu beweisen strebt, daß es nicht sieben, sondern nur drei einfache Farben gebe. — Das nachfolgende Urtheil Goethe's über ihn ist aus einem Brief an Zelter (Briefw., Bd. 5, S. 116) genommen, dessen leerer Raum mit geistreichen Aphorismen ausgefüllt wurde. Die eingeklammerten Worte gingen in Goethe's Werke, 40 bändige Ausgabe, Bd. 3, S. 303 über, und das Xenion 175 ist hiermit zu vergleichen.

In der Geschichte der Naturforschung bemerkt man durchaus, daß die Beobachter von der Erscheinung zu schnell zur Theorie hineilen, und dadurch unzulänglich, hypothetisch werden.

(Am widerwärtigsten sind die kriklichen Beobachter und grilligen Theoristen, ihre Versuche sind kleinlich und complicirt, ihre Hypothesen abstrus und wunderlich.) Ein solcher war der gute Wünsch. Dergleichen Geister finden sich leicht mit Worten ab und hindern die Fortschritte der Wissenschaft: denn man muß ihnen doch nacherperimentiren und aufklaren, was sie verdüstert haben. Da nun aber hiezu nicht viele berufen sind, so läßt man's auf sich bewenden und schreibt ihren Bemühungen einigen Werth zu, welches niemandem zu verdenken ist.

Druck von J. B. Hirschfeld.

Nachträge

zu

Goethe's sämmtlichen Werken.

Dritter Theil.

Welch einem Fürsten du dich nahen wirst,
Und welche Männer diese schöne Stadt
In ihrem Busen hegt, und welche Frauen.
Du schweigst? Bedenk' es wohl! Entschließe dich.

Tasso.

Gar reitzend ist, was du mir sagst, so ganz
Dem Wunsch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es ist zu neu: ich bitte dich
Laß mich bedenken, ich beschließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieses Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkst,
So wirst du schwerlich etwas bessers denken.

Tasso.

Noch eins, geliebte Freundinn! sage mir,
Wie ist die Fürstinn gegen mich gesinnt?
War sie erzürnt auf mich? Was sagte sie? —
Sie hat mich sehr getadelt? Rede frey.

Nachträge
zu
Goethe's
sämmtlichen Werken.

Gesammelt und herausgegeben
von
Eduard Boas.

Dritter Theil.

Leipzig,
Verlag von L. H. Bösenberg.
1841.

Inhalt

des dritten Bandes.

Seite

Kunst.

Monument der Schweizerreise. 1779 ... 3

Inhalt der Propyläen. 1798 ... 9

Chalkographische Gesellschaft zu Dessau. 1799 ... 16

Nachricht an den Künstler und Preisaufgabe. 1799 ... 51

Der hülflose Blinde. Gemälde von Gerard. 1800 ... 59

Defer. 1800 ... 60

Preisertheilung und Recension der eingegangenen Concurrenzstücke. 1800 ... 64

Zwei italienische Landschaften. Gemälde von Gmelin. 1800 ... 80

Etwas über Staffage landschaftlicher Darstellungen. Bei Gelegenheit der im vorigen Artikel recensirten Kupfer. 1800 ... 83

Preisaufgaben fürs Jahr 1800 ... 86

1. Die Preisaufgabe betreffend ... 88

Seite

2. Recenſion der eingegangenen Stücke ... 93
Tod des Abſalon ... 93
Abſchied des Hektor ... 105
Anhang ... 130
3. An den Herausgeber der Propyläen ... 133
4. Die neue Preisaufgabe auf 1801 ... 149
5. Flüchtige Ueberſicht über die Kunſt in Deutſchland ... 151
Kurzgefaßte Miscellen. 1800 ... 155

Weimariſche Kunſtausſtellung vom Jahre 1801 und Preisaufgaben für das Jahr 1802.

1. Kunſtausſtellung von 1801.
I. Vorerinnerung ... 158
II. Verzeichniß der ſämmtlichen ausgeſtellten Kunſtwerke. ... 160
III. Beurtheilung der eingeſendeten Arbeiten, im einzelnen.
1. Achilles auf Scyros ... 164
2. Streit der Flußgötter mit dem Achilles ... 185
IV. Antike Basreliefs, Achill auf Scyros vorſtellend ... 192
V. Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und inwiefern ſie genutzt worden ... 195
VI. Ertheilung des Preiſes ... 205
VII. Tod der Lucretia, von Herrn Langer, Sohn, aus Düſſeldorf ... 206
2. Aufgaben fürs laufende Jahr ... 211

Seite

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1802 und Preisaufgaben für das Jahr 1803.

1. Kunstausstellung von 1802.

I. Vorerinnerung 219

II. Verzeichniß der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke 220

III. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten, im einzelnen 223

A. Perseus und Andromeda 223

B. Landschaften 233

C. Außerordentlich eingeschickte Stücke 240

2. Preisaufgabe auf 1803 249

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1803 und Preisaufgabe für das Jahr 1804 253

1. Kunstausstellung von 1803.

I. Vorerinnerung 254

II. Verzeichniß der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke 254

III. Beurtheilung der sämmtlichen eingesendeten Arbeiten, im einzelnen 257

A. Odysseus und Kyklop 257

B. Kyklopische Landschaften 268

C. Poetische und historische Gegenstände von Nahl in Kassel 269

Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi 281

Eroberung von Troja 282

Verherrlichung der Helena 285

Seit

Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt ... 28
Polygnots Kunſt überhaupt ... 29
Noch einiges Allgemeine ... 29
Die Gemälde der Lesche überhaupt betrachtet ... 29
Ueber die Eroberung Troja's ... 29
Ueber die Verherrlichung der Helena ... 29
Ueber den Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt ... 30
Nachtrag ... 30
IV. Preisertheilung ... 31
V. Rückblick ... 31
2. Preisaufgabe fürs laufende Jahr ... 31
Zwei Landſchaften von Philipp Hackert. 1804. ... 31
„Lectures on Painting, by Henry Füessli, P. P. 1801. 151 Seiten, 4.“ und „Vorleſungen über die Malerei, von Heinrich Füeßli, Prof. an der königl. großbrit. Kunſtakademie in London. Aus dem Engliſchen von Joh. Joachim Eichenburg. 1803. 235 S. 8.“ 1804 ... 32
Neu erſchienene Kupferſtiche. 1804 ... 33
Neu erſchienene Kupferſtiche 1804 ... 33
Selbſtbildung der Künſtler. 1832 ... 35

Kunst.

Monument der Schweizerreise.

1779.

Bekanntlich machte Goethe im Jahre 1779, in Gesellschaft seines Fürsten, eine Schweizerreise, und hatte bei der Rückkehr den Plan, jenen durch einen Denkstein zu überraschen. Er schrieb deshalb den folgenden Brief an Lavater (S. Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Herausgegeben von Heinrich Hirzel. Leipzig, 1833, S. 56, ff.), der wenig bekannt geworden ist, und doch so lebendige Kunstanschauungen enthält, daß er hier gewiß gern gefunden wird.

Ich kann nicht weiter gehn ohne dir über eine Idee zu schreiben, die mir sehr am Herzen liegt. Du weißt wie wichtig in vielem Betracht diese Reise dem Herzog gewesen ist, und wie gewiß eine neue Epoche seines und unseres Lebens sich davon anfängt. Wenn wir nach Hause kommen, so lebt er wieder in seinen Gärten und Gebüschen fort, dorthin an einen schönen Platz möcht ich ihm ein Monument dieser glücklich vollbrachten Reise setzen,

das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre. Es ſind auch Nebenabſichten dabei. Ueberall ſpielt man jetzt mit Monumenten und Urnen, deren leere Halſe und Bäuche ihm immer fatal geweſen ſind. In den kleinen Anlagen, die er gemacht hat, ſteht noch gar nichts dergleichen, dieſes wär' das erſte und wahrhaftig wahre, denn wir haben unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und das ex voto iſt keine bloße Phraſe. Wir haben bei uns einen Bildhauer, einen Mann von leichtem Begriff und ſchneller Hand, der ſich täglich durch das Studium der Natur und der Antike beſſert, dem es aber an Imagination fehlt, und der, wenn man ihm ſo was überlaßt, wie andere ſeines gleichen in den neuen leeren Decorations-Guſto verfallt. Zu dieſem Monument habe ich in meinem Kopf allerlei Gedanken und Bilder herum getrieben, und mir etwas, was ich durch die Künſtler, die um mich ſind, könnte zuſammen poſſeln laſſen, herbeigeſucht, doch ſeh' ich zum Voraus, es wird eine Plackerei geben, und am Ende doch was Schwaches und Halbes herauskommen. Immer, ſeitdem mich der Gedanke beſchäftigt, habe ich gewünſcht: du möchteſt Füeßli bereden können, daß er aus ſeinem ungeheuren Reichthum etwas zu dieſem guten Werke herübergäbe! Das iſt der einzige Weg, wenn alsdann unſer Bildhauer nicht ganz von Gott verlaſſen iſt, daß wir etwas außerordentliches und will's Gott vollkommenes kriegen können.

Mein erſter Gedanke war ſo: Ich wollte dem Monument eine viereckige Form geben, etwa höher als breit, wie man in den alten Ueberbleibſeln dergleichen Steine mit einem eingekerbten Dach findet. Von drei Seiten

Leonore.

Da sie dich kennt, hat sie dich leicht entschuldigt.

Tasso.

Hab' ich bey ihr verloren? schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt.

Tasso.

Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

Tasso.

Werd' ich des Fürsten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In seiner Großmuth kannst du sicher ruhn.

Tasso.

Und lassen wir die Fürstinn ganz allein?

ſollte jede eine einzelne, bedeutende Figur, und die vierte eine Inſchrift haben.

Zuforderſt ſollte das gute heilſame Glück ſtehen, durch das die Schlachten gewonnen und die Schiffe regiert werden, günſtigen Wind im Nacken, die launiſche Freundin und Belohnerin kecker Unternehmungen mit Steuerruder und Kranz; im Felde zur Rechten hatte ich mir den Genius, den Antreiber, Wegmacher, Wegweiſer, Fackelträger muthigen Schrittes gedacht. In dem Felde zur Linken ſollte Terminus, der ruhige Grenzbeſchreiber, der bedächtige, mäßige Rathgeber ſtillſtehend mit dem Schlangenſtabe einen Grenzſtein bezeichnen — Jener lebend, rührig vordringend, dieſer ruhend ſanft, in ſich gekehrt, zwei Söhne einer Mutter — der ältere jener, der jüngere dieſer. Das hinterſte Feld hatte die Inſchrift:

Fortunae
Duci Reduci
Natisque
Genio
et
Termino
Ex voto.

Du ſiehſt, was ich für Ideen dadurch zuſammenbinden wollte. Es ſind keine Geheimniſſe noch tiefe Räthſel, aber ſowohl auf dieſer Reiſe als im ganzen Leben, ſind wir dieſen Gottheiten ſehr zu Schuldnern geworden. Das erſtemal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zuſammen den erſten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem ſchönſten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der ſpäten

Jahreszeit, alles mit günſtiger Sonne und Geſtirnen. Den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiſte, der überall die Fackel verträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurückſehe, wir zu ſo manchem, das unſre Reiſe ganz macht, nicht durch unſere Wege und Wellen geleitet worden ſind, und dann am Ende, daß wir auch durch den ſchönen Glücksſohn bedeutet wurden, wo wir aufhören ſollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unſre Zurückgelaſſenen hat, und haben wird. Das alles zuſammen giebt mir eine Empfindung, die ich nicht ſchöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menſchen Gott verehrt haben.

Im Beiweſen und Verzierungen dacht' ich manches anzubringen, was eine Schweizerreiſe, deren beſter Theil zu Fuß gemacht werden, bezeichnete. Wanderſtab mit Eiſen beſchlagen, und mit Gemshorn zum Knopf. Gott weiß was weiter.

Meine Gedanken wollt' ich einigen Künſtlern mittheilen, ſie hinüber, herüber mit ihnen durchtreiben, und ſehen ob ihnen einer vielleicht einen beſſern Körper gebe. Seitdem ich aber bei dir Füeßlis letzte Sache geſehen habe, kann ich dich nicht loslaſſen, du mußt verſuchen, ob du ihn bewegen kannſt, eine Zeichnung dazu zu machen. Den Gedanken und Endzweck weißt du, den ſag ihm ganz rein und einfach, und da es ihm fatal ſein muß, wenn ihm jemand was vorerfinden oder angeben will, ſo geb ich gern meine Form des Ganzen, meine einzelnen Figuren, und die Inſchrift dazu auf, wenn er ſich des Dings annehmen will. Er wird gewiß die Idee ſtarker, größer, treffender und neuer ausdrücken. Du müßteſt ihn bitten, er mag nun bei meinem Vorſchlag bleiben oder nicht, daß

er eine bestimmte Zeichnung von der Form des Ganzen mit den Maaßen gäbe, auch so von den einzelnen Figuren, und sie auf eine Weise zeichnete, daß sich leicht ein Basrelief darnach arbeiten ließe. Vielleicht sind ihm, der alles mit Geist und Feuer durcheinander arbeitet, die einzeln stehenden Figuren widrig, er bringe sie zusammen auf eins, wenn er will, allenfalls nehme er statt des Vierecks eine runde Form, doch das würde freilich wieder bei der Ausführung in Stein mehrere Hindernisse geben. Noch muß ich dir dabei sagen, daß wir einen außerordentlich schönen, lichtgrauen, sanften, Stein, der an den Marmor gränzt und keiner Witterung weicht, zu dieser Arbeit haben. Du müßtest Füeßlien bitten, daß er selbst die Größe vom ganzen Monument nach seinen Gedanken angäbe, das man allenfalls, um es etwas aus dem Auge zu rücken, auf einen Rasen gegen ein Felsstück setzen könnte. Genug er denke sich was, wie er es wolle, so wird es gut sein und wir haben so viel und mancherlei Stücke Steine vorräthig, daß wir zum Zusammensetzen des Ganzen nicht verlegen sein werden. Sieh', ob du etwas über ihn vermagst, und ob du der fröhlichen Zeiten, die wir wieder gelebt haben, immer gegenwärtiges Siegel dadurch auf unsre Wohnung drucken kannst. Wenigstens hat er gewiß in seinem Leben manchen Strich gemacht, der nicht so erkannt und ihm so gedankt worden ist, als wie das, so ich durch dich hoffe.

Welchen Preis er auch auf diese Arbeit setzen möge, ist völlig einerlei. Nun ist aber noch ein Hauptpunkt, nämlich die Geschwindigkeit. Ich wünsche es diesen Winter fertig zu bringen, und auf das Frühjahr zum ersten Willkommen mit den Blüthen und Blättern aufzustellen.

Verſuche alſo, ich bitte dich, deine Wunderkräfte, um mir zu verſchaffen, was nicht ein eitler Wunſch iſt. Schaff, daß er es macht, und ſchnell macht, und krone mir auch dies Jahr und ſein Glück mit dieſem letzten Zeichen.

Novbr. 1779.

Inhalt der Propyläen.

1798.

Hier das Inhaltsverzeichniß des erſten Stückes der Propyläen, oder vielmehr der Plan dazu. Es durfte hier nicht zurückgelaſſen werden, weil es uns zeigt, mit welchem klar ordnenden Sinne Goethe ſeine eigenen Productionen, ſo wie die Abhandlungen ſeines Freundes und Mitarbeiters Meyer, ſich entwickelte.

Einleitung. Veranlaſſung des ſymboliſchen Titels — Das Werk ſoll eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen harmoniſch verbundener Freunde über Natur und Kunſt enthalten — Aufmerkſamkeit des Künſtlers auf die Gegenſtände — Bemerkungen — Practiſcher Gebrauch — Mittheilung — Betrachtungen — Gefahr der Einſeitigkeit — durch Verbindung mit mehreren Gleichdenkenden vermindert — Freundſchaftliche Verbindung zu fortſchreitender Ausbildung — Vortheile des Geſprächs — eines Briefwechſels — kurzer Aufſätze — Verhältniß des Schriftſtellers zum Publikum — in früherer Zeit — in ſpäterer — Wünſche — — Uebereinſtimmung der Verfaſſer

im Ganzen — Abweichung im einzelnen — Harmonie mit einem Theil des Publikums — Disharmonie mit einem andern — Beharrlichkeit auf Einem Bekenntniſſe — — Natur — Forderung an den Künſtler, daß er ſich an die Natur halten ſolle — Größe dieſer Forderung — Naturſtoffe — practiſche Ausbildung, ſie zu beherrſchen — theoretiſche Ausbildung — Nöthige Kenntniſſe — Schwierigkeit, aus der Schule des Anatomen, des Naturbeſchreibers, des Naturlehrers aufzuſuchen, was zum Zweck des Künſtlers dient — Die menſchliche Geſtalt kann nicht allein durch das Beſchauen ihrer Oberfläche begriffen werden — in der Kenntniß liegt die Vollendung des Anſchauens — Beiſpiel vom Naturbeſchreiber, der zugleich Zeichner iſt — Ueberblick über organiſche Naturen überhaupt — Die vergleichende Anatomie erleichtert ihn — organiſches Verfahren der Natur — organiſirendes Verfahren des Künſtlers — Unorganiſche Naturen — Kenntniß derſelben erleichtert — Allgemeine Naturwirkungen — nöthige Einſicht in ihre Geſetze — Töne — Farben — — Kunſt Aufſatz über bildende Kunſt zunächſt verſprechen — Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen — Gegenſtand durch den Künſtler ergriffen — Kunſtkreis abgeſchloſſen — Fabel, Inhalt des Kunſtwerks — Sorgfalt bei der Wahl — ausführliche Abhandlung zunächſt — Behandlung — geiſtige — ſinnliche — mechaniſche — — Der Menſch leidet von ſeinem Zeitalter, wie er von demſelben Vortheil zieht — Einfluß des Publikums auf die Kunſt — Einſtimmung des Künſtlers — Zufriedenheit beider mit einander — Einzelnes Beiſpiel — Schwierigkeit von dem Formloſen zur Geſtalt überzugehen — Wirkung eines Aufenthalts in Italien auf den

Künſtler — Sein Schickſal nach ſeiner Zurückkunft — Wirkung ſchlechter und guter Kunſtwerke auf Empfindung und Einbildungskraft — Die Neuern nennen die Alten ihre Lehrer und entfernen ſich von ihren Maximen — einzelne Beiſpiele — Vermiſchung der Kunſtarten, als Zeichen des Verfalls — Beiſpiel von der Bildhauerkunſt — Auszuſprechende Maximen — Sie ſind aus den Kunſtwerken gezogen — ſind von dem Künſtler practiſch zu prüfen — ſind bei Beurtheilung alter und neuer Kunſtwerke zum Grunde zu legen — Eine genaue Kritik der ältern ſowohl als neuern Kunſtwerke nöthig — Beiſpiel von der wachſenden Kenntniß des Liebhabers in der plaſtiſchen Kunſt — Höchſter Grad der Einſicht — mehrere Menſchen können darnach ſtreben — — Von Kunſtwerken ſollte man eigentlich nur in ihrer Gegenwart ſprechen — doch läßt ſich auch für ſolche Leſer ſchreiben, welche die Werke geſehen haben und ſehen werden — Wie man auch den Uebrigen nützlich ſein kann? — Nur auf dem höchſten und genaueſten Begriff von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte ruhen — Pſychologiſch-chronologiſcher Gang des Auf- und Abſteigens der bildenden Kunſt — Beurtheilung der alten und neuern Kunſt nach Grundſätzen — Maximen am nöthigſten bei Beurtheilung der gleichzeitigen Künſtler — Ausdehnung des Werks auf andere Gegenſtände — Theorie und Kritik der Dichtkunſt wird ſich beſonders an dieſe Arbeit anſchließen — — Ueber Kunſtlokal — Italien als ein großer Kunſtkörper, wie er vor kurzem noch beſtand — Zerſtücklung deſſelben — Kunſtkörper in Paris — Was Deutſchland und England thun ſollte, einen idealen Kunſtkörper bilden zu helfen — Die ausführlichen Vorſchläge künftig.

Ueber Laokoon. — Kunſt und Naturwerke ſind unausſprechlich — Bei einem trefflichen Kunſtwerke iſt nöthig, von der ganzen Kunſt zu reden — Beſchäftigung der hohen Künſte mit dem Menſchen — Erforderniſſe eines hohen Kunſtwerks — Organiſation und Leben — Charakter — Ruhe oder Bewegung — Ideal — Anmuth — Schönheit — Laokoon erfüllt jene Bedingungen — Geſchloſſenheit des Gegenſtandes — Entkleidung von allem Fremden — Darſtellung des Moments — Zuſtand der drei Figuren — Stellung des Vaters aus phyſiſcher Urſache erklärt — Geiſtige Einwirkung — die ſämmtlichen Theile der Gruppe — Doppelte Handlung aller Figuren — Gipfel des Moments — Augenblick nachher — allgemeine Betrachtung und Wiederholung — Verhältniß des Gegenſtandes zur Poeſie.

Ueber die Gegenſtände der bildenden Kunſt. Wahl des Gegenſtandes höchſt wichtig. — Ein Werk der bildenden Kunſt ſoll ſich ſelbſt ganz ausſprechen — Eintheilung der Gegenſtände — vortheilhafte — gleichgültige — widerſtrebende — — von den vortheilhaften — Rein menſchliche Darſtellungen — Madonnenbilder — Der Brand im Borgo — hiſtoriſche Darſtellungen ſtehen höher, ſind mit den erfundenen oder poetiſchen verwandt — Kunſtwerke, die ganz für ſich beſtehen — Laokoon, Niobe, Schlacht des Conſtantin — Hiſtoriſcher Cyklus — Rafaeliſcher Cyklus des alten Teſtaments in den Logen — Cykliſche Darſtellungen der Alten — Charakterbilder erheben ſich über die hiſtoriſchen — Schule von Athen — Parnaß von Rafael — Gemälde des Polygnotus — Mediciſche Vaſe — Portraite, die ſich zu dieſem Range erheben, von Rafael und Tizian — Erfundene, mythiſche, allegoriſche Darſtel-

lungen — Aurora des Guido Reni — Schlafende Venus mit Amorinen, von Hannibal Caracci — Arbeiten des Julius Romanus im Pallaſt Del T zu Mantua — Wenige Reſte dieſer Art aus dem Alterthum — Gemälde zu Portici — Nachrichten des Philoſtratus — Allegorien — Amor und Pſyche — Amor mit den Spolien der Götter — Beiſpiele bei den Neuern — Aurora des Quercin — Fortuna des Guido Reni — Ueber Anſpielung und beſondere Motive — Symboliſche Darſtellungen — ſtehen am höchſten — Cyklus der obern und untern Gottheiten — Symbole der neuern — Gott Vater — Chriſtus, die Madonna — die Apoſtel und Evangeliſten — dieſer Cyklus iſt niemals vollkommen ausgeführt und vollendet worden.

Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke. Auf einem deutſchen Theater ward ein ovales, gewiſſermaßen amphitheatraliſches Gebäude vorgeſtellt, in deſſen Logen viele Zuſchauer gemalt ſind, als wenn ſie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen, manche wirkliche Zuſchauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen ſo etwas Unwahres und Unwahrſcheinliches aufzubieten gedächte. Bei dieſer Gelegenheit fiel ein Geſpräch vor, deſſen ohngefährer Inhalt aufgezeichnet iſt.

Ueber etruriſche Monumente. Erſter Brief. — Etruskiſche Reſte plaſtiſcher Kunſt zu Florenz — Verwandtſchaft der Etrurier und Griechen im urſprünglichen Styl — die Griechen gehen vorwärts, die Etrurier bleiben zurück — Aechtheit der etruskiſchen Monumente zu Florenz — Gruppe des Tarpeden — ſilberne Vaſe — Bruchſtücke einer flacherhobenen Arbeit in Sandſtein mit ſechs

Figuren — Pateren — Ueber die römische Wölfin — Haruspex zu Florenz — Chimäre — Graburnen — die flacherhobenen Figuren oft mit Farben angestrichen — Beschreibung verschiedener Urnen — Allgemeine Betrachtungen — Etruskische und altgriechische Werke werden abgesondert — Keines von der letzten Art findet sich zu Florenz — Keine sind mit etrurischen Buchstaben beschrieben — Die Etrurier verlieren auch den Anspruch auf die irdenen gemalten Gefäße — Frage, was ihnen denn eigentlich noch übrig bleibe? — Die Etrurier bildeten von uralten Zeiten her — Verwandtschaft der etrurischen und griechischen Kunst — erstere geht nicht vorwärts — schwerfälliger und trauriger Charakter der Etrurier — keine fortschreitende Naturen — als nur im mechanischen — sie fanden zuletzt die Griechen zu weit voraus — Ahmten sie nach, ohne vollkommener zu werden — einzelne Bemerkungen zum Schluß — Verbindung mit den Egyptiern — Carrikaturen, wahrscheinlich aus späterer Zeit — Verwandtschaft mit den Graubündtern und Tyrolern. —

Zweiter Brief. Architectonische Reste — Fiesola — Lage der Stadt — Weg dahin von Florenz — schöne Aussicht auf halbem Weg — steiler Berg — Landgut des Baccio Bandinelli — Stadt Fiesola — Franziskaner Kloster — herrliche Aussicht — Thal des Arno — Florenz — Betrachtung über den Ursprung beider Orte — Reste der uralten Stadtmauer — an und auf derselben Gärten angelegt — Abzugskanale — Bogen eines alten Stadtthors — Terrassenartige Strebepfeiler — Umfang der alten Stadtmauer — Rundweg — Kirche St. Domenico — Fluß Mugnone — Hurfbrücke — Florentinische Spaziergänge.

Du gehst hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch, daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.
Und es gelingt, ich sehe dich beglückt,
Du wirst von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürst befahl's, Antonio sucht dich auf.
Er tadelt selbst an sich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelassen auf, so wie er kommt.

Tasso.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm stehn.

Leonore.

Und schenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du scheidest, dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!

Rafaels Werke beſonders im Vatikan. — Vererinnerung — Keine Beſchreibung der Kunſtwerke wird geliefert — Abſicht den Geiſt und Charakter des Meiſters daraus zu entwickeln — ſein angebornes Talent zu ſchildern — die Stufen ſeiner Bildung zu verfolgen — Lehrjahre — Zeichnungen zu Werken, welche zu Siena, von Pinturicchio ausgeführt wurden — Gemälde für Perugia, jetzt in Colonna — Gemälde in der Tribune zu Florenz — Grablegung in Borghese — Unvollendetes Bild zu Florenz — Deckenbilder im Vatikan. Diſputa — Parnaß — Schule von Athen — ſymboliſche Figuren. —

Chalkographiſche Geſellſchaft zu Deſſau.

1799.

Aus den Propyläen, Bd. II, Stück 1, S. 124 u. ff. abgedruckt. — Später wurde Goethe ſehr unzufrieden mit den Leiſtungen des Inſtituts, und am 22. Juni 1799 ſchreibt er dem Freunde Schiller: „Geſtern ſahen wir die neuen Blätter der chalkographiſchen Geſellſchaft. Es iſt unglaublich, was auch dieſe zu pfuſchen anfängt, und der Dünkel der Unternehmer iſt dem Unbegriff gleich. Die Wahl des Kunſtwerks, das ſie in Kupfer bringen, iſt ſchon unglücklich, die Art, wie es nun überſetzt werden ſoll, falſch gewählt. Das wiſſen ſie freilich beides nicht, aber, wo ſie ſich's nicht verbergen können, helfen ſie ſich dadurch, daß ſie ſich ihrer Sparſamkeit erfreuen, weil die ſchlechten Originale nichts koſten."

Die Entſtehung und Verfaſſung dieſes, für Kunſt und Kunſthandel ſo bedeutenden Inſtituts können wir bei unſern Leſern wohl ſchon als bekannt vorausſetzen, indem den meiſten derſelben gewiß jene Blätter zu Händen gekommen ſind, durch welche man das Publikum ſchon früher davon unterrichtete.

Gleicherweiſe halten wir das Verdienſtliche einer ſolchen Anſtalt ſo ſehr in die Augen fallend, daß wir ſie desbalb im Allgemeinen zu loben billig unterlaſſen.

Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt, und jedermann wird einſehen, wie bedeutend es für Maler und Kupferſtecher ſein müſſe, wenn zu einer Zeit, welche im Ganzen die Kunſte ſo wenig begünſtigt, ſich ein Mittelpunkt feſt ſtellt, von da aus manches treffliche Werk, manche gute Arbeit gefordert werden kann. Legt man das ganze Portefeuille der bis jetzt herausgegebenen Blätter vor ſich, ſo kann man die Geſchichte der Entſtehung und des Fortganges dieſes Inſtituts ſich leicht vergegenwärtigen. Bei Anfängen einer ſolchen Art iſt manches zufällig, genug wenn die Fortſchritte immer zweckmäßig bleiben.

Liebhaberei führt zu ſolchen Unternehmungen, Kenntniß gründet und befeſtigt ſie.

Indem man nun alſo, bei Beſtimmung der Arbeiten, die Wahl auf ernſthafte und bedeutende Gegenſtände richtet, ſo iſt doch keineswegs zu tadeln, daß man ſich auch theilweiſe nach dem Geſchmack des Publikums bequemt, die Käufer anlockt, um ſie, nach und nach, zu einer höhern Liebhaberei auszubilden.

Solchen Rückſichten verdanken wohl die Proſpecte von Wörlitz, beſonders die buntgedruckten, ihre Exiſtenz. Denn wer möchte nicht gern aus jenen reizenden Anlagen wenigſtens ein Schattenbild mit nach Hauſe nehmen, um ſich des genoſſenen Vergnügens einigermaßen zu erinnern?

Eben ſo gut finden wir berechnet, daß man den Freunden der Natur und Kunſt einige ganz und halb nackte ſchöne Sünderinnen vorzeigt, die denn wohl, unter geiſtlichen, moraliſchen und mythologiſchen Rubriken, vor

den keuschen Augen unserer Landsleute Gnade finden werden.

Was aber den eigentlichen Kunstfreund ergötzen muß, sind diejenigen Blätter, durch welche man dem Anschauen von älteren Meisterwerken nachhilft, wie hier durch Arbeiten nach Domenichin, Correggio, Poussin und Mengs geschehen, und nicht weniger neue, verdiente Meister dem Vaterlande und dem Auslande bekannter macht.

Auch die Landschaften kann man nur mit Vergnügen ansehen. Hier trifft glücklicherweise die Liebhaberei des Publikums, das Verdienst des Malers, Zeichners und Kupferstechers fast durchgängig zusammen. Viel ist von dieser Seite schon geliefert worden, und man kann sich bei fortgesetzter Arbeit noch viel Treffliches versprechen.

Sowohl die idealischen Gegenstände, nach Claude, Roos und Hackert, als die wirklichen Aussichten nach Birrmann und Wocher, sind glücklich gewählt und in der Ausführung gut gerathen.

Wir wenden uns nun vom Allgemeinen ins Besondere und werden zuletzt solche Wünsche nicht verbergen, die zum Theil schon in Erfüllung gehen, und aus der Ueberzeugung fließen: daß eine Anlage, die auf solchem Boden gegründet ist, lange bestehe, unter einer Aufsicht, wie die gegenwärtige, immer zunehmen und nicht allein den Liebhaber befriedigen, sondern auch wahre Kunst befördern könne.

Der Triumph der Omphale

und

der rasende Herkules.

Beide nach Domenichin, und Gegenbilder, aus der Münchner Gallerie.

Es war ein glücklicher Gedanke, zwei Bilder, welche die einzigen beträchtlichen Stücke von Domenichin sind, die Deutschland aufweisen kann, durch den Kupferstich bekannter zu machen.

Es kommt wohl hier nicht auf die Frage an, was an den Gegenständen derselben in malerischer Hinsicht auszusetzen sein möchte? oder inwiefern der große Meister die glücklichsten Motive gewählt habe? Die Hauptsache ist, daß der Begriff von Kunstwerken höherer Art gangbarer werde.

Fast immer geschieht es, und muß geschehen, daß unter zwei Werken von demselben Meister, welche Gegenbilder sind, das eine die meisten Vorzüge habe und das andere, wenn auch nicht an Kunst, doch an Reiz und Anmuth übertreffe. So wird man sich auch hier leicht für den Triumph der Omphale vor dem rasenden Herkules entscheiden, wiewohl das letztere Bild ebenfalls, an der Schönheit einzelner Theile und deren Ausführung, große Vorzüge hat. Wir glauben auch zu bemerken, daß selbst Herrn Pichlers Arbeit im Ganzen an der Omphale noch etwas mehr Lust, Liebe und Fleiß zeige.

Indessen wird niemand leugnen, daß durch Beide die Originalgemälde recht treu und gut dargestellt werden. In den Formen überhaupt, so wie auch im Charakter und Ausdruck der Köpfe, erkennt man den Demenichin wieder, und man wird nur eine kleine Anzahl so treu gestochener Blätter nach diesem Meister aufzuweisen haben, so daß sie also, auch aus diesem Grunde, jedem Sammler willkommen sein müssen.

Maria Magdalena

und

Johannes in der Wüste.

Beide nach Battoni aus der Dresdner Gallerie.

Daß beide Bilder zu Battonis guten Arbeiten gehören und besonders Maria Magdalena eines der allerbesten und gefälligsten Werke dieses Malers sei, ist bekannt und sie behalten auch noch im Kupferstich, von der Farbe entkleidet, ihren Werth, als recht hübsche kunstgerechte Darstellungen.

Maria Magdalena ist eine niedliche Sünderin, die durch Buße und Einsamkeit nichts von ihren Reizen verliert und gewiß ihrerseits nicht Schuld ist, wenn jemanden, der sein Zimmer mit diesem Bilde geschmückt hat, die Langeweile heimsucht. Die Stellung ist angenehm, zierlich, vielleicht nicht ganz bequem, sie componirt mit dem Buche, in welchem die Schöne liest, recht gut.

Gegen die Beleuchtung wäre zu erinnern, daß die Masse des Hauptlichtes ganz auf das äußerste Ende der Figur fällt, wofür sich der Maler freilich hätte hüten sollen.

Johannes hat eben den Fehler, ist aber ebenfalls mit viel Verstand und Kunst angeordnet.

Von Seidelmann gezeichnet.

An der Figur von Maria Magdalena scheint im Allgemeinen der Charakter ziemlich getroffen, Johannes aber vielleicht schwerfälliger zu sein, als im Original. Er hat ein etwas riesenhaft derbes Ansehn, die Muskeln der Brust und besonders der linken Schulter und des Armes dürften, anatomisch untersucht, wohl nicht richtig befunden werden. So ist es auch mit dem linken Knie. Der linke Fuß ist stärker als der rechte. Wie viel oder wenig hievon auf Rechnung des Originalgemäldes kommt, können freilich nur die entscheiden, welche solches mit der Zeichnung und dem Kupferstiche zu vergleichen Gelegenheit haben. So viel wir uns erinnern, möchte wenigstens jener Verdacht, als sei der Charakter verfehlt, gegründet sein; denn Battonis Bild hat blos das Ansehn einer jugendlichen Mannesgestalt, ohne Nebenbegriff.

Von Pichler in schwarze Kunst geschabt.

Der Kupferstecher hat sich sehr brav gehalten und verdient für beide Blätter Lob; doch würden wir den heiligen Johannes dem Gegenbilde vorziehen. Die Töne wechseln weit besser ab und sind daher deutlicher und klarer. Besonders ist der Kopf einer der geistreichsten, die je in schwarzer Kunst, und, wir möchten wohl sagen, überhaupt in Kupfer geliefert worden. Nur die beiden weißen Punkte in den Augen sind ein wenig manirirt, indem sie nicht

den natürlichen Glanz des Auges vorſtellen, ſondern eben weiß aufgeſetzt ſcheinen. Die Haare ſehen wie Flammen aus, und ſind nicht gut der Stirn angeſetzt; beides aber kommt wohl vom Maler oder Zeichner her und iſt nicht des Kupferſtechers Fehler. In der Maria Magdalena iſt der Kopf auch recht hübſch und dem Original ähnlich, obwohl nicht ganz ſo geiſtreich, wie Johannes gerathen. Der Schädel, auf welchem das Buch aufliegt, könnte wohl fleißiger und beſſer gemacht ſeyn, er iſt undeutlich und gleicht eher einem Naturſpiel aus Tuffſtein als einem organiſchen Knochengebäude. Es ſcheint zwar eine Kleinigkeit, iſt aber inſofern nicht unbedeutend, als Künſtler, welche im Ganzen gute Arbeit liefern, durch Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten nur vollkommne Werke zuwege bringen können.

Der Tod des Germanicus.

Nach Pouſſin.

Dieſes ſo berühmte Bild von Pouſſin erfüllt nur unvollkommener Weiſe die ſtrengern Forderungen der Kunſt. Nicht allein daß der Gegenſtand an ſich ſelbſt nicht günſtig iſt, indem das Intereſſe deſſelben und ſeine Urſachen ohnmöglich zur Anſchauung gebracht werden können und alſo das Bild ohne Erklärung unbedeutend bleiben muß; ſondern der Künſtler hat auch die Hauptmotive ſeiner Ge-

ſchichte mehr politiſch wichtig als menſchlich und rührend gewählt. Die vielen Figuren der Krieger bringen ein unruhiges Getümmel in die ernſte Scene, und es ſcheint als ob man des Inhalts eben darum nicht kundig würde.

Daß Agrippine das Geſicht verbirgt, iſt vielleicht gelehrt, in Anſpielung auf den Agamemnon des Timanthes; aber wohlgethan iſt es nicht, denn da ihr Jammer, ihre Seufzer nicht gehört werden und der Ausdruck ihres Schmerzes in den Zügen nicht ſichtbar iſt, ſo erregt ſie wenigſtens minder unſere Theilnahme, und, gewiß! der Ausdruck alles Schmerzens war in den übrigen Figuren nicht erſchöpft, oder der Maler hat wenig Vermögen beſeſſen, den Affect zu ſchildern.

Oft bemerkt man in Pouſſins Werken Nachläſſigkeit in der Anordnung der Theile und dieſes iſt auch hier der Fall. Es ſind mehrere Beiſpiele von unſtatthaftem Zuſammenſtoßen der Linien u. ſ. w. Dem vornehmſten Krieger, welcher vor dem Germanicus die Hand aufhebt und ſchwört, ſeinen Tod zu rächen, iſt der Mantel wirklich ſo geſchmacklos und unglücklich umgehangen als möglich und er iſt doch eine der Haupt- und hervorſtechendſten Figuren des Werks. Die Gruppe der Weiber iſt nicht übel zuſammengeſetzt und Germanicus gut gezeigt und erhält das Hauptlicht. Das Ganze hat das Anſehen einer pomphaften Theaterſcene.

In ſchwarzer Kunſt von Freidhof.

Derſelbe hat ſich bei dieſer großen Platte und den vielen Figuren ſehr gut und wacker benommen. Die Formen ſind getroffen, Falten, Waffen u. ſ. w. ſauber und fleißig ausgeführt. Die Köpfe ſind nicht leer, ſondern haben alle etwas geiſtreiches. Germanicus ſollte freilich

edler sein, aber dieses ist Fehler des Originals, nicht des Kupferstechers. Daher kommt es auch, daß das ganze Bild in seinem Grund von Architectur und in den etwas zurückstehenden Figuren etwas mattes hat und nicht genug aus einander geht, denn eben dieses ist ein Charakter von Poussins Bildern und stellt den bräunlichen Farbenton vor, in welchem er die entfernteren Gegenstände zu malen pflegte.

Maria mit dem Kinde.

Von Correggio.

Liebliche Gruppe in Correggios Geist der Huld und Anmuth, zart empfunden und sehr angenehm geordnet. Auch die Formen verdienen Lob, sie sind rundlicht aber übereinstimmend.

In schwarzer Kunst von Freidhof.

Den Augen der Madonna und dem Munde des Kindes fehlt es an Geist. Vielleicht hat der Zeichner, vielleicht der Kupferstecher die Schuld. Uebrigens ist das Blatt recht gut gemacht.

Du irrst gewiß, und wie du sonst zur Freude
Von andern dichtest, leider dichtest du
In diesem Fall ein seltenes Gewebe,
Dich selbst zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwey zu reißen, daß du frey
Den schönen Weg des Lebens wandeln mögest.
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Tasso allein.

Ich soll erkennen, daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle List
Und alles heimliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt!
Bekennen soll ich, daß ich unrecht habe,
Und manchem unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angesicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt!

Josephs Abscheu vor Laster.

Gemalt von Cignani, Dresdner Gallerie.
Von Seidelmann gezeichnet.
Von Freidhof in schwarzer Kunst geschabt.

Gegen das berühmte Originalgemälde des Cignani möchte manches einzuwenden sein. Wir wagen wenigstens nicht, es für ein sehr vorzügliches Kunstwerk auszugeben, indem solches zwar fleißig ausgeführt und bis auf wenige tadelhafte Stellen auch gut geordnet ist; aber übrigens in Rücksicht auf Geist, Ausdruck und Formen keine großen Verdienste hat. Es wäre dann, daß man den buhlerischen wilden Affect, der in dem Gesichte der Frau glücklich genug ausgedrückt ist, und auch zu ihren Zügen paßt, aber keineswegs reizend oder malerisch, auch nicht einmal geistreich ist, hoch anrechnen wollte.

Joseph sagt und bedeutet in der That nichts. Es ist kein Fortstreben, Losreißen, weder Abscheu noch Ueberwindung der entzündeten Begierde. Er sieht sonderbar mit seinen Händen in der Luft herum und es wäre in der That schlimm, wenn die Tugend in Versuchungen sich so wunderlich benehmen sollte. Was die Arbeit des Kupferstechers betrifft, so ist dieselbe schön, sehr fleißig und er hat vollkommen so viel geleistet, als von ihm zu fordern war. In dieser Rücksicht gehört dieses Blatt unter die Zahl der besten der Sammlung.

Man sieht, daß die Anordnung der Figuren von Cignani auf einen achteckigen Raum berechnet ist und daher erscheinen die im Kupfer sich angesetzten Ecken etwas leer und müßig.

Sappho sich vom leukadischen Felsen stürzend.

Gezeichnet von Rahl.

Man möchte überhaupt wünschen, daß die Figur der Sappho in Verhältniß zu den Nebenwerken etwas mehr Kraft hätte, und sich nicht nur durch die Energie der dunklen Farbien auszeichnete. Die Kunst würde alsdann weniger daran auffallen, indem auch auf die übrigen Theile des Rasens, des Felsens, der Kräuter im Vordergrunde etwas mehr Licht hätte verschwendet werden dürfen.

Die Zeichnung ist zwar weder streng richtig, noch der Ausdruck stark und bedeutend, aber im Ganzen ist Geschmack und Zierlichkeit herrschend. Die Grazie des Albano, welche Herren Rahl schon lange befreundet war, hat ihn auch hier nicht verlassen. Sollten wir ihm rathen dürfen, so würden wir ihm lieber angenehme muntere Gegenstände, sie könnten ja auch bereisch sein, als pathetische zur Behandlung empfehlen.

Geschabt in schwarzer Kunst von Freidhof.

Sauber gemacht. Vielleicht sind die Unrichtigkeiten der Formen am Hals und vom Knie auf, wenigstens zum Theil, vom Kupferstecher zu verantworten.

Christus Brustbild.

Nach Hannibal Carracci.

Wenn der Charakter von Christo eine heitere, stille Seelenruhe, unbedingte Güte und dabei das Gemüthliche der großen Huld und Liebe erfordert, so war Hannibal schon der Maler nicht, welcher dieses in einem hohen Grad leisten konnte. Irren wir nicht sehr, so ist gegenwärtiges Blatt eine Nachbildung des bekannten Christuskopfes in der Gallerie zu Dresden.

Jenes Original ist mit Meisterhand gemalt, die Formen sind rein und zierlich, wer weiß, von welcher Antike genommen, Charakter aber, eigentlich feines Gefühl und Empfindung ist nicht darin. Das Gesicht ist unbedeutend und vielleicht eben deswegen so beliebt, indem jedermann sehr bequem hineinlegen kann, was er mitbringt.

In schwarzer Kunst geschabt von Freidhof.

Daß die Formen des Originals hier nicht zu ihrem Vortheil verändert sind, mag, wir sind es geneigt zu glauben, nicht ganz an Herrn Freidhof liegen, vielleicht war die Copie, die er nachgeahmt hat, unvollkommen.

So scheint z. B. die Nase im Kupferstiche gebogen, im Gemälde ist sie es nicht, und darf es auch nicht sein.

Der Hals iſt mager, nicht gut verſtanden, und das iſt im Originalgemälde ebenfalls nicht ſo. Das rothe Gewand iſt hier im Kupfer von viel zu dunkler Tinte. Der Blick hat etwas ſtarres, unangenehmes, ſtrenges. Der Mund iſt dagegen fade und ſchwach; im Verhältniß zu den ſchwarzen Augen hätte er auch wohl einige ſtärkere Striche gelitten. Der kurze Zwickelbart hat mehr den Charakter von Schafswolle, als von menſchlichen Barthaaren, der Natur entgegen ſcheint er weicher als die Haare, die ſchnurgerade vom Haupt auf die Schulter fallen.

Kapuziner.

Von Menge.

Scheint einer der beſten Köpfe dieſes Meiſters zu ſein. Ausdruck einer anſpruch- und harmloſen alten Kapuzinernatur. Die Sorgen haben ihm, wie man wohl ſieht, nicht viel im Leben zu ſchaffen gemacht.

Schwarze Kunſt von Pichler.

Schön gemacht. Der Charakter beibehalten. Vielleicht wäre nur den Augen etwas mehr Feuer, der Kutte mehr Licht und Schatten zu wünſchen geweſen, damit der Kopf nicht die einzige auffallende Parthie im Bilde bliebe. Er ſollte die auffallendſte ſein, aber nicht allein. Ein Bild muß in Uebergange vom Hellen zum Dunkeln, vom Licht zum Schatten und ſo umgekehrt eingetheilt ſein, iſt es

anders, so wird's meneten und thut keine Wirkung mehr. So wie ein jeder Theil nur abstufungsweise aus einem Extrem in's andere übergeben kann, so muß auch das Ganze in einander übergeben. Ohne diese Vorsicht wird der Effect sogleich gesucht erscheinen und alle Anmuth verschwinden. Vielleicht lag die Schuld hievon am Zeichner, der die Localfarbe der braunen Kutte nicht in acht nahm und zu dunkel anlegte.

Der Bart ist im Charakter recht gut von den kurz geschorenen Haupthaaren unterschieden und etwas stärker und steifer gehalten.

Wilhelm III. Prinz von Oranien.

Nach Vandyk, von Michelis in schwarzer Kunst.

Der Kopf ist recht gut, geistreich, das Ganze kräftig. Der Maler hat gefehlt, daß er dem kleinen Knaben die Gebehrde eines erwachsenen Menschen gegeben und ihn dadurch der kindischen Grazie beraubt hat.

Der Mittag.

Von Claude.

Eine der vier herrlichen Landschaften in der Gallerie zu Cassel.

Gezeichnet von Nahl, geätzt von Schlicht und Schlotterbeck.

Eines der vortrefflichsten Blätter, welche die neuere Aetzkunst, oder sogenannte Aqua tinta hervorgebracht haben, von solcher Kraft und so feiner Abstufung der Töne, daß, wenn man auch annimmt, die Zeichnung des Herrn Nahl sei so vortrefflich gewesen, als sie von ihm, nach einem solchen herrlichen Meisterstück, zu erwarten war, so haben demohngeachtet die beiden Kupferstecher nicht geringes Lob verdient und ihre Kunst, als wahre Künstler, mit Einsicht und Verstand vortrefflich ausgeübt. Wir möchten niemand zu nahe treten, und das verdiente Lob gern unpartheyisch allen mit gleicher Wage zuwägen; wenn aber die Ehre des Silvans und die Aussicht von Maria-Stein, von denen nachher die Rede seyn wird, mit nicht weniger Kunst gemacht sind, so sieht doch dieses Blatt, wegen dem poetischen Werth seines Urbildes, höher und, nach unserm Gefühle, fällt aus dieser Ursache immer Wahl und Neigung vor allen auf dasselbe. Es ist aber nicht nur als Gegenstand anziehend, sondern auch als Kunstwerk unterrichtend. Die große Kunst des größten Meisters der Landschaft, Schatten und Licht zu vertheilen, ist

darin sichtbar. Es ist übereinstimmend und sanft und doch dabei deutlich und macht Effect, ohne die Affectation schwarzer übertriebener Schatten. Mit dem spähenden Blicke der Kritik haben wir, ohne aus den Schranken vernünftiger Billigkeit zu treten, keinen Fehler von Belang daran ausfinden können, außer daß uns die Luft nicht den heiteren leichten Charakter zu haben scheint, wie man solche in den Werken von Claude zu sehen gewohnt ist. Ob solche im Originalbild Schaden genommen, ob der Fehler auf den Zeichner oder auf die Kupferstecher fällt, wissen wir nicht zu entscheiden.

Eiche des Silvans.

Zeichnung von Hackert.

Vielleicht mehr ein Kastanienbaum. Es ist ein schönes, einfaches Bild, weil eben der Baum als Hauptgegenstand das ganze Blatt ausfüllt. Die übrigen Bäume, welche im zweiten und dritten Grund stehen, sind fast nur als Nebenwerke anzusehen. Unter dem Baum steht eine Herme des Silvan und Hirtenmädchen, die sie kränzen. Das ganze Werk scheint mit großer Practik und sehr methodisch, in Ansehung des Auftrags der Tinten, gemacht und mag derohalben eine der guten Arbeiten von Hackert in dieser Art sein.

Geätzt von Schlotterbeck und Hackert selbst zugeeignet.

Der eigenthümliche Charakter von Hackerts Zeichnung ist in diesem Blatt so meisterhaft ausgedrückt, daß man den-

selben erkennen würde, wenn gleich der Name nicht dabei gesetzt wäre. Seine freie und sichere Methode, auf jedem Grund von hinten herein die Tinten zu verstärken, ist recht deutlich hier angegeben. Der große Baum selbst als Hauptgegenstand ist von vortrefflich schöner Form, das Blätterwerk überaus zierlich und deutlich gezeichnet, in große Partien gehalten, die Aeste laufen leicht, frei, natürlich. Die Beleuchtung verdient Lob, die Lichter sind nicht grell, aber zusammengehalten und thun darum doch Wirkung. An der vordersten Masse von Schatten, welche etwas stark ist, merkt man das Bedürfniß der Kunst.

Aussicht vom Kloster Maria-Stein
im Canton Solothurn.

Von Wirrmann gezeichnet, geätzt von Haldenwang.

Auch ein wirkliches Meisterstück in seiner Art. Prospect in ein sehr fruchtbares und malerisches Thal, das wohl angebaut und mit der üppigsten Vegetation geziert ist. Fast zuhinterst liegt, auf der Höhe eines Felsens, das Kloster. Wo die Kunst sich am meisten zeigt, ist am Vordergrunde, wo eine große Eiche die triumphirende Hauptpartie des Bildes ausmacht. Blätter, Moos, Rinde des Stammes sind allerdings musterhaft, eben so am Fuße des Baumes die Kräuter und das Buschwerk, welche den Vordergrund reichlich staffiren. Ein einziger Busch nur,

der das Licht empfangt, iſt heller geraiben, als er, vermöge ſeiner grünen Lokalfarbe, ſein dürfte und läßt daher ein wenig zu grell und affectirt. Im fernen Hintergrund möchte die Originalzeichnung vielleicht flüchtig gemacht ſcheinen. So iſt auch die Luft etwas flach.

Anſicht von Tells Capelle.

Von eben denſelben.

Man erkennt ſich in der Gegend leicht wieder, doch iſt das Große, Majeſtatiſche der Natur nicht in die Zeichnung übergetragen. Die Berge ſcheinen nicht groß, nicht hoch genug. Die Luft iſt etwas düſter, als ob ein Gewitter da ſtünde. Den Wellen des Sees fehlt es an Mannigfaltigkeit, ſie ſind flüchtig praktiſch gemacht und, ſo zu ſagen, über einen Kamm geſchoren.

Der Kupferſtecher iſt der Arbeit wegen nicht zu tadeln. Wenn dieſes Blatt ſein Gegenbild, das obige, nicht erreicht, ſo ſcheint es eher der Zeichnung zuzuſchreiben, welche nicht mit dem Fleiß gemacht ſein mag wie jene.

Thal Oberhasli mit dem Dorfe Meyringen.

Zeichnung von Birrmann.

Wahrscheinlich fällt auf den Zeichner die Schuld, daß das ganze Bild wenig Abwechslung von Schatten und Licht zeigt und daher ein etwas dusires Ansehen bekommt. Die Berge der rechten Seite, auf welche das Licht fällt, contrastiren nicht genug mit denen der linken, die im Schatten stehen. Man kann jedoch den Künstler, den man zwar hieran erinnern muß, doch eigentlich nicht schelten, denn der Mangel scheint aus einer sehr löblichen Absicht und eigentlich aus seinem Wunsch, die Natur treu nachzuahmen, entsprungen zu sein. Er hielt sich an die Lokalfarben und wollte das Grüne, Thauige der reinen Vegetation dieses Alpthals, wie es scheint bei Morgenlicht, ausdrücken und hielt also selbst die lichtempfangende Seite gedämpft; da nun, zufolge der Beleuchtung, die ganze linke Seite mit dem Vordergrund beschattet ist und der Künstler, gegen seinen eigenen Vortheil, sein Bild in einer beträchtlichen Ferne vom Standpunkte anfangen läßt (Bäume, welche die nächsten Objecte sind, haben kaum den vierten Theil der Höhe des Bildes); so erhält es keine großen Massen von tiefen Schatten und kann auch kein energisch Licht entgegen setzen. Es entsteht überdem noch hieraus der Nachtheil, daß die Größe der Gegenstände überhaupt schwindet, und, weil es gewissermaßen unter einen verkleinerten Maaßstab gebracht ist, so sieht das Bild reich aus, aber nicht groß.

Ich soll es tief empfinden, wie der Fürst
Mit offner Brust mir seine Gunst gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, schwach genug,
Von meinen Feinden sich das Auge trüben
Und seine Hand gewiß auch fesseln läßt!

Daß er betrogen ist, kann er nicht sehen,
Daß sie Betrüger sind, kann ich nicht zeigen,
Und nur damit er ruhig sich betrüge,
Daß sie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich stille halten, weichen gar!

Und wer gibt mir den Rath? Wer dringt so klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Lenore selbst, Lenore Sanvitale,
Die zarte Freundinn! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je!
Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr
Mir ihre Gunst, mir ihre Zärtlichkeit
Mit süßen Worten zeigte! Nein, sie war

Aqua tinta.

Herr Haldenwang hat sein Vorbild trefflich nachgeahmt, den Character der Zeichnung recht gut beibehalten und, mit einem Wort, sich als achtenswerthen Künstler bewiesen. Die Luft ist, so wie in vielen Blättern von Aqua tinta, auch hier etwas zu düster, wodurch der Effect überhaupt leidet, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, der Tag, die Heiterkeit, das Frohliche verloren geht.

Ansicht des Jungfrauhorns im Lauterbrunner Thal.

Von Waber.

Dadurch, daß das Blatt in die Höhe gezeichnet, auch die Gegenstände des Vordergrundes größer sind und also das Bild in einer angemessenen Nähe vom Standpunkt anfangt, hat Herr Waber den Vortheil erlangt in seinem Gegenstand den Character des Großen mehr zu treffen als es Herrn Birrmann im vorigen Bilde gelang. Auch seine Beleuchtung ist nicht monoton, sondern läßt Licht auf den Vorgrund fallen; doch ist es besonders auf den nächsten Baum etwas zu hell und grell gehalten und druckt die Localtinten nicht gut aus. Ueberhaupt hat der Baumschlag, so wie das Ganze, in Vergleichung mit Birrmanns Arbeit, einen etwas manirirten Character, ist

nicht völlig so treu der Natur nachgeahmt, sondern es läßt sich darin mehr conventionelle Kunst, gelernte, angenommene Weise sehen.

Aqua tinta von Haldenwang.

Der Kupferstecher hat wirklich viel gethan, da er in diesem und dem vorigen Blatt die zarten Unterschiede des Characters der Zeichnung beizubehalten wußte.

Ansicht des Wasserfalls

und der

Mühle bei Ragatz in Graubündten.

Gegenbild.

Nicht so groß, aber vielleicht noch wilder, romantischer. Der Waldstrom tobt aus einer Felsschlucht hervor und die Häuser sind am hohen Ufer, am Fuß steiler Gebirge und unter überhangenden Klippen angelegt.

Aqua tinta von Haldenwang.

Herrn Haldenwangs Arbeit ist fast eben so gut gerathen wie im obigen und überhaupt noch etwas kräftiger. Selbst die dunkelsten Schatten sind noch klar und die Gegenstände in denselben deutlich. Beide Blätter haben wirklich ein täuschendes Ansehen schöner Zeichnungen.

Wasserfall der Aar, zu Unterwesen, Canton Bern.

Gezeichnet von Birrmann.

Heitere, freundliche, malerisch ländliche Gegend am Flusse, belebt vom mäßigen Fall desselben, sowie von Gebäuden und Mühlen die am Ufer liegen. Ein Paar Schiffer sind mit ihrem Nachen beschäftigt. Das Ganze hat den Character des Angenehmen, Zierlichen, mehr lieblich als groß. Der Zeichner und Kupferstecher haben alle beide die Aufgabe mit Kunst und Fleiß gelöst.

Aqua tinta von Haldenwang.

Der Berg ist besonders vortrefflich gelungen, mit der ganzen Nuanzierung von Licht und Schatten, die Gegenstände alle deutlich und das Ganze übereinstimmend.

Der Schiffbruch.

Von Vernet

und

Der Wetterstrahl.

Von Hackert gemalt.

Beide von Haldenwang geätzt. Sie sind nach der, aus vorigen Blattern schon bekannten Geschicklichkeit die-

ſes Künſtlers, ſauber gearbeitet. Wir werden blos durch die Bilder, welche zum Muſter gedient haben, zu einigen Betrachtungen veranlaßt.

In Vernets Bild fehlt es an Ausdruck. Es ſind berghohe Wellen und Schiffe, die ſchon am Felſen brechen, ertrunkene Menſchen, andre die ſich retten und doch kein Getümmel, kein Sturm, oder vielmehr keine Anſchauung des Sturms.

Hackerts Werk iſt zwar beſſer, doch auch einige Anmerkungen! Es iſt Sturm bei einem nächtlichen Gewitter. Zwei Wetterſtrahle zucken aus den Wolken und erleuchten die Scene. Ein felſiges Geſtade mit Bäumen an einem kleinen See, deſſen Ausfluß über Steine rollt. In einiger Entfernung ſteht ein runder Tempel, hinten ſind niedrige Berge. Vorne verſtecken ſich acht weibliche Figuren in einer Grotte, drei ſtehen im Freien und erſchrecken vor dem Blitze. Die fernen Gegenſtände ſind alle deutlich, obſchon kein ander Licht, als von dem Blitz, das Bild beleuchtet. Ein Baum iſt vom Sturm abgebrochen, darniederliegend. Der Blitz ſchlägt nirgend ſichtbar ein, fahrt hinter den Bäumen, die bei dem Tempel ſtehen, nieder, äußert alſo ſeine gewaltſam verheerende Wirkung nicht. Das Ganze iſt blos auf Beleuchtung, nicht auf Wirkung fürs Auge, nicht auf Ergreifen des Gemüths berechnet.

Die Geberden der Figuren ſind nicht wie ſie ſein ſollten. Mehr jammernd, als in der Verwirrung ſich bückend, zuſammenfahrend, ſich bergend und Schutz ſuchend.

Der Waldſtrom.

Von Zuck in ſchwarzer Kunſt mit Rouletten.

Der Waſſerfall.

Von Freidhof ganz ſchwarze Kunſt, beide nach Ruysdael.

In beiden iſt das ſtürzende Waſſer ſehr gut nachgeahmt, es gleitet klar und verwandelt ſich in Schaum. Nicht leicht iſt dergleichen beſſer dargeſtellt worden. Die Originalbilder ſcheinen ein wenig verdüſtert zu ſein; die Luft iſt ſehr traurig, voll Wolken und im erſten auch die Bäume ſchwarz. Vielleicht hätten dieſe Gemälde nicht geſtochen werden ſollen? Denn ihr Verdienſt iſt nur noch an dem einzelnen Theile, dem Waſſer, ſichtbar und die Ausführung des übrigen iſt nicht mehr deutlich. Man mußte alſo dazu und davon thun. Und da geht es denn wie bei Reſtaurationen, wo man nicht weiß, ob Lob oder Tadel den erſten Meiſter oder den Reſtaurator trifft. Schwarze Kunſt iſt wohl überhaupt nicht die bequemſte Manier für Landſchaften.

Aussicht bei Vietri

am Meerbusen von Salerno

und

Grotte des Neptuns

bei Tivoli.

Beide nach guten Zeichnungen, von Hackert, doch nicht mit der Eiche Sylvans zu vergleichen. Die erste hat das Heitere und Freie einer Meeresgegend gut wiedergegeben.

Felsengestade bei Sorrento.

Zwei Stücke.

Beide nach leichten Zeichnungen von Hackert. **Nro. 1.** ist die bessere. Der Kupferstecher hat das Vorbild gut nachgeahmt. Hackert ist unverkennbar, der Fels ist gut, das ruhige Wasser sehr klar, die Luft ruhig und heiter.

In der Grotte Neptuns ist das Wasser des kleinen Falls im Vordergrunde etwas steif gearbeitet.

Die Hirten an den Appenninen.

Von H. Roos.

In der Münchner Gallerie.

Nro. 1. Stellt ruhendes Vieh, Hirten und Ruinen vor. Ein heiteres, liebliches Bildchen, angenehm gedacht. Es hat alle Ruhe, welche einer solchen Pastoralscene zukommt, und scheint den Mittag vorzustellen.

Nro. 2. Einsame, stille Gegend; durch ein Wasser wird Vieh getrieben. Es scheint Abend zu sein.

Beide geätzt von Ostermeyer.

Dieser Künstler versteht ebenfalls vortrefflich die Aqua tinta zu behandeln. Das leicht Duftige in dem Baumschlag von Nro. 1. ist in der That meisterhaft gerathen, das Ganze thut einen hübschen Effect, weil Licht und Schatten von dem Maler des Originals gut vertheilt und hier wieder gut nachgeahmt sind.

Nro. 2. Ist in Betracht des Aetzens noch hübscher gemacht, besonders die heitere Luft, mit leichten schwebenden Wolken, trefflich und besser als in allen andern Blattern. Der Baumschlag ist auch leicht, doch nicht so duftig wie in Nro. 1. Hie und da sind auf Bäumen und Steinen grelle Lichterchen angebracht, welche, der Harmonie des Ganzen wegen, wegzuwünschen wären und der Ruhe etwas schaden. Es scheint jedoch dieses nicht sowohl auf Rechnung des Kupferstechers als des Malers zu kommen.

Die Meierei.

Landschaft von Rubens.

Mit Kühen und Hirten.

Geätzt von Oſtermeyer, welcher dem Ganzen das Anſehen einer Federzeichnung, mit Tuſche ausgeführt, gegeben und das Geiſtreiche, Rede, das Rubens in ſeiner Landſchaft zeigt, wohl getroffen hat.

Character der Kunſtler.

Aqua tinta.

Haldenwang und Schletterbeck ſind in rühmlichem Wettſtreit. In des erſten Ausſicht von Maria Zell und des andern Eiche des Silvan iſt das Kräftige, ſo wie der Baumſchlag, faſt gleiches Lobes werth. Beide Blätter zeichnen ſich hierin aus, man irrt unentſchieden von einem zum andern. Dort reizt der Reichthum der Ausſicht, hier der einfache Gegenſtand, aber das Kunſturtheil entſcheidet nicht eigentlich.

Im Weichen, Sanften, Angenehmen, Glatten, Vereinigten der Tinten iſt das Überbaslithal vom erſteren ebenfalls meiſterhaft, dagegen iſt von eben dieſer Seite die Landſchaft nach Claude nicht minder zierlich, heiter,

erfreulicher, milde von Effect. Bei allem Sanften aber größer, Schatten und Licht sind künstlicher, besser verstanden. Wir wissen nicht, wie viel Theil Schlicht, den wir weiter nicht kennen, daran gehabt; es macht ihm aber immer Ehre, auch nur einiges an einer solchen Platte gearbeitet zu haben.

Ostermeyer ist ebenfalls ein tüchtiger Künstler in dieser Manier. Wir haben bemerkt, daß die Luft in seinem Nro. 1. nach Roos die besiegerathene ist, unter allen diesen Blättern. Die Bäume des Mittelgrundes in Nro. 2. sind hübsch duftig, nur geht der Baumschlag etwas ins Kleinliche. In diesem Stück sind Schletterbeck und Haldenwang ihm überlegen, indessen mag dergleichen auch wohl von den Bildern herkommen, deren Manier er nachzuahmen hatte. Derselbe sollte nun ebenfalls einen Versuch nach einer Zeichnung von Hackert, Virrmann oder Nabl machen.

Schwarze Kunst.

Wenn man Herrn Pichlers und Freidhofs Arbeiten gegen einander hält, so scheint sich die Wage zum Vortheil des erstern zu neigen. Der Triumpf der Omphale gegen den Germanikus, den Johannes gegen die Sappho, den Kapuziner gegen die Madonna mit dem Kinde gehalten, ist in den ersten mehr Kraft, mehr Fähigkeit den Character auszudrücken, auch mehr Freiheit; aber Freidhof ist zart, fleißig, lieblich und hat sich, wenn er auch nicht an Pichler reicht, im Tod des Germanikus als ein guter Künstler erwiesen und verdient viel Lob; so ist es auch mit dem Blatt nach Cignani.

Michelis hat Vorzüge vor Huck und in Absicht auf Kraft und Wirkung ist er mit Treidhof zu vergleichen.

Nun noch einiges über solche Institute überhaupt und über gegenwärtiges im besonderen.

Hat ein Unternehmen dieser Art den blos kaufmännischen Zweck, bei dem es darauf ankommt, der Laune, dem Bedürfniß eines jeden das ihre zu reichen, den Hang des Tages auszuspähen und um geringes Geld schlechte Waare zu liefern, sich geschwinden Absatz und einigen Profit zu verschaffen, um vielleicht eine größere Entreprise von gleichem Gehalt, in derselben Absicht, anzufangen; so finden wir darüber nichts zu sagen, es gehört nicht in unsern Sprengel und man nehme mit dem Gewinn auch seinen Lohn dahin; hat aber eine speculirende Gesellschaft zugleich den gemeinnützigen Zweck, durch die Kupferstecherkunst schöne Ideen großer Künstler zu verbreiten, sie zur allgemeinern Anschauung zu bringen und dadurch auf den Geschmack der ganzen Nation, oder mehrerer Nationen zu wirken, dessen Verbesserung zu bewirken, oder wenigstens so viel möglich dazu beizutragen, wie es bei der Dessauischen Chalkographie der Fall ist; so wird es Pflicht nach einer Darstellung des Geleisteten, auch einige Gedanken und Vorschläge zur Förderung des guten Vorsatzes nachzubringen.

Wenn das Institut seinen Zweck erreichen und wirken soll, so muß es bestehen können, und bei den besten Absichten muß es also dem Geschmack des Publikums entgegen kommen. Es kann ihn nicht zwingen und mit

Und bleibt ein listig Herz, sie wendet sich
Mit leisen klugen Tritten nach der Gunst.

Wie oft hab' ich mich willig selbst betrogen,
Auch über sie; und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte sie, und schmeichelte mir selbst.
So ist sie gegen andre, sagt' ich mir,
Doch gegen dich ist's offne treue Meinung.
Nun seh' ich's wohl, und seh' es nur zu spät:
Ich war begünstigt, und sie schmiegte sich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt sie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie schleicht heran und zischt mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberische Töne.
Wie lieblich schien sie! Lieblicher als je!
Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!

Gewalt beſſern; aber es kann ihn lenken. Da nun der allgemein herrſchende Geſchmack noch zur Zeit nicht unbedingt das Ernſte, Große, Erhabene ertragen kann, ſo bleibt nur übrig, ſich auf das Gefällige einzuſchränken und ſich auf dieſer Mittelſtraße zu erhalten. Der Fall wird zuweilen eintreten, daß man, in Einzelnen, der Forderung, dem Hang, der Zeit zu Liebe, abwärts weichen muß, man wird im Gegentheil aber auch wieder Gelegenheit finden, auf der andern Seite gegen das Beſte und unbedingt Edle und Große einen Schritt zu wagen und Stücke dieſer Art von Zeit zu Zeit gleichſam unterzuſchieben, um den ſchwächern Geſchmack auch allmählig daran zu gewöhnen.

Iſt es nun nothwendig, Bilder zu wählen, welche ſich zu einem gewiſſen Geſchmack und Character neigen, ſo iſt es zum wenigſten eben ſo wichtig, acht zu geben, ob ein Gemälde ſich auch im Kupferſtich gut ausnehmen werde? ob diejenigen Eigenſchaften, um welcher willen es als Gemälde gefällt, in den Kupferſtich übertragen werden können? oder ob ſie von der Art ſind, daß ſie der Malerei ausſchließlich angehören?

Alle Gemälde, deren Hauptvorzüge im Colorit, im lieblichen Farbenton, der ſich über das Ganze verbreitet, im ſchönen Pinſel und in großer Ausführlichkeit und Sauberkeit beſtehen, ja ſelbſt diejenigen, welche blos durch das Geiſtreiche der Ausführung gefallen, können niemals mit vollkommen gutem Erfolg in Kupfer geſtochen werden. Der Kupferſtecher könnte ſeine Schuldigkeit daran gethan haben und das Blatt würde, blos um dieſes Mißgriffs willen, doch keinen Beifall finden. Hingegen wird große Wirkung durch Licht und Schatten, erleſener Ge-

ſchmack in Formen und Falten, vorzügliche Anordnung, es werden ſchöne Gedanken überhaupt und rührende Motiven im einzelnen, ſich gut in den Kupferſtich übertragen laſſen und gewiß eine günſtige Aufnahme finden.

Dieſen Beſtimmungen zufolge iſt alſo manches in gewiſſen Rückſichten vortreffliche Bild nicht geeignet, um in Kupfer geſtochen zu werden, ja die Zahl derjenigen, welche es ſind, wird, inſofern man ſich blos ans Gefallige halten ſoll, noch mehr eingeſchränkt. Wir haben dieſe Beſchränkung zum Theil ſelbſt gefühlt, indem wir uns bemühten der Geſellſchaft fürs künftige einige Bilder vorzuſchlagen, die, nach allem dem, was wir oben bemerkt haben, ſowohl den Geſchmack des Publikums erheben und bilden, als auch der Geſellſchaft in Rückſicht des Abſatzes Vortheile bringen konnten.

Nach dem herrlichen Probeſtück, welches ihre Künſtler im Landſchaftsfache durch die große Landſchaft von Claude abgelegt, müſſen wir angelegentlichſt den Wunſch äußern: daß ſie nicht nur die drei übrigen, welche ſich in der Sammlung zu Caſſel befinden, bald liefern, ſondern auch überhaupt von Bildern dieſes Künſtlers, von denen ſie gute Zeichnungen erlangen können, ſo viele als möglich im Umlauf zu bringen ſuchen möchten.

Sodann empfehlen wir ihnen vor allen andern den Caspar Pouſſin. Seine großen Gedanken, durch die er, oft mit ſcheinbar wenig Aufwand, ſo viel Bedeutendes und ſo großen Effect hervorbringt, das Romantiſche, Antike, das uns gleichſam in die Vorzeit verſetzt, ſeine Maſſen von Schatten und Licht, ſo wie das Characteriſtiſche ſeiner Zeichnung laſſen, wenn Herr Schletterbeck, oder Herr Haldenwang von ſeinen wirklich guten Bildern in

Kupfer bringen, auf außerordentliche Dinge hoffen, die wohl gar einen sehr glücklichen Umschwung des Geschmacks in diesem Fach bewirken könnten; weil alles das Kleinliche und Schwache, das Helle, Gestaltlose, mit welchem leider! die Märkte überladen sind, davor verschwinden, oder in seiner ganzen Blöße erscheinen müßte.

Herr Schwannfeld ist ebenfalls einer der großen, gehaltvollen Künstler in der Landschaft, dessen Bilder empfehlenswerth sind. Neben ihm besteht Johann Loth, mit seinen einfachen, stillen Gegenden im Abendschein. Einige Bilder von Bergheim, in der Dresdner Gallerie, sind wahrhaft poetisch gedacht. Auch wollen wir wohl erhaltene Bilder von Ruysdael nicht ausschließen, obgleich er auf alle Weise zu denen gehört, deren Hauptverdienst in der Ausführung besteht.

Für historische Blätter wären vielleicht diejenigen Bilder des Parmegianino, in welchen er sich dem Hang zum Sonderbaren nicht überlassen, als vorzüglich brauchbar vorzuschlagen. Er ist in Gedanken schön und gefällig, seine Grazie versteckt sich nicht, Licht und Schatten sind in große Massen getheilt. Aus diesen Ursachen darf man glauben, daß z. B. seine berühmte Madonna della Rosa ein vorzügliches Blatt abgeben müßte. Eben so hat man auch noch keinen guten Kupferstich von dem Amor, welcher den Bogen schnitzt ꝛc.

Das schöne Bild von Franz Mola, Cey und Alzyone vorstellend, auch in der Dresdner Gallerie, hat ebenfalls die Eigenschaften, welche zu unserm Zweck erforderlich sind. Die Geschichte ist an sich selbst bekannt, die Figuren haben viel Gefälliges im Styl, der Effect von Licht und

Schatten ist sehr kräftig. Ebenso müßte auch die heilige Familie von C. Procanini ein schönes Blatt werden; ingleichen die kleine ruhende Madonna mit dem Kinde von F. Barozzi, Loth mit seinen Töchtern, die beiden kleinen Bilder von Nic. Poussin und andere mehr von diesem Schlag und Gehalt.

Es müßte der Gesellschaft auch leicht möglich sein, sich Zeichnungen von den vortrefflichen Bildern in Italien, die sie zu ihrem Zweck tauglich finden, zu verschaffen. Welch ein Geschenk machten sie nicht allen Kunstfreunden mit dem Wunderbild des Guido, die Apostel Peter und Paul vorstellend, in der Gallerie Zampieri, zu Bologna, wenn Herr Pichler solches in schwarzer Kunst arbeitete! Was würde nicht dieser Künstler geleistet und welchen Ruhm und Dank sich erworben haben, wenn er, anstatt des Johannes von Batteni, den Johannes von Raphael geliefert hatte! Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, wenigstens in der Zukunft dergleichen Blatter von der Gesellschaft zu hoffen. Wie wenig sind noch die reizenden Gedichte des Julius Romanus aus dem Palaste del T. zu Mantua, die herrlichen Werke der Caracchen im Palaste Fava Magnani, und im farnesischen Cabinet bekannt! Wir haben noch nicht einmal gute Kupferstiche weder von der Venus, noch von Rinald und Armida, zwei Meisterstücken des Hannibal, in der Gallerie zu Capo di Monte zu Neapel. Eben dieses Meisters Landschaften, welche man hin und wieder sieht, würden dieses Fach würdig vermehren. Ebenso die von Domenichino, von Viola, von Johann Baptist Viola, von Tintoret, von Albano und von Guereni.

Nach der Wahl der Bilder hat die Gesellschaft nun

noch auf die Zeichnungen, nach welchen geſtochen werden ſoll, vorzügliche Aufmerkſamkeit zu verwenden.

Es iſt nicht genug, daß eine ſolche Zeichnung fleißig und ſauber ausgeführt und daß die Umriſſe u. ſ. w. richtig ſeien, es erfordert noch weiter eine reife Kunde der maleriſchen Wirkung und ein beſonderes Studium des Verhältniſſes der ſämmtlichen Farben zu der Einen Farbe, zu der Urfarbe, in welche nun das Gemälde, um ſo zu ſagen, überſetzt werden ſoll. Dieſes iſt eine Sache von der größten Wichtigkeit, von welcher die ſchöne Wirkung der Kupferſtiche ganz abhängt. Wir haben aus dem Grund, weil dieſes ſo wenig erwogen worden, noch bis jetzt keinen Kupferſtich nach Correggio der die liebliche Wirkung der Bilder, worin doch eins der vorzüglichſten Verdienſte derſelben liegt, wir wollen nicht ſagen, ausdrückte, ſondern nur ahnden ließe.

Wir ſagen etwas, was den meiſten Künſtlern bekannt iſt: daß nämlich ein gelbes, rothes, blaues, grünes Gewand im Kupferſtich durch mehr und weniger hell bedeutet wird, aber auch die Wirkung, wie eine Farbe mehr als die andere das Auge lockt und anzieht, muß in Anſchlag kommen und kann ebenfalls durch mehr oder weniger Energie des Lichtes und des Schattens nachgeahmt oder wenigſtens bedeutet werden.

Wir wiſſen zwar, daß wir hiermit viel fordern, wir wiſſen aber auch durch das Zeugniß der vorhin beurtheilten Blätter, daß wir viel von den Kupferſtechern der Geſellſchaft erwarten dürfen, und es iſt alſo bloß zu ſorgen, daß ſie ſo gut als möglich durch Zeichnungen unterſtützt werden. Gewiß das Bischen mehr Aufwand, welches dieſes allenfalls verurſachen könnte, verdient nicht

in Betracht gezogen zu werden und muß reichlich wieder einkommen. Eine vorzüglich gute Zeichnung nach einem vortrefflichen Bild behält ja auch, nachdem sie benutzt ist, noch immer ihren Werth, da hingegen eine mittelmäßige, nach einem unbedeutenden Bild, schwerlich einen Liebhaber findet. Der Kupferstecher wird überdem nach einer guten Vorschrift mit mehrer Lust arbeiten und im entgegengesetzten Fall wird er eben so viel Zeit bedurfen, ein mittelmäßiges, wenig erfreuliches Blatt hervorzubringen.

Nachricht an den Künstler

und

Preisaufgabe.

1799.

Aus den Propyläen, Bd. II, Stück 1, Seite 162—170 abgedruckt.

Die Abhandlung über jene Gegenstände, an welche sich der bildende Künstler vorzüglich halten sollte*), hat, wie uns eingegangene Nachrichten und Anfragen von Freunden, nicht weniger die öffentlichen Urtheile gezeigt, erwünschte Theilnahme gefunden. Es wäre der gegenwärtigen Absicht nicht angemessen, Einwürfe, welche von Einigen gemacht worden, zu widerlegen, oder sich umständlich über eins und das andere erklären zu wollen, das sie mißverstanden zu haben scheinen; der Zweck, den man

*) Die Propyläen hatten im ersten und zweiten Stück einen Aufsatz mitgetheilt: „Ueber die Gegenstände der bildenden Kunst." Den Inhalt desselben siehe vorn, Seite 12.

damit zu erreichen suchte, ist erreicht, und eine Frage, die der Kunst von der größten Wichtigkeit sein muß, aber von den Künstlern lange nicht genug beherziget worden, wieder in Anregung gebracht; doch es darf hiebei nicht bleiben, wenn gute Wirkungen entstehen, wenn andere sich der Sache weiter annehmen und das, was wir angefangen, fortführen sollen.

Ein jeder Künstler wird bei einem einzigen Versuch, den er aus eignem Triebe macht, oder zu machen veranlaßt wird, über alles tiefer nachdenken und dahin eindringen, wohin ihn keine Schrift, wie gut sie auch abgefaßt wäre, je leiten könnte. Aus diesem Grund schien es uns wohlgethan, wenn wir einem jeden, der Lust sich zu versuchen hat, Gelegenheit gaben, jene aufgestellten Maximen practisch zu prüfen. Wir schlagen in dieser Absicht, zur Concurrenz für alle Künstler einen für die Darstellung nach unserer Ueberzeugung tauglichen Gegenstand vor, und sagen demjenigen, der solchen in einer Zeichnung am besten behandelt, eine Prämie von zwanzig, und dem, der sich zunächst anschließt, eine Prämie von zehn Dukaten zu.

Homers Gedichte sind von jeher die reichste Quelle gewesen, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben und wir wollen uns daher auch im gegenwärtigen Falle an dieselben halten. Vieles ist bei ihm schon so lebendig, so einfach und wahr dargestellt, daß der bildende Künstler bereits halbgethane Arbeit findet; ferner hat die Kunst der Alten in dem Kreis, den dieser Dichter umschließt, sich eine Welt geschaffen, wohin sich jeder edle, moderne Künstler so gern versetzt, wo alle seine Muster, seine höchsten Ziele sich befinden.

Vielleicht bietet ſich uns ein andermal Gelegenheit dar, eine allgemeine Ueberſicht von den zur Darſtellung vorzüglich bequemen Gegenſtänden zu geben, die in der Ilias und in der Odyſſee enthalten ſind, ſo wie wir alsdann auch vor den widerſtrebenden warnen wollen, an denen ſich, unerklärlicher Weiſe, die Künſtler ſo oft zu vergreifen pflegen.

Bei unſerer jetzigen Abſicht haben wir in der Wahl eines Gegenſtandes ſorgfältig darauf Bedacht genommen, daß er jene als Regel aufgeſtellte Bedingung erfülle und ſich ſelbſt ausſpreche. Er ſollte für Maler und Bildhauer gleich günſtig ſein, damit beiderlei Künſtler bei der Concurrenz gleiche Vortheile genöſſen. Ferner ſchien dabei das Gefällige dem Pathetiſchen vorzuziehen, weil wir wünſchen, daß das Unterhaltende der Arbeit viele reizen möge, ihre Kräfte zu verſuchen, und ein jeder, er mag nun den Preis erhalten oder nicht, zu ſeinem Werke hernach deſto leichter einen Liebhaber finde und ſich nicht umſonſt bemüht habe.

Die Scene, am Ende des dritten Buchs der Ilias, wo Aphrodite (Venus) dem Alexandros (Paris) die Helena zuführt, vereinigt in ſich alle erforderlichen Eigenſchaften. Man mag ſie als Geſchichte, als ſymboliſche Darſtellung, oder blos in Rückſicht auf das rein Menſchliche betrachten, ſo ſpricht ſie ſich allemal ſelbſt vollkommen aus, wirkt angenehm auf jedes Auge, jedes Gefühl und über alles dieſes hat ſie für die gegenwärtige Abſicht noch den Vortheil weniger Figuren, wodurch der Künſtler in Stand geſetzt wird, auf kunſtgerechte Ausbildung des Ganzen deſto mehr Fleiß zu verwenden.

Es iſt nicht das erſtemal, daß dieſer Gegenſtand durch

bildende Künstler behandelt wird, wir finden denselben auch in Flaxmanns in Kupfer gestochenen Zeichnungen zur Ilias in der That geistreich gefaßt; doch ist Anordnung sowohl als die Zeichnung sehr fehlerhaft, welches wir hier nur, beiläufig, zur Nachricht für diejenigen Concurrenten, welche jene Kupferstiche gesehen haben oder allenfalls selbst besitzen, anmerken wollen.

Wir laden also alle Künstler, denen diese Blätter zeitig genug zu Händen kommen, ein, ersuchen jeden, der die Kunst würdig treibt und sich seine eigene Bildung angelegen sein läßt, unsern Vorschlag gefällig anzuhören, daran thätigen Antheil zu nehmen und um den obenerwähnten Preis mit zu arbeiten, der freilich nicht als Belohnung, sondern nur als Anlaß und Ermunterung angesehen werden kann.

Diejenigen nun, welche uns in diesem Falle keine Fehlbitte thun lassen, haben die Güte, ihre Zeichnungen an den Herausgeber der Propyläen dergestalt franklirt abzusenden, daß sie längstens den fünfundzwanzigsten August dieses laufenden Jahres in Weimar anlangen können. In den ersten Tagen des Septembers wird der Entschluß gefaßt und dann sogleich einem jeden sein Werk wieder zurückgesendet werden. Auch selbst diejenigen, welche den Preis empfangen, erhalten gleichwohl ihre Zeichnungen wieder zurück; denn das ganze Unternehmen hat bloß den reinen Zweck, der Kunst und dem Geschmack zu nützen, indem es die Talente in Bewegung setzt, ohne irgend eine andere Nebenabsicht.

Deswegen hält man es auch für überflüssig, die Namen der Künstler versiegelt zu begehren, vielmehr ist ein jeder gebeten, Namen und Wohnort recht deutlich hinten

Doch konnte mir die Schmeicheley nicht lang'
Den falſchen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geſchrieben
Von allem was ſie ſprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen ſucht
Und es nicht herzlich meint. Ich ſoll hinweg?
Soll nach Florenz, ſobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich ſeh' es wohl.
Dort herrſcht der Mediceer neues Haus,
Zwar nicht in offner Feindſchaft mit Ferrara,
Doch hält der ſtille Neid mit kalter Hand,
Die edelſten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürſten
Erhabne Zeichen ihrer Gunſt, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen. Leicht geläng' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

auf seiner Zeichnung zu bemerken, damit bei der Rücksendung keine Verwechselung geschehen könne.

Zweifle indessen Niemand an der strengsten Unparteilichkeit des Urtheils, welches nach unserer besten und innigsten Ueberzeugung gefällt werden soll.

Doch um jedem Verdacht zu begegnen, der oft die Preisertheilungen verfolgt, soll so offenbar als möglich gehandelt werden. Die sämmtlichen Zeichnungen sollen bei der Ausstellung unserer Zeichenschule vor die Augen des einheimischen Publikums gebracht werden, und auch das auswärtige soll über unsere Entscheidung urtheilen können. Zu diesem Zwecke wird das erste Stück des dritten Bandes der Propyläen, welches zu Michaelis ausgegeben wird, die motivirten Urtheile über die beiden Zeichnungen, denen die beiden Preise zuerkannt worden, enthalten, und zugleich werden von beiden leichte Contoure hinzugefügt werden. Von den übrigen Zeichnungen geschieht nur kurze Erwähnung, ohne die Verfasser zu nennen, sie werden blos mit Nummern bezeichnet und dabei angemerkt, um welcher Ursache willen sie denen, so den Preis erhalten, nachgesetzt worden. Auf diese Weise erfährt jeder durch die correspondirende Nummer auf der rückgebenden Zeichnung den Platz, welcher seinem Werke angewiesen worden, ohne deshalb öffentlich genannt zu werden.

Man bestimmt keine Größe, kein Format für die Zeichnungen, jedem steht es frei, das Ganze nach Belieben anzuordnen und zu gruppiren; nur wird bedungen, daß die Figuren wenigstens neun Zoll, Leipziger Maaß, hoch seien, damit sich desto richtiger über Ausdruck, Gestalt, Wissenschaft u. s. w. urtheilen lasse.

Wir empfehlen dringend die größte Einfachheit und

Oekonomie in der Darstellung. Alles Unnütze oder Ueberflüssige (man verstehe uns hier wohl), wäre es auch nur ein Nebenwerk und übrigens noch so zierlich, werden wir als einen Fehler betrachten.

Es wird keine Manier vorgeschrieben, in welcher die Zeichnungen verfertigt sein müssen, ein jeder bediene sich derjenigen, in welcher er sich am besten geübt fühlt. Auch der Grad der Ausführung sei eines jeden Neigung und Gutdünken überlassen. Allenfalls ist ein bestimmter, reinlicher Umriß mit der Feder, an welchem die Schatten lavirt, die Lichter entweder ausgespart oder mit weiß ausgehöht sind, hinlänglich; wer sich aber lieber der Kreide bedienen will, oder sich gar mit Farben bedeutender und besser auszudrücken glaubt, mag es immerhin ohne Einschränkung thun.

Wenn Bildhauer concurriren wollen, auf die wir bei der Wahl des Gegenstandes nicht weniger als auf die Maler Bedacht gehabt haben, so braucht es nicht durch Modelle zu geschehen, sondern sie können ebenfalls nur Zeichnungen einreichen. Diese wird man mit billiger Hinsicht auf die besondern Bedingungen der Bildhauerkunst beurtheilen, man wird keine große Uebung in fleißiger Ausführung oder zierlicher zarter Behandlung, auch nicht künstliche Vertheilung und Abstufung von Licht und Schatten von ihnen fordern, und im Wissenschaftlichen aus dem, was blos angedeutet ist, auf die Fähigkeit zu vollenden schließen. Jedoch verlangen wir besonders, daß die Anlage zu einem guten Basrelief darin enthalten sei.

Bei allen eingehenden Zeichnungen, sie seien nun Produkte von Malern oder Bildhauern, wird hauptsächlich die Erfindung unser Urtheil lenken. Es wird als das

höchſte, entſchiedenſte Verdienſt angerechnet werden, wenn die Auflöſung der Aufgabe ſchön gedacht und innig empfunden iſt, wenn alles bis aufs geringſte motivirt ſein wird, wenn die Motive aus der Sache fließen und Gehalt haben.

Die naiven Motive werden allemal vor den bloßen Verſtands- oder wiſſenſchaftlichen Motiven den Vorzug erhalten, weil ſie mehr intereſſiren und auf das Gemüth einwirken.

Nach der Erfindung wird hauptſächlich der Ausdruck, das iſt, das Lebendige, Geiſtreiche der Darſtellung in Betracht gezogen. Alsdann erſt die Zeichnung und die Anordnung, weil dieſes Dinge ſind, die ſchon mehr von der Wiſſenſchaft, als vom angebornen Talent abhangen. Bei Licht und Schatten ſoll vornehmlich auf die Maſſen geſehen werden. Den Künſtler, welcher die Beleuchtung bedeutend zu machen weiß, ſchätzen wir vorzüglich. Willkührliche, manierirte Beleuchtung, Schlagſchatten ohne ſichtbare Urſache, wodurch der Künſtler blos dem Bedürfniß abhilft oder vielmehr ſeine Dürftigkeit zu erkennen giebt, und wäre der Effect noch ſo groß, kommen als Fehler in Anſchlag.

Der hülflose Blinde.

Gemälde von Gerard.

1800.

Prepyläen, Band III, St. 1, Seite 123.

Der Knabe, welcher den Blinden bisher geführet, iſt von einer Schlange in den Fuß verwundet, der Alte hat ihn auf den Arm genommen und ſucht nun, mit Hülfe ſeines Stockes, ihn und ſich ſelbſt zu retten. So ſieht man den Alten alſo, wie er den eben ſterbenden Knaben, deſſen Kopf auf ſeine Schulter gelehnt iſt, im Arme hält, daſtehen, oder vielmehr wie er eben im Begriff iſt, weiter zu gehen. Er befindet ſich am Abhange des ſteilen Ufers eines Sees und alſo in augenſcheinlicher Gefahr, herunter zu ſtürzen. Er ſucht ſeine Schritte durch ſeinen Stock zu ſichern, die Ungewißheit des Tritts iſt ſehr gut ausgedrückt. Jenſeit des Sees liegt ein friedliches Dorf und hinter dieſem geht die Sonne unter, von deren letzten Strahlen die beiden Figuren prächtig beſchienen werden.

Der vereinte Ausdruck des Schmerzes, der Hülfloſigkeit und des innern Muthes, der Seelengröße iſt in des

Alten Gesicht vortrefflich gehalten und gemäßigt. So tief rührend das Ganze ist, so sehr behält es doch Würde und Grazie. Die Kenntniß davon ist nicht gesucht und nicht ein Schatten von Manier in dem ganzen Bild, vielmehr hat es eine Harmonie und Ruhe, die ich mich kaum in irgend einem modernen Bild gefunden zu haben erinnere.

Es ist das erste, das der noch jetzt sehr junge Gerard öffentlich ausstellte.

Zur Erklärung des Vorfalls läßt er die Schlange noch um den Fuß des Knaben, wo sie gebissen, gewickelt. Sie scheint getödtet, der Kopf und ein Stück Hals hangen schlaff herab, der Rachen ist geöffnet, der hintere Theil zeigt noch Leben.

Die Wahl des Sujets, so wie dessen Behandlung, giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß.

Die Figuren sind große Lebensgröße.

Das Bild gehört dem Bürger Meyer, der vor einigen Jahren hier holländischer Gesandter war, und hängt noch jetzt im Hause der holländischen Gesandtschaft.

Oeser.

1800.

Prospekten, Band III, St. 1. Seite 125.

Vor kurzer Zeit hat Deutschland in diesem Manne einen seiner ältesten und berühmtesten Künstler verloren, welcher die Ehre genoß, einst für den Nebenbuhler von Mengs zu gelten. Wir halten es deswegen dem Zweck unserer Schrift für angemessen, zu seinem Andenken und zur Berichtigung der Meinungen über ihn einige Worte zu sagen. Sein Leben und seine Schicksale zu erzählen, ein Verzeichniß seiner gefertigten Arbeiten herauszugeben, müssen wir Anderen überlassen, die besser davon unterrichtet sein können; wir schränken uns blos auf eine kurzgefaßte Würdigung des Künstlercharakters und der Fähigkeiten dieses Künstlers überhaupt ein.

Da Oeser nicht in Italien studirt hatte, auch von Natur wenig Neigung besitzen mochte, die Regeln der Kunst mit pünktlicher Strenge in Acht zu nehmen; so würde man ihn unbillig behandeln, wenn man seine Werke dem ganzen Ernst einer kritischen Zergliederung unterwerfen wollte.

In der Erfindung zeichnen sie sich gewöhnlich nicht durch hohe Gedanken, wohl gewählten poetischen Schmuck oder glückliche Allegorien aus. Auch ist die Zeichnung vernachlässigt, meistens unbestimmt und ohne viel wissenschaftlichen Gehalt, die Anordnung hält nur die Figuren überhaupt als ein Ganzes zusammen, erstreckt sich aber nicht bis auf die Theile, wo ein beständiges, wechselseitiges Aufheben des Bessern und Schlechtern, des Gefälligen und Störenden bemerkt wird. Dem Ausdruck fehlt es an Lebendigkeit und Kraft, die Behandlung wäre sorgfältiger zu wunschen, das Colorit in den hellen Stellen wirksamer, in den Halbschatten weniger grau und grünlicht. Die dunkeln Partien sind zu rußig.

Oeser gehört, wenn man seine Kunst unter einen allgemeinen, summarischen Begriff fassen will, zu der Classe derjenigen, welche in den Briefen des Sammlers Nebulisten genannt worden sind. Seine besten, ausgeführtesten Arbeiten haben noch zu viel Schwebendes, Unbestimmtes, zu leichten Sinn und halb aufgelöste Gestalten. Im übrigen aber sind es meist anmuthige Bilder, Ergießungen einer harmlosen kindlichen Seele, eines schön begabten Geistes.

Von dieser Seite betrachtet, in Rücksicht des angebornen Talents, glauben wir ihn kaum hoch genug erheben zu können. Er war ohne Zweifel einer der begabtesten Menschen unsers Jahrhunderts, und um ihn mit Mengs zu vergleichen, müßte man sagen: dieser habe durch äußerste Anstrengung, durch rastlos fortgesetzten Ernst und Fleiß ein wundersames Beispiel vollendeter Ausbildung maßiger Talente gegeben. Hingegen sei Oeser bis auf die Stufe, wohin er gelangt ist, wie spielend, aus freier Gunst

der Natur geneigen, die, mütterlich freigebig, das Füllhorn ihrer Gaben über diesen Lieblung ausgeschüttet.

Hätte er in schönern Zeiten der Kunst gelebt und den Vortheil genossen, sich in einer guten Schule zu bilden, so würde er ohne Zweifel unter den grossten Kunstlern glänzend leuchten. Spuren vorzuglich glucklicher Anlagen zur Kunst zeigen sich auffallend in allen Theilen seiner Arbeiten.

Er ist unbefangen, gewandt, wenn schon nicht oft erhaben, doch immer reich an Ideen und geschmuckt mit einer unschuldigen Grazie, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitete, ja selbst im höchsten Alter ihm noch treu und hold geblieben ist. Er zeigt uns Kinder, anmuthig und naiv, wie sie Correggio gedacht und empfunden, junge Mädchen mit der sanften liebreizenden Weiblichkeit von Albano's Nymphen, freundliche Gegenden in Aurorens Purpur getaucht oder mit der Abendröthe Glut übergossen.

Selbst das Unbestimmte, welches unter den Unvollkommenheiten seiner Kunst erwahnt werden, scheint aus einer natürlichen, aber nicht gebildeten Anlage zum sanften Harmonischen entstanden zu sein. Die Nachlassigkeit der Behandlung hatte, geleitet und gepflegt, füglich in jene schöne Leichtigkeit verwandelt werden mögen, die wir an den Werken manches grossen Kunstlers so hoch schatzen, und deren Mangel denen, welche sie nicht besessen haben, zum Vorwurf gereicht. Licht und Schatten hat Oeser zwar oft zu willkührlich vertheilt, sie sind aber doch meistens, so wie die Gewänder, in breiten Massen angelegt und zur gefälligen Wirkung benutzt.

Noch einen Beweis von dem Umfang seiner Fähigkeiten, dem strebenden Geist, der Leichtigkeit, sich in jedem

Fache zu rechte zu finden, geben seine radirten Blätter, die leicht und geistreich behandelt sind, einige plastische Arbeiten in Marmor und die Architectur-Verzierungen im Innern der Sanct Nikolaus-Kirche zu Leipzig. Diese letztern sind besonders zierlich, mit Geschmack erdacht und dem Ort sowohl, als ihrer unmittelbaren Bestimmung bestens angemessen.

Wir erinnern endlich noch, daß Oeser bei jeder Gelegenheit eine beinahe feindschaftliche Abneigung gegen die sogenannten grotesken Zierrathen zu äußern pflegte, welches man freilich nicht billigen kann, jedoch wünschten wir ebenfalls nicht, daß ihm solches zum Nachtheil angerechnet werde. Denn die Neigung oder die Mode des Geschmacks bewegt sich, wie Tage und Jahreszeiten, in beständigem Kreislauf, die eine bringt überflüssig hervor, was in den andern nicht gedeihen mag, und umgekehrt. Es würde schwer halten, darzuthun, daß eine so unmäßige Anwendung, als man jetzt von den gedachten Zierrathen überall macht, lebenswürdiger oder nützlicher sei, als unbedingtes Verwerfen derselben, auch kann der Ueberdruß daran nicht lange mehr ausbleiben. Wahre Kunst und gereinigter, ächter Geschmack werden jedoch für oder gegen etwas sich niemals partheiisch erklären, vielmehr prüfen sie alles, wählen das Beste und wenden solches an, wie ihr vorgesetzter Zweck es fordert.

Preisertheilung und Recenſion

der

eingegangenen Concurrenzſtücke.

1800.

Propyläen, Band III, St. 1, Seite 130.

Göthe ſchreibt den 28. Auguſt 1799 an Schiller: „Sie ſollen auch die Preisſtücke ſehen und ſich über die Helena in mancherlei Geſtalt verwundern. Es ſind ihrer doch nun neun zuſammen gekommen.“

Bei der im dritten Stück der Propyläen aufgeſtellten Preisaufgabe für Künſtler konnte man die Abſicht nicht haben, vortreffliche Kunſtwerke, in Rückſicht der Ausführung, zu erzwecken; denn dazu war die Zeit zu kurz und der Preis ſelbſt nicht anſehnlich genug. Allein diejenigen Künſtler, welche es mit der Kunſt ernſtlich meinen, die weiter ſtreben und weiter zu gelangen fähig ſind, ſollten dadurch vermocht werden, den Gedanken eines Bildes mit möglichſter Sorgfalt durchzuarbeiten, und aus dieſer Uebung hoffte man, wenn ſie wetteifernd alle ihre Kräfte

Was soll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O ich verstund ein jedes Wort zu gut,
Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhascht' ich's kaum,
Und weiß nun ganz wie die Prinzessinn denkt —
Ja, ja, auch das ist wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlassen, wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht." O! fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl,
Und mich zu Grunde richtete! Willkommner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt. — Ich gehe! —
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügst.

---

in Bewegung setzen würden, sollten sie von der Wirkung des eigenen Fleißes, so wie von fremdem Urtheil, Nutzen für ihre Bildung ziehen. Zu dem Ende wurde ein Gegenstand ausgesucht, welcher das Höchste erforderte, der gleichsam die Grenzen der Kunst ausfüllte.

Man glaubte dabei auf der einen Seite vom Künstler sehr viel verlangen zu dürfen, verlangen zu müssen, auf der andern Seite aber sollte er keine unnützen Schwierigkeiten in Absicht auf deutliche Darstellung zu bekämpfen haben. Beide Bedingungen schienen uns, durch die aufgegebene Scene aus dem dritten Buche der Ilias, erfüllt. Der dichtende Künstler hatte darin dem bildenden in die Hände gearbeitet, hatte ihm alles gegeben, was er geben konnte und nichts beigemischt, das von dem Eigenthümlichen der Poesie schwer zu trennen sein dürfte. Bei dem, was der Dichter gewährt, käme es nun für den bildenden Künstler, der sein Werk in möglichster Vollkommenheit ausführen sollte, auf nichts Geringeres an, als die schönsten Formen und die feinste, innigste Empfindung zu vereinen. Er müßte verstehen, vom Sinnlichen und Geistigen die zartesten Blüthen zu brechen. Je näher er jenes im edlern Sinne fassen und dadurch Heiterkeit und Anmuth bewirken könnte; je mehr es ihm gelänge, auch von diesem hinein zu legen, damit dem Werk die Tiefe, der Ernst nicht fehlte, desto besser würde die Aufgabe gelöst sein.

Wir verlangten indessen aus oben angeführten Gründen von den Künstlern, die um den ausgesetzten Preis concurriren wollten, alles dasjenige, was zur Ausführung gehört, in keinem vorzüglichen Grade der Vollkommenheit, und wenn auch auf zierliche Formen, auf Kunst und Fleiß

der Arbeit Rückſicht genommen werden ſollte; ſo wollten wir uns doch allemal mit dem abfinden laſſen, was zur Bedeutung, zur klaren faßlichen Darſtellung erforderlich iſt. Deſto ſtrenger ſollte hingegen über den Gedanken, über alles, was im Gebiete der Empfindung liegt, geurtheilt werden.

Denn wir ſind feſt überzeugt, daß, wenn gegenwärtig der Kunſt Vortheile zuwachſen ſollten, ſie dieſelben hauptſächlich daher zu erwarten hat: daß der Künſtler ſeine Gedanken ernſtlicher prüfen, ſie in einer ſtrengern Folge zu ordnen lernt, als gewöhnlich geſchieht, daß er ihnen die möglichſte Rundung und Einheit zu geben ſich bemüht.

Darum wäre zu wünſchen, daß ein jedes Talent von dieſer Seite die möglichſte Ausbildung erhalten und alle Pflege, deren man die Kunſt im allgemeinen genießen läßt, zu gleichem Zweck wirken möchte. Gewiß unſere Zeit würde ſich einen wohlgegründeten, ſchönen Ruhm erwerben, wenn ſie bei ſo wenig günſtigen Umſtänden doch die Künſte bewahrte, wenn man durch zweckmäßige Anſtalten, durch geſchicktes Benehmen, ſie ſogar in einer gereinigtern Form der Zukunft überlieferte.

Dahin zu gelangen iſt noch unmöglich, es iſt blos nothwendig, daß die wenigen Bilder, welche noch immer entſtehen, wohl gedacht und mit Ueberlegung ausgeführt ſeien. Die gute Methode lebendig zu erhalten, den Geſchmack bewachen, daß er keine falſche Richtung nehme, iſt, was wir jetzt thun können, thun müſſen.

Ein jeder Ort, ein jedes Land, welches künftig durch größere, ernſtlichere Liebhaberei der Kunſt mehr Uebung verſchaffen wird, kann dadurch unfehlbar auch geübte Meiſter hervorbringen. Es wird nie an ſolchen fehlen, die richtig

zeichnen, die ein brillantes Colorit haben, die den Pinsel frei und keck zu führen wissen; nur Unarten des Geschmacks, verschobene Richtung der Gedanken lassen sich so leicht nicht herstellen, wovon die ganze Kunstgeschichte Zeugniß giebt.

Indem wir uns nun zur allgemeinen Betrachtung der eingesandten Concurrenzstücke wenden und daraus den herrschenden Geist in der Kunst bei unserer Nation wahrnehmen; so haben wir uns zu freuen und uns Glück zu wünschen, weil man in allem ein löbliches Streben bemerkt und, was zu den besten Hoffnungen berechtigt, nirgends etwas Geschrobenes, Spitzfindiges, Abenteuerliches, sondern eine schlichte, gerade Richtung. Das Rechte ist entweder rein getroffen, oder es ist mehr oder weniger nicht erreicht worden. Keiner hat sich auf falschem Wege betreten lassen, woher keine Wiederkehr mehr ist. Mit einem eben so billigen als stolzen Gefühl können wir uns daher auf einen höhern Standpunkt erheben, und, wenn wir von daher die Kunst aller andern Nationen überschauen, zuversichtlich behaupten: daß unter uns noch der frischeste Keim vorhanden sei, der sich herrlich zu entwickeln die Kraft hätte, wenn freundliche Gestirne ihm leuchteten.

A.

Zeichnung mit schwarzer und weißer Kreide, auf grau Papier, von Herrn Ferdinand Hartmann aus Stuttgart.

Herr Hartmann hat sein Bild unstreitig unter allen am besten gedacht und zu einem wohlgeordneten, angenehmen Ganzen verbunden.

Die Figuren sind in gutem Verhältniß mit den Nebenwerken und ihre Stellungen, in Bezug auf die darzustellende Handlung, zweckmäßig. Der Sinn der Geschichte, – und dieses will viel sagen, ist glücklich gefaßt und im allgemeinen deutlich dargestellt.

Darum scheint uns der Künstler keinen Tadel zu verdienen, daß er mit poetischer Freiheit den Amor beigefügt hat, welcher die scheue, zögernde Helena gegen den verlangenden Paris hinzustoßen sich bemüht.

Zwar ist dieser Zusatz eigentlich eine Tautologie und weniger im Homerischen als im modernen Sinne; allein das Kunstwerk hat als ein solches mit dem Homer nun weiter nichts zu schaffen, sondern ist für die heutige Welt, welche schon längst gewohnt ist, den Amor überall als Begleiter der Venus zu erblicken und nicht weiter darüber nachdenkt. Ueberdies gewann das Bild dadurch an Mannigfaltigkeit der Gestalten, auch die Gruppe bekam eine bessere Form.

Daß Paris auf dem Bette liegt und die Arme öffnet, um das schöne geliebte Weib aufzunehmen, ist allerdings trefflich, wohlgedacht. Die Liebe, das Verlangen drückt sich schön aus. Der Künstler führet den Beschauer über den dargestellten Moment hinaus und läßt ahnden, was vorzustellen nicht erlaubt war.

Eben so zufrieden sind wir damit, daß seine Venus auf leichten Wolken einherschreitet und dadurch als Göttin kenntlicher wird.

Die Anordnung ist im Ganzen genommen recht gut, nur daß die beiden weiblichen Figuren dem Paris vielleicht hätten etwas näher gerückt und alles dadurch in eine geschlossenere Gruppe gesammelt werden mögen.

Das Hauptlicht fällt auf die Helena, wo es eine schöne große Masse macht. Hätte der Künstler solches überhaupt im Bilde mehr einzuschränken gesucht, so würde die Wirkung dadurch gewonnen haben.

Wir gestehen übrigens zum verdienten Lobe des Herrn Hartmann gerne, daß uns wenig Arbeiten jetzt lebender Künstler, selbst der berühmtesten, vorgekommen sind, die so rein und makellos gedacht waren, als die seinige. Möge er sich der schönen Naturgaben, die er erhalten hat, freuen und seinen Weg in den Theilen der Kunst, wo es mehr auf Uebung und Wissenschaft ankommt, unverdrossen fortsetzen.

D.

Große, getuschte Zeichnung mit Weiß und Gelb aufgehöht, von Herrn Heinrich Kolbe aus Düsseldorf.

In der fleißigen, kraftvollen Ausführung, im geistreichen, lebendigen Ausdruck der Gesichter, in verschiedenen Gliedern in eleganter Form, in zierlich gelegten Falten, besonders am Gewande der Helena, hat dieser Künstler einige Vorzüge über Herrn Hartmann.

Die Helena gelang ihm besonders gut, sie ist schön und schlank, niedlich geputzt und wird noch reizender durch den süßen Ausdruck von Verlangen und Weilen, von Liebe und Schaam, der in ihrem Gesicht und Gebährde sehr glücklich dargestellt ist.

Der Venus wäre ein höherer Charakter zu wünschen, und dem Paris, welcher sonst zierlich, im Styl antiker Vasengemälde, gezeichnet ist, eine significantere Stellung.

Hätte Herr Kolbe noch überdem die beiden weiblichen Figuren etwas näher gegen den Paris hingerückt, so müßte ohne Zweifel die Anordnung seines Werks dadurch gewonnen haben. Das Ganze hätte mehr Zusammenhang, mehr Masse erhalten.

Dem Zimmer möchte etwas abzubrechen sein, damit die menschlichen Gestalten im Raume des Bildes größer erschienen.

Dieses ist, im Vorbeigehen gesagt, eine Regel, welche der Künstler nie aus der Acht lassen darf. Der Grund, wenn er auch noch so reich und zierlich wäre, ist immer als ein müßiger Raum im Bilde anzusehen. Je weniger nun die Figuren dergleichen übrig lassen, deste besser ist's, deste größer und bedeutender fallen sie in die Augen.

Die besten Künstler befolgten diese Maxime, vor andern Polidor Caravaggio, dessen Figuren immer fast die ganze Höhe und Breite des Bildes einnahmen und eben darum meistens größer erscheinen, als sie wirklich sind.

Noch eine kleine Erinnerung haben wir gegen die geraden Linien zu machen, welche Herr Kolbe in einigen Theilen seiner Zeichnung, z. B. in der Drapperie, nicht sorgfältig genug vermieden, und dadurch der Grazie Abbruch gethan hat.

Seine Beleuchtung ist kräftig, er sucht große, energische Schattenpartien anzubringen, und unterbricht die Einförmigkeit derselben mit sanften Widerscheinen. Indessen ist Licht und Schatten nicht ganz so zweckmäßig gedacht, wie in Herrn Hartmann's Zeichnung; wenn schon die Ausführung weit sorgfältiger und der Effect lebhafter ist.

Baukünſtler werden vermuthlich gegen die Architektur des Grundes manches einwenden, und in der That, wir können die ungleichen und zum Theil viel zu großen Zwiſchenräume der Säulen, zumal von doriſcher Ordnung, nicht gut heißen; in Hinſicht auf das Gehörige ſcheinen uns auch die Triglyphen und Balkenköpfe nicht recht am Platze, weil ſie eigentlich zu den äußeren Zierrathen der Gebäude gehören, hier aber ein inneres, geheimes Zimmer angedeutet ſein ſoll.

Bei Schätzung der Verdienſte eben erwähnter Zeichnungen wagten wir es nicht, einer vor der andern den entſchiedenen Vorzug zu geben.

Wenn Herr Hartmann, inſofern man einzig die Erfindung und Anordnung des Ganzen in Anſchlag bringen will, unſtreitig den erſten Platz verdient, ſo hat doch die Arbeit ſeines Nebenbuhlers, des Herrn Kolbe, in andern Theilen ſo manche Eigenſchaft, wodurch ſie ſich einen ſichern Vorrang zu erwerben ſcheint. Wir haben daher, bei dieſer Art von Gleichgewicht, den ganzen Preis unter beide in gleiche Theile vertheilt, und glauben dadurch, ſo wie durch nachſtehende Recenſion der übrigen Stücke, von unſerer Aufmerkſamkeit auf jede Art von Verdienſt ein hinlängliches Zeugniß abzulegen.

C.

Gemälde in Oelfarbe, in die Höhe.

Venus hebt der ſitzenden Helena den Schleier weg, die, ſchamhaft, mit geſenktem Haupt nach dem Paris blickt, welcher vor ihr ſteht, die linke Hand auf die Bruſt legend und mit der rechten nach dem Bette hindeutend.

Im Grunde des Zimmers, dessen Architektur dorisch ist, lodert die Flamme auf einem Dreifuß und durch die Bogenstellung erblickt man die Stadtmauer.

Die Behandlung ist sehr meisterhaft, das Colorit harmonisch, die Wirkung von Licht und Schatten angenehm.

In allen Theilen bemerkt man, daß dieses Künstlers Neigung hauptsächlich auf das gefällige, freie Spiel der Kunst gerichtet sei, und wir hatten uns ohne Zweifel für ihn entscheiden müssen, wenn wir nicht die Pflicht gehabt hätten, hauptsächlich auf Klarheit und Zweckmäßigkeit der Darstellung zu sehen.

Mit dem Paris kann man, in Ansehung des Charakters, besser als mit Venus und Helena zufrieden sein; jene ist nicht göttlich, diese nicht edel genug, er aber ist ein schöner Held und am besten drapirt.

Wir haben nur eine antiquarische Bemerkung zu machen: daß nämlich die Enden der phrygischen Mütze, nach gewöhnlicher Art, aufgebunden sein sollten, und nicht herabhängend wie hier; denn es läßt sich, nach verschiedenen Basreliefs, und besonders nach einem Bruchstück in der Villa Borghese, auf welchem Priamus, der den Achill um Hectors Leichnam bittet, vorgestellt ist, vermuthen, daß losgebundene, frei herunterhangende Enden der phrygischen Mütze bei den Alten Zeichen der Trauer waren und hier also zweckwidrig sind.

Diese Bemerkungen sollen und können übrigens dem Werk nicht schaden, es behält immer das große Verdienst der gefälligen Wirkung aufs Auge und wir sind dem braven Künstler Dank dafür schuldig, dessen Namen wir zwar hier nicht nennen, aber wohl sagen dürfen, daß er den verdientesten in Deutschland beigezählt wird.

D.

Auch ein Oelgemälde, überaus fleißig ausgeführt in die Breite.

Paris, deſſen Charakter und Stellung nicht glücklich getroffen ſind, und weder den Helden, noch den Schäfer andeuten, ſitzt und ſpricht; ihm gegenüber Helena, mit übereinandergeſchlagenen Beinen. Sie ſieht ihn aber nicht an, ſondern nach der andern Seite hin, äußerſt aufmerkſam herchend und gleichſam erſtaunend. Die rechte Hand ausgeſtreckt, die linke berührt mit dem Zeigefinger das Kinn.

Venus ſteht auf der Seite des Paris, gelehnt an eine Art von hohem Altar, auf welchem Räucherwerk brennt, ſie ſieht nach der Helena und ſcheint ihre Verlegenheit zu belächeln. Die Tauben ſchnäbeln ſich, eine derſelben ſitzt auf dem Altar, die andere der Göttin auf dem Arm und wird von ihr geſtreichelt.

Im Grunde des Bildes ſind zu beiden Seiten Vorhänge angedeutet, übrigens ohne Architektur oder Perſpective.

Helena und Venus ſind beide weiß gekleidet, Paris hat ein hellgelbes Untergewand und eine gleichfarbige Mütze, der Mantel iſt purpurroth.

Es erhellet aus dieſer Ueberſicht, daß ſich der Gedanke weder im Ganzen, noch in den einzelnen Theilen ſehr empfehle.

Die Anordnung iſt ebenſo wenig kunſtgerecht, desgleichen die Vertheilung von Licht und Schatten.

Das Verdienſtlichſte der Form einzelner Glieder z. B. der Hände und Füße, ſcheint weniger in der Wiſſenſchaft des Verfaſſers gegründet, als in dem Fleiß und der Genauigkeit, womit er einen vorliegenden Gegenſtand nachahmt. Licht und Schatten ſind nach den Regeln der Kunſt, weder zur Bedeutung noch zur maleriſchen Wirkung angewendet; auch hat das Colorit überhaupt zu wenig Abwechſelung.

Das Verdienſtlichſte dieſes Werkes beſteht in lebenswürdigem Fleiß und in Sauberkeit der Arbeit. Einzelne Stellen ſind ausnehmend gut gelungen, worunter wir vornehmlich den Buſen und den ausgeſtreckten Arm der Helena rechnen. Daſſelbe gilt auch von einem Seſſel mit übergeworfenem Gewand, der im Halbſchatten ſteht.

Eben ſo ſchön iſt einiges an den Gewandern der Venus und der Helena ausgeführt. Nur muß überhaupt bemerkt werden: daß die Falten etwas zu klein und zu häufig ſind, auch fehlt es ihnen an Bewegung, welches beſonders am Paris auf eine unangenehme Weiſe auffällt.

Wir wünſchen indeſſen, daß dieſer Künſtler durch unſere kritiſche Beurtheilung ſeiner Arbeit weder niedergeſchlagen noch abgehalten, ſondern vielmehr zu fortgeſetzter Thätigkeit ermuntert werden möge. Es iſt kein Zweifel, daß er einen ſehr bedeutenden Grad von Geſchicklichkeit wird erreichen können, wenn er ſich das Wiſſenſchaftliche der Kunſt ernſtlich angelegen ſein läßt. Denn daſſelbe Talent, wodurch ihm das Einzelne ſo gut gelungen, muß ſich auch blos auf das Ganze erweitern laſſen.

Vierter Auftritt.

Antonio. Taſſo.

Antonio.

Hier bin ich, Taſſo, dir ein Wort zu ſagen,
Wenn du mich ruhig hören magſt und kannſt.

Taſſo.

Das Handeln, weißt du, bleibt mir unterſagt,
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe dich gelaſſen, wie ich wünſchte,
Und ſpreche gern zu dir aus freyer Bruſt.
Zuvörderſt löſ' ich in des Fürſten Namen
Das ſchwache Band, das dich zu feſſeln ſchien

Taſſo.

Die Willkür macht mich frey, wie ſie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

E. L.

Zwei Zeichnungen von einem verdienſtvollen Bildhauer. Die Aufgabe iſt als Basrelief entworfen.

In beiden ſcheint der Hauptgedanke der zu ſein, daß Paris über die Schönheit der Helena erſtaunt, welche von der Venus herbeigeführt wird, die ihr den Schleier, der ſie bedeckt, abnimmt.

In der erſten ſitzt Paris auf einem Stuhl, woran ſein Schild gelehnt iſt. In der andern iſt er aufgerichtet vorgeſtellt, ohne Waffen. Hier hält Amor eine brennende Fackel und ſcheint dem Paris damit zu drohen, dort zeigt er blos auf die Helena.

Beide Stücke ſcheinen den gemeinſchaftlichen Fehler zu haben, daß ſie nicht beſtimmt unſere Aufgabe aus dem dritten Buch der Ilias darſtellen, ſondern ebenſo gut auf die Geſchichte, wie Paris die Helena zum erſtenmale erblickt, bezogen werden können.

Der ſitzende Paris, inſofern dadurch, wie der angelehnte Schild zeigt, auf die Ermüdung in dem vorhergegangenen Zweikampf hingedeutet wird, kommt dem eigentlichen Sinn ſchon näher, als der andere, welcher den zwei Frauen gleichſam auf dem Wege zu begegnen ſcheint. In jener Zeichnung iſt das Herbeiführen der Helena deutlicher angegeben, in dieſer aber gerieth ihre Figur bei weitem beſſer. Das Gewand iſt beſonders zierlich, vielleicht dem Antiken nachgeahmt, und die Gebährde beinahe ebenſo gedacht, wie bei Herren Hartmann und Kolbe, hat aber noch mehr Grazie. Die Gruppe wird durch den Amor hübſch geſchloſſen, und die Allegorie, daß dieſer mit

brennender Fackel auf den Paris zuzufahren scheint, kann auf den Brand von Troja, der aus des Paris Liebe zu Helena entstehen sollte, gedeutet werden.

G.

Zeichnung mit schwarzer und rother Kreide.

Dieser Künstler hat, wie es scheint, die Vorwürfe darstellen wollen, welche Homer durch die Helena dem Paris machen läßt. Sie sitzt auf ihrem Sessel, lebhaft bewegt, dem Paris gegenüber und deutet mit rascher zürnender Gebärde in die Ferne hinaus. Er scheint sie beschäftigen zu wollen. Liebeflehend streckt er die Arme nach ihr aus.

Venus, zwischen beiden, steht an den Tisch gelehnt, die eine Hand in die Seite gestützt. Alle drei Figuren sind in eine zierliche Gruppe geordnet. Die Falten an den Gewändern der Helena und des Paris verdienen auch Lob, hingegen kann man der Zeichnung sehr erhebliche Fehler vorwerfen. Paris hat überdem einen schwachen, keineswegs heldenmäßigen Charakter. Venus steht müßig da, ohne wesentlichen Antheil an der Handlung zu nehmen, und die Helena gewinnt durch ihr Zürnen und Schelten nicht an Reizen. Es ist auch nicht zart und nicht weiblich, daß ihre Beine so weit aus einander gesetzt sind.

H.

Getuschte Zeichnung, auf gelb Papier, mit Weiß gehöht.

Venus will sich entfernen, nachdem sie dem Paris die Helena bereits übergeben hat. Er umfaßt die säumende

Schöne und leitet sie nach dem Lager hin, welches sie aufnehmen soll.

Dieses Stück ist wohl ein Erstling des Verfassers, im historischen Fach. Er besitzt noch wenig Gewandtheit und hat deswegen Antiken benutzt, wie uns denn die beiden weiblichen Figuren an bekannte Venusbilder erinnern. Auch Paris scheint von einem Meleager oder Antinous geborgt.

Unterdessen soll dieses keineswegs zum Nachtheil des Künstlers gesagt sein. Ein zarter gemuthlicher Hauch webt durch das ganze Werk. Es ist gar nicht übel gedacht und eine gewisse Eleganz, ein glückliches Talent gefällt und zieht an, obgleich die meisten Forderungen, die man an ein Kunstwerk zu machen berechtigt ist, nicht befriedigt werden.

Wir rathen diesem jungen Künstler also ernstes Studium guter Kunstwerke, und unausgesetzten Muth und Fleiß zu neuen Versuchen; alsdann ist nicht zu zweifeln, daß er in kurzer Zeit die größten Schwierigkeiten, welche ihn jetzt noch hindern, überwunden haben und verdientes Lob ernten wird.

J.

Getuschte Zeichnung, mit Farben wenig illuminirt.

Als die Concurszeichnungen zur Schau öffentlich ausgestellt waren, hat keine dem Publicum so viel Unterhaltung gewährt als diese. Manche wollten einen chinesischen Geschmack darin wittern, die meisten behaupteten: es sei dem Verfasser gar nicht Ernst bei der Sache gewesen, und er habe sich über uns und unsere Preisaufgabe

blos lustig machen wollen. Man übersah, man vergaß beinahe die andern Stücke und unterhielt sich fast ausschließlich nur von diesem. Eine Sammlung von witzigen und unwitzigen Einfällen, welche bei dieser Gelegenheit zu Tage gefördert wurden, müßte nicht ohne psychologisches Interesse sein; ja wir könnten sonder Zweifel manchem unserer Leser einen Gefallen erweisen, wenn wir die besten Späße davon hier mittheilten; doch das liegt außer unserm Beruf und wir erlauben uns nur einige allgemeine Bemerkungen.

Das Publicum gilt zwar freilich für einen Machthaber in Sachen der Kunst, besonders insofern es bezahlt; aber es zeigt sich nicht immer als einen gültigen, unpartheiischen Richter. Es ist blind gegen die Fehler seiner Lieblinge und dichtet ihnen sogar Schönheiten an, welche sie nicht besitzen; hingegen müssen sich diejenigen, denen es nicht günstig ist, Unarten nachsagen lassen, die sie in der That nicht begangen haben.

Dieses sei unserm Künstler zum Trost eröffnet. Wir selbst beurtheilen sein Werk billiger und finden dasselbe nicht so verwerflich. Freilich hat er die Dichtung des guten Homer etwas prosaisch behandelt. Sein Paris ergreift die sitzende Helena beim Arm und will sie zu dem Bette hinführen, auf welches er zeigt, sie weigert sich züchtig, schamroth lächelnd und blickt, aus niedergeschlagenen Augen, verstohlen auf das Lager. Venus ist gar nicht auf der Scene.

Es lassen sich überdem noch die sehr unrichtige Zeichnung, fehlerhafte Verhältnisse, kleinliche, steif geworfene Falten, Versehen gegen die Perspective und ein greller Effect (der Grund hinter den Figuren ist weiß gelassen)

tadeln; allein es iſt ein zwar gemeiner, ſinnlicher, doch dabei natürlicher Begriff und Ausdruck im Ganzen, nach welchem man vermuthen kann, daß der Verfaſſer, wenn er ſich nicht in das heroiſche Feld wagt und ſich auf Scenen aus dem gemeinen Leben einſchränkt, wo keine beſondere Erhebung nothwendig iſt, nicht ohne Succeß arbeiten werde. Jedoch müßte er mit Ernſt ans Zeichnen gehen, müßte die Wirkungen von Licht und Schatten ſtudiren und anwenden lernen, auch in der Perſpective mehr Kenntniſſe zu erwerben ſuchen.

Zwei italieniſche Landſchaften.

Gemälde von Gmelin.

1800.

Propyläen, Band III, Stück 1, Seite 150.

Zwei Ausſichten, die eine uber den Lago d' Albano, die andere uber das ſogenannte Mare morto oder Lago d' Averno, am Meerbuſen von Baja, beide von dem, ſchon durch andere Blätter rubmlichſt bekannten Herrn W. F. Gmelin, nach der Natur gezeichnet und in Kupfer geſtochen, 27 Zoll breit und 19 Zoll hoch, ſind uns als höchſt erfreuliche Erſcheinungen deutſcher Kunſt und Fleiſſes zu Geſichte gekommen. Beide geben eine treue, bis ins kleinſte Detail gehende Abbildung von den Gegenden, die ſie uns darſtellen ſollen.

Die zuletzt genannte Ausſicht wird von der aufgehenden Sonne beleuchtet, die erſte hat Abendlicht. Beide Blätter ſind trefflich und man bleibt unentſchieden, welchem man, als Gegenſtand betrachtet, den Vorzug einraumen ſoll, da jene Gegenden, die ſie uns zur Anſchauung bringen, bekanntermaßen zu den vorzuglich ſchonen und anmuthigen gehoren und der Kunſtler den Standpunkt in der einen ſo wie in der andern mit Verſtand gewahlt hat.

Die Aussicht über den Lago d'Averno ist reicher, romantischer, ihre Vegetation üppiger, der rauchende Vesuv, die Erdzunge, die Vorgebirge, Inseln; im Vordergrunde die Ruinen alter Gräber, eine ragende Palme, Aloen, Stachelfeigen u. s. w. sind seltene Dinge und darum vielleicht für die Meisten anziehender; aber das Bild vom Lago d'Albano ist stiller, ruhiger componirt, besser und, irren wir nicht, so verdient es auch in Rücksicht der Kunst und Ausführung den Vorzug. Die Haltung und das, was in der Kunstsprache der Ton genannt wird, ist glücklicher getroffen, die Luft ist leicht und heiter; dünner, schwebender Duft breitet sich über die Ferne und den Mittelgrund aus, die Gegenstände im Vordergrunde sind sehr kräftig gerathen, ohne deswegen düster zu sein. Mit einem Wort, die Wirkung des Ganzen verdient großes Lob.

Hiermit lassen wir blos den Einsichten des Künstlers in der Anwendung von Schatten und Licht, so wie seiner Geschicklichkeit in der Haltung ihr Recht wiederfahren; er erhält aber auch überdem unsern Beifall noch wegen des Charakteristischen in der Zeichnung. Die verschiedenen Pflanzen, die Bäume u. s. w. weiß er in Stamm und Blättern sehr schön und in großer Verschiedenheit gegen einander abstechend zu bilden; er hat überhaupt einem jeden Dinge seine Eigenthümlichkeit bewahrt und sich als einen aufmerksamen Beobachter der Natur gezeigt.

Betrachtet man die Kunst des Kupferstechers für sich, so verbindet Herr Gmelin Reinlichkeit und Fleiß mit einer angemessenen, meisterhaften Freiheit. Er verschmäht den Glanz des Grabstichels nicht; bedient sich aber desselben nicht, um zu blenden, sondern damit als einem Mittel,

Zwecke der Kunſt zu erreichen. Er hat deswegen auch, wie uns dunkt, beſonders in der Ausſicht vom Albaniſchen See, das Steife, dieſe gefährliche Klippe für Kupferſtecher im landſchaftlichen Fach, meiſt glücklich vermieden. Im andern Blatt iſt es ihm, beſonders in einigen Stellen der Luft, nicht immer ganz gelungen.

Wir danken dem Kunſtler für den Genuß, welchen er uns durch dieſe ſchönen Blätter verſchafft hat; ſo wie uns jeder Liebhaber, den gegenwärtige Anzeige erſt mit ihnen bekannt macht, danken und eilen wird, ſich gute Abdrücke zu verſchaffen.

Etwas über Staffage landschaftlicher Darstellungen.

Bei Gelegenheit der im vorigen Artikel recensirten Kupfer.

1800.

Propyläen, Band III, Stück I, Seite 153.

Historische oder mythologische Figuren in eine Landschaft zu introduciren ist allemal bedenklich, weil sie die Aufmerksamkeit, vom Ganzen ab, auf sich ziehen, ja das Bild selbst bloß als ein unverhältnißmäßiger Grund derselben erscheint. Ueberdies weisen sie die Bedeutung des Werks außer dasselbe hinaus, welche im Gegentheil in demselben gesammelt werden sollte; die Figuren also, deren man sich zur Staffirung einer Landschaft bedient, werden nur alsdann für schicklich gelten, wenn sie mit dem Charakter des ganzen Bildes übereinstimmen und als untergeordnete, aus demselben entsprungene Theile angesehen werden können.

Nach diesem Grundsatz passen an die Ufer von Seen und Flüssen Schiffe und Fischer, auf grasreiche Auen setze man Hirten und Vieh hin, unter hohe schattenreiche Bäume ruhende Figuren. Mit einem Worte, der Zu-

ſtand, das Gute, das die Natur in der dargeſtellten Gegend die lebenden Geſchöpfe genießen laßt, muß zur Anſchauung gebracht werden.

Zuweilen möchte es vielleicht gar vortheilhaft ſein, keine Figuren, wenigſtens nicht menſchliche, anzubringen, z. B. wo der Vorgrund mit ernſten Gegenſtänden, als durch die Zeit zerſtörten Werken der Vorwelt, Ruinen, Gräbern und dergleichen angefullt iſt.

Hiernach wäre alſo in Herrn Gmelin's Kupferſtich, von der Ausſicht über das Mare Morte, die an den Gräbern ſitzende weibliche Figur, im antiken Coſtume gekleidet, mit zwei nackenden Kindern im Schooße, nicht gut zu beißen.

Sie ſoll ein Symbol der Nacht ſein; allein man verwirrt ſich, wenn man ihr Verhältniß zu verfallenen Grabmälern, zur Gegend von Baja, zum rauchenden Veſuv, zur aufgehenden Sonne, zu den übrigen vorgeſtellten Naturgegenſtänden aufſucht.

Man könnte auch gegen die Anordnung und gegen die manierirte Zeichnung dieſer Gruppe einiges einwenden; allein hierin darf man nicht zu ſtrenge ſein, eben aus dem Grund: daß Figuren, womit Landſchaften ſtaffirt werden, nicht als Hauptſache, ſondern als untergeordnete Dinge zu betrachten ſind.

Die Figuren in der Ausſicht uber den See von Albano befriedigen uns ſchon beſſer. Ein Paar Landleute gehen die Straße dahin, ihr Knabe läuft hinterher und zeigt dem Vater einen gehaſchten Vogel, von der andern Seite kommt ein Kapuziner, von einem Jungen begleitet, und treibt ſeinen Eſel. Dieſes ſind wenigſtens natürliche Motive. Sie könnten wohl gehaltreicher und dem allge-

Antonio.

Dann sag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, scheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenschaft bewegt,
Es selbst empfand. Allein kein schimpflich Wort
Ist meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen hast du nichts als Edelmann,
Und wirst als Mensch Vergebung nicht versagen.

Tasso.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht untersuchen; jene dringt
In's tiefe Mark, und dieser reitzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt, die Meinung anderer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erhohlt sich schwer.

meinen Zweck des Bildes näher verwandt sein; aber sie sind wahrhaft local und hinlänglich, um die Scene zu beleben.

Wenn wir nun zuletzt den am Wege sitzenden Zeichner tadeln, so geschieht es, um die sämmtlichen Landschaftsmaler dringend zu ersuchen: daß sie doch künftig von der fast allgemein hergebrachten Gewohnheit, sich selbst in ihren Darstellungen darzustellen, abgehen möchten.

Der Künstler gehört hinter sein Werk, nicht vor, nicht neben, nicht in dasselbe. Der Landschaftsmaler hat das große Verdienst, uns in eine freie Welt, in eine fremde Natur, in eine uns unbekannte Lebensweise zu versetzen. Lasse er uns doch dort allein! überlasse er uns den Gefühlen und Betrachtungen, zu denen er uns nöthigt. Sitze er nicht gleich, wie ein Bekannter, an einer Ecke, um uns durch seine Gesellschaft und Nähe zu stören, um uns, wenn der Gegenstand seines Bildes den Geist in die Weite lockt, wenn eine treffliche Behandlung vor unserer Einbildungskraft die Kunst der Natur unterschiebt, gleich wieder an den Künstler zu erinnern und uns zuzurufen: das ist nicht Natur, das ist Kunst, was ihr seht! Diese Gegend ist malenswerth, ist malerisch, ist gemalt!

Wir wollen deswegen nicht läugnen, daß uns die so häufig vorkommenden Figuren, mit dem Portefeuille auf dem Kniee, einen sehr unangenehmen Eindruck machen; daß sie uns an Personen erinnern, die ihr Wappen überall anbringen; oder an die Schneider, die auf die Ecken ihrer Schürzen aus Scharlach geschnittene Scheeren aufsticken, damit einer, der in die Werkstatt hineintritt, ja nicht zweifeln möge, daß es ein Schneider sei, der da näht.

Preisaufgabe fürs Jahr 1800.

Propyläen, Band III, Stück I, Seite 167.

Der gute Erfolg, deſſen wir uns bei der diesjährigen Preisaufgabe zu erfreuen gehabt, nährt die Hoffnung, daß ein fortgeſetztes Inſtitut dieſer Art für die Kunſt nicht ohne Nutzen bleiben werde, und wir haben uns daher entſchloſſen, auf das nächſte Jahr denſelbigen Verſuch anzukündigen.

Damit aber mehrere Künſtler zu concurriren geneigt ſein möchten, ſo ſind zwei Aufgaben aus der Ilias gewählt worden, deren jede für ſich als ein Aeußerſtes gelten kann. Wir wünſchen dadurch den eigenthümlichen Neigungen der Künſtler dergeſtalt entgegen zu kommen, daß keiner vor dem andern bevorzugt ſei, und jeder ſich nun an denjenigen Gegenſtand halten könne, den er am beſten zu behandeln glaubt.

Die erſte Aufgabe iſt der Abſchied des Hector von der Andromache. Ilias VI vom 395. Vers an.

Die andere: Ulyß und Diomed, welche das trojaniſche Lager nächtlich überfallen, den Rheſus mit ſeinen Geſellen ermorden und die ſchönen Pferde erbeuten. Ilias X vom 377. Vers an.

Der erſte Gegenſtand fordert zartes Gefühl und Innigkeit des Gemüths; der Künſtler muß aus dem Herzen arbeiten, wenn er ihn gut behandeln, zum Herzen dringen und Beifall verdienen will.

Das zweite iſt von ganz entgegengeſetztem Charakter. Ein verwegenes Unternehmen zweier Helden, ihre Kraft, Kühnheit, Vorſicht, ſollen dargeſtellt werden. Die Gruppen der erſchlagenen Thrazier, als Gegenſatze der erbeuteten weißen Pferde gebraucht, werden den Effect begünſtigen.

Es iſt hier um maleriſche Wirkungen zu thun. Es iſt ein Bild aufzuſtellen, welches durch Anordnung, durch Wirkung von Licht und Schatten u. ſ. w. zu gefallen ſucht und die Forderungen der Kunſt von dieſer Seite befriedigt.

Ohne weiteres anzudeuten, überlaſſen wir nun den Künſtlern, die günſtigen Momente der Darſtellung auszuheben; weil es vorzüglich die Abſicht dieſer Preisaufgabe iſt, das Studium der Motive, das in unſerer Zeit theils vernachläſſigt wird, theils eine falſche Richtung nimmt, zu empfehlen. Hier iſt der Punkt, wo unſer Urtheil über die Arbeiten anheben muß.

Die Bedingungen bleiben die vorigen. Wir erſuchen die Künſtler, ſolche in dem dritten Stück der Propyläen nochmals nachzuleſen. Wir wiederholen kürzlich nur folgende:

Die Figuren der Zeichnungen oder Gemälde ſollen wenigſtens acht Zoll hoch ſein, damit ſich über Formen und Ausdruck deſto richtiger urtheilen laſſe.

Die Concurrenzſtücke werden den 25. Auguſt 1800 an den Herausgeber der Propyläen nach Weimar ſo weit als möglich poſtfrei eingeſendet.

Der Preis iſt 30 Ducaten. Doch behalten wir uns vor, denſelben in zwei gleichen oder ungleichen Theilen, oder, wenn ſich ein Künſtler beſonders auszeichnen ſollte, das Ganze Einem zuzuerkennen.

Die ſämmtlichen Stücke, auch die gekrönten, werden wieder zurückgeſendet.

Die motivirten Urtheile, nebſt den in Kupfer geſtochenen Umriſſen, werden bekannt gemacht.

Ein Künſtler kann zu den beiden Aufgaben concurriren.

I.

Die Preisaufgabe betreffend.

1800.

Propyläen, Jahrg. 1800, Band III, Stück II, Seite 97—169.

Als die Verfaſſer der Propyläen den Vorſatz faßten über bildende Kunſt, mit welcher ſie ſich, mehr oder weniger, ihr Leben hindurch beſchäftigt hatten, einiges öffentlich auszuſprechen, waren ſie ſich ihrer Kräfte wohl bewußt; ſie konnten hoffen manches mitzutheilen, das den Liebhaber intereſſirte, den Kenner und den Künſtler forderte. Weit entfernt auf Theorie, im ſtrengern Sinne, Anſpruch zu machen, war ihre Abſicht, Confeſſionen des Künſtlers

und Kunſtfreundes zu liefern, welche für den Augenblick wirken und dem Philoſophen künftig, wenn er mit der Aeſthetik mehr im Reinen wäre, als Data dienen ſollten, die er nach ſeiner Ueberzeugung ordnete, aus höhern Quellen ableitete und ihren Werth beſtimmte.

Wir haben bisher, was Zeit und Umſtände erlauben wollten, geleiſtet, gedenken auf dieſem Wege fortzufahren und erbitten uns auch für die Zukunft den Antheil der Kunſtverwandten.

Was uns, bei unſerm Unternehmen, gleich zu Anfang am meiſten beſorgt machte, war die Erfahrung, daß zwiſchen Künſtler und Künſtler, Kenner und Kenner, Liebhaber und Liebhaber, nicht weniger wechſelsweiſe unter dieſen drei Klaſſen, unauflösliche Mißverſtändniſſe obwalten. Man darf nur die Kunſtſammlungen Roms in größerer Geſellſchaft durchwandelt, man darf nur das griechiſche Kaffeehaus, die römiſche Börſe der Künſtler beſucht, die Meinungen der Künſtler, Ciceronen und Fremden mit einander verglichen haben; ſo wird man die Hoffnung aufgeben, Geſinnungen ſo verſchiedener Menſchen vereinigen zu wollen, die ſich nicht leicht, weder über das, was geliefert werden ſoll, noch über das Schätzenswerthe am Geleiſteten vergleichen werden. Und wie ſollte das auch möglich ſein? da jedermann eine Kunſt vorausſetzt, ohne ſich genauer um ihre Forderungen zu erkundigen, ſo wie man im Leben den Menſchen vorausſetzt, ohne viel von ihm zu wiſſen. Im einzelnen lobt und verwirft, liebt und haßt man und gelangt nur ſelten zu einer Art von Ueberſicht des Ganzen.

Indeſſen fand ſich manchmal ein Anſchein näherer Harmonie, beſonders da, wo etwas augenblicklich entſtand.

Es war eine Zeit, in welcher deutsche Künstler manchmal am Abend sich versammelten, auf der Stelle sich über eine Preisaufgabe verglichen und sie sogleich ausführten. Der Moment belebte über das im Moment entstehende; bei diesem geistreichen Spiel schwiegen die Anforderungen, das Verdienstliche wurde erkannt und gelebt, die Unterhaltung war unparteiischer und angenehmer als jemals.

Gewiß ist dieses auch der Gang, den die Kunst, in ihren glücklichen Tagen, im Großen nimmt. Der Künstler drückt seine Gesinnung mit dem Griffel aus, das Genie stellt eine neue Schöpfung in die Mitte, Kenner und Liebhaber unterhalten sich über das eben fertig gewordene, das, wenn das Glück will, auf der Stufe der gegenwärtigen Kultur steht. Ein anderer gleichzeitiger Künstler betrachtet das Werk seines Rivalen, eignet sich das Wirksame daraus zu, und so wird eine Arbeit aus der andern hervorgebracht.

Alsdann wandelt die Kunst auf dem rechten Wege zum Ziel, wenn, indem darauf gearbeitet wird, daß ein Kunstwerk vollendet sei, zugleich sich die Aussicht eröffnet, daß ein vollkommneres möglich werde.

Solche und verwandte Betrachtungen bewegen uns, jährliche Aufgaben aufzustellen und die Künstler zu deren Bearbeitung einzuladen. Hierdurch konnten wir hoffen, uns von dem Zustande der Kunst in unserm Vaterlande nach und nach unterrichtet zu sehen, und, nach unsern Kräften, auf den Moment zu wirken.

Schon bei der geringen Anzahl eingesendeter Stücke im vorigen Jahr hatten wir uns mancher angenehmen Erscheinung, mancher interessanten Bekanntschaft zu erfreuen, um gleich mehr aber noch diesesmal, indem die Zahl der Concur-

renzstücke gegen dreißig angestiegen, worunter sich Meisterwerke fanden, die uns für den Augenblick befriedigten, Arbeiten jüngerer Männer, welche uns auf die Zukunft die schönsten Aussichten geben.

Dabei war es uns besonders erfreulich, die meisten Künstler, welche uns voriges Jahr mit ihrem Zutrauen beehrt, auch diesmal wieder zu finden und zu sehen, wie getreulich sie in so kurzer Zeit ihre Talente gesteigert.

Fast hätten wir uns, wir dürfen es wohl gestehen, bei diesem glücklichen Zudrange des geringen Preises geschämt, den wir anzubieten hatten, wir hätten ihn größer, wir hätten ihn vielfacher gewünscht, theils um Künstlern, welchen der erste Preis zuerkannt werden mußte, einen gewichtigern Dank abzustatten, theils um die Accessit honoriren und die wackern Künstler, die selche verdient, gleichfalls nennen zu dürfen.

Allein wir können, in unserer Beschränkung, uns desto mehr beruhigen, da sowohl der Effect überhaupt, als auch die besonderen Aeußerungen mehrerer Künstler, uns von der Uneigennützigkeit, von dem wahren Streben nach Kunst, nach Unterhaltung mit Kunstfreunden über dieselbe, wovon unsere deutschen Künstler belebt sind, hinlänglich überzeugen konnten.

Möge also auch künftig dieser Preis als Anlaß dienen, mehrere Strebende zu Einem Zweck zu vereinigen; wogegen unsere Bemühung sein wird, unser Institut sowohl ihnen, als dem Publikum immer nützlicher zu machen.

Schon gegenwärtig können wir es als ein schönes Resultat ansehen, daß wir vier verdiente Künstler vor ihrem Vaterlande nennen dürfen. Die Herren Hartmann und Kolbe, welche voriges Jahr den Preis erhalten, die

Herren Nahl und Hoffmann, welchen diesmal der erste Platz zugesprochen worden.

Ehe wir uns nun zu der Recension der eingesandten Werke selbst wenden, haben wir noch einiges vorläufig anzuzeigen.

Was die Ordnung betrifft, in welcher wir die eingesendeten Arbeiten aufführen werden, so ist beliebt worden: von dem Tode des Rhesus, welchen Herr Joseph Hoffmann aus Köln eingesandt, dem ein Drittheil des Preises mit zehn Ducaten zuerkannt worden, stufenweise hinunter zu steigen, dann von dem geringsten „Abschiede des Hectors" bis zu dem besten Werke der ganzen Sammlung, einer Zeichnung des Herrn Professor Nahl aus Kassel, welchem zwei Drittheile des Preises mit zwanzig Ducaten zugesprochen worden, wieder hinauf zu steigen, so daß Anfang und Ende unserer Recension sich, als die Gipfel unserer diesjährigen Ausstellung, neben einander zeigen mögen.

Ferner werden wir uns, bei Erwähnung der einzelnen Stücke, umständlichere Beschreibungen um so mehr zur Pflicht machen, als wir dieses Jahr Umrisse im Kleinen von den Preisstücken, wie es vorjährig geschehen, zu liefern nicht im Stande sind.

Die Schwierigkeiten, eine Zeichnung, die im Großen gedacht und ausgeführt ist, ins Kleine zu bringen, und solche durch den Kupferstecher, nur einigermaßen leidlich, darstellen zu lassen, ist überhaupt schon groß genug und wird selten, auch bei hinreichender Zeit und aufgewendeten Kosten, durch ein glückliches und zweckmäßiges Resultat belohnt. In dem gegenwärtigen Falle, ist der Versuch gar nicht zu unternehmen.

Herrn Hoffmanns Rhesus, eine reiche Composition von vielen Figuren, würde sich kaum in Quersolio deutlich machen lassen, so wie sich, durch einen Umriß, Herrn Nahls Verdienst zwar im Allgemeinen, was die Zusammensetzung betrifft, aber nicht im Einzelnen, wodurch sie sich in Form, Charakter, Reinheit und Geschmack der Ausführung auszeichnet, darstellen ließe.

2.

Recension der eingegangenen Stücke.

Tod des Rhesus.

1. Dieses Bild, mit schwarzer Kreide und Tusche, auf grau Papier, hat uns vorzüglich angenehm überrascht, indem es die vergangenen Zeiten Rubensischer Schule und Kunst wieder zur Gegenwart bringt. Daß es dieses auf keine gemeine Weise thut, daß es nicht etwa eine gewöhnliche, schwache, geistlose Nachahmung von Rubens Bildern, oder, was die Nachahmer dieses Meisters am öftersten gethan haben, seiner Fehler sei, sondern aus einem vollständig aufgefaßten, geistreichen Begriff und Besitz jener Kunst entstanden, wollen wir den kundigen Liebhabern der Kunst durch eine nähere Beschreibung desselben darzuthun versuchen.

Diomed steht in der Mitte des Bildes, mit der Hand hält er den Wagen des Rhesus gefaßt, den er, nach dem Dichter, mitnehmen wollte; ihm zu Füßen, am Wagen,

liegt der erschlagene Rhesus auf seinen Waffen, schon verkürzt; neben ihm der mit einer Krone verzierte Helm. Pallas erscheint dem Helden und gebietet ihm den Rückzug. Unwillig zaudert er ihr zu gehorchen. Die Göttin, leicht auf Wolken einherschreitend, nimmt die linke Seite des Bildes ein, sie ist zierlich drappirt und überhaupt eine gefällige Gestalt. Ihr gegenüber, auf der andern Seite des Bildes, hält Ulysses vier weiße Pferde, die vor der Erscheinung scheu sich bäumen und mit dem rüstigen, gewandten Helden eine ungemein malerische Gruppe ausmachen. Im Vordergrund liegt ein Haufe erschlagener Thrazier, die, wie der Dichter sagt, von Ulysses bei Seite geschleppt werden, in diesem Sinne verständig geordnet und nur durch Reflex beleuchtet; einem einzigen wird das Haupt, die Arme und ein überliegendes Gewand vom Licht, welches aus den Wolken um die Pallas herkommt, bestreift, und macht, auf eine sehr künstliche Weise, den Uebergang von dieser großen Schattenmasse, zu dem beleuchteten Raum, wo die handelnden Hauptfiguren des Bildes stehen. Etwas weiterhin liegt die sichtbare Halbfigur eines Erschlagenen, ganz vom Lichte getroffen, bei welcher der Künstler ohngefähr ebendenselben Zweck beabsichtigt und erreicht hat. Auf der Seite des Ulysses und der Pferde öffnet sich das Bild, man sieht über der weiten Ebene das Gestade des Meeres, das griechische Lager und die Schiffe.

Die niederländische Schule und, an ihrer Spitze, Rubens, suchten hauptsächlich durch den Totaleindruck ihrer Werke zu reizen. Sie bewirkten das Gefällige fürs Auge vermittelst eines klugen Gegensatzes der Figuren und Gruppen, durch ein verständiges Steigern der Licht- und Schat-

Antonio.

Jetzt iſt's an mir, daß ich dir dringend ſage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunſch,
Den Wunſch des Fürſten, der mich zu dir ſen-
det.

Taſſo.

Ich kenne meine Pflicht und gebe nach.
Es ſey verziehn, ſo fern es möglich iſt!
Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte:
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft;
Ich will ihr nicht gehäſſig widerſtehn.

Antonio.

Ich danke dir, und wünſche, daß du mich
Und meinen Willen dir zu dienen gleich
Vertraulich prüfen mögeſt. Sage mir,
Kann ich dir nützlich ſeyn? Ich zeig' es gern.

Taſſo.

Du bietheſt an, was ich nur wünſchen konnte.

tenpartbien und durch den Contrast der Farben, die Harmonie dieser letztern aber meistentheils durch das künstliche Mittel des Tons. Sie strebten ferner nach dem Lebendigen und Bewegten in der Darstellung überhaupt und ihre Forderungen an Kunst gingen, wie es scheint, nur selten auf etwas noch Höheres als auf die Nachahmung der Natur, unter obigen Bedingungen.

Die Italiener hingegen, oder die römische Schule, in beständigem Anschauen der plastischen Werke griechischer Kunst, hatten einen weit ernstern Zweck, sie bemühten sich hauptsächlich um Richtigkeit der Zeichnung, Schönheit und Eleganz der Formen; auch ist ihr Ausdruck meistentheils würdiger und gemäßigter, kurz, ihre Absicht ging dahin, eine edlere Natur darzustellen, wozu sie sich der vorhandenen Natur mit Wahl bedienten. Manche vernachlässigten vielleicht zu sehr das Colorit und andere Theile der Kunst, welche das Auge reizen und befriedigen.

Man könnte daher sagen: daß die Künstler der römischen Schule zwar einem höhern Zweck nachgestrebt, die Niederländer aber den übrigen allgemeiner erreicht haben.

Dieser Unterschied, der uns den Gesichtspunkt andeutet, aus welchem Kunstwerke überhaupt und vorzüglich die der Niederländischen Schule zu beurtheilen sind, welchen man wenigstens beim Beurtheilen derselben nie vergessen muß, ist billigerweise auch bei der Hoffmannischen Zeichnung zu machen, indem wir oben schon erwähnten, daß der Künstler sich hauptsächlich nach Rubens gebildet zu haben scheine. Sein Bild ist, als ein Ganzes, ungemein wohlgefällig, die Gruppe der weißen Pferde würde, wenn die Farbe dazu käme, das Hauptlicht, oder, um uns genauer auszudrücken, die zuerst in die Augen fallende Parthie sein.

Pallas mit den leichten Wolken, die sie umgeben, wäre, der Energie nach, das zweite Licht, hingegen eine gröſsere, ruhigere Parthie. Diomed steht in der Mitte verbindend, seine glänzende Rüstung zieht das Auge an; eigentlich hat er, als Hauptfigur, das hellste, glänzendste Licht, aber in geringerer Masse als die anderen. Eine gleiche Abstufung ist auch mit den Schatten beobachtet, die Masse im Vordergrund ist sehr stark, doch wird sie von dem Helldunkel der Leichen angenehm unterbrochen, und balancirt so den dunkeln, nur schwach wie vom Mondenlicht und dem anbrechenden Morgen erhellten Hintergrund. Der Wagen des Rhesus bildet, als dritte Schattenpartie, gleichsam den Uebergang zu diesen beiden und ist, im Mittel der Scene, die Figuren zu heben, wohl angebracht.

Der Ausdruck gelang dem Künstler recht gut. Die rasche Geberde der Göttin, die dem Helden befiehlt, sich zu entfernen, das halb unwillige Weichen des Diomed, das Erschrecken und die Wildheit der Pferde, Ulyſs, der sie hält und ohne Erstaunen sich nach der Erscheinung umsieht.

Der Dichter ist, im Sinn und Geist von Rubens, ungemein vollständig mit sehr lobenswürdigem Verstand und Geist in die Sprache der Kunst übertragen, wobei der Künstler gewissermaſsen musterhaft gezeigt hat, wie man sich an den Buchstaben des Poeten zu halten habe, indem ihm auch kleine Züge, die er brauchen konnte und die sein Bild dem Gedicht, welches ihm der Gegenstand geliefert, näher brachten, nicht entgangen sind. Diomed trägt eine lederne Haube ohne Busch, die Löwenhaut hängt ihm von den Schultern bis auf die Knöchel nieder; dem

Ulyſſes fehlt nicht jener Helm, mit Zähnen des Ebers dicht beſetzt, den Merion ihm mit Köcher und Bogen gegeben, und in allem iſt ein gewiſſer Geſchmack von ächt altem Schrot und Korn, der zu Gunſten des Verfaſſers einnimmt und den Kenner befriediget.

Das Ganze iſt zwar ausführlich, doch nicht mit ängſtlichem Fleiß, geiſtreich und mit geübter Hand gemacht.

Möge Herr Hoffmann auf dem Wege, den er eingeſchlagen und der ſeinen Talenten gewiß der angemeſſenſte iſt, fröhlich immer weiter fortſchreiten und möge ihm die Aufmunterung und Belohnung nie fehlen, deren ſich ſeine Kunſt ſo werth bewieſen.

2. Große Zeichnung, mit weiß und ſchwarzer Kreide und Tuſche, auf grau Papier. Minerva erſcheint, mit Glanz umgeben. Indem ſie mit der einen Hand nach der Ferne weiſt, macht ſie mit der andern Hand eine bedeutende, nachdenkliche Geberde. Diomed ſteht mit noch gezucktem Schwerdt ſinnend über den Leichen der von ihm erſchlagenen Thrazier, Ulyß hält am Zügel zwei wild ſich bäumende Pferde und ſcheint dem Gefährten zu winken. Der Mond ſteht am Himmel, in der Ferne ſchlafende Krieger, Zelte und die Veſte von Troja.

Der Styl, welcher in der Anlage des Ganzen herrſcht, zeigt von ächtem Kunſtſinn und von dem Studium des Künſtlers, nach den großen Muſtern alter und neuerer Zeit. Er faßte, wie man aus der Umſchreibung des Ganzen geſehen, den Gegenſtand wirklich poetiſch und ſcheint auch die Einheit der Wirkung dadurch ſchön beabſichtigt zu haben, daß er die ganze Beleuchtung von der erſcheinenden Göttin ausgehen läßt. Einzelne Theile z. B. das linke Bein des Ulyſſes, ſind, was den Styl

der Form anbetrifft, ganz vorzüglich zu loben: so ist auch die, von der eilfertigen Bewegung des Helden zurückflatternde Chlamys ungemein gut gerathen, nur vielleicht etwas zu faltenreich; dasselbe gilt auch von dem über den Arm geworfenen Gewand der Minerva, so wie derjenige Theil des Uebergewandes, welches ihr um den Leib liegt, sehr schöne, große, wohlgewählte Falten hat.

Der Verfasser hat den Wagen des Rhesus dargestellt; ihn, den König selbst, aber unter den Erschlagenen, wie doch gefordert wurde, nicht ausgezeichnet.

Daß Diomed, indem er mit dem einen erhobenen Fuß auf einer Leiche ruht, blos tiefsinnig nachdenkt, zu horchen scheint und nicht nach der Göttin hinsieht, die zu ihm spricht, können wir nicht billigen, indem diese dadurch als unsichtbar, als gleichbedeutend mit dem innern Sinn und dem Rath des Helden, den er mit sich selbst pflegt, gesetzt wird. Durch eine solche Behandlung, die einer Art von prosaischer Extase gleicht, wird das Poetische in Werken plastischer Kunst zerstört, und hier um so mehr, als die Stellung dem kraft- und thatvollen Heldencharacter des Diomedes nicht günstig ist, besonders im Gegensatz der raschen Bewegung des Ulysses.

Der Hintergrund, mit der Ansicht nach der Stadt, ist wohl auch nicht so glücklich gewählt als in Herrn Hoffmanns Zeichnung, wo wir das griechische Lager und die Schiffe sehen, wodurch deutlich wird, daß die Helden von dort her sind. In dem gegenwärtigen Werke möchte man eher vermuthen, daß sie einen Ausfall aus der Stadt gethan.

Ohne Zweifel würde die Anordnung gewonnen haben, wenn die Minerva, mehr nach dem Ulysses zu, gegen die

Mitte des Bildes, gerückt wäre, die handelnden Figuren würden alsdann, in eine einzige große Gruppe gesammelt, eine bessere Einheit des Ganzen bewirkt haben. Von der Beleuchtung, die so treffend gedacht ist, würde sich der Künstler, falls er sein Werk je weiter ausführen wollte, durch vergrößerte, weniger unterbrochene Massen, einen schönen Effect versprechen können.

Mit nicht geringem Vergnügen haben wir bemerkt, daß der Verfasser dieser Zeichnung seit vorigem Jahre sein Vermögen in mehreren Theilen der Kunst beträchtlich erhöht hat. Wir wünschen ihm Glück dazu, so wie wir hoffen, ferner Zeuge zu sein, wie so vorzügliche Fähigkeiten durch fortgesetztes ernstes Studium sich immer mehr ausbilden. Eine einzige Warnung wagen wir hinzuzufügen: daß er sich hüte, bei seinen ausgebreiteten schönen Kenntnissen, nicht zu gelehrt und, bei seiner Fähigkeit eines gründlichen Nachdenkens, nicht zu subtil im Anlegen seiner Werke zu verfahren.

3. Der Moment, den die Verfasser der beiden vorher beschriebenen Zeichnungen gewählt haben, wenn die That bereits vollbracht ist, die erscheinende Minerva wegzueilen befiehlt, ihr Glanz die Scene erhellt und dem Beschauer gleichsam, was geschehen, offenbar macht, ist ohnstreitig für die malerische Darstellung der geschickteste. Drei Künstler, deren Arbeiten jetzt folgen, haben einen frühern gewählt, wenn Diomed noch mit Morden beschäftigt ist, Ulysses die Pferde hält und sie wegführen will.

In der ersten von diesen Zeichnungen, die groß, auf grau Papier, mit der Feder umrissen, getuscht und weiß aufgehöht ist, liegt Rhesus, verkurzt, in der Rüstung, schlafend, vor seinem Wagen; Diomed steht neben ihm

und hebt eben das kurze Schwerdt auf, um ihm den tödtlichen Stoß beizubringen; näher gegen den Vordergrund, links, liegen nackt, in einer Gruppe, getödtete Thrazier, weiter zurück eine andere dergleichen Gruppe. Auf der rechten Seite, im Vordergrund, sieht Ulyß zwischen zwei Pferden, die er hält, von denen das eine sich bäumt, das andere ruhig fortschreitet. Der Grund zeigt die Stadt Troja, auf der Höhe liegend. Die Beleuchtung geschieht von der linken Seite, wie vom Tageslicht und ist sehr energisch, sodaß Schlagschatten entstehen.

Wenn man diese Beschreibung mit unserer Schilderung der zwei ersten Zeichnungen zusammenhält, so wird man gar bald wünschen, daß jene Künstler den Gegenstand in einem höhern poetischen Sinn und glücklicher aufgefaßt. Wir hörten Jemanden, mit feinem Gefühl für Recht und Schicklichkeit, bemerken: man könne dem Diomed nicht gut darum sein, daß er einen so ruhig Schlafenden morde.

Man lernt daraus, wie ungemein sorgfältig der bildende Künstler sichs angelegen sein lassen muß, das Gefühl zu schonen, indem er durch das Auge, den zartesten und reizbarsten aller Sinne, zum Menschen zu sprechen hat. Der epische Dichter, der durch seine Erzählung blos die Imagination beschäftigt, wird seines Orts viel seltener eine Bemerkung dieser Art zu fürchten haben.

Uebrigens hat der Verfasser seine Figuren mit Kunst und Verstand meisterhaft gezeichnet. Vornehmlich verdienen in dieser Hinsicht die getödteten Thrazier Lob, man kann sie fast alle als gute Akademien betrachten. In Hinsicht des Characters der Helden wäre zu wünschen gewesen, daß besonders Ulysses eine etwas kürzere und gedrungnere Gestalt sein möchte.

Die Massen von Licht und Schatten sind, was die Beleuchtung jeder einzelnen Figur betrifft, wohl in acht genommen, kräftig, breit und daher völlig wirksam.

Da dieser Künstler in Fertigkeit und Kunstwissenschaft eine bedeutende Stufe erreicht und sein Talent in den beiden Zeichnungen, die er eingesendet (Hector und Andromache Nro. 25 ist auch von ihm) auf eine entschiedene Weise offenbaret hat, auch seine Fortschritte innerhalb Jahresfrist allerdings rühmlich sind und auf die schönsten Hoffnungen deuten; so erlauben wir uns den Wunsch: daß er, wenn er einen Gegenstand zu bearbeiten vernimmt, den ganzen Umfang der darin enthaltenen Motive jederzeit genau überdenken, den poetischen Gehalt sowohl, als die plastische Darstellbarkeit prüfen, den rechten Moment aussuchen, und durch die Kunstmittel, die ihm zu Gebote stehen, eine Totalität der Forderungen hervorbringen möge.

So schwer diese Materie theoretisch zu behandeln sein mag; so sehr glauben wir, daß Künstler sich gefördert finden werden, wenn sie die Beschreibung der diesmaligen Concurrenzstücke mit unsern Anmerkungen in diesem Sinne aufmerksam durchlesen.

4. Zeichnung, von eben der Größe und Art wie die vorige. Auch ist das Ganze in der Hauptsache ohngefähr auf dieselbe Weise gedacht. Diomed im Begriff, dem schlafenden Rhesus das Haupt abzuschlagen. Ulysses hält die Pferde, umher liegen erwordete Thrazier. Das Licht fällt in der nämlichen Richtung ein und ist, im Allgemeinen, fast auf eben die Art vertheilt. Die Massen sind weniger entschieden, es herrscht mehr Geräusch im ganzen Werk, weniger Bedeutung, aber mehr Schmuck

und Fülle. Der ſtrenge Kritiker wird mehrere Verſehen gegen Zeichnung und Perſpective rügen, nicht weniger die Neigung, welche das Werk zeigt, zum manierirten Style der ältern Deutſchen und Niederländer; aber die Liebhaber werden dem Verfaſſer gewogen ſein, um der natürlichen Gabe des Eleganten und Gefälligen willen, die ſich in allen Theilen ſeines Werks äußert.

5. Näher zuſammengefaßt und, als ein Ganzes, anmuthiger ins Auge fallend, oder vielmehr dem Auge auffallender, iſt dieſe Zeichnung, daher ſie auch beim Publikum faſt am meiſten Gunſt gefunden. Der Künſtler hat viel, ja, wir möchten ſagen, beinahe zu viel für den Effect gethan, indem er allein auf die Pferde Licht fallen laſſen, die übrigen Figuren aber alle gedämpft und wie im Halbſchatten geſetzt hat. Diomed iſt beſchäftigt, den Rheſus zu morden, Ulyß die Roſſe zu halten. Beide Helden unterſcheiden ſich wohl zu wenig vortheilhaft durch Geſtalt und Character, ſtehen verhältnißmäßig zu weit zurück und ſind ebenfalls den Pferden aufgeopfert. Indeſſen hat Ulyſſes einen geiſtreichen Kopf. Den Vordergrund nehmen die übereinandergeworfenen Leichen der vom Diomed getödteten Thrazier ein, ſie vereinigen und ſchließen das Bild recht gut. Auch iſt der Ausdruck in den Köpfen, beſonders in der Figur mit dem Schuppenpanzer trefflich gelungen; man könnte nur allenfalls einwenden, daß das Detail der Anordnung nicht hinlänglich beſorgt ſei, worüber in Armen, Beinen ꝛc. Verwirrung entſteht.

Ein Verſehen von eben der Art, welches keine gute Wirkung thut, iſt, daß des einen Pferdes linkes Vorderbein mit dem rechten Schenkel und Bein des Ulyſſes in glei-

cher Linie läuft und denſelben zudeckt. Die vorkommenden Falten ſind wohl gelegt, die Ausführung iſt weich, gefällig, mit leichter Hand. Sie trägt unverkennbare Spuren eines vorzüglichen Talents, welches ſich aber mehr zum Gefühlvollen, Zärtlichen zu neigen ſcheint, als zu Gegenſtänden von der Art des Rheſus.

6. Gleicht dem folgenden darin, daß beide die Erſcheinung der Minerva darſtellen. Hier ſteht Diomed, auf das Schwerdt geſtützt, die Hand in die Seite geſtemmt, und horchend was die Göttin ſagt, die in einer Wolke gleichſam vor ihm aufſteigt, nur zur Hälfte ſichtbar. Dieſer Gedanke iſt wirklich lobenswerth.

Ulyſſes ſitzt auf dem einen Pferd und hält das andere am Zügel. Ermordete liegen nackt in der Ecke des Vordergrundes.

Da dieſes Werk mit der Feder umriſſen und nur wenig mit Tuſche lavirt iſt, ſo laßt ſich Licht und Schatten nicht beurtheilen. Was die Zeichnung betrifft, iſt wohl die Göttin am beſten gerathen, beide Helden ſcheinen etwas zu kurz und ſchwerfällig, auch wäre den Köpfen derſelben mehr Edles, mehr Verſchiedenheit des Characters, ſo wie der Anordnung überhaupt mehr Eleganz zu wünſchen. Hingegen im Ausdruck bemerkten wir faſt durchaus eine gute Intenzion. In der rechts vorn liegenden ganzen Figur eines von den ermordeten Thraziern hat der Künſtler die Zuckungen und Krampfe des Todes anzudeuten verſucht.

7. Iſt mit vielem Fleiß ausgeführt. Minerva geht mit den Helden und ſpricht mit ihnen; der Künſtler hat kein Zeichen der wunderbaren göttlichen Erſcheinung beigefügt. Die Gewänder ſind meiſtens zierlich gefaltet.

Der Künſtler, deſſen Talent, wie es ſcheint, ſanftere Gegenſtände fordert, zeigt übrigens nicht gemeine Anlagen; er mußte ſich nur mit Ernſt um theoretiſche Kenntniſſe bemühen, vor allem aber ſich in der Zeichnung üben; denn obgleich ſeine Figuren keine auffallende Mißgeſtalt, vielmehr leidliche Verhältniſſe haben; ſo iſt doch der Umriß ſchwankend und unbeſtimmt, beſonders in den kleinen Theilen, wodurch das Bedeutende ſehr leidet.

Freilich mag der Ort, an dem er lebt, ihm wenig Hülfsmittel von dieſer Art anbieten. In gänzlicher Ermangelung von Abgüſſen antiker Statuen, oder guten Gemälden aus der italieniſchen Schule, konnte ihm ſchon das bekannte, bei Volpato geſtochene Zeichenbuch, oder der kürzlich im Frauenholziſchen Verlag zu Nürnberg erſchienene Nachſtich deſſelben zu einem etwas deutlichern Begriff von der Form der einzelnen Theile verhelfen.

8. Zeichnung, mit der Feder umriſſen und mit Tuſche lavirt. Ulyß hält die Pferde, Diomed das Schwerdt gezückt. Er ſcheint den Mord an den Thraziern noch nicht vollbracht zu haben. Tücher, an Bäume geſpannt, bilden ein Zelt, darunter ſieht man Schlafende, beide Helden ſind im Geſpräch mit einander. In Geberde, Stellung und Form zeigt ſich zu wenig Freies und Heroiſches, indeſſen iſt der Kopf des Diomed nicht ohne Geiſt gezeichnet, nur zu abgezehrt und hager. Einige Falten ſind ziemlich glücklich gelegt, nur ſind ſie durchaus zu eckicht, ſteif und ſcharf gebrochen.

9. Oelgemälde, oder vielmehr Skizze. Minerva ſpricht zum Diomed, Ulyſſes hält und bändigt die Pferde. Die menſchlichen Figuren ſind gegen die Pferde zu klein gerathen. Den Figuren fehlt es überhaupt an Würde,

Du brachteſt mir die Freyheit wieder, nun
Verſchaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannſt du meinen? Sag' es deutlich an.

Taſſo.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht;
Es fehlt noch viel, daß es voliendet wäre.
Heut überreicht' ich es dem Fürſten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde find' ich jetzt
In Rom verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen ſchon eröffnet: vieles hab' ich
Benutzen können, manches ſcheint mir noch
Zu überlegen; und verſchiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſchehn iſt, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſ't dieſe Knoten bald.
So dacht' ich heut den Fürſten ſelbſt zu bitten:

dem Ganzen an kunstmäßiger Anordnung; auch ist Licht und Schatten nicht glücklich angegeben. Der Mantel des Ulysses ist diejenige Parthie des Bildes, welche am besten gelang. Minerva hat, gegen das Costüm, einen Panzer, der ihr bis auf die Hüften reicht.

Abschied des Hector.

10. Der Verfasser dieser in Oel gemalten Skizze scheint kein geübter Künstler zu sein. Er hat außerdem, daß seine Zeichnung mangelhaft ist, den Figuren ein theatralisches Air gegeben, welches vorzüglich am Hector, und nicht mit Unrecht, getadelt worden; man kann ihm hingegen das Verdienst inniger Empfindung nicht abläugnen. Andromache hängt am Hals ihres Gatten, das Kind im Arm, von bitterem Schmerz zerrissen, die Amme hinter ihr jammert ebenfalls. Mit festerem Gemüth umfaßt Hector die Frau und das Kind. In der Entfernung sind noch zwei unbedeutende Figuren, ein Weib und ein Bewaffneter, die von einer Gallerie herniederschauen. Der Grund ist überhaupt nicht glücklich gedacht und dem Lokal, welches die Geschichte fordert, wenig angemessen. Dem Colorit läßt sich der Vorwurf einformiger Düsterheit machen; Licht und Schatten sollten mehr nach Kunstregeln vertheilt sein.

Das Beste, was wir dem Verfasser für seinen bezeigten guten Willen wünschen können, ist Unterricht und Rath eines tüchtigen Lehrers, um die glücklichen Anlagen

auszubilden, welche durch dieſen unvollkommenen Verſuch hindurch ſcheinen.

11. Zeichnung mit Tuſche auf grauem Papier, weiß gehöht. Auch hier vermißten wir gerne das Theatraliſche, das dem Beſchauer aus dieſer Darſtellung entgegenkommt.

Der bildende Künſtler ſollte möglichſt ſich hüten, durch Kunſt an Kunſt, oder in dem Sinne, wie wir es hier nehmen, an etwas Manierirtes, an Zwang und Unnatur zu erinnern.

Hector, im Begriff den Soldaten zu folgen, bietet der Andromache zum Abſchied die Hand. Sein Fortgehen und ſelbſt das zärtliche Gefühl gegen die Frau und Kind iſt in ſeinem Geſicht und Geberde gut genug ausgedruckt; allein wir finden ihn von Geſtalt gar zu hager und ſchmächtig. Andromache iſt keine gefallige Figur, die Amme, welche das Kind trankt, ſehr verzeichnet, eine Zofe, welche der Andromache den Zipfel des Gewandes aufhebt, obſchon nicht unangenehm, doch überflüſſig. Einer von den drei Kriegern hat ein ſehr liebliches jugendliches Geſicht und blickt mit zärtlicher Theilnahme nach den handelnden Figuren hin, nur ſchade, daß dieſer Kopf, das Beſte des Bildes, nicht einer Hauptfigur zu Theil ward.

Der Grund iſt mit Wolken und Nebel angefullt, wodurch das Manierirte, welches wir in der Anlage getadelt haben, noch vermehrt wird.

12. Kleine Zeichnung, mit der Feder und braun getuſcht. Hector halt den Sohn auf den Armen und empfiehlt ihn den Göttern. Andromache betet ebenfalls für denſelben, die Amme ſteht etwas zurück und iſt bloß Zuſchauerin, tiefer im Grunde wanken Krieger. Das Ganze iſt voll Herzlichkeit und ernſter frommer Empfin-

dung. Da dieſes auszudrücken der Hauptzweck des Künſtlers geweſen zu ſein ſcheint, ſo war es conſequent gedacht, den Hector als einen bejahrten Mann, die Andromache beinahe als Matrone darzuſtellen. Die Figuren bilden eine viereckichte Gruppe, die aber nicht unrecht geordnet iſt. Die Falten ſind glücklicher geworfen als gezeichnet, wie denn überhaupt die Zeichnung etwas ſchwach iſt und den Wunſch veranlaßt, daß der Verfaſſer ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt auf dieſen Theil wenden möge.

Auch mangelt dem Grunde des Bildes die entſchiedene Bedeutung; man ſieht nur Säulengänge, da doch das Thor ſelbſt nicht nur vermuthet, ſondern geſehen werden ſollte.

13. Wir können es nicht billigen, daß der Verfaſſer dieſes kleinen Oelgemäldes die Mauern von Troja mit unzähligen Kriegern beſetzte, vor deren Angeſicht, gleichſam ihnen zu lieb, unten auf dem Plan die zärtliche Scene vorgeht.

Die Wirkung von Licht und Schatten fehlt, ſowie Maſſen und Gradation, Spiel und Uebereinſtimmung der Farben, nicht weniger die ausfüllenden, rundenden und ſchmückenden Nebenwerke, mit Einem Wort: wenig minder, als alles, was die Kunſt gewöhnlich an einem guten Gemälde thut.

Dennoch müſſen wir geſtehen, daß wir eine herzliche, bei wiederholtem Anſchauen ſtets ſich vermehrende Neigung zu dieſem Werk empfinden. Denn es leuchtet uns daraus die Gabe eines zarten, ſchön empfindenden Gemüths mit ſeltener Reinheit entgegen. Aus dem Herzen gefloſſen, ſpricht es zum Herzen und rührt deſſen zarteſte Saiten. Wir wollen verſuchen, unſere Leſer von demjenigen, was ſo wohl gefallen, näher zu unterrichten.

Hector gerüstet, steht in der Mitte, nach der Amme gewendet, spricht und schmeichelt mit der Linken freundlich dem Kind auf ihrem Arme, welches zurückweicht und sich an ihren Hals verbergen will; sie ermuntert es, freundlich lachelnd und zeigt ihm den Helden und Vater. Auf dessen Schultern hat Andromache Hand und Haupt sanft hingelegt, ihre Rechte liegt in der seinen, mit verschränkten Fingern zärtlich gedruckt. Voll stiller Besorgniß um den Geliebten, schaut sie mit inniger Mutterfreude nach dem Kinde und diese Mischung von Lust und Schmerz, die ihr Gesicht verschont und belebt, mit hohem Gefühl ihren Busen hebt, ist vortrefflich gedacht und gar nicht unglucklich ausgedruckt; die Falten ihres weißen Gewandes sind von gutem Geschmack.

Säume der Verfasser doch ja nicht, wofern seine Lage es ihm erlaubt, sich nähere Bekanntschaft mit den Regeln der Kunst zu verschaffen und sich darnach durch Anwendung fleißig zu üben. Die Natur hat sehr viel an ihm gethan, der Kunst hat er beinah nichts zu verdanken. Einzig in den Formen und Falten ist ein gewisser Styl zu bemerken, welcher ahnden läßt, daß sein Talent nicht ganz sich selbst uberlassen war; aber an gründlichem, zweckmäßigem Unterricht scheint es ihm gleichwohl sehr gemangelt zu haben. Möge er noch so glucklich sein, dieses nachzuholen!

14. Erhält seinen besten Werth ebenfalls von dem gefühl- und liebevollen Geist, welcher sich darin äußert. Andromache, mit dem Kinde auf ihrem Arme, sinkt thränend an Hectors Brust hin, der gerührt auf sie niederschaut, sie mit dem linken Arme umfaßt und in der rechten Hand zärtlich die ihrige halt und druckt. Die War-

terin des Kindes, ein junges, liebliches Mädchen, sieht mit ungemeiner Naivität der Scene zu und ist wohl die reizendste von den vier Figuren des Bildes.

Wir müssen dem Verfasser dieses Werks hauptsächlich ein ernstes Studium der Zeichnung der Verhältnisse, nach guten Gemälden, oder antiken Statuen empfehlen, denn seine Figuren sind zu lang und ragend; der Umriß fast durchaus mangelhaft. Der lebhafte Ausdruck, der in den Köpfen liegt, muß wohl mehr einer natürlich glücklichen Anlage und lebhaftem Gefühl als der Kunstfertigkeit beigemessen werden. Licht und Schatten sind zwar nicht ganz nach Gebühr ausgetheilt, aber doch in Massen gehalten; die Falten theils zu locker und rundlicht, wie am Gewand der Andromache und der Wärterin, theils zu eckicht, wie am Mantel des Hector.

15. Zeichnung, mit schwarz und weiser Kreide auf gelblicht weißes Papier.

Die Behandlung ist fleißig und besorgt, so wie nur irgend an einem andern der eingesandten Stücke. Was man noch weiter daran zu loben findet, ist ein Theil der zwar etwas zu kleinen, aber sehr zierlich gelegten und ausnehmend sauber ausgearbeiteten Falten des Gewandes der Andromache, auch einige am Gewand der Amme. Doch liegt dieses Gewand überhaupt wohl etwas zu nahe an und wird in den freien Partien wie vom Winde bewegt, indeß die Figur selbst ganz ruhig dasteht, welches den Ausdruck der Bewegung in der Andromache schwächt, deren Figur die beste ist. Auch gerieth das Kind nicht übel. Hingegen wurde allgemein gefunden, daß Hector zu kurz und schwerfällig, die Amme von gar zu gemeinen Character sei. Der Grund zeigt die Stadtpforte, durch

welche der Zug des Troiſchen Heeres geſehen wird. Die Architectur erhält freilich durch die Inſchriften, Basreliefe und Trophäen ein etwas modernes Anſehen, iſt aber übrigens recht ſchön und von guter Wirkung.

16. Oelgemälde. Die Scene iſt ein freier Platz am Thore, Hector hält das Kind in die Höhe und empfiehlt es den Göttern, Andromache ſcheint ihr Gebet mit dem ſeinen zu vereinigen. Betrübt ſieht die Amme neben ihr und erhebt ebenfalls den Blick. Etwas entfernter warten zwei Joſen, eine an die andere gelehnt. Unter dem Thore ſprechen ein paar Krieger mit einander, an der Erde liegen Hectors Waffen.

Beide Hauptfiguren, des Hector und der Andromache, ſind in Hinſicht der Stellungen, welche der Künſtler für ſie gewählt hat, nicht gelungen. Das Kind iſt etwas beſſer, es ſcheint ſich von der Höhe wieder herunterzuſehnen, die Amme verdient Lob; Kummer und Betrübniß ſind deutlich auf ihrem Geſicht abgedruckt, ſie, nebſt den beiden Joſen, ſcheinen uns die beſten Figuren des Stücks zu ſein. Ihre Gewänder geben des Künſtlers Bekanntſchaft mit den Werken der großen Meiſter zu erkennen. Das Uebergewand der Andromache hat artige Falten und iſt mit Fleiß ausgeführt. Dem Kopf mangelt es nicht an Geiſt; aber die ganze Geſtalt hat etwas matronenhaftes, reizloſes; Hector entbehrt das kraftvolle, in Geſtalt und Geberde bedeutende Weſen, welches den Heldencharacter ausmacht.

An richtiger Vertheilung von Licht und Schatten, nach Erforderniß maleriſcher Zwecke, fehlt es im Ganzen. Dabei iſt der Hintergrund zu hell in Farben gehalten, in allen Theilen zu deutlich, welches der Wirkung ſehr ſchad-

lich ist. Die Gesetze der Anordnung hat der Künstler nicht nur dadurch verletzt, daß er die Figuren in keine zierliche Gruppe geordnet hat, sondern das schlimmste ist, daß er das Kind, welches ja, da der Anruf an die Götter geschieht, zur Hauptfigur wird, zu äußerst auf die linke Seite gebracht hat, wodurch das Gefühl erregt wird, als wenn auf derselben Seite etwas fehlte und der Beschauer sich genöthigt sieht, einen unangenehmen Sprung von der Anspannung zur Ruhe, vom Bedeutenden zum Unbedeutenden zu thun.

17. Das gegenwärtige Oelgemälde verliert zwar gegen dem vorigen, wenn die Zeichnung der Figuren, der Geschmack an den Gewändern und ihre fleißige Ausführung in Anschlag gebracht werden. Aber es hat ein blühenderes Colorit, bessere Haltung, Harmonie der Farben, kräftigere Schattenpartien, und den großen Vortheil einer regelmäßigern Anordnung zum malerischen Ganzen.

Die Figur des Hector, welche das Kind auf den Armen hält und den Göttern empfiehlt, der Andromache, welche die Hand auf des Gemahls Schulter legt und den Knaben zärtlich ansieht, der Amme, die auf der entgegengesetzten Seite sieht und keine weitere Theilnahme als blos die ihr zukommende am Kinde zeigt, machen eine recht angenehme Gruppe, in deren Mittelpunct das Kind sich befindet und das Interesse des ganzen Bildes auf sich versammelt.

Der Ausdruck ist eigentlich nur in der Amme ganz befriedigend. Die Andromache zeigt blos mütterliche Liebe zum Kinde, aber nichts von Traurigkeit, von Sorge über den Abschied des Hector, ja es ist dieser Abschied überhaupt nicht im Bilde angedeutet, sondern blos Hectors

Gebet für das Kind. Dieſer verdient wohl überhaupt den Vorwurf, daß in ſeiner Geſtalt und Geberde zu wenig der Mann und der Held ſich zeigen. Die ſtarken Locken und die weiße Binde um den Kopf vermehren das Mädchenhafte ſeines unbärtigen Geſichts. Die Scene iſt vor dem Thor, an der Mauer, auf welcher ein Schilderhäuschen, ziemlich nach moderner Art, zu bemerken iſt.

18. Zeichnung, mit weiß und ſchwarzer Kreide, auf gefärbtem Papier.

Auch dieſer Künſtler hat nicht mehrere Figuren gebraucht als der vorige, ausgenommen, daß man einen bewaffneten Mann zum Thore hinaus gehen ſieht. Die Gruppe würde ſich noch mehr der regelmäßigen pyramidaliſchen Form nähern, wenn die Amme etwas mehr herangerückt worden wäre. Der Künſtler hat ſich des ſchönen naiven Motivs des Dichters bedienen wollen, daß das Kind ſich vor dem Buſch auf Hectors Helm fürchtet, wenigſtens ſcheint es uns ſo, indem die Augen des Knaben nach dem Helmbuſch gerichtet ſind. Die Abſicht wird aber dadurch undeutlich, weil Hector zu weit abſteht und die Arme nach dem Kinde ausſtreckt. Dieſes müßte, indem ſich der Vater zu ihm oder vielmehr über daſſelbe herbeuge, von dem Buſch faſt berührt werden, wenn ſein Scheuen im Werke der bildenden Kunſt hinlänglich motivirt ſein ſoll.

Hier wimmert es und ſchreit, wodurch das edle Heroiſche, welches die Darſtellung fordert, ins Gemeine herabgezogen wird.

Andromache iſt zärtlich betrübt und ſcheint den Hector zurückhalten zu wollen; ihr Kummer, der Ausdruck ihrer Geberde wird, in der blos ſinnlichen Anſchauung des

Bildes, viel eher auf die Agitation des Kindes, als auf die Gefahr und den Abschied des Hector bezogen werden.

Die Amme ist eine gute, malerisch gestellte und bekleidete Figur, ihr Charakter passend, sie verräth Studium nach guten Bildern und fast möchte man vermuthen, daß sie entlehnt sein könnte, weil der Künstler, wahrscheinlich nicht ohne Noth, ihr einen großen Stein mitten in den Weg geworfen, nur um ihren rechten Fuß darauf zu setzen und einen desto schönern Contrast in der Stellung hervorzubringen.

Hector ist eine etwas zu schmächtige, schwache Figur für einen Helden; der Ausdruck aber von Huld und Freundlichkeit gegen den Knaben ist nicht übel gerathen. Andromache hat in den Knien etwas steifes, das nicht gut laßt. Der Verfasser hat die Schatten durch richtig angegebene Reflexe sehr schön klar zu halten gewußt.

19. Grau in grau gemaltes Bild in Oel, mit einiger Abwechselung des Farbentons, besonders in den Gewändern.

Hector hält das Kind auf dem Arm und richtet die Blicke gen Himmel, Andromache kommt etwas gebückt heraugeschritten und scheint ebenfalls, indem sie mit der Rechten zärtlich ein Händchen des Knaben faßt, die Götter für seine Erhaltung anzuflehen. Liebevoll schlingt Hector die Hand um ihren Nacken, die Amme bewegt sich auf der andern Seite herbei und sieht theilnehmend der Scene zu. Auf der Erde liegen die Waffen des Helden.

Diese Figuren sind in eine zierliche Pyramidalgruppe, doch nicht ganz mit gehörig versteckter Kunst, geordnet. Der Ausdruck ist in den sämmtlichen Köpfen lebhaft und geistreich gerathen. Einen Zug von Trauer und Bekümm-

mernis, der sich in Hectors Gemüht äußert, hatten wir indessen lieber der Andromache und dieser überhaupt mehr Frauenwürde gewünscht. Das Kind hat in Gestalt und Gebärde kindliche Anmuth und Unschuld. Hingegen fiel das Gesicht der Amme etwas zu jugendlich aus.

Einige Unrichtigkeiten in der Zeichnung müssen billig übersehen werden, da der Künstler kein vollendetes Werk, sondern blos eine Skizze liefern wollte und in verschiedenen, besser ausgearbeiteten Theilen gezeigt hat, daß er mehr leisten kann. Licht und Schatten sind in großen Parthien gehalten, das Gewand der Andromache besonders zierlich gelegt und alles mit einem meisterhaften Pinsel gemalt.

Wäre der Grund etwas reicher mit Nebenwerken geschmückt worden, so hätte auch, abgesehen von dem, was dabei allenfalls für die Bedeutung geschehen konnte, das Bild als ein Ganzes an Fülle und Rundung gewonnen. Gegenwärtig entsteht, da man nur die kahle Stadtmauer erblickt, eine für das Auge unangenehme Leere.

In der Ausstellung erhielt dieses Werk vom Publicum allgemein zur unterscheidenden Bezeichnung den Beinamen des Blassen. Dies Gefühl von Mangel an Farbe und der unbefriedigten Forderung derselben scheint uns der Künstler dadurch erregt zu haben, daß er mit grauen und braunen Tonen abgewechselt, wodurch einige Theile, wie z. B. Haar und Gewand der Andromache, das Haar des Kindes, das Gewand der Amme, Helm und Schild u. s. w. eine Art von wahrscheinlichem Colorit erhalten haben, während die übrigen sich als farblos darstellen.

20. 21. Zwei Zeichnungen, braun getuscht und weiß gehöht, in welchen die Aufgabe durch einen talentvollen

Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe dieſen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir ſcheint nicht räthlich, daß du dich entfernſt
In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürſten und der Fürſtinn dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunſt iſt wie ein Tag der Ernde;
Man muß geſchäftig ſeyn, ſobald ſie reift.
Entfernſt du dich, ſo wirſt du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren, was du ſchon gewannſt.
Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttinn;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Taſſo.

Zu fürchten hab' ich nichts, Alphons iſt edel,
Stets hat er gegen mich ſich groß gezeigt:
Und was ich hoffe, will ich ſeinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir

Bildhauer als Basrelief behandelt, gehörig auf das Symmetrische der Anordnung geachtet und vom Symbolischen ein sehr zweckmäßiger, kluger Gebrauch gemacht ist.

In der ersten sieht Hector, nach Art der Heroen, nackt und nur mit der Chlamys bekleidet und hält den Knaben auf seinen Armen empor, ihn dem Schutz der Götter empfehlend. Andromache wankt herbei, von der Amme geleitet, ein weiter Schleier liegt über ihr Haupt, mit der Hand hat sie ihn aufgefaßt und verhüllt damit zum Zeichen der Trauer den untern Theil des Gesichts. Die Amme winkt dem Kinde, das sich von der Höhe herab nach ihr sehnt, Ruhe zu. Eine Zofe hat sich auf die Knie geworfen und bricht in laute Klagen aus. Vier Krieger halten auf Hectors rechter Hand Pferd und Waffen. Sie machen für sich eine recht gut angeordnete Gruppe aus.

In der zweiten Zeichnung erscheint Hector gleichfalls nackt und mit der Chlamys bekleidet. Den Helm auf dem Haupt und in der Hand die Lanze, tritt er aus einer Halle hervor, eben im Begriff, die Stufen herab zu steigen, Andromache hängt an ihm, mit großer Traurigkeit seine Hand in der ihrigen haltend und drückend, er sieht sich mit zärtlicher Theilnahme nach ihr um, ohne jedoch im Fortgehen inne zu halten. Diese Hauptgruppe ist pyramidalisch angeordnet.

Auf der Seite der Andromache sieht die Amme mit dem Kinde und zwei Zofen, deren eine dem Knaben das Händchen küßt; auf der Seite des Hector sieht man drei Krieger mit einem Pferde. Sie harren auf den Helden.

Jemand, der die Ausstellung selbst gesehen, konnte vielleicht glauben, daß wir diese beiden Arbeiten, nach

Maßgabe des Verdienſtes, das ſie als Zeichnung ſehen laſſen, in der Ordnung, in welcher die Concurrenzſtücke beſchrieben werden, auf einen zu hohen Platz geſetzt; wir geben aber zu bedenken, daß von dem Entwurf eines Bildhauers nicht maleriſche Wirkung und Kunſtfertigkeit im Zeichnen verlangt werden darf und daß, wenn ihm kein Unrecht geſchehen ſoll, der Kunſtrichter blos den Werth ſeiner Gedanken zu prüfen hat und nur dann über die Ausführung Rechenſchaft von ihm fordern kann, wenn er rund oder erhaben arbeitet.

Wir geſtehen, daß uns dieſe beiden Zeichnungen, trotz der Unvollkommenheiten, welche rigoriſtiſche Beurtheiler im Umriß und den Formen rügten, großes Vergnügen gemacht haben. In beiden fanden wir den Gegenſtand glücklich aufgefaßt, nichts geſuchtes in der Darſtellung und doch Originalität. Der Verfaſſer hat, wie man an den ſchön gelegten Gewändern wohl ſieht, fleißig die Werke der alten Kunſt ſtudirt und ſich nicht blos mit den äußeren Formen beſchäftigt, ſondern den Sinn, der in ihnen waltet, zu erforſchen geſucht.

22. Zeichnung auf gefärbt Papier mit Tuſche, ſchwarzer Kreide und aufgehobtem Weiß. Die Figuren angenehm und natürlich zuſammengeſtellt, Fleiß und Kraft in der Ausführung, geſchickte Vertheilung von Licht und Schatten, guter Geſchmack in den Falten, nebſt viel Zartheit und Gefühl im Ausdruck. Ferner ein angenehm erfundener, die Figuren trefflich hervorhebender Grund ſind die weſentlichſten Vorzüge des gegenwärtigen Kunſtwerks.

Wir tadeln an demſelben, daß in der Handlung der Andromache die Einheit nicht beobachtet iſt. Sie herzt und liebkoſet das Kind, umfaßt den Gemahl und blickt

mit traurig zärtlichem Ausdruck nach ihm hin. Dieſe Empfindung iſt zwar natürlich, es läßt ſich denken, daß ein gutes Weib und Mutter ihre Liebe zwiſchen Mann und Kind theilt und ihr beide gleich theuer ſein können, ja es macht dem Künſtler, der dieſe edlen zarten Regungen gedacht und lebhaft empfunden hat, Ehre; aber es iſt immer gewagt, dergleichen zur Anſchauung bringen zu wollen, wenigſtens iſt die Wirkung, welche hier daraus entſtanden iſt, nicht die beſte und hat für den, der das Werk anſieht, etwas Irrendes und Beſchwerliches. Die thätige Liebkoſung des Kindes, das an dem Hals der Mutter, an ihrer Wange liegt und ihren Kuß verlangt, ſcheint auch ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen zu müſſen, zumal da ihr Arm, der gleichſam nur durch einen Machtſpruch des Künſtlers dem Hector zugetheilt worden, hinter ſeinem Rücken verborgen iſt und nur die Fingerſpitzen auf der Schulter wieder zum Vorſchein kommen, wodurch alſo auch die Theilnahme an ihm, das gleichſam ſinnliche Beſitznehmen ſeiner Perſon, weniger in die Augen fällt und das Kind dadurch abermals mehr Recht auf die ungetheilte Aufmerkſamkeit der Andromache erlangt. Ferner ſchwebt daſſelbe mehr auf Hectors Armen, als es von ihnen getragen wird. Der Vater hält es nicht hoch genug empor, wodurch die Handlung das Feierliche verliert; wenn nämlich der Künſtler zur Abſicht hatte, die Empfehlung des Knaben an die Götter darzuſtellen.

Auch war manchem Beſchauer anſtößig, daß Hector das Geſicht nach der Seite, aufwärts, von dem Kinde wegwendet. Sonſt iſt der Kopf des Helden, ſo wie ſeine Stellung edel und voll eines ernſten, beſorgten, frommen Ausdrucks. Andromache iſt gleichfalls eine edle Geſtalt,

zärtlich bekümmert; ihr ganzes Wesen weich, weiblich und anmuthig. Das Kind rührt durch Naivität und kindische Unschuld; die Amme wurde von dem Künstler mit Mäßigung im Charakter niedergehalten, sie ist natürlich, ohne unedel zu sein und gefällt deswegen sehr, weil sie vollkommen das darstellt, was sie an ihrem Platze darstellen soll.

23. Getuschte Zeichnung mit Andeutung der Hauptmassen der Farben.

Die Gruppe, welche in diesem Werk ebenfalls aus dem Hector, dem Kind, der Andromache und der Amme besteht, ist den Kunstregeln gemäßer angeordnet als in dem vorigen, sie neigt sich ziemlich zur pyramidalischen Form und man kann wohl sagen, daß ihre Anordnung unter allen Concurrenzstücken als eine der bestgelungenen bemerkt zu werden verdient. Der Grund ist zwar nicht zierlich, denn er hat überflüssige, die Regeln der Architectur beleidigende Säulen, aber bedeutend; man sieht durch das Thor, Soldaten auf der Mauer, einen Bewaffneten zu Pferd und einen zu Fuß, die nach der Schlacht eilen. Im Wissenschaftlichen der Zeichnung mögen sich beide Künstler ungefähr gleich sein; aber in der Wissenschaft, Schatten und Licht zu vertheilen, Effect zu bewirken, ist der Vorige erfahrner, seine Arbeit fällt viel kräftiger in die Augen; der Gegenwärtige neigt sich im Ausdruck und im Charakter seiner Figuren mehr zum Wirklichen, wir möchten sagen, er führt uns in das bürgerliche Leben ein. Jener stellt uns freilich auch nicht homerische Helden dar; aber es schwebte ihm doch ein gewisses poetisches Ideal der menschlichen Natur vor, nach welchem er seine Figuren schuf.

Unſer Künſtler zeigt ſonſt in ſeinem ganzen Werk ein ſehr entſchiedenes und achtungswerthes Talent zur Kunſt, er hat über ſeinen Gegenſtand gedacht und denſelben mit Fleiß und Geiſt ſehr ſchmeichelhaft für das Auge ausgeführt. Der Knabe iſt eine weiche, reizende Geſtalt; ſeine Gebärde, das Verlangen nach der Mutter wahr und naiv. Andromache, mit gefalteten Händen nach dem Kinde und ihrem Gemahl ſchauend, drückt Bekümmerniß und Sorge nicht recht lebhaft aus; der ganze obere Theil ihres Körpers iſt trefflich gerathen, der Kopf beſonders zeichnet ſich als ſchön, natürlich und geiſtreich aus. Das Gewand hat zwar etwas lockere Falten, iſt aber übrigens zierlich gelegt. Die Amme winkt dem Kinde zu, um es an ſich zu ziehen, und hat weniger Edles in Geſtalt und Weſen als Andromache, demohngeachtet iſt ſie eine reizende Figur, ein wenig kokett in Gebärde und Anzug. Am Hector wäre, wenn er nur edlere Geſichtszüge hätte, nicht viel auszuſetzen; er ſteht gut, hält das Kind mit Anſtand. Rüſtung und Gewand ſind mit Geſchmack gedacht und fleißig ausgearbeitet. Wir ſind überzeugt, daß Hectors Kopf, der freilich keinen Heldencharakter hat, dem ganzen Bilde in Abſicht auf Wirkung ſchädlich war, da es im übrigen recht gemacht zu ſein ſcheint, dem Publicum zu gefallen.

24. Der Verfaſſer dieſes wohl und freundlich in die Augen fallenden und mit manchen Verdienſten geſchmückten Oelgemäldes hat, wie uns dünkt, ſich durch Verknüpfung mehrer Motive geſchadet, indem dadurch etwas unſicheres in das Bild gekommen iſt und die befriedigende Einheit geſtört wird.

Hector iſt daherſchreitend vorgeſtellt, er hält ſeine Arme ausgeſtreckt, zwiſchen welche hin Andromache treulos an ſeine Bruſt geſunken liegt. Er ſchenkt der Gattin keine Aufmerkſamkeit und greift über ſie hinaus nach dem Kinde, welches vor der Gegenwart des Vaters erſchrocken, ſich gewaltſam und mit Ausdruck heftiger Furcht, der Amme, die es hält und freundlich auf daſſelbe hinabſieht, gegen die Schulter wirft.

Der Hintergrund iſt ſehr einfach gehalten, die Mauer dient den Hauptfiguren zum Grunde, aus dem Thore geht ein Krieger hinaus.

Hector iſt ein gewaltig großer Mann, im homeriſchen Sinne, ohne Zweifel die beſte Heldengeſtalt unter allen, welche eingeſendet worden ſind. Ja er ſtellt ſich gegen die Frauen als ein Rieſe dar.

Andromache contraſtirt zu ſehr mit ihm. Sie iſt wohl überhaupt etwas zu zart und ſchwächlich gerathen, ſo wie ihr Hinſinken an Hectors Bruſt allzuaufgelöſt und hingegeben erſcheint. Da nun noch überdem Hector ihr keine Aufmerkſamkeit ſchenkt, ferner ihr Übergewand weiß, ihre Unterkleider von ſchwachen Farben ſind; ſo verliert ſie ſich gleichſam aus der Mitte, welche ſie einnimmt; um ſo mehr, als ſie von beiden Seiten von energiſchen Geſtalten und Farben eingefaßt iſt.

Die Amme iſt ſtarker als die Frau gehalten.

In Hinſicht des Ausdrucks der Geſichter kennte uns Hector allein befriedigen. Kraftig, ernſt, männlich, mild, mit einem Wort, ganz paſſend zum Helden und zu der Handlung, die ihn der Maler vernehmen läßt.

Andromache drückt hingegen weniger Beſorgniß und Schmerz über den Abſchied, als vielmehr ein ſchwaches

Hinſinken aus. Die Amme blickt auf das Kind und ſchlägt daber die Augen nieder; aber es läßt, als ob ſie geſchloſſen wären. Der Knabe fürchtet ſich ſehr, ſchreit, runzelt die Stirn und verdreht die Augen.

Hat ſich der Künſtler bei der Mutter von dem Schönen, deſſen mittlere Hebe er darzuſtellen gewiß im Stande iſt, ins Schwache verloren, ſo hat er, was den Knaben betrifft, ſich auf die Gegenſeite ins Gewaltſame begeben, welches wir beides nicht billigen können, weil die Kunſt in ihrer hohern Region ſich vor rein pathologiſchem Ausdruck allerdings zu hüten hat.

Die Gewänder verdienen durchaus großes Lob. Einige Falten des gelben Unterkleides am Hector, welches unter der Rüſtung hervor um ſeine Schenkel liegt, ſind nach unſerm Bedünken unverbeſſerlich. Sein purpurner Kriegsmantel fällt ebenfalls in ſchönen Falten von der Schulter, wo er angeheftet iſt, herab. An der Andromache ſind die Falten des weißen Uebergewandes, ſo wie der hellrothen Tunika um die Beine und Füße ſehr zierlich. Das gelbgrüne Gewand der Amme hat uns an Rafaels Logen erinnert, welches beinahe das höchſte Lob iſt, das ſich zu Gunſten des Geſchmacks an demſelben verbringen läßt.

Dagegen finden wir bei der Rüſtung des Helden manches einzuwenden. Die Beinrüſtung des Helden, wenn ſie ſchon im alten Kriegs-Coſtüm gegründet iſt, kleidet doch nicht gut und mag dieſes wohl die Urſache ſein, warum wir auf Denkmälern der alten Kunſt ſo ſelten Krieger mit Beinrüſtungen bewaffnet finden. Der Schild iſt ſchwer und unförmlich. Dem Helm hatten wir nicht dieſe Zuckerhutform gewünſcht, welche die ohnehin große Geſtalt des

Helden noch riesenhafter aufthürmt. Wenn auch Dacier oder Scythen etwa auf der Trajanischen Säule Helme von dieser Gestalt tragen, so hätten wir doch lieber hier die bekannte schöne griechische Form beibehalten gesehen, um so mehr als in der Kleidung der Andromache und der Amme das griechische Costüm herrscht.

Der Helmbusch gab zu einer störenden Bemerkung Anlaß und zwang dem aufmerksamen Beobachter ein Lächeln ab. Er wechselt nämlich regelmäßig mit roth, blau und weißen Farben ab. Da sie an sich nicht harmonisch, weder untereinander noch zu dem Bilde sind, so war der Künstler genöthigt, sie ganz blaß und gedämpft zu halten; demohngeachtet stören sie die reine Anschauung des Werks durch die Erinnerung an ein so ganz modernes Abzeichen und verletzen die Einheit der Zeit auf eine sonderbare Weise.

Die Schuhe des Helden, die eine schmutzig rothe Farbe, etwa wie Juchtenleder, haben, thun den Fleischtinten der Beine und Füße Schaden, von denen sie sich nicht genug unterscheiden.

Bei dem trefflichen Talente des Künstlers scheinen noch andere Mängel aus der Eile entstanden zu sein, womit vielleicht das Werk gefertigt worden. Man sieht zwar in den Armen und Beinen des Hector, so wie in den Gewändern überhaupt, daß er im Ganzen die Natur fleißig zu Rathe gezogen; doch sind manche Theile nicht richtig gezeichnet. Der linke Schenkel des Hector ist um ein Beträchtliches zu kurz, die Lage der rechten Hand der Andromache, die über des Gemahls Schulter zum Vorschein kommt, indem supponirt wird, daß sich der rechte Arm über seine Schulter und den Nacken schlangelt, ist

dem Verhältniß der Stellung nach gar nicht möglich, ihr linker Fuß, so wie die beiden Füße der Amme, hängen nicht mit den Beinen zusammen.

Schwer würde es uns fallen, nach dem Grundsatze, von welchem wir bei Beurtheilung der Concurrenzstücke ausgehen, zu entscheiden, welchem von den drei zuletzt erwähnten Bildern der Vorzug über die andern gebühre. Denn obwohl man, im Fall es um den Besitz des einen oder des andern zu thun wäre, das Oelgemälde als das vollendetste wählen würde, so halten sie doch in Rücksicht des Gedankengehalts einander ziemlich die Wage.

Der Verfasser von Nr. 22 besitzt eine schöne Anlage zum Idealen, er hat überhaupt einen edlen Begriff in sein Werk gelegt. Er versteht Licht und Schatten gut, und seine Arbeit thut, als Bild betrachtet, eine sehr angenehme Wirkung. Möchte es ihm doch gefallen, in Gedanken, so wie in der Zeichnung künftig einer etwas strengern Form zu folgen.

Der Künstler, dem wir Nr. 23 verdanken und den wir näher zu kennen das Vergnügen haben, hat ohne Zweifel alles gethan, was in seiner Lage billigerweise von ihm zu fordern ist. Wir wünschen ihm Gelegenheit und Muße, die ihm gegenwärtig fast gänzlich mangeln, nach guten Mustern zu studiren; denn das viele Gute, was in seinem Werk bemerkt worden ist, sind wir blos seinem schönen Talent schuldig, welches vernehmlich zum Gefälligen und rührend Wahrhaften zu streben scheint. Im Styl, in der Zeichnung und im Geschmack würden ihm wahrscheinlich Darstellungen im Idyllencharakter am besten gelingen. Der Küras hingegen und der Cothurn möchten ihm weniger kleiden, da er, wie wir gesehen, in seinem

Bild ſich nicht über die Sphäre des bürgerlichen Lebens erhoben hat.

Das Gemälde Nr. 24 ließe theilweiſe auf einen der Vollendung nahen Meiſter ſchließen, dem es nur diesmal nicht gelungen iſt, die Strahlen ſeines Talents in Einen Brennpunkt zu verſammeln. Gerath es ihm, einen gegebenen Gegenſtand mit allen ſeinen Motiven von Grund aus zu entwickeln, ohne ſich durch ableitende Gedanken irre führen zu laſſen; ſo muß es ihm bei ſolchen Kräften nicht fehlen, einen höhern, poetiſchen Schwung zu nehmen, dem Werk mehr Rundung, Ausdehnung und Bedeutung zu geben. Eine elegantere Anordnung würde, als eine Folge der Einheit des in ſeinen Theilen glücklich aufgefaßten Ganzen, entſtehen und wenn er beim Aufzeichnen Verhältniſſe und Formen ſorgfältig beſtimmt hat; ſo wird die ſchöne geübte Leichtigkeit des Pinſels, die ſeinem Werke ſo viel Reiz giebt, durch eine vollendete freie Ausführung ihm einen vorzüglichen Platz unter den lebenden Künſtlern anweiſen.

25. Ein hoher Geiſt, ein vermögendes Talent blickt aus dieſer Zeichnung, welche auf graues Papier getuſcht, auf dieſer Zeichnung weiß und gelb aufgehöht iſt. Sie iſt elegant geordnet, edel gedacht, mit viel Ausdruck von Leidenſchaft, Bewegung, Ernſt und Sinn im Ganzen.

Hector ſtellt ſich hier jugendlich dar, ohne Bart. Körper und Beine hätten wohl etwas ſtärker werden dürfen, in Verhältniß zu den kräftig muskulirten Armen, auf welchen er das Kind emporhebt und den Göttern empfiehlt. An ſeiner Seite, die gefalteten Hände auf ſeine rechte Schulter gelegt, hängt Andromache an ihm, zuſammen ſinkend, mit zum Himmel gewandtem Antlitz voll Kummer.

Erschleichen; nichts will ich von ihm empfangen,
Was ihn gereuen könnte daß er's gab.

Antonio.

So fordre nicht von ihm, daß er dich jetzt
Entlassen soll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte fast, er thut es nicht.

Tasso.

Er wird es gern, wenn recht gebethen wird,
Und du vermagst es wohl, sobald du willst.

Antonio.

Doch welche Gründe, sag' mir, leg' ich vor?

Tasso.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze sprechen!
Was ich gewollt ist löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher schönen Tage,
Der stille Raum so mancher tiefen Nächte,

Wir haben an ihrer Figur nichts auszusetzen, als nur, daß sie etwas anmuthiger gewendet sein möchte, anstatt daß ihre Stellung, die auf die Gebärde des Hector berechnet oder eigentlich durch das Bedürfniß des Künstlers aus derselben entwickelt zu sein scheint, ein etwas theatralisches Ansehen gewonnen hat. Das Kind verlangt furchtsam von der Höhe herunter nach der Amme, welche, den Rücken gewandt, weinend dem Hector auf der andern Seite sieht und schön mit den andern Figuren gruppirt. Wenn diese Amme ganz unsers Künstlers Eigenthum ist, so müssen wir ihm von Herzen Glück wünschen. Wenig Kunstproducte unserer Zeit haben wir gesehen von so vorzüglich gutem Styl und in sich selbst so herrlich zum Ganzen geordnet. Sie ist eine fast noch edlere Gestalt als Andromache und die Stellung ist weit glücklicher, allein sie wird demohngeachtet wieder zur Nebenfigur dadurch, daß man sie vom Rücken sieht und bewirkt durch den Contrast eine Mannigfaltigkeit, welche dem ganzen Bilde sehr vortheilhaft ist. An der Erde liegen Hectors Waffen, die recht gut in die Anordnung des Ganzen eingreifen.

Der Grund zeigt das Thor und das Aeußere der Stadtmauer, hinter derselben steigen Bäume empor und ein steiler Hügel, die zusammen der Aussicht ein pittoreskes Ansehen geben.

Der Künstler scheint es übersehen zu haben, wie wohlthätig und nothwendig zur Deutlichkeit der Darstellung des aufgegebenen Gegenstandes zweckmäßig erfundene Nebenfiguren sind, und daß durch sie nur das Werk bis zur Selbstständigkeit erhoben werden konnte.

Die Falten sind durchaus von gutem Geschmack, das Gewand der Amme aber bei weitem am besten gelegt.

Licht und Schatten machen breite, deutliche Massen. Daß das Hauptlicht auf die Andromache fallt und dadurch das Auge nach der Seite des Bildes angezogen wird, ist nicht zu billigen.

26. Wir kommen endlich auf die große, mit Sepia getuschte Zeichnung des Herrn August Nahl, welcher wir mit Vergnügen den Kranz reicht, indem sie die Aufgabe in Hinsicht des Gedankens sowohl, als der Ausführung, vor allen andern am besten darstellt; ja sie ist nicht nur, verglichen mit den eingegangenen Concurrenzstücken, sondern auch unabhängig von diesen, ganz für sich selbst betrachtet, ein treffliches, dem Zeitalter Ehre bringendes Kunstwerk. Nichts was bedeuten, was rühren, was den Gegenstand heben, zur Anschauung bringen konnte, hat der Künstler unbenutzt gelassen. Doch wir brauchen keine nähere Beschreibung der Figuren und ihrer Handlung zu versuchen, weil ein Freund, der Verfasser eines so eben eingehenden und hiernächst abzudruckenden Aufsatzes, solches mit geübterer Feder bereits geleistet hat.

Wir erinnern nur, daß vielen auch gebildeten Beschauern, ja uns selbst, beim ersten Ansehen des Werks die Amme wegen ihrer lebhaften Bewegung vor den übrigen Figuren, welche ruhiger dastehen, in die Augen fiel und es daher schien, sie nehme sich als bloße Nebenfigur zu sehr aus, obgleich der Künstler ihr ihren Platz etwas weiter zurück angewiesen und noch einen großen Schlagschatten vom Hector auf sie hat fallen lassen. Bei genauerer Prüfung aber fand sich, daß die Motivirung dieser Figur allerdings zu billigen ist, weil einzig der Amme eine lebhafte Aeußerung der Leidenschaft zukommen konnte, die hingegen dem Helden und seiner Gemahlin nicht ge-

ziemt. Weil nun durch die knieende, mit ringenden Händen betende Amme der gefahrvolle Zuſtand näher angedeutet wird, ſo iſt ſie keineswegs ein überflüſſiges oder übel angereihtes Glied in der Gedankenkette des ganzen Werks.

Die Hauptfiguren ſind in eine Pyramidalgruppe geſammelt, deren Anordnung dem Künſtler Ehre macht; allein da ein jedes Kunſtwerk nur als Annäherung an Vollkommenheit, welche ein Unendliches iſt, angeſehen werden muß und alſo ſelbſt das Beſte noch Wünſche übrig läßt, ſo wäre auch hier zu wünſchen, daß der leere Raum zwiſchen dem Hector und der Amme auf irgend eine Weiſe ausgefüllt ſein möchte.

Die Gruppe der Hauptfigur ſteht nicht ganz in der Mitte der Zeichnung, ſondern etwas nach der linken Seite zu, den größeren Raum auf der Rechten nehmen im Mittelgrund die Figuren der Krieger ein, welche unter und vor dem Thor mit dem Wagen und den Pferden des Helden harren, und gleichſam ein zweites, untergeordnetes; kleines, zierlich componirtes Bild voll Bewegung und Leben ausmachen.

Die ſimple Architectur des Grundes wird durch einen großen Schlagſchatten faſt ganz im Halbſchatten geſetzt und die Figuren heben ſich auf demſelben ungemein gut ab.

Die vortrefflichen Falten, beſonders am Gewand der Andromache, um die Knie und das übergeſchlagene linke Bein, die edlen Formen an allen Figuren überhaupt, die holde, unſchuldige Grazie des Kindes, Hectors männliche Kraft, der Frauen Schönheit und Würde in ſtiller Traurigkeit, die gefällige Geſtalt der Amme, alles bewährt das lange und gründliche Studium des Künſtlers nach den

erhabenen Muſtern des Alterthums. Einzig möchte man vermuthen, der rechte Arm der Andromache, mit welchem ſie das Gewand faßt, ſein ein wenig zu kurz ausgefallen.

Die Beleuchtung kommt von der linken Seite und bewirkt groſſe Partien von Licht und Schatten; nur iſt's geſchehen, daß die Hauptmaſſe des Lichts auf die Hüfte der Andromache und daher nicht auf die Mitte der Gruppe, ſondern auf die Seite derſelben fällt und das Auge dahin leitet.

Ein nochmaliger allgemeiner Ueberblick über alle aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands eingegangenen Concurrenzſtücke gewährt uns zugleich den Ueberblick über Geiſt, Cultur und Talent der Nation, wie ſie im Fache der bildenden Künſte im gegenwärtigen Augenblick herrſchen und beſtehen. Dieſer Ueberblick iſt allerdings ſehr befriedigend, ja noch mehr, er iſt erfreulich. Wir ſagen erfreulich. Denn Niemand wird ohne frohe Empfindungen bemerken, wie durchaus etwas wackeres, rechtliches, gutes, meiſt ein edles und zartes Gefühl auch ſelbſt bei denen herrſcht, die es in der Kunſt eben noch nicht weit gebracht haben. Dieſes iſt ein guter Grund, aus welchem ſicherlich das Schöne und der Geſchmack, wenn er gepflegt wird, blühend erwachſen kann. Die gekrönten Künſtler und einige andere, die ihnen nahe gekommen ſind, haben ſich in dem, was wir das Wiſſenſchaftliche der Kunſt nennen wollen, ſo brav und unterrichtet gezeigt, daß ſie mit den beſſern Künſtlern der Nationen, welche jetzt ſich des größten Ruhms anmaßen, wohl zu vergleichen ſind.

In Hinsicht der Reinheit, Schönheit, des Werthes, der Gedanken, der natürlichen, bündigen, anschaulichen Darstellung, der Erkenntniß des Gebiets der Kunst und ihrer Grenzen, kurz in dem, was den echten Geist der Kunst, das wesentlich Nützliche derselben ausmacht, indem es die unendlichen Geistesfähigkeiten des Menschen bilden und veredeln hilft, darin haben sie, wir mögen es wohl behaupten, aus den eben erwähnten Ursachen mehr gethan, als auch in den am lautesten gepriesenen Werken jener andern nachzuweisen ist.

Beklage sich deswegen Niemand, unbillig, wie so oft geschieht, über die Langsamkeit, Schwerfälligkeit und das secundäre Wesen des deutschen Genies, damit nicht unsere jungen Künstler, vom Ruhme der Ausländer geblendet, dieselben nachzuahmen suchen. Dem bescheidenen, wenig ruhmredigen Deutschen ist der Glaube an sich selbst von jeher etwas schwer geworden und doch kann ohne denselben nichts vollkommen wohl gedeihen.

Wollte man nur, im Allgemeinen, in sich gehen und Vorurtheile über den Zweck der Künste ablegen, welche uns noch aus frühern Zeiten her ankleben und uns wenigstens retardiren, wenn sie auch nicht völlig aufhalten können, würden die Besten, welche das Wort führen, mit uns sich vereinigen, die schädlichen Irrthümer und Schiefheiten im Geschmack des Publicums zu bekämpfen, würden endlich die Mächtigen nicht mit neuem Aufwand die bildende Kunst begünstigen, nein, die schon vorhandenen Fonds, welche zum Besten derselben bestimmt sind, zweckmäßig verwenden; bald müßten die Früchte davon im Großen, Bedeutenden, Allgemeinen sich zeigen, wie sie sich zur Gewährleistung, daß sie nicht ausbleiben würden,

im Verhältniß unserer Bemühungen und unserer kleinen Anstalt, gezeigt haben. Der allgemeine Geschmack würde sich unstreitig bald bessern, wie wir schon in den Urtheilen des Weimarischen Publicums bei der jetzigen Ausstellung gegen die vorjährige mit Vergnügen bemerkt haben. Die Liebe zur ächten Kunst, welche so selten geworden, müßte sich nach und nach wieder vermehren und bald Talente, die jetzt ungenutzt verborgen dahin welken, sich glänzend entwickeln, ein neuer Tag könnte für die Kunst erwachen und sie mit ihren schönen Gaben uns erfreuen.

Anhang.

Nr. 27 und 28. Zwei Zeichnungen, von demselben Künstler verfertigt, wollten sich nicht mit den andern in eine Stufenleiter bringen lassen und wir sehen uns deswegen genöthigt, ihrer hier besonders zu erwähnen. Wir haben gar nicht die Absicht, sie dadurch herabzusetzen; auch ist es keineswegs Mangel an Kunst, was sie aus der Reihe ausschließt, sondern das Eigenthümliche der Darstellungsweise.

Wir waren in der That nicht wenig verwundert, den Geschmack der Coypel und ihrer Kunstbrüder noch lebendig zu sehen, oder, um manchen unserer Leser verständlicher zu werden, die manierirten Hofsitten aus Ludwig XIV. Zeiten, einen gewissen Operapunk und Anstand in jetzt verfertigten Werken zu finden, da die bildende Kunst überhaupt einen so ganz andern Weg eingeschlagen hat.

Man muß indessen zu des Künstlers Rechtfertigung gestehen, daß, sobald man ihm seine Darstellungsweise, die er für die ächte gehalten, zugiebt, die beiden Zeichnungen übrigens recht ordentlich gedacht sind.

In der ersten will Hector eben zu Pferde steigen und reicht seiner Gemahlin zum Abschied die Hand, diese steht zwischen ihm und der Amme, welche das Kind hält, und deutet auf dasselbe, es seinem Andenken empfehlend. Die Armee ist zum Abmarsch fertig, Vexillen werden hoch empor getragen, Trompeten blasen zum Abzug. Die Handlung geht zwischen der innern Stadtpforte und der äußern Mauer vor.

Auf der zweiten Zeichnung geht es noch etwas vornehmer her, zugleich auch etwas moderner; denn es sind Fahnen auf dem Stück, und nicht, wie auf dem andern, römische Feldzeichen; der dargestellte Moment ist, wie Hector das Kind auf den Armen hält und sich an die Götter wendet. Er hat wirklich das Ansehen eines Fürsten, sowie auch der Schmuck der Rüstung fürstlich ist, er gebärdet sich mit dem Anstand eines solchen, der in einer feierlichen Handlung öffentlich repräsentiren muß. Er hat ein Tuch schön über die Arme gebreitet, um den kleinen Prinzen, wie sichs gebührt, zu halten, hinter ihm steht der Wagen, mehr zum Staat als zum Gefecht eingerichtet, schön mit Waffen aufgeschmückt, und von drei prächtig angeschirrten Pferden gezogen, der lorbeergekränzte Helm liegt an der Erde. Zur Seite steht Andromache, das Diadem auf dem Haupt. Ihr fehlt es nicht an weiblicher Zartheit und lebendigem Ausdruck der Bekummerniß und des Schmerzes, wiewohl sie ebenfalls besorgt scheint, das Decorum nicht zu verletzen. Die Amme oder

Hofdame, welche neben ihr ſteht, nimmt es ſchon weniger genau und ſpricht mit dem nächſten Officier, die Soldaten zu Fuße und zu Pferde harren, ein Trompeter bläſt zum Abzug. Die Scene iſt vor Hector's Pallaſt nahe bei der Stadtpforte, aus welcher man die Lanzen und Fahnen des Gros der Armee erblickt.

In beiden Zeichnungen laſſen ſich mehrere gemüthliche, ſelbſt im Ausdrucke wohlgelungene Köpfe und in dem Sinne, den wir als im Ganzen herrſchend angedeutet haben, auch vollſtändige Motive leben. Die Anordnung iſt ganz theatraliſch. In der Mitte ſteht nicht ſowohl eine Gruppe, als ein Haufe von Figuren, welche die Acteurs verſtellen, weiter entfernt Statiſten. Zuforderſt auf beiden Seiten am Rande Figuren, gleichſam Zuſchauer zwiſchen den Couliſſen, die dem Künſtler zu Repouſſoirs dienen ſollten.

Die Zeichnung hat beträchtliche Unrichtigkeiten, doch kommen überhaupt keine beleidigenden Mißgeſtalten vor. Licht und Schatten ſind ſehr zerſtreut und daher das Ganze geräuſchvoll und unruhig. Die Architectur der Gründe erinnert abermals an Decorationen des Theaters.

3.

An den Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit anreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des Verstandes, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingiebt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern Kunstgenuß, aber vielleicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Themas mir wenigstens gegeben hat.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbst. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens

vorauswiſſen, daß ein gegebenes Thema der künſtleriſchen Darſtellung nicht widerſtreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beiden ſind wirklich unter geſchickten Händen ſprechende, ſelbſtſtändige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunſt unzertrennlich und eins iſt, und beide, Phantaſie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig ſein müſſen, ſo giebt es doch Kunſtwerke der Phantaſie und Kunſtwerke der Empfindung, je nachdem ſie ſich einem dieſer beiden äſthetiſchen Pole vorzugsweiſe nähern; zu einer von beiden Claſſen aber muß jedes künſtliche und poetiſche Werk ſich bekennen, oder es hat gar keinen Kunſtgehalt. Sie haben bei dieſen zwei Preisaufgaben dafür geſorgt, daß jeder Künſtler in ſeiner Sphäre beſchäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausſtattete, auf beiden Feldern der Kunſt glänzen konnte.

Hector's Abſchied analiſirte ſich zu einem naiven und ſeelenvollen Empfindungsgemälde; der Raub der Pferde des Rheſus, ein Nachtſtück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantaſiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Abſicht auf den innern Kunſtgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung im Ganzen genommen gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künſtlers mußte alſo die Wahl entſcheiden, und es ließ ſich vorausſehen, wohin ſich das Uebergewicht neigen würde. Der erſte Gegenſtand ſpricht an das Herz und der Deutſche hat ſeinen ſchätzbaren Charakter auch bei dieſer Gelegenheit verläugnet.

War einzig dieſem frommen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich, jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn geſinnt
Zu edlen Thaten unſern Zeitgenoſſen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Chriſten-Heere,
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſeyn.
Alphonſen bin ich ſchuldig was ich that,
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung dank-
ten.

Antonio.

Und eben dieſer Fürſt iſt hier, mit andern,
Die dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende hier dein Werk, hier iſt der Platz,
Und um zu wirken eile dann nach Rom.

Taſſo.

Alphons hat mich zuerſt begeiſtert, wird
Gewiß der letzte ſeyn, der mich belehrt.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriff gemäß, den wir uns vom Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich in der Finsterniß der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Blieb er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung eines schlafenden Menschen hat etwas schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson; unser Mitleid wurde interessirt und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemälde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsere Theilnahme machte; wir schauen nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlaf ermordet worden,

und was die Hauptsache ist, Ulyß und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es ist ihre Kühnheit, die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftiget.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen, die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns sein. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre That emper zu heben; dies geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird für den Gedanken noch dieses gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Gesinnung die Nothwendigkeit der Flucht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wußte, konnte bei der zweiten Aufgabe schon der Effect der Massen und Contraste anlocken und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes Nr. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hintergrunde noch in dem Morden begriffen ist, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und ge-

fällig für's Auge, aber der Gedanke iſt gemein und der Künſtler hat von ſeinem Gegenſtand nur das nächſte proſaiſche ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun iſt, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleleben geleiſtet werden kann! Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieſes Bild bei vielen Zuſchauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen iſt unfehlbar, es ſetzt nichts voraus, und laßt ſich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (Nr. 3 und 4) deſſelben Inhalts ſtellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch ſchlafend, das Schwerdt iſt über ihn gezuckt, Ulyſſes hat ſich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung iſt kräftiger, die Handlung reicher als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden ſind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt ſich nicht über das Gemeine, das Bild ſpricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geſchickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geiſt nicht erſetzen.

Zwei andere Bilder (Nr. 6 und 7) zeigen uns zwar ſchon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob ſie gleich eine höhere Intention des Künſtlers verräth. Der Moment iſt bedeutender, die Ermordung iſt geſchehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet ſind, hat ſich Ulyß auf eins der Pferde geſchwungen, der Augenblick des Forteilens iſt ausgedruckt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene iſt zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geist sind zwei andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erscheint (Nr. 2) über den erschlagenen Leichen und das Licht, das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses, den Bogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß und ein Löwenfell hangt über den Rücken des Diomedes; Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns das andere (Nr. 1), mit dem sich diese Gallerie der Rheasbilder würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam heraus-

getrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz und wir überſehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch ganz verſchiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerſt dem lebhaften Lichte folgt, fällt auf eine maleriſche, ſchön pyramidenförmig geordnete Maſſe von vier milchweißen Pferden, welche Ulyſſes eben forttreiben will. Er wendet dem Zuſchauer den Rücken, nur der Kopf iſt ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, ſo wie die Mähnen und Decken der Pferde ſind in einer fliegenden Bewegung; dieſer hellglänzenden und raſchbewegten Gruppe ſetzt ſich die ruhige, dunkle Maſſe lebloſ liegender Körper im Vordergrund und die ſtilliegende Ferne des Hintergrundes ſchön entgegen.

Sobald der erſte gewaltſame Sinnreiz nachläßt, ſo wendet ſich der Verſtand zu dem Bedeutungsvollen; dies findet er hier ſehr geiſtreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, ſieht an dem Wagen des Rheſus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er ſich denſelben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erſchlagene, durch die neben ihm liegende Heldenkrone kenntlich, in ſchön verkürzter Lage hingeſtreckt. So raſch ſich Ulyß und die Pferde bewegen, ſo ruhig ſieht Diomedes, nur das Geſicht iſt unzufrieden nach der Erſcheinung zur Linken hingerichtet.

Hier ſchwebt in einer Wolkenumgebung, ſchlank und ſchön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgeſtreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der ſie erſcheint, wälzt ſich maleriſch wie ein daher-

ſtrömender Nebel um den Wagen des Rheſus herum und faßt auf dieſe Art die ganze Mordſcene mit einem geheimnißvollen Vorhange ein, der ſich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechiſchen Schiffslager zu erweitern. Alle Partien des Bildes ſchwelgen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei dieſem Bilde den heilſamen Einfluß einer phantaſiereichen Kunſt; nach Kunſtideen iſt Alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes iſt der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt, alles repräſentirt nur und hat nur Daſein für den Gedanken und durch denſelben.

Es ließ ſich für dieſe beiden Aufgaben von einer doppelten Seite der Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rheſus iſt, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte alſo die Phantaſie ihre Macht beweiſen und der Gedanke ſtatt des wirklichen Gegenſtandes eintreten. Würde dieſes Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, ſo mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben dieſe natürliche Wahrheit iſt das Geſpenſt der Zeit und dem Deutſchen insbeſondere wird es ſchwer, ſich mit freier Dichtungskraft über das gemein Wirkliche zu erheben. Dieſem Stoffe alſo, der ſein Gefühl nicht anſprach, konnte ein Künſtler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen und eben dies ſcheint die Meiſten von dieſem Sujet zurückgeſchreckt zu haben.

Der Abſchied des Hector iſt ſchon als Stoff und ohne allen Zuſatz der Kunſt ein rührender Gegenſtand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantaſie, ſelbſt

durch naive Wahrheit ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hector und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten und sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von selbst herausfinden.

Es war in diesem einfachscheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hector sollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der concurrirenden Künstler haben sich begnügt, bloß den Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hector selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dies ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Held, der der Schirm seiner Vaterstadt sein soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die diesem Stoffe ganz und gar fremd ist. Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie

die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Characters sich mit dem männlichen Ernst des Helden sehr wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (Nr. 24), einem Oelgemalde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in einer Umarmung zusammenzufassen. Hector breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen, nach dem Kinde ausgestreckten Armen, an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftiget, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hinderniß zu sein.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden — denn es sollte der Abschied eines Helden sein, der Gattin und Kind zurücklaßt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnden. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen; Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth beweisen; unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der concurrirenden Künstler (Nr. 13), dem die Natur einen heiteren Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise

aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu spüren ist. Hector unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hector's rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd entgegenstreckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck; ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromache's seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles accordirt zu einer schönen lieblichen Gruppe und spricht das Gemüth schnell und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze malerische Anlage fehlerhaft, und außerdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen, und erfüllt deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Sonne vorgeht, mit einer Million spießtragender Trojaner, welche auf die Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist demselben auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben und von

dem hereiſchen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert werden. Sie erregen daher ein gewiſſes peinliches Gefühl und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfallt noch beſonders die abgewandte Stellung des Hector und der Ausdruck hülfloſen Schmerzes in ſeiner Gebärde. Dem andern (Nr. 19) ſcheint eine gewiſſe kranke Bläſſe zu ſchaden, welche dadurch entſteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt iſt und auf einen Farbeneffect Anſpruch macht, aber gerade da, wo die energiſche Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden iſt.

Mehrere, und zwar die geſchickteſten Meiſter, laſſen ihren Helden ſich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Dieſe Handlung iſt ſchicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und ſelbſt im Affect beruhigten Ausdruck und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, beſonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichſten (Nr. 25 und 26) Bildern in dieſer Reihe der Fall iſt, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülfloſen Stadt, beide ſcheint Hector in die Hand der Götter zu geben.

Es finden ſich zwei, nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (Nr. 20 und 21), wo der Künſtler im Geiſt der alten Bildhauerwerke des Pathetiſchen nicht bedurfte, um bedeutend zu ſein. Ernſt und ruhig zeigt der gewaffnete Hector die Stufen ſeines Hauſes herab, ſein Körper iſt ſchon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Geſicht kehrt ſich

Und deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unser Hof versammelt, schätz' ich hoch.
Ihr sollt entscheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch diese muß ich sehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht versammelt, dem ich erst
Mich stellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano, und Speron Speroni!
Du wirst sie kennen. — Welche Namen sind's!
Vertraun und Sorge flößen sie zugleich
In meinen Geist, der gern sich unterwirft.

Antonio.

Du denkst nur dich und denkst den Fürsten nicht.
Ich sage dir, er wird dich nicht entlassen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willst ja nicht verlangen, was er dir

nach der Andromache, die ſich mit leidender Miene an ihn anſchmiegt und ihn nicht laſſen will. Ihr zur Seite ſteht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weiſen Bedeutſamkeit der Alten, hat uns hier der Künſtler die Situation mehr durch ſymboliſche Zeichen, als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles ſtellt mehr vor, als es iſt; es gilt zwar für ſich ſelbſt und weiſ't doch auf etwas anderes hin, es iſt nur der ſinnvolle Buchſtabe, in welchem der Geiſt verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauſes, welches von dem Hausvater jetzt verlaſſen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernſte, doch nicht traurige Herabſteigen des Helden ſteht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf ſich ſelbſt; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin iſt dem Ganzen gemäß. Nur ſie ſelbſt iſt zu klein und zu dürftig gegen die coloſſaliſche Figur des Helden und ſtört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne ſchwächliche Erſcheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat ſich das Genie der verſchiedenen Künſtler charakteriſirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenſtandes nicht hinaufrangen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht und dieſe iſt dann die gelungenſte Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künſtler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindeſten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geſchmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der ſtupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertig

keit iſt ſie auf dieſen Bildern durchgeführt worden. Dieſen letztern Charakter trägt ſie auf einer bunt getuſchten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unſchicklich angebrachten Säulen, die das Thor verſperren, bezeichnet haben will. Das Bild iſt auf das Gefälligſte, nach Art eines buntengliſchen Kupferſtichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber beſonders geiſtreich gedacht. Nur einen Hector wußte der Künſtler ſich nicht zu denken, und ſich überhaupt nicht zu der Höhe ſeines Gegenſtandes zu erheben.

Dagegen iſt auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hector ſeinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (Nr. 23) ſieht ſie in einer ſehr geiſtreich gedachten Stellung abgewendet, und es iſt dem Künſtler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, deſto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (Nr. 26), deſſen ich nachher noch umſtändlicher gedenken werde, hat ihr der Künſtler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieſer Abſchiedsſcene Hector's war das Locale keinesweges unrichtig und die Handlung konnte nur vermittelſt deſſelben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn ſich der Künſtler nicht der Freiheit der Symbole bediente, ſo mußte er die Scene unter oder an das trojaniſche Thor verlegen und je ſprechender er die Umgebung machte, deſto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es iſt daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt iſt. Die Handlung entbehrt dadurch ihren

bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß iſt; obgleich das andere Extrem, wo der Künſtler einen opernmäßigen Hofſtaat um ſeine Perſonen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Urſache, ſich über den Fleiß, über die Kunſtfertigkeit, über das Sentiment, über den Geiſt und Geſchmack zu erfreuen, die bei dieſen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erſcheinung gekommen ſind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunſt anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch ſie ſich frei und ſelbſtſtändig erklärt und zu der geiſtreichen vollendenden Anmuth, wodurch ſie ſich auf ihrem weiten Weg wieder zur Natur zurückfindet, ſind Proben gegeben worden. Mehrere dieſer Bilder ſind wahrhaft ſchön gedachte Ganze, andere empfehlen ſich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Abſicht auf gewiſſe Theile der maleriſchen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, ſo wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (Nr. 26) der braunen Zeichnung, wie ſie das Publicum nannte, ehe man den Namen des Künſtlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerſt angezogen hat. Hector hebt den Aſtyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine ſchöne Geſtalt im Geiſt der Antiken gezeichnet, lehnt ſich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte ſcheint ſie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzes entſtellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hector's in weiterem Abſtand von ihm, und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geſchieden,

knet die Warterin, das heitere Leben des Helden mit einem ſchmerzvollen Flehen aus tiefer geängſteter Bruſt begleitend. Auf ſie, als die niedrigere Natur, hat der weiſe Künſtler die ganze Schaale der Leidenſchaft ausgegoſſen, die er für dieſe Scene bereit hielt; aber ihr Affect iſt nichts Unwürdiges, es iſt nur das Heftige der Inbrunſt, was ihn bezeichnet. Die Handlung geſchieht unter dem Thor, deſſen edle Architectur würdig zum Ganzen ſtimmt. Hinter der Amme öffnet ſich daſſelbe in einem ſchönen freien Bogen; man ſieht den Wagen Hector's, der Fuhrer hält die Pferde an, ein Krieger iſt näher getreten und ſetzt die Hauptſcene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies iſt der poetiſche Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedruckt werden. Man fühlt ſich thätig, klar und entſchieden; die ſchönſte Wirkung, die die plaſtiſche Kunſt bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantaſie belebt, der Geiſt aufgeregt, das Herz erwarmt und entzündet, der Verſtand beſchäftigt und befriedigt.

4.

Die neue Preisaufgabe auf 1801.

Achill auf Scyros.

Achill iſt auf Scyros, unter den Töchtern Lykomed's verborgen, Ulyß und Diomed werden abgeſchickt, um ihn zu entdecken; unter allerlei Putzwerk bringen ſie auch Waffen mit, Achill erfreut ſich daran, indeſſen die Frauen nach den gefälligen Waaren greifen; es entſteht ein kriegeriſch Getöſe, er rüſtet ſich zum Kampf und iſt entdeckt. Sein Verhältniß zu Deidamien, der Tochter Lykomed's, die ihn nicht entbehren will, vielleicht auch zu einem Knaben, der Frucht ihrer heimlichen Liebe, die aber jetzt zum Vorſchein kommt, macht die Scene intereſſanter.'

Wir greifen dem Künſtler nicht vor und ſagen nur ſo viel: daß dieſes Sujet nur Einen Moment hat, in welchem alle Motive zuſammentreffen.

Betrachtet man es näher, ſo iſt es dem Abſchied des Hector's ſehr ähnlich, nur erſcheint hier alles leidenſchaftlicher, bewegter und ganz realiſtiſch. Die Umgebungen ſind reicher, bedeutender und das Ganze in dieſem Sinne für die Kunſt günſtiger.

Wir können alſo hoffen, daß die Künſtler, die ſich dieſes Jahr bemüht haben, ſich auch zur Auflöſung dieſer Aufgabe geneigt fühlen werden, ſowie unſer Wunſch iſt, daß noch mehrere dadurch angelockt werden mögen.

Jedes mythologische Werk giebt über die Fabel nähere Auskunft.

Der Kampf Achill's mit den Flüssen.

Oder, wenn man lieber will, Achill in Gefahr von den erzürnten Flüssen überwältigt zu werden. Wir wählten aber jenen Ausdruck, um zu bezeichnen: daß wir mehr den Helden, der ungeheuren Naturkräften widersteht, als daß er ihnen unterzuliegen fürchtet, gebildet sehen möchten.

Diese Aufgabe hat mehrere Momente, in welchen sie gefaßt werden kann. Wir ersuchen daher die Künstler, den 21sten Gesang der Ilias ganz zu lesen. So wie wir bei dieser Gelegenheit jedem Künstler, der mit uns in Verbindung steht, oder zu treten geneigt ist, empfehlen, sich die Vossische Uebersetzung des Homer's anzuschaffen, sich an die Sprache derselben zu gewöhnen und diese Werke, als den Grundsatz aller Kunst, fleißig zu studiren.

Die Bedingungen sind die des vorigen Jahres. Wobei wir nur die Bitte wiederholen: daß die Concurrenzstücke vor dem 25. August 1801, soweit als möglich postfrei, anlangen mögen.

Die Ausstellung dauert bis Michael. In der zweiten Hälfte des Octobers werden die Stücke zurückgeschickt.

Künstler, die uns ihren Geburtsort und ihr Alter anzeigen, auch von ihrem Leben und ihren Studien einige Nachricht geben wollen, werden uns besonders verbinden.

5.

Flüchtige Ueberſicht über die Kunſt in Deutſchland.

Eine allgemeine Ueberſicht über die Kunſt an verſchiedenen Orten Deutſchlands, wie ſie uns, theils durch die Concurrenzſtücke, theils durch die andern Data, hat werden können, glauben wir nützlich mitzutheilen, ſo fragmentariſch ſie auch iſt. Möchten freimüthige, einſichtsvolle Einheimiſche jedes Orts, oder Reiſende, welche der Sache gewachſen ſind, uns bald mit einzelnen ausführlichen Darſtellungen beſchenken! Wollte man ſie dem Herausgeber der Propyläen mittheilen, ſo würde derſelbe ſchicklichen Gebrauch davon zu machen wiſſen.

In Stuttgart und Caſſel zeigt ſich die glückliche Nachwirkung deſſen, was einige Fürſten zu Gunſten der bildenden Kunſt gethan. Hier findet man das Studium nach der Antike und den beſten Modernen, an der Quelle. Styl, Form, Symbol der Darſtellung, vollendete Ausführung. Die Herren Nahl und Hartmann haben uns davon durch Concurrenzſtücke ſchönen Beweis gegeben.

In Cölln iſt uns durch Herrn Joſeph Hoffmann das Fortleben einer alten Schule bekannt geworden. Wir hof-

sen künftig mehr von den dortigen Verhältnissen sagen zu können.

In Düsseldorf zeigt sich der Einfluß eines einsichtsvollen, geschickten und thätigen Lehrers, der eine Gallerie, Zeichensammlung und antike Muster die Seinigen benutzen lehrte. Man möchte sagen, daß die Schule sich für zu viel Practik und der Einwirkung des mechanographischen Instituts zu hüten habe.

Herr Kolbe, ein vorzügliches Mitglied derselben, wird dieses Jahr nach Paris gehen, wohin ihn unsere guten Wünsche begleiten, mit der Hoffnung, daß er auch von dort her sein Verhältniß zu uns fortsetzen werde.

In Niedersachsen findet man seine Talente, nur sind sie auf dem sentimental-theatralischen Wege. Wie kann es aber anders sein, wenn man Empfindung statt der Anschauung geben will und eine fremde Kunst zum Muster derjenigen macht, in welcher man arbeitet.

Sollte nicht, durch kaufmännische Speculation, eine Sammlung von Gipsabdrucken, die jetzt fürtrefflicher als jemals in Rom, für ein leidliches Geld, zu haben sind, nach Hamburg oder Bremen geschafft werden können? Man müßte sie zweckmäßig aufstellen und gegen ein billiges Eintrittsgeld sehen lassen. Das Capital würde sich gut verinteressiren und ein nach Norden verbanntes Kunstgenie nicht alles Lichtes entbehren.

In Berlin scheint, außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister, der Naturalismus, mit der Wirklichkeits

und Nützlichkeitsforderung, zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeiß sich am meisten zu offenbaren.

Poesie wird durch Geschichte, Charakter und Ideal durch Portrait, symbolische Behandlung durch Allegorie, Landschaft durch Aussicht, das allgemein Menschliche durchs Vaterländische verdrängt.

Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefordert werden.

Man macht Bibliotheken und Gallerien den Vorwurf, daß sie durch ihre imposante Gegenwart, durch ein gewisses unzusammenhangendes Zudrangen auf den menschlichen Geist, der reinen Entwicklung des Talents mehr schädlich als förderlich seien.

In Dresden scheint so etwas obzuwalten. Diese feststehenden, zwischen Vollkommenheit und Unvollkommenheit meistens schwankenden Muster einer so großen Gallerie, das immer wiederholte Copiren derselben, machen den Geist stillstehen und stocken, indem praktische Fähigkeiten und Einsichten vermehrt werden.

Vielleicht liefern uns die Verfasser der Pirnaischen deutschen Kunstblätter, welche von Einsicht, Unpartheilichkeit und Muth schon Proben gegeben, einmal eine genaue Schilderung jenes Zustandes. Wobei nach unserm Rath der ältere Kunstler, als ein ausgebildetes Individuum, mit Achtung behandelt und mit sich selbst verglichen, der

jüngere aber, ohne Schonung auf die höhern, allgemeinen Forderungen der Kunst hingewiesen würde.

Wenn in Dresden die Gegenwart und Menge großer Kunstwerke den Geist der Künstler fesselt, so scheint in Leipzig der entgegengesetzte Fall eine ähnliche Wirkung hervorzubringen. Seitdem die Winklerische Sammlung den Künstlern und Kunstfreunden nicht mehr zugänglich ist, sind Oesers Werke fast noch das Einzige, wonach sich ihr Geschmack formt. Und der Einfluß derselben offenbart sich in den Werken, die uns von dort her zugekommen, nicht unbedingt günstig für die Kunst.

In Wien scheint auch das Historische statt des Poetischen, das Allegorische statt des Symbolischen und im Ganzen eine gewisse bequeme Manier zu herrschen. Selbst in den Werken der bessern, berühmten Künstler bemerkten wir oft zu viel Willkürliches, zu wenig strenge Beobachtung der Regeln, Vernachlässigung des Wissenschaftlichen; mehr das Bestreben dem Auge zu gefallen, als den Geist zu befriedigen.

Es wäre zu wünschen, daß, vornehmlich die jüngern Studirenden, sich nach alten ernsten, sorgfältig geendeten Mustern üben möchten, denn sie haben weniger Gefahr in Härte oder Trockenheit zu verfallen, als in das Aufgelöste, Charakterlose.

Berichtigende und bestimmende Data von dem gegenwärtigen Zustande deutscher Kunst, so wie Nachrichten von dem Fortschreiten derselben, werden wir gern aufnehmen und benutzen.

Nicht gern gewähren mag. Und soll ich hier
Vermitteln, was ich selbst nicht loben kann?

Tasso.

Versagst du mir den ersten Dienst, wenn ich
Die angebothne Freundschaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt.
Du scheinest mir in diesem Augenblick
Für gut zu halten, was du eifrig wünschest,
Und willst im Augenblick, was du begehrst.
Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, so viel ich kann
Die Hast zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Tasso.

Schon lange kenn' ich diese Tyranney
Der Freundschaft, die von allen Tyranneyen
Die unerträglichste mir scheint. Du denkst

Kurzgefaßte Miscellen.

1800.

Propyläen, dritten Bandes zweites Stück, Seite 172.

Aus Paris wird Folgendes gemeldet: Der Bildhauer Tiek aus Berlin hat in diesen Tagen den Preis gewonnen, der alle Jahre für die angehenden Maler, Bildhauer und Architekten ausgesetzt wird, und ist in der letzten öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts gekrönt worden.

Ein ungenannter Kunstfreund, der uns schon vor geraumer Zeit seine Bemerkungen über Herrn Hartmanns Preiszeichnung mitgetheilt, wird ersucht, sich uns zu entdecken, indem wir ihm Einiges zu eröffnen haben.

Die Cottaische Buchhandlung in Tübingen bietet Abgüsse von der Portraitbüste des Erbherzogs Karl, K. H., die Herr Professor Dannecker in Stuttgart gearbeitet, um billige Bedingungen an. Wir sahen das Werk noch unter den Händen des Künstlers und bemerkten mit Vergnügen daran die treue, bis ins zarteste Detail mit ungemeinem Fleiß durchgeführte Nachahmung der Natur.

Aus Liebe zur Kunst muß man also wünschen, daß die Abgüsse dieses Werks im Publikum zahlreiche Liebhaber finden mögen, damit des Künstlers Talent nach Verdienst bekannt und geachtet werde.

In zwei neuen Holzſchnitten führte Herr Unger in Berlin mit glücklichem Erfolg die Manier aus, deren ſich die Engländer Bewick und Anderſen bedient haben, von welchen wir im zweiten Stück des erſten Bandes der Propyläen Nachricht gegeben.

Das eine der erwähnten Stücke iſt eine kleine Vignette, von dem ſiebenten Theile der neuen Schriften des Herausgebers, das andere, etwas größer, mit mehreren allegoriſchen Figuren. Beſonders iſt die Ausführung des letztern muſterhaft ſauber gerathen.

Nachſtehendes Eingeſendete machen wir dankbar bekannt.

Ew. werden mir erlauben, Ihnen eine Berichtigung einer Stelle des Aufſatzes über Oeſer, in dem neueſten Stücke der Propyläen S. 128 mitzutheilen, welche den Urheber der Architektur-Verzierungen in der Nicolaikirche zu Leipzig betrifft. Dieſe Verzierungen werden unſerm Oeſer zugeſchrieben und, unter andern, als ein Beweis von dem Umfange ſeiner Fähigkeiten angeführt. Allein das Lob, das ihnen beigelegt wird und das ihnen mit allem Rechte gebührt, kommt nicht Oeſern zu, ſondern dem Herrn Baudirektor Dauthe, der allein dieſe Verzierungen angegeben hat und unter deſſen Aufſicht ſie ausgeführt wurden. Da ich mit beiden Künſtlern ſehr gut bekannt, oft Zeuge ihrer Arbeiten war und ſie oft auf dem Gerüſte beſuchte, ſo weiß ich genau, was einem jeden gehört, dem Herrn Dauthe die Angabe jener Verzierungen und überhaupt die ganze Decoration der Kirche, Oeſern aber die Gemälde.

Ueberdies war Oesers Geschmack in diesem Theile der Kunst nicht genug gebildet, er verwarf so leichte und gefallige Verzierungen wie die sind, welche die Nicolaikirche schmucken, und liebte das Schwere, die schwerfalligen Schnörkel und Festons im Geschmack des Blondel und la Fosse, wie verschiedene Säle beweisen, deren Decoration er angegeben hat. Er hätte daher auch gern die Nicolaikirche in diesem Styl verziert gesehen, und er war mit der Anordnung des Herrn Taube so wenig zufrieden, daß er sie nicht eher billigte, als bis das Ganze beendigt war, da ihm denn die gute Wirkung desselben nicht entgehen konnte.

Um nun einem jeden das Seine zu lassen und dem Herrn Taube den Ruhm nicht zu entziehn, der ihm gebührt, bitte ich Ew.: diese Berichtigung in dem nächsten Stücke der Propyläen bekannt zu machen.

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1801

und

Preisaufgaben für das Jahr 1802.

Beigelegt als Programm dem ersten Stücke der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jahrgang 1802.

I.

Kunstausstellung von 1801.

1. Vorerinnerung.

Die dritte, im so eben verflossenen Jahre zu Weimar gegebene, Kunstausstellung, hat denjenigen, die sie veranlaßten, sowohl, als dem nahen Kreise, so viel Vergnügen und Nutzen gewährt, daß wir den concurrirenden Künstlern dafür den besten Dank schuldig sind, und wünschen ihnen ein Gleiches dagegen leisten zu können.

Verdiente Männer, die wir von den vorigen Jahren her kannten, haben uns von ihrem Beharren, ihrem Fortschreiten im Guten und Rechten überzeugt, mehrere vorzügliche Künstler haben wir diesmal zuerst kennen lernen, unsere Einsicht in die Gesinnung der einzelnen, in die Richtung des Ganzen, ist klarer und genauer geworden —

Die Arbeiten einiger Künstler, die in Paris studirten, haben uns auch dorthin einen Blick vermittelt, der, wenn er sich ferner aufklärt, uns in den Stand setzen wird, über die Neigung des Kunstsinnes daselbst etwas Bestimmtes zur Leitung unserer vaterländischen Künstler, welche nach jenem Orte nunmehr unwiderstehlich hingezogen werden, vielleicht nächstens zu äußern.

Eine allgemeine Uebersicht der Ausstellung, bei welcher nicht allein Concurrenzstücke, sondern auch andere Arbeiten aufgenommen werden, giebt folgendes Verzeichniß, welches wir zur Bequemlichkeit des kunstliebenden Publikums drucken ließen, und hier um so mehr abermals mittheilen, als nach den Buchstaben, womit auch die zurückgeschickten Arbeiten bezeichnet worden, jeder Künstler die Beurtheilung, welche ihn betrifft, aufsuchen kann.

II. Verzeichniß der ſämmtlichen ausgeſtellten Kunſtwerke.

A.

Arbeiten, welche um den, im ſechſten Stück der Propylaen, für 1801, ausgeſetzten Preis concurrirten.

1.

Achill auf Scyros, in Frauentracht, unter den Töchtern Lycomeds verborgen, wird von Ulyß und Diomed entdeckt.

A. Oelgemalde. Ratzeburg.
B. Grau Papier, ſchwarze, weiße und farbige Kreide. Köln. (Man ſehe das Titelkupfer No. 2.)
C. Sepia, auf weiß Papier. Kaſſel. (Man ſehe das Titelkupfer No. 1.)
E. Federzeichnung, farbig. Berlin.
F. Grau Papier, ſchwarze Kreide. Paris.
G. Federzeichnung, lavirt. Paris.
H. Grau Papier, weiß gehöht. Duſſeldorf.
I. Oelgemalde. Detmold.
K. Sepia, weiß Papier. Hamburg.
L. Federzeichnung, lavirt. Wien.
M. Federzeichnung, lavirt. Wien.
N. Schwarze Kreide, auf weiß Papier. Köln.

O. Federzeichnung, lavirt. Kaſſel.
P. Federzeichnung, lavirt. Paris.
V. Zeichnung mit Silber- und Bleiſtift. Bremen.

2.

Achill, welcher die flüchtigen Trojaner bis in den Scamander verfolgt hatte, wird durch die erzürnten Flüſſe bekämpft.
Q. Grau Papier, ſchwarze Kreide, lavirt, weiß gehöht. Dresden.
R. Grau Papier, ſchwarze Kreide, weiß gehöht. Dresden.
S. Oelgemälde. Ratzeburg.
T. Grau Papier, ſchwarze und weiße Kreide, farbig gehöht. Köln.
U. Schwarze Kreide, grau Papier, wenig gefärbt. Berlin.
V. Federzeichnung, lavirt. Paris.
W. Basrelief.
X. Oelgemälde. Dresden.

B.

Von der vorjährigen Ausſtellung.

1. Tod des Rheſus, von Hoffmann in Köln. Propyläen, ſechſtes Stück, S. 102.
2. Abſchied des Hectors, von Rahl, S. 138.
3. Derſelbe Gegenſtand. No. 25, S. 137.

C.

Arbeiten neuerer Meister.

Nahl in Kassel.

1. Venus und Amor. Oelgemälde.
2. Teiphantes, König von Epidaurus, trachtet seine Gemahlin aus den Händen ihrer Bruder zu retten, welche sie zu entführen im Begriff sind.
3. Merkur führt dem Epimetheus die Pandora zu.
4. Tiresias erblindet vor dem Anblick der Minerva, die er zufällig im Bade sieht.
5. Venus und Adonis.
6. Ein großer Baum. Venus zeigt dem Aeneas den Weg nach Carthago.
7. 8. Zwei Landschaften.
9. 10. 11. Aussichten von Wilhelmshöhe.
12. 13. 14. Kleine Landschaften.
15. Jacob segnet seine Enkel, nach Rembrandt. Sämmtlich ausgeführte Zeichnungen mit Sepia auf weiß Papier.

Tiek von Berlin.

16. Danaë empfängt den Goldregen.
17. Danaë wird mit ihrem Sohne Perseus, in einem kleinen Kahne, aufs Meer gesetzen.
18. Beide auf den Wellen.
19. Orpheus und Eurydice; sie wird von der Schlange verwundet.
20. Orpheus im Schattenreiche.
21. Orpheus Grab.

22. Ulyß und Circe.
23. Der Abſchied des Hektors.
Sämmtlich Skizzen.

Bürh von Hanau.

24. Jupiter und Juno, nach Hannibal Carrache.
25. 26. 27. Drei Portraite.

Kolbe von Düſſeldorf.

28. Portrait, in Oel.
29. Schwebende Figur, in Oel.

Langer, Sohn, von Düſſeldorf.

30. Tod der Lucretia, auf grau Papier.

Dannecker von Stuttgart.

31. 32. Zwei Portraitbüſten.

Wolf von Kaſſel.

Monument für Büſch nach Hamburg.

D.

Verſchiedene Arbeiten älterer Meiſter.

III. Beurtheilung der eingesendeten Arbeiten, im einzelnen.

I.

Achilles auf Scyros.

Unter allen über diesen Gegenstand eingegangenen Concurrenzstücken wurden die Zeichnungen L. und M auf gefärbtem Papier, getuscht und weiß gehöht, als die schwächsten Darstellungen desselben befunden. Die Verfasser beide haben den Fehler begangen, daß es aussieht, als ob Achill den Degen ziehe, in der Absicht, das Kind oder Deidamien zu ermorden.

Besonders ist dieses bei der Zeichnung M der Fall, wo die stehende Deidamia mit gefalteten Händen um Pardon zu bitten scheint; das Kind sitzt an der Erde vor ihr, mit einem Bogen spielend. Die zwei Mädchen zu beiden Seiten nehmen, nach Verhältniß, zu wenig Antheil an der Handlung. Die Architectur des Grundes ist theatralisch. Ulysses und Diomed könnten junger sein, und sind einander auch von Seiten des Charakters zu ähnlich, beide haben gegen das Kostüm eine Art von turkischem Bund auf dem Kopfe.

Alles dessenungeachtet hegen wir keine üble Meinung von den Fähigkeiten des Verfassers; es sind Spuren von Gemüthlichkeit und Ausdruck in seinem Werk, die Gutes hoffen lassen, vorausgesetzt, daß er noch ein junger Mann ist; nur darf er nicht säumen, mit Ernst zu studiren, sich nach den besten Mustern, vornehmlich im Zeichnen zu üben, und, unter Leitung eines geschickten Meisters, Kennt-

Nur anders, und du glaubst deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willst mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden soll.

Antonio.

Und soll ich dir sogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Überzeugung schaden?

Tasso.

Von dieser Sorge will ich dich befreyn!
Du hältst mich nicht mit diesen Worten ab.
Du hast mich frey erklärt, und diese Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürsten führt.
Ich lasse dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürst geht fort. Hier ist kein Augenblick
Zu harren. Wähle schnell! Wenn du nicht gehst,
So geh' ich selbst, und werd' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur des Fürsten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

nisse von den Regeln der Kunst zu erwerben, deren er, wie seine Arbeit zeigt, gegenwärtig noch völlig unkundig ist.

Die Zeichnung L. soll von einem Knaben, der nur erst zwölf Jahre alt ist, verfertigt sein, und, mit Hinsicht auf seine Jugend, muß man gestehen, daß derselbe ungemein viel leistete. Von ihm, der kaum noch dem Kinde entwachsen, wäre es höchst unbillig zu fordern, daß er ernst denke oder stark fühle, und eine so schwere Aufgabe, wie diese ist, aus ihrer Tiefe heraus, entwickelt darstelle, oder daß er die Uebung und Wissenschaft eines vollendeten Meisters schon besitze; seine Figuren sind aber überhaupt gefällig. Die vor dem Achill auf den Knien liegende Diademia, mit dem Kinde im Arm, ist malerisch gestellt, lebhaft bewegt, und ihr Gewand mit Geschmack geworfen. Eben so gelungen in Stellung und Drapperie ist auch Ulysses. Sollten diese beiden Figuren dem Verfasser ganz angehören: so zeugen sie von außerordentlichen Anlagen, die bei fortgesetztem Fleiß, in Kurzem etwas Vorzügliches erwarten lassen.

Lit. I. Oelgemälde. Was die Kunst anbetrifft, hat der Verfasser dieses Werks wohl keine Vorzüge vor den beiden vorhergehenden Concurrenten; ja er ist, in der Anordnung und Wirkung des Ganzen, noch hinter dem letzten zurückgeblieben, hingegen faßte er den Sinn dieser Aufgabe um so viel besser, als er anschaulich zu machen suchte, daß der verkleidete Achilles von den Gespielinnen wegeilt,

die vor den Waffen und kriegeriſchen Bewegungen erſchrocken, und zugleich über ſein Weggehen betrübt ſind. Deidamia allein folgt dem Geliebten nach, und ſcheint noch zärtliche Worte zu demſelben zu ſprechen. Im Hintergrund erſcheinen die beiden Helden, Ulyſſes und Diomed, beobachtend was vorgeht.

Achilles weiblich gekleidet, in der Hand das Schwert, den Helm auf dem Haupt, bewegt ſich kriegeriſch, Ulyß und Diomed erkennen ihn, Deidamia ſtürzt vor ihm hin auf die Knie, die Mädchen fliehen und Lycomedes tritt heran, voll Erſtaunen. Dieſes iſt im Allgemeinen die Anlage des recht gut gedachten Oelgemaldes Lit. A; allein es fehlt der Anordnung an geſonderten, auseinandergeſetzten Gruppen, den Formen an Eleganz; die Zeichnung iſt ſchwach, ohne anatomiſche Kenntniſſe, und der Geſchmack im Wurf der Gewänder ebenfalls nicht der gebildetſte; nur ein blankgekleidetes Mädchen, welches die Deidamia aufrichten will, nimmt ſich von dieſer Seite beſſer, als die andern Figuren aus.

Vom Ausdruck kann man zwar nicht ſagen, er fehle, aber derſelbe iſt weder abwechſelnd noch nuancirt genug, und zeigt, ſo wie das ſchmutzige Kolorit, die magere Behandlung und die nicht gehörig nach Kunſtzwecken eingerichtete Beleuchtung, den noch wenig erfahrnen Maler, der aber ſeines Talents wegen Achtung und Aufmunterung verdient. Wir machen zu ſeiner Ehre die Bemerkung: daß ein unterrichteter Kunſtler mit denſelben Motiven, deren er ſich in ſeinem Werke bediente, wohl ein ausgezeichnet ſchätzbares Bild hätte zu Stande bringen können.

Lit. N. Zeichnung, mit ſchwarzer Kreide auf weiß Papier. Achilles, der Schild und Schwert ergriffen, will ſich von Deidamien losreißen, die ihn umfaßt und zurückzuhalten ſtrebt. Einer der beiden Helden, welche ſich in dieſem Augenblick gleichfalls entdecken, reicht dem Peliden noch einen Helm hin und zeigt mit der Hand in die Ferne; der andere drückt lautwerdende Zufriedenheit über die Erkennung des Jünglings aus. Unter denen, die ihm folgen, zeigen ſich Freude und Erſtaunen auf verſchiedene Weiſe. Einer, höher geſtellt als die andern, und weiter zurück, ſtößt in die Trompete. Auf der entgegengeſetzten Seite fliehen die Mädchen erſchrocken nach dem Innern des Pallaſtes.

Unſere Leſer werden aus dem mit wenig Worten angegebenen Inhalt des Werks erkennen, daß der Gegenſtand wenigſtens verſtändig begriffen worden, wenn auch, was den Charakter der einzelnen Figuren betreffen mag, das meiſte würdiger, heroiſcher und edler zu wünſchen wäre. Alles iſt in heftiger Unruhe, in wilder, ſtürmiſcher Bewegung, die zum Gegenſtand, ſo wie derſelbe hier genommen worden, zwar paßt; aber dem ungeachtet zu allgemein, dabei auch wohl ein wenig gar zu gewaltſam iſt, zumal da die Menge der Figuren den Raum des Bildes gedrängt voll füllt. Indeſſen ſind wir der Wahrheit die Bemerkung ſchuldig, daß bei all dieſer Fülle, der Verfaſſer doch die Einheit der Wirkung des Ganzen hinlänglich zu erhalten gewußt, und Geſchicklichkeit in Vertheilung des Lichts gezeigt hat; daſſelbe ruht auf den Hauptfiguren, in der Mitte des Bildes, und nimmt gegen die Seiten ab, wo die Schattenpartien größer und kräftiger werden. Man ſieht, daß in dieſem Theil, ſo wie

in allen übrigen, Rubens das studierte Muster gewesen.

Lit. K. u. Lit. V. Zwei Zeichnungen, deren Urheber äußerst verschiedene Wege eingeschlagen, scheinen uns doch ungefähr auf gleichen Werth Anspruch zu machen. Die erste auf weiß Papier, bräunlich getuscht, hat den Vorzug einer ungemein fleißigen und zarten Ausführung. Die Erkennung des verkleideten jungen Achilles scheint kein Hauptzweck des Künstlers gewesen zu sein, sondern er wollte vornehmlich den Abschied des Achilles von seiner Geliebten zur Anschauung bringen. Die Hauptfigur ist daher, der ganzen Gestalt nach, ein völlig ausgebildeter Jüngling, nicht weiblich gekleidet. Das Gewand desselben ist von den Schultern bis auf die Hüfte niedergesunken, so daß sein ganzer Oberleib nackt erscheint; das Schwert in der Hand scheint er eben gesonnen, auch den Schild nebst dem an der Erde liegenden Helm und der Lanze zu ergreifen, um hernach dem Ulysses und Diomed zu folgen, welche aus dem Saale, wo die Scene vorgeht, herausgehen wollen. Deidamia fällt ihrem Geliebten um den Hals, das Kind schmiegt sich in den Schooß der Mutter, ängstlich ihr Gewand fassend. Fünf niedliche geputzte Mädchen, in anmuthiger Verschiedenheit der Geberde, drücken bekümmertes Erstaunen aus. Durch die Thüre des Saals sieht man in einer äußern Halle zwei Krieger, von denen einer in die Tuba stößt.

Aus der Aehnlichkeit, welche die Mädchen mit einander haben, läßt sich übrigens vermuthen, unser Künstler habe eine sehr schöne Person zum Muster für alle genommen. Der weiche, weibliche Charakter ist in ihnen sehr wahrhaft dargestellt. Vorzüglich nehmen sich ein paar

Köpfe durch naive Anmuth vortheilhaft aus. Dem Umriß gebricht es im Ganzen sehr an Richtigkeit und in Hinsicht auf Vertheilung des Lichts und Schattens verräth der Künstler nicht viel. Ferner hat er auch den Raum des Bildes in Verhältniß zu den Figuren zu groß gemacht, und in der Architectur gegen die angenommenen Regeln gefehlt. Die Gruppe vom Achill und den Mädchen müssen wir ihm hingegen loben. Sie ist zwar, was die Anordnung der einzelnen Theile betrifft, nicht kunstgerecht; doch im Ganzen mit natürlichem Geschmack angegeben, der sie wohlgefällig macht. Ein Geist der Reinlichkeit, des Weichen und Zierlichen, herrscht durch das ganze Werk, und es liegt wohl nicht an dem Talent des Verfassers, sondern an der Gelegenheit, dasselbe gehörig auszubilden, die ihm gemangelt haben mag, wenn er nicht eine höhere Stufe in der Kunst erstiegen, als die ist, worauf wir ihn sehen.

Lit. F. ist eine Zeichnung auf graues Papier mit schwarzer und weißer Kreide.

Eine Behandlungsweise, die unbiegsam nach einmal angenommenen Regeln verfährt, gewisse Stellungen und Formeln von Figuren und Gruppen immer wieder bringt, und beständig nur den gleichen Charakter allen ihren Schöpfungen mittheilt, mit einem Wort das manierirte, unnatürliche Wesen, welches ein Fehler fast aller Werke der neueren französischen Malerschule ist, so verdienstlich sie in mancher andern Rücksicht sein mögen, müssen wir auch an der gegenwärtigen Zeichnung tadeln.

Die Hauptgruppe von vier fliehenden Mädchen iſt an ſich zwar gut geordnet, ſie umfaſſen ſich aber auf eine gezwungene Weiſe, und ſchreiten weit, ſoldatiſch aus, gleichſam in Reihe und Glied, welches ſich widerlich ausnimmt. Zwei andere Mädchen fliehen weiter zurück, erſchrocken und einzeln. Eine ſiebente ſitzt näher an der Erde, beim Korb mit den Putzſachen, erſtaunt, und will eben aufſtehen; bei ihr ein Kind. Man erkennt unter allen dieſen weiblichen Figuren die Deidamia nicht, weil keinen Antheil oder vorzügliche Neigung für den Achilles zeigt; dieſer rennt, mit Schild und Dolch bewaffnet, haſtig aus dem Saal, als wollte er die Männer bekampfen, die draußen in Hörner ſtießen, auf Schilde ſchlagen. Diomed und Ulyſſes ſtehen im Hintergrunde ſtill als Zuſchauer.

Für einen der löblichſten Theile dieſes Werks ſehen wir vornehmlich die Gewänder an, welche durchgängig mit Geſchmack angelegt, leicht bewegt, und, wenig Stellen ausgenommen, auch gut in Maſſen gehalten ſind. Die fuelten Formen und die überall durchſcheinende Tendenz des Künſtlers zum edlen, hereiſchen Styl, müſſen billigergemaßen ihm gleichfalls zum Verdienſt angerechnet werden.

Lit. V. äußerſt geduldig und fleißig ausgeführte Zeichnung, mit Silber und Bleiſtift auf weiß Pergamentpapier. Wer allenfalls wegen des Werkzeugs ein ungünſtiges Vorurtheil gegen das Bild und den Künſtler faſſen ſollte, würde beim Anblick deſſelben unerwartet gute Haltung, ganz angenehmen Effect, in einzelnen Stellen ſogar viel Kraft, ja was noch mehr iſt, angenehme Figuren und

einige recht hübsche und geistreiche Köpfchen finden. Die Scene ist eine etwas theatralische Architectur mit großer Treppe, auf deren Podest der Kasten mit Putz und Waffen steht. Die Mädchen sind um denselben versammelt, jede beschäftigt mit dem, was sie aus seinem Inhalt sich gewählt hat. Achill hat den Helm auf dem Haupte, das Schwert in der Hand, und greift nach dem Schilde, woran ihn aber Deidamia zu hindern sucht und auf Diomed und Ulysses hinweist, die an der Seite im Vorgrunde lauern. Auf der Treppe stehen ein paar Bewaffnete, die Lärm machen sollen, einer steigt sachte die Stufen herab und giebt ihnen Zeichen.

Die Formen sind größtentheils etwas zu schmächtig, die Falten an manchen Stellen nicht glücklich gelegt; die Anordnung aber der großen Gruppe vom Achilles und den Mädchen überhaupt recht lobenswerth. Auch wäre durchaus gegen die Anordnung des Werks nichts einzuwenden, wenn dem Ulysses und Diomed, welche als eine starke und bedeutende Partie auf der linken Seite des Bildes stehen, rechts ebenfalls etwas dergleichen entgegengesetzt worden wäre.

Lit. O. auf weiß Papier, braun getuschte Zeichnung eines Bildhauers, der schon mehrmals unsere Ausstellung gefällig durch Beiträge bereichert, und sich damit Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Kunst erworben. Er hat die Aufgabe auch diesmal, wie es der Zweck seiner Kunst erfordert, d. i. als Basrelief behandelt. Achill steht in der Mitte in weiblicher Kleidung, aber gerüstet. Er bewegt sich kriegerisch, schreitet fort und versucht sich

in seinen Waffen. Deidamia, darüber erschrocken, stürzt auf ihn ein, um ihn zurückzuhalten; eine andere weibliche Figur wendet sich zum Ulyß und Diomed, welche den jungen Helden erkennen, und scheint beide wegtreiben zu wollen; auf tieferm Grunde, wie außer dem Zimmer, stehen zwei Krieger, die in Trompeten stoßen; sie endigen das Basrelief von dieser Seite. Auf der andern sind acht Mädchen um einen Tisch versammelt, wo die Putzwaaren ausgelegt sind, theils betrübt, theils erstaunt. Der Knabe Pyrrhus sieht einer von ihnen im Schooße.

Das Aufflammen des kriegerischen Muths im Achill, der Zuruf beider Helden, welche ihn daran erkennen, Deidamiens sich heftig äußernde Leidenschaft, da sie den Verlust ihres Geliebten besorgt, die artige Episode einer andern weiblichen Figur, die man sich etwa als Amme oder Vertraute der Deidamia denken kann, welche die Helden beschreit und wegtreiben will, alles ist wohl gedacht, dem Gegenstand durchaus angemessen.

Weniger gelungen scheint uns hingegen der um den Tisch versammelte weibliche Chor. Ein Mädchen ringt in äußerster Betrübniß die Hände über dem Kopf; wie kann aber solcher Jammer hier entstehen? und schwächt der Künstler nicht dadurch gar das Pathetische in der Deidamia? Ein anderes Mädchen bedeckt mit den Händen das Gesicht, wie vor Scham; konnte aber der Künstler nicht mißverstanden werden, als hätte er diese, schuldbewußt, wegen des verkleideten Jünglings darstellen wollen, welches doch wohl seine Absicht nicht sein konnte?

Die Anordnung des Werks im Ganzen verdient Beifall. In der Mitte nimmt sich die Hauptgruppe des Achilles mit der Deidamia und der andern weiblichen

Figur gut aus. Die Helden und Krieger auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite stehen im Gleichgewichte und lassen, da die Bewegung verhältnißmäßig minder rasch, die Anordnung selbst weniger elegant ist, die Mittelgruppe siegend ins Auge fallen. Die Gewänder haben durchgehends eine gute Anlage.

Dem Diomed ist seine etwas gezwungene Stellung vorzuwerfen, so wie dem einen Soldaten, der in die Trompete stößt. Der Helm kleidet wegen seiner besondern Form das Haupt des Achilles nicht gut, auch schadet der zu große Schild der Schönheit der Gruppe. Wir bemerken noch als Verstoß gegen das Kostüm einen Medaillon, wie unsere Damen tragen, den eins von den Mädchen, aus dem Schmuckkasten auf dem Tisch, in die Höhe hebt.

In der colorirten Zeichnung Lit. E. sehen wir den Achill, mit Helm, Schild und Schwert gerüstet, sich bemühen der Deidamia zu entgehen, welche flehend zu seinen Füßen hinstürzt. Die andern Mädchen heben die Blicke von den Putzwaaren auf, um zu sehen, was vorgeht. Ulyß, mit gespannter Aufmerksamkeit, lauert und sieht seine List gelingen. Er scheint mit der Hand den Diomed, welcher laut werden und vortreten will, zurückzuhalten, ihn stille warten zu heißen. Außen in der Halle bläst einer die Tuba.

Gewiß war dieser Künstler einer von denen, welche die Aufgabe am reiflichsten erwogen haben. Auch sieht man das Studium nach antiken Mustern und ein löbliches Bemühen, den Geschmack, die Einfalt derselben nachzuahmen; daher entstehen aber auch höhere Forderungen,

welche nicht befriedigt werden. Das zarte Maas in Geist und Ausdruck, das letzte und rechte, ist selten getroffen. Deidamien möchte man mehr Anmuth in Gestalt, mehr weibliches Zartes in der Geberde wünschen. Die andern Mädchen sind, ohngeachtet des Naiven in ihrer Handlung, doch ein wenig steif. Ulysses und Diomed hätten mehr Adel in Gestalt und Zügen erhalten dürfen. Die Gewänder haben eine gute Anlage, allein das Gesetz der Massen ist vom Künstler nicht gehörig beobachtet worden. Auch gegen Vertheilung des Lichts ließe sich einiges einwenden. Endlich wäre auch gegen die Anordnung zu erinnern, daß die Gruppen an sich zierlicher und besser aus einander gesetzt sein sollten.

Alle Figuren stehen hingegen, nach perspectivischer Wahrscheinlichkeit, gehörig auf dem Plan, und die Architectur des Grundes ist von der besten Wirkung und vollkommen zweckmäßig, außer daß die Tropfen am Dorischen Gebälk uns überflüssiger Zierrath scheinen, weil der Fries selbst keine Triglyphen hat, sondern mit Figuren geziert ist; und obgleich der Künstler für diese architectonische Licenz ein Beispiel an einem noch vorhandenen Denkmal des Alterthums nachweisen kann: so wünschten wir doch nicht gern dergleichen nachgeahmt zu sehen.

Lit. II. Zeichnung auf grau Papier getuscht und hell aufgehöht. Diesem Künstler gelingt, wie sich aus der Beobachtung verschiedener seiner Arbeiten zu ergeben scheint, das Anmuthige, Sanfte und Zartlichkeit meist besser, als Aeußerungen von Kraft, Muth und That: so ist es auch hier geschehen. Die weiblichen Gestalten

Taſſo.

Nein, dieſe Stunde noch,
Wenn's möglich iſt! Es brennen mir die Soh-
len
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der
Staub
Des freyen Wegs mich Eilenden umgibt.
Ich bitte dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſey mit meinem
Herrn
Zu reden; ſiehſt — wie kann ich das verber-
gen —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebiethen kann.
Nur Feſſeln ſind es, die mich halten können!
Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frey.
Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freyheit, daß mein Geiſt ſich
finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

sind verhältnißmäßig besser als die Männer gerathen. Ulysses hat in Gestalt und Geberde nicht so viel Würde und Energie erhalten, als zur charakteristischen Darstellung desselben, selbst nach Maasgabe des übrigen Kunstverdienstes dieses Werks, erforderlich sein möchten. Diomed ist zwar eine edlere, vollere Gestalt, erscheint aber, da wir ihn als eine brausende heftige Natur denken, hier viel zu ruhig; Achilles ebenfalls. Wir sehen ihn nicht mit erhöhtem Gefühl seines Vermögens und reger Thatenlust dargestellt, sondern wie augenblicklich betroffen, weil er sich vom Ulysses entdeckt sieht; er ist überdem nicht mädchenhaft genug, und seine Bekleidung hat zu wenig mit dem Gewand der Weiber gemein. Deidamia sinkt jammernd über den ihr bevorstehenden Verlust des Geliebten, zu dessen Füßen hin. Sie möchte den Ulysses, der ihn eben angreift, abhalten. Ihr Kopf ist voll lebendigen, seelenvollen Ausdrucks und deswegen ungemein lebenswürdig, so wie man auch der ganzen Figur die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß sie trefflich gedacht und gemacht, voll Wahrheit und voll Affect ist. Vielleicht nur ein wenig zu ausgebildet, nicht jugendlich genug. Gleich hinter ihr sieht die ebenfalls vorzüglich wohlgelungene Figur eines reizenden, zarten Mädchens, das mitleidig auf die Jammernde niedersieht. Drei andere weibliche Figuren scheinen in reger Verwunderung über den entdeckten Achilles. Ganz auf der entgegengesetzten Seite des Bildes sind zwei kleine Mädchen, in lieblicher Unbefangenheit des kindischen Alters, völlig unbekümmert um das, was vorgeht, bloß mit Spiel- und Putzsachen beschäftigt. Die Gewänder sind meist zierlich angelegt, doch die Falten etwas zu einförmig an Charakter, laufen auch

manchmal über hohe Stellen der Glieder weg. Breite Massen von Licht und Schatten lassen jeden Theil gehörig deutlich in die Augen fallen. Sie konnten hier und da indessen doch noch reiner und die Wiederscheine zuweilen empfindlicher angegeben sein.

Lit. G. Das vorige Stück ließ im Ganzen etwas mehr Bewegung wünschen, im Gegenwärtigen ist hingegen die Unruhe gar zu herrschend. Ins Freie, an das Ufer des Meeres, versetzte der Künstler die Scene. Eben steigen Bewaffnete aus dem nahe liegenden Schiffe, zwei derselben blasen auf Hörnern, Ulysses und Diomed beobachten, unter Bäumen hinter einem Postament, auf welchem die Statue einer Nymphe (vielleicht der Thetis) liegt, den Achilles. Dieser steht in weiblichem Gewand und zieht eben ein Schwert, als wollte er sich den Landenden widersetzen. Deidamia, mit dem Kind im Arm, will, besorgt, ihn zurückhalten. Zwei Figuren (die vordere führt ein nackendes Kind mit sich) eilen schnell davon, eine jüngere trägt Geschmeide im Schooß des Gewandes; etwas ist ihr entfallen, welches sie in der Eile noch aufzuheben sucht; ihnen folgt ein halberwachsenes, zartes Mädchen nach und trägt ebenfalls etwas im Schooß; alle laufen gegen den Pallast, aus welchem Lycomedes heraustritt, zu sehen was vorgeht. Es ist eine gute, zum Mächtigen und Großen sich neigende Manier in allen diesen Figuren, der Künstler ruft uns die gewaltigen, derben Formen in den Werken des Salviati und der beiden Brenzine wieder ins Gedächtniß, wiewohl ohne die correcte Zeichnung dieser Meister in seiner Gewalt zu haben. Indessen ist er durchaus dem heroischen Sinne treu geblieben, und da, wo

der Ausdruck eilender Bewegung sein Zweck war, gelang ihm derselbe, sowohl in Stellung als Gewändern, fast immer gut. Von den Falten muß indeß bemerkt werden, daß sie das Nackte manchmal zu sehr durchscheinen lassen, zuweilen aber auch etwas zu tief und kraus sind. Eine eigentlich elegante Gruppe findet sich zwar nicht, dem ungeachtet ist das Talent für die Anordnung unverkennbar, und jene fliehenden Weiber sind geschickt zusammengestellt. Ein paar Beine von zwei verschiedenen Figuren ausgenommen, die so stehen, daß sie leicht verwechselt werden können.

Hat man sich überhaupt nur einmal mit der freilich etwas willkürlichen Behandlung des Gegenstandes, in Hinsicht der Erfindung, wo das Episodische eine zu große, ja eigentlich die Hauptrolle spielt, ausgesöhnt: so ist auch an der Disposition des Ganzen weiter nicht viel zu tadeln. Die Figuren des Achilles, der Deidamia nebst den fliehenden Weibern nehmen den Vorgrund ein; weiter zurück wird das Bild auf der einen Seite von den Kriegern, welche dem Schiffe entsteigen, auf der andern vom König, der die Stufen der Halle seines Pallastes herabkommt, geendigt. Ungefähr auf gleichen Plan in der Mitte sind Ulyß und Diomed gestellt. Die Kunst der Vertheilung von Licht und Schatten vermißt man ungern.

Lit. B. Zeichnung auf grau Papier mit Tusche und mehrern Arten Kreide, von Herrn Hoffmann in Köln, von welcher unsere Leser, da derselbe die Hälfte des ausgesetzten Preises zuerkannt worden, auf der Kupfertafel *) Nro. 2. einen leichten Entwurf finden.

*) welche den Propyläen beigegeben ist.

Alles an dieser reichen Komposition ist Leben und Fülle, man kann die Anordnung in Hinsicht auf malerische Erfordernisse, ohne Bedenken vortrefflich nennen, denn die Figuren sind alle gut in Gruppen zusammengehalten, und diese Gruppen wieder unter sich geschickt mit einander verbunden. Auch der reichlich ausgestattete Hintergrund paßt zum Ganzen. Je ernstlicher das Werk betrachtet wird, je mehr nimmt man Verstand, Ueberlegung und Talent wahr.

Herr Hoffmann folgte seinem natürlichen Hang, der ihn zum Vollen, Reichen, Glänzenden zieht. Diesem Sinne gemäß ist nun alles. Wir sehen ein Königshaus, den Herrscher selbst auf einem Throne sitzend, überschwenglichen Reichthum und Pracht in allem was ihn umgiebt. Ein wohlerfundenes, gehaltvolles, bedeutsames Motiv ist es, daß Achilles hastig den Gürtel reißt, der sein Gewand hält. Noch ein anderes, von der feinsten, zierlichsten Gattung, bemerken wir. Der Künstler supponirte nämlich, die heftige Bewegung des jungen Helden habe die Perlenschnur, womit sein blondes Haar weiblich geschmückt ist, zersprengt, die glänzenden Kügelchen fallen und rollen schimmernd auf der Erde hin.

Alle Formen nackter Glieder sind durchgängig von gutem Geschmack, nicht mager und eben so weit vom unangenehmen Schwerfälligen entfernt, sie können sogar in gewissem Sinne zum Theil für schön gelten, und Herr Hoffmann hat, in Hinsicht auf Wahl und Zierlichkeit derselben, seit vorigem Jahr einen Schritt vorwärts gethan, wiewohl seine Zeichnung an vielen Stellen noch immer den strengeren Forderungen kein Genüge leistet. In den Stellungen, die er seinen Figuren gab, waltet nebst der

Mannigfaltigkeit auch das Gefällige, Zierliche vor; Achilles selbst und Ulyß möchten indessen, von dieser Seite betrachtet, am wenigsten zu loben sein, dagegen zeichnet sich das Mädchen im Vorgrund, welches an dem Kasten mit Schmuck und Geräth kniet, durch seine reizend malerische Stellung ungemein vortheilhaft aus. Ein Paar andere weibliche Figuren auf dieser Seite verdienen eben deswegen auch bemerkt und gelobt zu werden. Auch von der Seite des Ausdrucks befriedigt dieses Werk hinlänglich, er ist lebhaft, geistreich, angemessen, und, wie z. B. im Achilles, welcher mit zärtlichem Schmerz, der sein Gesicht verschont, zu der klagenden Geliebten sich wendet, fein empfunden. Der Figur des Diomed wäre ein edlerer Charakter, so wie der Deidamia vielleicht mehr Jugend und eine hübschere Gesichtsform zu wünschen. Was Licht und Schatten betrifft: so hat Herr Hoffmann sich desselben von allen concurrirenden Künstlern am geschicktesten zu bedienen gewußt, und seinem Werk dadurch einen wesentlichen Vorzug verschafft. Es ist kräftig, ohne ins Düstre zu fallen, weil starker Wiederschein die großen Schattenpartieen unterbricht; auch fallen die hell aufgesetzten Lichter nirgends schreiend in die Augen, indem sie breite Massen bilden und einander gehörig untergeordnet sind. Der Wurf der Gewänder ist überhaupt zu billigen, an einigen Stellen nur häufen sich die Falten etwas zu sehr, und laufen auch manchmal über die Höhe der Glieder. Die Regeln der Perspective sind nicht überall gehörig beobachtet worden.

Vergleichen wir die so eben betrachtete Zeichnung des Herrn Hoffmann mit der Zeichnung Lit. C. auf weiß Papier, mit Sepia getuscht, von Herrn Nahl in Kassel, von welcher, da derselben ebenfalls ein Theil des Preises zuerkannt worden, man den Entwurf auf der Kupfertafel*) Nro. 1. findet: so will es uns dünken, Herr Nahl habe durch ein langes, gründliches Studium der Antiken eine weit edlere, höhere Idee von der Kunst gefaßt, und dem Schönen nachgestrebt; da Herr Hoffmann hingegen, der wahrscheinlich sich meistens nach Werken der niederländischen Schule gebildet hat, kein so hohes Ziel sich setzte, aber eben darum vielleicht seiner Absicht näher gekommen ist. Man muß zwar seinem Werke das Prächtige, den fast überflüssigen Reichthum erst zugeben, alsdann aber ist es ein besseres malerisches Ganze, von größerer Einheit, Wirkung und Beweglichkeit überhaupt. In Herrn Nahls Zeichnung hingegen sehen wir jeden einzelnen Theil mit Eleganz, Geschmack und Anmuth reichlich ausgestattet und weit sorgfältiger vollendet.

Wir gehen sogleich zur Betrachtung der Anordnung über, indem einiges über die gebrauchten Motive unten folgen wird.

Je seltener man in Kunstwerken unserer Zeit eigentlich kunstgerechte Anordnung in den einzelnen Theilen der Gruppen wahrnimmt, je mehr gereicht es zum Lobe der Zeichnung des Herrn Nahl, daß die Hauptgruppe derselben, in diesem Stück musterhaft, ja beinahe vollkommen gerathen ist. Was hingegen das Ganze betrifft, so dürfte die rechte Seite der Zeichnung etwas reicher an Figuren und

*) zu den Propyläen.

geschlossener sein, um gegen die linke, wo die Mädchen um den Tisch versammelt sind, ein Gleichgewicht hervorzubringen. Ferner wäre zu wünschen, daß der Raum um die Figuren nicht so weit und die Ecken besser gefüllt wären. Herr Hoffmann, dem es freilich wegen des Reichthums und Pomps, den er sich in seiner Komposition erlaubte, leichter geworden, ist in diesem Stück glücklicher gewesen, und manche Aeußerung in den Urtheilen der Menge hat uns vermuthen lassen, derselbe sei, wenigstens etwas von dem fast allgemeinen Beifall, der ihm ertheilt wurde, dem gefälligen Eindruck des gut ausgefüllten Raumes in seinem Bilde schuldig.

Das Leidenschaftliche hat Herr Mahl in seinem Werk mit überlegter Kunst so zu stimmen gewußt, daß starker oder erschütternder Ausdruck nie nothwendig wurde; das Lebendige und Geistreiche hingegen vermißt man nirgends. In Hinsicht auf Adel der Gestalt und Eigenthümlichkeit des Charakters, nach Erforderniß einer jeden Figur, hat er alle Concurrirenden weit übertroffen. Sein Achill ist, ohne allen Vergleich, der schönste und edelste, der am meisten verspricht, am meisten Reiz und jugendliche Lieblichkeit hat. Zwar gelang es dem Verfasser der erwähnten Zeichnung Lit. G. auch, seinem Achill eine rasche Thaten verkündende Geberde, selbst eine heroische Gestalt zu geben; dort hat der verkleidete Held das Ansehen einer kriegsgewohnten Amazone, hier aber tritt er auf, an Gestalt und Würde einer anmuthigen Minerva ähnlich, und wir müssen gestehen, daß wir uns in Werken lebender Künstler keiner Figur erinnern, die edler und zugleich lieblicher gedacht wurde. Deidamia ist beträchtlich kleiner als Achilles, und die sanfte Wellenlinie des Umrisses an ihr vorzüglich weich

behandelt. Dieſes vollgerundete, der Geſtalt und Glieder, ihr beſtes, liebevolles Anſchmiegen an den Geliebten, ſo wie das Abholen des Ulyſſes von ihm, bringt einen höchſt lobenswürdigen Einklang des Charakters hervor, ſo zart und richtig empfunden, als wahrhaft dargeſtellt; weil aber etwas gutes und vortreffliches das Verlangen nach dem Vollkommenen nur reger macht, ſo möchte man auch dieſer Figur wünſchen, daß ſie, wenn es unbeſchadet der erwähnten Vorzüge und ſchönen Einheit ihres ganzen Weſens hätte geſchehen können, ſich durch ihre Geſtalt vor den übrigen Mädchen etwas mehr auszeichnete. Ulyſſes hat in dem Gleichmuth ſeines heitern, doch ernſten Geſichts und in der ruhigen Geberde, den ganzen Typus eines weiſen, vielerfahrnen Mannes. Etwas ſtärkere Gliedmaaßen würden indeß wahrſcheinlich in ihm den Helden noch mehr zur Anſchauung gebracht haben. Daſſelbe iſt auch beim Diomed der Fall, deſſen raſche Bewegung hingegen ganz für ihn paſſend iſt. Unter die lieblichſten Schöpfungen des Künſtlers auf dieſer Zeichnung gehören noch die beiden, vom Schall der Hörner erſchreckten und in das Innere des Saals hineinwärts eilenden Mädchen; ſie machen eine ſehr liebliche, untergeordnete, der großen Hauptgruppe ſich ſchön anſchließende Nebengruppe aus.

Die Formen in dieſem Kunſtwerk haben durchgängig ſehr viel zierliches, oft ſind ſie ohne Einſchränkung ſogar ſchön zu nennen. Man bemerkt in keinem andern, zur Concurrenz eingegangenen Stück mehr wiſſenſchaftliche Kenntniß, wiewohl ohne Anſpruch auf ſcrupuleſe anatomiſche Richtigkeit, die, weil ſie mühſames Studium über jeden einzelnen Theil vorausſetzt, auch wohl mit mehrerem

Recht von Gemälden oder Statuen in Lebensgröße, als von bloßen Zeichnungen in kleinen Figuren gefordert wird.

Die Gewänder sind meist mit feinem Geschmack geworfen, wohl gezeichnet und meisterhaft in Massen gehalten.

An der Beleuchtung ist die Wahrheit unverkennbar. Licht und Schatten bilden auf jeder Figur ununterbrochene Massen. Die sogenannten accidentellen Lichter sind glücklich angebracht. Man bemerkt, daß der Künstler sich durchaus an die Natur gehalten.

Nachtrag.

Lit. P. Es deutet auf lobenswürdigen Ernst und geniale Lust zur Sache, wenn der Künstler die Mühe übernimmt, eine Aufgabe von verschiedenen Seiten darzustellen. Unser Glückwunsch und Dank gebührt daher dem wackern Freunde, welcher, obgleich die oben beurtheilte Zeichnung Lit. F. sein Werk ist, doch noch, als einen fernern Beweis seiner Liebe zur Kunst und des guten Willens gegen unsere Anstalt, die gegenwärtig zu erwähnende Zeichnung Lit. P. auf weiß Papier mit der Feder umrissen und getuscht nachgesendet hat; er ist darin von der Sage, die unserer Aufgabe zum Grunde liegt, abgewichen und einer andern gefolgt, nach welcher der verkleidete Achilles unter den Töchtern des Lycomedes, sich unter Bäumen auf einer schönen, blumigen, mit Büschen umwachsenen Aue befindet, von deren Höhe man auf einen Busen des Meeres hinabsieht, in welchen ein nahes waldiges Gebirg niedersteigt. Ulysses und Diomed lauschen halb versteckt und erkennen den jungen Helden daran,

daß er, während die Mädchen tanzen, Blumenkränze winden u. s. w., sich mit dem Bogen übt.

Der idyllische Reiz, welcher auf dieser Seite für die Darstellung gewonnen werden, entschädigt zwar den Künstler keineswegs hinlänglich dafür, daß nun alles leidenschaftliche Interesse von dem Gegenstand weicht; unterdessen hat sein Bild das entschiedene Verdienst einer gefälligen Anlage. Muntere, anmuthige Bewegung und ein Geist festlicher Fröhlichkeit herrschen durch das Ganze. Die Gewänder sind einfach, größtentheils auch zierlich gelegt. Unter den Figuren ist vielleicht Achilles, dem Range nach, welcher ihm in der Komposition angewiesen ist, die, so am wenigsten befriedigt; wir begreifen es wohl, er soll sich, mitten unter den zarten Mädchen und gekleidet wie sie, unterscheiden, durch etwas männliches in der raschen angestrengten Stellung, von dem Beschauer des Bildes, so wie von den lauschenden Helden als Jüngling erkannt werden, allein es ist gleichsam dadurch eine Dissonanz in der Harmonie des Ganzen entstanden.

Die Behandlung des Umrisses verräth überall eine Neigung des Künstlers zum Manierirten, die er, um sein ausgezeichnetes Talent möglichst zu kultiviren, bemerken und ernstlich dagegen kämpfen sollte.

Erinnerung.

Drei Künstler haben den Fehler begangen, in der Architectur des Grundes, Jonischen Säulen und Pilastern ein Dorisches Gebälk mit Triglyphen zu geben. Dieser Irrthum wirkt im Bilde sehr übel

Antonio.

Du machst mich zweifelhaft. Was soll ich
thun?
Ich merke wohl, es steckt der Irrthum an.

Tasso.

Soll ich dir glauben, denkst du gut für mich,
So wirke was ich wünsche, was du kannst.
Der Fürst entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht seine Gnade, seine Hülfe nicht.
Das dank' ich dir, und will dir's gern ver-
danken;
Doch hegst du einen alten Groll im Busen,
Willst du von diesem Hofe mich verbannen,
Willst du auf ewig mein Geschick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben,
So bleib' auf deinem Sinn und widersteh!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Tasso, schaden soll,
So wähl' ich denn den Weg, den du erwählst.
Der Ausgang mag entscheiden wer sich irrt!
Du willst hinweg! Ich sag' es dir zuvor,

und giebt den Beschauern Anlaß, sich über die Unwissenheit des Künstlers lustig zu machen. Wir glaubten daher dieses Versehen nicht bei Recension der einzelnen Werke, sondern vielmehr hier in einer allgemeinen Anmerkung rügen zu dürfen. Kein Künstler sollte mit den Hülfswissenschaften so unbekannt sein, daß er sich der Gefahr aussetzte, Mißgriffe dieser Art zu begehen. Wer einmal die großen Fähigkeiten, welche zum Maler oder Bildhauer erforderlich sind, erhalten hat, dem kann es nur wenig Mühe kosten, von Architectur, Perspective u. dergl. so viel zu fassen, als zu seinem Bedarf hinreichend ist.

2.

Streit der Flußgötter mit dem Achilles.

Lit. D. Oelgemälde. Zeigt einige Fertigkeit des Verf. in Führung des Pinsels, auch sind die Figuren der beiden Flußgötter ganz hübsch, nur zu blubend colorirt. Achill scheint mit einem tüchtigen Sprung über sie beide, die zu Boden gefallen sind, überzusetzen, und durch einen zweiten Sprung sich auf den Haufen, zunächst im Vordergrunde hinstürzende Trojaner, werfen zu wollen, die er mit dem Schwert bedroht. Ein paar Leichname treiben auf dem angeschwollenen Strome, und ein Reiter sinkt eben in demselben unter. In der Ferne sieht man die Flucht des trojanischen Heeres. Rechts im Mittelgrund kommt Vulkan mit Fackeln in Händen, gestützt auf die goldenen Mädchen, links oben in den Wolken sitzt Pallas, und hinter ihr steht Neptun, eben begriffen den Dreizack herunterzuschleudern.

Es iſt kaum nöthig, zu bemerken, daß der Sinn der Aufgabe und des Dichters vom Verf. nicht wohl gefaßt worden. Achilles iſt ein winziges, gewaltig erboßtes Männchen, keineswegs in Waſſersnoth, ſondern er ſteht völlig auf trockenem Boden eines Inſelchens und bedroht die armen Trojaner. Die Flüſſe mit zerbrochenen Rudern liegen unter ſeinen Füßen; gleichwohl kommen die Götter noch, ihm beizuſtehen. Die Ferne, ſo wie überhaupt der Grund, iſt zu duſter, Licht und Schatten weder gehörig in Maſſen gehalten, noch abgeſtuft, daher auch für das Auge unmöglich eine befriedigende Wirkung entſtehen kann.

Lit. W. Basrelief in Thon. Achilles zwiſchen den beiden Flußgöttern, etwas erhoben; mit dem einen Fuß auf einem Felſen, mit dem andern frei ſchwebend. Er hat den Flußgott zur Rechten bei den Haaren ergriffen und ſucht den zur Linken mit dem Schild von ſich abzuhalten, der ihn aber beim Gürtel gefaßt hält. Die Köpfe der Flußgötter mögen wohl an dieſem Werk für das Beſte gelten, vorzüglich der ergriffene, dem es auch nicht an Ausdruck fehlt. Desgleichen hat der Kopf des Achilles einiges Verdienſt und läßt bei dem Verf. zwar Talent vermuthen, allein es geben ihm die nöthigen Kenntniſſe ſowohl, als die Bildung des Geſchmacks und ſelbſt mechaniſche Fertigkeit noch ſehr ab.

Lit. Q. Zeichnung auf blaulich Papier, getuſcht und weiß gehöht. Achilles völlig gerüſtet, dringt mit Speer

und Schild von seinem höhern Standort auf einen im Wasser tiefer stehenden Flußgott ein, welcher dafür dem Helden die Urne an den Kopf zu werfen droht. Zwei nackte Leichname erschlagener Trojaner helfen diese Hauptgruppe des Bildes voll machen. In der Ferne, jenseits des Flusses, sieht man viele fliehende Trojer und einen nachsetzenden Griechen, Pallas schwebt durch die Lüfte.

Die meisten Künstler, welche sich auf Darstellung dieses Gegenstandes eingelassen, irrten darin, daß die Flußgötter von Achillen angefallen, ja gar besiegt werden, anstatt daß er von ihnen bedrängt erscheinen sollte. Noch mehr ist es dem Sinn der Aufgabe zuwider, wenn, so wie in der gegenwärtigen Zeichnung geschieht, der Held nur mit einem der Flußgötter zu schaffen hat, und denselben noch dazu mit offenbarem Vortheil bekämpft, wodurch vollends alles verworren und bedeutungslos wird. An Lebhaftigkeit des Ausdrucks und der Bewegung fehlt es im Uebrigen diesem Werk nicht. Auch haben die Figuren keine auffallenden Mißverhältnisse, und jede ist in Ansehung der Form im allgemeinen so ziemlich nach dem ihr zukommenden Charakter gehalten. Man kann auch, wenn keine sehr rigoristische Forderungen gemacht werden, mit der Beleuchtung ein wenig zufrieden sein. Allein die Zeichnung ist nicht gut zu heißen, sie ist unrichtig und manierirt. Wir rathen dem Verf. ein ernstes Studium des Alterthums und der Natur, im Sinne der Alten. Am nothigsten aber ist ihm die Betrachtung der Werke großer Meister aller Zeiten, in Hinsicht auf den Gang ihrer Gedanken.

Lit. S. Oelgemälde. Ueber einen Haufen erschlagener Trojer will Achill aus Ufer schreiten, die Flußgötter widersetzen sich ihm, der eine faßt seine Hand, worin er den Speer hält, indessen der andere ihn am Schilde rückwärts in die Fluth zu reißen strebt. Mächtige Wellen wälzen sich drohend heran und vermehren die Gefahr des Helden. Wiewohl auch hier die Aufgabe nicht hinlänglich anschaulich dargestellt worden: so ist doch das Ganze consequent gedacht. Auch läßt sich aus der Art, wie die Figuren zusammengestellt sind, vortheilhaft auf des Verfassers natürliche Anlage zur Gruppirung schließen. Im Uebrigen ist in Absicht auf Zeichnung, Licht und Schatten, Behandlung u. s. w. wenig Kunst bewiesen. Nicht guter Wille und glückliches Talent allein sind vermögend, die Schwierigkeiten eines Gegenstandes, wie dieser ist, zu überwältigen, der auf die Kunst eigentlich berechnet, unumgänglich Kenntniß, Geschmack und Fertigkeit eines gebildeten Künstlers zu seiner Behandlung erfordert.

Lit. R. Auf grau Papier, mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet. Achilles, nur den Helm auf dem Haupt und ein leichtes Gewand um die Hüften geschlagen, deckt sich mit seinem Schild gegen die über ihn einbrechenden mit Leichen gefüllten Wellen. Ihm unter die Füße niedergeworfen liegen die Flußgötter, welche sein Speer bedroht. Einzelne Theile, z. B. die Köpfe der Flußgötter, nebst einem paar Armen und Händen, sehr geistreich und lebendig dargestellt, zeigen, so wie die kräftige doch ungemein leichte Behandlung vorzügliche Fähigkeiten, nur Schade, daß das Ganze ein bloß schnell hingeworfener Gedanke ist,

wie ihn der Zufall eben gab. Der Held hat weder edle Gestalt noch Stellung; alle Figuren sind durchaus unregelmäßig zusammengeordnet und unrichtig gezeichnet. An dergleichen rohen Producten ist selbst die wenige Zeit, welche der Künstler darauf wendet, verloren.

Lit. X. Oelgemälde. Den schon gerüsteten Achill, der durchs Wasser setzt, hält einer der Flußgötter um den Leib gefaßt, ihn in die Fluth zu ziehen, der Held vertheidigt sich mit dem Degen, indeß drohend auch von der andern Seite ein zweiter Flußgott sich erhebt, mit einem paar Leichen im Arm. Noch andere Körper erschlagener Trojaner, von den Wellen herbeigeführt, helfen den Vordergrund des Bildes vollfüllen. Im Mittelgrund sieht man Nymphen aus ihren Urnen Wasser gießen, ferner Gezelte und fliehende Krieger. In den geöffneten Wolken sitzt Juno, sie sendet den Vulkan ab, dem Peleiden gegen die Flüsse Beistand zu leisten, hinter ihr steht Minerva. In der freien Behandlung, in einzelnen wohlgelungenen Theilen, z. B. Kopf und Arm des Flußgottes, welcher die zwei Leichname im Arm hält, den vortrefflichen Falten an dem in die Luft flatternden Mantel des Achilles u. s. w. ist der tüchtige, geschickte Künstler nicht zu verkennen; doch gelang ihm diesmal weder die Erfindung, noch die Anordnung des Ganzen. Auch scheint das Colorit etwas eintönig und die Zeichnung an mehreren Stellen mangelhaft. Das letzte darf indessen nicht eigentlich im strengen Sinne ein Vorwurf sein, weil das Werk mehr ein gemalter Entwurf, als ein mit Sorgfalt ausgeführtes Gemälde ist.

Lit. I. Zeichnung auf Papier mit Kreide, wenig gefarbt. Achilles, der ohne Gewand, doch mit Helm, Schild und Speer bewaffnet, auf den einen Flußgott eindringt, indem ihn der andere im Rücken bedroht, ist eine mit vielem Fleiß, Aufmerksamkeit und Verstand gezeichnete Akademie. Die beiden halb aus den Wogen ragenden Flußgötter haben edle Formen, und den von der Fluth zu Achills Füßen herbeigeströmten Leichnam eines Trojaners führte der Künstler mit recht meisterhafter Kunst aus. Wir übergehen hier das Weitere, was die Flußgötter betrifft, weil solches in den Bemerkungen über die Motive erinnert werden soll.

Den Achilles völlig nackt darzustellen, scheint uns aus mehreren Gründen, hauptsächlich aber um der malerischen Wirkung willen nicht wohlgethan, der Leichnam des Trojaners ist angezogen, und sogar der eine von den Flußgöttern hat ein fliegend Gewand. Daß ferner der Held gegen den andern Flußgott angriffsweise verfahrt, konnte leicht zu einer Mißdeutung des behandelten Gegenstandes Anlaß geben.

Betrachtet man die Anordnung dieses Werks, so hätte, da sie ohnehin zum Symmetrischen sich neigt, ein wohlgefälliges Ganze entstehen müssen, wenn die untere linke Ecke bedeutend wäre ausgefüllt worden; denn weil die Halbfiguren der Flußgötter über dem Achilles zu beiden Seiten stehen: so würde derselbe, wenn unten, in der besagten linken Ecke etwas der Halbfigur des todten Trojaners, der rechts liegt, gegenüber gesetzt wäre, gleichsam den Mittelpunkt der bedeutenden Theile des ganzen Bildes ausmachen, und die Anordnung untadelich sein.

Die Farben, welche der Luft, einem entfernten Gebirg und einer nähern mit Bäumen bewachsenen Felsenhöhe, desgleichen dem Wasser, den Waffen des Achilles sowohl, als die Körper der beiden Flußgötter, die nur mit schwarzer und weißer Kreide gezeichnet sind, sehen frostig aus, und die Wirkung ist überhaupt geringer, als sie bei so kräftigem Schatten und gespartem Licht sein könnte.

Lit. V. Federzeichnung auf weiß Papier, mit Tusche lavirt. Man findet in den Bemerkungen über die Motive, was allenfalls für und wider den Gedanken in dieser Zeichnung zu sagen ist. Wenn dieser Künstler dem Sinn der Aufgabe zwar etwas näher gekommen, als der vorige: so muß er demselben doch in der Anordnung schon den Vorzug lassen, und ist von ihm ebenfalls auch an Richtigkeit in der Zeichnung bei weitem übertroffen worden. Wir bemerken inzwischen nicht ohne Vergnügen das Gewaltige, Heroische der Formen und einen durch die Antiken genährten Geist. Man erkennt besonders in der Figur des Achilles deutlich, daß unser Künstler die Kolossen auf dem Quirinal gesehen und studirt hat.

Lit. T. Zeichnung auf grau Papier, mit Tusche und schwarzer Kreide schattirt, mit Weiß und verschiedenen andern Farben gehöht. Von den Mängeln sowohl, als von den Vorzügen der Erfindung dieses Werks finden unsere Leser ebenfalls das Nöthige in den Bemerkungen über die Motive. Achilles ist als Charakter in der That sehr edel; prächtig im Schmuck der Rüstung setzt er durch die Wo-

gen, einem Flußgott den Fuß auf den Nacken drückend, einen bei den Haaren faſſend, den übrigen mit erhobenem Schwerte drohend. Zum maleriſchen Zweck iſt die Anordnung recht gut gedacht. Die Behandlung verdient ihrer Kraft und Freiheit wegen nicht minder Lob. Achilles ſelbſt nebſt einem von den Wogen getragenen Leichnam in Waffen ſind trefflich ausgeführt. Eben ſo viel Urſache hat man auch, mit dem lebendigen geiſtreichen Ausdruck, mit der Bewegung der Figuren, mit der Beleuchtung und Wirkung im allgemeinen zufrieden zu ſein. Die Zeichnung hingegen iſt an vielen Stellen mangelhaft, einige im Hintergrunde liegende Schiffe ſcheinen uns nicht von ächt antiker Form.

IV. Antike Basreliefe, Achill auf Scyros vorſtellend.

1. Museo Pio Clementino Tom. IV, Tab. XVII.
2. Winkelmann monumenti inediti, vor der Präfation pag. XV.
3. Sarkophag in Petersburg, in einer kleinen Schrift „das vermeinte Grabmal Homers.“ Leipzig 1794.

Das erſte dieſer Werke iſt wohl das vorzüglichſte; es enthält eine vollſtändige, jedoch ökonomiſche Darſtellung, indem nur die nothwendigſten Figuren auf demſelben erſcheinen.

Achill, dem das Gewand ſich zurückgeſchlagen, ſo daß er faſt ganz nackt daſteht, den Speer in der rechten Hand, tritt, indem er gegen die linke ſchreitet, auf einen Helm. Ihm folgt Deidamia, die meiſt von hinten geſehen wird, ſie hält ihn mit der rechten Hand zurück, indem ſie mit der linken eine Geberde macht, die auf Ueberredung deutet. Hinter ihr drei Mädchen in verſchiedenen Graden der Theilnahme. Auf der linken Seite Achills ſtellt ſich die Amme, indem ſie ihm das Kind entgegenbringt, Ulyſſen, der in nachdrücklicher, Diomeden, der in drohender Stellung einhertritt, ſo wie dem blaſenden Krieger entgegen, und ſucht dieſe ungebetenen Gäſte durch einen Schleier, der auch von einem Mädchen, welches zwiſchen Achill und Deidamia erſcheint, im Grunde gehalten wird, vom Innern der weiblichen Wohnung abzuſchneiden. Beiwerke und einzelne Motive, die wir Motive der Ausführung nennen möchten, übergehen wir, da hier nur vom Hauptgedanken die Rede ſein kann.

Das zweite Werk deutet auf eine ähnliche Abſtammung; nur iſt die Hauptgruppe verändert, und es läßt ſich über den Zuſammenhang des Ganzen, da die Zeichnung nach einer verdorbenen und ſchlecht reſtaurirten Arbeit gemacht worden, nichts mehr ſagen.

Achill iſt, wie auf dem vorigen, nach der linken Seite zuſchreitend, auf einen Helm tretend und nach der rechten zurückſehend. Dieſes Zurückſehen iſt aber nicht wie dort motivirt (es müßte denn das Mädchen hinter ihm urſprünglich ſtatt der Leier das Kind gehalten haben), denn Deidamia hat ſich zwiſchen die fremden Männer und den Geliebten, deſſen Knie ſie umfaßt, niedergeworfen. Sie blickt rückwärts nach Ulyſſen, ſo daß die beiden Haupt-

perſonen einander nicht anſehen, welches der Gruppe, die im Ganzen eine glückliche Anlage hat, ein großes Leben gäbe, ſobald man nur die Veranlaſſung einſähe, die Achill rückwärts blicken macht.

Hier erſcheint gleichfalls ein Mädchen, die einen Schleier, der auf der ganzen Frauenſeite im Grunde hergeht, zwiſchen Ulyſſen und die Liebenden ziehen will.

Ein kleiner Genius ſcheint ſich für die Liebenden, ein anderer für Ulyſſen zu intereſſiren.

Mehrere nur wenig von dieſem verſchiedene Werke und Fragmente von dergleichen findet man in und um Rom.

Das dritte iſt in einem ruhigen häuslichen Sinne gedacht. Achill ſtrebt fort, Deidamia iſt ohne leidenſchaftlichen Ausdruck auf die Knie geſunken. Gelaſſen theilnehmend ſteht die Amme bei ihr, ein paar Schweſtern ſitzen ſymmetriſch hüben und drüben, die Spindel in den Händen, auch einige ſtehende bezeigen ihre Theilnahme. Ulyß und Diomed halten ſich aufmerkſam an einer Seite, und Lykomed erſcheint, wie in einen Rahmen gefaßt, auf der entgegengeſetzten, in einer Ecke, gleichſam aus einem Fenſter ſehend. Die Erfindung und Zuſammenſetzung des Gedankens deutet auf ſpätere Zeiten.

Ein merkwürdiges Beiſpiel der Symbolik findet ſich auf dieſem Kunſtwerke, das, wenn es gleich nicht völlig, wie es hier in der Compoſition erſcheint, zu loben ſein möchte, doch unſere Aufmerkſamkeit verdient. Die Tuba, in welche an der Seite der Helden eine ſubalterne Figur ſtößt, reicht bis an das Ohr des Achills und berührt es gleichſam. Hier wird alſo nicht etwa im Allgemeinen Lärm geblaſen, ſondern es wird dem Auge gezeigt, daß für dieſen geblaſen werde, daß eigentlich nur die Wirkung

Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn dich vorwärts treiben: Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich dieß nicht mehr, um dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade dich auch ſchon im voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie du's forderſt.

auf dieſen intentionirt ſei. Eine ſolche Darſtellung iſt denn freilich nicht natürlich und hiſtoriſch, ſondern künſtleriſch und poetiſch. Wobei jedem Denkenden nicht verborgen bleibt, daß die Bildhauerei mehr zu der ſymboliſchen Behandlung geſchickt iſt, als die Malerei, obgleich auch dieſe bei zweckmäßiger Anwendung ſich von dieſer Seite große Vortheile zueignen kann.

V. Ueber die Motive der beiden Aufgaben überhaupt und inwiefern ſie genutzt worden.

Nachdem wir nun, was die Künſtler geleiſtet, in Betrachtung der einzelnen Arbeiten angezeigt: ſo bleibt uns nun übrig, die Gegenſtände von Grund aus zu entwickeln, und die ſämmtlichen Motive in gewiſſer Ordnung aufzuſtellen.

1.

Achilles auf Scyros gehört zwar nicht unter die vollkommenſten Gegenſtände, die ſich, ſo zu ſagen, auf der Tafel anfangen und endigen, es muß dabei allerdings etwas vorausgeſetzt, es muß nachgedacht werden; aber er bietet dem Künſtler eine Menge Vortheile für die Darſtellung an. Bewegung und Ruhe, Leidenſchaften, mannichfaltige Abwechslung von Formen und Charakteren der ſchönen oder edlen Gattung, endlich die Gelegenheit zum gefällig Nairen, wornach gegenwärtig ohnehin die Rei-

gung faſt aller, welche die Kunſt üben, oder bloß lieben, gerichtet iſt. Auch fehlt es hier nicht an Schmuck zierlicher Nebenwerke.

Der Punkt, auf welchem die darzuſtellende Fabel eigentlich gefaßt werden ſollte, ſtellt die Entdeckung eines vielfachen Räthſels oder Geheimniſſes dar.

1. Unter einer Schaar Mädchen wird ein Jüngling entdeckt.

Dieſes Hauptmotiv war in allen, nur nicht in Lit. K. gebraucht. Einigen Künſtlern iſt es gelungen, dieſen Uebergang vom Mädchen zum Jüngling ziemlich deutlich auszudrücken, bei andern iſt dieſe Enthüllung zweideutiger geblieben.

Durch Herrn Hoffmanns Zeichnung, wo Achill den Gürtel, der das Gewand hält, abreißt, und eine Perlſchnur in deſſen Haar zerſpringt, ſind wir auf den Gedanken geleitet worden: es könnte die ſinnlich deutliche Anſchauung der Geſchichte ungemein befördern, wenn der Künſtler den verkleideten Achill ſich ſo denken wollte, daß durch die lebhafte Bewegung mit den Waffen ein Heft oder Gürtel ſeines Gewandes dergeſtalt, wie zufällig riſſe, daß ſich dadurch ein beträchtlicher Theil ſeines Oberleibes entblößt zeigte, und ſo die Entdeckung des jungen Helden, nicht bloß durch die Liſt des Ulyſſes, mit den untergeſchobenen Waffen, wobei der Zuſchauer noch rathen muß, ſondern ſinnlich überzeugend, vor unſern Augen durch die Zauberkraft des Künſtlers bewirkt würde. Für Unterrichtete iſt es kaum nöthig noch anzumerken, daß ſelbſt der maleriſchen Wirkung hieraus nicht nur keine neuen Hinderniſſe entſtehen, ſondern im Gegentheil durch Contraſt, Farbenmaſſe u. ſ. w. anſehnliche Vortheile zuwachſen müßten.

2. Er ſondert ſich von ihnen durch männliches Streben.

Die Scheidung, welche hierbei vorgeht, des ſchwachen Theils vom ſtarken, iſt am lebhafteſten vorgeſtellt auf G, ingleichen auf F, doch in letztem nicht ſo zweckmäßig.

Hier iſt wohl der Ort, eines Motivs zu gedenken, welches Herr Mahl in ſeiner Zeichnung gebraucht hat, und der Leſer deutlich aus dem Kupfer erſehen wird. Diomed hält nämlich dem Achill einen blanken Schild vor, in welchem dieſer ſich beſieht, ohne daß jedoch der Anſchauer des Kunſtwerks das abgeſpiegelte Bild erblicken könne.

Taſſo läßt einen ausgearteten Helden auf ähnliche Weiſe überraſchen, und ihn, von der Spiegelfläche eines Schildes, ſeine der Weichlichkeit hingegebene Geſtalt beſchamt erblicken.

Hier finden wir das gebrauchte Mittel ſehr ſchicklich; doch aber auch mehr dem Poeten als dem Maler günſtig, indem dieſer mit tauſend Schwierigkeiten der Darſtellung zu kämpfen hat, wenn jener der Einbildungskraft gar manches, nach Belieben, zumuthet.

In der vorliegenden Zeichnung ſcheint uns auch dieſes Mittel keineswegs fördernd, und obgleich durch die Intention des Künſtlers das Geſicht des Achilles mit einem entzückten Erſtaunen ſehr glücklich begeiſtert worden, ſo bleibt doch der aufgehobene Schild dem Zuſchauer ein Räthſel, um ſo mehr, als Diomed hinter demſelben den Blaſenden das Zeichen giebt, und man alſo denken kann, er ſuche dadurch ſeine Geberde vor dem Achill bloß zu verbergen.

Doch wäre auch das nicht, und es ließe ſich alles deutlich machen und glücklich darſtellen, ſo würden wir

doch nicht rathen, in einem so leidenschaftlichen Momente den jungen Helden, der sich ohnehin zur That getrieben fühlt, in die Anschauung seiner selbst auf diesem Wege zu versenken und von der Theilnahme an der übrigen Umgebung abzuziehen.

3. Es wird offenbar, daß eine der Frauen ihn schon gekannt habe, mit ihm verbunden sei.

Dieses Motiv ist auch durchaus gebraucht, nur nicht in Lit. F.

4. Eine geheime Frucht ihrer Liebe wird offenbar.

Dieses Motiv, wie es hier ausgesprochen ist, hat Niemand gebraucht. Mehr oder weniger erwachsene Kinder zeigen sich auf unseren Compositionen, mehr oder weniger der Mutter nahe, aber schon als bekannte Glieder der Gesellschaft.

Auf dem Basrelief des Museum P. C. wird ein kleines Kind rasch hervorgebracht. Beim Statius werfen sie es dem Großvater vor die Füße.

Wollte man die Fabel historisch behandeln: so müßte freilich Pyrrhus, als der Vater nach Troja zog, schon einiges Alter gehabt haben, allein um des ächt poetischen Sinnes und Ausdruckes willen wurden wir, nach Anleitung gedachter Antike, zu einem kleinen Kinde rathen. Ein Kind, das erst zum Vorschein kommt, ist ein moralisch neu geborenes Kind.

5. Es entdeckt sich die Mitwissenschaft einer alten Amme.

Der Antheil der Amme ist auf einigen unserer Zeichnungen gebraucht, doch nicht ganz, wie wir wünschten.

Auf Lit. O. vielleicht am beſten. Auf Lit. B. erſcheint ſie betrübt über die Entdeckung, welches innerhalb dieſer Compoſition ganz zweckmäßig iſt. Auf dem Petersburger Basrelief ſieht ſie der Deidamia gar gemüthlich bei. Wir würden ihr nach Anleitung des Pio-Clementiniſchen Basreliefs das Kind anvertrauen.

6. Dem Hausherrn werden dieſe Zuſtände bekannt.

Die Perſon des Lykomedes erſcheint auf drei Zeichnungen, auf Lit. G., wo er durch den Lärm aus dem Pallaſte gelockt wird, auf Lit. B., wo er auf dem Throne ſitzend ſeine Familie vor ſich verſammelt hat, auf Lit. A., wo das ſchöne Motiv gebraucht iſt, daß Ulyß den Achill anfaßt, ſich deſſen gleichſam bemächtigt und dem erſtaunten Lykomed durch eine Geberde das Geheimniß entdeckt. Auf dem Petersburger Basrelief ſieht er, wie angedeutet, in einem Fenſter in einer Ecke.

7. Die Abſichten der liſtigen Griechen, es ſei nun, daß man ſie als Geſandten des Heers, oder als verkappte Kaufleute behandle, kommen an den Tag.

Ulyß und Diomed, in Heldentracht, lauſchen auf verſchiedenen Zeichnungen, welches uns jedoch nicht gut deucht; denn wenn ſie als Helden erſcheinen, ſo müßte man ſie, wie Statius, als griechiſche Geſandten annehmen, da ſie denn vom König und ſeiner Familie gekannt ſind.

Als Kaufleute lauſchend, wo es auf einigen Zeichnungen recht gut thut, z. B. auf E.

Thätig als Helden, oder Kaufleute, auf A. B. C. H. L. N. O.

Einige Kunſtler haben geſucht, in die beiden Perſonen verſchiedenen Ausdruck und Antheil zu legen, und es iſt gelungen.

5. Kriegeriſcher blinder Lärm.

Auf einigen wird ins Horn geſtoßen, auf andern Zeichnungen ſchlagt man die Degen zuſammen, auf Lit. G. iſt eine ſimulirte feindliche Landung recht geiſtreich vorgeſtellt. Die Abſicht hingegen, deutlich anzuzeigen, daß dieſer kriegeriſche Ueberfall nur zum Scherze geſchahe, iſt in Lit. Y. dem Anſchauer am nächſten gebracht.

9. Die Frauen ſuchen im Augenblick der Entdeckung die Fremden durch Vorziehung einer Art Vorhang auszuſchließen, und den Achill innerhalb zu behalten.

Dieſes auf zwei alten Basreliefen gebrauchte Motiv iſt unſern ſämmtlichen Concurrenten entgangen. Wir halten es für ſehr glücklich und ſind überzeugt, daß durch geſchickten Gebrauch deſſelben eine Darſtellung an Leben, Bedeutung und Effect auf alle Weiſe gewinnen müßte.

Alle dieſe Motive in ein Bild zu faſſen, dieſe Entdeckungen gleichzeitig und gleichbedeutend zu machen, ware die Aufgabe für einen tuchtigen Kunſtler, der nach ſolchen Vorarbeiten dieſen Gegenſtand nochmals zu behandeln geneigt wäre.

2.

Achill verfolgt die Trojaner, welche zu retten ſich ihm zwei Flüſſe entgegenſetzen, dagegen ſtehen ihm obere Gottheiten bei.

Dieſes Sujet hat mehrere Momente, und es entſteht daher das eigene, daß man es auf entgegengeſetzte Weiſe behandeln kann. Einmal ſehr einfach, ſymboliſch auf Bildnerart. Und dann weit greifend, maleriſch in geſchichtlicher Darſtellung.

Nach beiden Seiten hin haben die Concurrenten gearbeitet, ſind aber, nach unſerer Ueberzeugung, vom Ziele allzuweit entfernt geblieben.

Von der einfachſten Art war ſchon ein Muſter vorhanden, es befindet ſich unter den Flaxmanniſchen Umriſſen. Achill ſteht über einem Todten mit Schwert und Schild, zwiſchen den zwei Flußgöttern, die auf dem Saume der Woge zwei Leichen gegen ihn anwälzen.

Wahrſcheinlich haben mehrere der dießjährigen Concurrenten dieſes Bild gekannt, nur haben ſie darin geirrt, daß ſie, anſtatt ſeinen glücklichen Gedanken noch weiter auszuarbeiten, zurückgegangen ſind und die Motive vergröbert haben.

Daß Flaxmann die Leichen auf dem Saume der Wellen gegen Achill losſchieben läßt, iſt vortrefflich und wahrhaft antik. Hier kann man nicht weiter! Welle, Flußgott und Leiche werden dadurch zur Einheit, ſowohl in der Idee, als in der Darſtellung; und da, was das Wichtigſte iſt, Flußgötter und Leichen oben gehalten ſind, ſo wird der Contur organiſch geformt, und die Welle als unorganiſcher Stoff wird ganz bei Seite gedrängt.

Die Götter, nach ihrer heitern Natur, scheinen die Leichen bequem zu behandeln, und doch ist auch dieß dem Physischen gemäß, indem der Körper im Wasser leicht wird.

Der Held steht zum Kämpfen gerüstet, nicht kämpfend, sondern mit Entsetzen zwischen ihnen! Und hier ziemt ihm das Entsetzen, da er nicht von bewaffneten, kräftigen Feinden, sondern von göttlichen Wundernaturen, Leichen und einem wilden Element bestürmt wird.

Wir hätten gewünscht, daß einer unserer Freunde geradezu erklärt hätte, er gehe von der Flaxmannischen Arbeit aus, glaube, ohne den Vorwurf des Plagiats zu fürchten, das vorzügliche dieser Erfindung beibehalten zu dürfen, und es frage sich nur, wie weit er über sein Vorbild hinausgekommen? Hier war zum Ziele noch ein großer Weg. Flaxmanns Arbeit ist eine glückliche Skizze. Wie viel wäre noch an der Composition zu rücken und zu bessern, und, bei einer sorgfältigen Ausführung, an Form und Charakter u. s. w. zu gewinnen gewesen!

Wann wird doch bei uns auch jener rechte Kunstsinn der Alten aufwachen, daß wir nicht mehr nach Originalität in der Weite und Breite suchen, sondern daß wir das unendlich Motivbare einer schon wirklich dargestellten Idee aufsuchen lernen! Wie oft bearbeiteten alte Künstler eine bekannte Darstellung und wetteiferten, in gleicher oder größerer Meisterschaft, mit ihrem Vorgänger!

Da wir nun ein, nach unserer Ueberzeugung höchstes in der Anlage, obgleich in der Ausführung noch weit übertreffbares Werk oben an stellen konnten: so wollen wir nun auch die Motive beurtheilen, wie sie von unsern Concurrenten ergriffen worden sind.

Der eine, Lit. U., stellt gleichfalls den Achill zwischen Gewässer und Flußgötter, symmetrisch, allein hier spielt das Element eine viel zu große Rolle. Die Flußgötter, bis an den halben Leib im Wasser, arbeiten, die schon äußerst bewegten Wellen durch Ruder noch mehr in Bewegung zu setzen, welche Bewegung, gegen die von selbst aufbrausende Woge, kleinlich erscheint.

Die Composition ist nicht zusammengefuhlt, die Welle strömt für sich, die Götter arbeiten, ohne daß man die Wirkung sieht, das Handhaben der Ruder ist bloß allegorisch. Die Leiche, die aus der einen Ecke hervorkommt, wird bloß durch den Strom physisch hierher geführt, und so zerfällt dieses Bild, das sonst so viele Vorzüge hat, vor unserm Anschauen, unserm Gefühl, unserer Imagination in viele Theile, anstatt uns in eine Einheit zu nöthigen.

Ein anderer, Lit. V., hat die Flaxmannischen Motive gebraucht, aber wir möchten sagen, sie zu sehr verkörpert. Hier bekämpfen die Flußgötter auch den Achill mit Leichen, aber es sind mächtige Männer, die im Wasser stehen, Leichen tragen und sie zu schleudern drohen.

Flußgott, Wasser und Leiche, die dort so glücklich vereinigt sind, erscheinen hier getrennt. Das Wasser wirkt nicht, man sieht auch nicht recht, wohin diese starken Männer die schweren Leichen in die Luft schleudern wollen, und was hat ein Ertrunkener, man nehme es physisch oder poetisch, in der Luft zu thun?

Achill sucht hier mit Entsetzen das Land zu gewinnen und steht auf der einen Seite. Er findet sich hier noch lange nicht so im Gedränge, als bei Flaxmann.

Der Verfasser der Zeichnung Lit. R. läßt eine ganze Masse Todte, von einer Welle aufgefaßt, gegen Achill an-

ſtürmen. Er war auf dem Wege des Rechten, wie er ſich aber ſonſt vergriffen, zeigt die Beurtheilung.

Mehr oder weniger im Handgemenge mit den Flußgöttern ſtellen ihn Lit. R., S., W. und X. dar, wobei wir kein erfreuliches Motiv gefunden haben.

Herr Hoffmann Lit. T. hat ſeinen, der niederländiſchen Schule gemäßen Weg ergriffen, er hat ſich nicht mit den beiden Flüſſen begnügt, ſondern, in poetiſch allegoriſchem Sinne, Wellen und Gewäſſer in lebendige Weſen verwandelt.

Sein Bild wimmelt daher von Waſſergöttern, die er auf eine geſchickte Weiſe gegen einander charakteriſirt. Der eine reißt einen Baum aus, der andere führt einen ausgeriſſenen Baum als Waffe, andere ſind mit Exuvien von Schaalthieren verſehen, andere kämpfen mit losgeriſſenen Steinen. Durchaus iſt das Phyſiſche mit dem Poetiſchen auf eine geſchickte Weiſe vereinigt. Nur iſt dabei zu erinnern, daß es den Hauptflußgöttern zu ſchlecht geht, und daß eine Idee, obgleich mannichfaltig nüancirt, zu oft wiederholt wird.

Das Motiv, daß Achill als die Trojaner verfolgend dargeſtellt werde, iſt nur von einem Concurrenten deutlich ausgedruckt worden, und doch iſt daſſelbe demjenigen, der eine reiche Compoſition machen will, unentbehrlich.

Hätte Herr Hoffmann daſſelbe ergriffen, ſo hätte er ſeinen Vordergrund durch die Fliehenden beleben, den verfolgenden Achill und die dazwiſchen tretenden Flußgötter im Mittelgrunde darſtellen, und dadurch ſeinem Bild zweckmäßigern Reichthum und Vollſtändigkeit geben können.

Das Motiv, daß dem Achill die obern Götter beiſtehen, iſt auf verſchiedenen, hier eingeſandten Stücken,

Fünfter Auftritt.

Taſſo allein.

Ja gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß du mich überredeſt was du willſt.
Ich lerne mich verſtellen, denn du biſt
Ein großer Meiſter und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben uns zu ſcheinen, ja
Zu ſeyn wie jene, die wir kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen, daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde,
Beſtellet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtinn Blick.

Lit. D., R., X., jedoch auf keinem zweckmäßig angedeutet. Herrn Hoffmann allein iſt es gewiſſermaßen geglückt. Dem, von wüthend andringenden Flußgöttern, zu beiden Seiten eingeſchloſſenen Achill hat er durch eine Wolke einen Rükkenhalt bereitet, der ihn mit den höhern Regionen furs Auge zuſammenknüpft. Auf dieſer Wolke erſcheinen Neptun und Minerva als gelaſſene göttliche Beiſtände, freilich, wenn man will, für die Nähe, in der ſie ſich befinden, zu klein; doch ließe ſich dieſer Umſtand wohl aus dem Sinne, in dem das ganze Bild gedacht iſt, vertheidigen, wozu wir gegenwärtig weder Raum noch Beruf haben.

VI. Ertheilung des Preiſes.

Nachdem uns diejenigen Arbeiten, welche ſich mit Achill zwiſchen den Flußgöttern beſchäftigt, zu wenig Genüge gethan: ſo haben wir aus Urſachen, welche vorſtehende Beurtheilung im einzelnen angiebt, den Preis von dreißig Ducaten zwiſchen Herrn Nahl in Kaſſel und Herrn Hoffmann in Köln abermals getheilt, und es bleibt uns nunmehr weiter nichts mehr übrig, als hier, vielleicht am ſchicklichſten Orte, einiges über das Fundament unſerer Urtheile im Allgemeinen beizubringen.

Wir fuhlen uns von den Forderungen, die man an ein Kunſtwerk zu machen hat, durchdrungen, und es dünkt uns, daß ſie in ziemlicher Klarheit und Ordnung vor unſerm Geiſte ſtehen; allein wir ſind weit entfernt, eine

Arbeit, ſie ſei nun vor Zeiten entſtanden, oder ſie entſtehe in unſern Tagen, unmittelbar an jenen idealen Maaßſtab zu halten, jene Forderungen unbedingt an ein Werk zu machen, das unter ſo mancherlei Bedingungen entſtanden iſt; vielmehr ſuchen wir uns durchaus auf dem hiſtoriſchen Standpunkt zu befeſtigen. Wir bedenken die Zeit, in welcher der Künſtler gelebt hat oder lebt, die Umſtände, in denen er ſich befand, die Periode ſeines Lebens, in welcher das Werk verfertigt ward; und ſo lernen wir das, was er geleiſtet, mit Billigkeit ſchätzen. Mag doch der Liebhaber, der Käufer gewiſſen gefälligen Eindrücken ſein Herz oder ſeinen Beutel öffnen, mag doch der Künſtler dasjenige nur ſchätzen, wonach er ſelber ſtrebt, dasjenige verachten, was er hinter ſich glaubt; uns hingegen ziemt es, ſtrenger gegen uns ſelbſt zu ſein, als gegen die Arbeiten, um zu einem reinen leidenſchaftsloſen Urtheil immer mehr zu gelangen.

VII. Tod der Lucretia von Herrn Langer, Sohn, aus Düſſeldorf.

Herr Langer der jüngere in Düſſeldorf hat, ohne concurriren zu wollen, ein ſchönes Product ſeiner Kunſt zur Ausſtellung eingeſandt, von welchem wir, mit ſeiner Bewilligung, unſern Leſern noch Rechenſchaft geben müſſen.

Es iſt der Tod der Lucretia, Zeichnung auf grau Papier, mit der Feder umriſſen, getuſcht und weiß aufgehöht.

In die Bruſt verwundet, ſinkt die Heldin, von zwei Mädchen gehalten, ſterbend hin. Ihr Vater nähert ſich ihr, tief trauernd, mit verhülltem Haupt, die Hände vor das Geſicht gehalten, Brutus hebt eben den blutbefleckten Dolch in der Rechten hoch empor und ſchwört, indem er mit der Linken auf Lucretia zeigt, nebſt Collatinus und P. Valerius, Rache an den Tarquiniern zu nehmen. In allegoriſcher Bedeutung brachte der Künſtler eine kleine Statue der Nemeſis auf hoher, runder Baſe an und zierte den Fries einer Zwiſchenmauer des Saals, worin die Handlung vorgeht, mit Basreliefs, welche auf den Römiſchen Staat und ſeine Entſtehung anſpielen.

Dem Künſtler gereicht es zum nicht geringen Lob, daß wir ſagen können: der erſte allgemeine Eindruck ſeines Werks auf kundige Beſchauer ruft ihnen Pouſſins Geiſt und Arbeiten ins Gedächtniß zurück. So ſind die Figuren überhaupt gedacht, ſo die Gruppen, ſo der Grund des Bildes angelegt, ſelbſt die gutgeſparten, kräftigen Maſſen von Licht und Schatten, die ſorgfältig gelegten, doch mitunter etwas zu ruhigen und ſcharfgebrochenen Falten der Gewänder erinnern an dieſen Meiſter.

Die Zeichnung, überhaupt betrachtet, hat viel wiſſenſchaftliches Verdienſt. Jeder Figur ſind ſchickliche Verhältniſſe und der für ſie paſſende Character zugetheilt. Die Männer ſtellen ausgearbeitete Naturen dar, im Felde und unter Waffen erwachſen, voll Sonne. Vielleicht hat ſich der Künſtler, um dieſes auszudrücken, nur ein wenig zu ſehr an das Detail von Adern und Runzeln der Haut gehalten. Die weiblichen Figuren ſind zarter gegliedert, ihr Contur weicher, fließender, und ſtehen daher in ſchönem Contraſt zu jenen. Den Ausdruck muß man billig, als

geiſtreich und kräftig, loben. Brutus und Collatinus zeigen, im Schmerz, ein zu Thaten entflammtes, bedrangtes Gemüth, P. Valerius verbiſſenen, grimmigen Zorn. Wir hätten dieſem übrigens wohl etwas edlere Zuge wünſchen mögen. Kaltes Erſtarren iſt über das Geſicht der Lucretia verbreitet, die Madchen ſchreien im heftigſten Schmerz. Beide würden lieblicher erſcheinen, wenn die Augenbraunen nicht ſo gewaltſam gezogen, der Mund weniger geöffnet wäre. Ausdruck von ſtillem, bangem Schmerz hatte vielleicht eine rubrendere Wirkung und der Schönheit weniger Schaden gethan. Die etwas zu lang gerathene Naſe der Lucretia iſt der Form ihres Geſichts ebenfalls nachtheilig. Dieſe kleinen Flecken verdienten kaum eine Bemerkung, wenn es nicht Fehler waren, die wir vornehmlich in den Werken der berühmteſten lebenden Künſtler wahrgenommen zu haben uns erinnern und alſo junge Künſtler um ſo viel mehr davor zu warnen fur Pflicht halten.

Die Anlage der Gewänder iſt, wie ſchon oben gedacht, ſorgfältig, ja wir können, bei naherer Betrachtung, hinzuſetzen, durchaus von gutem Geſchmack, und, was dem Künſtler in unſern Augen vorzüglich Ehre bringt, ſehr treu der Natur nachgebildet. Manche, welche das Werk ſahen, warfen zwar ein: man ſehe den Gliedermann zu ſehr durch; das Detail zufälliger kleiner Falthen, welche in einer gelegten Drapperie zu entſtehen pflegen, ſei zu gewiſſenhaft nachgeahmt. Wir wollen ſie nicht widerlegen, haben aber das feſte Vertrauen zu den Fahigkeiten unſers Künſtlers, daß er alle Schwierigkeiten von dieſer Seite bald überwinden und zur rühmlichſten Ausbildung gelangen werde.

Mit der Beleuchtung hat man alle Urſache zufrieden zu ſein. Das Licht fällt ungezwungen ein und trifft die

Hauptfiguren in großen Maſſen, die Schatten ſind kräftig, angenehm von Wiederſcheinen unterbrochen, auch hierin zeigt ſich ſorgfältige treue Nachahmung des Wirklichen. Dabei iſt die Ausführung keineswegs geleckt oder ängſtlich, nirgends unnöthiger Aufwand von Fleiß, alles zweckt bloß zur deutlichen Darſtellung ab.

Erlaube uns nun der wackere Künſtler, deſſen Werk uns wahrhaftes Vergnügen gemacht und zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigt hat, noch einige Worte über den Gegenſtand deſſelben.

Unſerer Meinung nach gehört er nicht zu denen, welche der bildenden Kunſt vorzüglich günſtig ſind. Er mag mit noch ſo großer Geſchicklichkeit behandelt werden, ſo wird der Künſtler ſeinen Zweck doch nicht völlig erreichen, ſondern es wird zuletzt immer etwas anderes auf der Tafel ſtehen, als er darauf darzuſtellen ſich vorgenommen hat.

Wäre uns die Geſchichte völlig unbekannt, ſo würden wir das Bild etwa folgendermaßen anſprechen: In einem ſtattlichen Hauſe, unter würdigen Perſonen, ereignet ſich eine tragiſche Begebenheit. Ein Held tritt herein, wahrſcheinlich kommt er aus dem Felde zurück, er findet ſein Weib vielleicht untreu, ſeine Tochter vielleicht entehrt, er ermordet ſie und hebt nun den Dolch auf, um mit ſeinen Freunden und Genoſſen Rache zu ſchwören gegen denjenigen, der eine ſolche That veranlaßt. Das iſt's, was man auf dem Bilde zum Theil ſieht, zum Theil von dem Inhalt vermuthet, und ſo nähert ſich nur die dargeſtellte Fabel der überlieferten, ohne ſie erreichen zu können.

Auf alle Fälle bleibt der Mann, der den aus der Wunde eben gezogenen Dolch in die Höhe hebt, für uns der Thäter; wir trauen ihm keine gemeine Mordthat zu

wir ſuchen höhere Bewegungsgründe in Grundſätzen der Ehre, in verletzten Rechten des Vaters, des Gatten. Doch eben das, worauf alles ankommt, die unſchuldige Schuld Lucretiens, ihr Heroismus, die Umwälzung einer alten Staatsform bei dieſem häuslichen Anlaß, das Entſtehen einer neuen, der Zuſammenhang, in welchem die Geſchichte am höchſten intereſſirt, bleibt völlig undarſtellbar.

Auch aus dieſem Beiſpiel erhellt, wie viel der Künſtler wagt, wenn er Geſinnungen und Handlungen, die aus verflochtnen Begebenheiten entſpringen, zum Anſchauen bringen will.

Was dem ungeachtet ſeit ein Paar Jahrzehnten ſo manchen zur Wahl und Bearbeitung dieſes Gegenſtandes veranlaßt zu haben ſcheint, iſt das Pathetiſche, daß Leidenſchaften in der mächtigſten Bewegung, Blut und Tod vorzuſtellen ſind. Ferner bieten ſich bedeutende Charactere, von kräftigen, abgehärteten männlichen Naturen, im Gegenſatz mit zarten, duldenden Weibern an. Die Beleuchtung wird kräftig, ſelbſt etwas düſter gefodert, daß, wenn es in der Kunſt nur auf Gegenſätze, auf maleriſchen Effect ankäme, allerdings wenig einzuwenden wäre. Allein das Selbſtſtändige der bildenden Kunſt und die daraus entſpringende Foderung, daß ein Kunſtwerk in ſich ſelbſt wo möglich abgeſchloſſen ſein ſolle, iſt höher, und deren Erfüllung wünſchenswerther.

2.

Aufgaben fürs laufende Jahr.

VIII.

Wir wenden uns nunmehr zu den neuen Aufgaben, und zwar zu der ersten, der Befreiung der Andromeda durch Perseus. Dieser Gegenstand, wenn keine Mißgriffe in der Wahl des Moments geschehen, bietet für die Darstellung ungemeine Vortheile, indem er sich ins Enge ziehen und plastisch-symbolisch behandeln läßt, von einem Künstler, der eine ganz obligate Composition zu liefern und mit dem Werth weniger Figuren auszulangen sich getraut; dagegen aber auch wieder in großer Breite malerisch und historisch, mit poetisch-allegorischem Schmuck dargestellt werden kann.

Wir ersuchen die Künstler, welche dieses Werk zu unternehmen geneigt sind, ehe sie an die Arbeit gehen, die Motive genau zu entwickeln, wie wir es oben von den vorjährigen Aufgaben gethan haben; denn es wird uns besonders freuen, wenn wir künftig bei Beurtheilung der eingesandten Werke, nichts von dem unsrigen hinzuzuthun haben, vielmehr in diesem Stücke alles geleistet finden.

IX.

Da nun aber nach unserer Ueberzeugung, die wir wohl mit sehr vielen Kunstfreunden theilen, von der Wahl

des Gegenstandes vorzüglich das Glück eines Kunstwerkes abhangt, so haben wir uns vorgesetzt, auch hierin den Geist unserer werthen Concurrenten zu prüfen. Wir lassen daher bei der zweiten Aufgabe den Gegenstand völlig frei, und wünschten nur, daß er lieber aus der Fabel, als aus der Geschichte genommen sein möchte. Was wir im ersten und zweiten Stück der Propylaen über die Wahl der Gegenstände angedeutet, kann hierbei einigermaßen zum Leitfaden dienen. Die Hauptmomente, worauf es eigentlich ankommt, werden bei künftiger Beurtheilung vollständiger auseinander zu setzen sein. Wobei wir eine glücklich getroffene Wahl gehörig in Anschlag bringen werden.

Diejenigen Gegenstände, welche in altern und neuern Zeiten bereits bearbeitet worden sind, schließen wir zwar nicht aus, nur dürfen die einkommenden Darstellungen mit keiner der schon vorhandenen in allzunaher Verwandtschaft stehen.

Im übrigen erklären wir, daß ein glücklich neugefundener Gegenstand, der sonst noch wenig oder nie bearbeitet worden, und sich doch zur bildlichen Darstellung vorzüglich eignet, dem Künstler zu besonderm Verdienst angerechnet werden soll. Es ist zwar, wir geben es gerne zu, schwer, dergleichen zu finden, doch für denkende und ernstlich forschende Künstler keineswegs unmöglich. So wie uns Herr Rahl (der, noch außer seinem Preisstück, mit andern Werken unsere Ausstellung zu schmücken die Gefälligkeit hatte), indem er einen jungen Tiresias, der über den Anblick der badenden Minerva erblindet, einsandte, aufs angenehmste überrascht hat.

Noch ist dieser Gegenstand, so viel wir wissen, von keinem vorzüglichen Meister behandelt worden, und ist

dennoch einer der vollkommensten, besonders für die Malerei. Er enthält das eigenste Streben und das letzte Ziel der Kunst, indem sie das höchste Lob, die Verherrlichung der Schönheit, in anschaulicher Wirkung darzustellen unternimmt. Hier sind der Kunst gar keine Grenzen gesetzt; sie macht nur an sich selbst unendliche Anforderungen, und ist auch wieder durch den Gegenstand ins Unendliche begünstigt.

X.

Indem wir nun auf diese Weise jedem Künstler überlassen, dasjenige zu bearbeiten, was seiner Natur am angemessensten ist, und wovon er sich den meisten Erfolg verspricht; so bieten wir ihm, bei unserer Anstalt, noch eine andere Bequemlichkeit an, indem wir uns geneigt erklären, auch Kunstwerke aufzustellen, welche zu keiner unserer beiden Aufgaben zu concurriren geeignet sind. Hievon können besonders Landschaftsmaler Gebrauch machen, nicht weniger Bildhauer, welche Abgüsse von Basreliefen und Portraiten einzusenden geneigt wären. Unser vorjähriges Verzeichniß beweist, daß damit schon der Anfang gemacht worden.

XI.

Wir können hierzu um so mehr auffordern, als unser Local, das in zwei Zimmern im Schauspielhause besteht, eine vortheilhafte Gelegenheit anbietet; selbst der Termin unserer Ausstellung, den wir bis nach Michaelis verlängern, ist für Fremde bequem, um, nebst den Einheimischen,

an dieſer Anſtalt Theil nehmen zu können. So wie ſich ſchon dieſes Jahr mancher auf die Leipziger Meſſe und in den akademiſchen Ferien Reiſender dabei eingefunden.

Da wir nun ferner, in manchem Betracht, für dienlich erachtet, auf die Entrée eine kleine Abgabe zu legen und ein Abonnement für diejenigen zu errichten, welche die Ausſtellung öfters zu beſuchen geneigt waren: ſo haben wir dadurch nicht allein einer beſſern Societät Gelegenheit gegeben, ſich über Gegenſtände der Kunſt bequem und angenehm zu unterhalten, ſondern wir ſind auch durch die daher entſprungene Einnahme in den Stand geſetzt worden, den Preis auf das nächſte Jahr zu verdoppeln, welcher alſo nunmehr auf Sechzig Ducaten erhöhet werden.

Wobei wir unſere Concurrenten nochmals erſuchen, ihre Arbeiten vor Ende Auguſts einzuſenden, indem der mechaniſche Theil einer ſolchen Ausſtellung, als die Sicherung der Zeichnungen durch Rahm und Glas, das Vertheilen derſelben in den gegebenen Raum, immer einige Zeit und eine gewiſſe Sorgfalt erfodert, wobei zu ſpät eingeſendete Stücke manche Unbequemlichkeit verurſachen.

XII.

Ferner können wir nicht unbemerkt laſſen, daß verſchiedene Zeichnungen des vergangenen Jahrs acquirirt und zugleich mit den neuern wieder aufgeſtellt worden, welches künftig noch ferner geſchehen kann, um ein wachſendes Intereſſe zu erregen und zur Vergleichung, worauf hier alles ankommt, immer mehr Anlaß zu geben.

Man ſoll mich halten, meint er; habe doch
Ein ſchön Verdienſt mir die Natur geſchenkt,
Doch leider habe ſie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder ſchlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düſtern Sinn.
Es ſey nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schickſal ſo gebildet,
Nun müſſe man ihn nehmen wie er ſey,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm
Was Freude bringen kann am guten Tage
Als unerwarteten Gewinſt genießen,
Im übrigen, wie er geboren ſey,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen.

Erkenn' ich noch Alphonſens feſten Sinn?
Der Feinden trotzt und Freunde treulich ſchützt,
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!

XIII.

Da die Namen der concurrirenden Künſtler, aus mehrern Urſachen, kein Geheimniß bleiben können, ſo würde es bei unſern künftigen Beurtheilungen vielleicht nicht unſchicklich ſein und im Publikum eine lebhaftere Theilnahme erregen, wenn wir diejenigen, welche den Preis auch nicht gewonnen, durchaus nennen dürften.

Für die Zukunft erſuchen wir daher ſämmtliche Herrn Concurrenten, uns in den Briefen, welche ſie ihren Arbeiten beizulegen pflegen, zu einer ſolchen Bekanntmachung ihrer Namen, in ſo fern ſie ſolche nicht ungern ſehen, zu autoriſiren.

Künſtler, welche ſchon gebildet ſind, haben dabei ſo wenig als Anfänger und Liebhaber zu riskiren; denn ſie ſind ohnehin vom Publikum ſchon gekannt, und dieſen kommt folgende Betrachtung zu Statten. Wie mancher junger Dichter wagt ſeinen Namen in Journalen und Almanachen; warum ſollte ein junger Zeichner nicht auch den ſeinigen bei einem Inſtitute wagen, das ſich zum Geſetz gemacht hat, mit ſo redlichem Ernſt, als billiger Schonung zu wirken, und deſſen Vorſteher ſich immer noch das Recht vorbehalten, einen oder den andern Namen, bei eintretender Bedenklichkeit, zu verſchweigen.

XIV.

Die Nothwendigkeit, zu unſern Beurtheilungen auch Umriſſe zu liefern, iſt ſo anerkannt, daß wir uns derſelben freilich nicht entziehen können. Indeſſen bürden wir uns, bei unſerer Lage, eine zu große Obliegenheit auf, wenn

wir bedeutende Zeichnungen ins Kleine zu bringen und auf dieſe Weiſe dem Kupferſtecher vorzuarbeiten fortfahren.

Möchten künftighin diejenigen, welche uns mit Beiträgen beehren, kleine Umriſſe derſelben nach Maßgabe derer, welche wir diesmal geben, beilegen: ſo könnte manches Gute daraus entſtehen.

Der Kupferſtecher würde nach einer Zeichnung des Verfaſſers, und alſo doch unmittelbarer arbeiten, als gegenwärtig geſchieht, ſo daß der Character derſelben vielleicht genauer ausgedrückt würde. Wir könnten nicht allein die Zeichnungen, welche den Preis erhalten, ſondern auch wohl mehrere in Kupfer geben, um dadurch immer mehr Leben und Antheil zu erwecken.

Wir würden dieſe kleinen Umriſſe als Eigenthum des Inſtituts anſehen und ſolche bei dem nächſten Male mit aufſtellen, und ſo die Anſtalt immer lehrreicher machen, welches zuletzt doch alles zum Vortheil des Künſtlers gereichen muß.

XV.

So kann denn auch, daß wir noch ſchließlich dieſes Umſtandes gedenken, mancher Künſtler wünſchen, daß ſeine Arbeit, nach der Ausſtellung hier am Orte, einem Liebhaber überlaſſen werde, theils um von ſeinen Bemühungen einigen Genuß zu haben, theils um Koſten und Gefahr der Rückſendung nicht zu übernehmen.

Wir können gegenwärtig, da Herr Legationsrath Bertuch die rühmliche Anſtalt, welche dem einheimiſchen Kunſt- und Gewerbfleiß eigentlich gewidmet war, dergeſtalt erweitert hat, daß ſie auch den Auswärtigen zu ſtatten kommen

wird, den Künſtlern einen Weg zum Verkauf ihrer eingeſchickten Zeichnungen, Gemälde und Sculpturen anzeigen.

Man darf nur, bei Einſendung des Concurrenzſtücks, einen verſiegelten Zettel mit Adreſſe an das Fürſtl. Sächſiſche privilegirte Landes-Induſtrie-Comptoir zu Weimar beilegen, worin der Name und der genaueſte Preis der Arbeit verzeichnet iſt.

Mit dieſem Zettel wird das Stück, nach aufgehobener Ausſtellung, an gedachtes Comptoir ausgeliefert, welches die Commiſſion ohne weitere Unkoſten übernimmt, dem Künſtler den erfolgten Verkauf mit Uebermachung des Betrags ohne Abzug meldet. Die Stücke können jedoch von dem Künſtler zu jeder Stunde gegen Einſendung des erſten Scheins zurückgefordert werden. Dabei behalten wir uns vor, zu beſtimmen, was wir ungefähr für verkäuflich halten oder nicht, um keine vergebliche Hoffnung zu erregen. Im übrigen bleibt alles bei der bisherigen Einrichtung, und die Pakete werden an Unterzeichneten eingeſandt.

Und ſo hätten wir denn dieſer Verbindlichkeit, die wir uns gegen Künſtler und Publikum auferlegt, zum dritten Mal, nach unſerm beſten Vermögen, in ſo fern es Zeit und Umſtände erlauben wollten, Genüge geleiſtet. Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß dieſe kleine Anſtalt ſich immer mehr ausbreiten möge.

Haben wir uns durch unſer redliches Bemühen Widerſacher aufgeregt: ſo iſt das ein unvermeidliches Schickſal jedes neuen Unternehmens, und wir können uns, bis ſich alles mehr aufklärt, indeſſen manches wackern Freundes und Theilnehmers erfreuen. Möchten doch alle nach dem

Zwecke hinſehen, der von mancher Seite her erreicht werden kann. Der Kunſt nach Innen Ernſt und Würde, nach Außen Ehre und Vortheil zu erhalten und zu verſchaffen, darauf dringen wir; und ſollte nicht jeder Künſtler und Kenner und Liebhaber dazu mitwirken wollen! Mag man doch in einzelnen Meinungen von einander abweichen, ja, mag man in Abſicht auf Maximen, von denen man ausgeht, einander völlig entgegenſtehen, man arbeitet dennoch in Einem Kreiſe und wohl gar nach Einem Punkt. Mag der Eine ſich mehr gegen das Natürliche, der Andere mehr gegen das Ideale neigen, bedenke man doch, daß Natur und Ideal nicht mit einander im Streit liegen, daß ſie vielmehr beide, in der großen lebendigen Einheit, innig verbunden ſind, nach der wir ſo wunderbar ſtreben, indem wir ſie vielleicht ſchon beſitzen.

Im Namen der vereinigten Kunſtfreunde.

J. W. v. Goethe.

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1802

und

Preisaufgaben für das Jahr 1803.

Beilage zum ersten Blatte der Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrg. 1803. — Goethe schreibt am 4. August 1803 an Zelter: „Schon habe ich eine über Erwartung gute Zeichnung, Ulyß und Polyphem, als Lösung der diesjährigen schweren Preisaufgabe erhalten. Es ist erfreulich, wie der ächte Kunstsinn so leise in Deutschland umherschleicht."

I.

Kunstausstellung von 1802.

1. Vorerinnerung.

Durch die Theilnahme des Publicums an unserer Kunstausstellung fanden wir uns in den Stand gesetzt, den Preis fürs vergangene Jahr aufs Doppelte zu erheben und dadurch den Künstlern für ihre Bemühungen

eine etwas anſtändigere Summe anzubieten. Wir ſchlugen nur einen Gegenſtand, Perſeus und Andromeda, vor, erwarteten, daß denkende Künſtler ſelbſtgewählte Sujets ausführen würden, und erſuchten die Landſchaftsmaler, ſich gleichfalls anzuſchließen, deren Arbeiten auch jedem Freunde der Kunſt willkommen geweſen ſind.

Wenn Künſtler vom beſten Willen durch zufällige Hinderniſſe abgehalten werden, diesmal zu concurriren, und alſo die Ausſtellung überhaupt minder zahlreich ausgefallen, als man erwartet haben möchte; ſo iſt doch der Gehalt der eingeſendeten Stücke befriedigend genug geweſen, wie wir durch ausführliche Anzeige und Beurtheilung vor dem größern Publicum auszuführen gedenken.

II. Verzeichniß der ſämmtlichen ausgeſtellten Kunſtwerke.

A.

Perſeus und Andromeda.

A. Weiß Papier, Federzeichnung, Biſire. Caſſel.
B. Weiß Papier, ſchwarze Kreide, Schatten gewiſcht. Paris.
C. Grau Papier, ſchwarze Kreide, weiß gehöht. Caſſel.
D. Weiß Papier, Federzeichnung, Biſire. Frankfurt.
E. Waſſerdeckfarben. Lebrungen.
F. Oelgemälde. Hamburg.
G. Oelgemälde. Hunt.
H. Oelgemälde. Schloß N. N.

I. Oelgemälde. Detmold.
K. Basrelief in Gips. Gotha.
L. Desgleichen.
M. Basrelief, gebrannter Thon. Weimar.

B.

Landschaften.

1. Reiche Compoſition, weite Ausſicht auf Land und Meer. Ulyſſes und Nauſikaa. Eutin.
2. Weiß Papier, Federzeichnung. Biſtre. Compoſition. Ausſicht über Land und Waſſer.
3. Weiß Papier, Federzeichnung, Biſtre. Die Ruinen der Burg Hanſtein bei Göttingen. Caſſel.
4. Oelgemälde, große Compoſition. Ausſicht von einer mannigfaltigen Gebirgshöhe auf einen Meerbuſen. Morgen. Caſſel.
5. Weiß Papier, Federzeichnung. Burg Hanſtein bei Göttingen. Caſſel.
6. Weiß Papier, Federzeichnung, Biſtre, Ruinen von Virgent.
7. Aquarell. Meerausſicht bei Capri.
8. Oelgemälde, beſchränkte Compoſition, Grab des Mykens nach Geßner. Eutin.
9. Aquarell. Tempel zu Delphi. Berlin.
10. Waſſerdeckfarben. Eruption eines Vulcans. Oehringen.
11. und 12. Oelgemälde. Nacht und Brand. Dresden.
13. 14. 15. 16. Oelgemälde, verſchiedene landſchaftliche Gegenſtände. Hamburg.

C.

Außerordentlich eingeschickte Stücke.

N. Weiß Papier, Federzeichnung, getuscht. Cicero, der Nachricht von der Verschwörung des Catilina erhält.

O. Weiß Papier, Federzeichnung, getuscht. Antigone, welche ihren Vater dem Theseus verstellt.

P. Grau Papier, Federzeichnung, getuscht und weiß gehöht. Virginius, dem man seine Tochter entreißen will.

Q. Weiß Papier, Federzeichnung, getuscht. Cato, auf Selbstmord sinnend.

(Sämmtlich von Langer d. j. in Düsseldorf.)

R. Weiß Papier, schwarze Kreide, Schatten gewischt. Heilige Familie, nach Rafael. Hofe in Eisenach.

S. Aquarell. Oedipus, das Räthsel der Sphinx auflösend. Meyer in Weimar.

T. Oelgemälde. Jupiter und Thetis.

U. Oelgemälde. Hebe.

V. Oelgemälde. Achill schreckt den Hector von der Leiche des Patroklus zurück.

Y. Z. Grau Papier, schwarze Kreide, weiß gehöht. Alter Kopf, nach der Natur von Langer d. j. in Düsseldorf.

D.

Aeltere Werke.

Zwei Portrait-Büsten, von Tieck.
Victoria, von einer alten Bronze geformt.
Ein Gemälde und zwei Zeichnungen.

E.

Kupferſtiche.

Abendmahl, von Leonhard da Vinci; von Morahen.
Zwei Landſchaften, nach Claude Lorrain; von Gmelin.
Achilles, den Patroklus beweinend, nach Füger.
Madonna, nach Saſſoferrata.

F.

Verſchiedenes.

Von alten und neuern Meiſtern und einiges techniſch Merkwürdige.

III. Beurtheilung der eingeſendeten Arbeiten, im Einzelnen.

A.

Perſeus und Andromeda.

Lit. C. Große Zeichnung mit ſchwarz und weißer Kreide, auf grau Papier, von Herrn Ludwig Hummel, aus Neapel, gegenwärtig in Caſſel. Der dem Titel zum erſten Bande der A. L. Z. v. vor. Jahre vorgeſetzte, in Kupfer geſtochene Umriß zeigt den Liebhabern der Kunſt die Compoſition dieſes Werks, welchem der eine Preis zuerkannt worden, hinlänglich deutlich, und über-

hebt uns daher der weitern Beschreibung des Inhalts desselben.

Bescheiden erklärte der Künstler: er habe eine von den Beschreibungen des Philostratus benutzt. Wir möchten hinzusetzen, er habe zugleich ein Muster gegeben, wie jene Beschreibungen genutzt werden sollten. Wenn dort alles zerstreut erscheint, der episodische Ueberfluß verwaltet; so hat er hingegen alles einfach behandelt, zusammengefaßt, und aus der Nachricht des Sophisten nur im allgemeinen Anlaß zu seinem Werk genommen, dessen Erfindung ihm darum nicht weniger angehört, als wenn er den Stoff aus einem Dichter oder Geschichtsschreiber geschöpft hätte.

Unser Künstler hat durchaus das Stille, Sanfte und Wohlgefällige zum Zweck, wobei indessen der Bedeutung nichts entzogen werden. Er wußte, was viel gesagt ist und ihm zum besondern Verdienst angerechnet werden muß, einen Zustand anschaulich darzustellen. Mit weise gezügelter Phantasie ist alles bedacht, überlegt, zweckmäßig zum Ganzen übereinstimmend.

Wir sehen eine, von Wellen des offenen Meeres umbrauste, einsame Klippe, auf derselben die verlassene Schöne, welcher der Held und der Genius zur Hülfe kommen; im getödteten Ungeheuer verübergegangene Gefahr. Perseus zärtlicher Blick läßt seine Liebe ahnen.

Der geflügelte Knabe, welcher die Andromeda so zart und zierlich löset, hebt das Ganze in eine höhere Region, führt in jene Urzeiten zurück, wo die Menschheit mit den Göttern verwandt war und Umgang pflog. Selbst der von der nahen Küste abstoßende Kahn ist ein glücklich gedachter Zug, welcher zur Rundung des Ganzen bei-

Das ist mein Schicksal, daß nur gegen mich
Sich jeglicher verändert, der für andre fest
Und treu und sicher bleibt, sich leicht verän-
dert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieses Mann's
allein
Mein ganz Geschick zerstört, in Einer Stunde?
Nicht dieser das Gebäude meines Glücks
Von seinem tiefsten Grund aus umgestürzt?
O muß ich das erfahren? Muß ich's heut?
Ja, wie sich alles zu mir drängte, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an sich
Zu reißen strebte, jeder mich zu fassen,
So stößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich so reichlich sonst besessen, auf?

trägt, er deutet auf eben vollendete Rettung der Andromeda, ihr Verhältniß zu den Uferbewohnern, auf die Freude derselben, auf wiederkehrenden Muth u. s. w. Alles ist durch einfache Mittel bezweckt, nichts in der Darstellung überflüssig, nichts bedeutungsleer.

Die Figuren sind mit vieler Einsicht zart gezeichnet, besonders nimmt sich der Leib der Andromeda sowohl durch edle Form, als durch weibliche, süße Weichheit des Contours sehr vortheilhaft aus.

Perseus hat die rüstige Gestalt, die ihm als Helden zukommt, derb und athletisch, im edlern Sinne, Amor das Gewandte, Schlankgegliederte eines Genius, im zarten Knabenalter.

Ueber die wohlgelungene Anordnung wären alle weiteren Anmerkungen überflüssig, weil Kunstverständige den Werth, welchen das Werk von dieser Seite hat, am besten aus dem Umriß beurtheilen können.

Die Beleuchtung ist, wie es sich für eine Scene, die im Freien vorgeht, schickt, zwar kräftig, aber nicht von übertriebener pikanter Wirkung. Die Massen sind breit gehalten, wenig unterbrochen, daher alles deutlich und ruhig in die Augen fällt.

Wenn die Kritik, den bessern Geschmack zu fördern, in gegenwärtiger Zeit nur zu oft gegen Carricatur, Ueppigkeit in der Darstellung, Mangel an Gemüth und Empfindung kämpfen muß, so empfiehlt sich desto mehr ein Werk, worin durchaus ein so reiner, einfacher Sinn, ein frisches und zartfühlendes Gemüth wahrgenommen wird. Uns, wir verbergen es nicht, war die Zeichnung Herrn Hummels um deswillen hauptsächlich eine der angenehmsten Erscheinungen, und wir glauben ihn nicht dringend

genug ermahnen zu können, ja nicht von diesem rechten Wege zu weichen, je weniger er auch dem gegenwärtig stark betretenen zunächst begegnen mag.

Lit. K. Basrelief. Figuren halb Lebensgröße. Die befreite Andromeda, noch erschrocken, scheint ihrem Retter in dankbarer Hingebung an die Brust sinken zu wollen, er unterstützt und umfaßt sie mit Theilnahme. Zu seinen Füßen liegt das getödtete Ungeheuer, Pegasus, halb hinter dem Fels verborgen, endet das Bild auf der andern Seite.

Aus der edlen Form beider Figuren erkennt man des Künstlers genaue Bekanntschaft mit den Werken des Alterthums. Am Perseus ist die kräftige Fülle und Schönheit der Gestalt besonders lebenswerth, auch der Andromeda mangelt es überhaupt an sanfter, weiblicher Geschmeidigkeit nicht. Unterdessen hätte sie wohl etwas jugendlicher dargestellt werden können, so würde vielleicht in Hinsicht auf bessere Anordnung noch einige Abänderung zu treffen sein. Der linke, hinter dem Schild versteckte Fuß des Helden sollte sich, wie uns dünkt, lieber frei zeigen, und weil beide Figuren jede das Ende ihres Gewandes gefaßt hält: so entsteht dadurch etwas monotones, welches in einem ausgeführten Werk tadelhaft wäre, und also im gegebenen Fall ebenfalls Beseitigung forderte; ferner wäre es wohlgethan, entweder den Perseus etwas niedriger, oder die Andromeda höher zu stellen, damit sie mehr auf ihn hinsinkend, er hingegen mehr gegen sie hinantretend und unterstützend schiene, welches der Bedeutung sowohl als der Mannigfaltigkeit zum Vortheil gereichen würde.

Lit. A. Zeichnung auf weiß Papier, mit der Feder und braun getuscht. Die Nereiden haben Andromeda auf einem Felsen angeschlossen, und entfliehen bei Annäherung des Ungeheuers, welches ziemlich in der Gestalt eines Delphins erscheint. Perseus kommt eben auf dem Pegasus herbei, um es zu bekämpfen. Die Nereiden, welche dieses Unglück über sie gerufen, und sie an den Felsen gekettet, entfernen sich und scheinen vor dem Ungeheuer zu fliehen, indem sie sich an der andern Seite des Felsens ins Wasser stürzen.

Der wackere Künstler, der noch nie unterlassen, mit seinen jährlichen Beiträgen unsere Ausstellung zu bereichern, legte auch in diesem Werk wieder seine gewohnten Vorzüge zu Tage: leichte, zierliche Gestalten und geschickte Anordnung zum gefälligen Ganzen. Die Form der Figuren ist diesmal mit reinerem Contour als sonst angegeben. Auch wurde mit verständiger Kunst die Andromeda bekleidet dargestellt, wodurch sie sich von den unbekleideten Nereiden desto mehr auszeichnet, hingegen gerieth sie, als die Hauptfigur des Stücks, wohl etwas zu klein; auch sitzt sie zu hoch auf dem Felsen und scheint dadurch vor dem Ungeheuer völlig sicher.

Lit. B. Zeichnung auf weiß Papier, mit schwarzer Kreide ausgeführt. Mit Vergnügen betrachteten wir dieses Werk, welches von einem jungen hoffnungsvollen Künstler herrührt, der jetzt in Paris die gallische Beute an Kunstschätzen benutzt. Er hat den Augenblick gewählt, wo Perseus nach eben vollbrachter That siegreich den Aeltern der Andromeda zuzurufen scheint. Dankbar und zärtlich sinkt das Mädchen ihrem Erretter an die Brust. Das Ungeheuer, von einer Lanze

durchstoßen, liegt zur Seite. Perseus sowohl als Andromeda sind beide nackend dargestellt, der Held, schlank, hat den Charakter rüstiger Lebendigkeit, die Schöne ist zart, angenehm, zierlich gestaltet und bewegt. Man bemerkt im ganzen Werk, vorzüglich aber in dieser Figur, des Künstlers entschiedenes Talent für Rundung und zerfließende Weichheit, die Wirkung von Licht und Schatten ist nicht weniger kräftig, als angenehm.

Wenn unser Künstler seine Fähigkeiten von dieser Seite ferner auszubilden und das gerundete Weiche noch in blühendem Colorit darzustellen geübt sein wird, so darf er sich für die Zukunft lebhaften Beifall des Publicums fast als gewiß versprechen.

In Hinsicht auf Gehalt der Erfindung sind die höhern Kunstforderungen in diesem Werk nicht hinlänglich befriedigt. Es fällt nicht in die Augen, daß Andromeda, gebunden, auf meerumgebener Klippe dem Ungeheuer ausgesetzt war. Sie schmiegt sich dem Perseus so zärtlich und bekannt an, als ob ein langes Verhältniß zwischen ihnen bestanden hätte, und der Beschauer kann vermuthen, sie freue sich bloß, daß der Geliebte der Gefahr entgangen sei. Eben so wenig möchten wir die Gebärde gut heißen, mit welcher Perseus aus dem Bilde hinausdeutet; dadurch wird die Aufmerksamkeit des Beschauers von der eigentlichen Darstellung ab auf etwas geleitet, was er vergeblich sucht, und bleibt unbefriedigt. Auch könnte die Gebärde des Helden eher für eine trotzige Herausforderung genommen werden, als für ein freundliches Herbeiwinken bekümmerter Aeltern.

Lit. D. Federzeichnung auf weiß Papier, mit Bistre. Aus Frankfurt eingesandt. Andromeda sitzt,

am Felsen geschlossen, von der Mutter umfaßt, der Vater sieht neben ihr, zu den Göttern flehend, indessen schwingt sich Perseus aus der Luft herab, zum Kampf mit dem nahenden Ungeheuer. Am entfernten Ufer ist eine Menge Volks versammelt.

Die strenge, bedeutende Manier, der kräftige, geistreiche Ausdruck, welchen der Verfasser vornehmlich in die Gesichter zu legen wußte, sind Zeugen seiner guten Anlagen, und wenn wir die Fortschritte in der Kunst betrachten, die er seit zwei Jahren gethan, als der Abschied Hectors von der Andromache zu bearbeiten aufgegeben war, so läßt sich mit Grund für die Zukunft viel Gutes von ihm erwarten.

Noch fehlen aber die genaueren, tiefern Kenntnisse der Anatomie und der Proportionen. Seine Zeichnung braucht vorerst eben nicht fester, doch sie braucht richtiger und von besserm Geschmack in den Formen, so wie in den Falten zu werden.

Lit. E. In Wasserdeckfarben mit keckem Pinsel und einem etwas graulichen Tone gemalt. Die aufgegebene Fabel von Perseus und der Andromeda ist hier, zwar ohne poetischen Glanz der Gedanken, aber man möchte wohl sagen nach der Wahrheit, so wie ein dergleichen Vorfall sich im gemeinen Leben wirklich darstellen müßte, behandelt; das Technische der Anordnung scheint uns viel Lob zu verdienen. Andromeda, Perseus und das Ungeheuer bilden einen Kreis, in dessen Mitte man entfernt die Aeltern erblickt. Die Wirkung des Ganzen ist gut, der Ausdruck überhaupt kräftig und lebhaft; schade, daß der Künstler so mancher guten Eigenschaft, die wir an seinem Werk wahrgenommen, nicht auch noch

das Verdienſt richtiger Zeichnung und edler Formen beigefügt hat.

Lit. F. Oelgemälde, aus Hamburg. Perſeus, auf das von ihm erlegte Ungeheuer weiſend, hebt die Andromeda vom Felſen herunter, an dem noch die Feſſeln hängen, und von der Seite her eilen Vater und Mutter, nebſt verſchiedenen andern Figuren, freudig herbei. Daß der Künſtler den Stoff von dieſer Seite behandelte, iſt lobenswürdig; auch ſind einige Gewänder gut angelegt; aber die Zeichnung iſt überhaupt etwas ſchwach, es fehlt an lebendigem Ausdruck, an Haltung, Uebereinſtimmung, und mehrern andern, einem Kunſtwerk unerläßlichen Eigenſchaften.

Lit. G. Oelgemälde. Andromeda, in einer nicht gut gewählten Stellung, ſitzt an den Felſen geſchloſſen. Perſeus, vom Flügelpferd geſtiegen, welches ein kleiner Amor hält, nahet ſich ihr, das Ungeheuer liegt ſterbend mit einer abgehauenen Pfote im Waſſer.

Am ganzen Werk läßt ſich wenig mehr als der gute Wille des Verfaſſers loben. Perſeus iſt ein ſteifer Held, Andromeda unhold, eine reizloſe Geſtalt. Ueberdem ſind kunſtmäßige Vertheilung von Licht und Schatten, friſcher blühender Ton des Colorits, Haltung, Anordnung u. dgl., wie es ſcheint, dem Verfaſſer gegenwärtig noch unbekannte Dinge.

Lit. H. Oelgemälde. Ein Amor löſt der Andromeda die Feſſel vom Fuß, Perſeus vom Arm ab, ſie ſinkt dem Helden an die Bruſt, ein anderer Amor zügelt den Pegaſus, ein dritter, unter welchem ſich der Verfaſſer vielleicht Hymen gedacht haben mag, ſchwebt mit Fackel und Myrtenkranz über den beiden Hauptfiguren, das

Meerungeheuer liegt blutend an der Klippe, auf welcher die Scene vorgeht. Durch das ganze Stück zeigen sich vernehmliche Spuren von des Künstlers Zartgefühl, und eine Innigkeit des Gemüths, wegen welcher wir ihn auch ehemals schon gelobt haben, in allem übrigen ist sein Werk schwach.

Lit. I. Oelgemälde. Andromeda, mit weißem Gewand bekleidet, steht, an den Fels geschlossen, ängstlich und klagend; das Ungeheuer nahet sich ihr, Perseus kommt auf dem Pegasus durch die Luft geritten, und der Kampf beginnt. Am entfernten Ufer ist ein Haufe Volks versammelt, unter welchem die königlichen Eltern der Andromeda gesehen werden.

Dieses Bildchen war für uns eine überraschende Erscheinung, indem es uns unerwartet in manchem wieder an die ältern deutschen und niederländischen Meister, die Schwarz, Spranger, Goltzius, Floris u. a. erinnerte. Behandlung und Farbe sind an den entferntern Gegenständen durchgängig manierirt, vorzüglich aber ist dieses am Wasser der Fall. Wäre indessen nur die Andromeda fester gezeichnet, von gewähltern Formen, nach Erforderniß kräftiger und mit dem übrigen in Harmonie: so würde das Werk im Ganzen noch immer einen sehr erfreulichen Eindruck gewähren und der Künstler vorzügliches Lob verdienen. Perseus auf dem Flügelpferd, das Seeungeheuer und alle die entfernteren, ganz kleinen Figürchen des Volks am Ufer, sind so geistreich, so nett ausgeführt, daß uns seit langem her nichts Besseres in dieser Art zu Gesichte gekommen ist.

Lit. L. Kleines Basrelief, bloß skizzenhaft behandelt. Perseus, das Meduſenhaupt in der Rechten,

mit einem Mantel bekleidet, wird vom Rücken gesehen, er reicht der Andromeda die Linke und leitet sie vom Felsen herab, unten liegt das erlegte Ungeheuer. Die Anordnung ist artig, aber nicht so bedeutend, auch der Situation, in welcher sich die handelnden Figuren befinden, minder gemäß, als im oben angezeigten größern Basrelief. Gleichwohl ist es dankenswerth, daß der wackere Künstler gefällig, nebst seiner größern Arbeit, auch noch diesen flüchtigen Entwurf hat einsenden wollen. Es muß für alle Kunstliebhaber, die nicht nur schauen, sondern auch denken und forschen mögen, lehrreich und angenehm sein, zu sehen, wie derselbe Gegenstand, von demselben Künstler, in mehrern Entwürfen stufenweise zum mehr oder minder vollendeten Kunstwerk gesteigert wird.

Lit. M. Basrelief in gebranntem Thon, aus Weimar. Liebreich umfaßt Perseus die befreite Andromeda, deren Vater und Mutter ihm die Krone aufs Haupt setzen. Hinter ihnen schwebt der fackeltragende Hymen, das Ungeheuer liegt todt am Felsen. Der junge Künstler, der diese Arbeit verfertigt hat, zeigt freilich noch keine große Uebung; er beging in der Zeichnung sowohl als in der Anordnung mancherlei Fehler, auch sind die Falten der Gewänder noch zu häufig u. s. w. Demungeachtet sind wir dem Werk, um einer in demselben herrschenden Unschuld willen, nicht abgeneigt, und wenn selbst der ganze Gedanke, wie wir ihn hier dargestellt sehen, nicht zu billigen sein möchte, weil nicht das reine Factum der Befreiung zur Anschauung gebracht ist, sondern die späte Folge desselben, die Heirath, mit Anspielung auf eine noch fernere Folge: so ist darin doch ein Bemühen, zu denken, unverkennbar, und dieses Bemühen ist allerdings zu schätzen.

B.

Landschaften.

Nr. 1. Ein Oelgemälde 3′ 3″ Höhe, 4′ 4″ Breite von v. Rohden aus Kassel, dem in diesem Fach der Preis zuerkannt worden, stellt eine reiche Aussicht zwischen Hügeln auf einen Meerbusen dar, um welchen her sich Gebirge ziehen; den felsigen Hügel, im Mittelgrunde rechts, krönt ein Städtchen, gegenüber auf dem andern Hügel entragt lieblichem Gebüsch ein Tempel; ein Aquäduct setzt über die Tiefe, in welcher zwischen nickenden Büschen ein kleiner Fluß über Steine rollt; Morgensonne beleuchtet die Scene und bewirkt große Schlagschatten.

Anmuth der Gedanken und der Anordnung, zart nüancirte Töne des Colorits, welches vornehmlich im Mittelgrund von hervorstechendem Reiz, Mannigfaltigkeit, Natur und Uebereinstimmung ist, fleißige Behandlung ohne Aengstlichkeit, treue Darstellung, wodurch jeder Baum, jedes Gesträuch sich charakteristisch unterscheidet, zeichnen dieses treffliche Kunstwerk sehr vortheilhaft aus.

Als Freunde des Verf. müssen wir ihm über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen Glück wünschen, als Kunstliebhaber uns der vorzüglichen, ja man kann sagen, bereits meisterhaft ausgebildeten Kunstfertigkeit eines noch jungen Mannes freuen, der bei fortgesetztem Eifer und Studium gewiß bald in der ersten Reihe der Künstler seines Fachs glänzen wird; als Kunstrichter aber möchten wir denselben, zum Zeugniß der Achtung, die wir durch eine strenge Untersuchung gegen sein Werk bewiesen haben, auf ein paar der mindern Stellen aufmerksam machen.

Es sind nämlich die Bäume auf dem nächsten Hügel, links im Bilde, etwas zu schwach gehalten, und den Gebirgen, welche sich um den Meerbusen herziehen, wäre mehr Farbe nöthig. Die ganze Ferne ist wohl zu eintonig mattblau und thut daher keine so angenehme Wirkung, als sich von der übrigens zierlichen Anlage derselben erwarten läßt.

Nr. 2. und 3. Landschaften in Oel gemalt, mittlerer Größe, von Hrn. Strack aus Cassel, gegenwärtig in Eutin. Nr. 2 zeigt eine sehr reiche, weite Aussicht, wo man einen großen Busen des Meeres, von Inseln und Landzungen durchschnitten, überschaut; auf einer der nahern Zungen liegt ein Städtchen oder Schloß mit Tempeln, im antiken Stil gebaut, den Vordergrund bilden Gebüsch, Bäume und zur Seite eine ragende hohe Felswand. Die staffirenden Figuren stellen den Ulysses dar, welcher sich der Nausikaa und ihren Gespielen zeigt. Alle Stimmen waren einig: das Ganze dieser Composition mache ein reizend, fröhliches Bild, dem man überdem noch das Verdienst meisterhafter Leichtigkeit der Behandlung einräumen müsse. Einzelne Theile sind dem Künstler vorzüglich gelungen, vor andern aber der Fels im Vordergrunde mit Büschen, die aus seinen Spalten nicken. In der Ferne herrscht ruhige Uebereinstimmung und ein warmer, luftiger Ton, die Figuren sind überhaupt niedlich, besser als sie sonst gewöhnlich in Landschaften vorzukommen pflegen. Die Gruppe der Mädchen, welche vor dem Ulysses erschrocken zusammenfahren, ist gut gedacht, alle sind reizende Wesen, und Nausikaa hebt sich, gefaßter an Muth, so wie edler an Gestalt, aus den übrigen hervor. Etwas manierirte Farbentöne wird man in einigen Stellen der Bäume gewahr. Zu Nr. 3 hat dem Künstler

Ja, alles flieht mich nun. Auch du!
Auch du!
Geliebte Fürſtinn, du entziehſt dich mir.
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes
Herz,
Dem ſo natürlich war ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb'; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein
Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſt's bedurft' ich, aufrecht mich zu
halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen, kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreun.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja auch Sie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum,

Geßner's Idylle Mykon Anlaß gegeben. Unter einer Gruppe dicht verwachsener, überhangender Bäume steht Mykons Grabmal, eine Quelle rauscht unter demselben hervor, die Durchsicht zeigt in der Ferne auf sanft steigendem Hügel einen Tempel; ein Mädchen kommt, an der Quelle zu schöpfen und spricht mit zwei sitzenden Hirten. Der Baumschlag gelang in diesem Gemälde besser als in dem vorigen. Vielleicht ist das Colorit überhaupt wahrhafter, obgleich weniger lieblich und abwechselnd. In Rücksicht der Composition finden wir das erste Bild vorzüglicher.

Nr. 4. 5. 6. Drei Zeichnungen in Sepia, von Kobold aus Cassel. Die erste, Nr. 4, bietet eine reiche, reizende Aussicht auf einen See, im Mittelgrunde liegt auf felsiger Höhe eine Stadt, im antiken Geschmack gebaut, in der Ferne ziehen sich Gebirge hin, den nächsten Grund schmücken große Bäume und fleißig ausgeführte Kräuter. Nr. 5 hat die Ruinen der Burg Hanstein unweit Göttingen zum Gegenstand, nahe von der Westseite her gezeichnet. In Nr. 6 sind eben diese Ruinen von der Südseite aus einem etwas entferntern Standpunkt dargestellt.

Hr. Kobold besitzt allerdings ein Talent für Erfindung, welches, mit Sorgfalt ausgebildet, schöne Früchte erwarten läßt. Solches erhellet nicht weniger aus den beiden Ansichten vom Hanstein Nr. 5 und 6, in welchen der Standpunkt, von dem sie gezeichnet wurden, verständige Wahl eines malerisch gebildeten Auges und Gefühles zu erkennen giebt.

Nicht minder bemerken wir mit Wohlgefallen, daß unser Künstler auf charakteristische Darstellung des Einzelnen

eifrig bedacht war. Die Bäume verschiedener Art sind besonders in der Zeichnung Nr. 4 deutlich von einander zu unterscheiden, auch verdienen die trefflich ausgeführten Kräuter im Vordergrund lobende Erwähnung. Nebenbei darf man mit Grund hoffen, Hr. Kobold werde sich einer gewissen Steifigkeit, welche in seinen Werken noch hier und da zum Vorschein kommt, und von einem lobenswürdigen Fleiß der Ausführung, einem Streben nach möglichster Genauigkeit herrührt, bald entledigen. Die Figuren, mit denen Herr Kobold staffirt, sind nicht übel gezeichnet, allein der heroische Stil der Landschaft Nr. 4 foderte Figuren im antiken Geschmack, nicht nach der Mode gekleidet.

Nr. 7. Die Eruption eines Vulkans, mit Wasserdeckfarben gemalt. Man sieht einen großen, vom Meer umgebenen Hügel, aus dessen Seite das Feuer gewaltig emporsteigt. Lava fließt bis ins Wasser, glühende Steine werden ausgeworfen, Blitze entfahren der dicken Rauchwolke, welche die Feuersäule umgiebt.

Diese Angabe zeigt, daß der Künstler von den bedeutenden Motiven, welche ein solches Phänomen ihm bieten konnte, verständigen Gebrauch machte, sein Werk hat auch überdem noch das Verdienst schöner Wirkung, und ist mit sehr geübter Hand ausgeführt. Nicht ganz ohne Grund wollten einige der Beschauer verlangen, daß die glühend ins Meer fließende Lava mehr Dampf und Brausen erregen sollte.

Nr. 8 und 9. Zwei Brandstücke, Bilder mittlerer Größe, in Oel gemalt von Oldenderp. In allen beiden zerstört das Feuer ländliche Wohnungen, welche in einem Thalgrund am Wasser liegen, in dem einen, und unserer Meinung nach vorzüglichern, dieser Gemälde steigt

der volle Mond hinter den Bergen herauf und erheitert die Scene. Offenbar hat der Künstler auf die Effecte der Beleuchtung, welche ein Brand bewirkt, fleißig acht gegeben, daher ist ihm Einzelnes so wahr und glücklich gerathen; auch zweifeln wir nicht, er werde bei fortgesetztem Studium die Kunst lernen, zarter nüancirte Farbentöne anzubringen und dadurch ohne Verlust an Kraft gefälligere Wirkung des Ganzen erzielen. In dem Bilde, wo der Mond aufgeht scheint es, er habe dieses Bedürfniß gefühlt und zu befriedigen getrachtet.

Sollte übrigens, wie es scheint, die Einbildungskraft dieses Künstlers von solchen Effecten dergestalt getroffen sein, daß er sie ferner nachzubilden geneigt wäre: so würden wir ihm rathen, dieses Kunstfach mehr zu überdenken und bedeutende Gegenstände auszuwählen, an denen das Element des Feuers seine ungeheure Gewalt ausübt. Wenn bei einem Brande dasjenige zu Grunde geht, was Menschen mit großer Mühe und Sorgfalt veranstaltet haben und was sie mit stiller Sicherheit besitzen, dann erscheint erst jene Naturkraft höchst fürchterlich, die alles plan- und zweckmäßige für nichts achtet.

Wir würden dem Verf. rathen, den Brand eines Nonnenklosters vorzustellen, wo ein gut eingerichteter und bestandener Garten den Vordergrund ausmachte. Die aufgeschreckte Ruhe, der in Flammen aufgehende Besitz, die durch die Noth gesprengte Clausur, die durch Rettende zerstörte Ordnung würde bei zweckmäßiger Composition der Gebäude ein interessantes Bild geben. Es hängt von dem Künstler ab, das Ganze an einen Abhang zu legen, dem Garten Teiche und Quellen zu geben, und was er sonst zu seinem Zwecke erforderlich glaubt.

Ein anderer Gegenstand, der nicht weniger Interesse gewährt, ist der Brand einer Mühle, wo das eine Element in der Nähe seines entgegengesetzten ungehindert alle Wuth ausübt.

Da übrigens der Künstler, wie wir zu bemerken glauben, in Figuren nicht geübt und gewandt genug ist, so würden wir ihm rathen, sich mit einem andern Künstler zu associiren, der diese Parthie in seiner Gewalt hat. Sollten wir bei der nächsten Ausstellung einige Stücke erhalten, worin auf diese Bemerkungen Rücksicht genommen wäre: so ließe sich vielleicht noch manches über die Motive, die aus diesem schrecklichen Phänomen abgeleitet werden könnten, weiter ausführen. Wobei man nicht verbergen darf, daß Freunde der Kunst sich immer weniger mit einer kahlen Erscheinung befriedigen, sondern immer mehr eine, aus den Tiefen des Zustandes entwickelte, bedeutende Vollständigkeit zu fodern sich berechtigt halten werden.

Nr. 10. 11. 12. und 13. Vier Landschaften in Oel gemalt, aus Hamburg. Unter diesen Stücken gefiel dasjenige, wo ein einsames Haus an der gewölbten Brücke steht, unter welcher ein Fluß daher rauscht. Es ist in Ruysdaels Geschmack gedacht. Ein zweites, mehr im heroischen Sinne, erinnert, was die Einlage betrifft, an Claude, man vermißt aber in allem ohne Unterschied die charakteristische Bezeichnung der Gegenstände, Klarheit des Colorits und kunstmäßigen Gebrauch von Licht und Schatten.

Auch dürfen wir nicht vergessen, der Aquarellzeichnung Nr. 9 zu erwähnen; im Ganzen herrscht ein angenehmer, weicher Lufton, auch sind die im Vorgrund an der Seite

stehenden Cypressen meisterhaft gemacht. Wem vielleicht der Tempel selbst gegen den übrigen Raum des Bildes zu groß gehalten schien, muß bedenken, daß diese Zeichnung zum Muster für eine Theaterdecoration entworfen worden, der Künstler also sich in diesem Fall nach dem vorgeschriebenen Maaß zu richten hatte.

Als die Ausstellung dem Publicum bereits geöffnet war, bereicherte Herr Catel aus Berlin solche, doch ohne um den Preis concurriren zu wollen, noch mit drei schönen Zeichnungen landschaftlichen Inhalts. Zwei derselben sind mit Aquarellfarben ausgemalte Schweizerprospecte, einer vom sogenannten Wildkirchlein im Canton Appenzell, der andere von einem Theil des Luzerner Sees, zwischen Stanzstad und Küßnacht. Die dritte Zeichnung ist eine bloß getuschte Skizze, lieblich poetisch erfunden, eine einsame baumreiche Gegend mit stillem Wasser im Mondschein.

Diese Zeichnungen haben uns, was gewiß zum Ruhme des Verfs. nicht wenig sagen will, an Geßner's Geist und Gaben lebhaft erinnert. Herr Catel arbeitet aber schon jetzt mit geübterer Hand und bedeutendern Zügen.

C.

Außerordentlich eingeschickte Stücke.

Oelgemälde.

Jupiter und Thetis. Des Verfassers Fähigkeiten reichten zur Behandlung dieses erhabenen Gegenstandes nicht hin. Jupiter ist nicht königlich, nicht majestätisch, Thetis nicht schön, nicht lieblich genug dargestellt, die Anordnung der Gruppe und einige Theile des Purpurgewandes, welches Jupiter's Schenkel und Beine deckt, sind am wenigsten mißrathen.

Hebe. Der Kopf scheint Portrait und ist in dieser Rücksicht leidlich, ziemlich reinlich colorirt. Figur und Stellung derselben sind mißrathen, einige Falten des Gewandes sind wohlgelegt und fleißig, aber etwas steif ausgeführt.

Achill schreckt den Hector von der Leiche des Patroklus zurück. — Aus Magdeburg.

Man muß es dem Verf. allerdings zum Verdienst rechnen, daß er die handelnden Figuren, welche der Dichter weit auseinander gehalten, nach dem Bedürfniß der bildenden Kunst einander näher gerückt. Wir haben schon im vorigen Jahr zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß seine Erfindungen wohl motivirt sind, ein treffliches Talent und ernstes Nachdenken verrathen; nun kann man das gleiche auch von dem gegenwärtigen Stücke sagen. Nur beklagen wir, daß so entschiedene Fähigkeiten, als dieser Freund schon in mehrern seiner Arbeiten zu Tage gelegt, gehöriger Ausbildung ermangeln müssen.

Wir wollen uns weiter auf die Kritik des Details in der Zeichnung, Anordnung, Ausführung nicht einlassen, sondern nur das Vorzüglichste, nämlich den Kopf eines Mannes im blauen Mantel, rechts ganz am Ende des Bildes anzeigen, der wohl ein Portrait sein kann, mit Lebendigkeit und Seele dargestellt ist, und einen Farbenton hat, der seiner Wärme und Wahrheit wegen selbst ein Bild aus der ältern venetianischen Schule nicht verunzieren würde.

Zeichnungen.

Virginius, dem man seine Tochter entreißen will. Federzeichnung auf grau Papier getuscht und weiß aufgehöht. Viel Bewegung in den Figuren, Geschmack in Formen, Falten, dem einfach angegebenen Hintergrund, Anordnung nach Regeln, viel Effect, durch breite Massen von Licht und Schatten bewirkt, machen dieses Stück schätzbar und fodern die Achtung aller Kunstfreunde für des Künstlers Anlage und Geschicklichkeit. N. Poussin scheint sein vornehmstes Muster zu sein, und er hat dessen Geschmack und Stil in der That ziemlich ergriffen. Was außer einer gewissen Steifigkeit, welche in verschiedenen Theilen des Umrisses zum Vorschein kommt, an diesem Werk etwa noch zu tadeln sein möchte, scheint uns aus dem seiner Natur nach der Deutlichkeit in der Darstellung ungünstigen Gegenstand entsprungen.

Antigone, welche ihren Vater dem Theseus vorstellt. Federumriß, auf weiß Papier und getuscht. Ebenfalls ein schöner, einfacher Grund, nebst edlen, zierlich drappirten Figuren. Man sieht, daß der alte Mann und das Mädchen vielleicht unglückliche Fremde

ſind, welche den ehrwürdigen Herrſcher, der mit dem Stab und langem Gewand erſcheint, anflehen. Mehr eigentlich anſchaulich darzuſtellen, wird dem bildenden Künſtler, der einmal ſich zur Bearbeitung dieſes Gegenſtandes entſchloſſen, wohl ſchwerlich gelingen, weil das eigentlich Tragiſche der Situation des Oedipus außer der Sphäre unſerer Kunſt liegt.

Cicero, der Nachricht von der Verſchwörung des Catilina erhält. Getuſchte Federzeichnung auf weiß Papier. Etwas wichtiges geht vor! Die Figur, welche ſich als Hauptfigur ankündet, lieſt mit geſpannter Aufmerkſamkeit, alle andern ſind äußerſt bewegt. Es iſt überhaupt viel Contraſt in den Stellungen, die Nebenwerke vom beſten Geſchmack, und ein wenig von der ſchon oben erwähnten Steifigkeit abgerechnet, ſind auch die Falten gut und die Beleuchtung ſo angelegt, daß ein trefflicher Effect des Ganzen entſtehen müßte, wenn das Werk ausgeführt werden ſollte.

Cato, auf Selbſtmord ſinnend, kleine Federzeichnung auf weiß Papier und fleißig getuſcht. Das Schwerdt in der Hand, halb nackt, ſitzt der Römer einſam, bei nächtlicher Lampe. Auf ſeinem Bett, vor ihm auf dem Tiſch ſieht das Scrinium mit Schriftrollen, ein aufgeſchlagen Buch liegt unter ſeiner Rechten, der Mann iſt in leidenſchaftlich bewegter Betrachtung. Waffen hängen an der Wand. Die Scene iſt düſter, die Wirkung gewaltig, das Licht geſchickt vertheilt. Cato iſt eine hagere, etwas ältliche Figur, ungefähr von der Art, wie Spagnoletto zu zeichnen pflegt; doch mit beſſerer Wahl in den Formen. Das Gewand bedeckt, zierlich gefaltet, den untern Theil der Figur, die

Nebenwerke ſind ebenfalls zierlich, ſie füllen und ſchmücken das Ganze auf eine gefällige Weiſe. Ausgeführt iſt dieſes Werk vorzüglich ſauber und kräftig.

Das Bruſtbild eines hagern, abgelebten, alten Mannes, zweimal, von verſchiedenen Seiten, nach der Natur mit ſchwarz und weißer Kreide auf grau Papier gezeichnet. Wahrhaft treu und lebendig dargeſtellt. Vermuthlich hätte der Künſtler den Werth dieſer, in vieler Rückſicht ſehr ſchätzbaren Zeichnungen noch vermehrt, wenn er ſich die Freiheit nahm, die gar zu offnen und ſtarrblickenden Augen etwas zu mäßigen, weil ſie dem Charakter des einfältigen, ſchwachen Alters, welcher im übrigen Ganzen ſehr wohl ausgedrückt iſt, widerſprechen. Wiewohl wir vermuthen, daß die Augen, ſo wie die Zeichnungen angeben, individuelle Züge des Modells geweſen ſein können.

D.

Auch diesmal wurden, wie voriges Jahr, einige ältere Kunſtwerke von entſchiedenem Verdienſt aufgeſtellt, damit die Beſuchenden einen Maaßſtab ihres Urtheils, oder gleichſam einen Probirſtein hätten, um den Gehalt der um den Preis ſtreitenden Bilder ſicherer zu prüfen. Manchem Leſer iſt es vielleicht nicht unangenehm, wenn wir auch von ſolchen tongebenden Kunſtwerken nähern Bericht erſtatten.

Ein ſchöner Abguß einer noch wenig gekannten, überaus vortrefflichen Victoria von Bronze, ungefähr 16 Zoll

hoch, ohne die Flügel, aus dem Museum zu Cassel. Gewiß eins der herrlichsten kleinen antiken Werke, welche Zeit und Zufall verschonten. Leicht schwebend, wunderbar zierlich in Gestalt und Bewegung.

Eine wohlerhaltene Landschaft von Dominichino, in Oel gemalt. Sie scheint eine freie Nachahmung der Gegend hinter Bologna zu sein, wo das appenninische Gebirge sich in sanften Hügeln gegen die lombardische Ebene verläuft. Die Figuren sind Cephalus und Prokris. Dieses Bild könnte, gegen die übrigen hier vorhandenen Landschaften gehalten, zu bedeutenden, tief in den Gang und die Geschichte der Kunst eingreifenden Betrachtungen Stoff geben. Die Arbeit des großen ältern Meisters war freilich allen andern an liebenswürdiger Einfalt der Empfindung, Zartgefühl, kluger Wahl und geschickter Anordnung der Gegenstände überlegen; unsere Zeitgenossen übertrafen ihn dagegen in abwechselnden Manieren der Behandlung, besonders im Baumschlag, in Haltung, Luftton und daraus entspringender Heiterkeit, sanfter Abwechslung und wahrem Character des Colorits.

Die heilige Margaretha vor einem Crucifix betend. Federzeichnung auf Papier, leicht mit Bistre getuscht, von Peter Berettini, von Cortona. Musterhaft als ein vollendetes malerisches Ganze dargestellt, mit wenig leichten, aber geistreichen Zügen der Feder und des Pinsels.

Endlich noch eine andere Zeichnung, Scene aus Goethe's Iphigenie, mit schwarzer Kreide auf grau Papier, weiß gehöht, von Angelika Kaufmann. Verdienstlich durch die schönen Eigenschaften, welche diese Künstlerin fast allen ihren Werken reichlich zu ertheilen pflegt;

Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verschweigen.
Auch Sie! auch Sie! Entschuldige sie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

O dieses Wort, an dem ich zweifeln sollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieses Wort, es gräbt sich, wie ein Schluß
Des Schicksals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeschriebnen Qualentafel, ein.
Nun sind erst meine Feinde stark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie soll ich streiten, wenn Sie gegenüber
Im Heere steht? Wie soll ich duldend harren,
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht Ihr Blick dem Flehenden begegnet?

gefällige, zarte Geſtalten; Leichtigkeit mit Geſchmack in der Ausführung verbunden.

E.

Der Ausſtellung waren auch einige der neueſten bedeutenden Producte der Kupferſtecherkunſt beigefügt, deren wir hier mit wenigem denken wollen.

Zwei Blätter Landſchaften von Herrn Gmelin, nach Gemälden des Claude Lorrain, in der Dresdner Gallerie, ſind, rückſichtlich auf Kunſt und Sicherheit, mit welcher der Künſtler die Nadel und den Grabſtichel führte, ſehr lobenswerth und von Seiten des Gehalts der Urbilder, in ſchöner Erfindung, Anordnung, Beleuchtung u. ſ. w. mögen ſie beide, beſonders aber das eine mit Acis und Galathea, den beſten zur Seite ſtehen.

Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, um abermals dringend zu erinnern, daß bei Werken, die man in Kupfer zu ſtechen gedenkt, allemal vorzüglich auf den Werth, den ſie als Gedanke und Erfindung haben mögen, Rückſicht genommen werde. Denn die geiſtreiche, leichte Ausführung, das Zarte, Große oder Schöne der Formen, ſelbſt die gefällige Wirkung von Licht und Schatten laſſen ſich nur mit halbem Erfolg aufs Kupfer übertragen, weil dazu der Originalgeiſt und die Wiſſenſchaft des Meiſters, ſo wie die Mitwirkung der Farben erforderlich iſt.

Allem Vermuthen nach hat das Nichtachten dieſer Regel der chalkographiſchen Geſellſchaft zu Deſſau Schaden zugefügt, und Schaden wird, wie vorauszuſehen iſt,

ebenfalls auch das neuerrichtete Kunſt- und Induſtrie-Comptoir zu Wien empfinden, wenn es fortfahren ſollte, Bilder, welche die obengeforderten Eigenſchaften, um für Kupferſtiche zu taugen, nicht im gehörigen Maaß beſitzen, ſtechen zu laſſen. Unſere Ausſtellung hatte ein paar der neueſten Blätter aus dem erwähnten Verlag aufzuweiſen, Achilles, über den Tod des Patroklus trauernd, nach Füger, und ein Bruſtbild der Madonna nach Saſſoferrata.

In beiden Blättern, jenes geſchabt, dieſes in punktirter Manier, hatten die Kupferſtecher ſich allerdings als Meiſter ihrer Kunſt bewieſen. Aber Fügers Achill hat einen falſchen Ausdruck, gemeine Formen und fehlerhafte Verhältniſſe. Ferner ſind die Madonnen von Saſſoferrata zwar niedliche, beſcheidene Geſichtchen, doch ohne die himmliſche Huld und Reinheit, welche ihr weſentlicher Charakter ſein ſollte, und allein in den Werken Rafaels und Guido's zu finden iſt.

Noch ein paar andere Blätter ſind uns zu Geſichte gekommen nach Gemälden des Rutard und Horatio Gentileſchi, Meiſter, welche ebenfalls die erforderlichen Eigenſchaften für Kupferſtiche nicht beſitzen.

Wie viel beſſer, zweckmäßiger, nützlicher für ſich und das Publicum der Kunſtfreunde hat dagegen der Kupferſtecher R. Morghen gewählt, als er das bekannte Abendmahl des Leonardo da Vinci zu ſtechen unternommen, welches Blatt ebenfalls bei uns aufgeſtellt und den verſtändigſten Beſchauern gewiß eine der willkommenſten Erſcheinungen war. Iſt gleich das alte Originalgemälde zu Mailand ſehr beſchädigt, für den Kupferſtecher blieb immer noch die herrliche tiefgedachte Erfindung des Ganzen, die kunſtreiche Anordnung der Gruppen, das allge-

meine Leben, Bewegung, Wahrheit, Mannigfaltigkeit in den Gebärden, den Charakteren, und also wo nicht alles, doch das Meiste und Beste von dem übrig, was ihm die Bedingungen seiner Kunst auf die Platte überzutragen erstatteten.

Um aber dem Original mit möglichster Treue nachzuarbeiten, ist, wie wir wissen, die Zeichnung, nach welcher die Platte ausgeführt worden, nach alten Copien berichtigt, deren sich in Italien noch verschiedene vorfinden. Dieser aufgewendeten Sorgfalt hat denn auch der Erfolg der Arbeit glücklich entsprochen, und der entschiedene Beifall, welcher Herr Morghen dafür zu Theil geworden, seine Wahl vollkommen gerechtfertigt. Selten ist wohl gleich bei seiner Erscheinung ein Kupferstich so theuer verkauft worden, und gleichwohl haben sich zahlreiche Abnehmer gefunden; ja es soll sogar von einer unserer angesehensten Kunsthandlungen ein Nachstich veranstaltet werden, und überdem enthalten die französischen Kunstannalen die leider etwas hochtönende Ankündigung einer Platte, welche der Enkel des bekannten trefflichen Kupferstechers, Jacob Frey, nach einer alten, vorzüglich guten Copie, die sonst in der Carthause zu Pavia war, stechen will, welchen beiden Unternehmungen wir in jedem Betracht glücklichen Erfolg wünschen. Hoffentlich ist die Zeit nah, wo man endlich der gehaltlosen Darstellungen des größten Theils der Kupferstiche, mit denen die Liebhaber ihre Zimmer und Portefeuillen füllten, anfängt müde zu werden, und sich allmälig mit dem Sinn und Verstand höherer Kunstproducte mehr befreundet. Zu diesem Zweck dürfen wir nun wohl Künstler und Kunstliebhaber auf den Kupferstich von dem genannten Abendmahl, sei es Morghens

Blatt, oder deſſen Nachſtich, oder auch Frey's Arbeit, vorzüglich aufmerkſam machen. Sie finden nicht leicht eine mehr vollendet gedachte, aus der Tiefe des Gegenſtandes, mit reinem Verſtand, entwickelte Erfindung, nicht leicht ein Werk, wo die Regeln kunſtgerechter Anordnung in den Theilen ſo genau beobachtet ſind u. ſ. w. Wir ſchließen mit der Erinnerung, daß nur Blätter mit Vorzügen dieſer Art zur Ausbildung des Kunſtſinnes, zu beſſern Bildung beitragen, und diejenigen, welche blos ſich durch techniſches Verdienſt des Grabſtichels, der Nadel oder des Schabeiſens empfehlen, von dieſer Seite vollkommen unnütz ſind.

Der berühmte Philipp Hackert hat allen Freunden der Landſchaftsmalerei, beſonders aber den Anfängern in derſelben, mit acht von ihm ſelbſt eigenhändig radirten Blättern, die er unter dem Titel: Principes pour apprendre à dessiner le paysage, d'après nature, herausgegeben, ein jenen eben ſo erfreuliches, als nützliches Geſchenk gemacht. Er hat darin mit der von ihm bekannten Kunſt einige der vornehmſten Baumarten charakteriſtiſch dargeſtellt. Die vier erſten Blätter, deren jedes zwei Stücke, bloß Umriſſe enthält, ſind in ihrer Art vollendete Meiſterwerke. Wir möchten ſie in allen Zeichenſchulen aufgeſtellt und von den Schülern recht fleißig benutzt wiſſen.

Wir freuen uns bei dieſer Gelegenheit der Bemerkung, daß es ſcheint, als fange man an, das Bedürfniß charakteriſtiſcher Darſtellung in jeder Kunſtgattung, beſonders aber in dem, was zur Landſchaft gehört, allgemeiner zu empfinden; denn in gleicher Abſicht, wie Hackert, hat auch der Landſchaftsmaler Jean Koch im Thal Ehrenbreitſtein, auf radirten Blättern Gebüſch, Zweige, Bäume

verschiedener Arten, ganz und theilweise, recht deutlich unterschieden, mit zierlicher geübter Nadel ausgeführt. Er verdient alle Aufmunterung; denn auch sein Werk wird ohne Zweifel ein brauchbares und nützliches werden.

Noch kennen wir einen Künstler, der schon früher in eben dieser Gattung ein vorzügliches Talent bewiesen. Es ist Herr Kolbe in Dessau, der in manchem seiner radirten Blätter, besonders Eichen und Weiden, nebst allerlei Kräutern in den Vordergründen, mit unübertroffener Wahrheit gebildet hat.

2.

Preisaufgabe auf 1803.

Ulyß, der den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt, sei die erste Aufgabe für den Künstler, der sich mit menschlichen Gestalten beschäftigt; die Küste der Kyklopen, nach homerischen Anlässen, die andere für den Landschaftsmaler.

Da wir uns wieder zu homerischen Gegenständen gewendet, finden wir nöthig, hierüber einiges zu äußern.

Ohne Zweifel waren die ältesten plastischen Künstler in einer vortheilhaften Lage, da sie, näher an den ältern Sagen, zugleich mit den Dichtern aus einer Quelle schöpfen konnten. In einer Zeit, wo Sagen entstehen, wir-

ken große Naturkräfte, und der frische menschliche Geist arbeitet sie gewaltig aus. Steigt nach und nach die Cultur, und der Künstler ergreift unmittelbar diesen Schatz, so kann er ihn nach den Erfordernissen seiner Kunst am eigenthümlichsten ausbilden. Der plastische Künstler hält sich zunächst an die physische Erscheinung, der Dichter läßt in seinen Werken auch das Unsichtbare, Geist, Gefühl, Sitten und Phantasie, doch immer auch nach seiner Weise gestaltet, auftreten.

Empfängt nun späterhin der bildende Künstler seinen Stoff vom Dichter oder vom Geschichtsschreiber, so findet er sich in beiden Fällen verkürzt; denn in jenem Falle ist es schwer, die reine Sage aus der poetischen Bearbeitung wieder herzustellen und in diesem schwer zu beurtheilen, ob man, statt einer einfachen plastischen That, eine zusammengesetzte Begebenheit wähle, welche eigentlich nicht gebildet werden kann.

Wollte hierüber uns ein gründlicher Alterthumsforscher historisch belehren und zeigen, wie die Künste in frühern Jahrhunderten von einander unabhängig gewirkt, wie jede sich sowohl im Geist als Technik besonders gegründet und ausgebildet, so würde aus einer solchen allgemeinen Ueberzeugung viel Gutes für den Erklärer und Nacheiferer des alten Kunstwerks jeder Art entspringen.

Wenn nun aber auch diese Behauptung von jenen Zeiten gelten mag, so finden sich doch unsere Künstler, die sich über das gemeine Wirkliche erheben wollen, in einem andern Falle; sie bedürfen des Dichters, um sich in die Zeiten der reinen, hochkräftigen Natur hinzuempfinden, sie kehren erst an seiner Hand zu der Einfalt zurück, ohne welche die wahre Kunst nicht bestehen kann. Er

verſetzt ſie erſt durch ſeine magiſche Gewalt in den Zuſtand, der zugleich natürlich und künſtlich, zugleich ſinnlich und geiſtig iſt.

Kann nun alſo der neuere bildende Künſtler des Dichters, als Mittelmannes, nicht wohl entbehren, ſo wird doch immer am räthlichſten bleiben, ſich an den älteſten zu halten, der wahrſcheinlich unmittelbar aus der Sage geſchöpft, bei dem ſie zwar ſchon dichteriſch ausgebildet, aber noch nicht durch ſpätere Denkweiſen umgebildet, oder gar mit fremden Zierrathen entſtellt worden.

In dieſem Sinne wünſchen wir, daß die Künſtler, die zu unſerer Anſtalt einiges Zutrauen hegen, ſich dem Homer aufs neue ergeben, welches wir mit ſo mehr Zuverſicht thun dürfen, als ſich die Deutſchen einer, durch die ſo ernſte, anhaltende und glückliche Arbeit unſers vortrefflichen Voß immer höher geſteigerten Ueberſetzung vor andern Nationen rühmen können.

Uebrigens wird der Künſtler, der ſich mannigfaltig auszubilden gedenkt, ſehr wohl thun, die prägnanten Momente der griechiſchen Tragödie und der Mythologie, wie ſie uns auch überliefert wird, bezüglich auf bildende Kunſt, aufzuſuchen, und alles, was von dieſem Beſtreben zeigt, wird uns willkommen ſein.

Was die Einrichtung überhaupt betrifft, bleibt alles, wie es am Schluſſe des vorjährigen Programmes weitläuftig angezeigt worden. Wie denn auch für dieſes Jahr abermals ſechzig Ducaten ausgeſetzt ſind.

Wir wünſchen lebhafte Bewerbung und gedenken indeß bei Freunden der Kunſt durch die Lebensbeſchreibung des Benvenuto Cellini, von ihm ſelbſt verfaßt, nunmehr vollſtändig überſetzt und mit einem Anhange begleitet,

nicht weniger durch manches, bezüglich auf Kunſtgeſchichte des ſieben- und achtzehnten Jahrhunderts, unſer Andenken zu unterhalten.

Weimar, den 1. Januar 1803.

Im Namen der vereinigten Kunſtfreunde

F. W. von Goethe.

Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1803

und

Preisaufgabe für das Jahr 1804.

Beilage zur Allgem. Jenaischen Literatur-Zeitung, 1804, Nro. 1. — Im Briefwechsel mit Schiller (Bd. 6, S. 225) findet sich Folgendes darüber: „Mich beschäftigt jetzt das Programm, das in zwei Theile zerfällt, in die Beurtheilung des Ausgestellten und in die Belobung der Polygnotischen Reste. Jenen ersten Theil hat Meyer zwar sehr schön vorgearbeitet, indem er alles zu Beherzigende trefflich bedacht und ausgedrückt hat; doch muß ich noch einige Stellen ganz umschreiben, und das ist eine schwere Aufgabe. Für die Polygnotischen Reste ist auch gethan was ich konnte; doch alles zuletzt zusammen zu schreiben und zu redigiren, nimmt noch einige Morgen weg; indessen führt diese Arbeit in sehr schöne Regionen und muß künftig unserm Institute eine ganz neue Wendung geben. Nun kommt auch noch der Druck hinzu, so daß ich das ganze Geschäft unter vierzehn Tagen nicht los werde. Das Programm wird diesmal ungefähr vier Bogen."

1.

Kunstausstellung von 1803.

I. Vorerinnerung.

Von dem Triebe deutscher Künstler, sich in die Region der Poesie zu erheben und zugleich das Alterthümliche wieder aufzufassen, legte diesmal die Weimarische Ausstellung ein unzweideutiges Zeugniß ab; denn nicht nur war jene bedenkliche Aufgabe, welche den Odysseus beim Kyklopen vorstellen sollte, mit vierzehn concurrirenden Stücken geehrt, sondern auch unaufgefordert sendeten uns denkende Künstler eine Wiederbelebung alter, verlorner Kunstwerke, nach überbliebenen Beschreibungen. Wir werden auf die gewohnte Weise erst von dem Gegenwärtigen Rechenschaft geben, dann auf das Vergangene zurückblicken, und sodann unsere Wünsche für die Zukunft eröffnen.

II. Verzeichnung der sämmtlichen ausgestellten Kunstwerke.

A.

Odysseus, der den Kyklopen hinterlistig durch Wein besänftigt.

Die Künstler haben alle Momente der Fabel überhaupt, vom Anbieten des Weins an, bis zum Blenden selbst, darzustellen versucht.

Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen,
Und es iſt wahr, eh' du es fürchten konnteſt!
Und eh' nun die Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen aus einander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an,
Und wiederhole nur, auch Sie! auch Sie!

Der Kyklop iſt nüchtern, auch wohl bis zur barbariſchen Heiterkeit belebt.

A. Federumriß und Biſtre. Wien.
B. Desgleichen. Wien.
C. Oelgemälde. Ratzeburg.
Er iſt mehr oder weniger trunken.
D. Schwarze Kreide, auf weiß Papier. Dresden.
E. Schwarze Kreide, auf dunkelgrau Papier. Göttingen.
F. Desgleichen. Würzburg.
G. Oelgemälde. Düſſeldorf.
G.a. Umriß auf weiß Papier.
G.b. Schwarze Kreide, auf dunkelgrau Papier. Caſſel.
G.c. Schwarze Kreide, auf weiß Papier. Mannheim.
Er iſt todt trunken.
H. Federumriß. Biſtre. Düſſeldorf.
Die Griechen bereiten den glühenden Stab.
I. Oelgemälde. Paris.
Sie geben damit auf den Schlafenden los.
K. Sepia. Caſſel.
Sie ſtoßen ihm den Stab ins Auge.
L. Federzeichnung. Tuſche.

B.

Kyklopiſche Landſchaften.

1. Oelgemälde. Eutin.
2. Oelgemälde.
3. Zeichnung, blau Papier. Paris.

C.

Poetiſche und hiſtoriſche Gegenſtände.

Von Nahl, in Caſſel.

4. Polyidus und Glaukus.
5. Telemach und Odyſſeus. Oelgemälde.
6. Telemach und Penelope. Oelgemälde.

Von Langer d. j. in Düſſeldorf.

7. Coriolan. Oelgemälde, grau in grau.
8. Vergötterung des Homers. Federzeichnung, leicht getuſcht.
9. Orpheus und die Parzen, gleiche Behandlung.
10. Cato von Utica. Grau Papier, getuſcht, weiß gehöht.

---

11. Perſeus und Andromeda. Vorjährige Aufgabe, nachgeſendet.
12. Copia nach Guido, von Jagemann. Oelgemälde.
13. Copia nach Leonard da Vinci, von Riepenhauſen. Aquarell.
14. Copia nach Leonard da Vinci.
15. Polygnots Gemälde in der Leſche zu Delphi, reſtaurirt von Riepenhauſen. Bleiſtiftumriſſe, auf weiß Papier. Zwölf Blätter.
16. 17. 18. Drei Nachtbrände, von Oldendorp, in Dresden.
19. 20. Zwei Viehſtücke, Copien, von demſelben.

21. Verklärung nach Raphael, Kupferſtich.
22. Minerva und Amor. Basrelief.
23. Madonnenprofil. Flachrelief. Beide von Döll, in Gotha.
24—29. Büſten von Tiek.
30. Büſte von Schadow.

III. Beurtheilung der eingeſendeten ſämmtlichen Arbeiten, im einzelnen.

A.

Odyſſeus und Kyklop.

Lit. F. Zeichnung mit ſchwarz und weißer Kreide, auf grau Papier, von Martin Wagner aus Würzburg, welche den Preis erhalten. Der vorgeſetzte Umriß ſtellt ſolche nach ihrem ganzen Inhalt verkleinert dar.

Wenn auch keiner von den mitwerbenden Künſtlern den Punkt der Aufgabe, nach Maaßgabe einer nachzubringenden Entwickelung, völlig getroffen: ſo hat ſich doch unſtreitig der erſtgenannte dem Rechten am meiſten genaht. Auf keinem der andern Bewerbſtücke geht, ſowohl aus der Handlung der Figuren, als aus dem ihnen beigelegten Charakter, in ſolchem Grad anſchaulich hervor, daß Polyphem zu trinken gelüſtet und Odyſſeus ihn überliſtet. In keinem ſind die Nebenfiguren der Geſellen des Odyſſeus ſo bedeutend, einfach und zweckmäßig, durch Aeußerungen von Furcht, Hoffnung, Neugierde motivirt.

Die Zeichnung iſt hier ſo feſt, der Ausdruck geiſtreich, die Anordnung des Ganzen kunſtgerecht; man bemerkt keinen müßigen Raum. Die über dem Polyphem ſchwebende und ihr Horn ausgießende Figur des Schlafs iſt, als allegoriſch, gewiſſermaßen tautologiſch und überhaupt fremdartig, nicht zu billigen, ſie greift aber übrigens recht gut in die Anordnung des Ganzen mit ein.

Das Licht iſt von dem auf der Seite brennenden Feuer hergenommen und fällt vornehmlich auf den Odyſſeus als Hauptfigur.

Lit. G. b. Große Zeichnung, mit ſchwarzer und weißer Kreide, auf grau Papier. Dem ſitzenden Rieſen nahet Odyſſeus, mit gefülltem Krater, zwei Geſellen ſind gleich hinter ihm, von denen einer den Schlauch trägt, zwei ſtehen entfernter in der Höhle, in welche von oben herein Licht fällt.

Wegen der gutgeſparten Lichtmaſſen, der freien, kräftigen Behandlung, dem vollen Styl der Formen und einer gewiſſen durchherrſchenden gefälligen Einfalt des Geſchmacks, wurde dieſes Werk vor andern mit Beifall geſehen.

Odyſſeus nimmt ſich, als handelnde Figur, vor allen aus; der Kyklope, rieſenhaft, derb und ſchwerfällig, ſcheint uns in Betracht des Charakters recht gut gedacht; das Auge auf der Stirn, nach dem Odyſſeus hinverwendet, erinnern wir uns nie von ſo paſſendem Ausdruck geſehen zu haben. Einer, der nahern Geſellen des Odyſſeus betrachtet neugierig, der andere mit zweifelndem Argwohn den Rieſen. Von den beiden entfernten iſt der eine nachdenkend, der andere bekümmert dargeſtellt.

Die Leſer werden aus unſerer Beſchreibung merken, daß die Gefahr, welche dem wandernden Helden in der Höhle des Kyklopen droht, nicht hinlänglich angedeutet ſei. Dadurch iſt der Zweck der Aufgabe, ja die bloße Darſtellung der Fabel, ohne weitere Beziehung verfehlt, und deshalb der vorerwähnten Wagneriſchen Zeichnung der Vorrang nicht abgewonnen worden.

Lit. K. Zeichnung mit Sepia getuſcht. Die Höhle iſt groß, weit, tief; menſchliche Figuren, Thiere und Nebenwerke gut in den Raum vertheilt. Dem auf eine Art von Lagerſtelle hingeſunkenen Rieſen iſt eine Kuhhaut untergebreitet. Er liegt in tiefem Schlaf, und Odyſſeus, der ſich durch edlern Charakter und muthvolle Annäherung an den Rieſen vor ſeinen Gefährten auszeichnet, befiehlt dreien derſelben, den glühenden Pfahl in des Kyklopen Auge zu ſtoßen, und eben ſind ſie im Begriff, dem Befehl zu gehorchen. Neben ihnen erblickt man die mit vieler Anmuth gedachte Figur eines Jünglings, der das Feuer geſchürt hat und noch den Blaſebalg in der Hand hält; auf der entgegengeſetzten Seite iſt ein anderer, der ſich furchtſam naht, um eine Schale aufzufangen, welche dem ſchlafenden Rieſen eben aus der Hand ſinken will, und durch den Klang ihres Falles denſelben wecken könnte; noch ein anderer von den Gefährten entſetzt ſich über das Wageſtück, welches unternommen wird, und noch einer, beide Hände auf ein Felsſtück geſtützt, ſieht mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu. Vermuthlich in Bezug auf eine Stelle beim Theokrit hat der Künſtler bei der Lagerſtelle des Kyklopen einen mit dem Schweife der Kuhhaut ſpielenden jungen Bären angebracht. Das Licht wird von einer in der Höhle aufgehangenen Lampe ver-

breitet und vertheilt ſich in ſchönen Maſſen über die Figuren.

Wenn man die hübſchen Formen der Zeichnung, die Zierlichkeit des Wurfes der Falten, den Reichthum und die geſchickte Anordnung des Ganzen in Anſchlag brächte, übrigens aber in der Aufgabe nichts weiter als Nachbildung der homeriſchen Erzählung beabſichtigt hätte, ſo müßte dieſer Zeichnung, deren Verfaſſer jedesmal, wenn er concurrirte, ſich in der vorderſten Reihe befunden, vermuthlich der erſte Platz eingeräumt werden; allein von der Seite, wie hier der Gegenſtand genommen worden, iſt ſolcher für die bildende Kunſt nicht vollkommen günſtig. Dem Scheine nach begeht Odyſſeus mit ſeinen Geſellen ein Unrecht, nicht eine Heldenthat, indem ſie den ſchlafenden Kyklopen zu beſchädigen drohen, der ihnen auch wachend an Stärke nicht überlegen ſein dürfte, und von deſſen vorher verübten Grauſamkeiten keine Spur in die Augen fällt.

Lit. I. Oelgemälde. In Verkürzung, auf dem Rücken, den Kopf heraus nach dem Beſchauer gewendet, liegt der Rieſe todttrunken in ſeiner Höhle, neben ihm links ein Paar Schafe, rechts der Schlauch, die Schale. Weiterhin ſteht Odyſſeus, welcher zu vier ſeiner Gefährten, die beſchäftigt ſind, den Pfahl zu brennen, befehlend ſpricht; drei andere ſtehen zuſchauend etwas entfernter.

Polyphem verdient das Lob einer wohlgezeichneten, mit vorzüglicher Kunſtfertigkeit gemachten Akademieſigur, von guten, kräftigen, doch eben nicht rieſenhaften Formen. Sie erinnert im Ganzen an carracciſche Kunſt und Geſchmack, welches allerdings vorzügliche Eigenſchaften anzeigt. Odyſſeus iſt ein rüſtiger Held, in edler Stellung,

die purpurne Chlamys, die ebenfalls purpurne Mütze, das kurze, an der Seite hängende Schwerdt und die Sohlen zeichnen ihn vor seinen Gefährten aus, die meist nackt sind und minder edle Formen haben. Die verkürzte Lage des Riesen, so wie der hochgenommene Horizont, mögen zum Theil Ursache sein, daß der Beschauer auf den ersten Anblick in Zweifel geräth, ob der Held und die Seinen wirklich an Gestalt kleiner als der Kyklope sind, oder nur tiefer im Bilde stehen. Das Licht kommt von dem Feuer her, an welchem der Pfahl gebrannt wird, und thut ganz gute Wirkung.

Lit. H. Mit Bistre getuschte Federzeichnung, verdient wegen Kunst und Wissen zunächst einen Platz. Polyphem liegt, von Wein und Schlaf überwältigt, am Felsen in der Höhle und hält, mit erschlaffter Hand, weinverschüttend, seinen Becher, den ihm Odysseus noch einmal füllt; dieser horcht auf die in Wolken sitzende Minerva; eine schwebende Victorie reicht ihm Lorbeerkranz und Palmzweig. Auf der einen Seite des Bildes erblickt man Schafe, auf der andern lauern, hinter einem Felsklumpen, die Gefährten des Odysseus.

Das Ganze ist mit sicherer Hand gezeichnet, desgleichen die Anordnung gut gelungen; nur gegen den Kyklopen läßt sich erinnern, daß sein Charakter, zu athletisch ausgebildet, nicht die plumpe Rohheit andeutet, welche ihn, für den Kunstzweck so günstig, mit den Figuren des Odysseus und seiner Gefährten in Kontrast stellt.

Lit. C. Aus Ratzeburg. Das physische und moralische Verhältniß des Odysseus zum Polyphem fanden wir in keinem der eingesendeten Stücke richtiger ausgedrückt, als in diesem Oelgemälde. Mit gräßlichem Grinzen klopft

der ſitzende Kyklop dem Odyſſeus, der vor ihm ſteht und den gefüllten Becher darreicht, auf die Schulter und ſcheint ihm zu ſagen: „Dich, Niemand, will ich zuletzt nach allen anderen verzehren.“ Daß von den aufgefreſſenen Gefährten noch Gerippe, Knochen und Schädel zu des Kyklopen Füßen zu ſehen ſind, iſt zwar bedeutend; aber dem guten Geſchmack nicht gemäß. Ein ganzer Leichnam, nach dem Beiſpiel eines antiken Werks in der Villa Borgheſe, hätte ohne Zweifel beſſere Wirkung gethan. Eine ausführliche Beſchreibung des Bildes würde uns zu weit führen; im Ganzen aber ſind wir veranlaßt, unſere vorjährige Bemerkung zu wiederholen. Der Verfaſſer hat, als bloßer Liebhaber der Kunſt, das Techniſche wenig in ſeiner Gewalt; aber ſeine vorleuchtenden Talente haben uns ſchon öfter zu dem Wunſche veranlaßt, daß Umſtände ihm hätten erlauben mögen, ganz der Kunſt zu leben und gehörigen Unterricht zu genießen.

Wenn die Geſchichte erzählt, in der carracciſchen Schule hätten ſogar Farbenreiber ſich, gleichſam unverſehens, zu vorzüglichen Malern gebildet, ſo klingt es allerdings etwas mährchenhaft; indeſſen ſind wir völlig überzeugt, unſer Freund mit ſeinen ſo ausgezeichnet günſtigen Anlagen würde ſchnell und überraſchend als ein Meiſter der Kunſt aufgetreten ſein, falls das Geſchick ihn, gleichviel unter welchen Bedingungen, in eine gute Schule hätte gerathen laſſen.

Lit. G. c. Aus Mannheim. Wiewohl dieſe Zeichnung, mit ſchwarzer Kreide auf weiß Papier, in Hinſicht fehlerhafter Umriſſe und nicht beobachteter Regeln der Verhältniſſe, unter die allerſchwächſten gehört: ſo weiſen wir derſelben doch hier ihren Platz an, weil der Verfaſſer von

dem nöthigen Motiv Gebrauch machte, daß Polyphem einen Leichnam, der ihm zwischen den Füßen liegt, fest hält. Dieser Andeutung wilder, unmenschlicher Rohheit des Riesen, gegen die Gefährten des Ulysses, hat sich sonst keiner der Preisbewerber in dem Maaße bedient. Auch ist die Anordnung der Gruppe von Polyphem, Odysseus und einem Gefährten des Letzten, welcher den Weinschlauch trägt, nicht übel gelungen. Daß hingegen Odysseus den Becher hält, und Polyphem selbst beschäftigt ist, aus dem Schlauche Wein in denselben laufen zu lassen, kann nicht gut geheißen werden. Der Künstler hat gute Anlagen; allein dringend muß man ihm empfehlen, sich die nöthigen Kunstkenntnisse zu erwerben.

Lit. G. Oelgemälde, aus Düsseldorf eingesandt. Die Hauptfarbe ist grau in grau, aber die Gewänder sind verschieden nüancirt, so daß einige etwas ins gelbe, andere ins röthliche fallen.

Zeichnung, Styl und Geschmack der Formen in diesem Bilde fordern uns nicht zu Lobsprüchen auf; man stößt wechselsweise auf Unrichtigkeiten der Anatomie und der Proportionen und auf Stellen mit kleinlichem Detail überladen; demungeachtet hegen wir von den Fähigkeiten des Verfassers keine geringe Meinung, denn der Inhalt seines Bildes ist mit Fleiß zusammengedacht. Seine Gedanken haben zwar eine für bildende Kunst nicht ganz passende Richtung; aber doch, so wie sie dargestellt sind, innerlichen Zusammenhang.

Polyphem scheint, in trunkener Verwirrung, laut zu stöhnen, und im Begriff von seinem Sitz herunterzusinken, stützt ihn kaum noch die Keule, welche er mit der Rechten gefaßt hält, Odysseus, das leere Gefaß in der Hand,

macht gegen die Gefährten Zeichen, daß der Wein an dem Riesen zu wirken beginne. Der Vornehmste unter den Gefährten antwortet ebenfalls mit Zeichen, ein anderer entsetzt sich über das Gebrüll des Kyklopen, ein dritter nimmt erschrocken die Flucht. Auf der andern Seite, hinter dem Riesen, befinden sich auch drei Gesellen des Odysseus, sie halten den Ast oder Pfahl, der jenem ins Auge gebohrt werden soll. Einer borcht bloß, dem andern scheint der wilde Laut eine schmerzhafte Empfindung zu verursachen, der dritte äußert Furcht. Unten im Schatten liegen menschliche Schädel und Knochen. Hoch in der Höhle sieht man einige halbversteckte Ziegen.

Verschiedene Köpfe sind mit Ausdruck und Geist gemalt, auch zeigen manche Glieder, manche Theile der Gewänder, daß der Künstler die Natur nachzuahmen beflissen war; mit einem Wort: die ganze Arbeit läßt uns einen jungen Mann von Fähigkeiten wahrnehmen, welchem wir bei seinen künftigen Unternehmungen gebildete Rathgeber wünschen; denn so läßt sich zwar, bei gegenwärtigem Gemälde, wie schon gezeigt worden, aus dem Schreien des Kyklopen das Uebrige, was in dem Raume vorgeht, recht gut entwickeln; allein eben zu einem solchen Hauptmotiv, als einem fürs Ohr und nicht fürs Auge berechneten Anstoß, würden wir nicht gerathen haben.

Lit. L. Zeichnung auf grau Papier getuscht und weiß aufgehöht. Dem an der Erde liegenden Kyklopen bohrt Odysseus, mit Hülfe dreier Gefährten, den glühenden Pfahl in die Stirne, der vierte, ein junger Mensch, legt nicht Hand an, sondern guckt nur furchtsam zwischen den andern durch. Außer ein paar Gefäßen, die am Feuer stehen, sind keine Nebenwerke angedeutet, auch ist

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweytemal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab,
Und bittet ſehnlich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

die Wirkung von Licht und Schatten gering, da das Ganze nur leicht und als Skizze behandelt iſt. Das beſte Verdienſt dieſes Werks beſteht in der wohlgezeichneten Figur des Kyklopen, die, wenn man ſie bloß als eine Akademie betrachtet, in der That lobenswerth iſt; der Charakter derſelben aber hat nichts Gewaltiges oder Rieſenhaftes an ſich. Den andern Figuren fehlt es an gehöriger Abwechſelung in Geſtalt und Ausdruck; Odyſſeus ſollte viel edler gehalten ſein. Die Anordnung kann ebenfalls nicht für gelungen gelten. Denn wiewohl der Künſtler ſeiner Gruppe überhaupt Pyramidalform zu geben gedachte, und ſelbſt den Odyſſeus, die Geſellen und das obere Theil des Rieſen in dieſer Abſicht gut genug zuſammenſtellte; ſo zerſtört doch die, aus dieſer Form herausragende untere Hälfte des Kyklopen alles Gefühl der Gebundenheit und deutet in die leere Weite der Höhle.

Lit. B. Zeichnung auf braun Papier, getuſcht und weiß gehöht. An der Erde liegend trinkt Polyphem aus dem Becher, welchen ihm der hinzutretende Odyſſeus darreicht. Die Gefährten ſehen der Scene zu, und tiefer in der Höhle ſieht man Schafe eingepfercht ſtehen. Hinter einem Stück des Felſens verborgen brennt Feuer, durch welches der Künſtler ſein Bild mit recht guter Wirkung erleuchten läßt. Die Umriſſe ſind nicht richtig, alle Figuren überhaupt etwas kurz und plump. Odyſſeus, mit Mantel und Krone, ſieht eher einem ſchlechten Schauſpieler, als einem Helden ähnlich; wie denn das Ganze einen gewiſſen theatraliſchen Anſtrich hat, der in Werken der bildenden Kunſt auf das ſorgfältigſte vermieden werden ſollte.

Lit. A. Zeichnung auf gelb Papier, getuſcht und weiß gehöht. Odyſſeus, von vielen Geſellen begleitet, reicht dem ſitzenden Kyklopen zu trinken, welcher, wie Jemand treffend geſagt, ſehr rechtſchaffen ausſieht, wenig größer iſt als einer von ſeinen Gäſten, und an Kraft ebenfalls keinem derſelben ſehr überlegen ſein dürfte. Schafe, Putten, Körbe ꝛc. füllen als Nebenwerke, den Raum. Hinter einem Felsſtück, neben dem Kyklopen, brennt Feuer und beleuchtet die Scene. Der Verfaſſer dieſer Zeichnung hat mit dem der vorhergehenden in Geſchmack und Verfahren viel Aehnliches; nur ſind ſeine Figuren ſteifer, die Wirkung von Licht und Schatten hingegen gelang ihm nicht ſo gut. Wir zweifeln nicht, daß beide junge Männer Talente beſitzen; aber ſie ſind nicht auf dem rechten Wege begriffen. Wir empfehlen ihnen daher dringend, mit Ernſt nach ernſten Werken zu ſtudiren, ohne welche Bemühung ſie ſonſt ſchwerlich die Oberfläche durchbrechen möchten.

Lit. B. Zeichnung auf grau Papier, mit ſchwarzer und weißer Kreide. Der Kyklope ſitzt an der Erde und hält einen Becher dar, in welchen Odyſſeus aus einem großen Gefaß Wein gießt, ein neben ihm ſtehender Geſelle trägt noch ein Gefaß auf der Schulter. Entfernter liegen und ſtehen fünf andere, die weder Furcht noch Unruhe zeigen. Kleines Vieh und allerlei Geräthſchaften füllen den übrigen Raum, ſo daß das Ganze eine reiche Compoſition wird. Der Kyklope iſt im Verhältniß zu den übrigen Figuren ſehr groß gehalten; aber, nach einem magern, ſchwachen, vielleicht gar gebrechlichen Modelle, nicht mit zulänglicher Wiſſenſchaft und Feſtigkeit gezeichnet. Odyſſeus hat zwar edlere Formen und gut geworfene

Falten; allein es fehlt am Verhältniß der Theile. Verschiedene, ziemlich wohlgerathene Köpfe sind das Beste, was diese Zeichnung anbietet.

Lit. C. a. Umriß der Feder auf weiß Papier, ohne Andeutung von Licht und Schatten.

Polyphem sitzt auf einem Steine in der Höhle, Odyſſeus tritt heran und reicht ihm den Becher, Gesellen lauern hinter einem Fels versteckt, tiefer im Grunde, brennt Feuer und man sieht nahe dabei den Pfahl angelehnt stehen, Schafe und allerlei Geräth sind zur Ausfüllung gebraucht. Es fehlt dem Verfasser dieser Zeichnung zwar an Uebung im Componiren und auch an wissenschaftlichen Kenntnissen; allein er hat meist richtig gedacht und verdient daher Aufmunterung.

Lit. E. Flüchtige Zeichnung, auf grau Papier, mit weißer und schwarzer Kreide. Wir bringen dieses Stück im Fach der Figuren zuletzt vor, nicht weil die Darstellung die werthloseste ist, vielmehr gestehen wir derselben in Hinsicht auf Geschmack und Charakter mehr Verdienst zu, als einige früher erwähnte Stücke haben mögen; allein der Verfasser hat wenig Aufwand von Erfindung gemacht; denn im Wesentlichen ist sein Werk von ganz gleichem Inhalt mit einem antiken geschnittenen Steine, der in W. Tischbeins Homer in Kupfer gestochen vorkommt.

B.

Kyklopiſche Landſchaften.

Nro. 1. Mit einigem Hinzuthun und Weglaſſen mag der Kunſtler zu ſeinem recht braven Oelgemälde ein Stuck von der ſicilischen Kuſte benutzt haben. Der hohere Aetna und die vorliegenden, in das Meer niederſteigenden Berge bauen ſich herrlich uber einander; dieſe ganze linke Seite des Bildes iſt durchaus im edlen Styl gehalten, auf der entgegengeſetzten aber ſtreift unwahrſcheinlich, wie uns dunkt, und unpaſſend zum Charakter des Ganzen, eine niedrige, mit Baumen beſetzte Landzunge in das Meer hinaus. Den Vordergrund ſchmuckt eine hubſche Gruppe hoher Bäume, an deren Fuß zwei nackende Jünglinge ſitzen, deren einer auf der Rohrpfeife blaſt, der andere mit einer Ziege ſcherzt. Durch dieſe und einige wild aufgeſchoſſene Fruchtähren wird gleichſam ein goldenes Zeitalter angedeutet. So gute Eigenſchaften, als wir hier anzuführen gehabt, erregen ein lebhaftes Intereſſe fur den Kunſtler und ſein einwohnendes Talent. Möchte er nur ſich bemühen, den Gehalt ſeiner Produkte durch ſorgfaltigere Ausarbeitung, durch mehr Wahrheit in Ton und Farbe, ſo zu erheben, daß Kunſtfreunden auch die wiederholte Betrachtung derſelben reizend bliebe!

Nro. 2. Oelgemalde. Im Vorgrund fröhlich grunende Auen, mit ſchattenden Buſchen und Bäumen geſchmückt, im Meer liegt nahe ein von Wellen beſpulter Fels, weiterhin erſtreckt ſich die Kuſte mit Bergen, von welchen der entfernteſte raucht, alles in warmem Abend-

licht, bei schönem heiteren Himmel. Der Verfasser kann nicht besser thun, als in diesem gefälligen Geschmack fortzufahren; er zeigt Geschick für das Anmuthige in der Composition und nicht weniger Sinn für Harmonie der Farben. Das Studium der Natur nicht zu vernachlässigen, möchte wohl der beste Rath sein, den wir ihm geben können.

Nro. 3. Zeichnung mit Tusche und schwarzer Kreide. Einige Lichter sind mit dem Pinsel aufgetragen. Dieses Werk ist überhaupt im C. Poussin gehalten. Eine Bucht erstreckt sich ins Land, an deren Seite hohe Felsen hinlaufen, von denselben fallen Bäche nieder; hinten erhebt sich, über höheres Gebirg von Wolken umflossen, der rauchende Gipfel eines Vulkans und noch weiterhin beschneite Zacken; die Staffage bezieht sich auf die Ankunft des Odysseus und seiner Gefährten. Eine große Höhle im Felsen deutet die Wohnung des Kyklopen an. Als Entwurf hat dieses Werk allerdings auf Beifall gerechten Anspruch. Es ist in der That ein poetisches Land angedeutet, müssen wir sagen, nicht dargestellt: denn die Ausführung ist zwar kräftig, aber völlig charakterlos.

C.

Poetische und historische Gegenstände.

Von Rahl in Kassel.

Nro. 4. Polyidos und Glaukos. Wir schicken die Erzählung dieser weniger bekannten Fabel voraus. Poly-

idos, ein Seher, soll den verlornen Glaukos, einen Sohn des Minos, auf Befehl des Vaters wieder auffinden. Er findet ihn, aber todt. Nun soll, auf Geheiß des alten Tyrannen, der Finder den Gefundenen lebendig machen. Beide werden zusammen in ein Grab geschlossen; aber auch hier verlassen die Alleserleuchtenden ihren Liebling nicht. Polyidos erblickt eine Schlange, die sich dem Leichnam nahert; er trifft und erschlagt sie mit einer Graburne; bald folgt eine andere Schlange, die, als sie ihre Gespielin todt erblickt, hinweg eilt, mit Kräutern im Munde zurückkehrt, durch deren Auflegung die Todte belebt wird. Polyidos bringt mit eben diesen Kräutern den Jüngling zum Leben zurück.

Dieses, vielleicht mehr zu einer poetischen als malerischen Ausführung geeignete Mährchen, hat unserm Künstler zu einer vortrefflichen Zeichnung Anlaß gegeben, wobei man jene Wunderbegebenheit gern erzählen und wiederholen läßt.

In einer von einzelnem Lampenlichte erleuchteten Gruft sieht man, zwischen verschiedenen Grabmälern, den Leichnam des Glaukos auf einer Bahre halbzugedeckt liegen, neben ihm sitzt Polyidos, der voll Erstaunen beide Schlangen betrachtet, von welchen eine die heilsamen Kräuter im Munde trägt. Polyidos und Glaukos sind zwei edle, mit Geschmack drapirte Figuren, ihre schönen Köpfe werden malerisch von ledigen Haaren geschmückt. Das Licht ist verständig in Massen gesammelt und verursacht eine sehr angenehme Wirkung. Wir kennen keine Arbeit unsers werthen Freundes, worin ein so lieblicher Schein waltet wie hier; auch durfte wenig von ihm mit größerer Sorgfalt und Reinlichkeit ausgeführt werden sein, als diese Zeichnung.

Nro. 5., 6. Oelgemälde, bestimmt über Thüren eingesetzt zu werden.

Telemachos und Odysseus sitzen zu Tisch einander gegenüber im Hause des Eumenios, der eben am Herd beschäftigt ist, einen Kessel vom Feuer zu heben. Hinter dem Odysseus tritt Athene schwebend aus Wolken hervor, hebt das Gewand ihm von Brust und Schultern weg, und der Sohn erkennt nun voll Erstaunen den Vater. Unter dem Tische liegt ein großer Hund, welcher die Gegenwart der Göttin fühlt und wegzuweichen sucht. Durch die offene Thüre sieht man ein paar Schweine, zugleich Weinreben an einem Baume emporrankend und in der Ferne das Meer. Dieses ist der flüchtige Umriß eines Bildes, welches ungemeiner Fleiß und Reinlichkeit der Ausführung, blühende Fleischtinten, fröhliche Farben überhaupt, zarte Formen und edle Charaktere zu einem der angenehmsten machen. Was an Zeichnung und Verhältnissen in einigen Theilen noch zu wünschen sein möchte, ist von wenig Bedeutung gegen die mannigfaltigen Verdienste, welche ohne Widerrede zugestanden werden müssen, und an Reinheit des Gedankens möchte vielleicht von keinem lebenden Künstler ein übertreffendes Werk aufzuweisen sein.

Das Gegenbild stellt Penelopeia dar, welche, vom Stickrahmen aufgestanden, ihren wieder nach Hause gekommenen Sohn umhalset. Die Amme Antikleia schreitet mit treuherziger Freude auf Telemachos zu. Drei andere weibliche Figuren nehmen an der Handlung keinen Theil, sondern sind bloße Zuschauer. Wiewohl der Künstler die Penelopeia mit Recht schön und gar nicht veraltet, den Telemachos dagegen als einen erwachsenen Jüngling

bildete: so ist ihm nichts desto weniger gelungen, das Umfangen dieser beiden Hauptfiguren mit solcher Zartheit zu nüanciren, daß über ihr wahres Verhältniß kein Zweifel entstehen kann. Uebrigens ist der Gegenstand dieses Bildes nicht so reichhaltig poetisch, wie der des erstererwähnten Gemäldes, und daher mochte es wohl kommen, daß die meisten Beschauer sich für jenes erklärten. Im Fleiß der Ausführung sind beide Stücke einander ähnlich; die Farben scheinen hier aber nicht so harmonisch gewählt wie dort; auch die Composition des Ganzen hat weniger Anziehendes.

Von Langer, dem Jüngern, in Düsseldorf. Auch diesem Künstler sind wir für abermalige Mittheilung mehrerer schätzbarer Arbeiten vielen Dank schuldig.

Nro. 7. Ein Oelgemälde, grau in grau. Coriolan nimmt Abschied von seiner Familie.

Der Held, mit Schild, Helm und Schwerdt versehen, will sich eben wegbegeben, die Gattin jammert, ein Jüngling lehnt sich trostlos an sie an, und scheint mit der ausgestreckten Rechten den scheidenden Vater zu halten, eine alte Frau, vermuthlich Coriolans Mutter, sitzt mit auf die Knie gestütztem Ellenbogen, das Gesicht in beide Hände verbergen; zu ihren Füßen, in harmloser Unschuld ein nackendes Kind mit Knochelchen spielend. Das Verbannungsdecret liegt an der Erde.

Wohlgegründete Kenntnisse der Anatomie, die den übrigen Arbeiten des Künstlers zum Ruhm gereichten, zeigen sich auch in den Umrissen dieses Bildes, wobei man aber doch einige steife geradlinichte Stellen bemerkt. Die Schenkel am Coriolan sind, im Verhältniß gegen die Beine, zu kurz, auch scheint die Figur des größeren

Knaben etwas zu lang gehalten. Die Falten der Gewänder sind, mit Ausnahme weniger einzelner Theile, von sehr gutem Geschmack, Licht und Schatten kräftig und in großen Massen vertheilt. Die Ausführung ist wegen des Fleißes zu loben und mehr noch, weil der Künstler den Charakter des Fleisches vorzüglich wohl getroffen hat. Durch das ganze Bild leuchtet sein Streben hervor, den Geschmack des Nic. Poussin mit der auffallenden Wirkung, wodurch sich die Produkte der neuern französischen Schule auszeichnen, zu verbinden.

Nro. 8. Zeichnung, die Vergötterung Homers vorstellend, mit der Feder schraffirt und leicht getuscht.

Homer sitzt, die Leier in der einen Hand und in der andern eine Schriftrolle haltend; ein schwebender weiblicher Genius hält über des Dichters Haupt einen Lorbeerkranz nebst dem Sinnbild der Ewigkeit; vor dem Homer steht ein Altar und zwei weibliche Figuren, wahrscheinlich die Ilias und die Odyssee; die erste ist mit einem hohen Diadem geschmückt, hält eine Keule und gießt aus einer Schale Opfertrank auf den Altar. Die andere Figur, mit leichtfliegendem Gewand, hat einen Kranz in den Haaren und hält einen Opferkrug empor.

Zeichnung und Geschmack sind an diesem Werk von untadelicher Reinheit; die Falten der Gewänder fallen zwar sehr zierlich, nur wird man einen etwas steifen Charakter an denselben gewahr.

Nro. 9. Zeichnung von ähnlicher Größe und Behandlung wie die vorige. Orpheus, begleitet vom Eros, spielt auf der Leier, die Mören unterbrechen ihr ewiges Gespinnst und merken auf; der dreiköpfige Wächter des Erebos selbst scheint mit leisem Heulen zu horchen und

Eros ihn mit kindischem Muthwillen zu bescheiten. Diese Zeichnung hat eben solche Verdienste wie die vorerwähnte und giebt, so wie jene, zu Einwendungen gegen die etwas steifen Falten der Gewänder Anlaß.

Nro. 10. Cato von Utica, im Begriff sich selbst zu entleiben. Fleißig ausgeführte und kräftige Zeichnung, auf grau Papier, getuscht und weiß gehöht. Unsere Leser erinnern sich vielleicht des, in den Nachrichten von der vorjährigen Ausstellung mit Lob angeführten kleinen Entwurfs von diesem Gegenstand, welcher nun hier in einer Figur von ohngefähr 18 Zoll, zwar sehr fleißig, aber doch nicht ängstlich ausgearbeitet worden. Besonders der obere nackte Theil der Figur hat ungemein viel Verdienste; dem Kopf allein dürfte vielleicht ein edlerer Charakter zu wünschen sein.

Nro. 11. Perseus und Andromeda. Aufgabe des vorigen Jahres, nachgesendet. Zeichnung. Sepia auf weiß Papier.

Am felsigen Ufer sieht man Andromeda, nackt und gefesselt, ausgesetzt, sie liegt Vater und Mutter ohnmächtig in den Armen. Das Ungeheuer nahet und Perseus schwebt herab, um es mit seiner Harpe zu bekämpfen. Die Ausführung ist äußerst fleißig, auch der Geschmack oder vielmehr die Absicht des Künstlers in Formen und Falten nicht tadelnswerth; aber die Zeichnung fehlerhaft und mehrere Stellen sind etwas fehlerhaft gerathen.

Nro. 12. Eine mit vieler Keckheit des Pinsels und mit lebhaftem Sinn für die einem Gemälde zukommenden Eigenschaften verfertigte Copie von Guido's berühmtem Kindermord, in der Größe des Originals, von Jagemann, zog, wie billig, die Aufmerksamkeit der Beschauer an.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich dir, daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut, ich halt' ihn nicht:
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende!
Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt.
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
Gefunden hab' ich dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Unſer junger Landsmann, der gegenwärtig in Paris ſtudirt, gab durch dieſes Werk einen Beweis von ſeinen Fortſchritten im Lauf des vergangenen Jahrs.

Nro. 13. Unter den Schätzen der Gallerie zu Kaſſel verdient die Charitas von Leonardo da Vinci die Aufmerkſamkeit der Künſtler und Liebhaber im höchſten Grad. Herr Riepenhauſen hat den ſchönen Kopf dieſer Figur, in Aquarellfarben trefflich copirt, zur Ausſtellung eingeſandt. Die ſüße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die ſanfte, gleichſam bittende Neigung des Haupts, ſelbſt der gedämpfte Farbenton des Originalbildes, waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausſtellung beſuchten, haben dieſen Kopf mit vielem Vergnügen geſehen; ja derſelbe muß einen Kunſtliebhaber im höchſten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kuſſes, von angenehmen Lippen, auf dem Glaſe, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden.

Nro. 14. Noch liegt uns ob, dieſer Zeichnung zu gedenken, in welcher ein hieſiger talentvoller Liebhaber der Kunſt einen durchaus günſtig aufgenommenen Beitrag geliefert hat; es iſt ein weibliches Bruſtbild nach Leon. da Vinci, das unter dem Namen „la belle ferronière“ als Geliebte Franz I. bekannt iſt. Glatt, gemüthlich, voll von Geſicht, einfach geputzt und eben darum deſto anziehender.

Beſtimmter Umriß, ohne Härte, nebſt vorzüglicher Zartheit und Reinlichkeit in der Ausführung, ſind die Verdienſte, welche dieſer Zeichnung, auf weiß Papier, mit ſchwarzer Kreide, den ungetheilten Beifall aller Beſchauer erworben und uns zu dem Wunſche veranlaßt haben, daß

es dem Verfaſſer gefallen möge, unſeren Ausſtellungen künftig jedesmal neue Beweiſe ſeiner Kunſtliebe und ſeines Fleißes zuzuwenden.

Nro. 15. Ein Theil der Gemälde Polygnots in der Leſche zu Delphi; von den Gebrüdern Riepenhauſen in Göttingen. Es war ein glücklicher Gedanke der Künſtler, dieſe ſo lange untergegangenen Gemälde nach des Pauſanias Beſchreibung wieder herzuſtellen, welches in ſehr ſaubern Bleiſtiftumriſſen auf weiß Papier geſchehen. Da wir nachher auf dieſen, für bildende Kunſt und Alterthum ſo wichtigen Gegenſtand nochmals zurückkommen werden: ſo ſtellen wir hier nur wenige Bemerkungen, welche die künſtleriſche Ausführung betreffen, auf.

Nicht immer iſt die Zeichnung der Figuren untadelhaft, aber der Geſchmack, in welchem ſie gehalten ſind, durchaus zu loben, wie auch der gutgerathne Ausdruck mancher Köpfe. In einigen ſchienen uns die Augen aufgeriſſen und zu rollend. Auch bemerkt man Profile, an welchen ſich die Stirne von der Naſenlinie zurückzieht, anſtatt vorzutreten. Dem Charakter der Geſtalten überhaupt wäre mehr Verſchiedenheit und kräftigere Andeutung zu wünſchen; daß der Greis mehr als Greis, das Kind kindlicher, Herren und Knechte merklicher unterſchieden dargeſtellt wären. Die Falten ſind meiſt gut geworfen, nur die klein gefalteten Gewänder, wie z. B. an einem der Knechte, welche das Maulthier befrachten, würden wir dem Künſtler abrathen. Freilich iſt es wahr, man findet dergleichen nicht ſelten auf antiken Vaſengemälden. Allein wenn ſchon dieſe als ſehr ſchätzbar anerkannt werden, ſo ſind ſie doch nicht in allen Stücken nachahmungswerth.

Nro. 16. 17. 18. Drei Brandſtücke von Oldendorp in Dresden. Gegen die vorjährigen gehalten, haben wir einige Fortſchritte wahrgenommen. So iſt in dem einen kleinern Gemälde das Schloß ungemein maleriſch auf den Felſen gebaut und der Aufgang des Mondes mit Wahrheit dargeſtellt; allein übrigens hat der Verfaſſer viel zu wenig auf unſern treugemeinten Rath geachtet. Seine Bilder werden den Kenner nicht erfreuen, auch nicht einmal Liebhaber finden, wenn er nicht ſeine Vordergründe durch beſſere Silhouhetten der Bäume und anderer Gegenſtände, durch zweckmäßige Staffage, durch Abſtufungen von Lichtern belebt und auf dieſem Wege dem Ganzen durch ein abwechſelndes Colorit aufhilft. Noch iſt das Feuer mit ſeinem Wiederſcheine zu eintönig, die Rauchmaſſen zu ſchwer, der Himmel meiſt zu finſter und todt, und die Vordergründe zu wüſt; Mängel, die durchaus geboben werden können und müſſen. Wir erſuchen ihn, die verdrießlichen Fichten zu laſſen und zu den Baumgruppen, die er ſeinem Feuer entgegenſtellt, glücklichere Umriſſe von Laubhölzern aufzuſuchen.

Hierbei können wir uns einer allgemeinen Bemerkung nicht enthalten: die Talente werden auf gar verſchiedenen Wegen in die Kunſt hineingelockt. Einen Künſtler zieht die menſchliche Geſtalt, den andern die untergeordnete thieriſche Bildung an; einer wählt ſich die grün bewachſene und von Menſchenwohnungen durchſäte äußere Form der allgemeinen Welt, ein anderer findet ſich durch die Wirkungen des Tageslichtes von den atmoſphäriſchen Erſcheinungen gereizt; jeder greift nun vorzugsweiſe ſeine Gegenſtände, ſo gut er kann, künſtleriſch an; allein wie er vorwärts gelangt, ſieht er, daß er vieles nebenher, ja

den Sinn für alles braucht. Unser Künstler scheint auf eine wunderbare Weise durch Nachtbrände frappirt worden zu sein. Durch diese ungeheure elementarische Wirkung begeistert, tritt er in den Kreis der Kunst. Schon hat er sich der Architectur genähert; denn es ist billig, daß er die Werke des Baumeisters kenne, die er zerstören will. Ein Studium nach Canalett würde ihn vielleicht zu seinen Zwecken am geschwindesten fördern. Möchte er uns im nächsten Jahre ein brennendes Ritterschloß darstellen, so würde uns ein solcher Beitrag willkommen sein.

Nro. 19. 20. Zwei Viehstücke, nach Berghem copirt, von Oldendorp eingesandt; mit fertigem Pinsel gearbeitet und der Farbenton der Originale nicht übel nachgeahmt. Möge er dergleichen Nachbildungen als Studien ansehen, um künftig damit seine Nachtbrände zu schmücken, bis er nach und nach sie aus eignem Vorrath zu staffiren sich einrichtet!

Nro. 21. Verklärung nach Raphael. Kupferstich, von den Gebrüdern Raphael und Anton Morghen gemeinschaftlich in sehr großem Format gestochen. Wir setzen voraus, daß unsern Lesern der Inhalt des Originalgemäldes nicht fremd sein könne, und beschränken uns auf die Würdigung der Arbeit der Kupferstecher.

Alles, was zur Glorie gehört, ist sehr leicht und duftig behandelt. Das im Vorgrund knieende Mädchen, so wie der besessene Knabe und der zuvörderst sitzende Apostel, zeigen eine ungemeine Kunst des Grabstichels. Hingegen mangelt es mehrern der weiter zurückstehenden Apostel an geistreichem Ausdruck und selbst an kräftigem Charakter und Richtigkeit der Formen. Deswegen läßt sich mit Grund vermuthen, die Zeichnung, nach welcher dieses

Blatt geſtochen worden, ſei nicht vorzüglich geweſen. Ob übrigens die Sage, Raphael Morghen beſchäftige ſich gegenwärtig, nach einer beſſern Zeichnung von gleichem Bild eine andere Platte zu ſtechen, gegründeter ſei als das Vorgeben, gerade über dieſer gegenwärtigen Platte ſei er erblindet, und eben um deßwillen habe ſein Bruder dieſelbe vollendet ausgearbeitet, überlaſſen wir denen zu entſcheiden, die von der Sache beſſer unterrichtet ſind.

Nro. 22. Basrelief von Döll in Gotha. Athene hält den Eros gefangen. Recht angenehm gruppirt. Das Kind an Geſtalt rund, weich und kindlich gehalten, ſein Widerſtreben lebhaft ausgedrückt. Athene ſitzt ein wenig zu ſehr gebückt, dem Edlen und Würdigen zu einigem Nachtheil.

Nro. 23. Madonnenbruſtbild. Basrelief, ſehr flach gehalten, von demſelben. Ein edles, ſchönes Profil. Der über das Haupt geworfene Schleier iſt von der beſten Wirkung. Wäre der Kopf etwas mehr vorwärts geneigt und das Auge niedergeſchlagen: ſo würde der charakteriſtiſche Ausdruck des jungfräulich demüthigen und ſanften noch mehr gewonnen haben.

Nro. 24—29. Portraitbüſten, von Tiek. Auch dieſer, bei uns noch immer verweilende, wackere Künſtler hatte in dieſen Arbeiten rühmliche Zeugniſſe ſeines Talents aufgeſtellt. Am beſten iſt ihm das Bruſtbild der Demoiſelle Jagemann geglückt, worin bei der ſprechendſten Aehnlichkeit das Bedeutende mit dem Zarten in einem ſchönen Gleichgewichte ſteht. Betrachtet man das Werk theilweiſe, ſo ſcheinen Mund, Hals und die Fläche der Wangen vorzüglich Lob zu verdienen. Einige Beſchauer wollten den Charakter des Ganzen etwas zu ernſt und ſtrenge finden,

woran die zu eckig gehaltenen Formen der Nase und der Augenknochen, so wie die scharfen Umrisse der Augen selbst schuld sein mögen. Haare und Drapperie sind mit Geschmack angelegt.

Nicht mindern Anspruch auf Beifall hatte auch das Brustbild des Herrn Brentano. Ein junger männlicher Kopf, von kurzen, krausen Locken umgeben, so geistreich als fleißig ausgeführt.

Herr Geheimrath Voigt, ebenfalls ein Brustbild, welches zwar in Hinsicht auf Geschmack und fleißige Ausführung den vorigen beiden nicht gleich steht, doch in Betracht der Aehnlichkeit wohl gerathen ist. Die Fleischpartieen haben überdem einen vorzüglich fließenden Charakter. Der Ausdruck ernsten Nachdenkens mag dem Bildniß eines geschäfteführenden, thätigen Staatsmanns geziemen und motivirt also die etwas zu sehr in die Höhe gehende Richtung des Hauptes und des Blickes der Augen.

Noch zwei weibliche Büsten. Die eine, ein verstorbenes vierzehnjähriges Mädchen vorstellend und nach einem gemalten Bildniß desselben gearbeitet, ist einfach und jugendlich gefällig, die andere eine hübsche junge Frau, zierlich aufgesetzt.

Nro. 30. Zwischen diesen Werken war Herrn Hofrath Wieland's Büste von Schadow aufgestellt, welche auch eher kenntlich, als ähnlich zu nennen wäre. Bei sehr geringem Verdienst der flüchtigen, ja nachlässig skizzenhaften Behandlung, bemerkt man jedoch gewisse momentane Züge des Lebens und der Natur, die glücklich aufgefaßt sind, um von des Verfassers Anlagen einen recht vortheilhaften Begriff zu geben. Nur hat er dieselben weder durch ernste Studien, noch ernste Uebung, in gehörigem Grade ausgebildet.

Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi.

An diesem Versammlungsorte, einem Porticus, den man um einen länglich viereckten Hof herum gezogen, und nach innen zu offen denken kann, fanden sich noch zu Pausanias Zeiten wohl erhalten einige Werke Polygnots.

Das an der rechten Seite befindliche Gemälde bestand aus zwei Abtheilungen, wovon die eine der Eroberung Troja's, die andere, nach unserer Ueberzeugung, der Verherrlichung Helenas gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zusammenstellung unter sich, so wie die Nachbarschaft beider Vorstellungen, kann unsere erste Tafel vergegenwärtigen.

Pausanias beschreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, so wie die Gruppen dem Hereintretenden und an dem Bilde Hergehenden vor die Augen kamen, in welcher Ordnung sie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet worden; obgleich eine andere Betrachtungsweise, die wir in der Folge darlegen werden, Statt finden möchte.

Zur Linken sah man ein einzelnes, großes Bild, den Besuch des Odysseus in der Unterwelt vorstellend.

Wir nehmen an, daß Pausanias, nach Beschreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurückgekehrt sei, sich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daselbst befindliche Gemälde, von der Linken zur Rechten, beschrieben habe; wie es denn auch auf unserer zweiten Tafel vorgestellt ist.

Wir ersuchen unsere Leser, sich zuerst mit dieser unserer Darstellung, so wie mit der Beschreibung des Pausa-

nias, die wir im Auszuge liefern, bekannt zu machen, ehe sie zu unseren Muthmaßungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieser Kunstwerke anzudeuten gedenken.

Dabei werden sie durchaus im Auge behalten, daß die Gruppen keineswegs perspectiv, sondern nach Art damaliger Kunst neben, über und unter einander, jedoch nicht ohne Weisheit und Absicht gestellt gewesen.

Eroberung von Troja.

X.

Epeus, nackend vorgestellt, wirft die Männer von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit seinem Haupte über dieselben hervor.

Polypoites, Sohn des Peiritboos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas, Sohn des Theseus, ist neben ihm. Odysseus steht in seinem Harnisch.

XI.

Ajas, Sohn des Oïleus, hält sein Schild und naht sich dem Altar, als im Schwur begriffen, daß er Kassandren wider Willen der Göttin entführen wolle.

Kassandra sitzt auf der Erde vor der Statue der Pallas, sie hält das Bild umfaßt, welches sie von dem Fußgestelle hob, als Ajas sie, die Schutzflehende, wegriß.

Die zwei Söhne des Atreus sind auch gehelmt, und überdies hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen sieht, der bei dem Opfer zu Aulis als ein Wunderzeichen erschien. Die Atreiden scheinen den Ajas abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verscheidet Elasſos unter den Streichen des Neoptolemos: er ist sterbend vorgestellt. Astynoos kniet, nach ihm haut Neoptolemos. Dieser ist der Einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Ferner ist ein Altar gemalt, wohin sich ein furchtsames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harnisch, wie man sie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hintertheil zusammengesetzt und durch Spangen befestigt.

XIII.

Laodike sieht jenseit des Altares, sie befindet sich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken auf einem steinernen Fußgestell.

Medusa, eine Tochter Priamos, liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben sieht man eine alte Frau mit geschorenem Kopf, ein Kind auf ihren Knieen haltend, welches furchtsam seine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Maler hat nachher todte Körper vorgestellt. Der erste, den man erblickt, ist Pelis, ausgezogen und auf dem

Rücken liegend. Unter ihm liegen Euoneus und Admetos, welche noch geharnischt sind: höher seht ihr andere. Leokritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Euoneus und Admetos sieht man den Körper des Koroibos, der um Kassandra freite.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Aries und Agener.

Ferner seht ihr Sinon, den Gefährten des Odysseus und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt sich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieses Haus zu verschonen haben.

Theano wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgestellt. Der erste sitzt auf einem Harnisch von der alten Art, der zweite auf einem Stein. Neben diesem sieht man Antenor mit Krino, seiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Maler hat allen diesen Figuren solche Mienen und Gebärden gegeben, wie man sie von Personen erwartet, welche von Schmerz gebeugt sind.

An der Seite sieht man Diener, die einen Esel mit Körben beladen und sie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind sitzt auf dem Thiere.

Antonio.

Ich bin verlegen, denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem, was heut geschah;
Auch will ich meinen Fehler gern gestehn,
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn:
Doch wenn du glauben könntest, daß ich nicht
Das Mögliche gethan ihn zu versöhnen,
So würd' ich ganz untröstlich seyn. O! sprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich fassen kann, mir selbst vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein, da sey nur immer ruhig,
Ich schreib' es dir auf keine Weise zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl was ich gethan,
Wie sehr ich ihn geschont, wie sehr ich ganz
Vergessen, daß ich eigentlich an ihm
Zu fordern hätte. Über vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen, seinen
Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Verherrlichung der Helena.

I.

Hier wird alles für Menelaos Rückkehr bereitet. Man sieht ein Schiff, die Bootsleute sind untermischt Männer und Kinder.

In der Mitte steht Phrontis, der Steuermann, die Fährstangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithalmenes ein Kleid, und Schriax steigt mit einem ehernen Wassergefäß die Schiffstreppe hinab.

II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, sind Polites, Strophios und Alphios beschäftigt, das Gezelt des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos sitzt ein Kind, ohne Namensbeischrift.

Phrontis ist der Einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann steht Briseis, etwas höher Diomedes und Iphis zunächst; beide als wenn sie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena sitzt, bei ihr steht ein junger Mann, wahrscheinlich Eurybates, der Herold des Odysseus. Zwar unbärtig.

Helena hat ihre zwei Frauen neben ſich, Panthalis und Elektra, die erſte ſteht bei ihr, die andere bindet ihr die Schuhe.

IV.

Ueber ihr ſitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, ſehr traurig; es iſt Helenos, der Sohn des Priamos. Neben ihm ſteht Meges mit verwundetem Arm, neben dieſem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferſe verwundet. Auch Eurýalos hat zwei Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle dieſe Figuren befinden ſich über der Helena.

V.

Neben ihr ſieht man Aithra, die Mutter des Theſeus, mit geſchornem Haupte, als Zeichen der Knechtſchaft, und Demophon, den Sohn des Theſeus, in nachdenklicher Stellung. Wahrſcheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freiheit ſetzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es ohne Beiſtimmung der Helena nicht gewähren wollte. Vermuthlich ſteht Eurybates bei Helena, dieſen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derſelben Linie ſieht man gefangene, höchſt betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Buſen, auch Medeſikaſte, eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheirathet. Dieſe beide Fürſtinnen ſind verſchleiert.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Perſonen.

VII.

Neſtor ſteht zunächſt: er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd iſt bei ihm, das ſich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieſeln um das Pferd her; ſonſt bemerkt man nichts, was die Nachbarſchaft des Meeres bezeichnete.

VIII.

Ueber jenen Frauen, die ſich zwiſchen Neſtor und Aithra befinden, ſieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreuſa, Ariſtomache und Xenodike.

IX.

Ueber ihnen befinden ſich abermals vier Gefangene auf einem Bette: Deïnome, Mettoche, Piſis und Kleodike.

Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt.

Hier ſieht man den Acheron, ſchilficht, und Schatten von Fiſchen im Waſſer. In einem Schiffe iſt der greiſe Fährmann mit den Rudern abgebildet.

Die im Fahrzeug Sitzenden sind keine berühmten Personen. Tellis, ein reifender Knabe und Kleoboia, noch Jungfrau. Diese hält ein Käſtchen auf den Knieen, wie man ſie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charons Nachen wird ein vatermörderiſcher Sohn von ſeinem eignen Vater erdroſſelt.

Zunächſt wird ein Tempelräuber geſtraft. Das Weib, dem er überliefert iſt, ſcheint ſowohl jede Arzneimittel, als alle Gifte, mit denen man die Menſchen ſchmerzlich tödtet, ſehr wohl zu kennen.

Ueber dieſen benannten ſieht man den Eurynomos, welcher unter die Götter der Unterwelt gezählt wird. Man ſagt, er verzehre das Fleiſch der Todten und laſſe nur die Knochen übrig. Hier iſt er ſchwarzblau vorgeſtellt. Er zeigt die Zähne und ſitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächſt ſieht man die Arkadierin Auge, und Iphimedeia. Die erſte hat unter allen Weibern, welche Herkules erkannt, den vaterähnlichſten Sohn geboren. Der zweiten aber hat Mylaſſis, eine Stadt in Karien, große Verehrung erwieſen.

Höher als die erwähnten Figuren ſieht man die Geſellen des Odyſſeus, Perimedes und Eurylochos, welche ſchwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächſt ſitzt ein Mann, mit dem Namen Oknos bezeichnet; er flicht einen Strick aus Schilf, dabei ſteht eine Eſelin, die das, was er flicht, ſogleich aufzehrt.

Nun ſieht man auch den Tityos dergeſtalt abgebildet, daß er nicht mehr Strafe zu leiden, ſondern durch die langwierige Strafe verzehrt zu ſein ſcheint; denn es iſt ein dunkelnder Schatten.

Zunächſt bei Oknos findet ſich Ariadne, die auf einem Felſen ſitzt, und ihre Schweſter Phaidra anſieht. Dieſe ſchwebt an einem Strick, welchen ſie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris, auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwei zärtliche Freundinnen zu ſehen.

Neben Thyia ſteht Prokris, die Tochter des Erechtheus, und nachher Klymene, die ihr den Rücken kehrt.

Weiterhin ſehet ihr Megara von Theben, die verſtoßene Frau des Herkules.

Ueber dem Haupte dieſer Weiber ſitzt auf einem Steine die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächſt ſteht Eryphile, welche die Fingerſpitzen durchs Gewand am Halſe hervorzeigt, wobei man in den Falten das berüchtigte Halsband vermuthen kann.

Ueber der Eryphile iſt Elpenor, in einem geflochtenen Baſtkleide, wie es die Schiffer tragen; dann Odyſſeus kaurend, der das Schwert über der Grube hält: zu dieſer tritt der Wahrſager Teireſias, hinter demſelben ſitzt Antikleia, die Mutter des Odyſſeus.

Unter dem Odyſſeus ſitzen Theſeus und Peirithoos auf Thronen, auf denen ſie durch unſichtbare Macht feſtgehalten werden. Theſeus hat die Schwerter beider in Händen. Peirithoos ſieht auf die Schwerter.

Sodann ſind die Töchter des Pandaros gemalt, Kameiro und Klytie, mit Blumenkränzen geziert und mit Knöchelchen ſpielend.

Dann ſieht man den Antilochos, der, mit einem Fuß auf einen Stein tretend, Geſicht und Haupt mit beiden Händen hält.

Zunächſt ſteht Agamemnon, der die linke Schulter mit einem Scepter unterſtützt, in Händen aber eine Ruthe trägt.

Proteſilaos, ſitzend, betrachtet den gleichfalls ſitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus ſteht Patroklos. Alle ſind unbärtig, außer Agamemnon.

Höher iſt Phokos gemalt, unmündigen Alters, mit einem Siegelring an der linken Hand, die er dem Jaſeus hinreicht, welcher den Ring betrachtet, und ihn abzunehmen im Begriff iſt.

Ueber dieſen ſitzt Maira, auf einem Stein, die Tochter des Prötos.

Zunächſt ſitzt Aktaion und ſeine Mutter Autonoe, auf einem Hirſchfelle. Sie halten ein Hirſchkalb. Auch liegt ein Jagdhund bei ihnen.

Kehrſt du nun zu den untern Theilen des Bildes wieder deine Augen, ſo ſiehſt du nach dem Patroklos den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmales ſitzen. Mit der Linken berührt er die Zither, mit der andern die Zweige einer Weide, an die er ſich lehnt. Er iſt griechiſch gekleidet, weder ſein Gewand, noch ſein Hauptſchmuck hat irgend etwas thraciſches. An der entgegengeſetzten Seite des Baums lehnt Promedon, der nach einigen die Sänger überhaupt, beſonders aber den Orpheus zu hören Freude gehabt.

In dieſem Theile des Bildes iſt auch Schedios, der die Phocenſer nach Troja führte, nach ihm Pelias, auf einem Throne ſitzend, mit grauem Bart und Haupthaar. Dieſer betrachtet den Orpheus. Schedios hält einen kleinen Dolch, und iſt mit Gras bekränzt.

Nächſt dem Pelios ſitzt Tamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Anſehens, mit ſtarkem Haupt- und

Barthaar. Vor seinen Füßen liegt die Leier mit zerbrochenen Hörnern und zerrissenen Saiten.

Etwas höher sitzt Marsyas, welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendest du wieder deine Augen nach dem obern Theile des Gemäldes: so folgt auf Aktaion der salaminische Ajax; sodann Palamedes und Thersites mit Würfeln spielend. Der andere Ajax sieht zu. Dieser hat das Ansehen eines schiffbrüchigen, mit schäumender Meeresfluth besprengten Mannes.

Etwas höher als Ajax steht des Oineus Sohn, Meleager, und scheint jenen anzusehen. Alle haben Bärte, der einzige Palamedes ist ohne Bart.

Zu unterst auf der Tafel, hinter Thamyris, sitzt Hektor und hält mit beiden Händen das linke Knie umschlossen, sehr traurig von Ansehen.

Nach Hektor sitzt Memnon auf einem Steine, zunächst Sarpedon, welcher sein Gesicht in beide Hände verbirgt. Auf seiner Schulter liegt die eine Hand Memnons, in dessen Kleid Vögel gewirkt sind. Zunächst bei Memnon sieht ein äthiopischer Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon steht Paris, sehr jugendlich abgebildet, er schlägt in die Hände. Durch dieses Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesileia zu sich locken. Diese schaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringschätzung hervorblickt. Sie ist auf Jungfrauen-Art geziert. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwei Frauen Wasser in zerbrochenen irdenen Gefäßen; eine schön und jung, die andere schon

bejahrt. Kein Name iſt beigeſchrieben; eine gemeinſchaftliche Inſchrift zeigt jedoch, daß ſie nicht eingeweiht waren.

Ueber ihnen ſieht man Kalliſto, Nomia und Pero, die erſte hat ein Bärenfell zum Teppich und berührt mit den Füßen die Kniee der zweiten.

Ueber dieſen Frauen ſteigt ein Fels in die Höhe, auf deſſen Gipfel Siſyphos den Stein zu wälzen trachtet.

Derſelbe Theil des Bildes zeigt auch das große Waſſergefäß.

Auf dem Felſen befinden ſich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bei dem Alten ein altes Weib: andere tragen Waſſer, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefäß gießt aus der Scherbe das übrige Waſſer wieder in das Faß.

Unter dem Faſſe befindet ſich Tantalos, mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederſtürzenden Steine.

Polygnots Kunſt überhaupt.

Polygnot, Aglaophons Sohn, von Thaſus, lebte vor der neunzigſten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plaſtik ſich ſchon beinahe völlig ausgebildet hatte, die Malerei ihr aber nur mühſam nacheiferte.

Den Gemälden fehlte damals faſt alles, was wir jetzt an ſolchen Kunſtwerken vorzüglich ſchätzen; Richtigkeit der Perſpective, Einheit einer reichen Compoſition, Maſſen von Licht und Schatten, liebliche Abwechſelung des Helldunkels,

Harmonie des Colorits. Auch Polygnot befriedigte, so viel sich vermuthen läßt, keine dieser Forderungen; was er besaß, war Würde der Gestalt, Mannigfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Keuschheit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verstand, für die Empfindung durch eine geistreiche, fast dürfte man sagen witzige Zusammenstellung zu verbinden. Diese Vorzüge, wodurch er den ältern Meistern der, in unserm Mittelalter auflebenden Kunst, besonders den florentinischen verglichen werden kann, verschafften ihm, bis zu der Römer Zeiten, lebhafte Bewunderer; welches wir um so eher begreifen, als jene Naivetät, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bei uns noch enthusiastische Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzustellen am besten vergegenwärtigen, wenn wir die Vasengemälde, besonders die des alten Styls, vor uns nehmen. Hier sind auch nur umrissene Figuren und bedeutende Gestalten in gewissen Verhältnissen zusammengestellt, manchmal in Reihen, manchmal übereinander. Von einem Local ist gar die Rede nicht; wenn eine Person sitzen soll, wird ein Fels zugegeben, ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenster, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Gefäße, Altäre sind nur Zugaben. Die Pferde ziehen ohne Geschirr und werden ohne Zaum gelenkt. Kurz, was nicht Gestalt ist, was man nicht zur nothwendigsten Bezeichnung bedurfte, wird übergangen, oder höchstens angedeutet.

Sehen wir eine rothe Figur auf schwarzem Grunde: so können wir uns von der monochromatischen Behand-

lung einen recht guten Begriff machen. Iſt die Geſtalt genau umriſſen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet, ſo darf ſie ſich nur vom Grund ablöſen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert ſich der Fleiſchfarbe, und kann mit einigen Schattirungen ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Bärte und Haare, dunkle Säume der Kleider hatten ſchon auf die Localfarbe aufmerkſam gemacht, und nun ſtrich Polygnot die Kleider farbig an, beſonders gelb; er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfputz, und nahm noch andere Darſtellungen, die ihn zu Abwechſelung der Farbe nöthigten, und ſo war ein Weg eröffnet, der nach und nach weiter führen ſollte.

Was er nun an Gedanken, ſowohl im Ganzen als einzelnen, an Geſtalt, Bedeutſamkeit der Motive, Mannigfaltigkeit der Charaktere, Abſonderung des Ausdrucks, Anmuth des Beiweſens und ſonſt geleiſtet haben mag, werden unſere Leſer ſich ſchon zum Theil aus dem vorhergehenden entwickelt haben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzufügen, die ſich uns bei Behandlung dieſer Gegenſtände aufgedrungen.

Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche ſich in den neueren Zeiten die Malerei geſchwungen hat, wieder zurück auf ihre erſten Anfänge zu ſehen, ſich die ſchätzbaren Eigenſchaften der Stifter dieſer Kunſt zu vergegenwärtigen und die Meiſter ſolcher Werke zu verehren, denen gewiſſe Darſtellungs-

Antonio.

Wenn andre vieles um den Einen thun;
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſeyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Übung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Übung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?

mittel unbekannt waren, welche doch unſern Schülern ſchon geläufig ſind, dazu gehört ſchon ein feſter Vorſatz, eine ruhige Entäußerung und eine Einſicht in den hohen Werth desjenigen Styls, den man mit Recht den weſentlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Weſen der Gegenſtände, als um ihre Erſcheinung zu thun iſt.

Indem wir nun bei Behandlung der polygnotiſchen Gemälde, und manchem deshalb geführten vertraulichen Geſpräch beſonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am ſchwerſten falle, ſich die aufgeführten Gruppen nicht perſpectiviſch hinter einander, ſondern plaſtiſch über einander zu denken: ſo hielten wir eine Darſtellung des wechſelſeitigen Bezuges auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieſelben nur mit typographiſchen Mitteln auszuführen im Stande waren: ſo glauben wir doch einem jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, beſonders aber dem Künſtler, der ſich mit dieſen Gegenſtänden weiter zu beſchäftigen gedenkt, dadurch ſchon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Eben ſo denken wir auch durch unſern Auszug aus dem Pauſanias, wobei wir alles weggelaſſen, was die Beſchreibung des Gemäldes nicht unmittelbar betrifft, die Ueberſicht des Ganzen ſehr vieles erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemühungen nur ein mageres Intereſſe bewirken, wenn wir nicht auch dasjenige, was uns wegen ſittlicher und poetiſcher Beziehung der Gruppen unter einander bedeutend geſchienen, dem Leſer mitzutheilen, und die Künſtler dadurch zu Bearbeitung, des Einzelnen ſowohl als des Ganzen, aufzumuntern gedächten.

Schon aus der bloßen Beſchreibung leuchtet hervor, daß Polygnot eine große Mannigfaltigkeit von Zuſtänden

dargeſtellt; wir finden die verſchiedenen Geſchlechter und Alter, Stände, Beſchäftigungen, gewaltiges Wirken und großes Leiden, alles in ſo fern es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter und Schönheit er wahrſcheinlich dadurch auf das Höchſte zu ſteigern vermochte, daß er die Vorſtellung der höhern Götter auf dieſen Gemälden durchaus vermieden.

Wenn nun auf dieſe Weiſe ſchon eine große und würdige Mannigfaltigkeit in die Augen ſpringt: ſo ſind doch die Bezüge der Gruppen unter einander nicht ſo leicht aufgefunden. Wir wollen daher die ſchon oben erwähnte, glückliche Art des Künſtlers, das Ganze ſeiner Werke, das für die ſinnliche Anſchauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für den Verſtand, für das Gefühl zu verbinden, nach unſerer Ueberzeugung vortragen.

Die Gemälde der Leſche überhaupt betrachtet.

Die drei Gemälde machen unter ſich ein Ganzes; in dem einen iſt die Erfüllung der Ilias und die Auflöſung des zehnjährigen Räthſels dargeſtellt, in dem andern der bedeutendſte Punkt der Rückkehr griechiſcher Helden; denn muß nicht, ſobald Troja erobert iſt, die erſte Frage ſein: wie wird es Helenen ergehen? In dem dritten ſchließt ſich, durch Odyſſeus und die vor ſeinem Beſuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner, dieſe große Weltepoche an die heroiſche Vergangenheit, bis zu den Titanen hin. Wir freuen uns ſchon auf die Zeit, wenn durch

Bemühung tüchtiger teutſcher Künſtler alle dieſe Schatten, die wir jetzt mühſam vor die Einbildungskraft rufen, vor unſern Augen in bedeutenden und ſchönen Reihen daſtehen werden.

Ueber die Eroberung Troja's.

Das erſte Gemälde, ob ſich gleich in demſelben auch manche feine Bezüge, der Denkart des Künſtlers gemäß, aufweiſen laſſen, kann doch eigentlich unter die hiſtoriſchen gezählt werden. Alles geht unter unſern Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein, das unglückbringende Pferd, durch deſſen Hülfe er ſolches bewirkt, iſt dabei angedeutet. Polypoides und Akamas folgen dem klugen Anführer Odyſſeus.

Ueber und neben ihnen erſcheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod ſeines Vaters, hier vermögen die Atreiden ſelbſt eine heilige Jungfrau nicht zu ſchützen.

Doch unſern dieſer gewaltſamen Ereigniſſe iſt eine Verſchonte zu ſehen. Laodike, es ſei nun als Geliebte des Akamas, oder als Schwiegertochter des Antenor, ſteht ruhig unter ſo vielen Greueln. Vielleicht iſt das Kind auf dem Schooße der alten Frauen ihr Sohn, den ſie von Akamas empfing. Auch liegt ein troſtloſes Mädchen, Meduſa, an dem Fuße des dabeiſtehenden Beckens.

Unter und neben dieſer Gruppe ſieht man gehäufte Todte liegen; dort Jünglinge, hier Greiſe. Die feineren Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden, entdeckt uns künftig der Alterthumsforſcher.

Nach dieſen ſtummen Trauerſcenen wendet ſich das Gemälde zum Schluß; man beginnt die Leichname zu begraben, der Verräther Simon erzeigt den Abgeſchiedenen dieſen Liebesdienſt, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gaſtfreie Antener, verſchont, mit den Seinigen.

Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erſte Gemälde, mit Pauſanias, von der Rechten zur Linken betrachtet: ſo geben wir dieſes lieber von der Linken zur Rechten durch. Hier iſt von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weiſe Neſtor, noch in ſeinem höchſten Alter als Pferdebändiger angedeutet, iſt am Ufer als Vorſteher einer mit Vorſicht vorzunehmenden Einſchiffung geſtellt; neben ihm, in drei Stockwerken über einander gehäuft, gefangene trojaniſche Frauen, ihren Zuſtand mehr oder weniger bejammernd. Nicht mehr, wie ſonſt, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, ſondern zuſammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Maſſe behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten geſehen.

Aber nicht ſchwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zuſtande der Gefangenſchaft, auch Männer ſieht man, meiſt ſchwer verwundet, unfähig zu widerſtehen.

Und, alle dieſe geiſtigen und körperlichen Schmerzen, um weſſentwillen werden ſie erduldet?

Um eines Weibes Willen, dem Sinnbilde der höchſten Schönheit. Hier ſitzt ſie wieder, als Königin, bedient und umſtanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freier, und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieſer letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden ſogleich auf eine benachbarte Gruppe gewieſen. Hinter Helenen ſteht Aithra, Theſeus Mutter, die ſchon um ihrentwillen ſeit langen Jahren in der Gefangenſchaft ſchmachtet, und ſich nunmehr wieder als Gefangene unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel Demophon ſcheint neben ihr auf ihre Befreiung zu ſinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumſchränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Beiſtimmung die Aithra loszugeben nicht geneigt iſt, ſo erſcheint jene im höchſten Glanze, da ſie mitten unter der Maſſe von Gefangenen als eine Fürſtin ruht, von der es abhängt zu binden oder zu löſen. Alles, was gegen ſie verbrochen wurde, hat die traurigſten Folgen; was ſie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöſcht.

Von Jugend auf ein Gegenſtand der Verehrung und Begierde, erregt ſie die heftigſten Leidenſchaften einer bereiſchen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienſtbarkeit auf, wird geraubt, geheirathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem ſie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaffnet den rachgierigen Gemahl, und, vorher das Ziel eines verderblichen Krieges, erſcheint ſie nunmehr als der ſchönſte Zweck des Sieges, und erſt über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben, thront ſie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles iſt vergeben und

vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige sieht die Lebendige wieder und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem idäischen Schäfer einzustimmen, der Macht und Gold und Weisheit neben der Schönheit gering achtete.

Mit großem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseis, die zweite Helena, die nach ihr das größte Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiß mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung am Rande des Bildes bezeichnet, indem des Menelaos Feldwohnung niedergelegt, und sein Schiff zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sei uns noch eine Bemerkung erlaubt! Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt, oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Karl XII., den schädlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich hie und da ein billiger Unwille über das Unsittliche ihres Wandels entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahle übel behandeln, sie sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließ; so finden wir sie doch schon im Homer als behagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt, und so verdiente, nach vieljähriger Kontrovers, Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig darstellte, und so die unerläßliche Forderung des gebildeten

Menſchen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu ſehen, befriedigte.

Ueber den Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt.

Wenn in dem erſten Bilde das Hiſtoriſche, im zweiten das Symboliſche vorwaltete: ſo kommt uns im dritten, ohne daß wir jene beiden Eigenſchaften vermiſſen, ein hoher poetiſcher Sinn entgegen, der, weit umfaſſend, tiefeingreifend, ſich anmaßungslos mit unſchuldigem Bewußtſein und heiterer, naiver Bequemlichkeit darzuſtellen weiß.

Dieſes Bild, das gleichfalls aus drei Stockwerken übereinander beſteht, beſchreiben wir nunmehr, den Pauſanias auf einige Zeit vergeſſend, nach unſern eigenen Einſichten.

Oben, faſt gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odyſſeus, als den frommen, nur um ſein Schickſal bekümmerten Beſucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen; aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdiſchen Mächte, ſondern die Erſtlinge des blutigen Opfers dem Teireſias zu bewahren, der gegen ihm über ſteht, indeß die Mutter, Antikleia, ihren Sohn noch nicht gewahrend, weiter zurückſitzt.

Hinter Odyſſeus ſtehen ſeine Gefährten; Elpenor, der kaum Verſtorbene, noch nicht Begrabene, zunächſt, entfernter Perimedes und Eurylochos, ſchwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun diesem klugen Helden sein Besuch, so ist frevelhaften Stürmern der Unterwelt früher ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm sieht man Theseus und Peirithoos, mit Betrachtung ihrer Schwerter beschäftigt, die ihnen als irdische Waffen im Kampfe mit dem Geisterreich wenig gefruchtet. Sie sitzen auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite unter jenen ehrwürdigen Alten, sieht man völlig unähnliche Nachbarinnen, Kameiro und Klytie, die zur Unterwelt allzufrüh entführten anmuthigen Töchter des Pandaros, bekränzt, den unschuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöchelchen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Peirithoos befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglückliche Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, theils durch fremde beschädigt. Eriphile, Tyro, Phaidra und Ariadne, die erste und dritte sonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freundinnen, eine der andern im Schooße liegend. Sodann Prokris und Klymene, Nebenbuhlerinnen, diese wendet von jener sich weg. Etwas entfernt, für sich allein, sieht Megara, die erste, würdige, aber leider in ihren Kindern unglückliche, verstoßene Gattin des Herkules.

Hat nun der Künstler vielleicht dadurch, daß er den Odysseus und seine Gefährten in die obere Reihe gesetzt, die höhere Region des Hades bezeichnen wollen, da Odysseus, nach homerischer Dichtung, keineswegs in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie heranwagt: so ist wohl nicht ohne Absicht der Acheron und jener den Abgeschiedenen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiffe befindet sich Charon, neben ihm zwei junge Personen, weder durch sich noch durch ihre Verwandtschaft berühmt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Tellis scheint dem Alterthum als ein gegen seine Eltern frommes Kind bekannt gewesen zu sein; indem außerhalb des Schiffes, unter ihm, wahrscheinlich auf einer vorgestellten Landzunge, ein unfrommer Sohn von seinem eigenen Vater gequält wird.

Kleoboia trägt das heilige Kistchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimnisse, mit sich, und unter ihr, außer dem Schiffe, wird, zum deutlichen Gegensatz, ein Frevler gepeinigt.

Ueber dem Charon sehen wir ein Schreckbild, den Dämon Eurynomos, und in derselben Gegend den zum Schatten verschwindenden Tityos. Diesen letzten würden wir den Künstlern rathen, noch etwas weiter herunterzusetzen, als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Rücken frei gehalten werde.

Warum Auge und Iphymedeia zunächst am Schiffe stehen, wagen wir nicht zu erklären; desto mehr finden wir bei der sonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eselin die Arbeit des beschäftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten scheinen, und zwar mit Recht, ein fruchtloses Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben.

Der immer zurückstürzende Stein des Sisyphos, die fliehenden Früchte des Tantalos, das Wassertragen in zerbrechenden Gefäßen, alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier ist nicht etwa eine dem Verbrechen angemessene Wiedervergeltung, oder specifische Strafe! Nein, die Unglücklichen werden sämmtlich mit dem schrecklichsten der mensch-

lichen Schickſale belegt, den Zweck eines ernſten, anhaltenden Strebens vereitelt zu ſehen.

Was nun dort als Strafe gewaltſamer Titanen und ſonſtiger Schuldigen gedacht wird, iſt hier durch Oknos und ſeine Eſelin als ein Schickſal, ein Zuſtand, auf das naivſte dargeſtellt. Er flicht eben von Natur, wie ſie von Natur frißt; er könnte lieber aufhören zu flechten; aber was alsdann ſonſt beginnen! Er flicht lieber, um zu flechten, und das Schilf, das ſich auch ungeflochten hätte verzehren laſſen, wird nun geflochten gefreſſen. Vielleicht ſchmeckt es ſo, vielleicht nährt es beſſer! Dieſer Oknos, könnte man ſagen, hat auf dieſe Weiſe doch eine Art von Unterhaltung mit ſeiner Eſelin!

Doch, indem wir unſern Leſern die weitere Entwickelung dieſes profunden Symbols überlaſſen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich ins Leben zurückſah, darin den Zuſtand eines fleißigen Mannes, dem eine verſchwenderiſche Frau zugeſellt iſt, zu finden glaubte.

Haben wir nun dieſe Seite des Bildes vollendet, wo wir faſt nur früher heroiſche Geſtalten erblickten: ſo treffen wir bei fernerem Fortblick auf Gegenſtände, die zu Odyſſeus einen nähern Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odyſſeus, Antilochos, Agamemnon, Proteſilaos, Achilleus und Patroklus. Sie durfen ſich nur in den freien Raum, der über ihnen gelaſſen iſt, erheben, und ſie befinden ſich mit Odyſſeus auf Einer Linie.

Weiterhin ſehen wir des Odyſſeus Gegner verſammelt, die beiden Ajanten nebſt Palamedes, dem edelſten der Griechen, der ſein erfundenes Wurfelſpiel mit dem ſonſt ſo verſchmähten Therſites zu üben beſchäftigt iſt.

Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von allem reitzen, was dem Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
Eins um das andre schlingt er hastig ein,
Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, sein allzu heftig Wesen.
Er schilt auf die Natur und das Geschick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit seinem Arzte rechten sehn;
Zum Lachen fast, wär' irgend lächerlich
Was einen Menschen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieses Übel," sagt er bänglich,
Und voll Verdruß: „Was rühmt ihre eure Kunst?
„Schafft mir Genesung!" Gut versetzt der Arzt,
So meidet das und das — „Das kann ich nicht" —
So nehmet diesen Trank — „O nein! der schmeckt

In der Höhe zwiſchen beiden, ſich der Geſinnung nach widerſtrebenden, durch einen Zwiſchenraum abgeſonderten Gruppen der Griechen, finden ſich Liebende zuſammen; Phokus und Jaſeus, mit einem Ringe, dem zarteſten Zeichen der Freundſchaft, beſchäftigt. Aktaion und ſeine Mutter, mit gleicher Luſt am Waidwerke theilnehmend, Naira, einſam zwiſchen beiden, könnte räthſelhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater dieſen Platz unter den anmuthig- und naivliebenden verſchaffte.

Man wende nun ſeinen Blick nach dem untern Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterwelt vortrefflich geſchildert beiſammen. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grabe ſeiner zweimal Verlornen; als berühmteſter Dichter hat er ſeine Hörer bei ſich, Schedios und Pelias, deren Bezeichnung, ſo wie das Recht, in dieſer Geſellſchaft zu ſein, noch zu erklären wäre. Thamyris, das ſchönſte Talent in dem traurigſten Zuſtande der verwelkenden Abnahme. Gleich dabei Lehrer und Schüler, Marſyas und Olympos, auf ein friſches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden ſich nun über dieſer Dichterwelt die abgeſchiedenen Griechen, ſo ſind neben ihnen, als wie in einem Winkel, die armen Trojaner vorgeſtellt. Hektor, ſein Schickſal immer fort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber um dieſen düſtern Winkel zu erheitern, hat der Künſtler den lüſternen, weiberſchätzenden Knaben Paris in ewiger Jugend dargeſtellt. Noch als roher Waldbewohner, doch ſeiner Macht über Frauen ſich bewußt, ſchlägt er in die Hände, um, das Gegenzeichen erwartend,

irgend einer berchenden Schönen anzudeuten, wo er zu finden sei.

Aber Penthesileia, die Heldin, im kriegerischen Schmuck, steht vor ihm, ihre Geberden und Mienen zeigen sich abstoßend und verachtend, und so wäre denn auch der peinliche Zustand eines anmaßlichen Weiberbesiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verschmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ferner Kallista, Pero, Nomia in der höhern Region einen Platz einnehmen, sei künftigen Auslegern anheimgestellt.

Wir betrachten nur noch am Schlusse des Bildes jene Gesellschaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen giebt, wo wir uns befinden. Sisyphos, Tantalos, Unbenannte, welche sich in die höhern Geheimnisse einweihen zu lassen verabsäumt, zeigen sich hier. Konnten wir noch über Oknos lächeln, so sind nun die Motive ähnlicher Darstellungen ins Tragische gesteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb solcher trostlosen Zustände Heroen und Heroinen zusammengedrängt und eingeschlossen.

Bei den Todten ist alles ewig. Der Zustand, in welchem der Mensch zuletzt den Erdbewohnern erschien, fixirt sich für alle Zukunft. Alt oder jung, schön oder entstellt, glücklich oder unglücklich, schwebt er immer unserer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künſtler immer mehr Trieb zeigen, ſich dem Alterthume zu nähern, ſo wird es Pflicht, ihnen zweckmäßig vorzuarbeiten, damit eine höchſt lobenswerthe Abſicht raſcher gefördert werde. Wir wünſchen, daß man dasjenige, was wir an den Gemälden der Leſche zu leiſten geſucht, als eine Probe deſſen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, günſtig aufnehme.

Pauſanias iſt ein für den heitern Künſtlerſinn beinahe unzugänglicher Schriftſteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen ſoll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerker insbeſondre, als Erklärer und Schriftſteller, iſt gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verderbener Text, wodurch ſein Werk noch trüber vor unſeren Augen erſcheint: daher wäre zu wünſchen, daß Freunde des Alterthums und der Kunſt ſich vereinigten, dieſe Decke wegzuziehen, und beſonders alles, was den Künſtler zunächſt intereſſirt, vorerſt ins Klare zu ſtellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Aernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit ſeines weiten Feldes und ſeine eigene Thätigkeit berechtigt, ſelbſt auseinander ſondere; er hat zu viel Rückſichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte; und ſo ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pauſanias erging, daß ein Kunſtwerk, oder ſonſt ein Gegenſtand ihn mehr an ſein Wiſſen erinnert, als daß es ihn aufforderte, ſich des großen Umfangs ſeiner Kenntniſſe, zu Gunſten dieſes beſondern Falles, zu entäußern. Deshalb möchte der Kunſtfreund wohl ein verdienſtliches Werk unterneh-

men, wenn er ſich zwiſchen dem Gelehrten und Künſtler in die Mitte ſtellte, und aus den Schätzen des erſten für die Bedürfniſſe des andern auszuwählen verſtünde.

Die Kunſt überhaupt, beſonders aber die deutſche, ſteht auf dem bedeutenden Punkte, daß ſich Künſtler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit ſtarken Schritten genähert. Man vergleiche die Riepenhauſiſchen Blätter mit Verſuchen des ſonſt ſo verdienten Grafen Cylus, und man wird mit Vergnügen einen ungeheuern Abſtand gewahr werden.

Fahren unſere Künſtler nun fort, die Reſtauration verlorner Kunſtwerke nach Beſchreibungen zu unternehmen, ſo läßt ſich gar nicht abnehmen, wie weit ſie ſolches führen werde. Sie ſind genöthigt, aus ſich ſelbſt, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen, und indem ſie ſich eine Aufgabe vergegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit ſie gelöſt haben würde. Sie werden auf die einfach-hohen und profund-naiven Gegenſtände aufmerkſam, und fühlen ſich gedrungen, Bedeutung und Form im höchſten Sinne zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde ſchon ſeit geraumer Zeit einſchlägt, ſo bemerkt man, daß auch die dem wünſchenswerthen Ziele nachſtrebt, die Vorzeit überhaupt, beſonders aber die Kunſt der Vorzeit, zur Anſchauung zu bringen.

Setzt ſich nun zugleich die Manier, bloß durch Umriſſe eine geiſtreiche Compoſition auszudrücken, und ganze epiſche und dramatiſche Folgen darzuſtellen, beim Publicum in Gunſt: ſo werden die höheren Kunſtzwecke gewiß mehr gefördert, als durch die endloſe Qual, womit Künſtler oft

unglücklich erfundene Bilder auszuführen Jahre lang bemüht ſind. Das, was ein glücklicher Gedanke ſei, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunſtwerth zu allgemeinem Behagen geben können.

Um zu dieſem ſchönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unſere künftigen Aufgaben dahin lenken, und indeſſen durch ſucceſſive Bearbeitung des Pauſanias und Plinius, beſonders auch der Philoſtrate, die Künſtler zu fördern ſuchen.

Auch würde die Vergleichung der Homeriſchen, Virgiliſchen und Polygnotiſchen Höllenfahrten dereinſt, wenn die letztere vor den Augen des Publicums aufgeſtellt ſein wird, erfreuliche Gelegenheit geben, Poeſie und bildende Kunſt als verwandt und getrennt zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weiſe wird ſich eine Vorſtellung der Eroberung von Troja, wie ſie auf einer antiken Vaſe vorkommt, mit der Polygnotiſchen Behandlung vergleichen und dergeſtalt benutzen laſſen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vaſengemäldes neben den Riepenhauſiſchen Blättern aufgeſtellt. Hier iſt nichts, das mit der Polygnotiſchen, von uns oben entwickelten Darſtellungsweiſe übereinſtimmte; alles ſcheint mehr ins Kurze zuſammengezogen. Thaten und Handlungen werden mit voller Wirklichkeit nebeneinander aufgezählt, woraus ſich, wie uns dünkt, ohne die übrigen von Geſchmack, von Anordnung u. ſ. w. hergenommenen Gründe in Anſchlag zu bringen, ſchon mit großer Wahrſcheinlichkeit auf eine jüngere Entſtehung ſchließen läßt.

Wir wünschen dieſe Abbildung gedachten Vaſengemäldes künftig der Riepenhauſiſchen Arbeit beigefügt zu ſehen. Denn obgleich, ſo viel wir wiſſen, Herr Tiſchbein ſolches bereits in Kupfer ſtechen laſſen, ſo iſt es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Und ſo wenden wir uns, nach dieſem weiten, doch hoffentlich nicht für zwecklos gehaltenen Umweg, wieder zu dem eigentlichen Gegenſtand dieſer Blätter, zu unſerer Kunſtausſtellung, wovon noch einiges zu erwähnen übrig blieb.

IV. Preisertheilung.

Haben wir nun oben die ſämmtlichen eingeſandten Kunſtwerke, nach unſerm beſten Vermögen, dem Zwecke gemäß darzuſtellen und nach unſerer beſten Einſicht zu beurtheilen geſucht, ſo ſei es vergönnt, uns nochmals zu der Wagneriſchen Zeichnung zu wenden, welcher, aus oben ſchon angeführten Gründen, der Preis zuertheilt worden, wobei wir noch folgendes zu erinnern finden.

Sollte man nämlich einige Aehnlichkeit gedachter Zeichnung mit dem Flaxmanniſchen Entwurf von eben dieſem Gegenſtande bemerken wollen, und die Arbeit unſeres Freundes ungünſtiger deshalb anſehen: ſo empfehlen wir die Beherzigung nachſtehender Betrachtungen, welche in manchem Sinne hier einen Platz verdienen.

Flaxmann's Entwürfe zum Homer, Aeſchylus und Dante, welche jetzt eben in Deutſchland mit lebhaftem Trieb copirt und verbreitet werden, ſind allerdings Producte eines Künſtlers von Geiſt und Talenten; doch müſ-

ſen wir bei aller Achtung, welche wir für dieſelben hegen, beiläufig anmerken, daß, überhaupt genommen, ihnen doch etwas zu viel Ehre wiederfährt. Wenn indeſſen eine Auswahl der beſten dieſer Entwürfe gemacht werden ſollte, ſo wäre zuverläſſig das Blatt, wo Odyſſeus dem Polyphem Wein in die Schale gießt, nicht darunter begriffen. Gleichwohl wird man an demſelben doch auch den vernünftigen Künſtler nicht verkennen, der ſeinen Gegenſtand von der rechten Seite anfaßt; und ſo wäre es kein Wunder, wenn eines andern wackern Künſtlers Arbeit, der ungefähr von demſelben Standpunkt ausgegangen, mit der Flaxmann'ſchen im Allgemeinen zuſammenträfe.

Indeſſen würde Wagner's Verdienſt in unſern Augen im geringſten nichts verloren und wir ihm dennoch mit völliger Ueberzeugung den Preis ertheilt haben, wenn er auch wirklich Flaxmann's Entwurf ſeinem Werke zum Grunde gelegt hätte. Denn der Künſtler hat das Recht, ja die Pflicht, das unvollkommen Gebildete als Stoff zu behandeln und ſich es anzueignen, als wenn es vom Haus aus ſein gehörte. Er leiſtet allerdings etwas rühmliches, wenn er einem flüchtigen, mangelhaften Entwurf mehr Gehalt verleibt, die Anordnung verbeſſert, die Charaktere mehr beſtimmt und entwickelt. Wer hingegen aus einem guten Kunſtwerke borgt, und das Erborgte eben ſo unzweckmäßig anwendet, als verſchlechtert darſtellt, ſetzt ſich dem ſchärfſten Tadel aus; denn er zeigt ſchwache Fähigkeiten, und iſt auf dem geraden Wege zur Pfuſcherei begriffen.

V. Rückblick.

Verschiedene Kunstfreunde, ja mehrere von den preiswerbenden Künstlern selbst, haben die osterwähnte Preisaufgabe für ein der bildenden Kunst beinahe unauflösliches Räthsel halten wollen, worüber wir denselben einige Erklärung schuldig sind. Bei dieser Gelegenheit dürfte es nicht unzweckmäßig sein, auch von allen bisherigen Preisaufgaben kurze Rechenschaft abzulegen; ja selbst über die Ursachen, warum man dieses Institut begründete, ein Wort zu sagen.

Der Hang zum Historischen, zum Sentimental-Unbedeutenden und zum Platt-Natürlichen schien in der Kunst immer mehr um sich greifen zu wollen; man suchte daher in den Propyläen auf die großen Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen: allein es zeigten sich gleich anfangs so viele Mißverständnisse, daß wir uns überzeugten, hier sei weder ein gedrucktes Wort, noch eine Erläuterung desselben hinlänglich; man müsse zur That schreiten und andere dazu auffordern. Durch Aufgaben glaubte man dem Künstler die Wahl zu erleichtern, seine Thätigkeit auf ein sicheres Ziel zu richten, und bei Gelegenheit dasjenige und wiederholt auszusprechen, was an und für sich, einmal als Anleitung aufgestellt, nicht einem jeden anzumuthen schien.

Weil aber die höhern Gegenstände, poetisch und heroisch, wie sie sein mögen, doch immer wieder in höhere und niedere Eintheilungen zerfallen, so sollte bei den Aufgaben eine allmälige Steigerung beobachtet, und der Künst-

ler ſtufenweiſe in die vielleicht nicht einem jeden bekannten Wege gelenkt werden.

Bei der erſten Aufgabe im Jahr 1799: Aphrodite, dem Paris die Helena zuführend, verlangte man von den concurrirenden Künſtlern keineswegs die Darſtellungen dieſer Figuren in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie etwa die idealiſchen Type der Antike ſie uns zeigen; dieſe Forderung wäre allerdings viel zu groß geweſen; ſondern man wählte den Gegenſtand vornehmlich darum, weil er zu einem anmuthigen Bilde Gelegenheit gab. Falls der Künſtler, Maler oder Bildhauer, Kunſtfertigkeit mit Geſchmack verband, ſo war er durchaus begünſtigt und in kein ganz fremdes Feld gewieſen. Der Gegenſtand iſt gefällig, poetiſch, er läßt ſich deutlich darſtellen und höhere Anforderungen als dieſe wurden vor's erſte nicht gemacht.

Beide Aufgaben im Jahr 1800 beabſichtigten ſchon höhere Kunſtzwecke. Bei Hektor's Abſchied von Andromache kam es vornehmlich darauf an, durch Innigkeit, Zartgefühl und lebendigen Ausdruck an das Gemüth zu ſprechen. Die Charaktere waren nicht weniger edel, die Figuren gegenſeitig in einem ſchönen menſchlichen Verhältniß. Hiernächſt durfte man auch von den Nationalanlagen der Deutſchen für dieſen Gegenſtand Vortheile erwarten, welche Vermuthung durch den Erfolg wirklich bewährt worden.

Der andere Gegenſtand, Odyſſeus und Diomedes, welche die Pferde des Rheſos rauben, ſollte diejenigen Talente begünſtigen, denen Bewegung, Kraft und That beſſer darzuſtellen gelingt, als ſtille Rührung des Gemüths. Dieſer Gegenſtand war ebenfalls völlig bequem und konnte

den geschicktesten Künstler würdig beschäftigen, indem er Gelegenheit zu interessanten Gruppen und gewaltigen Wirkungen von Licht und Schatten gab. Nicht weniger günstig contrastirten die Figuren in Hinsicht ihres Charakters.

Die erste Preisaufgabe von **1801** sollte, mehr als eine der vorhergegangenen, das künstlerische Erfindungsvermögen in Thätigkeit setzen; denn das romantisch-heroische Sujet, Achilles in Skyros, ist reich, und es entwikkeln sich aus demselben Motive der verschiedensten Art.

Achilles im Kampf mit den Flußgöttern ist unstreitig eine Aufgabe noch höherer Art; weil sie aber, man möchte wohl sagen, auf der Grenze des Erhaben-Poetischen und Phantastisch-Wunderbaren steht, so will sie nicht nur vom Künstler klar gedacht, sondern auch die Darstellung derselben mit einem glücklichen Griff des Geschmacks gehascht sein. Welches wir für die Ursache halten, daß keine der eingegangenen Darstellungen volle Befriedigung gewährte.

Man beliebte deswegen für das Jahr **1802** den ganz reinen Gegenstand, Perseus und Andromeda, der ebenfalls sehr hoch steht und mit dem Wunderbaren, Schönen und Anmuthigen noch das Pathetische verbindet.

Endlich wurde durch die Aufgabe für's vergangene Jahr beinahe das ganze Vermögen der Kunst in Anspruch genommen. Einer rohen, plumpen Riesenkraft schlaue Klugheit und muthiges Erkühnen gegenüber.

Soll dieser Gegenstand wahr und treffend dargestellt werden, so muß der Künstler ahnen lassen oder bedeuten, daß der ungeschlachte Riese dem weisen Helden unterliegen müsse. Dadurch wird dem Beschauer eine große Wahr-

„Abscheulich, er empört mir die Natur“ —
So trinkt denn Wasser — „Wasser? nimmermehr!
„Ich bin so wasserscheu als ein Gebißner —“
So ist euch nicht zu helfen — „Und warum?“ —
Das Übel wird sich stets mit Übeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen —
„Schön!
„Wofür seyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Übel,
„Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
„Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst,
„Der Leiden los zu seyn, recht leiden müsse.“
Du lächelst selbst und doch ist es gewiß,
Du hast es wohl aus seinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt.

heit und Lehre symbolisch vor die Augen gebracht und ins Gemüth geprägt.

Wenn Menschen gegen Elemente kämpfen, oder, von solcher Gewalt bedrängt, sich zu retten suchen, finden sich immer die günstigsten Gegenstände für bildende Kunst. Raphael gewann auf diesem Felde den Stoff sowohl zur Sündfluth, als zum Brand des Borgo.

Auch unsere Aufgabe, wenn sie im höchsten Sinne genommen wird, gehört eigentlich zu derselben Art. Dort erscheinen Menschen in Gefahr und trachten auf verschiedene Weise, sich der Gewalt roher Naturkräfte zu entziehen; hier sucht Odysseus mit listig besonnenem Muth Polyphem's Uebergewalt zu bändigen. Das Element senkt sich schon und weicht der Manneskraft.

Oben erwähnte Bilder mögen vielleicht mehr Pathos, mehr sinnlich und herzlich rührendes enthalten; unsere Aufgabe hingegen würde, bei eben so vortrefflicher Ausführung, ohne Zweifel ergötzender für die heiteren, unabhängigen Gemüthskräfte sein. Ihr kommt zu statten, daß im Polyphem das Element personificirt erscheint, und der so herrlich contrastirende Charakter des Odysseus, als triumphirende Hauptfigur des ganzen Bildes, dem Künstler nicht geringen Vortheil gewährt.

Hingegen bleiben die Gesellen, wiewohl für sich interessant genug und zur Bedeutung unentbehrlich, doch in Absicht auf Ausdruck des Alters, des Geschlechts, der Bewegung, der Leidenschaft, weniger mannigfaltig und anziehend darzustellen, als die Figuren, welche von einer Wasser- oder Feuersnoth bedrängt werden.

2.

Preisaufgabe fürs laufende Jahr.

Wir haben uns im Vorhergehenden bloß deswegen umständlicher über einiges erklärt, weil wir das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt, zur Aufgabe für das laufende Jahr ausgewählt haben. Man mag sich diese Bedrängniß nun als allgemeine oder besondere Ueberschwemmung, als Austreten eines Berg- oder Thalstromes, als Zerreißen eines Dammes, oder sonst denken: jede Bearbeitung soll von uns wohl aufgenommen sein, welche die höchsten und mannigfaltigsten Motive der Thätigkeit und des Leidens in gebildetem Kunstsinne vorzulegen weiß.

Womit wir uns denn Gönnern und Freunden, in Hoffnung einer öftern Unterhaltung, zu geneigtem Andenken und Antheil empfehlen.

Weimar, den 1. Januar 1804.

J. W. v. Goethe

im Namen der vereinigten Kunstfreunde.

Zwei Landſchaften von Philipp Hackert.

1804.

Aus der Jenaiſchen Literat. Zeit. 1804. Nr. 19 und 20.

Vor einigen Tagen ſind in Weimar zwei beträchtlich große, in Oel gemalte Landſchaften von Philipp Hackert angekommen, zur Verzierung des fürſtlichen Schloſſes beſtimmt, deren Gegenſtände intereſſant ſind, und die Ausführung ſo vorzüglich iſt, daß man ſich verbunden glaubt, den Freunden der Kunſt nähere Nachricht davon mitzutheilen.

Eins dieſer Bilder zeigt, von der Villa Madama herunter, die Ausſicht über einen Theil der Campagna di Roma nach den Gebirgen des Sabinerlandes hin, welche im Schimmer des Abendlichts glühen; man ſieht den Tiberſtrom mit mannigfaltigen Wendungen die Ebene durchfließen, im Mittelgrund Ponte Mole, nebſt einem Stücke der geraden, zur ehemaligen Porta Flaminia, jetzt del Popolo führenden Straße.

Das andere Gemälde stellt die nicht weniger merkwürdige Gegend um Florenz dar; in blauer Ferne ragen Gebirgsgipfel von Massa Carrara hervor; näher, der gegen Pisa und Livorno hin sich absenkende Theil der Appenninen; rechts liegt Fiesole auf seinem luftigen Hügel, zur Linken die mit Landhäusern gekrönten Höhen bei Florenz; dazwischen die fruchtbare, vom Arno durchflossene Ebene gegen Prato und Pistoja hin.

Florenz selbst hat der Künstler hier so wenig, als auf dem vorigen Bilde Rom, gezeigt, der Beschauer hat dasselbe hinter den Bäumen des mit Vieh reich staffirten Vordergrundes zu suchen; der nicht weit von der Porta S. Frediano gelegene Monte Oliveto ist jedoch noch sichtbar. Eine belebtere, reichere, erfreulichere Gegend möchte wohl schwerlich gefunden werden; wenige auch, welche in Bezug auf Geschichte mehr Interesse haben dürften, denn in diesen lieblichen Gründen sind Künste und Wissenschaften der neueren Zeit zuerst wieder aufgegangen.

Gemälden, welche, so wie diese zwei Hackert'schen Werke, treu nach der Natur gemalte Aussichten darstellen, würde großes Unrecht widerfahren, wenn man sie nach dem Maaßstabe beurtheilen wollte, den der höchste Begriff von der Landschaftsmalerei dem Kunstrichter an die Hand giebt. Im Allgemeinen gehören sie freilich mit zu diesem Fache, machen aber eine untergeordnete Art desselben aus. Wenn der Landschaftsmaler im edelsten Sinne sich landschaftlicher Formen mit Freiheit bedient, um sein Gedicht darzustellen, und alle Springfedern der Kunst in Bewegung setzt, um durch Ton, Farbe, Beleuchtung, Anordnung u. s. w. ein schönes Ganzes zu erzielen: so unterwirft sich hingegen der Maler von Aussichten den Bedingungen ge-

wissenhafter Treue, er behält keine andere Freiheit, als allenfalls die Wahl des Standpunktes und der Tageszeit, hat aber auch die übernommenen Pflichten erfüllt, sobald alle in seinem Gesichtskreis gelegenen Gegenstände mit möglichster Wahrheit dargestellt sind.

Wenn man jene gewiß billige Unterscheidung den erwähnten Gemälden Hackert's zu gute kommen läßt, und solche als Abbildungen der Gegend um Rom und Florenz betrachtet, so sind sie ungemein preiswürdig; ja, insofern bloß Wirklichkeitsforderungen befriedigt werden sollen, beinahe als Gipfel der Kunst anzusehen. Besonders gilt dieses von der Aussicht bei Florenz; man kann die zahlreichen Landhäuser, die Kirchen und Klöster alle wieder erkennen, jedem Pfad nachgehen, den Hügel von Fiesole besteigen, den Arno verfolgen, bis wo er sich ferne zwischen Höhen verbirgt, und nur noch aufsteigende Dünste seinen Lauf verrathen. Alles dieses ist mit einer Kunstfertigkeit ausgeführt, die in Erstaunen setzt, bis ins kleinste Detail vollendet, doch weder mühsam noch trocken. Die vollkommen gelungenen Stellen geben eigentlich, man erlaube uns den nicht gewöhnlichen, aber hier passenden Ausdruck, etwa eine Meile in das Bild hinein erst an; von dort bis zu den fernsten Gebirgen möchten wir in der That zweifeln, ob sich eine wahrhaftere Darstellung wirklicher Gegenstände dieser Art denken lasse. Der Vordergrund an sich betrachtet, befriedigt fast eben so sehr; Steine, Felsen, grasiger Boden, alles dieses ist vortrefflich, ausführlich behandelt und charakteristisch dargestellt. Für die Wirkung des Ganzen dürfte es zwar besser gewesen sein, den Vordergrund weniger reich mit Vieh zu staffiren; man würde solches in Hinsicht der Bedeutung

ſogar verlangen können. Denn die Gegend um Florenz iſt vornehmlich ergiebig an Oel und Wein, ernährt hingegen nur wenig Vieh, aber Herr Hackert hat weder Weinreben noch Olivenbäume ſehen laſſen; doch wir bemerken eben, daß unſere Wünſche ſich über die Grenzen der Ausſichtsgemälde, in das Gebiet der höhern, dichteriſchen Landſchaftsmalerei verlieren, und wenden uns alſo zu dem erſterwähnten Gemälde, worauf die Gegend bei Rom abgebildet iſt.

Mittelgrund und Ferne, ſo weit die Ebene reicht, können hier ebenfalls für beinahe unverbeſſerlich gelten; die Hügel bei Aqua acetoſa ſind wunderbar ſchön ausgeführt, mit wohlbeachteter Uebereinſtimmung des Tons, und gleichwohl könnte ein jeder derſelben für ſich allein ein kleines herrliches Gemälde vorſtellen. Die entfernten hohen Gebirge ſcheinen etwas zu lackroth gefärbt, und gegen den mit Sonnenſchein übergoſſenen Mittelgrund haben die Farben der nächſten Gegenſtände nicht Glanz und Schimmer genug. Doch wir ſind weit entfernt, ſolches dem Künſtler zum Vorwurf machen zu wollen, ſondern möchten vielmehr die Schuld der Palette beimeſſen, welche nicht hinreichende Mittel enthält, um das hohe Farbenſpiel einer ſolchen Scene in allen Theilen genau der Natur nachzuahmen.

W. K. F.

(Die Chiffre „W. K. F." bedeutet „Weimariſche Kunſt-Freunde," und Goethe wehrte durch ein Xenion [S. 40 d. Ausgabe, Bd. 3, S. 103] die Angriffe ab, welche gegen dieſe Verbindung ergingen. — Das Epigramm lautet:

„Ihr ſeht uns an mit ſcheelem Blick,
Ihr ſchwanket vor, ihr ſchwankt zurück,
Und häufet Zeil' auf Zeile.
So zerret Leſers dürftig Ohr
Mit vielgequirltem Phraſen-Flor,
Uns habt ihr nicht am Seile!
Die W. K. F's,
Mit ihren Treffs,
Sie wirken noch eine Weile."

Sämmtliche, unter dieſer Chiffre hier mitgetheilten Aufſätze haben Goethe zum Verfaſſer.)

Lectures on Painting.

by Henry Füeßli, P. P.

1801. 151 S. 4.

und

Vorleſungen über die Malerei,

von Heinrich Füeßli,

Prof. an der königl. großbrit. Kunſtakademie in London.

Aus dem Engliſchen von Joh. Joachim Eſchenburg.

1803. 235 S. 8.

1804.

Aus der Jenaiſchen Literat.-Zeit. — Jahrg. 1804. Nro. 32–34.

Wenn ein Mann von ſo vielfachen Talenten wie Herr Füeßli, der mehrere Jahre die höchſten Muſter alter und neuer Kunſt vor Augen gehabt, deſſen eigene Arbeiten in der Gunſt des Publicums geraume Zeit ſehr hoch geſtanden, der, man mag ſeiner eigenthümlichen Manier geneigt ſein oder nicht, doch immer unter die erſten der jetzt lebenden Maler gerechnet werden muß; wenn ein ſolcher Mann

über seine Kunst schreibt, so wird dies, zum wenigsten theilweise, auf eine geistreiche Art geschehen, und man kann voraussetzen, daß es seiner Schrift nicht an lichtvollen Stellen, trefflichen Ansichten, fruchtbaren Fingerzeigen fehlen werde. Aber je mehr ein ruhmvoller Name, ja wirkliches Verdienst des Inhalts, eine solche Schrift empfehlen, desto aufmerksamere Prüfung verdient sie, desto gewissenhafter muß alles angezeigt werden, was Irrthum verbreiten könnte, und es ist doppelte Pflicht, die guten Körner von der tauben Frucht bedächtig zu sichten.

Vorliegendes Werk, welchem diese Betrachtungen gelten, besteht aus drei Vorlesungen des Verfassers, der seit Reynolds Tod an dessen Stelle in den öffentlichen Versammlungen der königlichen Akademie der Künste zu London Reden zu halten hat. Es ist dabei auf einen vollständigen Cursus über die Malerei angesehen, wovon wir aber noch die größere Hälfte zu erwarten haben. Die erste der gegenwärtig erschienenen Vorlesungen soll, nach den eigenen Worten des Verfassers: „Einen mehr kriti„schen als historischen Abriß von dem Ursprunge und „Fortgange der Kunst enthalten und in zwei Theile zer„fallen, nämlich über die Kunst des Alterthums und ihre „Wiederherstellung bei den Neueren. Jeder dieser Theile „wieder in drei Zeiträume, die Periode der Vorberei„tung — der vollen Gründung — und der weitern „Verfeinerung.“ — „Die zweite Vorlesung handle,“ heißt es, „von den wirklich vorhandenen Gegenständen der „Malerei und der bildenden Künste, zum Unterschiede von „denen Gegenständen, welche ausschließend für die Poesie „gehören;“ der Verfasser will suchen, die Gränzen beider, aus der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Darstellungs-

mittel und ihres Stoffs, zu bestimmen. Drei Hauptgattungen der Malerei sollen angegeben werden, die epische, die dramatische und die historische, mit ihren Nebenzweigen, der charakteristischen Bildniß- und Landschaftsmalerei und den niedern Unterabtheilungen der malerischen Nachahmung. — Dieser Versprechungen aber ist Herr F. nicht eingedenk geblieben, sondern hat den vorgezeichneten Inhalt der ersten Vorlesung auf die erste und zweite vertheilt und aus einem Theil desjenigen, was er in der zweiten abzuhandeln gedachte, die dritte gemacht.

Den anfänglichen Plan der dritten Vorlesung, desgleichen, was künftig noch die vierte, fünfte und sechste enthalten sollen, berühren wir für jetzt nicht weiter, sondern wenden uns zur näheren Betrachtung des Erheblichsten aus dem Inhalt der ersten Vorlesung.

Die frühesten auf Malerei bezüglichen Versuche griechischer Kunst waren nach Herrn Füeßli's Dafürhalten Skiagramme, d. i. bloß Umrisse des Schattens der Gestalten, wie diejenigen, welche wir gegenwärtig Silhouetten nennen. Nach diesen seien die Monogramme oder Umrisse von Figuren, ohne Licht und Schatten, doch mit Andeutung der innerhalb des Umrisses befindlichen Theile, entstanden. Weitere Fortschritte hätte die Kunst zum Monochroma, oder Gemälden von einer einzigen Farbe, übergeführt. Endlich sei das Polychroma, oder Gemälde von vielen Farben, entstanden und die Behandlung vervollkommnet worden, durch Einführung des Gebrauchs des Pinsels, da man sich vorher nur des Griffels (cestum) bedient habe. Wir merken hier an, daß unser Verfasser sich die Monochromen als eine Art Grafitis vorstellt, wo nämlich auf einen festen hellen Grund dunkle Farbe aufgetragen

Antonio.

Es ist gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume gibt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was ist sein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann niemand sehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich beläſtigt:
Erbrochne Schlösser, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm schwebt!
Du hast es untersuchen lassen, untersucht,
Und hast du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürsten macht ihn sicher,
Der Busen keines Freundes kann ihn laben.
Und willst du einem solchen Ruh' und Glück,
Willst du von ihm wohl Freude dir versprechen?

und dieſe wieder, zur Andeutung der beleuchteten Stellen, mit dem Griffel weggebracht wurde. — Auf ſolche Weiſe habe noch Parrhaſius den Streit der Lapithen und Centauern auf den Schild einer ehernen Minerva von Phidias vorgezeichnet, um von Mys ausgearbeitet zu werden; dagegen hätten Apollodor und Zeuris, in der 93. und 94. Olympiade, bereits den Pinſel mit Freiheit und Ausdruck zu führen verſtanden. Es wird beiläufig noch angemerkt, Pauſanias von Sicyon, ein Zeitgenoß des Apelles, ſei bei Ausbeſſerung ſchadhafter Gemälde des Polygnot nicht glücklich geweſen, weil er ſich zu ſolcher Arbeit des Pinſels ſtatt des Ceſtrums bedient habe.

So viel iſt's, was man über die allmählige Vervollkommnung des mechaniſchen Theils der Malerei bei den Alten erfährt: wogegen uns einige Erinnerungen nöthig ſcheinen. Allerwärts begann die Kunſt mit Nachahmung der Form. Die rohesten Verſuche, wie wir ſie ganz uncultivirte Völker und Kinder machen ſehen, ſie mögen nun zu der plaſtiſchen Art gehören, oder Umriſſe ſein, haben jedesmal eine allgemeine Darſtellung der Geſtalt zum Zweck; bei aller Mißgeſtalt wird es ihnen doch nie an den vornehmlich bedeutenden Theilen der Augen, des Mundes u. ſ. w. fehlen. Deswegen iſt durchaus keine innere Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Anfänge der griechiſchen Malerei aus bloßen Schattenriſſen beſtanden haben, noch weniger läßt ſich, wie Herr Füeßli zu thun ſcheint, eine ordentliche Epoche der Schattenriſſe oder Skiagramme annehmen, weil rohe Umriſſe, ohne Andeutung der innern Theile, und alſo wie Monogramme zu denken. Von hier bis zur Anwendung der Farben konnte nur ein geringer Zwiſchenraum ſtatt finden, weil das Beſtreben der Künſt-

ler, ihre Darſtellungen der Wahrheit ähnlicher zu machen, ihnen dieſes Hülfsmittel bald an die Hand geben mußte; hingegen mag wohl ein beträchtlicher Zeitraum verfloſſen ſein, ehe Licht und Schatten genau beobachtet, nachgeahmt und die Malerei endlich dadurch gegründet worden; ſie mußte ihre ältere Schweſter, die Plaſtik, welche an Wohlgeſtalt der Formen, ſo wie in Andeutung der Charaktere weit vorausgeſchritten war, ja bereits dem höchſten Ziel entgegenging, erſt einholen, ehe ſie ſich von derſelben trennen und das ihr allein zuſtehende Gebiet des Colorits und der Beleuchtung mit überwiegendem Ruhm anbauen konnte. Dieſe Muthmaßungen verdienen Zutrauen, nicht nur weil ſie mit den Nachrichten übereinſtimmen, ſondern weil auch die neuere Malerei, abgerechnet was als Tradition aus dem Alterthum herüber erſchollen iſt, einen ähnlichen Gang genommen. Denn auch zu Florenz wurden, nach beinahe zweihundert Jahren geübter Kunſt, die wahren Eigenſchaften von Licht und Schatten erſt beobachtet. Desgleichen malen die Indianer und Chineſen ſeit undenklichen Zeiten und wenden in ihren Gemälden Farben von allen Arten an, immer noch ohne Licht und Schatten. Herr Verfaſſer begeht alſo vermuthlich einen Irrthum, wenn er ſchon in den früheſten Monochromen Andeutung von Licht und Schatten vermuthet. Die alten Gefäße von gebrannter Erde, mit röthlich gelben Figuren auf dunklem Grunde, zeigen, wie uns dünkt, anſchaulich, was eigentlich Monochroma genannt wurde. Man bediente ſich bei dieſer Art von Kunſtwerken überhaupt einer, dem darzuſtellenden Gegenſtand angemeſſenen Farbe, wodurch ſich derſelbe von dem anders gefärbten Grund abhob. Weil es nun hiebei vornehmlich auf beſtimmte

Umriſſe ankam, ſo iſt leicht möglich, daß der Griffel mehr als der Pinſel gebraucht wurde; daß aber in frühen Zeiten ſchon mit Strichen des Griffels Beleuchtung angedeutet und die Figuren dadurch gerundet werden, bezweifeln wir außer den ſchon oben angeführten Gründen noch in doppelter Hinſicht: erſtlich weil die Beobachtung und Nachahmung des Schattens, und zweitens weil eine ſolche Graffito-Manier auf keinem Monumente von hohem Alterthum, die erwähnten Gefäße in gebrannter Erde mit einbegriffen, nachzuweiſen ſein möchte; wohl aber findet ſich auf dieſen letztern allemal angemerkt, wenn ſich eine Sache durch auffallende Verſchiedenheit der Farbe unterſcheidet, wie Haare, Stickerei u. dgl. Darum halten wir auch nicht dafür, daß ein Zwiſchenraum zu ſetzen ſei zwiſchen der Anordnung einer und mehrerer Farben in der Malerei. Der gewaltige Reiz, den Mannigfaltigkeit der Farben auf alle halbcultivirten Nationen ausübt, läßt gar nicht mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die griechiſchen Maler jener alten Zeit ſich auf den Gebrauch einer einzigen Farbe beſchränkt haben ſollten, ſobald ſie im Beſitz von mehreren waren.

Wurde Pauſanias, der nicht lange vor dem Apelles geblühet, und alſo ſchon der Zeit angehörte, wo das Schöne und Gefällige an die Stelle des alten Ernſtes und der erhabenen Einfalt getreten war, angeklagt, daß er beſchädigte Gemälde von Polygnot mit wenig Glück ausgebeſſert: ſo würden wir ungeachtet der Pliniſchen Worte ſolches Mißlingen mehr dem Unterſchied in der Zeit und im Geſchmack, als dem Gebrauche verſchiedener Werkzeuge beimeſſen. Pauſanias war vielleicht ein eben ſo vortrefflicher Künſtler und wußte mit jedem Werkzeug

gewandter umzugeben als Polygnot, aber jene alte hohe Einfalt war dem Kunſtgeſchmack ſeiner Zeit bereits fremde geworden. Setze man einmal den Fall, Guido Reni hätte ein Gemälde des Pietro Perugino ausgebeſſert, was würden unſere Kritiker dazu ſagen? Und gleichwohl beſaß Guido unſtreitig ein größeres Maaß von Kunſtfertigkeit als Pietro Perugino, und beide bedienten ſich gleicher Art Werkzeuge; aber der Geſchmack ihrer Zeiten war verſchieden und folglich auch die Richtung, welche das Kunſttalent eines jeden dieſer Meiſter genommen hatte. Zum fernern Beweis können wir noch eine wirkliche Thatſache anführen. In einem bekannten Bacchanal von Joh. Bellini, welches vor wenig Jahren noch zu Rom in der Villa Aldobrandini zu ſehen war, vollendete Titian mit bewundernswürdiger Meiſterſchaft einige Figuren; allein ſeine kühnen Pinſelzüge ſtimmen mit der anſpruchsloſen Behandlungsweiſe des Bellini nicht überein; ſie ſind vortrefflich, aber ſie ſtören doch. Man könnte alſo auch ſagen, Titian habe ſeines Meiſters Arbeit nicht glücklich ausgebeſſert, und gleichwohl war Titian ein größerer Maler, und bediente ſich bei dieſer Arbeit keiner andern Art von Werkzeug, als jener ſich bedient hatte.

Zur Betrachtung der Vorſchritte der Malerei übergehend, in ſo fern ſolche höhere Kunſteigenſchaften betreffen, nennt Herr F. zuerſt den Polygnotus, würdigt richtig das Genie dieſes großen Kunſtlers und die erhabene Einfalt und Richtigkeit ſeines Geſchmacks. „Der „Styl ſeiner Zeichnung," heißt es S. 27, „ſei weſent„lich mit Abndungen von Größe und Schönheit „geweſen, und die Beihülfe von Farben wurde in ſeiner „Hand ein Werkzeug des Ausdrucks." Unſer Verfaſſer

ſcheint ſich übrigens mit dem Plinius über die Verbeſſerungen in der Malerei, welche dieſer Schriftſteller dem Polygnot zuſchreibt, nicht verſtändigen zu können; allein es paßt alles recht gut, wenn man ſich die Gemälde der Leſche und des Pekile nur nicht mit Licht und Schatten denken, ſondern als bloße Umriſſe, flach mit Farben ausgefüllt, vorſtellen will. Apollodorus verbeſſerte, nach S. 30—31, die Darſtellung der Charaktere und der Leidenſchaften. Aus den von dieſem Meiſter bearbeiteten Gegenſtänden wird ferner gefolgert, er habe das Colorit ſowohl, als die Anwendung von Licht und Schatten, ſchon in einem bedeutenden Grade beſeſſen. Allein dieſe letzten Eigenſchaften wird man ihm abläugnen müſſen, wenn unter Colorit mehr, als bloß eine größere Annäherung der allgemeinen Tinten an die Wahrheit, verſtanden werden ſoll, weil der vollſtändige Begriff vom Colorit nicht anders gedacht werden kann, als verbunden mit genauen Kenntniſſen von Licht und Schatten, die aber allen Nachrichten zufolge vom Zeuxis für die Malerei erworben wurden. Wir übergehen, was weiter von dieſem Künſtler, von Parrhaſius und andern gemeldet wird, weil wir theils damit übereinſtimmen, theils weil ſtrengere Unterſuchungen, ſowohl durch den Mangel anerkannter Monumente der Malerei aus jeder Epoche, als durch die Fehler der Zeitrechnung in den Nachrichten der Schriftſteller, unmöglich werden. Wir begegnen daher unſerm Verfaſſer erſt wieder S. 42, wo er vom Timanthes ſpricht, der mit Zeuxis und Parrhaſius um den Vorzug in der Kunſt wetteiferte. Reynold und Falkonet tadelten beide die bekannte Verhüllung des Agamemnon in dem Opfer der Iphigenia, einem berühmten Gemälde des

Timanthes. Herr F. hingegen vertheidigt die Verhüllung und rechnet solche mit Cicero, Plinius, Quintilian und andern dem Werk zum Verdienst an. Er behauptet, der Affect auf dem Gesicht Agamemnons hätte gar zu gewaltsam sein müssen, als daß eine gute Wirkung davon zu erwarten gewesen sein sollte, und dieses, nebst einem zarten Gefühl fürs Schickliche, habe den Maler bestimmt, seinen Agamemnon zu verhüllen: denn für den Heerführer der Griechen habe es sich wohl geziemt, dem Opfer beizuwohnen, doch für den Vater nicht, seine Tochter unter dem Opfermesser zu sehen. Eine solche Vertheidigung durfte indessen mehr künstlich als treffend sein. Ohne Unschicklichkeit ist Niobe auf verschiedenen alten Monumenten, welche den Tod ihrer Kinder darstellen, unverhüllt zugegen, und gleichwohl ist der Ausdruck auf ihrem Gesicht so gehalten, daß er keineswegs unangenehm erscheint. Also kann von dieser Seite keine Entschuldigung für den Timanthes hergenommen werden, welcher in der That keiner Entschuldigung bedarf. Verhüllung war bei den Alten ein allgemein verstandenes Zeichen des tiefsten Schmerzes, oder der Hingebung in ein unvermeidliches strenges Schicksal. Darum verhüllte sich Cäsar, als er sich von seinen Mördern umringt sah; darum Timoleon, um den Tod seines Bruders nicht anzusehen; darum ließ Euripides, wie Timanthes, den Agamemnon sich verhüllen, und die Frage ist vernünftiger Weise weder aufzuwerfen, noch zu beantworten, ob in diesem Fall der Maler vom Dichter, oder dieser von jenem geborgt habe, weil beide zweckmäßig sich eines von Jedermann verstandenen Zeichens bedienten. Bei dieser Gelegenheit führen wir, vielleicht nicht unschicklich, ein beschädigtes rundes Werk

in Marmor, mit der Todesweihe der Alkeſte, aus der Florentiniſchen Gallerie an, worauf der Künſtler, Namens Kleomenes, wenn anders die griechiſche Inſchrift ächt iſt, den Admet ebenfalls gänzlich verhüllt dargeſtellt hat. Aehnliches ließe ſich von alten Monumenten noch mehr als Beiſpiel anführen, nur die Figur des Agamemnon auf der bekannten mediceiſchen Vaſe darf hieher nicht gerechnet werden, weil der ganze obere Theil derſelben bis auf den Nabel moderne Reſtauration iſt, wie ſchon Winkelmann angemerkt und neuere Beobachter der Wahrheit gemäß befunden haben.

„Dies waren alſo die Künſtler" (nämlich die bis auf den Timanthes genannten), fährt Herr F. S. 61 fort, „welche nach den übereinſtimmenden Zeugniſſen den Styl „jenes zweiten Zeitraums bildeten, welcher das Ende und „die äußerſten Gränzen der Kunſt beſtimmte, und auf „deſſen feſte Grundlage ſich das üppige Gebäude des drit„ten Zeitraums, oder der Periode des verfeinerten Ge„ſchmacks, erhob." Alles, was noch weiter über den ſchönen und gefälligen Styl in der Kunſt und die großen Künſtler, welche denſelben ausgeübt, vorkommt, bedarf keiner Erinnerungen. Bei Erwähnung eines Gemäldes von Ariſtides, welches eine tödlich verwundete Mutter darſtellte, die ihren Säugling von der Bruſt abhielt, wird bitterer Tadel über Raphael ausgegoſſen, der in ſeiner Peſt einen faſt ähnlichen Gedanken angebracht. Dieſer Tadel ſcheint uns eben ſo wenig billig als gegründet. Ein mißliches Unternehmen iſt es, über Bilder zu urtheilen, welche man nur aus Nachrichten kennt; mißlicher noch, dieſelben mit andern, die uns noch wirklich vor Augen ſtehen, vergleichen zu wollen. Das Bild des

Ariſtides fechten wir nicht an, es mag vortrefflich, unſchätzbar geweſen ſein; allein aus der Nachricht, welche ſich von demſelben erhalten, ergiebt ſich noch nicht, daß der Gegenſtand vorzüglich gut gedacht war. Denn ſchien die Mutter gleich auf den Tod verwundet, ſo war noch immer keine Gefahr für das Leben des Säuglings anſchaulich, der an ihrer Bruſt trinken wollte; weswegen hielt ſie ihn alſo ab? Allein bei Raphael iſt die Gefahr deutlich ausgeſprochen. Die Mutter liegt, nicht verwundet, ſondern durch Krankheit geſtorben, bei andern Leichen; die ſchlimme Eigenſchaft des Uebels, das ſie tödtete, wird durch den Mann deutlich bezeichnet, der, mit zugehaltener Naſe, ſich nähert, den Säugling von der todten Mutter zu entfernen, damit er von ihrer Bruſt nicht den Tod trinke. Wie Glieder einer Kette greift Alles in einander, uns mit gewaltiger Rührung zu umfangen! Herr K. nahm Aergerniß an dem Manne, der die Naſe zuhält, und vermeint, Geſchmack oder Geruch, die vermöge ihrer Gewalt die Geberde beherrſchen, ſcheinen in der Kunſt kaum erlaubt. Und warum nicht? Der Beſchauer eines Gemäldes wird ſich die Andeutung üblen Geſchmacks und Geruchs nicht minder gerne gefallen laſſen, als er ſich die Andeutung unangenehmer Töne oder körperlicher Schmerzen gefallen läßt, wenn ihm nur dadurch das Weſen des Gegenſtandes näher gerückt und klarer wird. Aus dieſer Urſache hat der erwähnte Mann, der die Naſe zuhält, ſo gute Aufnahme und Nachahmer gefunden, und jedes ähnliche Motiv wird immer wieder eben ſo willkommen ſein, wenn es eben ſo treffend gewählt und ausgeführt iſt.

Gern hätten wir die Unbilligkeit gegen Winkelmann und die deutſchen Kritiker überhaupt, deren unſer Ver-

faſſer ſich zu Ende der erſten Vorleſung ſchuldig machte, gerügt, wenn es anders rathſam wäre, grobes Unrecht ohne Rüge zu laſſen. Sollte Herr F. damit ſeinen Zuhörern, als Engländern, ein gelegentliches Compliment haben machen wollen: ſo war es zum wenigſten nicht edel von ihm gehandelt, da die Noten ſeines Werks zwar viel, und doch noch nicht Alles anzeigen, was er deutſchen Schriftſtellern zu verdanken hat; iſt er aber von der Secte derjenigen, welche jede Gelegenheit wahrnehmen, um über Winkelmann zu ſplitterrichten, ſo bedauern wir ihn. Der Ruhm dieſes großen Mannes wird allen Angriffen zum Trotz unerſchütterlich beſtehen; denn er hat im Dunkel der Alterthumskunde ewig leuchtende Fackeln aufgeſteckt.

In der erſten Vorleſung iſt, wie wir geſehen haben, verſucht worden, den Gang der Malerei in Griechenland, von ihrem Anfange an bis zum Punkt der höchſten Vollkommenheit, welchen ſie erreichte, darzuſtellen. Die zweite Vorleſung unternimmt ein Gleiches in Betracht der Malerei neuerer Zeit. Der erſte Maler, welcher unſerm Verfaſſer bemerkenswerth geſchienen, iſt Maſaccio; keiner der frühern wird erwähnt, nur Giotto in einer Note mit Geringſchätzung angeführt, worin zugleich das in Holz geſchnitzte Crucifix des Filippo Brunelleſchi irrig für ein Gemälde auf Holz ausgegeben wird. (Jedoch dies iſt ein Irrthum des Ueberſetzers.) War es indeſſen der Mühe werth, dem Gange der Malerei bei den Alten bis zu den erſten Verſuchen hinauf nachzuſpüren: ſo ſollte man billig auch der neuern Malerei nicht erſt auf der Hälfte ihres Weges begegnen; oder waren die Werke des Giotto, der Gaddi, des Giottino, der Orgagna und anderer ehrenwerther Künſtler, die alle mit unendlichen Anſtrengungen

Schwierigkeiten beſiegten und den Weg der Kunſt bahnten, waren dieſe Werke, die noch wirklich vorhanden ſind und als Thatſachen ſprechen, minder der Erwähnung werth, als die auf unſichern Nachrichten beruhenden Muthmaßungen von Skiagrammen und Monogrammen in der erſten Vorleſung? Oder ſoll man glauben, Herr F. ſei überhaupt von der Kunſtgeſchichte des 14. und 15. Jahrhunderts nicht zum beſten unterrichtet, beſonders da er vom Maſaccio abermals einen Sprung bis zum A. Mantegna und L. Signorelli unternimmt, weder des Fra Filippo Lippi, S. Botticelli, D. Ghirlandajo, A. Verrocchio, A. Pollajuolo Meldung thut, noch ſelbſt vom J. Perugino anders, als bloß nebenher, mit wenig Achtung ſpricht? — Was übrigens S. 87—88 vom Maſaccio geſagt wird, iſt ſehr gut und zeigt eine verſtändige Betrachtung der Werke dieſes Meiſters an. Weniger mochten wir hingegen dasjenige, was den Mantegna betrifft, in allen Theilen unterſchreiben. Derſelbe ſoll nach S. 88 ſich bemüht haben, „die Verſuche des Maſaccio in Nachahmung „und Ausdruck mit der ſchönen Form zu verbinden. Er „hielt ſich," — heißt es weiter, — „an das Studium der „Antiken, von welchen er ſeinen Werken überall Spuren „einzuverleiben ſich eifrig beſtrebte." — Der Ausdruck der Leidenſchaften hatte während des von Maſaccio bis auf den Mantegna verſtrichenen Zeitraums an Kraft und Mannigfaltigkeit viel gewonnen, ja man kann behaupten, daß Mantegna ſelbſt und D. Ghirlandajo in einigen Köpfen ihrer Bilder den höchſten Grad von Wahrheit, Leben und Geiſt des Ausdrucks erreicht haben. Schönheit der Formen hingegen ſcheint zur damaligen Zeit außer L. da Vinci noch Niemand, wenigſtens nicht mit Glück,

Alphons.

Du hättest Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächsten Vortheil suchen wollte;
Zwar ist es schon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen g'rad' und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weise;
Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In seiner Art, so ist er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päbste selbst gewiesen.
Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen
Geduld und Langmuth trugen diese Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürst? Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
So jung hat er zu vieles schon erreicht,
Als daß genügsam er genießen könnte.
O sollt' er erst erwerben, was ihm nun

bezweckt zu haben. Die Nachahmung antiker Marmore in des Mantegna Werken beschränkt sich auf Geräth, Zierathen und einige Gewänder: hart und etwas steif ist bei ihm durchaus Alles, indessen erinnern wir uns aus vielen großen und kleinen Gemälden dieses Meisters keiner einzigen Figur, welche nicht treue Nachbildung der Natur zu sein schiene; selbst Frauen und andere antike Charaktere, welche man auf seinen Kupferstichen antrifft, beurkunden oft durch unangenehme Hagerkeit und Mangel an eleganter Form, daß sie nicht Nachahmungen von Antiken, sondern Producte seines eigenen Geschmacks sind. Treffend ist S. 91 bis 94 der Charakter des Leonardo da Vinci entworfen. Vollkommen richtig bemerkt der Verfasser, daß wir diesem Meister das Helldunkel, oder, um uns an seiner Stelle deutlicher auszudrücken, genauere Kenntnisse über die Wirkungen von Licht, Schatten und Luft in der Malerei zu verdanken haben. Die Beschuldigung, daß auch die Carricatur, mit allen ihren Ungereimtheiten, ihn zum Urheber gehabt, getrauen wir uns weder zu bekräftigen noch abzuläugnen; Rec. hat einige dergleichen Originalzeichnungen von da Vinci gesehen, welche bloß Spiele einer frohen Laune zu sein schienen. Ob dieser Meister in seinem Abendmahl wirklich, wie Herr F. meint „aus Ungeduld und erschöpft durch die Jagd „nach Modellen zu den Köpfen der Apostel" den Christuskopf nicht fertig gemalt, oder ob nicht vielmehr die ganze Geschichte, welche von diesem Kopf und dem des Judas Ischariot erzählt wird, ein Mährchen sei, lassen wir auf sich beruhen, weil die Mühe der Untersuchung größer, als der zu hoffende Gewinn sein dürfte.

Ueber den Fra Bartholomeo di San Marco heben wir einige vorzügliche Stellen aus. — „Er gab zuerſt den „Farben ihre Abſtufung, den Gewandern Form und Maſ„ſen und der Ausführung eine bisher unbekannte Würde. — „Als Mitglied eines geiſtlichen Ordens beſchränkte er ſich „auf fromme Gegenſtände und Charaktere, aber die weni„gen unbekleideten Figuren, deren Darſtellung er ſich „erlaubte, verrathen hinlängliche Einſicht und noch mehr „Styl. Er verkürzte mit Wahrheit und Kühnheit, und, „wo es die Figur nur irgend zuließ, wurde ſeine Draperie „das Darſtellungsmittel der Glieder, die ſie bekleidete.“ Eben ſo verfahren wir mit der im Ganzen ausnehmend gut gelungenen Charakteriſtik des Michel Angelo Buonarotti, weglaſſend, was an ſich zweifelhaft, undeutlich oder überflüſſig iſt. — „Seine Juge ſind beſtändig groß, „Charakter und Schönheit ließ er nur in ſo weit ſtatt „finden, als ſie zur Größe behülflich ſein konnten. Kind„heit, Weiblichkeit, Geringfügigkeit, Mißgeſtalt, erhielten „von ihm ohne Unterſchied das Gepräge der Größe. Ein „Bettler ward unter ſeiner Hand zum Patriarchen der „Armuth erhoben; der Höcker ſeines Zwerges hat einen „Anſtrich von Würde. Seine Kinder tragen ſchon den „Keim des Mannes in ſich; ſeine Männer ſind ein Rie„ſenſtamm. — Ob er gleich Bildhauer war, ſo drückte „er doch den Charakter des Alterthums vollkommener aus, „als alle Maler vor und nach ihm.“ (Vor ihm laſſen wir allenfalls gelten, allein gegen das: nach ihm müſſen wir feierlich proteſtiren.) „Zuweilen hatte er allerdings „ſeine Augenblicke von Selbſtvergeſſenheit, fiel ins Ma„nierirte oder verwirrte die Größe ſeiner Formen durch „geringfügige und prahleriſche Anatomie.“ Die Stelle

S. 99—102, Raphael betreffend, ist zu weitläufig, um hergesetzt zu werden, und gestattet keinen Auszug, weil sie überhaupt wie lauteres Gold anzusehen ist. Von Titian wird behauptet, er habe zuerst die negative Figur des Schattens ausgedrückt, wovon wir den Sinn nicht recht fassen können. Meint Herr F. damit, dieser große Maler habe früher, als irgend ein anderer, den Schatten Klarheit und Durchsichtigkeit zu geben verstanden: so dachte er weder an die Werke des Vivarini, des Giov. Bellini noch des Pier di Cosimo, welche älter und gleichwohl mit diesen Eigenschaften ausgestattet sind: oder soll es nur bedeuten, Titian habe den wahren Schatten — Ton richtiger getroffen, als keiner der neuern Maler vor ihm; so müssen wir solches zwar zugeben, allein er ist in diesem Stück hinwiederum von Correggio übertroffen worden, von welchem gesagt wird: „Das Medium, welches durch „ein gewisses Maaß von Abstufung zwei entgegengesetzte „Principien vereinigt, die Verschmelzung von Licht und „Schatten, durch unmerklichen Uebergang, sind die Be„standtheile seines Styls.“ Und weiter: „Die Harmonie „des Correggio wurde durch ausgesuchte Farben unter„stützt; sie war aber vom eigentlichen Colorit völlig un„abhängig. Sein großes Wirkungsmittel war das Hell„dunkel, im weitesten Sinne des Worts.“ Wir sehen uns wegen dieser Stelle zu der bedingenden Erläuterung genöthigt, daß Harmonie der Farben und der Beleuchtung in einem Gemälde, ohne ein gutes Colorit, sich immer nur als unvollkommen denken läßt, da hingegen ein Gemälde vortrefflich colorirt sein und die Harmonie, welche aus Verhältnissen von Hell und Dunkel und Farben entspringt, demselben mangeln kann.

Herr F. bemerkt, ehe er von den Künſtlern der folgenden Periode zu ſprechen anfangt, wie die Aehnlichkeit, welche zwiſchen den beiden erſten Zeitraumen der alten und neuern Kunſt geherrſcht habe, in dem dritten Zeitraum, oder der Periode der Verfeinerung, gänzlich verſchwinde. Die Vorzüglichkeit der antiken Kunſt ſei aus der großen Einfachheit des Zwecks und der Gleichförmigkeit in Verfolgung deſſelben hervorgegangen. Die neuern Schulen hätten zuerſt das Mittel vom Zweck getrennt und bald hernach jenes an die Stelle von dieſem geſetzt. — Eine ſchöne, vorzüglich für Kunſtrichter beherzigenswerthe Stelle S. 106 verdient ebenfalls ausgehoben zu werden. „Das Urtheil über ei„nen Künſtler muß man nicht nach den Abweichungen „fällen, welche man etwa in ſeinem Verfahren bemerkt, „nicht nach den Aeußerungen zufälliger Kraft, nicht nach „einigen Abwegen, die er einſchlägt, oder nach einigen „unabſichtlichen Ausflügen ſeiner Phantaſie, ſondern nach „der verwaltenden Regel ſeines Syſtems, nach dem all„gemeinen Grundprincip ſeiner Werke.“ Schade, daß der Verfaſſer ſelbſt gleich auf dem folgenden Blatt, dieſer Regel zuwider, den Andrea del Sarto unbillig anklagt, er habe den Michel Angelo copirt, aber nicht nachgeahmt, und im Leben Johannes des Täufers aus Verliebe ſich den magern Styl Albrecht Dürers eigen gemacht! Wenn in des A. del Sarto ſpatern Gemalden zuweilen ein manierirter Geſchmack wahrgenommen wird, iſt es darum allgemeines Grundprincip ſeiner Werke! und wenn im Leben Johannes des Täufers in ein paar Bildern ſcharfgebrochene Falten vorkommen, iſt ſelbes verwaltende Regel ſeines Syſtems! Richtig wird S. 110 geſagt,

Pellegrino Tibaldi von Bologna habe unter allen Nachahmern des Michel Angelo deſſen Geiſt am beſten gefaßt, Vaſari hingegen wird S. 115 viel zu hart beſchuldigt, der oberflächlichſte Künſtler und Manieriſt ſeiner Zeit geweſen zu ſein. Rec. möchte keineswegs als Lobredner dieſes, um die Kunſtgeſchichte mehr, als um die Kunſt verdienten Mannes auftreten; allein die Gerechtigkeit verlangt die Bemerkung, daß Bilder von Vaſari vorhanden ſind, denen man Verdienſte zugeſtehen muß, und die in Hinſicht auf Styl und Zeichnung den Producten der beſten Künſtler unſerer Zeit an die Seite zu ſetzen ſein dürften.

Julio Romano, Franc. Primaticcio und Polidoro da Caravaggio werden von unſerm Verfaſſer als diejenigen angeführt, unter denen Raphaels Styl und Geſchmack allmählig in Verfall gerieth, doch ſind die beſondern Verdienſte eines jeden dieſer Künſtler mit Gerechtigkeit erwogen und anerkannt. Etwas zu nachläſſig finden wir den Kunſtcharakter des Michel Angelo Merigi da Caravaggio gezeichnet, deſto beſſer hingegen den von Nic. Pouſſin und des mit dieſem in Contraſt geſtellten Salvator Roſa. Allgemeine Bemerkungen über den Weg, welchen nach Titian die venetianiſche Schule eingeſchlagen, führen auf die lombardiſchen Maler nach dem Correggio; bei welcher Gelegenheit Francesco Mazzuoli, genannt Parmegiano, wohl etwas zu hart behandelt wird.

Von dem Kunſtvermögen der Carracci ſcheint Herr F. beſſer als von den Lehrſätzen zu denken, welche die von ihnen geſtiftete, ſogenannte eklektiſche Malerſchule bekannte. Ludwig Carracci wird als der vorzüglichſte angeführt. Hannibal ſoll ſeinen Bruder Auguſtin ſowohl, als den

Obeim, an Stärke der Ausführung und akademiſcher Kühnheit übertroffen haben, an Geſchmack, Gefühl und Beurtheilung aber allen beiden nachſtehen; der auffallendſte Beweis hievon ſei die farneſiſche Gallerie, ein Werk von großer Stärke der Ausführung, aber ſchwachen mißhelligen Gedanken, unſchicklich für den Ort, den es ſchmücken ſoll, eine chaotiſche Reihe abgenutzter Fabeln und bacchanaliſcher Schwärmerei, ohne Allegorie, ohne Anſpielung und Beziehung u. ſ. w. Allerdings herrſcht Allegorie und Beziehung im Ganzen, wie der Verfaſſer bei Bellori oder Malvaſia hätte leſen können, eine Allegorie, die wir zwar nicht für muſterhaft geben, welche aber vielleicht ehemals für gut und geiſtreich gegolten; und iſt die Erfindung und Anordnung einiger Bilder nicht ausnehmend gelungen, ſo bedenke man doch, daß ihre Anzahl ſehr groß iſt und mehrere derſelben auch in dieſen Stücken allerdings vortrefflich ſind. Ueberhaupt, wenn die drei Carracci mit einander verglichen werden ſollen, ſo muß man von Hannibal nicht die Gallerie Farneſe, man muß etwa ſeine Samariterin und das Almoſen des heiligen Rochus gegen Ludwigs und Auguſtins beſte Bilder halten; alsdann wird er nicht allein in der Kraft der Ausführung und akademiſcher Kühnheit, er wird auch in allen übrigen Theilen der Kunſt zum wenigſten eben ſo viel Achtung als die beiden andern verdienen. Ein ungegründeter Vorwurf gegen Guido Reni iſt es, daß die Horen in ſeinem Gemalde von der Aurora ſchwerfällig genannt werden, und eben ſo ſollen Nereiden und Dreaden des Albani plumpen venetianiſchen Modellen nachgebildet ſein. Wer vom Albani eine zu beleibte weibliche Figur nachweiſen ſollte, dürfte ſich in nicht geringer Verlegenheit

befinden, denn er hat öfters im Gegentheil gefehlt. Von Domenichino wird gar wie von einem mittelmäßigen Künstler gesprochen.

Ueber die älteren deutschen Maler gleitet der Verfasser mit ein paar Worten weg. Albrecht Dürer ist nicht unrichtig, aber sehr strenge beurtheilt, dem Lucas von Leiden widerfährt Unrecht, indem er „die niederländische Carricatur von A. Dürer" genannt wird. Gegen den Tadel, welcher die Manieristen Spranger, Heinz, Golzius und van Achen trifft, finden wir nichts zu erinnern, und eben so gegründet ist auch das ihnen beigelegte Lob: sie hätten sich das Colorit der venetianischen Schule zu eigen gemacht und dadurch den Grund zu der Vortrefflichkeit gelegt, wodurch sich die nachherigen Schulen in Holland und Flandern auszeichneten. Was vom P. P. Rubens, A. Vandyk, A. Diepenbeck und P. Rembrandt gesagt wird, verdient völligen Beifall, besonders gelang die Charakterzeichnung des ersten und des letzten dieser Künstler sehr gut. Der Schweizer Maler gedenkt unser Verfasser eigends, als wenn sie eine besondere Schule ausmachten, und wir würden gegen das Gute, was er von ihnen sagt, nichts einwenden, wenn seine Urtheile nur sonst nicht so strenge gewesen wären. So aber erscheint Holbein gegen Albrecht Dürer viel zu sehr begünstigt, und nicht weniger stehen Tobias Stimmer, Christoph Murer, Jost Amman, Gotthard Ringgli gegen Spranger, Golzius und van Achen im Vortheil.

Einige kurze Anmerkungen über französische, spanische und englische Maler, mit welchen diese Vorlesung schließt, gehen wir vorbei, ohne uns auf die Kritik derselben einzulassen; dieselben hellen Ansichten, dieselbe Strenge und kecke

Willkür im Urtheil, die uns oft zur Billigung, öfter zum Widerſpruch veranlaßt, ſind hier durchaus ſichtbar. Wir wenden uns daher zur Betrachtung des Inhalts der dritten Vorleſung.

Malerei und Dichtkunſt werden, gegen den bekannten Ausſpruch des Simonides, zuvörderſt als weſentlich verſchieden erklärt. „Durch Töne mitgetheilte ſucceſſive „Handlung und Zeit — heißt es — ſind die Darſtel„lungsart der Dichtkunſt; Form, im Raume gezeigt, und „augenblickliche Energie ſind das Gebiet der Malerei.“ Und nach mehrerem folgert unſer Verfaſſer weiter: Darſtellung der Form der Figur ſei das phyſiſche Element der bildenden Kunſt; bloße Darſtellung einer unthätigen und unbeſchäftigten Form würde ein Mißgriff des Mittels ſtatt des Zwecks ſein; ſonach werde Charakter oder Handlung nothwendig erfordert, wenn die Form ein intereſſanter Gegenſtand der Nachahmung werden ſolle, und dies ſei das moraliſche Element der Kunſt. „Jene wichtigen „Augenblicke alſo (fährt er fort), welche die vereinte „Aeußerung von Form und Charakter in einem einzelnen „Gegenſtande, oder gemeinſchaftlich mit andern Neben„objecten auf einmal darſtellen, und die uns mit glei„cher Geſchwindigkeit und Reichhaltigkeit das Vorher„gegangene errathen und das Nachfolgende ahnden laſſen, „bieten den wahren und richtigen Stoff für das Kunſt„talent dar, welches die Gegenſtände der Nachahmung „auswählt, ordnet und auf ihren Mittelpunkt hinführt.“ Kurz zuſammengezogen, Hr. F. fordert von einem Gemälde gute Formen, Gehalt des Gedankens und einen für die Darſtellung bequemen Gegenſtand, und ſo ſind wir mit ihm, oder vielmehr er mit uns über dieſen Punkt

völlig einverſtanden. Auch von der Regel, daß ein Werk der bildenden Kunſt ſich ſelbſt ausſprechen müſſe, ſcheint er eine dunkle Ahnung gehabt zu haben; denn in der zweiten Vorleſung S. 118, wo von Pouſſin die Rede war, heißt es: „Von dem eiteln Verſuche, durch Figuren „zu ſagen, was ſich nur mit Worten ſagen läßt, iſt das „Teſtament des Eudamidas ein auffallender Beweis.“

Erfindung ſieht unſer Verf. als die vorzüglichſte von allen Kunſtfähigkeiten an. Es wird durch die Centauren-Familie von Zeuris, die Lucian beſchreibt, dargethan, daß es dem erfindenden Genie erlaubt ſei und glücken könne, im ſtrengen Verſtande Unmögliches darzuſtellen. Hierauf wird die Frage aufgeworfen, „ob dem bildenden Künſtler vergönnt ſei oder nicht, einen Gegenſtand aus ſich ſelbſt zu erfinden oder zuſammenzuſetzen, ohne zur Sage, oder zu den Quellen der Geſchichte und Poeſie ſeine Zuflucht zu nehmen?“ Die Antwort fällt, wie ſich erwarten läßt, bejahend aus. Hr. F. giebt uns aber eben durch die Bemühung, die Statthaftigkeit freier Erfindung zu erweiſen, auf der einen Seite ſein richtiges Gefühl, und andererſeits den noch unſicher ſchwankenden Zuſtand ſeiner Begriffe zu erkennen. Denn wäre er ſich nach der oben erwähnten Stelle über Pouſſin's Teſtament des Eudamidas deutlich bewußt geweſen, daß bildende Kunſt ſelbſtſtändig ſei, und ein Kunſtwerk ſich durch ſich ſelbſt ausſprechen ſolle: ſo konnte er ſich wohl kürzer aus der Sache ziehen. Man erfährt nun, daß, nach Quintilian, die Griechen dergleichen freie Erfindungen Phantaſien, die Römer Viſionen nannten, und Theon, des Samiers Symbol des Krieges, wird als eines der vorzüglichſten Kunſtwerke dieſer Art angeführt. Der borghe-

ſiſche Fechter iſt derſelben Claſſe beigezählt. Ein Werk von großerm Umfang, aber gleichem Sinne des Inhalts ſoll auch der berühmte verlorengegangene Carton des Michel Angelo geweſen ſein, von welchem ſich noch eine kleine Copie erhalten, die gegenwärtig zu Holkham in England befindlich iſt. „Man darf, heißt es Seite 187, ohne „Uebertreibung ſagen, daß dieſe Compoſition mit beiſpiel„loſer Mannigfaltigkeit jene Bewegung perſonificirt, welche „Agaſias und Theon in einzelnen Figuren verkörperten.“ Einen gleichen Rang erhält auch noch das Incendio di Borgo von Raphael. Gegen die Vortrefflichkeit der angeführten Werke wäre freilich nichts einzuwenden; aber das iſt die einzige Seite, von welcher ſie einander gleichen. Durch die Behauptung, daß ſie die Idee der Bewegung perſonificirten, wird nichts beſtimmt; denn in jedem guten Kunſtwerk wird in der Einheit ſeines Charakters die Idee von Ruhe oder von Bewegung, nur mehr und weniger, entſchieden ausgeſprochen. Uns ſcheinen die genannten Bilder in Hinſicht der Eigenſchaft ihrer Gegenſtände durchaus von verſchiedener Art zu ſein. Die Kentauren-Familie iſt rein poetiſch, das Gemälde des Theon würden wir eine ſymboliſche Darſtellung, oder wie neuerlich einer unſerer Kunſtrichter gethan, einen Charakter höchſter Art nennen. Der borgheſiſche Fechter darf ſo hoch ſchon nicht geſtellt werden, wiewohl die Arbeit vortrefflich iſt, denn der Künſtler hat ſich darin nicht bis zu einer allgemeinen Idee erhoben, ſondern ein Individuum dargeſtellt. Michel Angelo brachte mit geſchickter Wahl der Motive eine Scene aus dem Krieg zur Anſchauung, — allein weder dieſes Werk, noch das Incendio di Borgo haben, weil ihre Darſtellungen den Bezirk des Möglichen nicht überſchreiten,

Mit offnen Händen angebothen wird;
Er strengte seine Kräfte männlich an,
Und fühlte sich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat schon das Ziel
Von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertraun und Gunst', und will an seine Seite
Vor andern ihn erheben, sey's im Krieg,
Sey's in Geschäften oder im Gespräch;
So dächt' ich, könnte der bescheidne Mann
Sein Glück mit stiller Dankbarkeit verehren.
Und Tasso hat zu allem diesem noch
Das schönste Glück des Jünglings: daß ihn schon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, sein launisch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polster seines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,

mit dem Gemälde des Zeuris, und eben so wenig mit dem des Theon Verwandtschaft.

„Die Erfindung im engern Verstande — fahrt Hr. F. „S. 192 fort — erhält ihre Gegenstände von der be„glaubigten Sage. Diese Gegenstände sind *episch* oder „erhaben, *dramatisch* oder leidenschaftlich, *historisch* „oder von der Wahrheit begränzt. Die erstere *Art* er„regt *Erstaunen*; die zweite *rührt*; die dritte be„*lehrt*. — Der Zweck des epischen Malers geht auf den „Eindruck einer allgemeinen Idee, einer großen Eigenschaft „der Natur oder der Lebensweise, irgend einer großen „Maxime, ohne sich auf jene Unterabtheilungen einzu„lassen, welche die einzelnen Züge des Charakters an die „Hand geben." Wir merken hierüber nur kurz an, daß der Stoff jener oft erwähnten Kentauren-Familie des Zeuris zu dem von Hrn. F. sogenannten *Epischen* gehört, und gleichwohl das Werk weniger darauf berechnet scheint, Erstaunen zu erregen, als zu gefallen. Nimmt man *dramatische Gegenstände* an: so müssen die Schule von Athen, die Dispüte über das Sacrament, und der Parnaß doch ohne Zweifel zu dieser Gattung gezählt werden. Ihr Inhalt aber ist *nicht* leidenschaftlich, noch ihre Haupteigenschaft Rührung. Doch genug hievon!

Als Beispiele des erhabenen episch-allegerisch-lyrischen Stoffes in der Kunst sind von Hrn. Fueßli die Frescogemälde angegeben, mit denen Michel Angelo die Sixtinische Capelle geschmückt hat. Was über Folge, Inhalt, Bezug u. s. w. dieser Bilder gesagt wird, ist vortreflich, in den Geist eindringend, der in diesen herrlichen Werken herrscht, und dient zur Ehre des Meisters und zum Nutzen derer, die künftig dieselben studiren wollen. Die Gemalde

Raphaels im Vatican beliebt unſer Verf. ein unermeßliches allegoriſches Drama zu nennen, und will darin einen Cyclus von dem Urſprung, Fortgang, Umfang und endlichen Triumph des Kirchenregiments, oder der Herrſchaft der Kirche dargeſtellt erblicken. Er unternimmt es auch wirklich, den Bezug eines jeden Bildes auf dieſen vermuthlichen Zweck anzugeben. So bereit Rec. iſt, in allen Raphaeliſchen Werken Tiefe der Gedanken und weiten Umfang von Beziehlichkeit anzuerkennen: ſo kann er doch Hrn. F's Deutung unmöglich genehmigen, weil er ſich im Gegentheil überzeugt fühlt, daß bei den Raphaeliſchen Gemälden im Vatican kein höherer und weiter angelegter Plan obwaltete, als zweckgemäße Verzierung der Zimmer, nach ihrer erſten Beſtimmung zu Sitzungsſälen für Conſiſtorien und Congregationen zu dienen. Wäre wirklich ein allgemeinerer höherer Sinn im Ganzen der Anlage, ſo würde die Deutung des Verfaſſers weniger gezwungen ſein, er hätte ſich nicht genöthigt geſehen, verſchiedene Bilder, welche nicht paßten, mit Stillſchweigen zu übergehen, und Raphael ſelbſt würde ohne Zweifel auch beſſere Ordnung beobachtet, im erſten Zimmer angefangen und der Reihe nach fortgefahren haben. Allein nach Hrn. F's Auslegung fängt der Cyclus im dritten Zimmer an, geht in's zweite, ſpringt in's vierte über, von da in's erſte und kehrt wieder in's vierte zurück. — Wer mag dergleichen glauben? Wir merken beiläufig noch an, daß der Verf. nirgends ſagt, aus welchem Grunde er die Gemälde Raphaels im Vatican ein allegoriſches Drama nennt, hingegen die Werke des Michel Angelo in der Sixtiniſchen Capelle unter die ſogenannten epiſchen Malereien rechnet, da er doch ſelbſt beiden Meiſtern Pläne ähnlicher

Art unterlegt. Bei Anführung des bekannten Cartons von Raphael geschieht der ebengerügte Mißgriff noch einmal. Hr. F. setzt sie nämlich in die Classe dramatischer Malerei, und schreibt ihnen nichts deste weniger im Allgemeinen eine mystisch-allegorisch-religiöse Bedeutung zu, wodurch er sie ebenfalls in sein episches Fach hinüberzieht, oder vielmehr damit zeigt, daß seine Begriffe von dem größern und geringern Werth der Gegenstände für die bildende Kunst noch bei weitem nicht klar seien. Dagegen ist alles, was über den Special-Inhalt des genannten Cartons gesagt wird, sehr bündig. Wahre Kunstfreunde werden überdies mit nicht geringem Frieden erfahren, daß von dem für verloren gehaltenen Carton des Kindermords noch ein bedeutendes Stück in England aufbewahrt wird.

Ueber die dritte Classe, oder die historischen Gegenstände, wollen wir den Verfasser selbst reden lassen, besonders weil die auszuhebende Stelle S. 222—223 zugleich das epische und dramatische Fach mit berührt. — „Die Geschichte, im engern Verstande, folgt auf die dra„matische Darstellung. Hier hört alle Erdichtung auf, „und die Erfindung besteht bloß darin, daß man mit „Würde, Bestimmtheit und Gefühl die Augenblicke der „Wirklichkeit zu wählen weiß. Gesetzt, der Künstler wolle „den Tod des Germanicus behandeln. Er darf uns nicht „die höchsten Bilder des allgemeinen Schmerzes geben, „welcher sich in den Gesichtszügen eines Volks oder einer „Familie bei dem Tode eines geliebten Oberhauptes oder „Vaters ausdrückt; denn dieses würde epische Darstellung „sein; wir würden da einen Achill, einen Hektor, eine „Niobe vor uns zu sehen glauben. Er muß nicht Cha„raktere zusammenstellen, welche er durch Beobachtung und

„Vergleichung als die schicklichsten befunden hat, um die „Abstufungen des Mitgefühls zu erregen; nicht einen Ad„met und Alkeste, noch einen Meleager und Atalanta; denn „dies würde Drama sein — er muß uns vielmehr einen „mitten unter Römern sterbenden Römer darstellen, wie „ihn die Geschichte liefert, mit allen den wirklichen Mo„dificationen von Zeit und Ort, welche unzweideutig dazu „dienen können, diesen Augenblick des Schmerzes von „allen andern auszusondern. Germanicus, Agrippina, „Cajus Vitellius, die Legaten, die Centurionen zu An„tiochien; der Held, der Gemahl, der Vater, der Freund, „der Heerführer, die Kämpfe der Natur und die Funken „von Hoffnung müssen dem physiognomischen Charakter „und den Gesichtszügen des Germanicus, des Sohnes des „Drusus, des Thronerben des Tiberius, untergeordnet „sein. Mütterliche, eheliche, weibliche Liebe müssen in der „Agrippina gemildert erscheinen, aber das Weib in die „Römerin verschlungen, weniger Liebhaberin als Gefähr„tin, von der Größe ihres Gemahls. Selbst die Aus„brüche der Freundschaft, der Zärtlichkeit, der Huldigung „müssen das Gepräge des kriegerischen, feierlichen und „ausgezeichneten römischen Costümes an sich tragen."

Ein jeder mag hierüber seine eigne Neigung oder Geschmack zu Rathe ziehen, ob ihm allenfalls dergleichen Kunst und Kunstwerke in ihrer Beschränkung ansiehen könnten. Sähen wir wirklich einmal ein Bild, welches den angegebenen Forderungen entspräche: so würden wir mit jenem Freunde ausrufen: **War es der Mühe werth, mit solchem Aufwand von Kunst ein unerfreulich Werk zu machen!** Die Verklärung von Raphael, von welcher der Verf. gleich hernach spricht, und damit

vermuthen läßt, er halte dieſelbe für ein dergleichen hiſtoriſches Gemälde, möchten wir gern für etwas mehr gelten laſſen. Dieſes Meiſterſtück wird am Schluß der Vorleſung gegen diejenigen Kunſtrichter in Schutz genommen, welche, wie man weiß, Verſtoße gegen die Regeln der Einheit in Handlung, Zeit und Ort in demſelben haben finden wollen. Der Verfaſſer thut den Ungrund aller dergleichen Anſchuldigungen dar, und würdigt das Werk mit Einſicht und Verſtand.

Soll endlich, nachdem für und wider einzelne Stellen dieſes Werkes ſo vieles geſagt worden, nun auch ein allgemeines Urtheil vom Ganzen gefällt werden: ſo geſtehen wir frei, das Werk entſpricht nur wenig den Erforderniſſen eines Lehrbuchs, zu welchem es, vermöge des anfänglichen Plans, doch beſtimmt war. Der Verfaſſer war nicht mit zureichenden Kenntniſſen ausgerüſtet, um ſeinen gewählten Stoff zu bearbeiten; er hat keine Methode, keine planmäßige Anordnung der Dinge beobachtet, ſondern gleichſam in Kreuz- und Querzügen, ſein Feld mehr durchſtreift, als ordentlich bearbeitet. Gerechtigkeit im Urtheil haben wir oft vermißt, und überall keine feſten zur gehörigen Reife gediehenen Grundſätze vorgefunden; auch iſt die Terminologie, deren ſich Herr F. bedient, nicht empfehlenswerth. Aber, um des einzelnen Guten, ja Vortrefflichen willen, welches ſich eingeſtreut findet, muß man gleichwohl der Fortſetzung mit Verlangen entgegenſehen; zumal, da mit Zuverſicht ſich hoffen läßt, das Ganze werde einen Schatz geiſtreicher und richtiger Bemerkungen enthalten, die, ausgeſondert aus dem Gemenge von Schlacken, ein wahrer Gewinn für die Literatur der Kunſt ſein müſſen.

Unſer Zweck erfordert, nunmehr noch einige Bemerkungen über das Verhältniß der Urſchrift zur Ueberſetzung hinzuzufügen.

Wenn ein Mann wie Eſchenburg eine ſolche Arbeit leiſtet, ſo möchte man ſie immer ohne weitere Nachforſchung für gut annehmen; allein er hatte hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihn genugſam entſchuldigen, wenn er ſie nicht völlig überwinden konnte.

Der Verf. bedient ſich durchaus eines metaphoriſchen Styls, der ihm zwar ſehr gut laßt, indem durch eine gewiſſermaßen poetiſche Diction der Gegenſtand genau umtaſtet wird, hingegen befindet ſich der Ueberſetzer dabei in einer deſto unbequemern Lage.

Worte haben öfters in der einen Sprache ganz andere Bezüge zu den Gegenſtänden und unter ſich ſelbſt, als in der andern, welches vorzüglich von ihren verſchiedenen Ableitungen herkommt und ſich am auffallendſten zeigt, wenn ſie metaphoriſch gebraucht werden.

Das metaphoriſche Wort hat, gegen die einfache Darſtellung, oder gegen den Begriff gehalten, immer etwas trübes; metaphoriſche Redensarten und Perioden laufen noch größere Gefahr, den Gegenſtand zu entſtellen, und wenn bei Gleichnißreden vielleicht Subject, Prädicat, Zeitwort, Partikel in einer Sprache geſchickt zuſammentreffen, ſo wird man es doch in vielen Fällen für unmöglich erklären, eine ſolche Stelle in fremde Sprachen genau zu überſetzen.

Denn indem ſich der Ueberſetzer bemuht, ſeine Metapher der Originalmetapher anzunahern, welche doch auch nur eine Annaherung zum Gegenſtande oder Gedanken war, ſo entſteht aus dieſer doppelten Annaherung gewöhn-

lich eine Entfernung, die nur dann vermieden werden kann, wenn der Ueberſetzer eben ſo gut Herr der Materie iſt, als der Verfaſſer.

Hier einige Beiſpiele ſolcher nicht ganz paſſend übertragenen Metaphern, mit Vorſchlägen zur Veränderung um der Kürze willen begleitet. Man findet die Stellen S. 56 und 57 des Originals, ſo wie S. 88 und 89 der Ueberſetzung:

Mantegna, led by the contemplation of the antique, fragments of which he ambitionsly scattered over his Works.

Mantegna hielt ſich an das Studium der Antike, von welcher er ſeinen Werken überall Spuren einzuverleiben ſich eifrig beſtrebte.

Mantegna, geleitet durch die Betrachtung der Antike, deren Bruchſtücke er mit Anmaßung über ſeine Werke zerſtreute.

Hence in his figures of dignity or beauty we see not only the meagre forms of common models, but even their defects tacked to ideal Torso's.

Daher ſehen wir in ſeinen Figuren von Würde und Schönheit nicht nur die magern Formen gemeiner Urbilder, ſondern ſelbſt ihre Fehler an idealiſchen Torſos angebracht.

Daher ſehen wir an ſeinen Figuren, welche Schönheit oder Würde darſtellen ſollen, nicht allein die magern Formen gemeiner Urbilder, ſondern ſelbſt ihre Fehler an idealiſche Torſos angeflickt.

His triumphs are a copious inventory of classic lumber, swept together with more industry than taste, but full of valuable materials.

Seine Triumphe enthalten einen reichen Vorrath classischen Nebrichts, mit mehr Fleiß als Geschmack zusammengefegt, aber reich an schätzbaren Materialien.

Seine Triumphe sind ein gehäuftes Inventarium classischen Trödelkrams, mit mehr Fleiß als Geschmack zusammengeschoben; aber voll schätzbarer Materialien.

Man sieht aus diesen Stellen, daß der Vers. den Mantegna als einen zusammenstoppelnden Künstler bezeichnen will (ob mit Recht, kommt hier nicht zur Frage). Der Uebersetzer hingegen behandelt diesen Künstler erst zu gut, dann zu schlimm, und das bloß durch ein Zu- und Abdrücken der Metaphern.

Wir enthalten uns, mehrere Stellen anzuführen, wo man auf eine sehr interessante Weise bald mit dem Verfasser, bald mit dem Uebersetzer zu rechten hätte. Nur eines bemerken wir, worauf wir oben schon hindeuteten. S. 86 der Uebersetzung in der Note steht: das Gemälde ist auf Holz; dagegen sollte es heißen: das Crucifix (des Bruzeleski) ist von Holz, wie auch das Original dieses alte Schnitzwerk bezeichnet.

Möchte es dem Uebersetzer gefallen, vielleicht mit Beirath des Verfassers, zu einer zweiten Auflage die Arbeit nochmals durchzugehen, damit unsere deutschen Künstler und Kunstfreunde durch nichts abgehalten wurden, ein so schätzbares Werk zu genießen und zu nutzen!

W. K. F.

Neu erſchienene Kupferſtiche.

1804.

Jenaiſche Liter. Zeit. 1804. Nr. 46 u. 47.

Von der im Intelligenzblatt dieſer Zeitung Nr. 25 als fertig angekündigten groſsen Platte des Kupferſtechers W. F. Gmelin zu Rom iſt uns vor wenigen Tagen ein Abdruck zu Geſicht gekommen. Der wackere Künſtler hätte ſeinen Grabſtichel an keinem würdigern und ſeine Mühe beſſer belohnenden Gegenſtand üben können, als eben an dem von ihm gewählten herrlichen Gemälde von Claude Lorrain im Pallaſt Doria zu Rom, welches unter dem Namen il molino zwar längſt als ein Meiſterſtück im Fach der Landſchaftsmalerei berühmt, aber den entfernten Liebhabern noch immer durch keinen guten Kupferſtich bekannt war, denen alſo das erwähnte Blatt des Herrn Gmelin, ſowohl des vortrefflichen Urbilds wegen, als weil der Stich ſehr ſchön ausfiel, eine angenehme Erſcheinung ſein wird. Die Beſchreibung von der ganzen Compoſition mögen wir nicht unternehmen, da dieſelbe überaus reich

iſt, ſondern wollen zur Andeutung des Inhalts bloß die Hauptmotive erwähnen.

Ein Fluß, der aus der Ferne dem Beſchauer entgegenſtrömt, macht im Mittelgrund einen kleinen Fall; näher liegt zwiſchen Ruinen eines Tempels und einer Burg die Mühle, von welcher das Gemälde ſeinen Namen bekommen; der Vordergrund zeigt hohe Bäume, unter denen viele Figuren ruhig ſitzen und einem tanzenden Paare zuſehen. Claude Lorrain, dem erſten aller Landſchaftsmaler, iſt vielleicht nirgends ſo heiterer Tag, ſo wohlthätige Wirkung des Ganzen gelungen, wie in dieſem nie genug zu bewundernden Werke, welches auch in Hinſicht auf Lieblichkeit und Vollendung des Gedankens unter den Landſchaftsgemälden eine der vornehmſten Stellen behauptet. Herr Gmelin hat von den mannigfaltigen Schönheiten des Urbildes auf ſeine Platte ſo viel übergetragen, als man vom Kupferſtecher mit Billigkeit verlangen kann: er hat den Regeln der Haltung genug gethan, den Charakter der Gegenſtände wohl beobachtet, und in der Ausführung durchaus lobenswürdige Nettigkeit und Fleiß bewieſen. Es iſt, wie uns däucht, in dieſem Blatte mehr Schmelz, Duft, Weichheit und Uebereinſtimmung, als in ſeinen rühmlich bekannten Ausſichten über den Lago di Albano und Mare morto bei Neapel, oder auch den Blättern nach den beiden Gemälden des Claude Lorrain in der Gallerie zu Dresden.

W. A. K.

Das aufzusuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erst nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünscht in Belriguardo zu verweilen.
Das nöthigste, was er zur Reise braucht,
Will er durch einen Freund sich senden lassen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schwester geht
Mit ihrer Freundinn gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hause seyn.
Du folgst uns bald, wenn du für ihn gesorgt.
Dem Castellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schlosse bleiben kann,
So lang' er will, so lang' bis seine Freunde
Ihm das Gepäck gesendet, bis wir ihm
Die Briefe schicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt! Leb' wohl!

Neu erſchienene Kupferſtiche.

1804.

Jenaiſche Literat. Zeitung. 1804. Nr. 48.

In der Gemäldeſammlung zu Caſſel wird ein Gemälde von P. Potta bewahrt, worauf in mehreren Abtheilungen die Fabel vom Jäger dargeſtellt iſt, welcher mit ſeinen Hunden in die Gewalt der Thiere gerathen, vor dem gerichthaltenden Löwen angeklagt, verurtheilt und beſtraft wird. Dieſes eben ſo anziehend ſcherzhaft gedichtete, als geiſtreich ausgeführte Werk hat Herr W. Unger, ein geſchickter Kupferſtecher, in Blättern, welche ſo groß als die Abtheilungen des Gemäldes ſein mögen, zu radiren unternommen, und es ſind bereits Abdrücke von der erſten Platte im Publicum. Die Behandlung iſt angemeſſen fleißig, die Wirkung gut, der Ausdruck in den Thieren lebhaft und geiſtreich; vornehmlich in den Füchſen, im Schwein, im Tiger und im Bock wohl gerathen.

W. K. F.

Selbstbildung der Künstler.

1832.

Goethe schrieb am 23. Febr. 1832 an Zelter nach Berlin (S. Briefwechsel, Bd. 6, S. 411): „Durch ein falsches Bestreben wird der ganze Organismus, Leib und Geist, aus den Fugen gerückt, und es ist gleich, ob Eins oder das Andere erkrankt und zuletzt bei verworrener Anstrengung zu Grunde geht. Hier schalte ich ein, was ich vor einigen Tagen niederzuschreiben Veranlassung gefunden."

Die kunstgemäße Ausbildung einer bedeutenden Naturanlage bewirkt zu haben, bleibt eins unserer schönsten Gefühle; es ist aber zur laufenden Zeit ein größeres Verdienst als ehemals, wo noch jeder Anfanger an Schule, Regel, Meisterschaft glaubte und sich der Grammatik seines Faches bescheiden unterwarf, wovon die jetzige Jugend meistens nichts wissen will.

Die deutschen bildenden Künstler sind seit dreißig Jahren in dem Wahn, ein Naturell könne sich selbst ausbilden, und ein Heer von leidenschaftlichen Liebhabern, die auch kein Fundament haben, bestärken sie darin. Hun-

dertmal höre ich einen Künſtler rühmen: Er ſei nur ſich ſelbſt alles ſchuldig! das hör' ich meiſt geduldig an, doch verſetz' ich auch manchmal verdrießlich: es iſt auch darnach!

Was iſt denn auch der Menſch an ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt? Wie er Augen und Ohren aufthut, kann er Gegenſtand, Beiſpiel, Ueberlieferung nicht vermeiden; darum bildet er ſich nach individuellen Lüſten und Bequemlichkeiten, ſo gut es eine Weile gehen will. Aber gerade auf der Höhe der Hauptpunkte langt das zerſplitterte Weſen nicht aus, und das Unbehagen, die eigentliche Noth des praktiſchen Menſchen tritt ein. Wohl dem, der bald begreift, was Kunſt heißt.

Druck von J. B. Hirschfeld.

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg.

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwittwete Gräfin von Bernstorf.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1839.

BIBLIOTECA
CENTRAL
MONTERREY

Zweyter Auftritt.

Alphons. Taſſo.

Taſſo

mit Zurückhaltung.

Die Gnade, die du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir in vollem Licht.
Du haſt verziehen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging,
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt,
Du willſt erlauben, daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willſt
Mir deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertraun,
Und hoffe ſtill, mich ſoll die kleine Friſt
Von allem heilen, was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt auf's neue ſich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Mich deiner Gunſt auf's neue würdig machen.

Die Gräfin Auguſte Stolberg ſtarb in Kiel den 30. Juni 1835; zweiundachtzigjährig, ſeit zweiundvierzig Jahren Witwe des hochverehrten Miniſters Andreas Peter von Bernſtorf.

Ihre Goethebriefe hat ſie dem Juſtizrath Hegewiſch in Kiel vermacht als unbedingtes Eigenthum, durch den dieſe Briefe, ebenſo der Frau von Binzer, geb. von Gerſchau, übergeben worden ſind.

Es iſt zuverläſſig dem Wunſche der Gräfin nicht zuwider gehandelt, wenn dieſe Zeug-

niſſe aus Goethe's brauſender Jugend, und ein Zeugniß aus ſeinem reifen Alter, veröffentlicht werden.

Goethe iſt, ſo lange die Deutſchen keinen öffentlichen politiſchen Charakter haben, der öffentlichſte Charakter. Die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, die wir Alle in unſerm Herzen aufgeſpart haben für einen großen deutſchen Mann, ſind wir geneigt zu übertragen auf einen großen deutſchen Dichter.

Wenn die Liebe das Intereſſe für alle Einzelheiten rechtfertigt, ſo darf die Pietät, welche das deutſche Volk für Goethe hegt, dem wir Alle einen großen Theil unſerer jetzigen Bildung verdanken, Anſpruch machen auf ſeinen vollſtändigen Nachlaß.

Alle Briefe dieſer Sammlung ſind von Goethe's eigener Hand, bis auf den vom Jahre 1823, der nur von ihm unterzeichnet iſt. Nach einer Pauſe, die von den Gießbächen der Jugend reicht bis zu der ſtillen Gemächlichkeit, wo der breite Strom ſich dem Meere vereinigen will, hatte die Gräfin Auguſte Bernſtorf eine Zuſchrift an Goethe gelangen laſſen, enthaltend die Mahnung zu derjenigen Form des Chriſtenthums, welche ſie als die beſte betrachtete und übte bis an ihren Tod. — Goethe hatte die Gräfin nur kennen gelernt aus ihren Briefen an die Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold Stolberg. Sie haben ſich nie geſehen. —

Kiel, Anfangs 1837.

Soviel von der Hand Desjenigen, durch den die hier folgenden Goethebriefe Eigenthum meiner Frau geworden. — Auf ihren Wunsch habe ich mit Freuden die Bearbeitung für den Druck übernommen. Dem Umfang nach ist die Gabe nicht erheblich, dem Inhalt nach um so werthvoller, da die meisten dieser Briefe in eine Zeit fallen, aus der leider nur sehr Weniges über die innern und äußern Zustände Goethe's bekannt geworden.

Dieser Umstand bewog mich, an meinen Freund Wesselhöft, Criminalassessor in Weimar, zu schreiben, um wo möglich aus dem

dort befindlichen schriftlichen Nachlaß erklärenden Aufschluß über manches in diesen Briefen nur Berührte zu erhalten. — Mit dem aufrichtigsten Danke erwähne ich hier der Bereitwilligkeit, womit nicht er allein, sondern auch die Herren von Müller, Riemer und Eckermann (nachdem sie sich durch eigene Ansicht von der Echtheit der Goethe'schen Originalbriefe überzeugt hatten) zur Erfüllung meines Wunsches beitrugen. Ihnen, und insbesondere dem Herrn Hofrath Riemer, verdanke ich großentheils den Stoff zu den Noten, die den einzelnen Briefen beigegeben sind, — der Güte des Kanzlers von Müller aber die Mittheilung des vorher erwähnten Briefes der Gräfin Bernstorf an Goethe (Nr. 20 dieser Sammlung). — Ihre Jugendbriefe, die den Dichter von Werther's Leiden zu bezaubern

vermochten, waren leider! nicht vorhanden. Goethe hat ſie, mit vielen andern Papieren aus jener Zeit, vor ſeiner Reiſe nach Italien vernichtet.

Um dieſe unerſetzliche Lücke wenigſtens einigermaßen zu füllen und dem Leſer in Bezug auf das innere Weſen der Gräfin einen Standpunkt der Beurtheilung zu geben, laſſe ich hier einen Brief abdrucken, den ich vor acht Jahren von meiner Frau aus Knoop erhielt, — dem ſchönen Landſitze des Grafen Baudiſſin, am Kanal bei Kiel, wo auch die Gräfin Bernſtorf damals wohnte.

Knoop, den 28. Mai 1830.

Lieber Auguſt!

Warum kamſt Du nicht heraus? Nun muß ich, obgleich es tief in der Nacht iſt, Dir noch ſchreiben, damit es der Bote morgen früh mitbekommt. Die beiden Rieſenpappeln werden Dich ſchon mit ziemlich anſtändiger Bekleidung empfangen, und die Buchenblätter leuchten wie der lichteſte Glanzpunkt des Smaragds. Der Kanal iſt recht lebhaft befahren, und wenn ich die ſtillen Schiffe darauf hingleiten ſehe, muß ich immer an Platen's Lied denken: „Ich möchte gern mich frei bewahren, verborgen vor der ganzen Welt; auf ſtillen Flüſſen möcht' ich fahren, bedeckt

vom ſchatt'gen Wolkenzelt.“ Noch heute Morgen ging ich am Kanal ſpazieren. Als ich nach Hauſe kam, begegnete mir die alte Gräfin Bernſtorf vor ihrem Blumengarten; die kleine Auguſte Baudiſſin war bei ihr und weinte, weil das Kindermädchen ſie abholen kam. Es hat mich immer gerührt, wie ſehr dieſe alte Dame die Kinder liebt. — Da Baudiſſins und alle Gäſte Nachmittags nach Kiel fahren wollten und ich nur hier bin, um mich für einige Zeit allen Fatiguen zu entziehen, ſo kam mir die Einladung der Gräfin, den Abend bei ihr zuzubringen, ſehr erwünſcht. Wirklich — ſie hat mir immer etwas Rührendes, dieſe Frau, mit ihren kurzgeſchnittenen, ſilberweißen Löckchen, die noch in großer Fülle aus der eingekniffenen fleckenloſen Haube hervorquellen und ohne Scheitel ihre ganze

Stirn umgeben. Sie ist ein Überbleibsel so vieler verstorbenen Größe; und wenn man die Schrift eines großen Mannes sorgsam aufbewahrt, und das Kleid, das er getragen hat, wie viel mehr Verehrung ist man nicht denen schuldig, die er geliebt hat, und die noch auf der Welt sind, um von ihm zu erzählen. — Welche Erinnerungen reihen sich nicht an ihre beiden Namen. Will man auch die Stolberge, als Dichter, nicht übermäßig hoch stellen, so waren es doch, auch in Hinsicht ihrer Talente, reich begabte Menschen; aber wichtiger noch ist die wehmüthige Geschichte Friedrich Leopold's, und seine Tugenden, wie seine Schwächen, werden noch lange in der Erinnerung leben. Er ist viel gehaßt worden, aber auch viel geliebt. — Ganz unangefeindet dagegen stehen der Schwiegerva-

ter *) und der Gemahl der alten Gräfin dä; ich wollte, ich wüßte die Geſchichte beſſer, um ihre einzelnen Verdienſte gehörig würdigen zu können; indeß auch ſo bleibt eine unzweideutige Tradition ihrer Charaktergröße und der Güte, deren Ausdruck Dich immer in unſerer Bernſtorfsbüſte rührt, auch meinem Ohr verſtändlich, und die Bauernſäule bei Kopenhagen, mit ihrer Inſchrift **), hat die Nachwelt beſtätigt. — Auch ihre Stiefſöhne gehören ja

*) Nicht ihr Schwiegervater, ſondern der Oheim ihres Gemahls iſt gemeint. Anm. d. H.

**) Ein Kompaß mit den Worten: Uden misvisning (ohne Fehl, ohne Misweiſung). Daſſelbe Sinnbild ziert die eine Seite der ſchönen, dem Andenken des großen Mannes gewidmeten Medaille. Anm. d. H.

Alphons.

Ich wünſche dir zu deiner Reiſe Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirſt. Du bringſt uns dann
Den doppelten Gewinſt für jede Stunde,
Die du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünſche ſehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Taſſo.

Du überhäufſt, o Fürſt, mit Gnade den,
Der ſich unwürdig fühlt, und ſelbſt zu danken
In dieſem Augenblicke nicht vermag.
Anſtatt des Danks eröffn' ich eine Bitte!
Am meiſten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan und keine Mühe
Und keinen Fleiß geſpart, allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,

nach dem Urtheil unſerer beſten Freunde zu derſelben ausgezeichneten Menſchengattung. Graf Chriſtian *) zu ſehen, habe ich, nach einem heutigen Geſpräch über ihn, eine neue Sehnſucht bekommen; hat er doch ſo viele unſerer allerliebſten Herzen ſo beſtrickt, daß ſie auf keinen Fall je von ihm loskönnen; er muß unwiderſtehlich liebenswürdig ſein. Die ganze Familie zieht mich an wie die Sage der Vorzeit; auch dieſe herrlichen, koloſſalen und doch ſchlanken Weibergeſtalten, — die Röcke fallen ihnen ſo grandios vom Gürtel herab wie reiche Draperien, und dabei bewegen ſie ſich und ſprechen ſo langſam und mit ſo tiefem Nach-

*) Den ſeitdem verſtorbenen königl. preuß. Staatsminiſter. Anm. d. H.

druck, als erzählten ſie Heldenſagen. Die alte Gräfin iſt nun zwar klein, und auch nur eine vermählte, keine geborne Bernſtorf, aber doch ſo würdevoll und edel. Auch gefällt mir das Weſen ſolcher tieffrommen Frauen, die kindlich Alles glauben, was andern nicht immer ſo feſt in der Seele ſteht; die ſo ſicher ſind, daß ihre Gebeine am jüngſten Tage auferſtehen werden, wie die Blumen im Frühling; denen eine Predigt von Harms — den ich zwar auch herzlich zu ſchätzen weiß — wie ein Tropfen Manna in der Wüſte iſt; die ſich alle die kleinen Sünden und Leichtfertigkeiten, mit denen wir Weltkinder ein Abfinden verſuchen, ſtreng vom Leibe halten; für die es nur ein Gut oder Schlimm, nur ein Fromm oder Gottlos gibt, wie für die Kinder, und die alle die kleinen Nuancen, in de-

nen wir das eine thun, das andere nicht laſſen wollen, unbedingt verpöhnen. Dennoch ſind ſolche Frauen milde, und anſtatt zu verunglimpfen, ſuchen ſie zu bekehren, weil es ihnen eine Angelegenheit des Herzens iſt, Anderen zu dem Frieden zu verhelfen, den ſie ſelbſt genießen. Auch kann ſie kein Unglück beugen, kein Verluſt daniederdrücken, denn ihr Wahlſpruch iſt das alte triviale Sprüchwort: „aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben" — in ſeiner Anwendung auf das Erhabenſte, — was ihnen dies Leben verſagt, gewährt ihnen gewiß das nächſte, und wenn wir vermeinen, uns auch in jener Welt — und vielleicht durch eine ganze Reihe von Exiſtenzen — zur Vollendung hinanarbeiten zu müſſen, lacht ihnen jenſeits der dunklen Todespforte gleich ein Himmelreich voll unendlicher Freude, in welchem Platz für

Alle iſt, wohin ſie daher auch Alle mitnehmen möchten. — Die alte Gräfin hat eine etwas pedantiſche Redeweiſe, aber eben das Gehaltene ihres Tones, das ſichtliche Abwehren einer zu ſtark hervortretenden Lebhaftigkeit ſind weſentliche Züge in ihrem Bilde, das ich nicht wieder vergeſſen werde; — vor Allem ſehe ich ihr ſilbernes Haar und ihr faltenreiches weißes Geſicht, das wenig irdiſche Affecte mehr zu beherbergen ſcheint, ſo gern an.

Heut' Abend alſo, als die Kleine zu Bette war, ging ich zu ihr. Gräfin Alvine war bei ihrem Vater in Plön, daher waren wir ganz allein. Nach dem Thee ſollte ich ihr etwas vorleſen; ich hatte den Struenſee von Michael Beer mitgebracht, weil es mir pikant ſchien, dieſes Buch gerade der Witwe

und Schwiegertochter der beiden Bernſtorfs vorzuleſen, mit denen es in ſo naher Beziehung ſteht. Auch reut mich die Wahl nicht, denn ihre ganze frühere Lebhaftigkeit erwachte bei dem Heer von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, wovon das Stück wimmelt, — was man übrigens dem Autor kaum zum Vorwurf machen darf; denn ſollte man nicht meinen, die Kataſtrophe habe ſich im Jahre 1370, anſtatt im Jahre 1770 vollendet? — ſo ſchwankend ſind die Angaben, ſo ungewiß iſt man über die Motive. Ich ſehe noch Deinen Zorn, als Dir Keiner von unſern Bekannten in Kopenhagen den Ort zeigen konnte, wo Brand und Struenſee hingerichtet worden ſind. Doch nur Geduld, ſobald ich einmal auf längere Zeit dort bin, will ich nicht ruhen und raſten, bis ichs ausfindig gemacht habe.

Die gute Gräfin konnte ſich übrigens gar nicht in die Licenzen des Poeten finden; jeden Augenblick unterbrach ſie mich: „das iſt nicht ſo“ — oder „wo hat er das hergenommen?“ — oder „ich weiß das ſo genau wie kein Anderer, es verhielt ſich ganz anders.“ — Ich antwortete manchmal begütigend und meinte, der Autor hätte eben keine genauen Nachrichten bekommen können und deshalb das Fehlende erfinden müſſen. „Dann hätte er das Sujet garnicht wählen oder nähere Erkundigungen einziehen ſollen.“ — Aber, erwiderte ich ſcherzend, wer ſollte ihn gründlich belehren? Würden Sie z. B. wohl bereit geweſen ſein, ſeine Irrthümer zu berichtigen? — „Warum nicht?“ — ſagte ſie — „ſofern ich es gekonnt hätte. Wer nichts thut, wovor er ſich zu ſcheuen hat, braucht auch nichts zu

verbergen. Bernſtorf aber war ein Charakter von ſolcher Reinheit, daß jede Ungewißheit ihn nur entſtellen kann."

Wir kamen troß all dieſen Unterbrechungen doch zu Ende; aber es war ſpät geworden und die Wagen von Kiel waren ſchon zurück. So mußte ich denn meinen Wunſch, von ihr ſelbſt etwas über ihren Briefwechſel mit Goethe zu hören, aufgeben. Auch wußte ich es nicht recht anzufangen, das Geſpräch darauf zu bringen, da Hegewiſch ſagt, daß ſie dieſelben wie ein Heiligthum aufbewahre und nur ihren vertrauteſten Freunden zeige. — Ach es iſt doch etwas Wehmüthiges um die Vergänglichkeit des Lebens, um die Unzulänglichkeit der Exiſtenz, das zu vollbringen, wonach das Herz verlangt. Dieſe Briefe ſollen

so glühend, leidenschaftlich sein, wie sie ein Jüngling einem geliebten Mädchen nur schreiben kann, und dennoch haben die beiden sich in einem langen fast achtzigjährigen Leben nie gesehen und sind doch fast auf derselben Scholle geboren; denn was ist die Entfernung zwischen Weimar und Holstein? Kamst du doch von Kiel bis nach Sachsen, und ich dir vom Süden fast ebensoweit entgegen, um uns zu treffen und kennen zu lernen; und diese beiden, die sich kannten und werth hielten, haben sich nie treffen können, sind Greise geworden und werden wohl in das Grab gehen, ohne sich zu erblicken. — Das Alles dachte ich mir, als ich heut Abend im Mondschein durch den großen Hof mit einem Bedienten nach Hause ging, und es drängte mich, es Dir mitzutheilen. — Baudissins brachten mir Deine Größe

und das Verſprechen, übermorgen mit den Kindern herauszukommen. Aber nun muß ich zu Bette. Gute Nacht Lieber.

Deine

Emilie.

So war die verehrungswürdige Matrone. Wie liebenswürdig das junge Mädchen geweſen, mag Jeder nach Leſung der folgenden Briefe ſelbſt ermeſſen. Sie blieb ziemlich lange unvermählt. Erſt nachdem ihre ältere Schweſter, des Grafen Andreas Peter von Bernſtorf erſte Gemahlin, die Mutter der obenerwähnten edlen Söhne und Töchter, geſtorben war, gab ſie dem allverehrten Schwager ihre Hand (im Jahre 1783).

Goethe war durch das frühesſte Auftauchen ſeines Talentes im Göttinger Muſenalmanach, wie er ſelbſt ſagt, mit den beiden Grafen Stolberg und andern jungen Männern, deren Weſen und Wirken bekannt genug iſt, in ein freundliches Verhältniß getreten. Er äußert ſich im 18. Theile ſeiner Werke hierüber weniger warm, als er in damaliger Zeit gefühlt haben mag; es mögen ſpätere erkältende Verhältniſſe und trennende Charakter-Richtungen die jugendliche Herzenswärme, die er damals ohne Zweifel empfand, namentlich in Bezug auf die Stolbergs, ſelbſt aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſcht haben. Jedenfalls ſtand er mit dieſen in lebhafter Correſpondenz, und ſie wußten ihre jugendliche, für Dichtkunſt glühende Schweſter Auguſte in dieſen Austauſch der freundlichen Ge-

Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt, dort möcht' ich in die
Schule
Auf's neue mich begeben; würdiger
Erfreute deines Beyfalls sich mein Lied.
O gib die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beschämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirst mir nicht an diesem Tage nehmen,
Was du mir kaum an diesem Tag gebracht?
Laß zwischen dich und zwischen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten; hüte dich
Durch strengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tausendfältigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und scheut sich nicht
Gar manchem zu mißfallen, daß er manchem
Um desto mehr gefallen möge. Doch

ſinnung hineinzuziehen, ſodaß ſie ſich veranlaßt fand, an Goethe zu ſchreiben, obwol anfangs, wie aus ſeinen erſten Antworten erhellt, ohne ſich zu nennen.

Köln, im Frühjahr 1838.

A. von Binzer.

Erster Brief.

Der theuern Ungenandten.

Meine Teure — Ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind die Nahmen Freundinn Schwester, Geliebte, Braut, Gattin, oder ein Wort das einen Compler von all denen Nahmen begriffe, gegen das unmittelbaare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben, Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde

gepackt. Adieu, gleich den erſten Augenblick! —

Ich komme doch wieder — ich fühle Sie können ihn tragen dieſen zerſtückten, ſtammelnden Ausdruck wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was iſt das als Liebe! — Mußte er Menſchen machen nach ſeinem Bild, ein Geſchlecht das ihm ähnlich ſei, was müſſen wir fühlen wenn wir Brüder finden, unſer Gleichniſſ, uns ſelbſt verdoppelt.

Und ſo ſolls weg, ſo ſollen Sie's haben dieſes Blat, obiges ſchrieb ich wohl vor acht Tagen, unmittelbaar auf den Empfang Ihres Briefs.

Haben Sie Geduld mit mir, bald ſollen Sie Antwort haben. Hier indeſſ meine Silhouette, ich bitte um die Ihrige, aber nicht in's kleine, den groſen von der Natur genommenen Riſſ bitt ich. Adieu ein herzlichſtes Adieu.

Frfurt. den 26. Jan. 1775.

Goethe.

Der Brief iſt wieder liegen blieben o haben Sie Geduld mit mir. Schreiben Sie mir und in meinen beſten Stunden will ich an Sie denken. Sie fragen ob ich glücklich bin? Ja meine beſte ich bins, und wenn ich's nicht bin, ſo wohnt we-

nigſtens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts auſſer mir ſtört, ſchiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein klein Kind, weis Gott. Noch ein mal Adieu.

Zweiter Brief.

Der teuern Ungenannten.

Wenn ſie ſich, meine liebe, einen Goethe vorſtellen konnen, der im galonirten Rock, ſonſt von Kopf zu Fuſe auch in leidlich konſiſtenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerley Leuten, von ein Paar ſchönen Augen

am Spieltiſche gehalten wird [1]), der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der Geſellſchafft, ins Conzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Intereſſe des Leichtſinns, einer niedlichen Blondine den Hof macht; ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachts Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorſtolperte, der nicht an Sie ſchreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er ſich in Ihrer Gegenwart ganz unausſtehlich fühlt.

Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunſeidnen Halstuch und Stiefeln, der in der ſtrie-

chenden Februarluft ſchon den Frühling ahndet, dem nun bald ſeine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühlen der Jugend in kleinen Gedichten, das kräfftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas, die Geſtalten ſeiner Freunde und ſeiner Gegenden und ſeines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach ſeiner Maaſe auszudrücken ſucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideale ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten,

kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will. Das iſt der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt Ihnen zu ſchreiben, deſſen größte Glückſeligkeit iſt mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben.

Hier alſo meine beſte ſehr mancherlei von meinem Zuſtande, nun thun Sie deſſgleichen und unterhalten mich von dem Ihrigen, ſo werden wir näher rücken, einander zu ſchauen glauben — denn das ſag ich Ihnen voraus daß ich Sie offt mit viel Kleinigkeit unterhalten werde, wie mirs in Sinn ſchießt.

Ich ſage nicht, daß du nicht hie und da
Beſcheiden deine Feile brauchen ſollteſt;
Verſpreche dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhälteſt du abgeſchrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns
Des höheren Genuſſes freun, und dich
Bey mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhohle nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben, ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun.
Nun muß es werden was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freyen Welt genießen, dich zerſtreuen,

Noch eins was mich glücklich macht, ſind die vielen edlen Menſchen, die von allerley Enden meines Vaterlands, zwar freylich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend, zu mir kommen, manchmal vorübergehn, manchmal verweilen. Man weiſſ erſt daſſ man iſt wenn man ſich in andern wiederfindet [2]).

Ob mir übrigens verrathen worden: wer und wo ſie ſind, thut nichts zur Sache, wenn ich an Sie denke fühl ich nichts als Gleichheit, Liebe, Nähe! Und ſo bleiben Sie mir, wie ich gewiſſ auch durch alles Schweben und Schwirren, durch

unveränderlich bleibe. Recht wohl — ! dieſe Kuſſhand — Leben Sie recht wohl.

Frankfurt. den 13. Febr.
1775.

Goethe.

1) Im Winter 1774 bemühten ſich Goethe's Freunde in Frankfurt mehrfach, ihren Bekannten das Vergnügen zu verſchaffen, den damals ſchon berühmten jungen Mann bei ſich eingeführt zu ſehen, und überredeten ihn daher, hier und dort Beſuche mit ihnen zu machen. Goethe hatte bis dahin ziemlich eingezogen gelebt und war mehr von Fremden als von ſeinen Stadtgenoſſen gekannt. Man war alſo vielfach geſpannt, ihn, von dem man

ſich gar ſonderbare Dinge erzählte, mit Augen zu ſehen. Unter andern erſuchte ihn ein Freund eines Abends, ein kleines Conzert mit ihm zu beſuchen, welches in dem Hauſe eines Herrn Schönemann gegeben wurde. G. trat in ein Zimmer zu ebener Erde, wo eine zahlreiche Geſellſchaft ſchon verſammelt war. Ein Flügel ſtand in der Mitte, an den ſich gleich nach ſeinem Eintritt die Tochter des Hauſes niederſetzte und ſpielte. Von dieſem Augenblick an entſpann ſich ein Liebesverhältniß zwiſchen ihr und Goethe — es war ſeine Lilli. Sie hatte etwas Kindliches in ihrem Betragen; ihre Bewegungen, ihre ganze Lebensweiſe waren ungezwungen und leicht. G. dreht ſich viel hin und her, um mit gehöriger Schonung und der Pietät, die einem edlen einſtigen Liebhaber zukommt, zu verſteben zu

geben, daß sie eigentlich eine allerliebste kleine Coquette war, obgleich in allen Ehren und nicht in dem Grade, daß ihre Lust, Huldigungen aufzunehmen und sogar zu suchen, sie gehindert hätte, eine wahre Neigung für Goethe zu empfinden. — Sie war die einzige, verzogene Tochter wohlhabender Aeltern, im höchsten Grade attraktiv für Herren; alle Freunde ihres Vaters, die ältern wie die jüngern, lagen ihr zu Füßen. So übte sie denn auch ihre Anziehungskraft auf Goethe, wie das folgende, auf sie gedichtete, durch Erwähnung des „Spieltisches" hierher gehörige Lied beweist. Der Umstand, daß er durch sie an das Spiel gefesselt wird, muß ihn besonders frappirt haben.

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?
Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein,
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;
Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.
Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?

Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?
Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

(Ausg. in 2 Bänden. I. S. 12.)

2) „Der Vater dauerte mich am meisten. Um meinetwillen hatte er einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende heranzog, sehr gern eines muntern, ja paradoxen Gesprächs, da ich ihm denn, durch allerlei dialektisches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete; denn ich

hatte die gottiose Art, Alles zu bestreiten, aber nur insofern hartnäckig, daß derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle lächerlich wurde."

(Goethe. Ausg. von 1833. Bd. 48. S. 32.)

Dritter Brief.

(den 6ten März.)

Warum ſoll ich Ihnen nicht ſchreiben, warum wieder die Feder liegen laſſen, nach der ich bisher ſo offt reichte. Wie immer immer hab ich an Sie gedacht. Und iezzo! — Auf dem Land bei ſehr lieben Menſchen — in Erwartung [1]) — liebe Auguſte — Gott weis ich bin ein armer Junge — den 28. Febr. haben wir ge=

tanzt die Faſſnacht beſchloſſen — ich war mit von den erſten im Saale, ging auf und ab, dachte an Sie — und dann — viel Freud' und Lieb umgab mich — Morgends da ich nach Hauſe kam, wollt ich Ihnen ſchreiben, lieſſ es aber und redete viel mit Ihnen — Was ſoll ich Ihnen ſagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zuſtand nicht ganz ſagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe! Bleiben Sie mir hold — Ich wollt ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' raſten. Groſer Gott was iſt das Herz des Menſchen! — Gute Nacht. Ich dachte mir ſollt's unterm Schreiben beſſer werden — Umſonſt

mein Kopf iſt überſpannt, Ade. Heut iſt der 6. März denck ich. Schreiben Sie doch auch immer die Daten in ſolcher Entfernung iſt das viel Freud.

Guten Morgen liebe. Die Zimmerleute die da drüben einen Bau aufſchlagen, haben mich aufgewegt, und ich habe keine Raſt im Bette. Ich will an meine Schweſter ſchreiben, und dann mit Ihnen noch ein Wort.

Es iſt Nacht, ich wollte noch in Garten, muſſte aber unter der Thüre ſtehen bleiben, es regnet ſehr. Viel hab' ich an Sie gedacht! Gedacht daſſ ich für Ihre

Dein Blut durch eine Cur verbessern. Dir
Gewährte dann die schöne Harmonie
Der hergestellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens suchst.

Tasso.

Mein Fürst, so scheint es; doch, ich bin ge-
sund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und so macht wieder mich der Fleiß gesund.
Du hast mich lang' gesehn, mir ist nicht
wohl
In freyer Üppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'sten Ruhe. Dieß Gemüth ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.

Alphons.

Dich führet alles, was du sinnst und treibst,
Tief in dich selbst. Es liegt um uns herum

Silhouette noch nicht gedanckt habe! Wie offt hab ich schon dafür gedanckt, wie ist mein und meines Bruders Lavaters Phisiognomischer Glaube wieder bestätigt. Diese rein sinnende Stirn diese süsse Festigkeit der Nase, diese liebe Lippe, dieses gewisse Kinn, der Adel des ganzen! Dancke meine Liebe dancke. — Heut war der Tag wunderbaar. habe gezeichnet — eine Scene geschrieben [2]). O wenn ich iezt nicht Dramas schriebe ich ging zu Grund. Bald schick ich Ihnen eins geschrieben — Könnt ich gegen Ihnen über sizzen und es selbst in Ihr Herz würcken, — Liebe nur daß es Ihnen nicht aus Händen kommt. Ich mag das nicht

drucken lassen denn ich will, wenn Gott will künftig meine [s]) und Kinder in ein Eckelgen begraben oder etabliren: ohne es dem Publico auf die Nase zu hängen. Ich bin das ausgraben und sezirn meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, sind ich das Berliner ꝛc. Hundezeug [t]), der eine schilt drauf, der andre lobts, der dritte sagt es geht doch an, und so hezt mich einer wie der andere. — Nun denn Sie nehmen mir auch das nicht übel — Nimmt mirs doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückts mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Le-

bens ſind — denn ob ich gleich finde daſſ es viel raiſonnabler ſei Hünerblut zu vergieſſen als ſein eig'nes — die Kinder tollen über mir, es iſt mir beſſer ich geh' hinauf als zu tief in Text zu gerathen.

Ich hab das ältſte Mädgen laſſen anderthalb Seiten im Paradiesgärtlein herab buchſtabiren, mir iſt ganz wohl, und ſo geſegnete Mahlzeit. Ade! — Warum ſag ich dir nicht alles — Beſte — Geduld Geduld hab mit mir!

Den 10ten, wieder in der Stadt auf meiner Bergere; aufm Knie ſchreib ich

Ihnen. Liebe der Brief ſoll heute fort, und nur ſag ich Ihnen noch, daſſ mein Kopf ziemlich heiter mein Herz leidlich frey iſt — Was ſag ich! — o beſte wie wollen wir Ausdrücke finden für das was wir fühlen! Beſte wie können wir einander was von unſerm Zuſtande melden, da der von Stund zu Stund wechſelt.

Ich hoffe auf einen Brief von Ihnen, und die Hoffnung läſſt nicht zu ſchanden werden.

— — — — — — — — — — [5])

Geſegnet der gute Trieb der mir eingab ſtatt allen weitern Schreibens, Ih-

nen meine Stube, wie ſie da vor mir ſteht, zu zeichnen. Adieu. Halten Sie einen armen iungen am Herzen. Geb Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige frohe Stunden wie ich deren offt hab, und dann laſſ die Dämmerung kommen tränenvoll und ſeelig — Amen

Ade liebe Ade!

Goethe.

1) Goethe brachte, bei eintretendem Frühling, zu wiederholten Malen Tage und Wochen in dem eben ſich zur Stadt bildenden lieblichen Offenbach zu, wo Lilli bei einem Oheim ebenfalls zu Zeiten in einem Garten-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03776/140

hause wohnte. G. aber war daselbst bei einem damals sehr geschätzten Componisten (aus Liebhaberei — denn er war eigentlich Seidenfabrikant), Namens Johann André, einquartirt. Dieser hatte blos bei einem Spielkameraden Klavier und Violine spielen gelernt und nach König's Choralbuch die Harmonie studirt. Mit 20 Jahren kam er nach Frankfurt und componirte „der Töpfer", von ihm selbst gedichtet, und Goethe's „Erwin und Elmire". Im Jahre 1777 ging er als Musikdirektor nach Berlin, nachdem er die Seidenfabrik verkauft hatte, beschloß aber seine höchst fruchtbare Laufbahn wieder in Offenbach, wo er 1799 starb. André war unerschöpflich in Gesängen und Schwänken am Klavier und ließ sich gutmüthig, oft bis nach Mitternacht, durch Lilli und Goethe ans Kla-

vier fesseln, die dadurch Gelegenheit erhielten, länger beisammen zu bleiben.

2) — am Faust.

3) Boie schrieb am 3. Februar 1775 an Merck: „Nicolai's Freuden Werther's haben mich sehr überrascht. Vieles darin ist so übel nicht. Mich verlangt, was unser Goethe dazu sagen wird. Man sieht hier (in Göttingen) dies Dings sowol als den Werther ganz schief an. —

Goethe aber dichtete um diese Zeit: „Der Recensent"

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;

Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen
Ueber mein Essen zu räsonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein."
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Re-
censent.

(Ausg. in 2 Bänden. I. S. 86.)

Später, im Dezember dieses Jahres, schrieb Nicolai an Merk: „Wenn es aber Herrn Goethe einfallen sollte, mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus spielet, oder wie er mit Wieland gespielt hat und noch

spielet, so dürfte es ihn gereuen, denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publicum sehr bald mit ihm fertig werden wollte ꝛc."

Gar mancher Abgrund, den das Schickſal
grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reitzend iſt es ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wech-
ſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiethe du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Vierter Brief.

Auguſten.

Mir iſt's wieder eine Zeit her für Wohl und Weh, daſſ ich nicht weis ob ich auf der Welt bin, und da iſt mir's doch als wär ich im Himmel. Die's liebe Schweſter den 19. März Nachts um eilfe. Gute Nacht!

Den 23. Abends bald ſieben. Ich komme von meiner Mutter herauf, noch

einige Worte dir o du liebe. Heut nach Tiſch kam dein Brief, eben da ich beim Braten gemurrt hatte, daß ſo lang keiner kam. Ich dancke dir tauſendmal, um 2 Uhr muſſt ich zu einem verdrüslichen Geſchäfft, da ging ich unter allerley Leuten herum und dachte an dich und ſchrieb mit Bleyſtifft beigehendes Zettelgen. So recht! Tritt und Schritt muſſ ich wiſſen von meinen lieben, denn ich bilde mir ein, daſſ euch von mir das all auch ſo werth iſt; alſo dancke dancke für die Schildrung dein und deines Lebens, wie wahr, wie voraus von mir gefühlt! — O könnt ich auch! — — Behalt mich lieb —

Jetzt bitt ich noch um die Silhouetten all deiner lieben, deines Ehlers[1]) der mir verzeihen soll daſſ ich ihm nicht ſchreibe, ich habe warrlich nimmer nicht zu ſagen, nur ihr Mädgen kriegt mich doch wieder dran. Dann die Schattenriſſe deiner Brüder von denen ich auch Briefe habe, meiner Brüder, und deiner innigen Freundin NB. alle wie ſie auf der Wand gezeichnet worden ohnausgeſchnitten.

Jezt gute Nacht und weg mit dem Fieber! — doch wenn du leideſt, ſchreib mir — ich will alles theilen — o dann laſſ mich auch nicht ſtecken edle Seele zur

Zeit der Trübsaal, die kommen könnte[7]), wo ich dich flöhe und alle Lieben. Verfolge mich ich bitte dich, verfolge mich mit deinen Briefen dann, und rette mich von mir selbst.

Auf beyliegendem Blättgen ist abgeschrieben das Bleystifft Zettelgen wovon ich vorhin sprach[8]). Liebe! liebe! und so leb wohl. den 25. März 1775.

Nicht doch du musst das Original haben! — Was wär' ein Kuss in Copia! —

1) Etatsrath Ehlers, Professor der Medicin in Kiel, Schwiegervater der Professoren Thibaut in Heidelberg und Tönsen in Kiel, ein von Allen, die ihm nahe standen, warm verehrter Mann, dessen Haus viele Jahre hindurch der Sammelplatz der Gebildetsten war, die in und um Kiel lebten, — namentlich auch der Familie Stolberg.

2) Diese Zeit war sehr nahe und hatte sich schon vorbereitet; doch ist hier nur von der schönen, dichterischen Trübsal der Jugend, vom Liebesschmerz, die Rede. Lilli war, wie gesagt, ein Weltkind, und ein schönes, liebenswürdiges. Es gibt Mädchen, die immer als die ersten ihres Kreises angesehen werden und ihn beherrschen, ohne es zu wollen, blos durch eine bedeutende Individualität,

durch die Zauberkraft, ein gewiſſes friſcheres Leben um ſich anzuregen. Lilli ſcheint zu dieſen Mädchen gehört zu haben; daß ſie Huldigungen ungern entbehrt hätte, nahm ihr nichts an ihrem innern Werthe. Man ſieht es oft, daß dieſe anreizenden, gleichſam die Bewunderung herausfodernden Mädchen die vortrefflichſten, ſittſamſten Hausfrauen werden, daß die liebenswertheſten Eigenſchaften mit dieſer, dem Uebermuth der Jugend angehörigen Coquetterie verbunden ſind. Von der andern Seite aber gibt es gewiſſe vortreffliche, regelrechte, gewöhnlich nicht ſchöne Frauen, die keinen Fehler unverzeihlicher finden, als den Männern gern gefallen zu wollen. Andere Fehler, wie Launen, Egoismus, Trägheit, Verſchrobenheit, werden von ihnen leicht überſehen und die Beſitzerin ſolcher Fehler,

wenn sie sonst nur bescheiden und vollkommen sittsam auftritt, wird für ein liebes Mädchen gehalten, das dereinst gewiß einen Mann glücklich machen würde, während ein großmüthiges, selbstvergessenes Mädchen von freiem, offenem Sinn, ein Wildfang — aber voll des tiefsten Gefühls, von eben jenen Frauen mit übermäßiger Strenge beurtheilt wird — weil sie das Maß im Umgang mit Männern nicht zu finden weiß. Wenn Lilli, wie es scheint, ein solches Mädchen war, so gehörte zu den strengen Sittenrichterinnen wol Goethe's übrigens gewiß ausgezeichnete Schwester. Die Beschreibung wenigstens, die er selbst von ihr macht, ist — obgleich mit geschwisterlicher Zuneigung geschrieben — so überaus unliebenswürdig, daß man sich nicht erwehren kann, Lilli und Goethe als Opfer ihrer unge-

rechten Vorurtheile anzusehen. Schwestern pflegen die Geliebten ihrer Brüder entweder mit Blindheit in den Himmel zu erheben oder ganz unausstehlich zu finden. Der Frau Cornelia Schlosser waren, wie es scheint, mancherlei Klatschereien über Lilli bis nach Emmendingen, wo sie mit ihrem Manne sehr ungern lebte, hinterbracht worden. Goethe vertraute ihr schriftlich sein ganzes Herz unumwunden; sie misbilligte aber seine Wahl durchaus und war ihrem Bruder, auf den sie großen Einfluß hatte, mit einer schweren Batterie von Gründen zu Leibe gegangen, um zu beweisen, daß ein an so glänzende Weltverhältnisse gewöhntes Mädchen, wie Lilli, sich unmöglich in die (doch gewiß nicht ärmliche) Haushaltung der Goethe'schen Aeltern zu schicken vermöge, d. h. in einen Vater, der, ob-

gleich selbst praktischer Jurist, doch Enthusiasmus und Schönheitsinn genug hatte, um seinen Sohn, mit Hintansetzung seiner Brotstudien, fortwährend zur Dichtung zu ermuthigen, — in eine Mutter, die Mutter Aja, die wir als Frau Rath aus Bettina's Briefen vollständig kennen gelernt haben, — in alle die Lieben endlich, an die sich die geniale Bettina, auch in glänzenden Verhältnissen erzogen, als junges Mädchen so anschloß, daß sie ihren Umgang dem der ganzen Welt vorzog. Cornelie wußte wol nicht, was ein liebendes junges Mädchen ihrem Geliebten opfern kann, denn sie selbst war, wie Goethe von ihr sagt, aller Leidenschaft und aller Sinnlichkeit baar, die gewiß in das holde Gemisch eines vollkommen anziehenden Frauencharakters gehört. Sie hatte ihren Bruder so weit

arbeitet, daß er beſchloß, die Geliebte wo
ßglich zu vergeſſen, nachdem ſie ſich ſchon
genſeitig erklärt und mit äußern Liebeszei-
en feſter aneinander gekettet hatten. (So
tte ihm Lilli ein goldenes Herzchen gegeben,
s er an einem Bande immer am Halſe
ug) So erklären ſich die häufigen Ausru-
ngen in dieſen Briefen, die ſich ſelbſt wi-
rſprechenden Gefühle und der ganze leiden-
haftliche Zuſtand des jungen Goethe, der ihn
unſern Augen um ſo liebenswürdiger macht,
eil wir gewohnt ſind, ihn nur als ruhigen,
ürdevollen Mann zu ſehen.

3) Hat ſich leider bei dieſen Briefen nicht
orgefunden.

Alphons.

Höre mich!
Du gibst so vielen doppelten Genuß
Des Lebens, lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen das du noch
Und zehnfach reich besitzest. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurücke kehrst,
Je schöner wirst du uns willkommen seyn.

Dritter Auftritt.

Tasso allein.

So halte fest, mein Herz, so war es recht!
Es wird dir schwer, es ist das erstemal,
Daß du dich so verstellen magst und kannst.
Du hörtest wohl, das war nicht sein Gemüth,
Das waren seine Worte nicht; mir schien,
Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O gib nur Acht! Du wirst sie nun so fort
Von allen Seiten hören. Fest, nur fest!

Fünfter Brief.

Hier Beste, ein Liedgen von mir darauf ich hab eine Melodie von Gretri umbilden lassen! Ach Gott Ihre Brüder kommen, unsre Brüder, zu [illegible][1])! — Liebe Schwester, das liebe Ding, das sie Gott heissen, oder wie's heisst, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir so wohl thun sie zu haben.

Ihren Schattenriſſ kriegen Sie, ich muſſ aber einen neuen von Ihnen haben, gros.

Thun Sie doch einen Blick in den zweiten Band der Iris wenn Ihnen der aufſtößt, es ſind allerley von mir drinn.

Ich halte mich offt in Gedancken an Sie.

Wenn ich wieder munter werde ſollen Sie auch Ihr Theil davon haben, laſſen Sie nur meine Briefe ſich nicht fatal werden, wie ich mir ſelbſt bin da

ich ſchreibe. Ich meyne alle Falten des Geſichts drückten ſich drinn ab.

Ade! Ade! Beſte.

Den 15. Apr.

Wie erwart ich unſere Brüder! Welch ein lieber Brief von Euch dreyen! Hier die Schattenriſſe. Sie ſind nicht alle gleich gut, doch alle mit fühlender Hand geſchnitten. Diesmal kein Wort weiter. Behalten Sie mich am Herzen!

Den 26. Apr. 1775.

G.

1) Graf Friedrich Leopold Stolberg unternahm, in Begleitung ſeines Bruders

Christian und des Grafen Haugwitz, eine Reise in die Schweiz, ebenfalls, um eine Geliebte zu vergessen — eine schöne Engländerin, mit der Umstände und Rücksichten eine Verbindung untersagten. Freilich wäre für beide jungen Leute eine Reise nach dem Höllenfluß Lethe rathsamer gewesen.

Zwischen diesem Briefe und dem nächsten ist eine Pause von mehr als drei Monaten. — Die Gebrüder Stolberg kamen in Frankfurt an und wurden von Goethe mit „offener Brust" empfangen; auch die Eltern gaben sich mit liebenswürdiger Freundlichkeit den Phantastereien des übermüthigen jungen Volkes hin. Goethe aber nahm, in dem Herzenszustande, worin er sich befand, ihren Vorschlag, sie

nach der Schweiz zu begleiten, mit Freuden und ohne Bedenken an. Wie hätte er sich dem Zauber, der ihn fesselte, auf bessere Art zu entziehen hoffen können? — Und so reiste er ab, ohne eigentlichen Abschied von Lilli zu nehmen, vom Vater aber ermahnt, die Reise womöglich bis nach Italien auszudehnen. Die Gesellschaft war lustig, doch die Grenzen der anständigen, bürgerlichen Lebensweise, wie Goethe sie bisher gewohnt war, weit überschreitend; nur Graf Haugwitz wußte das Maß zu halten. Hier sollen jedoch nur Einzelheiten, die zur Erklärung der folgenden Briefe nöthig scheinen, berührt werden.

In Zürich, an den Pforten des Gasthauses zum Schwerte, trennte sich Goethe von seinen Reisegefährten, um zu Lavater zu ei-

Von jener Zeit hat er doch nicht wiederfinden können; viel ächter und natürlicher iſt der Ausdruck in dieſen Briefen — der friſche Nachhall der Empfindung des Moments. —

Auf dem St. Gotthard fühlte er plötzlich eine unwiderſtehliche Luſt, das goldne Herzchen zu küſſen, das ihm Lilli geſchenkt hatte, — und als er es küßte, fühlte er die Nothwendigkeit, nach Frankfurt zurückzueilen. Er kehrte augenblicklich um und war nach wenigen Tagen wieder in ihrer Nähe. Das Gedicht: „Angedenken du verklungener Freuden ꝛc.“ dankt dieſem Augenblicke auf dem St. Gotthard ſeine Entſtehung.

Aber er fand in Frankfurt nicht mehr Alles, wie es geweſen war. Man hatte Lilli

errebet, daß er durch ſeine völlig willkür-
he Abweſenheit genugſam erklärt habe, keine
ſprüche mehr an ſie machen zu wollen.
e hatte geſagt, daß ſie bereit wäre, mit
n nach Amerika zu gehen; man hatte ihm
s hinterbracht; — aber die „ſchmerzlich-
chtigen Briefe" Corneliens verfolgten ihn
bietend und beſtimmend. So brachte er
ge Monate in der unſeligſten Lage hin,
g ſchwankend zwiſchen Liebe und freiwilli-
unmotivirter Entſagung, zwiſchen peini-
den Misverſtändniſſen und wieder mächtig
vorbrechendem Drang nach Verſtändigung.
G.'s Werke Band 48, S. 158 ff.)

In dieſe Epoche fallen die nächſten hier
enden Briefe.

Sechster Brief.

Den 25. Jul. 75.

Ich will Ihnen ſchreiben Guſtgen liebe Schweſter, ob ich gleich, wäre ich jezt bei Ihnen ſchwerlich reden würde. Ich muſſ anfangen! Wie weit iſts nun von mir zu Ihnen. Gut denn, wir werden uns doch ſehn.

Bin wieder in Frankfurt, habe mich von unſern Brüdern in Zürch getrennt, ſchweer ward's uns doch. — Das denck

ich, wird Guſtgen ſagen. — Friz, meine Liebe, iſt nun im Wolckenbade und der gute Geiſt der um uns alle ſchwebt, wird ihm gelinden Balſam in die Seele gieſſen. Ich litt mit ihm und durft nicht dergleichen thun. Ich bitte Sie — wenigſtens laſſen Sie mich iezt nichts davon ſagen — und wer kann davon ſagen — Ich war dabey wie die lezte Nachricht kam. Es war in Strasburg. Gute Nacht Schweſter Engel. Einen herzlichen Grus der Gräfin Bernsdorf [1]).

Den 31. Jul. Wenn mirs ſo recht weh iſt, kehr ich mich nach Norden, wo ſie dahinten iſt zweyhundert Meil von

Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus,
Es wird ſchon gehn, nur übe dich mit ihnen.

Nach einer Pauſe.

Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!
Die holde Fürſtinn kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein, es löſ't in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzeſſinn. Taſſo. Gegen das Ende des Auftritts die Übrigen.

Prinzeſſinn.

Du denkſt uns zu verlaſſen, oder bleibſt
Viel mehr in Belriguardo noch zurück,
Und willſt dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe, nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

mir meine geliebte Schweſter. Geſtern Abend Engel hatt' ich viel Sehnen zu ihren Füſſen zu liegen, ihre Hände zu halten, und ſchlief drüber ein, und heute früh iſt wieder friſch mit dem Morgen. Beſte theilnehmende Seele, immer den Himmel im Herzen und nur unglücklich durch die Deinigen! — Aber wie du auch geliebt wirſt!

Ich muſſ noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen[2])! — Das iſt immer ſo mein Traum, meine Auſſicht durch viel Leiden. — Ich habe mich ſo offt am Weiblichen Geſchlecht betrogen — O Guſt-

gen wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug thun könnte! — Ich will ſchweigen — Hören Sie nicht auf, auch für mich zu ſeyn Ade.

Hier Guſtgen ein altes verlohrnes Zettelgen das ich wiederfinde.

1) Auguſtens ältere Schweſter, die Eingangs erwähnte erſte Gemahlin des Grafen A. P. von Bernſtorf. In Bezug auf Graf Stolberg (Fritz) ſiehe die Note zum fünften Briefe.

2) Man ſieht deutlich, wie bei dem verwirrten, faſt zerriſſenen Verhältniß mit Lilli

ſein Herz, das eines weiblichen Herzens bedurfte und in ſeiner Umgebung nichts fand, was die verlorene Geliebte hätte erſetzen können, ſich feuriger an die niegeſehene Auguſte anſchließt. Er ſieht in ihr ein Ideal — und es gibt gewiß nichts Reineres, Makelloſeres, als ein niegeſehenes, durch freundliche Umſtände mit uns in Berührung getretenes Weſen. In edlen Menſchen kann ſelbſt die Erinnerung unreine Bilder nicht bewahren, ſie wirft die Schlacken aus.

Lilli machte ihn eiferſüchtig und kam daher Corneliens Zwecken unbewußt zu Hülfe, als ſie ihm wieder nahe war; in weiter Ferne war ihre Anziehungskraft ſtark genug, ihn vom St. Gotthard nach Frankfurt zu ziehen.

Siebenter Brief.

Gustgen! Gustgen! Ein Wort daß mir das Herz frey werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen nichts sagen. Hier! — Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem Stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Briefgen ausgeschrieben werden und diese Thränen und dieser Drang! Welche Ver-

ſtimmung. O daſſ ich Alles ſagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädchens das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, deſſen heitre Tage ich trübe, ich! Guſtgen! Ich nehme vor einer Viertelſtunde ihren Brief aus der Taſche, ich les ihn! — Vom 2. Jun.! und ſie bitten, bitten, um Antwort, um ein Wort aus meinem Herzen. Und heut der 3. Aug. Guſtgen und ich habe noch nicht geſchrieben. — Ich habe geſchrieben, der Brief liegt in der Stadt angefangen. O mein Herz — Soll ich's denn anzapfen, auch dir Guſtgen von dem Hefetrüben Wein ſchencken! — Und wie kann ich von Frizzen reden,

von dir, da ich in ſeinem Unglück, gar offt das meine beweint habe. Laſſ Guſtgen. Ihm iſt wohler wie mir [1]) — Vergebens daſſ ich drey Monate, in freyer Lufft herumfuhr, tauſend neue Gegenſtände in alle Sinnen ſog. Engel, und ich ſizze wieder in Offenbach, ſo vereinfacht wie ein Kind, ſo beſchränckt als ein Papagey auf der Stange, Guſtgen und ſie ſo weit. Ich habe mich ſo offt nach Norden gewandt. Nachts auf der Terraſſe am Mayn, ich ſeh hinüber, und denck an dich! So weit! So weit! Und dann du und Friz, und ich! und alles wirrt ſich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Lufft zu ſchreiben. — Aber

iezt will ich nicht aufhören biſſ iemand an die Thüre kommt und mich wegrufft. Und doch Engel manchmal wenn die Noth in meinem Herzen die gröſſt iſt, ruf ich aus, ruf ich dir zu: Getroſt! Getroſt! Ausgeduldet und es wird werden. Du wirſt Freude an deinen Brüdern haben, und wir an uns ſelbſt. Dieſe Leidenſchafft iſts die uns aufblaſen wird zum Brand, in dieſer Noth werden wir um uns greifen, und brav ſein, und handeln, und gut ſein, und getrieben werden, dahin wo Ruhe Sinn nicht reicht. — Leide nicht vor uns! — Duld uns! — Gieb uns eine Trähne, einen Händedruck, einen Augenblick an deinen Knieen. Wi-

ſche mit deiner lieben Hand dieſe Stirn
ab. Und ein Krafftwort, und wir ſind
uf unſern Füſſen.

Hundertmal wechſelt's mit mir den
ag! O wie war mir ſo wohl mit dei-
n Brüdern. Ich ſchien gelaſſen, mir
r's weh für Frizzen der elender war
ich, und mein Leiden ward leidlicher.
zt wieder allein. —

In ihnen hatte ich ſie beſtes Guſt-
, denn ihr ſeyd eins in Liebe und
en. Guſtgen war bey uns und wir
ihr! — Jezt — nur ihre Briefe! —
Briefe! — und Nur dazu — Und

doch brennen sie mich in der Tasche — doch fassen sie mich wie die Gegenwart wenn ich sie in glücklichem Augenblick aufschlage — aber manchmal — offt sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft todte Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub — Engel es ist ein Schröcklicher Zustand die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit — Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das all — Wie wohl ist mir's dass ich so mit Ihnen reden kann, wie wohl bei dem Gedancken, Sie wird dies Blat in der Hand halten! Sie! Dies Blat! das ich berühre das iezt hier auf dieser Stäte noch weis ist.

Goldnes Kind. Ich kann doch nie ganz unglücklich seyn. Jezt noch einige Worte — Lang halt ich's hier nicht aus ich muss wieder fort — Wohin! —

— — — — — — — — — —

Ich mache Ihnen Striche denn ich as eine Viertelstunde in Gedancken und ein Geist flog auf dem ganzen bewohn- n Erdboden herum. Unseeliges Schick- l das mir keinen Mittelzustand erlauben ill. Entweder auf einem Punckt, fas- nd, festklammernd, oder schweifen gegen le vier Winde. — Seelig seyd ihr ver- irte Spaziergänger, die mit zufriedener

Taſſo.

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunſt,
Die jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde
richten,
Vertreiben wird ſie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Anſtändiger Vollendung ieden Abend den Staub von ihren Schuhen ſchlagen, und ihres Tagwercks Göttergleich ſich freuen

— — — — —

Hier fließt der Mayn, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Von der Schlacht bey Bergen [2]) haben Sie wohl gehört. Da links unten liegt das graue Franckfurt mit dem ungeſchickten Turn, das iezt für mich ſo leer iſt als mit Beſemen gekehrt, da rechts auf artige Dörfgen, der Garten da unten, die Terraſſe auf den Mayn hinunter. — Und auf dem Tiſch hier ein Schnupftuch, ein Pannier, ein Halstuch

drüber, dort hängen des lieben Mädgens Stiefel. NB. heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel, zu Hauben und Hüten — Ich hör ihre Stimme — [3]) Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen. — Gut Gustgen ich hab ihnen beschrieben wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben — — Lili war verwundert mich da zu finden, man hatte mich vermisst. Sie fragte an wen ich schriebe. Ich sagt's ihr. Adieu Gustgen. Grüßen Sie die Gräfin Bernsdorf. Schreiben Sie mir. Die Silhouette werden ihnen die Brüder geschickt haben Lavater hat

die vier Heumans Kinder sehr glücklich stechen lassen.

Der unruhige.

Lassen Sie um Gottes Willen meine Briefe niemand sehn.

1) Graf Stolberg wußte woran er war; der entscheidende Schritt war geschehen, der peinigende Zust...d der Unschlüssigkeit vorüber.

2) Den 13. April 1759, zwischen den Alliirten unter Herzog Ferdinand von Braunschweig und den Franzosen unter dem Marschall Broglie, von letzterem gewonnen, was die Französinnen so siegestrunken machte, daß sie Kopfputze à la Bergen trugen.

3) Dieſer Gedankenſtrich hat beim Anblick des Originalbriefes wirklich etwas tief Ergreifendes; es iſt, als ſähe man durch die offene Lücke in das Herz des Schreibenden, wie es beim Laut ihrer Stimme vom Gefühl des leidenſchaftlichen Entzückens erzitterte; es erinnert an Othello's: **there she comes.** Man ~~nennt~~ das nun folgende Geſpräch, im gebildeten und doch ſtarken frankfurter Dialekt, mit leiblichen Ohren zu hören; ihre Verwunderung, ihn da zu finden, ihre verlegene Erlaubniß, er möge nur bleiben, ſie wolle ihre Sachen nehmen und ſich im andern Zimmer ankleiden. — Nichts könnte das durchaus unſchuldige, wenn auch freie Verhältniß dieſer beiden jungen Leute klarer ins Licht ſtellen, als dieſe Situation und dieſer Gedankenſtrich in dem Briefe an ſein Guſtgen, der

er so treu berichtet, was in und um ihn vorgeht. Wie hätte er das gekonnt, wenn nicht Alles rein und lauter gewesen wäre! —

Achter Brief.

Ja lieb Guſtgen gleich fang ich an den
14. Sept. im Moment da ich ihren Brief
ndige, ſehen Sie wie hoch und klein,
vie viel ich zu ſchreiben dencke. Heut bin
ch ruhig, da liegt zwar meiſt eine Schlang
m Graſe. Hören Sie, ich hab immer
ine Ahndung, Sie werden mich retten,
us tiefer Noth, kanns auch kein Weib-
ich Geſchöpf als Sie. Dancke zuerſt für

ihre lebendige Beſchreibung alles was Sie umgiebt, hätt' ich nur jezt noch einen Schattenriſſ von Ihrer ganzen Figur! Könnt ich kommen. Neulich reiſſt ich zu Ihnen! Durchzog in trauriger Geſtalt Deutſchland, ſah mich weder rechts noch links um, nach Coppenhagen, und kam und trat in ihr Zimmer, und fiel mit Trähnen zu ihren Füſſen, und rief Guſtgen biſt du's! — Es war eine ſeelige Stunde, da mir das lebendig im Kopf und Herzen war. Was Sie von Lili ſagen iſt ganz wahr. Unglücklicher Weiſe macht der Abſtand von mir das Band nur feſter das mich an Sie zaubert. Ich kann ich darf Ihnen nicht alles ſagen.

Es geht mir zu nah ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen wie die Trompte dem eingeschlafnen Krieger. Wolte Gott Ihre Augen würden mir Ubalds Schild, und lieſſen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen, und — Ja Guſtgen wir wollen das laſſen — über des Menſchen Herz läſſt ſich nichts ſagen, als mit dem Feuerblick des Moments. Nun ſoll ich zu Tiſche.

Nach Tiſche. Dein gut Wort würckte in mir, da ſprachs auf einmal in mir,

sollt's nicht übermäßiger Stolz seyn zu verlangen, daß dich ganz das Mädgen erkennte und so erkennend liebte, erkenn ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser. Gustgen! — Laß mein Schweigen dir sagen, was keine Worte sagen können.

Gute Nacht Gustgen! Heut einen guten Nachmittag, der selten ist — mit Grosen, das noch seltner ist — Ich konnte zwey Fürstinnen in Einem Zimmer lieb und werth haben. Gute Nacht.

Will dir ſo ein Tagebuch ſchreiben, iſt das Beſte. Thu mir's auch ſo, ich haſſe die Briefe und die Erörterungen und die Meynungen. Gute Nacht! So! — ich ſehe zurück, ſchon dreymal, iſt's doch als wenn ich verliebt in dich wäre! und den Hut immer nähme und wieder niederlegte. Wie wollt ich du könnteſt nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in deinem fühlen. Bey Gott was hier vorgeht iſt unausſprechlich fein und ſchnell und nur dir vernehmbar.

Gute Nacht.

Den 15. guten Morgen. Ich hab eine gute Nacht gehabt. Und bin iezt

Prinzessinn.

Darfst du es wagen?
Noch ist der strenge Bann nicht aufgehoben;
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Tasso.

Du warnest recht, ich hab' es schon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewe-
gung
Der Tausende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schwester, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich still, und trete dann
Auch schweigend an das Land, ich gehe sacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:

recht wie ein Mädgen. Sie rathen nicht was mich beschäfftigt, eine Maske, auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben.

Nach Tisch! — Ich komme geschwind gelaufen, dir zu sagen, was mir drüben in der andern Stube durch den Kopf fuhr: Es hat mich doch kein Weiblich Geschöpf so lieb wie Gustgen.

Und meine Masque wird eine altdeutsche Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wämslein, Mantel und Federstuzhut. Ach wie danck ich Gott daß er mir diese Puppe auf die paar Tage gegeben hat, wenns so lang währt.

Halb Viere. In Brunnen gefallen wie ich's ahndete. Meine Masque wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Bal. Aber dürft ich, könnt ich alles sagen! — Ich thats sie zu ehren weil ich deklarirt für sie bin, und eines Mädgens Herz ꝛc. — Also Gustgen! — Ich thats auch halb aus Truz, weil wir nicht sonderlich stehn die acht Tage her. Und nun! — Sieh Gustgen! so kanns allein werden, wenn ich Dir so von Moment zu Moment schreibe. — — Halb 5. ich wollt ich könnt mich Dir darstellen wie ich bin, du solltest doch dein Wunder sehn. Gott! so in dem ewigen Wechsel, immer eben derselbe.

Den 16ten. Heut Nacht neckten mich halb fatale Träume. Heut früh beym Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beyden Füssen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, dass ich gerettet werden, dass noch was aus mir werden sollte. Gutes muths denn Gustgen. Wir wollen einander nicht auf's ew'ge Leben vertrösten. Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muss ich Gustgen sehn. Das einzige Mädgen deren Herz ganz in meinem Busen schlägt. —

Nach Mittage halb Vier. Offen und gut der Morgen, ich that was, Lili eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb mich nach Tiſche ſpaſend närriſch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe ietzt nach Offenbach, um Lili heute Abend nicht in der Comödie morgen nicht im Conzert zu ſehen. Ich ſtecke das Blatt ein und ſchreibe draus fort.

Offenbach! Abends ſieben. In einem Kreiſe von Menſchen, die mich recht lieb haben, offt mit mir leiden! Es iſt nun ſo! ich ſizze wieder an dem Schreibtiſchgen von dem ich Ihnen ſchrieb eh' ich in die Schweiz ging [1]). Lieb Guſtgen —

da ist ein iunges Paar in der Stube das erst seit acht Tagen verheurathet ist! eine iunge Frau liegt auf dem Bette die der angenehmsten Hoffnung eines lieben Kindes entgegen schmerzet. Ade für heute. Es ist Nacht und der Mayn blinckt noch aus den dunklen Ufern.

Offenbach. Sonntag den 17ten Nachts zehen. — Ist der Tag leidlich u. stumpf herumgegangen, da ich aufstund war mir's gut, ich machte eine Scene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädgen, davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist. Ass in

r Gesellschafft ein Duzzend guter Jun-
ens, so grad wie sie Gott erschaffen
at. Fuhr auf dem Wasser selbst auf
nd nieder, ich hab die Grille selbst fah-
n zu lernen [2]). Spielte ein Paar Stun-
n Pharao und verträumte ein Paar
it guten Menschen. Und nun sizz ich
r gute Nacht zu sagen. Mir wars in
dem wie einer Ratte die Gift gefres-
hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft
e Feuchtigkeit, verschlingt alles Essbaare
s ihr in Weeg kommt und ihr inner-
s glüht von unauslöschlich verderbli-
m Feuer [3]). Heut vor acht Tagen
r Lili hier. Und in dieser Stunde
r ich in der grausamst feyerlichst süse-

sten Lage meines ganzen Lebens (: mögt' ich sagen :) O Gustgen warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Trähnen der Liebe, Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab. Und in der Ferne die Waldhorn, und der Hochzeitgäste laute Freuden. Gustgen auch seit dem Wetter bin ich — nicht ruhig aber still — was bey mir still heisst und fürchte nur wieder ein Gewitter, das sich immer in den harmlosesten Tagen zusammenzieht, und — Gute Nacht Engel. Einzigstes, Einzigstes Mädgen — und ich kenne ihrer Viele — — — —

Montag den 18. Mein Schiffgen ſteht bereit, ich werd's gleich hinunter lencken Ein herrlicher Morgen, der Nebel iſt gefallen alles friſch und herrlich umher! — Und ich wieder in die Stadt, wieder ans Sieb der Danaiden! Ade! —

Ich hab einen offnen friſchen Morgen! O Guſtgen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuſſ und Leiden, die Seeligkeit die Menſchen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskrafft und überſpannten Sinnlichkeit, Himmel auf und Höllen ab getrieben werden. Beſte ich bitte dich ſchreib mir auch ſo

ein Tagbuch. Das iſt das einzige was die ewige Ferne bezwingt. — — — —

Montag Nacht halb zwölf. Franckf. an meinem Tiſch. komme noch dir gute Nacht zu ſagen. Hab getrieben und geſchwärmt biſſ jezt. Morgen gehts noch ärger. O Liebſte. Was iſt das Leben des Menſchen. Und doch wieder die vielen Guten die ſich zu mir ſammeln! — das viele Liebe das mich umgiebt — — Lili heut nach Tiſch geſehn — in der Comödie geſehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los. O Guſtgen — und doch zittr ich vor dem Au-

genblick da ſie mir gleichgültig, ich hof-
nungslos werden könnte. — Aber ich
bleib meinem Herzen treu, und laſſ es
gehn — Es wird —

Dienſtag ſieben Morgens. — Im
Schwarm! Guſtgen! ich laſſe mich trei-
ben, und halte nur das Steuer daſſ ich
nicht ſtrande. Doch bin ich geſtrandet
ich kann von dem Mädgen nicht ab —
heut früh regt ſich's wieder zu ihrem
Vortheil in meinem Herzen. — Eine
groſe ſchwere Lecktion! — Ich geh doch
auf den Ball einem ſüſen Geſchöpfe zu
lieb, aber nur im leichten Domino, wenn
ich noch einen kriege. Lili geht nicht.

Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serfale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerinn die Straße, sie
Bezeichnet mir das Haus. So steig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon, so trer' ich in das Haus —

Prinzessinn.

Blick' auf, o Tasso, wenn es möglich ist,
Erkenne die Gefahr, in der du schwebst!
Ich schone dich; denn sonst würd' ich dir sagen:
Ist's edel so zu reden, wie du sprichst?
Ist's edel nur allein an sich zu denken,
Als kränktest du der Freunde Herzen nicht?
Ist's dir verborgen wie mein Bruder denkt?
Wie beyde Schwestern dich zu schätzen wissen?
Hast du es nicht empfunden und erkannt?
Ist alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Tasso! Wenn du scheiden willst,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Nach Tiſch halb vier. Geht das immer ſo fort, zwiſchen kleinen Geſchäfften durch immer Müſſiggang getrieben, nach Dominos und Lappenwaare. Hab ich doch mancherley noch zu ſagen. Adieu. ich bin ein Armer verirrter verlohrner — — Nachts Achte, aus der Commödie und nun die Toilette zum Ball! O Guſtgen wenn ich das Blat zurückſehe! Welch ein Leben*). Soll ich fortfahren? oder mit dieſem auf ewig endigen. Und doch Liebſte, wenn ich wieder ſo fühle daß mitten in all dem Nichts, ſich doch wieder ſo viel Häute von meinem Herzen löſen, ſo die convulſiven Spannungen meiner kleinen närriſchen Compoſition nach-

laſſen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menſchen ſichrer, feſter, weiter wird, und doch mein innerſtes immer ewig allein der heiligen Liebe gewiedmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der reinheit der ſie ſelbſt iſt ausſtößt und ſo endlich lauter werden wird wie geſponnen Gold. — Da laſſ ich's denn ſo gehn — Betrüge mich vielleicht ſelbſt. — Und dancke Gott[5]). Gute Nacht Addio. — Amen: 1775.

1) Alſo in dem Hauſe des Herrn André (ſ. die erſte Note zum 3ten Briefe), was die Zimmergemeinſchaft mit dem jungen Ehe-

paare einigermaßen erklärt. G. nimmt die Sache so unbefangen, daß es ihm garnicht in den Sinn kommt, in einem Briefe an ein junges Mädchen dergleichen lieber unberührt zu lassen.

2) „Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält.
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume kommt ihr wieder?

Beg du Traum! ſo Gold du biſt;
ier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne.
Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

(Ausg. in 2 Bänden. I. S. 12.)

3) „Als hätte ſie Lieb im Leibe."

(G.'s Fauſt — in Auerbach's Keller.)

4) „Sollte jedoch einem ernſten Leſer eine ſolche Lebensweiſe gar zu loſe, zu leichtfertig erſcheinen, ſo möge er bedenken, daß zwiſchen dasjenige was hier, des Vortrags halber, wie im Zuſammenhange geſchildert iſt, ſich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Beſtimmungen und Thätigkeiten, ſogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einſtellten."

(G.'s Werke Bd. 48, S. 46.)

5) „„Die Feinde ſie bedrohen Dich,
Das mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir doch garnicht graut."" —
„Das ſeh' ich alles unbewegt;
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngſt ich abgelegt.
Und iſt die nächſte reif genung,
Abſtreif' ich die ſogleich,

Und wandle neubelebt und jung
Im frischen Götterreich."

(Ausg. in 2 B. 1. S. 138.)

(In diese Zeit fällt auch das Gedicht „Herbstgefühl." — daselbst S. 13.)

Neunter Brief.

Wieder angefangen Mittwoch den 20. ob zum Zerreiſſen oder wie! Genug ich fange an. Auf dem Ball bis ſechs heut früh, nur zwei Menuets getanzt, Geſellſchafft gehalten einem ſüſen Mädgen, die einen Huſten hatte — Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniſſ zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen ſagen könnte! wenn ich Dir lebhafft! — Nein wenn ichs konnte ich dürft's nicht,

Du hielteſt's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal ſtürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergeſſenheit ſchlucken lies. Jezt iſt's bald achte Nachts. Hab geſchlafen bis 1. gegeſſen, etwas beſorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meinungen mich dargeſtellt, ums Thor gangen, in die Comödie. Lili ſieben Worte geſagt [1]). Und nun hier. Addio.

Donnerſt. den 21. Ich habe mir in Kopf geſezt mich heut wohl anzuziehen. Ich erwarte einen neuen Rock vom Schneider den ich mir hab in Lion ſticken laſſen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr

Ungedult als die Bekandtſchafft eines Manns von Geiſt der ſich auf eben die Stunde bey mir melden lies. Schon iſt was miſſglückt. Mein Perückenm. hat eine Stunde an mir friſirt und wie er fort war riſſ ich's ein, und ſchickte nach einem andern, auf den ich auch paſſe.
— — —

Samſtag den 23. Es hat tolles Zeug geſezt. Ich hab nicht zum ſchreiben kommen konnen. Geſtern lauter Alt essen. Heut hab ich einen Huſten. Ade.

Sonntag den 8. Sept.[2]). Bisher eine groſe Pauſe ich in wunderbaaren

kälten und Wärmen. Bald noch eine
rösere Pauſe. Ich erwarte den Herzog
. Weimar der von Karlsruhe mit ſeiner
errlichen neuen Gemahlinn Louiſen von
Darmſtadt kommt. Ich geh mit ihm
ach Weimar. Deine Brüder kommen
uch hin, und von da ſchreib ich gewiſſ
ebſte Schweſter. Mein Herz iſt übel
ran. Es iſt auch Herbſtwetter drinn,
icht warm, nicht kalt. Wann kommſt
Du nach Hamburg?

Weimar den 22. Nov.

Ich erwarte deine Brüder, o Guſt-
gen! was iſt die Zeit alles mit mir vor-

Taſſo wendet ſich weg.

Prinzeſſinn.

Wie tröſtlich iſt es einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreiſen will,
Ein klein Geſchenk zu geben, ſey es nur
Ein neuer Mantel, oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfſt
Unwillig alles weg, was du beſitzeſt.
Die Pilgermuſchel und den ſchwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählſt du dir, und gehſt
Freywillig arm dahin, und nimmſt uns weg,
Was du mit uns allein genießen konnteſt.

Taſſo.

So willſt du mich nicht ganz und gar verſtoßen?
O ſüßes Wort, o ſchöner, theurer Troſt,
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, verſetze

gangen. Schon faſt vierzehn Tage hier, im Treiben und Weben des Hofs. Adieu bald mehr. Vereint mit unſern Brüdern! Dies Blättel ſollſt indeſſ haben.

G.

1) Dies iſt das letzte Mal, daß er zu Auguſten von Lilli ſpricht. — Noch vor Beendigung dieſes Briefes war er entſchloſſen, nach Weimar zu gehen, wohin er v[illegible]erholt vom Herzog eingeladen war. Der Wunſch, Lilli zu entfliehen, beſtimmte ihn. So ward ihm durch dieſe Liebe nicht erfüllt, was ſie ihm verſprach, erfüllt dagegen, was er nie von ihr hoffen konnte, denn jetzt ward ihm ein edler, feſter und ihn ſelbſt befeſtigender

Wirkungskreis zu Theil. Unſtreitig hat Goethe durch die Gelegenheit, man kann wohl ſagen durch den Zwang, ſich an die Wirklichkeit anzulehnen, unglaublich gewonnen und es iſt eine Thorheit anzunehmen, wie Viele es thun, daß er mehr geworden ſein würde, ohne dieſe beſtimmte praktiſche Richtung. Dieſe hat erſt Ordnung in ſeinen Geiſt, Maß in ſeine Produktionen gebracht; ohne dieſe Richtung war er, wie ſelbſt aus dieſen Briefen hervorgeht, in Gefahr ſich ſelbſt zu verlieren. Ob er das ſpäter Errungene auch erreicht hätte, wenn Lilli ſeine Frau geworden wäre, läßt ſich unmöglich beſtimmen; aber ſo viel iſt gewiß, daß ſie ſeine Freundin geblieben iſt bis an ihr Ende, wie auch er ſie nie aus ſeinem Herzen verlor. — Sie verheirathete ſich mit einem Herrn von Türkheim in Straß-

burg, und ſtarb im Jahre 1815 am 6ten Mai. — Ein Anklang an dieſen Todesfall ſcheint ſich in den gedruckten Goethiſchen Gedichten nirgends zu finden; Suleika hatte damals alle poetiſche Gabe des Dichters in Beſchlag genommen, er war in neues Entzücken verſetzt über ein liebliches Wunder:

„Die Du Alles zugleich biſt und ein Engel dazu!“ —

2) Iſt offenbar verſchrieben und ſoll heißen: den 8. Oktober; die frühern Abſätze dieſes Briefes ſind vom September; er nahm ihn dann mit nach Weimar, wo er ihn, wie man ſieht, im November ſchloß; aber auch dann blieb derſelbe noch liegen, bis ihn endlich im Dezember Graf Chriſtian Stolberg

iner Schweſter ſandte, mit einigen Zeilen
on ſeiner Hand, auf die Rückſeite des Ori=
inals geſchrieben, wie ſie hier gleich nach
ieſem Briefe unter Nr. 10 folgen.

Zehnter Brief.

Da iſt ein Briefgen von Goethgen, und zwei Zeilen von mir, mein Guſtchen, wie lieb ich Dich, Beſte, gern ſagt ich Dir's, aber das geht nicht, das weißt Du wohl.

Hier wird's uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unſerm Wolf und den hieſigen Fürſtlichkei-

en, die ſehr gut ſind, gehn auf die Jagt, eiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade[1]) — Mit Wieland ſind wir **bras dessus bras dessous.** Lebe wohl Kind, ich küſſe Dich und unſern Oberg.

Christian Stolberg.

1) Goethe war am Dienſtag den 7. November 1775 in Weimar eingetroffen. Am 22. November ſchreibt er oben an Auguſte, daß er die Brüder erwarte, ſie kamen alſo noch ſpäter. Da nun hier ſchon von mancherlei in Weimar erlebten Dingen die Rede iſt, ſo können dieſe Zeilen erſt im Dezember geſchrieben ſein.

Für Goethe war dieſes Leben ſo neu, es ſtürmte und drängte ſo vieles auf ihn ein, daß er nicht zur Beſinnung kommen konnte, wie ſichs deutlich in den folgenden kurzen Brieflein ausſpricht, deren beide nächſten erſt nach ſechs- bis achtwöchentlichen Pauſen geſchrieben wurden. — Als Anhang zu einem Briefe von Wieland an Merck ſchrieb er inzwiſchen, von jenem mit den Worten: eedo majori. eingeführt, am 8. Januar 1776 an den letztern:

„Ich treibs hier freilich toll genug, und denk oft an Dich, will Dir auch nun deine Bücher ſchicken und bitte Dich, Vater und Mutter ein biſſel zu laben. Habe Dich auch herzlich lieb. — Wirſt hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro

mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomiſchen Farcen leidlich betrage.“ —

Und am 26. Januar ſchreibt Wieland an Merck:

„Göthe kommt nicht wieder von hier los. Karl Auguſt kann nicht mehr ohne ihn ſchwimmen noch waten. — — Der Hof, oder vielmehr ſeine liaison mit dem H. verderbt ihm viel Zeit, um die 's herzlich Schad' iſt. Und doch — bei dieſem herrlichen Gottes-Menſchen geht nichts verloren.“ —

Elfter Brief.

Könnteſt du mein Schweigen verſtehen! Liebſtes Guſtgen! — Ich kann, ich kann nichts ſagen[1])!

G.

Weimar d. 11. Febr. 76.

1) Dieſe Worte ſind auf einem kleinen Blättchen mit zierlich gedruckter Einfaſſung geſchrieben.

Zwölfter Brief.

Krank Gustgen! dem Todte nah! Gerettet liebster Engel, und das mir alles auf einmal — zu einer Zeit wo ich immer dachte warum schreibt Gustgen nicht? Ist sie nicht mehr wie sonst, hat ihr Stella[1]) nicht gezeugt dass ich ihr Alter bin, obschon ich nicht schreibe, denn wie iezt lebe. — Ach Engel es ist Lästrung wenn ich mit dir rede! ich will lieber gar nicht beten als mit fremden Gedancken

Mich nach Consandoli, wohin du willst!
Es hat der Fürst so manches schöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, vielleicht nur Eine Stunde.
Ja wählet den entferntsten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht besuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt,
Dort schickt mich hin! Dort laßt mich euer seyn!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbst mit Bretern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
Es sollen schöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln schlagen, rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen seyn.
Und laßt mir auch die Sorge des Pallastes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemählden schade,

gemiſcht — Auch dies ſchreib ich in des Herzogs Zimmer den ich faſt nicht verlaſſe. Mein Herz mein Kopf — ich weis nicht wo ich anfangen ſoll ſo tauſendfach ſind meine Verhältniſſe und neu, und wechſelnd aber gut [2]) — Guſtgen nur Eine Zeile von deiner Hand, nur Ein Wort daſſ du auch mir wieder lebſt. Adieu Liebe! Liebe. Mittwoch nach Oſtern [3]) 76.

G.

1) „Stella war ſchon früher erſchienen und wird von Nicolai in einem Briefe an Merck vom 28. Dezember 1775 bekrittelt. — Hier aber ſcheint Goethe auf den Monolog

anzuſpielen, den er am 25. März 1776 in Leipzig ſchrieb (laut ſeinem Tagebuche) und den er wahrſcheinlich der Gräfin ganz friſch zugeſchickt hatte, wie es früher ſeine Gewohnheit war, das Ebenverfertigte ſeinen vertrauten Freunden mitzutheilen, bis die Indiskretion der Welt ihn vorſichtiger gemacht hatte." —

2) Am 8. März ſchrieb G. an Merck: „Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren, und ſo immer fort" ꝛc.

3) Das war im J. 1776 der 10. April.

Dreizehnter Brief.

Ach Guſtgen! Welcher Anblick! ſo viel von deiner Hand! — der erſehnten erflehten — noch heut Abend! — du Liebe nur dies! eh ich anfange zu leſen.

Und da ich geleſen habe eine ſolche gute Nacht wie ſie der Himmel der Erde

etet! — Engel — Ja Guſtgen Mor=
n fang ich dir ein Journal an! —
s iſt alles was ich thun kann — denn
er Dir nicht ſchrieb bisher iſt
mmer derſelbe.

Nachts eilf den 16. May 76 [1]).

G.

1) Dieſer Tag war ein für Goethe ſehr
eſchäftigter. Erſtens hatte er eine Probe
er Elmira, und dann traf eine Todesnach=
icht ein, die am Hofe tief empfunden wer=
en mußte. Die Großfürſtin von Rußland,
geborene Prinzeſſin von Darmſtadt, Schwe=
ſter der Herzogin Louiſe von Weimar, war

am 26ſten April von einem todten Knaben entbunden worden und vier Tage darauf in ihrem 21ſten Lebensjahre geſtorben. (Nach dem Weimariſchen Wochenblatt jener Tage.)

Vierzehnter Brief.

Den 17. May. Morgens 8. Guten Morgen Guſtgen. Nichts als dies zur Grundlage eines Tagebuchs für dich. Ach du nimmſt an dem unſteten Menſchen noch Theil, der ſeit er Dir nichts von ſich ſchrieb, ſeltſame Schickſaale gehabt hat. Ich fühle daſſ ich Dir nicht alles ſagen kann drum mag ich nichts ſagen. Adieu! —

In meinem Garten Gustgen gegen 10. Hab ein liebes Gärtchen vom Thore an der Ilm schönen Wiesen in einem Thale. ist ein altes Häusgen drinne, das ich mir repariren lasse. Alles blüht alle Vögel singen. Gustgen und Du bist krank! —

Den 18. May. Gestern konnt ich dir nichts mehr sagen. Der Husaren Rittmeister kam in meinen Garten, ich ritt um eilf nach dem Lustschloss Belvedere wo ich hinten im Garten eine Einsiedeley anlege, allerley Plätzgen drinn für arme Kranke und bekümmerte Herzen. Ich ass mit dem Herzog, nach Tisch

ging ich zur Frau v. Stein einem Engel von einem Weibe, frag die Brüder, der ich so offt die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseeligkeiten zu verdancken habe. der ich noch nichts von dir erzählt habe, daſſ mir viel Gewalt gekoſtet hat, heut aber will ich's thun will ich tauſend Sachen von Guſtgen ſagen. Wir gingen in meinen Garten ſpazieren. Ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder. ein paar Fräulein Ilten. es kamen mehr zu uns wir gingen ſpazieren, begegneten der Herzoginn Mutter und dem Prinzen, die ſich zu uns. Wir waren ganz vergnügt. Ich verlies die Geſellſchafft, ging noch einen Augenblick

zum Herzog und aſſ mit Fr. v. Stein zu Nacht.

Nun iſts wieder ſchöner heitrer Tag. Soviel iezt. halb 9. 12 Uhr in meinem Garten. Da laſſ ich mir von den Vögeln was vorſingen, und zeichne Rasenbänke die ich will anlegen laſſen, damit Ruhe über meine Seele komme, und ich wieder von vorne mög anfangen zu tragen und zu leiden. Guſtgen könnt ich Dir von meiner Lage ſagen! die erwünſchteſte für mich, die glücklichſte, und dann wieder — Ich ſagte immer in meiner Jugend zu mir da ſo viel tauſend Empfindungen das ſchwankende Ding beſtürmten:

Was das Schickſal mit mir will, daſſ es mich durch all die Schulen gehn läſſt, es hat gewiſſ vor [mich dahir zu ſtellen wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menſchheit gar nicht mehr anfechten müſſen. Und iezt noch ich ſeh alles als Vorbereitung an]. Ich hab das ausgeſtrichen weil's dunkel und unbeſtimmt geſagt war [1]). Nach Tiſche mehr.

Sonnabends nachts **10** in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hauſe geſchickt und will allein hier zum erſtenmal ſchlafen. Und ſo meinen Schlaf einweihen daſſ ich Dir ſchreibe. Die Maurer haben gearbeitet biſſ Nacht ich wollt

Die ſchön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel ſäubern,
Es ſoll das Eſtrich blank und reinlich glänzen,
Es ſoll kein Stein, kein Ziegel ſich verrücken,
Es ſoll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzeſſinn.

Ich finde keinen Rath in meinem Buſen,
Und finde keinen Troſt für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? Möchte mir
Ein heilſam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden
uns.
Das treuſte Wort, das von der Lippe fließt,
Das ſchönſte Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz dich nicht.

Taſſo.

Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit dir ſpricht und deiner ſich erbarmt?

sie aus dem Haus haben, wollte — o ich kann Dir nicht ins Detail gehn. Den ganzen Nachmittag war die Herzoginn Mutter da und der Prinz und waren guten lieben Humors, und ich hab denn so herum gehausvatert, wie alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp, (: lass Dir von den Brüdern von ihm erzählen :) von seiner und meiner Welt geschwäzzt, war ruhig und bin's und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht beste. — Es geht gegen eilf ich hab noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung dahausen im Feld allein zu sizzen.

Morgen frühe wie schön. Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr takken, und den Wind und das Wehr von ferne gute Nacht. — Sonntag früh den 19. Guten Morgen! ein trüber aber herrlicher Tag. Ich habe lang geschlafen, wachte aber gegen vier auf, wie schön war das grün dem Auge das sich halbtruncken auf that. Da schlief ich wieder ein.

Nachts 10. Im Garten versteht sich iezt von selbst. ging um eilf heut früh in die Stadt steckte mich in erbaare Kleider, machte eine Visite, ging zum Herzog, einen Augenblick zur Herzoginn Mutter, wir haben Italiäners hier die uns

gute Güſſe der Antiken ſchaffen, dann bey Fr. v. St. zu Tiſch, wir hatten Luſt uns zu necken, um vier zu Wieland in Garten wo der Mahler Krauſe dazu kam. Beyde mit mir in meinen Garten. Sie verlieſen mich ich las Guiberts Tacktick, da kam der Herzog und der Prinz mit noch zween Guten Geiſtern. Wir ſchwazzten und trieben allerley. Fr. v. Stein mit ihrer Mutter kam von Oberweimar herunter ſpazieren wir begleiteten ſie, kehrten um, der Prinz verlies uns auch, ich erzählte dem Herzog eine Geſchichte eines meiner Freunde der ſich wunderlich durch die Welt ſchlagen muſſte, begleitet ihn nach der Stadt, und kam allein zurück.

Hier treu mein Tag lieb Guſtgen. Ich hab ſo viel gedacht! daſſ ich's doch nur nicht ſo hinſagen kann.

Montag den 20. Süſſer Morgen. Arbeiter in meinem Garten. Allerley Beſchäfftigungen! — — —

Bey der Herzoginn Mutter geſſen. Nach Tiſche ging alles nach Tiefurt wo der Prinz ſich hat ein Pachtgut artig zurecht machen laſſen. Die Bauern empfingen ihn mit Muſick, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenade u. ſ. w. Wir waren vergnügt ich hatte das Glück

alles sehr schön zu sehen. Und nun bin ich im Garten hab eine Viertelstunde nach dem Feuerzeug getappt und mich geärgert und bin so froh daſſ ich iezt Licht habe Dir das zu schreiben. Dadrüben auf dem Schlosse sah ich viel Licht indeſſ ich nach Einem Funcken schnappte, und wusste doch daſſ der Herzog gern mit mir getauscht hätte, wenn er's in dem Augenblick hätte wissen können. Es ist ein trefflicher Junge und wird will's Gott auch ausgähren. Friz wird gute Tage mit uns haben, so wenig ich ihm ein Paradies verspreche. Gute Nacht. Eine grose Bitte hab' ich! — Meine Schwester der ich so lang geschwiegen habe als dir, plagt mich

wieder heute um Nachrichten oder ſo was von mir. Schick ihr dieſen Brief, und ſchreib ihr?)! — O daſſ ihr verbunden wärt! Daſſ in ihrer Einſamkeit ein Lichtſtral von dir auf ſie hin leuchtete, und wieder von ihr ein Troſtwort zur Stunde der Noth herüber zu dir käme. Lernt euch kennen. Seyd einander, was ich euch nicht ſeyn kann. Was rechte Weiber ſind, ſollten keine Männer lieben, wir ſind's nicht werth. Gute Nacht — halb eilfe.

Dienſtag den 21. früh 6. aufgeſtanden herrlicher kühler Sommermorgen. Arbeiter im Garten. Ein Jäger bringt mir einen iungen Fuchs.

Mittwoch den 22. um 10 Uhr. Gestern wieder nach Tiefurth die regierende Herzoginn war dort. Der Herzog und noch einige blieben die Nacht draußen, heut früh ritten wir herein dem Maneuvre der Husaren zuzusehn und nun bin ich wieder in meinem Garten.

Freitag den 24. Morgens eilf in der Stadt. Habe viel ausgestanden die Zeit. Mittw. Nachmittag brach ein Feuer aus im Hazfeldischen 5 Stunden von hier der Herzog ritt hinaus bis wir hinkamen lag das ganze Dorf nieder, es war nur noch um Trümmern zu retten und die Schul und die Kirche. Es war

ein groſer Anblick ich ſtand auf einem Hauſe wo das Dach herunter war und wo unſre Schlauchſpritze nur das untre noch erhalten ſollte, und ſieh Guſtgen und hinter und vor und neben mir eine Glut, nicht Flamme, tiefe hohläugige Glut des niedergeſuncknen Orts, und der Wind drein und dann wieder da eine auffahrende Flamme, und die herrlichen alten Bäume um's ort inwendig in ihren hohlen Stämmen glühend und der rothe Dampf in der Nacht und die Sterne roth und der neue Mond ſich verbergend in Wolcken. Wir kamen erſt Nachts zwey wieder nach Hauſe[3]). Geſtern Donnerſt. den 23. iſt mir auch wieder wunderbares

Weſen um den Kopf gezogen — Was wird's werden, ich hab eben noch viel auszuſtehen, das iſts was ich in allen Drangſaalen meiner Jugend fühlte, aber geſtählt bin ich auch, und will ausdauern bis ans Ende. Adieu. Nun hörſt du wieder eine Weile nichts von mir. Schreib mir aber wann dichs freut. Friz ſoll kommen wann er gerne mag der Herzog hat ihn lieb wünſcht ihn ie eher ie lieber, will ihn aber nicht engen. Adieu. Ich bin ewig derſelbe

G.

An meine Schweſter die Adreſſe.

Frau Hofrath Schloſſer

Fr. Rheinhauſen nach Emmedingen

im Brisgau.

1) In dem Originalbriefe ſind die Worte: „es hat gewiſſ vor“ — — bis „Vorbereitung an“ — durchſtrichen, aber doch vollkommen leſerlich geblieben.

2) Sie folgte dieſer Aufforderung augenblicklich, indem ſie ihr die Copie des Goethe'ſchen Briefes ſandte; nicht das Original, denn ſie hob alle Blätter von ihm wie Gold auf. — Die Antwort der Räthin Schloſſer lag, in Bleiſtift geſchrieben, neben dieſen Goethe-Briefen und lautet wie folgt:

Emedingen den 10. Dec. 1776.

Ganz unverzeihlich iſt's, beſtes Guſtgen, daß ich Ihnen noch nie geantwortet habe, ich

Und konnteſt du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du biſt's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Troſt
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O ſprich: was ſoll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget. Sag' mir an.

Prinzeſſinn.

Gar wenig iſt's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzu viel zu ſeyn.
Du ſollſt dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht biſt,
Wenn du nur erſt dir mit dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn du Freude haſt,
Und du betrübſt uns nur, wenn du ſie fliehſt;
Und wenn du uns auch ungeduldig machſt,

will mich auch gar nicht entſchuldigen, denn was ſollte, was könnte ich ſagen —

Ihre häusliche Glückſeligkeit ahnde ich und wünſchte als Schweſter unter Ihnen aufgenommen zu ſein, das iſt aber einer von den Wünſchen, der nie erfüllt werden wird, denn unſere gegenſeitige Entfernung iſt ſo groß, daß ich nicht einmal hoffen darf, Sie jemals in dieſem Leben zu ſehen.

Wir ſind hier ganz allein, auf 30, 40 Meilen iſt kein Menſch zu finden — meines Manns Geſchäfte erlauben ihm nur ſehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da ſchleiche ich denn ziemlich langſam durch die Welt, mit einem Körper der nirgends hin als ins Grab taugt.

Der Winter iſt mir immer unangenehm und beſchwerlich, hier macht die ſchöne Natur unſre einzige Freude aus, und wenn die ſchläft, ſchläft alles.

Leben Sie wohl, beſtes Guſtchen, ich umarme Sie im Geiſt, kann Ihnen aber nichts mehr ſagen, weil ich zu entfernt von Ihnen bin.

Kornelia.

3) Das abgebrannte Dorf hieß Neckeroda. — G. und der Herzog, welcher durch die häufigen Brände jener Zeit ſich zu neuen Feueranſtalten veranlaßt ſah, waren faſt jedesmal bei ſolchen Unfällen gegenwärtig mit Rath und That. In ſeinen Tagebüchern er-

wähnt G. noch mehrerer ſolcher Fälle, und ſelbſt Lebensgefahren, in die er dabei gerathen. — Der Herzog ſchrieb noch am 26. Juni 1780 an Merck, als 70 Häuſer in Brembach abgebrannt waren: „Wann dieſe Epoche des Brennens aufhören wird, weiß Gott" ꝛc.

Funfzehnter Brief.

Den 28. Aug. 1776. Guten Morgen Gustgen! Wie ich aus dem Bette steige guten Morgen. Ein herrlich schöner Tag aber kühl. Die Sonne liegt schon auf meinen Wiesen! — Der Thau schwebt noch über dem Fluss. Lieber Engel warum müssen wir so fern von einander seyn. Ich will hinüber ans Wasser gehn und sehn ob ich ein Paar Enten schiesen kann.

Gegen 12. Ich verſpätete mich auf der Jagd. Erwiſchte eine Ente. Kam drauf gleich in das Getreibe des Tags und bin nun ganz zerſtreut. Adieu indeſſ.

Nachmittag 4. Ich erwarte Wields Frau und Kinder. habe heut viel an Dich gedacht.

Abends 7. Sie gehen eben von mir weg! — Und nun nichts mehr. — Gott ſey Danck ein Tag an dem ich gar nicht gedacht, an dem ich mich blos den ſinnlichen Eindrücken überlaſſen habe. Nun Adieu für heut beſtens.

Den 30.

Es geht mir wie dir Gustgen, ich hab auch was auf dem Herzen, also heraus damit.

Von Friz hab ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch er komme, und man fragt nach ihm und ich kann nichts sagen. Lieb Gustgen mir ist lieber für Frizzen dass er in ein würckendes Leben kommt, als dass er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber Gustgen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Nahme, er bittet sich noch aus den Som-

mer bey seinen Geschwistern zu sein, man lässt ihm alles, und nun kommt er nicht[1]). Ich weis auch dass Dinge ein Geheimniss bleiben müssen — Aber — Gustgen ich habe noch was auf dem Herzen das ich nicht sagen kann. — — — — — Und die, die man so behandelt, ist Carl August Herzog zu Sachsen, und dein Goethe Gustgen. Lass mich das iezt begraben, wir wollen dran wegstreichen. Adieu Engel ich muss den Brief schliessen. Ich mach eine kleine Reise[2]) sonst kriegst du ihn wieder lang nicht.

G.

1) Klopstock war es wohl hauptsächlich, der den Grafen Stolberg veranlaßte, nicht nach Weimar zu gehen, weil er fürchtete, das dortige Leben und Treiben möge nicht heilsam auf ihn wirken. Der gedruckte kleine Briefwechsel zwischen Goethe und Klopstock giebt mehr Aufschluß hierüber.

2) Nach Ilmenau, wo der 3. September, des Herzogs Geburtstag, gefeiert ward. Am 6ten kam G. von dort zurück.

Sechzehnter Brief.

An Auguſten Gräfinn Stollberg.

Danck Guſtgen daſſ du aus deiner Ruhe mir in die Unruhe des Lebens einen Laut herüber gegeben haſt.

Alles geben Götter die unendlichen
Ihren Lieblingen ganz
Alle Freuden die unendlichen
Alle Schmerzen die unendlichen ganz [1]).

So ſang ich neulich als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Fluſſe ſtieg der vor meinem Garten durch die Wieſen fliest; und das bewahrheitet ſich täglich an mir. Ich muſſ das Glück für meine Liebſte erkennen, dafür ſchiert ſie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib. Den Todt meiner Schweſter wirſt du wiſſen. Mir geht in allem alles erwünſcht, und leide allein um andre. Leb wohl grüſe Henrietten! Iſt das noch eine eurer Schweſtern? oder Chriſtels Frau?)? zwar ſie hat der Brüder Handſchrifft! Wenn ich einmal wieder ans Schreiben komme, will ich ja wol ſehn ob ich über dadrüber was ſagen kan

So iſt es nur, daß wir dir helfen möchten,
Und, leider! ſehn, daß nicht zu helfen iſt;
Wenn du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die, ſehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Taſſo.

Du biſt es ſelbſt, wie du zum erſtenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kamſt!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefühl!
Iſt es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Iſt's Raſerey? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte, reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,

was ſie will. Grüſe die Brüder, und behaltet mich lieb.

Weimar d. 17. Jul. 77.

Goethe.

1) Dieſes kleine (meines Wiſſens noch ungedruckte) Gedicht iſt wahrſcheinlich am 16. Juli entſtanden, an welchem Tage G. die Nachricht vom Tode ſeiner Schweſter erhielt. In ſeinem Tagebuch ſteht unter dem 16ten bemerkt: „Brief des Todes von meiner Schweſter; dunkeler zerriſſener Tag.“ — und zwiſchen den leer gebliebenen 17—19ten Juli nur: „Leiden und Träume.“ Daß er an dieſem Tage an Auguſte ſchrieb, beweiſt, wie

ſehr ſie ſein Herz noch immer in trüben Stunden zu erhellen vermochte.

2) Dieſe hieß Louiſe, Henriette aber die oft erwähnte erſte Gemahlin des Grafen Bernſtorff, Auguſtens ältere Schweſter.

Siebzehnter Brief.

Beste! heute nur ein Wort, und ein paar Lieder von mir, komponirt von einem lieben Jungen[1]), dem Fülle im Herzen ist. Hier auch ein Schattenriss von Klopstock. Die Lieder lassen Sie nicht abschreiben auch nicht die Melodien. Nächstens kriegen Sie mehr. Hier indess eine Grabschrifft.

Ich war ein Knabe warm und gut
Als Jüngling hatt ich frisches Blut

Versprach einst einen Mann
Gelitten hab ich u. geliebt
Und liege nieder ohnbetrübt
Da ich nicht weiter kann.
Den 17. Merz 78.

E.

1) Wahrscheinlich Carl Siegmund von Seckendorf, der die Volkslieder herausgegeben, mit Composition von ihm. (Drei Sammlungen Volks- und anderer Lieder, mit Begleitung des Pianoforte. 1779—1782.)

(Die hier folgende Grabschrift ist auch meines Wissens noch nicht im Druck erschienen.)

Achtzehnter Brief.

Für ihr Andencken liebes Gustgen danck ich Ihnen recht herzlich. Die kleine gute Schardt will ein Zettelgen von mir, sie ist in meinem Garten mit mehr Gesellschafft an einem schönen schwülen Abend. Lange hab ich mir vorgesetzt Ihnen etwas zu schicken und zu sagen, es ist aber kein stockigerer Mensch in der Welt als ich wenn ich einmal ins stocken gerathe [1]).

Grüſen Sie die Brüder, ſchreiben mir wieder einmal von ſich, und knüpfen Sie wenn Sie mögen den alten Faden wieder an, es iſt ia dies ſonſt ein weiblich Geſchäfft. Adieu. Den 3. Juny 1780.

G.

1) G. war ein halbes Jahr mit dem Herzog in der Schweiz geweſen. Aber der Grund des Stockens lag tiefer. Ein paar Zeilen im Jahre 78, wieder ein paar im Jahre 80, noch ein Lebenszeichen im Jahre 82. Dann nichts mehr. Weiter unten wird mehr darüber bemerkt.

Neunzehnter Brief.

Ihr Brief meine Beste hat mich beschämt, und mich meine Nachlässigkeit verwünschen gemacht.

Zu Anfang des Jahrs redete ich mit der kleinen Schardt ab, Ihnen ein Portefeuille zu mahlen und es zum Geburtstag zu schicken. Es stand lange gestickt in meiner Stube und ich konnte nicht dazu kommen, daß endlich der 15te ver-

ſtrich. Wäre es fertig geworden ſo hätten Sie es den Tag drauf als Ihr Brief abgegangen war erhalten. Nun hat es Frau v. Stein gemahlt, iſt aber auch nicht glücklich geweſen der Atlas floſſ, er war zu dünne, es iſt eben kein Glück und Segen dabey.

Behalten Sie mich lieb, grüſen Sie die Brüder! alles Glück dem neuen Paare [1])! Ich bin wohl und noch immer in meinem Thale. Genieſen Sie des Lebens.

Weimar den 4. März 82.

Goethe.

1) Friedr. Leop. Stolberg vermählte sich in diesem Jahre mit der holden Agnes von Witzleben.

So endigt dieser Briefwechsel! — Denn wenn vierzig Jahre später noch einmal die Gedancken ausgetauscht würden, so ist das in keinem Falle als eine Fortsetzung dieser Briefe zu betrachten. — Aber schön und erhebend ist es, was noch folgt. — Als ein Faden, das Ende an den Anfang, das ernste Alter an die brausende Jugend zu knüpfen, mögen die folgenden Betrachtungen dienen, die meine Frau im ersten Eindruck, den der, zu ihrem Eigenthum gewordene, unschätzbare Nachlaß der verstorbenen Gräfin auf sie machte, niederschrieb.

Köln, im Frühjahr 1837.

Als erste Ursache des allmäligen Einschlafens und endlichen Aufhörens dieses Briefwechsels muß wohl die immer größer und mannigfaltiger werdende Geschäftsthätigkeit Goethe's betrachtet werden. Er hatte mit sich selbst genug zu thun, um in dem sich thürmenden Drange heterogener Geschäfte, wozu er von Natur wohl tüchtig, woran er aber in keiner Weise gewöhnt war, sein Inneres nicht zu verlieren. — Gewiß ist es, daß mit dem Aufhören dieser Korrespondenz das Band, das ihn mit der Familie Stolberg verknüpfte, sich gänzlich löfete. —

Die nicht zu billigende Art Friedrich Leopold's, den Weimarischen Antrag und sein ei-

Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht' ich zu bekämpfen; stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Seyn, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst.

Prinzessinn.

Wenn ich dich, Tasso, länger hören soll,
So mäßige die Gluth, die mich erschreckt.

Tasso.

Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?
Mit jedem Wort' erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frey wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich beherrscht,

genes Versprechen plötzlich keiner Berücksichtigung mehr werth zu halten, hatte Goethe wohl gegen beide Brüder, unter denen dieser jüngere immer sein Liebling war, erkältet. — Sein Hinneigen zu ihnen war ohnehin kein auf Erkennen des (allerdings vorhandenen) innern Werthes gebautes, durch Gewohnheit befestigtes Freundschaftsverhältniß; — es waren eben an zwei verschiedenen Punkten Deutschlands drei Jünglinge aufgeschossen, die, in demselben Zeitraume geboren, ihre innere Schöpfungskraft fühlten. So hatten sie sich gleich einander verkündigt, und mit Begeisterung erfaßte Goethe die ihm dargebotene Hand der Geistesverwandten, wie er sich überhaupt damals leicht und schnell anschloß, was ja auch aus dem vorliegenden Briefwechsel mit Augusten erhellt, der die Stadien vom

erſten geiſtigen Erblicken bis zur rückſichtsloſeſten Hingebung gleich in den erſten drei Briefen und in weniger als 6 Wochen Zeit durchmacht; — die Gewohnheit aber hatte nicht Zeit gehabt, ihren Zauber über das Verhältniß auszubreiten, und nie hatten ſie ſich im ruhigen Genuſſe eines häuslichen Lebens, immer nur im Fluge, oder in einem Wirbel von Vergnügungen geſehen. So iſt es natürlich, wenn ihr Bild, da es ihm aus den Augen kam, auch in ſeinem Sinne in den Hintergrund trat, während auch ſie — (die Stolberge — Chriſtian als Amtmann in Tremsbüttel, Friedrich Leopold ebenfalls in Staatsdienſten) — den Jugendtraum nicht länger forttträumen konnten. — Gräfin Auguſte lebte, glaube ich, abwechſelnd bei ihren Geſchwiſtern, bis ſie im 30ſten Jahre ihres

Alters (1783) den Witwer ihrer älteren Schweſter, Grafen Andreas Peter von Bernſtorff, heirathete.

Ihr Bruder, Friedrich Leopold, hatte ſich ſchon früher (1782) mit ſeiner Agnes — der Tante der Juſtizräthin Hegewiſch in Kiel — vermählt; und, was man auch früher an jugendlichem Übermuth in ihm mag zu tadeln gehabt haben, jetzt war er gewiß der weichſte, beſtimmbarſte und dabei der edelſte Menſch — ein vollkommener Gegenſatz zu Voß, der zwar auch brav und gut, aber ein ſteinerner Mann war, einer, den ſchwerlich ein Kummer in's Grab gebracht haben würde. 1788 ſtarb Agnes und mit ihr Stolberg's Jugendfreude; hatte er auch das Glück, zwei Jahre ſpäter eine vielleicht nicht minder edle Gemahlin zu

finden, so fingen jetzt doch seine, zu einer andern Seite sich hinneigenden Ueberzeugungen an, ihn mit seinen Freunden und Liebsten in Zwiespalt zu bringen, wovon — was Goethe betrifft — sich z. B. in den Xenien und im Briefwechsel mit Schiller starke Spuren finden. Goethe war jeder mystischen Richtung so von Grund aus entgegen, daß er natürlich Alles, was in dieser Sache gethan und gesagt ward, unmöglich billigen konnte. Indeß sprechen einige Zeilen, überschrieben: „Voss contra Stolberg", deutlich aus, wie unheimlich ihm später diese heftigen Faustkämpfe waren, die zu nichts dienen konnten, als Hader und Zwist anzufachen, und wenn mancher Enthusiast für die Vossische Sache, wie auch mancher Eiferer für politische Freiheit, ihn tadeln konnte, daß er in solchen höchsten Le-

bensfragen zu paſſiv geblieben ſei, ſo iſt es doch auch ſchön, daß noch ein idylliſches Luſtwäldchen in Deutſchland übrig geblieben iſt, wo die Springbrunnen ruhig plätſchern, wie einſt in Alhambra, wo die Sonne freundlich durch Myrthengebüſche glänzt und wo auf wohlunterhaltenen Kieswegen die kleinen Vögel ihre Krümchen unverkümmert aufpicken können. — Die Anderen machen es wie jenes Löwenpaar, welches ſo grimmig einer über den andern herfiel, daß zuletzt von den beiden edlen Thieren nichts übrig blieb als die Schwanzſpitzen. Weil Goethe es ſein Lebenlang in Allem anders hielt, deshalb ſteht er intakt da, ein hehres Standbild für alle Zeiten.

•

Es kann nicht meine Abſicht ſein, alte Wunden aufzureißen, alte Dämonen zu wecken;

nur das will ich ſagen, daß ich, die das Schickſal erſt mehrere Jahre nach Stolberg's Tode nach Holſtein verſetzte, dort nie von ihm mit jener Erbitterung ſprechen hörte, die ſeinen Konſorten reichlich gezollt wurde. Denn man iſt in Holſtein eifrig proteſtantiſch, und wenn Jemand in Verdacht geräth, ſich zum Katholicismus zu neigen, ſagt man ſich's lieber in's Ohr, um ihm ja nicht zu nahe zu treten. — Auch Graf Stolberg's Geſchwiſter gehörten zu dieſen ſtrengen Proteſtanten, und doch hat auch in ihnen des Bruders Religionsänderung keine Spannung, ſondern nur einen innigen Schmerz zur Folge gehabt; — ja man ſagt, die eine unvermählte, geiſtreich-excentriſche Schweſter ſei einmal ſelbſt übergetreten, weil ſie meinte, die Religion, die ihr geliebter Fritz ſich gewählt,

müſſe doch über Alles tröſtlich und erhaben ſein; aber ihr proteſtantiſch-holſteiniſcher Sinn habe es nicht lange ausgehalten und ſchon nach 14 Tagen ſei ſie zu ihrem alten Glauben zurückgekehrt. — In dieſem Glauben war aber ein großer Kreis in ganz Deutſchland um ſo eifriger, weil er eben von gefährlichen Abtrünnigen angefochten ward; mit dem ſchönen Worte Goethe's, das ſein letzter Brief noch bringen wird: „das Land jenſeits habe viele Provinzen", — konnte mancher treue Anhänger orthodoxer Lehren ſich nicht tröſten; Andere hingegen, und wohl die Meiſten, neigten ſich zur Goethe'ſchen Lehre, und ſo entſtand ein Abängſtigen um fremde Seelen, ein Hinüberziehen, eine Furcht vor Ketzerei und Katholicismus, Un- und Aberglauben, die alle leidenſchaftlichen Gefühle in Anſpruch nah-

nen, welche noch wenige Jahre vorher der Vaterlandsliebe allein gewidmet waren. — Daß auch der hochstehende Goethe von vielen Seiten stark belagert und beschossen ward, versteht sich von selbst; er machte es aber wie etwa der Kommandant einer Festung, die auf dem Gipfel der Jungfrau erbaut wäre; er ließ sie schießen und war sicher, daß kein Geschoß zu ihm hinauf gelangen würde; denn das Schicksal hatte ihn „dahin gestellt, wo ihn die gewöhnlichen Qualen der Menschheit garnicht mehr erreichten." So begnügte er sich damit, hin und wieder eine Kugel von seiner festen Burg hinabzuwerfen, wie:

„Jeder solcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgethan;
Sei nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat dir etwas an."

Oder:

„Wirſt du die frommen Wahrheitswege gehen,
Dich ſelbſt und And're trügſt du nie.
Die Frömmelei läßt Falſches auch beſtehen,
Derwegen haſſ' ich ſie."

Manchmal wehrte er ſich auch ſcherzhaft; ſo an Frau K. in E.:

„Wenn ſchönes Mädchen ſorgen will
Für meine Seligkeit,
So iſt ihr zartes Herzchen ſtill
Der Liebe ſchon geweiht.
Doch Pfarrers Wittib mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel;
Fürwahr ich ſehe nichts daran
Als Eitelkeit und Dünkel.
Beim Heiland möcht' ich Euch nicht gern
Für die Empfehlung danken;

Geſunde kennen unſern Herrn
Weit beſſer als die Kranken."

Bekannt iſt, wie er auch Lavater derb abfertigt. Aber Stolberg's Uebertritt war ihm gewiß ein Schmerz, wie Allen, die ihn geliebt hatten. Man fragte ihn einſt in Jena, als die Kirchengeſchichte Stolberg's ſehr geprieſen ward und Damen ſie laſen, was er davon halte? — Goethe verfiel ſofort aus einer heiteren Laune in eine ſehr ernſte, wurde zurückhaltend in ſeinen Äußerungen und ſprach nur mit wenigen Worten die Anſicht aus: „man müſſe ſich von ſolchen Büchern nicht führen laſſen; man urtheile danach über menſchliche und göttliche Dinge und am mehrſten über eigene Zuſtände befangen. Ihn ängſtige dergleichen." Er wurde dann, obwohl er im

Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen Nichts gehöret mir
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin.

Er fällt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.

Prinzeſſinn

ihn von ſich ſtoßend und hinweg eilend.

Hinweg!

Leonore

die ſich ſchon eine Weile im Grunde ſehen laſſen, herbey eilend.

Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo!

Sie geht der Prinzeſſinn nach.

Kreiſe ſchöner Frauen war und lange weilte, immer ſtummer, und ſaß wohl zwei Stunden, nur einzelne halbdeutliche Laute ſprechend, faſt unbeweglich auf ſeinem Stuhle, wobei die Augen häufig rollten. Ich ſollte meinen, es ging damals an ſeiner Seele viel vorüber.

Bei der Gräfin Auguſte lebte Goethe in geheiligter, obgleich wehmüthiger Erinnerung fort. Sie gehörte zu den wahrhaft frommen Seelen, die ein warmes Jugendgefühl nie ausrotten, wenn ſie ſich auch mit der ſpätern Entwickelung eines Freundes nicht verſöhnen können. Manches, was Goethe ſchrieb, mußte — geſtehen wir es uns — ihrem ganz reinen Herzen unverantwortlich vorkommen; was ſoll z. B. eine ganz hingebende, den Vorſchriften der Bibel buchſtäblich folgende Gattin zu den

Wahlverwandtſchaften ſagen? Sie müſſen ihr wie ein Frevel an dem Heiligſten erſcheinen. — Und es giebt wirklich noch ſolche Seelen, obgleich man nicht begreift, wie ſie ſich in unſerer verderbten Welt erhalten können. — So gerieth die würdige Frau nach und nach, vielleicht auch von Außen dazu geſtachelt, in eine wahrhaftige, herzliche Angſt um Goethe's Seelenheil, der ſo viel, ihrem Glauben direkt Widerſprechendes geſchrieben hatte; — ihr mußte es ja vollkommen ſündlich und ſelbſt unmöglich vorkommen, daß man um des Witzes oder um der Schönheit willen auch nur ein leichtfertig Wort ſtehen laſſen könne; — und ſo entſtand endlich, nach langen Jahren des Kampfes zwiſchen der Furcht, verkannt oder gar verſpottet zu werden, und der Hoffnung, vielleicht eine günſtige Sinnesän-

derung zu veranlaſſen, der folgende rührende Brief, deſſen Werth und Schönheit jeder erkennen muß, der es vermag, ſich auf den Standpunkt der Verhältniſſe und der Sinnesweiſe der Schreiberin zu verſetzen.

Goethe's Antwort aber ſteht ganz allein unter allem bis jetzt von ihm Bekannten da. Er hat nicht geſchwiegen, er hat nicht geſpottet, er hat nicht nachgegeben; — aber er hat mit einer Art von Andacht in der Rückerinnerung des früheren Verhältniſſes geantwortet, mit einer Liebe, einer Würde, einem freudigen Blick in die Zukunft — daß die ganze Welt, wenn ſie dieſen Briefwechſel mit verſtändiger, inniger Aufmerkſamkeit lieſt, ihre Freude an dem herrlichen Manne haben muß, der ſo groß war — und dabei ſo gut.

Zwanzigster Brief.

Die Gräfin Bernstorff an Goethe.

Bordesholm, den 15. Oktbr. 1822.

Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja ich bins — Auguste — die Schwester der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Brüder Stollberg. Könnten doch diese aus der Woh-

nung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie Den schauen an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, sie bitten: „Lieber, lieber Goethe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebelang glaubten.“ Die seelig Schauenden würden hinzufügen, „den wir nun schauen!“ und ich sage: „der das Leben meines Lebens ist, das Licht in meinen trüben Tagen, und uns allen dreyen Weg, Wahrheit und Leben, unser Herr und unser Gott war.“ Und nun, ich rede auch im Namen der Verklärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: „Lieber lieber Goethe, Freund

unſerer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was ſchon im irdiſchen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!“ und die Vollendeten ſetzen hinzu: „Gewißheit und ewiger ſeliger Frieden harrt dann auch deiner hier.“ — Ich lebe zwar nur noch in Hoffnung deſſen, was zukünftig iſt, aber in ſeliger Hoffnung, die mir ſo zur Gewißheit geworden iſt, daß ich Mühe habe, die unendliche Sehnſucht darnach zu ſtillen. — Ich las in dieſen Tagen wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the Songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg ſehr gut — und ich Ihnen auch ſo

herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — dieſe unſre Freundſchaft — die Blüthe unſrer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und ſo ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und ſo nahm ich die Feder. — Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, „Sie zu retten;" — nun maaße ich mir wahrlich nichts an, aber ſo ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie ſich ſelbſt. Nicht wahr Ihre Bitte giebt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten, die Stimme meines Bruders, die ſie ſo herzlich liebten — Ich

habe dann einen Wunſch, einen dringenden Wunſch ausgeſprochen, den ich ſo oft wollte laut werden laſſen: o ich bitte, ich flehe Sie lieber Goethe! abzulaſſen von Allem was die Welt Kleines, Eitles, Irdiſches und nicht Gutes hat, — Ihren Blick und ihr Herz zum Ewigen zu wenden. — Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut, wie hat es mich oft geſchmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie ſo leicht andern Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit iſt — Bitten Sie um höhern Beyſtand und er wird Ihnen, ſo wahr Gott iſt, werden. — Ich dachte oft ich könnte nicht ruhig ſterben, wenn

ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte — und ich denke ich schlafe ruhiger darum ein, wann mein Stündlein schlägt — die Jahre nicht nur, sondern viel früher haben unsägliche Leiden mein Haar schneeweiß gebleicht — aber nie wankte in mir das feste Vertrauen zu Gott, und die Liebe zu meinem Erlöser — Bei allem was mich traf tönte es tief und stark in meinem Inneren: „Der Herr hat alles wohl gemacht!“ — Der Gott meiner Jugend, ist auch der Gott meines Alters — Als wir uns schrieben, war ich mir das glücklichste Geschöpf auf Erden, wie reich war ich! früh durch die besten Eltern — Ge-

liebt von den beſten Geſchwiſtern — ſpäter das geliebte Weib des Mannes meines Herzens — Mutter der beſten Kinder — Aber welche Trübſale wurden mir zu Theil — der einzige von mir geborne Knabe, ein Kind von 4 Jahren, der die Wonne der Eltern und der Stolz der Mutter — ich ſage nicht daß ich ihn verlor, — was für ihn Gewinn war, ſah mein Mutterherz nie für Verluſt an; er gewann den Himmel, und nur mir ward der unſägliche Schmerz zu Theil, und ſo konnte ich ſelbſt im heißen Schmerz Gott danken; und ſpäter — verlor ich den angebeteten Gatten — O dies war mir ein ganz neuer, eigens, mit nichts

Taſſo

im Begriff ihnen zu folgen.

O Gott!

Alphons

der ſich ſchon eine Zeit lang mit Antonio genähert.

Er kommt von Sinnen, halt ihn feſt.

ab.

Fünfter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Antonio.

O ſtünde jetzt, ſo wie du immer glaubſt
Daß du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bey dir, wie würd' er triumphiren?
Unglücklicher, noch kaum erhohl' ich mich!
Wenn ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was ungeheures ſieht,

zu vergleichender Schmerz — mir blieben noch die lieben Geſchwiſter. Ach die herrlichen, die unausſprechlich geliebten Brüder! Ein Sturm riß den Jüngern hin und zerſtörte die vorher noch Jugendvolle Lebenskraft des Ältern — durch dieſen doppelten, ſo ſchnell auf einander folgenden Verluſt, fühlte ich mich wie aufs neue verwaiſet, — Aber dennoch prieß ich Gott — Ich finde ſie ja alle wieder Eltern, Geſchwiſter, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten — So gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einſt da kennen zu lernen — Noch einmal bitte ich Sie — ſchlagen Sie es der nicht ab, die

Sie einſt Freundin, Schweſter, nannten. — Ich bete für Sie, daß Sie es ganz erfahren mögen, wie freundlich und gütig der Herr iſt, wie glücklich die auf ihn trauen.

Bitte, laſſen Sie dieß unter uns bleiben. — Wollen Sie mir antworten? Ich möchte wiſſen wo Sie ſind, was Sie treiben. Ich lebe meiſtens ſtill auf dem Lande — meine liebe Enkelin, Tochter meines jüngſten Sohnes, iſt bei mir — Sie iſt 13 Jahre — meine Liebe, meine Freude. Ich reiche Ihnen freundſchaftlich meine Hand. Ihr Andenken iſt nie in mir erloſchen und meine Theilnahme für

Sie immer lebendig geblieben. Meine Wünſche für Ihr wahres Wohl auch. — Manches betrübte mich oft — Ich will ſo lange ich lebe, noch recht für Sie beten — Mögten Sie ſich darin noch recht mit mir vereinigen — Mein Erlöſer iſt ja auch der Ihrige, es iſt auch in keinem andern Heil und Seligkeit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten? Bitte ſchreiben Sie ein Paar Worte.

Die Adreſſe iſt: An Auguſte Bernſtorf — Stolberg, in Bardesholm, durch Hamburg.

Den 23. ſt: Sie bitten mich in einem Ihrer Briefe, nachdem Sie ſo lange

geſchwiegen hatten: „den alten Faden wieder anzuſpinnen, es ſei dieß ja ohnehin ein weibliches Geſchäft.“ Da iſt er denn wieder angeſponnen, und o! möge er ſich denn nun bis in die Ewigkeit hineinſpinnen! — So leben Sie denn wohl, und verkennen Sie meine Abſicht nicht — Laſſen Sie, ich bitte Sie, dieß ganz unter uns bleiben.

Einundzwanzigster Brief.

Antwort.

Goethe's letzter Brief an Auguste.

Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen was zu erwiedern sein möchte. Laßen Sie

mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heisst gar vieles überleben, geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte ja Wälder und Bäume die wir jugendlich gesäet und gepflanzt Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdiſchen Treiben immer aufs höchſte hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir alſo immerfort ſo lang es Tag für uns iſt, für andere wird auch eine Sonne ſcheinen, Sie werden ſich an ihr hervorthun und uns indeſſen ein helleres Licht erleuchten.

Und ſo bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unſeres Vaters Reiche ſind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein ſo fröhliches Anſiedeln bereitete, ſo wird drüben gewiß auch für beyde geſorgt ſeyn; vielleicht

gelingt alsdann was uns bis jetzo abging uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeusserung hatte ich schon früher Ihren edlen, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: daß der Allwaltende

mir noch gönnt, das ſchöne Licht ſeiner Sonne zu ſchauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erſcheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre mich jener Zeiten zu erinnern wo das noch vereint wirkte was nachher ſich trennte.

Möge ſich in den Armen des alllieben-den Vaters alles wieder zuſammen finden.

Weimar den 17. Apr. 1823.

Wahrhaft anhänglich

Goethe.

Anhang.

Neben den hier abgedruckten Briefen an die Gräfin Bernstorff lag noch ein kleiner Brief von Goethe's Hand, wie aus dem Inhalt erhellt an die Grafen Stolberg und einen Dritten, wahrscheinlich ihren Reisegefährten, den Grafen Haugwitz, gerichtet, dessen in der Note zum 5ten Briefe gedacht ward. Die etwas übermüthig geschriebenen Zeilen hätten unbekannt bleiben mögen, wenn der Schlußsatz nicht wäre. Der Zeitpunkt, in dem sie geschrieben wurden, ist, da auch das datum

Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Taſſo

nach einer langen Pauſe.

Vollende nur dein Amt, ich ſeh' du biſt's!
Ja du verdienſt das fürſtliche Vertraun;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!
Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen,
Sey Kerkermeiſter, ſey der Marterknecht,
Wie wohl! wie eigen ſteht dir beydes an!

Gegen die Scene.

Ja, gehe nur, Tyrann! Du konnteſt dich
Nicht bis zuletzt verſtellen, triumphire!
Du haſt den Sclaven wohl gekettet, haſt
Ihn wohl geſpart zu ausgedachten Qualen:
Geh' nur, ich haſſe dich, ich fühle ganz

fehlt, nicht genau zu bestimmen; höchst wahrscheinlich aber fällt derselbe zwischen die datums des 9ten Briefes — 20. September bis 22. November 1775; und vermuthlich hat Graf Christian Stolberg, der jenen Brief seiner Schwester sandte (s. den 10. Brief), damals diese Zeilen beigelegt, die er jedoch schon früher erhalten haben mußte, weil G. schon am 7. November selbst in Weimar ankam und hier noch die Stolberge auffodert, „hierher" zu schreiben, wenn sie nach Weimar kämen. —

Die Anspielungen auf das Meerweib, auf das Hauen nach dem Bade ꝛc. beziehen sich ohne Zweifel darauf, daß die jungen Grafen, zum Skandal der sittsamen Darmstädter, sich in einem Weiher unfern der Stadt nackend

gebadet hatten und dies an andern Orten wiederholten, nicht, wie Goethe meint, um sich in einen Naturzustand zu versetzen, sondern vermuthlich aus bloßer Unkunde, daß man in einer solchen Abwaschung etwas Unanständiges finden könne, da in ihrem Vaterlande, und namentlich in Kiel, den Sommer hindurch die ganze männliche Welt zu allen Tageszeiten plätschernd und schwimmend im Hafen liegt, während die Damen, in Böten spazierenfahrend, wenn sie in die Nähe solcher badenden Gestalten kommen, sich damit begnügen, wo anders hinzusehen, ohne darüber ein gewaltig Geschrei zu erheben und ohne darum den anders gewöhnten Landstädterinnen an wahrer Sittenreinheit nachzustehen.

Goethe an die Gebrüder Stolberg.

(Wahrscheinlich Anfang Oktober 1775.)

Mir iſt wie mir's ſeyn kann. Dank euch Ungeheuern für eure Briefe, und ſo das Meerweib nicht ſchreibt, ſo haut's, wenn es aus dem Bade ſteigt mit Neſſeln. Ich hab euch drey dramatiſirt. Gr. Chriſtian Truchſeſſ, Gr. Fr. Leopold und Juncker Curt. Wo ihr auf dem groſen Krönungs-Saal zu Franck-

furt in naturalibus hingeſtellt ſeyd. Wenn ich nach Weimar kan, ſo thu ichs wohl. Gewiſſ aber euch zu Liebe nicht! Und keinem Menſchen zu Liebe, denn ich hab einen Pick auf die ganze Welt. Ich gönn euch eure Reiſe, die iſt eurer Werth! Und darf ſich kein Hund ihrer rühmen, und werdet begafft werden darob wie ſich's ziemt.

Zimmerm: hat euch weidlich geprieſen. Da ſind unendliche Briefe an's Meerweib. So lebt wohl lieben Bürder. Was ich treibe iſt . . . . . [1]) werth, geſchweige einen Federſtrich. Guſtgen iſt ein Engel. Hohls der Teufel,

daß ſie Reichsgräfin iſt — — Ubrigens bin ich mit der vollkommenſten

ſchreibt hierher wann ihr nach Weimar kommt.

1) keinen Schuß Pulver? — Die Worte ſind im Original ausgeriſſen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Briefe und Aufsätze

von

Goethe

aus den Jahren 1766 bis 1786.

Zum erstenmal herausgegeben

durch

A. Schöll.

Weimar,

Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs.

1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

tung 1

1765 — 1768.

ngner (Fragment) 7
ſtück eines Romans in Briefen 20
an eine Freundin 23

1770. 1771.

errn Hetzler den jüngeren 29
errn Trapp 31
(Wunderlicher Mann) 34
errn H. den jüngeren 37
äulein von Klettenberg 39
errn Engelbrecht 47
errn H. den älteren 50
amſell F(ränzchen) 49
iederrike (Liebe neue Freundin) 51
ruck (An Mamſell Fränzchen) 55
e Großmama 60
Ephemerides 63
hliches 65
ruelles 69
uriſtiſche 71
Mediziniſche 75

Den Abscheu, den die Übermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

Nach einer Pause.

So seh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verstoßen und verbannt als Bettler hier?
So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte:
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh' ich wohl, warum ich fevern soll.
Es ist Verschwörung, und du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tausend Schwächen finden,

		Seite
Naturlehre		78
Philosophie und Theologie		82
Aesthetik und Poetik		106
(Volkslieder)		123
Dichterische Vorwürfe (Faust)		131
(Götz)		136
(Cäsar)		137

1773 — 1776.

Aus Werther		143
Zu Mahomet		147
Uebertragung des hohen Liedes		155
Anfang eines Reisetagebuchs		157

1778 — 1783.

Briefe an Kraft		165

1786.

Brief an F. H. Jacobi	(191)	211

Anhang.

Epigramme	233
Maskenreim	235
Strophen der Liebe	236

dschriften von Goethe, theils Brief-Konzepte oder Serien,
poetische und prosaische Aufzeichnungen, die einst mit-
der aus Goethes eigener Hand in befreundete Hände über-
n, bringen wir hier nebst einigen seiner Briefe, die der
fänger in dieselbe Verwahrung gab, zum erstenmal in's
der Oeffentlichkeit.

Die beigesetzten Daten oder der Inhalt erlaubten eine chro-
gische Anordnung.* Der größte Theil rührt aus der
glings- und blühenden Mannszeit des Dichters her.

Außer einer angefangenen Lustspiel-Uebersetzung, einem
nhaften Fragment und einem Brief aus einem wirklichen
nan, welche schon in den Leipziger Studienjahren entstanden
dürften, geben wir aus der Straßburger Epoche eine Anzahl
se theils an verschiedene junge Freunde, gegen die sich der
gling, rathgebend oder scherzend, urteilend und anregend, bald
merkwürdiger Reife, bald energischer Empfindung, immer
eigener Lebendigkeit und anmutiger Leichtigkeit ausspricht.
ere an Freundinnen; worunter einer an Fräulein von Kletten-

* Zeitbezeichnung, die nicht aus der Handschrift herrührt, ist stets
klammern eingeschlossen. Rechtschreibung, auch Interpunction, so
sie charakteristisch waren, beibehalten.

berg, in welchem bei frommer Gemütbewegung ein verständiges Urteil über Religionszustände und eine zwanglose Heiterkeit erblickt wird; und einige von engeren Leidenschaften eingegebene, die an liebe Mädchen empfindsame oder neckische, unruhige und tiefgefühlte Geständnisse richten. Einer ist an Friederike und zwei stehen in deutlichem Bezug auf sie. Aus derselben Zeit endlich ein so kindlich als würdig gefaßtes Trostschreiben an die Großmutter bei dem Tode des Großvaters.

Die Einblicke in das Streben und bunte Treiben dieser Jünglingsperiode konnten wir noch aus einer Art Tagebuch vermehren, welches besonders das Mannichfaltige, was gelesen wurde, und manche Lieblingsrichtung der Gedanken andeutet.

Als Ueberbleibsel der folgenden Jahre, in welchen sich Goethe wieder näher um das Vaterhaus her bewegt, werden dem Leser ein Paar abgerissene Blätter mit dem ersten Entwurf nachher geänderter Stellen aus Werthers Leiden und noch mehr ein Fragment willkommen sein, welches die erste Szene des beabsichtigten Trauerspiels Mahomet gibt. Als hiezugehörige Studien sind Aufzeichnungen aus dem Koran anzuführen, so wie eine Uebertragung des Hohenliedes, die nach Verwandtschaft und Abfassungszeit ihnen sich anschließt.

Nun aus der nächstfolgenden Epoche, da Goethe schon nach Weimar geladen war, bei einiger Verzögerung aber des Reisegefährten einen Ausflug bis Heidelberg machte, zeigen uns Tagebuchblätter mit Lebewohlrufen an Lilli, auch einem Gedankengruß an Merk, unter hellen Reiseblicken das Wogen und Wallen seines damals mannichfach beunruhigten Gemüthes.

Es ist im dritten Jahr darauf, in Weimar, daß die
efe beginnen, die ein Hilfsbedürftiger während eines Zeit-
ms von sechs Jahren von Goethe erhielt. Ohne bedeuten-
Sachinhalt, verdienen sie, als Zeugnisse von Milde, von
er Menschenbeurteilung und einsichtiger Teilnahme, ver-
ntlicht im allgemeinen Gedächtniß zu bleiben.

Wieder drei Jahre später als die letzten Zeilen, die von
em eigenen Verhältniß zeugen, ist der Brief an Jakobi
rieben, der sich (der letzte, den wir mitteilen) mit un-
wundenem Urteil über dessen Schrift wider Mendelssohns
chuldigungen ausspricht.

Schließlich etliche ungedruckte Gedichte aus verschiedener
.

Diesen Ueberblick des Inhalts achten wir für die beste
erwortung der Herausgabe, falls dieselbe Denjenigen gegen-
r, die an bisherigen Veröffentlichungen auch unbedeutender
iquien die Ueberschätzung tadeln, einer Rechtfertigung be-
fen sollte. Unsere Anekdota, aus der Entwicklungszeit und
aufsteigenden Lebensalter des großen Dichters, sichern sich
h Inhalt oder Bezug das Interesse hier der Poesie und
Literaturgangs, dort der Zeitgeschichte und der Charakte-
k einer so auserwählten Persönlichkeit.

Goethes Natur und frühe Gewohnheit, das Gegenwärtige
Hingebung als Ganzes und Allgemeines zu behandeln,
Allgemeine bedächtlich am Nächstgegebenen zu ergreifen,
seine Dichtung in der engsten und reichlichsten Verknüpfung
seinen Lebensverhältnissen und mit den deutschen Bildungs-

zuständen bis in die Zeit seiner Vollreife. Bei keinem unserer Dichter ist daher die Betrachtung seines Lebens zur Beleuchtung und Ergänzung seiner Poesie erwünschter und zur Geschichte unserer Bildung lehrreicher, bei keinem so an sich selbst poetisch; weßhalb von ihm das, was er davon gab, mit dem richtigsten Namen: Dichtung und Wahrheit genannt wurde.

In diesem Zusammenhange haben Blüthen und Abfälle aus seiner Jugendzeit auch da, wo ihr Umfang leicht, ihre nächste Beziehung beschränkter Art ist, etwas ungemein Erfrischendes, Keim- und Sinnvolles, das jeder gebildete Deutsche liebt. Dieselbe Natur und Bestimmung hat ihn von seinen vielen Berührungen so viele Aeußerungen und Zeugnisse geben, niederlegen, sammeln lassen, daß Keiner unserer Nation ein so ausgeführtes Bild von sich und dem, was in und an ihm sich abbildete oder zurückwarf, hinterlassen hat. Und weil bei Umfassung eines Bildes von eben so allgemeiner als eigenster Bedeutung dem Geschichtsforscher, dem Denker, Dem, der das Menschliche kennen will, wie es ist, die reine und bestimmte Begränzung höchst wichtig wird, so gilt auch hier: Wer hat, dem wird gegeben. Nachdem so viel Gehaltvolles und Bemerkenswerthes in urkundlichem Zusammenhange vorliegt, gewinnt auch das Unbedeutende, wenn es ihm sich einfügt, seinen Werth für die Einsicht.

1765 — 1768.

tel und Inhalt ließen leicht in dem folgenden Fragment
Goethes Hand den Anfang einer Ueberſetzung des Men-
r erkennen, jenes Luſtſpiels, deſſen ganzen Plan Cor-
ille aus des Lope de Vega La sospechosa verdad
lehnt zu haben geſtand, und von dem Voltaire ſagte, es
die erſte Charakterkomödie, die den Franzoſen Ehre ge-
cht und die ſie, gleichwie die erſte ergreifende Tragödie,
Spaniern verdanken.

Wann Göthe auf den Einfall gekommen, dies in's Fran-
ſche übertragene Drama nun in's Deutſche, ohne ängſt-
e Treue, aber ohne Verpflanzung der Szene in die Hei-
t (wie ſeinerſeits Corneille gethan) zu übertragen, können
nur rathen. Schon als Knabe hat Goethe mit Cor-
lles Theater Bekanntſchaft gemacht (Dicht. u. W. I, 3,
in 12°. Bd. 24 S. 171); doch zur Nachahmung reizte
damals nur Piron. In ſeinen erſten Studienjahren aber
t ſich das galante Leipzig als die geeignete Luft für eine
bung dieſer Art und ſie ſelbſt in manchem Bezug, minde-
as in der Handhabung des Alexandriners, als ein Halb-
hweſter der „Laune des Verliebten" und der „Mitſchul-
en" anſehen. Zwar hielt Goethe über die Leipziger Arbeiten,

nach der Heimkehr, als er auf die zweite Akademie ziehen sollte, ein großes Haupt-Autodafé. (Bd. 25 S. 212:) „Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere aber nur bis zu vollendeter Exposition gelangt waren, nebst vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verschont außer dem Manuscript von Behrisch, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen" u. s. w. Durch die enge Oeffnung dieses kaum könnte aber unser eine Manuscriptbogen immerhin durchgekommen sein. Für die Möglichkeit seiner Entstehung während des Straßburger Aufenthalts ließe sich anführen, daß Goethe sich der Ausgabe des Corneille von Voltaire als damals erschienen erinnert (Bd. 26 S. 59) und in gewisser Beziehung die französische Lustspieldichtung und Schauspielkunst anerkennt (S. 65 f.); aber noch entschiedener und ausführlicher schildert er seine und seiner Genossen Unbefriedigung und Hinwegwendung von französischer Art, Poesie und Literatur (S. 71). Noch unwahrscheinlicher ist, daß dieser Versuch in eine frühere Periode und etwa unter die kleinen Arbeiten gehöre, zu welchen Goethe in Wetzlar von Gotter, dem Freund französischer Dichtung, angeregt wurde (S. 139). Er war damals in Urteil und Hervorbringungstrieb schon zu sehr sein eigen, um sich von einer Spielübung der Art etwas zu versprechen und Muße für sie zu haben. So erscheint der Ansatz zwischen 1765 und 68 am haltbarsten.

Um die Vergleichung mit dem Vorbilde, die zum Urteil

dert wird, dem Leſer zu erleichtern, geht der franzöſiſche
zur Seite. Das Deutſche weicht ab, theils indem es
re Glieder wegläßt und den Hauptgedanken breiter und
emeiner macht, theils durch Umbildung des Ausdrucks und
ne Wendungen. Im Ganzen iſt es dadurch minder nach-
klich, hat aber einen läßlich fließenden Ton; im Einzelnen
ein parmal frivole Stellen abgekürzt und gemildert. Bei
ſem und Jenem iſt mir, als ſäh' ich Gellert im Hinter-
nde. Wenn ihm auch Goethe dieſen Verſuch nicht etwa in
em Practicum vorlegte — wenigſtens bezeichnet er die
ſätze, die er ihm zu corrigiren gab, (Bd. 25 S. 64)
anderem Charakter, deſſen Mißbilligung aber gerade ihn
den Gedanken einer ſolchen Uebung bringen konnte: ſo
e er ſich jedenfalls den Einflüſſen ſeines Sinnes und Bei-
ls nicht entzogen (S. 41. 49. 206).

Gewiß iſt, daß dieſes Bruchſtück meiſt den Reiz hat, uns
junge Geſicht des nachmaligen Olympiers noch unter frem-
Perücke zu zeigen. Daher gibt der Abdruck auch die
bographie als Theil des Zeitkoſtüms getreuer wieder als im
iteren nöthig ſchien.

Daß man am Ende meiner gar vergesse;
Drum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum soll ich mich und meine Sinne schonen.
O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,
Die unsichtbar und rastlos mich umspann,
Allein abscheulicher ist es geworden.

Und du, Sirene! die du mich so zart,
So himmlisch angelockt, ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spät!

Allein wir selbst betrügen uns so gern,
Und ehren die Verwerfnen, die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galerensclaven kennen sich,
Die eng' an Eine Bank geschmiedet keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, die kennen sich!

Le Menteur.

Comedie de P. Corneille. 1642.

Acte premier.

Scene 1.

Dorante, Cliton.

Dorante.

A la fin j'ai quitté la robe pour l'épée.
L'attente où j'ai vécu n'a point été trompée:
Mon pére a consenti que je suive mon choix,
Et je fais banqueroute à ce fatras de lois.
Mais puisque nous voici dedans les Tuileries,
Le pays du beau monde et des galanteries,
Dis-moi, me trouves-tu bien fait en cavalier?
Ne vois-tu rien en moi qui sente l'écolier?
Comme il est mal-aisé qu'au royaume du code
On apprenne à se faire un visage à la mode,
J'ai lieu d'apprehender....

Cliton.

Ne craignez rien pour vous:
Vous ferez en une heure ici mille jaloux.
Ce visage et ce port n'ont point l'air de l'école,
Et jamais comme vous on ne peignit Barthole.
Je prévois du malheur pour beaucoup de maris.
Mais que vous semble encor maintenant de Paris?

Der Lügner.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Dorant. Cliton.

Dorant.

Gehab dich wohl o Jus! wir sind nunmehr geschieden;
Dem Himmel sey's gedankt, mein Vater ist's zufrieden.
Der Übergang ist schnell, unglaublich scheint er mir,
Noch gestern ein Student, und heut ein Cavalier.
Doch wird mir bange, daß ich mich verrahten könnte.
Betrachte mich einmal, seh ich wie ein Studente?
Denn, Cliton, zeigt' ich mich hier in der Tuillerie,
Dem Land der grosen Welt und der Galanterie,
Nur Einmal schülerhafft, beleidigt' ich die Mode
Mit einer Kleinigkeit, ich grämte mich zu Tode.
Drum fürcht' ich mich —

Cliton.

Wovor? Mein Herr? das seh ich nicht.
Ein Mensch gemacht wie Sie, ein offenes Gesicht,
Die Festigkeit im Gang, die Anmuth im Betragen,
Der darf sich ohne Furcht auf unsre Plätze wagen.
Er ist für jeden Mann ein schröcklich Phänomen,
Die Weiber schützen ihn. Doch ist Paris nicht schön?

Dorante.

J'en trouve l'air bien doux, et cette loi bien rude
Qui m'en avoit banni sous prétexte d'étude.
Toi qui sais les moyens de s'y bien divertir,
Ayant eu le bonheur de n'en jamais sortir,
Dis-moi comme en ce lieu l'on gouverne les dames.

Cliton.

C'est-là le plus beau soin qui vienne aux belles ames,
Disent les beaux esprits. Mais, sans faire le fin,
Vous avez l'appétit ouvert de bon matin.
D'hier au soir seulement vous êtes dans la ville,
Et vous vous ennuyez déjà d'être inutile:
Votre humeur sans emploi ne peut passer un jour,
Et déjà vous cherchez à pratiquer l'amour!
Je suis auprès de vous en fort bonne posture,
De passer pour un homme à donner tablature.
J'ai la taille d'un maître en ce noble métier,
Et je suis, tout au moins, l'intendant du quartier.

Dorante.

Ne t'effarouche point; je ne cherche, à vrai dire,
Que quelque connoissance où l'on se plaise à rire,
Qu'on puisse visiter par divertissement,
Où l'on puisse en douceur couler quelque moment.
Pour me connoître mal, tu prends mon sens à gauche.

Cliton.

J'entends: vous n'êtes pas un homme de débauche,

Derant.

Unendlich schön. Ich kann dem Vater nicht vergeben,
Daß er mich zwang, bisher in Poitiers zu leben.
Du hast das Glück gehabt beständig hier zu seyn,
Drum sage mir einmal, wie richtet man sich ein?
Wird man in dieser Stadt leicht eines Herzens Meister?

Cliton.

O schöner Zeitvertreib, für alle schöne Geister!
Bey meiner Treu! Er regt sich früh, ihr Apetitt.
Sie kommen gestern an, kaum heut den ersten Schritt
Aus ihres Vaters Haus, an diese Luft; so rauchen
Sie schon, die edle Zeit mit Nuzen zu gebrauchen.
Es kömmt kein Abenteur, die Zeit wird Ihnen lang
Recht wohl! Wer fleißig ist haßt allen Müßiggang.
Ey nun, wir wollen sehn uns immer einzurichten.
Ich kenne die und die, weiß die und die Geschichten.
Das lernt sich bald mein Herr, wie man's mit Mädgen macht,
Im Tage sind sie streng, geschmeidig bey der Nacht;
Da werden Sie sich leicht —

Derant.

Du wirst Dich sehr betrügen,
Bekanntschafft wünsch' ich nur, mich manchmal zu vergnügen.
Wenn man ein bißgen liebt, wird man gesellschafftlich,
Wird andern angenehm, und unterhält auch sich.
Das andre, Cliton, ist nicht meine schwache Seite.

Cliton.

Ich merk's. Sie sind noch nicht wie unsre jungen Leute.

Et tenez celles-là trop indignes de vous,
Que le son d'un écu rend traitables à tous.
Aussi que vous cherchiez de ces sages coquettes
Où peuvent tous venans débiter leurs fleurettes,
Mais qui ne font l'amour que de babil et d'yeux,
Vous êtes d'encolure à vouloir un peu mieux.
Loin de passer son tems, chacun le perd chez elles,
Et le jeu, comme on dit, n'en vaut pas les chandelles:
Mais ce seroit pour vous un bonheur sans égal
Que ces femmes de bien qui se gouvernent mal,
Et de qui la vertu, quand on leur fait service,
N'est pas incompatible avec un peu de vice.
Vous en verrez ici de toutes les façons.
Ne me demandez point cependant des leçons:
Ou je me connois mal à voir votre visage,
Ou vous n'en êtes pas à votre apprentissage:
Vos lois ne régloient pas si bien tous vos desseins,
Que vous eussiez toujours un porte-feuille aux mains.

Dorante.

A ne rien déguiser, Chlon, je te confesse
Qu'à Poitiers j'ai vécu comme vit la jeunesse;
J'étois en ces lieux-là de beaucoup de metiers.
Mais Paris, après tout, est bien loin de Poitiers.
Le climat différent veut une autre méthode:
Ce qu'on admire ailleurs est ici hors de mode.
La diverse façon de parler et d'agir
Donne aux nouveaux venus souvent de quoi rougir.

e haſſen jene Art, die, wenn der Beutel klingt,
ıs ſie dem Chriſten gab auch wohl dem Juden bringt.
r Eckel iſt recht hübſch. Bey jenen Publerinnen
jeder kömmt und liebt, und alle nichts gewinnen:
wohlgewandtes Aug, ein wohlgewähltes Wort,
nehmen ſie ihn an, ſo ſchicken ſie ihn fort:
, denk ich, iſt für ſie auch kein bequemer Poſten,
iſt nicht ohne Müh, und trägt nicht ſeine Koſten.
beſten wählen ſie zu einem ſolchen Scherz,
Herz voll Ehrbaarkeit, und doch ein zärtlich Herz,
Frauenzimmer, das die Tugend zwar verehret,
ein dem Liebſten auch nicht alle Freude wehret.
r, darauf gehn ſie aus, nur friſch es findt ſich ſchon.
ch brauchen ſie von mir nicht erſt viel Lektion;
Auge ſieht mir aus als ob es lange wüſſte,
e man auf dieſer Jagd die Netze ſtellen müßte.
ſind zwar noch nicht lang von hohen Schulen da,
ch dort ſtudiert man auch dergleichen Studia.

Dorant.

dieſen hab ich wohl nie vielen nachgegeben
lebte zu Poitiers wie junge Leute leben.
liebte da und dort, und ſtets gelang es mir,
ch Poitiers, guter Freund, liegt immer weit von hier.
an lebt nicht hier und dort nach einerley Methode,
as dort bewundert wird iſt hier ſchon aus der Mode,
an denkt man handelt hier man redet nicht wie dort,
d einen Neuling ſtürzt ein unbeſonn'nes Wort.

Chez les provinciaux on prend ce qu'on rencontre:
Et là, faute de mieux, un sot passe à la montre.
Mais il faut à Paris bien d'autres qualités;
On ne s'éblouit point de ces fausses clartés:
Et tant d'honnêtes gens que l'on y voit ensemble
Font qu'on est mal reçu si l'on ne leur ressemble.

Clitou.

Connoissez mieux Paris, puisque vous en parlez.
Paris est un grand lieu plein de marchands mêlés:
L'effet n'y répond pas toujours à l'apparence;
On s'y laisse duper autant qu'en lieu de France;
Et parmi tant d'esprits plus polis et meilleurs,
Il y croit des badauts autant et plus qu'ailleurs.
Dans la confusion que ce grand monde apporte,
Il y vient de tous lieux des gens de toute sorte:
Et dans toute la France il est fort peu d'endroits
Dont il n'ait le rebut aussi-bien que le choix.
Comme on s'y connoit mal, chacun s'y fait de mise,
Et vaut communément autant comme il se prise;
De bien pires que vous s'y font assez valoir.
Mais pour venir au point que vous voulez savoir,
Etes-vous libéral?

Dorante.

Je ne suis point avare.

Clitou.

C'est un secret d'amour et bien grand, et bien rare.
Mais il faut de l'adresse à le bien débiter.

pflegt in der Provinz zu nehmen nicht zu wählen,
nimmt die Lobren auch wenn ja die Klugen fehlen.
n hier in Paris muß man ganz anders seyn.
rügt die Leute hier nicht leicht der falsche Schein.
jeder ist galant, und unter solchen Leuten,
n man nicht ist wie sie kann man nicht viel bedeuten.

Cliton.

sieht sie kennen noch Paris nicht lange Zeit.
t nichts weniger als ganz Vollkommenheit,
man betrügt sich hier so gut als andrer Orten.
findet hier ein Volk gemischt von allen Sorten.
Frankreich kömmt hierher. Uns sendet jede Stadt,
gut die Narren, als die Klugen die sie hat.
muß nur herzhafft seyn um sich in Ruf zu setzen,
um geschätzt zu seyn, braucht man sich nur zu schätzen.
at es mancher, der nicht war wie Sie gewagt.
Apropos, von dem was sie vorhin gefragt,
gebig sind sie doch?

Derant.

Ich gebe wenn ich habe.

Cliton.

Liebe, Gnädiger Herr, ist das die gröste Gabe.
wer bey dem Gebrauch, nicht Kunst genug besitzt,

Autrement on s'y perd au lieu d'en profiter.
Tel donne à pleines mains qui n'oblige personne;
La façon de donner vaut mieux que ce qu'on donne.
L'un perd exprès au jeu son présent déguisé,
L'autre oubli un bijou qu'on auroit refusé.
Un lourdaud libéral auprès d'une maîtresse
Semble donner l'aumône alors qu'il fait largesse;
Et d'un tel contretems il fait tout ce qu'il fait
Que quand il tâche à plaire il offense en effet.

Dorante.

Laissons-là ces lourdauds contre qui tu déclames.
Et me dis seulement si tu connois ces dames.

Cliton.

Non; cette marchandise est de trop bon aloi:
Ce n'est point là gibier à des gens comme moi.
Il est aisé pourtant d'en savoir des nouvelles,
Et bientôt leur cocher m'en dira des plus belles.

Dorante.

Penses-tu qu'il t'en die?

Cliton.

Assez pour en mourir:
Puisque c'est un cocher, il aime à discourir.

em ſchadet ein Geſchenk anſtatt daß es ihm nützt.
er ſchenkt mit voller Hand, und wird doch nicht geliebet.
ie Art zu geben, gilt mehr als das was man giebet.
nd ein verſteckt Geſchenk das man im Spiel verlohr,
in wohlgetroffner Tauſch, macht ein geneigtes Ohr.
ie grobe Zärtlichkeit, ſich brüſtender Amanten,
eſchenkt ein Mädgen offt wie einen Abgebrannten,
erſtehet keinen Wink, verſieht die rechte Zeit,
nd zur Beleidigung wird die Gefälligkeit.

Dorant.

ch kenne dieſes Volk, allein Sie nachzuahmen
ſt mein Charakter nicht. Hör! kenaſt du jene Damen.

Cliton.

ergleichen Wildpret kömmt vor meinesgleichen nie,
och allem Anſchein nach iſt es ſo was für ſie.
ur friſch gehandelt Herr, es ſind noch friſche Waaren,
om Diener will ich leicht das übrige erfahren.

Dorant.

laubſt [du] er ſagt dir was?

Cliton.

Ich frag ihn um ihr Hauß,
nd kein Bedienter ſchlägt ſo ein Diſcouregen aus.

Wo jeder sich für einen Schelmen gibt,
Und seines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen.

Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerinn, die kleine Künste treibt.
Die Maske fällt, Armiden seh' ich nun
Entblößt von allen Reitzen — ja, du bist's!
Von dir hat ahndungsvoll mein Lied gesungen!

Und die verschmitzte kleine Mittlerinn!
Wie tief erniedrigt seh' ich sie vor mir!
Ich höre nun die leisen Tritte rauschen,
Ich kenne nun den Kreis, um den sie schlich.
Euch alle kenn' ich! Sey mir das genug!
Und wenn das Elend alles mir geraubt,
So preis' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Ungefähr in dieselbe Zeit mit dem vorigen setzen wir (freilich nur aus Muthmaßung) noch ein Fragment nebst einem in der Handschrift ihm folgenden überschriftlosen Briefe. Das Erstere enthält außer vier Worten, die zu Vorhergehendem, das verloren ist, gehörten, ein Schreiben mit der Ueberschrift Arianne an Wetty. Jene Schlußworte vor ihm, so wie die Bezüge in ihm geben es als Theil eines größern, sein Ton und die übergeschriebenen Namen als Theil eines idealen Ganzen zu erkennen. Briefform und Abfassung passen ziemlich zu der Beschreibung, die Goethe (Bd. 25 S. 64) von den Aufsätzen gibt, die er in Gellerts Praktikum brachte —: „Selbst meine Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen: denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen."

In Leipzig demnach, als Ueberrest der hier bezeichneten Versuche, unser Fragment entstanden zu glauben, wird man noch weiter durch eine Andeutung verführt, welche der Brief an eine Freundin, der gleich darauf folgt, zu enthalten scheint. Ohne Ueberschrift dem Fragment angehängt und von ihm nur durch den Zwischenraum einer Zeile getrennt, scheinbar sogar durch das W. in seiner ersten Linie an den „Walter" in jenem anknüpfend, erscheint er gleichwohl bei näherer Betrachtung nicht zu ihm gehörig, nach Beziehung, Sinn und Ton ihm fremd, und ist sehr wahrscheinlich nicht ideal, sondern im Namen eines lebendigen Jünglings an ein wirkliches Wesen, eine etwas leichtsinnige Freundin gerichtet. Nun erwähnt derselbe gegen sie einer früheren Geliebten, einer Nette, der er verzeihen müsse, wenn sie ihn in den Armen eines Andern vergesse. Eine Annette aber liebte ja der junge Goethe in Leipzig und quälte aus Verstimmung die Zärtliche mit „ungegründeten Eifersüchteleien" so lange, bis endlich ihr Gemüth sich von ihm entfernte und er, bereuend, bemerken mußte, „daß er nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die er sich ohne

nd Urſache erlaubt hatte." (Bd. 25 S. 109 f. vgl. S. 87. . 26 S. 118.) Auch dafür, daß Goethe, nach Annettens Ver- it anderen Freundinnen, Geſchöpfen der leichteren Art, wie enannte, die unſer Brief zierlich ſtraft, wirklich bekannt ge- findet ſich einiger Anhalt in der Erwähnung (Bd. 25 S. 142): licher Weiſe hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren als wodurch dann aber unſer Ruf nicht gefördert werden konnte." endlich wird man zugeben, daß die Erfahrungen, die unſer rräth, in der Richtung derjenigen liegen, die Goethe als An- die Erfindung und Stimmung ſeiner „Mitſchuldigen" ſchil- S. 112).

n nun beide ſo verſchiedene, aber in der Handſchrift geſellte ſolche Anknüpfungen an Goethes Erinnerungen aus Leipzig ürften ſie etwa in's Jahr 1767 geſetzt werden.

Romanhaftes Fragment.

ſt das Stillſchweigen Erlaubniß.

Arianne an Wetty.

kann Waltern nicht widerlegen, Wetty, aber ich hwören, daß er unrecht hat; ihm mögen ſeine Ge- enug thun, wenn ich damit zufrieden wäre, ſo wäre er. Nein Wetty, unſere Empfindungen liegen tiefer, man ſie mit einer ſuperficiellen Erkänntniß, ſo kava- durch Stolz und Eigennutz erklären könnte. Es iſt Liebe wie mit dem Leben, wie mit dem Athemholen. ziehe ich die Lufft in mich; willſt du das auch Eigen- en? Aber ich hauche ſie wieder aus, und ſage mir, in der Frühlingsſonne ſitzeſt, und für Wonne dein ärker athmet, iſt das Hauchen nicht eine gröſſere

Sonne als das Athembolen, denn das iſt Mühe, iens iſt Ruhe; und wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Bruſt die Frülingsluft einziehen macht, ſo iſt es doch nur um ſie von ganzen Herzen wieder ausgeben zu dürfen. Und ebenſo iſts mit der Liebe, und ihr meynt leben und nicht leben wäre eins. O meine Freundinn was nicht lebt hat keine anziehende Krafft, es flieſſt keine Atmosphäre von ihm aus, deren Wirbel uns hinreiſſen könnten. Der kältſte Sinn iſt das Sehen, Erkänntniß iſt sein Gefühl, und drum behaupte ich, daß man das nie mit einem zärtlichen Herzen lieben kann, was allein Anſprache macht unſern Augen zu gefallen. Ein Edelſtein, iſt das herrlichſte Werk der todten Natur, aber er iſt todt; und die eifrigſte Betrachtung davon iſt doch immer kalt; man muß ein Holländer ſeyn um mit einer Tulpe zu ſympathiſiren, und dann iſt auch die Sympathie dieſer Waſſermänner ſehr phlegmatiſch.

Ich habe heute früh eine ſonderliche Erfahrung hierüber gehabt.

Und ſo meine liebe halt ich das Sehen für eine Vorbereitung der übrigen Sinne denn der Geruch iſt Genuß und das Gehör und der Geſchmack, das Sehen nicht. Aber das Haben wollen wovon ich rede, iſt nicht Geitz, der wäre geitzig der eine Tulpe, ein Edelgeſtein, oder Dukaten lieben könnte. Ich, was mir nicht antwortet damit rede ich nicht.

Grüße Deinen Walter, und ſag ihm wir wollten Freunde bleiben. Leb wohl.

An eine Freundin. Ohne Ueberschrift.

Auf einer Stube mit ihrem W. an einem Tische sogar, in einerley Beschäftigung, an Sie zu schreiben, aber wahrhafftig nicht mit gleicher Empfindung. Einen Brief, ohne Zweifel mit Gedanken, mit Worten die ohngefähr seyn werden was man Vorwürfe nennt, werden Sie von seiner Feder zu erwarten haben die mit aufgebrachter Gilfertigkeit über das Papier schnorrt. Ich weis nicht was er schreibt, aber ich kanns rathen; ein Brief wie der Ihrige — Sie konnten vermuthen daß er mir communicirt werden würde — ist eben nicht dasjenige Desert, das unserm Gaumen sonderlich gefällt, und unsern Kopf und unser Blut in Ruhe läßt. Er empfindet, was ich auch empfunden habe. Ich habe Mitleiden mit ihm. Mitleiden wie man es mit einem Kranken hat, dem man um größere Schmerzen zu lindern, Blasen ziehen muß. Ich binn ruhig, wie er bewegt ist, und doch war eine Zeit da ich bewegter war als er ist, Eh nun die Zeit wird auch den Sturm in seinem Herzen legen; die Zeit — und — wenn er klug ist — ein ander Mittel, das noch probater gefunden wird als das.

Es ist bitter, sehr bitter, meine zärtliche Freundinn eine so liebliche Aussicht empfindungsvoller Hoffnungen so verfinstert zu sehen. Verfinstert? O da wäre noch Hoffnung daß es wieder Tag werden könnte. Verschwunden! Unwiederbringlicher verschwunden als die Jahre der Jugend, und die Blüten der Schönheit. Und doch muß man einmal er-

fahren, daß Mädgen — Mädgen ſind, und daß ihnen ein Mann ein Mann iſt. Lieber Gott, fühlte Ihr armer Liebhaber, dieſe Wahrheit ſo lebendig als ich, er würde über Ihren Brief ſo wenig erſtaunt ſeyn als ich. Er iſt ein guter Menſch, und wundert ſich ſehr da ſeine Ca—* o Beſtändigkeit wir kennen einander. Ich binn auch verlaſſen worden. Manche Thräne, manches Lied hat mich mein Unglück gekoſtet. Aber wieviel Dank binn ich Ihnen ſchuldig, daß Sie mich an Ihrem Buſen allen Troſt finden lieſſen, den ein Verlaſſner wünſchen kann. Denn was konnte ich verlehren haben, da die Liebeswürdige *.*, in die feurigſten Umarmungen verſunken auf meinem Schoos zitterte. Nelly war mein ſüſes Mädgen, das einzige das ich ie geliebt habe, aber gewiß meine Freundinn, unſre geſtohlnen freundſchaftlichen Augenblicke in der dämmernden kleinen Stube, haben mich überzeugt, daß ich Netten verzeihen muß wenn ſie mich in den Armen eines andern vergißt. Und Sie hatten mich auch ſo vergeſſen, das war natürlich; mein Freund war mein Nachfolger, das war mir angenehm; aber leid war mir's, daß Sie ihm eine ewige Liebe hoffen lieſſen, ich dächte doch ſie hätten Ihr Herz beſſer kennen ſollen.

Nun das iſt vorbey; Ihr Liebhaber lacht, aber das wird ſich geben. Sie werden ſehen, wie er ehstens in einen ſitt- und tugendſamen Freund verwandelt ſeyn, und auf den Fus mit Ihnen ſtehen wird wie ich jetzt ſtehe. Unverbrüchlich, und

* Catharine?

ig wird das ſchöne Bündniß ſeyn, denn abgedankte Liebhaber,
die beſten Freunde, wenn man ſie menaſchiren kann.
Nun an Freunden kann es Ihnen nicht fehlen. Nur
en Sie ſich, es ſind nicht alle Liebhaber ſo gedultig. Und
bitte Sie, erinnern Sie ſich offt des Vergangnen, um auf
Zukunft nichts zu verſprechen. Und wenn Ihr kleines
übgen, das ſo offt der Zeuge unſrer ſeeligen Trunkenheit
, das wie ich nicht zweifle, auch meinen Freund offt
klich geſehen hat, wenn dieſe liebe romantiſche Höle, nun
künftig den Schauplatz der Freuden, eines neuen Lieb-
ers abgiebt; o möchte ſich der betrogne Glückliche nicht
neicheln, ein Frauenzimmer könne uns mehr gewähren, als
gegenwärtigen Genuß. Leben Sie wohl meine liebſte
undinn.

1770. 1771.

1. An Herrn Heyler den jüngeren.

Den 14. Juli (1770).

rapp hielt mich für todt; und für was werden Sie halten? denn ich bin Ihnen eine Antwort länger schul- als ihm. Sie kennen mich aber zu gut, theuerſter d, als daß Sie zu meinem Stillſchweigen eine unwahr- iche Urſache aufgraben ſollten. Ich bin immer nach- r, als ich beſchäftigt bin, und weil ich nichts zu thun oder nichts thun wollte, iſt Ihr Brief auch unbeant- geblieben. Nun bin ich endlich einmal dran, Ihnen gen, daß ich Sie liebe, und daß ich mich freue, Sie mmer als einen wachenden Schüler der Muſen zu ſehen. nd mir ein guter Mann, und haben mich lieb; aber alten mich doch für zu weiſe und ſich ſelbſt zu gering, e mir Fragen vorlegen, die ich Ihnen weder deutlich kurz, Ihre Erfahrung und eigne Empfindung aber ſehr beantworten kann. Nur ein wenig Geduld; und, wenn nen rathen darf, ſo werden Sie mehr Vortheil finden, hen, wo Schönheit ſein möchte, als ängſtlich zu fragen, e iſt. Einmal für allemal bleibt ſie unerklärlich; ſie nt uns wie im Traum, wenn wir die Werke der großen

Antonio.

Ich höre, Taſſo, dich mit Staunen an,
So ſehr ich weiß, wie leicht dein raſcher Geiſt
Von einer Gränze zu der andern ſchwankt.
Beſinne dich! Gebiethe dieſer Wuth!
Du läſterſt, du erlaubſt dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen iſt,
Doch das du ſelbſt dir nie verzeihen kannſt.

Taſſo.

O ſprich mir nicht mit ſanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert, und ich leb' um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſt'rung nur ein leiſer Schmerzenslaut.

Dichter und Maler, kurz, aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht.

Mendelssohn und andere, deren Schüler unser Herr Rektor ist, haben versucht die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Verachter festzustecken: es ist ihnen gelungen; doch es ist nicht anders damit, als mit dem Schmetterlingsfang: das arme Thier zittert im Netze, streift sich die schönsten Farben ab; und wenn man es ja unversehrt erwischt, so sitzt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bei jeder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist der alles schön macht.

Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen Sie sich, Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz und das Auge dabei über; und lassen Sie mir die Freuden-feindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten. Ich thue mir Gewalt an hier abzubrechen; Sie wissen, daß ich in dieser Materie so unerschöpflich bin, als eine Wittwe in den Umständen von den letzten Stunden ihres seeligen Eheherren: und dann daß ich besonders gern mit Ihnen davon rede, weil wir einander verstehen.

Müllers Einleitung in die Classischen Schriftsteller ist zu weitläufig, es gibt wohl noch viel andre, doch wüßte ich keins für Sie, am besten ist's, man liest erst den Schriftsteller und

ach die Einleitung ſtatt des Epilogs, wir lernen beſſer
haben, und ſelbſt urtheilen; doch wünſchte ich, daß Sie
dieſe Materien den Herrn Rektor fragten, er muß es
er beſſer wiſſen als ich. Literariſche Kenntniſſe, erwerben
durch Zeit und Fleis und wegen beyder muß ein Jüng-
einem Manne nachſtehen. So iſt's auch wegen dem
er. Die Engliſche Ausgabe mit Clarkes Ueberſetzung iſt
r, der Leipziger Nachdruck ſoll viele Druckfehler haben,
kann ich auch nicht beurtheilen.
Leben Sie wohl.

7. An Herrn Trapp.

Am 28. Juli (1770).

Nichts weiß ich! Das wiſſen Sie dächt ich, lang, und
en mich doch immer zu und verwundern ſich wenn ich
antworte. So gern ich mich mit meinen Freunden,
beſonders mit Ihnen unterrede ſo ſehr hält mich mein
etes Leben davon ab; komme ich dann einmal an die zu
ntwortenden Briefe, und finde Fragen und Unterſuchungen,
n ich nicht gewachſen bin, ſo nimmt meine Faulheit gerne
r eine Urſache, und ſchiebt eine Antwort ins Weite. Ich
etwas in den Tag hinein, und danke Gott dafür, und
chmal auch ſeinem Sohne, wenn ich darf, daß ich in

ſolchen Umſtänden bin, die mir es aufzulegen ſcheinen. Wie wollen Sie nun, daß ich Ihnen rathen ſoll, in einer Angelegenheit rathen ſoll, die ſo weit über meine Erfahrung geht; und noch dazu, da ich nicht weiß, wie, noch welche Perſon.

Was bliebe mir alſo übrig? Abzuhandeln, ob es gut ſei, ſich zu verheurathen oder nicht. Lieber Freund, dieſe allgemeinen Betrachtungen machen weder den einen noch den andern geſcheuter als er iſt, und Ihren Specialfall, kenne ich viel zu wenig, um nur Einen richtigen Gedanken haben zu können. Ueberhaupt iſt dieſes eine von denen Gelegenheiten, wo unſere Klugheit, Weisheit, Grübelei oder Unglauben, wie Sie es nennen wollen, am wenigſten ausrichtet. Wer nicht wie Elieſer mit völliger Reſignation in ſeines Gottes, überall einſtieſende Weisheit, das Schickſal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlaſſen kann, der iſt freylich übel dran, dem iſt nicht zu helfen. Denn wie wollte dem zu rathen ſein, der ſich von Gott nicht will rathen laſſen.

Freylich wird es Ihnen gehen, lieber Freund, wie uns jungen Herren allen. Wir wollen unſere Väter nicht für uns freyen laſſen und ſind nicht leicht auf dem Felde, zu beten, wenn unſere Braut im Anzuge iſt. Unſere Neigungen? Was wir thun ſollen in Abſicht auf ſie? Narren ſind ſie, dieſe unreifen Bewegungen unſeres Herzens, und Sie wiſſen ja, was geſchieht, wenn man ſich von ſolchen Compagnons bei der Naſe herumführen läßt.

Ich könnte nun manches ſchöne Blümchen, manchen guten moraliſchen Gedanken, auch wohl manchen politiſchen bei die-

er Gelegenheit anbringen, wenn ich den Werth der Worte
icht so gut kennte. Reflexionen sind eine sehr leichte Waare,
nit Gebet dagegen ist's ein sehr einträglicher Handel; eine
inzige Aufwallung des Herzens im Namen des, den wir in-
wischen einen Herrn nennen, biß wir ihn unsern
Herrn heißen können, und wir sind mit unzähligen Wohl-
haten überschüttet.

Noch etwas. Wie steht's mit Ihrer Gesundheit? Ich
itte Sie, sorgen Sie doch für diesen Leib mit anhaltender
reue. Die Seele muß nun einmal durch diese Augen sehen,
nd wenn sie trüb sind, so ist's in der ganzen Welt Regen-
etter.

Vielleicht weiß ich das so gut, als jemand. Es war eine
eit, da mir die Welt so voll Dornen schien, als Ihnen
tzo. Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem
örper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da.
Es wird mit Ihnen auch noch so werden, wenn es Ihr
stes ist. Leben Sie wohl. Und wenn Sie Sich auch nicht
anz in mich finden können, so braucht Sie das nicht zu
ümmern; überzeugen Sie Sich nur von der Wahrheit
llkommen, daß ich Ihr treuer Freund bin.

Wir schließen hier ein Fragment an, das sich, ohne Datum und
ersse, unter denselben Papieren, aber auf einem andern Bogen
halten hat. Es findet sich nämlich auf der Rückseite des Blattes,
f welchem die letzte Hälfte jenes Briefes an eine Ungenannte steht,
t wir mit dem vorangehenden Romanfragment in die Leipziger Zeit

ſetzten (oben S. 23). Nichts hindert aber anzunehmen, daß Goethe ſich dieſer leeren Rückſeite und der folgenden in Straßburg bedient, um darauf einen Brief, der mit jenen älteren Stücken nichts zu ſchaffen hatte, zu entwerfen. Dieſer Brief-Rest hat nur die Ueberſchrift: „Wunderlicher Mann.“ Sein Inhalt jedoch, verglichen dem obigen Schreiben an Kraye, insbeſondere die Stelle: Eine Frau? Und ich ſoll Ihnen rathen, lieber K., legt die Vermuthung nahe, daß er ziemlich gleichzeitig mit Letzterem an denſelben jungen Freund gerichtet ſei. Der minder ſchonende Ton aber und die Unvollendung dieſes Briefs machen wahrſcheinlich, daß es ein früherer Entwurf ſei, an deſſen Stelle das obige Schreiben in ſeiner mildern und bündigern Fassung getreten.

3. Wunderlicher Mann.

Geſchwind will ich antworten, ſehr geſchwind, ob mich gleich die Kenntniß Ihres wandelbaren Gemütes glauben läßt, mein Brief, ob er gleich die Ihrigen pünktlich beantworten ſoll, werde Sie doch wieder in einer andern Stellung antreffen als die war, in der Sie ſchrieben, und werde alſo wieder halb überflüſſig ſeyn.

Sie wollen aufs neue meine Meynung über allerley Dinge wiſſen. Und wezu? Wiſſen Sie denn nicht daß ich anders denke als Sie, und Gott anders denkt als wir alle beyde.

Sie thun mir die Ehre an zu ſchreiben ich ſey klug, und alsdann ſchreiben Sie hinten drein, es käme Ihnen vor, als wenn ich an Ihrem Elend Schuld wäre. Wenn ich was thue, ſo handelt der ganze ∴. Und weil denn zu dem ganzen G. auch ein Bißgen Klugheit gehört, ſo iſt natürlich, daß die Ihnen auch ein Bißgen geſchadet hat. Und was

soll's am Ende? Gegen unsern Herr Gott sind wir doch Arme Schelmen, wir haben zu reden, und er hat zu thun. Und wenn wir lange wählen, dahin? oder dorthin? so nimmt er uns beym Arme, und führt uns den dritten Weg, an den wir gar nicht gedacht haben.

Eine Frau? Und ich soll Ihnen rathen. Lieber J. Ich kenne die Wichtigkeit dieser Frage zu sehr, als daß ich mich unterstehen sollte, so auf zwey Beinen, in den Tag hinein zu antworten. Thun Sie was Sie können. Die Umstände sind die besten Rathgeber, wenn man Gott nicht fragen will oder kann. Und, im Ernste! Mit aller Ihrer Resignation für den zweyten Artikel, haben Sie doch gar zu wenig Empfindung für den Ersten. Sie haben Ehrfurcht vor Gott. Das ist eben das Unglück, da muß Sie seine Allgegenwart so sehr schrecken, als wenn der Churfürst immer um sie wäre. Ja wenn Sie nur ein ächtes Gefühl von der Allgegenwärtigen Liebe hätten, Sie würden nicht so jammern.

Glauben Sie denn nicht, daß ich Gott so sehr für ....

Ein ursprünglich zwischengeheftetes Blatt oder Bogen zu anderthalben, dann folgt:

Ich müßte mehr Ehre haben, von der wahren Nachricht Ihr. zu reden, oder ich müßte unverschämter seyn, wenn ich mich über die Materie der falschen Vorbeten erklären wollte. Was ich Ihnen rathen kann, ist das: Wenn Sie glauben solche Pflicht um sich zu haben, so ersuchen Sie es dem Oberhirten Sie dafür zu behüten.

Mit dem Spielen iſt es wieder ſo eine Sache. Wenn Sie es für eine Sünde halten, ſo ſpielen Sie nicht. Warum wollten Sie töricht ſeyn, und Ihr Gewiſſen andern Leuten zu gefallen beſchweeren. Aber ich wünſchte nicht, daß Sie eine Religionsſache draus machten, und ſagten: Ich thu es nicht, weil ich's für Sünde halte. Und noch weniger wünſchte ich, daß Sie iemanden, der gerne ſpielt abhalten, und denen Leuten beweiſen wollten, es ſey Sünde. Wer ſpielen will den laſſen Sie ſpielen, aber Sie laſſen Sie's ſeyn. Wenn man Sie nötigt; So ſagen Sie, ich ſpiele nicht. Wenn man fragt warum? So ſagen Sie: Weil ich keinen Gefallen dran habe. Sagen die Leute: Das iſt Grille; ſo antworten Sie mit ienem groſen Philoſophen: Gut, es ſey Grille, habt ihr etwan keine? Und wenn man Sie fragt: Was halten Sie von dem Spiel: ſo können Sie ſagen: Ich ſpiele nicht. Was ich davon halte kann ſehr einerley ſeyn, meine Meynung wird zur Entſcheidung des Streits nichts beytragen. Und ſo helfen Sie ſich durch, wenn Sie können. Denn es iſt aus tauſend Urſachen gut, gewiſſe Kleinigkeiten nicht nach den Grundſätzen der Religion, beſonders öffentlich zu beurteilen.*

Wenn Sie bey einem Gaſtmahl ſind, und Sie laſſen eine Speiſe bey Sich vorbeygehn, und ſagen: ich danke. So fragt man nicht, warum iſſt er nicht. Kann er's nicht vertragen?

* Goethen ſelbſt hatte in dieſen jungen Tagen das Spielen, ob es erlaubt ſei oder unerlaubt, zu ſchaffen gemacht. Zur Zeit dieſes Schreibens hatte er ſich für ſeine Zweckmäßigkeit entſchieden. S. Dicht. u. W., der W. Ausg. 25 S. 207 (vgl. S. 62) und 243.

Oder iſſt er's nicht gern? Oder iſt er ſatt? Oder wartet er auf was beſſers? Davon wird nichts gefragt. Und wenn a der Hausherr, aus Höflichkeit einen nötigt, und ich wie- erhole mein, ich danke, ſo gibt er ſich zufrieden. (Doch s fallt mir ein, in W. paſſt das Gleichniſſ nicht. Da laſſen e niemand bey Tiſche pauſiren. Ich bedaure Sie.)

---

4. An H.* den jüngern.

24. Auguſt (1770).

Sie haben noch immer zu viel Liebe und Gütigkeit für ich, es thut mir leid; wie lange wollte ich es Ihnen ſchon gen? Ich finde gar keinen Vortheil in dem allzugünſtigen egriff, den Sie Sich von mir zuſammengemacht haben. Es eine alte Wahrheit, eine gewiſſe Erfahrung, die mich hier fürchten macht; heben Sie dieſes Blatt wohl auf, ich chte vielleicht in Zukunft mich drauf zu berufen Urſache den. Ich wünſchte, daß Sie mein Freund blieben; aber zu müſſen Sie mich erſt für das halten, was ich wirklich n, damit Sie in der Folge der Zeit nicht Ihre Geſinnung t Ihrer Meinung verändern.

Ihre Neigung für mich hat mir Vorzüge gelieben die nicht habe. Man liebt ſeine Freunde, wie ſein Mädchen

* Wahrſcheinlich Hepler; ſ. oben Nr. 1.

und eines jeden Phillis iſt einem jeden die ſchönſte, ſo geizig ſind wir immer das beſte haben zu wollen.

Wir ſind getrennt. Entfernung iſt ein gewaltig niederſchlagend Pulver, und Ihr Herz kann nicht leer bleiben.

Sie gehen auf Akademien: das erſte was Sie finden ſind hundert Leute wie ich. Er war doch alſo nicht allein! denken Sie, und gehen weiter, und finden hundert beſſere als mich. Sie meſſen mich nach dem neuen Maasſtab, finden allerlei Fehler, und dann bin ich verloren. Einen, den man vollkommen gehalten hat, und an Einer Seite mangelhaft findet, beurtheilt man nicht leicht mit Billigkeit.

Unſre Eitelkeit iſt dabei mit im Spiele, wir haben uns betrogen, und wollen es nicht Wort haben, und thun uns die Ehre an zu glauben, daß wir betrogen worden ſind, damit werfen wir alle Schuld, Verdruß, und eine Art von Haß, auf einen Unglücklichen, der doch gar keinen Theil daran hat, daß ihn unſre Uebereilung für etwas anſah, für das er nicht angeſehen zu ſein verlangte.

Ueberhaupt um die Welt recht zu betrachten (wozu Sie doch auch Luſt bezeugen) muß man ſie weder für zu ſchlimm, noch zu gut halten: Liebe und Haß ſind gar nah verwandt und beide machen uns trüb ſehen.

Es fehlt nicht viel, ſo fang ich an zu waſchen. Die Mittelſtraße zu treffen, wollen wir nicht verlangen, ſo lang wir jung ſind. Laſſen Sie uns unſer Tagewerk verrichten und den Alten nicht in das Handwerk pfuſchen.

Die Sachen anzuſehen, ſo gut wir können, ſie in unſer

Gedächtniß schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag ohne etwas zu sammeln, vorüber gehen lassen. Dann jenen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, jedes an seinen Platz zu stellen, jedes Werth zu bestimmen (eine ächte Philosophie mein ich, und eine gründliche Mathesin) Das ist's, was wir jetzo zu thun haben.

Dabei müssen wir nichts *sein*, sondern alles *werden* wollen, und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen,' als die Nothdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert.

Ich weiß wohl, daß es uns beiden nicht jederzeit aufgeräumt ist, zu thun was wir sollen; aber wenn man ein wenig seinen Vortheil kennt und Kräfte hat, so erweckt eine edle Empfindung leicht den Muth wieder. Die Morgenträgheit ist bald weg, wenn man sich nur einmal überwunden hat, den Fuß aus dem Bette zu setzen ꝛc.

5. Gnädige Fräulein.*

Den 26. August (1770).

Ich bin heute mit der christlichen Gemeine hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern und Sie

* Ohne Zweifel *Fräulein von Klettenberg*, welcher der junge Goethe nach der Heimkehr von Leipzig im Herbst 1768 sich näherte, und deren religiöse Mittheilungen den „Bekenntnissen einer schönen Seele" zu Grund liegen (W. Bd. 25 S. 196 f.).

Ich will hinweg! Und wenn du redlich bist,
So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen.

Antonio.

Ich werde dich in dieser Noth nicht lassen;
Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht,
So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Tasso.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und so ist es gethan;
Ich widerstehe nicht, so ist mir wohl —
Und laß es dann mich schmerzlich wiederhohlen,
Wie schön es war, was ich mir selbst verscherzte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort seh' ich schon

können raten, warum ich mich diesen Nachmittag unterhalten, und einen so saumseligen Brief, endlich im Ernste treiben will.

Es geht unsern besten Freunden mit uns, wie es Gott selbst zu gehen pflegt, zu jeder Liebe gehört eine Sammlung, und ich wollte ausgeworfene Scharpfennige ehe wieder gesammelt haben, als zerstreute Gedanken, und besonders hier, unter denen Umständen, worin ich mich jetzo befinde.

Und doch scheinen sie nicht wenig zu versprechen. Die vielen Menschen, die ich sehe, die vielen Zufälle, die mir querüber kommen, geben mir Erfahrungen und Kenntnisse, von denen ich mir nichts habe träumen lassen. Uebrigens ist mein Körper just so gesund, um eine mäßige und nötige Arbeit zu tragen und um mich bei Gelegenheit zu erinnern, daß ich weder an Leib noch an Seele ein Riese bin.*

Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark, ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie ge-

* Bd. 25 S. 197: — „Nun fand sie an mir was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sinnhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war." Vgl. S. 201. 210. Noch in Straßburg litt Goethe an einer gewissen Reizbarkeit der Sinne, gegen die er sich durch [illegible] Uebungen (Aushalten im Lärmen des Zapfenstreichs, Ersteigen des Münsterzirkels, Besuch der Anatomie, des Klinikum, der Lectionen der Entbindungskunst) abzuhärten bedacht war (das. S. 251).

ndet, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte.* Sie sind von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine bhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßim Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung, auch n ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, s wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabei so llisch** und meinem Grafen*** so feind, und so kirchlich und

* „Dann gab ich, sagt Goethe (Bd. 25 S. 227), wo er von seinem nstande in Straßburg spricht, meine Empfehlungsschreiben ab, und d unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Faie jenen frommen, mir genugsam bekannten Gesinnungen ergeben r, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht n der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann e keineswegs verhängerisch in seinem Thun und Lassen." So kam Goethe mit Frommen in Berührung, die ohne die unmittelbare fühlsreligion der Herrnhuter, kirchlich-symbolgläubig waren.

** T. i. von hallischer Denkart, was im Theologischen schon umal so viel bedeutete als engherzig.

*** Dem Grafen Zinzendorf. Goethe bemerkt (Bd. 25 S. 197), Frl. v. Klettenberg zwischen ähnlich gesinnten Frauen, die umfender, strenger, aber auch gelehrter und trockener dachten, und deren, deren Empfindsamkeit in ziemlich eintöniger Terminologie genügte, mittendurch ihren Weg nehmend, sich mit einiger Selbstfälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln schien. eführlicher erzählt (Bd. 19 S. 325 f.) die schöne Seele ihr Bentwerden mit den Liedern und Schriften des Grafen („Eigene Emdungen schienen auf eine eigene Weise ausgedrückt: keine Schulminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines"), ihre Fortitte in seiner Art zu denken und zu sprechen („Er ist kein leerer antast; er spricht von großen Wahrheiten meist in einem kühnen ge der Einbildungskraft, und die ihn geschmäht haben, wußten

pünktlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche."

seine Eigenschaften weder zu schätzen, noch zu unterscheiden"); wie sie eine herrnhutische Schwester auf eigene Hand wurde, dann in ihrer Nähe eine heimliche Gemeinde dieser Richtung fand, nicht ohne zu bemerken, daß nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, auch dadurch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich-symbolische Sprache gefördert waren: ferner, wie bei Entdeckung derselben der würdige Oberhelfer, als großer Widersacher der Herrnhuter, und andere liebevolle edle Menschen, die in diesem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr bestes Innerste beinahe zerstörten; endlich wie ihr unter Belehrungen durch einen edelgebildeten Weltmann die schwache Seite ihres Wohlgefallens an jener Bildersprache und beim Besuch einer herrnhutischen Einrichtung mancher Widerspruch derselben mit ihrem Gefühle bemerklich, sie selbst aber im Gleichgewichte einer nach innen lauteren und gewissen, nach außen thätigen und betrachtenden Richtung des schönsten Friedens theilhaft geworden.

* Den Gegensatz der Gesinnung, die Goethe hällisch nennt, mit der seines Grafen werden folgende Erinnerungen deutlich machen: Schon Aug. Hermann Francke, in dessen Pädagogium zu Halle der Graf streng gezüchtet worden war, betrachtete späterhin ihn und seinen Anhang nicht ohne Mißtrauen und Bedenken, Zinzendorf erhielt jedoch ein gutes Vernehmen mit ihm (Spangenberg Leb. d. Gr. 3. S. 171. 296. 315). Nach Francke d. j. Tode fanden aber die hallischen Frommen aus seiner Schule, daß Zinzendorf kein Bekehrter sei, vornehmlich weil er den Bußkampf, wie sie ihn schilderten und als nothwendige Bedingung des Heils verlangten, weder selbst erfahren zu haben gestand, noch von Andern fordern wollte oder im Augsburgischen Bekenntniß gefordert erkannte (Dal. S. 401. 537). Die Pietisten wurden seine heftigen Gegner, sagten ihm die Kindschaft Gottes ab und warfen ihm vor, daß er den Seelen das Christenthum

Es kömmt noch was dazu. Die Vorliebe für unsre eigenen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden

n leicht und sie des Heils verlustig mache. Er hingegen hielt ihnen hre unnöthige und schädliche Uebertreibung des Bußkampfes, ihren Zwang zum Gebet und Bibellesen, ihre thörigte Enthaltung von gleichgültigen Dingen, ihr zu Unwissenheit und Heuchelei führendes Formenwesen vor (Varnhagen Biogr. Denkm. V, 150). — Als Zinzendorf 1731 nach Halle kam, einen Besuch von Baumgarten erhielt und ein fünfstündiges Gespräch mit Franke dem Sohn hatte, glaubte er durch ein Bündniß mit ihm, Christi Wesen auf den Grund der Einfalt mit aller Treue auszubreiten, die Scheidewand zwischen Halle und Herrnhut weggenommen. Späterhin aber erklärte ihm Franke wiederholt, mit ihm außer der allgemeinen Liebe nicht connexiren zu wollen: worauf ihn der Graf versicherte, daß ihm demohngeachtet Frankes Andenken noch werther sein solle, als es die generale Christenpflicht erfordern möchte (Spangenb. 698). 1733 ward Spangenberg, der von Herrnhut nach Halle berufen war, wegen Anstoßes, den er den dortigen Theologen gegeben, beinahe auf eben die Weise, wie vor ihm der Hofrath Wolf von Halle vertrieben; was bald heftige Controversen zur Folge hatte, bis der Graf, der selbst Anfangs geeifert hatte, einen Gemeindebeschluß veranlaßte, sie, Spangenberg und seine Freunde, wollten sich nicht vertheidigen und den, der da recht richtet, zu bitten nicht aufhören, daß er die ganze Universität Halle, und sonderlich diejenige Facultät, durch welche er so geraume Zeit sehr verherrlichet worden, aus seiner besondern Gnadenaufsicht nicht lassen, sondern auch fernerhin also regiren wolle, daß alle ihre Werke in Gott gethan sein und bleiben mögen (Taf. S. 795). — 1740, als die Streitschriften gegen den Grafen immer zugenommen hatten, fügte er unter anderm die Absendung zweier Brüder an Franke d. j. und seine Freunde mit einem Schreiben, um Einiges, worin man gegen sie zu weit gegangen, ihnen abzubitten. Die Brüder wurden in Halle nicht angenommen (Taf. 1252). — Nachdem die Tübinger theologische Facultät schon 1733, nach geschehener Anfrage und Untersuchung, über

Naſe dahin drehen zu wollen wohin unſre gewachſen iſt; Fehler, denen ſolche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen.

Wie oft habe ich *.* die Sache ſeiner Grillen und die Sache Gottes vermiſchen hören, wenn er meinen Vetter aus-

die Herrnhuter die einmüthige Erklärung abgegeben hatte, „daß in alleweg ermeldete Gemeine, nach vorausgeſetzter lauterer Uebereinſtimmung mit der evangeliſchen Lehre, bei ihren ſeit dreihundert Jahren her (unter den mähriſchen Brüdern) gehabten Einrichtungen und bekannter disciplina ecclesiastica verbleiben, und dennoch ihre Gemeinen mit der evangeliſchen Kirche behaupten könne und ſolle": gab 1742 der halliſche Profeſſor S. J. Baumgarten ein theologiſches Bedenken heraus, worin er die Frage, ob die evangeliſch-mähriſche Gemeine zur evangeliſchen Kirche zu rechnen ſei, entſchieden verneinte; was der Graf in ſeinem „Siegfried" zu widerlegen ſuchte (Taf. 1515). — Stellt man neben dieſe Vorgänge die ſtets feſtgehaltene Maxime des Grafen, daß das Weſen des Chriſtenthums Liebe zum Heiland und Seligkeit in ihm ſei; wobei man jede Confeſſion gelten laſſen und auch mit Andersdenkenden brüderlich leben könne, was er in der Stiftung und Hebung, wie von mähriſchen, ſo von reformirten und lutheriſchen Gemeinden bewährte, ſeine Freiheit ſowohl, als Läßlichkeit gegenüber von Zeremonien, Formen, Meinungen und Auslegungen, endlich ſelbſt die Geringſchätzung aller Scholaſtik, in der er meinte: „Beſſer noch in Phantaſie Steh'n, als in Philoſophie. Fühlen wird durch Prüfen juſt; Raiſonniren iſt Verluſt", eine beziehungsweiſe durch Erfahrungen gerechtfertigte Einſeitigkeit, die nicht wenig zu den Ueberzeugungen des jungen Goethe ſtimmte (W. Bd. 26 S. 68. 71): ſo wird, wie dieſer, unerbaut von den „Halliſchen," ihn mit Wahrheit ſeinen Grafen nennen konnte, wohlverſtändlich. Noch weiter kann man die Weiſe dieſer Einſtimmung durch Vergleichung von Goethes Brief des Paſtors (1773) mit Schriften Zinzendorfs verfolgen. Vgl. auch W. Bd. 25 S. 247.

alt. Ich habe den Mann gern, wir ſind gute Freunde; er ſchon als Hausvater iſt er zu ſtreng, und Sie können ch denken was herauskommt wenn er die feinern Pflichten der eligion von ſeinen jungen rohen Leuten beobachtet haben will.

Eine andre Bekanntſchaft, grad das Widerſpiel von dieſer, t mir bisher nicht wenig genutzt. Ich ſoll durch alle Klaſſen hn, ſo ſcheints gnädige Fräulein.

Herr *,* ein Ideal für Moosheimen oder Jeruſalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verſtand gegangen ; der bei der Kälte des Bluts womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: Daß wir auf eſe Welt geſetzt ſind beſonders um ihr nützlich zu ſein, daß ir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Re- gion etwas hilft; und daß der brauchbarſte der beſte iſt. nd alles was draus folgt. *

* Der Name, ſtatt deſſen Goethe hier beim eigenhändigen Copiren s Briefs (wie öfter ſtatt andern, auch des eigenen) nur zwei Kreuze gte, war vermuthlich Dr. Salzmann, der Präſident von Goethe's ſchgeſellſchaft in Straßburg, der ſie in Ordnung und Anſehen er- elt (Bd. 25 S. 229), ihr allgemeiner Pädageg, deſſen Verſtand, Rech- chaffenheit und Würde bei allem Scherz, den er erlaubte, ihn allen eb und werth machte. „Unter allen jedoch war ich Derjenige, der ch am meiſten an ihn anſchloß, und er nicht weniger geneigt ſich it mir zu unterhalten, weil er mich manigfaltiger gebildet fand als e übrigen und nicht ſo einſeitig im Urtheil.“ Einer Stelle, die von geringem Einfluß zu ſein ſcheint, ſtand er auf eine Weiſe vor, die ihm ur größten Ehre gereichte. Actuarius beim Pupillen-Collegium, wo r eigentlich das Heft in Händen hatte, verſah er viele Jahre lang as Geſchäft auf das genaueſte, ſo daß es keine Familie von der

Uebermorgen iſt mein Geburtstag: ſchwerlich wird eine neue Croque von ihm angeben: dem ſei, wie ihm wolle, ſo betet mit mir, für mich, daß alles werde, wie's werden ſoll.

Die Jurisprudenz fangt an mir ſehr zu gefallen. So iſt's doch mit allem wie mit dem Merſeburger Biere, das erſtemal ſchauert man, und hat man's eine Woche getrunken, ſo kann man's nicht mehr laſſen. Und die Chymie iſt noch immer meine heimlich Geliebte.

Es iſt doch immer noch der alte Gott! der ...*

erſten bis zu der letzten gab, die ihm nicht Dank ſchuldig geweſen wäre (240 f.). — Als zu jener Tiſchgeſellſchaft Jung Stilling hinzukam, der von Goethe beſſer als von andern verſtanden wurde, betrug auch Salzmann ſich ſchonend gegen ihn: „ſchonend, ſage ich, weil Salzmann ſeinem Charakter, Weſen, Alter und Zuſtänden nach, auf der Seite der vernünftigen, oder vielmehr verſtändigen Chriſten ſtehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtſchaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbſtſtändigkeit beruhte, und die ſich daher nicht gern mit Empfindungen, die ſie leicht in's Trübe, und Schwärmerei, die ſie bald in's Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch dieſe Klaſſe war reſpectabel und zahlreich: alle ehrliche tüchtige Leute verſtanden ſich und waren von gleicher Ueberzeugung ſo wie von gleichem Lebensgang" (248).

* Hier bricht die Verſe ab bei einer Anſpielung auf den öfteren Ausgang des Meinungſtreites mit der Freundin. Sie erklärte alles Unruhige im Treiben des Jünglings daher, daß er keinen verſöhnten Gott habe. Er hatte immer gemeint, mit ſeinem Gott ganz gut zu ſtehen, der vielleicht ſeinem unendlich guten Willen ſogar hätte beſſer zu Hülfe kommen ſollen. „Der unvermeidliche Streit hierüber endigte ſich doch immer auf die freundlichſte Weiſe und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Recter, damit: daß ich ein närriſcher Burſche ſei, dem man manches nachſehen müſſe" (Bd. 25 S. 197).

8. An Herrn Engelb(ach).*

Den 10. September (17)70.

eder hat doch ſeine Reibe in der Welt wie im Schöne-
tenkaſten. Iſt der Kaiſer mit der Armee vorüber gezogen,
ſie, guck ſie, da kommt ſich die Pabſt mit ſeine Klä-
Nun hab ich meine Rolle in der Capitelſtube auch
ſpielt. Hierbei kommen Ihre Manuſcripte, die mir artige
te geleiſtet haben.

Wie Sie leben vermuth ich. Bei mir iſt alles ut supra.
B. Hauſe fährt man fort angenehm zu ſein. Der A.
ch, wir werden uns ehſtens copuliren laſſen. Der ganze
grüßt Sie. Alle Jungen in der Stadt verfertigen Tra-
und ich poſſe par compagnie an meiner Diſputation.
Sie glücklich. Erinnern Sie ſich meiner, erinnern Sie
meine Freunde, daß ich noch bin, und euch alle lieb

*Engelbach gehörte zu den Jugendgenoſſen und Freunden Goethes, welchen er ſich öfters zum Abend auf den Altan des Münſters ed, um mit gefüllten Römern die ſcheidende Sonne zu begrüßen; nn die Betrachtung der Gegend ſich zur Verabredung kleiner n ſteigerte. So bei dem Ausfluge nach Lothringen im folgenden ner war Engelbach mit Weyland Goethes Gefährte. Dicht. u. W. in 12°. Bd. 25 S. 316.

7. An Herrn H. den älteren.

Am 28. September (1770).

Anfangen zu bemerken, und bemerkt zu werden, iſt ein kurioſer Punkt unſres Lebens, geliebter Freund. Der erſte moraliſche Blick in die Welt ſo wenig als der erſte phyſikaliſche bringt unſerm Kopf oder unſerm Herzen eine deutliche Empfindung; man ſieht eh man weiß, daß das geſehen iſt und nur ſehr lange hernach lernt man erkennen was man ſieht. Freuen Sie Sich, Sie haben noch lange zu leben, bis Ihnen der Gedanke kommt, es ſei in der Welt nichts mehr zu ſehen.

Die Zeit wird Ihnen lang, das vermuthe ich. Wenn man nichts anders thut, als ſie ſich vertreiben, ſo muß ſie einem nothwendig oft zur Laſt werden: und Sie ſind ſo ein böſer Mann daß Sie gern eine Mühe ſparen, wenigſtens weiß ich nicht, ob Sie die ſchönen Gaben die Sie in Sich fühlen, bisher nicht haben brauchen wollen, oder ob Sie nicht Gelegenheit genug gefunden haben, wollen zu können.

Die Akademiſchen Jahre die jezt auf Sie warten, ſollten von Rechtswegen Ihren ganzen Geiſt beſchäftigen. Es iſt diejenige Zeit, deren guten oder ſchlimmen Gebrauch man ſein ganzes Leben nachempfindet. Nun, wir ſehn einander wieder, und dann wollen wir vom Vergangnen reden, das jezo noch Zukunft iſt.

Sie werden in vielen Sachen Ihre Geſinnungen ändern, ur bitte ich, behalten Sie Ihre Liebe für mich beſtändig, nd laſſen Sie Entfernung nur Entfernung ſein, einen Nebel er ſich zwiſchen Gegenſtände zieht und ohne ſie zu ändern, hre Geſtalt unkenntlich macht ꝛc.

8. An Mamſell F.*

Am 14. October (1770).

Soll ich Ihnen wieder einmal ſagen daß ich noch lebe, nd wohl lebe, und ſo vergnügt als es ein Mittelzuſtand

* Dies F. über einem Briefe aus dieſer Zeit iſt jeder mit Goethe kannte Leſer geneigt, zu dem Namen Friederike zu ergänzen. Dies- al irrt er. Aber im Briefe kommt die liebliche Freundin aus Seſen- eim vor. Oder wer erriethe ſie nicht aus den „gar angenehmen euten, bei welchen auf dem Lande G. einige Tage zugebracht,“ e „die Geſellſchaft der liebenswürdigen Töchter vom Hauſe e ſchöne Gegend und der freundlichſte Himmel jede ſchlafende Em- indung erweckte, jede Erinnerung an alles, was er liebt; ſo daß ch kaum angelangt bin, als ich ſchon hier ſitze und an ie ſchreibe.“ So haben wir, ſcheint es, Zeilen vor uns, die mittelbar nach der erſten Bekanntſchaft mit jener Jugendgeliebten ſchrieben ſind. Noch mehr beſtätigt dies der unzweifelhaft an ſie lbſt gerichtete Brief, der nur um einen Tag ſpäter iſt, und den ir daher gleich auf dieſen folgen laſſen. Dieſer hier aber iſt in die erne an eine frühere Freundin gerichtet, welche inzwiſchen vernachläßigt haben ſich der Jüngling jetzt zum Vorwurf machte, wo der Keim ner neuen Leidenſchaft ihn ahnen ließ, er werde bald der älteren

Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh', dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht geneſ' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

erlaubt, oder ſoll ich ſchweigen, und lieber gar nicht, als beſchämt an Sie denken? Ich dächte nein. Vergebung erhalten, iſt für mein Herz eben ſo ſüß als Dank verdienen, ja noch ſüßer denn die Empfindung iſt uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergeſſen, das weiß ich: ich habe Sie nicht vergeſſen, das wiſſen Sie, ohngeachtet eines Stillſchweigens, deſſen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals ſo lebhaft erfahren was das ſei, vergnügt ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntſchaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Geſellſchaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an ſeine Freunde. Genug mein jetziges Leben iſt vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klinglend, aber eben ſo wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel iſt.

Sie ſollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo ſo unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu ſchreiben und weil die Urſache ſo gar artig iſt, muß ich's Ihnen ſagen.

Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Geſellſchaft der liebenswürdigen Töchter vom Hauſe, die ſchöne Gegend und der freundlichſte Himmel

noch mehr entfremdet werden. Der Brief aus dem nächſten Sommer (ſ. Nr. 10), der vermuthlich an eben dieſe frühere Geliebte geſchrieben ward, enthält eine Stelle, aus der man ſchließen kann, daß das F. in der Ueberſchrift des Gegenwärtigen Franzioka bedeute.

weckten in meinem Herzen jede ſchlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich ſchon hier ſitze und an Sie ſchreibe.

Und daraus können Sie ſehen, in wiefern man ſeiner Freunde vergeſſen kann wenn's einem wohl geht. Es iſt nur das ſchwärmende, zu bedaurende Glück, das uns unſrer ſelbſt vergeſſen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man ſich ganz fühlt, und ſtill iſt und die reinen Freuden der Liebe und Freundſchaft genießt, dann iſt durch eine beſondere Sympathie jede unterbrochne Freundſchaft, jede halbverſchiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich ſo nennen kann, nehmen Sie dieſen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergeſſen werde. Leben Sie glücklich ꝛc.

---

9. Liebe neue Freundin! *

Str(aßburg), am 15. October (1770).

Ich zweifle nicht Sie ſo zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verſtehe, ſo fand

* An Friederike, nach dem erſten Beſuch in Seſenheim, der durch Wechſelbeleuchtung von Roman und Wirklichkeit, Kleidungsmetamorphoſen, Ueberraſchungen, Mährchen ſo idylliſchreich war. Bd. 25 S. 334. 338—364.

mein Aug, im erſten Blick, die Hoffnung zu dieſer Freundſchaft in Ihrem, und für unſere Herzen wollt ich ſchwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, ſollten Sie mir, da ich Sie ſo lieb habe, nicht wieder ein Bischen günſtig ſein?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu ſagen habe, iſt wohl keine Frage; ob ich aber juſt weiß, warum ich eben jetzo ſchreiben will, und was ich ſchreiben möchte, das iſt ein anderes; ſo viel merk ich an einer gewiſſen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen ſein mögte; und in dem Falle iſt ein Stückchen Papier ſo ein wahrer Troſt, ſo ein geflügeltes Pferd für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur ſein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umſtände unſerer Rückreiſe können Sie ſich ohngefähr vorſtellen, wenn Sie mir beim Abſchiede anſehen konnten, wie leid es mir that; und wenn Sie beobachteten, wie ſehr Weyland nach Hauſe eilte, ſo gern er auch unter andern Umſtänden bei Ihnen geblieben wäre.* Seine Gedanken

* Weyland, der Tiſchgenoſſe Goethes, der ihn wie in andern Ortſchaften des Elſaßes, ſo auch in Seſenheim zuerſt einführte (ſ. T. S. 338), hatte nach Vollendung von Goethe's Märchenerzählung das Zeichen zum Aufbruch gegeben. (Bd. 26 S. 1:) „Die Geſellſchaft trennte ſich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß nach einem ſo lebhaft vollbrachten Tag der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieſer Sorge befreite mich mein Freund, der ſich für uns die Erlaubniß erbat, ſogleich Abſchied nehmen zu dürfen, weil er als ein

gen vorwärts, meine zurück, und so ist natürlich, daß Diskurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.*

Zu Ende der Wanzenau machten wir Spekulation, den g abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den räsien; die Nacht brach herein und es fehlte nichts, als der Regen, der einige Zeit nachher ziemlich freigebig bien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle sache gefunden haben, von der Liebe und Treue unsrer inzessinnen vollkommen überzeugt zu sein.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich, aus Furcht, sie verlieren, beständig in der Hand trug, ein rechter Talis-n, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinweg-berte. Und noch? — O, ich mag nichts sagen, entweder können's raten, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir en, der auch schon auf dem Weg unsre Freude gewesen , endigte sich in ein Projekt, Sie balde wieder zu sehen. Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wie-zu sehen. Und wir andern mit denen verwöhnten zehen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind mit der Arzenei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig,

ger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese t in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg ein wünsche."

* Vgl. das. S. 1: „Unser Nachtquartier erreichten wir beide eigend, ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zog, er, weil er etwas anderes im Sinne hatte" u. s. w.

du wirſt nicht lange von Ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebſt; ſei ruhig liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwiſchen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann iſt es geſchickt und ſtill wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe ſtatt des Apfels gibt, wovon es nicht eſſen ſollte.

Genug, wir ſind nicht hier, und ſehen Sie, daß Sie unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre ſüße Landfreuden mißfallen würde.

Gewiß, Mamſell, Straßburg iſt mir noch nie ſo leer vorgekommen als jetzo.* Zwar hoff ich, es ſoll beſſer werden, wenn die Zeit das Andenken unſrer niedlichen und muthwilligen Luſtbarkeiten ein wenig ausgelöſcht haben wird; wenn ich nicht mehr ſo lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin iſt. Doch ſollte ich das vergeſſen können oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie ſchreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Eltern; Ihrer lieben Schweſter viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe.**

* Vgl. daſ. S. 7: „Als ich in der Stadt wieder an meine Geſchäfte kam, fühlte ich die Beſchwerlichkeit derſelben mehr als ſonſt."

** Von den vielen Briefen, die dieſem folgten, haben wir leider keinen zu bieten; und der hier zunächſtfolgende, der Friedrikens, ohne an ſie gerichtet zu ſein, zum größern Theil angeht, verſetzt uns ſchon in den Sommer des andern Jahrs.

10.

Saarbrück,* am 27. Juni (1771).

Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich diesen schönen Weg hierher

* Dies Concept steht unmittelbar nach dem (acht Monate früher datirten) „an Mamsell F." (Nr. 8) auf einem und demselben Bogen, und war also wohl eben dieser entfernten Freundin geschrieben, an die Goethe dort in der ersten Regung seiner Liebe zu Friederiken sich erinnert hatte. Jetzt, zur Zeit der Sommer-Reise mit Engelbach und Weyland (Bd. 25 S. 316), die den Dichterjüngling nach Saarbrück führte (das. S. 322), stand diese Liebe schon in ihrer Mittagshöhe (das. S. 328 f. 332), ja, das Schreiben aus Saarbrück, das hier vor Augen liegt, verräth bereits, daß den Liebenden sein „leidenschaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing" (Bd. 26 S. 25 f. 80). Von dieser Empfindung, die er der Geliebten nicht gestehen konnte (S. 81), sucht er sich durch Ergüsse an die ferner gerückte ehemalige Herzensfreundin zu erleichtern. Ihr vertraut er, daß Liebe nicht muthig mache, sondern beklemmen, weich, schwach; daß sie traurig werde, weil „man so schenirt ist". Nach solchen Bestänndnissen war es nicht allzu verfänglich, wenn er in den scherzhaften Ton übergehend beifügte: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe Sie viel lieb und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig schenirte" —; womit er sich hier, da es eben erst hieß: „Verliebte können nicht leben, ohne sich zu schenieren", auf die artigste Weise für ungebunden erklärt. Es ist wohl niemand andere als Fränzchen selbst, dem er diesen Auftrag an Fränzchen gibt; wie ja der Brief jenem früheren an Mamsell F. sich anschließt. Auch des Schreibenden guter Freund, den sein Mädchen einst dadurch angenehm schenirte, daß sie ihm auf den Fuß trat, und das Mädchen selbst, waren vermuthlich genau so gut dem Fränzchen, als der Empfängerin

machte, und alle Abwechſelungen eines herrlichen Sommertags in der ſüßeſten Ruhe genoß; Sie würden mancherlei zu leſen

des Auftrags an Kränzchen bekannt. Er aber fand in dieſer Erinnerung an die zärtliche Fußklemme ein ſcherzhaftes Symbol ſeiner jetzigen ernſthaftern Lage; und der ganze Text, der in den Augen der Freundin (wenn ſie ihn wirklich zu leſen bekam) nur die halb ſentimentale, halb neckende Wiederholung früherer Tändeleien ſein konnte, war für ihn ſelbſt Beichte einer wahren gegenwärtigen Leidenſchaft für jene Tritte, die, der Freundin unſichtbar, hier heimlich unter allen Denen hereingeübt war, „die Sie lieben, die mich lieben", vor die als deckende Petit-Maele noch das böſe Mädchen vorgeſchoben wurde. Dies Ineinanderverleiten von Sinn und Text, Bekenntniß und Heimlichkeit, dies Verknüpfen auseinanderliegender Reize, um einen am andern zu mildern und mit der geſchmeidigen Phantaſie der Jugend das ringende Herz in der Schwebe zu halten, iſt nicht leichtſinniger als treu, nicht ſchlauer als unſchuldig. Im argloſen aufgeſchloſſenen Gemüthe ſelbſt ſtieß Wahrheit in Täuſchung und aus der Täuſchung wieder Wahrheit. Wenn am Ende die guten Mädchen zu kurz kamen, war es, weil dieſelbe Gemüthsentfaltung fortging, die ſich an ihnen bewegt hatte; und er hatte ihnen nicht zu viel, ſondern zu wenig geſtanden. Die Zweideutigkeit des Gefühls, die der Jüngling eben ſo ſehr litt, als in ſeinen Aeußerungen ſich zu ſchulden kommen ließ, wenn er eine Wahrheit mit der andern deckte und mit ſeiner Leidenſchaft, anſtatt in ihr unterzugehen, ſich umzuſchwingen lernte, gibt ſich dem unbefangenen Leſer als jener Doppelſinn, jener Austauſch der Dinge zu erkennen, der Poeſie iſt. Sie wirkt um ſo reiner, weil ſie als unwillkührlicher Zuſtand, als Natur gefunden wird; und dieſe kann hier Poeſie ſein, weil dieſe Natur poetiſche Anlage, dieſer Zuſtand ihre Entwicklung iſt. Werthen iſt dies metaphoriſche Spiel, welches das Geheime in's Offene legt, und einen in ſich haltbaren Sinn zum Symbol eines andern macht, immer eigen geblieben, und es war ſo lange Poeſie als das Symbol, wie hier, noch nach jeder Seite Leben und in lebendiger Empfindung zuſammenhängend war.

aben und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute
egnet's, und in meiner Einſamkeit finde ich nichts reizenders
ls an Sie zu denken; an Sie, das heißt zugleich an alle
ie Sie lieben, die mich lieben und auch ſogar an Käthchen,
on der ich doch weiß, daß ſie ſich nicht verläugnen wird,
aß ſie gegen meine Briefe ſein wird, was ſie gegen mich
ar, und daß ſie — Genug, wer ſie auch nur als Silhouette
eſehn hat, der kennt ſie.*

Geſtern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht
am herbei und wir kamen eben auf's Lothring'ſche Gebirg,
n die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt.** Wie
h ſo rechter Hand über die grüne Tiefe hinausſah und der
luß in der Dämmerung ſo graulich und ſtill floß und linker
and die ſchwere Finſterniß des Buchenwaldes vom Berg über
ich herabhing, wie um die dunklen Felſen durch's Gebüſch

* Es muß dahingeſtellt bleiben, ob dies Käthchen — was im-
erhin möglich wäre — daſſelbe geweſen, welches in dem Gedichte
ettung (gedruckt 1775) dem todesluſtigen Jungen mit einem „Stimm-
en zum Entzücken" rief: „Nimm Dich in Acht! der Fluß iſt tief."

Da lief mir 'was durch's ganze Blut,
Ich ſeh, ſo iſt's ein liebes Mädchen,
Ich frage ſie: wie heißt Du? „Käthchen!"
O ſchönes Käthchen! Du biſt gut u. ſ. w.

767 etwa könnte ihre Silhouette noch nicht ſo kenntlich geweſen ſein,
s nachdem Kränzchen ſie abgelöst hatte. Der Goldſchmieds-
eſell hat auch ſein Käthchen, das zum durchgehenden Reim paßt;
datirt aber erſt von 1808. — Vgl. auch oben S. 24, und die Gedichte
eweggrund, Liebe wider Willen, Wechſel (1767—69).

** Vgl. Bd. 25 S. 321.

die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen;* da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtniß aufzusuchen.

Welch Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste was ich gegen die Liebe habe; man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.

Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren, aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer

* Taf. S. 327: — „wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten —".

in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das iſt das wahrſte Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man ſo ſchenirt iſt, und doch können Verliebte nicht leben, ohne ſich zu ſcheniren.

Sagen Sie meinem Gränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe ſie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß ſie mich ſo wenig ſchenirte; man will gebunden ſein, wenn man liebt.

Ich kenne einen guten Freund, deſſen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tiſch des Liebſten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geſchah einen Abend, daß er aufſtehen wollte, eh es ihr gelegen war; ſie drückte ihren Fuß auf den ſeinigen, um ihn durch dieſe Schmeichelei feſtzuhalten; unglücklicher Weiſe kam ſie mit dem Abſatz auf ſeine Zehen, er ſtand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunſtbezeugung zu ſehr, um ſeinen Fuß zurückzuziehen. *

* Für das zärtliche Verhältniß, welches, als dem Aufenthalt in Straßburg vorhergegangen, aus dieſem und dem obigen Brief hervorſchimmert, gibt es noch ein Zeugniß in dem anmuthigen Liedchen Der Abſchied mit dem Schluſſe:

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für Dich.
Frühling iſt es, liebes Gränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Im Inhalt der Quartausgabe iſt dabei bemerkt: gedruckt 1806. Gedichtet muß es, mit dem Datum unſeres Briefes Nr. 8 verglichen, ſpäteſtens im Frühjahr 1769 (als Goethe von Frankfurt nach Straßburg reiste) ſein. Es war wohl verſchwiſtert mit einem oder dem

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
Du bist so elend nicht, als wie du glaubst.
Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach.

Tasso.

Und bin ich denn so elend wie ich scheine?
Bin ich so schwach, wie ich vor dir mich zeige?
Ist alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als schütterte der Boden, das Gebäude
In einen grausen Haufen Schutt verwandelt?
Ist kein Talent mehr übrig, tausendfältig
Mich zu zerstreun, zu unterstützen?
Ist alle Kraft verloschen, die sich sonst
In meinem Busen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es ist alles da, und ich bin nichts;
Ich bin mir selbst entwandt, sie ist es mir!

11. Theuerſte Großmama!

(Straßburg 1771.)*

Der Tod unſers lieben Vaters,** ſehen ſo lange täglich gefürchtet, hat mich doch unbereitet überraſcht. Ich habe dieſen Verluſt mit einem vollen Herzen empfunden; und was iſt die Welt um uns herum, wenn wir verlieren, was wir lieben.

Mich, nicht Sie zu tröſten, ſchreib ich Ihnen, Ihnen die Sie jetzo das Haupt unſerer Familie ſind, bitte Sie um Ihre Liebe, und verſichre Sie meiner zärtlichſten Ergebenheit.

Sie haben länger in der Welt gelebt als ich, und müſſen in Ihrem eignen Herzen mehr Troſt finden, als ich kenne. Sie haben mehr Unglück ausgeſtanden als ich, Sie müſſen weit lebhafter fühlen, als ich's ſagen kann, daß die traurigſte Begebenheit durch die Hand der Vorſicht oft die angenehmſte Wendung zu unſerer Glückſeligkeit nimmt; daß die Reihe von

andern von 1767—1768, 1767—69, zwiſchen welchen es gedruckt ſteht und iſt nach allem auf ein Verhältniß des Leipziger Aufenthalts zu beziehen. Vgl. auch Bd. 25 S. 177: u. An Mlle. Lefer zu Leipzig. Frankf. 6. Nov. 1768. Quartausg. I. S. 182.

* Dies Schreiben muß etwa vier Monate (v. d. folg. Anm.) älter ſein als der vorige Brief, der ihm hier nur wegen Inhaltszuſammenhang mit den vorausgehenden vorangeſetzt.

** So nennt Goethe den Großvater, indem er im Namen der ganzen Familie ſpricht. Dieſer mütterliche Großvater, Johann Wolfgang Textor, Sr. röm. kaiſ. Maj. wirkl. Rath und Reichsgerichtsſchultheiß zu Frankfurt, ſtarb 78 Jahr alt den 6. Februar 1771.

Glück und Unglück im Leben ineinander gekettet ist, wie Schlaf und Wachen, keins ohne das andre und eins um des andern willen, daß alle Freude in der Welt nur geborgt ist. Sie haben Kinder und Enkel vor sich sterben sehn, an dem Morgen ihres Lebens Feyerabend machen, und nun begleiten Ihre Thränen einen Gemahl zu der ewigen Sabbaths-Ruhe, einen Mann, der seinen Wochenlohn redlich verdient hat. Er hat ihn nun. — Und doch hat der liebe Gott, indem er vor ihn sorgte, auch für Sie, für uns gesorgt. Er hat uns nicht den muntern, freundlichen, glücklichen Greis entrissen, der mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings die Geschäfte des Alters verrichtete, seinem Volke vorstund, die Freude seiner Familie war. Er hat uns einen Mann genommen, dessen Leben wir schon einige Jahre an einem seidenen Faden hängen haben. Dessen feuriger Geist die unterdrückende Last eines kranken Körpers mit schwerer Aengstlichkeit fühlen mußte, sich frei wünschen mußte, wie sich ein Gefangener aus dem Kerker hinauswünscht.

Er ist nun frei und unsere Thränen wünschen ihm Glück und unsere Traurigkeit versammelt uns um Sie, liebe Mama, uns mit Ihnen zu trösten, lauter Herzen voll Liebe! Sie haben viel verloren, aber es bleibt Ihnen viel übrig. Sehen Sie uns, lieben Sie uns und sein Sie glücklich. Genießen Sie noch lange auch der zeitlichen Belohnung, die Sie so reichlich an unserem kranken Vater verdient haben, der hingegangen ist, es an dem Ort der Vergeltung zu rühmen, und der uns als Denkmale seiner Liebe zurückgelassen hat, Denk-

male der vergangenen Zeit zur traurigen aber doch angenehmen Erinnerung.

Und so bleibe Ihre Liebe für uns wie sie war, und wo viel Liebe ist, ist viel Glückseligkeit. Ich bin mit recht warmem Herzen Ihr zärtlicher Enkel

J. W. Goe...

Ephemerides.

Was man treibt,
Heut dies und morgen das.

1770.

Dies der Titel eines Heftes in Quart mit 34 beschriebenen Seiten. Es scheint mit dem Jahr, das der Titel nennt, begonnen. Auf der fünften Seite gegen unten steht bei einer besondern Erinnerung: **Febr.**, auf der folgenden unter einer poetischen Stelle aus dem **Mercure de France**: **Merc. de Fr. Janv. 1770**, die also wohl im andern Monat nach ihrem Erscheinen gelesen und abgeschrieben wurde; auf der zwölften Seite am untern Rande: **Martius.** Auch werden wir eine Bemerkung auf der fünfzehnten durch einen Schluß in den **Mai 1770** setzen können. S. 27 f. finden sich Notizen, die man leicht auf die Abhandlung bezieht, die Goethe zum Behuf seiner Promotion verfaßte, welche letztere am 6. August 1771 statt fand (Bd. 26 S. 45). Lange Zeit scheint er auf die Abhandlung nicht verwandt zu haben (das. S. 39 f.), so daß jene Notizen vom Sommer (1771) sein mögen. Ein Par andere auf S. 31 sind aus Riedesels Reise durch Sizilien, die 1771 erschien. So viel von der Zeit.

Den Inhalt machen kurze Anführungen aus allerhand Büchern; Titel verschiedener, etwa künftig zu lesender Schriften; kurze Sentenzen und Urteile, etwas ausführlich nur ein parmal über Gelesenes; Worte und Ausdrüke, aus älterem oder besonderem Sprachgebrauch angemerkt; Anekdoten; einzelne Beobachtungen und Andeutungen (meist sehr kurz und in uneigentlichem Ausdruck) aus dem eigenen Leben;

und hingeworfene Zeilen zu poetiſchem Gebrauch: was alles bunt genug durcheinander läuft.

Ein planmäßiges wiſſenſchaftliches Studium (das vielleicht gleichzeitig in andern Blättern Raum fand) geht durch dieſe Noten nicht hindurch; wohl aber das Bedürfniß einer Dichternatur, ſich mit mannichfaltigen Stoffen des Wiſſens und Vorſtellens in Berührung zu ſetzen. Selbſt bei den theoretiſchen Richtungen, die man darin entdecken kann, bezeichnen die Anmerkungen nicht ein fortſchreitendes Unterſuchen oder Aufbauen, ſondern heben Witziglebendes, Maximenartiges, Bündigabſchließendes heraus, oder halten Gegebenes für meiſt ſtillſchweigende, ſeltener ausgeſprochene, kritiſche Indulzienen feſt. Ein Abdruck dieſer Apherismen von Material oder Gedanken aus claſſiſchen und neueſten Quellen, altfränkiſchen Foliſten und modernen Abhandlungen, in lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen Stellen, mit zwiſchengeſtreuten Büchertiteln, Rezepten, kleinen Geheimniſſen, würde wahrſcheinlich dem Leſer wenig Inhalt und als Gemeinſames faſt nur die Luſt am Seltſamen darzuſtellen ſcheinen. Hier eine Probe von dieſem Allerlei:

(Seite 27:)

Hebammen werden zu den geiſtlichen Perſonen des Orts gerechnet. Leyſer über den Schilter S. 76.

Das Wort Weihe bedeutet heilig. Diterich von Stade Erklärung deutſcher Wörter S. 717.

Diss. de abusu rerum meræ facultatis.

Blakwell über den Homer.

Hurd über Horazens Poetik und Brief an Mezen.

Die Parlamentsſtellen werden verkauft.

Der Haarhandel iſt zu Erfurt ſehr ſtark in der Meſſe.

Hemenagogum. ℞ Arist. rot. ℥ij.
Tart. calyb. ℥j.
Aq. font. ℥ij
fiat infus.

Bücher zur Skaldiſchen Literatur.

(Folgen vier Büchertitel.)

Thom. Bartholin de contemtu mortis apud vet.

Monumens Celtiques p. Mallet.

Hr. Dr. Gottfr. Schütze.

Stenders Lettiſche Grammatik.

Je suis m'ecrivoit ce bon Prince, fort proche des En-
mis et ie n'ai quasi pas un cheval sur le quel je puisse
mbattre, ni un harnois complet que je puisse endosser:
es chemises sont toutes dechirees; mes pourpoints troues
coude: ma marmite est souvent renversee; et depuis
bgebrochen.)

(Seite 28:)

de disciplina arcani in prima eccles: Pfaff de præjud.
heol. §. XIII. p. 149 in Primitiis Tubingensibus.

Im Elſas heißt die Terminei Bann der Feldſchütze
annfert.

Inhalt der Baſeliſchen Reformationsordnung zu Pflanzung
r Erbarkeit und Ausrutung allerley Mißbräuche. 1. Theil.
769.

(Folgen die Capitelüberſchriften dieſes und des zweiten Theils
u. ſ. w.)

So bunt aber das einzelne Blatt ausſieht, ſo läßt ſich doch das
anze nach gewiſſen Richtungen und Intereſſen ordnen, die uns An-
ürfungen an Goethes Erinnerungen aus dieſer Zeit geſtatten.

Sprachliches.

Die Uebung im Franzöſiſchen, einer der Zwecke des Straß-
rger Aufenthalts, worin ſich Goethe (Bd. 26 S. 50 f.) nicht ganz

nach Erwartung gefördert sah, ist in unsern Blättern sichtbar. Zwar von der Verliebe seiner Jünglingsjahre für Montaigne, Amyot, Rabelais, Maret (das. S. 52), verrathen sie Nichts: aber sie enthalten, als Zeugnisse mannichfaltiger französischer Lectüre, aus Sully's Memoiren zwei Stellen (die eben mitgetheilten Prädicaten Heinrich IV. und die Beschreibung vom wunderlichen Anzug Heinrichs III.)*, aus de Thou eine (gleichfalls über Heinrich III.)** und außer Anmerkungen von französischen Schriften, die dem Inhalt mehr als der Form gelten, einzelne Phrasen (S. 11) von Malebranche, (S. 13) von Montesquieu, von Marin, (S. 20) von Tetat: (S. 6) aus dem **Mercure de Fr.** ein Gedicht von 18 Zeilen, (S. 4) elf Alexandriner von Voltaire, und (S. 16) vier gewählte Stellen von Rousseau, die wir noch in anderer Hinsicht anführen werden. Auch sind wohl (S. 5) **L'amour paternelle** (sic) und **Le Voyageur François par Mr. l'Abbé de la Porte** der Sprache wegen angemerkt, wie (S. 11) der einzelne Ausdruck **Des pasticheS**, um ihn sich einzuprägen. Eben auf der zweiten Seite finden sich Bemerkungen in französischer Sprache, die nicht abgeschrieben, sondern von Goethe selbst zu seiner Uebung gemacht scheinen.

Auch die Anmerkung dieser Absicht, sich mit der Bildung des Nachbarvolkes zu befreunden, ist bemerkbar. Ein Maße der Erfahrung in diesem Punkt scheint die Sentenz aus Malebranche (S. 11):

Quand on parle comme les autres et selon les idées vulgaires, on ne dit pas toujours ce que l'on pense.

* Je me souviendrai toujours de l'attitude et de l'habit bizarre où je trouvai ce Prince (Henri III de France) dans son cabinet. Il avoit l'epée au coté, une cape sur les epaules, une petite toque sur la tête, un panier plein de petits chiens pendu à son cou par un large ruban; et il se tenoit si immobile qu'en nous parlant il ne remua ni tête ni pieds ni mains. Sully Livr. II.

** Le chancelier me predit donc dans la conversation, peu de jours avant que Messieurs de Guise fussent tues, que si le Duc de Guise continuoit à faire de la peine au Roi durant le tems qu'il faisoit, ce Prince le feroit expedier entre quatre murailles sans forme de procès. L'esprit du Roi, ajouta t'il, s'irrite facilement durant une gelée telle que celle que nous essuyons. Ce tems le rend presque furieux. Thouan.

Und noch beſtimmter wird man an das kleine franzöſiſche Gedicht, Goethe verfaßte, und die unbarmherzige, doch nicht ungründliche itik eines Franzoſen, die es erfuhr (Bd. 25 S. 237), durch die ene Bemerkung (S. 15) erinnert:

Wer in einer fremden Sprache ſchreibt oder dichtet, iſt e einer, der in einem fremden Hauſe wohnt.

Da dies Gedichtchen * veranlaßt war durch die Empfangsmaßregeln Straßburger bei der Ankunft der Königin Marie Antoinette im fang des Mai 1770, ſcheint auch unſere Bemerkung in dieſem nat oder wenig ſpäter niedergeſchrieben. — „Ich erinnere mich t, ſagt Goethe, nachher je wieder ein franzöſiſches Gedicht gemacht haben"; und in weiterem Sinne erörtert er (Bd. 26 S. 54), rum er und ſeine Freunde es aufgeben mußten, den Franzoſen in er Gebundenheit an allgemein gefeierte äußere Form je zu genü-. „Wir faßten daher den umgekehrten Entſchluß, die franzöſiſche rache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt Gruft der Mutterſprache zu widmen."

Die letzten vier Blätter der Sybemerides zeigen dieſe auf das utſche gewendete Aufmerkſamkeit bis in's einzelne Lexikaliſche. In ebengegebenen Probe iſt ſchon die Stelle abgedruckt, wornach ethe damals des Dietrich von Stade Erklärung deutſcher Wörter . Auch die Aufzeichnung eines eigenen Ausdrucks der Elſaſſer

* Es iſt mitgetheilt in Fr. Pfeiffer „Goethes Briefe", Leipzig , S. 13, nur lautet:

Lorsque le fils de Dieu descendit sur la terre
Pour bénir les mortels comblés de misère,
On vit de tous côtés se presser sur ses pas
Des boiteux, des perclus gisant sur leur grabats.
Mais lorsque des Français l'auguste reine avance,
Qu'elle pose le pied sur la terre de France,
La police attentive a soin de décreter
Qu'à son royal regard ne doit se présenter
Ni bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
Ni perclus, ni bancal, ni même rachitique.
Comme ça de chez soi Strasbourg fait les honneurs!
O siècle! O temps! O moeurs!

Mundart iſt dort miteinbegriffen. Solche Gloſſen kommen noch weiter vor S. 32—34:

Spännungen Irrungen.

Am Staden noch in Straßburg gebräuchlich. Gay (sic). gemauerter Platz vom Waſſer an die Häuſer, wahrſcheinlich von Geſtade.

Stumrfreden Schimrfieden.

Das Gerait alles Eingeweide der abgeſchlachten Thiere oder vielmehr alles was nicht als Fleiſchſtück verkauft wird, z. B. Kerſ, Junge.

Ringerung.

Gaffeln Zünfte.

Panzerfegen zwingen und dringen.

Noch mehr Proben hat unſer Heft von Bekanntſchaft mit Latein. Außer kleinen Citaten aus Ovid, Horaz, Juvenal (S. 11. 14), zweien aus Seneca (S. 13. 14), vier aus Cicero (S. 15. 17), kommen eine Verweiſung auf Plinius' Briefe (S. 1) und ſechs Stellen daraus (S. 13 f.) und aus Quintilians Rhetorik neunzehn vor (S. 11 bis 13). Auch in Manilius' Aſtronomica las Goethe zu dieſer Zeit (S. 3. 14. 18). S. 20 iſt Livius citirt: S. 14 die Phraſe Graciles vindemiae feſtgehalten, wie dort des pastiches. Eine philoſophirende Stelle S. 10, lateiniſch geſchrieben, ſcheint, wie dort die franzöſiſche, zur Uebung von ihm ſelbſt verfaßt.

Vom Studium des Griechiſchen hingegen iſt nichts zu gewahren als einzelne griech. Ausdrücke in ausgehobenen Stellen latein. Autoren und S. 17 die Bemerkung über Alberti's Ausgabe des Heſychius: Hesychii Lexicon, curu Alberti Th. D. L. Bat. Tom. Sec. prodiit 1766 fol. maj.

Individuelles.

Die Inhaltsbezüge dieſer Notizen in den drei Sprachen ſind zum Theil ganz individuelle. So iſt S. 3 bemerkt:

Manilius in Lib. Astronom. de eo, qui sub signo ♀ tus sit: Hic et scriptor erit velox. *

Hierbei dürfen wir uns gewiß erinnern, daß Goethe gleich im Ein- ge von Dichtung und Wahrheit erzählt, Venus habe seine Geburt- de freundlich angeblickt. Auch, was auf der zweiten Seite steht:

Longus homo raro sapiens. Baldus **

eb der schlanke Jüngling wohl mit ironischem Lächeln nieder.

Wie hier die Erinnerung an sich selbst stillschweigend sich an latei- e Sprüchlein knüpft, so scheint ein eigenes Erlebniß maskirt in Zeilen (S. 5), welchen das Datum Febr. beigesetzt ist:

Wie falsch Gleauth die Verdrüßlichkeit seiner Geliebten egte, und wie Astolf ein langversagtes Geständniß ver- eckte.

Wer mag sagen, ob nicht vielleicht in ähnlicher Symbolik das nken an ein freundliches Pfand versteckt sei in der unmittelbar den Aufzeichnung:

Unter den Certifikaten, die man denen Reliquien beilegt, en Besitzer seines Schatzes wegen sicher zu stellen, und läubigen durch keinen Zweifel verwirren zu lassen, stehet unter der Signatur Gratis ubique.

ie französischen Verse auf der folgenden Seite aus dem **Mercure ance, Janv. 1770**, machen sich über St. Aulaire und Chaulieu indem sie ihr in Gesellschaften heiteres und galantes Alter mit ämlichen und verdrießlichen Zustand ihrer häuslichen Einsamkeit traft setzen. Indessen da Goethe in der ersten Zeit zu Straß- ch mehr unterhalten und zerstreut als innerlich ausgefüllt fühlte, ihn vielleicht vornehmlich die Schlußworte berührt:

*Manilius in seinem Astronomischen Gedicht sagt von dem, der unter ben der Venus geboren: Auch Schriftstellern wird er be-

Lange Personen sind selten gescheidt. Baldo.

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!

Taſſo.

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beyſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, Alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrey des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:

Le plaisir trompe la douleur,
Mais le sentiment y ramène.

Auf der nächſten Seite unten ſteht:

Wie die Zeit die Betrübniß mildert, ſo mildert ſie auch die Reue.

Andeutender Art ſind wohl auch die Verſchen aus Ovid und Juvenal S. 11:

Si qua latent, meliora putat. Ov. Met. I, 502.

Quid profuit olim, Hippolyto grave propositum, quid Bellerophonti. Juv. X, 325. *

S. 17: Jerem. 46 in fine (Darum fürchte dich nicht, du Jakob, mein Knecht, ſpricht der Herr; denn ich bin bei dir. Mit allen Heiden, dahin ich dich verſtoßen habe, will ich es ein Ende machen: aber mit dir will ich es nicht ein Ende machen; ſondern ich will dich züchtigen mit Maaße, auf daß ich dich nicht ungeſtraft laſſe).

Die Vorausſetzung liegt nahe, daß Goethe bei den Anfechtungen des Körpers und Gemüthes, von welchen er ſich in Straßburg erſt allmählig erholte, ſich dieſen Troſtſpruch nach dem Beiſpiel ſeiner Mutter in der Bibel aufſchlug.

Sehr übereinſtimmend ferner mit ſeiner eigenen Empfindung, wie ſie der erſte unſerer Briefe an Mlle. F. ausſpricht, iſt die Phraſe von Derat, die ſich S. 26 abgeſchrieben findet:

Presque toutes les autres passions répandent l'homme hors de lui; l'amour le ramène au-dedans et simplifie son bonheur. Discours Préliminaire des „Baisers."

Und da ſchon auf der nächſten Seite jene Notizen ſtehen, die (noch wahrſcheinlicher als frühere) auf die Prometheus-Abhandlung deuten,

* „Iſt was verhüllt, das glaubt er noch ſchöner," aus Ovids Metamorphoſen I, 502.
— „Was nützte ſein ſtrenger Vorſatz einſt Hippolyten und was dem Bellerophontes;" aus Juvenals Satyren X, 325.

ſen wir das Aufzeichnen dieſes Spruchs über die Liebe ſchon mit Leidenſchaft für Friedriken in Verbindung denken.

S. 31 lieſet man ſehr flüchtig hingeworfen:

Wie der Ritter ſich anzieht ſchnell um zur Dame zu n, und ihm die Luſt drüber vergeht, er aber doch im hwung iſt und eine edle Tath vollendet —

S. 32: Traumgeſpräch mit einem Juden über die Auter- aft.

S. 33: Als das Wachslicht weggenommen und die Ver- ten dunkel gelaſſen wurden.

Das groſe Unheil das der Teufel in der Liebes-Avantüre urſachte.

Nachdem wir dies dem neugierigen und ſcharfſinnigen Leſer nicht enthalten wollen, mögen von allgemeineren Inhaltsbezügen zu- ſt die auf Fachſtudien folgen.

Das Juriſtiſche

e Goethe in Straßburg vornehmlich beſchäftigen. In Leipzig hatte davon mehr einen allgemeinen encyklopädiſchen Ueberblick als eigent- e beſtimmte Kenntniß gewonnen (Bd. 25 S. 230). Jetzt bereitete ich zur Promotion, mit Hilfe der Hefte eines Repetenten, aus deren gen und Antworten er ſich ſogleich ziemlich konnte examiniren laſſen, il Heyps kleiner juriſtiſcher Katechismus mir noch vollkommen im ächtniß ſtand: das Uebrige ſupplirte ich mit einigem Fleiße und liſirte mich, wider meinen Willen, auf die leichteſte Art zum ndidaten" (S. 232).

Die Spuren davon fehlen nicht in unſerem Hefte. Die erſten, die gnen, ſind die Titel zweier Bücher, welche als freiſpielende, ja nige Anwendungen der poſitiven Rechtsformen gleichſehr den Dichter den Rechtscandidaten anziehen mochten.

S. 3. Jacobi Ayreri hiſtoriſcher Proceſſus naiv, in wel-

chem ſich Lucifer über Chriſtum, darum, daß dieſer ihm die Hölle zerſtöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöſet, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beſchweeret. Darinn ein ganzer ordentlicher Proceſſus von Anfang der Citation biß auf das Endurtheil, in erſter und anderer Inſtanz, dazu die Form wie in Compromiſſen gehandelt wird, einverleibet. Fr. 1597. recus. in Process. Juris Joco-serio, Hanoviæ 1611.

S. 4: Ant. Cornelii Querela infantium in limbo clausorum adversus divinum iudicium, apud aequum iudicem proposita. Paris. 1531. 4°. *

Dann finden ſich S. 15 Verweiſungen auf Thomasii cautelæ circa præcognita iurisprudentiæ Lib. I. Cap. V. §. 62 seq. und auf Schultinge Verjuſtinianiſche Jurisprudenz:

Suffragium Leg. 4 (de Malef. et Mathem. pro innocua incantatione ponitur. — Mosaic. et roman. leg. Collatio Tit. XV de Man(ichæis) et Math(ematicis) Vid. Jurispr. Antijust (sic) Schultingii.

S. 20 ſtehen folgende zwei ſchöne Anmerkungen über Freiheit und Geſetz:

Communio bonorum, et libertas, non sunt tam ius, quam bona quædam integræ et incorruptæ naturæ convenientia, quæ depravata natura humana, non poterant amplius retineri.

Eberh. Bronchorst' *Εναντιοφανειαι* Assertione III. **

* „Ant. Cornelii Klage der Unmündigen in der Vorhölle gegen das geistliche Gericht vor billigem Richter."

** „Gemeinſchaft der Güter, und Freiheit, nur nicht ſowohl ein Recht, als Güter, die der reinen und unverderbenen Natur zukommen mögen, bei der Verſchlechterung der menſchlichen Natur nicht mehr behauptet werden können." Aus Bronchorſt Gaantieryana.

Digna vox est majestate regnantis, legibus alligatum se
ncipem profiteri: Adeo de auctoritate juris, nostra pen-
auctoritas. Et revera majus imperio est, submittere
ibus Principatum. Et oraculo præsentis edicti, quod nobis
re non patimur, (aliis) indicamus. l. 4. Cod. de Leg.
p. Theod. et Valent.*

Allerlei Juriſtiſches kommt gleich nach der Phraſe von Derat über
Liebe S. 26:

Die Erbfolge eine Hauptурſache der Ungleichheit.

Stryx de actionibus forensibus investigandis et caute
endis.

Poena Rotæ in diffamatores statuta. Jus prov. Svev.
. XIV.

Volentes enim inhonesta hæc et servilia furta perimere
nostros subjectos in quiete a provincialibus judicibus con-
sare: propterea festinavimus gratis administrationes eis
r, ut nec ipsis liceat delinquere — Justinian. Nov. 8 c. 11.

Auf der oben eben gegebenen 27. Seite (wo ſich u. A. auch
. de abusu rerum meræ facultatis angemerkt findet) läßt ſich
der Anführung aus Leyſer über den Schilter abnehmen, daß da-
s Werke bereits mit ſeiner Diſſertation beſchäftigt war. Zum
wurf derſelben hatte er, nach manchem andern unausgeführten
anken, die Behauptung genommen, „daß der Geſetzgeber nicht
n berechtigt, ſondern verpflichtet ſei, einen gewiſſen Cultus feſt-

* „Wahrhaft königlich iſt das Wort, daß der Fürſt ſich an die Geſetze
nden bekenne: Ja, von der Macht des Rechtes hängt unſere Macht ab,
in der That größer als Herrſchaft iſt die Unterordnung des Fürſtenthums
r Geſetze. Kraft gegenwärtigen Gebotes zeigen wir allen (andern) an, was
uns ſelber nicht geſtattet wiſſen wollen." Aus den Geſetzen der Kaiſer
ent. u. Val.

zuziehen, von welchem weder die Geiſtlichkeit, noch die Laien ſich losſagen dürften" (Bd. 26 S. 42). Zu dieſem Behuf war es wohl, daß er A. Leyſer Praelectiones in Schilteri jus canonicum las,* wie auch wohl Schultings oben angezogene Vergleichung Moſaiſcher und Römiſcher Geſetze, Pfaff de præjud. Theol. (citirt S. 28), und die Baſeler Reformationsordnung (ebendaſ.), in welcher die Capitel von Heiligung des Sonntags, Aufführung während der Predigt, Kirchenleitung u. A. ſein Thema nahe berührten. Ferner mochte ihm dieſe Arbeit, da er ſie zum Theil hiſtoriſch ausführte, ein beſonderer Anlaß ſein, Mosheims Kirchengeſchichte (citirt S. 29) vorzunehmen und etwa die — nicht näher bezeichnete — Schrift von Lauterbach, aus der er ſich S. 33 um die lemiſche Aeußerung aufgeſchrieben hat:

Quia in terris Saxoniæ maturius aliquando (sic?) sapiunt homines. Carpzov. Vid. Lauterbach. 4. **

Endlich war es vielleicht auf demſelben Wege, daß er das (uns undeutliche) Citat fand:

S. 34: **De extrinseco intellectu prohibito Statut. Genuens. d. a. 1597 lib. I, cap. 16 pag. 23.**

mit welchem dies Tagebuch endet.

Dies wäre das Juriſtiſche. Als heitere Blicke auf ſeine praktiſche Seite können hinzugefügt werden:

Ein Advokatenwitz S. 33:

Die Maler gegen die Weisbinder in einem Prozeß führten an, letztere dürfen nicht mit Oelfarben malen, unter anderm auch darum, weil ein Maler dieſe Farben erfunden habe. Der Weisbinder-Advokat verſetzte, das ſei eben als

* Vgl. auch Bd. 26 S. 39: „Einzelne rechtliche Gegenſtände intereſſirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Leyſer zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menſchenverſtand ziemlich durchzukommen" u. ſ. w.

** „Weil in den ſächſiſchen Landen die Menſchen zeitiger zu Verſtand kommen." Carpzow bei Lauterbach.

nn ein hochwürdig Miniſterium [Geiſtlichkeit] ſich des Ar-
lerieweſens anmaßen wollte, weil der Erfinder des Pulvers
Mönch war.

Ein Bauerngutachten S. 32:

Einem Bauer, deſſen neuer Pfarr Schnecken aß, begegnet
Amtmann, und fragte, wie ſteht's. Der Bauer ſprach:
gut, unſer Pfarrer frißt das Ungeziefer; wenn noch der
ufel die Amtleut und Advokaten holt, ſo ſind wir geborgen.

Ein finanzwiſſenſchaftliches Problem S. 4:

Kaiſer Franz machte einſt die Speculation und zeichnete
e anſehnliche Summe Dukaten eh er ſie ausgab, um zu
en, ob der Umlauf des Gelds ſie wieder zu ihm bringen
rde. Ich überlaſſe denen Finanzverſtändigen zu urtheilen,
es Gedanke oder Grille war.

Das Mediziniſche

Goethen bereits in Leipzig an, wo er ſich aus den Geſprächen
ner Tiſchgenoſſen Manches davon merkte (Bd. 25 S. 66). Dann
brend des kränkelnden Zuſtandes in Frankfurt ließ er ſich mit myſti-
er Heilkunde ein, experirte ſelbſt auf die Bereitung von Mittelſalzen
d Gewinnung jungfräulicher Erde, und lernte gleichzeitig, nebſt
erbaares chemiſchem Compendium, deſſen Apparatum kennen (S.
2 f.). Nun in Straßburg wieder in täglichem Umgang mit Medi-
ern, an einer Akademie, wo gerade dieſe Fakultät glänzte, folgte
, wenig angeſtrengt vom juridiſchen Examensbedarf, dem Zuge und
ſuchte im zweiten Semeſter Chemie und Anatomie, das Klinikum
d die Entbindungsanſtalt (S. 232 f. 252).

Von den zwei verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Phaſen, wie die
ſedizin ihn reizte, hier in ihrer Verquickung mit Kabaliſtik (S. 314),
at in der Klarheit Hippokratiſcher Methode (Bd. 26 S. 9), enthal-
n die Sybemeriden ebenfalls Andeutungen.

Gleich auf der ersten Seite lesen wir vier Anmerkungen von des Paracelsus Lehren, wiewohl nicht im engern Sinn medizinische. Auf derselben finden sich aber auch über jene andere Schule die Notizen:

Themison, Thessalus Trallianus die Stifter der Methodischen Sekte. Prosper Alpinus schrieb diese Lehre in dem Buch de Medicina Methodica.

Dieckes von Caryst. ein Med(iziner) sehr in die 7zahl verliebt.

Auch Hippokrates war schon für diese Zahl.

Schulzii Theses ad Mat(erium) Med(icum). Halæ 46.

Geoffroy de Mat. Med.

Wieder von der chemisch-magischen Seite kommen S. 6 zwei Stellen aus dem Tractatus de Pestilentia (wir geben sie später) unmittelbar vor den Versen aus dem Mercure de Fr. Und gleich nach diesen, S. 7:

Nun wisset auch das, daß also luxum corpus nichts anders ist, als allein ein cytele Sperma, die nicht fixiret, und recht in seiner Proportion stehet, sondern unvollkommen ist, und ist doch der Corpus, aber luxum, wie ihr in Lepra verstehen möget. De Podagr. lib. II, c. Geomantia.

Darum ich wohl mag reden, daß die Arzt, so die Cadaverum Anatomiam für sich nehmen, nichts als unverständig Leut sind, dann nicht der Cadaver zeigt die Anatomey, dann sie giebt allein die Bein, und des Beins Nachbaaren, noch ist aber die Krankheit nicht da.

Die Kunst ist nichts anders als das Licht der Natur. Ib.

Conj. 4. Olei sellis terræ alchalizati correcti ℥ij.

Liquoris Lyncis, Spongiæ, Iudaici, Cancror. a. ℥iii.

Vermisch das mit einander, cirkulirs auf einen Monat, arnach so gieb davon zu trinken, je mehr je besser, und ehalt den Harn beysammen, compelier, und coagulir das edimen zusammen in ein Massam, so findest du den Stein nd seine größe alle. D. V. von den Tart. Krankh. 20 Cap.

Auch hier aber folgen sofort auf diese barocken Stellen aus Paracelsus andere aus einem Hippokratiker. Und wenn schon oben die Anmerkung von der Vorliebe mehrerer Methodiker für die Siebenzahl vielleicht mit der Rücksicht gemacht war, daß in solchen Zügen gleichwohl diese verständigen Naturforscher mit jenen abstrusen Theosophen zusammenstimmen: so scheinen auch hier nicht zufällig aus den Aphorismen des Beobachters gerade solche ausgezogen, von welchen die erstere eine Verkettung des Physischen und Geistigen, die andere einen Zusammenhang des Krankheitlebens mit dem Leben des Planeten anerkennt. Verkettung des Geistigen mit dem Elementaren, Zusammenhang des Makrokosmus mit dem Mikrokosmus ist ja gleichfalls die Voraussetzung der Kabalisten, wie sehr auch das „Licht der Natur" in der Kunst sich trübt und verliert. Der Hippokratiker, der auf der Seite unsers Heftes den Paracelsus ablöst, ist Boerhaave: seine Bemerkungen betreffen frühe Geistesreife als ein Vorzeichen der Rachitis, und das Verhältniß der Blattern-Epidemie zum Jahreslaufverlauf:

Inter alia signa Rachitidis morbi advenientis recenset Boerhaave in Aph. 1486 ingenii præmaturum acumen.

De Variol. 1380. Est ut plurimum epidemicus, verno tempore incipiens, aestate crescens, languens autumno, hyeme plurimi fere cedens, vere iterum eodem ordine rediturus. Quo citius in hyeme incipit, eo violentior, quo serius, eo mitior erit mali natura.

Ob ein Rezept, wie die vorige Stelle eins enthält, auch auf S. 3 der räthselhaften Zeile:

5 — 10 gr. ☉ c. min. Foem. del.

enthalten ſei, ob ſie „fünf bis zehn Gran Kochſalz, Frauen Arzenei", oder was ſonſt, bedeute, mögen Gelehrte entſcheiden. Sonſt findet ſich von der achten Seite an — das Emmenagogum auf S. 27, das in der obigen Probe ſchon gegeben iſt, ausgenommen — nichts Mediziniſches mehr in unſerem Heft; fortfahrend aber zeigt ſich Aufmerkſamkeit auf

Naturlehre.

Bücher für das Studium der Phyſik ſind wohl mehr notirt, als ſofort geleſen wurden.

S. 5: **L'Art des Expériences par Mr. l'Abbé Nollet, 3 V. 12. pour servir de Suppl. aux leçons de physique.**

S. 29: Gwerhardt, Naturlehre (wohl: J. P. Eberhard, Sammlung der ausgemachten Wahrheiten in der Naturlehre, 1753, oder: Vermiſchte Abhdl. aus d. Naturl. 1766 ff.).

S. 30 folgende 9 Schriften über Elektrizität:

Winckler, Eigenſchaften, Wirkungen, Urſachen der Elektrizität. Leipzig 1744.

— Eigenſchaften der El. Mat. aus verſch. neuen Verſuchen erkl. Leipzig 1745.

Verſuch einer Erkl. der Urſachen der Elektrizität, von A. G. R. P. M. Breslau 1745.

Gordon, Verſuch einer Erklärung der Elektrizität. Erfurt 1745.

Caroli de Cisternai du Fay, Verſuche und Abh. von der Elektr. der Körper. Erfurt 1745.

Kratzenſtein, vom Nutzen der Elektr. Halle 1745.

Jallabert, Exper. Electr. usibus medicis applicata. Basel 1750.

Waitz, Abh. von der Elektr. und deren Urſachen. Preisſchrift nebſt zwei andern. Berlin 1745.

Hartmann, Verwandtſchaft der Elektr. Materie mit den ſchröcklichen Lufterſcheinungen. Hanov. 1759.

Wir ſehen hieraus wenigſtens den lebhaften Verſatz des Jünglings, näher mit dieſem geheimnißvollſten Capitel der Phyſik bekannt zu werden, auf das ihn ſchon in frühen Knabenjahren ein Hausfreund ſo neugierig gemacht, daß er ſich mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläſern, als einer improviſirten Elektriſirmaſchine, lange Zeit herumquälte (Bd. 24 S. 188).

Etwas beſtimmter aber ſpricht ſich an einigen wenigen Spuren unſeres Heftes aus, daß jenes Intereſſe für Farben-Erſcheinung, welches in ſpäteren Jahren den Dichter und Betrachter ſo ernſtlich beſchäftigen ſollte, bereits damals rege war.

Wir können als ein Vorzeichen ſeiner nachmaligen Ueberſetzung des Theophraſt über die Farben, ſammt den von Wolf gebilligten Emendationen, als ein Beiſpiel insbeſondere ſeiner „Farbenbenennungen der Griechen und Römer" (Bd. 53) mit Vergnügen die unbedeutende Notiz S. 13 leſen:

Acutum in coloribus dicitur τὸ λαμπρὸν, pressum τὸ σκοτεινὸν Vid. Buchner ad Plin. Epist. Lib. VIII. Ep. XX.

Auch finden wir ſchon auf der erſten Seite angemerkt:

Mémoire sur les ombres coloriés p. Mr. Beguelin. Hist. de l'Acad. Roy. d. Sc. et bell. lett. Année 1767. Berlin.

Und was er von ſeinen chromatiſchen Arbeiten 1792 ſagt, daß ihn dazu „die ſchönſten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie ſie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann" (Bd. 31 S. 21), das wird belegt — wie ſchon durch ſeine Erinnerung (Bd. 25 S. 44) an das ſeltſame Lichtamphitheater bei Hanau auf dem Wege

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen wie ich leide.

Antonio

tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand.

Taſſo.

O edler Mann! Du ſtehſt feſt und ſtill,
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe.

nach Leipzig 1764 — nun auch durch eine Aufzeichnung in unserem Tagebuch, niedergeschrieben im Februar 1770:

S. 8: In der Hälfte des Januars erschien folgendes Phänomen. An der Gegend des Horizonts, wo im Sommer die Sonne unterzugehen pflegt, war es ungewöhnlich helle und zwar ein blaulich gelber Schein, wie in der reinsten Sommernacht von dem Ort, wo die Sonne untergegangen ist, heraufscheint. Dieses Licht nahm den vierten Theil des sichtbaren Himmels hinaufzu ein; darüber erschienen rubinrothe Streifen, die sich (zwar etwas ungleich) nach dem lichten Gelb zuzogen. Diese Streifen waren sehr abwechselnd und kamen bis in den Zenith. Man sah die Sterne durchfunkeln. Auf beiden Seiten von Abend und Norden war es von dunkeln Wolken eingefaßt, davon auch einige in dem gelben Scheine schwebten. Ueberhaupt war der Himmel rings umzogen. Die Röthe war so stark, daß sie die Häuser und den Schnee färbte und dauerte ohngefähr eine Stunde von sechs bis 7 Abends. Bald umzog sich der Himmel, und es fiel ein starker Schnee.

Diese angelegentliche Auffassung eines Nordlichts gehört in eine Reihe mit dem innigen Antheil an den Schauspielen von Tage- und Jahreszeit, von deren Genüssen im Sommer des folgenden Jahres (1771) Goethe ein so helles Gedächtniß bewahrte. Bd. 26 S. 31: „Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehen-

witter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das
ieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte.
eyrelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen,
schwarzen himmlischen Wandstreifens waren herrlicher, farbiger,
dener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet."

ser Erinnerung an die persönliche Grundlage von Goethes
lehre und von seiner Liebe zur Meteorologie mögen in Ab-
Sinn, als leichte Hindeutungen auf die künftige Beschäftigung
flanzen- und Thier-Gebilden, hier noch drei Anmerkungen aus
Blättern folgen: S. 31 aus Riedesel Reise (durch Zizi-
771):

kanna ist der Saft von einer Art weißen Birken, im
August, September ausgezogen. Baumwolle, gesäet.
ge von 5 palmi; Frucht eröffnete Haselnuß; die früher
te Notiz S. 7: Lemerge Vegetatio oder Arborilicatio
. V. Hist. de l'Acad. des Sciences Année 1707, die in der
des Merzmonats (1770) und im Vorgefühl des Naturerwachens
ben scheint: dann (nur durch die Zeile: Wie die Zeit die
übniß mildert, so mildert sie auch die Reue von ihr
nt) folgendes zoologische Fragment S. 8, welches der Beschrei-
des Nordlichts unmittelbar vorhergeht:

ie großen, wohlgemäßeten Spinnen, die wir im Som-
n denen Geweben sehen, sind, wie man mir versichert
die Weibgen dieser Nation, da hingegen das männliche
echt hager und unansehnlich in denen Ritzen des Ge-
s und den Fugen der Balken sich aufhält. Gegen Ende
Sommers ist ihre Paarung, früher oder später, je nach-
das Wetter warm oder kalt war, und es soll ein komi-
Spektakel sein, diese abenteuerlich und feindselig aus-
e Creaturen Liebe machen zu sehen.

Philoſophie und Theologie.

In dem Antheile des jungen Goethe an dieſen Wiſſenſchaften iſt eine ähnliche Spaltung wie in jenem an Medizin und Naturwiſſenſchaft bemerklich. Auf der einen Seite Streben nach klarer Verſtändigung durch einen Austauſch von Selbſterforſchung und Betrachtung gegebener Charaktere, auf der andern im Gefühl des unerſchöpften Innern eine Hinneigung zum chriſtlich Myſtiſchen, zum philoſophiſch Pantheiſtiſchen, zum Theurgiſchen.

Zwar ſagt Goethe (Bd. 26 S. 68) von ſich und ſeinen Geſellen dieſer Zeit: „Auf philoſophiſche Weiſe erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang", und indem er den klaſſen, ungefährlichen Eindruck, den das zum Keuer verdammte Système de la nature auf ſie gemacht, ſehr bezeichnend ſchildert, nennt er (S. 71) den Schaden, den ſie etwa doch von dieſem Buche gehabt, „daß wir aller Philoſophie, beſonders aber der Metaphyſik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wiſſen, Gefahren-Thun und Dichten uns nur deſto lebhafter und leidenſchaftlicher hinwarfen." Da jedoch hiermit (S. 69) „die Hemmung" verbunden war, „immer vernünftiger zu werden, uns von den äußern Dingen, ja von uns ſelbſt immer unabhängiger zu machen", ſo war eben durch die Art dieſer Ausſchließung ſelbſt zunächſt ein gewiſſes Philoſophiren in ethiſcher und pſychologiſcher Abſicht hinwieder eingeſchloſſen. Und ſo zeugt auch unſer Tagebuch für ein Aufmerken Goethes auf die natürlichen und geſelligen Bedingungen menſchlicher Entwicklung und Charakterbildung, Fähigkeit und Sittlichkeit, deren Verwandtniſſe er in Sprüchen Einſichtiger, in Beiſpielen und Betrachtungen zu ergreifen ſucht; eine Richtung, die ohnehin im Keime eines geborenen Dichters nicht fehlen konnte.

Mit Uebergehung mancher dieſem Sinn gemäßer Zeile, die aber ſpäter noch in anderer Beziehung anzuführen ſein wird, erwähnen wir zuerſt der Bücher, die zu ſolchem Zweck angemerkt wurden.

S. 11: Examen des esprits par Huarte.

Le portrait du caractère des hommes et des siècles Barclai (vgl. unten).

Spezieller S. 5: Les grands hommes vengés par Mr. de blons II Tom.

Einzelne Ausdrücke von physiologischem oder ethischem Bezug:

S. 11: Hebetes vero et indociles, non magis secundum turam hominum eduntur, quam prodigiosa corpora et ustra insignia. Quint. I, 2.

In quibusdam virtutes non habent gratiam, in quibusm vitia ipsa delectant. Id. l. II, c. 3.*

S. 13: Mandemus memoriae, quod vir mitissimus, et ob e quoque maximus, Thrasea crebro dicere solebat, qui lia odit, homines odit. Plin: L. VIII. Ep. XXII.**

S. 14: Est dolendi modus, non timendi. VIII. 14.

S. 12: Adeo facilius est multa facere, quam diu. Quint. 12.

Minus afficit sensus fatigatio quam cogitatio. Id. ibid.***

S. 16: Occasiones hominem fragilem non faciunt, sed alis sit ostendunt. Kempis I, 16.†

* „Es liegt eben so in der menschlichen Natur, daß Schwache und Ungeheuerliche, als daß ungeheuerliche Körper und merkwürdige Unformen vorkommen." Quintilian I, 2.

„An Manchen sind die Tugenden ohne Anmuth, an Manchen die Fehler oft gefällig." Derselbe II, 3.

** „Merken wir, was der milde und auch darum so große Thrasea oft zu sagen pflegte: Wer die Fehler haßet, haßt die Menschen." Plinius Briefe 8 Br. 22.

*** „Schmerz hat ein Maß, Furcht keines." Plin. 8, 14.
„Leichter allerdings thut man Vieles, als Anhaltendes." Quint. I, 12.
„Sinnenermudung greift minder an als Denken." Derf. das.

† „Gelegenheiten machen keinen schwachen Menschen, sondern zeigen ihn wie er ist." Kempis I, 16.

Als Beweis ferner, daß Goethe Barclays Icon animorum (Seelen-Schilderung), wovon er eben die franzöſiſche Ueberſetzung ſich aufmerkte, bald hernach im Originale las, ſind folgende Auszüge daraus intereſſant:

S. 16: **Media autem indoles — laetitia capacis animi exuberans, eique non efficta prudentia frenum imponens, ea demum omni pretio major, et ad sapientiae simulque hilaritatis imaginem exacta est.** Barclay Icon Anim. III.

Nimirum ut in regionibus, ubi vulgo, et velut ipso natalium munere, acria aut lepida ingenia exurgunt, pauci ex suae mediocritatis tenore vel curant vel possunt excedere, ita humilioris veluti fati gentes, et plus antiqua bonitate, quam per vanam subtilitatis culturam ornatae, interdum ingeniis sunt insignes, quae propius ad coelum accelant, quam ad terram erant natae. Id. c. V.*

Beiſpiele von ſittlichen Zuſtänden und Charakteren:

Von vollsthümlichen: S. 1: **De Moribus germ(anicis) minime ut volunt formatis.** Tac. Hist. lib. 4 cap. 46. Pomp. Mela. (Von der angeblichen Sitten-Rohheit der Germanen: Tacitus Hiſtorien IV, 46. Pomponius Mela. — Tacitus erzählt dort, wie nach dem Falle des Vitellius und Roms Eroberung durch Vespaſians Leute, die beſiegten und entwaffneten Vitellianer aufgehoben und

* „Der in der Mitte ſtehende Charakter aber, der die friſche Lebhaftigkeit eines fähigen Geiſtes hat und ſie dabei mit eigener Klugheit zügelt, hat den höchſten Werth und iſt zum Muſter der Weisheit und der Heiterkeit zugleich gemacht." Barclay Ic. anim. 3.

„So wie in Gegenden, wo gewöhnlich, und gleichſam von Haus aus gute und witzige Köpfe ſich finden, nur wenige über die Mittelmäßigkeit ihrer Art ſich zu erheben bedacht oder fähig ſind: ſo haben Völker, die, ſo zu ſagen, vom Schickſal niedriger geſtellt und mehr durch altväterliche Biederkeit als mit den Eitelkeiten feiner Bildung geziert ſind, bisweilen Geiſter aufzuweiſen, die dem Himmel näher kommen, als durch ihre Geburt der Erde." Ders. S. 5.

r Muſterung geordnet wurden: wie ſie aber, da man gleichzeitig ermaniſche und Britaniſche Truppen, auch zur Muſterung, aber in laſſen und von ihnen geſondert, aufſtellte, böſe Abſicht argwöhnten. Beſonders der Germaniſche Soldat gab ihnen Furcht, als ſei es bei ſer Abſonderung auf ihre Niedermetzlung abgeſehen." — Sie irrten er und befuhren nichts von den Germanen. — Der Geograph Pomponius Mela ſchildert das rauhe Leben, die wilde Kriegsluſt und Unbändigkeitsliebe der alten Deutſchen, ohne ihre Güte für Gaſtfreunde d Milde gegen Schutzbedürftige zu verſchweigen.)

S. 3: **Sinensis Imperii Libri Classici Sex. Adultorum Schola, mutabile Medium, Liber Sententiarum, Mencius, Filialis servantia, Parvulorum Schola. a Franc. Noel. Pragæ 11.** *

Einzelne Charakterbilder:

S. 12 und 26: **Der bei Froſtwetter tolle, in ſeiner Gesinnung bizarre Heinrich III.** (aus de Thou und Sully, oben). **

S. 14: **Der weibliche Mäcen** (Ne in lectulo quidem ab aliis movebatur. Vivebat tamen et vivere volebat. Mecænate idem sentiente vid. Senec. Cl.). *** S. 17:

* Die ſechs claſſiſchen Bücher des Chineſenreichs: Die Schule der Großen: die unverrückbare Mitte: das Buch der Sprüche: Mencius (von Tzu, dem Nachfolger des Konfutſee); Kinderpflicht: Schule der Kleinen. Chineſiſchen in's Latein überſ. v. Fr. Noel. Prag 1711.

** Ein anderes Beiſpiel vom Einfluß des Materiellen auf das Geiſtige entas eben angeführte Axiom von Boerhaave. — Etwas Aehnliches oder tes von ähnlichem äußeren Zuſammenhang ſcheint S. 14 in die Gedanken werfe gefaßt: Von der unglücklichen Frau, deren Blut ihr irn verrückt hatte.

*** „Selbſt auf dem Sopha konnte er nicht ohne fremde e ſich bewegen. — Doch lebte er, und lebte gerne. Ueber ieſe Geſinnung des Mäcenas ſ. Seneca 101."

Der abergläubiſche **Pompejus** (Etenim ille — Pompejus — admodum extis et portentis movebatur. Cic. de Div.). *

S. 6: Die grauen Genüßlinge St. Aulaire und Chaulieu (nach dem Gedicht aus dem Merc. de Fr.); S. 4: Voltaires Selbſtlob (ſ. unten); S. 16: Rouſſeau: La poſtérité n'y verra dans ses erreurs mêmes, que les torts d'un ami de la vertu. Rousseau Lett. à Mr. de Beaumont Arch. de Par.

S. 17 ſteht: Joannis Vincentii Pinelli Vita a Paulo Gualdo conscripta, Aug. Vind. 1607 in 4 prodiit. Berusa curante Guilielmo Bathesio inter cæteras virorum aliquot illustrium vitas p. 314 quod Opus Lond. 1681 editum; und es läßt ſich mehr als eine Beziehung denken, in der dem jungen Goethe Charakter und Leben dieſes im 16ten Jahrhundert als Juriſt, Mediziner, Mathematiker, Hiſtoriker, Münzkenner und Schriftenſammler, wie auch durch Leiden und Ende (nach ſeinem Tode ſollen ſich fünfzehn Steine in ſeinem Leib gefunden haben) berühmten Italieners intereſſiren konnte.

Dieſe Beiſpiele, wie die vorher angeführten Urteile, haben freilich, für ſich genommen, nichts im engeren Sinn Philiſterhaftes, aber zuſammengefaßt, deuten ſie, als entlegene Punkte einer Peripherie, auf den gemeinſamen Mittelpunkt: ein vielſeitiges anthropologiſches Intereſſe. In den Kreis dieſer Betrachtung weſentlicher Bedingniſſe des Menſchlichen und Sittlichen gehört auch noch Folgendes, worin zugleich die Andeutung enthalten iſt, daß Goethe jenen Erfahrungsverſtand als die wahre Weisheit der Philiſterhie entgegenzuſetzen geneigt war. S. 18:

Ich habe die Briefe des Grafen von Teſſins** geleſen;

* Ueber ihn (Pompejus) hatten Eingeweide und Vorzeichen große Macht. Cicero, von d. Weiſſagung.

** Der Graf war ſchwediſcher Staatsminiſter; ſeine Briefe, an den Kron-

ein liebenswürdiger, erfahrner Greis blickt aus jeder Zeile. Man ſieht, daß ſeine Klugheit nicht ein Kind der Spekulation, ſondern des Lebens iſt. Genung, er iſt ein Weiſer, ohne ein Philoſoph zu ſein, und eben der Mann für den Platz. Ich bin zu weit von der Majeſtät, um zu beurtheilen, in wiefern die Schmeicheleien, die er dem Prinzen auf jeder Seite ſagt, entſchuldigt werden können. Ein freier Menſchenverſtand und ein zärtliches Herz empfelen das ganze Buch.

Ich bin nie an Hof geweſen, mich intereſſirte „der Herr und Diener“ von Moſern* alſo nicht. Hofleuten mag er

prinzen von Schweden gerichtet, wurden in's Franzöſiſche übertragen in zwei verſchiedenen, aber gleichzeitigen Ausgaben: **Lettres à un jeune prince par un ministre d'état chargé de l'elever etc. traduites du suédois. Londr. & Amst. Harrevelt 1755 in 8.** und **Lettres au prince royal de Suède, trad. d. s. (par Roger, publ. p. Fl. Calb. Fréron) Paris. Jombert 1755. 2 Vol. 12.**

* Dies Buch erſchien zu Frankfurt am M. 1759; in neuer Ausg. 1763. Goethe in ſeinem Leben, wo er, Br. 21, der Geſchichte ſeiner Knabenjahre die Umriſſe von einer Anzahl ausgezeichneter Männer ſeiner Heimat einflicht, gedenkt S. 121 auch dieſes Karl Friedr. v. Moſer, als eines vorzüglichen Mannes, deſſen Perſönlichkeit nicht ſowohl als ſeine Wirkung in der Nachbarſchaft und ſeine Schriften einen ſehr bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt. „Auch er hatte einen gründlich ſittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menſchlichen Natur ihm wohl manchmal zu ſchaffen machten, ihn ſogar zu den ſogenannten Frommen hinzog (vgl. Br. 26 S. 106); und ſo wollte er, wie von Loen das Hofleben, eben ſo das Geſchäftsleben einer gewiſſenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutſchen Höfe ſtellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die erſten unbedingten Gehorſam verlangten, und die andern meiſtentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entſtand daher ein ewiger Conflict und ſchnelle Veränderungen und Erpreſſungen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geſchwinder merklich und ſchädlich werden als im Großen. — Moſer wollte als Staats- und Geſchäftsmann wirken, und hier gab ſein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entſchiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Menſch und Bürger handeln und ſeiner ſittlichen Würde ſo wenig als möglich vergeben. Sein: Herr und Diener, ſein Daniel in der Löwengrube (vgl. Goethe ebendaſ. S. 223), ſeine Reliquien ſchildern durchaus die Lage, in welcher er ſich zwar

gefallen haben, wie einem eine genaue Landkarte einer Gegend gefällt, die man ſehr wohl kennt; aber es ſcheint auch nur Topographie und keine meiſtermäßig gemalte Landſchaft zu ſein.

Nächſt dieſen Sittenſtudien ſind auf Philoſophie bezüglich einige Anmerkungen, die man zur Pädagogik, Methodik und zur Geſchichte der Philoſophie rechnen kann.

S. 11: Von Petuleji Art zu lehren vid. B. Crophius Hiſt. des Augsburg. Gymnaſ. P. II. p. 122 seq.

Daſelbſt: Vom Steifer Chryſipp Pädagogiſches:

Nutrices si fieri posset sapientes Chrysippus optavit. — De pædagogis hoc amplius, ut aut sint eruditi plane, quam primam esse curam velim, aut se non esse eruditos sciant.*

Von Platon und den Sokratiſch-Platoniſchen Dialogen:

S. 12: Sophronem mimorum scriptorem Plato adeo probavit, ut suppositos capiti libros ejus cum moreretur habuisse credatur. Q. X.

S. 13: Alii sunt sermones Socratis ad coarguendos qui contra disputant compositi, quos ἐλεγκτικοὺς vocant, alii ad præcipiendum qui δογματικοὶ appellantur. Id. II, XV.

Von Epikurs Lustbildern:

Nec vero saltem iis quibus ad evitanda vitia judicii satis

nicht gefeilert, aber doch immer geklemmt fühlte. (Auch Br. 25 S. 100, wo Goethe von der abſtrusen Schreibart der Juriſten des vorigen Jahrhunderts und von den Wenigen ſpricht, die zur Zeit ſeiner Jünglingsjahre hierin Beſſeres leiſteten, nennt er dieſen jüngeren von Moſer als einen freien und eigenthümlichen Schriftſteller.) — Bei dieſer Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienſte ſuchen, an welchen es ihm ſeine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich ſeiner (vgl. Br. 50 S. 99, Br. 31 S. 60) als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes."

* „Die Wärterinnen wünſchte Chryſippus, wo möglich, weiſe. — Von den Pädagogen ferner Dieſes: daß ſie entweder ganz gebildet ſeien; was ich zuerſt und zumeiſt empfehle; oder es wiſſen, daß ſie keine Bildung haben."

sufficiat imaginem virtutis effingere, et solam, ut sic
im, cutem, vel potius illas Epicuri figuras, quas e
is corporibus dicit effluere. *

en Giordano Bruno S 2. von Malebranche und der
rung ſeiner Theorie S. 17 (ſ. unten).

ſt alles dies mehr elementariſcher Art, ſo ließ ſich der Jüngling auch
er hinaus in's eigentliche Philoſophiren ein. Zum Zeichen deſſen
wir (S. 21—25) eine Vergleichung des Phädon von M.
delsſohn (Phädon od. üb. d. Unſterblichk. d. Seele. Berl. 1767)
em Platoniſchen, zwar nicht in der Urſchrift, aber der Köh-
ben Ueberſetzung (Phädon, überſ. von J. W. Köhler. Lübeck 1769).
er Auszug iſt ſo bündig, daß wir ihn ganz geben.
. 21:

Phädon.

Ein Weiſer ſtirbt gerne. So beginnt das Geſpräch. Eine
e Abhandlung über den Selbſtmord. Hier weicht Moſes
erſtenmal ab.

Es ſei keine Art des Selbſtmordes da er jetzt ſo willig
, behauptet Sokrates.

Hätte ich nicht Hoffnung, ſagt er, da wo ich hinkomme
r weiſe und gute Gottheiten zu finden, und auch die
n der Verſtorbenen, die dort weit reiner und heiliger

* „An Sophron, dem Verfaſſer der Mimen (volksmäßiger Charakter-
in Geſprächen), hatte Platon ſolches Gefallen, daß man bei ſeinem
deſſen Schriften unter ſeinem Haupte gefunden haben ſoll."
Die Sokratiſchen Geſpräche ſind theils auf Widerlegung entgegen-
der Anſichten eingerichtet, die ſogenannten elenktiſchen, theils leh-
n Inhalts, dogmatiſche genannt." —
Diejenigen, welche genug Urteil hatten, um Fehler zu vermeiden, wer-
ch auch nicht begnügen mit einem äußeren Abbilde des Vortrefflichen,
um der bloßen Haut deſſelben, oder beſſer zu ſagen, Epikurs Figuren,
e ihm zufolge von der Oberfläche der Körper ausfließen."

Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schäme mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beyden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

ſind als hienieden: ſo wäre es freilich eine Thorheit, den Tod ſo wenig zu achten und ihm willig in die Arme zu rennen.

Man bittet ihn ſeine Hoffnungen zu erklären.

Ein Weiſer, fängt er an, lernt ſeine ganze Lebzeit durch ſterben.

Der Tod, ſetzt er voraus, ſei eine Trennung des Leibs und der Seele.

Für den Leib ſorgt der Weiſe nicht.

Denn er iſt ihm vielmehr beſchwerlich. Die Seele kann ſich ſchwer zur Betrachtung der geiſtigen Weſen erheben. Hier weicht Moſes zum zweitenmal ab.

Gereinigt durch die Befreiung vom Körper zu werden, ſei des Weiſen Hoffnung und Wunſch.

Es gebe Leute, die aus Furcht für andern Uebeln gerne ſterben. Das ſeien keine Weiſen.

Ich glaube, allda beſſere Freunde zu finden als ich hier verlaſſe.

(S. 22:) So endet ſich der Eingang. Gebes verlangt, bewieſen zu haben, daß die Seele nicht vergänglich ſei.

Veränderung heißt, wenn eine entgegengeſetzte Beſtimmung der erſten an einer Sache folgt.

Dazu alle mittleren Zuſtände genommen werden müſſen. Alles Veränderliche kann keinen Augenblick unverändert bleiben.

Platons Sokrates führt ſeinen Beweiß hier aus dem Zirkel der Dinge.

Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die ſich am nächſten ſind.

Die Folge der Veränderungen kommt mit der Folge der Zeit überein und iſt ebenfalls ſo ſtätig, ſo unzertrennlich, daß man keine Zuſtände angeben kann, die ſich einander die nächſten wären, oder zwiſchen welchen nicht ein Uebergang ſtattfinden ſollte.

Vom thieriſchen Leibe.

Wenn wir ſagen, die Seele ſtirbt, ſo heißt's entweder ſie vergeht in einem Wink oder nach und nach.

Zwiſchen Sein und Nichtſein iſt eine entſetzliche Kluft, die von der Natur der Dinge nicht überſprungen werden kann.

Und von Gott haben wir nichts zu fürchten.

Kann die Seele ohne Sinne empfinden?

Sie wird die erhabene, heilige, geiſtiſche Gefühle von Schönheit, Ordnung und alſo von Gott haben.

(S. 23:) Bis hierher hat Platons Sokrates erwieſen, es ſei alles Erinnerung was wir in unſerm Leben denken.

Und weil wir einen Begriff vom Gleichen hätten, das doch vor unſrer Geburt müſſe dageweſen ſein, ſo müſſe unſre Seele auch vor unſrer Geburt dageweſen ſein.

Das Unſichtbare, Geiſtiſche iſt nicht zuſammengeſetzt, unſre Seele auch nicht, kann alſo nicht getrennt werden, und bleibt alſo nach dem Tode.

Moſes II Abſchn. Köhl. Ph. 73.

Simmias nach einer Deklamation von Empfindungen der Unſterblichkeit wirft ein, es könne das was wir Seele nennen, ein Werk der Organiſation ſein, und ſei vergänglich, wie die Harmonie nach zerriſſner Leier.

Cebes ſagt, es könne wohl die Seele fortdauern, vielleicht aber in einem dummen ſchlafenden Zuſtand.

Beim Plato ſagt Simmias eben daſſelbe. Cebes aber wirft ein, es könne wohl die Seele, obwohl der würdigere Theil, endlich untergehn; wie ein Weber, der viele Kleider ſich gewebt, endlich doch ſtirbt und das Geringere, ſein letztes Kleid, zurückläßt.

Ein anders iſt Ebenmas, ſagt Sokrates beim Meſes, ein anders die Empfindung deſſelben; dieſe letztere kann nicht anders als einfach ſein.

Zuſammenſetzung iſt eine Verbindung entfernter Theile, dadurch entſteht eine Ordnung, oder eine Kraft.

Wenn alle einzelne Theile in einer todten Ruhe liegen, kann das Ganze keine Kraft haben.

(S. 24:) Im Ganzen kann hingegen ein Ebenmas ſein, wenn in den Theilen keins iſt. Denn Manigfaltigkeit, woraus das Ganze beſteht, kommt keinem Theile zu.

Und im Ganzen kann keine Wirkſamkeit entſtehen, wenn nicht jeder Theil wirkſam iſt.

In der ſeelenloſen Natur giebt's kein Zuſammenhalten. Die Kraft des Zuſammenhaltens im Menſchen kann ich nicht durch Harmonie erklären: ich erklärte ſie da durch ihre eigne Wirkungen.

Aber vielleicht iſt dieſes denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zuſammengeſetzten, die von der Lage der Theile wirklich unterſchieden, und dennoch nirgends anders als im Zuſammengeſetzten anzutreffen ſind.

Die Beſtandtheile unſers Körpers müßten alſo Kräfte haben, s denen im Zuſammenſein) das Vermögen zu denken ent=ringt. Und ihr (dieſer Kraft, dieſem Vermögen) entweder nlich oder unähnlich.

Das Zuſammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen ne unähnliche Kraft des Zuſammengeſetzten entſpringen ſoll, gt ein denkendes Weſen zum voraus, dem ſie in Verbin=ng anders ſcheinen als ſie ſind. Daher kann aus dieſem uſammenſetzen das denkende Weſen nicht entſpringen.

Alſo müßten die Theile ſich und dem Ganzen ähnlich und ch denkende Kräfte ſein.

Und endlich müßten wir doch eine Kraft zugeben, die alle dern verſammelte. Oder wir gäben (S. 25) viele Geiſter , da ich nur einen haben will.

Sokrates beim Plato ſagt erſt, wenn die Seele eine Har=onie wäre, ſo müßten alle Seelen einander gleich ſein. Her=ach ſei eine Harmonie nichts thätiges.

III Abſchnitt.

Sokrates beim M. widerlegt den Zebes * hauptſächlich urch die Betrachtung des Zunehmens von unſerer Geburt n, und durch die Empfindung und Beſtrebung nach Unend=hkeit, die wir in uns fühlen.

Zeigt endlich die Schwierigkeiten, die ein entgegengeſetztes yſtem hat; die Fürtreflichkeit der Folgen des ſeinigen. Und hließt mit ſeinem Tode.

* Oben war Gebes geſchrieben; daß wir hier das Z für das G finden, Einfluß der damals von Wieland neu eingeführten Schreibung klaſſiſcher amen und Worte, die nachher nicht durchgedrungen iſt.

Beim Plato fängt Sokrates an zu erzählen, wie es ihm mit ſeinen Spekulationen über die Entſtehung und Veränderung der Dinge gegangen.

Das Schöne und Gute iſt was wirkliches.

Man weiß nicht, auf welche Weiſe ein Ding etwas werde, als durch die Theilnehmung an dem jedem Dinge eigenen Weſen.

Entgegengeſetzte Beſtimmungen können ſich nicht nur nie miteinander vereinigen, ſondern auch andre Sachen leiden nicht, daß in ihnen entgegengeſetzte Beſtimmungen zuſammenkommen.

Die Seele führt das Leben immer mit ſich, alſo kann ſie nicht ſterben.

Hierauf folgt eine erbauliche Cosmologie, und er ſtirbt.

Zur Vermuthungen, der dem Inhalte nach dieſes Stück oben angehört, ſind noch ein Par andeutende Stellen des Tagebuchs zu erwähnen. In demſelben gehenden der Angrenzung von Philoſophie und Religion: die Stelle S. 15:

Les diverses sectes de philosophie chez les anciens étoient des espéces de religion. Montesq. p. m. 338.

und das einzelne Beiſpiel eines Uebergangs, das Goethe ſich S. 17 lateiniſch angemerkt hat:

Nicol. Malebranche primo Cartesium secutus in libello Recherche de la Verité seu De inquirenda veritate, genuinum ipsius sensum expressit. Secessit vero exposi in societatem eorum quos Enthusiastas nominare solemus atque libellum de Natura et Gratia edidit.*

* „Nic. Malebranche ſchloß zuerſt an Descartes ſich an und gab in der Schrift Recherche de la Verité ganz deſſen Gedanken wieder. Hernachmals

Dem Gegenſatze aber der Vernunftreligion mit der poſitiven gelten folgende Anmerkungen aus Voltaire und aus Rouſſeau:

S. 4:

J'ai fait plus en mon temps que Luther et Calvin;
On les vit opposer par une erreur fatale
Les abus aux abus, le scandale au scandale;
Parmi les factions ardens à se jetter,
Ils condamnoi(en)t le Pape, et vouloi(en)t l'imiter.
L'Europe par eux tous fut longtemps desolée;
Ils ont troublé la terre, et je l'ai consolée.
J'ai dit aux disputans, l'un sur l'autre acharnés:
Cessez impertinens, cessez infortunés,
Très sots enfants de Dieu, chérissez vous en freres,
Et ne vous mordez plus pour d'absurdes chimères.

Voltaire.*

aber geſellte er ſich zu den ſogenannten Schwärmern und gab das Buch von der Natur und Gnade heraus."

* Vgl. Nr. 26 S. 68, wo ſich Goethe auf ſehr durchdachte Weiſe über Voltaire ausſpricht, übrigens geſteht, daß ihn und ſeine deutſchgeſinnten Freunde beſonders die parteiiſche Unredlichkeit Voltaires und die Verbitterung ſo vieler wurtiger Gegenſtände immer mehr abgeſtoßen. „Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf ſie gegründet iſt, um den ſogenannten Pfaffen zu ſchaden, niemals genug herabſetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt." Vgl. S. 101. Auch Goethes Brief des Paſtors, deſſen Entſtehung ziemlich gleichzeitig mit den Sybenmeiſter iſt, atmet ſeinem ganzen Inhalte nach hierher, zumal die Stelle über gemiſchte Philoſophen. „Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung iſt, beweiſt, wie wenig Ariete man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, zu hören, daß Sie Gott niemals mit ihnen genannt. Man hält einen Aal am Schwanze feſter als einen Juden mit Gründen. So geſchah dem portugieſiſchen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte; ſeine Gründe mußten einer Sottiſe weichen, und anſtatt ſeinen Gegner überführt zu ſehen, fertigte ihn dieſer ſehr tolerant ab und ſagte: Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal ſeid. — Bleibt denn Philoſoph, weil ihr's einmal ſeid, und Gott habe Mitleiden mit Euch! So pflege ich zu ſagen, wenn ich mit ſo einem zu thun habe." — „Das Haupt-

Z. 16: Le peché originel explique tout, excepté son principe, et c'est ce principe qu'il s'agit d'expliquer. Rousseau Lettre a Mr. de Beaumont Arch. de Par.

J'ai prouve que toute la gloire du paradis les tentoit moins qu'un morceau de sucre, et qu'ils craignoient(en)t beaucoup plus de s'ennuyer à vepres que de brûler en enfer. Ibid.

Est-il simple, est-il naturel que Dieu ait été chercher Moise pour parler à Jean Jacques Rousseau.

Was wir von jenen Versen Voltaires nicht voraussetzen dürfen, daß Goethe sie einfach aus Zustimmung und Wohlgefallen abgeschrieben, das ist gewiß von diesen letztern kurzen, aber bedeutenden Zeilen, diesen Perlen, die er bei dem erhobenen Denker auflas, anzunehmen. „Rousseau, sagt Goethe (Bd. 26 S. 64), hatte uns wahrhaft zugesagt." Und wenn von den hier bemerkten Sätzen der erste das Dogma von der Erbsünde in sich selbst zurücktreibt, auch der zweite zeigt, daß der Fall, von dem man sie ableiten will, sie schon voraussetzt: so bezeichnet Goethe im „Brief des Pastors", obwohl auf indirekte Weise, dasselbe Dogma als unerklärlich und widersprechend. — „Für die Erbsünde können wir nichts und für die wirkliche auch nichts. Das ist so natürlich, als, daß einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben; und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben; und nach unserm Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt. Wenn nun

elend der Intoleranz offenbart sich doch am meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen: das ist eine Sottise wie die Republik Heinrich des Vierten. Wir nur alle Christen, nur Augsburg und Utrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen." Dazu die folgenden schönen Stellen über Luther und Calvin, Katholiken und Protestanten, Kirchen und Sekten.

er Glaube das Einzige iſt, wodurch wir Chriſti Verdienſt uns zu-
ignen, ſo ſagt mir, wie iſt's denn mit den Andern? Die ſtreckt ihr
elig, nicht wahr? Warum denn? Weil ſie nicht geſündigt haben!
Das iſt ein ſchöner Satz, man wird ja nicht verdammt, weil man
ündigt. Und das eingeborne Verderben haben ſie ja doch an ſich, und
erden alſo nicht aus Verdienſt ſelig. Nun ſo ſagt mir die Art, wie
ie Gerechtigkeit der menſchgewordenen Liebe ſich den Andern mittheilt.
Sehr, ich finde in dem Beiſpiel einen Beweis, daß wir nicht wiſſen,
as Gott thut, und daß wir nicht Urſache haben, an Jemandes Selig-
eit zu verzweifeln."

Was hier, als Gefühl, zum Grunde liegt, daß die menſchliche
Natur nicht ſchlechthin erblich böſe, ſondern Quell des Guten und
Böſen in Einem ſei, machte Goethe zwei, drei Jahre nachher ſich deut-
licher, als er von befreundeten Pietiſten durch nichts andere ſich ge-
ſchieden ſah, als durch ſeinen Glauben an einen der menſchlichen Natur
ei allen erblichen Mängeln unabbrechbaren inwendigen Keim zur
eiſtigen Glückſeligkeit. „Von dieſer letzteren Ueberzeugung (Br. 26
. 307) war ich auf's innigſte durchdrungen, ohne es ſelbſt zu wiſſen,
bwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt
atte. — Aus dieſem Traume wurde ich geriſſen, als ich dieſe meine,
ie mir ſchien höchſt unſchuldige Meinung in einem geiſtlichen Ge-
rächt höchſt unumwunden eröffnete, und deßhalb eine große Strafe
edigt erdulden mußte." Da erkannte denn Goethe die Kluft, die
n von jener Lehre trennte und ſchied von der Geſellſchaft dieſer Frem-
en, weil ihm unmöglich ſchien, der Natur, an die er nach allen
eiten gewieſen, und die ihm in ihrer Herrlichkeit erſchienen war, je
elen Wackern, die ſich's in der Pflicht, um der Pflicht willen, ſauer
erden ließen, ja ſich ſelber zu entſagen. Als ein Zeugniß nun, wie
iel früher, was hier zur Entſcheidung kam, ſich ſchon in ihm be-
egte, kann die Ausdehnung jener Zeilen aus Rouſſeau gelten. Auch
as dritte Säpchen über Moſes, ſo werth es iſt, um ſein ſelbſt
illen bewahrt zu werden, gewinnt in unſerem Tagebuch faſt die Be-
eutung eines Motto's, wenn wir uns erinnern, daß die erſte der
zwei bibliſchen Fragen", die Goethe gleichzeitig mit dem Brief des

Pastors drucken ließ, und die ihn schon zu dieser Zeit beschäftigt haben kann, die Gesetzgebung Moses und ihre partikulare Bestimmung betraf.

Neben diesen Spuren in den Tagblättern von einem verständigen Reflektiren über das Verhältniß des Menschen zur Natur, zur sittlichen Welt, zur Gottheit, hat aber auch die Mystik, die positivere, welche Goethen in Leipzig aus seinem Freunde Langer wohlthätig angesprochen hatte (Bd. 25 S. 187 f.), und die überschwengliche, die ihn dann aus der schönen Seele anwehte, mit der Hinneigung zur Kabbala (S. 200 f.), noch immer einigen Spielraum.

Die Stelle S. 16, die uns verrät, daß Goethe die innigen Ergießungen des Thomas a Kempis gelesen, ist, weil gerade diese Citat nichts Mystisches enthält, schon oben angeführt. So zeigt auch S. 2 eine an sich nur äußerliche Notiz, daß er einem andern mystischen Theologen des Mittelalters Aufmerksamkeit widmete:

Tauler war Custos und Priester in der teutschen Herren Hause zu Frankfurt v. Arndts Bedenk. über Taulers Theologie.

Von weiteren zwei christlich Begeisterten und Schriften angemerkt S. 15:

Jean de Bernieres Louvigni das verborgene Leben mit Christo in Gott.

Petri Poiret,* de eruditione solida, superficiaria et falsa Libri III. (Drei Bücher von der dreifachen Gelehrsamkeit, der gründlichen, oberflächlichen und falschen.) Dazu nach einem Zwischensatze die Bemerkung:

Libro Poiretii supra memorati, cum primum Halæ 1694 ederetur, Christian. Thomasius dissertationem junxit, qua mysticus ipse haud parum videbatur: quam tamen postea

* Protestantischer Prediger und philosophirender, gelehrter Mystiker, geb. zu Metz 1646, gest. in Reinsburg bei Leyden 1719.

abstulit, aliam solidiorem, ut dicunt, substituens. Vid. Stolle Phil. Gelahrt. p. 39.*

Jener Zwischensatz berührt, auch nur literarhistorisch, den älteren Theosophen Agrippa von Nettesheim:

De libri Nettesheimiani editione integerrima vid. Schellhorn in Amoen. lit. T. II P. V.

Editionem integram ferunt, quam de anno 1532 in 8 reperimus.

Aus Agrippa wollte Goethe wohl seine Kenntniß der Magie vermehren, wie ferner aus den Schriften des Theophrastus Paracelsus, von dem schon zur Medizin ein Paar Sätze zu erwähnen waren. Noch allerlei aus den Traktaten dieses Kabbalisten findet sich im Anfange unserer Tagblätter. Er eröffnet sie S. 1:

Paracelsus von Schülern in einer weichen Schale.

Peuschels Abhandl. der Physiognomie,** Metoskopie und Chiromantie. Leipz. 1769.

Par(acelsus) redet schon wider die Temperamenten, und sagt, ihr Grund sei nichts als eine fliegende Spekulation. Paragrani Erster Traktat von der Philosophey.

Hierauf folgt von demselben aus Paragrani anderem Traktat von der Astronomey Etwas zur Musik (s. unten).

Dann nach drei anderweitigen Noten:

* „Als jenes Werk von Poiret zum erstenmal 1691 in Halle herauskam, fügte ihm Christian Thomasius eine Dissertation bei, die ihn selbst gar sehr als Mystiker erscheinen ließ: nachmals aber nahm er sie weg und setzte an ihre Stelle eine andere, wie man sagt, besser haltbare. S. Stolle Phil. Gelahrt. S. 39."

** Also auch schon etwas Physiognomik vor der Bekanntschaft mit Lavater und seinen Bestrebungen. Die Anführung aber dieses Buchs von Peuschel hängt mit der folgenden des Urtells von Paracelsus insofern zusammen, als Peuschel sehr weitläufig über Ursachen, Arten und Aeußerungen der Temperamente handelt.

Lila.

Par. ſagt, Gott habe alle Dinge aus nichts erſchaffen im Labyrintho Med. Cap. 5.

Wieder, S. 6:

Alſo wiſſet, daß die Sylvinen alle aus dem M. M., welches iſt ein luftig, feurig Gift, von den Teufeln in dem Luft ausgebrütet werden. Tr. 4 de Pestil.

Und wie keine lebendige Creatur ohne eine Gebehrde und Anzeigung iſt, wozu dieß zu gebrauchen nutz iſt, alſo iſt auch das Gebehrde der Sylvinen, wenn ſie das Rad macht, eine Anzeigung der Zauberey. Ib.

Endlich S. 7 aus der Geomantia in dem Tr. de Podagra das früher Angeführte über **luxum corpus**, die Stelle über das Unzulängliche der Anatomie, und aus dem Buch von den tartariſchen (oder Weinſtein-) Krankheiten das Rezept, um den Stein zu finden.

Inſofern man nur dieſe arboriſtiſchen Aufzeichnungen vor ſich hat, kann man freilich ſich ſchwer der Vermuthung enthalten, daß Goethe etwas zu renommiren beliebte, wenn er nachmals behauptete (Bd. 25 S. 314): „Am meiſten aber verbarg ich vor Hexern meine myſtiſch-cabbaliſtiſche Chemie und was ſich darauf bezog, ob ich mich gleich noch ſehr gern heimlich beſchäftigte, ſie conſequenter auszubilden, als man ſie mir überliefert hatte.“ Conſequenz möchte die ſtärkſte Seite dieſer ganzen Denkweiſe nicht ſein und iſt auch jenem kurz vor dem Abgang nach Straßburg erdachten Syſteme nicht nachzurühmen, welches Goethe, als eine Frucht ſeines Umgangs mit Wellings **Opus magocabalisticum**, Paracelſus, Baſilius Valentinus, Helmont und Starkey, mit der **Aurea Catena Homeri** und Arnolds Kirchen- und Ketzer-Geſchichte, uns nicht hat vorenthalten wollen (Bd. 25 S. 201. 213). Die Verknüpfung, in die er dort die Trinität mit Lucifer und den Engeln, mit den Letzteren die ſchwere, feſte, finſtere Materie, und mit der Erſteren das Licht und den Puls des Lebens bringt, der Prozeß von Abfall und Rückkehr, als deſſen Ende der Menſch entſteht, in welchem fortwährende Abſonderung mit einiger Erlöſung ſich verbindet,

ſt freilich Verſtellung einer ſpekulativen Wahrheit, nur nicht in legi-
hem Zuſammenhange, ſondern in einer ſcheinbaren Genüge, mit
elcher die Gefälligkeit und Willfahr der Einbildung dem Mangel
es Letzteren zu Hilfe kommt. Und ſo konnte ſie wenigſtens der Hin-
lick auf Schüler in weicher Schale, Spinnen Zauber, luxum corpus
nd Steinrezept um nichts consequenter machen. Indeſſen ſehen wir
us jenem Verſuch und ein Par noch mitzutheilenden Stellen unſerer
Blätter, daß der Jüngling, in dem allgemein menſchlichen Kampfe
wiſchen anerſchaffener Beſchränkung und weſentlicher Unendlichkeit,
Sätze eines philoſophiſchen Pantheismus, und die Verſtellung der Ema-
nation, mit Liebe ergriff. Solche Gedanken, indem ſie das Wirkliche
n's Ewige verſenkten, die Gottheit nicht nur über, ſondern in der
Natur faßten, trafen überein mit der Natur des Dichters, mit ſeinem
Triebe, Leben und Erſcheinung als Seele und Geiſt, und das Innigſte
ls wirklich zu ſchauen.

So zeichnet er ſich S. 16 auf:

**Cumque omnia completa et referta sint aeterno sensu et
mente divina, necesse est cognatione divinorum animorum
animos humanos commoveri. Cicero de Divin. I.***

So nimmt er (denn wir dürfen wohl die franzöſiſche Anmer-
kung S. 2 ihm ſelber zuſchreiben) mit richtigem Gefühl des tiefſinnigen
Giordano Bruno gegen Bayle ſich an, obwohl er die Vertheidigung
nur allgemein führt und die Grenze der Zuſtimmung unbeſtimmt läßt.

S. 2: **Je ne suis pas du sentiment de Mr. Bayle à l'égard
de Jor. Brunus, et je ne trouve ni d'impiété ni d'absurdité
dans les passages qu'il cite, quoique d'ailleurs je ne pré-
tende pas d'excuser cet homme paradoxe.**

**L'uno, l'infinito, lo ente e quello che è in tutto, e per
tutto, anzi è l'istezzo Ubique. E che cossi la infinita di-**

* „Und da Alles durchdrungen und erfüllt iſt von ewigem Sinne und
göttlicher Vernunft, werden nothwendig die Geiſter der Menſchen von der
Verwandtſchaft göttlicher Geiſter bewegt." Cicero v. d. Wahrſagung I."

menzione per non esser magnitudine coincide coll' individuo. Come la infinita moltitudine, per non esser numero, coincide coll' unità. Giord. Brun. Epist. Ded. del Tratt. de la causa, Principio e Uno.

Ce passage mériteroit une explication et une recherche plus philosophiques que le disc. de Mr. Bayle. Il est plus facile de prononcer un passage obscur et contraire a nos notions que de le déchiffrer, et que de suivre les idées d'un grand homme. Il est de même du passage ou il plaisante sur une idée de Brunus, que je n'applaudis pas entièrement, si peu que les précédentes, mais que je crois du moins profondes et peut-être fécondes pour un observateur judicieux.

Notez, je vous prie, dit B., une absurdité: il dit que ce n'est point l'être qui fait qu'il y a beaucoup de choses, mais que cette multitude consiste dans ce qui paroit sur la superficie de la substance.

E quello che fa la moltitudine nelle cose non è lo ente, non è la cosa, ma quel che appare, che si rappresenta al senso et nella superficie della cosa. Dial. V, p. 127.*

* „Ich stimme mit Bayle über Jordanus Brunus nicht überein und finde weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in den Stellen, die er anführt, obwohl ich übrigens vielen paradoxen Mann nicht entschuldigen will.

„„Das Eine, das Unendliche, das Seiende und das, was in allem ist und durch alles hin, ist eines und dasselbe überall. Nur so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Infinitum. Wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit.““ Giord. Bruno im Zueignungsbriefe der Abhandlung von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen.

„Diese Stelle verdiente eine Erklärung und Untersuchung, die philosophischer wären als Bayles Urtheil. Es ist leichter, eine Stelle als dunkel und unserm

Wie ſich alſo hier die Empfänglichkeit für ſpekulativen Pantheismus, wenn auch mit einigem Bedenken ausſpricht, ſo erklärt Goethe an anderer Stelle die Emanationstheorie, als geboten durch die Idee des Absoluten, der Bibellehre nicht widerſprechend und in alter Weisheit ſinnlich bezeugt, für die richtigſte. Er thut dies in einer lateiniſchen Anmerkung zu einem wohl eben geleſenen Kapitel der antiquariſchen Bibliographie von Fabricius. Denn voran ſteht S. 10 das Citat:

Ad Fabric. Bibliogr. antiq. p. 234 et seq.

(Es iſt dies in dem Abſchnitte von Schriftſtellern über Götter, Genien, Heilige, das Kapitel von Vermengung Gottes mit der Natur; **Deus cum natura rerum confusus** heißt die Ueberſchrift, und es werden als Erzeugniſſe einer ſolchen Vermiſchung des aktiven und paſſiven Weltprinzips die mannweiblichen Gottheiten der Aegypter, Phönizier, Chaldäer, der Griechen und Römer, Orphiker und Pythagoräer dargeſtellt. Hierzu bemerkt denn Goethe:)

Separatim de Deo, et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animam nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus; hinc absurdum mihi videtur, eos absurditatis accusare, qui ratiocinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunxere.

Begriffen zuwiderlaufend verrücken als ſie enträthſeln und den Ideen eines tiefen Mannes folgen. Dies gilt auch von der andern Stelle, wo er über die Idee des Brunus ſich luſtig macht, der ich nicht durchaus beipflichte, wie auch den vorhergehenden nicht, ſie aber wenigſtens tiefſinnig und vielleicht für einen Urteilsfähigen fruchtbar glaube.

„Ich bitte, ſagt Bayle, die Abgeſchmacktheit zu bemerken: Er ſagt, das Sein mache keineswegs, daß es viele Dinge gibt, ſondern viele Vielheit beſtehe nur in dem Scheine an der Oberfläche der Subſtanz.

„„Nur das, was die Vielheit in den Dingen macht, iſt nicht das Seiende, nicht die Urſache, ſondern das was erſcheint, was dem Sinne ſich vorſtellt an der Oberfläche der Urſache.““ Dict. V, p. 127.

Vierzig Jahre ſpäter kam Goethe wieder an Bruno's Schriften und gab darüber ungefähr daſſelbe unbeſtimmt anerkennende Urteil in mineralogiſchen Anſtrichen ab (Bd. XI S. 78).

Quæ enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens, et omnia comprehendat. Nec Sacer Codex nostræ sententiæ refragatur, cujus tamen dicta ab uno quoque in sententiam suam torqueri patienter ferimus. Omnis antiquitas ejusdem fuit sententiæ, cui consensui quam multum tribuo. Testimonio enim mihi est virorum tantorum sententia, recte ratiocinari quam convenientissimum fuisse systema emanativum, licet nulli subscribere velim sectæ, valdeque doleam, Spinozismum, teterrimis erroribus ex eodem fonte manantibus, doctrinæ huic purissimæ iniquissimum frutrem natum esse. *

Bei diesem Bekenntnisse wird den mit Goethe vertrauten Leser am meisten die Vermuthung des Spinozismus am Schlusse lebhaft berühren, da kaum drei Jahre später der junge Mann gerade von Spinoza's Ethik eine so bedeutende Wirkung erfahren, Verbindung seiner Lehrmeinungen durch ihn, und die Eröffnung einer großen und freien Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt empfinden sollte (Bd. 26 S. 290). Indessen ist der Contrast so groß nicht, als er scheint. Denn die Verwerfung des Spinozismus vor der Bekanntschaft mit ihm selbst ist natürlich nur auf Eindrücke fremder Urteile und ge-

* „Getrennt über Gott und Natur abhandeln, ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele getrennt denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und alles umfaßt. Die heilige Schrift ist unserem Urteil auch nicht entgegen; ebwohl wir ihre Aussprüche einem jeden nach seinem Urteil zu drehen gestatten. Hat das ganze Alterthum erkannte ebenso; eine Uebereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urteil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wornach die Welt von Gott ausfließt; wenn ich auch zu keiner Schule schwören will und sehr bedaure, daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrthümer dieselbe Quelle haben, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist."

nerischer Vorstellungen begründet.* Und was Goethe nach der Bekanntschaft — außer dem mächtigen Eindruck von der Charakterhöhe dieses Weisen — gewann, war weder ein philosophisches System, noch eine neue Denkart, sondern gerade die Bestärkung in eben dem Glauben, den er schon hier äußert, daß Gott und Natur durch einander anzuschauen seien (vgl. Bd. 32 S. 72). Dieser Glaube war in ihm energisch, war Eins mit seinem Dichtertalent, seinem Berufe, darstellend sein Selbst zu ergreifen, dichtend Erfahrung und Natur zu verklären. So mögen wir nun in unserer Musterung seiner Tageblätter zu Dem übergehen, was direkter auf diesen Beruf hindeutet, zu seinen ästhetischen und poetischen Studien. Eigentlich gehört alles Bisherige dazu; das Sprachliche, weil es das Bewußtsein von dem Mittel und Symbol seiner Kunst erweiterte und stärkte; das Individuelle, als Herd und Zündstoff seines Dichtens; das Juristische, weil er es theils nur als Formübung wie andere, theils mit vorwiegender Rücksicht auf das allgemein Menschliche trieb; das Medizinische und Naturlehrende, Anthropologische und Theologische; denn seine Poesie sollte es mit dem Wirklichen aufnehmen, in diesem selbst mußte er also das Bedeutende und Bewußte, im kleinen Kosmus den großen, im Leib die Seele, in Willen und Sitte Natur und Offenbarung erfassen. Darum auch sein Zug zur Magie, weil sie den Körperstoff wie ein Denkendes, das Element als Dämon, die Welt als einen Geisterreigen ansieht und die Natur dem Willen zu überliefern verspricht. Selbst sein Schwanken zwischen allem diesem, die Inconsequenz im Denken, das Ueberspringen im Treiben war der Bestimmung zum Dichter gemäß. Denn nicht der durchdrungene Begriff ist es, der zur schaffenden Einbildung treibt, sondern der in Erfahren und Befremden, Lieb' und Leiden bewegte, in Ahnung und Lust verwickelte, der sich im lebendigen Widerspruche des Selbst hervorbringen muß; nicht die geschlossene Fertigkeit, die zweckbewußt und sicher in eine

* Jener Poiret, z. B., der in einer oben gegebenen Anmerkung Goethes vorkommt, eiferte gegen Spinoza als einen boshaften Atheisten, ein Werkzeug des Teufels. Auch konnte Bayle, in dessen Dictionnaire ja Goethe damals las, einen falschen Begriff von Spinoza in ihm erregen.

bekannte Ordnung eingreift, kann Poeſie werden, nur die ſo mit ſich und den Gegenſtänden ringende, daß ſie weder den Stoff der Vorſtellung aufzehrt, noch ihr Reſultat einer äußeren Ordnung übergibt, ſondern in den geiſtigen Abſchluß, den ſie durch ihn findet, zwar den Schein des Stoffes mit hereinnimmt, ſonſt aber über ſeine Zuſammenhänge mit der Welt der Dinge und Zwecke unbefangen genug iſt, um in der ſymboliſchen Vorſtellung abſchließen zu können. Alles Treiben des jungen Goethe hat dieſe weder reintheoretiſche, noch reinpraktiſche, ſondern theoretiſch-praktiſche Bedeutung. Dies gilt auch von Dem, was in unſerem Heft auf geſchichtliche oder kritiſche Studien der Kunſt und Dichtung hinweiſet. „Der Zweck iſt nicht Gelehrſamkeit, nicht Theorie, ſondern Umblick und Verſtändigung, ermunternde Anregung und Beſtärkung auf guten Wegen.“

Aeſthetik und Poetik.

Goethes Liebe zur bildenden Kunſt, früh erweckt und genährt durch die Neigung ſeines Vaters und Umgang mit Künſtlern, hatte ſich in Leipzig unter Oeſers Einfluß geſteigert und in gewiſſen Richtungen gebildet. In Straßburg fand ſie neue Anregung. Am Münſter ward ſeine Bewunderung zur eingehenden Betrachtung, als deren Ergebniß dann 1772 das feurige Schriftchen: „Von deutſcher Baukunſt D. M. Erwini a Steinbach“ herauskam. Die Exkurſe nach Rafaels Cartons führten im Frühjahr 1770 ihn wiederholt auf die Rheininſel in jenes zum Empfang der Königin gebaute Luſthaus, wo daneben die Hautelliſſen nach neueren Franzoſen die Kritik ſeines beleidigten Gefühls aufrieſen (Bd. 25 S. 234 f.). Seine Ausflüge boten ihm manche Anſchauung und ließen ihn römiſche und mittelzeitige Alterthümer beachten (S. 331. Bd. 26 S. 47, 48, 78 f.). Eigene Verſuche wurden fortgeſetzt und zum Theil durch ſein Liebesverhältniß veranlaßt (Bd. 26 S. 18, 32). Die Sybenerites enthalten denn auch Einiges, was er in Hinſicht der Kunſt damals las oder ſich vermerkte. Dahin gehört von dem oben Angeführten: Le voyageur françois von de la Porte; ſofern dieſes zwar mehr des Style als

halts wegen gelobte Werk eine Art Kunststatistik einbegreift. Außer- n sind zwei Reisewerke über Italien zu erwähnen, Riedesels eise, aus der Goethe nebst den oben gegebenen Zeilen über Pflan- (S. 31) sich die Erinnerung hinwarf: Morrealese, sizilia- scher Raphael, und Montfaucons Tagebuch, woraus er die schrift (S. 10) sich aufschrieb:

D. O. M.

Flaminio Vaccæ sculptori Romano, qui in operibus, æ fecit, nunquam sibi satisfecit.

Montfaucon in Diario Italico p. 105.

(Flaminius Vacca, dem römischen Bildner, der in seinen Werken, s er auch that, sich nie genug that.

Montfaucons Diarium Ital. S. 105.)

Ein Kupferwerk von Kunstarbeiten ist S. 6 angemerkt:

Recueil des ouvrages en serrurerie que Stanislas a fait re pour la place royale de Nancy par Jean Damour. ncy.

Den Antheil an gleichzeitigen Kunstlehren belegt folgende Bemer- ng, die nicht ohne Rücksicht auf den eigenen Dilettantismus gemacht S. 20:

Rede bei Eröffnung der Londoner Akademie von Rey- lds.* Enthält fürtreffliche Erinnerungen eines Künstlers er die Bildung junger Mahler; er dringt besonders auf Correktion und auf das Gefühl der Idealischen stillen röße.** Er hat recht. Genies werden dadurch unendlich

* Rede bei Eröffnung der Königl. Akademie der Künste zu London am Januar 1769, gehalten von deren Präsidenten Herrn Josua Reynolds. Leipzig 9.

** Ein Oeserischer Terminus. Vgl. Goethes Brief an Reich 20. Februar 9: „Sein (Oesers) Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folge haben. lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus gt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man

erhaben, und kleine Geiſter wenigſtens etwas, die ſonſt, wenn ſie mit einem Feuer, das ſie nicht haben, ihre Manier beleben wollen, dem Hanswurſt gleich ſind, der die leichten Sprünge einer Seiltänzerin mit übelm Succeß nachäfft.

Wie hier die Auffaſſung an den Grundſatz Winkelmann'ſcher Theorie erinnert, der ſich Goethen in Leipzig durch Oeſer mitgetheilt hatte, ſo zeigt eine andere Stelle des Tagebuchs die Dauer jener ebenfalls in der Leipziger Studienzeit bereits erfahrenen Einwirkung von Leſſings Laokoon, die uns Goethe (W. 25 S. 161 f.) ſo nachdrücklich geſchildert hat. Aus irgend einem der zahlreichen Aufſätze, die das kritiſche Buch hervorrief, ſcheint Goethe die folgenden Einwürfe, vielleicht zu weiterer Prüfung und Erwägung, ausgehoben zu haben. S. 9:

Leſſings Lack. p. 16: „Wuth und Verzweiflung ſchändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben."

In der Note zeigt er, daß nicht Furien, ſondern Mägde mit taedis (Kienfackeln) bei der Althäa ſtehen;* und ich bin

ſich von dieſer Wahrheit nicht erſt durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht." Reynolds Eröffnungsrede, die allerdings Regelrichtigkeit vom Schüler verlangt, ſagt Nichts von idealiſcher ſtiller Größe: nur daß darin die Methode großer Meiſter der überhäuften Originalität, Sauberkeit und Detailtreue der flinken Hand, auch dem Farben- oder Steffglanz die Anmut der Gewandung und Geſtaltung vorgezogen wird. Wäre in Goethes Note nicht ausdrücklich die Eröffnungsrede genannt, ſo konnte man glauben, es ſei die dritte der akademiſchen Reden (vom 14. Dezember 1770) gemeint, in welcher Reynolds vom Idealen, vom großen Stil handelt, den er einerſeits auf naturvolle Einfalt, andererſeits auf Geiſtesadel zurückführt. Auch die vierte (Dez. 1771) erklärt ſich über Größe und Einfalt, ideal beauty of form or propriety of expression.

* In einem Relief nämlich, welches den Meleager auf dem Sterbebett und daneben am brennenden Herde ſeine Mutter (Althäa) darſtellt, die, erzürnt über ihn, ſeinen Tod dadurch herbeiführt, daß ſie ein Scheit den Flammen übergibt. Denn zugleich mit dieſem Scheit (ſie hatten bei Meleagers Geburt die Parzen geſungen) mußte ich des Sohnes Leben verzehren.

gerne seiner Meinung, wie auch über den Kopf auf der Scheibe gegen die Mitte und gleichsam als auf der Gränze.* Lessing bekennt selbst, es sei heftiger Schmerz, und wer es ansieht, wird gern mit mir einig sein, daß es wirkliche Verzerrung ist. Sollte man wohl Wuth und Verzerrung stärker ausdrücken können. Zwar daß der Künstler nicht Meleagern so gebildet hat, sondern gleichsam ein Beiwesen mit dem Hauptgedanken des Stücks verzieret, weil er zu schrecklich war, ist ein Beweis für Lessing, aber nur so weit ich seiner Meinung bin.** Die Alten, wie ich anderswo zu beweisen gesucht habe, scheuten nicht so sehr das Häßliche als das Falsche, und verstunden auch die schrecklichsten Verzerrungen, in schönen Gesichtern, zur Schönheit zu machen. Denn ich will gerne Lessing zu Liebe glauben, daß der Kupferstecher

* Die Scheibe ist ein großes Schild: der Kopf (eigentlich Brustbild) darauf ist eine Gorgo-Medusa, als Schildzeichen. Es war ein seltsamer Irrthum Lessings, hier den Kopf Meleagers zu sehen, welchen mit seinem heftigen Schmerzausdruck der Künstler gleichsam zum Uebergang in den folgenden Zeitpunkt (Meleagers gleich darauf verschiedenen Tod) gebraucht habe. Die Bezeichnung „gegen die Mitte" geht auf die ganze Relief-Vorstellung, da der Schild zu der linken Seite des Hauptbildes am Boden steht, „gleichsam auf der Gränze" des Hauptbildes, indem er von der letzten derjenigen Figuren, die sich zum Sterbebett Meleagers drängen, den unteren Theil verdeckt und dahinter die Thür des Gemaches zu sehen ist.

** Beide Voraussetzungen sind unrichtig: daß der Künstler zum Hauptgedanken Wuth und Verzweiflung gehabt, und daß er sie in einem Beiwesen ausgedrückt, um den Helden nicht damit zu entstellen. Da es uralte und dauernde Sitte der Griechen war, Medusenhäupter und andere Schreckbilder auf ihre Schilde zu setzen, konnte der Künstler mit einer so gewöhnlichen Erscheinung nichts Besonderes, den Affekt der Szene Betreffendes andeuten wollen, sondern bezeichnete mit dem richtigen Schlachtschilde nur, daß es ein Kriegsheld sei, den man hier sterben sieht; höchstens kann er den Gegensatz seiner ehemaligen Stärke und jetzigen Rettungslosigkeit durch den Contrast der anschaulichen Furchtbarkeit seines Waffens mit der Entkräftung im Antlitze des Sterbenden in's Gefühl zu bringen beabsichtigt haben.

Personen.

Recitirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenstein.
Sophie } Lila's Schwestern.
Lucie }

Recitirende und Singende.

Lila, Baron Sternthals Gemahlinn.
Marianne, dessen Schwester.
Graf Friedrich, Graf Altensteins Sohn,
Verazio ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangnen.

Tanzende.

Der Oger.
Der Dämon.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangne.

Der Schauplatz ist auf Baron Sternthals Landgute.

(ich habe es in Barbaults Werke geſehen) einige Züge verdorben hat;* denn ich weiß ohne das, daß ein Kupferſtich iſt wie eine Ueberſetzung, man muß die beſte wieder in Gedanken überſetzen, um den Geiſt des Originals zu fühlen. Aber noch etwas. Nach Leſſings Grundſätzen bleibt hier der Künſtler unter dem Dichter; denn Ovid (Metamorph. VIII, 517) ſagt magnos superat virtute dolores („er bezwingt die Qualen mit männlichem Geiſte"), und der Künſtler hatte nichts von dieſem Gefühl. Ovid hat keinen Uebergang wie der Künſtler von der Wuth zur Mattigkeit und dem Tod.**

* Barbault Les plus beaux monuments de Rome ancienne 1761 fol. T. 1, pl. 73 gibt das Relief, von dem die Rede iſt. Uebrigens darf die Schuld nicht eben im Kupferſtecher geſucht werden, wenn ſolche Reliefs römiſcher Sarkophage, welche größtentheils, obſchon auf Grundlagen einer trefflichen Ueberlieferung von Compoſition und Styl, ziemlich fabrikmäßig gearbeitet waren, den hohen Begriffen, die man von griechiſcher Kunſtſchönheit ſich gebildet, nicht in jedem Ausdruck entſprechen.

** Der Uebergang beim Künſtler iſt darein geſetzt, daß ein früherer Moment der Wuth, nach der obigen Vorausſetzung, in einem Bewegen angedeutet, der ſpätere der Mattigkeit und des Todes an Meleager ſelbſt ausgedrückt ſei. Ovid dagegen läßt den Meleager im Gefühl verzehrender Schmerzen einfach ſeine Heldenwürde bis zum Verſcheiden behaupten. Dies wäre denn das Umgekehrte von Leſſings Regel, daß der Dichter vermöge der ſucceſſiven Wirkung ſeiner Kunſt, indem er Handlungen und Uebergänge gibt, ſich auf mehr und gewaltſamere Affekte einlaſſen könne, als der bildende Künſtler, deſſen geſtaltende, an einen Hauptmoment gebundene, auf das Gleichgewicht der Schönheit hingewieſene Kunſtform den Affektausdruck in Mantel und Maß beſchränke. In Wahrheit bietet das Beiſpiel keinen Widerſpruch. Jener Uebergang beruht auf unhaltbarer Deutung. Meleager's Ausdruck im Relief iſt der des Leidens und Hinſterbens; warum der ſchmerzbemeiſterte Heldenſinn nicht ſo angelegentlich im Marmor ausgedrückt ſei, beantwortet ſich jener leicht. Ovid konnte freilich mit leichter Mühe die brennenden Qualen und die Selbſtbeherrſchung in einem Athem nennen. Ebendarin aber hat er, zum Belege von Leſſings Grundſatz, ein Verfehltes, einen Gegenſatz, wo der Künſtler ſich auf das Einfache beſchränkte. Ueberdies bewegt ſich das Pathos der Adel nicht im Todeskampfe des Meleager, ſondern in Altheens Kampfe zwiſchen Schweſterliebe und Mutterzeihn, Rachſucht und Reue; und ihre Verzweiflung iſt es, die ſowohl Ovid des Breiteren ausführt, als auch die Meleagerreliefs im heftig gewendeten Motiv und den Zügen des Geſichtes auszuſprechen ſuchen.

Es iſt mir das wieder ein Beweis, daß man die Fürtrefflichkeit der Alten in etwas anders als der Bildung der Schönheit zu ſuchen hat.

Wenn auch die Worte: Die Alten, wie ich anderswo zu beweiſen geſucht habe u. ſ. w. ſchwerlich erlauben werden, das Verſtehende Goethen ſelbſt zuzuſchreiben, ſo war zum wenigſten die mit ihnen verbundene und im Schlußſatz wiederholte Behauptung ſeiner damaligen Anſicht gemäß. Denn das Schwanken zwiſchen folgerichtiger Formklarheit und überſpringender Phantaſie-Ermächtigung, welches ſeine Studien miſchte, die mediziniſchen in Methodik und Magie, die philoſophiſchen in Anthropologie und Kabbala, die theologiſchen in Rationalismus und Myſtik theilte, wiederholte ſich ähnlich in ſeiner Aeſthetik. Auf der einen Seite das Goethiſche Form-Ideal von ſtiller Größe, einfältiger Schönheit, auf der andern die Anerkennung einer regelfreien, auf ihre eigene urſprüngliche Nothwendigkeit und Naturwahrheit gegründeten ſchöpferiſchen Empfindung. „Zu dir (ſagt er in ſeinem Erwin), theurer Jüngling, geſell' ich mich, der du bewegt daſtehſt, und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauhheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Blätte ertragen könne. — Die Kunſt iſt lange bildend, eh ſie ſchön iſt, und doch ſo wahre, große Kunſt, ja oft wahrer und größer als die ſchöne ſelbſt. Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thätig beweiſet, wenn ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo medelt der Wilde u. ſ. w. Und laß die Bildnerei aus den willkührlichſten Formen beſtehen, ſie wird ohne Geſtaltsverhältniß zuſammenſtimmen, denn Eine Empfindung ſchuf ſie zum charakteriſtiſchen Ganzen. Dieſe charakteriſtiſche Kunſt iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einzi-

ger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Wir geben zu einigen Anmerkungen weiter, die sich auf Musik beziehen.

S. 12: **Pythagoram accepimus, concitatos ad vim pudicæ domui afferendam juvenes, jussa mutare in spondæum modos tibicins, compescuisse. Q. I, 10.** *

S. 1: Tannhäuser und Heinr von Meissenburg scheinen theoretisch und tiefsinnig von der Musik geschrieben zu haben; Paracelsus sagt von ihren Werken, es dünet wol dem, der genung darvon hat, und freuet niemands baß, dann den Singer selbs. Paragrani andrer Trakt. von der Astronomey.

S. 5: Ein Componist, dem ein Text zu bearbeiten vorgelegt wird, hat besonders auf folgende 4 Stücke zu sehen. 1 Auf den grammatikalischen Accent, oder auf die Länge und Kürze der Sylben, um prosodisch richtig zu deklamiren: 2 auf die logikalischen Abtheilungen der Rede, um mit Verstande zu deklamiren; 3 auf den oratorischen Accent, um der vorhabenden Empfindung gemäß zu deklamiren; 4 auf das Eigenthümliche seiner Kunst, um nicht blos Deklamateur, sondern Musikus zugleich zu sein. Musikal. Nachrichten und Anmerk. Leipz. 1770. 4 St.

In Rücksicht der Poesie ist zunächst im Tagebuch zu bemerken, daß Goethe zwar den Quintilian zweckt zur Aufklärung über die ihr

* „Man soll Pythagoras junge Männer, die in der Ausgelassenheit als an einem ausländigen Hause Gewalt erlauben wollten, darauf zu Rede gebracht haben, daß er ihre Mäßigkeitslehre zur frauenzimmer über Opferhandlungen und Heergesängen üblichen) Weise übergehen hies." Quintil. I. 10.

erderniſſe redneriſcher Bildung) las, vernehmlich aber ſolche Stellen usheb, welche das Unzulängliche gelehrter Zubereitung oder Nachahmung, und die Wichtigkeit von Natur, Gabe, Leben berühren.

Vom Studium:

S. 12: **Mihi non invenuste dici videtur, aliud esse latine, aliud grammatice loqui. Quint. I, 6.**

S. 12: **Persequi quidem quod quisque unquam vel contemtissimorum hominum dixerit aut nimiæ miseriæ aut inanis actantiæ est, et detinet atque obruit ingenia melius aliis factura. Id. I, 8.**

Ex quo mihi inter virtutes grammatici habebitur, aliqua nescire. Ibid.

S. 14: **Quotus enim quisque tam patiens, ut velit discere, quod in usu non sit habiturus. Plin. Ep. VIII, 14.** *

Vom Nachahmen:

S. 13: **Plerumque facilius est plus facere, quam idem. Quint. X, 2.** **

Von der Anlage:

S. 12: **Erit plenius interim corpus, quod mox adulta ætas adstringat. Hinc spes roboris. Naciem namque et in-**

* „Ich finde die Bemerkung nicht unfein, ein Anderes sei aus lebendigem, ein Anderes aus sprachgelehrtem Munde reden." Quint. I, 6.

„Allem ohne Unterschied nachzugeben, was jemals und selbst von den unbedeutendsten Leuten vorgebracht worden, ist ängstliche Kleinlichkeit oder leere Prahlerei, und nimmt dem Geiste Zeit und Kraft für bessere Beschäftigung." Tac. I, 8.

„So rechn' ich nun zu den Vorzügen des Gebildeten auch den, Einiges nicht zu wissen." Tac.

„Wie viele oder Wenige hätten auch so viel Geduld, daß sie Dinge lernen wollten, wovon sie doch keinen Gebrauch machen." Plinius Briefe VIII, 14.

** „Meist ist es leichter, mehr, als eben dasselbe zu thun." Quint. X, 2.

firmitatem in posterum minuri solet protinus omnibus membris expressus infans. Quint. II, 4.*

Von der Natürlichkeit:

Numquid tu melius dicere vis quam potes? Id. X, 3. **

Beiſpiel einer einfach kräftigen Rede S. 20:

Die Rede des alten Horaz. Livius I. (26).

Ueber attiſchen Witz verweiſt ſich Goethe auf Cicero, S. 15:

De sale Attico. Cic. Ep. VII, 31.

Vom Ueberarbeiten:

S. 13: Omnia enim nostra dum nascuntur placent, alias nec scriberentur. Sed redeamus ad judicium et retractemus suspectam facilitatem. Ibid. ***

Vom Effekt:

S. 13: Excitat, qui dicit, spiritu ipso, nec imagine et ambitu rerum, sed rebus incendit. Q. X, 1. †

Anderer Effekt:

S. 15: Uti bonos floribus, ita lapidibus petitos malos poetas notat Casaubonus ad Athenæum p. 431. ††

Auch eine franzöſiſche Phraſe über Dichtergabe:

S. 11: L'homme d'esprit peut bien faire un couplet, mais il faut être poète pour en faire trois.

* „Vorerſt mag der Leib etwas zu völlig ſein, um bald im Heranreifen gedrungner zu werden. Das verſpricht Stärke. Denn ein Kind, das gleich in allen Gliedern ausgeformt iſt, droht für ſeine Zukunft Magerkeit und Schwäche.“ Quint. II, 4.

** „Willſt du etwa beſſer reden als du kannſt?“ Daſ. X, 3.

*** „Im Entſtehen gefällt uns das Unfertige immer; ſonſt ſchrieben wir's nicht. Aber kehren wir zur Prüfung zurück und ſteuern der verdächtigen Leichtigkeit.“ Daſ.

† „Durch den lebendigen Hauch ergreift freie Rede die Hörer, die nicht mit dem Bild und Abriß der Sache, mit der Sache ſelbſt hinreißt.“ Q. X, 1.

†† „Daß die Dichter geworfen wurden, die guten mit Blumen, die ſchlechten mit Steinen, bemerkt Caſaubon zum Athenäus S. 131.“

Zur Theorie der Dichtungsarten, S. 4:

Aesopus oder Versuch über den Unterschied zwischen Fabel und Mährgen von Ernst Lud. Dan. Huch. 1769. Die Aesopische Fabel (sagt der Verfasser) unterscheidet sich von dem Mährgen durch den Knoten, vom Beispiele durch erdichtete Handlungen, vom Apologen durch erdichtete Handlungen lebendiger Wesen, von der Mythologie durch erdichtete Handlungen würklicher Wesen, von der Parabel durch erdichtete Handlungen unvernünftiger Wesen, und von der Erdichtung in Gedanken durch den Ausdruck.

Hier sei beiläufig bemerkt, daß unter unsern Handschriften auch zwei vereinzelte Folioblätter mit Fabeln, die sich Goethe übersetzt hat, sich befinden. Das eine (dessen Rückseite unbeschrieben ist) enthält unter der Aufschrift **Phædrus** die zwei ersten Fabeln desselben: der Wolf und das Lamm und die Frösche, das andere (mit gleichfalls leerer Rückseite) unter der Aufschrift **Aesopus** eben diese Fabeln (Nr. 230 und 167), vor ihnen aber die 189ste Zeus und die Schlange, und die 8te die Füchse.

Ueber ältere und neuere Dichter:

In Dörings „Goethe — in den J. 1757—75" steht in einem Briefe vom 16. April 1770: — „Doch lern' ich Griechisch: denn daß Sie's wissen, ich habe in dieser Zeit meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese." Unser Tagebuch hat für Homer nur die schon oben angezogene, wahrscheinlich blos vorgemerkte Notiz auf S. 27:

Blakwell über den Homer (Th. Blackwell Enquiry into the life and writings of Homer. Lond. 1735. 3 ed. 1757).

Ebenfalls nur für künftige Lesung festgehalten scheint die unmittelbar folgende Notiz:

Hurd über Horazens Poetik und Brief an Mezen (Rich. Hurd Commentary on Horace's Ars Poetica

1749. Reprinted with the addition of two Dissertations and a Letter to Mr. Mason on the Marks of Imitation 1757. 4 ed. corr. and enlarged 1765).

Eine Gegeneinanderſtellung zweier lateiniſchen Dichter, eines alten und eines neueren, folgt S. 18 f. auf das Urteil über die Briefe des Hr. Leſſin und über Meiers Herr und Diener:

Ich fing des Manilius Aſtronomiken zu leſen an und mußte es bald aus der Hand legen. So ſehr dieſer philoſophiſche Dichter ſein Werk mit großen Gedanken verziert, vermag er doch der Unfruchtbarkeit ſeines Sujets nicht aufzuhelfen. Es fiel mir dabei die Königliche Grille Ludwigs des Großen ein, der ſo viel Unkoſten verſchwendete, um eine Wüſte zum Paradies umzuſchaffen. — Dagegen las ich gleich um dieſe Zeit eines Neueren, Calvidii Leti.....*; er hat dieſes Sujet mit der liebenswürdigſten Manier und den angenehmſten lateiniſchen Verſen bearbeitet. Ein guter Freund warf mir ein, da ich ihm ſagte, es gefiel mir dieſes gar wohl und beſſer als der Manilius ſelbſt, es ſei das Sujet was uns mehr anzöge als das andre, und nicht die Dichtkunſt; allein ich meine doch, man müſſe ſelbſt die übeln Wirkungen eines Sujets auf Rechnung des Dichters ſchreiben. Es iſt ſeine Schuld, daß er es gewählt hat.

Auch ein Werk über die berühmten italieniſchen Dichter (auf

* Der Titel, für den Goethe hier eine Lücke gelaſſen, iſt Callipaedia seu de pulchrae prolis habenda ratione („Kinderbuch, oder von der Erziehung ſchöner Nachkommen"), herausgegeben 1655. Der Verf. Calvidius Letus hieß eigentlich Claude Quillet, geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, geſtorben 1661. Er ſchrieb auch eine Henricias in 12 Büchern. — Ein Citat unſeres Tagebuchs aus einem andern neulateiniſchen Dichter, Vaire, iſt ſchon oben angeführt.

r vielleicht zuerſt durch eine Anführung in Leſſings Laokoon war rkſam gemacht worden) las Goethe in dieſer Zeit; wie die aue- ene Stelle S. 17 beweiſt:

Der wichtigſte Nachtheil aber, welchen der große Schutz icht nach ſich zieht, den die ſchönen Wiſſenſchaften bei nten finden, iſt dieſer, daß ſo viele blos witzige Köpfe an Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. bard II, 7. (Meinhardt Verſuch über den Gbar. u. d. Werke ſten ital. Dichter. Der erſte Theil erſchien 1763, der zweite, nſere Stelle im Anfang des Aufſatzes über Lorenzo von Medici 1764, der dritte 1774.)

ei Einzelheiten, zur italieniſchen Poeſie gehörig, ſind S. 16 ner franzöſiſchen Quelle angemerkt:

uria, Comédie par Mich. Ange Buonarotti, le neveu meux Mich. Ange.

enario, le canevas de toute une pièce, rempli par les rs à l'impromptu, dits improvisatores.

n deutſchen Dichtern iſt nur Ramler erwähnt in der Be- ag S. 11:

ammlers Ode an Hymen iſt eine offenbare Nachahmung Catulliſchen Epithalamii.

n engliſchen (außer der flüchtigen Notiz S. 29: Smollet r Peregr. Pickel) nur Shakſpeare viermal:

3: Romeo und Julie iſt eben das Süjet von Pyramus Thisbe.

13: Diogenes von Sinope dialogirt ſehr in der Manier ohn Falſtaff. Oft eine Laune, die mehr Wendung als ke iſt.

mittelbar vorher ſteht das Citat:

Richard II von Shakeſpear V Aufz. II Scene. (Es iſt der höchſt draſtiſche Auftritt, wo der Herzog von York ſeines Sohnes Mitverſchwörung zum Königsmord gewahr werdend, ſofort nach Pferd und Stiefeln ruft, und die Herzogin, die den Grund ſeiner Hineile zum König aus ſeiner Aufregung ahnt und entgegendringend ihm abfrägt, dem Diener wehren, den verſtummenden Sohn zum Widerſtand und den Vater durch die bündigſte Beredſamkeit ihres Muttergefühls zum Mitleid bringen will, da er aber mit barſcher Entſchiedenheit durchbricht, den Sohn ihm voranzueilen treibt und ſich ſelbſt voll Entſchloſſenheit aufmacht, damit die Losbitte der Anklage zuvorkomme.)

S. 14: Die ausgehobene Stelle aus „König Johann“:

Ich ſah einen Schmidt mit ſeinem Hammer, der, indeß daß ſein Eiſen auf dem Ambos erkaltete, mit offnem Maul die Zeitungen eines Schneiders einſchlang, der mit ſeinem Ellſtab und ſeiner Scheer in der Hand, in halbangezognen Schuhen, die er vor Eilfertigkeit an den unrechten Fuß geſteckt hatte, von viel tauſend tapfern Franzoſen erzählte, die in Kent in Schlachtordnung ſtünden; bis ein andrer hagrer ungewaſchner Handwerksmann ſeiner Erzählung ein Ende machte, und von Arthurs Tod erzälte. Shakeſpears Johann sine terra (4 Aufz. 2 Sc.; nach Wielands Ueberſetzung mit ganz kleinen Abweichungen).

In ſeinem Leben ſagt uns Goethe (Bd. 26 S. 71 f.), wie er ſchon in Leipzig mit dem großen Britten durch Dodds beauties of Shakspeare bekannt geworden, und ihn daraus die herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoriſtiſchen Züge, alles einzeln und gewaltig getroffen; wie dann Wielands Ueberſetzung erſchien (1762—66) und als proſaiſche, was der dichteriſchen Form abging, durch Gemeinverſtändlichkeit, durch verbreitete und in gewiſſem Sinne beſte reinere Wirkung erſetzte. Denn „das eigentlich tief und gründlich Wirkſame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde iſt das-

jenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird." Auch möchte — dürfen wir vielleicht hinzusetzen — Goethes Abfassung seiner älteren Dramen in Prosa nicht ohne Zusammenhang damit sein, daß er die anregenden Eindrücke der Shakspeareschen Muse vornehmlich in der Prosaform der Wielandschen Verdeutschung empfangen hatte; aber wenn bei ihm die Wahl der Prosa sich schon aus dem damals vorherrschenden Streben nach Natürlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks erklärt, so war auch dieses Streben nicht am wenigsten durch die schlichte, blendungslosere, den Gehalt einfacher darlegende Gestalt bestärkt worden, in welcher Shakspeare aus der Uebertragung auf ihn gewirkt hatte. In Straßburg steigerte sich diese Wirkung zum Enthusiasmus, dessen Ernstlichkeit Herder, dessen humoristische Wendungen Lenz theilte, von dem alle Freunde mitbewegt wurden. Diese Einverstandenen waren fast ebenso, wie es bibelfeste Männer gibt, shakspearefest. Und Goethe verschweigt nicht, daß es der Einfluß dieses mächtigen Geistes war, der sie vor der Ausgleitung und wenigstens versuchsweisen Hingebung an die rohe Natur durch höhere, freiere und eben so wahre als dichterische Weltansichten und Geistesgenüsse geschützt. Wenn er nebstbei von einer „Billigkeit und Schonung" spricht, die wir neueren Deutschen uns untereinander versagend diesem Dichter reichlich zugewendet, wenn er ausführlicher nur die Freude der Straßburger Genossen an seinen Quibbles, ihre Nachbildung der „Ausschweifungen und Auswüchse des shakspeareschen Genies", die Neigung zum Absurden, die „seltsamen Gesinnungen" erwähnt, zu welchen „eigentlich Lessing in seiner Dramaturgie das erste Signal gegeben": so vergessen wir nicht, daß zwischen diesem Rückblick auf Shakspeares Wirkung und der Wirkung selbst auf den Jünglingsgeist mehr als fünfzig Jahre liegen. Zu einer Zeit, wo Goethe urteilte, daß „der tragische Gehalt von Romeo und Julie durch Mercutio und die Amme beinahe ganz zerstört werde,"* konnte er das hegende und bildende Eingreifen jenes Schöpfungsedems in seinen Frühling nicht mehr kräftig genug wiederfühlen, nicht unbefangen genug sich entwickeln. Im Wilhelm Meister, dessen Abfassungszeit dieser Ein-

* Bd. 45 S. 54. Vgl. Bd. 38 S. 169. 170.

Erſter Aufzug.

Saal.

Eine Geſellſchaft junger Leute beyderley Geſchlechts, in Hauskleidern, ergetzen ſich in einem Tanze, es ſcheint ſie wiederhohlen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich tritt zu ihnen.

Friedrich.

Pfuy doch, ihr Kinder! Still! Iſt's erlaubt, daß ihr ſo einen Lärmen macht? Die ganze Familie iſt traurig, und ihr tanzt und ſpringt!

wirkung noch um mehr als die Hälfte näher war als die von Dichtung und Wahrheit, konnte er davon einige tiefere Andeutungen geben und wußte noch am Shakspeareschen Drama „in Sonderbarkeiten, in anscheinenden Unschicklichkeiten einen großen Sinn" zu finden, nannte es nicht Schonung, wenn man ihn „ganz und unzerstückt" wollte, und gesellte auch der motivirten Aenderung an Shakspeares Dichtung die Empfindung bei, daß damit „das Original nur verdorben werde." Sehr belehrend aber würde sein, wer aus den Gestaltungen des Götz und des Faust sowohl die Erfolge der Begeisterung durch Shakspeare, als auch die freie Wendung derselben im eigenen Genius zu scheiden verstünde. Für dieses Verhältniß des jungen Goethe zum Tragiker ohne Gleichen sind es kleine, doch nicht zu verachtende Beiträge, die unser Tagebuch dort in einem Blick auf das Fabelmotiv von Romeo und Julie oder auf die Geistesverwandtschaft des fetten Sir John mit dem genügsamsten aller Philosophen, hier in der Anmerkung zweier Stellen gibt, deren eine ein Muster von Schilderung der Wirklichkeit, die andere typisch brauchbar ist, um an ihr zu zeigen, wie das Drama den Charakter als Handlung und die Handlung als Charakter in der Energie eines Moments darzustellen habe.

Noch eine andere damals neugewonnene Nahrung für Goethes Dichtergeist deuten die Euhemerides an; einen Gewinn, der im Zusammenhange steht mit Herders Aufenthalt in Straßburg (September 1770 — April 1771). „In Leipzig, sagt Goethe Bd. 25 S. 301, hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt — meine allgemeine Kenntniß der deutschen Literatur konnte durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden — was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien." Hierzu ist besonders die steigende Umsicht zu rechnen, mit der man begann, die Poesie an ihren culturgeschichtlichen und volksthümlichen Wurzeln zu fassen: das Studium der nordisch-mythischen Dichtung, der Balladen, der Volkslieder. Dahin gehören die Anmerkungen S. 27:

Bücher zur Skaldiſchen Literatur.

Hikesii Thesaurus ling. Septentrional. (Georg
kes. Linguar. veter. septentrional. Thesaurus grammaticus
icus T. VI, fol. 1703—1705).

Olai Wormii litt. Runica. et alia ipsius
ripta (O. W. Antiquitates Danicæ de Literatura f. 1651.
Fasci Danici LIII f. 1643. — Libri VI Monumentorum
n. f. 1643. — De Danica Literatura 1693).

Edda.

Saxon. Gramm. hist. Danica.

Thom. Bartholin de contemtu mortis apud
t. (eigentlich: De causis contemtæ mortis a Danis ad-
gentilibus 1689. Auch von Leiſing im Laokoon angeführt.)

Monumens Celtiques p. Mallet (P. H. Mallet
numens de la mythologie et de la poésie des Celtes
Überſetzung der Edda) enthalten in Introduction à l'histoire
Dannemark etc. Copenhague 1755—56, 2 tom. 1 vol.
; auch als Buch für ſich 1756; ſpäter wieder ausgegeb. u. d. T.
da).

H. T. Gottfr. Schütze († 1784, verfaßte u. a: Der
ne Schutzſchriften für die alten deutſch. u. nord. Völker. 2 Pte. 8.
z. 1746—57. Der Lehrbegriff der alten deutſch. u. nord. Völker
. Zuſt. d. Seele nach dem Tode. 8. Leipz. 1750. Disquisitio
torica de cultu Saxonum religioso, priscis Danis ac Ger-
nis familiari, limitibus arctioribus circumscribendo. 4°
s. 1760).

Schon die nicht buchſtäblich genaue Anführung dieſer Werke leitet
auf, daß ſie nicht aus Büchern gezogen, ſondern vom Munde auf
nommen, durch das Gedächtniß oder die Schreibtafel in's Tage-
getragen werden. Nun ſagt Goethe (Bd. 25 S. 306), daß er

durch Herder mit der Poeſie in einem andern Sinne als bisher, und der ihm ſehr zuſagte, bekannt geworden, indem „die älteſten Urkunden als Poeſie das Zeugniß gaben, daß die Dichtkunſt überhaupt eine Welt- und Völkergabe ſei, nicht ein Privaterbtheil einiger ſeiner gebildeten Männer“ („Ich verſchlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, deſto freigebiger war er im Geben“). Und da er an anderer Stelle (Bd. 26 S. 143) nachträgt, daß er die Fabeln der Edda aus der Vorrede zu Mallets Däniſcher Geſchichte (eben den Monumens Celtiques des obigen Verzeichniſſes) kennen gelernt, und Herder ihm den Reſenius (Edda Islandorum 1665) in die Hände gegeben und mit den Heldenſagen ihn mehr bekannt gemacht habe: ſo können wir kaum irren, wenn wir die verſtehende Literatur als ganz oder größtentheils aus Herders Mittheilungen unmittelbar nach anregenden Geſprächen aufgezeichnet betrachten.* Auch folgt ſofort auf derſelben Seite

Stenders Lettiſche Grammatik (Braunſchw. 1761—)

Und warum ſonſt wird ſich Goethe ſie zu ſtudiren vorgeſetzt haben, als weil ihm Herder die Lettiſchen Volkslieder mit dem Intereſſe, das er ſchon in Riga an ihnen nahm, beſchrieb oder verwies?**

* In ſeinen „Briefen über Oſſian u. die Lieder alt. V.“ verweiſt Herder über das Rhythmiſche in den Geſängen der Skandinavier u. a. auf Worm und Bartholin, führt Regner Lodbrogs Sterbegeſang aus den Runen des Worm, und den Hickes mit a. dafür an, daß die Skaldiſche Rhythmik nicht auf Skandinavien und Island beſchränkt geweſen. In den Stimm. d. V. V. I iſt Nr. 1 aus Hickes Thesaur. genommen, zu Nr. 2 bemerkt: Barthelin hat den Geſang unvollſtändig, Mallet arg verſtümmelt; Nr. 6 als eine Probe bezeichnet, wie ſich der Ueberſetzer — eine Reihe von Jahren zurück, da von der nordiſchen Barrenpoeſie noch nichts erhellet war — dieſe berühmten Stücke dachte. — In einem ungedruckten, 1772 von Goethe an Herder gerichteten Briefe, deſſen Kenntniß wir gütiger Mittheilung der von Herderſchen Familie verdanken, heißt: „Von Celtiſchen und Walliſchen Sprachen ſoll nächſtens etwas folgen; es fehlen mir noch gewiſſe Bücher, die ich bald kriegen muß.“

** S. Stimm. d. V. V. I, 1 (Gothn. Hochzeitlieder mit der Einl.) und 9 (Lettiſche L. mit d. Einl. aus den gelehrt. Beiträgen. Riga 1764) und den Aufſatz: Aehnlichk. der mittlern engl. u. deutſch. Dicht. (Ausg. in 1 Bd. S. 311) „Gothen und Letten — ihre Geſänge der Art und nicht ſo geſammelt als die Lieder der Isländer, Dänen, Schweden, geſchweige der Engländer, Herſen und Briten, oder gar der ſüdlichen Völker.“

Im Kreiſe deſſelben durch Herder ſo lebhaft geweckten Intereſſes ag denn auch, was Goethe ſich S. 31 notirt hat:

Ancient Scottish Poems. Publishd from the MS. of George Bannatyne 1568. 12. 1770. (London. Cadell).

In ſeiner Schilderung dieſes lehrreichen, fruchtbaren Einfluſſes rwähnt Goethe auch ausdrücklich (Bd. 25 S. 306) Herders Antreiben, „die Ueberlieferungen von Volkspoeſie im Elſaß aufzuuchen";* ungedruckte Briefe, die er nach Bückeburg an Herder chrieb, enthalten Beweiſe ſeiner eingedenken Bemühung; und unter en uns anvertrauten Handſchriften ſind viertehalb Bogen mit acht **Volksliedern** von Goethes reinlicher, feſter Schrift. Man findet n H. Stimm. d. V. im 5. B. Nr. 5 zum „Lied vom jungen Grafen" die Bemerkung: „Aus dem Munde des Volks im Elſaß". Unſere Handſchrift hat es nicht, aber in jener ungedruckten Sendung Goethes nach Bückeburg iſt es (als Nr. 3) ſammt der Anmerkung zu Vers 2 wörtlich übereinſtimmend gegeben, nur daß es m 7. Vers heißt: „Fragt er nach **jüngſter** Nonne" und dem Schluß noch angehängt iſt:

„So ſoll's den ſtolzen Knaben geb'n, Die trachten nach großem Gut. Nimm einer ein ſchwarzbraun Maidelein, Wenn's ihm gefallen thut."

Nr. 8 bei Herder: das **Lied vom eiferſüchtigen Knaben**, wo die Vorbemerkung vom Anſchluſſe des Elſaſſer Dialekts an die Melodie ſpricht, iſt in der genannten Goetheſchen Handſchrift vom dritten Verſe an erhalten (und jene Sendung enthält es ganz, als Nr. 4).**

* Vergl. auch Wagners Briefe an J. H. Merk S. 12. 23. 27. 32., und Briefe an u. v. Merk S. 31. 36.

** Alles wie bei Herder bis auf die Dialekt-Varianten V. 1: „Sey dich ein klein Weil nieder", V. 3: „Ich kann und mag es nicht thun", V. 5 f.: „Wie bitter wird mir es der Tod". In ſeiner Recension von des Knaben Wunderhorn 1806 ſagt Goethe von dieſem Liede (282): „Das Weben und Weben der räthſelhaft morgegeſchichtlichen Romanzen iſt hier doch lebhaft zu fühlen."

So hat ſie auch das Lied vom Herrn von Falkenſtein (in der brieflichen Sendung das erſte), wie es Herder (Nr. 10, „aus der mündlichen Sage") gibt.* Außerdem enthält ſie noch folgende:

Das Lied vom Pfalzgrafen (in der Briefſendung das zweite), im Weſentlichen daſſelbe, das im Wunderhorn (I, 259) „der Pfalzgraf am Rhein" genannt und in der Anzeige des Wunderhorns in der Jenaer Literaturzeitung von Goethe mit den Worten charakteriſirt iſt: „Barbariſche Fabel und gemäßer Vortrag"; in Anderem übereinkommend mit der breiteren Geſtalt deſſelben Liedes, die das Wunderhorn (II, 272) unter dem Titel „der grobe Gunter" gibt.**

* Im Goetheſchen Text iſt nur der Dialekt auch hier mehr beibehalten, z. B.

V. 2: Wohin, wohaus d. ich. M.
Was machen ihr —
Se reiten ihr —
V. 4: Se will ich euch beten um ten G. m. u. dgl.

Auch dies Lied ward im Wunderhorn wiederholt (1855). Goethe nennt es in der Rezenſion deſſelben „von der guten, zarten, innigen Romanzenart." Vgl. auch Uhland d. Volkslieder Nr. I, S. 734 f. 1812.

** Im Einzelnen von beiden abweichend, wie auch von der noch jüngeren Geſtalt bei Zuccalmaglio S. 187, weshalb es hier folgen mag:

Es fuhr ein Jubilecht über den Rhein,
Es kehrt beim jungen Pfalzgrafen ein:
Ach, Pfalzgraf, lieber Pfalzgraf mein,
Wo haſt dein artlichs Schweſterlein.

(Die Fortſetzung hat: Gott grüß dich Pfalzgraf [illegible] und [illegible]. Wo haſt du dein u. ſ. w.)

Was haſt du nach meiner Schweſter zu fragen
Sie iſt dir viel zu artlich.
Soll ſie mir viel zu artlich ſein,
Sie hat fürwahr ein Kindlein klein.
Hat ſie fürwahr ein Kindlein klein,
So ſoll ſie nimmer mein Schweſter ſein.
Es nahm nicht länger als drei Tag an,
Die junge Gräfin geſahren kam.
Als nun die Gräfin geſahren kam,
Der junge Graf ihr entgegenkam.
Gott grüß dich Schweſter hubſch und fein,
Wo haſt dein artlich Kindelein.

(Die Fortſetzung hat auch: Wo haſt du dein artlich [illegible] Kind. In Anmerkung „Art hält die Stunde, wenn ſie das Kind abtragen.")

Er nimmt ſie bei ihrer ſchneeweißen Hand
Und führt ſie nach Holland zu dem Land.

as Lied vom Grafen Friederich (das neunte der Sendung Herder), eben das, welches im Wunderhorn (II, 289) als fliegen- Blatt aus der Schweiz gegeben iſt, wo es einige Verſe mehr, ein andere aber nicht hat, die ſich hier ähnlich wie in der zweiten des Liedes im Wunderhorn (294) und, mit jenen, bei Uhland I, S. 277 vgl. 1012) verfinden.

as Lied vom verkleideten Grafen (der Sendung ſechstes), verwandt mit Muskatbaum (Wunderhorn III, S. 48. Uhland 31 f. 1009) und dem jüngeren Lied, „der Küchenjunge und die stochter" bei Zuccalmaglio S. 164. — Hier lautet es:

Es werbt eines jungen Grafen Sohn
Um's Königs ſeine Tochter,
Er werbt drei Jaq und ſieben Jahr
Und kennt ſie nicht erwerben.

Er tanzt am Winter die lange Nacht,
Bis daß ihr die Milch zur Bruſt ausbrach.
Ach Bruder hör auf, dann es iſt gnug,
Daheime weint mein Fleiſch und Blut.
Er nimmt ſie an ihrem ſchneeweißen Arm
Und führt ſie in die Kammer, daß Gott erbarm.
Er tritt ſie am Winter die lange Nacht,
Bis daß man Lung' und Leber ſach.
Ach Bruder hör' auf, dann es iſt gnug,
Es gehört dem König von England zu.
Ach Schweſter hätt'ſt du's mir eh geſagt
Es wär' mir ein lieber Schwager geweſt.

Die Briefſendung gibt auch den Schluß, ausgeführter als das Wunderhorn folgendermaßen:

Es ſtund kein halb Vierteljahr mehr an,
Der König von England gritten kam.
Gott grüß dich, Pfalzgraf höflich und fein,
Wo haſt du denn adlich Schweſterlein.
Was haſt nach meiner Schweſter zu fragen?
Sie iſt jetzt todt, lebt nimmermehr
Ja ſie jetzt todt und todt nimmermehr,
Sie haſt du ja um's Leben gebracht.
Was zog er aus ſein blankig Schwert,
Er ſtach's dem Pfalzgrafen durch ſein Herz.
Gott Pfalzgraf, gelt, jetzt haſt dein Lohn,
Warum haſt deine Schweſter nicht leben lohn.
Er nahm ſein Kindlein wohl auf den Arm:
Jetzt haben wir keine Mutter mehr, daß Gott erbarm!
Er wiegt das Kindlein in ſüße Ruh,
Und zog mit ihm nach England zu.

Und da die ſieben Jahr ummer waren,
Ein Brieflein thut ſie ſchreiben,
Leg du dir weibiſch Kleiderlein an,
Flecht dir dein Haar in Seiden.

Er reit vor ſeiner Schweſter Thür,
Schweſter biſt du darinne.
Ach leih mir deinen braunſeidenen Rock,
Flecht mir mein Haar in Seide.

Sie legt ſich's aus und zieht's ihm an,
Flecht ihm ſein Haar in Seide,
Sie legt ihm ein Silbergeſteckmeſſerle dran.
Er reit wohl über grün Haide.

Und da er auf die Haid naus kam,
Gar höflich thät ſie ſingen,
Da war der Herr König und auch ſein Kind
In einem hohen Zimmer.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Wer kann ſo höflich ſingen,
Es ſinget fürwahr eine ſchöne Jungfrau,
Daß durch die Berge thut dringen.

Laß du ſie nur reiten, laß du ſie nur gehn,
Sie reit auf rechter Straßen,
Und wann ſie heimkommt vor unſer Schloßthür,
Zum Stallknecht muß ſie ſchlafen.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Das wär' uns beiden ein Schande,
Es ſchickt ſo mancher edle Herr
Sein Kind in fremde Lande.

Da es nun war am Abend ſpat,
Vor die Schloßthür kam ſie geritten,
Sie klopft mit ihrem Goldringelein an:
Feinslieb biſt du darinne.

Und da ſie in das Schloß neinkam,
Der König thät ſie gleich fragen:
Sei du uns willkommen, du ſchöne Jungfrau,
Oder haſt du es ein Manne.

Ich hab es kein Mann und will es kein Mann,
Ein Jungfer will ich bleiben,
Und wenn ich bei ſeiner Tochter es wär,
Die Zeit thät ſie mir vertreiben.

Haſt du es kein Mann und willſt es kein Mann,
Willſt du ein Jungfer bleiben,
So mußt du zu meiner Tochter ſchlafen,
Ihr Bett iſt klare Seiden.

Und da es war um Mitternacht,
Dem König träumt's ſo ſchwer,
Daß es fürwahr ein ſchön jung Knab
Bei ſeiner Tochter wär.

Der Herr König und der war ein artlicher Herr,
Bald thät er ein Licht anzünden,
Er ging von Bett bis wieder zu Bett,
Bis er die zwei thät finden.

Ach Papa, lieber Papa mein,
Laß uns nur beide gewähren,
Gott ernährt ſo manchen Vogel in der Luft,
Er wird uns auch ernähren.

Das Lied vom Zimmergeſellen (Nr. 7 der Sendung), das im Wunderhorn (II, S. 235) mit einigen Veränderungen ſteht.*

Das Lied vom Lindenſchmidt (Nr. 8 der Sendung), weniger vollſtändig als im Wunderhorn I. S. 125, wozu Goethe in der Rezenſion bemerkte: „Von dem Reiterhaften, Holzſchnittartigen die allerbeſte Sorte." (Vgl. Uhland S. 358. 1014 f. v. Oriach Nr. 1, S. 200.)

Das Lied vom Herrn und der Magd (Nr. 5 der Sendung), in ſchwächerer Form als im Wunderhorn I, S. 50, in deſſen Text

* In Goethes Handſchrift:

V. 1. Fünfhundert ſechs Läden.
V. 3. Denn es iſt an der Zeit,
Wenn dir beliebt bei mir zu ſchlafen
An meinem ſchneeweißen Leib.
V. 4. Wir mußten beid aus dem Land.
V. 5. Und da der beiden Willen geſchah
— —
Da kam die älteſte Kammermagd —
V. 6. Ach Herr, ach erler Herre mein,
Gros Wunder an eurem Weib,
Der Zimmergeſell thut ſchlafen
An ihrem ſchneeweißen Leib.
7. Und ſchläft es nun der Zimmergeſell
An ihrem ſchneeweißen Leib,
Ein Galgen will ich ihm bauen
Zu Baſel wohl an dem Rhein.
8. Man führt den jungen Zimmergeſell
Auf's Rathhaus wohl in der Stadt,
Sein Recht thät man ihm ſprechen
Gehenket muß er ſein.
9. Da ſprach der Burgemeiſter,
Wir wollen ihn leben laſſen,
Iſt keiner unter uns allen,
Der nicht hätt das gethan.
10. Was zog er aus ſeinem Sacke?
Fünfhundert Gold-gulden ſo roth,
Zieh hin, zieh hin, gut Zimmergeſell,
Darum kauf Wein und Brot.
11. Und wenn du das Geld verzehret haſt,
So komm du wieder zu mir,
So will ich dir laſſen geben
Den beſten Malvaſier.

Vgl. Kreyßchmer S. 46.

lung es Goethe „dunkel-romantisch, gewaltsam" nennt. (Vergl. land S. 220 f. 1009.)*

Vom braun Annel (Nr. 10 der Sendung), dasselbe Lied, wel- s das Wunderhorn III, S. 143 mit der Ueberschrift „Kurzweil ündlich)" gibt, hier aber, obzwar der Vers, der dort der fehlte ist, lt, ausführlicher so lautend:

(Es wollt ein Knab spazieren gehn,
Wollt vor braun Annels Laden stehn,)
Er wußt nicht was er ihr verhieß,
Daß sie den Riegel schleichen ließ.
Den Riegel wohl in die Ecken,
Zum braun Annel wohl unter die Decken.

Sie liegen beieinander eine kleine Kurzweil,
Der jung Knab weckt's braun Annelein:
Steh auf es, geh an es den Laden,
Sieh ob es nicht irgends will tagen.
(Bleib liegen, mein Schätzel, nur stille,
Es taget nach unserem Wille.)

(Sie lagen beieinander eine kleine Kurzweil,
Der jung Knab weckt's braun Annelein.)
Braun Mädel gab dem Laden ein Stoß,
Scheint ihm die helle Sonn in Schoß.
Steh auf es, mein Schätzel, nur balde,
Die Vögel die singen im Walde.

Braun Annel war sie hurtig in Eil,
Sie ließ den Knaben hinunter am Seil,
Sie meint, er wär nun kalt drunnen,
Liegt er es so tief im kalt Brunnen.

* In Goethes Landsberg ist des Knaben Heimat nicht, wie gewöhnlich, ugsburg (bei Kretzbrmer S. 90: Regensburg), sondern Werlesstein.

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unsrer Schwester geht uns nah' genug zu Herzen; sollte uns drum die alte Luſt nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir so gewohnt sind immer zu tanzen? In unserm Hause war ja nichts als Gesang, Fest und Freude, und wenn man jung ist —

Sophie. O, wir sind auch betrübt, wir ziehen's uns nur nicht so zu Gemüthe. Und wenn es uns auch nicht um's Herz wäre, wir sollten doch tanzen und springen, daß wir die andern nur ein Bißchen lustig machten.

Friedrich. Ihr habt eure Schwester lange nicht gesehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbiethet uns in den Theil des Parks zu kommen, wo sie sich aufhält.

Sophie. Sie ist mir ein einzigmal begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie schien mit sich selbst

Man zog ihn raus am dritten Tag,
Weint alles, was da um ihn war,
Als nur 's braun Annel alleine,
Für Trauern konnt sie nicht weinen.

Ach Gott, was war das für ein Mann,
Daß ich ihn nicht erkennen kann,
Ich hab ihn ostermal hören nennen,
Ich kann ihn doch nicht erkennen.

Es stund eine alte Frau dabei:
Schweig still, schweig still, braun Annelein,
Keine Nacht hast unterlassen:
Hast ihn alle Nacht zu Tir gelassen."

* Goethes Sendung an Herder gab noch außerdem das Lied vom plauderhaften Knaben (Nr. II), ähnlich (nicht ohne gute Abweichungen und mit Verlegung nach Straßburg) jenem, das im Wunderhorn I, XI „der verlaute Ritter" heißt, welches Goethe dann in der Jen. Lit. Z. „im realromantischen Sinne gar zu gut" nannte. Herder setzt dort als zwölftes und letztes, Zugabe überschrieben, ein ächt komisches Volkslied: „Hab ein buckelich Männel gnomme, Hat mir's Gott erschaffe, Ich und auch mein buckelich Männel Gingen zu dem Praffe" u. s. w. Aus dem Briefe, mit welchem Goethe diese zwölf Lieder an Herder schickte (er wird hoffentlich bald mit vielen andern interessanten Briefen aus Herders Nachlaß herauskommen), erlauben wir uns noch das Hiehergehörige mitzutheilen: — „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Ritterein aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle; ‚ich liebte nur Jomenen'. Sie waren Ihnen bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift auf's dringendste Bitten erlaubt habe. Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Vortrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Werthes zu sagen. Aber ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen, alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodien, die wir haben (fünf Nr. die alten Melodien, wie sie Gott erschaffen hat), sie soll sie Ihnen abschreiben" u. s. w. Daher wohl in Herders Stimmen v. V. die Bemerkungen über die Melodie zum Lied vom jungen Grafen und zu dem vom eifersüchtigen Knaben. — Bekanntlich war in jenen auch der „Klaggesang v. d. erein Frauen des Asan-Aga", aus dem Morlachischen, Goethes 1775 gemachte Uebersetzung, die dann mit wenigen Aenderungen unter seinen Gedichten erschien.

Hatte hier Goethe poetische Stoffe so, wie er sie lebend im Volke fand, aufgegriffen, so hielt er ebenfalls einzelne kleine Züge, Aeußerungen, Verfälle, die er im Leben gewahr geworden, sei es als Körnlein für künftige Dichtung, sei es für sich als leichte humoristische Waare, fest. Von dieser Art möchten folgende Stellen seiner Urbemerkungen sein:

S. 26: A. Wir zwei betrügen einander schwerlich.

B. Wohl. Ich habe keine Lust, Sie zu betrügen; und wenn Sie glauben, mich zu betrügen: so betrügen Sie sich selbst.

S. 31: Die Livorei — als Hauptantheil an der Heurath.

S. 32: Wie der kleine Junge Jeannot der Fingerling zu dem Petschaft, dessen Umschrift er lesen soll, sagt: Es ist griechisch. Und der Doktor Merks* spricht: Wir müssen's abdrucken.

Wie der Andre Tinten verschenkt, sich frische holen will, und drüber die Bouteille auf Weste und Hosen gießt.

Jakobä: Wenn sie ein Trauerspiel spielen, mußt du nicht hineingehen, das ist nichts, da stechen sie einander todt und fallen übereinander wie das liebe Vieh.

Noch ist aber übrig, das zu berühren, was sich entfernter oder näher in Beziehung stellt auf

Dichterische Vorwürfe.

Als einen Gegenstand, der 1770 schon bei ihm eingewurzelt war und sich nach und nach zur poetischen Gestalt ausbilden wollte, bezeichnet Goethe (Br. 25 S. 314) den Faust. Da auch er sich in

* Niemand denke hier an Goethes Freund Merk. Es ist deutlich Merks geschrieben. Auch wurde Jener Kriegsrath, nicht Doctor, genannt sein, und ward mit ihm Goethe erst nach der Rückkehr von Straßburg befreundet, während in unserm Tagebuch nichts über die Zeit des Straßburger Aufenthalts hinausdeutet und noch auf derselben Seite, wo diese Notiz, Straßburgische Ausdrücke angemerkt sind.

allem Wiſſen umhergetrieben und früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen werden, da auch er es im Leben auf allerlei Weiſe verſucht und immer unbefriedigter zurückgekommen: klang und ſummte die bedeutende Purpenſpielfabel gar vieltönig in ihm wieder. Er trug ſich damit herum und ergötzte ſich daran in einſamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuſchreiben. Zur Zeit der Rückkehr nach Frankfurt aber muß die Aufzeichnung, wo nicht begonnen, doch reif zum Beginn geweſen ſein; denn indem er des Kreiſes von Freunden, in welchen er bald eintrat, und ihres Antheils an ſeinen angefangnen Arbeiten gedenkt, ſagt Goethe (Bd. 26, S. 98): „Fauſt war ſchon vorgerückt.“ Im Hinblick hierauf zeigt ſich ein beſonderer Grund zur Leſung magiſcher und myſtiſcher Schriften, wie ſie die Straßburger Tagebläter andeuten, und zu mancher Anmerkung, die eben in anderem Zuſammenhange zu erwähnen war. Denn wenngleich auf ſolche Stoffe ſchon ſeine mediziniſche Liebhaberei, ſein theologiſches Verhältniß, und die Art Philoſophie, womit er dieſen Richtungen eine gewiſſe Einheit gab, ihn hinführten, ſo waren es auch gerade dieſe Neigungen, die ihn zum Dichten eines Fauſt befähigten, ja dieſes Dichten war für dieſelben der vollkommnere Abſchluß, den ſeine Philoſophie nicht erreichte, und ſobald es zur Abſicht geworden war, mußte es jene Stoffe ſich zu Gebrauch oder Verkörperung in größerer Ausdehnung, als der eigene Gemüthsbedarf heiſchte, heranziehen. Es war nöthig, die Vorſtellungswelt des Zaubers, des Aberglaubens, der Dämonologie und der hier ſich ihr verknüpfenden, dort entgegenſtellenden chriſtlichen Myſtik ſich geläufig zu machen. Die Gegenſätze von Vorurteil und Kritik, Glauben und Zweifel, wie wir ſie für alle Gedankenkreiſe des Studierenden neben- und durcheinander geſtellt ſahen, gehörten beide gleichſehr in einen Fauſt. — Wenn wir alſo fanden, daß Goethe von der Leſung des Manilius hier ein Verſchen auf ſich ſelbſt anwandte, da Gelegenheit zu einem äſthetiſchen Urteil nahm, ſchließt dies nicht aus, daß er das Buch in der Abſicht durchſah, den aſtrologiſchen Aberglauben, ein Ferment der Magie, in ſeiner Ueberlieferung kennen zu lernen, weßhalb er auch von der gelehrten Erläuterung deſſelben, um ſich ihrer nöthigenfalls zu bedienen, Notiz nahm S. 14:

M. Manilii Astronomicon c. n. Scalig(eri)edente Boecl(ero). rg. 1655. 4.

Judicium de notis Scalig. vid. in Mélanges de Vigneul-arville. Tom. III.

Wenn wir eine Stelle aus Cicero's Buch über die Wahrsagung en ihm wegen Uebereinstimmung mit seiner Philosophie aufgezeichnet laubten, ist doch deutlich, daß er nicht dies eben in dem Buche suchte, ndern die Kenntniß alterthümlicher Theurgie. Er schrieb daraus mittelbar nach den bedeutenden kritischen Aeußerungen von Rousseau lgende Worte sich ab S. 17:

Dubitans plerumque, et mihi ipse diffidens; si enim aliquid certi haberem, quod dicerem, ego ipse divinarem, qui sse divinationem nego. Cic. de Div. II.*

Das Nächstfolgende ist aber eine Verweisung auf dieselbe Schrift n Betreff der Tradition von der etruskischen Zeichenlehre und den rkunden ihres Rituals:

De Tage Etruscæ disciplinæ mirabili auctore. Ibid.**

Und daß Goethe näher auf dieses Mutterland des Aberglaubens inzugehen dachte, beweist die Notiz auf derselben Seite:

Joh. Bapt. Passerii Pisaurensis Nob. Eugubini in Th. Dempsteri libros de Etruria regali Paralipomena 1767.***

Vornehmlich wohl zum Behuf solcher Quellenkenntniß alter und neuerer Zauberverstellungen las Goethe des Fabricius antiquarische Bücherkunde, zu dessen Anführungen über die dämonischen Ideale von Gottheit und Natur in Eins er die obengegebene Bemerkung über die

* „Dabei verhalt' ich mich immerhin zweifelnd und mir selbst mißtrauend; enn könnte ich etwas Gewisses behaupten, so würde ja ich selbst wahrsagen, er ich die Wahrsagung leugne." Cicero v. d. Wahrs. 2.

** „Von Tages, dem wunderbaren Stifter der etruskischen Priesterlehre" Cic. ebendas.

*** „Giambatt. Passeri aus Pesaro, des edeln Eugubiners Nachträge zu Thom. Dempster's Büchern über das alte Etrurien 1767."

Allgemeinheit des Emanationsglaubens machte. Das Werk iſt ſchon auf dem erſten Blatt des Tagebuchs citirt:

S. 2: De Numerorum poteſtate apud Pyth. vid. Fabr. Bibliographia antiquar. p. 234 (Ueber die Bedeutung der Zahlen bei Pythagoras ſ. **Fabr. Bibliogr. antiquar. S. 234**).

Dieſe Erinnerung an die Pythagoräiſchen Zahlen läßt ſich verknüpfen mit jener aus der Geſchichte der Medizin von dem Werthe, den Hippokrates und Theſſeo auf die Siebenzahl gelegt, iſt aber nicht ohne Bezug zum Formelweſen der Magie. Von ähnlicher Bedeutung iſt die Verweiſung S. 3 auf

Naturæ et Scripturæ Concordia. Commentatio de Literis et Numeris primævis aliisque rebus memorabilibus cum ortu literarum conjunctis illustrata et Tab. æn. dep. Lips. et Hafn. 1752.*

Denken wir an die Elementarzeichen der chineſiſchen Philoſophie, ſo war es vielleicht wegen eben jener Aufmerkſamkeit auf das Ziffern- und Figurenweſen, daß Goethe ſich auf derſelben Seite auch Reels (ebenerwähnte) Ausgabe der claſſiſchen Bücher des Chineſenreichs anmerkte.

Das Citat S. 29: **De Abraxis Mosh. Hist. Eccles. p. 91. nota** (Von den Abraxasgemmen ſ. Mosheims Kirchengeſchichte S. 91 in der Anmerkung) müſſen wir gleichfalls hieherrechnen, feiern ja dieſe Gem-

* „Einſtimmung der Natur und Schrift, eine Abhandlung über die älteſten Schriftzeichen und Zahlen, ſo wie andere mit dem Urſprunge der Schriftzeichen zuſammenhängende merkwürdige Dinge, mit erläuternden Kupfern. Leipz. und Kiel 1752."

Hieraus gibt ſofort das Tagebuch Lucans Verſe über Buchſtabenerfindung der Phönizier, und die franzöſiſche Ueberſetzung:

Phoenices primi, famæ si creditur, ausi
Mansuram stabili vocem signare figura.
Lucanus.

C'est de Dieu, que nous vient cet art ingenieux
De peindre la parole et de parler aux yeux.
Brebeuf traduction de Lucain.

men in der Aufſchrift Zahlenſchiffern, im Bilde das Symbol einer gnoſtiſchen Dämonenlehre und als Amulete zaubriſche Bedeutung hatten.

Alles Geheimnißartige übte Anziehung auf die brütende und wühlende Stimmung; wie er denn auch eine Nachweiſung über die Geheimnißregel in der erſten Kirche S. 28:

de disciplina arcani in prima eccles. Pfaff. de præjud. Theol. § XIII, p. 149 in Primitiis Tubingensibus

ſich notirt hat.

Noch mehr mußte die Lektüre des Paracelſus zur Nahrung einer Phantaſie gereichen, die mit dem Doctor und Magier Fauſt beſchäftigt war. Auf ein Buch über Abraras oder Kabbala, und zwar auf ein engliſches, deutet auch S. 15:

Magog.

Baath.

Finiusa Farsu.

Gadel, son of Eathevir of the posterity of Gomer.

Cavib Far, son of Neamha the Hebrew.*

* Der Einſicht und Gefälligkeit des Hrn. Prof. Stickel in Jena verdanken wir folgende Erklärung dieſer räthſelhaften Wörter-Reihe: Die erſten vier Worte bilden, hebräiſch geleſen, den erſten — die Namen in den folgenden zwei Zeilen den zweiten Satz einer kabbaliſtiſchen Zauberformel. Der voranſtehende Name Magog bezeichnet urſprünglich im Alt. Teſt. 1 Moſ. 10, 2 u. a. ein Land und Volk, oder als Collectivname die Völkerſchaften, welche über Medien und den kaukaſiſchen Gebirgen ſaßen und von denen zu den Hebräern nur eine dunkle Kunde gedrungen war. Gomer (Cimmerier) erſcheint in der angeführten Stelle damit in Verbindung. Später haben ſich in der chriſtlichen Apokalyptik und bei Arabern wie Juden mancherlei Sagen an die Namen Gog und Magog geknüpft; daher ihr Gebrauch in der Theoſophie und Mantik. Die Worte nun in das Hebräiſche übergetragen, ergeben: Magog baath bene tasá bearzo (d. h. Magog fürchtet die Söhne der Kraft [die gewaltigen Zauberer] in ſeinem Lande) Gadol ittofir kaphe bar amah (d. h. der [Zauber-] Knoten iſt geſchlungen, ſeine Hand iſt ein Sohn des Fadens [gebunden]). Sonach finde ich eine Zauberformel in den Worten. Die Bemerkung des Engländers, daß Eathevir

Kurz, wenn wir auch keinen Zug der Fauſtvorſtellung in den Ephemerides vorfinden: die Elemente, die in dem Grunde verſanken, aus dem ſie aufſtieg, ſind mehrfach darin wahrzunehmen.

Neben dem Fauſt war es Götz von Berlichingen, zu welchem Goethe die Idee in Straßburg mit ſich umhertrug (Bd. 25 S. 314). Die Lebensbeſchreibung des Ritters hatte ihn im Innerſten ergriffen, die Geſtalt eines redlichen, wohlmeinenden Selbſthelfers in wilder, anarchiſcher Zeit ſeinen tiefſten Antheil erregt. Wie die Auffaſſung des Fauſt mit ſeiner eignen Unbefriedigung in Wiſſen und Genuß, hing die des Götz zuſammen mit ſeiner Verüberwendung vom hiſtoriſchen, pergamentnen, in Herkommen und Gelehrſamkeit verdunkelten und behinderten Recht zum natürlichen, urſprünglichen, in That- und Mitgefühl beglaubigten. Auch vom Götz ſchrieb Goethe noch nichts in Straßburg nieder, das Gedicht baute ſich in der nächſtfolgenden Zeit, die er in Frankfurt und Darmſtadt zubrachte, in ſeinem Geiſte zuſammen; wozu das Studium des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts half, und der zurückgebliebene, ſehr ernſte Eindruck vom Straßburger Münſtergebäude als Hintergrund dienen konnte (Bd. 26 S. 93). Wir dürfen es indeſſen gewiß mit dieſem dichteriſchen Verſatz in Verbindung bringen, wenn ihn unſer Straßburger Tagebuch beſchäftigt zeigt, in der deutſchen Geſchichte den Urſprung der Selbſthülfe zwiſchen den Reichsgliedern und die Art, wie ſie angeſehen wurde, die Gründung freier Städte und ihr Verhältniß zu den Rittern aufzuſuchen. So leſen wir S. 29:

Unter dem jungen Ludwig circa 900 riſſen die erſten Befehdungen ein. Beſonders weltliche gegen geiſtliche. Pütter (Staatsveränderungen des deutſchen Reichs) 60.

(Thyrie) zur Nachkommenſchaft des Gomer gehöre, erklärt ſich dadurch, daß unter den Nachkommen des Gomer in der bekannten Völkertafel 1 Mſ. 10, 2 ein Riſath aufgeführt wird, deſſen Name rückwärts geleſen (Hat) Thebe e gibt. Im Zuſammenhang des Textes iſt aber gewiß nicht an ein Nom. prop. zu denken."

H. G. Stickel

Adelbert von Bamberg gegen Rudolphen von Würzburg. Ersterm der Kopf abgesprochen.

Erchanger und Berthold, Schwäbische Vögte, enthauptet 917 wegen Befehdung Salomons Bischofs von Costnitz. Daraus erhellet wie man damals diese Privatkriege angesehen habe.

Wittichindus Corbiensis de Henr. Aucup. et de Ottone I, libr. 3.

Ursprung der Städte in Deutschl. bei ihm l. l.

Rem inter gladiatores discerni jussit. l. II NB.

Ferner folgende Stelle, die er einem Schreiben von Einem aus dem berühmten Geschlechte der Ritter und Grafen von Gronenberg entnimmt. S. 31:

Unterschied von Fehde und Faustr(echt)

auch lieben Freunde, so wist ihr wohl daß Ritter und Knechte nicht gern in die Richsstede riden so sie haben denn ein frey starcke Geleide! das nehmet nit für übel daß ich uch das schreibe.

Gronenberg.

Fr. Gr. 2. 1. 240.

Aber Goethe trug „noch manche andre" Dichtergedanken zur Zeit unseres Tagebuchs mit sich herum. Einen davon läßt es erkennen, ein Drama Cäsar. Man hatte bisher von diesem Vorhaben nur Spuren aus späterer Zeit. Am 1. Juni 1774 schreibt Goethe aus Frankfurt an den Consul Schönborn in Algier (Quartausg. d. W. II, 2 S. 645): „Noch einige Plane zu großen Drama's habe ich erfunden, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der Euch nicht (recht?) freuen wird, scheint sich auch zu bilden." — Das Gerücht von diesem Unternehmen lebte noch einige Jahre fort. Im „Theater-Journal für Teutschland" vom Jahr 1777 enthielt das dritte Stück (dem Goethes Bildniß voransteht) die Probe von einem Drama Cäsar von Meißner, dessen

Weiterführung der Verfasser aufgegeben, weil er hörte, daß Goethe auch an einem Cäsar arbeite. Merk im teutschen Merkur 1778, Nr. 1, S. 84 fand diesen Grund zu Meißners Rücktritt an sich seltsam, lobte ihn aber doch wegen seiner Selbsterkenntniß. Hierauf schreibt ihm Wieland am 14. Mai 1778: „Dieser Tage kriegt' ich einen ganz impertinent groben Brief von dem Monsieur Meißner, Poet und witziger Schriftsteller in Dresden, dem Ihr jüngst wegen seiner Probe eines Drama Cäsar eins auf's Ohr gegeben habt. Das Kerlchen ist höchst empfindlich darüber — aber von dem impertinenten Ton, den er gegen mich annimmt, könnt Ihr euch keinen Begriff machen —" (Briefe an u. von Merk S. 136). Inzwischen hat von Goethes Cäsar, der solchergestalt, eh' er auftrat, andere wegräumte und den Gegenschlag dem deutschen Cicero zuzog, die Welt nie etwas gesehen. Die Ephemeriden nun, welche beweisen, daß Goethe schon in Straßburg drei Jahre vor dem Brief an Schönborn kaum umging, geben von diesem Stück wenigstens bestimmtere Spuren als von den hernach wirklichgewordenen Götz und Faust. Auf das Verstudium des Stoffes zwar deutet etwa nur die eine Stelle S. 15:

Rapin parlant de César dit dans ses Reflexions sur l'histoire: Il est presque le seul des auteurs qui ne dise point d'impertinences. *

Aber auf den letzten Seiten finden wir einige Zeilen, welche diesem Drama selbst zugedacht waren. Sie athmen so ziemlich den Sturm- und Drang-Styl. Vom Plane verrathen sie wenigstens, daß er nicht minder weitschichtig und epischdramatisch angelegt war als der nächstausgeführte des Götz. Man sollte den Helden schon in seiner bedrängten Jugend sehen, da er, von Familie zum Anhang des Marius gehörig, von dessen Sieger Sulla am Leben bedroht, allmählig mit

* Plinius' in mancherlei (meist oben erwähnten) Anmerkungen citirte Briefe konnten ihm freilich Anschauungen des römischen Lebens und Staatswesens, vornehmlich aber aus der Zeit nach Cäsar, geben. S. 1 enthält die Note: Plin. Ep. Lib. VIII. 6; das ist der Brief, der die Gnienrigung des Senats, der Würden, Geschenke, Ehren an Narcis, den Freigelassnen und Günstling des Kaisers Claudius, verschwendete, aus den Akten mit Entrüstung darstellt.

Verſucht und Kühnheit ſich unter dieſem Tyrannen heraufarbeitete. Pompejus ſollte gleichfalls, wie es ſcheint, mit Sulla, dem er zu ſeinem Parteiſieg verholfen hatte, und nun unter ihm ſich hob, im Vordergrunde ſtehen, bis ſich, nach dem Tode des Diktators, Cäſar mit ihm verband, um erſt neben, dann über ihn zu ſteigen.

Wenn ein humoriſtiſcher Ausruf in der Sprechweiſe der engliſchen Theaterblüthe, der gleich nach dem Auszuge aus Shakſpeares König Johann S. 14 ſteht, nicht etwa aus dieſer Quelle herkommt, ſo war er vielleicht für Goethes Cäſar gemünzt. Er lautet, luſtig genug, aber nicht eben burſchikoſer im Tone als nachher anzuführende:

Wenn mein Nebenbuhler über mich kommen ſollte, ſo laß ich mich hängen, um über ihm zu ſein.

Ebenfalls nur fragen läßt ſich, ob die folgende, ernſthafter gefaßte Sentenz nicht einer Perſon dieſes Drama's zugetheilt werden und einer andern gelten ſollte. S. 16:

Ich verſichre euch, manchem großen Mann, den ihr nur in tiefer Ehrfurcht anſchaut, wird's oft weh um's Herz, wenn bei ſtiller Betrachtung das Gefühl ſeiner Niedrigkeit über ihn kommt. Nur manchmal vermögen eure Bücklinge und eure Bewunderungen ihn aufzurichten; aber dann iſt's ihm mehr komiſche Freude als Zufriedenheit.

Unzweifelhaft aber, und Belege des eben über den Plan Bemerkten, ſind die auf dem letzten Blatt mit flüchtiger Hand hingeworfenen Bruchſtücke:

(S. 33:)

Pompejus?)

— Sie haſſen dich von Herzen.

Sylla.

Wenn ſie nur erkennen was ich bin, das übrige ſteht bei ihnen, Lieb und Haß.

in Zweifel zu seyn, ob ich auch ihre Schwester sey. Und da sie mich lange betrachtet hatte, bald ernsthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ sie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Fassung brachte.

Friedrich. Das ist eben das gefährlichste ihrer Krankheit. Das Gleiche ist mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantasien den Kopf verrückt haben, traut sie niemanden, hält alle ihre Freunde und Liebste, sogar ihren Mann für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Und wie will man sie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Gespenst verdächtig ist?

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anschlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unsere Hoffnungen und Wünsche mißbraucht.

Es ist 'was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwachst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen wird. Sylla.*

(S. 34:)

Es ist ein Sakermentskerl. Er kann so zur rechten Zeit respektues und stillschweigend dasteh'n und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopf nicken.

Cäsar. Du weißt, ich bin alles gleich müde, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja, Servius, ein braver Mann zu werden und zu bleiben, wünsch ich mir bis an's Ende große ehrenwerthe Feinde.

Servius niest.

Cäsar. Glück zu, Augur! Ich danke Dir.

So lang ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen.

Hier sind wir am Ende des Tagebuchs und der Skizze Cäsar. Warum sie nicht, wie die beiden gleichzeitigen Dramen-Entwürfe, zur Ausbildung kam, erklärt sich wohl, weil ihr Gegenstand lange nicht mit so tiefen Fasern, wie die Ideen jener, in Goethes eigene Geistesentwicklung verflochten war.

* Auf die Vorstellung, daß kein Grund vorhanden sei, einem so jungen Menschen wie Cäsar nach dem Leben zu trachten, soll bekanntlich Sulla den Anwesenden geantwortet haben, sie seien nicht gescheidt, wenn sie nicht sehen, daß in dem Jungen viele Marius stecken.

1773 — 1776.

Aus Werther.

rei vereinzelte Blätter, die wir zunächst mitzutheilen haben, rücken um zwei Jahre weiter vor, als die letztbeschriebenen. Es sind nzeptstücke zum Werther.

Briefe, die Goethes Leben in der Zwischenzeit beleuchten und das liche Verhältniß, das dieser Dichtung zu Grund lag, in seinen gügen auf sie, so wie in seinem Unterschiede von ihr völlig klar chen, sind zwar vorhanden, aber der Veröffentlichung, die sie in m Sinne verdienen, noch vorenthalten. Ich meine Goethes Briefe Lotte Buff in Wetzlar und ihren Verlobten.* Aus ihnen spricht e in der Hemmung gesteigerte Leidenschaft mit der Ausdruckskraft der zarten Leichtigkeit einer Dichternatur; aber neben Stimmun- und Grüssen, die jenen Werthers ähnlich sind, machen, ihm un- lich, die befreienden Gegengewichte sich fühlbar, die der junge ethe in seiner Klugheit, seinem beweglichen Humor, seinem thätigen nne und in der ruhigen Freundschaft Derjenigen fand, an die seine pfindungen sich hefteten. Wenn in der Sesenheimer Idylle seine ße sich mit der Wirklichkeit verwickelte und bei der Trennung von Schönen ihm Zwiespalt und Reue zurückblieb, löste bei dem Re- n von Wetzlar in der auf sich zurückgetriebenen Leidenschaft die ße sich von der Wirklichkeit ab, nahm das Peinliche und Gefähr- e der Letzteren hinüber in ihre frei erschöpfende Selbstthätigkeit und dem wirklichen Verhältnisse Frieden, dem persönlichen Gefühle

* Vergl. „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther". Frankf. u. r. 1775 (H. Döring, „Goethe in Frankfurt a. M." Jena 1839. S. 91 ff.). Wagner, „Briefe an u. von Merck." Darmst. 1838. S. 38 f.

Lauterkeit und Gleichgewicht. Diese heitere Ergänzung zum Werther geben jene Briefe, durch deren Herausgabe die Familie, die sie bewahrt, nur das immergrüne Denkmal einer anmuthigen, an so merkwürdiger Dichtung betheiligten, in sich unentweihten Verbindung enthüllen würde.

Unsere zwei Bruchstücke aus der Handschrift des Werther stellen nicht uninteressante Varianten dar. Das eine scheint ein früherer Entwurf der in der Druckausgabe entsprechenden, aber überarbeiteten Stelle; das andere ist ein Theil des Verberichts in ausgeführterer Fassung, als der gedruckte.

Jenes gibt nämlich im Wesentlichen dasselbe Stück aus Werthers letzten Aufzeichnungen, das in der ersten anonymen Ausgabe (Leipzig. Weygand 1774) Seite 216 f. steht und auch in den späteren unverändert sich findet (Ausg. in 12°. Bd. 16 S. 186). Es hat jedoch in den ersten Zeilen ein paarmal andere Redeform, dann dessen, was als Aeußerung des Jungen angeführt wird, etwas mehr, mit Einschluß der Bemerkung über Alberts Benehmen, die in den gedruckten Ausgaben hier nicht, sondern in der Erzählung kurz vorher, und zwar kürzer gefaßt, vorkommt. Es hat auch im Folgenden über Lottes Zustand andere und mehr Worte; und die Erwähnung der Pistolenscheide, die sich hier sofort anschließt, folgt in den Druckausgaben erst nach mehreren Zwischenstücken in verändertem Ausdruck (1. Ausg. S. 221. Ausg. in 12°. Bd. 16 S. 190).

Sie sind durch ihre Hände gegangen, sie hat den Staub davon gewischt, ich küsse sie tausendmal, sie hat euch berührt. Und du Geist des Himmels begünstigst meinen Entschluß. Und sie reicht dir das Werkzeug, Sie, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und ach nun empfange. Sie zitterte, sagte mein Bedienter, als sie ihm die Pistolen gab. O Herr, sagte der gute Junge, eure Abreise thut euern Freunden so leid. Albert stand am Pultem, ohn sich umzuwenden sagte er zu Madame: Gieb ihm die Pistolen,

ſtund auf und er ſagte: ich laß ihm glückliche Reiſe wün-
en, und ſie nahm die Piſtolen und putzte den Staub ſorg-
tig ab und zauderte und zitterte wie ſie ſie meinem Buben
b und das Lebewohl blieb ihr am Gaumen kleben. Leb
ohl, leb wohl!

Hier hab ich die fleiſchfarbene Schleife vor mir die ſie
n Buſen hatte als ich ſie kennen lernte, die ſie mir mit ſo
el Liebenswürdigkeit ſchenkte. Dieſe Schleife! Ach damals
ht ich nicht, daß mich der Weg dahin führen ſollte.

Ich bitte dich, ſei ruhig.

Von dieſem Stück erſcheint das Gedruckte als die verbeſſerte Nach-
heit. Bei dem andern Blatte iſt es zweifelhaft, ob ſeine zwei Stellen
o dem Verleger gleichfalls einem erſten Entwurfe gehören, über
elchem durch Weglaſſung und Zuſammenziehung das viel kürzer ge-
uckte Vorwort entſtanden wäre, oder ob ſie bei Bearbeitung der
eiten Ausgabe (1775), die bekanntlich einige Aenderungen enthält,
r neuen Faſſung und Erweiterung des Vorwortes dienen ſollten,
er wieder verworfen wurden und dem alten ſeinen Platz ließen.
erkwürdig iſt daran die im gedruckten Vorwort nicht gegebene ent-
iedene Andeutung, daß Werthers Zuſtand ein verirrter, ſeine Schil-
erung vielmehr zur Warnung als zur Nachahmung aufgeſtellt ſei.
ies im Vorwort der zweiten, mit ſeinem Namen verſehenen Auflage
ezudrücken zu wollen, konnte Goethe ſowohl durch die umgreifende
Wirkung als den mannichfaltigen Tadel angeregt werden, welche der
rſten anonymen Erſcheinung ſogleich folgten. Dieſelbe äſthetiſche Rück-
ht aber, den Ton eines unbefangenen Mitgefühls rein zu halten,
elche in dieſem Falle ihn beſtimmt haben würde, den Verſuch eines
orwortes, das dem ſchon vorhandenen Mißverſtändniß begegne, doch
ieder gegen die urſprüngliche einfache Geſtalt deſſelben aufzugeben,
nn auch im andern Falle, wo unſere Stellen aus dem urſprüng-
ben Entwurf des Vorworts wären, ihn von dieſer Andeutung, daß

sein Buch auch warnen solle, abgebracht und zur nachgebenden Wahl des einfacheren Vorwortes vermocht haben, das die gedruckten Ausgaben festhalten.

* (Durchstrichen:) lege euch seine Verlassenschaft hier ziemlich vollständig vor

schöpfe nicht nur wollüstige Linderung aus seinen Leiden, laß indem du es liesest nicht den Hang zu einem unthätigen Mißmuth in dir sich vermehren, sondern ermanne dich und laß dir dieses Büchlein einen tröstenden, warnenden Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigner Schuld keinen nähern finden kannst, dem du vertrauen magst und der seine Erfahrungen mit Klugheit und Güte deinem Zustande anzupassen und dich mit oder wider Willen auf den rechten Weg zu leiten weiß.

** Dadurch bin ich angetrieben worden, den Fußstapfen des Unglücklichen emsiger nachzugehen, ich habe seine Freunde vermocht, mir manche zurückgehaltene Papiere mitzutheilen und daraus einige Unrichtigkeiten der Abschreiber verbessern und hier und da eine Lücke ausfüllen können,*** und wünsche, daß euch diese Bemühung angenehm sein könne.

* S. das beigegebene Facsimile.

** Dies ist wohl kaum Folgesatz des Vorstehenden. Nach dem Gedankengang des gedruckten Vorworts müßte es vielmehr vorhergehen, wobei jedoch sowohl vor ihm als zwischen ihm und dem Obigen Gradationen hinzuzudenken.

*** Da die zweite Ausgabe des Werther mehrere Aenderungen und Erweiterungen enthält (s. G. Boas Nachträge zu Goethes sämmtlichen Werken Th. 1. S. 236 f.): so sprechen diese Worte für die Annahme, daß das ganze Fragment zu einer nachher verworfenen Umarbeitung des Vorworts für die zweite Ausgabe bestimmt gewesen.

Zu Mahomet.

Es war im Sommer 1774, als Goethe Lavatern und Haseln auf ren eigenthümlichen Missionsreisen an den Rhein begleitete, daß ihm n dem Verhalten dieser Männer, die ihre geistigen Zwecke von der Vermischung mit irdischen nicht rein halten konnten, die Idee zu dieser Dichtung aufging (Bd. 26 S. 296 f.): Der vorzügliche Mensch, indem er das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte, trifft auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß r sich ihr gleichstellen. Hierdurch aber vergibt er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begibt er sich ihrer gänzlich. Das himmlisch-Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und n vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Dies gedachte nun Goethe n entwickeltem Sinne am Leben Mahomets dramatisch darzustellen. r hatte den orientalischen Propheten nie als einen Betrüger ansehen können und erst kürzlich mit großem Interesse sein Leben gelesen und udirt. Jetzt begann sich folgendes Ganze in seinem Geiste zu gestalten.

Zu Anfang erhebt Mahomet allein sich von Verehrung der Gestirne zur Anbetung des ewigen Schöpfers. Dann theilt er seine Gebete und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, bestätiget aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Bestimmung und Widersetzlichkeit nach Verschiedenheit der Charaktere. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner, macht seine Feinigen zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern;

weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irrische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Verwandt als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höhern Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

Etwas von den Studien zum Behufe dieser großartigen Verwirrung ist unter unsern Handschriften in zwei nicht vollgeschriebenen Bogen erhalten. Es sind einzelne aus dem Koran übersetzte Stücke, nämlich aus

Sura II V. 106 (von Lohn und Sicherheit des Frommen). 109 (Allgegenwart Gottes). 159 (Zeichen Gottes in der Schöpfung). 166 (Verlegtheit der Ungläubigen). 172 (Gerechtigkeit in Glauben, Liebe, Treue und Geduld).

Sura III V. 138 (Mahomet nur ein Gesandter, wie Andere vor ihm, die gestorben. „Wenn er nun auch sterben sollte: wollet ihr deßwegen auf eure Ferien zurücktreten?"). 174 (Gottes Geheimniß und Wahl seiner Gesandten).

Sura IV V. 142 (Haltungslosigkeit der Heuchler).

Sura V der Tisch. V. 70 (Vergebung der Sünden für die gläubigen Schriftanhänger, und Versprechen, daß sie eben sollen das Gute über ihnen und unter ihren Füßen). 101 (Die Gläubigen sollen nicht fragen nach Dingen, die, wenn auch angezeigt, nur Unruhe machen würden; wodurch schon Andere vor ihnen zu Ungläubigen geworden.)

Sura VI das Vieh. V. 75 (s. unten). V. 74 (Verheißung guter Wohnungen in Gottes Lustgärten und als vortrefflichste Belohnung Gottes Wohlgefallen).

Sura X Jonas. V. 10 (Vom Gebet und Ruf der Seligen).

Sura XIII der Donner. V. 8 (Frage der Ungläubigen nach

einem Wunderzeichen über den, der nur ein Prediger, ein Lehrer, wie jedem Volk der seine zur Unterweisung gegeben worden).

Sura XVII die Nachtreise. V. 80 (Anweisung zum Beten).

Sura XX Tah. V. 26 (Was Moses sich von Gott erbat).

Sura XXIX die Spinne. Verweisung auf „V. 43 f. Fürtrefflichkeit". 47 („Du lasest vorher keine Bücher und schriebst sie auch nicht mit deiner rechten Hand"). 49 („Zeichen stehen bei Gott, ich bin nur ein offenbarer Prediger").

Aus diesen Excerpten verdient aber hier ganz wiedergegeben zu werden

VI Sura. Das Vieh.

Uebersetzt aus dem Lateinischen des Maraccius.

V. 75. Abraham sprach zu seinem Vater Azar: Ehrst du Götzen für Götter? Wahrhaftig, ich erkenne deinen und deines Volks offenbaren Irrthum. Da zeigten wir Abraham des Himmels und der Erde Reich, daß er im wahren Glauben bestätiget würde. Und als die Nacht über ihm finster ward, sah er das Gestirn und sprach: Das ist mein Herrscher! Da es aber niederging, rief er: Untergehende lieb' ich nicht. Dann sah er den Mond aufgehen, sprach: Das ist mein Herrscher! Da er aber niederging, sagt' er: Wenn mich mein Herr nicht leitet, geh' ich in der Irre mit diesem Volk. Wie aber die Sonne heraufkam, sprach er: Das ist mein Herrscher. Er ist größer. Aber da sie auch unterging, sprach er: O mein Volk, nun bin ich frei von deinen Irrthümern! Ich habe mein Angesicht gewendet zu dem, der Himmel und Erde erschaffen hat.

Hier haben wir in Goethes eigenhändiger Abschrift das Vorbild jener Hymne, mit der sein Mahomet beginnen sollte. (Bd. 26 S. 297:)

Friedrich. Was das betrifft, da seyd ohne Sorgen, wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das ist schon gut! Heute ist doch wieder ein neuer gekommen, und wenn ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneyen fortgeschickt habt, so wird euch doch der vielleicht mit seiner Subtilität dran kriegen. Denn witzig sieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! gefällt er euch? Nicht wahr, ob ihr gleich so ruschlich seyd, daß ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, so spürt ihr doch, daß das eine andre Art von Krebsen ist, als die Quacksalber bisher?

Lucie. Es ist ein Arzt, und darum hab' ich schon eine Aversion vor ihm. Gut ist er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arzeney plagten, und er wohl sah, daß uns nichts fehlte, gab er doch jeder eine Dose

„Erſt verehrt er die unendlichen Geſtirne als eben ſo viele Götter, dann ſteigt der freundliche Stern Sad (unſer Jupiter) hervor, und nun wird dieſem, als dem König der Geſtirne, ausſchließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, ſo bewegt ſich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der ſodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und geſtärkt, zu neuem Preiſe aufgerufen wird. Aber dieſer Wechſel, wie erfreulich er auch ſein mag, iſt dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es ſich nochmals überbieten muß: es erhebt ſich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegränzten, dem alle dieſe begränzten herrlichen Weſen ihr Daſein zu verdanken haben."

„Dieſe Hymne — fährt Goethe fort — hatte ich mit viel Liebe gedichtet; ſie iſt verloren gegangen —" aber ſiehe da, ſie findet ſich unter den uns anvertrauten Schriften ſeiner Hand ſamt dem darauffolgenden Geſpräch. Stimmt ſie nicht ganz, namentlich in der Wendung, wie die Sonne darin vorkommt, zu Goethes obiger Inhaltsbeſchreibung, ſo darf dies nicht befremden, da er ſie verloren glaubte und die letztere aus dem Gedächtniß machte. Dazu bemerkt er ebendort, ſie würde ſich zum Zweck einer Kantate wohl wiederherſtellen laſſen, in der für Stimmen-Abwechslung und Macht der Chöre geſorgt wäre; man müßte ſich nämlich den Anführer einer Karawane mit ſeiner Familie und dem ganzen Stamme denken, „wie es auch damals ſchon die Abſicht war." Dies aber kann nur ſo verſtanden werden, daß die Anfangs einſame Geiſteserhebung Mahomets an einer ſpäteren Stelle des Drama, wo er dieſe Verehrung bereits bei den Seinen ausgebreitet hat, als Geſang des ganzen Stammes wiederholt werden ſollte. Denn kurz vorher, im Eingange der Beſchreibung, ſagt Goethe ausdrücklich, daß Mahomet die Hymne, mit der das Stück beginne, allein unter dem heitern Nachthimmel anſtimmt.

Und nun folge das Fragment ſelbſt, das in Goethes klaren, räumigen Handzügen einen Quartbogen nicht ganz einnimmt.

Mahomet.

Feld. Gestirnter Himmel.

Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl.
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Fleh'n sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?
Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wendst du dein Auge weg?
Wie? Liebt ich ihn, der sich verbirgt?
Sei gesegnet, o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.
Sonn, dir glühenden weiht sich das glühende Herz.
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit' allsehende mich.
Steigst auch du hinab, herrliche!
Tief hüllet mich Finsterniß ein.
Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du alliebender, Du
Der die Sonne, den Mond und die Stern
Schuf, Erde und Himmel und mich!

Halima seine Pflegemutter zu ihm.

Mahomet.

Mah. Halima! O daß ſie mich in dieſen glückſeligen Empfindungen ſtören muß. Was willſt du mit mir, Halima?

Hal. Aengſtige mich nicht, lieber Sohn; ich ſuche dich von Sonnenuntergang. Setze deine zarte Jugend nicht den Gefahren der Nacht aus.

Mah. Der Tag iſt über dem Gottloſen verflucht wie die Nacht. Das Laſter zieht das Unglück an ſich, wie die Kröte den Gift, wenn Tugend unter eben dem Himmel gleich einem heilſamen Amulet die geſundeſte Atmoſphäre um uns erhält.

Hal. So allein auf dem Felde, das keine Nacht für Räubern ſicher iſt.

Mah. Ich war nicht allein. Der Herr, mein Gott hat ſich freundlichſt zu mir genaht.

Hal. Sahſt du ihn?

Mah. Siehſt du ihn nicht? An jeder ſtillen Quelle, unter jedem blühenden Baum begegnet er mir in der Wärme ſeiner Liebe. Wie dank ich ihm, er hat meine Bruſt geöffnet, die harte Hülle meines Herzens weggenommen, daß ich ſein Nahen empfinden kann.

Hal. Du träumſt! Könnte deine Bruſt eröffnet worden ſein, und du leben?

Mah. Ich will für dich zu meinem Herren flehen, daß du mich verſtehen lernſt.

Hal. Wer iſt dein Gott, Hobal oder Al-Fatas?

Mah. Armes, unglückliches Volk, das zum Steine ruft,

ich liebe dich, und zum Thon, ſei du mein Beſchützer. Haben ſie ein Ohr für's Gebet, haben ſie einen Arm zur Hülfe?

Hal. Der in dem Stein wohnt, der um den Thon ſchwebt, vernimmt mich, ſeine Macht iſt groß.

Mah. Wie groß kann ſie ſein? es ſtehn dreihundert neben ihm, jedem raucht ein flehender Altar. Wenn ihr wider eure Nachbarn betet und eure Nachbarn wider euch, müſſen nicht eure Götter, wie kleine Fürſten, deren Gränzen verwirrt ſind, mit unauflöslicher Zwietracht ſich wechſelsweiſe die Wege verſperren.

Hal. Hat dein Gott denn keine Geſellen.

Mah. Wenn er ſie hätte, könnt' er Gott ſein?

Hal. Wo iſt ſeine Wohnung?

Mah. Ueberall.

Hal. Das iſt nirgends. Haſt du Arme, den ausgebreiteten zu faſſen?

Mah. Stärkere, brennendere als dieſe, die für deine Liebe dir danken. Noch nicht lange, daß mir ihr Gebrauch verſtattet iſt. Halima, mir war's wie dem Kinde das ihr in enge Windlen ſchränkt, ich fühlte in dunkler Einwickelung Arme und Füße, doch es lag nicht an mir, mich zu befreien. Erlöſe du mein Herr, das Menſchengeſchlecht von ſeinen Banden, ihre innerſte Empfindung ſehnt ſich nach dir.

Halima vor ſich.

Er iſt ſehr verändert. Seine Stärke iſt umgekehrt, ſein Verſtand hat gelitten. Es iſt beſſer, ich bring ihn ſeinen

Verwandten jetzo zurück, als daß ich die Verantwortung ſchlimmer Folgen auf mich lade.

Hier bricht die Handſchrift ab und läßt drei Seiten des Quartbogens unbeſchrieben. Daß aber auf andern Blättern noch Manches für dies Drama entworfen war, bezeugt in Goethes Gedichten (Bd. 2 S. 55) Mahomets Geſang, allein noch übrig, wie Goethe (Bd. 26 S. 299) ſagt, von mehreren einzuſchaltenden Geſängen, die verlaufig gedichtet wurden. Im Stücke ſollte dieſen prächtigen Geſang nicht Mahomet, ſondern Ali, zu Ehren ſeines Meiſters, auf dem höchſten Punkte des Gelingens vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geſchieht.

Uebertragung des hohen Liedes.

Im Herbst 1775 schrieb Goethe an Merck (Briefe an u. v. Merck S. 54): — „Ich hab das Hohelied Salomons übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat."

„Uebersetzt" klingt etwas seltsam, wenn man sich der Beschreibung erinnert, die Goethe selbst (Bd. 24 S. 197 f.) von der Art und Weise seiner Knabenstudien im Hebräischen uns gegeben hat. Indessen war er auf diesem Wege und auf andern auch mit erläuternden Uebersetzungen der Bibel vertraut geworden (Das. S. 203. Bd. 26 S. 100), und konnte, wie gar mancher gute Uebersetzer, aus Uebertragungen weiter übertragen. Die Frucht ist vorhanden. Ohne Ueberschrift sind auf beinah zehn Quartseiten 31 Lieder, zum Theil nur kurze Sätze, zum Theil größere Stücke, die eine Reihe Bibelverse zu einem Ganzen verbinden, durch Absätze und Sternchen unterschieden. Das erste lautet:

Küß er mich den Kuß seines Mundes! Trefflicher ist deine Liebe denn Wein. Welch ein süßer Geruch deine Salbe, ausgegossne Salb ist dein Name, drum lieben dich die Mädchen. Zeuch mich! Laufen wir doch schon nach dir! Führte mich der König in seine Kammer, wir sprängen und freuten uns in dir. Priesen deine Lieb über den Wein. Lieben dich doch die Edlen all!

Die gewählte Abtheilung läßt zum Theil die darunter befindlichen Wechselgesänge zwischen Mädchen und Jüngling, Bräutigam und Braut,

wohl auch mit Oberſtimmen dazu, ſo wie die Einzellieder deutlicher erkennen, als die herkömmliche Capitel- und Versabtheilung. Auch iſt der Text geſäubert von den eingeſchobenen Wiederholungen (Cap. III V. 5 aus II, 7; VI, 4 Ende, 5, 6 aus IV, 1—3; VII, 3 aus IV, 5; VIII, 3, 4 aus II, 6, 7), die Goethe alle weggelaſſen hat, ſo wie das Einſchiebſel IV, 6 und das dieſer Gruppe fremde Stück III, 7—11. Das letzte Lied iſt:

Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn ſtark wie der Tod iſt die Liebe. Eifer gewaltig wie die Hölle. Ihre Glut Feuerglut, eine freſſende Flamme. Viel Waſſer können die Liebe nicht löſchen, Ströme ſie nicht erſäufen. Bot' einer all ſein Hab' und Gut um Liebe, man ſpottete nur ſein.

Was in der Bibel noch folgt, V. 8 bis zum Ende, ließ Goethe weg.

Anfang eines Reisetagebuchs im Spätherbst 1775.

Die letzten Blätter haben uns bis an die Schwelle von Goethes Eintritt in sein Verhältniß zu Weimar geführt. Denn dasselbe Schreiben an Merck, das der Uebersetzung des hohen Liedes gedenkt, hebt mit den Worten an: „Ich erwarte den Herzog und Louisen, und gehe mit ihnen nach Weimar. Da wird's doch wieder allerlei gute und ganzes und halbes geben, das uns Gott gesegne."

Schon im Winter 1774 hatte Goethe durch Knebels Vermittlung die Bekanntschaft des Herzogs, damals Erbprinzen von Weimar, wie auch des Prinzen Constantin, zu Frankfurt gemacht (Br. 26 S. 317) und war ihnen nach Mainz nachgereist. Als im Sommer des folgenden Jahres den Herzog seine Vermählung nach Karlsruhe führte, ward in Frankfurt auf der Hinreise, in Karlsruh am Heie, wo Goethe auf dem Wege nach der Schweiz mit seinem Geliebten verfuhr (Br. 48 S. 98), und bei der Rückkehr des jungen herzoglichen Paars durch Frankfurt die Einladung wiederholt und um so lieber angenommen, als Goethe eben jetzt die Nothwendigkeit fühlte, aus der Nähe seiner zwar aufgegebenen, aber noch leidenschaftlich geliebten Lilli zu fliehen.*

Schon war der Tag bestimmt, an dem Goethe von einem Cavalier abgeholt werden sollte, der zur Zeit in Karlsruh auf einen neuen Wagen wartete. Goethe hatte gepackt, überall Abschied genommen, sich gegen Neugierige schon für abwesend ausgegeben, der Cavalier traf aber nicht ein, und Goethe mußte, um den abwesenden fortzuspielen, sich still auf seinem Zimmer halten. In dieser Einsamkeit und Unruhe

* Br. 48 S. 181 f. Goethes Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg vom 14. u. 21. Sept. u. vom 8. Oct. 1775 in L. Urania 1829 S. 161 112.

ſchrieb er an ſeinem Element fort und brachte ihn faſt zu Stande. Da aber das vergebliche Harren wochenlang dauerte, die Haft dem jungen Manne läſtig und der Vater in dem Argwohn beſtärkt ward, es ſei von Seiten jenes Hofs auf eine Vorſtellung des Sohnes zur Strafe für die Neckereien abgeſehen, die er ſich mit ſeinen Geſellen gegen Wieland erlaubt hatte: verlor Goethe die Geduld. Er gab den Vorſtellungen des Vaters nach, wenn zu einer beſtimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingetroffen ſei, zur Reiſe nach Italien aufzubrechen. Zuerſt wollte er nach Heidelberg, dann durch Graubündten oder Tyrol über die Alpen gehen. Heidelberg wählte Goethe, weil er gehört, der Weimariſche Hofrath Schlosser ſolle von Karlsruh über Heidelberg kommen, und durch ein Billet, das er dort für den Durchreiſenden der Poſt übergab, ſich mit ihm wieder in Einvernehmen ſetzen konnte. Auch lebte dort Fräulein Delf, und mit ihr, welche bei Goethes Verbindung mit Lilli die Vertraute und Vermittlerin bei den Eltern geweſen war, beſuchte der Scheidende noch einmal das verſchwundene Glück in Gedanken zu erneuen. Alſo finden wir ihn bereits auf der Bergſtraße.

Oberſtadt, den 30. October 1775.

Bittet, daß eure Flucht nicht geſchehe im Winter, noch am Sabbath: ließ mir mein Vater zur Abſchiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette ſagen! —

Diesmal, rief ich aus, iſt nun ohne mein Bitten Montag Morgens ſechſe, und was das Uebrige betrifft, ſo ſagt das liebe unſichtbare Ding* das mich leitet und ſchaft, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden, und ziehe nach

* Ein Terminus, den Goethe in dieſer Zeit liebte. S. unten: „Das Weitere ſteht bei dem lieben Ding" u. ſ. w. Vgl. An Auguſte Gräfin zu Stolberg a. a. O. S. 92 den 15. April 1775: „Das liebe Ding, das nie Gott heißen, ſorgt doch ſehr für mich."

Süden; ich ſagte zu, und komme nicht, ich ſagte ab und komme! Friſch alſo, die Thorſchließer klimpern vom Burgemeiſter weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker ſeine Werkſtätte und Laden öffnet, fort. Adieu Mutter! — Am Kornmarkt machte der Spenglersjunge raſſelnd ſeinen Laden zurechte, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen. Es war ſo was ahndungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dacht ich, wer doch — Nein, ſagt ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, ſollte niemand beneiden. — — Lili Adieu. Lili zum zweitenmal! Das erſte Mal ſchied ich noch hoffnungsvoll, unſere Schickſale zu verbinden!* Es hat ſich entſchieden — wir müſſen einzeln unſre Rollen ausſpielen. Mir iſt in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, ſo verworren es ausſieht! — Adieu — Und du! wie ſoll ich dich nennen, dich die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume ſollſt du heißen! — Wie nehm ich Abſchied von dir? — Getroſt! denn noch iſt es Zeit! Noch die höchſte Zeit — Einige Tage ſpäter — und ſchon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unſchuldiger Schuld zu winden — — — — —** Und Merck, wenn du wüßteſt daß ich hier der alten Burg nahe ſitze,

* Es iſt die Trennung zu der Schweitzer-Reiſe gemeint, die Goethe im Sommer deſſelben Jahrs mit Graf Haugwitz und den beiden Stollbergen angetreten, mit Passavant fortgeſetzt, den Rückweg allein gemacht hatte. Sie war, nachdem bereits die Verbindung mit Lilli zweifelhaft geworden, ein Verſuch, ob er die Geliebte entbehren könne (Br. 48 S. 94 ff. 104. 113 f. 122. 158. 119 unten, 198).

** Vgl. Br. 26 S. 119 f. S. 225. 347 f. Br. 48 S. 164. Briefe an die Gräfin Auguſte a. a. O. S. 106. 108. 111.

wohlriechender und wohlschmeckender Schäkereyen.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er besonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunsch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde beydes für mich behalten. Sie geht zu der übrigen Gesellschaft, die sich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und sich nach und nach verliert.

Lucie die ihr nachgeht. Sage doch!

Marianne tritt auf.

Friedrich der ihr entgegen geht. Liebste Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtsinne dieser unbekümmerten Geschöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen seyn könnte? Ich habe diese ganze

und dich vorbeifahre der so oft das Ziel meiner Wandrung war. Die geliebte Wüste, Riedesels Garten, den Tannenwald, und das Grerzierhaus —* Nein, Bruder, Du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden.

Hier läge denn der Grundstein meines Tagbuchs!

und das weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat.

Ominöse Ueberfüllung des Glases. Projekte, Plane und Aussichten.

Weinheim Abends sieben. — Was nun aber eigentlich der politische, moralische, erische oder dramatische Zweck von diesem Allen? — — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren (hier belieben alle vom Minister der im Namen seines Herrn Regimenter auf gut Glück mitmarschiren läßt, bis zum Brief- und Zeitungsträger ihre Namen einzu-

* Eberstadt ist nur eine Stunde von Darmstadt entfernt, wo bekanntlich Joh. Heinr. Merck (geb. 1741, gest. 1791) als Kriegszahlmeister, Kunstförderer, Schriften- und Menschenkenner in den ansehnlichsten gesellschaftlichen und literarischen Verbindungen lebte. Goethe ward mit ihm durch Herders Vermittlung und die Brüder Schlosser bald nach seiner Heimkehr von Straßburg eng befreundet und hatte an ihm mehr als in den Erinnerungen aus seinem Leben entwickelt ist (Br. 26 S. 95 f. 159 f. 170 f. 177 f. 185 f. 202 f. 206. 229. 269. 351. Br. 18 S. 95. 158). Man muß sich hüten, das Prädikat Merphistopheles, das Goethe dem Jugendfreunde zu geben sich angewöhnt hat, zu ernstlich zu nehmen, zumal Aussprüche von Merck, die er als mephistophelische anführt, eigentlich tüchtige Urteile eines braven Mannes sind. Wenigstens reichen die Schlaglichter in Dichtung und Wahrheit nicht hin, dieses ausgezeichneten Menschen Charakter, Geist und mannichfaltiges Verdienst um Mitlebende, wie um deutsche Bildung, nach Gebühr zu würdigen. Sehr werthvoll sind für diesen Zweck die mehrerwähnten „Briefe an J. H. Merck von K. Wagner" Darmst. 1835 und desselben „Briefe an und von J. H. M." Darmst. 1838. Vergl. auch Wachsmuth: „Weimars Musenhof" S. 28 f.

nen NB. Von dem Rangſtreit der Brief- und Zeitungs-
er nächſtens) iſt, daß ſie gar keinen Zweck hat — So
iſt's gewiß, treffliches Wetter iſt's, Stern und Halbmond
ten und der Nachmittag war trefflich. Die Rieſengebeine
er Erzväter aufm Gebürg, Weinreben zu ihren Füßen
lab gereibt, die Nußallée und das Thal den Rhein hin
keimender friſcher Winterſaat, das Laub noch ziemlich voll,
da einen heitern Blick untergehender Sonne drein! — —
fuhren um eine Ecke! — Ein mahleriſcher Blick! wollt'
rufen. Da faßt ich mich zuſammen und ſprach: ſieh, ein
hen, wo die Natur in gedrungner Einfalt uns mit Lieb
Fülle ſich um den Hals wirft. Ich hätte noch viel zu
n, möchte ich mir den Kopf noch wärmer machen — Der
th entſchuldigte ſich wie ich eintrat, daß mir die Herbſt-
en und Zuber im Weg ſtünden; wir haben, ſagt er, eben
Jahr Gott ſei Dank reichlich eingebracht. Ich hies ihn
nicht ſich ſtört, denn es ſei ſehr ſelten daß einen der
gen Gottes incommodire — Zwar hatt ich's ſchon mehr
hn — Heut Abend bin ich communikativ, mir iſt als
t ich mit Leuten da ich das ſchreibe — Will ich doch
n Launen den Lauf laſſen.

In dieſer Laune, der man ſogar etwas von dem Weinſegen der
end anzumerken meint, endigt die Handſchrift und, wie es ſcheint,
ganze Reiſetagebuch, obgleich die italieniſche Reiſe noch bis Heidel-
ging. Goethe wurde dort freundlich aufgenommen (Bd. 48
189 f.), und man ſtand im Begriff, ihn in neue Verbindungen
erwickeln, als eines Nachts nach ein Uhr das Horn eines Poſtillons
weckte. Es war eine Staffette von Frankfurt. Der Weimarſche

Freund, der über die bestimmte Zeit auf den neuen Wagen aus Straßburg hatte warten müssen, dann Geschäfts wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen war, schickte nun die eilige Botschaft, mit der Bitte, daß der Flüchtling sofort zurückkehre. Goethe folgte und am 7. November 1775 war er in Weimar.

1778 — 1783.

folgenden Briefe wurden von dem Mann, an den ſie gerichtet
n, als ein aufgeſammeltes Pfand ſeiner Verpflichtung, eh' er das
nar'ſche verließ, in die Hände nie[illegible]egt, durch welche ſie uns
kommen ſind. Senſt wiſſen wir v[illegible]n mehr nicht als aus den
ſen hervorgeht. Zu vergleichen iſt eine Stelle in Goethes
Tag- und Jahreshefften (Werke in 12°. Bd. 31) S. 38:
„Ein wunderſamer, durch verwickelte Schickſale nicht ohne ſeine
ld verarmter Mann, hielt ſich durch meine Unterſtützung in Je-
u unter fremdem Namen auf.“ Er war mir ſehr nützlich, da
r in Bergwerks- und Steuerſachen durch unmittelbare Anſchauung
ewandter, obgleich hypochondriſcher Geſchäftsmann, mehreres über-
e, was ich ſelbſt nicht hätte bis auf den Grad einſehen und mir
gen machen können.“
ies unter den mancherlei Notizen, die dem Datum 1792 (ſ. eben-
ſt S. 20) zugetheilt ſind, während die nachſtehenden Briefe nur
m September 1783 gehen. Möglich, daß ſich Goethes Verhält-
u ihrem Empfänger erſt 1792 löste; möglich, daß die Notiz
aus einzelnen Blättern nicht allzu ſorgfältig zuſammengetrage-
ag- und Jahresheften zufällig dieſe ſpäte Stelle gefunden; wahr-
ſcher, daß [illegible]ethe den Schleier des Geheimniſſes nicht durch
ere Zeitangaben lüften wollte. Wenigſtens kann über die Daten
r Briefe kein Zweifel ſein, da ſie von Goethes eigener Hand
b geſchrieben ſind, und da eine Stelle aus Goethes Tagebuch
3. Mai 1780 (ſ. die Anm. zu Brief 14) deutlich genug unſeres
es und der mit ihm damals verhandelten Gegenſtände gedenkt.

Unter dem Namen Kraft, wie die Adreſſe des letzten der folgenden
zeigt.

1.

(Nach Gera.) Den 2. November 1778.

Dem, der ſich mit den Wellen herumarbeitet, iſt's wohl der ſchlimmſte Herzensſtoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, alle zu retten, die der Sturm gegen ſeine Küſte treibt. Wenn der, dem ein Menſchengeſchöpf die reichſte Beute des Strandrechts wäre, mit wenigen ſich begnügen und die andern untergehn ſehn muß.

In der Vorſtellung, die ich mir von Ihnen aus den Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu betrügen, und was mir am wehſten thut, iſt, daß ich einem Mann, der ſo genügſam verlangt, weder Hülfe noch Hoffnung geben kann.

Um dieſen Teich, den ein Engel nur ſelten bewegt, harren Hunderte viele Jahre her, nur Wenige können geneſen, und ich bin der Mann nicht, zwiſchen der Zeit zu ſagen: Steh' auf und wandle.

Nehmen Sie das wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen.

Bleiben Sie in der Jahrszeit wo Sie ſind, ich will in der Folge gern für eine kleine Beihülfe ſorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Gelds und wie weit Sie damit zu reichen denken.

Iſt Ihnen mit einem Kleid, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, ſo ſchreiben Sie, ich habe zu entbehren. Nehmen Sie dieſe Tropfen Balſams aus der kompendiöſen Reiſeapotheke des dienſtfertigen Samariters, wie ich ſie gebe.

G.

2.

Den 11. November 1778.

Einen Ueberrock, Stiefel und Strümpfe erhalten Sie in dieſem Pack und etwas Geld. Mein Plan für Sie dieſen Winter iſt folgender:

In Jena iſt wohlfeil leben. Ich will mich umthun laſſen nach einem Quartier, Tiſch u. ſ. w., auf's genauſte eingerichtet für jemanden (will ich ſagen), der mit einer geringen Penſion, die er zu genießen hat, in der Stille leben will.

Wenn das geſchehen iſt, ſchreib ich's Ihnen und Sie gehen hin, ziehen ein und ich ſchicke Tuch und Futter und Geld zu einem Rocke, den laſſen Sie ſich machen, und ich will dem Rektor ſagen laſſen, Sie wären mir empfohlen, wünſchten auf der Akademie in der Stille zu leben einige Zeit, und möchten eingeſchrieben ſein.

Dann müſſen ſie einen leidlichen Roman erfinden, allenfalls den Titel Sekretair behalten u. ſ. w., ſich einſchreiben laſſen und dann fragt Niemand mehr nach Ihnen, kein Bürger-

meiſter und Amtmann. Einen Rock von mir hab ich Ihnen darum nicht geſchickt, weil man den in Jena erkennen möchte. Schreiben Sie mir erſt über die Idee und wofür Sie ſich allenfalls ausgeben wollen.

G.

Nachſchrift. Durch eine Nachläſſigkeit iſt das Pack liegen blieben, der Brief kann aber noch fort.

Alſo antworten Sie mir auf das was vorſteht, eh will ich das Packt nicht fortſchicken. Vielleicht iſt's gut wenn Sie grad nach Jena in einen Gaſthof gehen. Scheuen Sie ſich dort vor nichts.

Und faſſen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal.

Ich weis im ganzen Umfang, was das heißt: ſich das Schickſal eines Menſchen mehr, zu den übrigen Laſten auf den Hals binden, aber Sie ſollen nicht zu Grunde gehen.

Ich überlaß es Ihrem Urtheil. Wollen Sie in Gera bleiben bis alles in der Ordnung in Jena iſt. Das halt ich für beſſer. Und ſo ſitzen Sie in Gera ruhig.

(ſollte aber etwas vorfallen, ſo)

Gehn Sie grad nach Jena in einen Gaſthof und melden mir's von da.

G.

3.

23. November 1778.

Ihre Briefe vom 17. und 18. November habe ich heute
n 23ſten zuſammen erhalten, und bin ihrem Inhalt inſo-
it zuvorkommen, daß ich mich für Jemanden, der mir em-
ohlen ſei, der in Jena eng und ſtill unter dem Schutz der
ademie leben wolle, um das Genauſte erkundigt habe.

Bis die Antwort kommt, bleiben Sie ja in Gera ruhig,
rmorgen will ich ein Päckchen an Sie abſchicken und Ihnen
br ſagen.

Sie ſind mir nicht zur Laſt, vielmehr lehrt mich's wirth-
aften, ich verſtändle viel von meinem Einkommen, das ich
den Nothleidenden ſparen könnte. Und glauben Sie denn,
Ihre Thränen und Ihr Segen nichts ſind? Der der hat,
f nicht ſegnen, er muß geben, aber wenn die Großen und
ben dieſer Welt Güter und Rangzeichen austheilen, ſo hat
Schickſal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen
ben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht verſteht.

Vielleicht findet ſich bald, wo Sie mir nützlich ſein kön-
denn nicht der Projektmacher und Verſprecher, ſondern
im Geringen treue Dienſte anbietet, iſt dem willkommen,
ſo gern was Gut's und Dauerhaftes thun möchte.

Laſſen Sie die armen Menſchenfreunde mit Clauſeln und
elen nicht, man muß recht fleißig beten, um bei ſo viel
igen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Muth
Leichtſinn (die Ingredienzien des Wohlthuns) zu erhalten.

Zeit her mein Clavier nicht angerührt, keinen Ton gesungen. Wie schwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu besänftigen, der das Schicksal seiner Frauen kaum erträgt!

Friedrich. Ach! daß an diese geliebte Person die Schicksale so vieler Menschen geknüpft sind! Auch unsers, theuerste Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlassen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, so lang' seine Gemahlinn in dem betrübten Zustande bleibt; und ich indessen muß meine treue heftige Leidenschaft in mich verschließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt gibt uns die beste Hoffnung. Könnt' er auch unser Übel heilen! Bester Graf, wie freudig wollte ich seyn!

Friedrich. Gewiß Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Und es iſt mehr eine Wohlthat von Gott, wenn er uns, da man ſo ſelten was thun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.

Bleiben Sie ruhig, bis Sie mehr von mir hören, laſſen Sie ſich mit Altenburg nicht ein; ſollte ſonſt was vorkommen, ſo ſchreiben Sie mir. Ihre Briefe ſind ſehr lang gelaufen. Schreiben Sie mir, wenn dieſer ankommt, ich ſchicke ihn ab den 23. November 78.

W.

4.

14. Dezember 1778.

Ihren Brief vom 7. Dezember erhalte heut Freitags den 11ten früh.

Und zuerſt zu Ihrer Beruhigung, Sie ſollen in nichts gezwungen ſein, Sie ſollen die hundert Thaler haben, wo Sie ſich aufhalten, nun aber hören Sie mich.

Ich weiß, daß dem Menſchen ſeine Vorſtellungen Wirklichkeiten ſind, und obgleich das Bild, das Sie ſich von Jena machen, falſch iſt, ſo weiß ich doch, daß ſich nichts weniger als ſolch eine hypochondriſche Aengſtlichkeit wegraiſonniren läßt. Jena hielt ich aus viel Urſachen für den beſten Aufenthalt für Sie. Die Akademie und Stadt hat lang ihre alte Herrlichkeit und Wildheit verloren, die Studenten ſind nicht ſchlimmer wie überall und viele darunter recht hübſche Leute. Man iſt

das Auf- und Abgeben ſo mancher Menſchen gewohnt, daß ein einzelner nicht merkwürdig iſt. Es leben viele Leute kümmerlich daſelbſt, daß Armuth kein Merkzeichen und Verachtung iſt. Es iſt doch immer eine Stadt, wo das Nothwendige eh zu haben iſt. Der auf dem Lande im Winter krank würde ohne Wartung, wie elend wäre das. Ferner die Leute, zu denen ich Sie wies, ſind gute Hausleute, die auch um meintwillen Ihnen gut würden begegnet ſein. Bei allem, was Ihnen vorkommen konnte, war ich im Stand, Ihnen durch dieſen oder jenen zu helfen. Sodann ſaßen Sie gewiß feſt. Ich konnte Ihnen bei Ihrer Einrichtung behülflich ſein, brauchte jetzt nur für Wohnung und Tiſch gut zu ſagen und erſt nachher zu bezahlen. Ich hätte Ihnen auf Neujahr ein Weniges gegeben, das Uebrige mit Credit gemacht. Sie wären mir näher geweſen. Jeden Markttag konnt ich Ihnen was ſchicken, manchmal an Wein, Viktualien, Geräthe, das mich nicht mehr koſtete und Ihnen leidlicheres Leben machte, ich hätte Sie an meine Haushaltung näher anknüpfen können. Wie fatal iſt die Communication mit Gera, nie kommt was zur rechten Zeit an und koſtet Geld, das Niemand genießt. Sie wären vielleicht ein halb Jahr in Jena geweſen, ohne daß Sie Jemand bemerkt hätte. Dies iſt die Lage, die mir Jena vor allem vorziehen ließ, Sie würden eben das thun, wenn Sie das Verhältniß mit ungetrübten Augen ſähen. Wie wär's, wenn Sie eine Probe machten? Doch ich weiß, daß den Menſchen von zitternder Nerve eine Mücke irren kann und daß dagegen kein Reden hilft.

Ueberlegen Sie's, Sie würden sich's und mir erleichtern, ich verspreche, daß Sie in Jena gut aufgehoben sein sollen. Können Sie's aber nicht über sich gewinnen, so bleiben Sie in Gera. Auf Neujahr sollen Sie 25 Thlr. haben und so die Vierteljahre jederzeit pränumerirt, Ostern, Johanni und Michäl. Anders kann ich meine Einrichtung nicht machen. Da es mir an meinem Platz so leicht ist, Geld zu haben, muß ich deste strenger in meiner Wirthschaft sein. Auch das, was ich Ihnen bisher gegeben habe, da es am Ende des Jahrs und ganz unerwartet kam, hat mir eine Lücke gemacht, die ich wieder stücken muß. Schreiben Sie mir doch, wie viel's war? ich habe einen Posten nicht aufgeschrieben und finde einen Verstoß in meiner Rechnung.

Wenn Sie in Jena wären, könnt ich auch eher einigen Auftrag und vielleicht einiges Geschäfte Ihnen geben, Sie persönlich kennen lernen und so weiter.

Handeln Sie aber ganz nach Ihrem Herzen, und wenn meine Gründe nicht in Ihr Herz übergehen, Ihnen mit der Ueberzeugung nicht auch Ruhe und getrosten Muth in Jena versprechen, so bleiben Sie in Ihrer jetzigen Stille. Fangen Sie bald an, Ihr Leben zu beschreiben und schicken mir's stückweise, und sein Sie überzeugt, daß mir alles recht ist, was Sie beruhigen und zufriedenstellen kann, und daß ich Jena blos wählte, weil ich auf die bequemste und leichteste Art für mich, Ihnen das leidlichste Leben zu verschaffen hoffte.

G.

5.

3. Januar 1779.

Hierbei kommen fünf Louisd'or. Ich bitte Sie indeß, Geduld zu haben; kann ich mehr für Sie thun, will ich's gerne.

Ich erwarte die Fortsetzung ihres Lebens, danke für Ihr Vertrauen.

G.

6.

26. März 1779.

Diesen Monat bin ich wenig nach Hause gekommen und habe nunmehr Ihren Aufsatz. Ihrer Noth habe ich nicht vergessen. In Ilmenau hab ich mich nach einem Aufenthalt für Sie umgethan und das nothwendige würden Sie daselbst für 90 Thlr. haben, wofür ich mich von Viertel- zu Vierteljahren verbürgen würde; einiges Taschengeld würde sich denn auch finden. Nur muß ich Ihnen aufrichtig wiederholen, zu einem guten Dienste kann ich Ihnen nicht Hoffnung machen; hielten Sie mir in herrschaftlichen Aufträgen, deren ich in der Gegend habe, an Hand geben können; so würde ich im Stande sein, Ihnen auch etwas dafür zu reichen, es wäre eine Erleichterung und ein Anfang. Vielleicht fügt sich etwas besser. Ihre Wohnung wäre in einem Bürgerhaus, allein

ihr Tisch auswärts bei andern rechtdenkenden braven Leuten, Jedermann würde Ihnen gut begegnen und es wäre wenigstens ein Schritt näher. Denn in Lotterie-Sachen ist wohl schwerlich bei uns zu hoffen. Dabei gönn ich Ihnen, daß ich wünsche, daß das Wenige, was Sie von mir haben, in des Herzogs Landen verzehrt werde, da ich es von daher nehme.

Hier schick ich das Ostergnartal, sehe aber wohl, daß Sie die Zeit her wieder schuldig werden sein werden, und daß es höchstens zur Reise hinreichen mag.

Entschließen Sie sich bald. Der Vorschlag wird Sie wenigstens der Ruhe näher bringen, wenn er Ihnen auch weiter keine Aussichten giebt, an äußerlicher Achtung und Wartung in Krankheit wird's Ihnen nicht fehlen. Wir hoffen, daß das Bergwerk wieder in Umtrieb kommen soll, vielleicht giebt's dabei etwas zu thun. Um alsdann empfohlen werden zu können, ist's nothwendig, daß Sie schon einige Zeit im Lande sind. Antworten Sie mir bald, erkundigen Sie sich nach dem Wege. Alsdann sollen Sie das Nähere von mir hören.

Ihre Schrift über Lottes ist recht sehr gut, sie zeugt von Ihren guten Einsichten und Gesinnungen.

Ich darf Ihnen die Geduld empfehlen, da Sie überzeugt sind, daß ich gern das Mögliche für Sie thue.

G.

7.

(Nach Ilmenau.) Den 22. Mai (1779.)

Mit dem wenigen Geld, was ich ſchicken kann, bitt ich zu wirthſchaften. Ende Juni will ich gleich Ihnen Wohnung und Tiſch Geld ſchicken und noch etwas dazu. Ich wünſche, daß es Ihnen unter denen Bergen leidlich gehn möge. Bücher will ich ſchicken, nur bitt ich, da ich ſie ſelbſt zuſammen borgen muß, ſie bald und ordentlich transportweiſe zurück. Dem Boten hab ich geſagt, er ſoll bei Ihnen jederzeit anfragen, ob Sie etwas an mich haben. Dem neuen Amtmann, der hinaufkommt, will ich gleich von Ihnen ſagen. Hauptmann Caſtrop* weiß nichts mehr von Ihnen als die andern, und von Ihrem Verhältniß zu mir gar nichts; ich ſagt ihm nur: Ihre Gelder gingen durch meine Hände und ſo könnt ich für Logis und Tiſch gut ſagen. Es iſt ein gefälliger dienſtfertiger Mann, er wird ehſtens zu Ihnen kommen. Er iſt Artillerie-Hauptmann und beim Wegebau, und ich habe an ihm, da mir die Direktion des Militair- und Straßen-Weſens übergeben iſt, einen fleißigen und braven Mann. Schreiben Sie doch, wenn Sie ruhig ſind, mehrere Anekdoten zu Ihrem Leben auf; was Sie in verſchiedenen Ländern bemerkt haben, gehn Sie ſie einzeln durch; es iſt auch eine Zerſtreuung und mich vergnügts. Der junge Dr.

* Jean Antoine de Caſtrop, ſ. Riemer Mittheil. üb. G. II, S. 82.

Scharf iſt ein geſchickter Medikus, es wäre vielleicht nicht übel, wenn Sie ihn gelegentlich konſulirten; wenn Sie wollen, will ich Sie ihm auch empfehlen laſſen.

G.

8.

12. Juni 1779.

Danke Ihnen für das Ueberſchickte; in acht Tagen ſollen Sie einiges Taſchengeld haben, und für die Befriedigung Ihrer Wirthe will ich auch ſorgen.

Die Bücher für Sie habe leider über ſo viel Sachen, die mir im Kerf ſchwärmen, vergeſſen; ich will heut noch eine Partbie beſorgen.

Fahren Sie in Ihren Aufſätzen fort und was Sie ſonſt eben bemerken ſchreiben Sie mir auch.

G.

9.

23. Juni 1779.

Ihren Brief mit den Ilmenauer Nachrichten habe wohl und unverletzt erhalten und danke recht ſehr. Fahren Sie fort, mir Alles zu melden: iſt gleich nicht ſobald und durch

aus zu helfen, so giebts einem doch mancherlei Ideen. Morgen wird Hauptmann Castrop von hier abgehen; ich gebe ihm Geld an Sie mit, denn ich habe ihm schon ehmals gesagt, daß Sie Ihr Geld durch mich empfingen. Er soll erst Rechnung mit Ihren Wirthen machen, eine Art von Contrakt schließen, und ich will mich alsdann verbinden, alle Vierteljahr die Leute zu bezahlen.

Hier etwas Papier und Sieglack.

G.

10.

13. Juli 1779.

Mir ist sehr lieb, daß Castrop den Contrakt auf diese Weise berichtigt hat und Sie nunmehr allein mit Hoes zu thun haben; diese verlangen hundert Thaler jährlich und ich will diesen Leuten vierteljährlich die 25 Thlr. garantiren, und auch sorgen, daß Sie mit Ende Juli ein bestimmtes Taschengeld empfangen. Was ich in natura schicken kann, als Papier, Federn, Siegellack ꝛc. will ich auch thun; hier sind indeß Bücher, die ich nach der Designation zurück bitte.

Für Ihre Nachrichten danke ich, fahren Sie fort. Der Wunsch, Gutes zu thun, ist ein kühner, stolzer Wunsch; man muß schon sehr dankbar sein, wenn einem ein kleiner Theil davon gewährt wird.

Nun hab ich einen Vorschlag. Wenn Sie in Ihrem neuen Quartier sind, wünscht ich, daß Sie einem Knaben,

für deſſen Erziehung ich zu ſorgen habe, und der in Ilmenau die Jägerei lernt, einige Aufmerkſamkeit widmeten. Er hat einen Anfang im Franzöſiſchen, wenn Sie ihm darin weiter hülfen! Er zeichnet hübſch, wenn Sie ihn dazu anhielten! Ich wollte Zeiten beſtimmen, wenn er zu Ihnen kommen ſollte; Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie in freundlichen Unterredungen ausforſchten, mir von ſeinen Geſinnungen Nachricht gäben und auf ſein Wachsthum ein Auge hätten. Alles kommt darauf an, ob Sie eine ſolche Beſchäftigung mögen. Wenn ich von mir ſehne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung. Wenn Sie mir darauf antworten, will ich Ihnen ſchon nähere Weiſung geben. Sie würden mir einen weſentlichen Dienſt erzeigen, und ich würde Ihnen von dem, was zu des Knaben Erziehung beſtimmt iſt, monatlich etwas zulegen können.

Möchte ich doch im Stande ſein, Ihren trüben Zuſtand nach und nach auszuhellen und Ihnen eine beſtändige Heiterkeit zu erhalten.

Nachſchrift. Die Nachrichten über Erfurt hab ich richtig erhalten, auch die übrigen Packete völlig rein an Siegeln.

Ich ſchicke hier einen Contrakt in duplo, den Sie mit Rietben auswechſeln können. Sie wären alſo für dies nächſte Jahr vor dem äußerſten Mangel geſchützt, und ich bitte Sie, ſich möglichſt zu beruhigen, und ſich zu überzeugen, daß ich gern ſtufenweiſe für Sie thun will, was ich kann. Den

Contrakt, unter den ich meine Garantie geſetzt habe, unterſchreiben Sie an dem Platz, wo das X mit Bleiſtift ſteht und geben ihn an Ried (Rieth).

Ihr Brief iſt mir geſtern richtig überbracht worden.

G.

11.

3. Auguſt 1779.

Sein Sie unbeſorgt, wenn Sie nicht immer von mir hören. Der Bote hat Packet und den Brief vom 2. Auguſt wohl überbracht.

Meine Geſinnungen und Handlungen werd ich nie gegen Sie ändern, wie ich's auch von Ihnen hoffe. Behalten Sie Ihre Freimüthigkeit und ſchreiben mir Alles, was Ihnen vorkommt, ohne Furcht, mich zu beleidigen.

Hier ſind Gel. Zeitungen (Allg. d. Bibl.) und 6 Thlr. Münze.

Tuch zu einem Kleide ſollen Sie nächſtens haben, auch vor dem Winter ſonſt noch das Nöthige; ich komme vielleicht ſelbſt nach Ilmenau, wo wir mehr ſprechen können.

Wegen Rieds (Rieths) werd ich ſehn was mir die Umſtände zu thun erlauben. Sonſt rath ich in ſolchen Fällen nicht leicht zu Ausnahmen. Wegen des Knabens will ich nächſtens weitläufiger ſchreiben.

Hierbei kommt auch Leinwand zu ein halb Dutzend Hemden.

G.

Doctor Verazio tritt auf.

Friedrich. Theuerſter Mann, was für Ausſichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Verazio. Es ſieht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müſſen Sich nicht abweiſen laſſen.

Verazio. Wir wollen alles verſuchen.

Friedrich. Ach Sie heilen gar viele Schmerzen auf Einmal.

Verazio. Ich habe ſo etwas gemerkt. Nun wir wollen ſehen! — Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal tritt auf.

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunſt zuwider iſt, ſo verzeihen Sie, daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenſtein hier eintreffen,

(Auf der Rückseite dieses Briefs:) Ein junger Mensch Namens Seidel, der mein Hauswesen versieht,* wird bei Ihnen einsprechen und wegen des jungen Peter im Baumgarten** das nötbige mit Ihnen abreden, auch sonst besorgen, weil zu schreiben es zu weitläufig ist.

G.

12.

9. September 1779.

Was Sie an Petern thun, dank ich Ihnen vielmals, denn der Junge liegt mir am Herzen, es ist ein Vermächtniß des unglücklichen Lindaus.*** Thun Sie nur gelassen Gutes an ihm. Wie Sie ihm ankommen können! Ob er liest, ob er französisch treibt, zeichnet ꝛc. mir ist alles recht, nur daß er für die Zeit etwas thue und daß ich von ihm höre wie Sie ihn finden und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein erstes und letztes betrachten und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre

* „Goethes aus dem elterlichen Hause mitgebrachter vertrauter Schreiber und Diener Philipp Seidel, dessen er, wie zur Familie gehörig, sogar in den Briefen an Augusta, Gräfin zu Stolberg, gedenkt, von dem sie ihre Brüder sich solle erzählen lassen." Riemer Mittheil. üb. G. II, S. 59.

** Im baumgarten wurde der Knabe genannt, weil angeblich gefunden in der Schweiz in einem Baumgarten.

*** S. G. W. in 12°. Bd. 48 S. 134.

Auch der Künſtler wird nie bezahlt, ſondern der Handwerker. Chodowiecki der Künſtler, den wir bewundern, äße ſchmale Biſſen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendſten Sudeleien mit ſeinen Kupfern illuminirt, wird bezahlt. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künſtler, jetzt da er in den Wald ſoll, will er zeichnen, er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei ſollte.

Ich verreiſe von hier auf einige Wochen* und ſchicke etwas klein Geld. Caſtrop hat den Auftrag, die 25 Thlr. an Riedt (Riethe) zu bezahlen.

Wenn ich wieder komme, ſollen Sie von mir hören.

G.

13.

Weimar, den 13. Januar 80.**

Wir ſind glücklich, wohl und vergnügt wieder angekommen. Ihre Packete habe ich in Frankfurt richtig erhalten

* Am 23. Sept. d. J. begab ſich der Herzog mit Goethe und von Wedel über Caſſel und Frankfurt nach der Schweiz, die ſie Anfangs Oktober betraten und gegen Ende November (am 17ten waren ſie auf dem Gotthard) verließen: worauf ſie nach Besuchen an einigen deutſchen Höfen heimkehrten. Riemer, Mittheil. ü. G. II, S. 98 ff. Goethes W. in 12°. B. 16 S. 219 ff.

** Tag der Ankunft in Weimar von der Schweizer Reiſe (Riemer a. O. S. 100). Alle gleich am erſten Tag der Heimkunft gedenkt Goethe ſeines Zöglings.

und danke recht sehr. Durch Ihre Aufmerksamkeit auf diese Dinge, und Ihre Bemühungen mit Petern, leisten Sie mir einen wahren Dienst und vergelten mir reichlich alles was ich etwa für Sie gethan habe. Sein Sie wegen der Zukunft ohne Sorgen, es werden sich gewiß Gelegenheiten finden, wo Sie nützlich sein können, indeß fahren Sie wie bisher fort.

Nächstens will ich Rieden das verflossene Vierteljahr schicken, auch Ihnen was Sie etwa nebenher schuldig geworden; melden Sie mir wie viel, und einiges Taschengeld auf das Gegenwärtige. Für Petern will ich auch sorgen. Nur so viel diesmal in Eile.

G.

Ich erhalte Ihren Brief und will das Nöthige besorgen; bleiben Sie ruhig. Nächstens schicke ich Geld und schreibe mehr.

G.

Der Brief ist zurückgeblieben und ich entschließe mich gleich das Geld zu schicken. Ihren Wirth bedaure ich. Die Fr. Ried erhält durch dieses das verflossene Vierteljahr. Ihnen schicke ich auch 25 Thlr. Ihre Schulden zu bezahlen und sich weiters fortzuhelfen. Nächstens, wenn das Wetter besser wird, will ich Ihnen einen Wagen schicken und Sie abholen lassen, wenn ich nicht selbst komme. Wegen Petern schreibe ich an Herrn v. Staff. Fahren Sie fort das möglichste mit ihm zu thun.

Die Strafe wegen des leidigen Handels bezahlen Sie nur ohne Umstände, ich will Ihnen lieber das Geld dazu geben, als daß Sie um Abolition einkommen. Die Sache wird nur

dadurch wieder lebendig und ich möchte nicht, daß der Herzog Ihren Namen bei so einer Gelegenheit zu sehen kriegte. Bezahlen Sie nur und schreiben was es macht.

14.

10. Februar 1780.

Ich habe so viel zu thun, daß ich nicht sagen kann als, ich bitte sich zu beruhigen.

Sie haben den Fehler der zu großen Aengstlichkeit und daß Ihre immer geschäftige Imagination alles aneinander hängt, und überall Sturz und Fall und das Ende aller Dinge zu sehen gewohnt ist. So lang der Amtmann rechtschaffen handelt, hat er nichts zu fürchten. Was diese Sache für eine weitere Wendung nimmt, wird zu erwarten sein. Mischen Sie sich in weiter nichts und bleiben still auf ihrem Platz.

W., den 10. Febr. 80.*

G.

* Goethe bezieht sich hier auf Vorstellungen über Mißstände der Verwaltung, besonders im Steuerwesen (s. oben S. 165 und im folgenden Brief 16, 17, u. Br. 18 zu Ende, 19 z. E.). Oben dem Manne, der ihm diese Vorstellungen machte, gilt offenbar die Stelle aus seinem Tagebuch vom 13. Mai dieses Jahrs, die Riemer a. O. S. 119 mittheilt. Goethe spricht von einem Berichtenden, „der zwar die Mängel gut sehe, aber nicht im Stande sei, eine Warze wegzunehmen; und der, wenn er ein Amt hätte, Alles mit dem besten Vorsatz durcheinanderrühren würde. Doch will ich ihn auch nicht verlassen; er nützt mir doch und ist wirklich ein edler Mensch. In der

85.

11. August 1780.

Ich danke für den Antheil an meinem Befinden, auch darüber bitt ich sich zu beruhigen, denn wir halten durch keine Sorge einen Menschen unter den Lebendigen.* Gewohnt, jeden Tag zu thun, was die Umstände erfordern, was mir meine Einsichten, Fähigkeiten und Kräfte erlauben, bin ich unbekümmert, wie lang es dauern mag, und erinnere mich fleißig jenes Weisen, der auch drei wohlgenutzte Stunden für hinreichend erklärt hat.

Was Sie selbst betrifft, will ich Sie unter Diejenigen aufzeichnen, deren Versorgung ich nach meinem Tode meinen Freunden hinterlasse. G.

Nähe ist's unangenehm, so einen Magenwurm zu haben, der, unthätig, einem immer verjammert, was nicht ist, wie es sein sollte. Gott, es ist kein Ganglist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß in zehn Jahren thun kann u. s. w."

* Von einer Krankheit Goethes in diesem Monat ist nichts bekannt. Kurze Zeit nach der Rückkunft von der Reise waren die Folgen einer schon während derselben empfundenen Erkältung zu einem leidenden Zustand von mehreren Wochen ausgeschlagen. Aber eben am 7. April schrieb Goethe: „Jetzo geht wieder alles ganz gut" (Briefe an J. H. Merck, herausg. v. Wagner, Nr. 102). Auf jenes Uebelbefinden könnten sich also die obigen Zeilen nur bei bedeutender Verspätung der Zuschrift oder Antwort beziehen; eher auf ein späteres von kurzer Dauer, das man sich auch allenfalls durch die Anstrengung bei einer der Feuersbrünste dieses Sommers, bei welchen Goethe persönlich zu helfen suchte, veranlaßt denken könnte (Riemer a. a. O. 2. 124).

16.

6. Dezember 1780.

Der Amtmann ſoll ſich nicht von jedem panischen Schrecken in ſo große Bewegung bringen laſſen und das ſeinige zu thun fortfahren.

Es wäre mir angenehm, ſolch einen Vorſchlag zu ſehen, wie der Steuerkaſſe geholfen werden könnte.

Ich danke für die Excerpten, es iſt eine große und beſchwerliche Arbeit.

G.

17.

11. Januar 1781.

Für alles, was Sie mir durch Bernſtein* geſchickt, danke ich recht ſehr; fahren Sie fort, mir mit Ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit über die Gegenſtände zu ſchreiben. Was Sie ſelbſt betrifft, glaube ich, Sie völlig zu beruhigen, wenn ich Ihnen überhaupt für dieſes Jahr 200 Thlr. anbiete. Zu jedem Vierteljahr ſollen Sie 50 haben, alsdann aber ſtehen Sie für alles. So viel kann ich entbehren; Sie brauchen nicht bei jeder Kleinigkeit ängſtlich zu ſein und können eintheilen wie Sie wollen. Ich habe meinem Seidel ſchon darüber Befehl gegeben. Leben Sie wohl und laſſen mir

* Ein bekannter Chirurg.

bald wiſſen, daß Ihre Schmerzen Sie gänzlich verlaſſen haben.

G.

18.

31. Januar 1781.

Sie haben wohl gethan, mir den ganzen Zuſtand Ihrer Seele zu entdecken; ich lege gewiß alles zurechte, ſo wenig ich im Stande bin, Sie ganz zu beruhigen. Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahres nicht ſelbſt Andern Verbindlichkeiten haben will, die ſich für meinen Platz am wenigſten ſchicken, erlaubt mir nicht das mindeſte über die 200 Thaler für Sie zu thun. Dieſe ſollen Sie richtig erhalten, damit ſuchen Sie auszukommen und ſich nach und nach das nöthige zu ſchaffen.

Ausdrücklich halt ich mir vor, daß Sie ohne mein Wiſſen und Einwilligung nicht Ihr Quartier noch den Ort Ihres Aufenthalts verändern. Jeder Menſch hat ſeine Pflicht, machen Sie ſich das zur Pflicht Ihrer Liebe zu mir und es wird Ihnen leicht werden.

Wenn Sie von irgend Jemand borgten, würde mir es ſehr unangenehm ſein; eben dieſe unſelige Unruhe, die Sie jetzt martert, hat das Unglück Ihres ganzen Lebens gemacht, und Sie ſind mit 1000 Thalern nie zufriedener geweſen als jetzt mit den 200, weil Ihnen immer noch was zu wünſchen übrig blieb, und Sie ſich nie gewöhnt haben, Ihre Seele

in den Gränzen der Nothwendigkeit zu halten. Ich mache Ihnen darüber keine Vorwürfe, ich weis leider zu gut wie es in Ihnen zusammenhängt, und fühle, wie das Unverhältniß Ihres jetzigen und vorigen Zustandes Sie plagen muß. Genug aber, Ein Wort für Tausend: Am Ende jedes Vierteljahrs erhalten Sie Ihre fünfzig Thaler, fürs gegenwärtige soll Ihnen Seidel etwas voraus geben. Schränken Sie sich alsdann ein: das Muß ist hart, aber beim muß kann der Mensch allein zeigen, wie's inwendig mit ihm steht. Willkührlich leben kann jeder.

Melden Sie mir die erste Verfügung der Regierung an den Amtmann in Steuersachen.

G.

10.

11. Februar 1781.

Wenn Sie meinen letzten Brief nochmals unbefangen ansehen wollen, so werden Sie deutlich sehen können, daß Sie ihn falsch gedeutet haben. Sie sind weder in meiner Achtung gesunken noch hab ich einen schlechten Begriff von Ihnen, noch habe ich die gute Meinung fahren lassen, noch hat Ihre Denkungsart in meinen Augen einen Flecken bekommen; dies sind alles übertriebene Ausdrücke, die sich ein gesetzter Mann gar nicht erlauben sollte. Indem ich auch freimüthig meine Gedanken sage, indem ich einige

Züge Ihrer Denk- und Handelsart anders wünsche, heißt das gleich Sie für einen schlechten Menschen halten und das bisherige Verhältniß aufheben.

Eben diese hypochondrische allzuweiche und gleich aus dem Maas schreitende Sinnesart, die Ihnen den letzten Brief wieder eingegeben, ist's, die ich tadle und bedaure. Ist's schicklich, daß Sie mir sagen: ich soll befehlen, in was für einen Ton Ihre Briefe künftig sein sollen. Befiehlt man das einem ehrlichen und verständigen Manne? Ist's artig, daß Sie mir bei dieser Gelegenheit unterstreichen, daß Sie mein Brod essen? Ist's einem moralischen Menschen anständig, wenn man ganz leise etwas an ihm tadelt oder ihn von einer Seite krank nennt, gleich eben aus zu sein oder zu thun, als wenn ihm das Haus über dem Kerf einfiele.

Verdenken Sie mir doch nicht, wenn ich Sie mit dem freilich Wenigen, was ich für Sie thun kann, auch [gerne] vergnügt und zufrieden wüßte.

Es bleibt also, wenn Sie wollen, beim alten; ich wenigstens werde in meinem Betragen gegen Sie nichts ändern.

Was den Plan betrifft, den der Amtmann in der Steuersache einzuschicken hat, so mag er ihn aufrichtig, doch mit der für seine Lage nöthigen Vorsicht abfassen. Besonders wegen des Zukünftigen ganz bestimmte und anlangende Vorschläge thun, das Uebrige wird sich finden.

G.

20.

3. September 1783.*

Das Geld will ich, wenn ich nach Weimar komme, über-
en. Uebrigens bitte ich ſich zu beruhigen, es iſt für
n Gemüthszuſtand beſſer, daß Sie in der Stille leben.
haben mir ſchon Dienſte geleiſtet und es findet ſich auch
noch Gelegenheit dazu. Keine Gnade habe ich auszu-
en und meine Gunſt iſt nicht ſo wandelbar. Leben Sie
und genießen des Wenigen in Frieden.

G.

* Auf dieſem Billet iſt hinten die Adreſſe Hrn. Knebel

der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider sieht, daß seine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es ist nicht Undankbarkeit gegen seine Fürsorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunst, es ist Mißtrauen in mein Schicksal. Nach so viel fehlgeschlagnen Versuchen, die Gesundheit ihrer Seele wieder herzustellen, muß ich glauben, daß ich auf die Probe gestellt werden soll, wie lieb ich sie habe? Ob ich wohl aushalte ihr Elend zu theilen, da ich mir so viel Glück mit ihr versprach? Ich will auch nicht widerspenstig seyn, und in Geduld vom Himmel erwarten, was mir Menschen nicht geben sollen.

Verazio. Ich ehre diese Gesinnungen, gnädiger Herr. Nur sind' ich hart, daß Sie mir sogar die näheren Umstände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen, sie zu sehen, und mir dadurch den Weg abschnei-

1786.

Der letzte Brief unserer Sammlung, über drittehalb Jahr später als er letzte der vorigen Reihe geschrieben, ist vereinzeltes Zeugniß von einem ältern und bedeutendern Verhältniß Goethe's, dessen Lockerung sich schon in demselben sichtbar wird, von dem zu Friedrich Heinrich Jacobi.

Jacobi's persönliche Bekanntschaft machte Goethe zu Köln im Sommer 1774 auf der Pilgerfahrt mit Lavater und Basedow (Bd. 26 S. 283 ff.). Die originelle Richtung Jacobi's gegen das Unerforschliche war ihm höchst willkommen und gemüthlich. Er war eigen durchdrungen, als ihm derselbe mit unbedingtem Vertrauen die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte; wenn auch für ihn daraus nur Ahndungen dessen entspringen konnten, was ihm vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Eine Vermittlung ihres Austausches gab Spinoza. Die Bekanntschaft mit Spinoza's Ethik, die grenzenlose Uneigennützigkeit, die ihr zu Grunde liegt, und aus lauterem Gottesbegriffe fließend, als unbedingte Liebe in ihn zurückfließt, war zu Goethe's Beruhigung und zur heimlichen Aufwallung seiner Tiefen geblieben. Jacobi, den er zuerst hineinblicken ließ, dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete, nahm sein Vertrauen mit voller Erwiederung auf. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß, doch er wollte es nicht durch fremde Hilfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Goethe kannte des Freundes Gemüthszustand, wie selbst den eigenen, nicht ganz fassen. Jacobi, der in philosophischem Denken und in Betrachtung des Spinoza ihm voraus war, suchte sein Bestreben zu leiten und aufzuklären. Leidenschaftlich zur Mittheilung erregt, kehrte Goethe bei Nacht, nach der Trennung zum Schlafengehen, nochmals zum Freunde zurück.

Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und sie, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt. „Doch wüßte ich — sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit — „von jenem Unaussprechlichen gegenwärtig (38 Jahre später) keine Rechenschaft zu liefern.“ Vielleicht, daß unter den Geständnissen, die sie austauschten, auch jenes in Beiden eigenthümliche, beziehungsweise verwandte Gefühl zur Sprache kam. Was nämlich bei Goethe gerade damals (s. Bd. 26 S. 286) „gewaltig überhand nahm und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte.“ Und Jacobi wurde noch in diesen Mannesjahren oft von einer Vorstellung erschreckt, die ihn schon als Knaben mit so unversehener Klarheit und Gewalt ergriffen, daß er mit einem lauten Schrei zusammensank. Es war, sagt er (J. W. Bd. 4 Th. 2 S. 67), „eine von allen religiösen Begriffen ganz unabhängige Vorstellung endloser Fortdauer,“ die ihn „beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante“ in jene Ohnmacht warf, gleichwohl ihn nachher zu ihrer Erneuerung reizte und endlich in einen Zustand von Verzweiflung brachte. Allmählig seltener geworden, von seinem 17. zum 23. Jahr ganz zurückgetreten, kehrte auf einmal diese „Erscheinung“ wieder; er erkannte ihre gräßliche Gestalt, war aber so standhaft, sie für einen zweiten Blick festzuhalten, der ihm die Gewißheit ihrer Objectivität gab. Sie kam noch oft, obwohl er sie sorgfältig mied und des Glaubens war, daß er zu jeder Zeit sie willkührlich in sich erregen, wenn er sie aber einigemale hintereinander wiederholte, sich in wenig Minuten dadurch tödten könnte. — Jacobi's disjunctive, Goethe's synthetische Natur zeigt sich selbst im Unterschiede dieser ähnlichen Empfindung. Damals indessen zu Köln, in Düsseldorf, im schönen Familienverein zu Pempelfort genoß Goethe in Jacobi's Umgang des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüth. Dringend forderte er ihn auf alles was sich in ihm bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. „Er säumte nicht, sagt Goethe, es mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes,

Herzerfreuendes hat er nicht geleiſtet! Und ſo ſchieden wir endlich in der ſeligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unſer Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzuſehr offenbarte."

Noch im ſelben Jahr dichtete Goethe ſeinen Prometheus; womit er befolgte, ja zum Gegenſtande der Darſtellung machte, was er dem Freunde vorgeſagt: daß man durch Schaffen und Bilden ſeiner ſelbſt gewiß werden müſſe. Der berühmte Monolog drückt nur in anderer Wendung und in griechiſcher Symbolik eben die Entäußerung und Verubigung aus, die Goethe in Spinoza's Weisheit gefunden. Wie dieſer ſittliche Denker von Furcht und Hoffnung ſich losſagte, um in Tugend, die nur ſelbſt ihr Lohn ſei, von Willkühr, um in Freiheit, die nur Einſtimmung mit der ewigen Natur ſei, von jeder beſondern Tröſtung, um im Bewußtſein des Ewigen ſich zu genügen: ſo entſchlägt ſich Goethe's Prometheus der Huld und des Zornes olympiſcher Götter und hat allein in ſelbſtthätiger Einſtimmung mit ſeiner Natur, mit der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schickſal ſein Behagen. Es iſt eine Weltbetrachtung, die jener grenzenloſen Uneigennützigkeit und dieſer freibeſchränkten Selbſtgenügſamkeit zu Grunde liegt."

Auch Jacobi ſeinerſeits war durchgedrungen zur Selbſtgewißheit, zur Tugend nicht als Geſetzesdienſt, ſondern Beſtimmung durch ſich ſelbſt (Freiheit), zur Wahrheit nicht als Beweisfolge, ſondern ſelbſtweſentliches Wiſſen (Idee). Er war aber in dieſer Freiheit und Idee nicht in hervorbringender Thätigkeit auf ſich ſelbſt, ſondern auf die Bildung ſeiner Zeit, die er gründlich durchgemacht hatte, gerichtet. Den Staatsmechanismus, wie er im Leben, den Dogmatismus, wie er in der Philoſophie ihn verſtand, erkannte er in ihrem Selbſtwiderſpruch, ihrer Unwürde und Geiſtesleere. Seinen Gegenſatz gegen jenen und dieſen verriethen ſchon die Kritiken im deutſchen Merkur (1773), manche Sätze der „fliegenden Blätter" (geſchrieben 1775 ff.), noch mehr gegen jenen die Zurechtweiſung Wielands „über Recht und Ge-

* S. Goethe Bd. 26 S. 312 ff. Vgl. Danzel Ueber Goethe's Spinozismus. Hamburg 1841.

walt" (1777), sowie die Aufsätze: „Etwas, das Lessing gesagt hat" (1782) und „über die Briefe des lettres de Eschet" (1783), gegen beide manche bedeutende Stelle seines philoserbirenden Romans „Woldemar" (1779). Aber wie mit der Zeitbildung, worin er hergekommen, kam Jacobi auch mit sich selbst in Widerspruch. Seine sittliche Freiheit, als Bestimmung nur aus sich, eine einfache, unentwickelbare Gewißheit, verlor allen Inhalt und war, obwohl aus dem edelsten Bewußtsein geschöpft, in der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden von unbestimmter Subjektivität, Gefühl und Willkühr, Dünkel und Grille. Dies ist es, was sein Woldemar zum Theil eingesteht, zum Theil wider Absicht darthut in der unnatürlichen Gefühlsüberschwenglichkeit seiner Idealpersonen, die aus lauter Freiheit Sklaven von Zufall und Laune, aus Höchstsittlichkeit charakterlose Taumler sind. Einen Goethe, gewohnt, sein Selbst naiv und schöpferisch mit seiner Natur und Wirklichkeit zusammenzufassen, mußte solche Auflösung der letzteren anwidern. Bei einer Lustpartie des Weimar'schen Hofes ward im Walde zu Ettersburg Woldemar mit den Ecken des Einbands an einen Baum genagelt, aus dessen Zweigen Goethe die Verurteilungsrede hielt — „eine Albernheit," wie Goethe zwei Jahre darauf an Lavater schrieb, des „leichtsinnig trunknen Grimms, der muthwilligen Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen." *

Aber daß Jacobi so naiv nicht war wie Goethe, war nicht seine Schuld. Folgerichtiger philoserbirend als seine Zeitgenossen, hatte er mit der widerlegten Methode auch den in ihr schwebenden bestimmten Inhalt verloren: und da er von dieser Widerlegung nur das äußere Resultat, daß alles dies so nicht wahr sei, — aber nicht das innere, daß die Wahrheit, als das alles dies ineinander Aufhebende, als die Bestimmung aller dieser Bestimmtheiten (Geist mit seinem Inhalte), sei: so blieb ihm nur eine Erkenntniß ohne Wahrheit (leerer Verstand) und eine Wahrheit ohne Erkenntniß (bloser Glauben) übrig.

Jacobi erkannte richtig, daß der damalige Dogmatismus, cenie quent gemacht, auf Spinozismus zurückkäme, dieser aber weder den

*) S. Wachsmuth: Weimars Musenhof S. 51.

ſtralten Gott, noch die abſtrakte Willensfreiheit zulaſſe. Jenes nnte er nicht anders einſehen; dieſe, die er unmittelbare Thatchen des Bewußtſeins nannte, nicht aufgeben. Dies war ihm peinch. Indem er nun die Schriften anderer Denker auf jene Conſequenz er ihre Löſung anſah, waren ihm Leſſings theologiſche und philoſophiſche Aufſätze wichtig.

In mehreren ſpürte er einen ruhig nahgelegten Spinozismus.* ls er 1779 Leſſingen ſeinen Beſuch für das folgende Frühjahr ankünigte, war es mit der Abſicht, weitere Aufſchlüſſe von ihm über dieſen unkt zu erhalten.** Den Anlaß gab, als er Anfangs Juli 1780 i ihm war, der Monolog aus Goethe's Prometheus, den er ſſingen mit den Worten zu leſen gab: „Sie haben ſo manches Aerrniß gegeben, ſo mögen ſie auch wohl einmal eines nehmen.“ Aber ſſing nahm kein Aergerniß, fand das Gedicht nicht blos, wie Jacobi, t in ſeiner Art, ſondern nach dem Geſichtspunkt, der ſchon lang n eigener ſei. Er erklärte ſich gegen die orthodoxen Begriffe von r Gottheit und für Spinoza's Ein und All (Jac. W. IV, 1 S. 52 ff.). s gebe, ſagte er bei weiterer Beſprechung, keine andere Philoſophie s die des Spinoza. Jacobi gab dies zu; nur daß man dabei auf talismus, auf einen Gott ohne Verſtand und Willen komme. Er er glaube eine verſtändige, perſönliche Urſache der Welt und den ien Willen des Menſchen, müſſe alſo Spinoza's Antipode ſein. Die chenſchaft, die Leſſing für dieſen Glauben forderte, führte zunächſt r darauf, daß auch Leibnitzens, wie jeder Determinismus keinen eiſt vor aller Wirklichkeit beſtehen laſſe. Und dann machte Jacobi nen salto mortale, wie Leſſing es nannte, indem er den ſeiner hiloſophie entgegengeſetzten Glauben, als das ſchlechthin Unbegreifhe, Einfache, durch ſich Gewiſſe, an ihre Stelle ſetzte. Leſſings Verfungen zeigten, daß er ein ſolches Uebernatürliche, welches „offenr vorhanden“ (d. i. nur natürlich) ſei, nicht anerkenne; daß er aber

* S. Jacobi's W. W. IV, Th. 2 S. 214 f. Th. 1 S. 87 ff. Vgl. Th. 2 S. 127. S. 208. 242 f.

** Jac. W. Br. IV, 1 S. 51. Vgl. S. 41.

Persönlichkeit mit dem allbestimmenden Gott, und Unsterblichkeit der Seelen mit ihrer Bestimmtheit nicht für unverträglich halte.

Im folgenden Jahre starb Lessing. Im Frühjahr 1783 erfuhr Jacobi durch eine Freundin, Mendelssohn wolle eine bereits versprochene Schrift über Lessings Charakter nun vernehmen. Hierauf vertraute er ihr unter der Rose der Freundschaft, daß Lessing in seinen letzten Tagen entschiedener Spinozist gewesen. Da er diese Gesinnungen gegen Mehrere geäußert haben könne, wäre es nöthig, daß Mendelssohn in seinem Ehrengedächtniß gewissen Materien entweder ganz ausweiche oder sie wenigstens äußerst vorsichtig behandelte. Mendelssohn wisse vielleicht darum, vielleicht nicht: ihr sei es heimgestellt, ob sie ihm etwas hievon eröffnen wolle (A. O. S. 40). Jacobi wußte, daß Lessing nie sein System gegen Mendelssohn behauptet, nur einmal einen beziehungsweisen Anfang dazu gemacht, da es aber zu keiner Verständigung kam, abgebrochen hatte (A. O. S. 42). Er wußte, daß weder Mendelssohns Ansichten zu jenen, noch dessen Auffassung Lessings zur seinigen stimmte. Es waren ihm über seinen politischen Aufsatz: „Etwas, das Lessing gesagt hat" (1782) Gegenbemerkungen von Mendelssohn zugekommen, die ihn zu widerlegenden Erinnerungen (auch in Bezug auf Lessing) veranlaßt hatten (im deutschen Merkur, Januar 1783). Diese Erinnerungen waren scharf, ihr Schluß ließ genug merken, was Jacobi an den Berliner Aufklärungsphilosophen tadelte. Indessen erklärte sich Mendelssohn damit zufrieden.* Der Wink jetzt an Mendelssohn über Lessings Credo war nicht zweckmäßiger, als ihn unbefangen zu lassen. Daß Mendelssohn nicht angenehm davon berührt war, zeigte sich bald. Er ließ Jacobi'n einige nicht eben geschickte Fragen stellen, die ihn zur Einschränkung des Ausgesagten nöthigen sollten, erbat sich das Bestimmte ausführlich und versprach, es dann in seiner Charakteristik Lessings im Interesse der Wahrheit zu erwähnen (A. O. S. 43).

Hierauf schrieb ihm Jacobi, nach Vorbemerkungen über seine eigene philosophische Bildung und sein Verhältniß zu Lessing, die Umstände und Sätze jenes Gespräches und einiges Andere, was für Lessings

* J. W. Bd. II, S. 288 f. Bd. IV, 1 S. 201. 1 S. 19 Anm.

Spinozismus zeugte. Das Unpassende jener Fragen Mendelssohns machte er einfach deutlich. Dieser ließ ihm nun schreiben, daß er ihn mißkannt habe und einen selbständigen Philosophen in ihm gewahr werde; eine Anerkennung, in deren Ausdruck jedoch der Verdacht durchzuschimmern scheint, Lessing sei durch Jacobi zum Spinozismus eingeladen worden. Es leuchte, sagt Mendelssohn, aus dem Gebäude, das Jacobi sich ganz auf eigene Kosten errichtet, so viel philosophischer Scharfsinn hervor, daß er gar wohl begreife, wie Lessing dafür hätte eingenommen werden und für den Erbauer derselben ein unumschränktes Zutrauen gewinnen können. — Wegen jener Fragen sei er bereit, um Verzeihung zu bitten. Für weitere Beantwortung bat er um Frist. Eh' er über Lessings Charakter schreibe, werde er über Einiges in Jacobi's Aufsatze sich noch Erläuterungen ausbitten. Uebrigens halte er „noch immer für nützlich, den Liebhabern der Speculation durch eclatante Beispiele zu zeigen, welcher Gefahr sie sich aussetzten, wenn sie sich derselben ohne allen Leitfaden überließen."*

Nach sieben Monaten, im Sommer 1784, ward Jacobi benachrichtigt, Mendelssohn gedenke, die Schrift über Lessing aufzuschieben, um erst einen Gang mit den Spinozisten oder All-Einern zu wagen, entweder mit ihnen insgemein oder (was mehr nach seinem Geschmack) mit einem herausgegriffenen. Jacobi äußerte seine Freude darüber. Im August ging ihm ein Schreiben von Mendelssohn zu. Nach freundlicher Einleitung das Geständniß, daß ihm manche Stelle in Jacobi's Aufsatze schlechterdings unverständlich sei, und bei mancher er die Bündigkeit vermisse, mit der die Gedanken in Jacobi's System passen. Bei seiner Absicht, etwas über den Spinozismus zu entwerfen, müsse ihm wichtig sein, die Gründe gehörig einzusehen, mit welchen Jacobi das System dieses Weltweisen zu unterstützen bemüht sei. Er nehme sich also die Freiheit, ihm seine Bedenklichkeiten und Erinnerungen vorzulegen. „Sie haben den Handschuh ritterlich hingeworfen; ich nehme ihn auf" u. s. w.

Die Erinnerungen, die Mendelssohn beilegte, verriethen seine Meinung, daß Jacobi sowohl Spinoza's System in der Darstellung

* Vgl. Jacobi an Herder: Jac. W. Bd. III, S. 491 f.

den, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Bestimmtes über die Hülfe zu sagen, die man ihr leisten könnte.

Sophie zu den andern. Und er möchte auch wieder mit unserer armen Schwester Haut seine Erfahrungen erweitern. Es ist einer wie der andere.

Lucie. O ja, wenn sie nur was zu secieren, klystiren, elektrisiren haben, sind sie bey der Hand, um nur zu sehen, was eins für ein Gesicht dazu schneid't, und zu versichern, daß sie es wie im Spiegel voraus gesehen hätten.

Baron der bisher mit Friedrich und Verazio gesprochen. Sie plagen mich!

Verazio. Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeist seyn. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt. Er muß seyn, was Homer an den Helden preist, er muß seyn wie eine Fliege,

verſchlimmert, als auch Leſſings Humor zu ernſthaft genommen habe. Seine ſachlichen Einwendungen zeigen, daß weder Jacobi noch Spinoza genug von ihm verſtanden war. Dabei bemerkte er, Jacobi's ehrlichen Rückzug unter die Fahne des Glaubens laſſe er an ſeinen Ort geſtellt. „Er iſt völlig in dem Geiſte ihrer Religion, die Ihnen die Pflicht auferlegt, die Zweifel durch den Glauben niederzuſchlagen. Der chriſtliche Philoſoph darf ſich den Zeitvertreib machen, den Naturaliſten zu necken; ihm Zweifelsknoten vorzuſchlagen, die ihn, wie die Irrlichter, aus einem Winkel in den andern locken und ſeinen ſicherſten Griffen immer entſchlüpfen. Meine Religion kennt keine Pflicht, dergleichen Zweifel anders als durch Vernunftgründe zu heben, befiehlt keinen Glauben an ewige Wahrheiten. Ich habe alſo einen Grund mehr, Ueberzeugung zu ſuchen." *

Jacobi, den der Brief an einem Kurort erreichte, ſchickte vorerſt an Mendelsſohn eine früher geſchriebene Erörterung der Philoſophie Spinoza's, mit dem Verſprechen, nach der Heimkehr, Mendelsſohns Erinnerungen mit dem Aufſatze, den ſie betrafen, zu vergleichen, um dann das etwa Nöthige nachzuholen. Daß er ritterlich den Handſchuh hingeworfen, davon wiſſe er nichts. Sei er ihm entfallen und Mendelsſohn wolle ihn für hingeworfen anſehen, ihn aufnehmen: gut, er wende nicht den Rücken, ſondern wehre ſich ſeiner Haut, ſo gut er könne. Wofür er aber ſtand und ſtehe, ſei nicht Spinoza und ſein Lehrgebäude: es ſeien jene Worte des Pascal: **La nature confond les Pyrrhoniens, et la raison confond les Dogmatistes.** Dieſes, was und wer er ſei, habe er vernehmlich geſagt; und daß ihn Mendelsſohn für einen Andern halte, komme nicht von irgend einem blauen Dunſte, den er gemacht hätte. Kampf und Ausgang würden zeigen, daß er, fern von unerlaubten Künſten, auf nichts weniger bedacht ſei, als ſich zu verſtecken.

Im Februar 1785 kam an Jacobi wieder mittelbar die Meldung, Mendelsſohn hoffe ihm durch ein vielleicht zwanzig und mehrere Bogen ſtarkes Manuſcript zu beweiſen, daß er ihn immer noch in lebhaftem Andenken habe. Zwar laſſen Nervenſchwäche und Geſchäfte

* Vgl. An Herder: J. W. Bd. III, S. 500 f.

hn nicht vorherbeſtimmen, wann er es Hrn. Jacobi werde vorlegen önnen; doch thue er ſein Mögliches. Dazu fragte Mendelsſohn, ob r vielleicht von Jacobi's philoſophiſchen Briefen dereinſt öffentlichen Gebrauch machen dürfte. Vorerſt ſei zwar ſeine Unterſuchung eine llgemeinere der Beweiſe vom Daſein Gottes. Er laſſe ſich aber in der Folge auch auf die beſondern Gründe des ſpinoziſtiſchen Lehrgebäudes in, und dabei wäre ihm von großer Bequemlichkeit und vielen Leſern ein großem Nutzen, wenn er ſich des lebhaften Vortrags des Herrn Jacobi dabei bedienen und ihn an Spinoza's Statt ſprechen laſſen önnte.

Die Erlaubniß hierzu ertheilte ihm Jacobi unverzüglich und ließ hr nach einiger Zeit die Entgegnung auf die Erinnerungen nachfolgen. Mit Recht bemerkte Jacobi, der Hauptgrund von Verwirrung in Mendelsſohns Einwendungen ſei, daß er nicht auf das urkundliche Syſtem es Spinoza zurückgegangen. Dieſes müſſe klar ſein, eh' zwiſchen hnen und über Leſſings Meinung eine Verſtändigung möglich ſei. Von neuem gab er daher in 44 mit Belegen verſehenen Sätzen eine ehr mühſame Darſtellung von Spinoza's Lehrgebäude. Dann fügte r die Berichtigung eines beſondern Mißverſtändniſſes von Mendelsohn bei. Gegen Mendelsſohns Abfertigung ſeines Glaubens, als wär' es ein dem Chriſten gemäßer Geiſteszwang, erinnerte Jacobi mit würdiger Milde, hier ſei von dem Glauben die Rede, in dem wir Alle geboren werden und bleiben müſſen, ſofern jedes Streben nach Gewißheit ſchon ein Bekanntſein mit Gewißheit, zuletzt eine unmittelbare Gewißheit vorausſetze, die nicht aus der zweiten Hand durch Beweiſe, ſondern in ſich begründet und Grund der Beweiſe ſei. Und ſo befehle nicht allein, ſondern zwinge Naturoffenbarung alle und jede Menſchen, zu glauben. Einen andern Glauben lehre die Religion der Chriſten — ſie befehle ihn nicht.

Einen Monat nach der direkten Zuſendung dieſer Antwort an Mendelsſohn auf ſeine Erinnerungen ließ er Jacobi'n bitten, mit der Beantwortung derſelben nicht zu eilen, ſondern zu warten, bis demnächſt der erſte Theil ſeiner Schrift gedruckt ſei. Er gelte hauptſächlich dem Pantheismus; ihres Briefwechſels geſchehe darin keine Er-

wähnung; ſie ſei auf den zweiten Theil verſpart: den erſten aber müſſe Jacobi vorher leſen, eh' er auf die Erinnerungen antworte. Er grüße den liebenswürdigen Gegner.

Nach dieſer ſeltſamen Ausweichung kam in weiteren drei Monaten weder Erwiderung noch Empfangsanzeige auf jene gefoderte und mit ſo ausführlichem Fleiß gegebene Erklärung. Jacobi ſah nun die Acten der bisherigen Verhandlung durch und faßte ſeine Behauptungen in ſechs kurze Sätze zuſammen. Hamann, dem Jacobi, wie Herdern, alles mitgetheilt hatte, nannte ihm während dieſer Zeit, nach Berliner Nachrichten, den Titel der entſtehenden Schrift von Mendelsſohn und ſchrieb Ende Juni, ſie ſolle ſchon aus der Preſſe ſein.* Gegen Ende Juli 1785 aber erhielt Jacobi eine freundliche Entſchuldigung von Mendelsſohn über das bisherige Schweigen. Daß er in ihrer Streitſache nicht müſſig geweſen, werde der nächſte Meßkatalog beweiſen. Jacobi zu überführen, dürfe er freilich nicht hoffen; da er geſtehen müſſe, daß ihm ſo manche Stellen von Jacobi und Spinoza völlig unverſtändlich ſeien. Aber den **statum controversiae** hoffe er in der nächſtens Jacobi's Beurteilung zu unterwerfenden Schrift feſtzuſetzen und dadurch den Streit einzuleiten. Es werde ſich zeigen, woran jene Unverſtändlichkeit liege. Schließlich bat er um eine Abſchrift ſeiner Erinnerungen, die er verlegt. „Leben Sie wohl, theuerſter Mann! und lieben Sie mich."

Jacobi ſchickte auf der Stelle die Abſchrift. Da ihm aber Mendelsſohn ſeine Schrift nicht vorgängig, nicht einmal den Titel mitgetheilt, hierüber ihn blos auf den Meßkatalog verwieſen, und ſich vorbehalten, den **statum controversiae** feſtzuſetzen, den Streit einzuleiten, zu zeigen, woran es liege, daß ihm Jacobi nur immer unverſtändlicher werde, je mehr Erläuterungen er ihm zu geben bemüht ſei, fand Jacobi für nöthig, daß die ganze Veranlaſſung des Streits, und ſeine wahre Stellung zu Spinoza, ebenfalls bekannt werde. Er gab den Verlauf und Inhalt der gegenſeitigen Mittheilungen nebſt den Reſultatſätzen und einer feurigen Rede vom Ver-

* J. W. Bd. IV, 1 S. 224. 3 S. 53 f. 65.

lauben im Herbſt 1785 heraus, unter dem Titel: Ueber die
e des Spinoza, in Briefen an H. M. Mendelsſohn ꝛc."
Mendelsſohns inzwiſchen herausgekommene „Morgenſtunden" thaten
Jacobi's nicht Erwähnung, aber ſie enthielten eine Behand-
des Spinozismus „ganz auf eigene Koſten," und ſuchten in
eigenen Capitel Leſſing als den wärmſten Theiſten durch
geſperrtes Licht darzuſtellen. So ſollte, bevor der zweite
wie das Verwerf verhieß, die beſondere Veranlaſſung zur
t näher anzeigte, bereits der Leſer mit Begriffen eines „ge-
ten" Spinozismus und einer Denkweiſe Leſſings vereingenom-
ein, nach welchen Jacobi's Darſtellung nur als Verkennung er-
n konnte. Dieſer Umgebung kam Jacobi's Ausgabe der Acten

derder urteilte über Mendelsſohn: „Er iſt zu alt und ein zu
her Philoſoph der deutſchen Nation und Sprache, daß er ſich
en ließe, und ein zu pfiffiger Ebräer, als daß ein ehrlicher
mit ihm auskäme. In ſeinen Morgenſtunden hat er ſeinen
ten von Leſſing (denn es iſt nichts als ein Schattenbild, das er
n müden Hirſch vormalt) aus dem Gefecht zu bringen geſucht,
durch dieſe Verrückung der Steine ſchon gewonnen Spiel hat.
ſonderbar, daß in dem alten Mann der verſteckte Haß gegen
riſten von Tag zu Tag mehr hervorzutreten ſcheint: denn allent-
bringt er, wo mit der eiskalten Welfiſchen Wortphiloſophie
weiter auszukommen iſt, die Chriſten als geborne oder wieder-
ne Schwärmer in's Spiel, und mit dieſer geheimen bitterſten
ranz iſt alles Disputiren am Ende."* Kant billigte Jacobi's
über Spinoza nach Inhalt und Vortrag, er dachte ſelbſt daran,
elsſohn zu widerlegen, was er jedoch über näheren Intereſſen
aufgab, zumal ihm Spinoza nicht geläufig, Jacobi nicht deut-
nug war, auch von Berlin ihm entgegengeſetzte Anmuthungen
ht wurden."

J. W. IV, 3 S. 143.
Daſ. S. 82. 88 f. 94 f. 114. 116. 174. 191. 202 f. 213.

In Berlin erregte Jacobi's Veröffentlichung großen Aerger, wie bald ein Brief von Mendelssohn an Kant verrieth. Nach Reichards Aussage hätte Mendelssohn zu ihm gesagt: „sein (Mendelssohns) Vergehen gegen Jacobi liefe wohl hauptsächlich darauf hinaus, was ihm schon eher seine Freunde vorgeworfen hätten, daß er keinen rechten Begriff von Ehre und **point d'honneur** habe, und man hierin seine Erziehung erkenne. In Jacobi's Schrift, so weit sie ihn betreffe, könne er keine andere Absicht erkennen, als daß Jacobi ihn bekehren wolle, wie er vielleicht auch Lessing hätte bekehren wollen. Ein Schreiben an Jacobi habe er schon aufgesetzt, welches nächstens öffentlich erscheinen solle, und womit er Jacobi nicht zu beleidigen glaube."* Nicht? Mit diesem Schreiben? Es erschien zu Anfang 1786 unter dem Titel: **M. Mendelssohn an die Freunde Lessings, ein Anhang zu Hrn. Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza.**

Diese Schrift, die erst jüngst noch eine Ehrenrettung Lessings — bedurfte es deren? — genannt worden ist," will wohl, aber kann nicht dafür gelten. Sie ist eine Schmähschrift gegen Jacobi. Von allen Vorwürfen, die darin auf ihn gehäuft sind, ist nur der wahr, daß er unrecht gethan, das Geheimniß, mit dem Lessing seinen Moses vorsichtig verschont hatte, demselben — zwar nicht „aufzudringen", aber — mitzutheilen. Im Uebrigen entstellte Mendelssohn die Sache durchaus. Die von Jacobi ihm „zugenöthigte" Nachricht über Lessing habe ihn **nicht** befremdet, „der Name Jude und Spinozist ihm bei weitem weder so auffallend, noch so ärgerlich sein können, als er etwa dem Hrn. Jacobi sein möge" (Hievon hatte Mendelssohn den Gegenbeweis in Jacobi's Mittheilungen vor Augen und in Händen.). „So lange man seinen Freund noch nicht als heimlichen Gotteslästerer, mithin als Heuchler anklagte (Wo hatte das Jacobi gethan?), sei ihm die Nachricht so ziemlich gleichgültig gewesen, da er gewußt, daß es auch

* Taf. S. 91. 126.

** Kühne in den Monatsbl. z. G. d. Allg. Z. 1845, April, S. 141 f. Dagegen Gust. Pfizer, das., Juni, S. 270 ff.

äuterten Spinozismus gebe, der ſich mit allem, was Religion
tenlehre Praktiſches haben, gar wohl vertrage, wie er ſelbſt
Morgenſtunden weitläufig gezeigt, und daß er hauptſächlich mit
denthum ſich ſehr gut vereinigen laſſe." — „Allein höchſt
ehm war ihm der Antrag von Seiten des Hrn. Jacobi. Im
hatte er Hrn. Jacobi nie gekannt, wenigſtens nicht als Meta-
noch Leſſings Freund (Nicht durch Jacobi's Erinnerungen
ſchen Muſeum gegen Mendelsſohns Bemerkungen zu Jacobi's
das Leſſing geſagt hat", und durch die Mittheilung darin über
die Mendelsſohn in ſeine Morgenſtunden aufnahm? Auch
rch die ihm und Jacobi ſo befreundete Familie Reimarus?).
e wohl geſehen, man ſei geneigt, Leſſingen auf dieſe Weiſe
zeß zu machen" (ein Argwohn ohne Grund, und der ſich mit
leußerungen gegen Reimarus und Jacobi nicht verträgt). In-
alſo die Nachricht für die „Anekdote" etwa eines „Reiſenden"
, habe er auf nähere Erklärung gedrungen mit „Fragen, die
etwas zu lebhaft ausgedrückt, aber der Sache angemeſſen
" (Es waren die Fragen, auf die Jacobi, mit dem Nachweis
angemeſſenheit, ihm, wie Mendelsſohn brieflich geſtand, „voll-
Genüge gethan", ſo daß er ſich zur Abbitte bereit erklärte).
ch leid nun würde es ihm ſein, wenn die Geſpräche, deren Ja-
cobi ihm mitgetheilt, wirklich als vertraute Unterredungen im
Sinne des Worts zu betrachten wären — leid um ſich ſelbſt,
Freund, mit dem er über 30 Jahre lang nach Wahrheit ge-
ihn dieſes Zutrauens nicht gewürdigt haben ſollte, das ein
r in wenig Tagen zu erhalten gewußt. Leid um Leſſing: denn
r müßte er in ſeinen letzten Tagen geſunken ſein, wenn er das
n vollem herzlichen Vertrauen geſagt hätte, was er geſagt haben
Text erſcheine Leſſing nicht als der kühne, entſchloſſene Denker,
ner Vernunft folgt und von ihr auf Abwege geführt wird, ſon-
ls ein ſchaler Atheiſt — aus der Schule irgend eines kindiſchen
ge, der ſich eine Freude macht, das mit Füßen von ſich zu
, was ſeinen Nebenmenſchen ſo wichtig und ſo theuer iſt! Nicht
n geſunden Gedanken laſſe ihn Jacobi vorbringen; alle Ver-

nunftgründe fallen auf des Letztern Antheil: Leſſing unterbreche ihn blos hie und da durch einen gezwungenen Einfall, der mehrentheils auf eine Gotteslästerung hinauslaufe (!) und finde ſelbſt die ſchlechten Verſe (Prometheus) ſo gut, die ihm Jacobi ſicherlich nicht ihrer Güte, ſondern des abenteuerlichen Inhalts wegen in die Hand gegeben: „Armer Kunſtrichter! wie tief müßten dn geſunken ſein, dieſe Armſeligkeit im Ernſte gut zu finden!“ — Leid müßte es ihm endlich auch um Jacobi und die an ihm gerühmte Rechtſchaffenheit ſein, wenn er ein Bekenntniß, das ſein Freund in ſeinen Schos niederlegte, dem Publikum verrathe, wenn er mit einer „Schwachheit, zu deren Vertrauten ihn der Freund in den letzten Tagen ſeines Lebens gemacht, ſein Andenken bei der Nachwelt zu brandmarken ſuche, ihn anklage, ohne von dem Vergehen einen andern Zeugen anführen zu können, als ſeine eigene Perſon, indem er geſtehe, Mitſchuldiger geweſen zu ſein, ja den wichtigſten Antheil an der Sache gehabt und ſeinen Freund mehr verleitet, als auf unrechtem Wege gefunden zu haben, und wenn er endlich vorſichtig genug ſei, ſich ſelbſt eine Hinterthür offen zu halten, durch die er dem Atheismus entlaufe und zur ſichern Fahne des Glaubens zurückkehre, während er dem armen Mitſchuldigen ſie zuſchlage.“ — Jacobi hatte nur erzählt, nirgends angeklagt, in keinem Zug Leſſing ſchwach geſchildert, nirgends von ihm eine Läſterung, ſondern blos Gedanken-Conſequenzen angeführt; Mendelsſohn ſelbſt hatte die Bekanntmachung für nöthig und nützlich erklärt, und er hatte über Jacobi's Glauben, den Leſſing salto mortale nannte, und über ſeinen Unterſchied vom Autoritätsglauben, eine ſo einfache, herzliche, deutliche Erklärung von Jacobi erhalten, daß die Beſchuldigung, Jacobi ziehe Leſſing als Spinoziſten, Atheiſten, Gotteslästerer „vor ein Ketzergericht“ und flüchte ſich unter die Glaubensfahne, vollkommen unverantwortlich bleibt. Auf dieſen angeblichen Glaubenseifer ſtützte jedoch Mendelsſohn noch eine andere Hypotheſe, die unter dem Anſchein milderer Erklärung, Jacobi'n die ſchändlichſte Meinung von Leſſings Charakter und ſeinem Leſſing eine ſehr leichtſinnige Rolle zutheilt: „Jacobi habe vielleicht ſelbſt nicht geglaubt, daß ihm Leſſing ein ſonderliches Geheimniß anvertraut, ſondern ihn vielmehr

Mann gehalten, der, von unſteten Grundſätzen, heute den
, morgen Atheiſterei, und vielleicht Tages darauf Aberglau-
gleichem Scharfſinne zu behaupten das Talent habe: der
e Behauptungen niemals zu verheimlichen ſuche, ſondern ſo,
hm die Laune oder der Geiſt des Widerſpruchs eingebe, ſie
ntlich zu erkennen zu geben kein Bedenken trage. Er hielt
einen irrigen, in ſeinen Subtilitäten verlorenen Sophiſten,
rheit und Irrthum in gleichem Lichte oder in gleicher Dunkel-
ckt, dem am Ende Witz ſo viel als Philoſophie gilt, und
enn er in der Stimmung iſt, Gotteslästerung Stärke des
u ſein ſcheint (!). Als geſchickter Arzt hätte Jacobi es ge-
e Uebel Anfange etwas zu verſchlimmern — hätte Leſſingen
nein in die Irrgänge des Spinozismus, in die vernichten
es Pantheismus geführt. Unſer Freund, der die ehrliche Ab-
hrn. Jacobi gar bald mochte gewittert haben, war ſchalkhaft
n in der Meinung, die er von ihm gefaßt hatte, zu beſtärken.
ch kann er an dem Scharfſinne Vergnügen gefunden haben,
em Jacobi die Lehre des Spinoza vorzutragen und zu ver-
wußte. — Er ſpielte daher vollkommen den aufmerkſamen
— daher konnte ſein vertrauteſter Freund (Mendelsſohn) von
reßen Geheimniſſe nichts wiſſen, Gleim keinen Antheil an
etaphyſiſchen Komödie erhalten — daher die gezwungenen
und Plattheiten, das Wohlgefallen an ſchlechten Verſen, das
ſſing ſo unnatürlich iſt. Mit Leſſing ſei es freilich J. nicht
, ſo habe er es mit Hemſterhuys, mit der Freundin Reimarus,
delsſohn verſucht — die gute Abſicht, ihn in den Schoos des
s zu führen; wenn ſie auch nicht alles rechtfertigt, entſchuldige
es." — Endlich nach der Klage über die Veröffentlichung
riefwechſels: „Ich kann mich in die praktiſchen Grundſätze
J. ſo wenig als in ſeine theoretiſchen finden. Ich glaube,
i ſo bewandten Umſtänden durch Diſput wenig auszurichten,
wohlgethan, daß wir auseinander ſcheiden. Er kehre zum
ſeiner Väter zurück, bringe durch die ſiegende Macht ſeines
s die ſchwermüthige Vernunft unter Gehorſam und ſchlage

die aufſteigenden Zweifel durch Autoritäten und Machtſprüche nieder."

Ich bin nun — ſchreibt Hamann — ziemlich darüber ruhig, daß ich dem M. Mendelsſohn nicht zu viel gethan, wenn ich ihn zu einem Sophiſten, Lügner, Heuchler und etwas Aergerem gemacht."

Aber Mendelsſohn war krank, als er dieſe Diatribe ſchrieb, und die Bekanntmachung, daß Leſſing Spinoziſt geweſen, zugleich mit Jacobi's Deduction, daß die Lehre Spinoza's und jedes conſequenten Dogmatiſten auf Atheismus und Fatalismus hinauskomme, hatte ihn aller Faſſung beraubt. Mit der Deduction wußte er nicht fertig zu werden, ſo verdächtigte er in der Angſt das Factum. Wenige Tage nach Vollendung dieſer unglücklichen Ehrenrettung Leſſings ſtarb Mendelsſohn. Das war für ſeine Berliner Genoſſen eine nicht verſchmähte Waffe gegen Jacobi. Nicht nach den Documenten, noch mit Gründen führten ſie den Streit fort, ſondern mit Klagen um Mendelsſohn, der das Opfer ſeiner Freundſchaft geworden, mit Wiederholung ſeiner Inſinuationen und verſtärkter Anklage Jacobi's. Alle ihnen botmäßige Zeitſchriften überſchwemmten ſie damit. Engel voran erzählte, wie Mendelsſohn durch Jacobi's Herausgabe der Privatcorreſpondenz, durch deſſen Mißtrauen in ſein Wort, in ſeine Redlichkeit beleidigt worden, und wie viel tiefer noch ihn gekränkt, daß Leſſing nicht nur als Atheiſt, ſondern als Spötter und Heuchler vor der Welt daſtehen ſollte. Das Zeugniß des Arztes wurde beigebracht, daß Mendelsſohn von dieſer Sache ungewöhnlich angegriffen worden. Er hatte, um gleich dem erſten Eindruck zu begegnen, den letzten Reſt ſeiner Kräfte Gott und der Freundſchaft gewidmet. Jacobi hatte ihn gemordet. Sofort ward von allen Seiten die Lüge erneuert, Jacobi habe „die Vernunft geläſtert", wolle „dem blinden oder gar dem Wunderglauben forthelfen", „führe Lavaters Worte als eine Autorität an, von der er abhängen wolle", „gebe durch willkührliche Wortverdrehung zu dem Verdachte Gelegenheit, unvermerkt alles auf Glauben an poſitive Sätze der Religion zurückbringen zu wollen", entreine durch Empfehlung eines unbedingten blinden Glaubens dem Proteſtan

* J. W. IV, 3 S. 151. 154

ne ſtärkſte Stütze, befördere den Katholizismus und wolle die Vernunft und Religion den Ausſprüchen einer menſchlichen unterwerfen." * So weit ging binnen drei Monaten die nte Anſchwärzung.

April 1786 trat Jacobi mit der Schrift entgegen: „Wider oſehns Beſchuldigungen in deſſen Schreiben an die eſſings". Er belegte und bewies, daß Abſichtlichkeit, Ver- Sykophantie nicht auf ſeiner, ſondern jener Seite geweſen; ſich als den beſſeren Freund und Kenner Leſſings, indem er verdunkelten Bilde den wahren Geiſt des Mannes in ſeiner Schriften und in ſolchen entgegenſetzte, die Jacobi's u zeichnen geeignet waren, er führte mit Leſſings, auch zum nts Ausſprüchen ſeine philoſophiſche Vertheidigung; und nach g, daß die ihm aufgebürdete Sucht, zu bekehren, zu läſtern, rn, auf die Anklager ſelbſt zurückfalle, nannte er ihr Treiben en Betrug, Götzendienſt, Selbſtvergötterung.

ann, Hippel, Kraus waren mit dieſer nöthigen Vertheidi- ſt zufrieden: nicht minder brav fand ſie Herder, der bald in Gott" die philoſophiſchen Standpunkte zu vermitteln ſuchte. verſtorbene Wizenmann ſchrieb ſeine „Reſultate Jacobiſcher ndelsſohniſcher Philoſophie", und Kant äußerte Freundſchaft mit Jacobi."

Goethe, wie wir ſahen, war bei dieſem Streite, wiewohl , betheiligt. Sein von Leſſing bewundertes Gedicht hatte ſ zu deſſen Grundſätzen abgegeben und darum den Unwillen ner Kritik miterfahren. In Jacobi's Briefen über Spinoza Mendelsſohn fanden die Berliner, nach Hamanns Bericht, Kopf, Herders Ferſe und Goethe's Zehen," und das

* Monatsſchrift 1786, März. Correſpond. II. Allg. deutſche Bibl. 2 S. 630. Allg. Lit. Z. Nr. 36. Nr. 125. Verläufige Darſtellung omans S. 173.

** IV, 3 S. 216. 220. 222. 225. 233. 250. Vergl. IV, III, . S. 95. Vgl. 112 f. „Was könnte man", erwiderte Jacobi (Werke einen Schriftſteller wohl Schmeichelhafteres ſagen, als er denke mit

die, verſcheucht, den Menſchen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich iſt er wenigſtens; er beſchreibt den Marktſchreyer deutlich genug.

Verazio. Laſſen Sie's nur gut ſeyn, Fräulein; Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zaubrer.

Verazio. Denn, wie ich an Ihren Augen ſehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er iſt wohl gar ein Phyſiognomiſt? ab.

Friedrich. Höre doch wenigſtens, Vetter.

Baron. Ja, ſo iſt mir's ſchon mehr gegangen. Man läßt ſich nach und nach ein-

Schreiben an Lessings Freunde blickte sehr verächtlich auf diese Zeben nieder. Von dieser Mitleidenschaft abgesehen, konnte Jacobi des Freundes Antheil sich erwarten, mit dem er in Verbindung geblieben war. Als die Verhandlungen mit Mendelssohn im Gange, aber noch nicht öffentlich waren, folgte Jacobi, damals durch den Verlust von Sohn und Frau schwer angegriffen, Goethe's und Herders dringender Einladung nach Weimar, wo er im September 1784 „selige Tage verlebte". Nach der Rückkehr schickte er die Werke von Hemsterhuys (demselben, an welchen einer der Briefe über Spinoza gerichtet war) alle Goethe'n zu, den sie sehr freuten: und während Jacobi's gedrängte Darstellung des Spinozismus noch nicht lange bei Mendelssohn lag, las auch Goethe die Ethik des Spinoza und „fühlte sich diesem sehr nahe, obgleich dessen Geist viel tiefer und reiner sei als der seinige".* Auch wegen dieser Liebe Goethe's zu Spinoza, die einen Berührungspunkt ihrer ersten Bekanntschaft gebildet, war es natürlich, daß ihm Jacobi das letzte Aktenstück seiner so verfänglich gewordenen Verhandlungen über dessen Lehre zuschickte. Zwei Wochen nach Vollendung dieser Schrift wider Mendelssohns Beschuldigungen — die Vorrede ist vom 19. April — hatte sie Goethe schon gelesen laut dem nun mitzutheilenden Briefe vom 5. Mai. Er ist eigenhändig auf Konzeptpapier, — einen gestrichenen Buchstaben ausgenommen — ohne Aenderung, hingeschrieben, ob Entwurf oder Skript oder zurückgenommene Reinschrift, wissen wir nicht.

einem Kopfe wie Spinoza's, athme wie aus Herders Brust, und bewege mich wie mit Goethe's Augen."

* J. W. I S. 377. Riemers Mittheilungen II S. 182.

Ilmenau, den 5. Mai (17)86.

n Büchlein habe ich mit Anteil gelesen, nicht mit
Es ist und bleibt eine Streitschrift, eine Philoso-
und ich habe eine solche Abneigung vor allen literari-
händeln, daß Raphael mir einen malen und Schackes-
n dramatisiren könnte und ich würde mich kaum daran
, was alles gesagt ist. Du mußtest diese Wagen
n, das sah ich und erwartete sie, nur hätte ich ge-
, die Species Facti wäre simpel vorgetragen, alles
haftliche dabei kann ich nicht billigen, und die vielen
und Anhänge thuen auch nicht gut. wenn man kämpft
pper, je besser. Du wirst sagen, es ist meine Manier,
at die seine! Gut, ich muß es geschehen lassen.
Dann, lieber Bruder, daß ich aufrichtig sei, das Straußenei'
ir gar nicht gefallen. Als Wort und Rede möcht' es

In der Vorrede der Vertheidigungsschrift sagt Jacobi, das Ge-
erde sich nach ihrem Erscheinen wohl noch mehren, aber end-
eine Stille kommen: was auf diese folgen müsse, wisse er
„Unterdessen lasse ich mein Straußen-Ei im Sande ruhig
Meißen und Aeltern werden es nicht zertreten: Staaren und
es weder ausbalgen, noch auf die Seite bringen: seinen Ju-
eßenbaren sei dem Lichte, das den Tag regieret, überlassen."

noch hingeben, wenn es nur nicht hinten noch als Siegel aufgedruckt wäre. Wenn die Gegner nur halb klug sind, so bald machen sie auf den langbälsichen Verfasser Jagd, der in unendlicher Selbstzufriedenheit aus denen Büschen heraussiehet, und im Schatten sich seiner Superiorität über Elstern und Raben erfreuet, und sie haben das ganze Publikum auf ihrer Seite. Lieber Freund, man hat Exempel, daß Adler-Eier im Schoße Jupiters für einem Pferdekäfer nicht sicher waren.

Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten auslässt, muß es widrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andere zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal Preis giebt. Wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere gering zu schätzen. Und was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen.*

* Man sieht aus diesem und dem Folgenden, daß Goethe den „Versuch von Prätensionen", den er am Woldemar versucht hatte, an der Streitschrift ebenfalls abuben wollte. Solches Wahrnehmen von Charakterform läßt sich, weil es zuletzt persönlicher Art ist, nicht immer durch Zusammenhalten mit dem Thatbestand erproben. Auf Grund des Letzteren wäre zu entgegnen, daß Jacobi sich gegen seine Widersacher nicht, weil sie geringer waren, auslieh, sondern weil sie in hochmüthiger Sicherheit nicht ihn allein, sondern Lavater, wie Stark, und alle vermeintlichen oder wirklichen Jesuiten mit der Praxis eben der Jesuiten: Der Zweck heiligt die Mittel, verfolgten. Ueber ein solches Verfahren die Empörung, die man fühlt, offen aussprechen, zeigt weniger Verachtung, als Schweigen und Abwenden. Und seine Leidenschaft zu enthüllen, ist redlicher, als unter dem Anstrich der Mäßigung ihr in der Darstellung der Thatsachen freies Spiel zu lassen.

aß Dir Deine edlen Infusionen so gut gerathen sind,
ir die Thierchen zu Freuden heraufwachsen, gönne ich
erzlich, und ich würde Dich beneiden, wenn ich in
Seele einen Wunsch aufkommen ließe nach irgend
Gut, das mir das Schicksal versagt oder geraubt hat.
n Dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und
lfert, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde
in langes hhhh. Dagegen hat Dich aber auch Gott
r Metaphisick gestraft und Dir einen Pfahl in's Fleisch
, mich dagegen mit der Phisick gesegnet, damit mir es
nschauen seiner Werke wohl werde, deren er mir nur
zu eigen hat geben wollen.

ebrigens bist Du ein guter Mensch, daß man Dein
e sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie
on einander abstehen, habe ich erst recht wieder aus
Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester
r Gottesverehrung des Atheisten p. 77 und überlasse

ämpft, stellt sich auf gleichen Boden. Der Erhebung aber über
könnte der bezüchtigt werden, der, wie wir einen Satz weiter
ethe lesen, des Andern Beruf als Strafe Gottes und Pfahl
eisch, den eigenen als Segen ansieht. Gleichwohl hatte Goethe
ht, so zu sagen: denn Jacobi rang sichtbar und schmerzlich mit
Metaphysik, die er eben so wenig lassen, als sich in ihr befrie-
konnte, Goethe'n war wohl bei seiner Physik; so lange wenig-
wohl, bis er mit seiner Farbenlehre nicht durchdrang; da es
auch allerlei Um- und Anhänge, Ausfälle gegen Newton und
nianer, Aeußerungen des Selbstgefühls und der Verachtung

euch alles was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid.* Wenn Du sagst, man könne an Gott nur glauben p. 101: so sage ich Dir: ich halte viel auf's schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva schreibt, und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum**: so geben mir diese wenige Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen die ich kennen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern,

* Jacobi sagt dort: „Die Gottesverehrung des Spinoza, in Vergleichung mit dem, was im eigentlichen Verstande Religion heißt, und wenn die Begriffe nicht sollen verwirrt werden, auch allein so heißen muß, verdiente eine besondere Abhandlung, die nicht nur ein neues Licht über das System dieses großen Mannes, sondern auch über noch manche andere sehr wichtige Dinge verbreiten könnte."

** „Diese Erkenntnißart (die intuitive, wesenschauende) erhebt sich von der übereinstimmenden Denkvorstellung des begrifflichen Wesens gewisser Attribute Gottes zur übereinstimmenden Erkenntniß des Wesens der Dinge." Spin. Ethik, Th. II Prop. 40 Schol. 2. Vgl. Th. 5, Prop. 25 ff. Spinoza beweist, daß alle Dinge in Gott sind, und die übereinstimmende Denkvorstellung jedes wirklichen Dinges das ewige und unendliche Wesen Gottes nothwendig in sich schließe. Die Nothwendigkeit der Dinge ist nur die Nothwendigkeit des ewigen Wesens Gottes; ihr Erkennen, als nothwendiger, wahre Erkenntniß von Gottes ewigem Wesen. Oder mit andern Worten: Die einzelnen Dinge sind nur Bestimmtheiten der Attribute Gottes, und je mehr wir sie in dieser ihrer Bestimmtheit erkennen, um so mehr erkennen wir Gott in seiner ewigen Wesenheit.

it ich kommen kann und was mir zugeſchnitten

wohl. Vergieb daß ich ſo hingeſchrieben habe, wie
en um's Herz war, ich bin hier ſo allein, und ſchriebe
ch viel mehr, wenn ich mich nicht ſcheute ein neu
nehmen.
wohl.

(8.

ieſe, wie die vorige Bemerkung, bezeichnen ſehr genau nicht
Goethe'n von Jacobi ſchied, ſondern auch den wunden Fleck
Bekenntniß, nur ohne ihn zu heilen; ähnlich wie die andern
s gemacht hatten.

bi hatte von Spinoza geſagt, daß er Alles auf Gott bezog
höchſte Gut darein geſetzt, Gott zu erkennen und über alles
; er hatte ihn angerufen: „Sei Du mir geſegnet, großer, ja
Benedictus! Wie Du auch über die Natur des höchſten Weſens
iren und in Worten Dich verirren mochteſt: ſeine Wahrheit
Deiner Seele, und ſeine Liebe war Dein Leben!" Und doch
Jacobi darauf, Spinozismus ſei Atheismus.* Dieſen Wider-
nnte er nicht etwa dadurch löſen, daß Spinoza im Wider-
t ſeiner Lehre religiös geweſen. Jacobi hatte ihre Conſequenz
, und daß jeder Weg der Demonſtration eben dahin ausgehe,
auch das Recht benommen, zu ſagen, Spinoza habe ſich
n verirrt. Aber daß bei Spinoza alle wirklichen Dinge, nicht
ie menſchlichen Handlungen in einem nothwendigen Weſen
ſind, nannte er Fatalismus: daß jener dies nothwendige
r das ewige göttliche erklärte, Atheismus, indem da weder

ter gab Jacobi noch weiter zu (W. Bd. 3 S. 46 f.), das Weſen
be Spinoza nicht geleugnet: ſeine Philoſophie ſtelle ſich durchaus
on, als Lehre von dem höchſten Weſen und dem Verhältniſſe des
zu demſelben dar: ſie habe große Uebereinſtimmung mit der Religion
en.

Gott persönlich wissend und handelnd, noch der Mensch frei sei. Und da er diese letzteren Thesen nicht aufzugeben vermochte, aber auch sie nicht beweisen konnte, vielmehr ihre Bewährung durch Beweis überall unmöglich fand, nannte er sie Wahrheiten eines ursprünglichen, durch sich selbst gewissen Glaubens.

Wohl ist alles Erkennen nur dadurch möglich, daß das ganze Gesetz und Wesen des Erkennens vor jeder wirklichen Erkenntniß schon in uns ist, und hindert nichts, die ihre thätige Entwicklung leitende Vernunft Glauben zu nennen. Sie aber mit derselben unverträglich zu setzen, ist so falsch, daß Jacobi von da aus keinen Schritt thun konnte, ohne sich selbst zu widersprechen. Denn indem er zu zeigen suchte, daß sein geglaubter Gott und seine geglaubte Freiheit nicht von Spinoza, noch sonst von einer Demonstration zu erhalten sei, definirte er sie, verglich, unterschied und entwickelte, kurz behandelte sie durchaus als bestimmte Erkenntnisse. Er wußte, was er glaubte, nur konnte er es mit dem, was er vom Spinozismus zu wissen glaubte, nicht übereinbringen. Hätte er festgehalten, daß Spinoza's Gott das eine Wesen ewigen Denkens und Seins (also ewiges Bewußtsein), daß er die Nothwendigkeit der Dinge nicht blos als ihre Verkettung, sondern als ihr wahres Wesen, und darin nicht vertheilt, sondern in jedem Einzelnen der ewig Ganze sei: so hätte er auch eingesehen, daß die Nothwendigkeit Gottes nur seine reine Selbstheit, sein bei sich Bleiben, höchste Freiheit sei, die Einstimmung des Menschen mit dieser Nothwendigkeit nur Einstimmung mit dem eigenen Wesen, da dieses nur in Gott Wesen ist, also wieder Freiheit. In dieser Consequenz hätte er seinen Satz von der Offenbarung als Prinzip jedes Erkennens nicht nur einseitig erweisen, sondern mit seinem Inhalt vereinigen mögen, statt Form und Inhalt gegeneinander zu verlieren. Denn als ursprünglichen Glauben, als das Gewisseste hinstellen, daß das Denken sowohl bei Gott, der verständigen Ursache der Welt, als bei dem Menschen, der verständigen Ursache seiner Handlungen, vor dem Wirken und vor dem Thun sein müsse: und dann sagen, folgerichtiges Denken führe nothwendig auf das Gegentheil, heißt: Aus dem Denken, als Prinzip, fließt Undenkbarkeit; oder: Aller Inhalt ist Denken und seine

Nichtdenken. Und ſagen: Glauben iſt Grund aller Beweiſe, ber ſchlechthin unbegreiflich, heißt: Weſentliches Mittel des Be- iſt Nichtbegreifenkönnen, oder: Glauben iſt Form des Den- d ſein Inhalt Nichtdenken.

att daher zu behalten, daß die Verſtandesbeſtimmungen eben , daß ſie einander aufheben, als ihre Wahrheit den ewigen ffenbaren, behielt Jacobi das bloße Aufgehobenſein, als Nichts, Loch (wie er es ſelbſt einmal nennt), in das er nun Glauben, reiheit als Wiſſen anderer Art hineinſetzte. Immer aber bleibt Verdienſt, die Ableitungsmetaphyſik ſeiner Zeit, wie auf an- Wege Kant, in ihrer Leerheit oder ihrem Zirkel aufgewieſen, gen ſie, wie nachher gegen Kant, den in ſich zuſammengefaßten wenn auch unentwickelt, behauptet zu haben.

enn nun Goethe dem Glauben Jacobi's das Schauen im Sinne a's entgegenſetzte, ſo enthielt dies die Anerkennung, daß der n Eins ſei mit dem wirklichen Denken. Denn iſt jenes Schauen kennen eines Nothwendigen als ſolchen, welche Nothwendigkeit hr objective Richtigkeit als Einſtimmung unſerer eigenen Natur ſind es die beſtimmteſten Gedanken, wo dies Erkennen ſtatt und kann es nicht jenſeit ſolcher im Unbegreiflichen liegen. cht verknüpfte es daher Goethe mit ſeinem Genüge in Betrach- er Dinge, die er reichen könne, dem Jacobi's nie befriedigtes und Streben gegenüberſtand. Indem aber Goethe die Ver- g der ihm reichbaren Dinge mit dem Ewigen nicht erklärte, geſtand, ſich darum, wie weit er kommen könne, nicht zu ern: ſtand er in derſelben nur unmittelbaren Gewißheit wie und mochte ihm dieſer mit Fug entgegnen: Dein Schauen iſt berer, noch klarer als mein Glauben, nur gerichtet auf die wenn ich auf den Geiſt gerichtet bin. Mit dem ſchönſten Sinn ch Goethe gerade in den letzten Jahren den Naturwiſſenſchaften det, ſo wie der ſinnvollſten, klarſten Seelenbetrachtung im des Wilhelm Meiſter. Was er ſah, was er bildete: überall im Wirklichen Geſetz und Folge, in ſeinen Gedanken Ent- g zur Anſchauung: wie hätte er Luſt haben können, mit Jacobi

eine Reise durch die Wüste der Abstraktion zu machen nach dem heiligen Grabe des Begriffs, den er als lebendigen Proteus in sich trug. Daß er auf diesen Weg des Freundes auch nur hinsehen sollte, erschien ihm gleich der Zumuthung, sich aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen.

Im Herbst des Jahres, aus dessen Frühling das abwehrende Schreiben an Jacobi ist, folgte Goethe der längstgehegten Sehnsucht nach Italien, wo er die zweite Hauptepoche seiner Selbstbildung erleben und genießen sollte. Jacobi suchte inzwischen seine eigenthümliche Stellung zur Philosophie weiter zu rechtfertigen in dem Gespräch „Ueber Idealismus und Realismus" (1787). Auf Nachrichten der Weimarschen Freunde von Jacobi und von dem beabsichtigten Besuch Hamanns bei ihm und andern Verbundenen schreibt Goethe aus der Nähe Roms im October 87: „Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten, ich habe das wohl gewußt, nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse" singt sich mit bequemerer Naivetät, als ein: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Er ist einmal auch ein —: „Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren" u. s. w. Bleibt von diesem Volke! Der erste Undank ist besser als der letzte. Der andere (Hamann) denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen, ohne es gestehen zu wollen" — — „Wenn L(avater) seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J(acobi) sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn G(laudius) aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine (Lavater) ungestraft sagen: „alles was lebt, lebt durch etwas außer sich!" würde der andere (J.) sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen?

de der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, n sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lam- aufzustellen bemüht wären; wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist was er ist, wir alle gleiche Ansprüche haben?" *

Da Jacobi, wie er Wissen und Glauben unterscheide, deutlich gt hat, kann man ihm Verwechslung dieser Worte nicht eigentlich, weniger von Ueberlieferung und Erfahrung schuld geben. Daß er um den Thron des Lammes vorgedrängt, konnte Goethe nur den deutungen seiner Gegner entnehmen. Aber dem ganzen Urteil das Wahre zu Grund, daß Jacobi's Hin- und Herschwingen chen Dialektik und Gefühlsaufwand nicht ohne ein absichtliches annen des eigenen Innern abgehen konnte, und daß Goethe mit r tiefereingehenden Hingebung an seine Strebungen den Mittel- ft der eigenen verrückt hätte.

So entschieden nun aber Goethe seinerseits dem Treiben und en des Freundes seine Theilnahme versagte, so fand er doch ein liches Verhalten des Letzteren gegen seine neueren Richtungen nicht so natürlich. Indem er die freundliche Aufnahme schildert, die nach seiner Berührung mit der Campagne von 1792 im November J. in Pempelfort fand, kann er die Empfindlichkeit darüber nicht gen, daß sein längst gedruckter Groß-Cophta unerwähnt blieb, die lesung aus einem Gedicht, das er unternommen, um sich vom druck der Revolution zu zerstreuen, nicht erbaulich wirkte, auch von schon ein Jahr gedruckten Metamorphose der Pflanzen wenig Kennt- genommen war. Es verstimmte ihn, als seinen morphologischen theilungen die Vorstellung, nichts könne werden, was nicht schon entgegentrat, die einem Spinozisten so sehr befremdlich nicht hätte sollen. Man suchte jedoch, sich mit ihm in seiner Sphäre zu egnen; man bat ihn, Iphigenie vorzulesen; aber seiner jetzigen fassung war der zarte Sinn fremd und auch von Andern verge- gen lästig; wie noch mehr der darauf in Vorschlag gebrachte Oedi- auf Kolonos. Man bat um Aufschlüsse über seine optischen Bei-

* G. W. in 12. Br. 29 S. 109. f. 115 f.

nehmen, und unſere Hoffnungen und Wünſche ſind von ſo kindiſcher Natur, daß ihnen Mögliches und Unmögliches beydes von Einer Art zu ſeyn ſcheint.

Verazio. In was für Hände Sie auch gefallen ſind!

Baron. Das ſagt der folgende immer vom vorhergehenden. Und es iſt erſtaunlich, wenn unſere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig geſpannt iſt, was man ſtufenweiſe zu thun fähig wird. Mir ſchaudert's, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre, zu was für weitern Grauſamkeiten gegen ſie man mich verleiten wollte, und faſt verleitet hätte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verſtand geraubt; die meinige ſoll ihr wenigſtens ein leidlich Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich ſtelle mir das Schreckliche der Lage vor, da Sie, kaum der

träge, konnte sich aber der Hypothese vom gespaltenen Licht nicht genug entschlagen. Auf die allgemeineren Interessen dieses Kreises mochte Goethe sich nicht einlassen. Er sah mit Mißfallen, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich hier in die hohen Stände verbreitet hatte, daß man Lafayette's und Mirabeau's Büsten verehrte, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. Das auf individuelle Vorstellungsarten beschränkte Gespräch war ihm höchst langweilig, und er verhehlt nicht, daß er oft durch gewaltsame Paraderen Streit aufregte und das böse Prinzip spielend, Verletzendes vorbrachte, was die Andern, da sie gut sein und auch ihn gut haben wollten, für Ernst nicht konnten gelten lassen, weil es nicht gründlich, für Scherz nicht, weil es zu herb war. Zuletzt nannten sie ihn einen umgekehrten Heuchler und versöhnten sich bald wieder mit ihm.* Man vermißt hier die Spinozische Ruhe, die alle Einzelnen ohne Unmut „unter der Form der Ewigkeit" betrachtet. Goethe fand die Wohlwollenden beschränkt, weil er ihnen nicht Raum gab; weil er, verstimmt, wie er war, von der Unterbrechung seiner inneren Welt durch Krieg und Mißstände, ihre Interessen und Gesinnungen theils ablehnte, theils neckend störte und hier nicht, wie darauf in Münster bei Jacobi's Freundin, der Fürstin Galizin, mit Milde das Gemeinsame ausfand. Er sagt, daß die Freunde nichts ausschlossen, auch ihn nicht, eigentlich jedoch ihn blos duldeten. Jacobi spricht sich viel hingebender aus.

Ein Jahr nach Goethe's Besuch schreibt Jacobi zu seinem überarbeiteten Woldemar die Zueignung an Goethe (12. Jan. 1794): „Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern." Dann die Versicherung, daß ihre nun zwanzigjährige Freundschaft ein edler Wein geworden.

Im Rückblick auf die Nachwirkungen des Besuchs sagt uns Goethe, daß ihn Jacobi und die Fürstin Galizin wahrhaft liebten und im

* G. W. Bd. 30 S. 189 ff.

blick gewähren ließen, jedoch immer mit stiller, nicht ganz ver-
chter Hoffnung, ihn ihren Gesinnungen völlig anzueignen.* Zum
1795 erzält er, wie Jacobi, der inzwischen nach Holstein gezo-
ihm sein Behagen dort in der Familie des Grafen Reventlow
erschiedene häusliche Feste anmuthig beschrieb, mit wiederholter
nder Einladung dorthin. Er sei aber nicht gefolgt, weil der-
n Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes ihm
iderwärtig gewesen, noch mehr, weil er fühlte, daß man seine
liche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionelle Sitt-
en zu beschränken gedachte. „Auch Jacobi's Briefe über Wilhelm
r waren nicht einladend; dem Freunde selbst, so wie seiner vor-
t Umgebung erschien das Reale, noch dazu eines niedern Kreises,
rbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches
tzen. — Um so weniger konnte der Autor Lust empfinden, solche
en persönlich einzunehmen und sich zwischen eine wohlwollende
würdige Pedanterie und den Theetisch geklemmt zu sehen." Der
Galizin gedenkend, fügt Goethe bei: „In diesem Jahre klärte
e Verwirrung auf, welche Jacobi zwischen uns gewirkt hatte,
ß nicht, ob aus leichtsinnigem Scherz oder Vorsatz; es war
cht löblich, und wäre die Fürstin nicht so reiner Natur gewesen,
sich früh oder spät eine unerfreuliche Scheidung ergeben." **
as gemeint ist, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit errathen
30 S. 247) und verdient vielleicht keine so ernstliche Rüge.
lls ist aus allem Vorstehenden klar, daß Goethe's Entfremdung
obi nicht erst eines einzelnen Anlasses bedurfte. Ihr Grund
e Verschiedenheit der Gemüthsforderungen. In einer dem
ismus des Weltlebens und des gemeinen Verstandes entgegen-
sittlichen Selbständigkeit und übersinnlichen Religion erstrebte
die Geistesfreiheit, während Goethe sie innerhalb der Natur
igen Anschauen des Organischen suchte, im Läutern und Er-
er Individualität durch harmonische Einbildung ihrer Ent-
esfolge, durch reine Durchempfindung ihres Entfaltungskreises.

v. 31 S. 39 ff.
af. S. 49 f.

Der überwindende und unüberwindliche Geiſt war Jacobi's Ideal, er zog ihn aus hereiſchwollenden, wie aus frommgeſammelten, aus myſtiſchen, wie aus tugendſtarken Seelen an. Goethe's Ideal war der bildende, mit energiſchem Behagen, mit tiefer Beſonnenheit in's Daſein gebreitete Geiſt. Er mußte ſich dem Gewaltſamen, nicht blos dem niedern roher Triebe, auch dem höheren ihrer moraliſchen Bindung, entziehen, um nirgend der Selbſterſchaffung des Lebens und ſeinen unbefangenen Pulſen vorzugreifen. Nach außen handeln, wo das Gleichgewicht aufhört, das Uebergewicht geſucht wird, konnte ſeine Sache ebenſowenig ſein als abgezogen denken, wo Gegenwart und Anſchauung ſchwindet. Betrachtung, parteilosttheilnehmende, erkennendgenießende, dichtendausführende war ſein Beruf. Wenn daher Jacobi an den Kämpfen der Theorie, den Gegenſätzen der Geſellſchaft, den politiſchen Erhebungen ſich betheiligen konnte, empfand ſie Goethe nur als Störungen. Selbſt daß er den Verdruß über dieſe abzuſchütteln ſuchte in Dichtungen gegen die Geſellſchaftszuſtände und die Revolution, war ſchon Ausweichung aus ſeinem ſchönen Beruf. Daß gerade dieſe Dichtungen Jacobi'n gefallen ſollten, der über Recht und Kultur mit praktiſchem Ernſte dachte, konnte er nicht verlangen. Daß aber auch Goethe der Sittlichkeitsforderungen, wie ſie an ſeine Poeſie Jacobi's Freundinnen und Freunde machten, kein Acht hatte, that er in ſeinem Recht und Beruf. Wir verdanken dieſer Behauptung ſeiner Unbefangenheit Gedichte von ſo lauterer Sinnfülle als wir vorher nicht hatten und wer weiß wann wieder haben werden; ja das Schöne, als Idee, in ſeinem eigenen, nicht in fremdem Geſetze ward erſt durch ſie in deutſcher Bildung und deutſcher Sprache wirklich. Als Organ aber dieſer Offenbarung, in ſeiner Entwicklung zu ihr ſtand Goethe ſehr einſam in einer bewegten Zeit zwiſchen einer Poeſie, die, wo ſie nicht ſeichtes Spiel war, einſeitigen Abſichten und Leidenſchaften nachhing, und einer geiſtigen Bildung mit transſcendenten Anſprüchen. Da die Stoffe der Kunſt an ſich auch nur die der Wirklichkeit und Sitte, der Leidenſchaft und Vernunft ſind, des Dichters Anſchauung alſo mannichfaltig mit den verſchiedenſten Richtungen gränzen muß, brauchte es viel Kraft und Sammlung, für ſich allein die reine Bahn

ten. Daher Goethe's Verschloſſenheit, und je öfter er bei schein-
Nähe den Abſtand anderer Sinnesweiſen von der ſeinen erfah-
ſein Mißtrauen gegen theoretiſchfordernde oder ſittlichbeſtimmte
ltere. Nichts belehrt hierüber beſſer als ſein ſchöner Aufſatz
die erſte Bekanntſchaft mit Schiller.

Schiller's mit Kantiſchen Begriffen verknüpfter Idealismus war
hartnäckigen Trennung des Geiſtigen und Wirklichen, in ihrer
nothwendig behaupteten Incongruenz dem Standpunkt Jacobi's
nkt und Goethe'n aus ganz ähnlichen Gründen mißfällig, ja
bar. Eben ſo entſchieden als er Jacobi'n von ſich abhielt, ward
hm Schiller vermieden. Aber ſie ſollten ſich begegnen; gleich
ſies Geſpräch führte auf ihren prinziviellen Scheidepunkt; keiner
em andern; aber Schillers reine Hochachtung für Goethe, ſeine
Charakterreife und Goethe's Bedürfniß, den bisher durch Ab-
ung behaupteten Stand durch möglichſtes Eingehen in den ent-
geſetzten, der doch vorhanden und in der Zeit bedeutend war,
eſſerer Freiheit zu behaupten, gründete jene für beide und für
Welt ſo gewinnreiche Freundſchaft. Zu eben der Zeit, wo Goethe
i's neuer Annäherung widerſtand, trat er in dieſes Verhältniß
chiller, und mit ihm „entwickelten ſich — wie er ſagt — im
lg eines zehnjährigen Umgangs die philoſophiſchen Anlagen, in-
n ſie meine Natur enthielt.“ Aber es zu ſchildern, dieſes Ueber-
von der „behaglichen Sicherheit des Menſchenverſtandes“ in
„freieren, ſelbſtbewußten Zuſtand“ ſei, ſagt Goethe, ein „faſt
gliches“, und wenn er hinzuſetzt, „von Bildungsſtufen könne nicht
ede ſein, wohl aber von Irr-, Schleif- und Schleichwegen und
n von unbeabſichtigtem Sprung und belebtem Aufſprung zu höhe-
ultur“, ſo hat dies Bekenntniß, wunderbar genug, die nächſte
gie zu dem Jacobi's, dieſem Selbſtbewußtſein im Glauben, das zu
ſtiren unmöglich iſt, dem vielmehr die nothwendig ab- und
rende Demonſtration nur zum Schwungbrett dient, um durch
Sprung ſein Höheres zu erreichen. Und wenn Jacobi ſagt, die
ſei es, die, als das Leben ſelbſt, allein den lebendigen Gott
arſtellt, während die ſpeculative Vernunft der davongegangenen

Wahrheit nachkürpyle: ſo ſetzt ſehr ähnlich Goethe der Unmöglichkeit, „wiſſenſchaftlich in der höchſten Regien des Bewußtſeins immer zu wandeln, welches die Welt, welches wir ſelbſt uns trüben, fromme Wünſche, die wir hegen dürfen, und ein nicht unterſagtes liebevolles Annähern an das Unerreichbare" entgegen. — Wer jedoch ſchließt, nun habe ſich Goethe leichter mit Jacobi verſtändigen müſſen, der wird, wie damals vielleicht Goethe ſelbſt, ſich zur Verwunderung getäuſcht ſehen.

Jacobi, der inzwiſchen nicht müßig, beſonders durch ſeine Beleuchtung des Kantiſchen Kriticismus der deutſchen Philoſophie wahrhaft nützlich geweſen, ſprach im Todesjahr Schillers (1805) auf ſeiner Rückreiſe aus dem nördlichen Deutſchland wieder bei Goethe ein und verweilte mehrere Tage. „Schon die Anmeldung, ſagt Goethe (Ausg. in 4°, IV S. 651) hatte mich höchlich erfreut, ſeine Ankunft machte mich glücklich: Neigung, Liebe, Freundſchaft, Theilnahme, alles war lebendig wie ſonſt. Nur in der Folge der Unterhaltung that ſich ein wunderlicher Zwieſpalt hervor. Mit Schiller, deſſen Charakter und Weſen dem meinigen völlig entgegenſtand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unſer wechſelſeitiger Einfluß hatte dergeſtalt gewirkt, daß wir uns auch da verſtanden, wo wir nicht einig waren. — Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil —: wir liebten uns ohne uns zu verſtehen. Nicht mehr (?) begriff ich die Sprache ſeiner Philoſophie. Er konnte ſich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie ſehr hätt' ich gewünſcht, hier Schillern als dritten Mann zu ſehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung geſtanden, und gewiß auch da eine ſchöne Vereinigung vermittelt hätte, die ſich zwiſchen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte." Hierin liegt, daß Goethe im Umgang mit Schiller mehr ein Verhältniß zu einem Philoſophen als zur Philoſophie gewonnen; wie er denn auch an anderer Stelle ſagt: daß er ſeit Schillers Ableben ſich von aller Philoſophie im Stillen entfernt und auf die ihm angeborne Methodik beſchränkt habe (Bd. 32 S. 125). Indeſſen fügt er dialektiſch dem Obigen bei — „Jacobi hatte den Geiſt im Sinne, ich die Natur, uns trennte, was uns hätte vereinigen

len — Sonderbar, daß Perſonen, die ihre Denkkraft dergeſtalt aus-
deten, ſich über ihren wechſelſeitigen Zuſtand nicht aufzuklären ver-
chten — Warum ſagten ſie nicht in Zeiten: Wer das Höchſte will,
ß das Ganze wollen; wer vom Geiſte handelt, muß die Natur,
r von der Natur ſpricht, muß den Geiſt vorausſetzen, oder im
illen mitverſtehn. Der Gedanke läßt ſich nicht vom Betrachten, der
lle nicht vom Bewegten trennen!" —

Ganz treffend hat hier Goethe als Wahrheit die Totalität des
wußtſeins, die urſprüngliche Synthese ſeiner Anſchauung ausge-
chen. Um aber zu beſſen, daß er dadurch mit Jacobi ſich hätte
ſtändigen mögen, mußte er mit dem A und O ſeiner Philoſophie
zlich unbekannt ſein.

Jacobi ſetzte allen Werth darein, daß man den Geiſt als Erſtes
Oberes, die Natur als Zweites und Unteres denke, daß Intelli-
z und Wille für die unabhängige Urſache der Welt, und die Natur
für die abhängige Folge erklärt werde. Einzig mit dieſem Primat
vernünftigen Willens werde Gott, Vorſehung, Tugend anerkannt,
andere Verknüpfung von Geiſt und Natur führe auf ein bewußt-
s AllEins, blindes Fatum, unendliches Nichts. Jacobi's Intereſſe
t, das zu trennen, deſſen Unzertrennlichkeit — das unterzuordnen,
en Gleichſetzung Goethe feſthielt. Weil Jacobi den Geiſt ſo ſchlecht-
getrennt vom Wirklichen wiſſen wollte, konnte er natürlich nur
h einen Sprung von dieſem zu jenem gelangen; und er mußte
ſelben von anderer Seite als einen Sprung aus dem philoſophi-
n Bewußtſein heraus in die unbegreifliche Wahrheit bezeichnen.
Goethe war es umgekehrt der Uebergang in ein philoſophiſches
wußtſein, was er einen Sprung nannte, der nur nach Irr- und
leifwegen möglich geworden: darum, weil die Vermittlung von
tur und Geiſt ſchon im Bewußtſein, ja als das Bewußtſein ſelbſt
voraus ſchon ſein muß, wenn ihre philoſophiſche Erreichung Wahr-
ſein ſoll, dieſe Erreichung daher nur durch vorgängige Verein-
gung, durch Trennung des an ſich ganzen Bewußtſeins (die Irr-
Schleifwege der Abſtraktion) zu einer erſt erfolgenden Vermittlung
macht werden kann. Nun wird freilich, je erſchöpfender die Ab-

straktion, je gründlicher die Zerlegung ist, um so mehr sie selbst zur Wiederherstellung der Einheit, zum Bewußtsein des Bewußtseins, und kann somit nicht ein Syrung heißen. Wem aber die Trennung nicht recht gelingt, dem verflicht sich das Getrennte durch den heimlichen Beistand der ursprünglichen Einheit auf jeder Seite, und im gleichen Grade muß auch die Rückkehr eine springende werden. Dies war Goethe's Fall.

Beherrscht von der Idee des Schönen, gelang es Goethe'n nie, Natur und Geist so rein von einander zu isoliren, daß lediglich jedes für sich zum vollkommnen Bekenntniß des andern würde. Er konnte die Natur nur als Geist, als Leben aus sich, als „Ganzes in die Theile strebend" schauen, dachte daher meist nur sie als wahr mit stiller Voraussetzung des Geistes, und nannte dies seinen Realismus, was ein Zuschauender, da es Rückführung des Gebildes auf das Bilden, des Geschauten auf das Schauen, des Gedachten auf das Denken war, ebensowohl Idealismus nennen konnte. Dies that Schiller, der gleich bei der ersten Begegnung ihm sagte, seine symbolische Pflanze sei eine Idee, keine Erfahrung. Nun aber mit Schillers Idealismus, dessen Satz: Niemals könne eine Erfahrung mit der Idee congruiren, Goethe'n im Anfang ganz unglücklich machte, vertrug er sich auch nur insoweit, daß er, erfreut und erfrischt durch das Zusammentreffen in vielen bestimmten Resultaten bei entgegengesetztem Ausgang, die Versicherung, auf rechtem Wege zu sein, auch von außen, die Erfahrung wohlthätiger Ergänzung im Besondern, und im Allgemeinen die Ueberzeugung gewann, daß über „den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettstreit zwischen Objekt und Subjekt" eine höhere Einheit walten müsse. Zu dieser, so lang der Wettstreit nicht geschlichtet war, konnte freilich nur ein Syrung führen, und die „höhere Cultur" bestand eigentlich nur in der Wahrnehmung, daß das bisher schon praktisch Vorausgesetzte auch theoretisch vorausgesetzt werden müsse, oder: „In der Idee leben heiße das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre."

Darin also traf Goethe mit Jacobi zusammen, daß er seine Idee logisch nur als Voraussetzung zu bestimmen vermochte; und deßhalb

ten sie beide an die Praxis, an die Liebe appelliren. Darin aber en sie ganz auseinander, daß Goethe die Idee als Einheit, Jacobi als Gegensatz voraussetzte. Goethe's Praxis war daher das Schöne der Genuß, war Naturbetrachtung mit Liebe, Jacobi's Praxis Sittlich-Gute und der Kampf, Naturüberwindung mit Liebe. h dies wurde Goethe — wie wir gleich sehen werden — gewahr. begreift man schwer, wie ihm die „Aufklärung über ihren wechselgen Zustand" bei „unbedingtem liebevollen Vertrauen" im J. 1805 unmöglich gefallen, nachdem er 1787 schon ihre nothwendige nnung vorausgesagt und Jacobi'n den Leuten beigezählt hatte, die es verabscheuen müssen, was die Tiefen der Natur näher aufeßt."

Zum Jahr 1811 bemerkt Goethe (Bd. 32 S. 72): „Jacobi ‚von göttlichen Dingen' machte mir nicht wohl; wie konnte mir das h eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. ße, bei meiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anschauweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen erbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund ner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltener, einseitig-ränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, n Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing iem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu iem alten Asyl und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen ie tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteihatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches, das sich neu anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu ner Verwunderung gewahr."

Da Spinoza beweist, daß wir, je mehr wir die einzelnen Dinge nnen, um so mehr Gott erkennen: so konnte kein Philosoph geeter sein, den Dichter in seiner genialen Anschauungsweise zu bestigen. Inwieweit aber diese Bekräftigung auf das Zusammentreffen Selbsterfahrungen mit Sätzen Spinoza's beschränkt oder aber die sicht in jene mit folgerichtigem Verständniß des Spinozismus ver-

knüpft gewesen sei, ist schwer zu bestimmen. Die Rechenschaft, die Goethe davon gibt,* ist sehr aphoristisch und selbst mit dem Bekenntniß begleitet, daß niemand den andern verstehe, keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere denke.

Zur Erklärung seines Verhältnisses zu Spinoza spricht Goethe von der durch das Leben selbst unaufhörlich uns aufgedrungenen Entsagung, mit der sich der Leichtsinn als mit einem zufälligen Wechsel abfindet, bis er mit dem gotteslästerlichen Spruch endet, daß alles eitel sei. Dem setzt er entgegen die Resignation ein für allemal und im Ganzen, welche (als unbedingte Anerkennung einer allgemeinen Nothwendigkeit) zur Ueberzeugung von dem Ewigen, Gesetzlichen und zu solchen Begriffen führe, welche durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Dies ist ganz gemäß der Spinozischen All-Einheit der Substanz, wornach das, was ist, vollkommen — und nur das Vollkommne ist. Im Weiteren weist Goethe, daß diese unverbrüchliche Nothwendigkeit der Natur auch unbewußt von allen Menschen vorausgesetzt werde, an dem Grauen nach, welches der bloße Schein von einem Selbstdenken bei Thieren oder einem Empfinden und willkührlichen Bewegen bei Pflanzen uns mache. Sein Zusatz nun aber, daß uns ein ähnliches Entsetzen überfalle, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eigenen und fremden Vortheil handeln sehen; und daß wir, um dies Grauen loszuwerden, es sogleich in Tadel, in Abscheu verwandeln, uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien suchen — dieser Zusatz ist von unbestimmter Beziehung. Denn wenn er allenfalls beweisen kann, daß wir unbewußt die Nothwendigkeit auch der vernünftigen und sittlichen Gesetze voraussetzen, so hebt er sie doch durch das Zugeständniß wirklichen Entgegenhandelns auf. Und der Gedanke bleibt ungeschlossen, indem über Spinoza weiter nichts folgt als daß er eben diesen Gegensatz so kräftig hervorhebe. Allein Spinoza

* Im Anfang des vierten Theils von Dichtung und Wahrheit, der, wie auch der Aufsatz über die erste Bekanntschaft mit Schiller, erst nach 1816 verfaßt ist.

weist vielmehr, daß unsittliche und unvernünftige Handlungen des
Menschen blos natürliche Bewältigungen seien, die unter ihren Be-
ingungen eben so nothwendig erfolgen als irgend ein anderes Natür-
che, und daß man sich darüber nicht entsetzen, sie nicht verabscheuen,
ndern sie erkennen solle, endlich daß man von der Einsicht in diese
othwendigkeit sich zur Erkenntniß Gottes, in ihr zur höchsten Be-
higung und Freiheit, Tugend und Seligkeit erhebe.

In Spinoza's Sinne hätte sich daher auch an die Stelle des
nwohlseins über Jacobi's Buch und der Entfernung im Geiste von
m ein Herantreten zu ihm mit dem Geiste, und die Einsicht setzen
üssen, daß und warum er von seinem Standpunkte urteilen mußte,
Natur verberge Gott. Unschwer würde erhellt sein, daß Jacobi
n der abstrakten Natur, von der ohne Gottesbewußtsein betrachteten
irklichkeit spreche, deren Eindrücke und Beziehungen freilich jenes
cht erzeugen können. So sagte auch Spinoza, dessen Betrachtung
cht ausgehe vom Wesen Gottes, sondern von den Sinnenobjekten,
m helfen die auf die letzteren gebauten Vorstellungen nichts zur
ttteserkenntniß.* Wieder, wenn Jacobi sagt: Wer Gott nicht sieht,
r den hat die Natur kein Angesicht, trifft er mit dem Satze Spinoza's
sammen, daß, was da ist, wahrhaft nur in Gott gedacht werden
nne. Und wenn Freiheit nach Spinoza nur Gotteserkenntniß ist, so
tte auch Jacobi Recht, zu sagen, nur wo Freiheit sei, werde Gott
kannt.**

Noch 1827, acht Jahre nach Jacobi's Tod, als dessen auserlesener
riefwechsel erschien, sprach Goethe in einer kurzen Anzeige desselben
ßliebig über die darin sichtbare Weise geistigen Verkehrs, unwillig
er Jacobi's Einsprache wider Naturphilosophie.***

* Ethik II, Prop. 10 Schol. 1.
** F. Jacobi's W. Bd. 3 S. 425, vgl. S. VII—XV. Bd. 6 S. 151
5. 157.
*** G. W. in 12°. Bd. 45 S. 293 f.

Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattinn in solchem Elend vor Sich sehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenstein. Die Vorigen.

Graf Altenstein. Vetter, guten Morgen! guten Morgen, Doctor! Was haben Sie gut's ausgerichtet? Hab' ich dir da nicht einen tüchtigen Mann herüber geschickt?

Baron. Es ist recht brav, daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntschaft, die Sie mir verschafft haben. Wir sind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden; nur einig sind wir noch nicht.

Graf Altenstein. Warum? Hast du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beste! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenstein. Wenn du ihn hättest reden hören, ehegestern Abend, wie er

Anhang.

Das Letzte, was wir aus der uns anvertrauten Sammlung mit-
eilen haben, iſt eine Anzahl meiſt kleiner Gedichte oder Gedicht-
hſtücke, auch ſie von Goethe's eigner Hand geſchrieben, eines auf
erſte Folieſeite eines Bogens, zwei auf geränderte Blätter, die
gen auf nach ihrem Maß geſchnittene Papierſtreifen.

Von zehn epigrammatiſchen ſind ſechs dieſelben, die ſich —
ohne vortheilhafte Aenderungen — in den gedruckten Gedichten
erfinden unter dem Titel: Dem Ackermann, Die Geſchwiſter
Manuſcript auf einem umrandeten Blättchen, aber, wie faſt alle
rn, ohne Ueberſchrift), Zeitmaß, Warnung, Die Lehrer,
lige Familie (im Manuſcript **Santa Famiglia**). Vier nicht
uckte geben wir hier; zuerſt das muthwilligſte:

(1.)

(Nach dem Lateiniſchen.)

verachteſt den Armen, er lehne ſich überall nieder,
Schöne Königin; wohl lieg' ich bald hier und bald dort;
ſ fändeſt du ihn erwachend einſt in dem Arme:
u berieſſt ihn mit Recht: Lehnt er doch überall an!

(2.)

um ſiehſt du Lina* verdammt, den Sprudel zu trinken?
l hat ſie es verdient an Allen, die ſie beſchädigt

* Vgl. Goethe's Gedichte (Lieder): An Lina, gedr. 1800.

Und zu heilen vergeſſen; die an der Quelle des Lethe
Becher auf Becher nun ſchlürfen: die gichtiſchen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu ſpülen, und will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundſchaft ſich zu kuriren.

(3.)

Frage nicht nach mir, und was ich im Herzen verwahre;
Ewige Stille geziemt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu ſagen vermöchte, iſt jetzo ſchon kein Geheimniß;
Nur dieſen Namen verdient, was ſich mir ſelber verbirgt.

(4.)*

Als der Undankbare floh, o Göttin ewiger Treue,
Fleht ich ihn nicht zurück, fleht' ich, verzeih du ihm, nur.
Du ergriffſt ihn gewaltig und haſt ihn übel gebändigt,
Graue Locke hält nun ihn den beweglichen feſt.

Unter den Reimgedichten der Sammlung ſind vier bekannt. Zwei nämlich haben in den gedruckten, wo ſie verbeſſert erſcheinen, die (in unſerer Handſchrift fehlenden) Ueberſchriften: Wechſellied zum Tanze und Neue Heilige (dies im Abſchnitt: „Epigrammatiſch"); eine dritte Gabe, beſtehend in drei Oktaven, die (gleichfalls ohne Titel) auf ein Blatt geſchrieben, durch Sternchen aber getrennt,

* Dies Epigramm ſcheint urſprünglich noch vorhergehende Verſe gehabt zu haben; wenigſtens hat die Scheere einige Züge von einer Zeile übrig gelaſſen, die über der erſten ſtand.

auch im Sinn nicht zuſammengehörig ſind, enthält die gedruckte Gedichtſammlung an getrennten Stellen. Die erſte Oktave macht nämlich, etwas verändert, die zweite Strophe in dem Fragment: Die Geheimniſſe (Abſchnitt: „Religion und Kirche"); die zweite ſteht für ſich mit der Aufſchrift: Für ewig (im Abſchnitt: „Vermiſchte Gedichte"); die dritte als Bruchſtück (im Abſchnitt: „Gedichte an Perſonen". „Denk- und Sendeblätter" Nr. 77). Ein viertes Reimgedicht endlich, Grabſchrift überſchrieben, iſt zwar in die Ausgabe der Gedichte nicht aufgenommen, aber mit Goethe's Briefen an die Gräfin Auguſte von Stollberg, in einem vom 27. März 1778, gedruckt (in der Urania 1839 S. 129).

Ungedruckt aber ſind zunächſt folgende Reime, die ſich als Theil eines Weimarſchen Maskenzuges zu erkennen geben. Vor den in den Werken mitgetheilten Maskenzügen ſagt Goethe ſelbſt, daß die Programme und Gedichte der Mehrzahl dieſer Feſtſpiele verloren gegangen. Aus einem ſolchen haben wir denn hier die einzelnen Reime eines in ſchweſterlichem Geleit auftretenden — ob allegoriſchen, romantiſchen oder welches wirklichen Weſens: dies zu rathen bleibt mannichfaltiger Spielraum. Goethe hat dieſe Verſe mit ſeiner bekannten lateiniſchen Curſivſchrift auf ein Quartblatt in die Einfaſſung eines blauen, von rothen Mäanderlinien durchzogenen Randes geſchrieben und auf der Rückſeite eben hingeſetzt: Durchlaucht dem Herzoge.

(5.)

Zwar bin ich nicht ſeit geſtern
Im Zauberhandwerk eingeweiht;
Doch haben meine Schweſtern
Dir ſchon das beſte prophezeit.

Drum laß mich bittend rathen:
Wend' uns ein gnädig Auge zu,
Laß uns in Deinen Staten
Genießen die erwünſchte Ruh.

Doch ſtört den ſchönen Frieden
Des Krieges wilder raſcher Tritt;
Nimm uns die Nimmermüden
Als Marketenderinnen mit.

Schließlich drei, wahrſcheinlich ältere Gedichte; das erſte nur ein kurzer Liebesſpruch, das zweite ein lyriſcher Ausruf, wohl aus dem erſten Jahrzehend in Weimar, wenn nicht aus der letzten Zeit vor dem Eintritt in Weimar; wie noch mehr von dem dritten elegiſch-lyriſchen Gedicht zu glauben.

(6.)

Arm an Geiſte kommt heut ſpät Dein Geliebter vor Dich.
Arm an Liebe kommt er weder frühe, noch ſpät.

(7.)

Bleibe, bleibe bei mir
Holder Fremdling, ſüße Liebe,
Holde, ſüße Liebe,
Und verlaſſe die Seele nicht.
Ach wie anders, wie ſchön
Lebt der Himmel, lebt die Erde,
Ach wie fühl' ich, wie fühl' ich
Dieſes Leben zum erſtenmal!

(8.)

Ein zärtlichjugendlicher Kummer
Führt mich in's öde Feld; es liegt
In einem ſtillen Morgenſchlummer
Die Mutter Erde. Rauſchend wiegt
Ein kalter Wind die ſtarren Aeſte. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur iſt ängſtlich ſtill und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.
Denn ſieh, bald gaukelt Dir, mit Roſenkränzen
In runder Hand, Du Sonnengott, das Zwillingspaar
Mit offnem blauen Aug, mit krauſem goldnen Haar
In Deiner Laufbahn Dir entgegen. Und zu Tänzen
Auf neuen Wieſen ſchickt
Der Jüngling ſich, und ſchmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädchen pflückt
Die Veilchen aus dem jungen Gras, und bückend ſieht
Sie heimlich nach dem Buſen, ſieht mit Seelenfreude
Entfalteter und reizender ihn heute
Als er vorm Jahr am Maienfeſt geblüht;
Und fühlt, und hofft.
Gott ſegne mir den Mann
In ſeinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der Merz das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,

Der ſtürmend floh und hinter ſich auf's Land
Den Nebelſchleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Verſteckt: da geht er ohne Säumen
Die Seele voll von Ernteträumen
Und ſä't und hofft.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

mir alles erzählte, alles erklärte — Es war mir so begreiflich, so deutlich, ich meinte, ich wollte nun selbst curiren, so schön hing alles zusammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und andern in der Predigt —

Graf Altenstein. Wo ist deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält sie sich noch immer auf, schläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle Menschen, und wandelt des Nachts in ihren Phantasien herum. Manchmal versteck' ich mich, sie zu belauschen, und ich versichre Sie, es gehört viel dazu um nicht rasend zu werden. Wenn ich sie herumziehen sehe mit losem Haar, — im Mondschein einen Kreis abgehen — Mit halb unsicherm Tritt schleicht sie auf und ab, neigt

Briefwechſel

zwiſchen

Goethe und F. H. Jacobi.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und F. H. Jacobi

herausgegeben

von

Max Jacobi.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort des Herausgebers.

Der hier erſcheinende Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi iſt einer größeren Sammlung handſchriftlicher Materialien entnommen, die ſich durch Vererbung und vielſeitige Mittheilungen in den Händen des Sohnes des Herausgebers, Bernhard Jacobi, befanden. Sie waren von dieſem dazu beſtimmt, ſeinem Großvater ein mehr wie gewöhnlich umfaſſendes biographiſches Denkmal zu ſetzen. Sein frühzeitiger Tod hat ihn an der Ausführung dieſes Unternehmens, zu welchem er ſich mehrere Jahre lang mit großer Liebe vorbereitet hatte, verhindert, und da ein wichtiger Theil der ihm anvertrauten Papiere, teſtamentlichen Beſtimmungen zufolge, nach ſeinem Hingange vernichtet werden mußte, war dieſes Vorhaben alsdann auch nicht füglich mehr durch andere Hände, wenigſtens in der beabſichtigten Weiſe, zum Ziele zu füh-

ren. Unter dem noch erhaltenen Material gehörten die Briefwechsel Jacobi's mit Herder und Goethe, die in jenem nur zum Entwurfe gediehenen Werke ebenfalls ihre Stelle finden sollten, zu dem Wichtigsten. Der Briefwechsel mit Herder ward vor ein Paar Jahren schon seinem fünften Sohne, dem Herrn Regierungsrath Emil von Herder in Erlangen auf dessen Wunsch zur Veröffentlichung übergeben, und wird ohne Zweifel in der nächsten Zeit erscheinen. Die Herausgabe des Briefwechsels mit Goethe übernahm der Unterzeichnete.

In der Reihe der so weit zahlreicheren Goethe'schen Briefe dürfte wohl kaum auch nur ein Blatt fehlen. Von Jacobi's Briefen an Goethe sind hingegen nur diejenigen vorhanden, von welchen ersterer eine Abschrift zurückbehielt, während wenigstens neununddreißig fehlen, deren Absendungsdatum auf eben so vielen Goethe'schen Briefen dem Datum des Empfanges gegenüber von Jacobi's Hand bemerkt ist.

Hoffentlich wird der Leser die Veröffentlichung dieser Briefe durch das, was er in denselben empfangt, hinlänglich gerechtfertigt finden. Wenigstens sind dieselben geeignet, in einem großen Maaße zur Charakteristik beider Männer und ihrer beiderseitigen so verschiedenartigen Entwickelung von ihrem ersten schriftstellerischen Auftreten an bis zu ihrer Altersreife beizutragen. Goethe aber namentlich dürfte wohl in keinem andern der von ihm bisher bekannt gewordenen Briefwechsel so unbefangen, gemüthlich hingegeben erscheinen, als in diesem, wenigstens bis zu jener Lebensperiode, wo sein ganzes Wesen überhaupt die abgeschlos-

fenere, kältere Haltung ſeiner ſpäteren Jahre annahm. — Zugleich wird eben dieſes Denkmal eines ſich über einen Zeitraum von mehr als vierzig Jahren erſtreckenden nahen Verkehrs beider Männer am beſten dazu dienen können, ſo viele abſichtlich oder unabſichtlich verbreitete falſche Urtheile über ihr perſönliches Verhältniß zu einander zu berichtigen.

Als Einleitung zu dieſem Briefwechſel iſt ein nur kurzer von Goethe mit Jacobi's Gattinn verangeſchickt, die er früher kennen gelernt hatte als Jacobi ſelbſt und deren er auch in ſeinen Lebensnachrichten in einer Weiſe gedenkt, die ſich in dieſen launigen Blättern ebenfalls abſpiegelt. Uebrigens ließ ſich bei dieſen die richtige Aufeinanderfolge wegen der verſchiedentlich verſäumten Angabe des Datums nicht durchgehends genau ermitteln. Auch ſcheint hier offenbar wenigſtens der erſte Brief von Goethe zu fehlen, während ſich von Jacobi's Gattinn überhaupt nur noch zwei vorgefunden haben.

Hinſichtlich der, beſonders in den früheren Briefen nicht ſelten vorkommenden Verſtöße gegen die Rechtſchreibung u. ſ. w., ſchien es angemeſſen ſich auch in dieſer Beziehung beim Abdrucke genau an die Urſchriften zu halten. Denn dieſe Nachläſſigkeiten, deren ſich gegenwärtig auch im vertrauteſten Briefwechſel nicht leicht jemand ſchuldig machen dürfte, ſind doch ebenfalls nicht ganz ohne charakteriſtiſche Bedeutung für die ſich auch darin zeichnenden Perſönlichkeiten und für die Lebenszuſtände der Zeit, welcher ſie angehörten. Indeſſen bezieht ſich dieſe Bemerkung hinſichtlich der Briefe von Goethe nur auf die bis zum Schluſſe des

ſich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Raſen, umfaßt einen Baum, verliert ſich in den Sträuchen wie ein Geiſt! — Ha! —

Graf Altenſtein. Ruhig, Vetter! ruhig! Statt wild zu ſeyn, ſollteſt du die Vorſchläge des Doctors anhören.

Berazio. Laſſen Sie's, gnädiger Herr. Ich bin faſt, ſeit ich hier bin, der Meinung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Curen abgehen, oder wenigſtens ſehr behutſam damit ſeyn müſſe. Wie lang' iſt's her, daß die gnädige Frau in dem Zuſtande iſt?

Graf Altenſtein. Laßt ſehen! Auf den Dienſtag zehn Wochen. Es war juſt Pferdemarkt in der Stadt geweſen, und Abends, wie ich nach Hauſe ritt, ſprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie toll. — Höre, ich muß

Jahres 1796 geschriebenen, da derselbe die folgenden fast alle nur nach der Gewohnheit seiner spateren Jahre einem Schreiber in die Feder dictirt hat; während die von Jacobi überhaupt dem bei weiten größeren Theile nach nur in Abschriften von fremder Hand aufbehalten sind.

Siegburg, den 3. August 1846.

Max Jacobi.

Briefe von Goethe

an

Helene Eliſabeth Jacobi.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

1.

An Helene Eliſabeth Jacobi*).

Ich kann Ihnen das Mährchen nicht ſchaffen, und habe nichts, als das Ding da†) das Sie vielleicht nicht intereſſirt. Unterdeßen guckt man in einen Schönen raritätenkaſten wenn man keine Oper haben kann.

Geben Sies der la Roche und leben Sie recht herzlich wohl. So kurz ich Sie auch geſehen habe iſt mirs doch immer ein ſo ganz lieber Eindruck Ihrer Gegenwart und daß Sie mich noch ein bisgen mögen.

G.

†) Wen du nicht verläßeſt Genius
Nicht der Regen nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.

*) Geborne v. Clermont aus Aachen, Gattinn von Frd. Hm. Jacobi. D. Hgb.

Wen du nicht verläſſeſt Genius
Wird der Regen Wolke
Wird dem Schloſſenſturm
Entgegenſingen wie die
Lerche die dadroben.
Wen du nicht verl. ꝛc.

Den du nicht verläſſeſt Genius
Wirſt ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln,
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalionsfluth-ſchlamm
Python tödtend leicht aros
Pythius Apollo.
Den du nicht verläſſeſt Genius.

Den du nicht verläſſeſt Genius
Wirſt die wollnen Flügel unterſpreiten
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirſt mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verläſſeſt Genius
Wirſt im Schneegeſtöber Wärm umhüllen,
Nach der Wärme ziehn ſich Musen
Nach der Wärme Gharitinnen.
Wen du nicht verläſſeſt Genius.

Umſchwebt mich ihr Muſen!
Ihr Charitinnen!
Das iſt Waſſer das iſt Erde
Und der Sohn des Waſſers und der Erde
Ueber den ich wandle Göttergleich.
Ihr ſeyd rein wie das Herz der Waſſer
Ihr ſeyd rein wie das Mark der Erde
Ihr umſchwebt mich und ich ſchwebe
Ueber Waſſer über Erde
Göttergleich.

Soll der zurückkehren
Der kleine ſchwarze feurige Bauer
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben Vater Bromius
Und hellleuchtend umwärmend Feuer!
Soll der zurückkehren mutig
Und ich den ihr begleitet
Muſen und Charitinnen all,
Den Alles erwartet was ihr
Muſen und Charitinnen
Umkränzende Seeligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt
Soll muthlos kehren!

Vater Bromius
Du biſt Genius

Jahrhunderts Genius,
Biſt was innre Glut
Pindarn war
Was der Welt
Phöb Apoll iſt.

Weh weh innre Wärme
Seelen Wärme
Mittelpunkt
Glüh ihm entgegen
Phöb Apollen,
Kalt wird ſonſt
Sein Fürſtenblick
Ueber dich vorübergleiten
Neidgetroffen
Auf der Ceder Grün verweilen
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich von dem es begann
Dich in dem es endet
Dich aus dem es quellt
Jupiter Pluvius
Dich dich ſtrömt mein Lied
Jupiter Pluvius.

Und Caſtaliſcher Quell
Quillt ein Rebenbach
Quillet müſſigen
Sterblich Glücklichen
Abſeits von Dir
Jupiter Pluvius
Der du mich faſſend deckſt
Jupiter Pluvius.

Nicht am Ulmenbaum
Haſt du ihn beſucht
Mit dem Tauben Paar
In dem zärtlichen Arm
Mit der freundlichen Ros umkränzt
Tändelnden ihn blumenglücklichen
Anakreon
Sturmathmende Gottheit.
Nicht im Pappelwald
An des Sibaris Strand
In dem hohen Gebürg nicht
Deſſen Stirn die
Allmächtige Sonne beglänzt
Faßteſt du ihn
Den Bienenſingenden
Honig lallenden
Freundlich winkenden
Theokrit.

2.

An dieſelbe.

Hier ſchick ich Mamagen ein Geles, iſts nicht das beſte, iſt's doch das neuſte und ſo gut als ichs habe.

Die Bogen der Comödien heben Sie auf, ich ſchicke die übrigen nach und nach.

Auch ein paar Hochzeitkarmens, und dann viel Grüſe von uns allen. Iſts dem lieben Bübchen wohl? und wie heißts? Uebrigens wird Tante*) und Lolo**) Ihnen erzählt haben von uns und unſerer Wirthſchaft, die ſich zwar nicht mit Worten beſchreiben läßt, ſie iſt bunter und monotoner als eine Chinoiſe.

Meine Wette ſodann, liebe Frau meine Wette! Gehts denn überall wie bey Gericht? Halb Part hab ich ja ſchon geſagt, und drüber verſprech ich Ihnen noch zwei Sinngedichte.

Der Töpfer iſt hier mit großem Beyfall aufgeführt worden. Daß aber ja keine Freude rein ſey, will der Verlag ſeiner Partitur nicht aus der Stelle.

*) Johanna Fahlmer, nachherige zweite Gattinn von Johann Georg Schleſier, angeheirathete Tante von Frd. Hnr. Jacobi, in der Familie vorzugsweiſe die Tante genannt. D. Hgb.

**) Charlotte Katharina Jacobi, ältere Halbſchweſter von F. H. Jacobi, von Goethe wiederholt in dem Briefwechſel die Hanneverſche Lotte genannt, da ſie damals jüngſt erſt aus einer Erziehungsanſtalt in Hannover zurückgekehrt war. D. Hgb.

Nun Adieu wieder auf eine Weile, und Tantgen und Lotten versichert daß ich immer der Alte bin.

Frankfurt, den 3. Nov. 1773.

Goethe.

3.

Antwort.

Düsseldorf, den 6. Nov. 1773.

Herr Doctor Goethe Lobesan: Hier kommt Mamachen, um mit Ihnen ein wenig zu plaudern. Zwar Mamachen schreibt selbst nicht, sie sitzt hinter einem Vorhang mit schwach halb erloschnen Aug, und schickt Worte und Gedanken in Täntchens†) Feder. Bereits seit einigen Tagen lauerte ich auf einen wohlstudierten Glückwünschungs Brief von Gätchen, Charlotte, Antonette*), oder Nane; oder dachte, Antoinette wenigstens würde sich mit einem Jubelgeschrey vor meinem Bette einfinden: allein da weder Brief

†) Ich Tante dabey aussehend, wie der bewußte abgemahlte Herr Völling.

---

*) Antoinette Gerold, eine entfernte Verwandte des Schlosserschen Hauses, Goethen von früher Jugend her leidenschaftlich anhänglich, soll den ersten Anlaß zum Bilde der Mignon im Wilhelm Meister gegeben haben. D. Hgb.

einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggeben müssen, lieber Onkel.

Graf Altenstein. Schade für's Pferd! wahrlich Schade! ab.

Verazio. Woher kam denn das falsche Gerücht? Wer beging die entsetzliche Unvorsichtigkeit so etwas zu schreiben?

Baron. Da gibt's solche politische alte Weiber, die weitläufige Correspondenzen haben, und immer etwas Neues brauchen, woher es auch komme; daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt ist im Grunde des Guten so viel als des Bösen; weil aber niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen jedermann sich einen großen Spaß macht, was Böses zu erfinden und zu glauben, so gibt's der favorablen Neuigkeiten so viel. Und so einer —

noch Erscheinung kömt so gilt dieses mein Schreiben auch niemand als dem bösen Mensch mit dem guten Herzen, welcher brave neue Bekanntschaften nicht so Ihren rühmig behandelt, und aus der Acht läßt. Die Mädchen thun nicht wohl, wenn ich wieder nach Frurt komme, so bin ich schlank, rasch, munter, und kann hübsch ohne Hr. Doctors Arm gehen; denn werden sie mich gerne haben; und ich sage, ich will nun auch nicht, laßt mich bey lieb Groß Mama sitzen.

Diese Woche hatten unsere lieben Frankfurter einen fröhlichen Tag. Tante, und ich gedachten des Brautpaars, so wie man zu thun pflegt und machten ihnen eben darauf einen recht schönen Segen beym lieben Gott aus. Sagen Sie das Ihrer lieben Schwester, und daß ich noch immer mißvergnügt bin; daß sie zu Darmstadt tanzen mußte, während ich zu Frankfurt herum schliche. Und was habe ich für mein Schleichen? Anstatt eines holden Mädchens, einen großen starken Jungen. Sein Auftritt in diese Welt war sehr kränkend. Die Webemutter wollte mir sein Geschlecht nicht nennen; der Vater fuhr in ein stoisch Gesicht; die Bognerin sagte: Oy pfuy! und die Tante, welche man bey seiner Ankunft weckte, drehte mit einem ärgerlichen: nichts mehr als das! den Rücken nach der Wand hin und schlief wieder ein. Ich, ich nahm meinen Jungen, Gottweis, zu mütterlichen Gnaden auf, versteckt ihn in mein Bette, und ließ ruhig die Leute drob murren. Eben vor diesem Bette hängt Ihre kleine Landschaft. Ich behaupte,

ſie ſähe noch immer ſo freundlich, wie zu Frankfurt, aus, wenn mein Zimmer hell wäre; allein die Tante ſagt: Groß Papa†) und Groß Mama welche darüber, als ein Paar ſchwarze Meerkätzchen ſitzen, verfinſterten das Stück und ließen einen Katzengrauen Tag darauf leuchten. Sagen Sie Ihre Gedanken darüber. Und wenn die Frau Räthin nebſt Gätchen und den übrigen, welche ich im Töpfer zu ſtecken glaubte, von Herrn Doctors Hand gezeichnet ankommen; ſo melden Sie mir ob die Stücke ſich am beſten gegen Morgen, Abend oder Mitternacht in meiner Stube ausnehmen? — Ueber Ihren mir zugeſchickten Roman freue ich mich recht herzlich; er hat mich amüſiert, ſo wie ſie es haben wollten. Das geſchenkte Drama iſt ſehr wohl angebracht. Täntchen macht ein ſaures Geſicht, indem ſie dieſes ſchreibt, ſie ſpricht, es ſey gemauſet. Allein das thut nichts dazu; Ihre Venus Rede darin hat mich nach Würden ergötzt; und ich danke Ihnen recht ſehr für dieſes Vergnügen.

Orgelum Orgeley Dudeldumdey haben wir geſtern einige mahl angeſtimt. Ergo!

Ueber Ihren Laocoons Kopf habe ich mich nicht gefreut, weil Sie es nicht haben wollten. Leider brachte ich nichts von ſchönen Gyps Figuren von Frankfurt mit; Sie und die Tante mögen ſie mir nun um Oſtern verſchicken.

Daß die Tante und ich, unſern ebenen und graden

†) Iſt der Hr. Joh. Adam Clermont welchen der Herr Rath Goethe gleichfalls das Glück hat zu beſitzen.

Weg neben einander ohne ſtumpen und ſtolpern geben, iſt wahr, obgleich noch wohl immer ein Räthſel für den Herrn Doctor Goethe Lobeſan. Und hiemit Gott befohlen.

Hel. El. Jacobi: gebohrne v. Clermont
zugen. Mamachen.

4.

An Helene Eliſabeth Jacobi.

Am 7. Nov. 1773.

Ich möchte Ihnen nicht ſchreiben beſte Frau, in der Laune in der ich binn und möcht Ihnen doch gleich ſagen wie viel Freude mir Ihr Brief gemacht hat. Ihre Stimme, Ihr Weſen ward um mich lebendig und Sie müſſen fühlen wie werth mir Ihre Gegenwart iſt. Schon eine Stunde ſteh ich da und beſpiegle mich in Ihrem Brief, und bin an Ihrem Bette, und — aber gute Nacht beſte Frau. Wenn ich mit Ihnen nicht von Herzen reden kann, lieber ſtille.

am 16. Nov.

Vor zwey Tagen iſt Schl. [Schloſſer] und meine Schweſter abgangen. So viel für diesmal

ganz der Ihrige
Goethe.

5.

An dieſelbe.

Verzeihen Sie mir beſte Frau meine Wiſche. Ein Händedruck iſt ja immer werther als ein lang Compliment. Dafür gehts auch immer von Herzen wenn ich ſchreibe und wenn ich erſt nachdenken oder ſtudieren und rücken ſollte: was? kriegten Sie in Ewigkeit keinen Brief. Mit der fahrenden kriegen Sie ein Allerley, darinn die folgenden Bogen zum Väterchen, davon Sie zum Troſte Jungs kriſtgläubiger Seele ſagen können daß ichs nicht gemacht habe. Ich habs nicht gemacht Mamachen, aber ein Junge, den ich liebe wie meine Seele, und der ein trefflicher Junge iſt. Aber warum richtet man nach den Werken! Zwar ſteht geſchrieben: An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Aber ſind das unſere Früchte was wir aufs Papier ſudeln, geſchrieben oder gedruckt. So viel, liebe Frau, weil ich wünſchte daß Sie dem Verfaßer des Vätergen gut blieben, und zugleich wüßten, daß ichs nicht binn. Sie haben den ehrlichen Jung wieder bey ſich, vielleicht hat ihn ſein Kriſtelgen ſchon zurück gefordert, und Ihr letzter Knabe iſt wohl und friſch hoffe ich, weil Sie nichts davon ſchreiben. Ich kann mir Sie ohne den Knaben nicht denken: Und dann mag ich mich gern nicht beklagen liebe Frau über meine gegenwärtigen Umſtände, daß wenn ich nicht neuerdings wieder bißiger geworden wäre ich gar nicht auslangte.

Ich habe gar keine Zeit meine Sinne zu ſammeln, und

habe dazu ein Stückchen Arbeit angefangen, stricke für Sie, und alle liebe Seelen die Ihnen gleichen nicht zur Nahrung doch aber hoff ich zur Ergezung.

Auf Faſtnacht könnts anmarſchieren, wenn die Sterne nicht gar grob zuwieder ſind.

Grüßen Sie mir Lotchen. Von meiner Schweſter die Sie grüßt, werden Sie in Täntgens Briefe leſen, und die Gerolds haben Sie von Herzen lieb, ſind aber übel daran. Kethgen iſt krank, die Anteiner hatt mehr Begierden, als für diesmal befriedigt werden können. Und ich meide ſie, weil ich nichts beßers zu würken Kraft habe. Daran liegts auch daß Sie noch kein Portrait haben. Adieu.

6.

An Johanna Fahlmer.

Ich muß Ihnen melden gute Tante daß ein gewißes Schand und Frevel Stück, Götter Helden und Wieland, durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erſte ſeyn wollen Sie davon zu benachrichtigen, daß wenn Sie etwa darüber mit dem Verfaßer zu brechen Willens waren Sie's de bonne grace thäten und ohneweiter zu brummen und zu mutzen ihm einen Tritt vorn Hintern gäben, und ſagten: ſchert euch zum Teufel, ich habe nichts gemeines mehr mit euch.

Uebrigens ſchlendert das Leben hier ſo fort, und meine Zeichnung iſt das beßte an mir. Sagen Sie Mamachen, daß das verſprochene Faſtnachtsſtückel nicht ausbleiben ſoll. Ich bin fleiſig geweſt, nur iſt noch nichts produzibel, und ein bißgen früher und ſpäter thut doch in der Welt nichts wo das gar nicht ſo manchmal einem das Nachſehn läßt. Adieu. Iſts wahr daß Sie Lotten wieder mitbringen. Ich mag ihr wohl manchmal etwas vorplaudern, ſie wißen ja wies geht wenn ich in's prophetiſche radotiren komme. Adieu. Wollen Sie mich behalten wie ich binn, ſo binn ich immer der Alte.

7.

An Helene Eliſabeth Jacobi.

1773 den letzten Tag im Jahr

Um um um! herum um um iſts nun. Laßen Sie Sichs das nächſte auch wohl ſeyn, und rechnen Sie mich zu Ihrer Welt, wie ich Sie zu meiner, und ſo bleibts vice versa im alten. Welches ich herzlich gern habe, daß niemand merke, daß Vergänglichkeit überall die Naſe im Spiel hat. Aufs neue Jahr haben ſich die Ausſichten für mich recht Raritätenkaſten mäßig aufgeputzt. Mar la Roche heurathet hierher. Ihr künftiger ſcheint ein Mann zu ſeyn mit dem zu leben iſt und alſo hevſa!! wieder die Anzahl der

braven Geſchöpfe vermehrt, die nichts weniger als geiſtig ſind, wie Sie freylich vermuthen müßen. Denn unter uns, weils ſo eine gar mißliche Sache auf der Erde mit Bekanntſchaften, Freund und Liebſchaften iſt, daß, meynt man oft man habs an allen vier Zipfeln pumps reist der Teufel ein Loch mitten drein und alles verſchütt'. Wie mir's noch neuerdings gangen iſt, das mich ſehr verdroßen hat. Und alſo auf mein Wort zu kommen, binn ich weit geſchäftiger zu ſuchen wo was liebs freundlichs und guts ſteckt als bisher, und guten Humor, weil ich allerley unvermuthetes finde ꝛc. daß ich einigemal auf dem Sprunge geſtanden habe mich zu verlieben. Davor doch Gott ſeye. Auf allen Fall aber ſich ereignenden Unglücks ſogleich Mamagen überſchrieben werden ſoll.

Wie ſchön ich Zeit her gezeichnet habe mag nicht ſagen, weil ich noch in anſehnlichem Reſte ſtehe.

Und dann iſt der Schilderer der die Han. Lotte zeichnete einer der ſich darauf verſteht. Sie iſts von Kopf zu Füße, nur daß ichs nicht ſo im Detail hätte herbeten können, das macht ich war ins Ganze ſo verliebt, und Gott hat gewollt daß ein Liebhaber ein ſchlechter Beobachter ſeye.

An der Rezenſion bin ich ſo unſchuldig wie ein Kind, und diesmal haben Sie Geſpenſter geſehen, weil Sie ſie ſuchten. Ich ſchickte es eigentlich daß Sie über mich lachen ſollten. Ich hatte der Tante geſchrieben, wie ich den Deinet*)

*) ? Undeutlich zu leſen. D. Hab.

gebezzt habe, und würklich, ich hoffte er ſollte ſich proſtituiren, und ſiehe da er iſt ſo höflich wie ein Hündlein. Auf mein Wort, von mir iſt kein Milch und Gall Tropfen drinn.

Gott vergelts dem Hauptmann Dobel daß er Ihnen durch dieſe Finſterniß und trübſeelige Zeit durch haudern hilft. Doch er hat ſeinen Lohn dahin. Auf Faſtnacht bleibts dabey kommt was angefahren. Und ſo Adieu. Nimmt der Kleine wohl zu. Ach liebe Frau ſeit drei viertel Jahren hab ich drey vier Paare verheurathet, und noch will mir niemand gute Hoffnung melden.

G.

Der Tante viel Grüße, ich wollt ihr ſchreiben, kann mir aber kein Bild von ihr machen wie ſie zu Düſſeldorf träg, faul, und ſchnupfenhaftet iſt, da läßt mich mein dramatiſcher Genius ſtecken.

8.

An dieſelbe.

Mir iſts recht wohl liebe Frau und dank Ihnen für Ihren doppelt und dreyfachen Brief. Dieſe drittehalb Wochen her iſt geſchwärmt worden, und nun ſind wir zufrieden und glücklich, als mans ſeyn kann. Wir ſag ich, denn ſeit dem fünfzehnten Jenner iſt keine Branche meiner Exiſtenz einſam. Und das Schickſal mit dem ich mich herumgebiſſen

habe ſo oft, wird jetzt höflich betittelt, das ſchöne, weiſe Schickſal, denn gewiß das iſt die erſte Gabe, ſeit es mir meine Schweſter nahm, die das Anſehn eines Aequivalents hat. Die Mar iſt noch immer der Engel der mit den ſimpelſten und wertheſten Eigenſchaften alle Herzen an ſich zieht, und das Gefühl das ich für ſie habe werinn ihr Mann eine Urſache zur Eiferſucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens. Brentano iſt ein würdiger Mann, eines offnen ſtarken Charakters, viel Schärfe des Verſtands, und der tüchtigſte zu ſeinem Geſchäft. Seine Kinder ſind munter einfach und gut. Thun ſie noch den lieben Dümeir dazu und eine Freundinn ſo haben Sie unſer ganzes Klümpgen. Unſere Mama la Roche hat uns am letzten Jenner verlaßen, und meine gelaßene Freundſchaft hat ſich wieder belohnt geſehen. Ich fühle daß ich ihr weit mehr binn, ſie mir weit mehr iſt, als vor zwey Jahren, ja als vorm halben Jahr. So wahr iſts das wahre Verbindungen Zeit brauchen, wie Bäume um Wurzeln zu treiben, Krone zu bilden und Früchte zu bringen.

Wenn Sie wüßten liebe Frau mit welchem Herzen und welchen Worten wir oft Ihrer erwähnt haben, Sie würden ſich zu uns geſehnt haben, und ſollten an unſerm Tiſche nicht deplacirt geweſen ſeyn Danke für den Anteil an Andres Schickſal. Er iſt giftig, läßt mir aber nichts merken, ſcheints traut er mir nicht, und glaubt ich hätte Ihnen gar nichts geſchickt. Genug wir haben das unſrige getban — Am meiſten ſchierts ihn daß man ſeine Production unter

die Nachahmungen geſetzt hat. Tirelireli! Was iſts um einen Autor!

Eine mächtige Kälte zieht durchs Fenſter bis hierher an mein Herz, zu tauſendfacher Ergözung. Ein großer Wieſenplan draußen iſt überſchwemmt und gefroren. Geſtern trugs noch nicht, heut wird gewagt. Vor 10 Tagen ohngefähr waren unſre Damen hinausgefahren unſren Pantomimiſchen Tanz mit anzuſehen. Da haben wir uns präſtirt. Gleich drauf thaut es, und jezt wieder Froſt. Halleluja! Amen!

Lotten und der Tante meinen Dank und meine Grüße.

[Etwa im Februar 1774 geſchrieben.]

9.

An dieſelbe.

Die Violin wird ehſtens ankommen, Mamachen, wie eine Comödiantinn in der Probe, in flanellnem Wamms, mit Bändern bunt auf der Haube. Glauben Sie nur immer wenn's Ihnen ankommt mir einen Brief zu ſchreiben, daß es ein guter Geiſt iſt, wenigſtens mein guter Geiſt, und fühlen Sie wie willkommen mir Ihre Briefe ſind, da ich ſo allein binn. Aber gewiß doch glücklicher als jemals, und auch mit herzlich lieben Geſchöpfen umgeben.

Vom Väterchen haben Sie nun ein Exemplar rouinirt. Ich ſchick Ihnen doch die folgenden Bogen. Aber ſie zu verbrennen, ſind ich unhaushältiſch.

Friedrich. Nun, seyn Sie nicht böse! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hohle! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Blessirt war ich, das wußte jedermann und meine Frau und ihr alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der erste seyn, der meine Wunde tödtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Verazio zu Friedrich. Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr schon einige Monathe Gesellschaft geleistet. Sie war bey der Abwesenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit stellte sich die Gefahren doppelt lebhaft vor. Wir thaten was wir konnten; die Mädchen unserer beyden und der benachbarten Häuser waren immer um sie; man ließ sie wenig allein, und vermochte doch nichts über ihren Trübsinn.

Ihre Buben ſind mir lieb, denn es ſind Ihre Buben, und der lezte iſt mir immer der nächſte. Ob ſie an Chriſt glauben, oder Göz oder Hamlet, das iſt eins, nur an was laßt ſie glauben. Wer an nichts glaubt verzweifelt an ſich ſelber. Hat niemand meine Hannover Lotte geſehen. Es ſieht ſie niemand mit meinen Augen doch haben andere Leute auch Augen ꝛc.

Der Pot pourri im eigentlichen Verſtand, iſt ein gar unbedeutendes Möbel, er macht einer Stube eine Teinture Wohlgeruch, wie manche Leute eine Teintüre von Geſchmack haben. Aber der Pot — den man aus Sittbaarkeit pourri nennt, und ders auch eigentlicher beißen könnte, verdiente weit eher daß derſelbe emblematiſch und Apophtegmatiſch nuzbaar auch der Seele gemacht würde. Ich habe einige gute Gedanken dazu aber das ganze! — eine Epopee iſt nicht auf Einen Tag gereimt.

Den Bogen hab ich vom Violingen gelaßen; er ſperrt nur, und den kriegen Sie überall.

10.

An dieſelbe.

Sie erwarten keinen Brief von mir am wenigſten datirt

Düſſeldorf d. 21. July 1774

gegen zwölfe Mittags, in dem Gaſthofe zum Prinzen von

Oranien. Kommend von der Gallerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, geſtärkt und folglich geſtählt hat.

Vor acht heut früh lief ich nach ihrem Hauſe, in die neu Straße, aus Flinger oder Flinder Tohr (deswegen geb ich ſo ins detail, daß Sie ſich des überzeugen das ich hier bin, das ich ſelbſt kaum glaube:) Cathrine machte auf, und große Augen, ſtuzte, erkannte mich, und ſchien vergnügt zu ſeyn. Das Haus war leer! Die Herrſchaft verreist der jüngſte ſchlief, die andern in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort. Lottgen, Lehngen, Papa, Fritz, George, der Kleine ꝛc.

Daß mirs weh thut Sie nicht zu treffen fühlen Sie — juſt jezo — eben jetzo. —

Was weiter wird? Steht in der Götter Hand.

Goethe.

11.

Antwort.

Freylich, Herr Doctor, konnte ich keinen Brief von Ihnen noch weniger aus D. datirt erwarten. Mein Erſtaunen darüber war ſo groß, daß ich in einem Herjemine ausbrach, welches meiner Mutter die Brille von der Naſe allen machte. „Was habt ihr Tochter“ O nichts Mama, G. iſt in D. und ich juſt nicht „Wer iſt Herr Goethe?“

Ach ... nun kratzte ich mich hinter die Ohren, antwortete aber, ein guter Bekannter aus Fr. Die Antwort war nicht hinlänglich; die guten Alten fragen gerne, und hätte ich nicht gesagt, Sie wären ein geschickter Advocat, so hätte sie meine obige exclamation verübelt. Ein Poeten-Herr Doktor stehet hier in jämmerlichen Ansehen. Daß es mir indeß leyd thut daß ich nicht mit Ihnen in unserer schönen Gallerie herumwandere ist wahr, und daß es Ihnen ebenfalls leyd thut daß ich nicht dorten bin will ich zu meinem Vergnügen glauben. Wäre ich und alles was ich liebe in D. gewesen, so sollte unsere altdeutsche ehrliche Bewirthung Sie nicht misvergnügt haben abreisen laßen. Sind Sie oder sind Sie nicht mehr daselbst. Wo Sie sind, folge Ihnen Glück, Freude und Vergnügen das wünscht von ganzem Herzen

Betti Jacobi.

12.

An Helene Elisabeth Jacobi.

Ihr Fritz Betty, mein Fritz, Sie triumphiren Betty und ich hatte geschworen ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, biß ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Und so willkommen, tausendmal willkommen. Die gesperrte Schiffarth geöffnet Handel und

Wandel im Flor, und gnade Gott den ſcheelſüchtigen Nachbaarn. Wie ſchön, wie herrlich daß Sie nicht in D. waren daß ich that was mich das einfältige Herz hies. Nicht eingeführt, marſchallirt, erkuſirt; grad rab vom Himmel gefallen vor Friz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren ſchon, eh noch ein ſchweſterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir ſeyn ſollten und konnten. Adieu liebe Frau, Küſſen ſie mir die Buben und die Mädchen.

[Wahrſcheinlich Ende Juli 1774.]

13.

An Johanna Fahlmer

nach ihrer Verehelichung mit Schleyer *).

Gott segne dich, und laße dich lang leben auf Erden wenn Dirs wohl geht. Mir ists wunderlich auf deinen Brief, mich freuts, und ich kanns noch nicht zurecht legen.

Ich bin sehr verändert, das fühl ich am meisten, wenn eine sonst bekannte Stimme zu mir spricht, ich eine sonst bekannte Hand sehe.

Daß du meine Schwester seyn kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Thränen bei deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir, und halte dich so warm wie's mich hält, und gebe daß ich mit dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat.

Lebe wohl grüße Schloßer und sag was leidliches Fritzen, ich bin gar stumm. Nov. 77.

G.

*) Dieser kleine Brief Goethes, der eigentlich nicht in diese Folge gehört, fand sich mit den vorhergehenden zusammengelegt und hat an und für sich doch so viel verwandtes Interesse, daß man ihm ebenfalls hier einen Platz gönnen zu dürfen glaubte. D. Hrg.

Briefwechsel

zwiſchen

Goethe und F. H. Jacobi.

1.

Ich träume lieber Fritz den Augenblick, habe deinen Brief und schwebe um dich. Du hast gefühlt daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu seyn. — O das ist herrlich daß jeder glaubt mehr vom andern zu empfangen als er giebt! O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums und welche Kraft würkts in mich, da ich im andern alles umarme was mir fehlt und ihm noch dazu schenke was ich habe. Ich habe vorige Nacht aufm Postwagen durch Basedows Grille gesessen. Es ist wieder Nacht. — Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander seyn, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs als wären wir Hand in Hand gangen. Einig werden wir seyn über das was wir nicht durchgeredt haben. Gute Nacht. Ich schwebe im Rauschtaumel nicht im Wogensturm, doch ists nicht eins welcher uns an Stein schmettert!

— Wohl denen die Trähnen haben. — Ein Wort! Laß meine Briefe nicht sehen! Versteh! — Erklärung darüber nächstens wenns braucht. am 13. Nachts.

am 14. Abends.

Ich habe Tanten gesehen, und bin froh daß der Damm weg ist, der über ihr ander garstig Verhältniß, noch manches Gefühl zurückschwellte in ihr Herz. — Sie darf mit mir von ihrem Fritz reden — Heute zum erstenmal — Wohl! Wohl! — Wenn Sie diese Jahre her das gekonnt hätte wärs nichts — Jetzt aber — und so — ihr triumphirender Glaube: sie werden sich lieben! — Frau, Schwester und Bruder Rosten*) alles Grüße, jeglichem nach seiner Art. Ich danke den Mädchen für ihre Briefgen. Sie sollen mir manchmal schreiben, wenn ich auch todt scheine. Es würkt innerlich doch und so ein Briefchen weckt schlafende Kräfte, sie sollen Dramas haben Lieder, allerley. — Adieu meine neuen. Schick doch Jung**) einen Glavige.

G.

*) Heinses angenommener Name. D. Hgb.

**) Heinr. Jung genannt Stilling. D. Hgb.

2.

den 21. Auguſt 1774.

Nach frugalem Abendbrodt, auf meinem Zimmer, ſchreib ich dir noch auf der Serviette, mein Schöpygen Wein vor mir. Nach einem dürren Nachmittag, dein Brief, und hundert Ideen in Cirkulation. Akademie iſt Akademie, Bohlheim Berlin oder Paris, wo die ſatten Herren ſitzen, die Zähne ſtochern und nicht begreifen warum kein Koch etwas bereiten kann das ihnen behage. Du biſt grob mit ihnen umgegangen, hat dirs doch wohl gethan, und iſt eines braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm alles gab was es hat, und dem rüſtigen Knaben Freud genug, friſch junges warmes Leben. Ich hab mich mit dem Mährchen die ganze Woch getragen als hätts mir geahndet, und iſt ſchön daß es ſo eintraf. Wie ich ſo das hoch adliche Urteil ablas, ſtellte ich an meiner Statt einen guten Kerl hin, der vors Publikum geſchrieben hätte, elementariſch, practiſch, prophetiſch, zur Beßerung Herzens, Verſtandes und Witzes, hätte nun ſich dahin gegeben mit Leibs und Geiſteskraft, und die Herren für allen Dank fändens unter der Erwartung, Erwartung dem Narren dem wie bekannt unſer Herr Gott ſelbſt nichts zu danke machen kann.

Sieh Lieber, was doch alles ſchreibens anfang und Ende iſt die Reproducktion der Welt um mich, durch die innere

Baron. Ich hab' es nie an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um sie herum, sangen, sprangen —

Baron. Und verliebtet euch unter einander, wie ich jetzt spüre da ich nach Hause komme.

Verazio. Nun das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir sind's geständig. Alles schien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht, ihr seyed blessirt. Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr: den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte sie reisen, bald bleiben. Mit jeder Post mußte man einen Brief wegschaffen; mit jeder Post wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorstellte. Sie sing

Welt die alles **packt**, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form, Manier, wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniß Gott sey Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwäzzern.

Ich wollt ich könnt so gegen dir über Ihen und noch einen dazu, ich hab so tausend Sachen auf dem Herzen. Indeß ist das gestückte Geschreib auch was. Daß mich nun die Memoires des Beaumarchais de cet avanturier francois freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Character seine That, mit Characteren und Thaten in mir amalgamirten, und so mein Clavigo ward; das ist Glück, denn ich hab Freude gehabt darüber, und was mehr ist ich fordre das kritische Messer auf die blos übersezten Stellen abzutrennen vom Ganzen, eben so zu zerfleischen, ohne tödliche Wunde (nicht zu sagen der Historie) sondern der Structur, Lebensorganisation des Stücks zu versezzen! Alio — Was red ich über meine Kinder, wenn sie leben, so werden sie fort krabeln unter diesem weiten Himmel. Aber wer auch fürs Publikum Kinder machte! damit er hörte que ce cul est **tiré en partie du Huron de Mr. d. Voltaire.** Aber ich bitte dich laß mir die Menschen die sind vor mir gestempelt, und die wie Merkurius und Iris nicht wieder gebähren so wenig als der Bär auf den Schriften Gottschedischen aevi.

Oft wehe ich mit Jacobis Geist, und ich bitte dich daß du's verbergen haltest vor mir, wenn der gute Knab,

wohlmeynend das Heiligthum ſeines Gottes beraubt **pour le mettre aux pieds de son Altesse.**

Werthes iſt ein gar guter Junge, und die Art wie er ſich in die Chinoiſes und Sofas ſchicken thut, iſt ſo menſchlich.

Ich wünſchte Roſt regalierte mich mit einem Mährchen deſſen Stoff wäre wollüſtig, ohne geil zu ſeyn, deſſen Ausdruck wäre ohne Wielandiſche Mythologie i. e. ohne Hippiaſſe und Danaes, die ich ſehr müd bin, und ohne Alluſion auf alte Schriftſteller. That das Roſt mich würd's ſehr freuen, ſags ihm doch, dagegen ſoll er ſich auch was in meiner Dichtart und Kraft vorſtellen das er gerne von mir ſähe.

Du kriegſt bald kleine Sachen von mir wie ich ſie finde, es liegt allerley hier und da.

Jung iſt nicht der erſte der zweifelt ob das Stück von mir iſt? Immer zu. Ich hoffe auf gute Tage wieder eins zu machen, und wieder ſo ohne Rückſicht, obs ſchaden möge meinem Ruhm oder aufhelfen ꝛc. den 21. Aug. Den 28. iſt mein Geburtstag gönn ihm ein Andenken.

Ich leſe deine Epiſtel an die Akademiſten noch einmal, entfalte mein Brieflein noch einmal dir zu ſagen: daß zwar herrlich iſt ſelbſtſtändig Gefühl, daß aber antwortend Gefühl würkender macht iſt ewig wahr und ſo dank deinem guten Geiſt und ſo wohl unſern Geiſtern daß ſie ſich gleichen. Gute Nacht.

Schicke mir doch Roſts Brief an Werthes über Jappachs Garten. G.

3.

Auf einem waldichten Hügel, in rauſchendem Schatten

den 26. Auguſt 1774.

Am verwichenen Sonntag ſitzend am Fenſter meines Wallzimmers, ſchauend bey hellem Sonnenglanz rund um mich her in die vor mir verbreitete herrliche Gegend, ſchoß mir auf einmahl, wie ein Blitz, in die Seele der Gedanke, welch ein ſündlich Weſen es doch ſey, dieſe herrliche Pracht Gottes ſo, über Wäll und Gräben hin, nur zu beſchielen; nur etwa am Abend ein wenig daran vorbey zu ſchleichen, da doch nichts wehre, ſich hinein zu lagern in dieſe Herrlichkeit ganze Tage lang; ſich anzukleiden über und über mit dieſer Pracht Gottes; zu genieſſen das ſeinige, den weiten offenen Himmel, und die große offene Erde.

Meinem frommen Weibe, den Mädchen und Roſt entdeckt ich ohnverzüglich, wie mir geſchehen, und wie ich gehorchen wolle der Stimme, die mich geweckt. Da ſchwur Roſt bei ſeinem Haupte, ſie ſey des Altvaters, woll ihr folgen. Die Mädchen beſchloſſen uns den erſten Tag zu begleiten; und Betti erbot ſich, uns, gegen Mittag, in den nächſten Wald Speiſe zu bringen; dort ſollten wir uns zu ihr verſammeln.

Am Dienſtag, bey Anbruch des Tages, zogen wir aus,

und nahmen Beſitz von den grünen Wieſen, und von den rieſelnden Bächen, und von den ſchattichten Höhen; und es hüpfte in unſerm Blut, und trotzte in unſern Gebeinen, und pochte auf unſerm Buſen, und ſchauerte in unſern Haaren, und jauchzte, klang und ſang in jeder unſerer Nerven Liebe, Luſt und Macht zu leben. Da ſchmiegten die Mädchen ſich an mich, hier am Fuß des Berges, auf deſſen Gipfel ich ſchreibe, in einer (anderthalb Stunden weit von Düſſeldorf entfernten) herrlichen Gegend — ſagten: „Ach Fritz! hier nahe bey eine kleine Wohnung für dich und uns!“ — Die ſchenkt uns wohl noch der Himmel, antwortete Fritz und vielleicht bald; doch kann ich nicht hierauf warten. Was brauchts eigner Wohnung? Ich ziehe gleich itzt hierhin auf Berg und Thal; ziehe aus, mit weiter nichts, als einer Jägertaſche auf dem Rücken und einem Stab in der Hand; jede Bauerhütte giebt mir Obdach und Roſt. — „O herrlich, vortrefflich, jubelte Roſt; wohin Sie wollen, begleit ich Sie; und Fluch auf das vermaledeyte Gefangen ſitzen in der Feſtung!“ — Ihr Mädchen! fuhr ich fort, ſollt an ſichern Tagen mich beſuchen, bald hier, bald dort; wir geben euch bis an einen beſtimmten Ort entgegen, und bis dahin geleitet euch mein Bedienter; hernach ſtoßen wir, gegen Mittag, im nächſten Walde bey der Stadt zu Betti, und feyern ſo, mit einander, den Sabbath des Herrn.

Und nun ſieh, Lieber! da hängt ſie neben mir an der grünen ſchlanken Buche, die Jägertaſche, drunter mein

Stab, und drüber mein Schwert! Sieh an meinen Füßen hinunter, den jähen Abhang des Berges, und vor mir hinaus, durch tausendförmiges und tausendfarbiges wallendes zitterndes Laub, durchscheinen Nahes und Fernes in unsäglicher Schönheit! Höre neben mir das Weben im dichten schützenden Gebüsche; über mir das Rauschen der Wipfel! Und dann wende dich nach dem Baume dort auf der Anhöhe, den mein Blick dir deutet! Halten soll er deine Jägertasche, dein Schwert und deinen Stab. Du wirst, du mußt hier mit mir seyn! Sollst, wandernd mit mir, das ganze Bergische Land durchkreutzen; sehen, 9 Stunden von hier, die schottischen Hochländer; dort zu Tische sitzen mit einem wackern Altfranken, der sich zwischen uns lagern wird, in seinem ganzen Vermögen, und dabey zur Bedienung sonst niemand als sein Weib und seine Kinder; dann —

Nachmittags, in der Garten-Laube eines Eremiten.

Eine dicke Wolke trieb mich mit Rost von unserem Berge hinunter an einen gewölbten Brunnen, wo wir uns vor dem Platzregen verbergen konnten. Gewaltiger Guß. Hört auf. Bauer, Eßkörbelein. Wird ausgekramt unter einer großen Eiche. Schmeckt — Ha! — Satt. Beschauung unseres Rasensaals rund um eingefaßt von prächtigen Eichen, draußen wunderschöne Gegend. — Der ganze Himmel bezieht sich aufs neue. Noch ein Glas Wein. Leben des Tasso von Rost: Lust, Bewunderung, Freude, Thränen, Liebe. — Es tröpfelt. Berathschlagung. Aufbruch. Warmes,

munteres Geſpräch. Einſiedeley-Gärtchen, Laube, Küche, Feuer, Caffee. Häusliches Niederlaßen in der Laube. Frohe Heiterkeit, Freude, Vertrauen, Liebe. Geſpräch. Beſtändiger Regen. Preiß, daß er nicht durch die Laube dringt. Noch immer Regen, aber angenehme, ſanfte Luft. Fritz ſchreibt an ſeinem Roman. — Will ſeinen Brief an Goethe vollenden. —

In der Capelle des Eremiten.

Der Regen ward endlich doch ſo dicht und ſo ſchnell, daß die Laube ihm nicht mehr überall zu wehren vermochte. Wir mußten fort, und da des Einſiedlers Stube uns zu finſter war, zogen wir in dieſe helle luſtige Capelle. Roſt wollte über meinen Vorſchlag ſich krank lachen, und weiß nun nicht genug ſich darüber zu freuen, daß er und ich, mit alle unſerm Dichten und Trachten, einem heiligen Altar gegen über ſitzen, und da nach unſerer Weiſe ſinnen und ſagen.

Bisher hab ich deines Briefleins vom 21ten noch mit keiner Silbe erwähnt. Ich erhielts geſtern Morgen; wollt dir gleich antworten; konnt nicht vor lauter Fülle und mächtigem Weſen in mir. Gieng auf und nieder den ganzen Morgen, dir allein meine ganze Seele, drinnen zu ſchalten und zu walten nach Wohlgefallen. Wie du in mir würkſt ſo gewaltig! Du haſt wohl nie dergleichen erfahren. Thue ferner Gutes und Großes an mir, auch um dein ſelbſt willen, damit du nicht dereinſt zu ſeufzen habeſt: „Barden „werden von meinem Nahmen erzählen; die Steine werden

„von mir reden: aber du, du biſt in der That danieder.
„— Bald wird dein Grabmahl bedeckt werden, und das
„Gras geil auf deinem Grabe emporwachſen. Die Söhne
„der Schwachen werden darüber hingehen und nicht wiſſen,
„daß ein Mächtiger dort liege.“

Deinen Geburtstag werde ich feyern; da und dort; unter freyem Himmel; überall. Betti und die Mädchen wollen auch ihn feyern. In deinem Nahmen werden wir verſammelt ſeyn unter freyem Himmel.

Wüßteſt du, wie oft wir in deinem Nahmen verſammelt ſind!

Tauſend Dank und einen Kuß, Lieber! für Lavaters Schattenriß! In meinem Leben hab ich nichts ſo frappant ähnliches geſehen. Grüß mir doch den vortrefflichen Mann, wenn du an ihn ſchreibſt: ich mag ihn durch ſonſt niemand von mir gegrüßt wiſſen.

Haſt bieder geredet zu Roſt, aber hätteſt auch noch verbitten ſollen das parfümieren mit Moder und Todten Gerüchen. Am Dichter deucht michs gar unausſtehlich, und höchſt albern dazu, wenn er überall, all überall Materialismus auskramt. Auch bin ich häßig dem ewigen Perſiflieren alles Dings; iſt kein Treu noch Glauben dabey. Gleichwohl weiß ich treflich mich zu halten auf dieſer Nadelſpitz, hab aber ſchon längſt keine Freud mehr am Kunſtſtücklein. — Und nun einen ſchönen, ſchönen Gruß von Roſt. Deine Aufforderung freut ihn. Du ſollſt das Mährchen haben, und er will auch ſonſt noch manches für dich

bereiten. Was er in deiner Dichtart und Kraft zu ſehen wünſchte, kann ich dir noch nicht melden. Weiß wohl, was ich wünſchte! Dich ſelbſt vor Jakobs Geiſt.

An Werthes hab' ich um den Brief von Roſt, den du zu ſehen begehrſt, geſchrieben. Vor künftigen Donnerſtag kann ich ihn nicht erhalten.

Auf die verſprochenen kleinen Sachen von dir, freu ich mich herzlich. So ſeh' ich auch mit größter Sehnſucht den Leiden Werthers entgegen. Ich ſelbſt habe, in deinem Rahmen, den Plan zu einem Roman in Briefen entworfen, und würklich auszuarbeiten angefangen.

Die Nacht bricht ein! ich muß weiter. Leb wohl! — Dein Geiſt ſey bey mir.

J.

4.

Mir iſt ganz wohl euch zu ſehen in freyer Gotteswelt, theils des gegenwärtigen Genußes willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch in Hoffnung gutes Vorbedeutens daß du dich muthig entreiſſen wirſt der papiernen Veſtung Spekulations und literariſcher Herrſchaft. Denn das raubt dem Menſchen alle Freude an ſich ſelbſt. Denn er wird herumgeführt von dem und jenem, hie in ein Gärtchen da in eine Baumſchule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und weiſet ihm jeder an ſeiner Hände Werk, und endlich

ſiehet er in ſeine Hände die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerley Kunſt, und es verdrießt ihn des Gaffens und Schmarotzens an anderer Schöpfungsfreude, und kehret zurück zu ſeinem Erbtheil, ſäet pflanzt und begießt, und genießt ſein und der ſeinigen in herzlich würkender Beſchränkung. Somit ſeyſt du eingeſegnet wo du auch ſtehest und liegeſt auf Gottesboden, wandere ſo fort daß ſich in dir kräftige Liebe, aus ihr Einfalt keime, aus dir mächtiges Würken aufblüht — Lebt wohl. am 31ten Auguſt.

Hier eine Ode, zu der Melodie und Commentar nur der Wanderer in der Noth erfindet.

Davor hoff ich auch das weitere Tagbuch eures Zugs, das doch auch von Zeit zu Zeit Poſt führen möge, um euch beyde recht und zu mir zu bringen

Hier zwey Clav. für den Bruder, Nesten. Auch für Jung einen.

Wenn die Räder raſſelten Rad an Rad
Raſch ums Ziel weg
Hoch flog ſiegdurchglühter Jünglinge Peitſchenknall
Und ſich Staub wälzt
Wie von Gebürg herab ſich
Kieſelwetter ins Thal wälzt
Glühte deine Seel Gefahren Pindar
Muth Pindar — Glühte —
Armes Herz —
Dort auf dem Hügel —

Himmliſche Macht —
Nur ſo viel Glut —
Dort iſt meine Hütte —
Zu waten bis dort hin. G.

5.

den 21ten October 1771.

Vorgeſtern Abend ließ ich Roſten ſagen, er möchte herüber kommen; Werthers Leiden ſeyen endlich da. Bisher hatte ich vor ihm die Ankunft des lieben Buchs heimlich gehalten, weil ichs ganz in Ruhe genießen wollte mit den Meinigen, und weil die bloße Vorſtellung der grellgierigen Augen, mit welchen Roſt mein Büchlein ermeſſen, der ängſtlichen Haſtigkeit womit er, ſobald ich es nur einen Augenblick aus der Hand ließ darnach greifen, ungeduldig darin hin und her raſſeln und alles überpoltern würde, mir das Herz umkehrte. Als er jetzt in mein Zimmer trat, ſagt ich ihm gleich: Sie dürfen mir das Buch nicht anrühren! Ich will Ihnen und George (dieſer war zugegen) daraus vorleſen. Er fragte, kuckte nach ein und anderm, ſetzte ſich dann nieder und ich hub an.

Gleich bey den erſten Seiten ward ihm wunderlich. Sinn, Geiſt, Phantaſie, Schreibart, alles war anders, als er geträumt hatte. Er äußerte Bewunderung Freude;

uns an zu mißtrauen, glaubte, wir hätten schlimmere Nachrichten, wollten's ihr verhehlen, und das ging an Einem fort.

Verazio. Haben Sie damals nichts an ihr verspürt?

Friedrich. Wenn ich sagen soll, so glaube ich, daß ihr Wahnsinn schon damals seinen Anfang genommen hat; aber wer unterscheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der sie vergraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da sie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, schien sie wenig verändert; nur war fast gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden scheu und unsicher; sie schien jedermann, den sie sah, zu fürchten oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider, und wenn wir sie mit der Ungewißheit trösten wollten, nahm sie sich's gar nicht an, bemächtigte sich alles was sie an uns von schwarzem

ſehnte ſich daß wir in die eigentliche Geſchichte kämen, welches dann flugs geſchah.

Der arme Roſt ward übermannt, gerieth außer ſich, ſein Angeſicht glühte, ſeine Augen thaueten, ſeine Bruſt hob ſich empor; Bewunderung, Entzücken erfüllte ſeine Seele: „Ueber alles, was Goethe bisher gemacht hat, ſagt' er, iſt dies göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Leben, aber damit auch alle ſeine Kraft, all ſein Leben: da ſteht er nun in ſeiner höchſten Größe, an der äußerſten Grenze ſeiner Jünglingſchaft.“ — Zuweilen hielt ich inne, ſprach einige Worte, las dann weiter, und wund meinen Mann immer höher und höher, bis es endlich dahin kam, daß er in der lauterſten Wahrheit ſeines Herzens zeugte, du ſeyſt der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein ſolches Wunder aufzuweiſen, als Werthers Leiden.

Es ward 9 Uhr bis wir mit dem Buche fertig wurden. Der arme Roſt ſchwankte umher, wie ein Rohr, in einer ſo wahrhaften Entäußerung ſeiner ſelbſt, daß es einen jammerte. Er beſchloß Werthers Leiden in der Iris anzuzeigen, wir ſollten ſehen! Man rief zu Tiſche. Da konnte nun wieder natürlicher Weiſe von nichts anderm geſprochen werden, als von dir und deinem Roman. Ich fuhr fort, an Roſt zu ſpannen und George ſtand mir ehrlich bey. Darüber kamen wir von neuem auf die Frage ob's möglich ſey, daß dein Genie noch etwas eben ſo vortreffliches, als Werthers Leiden hervorbringe. Roſt behauptete ſchlechter-

dings nein und ich half ihm Anfangs; hernach wendete ich mich und machte das Gegentheil so wahrscheinlich, daß Rost sich auf einige zwar ergeben mußte. Aber zum Henker, fiel ich unversehens ein, an die Schurken von Recensenten haben wir noch nicht gedacht! wie werden diese sich bey dieser Erscheinung gebehrden? Rasend möcht ich werden bei der bloßen Vorstellung so eines Kerls, der mir meinen Werther ausgrübe, um ihn auf das Theatrum anatomicum zu schleppen, ihm das Haupt öffnete, und das Herz, und alle Muskeln und Nerven besichtigte, die Gebeine ablöfete, siedete, mit Drath wieder an einander heftete, und ein schneeweißes, künstliches, abscheuliches Skelet davon darstellte; das Messer hier könnt' ich dem Hunde in die Brust jagen! — „das läßt sich auch gewiß keiner ankommen, erwiederte Rost; es giebt doch noch menschlich Gefühl und Scham in der Welt! — „Menschlich Gefühl, Scham? Hat sich was! Erinnern Sie Sich nur der Berliner Litteratur Briefe über Rousseaus Julie, und das war doch auch ein Buch, ein Buch, wahrhaftig wovon ich nicht weiß, wenn ich mir das Hirn ein wenig zurecht schüttle, ob ich es für Göthens Roman hingäbe. — Rost stutzte. — Ich fuhr fort, prieß die neue Heloise, ging über zum Homer, zum Ossian zum Schakespear — was doch das all für Männer sind — den Ariost nicht zu vergeßen: aber das ist eben die Zaubermacht des Genies, daß es uns unwiderstehlich in seinen Wirbel schleudert, wo dann alle Sonnen draußen wie Lämpchen aussehen. Freylich, freylich, lächelte

Roſt, und ſtieg allgemach eine Stufe nach der andern zu ſich ſelbſt herab, erinnerte ſich ſeiner überſetzten Armida aus dem Taſſo, nahm ſich vor den Reſt des Gedichts auch noch ins Deutſche zu bringen, ſeine ſchöne Biographie des Dichters noch vortrefflicher auszuarbeiten, und ebenſtens mit dem Ganzen das deutſche Publikum in Erſtaunen zu ſetzen.

Beym Weggehn drückte er mir in zärtlicher Ergebenheit die Hand, und hatte gewiß mich von Herzen lieb. — Den folgenden Morgen um ½ 9 Uhr ſchickte er mir ſchon eine Ankündigung des Werthers für die Iris, wovon beykommend die Abſchrift. Was ſagſt du dazu? Gedruckt ſoll das alberne Ding nicht werden; aber du mußteſt es doch ſehen!

Lieber, der arme Roſt hat kein Herz; ſeine Seele iſt in ſeinem Blute; ſein Feuer iſt bloſe Glut der Sinne. Darum hat ſeine Laidion mir nie recht behagen wollen; ergötzt hat ſie mich ausnehmend; aber nicht gerührt, nicht erweckt, mir nicht wohl gethan.

Ich ſchrieb dir heute mehr; aber ich muß in den Rath, und dann bin ich auch durch meinen Schwager Clermont aus Paels verbalten, der —

A.

6.

den 21ten October 1774.

Da bin ich zurück! Ich war hinausgegangen anzubeten; habe angebetet, gepriesen mit süßen wonnevollen Thränen den der da schuf dich, deine Welt, und für eben diese Welt den glühenden kräftigen Sinn in mir.

Gleich beym Erwachen heute früh fuhr mir über's Angesicht der Schauer, von dem du weißt, wie er hinabzittert, eindringt, zum auflösenden Leben wird im Busen, und den ganzen Erdensohn tödtet. — Tod, schöner, himmlischer Jüngling!

Der endliche Geist wird immer bedürfen, immer streben, erringen, sammeln und verzehren: aber wenn er nun einen Augenblick den diesseitigen Grenzen entrissen wird; von den jenseitigen noch keinen Drang fühlen kann, und im seeligen Genuß allein sein Daseyn hat: o der unnennbaren Wonne! Wie er da so herrlich schwebt der Liebende, ein Theil des Allgenugsamen, alles selbständig, alles ewig mit ihm, und er ewig in allem.

Ich habe Werthers Leiden und habe sie dreymal gelesen.

Dein Herz, dein Herz ist mir alles. Dein Herz ists was dich erleuchtet, kräftiget, gründet. Ich weiß, daß es so ist; denn auch ich höre die Stimme, die Stimme des Eingebohrnen Sohns Gottes, des Mittlers zwischen dem Vater und uns.

Meine Seele iſt zu voll, Lieber, alles unausſprechlich: drum für heut Adieu!

dein Freund.

J.

7.

den 6ten November 1774.

Lieber Göthe, da haſt du deinen Prometheus zurück, und meinen beſten Dank dabey. Kaum mag ich dir ſagen, daß dies Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich iſt dir zu ſagen, wie ſehr.

Ich exiſtiere itzt blos in dem Gedanken bald zu Frankfurt zu ſeyn. Alsdann ſoll dir, in dieſer oder jener Stunde, erzählt werden, in was für Feßeln man mir, von Kindesbeinen an, Geiſt und Herz geſchmiedet; wie man alles angewendet, meine Kräfte zu zerſtreuen, meine Seele zu verbiegen. Dennoch ward mir viel von meiner Beylage bewahrt, und drum weiß ich, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horch ich. Dieſe zu vernehmen, zu unterſcheiden, zu verſtehen, iſt mir Weisheit; ihr muthig zu folgen Tugend. So bin ich frey; und wie viel köſtlicher als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit, der Heiligkeit iſt nicht die Wonne dieſer Freiheit!

Seit vielen Tagen hab' ich mich ſehr übel befunden.

Alle meine Lebensgeister waren verblüfft. Ich würde einen Zauberstab, den man mir gereichet, zerbrochen und unter die Füße getreten haben, weil mir vor dem bloßen Gedanken eines unbegrenzten Vermögens eckelte, indem ich nichts zu verrichten gewußt hätte, was mir hätte Freude machen können. So war mir noch heute den ganzen Morgen, aber seit einer Stunde ist mir beßer, und drum komm ich geschwind und sage: Grüß dich Gott, lieber Göthe!

Mich verdrießt, daß ich das neu eröfnete Puppenspiel noch nicht habe. Meiner indifferentistischen Milzsucht ungeachtet verlangt' ich, daß es hier sey, und schickte meinen Bedienten auf die Lauer aller Postwägen, die mit Frankfurt in Verbindung stehen; aber er kam immer nach Hause mit einem verzweifelten: er hat nichts mit bracht. Nun setzt einen das, wie du weißt ganz verteufelt. Ich werde den Kerl nicht wieder heißen aufs Posthaus gehen; aber du wirst sehen, diesen Abend thut ers von selbst, und kommt dann mit Trim-schen Anstand: „ich war auch auf dem Müllheimer Wagen, er hat nichts mit bracht.

Leb wohl, Lieber, und sieh zuweilen den Mayn drauf an, daß er in den Rhein geht, und bey Cölln und Düsseldorf vorbeyfließt.

J.

8.

den 10ten März 1775.

Ach lieber, was Rath für mich, daß ich zu dir lange mit meiner Hand, mit meinem Blick? — Wort aus dem Herzen, du beklemmst nur noch mehr das Herz! — Aber du, mein Herz, was willst du? Bist ja so geängstet, bist ja so traurig, liebst ja, bist ja seelig: so sey dann ruhig.

Auf und ab geh' ich nun wieder auf eben dem Boden, zwischen eben den Wänden und Thüren, wo ich zuerst dich liebgewann; wo ich, nach unserer ersten Trennung dich — nicht wiederfand; wo ich in tiefer Verstummung wandelte, dir nachsann, der Liebe pflegte im eigensten Innern meiner Seele; wo ich bald darauf Wiedersehen hoffte — vorauskostete — ahndete: — — und das alle nun erfüllt! Ich so glücklich! — — Gott, was für ein Strom von Thränen da aus meinem Aug brach! — Wie Wohl, wie Weh!

L.

9.

Danke dir für alles Erwin Geld ꝛc. lieber Bruder daß du meine Stella so lieb hast thut mir sehr wohl, mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist. Sagen

kann ich dir nichts — denn was läßt ſich ſagen. Will auch nicht an morgen und übermorgen denken drum Ade! Laß mir das einliegende durch Schenk wohl beſorgen, es iſt für den zweyten lieben Bruder. Bleib bey mir lieber Fritz — mir iſt als wenn ich auf Schrittſchuen zum erſtenmale allein lieſe und dummelte auf dem Pfade des Lebens und ſollte ſchon um die Wette laufen und das wohin all meine Seele ſtrebt. — Bruder lieber Junge du wirſt nun wohl Aberücke von den Arien haben und was von Tanz, ich erwarte Stella und dann kriegſt gleich das andere Exempl. an Cannabich iſt Cl. [Clavigo] fort.

den 21ten März 1775.

G.

10.

Düſſeldorf den 25ten May 1775.

Ich bin eine Zeit her durch leidige Geſchäfte ſehr zerſtreut worden; dennoch brachte ich manche Stunde allein und ſtill zu mit dir, und dies letzte iſt Urſache, daß du ſo lange keine Briefe von mir erhalten haſt. Ich genieße mehr von dir aus mir ſelber, als Du mir eigentlich darreichſt. — Lieber, du warſt hier bey mir, ich war zu Frankfurt bei dir, und wir werden wieder zu einander kommen. O mein Herz weißagt mir ſoviel woran ich feſt glaube! Da

hab ich dann im Vergangenen und in der Zukunft, was beßer iſt als das Gegenwärtige, und ſo leb' ich im Geiſt und gewiß auch in der Wahrheit. Oft nehm ich wohl Papier und Feder, und mein, ich werde dir etwas ſchreiben; aber hernach findt ſich immer, daß das was ich Dir nicht ſchreiben kann, ſo ſehr viel mehr ſo ſehr viel beßer iſt, als was ich ſchreiben könnte, daß ich's verſchmäh, und lieber harre. Aber das Drängen zu dir hin läßt ſich doch nicht ſtillen; und die volle Seele, die das all in ſich verſchließen ſoll, all die Liebe, die ſie hat, all — ach! weiß ſich nicht zu laßen, meint oft zu vergeben.

Lenzens herzige Briefe über Wertbers Moralität haben mir manche ſchöne Stunde gemacht. Ich habe ſie zu verſchiedenen malen ganz durchgeleſen, und mehrentheils mit Entzücken, und doch kann ich nicht für gut halten, daß ſie gedruckt werden. Ich bitte dich, Bruder; nimm die Briefe noch einmahl zur Hand, und bilde dir ein, du läſeſt ſie einem ſichern ausgeſuchten Publiko laut vor: Deiner ſelbſt und der Deinigen mußt du mittlerweile vergeßen, um nur mit deinen Zuhörern zu ſympathieſieren: wenn du alsdann nicht öfter ſtockſt, bald in dieſe, bald in jene Verlegenheit gerätbſt, und zwanzigmahl die Idee dieſe Vorleſung anzuſtellen zum Teufel wünſcheſt, ſo will ich Unrecht haben. — Denn ſieh! was Lenzens Briefe uns ſo lieb macht, daß wir auch das Stammeln und die blaße Farbe der Schönen reizend finden, das fühlen, das faßen nur die, welche jene Briefe eigentlich nicht

bedürfen; die andern hingegen wird des Mädchens blasse Farbe, ihr Stammeln und Schnappen so sehr beleidigen, daß sie es kaum eines flüchtigen Blicks würdig achten, daß sie seiner und unsrer spotten werden.

Die Zugabe zu den Briefen ist vortreflich, durchaus vortrefflich. Mit nächstem Postwagen schick ich dir alles nach Frankfurt zurück. Willst du es doch gedruckt haben; so sprich nur ein Wort, und ich schaff dirs, wie ein Blitz, durch ganz Deutschland herum. Aber dann müßtest du nothwendig in den Briefen dies und jenes wenigstens etwas verbessern, das zu flach, zu überhudelt, zu unbedacht ist; auch, wo möglich, den sausenden Ton ein bischen tüschen, der durchherrscht und nur Wirrwarr aufbraust. Besieh gleich den ersten Brief ein bißchen genauer, so wird dir hernach vieles von selbst aufstoßen. Einige der herrlichsten Sachen stehen unterst der oberst, und nicht am rechten Fleck: so ist, z. B., die schöne Stelle im VIten Briefe: „die scheinbare Großmuth, mit der ein Liebhaber seinem Freunde seine Geliebte abtritt, ist mir von jeher wie ein Schlag ins Gesicht gewesen" u. s. w. nicht treffend, denn der Berliner Albert tritt Lotte nicht aus Freundschaft, sondern darum ab, weil er merkt, daß sie Werthern mehr liebt als ihn; es ist ebender Klugheit als Großmuth, was ihn bewegt, und das gesteht er grade zu; er fand, Lotte dien ihm nicht zum Weibe: wohlweise hatte er sie gewählt, wohlweise dimittirt er sie wieder.

Was im IXten Briefe von Rousseau's St. Preux ge-

Taffet und Bändern kriegen konnte, und be-hing ſich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm mit eurer Erzählung! Genug ſo iſt's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erken-nen, ſie floh mich wie ein Geſpenſt, alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vor-würfe machen, daß ich ſie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenſchlichen Behandlung eines Marktſchreyers überließ, der ſich bey mir an-zuſtreichen gewußt hatte. Er tritt zurück.

Friedrich. Es iſt wahr, ſie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald, und verſteckte ſich daſelbſt. Man machte verge-bens gütliche Verſuche, ſie heraus zu bringen, und der Baron beſteht darauf, er leide keine Gewalt mehr gegen ſie. Man hat ihr heim-lich eine Hütte zurechte gemacht, worin ſie ſich bey Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kam-mermädchen, das einzige Geſchöpf, dem ſie

ſagt wird, iſt grundfalſch; denn dieſer gute Schweitzer wäre ehender ich weiß nicht was für ein Landsmann und alles in der Welt, als ein faſelnder Franzoſe.

Das Ende des letzten Briefes ließ ſich leicht ins heroiſch comiſche verzerren.

Lieber, wie ſtehts um die Schattenriße für Iris — willſt du uns die beſorgen!

Daß ich ſo wenig von dir höre! Wann ich doch Mittel hätte auch blos von deinem äußerlichen Leben mehr zu erfahren.

Was das für mich iſt, daß du hier wareſt! du weißt es — und wenn ich einmal werde herum gehen und verkündigen: er iſt wieder da.

Hier eine Ode u. ſ. w.

Dieſen Abend erwart' ich Stella. — — Lieber ich bebe vor dem Drängen zu dir hin wenn's mich ſo ganz faßt.

J.

11.

Cölln den 14. Juny 1775.

Er wird gewiß kommen der Tag, wo du wieder da ſeyn wirſt; wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf anſehen werden, daß ich dich wieder habe.

Juſt wie vergangen Jahr im Juli ſtieg geſtern Abend bey Sonnen Untergang der Mond herauf, breitete, juſt wie

damals ſeinen ſchimmernden Schatten über den Rhein. Nachts um 11 Uhr ſtand er hoch, grade über dem Hauſe ſeitwärts, auch wie damals; warf keinen Schimmer über den Rhein mehr, nirgend Schatten, alles eine, gleiche Dämmerung —

Es iſt doch das Beſte am Menſch-ſeyn, daß uns das genoßene Gute nicht untergehet, daß es ſich anbauet in und um uns, ſich fortpflanzet, vermehrt, und wir ſo immer mächtiger werden zu noch größerem Genuß.

Ich bin hichin, mit Georgen, Sophie Laroche entgegen gereiſet. Wir erwarten ſie gleich nach Mittag, und hoffen gegen Abend mit ihr zu Düſſeldorf zu ſeyn. Wieder einmal ein herrlicher Tag; deſto herrlicher, da ſein Maaß nicht das gewöhnliche von wenigen kurzen Stunden, da es ein Tag göttlichen Wunders iſt, länger als Alkmenens Nacht! —

J.

12.

Aachen den 12ten Auguſt 1775.

Ich habe die Wallfahrt und das Lied, und nie fühlte ich deinen Geiſt dem meinigen näher; dieſe Blätter ſind mir Erfüllung und Verheißung; Lohn des Glaubens, und mächtige Stärkung in ihm — Herrlich daß man aus ſo weiter Entfernung einander ſo wahrhaftig erſcheinen

kann, daß die Gegenwart inniger iſt, als es tauſendmal die leibhaftige war. Wie ich dich an mein Herz drücke, lieber Unſichtbarer!

Hierhin reiſte ich am Mitwoch vor 8 Tagen zu Betti und meinen zween jüngſten Knaben die ich ſeit 5 Wochen nicht geſehen hatte. Betti war mir zwo Stunden weit entgegen gekommen, ohne Bedienten, ohne Mädchen, allein mit dem kleinen Franz auf das lieblichſte geſchmückt und den ſchönen Buben auf dem Arm, ſo ſtand ſie, meiner wartend, da, als mein Wagen um eine Ecke drehte, und ich ſie auf einmal erblickte. Fränzel erkannte mich gleich, gab Tauſend Küſſe in die Luft bis er mich haſchen konnte, und hieng dann mit ſolchem ſüßen Frohlocken mir an Mund und Wangen, daß ich es kaum aushalten konnte. — Lieber! was iſts doch, daß wir uns ſo ſeelig fühlen, wenn Wohlthun unmittelbar von uns ausgeht, es ſey aus Geſtalt oder Geiſt? — und ſo elend, wenn — ach das beſte aus dem Himmel, Schönheit, Liebe über uns kommt, wie auf eine Heerſtraße verſchleuderte Saat die verwehet und zertreten werden muß.

Nachmittag.

Das Zuſammenziehen des Innerſten, das peinliche Krümmen, um von allen Seiten ab ein wenig Aſche über die Gluth im Mittel zu ſchütteln — du kennſt es — ſo ſchlich ich vergeſtern am Abend eine Anhöhe hinan. Es hatte den ganzen Tag geregnet, regnete noch da ich aus-

gieng: nun verdünte ſich die Luft; ſanftes Sonnenlicht nahm den ganzen Himmel ein, theilte die Wolken, ſtrahlte nicht ſondern ſchwebte hernieder; Felder, Wieſen, Gebüſche richteten ſich empor und umzingelten mich; alles, die ganze Natur ein Bild der Erquickung, des Troſtes, der Verheißung. Meinen Lebensgeiſtern wards brüderlich. Ich erreichte den Gipfel. Nicht mehr mich windend und krümmend um Löſchung zu ſammeln, aufgerichtet ſtand ich, daß die hallenden Winde die Aſche wegfachten, und mir die Gluth ins Angeſicht flog. — Ha unzerſtörbar doch, obſchon hinfällig. — Bangſt mein Herz, zagſt, gedenkſt in Abgrund zu ſchwindeln, willſt davon, hinunter, willſt und kannſt nicht ſinken, wirſt immer wieder aufgeſchwungen von unendlicher Kraft in dir. — Ja neue Himmel und neue Erden, und da müßen erſt die Sterne fallen und die Sonne ſich verfinſtern und der Mond zu Blut werden.

J.

13.

Pempelfort d. 15. September 1779.

Du ſollſt in Ettersburg, in einer Geſellſchaft von Rittern, Woldemar und ſeinen Verfaßer auf die entſetzlichſte Weiſe durchgezogen, lächerlich gemacht, und zum Beſchluß, — mit einem ſchön eingebundenen Exemplar dieſes Buchs,

eine ſchimpfliche und ſchändliche Execution vorgenommen haben. — Dies Gerücht iſt ſo allgemein geworden, daß es auch mir endlich zu Ohren kommen mußte. Verſchiedene meiner hieſigen Freunde hatten es ſchon vor vier Wochen gewußt, und allerhand Mittel angewandt, daß es mir verborgen bleiben möchte.

Nun ſchreibe ich dir, um zu erfahren, was an der Sache iſt.

Du ſchriebſt mir im April 1775, „Friederice Fritzel wie iſt dir! O du Menſchenkind — ſteht nicht geſchrieben: ſo ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben! und du wähnteſt manchmahl, der Sinn dieſer Worte ſey in deiner Seele aufgegangen. Sey's nun — geringer kann ichs nicht thun — deine Liebe wag ich dran — ſonſt wär ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Cölln an mein Herz weinteſt. — Lieber Fritz beſinne dich — es iſt nicht Stella, nicht Prometheus — beſinne dich, und noch einmahl: gieb mir Stella zurück! — Wenn du wüßteſt wie ich ſie liebe, und um deinetwillen liebe! — — — — und das muß ich dir all ſo ruhig ſchreiben um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergöße —" Dein Vorwurf damahls war ungegründet, den Glauben an dich hatt ich nicht verletzt; ich allein nicht, ſo viel ich weiß, unter allen deinen Freunden.

Hätte mir zu jener Zeit ein ſolches Gerücht wie das jetzige zu Ohren kommen können, angeſpieen hätte ich den,

der es geglaubt hätte. Aber seit jenen sind viel andere Tage gekommen.

Ich brauche dir dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt was ich erwarten konnte, erwarten mußte, und was alles nicht geschehen ist.

Je mehr ich hin und her sinne und mein Gedächtniß erwacht; je tiefer ich, alles zusammen nehmend, erwäge, desto unwiderstehlicher wird der Gedanke bey mir, daß die Sache wovon die Rede ist, wenigstens eine mögliche Sache sey. Und das wäre vielleicht genug um mein Herz von dir zu scheiden. Aber nach jenen Stunden, nach jenen Tagen die gewesen sind — — laß, ich will kalt bleiben.

Da ich also wenigstens fragen muß, so muß ich auch noch folgendes hinzufügen.

Es ist hier nicht von dem Buche Woldemar die Rede und von dem Interesse das ich als Schriftsteller daran nehme. — —

Wenn meine Kinder leben, schriebst du mir einmahl, so werden sie schon fortkrabeln unter diesem weiten Himmel; und von Woldemar weiß ich daß er Lebens die Fülle hat. Auch wegen deines privaten Urtheils bin ich unbekümmert: denn ich weiß was du fühlen kannst, und was Woldemar enthält, weiß, so gewiß ich mit diesen meinen Augen sehe, und mit dieser meiner Hand schreibe, daß du dem Verfaßer deine Hochachtung, ja, (es mag so stolz klingen als es will) in manchem Betracht auch deine Bewunderung sogar nicht versagen kannst. Was wegen

einiger Ungeſchicklichkeiten in der Compoſition und dem ſich zuwiderlaufenden in unſerer Sinnes Art hiervon abzurechnen iſt, habe ich zum Voraus wenigſtens auf ſeinen wahren Ertrag angeſchlagen. Alſo von dieſem allen iſt nicht die Rede, ſondern davon — was du von ſelber genug begreifſt, und ich mir alſo die Qual erſparen kann, erſt lange auseinander zu ſetzen.

Was die gehäßige Beſchuldigung angeht, ich hätte im Woldemar mich ſelbſt vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufſtellen wollen, ſo müßte es mich freylich unendlich ſchmerzen, wenn du ſie ausgerufen hätteſt, und zwar, indem du deinen Mund auf das abſcheulichſte Sprachrohr drückteſt. Ich dächte aber du müßteſt Dich erinnern, wie viel geneigter ich bin den erſten beſten Klotz, als mich ſelber anzubeten; genug, auch dir nicht unbekannte Facta ſind vorhanden, welche unwiderſprechlich darthun, daß mir hundert Dinge lieber und heiliger ſind, als mein werthes Selbſt. Leute, welche die raſendſten Ungereimtheiten zuſammen reimen und glauben können, und einige andere, von Cains Unmuth, die aber noch nicht ſein Zeichen an der Stirn tragen, mögen ihre Ohren weit aufthun, flüſtern und ſchreien, und die Zunge gegen mich aus dem Halſe ſtrecken, das muß ich leiden. Von den beßern Menſchen aber wird keiner den Verfaßer von Woldemar für einen ſolchen ſinnloſen Thoren halten. Viele kennen mich perſönlich, und bald wird ſich die Anzahl dieſer noch um ein merkliches vermehren.

Ich wollte noch einer Ader erwähnen, die durch den ganzen Woldemar geht, und wenigstens in dem bekannt gemachten Stück aus dem 2ten Theil schon sehr sichtbar ist, die nur aus einem Herzen voll Verläugnung, voll unpartheiischer Liebe zu allen Guten, voll unpartheyischen siegenden Haßes gegen alles Böse, aus einem Herzen voll Buße, voll Glauben, voll inniger Demuth fließen konnte. — Aber mein Brief ist ohne das schon viel zu lang, und du hast ihn, ehe du an diese Stelle kommst, wohl schon vor Eckel unter den Tisch geworfen. Schwerlich wirst du Lust haben darauf zu antworten, und so wird dein Stillschweigen nach verfloßenen 3 Wochen mir Antwort genug seyn.

J.

14.

Auszug aus einem Schreiben von Frau Schlosser zu Emmendingen an F. H. Jacobi.

den 31. Octbr. 1779.

Goethe sagte mir gleich eine halbe Stunde nach seiner Ankunft von deinem Briefe an ihn, den er in Frankfurt erhalten hätte, und was du ihm darinnen vorwirfst; nemlich Dinge, die durch den Weg der schändlichen Klatscherey dir endlich zu Ohren gekommen sind. Er erzählte offen-

herzig den ganzen Verlauf: daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so schöne Dinge, so viel großer herrlicher Sinn auch darin sey, so könne er nun einmahl für sich das was man den Geruch dieses Buchs nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken) nicht leiden. Auch habe er, wie lieb du ihm seyst und wie ungerne er dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumahl den Schluß deßelben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nehmlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein Paar Zeilen ändern; so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müße ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon, und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launichtes Getreibe, in ihm, für eine abgesonderte Sache sey ꝛc. Er schwur darauf, daß er wünschte, du wärest mit zugegen gewesen. Du selber hättest mit eingeschlagen, muthwillig im Abstracten die Sache einmahl zu nehmen. Nur möchte er sich nicht gerne schriftlich in dergleichen Explikationen einlaßen, besonders nach dem, worauf dein Brief gestellt wäre. Doch schrieb er dir vielleicht, vielleicht noch bey mir. Ich bestand darauf, es sey Pflicht, er müße, — das geschah nun freylich nicht. Indeßen schien ihm dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu seyn. Wie peinlich diese Neuigkeiten für mich waren kannst du denken. (Goethe kann gut und brav, auch groß seyn, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu

würklich nicht groß genug. Er hat zu viele Miſchungen in ſich die wirren und da kann er die Seite wo eigentlich Liebe ruht nicht blank und eben laßen. Goethe iſt nicht glücklich und kann ſchwerlich glücklich werden ꝛc.

15.

Lieber Fritz!

Laß mich dich noch einmal und wenn du dann willſt zum letzten Mal ſo nennen, damit wir wenigſtens in Friede ſcheiden.

Schloſſers waren bey dir, möget Ihr gute Tage gehabt haben. Bey ihrer Rückreiſe haben ſie gegen meine Mutter einer Schuld gedacht, in der ich noch bey dir ſtehe.

Du halfſt mir damals aus einer großen Verlegenheit und ich will es nicht entſchuldigen daß ich der Sache ſo lange nicht erwähnte. Bald hatte ich die Summe nicht beyſammen, bald vergaß, bald vernachläßigte ich es, und beſonders ſeit der Zeit da du unzufrieden mit mir warſt konnte ich mich gar nicht entſchließen davon zu ſchreiben. Nun iſt mir herzlich lieb daß auch dieſes abgethan wird. Meine Mutter wird es beſorgen, ich weis wahrlich nicht mehr wie viel es war, und was es nun betragen mag, ſie wird deswegen an dich ſchreiben, mache es mit ihr aus und nimm

traut, wenige einfache Speisen heimlich schaffen darf. So leben wir in traurigyr Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unsere Familie, die in einem ewigen freudigen Leben von Tanz, Gesang, Festen und Ergetzungen schwebte, streicht an einander weg wie Gespenster, und es wäre kein Wunder, wenn man selbst den Verstand verlöre.

Verazio. Aus allem, was Sie mir sagen, kann ich noch Hoffnung schöpfen.

Graf Altenstein kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen.

Graf Altenstein. Hören Sie, Doctor! Man erzählt mir unten wunderbare Sachen; was sagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen, zu der ihr Vertrauen auch bey ihrem Wahnsinn geblieben ist, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit versichert, daß sie wohl wisse, woran sie sey: es sey ihr offenbaret worden, ihr

meinen herzlichen Dank dafür und für alles was du mir Gutes erzeigt haſt.

Wenn man älter und die Welt enger wird denkt man denn freylich manchmal mit Wunden an die Zeiten wo man ſich zum Zeitvertreibe Freunde verſöhnt, und in leichtſinnigem Uebermuthe die Wunden die man ſchlägt nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht iſt.

Meine Lage iſt glücklich, möge es die deine auch ſeyn.

Wenn du mir nichts Freundliches zu ſagen haſt, ſo antworte mir gar nicht, beendige mit meiner Mutter das Geſchäft, und ich will mir's geſagt halten. Adieu! Grüße die Deinigen.

Weimar den 2ten October 1782.

Goethe.

16.

Münſter den 17ten October 1782.

Lieber Goethe — Es fällt mir auf indem ich dieſe Worte hinſchreibe, wie lange ich ſie nicht geſchrieben habe, und wie wenig ich vermuthete, ſie jemals wieder zu ſchreiben. Hätte mich dein Brief zu Haus getroffen, ſo wäre meine Antwort nun ſchon in deinen Händen, daß du mich nicht bezahlteſt, hab' ich dir immer zum Beſten ausgelegt. Was ich an dir erkannt hatte, das hatte ich tief und unaus-

löschlich erkannt. Und so denke ich auch daß du weißt an wen du geschrieben hast, und daß ich dir weiter nichts zu sagen brauche, als was schon auf diesem Blatte steht. — Fühlst du das nicht auch je mehr und mehr: daß denen die Gott lieben alle Dinge zum Besten dienen müßen!

Von deiner Lage habe ich eine solche unvollkommene Vorstellung, daß es so gut als gar keine Vorstellung ist. Du mußt viel erfahren haben, und wie man dich auch nehmen mag, so hast du viel Größe und Bestigkeit bewiesen. Ich glaube also, daß dir wohl ist, und wünsche dir von ganzer Seele Glück.

Meine Lage kennst du. Sie ist nur noch einfacher geworden. Ich wäre, in meinem Maaße, der glücklichste Mensch auf dem Erdboden, wenn ich nur gesunder wäre. Diesen Sommer haben alle Leute geglaubt ich würde sterben.

Ich bin hier, mit meinen Schwestern, die dich vielmals grüßen laßen, bey der Prinzeßin von Gallitzin, einem der außerordentlichsten, reinsten und edelsten Wesen, so ich je gesehen habe. Du weißt vermuthlich daß Sie meinen zweyten Sohn erzieht.

Morgen reise ich zurück nach Düsseldorf.

Ich umarme dich mit vollem Herzen.

J.

17.

Tausend Dank für deinen Brief, er hat mir Freude gebracht und wird mir auch Segen bringen. Ich kann dir wenig sagen darum schick ich dir Iphigenien nicht als Werk, oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth, sondern daß sich mein Geist mit dem deinigen unterhalte, wie mir das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen eine stille Unterhaltung mit höhern Wesens war. Möge das fremde Gewand und die ungewohnte Sprache dir nicht zuwieder seyn und die Gestalt dir anmuthig werden.

Grüße die Deinigen und erhalte dich ihnen. Von meiner Lage darf ich nichts melden. Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide wo andere genießen, genieße wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden, und freue mich herzlich daß du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Heerde siehst, so denkst du nicht daß soviel Schlacken drinn stecken als sich erst offenbaren wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath den das Feuer selbst nicht absonderte und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon und das gediegne Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange.

Es scheint als wenn es eines so gewaltigen Hammers

bedurft habe um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreyen, und mein Herz gediegen zu machen.

Und wieviel, wieviel Unart weis ſich auch noch da zu verſtecken.

Lebe wohl. Schicke mir das Stück, wenn du es geleſen, wieder.

Von der Fürſtinn habe ich wie du denken kannſt viel gehört, doch bleibt meine Idee von ihr ganz unbeſtimmt. Haſt du nicht einen Schattenriß von ihr. Lebe wohl.

W. d. 17ten Novbr. 1782.

G.

18.

Freytag Morgen den 22ten Novbr. 1782.

Ich habe dein Paquet, du Lieber! und ich hang an deinem Halſe. O, ganz anders wie ehemals. Bruder! Unausſprechlich! Wortlos, Bildlos, Begrifflos, beißt dich mein tiefſtes Inneres: Bruder! — So viel ich wollte könnt' ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los ſeyn, die mir, wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen — Das Schreiben ſtört mich. Schick mir dein Bild. Ade!

J.

Die Schweſtern ſind ſeit dem herein gekommen in die Stadt. Sie kommen gewöhnlich im Winter Dienſtags und

Freytags nach Tiſche zu uns, und Sonntags in der Frühe ſchon. Wie wir heute, mit Betti, beyſammen ſaßen: Lieber! Du hätteſt, unſichtbar dabey ſein müßen; oder, beßer, ſichtbar unverſehens zu uns hereintreten ſollen. O komm doch bald einmal und labe dich in meiner friedlichen Hütte. Alle, Bruder, grüßen und herzen dich ſchweſterlich.

Es iſt wunderbar wie manchmal Dinge zuſammen treffen können. Zu Münſter, an dem Tage wo ich deinen Brief erhielt, hatte ich die Nacht zuvor von dir geträumt: Du ſchickteſt mir dein Bild in Gips. Den Morgen beym Frühſtück erzählte die Prinzeßinn von deinem Bilde, welches ſie in Möſers Hauſe zu Osnabrück geſehen hatte; und mein Traum erwachte. Immer hatte dieſes edle Weib viel Muth zu deinem Genius, und ſprach auch diesmal wieder aus der Fülle dieſes Muths — den Mittag kam dein Brief. —

19.

Laß mich doch einmal wieder erfahren wie du lebſt, was deine Geſundheit macht, wie ſich die deinigen befinden, und ſchicke mir die Iphigenie, wenn du dir eine Abſchrift nehmen laßen, zurück.

Das Bild der Fürſtinn das du mir geſchickt, hat mich ſehr gefreut, ich wünſchte dieſe ſeltene Perſon zu kennen.

Mir geht es nach meiner Art ſehr wohl, und es ſcheint als wenn ich mit der Welt und ſie mit mir in ein Geſchicke kommen wollte. Zeit wäre es, ob ich gleich bis zur Schwaben-Mündigkeit noch einige Jahre hin habe.

Was ich mich manchmal ſehne alte Freunde und beſonders dich wieder zu ſehen kann ich nicht ſagen. Wieviel würde ſich da in einem Augenblick berichtigen und befeſtigen!

Lebe wohl, grüße die Deinigen, und gedenke mein.

W. d. 13. Aug. 83.

Goethe.

20.

Schon lange hätte ich dir auf deinen lieben Brief antworten ſollen, umſomehr als ich mich nicht erinnere das Exemplar der Iphigenie wiedererhalten zu haben. Ich weis noch wohl, daß mir ein Brief ſie ankündigte, allein daß ſie angekommen ſey, davon weis ich nichts, auch findet ſich das Exemplar nicht unter meinen Sachen. Laß dir aber darüber keine Sorge werden, es iſt kein großes Uebel du haſt doch eine Abſchrift davon, und vielleicht findet ſichs noch. Könnteſt du etwa auf der Poſt wo doch ſolche Paquete eingeſchrieben werden nachfragen und forſchen laßen.

Wir hätten dir gerne eine gute Büſte von Herdern ge-

ſchafft, Klauer hat ſich unſägliche Mühe gegeben, es wollte aber nicht ganz werden.

Von meinem Leben iſt es wieder ein ſchönes Glück, daß die leidigen Wolken die Herdern ſo lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin auf immer ſich verziehen mußten. Es würde dir itzo gewiß recht wohl bey uns werden.

Ich ſtecke mitten unter meinen Geſchäfften noch immer ſo voll Leidenſchafften, Liebhabereyen, Erfindungen, Einfälle, Grillen und Plane daß mir würklich manchmal das Leben ſauer wird. Indeſſen nimmt unſre Conſtitution eine beßere Conſiſtenz, und ich habe immer noch mein altes Weſen das mich durch alles durchbringt.

Lebe wohl, behalte mich lieb, ſage mir manchmal ein gut Wort, und grüße die deinigen.

W. d. 12 Novbr. 83.

G.

21.

Wir haben das Paquet bis hierher verfolgt, es findet ſich, daß ich es erhalten habe, und da mein Seidel der Mutter den Monat darauf ein Exemplar der Iph. geſchickt hat; ſo iſts klar daß es wieder da iſt, und ich bitte dich um Verzeihung der Sorgen. Es geht mir ſoviel über den Kopf,

daß ich oft die Schiefertafel abwiſchen muß um wieder rechnen zu können.

Wir haben uns mit dir und Leßing unterhalten. Herder wird dir geſchrieben haben. Er iſt dieſen Sachen auf dem Grunde. Wir haben iezt ſehr gute Abende zuſammen.

Ich eile. Lebe wohl. Am Ende des Jahres kehr ich allen alten Sauerteig aus. Mögſt du fröhlich in das neue treten!

Laß mich hören, daß du wohl biſt! Grüße die deinen.

d. 30. Dez. 83.

G.

22.*)

Ich habe es noch nicht wagen können dir zu ſchreiben denn was darf man dir ſagen! Jedes Wort es ſey Anteil, Troſt oder Betrachtung bleibt zurück. Der Gedanke an dich und deinen Zuſtand hat mich auf einer ſonſt frohen Reiſe, da ich das alte Ilmenauer Bergwerk wieder eröffnet, immer begleitet, und folgt mir auch hierher, wo ich von Waſſern, Eiſe und Noth, ich darf wohl ſagen umgeben ſitze, und Beruf und Gelegenheit habe menſchliche Schickſale wieder

*) Nach dem Tode von F. H. Jacobi's Gattinn, am 8ten Febr. 1784, welchem der ſeines verjüngſten Sohnes Franz am 8ten Jan. deſſelben Jahres vorhergegangen war. D. Hgb.

zu kauen. Herder wird dich bitten dieſen Sommer eine Reiſe zu uns zu machen. Wenn ich nur auch gewiß wäre zu Hauſe zu ſeyn. Ich hoffe es ſoll ſich thun laßen.

Wir wollen auf die kurze Dauer unſeres Daſeyns näher zuſammenrücken.

Sag mir ein Wort von deiner Geſundheit. Wie ich das ſchwarze Siegel ſah und deines Schreibers Hand, hielt ich dich ſelbſt für todt. Ach warum verſäumt man ſo viele Augenblicke Freunden wohlzuthun.

Ich bin ein armer Sclave der Pflicht mit welcher mich das Schickſal vermählt hat, drum verzeihe wenn ich trocken und träge ſcheine.

Jena d. 3. März 1784.

G.

23.

Wie ſehr dank ich dir daß du mich zum Genoſſen deiner Trauer gemacht haſt! Die Abſchrifften kamen eben an als uns der Todt unſrer kleinen Prinzeß überraſchte, eines Kindes von fünf Jahren, das ſechs Nachtſtunden krank und gegen Morgen todt war.

Ich habe nur ſehnlicher gewünſcht dich wieder zu ſehn. Leider bin ich den ganzen Juni abweſend, zu Anfang Juli aber kann ichs einrichten daß ich nach Hauſe komme. Siehe

zu daß du es möglich machſt. Das wunderliche Bild unſrer Exiſtenz wird dir wenigſtens wenn auch nicht wohlthun doch neue Ideen geben und ein Paar wahre an dir theilnehmende Freunde findſt du gewiß.

Das Heft erhältſt du bald zurück, ich habe es für mich behalten, nicht mitgetheilt, mein Herz hies mich es ſo.

Schreibe mir doch ein Wort von dem Kinde zu Münſter und was ihr mit ihm habt*). Ich weis nichts von ihm, kann es nicht beurtheilen und wenn ich nicht ſehr irre behandelt ihr es falſch, die Fürſtinn und du. Ich miſche mich nicht gern in dergleichen Sachen denn die Vorſtellungs Arten ſind zu verſchieden und mit Schreiben iſt gar nichts ausgerichtet, aber das Kind dauert mich, es iſt doch dein und Bettys Kind und gewiß nicht zum Böſewicht zum Nichtswürdigen gebohren.

Habt mit Schloſſern Geduld! Kein Menſch kann eine Faſer ſeines Weſens ändern, ob er gleich vieles an ſich bilden kann. Schl. ſtickt in ſeiner Haut und Verhältnißen ſo feſt als ein anderer, wir ſollten alle mit einander Mitleiden haben.

Lebe wohl! Wie freue ich mich mit dir recht ausführlich über tauſend Dinge zu reden. Lebe wohl. Grüſe die Deinigen.

W. d. 31 März 1784.

G.

*) Der ſpätere Kgl. Pr. Geheime Regierungsrath Joh. Georg Jacobi, deſſen nicht richtig aufgefaßte Eigenthümlichkeiten im früheren Knabenalter ſeinem Vater Beſorgniſſe erregten. D. Hgb.

Sternthal sey nicht todt, sondern werde nur von feindseligen Geistern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freyheit strebten, deswegen sie unerkannt und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel fände, ihn zu befreyen.

Baron. Desto schlimmer! Sie hat Netten noch eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt, und was sie alles auszustehen habe, bis sie mich wieder erlangen könne.

Verazio. Ist die Nette weit?

Graf Altenstein. Sie ist hier im Hause.

Verazio. Dieß bestätigt in mir einen Gedanken, den ich schon lang' in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorschlag anhören? —

Baron. Anhören wohl.

24.

Düſſeldorf den 28ten April 1784.

Ich hätte ſchon lange deinen herzlichen Brief, der mehr als Verſicherung und Zeichen, der die Freundſchaft mit der That iſt, beantwortet, wenn ich nicht am Leibe und am Geiſte unaufhörlich krank geweſen wäre. Ich bin es noch; aber ich mag nicht länger warten. Und worauf ſollt ich warten? Wo iſt Geſundheit, und was bedeutet unter Menſchen dieſes Wort — das vielleicht überall keinen Sinn hat? Zürne nicht, lieber Göthe — Oder du magſt denn zürnen, und mich nennen wie du willſt, mich oder ihn — den Gott (nach Plato) welchem meine Seele folgte, da ſie, niederſinkend, ihre Flügel einbüßte, und dieſen Körper aufladen mußte: was kann ich jetzt dazu? Der ich ward der bin ich, gequält von meiner Kindheit an mit einem heimlichen unüberwindlichen Ekel an mir ſelbſt, dem Menſchen; ſo daß ich, immer mehr verarmt an Hoffnung, oft es kaum ertrage, ſo ein Ding zu ſeyn: eine Lüge, unter lauter Lügen; ein Geträume, von Geträumtem; und wenn ich meyne wach zu ſeyn, noch weniger als das. — Doch es ſey! Wenn auch dem Menſchen keine Hülfe, keine Hoffnung weiter iſt, ſo bleibt ihm doch zum wenigſten der Gott des alten Plinius: Deus est mortali juvare mortalem. Und hierauf, lieber Göthe, nehm ich dich in meinen Arm.

Daß du dich nach meinem zweiten Sohne erkundigſt

und dich ſeiner annimmſt, dafür gehört der Dank unmittelbar an dieſe Stelle.

Es kann ſeyn, daß wir den Knaben falſch behandeln, aber wie man ihn recht behandelte, dieſes würdeſt du Mühe haben anzugeben, wenn du ihn kennteſt, ſo wie wir ihn kennen. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie ich dir einen Begriff von ihm beybrächte, und mit meinen Schweſtern oft darüber mich beſprochen: aber wir alle ſehen keinen Weg. Ich müßte dir zuerſt ſeine Geſtalt beſchreiben, die ſehr bedeutend iſt, ſeine Art dieſe Geſtalt zu tragen; hernach gewiße Charackter Züge näher beſtimmen; andere an den Tag und in Verbindung bringen; und dann noch, dir einige ſeiner Handlungen ausführlich und genau erzählen. Das alles iſt ſehr ſchwer und ſehr weitläuftig. Aber ich will ihn für dich abzeichnen laßen, in Lebensgröße nach dem verjüngten Maßſtabe, denn er kommt bald hierher während die Fürſtin eine Reiſe thut. Dieſer Zeichnung will ich alsdann Erläuterungen beyfügen. — Eben dieſe Erwartung meines Sohnes, iſt eine Haupturſache, warum ich dir noch nichts gewißes über meine Reiſe nach Weimar ſagen kann. Ich habe gute Luſt, ihn nicht wieder nach Münſter gehen zu laßen, ſondern ihn nun eine Zeitlang bey mir zu behalten, und trage mich mit dieſem Gedanken ſchon ſeit dem letzten Herbſt. Die jetzige Gelegenheit iſt erwünſcht um hierüber zu einem Entſchluße zu kommen. Noch weiß ich nicht in welchem Monat die Reiſe der Prinzeßin vor ſich gehen wird. Ich habe ihr darum geſchrieben, und

erwarte nun mit jedem Posttage ihre Antwort. Von andern Hindernißen, welche der Befriedigung meines Verlangens im Wege stehen, sage ich dir nichts, weil sie alle zur Noth sich überwinden laßen; von meinem Verlangen allein aber nicht überwunden werden dürfen. Ich werde sehen, wie es nach 4 oder 5 Wochen um mich steht.

J.

25.

Pempelfort den 8ten May.

Gestern bin ich hier eingezogen. Mir war sehr Angst vor diesem Zuge, und ich hätte ihn darum gern früher unternommen; aber das große Wasser hatte mir soviel Unheil angerichtet, daß es nicht angieng. Da bin ich dann öfter nur auf Stunden hier gewesen, und habe, bey gutem Wetter, alle Tage, wenigstens den Ort besucht, und es so allmählig ertragen gelernt, auch hier — wo ich den letzten Herbst so besonders glücklich mit meiner Betty war — ohne sie zu seyn, und ohne meinen lieben Franz. Alles hat sich vereinigt, daß mir dieß beym Einziehen lange nicht so schmerzhaft aufgefallen ist, als jedes mahl vorhin. Heute früh erwachte ich sehr munter, und ich bin es geblieben. Es ist der erste Tag, nach vielen Monaten, an dem ich wieder ein natürliches Frohseyn empfinde.

Geſtern erhielte ich auch Briefe von der Fürſtinn. Sie wird nicht vor Ende Julius verreiſen. Ich wäre von dieſer Seite alſo ziemlich ungehindert. Wie ſich das Übrige entſcheidet, davon gebe ich dir zu Anfang des künftigen Monats Bericht.

Hier ein kleines **pro memoria**, deßen Inhalt ich dich bitte durch einen deiner Leute beſorgen zu laßen.

Grüße Herdern, dem ich noch immer eine Antwort ſchuldig bin, die auch nun nicht kommen wird, ehe die Wahrſcheinlichkeit aufhört, daß ich ſelbſt komme. Herders Philoſophie ſcheint mit der von Wachter **im elucidario cabbalistico** viel ähnliches zu haben, welches ich immer vermuthet hatte, und dennoch wieder nicht begriffe, denn ich weiß nichts trüberes als dies Syſtem. Ein dahin gerichtetes Urtheil über Herders Urkunde, welches Leſſing von ohngefähr zu ſehen bekam, iſt ein Hauptanlaß ſeiner näheren Verbindung mit mir geweſen. Leſſings *ἐν καὶ πᾶν* war conſequenter. Herder wäre dieſen Sachen auf dem Grunde, ſchriebſt du mir im Januar. Dieſen Sachen auf dem Grunde? Wer kann das ſeyn — etwa die Freymaurer ausgenommen! Lebe wohl, du Lieber, wir alle grüßen dich von Herzen.

J.

26.

Nur mit wenigen Worten begleite ich dieſe Hefte für deren Mittheilung ich herzlich danke. Auch ich lebe jetzt im Scheiden und Entbehren, und wünſche dich noch zur ſchönen Jahrszeit hier zu ſehen.

Übermorgen geh ich nach Eiſenach ab nnd wünſchte du ſchriebſt mir dahin ob und wann du kommen kannſt, denn ich habe dieſen Sommer noch allerley auswärts zu thun.

Lebe wohl grüße die deinigen. Die Stolbergs mit ihren Frauen ſind hier, ſie gehn in's Karlsbad. Adieu.

d. 29. May 1784.

G.

27.

den 13ten Juny 1784.

Der Zank iſt am Ende, lieber Goethe, ich verſchiebe meine Reiſe bis ins nächſte Frühjahr.

Wenn es möglich geweſen wäre, daß ich mir nur hätte weiß machen können, was ich wünſchte wäre mir gebeißen, ſo hätte ich mir es ſicher weis gemacht. Ich habe darauf gewartet wie auf eine Offenbahrung — thörigt genug; ach, wie ich es immer war, und, leider immer bleiben werde. Indem ich aber diesmahl den Umſtänden nachgebe, da es

mir zu klar vor Augen liegt, daß mir die niedrigste Gattung von Unbehagen allen Genuß verderben, und eine Progreßion von Reue und von Ärger an mir selbſt, mir an der Ferſe hangen würde, wenn ich ihnen Gewalt anthäte: ſo ſehe ich dagegen auch kein nur etwas wahrſcheinliches Hinderniß, das mich aufhalten könnte, künftiges Jahr mit dem erſten Frühlingswind zu dir zu fliegen, und in Friede bey dir zu ſeyn. Ich beſuche dann zugleich auch Hamburg, oder vielmehr Wandsbeck noch einmahl. Claudius bittet mich in ſeinem jüngſten Briefe, dich von ihm zu grüßen.

Mein Befinden iſt den vergangenen Monat durch ganz leidlich geblieben; in dieſem aber hab ich immerfort gekränkelt, bekam vor einigen Tagen wieder argen Schmerz in den Knochen meiner öſtlichen Hemiſphäre. Die vergangene Nacht hat es angefangen ſich zu beßern; und ſo hoffe ich dieſe Woche unfehlbar Herdern zu ſchreiben, und ihm für ſeine „Ideen" zu danken, die mir große Freude machen.

Die Stollberge wollten um dieſe Zeit zu Weimar ſeyn. Wenn du bey ihnen biſt, ſo grüße ſie von mir, und entſchuldige mich, daß ich nicht ſchreibe.

Du wirſt das ekelhafte Portrait von mir im 2ten Theil der franzöſiſchen Ph. geſehen haben. Es iſt doch arg, daß man es leiden muß, ſo abſcheulich gewechſelbalgt zu werden.

J.

28.

Düſſeldorf den 13ten October 1784.

Lieber Goethe

Ich habe dich alſo wieder geſehen, und viel mehr als das! Als ich weg ging, war es mir nicht als ob ich dich verließe; ich war innig glücklicher, froher heiterer als da ich kam. Du weißt wie ich Eindrücke annehme und ſie in mir haften. Auch die leiſeſte Berührung die ich kaum im Augenblick ſelbſt gewahr wurde, entwickelt ſich im Stillen und wächſt zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch in ſeeligſten Genuße Deiner und weiß von nichts das mir vergangen wäre. Erhalte mich ſo; du kannſt es — du weißt es!

Unſere glückliche Ankunft zu Frankfurt hat Lottchen ſchon von dort aus der Herderin berichtet. Mein Bruder kam eine viertel Stunde nach mir ans Eſchenheimer Thor. Die Verwunderung des Thorſchreibers, daß einem Jacobi ein anderer ſo auf dem Fuße nachfolgte, und auch ins rothe Haus wollte, gab zu einer gegenſeitigen Verwunderung und zu erläuternden Exclamationen Anlaß. Mein Bruder war von Düſſeldorf ſchon weg geweſen da mein Brief, worin ich ihn zu mir nach Frankfurt beſtellte einlief. Er kam alſo ohne alle Erwartung, Lottchen und mich zu finden. Ich hatte eben einen Brief von Lehnchen in der Hand; worin ſie mir meldete, daß mein Wunſch zu ſpät gekommen wäre.

Ich hoffte auf den Zufall; hatte Leute herbeygerufen; und ſandte eifrig Botſchafter in verſchiedene Gaſthöfe. Da ſtand er plötzlich vor mir, der liebe, alte, treue Freund, und wir fielen mit Freudengeſchrey und Thränen einander um den Hals. Ich kann dir nicht ſagen wie gerührt ich war, wie ich das ſo innig fühlte, daß auf dieſer ganzen Reiſe die Götter an mir wie an einem ihrer Lieblinge gethan hatten und mir grade an dieſe Stelle noch ein ſo eindringliches Denkmahl ihrer Huld und Gnade ſetzten. Wir blieben bis auf den dritten Tag beiſammen, ſo daß ich den Sonntag erſt bey finſterer Nacht Wiesbaden erreichte. Bölling hatte mir die Waſſerreiſe abgerathen. Den Montag kam ich bey guter Zeit nach Coblenz. Dort begab ich mich dennoch zu Schiffe und ſchwamm Dienſtag Morgen ſchon um 4 Uhr, bey hellem Mond und Sternenſchein, den mächtig ſchönen Strom hinunter. Du magſt es ahnden wie ich deiner dabey gedachte. Nachmittags um halb vier war ich ſchon zu Cölln, fand aber keine Pferde und mußte die Nacht dort bleiben. Den Mittag zwiſchen 12 und 1 Uhr erreichte ich mein liebes Pempelfort. Ich fand meine Kinder geſund, Lehne aber mit einem heftigen Huſten und Schnupfen befallen, welches meine Freude etwas ſtörte. Aber auch deßen ward die Freude Meiſter, und Lehne fand daß ſie das Huſten und ſchnupfen ja leicht thun könnte. Ich las ihr den folgenden Tag die geflickte Braut vor und wir hatten große Luſt. Sie grüßt dich mit und aus meiner Seele, und läßt dir ſagen du ſollteſt zu uns kommen, ſie müßte dich auch

einmal wiederſehen. Alſo komm! Du glaubſt nicht wie gut es hier iſt und wie wohl dir unter und mit uns ſeyn wird. Lottchen der ich es überlaßen will, ihren Gruß am Ende meines Briefes ſelbſt zu beſtellen, verſichert du gingeſt lieber nach Rom und Paris, und hätteſt zu einer einfältigen Parthie nach Pempelfort nicht die geringſte Luſt. Mit mir haſt du anderſt geſprochen und ich nehme das für Ernſt, was du dem Freunde ſagteſt.

Küße Fritz v. Stein in meinem Nahmen, und ſage Seideln, daß ich es bedauerte Weimar verlaßen zu haben, ohne Abſchied von ihm zu nehmen, und ihm für die vielen freundſchaftlichen Gefälligkeiten, die er mir bewieſen, nochmals zu danken. Knebeln ſage recht viel herzliches von mir. An Wieland ſchreibe ich mit nächſter Poſt.

Lebe wohl du Lieber. Die Schweſtern ſitzen mit Bruder Peter im Vorzimmer und plaudern, und ich darf ſie nicht wegſchicken, weil es Sonntag iſt. Ich hoffe bald etwas von dir zu hören, und ſchreibe wieder.

Ich ſehe dich da vor mir ſtehen; fühle mich gedrückt von deinem Arm; höre deine Stimme, und bin an vielen Orten zugleich — Gott ſegne dich, wie dich meine ganze Seele ſegnet. —

J.

29.

Dein Brief lieber Fritz hat mich herzlich gefreut. Dieſe Reiſe wird dir ſehr heilſam ſeyn. Du biſt uns verbundner und dein Zuhauſe wird dir nun auch wieder wohl thun. Die Ausſicht uns wieder zu beſuchen giebt auch Leben und Bewegung der Zukunft. Denn gewiß man darf ſich nur vom Stuhle erheben oder zur Hausthüre hinausgehen, irgend etwas unternehmen, ſo ſieht man daß ein gutes Schickſal iſt das ſich des Menſchen annimmt. Wenn man ſich nur bewegt, andere in Bewegung bringt; ſo fügt ſich gar manches ſchön und gut, wie dir auf der Reiſe mit dem Bruder begegnet iſt.

Ich wollte du wäreſt ietzo hier, ich habe einigermaſen ruhigere Zeit. Knebel wird heute deine Stube beziehen und er ſoll mit dem Mineralgeiſt getauft werden.

In Ilmenau wo ich lange geblieben bin, habe ich gar gute Tage gehabt, meine Sachen gehen ſehr gut und viel leichter als ich mir es vorgeſtellt habe.

Nun richte ich mich auf den Winter ein, und werde wie die Schnecke eine Kruſte über meine Thüre ziehen, und fleißig ſeyn.

Balde ſchicke ich dir etwas. Die nächſten ruhigen Stunden wende ich an die Manuſcripte die du mir zurückgelaßen durchzuleſen.

Grüße Lottgen! Verzeiht nur meine ungraziöſe Bewir-

Verazio. Es ist hier nicht von Curen noch von Quacksalbereyen die Rede. Wenn wir Phantasie durch Phantasie curiren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.

Baron. Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserey werfen könnten.

Graf Altenstein. So laß ihn doch ausreden.

Verazio. Musik, Tanz und Vergnügen sind wie das Element, darin Ihre Familie bisher gelebt hat. Glauben Sie denn, daß die todte Stille, in der Sie versunken sind, Ihnen und der Kranken Vortheil bringe? Zerstreuung ist wie eine goldne Wolke, die den Menschen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, seinem Elend entrückt; und Sie alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden seyn wie Menschen, die in einer vaterländischen Luft sich von Mühseligkeit und Krankheit auf einmal wieder erhohlen.

thung. Grüſe Lengen! *) Und lebe wohl. Für diesmal nichts mehr.

W. d. 18ten Oktbr. 1784.

G.

30.

Vor einigen Tagen erhielt ich ein Packet das mich deines Andenkens verſicherte, denn es brachte mir die hemſterhuiſiſchen Schrifften. Sie waren mir eine gar angenehme Erſcheinung. Der Aleris hatte uns ſehr in dieſen Geſchmack verſetzt und deine kleine Schrifft über Spinoza bezieht ſich auf den Ariſtée. Sehr willkommen war alſo die ganze Sammlung wofür ich herzlich danke.

Dein Andenken iſt unter uns auch lebendig und wir haben uns neulich mit deiner Büſte unterhalten die recht gut gerathen iſt, und wovon ich nun einen Abguß beſitze. Du wirſt deinen Freunden ein angenehm Geſchenk damit machen.

So ein Kunſtwerk wenn auch die Gegenwart und der ganz delikate Kunſtſinn manches daran vermißt, bleibt doch für den Abweſenden ſehr viel werth.

---

*) Helene Suſanna Jacobi, F. H. Jacobi's jüngere Halbſchweſter, in ſpäteren Briefen oft Mama Lene genannt, weil ſie nach dem Tode von Jacobi's Gattinn ſeinem Hausweſen vorſtand und etwa auch die Erziehung der jüngſten beiden Kinder leitete. D. Hgb.

Nun habe ich gedacht der Gyps iſt ſehr vergänglich, in einigen Jahren ſind die erſten und beſten Ausgüſſe mehr oder weniger verdorben, deswegen ſoll Klauer nun einen Kopf aus ſächſiſchem Marmor hauen und wenn er geräth werde ich mich ſehr freuen.

Noch mehr aber wenn ich dir einige Güſſe in Bronze liefern kann, es iſt das dauerhafteſte und für deine Kinder ein ſchönes Andenken. Dieſen Winter ſoll eine Probe im kleinen gemacht werden und wenn dieſe glückt, ſoll ein metallner Fritz zu jedermanns Freude daſtehn. Ich ſtudiere nun die edle Kunſt des Gieſers ſelbſt, damit es ja noch bunter in meinem Kopfe werde.

Die Gyps Büſten die für dich und nach Münſter beſtellt ſind, wird Klauer wohl eingepackt an meine Mutter ſchicken, ſchreibe ihr nun gleich wohin ſie die Kaſten weiter ſpediren ſoll.

Heute Abend kommen Herders zu mir und F. v. Stein. Wir werden dein gedenken. Herder lieſt uns was du nun bald gedruckt leſen wirſt.

Lebe wohl du Lieber. Ich bin immer zerſtreut und hin und her geſchleppt daß ich kaum der Gegenwärtigen geſchweige der Abweſenden genießen kann.

Lebe wohl. Grüſe die deinen.

d. 12. Nov. 1784.

G.

31.

Deine Packete lieber Bruder gleichen immer den Schiffen aus Ophir besonders diesmal da du mir meine eigenen Affen zurücksendest. Es freut mich wenn sie dich durch ihre Gaukelpossen ergötzt haben.

Für Gold bey dem gegenwärtigen Transport laßen sich die Zeichnungen Kobels gar wohl erklären, ich danke dir aufs herzlichste dafür. Die eine die dem Geiste nach geringer ist, läßt doch an Hand und Talent nichts zu wünschen übrig und man würde es immer für ein Glück schätzen sie zu besitzen.

Herders grüßen und werden selbst schreiben. Bisher ist viel im Geschmacke der Griechen epigrammatisirt worden. H. Uebersetzungen aus der Anthologie werden nun gedruckt.

Du scheinst uns auch Lust und Liebe zur Metaphysik zurückgelaßen zu haben. Zwar werde ich für meine Person wohl balde zur Dichtkunst zurückkehren. Lebe wohl. Ich schreibe nicht mehr damit dieses Blatt noch abgehe.

W. d. 3. Dez. 1784.

G.

32.

Den Wein habe ich mir wohlschmecken lassen und noch nicht gedankt. Verzeih ich bin lahm zum Brief schreiben.

Das Gegenwärtige drängt ſo auf mich zu daß ich nur ſehen muß wie ich durchkomme. Wir haben neulich deine Geſundheit recht herzlich getrunken, mögte die Würkung unſerer Wünſche recht kräftig zu dir gelangt ſeyn.

Ich übe mich an Spinoza ich leſe und leſe ihn wieder, und erwarte mit Verlangen biß der Streit über ſeinen Leichnam losbrechen wird. Ich enthalte mich alles Urteils doch bekenne ich, daß ich mit Herdern in dieſen Materien ſehr einverſtanden bin. Theile ja alles mit was du von Haman empfängſt. Gott erhalt ihn noch lange da uns Nathan entronnen iſt. Die Crethi und Plethi ſterben nicht aus, und der Kinder Zerujah ſind ſoviel mit denen man nichts zu ſchaffen haben mag.

Danke der Fürſtinn für die H. Schriften. Hier kommt Alexis. Eh ich eine Sylbe *μετα τα φυσικα* ſchreibe muß ich nothwendig die *φυσικα* beßer abſolvirt haben. In dieſen bin ich fleißig wie es die Zeit und der Zuſtand meines hin und her gezerrten Gemüthes leiden.

Mein Oſteologiſcher Verſuch, wodurch ich den berüchtigten Zwiſchenknochen auch dem Menſchen zueigne, iſt an Camper fort. Wünſche mir Glück zu dieſer neu betretenen Laufbahn. Ehſtens werde ich den Caſſler Elephanten Schädel kürzlich kommentiren und was alles darauf folgen wird.

In meiner Stube keimt Arbor Dianae und andere metalliſche Vegetationen. Ein Mikroſcop iſt aufgeſtellt um die Verſuche des v. Gleichen genannt Rußwurm mit Frühlings Eintritt nachzubeobachten und zu kontrolliren. Ich

mag und kann dir nicht vorerzählen worauf ich in allen Naturreichen ausgehe. Des ſtillen Chaos gar nicht zu gedenken das ſich immer ſchöner ſondert und im Werden reinigt.

Wenn mir nicht manchmal eine rythmiſche Schnurre durch den Kopf führe ich kennte mich ſelbſt nicht mehr.

Daß ich dir noch einmal für die Kobels danke! ſie ſind ganz fürtrefflich und rechte Stärkung für den Künſtler Sinn.

Herder ſoll deine Büſte haben. Hätte uns Lehngen bei der Arbeit beygeſtanden, ſo wäre ſie wohl beſſer. Es geht nichts über ein friſches liebendes Weiberauge und hiermit noch einen Gruß an die deinigen und gute Nacht.

W. d. 12. Jan. 1785.

Frau von Stein grüßt dich. G.

33.

Da ich gegenwärtige Abſchrift anfangen ließ glaubte ich reicher zu ſeyn als es ſich gefunden hat, nimm alſo das wenige und verzeih daß es ſo ſpät kommt.

Laß doch manchmal von dir hören. Herder iſt fleiſig und wird auf Oſtern eine vielfache Erſcheinung machen. Es iſt unglaublich was er arbeiten kann.

Lebe wohl und grüße die deinigen.

d. 15. März 1785.

G.

34.

Schon lange haben wir deine Schrift erhalten und geleſen. Ich mache Herdern und mir Vorwürfe daß wir ſo lange mit unſerer Antwort zögern, du mußt uns entſchuldigen, ich wenigſtens erkläre mich höchſt ungern über eine ſolche Materie ſchriftlich, ja es iſt mir beynahe unmöglich.

Darüber ſind wir einig und waren es beym erſten Anblicke, daß die Idee die du von der Lehre des Spinoza giebſt derjenigen die wir davon gefaßt haben um vieles näher rückt als wir nach deinen mündlichen Aeußerungen erwarten konnten, und ich glaube wir würden im Geſpräch völlig zuſammenkommen.

Du erkennſt die höchſte Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus iſt, worauf alles übrige ruht, woraus alles übrige fließt. Er beweist nicht das Daſeyn Gottes, das Daſeyn iſt Gott. Und wenn ihn andere deshalb **Atheum** ſchelten, ſo mögte ich ihn **theissimum** und **christianissimum nennen** und preiſen.

Schon vor vierzehn Tagen hatte ich angefangen dir zu ſchreiben, ich nahm eine Copie deiner Abhandlung mit nach Ilmenau, wo ich noch manchmal hineingeſehen habe und immer wie beym Ermel gehalten wurde daß ich dir nichts darüber ſagen konnte. Nun verfolgt mich dein Steckbrief hierher der mir ſchon durch Siegel und Innſchrifft das Gewiſſen ſchärfte.

Vergieb mir daß ich ſo gerne ſchweige wenn von einem

göttlichen Weſen die Rede iſt, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren nähern und tiefern Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza ſelbſt, obgleich vor ſeinem Blicke alle einzelne Dinge zu verſchwinden ſcheinen.

Ich kann nicht ſagen daß ich jemals die Schrifften dieſes trefflichen Mannes in einer Folge geleſen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude ſeiner Gedanken völlig überſchaulich vor der Seele geſtanden hätte. Meine Vorſtellungs und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinſehe glaub ich ihn zu verſtehen, das heißt er iſt mir nie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch und ich kann für meine Sinnes und Handelns Weiſe ſehr heilſame Einflüſſe daher nehmen.

Deswegen wird es mir ſchwer was du von ihm ſagſt mit ihm ſelbſt zu vergleichen. Sprache und Gedanke ſind bey ihm ſo innig verbunden, daß es mir wenigſtens ſcheint, als ſage man ganz was anders wenn man nicht ſeine eigenſten Worte braucht. Wie oft haſt du nicht ganze Stellen aus ihm unterſetzen müßen. Du trägſt in anderer Ordnung mit andern Worten ſeine Lehre vor und mich dünkt die höchſte Conſequenz der allerſubtilſten Ideen muß dadurch oft unterbrochen werden.

Verzeih mir der ich nie an Metaphyſiſche Vorſtellungsart Anſpruch gemacht habe, daß ich nach ſo langer Zeit nicht mehr und nichts beſſers ſchreibe. Heute mahne ich Herdern und hoffe der ſells beſſer machen.

Hier bin ich auf und unter Bergen, ſuche das göttliche in herbis et lapidibus.

Knebel, Voigt und Fritz ſind mit mir, es giebt genug zu thun und die Arbeit wird durch gemeinſame Freude an allem was vorkommt belebt.

Balde gehts in's Karlsbad. Ende Auguſt bin ich gewiß wieder zu Hauſe, wenn nur die Fürſtinn Gallizin mit ihren Begleitern nicht zu früh kommt. Schreibe mir deswegen nach Karlsbad; in der Hälfte künftigen Monats trifft mich dein Brief dort gewiß; ich richte mich alsdann darnach, denn ich will vom Bade aus in's Erzgebürge gehn. Lebe wohl grüſe die deinigen.

Ilmenau d. 9. Juni 85.

G.

35.

Ich hätte geſchworen dir aus dem Carlsbade geſchrieben zu haben, wenigſtens hab ich mich oft mit dir im Geiſte unterhalten. Es geht mir öfters ſo, wenn ich eine Zeitlang vernachläſſige die Briefe aufzuſchreiben welche fortgehen, ich bin ſo feſt überzeugt daß ich dieſem und jenem das geſagt habe was ich ihm nur zudachte. Verzeih! Es iſt mir wohlgegangen und ich wünſche dir ein gleiches.

Du ſendeſt mir deinen Spinoza. Die hiſtoriſche Form

kleidet das Werkgen gut. Ob du aber wohl gethan haſt mein Gedicht mit meinem Nahmen vorauf zu ſetzen, damit man wie bey dem noch ärgerlichern Prometheus mit Fingern auf mich deute, das mache mit dem Geiſte aus der dich es geheißen hat. Herder findet luſtig daß ich bey dieſer Gelegenheit mit Leſſing auf Einen Scheiterhaufen zu ſitzen komme.

Wir leben gut und freundlich hier zuſammen, obgleich Frau v. Stein wieder auf ihr Gut iſt. — Fritzen hab ich nach Frankfurt geſchickt damit er Blanchard in die Luft ſteigen ſehe und in der Meſſe als einem trefflichen Theile des Orbis pieti herumlaufe.

Weiſt du was! ich will ihn deinem Mädchen erziehen, einen hübſchern und beßern Mann kriegt ſie doch nicht, da ich doch einmal dein Schwiegerſohn nicht werden kann. Aber gieb ihr nicht Punſch zu trinken und des andern Quarks, halte ſie unverdorben wie ich den Buben, der an die reinſte Diät gewöhnt iſt.

Hill der wandernde Philolog, den Hamann in die Welt ſandte, iſt bey uns auf ſeiner Rückkehr von Rom.

Darf ich denn noch die Fürſtinn erwarten? Schreibe mir, damit ich mich darnach richte. Denn ich muß vor Winters noch einmal hinaus in's Freye.

Grüſe die deinigen. Ich liebe dich herzlich.

W. d. 11. Sept. 1785.

G.

36.

Es war die Abſicht meines letzten Briefes nicht dich in Verlegenheit zu ſetzen, oder dir eine Art von Vorwurf zu machen, wir wollen die Sache nun gehn laßen und die Folgen abwarten. Das Beſte wäre geweſen du hätteſt pure den Prometheus drucken laßen, ohne Note und ohne das Blat, wo du eine beſorgliche Confiskation reizeſt, alsdann hätteſt du auch wohl das erſte Gedicht ohne meinen Nahmen drucken mögen u. ſ. w. Nun aber da es geſchehen mag denn die Legion ausfahren und die Schweine erſäufen.

Mit einer Afrika Reiſe des wunderbaren Hompeſch wird nichts werden, Einſiedel iſt ſchon mit ſeinen Brüdern über Meer, die Reiſe geſchieht aus eignen Mitteln und es iſt noch eine dritte Urſache die ich nicht ſagen kann warum ein Reiſegefährte der ſich noch anböte nicht willkommen ſeyn dürfte. Schade daß ich ſo mitten im Lande ſitze und keine Expedition zu dirigiren habe die werth wäre daß ein Menſch wie du ihn beſchreibſt Hals und Beine daran wagte. Grüſe ihn von mir.

Die Fürſtinn mit den Ihrigen iſt hier. Sie war die erſten Tage krank und da ſtockte alles, zuletzt hat es ſich recht ſchön gegeben, und ich wünſchte es ginge nun noch vierzehn Tage fort. Wie es ihr übrigens mit uns ergangen, mag ſie ſelbſt erzählen. Wieland, den wir Anfangs aus

Baron. Und wir ſollten eine Weile Thorheiten treiben, indeſſen die elend iſt, um derentwillen wir uns ſonſt nur zu vergnügen ſchienen?

Verazio. Eben von dieſem Vorwurf will ich Sie befreyen. Laſſen Sie uns der gnädigen Frau die Geſchichte ihrer Phantaſien ſpielen! Sie ſollen die Feen, Ogern und Dämonen vorſtellen. Ich will mich ihr als ein weiſer Mann zu nähern ſuchen und ihre Umſtände ausforſchen. Aus dem, was Sie mir erzählen, zeigt ſich, daß ſich ihr Zuſtand von ſelbſt verbeſſert habe: ſie hält Sie nicht mehr für todt; die Hoffnung lebt in ihr, Sie wieder zu ſehen; ſie glaubt ſelbſt, daß ſie ihren Gemahl durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Wenn auch nur Muſik und Tanz um ſie herum ſie aus der dunkeln Traurigkeit riſſen, in die ſie verſenkt iſt, wenn das unvermuthete Erſcheinen abenteuerlicher Geſtalten ſie auch nur in ihren

Honettetät einluden, hat ſich gräulich proſtituirt und ſchlecht empfohlen.

Die Herdern iſt nach ihrer Art recht wohl, und ein wenig mehr Glaube, ein bisgen weniger Hypochondrie würde ſie ganz herſtellen.

Lebe wohl. Ich bin auf allerley Art fleiſig ohne viel zu fördern. Es iſt eine verfluchte Art von Schifffahrt, wo man oft bey ſeichten Flecken ausſteigen und den Kahn der einen tragen ſollte ziehen muß.

Adieu. Lebe mäßig auf daß du wohl lebeſt und dich zu fernern Expeditionen ſchoneſt.

Grüſe die deinigen.

W. d. 26. Sept. 85.

G.

37.

Pempelfort den 9ten October 1785.

Deine Antwort auf meine Briefe vom 17ten und 18ten Septbr. die ich ſchon am Mittwoch vor 8 Tagen erwartet hatte, und die, nach dem Datum, geſtern vor 8 Tagen hätte eintreffen ſollen, iſt erſt geſtern Morgen angekommen. Der Umſchlag war auf der einen Seite ſehr beſudelt, wie es Papieren zu geſchehen pflegt, die eine Zeitlang unter andern verſteckt bleiben. Ich bin froh daß der Brief nicht ganz verlohren gieng.

Wie du ſagſt daß ich es mit dem Prometheus hätte machen ſollen, hätte ich es grade gemacht, und das Gedicht an ſeinem Orte unter den Text, ohne weiteres ganz unſchuldig hingeſetzt, wenn mir weniger ſtark und anhaltend wäre eingeredet worden. So kam denn am Ende auch noch gar die Note hinzu, der zu Liebe ein halber Bogen für die ganze Auflage umgedruckt wurde, wie einliegendes Fragment bezeuget. — Sey es denn nun wie es iſt. Alles fügt ſich ja am Ende, und macht ſich paßend, daß man es in einer Theodicee gebrauchen kann; ſo wird es ja auch diesmahl nicht mißglücken.

Von der Fürſtin erhielt ich am 23ten Septbr. einen ziemlich alten noch aus Hofgeismar geſchriebenen Brief; wußte, daß ſie nun bey Euch war; und war von dem Augenblick an ſelbſt bei Euch allen mit ganzer Seele; mehr außer meinem Leibe als in ihm.

Wie alles während die Fürſtin krank war ſtocken mußte, kann ich mir vorſtellen, und es freut mich, daß es ſich nachher noch ſo ſchön gegeben hat. Daß du mir aber von der Sache nun weiter nichts berichteſt; mir ſo gar nichts mittheilſt, wo ich an Mittheilung doch ſo nahe Anſprüche hatte: das iſt nicht human. Ich berufe mich auf Herdern, der es verſtehen muß. Auch das war ſchon nicht ſehr human, daß du in deinem vorigen Briefe über meine dir zugeſchickte Schrift mir weiter nichts ſagteſt, als: „die hiſtoriſche Form kleidet das Werkchen gut.“ Es klingt ſo vornehm, und läßt ſo gleichgültig. Dergleichen überhaupt

thut dem nicht wohl, der volle Freundschaft im Herzen hat, und sie gern warm erhält. Alles lebt vom Genuß; und der Genuß wovon ein jedes Ding lebt, darnach strebt es; seine Natur wird daran erkannt — u. s. w. — Ich schreibe dir dieses nicht aus übler Laune, sondern unmittelbar dawider, damit ich mein Herz aufrichtig gegen dich erhalte, und meine Liebe unverfälscht bleibe.

Daß sich der arme Wieland prostituirt und schlecht empfohlen hat, ist mir leid, und nun um so mehr, da die Prinzeßin und auch Fürstenberg ohnedem schon genug gegen ihn eingenommen waren. Ich habe mit letzter Post ihm mein Buch geschickt und ihn gebeten, wenn er an mich schriebe, mir von der Prinzeßinn und ihrer Begleitung zu erzählen: was für Eindrücke die Caravane dort gemacht und zurückgelaßen habe? — Das hat sich grade gut getroffen, da ich sonst mit Wieland in gar keinem Briefwechsel stehe. Ich meldete ihm auch, daß ich schon einige Posttage vergeblich auf Briefe von dir gewartet hätte. Wenn er nur nicht glaubt, ich hätte ihm das nur weismachen wollen, und desto gewißer voraussetzt, ich wäre von seiner Begebenheit schon unterrichtet gewesen.

Die Nachricht wegen Afrika werde ich Hompeschen mittheilen, und ihn mit deinem Gruß erfreuen. Er war 4 Tage hier, und ritt am Mittwoch Morgen erst um 11 Uhr von hier weg, weil ich mich fest darauf verlaßen hatte, die Post würde diesmahl Briefe von dir bringen. Sein Alter habe ich neulich unrecht angegeben; er ist im 26ten Jahr.

Als ich in meinem Briefe an dich vom 21ten Septbr. das Wort Mineralogie ſchrieb, fiel mir auf einmahl wieder ein, daß du eine Kiſte Wildberger Mineralien erhalten ſollteſt, die du vermuthlich nicht erhalten haſt, weil in keinem deiner Briefe Spur davon iſt. Ich habe gleich deswegen an Reßelroden, der die Befehle darüber ertheilt hatte und gegenwärtig zu Aſchaffenburg iſt, geſchrieben.

An den Untiefen deiner Gewäßer nehm' ich herzlichen Antheil. Aber wer kann immer flott ſeyn! Nicht einmal die Theologen können es. Frage Herdern. — Und dann grüß ihn auch recht brüderlich von mir. Ich bin ſehr verſucht geweſen an die Herderin zu ſchreiben, und ſie um einige Nachricht von den Dingen die in dieſen Tagen zu Weimar geſchehen ſind zu bitten. Was ich am liebſten wißen möchte, kann die Fürſtin mir nicht ſchreiben. Unterdeßen verlangt mich ſehr nach ihrem erſten Briefe.

Lebe wohl du Lieber, ich umarme dich brüderlich bin und bleibe

dein alter ehrlicher Fritze.

38.

Mein Weimariſches Gewiſſen iſt ſchon lang aus ſeinem Schlummer erwacht, dein letzter Brief hat ihm völlig die Augen eröffnet, indeſſen hat es ſich auf eine unerlaubte

Weise auf seinem Lager gedehnt, bis die zweyte Ankunft der Fürstinn es völlig auf die Beine und ihre Abreise an den Schreibtisch gebracht hat.

Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherley Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie und wenn ich dir sage daß wir diesmal ganz natürlich gegen einander und offen gewesen sind; so kannst du dir das übrige wohl denken.

Am meisten freut mich daß Fr. v. Stein und Sie sich haben kennen lernen.

Herder war krank und ist's noch an Rückenschmerzen und hat nur wenig mit uns seyn können. Der gute Hemsterhuis war auch nicht wohl, doch immer mittheilend und gefällig. Fürstenberg war sehr munter und alle schienen vergnügt, das übrige muß dir die Fürstinn schreiben.

Daß ich dir über dein Büchlein nicht mehr geschrieben verzeih! Ich mag weder vornehm noch gleichgültig scheinen. Du weißt daß ich über die Sache selbst nicht deiner Meinung bin. Daß mir Spinozismus und Atheismus zweyerley ist. Daß ich den Spinoza wenn ich ihn lese mir nur aus sich selbst erklären kann, und daß ich, ohne seine Vorstellungsart von Natur selbst zu haben, doch wenn die Rede wäre ein Buch anzugeben, das unter allen, die ich kenne, am meisten mit der meinigen übereinkommt, die Ethik nennen müsse.

Eben so wenig kann ich billigen wie du am Schlusse

mit dem Worte glauben umgehſt, dir kann ich dieſe Manier noch nicht paſſiren laſſen, ſie gehört nur für Glaubensſophiſten, denen es höchſt angelegen ſeyn muß alle Gewißheit des Wiſſens zu verdunkeln und mit den Wolken ihres ſchwankenden luſtigen Reichs zu überziehen, da ſie die Grundfeſten der Wahrheit doch nicht erſchüttern können.

Du, dem es um Wahrheit zu thun iſt, befleiſige dich auch eines beſtimmten Ausdrucks.

Grüße die deinigen! Liebe mich.

Von Mineralien habe ich noch nichts erhalten. Viel Glück zu der Chymie und was draus folgt.

W. d. 21. Oktbr. 85.

G.

39.

Hier l. Bruder ſchicke ich das verlohrne Schaaf, und zugleich das Blanket zurück, damit du deines Nahmens Unterſchrifft ſelbſt vertilgen könneſt.

Was giebts ſonſt guts? Laß mich wieder von dir hören. Was haſt du zu den Morgenſtunden geſagt? und zu den jüdiſchen Pfiffen mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Leſſing eingeführt hat. O du armer Griſte wie ſchlimm wird dir es ergehen! wenn er deine ſchnurrenden Flüglein nach und nach umſponnen haben wird! Machſt du gegen Anſtalten? Und wie?

Wir ſind ſtille und fleiſig. Haſt du Nachricht von der Fürſtinn? Es iſt eine koſtbare Seele und es giebt mich nicht Wunder daß ſie die Menſchen ſo anzieht. Ich hätte ſie da ſie ging gerne halten mögen. Es ward erſt gut. Lebe wohl und grüße die deinigen.

W. d. 1. Dez. 85.

G.

40.

Düſſeldorf den 13ten Decemb. 1785.

Laß dich herzen und küſſen, Bruder, für dein brüderliches Schreiben vom ersten Dec., das ich heute Morgen erſt erhalten habe. Es thut einem doch nichts in der Welt ſo wohl, als wenn ein Freund zu einem tritt, und ſpricht: Da bin ich! Was giebts? Den ganzen Tag bin ich ſo Arm in Arm mit dir herumgegangen, daß ich in dem frohen Muth darüber ſonſt nichts unternehmen konnte.

Von den Rabbiniſchen Vorleſungen alſo! Lieber, ſie haben mir eine ſolche Langeweile verurſacht, daß ich dieſer Langenweile habe unterliegen und das Buch aufgeben müßen. Es ſollen recht viele Leute, aus allen Gegenden von Deutſchland, darüber eingeſchlafen ſeyn. Die Hauptſtücke deren du erwähnſt, auch die Vorrede, habe ich angeſehen, und grade dazu geſagt, was auch du dazu ſagſt, nemlich, daß

der Jude ein Erzjude ſey. Etwas mehr wirſt du in der Beylage sub Lit. A. finden, die einen Brief der Eliſe nebſt meiner Antwort darauf enthält. Pfiffig genug iſt der neue Sokrates wohl allerdings zu Werk gegangen. Aber mir deucht, das iſt jetzt nur deſto ſchlimmer für ihn. Da er ſein 14tes, 15tes und 17tes Hauptſtück ſchrieb, war ihm (wie nun jedermann erfährt) ſchon lange alles was in meiner Schrift enthalten iſt, bekannt; und er ſchrieb ſie dennoch; ſtellte dennoch Leßingen als einen Apoſtel der Provideuz, als einen Märtyrer der reinen Gottesverehrung dar. Muß er nicht, aus dieſem Geſichtspunkte, vor jedem Auge, das ſehen kann, in einer lächerlichen, ſelbſt in einer widrigen Geſtalt erſcheinen? — Sage mir hierüber deine Herzens-Meynung, denn es iſt mir äußerſt wichtig, ſie zu wißen; auch wie andere urtheilen; wie die Sache gemeinhin auffällt; wie ſie den Leuten *entgegen* kommt!

Claudius ſchrieb mir vor einigen Wochen, er hätte eine Anzeige meiner Schrift gemacht für den Hamburger Correſpendenten, die aber nicht erſcheinen ſollte, bis die *neuen Hamburger* ihr Wort geſagt hätten, ob vielleicht darauf noch etwas zu erinnern vorfiele. Ich antwortete, er ſolle mit ſeiner Anzeige nur gleich herausrücken, weil das wichtigſte für mich wäre, daß mein Werk bekannt und geleſen würde, ehe die Berliner es verſchrien hätten. Darauf gab er ſeinen Aufſatz ab; erhielt ihn aber zurück nach ein Paar Tagen, mit der Nachricht: „Es wäre eine Recenſion über Jacobis Briefe eingelaufen, die gegen den Verfaßer ſehr

heftig gewesen wäre; diese hätte man nicht aufgenommen, und könne deswegen nun auch die seinige nicht aufnehmen". Du findest diese Anzeige im Original sub Ltr. B., und wirst sehen, wie wenig sie das Parallel verdiente. Vielleicht nähme sie Wieland auf — als ein verunglücktes und bey ihm gestrandetes Gut. Oder auch schlechtweg. Aber mir zu Gefallen soll er es nicht thun. Auch will ich es nicht, als nach deinem eigenen, ganz reinen Gutfinden.

Hamann meynt, meine Sache sey so gut, mein Handel so rein — mein Spiel so groß und ehrlich, daß es durch niemand als mich selbst verdorben werden könne. Er ermahnt mich deswegen beständig, auf das zärtlichste und nachdrücklichste, mich durch nichts aus der Fassung bringen zu laßen; keinem von den Waffenträgern, sondern allein der eigenen Person des Rabbi mich zu stellen. So, meynt er, würde meine Feder nicht blos furchtbar seyn, sondern als ein tödtendes Schwerd sich beweisen auf jeden Streich.

Sage mir doch, Lieber, ob du denn nicht auch, was Mendelsohn über das System des Spinoza beybringt, im höchsten Grade abgeschmackt und elend findest? Mir steht der Verstand platt stille, vor dem ganz erlogenen, durchaus grundlosen Gewäsche, und ich kann es mir nicht anders erklären, als daß M. es nicht der Mühe werth gehalten, den Spinoza selbst zur Hand zu nehmen, da Leibnitz und Wolf schon über ihn entschieden hatten. Laß mich dem, was Mendelsohn daher lügt, von 100 Stellen des Spinoza

eine flüchtig nur entgegen ſetzen: „porro ex Extensione, ut eam Cartesius concipit, molem scilicet quiescentem, corporum existentiam demonstare non tantum difficile, ut ais, *sed omnino impossibile est.* Materia enim quiescens, quantum in se est, in sua quiete perseverabit, nec ad motum concitabitur, nisi a causa potentiori externa; et hac de causa non dubitavi olim affirmare, rerum naturalium principia Cartesiana inutilia esse, *ne dicam absurda.*“ — Ferner „Quod petis, an ex solo Extensionis conceptu rerum varietas a priori possit demonstrari, credo me jam satis clare ostendisse, id impossibile esse; ideoque materiam a Cartesio male definiri per Extensionem, *sed eam necessario debere explicari per attributum quod aeternam et infinitam essentiam exprimit.*“ (Opp. Posth. p. 596. 598. — zu vergleichen mit den Morgenſtunden S. 221—223) — Aber das will dem — (Eſel möcht ich ſagen) gar nicht aus dem Kopf, daß auch der Gott des Spinoza ſeine Welt doch einmahl geſchaffen haben müße. Ueberhaupt ſieht man, daß er ſich in die hohen Begriffe, die von einem Ganzen ausgehn, überall nicht zu finden weiß. Sie ſind ihm zu mächtig und zu kraus: „Er kann's in Kopf nicht bringen.“

Ich habe dieſen Herbſt den Kant wieder vorgenommen, und ihn, um mich recht gelenk zu machen, im eigentlichen Verſtande durchſtudirt. Jetzt bin ich daran, ihn von Grund aus zu illuſtrieren. Dies Thier wird ſo leicht niemand beißen, aber es liegt denn doch da im Wege, und die Leute

Hoffnungen und Phantasien bestärkte, das es gewiß thun wird: so hätten wir schon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will nichts versprechen, nichts hoffen lassen —

Graf Altenstein. Der Einfall ist vortrefflich, ist so natürlich, daß ich nicht weiß, warum wir nicht selbst drauf gefallen sind. Sie glauben also, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantasie unserer Nichte schmeicheln, etwas über sie vermögen werden?

Verazio. Zuletzt wird Phantasie und Wirklichkeit zusammen treffen. Wenn sie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den sie sich selbst wieder errungen, wird sie wohl glauben müssen, daß er wieder da ist.

Graf Altenstein. Von Ogern erzählt sie, die ihr nach der Freyheit streben? Ich will den Oger machen; etwas Wildes ist so immer meine Sache; und Feen, schöne Feen

wißen nicht ob ſie vorbey dürfen. Mir ſelbſt iſt es ſo gegangen. Nun will ich es fürs erſte mitnehmen gegen die Berliner, und an die andere Hand den Hemſterhuis. Ich denke, ſie ſollen unter meinem Commando treffliche Dienſte leiſten, und mir die ſchlimmſten Angriffe vom Leibe halten. Beyde ſind Glaubenshelden, obgleich Kant nicht einmahl das Daſeyn einer materiellen Welt glauben will, weil ſie nur geglaubt kann werden†). Wir ſollen das Daſeyn Gottes, und ein Leben nach dem Tode — nicht läugnen; aber ſchlechterdings beydes philoſophiſch ignoriren. Die Ueberzeugung von beyden kann nur aus dem Glauben kommen, der auf Gründen des innerlichen Rechts allein beruht. Zwey Glaubens Artickel (er gebraucht dies Wort) und nichts mehr, kann die höchſte Philoſophie am Ende denen, welche ſich am eifrigſten um ſie bemühten, reichen. Was er hierüber ſagt, iſt in der That vortreflich. Er lehrt es aber nur ſeine Leſer, ſagt Hamann, nicht ſich ſelbſt; „weil wir ohne Unterſchied von Autor, Leſer und Kunſtrichter uns der Vernunft rühmen, bey dem größten Mangel ihrer Ausübung und Gerechtigkeit.“ Der Nacht-

†) Er behauptet freylich ſie könne auch nicht einmahl geglaubt werden, weil mir nur Erſcheinungen haben von — Nichts, das er Etwas nennt. — Ich gebe Dir hiermit den Schlüßel zu dem ganzen Syſtem, mit ſeinen wahren Kern, den Kant ſelbſt noch nicht gekoſtet hat. Du bist der erſte dem ich dies Geheimniß offenbare. Aber laß mich mit meiner Illuſtration einmahl ganz zu Ende ſeyn. —

wächter ruft: Ihr Herren laßt Euch ſagen — und ich gehorche. Gute Nacht!

den 11ten December.

Mein Büchlein hat Kant, ſo wie es erſchien, mit großer Begierde geleſen und ſoll mit dem Vortrage und dem ganzen Inhalt der Aufgabe ſehr zufrieden geweſen ſeyn. Aus dem Spinoza hat er nie einen Sinn ziehen können. Will es auch noch nicht können. Vielleicht künftig mehr hierüber, im Vertrauen.

Mendelſohn hat mir ſeine Rabbiniſchen Vorleſungen ſelbſt geſchickt, ſo wie ich ihm auch meine Schrift geſchickt habe. Glücklicher Weiſe kreuzten die Paquete ſich. Mendelſohn ſoll in einem hohen Grade gegen mich aufgebracht und erbittert ſeyn; die ganze Berliniſche Clique mit ihm. Ich konnte mir dieſes, nachdem ich die Morgenſtunden geleſen hatte, leicht vorſtellen. Daß ſich der Geiſt der piae fraudis, der dieſes Geſchlecht regiert, in dem Grade blos geben würde, hatte ich nicht vermuthet. Gegenanſtalten habe ich noch keine gemacht. Weiß auch nicht, wie ich ſie machen ſoll. Sage mir deine Meynung. Daß du Theil an der Sache, und an meiner Lage dabey nimmſt, freut mich tief in der Seele, und intereßiert mich mehr, als alles was ich ſonſt perſönlich dabey haben mag.

J.

41.

Deinen Brief habe ich wohl erhalten und die Litteratur Zeitung gleich bestellt. Es wundert mich daß sie noch nicht ankommt, ich will sie gleich erinnern. Die Rechnung lege ich bey was du mir noch schuldig bist.

Wieland hat ich weis nicht welch Bedenken die Recension einzurücken, also ist's recht gut.

Mendelsohns Todt war sehr unerwartet, die zurückgebliebenen werden nun für den Todten fechten und sie haben dadurch gut Spiel. Da ich außer Herdern niemand sehe noch höre den diese Angelegenheit interessirt; so weis ich nicht was deine Schrifft und M. Betragen im Publiko für Sensation macht. Ueberhaupt liegt die Sache zu sehr außer dem Gesichtskreis der meisten.

Der Herzog ist nach Berlin, dort wie natürlich wohl aufgenommen. Der abgelebte Löwe mag ihn mit seinem letzten Athem seegnen. Der Fürstinn hab ich geschrieben und etwas geschickt. Sende mir doch was sie von Fr. v. Stein schreibt, du kannst denken daß ich neugierig bin. Ich verspreche daß niemand es sehen, noch dessen Daseyn erfahren soll.

Febr. 1786.

42.

Ich weis nicht mehr wo ich mit dir bin lieber Br. so lange habe ich nicht geſchrieben und ſo vielerley iſt mir durch den Kopf gegangen. Meinen gewöhnlichen Geſchäfften geſellet ſich ſo manche Liebhaberey zu daß ich oft nicht weis wo hinaus.

Botanik und Microſcop ſind ietzt Hauptfeinde mit denen ich zu kämpfen habe. Dagegen lebe ich auch in einer Einſamkeit und Abgeſchiedenheit von aller Welt die mich zuletzt ſtumm wie einen Fiſch macht. Hier iſt der Fürſtinn Brief der einen glücklichen Humor hat, ich wollte es käm ihr auch der Humor mir einmal ein Wort zu ſagen. Die Silhouette hat mir viel Freude gemacht und dir danke ich für das ſchöne Kupfer und den Pendant. Eine neue komiſche Oper von mir die jetzo komponirt wird macht mir viel Freude. Es wird mit derſelben ein Componiſte hervortreten, dergleichen ſich nicht viele im Stillen bilden. Hier iſt denn endlich auch einmal meine Note, du ſchickſt das Geld gelegentlich. Was machſt du alter Metaphyſikus? Was bereiteſt du Freunden und Feinden?

Grüße die deinigen! Liebe mich.

Wenn dir mit Infuſionsthiergen gedient wäre könnte ich dir einige Millionen verabfolgen laßen.

Lebe wohl, und ſchreibe bald.

W. d. 14. Apr. 86.

G.

43.

Dein Büchlein habe ich mit Anteil geleſen, nicht mit Freude. Es iſt und bleibt eine Streitſchrifft eine Philoſophiſche und ich habe eine ſolche Abneigung vor allen litterariſchen Händeln, daß Raphael mir einen mahlen und Schäkespear ihn dramatiſiren könnte und ich würde mich kaum daran ergötzen, was alles geſagt iſt. Du mußteſt die Bogen ſchreiben, das ſeh ich und erwartete ſie, nur hätte ich gewünſcht die Species facti wäre ſimpler vorgetragen, alles Leidenſchaftliche dabey kann ich nicht billigen und die vielen Um und Anhänge thun auch nicht gut wenn man kämpft. Je knapper je beſſer. Du wirſt ſagen es iſt meine Manier, jeder hat die ſeine! Gut ich muß es geſchehen laßen.

Dann lieber Bruder, daß ich aufrichtig ſey, das Strauſeney will mir gar nicht gefallen. Als Wort und Rede mögt es noch hingehn wenn es nur nicht hinten noch als Siegel aufgedrückt wäre. Wenn die Gegner nur halb klug ſind; ſo machen ſie auf den langhälſigen Verfaſſer Jagd, der in unendlicher Selbſtzufriedenheit aus den Büſchen herausſieht und im Schatten ſich ſeiner Superiorität über Elſtern und Raben erfreut, und ſie haben das ganze Publikum auf ihrer Seite. Lieber Freund man hat Exempel daß Adler Eyer im Schooſſe Jupiters für einen Pferdekäfer nicht ſicher waren.

Wenn Selbſtgefühl ſich in Verachtung andrer, auch der

geringſten ausläßt, muß es widrig ausfallen. Ein leichtſinniger Menſch darf andre zum beſten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er ſich ſelbſt einmal Preis giebt. Wer auf ſich etwas hält ſcheint dem Rechte entſagt zu haben andre gering zu ſchätzen. Und was ſind wir denn alle daß wir uns viel erheben dürfen.

Daß dir deine edlen Inſuſionen ſo gut gerathen ſind, und dir die Thiergen zu Freuden heraufwachſen, gönn ich dir herzlich und ich würde dich beneiden, wenn ich in meiner Seele einen Wunſch aufkommen ließe nach irgend einem Gut, das mir das Schickſal verſagt oder geraubt hat.

An dir iſt überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schweſtern und Freunde und ein langes ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphiſick geſtraft und dir einen Pfahl ins Fleiſch geſetzt, mich dagegen mit der Phiſick geſegnet, damit mir es im Anſchaun ſeiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen.

Übrigens biſt du ein guter Menſch, daß man dein Freund ſeyn kann ohne deiner Meinung zu ſeyn, denn wie wir von einander abſtehn hab ich erſt recht wieder aus dem Büchlein ſelbſt geſehn. Ich halte mich feſt und feſter an die Gottesverehrung des Atheiſten p. 77 und überlaße euch alles was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid. Wenn du ſagſt man könne an Gott nur glauben p. 101, ſo ſage ich dir, ich halte viel aufs ſchauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva ſpricht, und ſagt: Hoc cogno-

scendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum; ſo geben mir dieſe wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen die ich reichen und von deren „essentia formali“ ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindſten zu bekümmern wie weit ich kommen werde und was mir zugeſchnitten iſt.

Lebe wohl. Vergieb daß ich ſo hingeſchrieben habe wie mirs eben um's Herz war, ich bin hier ſo allein und ſchriebe wohl noch viel mehr wenn ich mich nicht ſcheute ein neu Blat zu nehmen. Leb wohl.

Ilmenau den 5. May 86.

G.

44.

Du biſt in England und wirſt des Guten viel genießen; wenn du wiederkommſt werde ich nach einer andern Weltſeite gerückt ſeyn, ſchreibe mir nicht eher bis du wieder einen Brief von mir haſt der dir den Ort meines Aufenthalts anzeigt.

Ich bin indeß ſtille und fleißig. Im Pflanzenreiche werd ich nach und nach recht einheimiſch; und da ich, ſo zu ſagen, über die Mauer geſtiegen bin; ſo komme ich von neuen Seiten und auf ſonderbaren Wegen zur Erkenntniß.

Jetzt plagt michs ein wenig daß ich meine Schrifften herausgeben muß. Es iſt mir von jeher eine unangenehme Empfindung geweſen, wenn Dinge, die ein einzelnes Gemüth unter beſondern Umſtänden beſchäfftigten, dem Publiko hingegeben werden ſollen. Es ſey dann! da ichs nicht änoern kann. Die herumfliegenden Nachrichten werden dir das weitere ſagen.

Die Wildenburger Mineralien ſind angekommen, ich danke dafür; es war nichts außerordentliches, aber ſchöne wohlerhaltene Stücke. Vielleicht biſt du ſo artig mir aus England etwas mitzubringen. Noch lieg ich immer hier und warte auf der Herzoginn Niederkunft.

Lebe wohl, liebe mich.

W. d. 12. Jul. 1786.

G.

45.

Rom den 13. Jan. 87.

Ich habe lieber Bruder um doch auch einmal dem Sohne David's ähnlich zu ſeyn das: Über ein Kleines geſpielt, bin wie der Rattenfänger von Hameln (jedoch allein und ohne jemands Kind zu verleiten) in den Berg gegangen und komme hier in Rom wieder an's Tages Licht.

Ich weiß du gönnſt mir alles Gute was ich hier in rei-

chem Maaße genieße und nimmſt mit dem freundlichen Gruße vorlieb den ich dir von hier aus ſchicke. Denn ſchreiben läßt ſich nichts von dem was man ſehn muß. Sage mir doch bald ein Wort wie deine engliſche Reiſe abgelaufen, ob du wohl und vergnügt biſt. Niemals hab ich lebhafter gefühlt wie man zuſammen halten ſoll als im fremden Lande, in das ich mich, entäußert von allem was uns ſchützt und forthilft geſtürzt habe. Aber ich lerne auch was. Lebe wohl, grüße die Schweſtern und ſchreibe mir bald.

G.

46.

Pempelfort den 22ten April 1788.

Lieber Alter.

Ich habe vorigen Winter mein Haus in der Stadt verkauft, und bin den vierten April für auf immer hier eingezogen. Bey einem ſolchen allgemeinen Aus- und Einräumen kommt einem manches vor Augen was man lange nicht geſehen hatte. So fanden die Schweſtern auch noch ein Bündlein Briefe von dir an Betti, geſchrieben in den Jahren 73 und 74. Lotte ſagte mirs da wir grade nach Münſter einpackten und ich hieß ſie das Bündlein mitnehmen. Den 8ten April reiſten wir nach Münſter ab, ſechs an der Zahl, die beyden Schweſtern, Max, Clärchen, ich, und mein

zweyter Sohn Georg, der zu Pferde einen Satz von Göttingen hierhin gethan hatte, um die Ferien bey mir zuzubringen. Hamann, der, wie du wißen wirſt, ſeit vorigem Sommer in dieſer Gegend lebt, hatte ſehr und ganz vorzüglich gewünſcht auch meinen Georg kennen zu lernen, und nun konnt ich ihm die Freude machen.

Zu Münſter las ich das Bündlein deiner Briefe durch, und ſie erweckten mehr als Erinnerung in mir. Welche Geſchichte enthält nicht mehr als die gegenwärtigen Zeugen, als diejenigen, durch welche ſie geſchieht, ſehen, erfahren, und wißen — „Welcher Menſch verſteht ſeinen Weg!“ — Ich wurde voll Ungeduld an dich zu ſchreiben; aber in Münſter wars unmöglich. —

Den 20ten kam ich von Münſter zurück; und ſiehe! da wartet auf mich ein Brief vom Bergſecretair Voigt aus Weimar, und ich leſe: „Vielleicht iſt denenſelben noch unbekannt, daß wir dieſen vortrefflichen Mann in einigen Wochen hier erwarten, wenn der jetzige Aufenthalt nicht zu viel Reize für ihn hat.“ — Ich kann dir nicht beſchreiben wie ich mich freute! Dein Herzog hatte Reſſelroden geſagt, du würdeſt noch dieſes Jahr in Rom zubringen. Hamann konnte ſich nicht darüber tröſten; er reiſt im Auguſt zurück nach Königsberg, und verlohr einen Hauptgegenſtand ſeiner Wanderung, wenn er dich nicht zu Weimar antraf.

den 10ten May.

So weit Lieber hatte ich den 22ten April geſchrieben, als mir ein Pack Briefe von der Poſt gebracht wurde, deren

haben wir ja genug im Hauſe. Kommen Sie, das müſſen wir geſcheut anfangen!

Verazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbey, für das übrige laſſen Sie mich ſorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erſt überlegen.

Graf Altenſtein. Überleg' du's, und wir wollen indeß Anſtalten machen. Kommen Sie, Doctor, laſſen Sie uns nach Retten gehen. Friedrich, reite hinüber und ſchaffe die Masken zuſammen! In unſern beyden Häuſern müſſen ſich ſo viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Feen damit fourniren könnte. Alles was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbey! Suche Muſik aus, und laß probiren wie es in der Eile gehn will.

Friedrich. Da wird ein ſchönes Impromptu zuſammen gehext werden!

Inhalt mich erſt zerſtreute, und hernach zu andern Geſchäften trieb. Die folgende Nacht hatte ich das Unglück, daß ein unverriegelt gebliebenes Fenſter in meinem Schlafzimmer, nah an meinem Bette, das ohne Vorhang iſt, aufgieng, und ich am Morgen eine arge Verkältung weg hatte. Ich wurde ſo krank, daß ich viele Tage lang nicht das geringſte thun konnte, und erſt mit dem Anfange dieſer Woche wieder etwas zurecht gekommen bin.

J.

47.

Ja mein Lieber ich bin wieder zurük und ſize in meinem Garten, hinter der Roſen Wand unter den Aſchenzweigen und komme nach und nach zu mir ſelbſt. Ich war in Italien ſehr glücklich, es hat ſich ſo mancherley in mir entwickelt, das nur zu lange ſtockte, Freude und Hoffnung iſt wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hieſiger Aufenthalt wird mir ſehr nüzlich ſeyn. Denn da ich ganz mir ſelbſt wiedergegeben bin, ſo kann mein Gemüth, das die größten Gegenſtände der Kunſt und Natur faſt zwey Jahre auf ſich würken ließ, nun wieder von innen heraus würken, ſich weiter kennen lernen und ausbilden.

Hamann's Verluſt iſt hart, ich hatte nie gerechnet ihn zu ſehn, ſeine geiſtige Gegenwart war mir immer nah. Und

doch was muß die Nähe ſolch eines Menſchen ſeyn! Was muß er dir geworden ſeyn! und wie ſehr mußt du ſeinen Abſchied empfinden. Laß uns ſo lang wir leben einander was möglich iſt ſeyn und bleiben.

Mich erfreut ſehr daß dir an Egmont manches gefällt, ich habe nun die beſte Unterhaltung mit meinen entfernten Freunden, da ich meine Schriften ausarbeite. Jetzt bin ich an Taſſo, Fauſt ſoll eine Winterarbeit werden und ſobald ich die 8 Bände vom Stapel habe, ſoll Wilhelm dran, zu dem ich große Neigung fühle.

Empfiel mich der Fürſtinn. Ihre Worte ſind mir wahre Wohlthat, ich danke dir daß du mir ſie verſchafft haſt. Ich meynte es ſo herzlich zu ihr und begriff nicht daß ſie mir nicht ſchrieb. Gelegentlich ſchicke ich ihr einige Zeichnungen.

Grüße deine Schweſtern und deine Kinder, gedenkt mein, liebe mich und laß manchmal von dir hören. Herder geht in vierzehn Tagen ab. Ich verliere viel an ihm.

Weimar den 21. Juli 1788.

Goethe.

48.

Die Kure will ich dir beſorgen. Noch haben wir Urſache das Beſte zu hoffen, wir ſind auf dem Wege die Waſſer zu gewältigen die uns vertrieben hatten, eben als wir

die ungeheure Maſſe Gips durchſunken hatten und auf das Dachgeſtein, das über dem Flöz liegt, kamen. Der Bergſekretair und der Hofrath Voigt werden ſich deines Grußes freuen, der Bergſ. iſt ein recht wakrer Mann und ſehr brauchbar, ſein Bruder ein ſehr vorzüglicher Mann in vielem Betracht.

Du verlangſt einen jungen Mann zum Sekretair und zum Unterricht deiner Kinder, und ich habe eben einen, den ich gar gern unterbringen möchte, ich wünſchte nur daß er auch dir recht wäre. Sonderbar iſts daß ich neulich ihn dir empfehlen wollte, auch etwa der Fürſtinn, weil euch doch manches vorkommt und daß eben mit deinem Brief von ihm einer ankommt, worin er mir ſeine Noth klagt und meine Interceßion anruft.

Er hat von Jugend auf Diſpoſition zu den Wiſſenſchaften gezeigt, und hat früh aus Neigung und Noth geſchrieben und drucken laßen. Er heißt Vulpius, du haſt ſeinen Nahmen irgendwo geleſen. Das iſt nun nicht eben die beſte Rekommandation. Wir erſchrecken über unſre eigene Sünden, wenn wir ſie an andern erblicken. Es ward ihm ſauer genug auf eine ſolche Weiſe ſich und einige Geſchwiſter zu unterhalten, er kam nicht zeitig genug hier in eine gewiße Carriere, ſehnte ſich nach einem Poſten und ward Sekretair bey einem Kreisgeſandten von Zoden in Nürnberg, der ihn als ein ächter Geizhals behandelte und ihm nun den Abſchied giebt, weil ein andrer für weniger Geld noch mehr Arbeit im Hauſe übernehmen will. Er ſchreibt

eine Hand die nicht schön aber gemüthlich ist. Von seinem Französisch kann ich nicht sagen wie weit es geht, er versteht es, soviel weiß ich daß er artig Italiänisch kann. Er hat eine gute Bildung und aus seinen Handlungen und Aeußerungen schließe ich ein gutes Gemüth. Ich habe mich seiner vor einigen Jahren angenommen, in meiner Abwesenheit verlohr er jede Unterstützung und ging wie schon gesagt nach Nürnberg. Freilich kann ich nicht sagen daß ich ihn genau kenne. Ich habe mich für ihn interessirt ohne ihn zu beobachten, ich habe ihm einige Unterstützung verschafft, ohne ihn zu prüfen. Seit mehr als zwey Jahren habe ich ihn nicht gesehn und kann dir ihn also nur bedingt empfehlen. Soviel kann ich sagen daß ich ihn, wenn ich einen solchen Menschen brauchte, zum Versuch selbst nehmen würde, das ist aber noch nicht genug für dich. Bedenke nun was ich da gesagt habe, ich will ihm schreiben, dich nicht nennen, ihn über sein Latein, Französisch u. s. w. befragen. Für ihn wäre es ein großes Glück wenn du ihn nähmst, aber es ist die Frage, ob du auch bedient wärest.

Sonst weiß ich jetzt niemanden, will mich aber doch erkundigen. Ich danke dir für das Vertrauen.

Von deinem Georg habe ich immer das beste gehofft und war unzufrieden mit Euch daß Ihr immer mit dem Kinde unzufrieden waret. Ein Blat das groß werden soll, ist voller Runzeln und Knittern eh es sich entwickelt, wenn man nun nicht Geduld hat und es gleich so glat haben will wie

ein Weidenblat, dann iſts übel. Ich wünſche dir Glück zu dieſer Vaterfreude.

Ich bin wohl und wunderlich. Laß bald wieder von dir hören. Wegen des jungen Menſchen ſchreibe ich bald wieder.

Grüße die deinigen, die Fürſtinn und den wiederbelebten Hemſterhuis. Liebe mich.

W. d. 9. Sept. 88.

G.

Eigentlich hat der junge B. den ich dir empfehle Jura ſtudirt, ſich auch auf Geſchichte und Diplomatick gelegt.

Verſchaffe mir doch Abdrücke in Siegellack von der Fürſtinn geſchnittnen Steinen. Mich intereſſiren jetzt dieſe Kunſtwerke mehr weil ich ſie beſſer verſtehe.

49.

Ich erinnere mich kaum ob ich dir verſprochen habe von dem jungen Mann den ich dir empfahl noch einige Nachricht zu geben. Ich erhalte einen Brief von ihm, ſein voriger Patron hat ihm auf eine ſehr unwürdige Weiſe mitgeſpielt und ihm das übertriebenſte Zeugniß zum Abſchied gegeben. Er wartet nun in Erlangen auf Entſcheidung ſeines Schickſals und bezeigt ſich gar vernünftig obgleich ſehr niedergeſchlagen.

Von ſeinem Franzöſiſch ſchreibt er: er könne ſoviel um ſich fortzuhelfen, andre zu lehren getraue er ſichs nicht. Eher ein wenig Italiäniſch. Geographie, Hiſtorie, Mythologie ꝛc. will er mit den Kindern gern tracktiren. Übrigens hoffe ich ſollteſt du mit ihm zufrieden ſeyn. Laß mich bald etwas hören, er iſt in einer gar klemmen Lage; wenn er für dich nach der Beſchreibung nicht wäre, ſo ſuche ich ihn ſonſt zu empfehlen und ſehe mich für dich weiter um. Adieu mein Lieber. Mehr kann ich nicht ſagen. Ich lebe jetzt wie eine Schnecke, eingezogen ins Haus. Grüße die Deinigen.

W. d. 3. Octbr. 88.

G.

50.

Verzeih mir l. Br. wenn ich in einer ernſtlichen Sache ein wenig nachläßiger verfahren habe, ich war einige Zeit her gedrängt und zerſtreut. Du erlaubſt mir acht Tage, daß ich ein wenig überlege und dir meine Meinung ſchreibe.

Deine Anweiſung laße ich von Göſchen einkaſſieren. Von meiner Mutter habe ich noch kein Geld erhalten. Geſtern empfange ich einen Brief von ihr vom 21ten Octbr. in dem ſie mir einige Poſten meldet, die ſie für mich eingenommen, von deiner Summe ſagt ſie nichts.

Hier ſchicke ich dir ein Stückchen des achten Bandes den du bald ganz ſehen wirſt. Des Künſtlers Erden-

wallen erinnerſt du dich noch aus dem Puppenſpiel. Lebe wohl.

den 24. Octbr. 88.

G.

51.

Alles betrachtet mein Lieber, ſo ſehe ich an deinem Briefe daß du ſo ſehr nicht eilſt einen ſolchen jungen Mann zu haben. Deswegen hab ich noch einmal an Vulpius geſchrieben und erkundige mich noch um verſchiedenes. Ich möchte dir nicht gern falſch rathen, aber ich möchte auch nicht verſäumen einem guten jungen Menſchen ein Glück zu verſchaffen, denn wenn du ihn auch nur mäßig bezahlſt, wenn du ihn auch nur einige Jahre behältſt; ſo iſt es keine Kleinigkeit in deiner Nähe gelebt zu haben, unter den deinigen geweſen zu ſeyn. Die Menſchen werden nur von Menſchen gebildet, die Guten von den Guten.

Ich habe auf meiner Reiſe auf das Schickſal und den Caracter einiger jungen Leute zu würken geſucht, ich habe ihnen und andern dauernde Vortheile verſchafft. Möge es mir öfter gelingen.

Daß dieſer Brief nicht ganz leer gehe hier ein Krotikon.

Wenn ich manchmal zu lange im Schneckenhauſe ſtecken

ſollte, ſo klopfe freundlich an die Thüre an. Gieb mir manchmal ein Zeichen des Lebens. Grüße die deinen. Adieu.

den 31. Octbr. 88.

G.

Morgen Klagen.

O du loſes leidig liebes Mädchen
Sag mir an womit hab ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpannſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen.

Druckteſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, lispelteſt ſo lieblich:
Ja ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet
Und mich recht gefreut daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht ich doch und zählte jedes Viertel.
Schlief ich ein, auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja da ſegnet' ich die Finſterniße,
Die ſo ruhig alles überdeckten.

Freute mich der allgemeinen Stille
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen.“

Hüpft ein Kätzchen oben übern Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weis nicht was, im Hauſe,
Immer hofft ich deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt ich deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wärs die meine!“
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halberhellten Thüre
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller,
Hört ich ſchon des Nachbars Thüre gehen
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört ich bald darauf die Wagen raßeln,

War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durcheinander.

Ward nun in dem Hauß ein Gehn und Kommen,
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte
Und ich konnte, wie vom ſchönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Endlich als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen ſehnſuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen,
Und nun biſt du weder in der Laube
Noch im hohen Lindengang zu finden.

52.

Beynah zwey Monate habe ich meinen auswärtigen Freunden geſchwiegen, deſto mehr bin ich innerlich beſchäfftigt geweſen. Prof. Moritz war auf ſeiner Rückreiſe von Rom bey mir. Ich wünſchte dir ihn zur Stärkung in allem Guten auf einen Monat an die Seite. Ich kann den Vortheil nicht ausſprechen den mir ſeine Gegenwart gebracht hat.

Graf Altenstein. Item, es geht!

Verazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie sollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen soll's gewiß nicht ermangeln.

Die Geldſachen ſind in Ordnung, hierbey eine Quittung vom Bergweſen und dem Heinſius, es thut mir leid daß dich der Eſel incommodirt hat.

Wegen des empfohlenen jungen Mannes hatte ich auf deine nähere Erklärung und nähere Beurtheilung ſeiner einiges Bedenken, drum ließ ich es ruhen und habe mich hier und da indeßen umgeſehen aber niemand gefunden, vielleicht wenn ich nach Jena komme findet ſich ein Subjeckt.

Ich habe dieſe Zeit hier nichts zu Stande gebracht als eine Beſchreibung des römiſchen Carnevals. Bertuch und Krauſe wollen es auf Oſtern mit illuminirten Kupfern herausgeben. Ich empfehle dir dieß Werkchen und ſchicke dir ihre Ankündigung. Es wird hoffe ich niemand gereuen einen Blick auf das moderne Saturnal zu thun. Empfiel es deinen Freunden. Ich habe bey der Entrepriſe keinen Vortheil, ich wünſchte aber daß ihn die Unternehmer hätten, weil ich ihnen Muth zu einem wichtigern und koſtbareren Werke machen möchte.

Nächſtens erhältſt du einige illuminirte Blätter, hier indeß das Titelkupfer zum achten Bande.

Lebe recht wohl.

W. d. 2. Febr. 1789.

G.

53.

Pempelfort den 15ten Februar 1789.

Ich habe, Lieber! dein Paquet vom zweyten erhalten und mich geſchämt, daß ich deinen Brief vom 31ten October unbeantwortet gelaßen hatte. Dieſen erhielt ich grade an einem Morgen, wo ein trefflicher junger Mann, Herr v. Humboldt aus Berlin, welcher einige Tage bey mir zugebracht hatte, in meinem Zimmer das letzte Frühſtück nahm. Wenn du dich des Inhalts deines Briefes noch erinnerſt, ſo wirſt du begreifen, um wie viel rührender er durch dieſen Umſtand für mich werden mußte. Den ganzen vorigen Abend hatten wir von dir geredet und uns mit Dingen von dir beſchäftiget. Humbolot wird dir künftigen Herbſt, wenn er nach Berlin zurück geht, eine Addreße von mir bringen. Jetzt iſt er in Göttingen und ſchreibt eine quasi juriſtiſche Diſſertation, über die Präſcription in Criminalfällen bey den Alten. Deine Morgenklagen ſind trefflich. Ich freue mich auf den 8ten Band. Großen Dank für das Kupfer. Das hat die Kaufmann gut gemacht mit der tragiſchen Muſe. Die Ähnlichkeit iſt frappant und ſchön. Doch fand ichs nicht beym erſten Blick; Lotte machte mich aufmerkſam darauf. Auf die Beſchreibung des Carnevals habe ich ſchon drey Subſcribenten, und ich bin der vierte. Ich hoffe noch mehr zu bekommen. Aber warum ſchickteſt du mir nur die paar Anzeigen? Deine Aufſätze im Merkur machen mir große Freude. Geſtern erhielt ich

den Februar. Du biſt ja geworden wie unſer einer und treibſt Metaphyſick. Adieu le Paradis! Was du ſagſt iſt durch und durch wahr und trefflich. Auch habe ich dich den Augenblick mit der Stelle vom Unterſcheiden und Verähnlichen in der neuen Ausgabe meines Spineza, die im Druck iſt, citiert. Du kamſt mir da wie gerufen. Ich glaube die Einrichtung der neuen Ausgabe wird dir gefallen. Sie wird ohngefähr 30 Bogen ſtark, wegen einer Reihe von Abhandlungen, die als Beylagen dazu kommen. Erſt im November entſchloß ich mich zu dieſer Arbeit, und habe nun die beſte Hoffnung im April fertig zu werden, folglich mit dem Buche richtig auf die Meſſe zu kommen. Im Juny reiſe ich nach Carlsruh und nach der Schweitz. — Mein armer alter Vater hat ſein trauriges Leben den 27ſten December geendigt. Er war die zwey letzten Jahre ſchwachſinnig, und ſeit 25 Jahren einer der unglücklichſten Menſchen die ich je gekannt habe. —

Wo hält ſich Moritz gegenwärtig auf? Ich will ihm ein Exemplar meiner neuen Ausgabe ſchicken.

Bringe Wielanden von mir einen — nicht ſchimmernden (ſ. d. Decemb. d. Merkur) — ſondern ehrlichen und herzlichen Gruß; und frage ihn, was ich am Januar verſchuldet hätte, daß ich ſeine Früchte nicht genießen ſollte. Der Januar 88 des Merkur wurde mir entzogen, und der Januar 89 iſt mir abermahls entzogen worden. Frage ihn dann zugleich ob Hemſterhuis ihm einen gallenirten franzöſiſchen Alexis geſchickt hat. Es war ſein feſter Vorſatz, ſo

wie auch dir und Herdern ein Exemplar zu ſchicken — da er es aber vorigen Sommer, da er hier war, noch nicht gethan hatte, ſo zweifele ich daß es geſchehen iſt, und ich werde es wohl für ihn thun müßen. Aber gallonirte Exemplare kriegt ihr keine von mir. Du wirſt auch einen ſchönen Aufſatz von Hemſterhuis in meinem neuen Spinoza finden.

Heinſius muß ein vollkommener Narr ſeyn. Er hat mir drey Briefe hintereinander geſchrieben, als wenn ihm das Schwert des Hungertodes an der Kehle ſägte. Hierauf ein Dankſagungsſchreiben, worin er auf eine feine Weiſe zu verſtehen giebt, daß ihr alle dort Schurken wäret, und ſich ausbittet, ich mögte ihn mit ſeiner Kunſt nach Düſſeldorf einladen, wo wir andere Leute wären.

Wir alle grüßen dich von Herzen. Schreibe mir bald wieder.

Dein alter Fritz.

54.

So lange habe ich dir nicht geſchrieben und auch heute weiß ich nicht ob du ein vernünftig Wort von mir hören wirſt. Meine Lage iſt glücklich, wie ſie ein Menſch verlangen kann. Dieſes Jahr habe ich mich durch manches durchgearbeitet. Die zwey letzten Bände meiner Schrifften werdet ihr Oſtern haben, nehmt vorlieb. Mir iſt dieſe

Epoche wichtig, ich habe damit vieles abgethan. Ostern betrat ich auch die Bahn der Naturgeschichte als Schriftsteller; ich bin neugierig was das gelehrte und ungelehrte Publikum mit einem Schriftchen machen wird, das über die Metamorphose der Pflanzen einen Versuch enthält. Im Studio bin ich viel weiter vorwärts und hoffe übers Jahr eine Schrift über die Gestalt der Thiere herauszugeben. Ich brauche aber wahrscheinlich Zeit und Mühe eh ich mit meiner Vorstellungs Art werde durchdringen können. Es soll mich freuen wenn du mich auch auf diesem Wege zu begleiten Geduld hast. In einigen Jahren wird sichs zeigen.

Daß die französische Revolution auch für mich eine Revolution war kannst du denken.

Übrigens studire ich die Alten und folge ihrem Beyspiel so gut es in Thüringen gehen will.

Meinen Tasso wirst du nun wohl haben.

Ich bereite mich zu einer kleinen Reise, wahrscheinlich gehe ich der Herzoginn Mutter, welche aus Italien zurückkehrt, entgegen und thue in diesem schönen Frühjahr einen Blick über die Alpen.

Lebe indeßen wohl und liebe mich.

W. d. 3. März 1790.

G.

55.

Die vierte Nachricht vom Fortgange des Ilmenauer Bergbaues giebt mir einen Anlas dir zu schreiben, lieber Freund, ich wollte daß dir der Gewerkentag Anlas geben könnte in unsre Gebirge zu kommen. Doch da dieß nicht wahrscheinlich ist, so magst du wenigstens etwas bey dieser Gelegenheit von mir erfahren und ich von dir. Es ist mir fast als hätte ich dir das ganze vorige Jahr nicht geschrieben. Ich war wieder in Venedig und habe die Lombardey zum zweytenmal mit viel Nutzen gesehen, nachher reiste ich nach Schlesien und sah die großen Vorbereitungen zu einem Kriege, dann zog ich friedlich wieder nach Hause. Auf beiden Reisen, auch nach meiner Rückkunft habe ich viel Freude gehabt.

Du kannst leicht denken, daß ich inzwischen nicht versäumt habe in allen Dingen deren Liebe du mir kennst theils meine Studien theils meine Arbeiten fortzusetzen, und ich darf mir schmeicheln in manchen vorwärts gerückt zu seyn. In der Art, auf dem Wege wie du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort, und wende alle Kunstgriffe an die meinem Geiste verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze wornach die lebendigen Wesen sich organisiren näher zu erforschen. Was ich leisten werde muß die Zeit lehren.

Den Verſuch über die Geſtalt der Thiere dachte ich Oſtern herauszugeben, er wird aber wohl noch ein Jahr reifen müßen. Man ſieht bey dieſen Arbeiten gar nicht was man macht, weil alle Bemühung einwärts geht und Simpliſication der Zweck iſt.

Dagegen ſteht mir jetzt eine Beſchäfftigung vor die deſto mehr nach außen gerichtet iſt und nur den Schein zur Abſicht hat. Es iſt die Oberdirecktion des Theaters das hier errichtet wird. Ich gehe ſehr piano zu Werke, vielleicht kommt doch fürs Publikum und für mich etwas heraus. Wenigſtens wird mir's Pflicht dieſen Theil näher zu ſtudieren, alle Jahre ein Paar ſpielbare Stücke zu ſchreiben. Das Übrige mag ſich finden.

Mein Leben im Ganzen iſt vergnüglich und gut, ich habe alle Urſache mit meiner Lage zufrieden zu ſeyn und mir nur Dauer meines Zuſtandes zu wünſchen. Möge es dir auch ſo bleiben. Schreibe mir doch ein Wort von dir wie du lebſt und was dich beſchäfftigt.

Lips hat mein Portrait gezeichnet und iſt beſchäfftigt es zu ſtechen, ich kann hoffen daß es ſehr gut gerathen wird. Die Anzeige davon findeſt du im Mode Journal und der Litteratur Zeitung. Willſt du einige ſo ſchreibe es mir, daß ich ſorge daß du gute Exemplare erhalteſt. Lips wird ſich mit den Abdrücken ſelbſt Mühe geben und wahrſcheinlich deßhalb nach Caſſel reiſen.

Lebe wohl. Grüße die deinigen. Behalte mich lieb und ſag mir ein Wort.

W. d. 20. März 1791.

G.

Das zweite Exemplar ſende doch der Fürſtinn Gallizin, mit viel Empfehlungen.

56.

Pempelfort den 12ten April 1791.

Krankheit iſt Schuld, daß ich deinen Brief nicht auf der Stelle beantwortet habe. Ich bin noch immer derſelbe Krüppel und das Alter hat mich nicht verjüngt wie die Ärzte mir verhießen, doch leide ich im Ganzen weniger als ehemals und lebe vergnügter als irgend einer von den Menſchen die ich kenne, doch fängt die Weisheit an mir etwas mehr als ich wünſchte Meiſter zu werden. Lieber Göthe, wie ſo herzlich gern ſähe und ſpräche ich dich einmahl wieder. Deine Briefe gleichen dem Antlopfen, dem Vorüberrauſchen eines Geſpenſtes. Aber ich bange auch an dieſer Erſcheinung. Deinen Taſſo habe ich geleſen, vorgeleſen, wieder geleſen u. ſ. w. Die Prinzeßinn verſtehe ich, als wenn ich ſie gemacht hätte; auch beynah ſo den Taſſo. Etwas zu ſehr hat er mich an Rouſſeau erinnert, der mir widerlich iſt. Den Antonio ſehe ich für eine Art von Cate-

gorie an, für die wirklich practiſche Kraft im Durchſchnitte, und ſo iſt er meiſterhaft ſchematiſiert, als Individuum kann ich mir ihn nicht denken. So etwas hat für mich auch die Gräfin Sanvitale an ſich. Das hat mich geſtört. Übrigens biſt du mir als Mann von Gefühl und als ſpeculativer Kopf in keinem deiner Werke größer erſchienen als in dieſem Taſſo. Von Fauſt kannte ich beynah ſchon alles, und eben deswegen hat er doppelt und dreyfach auf mich gewirkt. Wie ich vor 16 Jahren fühlte, und wie ich jetzt fühle, das wurde Eins. Und was alles dazu kam, magſt du dir vorſtellen, wenn du kannſt und willſt.

Ich habe mir die botaniſchen Lehrbücher des Linnäus angeſchaft, um deine Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen leſen zu können; aber es fehlt mir ein Beyſtand um mich das A. B. C. und das Buchſtabieren zu lehren. Ich will nun mit Gewalt Rath dazu ſchaffen. Wie es mit den Arbeiten, „wo die Bemühung inwärts geht und Simplification der Zweck iſt“ nicht räumt; darüber kann ich ſelbſt ziemlich Beſcheid ertheilen.

Da du Schauſpieldirector biſt, ſo laß dich fragen ob du etwas von der Cataſtrophe eines alten Stücks weiſt, worin Vernunft und Sprache die Menächmen ſpielen. Oder hat es vielleicht keine Cataſtrophe, und ſpielt nur ſo fort.

Du fragſt was mich beſchäftigt? Ein Ende zu ſuchen, irgend wo, an irgend was, das nur lang genug wäre, um es zu faßen und halten zu können. Je länger ich lebe und je mehr ich lerne, deſto weniger kann ich aus Himmel und

Erde klug werden. Die franzöſiſche Revolution hat mir eine Zeitlang viel zu ſchaffen gemacht; ich habe auch bey dieſer Gelegenheit einiges für mich geſchrieben, das vielleicht noch gedruckt wird.

Wo bleibt dein Wilhelm Meiſter?

Von deinem Portrait nehme ich ſechs Exemplare. Grüße Lips von mir. Die Bezahlung verfüge ich in der Leipziger Meße zugleich mit dem neuen Beytrag für die Auren. Der Prinzeßin ſchicke ich die Nachricht übermorgen; ich vergaß es vorige Woche.

Mein Freund N. wünſcht deine Büſte zu haben.

J.

57.

Die Anweiſung auf Göſchen habe ich erhalten, das andere Geld wird auch wohl zur rechten Zeit ankommen. Ich muß dir noch ein Wort ſagen ehe ich von hier abgehe, da ich doch wohl vor 8 Wochen nicht wieder zurückkomme. Deinem Sohn wünſche ich zur Reiſe Glück. Macht er dieſen großen Weg allein, oder hat er Geſellſchaft? und was vor eine Abſicht haſt du ihn dorthin zu ſenden? Wie hat ſich der jüngere ausgebildet, und wie biſt du mit ihm zufrieden? Iſt Kläre zu meinem Schwager und was iſt aus dem Kinde geworden?

Zweyter Aufzug.

Romantische Gegend eines Parks.

Lila.

Süßer Tod! süßer Tod! komm und leg' mich in's kühle Grab! - Sie verläßt mich nicht, die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was ist das, das mir oft so in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich schwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt, auf Kopf und Herz deutend. Es ist hier so! und hier! daß ich nicht kann,

Ich wünschte wohl, daß du uns wieder auf einige Zeit besuchtest. Ein Aufenthalt zu Jena wo die neue Philosophie so feste Wurzeln geschlagen hat, würde dir bei deiner entschiedenen Neigung zu dieser Wissenschaft gewiß interessant seyn.

Ich habe Lust und Anlaß mancherley zu schreiben, und wenn mir nicht andere Hindernisse dazwischen kommen die mich stöhren und zerstreuen, so wirst du zwischen hier und Ostern manches erhalten. Ich habe fast in allen Theilen der Naturlehre und Naturbeschreibung kleine und größere Abhandlungen entworfen und es kommt nur darauf an, daß ich sie in der Folge hintereinander wegarbeite. In der Theorie der bildenden Künste habe ich auch vieles vorgearbeitet und habe gute Gelegenheit meine Gedanken zu prüfen, indem ich mit mehrern denkenden Künstlern in Verbindung stehe, denen ich mich mittheile und durch die ich die Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit gewißer Grundsätze am besten entdecken kann. Eine neue Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben, an der ich schreibe, und die ich in einem Viertel Jahre auszuarbeiten denke, wird dir Freude machen. Sie wird lesbarer und allgemeiner faßlich seyn als meine botanischen Schriften und künftig meine anatomischen nicht seyn können. Es setzen diese zuviel Terminologie und eine genaue Kenntniß der Gegenstände von denen die Rede ist voraus. Indeß attachire ich mich täglich mehr an diese Wissenschaften, und ich merke wohl daß sie in der Folge mich vielleicht ausschließlich beschäftigen werden. In dem

deutschen Museum das zu Berlin herauskömmt, wirst du einige von meinen neusten Gedichten sehen können.

Cagliostro's Stammbaum und Nachrichten von seiner Familie die ich in Palermo kennen gelernt, werde ich wohl auch jetzt herausgeben, damit über diesen Nichtswürdigen gar kein Zweifel übrig bleibe. Ich weiß nicht ob du schon den Auszug von seinem Prozesse gelesen hast, den man in Rom hat drucken laßen. Er enthält fast nichts, was man nicht schon wußte, aber wie viele Menschen wollten es nicht wißen. Es ist erbärmlich anzusehen, wie die Menschen nach Wundern schnappen um nur in ihrem Unsinn und Albernheit beharren zu dürfen, und um sich gegen die Obermacht des Menschenverstandes und der Vernunft wehren zu können. Ich wünsche dir wohl zu leben und bitte dich, mir manchmal Nachricht von deinem Befinden zu geben.

Lips ist sehr fleißig über meinem Portrait; es geräth ihm vortrefflich, ich fürchte aber daß er es unter einigen Monaten nicht wird ausgeben können, besonders, da wir hier keinen guten Kupferdrucker haben, und er mit der Platte nach Kassel reisen muß, um sie dort abdrucken zu laßen.

Verzeih die fremde Hand des Briefs, du hättest sonst noch sobald nichts von mir erfahren.

Weimar d. 1. Juni 1791. G.

Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Will ich was reizt und entzückt, will ich was sättigt und nährt,
Will ich den Himmel die Erde mit Einem Nahmen begreifen;
Nenn ich Sakontala dich und so ist alles gesagt.

58.

Es hält ſich in Düſſeldorf bey der dortigen Schauſpieler-Geſellſchaft ein Akteur auf Nahmens Voß, wollteſt du wohl die Güte haben mir zu ſagen was du von ihm weißt, ob du ihn ſpielen ſehen oder was du von Kennern von ihm hörſt? Du giebſt mir ja wohl bald Nachricht und verzeihſt mir wenn dich's plagt.

Sage mir doch auch dabey wie du lebſt und was dich jetzt am meiſten intereſſirt.

Ich bin wieder einmal, gleich jenem Propheten mit dem Maulkorbe, dahin vom Genius geführt worden, wo ich nicht hinwollte, die Optik und beſonders der Theil von den Farben beſchäftigt mich mehr als billig iſt, daß ich alles andere darüber liegen laße und faſt vergeſſe. Dagegen iſt es mir auch eine beſondere Freude in einem ſo durchgearbeiteten Fache, ſoviel ſcharfſichtigen Beobachtern an der Ferſe, Nachleſe zu halten. Ich hätte nicht leicht auf eine Materie fallen können, die mir mehr zu denken gegeben hätte und an der ich deutlicher hätte ſehen können, wie wunderlich es im Reiche der Wiſſenſchaften zugegangen iſt und zugeht.

Ein Exemplar meines Cophta erhältſt du auch, du haſt ihn wohl ſchon geſehen, ich wünſche daß er dich unterhalten habe.

Lebe recht wohl und gedenke mein. Grüße die deinigen und ſchreibe mir bald.

W. d. 2. Apr. 1792. Goethe.

59.

Herzlichen Dank für deinen Brief der zur guten Frühlingszeit mich an die Frühlingsſtunden meines Lebens erinnerte.

Zwey Exemplare Cophta geben heut ab, deinen Anwill erwarte ich ſehnlich. Zu Oſtern erhältſt du wieder was optiſches dem du abermals den bittern Ernſt anſehen wirſt mit dem ich dies Weſen treibe. Das Ganze wenn es zu überſehen iſt wird dir gewiß Freude machen.

Hier ein Blat für Voos das er wenn er will als Interims Contrackt anſehen kann. Du biſt ja wohl ſo gut ihm etwas auf den Weg zu geben? 8 ggr. werden für die Meile gut gethan, brauchte er irgend etwas mehr, ſo könnteſt du ihm allenfalls 20—30 Thlr. geben die er ſich abziehen ließe, deine Auslage ſollſt du gleich mit Dank wieder erhalten.

Sey ja ſo gut und lies ihm ein Capitel eh du ihn fortſchickſt, empfiel ihm die Selbſtprüfung und die immerwährende Vergleichung der Rollen zu ſeinen Fähigkeiten. Wenn er guten Willen hat und nicht eingebildet iſt, kann er bey uns was lernen. Daß ich dieſe Menſchen gut behandle kannſt du denken. Wenn er mir dieſen Sommer nützlicher iſt als ich es jetzt vorausſehe, ſo ſoll mirs nicht auf etwas mehr ankommen um ihn zu ſoulagiren, das ſage ihm aber nicht, er müßte denn wegen der Summe der Interims Gage

Schwierigkeiten machen und sage es ihm auch nur als für dich.

Deine Sommerreise führt dich in fröhlichere Gegenden als die unsrigen sind, mögest du Freude und Wohlbefinden dort genießen.

Herder welcher an Hüftweh und Lahmheit des rechten Fußes sehr gelitten bessert sich. Christian Stolberg war einige Tage hier, er hat uns seine Gattin hier gelaßen die er in einigen Wochen wieder abholen wird.

Lebe recht wohl und behalte mich lieb wie ich dich.

W. d. 16. Apr. 1792.

G.

Ob Voos abgeht kann er mirs melden daß ich mich darnach einrichten kann, auch zugleich schreiben in welchen Rollen er aufzutreten wünscht.

60.

Ich wollte dir nicht eher schreiben eh ich Voß in einigen Rollen gesehen. Er gefällt mir recht wohl. Er hat glückliche Anlagen und wir wollen sehen was er an sich bilden läßt. Ich danke dir für die Empfehlung und für deine Bemühung.

Dein ausgelegtes Geld will ich wie du anweisest vorerst zurückbehalten. In einigen Tagen hoffe ich dir ein Grem-

plar des Schul Atlasses so weit er fertig ist schicken zu können, damit du selbst urtheilen mögest. Du erhältst zu gleicher Zeit noch einiges.

Daß dir dein Alwill bey neuer Durchsicht zu schaffen gemacht hat glaub ich gern. Ich bin selbst davon recht eigentlich angegriffen worden. Es ist eine sonderbare Jugend in dem Ganzen und das Indefinite der Composition und der Ausführung giebt einen großen Reiz.

Mit den Landkarten sollst du das zweyte Stück der optischen Beyträge und noch einige Kleinigkeiten erhalten.

Lebe wohl. Ich bin sehr zerstreut, ich verändre mein Quartier und muß bauen eh ich einziehen kann. Stolbergs sind vor ohngefähr acht Tagen verreist. Von der Gräfinn, ob sie gleich lange hier war, bin ich immer entfernt geblieben. Ihre ungebändigte Tadelsucht macht eine solche rauhe Witterung um sie her daß keine meiner Herzensblumen sich entfalten konnte.

Lebe wohl, grüße die deinen. Grüße Schloßers wenn du sie siehst. Gedenke mein und liebe mich.

W. d. 15. Juni 1792.

Goethe.

61.

Gasparis Schrift hat mir so wohl gefallen daß ich es wage dir 5 Exemplare davon zu senden. Ich habe die

7 Thlr. 8 Gr. bezahlt und will das übrige so lange verwahren biß du mir schreibst ob ich etwa noch Exemplare schicken soll. Lebe recht wohl und liebe mich. Vielleicht geh ich Anfangs August nach Frankfurt, es wäre recht schön wenn wir uns da träfen.

W. d. 2. Juli 1792.

Goethe.

62.

Pempelfort den 11en August 1792.

Lieber! Ich bin wieder hier und erwarte dich mit offenen Armen! Komm doch bald! Herder kann dir etwas davon geschrieben haben, mit welcher Liebe, mit welchem Vertrauen ich an dir hange. Nach den jüngsten Briefen aus Weimar bist du doch wohl jetzt schon nicht mehr dort. Wo bist du? Schreibe mir, ich bitte dich, ein paar Zeilen aus Frankfurt, wenn dies Blatt dich dort erreicht. Du bescheidest mich dahin in deinem Billet vom 2ten Juli. Als ich dies Billet erhielt hatte Herder schon Antwort auf die Nachricht, die ich dir durch ihn ertheilen ließ, du würdest mich zu Hause treffen. Ich war gewiß du würdest zu mir kommen. Sobald der Krieg erklärt war, dachte ich auch du gingest vielleicht nach Coblenz und dann hätte ich dich. Meine Schwester und mehr Leute zweyfelten sehr an deiner

Erſcheinung in Coblenz. Nun wird es wahr, und bald habe ich dich hier, dich leibhaftig, hier in dieſem Zimmer, dort unter meinen Bäumen, in meinem Gebüſch, auf Wegen und Stegen. Es wäre auch ſchön recht ſehr ſchön geweſen, wenn wir uns in Frankfurt getroffen hätten; aber hier iſt es mir dennoch lieber, hier wo ich bleibe — wo ich vorgeſtern bey meiner Zurückkunft, auf jeder Stelle die ich betrat hätte einwurzeln mögen — hier, wo ich dich faſſen und halten will, wie ich noch keinmahl dich faßte und hielt. Komm, Lieber, komm! Und nun zu allererſt, ſchreibe. Lotte und Lene grüßen herzlich; und noch einmahl, ſey menſchlich und laße von dir hören bis daß du kommſt und da biſt.

J.

63.

Wie ſehr ich dich zu ſehen wünſchte und hoffte fühlſt du, weil du weißt wie ich dich liebe. Aus dem Gewirre des Kriegsweſens zu dir zu flüchten wäre mir ſehr freudig geweſen und einige ſtille Tage hätten mich wieder erquickt. Nun aber bin ich noch hier wo mich dein Brief vom erſten trifft. Ich bin in einer Verwirrung und Ungewißheit meines Zuſtandes auf den nächſten Tag, daß ich faſt krank werde, denn Unentſchloßenheit iſt die größte Krankheit,

und mir kommt ſie von außen und wirft mich hin und wieder.

Verzeih deßwegen dieſes confuſe Blat, nimm vorlieb. Nächſtens mehr wenn mirs wieder leidlich iſt.

W. d. 6. Aug. 1792.

G.

64.

In Frankfurt finde ich das Duplicat oder eigentlich das Original des Briefs den ich noch in W. abſchriftlich erhielt und danke dir. Ich werde nun, da der Schauplatz des Krieges vorwärts rückt, den ſchönen Rhein nicht ſehen noch dir näher rücken, ſo ſehr ich es auch gewünſcht hätte. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf dich zu ſehen, da mir Herders melden daß du aufs neue von Schloßern eingeladen biſt. Wahrſcheinlich bleibe ich bis zu Ende des Monats hier, in wenigen Tagen kann ich Nachricht von dir haben ob du nach Carlsruh gehſt? Ob ich dir in Mainz begegnen ſoll? Oder ob du gar hierher magſt? Wenigſtens ſind wir einander ſo viel näher. Umgeſehen habe ich mich noch nicht. Du kannſt denken daß es mir wunderbar zu Mute iſt. Lebe wohl, grüße deine liebe Schweſtern und laß mich bald von dir wiſſen.

Fr. d. 13. Aug. 1792.

G.

65.

Ich kann dir nur mit Einem Worte ſagen daß ich Montags den 20ſten hier ab und grade zur Armee gehe. Alſo Herders nicht ſehe wenn ſie hier durchkommen. Sag es ihnen denn ſie ſind gewiß noch in deiner Nähe. Lebe wohl, liebe mich. Du hörſt mehr von mir ſobald ich einen Moment Ruhe habe.

Frankfurt d. 16. Aug. 1792.

G.

66.

Du haſt einen Brief von mir vom geſtrigen Date, aus dem du ſiehſt wie es mit mir ſteht. Ich gehe Montags den 20ſten nach Mainz und von da gleich wieder zur Armee. Gegen mein mütterlich Haus, Bette, Küche und Keller wird Zelt und Marquetenterey übel abſtechen, beſonders da mir weder am Tode der ariſtocratiſchen noch democratiſchen Sünder im mindeſten etwas gelegen iſt. Meine alten Freunde und meine zunehmende Vaterſtadt habe ich mit Freuden geſehen, nur kann es nicht fehlen daß man nicht in allen Geſellſchaften lange Weile habe, denn wo zwey oder drey zuſammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder herab orgeln und nicht einmal mit Variationen ſondern das crude Thema. Deßwegen

wünschte ich mich wieder zwischen die Thüringer Hügel, wo ich doch Hauß und Garten zuschließen kann. Und darum würde ich dir auch rathen zu Hause zu bleiben, denn man reist doch wahrlich nicht um auf jeder Station einerley zu sehen und zu hören. Wie es um Carlsruh aussieht, weiß ich nicht, aber nach den Dispositionen scheint es unmöglich daß dorthin ein Feind kommen könne. Leider kommen die Zeitungen überall hin, das sind jetzt meine gefährlichsten Feinde. Ich hoffte wenigstens einen Monat in dieser Gegend zu bleiben und da wäre ich dir gerne bis Mainz ja Coblenz entgegen gegangen. Mein Rückzug wird später, wahrscheinlich in die schlimme Zeit fallen. Wie gerne hätte ich dich gesehen, dir Rechenschaft von meinem Haushalten gegeben und neues Interesse angenommen.

Grüße deine lieben Schwestern, grüße Herders die ich nun auch verfehle und behalte mich lieb. Sobald ich auf französischem Grund und Boden angelangt bin schreibe ich dir.

Frankf. den 18. Aug. 1792.

G.

67.

Als ich das schöne Gebäude deiner häuslichen Glückseligkeit verließ, hat mich Moor, Moos, wilder Wald,

Winter Nacht und Regen ſehr unfreundlich empfangen. In Duisburg fand ich Pleſſing mit antediluvianiſchen Unterſuchungen beſchäfftigt und hörte von Merrem einige recht gute Ideen über die Wiſſenſchaft die mir ſo ſehr am Herzen liegt. Die Verbundenen hier haben mich freundlich aufgenommen und ich wünſchte länger bleiben zu können, ob etwa die Auferbauung die in Pempelfort angefangen weiter fortſteigen möchte. Sehr glückliche Stunden habe ich hier genoßen und ſage dir ein Lebewohl eben da ich im Begriff ſtehe abzureiſen. Meines Dankes und meiner Liebe und Anerkennung der deinigen biſt du gewiß. Das Bild was ich von dir und den deinigen mitnehme iſt unauslöſchlich und die Reiſe unſerer Freundſchaft hat für mich die höchſte Süßigkeit. Grüße mir die lieben Deinigen. Georgen hoffe ich noch zu treffen.

Lebet tauſendmal wohl und begleitet mich mit frommen Wünſchen auf der leidigen Fahrt nach der geliebten Heimat und erneuert mein Andenken bey allen Freunden.

Münſter d. 10. Dec. 1792.

G.*)

68.

Wollte ich eine ruhige Stunde und die Stimmung abwarten die ich haben müßte um dir nach ſo vielem, von ſo

*) Nach dem fünfwöchentlichen Aufenthalte bei J. in Pempelfort. D. Hgb.

vielem zu ſchreiben, ſo würdeſt du, wie ſo oft, noch manchen Poſttag ohne Nachricht von mir bleiben. Nur ſo viel muß ich dir eiligſt ſagen: daß ich glücklich obgleich mit vieler Beſchwerlichkeit endlich nach Hauſe gekommen bin, die Meinigen wohl und mein Haus aus dem rohſten eingerichtet gefunden habe. Tauſend, immer neuen Dank für das Gute das Ihr mir erzeigt. Montags ſchicke ich ein Paquet ab mit einigen Büchern. Dann vielleicht noch einige Worte.

Deinen Brief vom 9ten habe erhalten.

Lebe wohl, grüße die Lieben die dich umgeben. Erhaltet mir eure Liebe.

W. d. 19ten Dez. 1792.

G.

69.

Ich dachte dieſe Weynachtsfeyertage nach Jena zu gehen, Gutenhofen und Oberreit das Geld zu bringen, da mir der Plan fehlſchlug ſchickt ich beydes durch einen Boten und hier ſende ich die Quittung. Du wirſt geſtehen daß die Oberreitiſche ihre zwey Carolin werth iſt, er ſoll auch noch ſogleich eine Klafter Holz haben damit ſein kosmopolitiſcher Heerd beßer leuchte, obgleich, wie du ſiehſt, dieſe Art Jünger keiner äußern Hülfe bedürfen, ſondern ſelbſt immer hülfreich ſind.

d. 31ten Dez.

Dieſes Blat liegt, nach edlem Herkommen, ſchon ſeit dem 25ten auf dem Tiſche.

Nun danke ich dir für den Brief vom 19ten und melde daß heute mit der fahrenden die 10 Exemplare Schulatlas und Lehrbuch abgegangen ſind. Dabey liegen in einer Rolle zwey Portraite zur günſtigen Aufnahme. Die Globen folgen nächſtens.

In dem kleinern Paquet findeſt du Vico den neapolitaniſchen Politiker, viele franzöſiſche, einige italiäniſche Schauſpiele. Andres ſoll nach und nach erſcheinen. Grüße Lehnchen, Lottchen, Clärchen von Herzen. Auch Neßelrode, Dohm, Gutenhofen, Heinſe. Mögte doch dein Georg geſund bei dir eingetroffen ſeyn. Von Marens Einrichtung nächſtens. Grüße Hildebrand und gedenket mein in der Verſammlung. Von Münſter kann ich nur ſagen daß ich dort ſehr glücklich war und daß ich ohne meine übereilte Anmeldung zu Hauſe noch einige Tage geblieben wäre. Lebe wohl. Die Meinigen ſind wohl, ich auch. Mein Vorbaus und meine Treppen ſind gut gerathen, mein Haus übrigens noch ziemlich unwohnbar. So baut man. Ein tauſendfaches Lebewohl.

G.

70.

W. d. 1. Febr. 1793.

Heute erhalte ich deinen Brief und ſchreibe dir einige Worte die ich ſchon dieſe Tage mit mir herumtrage. Mit der montägigen Poſt geht ein Paket ab, mit allerley wunderlichen Geburten des menſchlichen Geiſtes die ich zum Theil deiner Bibliothek einzuverleiben bitte. Andre Werke werden bereitet und folgen nach und nach. Ich laße dir die Zeichnungen kopiren in denen Meyer meine theoretiſchen Farben Speculationen in Praxin zu ſetzen anfing u. ſ. w. Hierbey ein kleiner Aufſatz eines Mannes von dem ich mir für deinen Sohn viel gutes verſpreche. Über den Jenaiſchen Aufenthalt empfängſt du nächſtens Nachricht. Viel Dank für die Mittheilung des Briefes der Prinzeß. Ich wünſchte ich käme mir ſelbſt ſo harmoniſch vor wie dieſer ſchönen Seele, und wäre neugierig zu wiſſen wie ſie von mir dächte wenn wir ein Jahr zuſammen gelebt hätten, in den erſten Tagen iſt und bleibt immer viel Schein. Ihr kurzer Umgang iſt mir ſehr wohlthätig geworden und ſie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen. Das kleine Gedicht, wie überhaupt alles was ich nach meiner Art verbrachte, hat ſie mit der beſten Art aufgenommen, und mir ein unbegränztes Vertrauen eingeflößt und bewieſen. Es freut mich daß dir und deinem Kreiſe das kleine Gedicht wohlgefällt. Wir können nichts machen als was wir machen und der Beyfall iſt eine Gabe des Himmels.

Seit einigen Tagen habe ich gleichsam zum erstenmal Plato gelesen und zwar das Gastmal, Phädrus und die Apologie. Wie sonderbar mir dieser fürtreffliche Mann vorkommt möcht ich dir erzählen, ich habe Herdern mit meiner Parentation zu lachen gemacht. Darnach ging mirs aber wie jener Hausfrau, die Katze gewesen war und ihres Mannes Tafel gegen eine Maus vertauschte, ich habe eine Arbeit unternommen, die mich sehr attachirt, von der ich aber nichts sagen darf bis ich ein Pröbchen schicke. Inzwischen war ich oft euretwegen in Sorgen und freue mich daß nun Hoffnung ist euch wo nicht ruhig doch sicher zu sehen. Die Aachener Begebenheiten sind albern genug. Leidet dein Sohn nicht bey diesen Händeln? Ich danke dir für die Nachrichten, die ich sorgfältig fortpflanzen werde. Sage mir manchmal ein Wort von deiner Lage und der Situation um dich her! Daß ich Georgen nicht wie dich und die übrigen in deinem Hause im Geiste kann wandeln sehen thut mir leid. Grüße ihn und gedenket mein. Gewöhnlich wenn ich aufstehe besuch ich euch und sehe jedes in seiner Art kommen und Wesen. Ich bin wohl und glücklich, meine Kleine ist im Hauswesen gar sorgfältig und thätig, mein Knabe ist munter und wächst, Meyer ist fleißig und wir halten den bewußten Amor recht fest zwischen uns. Meyer arbeitet einige treffliche Zeichnungen zu der neuen Quart Ausgabe von Wielands Werken. Wenn die Platte von des Alten Portrait fertig ist erhältst du gleich einen Abdruck, der dir um einiges beßer als der rohe Probedruck gefallen

wird. Im Ganzen aber iſt nicht zu läugnen was du tadelſt. Unter uns geſagt liegt aber der Fehler darin daß L. nicht Zeit genug auf eine ſolche Platte wenden kann. Denn es gehört viel Zeit con amore einen Gegenſtand natürlich darzuſtellen, wenn man den Schein davon in kürzerer Zeit durch Manier ebenfalls vorbilden kann.

Lebe recht wohl und theile meine Grüße mit vollen Händen aus, nicht ſo bedächtlich wie Klärchen die Frühſtücke in Häufchen neben einander legt, welches doch an ihr als einer klugen Jungfrau nicht zu tadeln iſt.

Empfiel mich allen Freunden. Für Hrn. Gr. Neſſelrode leg ich Montags ein paar Bände von Alfieri bey. Lebet wohl, gedenket mein beym Morgen und Abendkuße.

Lebt wohl.

G.

71.

Pempelfort d. 13ten Febr. 1793.

Du haſt mir viel Freude und mehr als einen guten Tag mit deinem Briefe vom erſten und der metriſchen Beylage gemacht. Wir waren gerade alle beyſammen, auch Ritter Georg, da er Freytag den 8ten Morgens um 10 Uhr bey mir anlangte. Ich war im Ankleiden begriffen, und voll Sorge wegen Aachen, weil die ganze Woche von dort keine

Post angekommen war. Darum hatte ich mich so früh mobil gemacht, und wollte in die Stadt, um Erkundigungen einzuziehen. Da kam dein lieber Brief grade recht um mich zu erheitern, und durch Freude im Innersten des Herzens mich aufzurichten. Deine Grüße wurden nicht allein mit vollen Händen ausgetheilt, sondern ich ließ auch jeden mit vollen Händen nehmen. Nun gieng ich in die Stadt, und brachte auch der Goudenhoven und Neßelrods deine Grüße. Der Graf war gerührt daß du wegen Alfieri seiner gedacht, da er nur einmahl im Vorbeygehen darüber bey dir angefragt hatte. Tausend der besten Grüße von ihm habe ich an dich zu bestellen, und ganz besonders auch von der Gräfin. — Meine Erkundigungen blieben ohne Frucht, und bis auf diese Stunde ist keine Post von jenseits der Roer angekommen. Die Preußen und Kaiserlichen diesseits, die Franzosen jenseits, stehen so dicht beysammen und laßen so viele Kugeln fliegen, daß kein Postillon sich dazwischen wagen mag. Dadurch sind wir überhaupt von Braband abgeschnitten, und weil unsere französischen, englischen und holländischen Briefe des Weges kommen, auch aus allen diesen Gegenden ohne Nachrichten. Wahrscheinlich wird es bald zu einem Treffen kommen, und da gebe der Himmel, daß es nicht den Franken noch einmahl, wie bey Mons gelinge. — Du wirst dich meiner Prophezeihung erinnern, daß wenn die Franzosen nicht bald zurückgetrieben würden, das ganz zu Grunde gerichtete Volk hordenweise den siegenden Heeren nachströmen und Europa zum zweyten

Male erfahren laßen würde, was es ehemals von Gothen, Hunnen und Vandalen erfuhr. Dieser Gedanke soll, nach der gestrigen Göllnischen Zeitung, der Englischen Kriegeserklärung zum Grunde gelegt werden: und da ich es mir zu keiner geringen Ehre rechne, den Engländern diese Betrachtung, in petto, unter den Fuß gegeben zu haben, auch mit meinem Concipienten oder redacteur sehr wohl zufrieden bin, so laße ich den Artickel aus der Göllnischen Zeitung abschreiben und übersende ihn dir.

Ferner habe ich für dich abschreiben laßen: Nachrichten aus Mainz, die dich ergötzen werden. Lotte hat die zwei ersten, Clärchen die folgenden Seiten abgeschrieben, und da bemerke ich eben, daß das impertinente Ding beym Abschreiben überall Strichelchen gemacht hat, wo es der Meinung war sein Näschen rümpfen zu müßen. Das unterfteht das kleine Ding sich dir gegenüber (denn es wußte daß es für dich abschrieb) und macht ein andermahl ein Gesicht als wenn es keine drey zählen könnte.

Vorige Woche ist auch endlich mein Verlangen, eine Forsterische-Mainzer Nationalrede zu lesen, befriedigt worden. Sie war den 15ten November gehalten, und enthielt eine Menge Prophezeihungen, von denen allen das Gegentheil eingetroffen ist. Die Mainzer, als Erfinder der Buchdruckerkunst, werden darin mit den Franzosen, den eigentlichen Erfindern der Freiheit verglichen. Also, wie die Franzosen sich nicht haben vergeblich rathen laßen, von den Mainzern die Buchdruckerkunst anzunehmen, so sollen sich

jetzt auch die Mainzer nicht vergeblich rathen laßen, von den Franzoſen die Kunſt zu lernen, frey und glücklich zu leben; eine Kunſt die von allen Völkern aus allen Zungen auf gleiche Weiſe kann ausgeübt werden. Merkwürdig war mir am Schluß der Rede eine feyerliche und förmliche Berufung auf Johannes Müller, der zum Abſchiede den Mainzern durch Forſtern den Rath ertheilt, ohne Zaudern und Zagen mit den Franken gemeine Sache zu machen.

Ohne Zweifel weißt du ſchon den Reim, der auf eine Tafel mit Ellenlangen Buchſtaben geſchrieben, dem Freiheitsbaume zu Brüßel angeheftet wurde:

Arbre de misère,
Bonnet de corsaire,
Guerre de Brigands,
Avis aux honêtes Gens!

Da du dich aller Pempelforter Bewohner ſo freundlich erinnerſt, ſo werde ich des Putzels wohl erwähnen, und wie auch er die armen Emigrirten unterſtützt hat, dir erzählen dürfen. Wahrſcheinlich erinnerſt du dich, daß Herr Schenk Emigrirte: Mr. de Mousin mit ſeiner Frau aufnahm, und ich meinen Stall für die Pferde dieſer Leute hergab. Ich glaube dir auch geſchrieben zu haben, daß nachdem Stadt und Gegend mit Emigrirten überfüllt waren, die Schildwachen an den Thoren alle Franzoſen abweiſen mußten. Die Verlegenheit der in den Dörfern liegenden Emigrirten wurde dadurch ſehr groß. Mouſins Kutſcher berieth ſich mit Putzel. Der Hund ging mit ans Thor.

gen Einflüsse auf uns herab sendet, euch danke ich, daß ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde diese niedrigen Kinder der Erde in meinen Schoos zu versammeln! Sie sollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirkender wieder ausgehn durch die Gaben eurer Weisheit und euer fortdauerndes Walten.

Lila sich nähernd. Wie kommt der Alte hierher? Was für Kräuter mag er suchen? Ist's wohl ein harmloser Mensch, oder ein Kundschafter, der dich umschleicht, zu forschen, wo man dir feindselig am leichtesten beykommen mag? Daß man doch in dieser Welt so oft hierüber in Zweifel schweben muß! — Entflieh' ich ihm?

Magus für sich, aber lauter. Auch sie, die in diesen einsamen Gefilden wandelt, erquickt durch eure liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz! daß aus der Dunkelheit sich ihre Geister aufrichten, daß sie nicht trübsinnig den

Wenn nun die Schildwache den Franzmann anhielt, so zeigte dieser auf den Hund und sagte: das Putzel — von Monsieur Jacobi. Damit hat man ihn überall durchgelaßen, weil die ganze Garnisen den Putzel kennt. Die Industrie des Franzosen hat uns alle sehr ergötzt, und wirft zugleich einen so drolligen Schein von Würde und Decoratien auf Putzel (welches Mama Rene sich recht sehr zu Gute kommen läßt) daß ich mir gleich vornahm dir das Stück zum besten zu geben.

Ich freue mich auf das Paquet welches du für mich auf die fahrende Post geben wolltest, und auf die andern Dinge die du mir versprichst — und recht sehr auf die Maus die du jagst. Wie du von Plato vor Herdern gesprochen hast, davon hättest du mir doch etwas sagen sollen. Dein Gedicht ist köstlich. Ich glaube Plato selbst hat es ohngefähr eben so getrieben. **Est modus in rebus!**

J.

72.

Du erhältst heute nur einen Stat für Marens nothwendigste Ausgaben. Ein Quartier ist genommen das nicht übel ist. Hierbey einige poetische Späße. Nächstens mit 3 Globen noch einige andere Sachen. Die Spritze kommt bald, ich laße sie mit einem Zubringer machen.

Lebe wohl. Grüße die deinen. Marens Bette iſt auch ſchon in meinem Hauſe bereitet, er mag ſich bey mir zum Schritte von Pempelfort nach Jena gewöhnen. Dank für deinen Brief und die Beylagen.

W. d. 22. Febr. 1793.

G.

73.

Geſtern frühe iſt Mar bei mir angelangt müde genug und mit einem vom Stiefel gedrückten Fuße. Für das erſte Bedürfniß iſt ihm ein Canapee und für das letztere Übel ein Kräuterſäckchen zu Hülfe gekommen und heute iſt er ſchon nach ſeiner Art ganz munter, ich habe den Lectionskatalogus mit ihm durchgegangen und ſeine Stunden vorläufig ausgezeichnet, ihn mit einigen Büchern verſorgt, ſo mag er ſich ausruhen und ſich dann hier umſehen. Iſt mirs möglich ſo bringe ich ihn ſelbſt nach Jena, wo nicht, ſoll er in gute Hände geliefert werden.

Denn ich bin ſchon wieder reiſefertig und werde wenn ſich Maynz nicht kurz reſolvirt, der Blockade oder Belagerung beywohnen. Gegen Ende dieſes Monats gehe ich hier ab. Haſt du was an Mar, ſo ſchreibe ihm unter ſeiner Addreße, bey mir abzugeben. An mich ſchreibſt du nun am ſicherſten nach Frankfurt.

Ich bin im Packen eines Käſtchens begriffen das wahrſcheinlich Montags mit dem Poſtwagen abgeht. Es enthält wunderbare Dinge, nichts weniger als die Welt in triplo, eine unbekannte Monatsſchrift welche vor zwölf Jahren ausgegeben wurde, das A. B. C. und A B. A B. der neuen Farbenlehre aufs Colorit angewandt, Bildniße berühmter Männer, Muſter von unterirdiſchen Schätzen, u. ſ. w. wie ſolches alles zu großer Verwunderung der Pempelforter Bewohner nächſtens ausgepackt werden wird. Es liegt auch etwas für die Fürſtin Gallizin bey.

Daß ihr aber zu meiner Aufführung in Münſter ſolche ſonderbare Geſichter ſchneidet, daran erkenne ich die loſen Weltkinder die ſich formaliſiren, wenn ſich unſer einer einmal in puris naturalibus ſeiner angebohrenen Tugend ſehen läßt, oder nach dem ſchönen Gleichniße der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Feſttage herauskehrt. Ihr werdet alſo künftig von eurem Unglauben und böſen Leumund ablaßen, und Gott in ſeinen Geſchöpfen die gebührende Ehre erzeigen.

Wie ſehr ich dir und allen Freunden und Verwandten über dem Rhein zu der Entfernung der Zollfranken Glück wünſche kannſt du denken. Ich danke dir für die Nachrichten die du mir von Zeit zu Zeit ſendeſt, und wenn ich nicht oft ſchreibe, ſo weißt du wie es ſich mit mir verhält. Der guten Herdern iſt auch ſo ein Brief überſtändig geworden, weil der Gemahl zu ſchreiben unterließ.

Aus deinem Sohne Georg wird alſo dem Anſehen nach ein kleiner Despot werden. Ich freue mich daß er bald in ſolche Verhältniße kommt. Der Herzog wird ihm gerne einen Titel geben, nur ſchreibe mir gelegentlich ob es grade Regierungsrath ſeyn muß. Man hat ihn hier niemals als bloſen Titel gegeben und ſtellt ſich vor, daß er mit einer Wirklichkeit verknüpft ſeyn müſſe, ob ich gleich gern geſtehe nicht einzuſehn warum die Regierung allein Anſprüche an Reellität zu machen hat, da wir Cammer, Juſtiz, Hof, Land, Commerzienräthe haben denen es an aller und jeder Wirklichkeit ermangelt.

Wegen des Papiers ſollſt du zunächſt Nachricht haben. Es iſt Schweitzerpapier, wir ziehen es von Leipzig, ihr werdet es beſſer von Baſel oder Frankfurt nehmen.

Lebe wohl und grüße alles zum beſten und ſchönſten. Dohms empfiel mich zum Beſten.

Von Frankfurt hörſt du was von mir.

Frau von Guttenhofen bitte mit den ſchönſten Empfehlungen zu ſagen daß ich Frau v. Ferette (ſo hört ſich wenigſtens der Nahme) hier einige Tage zu ſehen das Glück gehabt, in deren Geſellſchaft ſich ihr Hr. Sohn befunden.

Nun ſey mir nochmals gegrüßt. Vielleicht noch ein Wort ehe ich von hier abgehe. Liebe mich und gedenke mein in dem deinigen.

W. d. 17. Apr. 1793.

G.

Inhalt dieſer Sendung.

1) Ein Paquet an Pr. Galizin zu gefälliger weiterer Beſorgung.

2) Die Welt in triplo für den billigen Preis von 4 Thlr. 20 Gr. Sächſiſch courant wird in Rechnung geſtellt.

3) Das Journal von Liefurth iſt zwar nachher ſehr geplündert worden, es finden ſich aber noch allerley Originalſpäße drin zu beliebiger Beherzigung.

4) Abelard und Eloiſe.

5) Eine Rolle. Darauf ein einzelner Wieland für Ew. Liebden. Ein Wieland und Goethe an Hr. Hofrath Apel mit der beſten Empfehlung.

6) Drey farbige Zeichnungen, welche, weil ſie eine weitläufige Auslegung erforderten, gar nicht ausgelegt werden. Die Abſicht iſt daß ſie mögen wunderlich und lieblich anzuſchauen ſeyn. Werden vor dem Sonnenlicht verwahrt.

7) Drey Blätter Aqua tinta, eine alte Vaſe, welche Durchl. die Herzoginn Mutter beſitzt, vorſtellend. Merkwürdig weil es die erſte Vaſe iſt die ganz genau in Kupfer gebracht worden, ſo daß man die Art und Weiſe des alten Kunſtwerkes, die Tugenden und Mängel deſſelben, als ſähe man das Original, daran unterſcheiden kann. Wird mit einem Commentar bald ausgegeben.

8) Ein paar Silberkörner aus dem Ilmenauer Werke zu Erneuerung des gewerkſchaftlichen Zutrauens.
9) Ein Stahlſiegel worauf die Medusa Strozzi kopiert. Hrn. Grafen Neſſelrode mit Empfehlung meines Andenkens zu überreichen.

74.

Du haſt ſehr wohl gethan, mein Lieber, mich nochmals mit einem Briefe heimzuſuchen, ich befinde mich noch hier und werde vielleicht noch eine Woche bleiben. Aus einer Gewohnheit mag ich mich gar nicht gerne entfernen und ſo giebts allerley Vorwand. Die Spritze ſollſt du haben, ich will dir gleich meine einpacken laßen. Denn der Meiſter iſt ein Zauderer, beſonders wenn von kleinen Spritzen die Rede iſt an denen wenig verdient wird. Ich beſorge daß man ſie mit einem Fuhrmanne abgehen läßt.

Dein Wagen ſteht nun noch hier und ich weiß nicht wie ich ihn wegſchaffen ſoll. Er iſt gut aber ſehr ſchwer daß ich drey und vier Pferde zu nehmen genöthigt war. Sollte man ihn nicht lieber verkaufen. Zwar über 50 Thlr. giebt man nicht dafür, ich habe mich ſchon erkundigt, ſage mir deine Meynung.

Mein Wägelchen ſteht noch in Coblenz wie mir Krahe ſchreibt. Ich wollte du ließeſt es kommen, denn es iſt immer noch den Transport werth und dient dir wohl noch ein-

mal dir einen Gast vom Halse zu schaffen. Sage mir auch darüber was du thun willst.

Beyliegende Note berichtet dich über das Schweizer-Papier.

Mar hat sich gleich recht gut gefunden, ich war einige Tage in Jena und habe mich über ihn gefreut. In seinem Fache wird es ihm an guter Leitung und gründlichem Unterricht nicht fehlen.

Von Frankfurt schreibe ich gleich.

Du kannst denken wie ich fleißig war. Reinike ist fertig, in zwölf Gesänge abgetheilt und wird etwa 4500 Hexameter betragen. Ich schicke dir bald wieder ein Stück. Ich unternahm die Arbeit um mich das vergangene Vierteljahr von der Betrachtung der Weltbändel abzuziehen und es ist mir gelungen.

In meinen Natur Betrachtungen bin ich auch weiter gekommen.

Grüße alles. Von Frankf. schreibe ich, und sollt ich merken daß das Kriegswesen gar zu wilden Einfluß auf mein zartes Herz äußert, so werde ich wohl den Rhein wieder hinunterschwimmen müßen um Lehnchens calmirender Hand mich zu unterwerfen.

Lebe wohl und liebe mich.

W. d. 2. May 1793. G.

Das Papier werdet ihr von Basel immediat oder wenigstens von Frankfurt zu ziehen haben.

75.

Eh ich von Weimar abging iſt die Spritze eingepackt und ſoll mit dem erſten Fuhrmann hierher abgehen und dann weiter zu dir eilen. Sie iſt eingerichtet, daß man unten den Zapfen ausziehen und einen durchlöcherten kupfernen Saugkolben einſchrauben kann, den man alsdann ins Waſſer reichen läßt und fortplumpt, ſo kannſt du deinen ganzen Bach ausſaugen. Maren ließ ich noch durch Götzen beſuchen ehe ich abging; er befindet ſich wohl. Nächſtens erhältſt du wunderliche Dinge, ich bin ſehr fleißig. Hier iſt alles ſtill, aus dem Lager ſchreibe ich dir, es geht nicht alles wie es ſollte. Leb wohl, grüße die Deinen, liebe mich.

Frankf. d. 17ten Mai 93.

G.

76.

Dieſes Blatt ſollte ſchon lange bey dir ſeyn, iſt aber durch Verſehen dieſe Zeit herumſpazirt, es tritt nun ſeinen Weg zu dir an. Morgen gehe ich zur Armee und meine berühmte Geduld und Langmuth wird wie es ſcheint vor Maynz recht am Platze ſeyn.

Ich befinde mich hier recht wohl. Sömmerings Gegenwart iſt mir ſehr erfreulich und heilſam. Lebe wohl.

Hierbey folgt ein Schauſpiel dem ich guten Empfang wünſche. Grüße die Deinen.

Frankf. d. 26. May 1793.

G.

Gieb das Luſtſpiel nicht aus der Hand.

77.

Lager bey Marienborn d. 5. Juny 1793.

Seit 10 Tagen bin ich hier und habe gleich den Ausfall der Franzen auf das Hauptquartier erlebt, der merkwürdig genug iſt und von dem ich eine Relation beylege, es ließ ſich noch vieles ſagen das nicht gut zu ſchreiben iſt.

Ich finde mich recht glücklich in dieſem Momente hier zu ſeyn und Geduld und Ruhe mitten in dem unternehmenden Getümmel zu lernen. Es müßte ſonderbar zugehen, wenn Maynz ſich auf die Blockade ergäbe, die eigentliche Belagerung braucht acht Wochen, wie man ſagt, und da muß alles gehen wie es ſoll. Sobald ſie angeht ſchreib ich dir, auch erfährſt du das gleich durch die Zeitungen.

Wenn die Franzoſen hartnäckig ſind, ſtehen wir Ende Auguſt noch hier.

Kein Tag oder Nacht geht ruhig vorüber. Heute vor Tages Anbruch war eine gewaltige Canonade an der Rhein-

ſpitze und bey Coſtheim. Man weiß noch nicht was es gegeben hat.

Das Wetter iſt ſchon die Nächte höchſt lieblich. Ich ſehe die Sonne öfter als in meinem ganzen Leben aufgehen.

Der Herzog iſt wohl. Er grüßt dich und wird Georgen den Regierungs Rath ertheilen. Schreibe dem H. ein artiges Wort darüber. Das Decret will ich beſorgen. Erſt war ich in einem Dorfe, machte mich aber bald heraus und campire nun.

Auf dieſer Seite hab ich mich umgeſehen und werde nun auch zu den Sachſen und Heſſen gehen. Vielleicht einige Tage nach den Bädern.

In Gedanken arbeite ich indeſſen an meinen Lieblings-Betrachtungen. Schreibe auch manches.

In Frankfurt war ich mit Sömmering ſehr vergnügt. Lebe wohl. Wenn du mir ſchreibſt adreſſire deinen Brief nur ins Lager bey Marienborn.

Grüße die deinigen und behalte mich lieb.

G.

78.

Im Lager bey Marienborn vor Maynz d. 7. Juny 1793.

Dein lieber Brief trift mich hier und giebt mir einen guten Morgen eben als ich mich von meinem Strohlager erhebe und die freundlichſte Sonne in mein Zelt ſcheint.

großen Endzweck versäume, dem sie heimlich sehnend entgegen hofft.

Lila. Wehe mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bebe nicht, gedrückte Sterbliche! Des Freundlichen ist viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhnisch, er kennt weder die gute Seite des Menschen, noch die günstigen Winke des Schicksals.

Lila zu ihm tretend. Wer du auch seyst, verbirg unter dieser edeln Gestalt, verstecke hinter diesen Gesinnungen keinen Verräther! Die Mächtigen sollten nicht lügen, und die Gewaltigen sich nicht verstellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt und gut Glück den Heimtückischen.

Magus. Immer zu mißtrauen ist ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, deine Stimme zieht mich an.

Ich schreibe gleich wieder und wünsche euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrißenen Weinstöcken, auf zertretnen, zu früh abgemähten Ähren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht was es werden könne von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den euch ein guter Geist erhalte und ihn auch dieser Gegend wiedergebe.

Der Beyfall den du meinem Bürgergeneral giebst ist mir viel werth. So ein alter Practikus ich bin, weiß ich doch nicht immer was ich mache, und dießmal besonders war es ein gefährliches Unternehmen. Bey der Vorstellung nimmt sich das Stückchen sehr gut aus. Da du die vorhergehenden Stücke nicht kennst muß ich dir Auskunft geben. Die beyden Billets sind ein Nachspiel nach dem Französischen, von einem der sich Anton Wall nennt, ich weiß nicht ob er so heißt. Darin spielen Röse, Gürge, Schnaps. Derselbe Autor schrieb eine Fortsetzung „der Stammbaum" in welcher zu genannten Personen der alte Martin hinzukommt. Da nun diese Stücke, besonders das erste, ziemlich beliebt sind und die Characktere schon bekannt, ich auch keine Exposition brauchte, so nahm ich die Figuren als Masken, und that noch den Richter und Edelmann hinzu, hielt mich aber so daß das Stück auch ohne die vorigen bestehen kann.

Die farbigen Zeichnungen ſind alle drey Copien nach Meyer von einem jungen Künſtler Nahmens Horny der ſich beſonders auf die Landſchaften legt. Die Mädchen mit dem Korbe ſind Meyers Erfindung. Der Raub der Leucippiden nach einem alten Basrelief, nur daß ſich dort die Mädchen nicht anfaſſen und dadurch gewiſſermaßen ganz neu. Leider daß der Krieg auch meinen kleinen Kunſtkreis ſtört, den ich ſo artig in Bewegung ſehe und an dem ich ſo lange arbeite.

Den zweiten Geſang Reinickens ſende ich wohl, auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann, eine Elegie. Wenn du jenes Gedicht im Ganzen ſehen wirſt, hoff ich ſoll es dir Freude machen. Ich ſollte nur zu euch ſchiffen, ſo könnt ich es in den gewöhnlichen Betſtunden vortragen. Wenn nur ein Rhein durch Weſtphalen nach Thüringen flöſſe.

Schreibe mir balde, nur grade hierher und beſorge die Einlage mit meiner ſchönſten Empfehlung. Grüße die deinigen. Liebt mich.

G.

79.

Schon zweymal habe ich dir aus dem Lager geſchrieben den 5ten und den 7ten Juni und noch keine Antwort von dir erhalten daran mir gelegen wäre. Bey uns geht es von der einen Seite luſtig von der andern traurig zu, wir ſtellen

eine wahre Haupt und Staatsaction vor, worin ich den Jaques (s. Schackesp. wie es euch gefällt oder die Freundinnen) nach meiner Art und Weise repräsentire. Im Vordergrunde hübsche Weiber und Weinkrüge und hinten Flammen, grade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird.

Hier sende ich einen Bürgergeneral. Das Stück thut wie ich höre gute Wirkung. Es ist mir lieb daß ich mich nicht verrechnet habe. Ich arbeite fleißig in **aestheticis, moralibus und physicis** und würde auch in **historicis** etwas thun, wenn dieß nicht das undankbarste und gefährlichste Fach wäre. Lebe wohl, grüße die deinen, behaltet mich lieb.

Lager bey **Marienbern** d. 7. Jul. 93.

G.

Dein Brief kommt an eben da dieses Blatt abgehen soll und ich füge noch einige Worte hinzu. Hättest du dich entschloßen hierher zu kommen, es würde dich nicht gereut haben, es ist ein höchst merkwürdiger Moment. Wenn Mama auch nach meiner treuen Relation das Geschehene nicht begreifen kann, so gereicht es ihr zur Ehre, denn es beweißt, daß sie ihre Vernunft nicht unter den historischen Glauben gefangen geben will. Ich hatte die ersten Tage meines Hierseyns manches aufzuzeichnen angefangen, ich hörte aber bald auf; meine natürliche Faulheit fand gar manche Entschuldigung. Es gehört dazu mehr Commerage und Kannegieserey als ich aufbringen kann und was ists

zuletzt? alles was man weiß und grade das worauf alles ankommt darf man nicht ſagen, und da bleibts immer eine Art Advokaten Arbeit die ſehr gut bezahlt werden müßte, wenn man ſie mit einigem Humor unternehmen ſollte. Noch widerſteht Maynz was es kann, die Belagerung wird mit großer Heftigkeit fortgeſetzt und im Ganzen mit viel Glück. Wenn man nicht gegenwärtig iſt, ſo begreift man nicht, daß die ungeheuren Anſtalten gegen den Zweck gehalten noch nicht proportionirt ſind. Dieſe Disproportion der Mittel und ein Mangel an Einheit bringen die Phänomene hervor an denen Mama ſich ärgert. Davon wird ſich reden laßen, es iſt nichts fürs Papier. Wie gern käme ich wieder zu euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und ſtiegen an einem ſchönen Abend bey dem Mäuſethurm ans Land. Ich ſah dem Fluß nach, der zwiſchen die dunklen Berge ſich hineindrängt und wünſchte mit ihm zu euch zu gehen. Wenn nach dem billigen Wunſch der Königinn Oſter alles anders wäre, ſo möchte ich auch wohl ſchon wieder in dem belaubten Pempelfort ſpazieren. Eigentlich ſollte ich Schloſſern beſuchen, ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter iſt tödlich krank und es wäre mir entſetzlich meine Schweſter zum zweytenmal ſterben zu ſehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt die höchſt rührend ſind.

Es iſt mir lieb daß Max auch in meiner Abweſenheit ſich zu den meinigen hält. Auf der kleinen Inſel des feſten Landes die ſie bewohnen iſt er gern geſehen und gut aufge-

hoben. Mein Knabe ist ein glückliches Wesen, ich wünsche daß er mit seinen schönen Augen viel schönes und gutes in der Welt sehen möge. Georgen wünsche ich Glück zur Liebschaft, laß ihn bald heirathen so ist für seine Erziehung gesorgt, wenn er einige Anlage hat vernünftig zu werden.

Deinen Engländer wenn er kommt will ich gut empfangen, wir haben viele Fremde hier. Für die Gefangenen etwas zu thun wird schwer halten, sie sind dem Churfürsten übergeben und überlaßen. Über die Wedekind ist indessen nur Eine Stimme.

Auch deine Empfehlung der Rheinberg werde ich schwerlich honoriren können. Dieß Fach ist gewißermaßen schon besetzt. Und dann haben wir Beck der in Maynz war bey unsrer Gesellschaft, er ist beliebt und wünscht seine Frau die sich gegenwärtig in Mannheim aufhält, bey uns angestellt zu sehen. Dieser müßte ich auf alle Fälle den Vorzug geben.

Von Lavaters Zug nach Norden habe ich gehört, auch daß er den Philosophen des Tags unterwegs gehuldigt hat. Dafür werden sie ihm ja auch gelegentlich die Wunder durch eine Hinterthüre in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlaßen, werden fortfahren ihren mit vieler Mühe gesäuberten Mantel, mit dem Saume wenigstens, im Quarke des radikalen Übels schleifen zu laßen. Er versteht sein Handwerk und weiß mit wem er sich zu alliiren hat. Übrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Nahme des Herrn verherrlicht werde. Er hat auch in

Weimar ſpionirt, unſer entſchiedenes Heidenthum hat ihn aber ſo wie das allgemeine Mißtrauen bald verſcheucht.

Von der Pr. Gal. habe ich nichts gehört. Ich ſchreibe ihr nächſtens. Grüße Dohms ja vielmal und alles was dich umgiebt.

Den Bürgergeneral habe ich vor meiner Abreiſe in Weimar ſpielen laßen, er nimmt ſich ſehr gut aus. Es freut mich daß er bey dir die Probe hält.

Die Spritze iſt ſchon in Frankfurt, vielleicht ſchon von da abgegangen. Vom kalten ſtürmiſchen Wetter haben wir viel gelitten. Sage mir nur bald daß du wieder wohl biſt. Ich befinde mich ſehr wohl und bin fleißig.

Deinen Brief an den Herzog habe ich noch nicht geſehen, es wird ihn gefreut haben. Denn er ſchien verdrießlich daß du nicht geantwortet hatteſt als er dir zum erſten Geſang Reinikens ein Wort ſchrieb. Lebe recht wohl. Grüße alles.

G.

80.

Du haſt, mein Lieber, deinen Brief an den Herzog ſehr artig und zierlich geſtellt, er hat mir große Freude gemacht. Dabey haſt du mir einen guten Dienſt erzeigt, denn um ihn zu verſtehen erkundigte ſich der H. nach der Theorie wovon die Rede war, denn ſonſt giebt es nicht viel Gelegenheit ſich in unſerm zerſtreuten Leben um abſtrackte Ideen zu bekümmern. Dafür ſollſt du auch nächſtens den Aufſatz über die

farbigen Schatten erhalten, darüber ich wohl deine und Claudius und Fürstenbergs Gedanken hören mögte und wem du sonst noch das Werklein vorlegen möchtest.

Mit Schlossern werd ich in Heidelberg zusammen kommen, ich weiß noch nicht wann. Die arme Julie ist indeß abgetreten.

Ich lege ein Gedicht bei das ich zarten Herzen empfehle. Auch eine Zusammenstellung der Neutonischen Lehre, der Maratischen und der Resultate meiner Erfahrungen. Ich habe mit Mühe und Anstrengung diese Tage, die zwar ästimable, aber doch nach einer hypothesischen, captiosen Methode geschriebne Abhandlung Marats gelesen und mir die Hauptpunkte ausgezogen. Gieb das Blat nicht weg es enthält Lästerungen.

Schreibe mir wie du lebst und ob du hergestellt bist? Grüße die deinigen.

Die Belagerung geht vorwärts. Prinz Louis Ferdinand ist blessirt und nach Mannheim abgegangen. Wenn sich die Franzosen hartnäckig wehren so giebt es noch was zu thun. Lebe wohl.

Wir haben entsetzliche Hitze erduldet die sich gestern in ein gewaltsam Gewitter auflöste. Viel Ruhe und Freude im schönen Pempelfort.

den 19. Jul. 93. G.

Schicke doch das Manuscript vom Bürgergeneral der Fürstinn, du erhältst einen gedruckten von Frankfurt. Schick ihr auch einliegendes Gedicht.

Neutoniſche Lehre.	Maratiſche Lehre.
1. Das Licht iſt zuſammengeſetzt: heterogen.	Gleichfalls.
2. Das Licht iſt aus farbigen Lichtern zuſammengeſetzt.	Gleichfalls.
3. Das Licht wird durch Refraction, Reflexion und Inflexion dekomponirt.	Das Licht wird nur durch Inflexion dekomponirt. Refraction und Reflexion zeigen nur deutlicher was ſchon durch Inflexion gethan iſt.
4. Es wird in ſieben, vielmehr in unzählige dekomponirt.	Es wird nur in drey dekomponirt deren Miſchungen ſehr mannichfaltig ſind.
5. Wie es dekomponirt werden kann es wieder zuſammengeſetzt werden.	Gleichfalls.
6. Die apparenten Farben entſtehen nicht durch eine Determination des Lichts von außen, nicht durch eine Modification durch Umſtände.	

Reſultate meiner Erfahrungen.

1. Das Licht iſt das einfachſte, unzerlegteſte, homogenſte Weſen das wir kennen. Es iſt nicht zuſammengeſetzt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 0377/141

2. Am allerwenigſten aus farbigen Lichtern. Licht das eine Farbe angenommen hat, iſt dunkle das farbloſe Licht. Das helle kann nicht aus kelheit zuſammengeſetzt ſeyn.

3. Inflexion, Refraction, Reflexion ſind drey Bedin gen unter denen wir oft apparente Farben erbl aber alle drey ſind mehr Gelegenheit zur Er nung als Urſache derſelben. Denn alle drey dingungen können ohne Farbenerſcheinung exiſ Es giebt auch noch andere Bedingungen die bedeutender ſind, als z. B. die Mäßigung Lichts, die Wechſelwirkung des Lichts a Schatten.

4. Es giebt nur zwey reine Farben, blau gelb, eine Farbeigenſchaft die beyden zuk roth, und zwey Miſchungen grün und pur, das übrige ſind Stufen dieſer Farben ode reine.

5. Weder aus apparenten Farben kann farbloſes noch aus farbigen Pigmenten ein weißes zuſam geſetzt werden. Alle aufgeſtellte Experiment falſch oder falſch angewendet.

6. Die apparenten Farben entſtehen durch Medi des Lichts durch äußere Umſtände. Die Farbe den an dem Lichte erregt, nicht aus dem Lich

Magus. Willst du dich einem Wohlmeinenden vertrauen, so sage, wie fühlst du dich?

Lila. Wohl, aber traurig; und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich wie vor dem größten Übel.

Magus. Du sollst nicht fröhlich seyn, nur Fröhliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das ist sein schönster Trost. Vermeide niemand, der dir begegnet. Du findest leicht einen, dem du hilfst, einen, der dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt sich der Stille, der Öde zu.

Magus. Ist es wohl gethan jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was soll ich thun?

wickelt. Hören die Bedingungen auf, so iſt das Licht farblos wie vorher, nicht weil die Farben wieder in daſſelbe zurückkehren, ſondern weil ſie ceſſiren. Wie der Schatten farblos wird, wenn man die Wirkung des zweyten Lichtes hinwegnimmt.

Lager bey Marienborn d. 15. Jul. 1793.

Goethe.

81.

Wenn du gegenwärtiges erhältſt, wirſt du lange wiſſen daß Maynz wieder in deutſchen Händen iſt. Wir wollen uns alle einmal Glück wünſchen. Hierbey kommt die Lehre der farbigen Schatten. Du korrigirſt wohl die Abſchrift im Durchleſen, ich kann ſie nicht wieder durchſehen. Ich möchte daß du mir deine motivirte Meynung ſagteſt und verſchaffteſt daß andere Menſchen ſich auch darüber herauslieſen. Du ſahſt ſchon ehmals bey meinem Vortrag und wirſt jetzt noch mehr finden, welch ein Schritt durch dieſen Aufſchluß in der Wiſſenſchaft getban iſt. Ich werde eine meiner Batterien nach der andern auf die alte theoretiſche Feſtung ſpielen laßen und ich bin meines Succeſſes zum Voraus gewiß.

Lebe wohl. Liebe mich. Verzeih wenn ich dir nicht von der Capitulation ꝛc. ſchreibe, ich habe meine Gedanken

schen ganz weg aus dieser Gegend gewendet, mein Körper wird auch bald folgen.

Lager Marienborn d. 24. Juli 1793.

G.

82.

Mit dem Postwagen erhältst du ein Paquet das einen physicalischen Aufsatz enthält den ich während der Belagerung ausgearbeitet habe. Es widersteht mir etwas aufzuschreiben von dem was ich sehe und höre, sonst hätte ich ein schönes Tagebuch führen können. Die letzten Tage, der Capitulation, der Übergabe, des Auszugs der Franzosen gehören unter die interessantesten meines Lebens, ich wünsche dir einmal davon zu erzählen. Die Clubbisten waren in der Capitulation übergangen und man hatte keine Anstalten gemacht sie zu fangen, auch kamen den ersten Tag des Auszugs viele durch. Rüssel der Gastwirth ritt neben Merlin, beyde in Husaren Uniform an der Spitze der Reuter welche du Paret ausführte. Am Chausseehause schrie das Volk sein kreuzige, auch hätten sie ihn gewiß ohne die Contenance von du Paret und Merlin und ohne die Gegenwart der preußischen Officire vom Pferde gerissen. Darin passten sie andern auf die nicht so gut eskortirt waren und fingen und beraubten und prügelten sie und führten sie nach

Marienborn. Darunter denn Metternich und der Pfarren vom heil. Creuz waren. Das geschah durch die emigrirten Maynzer die selbigen Tages nicht in die Stadt durften, schon am Abend aber schickte die Bürgerschafft eine Liste derer, die sich vorbereiteten Morgens mit den Franzosen der zweyten Abtheilung auszuziehen, und verlangte ihre Arretirung. Das geschah auch durch ein Commando, sie wurden aus der Colonne herausgenommen, ohne daß die Franzosen sich widersetzten. Das Volk fing an durch die Strassen zu laufen und sich derer zu bemächtigen, die noch zurück geblieben waren. Es ward geplündert und man legte sich auch darein und nahm diese auch noch in Empfang. Der Modus daß man die Sache gleichsam dem Zufall überließ und die Gefangennehmung von unten herauf bewirkte, deucht mich gut. Das Unheil das diese Menschen angestiftet haben ist groß. Daß sie nun von den Franzosen verlassen werden, ist recht der Welt Lauf und mag unruhigem Volk zur Lehre dienen. Hofmann ist durch und mehrere. Nun ist es so ziemlich ruhig, nur daß immer Händel zwischen Preußen, Sachsen, Darmstädtern, auch mit den überbliebenen bleissirten Franzosen sind. Eine ungeheure Bagage haben sie mit fortgenommen. Lebe wohl. Mehr kann ich nicht sagen. Ich halte die Feder kaum.

Maynz d. 27. Jul. 1793. G.

83.

Dein Bild habe ich in Frankfurt bey meiner Ankunft gefunden. Es hat mir viel Freude gemacht, denn ich finde es bey weitem beſſer als ich nach der Zeichnung und der Anlage vorigen Winter hoffen konnte. Ich gratulire dir und dem Künſtler dazu.

Wäre nun auch ein Brief dabey geweſen, ſo würde ich dich recht freundlich gefunden haben. Mit Schloſſern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu, es freut mich ſehr und iſt ein großer Gewinnſt für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben. Wie ſehr wünſcht ich bey euerm Familien Congreß gegenwärtig zu ſeyn.

Noch einige Tage bleibe ich hier und gehe dann wahrſcheinlich nach Hauße. Wenn es mir glückt hoffe ich manches hervorzubringen, ich habe viel ausgedacht und im Kopfe geordnet.

Meine Iphigenie haben ſie ins Engliſche überſetzt und wie mir nach den Proben ſcheint recht gut. Im Monthly Review findeſt du ſie. Mama Lehnchen empfehle ich ſie beſonders. Laß doch gelegentlich ein Exemplar aus England kommen, ich will auch Commiſſion geben, wer es zuerſt erhält theilt es dem andern mit.

Beyliegende concordante Stellen ſehr verſchiedener Autoren ſind mir in einer Stunde in die Hand gekommen, ich empfehle ſie Ihrem Nachdenken. Lebe wohl. Sey glücklich

und nimm Theil an meinem Wesen wie ich an dem deinigen.

Frankfurt den 11. Aug. 1793.

G.

84.

Ich erhalte deinen lieben Brief eben als ich mich zur Abreise von Frankfurt bereite. Mein herumschweifendes Leben und die politische Stimmung aller Menschen treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchem außer Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann.

Doch will ich mich nicht beklagen, denn ich habe manches interessante erfahren, manches gute und brauchbare gelernt.

Deinen Brief vom 22. Jul. habe ich zwar noch nicht, er wird mich aber schon finden. Ich wünsche euch allen herzliche Zufriedenheit von eurer Zusammenkunft, ob es gleich gewagt ist so vielerley Existenzen unter Ein Dach zu versammeln. Clärchen wünsche ich Glück. Das Decret ist durch das hin und her aufgehalten worden, ich habe es nochmals erinnert. Ist denn das eine Clermont, die Herders so lobten, welche Braut ist? Mit Sömmering, der jetzt hier ist, habe ich einige sehr aufmunternde Conferenzen ge-

habt. Du wirst bald wieder was von mir sehen. Ich freue mich auf das was du mir und andern zubereitest. Daß mein räthselhaft Gericht seinen Effect nicht verfehlt und von einem Frauenzimmer zuerst verstanden worden, ist mir sehr lieb. Hab ich dir schon gesagt wie sehr ich Leid um den armen Moritz getragen habe? Ich verliere einen guten Gesellen an ihm. Den Brief an den Bruder nehme ich nach Weimar und schreibe die Stelle ab, sie ist sehr gut.

Lebe wohl und genieße der guten Tage mit den deinigen. Maren hoffe ich bald zu sehen.

Frankfurt d. 19ten Aug. 1793.

G.

85.

Auf deine Anfrage wegen Max muß ich dir eilig und nur vorläufig antworten, ich habe mich genau nach ihm erkundigt, ihn selbst gesehen und gesprochen und finde daß du keine Ursache hast besorgt zu seyn.

Seine Studien treibt er wie es zu Anfange zu gehen pflegt, wo man noch nicht weiß wo es hinaus soll. Was ihm einen Begriff giebt interessirt ihn wie billig, wenige das was eigentlich nur Vorbereitung auf ein künftiges seyn kann. Litterargeschichte hat er mit Eifer und Freude gehört, Botanik anfangs auch, zuletzt wollte ihm das vom zählen und analysiren der Pflanzen nicht behagen, vielleicht

hat der Lehrer einige Schuld, es ging mehr jungen Leuten ebenso. Osteologie hat er gehört wie man sie zum erstenmale hören kann. Von dem übrigen nächstens. Sonst versichert man mir, er bereite sich auf seine künftige Studien fleißig vor im Gespräch und durch Lesen.

Vielleicht verfällt er auch hier in den Fehler der meisten jungen Ärzte, daß er zu geschwind ans Ziel will. So hab ich ihn Gaubius Pathologie neulich lesen sehen wie er bey mir war. Doch das ist gewöhnlich und ich sehe alles das als **Lectiones cursorias** an, ist der Kopf gut so stellt sich alles zurecht. Hat er nur erst diesen Winter Anatomie und Physiologie durchgegangen, so wird schon mehr Richtung in seinen Fleiß kommen.

Seine Gesellschaft ist eingeschränkt. Reinhart, an dem er sehr hängt, soll ein edler, guter Mensch seyn, der Kenntnisse besonders im litterarischen Fach hat, ist er nicht so kühl und ausgebildet wie es zu wünschen wäre, so ist das wohl die Eigenschaft der Jugend. Ich will mich näher nach ihm erkundigen. Max scheint den Pylades zu spielen und das ist denn auch nicht so schlimm.

Das Reiseprojekt betreffend finde ichs freylich weitaussichtig, doch was die Reiselust betrifft, so hätte ich ihn an deiner Stelle nicht so hart angelaßen. Ein junger Mensch der aus der Eltern Hauße kommt und in die akademische Freyheit geräth wird gewöhnlich in irgend ein Extrem fallen. Die Reise Passion scheint mir die wenigst gefährliche. Sie zeigt daß er im Orte keine leidenschaftliche

Verbindungen hat, daß er was ſehen was erfahren will u. ſ. w.

An deiner Stelle hätte ich ihm daher zwar den weitläufigen Kreuzzug nicht ſtatuirt, aber zu einem Theil z. B. Schloſſers in Frankfurt zu finden, über Würzburg, Bamberg, Coburg u. ſ. w. nach Jena zurückzukehren die Mittel nicht verſagt, ihm ein ander Jahr zu einer Reiſe nach Dresden Ausſicht gelaßen. So bliebe man im Beſitz ſeine Leidenſchaft zu lenken. Man läßt ja ſo junge Leute reiſen wenn ſie ſtudirt haben, warum ſollten ſie es nicht dazwiſchen thun? und lieber ein Jahr länger auf der Akademie bleiben? Die Zerſtreuung; ſo viel ich habe bemerken können, zerſtreut eine leidenſchaftliche Ordens oder Liebesverbindung mehr als Reiſe, wo man doch immer etwas Nützliches ſieht, auch als handelnder Menſch mehr geprüft wird.

Dazu kommt noch Marens Hinderniß am Gehör, das ihn verhindert an gröſſerer Geſelligkeit Theil zu nehmen. Unter mehreren iſt er ſtumm und zurückgezogen, da er mit wenigen gar frey, verſtändig, ja ſogar munter iſt. Wäreſt du nicht abgeneigt ihm noch einen Spas auf die Ferien zu erlauben, ſo wollte ich du thäteſt es durch mich, daß ich durch mein Mittlerverdienſt mir noch mehr ſein Vertrauen erwürbe.

Ich werde nicht unterlaßen ihn zu beobachten und ſchreibe nur flüchtig dich zu beruhigen. Siehe mehr den Sinn dieſes Briefes als die Ausdrücke, denn ich weiß daß man vieles ſtrenger und banger nehmen kann. Freylich iſt

ſchon ein Unterſchied wenn der Sohn in des Vaters Metier tritt, wo dieſer mehr leiten und vorbereiten kann, und doch habe ich geſehen, daß auch da wieder alles auf Umſtände ankommt die incalculabel ſind. Habe alſo nur noch dieſen Winter Geduld, daß man Maren als ein ſelbſtändig Weſen kennen lernt, daß man ſieht wie er ſeine Wiſſenſchaft anpackt, wohin er etwa ſonſt noch ſich verbreitet, davon ſeiner Zeit mehr verlauten ſoll.

Lebe recht wohl und grüße Schloſſern und dein ganz gefülltes Haus. Ich finde mich nun auch wieder nach und nach in meiner Wohnung, die nach und nach eine anmuthige Geſtalt gewinnt. Ich bin auf allen Ecken fleißig. Die chemiſche Farbenlehre bearbeite ich jetzt, es iſt ſoviel vorgearbeitet, daß das Zuſammenſtellen viel Freude macht und ſehr intereſſante Reſultate darbietet.

Von Reinicke ſchickt ich gerne den zweyten Geſang, leider iſt es der welcher noch die meiſte Arbeit bedarf um präſentabel zu werden. Das Dekret wird, wills Gott, nun auch bald kommen, es iſt endlich vom Lande abgedruckt.

Behalte mich lieb und laß von dir hören.

den 9ten Sept. 1793.

G.

86.

Hier, mein Lieber, das Dekret endlich. Am ſchwarzen Siegel und ſchwarzen Rande ſiehſt du diesmal keine gehen-

chelte Betrübniß. Den Prinzen Conſtantin haben wir ungern verlohren, im Augenblicke da er ſich des Lebens werther gemacht hatte. Ich habe, als alter Nothhelfer, dieſe Zeit her der Herzoginn Mutter mancherley Zerſtreuungen bereiten helfen und bin dadurch ſelbſt zerſtreut worden.

Darum auch heute nur wenig. Max iſt nach Hannover, ich hoffe du ſollſt mit ihm zufrieden ſeyn. Dieſen Winter will ich fleißig nach ihm ſehen. Ich hoffe gutes von ihm. Fürs Dekret habe ich 20 Thlr. ausgelegt, ich ſchreibe dir ſie an. Grüße alles was dich umgiebt. Lebe wohl. Liebe mich.

W. d. 11. Octbr. 1793.

Goethe.

87.

Ich wünſchte, l. Br., daß du dein Familienfeſt mit beßerer Geſundheit beſchloſſen hätteſt, laß mich hören daß Ruhe und Sammlung dich wieder hergeſtellt hat.

Um die Zeit da es jährig ward daß ich mit euch wohnte, empfand ich eine Art von Heimweh und hätte wohl mögen, wenn es auch nur auf kurze Tage geweſen wäre, mit euch leben und hauſen. Grüße mir alles was um dich iſt und gedenket mein im Beſten.

Max iſt recht brav. Seine Reiſe hat ihm wohlgethan,

Magus. Gütige Geister umgeben dich, und möchten dir beystehn. Sie werden dir sogleich erscheinen, wenn sie dein Herz ruft.

Lila. So nah' sind sie?

Magus. So nah' die Belehrung, so nah' die Hülfe. Sie wissen viel, denn sie sind ohne Beschäftigung; sie lehren gut, denn sie sind ohne Leidenschaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirst glauben bekannte Gestalten zu sehen, und du irrst nicht.

Lila. O diese gefährlichste List kenne ich, wenn uns falsche Geister mit Gestalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieses Mißtrauen und diese Sorgen. Nein, meine Freundinn! die Geister haben keine Gestalten; jeder sieht sie mit den Augen seiner Seele in bekannte Formen gekleidet.

er rechnet 6 L'd'or Reiſekoſten, wird ſie von Schenk erhalten und an mich rembourſiren, dieſe bringe ich alſo nicht auf deine Rechnung. Das übrige will ich nächſtens zuſammenſchreiben und dir ſchicken. Sage mir nur ob ich deinen Wagen verkaufen darf. Düſſeldorf ſieht er wohl ſchwerlich wieder und mir ſteht er zur Laſt, da er zu ſchwer iſt. Willſt du nicht mein Chaischen von Coblenz kommen laßen, ich gebe es ohnedieß für verlohren und rechne dir es nicht höher an als du es brauchen kannſt. Es dient dir doch einmal auf Wackefieldiſche Art einen Gaſt los zu werden.

Marens Collegia ſind ganz gut eingerichtet. Er hört Anatomie, Phyſiologie und Chemie, dann materia medica, weil ſie Hufland im ganzen nächſten Jahre nicht wieder lieſt, und die Encyclopädie bey Schütz, bey Reinholden wollte er auch noch hören, gab es aber aus verſchiedenen Urſachen auf. In der Anatomie geht es ſchon friſch in die Muskellehre, in der Chemie und Phyſiologie jammert er über die langen Einleitungen. Mit Hufland iſt er außerordentlich zufrieden. Nächſte Woche ſehe ich ihn vielleicht wieder. Ich hoffe viel Gutes von ihm.

In Phyſicis habe ich mancherley gethan, beſonders freut und fördert mich Lichtenbergs Theilnehmung. Sende doch meine Abhandlung über die farbigen Schatten an die Fürſtin Gallizin, wenn du vorher nachſtehende Note am Ende hinzugefügt.

„In einer franzöſiſchen Schrift, Observations sur les ombres colorées, par H. F. T. Paris 1782. 8. leitet der

Verfaßer aus ähnlichen Verſuchen ähnliche Reſultate her. Einen Auszug dieſer merkwürdigen, leider kaum bekannt gewordenen Schrift bin ich im Begriffe zu machen und mit erläuternden Noten vorzulegen.“

Reineke Fuchs nahet ſich der Druckerpreße. Ich hoffe er ſoll dich unterhalten. Es macht mir noch viel Mühe, dem Verſe die Aiſance und Zierlichkeit zu geben die er haben muß. Wäre das Leben nicht ſo kurz, ich ließ ihn noch eine Weile liegen, ſo mag er aber geben daß ich ihn los werde.

Um etwas unendliches zu unternehmen habe ich mich an den Homer gemacht. Da hoffe ich nun in meinem übrigen Leben nicht zu darben. Daß du dich mit Schloſſern gut gefunden haſt freut mich ſehr für beyde, auch mir hat ſeine Gegenwart ſehr wohl gethan, denn man fühlt bald daß ſeine Strenge einen ſehr zarten Grund bedeckt.

Nun lebe ſein wohl, grüße die deinen und ſchreibe mir bald.

W. den 18. Nov. 1793.

G.

Herder wird das Buch ſchicken. Es iſt wohl und neißig. Hierbey ein Almanac comparé den du doch wohl nicht haſt.

88.

Es iſt mir ein Schauſpieler Doebler empfohlen worden der in Düſſeldorf ſpielt oder geſpielt hat. Sage mir doch ein Wort über ihn und ſeine Frau, oder laß es mir ſagen.

Nach dem neuen Jahre ſage ich mehr, denn die trübe Jahreszeit hat mir trübe Schickſale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten.

Lebe wohl. Grüße die deinigen.

W. d. 5. Dec. 1793.

G.

89.

Pempelfort den 6ten Decbr. 1793.

Alle Götter wißen es und mögen es dir kund thun, wie ich unaufhörlich an dich habe ſchreiben wollen und nicht konnte. Seit vierzehn Tagen hinderte mich meine Geſundheit, die ſehr ſchlecht war. Ich war verdrießlich wie Salomo der Prediger, und wie er, in einem hohen Grade ungläubig, das iſt, ohne Weißagung und Gaben. — Kann ich doch auch heute noch nicht einmal eine Feder ſchneiden, wie du ſiehſt. Mir iſt aber doch als ſollte es beßer werden, darum habe ich flugs ein Blatt vor die Hand genommen, und dieſe harte, ſpritzende ungerathene Feder will ich mit Gewalt ſtumpf und willig ſchreiben.

Es freut mich daß du das Jähren deines Hierſeins ſo gefeiert haſt wie du mir ſchreibſt. Wir haben deiner treulich gedacht, und Tag vor Tag, was jedesmal geſchehen war, nach dem Datum uns erzählt. Du biſt nirgendwo ſo unter Dach und Fach wie hier. Ich will dich auch durchaus bald wieder ſehen. Es giebt wenige Menſchen, mit denen ich mich nicht längſt ausgeſprochen hätte, und es fängt an mir mit den Büchern wie mit den Menſchen zu gehen; ich weiß was nicht darin ſteht. Mit dir werde ich nie ausgeſprochen haben, und auch in mir iſt eine Quelle die nie aufhören wird zu fließen. Darum gedenke meiner oft im ſtillen Geiſte, wie ich deiner gedenke, und achte darauf wie ich zu dir rufe.

J.

90.

Wie ſehr du mich mit deinem Woldemar überraſcht haſt hätte ich dir gern ſchon lange geſagt, wenn ich nicht über dem Vorſatz recht ausführlich zu ſchreiben gar nicht ans Schreiben gekommen wäre. Alſo nur geſchwind damit das Stillſchweigen unterbrochen werde, meinen einfachen herzlichen Dank. Was ſo ein Wort, das uns an frühere Zeiten ſo lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber ſo gern ſchwätzte! Geſchrieben iſt es ganz fürtrefflich, wie

von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird. Habe Dank daß du bey einer so schönen Gelegenheit unsrer alten Freundschaft gedenken wollen und fahre fort mich zu lieben, wie ich dich. Grüße alles und lebe wohl.

W. d. 26. Apr. 1794.

Goethe.

91.

Nur einen herzlichen Gruß mit beykommender Schrift. Möchtest du liebes Nicht ich gelegentlich meinem Ich etwas von deinen Gedanken darüber mittheilen. Lebe wohl und grüße alle die guten und artigen Nicht ichs um dich her.

Max ist wohl und brav und fleißig.

W. d. 23. May 1794.

G.

92.

Pempelfort den 7ten Juny 1794.

Ich habe deine zwey Brieflein vom 6ten und 23sten May erhalten. Fichtens Schrift habe ich gleich vorgenommen, und mit Aufmerksamkeit, obgleich unter tausend Stö-

rungen gelesen. Sie hat mir Freude gemacht. Fichte scheint mehr als alle seine Vorgänger in der Predigt des in die Welt gekommenen neuen Lichts auch noch für das am ersten Tage geschaffene Licht ein Auge — ich meine: wenigstens Ein Auge — offen behalten zu haben. Du lachst mich wohl aus, wenn ich dir sage, daß auch dieser neue Professor mit meinem Kalbe, ja mit allen meinen Kälbern, und nicht für die lange Weile, gepflügt hat. An Reinholden verdroß es mich ein wenig. Hier war es mir angenehm. Wir müßen nun abwarten was er weiter zu Tage bringen wird aus dem noch uneröffneten Schachte seiner drey Absoluten. Diese Einladungsschrift ist das erste was ich von Fichte gelesen habe. Ich will jetzt unverzüglich seinen politischen Vertrag vernehmen, und dann auch seine Kritik aller Offenbarung. Jene zu lesen bin ich nochmals aufgefodert worden, aber daß sie von Fichte wären erfuhr ich erst vor ein paar Tagen.

Gegen Ende April bin ich mit Lene nach Münster gereist, und den 5ten May zurückgekommen. Es wurde dort gleich in der ersten Stunde von dir gesprochen. Die Fürstin erzählte mir ihre Anfechtung deinetwegen in Holstein, und was sie dir nachher geschrieben hätte. Ich bekannte mich als einen Mitschuldigen deines Cupidismus und erhielt Verzeihung. Sie bleibt dir treu mit ihrer schönen Liebe, ob es sie gleich schmerzt, daß so wenig von dir zu hoffen ist. Meine Hartnäckigkeit scheint sie mehr zu drücken, weil sie ihr unnatürlicher, eigensinniger vorkommt.

Ein paarmal hat ſie mich hart geplagt. Ein gewißes Buchſtäbeln und ein gewißes Treiben an ihr hat mir von jeher, wenn ich bey ihr war, das Leben ſauer gemacht. Nun iſt der unglückſeelige catholiſche Pietismus noch hinzugekommen, den ſie gern möchte tolerant ſeyn laßen, wider ſeine Natur, u. ſ. w. Schade, ewig Schade um das herrliche Weſen, mit dem wahrhaft fürſtlichen Gemüth, das immer ganz aufrichtig ſeyn möchte, und nie mehr ganz aufrichtig ſeyn kann! Ihre Vorurtheile täuſchen ſie auf eine mir unbegreifliche Weiſe, verderben ihr Auge, Ohr und Zunge.

Den Tag nach meiner Zurückkunft von Münſter traf bein R. S. mit ſeinem herzigen Weibchen bey mir ein. Als dieſe nach Wickerad wohin ich ihnen Clärchen auf 14 Tage mitgab, abgezogen waren, that ich einen Flug nach Cöln um mit Dohm wegen der verwünſchten Lage der Dinge Rath zu pflegen. In welchem Grade die Sachen in dieſer Gegend übel ſtanden, haben euch die Zeitungen nicht berichtet, nicht einmal von weitem muthmaßen laßen. Noch iſt es nicht viel beßer geworden, außer daß man jetzt einige Möglichkeit für die Alliirten ſieht ſich genug zu verſchanzen, um Zeit zu gewinnen noch mit einigem Anſtande Frieden machen zu können. Wenn wir dieſen bald erhalten, ſo hat die Sache gut genug geendigt; wären den gekrönten Häuptern Lorbeern geworden, es würde nicht auszuſtehen geweſen ſeyn, wie ſie ſich bemüht haben würden uns die Menſchheit, damit wir ſie nicht mehr beſleckten, auszuziehen.

Du bist ein gewaltiger Strudelkerl, daß du nicht daran gedacht hast mir meine Virutsche durch den jungen Stein zurück zu schicken. Ihm selbst, wie er mir versicherte, wäre ein Dienst damit geschehen. Dein Wagen ist endlich nach vielem Hin und Herschreiben und Disputiren bey mir angelangt; bis Andernach zu Lande, von da, wo ihn der Reisende, dem Krahe ihn mitgegeben hatte, stehen ließ, zu Wasser. — Wagner, Sattler und Schmidt wurden herbeygerufen, und, aller Warnungen und Gegenvorstellungen der Mama Lene ungeachtet, der Entschluß zu seiner Wiedergeburt gefaßt. Nun ist er recht artig und brauchbar geworden, und selbst Mama Lene sagte vorgestern, da er zum erstenmal nach Wickerad abgieng, um das junge Paar mit Clärchen auf die Feyertage abzuholen, daß ich wohlgethan hätte. Mit einem in der Mitte des Hauptsitzes angebrachten kleinen Strapontin können jetzt 3 Personen bedeckt darin über Weg kommen, und noch eine Person, im Fall der Noth zweye, unbedeckt rückwärts, der kleine Strapontin ist eigentlich Clärchen dedicirt. Auch für das Äußerliche ist gesorgt: der Kasten ist heller, die Räder dunkler, gelb mit blau und schwarzen Rändern, kunstreich angemalt; die ganze Familie hat ihre Lust daran. Du weißt, daß eine ältere Schwester der Regierungsräthin, genannt Fritze von Clermont, meinen Bruder geheirathet hat. Auch dieses Paar ist vor 8 Tagen hier angelangt, und da neben den jungen Weibchen das sprudelnde Clärchen noch mit jedem Tage lebendiger wird, so kannst du dir vorstellen, daß es

ziemlich fröhlich in Pempelfort aussehen muß. Wieder auf den Wagen zu kommen, so kann ich dir aus zweyen Briefen beweisen, daß du mir ihn so gut als geschenkt hast, und ich will dir denn auch hiermit so gut als meinen Dank dafür abstatten.

Deinen Brief vom 6ten wegen Reinecke Fuchs und der engl. Iphigenia, lieber alter Freund, laße ich unbeantwortet. Du schreibst mir wohl nach Jahr und Tag über seinen Inhalt einen andern.

J.

93.

Maren wollt ich nicht ohne Brief abgehen laßen, und doch habe ich so lange gezaudert bis er gestern von mir Abschied nahm, ich sende ihm daher diesen nach und hoffe daß er ihn noch ereilen soll. Der Vorsatz, das väterliche Haus in der Zwischenzeit der akademischen Jahre wiederzusehen, hat meinen Beyfall, man wird nicht ganz fremd, giebt Rechenschaft von seinem Haushalten und schließt sich aufs neue wieder an. Wahrscheinlich wirst du sehr mit ihm zufrieden seyn. Soviel ich beurtheilen kann hat er sich in der kurzen Zeit eine gute Uebersicht der med. Wissenschaft und seines künftigen Metiers erworben und ist auf guten Wegen, das Nöthige theils zu wiederhohlen, theils weiter ins ein-

zelne zu geben. Besonders aber gefällt mir sein Urtheil über Menschen, das mir meistens sehr rein, ohne Vorurtheil der Liebe oder des Hasses zu seyn scheint. Doch ich seh ihn zu wenig und wirst du das alles besser beurtheilen.

Deine unangenehme Lage in der Nähe des Kriegstheaters ist mir diese Zeit her wenig aus dem Sinne gekommen, ihr müßt sehr unruhige Zeit haben und wie ich höre, so ist dein Haus recht voll. Schlosser ist nach Bareyth, hat er denn Carlsruh und die dortigen Verhältniße ganz verlaßen? Meine Mutter steht auch auf dem Sprunge, sie hat sich doch endlich entschlossen, was transportabel war wegzuschicken. Ich habe indeßen einige Zimmer zurechte gemacht um sie allenfalls aufzunehmen. So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt, ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls, zu emigriren, ob es gleich bey uns Mittelländern so leicht keine Noth hat.

Ich war auf acht Tage in Dresden und habe mir auf der Gallerie was rechts zu Gute gethan. Nun bin ich wieder zu Hause fleißig, davon du bald was sehen wirst.

Daß das Kütschchen so gut wieder repairirt und brauchbar geworden freut mich sehr, ich wünsche daß Kind und Kindeskinder recht vergnüglich darin fahren und sich manchmal meiner erinnern mögen. Ich trete meine Ansprüche daran hiermit nochmals förmlich ab. Deinen Wagen siehst du nun wohl nicht eher wieder als bis ihn Max als Doctor mitnimmt. Er steht indeß in leidlicher Verwahrung.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hüte dich sie zu berühren, denn sie zerfließen in Luft. Die Augen trügen. Aber folge ihrem Rath. Was du dann fassest, was du in deinen Armen hältst, das ist wahr, das ist wirklich. Wandle deinen Pfad fort. Du wirst die Deinigen wieder finden, wirst den Deinigen wieder gegeben werden.

Lila. Ich wandre! Und sollt' ich zum stillen Flusse des Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn —

Magus. Nimm dieses Fläschchen, und wenn du Erquickung bedarfst, salbe deine Schläfe damit. Es ist eine Seele in diesen Tropfen, die mit der unsrigen nahe verwandt ist, freundlich sich zu ihr gesellt, und schwesterlich ihr in den Augenblicken aufhilft, wo sie schaffen und wirken soll und eben ermangeln will.

Lebe recht wohl, grüße die deinigen und laß uns zuweilen wenigſtens das Stillſchweigen unterbrechen.

W. d. 8. Sept. 1794.

G.

Fichtens Bogen hat Max dir geſammelt und bringt ſie mit, ich wünſche ſehr deine Gedanken gelegentlich über Gehalt und Form dieſer ſonderbaren Production zu hören. Ich bin zu wenig oder vielmehr gar nicht in dieſer Denkart geübt und kann alſo nur mit Mühe und von ferne folgen.

94.

Dein Brief, auf den ich lange gehofft habe, hat mich ſehr erfreut. Ich hörte daß du dein liebes Pempelfort verlaſſen habeſt und nach Hamburg gegangen ſeyſt, es war mir ſo ſchmerzlich als wenn ich mit dir hätte auswandern ſollen. Nur der Gedanke daß du ſoviel in dir ſelbſt haſt und deinen Auszug würdeſt vorbereitet haben, machte mir die Vorſtellung erträglich. Nun höre ich von dir ſelber daß du wohl biſt und gefaßt und wünſche dir Glück dazu.

Max iſt noch nicht da, wenigſtens hat er ſich bey mir nicht ſehen laſſen, mich verlangt ſehr nach ihm. Wegen Frankfurth ſind wir auch in Unruhe, ich habe meine Mutter eingeladen, ſie will aber bleiben. Ich lebe nach gewohnter Weiſe, war dieſen Sommer in Dresden und arbeite manches

fort. Schiller und Humbold ſeh ich öfter und erfreue mich ihres Umgangs. Dein wird oft gedacht; es muß dich gefreut haben wie Humbold deinen Woldemar ſtudirt hat. Wir ſuchen uns zuſammen, ſoviel als möglich, im äſthetiſchen Leben zu erhalten und alles außer uns zu vergeßen.

Möge dir dein neues Verhältniß Gutes für Geiſt und Sinn gewähren! Laß mich manchmal von dir hören. Lebe wohl, grüße die deinen. Auf Maren verlange ich ſehr.

W. d. 31. Octbr. 1794.

G.

95.

Gmlendorf d. 16ten Dec. 1794.

Es iſt mir unmöglich geweſen früher an dich zu ſchreiben, obgleich Wunſch und Verlangen dazu beſtändig in meinem Herzen war. Dein Brief vom 31ſten October hat mich ſehr gefreut. Max ſchreibt mir, er hätte dich bey ſeiner Ankunft zu Weimar nicht getroffen, und dir ſeine und unſere Schickſale erſt einige Tage nachher zu Jena erzählen können. Seit Mitwoch ſind wir hier bey der köſtlichen Julie Reventlow und ihrem trefflichen Manne. Die zwey Monate meines Aufenthalts zu Wandsbeck und Hamburg ſind mir auf mancherley Weiſe intereßant geworden. Claudius, den ich etwas verkümmert antraf, hatte bald ſeine

alte Heiterkeit wieder, und ließ mich täglich neuen ſchönen Genuß in ſeinem Umgange finden. Seine Frau hat ſich noch mehr ausgebildet, und iſt nach aller Menſchen Zeugniß das holdſeligſte Weſen, das man ſehen kann. Seine Kinderſchaar belebt die einfache friedliche Wohnung ohne ſtörendes Geräuſch. Die drey älteſten Töchter ſind muſicaliſch und recht wackere, gute Mädchen; die dritte, Anna, aber zeichnet ſich aus durch vorzügliches Talent, Reize der Geſtalt, und eine Mannigfaltigkeit von Geiſtesfähigkeiten. Der Wunſch daß du bey uns ſeyn möchteſt, iſt oft, ja faſt täglich, laut unter uns geworden; in mir war er ſo, daß ich deine baldige Erſcheinung mit Zuverſicht verhieß. Auch die Hamburger habe ich hoffen laßen, du würdeſt kommen; dies mit etwas Bosheit im Herzen. Der Bibliſche Ausdruck: Babylon die große Hure! paßt doch auf alle große Städte: ewige Zerſtreuung, und ein immerwährendes Küſſeln nur am Schönen und Guten, ohne Saamen erweckende Begierde, ohne Sehnſucht und Liebe; aller eigentlichen Luſt und Freude kommt man zuvor, wie man dem Hunger und Durſte zuvorkommt; das Ganze iſt eine Gaſterey für lauter verdorbene Magen. Nichts deſtoweniger habe ich mirs gern gefallen laßen alle Woche einmal nach Hamburg zu fahren und Beute zu machen; denn Vorrath iſt da, den man wohl brauchen kann, von allerley Art. Die ganze Familie des 63jährigen jungen Reimarus habe ich lieb, vor allen des Doctors Schweſter, meine treue Eliſe, die der boshafte Hamann die Delila an der

Elbe nannte, wegen ihres Antheils an meinen Händeln mit Mendelsohn. Klopstock wird wohl nicht lange mehr leben; er hat einen bedenklichen Ausschlag und Geschwulst an den Beinen, und sieht aus wie eine Leiche. Er hat noch viel Munterkeit und thut sein Bestes gegen das Alter, daß es ihn nicht unterkriege.

Wie lange ich hier in Emtendorf bleiben werde, weiß ich noch nicht; wahrscheinlich bis gegen Ende Februar. Wie ich mich weiter eintheile, wird von der Wendung abhangen, welche die öffentlichen Angelegenheiten nehmen. So lange der Krieg dauert muß ich auf der Wanderung bleiben. Hier hielt man mich gerne wohl bis an mein Lebensende. Für Eutin habe ich 6 Wochen bestimmt, und gehe sehr gern dahin. Solltest du Lust bekommen diese Gegenden, während ich hier vagire, zu besuchen, so darfst du mir nur schreiben wann und wo du mich treffen willst, und du wirst mich finden. Julie Reventlow allein lohnte dir die Mühe der Reise. Dich dringender einzuladen habe ich nicht das Herz; wie ich gern dich bitten möchte, brauche ich dir nicht zu sagen. Hättest du Julie nur einmal gesehen, so sollte sie dich bitten; sie versteht es. — Von Claudius habe ich den Auftrag dich herzlich zu grüßen und zu ihm einzuladen. Ich weiß, es würde dich nicht reuen dies Land und seine Menschen gesehen zu haben; ich glaube nicht, daß eine Bevölkerung dieser Art anderswo leicht zu finden ist, und du bist auch grade der Mann der es genießen und Vortheil daraus ziehen kann, wie nicht leicht ein anderer.

Dein Neffe Nicolovius geht ſeit Monaten mit dem Gedanken um an dich zu ſchreiben. Geſtern ſagte ich ihm, daß er ein Blatt zum Beylegen zurecht machen ſollte; ich zweifle aber ſehr, daß er es bringen wird. Schloſſer hat den ſonderbaren Eigenſinn gehabt ihm ſchlechterdings die Erlaubniß zu verſagen von Düſſeldorf aus ſeine Braut zu beſuchen; es ſollte erſt Friede werden; er dachte an die Zeiten der Sündflut, und die Luſt zum freyen ſchien ihm ein neues drohendes Zeichen des einbrechenden allgemeinen Untergangs. Übrigens tröſtet er ſich mit Mathematik und Algebra, wie du mit Äſthetik, und ich — mit meinen 52 Jahren. In der That weiß ich kein beſſeres Piedeſtal um meine Sorgloſigkeit und Heiterkeit darauf ſehen zu laſſen, als mein Alter. Nach der Reihe meiner Jahre haben ſo viele Güter ſich um mich gehäuft, ſich an mich gehangen, daß ich nicht abſehe wie ich dem Überfluße ſollte Meiſter werden können.

Das gute Zeugniß für Max, das du mir im September ſchriebſt, hat mich ſehr gefreut. Ich habe wieder deinen Brief nicht bey der Hand, um dein Urtheil mit dem von mir gefällten zu vergleichen; aber der Junge iſt mir ſehr lieb, habe du ferner ein Auge auf ihn, und gieb beſonders auf einen gewißen Hang zum Phantaſtiſchen acht, der heimlich in ihm iſt, und dem ich noch nicht recht auf die Spur habe kommen können, wo er ihm ſitzen mag. Sorge auch, daß er es immer mehr in ſeine Gewalt bekomme denjenigen Fleiß anzuwenden, den er jedesmal nöthig hat;

es fehlt ihm in diesem wie in noch manchen andern Stücken an Männlichkeit, und er ist lange nicht so fest, als er ernsthaft aussieht.

Daß dir Humbolt werth geworden ist freut mich ungemein. Ich habe ihm von Wandsbeck aus für seine Beurtheilung des Woldemars gedankt, und würde dir eine Abschrift deßen was ich ihm darüber gesagt habe beylegen, wenn der Kasten mit meinen Scripturen, der schon Sonntag mir nachkommen sollte, nicht ausgeblieben wäre. Schillern habe ich einen Beytrag zu seinen Horen versprochen, und hoffe hier bald dahin zu kommen, daß ich Wort halten kann; es möchte aber leicht geschehen, daß was ich ihm schicken werde, nicht zu seiner Absicht paßte. — Sage mir doch wie es um deine Farben-Theorie steht. Jemand (ich glaube Reinhold) wollte wißen, daß du diese Beschäftigung ganz aufgegeben hättest; ich kann das nicht glauben. Es ist ja nicht lange, daß du noch mit Lichtenbergen darüber einen Briefwechsel unterhieltest. — Auf meine Anfrage wegen Wilhelm Meister hast du mir nicht geantwortet; bey welcher Gelegenheit ich dich erinnere und dir zu Gemüthe führen will, daß es nun zwey volle Jahre sind da du mir zu Pempelfort deine Elegien, eine Sammlung Sinngedichte, und noch andere Gaben versprachest. Ich warnte dich, nicht zu versprechen, und du versprachst dennoch — — — Wären nicht die Kinder und das Herz das ich zu ihnen habe, ich hätte schon längst die Scheidung von dir nachgesucht, du Leichtfertiger! Statt deßen vertheidige ich nun

überall deine Ehre, wie ein Narr; und da alle Grosmuth ſich ſelbſt lohnt, ſo habe ich das Gute davon, daß durch Fertigkeit ein Gefühl entſtanden iſt, als ginge mirs von Herzen, und ich ſtritte für die Wahrheit. — Meine Adreße iſt zu Emkendorf im Holſtein, über Hamburg und Rendsburg. Lebe wohl, alter Sünder, und erhalte dich nur, daß du nicht verderbeſt in deinen Sünden. — Kirchenmutter Lene, Tante Lotte und Clärchen grüßen dich zu tauſendmal.

Dein alter Fritz.

Nachſchrift von Julie Reventlow.

Auf meines Jacobus Geheiß werfe ich freudig meine Angel nach dem ſchönen Fiſch aus. Aber ich fürchte er ſey ſehr ſchwer zu fangen.

Freund meines Freundes, Liebling meines Lieblings! — unſre Nachtigallen ſollen ihr beſtes Lied Ihnen vorſingen, und alles hier ſoll Ihnen freundlich entgegen kommen, blühen und duften.

Heller wird unſre Sonne, lieblicher unſer Mond ſcheinen, wenn Sie hier ſind — und gnüget Ihnen unſer Mond nicht, ſo kann ich Ihnen ſogar einen Italiäniſchen Mond hervorrufen. Wenn aber alles nicht hilft, ſo wollen wir das Andenken der Heſperiſchen Gärten mit einander feyern. Zwey bakertſche Landſchaften und noch einige andere Erinnerungen Italiens werden Sie auf einen Augenblick nach Rom hinzaubern, wenn Sie der Täuſchung nicht widerſtehen

wollen. O wären Sie nur erſt in unſern traulichen Kreis hergezaubert.

Mich dünkt man könne meinen Jacobus die Hände nicht umſonſt ausbreiten laßen. Nein, Sie werden die ſüße Hoffnung, die er mir angefacht hat, nicht zerſtöhren.

Julie Reventlov.

96.

W. d. 27. Dec. 1794.

Am ſicherſten iſts, mein Beſter, ich ſetze mich gleich nach Empfang deines Briefes hin und fange wenigſtens an dir zu antworten und ſage dir vor allem Dank für deinen Brief, der mich von deiner Gemüthsruhe und von deiner angenehmen Lage überzeugt. Mar iſt eben bey mir und bleibt die Feyertage hier. Was mich am meiſten an ihm freut iſt ſeine unverwandte Richtung auf ſein Metier. Daß er in ſeinem Curs vielleicht Sprünge oder Umwege mache, giebt mir weniger Sorge, als wenn er heraus und herein hüpfte. Für uns ältere iſt es immer ſchwer junge Leute kennen zu lernen, entweder ſie verbergen ſich vor uns oder wir beurtheilen ſie aus unſerm Standpunkt.

Ferner muß ich dir ſagen daß deine Ahndung dich nicht ganz betrogen hat, denn zu der Zeit als du mich in Hamburg hofftest, hatte ich wirklich große Luſt dich zu überraſchen.

den 28ſten.

Ob ich nach Oſtern kommen kann und werde iſt ſehr zweifelhaft, denn es giebt dieß Jahr allerley zu thun und ich verlaße mein Haus höchſt ungern. Eine Reiſe zerſtreut uns von dem was wir haben und giebt uns ſelten das was wir brauchen, erregt vielmehr neue Bedürfniße, bringt uns in neue Verhältniße denen wir in einem gewiſſen Alter nicht mehr gewachſen ſind. Indeſſen will ich dir doch danken wenn du mich in eine Gegend hinglauben kannſt, die zu beſuchen ich mich immer ſcheute und die ich jetzt oder niemals ſehen müßte.

Empfiel mich deiner fürtrefflichen Freundinn und danke ihr daß ſie durch einige Zeilen ihrer Hand mir ihr Daſeyn näher gebracht hat; ſonſt war ſie mir ſchon wie ein Stern der ſüdlichen Hemiſphäre, den uns der Horizont auf immer verbirgt. Ich freue mich der guten Tage die dein Exil dir in ihrer Nähe verſchafft. Grüße Claudius und wer ſich meiner erinnert. Übrigens biſt du recht freundlich daß du dir eine Art von Formel gemacht haſt mit den Menſchen von mir zu reden, ſie wird hoffentlich von der Art ſeyn daß du nothdürftig dadurch deine Liebe zu mir entſchuldigſt und ſie werden wahrſcheinlich auf ihrem Sinne bleiben und an mir ſolls nicht fehlen ſie von Zeit zu Zeit irre zu machen.

Mit Schillern und den Humboldts ſteh ich recht gut, unſer Weg geht für dießmal zuſammen und es ſcheint als ob wir eine ganze Zeit mit einander wandeln würden.

Den erſten Band von Wilhelm ſollſt du bald haben,

der zweyte kommt auf Ostern und so fort bis die vier Bände im Publico sind. Wir wollen abwarten was es zu dieser Production sagen wird.

Wäre Schlosser ein Naturforscher, so würde Nicolovius am Ziel seiner Wünsche seyn; denn es ist eine allgemeine Bemerkung daß die Prolification nicht besser gedeihe und gerathe als zu Zeiten des Erdbebens, eines Bombardements, oder irgend einer Stadt oder Landkalamität und daß die unter solchen Aspecten erzeugte Kinder an geist und körperlichen Gaben sich den Bastarden ziemlichermaaßen zu nähern pflegen.

den 29sten.

Der dir gesagt hat: ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennet mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beysammen gewesen ist. Die Materie, wie du weißt, ist höchst interessant und die Bearbeitung eine solche Übung des Geistes die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bey dem ersten so aufmerksam, bey dem zweyten so genau als möglich zu seyn, beym dritten vollständig zu werden und beym vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit

Lila zaudert.

Magus. Wenn du mir mißtraueſt, ſo wirf's in's nächſte Waſſer.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen ſo nöthig iſt. Es herrſchen die holden Feen über das zarteſte, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswählen möchte. Sie werden dir Speiſe vorſetzen: Verſchmähe ſie nicht.

Lila. Mir ekelt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird dich reitzen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht ſich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt du dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthältſt, was der Natur gemäß iſt?

ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntniß nimmt man leider bey dieser Gelegenheit auch zu. O! mein Freund, wer sind die Gelehrten und was sind sie!

Abends d. 29sten Dez.

Max will noch schreiben und so werd ich getrieben das vorliegende Blatt fortzuschicken.

Nun sey noch ein Wort von meinen Sünden an die Kirchen und Küchenmutter Lene gerichtet. Nach der eigentlichen Anti-Heilsordnung muß der Bösewicht alle sieben Kardinal Sünden begehen, um mit Ehren verdammt werden zu können. So ladet Don Juan, nachdem er mit Mord und Todtschlag angefangen, mit Nothzucht fortgefahren, mit Wortbrüchigkeit die Laster gesteigert, endlich noch die Statue zum Essen ein, damit auch gulositas ausgeübt werde und sein schmähliches Ende desto gerechter accelerirt werden könne. Nun sind wir zwar so ziemlich im Stande, uns, durch eine löbliche Anzahl unerlaubter Handlungen zum Höllen-Candidaten zu qualificiren, allein mit der gulositate will es nicht recht fort, indem wir uns höchstens an einem guten Schöpsenbraten und einer leidlichen Knackwurst versündigen können. Da sagt uns nun der böse Geist, in jenen Gegenden gebe es ein Unmaaß köstlichen geräucherten Rindfleisches, Rinds und Schweinezungen, geräucherte Aale und andere wunderbare Fische, fremder Käse und ein solches Gedränge von Leckerbissen, daß wir darnach unglaublich lüstern und folglich zum Verderben völlig reif geworden

ſind. Unſre Freundinn, die Kirchen und Küchen Mutter Lene wird aus dieſen Prämiſſen erſehen: daß es ihre Pflicht iſt, ſobald als möglich, durch ihre dienſtbaren Geiſter uns ein Muſterkäſtchen ſolcher ſoliden Reitze zu überſenden. Denn da ſie, wie wir hoffen, uns im entſcheidenden Augenblick mit ihren operibus supererogationis zu Hülfe kommen und uns dem Satan aus den Zähnen reiſſen wird, ſo erſcheint alsdann ihr Verdi[illegible]ſt um deſto größer und herrlicher je größer die Sünden[illegible]laſſe war, mit welcher uns zu beladen ſie uns ſelbſt Gelegenheit gegeben hat.

Ferner muß ich, da doch einmal von Sünden die Rede iſt, mir auf jeden Fall wenn ich euch in jener Gegend beſuchen ſollte, mir die ausdrückliche Erlaubniß ausbitten Clärchen die Cour machen zu dürfen. Ich werde mich dabey ſo beſcheiden betragen als nur verlangt werden kann, um ihre Approbation und Nachſicht zu verdienen. Aber wie geſagt ein bißchen Neigung muß ſie mir erlauben und ein bißchen Aufmerkſamkeit für mich haben.

Nun lebe wohl. Grüße Lottchen und Nicolovius. Behalte mich lieb.

G.

Schreibe mir doch wie und wo Emkendorf liegt, ich finde es nicht auf der Karte. Ich liebe mir dergleichen zu wiſſen.

97.

W. d. 2. Febr. 1795.

Welches Gefühl von Unglauben oder Aberglauben mich abgehalten dir ein Exemplar des Romans zu ſchicken, warum ich es erſt jetzt thue auf Marens Erinnerung und auf Schillers Veranlaßung? weiß ich nicht zu ſagen. Hier kommt er, mit den Horen. Mögen ſie beyde zur guten Stunde anlangen. Mit Mar habe ich faſt 14 Tage in Jena mein anatomiſches Weſen erneuert. Er kam morgens ſieben Uhr vor mein Bette, ich dictirte ihm bis achte und in den letzten Tagen nahmen wir um 10 Uhr die Materie wieder vor, wobey ſich auch Humbold einfand, und ich habe in der Zeit meine Ideen faſt alle aphoriſtiſch von mir gegeben, und werde wahrſcheinlich noch dieſes Jahr ans Ausarbeiten gehen. Mar wird uns immer werther, und wir bedauern daß er uns Oſtern verlaßen will. Kann ich mit ihm dich beſuchen, ſo wird mirs die größte Freude ſeyn. Bis jetzt ſehe ich kein Hinderniß als die Autorſchaft, die freylich dieß Jahr ſehr lebhaft geben muß, wenn ich alles wegarbeiten will, was mich ſchon lange laſtet und was mich hindern könnte nochmals eine italieniſche Reiſe zu unternehmen.

Daß dir Reinh. nicht behagt giebt mich nicht Wunder, er konnte nie aus ſich herausgehen und mußte um etwas zu ſeyn ſich in einem ſehr engen Kreiſe halten. Ein Geſpräch war nicht mit ihm zu führen, ich habe nie etwas durch ihn, oder von ihm lernen können. Dagegen iſt Fichte, obgleich

auch ein wunderlicher Kauz, ein ganz anderer Mensch für Gespräch und Mittheilung. Er hat bey einem sehr rigiden Sinne doch viel Behendigkeit des Geistes und mag sich gern in alles einlaßen. Leider geht er auch nur meist mit jungen Leuten um, die zu sehr unter ihm sind, daher entsprang auch Reinh. Unglück.

Mit Schiller und Humbold setze ich ein ganz vergnügliches Leben fort, die Kreise unsers Denkens und Wirkens laufen in einander und wir begegnen uns oft. Mein häusliches Wesen dreht sich auch still auf seiner Axe und so bleibt mir nichts zu wünschen übrig.

Grüße Clärchen und die Tanten. Laß mich unter den deinigen fortleben und lebe recht wohl.

Laß doch Schillern nicht zu lange auf einen Aufsatz von dir warten. Nur durch Mannigfaltigkeit können uns die Stunden ergötzen.

G.

98.

Emkendorf den 18ten Februar 1795.

Vorgestern Abend, mein Liebster, habe ich dein Paquet erhalten, und mich über deinen Brief, dein Geschenk und die Beylage von Schiller herzlich gefreut. Man band mir eben die Arlequins Maske vor um den bon Père des Flo-

rian, Julchens Geburtstage zu Ehren, aufführen zu helfen, als es ankam. Eine Reihe von Festlichkeiten hat mich nicht dazu kommen laßen dir schon früher zu sagen, daß ich die Lehrjahre des Meisters gelesen, wieder gelesen, und wie ich dabey empfunden und geurtheilt habe. Den 25sten Januar war mein eigener Geburtstag und er wurde begangen wie noch keiner meiner Geburtstage begangen worden ist. Den Beschluß machte ein Schauspiel in 5 Aufzügen, welches Julchen entworfen, und gemeinschaftlich mit dem Grafen ausgearbeitet hatte; eine allerliebste Rhapsodie! auch dein Unbekannter und dein Harfenspieler kamen darin vor; die Idee des Plundersweiler Jahrmarkts war sehr glücklich zu einer Mannigfaltigkeit von Auftritten benutzt. Aus einer schön ausgeschmückten Bude wurden, zu den Geschenken, die man mir schon gebracht hatte, noch andere gewählt und nach Hause bestellt. Einige Stücke des Florian, die ich vorgelesen hatte, hatten die Begierde erregt auch einen Arlequin erscheinen zu laßen, diese Rolle hatte der Graf mit eigener Liebhaberey ausgearbeitet und spielte sie selbst, wirklich ganz vortrefflich. Den Beschluß machte ein rührender Auftritt, dessen Gegenstand war, mich zum Bleiben auf immer einzuladen. Diesen hätte ich große Lust für dich abschreiben zu laßen; da sich aber Decoration, Kleidung, und besonders das köstliche Spiel sechs junger Mädchen und die eben so liebliche als richtige Declamation derer, die das Wort führten, nicht mit abschreiben läßt, so unterlaße ich es lieber. Du kannst dir vorstellen wie dies

alles mich rühren und die Begierde in mir erregen mußte, an den bevorstehenden Geburtstägen des Grafen und der Gräfin mich auch mit etwas einzustellen. Des Grafen Geburtstag fiel schon den 31sten ein, es war daher unmöglich etwas zu unternehmen das meinem Verlangen entsprochen hätte. Also begnügten wir uns vornehmlich damit daß wir dem Grafen unsre Verlegenheit in einem Gedichte vor Augen legten, welches Vanderburg, ein Emigrirter, von welchem Mar dir erzählen kann, an unserer Spitze verfaßte, und wovon ich dir eine Abschrift beylege. Alle Segel aber wurden nun aufgespannt, um am 16ten Februar, dem Geburtstage der Gräfin, mit etwas, das unserer würdig wäre, zu landen. Auf willkommene Geschenke hatte ich schon gedacht, auch schon diese und jene Einkleidung mir einfallen laßen; es galt um die Ausführung und vornehmlich um ein Drama für den Abend. Zum Glück hatte ich den 3ten Theil von Florian verlohren, welcher den bon Père enthält, und diesen also nicht verlesen können. Ich verschaffte mir das Stück aus Hamburg und konnte mich nun, zu meiner unaussprechlichen Freude auch als Arlequin producieren und revangieren. Vanderburg spielte Cléante, Clärchen Nisida und Lene Nerine. Ein Prolog gieng vorher, deßen Einleitung war, daß Lotte sich beschwerte, keine Rolle zu haben, und La porte nur Soufleur zu seyn. Nach dem Stück wurde mit einer prächtigen zu dem Geburtstage paßenden Decoration aufgewartet, und zum Beschluß l'Intendant Comédien malgre lui gespielt (eins von

den Stücken die du mir geschickt hast). Alles gieng trefflich von statten. Unser Glückwunsch am Morgen war auch dramatisch gewesen, du sollst nächstens eine Abschrift davon bekommen. Aus Erkenntlichkeit hat man uns gestern eine zweyte Vorstellung des auf meinen Geburtstag verfertigten Stücks, **avec tous ses divertissements** gegeben.

Ich habe mich hingehen laßen in diesem etwas weitläufigen Bericht, weil ich denke, daß er deine Lust uns zu besuchen nicht vermindern wird. Nun muß ich aber eilen dir Gutes und Böses von deinem Roman zu sagen, was ich gehört und was ich selbst empfunden habe. Zuerst daß ich dieses Werk für ein ächtes Meisterwerk, sowohl in Anordnung als Ausführung erkenne. Ich weiß nicht wo ihm der Zauber alle sitzt der einen unter dem Lesen immer mehr fesselt, je weiter und je länger man liest. Der Reiz des Wunderbaren ist darin so heimlich und doch so aufregend angebracht, daß ich zweifele ob ich je seine Wirkung so empfunden habe. Sowie die Neugierde an der einen Seite immer mehr gespannt wird, so wird ihr an der andern Seite immer mehr willfahren; Genuß und Verlangen winken sich gleichsam im Gemüthe Eintracht zu, voll Wohlgefallen an dem Dienste, den sie von einander haben. — Nur Einen, aber öfter wiederkommenden Fehler habe ich dem Künstler vorzuwerfen. Aber zuvor muß der sündige Mensch die Zuchtruthe der Damen fühlen. — Alle, soviel ihrer hier der Vorlesung der Lehrjahre beygewohnt haben, sind dieses Buches wegen böse auf dich geworden. So weit habe ich

ihnen Recht geben müßen, daß ein gewißer unsauberer Geist darinn herſche, und die Sache damit entſchuldigt, daß ich dieſes Buch als eine beſondere eigne Art von Confeßionen anſähe, und man die Entwickelung abwarten müße. Ich bin nicht damit durchgekommen; und auch der Graf, der noch viel lebhafter als ich und ganz unbedingt Parthei wider die Damen nahm, hat ſich zurückziehen und die Sache auf ſich beruhen laßen müßen.

So wie ich das Werk betrachte, beleidigt mein Gefühl allein das Mißverhältniß, das ich zuweilen zwiſchen den darin ausgedrückten Empfindungen und ihren Urſachen und Gegenſtänden finde. Z. B. der Anfang des 3ten Capitels S. 18, wie da von der Liebe geſprochen wird, giebt man es nicht zu in Abſicht des Gegenſtandes, den man eben hat kennen lernen. An andern Stellen, die ich jetzt nicht Zeit habe aufzuſuchen, iſt mir dieſer Contraſt wie eine Profanation, die mir wehe that, aufgefallen — mir war als erblickte ich einen guten Geiſt, der ſich in der Thüre geirrt hätte. So hat die herrliche Stelle von der Nachtmuſick am Ende des erſten Theils S. 174 u. ff. nicht den Eindruck, den ſie ſollte, auf mich gemacht, weil mir die Situation S. 139 noch in zu friſchem Andenken war, und überhaupt die ganze Mariane, der z. B. (S. 104) die Alte ſagen durfte und die darauf antwortete — was dort zu leſen iſt. Ich läugne nicht, daß dergleichen ſich in der Natur wohl findet: aber wer kann nur mit ſich ſelbſt ſympathiſiren hinten nach, wenn es ihm begegnet iſt eine ſolche Leidenſchaft

zu haben? Wer möchte ſich eine ſolche Verirrung des Herzens und Geiſtes nicht gern abläugnen? —

Dies mein Lieber, iſt der öfter wiederkommende Fehler, deßen ich vorhin gedachte. Ich will ihn an noch einem Beyſpiele rügen, damit es dir ganz deutlich werde, was ich überhaupt damit meine. Die tiefſinnige vortreffliche Stelle S. 201 u. ff. über Dichter-Geiſt-Beruf und -Schickſal: hältſt du ſie wohl für möglich in dem Kopfe eines jungen Menſchen wie Meiſter? Konnte er dies alles denken, empfinden und ſagen und doch noch ſo gar nicht wißen, was er an ſich ſelbſt hatte? Mündlich ſprechen wir mehr über das Buch, nach deſſen 2ten Theil mich unſäglich verlangt. —

J.

99.

Vor einigen Wochen traf ein Kaſten glücklich bey mir ein, deßen Inhalt von dem wohlnährenden Zuſtande jener Gegend in der du dich befindeſt das beſte Zeugniß ablegte und mein Haus auf einige Zeit zum pays de Cocagne machte.

Marens Fleis hat ihn abgehalten ſogleich mit von dieſen Wohlthaten zu genießen, heute Abend wird er zum erſtenmal vor der Redoute ſich daran mit uns erlaben.

Schon das beygelegte Verzeichniß des fürtrefflichen Spediteurs iſt ein Gaſtmal an ſich, und da er ſo klug war weder etwas moraliſches noch äſthetiſches mit beyzupacken; ſo iſt unſre reine Sinnlichkeit im ungeſtörten harmoniſchen Genuß der unvergleichlichen Gaben.

Marens Abreiſe auf Oſtern thut mir leid, ich darf ſagen: weh. Wir ſind beyde nicht zu ſchnellen Freundſchaften geneigt und wir fingen eben erſt an einander etwas zu werden.

Zu den freundſchaftlichen, Herz und Geiſt erhebenden Geburtstagsfeyern wünſche ich dir Glück und danke dir daß du mich mit dem Detail bekannt machen wollteſt. Grüße deine Freunde und die Deinigen von mir und danke dem lieben Clärchen für die Abſchrift.

Auf Oſtern wird der zweite Band des Romans ſeine Aufwartung machen. Jeder Antheil freut mich, er äuſſre ſich in Lob oder Tadel. Vielleicht erheitern ſich die Stirnen der Damen nach und nach. Den Hrn. Grafen bitte ich, auch in der Folge mir beyzuſtehen. Ich darf nicht mehr rückwärts ſehen. Es bleibt mir noch eine wunderliche Bahn zu durchlaufen. Wenn ich mit allem was ich mir auf dieſes Jahr vorgeſetzt, durchkomme; will ich ein fröhliches Neujahr feyern. Bis jetzt iſt es gut und zweckmäßig gegangen.

Auf dem Wege zu dir ſehe ich mich noch nicht. Wir wollen auch das den Stunden überlaßen.

Freundinn! dich hat die Erfahrung gelehrt, daß du dich selbst nicht retten kannst. Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf seinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme gibt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, so erschrecke ich über den ängstlichen Ton, der darin wiederhallt.

Magus. Ermanne dich und es wird alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht deinen Willen unter dein Vermögen.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen

Schillern wird viel Freude machen daß du ihm beyfällst und daß etwas von dir zu hoffen iſt. Sende ja bald und lebe recht wohl.

W. d. 27ſten Febr. 1795.

G.

Zur Nachſchrift muß nicht vergeßen werden, daß das franzöſiſche Gedicht ſo artig und zierlich mir erſcheint als man was machen kann.

100.

Deinen Brief vom 1ſten März den ich geſtern erhielt kann ich nicht nach Wunſch beantworten. Vor einigen Tagen ſprach ich die Angelegenheit mit Max weitläufig durch und da ergab ſich denn daß ich zu Hauſe bleiben müße. Ich will dir keine Urſachen ſagen, denn wenn man ſich in ſolchem Falle nicht raſch entſchließt, ſo findet man Urſachen genug um in ſeinem Zuſtande zu verharren. Verzeih mir alſo wenn Max allein kommt. Er wird wohl über die Zeit ſelbſt ſchreiben. Ich bin ſehr geſammelt und fleißig und fürchte mich vor der hundertfachen Zerſtreuung der Reiſe.

Gieb dir doch gelegentlich einmal die Mühe mir deutlich zu machen: Worin du von unſern neuen Philoſophen differirſt? und wo der Punkt iſt auf dem ihr euch ſcheidet,

und ſetze mich in den Stand in deinem Namen mit ihnen zu ſtreiten.

Lebe wohl, behalte mich lieb und grüße die Deinen.

W. d. 11. März 1795.

G.

101.

Mein Verlangen auch wieder etwas von dir zu hören iſt denn endlich heute auch befriedigt worden, wofür ich dir den beſten Dank ſage und ſogleich auch einige Worte erwiedere.

Möchteſt du dich ja in der ſchönen Jahreszeit vollkommen wieder erholen und auch um deinetwillen der Friede bald die Welt beglücken, daß du in deine ſchöne Heimath wieder zurückkehren könneſt, ich traue denen nordiſchen Sumpf und Waſſerneſtern, in denen du dieſe paar Jahre zugebracht haſt, gar nichts gutes zu.

Im Auguſt gedachte ich Meyern nach Italien zu folgen, nun bin ich abgeſchnitten und muß abwarten, was es werden kann, indeſſen gehe ich in meinem Weſen und in meinem Plan gelaßen fort. Ich habe ſo viel vor mir auch nur auszuarbeiten, daß es mir vor einem halbjährigen Gefängniß nicht bange wäre, wenn man mir nur Dinte, Feder, Papier und einen Schreiber laßen wollte. Der letzte Band

meines Romans kommt auf Michael, ich hoffe er ſoll dir auch manches erfreuliche bringen, der zweyte und dritte ſteht eingepackt ſchon ein halbes Jahr hier auf dem Repoſitorio, der Unglaube hat ſie zurück gehalten, ſowie der Unglaube dich auch die Zueignung von Woldemar wegſtreichen ließ; mit der nächſten fahrenden Poſt ſollen ſie nun abgehen.

Sage mir doch gelegentlich an wen und wohin Clärchen verheirathet iſt? Grüße Lehnchen vielmals, auch Schloſſers wenn ſie kommen. Sage mir, was du von Max weißt, und laß mich wiſſen, daß deine Geſundheit immer zunimmt.

W. d. 12. Juny 1796.

G.

Dieſer Brief war ſchon geſiegelt als mir die Abſchrift einer meiner neueſten Arbeiten in die Hände fällt; ich ſchicke ſie hiermit und erſuche dich nur ſie nicht aus Händen zu geben.

102.

Aus dem Brief an Max ſiehſt du wie es mit mir ſteht und daß ich, da mein Flug nach Süden gehemmt worden, für dieſen Winter wieder hier leibeigen bin. Es wäre mir von ſo viel Freude als Nutzen geweſen dich wieder zu ſehen. Denn erſtlich iſt der Roman nun fertig, und ich hätte dich gern, über dieſes Ganze ohne Ende, umſtändlich gehört;

dann habe ich mich mit allen meinen Kräften auf das epi-
ſche geworfen und will ſehen, am Ende meiner Laufbahn,
auch noch um dieſen Eckſtein herum zu kommen, worüber
ich denn ſehr gerne theoretiſch mit dir geſchwatzt und dir
meine Verſuche vorgelegt hätte, eben ſo wichtig wäre es
mir geweſen dir meine weiter verbreiteten und beſſer geord-
neten Plane über die natürlichen Dinge darzuſtellen, weil
es beſonders jetzt auf Ausbildung des Subjects ankommt,
daß es ſo rein und tief als möglich die Gegenſtände ergreife
und nicht bey mittlern Vorſtellungsarten ſtehen bleibe, oder
wohl gar ſich mit gemeinen helfe. Du würdeſt mich nicht
mehr als einen ſo ſteifen Realiſten finden, es bringt mir
großen Vortheil daß ich mit den andern Arten zu denken
etwas bekannter geworden bin, die ich, ob ſie gleich nicht
die meinigen werden können, dennoch als Supplement mei-
ner Einſeitigkeit zum practiſchen Gebrauch äußerſt bedarf.

Du wirſt wahrſcheinlicher Weiſe meinen Roman eher
aus dem Buchladen als von mir erhalten, ich habe ſelbſt
noch kein Exemplar weil das Glätten aufhält. Es war
ungeſchickt von mir daß ich dir nicht eins direct aus Berlin
addreßiren ließ; ſobald mein Paquet ankommt, ſende ich
eins ab.

Auf Marens Ankunft freue ich mich ſehr. Ich hoffe er
wird eine Zeitlang bey mir bleiben können, da Meyer nicht
hier iſt, kann ich ihn recht gut logiren. Lebe wohl und
gedenke mein unter den deinigen, und behalte mich lieb.

Humboldt kommt nun auch bald wieder, ich freue mich besonders dessen was er von dir erzählen soll.

Weimar den 17ten Octbr. 1796.

G.

103.

Mache dem letzten Bande des Romans, der hier ankommt, ein freundlich Gesicht und von dem manigfaltigen was er enthält eigne dir auch was zu.

Eins von den beyliegenden Exemplaren besorge gefälligst an Iffland, eins an Schlosser.

Lebe wohl mit den Deinigen.

W. d. 21sten Octbr. 1796.

G.

Schicke mir Max bald.

104.

Wandsbeck den 9ten Novbr. 1796.

Von Meisters 4tem Theil kann ich dir nicht eher etwas Gründliches sagen, bis ich das ganze Buch von vorn an noch einmal gelesen habe. Freundlich genug habe ich diesen

letzten Band angesehen, und der Gruß wurde mir auch, man kann nicht schöner, gleich beym Aufschlagen erwiedert. Viele andere herrliche Stellen fand ich und manches was ich mir tief und ganz zueignen konnte. Die Entwickelung ist aber nicht im Ganzen wie ich sie nach dem 3ten Theile, der ein Höchstes von Entwickelungs-Anlage für mich ist, erwartet hatte. — Ich habe in den vorigen Bänden vieles angestrichen und mir hinten Seitenzahlen aufgeschrieben: aber ausgeschrieben habe ich nur Eine Stelle, welches mir jetzt hintennach aufgefallen ist. Ich will dir pünktlich aus meiner Kladde abschreiben wie es dasteht und ich es Maren gezeigt habe.

„Wilhelm Meister II. S. 136. Jarno sagt zu Wil-
„helm: Ich habe es oft mit Ekel und Verdruß gesehen,
„wie Sie, um nur einiger Maaßen leben zu können,
„Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und
„an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten."

S. 138. „Nein, rief er (Wilhelm) aus, du bildest
„dir nur ein, du abgestorbener Weltmann, daß du ein
„Freund seyn könnest! Alles was du mir anbieten
„magst ist der Empfindung nicht werth, die mich an
„diese Unglücklichen bindet."

Sieh, Lieber! Dies war mein Mittelpunkt, aus dem ich den Strahl zog, der mir Maaß und Mittel des Umkreises, und alles in ihm Bildlichen und Meßbaren wurde. — Du scheinst mir aus diesem Kreise herausgetreten zu seyn, und mir fehlt nun die Haltung für das Ganze.

Ich wiederhole, daß ich den letzten Band erst einmal und nicht einmal selbst gelesen habe. Lene las vor, damit aller Begierde und Ungeduld zugleich gestillt würde. Da kam nun vielerley zusammen, daß mein Urtheil nicht ganz frey bleiben konnte. Unterdeßen habe ich dir den Eindruck hinlegen wollen, so wie ich ihn empfing. Sonst höre ich fast die Stimmen durchgängig für diesen 4ten Theil und er soll viele, die bis dahin mit dem Buche unzufrieden waren, damit ganz ausgesöhnt haben.

J.

105.

W. d. 26sten Decbr. 1796.

Es sind diese Zeit her so viele Gaben nach einander von dir zu mir gelangt, daß es ein unerhörter Undank seyn würde, wenn ich länger schweigen wollte. Zuerst kam dein Brief, sodann die philosophische Abhandlung, sodann der wackere Mar und zuletzt ein paar Kistchen Geräuchertes, so daß also für Leib und Seele, Geist und Herz im Uebermaße gesorgt ist.

Laß mich nun also über diese vier Puncte besonders einige Worte sagen.

Du meldest mir daß du den vierten Band meines Romans mit Einem Ohre und nicht ganz zu deiner Zufrieden-

heit vernommen haſt. Gebe der Himmel daß er eine beßere Aufnahme erfahre, wenn du gelegentlich ihn vor beyden Ohren, oder vielleicht vor beyde Augen auftreten läſſeſt, ſollte es aber auch da nicht gehen, ſo wollen wir ihn bey Seite legen und etwas anders vornehmen.

Ich wünſche mir daß ich die Paſſion zu meinem neuen epiſchen Gedicht in das nächſte Jahr recht lebhaft mit hinüber bringen möge. Die Art, wie Mar ſolches genommen, hat mir wieder neuen Muth dazu gegeben.*)

Die unartige Recenſion deines Woldemars habe ich nicht leſen können. Wenn einer, anſtatt eine vernünftige Silhouette zu machen, das Licht ſo ſchief ſtellt daß eine Fratze ſich an der Wand bilden muß, und dergleichen Darſtellungen unter dem Motto Fiat justitia et pereat mundus im Publiko ausbietet, ſo kann man eben nichts weiter thun als es geſchehen laſſen. Du ſcheinſt mir auch für einen zwanzigjährigen Autor noch nicht abgehärtet genug. Das ganze Schriftſteller und Recenſentenweſen iſt doch immer nur dem fabelhaften Geiſterſtreite gleich, wo die gebeinloſen Heroen ſich zur Luſt in der Mitte von einander hauen und

*) Hermann und Dorothea, noch nicht ganz vollendet, in erſter Abſchrift. Als der Jüngling die Blatter dem übergütigen Dichter tief bewegt und angeregt wieder übergab, verbarg dieſer ihm ſeine Freude nicht, heiter hinzufügend: Nach Ihnen iſt nun Böttiger der nächſte, dem ich es mittheile; denn bei dem bin ich bei der Beurtheilung vor allem Einfluß des Gemüthes auf den Verſtand ſicher, und ſo einen brauche ich. D. Hgb.

alle sogleich wieder hergestellt sich mit Vater Odin wieder zu Tische setzen.

Baders Schrift habe ich mit Vergnügen durchgelesen, er sie uns gleich aus Regionen etwas erzählt, in die ich mich niemals versteige. Könnte er jemals zu mir herunter auf den Grund und Boden kommen, auf dem ich zu Hause bin, so würde ich eher im Stande seyn, aus der Anwendung seiner Principien die Principien selbst zu beurtheilen. Indessen habe ich den Versuch gemacht sie nach meiner Art und Weise zu brauchen und es scheint mir sehr viel schönes und passendes aus denselben entgegen.

Die Gegenwart von Max hat mir in diesen kurzen und trüben Tagen sehr viel Freude gemacht, er hat sich sehr gut ausgebildet und er scheint mir auf dem Wege zu seyn, den ich für den rechten halte. Er soll mir lieb und werth seyn so lange er bleiben will, und ich hoffe sein Aufenthalt soll ihn nicht gereuen, wir haben so eine große Menge von litterarischem Wesen und Treiben bey uns, besonders auch in dem Fache, das ihn interessirt, er kennt Menschen und Sachen von früherer Zeit, es imponirt ihm also nichts und er kann eher sich aus der Masse das nützliche zueignen, und indem er sich nach einer so schönen Reise wieder in der thüringischen Beschränkung findet, so kann er desto eher mit sich selbst zu Rathe gehen und erfahren was sein eigen gehört.

Er hat sowohl hier als in Jena nur gute Verhältnisse zurückgelaßen und also auch wieder gefunden. Er hat bey

allerley geiſtigen Übungen auch einen Verſuch auf Schrittſchuh gemacht, der nicht übel gelungen iſt. — Und nun ſeh ich erſt daß mir ein ganz kleiner Raum übrig bleibt, um dir für die fürtreffliche Sendung der Gſnwaaren zu danken. Ich hoffe Max wird bey uns bleiben bis ſie ſämmtlich verzehrt ſind. Lebe recht wohl.

G.

106.

Gutin den 9ten December 1799.

Ich kann dir nicht ſagen, Lieber! wie mir oft das Herz anſchwillt bey dem Gedanken an dich, und welche Begierde ich fühle, dich wieder zu ſehen, dich an mein Herz zu drücken — Einmal noch wieder zu leben auf dieſer Erde. Ich bin überzeugt, es begegnet dir ähnliches in Abſicht meiner. Unmöglich iſt eine Liebe, wie die meinige zu dir, ohne Gegenliebe, ohne einen gemeinſchaftlichen Grund ſolcher Beſtändigkeit und Wahrheit. Laß mich ein Wort von dir hören, lieber, alter Einziger! Durch Gerüchte wirſt du vernommen haben, daß ich jetzt hier in Gutin lebe — wahrſcheinlich ſterben werde. Ich war des Herumziehens müde; Lene noch mehr; ich ſah: ſie ertrug es nicht länger — ſo entſchied ich mich für den Platz, wo ich gerade war, da ein neuer Krieg ausbrach, und zu gleicher Zeit Schenk als geheimer Referendar nach München berufen wurde.

Wendet kein Elend,
Nicht dich nicht frey.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbey.

ab.

Lila allein. Er geht! Ungern seh' ich ihn scheiden. Wie seine Gegenwart mir schon Muth, schon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an seiner Hand meinen Wünschen entgegen gehe? Nein, ich will mich einsam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Gesellschaft erfreuen, die mich umgibt. — Zaudert nicht länger, liebliche Geister! Zeigt euch mir! Erscheinet, freundliche Gestalten!

Meine Wohnung iſt nun eingerichtet, räumlich, bequem und zierlich. Hier mußt du mich beſuchen und wirſt es. — Laß mich ein Wort von dir hören, ein bedeutendes, wie es dir geht und wie dir iſt. Ich ſchreibe dir dann wieder, was und ſo viel du willſt. Lene grüßt dich herzlich. Lotte iſt nicht bey uns. Sie iſt zu Anfang des October nach Düſſeldorf verreiſet, zu dem armen Eduard, der ſeine Frau, das liebenswürdigſte Weſen unter der Sonne, verlohren hat. Ich habe dir ehemals viel von dieſer Fritze geſagt; du wirſt dich deßen erinnern. — Im März kommt Lotte zurück und bringt mir Clärchen mit.

Du wirſt durch den Verleger ein Exemplar meines Briefes an Fichte erhalten haben. Ich habe dir dabey ſchreiben wollen, und bin durch Krankheit verhindert worden. Meine Vorrede zum überflüſſigen Taſchenbuch wird dir wohl auch zu Geſicht gekommen ſeyn. Sie iſt mir wie, minder oder mehr, alles was ich ſchreibe, durch Dichtigkeit mißrathen. Ich leſe jetzt deinen Meiſter wieder, und bin begierig auf den Eindruck den ich diesmal von dem ganzen, hintereinander eingenommen, empfangen werde.

Mögeſt du dieſen Brief in einer Stunde empfangen, wo du ihn leſeſt wie ich ihn geſchrieben habe. Ich umarme dich mit innigſter Liebe und Zuverſicht.

Fr. Jacobi.

107.

Ich erhielt deinen lieben Brief eben als ich mich hatte bereden laſſen wieder einmal die Eisbahn zu beſuchen, und konnte mich alſo gleich, unter freyem Himmel, bey ſchönem Wetter, deines Andenkens erfreuen.

Dieſes dein Lebenszeichen iſt mir höchſt willkommen, da deiner ſo oft auch in unſern Cirkeln gedacht wird. Meine alte Liebe iſt dir Bürge, daß es mir immer eine ſehr angenehme Empfindung macht, wenn diejenigen, die ſonſt nicht viel gelten laßen, deiner in Ehren gedenken.

Den Brief an Fichte hatte ich ſchon im Manuſcript geſehen, im Drucke war er mir, gehaltvoll wie er iſt, ſchon wieder neu, beſonders erhält er durch die Beylagen ſeine völlige Rundung.

Der Anblick einer, von Hauſe aus vornehmen Natur, die an ſich ſelbſt glaubt und alſo auch an das beſte glauben muß, deſſen der Menſch auf ſeinen höchſten Stufen ſich fähig halten darf, iſt immer wohlthätig und wird entzückend, wenn wir Freundſchaft und Liebe gegen uns in ihr, zugleich mit ihren Vorzügen, mitempfinden.

Seit der Zeit wir uns nicht unmittelbar berührt haben, habe ich manche Vortheile geiſtiger Bildung genoßen. Sonſt machte mich mein entſchiedener Haß gegen Schwärmerey, Heucheley und Anmaßung oft auch gegen das wahre ideale Gute im Menſchen, das ſich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen kann, oft ungerecht. Auch hierüber,

wie über manches andere belehrt uns die Zeit, und man lernt: daß wahre Schätzung nicht ohne Schonung seyn kann.

Seit der Zeit ist mir jedes ideale Streben, wo ich es antreffe, werth und lieb, und du kannst denken wie mich der Gedanke an dich erfreuen muß, da deine Richtung eine der reinsten ist die ich jemals gekannt habe.

Wenn ich dir von mir sagen sollte, so müßte ich weitläufig sein; denn die drey oder vier Jahre haben manche Veränderung in mir hervorgebracht.

Nachdem ich den vergeblichen Aufwand eines dilettantischen Strebens nach bildender Kunst eingesehen hatte, wollte ich mir zuletzt noch ein reines Anschauen des höchsten, was uns davon übrig ist, verschaffen. Mein Freund Meyer war deßhalb schon 1795 nach Italien vorausgegangen, und eben als ich mich losgelößt hatte ihm zu folgen, war die Verwirrung so groß, daß ich nur bis in die Schweitz kam. Die Folge hat bewießen, daß wir wohl thaten wieder nach Hause zu kehren.

Was wir aus diesem allgemeinen und besondern Schiffbruche retten, magst du, wenn es dich interessirt, aus den Propyläen von Zeit zu Zeit ersehen.

Von poetischen Ideen und Planen liegt manches vor mir, es kommt auf gut Glück an, ob und wie bald etwas davon zur Ausführung gedeiht.

Mit einer sehr angenehmen Empfindung arbeite ich nunmehr an der Farbenlehre. Nachdem ich mich beynahe

10 Jahre mit dem Einzelnen durchgequält habe, so sehe ich die Möglichkeit dieses schöne und reiche Capitel, das bisher theils vernachlässigt, theils mit vorsätzlicher Dumpfheit obscurirt worden ist, sowohl in sich selbst zu vollenden und aufzuklären, als auch mit dem Kreis der übrigen Naturerscheinungen zu verbinden. Die Arbeit ist noch immer groß die vor mir liegt, indessen kann ich hoffen sie zu vollenden.

Sie hat mir übrigens große Vortheile gebracht, indem ich dabey genöthigt war sowohl gegen Erfahrung als Theorie Face zu machen, und mich also nach beyden Seiten gleich auszubilden suchen mußte. Dabey kam mir zu statten, daß ich von jeher, beym Anschauen der Gegenstände, auf dem genetischen Weg mich am besten befand, so daß es mir nicht schwer werden konnte mich zu der dynamischen Vorstellungsart, welche uns bey der Betrachtung der Natur so herrlich fördert, zu erheben.

Ich wünsche daß dich dieses Specimen, wenn es dereinst wird zu Papiere gebracht seyn, in guter Gesundheit antreffen und dir einen guten Tag machen möge.

Wenn du dich nur nicht zu weit hinten in Norden gebettet hättest, wo ich wohl kaum Hoffnung habe dich zu besuchen! Es mag dir zwar ganz gut und gemüthlich daselbst seyn; doch da du einmal an den Rhein nicht wieder zurückzukehren gedachtest, so hätte ich gewünscht dich an einem Ort wie Dresden wohnhaft zu sehen, der doch mitten in der bewohnten Welt liegt, an Reizen der Natur und

Kunſt reich iſt und von Fremden viel beſucht wird. Da hätte man denn freylich hoffen können ſich jährlich einmal zu ſehen. Doch müſſen wir auch jetzt nicht verzweifeln uns im Leben noch irgendwo zu finden. (Die Fortſetzung nächſtens.)

Weimar den 2. Jan. 1800.

G.

108.

Das grüne Briefblatt, das ich lange nicht geſehen hatte, war mir höchſt erfreulich, nur hätte ich demſelben auch einen heitern Inhalt gewünſcht. Es ſchmerzt mich daß dir ein geſundes und glückliches Alter verſagt iſt, das doch ſo manchem zu Theil wird und wünſche nur daß deine Reiſe eine Wirkung haben möge, die du freylich ſelbſt nicht zu hoffen ſcheinſt.

Laß mir, wenn du von Paris zurückkehrſt, wiſſen wie es dir ergangen iſt; da du dort in Verhältniſſen lebſt, die dir eine nähere Einſicht in manche Zuſtände gewähren.

Wenn du einen Freund haſt, der auch ein Kunſtfreund iſt, wie du mir Quatremère de Quinci (wenn ich recht leſe) nenneſt, ſo verſchaffe mir durch ihn eine kurze Anleitung, die man einem jungen Künſtler, der nach Paris reiſt, mitgeben könnte, damit er ſich in die dortigen Verhältniſſe am ſchnellſten finde.

Es eilt gegenwärtig ſo mancher hin, den man ſeinem guten Glück überläßt und doch iſt hier und da einer, für den man etwas zu thun wünſcht. Erlaubte dein Freund, daß man ihm einen ſolchen von Zeit zu Zeit addreßirte und ihn ſeiner Vorſorge empfähle, ſo würde mir dadurch eine beſondere Gunſt wiederfahren, der ich mich jedoch nur mit der größten Beſcheidenheit bedienen würde.

Es hält ſich gegenwärtig ein Düſſeldorfer Mahler, Namens Heinrich Kolbe, in Paris auf, einer von denen, die bey uns den Preis gewannen, der ein ſchönes Talent beſitzt und eine gar gute Natur zu ſeyn ſcheint. Möchteſt du ihn kommen laßen und ihm etwas Freundliches ſagen, oder erzeigen, ſo würde deine dortige Gegenwart auch für dieſen jungen Menſchen geſegnet ſeyn. Übrigens wünſche ich dir zu deinem dortigen Aufenthalt alles Gute und Erfreuliche.

Was mich betrifft, ſo habe ich mich, nach meinem vorjährigen großen Übel, ganz leidlich erholt und dieſen Sommer fünf, meiſt regnigte und unangenehme Wochen in Pyrmont, dagegen fünf ſehr lehrreiche und zufriedene in Göttingen zugebracht.

Es iſt gar zu angenehm, auf einem ſolchen Meere des Wiſſens, nach allen Gegenden, die uns intereſſiren, mit Leichtigkeit hinſegeln zu können.

Das alte poetiſch-wiſſenſchaftliche Weſen, das du an mir kennſt, fahre ich eben fort auszubilden. Man lernt

mehr einſehen, indem man weniger leiſtet und ſo hat jede Jahrszeit des Lebens ihre Vortheile und ihre Nachtheile.

Die jährliche Kunſtausſtellung ſchafft uns viel Vergnügen und Nutzen, indem ſie Gelegenheit zu einer, in ihrer Art, einzigen Unterhaltung giebt.

Die übrigen Geſchäfte die ich treibe, beziehen ſich auch auf Natur, Kunſt oder Wiſſenſchaft.

Wie ich mich zur Philoſophie verhalte kannſt du leicht auch denken. Wenn ſie ſich vorzüglich aufs Trennen legt, ſo kann ich mit ihr nicht zurechte kommen und ich kann wohl ſagen ſie hat mir mitunter geſchadet, indem ſie mich in meinem natürlichen Gang ſtörte; wenn ſie aber vereint, oder vielmehr wenn ſie unſere urſprüngliche Empfindung als ſeyen wir mit der Natur eins, erhöht, ſichert und in ein tiefes, ruhiges Anſchauen verwandelt, in deſſen immerwährender ἀγχρασις und διαχρασις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein ſolches zu führen auch nicht erlaubt iſt, dann iſt ſie mir willkommen und du kannſt meinen Antheil an deinen Arbeiten darnach berechnen.

Für den überſchickten Aufſatz danke ich ſchönſtens, der Almanach iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen.

Seit Herr Himly in Jena iſt, bin ich einigemal drüben geweſen und habe ihn verſchiedentlich geſehen. Er gefällt mir im Ganzen recht wohl, auch habe ich verſchiedenes von ihm geleſen, wo er mir auf guten Wegen zu ſeyn ſcheint. Nur glaubte ich aus ſeinen Reden zu ſchließen daß er einige

Averſion für die Philoſophie habe, welches ihm früher oder ſpäter zum Nachtheil gereichen muß.

Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der doch immer, wenn was tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le savoir iſt und bleibt, gegen die Philoſophie, beſonders wie ſie in unſern Tagen erſcheint, eine Art Apprehenſion, die aber nicht in Abneigung ausarten, ſondern ſich in eine ſtille vorſichtige Neigung auflöſen muß. Geſchieht das nicht, ſo iſt ehe man ſichs verſieht der Weg zur Philiſterey betreten, auf dem ein guter Kopf ſich nur deſto ſchlimmer befindet, als er, auf eine ungeſchickte Weiſe, die beßere Geſellſchaft vermeidet, die ihm allein bey ſeinem Streben behülflich ſeyn konnte.

Deinen Enkel habe ich nur einige Augenblicke geſehen, etwas näher den Sohn unſerer Freundinn. Die drey Schloſſer und zwey Voße machen eine der wunderbarſten jungen Geſellſchaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Der jüngſte Sohn des Schöff Schloſſer iſt ein kleiner Enragé für die neuſte Philoſophie und das mit ſo viel Geiſt, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unſer Wunder daran ſehn. Sein älterer Bruder iſt eine ruhige verſtändige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena, zu der ſeligmachenden Lehre, gerufen hat; der Sohn meines Schwagers ſcheint ſeinen Vater nicht zu verläugnen. Mir kommt vor, daß er einen guten graden Sinn hat, Luſt an der Erfahrung. Nicht wenig ſcheint er betroffen zu ſeyn, daß er alles, was man ihm an Philoſophie eingeflößt,

abſchwören ſoll. Wozu ihn doch wahrſcheinlich ſein kleiner Vetter endlich nöthigen wird.

Von den Voßens ſcheint mir der eine etwas überſpannt und der andere etwas dunkel. Wär es nicht die Neigung und das Verhältniß zu dieſen jungen Leuten; ſo würde ſchon die Neugierde, wie ein ſolches Phänomen ſich auflöſen kann, mich aufmerkſam auf ſie machen. Unſere Schloſſer hat mir geſchrieben, ich denke ihr in dieſen Tagen zu antworten. Grüße mir deine treue Schweſter in deiner Nähe, und Clärchen, wenn du ihr ſchreibſt, zum ſchönſten. In unſerer Gegend kann ich kaum hoffen dich zu ſehen, und wo wir uns ſonſt einmal treffen möchten — Lebe wohl und reize mich bald wieder dir ein neues Blatt anzufangen.

Weimar d. 23. Nov. 1801.

G.

109.

Eutin den 27ſten July 1803.

Ich kann Heinr. Voß, der von dir her kam, ohne mir einen Gruß von dir zu bringen, nicht wieder hinreiſen laßen, wo ich weiß, daß er dich ſehen und ſprechen wird, ohne ihm Grüße an dich mitzugeben, nicht nur mündlich, ſondern auch einen ſchriftlichen.

Es muß dich befremdet haben, daß du auf deinen mir

nach Paris geſchriebenen Brief keine Antwort erhieltſt, da es dir wahrſcheinlich unbekannt geblieben iſt, in was für einen niederſchlagenden Zuſtand ich in Abſicht meiner Geſundheit gleich nach meiner Rückkehr in Aachen gerieth, und wie ſich dieſer eine lange Zeit immer nur verſchlimmerte. Ich verließ Aachen zu Anfang des April; Pempelfort zu Anfang May; brachte ein Fieber mit nach Hannover, und wurde bey Dohm zu Hornburg bettlägerig. Bey dieſer Gelegenheit lernte ich den Profeſſor Horn aus Braunſchweig kennen. Er verſprach mir ſchnelle Hülfe für den Augenblick, und dauerhafte für die Zukunft, wenn ich ſeinem Rath ſtandhaft folgen wollte. Wie ich ihm, ſo hat er mir Wort gehalten. Nach einigen Monaten traten Stunden ein, worin ich Kopf und Augen wieder brauchen konnte, und der vorige Winter iſt mir, bis zum Februar, erträglich hingegangen. Was ich dir melde, magſt du zum Theil durch Voßens ſchon erfahren haben. Elend genug bleibt im Ganzen mein Befinden noch immer, aber verglichen mit dem, was es war, muß ich, was ich dem trefflichen Horn verdanke, doch Geneſung nennen.

Jetzt ſollte ich dir noch bedeuten, warum ich dir nicht ſpäter, da ich auf blauem oder grünem Papier wieder mit der Feder wenigſtens ſtammeln konnte, oder mit dem Munde, wie heute, in Lenens Feder, die verſpätete Antwort abtrug. Ich habe freylich das Dictieren wohl lernen müßen, auch das langſame Himmalen der Worte zu meinen Empfindungen und Gedanken; aber für dich wollte ichs

Chor der Feen, erst in der Ferne, dann näher. Zuletzt treten sie auf, an ihrer Spitze Almaide.

Chor.

Mit leisem Geflüster,
Ihr lüft'gen Geschwister,
Zum grünenden Saal.
Erfüllet die Pflichten!
Der Mond erhellt die Fichten,
Und unsern Gesichten
Erscheinen die Lichten,
Die Sternlein im Thal.

Während dieses Gesangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwischen welchem Lila zuletzt hinein tritt und Almaiden anredet.

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn sie eure heilige Reihen stört! Ich bin zu euch gewiesen, und da ihr mir erscheint, ist es mir ein Zeichen, daß ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz eurem Rath, eurer Leh-

ohne die äußerſte Noth nicht lernen, und hoffte noch immer, es wieder ſo weit zu bringen, daß ich es nicht nöthig hätte. Überhaupt war mein Wohlſeyn dieſe ganze Zeit über nie ſo beſchaffen, daß ich dich hätte auffordern mögen, mich darauf anzuſehen. Ich wünſchte nur zuviel, jedesmahl wenn ich wünſchte, daß ich doch einmahl möchte an dich ſchreiben können.

Nach Kolbe habe ich mich zu Paris, gleich nachdem ich deinen Brief erhalten hatte, ſorgfältig erkundigt und erkundigen laßen, ohne ihn auftreiben zu können. Die deutſchen Mahler im Muſeum verſicherten mich einmüthig, es ſey jetzt kein Kolbe in Paris, ſie kennten ſich alle untereinander, und es ſey unmöglich daß einer, der ſich mit ihrer Kunſt wirklich beſchäftige, dem andern verborgen bliebe. Erſt 4 oder 5 Tage vor meiner Abreiſe von Paris brachte Quatremère mir die Nachricht, mein Kolbe ſey nun angekommen, und habe ein Empfehlungsſchreiben an ihn. Unglücklicher Weiſe ſey er nicht zu Hauſe geweſen, da jener ſich bey ihm gemeldet, und er habe dem Bedienten ſeine Adreße nicht gelaßen. Er verſprach mir ſich Mühe zu geben, mir den jungen Mann noch vor meiner Abreiſe zuzuführen. Ich ſelbſt konnte keine Schritte mehr deswegen thun, ich war nicht mehr Herr über einen Augenblick in dieſen letzten Tagen; man muß in einem ſolchen Strudel geweſen ſeyn, um ſich eine Vorſtellung davon zu machen.

Junge Leute, die dich vorzüglich intereßiren, kannſt du unter deinem Nahmen herzhaft Quatremère empfehlen, und

dich darauf verlaßen, daß er ihnen nach Vermögen mit Rath und That an die Hand gehen wird. Seit ich Paris verlaßen habe, iſt er von Chaillot nach Passy gezogen. Den Winter wollte er künftig in der Stadt zubringen, welches doch im vorigen noch nicht geſchehen iſt. Wo er ſich jedesmahl aufhält, iſt in Paris leicht zu erfahren, wo er ſehr bekannt und allgemein geehrt iſt. Er iſt auch Secrétaire du conseil général du Département de la Seine.

Willſt du den Mann etwas näher kennen lernen, ſo laß dir die 2 Theile der Encycl. par ordre de Matières geben, die von der Baukunſt handeln; ſie ſind von ihm. Ich erinnere mich verſchiedene Artickel darin, z. B. den von Brunelleschi und Michel Angelo, mit dem größten Vergnügen geleſen zu haben. Zum zweyten Mahl im Gefängniß, après la journée de Vendemiaire, ſchrieb er, während man das ſchon wider ihn publicierte Todesurtheil revidirte, Briefe Sur le préjudice qu'occasionneraient aux arts et à la science, le déplacement des monumens de l'art de l'Italie, le démembrement de ses écoles et la spoliation de ses collections, Galeries et Musées, etc. Sie wurden im Jahr 1796 gedruckt, ſind ganz vergriffen und dürfen, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht wieder aufgelegt werden. Zwey ſeiner Anträge als Secrétaire du Département machten, während ich in Paris war, großes Aufſehen; der eine Sur l'instruction publique etc., la restitution des tombeaux, mausolées etc.; der andere Sur le mode et les moyens d'exécution du monument voté en l'honneur du

premier Consul Bonaparte. Man war äußerſt begierig zu ſehen, wie ſich der unbiegſame Mann aus dieſer letzten Sache ziehen würde, aber es gelang ihm ſo, daß ihn jedermann bewundern und nur noch höher ſchätzen mußte. Bonaparte ſchlug, wie bekannt, in einem kurzen und höflichen Schreiben voll Galimathias, das Monument aus. Ganz kürzlich iſt von Quatremère ein Werk über die ägyptiſche Baukunſt erſchienen, das er mir auch zugeſchickt hat, aber, ich weiß nicht warum es noch nicht angekommen iſt.

Einen höchſt intereßanten Künſtler, Kunſtverſtändigen und Sammler fand ich an Vivant Denon, deßen Werk über Ober- und Unterägypten du geſehen haben wirſt. Er wurde mir bey dem zweyten Beſuch ſo gut, daß er mich einlud, zu jeder Tagesſtunde zu ihm zu kommen, und mir aus ſeinen Schätzen hervorzulangen, was mich jedesmahl am mehrſten erfreuen möchte. Wie oft habe ich in dieſem Hauſe dich zu mir gewünſcht.

Ein Aufenthalt von 3 Monaten iſt für Paris eine viel zu kurze Zeit, wenn man auch, wie ich mich deßen rühmen darf, jede Minute zu Rath hält. Ich wollte, ich ſäße bey dir, und könnte dir erzählen, was ich geſehen, gehört, beobachtet und gedacht habe. Überhaupt wünſcht ich, wir ſäßen einmahl wieder beyſammen und wandelten mit einander umher wie vor 11 Jahren in Pempelfort. In der That wünſche ich's jetzt ſo, daß wenn es mir nur nicht am Gelde zur Reiſe fehlte, ich beſuchte dich noch dieſen Sommer.

Siehe doch die von Vanderbourg herausgegebenen Poe-

sies de Clotilde an. Manches in dieſer Sammlung wird dir gewiß Freude machen.

Eine Anzeige der franzöſiſchen Überſetzung des Leſſingſchen Laokoon von Quatremère findeſt du in Nr. 252 des diesjährigen Moniteur. Dieſes Werk hat bisher in Frankreich ſoviel als gar keine Aufmerkſamkeit erregt und wird auch in der Folge kein Glück machen. Was viel Inhalt hat, kann der Franzoſe nicht genießen. Er weiß ſchon alles, und was er nicht weiß muß man ihm in zwey Worten ſagen können, oder es lohnt nicht der Mühe, daß er ſich darum bekümmere. Dennoch fragen ſie gern: dites nous, apprenez nous, expliquez nous, de grace! Das hört man unaufhörlich. Läßt man ſich mit ihnen ein, ſo folgt alsbald: Ah j'entends, vous voulez dire oder vous pensez vous soutenez . . . Mais u. ſ. w. Will man ihnen begreiflich machen, daß ſie nicht verſtanden haben, und daß man nicht denkt, nicht behauptet — ſo leiden ſie es nicht: Écoutez! heißt es, und wieder écoutez! und wieder; man kommt nicht mehr zu Worte. Wollte man durchaus, ſo müßte man ihnen eben ſo derbe aufs Maul ſchlagen, wie ihr Heyland Bonaparte es gethan hat. Die Nation kommt mir unter der Herrſchaft dieſes grün-gelben Korſikaners und mit dem republikaniſchen Schilde auf der Bruſt grade wie ein Schulknabe vor, der, anſtatt ſeine Lection zu lernen, geplaudert hat, und nun an der Thüre auf eine Bank treten und den Eſel tragen muß.

Mehr über dies und Anderes künftig, wenn du es ver-

langſt und mich durch Nachricht von dir ſelbſt dazu ermunterſt. Die treue Lene, die gute Lotte und der biedere Max grüßen dich auf das herzlichſte. Die ganze Familie dankt dir für die Verdeutſchung des Benvenuto, und freut ſich auf die nahe Erſcheinung deiner Eugenia in einem cottaiſchen Almanach, den uns ein des heiligen Römiſchen- auch Schellingiſchen - Reichs - Baron, Sormaniczky, in dieſen Tagen angekündigt hat.

Lebe wohl, ich herze dich mit der alten Liebe, die nicht veraltet.

Fr. J.

110.

Eutin den 11ten April 1803.

Lieber alter Einziger! Die Nachricht von deiner zweiten Krankheit hat mich fürchterlich erſchreckt. Von der erſten erfuhr ich nichts, ſo lange ſie gefährlich blieb. Gottlob, daß du noch einmal gerettet biſt, und mir die Hoffnung wiedergegeben, dich noch einmal zu ſehen, zu hören, mich in deinen Armen zu fühlen. Da ich vor 6 Monaten durch eine ſeltſame Vereinigung von Umſtänden zu dem Entſchluße hingedrängt wurde, noch einmal zu wandern, ſtand mir die Verheißung daneben, daß ich dich auf dieſer Reiſe wiederſehen würde. Das wollte ich dir ſchreiben, ſobald alles entſchieden wäre. Aber die Entſcheidung zögerte, das Ge-

rücht kam mir zuvor, und ſo ſchrieb ich nicht. Nun kam noch deine Krankheit dazwiſchen. Die erſte, die mir Voß meldete, da du ſchon auf der Beßerung wareſt, und die zweyte, die ich plötzlich, zugleich durch Briefe aus Hamburg, und durch die öffentlichen Zeitungen erfuhr. Ich will dir nicht beſchreiben, wie dieſe Nachricht mich erſchütterte und mir zu Muthe machte. Nun bin ich geſtern Abend von neuem erſchreckt worden durch einen Brief von Voß, der mir zwar keine Verſchlimmerung deiner Krankheit meldet, aber von deiner Beßerung etwas ſehr nachtheiliges für mich, nemlich, daß du, um ſie zu vollenden, nach einem Bade reiſen, und ſchon um Johannis nicht mehr in Weimar ſeyn würdeſt. Daßelbe berichtet er von Schiller. Da man ſo früh nur zu den heißen Brunnen reiſet, und ich nicht glaube, daß du einen ſolchen gebrauchſt, ſo behalte ich noch Hoffnung, daß ſich die Sache wohl nicht ganz ſo verhalten werde. Schreibe du mir ſelbſt, oder laße mit umlaufender Poſt mir ſchreiben, was gewiß iſt. Wenn du in der zweyten Hälfte des Juny nicht mehr in Weimar anzutreffen biſt, ſo komme ich gar nicht dahin (und natürlich auch nicht nach Jena) ſondern richte gleich von Berlin aus meine Reiſe anders ein. Von hier nach Berlin reiſe ich ab den 8ten May, und denke mich dort nur 10 bis 12 Tage aufzuhalten. Von Berlin wollte ich über Wörlitz nach Leipzig, Dresden, Weimar reiſen. Hier würde ich nach meinem Überſchlage den 15ten Juny ſpäteſtens eintreffen. Mit dem Ende des Monats wollte ich in Frankfurt ſeyn,

und muß das auf alle Fälle bestimmt wollen. Überlege du nun, an welchem andern Orte, wenn es in Weimar nicht seyn soll, und nicht in Jena, wir uns treffen und einige Tage ruhig mit einander zubringen können. Wenn dir die Sache wie mir am Herzen liegt, und ich denke, sie muß es, oder nichts müßte mehr — so wirst du einen Vorschlag finden. Addreßiere deine Antwort bey Sieveking & Co. zu Hamburg, denn ich werde gegen das Ende der künftigen Woche noch einige Excursionen machen, und auf dem Sievekingschen Comptoir weiß man immer, wo ich zu treffen bin.

Einliegend etwas für unter den Strich des Intelligenzblattes, wenn es dir paßend dazu scheint. Die Recension des Bölendorfischen Ugolino in der Jenaer Literatur Zeitung erinnerte mich an diesen Brief von Leßing über den Gerstenbergischen. — Gerstenberg zeigte mir vor fünf Jahren diesen Brief, da wir mit einander über den eben erschienenen Wallenstein uns unterhielten, und erlaubte mir, nicht nur eine Abschrift davon zu nehmen, sondern auch bei einer Gelegenheit, die mir schicklich dazu scheinen würde, öffentlichen Gebrauch davon zu machen. Dies hat er mir jüngst, da ich ihm sagte, daß ich ihn dir zum Einrücken in das Intelligenzblatt zu senden wünschte, wiederholt, der Vorschlag war ihm angenehm. — Du streichst aus am Schluße was dir überflüßig scheint. Hältst du für nöthig, weil der Leßingsche Brief an einen noch lebenden Mann gerichtet ist, mich als Einsender, und den Bürgen dafür, daß der lebende

Mann ſich über die öffentliche Bekanntmachung nicht beſchweren werde, zu nennen, ſo magſt du es gern thun und die Sache nach Gutfinden einkleiden.

Mama Lene, Tante Lotte und Gläre grüßen herzlich. Die beyden letzten ſagen, du müßteſt mit uns nach Frankfurt kommen, haben es ſeit mehreren Wochen unaufhörlich geſagt, und ich ſage es nun auch, weil ich es für möglich zu halten anfange. Antworte mir ja gleich. Grüße Schillern und Heinrich Voß. An Vater Voß ſchreibe ich mit nächſter Poſt. Ich herze dich mit unausſprechlicher Liebe.

Dein alter Fritz J.

111.

Nur mit wenigen Worten ſage ich dir, daß du mich im Juni todt oder lebendig in Weimar antriffſt. Ich hoffe letzteres und freue mich ſehr dich auf deinem Übergange in ein neues Leben zu begrüßen.

Ich würde dir eine Wohnung in meinem Hauſe anbiethen, wenn ich meiner Geſundheit gewiſſer wäre, im ſchlimmen Falle iſt es aber für Gäſte, Wirth und Hausgenoſſen eine unerträgliche Pein. Übrigens können wir ruhig nach Luſt zuſammen verweilen.

Ich bin neugierig wen von den Deinigen du mitbringſt, alle ſollen willkommen ſeyn. Ob du Schillern findeſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Für den Leſſingſchen Brief danke ich und werde nächſtens davon Gebrauch machen. Danke Gerſtenbergen auch in meinem Namen dafür. Ich habe das Stück bey dieſer Gelegenheit wieder durchgeleſen und es auch nach meinen jetzigen Einſichten und Überzeugungen bewundern müßen. So viel für heute, mit den beſten Hoffnungen

Weimar d. 19. April 1805.

der Deine
G.

112.

Von deiner Rede hatte ich ſchon in Carlsbad gehört und mir ſie zu leſen gewünſcht. Deſto erfreulicher war es durch deine Sorgfalt ſie bey meiner Rückkunft in Weimar zu finden.

Wir ſind dir alle, beſonders aber wir andern in den beſorgten proteſtantiſchen Ländern, großen Dank ſchuldig, daß du dieſe wichtigen Angelegenheiten ſo tüchtig und mächtig zur Sprache brachteſt und dich zu der Großmeiſterſtelle deines academiſchen Ordens durch einen Kampf mit den ſchlimmſten Ungeheuern legitimiren wollteſt.

Soll ich nun, wie es ſich unter uns ziemt, über die Ausführung meine Gedanken ſagen; ſo iſt dir der Anfang weniger geglückt als die Folge und das Ende. Im Streite gegen die Philiſter und Nützlichkeitsforderer biſt du zu bitter

und mitunter ungerecht. Aus Leidenſchaft verwickelſt du dich in Tropen und Gleichniſſe, die nicht deutlich werden, ob wir andern gleich, die deines Sinnes ſind, alles recht gut verſtehen und dir beyſtimmen. Freylich kann ich begreifen, daß dir dieſes Geſchlecht den Kopf ſehr warm machen muß. Leid ich doch als Poet und Künſtler ſchon ſo lange Zeit von ihnen. Sie ſind aber Legion, und man muß ſie gewähren laßen, allenfalls nur ſie bänſeln, wie ichs von Zeit zu Zeit auch gethan habe. Würdeſt du dich wohl über Kinder ärgern, die lieber in einem Kirſchgarten herumnaſchen, wo ihnen die Beeren ins Maul hängen, als in einem jungen Fichtendickicht ſpazieren, das erſt in hundert Jahren Enkeln und Urenkeln Vortheil und Freude bringen ſoll.

Deſto vollkommner iſt dir, wie mich dünkt, alles übrige, ja der Hauptſieg gelungen, und man darf wohl ſagen, daß du dich aufs vortrefflichſte gehalten haſt. Dieſes dein Heft, und der ſonderbare Artickel im Mercure de France vom 15. Auguſt können uns wieder einigermaßen über unſre Zukunft beruhigen. Führe nun fort was du ſo glücklich angefangen haſt. Gebe dir der Himmel leidliche Geſundheit und langes Leben, um dein Vorgeſetztes recht zu gründen und auszuführen.

Von dem was ich thue, iſt nicht gut reden. Ich ſpinne meine alten Fäden langmüthig fort und hie und da wird ein neuer angeknüpft. Schenke dem was etwa öffentlich davon erſcheint, deine Aufmerkſamkeit.

tung. Wärt ihr Sterbliche, ich könnte euch meine Freundinnen heißen, euch Liebe geben und Liebe von euch hoffen. Täuscht mein Herz nicht, das Hülfe von euch erwartet.

Almaide.

Sey nicht beklommen!
Sey uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen,
Keine verderblichen
Götter sind wir.

Im Grunde eröffnet sich eine schön erleuchtete Laube, worin ein Tisch mit Speisen sich zeigt, daneben zwey Sessel stehen.

Viele Grüße von mir und den Meinigen an dich und deine Schweſter. Sende mir doch von Zeit zu Zeit etwas mittheilbares aus deinen Acten. Lebe wohl und liebe mich wie von jeher.

Weimar d. 16ten September 1807.

Goethe.

113.

Ich habe von dir, mein lieber Freund, dieſe Zeit her ſo mancherley Gutes erhalten, daß ich dir ſchon lange dafür hätte danken ſollen. Seit ein paar Monaten aber iſt meine Communication nach auſſen ganz unterbrochen. Ich habe mich in allerley Arbeiten verſenkt, viel mit gegenwärtigen Freunden und durchreiſenden Fremden gelebt; beſonders hat Werner, der Sohn des Thals, den du ja auch kennſt, uns durch ſein Weſen, ſowie durch ſeine Werke unterhalten und aufgeregt. Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu ſehen, und Chriſti Blut und Wunden poetiſch predigen zu hören, ohne daß es mir grade zuwider iſt. Wir ſind dieſes doch dem höheren Standpunct ſchuldig, auf den uns die Philoſophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle ſchätzen gelernt, es mag ſich auch in den wunderlichſten Formen darſtellen. An Gäſten hat es uns nicht gefehlt. Savignys und zwey Brentano's waren eine Zeitlang

bey uns. Ich habe mir viel von dir und deinen Umgebung
erzählen laßen. Schellings Rede hat mir viel Freude g
macht. Sie schwebt in der Region, in der wir auch ge
verweilen. Für alles Übrige gleichfalls den besten Dan
Laß mich von Zeit zu Zeit etwas sehen und erfahren.

In München befindet sich ein Maler, Klotz genann
der sich mit der Farbenlehre viel Mühe gegeben hat. Sch
1797 wurde ich durch einen Aufsatz von ihm im Archiv d
Zeit aufmerksam. Nun hat er 1806 eine Meldung v
seinen Erfindungen und Ansichten einzeln drucken laße
Auch hat er mir auf meinen Wunsch manches über sei
Vorstellungen und seinen Apparat geschrieben. Es geht il
wie mehreren Künstlern in diesem Fache: Man kann sag
er ist in der rechten Gegend, aber nicht auf dem recht
Wege. Zu Entwicklung der Räthsel, die ihm noch übr
bleiben, soll, hoff' ich, meine Farbenlehre dienen, und
werde im historischen Theil seiner in allem Guten gedenke
Möchtest du wohl Bekanntschaft mit ihm machen, dir sei
Ansichten vortragen laßen und dich durch Beförderung s
nes gutmüthigen und eifrigen Strebens als einen wah
haften Academischen Präsidenten bezeigen. Ich will ni
sagen, daß du eben völlige Satisfaction durch ihn erlang
werdest. Ein Practiker, der sich zu theoretisiren genöth
fühlt, ohne vorgängige theoretische Bildung, gebährdet s
immer seltsam, und wenn man seinen Ernst und seine Tr
nicht zu schätzen weiß, so muß er einem oft lächerlich vo
kommen.

Lichtenbergs Brief liegt hier bey. Er war unter meine Autographa gerathen. Den Brief an deinen Bruder find ich wohl auch und dann ſoll er gleich abgehen. Mit dem Satyros haſt du mir viel Freude gemacht. Dieſes Document der göttlichen Frechheit unſerer Jugendjahre hielt ich für ganz verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtniß wieder herſtellen; aber ich brachte es nicht mehr zuſammen.

Nach Carlsbad gehe ich wahrſcheinlich, ſobald es die Witterung erlaubt, da es mir vorm Jahr ſo große Dienſte gethan hat. Ich befinde mich dieſen Winter beßer, als ſeit langer Zeit. Ob ich dort wieder nach meiner Art kleben bleibe, oder mich weiter nach Oſten und Süden bewege, wird ſich ausweiſen. Daß ich dich beſuchen und in deiner Nähe der alten Pempelforter Zeiten gedenken möchte, kannſt du dir leicht vorſtellen.

Für heute nichts weiter als viele Grüße an die Deinigen.

Weimar den 11. Januar 1808.

G.

114.

München den 19ten Februar 1808.

Der Dank, den du mir geſchrieben haſt, war mir lieb und ich will mehr verdienen. Ich weiß, daß was ich dir

heute sende, dir große Freude machen wird. Es sind Steindrücke, nach ganz köstlichen Handzeichnungen von Albrecht Dürer. Du solltest sie als ein Geschenk von mir erhalten, und mußt sie nun als ein Geschenk des Unternehmers dieses Werks, und des Haupteigenthümers der hiesigen größeren Steindruckerey, des Oberbibliothekars Aretin annehmen. Ich mußte ihm, weil diese Blätter noch nicht ausgegeben werden, meinen Wunsch, dir vor allen andern eine Freude damit zu machen, eröffnen, und da ließ er es sich nicht nehmen, daß er selbst sie dir verehren wolle. Was du diesmal erhältst, sind die zwey ersten Lieferungen. —

Ich lege zwey Broschüren bey. Aus der einen wirst du sehen, wie es um mich; aus der andern, wie es um dich selbst steht. Es mögen nun vier Jahre seyn, da erzählte mir Jemand, der aus Jena kam, man sage dort laut, es werde bald um Göthe stehen, wie jetzt schon um Wieland, wegen des ungeheuren Fortgangs! Ich hielte das für eine Posse. Aber man hat so viel ungeheuerliches nicht glauben wollen in unsern Tagen, bis man es mit Augen sah. So habe ich auch nicht glauben wollen, daß Friedrich Schlegel wirklich und im Ernst katholisch geworden sey. Nun schreibt es Luise Stolberg an Lene auf eine Weise, daß ich kaum mehr zweifeln darf. Daß er eifrig mit Fritz Stolberg in Münster correspondire, wußte ich lange.

Werner, der Sohn des Thals, scheint mir auch zu der Gattung von Menschen zu gehören, in und an denen

wißentlich und unwißentlich zugleich der Ernſt zum Spaße, und der Spaß zum Ernſt, die Grimaſſe zur Phyſiognomie und die Phyſiognomie zur Grimaſſe auf eine Art und Weiſe wird, wie es mir nicht behagt. Solches Spiel treiben und mit ſich treiben laßen zerrüttet ohnfehlbar auch die vornehmſten Naturen. Der Dichter iſt Seher, und darf nie Lüge erſinnen, ihr dienen, ſich ihr hingeben. Die entgegengeſetzte Lehre: er müße nur Lüge erſinnen, blos Geſtaltungen geſtalten, ohne wahren oder auch nur täuſchenden Inhalt, und der abſolute durchgängige Phantaſt ſey das wahre Götterkind, iſt ein neuer Einfall, deßen eine beßere Nachwelt ſpotten wird. Ich denke zunächſt an Werner und ſeinen Attila. Er wird oder kann dir geſagt haben, daß ich ihm die zwey erſten Aufzüge ſehr gelobt, die drey folgenden aber eben ſo hart getadelt habe. Er glaubte, das Myſtiſche wäre mir fremd und zuwider. Ich verſicherte ihm, daß mir im Gegentheil das Hohe und Wahre darin zu lieb ſey, um zu ertragen, daß man blos damit gaukle und es en masquerade aufführe. Das iſt überhaupt mein Verdruß an der neuen Schule, daß ſie den Parnaß zu einem Redoutenſaale macht und dann ſpricht, dies iſt die wahre Wahrheit und die wahre Dichtung. Dieſe, die wahre Dichtung, glaube ich vielmehr, muß jenem Traume gleichen, aus dem ein wahrhaftes lebendiges Weib ward. Adam hatte die Schöne innerlich geſehen, denn er war voll Sehnſucht nach ihr. Nun kam über ihn ein tiefer Schlaf, ein Schlaf vom Herrn — und Gott ſchuf das Weib aus einer ſeiner Ribben und ſchloß die

Stätte wieder zu mit Fleisch. Nicht erschuf auch der wahrhaft Schlafende im Schlaf, in bewußtloser Finsterniß: er wußte und wollte. Da er früher gesprochen: Es werde Licht! hatte er dieses nur auf die Erde herabgerufen, die an sich wüst und leer war, und auf der fortdauernd alles erst aus der Finsterniß hervorgehen muß, so daß von keiner ihrer Geburten gesagt werden kann: Am Anfang war das Wort. Darum wähnt ihr blinden und gottlosen Heiden, Nacht sey von allem die Mutter, und der Geist komme, wie der Verstand, erst mit den Jahren, den Sinnen hintendrein. Es ist ein ähnlicher Unterschied wie der, wenn einige Völker sprechen: vor oder nach so vielen Nächten; andere, vor oder nach so vielen Tagen. Der Verstand setzet die Nacht voraus und rechnet nach ihr und aus ihr heraus; die Vernunft oder der Geist den Tag.

den 23sten Februar.

Das Paquet, welches dieser Brief begleiten sollte, ist ohne ihn abgegangen, weil ich diesen am Freytage nicht endigen konnte; den Postwagen aber, der wöchentlich nur einmal von hier nach Weimar abgeht (Sonnabends Mittags) nicht versäumen wollte.

Ich hatte im Sinn dir noch etwas über Schellings Rede zu schreiben, was ich dawider habe; nemlich wider den mit so vielem süßen Fleisch nur künstlich umgebenen Kern. **Tout les gouts sont pour moi respectables**, sagt Voltaire in einem muthwilligen Gedicht. Ich kann ihm das als Philosoph nachsprechen und verlange nur, daß jeder seinen

Geſchmack klar und deutlich bekenne. Es giebt nur zwey von einander weſentlich verſchiedene Philoſophien. Ich will ſie hier Platonismus und Spinozismus nennen. Zwiſchen dieſen beiden Geiſtern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder dem andern, ſo daß man ihm allein anhangen, ihn allein für den Geiſt der Wahrheit halten muß. Was hier entſcheidet iſt des Menſchen ganzes Gemüth. Zwiſchen beiden ſein Herz zu theilen iſt unmöglich, noch unmöglicher, ſie wirklich zu vereinigen. Wo der Schein des letzteren entſteht, da betrügt die Sprache, da iſt Doppelzüngigkeit. Dieſen Betrug, eine durchaus den Verſtand berückende Methode, finde ich in Schellings Rede durchaus angewendet und ich mag ſie im Ganzen deswegen nicht. — Über dies alles ſprechen wir, wenn du, wie ich zu Gott hoffe, aus dem Carlsbade zu uns kommſt, aus dem Grunde. Ich fand vor einigen Tagen Reime im Morgenblatt, die mir ſehr zuſprachen. Im Fall ſie dir entgangen wären, will ich das klare Geheimniß hier abſchreiben.

Vielſeitigkeit wird auf des Lebens Gipfeln nur
Gefunden, wo des reinen Daſeyns heitres Nichts,
In zarter Redensarten klaren Schein verhüllt,
Auf ſchwankem Seil der Bildung hin und wieder ſpielt.
So red und bilde dich, gebildet rede fort;
Doch was in Kunſt, im Handeln, Reden du beginnſt
Es ſey dir niemals ungebildet voller Ernſt.

Den Maler Klotz kenne ich wohl. Er hat mich einigemal bald nach meiner Ankunft in München beſucht, und

nachdem ich Präsident geworden, wieder. Schelling lachte, da ich ihm deine Empfehlung des Mannes erzählte. Göthe, sagte er, hat gut empfehlen, fünfzig Meilen davon. Es soll aber dennoch was du wünschest geschehen und zwar gleich in dem nächsten Monat. Ich komme nicht dazu, daß ich nur einen Augenblick Luft schöpfe, so viel ist zu thun an dem Bären, damit er nur einigermaßen Gestalt gewinne und auf seine Beine zu stehen komme. Mit dem Tanzenlernen wird es sich hernach schon geben. Wie unsere Diplome für auswärtige Mitglieder aussehen, wird sich dir allernächstens und ich denke nicht mißfällig vor Augen stellen. Gestern las Ritter in der Akademie ein höchst interessantes Memoire über seine Fortsetzung der Entdeckung von Davys vor. Ich laße einen Auszug daraus machen, den ich dir vielleicht schon mit nächster Post werde senden können. Er wird grade dir besondere Freude machen.

J.

115.

Wie viel Vergnügen uns die Albrecht Dürers gemacht haben, hast du nun schon aus der Recension ersehen, wovon einige Exemplare nach München abgegangen sind. Dergleichen Gutes kann nicht oft kommen; also dir und dem Herrn von Aretin den besten Dank. Wir hoffen auch für

die Zukunft noch manches Gute von dieſem techniſchen Verfahren, wenn es, wie dießmal der Fall iſt, an die rechten Gegenſtände angewendet wird.

Der Auszug aus dem Ritterſchen Memoire wird gleichfalls angekommen ſeyn. Er iſt von Doctor Seebeck in Jena, einem ſehr vorzüglichen Manne, der wohl verdient Euer Associé étranger zu werden, ja gar eine academiſche Pfründe zu genießen, wenn deren nur überflüßig zu vergeben wären. Nächſte Woche wird er die neuen chemiſchen Experimente hier in Weimar vor unſern Herrſchaften und andern Schauluſtigen vortragen.

Was die Landshuter Scripta betrifft, ſo weiß ich darüber ſo wenig zu ſagen, als über anderes, was da und dort, uns ältere Schriftſteller und Menſchen betreffend, in der neuſten Zeit geäußert wird. Mir iſt alles ganz gleichgültig. Ich ſuche mich mit mir ſelbſt und meiner nächſten Umgebung heiter zu erhalten, um noch einiges, was ich im Sinne habe, zu Papier zu bringen, und was auf dem Papier ſteht zu redigiren und ihm ein Geſchick zu geben.

Ritters neue Beyträge zum Galvanismus habe ich mit viel Antheil durchlaufen und ſtudiere das Heft nun ernſtlicher. Freylich unter ſolchen Bedingungen hätte ich auch nicht Commiſſarius ſeyn mögen. Indeſſen iſt die Schrift, wenn man ſie nicht academiſch, ſondern menſchlich und wiſſenſchaftlich nimmt, höchſt intereſſant und in mehr als einem Sinne fördernd. Ich bin ſehr neugierig zu erfahren, wie du nach ſo ſeltſamen Deviationen die Sache wieder ins

Gleis gebracht haſt. Danke Rittern ſchönſtens für die Mittheilung jenes Memoires. Ich ſchicke es mit der fahrenden Poſt wieder zurück und lege noch einiges bey, um ein Paquet zu machen.

Zu Anfang May's gehe ich ins Carlsbad. Laß mich alſo noch vor Ende Aprils einen Brief von dir haben. Aus dem Gebirge ſchreib ich dir alsdann wie mir's geht. Daß du an deiner Stelle viel zu thun haſt, kann ich mir vorſtellen. Die wiſſenſchaftlichen Dinge laſſen ſich vielleicht am wenigſten collegialiter treiben.

Lebe wohl, gedenke mein und grüße die Deinigen.

Weimar d. 31ſten März 1808.

G.

116.

An eben dem Tage, da Herr Brizzi, welcher uns bisher viele vergnügte Stunden verſchafft, von uns Abſchied nimmt, erhalte ich den dritten Jahresbericht der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, wahrſcheinlich durch deine Vorſorge, und will hiermit zum ſchönſten dafür gedankt haben. Wohl möchte ich einmal die Schätze ſehen, die ſich dort nach und nach verſammelten, beſonders machen mich in dieſen letzten Blättern die neu einrangirten Münzen lüſtern: denn an dieſen Denk- und Kunſtwerken ergötze ich

Sey uns willkommen!
Sey nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier.

Lila wird von den Feen in die Laube genöthigt, ſie ſetzt ſich an den Tiſch, Almaide gegen ſie über. Die tanzenden Feen bedienen beyde, indeß das ſingende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt iſt.

Chor.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille,
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

Lila ſteht auf und kommt mit Almaiden hervor.

Almaide. Du biſt mit wenigem geſättigt, meine Freundinn. Faſt könnteſt du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der

mich ſehr, ſeitdem ich von jenem großen, italiäniſchen Gaſtmal aufgeſtanden, und genöthigt bin, mich am nordiſchen Katzentiſche vom Abhub zu nähren. Jacobſens Rede, die mir ſchon früher zukam, hat uns an das große Feſt in der griechiſchen Epoche wieder recht lebhaft erinnert, und indem ſie unſern Geiſt erhob, unſer Gemüth in eine Halbtrauer verſetzt. Auch er ſoll Gruß und Dank haben.

An mehrern andern wiſſenſchaftlichen Fortſchritten, die uns durch dieſes dritte Heft angezeigt worden, nehme ich aufrichtig Theil; am liebſten aber wünſche ich dir Glück, daß du nach manchen ausgeſtandenen Stürmen, von denen wir ſehr ungern mehreres vernommen, endlich wieder zu einem ruhigen und erfreulichen Leben gelangt biſt. Möge dieſer Zuſtand nun deſto ſicherer fortdauern, und die überſtandene Prüfung niemals wiederkehren.

Was mich betrifft, ſo bin ich immer beſchäftigt, ohne viel zu thun, und am Ende kommt denn doch dieſes oder jenes zu Stande. Vergangenen Sommer habe ich meiſt wohl und froh in Böhmen zugebracht; ich hoffe den nächſten ſoll es mir wieder ſo werden. Laß mich gelegentlich auch wieder von dir etwas vernehmen, und wirf einen Blick auf beyliegendes Blättchen. Vielleicht kann durch deine Vermittlung ein gutes Kunſtwerk entſtehen und ein braver Künſtler gefördert werden. Lebe recht wohl und gedenke mein.

Weimar d. 19. Dezember 1810. G.

117.

München den 1sten September 1811.

Der Überbringer dieſes Blattes iſt der im Frühjahr hier erſtochene, aber glücklicherweiſe nicht todt gebliebene Profeßor Thierſch. Laße dir von ihm erzählen, wie es deinem alten Freunde geht und was du ſonſt von München zu wißen begehren möchteſt. Er wird dir auch einen Gypsabguß von meinem Bilde überreichen, das Ghriſten von mir gemacht hat. Der Abguß iſt, leider, nicht zum beſten gerathen, weil der Gyps ſchlecht war. Du ſollſt, wenn Ghriſten wieder nach München kommt, einen beßeren erhalten.

Schlichtegroll hat dir gemeldet, daß ich mit dem Kronprinzen wegen Weißer wiederholt geſprochen, und auch die Zuſage von ihm erhalten habe, daß er dieſem braven jungen Künſtler Beſtellungen machen will, aber erſt im künftigen Jahr. Der Kronprinz kommt im December wieder nach München, dann will ich ihn erinnern, und mehr bedarf es nicht, da man nicht pünktlicher im Wortbalten ſeyn kann als er.

Da dich das, was du in unſerm jüngſten akademiſchen Jahresbericht über das hieſige Münzkabinet geleſen haſt, nach dem Anblick unſerer Schätze vorzüglich lüſtern gemacht hat, ſo wirſt du es jetzt noch mehr werden, da ich dir anzeigen kann, daß wir die berühmte Couſinieriſche Sammlung erworben haben und ſie zu Anfang des Octobers in

Empfang nehmen werden. Höher könnte mich nichts erfreuen als ein Beſuch von dir. Thierſch wird dir mündlich mehr darüber ſagen.

Von deiner Farbenlehre muß ich dir noch ſagen, daß mir der zweyte Theil derſelben unſäglichen Genuß gegeben hat. Möchteſt du in einer kleinen Schrift von mir, die gegenwärtig unter der Preſſe iſt, auch einiges finden, das dir behagte. Sie enthält einen großen Theil der Geſchichte meiner Wanderung durch ältere und neuere Lehrmeinungen und Syſteme.

Da iſt ein Bote von Thierſch um Brief und Schachtel.

Meine Schweſtern und der biedere Max mit ſeiner Frau grüßen dich und die deinigen auf das herzlichſte. Grüße von mir noch beſonders den wackern Maier. — Vor allen Dingen komme nach München.

Ich umarme dich mit unvergänglicher Liebe.

Dein alter Fritz.

118.

München den 16ten April 1812.

Die freundlichen Worte, die du mir über meine Schrift „von den göttlichen Dingen" durch Schichtegroll haſt ſagen laßen, haben mich innig erfreut, und ich hätte dir längſt dafür gedankt, wenn ich nicht ſeit zwey Monaten ſo ganz

außerordentlich leidend gewesen wäre. Der Überbringer mag dir erzählen was er gesehen und von mir gehört hat.

Nächstens wirst du wieder etwas von mir erhalten, den ersten Band meiner Werke. Er wird dir den alten, „so treuen Freund" noch lebhafter vergegenwärtigen, als die Schrift von den göttlichen Dingen.

Gleich einer alten, halb verklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf!

Lieber! Du hast noch eine Schuld an mich abzutragen, und an dich selbst. Laß mich nicht in das „stille ernste Geisterreich" hinabsteigen, ehe du sie abgetragen hast.

Ich sende dir einige Autographa. Andre: ein Billet von St. Martin, ein Brief von Necker, einer von Le Sage, ein paar von der Giftmischerinn Ursinus, sollen nächstens folgen. Ich konnte sie heute nicht gleich auffinden. Der mitkommende von Duval ist nicht an mich. Solltest du das darin erwähnte Soliloque zu sehen wünschen, so will ich es für dich abschreiben laßen.

In der Hälfte des May denke ich eine Erholungsreise zu machen. Meinen Weg soll dir Herr v. Gersdorf erzählen. Zu Anfang des July werde ich wieder in München seyn.

Aber sagen laßen durch ihn kann ich dir nicht, wie ich die Blätter aus deinem Leben gelesen habe, und wie ich die folgenden erwarte. — Möchte ich noch einmahl dich wiedersehen.

Ich umarme dich mit unvergänglicher Liebe.

J.

119.

Deine kostbare Gabe, theuerster alter Freund, hat mich in Jena ereilt, in dem Augenblick, da ich im Begriff war nach Carlsbad zu reisen, woher dir denn auch dieses zukommt. Leider hat mich Herr von Burgsdorf verfehlt, und ich ermangele also nähere Nachrichten von dir und deinem Befinden, die übersandten Blätter sind mir von unendlichem Werth; denn da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt. Solche Documente ihres Daseyns sind mir, wo nicht eben so lieb, als ein Portrait, doch gewiß als ein wünschenswerthes Supplement oder Surrogat deßelben. Sende mir daher was du kannst, und rege mehrere Freunde dazu an; wie leicht giebt jeder den Beytrag eines solchen Blattes, das sonst verloren gienge und dessen Werth derjenige vorzüglich zu schätzen weiß, dessen Denkart im Alter eine historische Wendung nimmt.

Dein Büchlein war mir willkommen, weil ich nach deiner Ankündigung daraus deine Überzeugung, die sich in früheren und späteren Tagen gleich geblieben, und zu eben der Zeit den eigentlichen Status controversiae so mancher philosophischen Streitigkeiten erfahren sollte, deren wunderlichen decurs ich, mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit, selbst erlebt hatte. Diesen Gewinn habe ich nun auch da-

von und ſoll dir dagegen der gebührende Dank abgeſtattet ſeyn. Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verſchwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Epheſiſchen Geldſchmiede, der ſein ganzes Leben im Anſchauen und Anſtaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und in Nachbildung ihrer geheimnisvollen Geſtalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apoſtel ſeinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formloſen Gott aufdringen will. Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preiß der großen Artemis herauszugeben, (welches jedoch meine Sache nicht iſt, weil ich zu denen gehöre, die ſelbſt gern ruhig ſeyn mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen) ſo hätte auf der Rückſeite des Titelblattes ſtehen müßen: „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollſtändiger die Kenntniß werden ſoll, deſto ſtärker, kräftiger und lebendiger muß Liebe, ja Leidenſchaft ſeyn.“

Du erläßeſt mir, wie billig, eine weitere Ausführung dieſes Textes, denn da du deine Seite ſo gut kennſt, ſo weißt du ja auch alles, was die andern zu ſagen haben.

Erlaube mir im dritten Theile meines biographiſchen Verſuchs deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwiſchen uns beyden war ſchon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünſchen, wenn die Hoffnung, ſie, ſelbſt bey zunehmendem Auseinanderſtreben, durch Rei-

gung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu ſehen, nicht unerfüllt geblieben iſt. —

Lebe wohl, laß mich bald wieder etwas von dir vernehmen und fahre fort meine handſchriftlichen Schätze zu vermehren, die, ſeit jenem ausgeſendeten gedruckten Verzeichniß, anſehnlich zugenommen haben.

Empfiehl mich den lieben Deinen und Herrn Generalſecretaire Schlichtegroll. Möge dir deine Reiſe geiſtig und leiblich zu Nutzen kommen.

Carlsbad den 10ten May 1812.

Goethe.

120.

München den 28. December 1812.

Ich kann dieſes Jahr nicht zu Ende gehen laßen, lieber alter Freund, ohne dir zu melden, daß ich noch in dieſer Zeitlichkeit vorhanden bin, freylich, kümmerlich genug

— — in enger ſtets und enger'm Kreis,
Beweg ich mich dem engſt und letzten,
Wo alles Leben ſtill ſteht, langſam zu,
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Nahme.

Mit dir iſt es anders, das habe ich aus dem 2ten Theil deiner Biographie geſehen. Du wirſt dein beſtes ſchreiben, wie Voltaire, zwiſchen dem ſiebenzigſten und achtzigſten

Jahre; oder ſoll ich dir lieber einen Griechen nennen, wie Sophokles. Du haſt mich fühlen laßen, wie ſehr ich noch genießen kann, daß es alſo auch für mich noch der Mühe lohnt zu leben. Ich habe dieſen 2ten Theil jetzt nur erſt im Fluge leſen können, weil unſere trägen Buchhändler noch keine Exemplare haben; ein Durchreiſender lieh mir das ſeine auf zwey Tage. Nun dürſte ich nach dem Wiederleſen, nach dem behaglichen Wiederholen, und ſchreibe dir unterdeßen.

Deinen Brief aus Carlsbad vom 10ten May erhielt ich wenige Tage vor dem Antritt meiner Reiſe. Ich wollte nicht abreiſen, ohne ihn beantwortet zu haben, mußte aber doch, und nahm ihn mit, um in Heidelberg oder Freyburg zu thun, was mir hier unmöglich geblieben war. Mein zu ſchlechtes Befinden hinderte mich auch dort. Erſt in Lucern lebte ich wieder etwas auf. Aber nun war ich auch über keine Minute mehr Herr, bis ich wieder hier in meinem Hauſe aus dem Wagen ſtieg.

Das Vorhaben, meine Präſidenten-Stelle niederzulegen, hatte ich mit auf die Reiſe genommen, und es in der Bittſchrift um Reiſeurlaub auch im voraus ſchon ziemlich unverholen angekündigt. Vier Wochen nach meiner Zurückkunft bat ich nun beſtimmt um allergnädigſte Entlaßung. Auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe wurde ich wiederholt ermahnt, nicht auf meinem Geſuch zu beſtehen. Ich hatte aber zu gute Gründe zu meiner Entſchließung gehabt, um ſie wieder aufzugeben. So wurde mir dann endlich die

Erfüllung meines Wunſches, ganz ſo wie ich ſie begehrt hatte.

Seitdem iſt kein Tag vergangen, an dem ich mir nicht wiederholt hätte: Alter Fritz, wie wohl haſt du gethan, und wie hold haben ſich die Götter diesmahl gegen dich bewieſen!

Es iſt die ſonderbarſte Fügung, wie ich nach München gekommen bin, und wie ich nun in München bleibe. Was mich von Eutin wegtrieb, brachte mich damals zur Verzweiflung; und wäre mir nicht dieſe Gewalt geſchehen, ſo wäre der kranke, halbblinde Greis jetzt mit ſeinen Schweſtern der unglücklichſte Bettler.

Ich weiß nicht ob es dir bekannt geworden iſt, daß mein guter, wunderlicher Mar die anſehnliche Stelle, die er hier bekleidete, gegen eine geringere in Salzburg, wo er Oberarzt und Vorſtand des Krankenhauſes geworden iſt, aufgegeben hat. Gehalt und Rang ſind ihm geblieben; daneben macht er ſich Hoffnung ſein Einkommen durch Praxis, die er hier bey Seite geſetzt hatte, zu vermehren. Die Trennung von ihm, dem durch und durch edeln und biedern Menſchen, von ſeinem genialiſchen Weibe, von den muſterhaft erzogenen Kindern, hat mir ſehr weh gethan. Aber auch hier hat das Waltende ein Einſehen genommen. Der im Jahre 1810 aus Nürnberg hierher verſetzte Oberfinanz-Rath von Roth hatte ſich gleich damals wie ein Sohn mir angeſchmiegt, und mir geholfen, den Verluſt des heiteren, mir ſo werthen und ganz ergebenen Jakobs

zu verſchmerzen. Unſere Freundſchaft wuchs ſeitdem mit jedem Tage. Jetzt ſchlug ich ihm vor, den durch Marens Wegziehen in meinem Hauſe leer werdenden Raum mit ſeiner Frau und ſeinen zwey Kindern einzunehmen. Mit Freuden nahm er und nahm ſein verſtand- und gemüthvolles junges Weib das Anerbieten an; und ſo habe ich nun wieder Kinder und Kindeskinder bey mir und um mich. — Ganz unbekannt kann der Mann dir nicht ſeyn; von ſeiner Schrift de re municipali Romanorum, und von ſeinem Bellum Borussicum haſt du wenigſtens gehört; und geleſen haſt du die Lobſchrift auf J. von Müller und die Vergleichung zwiſchen Thucydides und Tacitus, die ich dir habe ſenden laßen. Daß wir unſern Roth deinen zweiten Theil haben mitgenießen laßen, kannſt du denken. Auch er erwartet ſchon lange ein eigenes Exemplar aus Stuttgard, und begreift das Ausbleiben nicht.

Daß dich mein Büchlein von den göttlichen Dingen „ziemlich indisponirt" hat, iſt mir ſehr leid: du lieſeſt es nach Jahresfriſt wohl noch einmahl, welches ich ſehr wünſche. Ich glaube nicht, wie du, daß wir zunehmend auseinanderſtreben. Daß aber meine Liebe zu dir nicht untergehen kann, mußt du wißen.

Den 1ſten Theil meiner Werke wirſt du erhalten haben. Mich beſchäfftigt jetzt die Redaction des 2ten, der mit dem Geſpräch über Idealismus und Realismus anfangen ſoll. Wollte ich dieſes Werk in demſelben Maaße verbeßern, wie ich ſeitdem mich ſelbſt verbeßert habe, ſo würde ich zum

Lippe erquickter Blumen saugen, und so uns zu nähren gewohnt sind.

Lila. Nicht die Freyheit eines leichten Lebens sättigt mich; der Kummer eines ängstlichen Zustandes raubt mir die Lust zu jeder Speise.

Almaide. Da du uns gesehen hast, kannst du nicht länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geist steigt auf, und sinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe steigen, kaum rasten, zurück nie treten. Auf! meine Freundinn!

Lila. Was räthst du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt dein Gemahl.

Verfälſcher der philoſophiſchen Geſchichte meiner Zeit, und der Geſchichte meiner eigenen Bildung. Die Sache iſt auch nicht thunlich, und jener Hausvater im Evangelium hatte recht, der den Knechten, die ihn fragten, ob ſie nicht auf dem Acker das zwiſchen dem guten Samen aufgeſchoßene Unkraut ausjäten ſollten, zur Antwort gab: Nein! auf daß ihr nicht zugleich den Weizen mit ausraufet. Ich glaube, der Schriftſteller, der durch langes ernſtliches Nachdenken neue Anſichten gewonnen hat, iſt in dem Augenblick der erſten Fülle, wo er ungemeßen und ungeſichtet giebt, am lehrreichſten für ihm ähnliche Geiſter. Er verſteht in der Regel ſich ſelbſt dann noch nicht ganz; aber eben darum können andere deſto freyer von ihm nehmen, und ſich vielleicht beßer *nach* ihm verſtändigen, als er ſpäter ſich ſelbſt *aus* ſich ſelbſt zu verſtändigen im Stande ſeyn wird. Dieſes will ich in einer Vorrede ſagen, und eine allgemeine Zurechtweiſung hinzufügen. Angefangen iſt dieſe Vorrede. Mögen die Götter mir gewähren, ſie ſo, wie ich ſie im Sinne habe, zu vollenden.

Die verſprochenen Handſchriften kann ich heute nicht beylegen. Ich muß ſie ſelbſt hervorſuchen, und meine Augen ſind ſeit ſechs Wochen ſo krank, daß ihnen dergleichen ſchlechterdings nicht zuzumuthen iſt. Sende mir ein neues Verzeichniß deßen, was du haſt; ich will mich dann von neuem ernſtlich bemühen deine Sammlung zu vermehren.

Daß im dritten Theil deines Biographiſchen Verſuchs meiner in allem Guten gedacht werden ſoll, freut mich

unendlich. Sorge nur, daß ich die Erſcheinung dieſes 3ten Theils auch noch erlebe. Ich hoffe du vergißeſt in dieſer Epoche nicht des Jabachſchen Hauſes, des Schloßes zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir ſo unvergeßlich, ſprachſt; des Saals in dem Gaſthofe zum Geiſt, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufſteigen ſahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tiſche ſitzend uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genug — und andere herſagteſt . . . Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht ſuchteſt du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr laßen.

J.

121.

Auf deinen freundlichen Brief, den ich zu Anfang des Jahres als ein gutes Omen erhielt, will ich ſogleich dankbar einige allgemeine Betrachtungen erwidern.

Die Menſchen werden durch Geſinnungen vereinigt, durch Meynungen getrennt. Jene ſind ein Einfaches, in dem wir uns zuſammenfinden, dieſe ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerſtreun. Die Freundſchaften der Jugend gründen ſich aufs Erſte, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man dieſes früher

gewahr, verſchaffte man ſich bald, indem man ſeine eigene Denkweiſe ausbildet, eine liberale Anſicht der übrigen, ja der entgegengeſetzten, ſo würde man viel verträglicher ſeyn, und würde durch Geſinnung das wieder zu ſammeln ſuchen, was die Meynung zerſplittert hat.

Ich für mich kann, bey den mannigfaltigen Richtungen meines Weſens, nicht an einer Denkweiſe genug haben; als Dichter und Künſtler bin ich Polytheiſt, Pantheiſt hingegen als Naturforſcher, und eins ſo entſchieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Perſönlichkeit, als ſittlicher Menſch, ſo iſt dafür auch ſchon geſorgt. Die himmliſchen und irdiſchen Dinge ſind ein ſo weites Reich, daß die Organe aller Weſen zuſammen es nur erfaſſen mögen.

Siehſt du, ſo ſteht es mit mir, und ſo wirke ich nach Innen und Außen immer im Stillen fort, mag auch gern, daß ein Jeder das Gleiche thue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Daſeyn und Wirken unentbehrlich iſt, von andern als untergeordnet, unnütz oder ſchädlich behandelt wird, dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu ſeyn und auch dieß vor meinen Freunden und Nächſten nicht zu verbergen. Das gebt aber bald vorüber, und wenn ich auch eigenſinnig auf meine Weiſe fortwirke, ſo hütte ich mich doch vor aller Gegenwirkung, wie ſonſt, ſo auch jetzt.

Daß du deine Werke als hiſtoriſche Documente anſiehſt, iſt ſehr wohl gethan in mehr als einem Sinn: denn bey

Verbeſſerung früherer Schriften macht man es Niemand recht; dem Leſer nimmt man, was ihm auf ſeiner Bildungsſtufe am gemäßeſten war, und ſich ſelbſt befriedigt man nicht: denn man müßte nicht verbeſſern und umarbeiten, ſondern völlig umgießen. Ein friſcher Gehalt geht nicht in die alte Form.

Daß es dir und den Deinigen wohl gehe, iſt mein herzlicher Wunſch. Grüße ſie alle! Ich freue mich, daß du bey dem Rouge et noir, das du in Abſicht auf die Localität des Wohnorts ſpielen mußteſt, ſo gut gefahren biſt. Mich hat mein Genius auf eine ähnliche Weiſe geleitet.

Ich lege hier das erſte Verzeichniß der Handſchriften bey, wie es vor einem Jahre ausſah; den Zuwachs kann ich nicht melden, aber er iſt ſehr anſehnlich; doch war die Maſſe bedeutender Menſchen im vorigen Jahrhundert ſo groß, daß wenn man auch nicht über dieſe Epoche hinausgehen will, doch immer eine große Ärndte zu gewinnen iſt. Mir fehlen z. B. Voltaire, Rouſſeau, Büffon, Helvetius, Montesquieu, und wer nicht alles! Wie viel lebende Correſpondenten hat nicht euere Academie der Wiſſenſchaften! Sollte von bedeutenden Bayern und Oberdeutſchen aus der frühern Zeit nicht ein Blättchen zu finden ſeyn? z. B. von Aventinus; Keppler fehlt mir auch. Die bedeutendſten Perſonen der Reformation und des dreyßigjährigen Kriegs habe ich vor kurzem erhalten. Ich habe die Blätter alle in der ſchönſten Ordnung und ſie machen, beſonders verbunden mit einem Medaillen-Cabinett vom 15ten Jahrhundert an,

gar oft eine angenehme und die Vorzeit vergegenwärtigende Unterhaltung.

Daß du meinem zweyten Theil gewogen biſt, macht mir Muth zum dritten, dem ich dieſen Sommer widmen werde.

Iffland hat uns vor kurzem durch ſein meiſterhaftes Spiel höchlich ergetzt. Die Meinigen ſind wohl, und ſo lebe denn auch ſo gut als es uns noch vergönnt iſt! denn der Grieche hat wohl recht, wenn er ſagt:

„Das Alter bringt des Alternden gar viel herbey“

Das Beſte und Liebſte

Weimar den 6ten Januar 1813.

G.

122.

a.

München im November 1815. Entwurf. *)

Lieber alter Freund!

Du wirſt zugleich mit dieſem Blatt den zweyten Band meiner Werke erhalten. Möge, glücklicher als der erſte

*) In Jacobis ſchriftlichem Nachlaße fanden ſich von ſeiner Hand die hier folgenden Briefentwürfe aus dem November 1815. Ob etwas und was etwa davon an Goethe abgeſandt worden, iſt

Band, dieſer zweyte mir ein Wort des Danks von dir erwerben. — „Um die alte Reinheit und Aufrichtigkeit nicht zu verletzen, darf auch ich dir nicht verſchweigen“ — daß eine Mißſtimmung gegen mich, die ich in deinem Briefe vom 6ten Januar 1813 von Anfang bis zu Ende fand und aus keinem neueren Vorgange mir zu erklären wußte, mich hinwieder gegen dich verſtimmte. Bald darauf kam mir dein Spottlied: Groß iſt die Diana der Epheſer, zu Geſicht, und ich fand den Schmidt, beſonders wegen der angehängten Drohung, zu der ja ſo ganz und gar keine Veranlaßung gegeben war, ſehr unartig. Es verdroß mich an dir, daß du dich hintennach in dem Maaße hatteſt können einärgern laßen; denn anfangs hatteſt du gar kein ſolches Ärgerniß an dem Apoſtel der Heiden genommen, ſondern ausdrücklich und auf die heiterſte und liebevollſte Weiſe erklärt, daß du ihm nichts verargteſt; du hätteſt, erklärteſt du, ihn mit vielem Antheil, ja wiederholt vernommen; „er ſetze die Überzeugung und das Intereße der Seite, auf der er ſtehe, mit ſo großer Einſicht als Liebe und Wärme

---

nicht erſichtlich. Jedenfalls aber ſchienen dieſe Entwürfe der Mittheilung werth, obwohl zu wünſchen wäre, daß ſpätere Briefe auch von Jacobi noch vorhanden ſein möchten, die, gleich dem letzten von Goethe vom 3ten Juli 1817 dafür zeugten, wie ſich auch dies Mal das gute Vernehmen zwiſchen den beiden Freunden bald wiederhergeſtellt hatte, die, nachdem ſie ſich frühe gegenſeitig mit der größten Innigkeit erfaßt hatten, im Verlaufe des Lebens immer wieder erfahren ſollten, wie ſie ſich nie ganz einigen, aber eben ſo wenig je wieder von einander laßen konnten. D. Hgb.

auseinander, und dieß müße ja auch demjenigen höchſt erwünſcht ſeyn, der ſich von der andern Seite her in einem ſo treuen, tief und wohldenkenden Freunde beſpiegele. Freylich träte er dir der lieben Natur, wie man zu ſagen pflege, etwas zu nahe; allein das veragteſt du ihm nicht. Nach ſeiner Natur, und dem Wege, den er von jeher genommen, müßte ſein Gott ſich immer mehr von der Welt abſondern, da der deinige ſich immer mehr in ſie verſchlinge. Beydes ſey auch ganz recht: denn grade dadurch werd' es eine Menſchheit, daß, wie ſo manches andere ſich entgegen ſtehe, es auch Antinomien der Überzeugung gebe. Dieſe zu ſtudieren mache dir das größte Vergnügen, ſeit du dich zur Wiſſenſchaft und ihrer Geſchichte gewendet habeſt. — Und ſo ſolle der Freund, jener Apoſtel der Heiden, wiederholt zum allerſchönſten von dir gegrüßt ſeyn.“

So, Lieber, ſchriebſt du am 31ſten Januar 1812 — nicht unmittelbar an mich, ſondern an Schlichtegroll, welches deine Äußerungen, die ſo gewiſſer Maaßen zu einer öffentlichen oder officiellen Botſchaft wurden, mir noch werther machen mußte.

Ich ſchrieb dir einige Zeilen der Freude und des Danks darüber, die ich dem Freyherrn von Gersdorf im April an dich mitgab, und meldete dir die nahe Erſcheinung des erſten Theils meiner Werke, dir den Spruch aus der Zueignung deines Fauſt, der mich ſo tief ergriffen hatte, fromm ans Herz legend:

Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erſte Lieb und Freundſchaft mit herauf . . .

Der alte, „ſo treue Freund“ zweifelte nicht, es würde ſich dieſer Spruch auch für ihn an dir wahr machen.

Gersdorf traf dich nicht mehr in Weimar, du wareſt ſchon nach Carlsbad aufgebrochen, und antworteteſt mir von dort am 10ten May noch freundſchaftlich genug, aber doch ſachte das an Schlichtegroll geſchriebene berichtigend. Du entdeckteſt mir, daß dich das Büchlein „von den göttlichen Dingen“ ziemlich indisponirt habe. „Ich bin nun einmal, ſchriebſt du, einer der Epheſiſchen Goldſchmiede, der ſein ganzes Leben im Anſchauen und Anſtaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttinn und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Geſtalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apoſtel ſeinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formloſen (!) Gott aufdringen (!!!) will“ u. ſ. w.

Der Vorwurf des Aufdringens und noch mehr, wie du ferner zu verſtehen giebſt, des Aufregenwollens, fuhr mir hart wider die Stirne, da ich mir wohl bewußt war, wie ſo gar nicht ich dergleichen Vorwurf verdient.

Ich wollte dir gleich antworten und den Apoſtel rechtfertigen gegen die Schmiede aus demſelben 19. Capitel der Apoſtelgeſchichte, vornehmlich die Rede dort des Canzlers dir zu Gemüth führen. Es kam nicht dazu, weil ich grade

im Aufbrechen war zu einer ziemlich langen Reise über Heidelberg und Freyburg nach der Schweiz, und noch Vorfälle ſich dazu geſellten, die mich über keine Minute mehr Herr ſeyn ließen vor der Flucht. Nach meiner Zurückkunft fand ich Altes und Neues, das mich noch mehr bedrängte, ſo daß ich erſt am Ende des Jahrs dazu kam, einmahl wieder die Feder zu einem Briefe an dich anzuſetzen.

Ich war voll von dem zweyten Theil deiner Lebensgeſchichte, den ich mit unſäglichem Wohlgefallen eben geleſen hatte; davon ſchrieb ich dir und ließ den Goldſchmidt bey Seite; erzählte dann, was ſich mit mir und zunächſt um mich her im Laufe des Jahres zugetragen; erwähnte des erſten Theils meiner Werke, den du bey deiner Zurückkunft aus Carlsbad vorgefunden haben mußteſt, und berieth mich mit dir über den zweyten, deßen Bearbeitung mich eben jetzt beſchäftigte.

Auf dieſen mannigfaltig ausführlichen, durchaus herzlichen Brief, „erwideteſt du dankbar einige allgemeine Betrachtungen" — über Geſinnungen und Meynungen; jene ein Einfaches, auf das ſich die Freundſchaften der Jugend gründeten, dieſe ein Mannigfaltiges, das an den Spaltungen des Alters Schuld wäre; wie da zu rathen, eine liberale Anſicht und Verträglichkeit zu gewinnen, und durch Geſinnung wieder auszugleichen und zu ſammeln wäre, was die Meynung vermeint und zerſplittert habe. Dieſe Betrachtung ſchloßeſt du mit den Worten: „Siehſt „du, ſo ſteht es mit mir, und ſo wirke ich nach Innen und

„nach Außen immer im Stillen fort; mag auch gern, daß „ein Jeder das Gleiche thue. Nur wenn Dasjenige, was „mir zu meinem Daſeyn und Wirken unentbehrlich iſt, „von andern als untergeordnet, unnütz und ſchädlich be„handelt wird, dann erlaube ich mir einige Augenblicke „verdrießlich zu ſeyn, und dies vor meinen Freunden und „Nächſten nicht zu verbergen.“

Was ich dir über die Art und Weiſe, wie ich bey der Herausgabe meiner Werke zu verfahren geſonnen ſey, geſchrieben, darauf ließeſt du dich, meiner Anſicht durchaus Beyfall gebend, ein; erwähnteſt aber des ſchon erſchienenen und dir von mir zugeſandten erſten Bandes mit keiner Silbe.

Ich begriff nicht, wie deine allgemeine Betrachtungen als Antwort zu meinem Briefe paßten; eben ſo wenig konnte ich errathen, was dir in meinem erſten Bande ſo anſtößig oder mißfällig hatte ſeyn können, daß du lieber ganz von dem Buche ſchweigen wollteſt.

Über die Betrachtungen gieng mir ein Licht auf, da mir das ſchon erwähnte Spottgedicht zu Geſicht kam; ich begriff, wie ich mir, daß es gemacht und herumgegeben wurde, nach deinem Willen zu Recht legen ſollte, im Fall es bis zu mir gelangte. Das konnte ich nun nicht; und daß ich es nicht konnte, das allein ſchmerzte mich tief; denn es war eine große Liebe, die ſeit mehr als vierzig Jahren mich mit dir verbunden hatte.

Lila. Ihr Götter hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er iſt in der Gewalt eines neidiſchen Dämons, der ihn mit ſüßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahndet' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn du ihn nicht weckſt.

Lila So iſt er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft, ein herrlicher Thronhimmel wölbt ſich über dem Schlafenden? Leiſe will ich an ſeine Seite treten, erſt ihn ruhen ſehn und mich ſeiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? — Dann fang' ich leiſe, leiſe nur an: Mein Lieber, erwache! Erwache mein Beſter! Sey wieder mein! Richte dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme deiner Geliebten! — Wird er denn auch hören, wenn ich rufe?

Wie ich es ſchon öfter mit dir gehalten hatte, hielt ich es diesmahl wieder; legte bey Seite, ſchwieg, wartete.

Nach einem Jahr erſchien der dritte Band deiner Lebensgeſchichte. Ich erhielt ihn am 23ſten May 1814. Mein Freund Roth war grade bey mir. Ich hatte die erſten Bogen des Buchs ergriffen, er nahm die folgenden, und ſtieß bald auf die Stelle, wo du dein erſtes Zuſammenkommen mit mir erzählſt. Wie mich dieſe ganze Darſtellung ergriff, und mein Leben von jenem Zeitpunkt an bis auf die gegenwärtige Stunde mir nur zu einem Leben mit dir, von dir und zu dir wurde, dieſes ahnde, wenn du es vermagſt, und du wirſt es vermögen. Du wirſt dir dann auch ſagen können, wie es mich ſtörend treffen mußte, da ich am Schluß die Worte fand: „Und ſo ſchieden wir endlich in der ſeeligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unſer Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzu ſehr offenbarte.“

Von einer Verſchiedenheit in unſerem Dichten und Trachten wußte ich wohl, aber mir hatte ſich dieſe Verſchiedenheit keineswegs erſt ſpäter im Laufe des Lebens offenbart, ich wußte ſie von dem Anfang unſerer Bekanntſchaft an; und dies, Lieber, iſt auch dein Fall geweſen. Während unſeres erſten längeren Zuſammenſeyns in Frankfurt im Jahr 1775 haben wir uns gegenſeitig unſer Inneres ohne Rückhalt aufgeſchloſſen. Noch mehr zehn Jahr ſpäter — denn wir hatten unterdeßen viel geſammelt, viel

erlebt, an Andern und an uns ſelbſt — da ich, bald nach Bettis Tode, zu dir nach Weimar kam. Du hatteſt zwey Jahre zuvor mir deine Iphigenia geſandt. Es bewahrheitete ſich jetzt, was du mir wenige Wochen nach unſerer erſten Bekanntſchaft geſchrieben hatteſt: „Glaub mir, wir könnten von nun an ſtumm gegen einander ſeyn, und dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's als wären wir Hand in Hand gegangen.“

Aber noch ganz anders bewahrheitete ſich dein frühes Wort, da wir in Pempelfort zum dritten Mahl uns wiederſahen. Du hatteſt vorher mich nach Frankfurt eingeladen, ſehnteſt dich alte Erinnerungen dort mit mir zu erneuern, und mir Rechenſchaft von deinem Haushalt —

122.

b.

München, November 1815. Entwurf.

Lieber alter Freund.

Du wirſt in dieſen Tagen durch Fleiſcher in Lpz. den zweiten Band meiner Werke erhalten. Möge er, glücklicher als der erſte, mir ein Wort des Dankes von dir erwerben. „Wir können nichts machen, als was wir machen und der Beifall iſt eine Gabe des Himmels“ — ſchrieb mir einmal Goethe.

Mein Buch sollte ein langer Brief an dich begleiten, aber nicht so lang als er mir unter den Händen wurde, und darum nun ungeendigt liegen bleiben soll.

Siehe, alle deine Briefe und Briefchen, Blätter und Blättlein, die du an mich, an Betty, an Tante in einem Verlauf von einundvierzig Jahren geschrieben hast, liegen hier vor mir und um mich her. Kein aufgelesenes Fetzchen, das nur einen Zug von deiner Hand trägt, ist verschleudert worden oder mir verloren gegangen. Ich holte die Brieftaschen und Packete zuerst nur herbei, um einzelnes aufzusuchen; dabei kam mir denn auch Anderes unter die Augen und wieder und wieder — zuletzt war kein anderer Rath, es mußte von vorn angefangen werden und der Reihe nach alles ohne Ausnahme wieder gelesen werden. — Wie mir geschah bei diesem Wiedererleben, werde ich dir darzustellen nicht versuchen. Es war die Verklärung eines sterblichen Leibes in einen unsterblichen —

Dieser Brief lag seit Jahr und Tag mir auf dem Herzen und ist Schuld, daß ich dir den Dank für die große Freude und den reichen Genuß, den der dritte Theil deiner Wahrheit und Dichtung mir gewährte, nicht ausdrücklich und schriftlich abgestattet habe. Ich erhielt dieses Buch *) —

*) Hier ist abgebrochen, wahrscheinlich um in der Reinschrift hier den Satz aus dem zuerst geschriebenen Briefe einzufügen, der mit denselben Worten beginnt, bis zu der Anführung der Stelle aus Goethe's Wahrheit und Dichtung: „und so schieden wir endlich u. s. w.“ Dann folgt im Manuscript ein später durchstrichner Satz: „Ich fand das letzte nicht der Wahrheit gemäß, denn mir stand unser Wiedersehen nach zehn Jahren in Weimar, dann nach andern acht Jahren unser Wiedersehen in Pempelfort zu

Ich fand das nicht der Wahrheit gemäß, meine Urkunden berichteten anders. Ich gedachte zumal jener fünf Wochen, die du im Winter des Jahres 1792 bei mir in Pempelfort zubrachtest und des Zeugnisses aus voller Seele, das du mir bei'm Scheiden gabst. Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Abndungen in der Mitternachtstunde zu Kölln wurden uns jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt. Für dich zumal hatte die Reife unserer Freundschaft, wie du es nanntest, die höchste Süßigkeit; und es mußte so sein, denn dir war in Erfüllung gegangen, über deine Erwartung, was du auch gestandest; mir nicht darüber noch darunter.

Und es wurde nicht anders zwischen uns in acht darauf folgenden Jahren. Ich verweise dich auf einen Brief, den du mir am 2ten Januar 1800 nach Eutin schriebst und von dem ich vermuthe, daß du eine Abschrift behalten haben wirst. Er ist und bleibt mir ein Kleinod. —

---

lebendig vor der Seele. Das letzte vernehmlich. Du warest gekommen, um mir „Rechenschaft von deinem Haushalte abzulegen." Ich sollte dich um Alles, was ich von dir zu wissen begehrte, ungescheut fragen und mir sollte auf alles und jedes vollständige, unverholene Antwort werden. Du forderteſt nicht dagegen das Gleiche von mir, würdeſt aber jeder vertraulichen Mittheilung aus meinem Innern (dich) herzlich erfreuen. Ich verhieß dir, was du mir verheißen haſt."

Dies Alles und auch Anderes noch aus spätérer Zeit bis zum Jahre 1812 hinaus konnte ich dir ohne Bedenken vorhalten und dich, daß du unwahr geredet, auf eine Weise, die dich selbst erfreuen mußte, überführen; dann dir auch wieder Recht geben, dem beystimmend, was du mir öfter, auch noch zuletzt in Weimar wiederholtest: es bestehe der große, wesentliche Unterschied zwischen dir und mir darin, daß ich ein Christ sei, du aber ein Heide, doch durfte ich dann, oder mußte vielmehr auch hierbey wieder anführen, daß „der wahrhaft Julianische Haß (so bezeichnetest du ihn) wider das Christenthum und nahmhafte Christen," den du im J. 1792 mit nach Pempelfort brachtest, und mir wiederholt auf das lebhafteste darzustellen wußtest, sich dort schon gemildert, so daß zuletzt wenig fehlte, du hättest wie der Kämmerer in der Apostel-Geschichte gesprochen: was hindert, daß ich getauft werde! Du gestandest zu von einem gewissen Christenthum, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei [wolltest, sobald du wieder zu Hause und einiger Maaßen in Ruhe wärest, von neuem die ganze Bibel lesen] und wie ich dein Heidenthum jenem dir verhaßten Christenthum, das auch ich nicht mochte, vorzog, so zogst du hinwieder deinem eignen Heidenthum vor, was du mein Christenthum (nanntest), ohne jedoch dir dieses aneignen zu können.

123.

Gar oft, mein theurer alter Freund, komme ich in Versuchung dir von meinen Zuſtänden und Thätigkeiten einige Notiz zu geben, dann aber ſteh ich wieder an, weil man niemals weiß, ob denn das, was uns intereßirt, grade auch die Freunde unterhalten, beſchäftigen und aufregen werde. Da überläßt man es denn dem Glück, wie irgend etwas in ihre Hände oder ſonſt zur Kenntniß gelange, ohne weitere Theilnahme zu hoffen oder zu fordern.

Gegenwärtig ſenden wir ein hübſches, artiges, gutes Kind nach München, um dort, als am günſtigſten Orte, ihr Künſtler-Talent auszubilden. Empfange ſie um meinetwillen freundlich, bis du, aus eignem Trieb und Überzeugung, ihr wohlgefällig und nützlich ſeyn magſt. Sie kann dir von unſern Umgebungen, Wirkſamkeiten und Getreiben aus eigner Anſicht erzählen, vielleicht treuer und lebendiger als man es ſelbſt thäte.

Ich bin jetzt ſchon ein Vierteljahr in Jena und, meinen alten Neigungen gemäß, faſt nur mit Naturgegenſtänden beſchäftigt. Wohin ich mich vor Ende des Sommers noch wende, iſt mir ſelbſt nicht ganz klar. Leider werden mich meine Wanderungen auch diesmal ſchwerlich in deine Nähe führen.

Und ſomit lebe wohl und gedenke mein unter den Deinigen guter Zeiten eingedenk

Jena den 3ten July 1817.

Goethe.

In der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen:

Arioste, L., Rasender Roland, übersetzt von J. D. Gries. 3te Aufl. 5 Thle. Taschenformat. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

Arndt, E. M., schwedische Geschichten unter Gustav dem Dritten, vorzüglich aber unter Gustav dem Vierten Adolph. gr. 8. 1839. 3 Thlr.

— Erinnerungen aus dem äußern Leben. 3te durchgängig verbesserte Aufl. Mit dem Bildniß des Verfassers. gr. 12. 1842. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— Gedichte. Der neuen Ausgabe 2te verm. Aufl. gr. 12. 1843. 2 Thlr.

— Versuch in vergleichender Völkergeschichte. 2te Aufl. gr. 8. 1844. 2 Thlr. 7½ Ngr.

— Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum erstenmal gesammelt und durch Neues vermehrt. 3 Theile. 8. 1845. 3 Thlr. 20 Ngr.

— Grundgesetz der Natur von Diderot. Nebst einer Zugabe. gr. 12. 1846. brech. 2 Thlr.

Béranger's Lieder. Auswahl in freier Bearbeitung von Adelbert von Chamisso und Franz Freiherr Gaudy. 2te Aufl. 16. 1845. 15 Ngr.

Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausg. von Fr. W. Riemer. gr. 12. 1846. brech. 2 Thlr.

(Enthält Briefe von Goethe an H. Meyer, an Schiller, Graf Brühl, Adam Müller, W. v. Humboldt, Riemer.)

Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel

aus den Jahren 1795 — 1801 und 1797 — 1824, nebſt einem Briefe Schlegels an Schiller. gr. 8. 1846. brosch. 10 Ngr.

Briefe von Goethe und deſſen Mutter an Fr. v. Stein. Nebſt einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ehers und Dr. A. Kahlert. gr. 12. 1846. 24 Ngr.

Briefwechſel, kurzer, zwiſchen Klopſtock und Goethe im Jahre 1776. 8. 1833. 5 Ngr.

Camoens Luſiade. A. d. Portugieſ. in deutſche Ottaverime überſetzt. (Von F. A. Kuhn und G. Th. Winkler.) 8. 1807. 1 Thlr. 10 Ngr.

Chamiſſo, Adelbert von, Gedichte. 8te Aufl. gr. 12. 1845. 2 Thlr.

— Werke. 2te Aufl. 6 Bde. Mit Chamiſſo's Bildniß und 2 Karten. Taſchenformat. 1842. 3 Thlr.

Dahlmann, F. C., Geſchichte der engliſchen Revolution. 4te verbeſſerte Auflage. Mit Hampdens Portrait. 8. 1846. Geh. 2 Thlr.

— Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. 8. 1845. Gebunden. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gaudy, Franz Freiherr, Desengaño. Novelle. gr. 12. 1834. 1 Thlr. 7½ Ngr.

— Lieder und Romanzen. gr. 12. 1837. 1 Thlr.

— Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergeſellen. — Die Lebensüberdrüſſigen. 2 Novelletten. gr. 12. 1836. 1 Thlr.

Gellert, ſämmtliche Schriften. Ausgabe in 6 Theilen. 16. Mit Gellerts Bildniß und Handſchrift. 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Goethe's Briefe an Lavater aus den Jahren 1774—83. Herausgeg. von Heinr. Hirzel. Nebſt einem Anhange und 2 Facſimile. gr. 12. 1833. 1 Thlr.

Goldſmith, Oliver, der Landprediger von Wakefield. Eine Erzählung. 6te verb. Auflage. Mit 5 Stahlſtichen. 16. 1840. Cart. 1 Thlr.

Grün, Anaſtaſius, Gedichte. 7te (Miniatur-) Aufl. 1846. Mit Titelk. 1846. Geb. mit Goldſchnitt.

— Schutt. Dichtungen. 7te (Miniatur-) Aufl. gr. 12. 1846. 1 Thlr. 12 Ngr.

— Nibelungen im Frack. Ein Gedicht. 8. 1843. 22½ Ngr.

— der letzte Ritter. Romanzenkranz. 4te Aufl. gr. 12. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hegner, Ulrich, Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darſtellung Johann Kaspar Lavater's. Aus Briefen ſeiner Freunde an ihn, und nach perſönlichem Umgang. gr. 12. 1836. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rückert, Fr., Brahmaniſche Erzählungen. gr. 12. 1839. 2 Thlr.

— die Weisheit des Brahmanen. Neue Ausgabe in einem Bande. gr. 12. 1843. In engl. Einband. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schlegel, Aug. Wilhelm v., ſämmtliche Werke, herausgegeben von Eduard Böcking. 1r—9r Band. 8. 1846. br. Jeder Band à 1 Thlr.

— Poetiſche Werke. Dritte ſehr vermehrte Ausgabe. 2 Theile. (Der Werke 1r und 2r Band.) 8. br. 2 Thlr.

— Poetiſche Ueberſetzungen und Nachbildungen nebſt Erläuterungen und Abhandlungen. 2 Theile. (Der Werke 3r und 4r Band.) 8. br. 2 Thlr.

— Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Litteratur. Dritte Ausgabe. 2 Theile. (Der Werke 5r und 6r Band.) 8. br. 2 Thlr.

Schlegel, A. W. v., Spaniſches Theater. 2te Ausg., beſorgt von E. Böcking. 2 Th. Taſchenform. 1845. br. 1 Thlr. 10 Ngr.

Oeuvres de M. Aug. Guillaume de Schlegel, écrites en français et publiées par *Edouard Böcking*. 3 volumes avec le portrait de l'auteur. in 8. 1846. broché. 3 Thlr.

Schuſelka, Dr. Fr., der Jeſuitenkrieg gegen Oeſterreich und Deutſchland. 8. 1845. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Mittelmeer, Oſt- und Nordſee. 8. 1845. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Die neue Kirche und die alte Politik. 2te Aufl. 8. 1846. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Miniaturausgabe. 1845. Geh. mit Goldſchnitt. 1845. 1 Thlr.

Taſſo, Torquato, befreites Jeruſalem überſetzt von J. D. Gries. 6te Aufl. 2 Bde. Taſchenformat. 1844. 1 Thlr.

Varnhagen von Enſe, K. A., Hans von Held. Ein preuß. Charakterbild. Mit Helds Bildniß. gr. 12. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr

Vitet, L., die Stände von Blois oder der Tod der Herren von Guiſe, in einer Reihe geſchichtl. wahrer Handlungen aus dem Jahre 1588. Aus dem Franz. von A. H. v. Wevrauch. 2 Thle. 8. 1828. 2 Thlr. 10 Ngr.

— die Barricaden. In einer Reihe geſchichtl. wahrer Handlungen aus dem Jahre 1588. Aus dem Franz. von A. H. v. Wevrauch. 2 Thle. 8. 1829. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wackernagel, Wilhelm, Weinbüchlein. 1845. 12. Geh. 18 Ngr.

Wieland, C. M., Oberon. Ausg. in kl. 8. Mit 6 Stahlſt. und 12 Holzſchnitten. 1844. In engl. Einband. 1 Thlr. 20 Ngr.

— derſelbe. Neue Taſchenausgabe. 1844. 15 Ngr.

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stäte, wo er sein Haupt niedergelegt hat! — Und wenn er nicht sogleich erwachen will, faß' ich ihn an und schüttl' ihn leise und warte bescheiden, und schüttl' ihn stärker und rufe wieder: Erwache! — Nicht wahr, es ist ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberschlaf, den deine Gegenwart leicht zerstreuen kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Die Stäte seiner Ruhe vermögen wir nicht sogleich zu erreichen; es liegt noch manche Gefahr, manches Hinderniß dazwischen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern selbst war Schuld, daß sich diese Gefahren, diese Hindernisse nur vermehrten. Nach und nach hat

Druck von Breitkopf und Härtel.

Briefe

von

Goethe und deſſen Mutter.

BAYERISCHE
BIBLIO...
MUENCHEN

Briefe

von

Goethe und deſſen Mutter

an

Friedrich Freiherrn von Stein.

Nebſt einigen Beilagen.

Herausgegeben

von

Dr. J. J. H. Ebers und Dr. Auguſt Kahlert.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1846.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt.

	Seite
Einleitung von A. Kahlert	1
Biographie des Freiherrn von Stein von Ebers . .	13
Neunundzwanzig Briefe Goethe's an Stein (nebſt Stammbuchblatt)	25
Funfundzwanzig Briefe von Eliſabeth Goethe an Stein	73
Zwei Briefe derſelben an die Baronin von Stein . . .	115

Beilagen.

Auszuge aus Briefen von Charlotte v. Schiller geb. v. Lengefeld an Friedrich v. Stein	121
Briefe der Baronin v. Stein an ihren Sohn	165
Drei Briefe von Schiller	172
Gedicht von Herder	176
Gedicht von Lavater	177
J. G. Zimmermann an die Baronin v. Stein . .	178

Einleitung.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

jener Dämon alle deine Verwandte, alle deine Freunde in seine Gewalt gelockt; und wenn du säumst, wird er auch dich überlisten, denn auf dich ist gezählt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie sie befreyen? Komm! Hilf mir! Komm!

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen. Der Mensch hilft sich selbst am besten. Er muß wandeln sein Glück zu suchen, er muß zugreifen es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen. Vergebens fordert der Lässige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, so ist's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunkelm Pfade.

Almaide. Verweile diese Nacht. Mit dem fröhlichen Morgen sollst du einen glücklichen Weg antreten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Einleitung.

In Goethe's „Tages- und Jahresheften" geschieht mit herzlichem Antheile zu wiederholten Malen des Freiherrn Fr. v. Stein Erwähnung, der unter seiner unmittelbaren Aufsicht bis in das Jünglingsalter hinein erzogen und unterrichtet, später, weil er in preußischen Staatsdienst getreten war, von ihm getrennt wurde. In Breslau, wo v. Stein als Repräsentant der schlesischen Generallandschaft seinen dauernden Wohnsitz genommen hatte, war jenes sein Jugendverhältniß zu Goethe allgemein bekannt, und mußte insbesondere nach des Dichters Tode (1832) vielfachen Wunsch nach Mittheilungen über

das weimariſche Leben von 1783 bis 1793 und nach Herausgabe vieler, wie man wußte, in v. Stein's Beſitze befindlichen Briefe der Heroen des weimariſchen Muſenhofes erzeugen, ohne daß es Kennern und Freunden der Literatur gelungen wäre, den Beſitzer, der im geſelligen Verkehr oft anziehende Schilderungen jener vergangenen Tage entwarf, dazu zu bewegen. Immer, theils aus mancherlei zufälligen Rückſichten, theils aus der ihm eigenen Beſcheidenheit, lehnte er den Vorſchlag ab, was auch der Fall war, als ich, im Beſitze ſeines perſönlichen Wohlwollens, ihm denſelben von Varnhagen von Enſe mir mitgetheilten Wunſch nach deſſen Auftrage ausrichtete.

Im Juli 1844 ſtarb Fr. v. Stein, von Vielen, welche den menſchenfreundlichen Sinn und die feine Bildung des liebenswürdigen Greiſes näher kennen gelernt hatten, aufrichtig betrauert. Sein Arzt, Medizinalrath Dr. Ebers, der, wie ſich ſogleich zeigen wird, um die Herausgabe der in dieſer Schrift mitgetheilten Briefe ſich erfolgreich bemühte, hat eine kurze Schilderung deſſen, an welchen ſie gerichtet ſind, dieſer Schrift beigegeben, worauf ich hier verweiſen darf. Dr. Ebers erhielt von den nächſten hinterlaſſenen Verwandten des Entſchlafenen deſſen nachgelaſſene Papiere, und zugleich die Erlaubniß, ſie mir Be-

hufs genauer Durchsicht und Auswahl des etwa öffentlich Mitzutheilenden zu übergeben.

Eine in zehn ziemlich starken Heften nach Zeitfolge geordnete Briefsammlung enthält eine große Zahl von Belägen für mannigfache persönliche Beziehungen des Empfängers bis zu dessen achtundzwanzigstem Jahre; für die, welche ihm persönlichen Antheil geschenkt haben, werthvoll, für das größere, den literarischen Standpunkt festhaltende Publikum nur zum kleinsten Theil von Interesse. Je häufiger in der Gegenwart Briefe an Privatpersonen der Oeffentlichkeit übergeben werden, je gewisser dadurch zuweilen historische Kenntniß auf überraschende Weise gefördert worden ist, desto strenger gebietet die Pflicht, sowohl ganz unnützen Ballast vom Markte der Literatur fern zu halten, als auch der beliebten, auf die Neugier allein berechneten Ausplauderei mancher ewig hungrigen Sammler nicht nachzuahmen.

Was nun zuvörderst Goethe's Briefe an Stein betrifft, so fand sich unter den mir vorgelegten freilich gar manches unbedeutende Billet; indessen liefern sie insgesammt ein schönes Bild des herzlichen Antheils, welchen er der Erziehung und Entwickelung des ihm anvertrauten Knaben gewidmet hat. Von dieser Seite her schildern

sonſt Goethen nur wenige bekannt gewordene Schriftſtücke, und ſo ſchien es mir gerechtfertigt, ſie alle hier aufzunehmen. Aus dem Zeitraume vor der Reiſe nach Italien exiſtiren im Allgemeinen ſo wenige Briefe Goethe's, daß ſelbſt unbedeutendere Dokumente dem Kenner ſeines Lebenslaufs willkommen ſein werden. Die Briefe aus Rom und Neapel reden für ſich ſelbſt, als gewiß werthvolle Ergänzungen ſeiner italiäniſchen Reiſe, welcher bei einer ſpäteren neuen Ausgabe ſie einverleibt zu werden verdienten. Der einundzwanzigſte Brief (nach Hamburg gerichtet) enthält abermals ein Zeugniß dafür, aus welchem Geſichtspunkte er die franzöſiſche Revolution betrachtete; und auch in den übrigen, ſo gemeſſen ihre Haltung immer iſt, findet ſich mancher für Goethe's Lebensanſchauung bezeichnende Wink. Was nun freilich ſehr zu bedauern bleibt, iſt dieß, daß dieſe Briefe in einem Zeitraume abbrechen, wo ſich bei dem reifern Alter des Empfängers hätte erwarten laſſen, daß ernſtere, damals die Welt bewegende Ereigniſſe nicht unbeſprochen bleiben würden.

Die (wie ich höre, zu Berlin noch aufbewahrten) zahlreichen Briefe Goethe's an Stein's Mutter, von denen ſich ungemein viel Anziehendes und Lehrreiches erwarten ließe, ſind mir nicht zugekommen. Nur zwei an ſie

gerichtete Briefe von Goethe's Mutter, und drei von Schiller (die hier auch nicht fehlen), nebſt einigen Briefchen Herder's, wovon ich ein kleines in Verſen, das die allgemeine ihr zugewandte Verehrung ausſpricht, aufnahm, fanden ſich in den mir mitgetheilten Papieren vor.

Charlotte Albertine Erneſtine Baronin v. Stein, geb. v. Schardt, eine der geiſtvollſten Damen des weimariſchen Hofes, hat auf den Gang unſerer Literatur durch den Einfluß, der ihr in dem Zeitraume genialen Treibens, womit der junge Herzog von Weimar ſich umgab, zugeſtanden wurde, mehr, als öffentlich bekannt iſt, eingewirkt. Um nur Eines anzuführen, ſo iſt, wie ſchon in Schiller's Leben von Hoffmeiſter angedeutet wird und aus den Stein'ſchen Papieren ſich mir vollkommen beſtätigt hat, ihr, der vertrauteſten Freundin von Schiller's Schwiegermutter und Frau, die Berufung Schiller's zur Profeſſur der Geſchichte nach Jena zu verdanken. —

Goethe's Stellung am weimariſchen Hofe war bis zu der italiäniſchen Reiſe eine vielfach eben ſo beneidete, als gemißdeutete: ſo ſehr war dieß der Fall, daß man in Weimar lange bezweifelte, ob er von Italien wieder dahin zurückkehren werde. Die nächſtens zu erwartende Herausgabe des Briefwechſels Goethe's mit dem Herzoge wird Vieles in dieſer Hinſicht aufklären, das bis jetzt nur aus

einzelnen Andeutungen ſich herausleſen läßt; z. B. iſt das Gedicht an den Herzog („Ilmenau, am 3. September 1783." G. W. II. 1827. S. 145) an ſolchen Bezügen reich, die neulich B. R. Abeken („Ein Stück aus Goethe's Leben", Berlin 1845) ſinnig zuſammengeſtellt hat. In jener Zeit, wo nun Goethe eine oft boshafte, oft unverſtändige Oppoſition gegen den von ihm in Weimar hervorgebrachten Umſchwung zu bekämpfen hatte, gehörte Frau von Stein zu den Gönnerinnen der in poetiſchem Uebermuthe alle Augenblicke Herkommen und Vorurtheil verletzenden Jugend, und lieferte ihm den deutlichſten Beweis ihres Zutrauens, indem ſie ihm den neunjährigen geliebten Sohn zur Erziehung ins Haus gab. Ein ihr gewidmetes Gedicht iſt das unter dem Titel: „An ein Weihnachtskind" (ihr Geburtstag war der 25. December) im 47. Bande S. 212. (G. W. 1835) befindliche Gedicht:

Daß du zugleich mit dem heiligen Chriſt
An Einem Tag geboren biſt,
Und Auguſt*) auch, der werthe, ſchlanke,
Dafür ich Gott von Herzen danke, u. ſ. w.

---

*) Goethe's Sohn.

Die Briefe von Goethe's Mutter*) werden Allen Freude machen, welche aus Bettina's von Arnim Schriften die prächtige, bis ins hohe Alter hinein aufgeweckte und fröhliche, durch gesundes Urtheil ausgezeichnete Frau liebgewonnen haben. Ihre sonderbare Ausdrucksweise, den unverfälschten Spiegel ihrer Seele, hat man ihr längst zu Gute gehalten. Wenn schon Bettina unstreitig das Verdienst besitzt, auf die „Frau Rath" die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenkt zu haben, so werden zugleich die hier mit größter Genauigkeit aus den Handschriften mitgetheilten Briefe dazu beitragen, die Art, wie jene Schriftstellerin sie vorführt und reden läßt, vor dem sonst möglichen Verdachte der Uebertreibung zu sichern. So unbedeutend oft die Dinge sind, von denen sie redet, so charakteristisch ist immer ihre persönliche Auffassung derselben.

Im Nachtrage findet man hier eine Reihe von Auszügen aus Briefen von Charlotte von Lengfeldt, später Schiller's Gattin. Die Anzahl der mir vorgelegten Briefe dieser vortrefflichen Frau, welche man Schiller's Schutzgeist nennen darf, ist so groß, daß man damit einen

*) Catharina Elisabeth Goethe, geb. Textor, geb. d. 19. Februar 1731, gest. d. 13. Sept. 1808.

ganzen Band anfüllen könnte. Nur mit Selbstüberwindung habe ich mich auf die kleine hier mitgetheilte Auswahl von einzelnen, meistentheils literarische Erscheinungen betreffenden, noch jetzt allgemein anziehenden Gedanken und Bemerkungen beschränkt. Der wohlthätige Einfluß, welchen sie auf Schillern geübt, ächte und schöne Weiblichkeit, das Gewicht wahrer künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung, an deren Stelle man in der Gegenwart so oft nur ästhetischen Firniß findet, dieß Alles kommt durch jene starke Briefsammlung vielfach aufs Unzweideutigste zu Tage. Man hat bereits durch die Herausgabe ihrer Briefe an Fischenich (vergl. die Schrift von Hennes: „Andenken an Bartholomäus Fischenich", Stuttgart 1841) die Vorzüge des Geistes und Herzens, welche Schiller's Gattin auszeichneten, kennen lernen. Die Briefe an Stein reichen bis in ihre Jugend hinauf. Innig mit seiner Mutter befreundet, durfte sie sich als seine Gespielin betrachten, und nichts war daher natürlicher, als daß Stein, als er die Universität Jena bezog, in Schiller's Hause seine Wohnung nahm. Viele der vorhandenen, oft langen Briefe sind mit Besprechungen praktischer Besorgungen und wirthschaftlicher Angelegenheiten gefüllt; auch Bemerkungen über unbedeutende Personen und Begebenheiten, Stadtgeschichten in Weimar,

Jena und Rudolstadt fehlen nicht, und lassen die Schreiberin zwar in liebenswürdigem Lichte erscheinen, ohne doch gerade auf allgemeinen Antheil rechnen zu dürfen. Dieser Umstand gebot die angedeutete Beschränkung bei gegenwärtiger Auswahl. — Von Schiller selbst fanden sich die drei im Anhange befindlichen Briefe an Stein's Mutter. Am merkwürdigsten ist der dritte derselben, der Schiller's Abneigung gegen den unmittelbaren Verkehr mit dem Hofe und die Forderungen herkömmlicher Formen so deutlich ausspricht. —

Möge man diesem Büchlein (durch dessen Herausgabe, beiläufig gesagt, dem von Friedrich von Stein durch 25 Jahre geleiteten schlesischen Institute für Blindenunterricht ein kleiner Gewinn verschafft worden ist) die wohlwollende Theilnahme, womit schon viele veröffentlichte Zeugnisse aus der Blüthenzeit unserer Literatur aufgenommen worden sind, nicht versagen. Eine Sammlung aller so weit zerstreuten Goetheschen Briefe, etwa als Supplemente zu seinen Werken, zu besorgen, wäre ein um so verdienstlicheres Unternehmen, je gewisser auf diesem Wege das beste Material zu einer vollständigen und würdigen Biographie des großen Mannes geliefert werden würde. Vielleicht finden solche Wünsche binnen der drei Jahre, die

man noch bis zu Goethe's hundertjährigem Geburtstage vor ſich hat, ihre Befriedigung.

Breslau, im März 1846.

Dr. Auguſt Kahlert.

Lila. Nein, jetzt! jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her säuselt die Stimme des Windes lieblicher, als deine süße Lippe mich locken kann.

Almaide für sich. O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel gesagt! Laut. Hier in dieser Laube steht für dich ein Ruhebette. Bediene dich sein, indessen wir unsre stille Weihungen vollenden. Wir wollen dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, schwesterlich für dich sorgen und deine Pfade segnen.

Lila. Es ist vergebens, ich kann nicht ergreifen was ihr biethet. Eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände.

Friedrich Conſtantin Freiherr von Stein.

(General-Landſchafts-Repräſentant in Schleſien, Ritter des Königl. Preuß. Johanniter-Ordens und des rothen Adler-Ordens 3ter Klaſſe mit der Schleife, Präſes der Schleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur.)

Friedrich Conſtantin Freiherr von Stein.

Den nachfolgenden Blättern eine kurze Biographie des Beſitzers derſelben vorangehen zu laſſen, erſcheint um ſo nothwendiger, als dieſelben erſt durch dieſe ihr richtiges Verſtändniß erhalten.

Der verſtorbene Freiherr von Stein, mit dem die Herausgeber lange Zeit in genauer Beziehung geſtanden haben, hat nur über die erſten Jahre ſeines Lebens einige ſchriftliche Nachrichten hinterlaſſen, aber gerade dieſe beziehen ſich vorzugsweiſe auf die nachfolgenden Briefe, und deshalb wollen wir ſie auch nach ſeiner Handſchrift wörtlich mittheilen.

„Ich wurde 1773 den 27. October zu Weimar geboren. Als mein Vater Morgens um 2 Uhr von einem Balle zurückkehrte, fand er mich, wie meine Mutter

ſagt, nicht mit Thränen, ſondern lachend in die Welt getreten, ſo weit ein neugebornes Kind dieſes ausdrücken kann. Obgleich das ſechſte Kind meiner Eltern, war ich doch das einzige, welches meine Mutter ſelbſt ſtillte. Eine vorzügliche Liebe meiner Mutter war die Folge davon, und ſie iſt mir immer, nachdem vier Schweſtern, alle unter dem Alter eines Jahres geſtorben, vor meinen Brüdern geblieben. Mein Vater, der eine der Hofſtellen als Ober-Stallmeiſter bei dem Hofe des Herzogs Carl Auguſt von Sachſen-Weimar bekleidete, war theils durch ſeine Dienſt-Abhaltungen und Reiſen, theils durch ſeine Neigung für die Geſellſchaft, nicht viel zu Hauſe und alſo nicht von großem Einfluß auf ſeine Kinder. Er beſaß ſehr ſtrenge Rechtſchaffenheit und faſt ängſtliche Frömmigkeit, er verſtand vollkommen die Landwirthſchaft, und hatte eine Liebhaberei für alles Techniſche, hatte den Ton der feinen Welt bei angenehmem Aeußeren, wie ihn keiner ſeiner Söhne in gleichem Maaße erreicht hat. Meine Mutter war eine geborne von Schardt und ſtammte aus der ſchottiſchen Familie v. Irwing. Im erſten Jahre nach meiner Geburt kam Goethe nach Weimar, dem ich einen großen Theil deſſen, was in meiner Jugend für mich geſchehen, verdanke und den ich vorzüglich geliebt habe. Meine

zwei älteſten Brüder hatten einen Hofmeiſter, Namens Küſtner, dem auch ich in meinem fünften Jahre übergeben wurde, und wir brachten gewöhnlich mit unſerer Mutter den Sommer in Kochberg und den Winter in Weimar zu. Mein Vater kam auch, jedoch nur wochenweiſe, auf das Land, und in der Stadt pflegte er Mittags am Hofe des Herzogs und Abends gar nicht zu ſpeiſen, ſo daß er wenig zu ſehen war. Meine Mutter dagegen war faſt immer zu Hauſe und verſammelte heitere Geſellſchaft um ſich, wobei es für uns drei Kinder auch nicht an Unterhaltung fehlte. Ich hing mit großer Liebe an meinem älteſten Bruder Carl, der mich gewöhnlich gegen meinen etwas ſtörriſchen zweiten Bruder Ernſt, mit dem ich oft in Händel kam, in Schutz nahm. Allein dieſes Verhältniß dauerte nicht lange; die letzte Herzogin von Braunſchweig, Schweſter König Georg's III. von England, faßte für meine Mutter, die ſie in Pyrmont kennen lernte, eine ſolche Zuneigung, daß ſie ſich einen ihrer Söhne ausbat, um ihn bei ſich erziehen zu laſſen; ſo kam mein Bruder Carl auf das Carolinum nach Braunſchweig.*) Mein

*) In den nachgelaſſenen Papieren des Freiherrn von Stein finden ſich eine große Anzahl der intereſſanteſten Briefe ſeines Bruders, welche die Sitten der Höfe jener Zeit ſchildern, aber nicht zu

zweiter Bruder Ernſt wurde Page des Herzogs, und unſer gemeinſchaftlicher Hofmeiſter, Küſtner, Pagen-Hofmeiſter. Man gab mich ihm mit, doch ſpeiſete ich täglich mit ihm, zuletzt allein, bei meiner Mutter. Es entſtand hieraus eine etwas zerſtreute Lebensweiſe, da ich mir ſo ſelbſt überlaſſen war, und ob ich mich gleich eines Theils hierdurch zeitig ſelbſt zu führen lernte, ſo litt doch die Präciſion bei meinen Studien gar ſehr. Von den Edelknaben des Herzogs, deren Geſellſchaft mich ſehr ergötzte, bei denen aber das Lernen nur Nebenſache war, lernte ich mancherlei Unarten. Küſtner wurde aber von mir ſehr gefürchtet, doch eigentlich nicht geliebt, wovon einige frühere harte Strafen, und ein etwas launigtes Betragen die Urſache ſein mochten. Mit vollem Herzen hing ich dagegen an meiner Mutter, und faſt noch mehr an Goethe, der zu jener Zeit faſt täglich meiner Eltern Haus beſuchte, und mir mit Liebe, Ernſt und Scherz, ſo wie es nöthig war, begegnete, ſo daß ich ſein Betragen gegen Kinder als ein Muſter dieſer Art betrachte. Er nahm mich zu jener Zeit mit ſich auf eine Reiſe nach Deſſau und Leipzig,

---

öffentlicher Mittheilung geeignet ſind, die von der Liebe beider Bruder zu einander indeſſen vielfach Zeugniß geben.

wo ich meine Begriffe sehr erweiterte. Ich war etwa 9 Jahr, als mich Goethe zu sich in sein Haus nahm, welches ich die glücklichste Periode meiner Jugend nennen darf. Die Liebe, mit der er meine mannigfachen kleinen Wünsche erfüllte, suchte ich durch Anstrengungen zu verdienen. Durch Dictiren suchte er meine unfertige Handschrift auszubilden, und dadurch, daß er mir seine Wirthschaftsbücher und Rechnungen zu führen übergab, meine Fertigkeit im Rechnen zu üben. Ich machte mehrere kleine Reisen mit ihm, besonders nach Ilmenau und in die Grafschaft Henneberg, wo er die Direction eines in der Folge mißglückten Bergbaues führte, und mich hierüber gern und vollständig belehrte. Dieses Glück hatte nur zwei Jahre gedauert, als Goethe eine Reise nach Carlsbad und von da nach Italien unternahm, ohne es jemand anderem als dem Herzog anvertraut zu haben. Ich blieb noch, weil man stets seine Rückkehr erwartete, fast ein halbes Jahr in seinem Hause, zog jedoch zuletzt wieder zu meinen Eltern, weil es mir in dem Hause zu einsam war." —

So weit geht das eigenhändige Manuscript des Baron von Stein. —

Seinen Vater verlor derselbe zeitig, und blieb später unter dem Schutze seiner Mutter. Diese war eine jener

hochbegabten geiſtreichen Frauen, die damals den Kreis der ausgezeichneten Männer und Frauen in Weimar verherrlichten. So entſtanden, von Jugend auf gepflegt, die ſchönen und innigen Beziehungen theils zu Goethe, theils zu deſſen Mutter, die ſich in den Briefen Beider an den jungen Mann aufs Unzweideutigſte ausſprechen. Ebenſo die Beziehungen zu ſeiner Vaterſtadt, zu dem erlauchten Fürſtenhauſe, und zu faſt allen den geiſtbegabten Männern jener Zeit, die Baron Stein bis an das Ende ſeines Lebens dieſem Kreiſe nahe verbündet hielten, und deſſen Mitglieder er alle überlebt hat. In Weimar war es, wo ſich der vielſeitig gebildete Mann entwickelte, ſich für den Staat ausbildete, und wo ſich in ihm die Liebe zu allem Schönen und Großen entfaltete, eine Liebe, die ihn bis in die ſpäteſte Zeit ſeines Lebens begleitet hat, und ihn ſtets jugendlich und friſch erhielt. Seine Univerſitäts-Studien machte er in Jena, und zwar in der Periode des höchſten Glanzes jener Hochſchule, auf der damals die erſten Geiſter Deutſchlands lehrten, und die mit Allem, was zu jener Zeit das Vaterland erweckte, erhob, und geiſtig lebendig machte, in engſter Verbindung und in der lebhafteſten Gegenwirkung ſtanden. Hier war es, wo er in die engſte Beziehung zu Schiller trat, in deſſen nächſter Umgebung er lebte, und, wie dieſer an einer

Stelle seiner Briefe bemerkt, von ihm mit Liebe und Freundschaft gepflegt wurde. — Nach vollendeten Universitätsjahren machte Baron Stein eine Reise nach England und Schottland, woselbst er über ein Jahr verweilte, und den Hof des Königs besuchte, vorzüglich aber seine Zeit für das Studium der Staatswissenschaften, besonders zur Erweiterung seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse, verwendete. Nach dieser Zeit befand er sich kurze Zeit am Hofe des Herzogs von Weimar, und trat dann in königlich preußische Staatsdienste. Er war zuerst dem Bureau des Staatsministers von Schlesien, Grafen von Hoym, attachirt, mit dem er mehrere Reisen nach Warschau und Königsberg machte, und wurde später Rath in der königlichen Kriegs- und Domainen-Kammer, nahm aber während des französischen Gouvernements den Abschied. Damals hatte er auch das Landgut Strachwitz unweit Breslau erkauft, büßte aber durch die Folgen der französischen Invasion hier den größten Theil seines Vermögens ein. — Bereits 1804 hatte er sich mit der Freiin von Stosch vermählt; diese Ehe trennte indessen der Tod nach kaum vier Jahren, und aus derselben waren ihm drei Kinder — zwei Söhne und eine Tochter — geboren; beide Söhne verlor er durch einen frühen Tod. Die ihn überlebende Tochter ist die Frau Majorin von Zobeltitz.

Nach seiner ersten Ehe vermählte er sich zum anderen Male mit einer Gräfin von Schlabendorf aus dem Hause Seppau, trennte sich zwar später von seiner Gemahlin in Folge gegenseitiger Uebereinkunft, blieb aber mit derselben in freundschaftlicher Beziehung bis zu ihrem, zwei Jahre vor dem seinigen, erfolgten Tode.

Vierunddreißig Jahre bekleidete er die Stelle eines General-Landschafts-Repräsentanten, und fünfundzwanzig Jahre die eines Präses der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Seine vorzügliche und segensreiche Thätigkeit entwickelte er in dem schlesischen Verein für den Unterricht der Blinden, dessen Mitstifter er im Jahre 1818 war, und worin er zwei Jahre später zum dirigirenden ersten Vorsteher erwählt wurde, in welcher Stellung er, beehrt von allgemeinem Vertrauen, bis zu seinem Tode blieb. Was er dieser Anstalt geleistet, wie sie sich unter ihm erhoben und entwickelt, und wie er mit der ihm so eigenen Beharrlichkeit, im Kampfe mit vielen Widerwärtigkeiten und oft in seinem Eifer verkannt, sie gefördert, mit wahrhaft väterlicher Liebe und Treue einem glücklichen Ziele entgegengeführt, und in welchem blühenden Zustande er diese seine Pfleg-Anstalt verlassen, liegt offen da vor aller Welt.

Nach mehreren Krankheitsanfällen, von denen er sich

Almaide für sich. Unglückliche, was ist für dich zu hoffen? Laut. Du mußt bey uns verweilen!

Lila.

Ich fühle die Güte,
Und kann euch nicht danken,
Verzeihet dem kranken,
Verworrenen Sinn!

Mir ist's im Gemüthe
Bald düster, bald heiter,
Ich sehne mich weiter,
Und weiß nicht wohin.

ab.

Almaide. Sie verliert sich in die Büsche. Sie entfernt sich nicht weit. Auf Schwestern, singt ihr ein Lied, daß der Ton des Trostes um ihren Busen schalle.

aber immer wieder erholte, und nachdem er noch einmal eine Reise nach seinem lieben Weimar unternommen und noch kurze Zeit mit gewohnter Rüstigkeit allen seinen Obliegenheiten und sogar noch am 29. Juni der Prüfung des Blinden-Instituts vorgestanden, wurde er am 30. Juni von leichtem Unwohlsein befallen, welches anfänglich keine Besorgniß erregte. Allein am 3. Juli 1844 verschied er fast unerwartet sanft und ohne Schmerz; er ist in voller geistiger Kraft zu den Wohnungen des Friedens hinüber gegangen. —

Baron von Stein war ein Mann, der allen den Verhältnissen, in welche ihn die Vorsehung berufen, wohl vorstand, und jeden seiner Wirkungskreise vollkommen ausfüllte. Er war nicht für diejenigen Zustände in der Welt berufen, welche in starken Färbungen hervortreten und in denen Licht und Schatten stark bezeichnet sind, seine Thätigkeit war in jenen stilleren Kreisen, in denen das Gute sich wie eine zarte Pflanze entwickelt, die von sorgsamer Hand aufmerksam gepflegt, ihre Entwickelung und Erhaltung fordert. Die feste Beharrlichkeit, der rege Eifer, die Aufmerksamkeit, ohne daß die große Welt diese Tugenden grade bemerkt, — das war sein Beruf, und den hat er überall getreulich erfüllt. Er hat so die Aufgabe seines Lebens treu gelöst. Er wirkte wahrhaft segensreich

in einem eng gezogenen Kreiſe, und wo wir ihn in dieſem antreffen, überall finden wir den geſegneten Arbeiter im Weinberge. — Für alles Schöne, Gute und Große war und blieb ſein Herz offen. Manche Prüfung war ihm aufbehalten. Verluſt des Vermögens durch kriegeriſches Drangſal, Verluſt ſeiner Gattin, erwachſener Söhne, — das trug er mit Ruhe und Ergebung; nie hörte man von ihm auch bei tiefem Schmerz die Klage des Unmuths. Aber auch des Schönen und Herrlichen war ihm viel von der Vorſehung beſchieden. Trefflicher Jugendunterricht, Bildung des Geiſtes unter glücklichen Verhältniſſen; Beruf zu mannigfachem Geſchäft; heilbringende Erfolge ſeiner Thätigkeit; Genuß des Schönen, Wahren und Guten, und glückliches Erkennen deſſelben; viele Liebe, treue Freundſchaft, ruhiges Alter, ſanfter Tod.

Dr. Ebers.

Briefe

von

J. W. von Goethe

an

Friedrich von Stein.

1.

Wenn ich ein so fertiger Poet wäre, wie Du es bist, so antwortete ich Dir in Versen, mein ganzes Gemüth ist aber diesmal so prosaisch, daß Du mit Prosa vorlieb nehmen mußt. Deine Fabel ist jetzt um Vieles besser, und Dein Favorit-Sylbenmaß geht ohne Reim ganz gut. Lebe wohl, ich komme bald wieder.

Jena, den 10. März 1785.

G.

In das Stammbuch des Fritz von Stein.

Unglück bildet den Menſchen und zwingt ihn ſich ſelber zu kennen,
Leiden giebt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehrt eigener Schmerz der Andern Schmerzen zu theilen,
Eigener Fehler erhält Demuth und billigen Sinn;
Mögeſt Du, glücklicher Knabe, nicht dieſer Schule bedürfen,
Und nur Fröhlichkeit Dich führen die Wege des Rechts!

Weimar, den 17. März 1785.

Goethe.

2.

Man iſt hier den ganzen Tag ſo ſehr beſchäftigt, ob man gleich eigentlich nichts thut, daß ich Dir noch nicht habe ſchreiben können.

Deinen Brief habe ich erhalten, und freue mich, daß Dich die Herren Straube's mit nach Frankfurt nehmen wollen. Du mußt ihnen gleich dafür danken, und es auf die Weiſe, wie ſie es angeboten, annehmen.

Wir haben viel Berge beſtiegen, und bringen Dir auch mancherlei Steine und Stufen mit. Hr. v. Knebel grüßt Dich, auch Deine Mutter. Sie iſt recht wohl.

Es ſind ſehr viele Menſchen hier, auch einige Geſchöpfe von Deinem Alter, — ein Jeder kommt mit ſeinem Töpfchen früh Morgens an den Sprudel und genießt das heiße Waſſer.

Ich befinde mich wohl und wünſche Dir auch wohl zu leben. Theile viel Grüße von mir aus.

Carlsbad, den 13. Juli 85.

G.

3.

Es freut mich ſehr, daß Du wohl angekommen und wohl aufgenommen worden biſt. Gedenke fleißig der Lehren des alten Polonius und es wird ferner gut gehen.

Schreibe jeden Tag nur etwas, damit wir wiſſen, was mit Dir vorgeht. Deine Mutter iſt in Rochberg, und Dein Vater hier. Ich bin ſehr allein und packe indeſſen die Carlsbader Steine aus.

Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da ſie nicht ſo ernſthaft iſt, wie ich, ſo wirſt Du Dich beſſer bei ihr befinden. Das gute Obſt laß Dir ſchmecken und grüße Alles fleißig von mir.

Weimar, den 5. September 1785.

G.

4.

Oft verlang' ich nach Dir, und wünſche Dich bei mir zu haben; doch hoffe ich, daß es Dir zu Hauſe wohl gehen, und Du in meiner Stube glücklich reſidiren wirſt.

Das Waſſer ſchlägt mir recht gut an, und ich bin wohl. Laß Dir Deine Mutter Vieles erzählen, ich begleite ſie morgen bis Schneeberg, das zwölf Stunden von hier liegt und wo ich die Bergwerke beſehen werde. Sie bringt Dir einige ſchöne Steine mit. Lebe wohl und grüße Deinen Vater und Ernſten. Mit der Freitagpoſt kannſt Du mir noch einmal ſchreiben.

Sey fleißig und ordentlich und liebe mich.

Carlsbad, den 13. Auguſt 1786.

G.

5.

Eh' ich aus Carlsbad gehe, muß ich Dir noch ein Wort ſchreiben. Ich habe Dich ſehr vermißt, und wollte, ich hätte Dich bei mir, auch jetzt, da ich noch meinen Weg weiter mache. Ich bin recht wohl und hoffe, Du ſollſt es ſeyn und bleiben. Ich bin auch ſehr fleißig geweſen, und die vier erſten Bände meiner Schriften ſind in Ordnung. Der Auguſt ſoll Dir viel erzählen; gehe manchmal zu Herders und mit Auguſten ſpazieren, er iſt ein gar gutes Kind. Du ſollſt Holz haben, wenn Deines noch nicht angekommen iſt, gedenke meiner am Camin. Lebe wohl, wenn ich zurückkomme, erzähle ich Dir viel.

Carlsbad, den 3. September 1786.

G.

Almaide mit dem Chor.

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah'.
Rufen die Armen
Unser Erbarmen;
Gleich sind wir da!

6.

Rom, den 29. December 1786.

Dein Brief, mein vielgeliebter Fritz, hat mir viele Freude gemacht, Du kannſt nicht öfter an mich denken als ich an Dich. Gar oft wünſche ich Dich zu mir, es giebt gar mancherlei Gutes zu genießen, das Dich noch mehr als mich ergötzen würde.

Schwefelabdrücke bring' ich Dir mit und Steine von merkwürdigen Gebäuden, wo Du zugleich die verſchiedenen Arten von Steinen ſehen ſollſt, mit denen man hier baute und auszierte.

Die ganze Nacht vor dem Weihnachtsfeſt ſind wir in den Kirchen herumgefahren und haben die Feierlichkeiten angeſehen und angehört. Zu St. Apollinar war Muſik. St. Peter mit wenigen Lichtern, Lampen und Fackeln kaum erleuchtet, ſo daß man das ungeheure Gebäude kaum wiederkannte. In einer ſehr erleuchteten Seitenkapelle ſangen die Chorherren die Frühmetten. In St. Maria maggiore war die Kirche ſchön erleuchtet; dort haben ſie einige Stücke von der Krippe Chriſti. Es zieht eine Prozeſſion mit Fackeln umher, es wird ein ſilbernes Kindlein auf einer ſilbernen ſehr verzierten Wiege getragen u. ſ. w.

Am Weihnachtsmorgen hielt der Pabſt in St. Peter Hochamt, bei dem die Cardinäle miniſtrirten. Es mögen

2000 Menſchen in der Kirche geweſen ſeyn und man bemerkte ſie kaum, da man hineintrat, da ſie Alle um den Hochaltar ſtanden.

Die Gaſſe, in der ich wohne, iſt gegen 3000 Schritte lang. Du kannſt ſie einmal in der Belvedereſchen Allee abſchreiten und dabei an mich denken. Erzählung von beſſeren Sachen hebe ich für Dich auf. Wenn wir künftig zuſammen gehen und fahren, habe ich Dir zu erzählen, und Du ſollſt Dich nicht mehr über mein Stillſchweigen beklagen.

Lebe wohl; auch ein Stück Lava vom Veſuv ſollſt Du haben. Grüße Ernſten, Deine Großeltern, und behalte mich lieb.

G.

Dein italiäniſcher Brief hat mich gefreut, nächſtens ſollſt Du auch einen von mir in dieſer Sprache haben.

7.

(Aus Italien; ohne Datum.)

Mein lieber Fritz! Wie ſehr es mich verlangt, etwas auch von Dir zu wiſſen, kannſt Du denken, da Du weißt, wie lieb ich Dich habe. Oft thut es mir im Herzen weh, daß Du nicht bei mir biſt, da ich ſo viele und ſo merkwürdige Gegenſtände täglich betrachte. Laß Dir von Deiner Mutter ſagen, wo ich bin, und laß Dir ſonſt von ihr mittheilen, was ich ihr ſchreibe.

Ich bin in einem ſchönen warmen Lande, es fängt jetzt an zum zweitenmal auf Wieſen und Plätzen grün zu werden. Das Gras und die Kräuter keimen zum zweitenmale, und wenn auch die Blätter von vielen Bäumen fallen, ſo ſind doch viele, die immer grün bleiben. Es geht ein warmer Wind, der zwar oft Regen bringt, doch mir nicht ſchadet, wie er Andern thut, die länger hier ſind.

Lebe wohl! Sey brav und gedenke meiner; laß Dir in meinem Zimmer wohl werden. Morgen und Abend macht man doch auch ſchon hier Caminfeuer.

Ich hätte Dir wohl viel zu ſagen, es wird ſich aber beſſer erzählen laſſen.

G.

8.

Rom, den 4. Januar 1787.

In meinen weiten Mantel eingewickelt, und meinen Feuernapf bei mir, ſchreib' ich Dir, mein lieber Fritz, denn in meiner Stube iſt weder Ofen noch Camin, und ſeit geſtern weht ein Nordwind. Das Wetter iſt ſchön und man geht gern auf den trocknen Straßen ſpazieren.

Nun muß ich Dir allerlei Geſchichten erzählen. Neulich ſind wir in der Peterskirche faſt (wie man zu ſagen pflegt) über den Pabſt gefallen. Wir gingen nach Tiſche in der Kirche herum und beſahen die ſchönen Steinarten, womit Alles ausgeziert iſt. Tiſchbein zeigte mir eben einen vorzüglich ſchön gezeichneten Alabaſter (eigentlich Kalkſpath) an einem Grabmahle, als ich ihm auf einmal in die Ohren ſagte: da iſt der Pabſt. Ihro Heiligkeit knieten wirklich in langem weißem Gewande mit der rothen Schnur an einem Pfeiler und beteten. Die Monſignores vom Gefolge, davon einer den rothen goldbeſetzten Hut hielt, ſtanden mit ihren Brevieren nicht weit davon und ſprachen mit einander, und anſtatt einer feierlichen Stille machten die Leute, welche in der Peterskirche zu reinigen haben, einen Lärm auf den andern, damit der Pabſt ſie und ihren Fleiß bemerken ſollte, denn wie er weg war, feierten ſie auch wieder.

Wenn man dem Pabſt begegnet, es ſey wo es wolle, ſo kniet man nieder um den Segen zu empfangen. Er hat keinen Bart, ſondern ſieht aus wie die Paſte die Du kennſt, nur daß er älter. Hier trägt Niemand einen Bart als die griechiſchen Prieſter und die Kapuziner.

Nun zu einer andern Scene. Neulich ſahen wir, und ich kann wohl ſagen, hörten wir 1000 Schweine in einem engen Bezirk abſchlachten. Es geſchieht dies den Winter über, alle Freitage, auf einem Platze, wo früher ein Minerventempel ſtand. Die Schweine werden zu Hunderten zwiſchen Stangen eingeſperrt; auf ein gegebenes Zeichen ſpringen Kerls hinein zu den Thieren, ergreifen ſie, rammeln ſich mit ihnen herum und ſtoßen ihnen unter der einen Vorderpfote ein rundes Eiſen in den Leib, das ſie, weil es oben eine Art Hacken hat, mit der flachen Hand in der Wunde leyernd herumdrehen bis das Thier todt iſt. Das Lärmen der Menſchen, das von dem Geſchrei der Thiere überſchrieen wird, die Händel, die dabei vorfallen, der Antheil der Zuſchauer und noch allerlei Detail machen dieſes Amazzamento zum ſonderbarſten Spektakel. Es geſchieht auf dieſe Weiſe, weil hier Alles Monopol iſt, und die Regierung die Schweine aufkauft, ſchlachten läßt, und dann an die Fleiſcher austheilt.

Dann war ich auch in einer erſten Vorſtellung einer Oper, wo das Parterre noch einen größern Lärm machte als die 1000 Schweine, davon will ich Dir künftig das Detail erzählen. Alexander in Indien hat mir Langeweile

gemacht. Dagegen war das Ballett, die Eroberung von Troja, recht ſchön. Wie viel hätte ich darum gegeben, Dich und die Herder's an meine Seite zu bringen, wie würde Euch das große Pferd und die herausſteigenden Griechen, Hector's Schatten, die Flucht des Aeneas, die brennende Stadt und der Triumph der Griechen, ergötzt haben! Die Kleider ſind ſehr ſchön, die Dekorationen mäßig. Geſtern ſah ich in einem andern Theater die **Locandiera** von Goldoni. Da hier alle Rollen, wie Du weißt, von Männern geſpielt werden, machte ein römiſcher Bürger, der ſonſt ſeines Handwerks ein Färber iſt, die **Locandiera** ſo ſchön, daß nichts zu wünſchen übrig blieb. Auch die Tänzerinnen der großen Oper ſind Männer, die allerliebſt ihre Künſte ausführen.

Ferner muß ich Dir erzählen, daß ich zum **Pastore dell Arcadia** bin ausgerufen worden, als ich heut in dieſe Geſellſchaft kam (von der Dir Herr Schmidt erzählen mag). Vergebens habe ich dieſe Ehre abzulehnen geſucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will. Ich mußte mir gar ſchöne Sachen vorleſen laſſen und ich erhielt den Namen **Megalio per causa della grandezza** oder **grandiosità delle mie opere**, wie ſich die Herren auszudrücken beliebten. Wenn ich das Sonnett, das zu meiner Ehre auch verleſen wurde, erhalte, ſo ſchicke ich Dir's.

Für heute lebe wohl. Ich habe ſehr geſudelt und viel zu ſchreiben, ahme meine Hand nicht nach.

Es iſt kalt, und ich ſchließe meinen Brief, wie Du mit den Zwillingen. Grüße Herder's und lies ihnen dieſen Brief.

G.

9.

Neapel, den 10. März 1787.

Ich danke Dir, mein lieber Fritz, für Deinen Brief, in welchem mich der Ausdruck Deiner Liebe und Neigung recht herzlich freut. Wenn ich Dir nicht oft wiederhole, daß ich Dich sehr zu mir wünsche, so verschweige ich nur, was mir fast täglich im Gemüthe ist. Denn was ich sehe, ist gar schön und lehrreich, und Du würdest es noch mehr genießen als ich.

Ich komme sobald zurück, als mir möglich ist, sobald ich mir nur eine gewisse Art von Kenntniß von diesem Lande erworben, sobald ich das Merkwürdigste von Natur und Kunst gesehen habe. Dann will ich Dir viel erzählen, wir wollen mancherlei Betrachtungen anstellen, und mit der Zeit will ich Dich einmal selbst hierher bringen.

Mache Dir keine traurigen Vorstellungen von meinem Außenbleiben. Es war mir höchst nöthig, daß ich wieder eine große Masse von Kenntnissen, von neuen Begriffen mir eigen machte, an denen ich wieder eine Weile verarbeiten kann. Es wird mir und alle den Meinigen zu Gute kommen.

Hier ist ein Land so lustig und heiter wie Du gewöhnlich bist. Die See und das Land geben genug her, um die Menge Menschen leicht zu nähren. Die Märkte sind voll Fische. Blumenkohl wird auf Eseln häufig zum

Verkaufe durch die Stadt getragen, und die Höcker haben Alles voll Roſinen, Mandeln, Feigen, Nüſſen, Pommeranzen u. ſ. w. Das Brod iſt gut und es fehlt nicht an Fleiſche. Jedermann lebt in den Tag hinein, weil ein Tag dem andern gleicht, und man ſich auf keine Zeit des Mangels, keinen Winter vorzubereiten hat. Ich bin oft am Meere. Seit einigen Tagen iſt es in ſtarker Bewegung.

Schreibe mir bald wieder. Ich werde Deine Briefe richtig erhalten, wo ich auch ſey. Bald werde ich Herculanum, Pompeji, und dann auch Päſtum ſehen. Grüße, wen Du von mir zu grüßen gut und artig findeſt, ich billige Alles.

Grüße Ernſten und laß ihn mir auch einmal ſchreiben, was er macht. Empfiehl mich Deiner Großmutter zu geneigtem Andenken; ich freue mich aus mehr als einer Urſache nach Hauſe, und Du biſt eine der erſten.

Lebe wohl und gedenke mein.

G.

10.

Palermo, den 18. April 1787.

Morgen, lieber Fritz, gehen wir aus Palermo. Ich befinde mich wohl und bin vielleicht in meinem Leben nicht 16 Tage hinter einander ſo heiter und vergnügt geweſen als hier. Nun geht es über Alcamo nach Segeſte, nach Caſtelveterano, Girgenti, wo wir in 5 Tagen anzulangen gedenken. Ich mache die Reiſe durch's Land, um zu ſehen, wie es auf den Bergen ausſieht, Küſten werde ich ſpäter noch genug ſehen. Das Ziel meiner Reiſe iſt nun bald erreicht, dann geht es wieder rückwärts. Ich habe viel, viel Neues geſehen, erſt hier lernt man Italien kennen. Ich wünſchte Dir, daß Du die Blumen und Bäume ſähеſt, und wäreſt mit uns überraſcht worden, als wir nach einer beſchwerlichen Ueberfahrt am Ufer des Meeres die Gärten des Alcinous fanden. Lebe wohl, ich liebe Dich herzlich. Grüße Alle und ſchreibe mir, daß ich, wenn ich nach Neapel zurückkomme, Deinen Brief finde.

G.

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almaide. Magus.

Magus.

Göttliche Fee! Was du mir erzählst, verwundert mich nicht. Beruhige dich! Diese Rückfälle müssen uns nicht erschrecken. Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen, ungewohnten Anstren-

11.

Neapel, den 26. Mai 1787.

Deine vielen Briefe, die ich alle auf Einmal erhielt, haben mir viel Freude gemacht. Ich bin aus Sicilien glücklich zurück und Du kannſt ohne Sorge ſeyn. Ich komme nun bald und Du ſollſt ſchöne Sachen ſehen und hören. Zeichne fleißig nach Büſten und verſuche auch einmal einen Kopf nach dem Leben. Zeichne Landſchaften nach der Natur, und ſuche gleich etwas Intereſſantes zu wählen, ſo gut es die Gegend giebt. Ich kann Dir, wenn ich komme, manche Anleitung geben, denn ich komme aus einer großen Schule. Dein italiäniſcher Brief hat mich ſehr vergnügt, wenn ich zurückkomme, wollen wir nur italiäniſch reden.

Wenn Du das Meer ſehen ſollteſt, würdeſt Du große Freude haben. Wenn man es eine Zeitlang gewohnt iſt, ſo kann man nicht begreifen, wie man hat leben können, ohne es geſehen zu haben, und wie man fortleben will, ohne es zu ſehen. Ich bin durch Sicilien gegangen, ohne Empfehlungsſchreiben und ohne Garde, und bin doch durchgekommen, es geht Alles, wenn man ſich zu ſchicken und zu finden weiß. Wenn es meinen Wünſchen nachgeht, ſo ſehen wir dieſe Gegenden einmal zuſammen. Oft wünſche ich Dich zu mir, im Ganzen ſehe ich doch aber, daß es gut iſt, daß ich Dich nicht mit-

genommen habe. Nun ſehe ich Dich bald wieder und es wird mir eine neue Freude ſeyn.

Lebe wohl, grüße Deine Großeltern, Onkels und Tanten.

G.

12.

An die Kinder und Fritzen.*)

Rom, den 30. Juni 1787.

St. Petersfeſt war nun wieder eine rechte Gelegenheit, Euch zu mir zu wünſchen. Laßt Euch nur von den Eltern erzählen, was ich von der Erleuchtung ſchreibe und was ſonſt irgend in einem Buche davon ſteht. Wo man auch in der Nacht in der Stadt auf eine Höhe kam, ſah man das feurige Feenſchloß am Horizonte ſtehen, und man wünſchte ſich mehr Augen zu haben, um es recht ſehen zu können. Wenn ich komme, will ich es Euch recht lebhaft beſchreiben. Nun iſt Alles ſtill in dem großen Rom, und es iſt jetzt recht Zeit zum Studiren. Ich lerne gar Manches, was ich Euch wieder lehren werde, ſeyd indeſſen hübſch fleißig, denn es kommt Einem heute oder morgen zu Gute, wenn man Etwas gelernt hat. Seit acht Tagen iſt eine große Hitze auf einmal eingefallen, ſo daß man des Tages gar nicht ausgehen mag. Die Nächte ſind

*) Die Kinder, welche hier zugleich mit Fr. von Stein von Goethe angeredet werden, ſind unſtreitig Herder's Kinder. Aus der „italiäniſchen Reiſe" geht hinreichend hervor, wie viele Mittheilungen Goethe an Herder von Rom aus machte. Doch ſteht zu vermuthen, daß auch noch andere Geſpielen Stein's darunter gemeint ſind.

auch ſehr warm, und da es eben Vollmond iſt, ſehr ſchön und reizend. Das Volk iſt die ganze Nacht auf den Straßen, beſonders die Feſttagsnächte, und ſingt und ſpielt auf der Zitter und jauchzt, und kein Menſch mag zu Hauſe und zu Bette.

Ich lebe ganz ſtill für mich, und werde, da Herr Tiſchbein nach Neapel geht, einen großen kühlen Saal bewohnen, fleißig in demſelben zeichnen und ſchreiben, und an Euch denken.

Lebt wohl, ich kann heut nicht mehr ſchreiben, und will alſo mit Eurer kurzen Entſchuldigung ſchließen, womit Ihr Eure kurzen Briefchen zu endigen pflegt.

G.

13.

Rom, den 18. Decbr. 787.

Deine Briefe, lieber Fritz, machen mir große Freude, laß es Dir ja ein Geſetz bleiben, mir immer zu ſchreiben was Dir begegnet und wie Du denkſt, damit Du mir nicht fremd ſeyſt, wenn wir uns wiederſehen.

Mit einem Italiäner, der nach Weimar kommt, erhältſt Du Geſchenke von Angelika*); eine Zeichnung, die Du gleich unter Glas machen mußt, und noch etwas, das ich nicht verrathe. Es iſt etwas, das Dir ſchon einzeln Freude machen würde, mit 4 multiplicirt, etwas Altes zum modernen Gebrauche, und zu einem doppelten Gebrauche, nun kannſt Du eine Weile rathen.

Herr Thurneiſen, der Dich grüßt, nimmt ein Schächtelchen mit, darin liegt ein klein Papierchen an Deine Mutter, dann 4 Stücke Sepia, davon theile Rath Bauſen mit, und geht haushälteriſch damit um. Auch ſchreibe mir wozu Ihr ſie anwendet, denn es iſt nicht genug, Sepia zu haben, man muß ſie auch am rechten Fleck und unter den rechten Miſchungen brauchen, ſonſt thut Tuſche eben die Dienſte.

Die Manier, wie lavirt zu ätzen, kann ich vielleicht nächſtens beſchreiben. Ich habe mich mit dieſen Sachen

*) Angelika Kaufmann.

gar nicht abgeben können, und Jedermann ſpricht von dieſen Sachen. Der rechte Mechanismus aber iſt nicht gleich gelernt.

Ferner wirſt Du in dem Schächtelchen viele Abdrücke kleiner Steinchen in Siegellack finden. Ich beſitze die Steinchen alle ſelbſt, es ſind recht artige darunter. Lebe recht wohl. Ich gehe wenn es Nacht wird, vier Tage in der Woche in eine Perſpektivſtunde, es iſt mir eine rechte Luſt, wieder den Schüler zu machen, ich hoffe diesmal will ich dieſe Lehre gründlich lernen, an der ich ſo oft nur oberflächlich gearbeitet habe.

Auch habe ich wieder einen Fritz im Hauſe, einen jungen Maler, der recht geſchickt und gut iſt, mit dem ich allerlei zeichne und componire.

Lebe wohl und vertrage Dich mit Deinem Couſinchen. Schreibe mir manchmal von ihr und grüße ſie. Siegle ferner mit meinem Siegel, es kleidet Deine Briefe recht hübſch.

14.

Rom, den 16. Februar 1788.

Du hätteſt lange einen Brief von mir haben ſollen, denn die deinigen erfreuen mich ſehr, auch denke ich oft an Dich, und wenn ich meinem zweiten Fritz etwas zu Liebe thue, ſo thu' ich im Herzen es mit um Deines Namens willen. Dieſer zweite Fritz iſt um zehn Jahr älter als Du, und eben auch ein vernünftiger Kindskopf. Du wirſt Dich gut mit ihm vertragen, wenn Du ihn einmal zu ſehen kriegſt. Er hat mich auch recht lieb. Da er einen erſtaunlichen Abſcheu für Schnee, Eis u. ſ. w. und Allem, was nach Norden ſchmeckt, empfindet (er iſt ſehr jung nach Rom gekommen), ſo iſt der Abendſegen: „Die Zwillinge ſind in der Nähe", auf ſeinen Zuſtand abgeändert worden. Und wenn er Abends bei Tiſche anfängt einzuſchlafen, ſo wird Folgendes recitirt:

Der Segen wird geſprochen!
Die Rieſin liegt in den Wochen;
Die Wölfe ſind ausgekrochen.
Sie liegt zwiſchen Eis, und Nebel und Schnee,
Trinkt gern Eicheln- und Rübenkaffee,
Wenn ſie ihn nur hätte! —
Da läuft die Maus! —
Kind geh' zu Bette
Und löſche die Lichter aus.

Ich werde mich freuen, wenn ich diesen Abendsegen einmal über Dich sprechen kann. Recitire ihn Herder's und dem Fräulein Göchhausen.

Wenn Du durch Thurneisen die Sepia erhältst, so gieb ein Paar Stückchen an Herrn Rath Bause. Es war nicht artig von ihm, daß er ohne Anfrage Deine Zeichnung radirt hat, indessen mag es gut seyn.

Die Crystallisationen liegen, wie Ihr vermuthet, im Marmorschränkchen, im Cabinett, wo Tischbein's Bild hängt. Der Schlüssel ist größer, als die zu den übrigen Steinschränken, und sollte bei ihnen an einem Bunde seyn.

Das Carneval ist recht lustig abgelaufen, es war schön Wetter und das Volk vergnügt ohne ausgelassen zu seyn. Außer den letzten Abend der **Mocoli**, wo ein solches Geschrei und ein **Precipizio** war, das sich nicht denken läßt. Doch ist Niemand dabei zu Schaden gekommen. Angelika hat Dein dabei gedacht, und Dich zu uns in den Wagen gewünscht.

Was Du aus meinem Hause brauchst, das nimm zu Dir, ich freue mich, wenn Dir etwas von dem Meinigen nützlich ist.

Unsere kleine Haushaltung geht recht ordentlich. Herr Keyser komponirt die Symphonie, die Lieder und Zwischenspiele zu Egmont. Herr Schütz von Frankfurt malt ein Bild und zeichnet mancherlei. Herr Burg von Hanau, sonst Fritz der Zweite, macht Zeichnungen nach

Michael Angelo in der Kapelle Sixtina. Unſre Alte kocht, unſer Alter (der Vater von Filippo) ſchleicht herum, die hindernde Magd ſchwätzt mehr als ſie thut, ein Bedienter, der ein Ex-Jeſuit iſt, beſſert die Röcke aus und wartet auf, und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegeſſen werden. Es fehlt Niemand als Du, um von Allen zu lernen, und an Allem Theil zu nehmen.

Du ſchriebſt neulich von einem Grab der Miß Gore bei Rom. Vor einigen Abenden, da ich traurige Gedanken hatte, zeichnete ich meines bei der Pyramide des Geſtius, ich will es gelegentlich fertig tuſchen, und dann ſollſt Du es haben.

In einigen Tagen werde ich dagegen luſtige Gegenden aus Neapel und Sicilien in farbigen Zeichnungen erhalten, die alle betrübte Gedanken vertreiben ſollen. —

Ich habe wieder allerlei Steinchen gefunden, ein recht ſonderbares, womit ich dieſen Brief ſiegeln will. Ein Adler, der an der Bruſt ein Löwenhaupt und hinterrücks einen Widderkopf trägt. Du kannſt es mit einem Microſcop anſehen, die drei Köpfchen ſind gar natürlich gemacht und über dem Widderkopfe geht eine Kornähre in die Höh'. Was ſich die Alten dabei gedacht haben, mag der Himmel wiſſen.

Lebe recht wohl und grüße alle Freunde, beſonders Deine Großeltern, die Tanten und die Onkels, Lottchen

Lengfeld, Frau von Lichtenberg, Frau von Kalb, Frau von Egloffstein, und wer ſonſt mein gedenken mag.

Schreibe mir immer und laß Dich nicht verdrießen, wenn ich nicht immer, nicht gleich antworte. Bei Herrn Rath Bertuch wirſt Du Masken des römiſchen Carnevals ſehen, die luſtig genug ſind. Lebe wohl.

G.

gung zu erhohlen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt klug zu werden. Wir müssen nicht verzagen, wir haben mehr solche Scenen zu erwarten. Genug, daß sie einige Speise zu sich genommen, daß sie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es, die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir sie nicht zu geschwinde geheilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis sie fähig ist seine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen, ihr Platz machen. Sie kommt hieher, wo neue Erscheinungen auf sie warten. Beyde ab.

Lila mit dem Fläschchen in der Hand. Ich habe dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne deinen Balsam würde mir es schwer geworden seyn, diesen düstern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten sind geschieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne sind geschwunden! Ein rauher, ahndungevoller Wind schwebt um mich her!

15.

Jena, (ohne Datum) 1788.

Hier ſchicke ich Deine Ueberſetzung corrigirt mit Dank zurück, ſchreibe ſie nun ab, ſo iſt das auch abgethan.

Herr von Knebel grüßt Dich, und will ſehen, daß er Dir einen ſolchen Hausrath verſchaffen kann, wie Du ihn brauchſt. Ich habe mich recht wohl befunden, auf dem Balle habe ich viel getanzt, bin in Lobda und Dackendorf geweſen, vorgeſtern bei Grießbach zum Abendeſſen, geſtern im Conzert, und ſo geht es immer fort. Du ſiehſt, daß Jena zum luſtigen Leben inſpirirt.

Das Fegefeuer von der andern Seite wird auch immer gräulicher. Sage Deiner Mutter, daß ich viel lerne und viel denke. Mit Knebel wird viel geſchwätzt, und er muntert mich auf, Manches niederzuſchreiben. Was meine Tugend betrifft, ſo kann ich mich nur italiäniſch ausdrücken: **Crescono le mie virtù, ma la mia virtù cala.**

Es freut mich, daß Dir Egmont zum zweiten Male gefällt. Das Stück iſt ſo oft durchgedacht, daß man es auch wohl öfters wird leſen können.

Lebe wohl. Grüße Deinen Vater. Ich komme bald wieder. G.

16.

Jena, den 18. November 1788.

Zur Nachricht dient, mein lieber Fritz, daß ich Freitag Abends noch zum Balle komme. Es geht mir recht wohl, und ich bin sehr fleißig. Von der Muskellehre habe ich lange nicht, was ich wünsche, auffassen können, man schießt eine solche Wissenschaft nicht im Fluge. Indessen ist sie doch einmal in der Ordnung durchgehört, und der Himmel wird weiter helfen. Zugleich habe ich die Münzwissenschaft angefangen näher zu betrachten, ein Feld, das von jenem sehr weit abzuliegen scheint.

Grüße Deine Mutter, Deinen Vater, und liebe mich. Ich lege Dir das Portrait einer Schönen, nach der Natur gezeichnet, bei.

G.

17.

Jena, den 12. März 1790.

Ich hätte wohl gewünscht, Dich noch einmal vor meiner Abreiſe zu ſehen, und Dir ein Lebewohl zu ſagen. Noch bin ich nicht aus Jena, ich bin in ein böſes Netz gefallen. Morgen früh denke ich mich herauszuwickeln. Die freie Luft wird mir deſto beſſer ſchmecken.

Lebe wohl! Ich kann Dir nichts weiter ſagen, denn der Kopf iſt mir ganz wüſte. Grüße die Deinen und behalte mich lieb, wie ich Dich immer lieb und werth behalten werde. Nach Augsburg hat Suter meine Adreſſe.

G.

18.

Landshut, den 31. Auguſt 1790.

Ich danke Dir für Dein Briefchen. Ich ſchreibe Dir von einem Orte, der, wenn Du ihn auf der Karte ſuchſt, nah an der böhmiſchen Gränze liegt. Ich gehe aber wieder zurück auf Breslau, nachdem ich einige Tage in der Grafſchaft Glatz zugebracht. Recht Vieles habe ich geſehen, das ich Dir gönnte, das Du brauchen könnteſt, und das bei mir überlei iſt. Manches kann ich Dir mittheilen, wenn ich nur nicht oft eben ſo wenig redſelig wäre, als ich ſchreibſelig bin. In allem dem Gewühle hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu ſchreiben, und damit ich nicht gar zu abſtrakt werde, eine komiſche Oper zu dichten. Du ſiehſt, daß mein Naturell aushält, ich wünſche Dir desgleichen.

Lebe wohl. Grüße Deine Eltern. Behalte mich lieb, ſo wunderlich ich bin.

G.

19.

Weimar, den 6. August 1791.

Ich hätte gewünſcht, Dich wieder einmal zu ſprechen, und zu hören, wie es Dir geht. Ich habe Dir auch Manches zu erzählen, denn es iſt mir Einiges geglückt, das Dir auch Freude machen wird.

In Gotha habe ich mich des phyſikaliſchen Apparats mit großem Nutzen bedient, und bin recht weit vorwärts gekommen. Der dritte Akt meines Luſtſpiels iſt auch geſchrieben, und die Gärtchen werden nächſtens Sutor's Fabrik in Bewegung ſetzen, ſo geht Eins mit dem Andern fort.

Lebe wohl, ich verlange recht zu hören, wie Dir das akademiſche Leben anſchlägt.

G.

20.

Weimar, den 28. Auguſt 1793.

Für Dein Andenken danke ich Dir, mein Lieber, und freue mich, wie Du auf Deinen Wegen wandelſt. Den Herzog habe ich von Deinem Vorhaben benachrichtigt, ich hoffe Dich zu ſehen, ehe Du verreiſeſt. Lebe wohl, und behalte mich lieb und die Meinigen, dabei wirſt Du Dich ſelbſt lieben, denn ich zähle Dich immer dazu.

G.

21.

Weimar, den 23. October 1793.

Ich habe mich ſehr gefreut, einen Brief von Dir zu ſehen, um ſo mehr als mir Deine Mutter ſagte, Du ſeyeſt unterwegs krank geworden; ich wünſche, daß Du bald völlig mögeſt von dem Anfall geheilt ſeyn, und hoffe, daß Du einen geſchickten Arzt gebrauchſt.

Schreibe mir, wie Du Deinen Hamburger Aufenthalt benutzeſt, da die Einrichtung der Hamburger Akademie nicht ſo viel gewährt, als die Ankündigung hoffen ließ. Das große Leben und Treiben um Dich her wird Dich bei aufmerkſamer Betrachtung über Tauſend Dinge am beſten belehren.

Verſäume nicht die mancherlei Rechnungsarten kennen zu lernen und ſie zu üben, daß Du ſie bequem überſehen und beurtheilen kannſt. Schreibe mir, wie Du vorwärts kommſt. Das reelle Verhältniß, das große Kaufleute als kleine Puiſſancen zu den Welthändeln haben, wird Dir auch die politiſchen Begebenheiten intereſſanter machen, wenn Du den unmittelbaren Einfluß in die Comptoire und Gaſſen Deiner Freunde und Bekannten ſehen wirſt.

Herr Sibeking mag ein reicher und geſcheuter Mann ſeyn, ſo weit iſt er aber doch noch nicht gekommen, einzuſehen, daß das Lied: Allons, enfans etc. in keiner

Sprache wohlhabenden Leuten anſteht, ſondern blos zum Troſt und Aufmunterung der armen Teufel geſchrieben und komponirt iſt. Es kommt mir das Lied an wohlbeſetzter Tafel eben ſo vor, wie die Deviſe eines Reichen: pain bis et liberté, oder eines Erzjuden: „Wenig aber mit Recht.“

Da Du nun auf dem Markte alles guten Eßbaren biſt, ſo gedenke auch an uns. Erkundige Dich was die guten engliſchen Cheſter-Käſe koſten, und was für Arten von getrockneten Fiſchen man beſonders jetzt zu Winterszeit verſchreiben kann, welche Tage der Poſtwagen geht u. ſ. w. Ich gebe Dir ſodann einiges Geld in Verlag, und Du ſendeſt mir dann von Zeit zu Zeit etwas in die Küche.

Lebe wohl, ſchreibe mir bald wieder. G.

22.

Weimar, den 16. Mai 1794.

Ich wünsche Dir, mein Lieber, Glück zu dem Entschlusse den Du genommen, die merkwürdige Insel zu besuchen, Du hast Vorkenntnisse genug, eine so wichtige Reise zu nutzen, und der Anblick einer so großen thätigen Nation wird Dich auf tausend Dinge aufmerksam machen, die Du noch zu lernen hast. Du hast Recht, so lange man jung und außer Verhältnissen ist, soll man reisen, an dem fremden Orte, wohin man kommt, soll man sehen, was möglich ist, denn man kommt so selten wieder an den Platz, den man verläßt, als man von Hause wegkommt, wenn sich einmal der Kreis um uns geschlossen hat. Mache Dir Bekanntschaften, damit man manchmal ein Buch verschreiben kann, womit es bei uns so langsam geht.

Lebe wohl und laß von Dir hören.

G.

23.

Weimar, den 14. August 1796.

Deine gute Natur, mein lieber Sohn, verdient alles Lob, da Du keinen der Fehler und übeln Gewohnheiten Deines Pflegefreundes angenommen haſt. Du magſt in der Abweſenheit nicht allein an Deine Freunde denken, ſondern ſchreibſt ihnen auch gern, und wünſcheſt von ihnen zu hören; Du beſorgeſt Aufträge willig und ſchnell, und was des Guten noch mehr iſt.

Ich danke Dir für Deine beiden Briefe, und für das überſendete Prisma, das mir eben zur rechten Zeit ankommt. Das Steinchen an Fräulein von Imhof iſt beſorgt.

Wenn Du die Fragen des Coadjutor's*) alle ſo gut beherzigſt und beantworteſt, als Du den Theater- und Kunſtartikel, den Du mir gewidmet haſt, ſo wird er wohl zufrieden ſeyn. Ich freue mich, die mannigfaltigen Betrachtungen zu hören, die Du mit geradem friſchen Sinne in einer ſo großen Welt und in dieſem intereſſanten Momente machſt.

Ich war dieſer Tage in Dresden und habe mit Meyern

*) Anm. v. Dalberg gehörte gleichfalls zu Stein's Gönnern und ließ ſich beſonders die Förderung ſeiner cameraliſtiſchen und ſtatiſtiſchen Studien angelegen ſein.

Chor der Gefangnen von innen.

Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor von innen.

Weh! Weh!

Lila. Entgegen, schwaches Herz! Du bist so elend und fürchtest noch?

Chor von innen.

Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens holder Tag.

Lila. Es ruft dir! Dir! um Hülfe! Die armen Verlaßnen! Ach! — Ja, es sind die Deinen. Ihr Götter! Hier sind sie verschlossen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es koste was es wolle. Ich muß sie sehn, sie trösten, und, wenn es möglich ist, sie retten.

eine gute Woche verlebt, und vergeſſen, welche Händel jetzt die Welt verwirren.

Am Rheine iſt Alles in Furcht und Sorgen, auch meine Mutter hat eingepackt und ihre Sachen nach Langenſalza geſchickt. Würde es übler, ſo kann ſie zu mir. Schloſſer iſt nach Baireuth. Ganz Deutſchland iſt in ſchadenfrohe, ängſtliche und gleichgiltige Menſchen getheilt. Mich verlangt von Dir zu hören, wie es in England ausſieht, dort verſchlingt wohl die große Thätigkeit Alles. Für meine Perſon finde ich nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu ſpielen und mein Faß zu wälzen. Ich treibe die Dir bekannten Studien fort, und wünſchte zu meiner Belehrung und Erbauung Manches zu ſehen, das Dir jetzt nah genug iſt, und deſſen Anblick Du mir wohl abträteſt.

Lebe wohl, gedenke mein. Von den Marchand'ſchen Arbeiten beſitze ich Abdrücke. Er iſt ein braver Künſtler, doch wünſche ich nicht eben ſeine Paſten zu beſitzen.

Nochmals lebe wohl.

G.

24.

Weimar, den 28. August 1794.

Hier ſchicke ich Dir, mein lieber Sohn, die Zeichnung des Candelabers, und hoffe, daß ſie zur rechten Zeit eintreffen wird. Ich danke Dir für die Aufmerkſamkeit auf die Bücher, die mir intereſſant ſeyn konnten, Deine Mutter wird die Nummern geſchickt haben, die ich wünſche.

In ſo einem ungeheuren Elemente, als die engliſche und beſonders die Londoner Welt iſt, werden wie im Weltmeere unendlich viele Formen der Exiſtenz möglich, wo immer eine aus der andern entſteht, und eine ſich von der andern nährt. Ich freue mich darauf, mich mit Dir darüber zu unterhalten; noch angenehmer würde es mir ſeyn, wenn Du mich künftig in dem Lande, von dem Du nun eine ſo ſchöne Kenntniß erwirbſt, herumführen und mir meinen Aufenthalt daſelbſt angenehm und bequem machen könnteſt. Möchteſt Du indeſſen nur vergnügt leben und geſund und glücklich zu uns herüber kommen. Mich findeſt Du, wie Du mich verlaſſen haſt. Meyer iſt noch in Dresden, wo ich mich auch acht Tage mit großer Zufriedenheit aufgehalten habe. Eine angenehme Ausſicht bietet ſich mir dar, daß ich mit Schillern in ein angenehmes Verhältniß komme, und hoffen kann, in manchen Fächern mit ihm gemeinſchaftlich zu arbeiten, zu einer

Zeit, wo die leidige Politik und der unſelige körperloſe Partheygeiſt alle freundſchaftliche Verhältniſſe aufzuheben, und alle wiſſenſchaftliche Verbindungen zu zerſtören droht.

Lebe recht wohl.

G.

25.

Jena, den 24. April 1793.

Mit wahrer Freude vernehme ich, daß Du wieder nach Hause gekommen bist, und hoffe Dich bald zu sehen und mich mit Dir über Deine Reise zu unterhalten. Deine Erklärung wegen des schlesischen Aufenthalts werde ich an Durchlaucht den Herzog gelangen lassen *). Ich wünsche, daß er sie billig finde und Dir seine gnädigen Gesinnungen continuire.

Behalte mich lieb, und erfreue Dich des hellen geraden Weges, auf dem Du wandelst.

G.

---

*) Anm. Die Anwesenheit des Herzogs von Weimar und Goethes in Breslau im Sommer 1790 hatte Beiden genauere Kenntniß von der preußischen Verwaltung verschafft. Es ergaben sich manche Anknüpfungspunkte, namentlich mit Schuckmann, dem spätern Minister, wurde sogar wegen seines Uebertritts in weimarischen Staatsdienst brieflich unterhandelt. Diese Umstände veranlaßten, daß man für den jungen Stein eine Anstellung bei der preußischen Behörde ausmittelte.

26.

Jena, den 27. April 1795.

Hier ſchicke ich Dir, mein Lieber, Durchlaucht des Herzogs Brief. Da er blos zu Deiner Beruhigung dienen ſoll, ſo laß ihn Niemand ſehen und gieb mir ihn gelegentlich wieder. Ich freue mich, daß auch dieſe neue Ausſicht zu Deiner Zufriedenheit eröffnet wird. Ich wünſche Dich bald zu ſehen und von Dir zu vernehmen, in welcher Epoche ſich Dein ganzes Weſen, und auf welcher Stufe ſich Deine Kenntniß befindet, nach welcher Seite Du Dein Wiſſen zu erweitern und wohin Du eigentlich Deine Thätigkeit zu richten Luſt haſt. Es ſoll mich freuen, Dir dabei auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſeyn.

Lebe wohl, und behalte mich lieb.

G.

27.

Weimar, den 26. April 1797.

Du haſt mir, mein lieber Freund, durch den überſendeten Auswuchs einer Fichte viel Vergnügen gemacht, es iſt nunmehr das dritte Stück meiner Sammlung, von beiden andern ſehr verſchieden, und zur Erklärung dieſes Naturphänomens ſehr geſchickt. Wenn Dir ſonſt irgend etwas Aehnliches vorkommt, ſo gedenke mein, und empfiehl mich bei dieſer Gelegenheit dem Herrn Oberforſtmeiſter v. Wedel.

Der Herr Oberbergrath von Humboldt war einige Tage bei mir und hat durch ſeine Kenntniß und Thätigkeit unſern Kreis außerordentlich belebt.

Ich freue mich darauf, Dich hier zu ſehen, denn mit meiner italiäniſchen Reiſe ſteht es noch im Weiten, und Du ſollteſt mich in der Gegenwart nicht ſo ſehr wegen meines Zeitgeizes berufen, als in der Entfernung, ob ich gleich geſtehe, daß mir mein altes Symbol immer wichtiger wird:

tempus divitiae meae, tempus ager meus.

Es iſt mir ſehr lieb, daß meine Einpackekunſt bei Deinem Kaſten ſich bewährt hat, und meine beſondern Inventionen beſonders im Boden ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

August *) grüßt Dich ſchönſtens, obgleich halb unbekannterweiſe. Er iſt recht hübſch und artig geworden, jetzt wird er unter Herrn Profeſſor Küſtner's Aufſicht von einem jungen Eiſſert unterrichtet.

Lebe wohl, und genieße die Gegenwart, indem Du Dich für die Zukunft ausbildeſt.

G.

*) Goethe's Sohn.

28.

Weimar, den 21. December 1798.

Habe ich Dir, mein lieber Freund, auf Deinen vorigen Brief nicht geantwortet, so will ich bei dem jetzigen nicht säumen, und Dir für Dein Andenken Dank sagen. Ich freue mich, daß Dein dortiges Verhältniß sich befestigt und verbessert, so wie ich wünsche, daß Du durch Thätigkeit Dein inneres, so wie durch Belohnung und Anerkennung derselben Dein äußeres Glück gründen und erreichen mögest.

Schreibe mir von Zeit zu Zeit von Deinen Beschäftigungen und von der Art derselben, damit ich mir vorstellen kann, wie Du lebst, und wir einander nicht zu fremd werden.

Bei mir drängt sich's nun so sehr über einander, daß ich für Forderungen von Innen und von Außen fast keine ruhige Stunde vor mir sehe, und jeden Tag nur das Nöthige wegarbeiten muß, ohne mich um den folgenden zu bekümmern. Die Mannigfaltigkeit meiner Beschäftigungen ist sehr unterhaltend und selbst aufreizend und förderlich, doch will es manchmal ein bischen gar zu bunt werden.

Vor einem Jahre besuchte ich die Schweiz noch eben am Rande ihrer alten Verfassung; ich sah sie freilich mit andern Augen als vor zwanzig Jahren, und die Rekapitulation war mir in manchem Sinne wichtig. Doch ist

es immer beſſer, man reiſe in der Jugend, wo man die Dinge einzeln genießt und oft über ihren Werth ſchätzt. Die Summa Summarum des Alters iſt eigentlich niemals erquicklich.

Ferdinand Meyer, der Dich herzlich grüßt, iſt mit mir zurückgekommen. Womit wir uns vorzüglich beſchäftigen, wirſt Du vierteljährlich, wenn Du magſt, in den „Propyläen“ ſehen. Schreibe mir, wenn Dich etwas darin beſonders intereſſirt, oder wenn Dir vielleicht etwas dunkel oder unbeſtimmt ſcheint, worüber Du Aufſchluß wünſchen möchteſt, denn man kann nicht immer beurtheilen, ob man für Andere deutlich genug war. Es ſoll mir ſehr angenehm ſeyn, wenn ich ſehe, daß ich mich durch dieſes Werk auch mit Dir unterhalte.

Und ſomit lebe für diesmal wohl, und laß mich mehr von Dir hören.

(V).

29.

Ich ergreife eine Gelegenheit mein Andenken bei Dir, lieber Freund, zu erneuern. Durch eintretende Veränderungen und Verhältniſſe ſehe ich mich genöthigt, für die in Jena herauskommende Literatur-Zeitung von Neujahr an einige Sorge zu tragen, wobei der Umſtand vorkommt, daß man gern einige gute Recenſenten der Schriften, die Schleſien unmittelbar betreffen, finden möchte. Hätteſt Du ſelbſt Luſt mit anzutreten? und wüßteſt Du in verſchiedenen Fächern uns einige Freunde zuzuweiſen? Sobald ich Deine Einſtimmung und ſonſtige Nachrichten erhalte, ſo ſollen die förmlichen Einladungen und gewöhnlichen Contrakte nachfolgen.

Du wirſt mir eine Gefälligkeit erweiſen, wenn Du bei Deiner Kenntniß des Landes und bei Deiner Bekanntſchaft mit ſo mancherlei Perſonen Dich unſerm Inſtitut freundlich und nützlich erzeigeſt.

Ich wünſche zu hören, daß Du Dich von Deinen Uebeln gut erholt haſt, und empfehle mich Deinem freundſchaftlichen Andenken.

Jena, am 10. November 1803.

G.

Gefangne treten auf in Ketten, beklagen ihr Schicksal in einem traurigen Tanze; da sie zuletzt Lila erblicken, staunen sie und rathen ihr pantomimisch sich zu entfernen.

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen euch zu verlassen. Vielleicht bin ich bestimmt euch zu befreyen und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zusammen, daß beyder Elend gehoben werde.

Friedrich tritt auf.

Wer ist die Verwegne, die sich dem Aufenthalt der Angst und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila, bist du's?

Lila. Friedrich! Darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du bist es! Sie faßt ihn an. Seyd Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in diesem Zustande?

Briefe

von

Elisabeth Goethe

an

Friedrich von Stein

und

dessen Mutter.

1.

Frankfurt, den 9. Jenner 1784.

Lieber Sohn! Vielen Dank vor Ihren lieben Brief, er hat mir große Freude gemacht, — es geht Ihnen alſo recht gut bei meinem Sohne, — o, das kann ich mir gar wohl vorſtellen. Goethe war von jeher ein Freund von braven jungen Leuten und es vergnügt mich ungemein, daß Sie ſein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und alſo gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverläßiger werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß die Abweſenheit von ihm mir ofte trübe Stunden macht. Sie, mein kleiner Freund, könnten nun da ein großes gutes Werk thun, — zumahl da Sie mich lieb haben, ſo wird es Ihnen gewiß nicht ſauer ankommen. hören Sie, lieber Freund, meinen Vorſchlag, — da Sie beſtändig um meinen Sohn ſind, alſo mehr von ihm wiſſen, als Jeder andere, wie wäre es, wenn Sie ſo ein kleines Tagebuch hielten, und ſchickten es mir alle Monath, — viele Arbeit ſoll das Ihnen gerade nicht machen, nur ohn-

gefähr auf dieſe Weiſe: „Geſtern war Goethe im Schauſpiel, Abends zu Gaſte, — Heut hatten wir Geſellſchaft", u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe lebte ich gleichſam mitten unter Euch, — freute mich eurer Freuden, — und die Abweſenheit verlöre viel von ihrer Unbehaglichkeit, — eine kleine Zeile Morgens oder Abends geſchrieben, — macht Ihnen wenig Mühe, mir aber würde es unbeſchreiblich wohl thun, — überlegen Sie die Sache einmahl, ich glaube, es geht.

Wenn mein Sohn einmahl nach Frankfurt kommt, müſſen Sie mitkommen, an Vergnügen ſoll es dann nicht fehlen, wenigſtens wollte ich Alles zur Freude ſtimmen. Nun, das kann ja wohl einmahl geſchehn, — Inzwiſchen behalten Sie mich lieb, ich verſpreche Ihnen desgleichen. Grüßen Sie meinen Sohn, und ſeyn verſichert, daß ich ewig bin

Ihre
wahre Freundin und neue Mutter
Elisabeth Goethe.

2.

Fr. den 12. Februar 1784.

Lieber Sohn! das iſt ja recht brav, daß Sie ſo Wort gehalten haben — das Tagebuch iſt ſo ganz recht, und hat mich außerordentlich gefreut, — machen Sie mir das Vergnügen und ſchicken alle Monath ſo eine Beſchreibung Ihres Lebens und Ihrer Beſchäftigungen — die Entfernung von meinem Sohne wird mir dadurch unendlich leichter, weil ich im Geiſte Alles das mitgenieße, was in Weimar gethan und gemacht wird, — ich bitte, fahren Sie ſo fort, und Sie ſollen mein lieber, lieber Sohn ſeyn. Die Zeichnung von Ihrer Stube hat ſich recht gut conſervirt, — ſie liegt auf meinem Arbeitstiſch und in Gedanken bin ich gar öfters bei Ihnen. Hier giebts nicht viel Neues, das intereſſant wäre, wir haben dieſen Winter nur alle Dienſtage Schauſpiel. Die Schauſpieler ſind in Maynz und Schnee und Eis machen die Wege überaus ſchlimm, — grüßen Sie meinen Sohn vielmahls, und glauben, daß ich ewig bin

Ihre treue Mutter
C. Goethe.

3.

Fr. den 22. März 1784.

Lieber Sohn! Ihr Brief, die Beschreibung der Reise nach Ilmenau, die gedruckten Reden, die Blumen, die Zeichnung der Bergleute, und überhaupt Alles, was Sie mir sonst geschrieben haben, hat mich sehr gefreut. Nein, einen solchen lieben, fleißigen Correspondenten habe ich noch nicht gehabt; es wird ein großes Vergnügen vor mich seyn, wenn Sie die Güte haben so fortzufahren, die kleinste Begebenheit, die Sie mir berichten, hat mehr Reiz für mich, als Alles, was sonst in der weiten Welt passiren mag. Es ist die Wahrheit, daß wir hier sehr großes Wasser gehabt haben, das von 1764 war Spaß dagegen — unsere Stadt ist in 14 Quartiere eingetheilt, drey blieben befreit, die andern elf hatten ihre große Noth. Mein Keller ist jetzt wieder in der schönsten Ordnung, und es ist, Gott sey Dank, nicht das Allergeringste verunglückt, und zum Zeichen, daß mein oberonischer Wein noch wohlbehalten ist, werden ehstens sechs Krüge bei meinem Sohn anlanden. Ihr Pettschaft ist recht schön, wie froh werd ich immer seyn, wenn es mir zu Gesichte kommt! An Ihre liebe Frau Mutter, an meinen Sohn, an Gevatter Wieland, meine schönsten und besten Grüße.

Sie aber, mein lieber Sohn, fahren fort, mir von Zeit zu Zeit gute Nachrichten mitzutheilen, Sie werden dadurch diejenige ſehr verpflichten, die ewig iſt

Meines lieben Sohnes

treue Mutter

Eliſabeth Goethe.

4.

Fr. den 30. März 1784.

Lieber Sohn! Sie können nicht glauben, wie mich Ihr Schattenriß gefreut hat. Nun kann ich mir doch eine Vorſtellung von meinem lieben Correſpondenten machen, ich danke recht ſehr davor. Es wäre mir gar lieb, wenn Sie mit meinem Sohne nach Eiſenach gingen, da erführe ich doch auch wie es da herginge, und Ihre Briefe leſe ich mit vielem Vergnügen. Ich wünſche von Herzen, daß der ewige Schnee einmahl aufhören wollte, damit Sie in Ihrem Gärtchen ſich recht erluſtiren könnten, — bei uns iſts noch dicker Winter, heut kann faſt kein Menſch aus dem Haus vor entſetzlichem Schnee und Wind — vor einigen Tagen iſt ein kleiner Luftballon von zwei Schuh in die Höhe geſtiegen, es war ſpaßhaft anzuſehn. Vor heut muß ich ſchließen, die Poſt will fort und doch laſſe ich nicht gern einen Brief von Ihnen, mein lieber Sohn, unbeantwortet, beſſer iſts doch immer, ein wenig als gar nicht; ſeyn Sie verſichert, daß ich unverändert bin

Ihre

treue Mutter

Eliſabeth Goethe.

5.

Fr. am erſten Oſtertag 1784.

Lieber Sohn! Ich wünſchte ſehr, daß ſie jetzt bei mir wären. Uebermorgen geht unſer Schauſpiel wieder an, und zwar wird ein ganz neues Stück gegeben, Kabale und Liebe von Schiller, dem Verfaſſer der Räuber, — Alles verlangt darauf und es wird ſehr voll werden. Vor Ihren lieben recht ſchönen Brief und vor das Wochenblatt danke aufs Beſte. Daß Sie das Tagebuch wieder anfangen wollen, freut mich gar ſehr, doch verlange ich keineswegs, daß Sie ſich geniren ſollen, denn wenn man auf der Reiſe iſt, oder ſonſt Vorfälle kommen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß das Schreiben warten muß. Anbei ſchicke ich Ihnen ein kleines Meßgeſchenk — und wünſche, daß es Ihnen gefallen möchte. Grüßen Sie Ihre Frau Mutter, meinen Sohn, und alle gute Freunde von derjenigen die unverändert iſt

Meines lieben Sohnes
treue Mutter
E. G.

6.

Fr. den 2. Juli 1784.

Lieber Sohn! Ich erkenne aus Ihrem letzten Schreiben Ihre ganze freundschaftliche Gesinnung gegen mich, auch mir würde es großes Vergnügen machen Sie und meinen Sohn zu sehen, — aber das ist auf keine Weise thunlich, — das Reisen war nie meine Sache und jetzo ists beinahe ganz unmöglich, — alle die Ursachen, die mich verhindern, anzuführen, wäre zu weitläuftig, und Sie, mein lieber Sohn, würden weil Sie das Innere meiner Verhältnisse nicht wissen, mich doch nicht begreifen. Die Vorsehung hat mir schon manche unverhoffte Freude gemacht, und ich habe das Zutrauen, daß dergleichen noch mehr auf mich warten, — und Sie und meinen Sohn bei mir zu sehen, gehört sicher unter die größten, — und ich weiß gewiß, meine Hoffnung wird nicht zu Schanden. Behalten Sie in guten Andenken diejenige, die unverändert ist

Ihre

treue Mutter
E. G.

Friedrich. Soll ich dir's ſagen? Soll ich deine Trauer vermehren? Ich bin, wir ſind in dieſem Zuſtande, durch deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerſt du dich? Es iſt kurze Zeit, als ich dir nicht weit von dieſer Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu ſehen, nicht dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück! Ich reichte dir die Hand, ich reichte dir ſie flehend. Du eilteſt nur ſchneller vorüber. Ach es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch ſeinen grauſamen Oger verfolgen ließ. Hätteſt du mir deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frey, und hätten zur Freyheit deines Gemahls zuſammen wirken können.

7.

Frankfurth, den 9. September 1784.

Lieber Sohn! Ungeachtet Sie dieſes Schreiben durch die Poſt ehnder würden erhalten haben, ſo konnte es dem Ueberbringer dieſes ohnmöglich abſchlagen, der mich ſehr erſuchte, ihm etwas mitzugeben. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen vor die Schilderung Ihrer mir ſo lieben und intereſſanten Perſon — beſonders freut es mich, daß Sie Ihr Gutes und Nichtgutes ſchon ſo hübſch kennen. Bravo! lieber Sohn! das iſt der einzige Weg, edel, groß, und der Menſchheit nützlich zu werden; ein Menſch, der ſeine Fehler nicht weiß, oder nicht wiſſen will, wird in der Folge unausſtehlich, eitel, voll von Pretenſionen, — intolerant, — niemand mag ihn leiden, — und wenn er das größte Genie wäre, — ich weiß davon auffallende Exempel. Aber das Gute, das wir haben, müſſen wir auch wiſſen, das iſt eben ſo nöthig, eben ſo nützlich, — ein Menſch, der nicht weiß, was er gilt, der nicht ſeine Kraft kennt, folglich keinen Glauben an ſich hat, iſt ein Tropf, der keinen feſten Schritt und Tritt hat, ſondern ewig im Gängelbande geht und in seculum seculorum — Kind bleibt. Lieber Sohn, bleiben Sie auf dieſem guten Wege, und Ihre vortrefflichen Eltern werden den Tag Ihrer Geburt ſegnen. Es iſt ein großes Zeichen Ihrer Liebe und Freundſchaft, daß Sie eine genaue Be-

schreibung von meiner Person verlangen, hier schicke ich Ihnen zwei Schatteurisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich korpulent, — habe braune Augen und Haar, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg, — das Unangenehmste immer zuerst, — und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland) ohne ihn erst lange zu bekucken; liegt denn Alles wieder in den alten Falten, — ist Alles uneben wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte. Nun, lieber Sohn, kommen Sie einmal und sehen Sie das Alles selbst mit an, — ich werde Alles anwenden, um Ihnen Freude und Vergnügen zu verschaffen.

Seyn Sie versichert, daß ich ewig bin

Ihre

wahre Freundin und treue Mutter

E. G.

8.

Frankfurth, den 23. Dezember 1781.

Lieber Sohn! Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen vergeſſen hätte, das iſt meine Gewohnheit gar nicht — die Urſach meines Nichtſchreibens liegt vor jetzt an den kurzen Tagen, — ich kann, ohne mir an meiner Geſundheit zu ſchaden, nicht gleich nach Tiſche und eben ſo wenig bei Licht ſchreiben. Morgens wirds vor halb neun nicht Tag und bis ich angekleidet bin und meine übrigen Sachen in Ordnung habe, ſo iſt es Mittag, man weiß nicht wie — kommen gar noch Morgenbeſuche (welches bei mir nichts Seltenes iſt) ſo fällt das Schreiben gar weg. Ich bin überzeugt, daß Ihnen dieſe Gründe einleuchten. Nun weiter. Die Zeichnungen habe wohl erhalten und danke dafür. Ich will auch mit helfen bitten, daß Ihre Durchlaucht glücklich in die Wochen kommen möchten. Der Herr Herzog iſt noch in Darmſtadt und erluſtigt ſich mit der Jagd. Er kam über Frankfurth und ich hatte die Freude ihn in meinem Hauſe mit einem Frühſtück zu bewirthen. Ich bin viel glücklicher als die Frau von Reck. — Die Dame muß reiſen um die gelehrten Männer Deutſchlands zu ſehen, bei mich kommen ſie Alle ins Haus, das war ungleich bequemer, — ja, ja, wems Gott gönnt, giebt ers im Schlaf. Lieber Sohn, feſt überzeugt, daß Sie meinen guten Willen höher ſchätzen, als die That,

ſchicke ich Ihnen hier etwas vom hieſigen Chriſt, Bonbons nebſt einem Geldbeutel weil mir die Gattung und Farbe artig däuchte. Schnee haben wir hier auch, — das mag ich nun wohl leiden, — aber ſo großes Waſſer, wie vorm Jahre, das will mir ſehr verbeten haben. Leben Sie recht wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Frau Mutter, meinen Sohn, Herder, Wieland, Bode u. ſ. w. von

Ihrer

treuen Mutter

E. G.

9.

Frankfurth, den 24. Januar 1785.

Lieber Sohn! Es herrſcht eine etwas große Verwirrung unter unſrer Correſpondenz, — aber meines Wiſſens bin ganz und gar ohne Schuld, — und ich will ſo viel als möglich iſt, die Sache ſuchen ins Klare zu bringen. Ende Dezember ſchickte ich eine Schachtel mit Marzipan nach Weimar — unten auf den Boden legte ein Päckchen mit Ihrer Addreſſe, worinnen eine Brieftaſche, ein Geldbeutel und ein Schreiben von mir befindlich war, — ich glaubte nun Alles in Richtigkeit, aber zu meinem großen Erſtaunen erhalte von Ihnen einen Brief vom 1. Januar 1785. datirt, woraus ich ſehe daß die überſchickte Schachtel nicht bis auf den Boden ausgeleert worden war. Vor ohngefähr 14 Tagen ſchicke ich abermals ein Kiſtchen und einen Brief an meinen Sohn, einen Brief an Ihnen, worin ich der Bonbonſchachtel hauptſächlich erwähne, und glaubte nun abermals daß Alles in Ordnung ſey; wie ſehr verwunderte ich mich aber, als ich ſtatt einer Antwort wieder einen Brief von Ihnen vom 6. Januar erhalte, worin Sie mich auslegen, daß ich nicht an Ihnen ſchriebe. Das iſt nun der Dritte, und eh ſetze ich keine Feder mehr an, bis ich gewiß weiß ob Sie meine Briefe alle haben.

Eben da dieſer Brief auf die Poſt ſollte, erhalte Ihr

liebes Schreiben vom 19ten Jenner und ſehe mit Vergnügen, daß unſre Correſpondenz in ſchönſter Ordnung. Die Nachricht von dem Wohlbefinden meines Sohnes und was er treibt und macht, vergnügt mich immer, wie Sie leicht denken können, gar ſehr und thut meinem Herzen gar wohl. Vor den Addreßkalender danke höflich. Mich freut, daß Sie ſich auf der Redoute ſo gut amuſirt haben. Wir haben hier alle Montag Ball und vorige Woche war ein gar prächtiger, 900 Menſchen waren da, alle Prinzen und Prinzeſſinnen auf 10 Meilen in die Runde beehrten ihn mit ihrer Gegenwart. Schauſpiel haben wir jetzt nicht, hoffen aber die Faſten es zu bekommen, — der Kaiſerliche Geſandte hat ſichs vom hieſigen Rathe zur Freundſchaftsprobe ausgebeten. Leben Sie wohl und glauben, daß ich unverändert bin

Ihre

wahre Freundin

E. G.

10.

Fr. den 16. Mai 1785.

Lieber Sohn! dieſe Meſſe war kalt und ſehr unfreundlich Wetter, auch iſts noch nicht ſonderlich behaglich. Den 16. April wäre bald der ganzen Stadt Luſt und Freude in Trauer und Wehklagen verwandelt worden. Nach Mitternacht brach in dem neuen, prächtigen Schauſpielhauſe Feuer aus, und wäre die Hülfe eine Viertelſtunde ſpäter gekommen, ſo war alles verloren. Der Direktor hat Alles eingebüßt — nichts als ſein und ſeiner 6 Kinder Leben davon gebracht. — In ſolchen Fällen da ehre mir aber Gott die Frankfurther, — ſogleich wurden drei Collekten eröffnet, eine vom Adel, eine von den Kaufleuten, eine von den Freimäurern, die hübſches Geld zuſammenbrachten, — auch kriegten ſeine Kinder ſo viel Geräthe, Kleider u. ſ. w. daß es eine Luſt war. Da das Unglück das Theater verſchont hatte, ſo wurde gleich 3 Tage nachher wieder geſpielt, und zwar „der teutſche Hausvater“, worin der Direktor Großmann den Maler ganz vortrefflich ſpielt. Ehe es anging, hob ſich der Vorhang in die Höh', und er erſchien in ſeinem halbverbrannten Frack, verbundenen Kopf und Händen, woran er ſehr beſchädigt war, und hielt eine Rede — die ich Ihnen hier ſchicke — ſeine 6 Kinder ſtunden in armſeligem Anzug um ihn herum, und weinten alle ſo, daß man hätte von Holz und

Stein ſeyn müſſen, wenn man nicht mitgeweint hätte, auch blieb kein Auge trocken, und um ihm Muth zu machen, und ihn zu überzeugen, daß das Publikum ihm ſeine Unvorſichtigkeit verziehen habe, wurde ihm Bravo gerufen und Beifall zugeklatſcht. —

Meinem Sohn habe meine Krankheit umſtändlich erzählt, es war ſtarke Verkältung, bin nun aber wieder recht wohl. Leben Sie wohl, und grüßen meinen Sohn, ich bin ewig

Ihre

wahre Freundin

E. G.

11.

Fr. d. 20. October 1785.

Mein lieber Cherubim! Ihre glücklich abgelaufene Reiſe und die ausführliche Beſchreibung davon hat mich ſehr gefreut, — auch ergötzte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Fritz in gutem Andenken hat. Ich vergeſſe aber meinen lieben Pathen eben ſo wenig — Alles erinnert mich an ihn, — die Birn', die ihm früh morgens ſo gut ſchmeckten, während ich meinen Thee trank, — wie wir uns hernach ſo ſchön aufſtecklen ließen, er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis a vis bei Tiſche, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Meſſe jagte, und wie wir uns im Schauſpiel wieder zuſammen fanden, und das nach Haus führen, — und dann das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Catharine die Erleuchtung machte, und die Greineld und die Marie das Auditorium vorſtellten — das war wohl immer ein Hauptſpaß. Hier ſchicke ich Ihnen auch eine getreue und wahrhafte von Sternen und Ordensbändern unterzeichnete ausführliche Beſchreibung des zuerſt zerplatzten, hernach aber zur Freude der ganzen Chriſtenheit in die Luft geflogenen Luftballons nebſt allem Klingklang und Singſang, kurzweilig zu leſen und andächtig

zu beſchauen. Uebrigens befinde mich wohl und werde heute den Grafen Eſſex enthaupten ſehen, — auch war geſtern der transparente Saul bei der Hand und erfreute jedermänniglich; — aber Du lieber Gott, was ſieht man auch nicht Alles in dem noblen Frankfurth, der Himmel erhalte uns dabei, Amen. Leben Sie vergnügt und glücklich, dies iſt mein Wunſch und wird immer in der Seele wohl thun

Ihrer

treuen Freundin und Gevattern

E. G.

Lila. Weh mir!

Friedrich. Siehst du hier diese? Du kennst sie alle. Den frohen Carl, den schelmischen Heinrich, den treuen Franz, den dienstfertigen Ludwig, diese gute Nachbarn hier, du erkennst sie. Küßt ihr die Hand! Freut euch ihrer Gegenwart!

Einige der Gefangenen treten zu ihr, geben pantomimisch ihre Freude zu erkennen, und küssen ihr die Hände.

Lila. Ihr seyd's! Ihr seyd mir alle willkommen! — In Ketten find' ich euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich euch doch wieder! Sind wir doch wenigstens zusammen! Wie lang' i.'s, daß wir uns nicht gesehen haben? Wie kann ich euch retten? Sie sieht sie voll Verwunderung an, schweigt und sieht sie immer starrer und starrer an. Endlich wendet sie sich ängstlich hinweg. Wehe mir! Ich kann nicht bleiben, ich muß euch verlassen.

12.

Fr. d. 10. Dezember 1785.

Lieber Sohn! Das iſt brav, daß Sie noch an mich denken, auch ich und meine Freunde, beſter Fritz, haben Sie noch nicht vergeſſen, werden es auch nie. Wir haben dieſen Winter drei öffentliche Concerte, ich gehe aber in keins, wenigſtens bin ich nicht abonirt, das große, welches Freitags gehalten wird, iſt mir zu ſteif, das montägige zu ſchlecht, in dem mittwöchichen habe ich Langeweile, und die kann ich in meiner Stube gemächlicher haben. Die vier Adventswochen haben wir kein Schauſpiel, nach dem neuen Jahr bekommen wir eine Geſellſchaft von Straßburg, der Direktor heißt Koberwein. Uebrigens bin ich noch immer guten Humors, und das iſt doch die Hauptſache. In meiner kleinen Wirthſchaft gehts noch immer ſo, wie Sie es geſehen haben, nur weils der Sonne beliebt, länger im Bette zu bleiben, ſo beliebt es mir auch, vor ½9 Uhr komme ich nicht aus den Federn — könnte auch gar nicht einſehen, warum ich mich ſtrapatzen ſollte, — die Ruhe, die Ruhe, iſt meine Seligkeit, und da mir ſie Gott ſchenkt, ſo genieße ich ſie mit Dankſagung. Alle Sonntage eſſe ich bei Frau Reck, Abends kommen Frau Hollweg Bethmann, ihre Mutter, Demoiſelle Moritz, Herr Thurneiſen, Herr Graf, da ſpielen wir Quadrille, L'hombre u. ſ. w. und da jubeln

wir was rechts. Die andern Tage beschheert der liebe Gott auch etwas, und so marschirt man eben durch die Welt, genießt die kleinen Freuden und prätendirt keine großen. Leben Sie wohl, lieber Sohn, und behalten die lieb, die sich nennt

Ihre

treue Freundin

E. G.

13.

Fr. den 18. Dezember 1785.

Lieber Fritz! damit ich hübſch im Gedächtniß meines lieben Sohnes bleibe und er auch ſeine gute Mutter nicht vergißt, ſo ſchicke ich ihm hier ein kleines Andenken, dabei kommen auch die zwei Lieblingslieder und da ich nicht weiß ob der deutſche Figaro in Weimar Mode iſt, ſo folgt hierbei das Liedchen auch; — lieber Fritz, erinnert Er ſich noch, wie wirs zuſammen ſangen, und dabei ſo fröhlich und guter Dinge waren. Fröhlichkeit iſt die Mutter aller Tugenden, ſagt Götz von Berlichingen, — und er hat wahrlich recht. Weil man zufrieden und froh iſt, ſo wünſcht man alle Menſchen vergnügt und heiter zu ſehen und trägt Alles in ſeinem Wirkungskreis dazu bei. Da jetzt hier Alles ſehr ſtill zugeht, ſo kann ich gar nichts Amuſantes ſchreiben — ich thue alſo beſſer, ich ſchreibe das Lied von Figaro ab. Ich wünſche vergnügte Feiertage und bin und bleibe

Ihre

wahre gute Freundin
E. G.

14.

Fr. den 25. Mai 1786.

Ei! Ei! mein lieber Sohn! Sie scheinen ja gar böse auf Ihre Gevatterin zu seyn! Hören Sie aber erst meine Entschuldigung und ich wette, alle Fehde hat ein Ende. Wahr ists, ich habe zwei Briefe von Ihnen nicht beantwortet, aber, lieber Freund, es war Messe! Freunde und Bekannte nahmen mir meine Zeit weg. Herr Kriegsrath Merck war tagtäglich bei mir, — der berühmte Dichter Bürger, Reichardt aus Berlin, und andere weniger bedeutende Erdensöhne waren bei mir, — an Schreiben war da gar nicht zu denken — und das, was ich jetzt thue, thu ich gegen das Gebot meines Arztes, der beim Trinken der Molken (welches jetzt mein Fall ist) alles Schreiben verboten hat, — doch um meinen lieben Sohn wieder gut zu machen, will ich der ganzen medizinischen Fakultät zum Trotz doch schreiben. Der 8te Mai war wohl für mich als für Goethe's Freunde ein fröhlicher Tag, — Götz von Berlichingen wurde aufgeführt, hier schicke ich Ihnen den Zettel, — Sie werden sich vielleicht der Leute noch erinnern, die Sie bei ihrem Hiersein auf dem Theater gesehen haben. Der Auftritt des Bruder Martin, — Götz vor den Rathsherrn von Heilbronn, — die Kugelgießerei, — die Bataille mit der Reichsarmee, — die Sterbescene von Weislingen und von Götz, thaten große

Wirkung. Die Frage: „wo ſeyd Ihr her, hochgelahrter Herr?“ und die Antwort: „von Frankfurth am Main“ erregten einen ſolchen Jubel, ein Applaudiren, das gar luſtig anzuhören war, und wie der Fürſt (denn Biſchöfe dürfen hier und in Maynz nicht aufs Theater) in der dummen Behaglichkeit daſaß, und ſagte: „Potz, da müſſen ja die zehn Gebote auch darin ſtehen“, — da hätte der größte Murrkopf lachen müſſen. Summa Summarum! ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel. — Nun, lieber Sohn, ſind Sie jetzt wieder mit mir einig? Das iſt doch ein ziemlich honetter Brief vor eine Frau, der das Schreiben verboten iſt. Wir ſind wieder gute Freunde und in der Hoffnung unterſchreibe ich mich als

Ihre
wahre und treue Freundin
C. G.

N. S. Dienſtags den 30ten Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmſtadt Götz von Berlichingen wieder aufgeführt. Potz, Fritzgen, das wird ein Spaß ſeyn!

BAYERISCHE

15.

Fr. den 17. Dezember 1786.

Lieber Sohn! Hier schicke ich Ihnen ein Christgeschenk um sich meiner beständig zu erinnern, ja, lieber Sohn, thun Sie das, gedenken Sie an eine Frau, die sich immer noch mit Vergnügen die Zeit zurückruft, wo wir so manchen frohen Tag zusammen lebten — nur schade, daß Alles so schnell vorübergeht und daß die Freuden des Lebens immer auf der Flucht sind, — darum soll man sie ja durch Grillen nicht verscheuchen, sondern sie geschwind haschen, sonst sind sie vorbei und eilen und schlüpfen ins Eia Poppei! — Wissen Sie denn noch immer nicht, wo mein Sohn ist? das ist ein irrender Ritter! nun er wird schon einmal erscheinen, und von seinen Heldenthaten Rechenschaft ablegen, — wer weiß wie viele Riesen und Drachen er bekämpft, wie viele gefangene Prinzessinnen er befreit hat. Wollen uns im Voraus auf die Erzählung der Abentheuer freuen und in Geduld die Entwickelung abwarten. — Neues giebt es hier gar nichts; unsere freien Reichsbürger essen, trinken, bankettiren, musiciren, tanzen und erlustigen sich auf allerlei

Weiſe — und da ſie das freut, ſo geſegne es ihnen Gott! Leben Sie wohl, lieber Sohn, und gedenken auch im 1787ger Jahre zuweilen an

Ihre

wahre Freundin
C. G.

16.

Fr. den 9. Marz 1787.

Lieber Sohn! Großen schönen und vielfältigen Dank vor die überschickten Briefe, — es war mir ein Trost, Labsal und Freude, aus der großen Entfernung so gute Nachrichten von meinem Sohne zu hören. Bitten Sie doch Ihre Frau Mutter, Alles was an sie gelangt, mir gefälligst zu übersenden — und ich will recht herzlich dankbar dafür seyn. Vor dem Abschreiben haben Sie keine Sorge, es bekommt sie Niemand zu sehen. Sie sind also nicht der Meinung, daß mein Sohn noch eine längere Zeit ausbleiben wird? Ich für meine Person gönne ihm gern die Freude und Seligkeit in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieser glücklichen Constellation wird er wohl Italien nie wiedersehen; ich votire also aufs längere Dortbleiben, vorausgesetzt, daß es mit Bewilligung des Herzogs geschieht. Grüßen Sie meinen lieben Sohn Wieland und Herders, besonders aber Ihr ganzes Haus von derjenigen, die unverändert ist

Ihre

wahre Freundin

E. G.

17.

Fr. den 1. Juni 1787.

Lieber Sohn! Hier ſchicke ich mit großem Danke die Journale meines Sohnes zurück, bitte, mir nun auch die andern zuzuſenden, — beſonders möchte ich gar gern wiſſen, wie es mit ſeiner Rückkunft in ſeine Heimath ausſieht. Es iſt nicht Neugierde, — ich habe eben dieſen Sommer verſchiedene nöthige Reparaturen in meinem Hauſe vorzunehmen, — käme er alſo bald, ſo müßte natürlich Alles aufgeſchoben werden, wäre aber ſeine Ankunft erſt gegen den Herbſt, ſo könnte ich meine Sachen vorher fertig machen, — es liegt mir ſehr viel daran, es zu wiſſen, und ich verlaſſe mich gänzlich auf Sie, mein lieber Sohn, daß Sie mir Nachricht davon geben. Denn ſtellen Sie ſich vor, wie ärgerlich es mir ſeyn würde, da ich meinen Sohn ſo lange nicht geſehen habe, wenn ich ihn in einem ſolchen Wirrwarr bei mir haben, und ihn nur halb genießen könnte. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter aufs Beſte, und glauben Sie daß ich unverändert bin

Ihre

wahre Freundin

E. G.

18.

Fr. den 22. Februar 1788.

Lieber Sohn! Vor die Pandora und den Hofkalender danke aufs Beste. Ich habe einen Brief vom 3ten d. aus Rom, wo mein Sohn schreibt, gegen Ostern wollte er mir kund thun, ob ich ihn dieses Jahr zu sehen bekäme oder nicht, — ich glaube daher, daß es noch höchst ungewiß ist, ob er über Frankfurth zurück geht; — daß er gegen seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht, aber stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, — in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing, — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte, denken, und Niemand wirds ihm verargen können. Ich muß Ihnen noch einmal vor die Pandora danken, — es ist die Königin aller andern Calender, Almanache, Blumenlesen u. s. w., es sind ganz vortreffliche Sachen darin. Leben Sie wohl und behalten in gutem Andenken

Ihre

Freundin

E. G.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathſchlagen, wie wir dem gemeinſamen Übel entgegen gehen können, willſt du fliehn?

Lila. Ach es iſt nicht Feigheit, aber ein unbeſchreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängſtigt mich, eure Liebe' Nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, ihr ſolltet ſehn, daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen! Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure Noth. — Was kann ich ſagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich.

Bleib' und erwirb den Frieden,
Bleibe, du wirſt uns befreyen:
Freundliche Götter verleihen
Den ſchönſten Augenblick.

19.

Fr. den 4. Juli 1788.

Lieber Sohn! Es war mir eine große Freude zu vernehmen, daß mein Sohn glücklich in Weimar angelangt iſt. Gott erhalte ihn auch dort geſund, das Andre wird ſich Alles geben. So ein klein Steinchen möchte ich wohl auch zum Briefſiegeln haben, meine Pettſchaften ſind Alle ſo groß, und der Fall, kleine Billeter zu ſchreiben, kommt mir doch oft vor. Können Sie eins entbehren, das Ihnen am Wenigſten behagt, ſo ſchicken Sie's mir, vor mich iſt das Geringſte ſchon gut genug. Grüßen Sie meinen Sohn recht herzlich von mir, und glauben, daß ich unverändert bin

Ihre

wahre Freundin
E. G.

20.

Fr. den 2. Januar 1789.

Lieber Sohn!

Es ist mir sehr angenehm, daß Ihnen das kleine Christgeschenk Vergnügen gemacht hat, — haben Sie die Güte Herrn Wieland, Bertuch und Krause vor den Merkur und Modenjournal in meinem Namen aufs Beste zu danken, — nur muß ich erinnern, daß mir vom Merkur der Dezember von 1788 noch nicht ist zugeschickt worden — haben Sie die Gefälligkeit und besorgen mir, daß ich ihn bekomme, sonst ist der vorige Jahrgang defeckt. Wir leben hier in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, der Maynstrom ist noch nicht aufgegangen, — und Alles ist wegen des Wassers in Sorgen — wir denken noch an 1782 — müssens aber doch in Geduld abwarten, — 15 Wochen ist der alte Herr jetzt schon zu — Jedermann wartet sehnlich auf die Abfeuerung der Kanonen — denn das ist das Signal, daß er aufgeht — geschieht's am Tage, so läuft Alles was gesunde Beine hat, — und es ist wirklich ein schauderndes Spektakel — ich wünschte, Sie könnten es mit ansehen. Uebrigens geht hier Alles seinen Gang fort. Montags ist Ball, — Freitags Concert, — Dienstags, Donnerstags und Sonnabends ist Comedie, aber nicht von unsern vorigen Leuten, sondern Koberwein von Straßburg spielt bis Anfangs der Fasten,

— die Truppe iſt ſehr mittelmäßig, die Balletts ſind aber ganz artig. Mein größtes Steckenpferd iſt jetzt Clavierſpielen — das macht mich ſehr glücklich. Leben Sie recht wohl und gedenken zuweilen an

Ihre

wahre Freundin
E. G.

21.

Fr. den 30. März 1789.

Lieber Sohn! Die Exemplare sind richtig angelangt und meine Freunde und ich danken davor aufs Beste — nur begreife ich nicht, warum Herr Göschen den sonderbaren Einfall hat, mit dem Einband der 5 zu verschenkenden Exemplare so zu wechseln, — die 4 ersten Bände waren in blau Papier — das war ganz ordentlich — jeder konnte am Ende des Werks die geschenkten Schriften einbinden lassen, wie er wollte. Nun kommt der 5te Band so prachtvoll als möglich — die Freunde sind also gleichsam gezwungen, die vier ersten Bände so einbinden zu lassen, — ich glaubte, daß nun die 4 letzten eben so schön, wie der 5te seyn würden, und siehe da! der 8te ist wieder in blau Papier — wenn nun Hr. Göschen die noch übrigen 3 Theile nicht eben so schön, als den 5ten überschickt, — so sind die Leute genöthigt, entweder 7 Bände mit vielen Kosten dem einen gleich binden zu lassen, oder den einen schönen Band herunter zu thun u. s. w. — Ich bitte also eine Erinnerung deswegen an Herrn Göschen zu thun, daß die noch kommenden 3 Bände dem 5ten gleichen möchten, hat er es vergessen, wie sie aussehen, so kann ich ihm mit einem Bande andienen. Wie gehts Ihnen denn, ist Alles, besonders mein Sohn noch wohl auf? Bei uns gehts leidlich, nur der fatale Nord-

wind iſt Menſchen, Vieh und Pflanzen odios, — wenns nicht beſſer wird, ſo giebts eine hungrige Meſſe, und ſo ſpät ſie fällt, kriegen die Fremden doch keinen Spargeln. Neues giebts hier nicht — Alles iſt noch im Alten — auch ich bin noch immer

Ihre

Freundin
E. G.

22.

Fr. den 1. März 1790.

Lieber Sohn! Das Erste warum ich Ihnen bitte, ist meinem Sohne zu danken wegen seines 6ten Bandes, Tasso und Lilla sind mir neu — und ich hoffe viel Vergnügen davon zu haben. Ferner berichten Sie ihm, daß sein römisches Carneval auf dem Hofball in Maynz mit aller Pracht ist aufgeführt worden, — dieses läßt ihm Mama la Roche nebst ihrer herzlichen Empfehlung vermelden. Der Tod des Kaisers hat unsere Stadt zu einem lebendigen Grabe gemacht; das Läuten aller Glocken, welches 4 Wochen täglich zweimal, nämlich Morgens von 11 bis 12 und Abends von 5 bis 6 Uhr geschieht — hat einen so lugubren Ton, daß man weinen muß, man mag wollen oder nicht. Der ganze Magistrat in tiefer Trauer — die Garnison schwarz, mit Flor Alles umwickelt, — die kaiserliche Werbung, die Räthe, Residenten u. s. w. Alles, Alles schwarz, — das hat ein überaus trauriges Ansehen. Künftigen Sonntag den 7ten März ist bei allen drei Religionen in allen Kirchen Leichenpredigt — unsre Hauptkirche wird ganz schwarz behängt. — Jung und Alt erscheint in tiefer Trauer — Sänger und Sängerinnen sind zur Trauermesse verschrieben und dieser einzige Umstand kostet 2000 Flor. Sollte die künftige Krönung näher rücken, so wissen Sie Ihr Plätzchen — auch habe ich

dann einen Plan im Kopfe, deſſen jetzige Mittheilung noch zu früh und zur Unzeit wäre. Erlebe ichs, — nun kommt Zeit kommt Rath. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und glauben daß ich ewig bin

Ihre

wahre Freundin
E. G.

23.

Fr. den 22. April 1790.

Lieber Sohn! Ich habe eine Bitte, — einer meiner Freunde möchte gern wiſſen, ob Ihro Durchlaucht der Herzog ſich in Weimar befindet, oder wo er ſonſt etwa iſt, — es bedarf nur ein Paar Zeilen zur Rückantwort. Aber eben ſo gern möchte ich wiſſen, wo mein Sohn iſt. Einige ſagen in Venedig, — Andere in der Schweiz, — Jetzt von mir und meinem Vaterlande ein Paar Worte. — Die Trauer um den Kaiſer iſt vorbei, Alles iſt in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen! Wenns, wie die Sage lautet, Krieg giebt, denn mag Gott wiſſen, wenn die Krönung iſt! Indeſſen werden die Quartiere ſchon gemacht, und die Auffahrt iſt im Juli. Ich will dieſes Alles in Geduld abwarten — und ein Kämmerlein ſoll Ihnen bei mir aufbehalten ſeyn — denn den Tumult müſſen Sie doch mit anſehen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter und glauben, daß ich ohnverändert bin

Ihre

treue Mutter
E. G.

24.

Fr. den 12. Juni 1790.

Lieber Sohn! Eine Berechnung, wie viel der Aufenthalt während der Krönung hier koſten möchte, iſt beinahe ohnmöglich zu beſtimmen, ſo viel iſt gewiß, daß eine einzige Stube den Tag ein Carolin koſten wird, das Eſſen den Tag unter einem Laubthaler gewiß nicht. Zudem iſt auch die Frage, ob ein Cavalier, der unter keiner Begleitung eines Churfürſtlichen Geſandten iſt, Platz bekommt, denn unſre beſten Wirthshäuſer werden im Ganzen vermiethet, — dem Dick im rothen Hauſe ſind ſchon 30,000 Flor. geboten, aber er giebts noch nicht davor. Wenn Leopold Kaiſer werden ſollte, ſo mag Gott wiſſen, wo die Leute alle Platz kriegen werden — denn da kommen Geſandten, die eigentlich nicht zur Krönung gehören, als der Spaniſche, Neapolitaniſche, von Sicilien einer u. ſ. w. — Der Päbſtliche Geſandte, weil er in der Stadt keinen Raum gefunden, hat ein Gartenhaus vor 3000 Carolin gemiethet. Bei mir waren die Quartierherren noch nicht, — ich traue mir deswegen nicht vor die Thür zu gehen und ſitze bei dem herrlichen Gotteswetter wie in der Baſtille, — denn wenn ſie mich abweſend fänden, ſo nähmen ſie vielleicht das ganze Haus, denn im Nehmen ſind die Herren verhenkert fix, und ſind die Zimmer einmal verzeichnet, ſo wollte

ich's keinem rathen, sie zu anderem Gebrauche zu bestimmen. — Nun muß ich Ihnen noch was Spaßhaftes erzählen. Diesen Winter hats hier kein Eis gegeben — und die galante Welt hat diese Herrlichkeit entbehren müssen, ein einziger Mann, der S.... heißt, hat von 88 noch eine Grube voll. Diese Grube ist ohngefähr so groß, wie meine Wohnstube, doch nur 3 Schuh hoch, — diesem Mann hat der Churfürst von Göln 19000 Floren davor geboten, er giebts aber nicht anders, als 30000 Flor. O, wer doch jetzt Eis statt Wein hätte! Wenn nur die Krönung sich nicht bis in den Winter verzieht — davor ist mir angst und bange, — müssens eben in Geduld abwarten! — Sie werden doch mit meinem Sohne kommen? Eine Stube sollen Sie haben, aber freilich müßten Sie sich begnügen, wenns auch drei Treppen hoch wäre, — was thäte das, wir wollen doch lustig seyn, — in dieser angenehmen Hoffnung verbleibe wie immer

Dero

treue Freundin
E. G.

Lila.

Ach, mir ist nicht beschieden
Der Erde mich zu freuen,
Feindliche Götter streuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.

Laß dich die Liebe laben!

Lila.

Ach sie ist mir entflohn!

Friedrich.

Mit allen Himmelsgaben
Sollst du ihn wieder haben,
Ist er so nahe schon.

Lila.

Ach alle Himmelsgaben
Sollt' ich im Traume haben?
Wandre zum Grabe schon!

Lila geht ab, Friedrich und die übrigen sehen ihr verlegen nach.

25.

Ilm. den 20. Dezember 1790.

Lieber Sohn! Nach dem großen Wirrwarr, den wir hier hatten, iſts jetzt, wie ausgeſtorben — mir iſt das ganz recht, — da kann ich meine Steckenpferde deſto ruhiger galloviren laſſen, — ich habe deren vier — wo mir eins ſo lieb iſt wie's andere, und ich ofte nicht weiß, welches zuerſt an die Reihe ſoll. Einmal iſts Brabanter Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt, und eine kindiſche Freude darüber habe, — dann kommt das Clavier, — dann das Leſen, — und endlich das lange aufgegebene aber wieder hervorgeſuchte Schachſpiel. — Ich habe die Gräfin von Iſenburg bei mir logiren, der das oben benannte Spiel auch große Freude macht, wenn wir beide Abends zu Hauſe ſind, welches, Gottlob, oft paſſirt, dann ſpielen wir, und vergeſſen der ganzen Welt, — und amuſiren uns königlich. Da es einmal Sitte iſt, daß mir zu Ende des Jahres allemahl ein Stück Merkur fehlen muß, ſo fehlt mir vor diesmahl Nro. 2. — Bitten Sie doch den lieben Gevatter Wieland, daß er es mir zuſchicken läßt, danken ihm auch vor alle in dieſem Jahre abermals erzeigte Freundſchaft, und Sie, lieber Sohn,

empfangen meinen herzlichen Dank vor alle Liebe und glauben, daß ich immer und allezeit mit Wahrheit bin

Ihre

wahre Freundin und Mutter

E. G. *)

---

*) Anm. Stein's Reiſe nach Hamburg und London ſcheint Urſache geweſen zu ſein, daß ſeine Correſpondenz mit Eliſabeth Goethe aufgehört hat. Sie hat mit ſeiner Mutter längere Zeit correſpondirt, indeſſen befand ſich unter den mir vorgelegten Papieren davon nichts, als die beiden hier folgenden Briefe. Ob der übrige, unſtreitig bedeutendere Theil davon ſich zu Berlin in denſelben Händen, wie die freilich wohl wichtigere Correſpondenz Goethe's ſelbſt mit Frau von Stein, deren Herausgabe zu wünſchen iſt, noch gegenwärtig befinde, iſt mir nicht bekannt.

A. K.

An die Frau Baronin von Stein, geb. von Schardt.

1.

Fr. den 14. November 1785.

Gnädige Frau, theuerſte Freundin!

Es hat mich ſehr erfreut, daß Dero Herr Sohn mit ſeinem Aufenthalte bei mir ſo zufrieden war — Ich habe wenigſtens Alles gethan, um ihm meine Vaterſtadt angenehm zu machen, — und bin froh, daß es mir geglückt iſt. — Zwar habe ich die Gnade von Gott, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von mir weggegangen iſt, weß Standes, Alters und Geſchlechts ſie auch geweſen iſt, — Ich habe die Menſchen ſehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gebe ohne Prätenſion durch die Welt, und dies behagt allen Erdenſöhnen und Töchtern, — demoraliſire Niemand, — ſuche immer die gute Seite auszuſpähen, überlaſſe die ſchlimme dem, der die Menſchen ſchuf, und der es am beſten verſteht, die ſcharfen Ecken abzuſchleifen, und bei dieſer Methode befinde ich mich wohl, glücklich

und vergnügt; — womit die Ehre habe zu verharren, und mich zu fernerem Wohlwollen und Freundſchaft aufs Beſte zu empfehlen, und mich zu unterzeichnen

Gnädige Frau

Dero gehorſamſte Dienerin
und Freundin
Eliſabeth Goethe.

N. S. Dero Herrn Gemahl, wie auch unſern beiden Söhnen empfehlen Sie mich aufs Beſte.

2.

Fr. den 9. Januar 1787.

Hochwohlgeborne Frau, vortreffliche Freundin!

Wie vielen Dank bin ich Ihnen nicht vor die Mittheilung der mir ſo ſehr intereſſanten Briefe ſchuldig — ich freue mich, daß die Sehnſucht, Rom zu ſehen, meinem Sohne geglückt iſt, es war von Jugend auf ſein Tagesgedanke, Nachts ſein Traum, — die Seligkeit, die er bei Beſchauung der Meiſterwerke der Vorwelt empfinden und genießen muß, kann ich mir lebendig vorſtellen, und freue mich ſeiner Freuden. Sr. Durchlaucht der Herzog, haben mich auf das angenehmſte überraſcht, meine Freude war groß, unſern theuern Fürſten geſund und vergnügt zu ſehen. Herr von Knebel und Graf von Lincker waren ſeine Begleiter, Dero Herr Bruder war nicht dabei, — die mir ſo lieben Briefe erhielte durch einen Jäger von Meinungen, der hier durch nach Darmſtadt geſchickt wurde. Ich empfehle mich und meinen Sohn aufs

Beſte in Dero und des Herrn Gemahls fortdauernde Liebe und Freundſchaft, und verbleibe mit der größten Hochachtung

Hochwohlgeborne Frau

Dero

gehorſamſte Dienerin
und Freundin
C. Goethe.

Beilagen.

I.

Auszüge

aus

Briefen von Charlotte v. Lengefeld,

(dann Frau v. Schiller)

an

Friedrich von Stein.

Rudolstadt, den 18. Januar 1787.

Anton Reiser habe ich gelesen. Das Buch hat mir manchen Seufzer gekostet, sein Zustand war schrecklich. Ich fürchte, es giebt viele Menschen, die immer im Drucke leben, jeder Schulmann sollte das Buch mit Aufmerksamkeit lesen, denn er könnte wohl manchem armen jungen Mann sein Leben leichter machen. Jetzt hat Moritz wieder einen unbesonnenen Streich gemacht, er hat seine Stelle in Berlin niedergelegt, um in Italien herumzureisen, und wenn er nun wieder zurückkommt, hat er nichts zu leben. Diese sonderbaren Züge liegen wohl von seiner ersten Erziehung an noch in ihm, er wird sich aber dadurch,

glaube ich, noch manche kümmerliche und peinliche Lage machen, daran Niemand als er ſelbſt Schuld hat.

---

den 27. März 1787.

Iſt Ihnen die Geſchichte des Herrn von Trenck bekannt, der ſo lange in Magdeburg gefangen war? ſonſt leſen Sie das Buch. Dieſes und Anton Reiſer haben bei mir gleiche Gefühle erregt, die des Bedauerns und Widerwillens gegen die mehrſten Menſchen. Beſonders Trenck lehrt nicht, ſie Einen lieben machen. Faſt iſts unglaublich, und doch iſt er kein Mann, dem man Unwahrheiten Schuld geben möchte. In Trenck's Geſchichte wird man nicht den großen Friedrich ſo lieb haben können, als in ſeinen Briefen an Herrn von Suhm, dieſe leſe ich jetzt. Mir iſts ſchrecklich, daß Menſchen ſo harte Strafen und Gefängniſſe ſich ausdenken können, um andre, ihre Brüder zu drücken. Dies entſchuldigt den König in etwas, daß Trenck's Feinde ihm nie den ganzen Vorfall unbefangen vorgeſtellt haben, und Alles gethan, um ihn noch mehr zu ſtürzen. So unſchuldig leiden gewiß viele Menſchen. Was mir an Trenck nicht ganz gefällt, iſt ſeine übertriebene Eigenliebe und große Meinung von ſich ſelbſt. Doch leſen Sie das Buch, es kann junge Leute vor Vielem warnen.

Magus. Folgt ihr nicht! Haltet sie nicht auf. Ich habe euch und sie wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem günstigen Ausgange. Ich werde ihr folgen, ihr Muth einsprechen, sie hieher zurück bringen. Es ist die Zeit, da der Oger von der Jagd zurück kehrt. Da sie der Liebe wenig Gehör gibt, laßt uns sehen, ob Gewalt und Unrecht sie nicht aus dem Traume wecken. Magus ab.

Der Oger kommt von der Jagd zurück und freut sich seiner Beute. Er läßt sich von den Gefangenen bedienen, sie formiren einen Tanz, der Oger tritt in die Höhle.

Lila, welche eine Zeit lang von der Seite zugesehn, tritt hervor. Nun erst erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an diesen fürchterlichen Platz sehnsuchtsvoll herfliegt. Ja, ich will's, ich kann's, ich bin's ihnen schuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was bringst du uns, Geliebte?

N. den 27. April 1787.

Ich leſe jetzt viel Engliſch, und im Deutſchen das Werk von Tiſſot über die Nerven. Wäre ich von Ihrem Geſchlecht, ich müßte Anatomie und Medizin ſtudiren, ich thäte es als Mädchen gern, wenn es nur ginge; wer würde freilich auch ſich mir anvertrauen und ſich von mir kuriren laſſen? Sie haben wohl von der Dame in Paris gehört, die eine ſo unüberwindliche Neigung zur Anatomie hatte, daß ſie, weil es ihre Eltern nicht wollten, die Todten vom Richtplatze ſtehlen ließ, und ſie unter dem Bette verbarg, und da des Nachts, wenn Alles ſchlief, anfing zu anatomiſiren. Sie hat auch ein Cabinet d'anatomie artificielle errichtet, wo ſie Alles in Wachs nachgemacht hat. Da ſieht man, wie ſich der Geiſt, wenn er einmal ſo einen Hauptzug hat, durch alle Hinderniſſe hebt.

N. den 18. Juni 1788.

Ich leſe unter Andern einen Roman, der Walter von Montbarey heißt, eigentlich viele wahre Sachen von der Geſchichte der Templer enthält. Das Buch intereſſirt mich ſehr, wenn zumal der Verfaſſer weniger weitläufig wäre, und nicht zu viel von ſich und ſeinen Anmerkungen hören ließe; es unterbricht den Faden der Geſchichte und benimmt auch die Illuſion.

R. den 30. Juli 1788.

Ich möchte wohl wiſſen, warum mich an den Courtagen immer ſo nach Eſſen verlangt, ich glaube, weil man ſo viele leere Sachen hören muß, da vergißt man auch an intereſſante Dinge zu denken, und dann fallen Einem die Bedürfniſſe des Körpers mehr ein. Es iſt doch gar nicht hübſch hier, wenn die Menſchen alle zuſammen ſind, ich könnte Jahre lang mit ihnen leben, ohne daß mir nur ein lieblicher Gedanke käme. Bleibt Miß J..... noch lange bei Ihnen? Ich habe doch die Engländer gar lieb, und möchte wohl das liebe Land ſehen. Ich habe jetzt der La Roche Reiſe nach London durchblättert; ſo ſehr ſie mich oft ermüdet, ſo hat mir doch die Beſchreibung von der Nation Freude gemacht. Der Geiſt der Größe und der Wohlthätigkeit vereint, macht gewiß den Menſchen ihre Exiſtenz ſchöner.

R. den 30. Dezember 1788.

Hier kommt im Winter eben nichts her, das ſich des Verſtandes ſehr rühmen könnte, daher kann ich Ihnen nichts ſchreiben, als was aus mir ſelber kommt. Ich leſe fleißig im Gibbon, und habe jetzt die Geſchichte der Entſtehung der chriſtlichen Religion vor, — er ſchreibt ſo ſchön! Geſtern Abend las ich Sophokles Leben und heute

Agamemnon, ein Stück von Aeſchylus. Ich freue mich über die Wahrheit und Einfachheit der griechiſchen Stücke immer mehr.

A. den letzten Januar 1789.

Ich habe heut ein Sonnett gefunden über das Hofleben, das mich beluſtigt hat, es ſteht in den Pensées d'Oxenstierna, wie Sie wiſſen, Hofmeiſter von Guſtav Adolph:

Servir le souverain et se donner un maitre,
dépendre absolument des volontés d'autrui,
demeurer en des lieux, où on ne voudroit être,
pour un peu de plaisir souffrir beaucoup d'ennui,
ne témoigner jamais ce qu'en son coeur on pense,
suivre les favoris sans pourtant les aimer,
s'appauvrir en effet, s'enrichir d'espérance,
louer tout ce qu'on voit, mais ne rien estimer,
entretenir un grand d'un discours, qui le flatte,
ravi de voir un chien, caresser une chatte,
manger toujours fort tard, changer la nuit en jour,
n'avoir pas un ami bien que chacun on baise,
être toujours debout, et jamais à son aise
fait en abrégé, comme on vit à la cour.

N. den 6. April 1789.

Ich muß Ihnen meinen Glückwunsch abstatten? Wie soll ich Sie nun nennen, Hofjunker oder Assessor? Ich hätte billig erst fragen sollen. Es ist viel gewagt, Ihnen noch zu schreiben, da sie einen so angesehenen Titel haben, und ich — gar nichts bin. Aber lassen Sie sich nur herab und sagen mir zuweilen ein Wort. Sie haben mir immer so viel Freude gemacht mit Ihren Briefen, und es wird mir immer Freude machen, zu beobachten, welchen Eindruck die Welt auf Sie macht. Wenn Sie einmal auf der Universität sind, so belehren Sie mich zuweilen, und schicken mir Weisheit, deren man nie zu viel haben kann. — Ich dachte wohl, daß Ihnen Schillers Geschichte gefallen würde. Jetzt lese ich Müllers Schweitzergeschichten, und finde viel Schönes darin. Es ist mir gar lieb, daß er die Geschichte vom Wilhelm Tell nicht widerlegt, wie Andre gethan haben. Es soll gar nichts Artiges auf der Welt mehr vorgehen; ein Pater in Erfurt hat auch die Geschichte vom Grafen von Gleichen widerlegt. Sehn Sie, daß unser Geschlecht recht gut ist, denn wir glauben gern, daß es wahr seyn könne, daß ein Mann existirt habe, der zwei Frauen so lieben kann, und der der ersten Geliebten doch immer treu geblieben ist, wie Graf Gleichen.

R. den 11. Mai 1789.

Da fällt mir ein, was St. Louis geſagt hat, als man ihm in Damiette das Herz des Sultans gebracht hat. Ich habe es letzt in Joinvilles Memoiren geleſen. Joinville erzählt ſo naiv: et le bon Roi St. Louis ne répondit onques un seul mot. Das alt-franzöſiſche hat mir auch viel Aehnliches mit dem Engliſchen, man findet viel Wörter, die man im Engliſchen braucht.

Jena, den 1. März 1791.

So ganz, wie wir es mit Ihrem hieſigen Aufenthalt dachten, wird es doch nicht ſeyn, denn wir werden wohl dieſen Sommer nicht hier ſeyn, zum Wenigſten nicht lange, weil ſich Schiller ſehr ſchonen muß; um ſeine Bruſt recht auszukuriren, wird er nicht leſen, da ſind wir die Zeit in Rudolſtadt. Daß Sie gerade da herkommen müſſen, thut uns leid; zumal die erſten Monate, ehe Sie Bekannte haben, hätten wir Ihnen können zur Geſellſchaft dienen. Den künftigen Winter wollen wir das Verſäumte nachholen, und ich will für Sie ſorgen ſo gut ich kann, auch wenn ich nicht hier bin, Sie ſollen doch Geſellſchaft finden können, wo Sie gut aufgehoben ſind, darauf verlaſſen Sie ſich, ich will unter meinen Bekannten für guten Umgang für Sie Sorge tragen. Ich muß mir nun einmal einbilden

(weil es mir Freude macht) daß ich hier Etwas für Sie thun könnte, und wenn Sie erſt mit dem Buche unter dem Arme herumgehen, dann nehme ich auch meine Protektions-Miene an, und Sie müſſen ſich tief vor meiner Würde beugen.

L. Schiller.

Rudolſtadt, den 25. April 1791.

Die Geſundheit meines Schiller verſpricht uns Freude, er iſt ſeit Donnerſtag von ſeinem Anfalle frei geblieben, und ſeine Kräfte nehmen jeden Tag zu. Ich wag es nicht zu ſagen, wie mir war, da ich ihn ſo nahe am Ziele ſah. Mein Herz riß ſich ganz los von Allem, und ich wäre mit geſtorben, — ich fühle dies — und der Gedanke gab mir einigen Troſt in den bängſten Momenten.

L. Schiller.

R. den 5. Juni 1791.

Ich freue mich auf die Zeit, da wir mit Ihnen leben werden. Dieſen Sommer wird es wahrſcheinlich nicht geſchehen; wenn Schillers Geſundheit es erlaubt, ſo bleiben wir wohl einige Monate in Erfurt, und dann noch hier, ſo daß wir vor dem Herbſt nicht in Jena ſeyn werden. Ich hoffe, ſeine Geſundheit ſoll täglich ſtärker werden;

jetzt macht er mir noch manchen Kummer, die Krampfanfälle kommen zuweilen wieder, obgleich ſchwach. Vorgeſtern waren wir in Egelbach, da kam die Nacht der Anfall wieder, obgleich ſchwach, weil er das Fahren nicht vertragen kann. Die Reiſe nach Erfurt wird wohl zu Pferde gemacht werden müſſen.

R. den 30. Juni 1791.

In 8 bis 9 Tagen ſind wir Willens, nach Carlsbad zu reiſen, weil der Arzt hofft, es ſoll Schillern ſehr gut ſeyn, und ſich viel davon verſpricht. Um ihn geſund zu wiſſen, reiſte ich wohl nach Novazembla mit, und habe ſelbſt Zutrauen zu dieſer Quelle.

Ludwigsburg, den 8. October 1793.

Daß ich nun bald 4 Wochen, ſeit dem 14ten September, einen kleinen artigen Sohn habe, wiſſen Sie vielleicht, und Sie nehmen gewiß Antheil an unſrer Freude. Mein kleiner Carl würde Sie recht freuen, er iſt ſchon recht wohlgezogen und macht ſo ernſthafte Geſichter, als wenn er Pläne zu Trauerſpielen in ſeinem Köpfchen herumtrüge. Er ſieht Schillern und auch mir ähnlich, wahrſcheinlich wird er blondes Haar bekommen, und hat

blaue Augen. Ich bin nicht partheiisch, denke ich, aber ich habe noch nicht viele kleine Kinder geſehen, die ſo gefällig anzuſehen ſind, wie der Kleine. Ich erhole mich ſchneller, als ich hoffen konnte, denn ich habe viel Schmerzen ertragen müſſen. — Daß ich Sie ſo fern von uns weiß, lieber Freund, iſt mir ein unangenehmes Gefühl. Ihr nahes Daſeyn bei uns war mir nöthig zu meinem Jenaiſchen Leben. Haben Sie Dank für die Freuden, die Sie mir und Schillern durch Ihren Umgang gegeben, und laſſen Sie ſich unſer Andenken und den Glauben an unſre Liebe nie fern ſeyn. Sie gehören einmal zu uns, Sie mögen ſeyn, wo Sie auch wollen.

Wir haben unſern Aufenthalt geändert und wohnen dieſen Winter hier, zwei Stunden von Stuttgart. Die Ausſichten mit dem Herzog haben ſich in ſo weit günſtig geändert, daß Schiller hier exiſtiren kann, ohne Unannehmlichkeiten befürchten zu müſſen. In Heilbronn war es eigentlich gar nicht hübſch. Die Bequemlichkeiten, die zu einer angenehmen Exiſtenz gehören, kennt man dort gar nicht. Hier iſt es ganz anders, mit ſo vielem Geſchmack ſind gewiß wenig Städte gebaut. Auch ſind Schillers Aeltern nur zwei Stunden von uns, und von ſeinen akademiſchen Freunden wird er fleißig beſucht.

L. Schiller.

Ludwigsburg, den 6. Februar 1794.

Mein Kind iſt recht brav, und ſo wohl und robuſt als ichs nicht erwarten konnte, und macht merkliche Fortſchritte in der Entwickelung ſeiner menſchlichen Fähigkeiten. Er will ſchon oft Töne von ſich geben und lacht ſchon recht in die Welt hinein. Er wird Ihnen auch Freude machen, auch in der Zukunft hoffe ich, und ich kann mir ſchon vorſtellen, daß er Sie recht lieb haben wird.

Unſer Plan iſt nächſtes Frühjahr zurückzukehren, und ruhig und ſtill in Jena zu leben. Paulus iſt angewieſen uns ein Haus zu ſuchen. Wir finden immer mehr, daß es nirgends beſſer iſt, als in unſerm Saalthal. Ich lerne im Ganzen immer mehr, daß man, um glücklich zu ſeyn, mit ſich ſelbſt leben muß; ſobald man die Dinge außer ſich zu etwas mehr als zur Beluſtigung oder zur Belehrung ergreifen will, ſo fühlt man ſich verlaſſen. Ich laſſe die Menſchen und Begebenheiten nur an mir vorüber gehen, und behalte die Freunde, die mir einmal lieb ſind, im Herzen, und rechne auf nichts Neues zur Vermehrung meiner Glückſeligkeit. Im Beſitz meines Kleinen iſt mir ein großer Schatz geworden, und ein Glück, das ich vorher nicht ahnen konnte. Bleibt er mir, ſo werde ich viele Freuden mehr haben, und wenn Schiller ſeine Geſundheit noch mehr wieder erlangt, ſo bedarf ich nichts mehr und lebe vergnügt, wo es auch ſey.

L. Schiller.

Jena, den 1. Juni 1794.

Gottlob, ich bin von meinen Streifereien zurückgekehrt, und herzlich froh, wieder in Jena zu seyn. Unsre Abwesenheit hat mich viel weiser gemacht und zufrieden mit dem, was ich wirklich besitze. Die Freiheit und Unabhängigkeit der hiesigen geselligen Verhältnisse sind mir recht lieb geworden. Ich will meine alten Freunde lieb behalten, und keine neuen mehr erwerben; da hat nun die Welt wenig mehr von mir zu erwarten; es muß sonderbar kommen, wenn ich recht warm werden soll und Sehnsucht haben, durch Eröffnung meines Herzens Andre zu gewinnen.

L. S.

Jena (August 1795).

Ich muß heute noch schreiben, denn wer weiß, ob wir morgen noch leben, so kriegerisch sieht es bei uns aus. Die Guillotine fehlt nur noch, sonst wäre Alles zur Revolution bereit. Hoffentlich legt sich der Sturm bald, und die unruhigen Geister entfliehen vor dem Lichte der Weisheit, — aber, wenn nur erst die Weisheit da wäre! Wir haben bis jetzt glücklicherweise noch keine Beunruhigung erlitten, und hören nur, wie es zugeht, aber wer ist sicher? und zumal könnte unsre Wohnung anlockend seyn. Den schönen Tag habe ich heute nicht genossen,

Lila. Mich selbst. Es ist nur Ein Mittel euch zu retten — daß ich euer Schicksal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir ist offenbart worden: ich muß dem Oger trotzen, ihn auffordern, ihn reitzen; und da ich keine Waffen habe ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, sollen mir die Ketten willkommen seyn, die mich an eure Gesellschaft schließen.

Friedrich. Du wagst viel.

Lila. Seyd ruhig, denn ich bin der Eymer, den das Schicksal in den Brunnen wirft, um euch heraus zu ziehen.

Der Oger tritt auf, erblickt Lila.

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme ist die Stimme der Götter! Gib diese los, oder erwarte die Rache der Immergütigen!

wie ſonſt, weil ich mich fürchte auszugehen. Carl, der mein gewöhnlicher Begleiter iſt, iſt jetzt eine zu ſchwache Stütze, und alle Wege ſind ſo lebendig, Soldaten, Studenten, Alles iſt auf den Beinen. Freitag gebe ich wieder ein Lebenszeichen von mir, ſollte man gar unſer Haus demoliren, ſo flüchten wir zu Ihnen.

L. S.

Jena, den 10. Februar 1796.

Ihr Brief hat mich ſehr erfreut. Sie haben mir ein Bild von Ihrem Breslauiſchen Leben gegeben, und Ihre immer gleiche Freundſchaft für uns iſt mir ſehr wohlthätig. Sie bleiben ſich gewiß immer gleich, und ſo lange Sie ſo bleiben, werden Ihnen auch Ihre Freunde lieb ſeyn.

Schiller hat wieder an Bürde geſchrieben; neuerlich habe ich ſeine Erzählungen geleſen, und er hat mich nicht ganz befriedigt. Die ſchöne Erzählung aus dem Herodot (ich weiß den Namen der Mutter nicht auswendig) von den guten Söhnen hat er ſo verſtümmelt, daß man ſie kaum erkennt. Seine andern Erzählungen haben mich mehr intereſſirt, doch ſind ſie auch nicht ſo als ich ſie erwartete. Nach ſeiner Ueberſetzung des Milton hatte ich eine viel höhere Meinung von ihm.

Garve möchte ich wohl kennen; ich habe ihn ſchon lange lieb. Aber eine Bitte habe ich an Sie, machen

Sie doch die Bekanntschaft von Hermes (dem Romanschreiber) und schreiben mir recht ausführlich, wie er ist, es interessiren mich wenige Menschen so, es muß ein so wunderbares Wesen seyn, so komisch anspruchsvoll, und so selbstisch. Alles, was Sie von ihm wissen können, schreiben Sie mir, ich habe schon lange gewünscht, daß ein Mensch ihn beobachten könnte, auf dessen Urtheil ich bauen könnte, er ist mir eine sehr merkwürdige Erscheinung.

Wir leben hier so gewöhnlich fort; Schiller ist meistens leidlich den Winter. Goethe war vorigen Monat 14 Tage hier und recht heiter und froh, wir zeichnen zusammen, und ich habe schon Manches gelernt. In einigen Tagen kömmt er wieder und bleibt länger hier. Sein gleiches freundschaftliches Verhältniß mit Schiller macht mir viele Freude, und es ist Beiden dadurch ein neuer schöner Lebensgenuß aufgegangen.

L. Schiller.

Jena, den 3. März 1798.

Ich wollte Ihnen schreiben, ehe Ihr lieber Brief kam, um recht großmüthig zu seyn und um Ihnen zu beweisen, daß ich immer den Glauben an Ihre Freundschaft mir erhalte, wenn Sie auch keine äußeren Beweise davon geben. Nun haben Sie mich aber beschämt und auf eine recht an-

genehme Art, und ich vergebe es Ihnen, daß Sie mir die Gelegenheit raubten, mich bei Ihnen recht großmüthig zu zeigen. Ihr Brief von Warschau ist verloren gegangen und es ist mir recht leid, denn es waren gewiß artige Dinge darin, die uns recht gefreut hätten.

Ich habe Ihnen so vielerlei zu sagen, daß ich fürchte, gar nichts von dem allen hervorzubringen, was Sie wissen sollten. Daß unsere Familie sich durch einen kleinen artigen Knaben noch vermehrt hat, wissen Sie; er sey Ihrer Liebe empfohlen! Ich bin sehr froh, daß es keine Tochter ist, denn ich möchte nicht gern eine haben; ich habe so viele Gründe, die mich die Söhne mehr lieben machen, theils aus anderen, theils auch meinen Neigungen nach. Es würde mir recht viel Aufopferung kosten, eine große Tochter um mich zu sehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von dem, wie unser Geschlecht seyn könnte, und durch alles, was die Frauen umgiebt, wird ihre Bildung verhindert so zu seyn, wie es meine idealische Weiblichkeit seyn sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst darnach streben, als ein Wesen, das so nahe mit mir zusammen hinge, das ich wie mich selbst ansähe, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen. —

Meine beiden Kleinen sollen keine Ideale werden, aber es ist leichter, sie zu vervollkommnen und ihrem Charakter nach sie zu bilden. Bei den Frauen ist Alles gegen sie,

um ſie ihrem Charakter treu bleiben zu laſſen, wie die Welt und die unabänderlichen Dinge einmal ſind.

Sie werden denken, ich fange an recht ernſthaft zu werden und denken ſich gewiß, ich ſitze mit einer großen Brille am Schreibtiſch und ſtelle meine Unterſuchungen an, aber ſo arg iſts noch nicht. Ob ich gleich leider alle Tage älter werde, und die Zeit erreicht habe, wo, wie Madame de Staël ſagt: la vie commence à se décolorer, ſo habe ich doch recht ſchöne heitere Farben um mich, und mein Leben erhält immer neue ſchönere Bilder. Unſer Plan: in Weimar zu wohnen, hat ſich nicht ausführen laſſen. Wir wünſchten hauptſächlich ein Haus mit einem Garten zu haben oder beſſer Garten mit Haus, denn das Nöthigere war der Garten. Schiller fühlt jetzt auf das Lebhafteſte was er entbehrt, daß er immer in der Stube eingeſchloſſen iſt, und wie er ſich nur durch eine Wohnung im Freien wieder an die Luft gewöhnen kann. Da fand ſich nun in Weimar nichts, und hier haben wir einen Garten im Handel, der alle Vorzüge hat, geſunde, trockne Lage, ſchöne Ausſicht, nicht zu weit von der Stadt entlegen, Sie kennen ihn vielleicht, er gehörte dem H... Schmidt, und es ſteht an der Seite bei der Laube ein Monument, das er ſeiner Frau hat ſetzen laſſen. Das Haus iſt für jetzt nicht mit der ganzen Familie zu bewohnen, aber es läßt ſich artig machen. Der Garten iſt gut unterhalten, hat viel Bäume und Gras, kurz es iſt eine ſehr angenehme Beſitzung.

So sehr ich gewünscht hätte, in Weimar zu wohnen, Ihrer Mutter wegen, so sehe ich doch auf der andern Seite, daß das übrige vielleicht sich schöner von Weitem ausnimmt, und die Natur ist nicht die schönste. Sie müssen auch nicht denken, daß ich jetzt mehr so isolirt lebe wie sonst, ich habe mich nur von den Dingen und Menschen, die mir keine Freude machten, losgemacht, und bin gar nicht ungesellig. Zu dem kommt noch, daß durch die Nähe meiner Schwester ich mehr mit Gesellschaften in Verkehr kommen, daß sie selbst auch mehr bei uns seyn kann. Goethens öfteres Hierseyn bringt auch mehr Mannigfaltigkeit in unser Leben: kurz wir sind nicht mehr so abgeschnitten wie sonst. In größeren Cirkeln möchte ich in Weimar eben so wenig leben; Sie wissen ja selbst, wie ausgestorben und unbelebt die Cirkel sind und wie die Lebenskraft und Thätigkeit mehr ab- als zunimmt. Im Grunde habe ich bemerkt, daß es mir viel besser ist, nicht in viele Gesellschaften verwickelt zu seyn, und brauche immer viel Zeit wieder, bis ich mich recht sammeln kann, um recht thätig und hell zu seyn, wenn ich mich eine Weile so herumgetrieben habe, auch wenn ich die Menschen recht lieb habe. Ich wollte es Ihnen recht überzeugend beweisen, daß es mir vortheilhafter ist für mein Gemüth, wenn ich mich von außen mehr mir selbst überlassen weiß. Auch Schiller würde es in der Länge drückend fühlen, wenn er sich in gesellige Verhältnisse verwickelt fühlte, die seine innere Thätigkeit vermindern könnten.

Für unſrer Beider Neigung wäre es eigentlich am ſchönſten in einer ganz großen Stadt zu leben, wo man kleine Cirkel um ſich haben könnte und das Gewühl und Bewegen der Menge von weitem beobachten kann, ohne ſich zu vermiſchen mit ihm. Wo iſt aber jetzt ein Ort der wünſchenswerth wäre? Der unſelige Krieg läßt einem ja keine weitausſehenden Plane machen, weil man nie weiß, wo es ſicher bleiben wird. —

Goethe ſchiebt ſeine Plane, nach Italien zu reiſen, auch auf, ſo lange es noch ſo übel ausſieht. Ich wollte nur, Meyer wäre zurück. Dieſer wird wahrſcheinlich immer denken, Goethe kömmt, und ſo kann ſich ſein Aufenthalt doch ſehr verzögern. — Goethe iſt jetzt hier, und ich hoffe, er vollendet ſein großes epiſches Gedicht hier, was ſehr ſchön iſt. Es iſt einem oft, als hörte man den Homer.

Vorige Woche habe ich die liebe Mutter zweimal geſehen, ich war in Weimar und holte mir Amelie Imhoff, die wir gern einige Tage bei uns haben wollten; ſie iſt ſehr artig und verſtändig und hat viel Anlagen. Sie iſt uns recht lieb geworden. Haben Sie ihre neuen Poeſieen geleſen? es iſt ein ſehr zarter Geiſt darin. Es iſt ſehr viel, daß ſie bei ihrem großen Talent zu Malerei auch noch ſo viel Anlagen zur Poeſie hat.

Was Sie mir von Hermes ſchreiben, hat mich unendlich beluſtigt, ich habe mir ihn ſo vorgeſtellt. Was ſagt er nur zu den Xenien? Sie werden wohl gedacht haben,

daß die beiden Dichter mitunter etwas unartig waren, aber es ist im Ganzen nicht so böse gemeint. Alles was noch dagegen gesagt worden, giebt einen neuen Beweis, daß sie manches Wahre gesagt haben, nämlich über die Fähigkeiten und Art die Dinge aufzunehmen des gelehrten Publikums. Manche haben platte Deutungen gemacht, die sie erst selbst hinein gelegt haben, manche haben es moralisch zu ernstlich genommen, keiner hat aber den Reichthum von Witz aufweisen können, den die Beiden verschwendet haben, und es ist noch nichts erschienen, was dagegen aufkommen könnte. Ich bin nicht partheiisch, so lieb und werth mir beide Verfasser sind, dies Urtheil muß jeder unbefangene Leser fällen.

Schiller ist sehr thätig jetzt und mit dem Wallenstein beschäftigt, der dieses Jahr wohl erscheinen wird. Seine Gesundheit ist übrigens recht erträglich und wer ihn lange nicht sah, findet ihn viel besser aussehen. Ich freue mich sehr, Sie nächsten Sommer zu sehen, Sie werden sich mit uns über die kleine Familie freuen, Karl entwickelt sich sehr vortheilhaft und hat sehr viel Anlage recht liebenswürdig zu werden, seine Lebhaftigkeit und Leichtsinnigkeit ist unbeschreiblich, dabei ist er immer froh. Der kleine Ernst ist zärter und schwächlicher, aber er hat ein sehr feines Gesicht und kluge Augen, man kann noch wenig von ihm sagen, wenn er wohl ist, hat er ein ruhiges sanftes Wesen. Goethe sagt, er würde nicht so verständig wie Karl. Unsere Reise nach Dresden ist noch ziemlich

unbeſtimmt und wird wahrſcheinlich dieſen Sommer nicht geſchehen; wenn Sie uns dort nicht finden, ſind wir ſicher hier, ich freue mich unendlich Sie zu ſehen, und Schiller auch. — Iſt ein Rudolſtädter Fourier bei Ihnen geweſen? Ich hatte keine Zeit zum Schreiben, ſonſt hätte ich Ihnen geſchrieben, es machte mir aber Spaß, daß Sie nicht wiſſen würden, wie Sie auf einmal ein Compliment von mir bekämen, und deswegen trug ich ihm auf, zu Ihnen zu gehen.

Mein Brief iſt unerhört lang geworden und kann wohl für vier Briefe gelten. Sie ſehen daraus, daß, wenn ich Ihnen nicht ſchreibe, es nicht Mangel an Stoff iſt, der mich abhält. Von hieſigen neuen Begebenheiten kann ich nichts ſagen, es ſteht Alles beim Alten, wenn nicht hin und wieder die Fenſter eingeworfen werden u. ſ. w. ſo geht übrigens alles ſeinen Gang fort. — Schreiben Sie mir bald wieder und recht weitläuftig. Schiller grüßt Sie herzlich. Sie behalten immer den Platz in unſerm Andenken und die Theilnahme, die Sie ſchon lange beſitzen. Adieu!

L. Schiller.

Jena, den 1. Oktober 1798.

Seit Sie bei uns waren ging es uns nicht immer gut, Schiller hat jetzt erſt ſeinen Huſten verloren, ich habe

auch jetzt noch etwas Husten. Seit acht Tagen hat der kleine Ernst Zahnfieber, das macht ihn unruhig, unleidlich, und mich besorgt, denn er ist so schwächlich, und die vielen Ursachen die ich schon hatte, besorgt um ihn zu seyn, machen mich immer, auch durch die Erinnerung schon zaghafter. Karl ist wohl und lustig, er lärmt mir oft zu viel, denn wenn ich etwas habe, was mich anhaltend beunruhigt, so fühle ich doch auch das Bedürfniß nach Ruhe und Stille, und ich muß meine Autorität zeigen und Ruhe gebieten, aber die erzwungene Ruhe ist oft auch kein solcher Genuß, und ich freue mich auf die Zeit, wo der kleine Mensch auch durch Beschäftigungen vom Lärmen abgehalten werden kann.

Sie haben wohl Körners von unserm nicht kommen unterrichtet? Ich glaube es ist ihm aufgefallen, unter uns gesagt, denn er hat lange nicht geschrieben. In diesem vorigen Monat wäre es unmöglich gewesen uns zu transportiren, Schiller selbst, auch den kleinen Ernst nicht gerechnet, war meist nicht wohl, ich hätte auch bei meinem Husten nicht reisen können. Man darf uns wirklich nicht nach andern Menschen berechnen und sollte uns daher auch nichts übel nehmen, denn wir hängen außer der Poesie und Phantasie (Philosophie auch hinzugesetzt) noch von so vielen physischen Ursachen ab, daß man vielen Anlaß finden kann, uns etwas hoch anzurechnen, wenn man es so genau nimmt.

Humboldts waren in Wien alle krank, die dop-

velte Reisegesellschaft, außer Humboldt und die Kleine. Ihren Vorsatz nach Italien scheinen sie aufzugeben. In Wien wollten sie aber blos bis heute bleiben, wo sie sich hingewendet haben, weiß ich noch nicht. Es wäre möglich, daß sie nach der Schweiz segelten, ich weiß keinen andern Platz mir zu denken, und es war auch schon einmal Alexander's Plan. Goethe ist nun in Stäfa bei Meyer, und hat sich auf seiner Reise wohl befunden, und hat schöne Briefe geschrieben, von der Schweiz hörten wir noch nichts von ihm. In Stuttgart hat er sich sehr gefallen, die Künstler dort haben ihm viel Freude gemacht. Ich glaube auch nicht, daß er sich bei den ungewissen politischen Aussichten nach Italien wendet, und da er nun Meyer wieder hat, so hoffe ich wendet er sich ehestens wieder unsern Thüringischen Bergen zu, und ist vielleicht den Winter wieder in Weimar. Es ist erstaunend, welchen Einfluß seine Nähe auf Schiller's Gemüth hat, und wie belebend für ihn die häufige Communikation seiner Ideen mit Goethe ist, er ist ganz anders wenn er auch nur in Weimar ist. Mir selbst ist Goethe auch sehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen. Goethe ist auch hier viel anders, es ist recht eigen welchen Eindruck der Ort auf ihn macht, in Weimar ist er gleich steif und zurückgezogen, hätte ich ihn hier nicht kennen lernen, so wäre mir viel von ihm entgangen und gar nicht klar geworden. Ich glaube doch, daß auf diese Stimmung

Unter dem Ritornell zu folgender Arie zeigt der Oger seine Verachtung ihrer Schwachheit; er gebiethet den Dringen, Ketten herbey zu bringen, welche ihr angelegt werden.

Lila.

Ich biethe dir Trutz!
Gib her deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.

Ich soll vor dir erzittern?
Mir regt sich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Erzeigt sich erst der Muth.

Der Oger geht ab.

Friedrich. Jetzt, da du dich so männlich bezeigst, kann ich dir erst ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überschreiten durfte. Ja, du konntest allein durch diese That uns alle retten. Halte dich fest an unsre Gesellschaft.

die häuslichen, zu der Welt in Weimar nicht passenden Verhältnisse am meisten Einfluß haben; hier fällt die strenge Beurtheilung weg, und dies macht ihm seine Existenz freier in der Idee.

den 2. Oktober.

Ich muß Körner gleich Gerechtigkeit bei Ihnen widerfahren lassen, er hat heute geschrieben und sehr artig und gut, und hat unser Nichtkommen gar nicht erwähnt, ich vermuthe also, daß Sie es ihm recht schön und artig vorgestellt haben, daß es nicht Mangel an gutem Willen war, daß wir nicht kommen und daß er einsieht, daß wir nicht können. Nun wird der neue Musenalmanach auch bald zu Ihnen kommen, er ist fertig; es kommen keine feindliche Späße mehr und man vernimmt keine Xenien-Stimme. Sagen Sie mir doch, welche Gedichte Sie am meisten freuen, und zumal welche Balladen.

Hier geht wenig Neues vor, daß ich wüßte nämlich. Ihre liebe Mutter sah ich nicht, seit wir sie zusammen sahen, wenn ich nur oft um sie seyn könnte! Ich kann Niemanden auf so eine Art wieder lieben, wie Ihre Mutter, und ich fühle auch, daß sie mich liebt, und es ist uns so wohl bei einander, daß uns wohl das Leben zusammen verschönert würde. Ob wir gleich so nahe sind, sind wir doch wieder durch so viele Hindernisse getrennt, die uns die Zeit und Gesundheit in den Weg legen, doch ist die Möglichkeit sich bald sehen zu können, schon ein

Genuß. Mein Brief wird ſo lang und ich möchte Sie nicht gern von wichtigern Geſchäften abhalten. Leben Sie wohl. Schiller umarmt Sie herzlich. Schreiben Sie mir bald und viel, ich habe Ihnen ein Beiſpiel gegeben, wie Sie künftig ſchreiben ſollen. Iſt Herr Benkowitz*) in Breslau? und wie kommt er Ihnen für? Ich kenne ihn aus dem Torſo wo viele Aufſätze von ihm kommen, er ſchwatzt oft viel und erzählt bekannte Dinge, die Zeichnungen ſind aber recht artig, nach Raphael u. ſ. w. und man bekommt ziemlich deutliche Anſicht davon. —

L. Schiller.

Jena, den 13. Oktober 1798.

Es iſt mir gar angenehm, daß Schiller wünſcht, daß ich Ihnen bald ſchreiben möchte, auf die Art bedürfte ich keiner Entſchuldigung bei Ihnen, wenn ich Sie vielleicht in andern wichtigen Geſchäften durch Lektüre meines langen Briefes ſtören könnte. —

Nun zu meinen Geſchäften. Schiller, der Sie herzlich liebt und ebenſo grüßt, möchte Ihren freundſchaftlichen Rath erbitten. Wollzogen hat ihm vom Breslauer Theater erzählt, von den Bemühungen die man ſich giebt, das Publikum gut zu unterhalten, und daß man

*) Geſtorben zu Glogau 1807.

gern neue Stücke hat, u. ſ. w. — Da Schiller jetzt bald den Wallenſtein für die Theater fertig hat, ſo möchte er wiſſen, an wen er ſich in Breslau zu wenden hat wegen der Negotien. Wollzogen hat ſich dazu erboten, und ob er gewiß allen guten Willen hat, ſo wiſſen wir doch nicht, wie weit ſein Anſehen geht, und ob er einer ſolchen Sache ſich unterziehen kann. Ehe ich es vergeſſe, möchte ich Ihnen auch empfehlen, ſich noch nichts gegen ihn merken zu laſſen, daß ich Ihnen darüber ſchrieb. Schiller, der Ihrer Freundſchaft dieſe Offenherzigkeit zutraut, fragt Sie, ob Sie ſelbſt vielleicht dieſe Gefälligkeit erzeigen wollen, aber antworten Sie ja gerade ſo, wie es Ihnen zu Muthe iſt. Wollen Sie ſich ſelbſt nicht damit abgeben, oder können es nicht, ſo ſagen Sie es, und erzeigen S. die Gefälligkeit, ſich unter der Hand zu erkundigen, an wen man ſich offen wendet in dieſem Geſchäft. So vortheilhaft wie möglich bringt er natürlich gern ſeine Stücke an; Iffland hat ihm 60 Louisd'or für die drei Stücke zugeſagt. Da er die Verhältniſſe und Lage des Breslauer Theaters nicht kennt, und die Kräfte, die man hat, ſo meint er, daß er zwiſchen 60 und 40 Louisd'or oder 50 vielleicht von der Direktion erhalten kann. Das werden Sie vielleicht am beſten beurtheilen können, da Ihnen das Lokal, die Umſtände der Geſellſchaft, und Alles bekannt iſt. In der Hälfte des nächſten Monats kann Schiller die erſten zwei Stücke, das Vorſpiel, Wallenſteins Lager, und die Piccolomini, den

erſten Theil des Wallenſteins aber in der Mitte Jänners 99 ſchicken und ſodann wird das Uebrige folgen. Man kann alſo dieſe Stücke noch gut in dieſem Winter ſpielen. Ich ſetze Ihnen dieſe Nachrichten hin, damit, wenn Sie ſich in das Negoce miſchen wollen, Sie Alles wiſſen.

Haben Sie uns Ihre Nachrichten und Rath gegeben, ſo könnten wir es hernach ſo einrichten, daß man ſagte, Schiller hätte ſich an die Direktion ſelbſt gewendet, und wenn die Geldgeſchäfte einträten, ſo ließen Sie ſich das Geld auszahlen, und wir ließen es uns hier in Weimar von Ihrem Geld geben, da hätte auch Ihre liebe Mutter nicht die Sorge für die Louisd'ors, die immer ſo ſchwer einzuwechſeln ſind, weil es Schiller nicht an den Geldſorten liegt. So wäre unſer Vorſchlag. Aber haben Sie ja die Güte ſich gegen Wollzogen nichts merken zu laſſen, es möchte ihm beleidigend ſeyn können, und doch kann er es nicht übel deuten, da Sie auch, wenn Sie nicht unſer Freund wären, ſchon eine andere Art von Anſehen und Glauben bei der Welt erwecken, als ein Soldat, der in einer freieren ungebundeneren Art zu ſeyn, die ſein Leben mit ſich bringt, auch eine andere Meinung bei der Welt erwecken muß, als ein Menſch, wie Sie, der mit Beſtimmtheit und Ruhe im Anſehn lebt bei ſeinen Mitbrüdern.

Aber dieſes kann ich Ihnen nicht zu oft ſagen, daß Schiller Sie nicht beläſtigen will, und ſobald Ihnen dieſes Geſchäft im mindeſten läſtig ſeyn könnte, daß Sie

es ja sagen; wollen Sie nicht und finden Sie unter Ihren Freunden jemanden der es thun kann, so sagen Sie es, oder geben nur Schiller eine Adresse an die Theater-Direktion.

Nun zu dem was uns angeht, und einige Beantwortungen Ihrer Fragen. Wir sind wohl, und wieder in der Stadt, und der Schnee macht traurige Aussichten für den Winter, der so früh anfängt. Ich möchte wohl einmal nach Schlesien reisen, was Sie mir davon sagen, macht mich recht begierig darauf. Goethe ist hier und grüßt Sie, er spricht mit Antheil und Liebe von Ihnen. Hier ist er immer ein ganz andrer Mensch als in Weimar, und ich habe ihn hier sehr lieb; in Weimar, wenn ich ihn da sehe, muß ich mir Manches zurecht legen in seinem Wesen. Antworten Sie, sobald es Ihre Geschäfte erlauben, bittet Sie Schiller*). Adieu, adieu!

L. Schiller.

---

*) Anm. Die Hoffnung Schillers auf das vom Breslauer Theater zu erhaltende Honorar für die Trilogie „Wallenstein" hat sich, wie aus anderen Quellen hervorgeht, leider nicht verwirklicht, indem man mit „Wallensteins Tod", was die Aufführung betrifft, bis nach dem Druck des Stücks zögerte, die „Piccolomini" aber, denen man geringere dramatische Kraft zutraute, überhaupt erst spät, nämlich 1816 gegeben hat. So berichtet uns ein zuverlässiger Kenner der älteren breslauischen Theatergeschichte.

A. L.

Jena den 26. September 98.

Dieſe Zeilen ſollen Sie nicht mahnen, daß Sie mir ſeit einem Jahre eine Antwort ſchuldig ſind. Sie hatten ſo oft Urſach ſich über meine Saumſeligkeit im Schreiben zu beklagen, daß es mir zur Gewiſſensſache wird etwas nachſichtig zu ſeyn. Auch möchte ich Sie lieber durch dieſes Blatt grüßen als durch mündliche Ueberſendung meines Schwagers, der es vielleicht vergeſſen könnte.

Ich frage oft nach Ihnen bei der lieben Mutter und freue mich, wenn ich von Ihnen gute Nachrichten höre. Vergeſſen Sie uns nur nicht ganz über die neuen Freunde, wie es faſt den Anſchein hat. Wir vergeſſen Sie nicht. So oft ich nach Weimar komme, welches faſt alle Monate geſchieht, gedenke ich Ihrer und freue mich des Andenkens der vorigen Zeiten, wir waren doch recht luſtig zuſammen. Wir haben einen ſo angenehmen Theil unſers Lebens zuſammen verlebt, und in dem Andenken unſerer Jugend iſt auch das Andenken unſerer Freundſchaft verwebt, und eben dies iſt mir Bürge, daß Sie mich nicht vergeſſen, wenn Sie mir auch nichts ſagen.

Schiller iſt viel beſſer als voriges Jahr, da Sie ihn ſahen; Karl ſo groß, als wäre er zwei Jahr älter. Ernſt hat ſich ganz erholt und wird ſtark und groß, ſo daß ich jetzt nichts mehr für ihn fürchte. Ich habe ſchon recht zu thun mit den zwei gewaltthätigen Knaben, und muß oft recht ernſthaft ſeyn und Frieden ſtiften. Unſer

Garten hat ſich auch formirt und iſt jetzt ſchon beſſer cultivirt. Ein Gartenhaus iſt entſtanden, der Küche gegenüber, was eine wunderſchöne Ausſicht hat nach der Saale hin, und ins Leutathal, wo ich mich beim Mondſcheine ſehr ergötze, die großen Maſſen von Licht und Schatten zu ſehn, die an dem Abhang und weißem Sandfels entſtehen. Da ſuchen Sie mich in Gedanken auf, wenn Sie ſich im Geiſt nach unſerm Thale wenden.

Ich bin wohl und werde ſo dick, daß ich auch die Welt gemüthlicher anſehen lerne, weil ich ruhiger bin, und gleichmüthiger, aber doch nicht phlegmatiſch hoffe ich zu werden. Meine alten Bekannten lachen über mich, ſo findet man mich verändert.

Leben Sie wohl, Schiller umarmt Sie herzlich. Ich hoffe, Sie ſollen ſich auch über Wallenſtein freuen, der ihn jetzt ſehr beſchäftigt. Ich möchte wohl bald von Ihnen hören, daß Sie unſer denken. Adieu.

Lotte Schiller.

Jena den 21. Februar 99.

Daß man ſo zufrieden mit Schillers Stück war, hat Ihnen Ihre Mutter geſchrieben. Unpartheiiſch geſprochen glaube ich, daß keine, auch die ſchlechteſte Ausführung, den Geiſt unterdrücken kann, der darin herrſcht, man wird immer lebhaft bewegt und fortgeriſſen und er-

hoben; da man dieſes Gefühl von dem erſten Theil hat, ſo kann man ſich noch mehr von dem zweiten verſprechen, wo die eigentlichen tragiſchen und rührenden Scenen erſt kommen. Die Schauſpieler haben gut geſpielt, zumal Graf, und Voß, und die Jagemann haben es ſo gemacht, daß man nichts mehr wünſchen konnte, für Voß war mir bange, ich geſteh es, denn ich liebe dieſe Rolle ganz beſonders, und ſonſt hatte ich keine ſo hohe Meinung von ſeinem Talent, er hat ſich aber überhaupt gebeſſert, finde ich in andern Rollen, aber die des Max Piccolomini hat er ganz gut geſpielt und blieb immer in einem Feuer, ohne zu heftig zu werden, was ſonſt ſein Fehler war.

Schiller iſt auch ganz ein neuer Menſch geworden, denn er iſt in Weimar ausgegangen wie unſer eins, und hat ſich in die Geſellſchaften gemiſcht, es freut mich ſehr, daß er es wieder wagt, und ſobald er Zutrauen zu ſeinen Kräften hat, ſo geht es auch. Wir waren ſogar auf der Redoute. Ich möchte wohl, Sie ſähen das Kommedienhaus einmal, es iſt ſehr hübſch und ich weiß mir keinen Platz zu denken, der bei ſolch einem beſchränkten Raum ſo einen Eindruck von Größe und Hoheit macht. Wenn werden Sie einmal wieder in unſre Gegend kommen? Ich möchte wohl, es geſchähe bald, denn Alles was mich freut, mag ich gern ſchnell ausgeführt haben, denn der Moment der Gegenwart iſt doch das einzige, worauf zu rechnen iſt. Ich denke nicht gern zu weit hin-

aus in die Zukunft, in dieſen Zeiten iſt auf nichts zu rechnen, da alles wankt und keine Beſitzung ſicher iſt, muß man ſich gewöhnen, nur auf das zu denken, was man in der Gegenwart genießt. Die Ausſichten in der politiſchen Welt ſind einmal ſo trüb, und man mag ſie gern von ſich entfernen.

Wenn werden Sie nur einmal uns eine Frau zuführen? ich ſage es oft Ihrer Mutter, daß es einer meiner Lieblingswünſche noch iſt, Sie glücklich verheirathet zu ſehn. Ich muß geſtehn, wenn ich hier für Sie wählen ſollte, ich würde mich lange bedenken, weil ich Sie ſo glücklich zu ſehen wünſchte, als ich Sie lieb habe, und Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit mir nahe liegt. Sie ſind aber ſo gut, daß Ihr Schickſal Ihnen ſchon etwas zuführen wird, was Ihrer Liebe werth iſt, und da Sie überhaupt ein guter Genius leitet, ſo wird er Ihnen auch eine liebenswürdige Frau zuführen.

Die hieſige Geſellſchaft iſt in eine ſondere Gährung gerathen und man hat den Plan ein Theater zu errichten, wo Alles ſpielen ſoll, was ſich unterſchreibt. Die Schütz will die Hauptrollen ſpielen, doch beſcheidet ſie ſich zu Mutterrollen für den Anfang, Karakterrollen hat ſie ſich auch noch ausgebeten, und bald wird ſie als Medea auf dem Theater wüthen. Ich hoffe, der komiſche Plan ſoll ſich wieder zerſtören von ſelbſt. Es iſt unbeſchreiblich, wie der Geiſt der Repräſentation in alle Köpfe gefahren iſt, und wie groß die Begierde iſt, ſich zu

beluſtigen. Es gehört ſchon ein großer Grad Leichtſinn dazu, — wer Familie hat, und Geſchäfte des Hausweſens zu beſorgen hat, — ſo viel an Lernen der Rollen, an ſeine Garderobe, und an die Geſellſchaft zu wenden. Hier iſt es doch ſo wichtig und nothwendig, daß die Frauen ihre Wirthſchaft verſtehen! In großen Städten, wo die Mittel dazu da ſind, wo die Frauen nicht nöthig haben, ſo in die Details der Wirthſchaft einzugehen, wo man wohlhabend iſt, geht ſo etwas eher noch; an einem ſolchen Ort wie hier fänd ich es ſehr zeitverderbend, wenn eine Frau alle 14 Tage eine Rolle lernen müßte. Wir wollen ſehen was das Reſultat dieſer Plane iſt. Für uns Zuſchauer wird es manche lächerliche Auftritte geben. Ich möchte doch aber lieber nicht lachen unter ſolchen Vorausſetzungen.

Schiller grüßt ſie herzlich, und wünſcht Ihnen Glück zu Ihrer Beförderung und freut ſich über alles Gute, was Ihnen widerfährt, mit einem treuen Herzen. Sie ſind ihm immer lieb. Die Kinder ſind wohl und gedeihen ſehr. Ernſt iſt ganz wohl jetzt und entwickelt ſich. Karl macht mich ſchon recht alt, da ich nun ſchon daran denken muß, daß er lernen ſoll und in die Knabenjahre übergeht. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie uns bald und erhalten uns Ihre Freundſchaft mit einem treuen Gemüth.

L. Schiller.

Lila. Iſt's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Dämon hat ſeine Feinde mächtiger gemacht, er hat dich zum Siege gefeſſelt; er wird ſich einen Brand in's Haus tragen, der ſein ganzes Reich verzehren ſoll.

Lila. Sage weiter. Ich ſehe nur Männer hier! Wo ſind meine Schweſtern, unſre Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das ſeltſamſte gefangen. Sie ſind genöthigt ihr Tagewerk am Rocken zu vollenden, wie wir den Garten zu beſorgen und im Pallaſte zu dienen. Du wirſt ſie ſehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beyſtand der Geiſter nicht eilen; ſie kommen, wir bedürfen ihres Rathe.

Weimar den 31. Juli 1800.

Man muß der innern Stimme ſeines Herzens folgen, iſt eine Vorſchrift die ich gern befolge, und dieſe Stimme ruft mir zu, daß ich Sie einmal begrüßen ſoll aus der Ferne, mein lieber Freund, da auch Ihre liebe Mutter noch abweſend iſt, ſo iſt es mir als hätte ich noch einen Antrieb mehr, Ihnen einſtweilen von hier aus zu ſchreiben, damit Sie wiſſen, wie es hier ausſieht. Ich habe auch lange nichts von mir hören laſſen. Von Ihnen gehört habe ich wohl, denn es gehört mit zu meinen Genüſſen hier, daß mir Ihre Mutter dann und wann etwas von Ihren Briefen an ſie mittheilt, und es iſt mir als wären Sie uns weniger fern, da ich mehr in der Erinnerung und im Andenken an Sie lebe. Ein Brief, den Sie von Ihrem Gute aus ſchrieben, hat mich ſehr glücklich gemacht, es war mir als hörte ich Sie lebendig uns erzählen. Ich weiß wie es bei Ihnen ausſieht, was Sie vor Anlagen machen, dies alles intereſſirt mich ſehr, denn die nützliche Thätigkeit meiner Freunde giebt auch mir ein wohlthätiges Gefühl. Wenn ich erſt einmal hören werde, daß Sie auch theilnehmende Gehülfen an Ihren Geſchäften haben, und ein Hausvater im weiteren Sinn werden wollen, ſo würde es mich noch mehr freuen. Ich möchte Sie in einem Familien-Cirkel nun wiſſen. Ob ich gleich ſchwer für Sie wählen könnte, denn ich verlange nicht wenig von einer Frau die ich für Sie beſtimme,

so hoffe ich wird ein guter Genius Sie bei der Wahl leiten, denn Sie haben überhaupt die Bestimmung glücklich zu seyn, und verdienen es im ganzen Sinne des Wortes zu werden. Im Ernst gesprochen ist es mir ein ordentliches Anliegen Sie verheirathet zu sehen, und machen Sie bald mir die Freude mich zur Confidente zu machen.

Ich möchte wohl Ihre Güter besuchen können und Ihnen hülfreiche Hand leisten bei den Anordnungen, wie ich in früheren Zeiten Ihnen in Kochberg half. Meine Mühe die ich anwandte, die Bäume die ich beschneiden half, sind nun alle nicht für Sie geworden, also möchte ich auch in Schlesien mich verewigen durch ein bleibendes Denkmal. Diese Tage sind mir unvergeßlich. Bei Ihrer lieben Mutter war ich immer so glücklich und Sie erfreuten mich auch, und ich sah in der Zukunft für Sie ein reiches Daseyn voraus, was Sie sich durch Ihre Thätigkeiten und Ihren reinen Sinn so bereiten würden. Meine Hoffnungen sind nicht vereitelt, nur daß Sie nicht in unserm Kreise leben ist mir das Traurige. Ich war jetzt vierzehn Tage in Rudolstadt, wo durch das Andenken der vorigen Zeiten auch das Andenken an Sie mir lebhafter wurde. Ich sah oft nach den waldigen Hügeln von Kochberg, die ich jetzt wohl weniger muthig ersteigen würde, da das Alter naht, indessen wollte ich es doch unternehmen, nur mehr Zeit müßte ich haben.

Es ist jetzt recht einsam hier, da Ihre Mutter und meine Schwester nicht hier sind, ist es mir einsam, die

übrige Welt, ausgenommen die Herzogin, die ich immer gern ſehe, und die Knebel, könnte wohl noch länger abweſend ſein, ohne daß ich ſie eben vermißte. —

Ich möchte wohl wiſſen was Ihnen am beſten im Wallenſtein gefällt, Sie werden ſich gewiß über ihn freuen. Schreiben Sie mir, welche Stellen Sie beſonders freuen. Daß Sie die Glocke erfreut und gerührt hat, fühle ich. Auch mir hat es einen Eindruck gemacht als mir Schiller zuerſt das Gedicht las, der mir unvergeßlich iſt. Ich war voriges Jahr ſchon vor meiner Niederkunft lange ſehr krank, und zumal ſehr traurig geſtimmt. Ich konnte nicht an die Zukunft denken, ein ſchwarzer Flor lag vor mir ausgebreitet und ich konnte nicht durchſchauen. In einer ſolchen Stimmung und mit dem Gefühl meiner Traurigkeit, las mir Schiller, dem ich gern jede traurige Idee verbergen wollte, das Gedicht vor, die Stelle, wo die Mutter hingetragen wird, wo die Kinder liebeleerer fremder Pflege anvertraut werden — rührte mich ſo tief, daß ich nicht, lange nicht, an dies Gedicht denken durfte. Jetzt rührt mich dieſe Stelle nicht meinetwegen, ſondern ich denke auch an Ihre abgeſchiedene Freundin. Wir ſprechen noch oft von ihr, die liebe Mutter und ich, und ihr Andenken lebt in uns fort. Sagen Sie mir wo iſt der Mann, wo ſind die Kinder? Hat ſie die Großmutter noch bei ſich? Erzählen Sie mir etwas von der Familie. Iſt das Monument fertig? Sie werden aus der Eile mit

der die Lettern abgeſchickt wurden, meinen Eifer, Ihren Wunſch zu erfüllen, geſehen haben.

Hat man keine Manuſcripte mehr in Garve's Nachlaß gefunden? mich dünkt, ich hätte noch nichts gehört daß man davon geſprochen.

Den 1. Auguſt.

Schiller iſt Schuld daß dieſer Brief ſpäter abgeht als er ſollte, weil er Ihnen auch noch ſelbſt ſchreiben wollte. Neues fällt hier gar nichts vor, daß ich wüßte nämlich. Daß der Erbprinz nach Halberſtadt abgegangen, wiſſen Sie. Er ſoll, wie es heißt, den Dienſt durchmachen.

Dieſe Woche hoffe ich, kömmt die liebe Mutter wieder, ich wünſche es ſehr, vor ihrem Hauſe iſt es prächtig, die Orangen blühen ſo ſchön und verbreiten den lieblichſten Geruch.

Schiller kömmt eben nicht nach Hauſe, er iſt bei Goethe, und ich will meinen Brief doch nicht länger liegen laſſen. Meine Kinder ſind wohl und machen mir viel Freude. Karl ſchreibt und lieſt und zeichnet, er iſt ſehr gern beſchäftigt. Mein Töchterchen iſt ſehr hübſch. Leben Sie wohl, ſchreiben Sie mir bald, und ſeyn Sie unſres dauernden freundlichen Andenkens verſichert. Adieu, adieu.

L. Schiller.

Weimar, den 2. Januar 1802.

Schillern hat Ihr Urtheil über die Jungfrau ſo erfreut, daß er ſich mehr ſolche Leſer und Beurtheiler wünſchte. Sie haben Alles aufgefaßt, was Schiller herausheben mag, kurz, Sie haben ihm ſehr wohlgethan. Auf Ihre Frage wegen Schlegels Schriften will ich Ihnen bald antworten, denn ich habe ſo viel zu ſagen, daß ich es ſonſt vergeſſen möchte. Schiller meint, Sie wären zu verſtändig, um den proſaiſchen Werken Geſchmack abzugewinnen; die Poeſieen haben ihren eigenen leichten Werth und Gehalt. In dem Athenäum ſteht wahrer Unſinn, und Schiller meint noch, wenn man es faßte, ſo wäre es ein ſchlimmes Zeichen für die eigene Geiſtesfähigkeit, denn da müßte es in dem Kopfe, der es faſſen könnte, auch ſo verſchroben ausſehen.

L. S.

Weimar, den 22. November 1802.

Daß Schiller ein prächtiges Adelsdiplom erhalten hat, wiſſen Sie wohl ſchon? Sie kennen uns, und wiſſen, was wir davon halten, der Kinder wegen iſt man ſchuldig es nicht fallen zu laſſen, weil es einmal geſchehen iſt, ob wir gleich ziemlich gleichmüthig die Folgen davon einſehen. Wie die Geſellſchaft juſt hier einmal iſt, wo man uns einmal kennt, kann es keine weſentliche Veränderung

hervorbringen. Aber wenn der junge Hof beginnt, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Gesellschaft des Hofes gerechnet zu werden. Ich lasse es ganz ruhig an mich kommen, und thue nur die Schritte, die ich thun muß, um dem Herzog meine Dankbarkeit zu bezeigen, der sich freundschaftlich und artig gezeigt hat, und auch veranlaßt hat, daß das Diplom für Schiller so ehrenvoll als möglich ausgefallen und abgefaßt ist. Es kann Jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schillers Charakter. In zierlich rothem Sammt mit schön vergoldeter Kapsel und schönem Wappen ist das Document geziert, und kunstvoll geschrieben.

L. S.

Weimar, den 31. März 1803.

Seit 9 Tagen ist Schiller krank am rheumatischen Schmerz im Fuß und der Seite. Der Anfang war mir ängstlich, weil er auf einmal gar nicht aufstehen konnte, doch hat sich das größere Uebel bald gehoben, nur fühlt er den Schmerz noch in gewissen Stellungen und Bewegungen. Er ist auch angegriffen von dem harten Winter, gereizt durch Verhältnisse, die seine Freunde umgeben. Sie werden diese Woche sein neues Stück bekommen, ich hoffe, es macht Ihnen Freude es zu lesen,

Es iſt ſo glücklich erfunden und rein poetiſch ausgeführt, daß ich es mit nichts vergleichen kann. Mir iſt immer wunderbar, wie ſchnell es Schillern gelingt, neue Formen anzunehmen, denn keines ſeiner Stücke gleicht dem vorigen. Als er mir die erſten Scenen von der „Braut“ las, hat mich ein eigenes Staunen über die Kraft ſeines Geiſtes ergriffen. Von nur wenigen Menſchen wird es hier verſtanden, und ich habe mir die gebildeten Mitglieder der Geſellſchaft viel zu vorurtheilsfrei gedacht. Es iſt doch wirklich eine Epoche es wagen zu können, nach 1500 Jahren wieder einen Chor aufs Theater zu bringen. Der Effekt iſt in meinen Augen ſehr groß, und Goethe meint, es wäre eine neue Forderung aufgeſtellt bei Theaterſtücken, und man würde ſich nach und nach ganz daran gewöhnen. Goethe hat eine unausſprechliche Freude daran. Am nächſten Sonnabend wird ein neues Stück von G. aufgeführt, der erſte Theil erſt. Es iſt ein Geheimniß, der Name iſt „Eugenie“. Auch Schiller hat es nicht gewußt, daß G., der ſich beinahe 3 Monate ganz verſchloſſen hatte, und auch nicht an den Hof ging, mit einer ſolchen Arbeit beſchäftigt war. Mich freut es nur, daß ich ihn thätig weiß, denn wenn ein Mann von ſolchen Kräften feiert, ſo ſchmerzt Einen jeder Zeitverluſt. Schiller iſt der einzige Menſch, der ihn ſieht wie ſonſt. Dann und wann giebt er auch Concerte, Soupers, wo wir Damen zu ihm kommen, aber öffentlich will er nicht mehr erſcheinen.

L. S.

Berlin, den 5. Mai 1804.

Gestern haben wir die Braut von Messina gesehen. Die Vorstellung war sehr bedeutend. Das Schauspielhaus ist schön gebaut, und die Dekoration vortrefflich. Das Arrangement ist sehr gut und macht Iffland Ehre. Er ist mir ein sehr interessanter Mensch. Sein Haus im Thiergarten ist allerliebst, wir waren gestern bei ihm. Ordentlich ein Ideal von einer Gartenwohnung, sehr artig gebaut und die waldige Hecke verbirgt den Sand.

Weimar, den 9. December 1804.

Ihnen darf ich es nicht sagen, daß mir der Gedanke, mit Ihnen in einem Reiche zu leben, viele Unruhe im vorigen Frühjahr gemacht hat. Ich wollte und durfte nicht Nein sagen, denn ich wollte Schillern seine ganze Freiheit lassen, und nichts für mich selbst wünschen, da es die Existenz meiner Familie betraf, aber ich wäre recht unglücklich in Berlin gewesen. Die Natur dort hätte mich zur Verzweiflung gebracht. Sie wissen, daß es um uns herum auch nicht gerade schön ist, aber ich weinte fast, als ich die erste Bergspitze wieder erblickte. Diese Krisis hat sehr auf meine Gesundheit eingewirkt,

ich hatte Fieber aus Angſt, ich wollte gefaßt ſcheinen, und Schiller durch meine Wünſche nicht beſchränken. Das Schickſal hat uns beigeſtanden, und Schiller kann nun mit gutem Gewiſſen ſeine alte Lage behalten, da ſie verbeſſert iſt.

Weimar, den 1. Juni 1805.

Der vielfache und ich kann ſagen, thätige Antheil, den man an mir nimmt, beweiſet mir, wie ſehr Schiller geſchätzt werden mußte, aber wohl thut mir im eigentlichen Sinn nur der Antheil unſrer nahen geliebten Freunde. Daß Sie darunter gehören, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen.

Ich weiß nicht, wie ich leben kann, wie ich leben werde. Die Blume iſt hinweg aus meinem Leben, und öd und farblos ſeh ichs vor mir liegen, dies iſt für mich aus ſeiner Seele geſchrieben.

Er ahnete nicht die nahe Trennung, wenigſtens ſagte er mir es nicht. Aber als ſeine hohe Natur unterlag, als der Krampf ſein Geſicht verſtellte, da hob ich den geſunkenen Kopf auf, ihn in eine beſſere Lage zu bringen, und er lächelte mich freundlich an, und ſein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Ich ſank an ſeinen Kopf und er

küßte mich. Dies war das letzte Zeichen ſeiner Beſinnung; ich aber ſchöpfte Hoffnung daraus. Indem ich mit meiner Schweſter im Nebenzimmer ſitze, und ſage, daß ich diesmal doch ſeiner guten Natur traute, ſo ruft uns der Bediente, der letzte Augenblick nahte, ach, vergebens wollte ich ſeine kalte Hand erwärmen, es war umſonſt.

Lieber, lieber Freund, es iſt ſchrecklich, daß ich das erleben mußte, und doch danke ich Gott, daß ich bis zum letzten Augenblicke Muth und Hoffnung behielt. Den vorletzten Tag, nachdem er viel phantaſirt hatte, kam Caroline an ſein Bett und fragte, wie es ginge. Da ſagte er: „heitrer, immer heitrer!“ Dieſe letzte Stimmung kann uns tröſtlich ſeyn, wie der Gedanke, daß ich bis ans Ende treu bei ihm ausblieb. — Ich war ſehr krank und hoffte zu ſterben, nur der Gedanke an meine Kinder konnte mir noch eine Stütze fürs Leben geben.

Ihre Mutter hat mir treu in dem bitterſten Moment meines Lebens beigeſtanden. Gott ſegne ſie dafür. Die Großfürſtin iſt ein edles Weſen, ſie hat ſich mit vieler Feinheit betragen. Die Herzogin Luiſe hat mich, hat Schillern beweint. Sie war tief bewegt, als ſie geſtern bei mir war.

Alle dieſe Züge von Rührung zeigen mir, wie man Schillern liebte. Auch die Knebel hat mir ihre Theilnahme auf eine Art gezeigt, die mich auf ewig an ſie feſſelt. Meine gute Mutter iſt bei mir, und mir ein

Almaide. Chor der Feen treten auf.

Almaide. Theure Schweſter, find' ich dich wieder!

Lila. In Freud' und Schmerzen! Gefangen hier mit dieſen Geliebten. Ihre Gegenwart tröſtet mich über alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurück ziehn. Gehe vorwärts, und du erlangſt deine Wünſche.

Lila. Laßt mich bald an's Ziel meiner Hoffnungen gelangen.

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es dir entrücken. Nur vernimm unſern Rath.

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

ſüßer Troſt. Meine Kinder ſind wohl. Der Geiſt ihres Vaters wird ſie leiten; ſie ſind Ihnen empfohlen.

Leben Sie wohl, mein Segen iſt mit Ihnen.

Charlotte Schiller.

Anm. Der Tod Schillers hat den Briefwechſel ſeiner Gattin mit Stein nicht unterbrochen; er hat noch mehrere Jahre lang fortgedauert, doch iſt hier der ſchicklichſte Punkt, um die Auszüge daraus abzubrechen. Das Mitgetheilte wird hinreichen, um Allen, welche dieſe bedeutende und vortreffliche Frau nicht etwa ſchon aus dem (in der Einleitung erwähnten) Buche von Hennes kennen gelernt haben, dieſelbe für immer lieb zu machen. Als ſie ſich Schillern zu heirathen entſchloß, waren alle ihre Verwandten, auch Frau von Stein, wie dieſe in einem ſpätern Briefe an ihren Sohn bemerkt, gegen dieſe Verbindung, weil Schiller fortdauernd körperlich leidend war. Wie ſie ſich aber zu der Lebensaufgabe, den Dichter zu pflegen und zu ſchützen, berufen fühlte, ſo hat ſie dieſelbe auch mit dem Aufgebot aller ihrer Kraft auf eine Weiſe erfüllt, die ihr den Dank des deutſchen Volkes für immer ſichert. Die Bewunderung der Schillerſchen Werke, die nach ſeinem Tode in der Zeit der tiefſten Erniedrigung Deutſchlands und dann im Freiheitskriege mit Allgewalt hervorbrach, belebte ſie aufs Neue. Viele thätige Beweiſe dieſer Verehrung, vor Allem der Dalbergiſche Jahrgehalt ſetzten ſie in den Stand ihre Kinder ſorgfältig zu erziehen. Von ihren eigenen Gedichten iſt nur wenig gedruckt: in Schillers Leben von Karoline von Wolzogen ſteht ein Sonett: „die wechſelnden Gefährten“, in den „Horen“ von 1799 eine Idylle: „die Kapelle im Walde“, und eine Romanze: „die Nonne“, welche in den Supplementen zu Schillers Werken (Bd. III Stuttgart 1840) von Carl Hoffmeiſter

aufgenommen worden ſind. Um einundzwanzig Jahre hat ſie den Gatten überlebt. Sie ſtarb zu Bonn im Juli 1826 an einem Nervenſchlage. (S. Schillers Leben von Hoffmeiſter. Stuttgart 1842 Bd. 5. S. 340.)

A. K.

II.

Die Baronin von Stein an ihren Sohn.

Weimar, den 12. Januar 1801.

Ich wußte nicht, daß unſer ehemaliger Freund Goethe mir noch ſo theuer wäre, daß eine ſchwere Krankheit, an der er ſeit 9 Tagen liegt, mich ſo innig ergreifen würde. Es iſt ein Krampfhuſten und zugleich die Blatterroſe, er kann in kein Bett und muß in einer immer ſtehenden Stellung erhalten werden, ſonſt will er erſticken. Der Hals iſt verſchwollen ſowie das Geſicht, und voller Blaſen inwendig, ſein linkes Auge iſt ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus, oft phantaſirt er, man fürchtete vor eine Entzündung im Gehirn, lies ihm ſtark zur Ader, gab ihm Senf-Fußbäder, darauf bekam er geſchwollne Füße und ſchien etwas beſſer, doch iſt dieſe Nacht der Krampfhuſten wiedergekommen, ich fürchte, weil er ſich geſtern hat raſiren laſſen; entweder meldet Dir mein Brief ſeine Beſſerung oder ſeinen Tod,

ehe laß ich ihn nicht abgehen. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen; sehr leid thut mirs jetzt, daß, als er mich am Neujahr besuchen wollte, ich leider, weil ich an Kopfweh krank lag, absagen lies, und nun werde ich ihn vielleicht nicht wieder sehen.

Den 14ten Mit Goethe geht es besser, doch muß der 21ste Tag vorüber sein, bis dahin könnte ihm noch etwas zustoßen, weil ihm die Entzündung etwas am Kopf und am Zwergfell geschadet hat. Gestern hat er mit großem Appetit Suppe gegessen, die ich ihm geschickt habe, mit seinem Auge soll es auch besser gehen, nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben, besonders weint er, wenn er den August sieht, der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen: der arme Jung dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken, neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagner Wein getrunken, und ich hatte alle Mühe ihn bei mir vom Wein abzuhalten.

Den 15ten Goethe schickte heute zu mir, lies mir danken für meine Theilnahme und er hoffte er würde bald wieder ausgehen können; die Doktors halten ihn außer Gefahr, aber seine Genesung werde noch lange währen.

Weimar, den 16. December 1803.

Geſtern Abend lernte ich Frau von Staël kennen; ſie iſt allerwegens rund von Fleiſch, ihr Geiſt aber iſt ſo geſchäftig, daß ſie von all ihren körperlichen Bewegungen nichts zu wiſſen ſcheint, ſie ſpricht erſtaunlich ſchnell und drückt ſich ſchön aus. Sie kam geſtern Abend mit Schiller in Streit über die Kantiſche Philoſophie, aber leider kann Schiller nicht genug franzöſiſch um ſie darüber zu belehren; in den Prachtzimmern im ſtattlichen Cirkel des Hofes über die Kantiſche Philoſophie disputiren zu hören, kam mir poſſierlich genug vor. Heut früh haben Wieland und Schiller ſie beſucht. Goethe, der in Jena iſt, will durchaus nicht herüberkommen, obgleich der Herzog ihm einen Expreſſen geſchickt hat, ſondern er will ihr daſelbſt ein Zimmer miethen, um ſie recht tête à tête zu genießen. Sie bleibt bis in den Januar hier. Ihre zwei Begleiter ſind wieder nach Frankreich zurück, einer war Benjamin Conſtant der ſeine Uhr zertrat, weil ſie ihm die Stunde zeigte, in der er ſie verlaſſen mußte.

W. den 3. April 1804.

Ich komme von Goethe, der mich einmal für immer auf die Donnerſtage eingeladen hat, ſeine Kunſtſammlungen zu ſehen. Ich nehme mir immer noch eine Dame mit, und da lerne ich allerhand, denn man muß immer lernen; ich bleibe von 11 bis um Eins. Ich glaube, Frau von

Staël hat ihm das Bedürfniß beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei ſich zu ſehen, als bisher es ſeine Umgebung war.

Den 29. April 1804.

Frau von Staël kam eher wieder zurück von Berlin, als Goethe ihren Brief beantworten konnte, weil ihr Vater indeſſen geſtorben iſt. Sie iſt im eigentlichen Sinne des Worts zum Raſendwerden traurig, hat Krämpfe, ſchreit unter Thränen. Es iſt betrübt, daß zu all den außerordentlichen Gaben, die ihr die Natur verlieh, ſie ihr nicht auch ein wenig Weisheit gab. Die iſt ihr ganz verſagt. Wilhelm Schlegeln hat ſie als Hofmeiſter ihres Sohnes mitgebracht. Morgen geht ſie von hier ab nach Coppet.

Den 20. Auguſt 1805.

Was mich ſeither ſehr ergötzt hat, iſt Doctor Galls Vorleſung. Ich habe ihn früh und Nachmittag gehört. Er hat einen ſo naiven Vortrag, daß er Einen ganz einnimmt. Seine vieljährigen Bemerkungen und Erfahrungen ſind ſehr intereſſant, wenn auch vielleicht die Schlüſſe falſch wären. Er hat 13 oder 14 male den Hof verſammelt ohne Ennui. Gall hat ein bedeutendes Geſicht, er ſcheint gutmüthig, doch ſchlau zu ſeyn. Wenn er vorträgt,

ſo fährt er ſich mit der Hand übers Geſicht, gerade wie Goethe zu thun pflegt, wenn er etwas vorträgt. Goethe iſt mit dem Profeſſor Wolf nach Helmſtädt gereiſet, um den Beyreiß kennen zu lernen, der viele bedeutende Sammlungen hat. Goethe hat den Dr. Gall in Halle gehört, und da G. ſeinen periodiſchen Anfall von Krankſeyn eben bekam, hat er ihn noch dreimal vor ſeinem Bette gehört. Doch ſchreibt mir Goethe gar nichts darüber. Weil er aber alle ſeine Briefe nur dictirt, ſo kann er doch nie ganz offen ſeyn.

Weimar, den 15. Januar 1806.

Goethe's Vorleſungen gehen alle Mittwochen ihren Weg. Ein Viertelſtündchen wird der Politik gewidmet, oder vielmehr den jetzigen Begebenheiten, doch hat er dies nicht gern. Vor 8 Tagen war eben ſeine Schwägerin (nämlich die jüngere Schweſter ſeiner Demoiſelle) geſtorben, und zwar, wie wir eben da waren, aber alle Todesfälle in und außer ſeinem Hauſe läßt er ſich verheimlichen, bis er ſo doch dahinter kommt. Doch ſoll er ſie beweint haben. Sie war ſchon lange an der Auszehrung krank. Der Bube kommt mir vor, als könnte er auch nicht lange leben, gebe der Himmel, daß er nicht vor ihm ſtirbt! Der arme Goethe! der lauter edle Umgebungen hätte haben ſollen! doch hat auch er zwei Naturen. — Er lieſt uns jetzt über die Farben, ſagt, daß ſie in unſern

Augen liegen, drum verlange das Auge die Harmonie der Farben, wie das Ohr die der Töne.

W. den 5. März 1806.

Goethe war wieder recht krank. Seine Krankheit iſt periodiſch, er bekömmt ſie alle 3 oder 4 Wochen. Er ſagte mir, er nehme jetzt Bilſenkraut ſtatt Opium dafür, dies thäte ihm beſſer. Neulich wurde ſeine alte Stella gegeben, er hat aus dem Drama eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erſchießt ſich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Beſſer wäre es geweſen, er hätte Stella ſterben laſſen, doch nahm er mirs ſehr übel, als ich dies tadelte.

W. den 24. October 1806.

Lieber Fritz! den 14ten bis 15ten dieſes ſind wir von Wohlſtand, Ruhe und Glück geſchieden. Das mächtige Schickſal, das die Länder verheert, hat auch dies verſchlungen. Gott bewahre Dich und das ſchöne Schleſien, ſo will ich noch mein Leiden ſtill ertragen. Ich bin ausgeplündert, wie die meiſten Einwohner von Weimar; durch beſondres Zuſammentreffen von Umſtänden habe ich nichts retten können. All' mein Silber, Alles von Werth, alle meine Kleider ſind geraubt, mehre Tage habe ich nichts zu eſſen gehabt. Meine Thüren und Fenſter, alle meine

Schränke ſind zerſchlagen. Das Schloß wurde endlich durch Ankunft des Prinzen Murat vor der Plünderung gerettet, doch dauerte in der Stadt die Plünderung noch zwei Tage fort, als ſogar der Kaiſer ſchon angekommen war. Ich ging endlich am Arme eines franzöſiſchen Offiziers, den ich feſt hielt, und mit meinem Hausmädchen, das mir treu geblieben war, aus meiner Wohnung u. ſ. w.

Die Schiller hat wenig verloren, Goethe gar nichts, er hat den Augeron bei ſich gehabt. Während der Plünderung hat er ſich mit ſeiner Maitreſſe öffentlich in der Kirche trauen laſſen. Dies war die letzte hieſige kirchliche Handlung, denn alle unſre Kirchen ſind nun Lazarethe und Magazine. — Lebe wohl, gebe Gott, daß Du nicht auch in der allgemeinen Umwälzung verſchlungen werdeſt. Mein Herz pocht krampfhaft, meine Hände zittern. Lebe wohl! Deine treue Mutter

C. A. E. von Stein.

Anm. Die hier mitgetheilten Notizen über das Verhältniß Goethes zu Chriſtiane Vulpius, ſeit 1806 ſeine Gattin (geſt. den 6. Juni 1816), ſind inſofern beachtenswerth, als ſie die Verſtimmung ausdrücken, welche daſſelbe unter allen mit Goethe befreundeten Perſonen hervorbrachte, und weil ſie der von Riemer in deſſen bekanntem Buche gegebenen Nachricht über Goethe's Entſchluß, ſeinen langjährigen Bund kirchlich einſegnen zu laſſen, zur Beſtätigung dienen können.

A. K.

III.

Drei Briefe Schiller's

an

die Baronin von Stein, geb. v. Schardt.

1.

Jena, den 2. Januar 97.

Ungern gebe ich Ihre Compoſition aus den Händen, theure Freundin. Sie hat mich unbeſchreiblich intereſſirt und in jeder Rückſicht. Außer dem ſchönen ſtillen ſanften Geiſt, der überhaupt darin athmet, und außer dem vielen, was im Einzelnen vortrefflich gedacht und ausgeſprochen iſt, iſt es mir, und zwar vorzüglich, durch die Lebendigkeit theuer geworden, womit ſich eine zarte und edle weibliche Natur, womit ſich die ganze Seele unſrer Freundin darin gezeichnet hat. Ich habe weniges, ja vielleicht noch nie etwas in meinem Leben geleſen, was mir die Seele, aus der es floß, ſo rein und klar und ſo wahr und prunklos überliefert hätte, und darum rührte es mich mehr als ich ſagen kann. Aber ſo individuell und

Almaide. Sobald du in dem Garten angelangt biſt, ſo eile an den nächſten Brunnen, dein Geſicht und deine Hände zu waſchen; ſogleich werden dieſe Ketten von deinen Armen fallen. Eile ſodann in die Laube, die mit Roſenbüſchen umſchattet iſt. Dort wirſt du ein neues Gewand finden, bekleide dich damit, wirf deine Trauer ab, und ſchmücke dich, wie es einer Siegerinn ziemt. Lege den geſtickten Schleyer um's Haupt, dieſer ſchützt dich vor aller Gewalt des Dämons. So viel können wir thun, das übrige iſt dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter, was werd' ich finden?

Almaide. Dieſe Freunde werden dir alles erklären. Dein Geiſt wird dich leiten in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur froh! Nur bald! Wir ſagen, dein Gemahl, dein Geliebter iſt nah'.

wahr es auch iſt, daß man es unter die Bekenntniſſe rechnen könnte, die ein edles Gemüth ſich ſelbſt und von ſich ſelbſt macht, ſo poetiſch iſt es bei dem allen, weil es wirklich eine productive Kraft, nemlich eine Macht beweiſt, ſein eigenes Empfinden zum Gegenſtand eines heitern und ruhigen Spiels zu machen und ihm einen äußern Körper zu geben. Von dieſer Seite, ich geſtehe es, hat es mich auch überraſcht, denn ob ich gleich dieſe Empfindungsweiſe in meiner Freundin gar nicht neu finde, ſo war mir die Entdeckung doch in der That neu, daß ſie ihren Gefühlen ſo viel poetiſches Leben einhauchen, ſo viel Geſtalt geben könnte.

Meine Frau ſagt, daß Sie das Mſcrt. copiren laſſen wollen. In dieſem Falle wünſchte ich es noch einmal der Orthographie wegen vorher anzuſehen, worin es einige kleine Unrichtigkeiten hat. Wollten Sie dann auch mir eine Copie davon ſchenken, ſo geben Sie mir einen ſchönen Beweis Ihrer Freundſchaft und Sie ſollen es nie bereuen, dieſes liebe Lied von Ihnen ſelbſt in meine Hand gelegt zu haben.

Ich bin recht ungeduldig Sie bald zu ſehen und Ihnen dasjenige mündlich vielleicht lebendiger auszudrücken, was ich in dieſem Brief ſehr unvollkommen habe mittheilen können.

Sch.

2.

(Ohne Datum.)

Wenn es möglich iſt, meine liebe theure Freundin, ſo ſehe ich Sie dieſen Abend, ſo bald es kühl iſt. Ich ſehne mich darnach und ertrag es ungern, mich hier zu wiſſen und ſo wenig um Sie zu ſeyn. Meine Hoffnung iſt auf den Winter gerichtet, wo ich alles anwenden werde, mehrere Monate hier zu ſeyn, und wo Sie auch bei uns ſeyn können, wenn meine Geſundheit mich nicht ausgehen läßt.

Was mir Lolo von Ihretwegen über den „Handſchuh" geſagt hat, iſt gegründet, und ſchon der Umſtand, daß ich dieſes Gedicht neulich vorzuleſen Bedenken trug, beweiſt, daß Sie Recht haben; denn was man in einer ſolchen Geſellſchaft nicht gut produciren kann, iſt mit Recht verdächtig. Ich werde alſo die Stelle ändern, an der Sie Anſtoß nahmen.

Daß ich Ihnen und der Herzogin meine Sachen neulich habe vorleſen dürfen und daß Sie mir mit einem ſo ſchönen Antheil zugehört, hat mir Freude und Muth gemacht, und eine ſolche Freude kommt mir ſelten. Kann ich in einer gewiſſen Fortdauer und Folge Sie und auch die Herzogin ſehen, ſo wird es ſehr glücklich auf mich

wirken, und ich darf wohl ſagen, recht viel Gutes bei mir veranlaſſen.

Leben Sie recht wohl. Von Fritz habe ich noch nichts gehört, er iſt alſo wohl noch nicht angekommen.

Sch.

3.

Weimar, den 2. Febr. 1802.

Da ich nun zwei Jahre hier wohne, ohne nach Hofe eingeladen worden zu ſeyn (denn auch am Hof der Herzogin Mutter war ich nie in größerer Geſellſchaft), ſo wünſchte ich auch fürs künftige, wegen meiner Kränklichkeit, davon ausgeſchloſſen zu bleiben. Für mich ſelbſt bin ich, wie Sie mich kennen, nach keiner Auszeichnung begierig, die nicht perſönlich iſt, und das Wohlwollen meines gnädigſten Herrn und meiner gnädigſten Herzogin zu verdienen und zu erhalten iſt alles, wornach ich ſtrebe.

Von Ihrer Güte, beſte Frau von Stein, hoffe ich, daß Sie dieſer meiner Bitte bei Ihrer Durchl. der Fr. Herzogin die gehörige Auslegung geben werden.

Schiller.

IV.

Herder an Frau von Stein.

Den 25. Dezember 1789.

Nur der Dichter der Grazien kann am heutigen Tage
Dir, wie Dir es gebührt, bringen den lieblichen Gruß.
Und ſo ſag' er Dir denn, was dem mit Dir geborenen Knaben
Heut ein fröhlicher Chor ſegnender Engel geſagt.
Friede ſang er der Erde: der ſanften Gefälligkeit Blume
Binde die Guten darauf mit unverwelklichem Kranz.

V.

In das Stammbuch des jungen Stein's von Weimar.

Such' niemals außer Dir, was nur in Dir zu finden,
Sich ſelbſt mißhandeln iſt die ſchrecklichſte der Sünden.
Such' nie den Schein vom Seyn. Seyn! Seyn heißt: ſich empfinden,
Sich trennen, wo man will, ſich, wo man will, verbinden.
Klar wiſſen, was man thut? wozu? aus welchen Gründen?
Die Luſt nach dem, was quält, mit Frohmuth überwinden.
So, edler Jüngling, ſey, — umhaucht vom Duft der Linden,
Umbrauſt von Wog' und Sturm. Dein Seyn wird nie verſchwinden.

Lavater.

VI.

J. G. von Zimmermann
an
die Baronin Stein.

Vorbemerkung.

Mit obiger Aufschrift versehen fand sich ein ganzes Heft von Briefen des im vorigen Jahrhundert in Deutschland so berühmten hannöverschen Arztes, noch jetzt den Aerzten eben so achtungswürdig durch sein Werk über die „Erfahrung", als er durch seine allzuselbstgefälligen Gespräche mit Friedrich dem Großen bei ihnen den Vorwurf der Eitelkeit sich zugezogen hat. Seine Werke über die „Einsamkeit" und den „Nationalstolz" verdienen ihren Platz in der deutschen Literaturgeschichte. Als Mensch aber hat er, man möchte sagen, etwas Dämonisches. Seine Tochter behandelte er so grausam, daß sie bei der Frau Rath Goethe Schutz suchte; dennoch starb sie zeitig; sein Sohn, wie es scheint, auch in Folge härtester Behandlung, starb wahnsinnig. Er selbst, sein ganzes Leben hindurch von der krankhaftesten Empfindlichkeit gepeinigt, fiel zuletzt in tiefe Hypochondrie. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" ihn lebendig geschildert, und meint, er sei von einer krankhaften Manie, Menschen zu quälen, besessen gewesen, die er endlich gegen sich selbst aufs Verderblichste gerichtet habe. Was nun Zimmermanns Beziehung zu Frau von Stein betrifft, so stammt sie aus dem Jahre 1773 von einem Besuche in Pyrmont her, eine Heilquelle, die damals bekanntlich die Blüthe der vornehmen Gesellschaft jährlich versammelte, und für deren Frequenz Zimmermann mit diplomatischem Talente sorgte. Er führte eine ausgebreitete Correspondenz mit geistreichen Frauen der verschiedenen benachbarten kleinen Höfe, und zwar, der damaligen lächer-

lichen Mode gemäß, ſchlecht genug in franzöſiſcher Sprache, obgleich er doch wahrlich des deutſchen Stils mehr als des Franzöſiſchen Herr war. Aber wer damals den Vornehmen gegenüber etwas gelten wollte (Zimmermann wurde erſt ſpäter geadelt), that, als ſchäme er ſich ſeiner Mutterſprache! Seine Bemerkungen über Goethe ſind deshalb intereſſant, weil ſie in die Zeit von deſſen überraſchendem Auftreten am weimariſchen Hofe fallen, der übrige Theil der Briefe, viel Schmeichelei enthaltend, iſt es weniger. Mögen ſie denn hier unverändert folgen. — Z. ſtarb 1795.

A. K.

Hannovre 22. Octobre 1774.

Je suis revenu le 5. Octobre avec ma fille de Lausanne à Hannovre, et c'est ainsi que j'ai terminé fort heureusement un voyage de 450 lieues. Partout où j'ai été, Madame, en Allemagne, en France, à Genève, j'ai eu occasion de parler de vous. A Strasbourg j'ai montré entre cent autres silhouettes la votre, Madame, à Mr. Göthe. Voici ce qu'il a écrit de sa propre main au bas de ce portrait: „Es wäre ein herrliches Schauſpiel zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt, wie ſie iſt, und doch durchs Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.“ Jamais, à mon avis, on a jugé d'une silhouette avec plus de génie, jamais on n'a parlé de vous, Madame, avec plus de vérité. — — — J'ai été logé à Francfort chez Mr. Göthe, un des génies les plus extraordinaires et les plus puissants, qui ayent

VI.

J. G. von Zimmermann
an
die Baronin Stein.

Vorbemerkung.

Mit obiger Aufſchrift verſehen fand ſich ein ganzes Heft von Briefen des im vorigen Jahrhundert in Deutſchland ſo berühmten hannöverſchen Arztes, noch jetzt den Aerzten eben ſo achtungswürdig durch ſein Werk über die „Erfahrung“, als er durch ſeine allzuſelbſtgefälligen Geſpräche mit Friedrich dem Großen bei ihnen den Vorwurf der Eitelkeit ſich zugezogen hat. Seine Werke über die „Einſamkeit“ und den „Nationalſtolz“ verdienen ihren Platz in der deutſchen Literaturgeſchichte. Als Menſch aber hat er, man möchte ſagen, etwas Dämoniſches. Seine Tochter behandelte er ſo grauſam, daß ſie bei der Frau Rath Goethe Schutz ſuchte; dennoch ſtarb ſie zeitig; ſein Sohn, wie es ſcheint, auch in Folge härteſter Behandlung, ſtarb wahnſinnig. Er ſelbſt, ſein ganzes Leben hindurch von der krankhafteſten Empfindlichkeit gepeinigt, fiel zuletzt in tiefe Hypochondrie. Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit“ ihn lebendig geſchildert, und meint, er ſei von einer krankhaften Manie, Menſchen zu quälen, beſeſſen geweſen, die er endlich gegen ſich ſelbſt aufs Verderblichſte gerichtet habe. Was nun Zimmermanns Beziehung zu Frau von Stein betrifft, ſo ſtammt ſie aus dem Jahre 1773 von einem Beſuche in Pyrmont her, eine Heilquelle, die damals bekanntlich die Blüthe der vornehmen Geſellſchaft jährlich verſammelte, und für deren Frequenz Zimmermann mit diplomatiſchem Talente ſorgte. Er führte eine ausgebreitete Correſpondenz mit geiſtreichen Frauen der verſchiedenen benachbarten kleinen Höfe, und zwar, der damaligen lächer-

lichen Mode gemäß, ſchlecht genug in franzöſiſcher Sprache, obgleich er doch wahrlich des deutſchen Stils mehr als des Franzöſiſchen Herr war. Aber wer damals den Vornehmen gegenüber etwas gelten wollte (Zimmermann wurde erſt ſpäter geadelt), that, als ſchäme er ſich ſeiner Mutterſprache! Seine Bemerkungen über Goethe ſind deshalb intereſſant, weil ſie in die Zeit von deſſen überraſchendem Auftreten am weimariſchen Hofe fallen, der übrige Theil der Briefe, viel Schmeichelei enthaltend, iſt es weniger. Mögen ſie denn hier unverändert folgen. — Z. ſtarb 1795.

A. K.

Hannovre 22. Octobre 1774.

Je suis revenu le 5. Octobre avec ma fille de Lausanne à Hannovre, et c'est ainsi que j'ai terminé fort heureusement un voyage de 450 lieues. Partout où j'ai été, Madame, en Allemagne, en France, à Genève, j'ai eu occasion de parler de vous. A Strasbourg j'ai montré entre cent autres silhouettes la votre, Madame, à Mr. Göthe. Voici ce qu'il a écrit de sa propre main au bas de ce portrait: „Es wäre ein herrliches Schauſpiel zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt, wie ſie iſt, und doch durchs Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeine Eindruck.“ Jamais, à mon avis, on a jugé d'une silhouette avec plus de génie, jamais on n'a parlé de vous, Madame, avec plus de vérité. — — — J'ai été logé à Francfort chez Mr. Göthe, un des génies les plus extraordinaires et les plus puissants, qui ayent

jamais paru dans le monde. Il viendra surement vous faire visite à Weimar. Rappelez vous alors que tout ce que je lui ai dit de vous à Strasbourg lui a fait perdre le sommeil pendant trois jours. Z.

Hannovre 19. Janvier 1775.

Werthers Leiden! — vous ne me supposez pas capable d'avoir tardé une minute à dévorer ce roman si vrai, si naturel, si ressemblant à tout ce qu'on a senti mille et mille fois en sa vie, et cependant la lecture du premier tome m'a donné tant d'émotion, a remué et fait frémir tellement toutes les cordes de mon ame, qu'il m'a fallu reposer quinze jours avant que j'aye eu le courage d'en venir au second, dont la lecture a été pareillement l'affaire d'un instant. Il est bien digne de l'esprit et de la façon de penser noble de Mr. Wieland de dire, que cet ouvrage de son adversaire Mr. Göthe est beau. Oui, il l'est, et il passera sur des routes différentes avec Agathon à la postérité. Ceux, qui vous ont dit, chère amie, que cet ouvrage étoit dangereux, n'y ont rien compris. La naissance et la marche de l'amour le plus vif y est peint, avec le pinceau de la nature même? Serois je plus susceptible d'amour pour avoir lu ce livre?

Vous voulez que je vous parle de Göthe? vous désirez, de le voir. Je vous en parlerai tantôt. Mais,

Lila.

Sterne! Sterne!
Er iſt nicht ferne!
Liebe Geiſter, kann es geſchehn,
Laßt mich die Stätte des Liebſten ſehn.
Götter, die ihr nicht bethöret,
Höret!
Hier im Walde
Balde
Gebt mir den Geliebten frey.
Ja ich fühl' beglückte Triebe!
Liebe
Löſ't die Zauberey.

Friedrich und Almaide mit dem Chor der Feen und Gefangnen.

Gerne! Gerne!
Er iſt nicht ferne!
Nur geduldig, es ſoll geſchehn!
Du ſollſt die Stätte des Liebſten ſehn.

pauvre amie, vous n'y pensez pas, vous désirez de le voir, et vous ne savez pas, à quel point cet homme aimable et charmant pourroit vous devenir dangereux! vous me demandez encore: „Haben Sie den Clavigo gelesen? Der ist vortrefflich!" Je l'ai lu, mais je vous avoue, que la tragédie de Göthe m'a moins intéressé, que l'histoire toute simple que Wieland a donné de Clavigo, de Beaumarchais etc. dans son Mercure.

Hannovre 29. Decembre 1775.

Mr. Göthe fait trop d'honneur à ma fille, qui n'est point développée encore, qui a été timide et craintive dans sa maison, où on nous a fait une réception charmante, et où j'ai passé d'aussi heureux jours que j'ai jamais passé en ma vie. Ce cher enfant est sans doute d'une grande consolation pour moi, et je ne vois que trop, qu'il sera aussi naturel que raisonnable, qu'elle soit mon dernier amour. — Je ne suis point du tout surpris, que Mr. Göthe ait plû généralement à Weimar. Precedé aussi brillante et aussi généralement reconnue que la sienne, portant d'ailleurs à la première vue la foudre dans ses yeux, il a du toucher tous les coeurs par sa bonhommie infiniment aimable, et par l'honnêteté, qui va de pair avec son génie sublime et transcendant. Ah, si vous aviez vu, que le grand homme est vis à vis de son père et de sa mère le plus honnête et le plus aimable

des fils, vous auriez eu bien de la peine, „um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen.“

Ne critiquons pas ces grands hommes. S'il manquoit un trait à ce qu'ils ont fait, il nous manqueroit aussitôt tout ce que nous admirons de plus en eux. L'amitié que Mr. Wieland témoigne à Mr. Göthe est bien aimable. Dites à Mr. Wieland, combien j'aime à voir cette nouvelle branche de lauriers dans la couronne dont son front est ceint. Je souhaite à Mr. Göthe tout le crédit possible à votre cour. Des courtisans (excusez ce terme ignoble!) de cette espèce, vis a vis d'un prince aussi sage, aussi judicieux, aussi éclairé que le Duc, peuvent faire naître chez vous un age d'or, qui fera époque dans l'histoire et qui effacera chez la posterité les soidisants hauts faits des grandes cours et des grandes nations. Zimmermann.

BIBLIOTH...
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

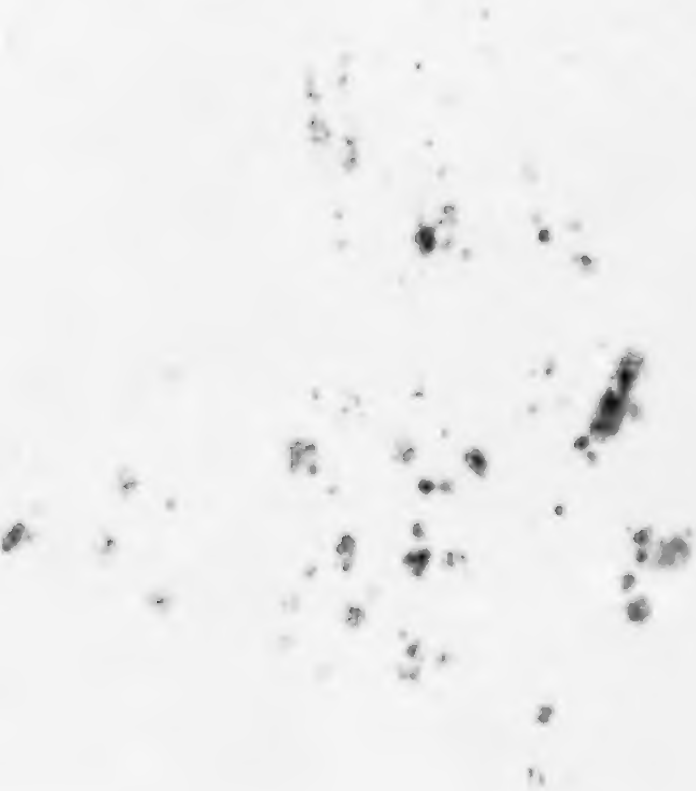

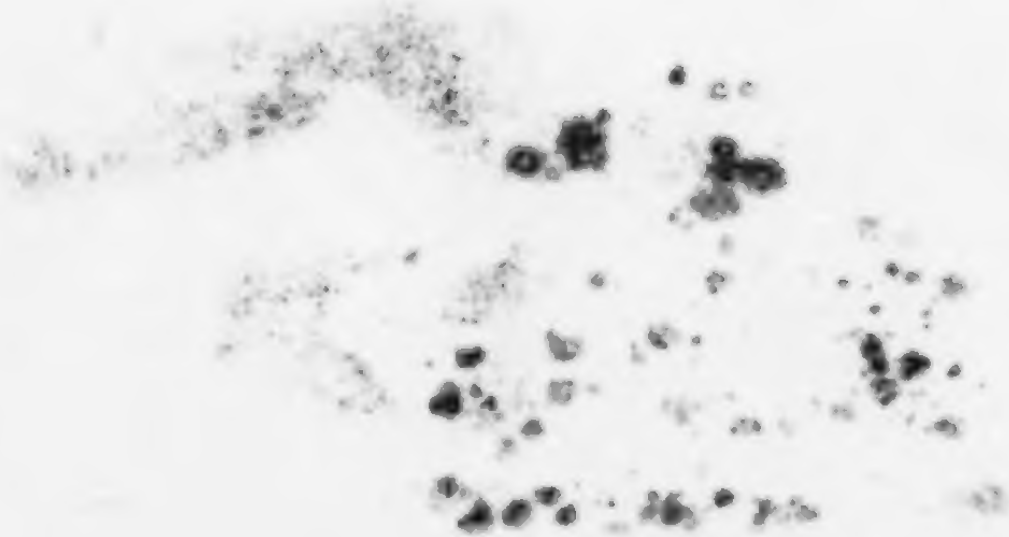

Goethes Briefe

an

Leipziger Freunde.

Herausgegeben

von

Otto Jahn.

Mit drei lithographirten Bildnissen.

Leipzig,
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
HOLMIENSIS

Herrn

Salomon Hirzel.

Sie haben, lieber Freund, nicht nur die erſte Veranſſung zu dieſem Buche gegeben, ſondern auch auf Form nd Inhalt deſſelben einen ſo beſtimmenden Einfluß geübt, aß Sie ſich es ſchon gefallen laſſen müſſen auch Ihren Naen dazu herzugeben. Ich weiß gewiß, daß Niemand mehr reude an den Reliquien haben wird, die hier das Goethe-ſt zum Vorſchein brachte, Niemand aufrichtiger die Dankbarit gegen diejenigen mit mir theilen wird, deren Güte die eröffentlichung derſelben geſtattete, als Sie. Deshalb werden Sie auch die etwas bunte Miſchung des Inhaltes, für

welche nicht einmal ein passender Titel zu finden war, mit gewohnter Nachsicht, wie ich hoffe, entschuldigen.

So bringe ich Ihnen das Buch als eine Erinnerung an einige in heiterer Thätigkeit angenehm verlebte Tage und an einen aufrichtigen, treuen Freund.

Leipzig am 18. October 1849.

Otto Jahn

Wir, die wir das Schickſal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde
Machſt du den Geliebten frey!
Sey nicht bange, ſey nicht trübe
Liebe
Löſt die Zauberey.

Inhalt.

	Seite
ethes Jugend in Leipzig	1
ethes Briefe an Joh. Jac. Rieſe	53
ethes Briefe an Chr. G. Schönkopf und ſeine Tochter Käthchen	65
ethes Briefe an Adam Fr. Oeſer und ſeine Tochter Friederike. Einleitung.	103
An Adam Friedrich Oeſer	117
An Friederike Oeſer	136
ethes Leipziger Lieder	176
ethes Briefe an Chr. G. und J. G. I. Breitkopf	205
ethes Briefe an Phil. Erasmus Reich	212
s Briefen von Cornelie Goethe	233
ethes Briefe an Friedrich Rochlitz	281

Goethes Jugend in Leipzig.

Eine Rede

von

Otto Jahn.

Gehalten am 28. Auguſt 1849 in der akademiſchen Aula in Leipzig.

Beim Anſchauen des Olympiſchen Zeus vergaß
Grieche in ſtiller Bewunderung Leid und Kummer,
annt unter den Zauber göttlicher Majeſtät fand er
eden und Kraft, und ging mit dem ſtolzen Gefühl,
Grieche zu ſein, von dannen. Der heutige Tag giebt
n Deutſchen ein ähnliches Gefühl. Heute iſt es ihm
gönnt, ſelbſt die ſchwerſte Sorge, die Sorge um das
terland, den tiefſten Kummer um vereitelte Hoffnun-
n und Beſtrebungen im Andenken an den großen
ann zurückzudrängen, der dem ganzen Vaterlande
gehört, um auszuſprechen, worin wir alle einig und
i ſind, unſere Bewunderung und Verehrung gegen
oethe. Dankbarkeit und Anhänglichkeit auszuſpre-
n, bedarf es keiner beſonderen Berechtigung, Goethes
denken zu feiern iſt jeder berufen, der an deutſcher
ldung Theil hat; für uns aber iſt es eine mahnende
licht, das Bild des Dichters, der uns perſönlich nahe
gehört hat, mit einem Kranze der Erinnerung zu
mücken.

In Leipzig hat Goethe sein Studien begonnen, drei Jahre hindurch hat er unserer Universität angehört, ist hier durch den Verkehr mit Künstlern und Kunstfreunden angeregt und gebildet worden, Freundschaft und Liebe haben ihn hier mannigfach gefesselt, hier hat er die unruhvoll bewegte Zeit der ersten Selbständigkeit durchlebt — wahrlich kein unbedeutender Theil seines Lebens gehört uns an. Wir dürfen ihn selbst zum Zeugen seiner Anhänglichkeit an Leipzig nehmen, dessen Erinnerung ihm stets theuer und bedeutend war. „Wer kein Leipzig geben hat," schrieb er seinem Freunde Breitkopf nach der Heimkehr in Frankfurt, „der könnte hier recht wohl sein," in einer Stadt, „die zu sehr Antithese von Leipzig ist, um viel Annehmlichkeit für ihn zu haben." „Sie haben Recht, meine Freundin, daß ich jetzt für das gestraft werde, was ich gegen Leipzig gesündigt habe," heißt es in einem anderen Briefe; „mein jetziger Aufenthalt ist so unangenehm als mein Leipziger angenehm hätte sein können, wenn gewissen Leuten gelegen gewesen wäre, mir ihn angenehm zu machen." So urtheilte nicht nur der von dem Scheiden aus lieben und gewohnten Verhältnissen schmerzlich ergriffene Jüngling, der „draußen im Reich, in der Frankfurter Hungersnoth des guten Geschmacks" die feinere, namentlich litterarische Bildung, den freien

ungezwungenen Verkehr, beſonders mit Frauen, wodurch Leipzig ſich auszeichnete, gar ſehr vermißte. Als ſpäter Goethe von Weimar aus in wiederholten Beſuchen ſeine perſönlichen Beziehungen zu Leipzig erneuete, ſchrieb er (December 1782) an Frau von Stein: „Seit 69, da ich von hier wegging, bin ich nie über ein paar Tage hier geweſen, auch habe ich nur wenige alten Bekannten beſucht und Leipzig war mir immer ſo eng wie jene erſten Jahre. Diesmal mache ich mich mit der Stadt auf meine neue Weiſe bekannt und es iſt mir eine neue kleine Welt. — Ich wünſchte, mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können, denn es ſteckt unglaublich viel hier beiſammen. Die Leipziger ſind als eine kleine moraliſche Republik anzuſehen. Jeder ſteht für ſich, hat einige Freunde und geht in ſeinem Weſen fort, kein Oberer giebt einen allgemeinen Ton an und jeder produzirt ſein kleines Original, es ſei nun verſtändig, gelehrt, albern oder abgeſchmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigenſinnig, und was der Qualitäten mehr ſein mögen. Reichthum, Wiſſenſchaft, Talente, Beſitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es verſteht, ſehr wohl genießen und nutzen kann. Er muß ſich nur im Allgemeinen halten, und keinen Antheil an ihren Leidenſchaften, Händeln, Vorliebe und Abſcheu nehmen. Es

leben hier einige Perſonen im Stillen, die, wenn ich ſo ſagen darf, vom Schickſal in Penſion geſetzt worden ſind, von denen ich großen Vortheil ziehen würde, wenn es mir die Zeit erlaubte. Von dem allgemeinen Betragen gegen mich kann ich ſehr zufrieden ſein. Sie bezeigen mir den beſten Willen und die größte Achtung, dagegen bin ich auch freundlich, aufmerkſam, geſprächig und zuvorkommend gegen Jedermann." Und ſo iſt Goethe nicht nur mit den in jenen Studienjahren ihm bekannt und vertraut gewordenen Perſonen in Verkehr geblieben, bis in die letzte Zeit haben Leipzigs bedeutende Männer — ich darf nur Gottfried Hermann, Friedrich Rochlitz, Blumner nennen — ihm nahe geſtanden. Freilich erging das Strafgericht der Xenien auch über Leipzig, und er fand auch wohl gelegentlich, daß bei Anweſenheit der Catalani ſich die Leipziger abſurd benahmen, und meinte, „es thäte Noth, daß man ſolchem verfluchtem Volke die Gaben Gottes in Spiritus aufhübe, damit ſie ſolche, bei Gelegenheit vergleichen und eine der andern unterordnen könnten;"*) allein nicht lange vorher war er eifrig bemüht, die von Quandt hier aufgefundenen altdeutſchen Gemälde, welche jetzt unſer ſtädtiſches Muſeum

*) Briefe an Zelter II. S. 306. (28. Aug. 1816.)

ſchmücken, ihrem wahren Werth nach in weiteren Kreiſen bekannt zu machen.*) Ueberhaupt fühlt man leicht in ſo manchen kleinen Zügen die Theilnahme und Freude, mit welcher Goethe die Erinnerung an ſeinen Leipziger Aufenthalt wieder auffriſcht und auf alles überträgt, was Leipzig angeht.

Bei einer Feier, welche ſeinem hundertjährigen Geburtsfeſt gilt, werden wir vor allem uns Goethe in Leipzig vergegenwärtigen wollen. Dies Bild zeigt uns zwar nicht den Mann in ſeiner vollendeten Kraft, nicht den Dichterfürſten im vollen Glanze ſeines Ruhmes, ſondern den ſtrebenden Jüngling, der die erſten Schritte auf ſeiner langen Siegesbahn beginnt, allein es zeigt uns ſchon den ganzen Goethe. Was uns bei der Betrachtung Goethes mehr als alles andere mit Staunen erfüllt, das iſt die wunderbare Einheit und Kraft ſeiner Natur, welche ihn jede Stufe menſchlicher Entwickelung ſo ganz voll und rein durchleben und darſtellen ließ. Wer nicht beim Greiſe das raſche Feuer der Jugend, beim Jüngling die erfahrene Weisheit des Alters erwartet, vom Manne nicht ſtürmiſchen Uebermuth, vom Jüngling nicht beſonnene Sicherheit fordert, wer unbefangen die Schranken erwägt, welche der menſch-

*) Morgenblatt 1815 N. 69 (März).

lichen Natur in ihrer Ausbildung gesetzt sind: dem wird Goethe von der Jugend bis ins hohe Greisenalter als ein Typus naturgemäßer Entfaltung einer großen und reichen Menschennatur erscheinen. Wäre zu unserer Zeit im Volke noch die dichterische Kraft schöpferisch lebendig, gewiß wäre Goethe durch die Sage zu einem Bilde des deutschen Geistes in seinen edelsten Richtungen verklärt worden: jetzt hat der Dichter selbst uns mit seltener Unbefangenheit und Klarheit sein eigenes Abbild entworfen. Wäre es die Aufgabe des Redners, mit Goethes Meisterwerk einen Wettkampf einzugehen, wer möchte sie übernehmen? Allein vergessen wir nicht, daß der reife Mann seine Jugend schilderte, auf deren Streben und Irren er mit Gelassenheit zurücksah, und daß diese Schilderung den Stempel einer Ruhe trägt, nach welcher jene Zeit vergebens rang. Versuchen wir daher, aus den leider nur spärlichen Nachrichten, welche uns aus jener Zeit in unmittelbarer mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung grade hier zu Gebote stehen, uns eine anschauliche Vorstellung der Personen und Verhältnisse zu bilden, unter denen Goethe hier gelebt hat, und welchen Einfluß sie auf ihn gewonnen haben. Auch das unbedeutendere, das für ihn selbst später das Interesse verloren haben mochte, wird in diesem Zusammenhang einige Aufmerksamkeit verdienen.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich.

Nur einen Augenblick, meine Beste! Welche Qual, dir so nahe zu seyn, und dir kein Wort sagen zu können! Dir nicht sagen zu dürfen, wie sehr ich dich liebe! Hab' ich doch nichts anders, als diesen einzigen Trost! Wenn mir auch der geraubt werden sollte —

Im Herbſte des Jahres 1765 reiſte Goethe, nicht
e erſt 16 Jahr alt geworden, in Geſellſchaft eines
hhändlers Fleiſcher, der ſich auf die Meſſe begab,
ſeiner Frau nach Leipzig. In jener Zeit wurde für
Kaufleute, welche zur Meſſe reiſten, in den Kirchen
tet; auch Goethe kam nicht ohne Unfall davon: bei
rſtädt wurde der Wagen umgeworfen, und Goethe
gte ſich bei dem Aufrichten deſſelben übermäßig an,
aß er ſpäter noch die Folgen ſpürte. Hier angekom-
miethete er ſich in der Feuerkugel am Neu-
kt zwei artige Zimmer, die in den Hof ſahen,
wurde am 19. October von dem damaligen Rector,
rath Ludwig, als Student in der bayriſchen Nation
ibirt.*) So ſah er ſich denn in der glücklichen Un-
des jungen Studenten, der zum erſten Mal der
ücht des väterlichen Hauſes entledigt den feſten
ſatz hat, ſeine Freiheit und Selbſtändigkeit, die ihm
mitunter noch unbequem iſt, zu genießen, voll
erſucht, daß ihm die Welt gehöre, wenn er ſie gleich
nicht zu gewinnen weiß, voll Vertrauen auf ſeine

*) Bis in die neueſte Zeit gehörten alle Mitglieder der Univer-
Docenten wie Studenten, einer der vier bei der Stiftung
nten Nationen an, der meißniſchen, ſächſiſchen,
iſchen oder polniſchen. Als Frankfurter wurde Goethe
yriſchen zugeſchrieben.

Zeit und ſein Geld, die ihm unerſchöpflich dünken, voll guten Willens, ſich auf das Leben vorzubereiten, das er noch nicht kennt. Ein Verſuch, eine Enttäuſchung folgt der anderen, kein Streben wird befriedigt, Genuß und Entſagung, Arbeit und Zerſtreuung verdrängen einander, Leidenſchaft ſtürmt auf Leidenſchaft: ſo zieht das mächtig eindringende Leben tiefe, ſchmerzliche Furchen in das jugendliche Gemüth, welches friſch und voll die Eindrücke deſſelben in ſich aufnimmt, daß es zu männlicher Kraft erſtarkt, ſeine Früchte bringe. Goethe giebt uns während der ganzen Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts das Bild dieſes unruhvollen Drängens und Treibens, das ſich weder ſeines Ziels noch ſeiner Kräfte klar bewußt iſt, mit um ſo größerer Haſt bald dies, bald das entgegengeſetzte ergreift, um ſchnell enttäuſcht zu ermatten. Er war in ſeinen Beſchäftigungen unſtät, ſchwankend, nie mit ſich zufrieden; aber ſo entſchieden war die Richtung ſeiner Natur, ſo ſtark das innerſte Bedürfniß ſeiner Seele, daß er ſich immer wieder auf die künſtleriſche Production hingeführt ſah. Nicht minder wechſelnd war ſeine Stimmung, bald ausgelaſſen luſtig, bald ſelbſtquäleriſch verſtimmt, bald übermüthig und neckiſch, bald weich und theilnehmend, aber ſtets offenbarte ſich die Ueberlegenheit einer tiefen und großen Natur, welche ſeine Umgebung, wie er ſie

auch verletzen und quälen mochte, immer wieder versöhnte und beherrſchte.

Goethe befand ſich, da er die Univerſität bezog, in einem eigenthümlichen Zwieſpalt. Sein Vater ſah zwar ſeine dichteriſchen und künſtleriſchen Beſchäftigungen als einen wohlanſtändigen Zeitvertreib in Muſeſtunden mit Wohlgefallen und beförderte ſelbſt, daß er ſie gründlich trieb; als Hauptſtudium aber hatte er für ihn die Jurisprudenz beſtimmt und ihn ſelbſt auf dieſelbe vorbereitet. Der Sohn aber fühlte ſich von der Rechtswiſſenſchaft in keiner Weiſe angezogen; ſich allein zum Dichter auszubilden kam ihm freilich nicht in den Sinn, ſeine Neigung führte ihn zu gründlicher Erforſchung des Alterthums, und deshalb hatte er nach Göttingen zu gehen und in Heyne's und Michaelis Schule ſich zu begeben gewünſcht. Allein der Vater beſtand auf Leipzig. Ihm, dem ſtrengen, pedantiſch abgemeſſenen Mann, von ſeinem Vorhaben zu ſagen, wagte Goethe nicht; der erſte Gebrauch, den er von ſeiner akademiſchen Freiheit machen wollte, ſollte der ſein, ſich von der Jurisprudenz förmlich und feierlich loszuſagen und dem Studium der Alten und der Kunſt hinzugeben. Offen und ehrlich theilte er dem Hofrath Böhme, an welchen er empfohlen war, ſeinen Entſchluß mit; allein den ernſten Auseinanderſetzungen deſſelben

und mehr noch den wohlwollenden Vorstellungen seiner Gattin gelang es bald, ihn von demselben zurückzubringen. Aber der nun gefaßte Entschluß, der Jurisprudenz treu zu bleiben, scheint nicht viel fester gewesen zu sein. Zwar besuchte er Anfangs juristische und philosophische Vorlesungen, schrieb auch mit großer Selbstüberwindung eifrig nach, wenn er nicht etwa zur Erholung vorzog, den Rand seines Hefts mit Carricaturen zu illustriren, allein gegen Fastnacht geriethen die Collegien in einen gefährlichen Conflict mit den köstlichen Pfannkuchen, welche am Thomaskirchhof gebacken wurden — es ist dann von ihnen nicht viel mehr die Rede. Auch die grammatisch kritische Richtung der sächsischen Philologie scheint ihn nicht angezogen zu haben; bei Ernesti hörte er über Ciceros Redner, aber der berühmte Philolog entsprach den gehegten Erwartungen nicht, und auf die Richtung seiner Studien gewann er keinen Einfluß.

Der eigentliche Mittelpunkt und Kern derselben blieb das, wozu er berufen war, seine Ausbildung zum Dichter; was er sonst auch thun und treiben mochte, diente immer seinen dichterischen Bestrebungen zur Grundlage und führte ihn unvermerkt zu ihnen zurück. Leipzig hatte in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Litteratur eine eigenthümliche und bedeutende

Stellung eingenommen. Freilich konnte es dieſelbe zu
er Zeit, als Goethe hinkam, in Wahrheit nicht mehr
ehaupten, allein die Männer, deren Namen in aller
Munde waren, lebten zum großen Theil noch, ihr
Ruhm warf noch einen herbſtlichen Schimmer auf ihre
Umgebung, welche fortfuhr Anſprüche auf Verdienſte
u begründen, von denen man nicht einſah, daß ſie
hon vergangen waren. Es iſt in der That eine merk-
ürdige Schickung, daß der jugendliche Goethe hier in
eipzig noch perſönlich den Eindruck jener Art zu dichten
hielt, von welcher er uns vollſtändig frei machen ſollte.

Gottſched, der durch das, was er ſelbſt anregte
nd leiſtete, wie durch die Polemik, welche er gegen
inen Schulzwang hervorrief, großen Einfluß geübt
atte, war noch am Leben, aber ohne Bedeutung nur
och eine Curioſität. „Gottſcheden habe ich noch nicht
ſehen," iſt eine der erſten Nachrichten, welche Goethe
inem Freunde Rieſe mittheilt, aber ſchon nach weni-
n Tagen ſchrieb er ihm: „Ganz Leipzig verachtet ihn.
iemand geht mit ihm um," nachdem er eine poetiſche
eſchreibung von ihm entworfen:

Gottſched, ein Mann ſo groß als wär er vom alten Geſchlechte
ines der zu Gath im Land der Philiſter gebohren,
n der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
ä, ſo ſieht er aus und ſeines Körperbaus Größe
ß, er mach es ſelbſt, ſechs ganze Pariſiſche Schue."

So geht es eine Weile fort und lautet dann zum Schluſſe:

„Ich ſah den großen Mann auf dem Katheder ſtehn,
Ich hörte was er ſprach und muß es Dir geſtehn,
Es iſt ſein Vortrag gut, und ſeine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch ſteht er gleich dem Rieſen,
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht
So wußte man es gleich weil er ſtets prahlend ſpricht."

Das war der erſte Eindruck; die komiſche Situation, in welcher er ihn bei einem ſpäteren Beſuche fand, wie er mit der einen Hand ſich die Perücke aufſetzte, mit der anderen dem Bedienten eine furchtbare Ohrfeige verſetzte, iſt jedem bekannt. Von Einfluß konnte um ſo weniger die Rede ſein, da Gottſched ſchon im Jahre 1766 ſtarb.

Von den Schriftſtellern einer jüngeren Generation, welche Gottſched nicht ſowohl durch Polemik als ihre Leiſtungen überwunden hatte und einen Fortſchritt in der deutſchen Litteratur bezeichnen, waren Gellert und Chr. Fel. Weiße damals vor allen angeſehen. Dem wohlwollenden, liebenswürdigen Weiße, der als Bühnendichter wie als Herausgeber der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften in voller Thätigkeit war, trat er in perſönlichem Umgange nahe und wurde durch eine dauernde Anhänglichkeit an ihn gefeſſelt; im Jahre 1801 noch läßt er ſich durch Rochlitz dem verehrten

Greiſe empfehlen. Gellert war als Menſch und Schriftſteller Gegenſtand einer allgemeinen, ans Schwärmeriſche grenzenden Verehrung; die Einfachheit und Aufrichtigkeit ſeines Weſens, die Herzlichkeit ſeiner Theilnahme, ſelbſt ſeine Kränklichkeit machten auch auf die Jugend einen tiefen Eindruck, ſo daß die weinerliche Weichheit ſeines Vortrages und ſein Moraliſiren weder ihre Abneigung noch ihren Muthwillen erregte. Auch Goethe finden wir als einen eifrigen Zuhörer Gellerts, der bemüht iſt, aus ſeinen Vorleſungen wie aus ſeinen ſtyliſtiſchen Uebungen allen Nutzen zu ziehen, und ſich es angelegen ſein läßt, die kaum erworbene Weisheit in ſeinen Briefen ſeiner Schweſter mitzutheilen. Allein einnachhaltiger Einfluß zeigt ſich, wie zu erwarten, auch hier nicht, Lehrer und Schüler waren zu verſchiedener Natur. Gellert mußte ſich für den Einzelnen ſchwer zugänglich machen, eine perſönliche, unmittelbare Einwirkung war nicht möglich; Ermahnungen zum fleißigen Kirchenbeſuch bildeten den Hauptinhalt ſolcher Privatunterhaltung, für Goethe unbequem und drückend, der ſich die akademiſche Freiheit durch kirchlichen Zwang nicht verkümmern wollte und damals im Gegenſatz gegen frühere und ſpätere Richtungen allen theologiſchen Studien entſagt hatte. In den Stylübungen zog Goethe Gel-

lerts besondere Aufmerksamkeit nicht auf sich, er verbesserte seine Aufsätze wie alle anderen, ohne sie auszuzeichnen. Sie zogen ihn nicht an, was uns sehr begreiflich erscheint, wenn wir die geringen Bruchstücke dieser meist in Briefform geschriebenen Aufsätze betrachten, die uns zufällig erhalten sind.*) Sie zeigen eine Freiheit und Leidenschaft in Auffassung und Form, welche Gellert nicht wohl gefallen konnte, uns aber beweisen, daß Goethe auch in diesen Schulübungen nur das, was er wirklich erlebte, künstlerisch zu gestalten suchte.

Neben Gellert, den seine Kränklichkeit sehr beschränkte, war in ähnlicher Weise Gedius durch Vorlesungen und Uebungen wirksam, die Goethe ebenfalls besuchte. Das Ansehen dieses, auch als Dichter thätigen und bekannten, Mannes war aber nicht wie bei Gellert in einer aufrichtigen Pietät fest begründet; die Schüler, welche sich mit Eifer selbst in der Dichtkunst versuchten, waren keineswegs geneigt sich seinem Urtheil unbedingt zu unterwerfen, sie fanden bald seine Schwächen und die Kunstgriffe seiner poetischen Technik heraus. Dazu kam, daß er durch das Auffallende seiner äußeren Erscheinung ihren Spott reizte, zu dessen Zielscheibe sie ihn häufig machten. So machte Goethe einst im Kuchengarten in harmloser Laune das Gedicht auf

*) Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 20 ff.

den Kuchenbäcker Händel, in welchem alle pomphaften Prachtwörter, welche Clodius zu gebrauchen pflegte, parodiſch angebracht waren:

„O Händel, deſſen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren ſteigt!
Du bäckſt, was Gallier und Britten emſig ſuchen,
Mit ſchöpfriſchem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffes Ocean, der ſich von dir ergießt,
Iſt ſüßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künſten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier ſein Glück,
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroſchenſtück.
Glänzt deine Urn' dereinſt in majeſtät'ſchem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Catacombe.
Doch leb! Dein Torus ſei von edler Brut ein Neſt!
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnaſſus feſt!
Kein Phalanx Griechenlands mit römiſchen Balliſten
Vermög Germanien und Händeln zu verwüſten.
Dein Wohl iſt unſer Stolz, dein Leiden unſer Schmerz,
Und Händels Tempel iſt der Muſenſöhne Herz."

Als es mit einer boshaften Anwendung, welche Horn demſelben auf Clodius durch ſein Schauſpiel Medon gegeben hatte, bekannt und ſpäter ſogar gedruckt wurde, *)

*) Ich theile hier das durch Horn abgeänderte Gedicht mit, wie es Chriſt. Heinrich Schmid in der Vorrede zu J. G. Reils vermiſchten Gedichten (1769) hat abdrucken laſſen:

„O Händel! deſſen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren ſteigt,
Du backſt, was Gallier und Britten ämſig ſuchen,
Mit ſchöpfriſchem Genie, originelle Kuchen.

erregte es allgemein groſses Aufſehen und Mißbilligung, und Goethe war ſehr unzufrieden darüber; indeß urtheilte Clodius ſelbſt über die Sache und Goethes Benehmen bald billig; Goethe läßt in ſeinen Briefen ſtets Grüße an ihn ausrichten.

Es leuchtet ein, daß die Univerſität durch die Perſönlichkeit ihrer Lehrer auf Goethe keinen beſtimmenden Einfluß ausüben konnte. Jene einſt leuchtenden Sterne waren im Verbleichen, Klopſtock hatte ſchon auf Goethe als Knaben einen mächtigen Eindruck gemacht, Wieland wurde von dem Jüngling mit Bewunderung geleſen, und vor allem Leſſing, ſelbſt in Leipzig gebildet, hatte den Weg bereits betreten, auf dem ihm Goethe nachfolgen ſollte. Seine Minna von Barnhelm (1730) „ſtieg wie die Inſel Delos aus der Gottſched-Gellert-Weiſſiſchen Waſſerfluth, um eine kreißende Göttin gnädig aufzunehmen“: kein Werk hatte einen ähnlichen Eindruck auf Goethe gemacht. In welchem Grade man daſſelbe verehrte, wie man ſich in dem Kreiſe, in welchem Goethe verkehrte, in daſſelbe hinein gelebt hatte, das lehren uns kleine Züge

---

Des Kaffers Ocean, der ſich vor dir ergießt,
Iſt ſüßer als der Saft, der von dem Nebla fließt.
Dich ehrt die Nation, abwechſelnd ſanft in Weiſen,
Ihr Tribunal verbannt hin zu den Antipoden,
In trauriges Exil, den Kopf leer von Verſtand
Der kein Elyſium in deinem Garten fand.

Almaide. Entfernen Sie Sich, mein Freund! Es sind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können sie sehen, was sie nicht schon wissen: daß unsre Gemüther auf ewig verbunden sind.

Almaide. Lassen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unsrer unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlasse dich! Deine Hand! meine Theure.

Er küßt ihre Hand.

Magus. Find' ich euch so zusammen, meine Freunde? Verspracht ihr mir nicht heilig, ihr wolltet auf euren Posten bleiben? Graf! Graf! man wollte sich klug betragen. Sie wissen, daß der Baron nicht immer guter Laune ist, daß man ihn oft auf seine Schwester eifersüchtig halten sollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wissen nicht was ein Herz wie das meinige leidet.

noch anſchaulich. „Konnte die Landsmännin der Minna anders ſchreiben?“ heißt es in einem Briefe an ſeine geliebteſte Freundin und ſpäter: „Sie wiſſen, was mich unzufrieden, launiſch und verdrießlich machte. Das Dach war gut, aber die Betten hätten beſſer ſein können, ſagt Franziska.“ Man hatte ſich in einem freundſchaftlichen Kreiſe an die Aufführung dieſes Luſtſpiels gewagt und ſpäter noch nannte man ſich unter einander mit den Namen der Rollen. „Was macht unſere Franziska?“ fragt er und erkundigt ſich, ob ſie, nachdem ihr Wachtmeiſter fort ſei, ſich nun mit Juſt vertrage. Minna von Barnhelm erfüllte ihn ganz als ein Werk, das ihn aufmerkſam machte, „daß noch etwas Höheres exiſtire, als wovon die damalige ſchwache litterariſche Epoche einen Be-

---

Dein Haus iſt ein Trophä von Spolien unſrer Beutel,
Strahlt gleich kein Diadem dir um den hohen Scheitel,
Erhebt zu deinem Ruhm ſich gleich kein Monument:
Auch ohne Purpur ehrt dich dennoch der Student —
Glänzt deine Urn' dereinſt in majeſtätiſchem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe,
Wann dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,
Und du Sentenzen ſprichſt, wird unſer Herz erweicht.
Wär es dem Marmor gleich, ſo darfſt du uns erſcheinen,
Wie Medon uns erſchien und Myriaden weinen.
Doch leb! Dein Torus ſei von edler Brut ein Neſt,
Steh hoch, wie der Olymp, wie der Hymettus feſt;
Kein Phalanx Griechenlands, nicht Römiſche Paliſten
Vermögen je dein Glück, o Händel, zu verwüſten!
Dein Wohl iſt unſer Wohl, dein Leiden unſer Schmerz
Und Händels Tempel iſt der Muſenſehne Herz.“

griff hatte," und ermuthigte ihn da es lehrte, wie er es zu erreichen habe. Aber es war das einzige Werk seiner Art.*)

Im Allgemeinen fand sich Goethe durch die Leistungen der Gegenwart wie durch den Verkehr, in welchen er in Leipzig trat, nicht sowohl angeregt und gefördert als verwirrt und unsicher gemacht. Er war an mehrere angesehene und gebildete Familien empfohlen und bei ihnen eingeführt. Die lebhafte litterarische Production, deren Mittelpunkt Leipzig seit geraumer Zeit war, hatte auch in weiteren Kreisen größere Theilnahme für die Litteratur hervorgerufen, welche durch Kenntniß und allgemeine Bildung unterstützt, ein gewisses Verständniß derselben, eine Fertigkeit im Urtheilen darüber verbreitet hatte. Allein diese Kritik, welche man zur Unterhaltung zu üben pflegte, und die höchstens dahin gelangte das mittelmäßige mittelmäßig zu finden, war mehr abstumpfend als fördernd; sie nahm dem Jüngling seinen Glauben und seine Verehrung, er fühlte sehnlichst das Bedürfniß nach Unterstützung in seinen Bestrebungen durch Beispiel, durch productive Anregung — sie gab ihm Steine statt Brod. Die natürliche Folge war Mißmuth, Unsicherheit, Unzufriedenheit mit andern und mit sich

*) Eckermann Gespräche II. S. 328 vgl. I S. 350. Riemer Mittheilungen II. S. 663 f.

— eines Tags verbrannte er alles, was er bis dahin verſucht und entworfen hatte.

Nicht blos in einer Hinſicht ſollte er dieſe Erfahrung machen. Als er kaum erſt nach Leipzig gekommen war, da lebte er

„So wie ein Vogel, der auf einem Aſt
Im ſchönſten Wald, ſich, Freiheit athmend wiegt.
Der ungeſtört die ſanfte Luft genießt,
Mit ſeinen Fittichen von Baum zu Baum
Von Buſch zu Buſch ſich ſingend hinzuſchwingen.“

Aber als er in die feine Welt eingeführt wurde, empfand er bald, daß das „klein Paris, das ſeine Leute bildet,“ Anſprüche an ihn machte, die ihm läſtig genug waren. Weder ſeine Kleidung noch ſein Benehmen hatte den rechten Zuſchnitt, ſeine Frankfurter Ausſprache und die kurze körnige Ausdrucksweiſe, welche er ſich zu eigen gemacht, war nicht das reine Waſſer des echten meißner Deutſch, und nicht alle ſuchten ihn ſo milde und freundlich zuzuſtutzen, wie die liebenswürdige Hofräthin Böhme, von der er auch Kartenſpielen lernen mußte. Auch mit ſeinen Anſichten und Gefühlen ſah er ſich überall fremd, ſeine Begeiſterung für Friedrich den Großen fand begreiflicher Weiſe keinen Wiederhall, auch hier wußte man ihm ſeine Bewunderung zu zerpflücken. Die Unbehaglichkeit dieſer Schulmeiſterei, des Zwanges, den er ſich überall anthun ſollte, ertrug er

nicht lange; so wie er die Vorlesungen fallen ließ, so zog er sich allmälig, besonders nach dem Tode der Hofräthin Böhme, auch aus diesem geselligen Verkehr zurück, der ihn, so vergnügt er auch übrigens war, dennoch allen Mangel eines gesellschaftlichen Lebens fühlen ließ, wie es seine Jugend befriedigen konnte. „Ich seufze nach meinen Freunden und meinem Mädgen," schreibt er an Riese (28. April 1766), „und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze

Da wird mein Herz von Jammer voll
Mein Aug wird trüber."

Aber schon im zweiten Semester änderte sich dies und Goethe trat in einen ganz anderen Kreis ein. Johann Adam Horn, mit dem er schon in Frankfurt nahe befreundet war, kam ebenfalls nach Leipzig, dem an sich selbst und seinem dichterischen Beruf irre gewordenen durch seine unverwüstliche Heiterkeit und den Einfluß früher Jugendbekanntschaft ein großer Trost. „Horn hat mich durch seine Ankunft einem Teil meiner Schwermuth entrissen," schreibt er (28. April 1766) an Riese; „er wundert sich, daß ich so verändert bin,

Er sucht die Ursach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach, und sieht mir ins Gesicht.
Doch wie kann er die Ursach finden,
Ich weiß sie selbsten nicht."

Auch sein späterer Schwager, Johann Georg Schlosser, hielt sich eine Zeit lang in Leipzig auf und führte ihn in eine unterhaltende Tischgesellschaft ein, theils Studirender theils solcher, die ihre Studien nicht lange vollendet. Unter diesen wird der Bruder des Dichters Zachariae, Pfeil und der spätere Bürgermeister Herrmann genannt, der mit treuer Sorgfalt Goethe nachher in seiner Krankheit pflegte, durch gleichmäßige Tüchtigkeit seines Wesens ausgezeichnet. Ganz anderer Art war Behrisch, der Hofmeister des Grafen Lindenau. Er stammte aus einer adeligen Familie, war, obwohl sorglos in Geldangelegenheiten, rechtlich und brav, ein Mann von Kenntnissen, leidenschaftlicher Musikliebhaber, aber ein Original; so kleidete er sich modisch und fein, aber nur grau, daß er in den verschiedensten Schattirungen und Stoffen anzubringen beflissen war. Er gehörte zu den Menschen, welche nie auf Universitäten ausgeben, die eine besondere Gabe haben die Zeit mit Geschick zu vertun und dabei sich und andere ironisiren, ebenso gefährlich für die mittelmäßigen und schwachen, als anziehend und selbst anregend für die bedeutenden. Der Humor, mit welchem er seine Thorheiten höchst ernsthaft und das Ernsthafteste possenhaft betreiben konnte, war unerschöpflich und unwiderstehlich, und fesselte auch Goethe an ihn, obwohl er ihn in

barocker Weiſe fortwährend beſmeiſterte. Auch an ſeinen dichteriſchen Arbeiten nahm er, ein Mann von ſeinem Geſchmack, lebhaften Antheil und munterte ihn fortwährend auf ſich darin fortzubilden; nur etwas drukken zu laſſen hielt er ihn ſtets ab und ſchrieb dagegen die Gedichte, welche ſeine Kritik beſtanden, mit einer ſeltnen, in ſeiner Familie heimiſchen, Kunſt zur Belohnung höchſt ſauber in ein zierliches Buch. Als Behrisch von Leipzig nach Deſſau fortging, wo er auf Gellerts Empfehlung, deſſen Liebling er war, Erzieher des Erbprinzen, dann Pagenhofmeiſter wurde, entließ ihn Goethe mit Abſchiedsoden von ſchwerem Kaliber; ſpäter erneuerte er von Weimar aus die alte Bekanntſchaft und fand ihn als ſeinen Hofmann bei Hofe wohlgelitten und allgemein geachtet, in ſeinem Humor aber ganz den alten „mit geſcheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt und vice versa.“ *) „Hab' ich es dir nicht geſagt?“ damit empfing er ihn — „war es nicht geſcheit, daß du damals die Verſe nicht drucken ließeſt und daß du gewartet haſt bis du etwas ganz gutes machteſt? Freilich ſchlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn ſonſt hätte ich ſie nicht geſchrieben. Aber wären wir zuſammen geblieben, ſo hätteſt du auch die andern nicht ſollen drucken

*) Riemer Mittheilungen II. S. 60. Er ſtarb 1809 in Deſſau, unverheirathet, ſechzig Jahre alt.

laſſen; ich hätte ſie dir auch geſchrieben und es wäre eben ſo gut geweſen.“*) Langer, der nach Behriſch Hofmeiſter des Grafen Lindenau wurde, ſpäter Bibliothekar in Wolfenbüttel, ein Mann, der in einem bewegten Leben als Militair die mannigfaltigſten Erfahrungen gemacht und, ohne je ſtudirt zu haben, ſich die gründlichſte, umfaſſendſte Gelehrſamkeit erworben hatte, wurde für Goethe in ſeiner Krankheit ein großer Troſt und gewann durch ſeinen milden Ernſt eben ſo großen Einfluß auf ſein Gemüth, als ſeine Kenntniſſe und Erfahrungen ihn in ſeiner Bildung förderten.

Von den jüngeren Studiengenoſſen kennen wir Bergmann, ſpäter Prediger in Livland, der als ausgezeichneter Fechter Goethe als Fuchs den Arm zeichnete,**) Wagner, an welchen Goethe als Greis die Verſe richtete:

„Ziehn wir nun die achtzig Jahr
Durch des Lebens Muhen,
Müſſen auch im Silberhaar
Unſre Pflüge ziehen.
Zudet doch durch des Lebens Thor
Traum! ſo manche Weiſe,
Ziehn wir einſt im Engelchor,
Gehts nach einer Weiſe“***)

*) Eckermann Geſpräche II. S. 175 f.
**) Blum, ein Bild aus den Oſtſeeprovinzen S. 29.
***) Originalien 1832 Nr. 83 f.

die beiden Brüder Breitkopf und Horn. Dieser, dessen kleine Gestalt und krumme Beine stets herhalten mußten,*) war die lustige Person in der Gesellschaft, die er besonders durch sein Talent nachzumachen ergötzte, immer bereit zu mystificiren und sich mystificiren zu lassen: übrigens ein braver und treuer Mensch, was er in Goethes Krankheit bewährte.

Goethe gab nun den Mittagstisch, welchen nach damaliger Sitte Hofrath Ludwig für Studenten hielt, auf und schloß sich ganz diesem Kreise an, in welchem Geist und Bildung, ungezwungene Heiterkeit und Laune, jugendlicher Uebermuth herrschten. Man fand sich Mittags und Abends am bestimmten Ort zusammen, die Vergnügungsörter, Apels (später Reichels) Garten, die Kuchengärten, Gohlis, Raschwitz, Konnewitz wurden fleißig besucht. Wie ausgelassen lustig es dabei hergehen konnte, das zeigt uns die Scene in Auerbachs Keller im Faust. Zwar ist es einer gründlichen Forschung noch vorbehalten die Leipziger Originale der dort auftretenden Personen nach-

*) „Wir würden uns doch gewiß recht gut dargestellt haben, denn ich hatte mir ein Pensamentgen machen lassen" schreibt Horn an Käthchen Schönkopf, und ein anderes Mal: „Auf der Reise wäre ich bald unglücklich gewesen, denn meine krummen Beine, wie die Mamsell spricht, hatten sich so mit den Andraischen verwickelt, daß man sie um uns zu trennen beynahe hatte zerbrechen müssen."

zuweisen, allein die Localfarbe derselben ist unverkennbar, schon der Scherz mit Herrn Hans von Rippach erweist sie, den ohne Commentar zu verstehen noch jetzt das Vorrecht der Leipziger ist. Ebenso wenig als man hier im Genuß stets Maaß beobachtete, hielt man auch die übermüthigste Laune und den schonungslosesten Witz in Schranken, und gab so nach vielen Seiten Anstoß und Gelegenheit zu übler Nachrede. Liebschaften waren damals an der Tagesordnung und manche aus diesem Kreise hatten eine Neigung zu Mädchen, die zwar „besser waren als ihr Ruf," deren Umgang aber mindestens für den Ruf nicht vortheilhaft war. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß sowohl die Ansicht von dem Wankelmuth und der Unzuverlässigkeit der Frauen, als auch eine gewisse Leichtfertigkeit und Freiheit sinnlicher Leidenschaft, welche in Gedichten und Briefen jener Zeit sich ausspricht, aus diesem Verkehr hervorgegangen war. Dabei darf man freilich nie vergessen, daß die Vorstellungen von Schicklichkeit in Ton und Betragen gar sehr wechseln; schon ein Blick auf Bilder aus damaliger Zeit erklärt manches, was uns jetzt befremdet. Wenn Goethe in feuriger Jugendkraft rücksichtslos sich frischem Lebensgenuß ergab und sich wenig um ein geregeltes Leben kümmerte, so blieb die Strafe dafür, wie für andere Unvorsichtigkeiten, durch welche er seiner Ge-

ſundheit ſchadete, nicht aus. Ein Blutſturz brachte ihn an den Rand des Grabes und wenn ihn auch die ſorgfältige Behandlung ſeines Arztes Reichel und die treue Pflege ſeiner Freunde rettete, ſo blieb er doch die letzte Zeit ſeines Aufenthalts in Leipzig und ſpäter noch in Frankfurt fortwährend leidend und kränkelnd. Dies hatte auf ſeine Stimmung keinen geringen Einfluß, auch nach der Geneſung blieb ſie gedrückt, der jugendliche Frohſinn und Uebermuth war gebrochen. Er hatte es kein Hehl, daß er leichtſinnig auf ſeine Geſundheit eingeſtürmt ſei, allein als er nun nicht nur ſich ſelbſt mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ſchonte, ſondern auch die Freunde gern zur Mäßigung ermahnte, entging er ihrem Spott nicht, wie es in einem ſeiner Lieder heißt:

„Ihr lacht mich aus und ruft: der Thor!
Der Fuchs, der ſeinen Schwanz verlohr,
Verſchnitt jetzt gern uns alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz,
Das treue Füchslein ohne Schwanz,
Das warnt euch vor der Falle."

Und dieſer Scherz vom Füchslein muß in dem Freundeskreiſe ſprüchwörtlich geweſen ſein, denn auch in den Briefen wird er mehrmals erwähnt.

Vergeſſen wir aber nicht, daß dieſe lebensluſtige Geſellſchaft aus jungen Männern von bedeutender Fähigkeit und tüchtiger Geſinnung beſtand, die über fröhli-

Alle dieſe lange Stunden
Konnt' ich ihr kein Wörtchen ſagen,
Eben hab' ich ſie gefunden,
Darf ich nicht mein Leiden klagen,
Wenn ich lang' beſcheiden war?

Zum Magus.

Ja ich gehe, theurer Meiſter,
Du beherrſcheſt unſre Geiſter.

Zu Almaiden.

Ja ich bleibe wie ich war.

Zum Magus.

Laß ein tröſtlich Wort mich hören!
Ewig werd' ich dich verehren,
Aber aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar!

Für ſich.

Klug hat er es unternommen;
Lila ſoll Verſtand bekommen,
Ach, und ich verlier' ihn gar!

Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almaiden.

---

chem Genuß das ernſte Streben nicht vergaßen. Der unſchätzbare Gewinn des akademiſchen Lebens iſt die Unbefangenheit im gegenſeitigen Verkehr, die ſich auf die gleichartigen jugendlichen Neigungen und das gemeinſame Streben nach wiſſenſchaftlicher Bildung gründet, und gleich offen und entſchieden in Liebe nnd Abneigung eine beſtändige Anſpannung der Kräfte im regen Wetteifer hervorruft, die deshalb ſo heilſam iſt, weil ſie ſtets aus dem nächſten Anlaß des wirklichen Lebens unmittelbar hervorgeht. Hier fand Goethe eine ebenſo warme Theilnahme als ſcharfe Kritik für das, was er hervorbrachte, dieſer Verkehr bot ihm wahre Impulſe ſeiner künſtleriſchen Production in den Erfahrungen eines wenn auch jugendlich beſchränkten, doch friſch und frei bewegten Lebens. So entwickelte ſich hier zuerſt die Eigenthümlichkeit ſeiner dichteriſchen Natur, welche ihn groß vor allen, welche ihn zum Befreier der Deutſchen Dichtkunſt gemacht hat, daß er den einzigen Quell ſeiner Dichtung in ſeinem Gemüthe fand, daß alles, was ihn innerlich ergriff und bewegte, ihn mit Nothwendigkeit zur künſtleriſchen Darſtellung trieb, welche ihn wie von einer Laſt befreite. Nichts aber hat ſein Gemüth während ſeines hieſigen Aufenthalts ſo tief ergriffen und ſo anhaltend beſchäftigt als die leidenſchaftliche Liebe zu dem Mädchen, welche er uns als

Aennchen geſchildert hat, eine Liebe, welche aus ſeinen noch vorhandenen Briefen lebendiger hervortritt, als aus ſeiner ſpäteren Darſtellung.

Chriſtian Gottlob Schönkopf, ein Weinhändler, war der Hauswirth, in deſſen Wohnung*) ſich die Geſellſchaft, zu welcher Goethe gehörte, Mittags einzufinden pflegte. Seine Gattin war eine geborene Hauk aus einer Frankfurter Patricierfamilie, eine geiſtvolle und lebendige Frau; mit der Landsmännin war Goethe bald vertraut geworden und fühlte ſich dort heimiſch, er war „ein Stück der Familie" geworden, die er uns gleich in dem erſten Briefe aus Frankfurt vom 1. Oct. 1768 vor Augen führt. „Ihr Diener Herr Schönkopf, wie befinden Sie ſich Madame, Guten Abend Mamſell, Petergen guten Abend. Sie müſſen ſich vorſtellen, daß ich zur kleinen Nebenthüre hereinkomme. Sie Hr. Schönkopf ſitzen auf dem Canapee am warmen Ofen, Madame in ihrem Eckgen am Schreibetiſch, Peter liegt unterm Ofen und wenn Käthgen auf meinem Platze am Fenſter ſitzt, ſo mag ſie nur aufſtehen und dem Fremden Platz machen. Nun fangen wir an zu discou-

*) Das Haus liegt im Brühl Nr. 79 neben dem goldenen Apfel und iſt bis vor wenig Jahren im Beſitz der Familie geblieben; ſeitdem es in andere Hände gekommen iſt, iſt es faſt ganz umgebaut worden.

iren." Und nun erzählt er von ſeiner Reiſe und wie es hm in Frankfurt ſchlecht behage, auch mit ſeiner Geſundheit nicht zum beſten gehe; er entſchuldigt ſich, daß r nicht Abſchied genommen habe, er ſei dageweſen, habe ie Laterne brennen ſehen und an der Treppe geſtanden — „zum letztenmal wie wäre ich wieder heruntergekommen?" In vielen kleinen Zügen ſpricht ſich in allen Briefen die innerliche Vertraulichkeit des Verkehrs mit er Familie und ihren Bekannten aus. Dort fand ſich in Kreis gebildeter Menſchen zuſammen, die in ungezwungener Heiterkeit, gelegentlich beim Glas Punſch,*) es Lebens froh waren. Es wurde oft Muſik gemacht; in Kaufmann Obermann, der gegenüber wohnte, mit zwei Töchtern, von denen die älteſte als Concertſängerin glänzte, Häſer, der Vater der berühmten Sängerin, gingen aus und ein, Goethe blies die Flöte, is die Krankheit es ihm verbot, und Peterchen, er jüngſte Sohn, geboren im Jahr 1756, zeichnete ſich chon als Knabe durch ſein Klavierſpiel aus. Eine Zeichnung, welche ihn am Klavier, daneben ſeine Schweſter, Häſer und Lelei, ebenfalls einen angeſehenen

*) „Ich wünſchte, daß ich dieſen Abend bei Ihnen Punſch rinken könnte" ſchreibt Horn, und ein andermal: „Was wollte ch darum geben, wenn ich nur noch einmal mit Ihnen Punſch rinken könnte!"

Muſiker, darſtellte und von Goethe herrühren ſollte, iſt erſt im Kriege verbrannt. Mitunter wurde auch Komödie geſpielt, man hatte ſich ſogar an Minna von Barnhelm gewagt, und ganz beſondere Freude hatte eine Aufführung des Luſtſpiels Herzog Michel von Joh. Chriſt. Krüger gemacht. Goethe hatte den Michel, Käthchen das Hannchen geſpielt, und in einem Zimmer des Schönkopfſchen Hauſes war die Hauptſcene in einem großen Wandgemälde dargeſtellt, das ſich noch lange Zeit erhalten hat. Von Frankfurt aus erkundigte ſich Goethe nach dem Directeur Schönkopf und ſeinen Acteurs, und ſchickte einen ſcherzhaften Brief an Mademoiſelle, unterzeichnet von „Michel, ſonſt Herzog genannt, nach Verluſt ſeines Herzogtums aber, wohlbeſtallter Pachter auf des gnädigen Herren hochadelichen Rittergute," der im Auftrage des Hrn. Goethe ihr eine mittelmäßige Scheere, ein gutes Meſſer und Leder zu zwei Paar Pantoffeln ſchickt. In dieſem Kreiſe finden wir Reich, den Fürſten der Leipziger Buchhändler, mit dem Goethe auch ſpäter in einem großentheils durch Lavaters Phyſiognomik veranlaßten Verkehr ſtand, den Buchhändler Junius, Mademoiſelle Weidmann, die Breitkopfſche Familie, Stock, „den närriſchen Kupferſtecher, der ſo wunderliche, auch wohl garſtige Sachen zu ſagen pflegte,"

wie Horn ſchreibt; den Ober-Geleits-Einnehmer Richter; von den jüngeren Kapp, den ſpäter berühmten Arzt, und Horn, der auch im Hauſe wohnte. Zum Schluß jenes erſten Briefes bittet er dann, daß ihm Käthchen ſchreiben möge, wenigſtens alle Monat doch einen Brief.

Freilich feſſelte Käthchen, wie ſie im vertrauten Kreiſe genannt wurde, oder, wie ſie mit vollem Namen hieß, Anna Katharine ihn an das Haus. Sie war am 22. Auguſt 1746 geboren, drei Jahr älter als Goethe, ein hübſches Mädchen, von mittler Größe und ſchönem Wuchs, mit einem vollen, friſchen Geſicht, braunen Augen, klug und aufgeweckt, heiteren, munteren Sinnes und von einfachem, warmem Gemüth. Sie gewann bald des Jünglings leidenſchaftliche Liebe, der ihr (23. Jan. 1770) ſchreiben konnte: „Sie wiſſen, daß ich, ſo lange als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe;“ und ſie erwiederte dieſelbe. Halstuch, Fächer und Schuhe, die er für ſie malt, ſind hier, wie ſpäter in Seſenheim und Weimar, ſeine Liebesgaben. Sie theilte das Intereſſe für Poeſie, er las ihr vor, auch an ſeinen eigenen Dichtungen nahm ſie Antheil; ſpäter meldet er ihr ſeine Lieder an, die immer noch nicht gedruckt ſeien. „Laſſen Sie Petern ein's ſpielen, wenn Sie an mich denken wollen.“ Das

ruhige Glück dieſer gegenſeitigen Neigung ſtörte Goethes heftige Eiferſucht, durch welche er ohne allen Grund ſich und das arme Mädchen fortwährend quälte, und wie oft er es auch bereuete, doch immer von neuem leidenſchaftliche Scenen herbeiführte, wodurch er ſich das Herz der Geliebten entfremdete. „Heut vor einem Jahr," ſchreibt er am 26. Aug. 1769, „ſah ich Sie zum letztenmal. Vor 3 Jahren hätte ich geſchworen, es würde anders werden. O könnte ich die drittehalb Jahr zurück rufen. Käthgen ich ſchwöre es Ihnen, liebes Käthgen ich wollte gescheuter ſein." Außer vielen andern Gedichten, welche ſpäter vernichtet wurden, ſchrieb er zur eigenen Buße 1768 das Schauſpiel „die Laune des Verliebten," in welcher durch die anmuthig zierliche Form, die oft zugeſpitzte und hie und da geſchnitzelte Ausdrucksweiſe, welche jener Zeit angehört, wie das Schäfercoſtüm, die volle Wahrheit ſelbſt erlebter Zuſtände und ſchwer durchkämpfter Leidenſchaft durchleuchtet und heute noch ergreift.*) Allein jene

*) Frl. v. Gochhauſen ſchreibt (Riemer Mitth. II. S. 85 f.): „Geſtern (20. Mai 1779) hat uns der Herr Geh. Leg. Rath ein Schäferſpiel, die Launen des Verliebten, hier (in Ettersburg) aufgeführt, das er ſagt in ſeinem 18. Jahr gemacht zu haben, und nur wenig Veränderung dazu gethan. Es beſtand nur aus vier Perſonen, welche der Doctor, Einſiedel, das Frl. v. Wöllwarth und Mlle. Schröder vorſtellten. Es iſt von

leriſche Sühne mochte den Dichter freiſprechen, die
ung der Geliebten konnte ſie ihm nicht wiederge-
er mußte ſehen, wie ſie ſich einem andern zuwandte.
Daß er bei ſeinem Weggehen die volle Liebe zu
chen und die Hoffnung ſie einſt zu beſitzen mit ſich
ahm, iſt aus ſeinen Briefen klar. Jene Bitte
e erfüllt, Käthchen ſchrieb ihm, und ſogleich ant-
ete er (1. Nov. 1768) ſeiner geliebteſten Freundin,
eine ganze Liebe, ſeine ganze Freundſchaft hat, und
inem beigelegten Blatt verbeſſert er auf ihren
ſich die orthographiſchen Fehler, welche ſie in ih-
Brief gemacht hatte. Sie war in Sorgen geſetzt
eine Geſundheit, ſofort beruhigt er (30. Dec. 1768)
beſte ängſtliche Freundin, es gehe ihm beſſer, er
reiſen zu können; wenn er aber dennoch vor Oſtern
n ſollte, wolle er ſich einen Grabſtein auf dem
iger Kirchhof verordnen, „daß ihr doch wenigſtens
Jahr am Johannes als meinen Namens Tag das
nnesmännchen und mein Denkmal beſuchen mö-
Einen Monat ſpäter (31. Jan. 1769) beklagt er
itter, daß er krank und elend und dazu ohne Nach-
von ihr ſei. Das war begreiflich, denn Ende Mai

Act mit einigen Arien, welche der Kammerherr v. Seckendorf
componirt hat. Es wurde recht ſehr gut geſpielt, und wir
den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge."

gelangte an Horn, der im April von Leipzig zurückgekommen war, die Nachricht von Käthchens Verlobung mit dem Dr. Christ. Karl Kanne, welcher von Goethe selbst eingeführt im Schönkopfschen Hause wohnte,*) als dessen Gattin sie 1810 (20. Mai) gestorben ist. Während Horn sofort als Schulmeister und Ludimagister einen scherzhaften Gratulationsbrief erläßt, schreibt Goethe am 1. Juni 1769 einen Brief, der Anfangs zwar ruhige Fassung, im weiteren Verlauf aber immer mehr eine gereizte Bitterkeit zeigt, die sich selbst gegen die Geliebte wendet, deren gewissen Verlust er so schwer ertragen kann. Wir erkennen deutlich die Laune des Verliebten in diesem Briefe, die sich in Aeußerungen ausspricht wie „Das liebenswürdigste Herz ist das, welches am leichtesten liebt, aber das am leichtesten liebt vergißt auch am leichtesten," aber der Ausruf: „Es ist eine gräßliche Empfindung seine Liebe sterben zu sehen!" zeigt uns, wie tief sein Gemüth er-

*) Horn schreibt am 9. April: „Hr. Dr. Kanne wird noch bei Ihnen seyn. Geben Sie ihm diesen Brief zu lesen. Er wird es nicht übel nehmen, daß ich nicht besonders an Ihn geschrieben habe. Im Grunde glaube ich ist es auch einerley ob ich an Sie oder an Ihn schreibe, denn so lange wir noch in Ihrem Hause wohnten, machten wir doch immer ein Stück von der Familie aus und Er hat noch ein größeres Recht dazu als ich, denn er ist ..... älterer Student."

griffen war. Nach Leipzig werde er nun nicht kommen, da der abgethane Liebhaber eine ſchlechte Figur als Freund ſpielen werde; es müſſe ihr doch komiſch vorkommen, wenn ſie an alle die Liebhaber denke, die ſie mit Freundſchaft eingeſalzen habe, wie man die Fiſche einſalze, wenn man fürchtet, daß ſie verderben, doch ſolle ſie die Correſpondenz mit ihm nicht ganz abbrechen, da er für einen Pöckling doch immer noch artig genug ſei. Auch in den folgenden Briefen ſpricht ſich das ſchmerzliche Gefühl ihres Verluſtes bald mit heftiger Leidenſchaftlichkeit, bald in einer ruhig wehmüthigen Stimmung aus, in welcher er in der Ahnung, daß ſie ſchon verheirathet ſei, Abſchied von ihr nimmt und ſie bittet ihm nicht wieder zu antworten. „Es iſt das eine traurige Bitte, meine Beſte, meine Einzige von Ihrem ganzen Geſchlecht, die ich nicht Freundinn nennen mag, denn das iſt ein nicht bedeutender Titul gegen das was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr ſehen, ſo wenig als ich Ihre Stimme hören mögte es iſt mir leid genug daſſ meine Träume ſo geſchäfftig ſind. Kein Hochzeitgedicht kann ich Ihnen ſchicken, ich habe etliche für Sie gemacht aber entweder druckten Sie meine Empfindung zu viel oder zu wenig aus.“ Allein ſie antwortete ihm dennoch und meldete ihm, daß ſie noch nicht verheirathet ſei — die Hochzeit fand am

7. März 1770 Statt — und daß ſie erwarte, er werde auch ferner ſchreiben, kurz ſie ſetzte ihm den Kopf zurecht. Darauf erwiederte er denn auch (23. Jan. 1770), er werde ihr ſchreiben, weil ſie es verlange. Dieſer Brief iſt in einem heitern Humor geſchrieben, in dem man den Wiederſchein ihrer Liebenswürdigkeit erkennt, aber nicht minder ein tief ſchmerzliches Gefühl über ihren Verluſt. Er zeigt ihr an, daß er ruhig lebe und friſch und geſund und fleißig, denn er habe kein Mädgen im Kopf, und daß er nun nach Straßburg gehen werde; dort werde ſich ſeine Adreſſe verändern wie die ihrige und es werde auf beide etwas vom Doktor kommen: „und am Ende wäre doch Fr. Doct. G. und Fr. Doct. G. ein herzlich kleiner Unterſchied.“ Er ſchrieb nicht wieder, in Straßburg verdrängte Friederike die letzte ſchmerzliche Erinnerung und feſſelte ihn ganz; aber als er ſie eben hatte kennen lernen, da dachte er in der glücklichſten Stimmung an alle die ihn liebten „und auch ſogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß ſie ſich nicht verläugnen wird, daß ſie gegen meine Briefe ſein wird, was ſie gegen mich war.“ Und bei ſeinem erſten Beſuch in Leipzig (1776) ſuchte er auch ſogleich „ſein erſtes Mädgen“ auf. „Alles iſt wie's war, nur ich bin anders“ ſchrieb er an Fr. v. Stein, „nur das iſt geblieben, was

Der hintere Vorhang öffnet sich, man erblickt einen schön geschmückten Garten, in dessen Grunde ein Gebäude mit sieben Hallen steht. Jede Halle ist mit einer Thüre verschlossen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befestigt ist, an der Seite des Rockens sind in jeder Thüre zwey Öffnungen, so groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles ist romantisch verziert.

Die Chöre der Gefangnen sind mit Gartenarbeit beschäftigt, das tanzende Chor formirt ein Ballet.

Graf Friedrich und der **Magus** treten herein. Der Magus scheint mit dem Grafen eine Abrede zu nehmen, und geht sodann auf der andern Seite ab. Friedrich gibt den Chören ein Zeichen. Sie stellen sich an beyde Seiten.

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, sie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht so lange!

e reinſten Verhältniſſe zu mir hatte damals — Mais
n'est plus Julie.“*)

In eine andere Region führte ihn der Verkehr mit
m Breitkopfſchen Hauſe, das der Mittelpunkt
nes zahlreichen Kreiſes war, in welchem gründliche
ildung in Wiſſenſchaft und Kunſt und ganz beſonders
der Muſik heimiſch war. Von den beiden Söhnen,
elche Goethes Studiengenoſſen waren, zeichnete ſich
r ältere, Bernhard (geb. 1749), in der Fami-
der Magiſter genannt, welcher ſpäter in Petersburg
ſtorben iſt, ſchon damals als Muſiker aus. Mit ſeinen
elodieen, von denen manche, wenn man von einigen
nfälligkeiten der Mode abſieht, noch heute gefallen
rden, erſchien die erſte Sammlung Goetheſcher Lie-
r (1770) im Druck. Der jüngere, Gottlob (geb.
50), welcher im J. 1800 als Vorſteher der Hand-
ng ſtarb, nicht minder tüchtig in der Muſik gebildet,
ar wie Goethe von Frankfurt im Auguſt 1769 ſchreibt,
n jeder ein guter Junge und hatte Menſchenver-
nd und Gedanken wie ein Menſch der eine Sache be-
eiſt, und Einfälle nicht wie jeder. In dieſem Ver-
r war das Intereſſe für Muſik wohl das vorherr-
ende, das ja auch Goethe nicht fremd war; denn

*) Briefe an Frau v. Stein I. S. 19 f. 21.

ob er gleich keine hervortretende Anlage zur Muſik hatte, war er doch nicht unempfänglich dafür und hatte ſelbſt mehrere Inſtrumente zu ſpielen gelernt.*) Hiller, deſſen komiſche Opern damals in Aller Mund waren, lernte er kennen und wurde freundlich von ihm aufgenommen; er bekennt aber, daß dieſer ſich mit ſeiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit ſeiner heftigen, durch keine Lehre zu beſchwichtigenden Lernbegierde ſo wenig als andere zu befreunden gewußt habe.**) Auch Goethe war ein begeiſterter Verehrer der beiden Sängerinnen, welche damals alles entzückten, der Mlle. Schmeling und Schröter. Als jene, die ſpäter als Madame Mara in ganz Europa berühmt war, im Jahr 1831 ihr Jubiläum feierte, erinnerte ſich Goethe mit Vergnügen, wie er ſie in Haſſeſchen Oratorien gehört und ihr „als ein erregbares Studentchen wüthend applaudirt hatte“***) und richtete ein Gedicht an ſie, das jene Jugenderinnerung auffriſchte. Corona Schröter verehrte er als Student nur von ferne und machte für andere Gedichte an ſie; ſpäter trat er ihr wiederum

*) „Goethe accompagne le clavecin de Mme (Brentano) avec la basse.“ Merck Briefe III. S. 86. Vgl. Eckermann Geſpräche I. S. 79: „Goethe antwortete: Aber Sie finden kein Wort über Muſik (in den Reiſenotizen), weil das nicht in meinem Kreiſe lag.“

**) Goethes Werke XXXII. S. 335.

***) Briefwechſel mit Zelter VI. S. 129.

eipzig näher*) und veranlaßte, daß ſie nach Wei- kam.

Wichtiger für Goethe als die muſikaliſchen Ge- ſe Leipzigs war das Theater**). Die künſtleriſche Ent- kelung der Deutſchen Bühne war von Leipzig aus- angen und grade damals ſtand das Leipziger Schau- l in ſeiner höchſten Blüthe. Koch war 1765 auf ein es Privilegium mit einer ſtehenden Geſellſchaft nach zig gekommen, ein neues Haus wurde gebaut, und 6. Oct. 1766 mit Schlegels Hermann eröffnet. Bald ch Goethes Weggang hörte dieſe glänzende Periode , denn am 18. Oct. 1768 ſchloß Koch die Bühne verließ Leipzig. Das Intereſſe am Theater war da- s allgemein und in allen Kreiſen von litterariſcher dung das vorherrſchende. Der Einfluß auf Goethe, en Neigung alles in dramatiſche Form zu kleiden zeitig hervortrat — ſie zeigt ſich auch darin, daß er en ſtyliſtiſchen Uebungen gern die Form eines Ro- ns in Briefen gab — iſt unverkennbar. Da ihm die liche Gabe verliehen war, „in nachklingende Lieder eng zu faſſen, was in ſeiner Seele immer vorging“,***) ief jede Veranlaſſung, die ihn in erhöhete Stim-

*) Briefe an Frau v. Stein I. S. 20 f.
**) Werke XXVII. S. 467 ff.
***) Briefe an Frau v. Stein II S. 69.

mung versetzte, lyrische Gedichte leicht hervor; sein Studium war hauptsächlich dem Drama zugewandt, und Uebersetzung wie Nachbildung französischer Stücke beschäftigten ihn anhaltend und ernstlich, wovon nur eine geringe Spur uns in dem Bruchstück einer Bearbeitung von Corneilles Lügner erhalten ist.*) Denn er verbrannte später fast alle Versuche aus jener Zeit und nur die Mitschuldigen legen durch ihre für diese Zeit bewundernswürdige Gewandtheit und Sicherheit in der Form und Technik, welche allerdings ohne vielfältige angestrengte Uebung nicht erreicht werden konnte, Zeugniß seines ernstlichen Studiums ab.**) In anderer Rücksicht ist dies Lustspiel wiederum ein merkwürdiger Beweis, wie Goethe schon damals sich von den Lebenserfahrungen, welche ihn quälten und beunruhigten, durch die

*) Schöll Briefe und Aufsätze von Goethe S. 7 ff.

**) Goethe bot die in Frankfurt nachgefeilten Mitschuldigen dem dortigen Buchhändler Fleischer vergebens zum Verlag an, sie wurden erst 1787 gedruckt, vorher aber wurden sie wiederholt auf dem Weimarschen Liebhabertheater gespielt, wo Goethe den Alceſt, Bertuch den Soller, Musäus den Wirth, Corona Schröter die Sophie gab. Riemer Mittheilungen II. S. 36. 51. Briefe an Frau v. Stein II. S. 13. Böttiger littr. Zustände I. S. 277. Peucer in Weimars Album S. 72. Als ein Curiosum mag bemerkt werden, daß die Mitschuldigen in Leipzig zuerst in einer prosaischen Bearbeitung von Albrecht aufgeführt worden sind, Blümner, Geschichte des Theaters zu Leipzig S. 302.

Dichtung losmachen und befreien konnte. Schon in früher Jugend war er Zeuge und Theilnehmer innerlich zerrütteter Familienverhältniſſe geweſen; nicht aus eigenem Behagen wählte er ſich dieſen Stoff für ein Luſtſpiel, er reinigte vielmehr ſein Inneres von dieſen Vorſtellungen, indem er ihnen als Dichter eine Geſtalt gab, wodurch ſie von ſeinem Innern abgelöst ihm fremd wurden und außer ihm exiſtirten.

Später hatte Goethe Gelegenheit ſeine Anerkennung und ſeinen Dank der Leipziger Bühne auszuſprechen, als die Weimariſche Schauſpielergeſellſchaft in Leipzig während des Sommers 1807 Vorſtellungen gab. In dem ſchönen Prolog, welchen er auf Rochlitz's Wunſch dichtete, heißt es:

Belehrung! ja ſie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo ſich früh, vor mancher deutſchen Stadt,
Geiſt und Geſchmack entfaltete, die Bühne
In ordnen und zu regeln ſich begann.
Wer nennt nicht ſtill bei ſich die edlen Namen,
Die ſchön und gut ans Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beiſpiel?
Auch jene ſind noch unvergeſſen, die
Von dieſer Bühne ſchon ſeit langer Zeit
Natur und Kunſt darbietend herrlich wirkten;
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?

Er ſprach auch gegen Rochlitz die Erwartung aus, wie belehrend dieſer Aufenthalt in Leipzig für die Schauſpieler ſein würde, und ſpäter ſeine Freude, daß dieſes thea-

tralische Unternehmen glücklich vollendet und mit Ehre und Vortheil belohnt worden sei; auch fand er es sehr artig, daß sogar das kleine Schäferspiel, das er 1768 in Leipzig geschrieben, auch noch auftauchen mußte und gut empfangen ward, eine Aufführung (am 29. Aug. 1807), bei der wohl Käthchen selbst gegenwärtig gewesen ist.

Wenn uns bisher eine hervorragende Persönlichkeit nicht entgegengetreten ist, welche einen bestimmenden Einfluß auf Goethe ausgeübt hätte, so finden wir diese auf dem Gebiet der bildenden Kunst in Adam Friedrich Oeser, der seit 1763 als Director der Kunstakademie in Leipzig lebte und dort als Maler und Bildhauer wie als Mensch in hoher Achtung stand. Goethe, dessen glückliche Naturanlagen für die bildende Kunst bereits im väterlichen Hause sorgfältig gepflegt waren, suchte sie auch in Leipzig weiter auszubilden und nahm bei Oeser Unterricht im Zeichnen, an welchem auch der nachmalige Staatskanzler Hardenberg,*) der Fürst Lieven und Gröning aus Bremen Theil nahmen. Später begnügte er sich mit dem Zeichnen nicht, sondern wurde durch den Verkehr mit dem Kupferstecher Stock — dessen Töchter Minna, später die Gattin

*) Werke VI. S. 440 f.

Körners, und Dora nachmals zu Schiller in ein so nniges Verhältniß traten — veranlaßt, ſich auch mit em Radiren zu beſchäftigen, wovon noch jetzt kleine Blatten für Schönkopf und Käthchen geätzt um ihre Bücher zu zeichnen,*) und zwei größere Radirungen Zeugniß geben.**) Oeſers Verdienſte als Künſtler, welche eine Zeitgenoſſen überſchätzten, hat Goethe ſpäter rich- ig gewürdigt; ſein Einfluß auf Goethe aber reichte weit ber die Belehrung von bildender Kunſt hinaus; in ſei- em Verkehr war es ihm einleuchtend geworden, „daß die Werkſtatt des großen Künſtlers mehr den keimenden Philoſophen, den keimenden Dichter entwickelt, als er Hörſaal des Weltweiſen und des Kritikers.“ Er war ein ſinniger, denkender Mann von kräftiger Eigen- thümlichkeit und nicht geringer Bildung, durch hin- geworfene Andeutungen mehr anregend als aufklärend, kriſch und derb, heiter und jovial, kurz ein Mann, der auf die Jugend ungemein wirken mußte. Durch auf- munternde Anerkennung gewann er Goethes Vertrauen und Neigung und gab ihm in der bildenden Kunſt einen icheren Ausgangspunkt für die Erkenntniß des Schönen, um welche Goethe eifrig bemüht war, um ſie auch auf

*) Die erſte iſt unten als Vignette mitgetheilt.

**) Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek S. 16 f.

anderen Gebieten fruchtbar zu machen. Oeser war Winckelmanns vertrauter Freund gewesen und hatte auch auf dessen Ansichten von der Kunst großen Einfluß geübt; die Begeisterung, mit welcher Winckelmann allgemein verehrt wurde, ließ Oeser in einem höheren Licht glänzen und der persönliche Eindruck dieses Mannes gab auch der Verehrung für Winckelmann einen bestimmten gleichsam persönlichen Charakter. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf daher alle die Nachricht von Winckelmanns Tode zu der Zeit, da man eben seinem Besuch entgegensah. Auch auf diesem Gebiet war es Lessing, der durch seinen Laokoon ein ungeahntes helles Licht in die jüngern Geister warf, und reinigend und stärkend wie kein anderer sie ergriff, indem er ihnen nicht sowohl die Wahrheit als den Weg zeigte, auf welchem sie zu derselben gelangen konnten, und mit sittlichem Ernst von ihnen verlangte, daß sie den Schweiß und selbst den Schmerz der Anstrengung nicht scheueten, um die Wahrheit zu erringen. Noch können wir die Spuren erkennen, mit welchem Eifer Goethe Lessing zu studiren und an ihm sich weiter zu bilden bestrebt war. *)

Für Goethes ganze spätere Entwickelung ist es von der größten Bedeutung, daß er schon jetzt durch Oeser in

*) Vgl. Schöll Briefe und Aufsätze von Goethe S. 108.

dem Sinne mit der Kunſt, und ganz beſonders der des Alterthums, vertraut gemacht wurde, welchen er ſein ganzes Leben hindurch bewahrt hat. Er hat lange zwiſchen der Dichtkunſt und der bildenden Kunſt geſchwankt, und erſt ſpät mit Schmerzen die Einſicht gewonnen, daß er in der letzteren nur Dilettant ſein könne;*) allein das plaſtiſche Element ſeiner Poeſie hing mit dieſer Richtung auf die bildende Kunſt ſo eng zuſammen, daß die Anſchauung und Einſicht, welche er auf dieſem Gebiet in früher Jugend gewann, fortwährend einflußreich und maßgebend geweſen iſt. Mit der hingebendſten Dankbarkeit und einer wahrhaft ehrfurchtsvollen Liebe ſpricht er ſich in ſeinen Briefen gegen Oeſer aus und an Reich**) ſchreibt er: „Oeſers Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben, mich zu ſeegnen, daß

*) Riemer Mittheilungen II. S. 301: „Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunſt Verzicht thue.“ Eckermann Geſpräche I. S. 132: „Was ich aber ſagen wollte, iſt dieſes, daß ich in Italien in meinem vierzigſten Jahre klug genug war, um mich ſelber inſoweit zu kennen, daß ich kein Talent zur bildenden Kunſt habe, und daß dieſe meine Tendenz eine falſche ſei.“ S. 139: „Ich ſage dieſes, indem ich bedenke, wie viele Jahre es gebrauchte, bis ich einſah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunſt eine falſche ſei, und wie viele andere, nachdem ich es erkannt, mich davon loszumachen.“

**) Briefe an Lavater S. 164 f.

ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Er drang in unsere Seelen und man mußte keine haben um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille." *) Später wurde die Bekanntschaft von Weimar aus wieder erneuet. „Wie süß ist es," schreibt er an Frau von Stein (25. December 1782), **) „mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehn, der weis wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen glücklichern denken können ***). So ist Oeser, und was müßte ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist." Aehnliche Aeußerungen wiederholen sich, so oft er Oeser sieht und

*) Schöll Briefe und Aufsätze von Goethe S. 107 f.: „Rede bei Eröffnung der Londoner Akademie von Reynolds. Enthält fürtreffliche Erinnerungen eines Künstlers über die Bildung junger Maler; er dringt besonders auf die Correktion und auf das Gefühl der Idealischen stillen Größe. Er hat recht. Genies werden dadurch unendlich erhaben und kleine Geister wenigstens etwas."

**) Briefe an Frau v. Stein II. S. 279.

***) Werke XXIV. S. 210.

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, sie rufen euch zu!

Chor der Frauen von innen.

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur singt uns dazu.
Euer Getöne
Wieget so schöne!
Laßt uns die Ruh',
Liebliche Freunde, nur singt uns dazu!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, sie rufen euch zu.
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange,
Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, sie rufen euch zu.

bezeugen, wie tief er auch in seinen Mannesjahren Oesers Werth empfand. Durch Goethe mit dem Weimarschen Hofe bekannt gemacht, ward er dem Herzog Carl August wie der Herzogin Amalia durch seine Kunstkenntniß und Erfahrung werth; die letztere gewann ihn besonders lieb und veranlaßte ihn zu wiederholten Besuchen in Weimar, wo seine lebensfrische, geistreiche Jovialität und seine weltmännische Klugheit ihn zu einem stets willkommenen Gast machten.

Durch Oeser waren Goethe die Kunstsammlungen Leipzigs, von denen die Winklersche einen großen Ruf mit Recht behauptete, geöffnet, um ihn sammelte sich ein Kreis von Kunstfreunden und Kennern, unter denen besonders neben Huber sich Kreuchauff auszeichnete, der früher Kaufmann gewesen war, später nur seinem Interesse für die Kunst lebte, das er auch durch Schriften bewährte. Dieser Kreis pflegte sich in Oesers überaus gastfreiem Hause in der Pleißenburg, im Sommer auf dem Landsitz, den er in Dölitz besaß, in ungezwungener Heiterkeit zu versammeln. Eine Predigt im Frankfurter Judendialekt, welche Goethe dort vorzutragen liebte, von ihm selbst aufgeschrieben, ist ein harmloses Zeugniß der jugendlichen Fröhlichkeit, welche dort herrschte. Die Seele dieser Gesellschaft war, für die Jugend zumal, Oesers älteste Tochter Friede-

rike Elisabeth, geboren im Jahr 1748, unvermählt hierselbst gestorben im Jahre 1829. Von Jugend auf war sie der Liebling des Vaters gewesen und selbst wenn er arbeitete in seiner Gesellschaft. Durch ihren Muthwillen, welchen ihr phlegmatischer Bruder besonders empfinden mußte, ergötzte sie ihn als Kind, später stand sie ihm durch Verstand und Bildung nahe; er bediente sich ihrer Feder und ließ fast seine ganze Correspondenz von ihr führen. Ihr volles Gesicht mit dem Stumpfnäschen und den lebendigen braunen Augen stimmte zu ihrer kleinen raschen Figur, und wenn auch durch Blatternarben entstellt verrieth es lebhaften Geist und Verstand, und die fröhliche Heiterkeit ihrer Laune, womit sie dem Jüngling neckisch und übermüthig zusetzte, zu hart und unbarmherzig, wie er meinte, wenn er sich unglücklich und leidend fühlte. Denn zu ihr nahm er seine Zuflucht, wenn Liebe und Eifersucht ihn ängsten, und sie hatte um so eher ein gewisses Uebergewicht über ihn, da hier keine leidenschaftliche Neigung ins Spiel kam. In den nächsten Jahren nach seinem Fortgehen von Leipzig unterhielt er mit ihr eine belebte Correspondenz und schickte ihr ein Bild seiner geliebten Schwester Cornelie, das er auf einen Correcturbogen des Götz flüchtig gezeichnet hatte, als ein Zeichen seiner Anhänglichkeit. Im Wald und auf den

Wiesen von Dölitz erging er sich gern in dichterischen Streifereien, und war auch Käthchen oder wie sie dem Dichter hieß, Annette, meistens Veranlassung und Gegenstand seiner Lieder, so wurden sie der fein gebildeten und scharf urtheilenden Friederike zur Prüfung vorgelegt. Eine Sammlung „Lieder mit Melodien Mademoiselle Friederike Oeser gewiedmet von Goethen," das älteste und eigenthümlichste Denkmal Goethescher Poesie, wird noch handschriftlich in einer Göthe-Bibliothek in Leipzig aufbewahrt. Als dieselben „davon ein Theil das Unglück hatte, ihr zu mißfallen" — man kann wohl errathen weshalb — durch andere vermehrt später gedruckt wurden, „würde er sich vielleicht unterstanden haben, ihr ein unterschriebenes Exemplar zu wiedmen, wenn er nicht wüßte, daß man sie durch einige Kleinigkeiten leicht zum schimpfen bewegen könnte." Diese neuen Lieder in Melodien gesetzt von Bernh. Theod. Breitkopf erschienen 1770 ohne Goethes Namen. Hiller, der sie anzeigte, meinte, wenn man sie läse, werde man gestehen, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle*) — für uns sind sie ein schönes, ächtes Denkmal seines Leipziger Aufenthalts. Die Zueignung, welche den Schluß derselben macht:

*) Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek S. 1 f.

„Da ſind ſie nun! Da habt ihr ſie!
Die Lieder ohne Kunſt und Müh
Am Rand des Baches entſprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und hab ſie ſo geſungen.

Sie ſinge, wer ſie ſingen mag!
An einem hübſchen Frühlingstag
Kann ſie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von Ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätätſche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb ſcheel, halb weiſe ſieht ſein Blick,
Ein bißgen naß auf euer Glück
Und jammert in Sentenzen.
Hört ſeine letzten Lehren an,
Er hat's ſo gut wie ihr gethan
Und kennt des Glückes Gränzen."

drückte ſeine Stimmung ſo wahr und tief, ſo einfach und ſchön aus, wie ſchon damals kaum ein anderer Dichter es vermochte.

So ging er von Leipzig am 28. Auguſt 1768 fort. Weder er ſelbſt noch ſeine Freunde ahnten in ihm die künftige Größe, zu der wir jetzt bewundernd hinaufſchauen. Leipzig hat Goethe nicht den Lorbeer ins Haar gewunden, aber noch hat der Blumenſtrauß, den der Jüngling hier gepflückt, friſchen, unvergänglich friſchen Duft.

Goethes Briefe

an

Joh. Jac. Rieſe.

I. *)

Leipzig 20. Oktober 1765.
Morgends um 6.

Rieſe, guten Tag!

den 21. Abends um 5.

Rieſe, guten Abend!

Geſtern hatte ich mich kaum hingeſetzt um euch eine Stunde zu widmen, Als ſchnell ein Brief von Horn kam und mich von meinem angefangnen Blate hinweg riß. Heute werde ich auch nicht länger bey euch bleiben. Ich

*) Joh. Jac. Rieſe war ein Jugendfreund Goethes und ſtudirte in Marburg, während Goethe in Leipzig war. Bei ſeinem ſpäteren Aufenthalt in Frankfurt verkehrte er wiederum lebhaft mit Rieſe (Werke XXII. S. 68 f.). Ein Portrait deſſelben in Lebensgröße in ſchwarzer Kreide von Goethe ausgeführt befindet ſich noch im Beſitze ſeines Neffen, Herrn J. Rieſe in Frankfurt; die Goetheſchen Briefe ſind leider alle bis auf dieſe Studentenbriefe vernichtet, welche H. König in Lewalds Europa (1837, I. S. 145ff.) in buchſtabengetreuer Copie bekannt gemacht hat; danach ſind ſie hier wiederholt. Die Handſchrift der erſten beiden Briefe iſt ſtumpf und derb, ohne viel Unterſcheidungszeichen, im dritten viel zierlicher, die Feder ſcheint friſch geſchnitten.

geh in die Commoedie. Wir haben ſie recht ſchön hier. Aber dennoch! Ich binn unſchlüſſig! Soll ich bey euch bleiben? Soll ich in die Commedie gehn? — Ich weiß nicht! Geſchwind! Ich will würfeln. Ja ich habe keine Würfel! — Ich gehe! Lebt wohl! —

Doch halte! nein! ich will da bleiben. Morgen kann ich wieder nicht da muß ich ins Colleg, und Beſuchen und Abends zu Gaſte. Da will ich alſo jetzt ſchreiben. Meldet mir was ihr für ein Leben lebt? Ob ihr manchmahl an mich denkt. Was ihr für Profeſſor habt. & cetera und zwar ein langes & cetera. Ich lebe hier, wie — wie — ich weiß ſelbſt nicht recht wie. Doch ſo ohngefähr

So wie ein Vogel, der auf einem Aſt
Im ſchönſten Wald, ſich, Freiheit athmend wiegt.
Der ungeſtört die ſanfte Luft genießt.
Mit ſeinen Fittichen von Baum zu Baum
von Buſch zu Buſch ſich ſingend hinzuſchwingen.

Genug ſtellt euch ein Vögelein, auf einem grünen Aeſtelein in allen ſeinen Freuden für, ſo leb ich. Heut hab ich angefangen Collegia zu hören.

Was für? — Iſt es der Mühe wehrt zu fragen? Institutiones imperiales. Historiam iuris. Pandectas und ein privatissimum über die 7 erſten und 7 letzten Titel des Codicis. Denn mehr braucht man nicht, das übrige vergißt ſich doch. Nein gehorſamer Diener! das ließen wir

ſchön unterwege. — Im Ernſte ich habe heute zwei Collegen gehört, die Staatengeſchichte bey Profeſſor Böhmer, und bei Erneſti über Ciceros Geſpräche vom Redner. Nicht wahr das ging an. Die andre Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. —

Gottſcheden hab ich noch nicht geſehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Jfr. Obriſtleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie iſt 19 und er 65 Jahr. Sie iſt 4 Schue groß und er 7. Sie iſt mager wie ein Häring und er dick wie ein Federſack. — Ich mache hier große Figur! — Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunſt um fleißig zu ſein. In Geſellſchaften, Concert, Comoedie, bei Gaſtereyen, Abendeſſen, Spazierfahrten ſo viel es um dieſe Zeit angeht. Ha! das geht köſtlich. Aber auch köſtlich, koſtſpielig. Zum Henker das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehſt du ſie nicht mehr fliegen? Da marſchierten 2 Louisdor. Helft! da ging eine. Himmel! ſchon wieder ein paar. Groſchen die ſind hier, wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche. — Aber dennoch kann hier einer ſehr wohlfeil leben. Die Meſſe iſt herum. Und ich werde recht menageus leben. Da hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthr. was ſage ich mit 200 Rthr. auszukommen. NB. das nicht mitgerechnet, was ſchon zum Henker iſt. Ich habe koſtbaaren Tiſch. Merkt einmahl

unſer Küchenzettel. Hüner, Gänße, Truthahnen, Enten, Rebhüner, Schnepfen, Feldhüner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Faſanen, Auſtern u. ſ. w. Das erſcheinet Taglich. nichts von anderm groben Fleiſch ut sunt Rind, Kälber, Hamel u. ſ. w. das weiß ich nicht mehr wie es ſchmeckt. Und die Herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer. — Ich ſehe, daß mein Blat bald voll iſt und es ſtehen noch keine Verſe darauf, ich habe deren machen wollen. Auf ein andermahl. Sagt Kehren daß ich ihm ſchreiben werde. Ich höre von Horn, daß ihr euch ob absentiam puellarum forma elegantium beklagt. Laßt euch von ihm das Urteil ſagen daß ich über euch fällete.

Goethe.

II.

Leipzig, d. 30ten Octbr. 1765.

Lieber Rieſe.

Euer Brief vom 27ten, der mich äuſerſt vergnügt hat, iſt mir eben zugeſtellet worden. Die Verſicherung daß ihr mich liebt, und daß euch meine Entfernung leid iſt, würde mir mehr Zufriedenheit erweckt haben; wenn ſie nicht in einem ſo fremden Tone geſchrieben wäre. Sie! Sie! das lautet meinen Ohren ſo unerträglich, zumahl von meinen liebſten Freunden, daß ich es nicht

Es laſſen ſich Hände ſehen, die aus den Öffnungen heraus greifen, Rocken und Spindel faſſen und zu ſpinnen anfangen.

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Chor der Frauen von innen.

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach, ſind ſo leichte
Nicht wieder gefunden!

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

ſagen kann. Horn hat es auch ſo gemacht, ich habe mit ihm gekeift. Faſt hatte ich Luſt, mit euch auch zu keifen. Doch! Transeat! Wenn ihr es nur nicht wieder tuht. —

Ich lebe hier recht zufrieden. Ihr könnt es aus beiliegendem Briefe ſehen, der ſchon lange geſchrieben iſt; ihr würdet ihn ſchon längſt haben; wenn Horn nicht vergeſſen hätte mir eure Addreſſe zu ſenden. Die Beſchreibung von Marpurg iſt recht komiſch.

Das beſte Trauerſpiel Mädgen ſah ich nicht mehr. Wenn ihr nicht noch vor eurer Abreiſe erfahret, was ſie von Belſazar denkt; ſo bleibt mein Schickſal unentſchieden. Es fehlt ſehr wenig; ſo iſt der Fünfte Aufzug fertig. In 5füßigen Jamben.

Die Versart, die dem Mädgen wohl gefiel
der ich allein, Freund, zu gefallen wünſchte.
Die Versart, die der große Schlegel ſelbſt
und meiſt die Kritiker für's Trauerſpiel
die ſchicklichſten und die bequemſten halten.
Die Versart, die den meiſten nicht gefällt,
Den Meiſten deren Ohr ſechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt. Freund, die,
die iſt's die ich erwählt mein Trauerſpiel
zu enden. Doch was ſchreib ich viel davon.
Die Ohren gällten dir gar manchesmahl,
von meinen Verſen wieder drum mein Freund,
Erzähl ich dir was angenehmeres.
Ich ſchaute Gellerten, Gottſcheden auch
und eile jetzt ſie treu dir zu beſchreiben.

Gottſched ein Mann ſo groß alß wär er vom alten Geſchlechte
Jenes der zu Gath im Land der Philiſter gebohren,
Zu der Kinder Iſraels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja ſo ſieht er aus und ſeines Cörperbaus Größe
Iſt, er ſprach es ſelbſt, ſechs ganze Pariſiſche Schue.
Wollt ich recht ihn beſchreiben; ſo müßt ich mit einem Gremyel
Seine Geſtalt dir vergleichen, doch dieſes wäre vergebens.
Wandelteſt du geliebter auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf biß zu dem Untergang nieder,
Würdeſt du dennoch nicht einen der Gottſcheden ähnlichte finden.
Lange hab ich gedacht und endl. Mittel gefunden
Dir ihn zu beſchreiben doch lache nicht meiner, Geliebter.
Humano capiti, cervicem jungens equinam
Derisus a Flacco non sine jure fuit.
Hinc ego Kölbeliis imponens pedibus magnis,
Immane corpus crassaque Scalpulas Augusti, a)
Et magna, magni, brachiaque manusque Rolandi,
Addensque tumidum morosi Rostii b) caput.
Ridebor forsan? Ne rideatis amici.
Dieß iſt das wahre Bild von dieſem großen Mann,
So gut als ich es nur durchs Beyſpiel geben kann.
Nun nimm geliebter Freund die jetzt beſchriebnen Stücke
So zeiget glaub es mir ſich Gottſched deinem Blicke.
Ich ſah den großen Mann auf dem Catheder ſtehn,
Ich hörte was er ſprach und muß es dir geſtehn.
Es iſt ſein Vortrag gut, und ſeine Reden fließen
So wie ein klarer Bach. Doch ſteht er gleich den Rieſen,
Auf dem erhabnen Stuhl. Und kennte man ihn nicht
So wüßte man es gleich weil er ſtets prahlend ſpricht.
Genug er ſagte viel von ſeinem Kabinette
Wie vieles Geld ihn das und jen's gekoſtet hätte.

---

a) Du kennſt ihn doch? den dicken Schornſteinfeger.

b) Du wirſt dich noch des Fuchſens Vaters erinnern.

Und andre Dinge mehr, genug mein Freund Ich
uß ſchließen. Du weißt doch er hat eine Frau. Er
t wieder geheurahtet, der alte Bock! Ganz Leipzig
rachtet ihn. Niemand geht mit ihm um.

Apropos. Haſt du nicht gehört? Der Hofraht be-
ugt ſich über den Mangel der Mädgen zu Göttingen.

Zu was will er ein Mädchen?
Um die retoriſchen Figuren auszuüben
Und nach der neueſten Art recht hübneriſch*) zu lieben
Zu ſehn ob die Pretaſe ein hartes Herz erweicht.
Zu ſehn ob man durch Regeln der Liebe Zweck erreicht
Zu ſehn ob Mimeſis, die Phrase, die Sarkasmen
So voller Reitzung ſind wie Neukirchs**) Pleonasmen
Und ob er in dem Tohne, wie er den Ulſo ſingt,
Mit des Gervinus***) Verſen, das Herz der Schönen zwingt.
Und ob — Mein Blat iſt voll ich werde ſchließen müſſen.
Die Mädgen meiner Stadt und Kehren ſollt ihr grüßen.

d. 6. Nov. 1765.

Goethe.

III.

Lieber Rieſe.

Ich habe euch lange nicht geſchrieben. Verzeiht es
ir. Fragt nicht nach der Urſache! Die Geſchäfte wa-

*) Joh. Hübner, der bekannte Geograph und Hiſtoriker,
tte auch „Fragen aus der Oratorie" (Leipzig 1726—30. 5 Bde.)
ſchrieben.

**) Benjamin Neukirch, Schleſiſcher Dichter, ſt. 1729.

***) Gervinus, Advokat und Poet in Leipzig, ſt. 1746.

ren es wenigſtens nicht. Ihr lebt vergnügt in M. ich lebe hier eben ſo. Einſam, Einſam, ganz einſam. Beſter Rieſe dieſe Einſamkeit hat ſo eine gewiſſe Traurigkeit in meine Seele geprägt.

Es iſt mein einziges Vergnügen,
Wenn ich entfernt von jedermann,
Am Bache, bey den Büſchen liegen,
An meine Lieben denken kann.

So vergnügt ich aber auch da bin, ſo fühle ich dennoch allen Mangel des geſellſchaftlichen Lebens. Ich ſeufze nach meinen Freunden und meinen Mädgen, und wenn ich fühle daß ich vergebens ſeufze

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug wird trüber,
Der Bach rauſcht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher ſo ſanft erſchell.
Kein Vogel ſingt in den Gebüſchen,
Der grüne Baum verdorrt
Der Zephir der mich zu erfriſchen
Sonſt wehte, ſtürmt und wird zum Nord,
Und trägt entriſſne Blüten fort.
Voll zittern flieh ich dann den Ort,
Ich flieh und ſuch in öden Mauern
Einſames Trauern.

Aber wie froh bin ich, ganz froh. Horn hat mich durch ſeine Ankunft einem Teil meiner Schwermuht entriſſen. Er wundert ſich daß ich ſo verändert bin.

Er ſucht die Urſach zu ergründen,
Denkt lächelnd nach, und ſieht mir ins Geſicht.

Doch wie kann er die Urſach finden,
Ich weiß ſie ſelbſten nicht.

Euer Brief redet von Gevern. Glaubt denn der ehrliche Mann, daß hier die Auditores hundert weiſe ſäßen. Er war ja ehemals in Leipzig. Aber, nicht wahr, wie leer waren ſeine Hörſäle.

Ich muß doch ein wenig von mir ſelbſt reden.

Ganz andre Wunſche ſteigen jetzt als ſonſt
Geliebter Freund in meiner Bruſt herauf.
Du weißt, wie ſehr ich mich zur Dichtkunſt neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen ſchlug,
Mit dem ich die verfolgte, die ſich nur
Dem Recht und ſeinem Heiligthume weihten
Und nicht der Musen ſanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgeſtreckte Hände
Voll Sehnſucht reichten. Ach du weißt mein Freund,
Wie ſehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,
Die Muſe liebte mich und gäb mir oft
Ein Lied. So klang von meiner Leyer zwar
Manch ſtolzes Lied, das aber nicht die Musen,
Und nicht Apolle reichten. Zwar mein Stolz
Der glaubt es, daß ſo tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meiſterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern.
Und auch vielleicht, mir von der Götter Hand,
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab ſie ſchon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als ſchnell der Nebel

Von meinen Augen ſank, als ich den Ruhm
Der großen Männer ſah, und erſt vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da ſah ich erſt, daß mein erhabner Fluß,
Wie er mir ſchien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler ſieht,
Zur Sonn ſich ſchwingen und wie der hinauf
Sich ſehnt. Er ſträubt empor, und windet ſich,
Und ängſtlich ſpannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch ſchnell entſteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet ſchon
Im Taumel. Doch auf einmahl zieht der Wind
Den Odem ein. Es ſinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Werdet nicht über meinen Balimathias böſe. Lebt wohl. Horn will meinen Brief einſchließen. Grüßt den Kehr. Schreibt. Habt mehr Collegia in Zukunft. Horn ſoll 5 nehmen. Ich 6. Lebt wohl. Gewöhnt euch keine academiſtiſche Sitten an. Liebt mich. Lebt wohl. Lebt wohl.

Leipzig d. 28 Ap. 1766.

Goethe.

Goethes Briefe

an

Chr. G. Schönkopf und ſeine Tochter Käthchen.

1.*)

d 1. Octb. 1768.

Ihr Diener Hr. Schönkopf, wie befinden Sie ſich
ndame, Guten Abend Mamſell, Petergen guten
end.

NB. Sie müſſen ſich vorſtellen daß ich zur kleinen
ubentühre hineinkomme. Sie Hr. Schönkopf ſitzen
dem Canapee am warmen Ofen, Madame in
rem Eckgen hinterm Schreibetiſch, Peter liegt un-
n Ofen, und wenn Räthgen auf meinem Platze
Fenſter ſitzt; ſo mag ſie nur aufſtehen, und dem
nden Platz machen. Nun fange ich an zu dis-
riren.

---

*) Dieſe Briefe ſind im Beſitz der Frau Präſidentin Siebel
Kayne in Leipzig, der Enkelin Schönkopfs und Tochter
thchens, welche mir geſtattet hat, dieſelben bekannt zu
hen. Auch hat ſie mir eine Anzahl von Briefen Horns an
Schönkopfſche Familie anvertraut, aus welchen ich manche
uternde Notizen ausgezogen habe. Derſelben verehrten Frau
ante ich die Mittheilung intereſſanter Erinnerungen an die
endzeit ihrer Mutter, welche ich dankbar benutzt habe.

Ich bin lange Auſſengeblieben, nicht wahr? fünf ganze Wochen, und drüber daſſ ich Sie nicht geſehen, daſſ ich Sie nicht geſprochen habe, ein Fall der in drittehalbjahren nicht ein einzigmal paſſirt iſt, und hinführo leider oft paſſiren wird. Wie ich gelebt habe, das mögten Sie gerne wiſſen. Eh das kann ich Ihnen wohl erzälen, mittelmäſſig ſehr mittelmäſſig.

Apropos, daß ich nicht Abſchied genommen habe werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarſchafft war ich, ich war ſchon unten an der Türe, ich ſah die Laterne brennen, und ging biß an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzuſteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder herunter gekommen.

Ich thue alſo jetzt was ich damals hätte thun ſollen, ich danke Ihnen für alle Liebe und Freundſchafft, die Sie mir ſo beſtändig erwieſen haben, und die ich nie vergeſſen werde. Ich brauche Sie nicht zu bitten Sich meiner zu erinnern, tauſend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menſchen gedencken müſſen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Famielie ausmachte, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war, und den Sie hoffentlich manchmal vermiſſen werden. Wenigſtens ich vermiſſe Sie oft — Darüber will ich weggehen, denn das iſt immer für mich ein trauriges

Es eröffnen sich die sieben Thüren, **Marianne** tritt ohne Maske aus der mittelsten, **Sophie** und **Lucie** aus den nächsten beyden. **Das singende und tanzende Chor der Frauen** kommt nach und nach in eine gewisse Ordnung hervor. Das singende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer, Marianne zu Friedrichen; die beyden tanzenden Chöre vereinigen sich in einem Ballette; indessen singen

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und springet
In Reihen und Kranz
Die liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.

Am Rocken zu sitzen
Und fleißig zu seyn,
Das Tagwerk zu enden,
Es schläfert euch ein.

Capitel. Meine Reiſe ging glücklich, und mittelmäſig, alles habe ich hier geſund angetroffen außer meinen Großvater, der zwar wieder an der, durch den Schlag gelähmten Seite ziemlich hergeſtellt iſt, aber doch mit der Sprache noch nicht fortkann. Ich befinde mich ſo gut als ein Menſch der in Zweifel ſteht ob er die Lungenſucht hat oder nicht, ſich befinden kann; doch geht es etwas beſſer, ich nehme an Backen wieder zu, und da ich hier weder Mädgen noch Nahrungsſorgen habe die mich plagen könnten, ſo hoffe ich von Tag zu Tage weiter zu kommen.

Hören Sie Mamſell hat Ihnen mein Verwalter neulich die geringen Kleinigkeiten zugeſtellt die ich Ihnen auf Abſchlag ſchickte, und wie haben Sie ſie aufgenommen,*) die übrigen Commiſſionen ſind alle nicht vergeſſen, wenn ſie gleich nicht alle ausgerichtet ſind. Das Halstuch iſt mit dem gröſten Guſto fertig, und wird mit erſter Gelegenheit folgen, Verlangen ſie eines von inliegender Farbe, ſo dürfen Sie nur befehlen, und auch was für eine Farbe ſie drauf haben wollen. Der Fächer iſt in der Arbeit, er wird fleiſchfarb der Grund, mit lebendigen Blumen. Halten die Schue noch? Machen Sie mit Ihrem Schuſter aus ob

*) Goethe hatte ihr den ſcherzhaften Brief (1a) zugeſchickt.

er ſie, wenn ſie recht feſt gemahlt ſind, ſo in acht nehmen will daß er ſie nicht verdirbt, wenn er ſie macht, und dann ſchicken Sie mir Ihr Schuemuſter und da will ich Ihnen mahlen ſo viel ſie wollen, und von was Farben Sie wollen, denn es geht geſchwind. Was andere Dinge mehr ſind wird die Zeit fügen. Schreiben Sie mir wann Sie wollen nur noch Vorm erſten November, denn da ſchreibe ich wieder an Sie und mehr, ich weiß doch Lieber Hr. Schönkopf daß ſie nicht ſelbſt ſchreiben, aber treiben Sie Käthgen ein Bißgen, daß ich bald Nachricht von euch kriege. Nicht wahr Madame das wäre unbillig wenn ich nicht wenigſtens alle Monate einen Brief aus dem Hauſe bekäme, wo ich bißher alle Tage drinne war. Und ſchreibt ihr mir nicht; ſo thuts nichts den erſten November ſchreib ich wieder.

Empfelungen, an Mad. Oberm. Hr. Obermann Madſille Obermann ganz beſonders, Hr. Reich, Hr. Junius, ferner Madſille Weidemann die Sie um Vergebung bitten müſſen daß ich nicht Abſchied genommen habe. Adieu alle zuſammen. Käthgen wenn Sie mir nicht ſchreiben ſo ſollen Sie ſehen.

fortgeſchickt d 3ten Octbr.

1a.

Mademoiſelle,

Hr. Goethe dem bekanndt iſt, daß Scheere, Meſſer,
d Pantoffeln, diejenigen Mobilien ſind die am
iſten bey Ihnen auszuſtehen haben, ſchicket Ihnen
rmit, eine mittelmäſige Scheere, ein gutes Meſſer,
d Leder zu zwey Paar Pantoffeln. Sie ſind alle von
tem Stoffe, dauerhafft, und mein Herr hat ihnen
ch überdieß die möglichſte Geduld anbefohlen, doch
er glaubt ich nicht daß Klingen und Leder ſo lange
Ihnen aushalten werden als Er. Nehmen Sie
r's nicht übel, ich ſage wie ich's denke, drittehalb-
re das können Sie weder von einem Pantoffel noch
einem Meſſer, noch von — das laſſ ich dahinge-
lt ſeyn — Verlangen, denn grauſam gehen Sie
allem um was ſich unter Ihre Herrſchafft begiebt
r begeben muß. Zerreiſen und zerbrechen ſie alles,
Oſtern, da ſteht Ihnen neue Waare zu Dienſten,
erinnern Sie Sich manchmal bey dieſen Kleinig-
en, daß mein Herr noch beſtändig wie ſonſt Ihnen
eben iſt. Selbſt hat er nicht an Sie ſchreiben wol-
, um ſein Gelübte, nie vor dem erſten eines Mo-
s Ihnen einen Brief zu ſchicken, nicht zu brechen.

Mittlerweile, das iſt, zwiſchen heut und dem erſten October, empfiehlt er ſich durch mich ganz ergebenſt, und ich nehme dieſe Gelegenheit, mich Ihnen Gleichfalls zu empfelen.

Michel, ſonſt Herzog genannt, nach Verluſt ſeines Herzogtums aber, wohlbeſtellter Pachter auf des gnädigen Herren hochadelichen Rittergütern.*)

II.

Frankfurt am 1. Nov. 68.

Meine geliebteſte Freundin,

Noch immer ſo munter, noch immer ſo boshafft. So geſchickt das gute von einer falſchen Seite zu zeigen, ſo unbarmherzig einen Leidenden auszulachen, einen

*) Mit Beziehung auf die S. 32 erwähnte Aufführung des Luſtſpiels von Krüger, in welchem ein Knecht Michel, der eine Nachtigall gefangen und von dem hohen Preiſe derſelben gehört hat, mit dem Ertrage immer mehr zu gewinnen und zuletzt ein Herzogthum zu kaufen ſich träumt, und ſchon als eingebildeter Herzog gegen ſeinen Herrn und deſſen Tochter Hannchen ſich beträgt. Da läßt er, wie er ſeine Pläne dem ſtaunenden Mädchen ausmalt, ſeine Nachtigall fliegen, wird wieder vernünftig und tröſtet ſich mit ihrer Liebe.

Klagenden zu verſpotten, alle dieſe liebenswürdige Grauſamkeiten, enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der Minna anders ſchreiben.

Ich danke Ihnen für eine ſo unerwartet ſchnelle Antwort, und bitte Sie auch inskünftige, in angenehmen muntern Stunden an mich zu dencken, und wenn es ſeyn kann an mich zu ſchreiben; Ihre Lebhafftigkeit, Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu ſehen, iſt mir eine der gröſſten Freuden, er mag ſo leichtfertig, ſo bitter ſeyn als er will.

Was ich für eine Figur geſpielt habe, das weiſſ ich am beſten, und was meine Briefe für eine ſpielen, das kann ich mir verſtellen. Wenn man ſich erinnert, wie's andern gegangen iſt, ſo kann man ohne Wahrſager Geiſt rahten, wie's Einem gehen wird; Ich binn's zufrieden, es iſt das gewöhnliche Schickſaal der Verſtorbenen, daſſ Ueberbliebene und Nachkommende auf ihrem Grabe tanzen.

Was macht denn unſer Principal, unſer Directeur, unſer Hofmeiſter, unſer Freund Schoenkopf?

Gedenckt er noch manchmal an ſeinen erſten Acteur, der doch dieſe Zeit her, in allen Luſt und Trauerſpielen, die ſchweren und beſchwerlichen Rollen, eines Verliebten und Betrübten, ſo gut, und ſo natürlich als möglich, vorgeſtellt hat. Hat ſich noch niemand gefunden,

der meine Stelle wieder begleiten mögte, ganz mögte ſie wohl nicht wieder beſetzt werden; zum Herzog Michel finden Sie eher zehn Acteurs, als zum Don Saſſafras*) einen einzigen. Verſtehen Sie mich?

Unſre gute Mama hat mich an Starckens Handbuch**) erinnern laſſen, ich werde es nicht vergeſſen. Sie haben mich an Gleimen erinnern laſſen; ich werde nichts vergeſſen. Ich denke in Abweſenheit ſo gut als gegenwärtig, dem Verlangen derer die ich liebe gnüge zu thun. Ihre Bibliothek fällt mir ſehr oft ein, ehſtens ſoll ſie vermehrt werden, verlaſſen Sie Sich drauf. Halte ich gleich nicht immer was ich verſprochen, ſo thue ich doch oft mehr als ich verſpreche.

Sie haben Recht, meine Freundinn, daß ich jetzt für das geſtraft werde, was ich gegen Leipzig geſündigt habe, mein hieſiger Aufenthalt, iſt ſo unangenehm, als mein Leipziger angenehm hätte ſeyn können, wenn gewiſſen Leuten gelegen geweſen wäre, mir ihn angenehm zu machen. Wenn Sie mich ſchelten wollen, ſo müſſen Sie billig ſeyn, Sie wiſſen was mich unzufrieden, launiſch, und verdrüßlich machte, das Dach war gut, aber die Betten hätten beſſer ſeyn können, ſagt Franziska.

*) S. S. 82. Dieſer Theaterheld iſt nicht ausfindig gemacht.

**) Wahrſcheinlich H. Fr. Stark, tägliches Handbuch in guten und böſen Tagen. Zuſ. a. M. 1739.

Apropos was macht unſre Franziska, verträgt ſie ſich bald mit Juſten? Ich dencke's. So lang der Wachtmeiſter noch da war, nun da dachte ſie an ihr Verſprechen, jetzt da er nach Perſien iſt, eh nun, aus den Augen aus dem Sinn, da nimmt ſie lieber einen Diener, den ſie ſonſt nicht mochte, als gar keinen. Grüßen Sie mir das gute Mädgen. Sie formaliſiren Sich über das ganz beſondere Compliment an Ihre Nachbarinn.*) Was für Sie übrig bleibt? Was das für eine Frage iſt. Sie haben meine ganze Liebe, meine ganze Freundſchafft, und das allerbeſonderſte Compliment, iſt doch noch lange nicht der tauſendſte Teil davon, das wiſſen Sie auch, ob Sie gleich zur Plage, oder Unterhaltung, Ihres Freundes (denn beydes heißt bei Ihnen einerley) thun als ob Sie es nicht wüßten, wie Sie es in mehr Stellen Ihres Briefes getahn haben, z. E. in der Stelle vom Abſchied pp. das ich übergehe.

Zeigen Sie dieſen Brief, und wenn ich bitten darf

*) Mlle. Ebermann (ſ. S. 70), deren Eltern Schönkopfs gegenüber wohnten. Auch Horn läßt bald „die beiden guten Mädchen in Ihrer Nachbarſchaft" grüßen, bald „die hubſche Jungfer Nachbarin", auch ſeine Jungfer Gevatterin; doch nennt er auch eine gewiſſe Mamſell Lauer. Man merkt an dem Ton, daß es dabei auf eine Neckerei abgeſehen war.

alle meine Briefe, Ihren Eltern, und wenn Sie wollen, Ihren **beſten Freunden**, aber niemand weiter; Ich ſchreibe, wie ich geredet habe, aufrichtig, und dabey wünſche ich, daſſ es niemand, wer es falſch auslegen könnte zu ſehen kriegte. Ich binn wie immer, unaufhörlich

ganz der Ihrige
J. W. Goethe.

III.

Franckf. am 30. Dec. 68.

Meine beſte, ängſtliche
Freundinn

Sie werden ohne Zweifel zum neuen Jahre, durch Hornen die Nachricht von meiner Geneſung erhalten haben; und ich eile es zu beſtättigen. Ja meine Liebe, es iſt wieder vorbey, und inskünftige müſſen Sie Sich beruhigen wenn es ja heiſſen ſollte: Er liegt wieder! Sie wiſſen meine Conſtitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat ſie ſich wieder zurechte geholfen; diesmal war's arg, und ſah noch ärger aus als es war, und war mit ſchrecklichen Schmerzen verbunden. Unglück iſt auch gut. Ich habe viel in der Kranckheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben

hätte lernen können. Es ist vorbey und ich binn wieder ganz munter, ob ich gleich drey volle Wochen nicht aus der Stube gekommen binn, und mich fast niemand besucht, als mein Docktor, der Gott sey Danck ein liebenswürdiger Mann ist. Ein närrisch Ding um uns Menschen, wie ich in munterer Gesellschafft war, war ich verdrüsslich, jetzt binn ich von aller Welt verlassen, und binn lustig; denn selbst meine Kranckheit über, hat meine Munterkeit meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten. Das Neujahrslied, das sie auch werden empfangen haben, habe ich in einem Anfall von groser Narrheit gemacht, und zum Zeitvertreibe drucken lassen.*) Uebrigens zeichne ich sehr viel, schreibe Mährgen, und binn mit mir selbst zufrieden. Gott gebe mir das neue Jahr was mir gut ist, das geb er uns allen, und wenn wir nichts mehr bitten als das; so können wir gewiß hoffen dass er's uns giebt. Wenn ich nur biss in Aprill komme, ich will mich gern hinein schicken lassen. Da wird's besser werden hoffe ich, besonders kann meine Gesundheit täglich zunehmen, weil man nun eigentlich weiss was mir fehlt. Meine Lunge ist so ge-

*) Dieser Druck findet sich in dem „Cataleg einer Goethe-Bibliothek" nicht verzeichnet und scheint sich der Aufmerksamkeit auch der sorgsamsten Sammler bis jetzt entzogen zu haben.

ſund als möglich, aber am Magen ſitzt was. Und im Vertrauen man hat mir zu einer angenehmen vergnüglichen Lebensart Hoffnung gemacht, ſo daß meine Seele ſehr munter und ruhig iſt. Sobald ich wieder beſſer bin, werde ich ausgehen in fremde Lande, und es ſoll nur auf Sie und noch jemand ankommen, wie bald ich Leipzig wiederſehen ſoll; Inzwiſchen denke ich nach Franckreich zu gehen, und zu ſehen wie ſich das franzöſiſche Leben lebt, und um franzöſich zu lernen. Da können Sie Sich vorſtellen was ich ein artiger Menſch ſeyn werde, wenn ich wieder zu Ihnen komme. Manchmal fällt mir's ein, daß es doch ein närriſcher Streich wäre, wenn ich trutz meiner ſchönen Projecten vor Oſtern ſtürbe. Da verordnete ich mir einen Grabſtein, auf dem Leipziger Kirchhof, daß ihr doch wenigſtens alle Jahr am Johannes, als meinem Nahmens Tag, das Johannismännchen, und mein Denkmal beſuchen möget.*) Wie meynen Sie?

Empfelen Sie mich Ihren Eltern zu beſtändiger Freundſchafft, Küſſen Sie Ihre liebe Freundinn, und

*) Es iſt noch Sitte in Leipzig am Johannistag den Kirchhof zu beſuchen und die Gräber mit Blumen zu ſchmücken; auch wird dann die in Holz geſchnitzte Figur des Johannismännchen auf dem Brunnen aufgeſtellt und bekränzt.

Drum tanzet und ſpringet,
Erfriſcht euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gebt Hoffnung und Muth.

Vorſtehendes Tutti wird mit Abſätzen geſungen, zwiſchen welchen der Ballettmeiſter in Geſtalt des Dämons ein Solo und mit den erſten Tänzerinnen zu zwey auch zu drey tanzt. Überhaupt wird die ganze Anſtalt des vierten Aktes völlig ſeinem Geſchmacke überlaſſen.

Lila, welche ſich während des vorher gehenden Tanzes manchmal blicken laſſen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und fröhlichen Farben gezieret. So ſind' ich euch denn alle hier zuſammen! Wie lange hab' ich euch entbehren müſſen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie iſt's durch deine Gegenwart! Sey uns willkommen, Schweſter!

dancken Sie ihr für den Anteil den Sie an mir nimmt; ich werde bald an ſie ſchreiben.

Ihre Nachbarinn bedaur' ich; ſollte das nicht den gröſten Strich in die Rechnung des verliebten Paars machen? Die armen Leute! Sie ſind in groſſer Noth, und unſer Herr Gott mag ihnen helfen oder nicht, ſo werden ſie's ihm nicht dancken, das werden Sie erleben, und darnach ſagen Sie: hat's Goethe nicht geſagt. Es iſt gar zu ein gros Ding um den Ehſtand heut zu Tage, und kein's von beyden, wenigſtens gewiß, eins von beyden, hat nicht für einen Sechſer Ueberlegung. Heiliger Andreas, komm, und tuh ein Wunder, oder es giebt eine Sau. NB. daſſ niemand den Artickel ſieht als wem er nütz iſt. Leben Sie wohl meine Liebe, ich binn, krank wie Geſund

ganz der Ihrige
Goethe

IV.

Franckfurt am 31 Jan
1769

Heute oder Morgen, es iſt einerley wann ich ſchreibe, wenn Sie nur erfahren wie's mit mir iſt. Es muſſ beſſer in Leipzig ſeyn als hier. Es ſchreibt weder Hern noch Sie, noch ein anderer; vielleicht

habt ihr Bälle und Faſtnachts Schmäuſſe, zu der Zeit da ich im Elend ſitze. Traurig Carnaval. Seit vierzehn Tagen, ſitz ich wieder feſt. Im Anfange dieſes Jahrs, war ich auf Parole losgelaſſen, das bisgen Freyheit iſt auch wieder aus, und ich werde wohl noch ein Stückgen Februar im Käfigt zubringen. Denn Gott weis wenn's alle wird, ich binn aber ganz ruhig darüber, und ich hoffe, Sie werden es auch ſeyn. Den dritten März binn ich ſchon ein Halbjahr hier, und auch ſchon ein Halbjahr krank, ich habe an dem Halbenjahr viel gelernt. Ich dencke Horn ſoll die Zeit über auch mehr gelernt haben, wir werden einander nicht mehr kennen, wenn wir einander wiederſehen. Gewiß Horn hat nicht halb ſo viel Luſt mich zu ſehn als ich ihn. Der gute Menſch ſoll aus Leipzig, und hat kein Blut geſpien. Das mag ſchwer ſeyn. Sie ſind ſo luſtig, ſagte ein ſächſiſcher Officier zu mir, mit dem ich den 28 Aug. in Naumburg zu Nacht aß, ſo luſtig und haben heute Leipzig verlaſſen. Ich ſagte ihm, unſer Herz wiſſe offt nichts von der Munterkeit unſers Bluts. Sie ſcheinen unpäſſlich, fing er nach einer Weile an. Ich binns würklich, verſetzt ich ihm, und ſehr, ich habe Blut geſpien. Blut geſpien, rief er, ja, da iſt mir alles deutlich, da haben ſie ſchon einen groſen Schritt aus der Welt gethan, und Leipzig muſte ihnen gleichgültig

erden, weil ſie es nicht mehr genieſſen konnten. Ge-
offen, ſagt ich, die Furcht vor dem Verluſt des Le-
ens, hat allen andern Schmerz erſtickt. Ganz natür-
ch, fiel er mir ein, denn das Leben bleibt immer das
ſte, ohne Leben iſt kein genuſſ. Aber fuhr er fort,
t man ihnen nicht auch den Ausgang leicht ge-
acht. Gemacht? fragt' ich, wie ſo. Das iſt ja
utlich, ſagte er, von Seiten der Frauenzimmer; Sie
aben die Mine, nicht unbekannt unter dem ſchönen
eſchlecht zu ſeyn. — Ich bückte mich für's Compli-
ent. — Ich rede wie ich's meyne, fuhr er fort, ſie
einen mir ein Mann von Verdienſten, aber ſie ſind
auck, und da wette ich zehen gegen nichts, kein Mäd-
n hat ſie beym Ermel gehalten. Ich ſchwieg, und
chte. Nun ſagte er und reichte mir die Hand übern
iſch, ich habe zehen Thaler an ſie verlohren, wenn
auf ihr Gewiſſen ſagen: Es hat mich eine gehalten.
ey ſagt ich Hr. Captain und ſchlug ihm in die Hand,
ie behalten ihre Zehen Tahler. Sie ſind ein Kenner,
d werfen ihr Geld nicht weg. Bravo, ſagt er, dann
ich daſſ ſie auch Kenner ſind. Gott bewahre ſie
rinn, und wenn ſie wieder geſund werden, ſo werden
Nutzen von dieſer Erfahrung haben. Ich — und
n ging die Erzählung, ſeiner Geſchichte los die ich
rſchweige, ich ſaſſ und hörte mit Betrübniſſ zu, und

ſagte am Ende, ich ſey confundirt, und meine Geſchichte und die Geſchichte meines Freunds Don Saſſafras, hat mich immer mehr von der Philoſophie des Hauptmanns überzeugt.

Unglücklicher Horn! Er hat ſich immer ſo viel auf ſeine Waden eingebildet, jetzt werden ſie ihm zum Unglück gereichen. Laſſt ihn nur lebendig weg.*) Satt ſehen könnt ihr euch noch an ihm, denn er iſt der letzte Franckfurter in Leipzig, der gerechnet wird, und wenn der fort, da könnt ihr warten biß ihr wieder einen zu ſehen kriegt. Doch tröſtet euch, ich komme bald wieder.

Du lieber Gott, jetzt binn ich wieder luſtig, mitten in den Schmerzen. Wenn ich auch nicht ſo munter wäre wie wollt ich's aushalten? Faſt zwey Monat, an einem fort ganz eingeſperrt.

Leben Sie wohl beſte Freundinn, grüſſen Sie Ihre Eltern, und ihre Freundinn, und wenn Sie einmal

---

*) Horn kam Anfangs April wieder nach Franckfurt. In ſeinem erſten Briefe heißt es: „Goethe läßt Sie grüßen, Mamſel! Er ſieht immer noch ungeſund aus und iſt ſehr ſtyride geworden. Die Reichsluft hat ihn ſchon recht angeweht. Ich muß machen, daß ich wieder wegkomme, ſonſt geht es mir ebenſo und ich bin doch noch zu jung um ſtyride zu werden. Die Zeit wird mir aber entſetzlich lange, ob ich gleich ſelten allein bin. Goethe ſpricht, ich ſollte mich hängen, aber hier mag ich nicht; wenn ich klug geweſen wäre, ſo hätte ich mich in Leipzig hängen ſollen."

ſchreiben, ſo berichten Sie mir wie die Glieder der ehemahligen Sonntägigen Geſellſchafft jetzt unter einander ſtehen. Lieben Sie mich

kranck oder geſund
biß an den Todt
Ihr Freund Goethe

V.

Franckf. am 1ſten Juni 1769.

Meine Freundinn.

Aus Ihrem Brief an Hornen*) habe ich Ihr Glück, und Ihre Freude geſehen, was ich dabey fühle, was

*) Sie hatte im Mai Horn ihre Verlobung mit Dr. Kanne angezeigt. Darauf ſchrieb ihr dieſer einen Brief, den ich zur Vergleichung mit den Goetheſchen mittheile.

Franckfurth d. 26 May 1769.

Werthgeſchätzte Jungfer Braut!

Ohne Waſſer wurden wir verdurſten, ohne Brod verhungern und ohne den Eheſtand würde unſer Leben kaum halb ſo angenehm ſeyn. Wie glücklich ſind Sie, beſte Jungfer Braut, daß Sie ſich in einen Stand begeben wollen, der auch von den wildeſten Nationen für den glücklichſten gehalten wird. — Ich als ordentlich inſtallirter Schulmeiſter und Hochzeitbitter allhier zu Franckfurth und Sachſenhauſen, empfinde darüber ein recht herzliches Vergnügen und ſchätze mich beſonders glücklich, daß ich die Ehre habe, ſowohl Ihnen als auch reſpective dem Hrn. Bräutigam hierzu Glückwün-

ich für eine Freude darüber habe, das können Sie Sich vorstellen, wenn Sie Sich noch vorstellen können, wie

---

schen zu können. — Wir Menschen suchen unser grösstes Glück in dem gesellschaftlichen Umgang mit anderen, aus diesem Umgang entsteht nun, wenn es lauter Mannsversonen sind, die Freundschafft, und wenn Frauenzimmer dazu kommen, die Liebe, aus der Liebe die Ehe, aus der Ehe Kinder, aus den Kindern Enckel und so weiter. — Da nun meine werthe Jungfer Braut Ihnen alles dieses bevorsteht, so verursacht mir dieses wie billig eine außerordentliche Freude in meinem Schulmeisterlichen Hertzen. Wollte der Himmel, daß ich bei Ihrem Ehrentage tranchiren und mit meiner gantzen Gemeinde bei Ihrer Trauung das Lied: Wie schön ists doch! anstimmen konnte. Weil nun aber dieses wegen einer viertzigmeiligen Entferntheit unmöglich, so bleibt mir nichts anders übrig, als daß ich meine Amtsdienste vielleicht in eine poetische Ausdünstung verwandle und anstatt des tranchirens und Vorsingens an Ihrem Ehrentage Ihnen die fröliche Ausrufung meiner traurigen Muse überschicke. — Bitte deswegen demuthigst mir den Tag Ihrer Hochzeit bekannt zu machen, damit sich darnach richten könne

Ihr

Freund

Horn

Schulmeister und Ludimagister

zu Franckf. und Sachsenhausen.

Nachschrifft (zu Deutsch: Postscriptum)

Der König Horn läßt sich erkundigen, wie sich seine Ministers in dem hohen Schönkopfischen Hause befinden. Auch ertheilt er hiermit allen denen, die sich in demselben ehelich verlebt haben, die Erlaubniß die Hochzeit, sobald es nur Ihnen gefallt, rechtmäßig und mit allen Ceremonien zu vollziehen. So gegeben in seiner Residentz Stadt Franckfurth am Mayn d. 22 May 1769,

Hornius Rex.

ſehr ich Sie liebe. Grüſſen Sie Ihren lieben Doctor, und empfelen Sie mich Seiner Freundſchafft. Warum ich ſo lange nicht geſchrieben habe, das könnte wohl ſtrafbar ſeyn wenn Sie meine Briefe mit Ungedult erwartet hätten; das wuſſte ich aber, und drum ſchrieb

---

Aber doch im Ernſte geſprochen! Ich empfinde eine herzliche Freude, wenn ich itzo an das Schönkopfiſche Haus gedencke. Herr und Madam ſind vergnügt, Mamſel eine Braut, Peter ſieht der gantzen affaire mit Gelaſſenheit zu, furwar, das muß mir recht angenehm ſeyn, wenn Sie wiſſen, wie vielen Antheil ich jederzeit an Ihrer Freude genommen habe. Wollte der Himmel, daß ich nur dabey ſeyn könnte am Hochzeittag, gewiß es ſollte noch einmal ſo luſtig zugehen. Sie kennen mich ja. Ich ſpielte ohne Ruhm zu melden immer die luſtige Perſon. Doch fur itzo iſt mir aller Muth luſtig zu ſeyn vergangen. Sie wiſſen was ich verloren habe. Ich führe hier ein gantz verdammtes Leben. Ich ſtudire zum toll werden, weil ich mir mit nichts anders die Zeit vertreiben kann. Manchmal kriege ich einen Brief von Leipzig und der macht mich wieder aufgeräumt, ich habe ihn aber kaum geleſen, ſo verfalle ich in meine alte Melancholie. Wer weiß ob ich in meinem Leben wieder nach Leipzig komme. Ob ich jemals ſo glücklich ſeyn werde wie mein Freund Kanne durch Sie geworden iſt. Man kann zwar nicht alle Hoffnung aufgeben, aber doch iſt mein Glück noch ſehr ungewiß. — Liebſte Freundin vergeſſen Sie mich nicht. Gedencken Sie in Ihrem Glücke noch manchmal an die unglücklichen. Erinnern Sie ſich meiner und meiner Conſtantie an Ihrem Hochzeittage. Ich wunſche Ihnen eben ſoviel Glück, als wir itzo unglücklich ſind. — Leben Sie wohl und tröſten Sie bald mit einem Brief

Ihren

Grüſſen Sie den Obereinnehmer. — aufrichtigen Freund
Goethe wird eheſtens an Sie ſchreiben. — Horn.

ich nicht, es war bisher eine Zeit für Sie, da ein Brief von mir so wenig Ihrer Aufmerksamkeit werth war als die Erlanger Zeitung und alles zusammengenommen, so bin ich doch nur ein abgestandener Fisch, und ich wollte schwören — Doch ich will nicht schwören, Sie möchten glauben es wäre mein Ernst nicht. Horn fängt an sich zu erholen, wie er ankam, war gar nichts mit ihm zu thun. Er ist so zärtlich, so empfindsam für seine abwesende Ariane daß es komisch wird. Er glaubt im Ernste was Ihr Brief ihm versichert daß Constantie*) bleich für Kummer geworden wäre. Wenns aufs bleich werden ankommt, so sollte man denken er liebte nicht starck denn er hat röthere Backen als jemals.**) Wenn ich ihm versichere Liekgen würde sich an ihrer Freundinn Exempel spiegeln, und nach und nach einsehen lernen pp, so flucht er mir den Hals voll, und

*) Horn hatte ein Liebesverhältniß mit Sophie Constantie Breitkopf, von dem der Vater nichts wußte, dessen in seinen Briefen fortwährend Erwähnung geschieht. Später verehelichte sie sich mit Dr. Oehme und starb 1819.

**) „Liebste Freundin", schreibt Horn an Kathchen (30. Juni 1769), „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie dem glauben, was Ihnen Goethe von mir blos in Spaß geschrieben hat. Sind denn rothe Backen immer das sichere Zeichen des Zustandes unserer Seele? Ich bitte Sie, meine Freundin, machen Sie mir keine Vorwürfe, die ich nicht verdiene."

ſchickt mich mit meinen Exemplen zum Teufel, er ſchwört daß die Buchſtaben der Zärtlichkeit die ſeine mächtige Liebe in ihr Herz geſchrieben unauslöſchlich ſeyn. Der gute Menſch bedenckt nicht daß Mädgen Herzen nicht Marmor ſeyn dürffen. Das liebenswürdigſte Herz iſt das welches am leichtſten liebt, aber das am leichteſten liebt vergißt auch am leichtſten. Doch er denckt daran nicht, und hat recht, es iſt eine gräßliche Empfindung ſeine Liebe ſterben zu ſehen. Ein unerhörter Liebhaber iſt lange nicht ſo unglücklich als ein verlaſſener, der erſte hat noch Hoffnung, und fürchtet wenigſtens keinen Haß, der andre, ja der andre — wer einmal gefühlt hat was das iſt aus einem Herzen verſtoßen zu werden das ſein war, der mag nicht gerne daran dencken geſchweige davon reden.

Conſtantie iſt ein gutes Mädgen, ich wünſch ihr einen Tröſter; keinen von den leidigen, die ſagen: Ja, es iſt nun einmal ſo, man muß ſich zufrieden geben; ſondern ſo einen Tröſter, der einem durch die Sache tröſtet, indem er einem alles wieder erſetzt was man verlohren hat.*) O ſie wird nicht lange eines mangeln. Geben Sie drauf acht liebe Freundinn, wenn Sie

*) Vgl. den Brief bei Schöll, Briefe und Aufſätze von Goethe S. 23 ff.

jemand ſehen der ſie ſo führt, und mit ihr ſpazieren geht, und — nun das wiſſen Sie ja was alles dazugehört, woran man merkt, daß es nicht juſt iſt; ſo ſchreiben Sie mir's, Sie können Sich leicht vorſtellen, warum es mich freuen wird.

Meine Lieder ſind immer noch nicht gedruckt, ich wollte Ihnen gerne wenn ſie fertig wären, ein Exemplar davon ſchicken; aber ich habe nur niemanden in Leipzig dem ich es auftragen könnte. Wenden Sie die Paar Groſchen die ſie koſten werden an mich, und laſſen Sie manchmal Petern eins ſpielen, wenn Sie an mich denken wollen. Wie ich die Lieder machte, da war ich ein andrer Kerl als ich jetzt bin. Das arme Füchslein! Wenn Sie ſehen ſollten was ich den ganzen Tag treibe, es iſt ordentlich lächerlich.

Das Schreiben wird mir ſauer, beſonders an Sie. Wenn Sie es nicht apart befehlen ſo kriegen Sie keinen Brief wieder vor dem October. Denn meine liebe Freundinn ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren beſten Freund nennen, ſo iſt doch um den beſten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Menſch mag eingemachte Bohnen ſo lang man friſche haben kann. Friſche Hechte ſind immer die beſten, aber wenn man fürchtet, daß ſie gar verderben mögen, ſo ſalzt man ſie ein, beſonders wenn man ſie verführen

Lila. Willkommen, meine Sophie! meine Lucie, willkommen! Marianne, bist du es wirklich?

Marianne. Umarme mich, theure Freundinn! Alle begrüßen sie, umarmen sie, küssen ihr die Hände.

Lila. Wie wunderlich seyd ihr angezogen?

Lucie. Bald hoffen wir von diesen Kleidern, von diesem lästigen Schmucke befreyt zu seyn.

Lila. Welch eine seltsame Erscheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennst du mich nicht, meine Freundinn?

Lila. Sagt mir, woran ich bin? Es kommt mir alles, ich komme mir selbst so wun-

will. Es muſſ Ihnen doch komiſch vorkommen wenn Sie an all die Liebhaber dencken, die Sie mit Freundſchafft eingeſalzen haben, groſe und kleine, krumme und grade, ich muſſ ſelbſt lachen wenn ich dran dencke. Doch Sie müſſen die Correſpondenz mit mir nicht ganz abbrechen, für einen Pöckling bin ich doch immer noch artig genug.*)

Apropos daſſ ich's nicht vergeſſe, da ſchicke ich Ihnen was, machen Sie mit was Sie wollen, entweder für Sie auf den Kopf, oder für jemand anders um die Hände. Das Halstuch und der Fächer ſind noch nicht um einen Fingerbreit weiter. Sehen Sie, ich bin aufrichtig, wenn ich was mahlen will ſo bleibt mir's im Hals ſtecken. Nur in Frühlingstagen ſchneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze, Verzeihen Sie mir, die Erinnerung iſt mir zu traurig, wenn ich das für Sie thun ſoll was ich gethan habe ohne mehr zu ſeyn als ich bin.

*) Vgl. das Gedicht bei Schöll, Gedichte und Aufſätze von Goethe S. 233 f.:

Warum ſiehſt Du Lina verdammt, den Sprudel zu trinken?
Wohl hat ſie es verdient an Allen, die ſie beſchädigt
Und zu heilen vergeſſen; die an der Quelle des Leide
Becher auf Becher nun ſchlurfen: die gichtiſchen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu ſpülen, und will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundſchaft ſich zu kurieren.

Ich habe Ihnen immer geſagt daſſ mein Schickſaal von dem Ihrigen abhängt. Sie werden vielleicht bald ſehn wie wahr ich geredet habe, vielleicht hören Sie bald eine Nachricht die Sie nicht vermuthen. Grüßen Sie Ihre lieben Eltern, und wer zu Ihrer Familie gehört. Empfelen Sie mich dem Obereinnehmer.*) Ich bin ſo viel als möglich

Ihr ergebenſter Freund
G.

VI.

F. d 26. Aug. 1769

Meine liebe Freundinn,

Ich dancke Ihnen für den Anteil den Sie an meiner Geſundheit nehmen, und ich muß Ihnen zum Troſte ſagen, daſſ das letzte Gerücht von meiner Krankheit, eben nicht ſo ganz gegründet war, ich befinde mich erträglich, freylich manchmal weniger als ich es wünſchen mögte. Sie können Sich vorſtellen daſſ es nichts als Indiſpoſition war, warum ich Ihnen ſo lange nicht geſchrieben habe, vielleicht werden bald andre Urſachen

*) Obergeleitseinnehmer Richter, auch in den Oeferſchen Briefen erwähnt.

Sie abhalten mir zu ſchreiben. Es iſt ſonderbar, heut vor einem Jahre ſah ich Sie zum letztenmal, es iſt ein närriſches Ding um ein Jahr, was alles ſein Geſicht in einem Jahre verändert; ich wette wenn ich Sie wiederſehen ſollte, ich kennte Sie nicht mehr. Vor drey Jahren hätte ich geſchworen es würde anders werden als es iſt. Man ſoll für nichts ſchwören behaupte ich. Es war eine Zeit da ich nicht fertig werden konnte mit Ihnen zu reden, und jetzt will all mein Witz nicht hinreichen, eine Seite an Sie zu ſchreiben. Denn ich kann mir nichts dencken was Ihnen angenehm ſeyn könnte. Wenn Sie mir einmal ſchreiben, daſſ Sie glücklich ſind, daſſ Sie ohne Ausnahme glücklich ſind, das wird mir angenehm ſeyn. Glauben Sie das? Horn läſſt Sie grüſſen, er iſt unglücklicher als ich. Wie aber alles wunderlich ausgetheilt iſt, ſo hilft ihm ſeine Narrheit ſehr zur Cur von ſeiner Leidenſchafft. Leben Sie wohl liebe Freundinn, Grüſſen Sie mir die l. Mutter und Peter. Ich binn heute unerträglich. Wenn ich in Leipzig wäre, da ſäſſe ich bei Ihnen und machte ein Geſicht. Wie Sie ſich dergleichen Spectakel noch erinnern können. Doch nein, wenn ich jetzt bey Ihnen wäre, wie vergnügt wollte ich leben. O könnte ich die drittehalb Jahre zurückrufen. Kätgen, ich ſchwöre es Ihnen liebes Käthgen ich wollte geſcheuter ſeyn. G.

VII.

Frankfurt am 12 Dec. 1769.

Meine liebe, meine theure Freundinn,

Ein Traum hat mich dieſe Nacht erinnert, daß ich Ihnen eine Antwort ſchuldig binn. Nicht als wenn ich es ſo ganz vergeſſen hätte, nicht, als wenn ich nie an Sie dächte, nein meine Freundinn, jeder Tag ſagt mir was von Ihnen und von meinen Schulden. Aber es iſt ſeltſam, und es iſt eine Empfindung die Sie vielleicht auch kennen werden, die Erinnerung an Abweſende, wird durch die Zeit, nicht ausgelöſcht, aber doch verdeckt. Die Zerſtreuungen unſres Lebens, die Bekanntſchaft mit neuen Gegenſtänden, kurz jede Veränderung unſres Zuſtandes, thun unſrem Herzen das was Staub und Rauch einem Gemählde thun, ſie machen die feinen Züge ganz unkenntlich, daß man nicht weiß wie es ausſieht. Tauſend Dinge erinnern mich an Sie, ich ſehe tauſendmal Ihr Bild, aber ie ſchwach, und eßt mit ſo wenig Empfindung, als wenn ich an jemand fremdes gedächte, es fällt mir eßt ein, daß ich Ihnen eine Antwort ſchuldig binn, ohne daß ich den geringſten Zug empfinde Ihnen zu ſchreiben. Wenn ich nun Ihren gütigen Brief leſe, der ſchon etliche Monate alt iſt, und

Ihre Freundſchafft ſehe, und Ihre Sorge für einen Unwürdigen, da erſchrecke ich vor mir ſelbſt, und empfinde erſt, was für eine traurige Veränderung in meinem Herzen vorgegangen ſeyn muſſ, daſſ ich ohne Freude dabey ſeyn kann, was mich ſonſt in den Himmel gehoben haben würde. Verzeihen Sie mir das! Kann man einem Unglücklichen verdenken daſſ er ſich nicht freun kann. Mein Elend hat mich auch gegen das Gute ſtumpf gemacht, was mir noch übrig bleibt. Mein Körper iſt wieder hergeſtellt, aber meine Seele iſt noch nicht geheilt, ich binn in einer ſtillen unthätigen Ruhe, aber das heiſſt nicht glücklich ſeyn. Und in dieſer Gelaſſenheit, iſt meine Einbildungskrafft ſo ſtille, daſſ ich mir auch keine Vorſtellung von dem machen kann was mir ſonſt das liebſte war. Nur im Traum erſcheint mir manchmal mein Herz wie es iſt, nur ein Traum vermag mir die ſüſſen Bilder zurückzurufen, ſo zurückzurufen daſſ meine Empfindung lebendig wird, ich habe es Ihnen ſchon geſagt, dieſen Brief ſind Sie einem Traume ſchuldig. Ich habe Sie geſehen, ich war bey Ihnen, wie es war, das iſt zu ſonderbaar als daſſ ich es Ihnen erzählen möchte. Alles mit einem Wort, Sie waren verheurahtet. Sollte das wahr ſeyn? Ich nahm Ihren lieben Brief, und es ſtimmt mit der Zeit überein; wenn es wahr iſt, o ſo möge das der Anfang Ihres Glückes ſeyn.

Wenn ich uneigennützig darüber dencke, wie freut das mich, Sie, meine beste Freundinn, Sie, noch vor jeder Andern, die Sie beneidete, die Sich mehr dünckte als Sie, in den Armen eines liebenswürdigen Gatten zu wiſſen, Sie vergnügt zu wiſſen, und befreyt von jeder Unbequemlichkeit, der ein lediger Stand, und beſonders Ihr lediger Stand ausgeſetzt war. Ich dancke meinem Traum daſſ er mir Ihr Glück recht lebhafft geſchildert hat, und das Glück Ihres Gatten, und ſeine Belohnung dafür daſſ er Sie glücklich gemacht hat. Erhalten Sie mir ſeine Freundſchafft, dadurch daſſ Sie meine Freundinn bleiben, denn, auch biſſ auf die Freunde müſſen Sie jetzt alles gemein haben. Wenn ich meinem Traum glauben darf, ſo ſehen wir einander wieder, aber ich hoffe noch ſobald nicht, und was an mir liegt will ich ſeine Erfüllung hinauszuſchieben ſuchen. Wenn anders ein Menſch etwas wider das Schickſaal unternehmen kann. Ehmals ſchrieb ich Ihnen etwas räthſelhafft, von dem was mit mir werden würde. jetzt läßt ſich's deutlicher ſagen, ich werde den Ort meines Aufenthalts verändern, und weiter von Ihnen wegrücken. Nichts ſoll mich mehr an Leipzig erinnern, als etwa ein ungeſtümmer Traum, kein Freund der daher kömmt, kein Brief. Und doch mercke ich, daſſ mich es nichts helfen wird. Geduld, Zeit und Entfernung,

werden das thun was ſonſt nichts zu thun vermag, ſie werden jeden unangenehmen Eindruck auslöſchen, und unſerer Freundſchafft, mit dem Vergnügen, das Leben wiedergeben, daſſ wir uns nach einer Reihe von Jahren, mit ganz andern Augen, aber mit eben dem Herzen wiederſehen werden. Biſſ dahin leben Sie wohl. Doch nicht ganz biſſ dahin. Binnen Einem viertel Jahre, ſollen Sie noch einen Brief von mir haben, der Ihnen den Ort meiner Beſtimmung, die Zeit meiner Abreiſe melden wird, und Ihnen das zum Ueberfluſſ noch einmal ſagen kann was ich Ihnen ſchon tauſendmal geſagt habe. Ich bitte Sie mir nicht mehr zu antworten, laſſen Sie mir's durch meinen Freund ſagen, wenn Sie noch was an mich haben ſollten. Es iſt das eine traurige Bitte, meine beſte, meine Einzige von Ihrem ganzen Geſchlechte, die ich nicht Freundinn nennen mag, denn das iſt ein nicht bedeutender Tittul gegen das was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr ſehen, ſo wenig als ich Ihre Stimme hören mögte, es iſt mir leid genug daſſ meine Träume ſo geſchäfftig ſind Sie ſollen noch Einen Brief haben; das will ich heilig halten, und von meinen Schulden will ich einen Theil abtragen, den andern müſſen Sie mir noch nachſehen. Denken Sie, wir kämen ja aus aller Konnexion wenn ich dieſen letzten Punckt noch richtig machte.

Das groſſe Buch das Sie verlangen ſollen Sie haben. Es freut mich daſſ Sie dieſes von mir verlangt haben, es iſt das herrlichſte Geſchenck das ich Ihnen geben könnte, ein Geſchenck das mein Andencken am längſten, und am würdigſten bey Ihnen erhalten wird.

Kein Hochzeitgedicht kann ich Ihnen ſchicken, ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder, druckten Sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus. Und wie konnten Sie von mir zu einem freudigen Feſte ein würdiges Lied begehren. Seit — ja ſeit langer Zeit, ſind meine Lieder ſo verdrüplich, ſo übel geſtellt als mein Kopf, wie Sie an den meiſten ſehen können, die ſchon gedruckt ſind, und an den übrigen auch ſehen werden, wenn ſie gedruckt werden ſollten.

Hagedornen und einige andere Bücher werde ich Ihnen ehſtens ſchicken, möchten Sie ein Gefallen an dieſem liebenswürdigen Dichter finden wie er es verdient. Uebrigens empfelen Sie mich Ihrer lieben Mutter, dem nunmehr nicht mehr kleinen Bruder, der ohnezweifel ein ſtarcker Muſickus geworden ſeyn wird. Grüßen Sie mir alle lieben Freunde, und erneuern Sie mein Andencken, einigermaſſen um Sich her.

Leben Sie wohl, geliebteſte Freundinn, nehmen Sie dieſen Brief, mit Liebe und Gutigkeit auf, mein Herz muſte doch noch einmal reden, zu einer Zeit, wo ich

ur durch einen Traum von der Begebenheit benachrich-
iget war, die mir es hätte verbieten können. Leben Sie
auſendmal wohl, und denken Sie manchmal an die
ärtlichſte Ergebenheit

Ihres
Goethe.

VIII.

Frankf. d 23. Jan. 1770.

Meine liebe Freundinn

Wahrhafftig es war mein ganzer Ernſt da ich mei-
nen letzten Brief ſchrieb, keine Feder wieder anzuſetzen,
Ihnen zu ſchreiben; Aber, es war ſonſt auch offt mein
ganzer Ernſt, etwas nicht zu thun, und Käthgen konnte
mich es thun machen wie es ihr beliebte, und wenn die
Frau Docktorinn eben die Gabe behält, nach ihrem
Köpfgen die Leute zu gouverniren, ſo werd ich auch
wohl an Mad. Canne ſchreiben müſſen, und wenn ich
es auch tauſendmal mehr verſchworen hätte, als ich es
gethan habe. Wenn ich mich recht erinnere ſo war mein
letzter Brief einigermaſſen in einer traurigen Geſtalt,
dieſer geht ſchon wieder aus einem noch munterern
Tone, weil Sie mir biſſ auf Oſtern Aufſchub gegeben
haben. Ich wollte Sie wären kopulirt und Gott weiſſ

was noch mehr. Aber im Grunde ſchiert mich's doch, das können Sie ſich vorſtellen.

Ich weiß nicht ob Sie die Bücher von mir bekommen haben. Es war nicht zeit ſie einbinden zu laſſen. Und das kleine franzöſiche laſſen Sie ſich rekommandirt ſeyn. Sie haben eine Ueberſetzung davon, und ich weiß doch daß Sie ein bißgen Franzöſich lernen.

Daß ich ruhig lebe, das iſt alles was ich Ihnen von mir ſagen kann, und friſch und geſund, und fleißig, denn ich habe kein Mädgen im Kopfe. Horn und ich ſind noch immer gute Freunde, aber wie es in der Welt geht, er hat ſeine Gedancken, und ſeine Gänge, und ich habe meine Gedancken und meine Gänge, und da vergeht eine Woche und wir ſehen uns kaum einmal.

Aber alles wohl betrachtet, Frankfurt binn ich nun endlich ſatt, und zu Ende des Merzens geh ich von hier weg. Zu Ihnen darf ich nun noch nicht kommen das merck ich; denn wenn ich Oſtern käme ſo wären Sie vielleicht noch nicht verheurathet. Und Räthgen Schönkopf mag ich nicht mehr ſehen; wenn ich ſie nicht anders ſehen ſoll, als ſo. Zu Ende Merzens geh ich alſo nach Strasburg, wenn Ihnen daran was gelegen iſt, wie ich glaube. Wollen Sie mir auch nach Strasburg ſchreiben? Sie werden mir eben keinen Poſſen thun. Denn Räthgen Schönkopf — nun ich weiß ja

derbar vor. Iſt das nicht unſer Garten? Iſt das nicht unſer Gartenhaus? Was ſoll die Mummerey am hellen Tage? Irr' ich mich nicht, ſo ſcheinſt du älter als du biſt. Dieſer Bart ſchließt nicht recht an's Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken ſiehſt du mich wieder. Du biſt am Ziele; ergetze dich mit den Deinigen, bald ſollſt du deinen letzten Wunſch befriedigt ſehn. Du ſollſt deinen Gemahl in deine Arme ſchließen. ab.

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und flehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.

am beſten, daſſ ein Brief von Ihnen mir ſo lieb iſt als ſonſt eine Hand.

Sie ſind ewig das liebenswürdige Mädgen, und, werden auch die liebenswürdige Frau ſeyn. Und ich, ich werde Goethe bleiben. Sie wiſſen was das heiſſt. Wenn ich meinen Nahmen nenne, nenne ich mich ganz, und Sie wiſſen, daſſ ich, ſo lang als ich Sie kenne, nur als ein Theil von Ihnen gelebt habe.

Ehe ich von hier weg gehe, ſollen Sie das reſtirende Buch bekommen; und einen Fächer und ein Halstuch bleibe ich Ihnen ſchuldig biſſ ich aus Franckreich zurückkomme.

In Strasb. werde ich bleiben, und da wird ſich meine Adreſſe verändern wie die Ihrige, es wird auf beyde etwas vom Doctor kommen.

Von Strasb. ziehe ich nach Paris, und hoffe mich da ſehr wohl zu befinden, und vielleicht eine gute Zeit da zu bleiben. Und hernach — das weiſſ Gott, ob daraus was wird. Nun auf Oſtern wird dann hoffentlich Ihre Verbindung vor ſich gehen. Eh nun wenn es Oſtern nicht iſt ſo iſt's Michael, und wenn es ja Michael nicht geſchähe, ſo häng ich mich gewiſſ nicht.

Wenn ich Ihnen den Fächer und das Halstuch ſelbſt brächte, und noch ſagen könnte Mdlle. S. oder Räthgen S. wie ſich's nun weiſſen würde. Eh nun da

wär ich auch Dekter und zwar ein franzöſicher Dekter. Und am Ende wäre doch Fr. Dekt. C. und Fr. Dekt. G. ein herzlich kleiner Unterſchied.

Inzwiſchen leben Sie ſchöne wohl und grüßen Sie mir Vater Schönkopf und die l. Mutter und Freund Petern.

Mit Breitkopfs bin ich faſt aus aller Connexion, wie mit aller Welt. Ich habe zwar, erſt kurz Briefe, aber es iſt mir nicht um's Herz zu antworten.

Steinel liebt noch den Riepel den Peganer*) zum Sterben, mir kommt es einfältig vor, und ärgerlich, Sie können Sich denken warum. Die Trauben ſind ſauer ſagte der Fuchs. Es könnte wohl noch gar am Ende eine Ehe geben, und das wär ein Spektakel, aber ich wüßte doch noch eine Ehe, die im noch ein gröſſerer Spektakel wäre. Und doch iſt ſie nicht unmöglich, nur unwahrſcheinlich.

Wir haben uns hier ſchön eingericht. Wir haben ein ganzes Haus, und wenn meine Schweſter heurahtet, ſo muß ſie fort, ich leide keinen Schwager, und wenn ich heurahte ſo theilen wir das Haus, ich und meine Eltern, und ich kriege 10 Zimmer alle ſchön und wohl meublirt im Frankf. Guſto.

*) Horn wurde im Scherz der Peganer genannt; Steinel iſt Conſtantie.

Nun Räthgen, es ſieht doch aus als wenn Sie mich nicht möchten, freyen Sie mir eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichſten iſt. Denn was ſoll das Herumfahren. In zwei Jahren binn ich wieder da. Und hernach. Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz was begehrſt du? Eine Frau!

Adieu liebe Freundinn. Heut war ich einmal luſtig, und habe ſchlecht geſchrieben. Adieu meine beſte.*)

*) Am 5. März 1770 ſchrieb Horn: „Goethe läßt Sie diesmal grüßen. Er geht nach Straßburg;" und am 9. April: „Goethe iſt vor 8 Tagen in Straßburg angekommen. Ich habe ihn bis nach Mainz begleitet. Er wird Ihnen wohl bald einmal ſchreiben." Dies geſchah freilich nicht, obgleich er ſie nicht vergeſſen hatte.

Radirung von Goethe, ſ. S. 45.

In Mercks Briefen (III. S. 13) iſt folgendes franzöſiſche Gedicht mitgetheilt, welches Dr. Wolf in Darmſtadt von Goethes Hand geſchrieben beſaß und als von ihm herrührend bezeichnete.

.... Que l'amour soit mon Maitre
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider
Au sommet du bonheur, par lui je veux monter,
Au sommet de la science monté par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie
Et viens voir, en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur.
Mais il faut jusques-là, que votre main m'assiste.
Laissés parler toujours ce docte Moraliste.
Ecrivés moi. Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? ou m'a-t-il oublié?
Ah! ne me cachés rien, qu'il m'élève ou m'accable,
Un poignard de sa main me seroit agréable;
Ecrivés. C'est alors que, de mon cœur chéri
Comme elle est mon amante, vous sérés mon ami.
Cher . . . .

Leipzig, le 2 Juin 1769. le votre
Goethe.

Daß die Unterſchrift falſch iſt, liegt zu Tage. Denn am 2. Juni 1769 war Goethe nicht in Leipzig, ſondern in Frankfurt, und der obige Brief vom 1. Juni 1769 läßt es nicht glaublich ſcheinen, daß er den Tag darauf dieſes Gedicht geſchrieben habe. Iſt es in Leipzig gemacht und die Jahrszahl unrichtig, ſo wird es ſchwer ſein die Situation auszufinden, in welcher er es ſchreiben konnte.

Goethes Briefe

an

Adam Fr. Oeſer und ſeine Tochter Friederike.

Adam Friedrich Oeser[1]) wurde am 17. Febr. 1717 in Preßburg geboren, und zeigte in früher Jugend Neigung und Talent zur Malerei. Im J. 1730 ging er nach Wien, besuchte die dortige Akademie und bildete sich unter Donner in der Modellir- und Bildhauerkunst. Durch ein Bild, das Opfer Abrahams, erwarb er sich in seinem achtzehnten Jahr die goldene Prämie. Gegen Ende des Jahres 1739 begab er sich nach Dresden. Hier wurde Winckelmann mit ihm bekannt, der, nachdem er Nöthenitz 1754 verlassen, in Dresden bei ihm wohnte,[2]) und dem er, als er in Italien war, für mancherlei Geschäfte der Vermittler war;[3]) er nennt ihn seinen einzigen Freund, der es auch bleiben werde.[4]) Oeser hatte, wie Winckelmann selbst dankbar anerkennt, auf die Ausbildung seines künstlerischen Sinnes (den er nach seiner Unterweisung auch durch Zeichnen zu schärfen suchte),[5]) großen Einfluß, den man in der Schrift über die Nachahmung der alten Kunst vielfach wahrnehmen konnte[6]), und

[1]) Vgl. Seume, N. Teutsch. Merc. 1799 II. S. 152 ff. Leipziger Kunstblatt 1817 N. 8. 9.

[2]) Winckelmanns Briefe I. S. 102.

[3]) Winckelmanns Briefe I. S. 105. 165.

[4]) Winckelmanns Briefe I. S. 145. II. S. 292.

[5]) Weimar. Herder-Album S. 456.

[6]) Vgl. Werke I. S. 83 (222), 115 (224), 214 u. S. VIII.

zum Schluſſe der Erläuterung ſagt er ſelbſt: „die Unterredungen mit meinem Freunde, Herrn Friedrich Oeſer, einem wahren Nachfolger des Ariſtides, der die Seele ſchilderte, und für den Verſtand malte, gaben zum Theil hiezu (zu der Schrift) die Gelegenheit. Der Name dieſes würdigen Künſtlers und Freundes ſoll den Schluß meiner Schrift zieren.“[1]) Namentlich ſoll er auch auf Winckelmanns Schrift über die Allegorie, die von ihm ſchon in Dresden begonnen war, bedeutenden Einfluß gehabt haben,[2]) und dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, als die Neigung für das Allegoriſche bei Oeſer ſo ſehr vorherrſchend war, daß ſehr häufig das, was er ſich nebenher dachte, vor dem eigentlich Künſtleriſchen ſeiner Werke hervortrat und jenes als das unwichtigere erſcheinen ließ. Sein Freund Krenchauff ſchrieb über Oeſers neueſte Allegoriegemälde (Leipzig 1783), wie früher auch über Gellerts Monument (Leipzig 1774).

Während des ſiebenjährigen Krieges lebte Oeſer mehrere Jahre mit ſeiner Familie — er war ſeit 1715 verheirathet — in Dahlen und ging gegen das Ende deſſelben nach Leipzig, wo er 1763 durch Hagedorn, welcher ſich Weißes als Vermittler bediente,[3]) zum Director der neu errichteten Kunſtakademie ernannt wurde. Zugleich war er Profeſſor an der Dresdner Akademie und Hofmaler.

Wie anregend und nachhaltig ſein Unterricht und Ver-

[1]) Werke I. S. 212.

[2]) Werke I. Verr. S. 4.

[3]) Weißes Selbſtbiographie S. 97.

Ihr Gütigen!
Ihr könnt mich nicht lassen!
Laßt mich ihn fassen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz.

Der Baron. Graf Altenstein. Verazio in Hauskleidern treten auf.

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn euer Mittel gewirkt hat, werther Doctor, so ist es Zeit, daß wir uns ihrer versichern! Lila! Meine Geliebte, meine Gattinn!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommst du her? So erwartet und so unerwartet? Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

Während der Freude des Wiedererkennens singt

Das Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geister geben
Dir sein Leben,

ehr auf Goethe während ſeines Aufenthalts in Leipzig
unkte, das berichtet dieſer ſelbſt und noch lebhafter ſprechen
s die von Frankfurt an ihn geſchriebenen Briefe aus. Auch
n Straßburg[1]) blieb er mit ihm in Verkehr; als er auf der
ückkehr in Mannheim zuerſt einen Gipsabguß vom Laokoon
ab (in Leipzig war nur ein Abguß des beckenſchlagenden
auns[2]), theilte er die Anſichten, welche ihm dabei auf-
ungen, Oeſer in einem Briefe mit, der freilich auf ſeine Aus-
gung nicht ſonderlich achtete, ſondern den guten Willen
it einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte.[3]) Auch
äter ſchrieb er von Frankfurt aus an ihn[4]); doch iſt aus die-
r Zeit leider nichts erhalten. Als aber Goethe nach Wei-
ar gekommen war, wurde wiederum ein perſönlicher Ver-
hr mit Oeſer angeknüpft.

Die Veranlaſſung dazu gaben die Reiſen, welche der
erzog ziemlich jedes Jahr, gewöhnlich zur Zeit der Meſſe,
ach Leipzig machte, auf welchen ihn Goethe zu be-
eiten pflegte, wo denn Oeſer ſtets aufgeſucht wurde.
chon im März 1776 kam Goethe nach Leipzig und blieb
ehrere Tage dort, ſah ſeine alten Freunde, Käthchen, Oe-
r wieder und lernte Corona Schröter jetzt näher kennen;[5])

[1]) Vgl. Werke XXI. S. 183. Das Gedicht auf Gellerts Mo-
ment von Oeſer gehört ebenfalls in dieſe Zeit.

[2]) Werke XXIV. S. 287.

[3]) Werke XXII. S. 66.

[4]) Briefe an Reich IV.

[5]) Briefe an Frau v. Stein I. S. 19 ff. an Merck II. S. 58.
emer Mittheil. II. S. 21. Vgl. Briefe an Lavater S. 15. 18.

gegen Ende deſſelben Jahres wurde wieder ein Ausflug dahin unternommen.[1]) Im Mai 1778 kamen ſie wieder nach Leipzig[2]) und gingen von da nach Deſſau, Berlin und Potsdam; Wieland ſchreibt von dieſer Reiſe: „Alle Lande, wo ſie geweſen, ſind ihres Ruhmes voll.“[3]) Mit dem Herzog war Goethe auch im April 1780[4]) und im Mai 1781[5]) in Leipzig und wiederholte ſeinen Beſuch im September deſſelben Jahres mit dem jungen Friedrich von Stein.[6]) Im folgenden Jahr reiste Goethe wieder Ende December mit dem Herzog nach Leipzig, blieb aber, nachdem dieſer am Weihnachtsabend fortgereist war, bis in den Anfang des nächſten Jahres, und machte ſich nun mit der Stadt, die ihm eine neue kleine Welt war, auf neue Weiſe bekannt, indem er außer dem Kreiſe ſeiner alten Freunde viele neue Bekanntſchaften machte. Auf einem Balle waren ungefähr 180 Per-

[1]) Briefe an Frau von Stein I. S. 73. Riemer Mitth. II. S. 36 f.

[2]) Als ſie wieder zurückgekehrt waren, ſchrieb Goethes Diener Seidel an Reich: „Der Hr. Geh. L. R. hat bei ſeiner Durchreiſe durch Leipzig einem Uhrmacher in oder neben dem Hotel de Bavière (deſſen Namen der Bediente nicht weiß) eine goldne Uhr zu repariren gegeben. Haben Sie die Güte dieſe zurückzufordern, die Gebühr auszulegen und ſolche anher zu ſenden.“

[3]) Briefe an Merck II. S. 146 vgl. S. 149. Goethes Briefe an Frau v. Stein I. S. 165. Riemer Mitth. II. S. 59.

[4]) Briefe an Merck I. S. 241. 242. 243.

[5]) Riemer Mitth. II. S. 128. Briefe an Merck II. S. 184 f.

[6]) Briefe an Frau v. Stein II. S. 103. 105.

nen zugegen, ſchöne Geſichtchen mitunter und gefällige enſchen; er dachte dabei: „warum haſt du nun die Men- en vor 15 Jahren nicht ſo geſehen, wie du ſie jetzt ſiehſt? d es iſt doch nichts natürlicher, als daß ſie ſind, was ſie nd.“ Daß aber ſeine Liebe und Verehrung gegen Oeſer die te blieb, beweist die ſchöne Schilderung, welche er Frau Stein von ihm entwirft, wie der herzliche Brief, welchen nachher an ihn ſchrieb.[1]) Aus den folgenden Jahren ſſen wir von keiner Reiſe nach Leipzig, erſt Ende Decem- rs 1796 hören wir, daß Goethe wieder mit dem Herzog ach Leipzig reiste, wo er eine Menge Menſchen, unter ihnen nige recht intereſſante, auch die alten Freunde und Bekannte h, und auf einem großen Ball von den Herrn Dyk und emv., und wer ſich ſonſt durch die Xenien verletzt und er- hreckt hielt,[2]) mit Appreheuſion wie das böſe Princip be- achtet wurde.[3]) Die letzte Reiſe, die uns bekannt iſt, fällt s Jahr 1800 nach Oeſers Tode.[4]) Bei dieſem Aufent- alt in Leipzig beſuchte er G. Hermann und forderte ihn ach einem langen Geſpräch über Metrik auf, eine Deutſche Metrik zu ſchreiben, worauf dieſer erwiederte, ehe das geſchehen enne, müſſe Goethe die Deutſche Verskunſt ſchaffen.

[1]) Briefe an Frau v. Stein II. S. 277 ff.

[2]) Die Xenien trafen in Leipzig beſonders Dyk, Platner, Blan- enburg, Heydenreich, den literariſchen Anzeiger; ſie ſcheinen aber meiſtens von Schiller herzurühren.

[3]) Briefe an Schiller II. S. 302. III. S. 1. Werke XXVII. S. 61.

[4]) Schiller Briefw. mit Körner IV. S. 177.

Oeſer wurde durch Goethe auch mit dem Weimarſchen Hofe bekannt, der Herzog lernte ihn in Leipzig kennen und verkehrte gern mit ihm;[1] er ſah den alten Forſter zuerſt bei Oeſer und freute ſich, wie die beiden Männer mit einander umgingen. „Oeſer ſtallt ganz vortrefflich mit ihm; er hat eine hohe Freude an dem tollen Seefahrer. Wie ſich nun der alte Oeſer leicht imponiren läßt in gewiſſen Studien und viel aufs Amüſiren hält, ſo vergißt er ſcheints Alles bei ihm und läßt ſichs herzlich wohl ſein."[2]

Die nächſte Folge waren Einladungen nach Weimar, welchen Oeſer ſchon im Jahr 1776 folgte.[3] Dieſe Beſuche wiederholten ſich im folgenden Jahr[4] und ſpäter kam Oeſer ziemlich jedes Jahr wenigſtens einmal nach Weimar. Dort finden wir ihn im Januar,[5] im Juni[6] und nachdem er mit der Herzogin Amalie eine Reiſe nach Mannheim gemacht hatte, im Herbſt des Jahres 1780,[7] im Früh-

---

[1]) Briefe an Merck I. S. 242. an Frau v. Stein II. S. 278.

[2]) Briefe an Merck II. S. 185.

[3]) Briefe an Oeſer V.

[4]) Riemer Mitth. II. S. 327.

[5]) Briefe an Merck I. S. 204. 211.

[6]) Briefe an Frau v. Stein I. S. 353. 362.

[7]) Briefe an Frau von Stein I. S. 312 f. 316. 319. an Merck I. S. 252. 256. II. S. 177. an Knebel I. S. 116. 186. Riemer Mitth. II. S. 122.

jahr[1]) und im Herbſt 1782,[2]) im Juli 1783[3]) und im ſelben Monat 1785.[4]) Er war nicht nur als erfahrner Kenner, deſſen Rath und Vermittelung bei Erwerbung von Kunſtſachen man gern in Anſpruch nahm, in Weimar willkommen,[5]) ſondern nahm an allen künſtleriſchen Unternehmungen dort thätigen Antheil. „Oeſer iſt hier und gar gut," ſchreibt Goethe, „ſchon habe ich ſeinen Rath in vielen Sachen genützt. Er weis gleich wie's zu machen iſt, das was bin ich wohl eher glücklich zu finden;" und nachdem er fort iſt, meint Goethe: „Wenn ich ihn nur alle Monat einen halben Tag hätte, ich wollt' andere Fahnen aufſtecken."[6]) Er malte für das Liebhabertheater einen Vorhang und Decorationen, namentlich für die Vögel, welche am 18. Auguſt 1780 in Ettersburg aufgeführt wurden.[7]) Ebenſo half er durch Rath und That bei den Anlagen, welche im Park und in Tiefurt gemacht wurden, und verfertigte das Monument, welches die Herzogin Louiſe dem Herzog Leopold von Braunſchweig errichten ließ. In einem Briefe an

[1]) Briefe an Knebel I. S. 189.

[2]) Briefe an Frau von Stein II. S. 256. an Merck II. S. 214 vgl. 212. an Knebel I. S. 193. Riemer Mitth. II. S. 162.

[3]) Briefe an Frau v. Stein II. S. 327.

[4]) Briefe an Merck I. S. 459. Riemer Mitth. II. S. 193.

[5]) Briefe an Merck I. S. 242. 256. 328. II. S. 212. an Knebel I. S. 186.

[6]) Briefe an Frau v. Stein I. S. 312. 321.

[7]) Briefe an Knebel I. S. 116 f. an Frau v. Stein I. S. 312 f.

Knebel vom 25. Jan. 1780 theilt er ihm einen Entwurf dazu mit, welchen er mit einigen Bemerkungen erläutert; dann ſchließt er charakteriſtiſch genug: „Ich denke nicht, daß ich mich dieſer Idee zu einem Monument zu ſchämen habe, meines Wiſſens iſt der Gedanke neu und ich hoffe den Beyfall der Kenner zu erhalten. Die, ſo der Herr General Superintendent angegeben, kan ich unmöglich verdauen, es kommt mir vor, als wenn es ſich ſo annehmen würde, daß der Hr. G. S. und ich die Erwartung des Publicums mit nichts Beſſerm zu befriedigen wüßten, als daß er aus einem alten Autor eine Stelle verläſe und ich das Buch dazu hielte, anſtatt daß er und ich was neues ſagen ſollten, und uns den gerechten Vorwurf müßten gefallen laſſen, daß das Publicum die Stelle ſelbſt aufſchlagen und leſen konnte und nicht brauchte danach zu geben. Die Alten ſtudiren oder copiren iſt nach meinen Begriffen zweyerley."

Der Mann voll Geſchmack und Geiſt, der ſtille Künſtler von Weltmanns Klugheit, wie ihn Goethe bezeichnet,[1] gefiel gar ſehr durch ſeine heitere Laune und anziehende Unterhaltung und erwarb ſich die allgemeine Zuneigung. In ganz vorzüglichem Maaß gewann er die Gunſt der Herzogin Amalie, zu deren Geburtstag (24. October) ihr alter Oeſer, wie ſie ihn zu nennen pflegt, ſich gewöhnlich mit mancherley ſchönen Gaben einſtellte.[2] „Die Herzogin," ſchreibt

[1] Riemer Mitth. II. S. 162.

[2] Briefe an Merck I. S. 256. an Knebel I. S. 186. 193.

Goethe,[1]) „war ſehr vergnügt, ſo lang Oeſer da war, jetzt geht's freilich ſchon ein wenig einfacher zu. Der Alte hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu beſprechen, zu lehren u. ſ. w., daß keine Minute leer war;" und ſie ſelbſt ſchreibt:[2]) „Unterdeſſen, daß Sie und faſt Alles von hier dieſen Sommer herumſchwärmten, habe ich mich in mein kleines Tiefurt zurückgezogen, und meine Geſellſchaft war der alte Profeſſor Oeſer von Leipzig, der 5 Wochen bei mir wohnte, und bei dem einem auch bei dem unfreundlichſten Wetter, womit uns dieſer Sommer heimſuchte, keine Stunde zu lang wird."[3]) Mit gewohnter Liberalität unterſtützte ſie ihn auch bei der Erziehung ſeines Sohnes, wovon folgendes Billet von ihr an den Steuerrath Ludecus (im Album des Schillerhauſes in Weimar) Nachricht giebt.

„Erinnern Sie ſich nicht mehr, wie viel ich voriges Jahr dem jungen Oeſer verſprochen habe zu ſeiner weiteren Verſetzung in der Welt. Der alte Vater hat ſich wieder an mich gewandt zwar nur durch die dritte Hand. Ich bin es auf eine gewiſſe Art dem Alten ſchuldig, der Sohn verdient es nicht,

---

[1]) Briefe an Merck I. S. 253 f.

[2]) Briefe an Merck I. S. 159.

[3]) Nicht lange vorher ſchrieb Wieland an Merck (I. S. 151), daß Alles davon gegangen ſei, ſo daß die gute duchessa madre zu thun haben werde, ſich der Langenweile zu erwehren. „Wenn uns (wie wir hoffen) der podagriſche Freund Oeſer nicht bald zu Hilfe kommt, ſo ſei uns der Himmel gnädig."

aber der Vater. Wenn ich nicht irre so sind es 50 oder 100 fl. Wenn Sie sie haben, so bringen Sie sie selber an Goethe, der sie übermachen wird an den alten Vater. Leben Sie wohl. Amelie."

In späteren Jahren hören wir von Oesers Besuchen in Weimar nichts, wovon sein vorgerücktes Alter die Ursache gewesen sein mag; doch scheint seit Goethes Italiänischer Reise der Verkehr mit ihm nachgelassen zu haben.

Oeser starb an einem Stickfluß den 18. März 1799. Goethe ehrte sein Andenken durch eine sein Verdienst anerkennende Würdigung in den Propyläen vom Jahr 1800 (III. S. 125 ff.).

Man hat sich, und nicht mit Unrecht, darüber gewundert, daß Goethe in der Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert" Oesers mit keinem Worte gedenkt, der doch so großen Einfluß auf beide gehabt hatte. Dieses Stillschweigen, wie die etwas skeptische Weise, mit welcher Goethe in Wahrheit und Dichtung von jenem Einfluß Oesers auf Winckelmann spricht,[1] ist wohl eine Wirkung der Italiänischen Reise. Daß Oeser auf Goethes künstlerische Auffassung bedeutend einwirkte, und noch später ihm als Kenner und Künstler hochstand, liegt klar vor, der Aufenthalt in Italien aber modificirte sein künstlerisches Urtheil gar sehr. „Ich dachte wohl," sagt er,[2] „hier was rechtes zu lernen, daß ich aber so weit

[1] Werke XXI. S. 115 ff.
[2] Werke XXIII. S. 179.

in die Schule zurückgehen, daß ich ſo viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht." Auch hier ging er dankbar von Winckelmann aus und kehrte immer zu ihm zurück, aber er erkannte auch, daß von ihm der Begriff zwar richtig und herrlich aufgeſtellt, alles Einzelne aber noch im ungewiſſen Dunkel ſei.[1]) Da fand er nun einen Führer an Heinrich Meyer, der den ſichern von Winckelmann und Mengs eröffneten Weg ruhig fortging.[2]) „Er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe," ſchreibt er von ihm. „Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufſchreiben möchte was er ſagt, ſo beſtimmt, richtig, die einzige wahre Linie beſchreibend ſind ſeine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Menſch geben konnte. Alles was ich in Deutſchland lernte, vernahm, dachte, verhält ſich zu ſeiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht."[3]) Meyer war durch eine umfaſſende, auf ſorgfältige Beobachtung gegründete Kenntniß der Kunſtwerke ausgezeichnet, die er ſich nach Winckelmanns Syſtem geordnet hatte, das er wohl inne hatte und auszubauen verſtand. Er war durch ſeinen nüchternen, klaren Verſtand und ſeine Ruhe von Oefern ganz außerordentlich verſchieden und bot Goethe das dar, deſſen er damals bedurfte. Nach einer andern Seite hin war der

[1]) Werke XXIII. S. 205. vgl. S. 176. 177 f. 186. 194. 195.

[2]) Werke XXIV. S. 154.

[3]) Werke XXIV. S. 164 f. vgl. Eckermann Geſpräche I. 2. 215. 341.

Verkehr mit Moritz[1]) für die Auffassung des Schönen und der Kunst anregend und fördernd, auf welche Goethes naturwissenschaftliche Studien eine so eigenthümliche Einwirkung hatten. Ohne gegen Oeser undankbar zu werden, dessen früheren Einfluß auf sich er so wahr und warm geschildert hat, lernte er seinen Werth als Künstler und Kritiker unbefangner würdigen, und kam wohl zu der Ueberzeugung, daß das, was Winckelmann in früheren Jahren Oeser verdankte, zu hoch angeschlagen werde gegen das was er in Rom durch sich selbst und Menge geworden sei. So schwieg er über Oeser, um nicht härter über ihn sich aussprechen, als er selbst wohl wünschte.

Was von Goethes Briefen an Oeser und seine Tochter Friederike erhalten ist, befindet sich jetzt im Besitz der Bibliothek zu Weimar, von wo aus mir die Erlaubniß zur Veröffentlichung derselben gegeben worden ist. Ein Theil derselben war bereits im Morgenblatt 1816, Nr. 112 ff. 117. gedruckt worden.

Manche Papiere und Nachrichten, welche Oeser und seine Familie angehen, verdanke ich der gütigen Mittheilung seines Enkels, Herrn Geyser, in dessen Besitz sich auch das von Tischbein aus Cassel gemalte Bild von Friederike Oeser befindet, welches hier copirt ist.

[1]) Werke XXIV. S. 270 f.

Dir dein Glück;
Neuem Leben,
Uns gegeben;
Komm in unſern
Arm zurück!

Friedrich.

Empfinde dich in ſeinen Küſſen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück:
Was Lieb' und Phantaſie entriſſen,
Gibt Lieb' und Phantaſie zurück.

Chor.

Nimm ihn zurück,
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir dein Glück!

Marianne.

Er überſtand die Todesleiden,
Du haſt vergebens dich gequält:
Zu unſerm Leben, unſern Freuden
Haſt du uns nur allein gefehlt.

An Adam Friedrich Oeser.

I.

Theuerſter Herr Profeſſor,

Zwölf Tage bin ich nun wieder in meiner wehrten Vaterſtadt, von Anverwandten, und Freunden, und Bekanndten umgeben die ſich über meine Ankunft teils freuen, teils verwundern, und alle ſich bemüen, dem neuen Ankömling, dem halben Fremdling gefällig zu ſeyn, und ihm eine Stadt, die zu ſehr Antitheſe von Leipzig iſt um viel Annehmlichkeiten für ihn zu haben durch einen freundſchafftlichen Umgang erträglich zu machen. Wir wollen ſehen wie weit ſie's bringen, jetzo kann ich nichts ſagen, ich binn zu zerſtreut, und mit meiner neuen Einrichtung zu ſehr beſchäfftigt, als daß mein Herz für das was ich verlohren habe, und für das was ich hier wieder finde, viel Empfindung haben ſollte. Ich ſchreibe Ihnen auch für dießmal nichts, als daß

meine Ankunft nach einer glücklichen Reise, eine erwünschte Ruhe über meine Familie verbreitet hat, daß meine Krankheit, die nach dem Ausspruch meiner hiesigen Aerzte nicht so wohl in der Lunge als in denen dazu führenden Teilen liegt, sich täglich zu bessern scheint. Daß Ihr Tischer[1]) nachdem er sich einige Tage bey uns aufgehalten, mit guten Empfelungsschreiben an den Ort seiner Bestimmung, in der Hoffnung seine Sache so gut als möglich auszuführen gereist ist, und sich Ihnen und Ihrem ganzen Hause bestens empfelen läßt. Und das sey für diesesmal alles. Jede dankbare Empfindung für alles was ich Ihnen schuldig bin, sey bis zu einer ruhigern und glücklichern Zeit aufgehoben, sobald ich diese so sehr erwartete Epoche werde erreicht haben, will ich Ihnen einen längern und bessern Brief schreiben; mittlerweile erhalten Sie mir Ihre Liebe, Ihre Freundschafft die mir so sehr geschmeichelt, die mich so sehr aufgemuntert hat, erhalten Sie mich in dem Andencken Ihrer verehrungswürdigen Gattin und Ihrer liebenswürdigen Kinder, und aller meiner Freunde; Hrn. Kreuchauf, Hrn. Gravinus, Hrn. v. Hardenberg.

[1]) Der nachher noch genannte Joh. Christ. Jung, Aufwärter bei der Kunstakademie auf der Pleißenburg, welcher seines Handwerkes ein Tischler war und den Titel eines Modelltischlers führte.

Hrn. v. Lieven, Hrn. Huber, bitte ich insbeſondere meiner Ergebenheit zu verſichern, und meinem Succeſſor Hrn. Grönig den ſchnellſten Fortgang in der Kunſt zu wünſchen. Ich bin mit der beſtändigſten Hochachtung,

Theureſter Hr. Profeſſor

Franckfurt am Mayn, am 13 Sept. 1768.

Dero ergebenſter
J W Goethe

II.

Franckfurt, am 9. Nov. 1768.

Hochgeehrteſter Herr Profeſſor,

Das Ausſenbleiben Ihres Junges, hat dieſen Brief, den ich ſo balde zu ſchreiben ſchuldig war, um einen Monat und drüber verzögert. Mit ihm hoffte ich ein Paquet Briefe, und ein Paquet Kleinigkeiten nach Leipzig zu ſchicken, die nun auf eine andre Gelegenheit warten mögen.

Wenn Sie nicht mehr Nachricht von ihm haben als ich; ſo werden Sie unruhiger ſeyn als ich; denn ich denke immer, er hat entweder an Sie geſchrieben, oder iſt durch einen andern Weeg zu Ihnen zurückgekehrt. Bald hoffe ich's zu erfahren; ein guter Freund hat es

auf ſich genommen, ſich in Grehweiler zu erkundigen wie es mit ihm und ſeinen Sachen ſteht.

Meine Geſundheit fängt an, wieder etwas zu ſteigen, und doch iſt ſie noch nicht viel über's Schlimme. Inliegender Brief, den ich mich unterſtanden habe an Ihre Mademoiſelle Tochter zu ſchreiben, ſagt mehr von dieſem Puncte, und mehr von meinem übrigen Leben.

Die Kunſt, iſt, wie ſonſt, faſt jetzt meine Hauptbeſchäfftigung, ob ich gleich mehr drüber leſe, und denke, als ſelbſt zeichne, denn jetzt da ich ſo allein laufen ſoll, fühle ich erſt meine Schwäche; es will gar nicht mit mir fort Herr Profeſſor, und ich weiß vor der Hand nichts anders, als das Lineal zu ergreifen, und zu ſehen, wie weit ich mit dieſer Stütze in der Baukunſt und in der Perſpectiv kommen kann.

Was binn ich Ihnen nicht ſchuldig, Theuerſter Herr Profeſſor, daß Sie mir den Weeg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, daß Sie mein Herz gegen den Reitz fühlbaar gemacht haben. Ich binn Ihnen mehr ſchuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geſchmack den ich am Schönen habe, meine Kenntniſſe, meine Einſichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr, iſt mir der ſeltſame, faſt unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkſtatt des groſſen Künſtlers mehr den keimenden Philoſophen,

den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörſaal des Weltweiſen und des Kritickers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie. Entweder ganz getadelt, oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten ſo ſehr niederreiſſen. Aufmunterung nach dem Tadel, iſt Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeyen. Ja Herr Profeſſor wenn Sie meiner Liebe zu den Muſen nicht aufgeholfen hätten ich wäre verzweifelt. Sie wiſſen was ich war da ich zu ihnen kam, und was ich war da ich von Ihnen ging, der Unterſchied iſt Ihr Werck. Ich weiß wohl, es war mir wie Prinz Biribinckern nach dem Flammenbaade,*) ich ſah ganz anders, ich ſah mehr als ſonſt; und was über alles geht, ich ſah was ich noch zu thun habe, wenn ich was ſeyn will.

Sie haben mich gelehrt demütig ohne Niedergeſchlagenheit, und ſtolz ohne Präſumtion zu ſeyn. Ich würde kein Ende finden, zu ſagen was Sie mich gelehrt haben; verzeihen Sie meinem danckbaaren Herzen dieſe Apoſtrophe, dieſe Sentenzen; das habe ich mit allen tragiſchen Helden gemein, daß meine Leidenſchafft ſich ſehr gerne in Tiraden ergießt, und wehe dem der meiner Lava in den Weeg kömmt.

*) In Wielands Don Sylvio von Roſalva. Th. VI. S. 214 f.

Die Geſellſchafft der Muſen, und eine fortgeſetzte ſchriftliche Unterredung mit meinen Freunden, wird mir dieſen Winter ein kränckliches einſames Leben angenehm machen, das ohne ſie für einen Menſchen von zwantzig Jahren eine ziemliche Folter ſeyn möchte.

Mein Freund Seckatz*) iſt einige Wochen vor meiner Ankunft geſtorben. Meine Liebe für die Kunſt, meine Danckbarkeit gegen die Künſtler, werden Ihnen das Maas meines Schmertzens angeben. Sollte Hr. GrStEinnehmer Weiſe die Gefälligkeit für mich haben wollen, einige Nachrichten von ſeinem Leben und ſeiner Kunſt in die Bibliothec einzurücken: ſo wollte ich ſie Ihnen zuſenden.**) Haben Sie die Gütigkeit, ihn bey Gelegenheit darum zu erſuchen. Idris habe ich eben geleſen, meine Gedancken hiervon ein andermal. Meine Eltern grüſſen Sie und Ihre Familie, mit der Liebe und Danckbaarkeit, die ſie einem Manne ſchuldig ſind, dem ihr Sohn ſo viel ſchuldig iſt. Leben Sie wohl. Ich bin

Ihrerſter Hr. Profeſſor

Der Ihrige

Goethe.

*) Vgl. Goethes Werke XX. 2. 29. 103. ff. 131 ff.

**) In der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſch. findet ſich nur eine kurze Notiz über Seckatz, die nicht von Goethe herrührt.

III.

Franckfurt, am 24 Nov. 1768.

Hochgeehrteſter Herr Profeſſor,

unge, geht Morgen ab, ſollte ich dieſe Gelegenheit
mmen, an Sie zu ſchreiben? Ich beneide alle Welt,
ach Sachſen geht, und meine Briefe dazu; und
iſt meine Correſpondenz nach Sachſen, jetzt faſt
nzige, daran ich ein würckliches Vergnügen finde.
ie werden Sich verwundern, was Ihr Tiſcher
oſtbaarkeiten mitbringt; wir haben uns alle ge-
daſſ ſeine Reiſe, die Kranckheit ausgenommen, ſo
ich geweſen iſt, und hoffen, daſſ ſeine Rückreiſe bey
ſchlimmen Jahrszeit, ſo gut gehen wird, als es
cheinlich iſt.

Wäre der Weeg nach Leipzig, nur nicht gar ſo
m, und gar ſo lang; ich wollte Sie einmal recht
muhtet überfallen. Denn Ich habe Ihnen gar zu
u ſagen. Sie wiſſen ich hatte immer einen hüb-
Fond von Reflecktionen die ich Ihnen meiſtenteils
ß, freylich gingen ſie manchmal etwas quer,
da belehrten Sie mich eines beſſern; aber es giebt
d Dinge, die man ohne Bedencken ſagt, die man
groſes Bedencken trägt zu ſchreiben.

Meine Gedancken über den Idris, und den Brief an Riedeln,*) über den Ugolino, über Weiſſens Grosmuht für Grosmuht, über die Abhandlung von Kupferſtichen, aus dem Engliſchen,**) ſind zwar zum erzälen ganz erträglich, zum Schreiben noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug.

Die Cabinette hier, ſind zwar klein, dafür ſind ſie häufig und ausgeſucht, mein gröſtes Vergnügen iſt, mich recht darinne umzuſehen. Es iſt gut daſſ Sie mich gelehrt haben, wie man ſich umſieht.

Sonſt leide ich viel der Kunſt wegen; mein Glück, daſſ ich ſchon gewohnt bin, um meiner Freunde willen zu leiden. Apoſtel, Propheten und Poeten, ſchätzt man ſelten in ihrem Vaterlande, und noch ſeltner zu der Zeit, da man ſie alle Tage ſehn kann; und doch kann ich mich nicht enthalten den guten Geſchmack zu predigen; richtet man gleich nicht viel aus, ſo lernt man doch immer dabey, und ſollte man auch nur bey der Gelegenheit erfahren, daſſ weit ausgebreitete Gelehrſamkeit, tiefdenckende ſpitzfündige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwiſſenſchafften, mit dem Guten Geſchmacke, ſehr beteregen ſind.

---

*) Wielands Brief an Riedel war der erſten Ausgabe von Idris und Zenide (1767) vorgedruckt.

**) An essay upon prints. Lond. 1768. 8.

Das Frauenzimmer liebt ſich hier ſehr das erſtaunliche, vom ſchönen, naiven, komiſchen halten ſie weniger. Deſſwegen ſind alle Meerwunder: Grandiſon, Eugenie,*) der Galeerenſclave,**) und wie die ganze fantaſtiſche Famielie heiſſt, hier im groſſen Anſehn. Von der Wilhelmine, die doch dem Himmel ſey Danck, dreymal aufgelegt iſt,***) habe ich trutz aller Nachfrage in keiner Damenbibliotheck Ein Exemplar auftreiben können. Nächſtens ein mehreres von dieſen betrübten Umſtänden.

Wenn der Rothſtein und die ſchwarze Kreide gut ſind, ſo ſteht Ihnen mehr zu Dienſten. Empfelen Sie mich gütig, Ihrer Frau Gemalinn, und der ganzen Famielie; wie auch meinen Gönnern und Freunden, denen Herren Creuchauf, Weiſſe, Clodius Hubert, v. Hartenberg, Cravinus, Gröning, namentlich. Meine

*) Eine Ueberſetzung der Eugenie von Beaumarchais (Paris 1767) erſchien Leipzig 1768; vgl. Werke XXII. S. 147.

**) Der Galeerenſclave (Leipz. 1768) war eine Ueberſetzung von L'honnête criminel von Fenouillot de Falbaire (Par. 1766). Leſſing dachte einmal an eine Bearbeitung deſſelben Stoffs, „denn er war mit dem franzöſiſchen Stücke davon nicht zufrieden, ſoviel auch deren deutſche Vorſtellung damals Beifall erhielt.“ Leſſings theatr. Nachlaß I. S. XLVII.

***) Thümmels Wilhelmine war in Leipzig 1764, 1766, 1768 erſchienen; vgl. Werke XXII. S. 148.

Eltern empfelen ſich Ihnen. Und ich binn, mit der zärtlichſten Hochachtung,

Ihr
ergebenſter Schüler
und Diener,
Goethe.

IV.*)

Ich bin verſchwunden wie ich erſchienen bin. Liebſter Mann, tauſend Dank für alles, und unveränderliche Liebe in saecla saeculorum. Grüſen Sie ihre ganze Familie, und Beckern**). Vergeſſen Sie die Abgüſſe nicht und ſchicken ſie bald. Der Herzog hat auf meine Beſchreibung Luſt zu den Suavers gekriegt, man muſſ ſehn wie ſie ihm gegenwärtig behagen. Drum bitt ich Sie, mir ſie wohl geſäubert und wohl gepackt mit dem Poſtwagen zu überſenden. Ich habe Leipzig ungern verlaſſen, — M. Becker ſoll mir manchmal ſchreiben.

Weimar d. 6. Apr. 1776.

Goethe.

*) Hier fehlen mehrere Briefe; ſ. oben S. 107.

**) W. G. Becker, Herausgeber der Erholungen und des Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen, ſpäter Aufſeher der Antikenſammlung in Dresden, welcher in Oeſers Hauſe ſehr viel verkehrte.

Chor.

Neuem Leben,
Uns gegeben;
Komm in unſern
Arm zurück!

Lila.

Ich habe dich, Geliebter, wieder,
Umarme dich, o beſter Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht faſſen kann.

Chor.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne ſey dir!

V.

Wir wollen der Hrz. Louiſe auf ihren Geburtstag auf unſern Brettern ein neu Stück geben*) und bedürfen dazu eines hinterſten Vorhanges zum Wald. Wir mögten auf dieſem Proſpeckt gern eine herrliche Gegend vorſtellen mit Haynen Teichen, wenigen Architecturſtücken ꝛc. denn es ſoll einen Parck bedeuten.

Hätten Sie ſo was vorräthig ſo ſchicken Sies doch aber mit nächſter Poſt, allenfalls ein Kupfer von Pouſſin, oder ſonſt eine Idee, wir bitten recht ſehr drum. Sie haben erinnere ich mich ſo was auf einem Vorhang in Leipzig. Die Büſte kriegen Sie ehſtens. Ihr Andencken iſt lebendig unter uns. Herzeginn Louiſe hat mir Vorwürfe gemacht daß ich Sie nicht zu ihr gebracht habe, alſo müſſen Sie bald wiederkommen das gut zu machen. Addio iſt Ihnen nichts weiter von meiner Gottheit offenbaart worden? d. 7 Jan. 77. Goethe.

VI.

Wir ſind durch einen andern Weeg wieder in unſer Land gegangen, und haben Sie nicht mit nehmen kön-

*) Proſerpina wurde am 30. Jan. 1777 aufgeführt. Riemer Mittheilungen II. S. 38.

nen*). Es iſt auch iezt Herzoginn Mutter in Ilmenau, ob Sies gleich wohl auch hätte freuen konnen Ihr dahin zu folgen.

Nun bitte ich inſtändig um die Basreliefs weil ich gern möchte die Rahmen fertigen laſſen in ihrer Abweſenheit.

Gern unterhielt ich Sie von dem gebetnen Tiſche und von andern Sachen aber ich weis ſchon wies einem mit Ihnen geht.

Schicken Sie mir doch ein paar Zeichnungen zu ſteinernen Garten Bäncken ganz ſimpel aber ſchöne Formen.

Wenn ich von Ilmenau komme hören Sie mehr von mir.

Von dem Tiſche ſchreib ich Ihnen meine Gedancken. Ich hab mir wieder ſo ein feſt Bild gemacht wie er ausſehn ſoll und das iſt wieder ein bisgen gothiſch. Wir werden wieder Händel haben; es iſt ſo ſchlimm was für mich zu machen als für irgend einen Philiſter. Schreiben Sie und ſchicken Sie bald.

d. 15 Jun 78.

Goethe.

*) Goethe war mit dem Herzog Anfang Mai in Leipzig geweſen, und dann mit ihm nach Berlin gereist, von wo ſie Anfang Juni nach Weimar zurückkamen. Briefe an Frau v. Stein I. S. 165 ff. Merck Briefe II. S. 150. 156. Riemer Mittheilungen II. S. 59 f.

VII. *)

Weimar den 10 Merz. 1780.

Meinen beſten Dank wertheſter Herr Profeſſor bezeige ich Ihnen für das gütig überſchickte. Das Gefängniſſ ſoll abgezeichnet ſogleich wieder zurückkommen.

Sie ſchreiben: „das mitfolgende auf Papier entworffene ſoll Schuman in des obigen Tone ausführen“ ich finde aber nichts worauf ſich dieſe Linien beziehen könnten.

Die Zeichnung des Tiſchfuſes liegt wieder bei ich wähle die terms und bitte Sie verſprochnermaſſen ſo wohl um die Reinlichkeit des Details als um die Stellung, Conſtruktion und Verbindung des Ganzen.

Auch erſuche ich ſie mir bald möglichſt einen Theaterleuchter zu ſchicken, denn wir ſind bald ſo weit daſſ wir des Lichts bedürfen.

Sie ſtehen mein lieber Herr Profeſſor mit noch verſchiednen andern Sachen auf meinem Zettelein und ich bitte Sie aber und abermal ja Ihren Plan ſicher zu machen, daſſ Sie mit eintretendem Frühjahr bei uns ſein können.

*) Von hier an ſind die Briefe nicht mehr von Goethes Hand geſchrieben.

Den Brief werd' ich beſorgen und die Kiſte erwarten.

Goethe

VIII.

Ihre Briefe habe ich übergeben und Ihre Aufträge ausgerichtet. Wahrſcheinlich erhalten Sie mit der heutigen Poſt auch Ihre Büſte und ich hoffe daß Sie einigermaſſen mit der Arbeit zufrieden ſein werden.*) Ich habe mit Klauern geſprochen, wegen des Verlangens das Sie haben ihn auf eine Zeit bei Sich zu ſehen. Er ſcheint unentſchloſſen und ich wünſchte ſelbſt, ehe ich Durchl. dem Herzog etwas davon ſage und um Urlaub für ihn bitte, näher unterrichtet zu ſein, auf was für eine Art, wie lang und zu welchem Zweck Sie ihn bei Sich zu haben wünſchen, denn nach allen dieſem wird der Herr mich gewiß fragen. Klauer ſelbſt ſcheint wegen einiger näherer Beſtimmung verlegen und ich wollte ſelbſt rathen mit ihm darüber ſo ausführlich und deutlich als möglich zu handeln. Es giebt bei Arbeiten des

*) Der Bildhauer Klauer hatte, als Oeſer im Sommer 1780 in Weimar war, deſſen Büſte modellirt, mit welcher Goethe ſeine Zufriedenheit wiederholt ausſpricht, Briefe an Frau v. Stein I. S. 318. 319. 321 an Merck I. S. 252.

Künſtlers die ſchweer zu ſchätzen ſind meiſtentheils zulezt ein Misvergnügen, wenn man ſich nicht gleich Anfangs zuſammen auf einen feſten Fus geſezt hat. Es bleibt ihm ohnedem auch hier noch verſchiedenes zu thun, wo er unter ein Viertel Jahr ſchweerlich fertig wird.

Ich ſchicke hier verſprochener maſſen ein Exemplar der berühmten Correſpondenz, die ich mir zu ſeiner Zeit wieder zurück erbitte. Ich weis nicht ob es Ihnen geben wird, wie mir, Sie iſt mir in der Erzählung hübſcher und luſtiger vorgekommen als Sie mir gedruckt erſcheint.

Wollen Sie etwa einige architektoniſche Zeichnungen für Durchl. den Prinzen*) hierher ſchicken ſo würde ich ſorgen daſſ ſie kopirt werden.

In dem ich dieſes ſchreibe ſind Sie wohl in einer wichtigen Handlung begriffen, wozu ich alles Glück wünſche.**) Vielleicht ſteht die Statue ſchon auf ihrem Plaz und ich bin recht neugierig ſie zu ſehen.

Leben Sie recht wohl. Denken Sie gelegentlich an die Aufträge mit denen wir Sie beläſtigt haben. Weimar den 3 Aug. 1780.

Goethe

*) Prinz Conſtantin, Bruder des Herzogs.

**) Das Oeſerſche Standbild Friedrich Auguſts III. auf dem Königsplaz in Leipzig wurde am 3. Aug. 1780 feierlich aufgerichtet.

IX.

In der Zerſtreuung, in die mich vielerley Geſchäfte bey meiner Ankunft verſezen, kann ich nur mein beſter Herr Profeßor Ihnen für die viele Liebe und Freundſchaft danken die Sie mir bey meinem Aufenthalt in Leipzig bezeiget. Da mir meine Stunden ſo knapp zugemeßen waren, wie viel bin ich Ihnen nicht ſchuldig daß Sie mir den größten Theil davon ſo angenehm und nüzlich haben verbringen machen.

Da ich übermorgen als den 3t. ſchon wieder von hier abreiſen muß,*) ſo bitte ich Sie wegen der abzuſchickenden Statue mit dem Herrn Rath Bertuch zu korreſpondiren, dem ich den umſtändlichen Auftrag gegeben habe. Er wird auf Ihre Nachricht den Fuhrmann zur rechten Zeit nach Leipzig ſchicken, und das nöthige beſorgen.

Ich empfehle mich Ihnen und den Ihrigen aufs beſte, wobey ſich mein kleiner Reiſegefährte**) mit anſchließt. Verzeihen Sie alle Beſchwerden die ich Ihnen

---

*) Nach Gotha. Briefe an Frau v. Stein II. S. 103 ff.

**) Friedrich v. Stein. Briefe an Frau v. Stein II. S. 102 ff.

mache, und bleiben Sie meiner vollkommenſten Ergebenheit verſichert. Weimar d. 1 Okt. 1781.

Das bewußte Basrelief wird nächſtens anlangen.

Goethe

X.

Mein Dank kommt ſpät lieber Herr Profeſſor und iſt noch immer ſo warm als beym Abſchiede, da ich gewiß ſehr ungerne Leipzig verließ.*) Sie haben mir meinen Aufenthalt ſo angenehm und nüzlich gemacht als möglich und ich bin wie immer bereichert von Ihnen weggegangen.

Zwar habe ich es gemacht wie das Volk Iſrael bey ſeinem Auszuge aus Egypten. Sie werden verſchiedenes vermiſſen worunter beſonders ein großer Pinſel iſt, welchen ich aber mir ohne Furcht und Reue zugeeignet habe. Wenn wir ſo glücklich ſind Sie aufs Frühjahr hier zu ſehen**) ſoll Ihnen alles vorgelegt werden was ich damit biß dahin zu Stande bringe. Die Farbe iſt

*) Friederike Oeſer ſchreibt an ihren Bruder 6. Jan. 1783: „Der Hr. Geheime Rath v. Goethe iſt dieſe Feyertage in Leipzig geweſen, wo manches geſprochen werden iſt."

**) Oeſer kam im Juli nach Weimar, und „war gar luſtig, Herder gut, Wieland geſprächig, Muſäus gutmüthig und platt wie immer." Briefe an Frau v. Stein II. S. 327.

gekocht, die Kunſtſtüke werden geübt, aber leider iſts noch immer das Räthſel was mir an ſolchen Arbeiten am beſten gelingt.

Die verlangte Büſte für Herrn Breitkopf iſt eingepackt und geht mit dem Schauriſchen Wagen ab. Den Riß des Obſervatorii habe ich in eine Schachtel an Roſten bepacken laßen, und auch dieſer wird hoffentlich zur rechten Zeit anlangen.

Nun aber muß ich auf das dringendſte um den berühmten Brunnen bitten. Der Verſuch iſt gemacht worden, man hat ihn in die Höhe geſtaucht, welches wohl angeht. Freylich läuft er da in einer ſtarken Röhre und in einem ſchwachen Spiegel. Haben Sie die Güte mir die Zeichnung ſo bald als möglich zu ſchicken, denn es warten die Anlagen der Wege und die Pflanzungen darauf und ob gleich die Jahrszeit ſtrenge iſt ſo ſind doch immer unſere gnädigſten Herrn in Arbeit.

Große Steine ſind auch zu dem berühmten Felſen hinzugeſchafft und warten nur auf Ihre ſchöpferiſche Befehle um ſich zu einem ſchönen Ganzen zu bilden. Laſſen Sie nun unſere Hoffnungen nicht ſcheitern und kommen mit der erſten guten Jahreszeit.*)

*) Von der Theilnahme Tiefurts an dieſen Anlagen zeugt auch ein Blatt, auf welches Goethe das Epigramm auf Amor, der die Nachtigall futtert, geſchrieben hat und zwar in der Form, wie es

Empfehlen Sie mich den werthen Ihrigen und danken tauſendmal für die viele gefällige Hülfe und freundliche Unterhaltung, womit ſie bey meinem Aufenthalte gegen mich ſo freygebig geweſen ſind.

Herrn Crenchauf recht viele Complimente.

Was macht mein Burſcher? Werde ich balde ein Kunſtwerk des neuen Hogarths ſehen?

Ich habe auch gleich nach meiner Ankunft die feinen Pappen nachmachen laßen, ſie ſind aber zum erſtenmale nicht ganz glücklich gerathen, es fehlt ihnen an dem nöthigen Leime, weswegen ſich der Papiermacher mit der Witterung entſchuldigt.

Wenn Sie zu uns kommen werden Sie Sich an den vortreflichen Eiſenſtufen ergözen die ich aus dem Trieriſchen erhalten habe. Sogar auch Ungariſche ſind mir zugekommen. Freylich nicht ſo ſchön wie die Ihrigen.

Geben Sie mir bald Gelegenheit, daß ich wenigſtens einigermaſſen aus Ihrer Schuld komme in der ich ſo viel ſtehe.

Leben Sie nochmals auf das beſte wohl.

Weimar 30 Jan. 1783.

Goethe

in Tiefurt in den Stein gegraben iſt, vgl. Briefe an Frau v. Stein II. S. 208. Sollte die kleine Statue von Oeſer ſein?

An Friederike Oeser.

I. *)

Frankfurt am 6. Nov. 1768.

Mamſell,

So launiſch, wie ein Kind das zahnt;
Bald ſchüchtern, wie ein Kaufmann den man mahnt,
Bald ſtill, wie ein Hypochondriſt,
Und ſittig, wie ein Mennoniſt,
Und folgſam, wie ein gutes Lamm;
Bald luſtig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und binn halb kranck und halb geſund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halſe wund;
Sehr miſſvergnügt, daſſ meine Lunge
Nicht ſo viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn ſie mit Stolz erzählt,
Was ich bey Euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt.

*) Gedruckt in Goethes Werken VI. S. 36 ff. (1840) mit wenigen nicht bedeutenden Abweichungen, hier genau nach dem Original.

Kommt ihr entronnenen,
Wieder gewonnenen
Freuden heran!
Lebet, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!

Leipzig,
gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig.

Da ſucht man nun mit Macht mir neues Leben,
Und neuen Muht und neue Krafft zu geben;
Drum reichet mir mein Docktor Medicinä
Extrackte aus der Corter Chinä,
Die junger Herrn erſchlaffte Nerven
An Augen, Fus und Hand,
Auf's neue ſtärcken, den Verſtand,
Und das Gedächtniſſ ſchärfen.

Beſonders iſt er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung ſo ſchlimm gemacht,
Und heiſſt mich meinen Willen zwingen.

„Bey Tag, und ſonderlich bey Nacht,
„Nur an nichts reitzendes gedacht!
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeiſt,
Den jeder Reitz bis zum Entzücken reiſſt.
Des Bouchers Mädgen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit rieſigem Geſicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleiſſig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tiſane
Setzt er mir ſtatt des Weins dazu.

O ſage Du,
Kann man was traurigers erfahren?
Am Körper alt, und jung an Jahren,
Halb ſiech, und halb geſund zu ſeyn?
Das giebt ſo melancholiſche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich ſechs Altraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Menſch genießt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen,
Denn ich bin ſchon im Leiden ſehr geübt;
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Laſt der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als ſelbſt die Tugend giebt;
Verkürzung grauer Regenſtunden,
Balſamiſches Pflaſter aller Wunden,
Geſellſchaftsgeiſter die man liebt.

Zwar hab ich hier an meiner Seite
Beſtändig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie ſorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu ſeyn.
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein

Des Schmerzens, ſo behende ſtillt, die Ruh
Mit Einem Blick der Seele ſchenckt, wie Du.

Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweyter Todt zum zweytenmal begräbt;
Und wem er nur einmal recht nah um's Haupt geſchwebt,
Der bebt
Bey der Erinnerung, gewiſſ ſo lang er lebt.
Ich weiſſ wie ich gezittert habe;
Doch machteſt Du mit Deiner ſüſſen Gabe,
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe;
Erzähltеſt mir wie ſchön, wie kummerfrey,
Wie gut, wie ſüſſ Dein ſeelig Leben ſey,
Mit einem Ton von ſolcher Schmeicheley,
Daſſ ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's beſaſſt ſelbſt zu beſitzen glaubte.
Zufrieden reiſſt ich fort, und was noch mehr iſt, froh,
Und ganz war meine Reiſe ſo.

Ich kam hierher, und fand das Frauenzimmer
Ein biſſgen — ja man ſagt's nicht gern — wie immer,
Gnug bis hierher hat keine mich gerührt. *)

*) Horn ſchreibt auch nach ſeiner Rückkehr nach Frankfurt: „Hier im Reiche iſt es gar nicht auszuhalten, die Leute ſind ſo ſti-

Zwar ſag ich nicht was einſt Herr Schübler*)
Von Hamburgs Schönen prädicirt,
Doch binn ich auch ein ſtarcker Grübler,
Seitdem Ihr Mädgen mich verführt,
Die ich wohl ſchwerlich je vergeſſe;
Und da begreifſt Du wohl, daſſ jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maaßſtab meſſe.
Du lieber Gott! an Munterkeit iſt hie
An Einſicht, und an Witz Dir keine einz'ge gleich,

---

vide, als man es ſich nur vorſtellen kann. Manchmal muß ich drüber lachen, aber öfters ärgere ich mich darüber. — Die Mädchen! o die ſind hier ganz unerträglich! ſehr ſtolz und ohne allen Menſchenverſtand. Ich mögte raſend werden, wenn ich an Leipzig gedencke. Nicht eine iſt fähig einen discours zu führen, als etwa vom Wetter, oder von einer neumodiſchen Haube."

*) Daniel Schiebeler aus Hamburg hielt ſich von 1765 bis 1768 in Leipzig auf, und beſchäftigte ſich mit Muſik und Dichtkunſt. Seine auserleſenen Gedichte gab Eſchenburg heraus (Hamburg 1773). Goethe erwähnt ihn (Werke XXI. S. 138) und daß ſein Singſpiel „Liſuard und Darielette" von ihm und ſeinen Freunden begünſtigt ward. Wie es ſcheint gehörte auch er dem Oeſerſchen Kreiſe an. Hier iſt auf den Schluß ſeines Gedichtes „Pygmalion" angeſpielt:

„Wenn ſtets dich zu erhöhen
Mein Herz, Gott Amor, eifrig war;
So fleuch itzt auf mein Flehen
Zur Stadt, die mich gebar.
Statüen wirſt Du finden,
So ſchöne macht ein Künſtler nie.
O Vater vom Empfinden!
Hauch zu! ſo leben ſie."

Und Deiner Stimme Harmonie
Wie käme die heraus in's Reich.

So ein Geſpräch, wie unſers war, im Garten,
Und in der Loge noch, mit dieſem ſeltnen Zug,
So aufgeweckt, und doch ſo klug,
Ja, darauf kann ich warten.

Bin ich bey Mädgen launiſch froh;
So ſehn ſie ſittenrichtriſch ſträflich,
Da heiſſt's: der Herr iſt wohl aus Bergamo?
Sie ſagen's nicht einmal ſo höflich.
Zeigt man Verſtand, ſo iſt auch das nicht recht.
Denn will ſich einer nicht bequemen
Des Grandiſons ergebner Knecht
Zu ſeyn, und alles blindlings anzunehmen
Was der Dictator ſpricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie ſeyd Ihr nicht ſo gut, ſo Euch zu beſſern willig,
Auf eigne Fehler ſtreng, und gegen fremde billig,
Und zum Gefallen ohnbemüht,
Iſt niemand den Ihr nicht gewönnet.
Ah, man iſt Euer Freund, ſo wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh man's ſich verſieht;

Mit einem Mädgen hier zu Lande,
Iſt's aber ein langweilig Spiel,
Zur Freundſchafft fehlt's ihr am Verſtande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Drauf ging ich ganz gewiß, hätt ich nicht ſo viel Laune,
Brächʼ ich mir nicht gar manche Luſt vom Zaune,
Lacht ich nicht da wo keine Seele lacht.
Und dächt ich nicht, daß Ihr ſchon offt an mich gedacht.

Ja, denken müßt Ihr offt an mich, das ſage
Ich Euch, beſonders an dem Tage
Wenn Ihr auf Euerm Landgut*) ſeyd,
Dem Ort der mir ſo manche Plage
Gemacht, dem Ort der mich ſo ſehr erfreut.

Doch Du verſtehſt mich nicht, ich will es Dir erklären,
Ich weiß doch Du verzeihſt es mir.
Die Lieder die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem ſchönen Ort und Dir.

Wenn mich mein böſes Mädgen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,

*) In Dölitz, eine gute Stunde von Leipzig.

War ich verwegen gnug, und wagte
Dich aufzuſuchen eh es tagte,
Auf Deinen Feldern die Du liebſt,
Die Du mir offt ſo ſchön beſchriebſt.

Da ging ich nun in Deinem Paradieſe,
In jedem Holz, auf jeder Wieſe,
Am Fluſſ, am Bach, das hoffende Geſicht
Vom Morgenſtrahl geſchminckt, und ſucht' und fand
Dich nicht.

Dann ſchlug ich, angereitzt von launiſchem Verdruſſe,
Den armen Froſch, am ſonnbeſtrahlten Fluſſe,
Dann jagt' ich ringsumher, und fing
Bald einen Reim bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim, und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgeſtreckten Hand, die mitten
In ihrem Haſchen ſtille ſtand,
Wenn aus dem Wald, von Stimmen oder Tritten
Den Schall, mein lauſchend Ohr empfand.

Am Tage ſang ich dieſe Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,

Nahm meine Feder, ſchrieb ſie nieder
Den guten und den ſchlechten Reim.

Oft kehrt ich noch mit immer ſchlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Biß mir zuletzt das günſtige Geſchicke
Noch einen Tag den ich nicht hoffte gab.
Doch ich genoß ſie kaum die ſüßen letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich ſage nicht was ich empfunden,
Denn mein proſaiſches Gedicht
Stimmt dieſesmal ſehr zur Empfindung nicht.

Du haſt die Lieder nun, und zur Belohnung
Für alles was ich für Dich litt,
Beſuchſt Du Deine ſeelge Wohnung;
So nimm ſie mit;
Und ſing ſie manchmal an den Orten
Mit Luſt wo ich aus Schmerz ſie ſang,
Dann denck an mich, und ſage: dorten
Am Fluße wartete er lang,
Der Arme der ſo offt mit ungewognem Glücke
Die ſchönen Felder fühllos ſah!
Käm er in dieſem Augenblicke,
Eh nun, jetzt wär' ich da.

Jetzt, dächt ich nun, war's hohe Zeit zum Schlieſſen,
Denn wenn man ſo zwey Bogen*) Reime ſchreibt,
Da wollen ſie zuletzt nicht flieſſen.
Doch warte nur wenn mich die Laune treibt,
Und Deine Gunſt mir ſonſt verſichert bleibt,
So ſchreib ich Dir noch manchen Brief wie dieſen.

Willſt Du mir die Geſchwiſter grüſſen,
So ſchlieſſe Richtern**) auch mit ein.
Leb wohl! Und wird das Glück Dein Freund beſtändig
ſeyn
Wie ich; ſo wirſt Du ſtets des ſchönſten Glücks genieſſen.

Goethe.

II.

Mademoiſelle,

Sie iſt lang ausgeblieben, die Antwort! ſoll ich Sie wohl um Vergebung bitten? Nein gewiſſ, wenn ich das dürfte; Wenn ich ſagen dürfte: Mamſell, verzeihen Sie, ich hatte viel, viel Geſchäffte, daran ſich Herckules den Arm aus der Pfanne hätte heben mögen,

*) Es ſind wirklich zwei Briefbogen, ſehr feſt und ſauber geſchrieben.

**) Den bereits oben genannten Obergeleitseinnehmer Richter.

ich konnte ohnmöglich, die Tage waren kurz, mein Gehirn, wegen der Einstrahlung des Steinbocks und Wassermanns, etwas kalt und feucht, und noch die ganze Reihe von alletags Entschuldigungen, um nicht auf sich kommen zu lassen, man sey faul, dazugerechnet; Sehen Sie, wenn ich in Umständen wäre, so was zu sagen, ich schrieb lieber in meinem Leben nicht. O Mamsell, es war eine impertinente Composition von Laune meiner Natur, die mich vier Wochen, an den Bettfus, und vier Wochen, an den Sessel anschraubte, daß ich eben so gerne die Zeit über, hätte in einen gespaltenen Baum wollen eingezaubert seyn. Und doch sind sie herum, und ich habe das Capitel von Genügsamkeit, Geduld, und was übrigens für Materien ins Buch des Schicksaals gehören, wohl und gründlich studiert, binn auch dabey etwas kluger geworden; Sie werden mir also verzeihen wenn dieser Brief, mehr ein Commentar zu dem Ihrigen, als eine Antwort darauf wird; denn so viel Freude ich über das Blätgen gehabt habe, so viel habe ich auch dawider einzuwenden, und — Honneur aux Dames — aber wahrhafftig, Sie haben unrecht.

Wir müssen uns besser verstehn, eh wir uns weiter herauslassen. Vorausgesetzt, daß ich nicht mit Ihnen zufrieden binn! Und nun will ich anfangen, von

Anfang biß zu Ende, ordentlich wie ein Cronicken-
ſchreiber; der Brief wird ſo lang werden, wie die
Gloſſe eines Dompfaffen, über einen kleinen, leichten
Text.

Sie wiſſens von Alters her, — wenigſtens iſt es
meine Schuld nicht, wenn Sie es nicht wiſſen — Sie
wiſſen, daß ich Sie für ein ſehr gutes Mädgen halte,
die ſchon, wenn Ihr dran gelegen wäre, einen ehrlichen
Menſchen mit dem weiblichen Geſchlecht wieder ver-
ſöhnen könnte, und wenn er aufgebracht wäre wie
Wieland. Wenn ich mich irre; ſo iſt das wieder meine
Schuld nicht. Zwey Jahre beynahe, binn ich in Ihrem
Hauſe herumgegangen, und ich habe Sie faſt ſo ſelten
geſehen, als ein Nachtforſchender Magus einen Alraun
pfeifen hört.

Von dem alſo zu reden was ich geſehen habe — die
Kirche urtheilt nicht übers Verborgne, ſagte Paris —
So verführe ich Sie, daß ich davon bezaubert binn;
aber wahrhafftig die Philoſophen von meiner Art,
haben meiſt Ulyſſes Kräuterbuſchel, unter den andern
Galanterien, in einem Sachet bey ſich, daß Ihnen die
ſtärckſte Bezauberung nicht mehr ſchadet als ein ſtarcker
Rauſch, Kopfweh den andern Morgen, aber die Augen
ſind doch wieder helle. Dieſes wohl begriffen, damit
wir uns nicht miſſverſtehen.

Sie ſind glücklich, ſehr glücklich; wenn mein Herz nicht jetzt für alle Empfindung todt wäre, ich wollte es Ihnen vorerzählen, vorſingen wollt' ich's Ihnen. Das möglichſte von Geſſners Welten; wenigſtens bild ich's mir ſo ein. Und Ihre Seele hat ſich ſehr nach dem Glück gebildet, Sie ſind zärtlich, fühlbaar, Kennerinn des Reitzes, gut für Sie, gut für Ihre Geſpielen; aber nicht gut für mich; und Sie müſſen doch auch gut für mich ſeyn, wenn Sie ein ganzrechtgutes Mädgen ſeyn wollen. Ich war einmal krank, und ward wieder geſund, eben genug, um mit Bequemlichkeit meinem letzten Willen nachdencken zu können. Ich ſchlich in der Welt herum, wie ein Geiſt, der nach ſeinem Ableben manchmal wieder an die Orte gezogen wird, die ihn ſonſt anzogen, da er ſie noch körperlich genieſen konnte, iämmerlich ſchleicht er zu ſeinen Schätzen, und ich demütig zu meinem Mädgen, und zu meinen Freundinnen. Ich hoffte bedauert zu ſeyn; unſre Eigenliebe muß doch was hoffen, entweder Liebe oder Mittleiden. Betrogner Geiſt bleib in deiner Grube! Du magſt noch ſo demütig, noch ſo flehend im weißen Rocke ſtehen und jammern, wer todt iſt iſt Todt, wer krank iſt, iſt ſo gut wie todt; geh, Geiſt, geh, wenn ſie nicht ſagen ſollen, du biſt ein beſchwerlicher Geiſt. Die Geſchichten, die mich auf dieſe Betrachtungen führten, ge

hören nicht hierher. Nur eine will ich Ihnen ausführlich erzählen, wenn ich mich sie noch recht besinne. Ich kam zu einem Mädgen, ich wollte drauf schwören, Sie wärens gewesen, die empfing mich mit grossem Jauchzen, und wollte sich zu Todte lachen, wie ein Mensch die Caricaturidee haben konnte, im 20sten Jahre an der Lungensucht zu sterben! Sie hat wohl recht, dacht ich, es ist lächerlich, nur für mich so wenig, als für den Alten im Sacke, der für Prügeln sterben möchte, über die eine ganze Versammlung fast für lachen stirbt.*) Wie aber alle Sachen in der Welt zwey Seiten haben; und einem ein schönes artiges Mädgen, leicht schwarz vor weis verkaufen kann; und ich überhaupt leicht zu bereden bin, so gefiel mir das Ding so wohl, dass ich mir einbilden liess, es wäre alles Einbildung, und man wäre glücklich, so lang man vergnügt wäre, und so weiter; und da erzählte sie mir wie sie auf dem Lande so vergnügt gewesen wären, wie sie blinde Kuh gespielt, nach dem Topfe geschlagen, geangelt, und gesungen hätten, dass mir's ward wie's einem jungen Mädgen wird die den Grandison liesst; das ist ein feines Bissgen von einem Menschen, so einen möcht'st du auch haben, denkt sie. Wie gern hätte ich auch mitgemacht,

*) Bei Moliere, les fourberies de Scapin III. 2.

und meine Krankheit verſchlimmert. Dem ſey wie ihm wolle, Mamſell, es iſt nichts ſo ſchlimm, daß das Schickſaal nicht zum Guten machen könnte, Ihre Unbarmherzigkeit in den letzten Tagen, gegen den armen Verurteilten, machte ihn ſtark; Glauben Sie mir, Sie ſind alleine Schuld, daß ich Leipzig ohne ſonderliche Schmerzen verlaſſen habe. Freudigkeit der Seele, und Heroismus iſt ſo communicabel wie die Electricität, und Sie haben ſoviel davon, als die Electriſche Maſchine Feuerfunken in ſich enthält. Morgen ſeh ich ſie wieder! ein Abſchiedsgruß zu dem, den man auf die Galeeren ſchmieden will, iſt wahrhafftig nicht der zärtlichſte. Es ſey! Mich hat er ſtark gemacht; und doch war ich nicht mit zufrieden. Die Größe der Seele, iſt meiſt unempfindlichkeit, unter uns geſagt. Wenn ich's wohl betrachte, ſo handelten Sie ganz natürlich, mein Abſchied mußte Ihnen gleichgultig ſeyn, mir war er's warrlich nicht. Ich hätte gewiß geweint, wenn ich nicht gefurcht hatte, Ihre weißen Handſchuhe zu verderben; eine überflüßige Vorſicht, ich ſah erſt am Ende, daß ſie geſtrickt und von Seide waren, da hätte ich immer weinen können, doch da war's zu ſpät. Daß ich ein Ende mache. Ich ging aus Leipzig und Ihr Geiſt begleitete mich, mit der ganzen Munterkeit ſeines Weſens. Ich kam hier an, und fing

an Betrachtungen zu machen, dazu ich bisher nicht Zeit gehabt hatte. Und sah mich hier nach Freunden um, und fand keine; nach Mädgen, die waren nicht so specificirt wie ich's liebe, und war im Jammer, und klage Ihnen das in wunderschönen Reimen, und dencke, ob Sie den wohl dich bedauern wird, und den unglücklichen Schwanen, durch ein Briefgen trösten wird! Da kam ein Brieflein! Nun das ist wohl wahr, erquickt war ich; denn Sie stellen sich die Trockenheit nicht vor, in der man hier, von Seiten einer angenehmen Unterhaltung lechzt; aber getröst war ich nicht; Ich sah dass Sie meynten, Poesie und Lügen wären nun Geschwister, und der Hr. Briefsteller könnte wohl ein sehr ehrlicher Mensch, aber auch ein starcker Poete seyn, der aus Vorurteil für das Clair obscür, offt die Farben etwas stärcker, und die Schatten etwas schwärzer aufstriche, als es die Natur thut. Bon, Sie sollen recht haben, wo sie's haben. Nur, das ist doch zu arg, Sachen bey mir zu supponiren, die ich doch so wenig besitze, als den Stein der Weisen. Einen gesunden Kopf, ein gutes Herz, nun dazu liess ich mich noch wohl bereden, zu glauben dass ich das hätte; aber gelehrige Schülerinnen, Freunde, wie sich's gehört, darauf wart ich noch; wenn ich sie erwischt habe, die Paradiesvögel, da will ich's Ihnen schreiben. Dass Sie alle

unrecht hatten, mir ein Rezept zu verſchreiben, wenn die Species in Leipzig waren, daß mich das nothwendig kränken müſſte, das ſehen Sie nun wohl ein. Es iſt ſehr unbillig; Sie haben mein Herz gegen den Abſchied von L. unempfindlich gemacht, Sie wollen gar haben daß ich es vergeſſen ſoll! O Sie kennen Sich und Ihre Landsmänninnen zu wenig! Wer die Minna hat zu Franckfurt aufführen ſehen, der weiß beſſer was Sachſen iſt. Sie haben alſo unrecht! Ich wiederhole es noch einmal, ob ich gleich in dem Augenblicke nicht weiß warum; denn ich habe ſo viel davon geſchrieben, daß ich's drüber vergeſſen habe, wovon eigentlich die Rede war. Es mag nun ſeyn wie's will, ſo war die ganze Sache eine unparteiiſche, uneigennützige Erinnerung, an ein gewiſſes Frauenzimmer; daß zum rechten guten Herzen auch Mitleiden gehört; daß das noch lange nicht der höchſte Grad von Empfindlichkeit iſt, wenn man arme Leute und Lerchen füttert. Daß das Lachen gegen das reelle Unglück, ſo wenig eine gute Cur iſt, als das aus dem Sinnſchlagen. Daß wir wenn wir ſatt ſind, eine Rede von Genügſamkeit ſehr ſchlecht bey einem Hungrigen anwenden, und endlich, daß der liebenswürdigſte Brief, nicht das hundertſte Theil von dem Reiz der Unterredung enthält. Denn Sie hätten mir alles das, und noch mehr, und nicht

einmal ſo ſchön, verreden dürfen, ſo wäre ich confundirt geweſen, und hätte mich nie unterſtanden, die geringſte von dieſen impertinenten Anmerckungen zu machen. Wenn die Frauenzimmer immer wüſſten, was ſie könnten, wenn ſie wollten! — Es iſt gut daſſ es iſt wie's iſt, ich will zufrieden ſeyn, daſſ ſie unſre Schwächen nicht ganz kennen. Nun genug von dieſer Materie, von der ich ſo viel geſchrieben habe, weil ich nie wieder davon zu ſchreiben hoffe. Möchte ich doch einem Unglücklichen gedient haben, den etwa das Schickſaal künftig in Ihre Hände übergiebt, die ie niedlicher ſie ſind, deſto grauſamer peinigen können. Ich hoffe künftig Ihnen mit keinen Klagen, mit keinem Jammer beſchwerlich zu fallen, ich hoffe das Mitleid nicht nötig zu haben, wozu ich Sie ermahne. Trutz der Kranckheit die war, trutz der Kranckheit die noch da iſt, bin ich ſo vergnügt, ſo munter, offt ſo luſtig daſſ ich Ihnen nicht nachgäbe, und wenn Sie mich in dem Augenblicke jetzt beſuchten, da ich mich in einem Seſſel, die Füſſe wie eine Mumie verbunden, vor einen Tiſch gelagert habe, um an Sie zu ſchreiben.

Hierher gehört auch daſſ ich in dieſem neuen Jahre, eine Farçe gemacht habe, die ehſtens, unter dem Titel: Luſtſpiel in Leipzig erſcheinen wird. Den die Farçen

sind iezt auf allen Parnassen contrebande, wie alles aus der Zeit Ludwigs des Vierzehenden.

Es lebe Ihre Connerion in der Sie mit dem Schicksaale stehn, ich werde mich auch auf den Fus mit ihm setzen; und Ihr Wahlspruch, möchte auch noch hingehn, und gut und artig seyn, wenn er nur nicht eben vom Rhingluff,*) oder Gott weis wie er heisst, genommen wäre, zwanzig Dichter haben es eben so gut, und besser gesagt, warum muss nun eben der Mensch, mit dem Barbarischen Nahmen, die Ehre haben; Denn unter uns gesagt ich binn keiner von seinen Freunden. Ich kenne ihn weiter nicht, aber seine Verse die ich kenne, dementiren den ehrwürdigen Bart, und das feverliche Ansehn das ihm Herr Geyser**) gegeben hat;

*) K. Fr. Kretzschmann in Zittau hatte herausgegeben: „Der Gesang Ringulphs des Barden, als Varus geschlagen worden war" (Zittau 1769); welcher in der Neuen Bibliothek der schönen Wissensch. 1769 VIII. 1 S. 76 ff. sehr gelebt wurde. Später erschien auch „Die Klage Ringulphs des Barden" (Zittau 1771). In den Frankfurter Anzeigen machte sich Goethe noch über ihn lustig (Werke XXXII. S. 48): „Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons, er sitzt nämlich mit der Geldsäckel unter dem heiligen Eichenstamm und initiirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Eckenhard. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopstock's und Gerstenberg's wegen verweisen kennte."

**) Der Kupferstecher, nachmals Oesers Schwiegersohn.

ich will drauf ſchwören, in der Natur, ſieht er jünger aus. Sind denn die Geſänge ſchlecht? Wer wird gleich ſolche Gewiſſensfragen thun! Genug ich weis nicht was ich mit machen ſoll. Mamſell, Sie ſollen wenn Sie's verlangen, meine Meynungen über allerley Dinge wiſſen, ſagen Sie mir die Ihrige, und es wird die angenehmſte, fruchtbaarſte Materie, für unſern Briefwechſel ſeyn; aber Erfahrung macht Miſstrauen. Ich rede frey vor Ihnen, wie ich vor wenigen in Leipzig reden würde, nur laſſen Sie niemanden ſehn wie ich dencke. Seitdem Clodius freundſchafftlichere Geſinnungen gegen mich blicken läſſt, iſt mir ein groſſer Stein vom Herzen;*) ich habe mich ſtets vor Beleidigungen gehütet. Rhinguliſſ iſt ohne Zweifel in Leipzig, vielleicht kennen Sie ihn. Ich weiſſ nichts, denn ich binn auſſer aller Connexion, mit allen ſchönen Geiſtern. Ich dencke ſo von R. wie von allen Geſängen dieſer Art. Gott ſey Danck, daſſ wir Friede haben, zu was das

*) Wegen der S. 17 f. erwähnten Parodie. Man ſieht, Clodius beurtheilte dieſe Aeuſſerung jugendlichen Uebermuthes billig und verständig. Sein Sohn, der Profeſſor C. A. H. Clodius, glaubte dem Erſcheinen von Wahrheit und Dichtung die Ehre ſeines Vaters retten zu müſſen durch einen Aufſatz im Morgenblatt (1812 S. 259 f.): „Ueber einige literariſche Jugendurtheile des Herrn von Goethe", in welchem er über der Pietät gegen ſeinen Vater die Pietät gegen den groſſen Mann vergeſſen zu haben ſcheint.

Kriegsgeſchrey. Ja wenns eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder ſonſt was läge. Ey gut da fiſcht immer! Aber nichts, als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut die im Muth aus den Augen blitzt, der goldne Huf mit Blut beſpritzt, der Helm mit dem Federbuſch, der Speer, ein paar Duzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! Wenn der Vers nicht voll werden will, und wenns lang währt, die Monotonie des Sylbenmaaſes, das iſt zuſammen nicht auszuſtehn. Gleim, und Weiſe und Geſſner in Einem Liedgen, und was drüber iſt hat man ſatt. Es iſt ein Ding das gar nicht intereſſirt, ein Gewäſche das nichts taugt als die Zeit zu verderben. Forcirte Gemälde weil der Herr Verf. die Natur nicht geſehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht iſt Schlacht, und die Situationen die es etwa reicht ſind ſehr genützt. Und was geht mich der Sieg der Teutſchen an, daß ich das Frohlocken mit anhören ſoll, eh! das kann ich ſelbſt. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geſchrey ſtatt dem Pathos, das thut's nicht. Flittergold, und das iſt alles. Hernach ſind in R. Gemälde ländlicher Unſchuld; ſie möchten gut ſeyn, in Arkadien angebracht zu werden; unter Teutſchlands Eichen.

wurden keine Nymphen gebohren wie unter den Myrthen, im Tempe. Und was an einem Gemälde am unerträglichſten iſt, iſt Unwahrheit. Ein Mährgen hat ſeine Wahrheit, und muß ſie haben, ſonſt wär es kein Mährgen. Und wenn man nun das Sujet ſo chiffonirt ſieht, ſo wird's einem bang. Da meynen die Herren das fremde Coſtume ſollte was thun! Wenn's Stück ſchlecht iſt, was ſind des Acteurs ſchöne Kleider! Wenn Oſſian im Geiſte ſeiner Zeit ſingt, ſo brauche ich gerne Commentars, ſein Coſtume zu erklären, ich kann mir viele Mühe darum geben; nur wenn neuere Dichter ſich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Guſto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen ſoll, es in die neue Sprache zu überſetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben. Gerſtenbergs Skalden hätt ich lange gern geleſen, wenn nur das Wörterverzeichniß nicht wäre. Es iſt ein groſer Geiſt, und hat aparte Principia. Von ſeinem Ugolino ſoll mann gar nicht urteilen. Ich ſage nur bey der Gelegenheit: Grazie und das hohe Pathos ſind heterogen; und niemand wird ſie vereinigen daß ſie ein würdig Sujet einer edlen Kunſt werden, da nicht einmal das hohe Pathos ein Sujet für die Mahlerey dem Probierſtein der Grazie; und die Poeſie hat gar nicht eben Urſache ihre Gränzen ſo

auszudehnen, wie ihr Advocat meynt.*) Er ist ein erfahrner Sachwalter; lieber ein wenig zu viel als zu wenig; ist seine Art zu denken. Ich kann, ich darf mich nicht weiter erklären, Sie werden mich schon verstehen; Wenn man anders als grosse Geister denkt, so ist es gemeiniglich das Zeichen eines kleinen Geists. Ich mag nicht gerne, eins und das andre seyn. Ein grosser Geist irrt sich so gut wie ein kleiner, jener weil er keine Schranken kennt, und dieser weil er seinen Horizont, für die Welt nimmt. O, meine Freundinn, das Licht ist die Wahrheit, doch die Sonne ist nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht ist Unwahrheit. Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung; eine Gebuhrt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg so zweydeutig, so schielend, ein Herkules unter den Philosophen konnte sich vergreiffen. Ich will abbrechen; wenn ich in diese Materie komme, da werd' ich zu ausschweifend, und doch ist sie meine Lieblings Materie. Wie mochte ich ein Paar hübsche Abende, bei Ihrem lieben Vater seyn; ich hätte ihm gar so viel zu sagen. Meine Gegenwärtige Lebensart ist der Philosophie gewiedmet. Eingesperrt, allein,

*) Lessing im Laokoon.

Circkel Papier, Feder und Dinte, und zwey Bücher, mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Weege, komme ich in Erkenntniss der Wahrheit, offt so weit, und weiter, als andre mit ihrer Bibliothekarwissenschafft. Ein groser Gelehrter, ist selten ein grosser Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte einfältige Buch der Natur; und es ist doch nichts wahr als was einfältig ist; freylich eine schlechte Recommendation für die wahre Weisheit. Wer den einfältigen Weeg geht, der geh ihn, und schweige still, Demuth und Bedächtlichkeit, sind die nothwendigsten Eigenschafften unsrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich dancke es Ihrem lieben Vater; Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet, die Zeit wird meinen Fleis seegnen, dass er ausführen kann was angefangen ist.

So ist's mit mir, wenn ich ins schwätzen komme, so verlier ich mich, wie Sie; nur dass ich mir nicht so bald helfen kann. Wenn ich sagte, ich habe viel geschwätzt, so passte das eher hierher, als es zu Ihrem Brief passte. Er war ein wenig kurz.

Lassen Sie sich durch mich zum Schreiben aufmuntern! Sie wissen nicht, wie viel Sie für mich thun, wenn Sie für mich, sich nur einige Zeit beschäfftigen.

Und nur des ſeltſamen wegen, ſollten Sie den Briefwechſel ins Reich unterhalten.

Noch einige Kleinigkeiten eh ich ſchlieſſe. Meine Lieder, davon ein Teil das Unglück gehabt hat, Ihnen zu miſſfallen, werden mit Melodien auf Oſtern gedruckt ich würde mich vielleicht unterſtanden haben, Ihnen ein unterſchriebnes Exemplar zu wiedmen, wenn ich nicht wüſſte, daſſ man Sie durch einige Kleinigkeiten, leicht zum ſchimpfen bewegen könnte, wie Sie ſelbſt zu Anfange Ihres Briefs ſagen; den ich wohl glaube verſtanden zu haben. Es iſt mein Unglück daſſ ich ſo leichtſinnig binn, und alles von der guten Seite anſehe. Daſſ Sie meine Lieder von der böſen angeſehen haben; Iſt das meine Schuld. Werfen Sie ſie ins Feuer, und ſehen Sie die gedruckten gar nicht an; nur bleiben Sie mir gewogen. Unter uns, ich bin einer von den geduldigen Poeten, gefällt euch das Gedicht nicht, ſo machen wir ein anders.

Von Wielanden*) möchte ich gar zu gerne was noch ſchreiben, fürchtet ich nicht die Weitläuffigkeit. Es giebt Materie zu einem andern Brief genug. Sie haben mir ia auch noch viel zu ſagen, ſagen Sie in Ihrem letzten Brief; (der der erſte war) ey, nehmen Sie ſich nur alle acht Tage eine Stunde, einen Monat will ich

*) Vgl. an Reich I.

gerne warten, und da hoff' ich, wird ein freundſchafftlich Packetgen mich tröſten. Unter andern würden Sie mir eine ſonderbaare Gefälligkeit erweiſen, wenn Sie mir von den neuſten, artigen und guten Schriften Nachricht gäben; hier erfährt mann's immer erſt ein Vierteljahr nach der Meſſe. Ob ich gleich faſt ganz auf die neue Literatur jezo renuncirt habe, und keine Verſe mehr, auſſer wenn mich ein Räuſchgen ermuntert, flieſſen wollen, ſo mag ich doch den Neologismus nicht ganz auf einmal verlaſſen. Es hängt einem immer noch an, das Skarteckgenleſen, das in Leipzig offt für Gelehrſamkeit paſſirt.

Wie gern käm ich auf Oſtern zu Ihnen, wenn ich könnte; wiſſen Sie was kommen Sie zu mir, oder ſchicken Sie mir den Papa. Wir haben Plaz für Sie alle wenn Sie kommen wollen. Es iſt mein ganzer Ernſt. Fragen Sie nur den Meiſter Junge,*) der wird Ihnen ſagen daſſ das wahr iſt. Und unſer Tiſch läſſt ſich ſo gut anſtoſſen, wenn Gäſte kommen, wie der Ihrige. Sie werden freylich dieſe Invitation nicht annehmen, die ſächſiſchen Mädgen ſind etwas delicat. Gut, zwingen will ich Sie nicht. Aber wenn Sie mich böſe machen, ſo komm ich ſelbſt, und invitire Sie in

*) S. oben S. 118.

eigner Perſon. Wollen Sie es hernach auch nicht annehmen? Ich bin

Ihr ergebenſter Freund
und Diener
Goethe.

Frankfurt,
am 13. Febr.
1769.

III.

Frankfurt am 8. Apr. 1769.

Nun was iſt denn das für ein groß Unglück, wenn ich Sie bitte, ein wenig zu plaudern? Wie kommen Sie drauf, einen ehrlichen Menſchen der an nichts denckt, für einen Böſewicht anzuſchreien, weil er einem Mädgen das Seine Zunge geläuffig und artig zu gebrauchen weiß, zu erkennen giebt, daß er dieſe vorzügliche Gabe Ihres Geſchlechts zu ſchätzen weiß. Mich treffen alle Ihre vehemente Beſchuldigungen, gar nicht; und Sie hätten beſſer gethan, wenn Sie nicht böſe geworden wären.

Ich ſoll eine üble Idee vom ſchönen Geſchlecht haben. Auf gewiſſe Art, ja! Nur müſſen Sie mich verſtehn, und meine Worte, nicht iedesmal mit einer ſchlimmen Gloſſe erklären.

Was ich erfahren habe, das weiß ich; und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wiſſenſchafft. *) Ich

*) Vgl. Werke XXI. S. 111 ff.

verſichre Sie, die Paar Jahre als ich lebe, habe ich von unſerm Geſchlecht eine ſehr mittelmäſſige Idee gekriegt; und wahrhafftig keine beſſre von Ihrem. — Nehmen Sie das nicht übel. — Sie haben mir's darnach gemacht; und ſelbſt Sie, geben Sie mir nicht Anlaſſ, in meiner Verſtockung fortzufahren? Sie wollen mir Ihr Geſchlecht, auf einer andern Seite zeigen! O, hätten Sie's bey der erſten gelaſſen, und Ihre Sache würde ſchlimm geblieben ſeyn, ohne ſchlimmer zu werden. Wie vortheilhafft iſt denn dieſe neue Seite? Wir wollen ſehen! — Daſſ jedes junge, unſchuldige Herz, unbeſonnen, leichtgläubig, und deſſwegen leicht zu verführen iſt, das liegt in der Natur der Unſchuld. Läugnen Sie mir das! Und heiſſt denn das beſchuldigen, wenn man die Sache ſagt wie Sie iſt. Und iſt es denn Ihrem Geſchlecht eine Schande leichtgläubig zu ſeyn? Es ſcheint als ob Sie's glaubten. Sie widerſprechen mir, und wollen Ihr Geſchlecht vertheidigen. — Daſſ nicht alle Mädgen Leichtſinnig ſind das haben Sie bewieſen; ich muſſ es geſtehen; Aber Sie haben mir zu einer gefährlichen Meynung geholfen: Der Klügere Theil iſt alſo miſſtrauiſch. Denn Miſſtrauen iſt die Laune Ihres ganzen Brief's. Wodurch hab ich das verdient? O der Argwohn liegt in Ihrem Herzen, und da müſſen nonchalante, grade, ehrliche Stellen meiner Briefe, beſſ-

haffter Scherz seyn. Meine Blätter sind in Ihren Händen, und ich trutze drauf; Sie werden keine Bosheit drinne finden, die Sie nicht drinne suchen.

Das Urteil eines Frauenzimmers, über Wercke des Geschmacks ist bey mir wichtiger als die Kritick des Kritickers, die Ursache liegt am Tage, und alle Ihre Beredsamkeit soll mir meine Ehrlichkeit nicht verdrehen. Was ich sage, wenn Sie bekennen, daß das Vergnügen von Rhingulffen,*) aus List hingesetzt war? Das werden Sie wohl rahten können. Ich werde sagen, daß Sie Ihre Mausfallen gut zu stellen wissen, und daß mir's lieb ist, daß ich mich habe fangen lassen. Sie können sehn, wie ehrlich ich binn; wären Sie grad gewesen, und hätten mich gefragt, ich würde nicht mehr und nicht weniger gesagt haben. Wäre Hr. Gervinus**) nicht bey mir gewesen, so wüste ich gar nicht wie ich dran wäre. Aus seiner Erzälung habe ich weg; daß der Barde, in Leipzig wohl aufgenommen worden, daß er durchgehends gefallen hat; und ich sehe wohl daß er auch Ihnen gefallen hat, und daß ich übels von Ihrem Freund geschrieben habe. Es sey! Was ich geschrieben

*) Vgl. S. 151.

**) Friedr. Gervinus aus Zweibrücken studirte seit 1768 in Leipzig.

habe das habe ich geſchrieben. Schreiben Sie's auf Rechnung des Brodneids, oder der wenigen Empfindung, daſſ mir der Barde nicht behagt. Mir iſt's eins. Genug, ich kann nichts empfinden, wo nichts gedacht iſt. Und der Republikaniſche Geiſt verläugnet ſich nicht; Sachſen hat ſeine Wildheit und Kühnheit gemäſſigt, aber zu dem Concert des Lobs hat es ihn nicht ſtimmen können. Ich danke Ihrem Vater, das Gefühl des Ideals; und die gedrehten Reize des Franzoſen, werden mich ſo wenig erſtaſiiren machen, als die platten Nymphen von Dieterich, ſo nackend und glatt ſie auch ſind. Jede Art hat ihre Verdienſte, nach ihrem Maasſtab; ich bin ihr gehorſamer Diener allerſeits, aber, wir wollen uns deſſwegen nicht entzweyen, Mamſell; ſeyn Sie immerhin, nicht ſo ſtreng gegen die Autoren, nur ſeyen Sie auch nicht ſo ſtreng gegen mich. Wie ſoll ich mich mit Ihrem Geſchlecht ausſöhnen, wenn Sie ſo fortfahren wie Sie angefangen haben. Und doch, wenn es Ihnen nicht anders möglich iſt, ſo zanken Sie nur, Sie ſind doch immer hübſch, Sie mögen freundlich, oder böſe ſeyn.

Ihre Bäume in Delis*) fangen nun bald an auszuſchlagen, und ſo lang ſie grün ſind, hoffe ich auf kei-

*) Dolitz

nen Brief von Ihnen. Unterdeſſen will ich Sie ſchon zwingen, manchmal an mich zu denken; mein Geiſt ſoll ſo heftig an Ihre Büſche denken, daß er Ihnen erſcheinen wird eh Sie Sich's verſehn; und meine Briefe, ſollen Sie auf die Reitze des Landlebens, in Proſa und Verſen aufmerckſamer machen, trutz Hirſchfelden dem Anatomicker der Natur; wenn keine andre Materie vorkommen ſollte. Hr. Regis wird ſchwerlich mit uns zufrieden ſeyn können, es thut mir weh das ein ſo angenehmer Mann, hier ſo einen unangenehmen Accessit zum erſtenmal gefunden hat. Ich binn — ich weiß ſelbſt nicht recht, was — Aber doch ſo gut als jemals, von ganzem Herzen

Ihr

Freund und Bewundrer
Goethe.

Mehr Briefe an Friederike Oeſer fanden ſich in ihrem Nachlaß nicht vor. Allein Schell hat Briefe und Aufſätze von Goethe S. 19) nach Copien, welche Goethe zurückbehalten hatte, zwei in Straßburg geſchriebene Briefe herausgegeben, welche, wie ich glaube, ebenfalls an ſie gerichtet waren. Der erſte iſt überſchrieben „an Mamſell A.“; der Aufenthalt in Seſenheim hatte ihm die Tage zurückgerufen, welche er in ähnlichem Verkehr in Oeſers Landhauſe in Drusenheim zugebracht hatte; der zweite, ohne Ueberſchrift, folgt unmit-

Goethe's Schriften.

Siebenter Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1790.

telbar darauf auf demſelben Bogen und hier iſt die Beziehung auf Leipzig klar. Käthchen wird darin erwähnt, über welche nun Niemand zweifelhaft ſein wird, und Fränzchen, vermuthlich jene Freundin, welche in Minna von Barnhelm die Franziska ſpielte, und in einem Briefe an Käthchen (S. 73) genannt wird. Zwar iſt der Ton von den vorhergehenden merklich verſchieden; man ſpürt, daß Goethe geſund und reifer geworden iſt, man fühlt den Hauch der friſch aufkeimenden, ihn ſtill beſeligenden Liebe, übrigens paßt der Ton ganz zu ſeinem Verhältniß zu Friederike Oeſer und auch das Element der Reflexion, welches dieſem eigen war, tritt ſtark genug hervor. Ich laſſe dieſelben deshalb hier folgen.

IV.

An Mamſell F.

Am 14. Oct. (1770).

Soll ich Ihnen wieder einmal ſagen, daß ich noch lebe, und wohl lebe, und ſo vergnügt als es ein Mittelzuſtand erlaubt, oder ſoll ich ſchweigen, und lieber gar nicht, als beſchämt an Sie denken? Ich dächte nein. Vergebung erhalten, iſt für mein Herz eben ſo ſüß als Dank verdienen, ja noch ſüßer denn die Empfindung iſt uneigennütziger. Sie haben mich nicht vergeſſen, das weiß ich; ich habe Sie nicht vergeſſen, das wiſſen Sie, ohngeachtet eines Stillſchweigens, deſſen Dauer ich

nicht berechnen mag. Ich habe niemals ſo lebhaft erfahren, was das ſei, vergnügt ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntſchaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Geſellſchaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an ſeine Freunde. Genug mein jetziges Leben iſt vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klinglend, aber eben ſo wenig fürs Herz als es für Augen und Ohren viel iſt.

Sie ſollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo ſo unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu ſchreiben und weil die Urſache ſo gar artig iſt, muß ich's Ihnen ſagen.

Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Geſellſchaft der liebenswürdigen Töchter vom Hauſe, die ſchöne Gegend und der freundlichſte Himmel weckten in meinem Herzen jede ſchlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was ich liebe; daß ich kaum angelangt bin, als ich ſchon hier ſitze und an Sie ſchreibe.

Und daraus können Sie ſehen, in wiefern man ſeiner Freunde vergeſſen kann wenn's einem wohl geht. Es iſt nur das ſchwärmende, zu bedaurende Glück, das

uns unſrer ſelbſt vergeſſen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man ſich ganz fühlt, und ſtill iſt und die reinen Freuden der Liebe und Freundſchaft genießt, dann iſt durch eine beſondere Sympathie jede unterbrochne Freundſchaft, jede halbverſchiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich ſo nennen kann, nehmen Sie dieſen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergeſſen werde. Leben Sie glücklich u. ſ. w.

V.

Saarbrück am 27 Juni (1771).

Wenn das alles aufgeſchrieben wäre, liebe Freundin, was ich an Sie gedacht habe, da ich dieſen ſchönen Weg hierher machte und alle Abwechſelungen eines herrlichen Sommertages in der ſüßeſten Ruhe genoß; Sie würden mancherlei zu leſen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einſamkeit finde ich nichts reizenders als an Sie zu denken; an Sie, das heißt zugleich an alle, die mich lieben und auch ſogar an Käthchen, von der ich doch weiß, daß ſie ſich nicht verläugnen wird, daß ſie gegen meine Briefe ſein wird, was ſie gegen mich war, und

daß ſie — Genug, wer ſie auch nur als Silhouette geſehn hat, der kennt ſie.

Geſtern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben auf's Lothring'ſche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thal unten vorbei fließt. Wie ich ſo rechter Hand über die grüne Tiefe hinausſah und der Fluß in der Dämmerung ſo graulich und ſtill floß und linker Hand die ſchwere Finſterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felſen durchs Gebüſch die leuchtenden Vögelchen ſtill und geheimnißvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen ſo ſtill wie in der Gegend und die ganze Beſchwerlichkeit des Tags war vergeſſen wie ein Traum, man braucht Anſtrengung, um ihn im Gedächtniß aufzuſuchen.

Welch Glück iſt's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beſchwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das iſt vielleicht das meiſte was ich gegen die Liebe habe; man ſagt, ſie mache muthig; nimmermehr! Sobald unſer Herz weich iſt, iſt es ſchwach. Wenn es ſo ganz warm an ſeine Bruſt ſchlägt und die Kehle wie zugeſchnürt iſt, und man Thränen aus den Augen zu drücken ſucht und in einer unbegreiflichen Wonne daſitzt, wenn ſie fließen, o da ſind wir ſo ſchwach.

daß uns Blumenketten feſſeln, nicht weil ſie durch irgend eine Zauberkraft ſtark ſind, ſondern weil wir zittern ſie zu zerreiſſen.

Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, ſein Mädchen zu verlieren, aber das iſt nicht mehr Liebe, das iſt Neid. Wenn ich Liebe ſage, ſo verſtehe ich die wiegende Empfindung, in der unſer Herz ſchwimmt, immer auf einem Fleck ſich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir ſind wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das iſt das wahrſte Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man ſo ſchenirt iſt, und doch können Verliebte nicht leben, ohne ſich zu ſcheniren.

Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe ſie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß ſie mich ſo wenig ſchenirte; man will gebunden ſein wenn man liebt.

Ich kenne einen guten Freund, deſſen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tiſch des Liebſten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen.*) Es geſchah einen

*) Vgl. das in Leipz. gedichtete Lied „Der wahre Genuß" (S. 182):

Ich bin genügſam, und genieße,
Schon da, wenn ſie mir zärtlich lacht,

Abend, daß er aufſtehen wollte, eh es ihr gelegen war; ſie drückte ihren Fuß auf den ſeinigen, um ihn durch dieſe Schmeichelei feſtzuhalten; unglücklicher Weiſe kam ſie mit dem Abſatz auf ſeine Zehen, er ſtand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunſtbezeugung zu ſehr, um ſeinen Fuß zurückzuziehen.

Unter einer nicht unbedeutenden Anzahl von Briefen und Concepten von Friederike Oeſer, welche ich durchgeſehen habe, fand ſich leider keiner der an Goethe geſchriebenen. Um ein lebendigeres Bild von ſeiner Correſpondentin zu erhalten, wird es nicht ohne Intereſſe ſein ein Bruchſtück aus einem Briefe an einen Freund in Dresden vom 21. Jan. 1770 hier zu leſen.

„Ich war, wie Sie wiſſen, der Liebling meines Vaters und ſeine ſtete Geſellſchaft, auch ſelbſt bey ſeinen Geſchäften. Tauſend kleine Streiche, die ich meinem phlegmatiſchen Bruder Hanß ſpielte, verriethen ein anſchlägiſches Köpfchen und oft eine kleine fühlbare Thräne, bei dem Unglück einer Pariko, und eine Erbitterung über Beatens harte Gabe, ein gutes Herz, bey alle dem wurde oft auch ein gut Theilgen Ehrgeiz wahrgenommen. Doch plötzlich kam der grauſame Krieg, der mir, vielleicht auf ewig, meine geliebte Vaterſtadt entriſſen! wir flüchteten vor ſeiner Wuth auf ein gräfliches

---

Wenn ſie beym Tiſch des Liebſten Fuße
Zum Schemmel ihrer Füße macht

Schloß,*) wo wir uns 3 glückliche Jahre, von allen Unruhen entfernt, aufhielten. Hier l. N. wurde Ihre Freundin ein kleines Bauermädchen, die am liebsten Erdäpfel raufte oder zur Kirmes gieng! mein Vater war die meiste Zeit von uns entfernt, jeden Monat glaubten wir aufzubrechen, es wurde also kein Lehrer angenommen außer einem Schreibemeister, den seine gros gewachsene Schülerin noch täglich durch eine erstaunenswürdige Hand verewigt!**) meines Vaters kleine Reisebibliothek war alles womit ich mir bei grosen Regen die Zeit verkürzen konnte, ich las auch sehr fleißig, bey so traurigen Umständen und in diesen Zeiten erwarb ich mir meine Begriffe von der grosen Welt. Ich hatte von Jugend auf über mein verstümmeltes Gesichte klagen gehört, ich wußte also, schon in meinem 9. Jahre, daß ich nicht hübsch war (große Wissenschaft für junge Mädchen!) ich kannte das Unglück nur halb und wußte mich darüber zu trösten. „Hast du keinen schönen Körper, so sorge doch für andere schöne Tugenden (sagte ich zu mir selbst), du mußt geschickter werden als die ganze Welt, alles besser lernen als Mädchen die schön sind es zu lernen brauchen, denn dieses muß nothwendig der zweite Weg seyn, auf welchem man glücklich zu gefallen weiß. Es giebt lauter gute vernünftige Leuthe in der Welt. Und wenn du nur einmal gros bist, so mußt du dich in ihrer Gesellschaft ohne Nachtheil zeigen können; wenn man diese oder jene wichtige Frage an

*) Dahlen, ein Gut des Grafen Bünau.

**) Ihre Hand ist sehr deutlich, fest und bestimmt.

dich thut, ſo mußt du dich in keiner Verlegenheit finden, darauf richtig zu antworten." Kurz i. N. meine Welt war ein gröſerer Sammelplatz von Seltenheiten als Rolands Entdeckungen in dem Mond! und nie kann mehr Ehrgeiz in einem jungen Buſen geledert haben, doch Ehrgeiz ohne Stolz; ich war faſt ganz unempfindlich wenn man mich über etwas lobte, beſonders wie ich mich in meinen Vorſtellungen betrogen fand, und nach und nach die Leipziger Welt, als meine Welt, kennen lernte. Ich lernte ſie und mich beſſer einſehen und da ich erſt aus Ehrgeiz Beyſpiele vor Augen genommen hatte (doch iſt hier bloß von Geſchicklichkeiten die Rede, denn mein Herz hatte ſeine beſondere Oekonomie) die ich nie erreichen konnte, und ich endlich dieſe Kenntniß, als das ſicherſte Mittel, mich für mehr als gewöhnlicher Eitelkeit zu bewahren, zu nuzen ſuchte, ſo war es mir leicht, mich von dieſer unglücklichen Sucht ziemlich zu heilen. Ich folgte nun ganz den Eingebungen meines ehrlichen guten Herzens, ich ward gegen eine Welt faſt gleichgültig, in der ich beſes hörte und viel unnüzes ſah. Ich lernte meine Fehler nach und nach einſehen, und deſto mehr Nachſicht gegen die Schwachheiten meiner Freunde (die ich nur zu gut entdeckte!) haben. Ich überließ mich gänzlich meinen Lieblingsneigungen, beſonders dem Hange zum Leſen, wo ich dabey dem Rath vernünftiger Perſonen folgte. doch las ich nur ſolche Bücher, die mich reformireten und vergnügten, in dem groſen weitläuftigen doch unentbehrlichen Buch der menſchlichen Erfahrun

gen lernte ich endlich auch ein paar Blätter umwenden. Und ſo bin ich das Mädchen geworden daß ich bin! daß Sie ſehr gut kennen, l. N., und daß ſich wohl ſchwerlich jemals von ſeinen Mängeln und groſen Fehlern ganz heilen wird. Wie iſt nun dieſes Mädchen geſchickt, gründliche Urtheile über dieſe oder jene Abhandlungen zu ſagen, da es nur die Schönheiten, die es fühlt, ſeinem Herzen und nicht ſeiner Kenntniß zu verdanken hat? und auch nicht eine Regel weiß, wodurch man das Gegentheil bei dieſer oder jener Stelle beweiſen könnte! Wollen Sie dieſe Urtheile meiner Empfindung anhören? ſo bin ich bereit Sie Ihnen bei jeder vorfallenden Gelegenheit mitzutheilen, aber um die Urſache, warum ich ſo empfinde, dürfen Sie mich nicht fragen! ich würde Ihnen höchſtens: daß weiß ich ſelbſten nicht! antworten."

Goethes Leipziger Lieder.

Die Lieder, von welchen in dieſen Briefen öfter die Rede iſt, und von denen Goethe auch in Wahrheit und Dichtung erzählt, daß ſie ohne ſeinen Namen gedruckt aber wenig bekannt werden ſeien, daß er ſpäter die beſſeren ſeinen übrigen kleinen Poeſien eingeſchaltet habe,*) dieſe „Knospen und Blüthen, die der Frühling 1769 trieb“**), erſchienen unter folgendem Titel

Neue Lieder
in Melodieen geſetzt
von
Bernhard Theodor Breitkopf.

Leipzig
bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf und Sohn
1770.

Es geht indeß aus unſeren Briefen (S. 96) hervor, daß die Sammlung bereits im Jahr 1769 gedruckt iſt. Auf dieſes „älteſte Liederbuch“ hat zuerſt Tieck wieder aufmerkſam gemacht, welcher im ſechsten Band der neuen Jahrbücher der Berliniſchen Geſellſchaft für Deutſche Sprache und Alter

*) Werke XXI. S. 135.
**) Briefe an Frau v. Stein I. S. 28.

thumskunde die Lieder wieder abdrucken ließ, worauf sie auch Biehoff in seiner Erläuterung der Goetheschen Gedichte (1. S. 45 ff.) mitgetheilt hat.

Ein Theil dieser Gedichte ist auch im „Almanach der Deutschen Musen" aufs Jahr 1773 (2. 3. 7. 16.) und 1776 (1. 6. 10. 13), so wie in der Leipz. Zeitschrift „die Muse" vom J. 1776 (3. 7. 11.) mitgetheilt worden und zwar mit einigen im Ganzen nicht wesentlichen Abweichungen, die einer früheren Bearbeitung angehören. Was sich vermuthen ließ, daß sie aus Abschriften entnommen seien, die aus Goethes Aufenthalt in Leipzig herrührten, ist jetzt zur Gewißheit geworden.

Es war nämlich im Nachlaß von Friederike Oeser das allerälteste Liederbuch Goethes aufbewahrt, ein geschriebenes Heft mit dem Titel

Lieder
mit Melodien
Mademoiselle
Friederiken Oeser
gewiedmet
von
Goethen

dieselbe Sammlung, von welcher in dem poetischen Briefe an sie (S. 142 ff.) die Rede ist. Es enthält nur zehn Lieder, von welchen neun in der gedruckten Sammlung sich finden; *) das zehnte

*) Es sind — in dieser Ordnung — 11. 7. 13. 3. 5. 4. 12. 6. 10.

iſt nicht in dieſelbe aufgenommen, aber auch dieſes iſt in der „Muſe“ (S. 126 f.) abgedruckt, und im Inhaltsverzeichniß Goethe als Verfaſſer angegeben. Wie die Lieder ſo zeigen auch die Melodieen in dem handſchriftlichen Heft hie und da Abweichungen, aber nur geringfügige, von den gedruckten. In demſelben Nachlaß fand ſich auch eine, aber nicht von Goethes Hand herrührende Abſchrift des Hochzeitliedes vor, in welcher offenbar die erſte Geſtalt deſſelben aufbewahrt iſt.

Da man die Leipziger Lieder an dieſer Stelle ungern vermiſſen würde, laſſe ich ſie hier folgen und theile die Abweichungen jener älteren Bearbeitungen ſowie am Schluſſe das noch unbekannte Gedicht mit.

1. Neujahrslied.

Wer kömmt! Wer kauft von meiner Waar!
Deviſen auf das neue Jahr,
Für alle Stände.
Und fehlt auch einer hie und da;
Ein einz'ger Handſchuh paßt ſich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebſt,
Ein Küßgen um ein Küßgen giebſt,
Unſchuldig heiter.

Jetzt lebst du noch ein wenig dumm,
Geh nur erst dieses Jahr herum,
So bist du weiter.

Die ihr schon Amors Wege kennt,
Und schon ein bißgen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.
Zum Ernst, ihr Kinder, von dem Spaas!
Das Jahr! zur höchsten Noth noch das,
Sonst währt's zu lange.

Du junger Mann, du junge Frau,
Seht nicht zu treu, nicht zu genau
In enger Ehe.
Die Eifersucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus
Als doppelt Wehe.

•

Der Wittwer wünscht in seiner Noth
Zur seelgen Frau, durch schnellen Tod
Geführt zu werden.
Du guter Mann, nicht so verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Findst du auf Erden.

Ihr, die ihr Miſogyne heißt,
Der Wein heb' euern großen Geiſt
Beſtändig höher.
Zwar Wein beſchweret oft den Kopf,
Doch der thut manchem Ehrentropf,
Wohl zehnmal weher.

Der Himmel geb zur Frühlingszeit,
Mir manches Lied voll Munterkeit,
Und Euch gefall' es.
Ihr lieben Mädgen ſingt ſie mit,
Dann iſt mein Wunſch am letzten Schritt
Dann hab' ich alles.

---

2. Der wahre Genuß.

Umſonſt, daß du ein Herz zu lenken
Des Mädgens Schoos mit Golde füllſt.
O Fürſt, laß dir die Wollust ſchenken,
Wenn du ſie wahr empfinden willſt.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir;
Doch willſt du eine Tugend kaufen,
So geb und gieb dein Herz dafür.

Empfinde Jüngling, und dann wähle
Ein Mägdgen dir, ſie wähle dich,
Von Körper ſchön, und ſchön von Seele,
Und dann biſt du beglückt, wie ich!
Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Allein des Prieſters Segen fehlt.

Für nichts beſorgt als meine Freude,
Für mich nur ſchön zu ſeyn bemüht,
Wollüſtig nur an meiner Seite,
Und ſittſam wenn die Welt ſie ſieht,
Daß unſrer Gluth die Zeit nicht ſchade,
Räumt ſie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunſt bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar ſeyn.

Ich bin genügſam, und genieße,
Schon da, wenn ſie mir zärtlich lacht,
Wenn ſie beym Tiſch des Liebſten Füße
Zum Schemmel ihrer Füße macht.
Den Apfel, den ſie angebiſſen,
Das Glas, woraus ſie trank, mir reicht,
Und mir, bey halbgeraubten Küſſen,
Den ſonſt verdeckten Buſen zeigt.

Wenn in geſellſchaftlicher Stunde,
Sie einſt mit mir von Liebe ſpricht,
Wünſch ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küſſe wünſch ich nicht.
Welch ein Verſtand der ſie beſeelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie iſt vollkommen, und ſie fehlet
Darinn allein, daß ſie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wolluſt mich an ihre Bruſt.
Sieh Jüngling, dieſes heißt genießen!
Sey klug und ſuche dieſe Luſt.
Der Todt führt einſt von ihrer Seite
Dich auf zum engliſchen Geſang,
Dich zu des Paradieſes Freude,
Und du fühlſt keinen Uebergang.

3. Die Nacht.

Gern verlaß ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen
Zephirs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durchs Gebüsch im Kühlen
Welche schöne, süße Nacht!
Freude! Wollust! Kaum zu fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädgen Eine mir

3, 2 ff. Meiner Schönen Aufenthalt,
Und durchstreich mit leisem Tritte
Diesen ausgestorbnen Wald.
5. Wandle mit vergnügtem Schritte. Alm.
7 f. Und die Birken, die sich neigen,
Senden ihr den Duft hinauf. Alm.
11. Wandelt im Gebüsch im Kühlen.
15. Tausend deiner Nächte lassen,

4. Das Schreyen.

Nach dem Italieniſchen.

Einſt gieng ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und ach!
Droht ſie, ich werde ſchreyn.

Da rief ich trotzig, ha! ich will
Den tödten der uns ſtört!
Still, liſpelt ſie, Geliebter, ſtill!
Daß ja dich niemand hört.

---

5. Der Schmetterling.

In des Pappillons Geſtalt
Flattr' ich nach den letzten Zügen
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmliſcher Vergnügen,
Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

4, 1. Jüngſt gieng ich meinem Mädchen nach
8. Damit dich niemand hört.

5, 1. Und („ſie" Muſe) in Pappillons Geſtalt

Ich belauſch ein zärtlich Paar,
Von des ſchonen Mädgens Haupte
Aus den Kränzen ſchau ich nieder,
Alles was der Tod mir raubte,
Seh ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm,
Und ſein Mund genießt der Stunde
Die ihm gür'ge Götter ſenden,
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf um ihn herum.

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt ſie auf, da flieg ich ferne.
„Liebſter komm ihn einzufangen!
„Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
„Gern das kleine bunte Ding.

Faust.

Ein Fragment.

6. Das Glück.

An mein Madgen.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann;
Oft nahm ich wachend deinem Munde
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küſſe nehmen kann.

Das reinſte Glück, das wir empfunden
Die Wolluſt mancher reichen Stunden
Floh, wie die Zeit, mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmſten Küſſe,
Und alle Freude wie ein Kuß.

6. Mit der Ueberſchrift: An Annetten.
7 ff. Sie ſind die ſüß verträumten Stunden,
Die durchgeküßten ſind verſchwunden,
Wir wünſchen traurig ſie zurück.
O wünſche dir kein größeres Glücke;
Es flieht der Erden größtes Glücke,
Wie des geringſten Traumes Glück.

7. Wunſch eines jungen Mädgens

O fände für mich
Ein Bräutigam ſich!
Wie ſchön iſts nicht da,
Man nennt uns Mama.
Da braucht man zum Nehen,
Zur Schul nicht zu gehen.
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf ſchmählen,
Man wählt ſich die Kleider,
Nach Guſto den Schneider.
Da läßt man ſpazieren
Auf Bälle ſich führen,
Und fragt nicht erſt lange
Papa und Mama.

7, 1. Ach fände für mich
9 f. Da ſchickt man zum Schneider
Gleich bringt der die Kleider.

8. Hochzeitlied.

An meinen Freund.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feſte,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die Liſt muthwilliger Gäſte
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit myſtiſch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blaßes Gold,
Ein Weihrauchwirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen ſollt.

Wie ſchlägt dein Herz beym Schlag der Stunde,
Der deiner Gäſte Lärm verjagt!
Wie glühſt du nach dem ſchönen Munde,
Der bald verſtummt und nichts verſagt.

---

8. Im Schlafgemach, fern von dem Feſte
Sitzt Amor dir getreu und wacht
Daß nicht die Liſt muthwill'ger Gäſte
Das Brautbett dir unſicher macht.
Er harrt auf dich. Der Fackel Schimmer
Umglänzt ihn, und ihr flammend Gold
Treibt Weihrauchdampf, der durch das Zimmer
In wolluſtvollen Wirbeln rollt.

Wie ſchlägt dein Herz, beym Schlag der Stunde,
Der deiner Freunde Lärm verjagt!
Wie blickt du nach dem ſchönen Munde,
Der dir nun bald nichts mehr verſagt.

Du eilſt, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum hinein,
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie bebt von deiner Küſſe Menge
Ihr Buſen, und ihr voll Geſicht,
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor ſie entkleiden,
Und iſt nicht halb ſo ſchnell als du;
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden,
Sich feſt die beyden Augen zu.

Du eilſt dein Glucke zu vollenden
Mit Ihr ins Heiligthum herein,
Die Fackel in des Amors Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie glüht vor deiner Küſſe Menge
Der Schönen reizendes Geſicht,
Zum ſtillen Scherz wird Ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft Ihr Amor ſich entkleiden,
Und iſt doch nicht ſo ſchnell als du,
Dann hält der kleine Schalck beſcheiden
Sich feſt die beiden Augen zu.

9. Kinderverſtand.

In großen Städten lernen früh
Die jüngſten Knaben was;
Denn manche Bücher leſen ſie,
Und hören dieß und das
Vom Lieben und vom Küſſen,
Sie brauchtens nicht zu wiſſen.
Und mancher iſt im zwölften Jahr,
Faſt klüger als ſein Vater war
Da er die Mutter nahm.

Das Mädgen wünſcht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu ſehn,
Sie ziert ſich klein und wächſt herauf
In Pracht und Aſſembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wolluſt und der Liebe,
Sie ſinnt nur drauf wie ſie ſich ziert,
Ein Aug entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern ſieht's ganz anders aus
Da treibt die liebe Noth,
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.

Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädgen Friede.
Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß;
So geht's den Bauern meist.

Die Bauermädgen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schreckend Bräute
Den Bräutgam in die Seite,
Denn von der Arbeit, die sie thun,
Sich zu erholen, auszuruhn,
Das können sie dabey.

10. Die Freuden.

Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Cameleon;
Bald roth und blau, bald blau und grun.
O daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin
Und ſetzt ſich auf die ſtillen Weiden.
Da hab ich ihn!
Und nun betracht ich ihn genau,
Und ſeh ein traurig dunkles blau.
So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

---

11. Amors Grab.

Nach dem Franzöſiſchen.

Weint, Mädgen! hier bey Amors Grabe, hier
Sank er von nichts, von ohngefähr darnieder.
Doch iſt er wirklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür.
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters wieder.

10, 11. Da hab ich ihn! Da hab ich ihn!

11, 1. Von nichts, von ohngefähr erwacht er öfters wieder.

---

12. Liebe und Tugend.

Wenn einem Mädgen das uns liebt,
Die Mutter ſtrenge Lehren giebt,
Von Tugend, Keuſchheit und von Pflicht,
Und unſer Mädgen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverſtärktem Triebe
Zu unſern heißen Küſſen hin;
Da hat daran der Eigenſinn,
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß ſie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daß uns das Mädgen ſprode flieht;
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend,
Denn wenn das je ein Mädgen thut
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend

12, 7. So hat daran der Eigenſinn
10. Daß ſie das kleine Herz erweicht.

13. Unbeſtändigkeit.

Im ſpielenden Bache da lieg ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und bubleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt.
Dann trägt ſie ihr Leichtſinn im Strome darnieder,
Schon naht ſich die zweyte und ſtreichelt mich wieder,
Da fühl ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

O Jüngling ſey weiſe, verwein' nicht vergebens
Die fröhlichſten Stunden des traurigen Lebens
Wenn flatterhaft je dich ein Mädgen vergißt.
Geh, ruf ſie zurücke die vorigen Zeiten,
Es küßt ſich ſo ſüße der Buſen der Zweyten,
Als kaum ſich der Buſen der Erſten geküßt.

---

14. An die Unſchuld.

Schönſte Tugend einer Seele,
Reinſter Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit.

13, 1. Auf Rieſeln im Bache, da lieg ich wie helle!
9. Wenn flatterhaft dich ja ein Mädgen vergißt.

Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich ſchwaches Licht;
Dich fühlt nur wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt der fühlt dich nicht.

Göttin! In dem Paradieſe
Lebteſt du mit uns vereint;
Noch erſcheinſt du mancher Wieſe,
Morgens eh die Sonne ſcheint.
Nur der ſanfte Dichter ſiehet
Dich im Nebelkleide zieh'n;
Phöbus kömmt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel biſt du hin.

15. Der Miſanthrop.

A. Erſt ſitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frey;
Auf einmal kömmt in Eile
Sein ganz Geſicht der Eule
Verzerrtem Ernſte bey.

B. Sie fragen, was das ſey?
Lieb oder lange Weile.

C. Ach ſie ſinds alle zwey.

16. Die Reliquie.

Ich kenn', o Jüngling, deine Freude,
Erwiſchest du einmal zur Beute
Ein Band, ein Stückgen von dem Kleide,
Das dein geliebtes Mädgen trug.
Ein Schleyer, Halstuch, Strumpfband, Ringe,
Sind wirklich keine kleinen Dinge,
Allein mir ſind ſie nicht genug.

Mein zweytes Glücke nach dem Leben,
Mein Mädgen hat mir was gegeben.
Setzt eure Schätze mir daneben,
Und ihre Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach ich all der Trödelwaare!
Sie ſchenkte mir die ſchönſten Haare,
Den Schmuck des ſchönen Angeſichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, miſſen,
Wirſt du mir doch nicht ganz entriſſen,
Zu ſehn, zu tändeln und zu küſſen,
Bleibt mir der ſchönſte Theil von dir.
Gleich iſt des Haars und mein Geſchicke,
Sonſt bublten wir mit einem Glücke
Um ſie, jetzt ſind wir fern von ihr.

16, 4. Ein Strumpfband, einen Ring — ein Nichts 5—11 fehlen.

Fest waren wir an sie gedrangen,
Wir streichelten die runden Wangen
Und gleiteten oft mit Verlangen
Von da herab zur runden Brust.
O Nebenbuhler, frey vom Neide,
Reliquie, du schöne Beute,
Grimme mich der alten Lust.

17. Die Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl, und spotte viel:
Ihr Mädgen seyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forçen mit einander,
Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär ich sie los die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

18. Das Glück der Liebe.

Trink, o Jüngling, heilges Glücke
Taglang aus der Liebſten Blicke,
Abends gaukl' ihr Bild dich ein;
Kein Verliebter hab es beſſer,
Doch das Glück bleibt immer größer
Fern von der Geliebten ſeyn

Ew'ge Kräffte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Krafft der Sterne,
Wiegen dieſes Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird ſtets erweichter,
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich ſie vergeſſen,
Und doch kann ich ruhig eſſen,
Heiter iſt mein Geiſt und frey;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerey.

Aufgezogen durch die Sonne,
Schwimmt im Hauch ätherſcher Wonne
So das leichtſte Wölkgen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frey von Furcht, zu groß zum Neide
Lieb ich, ewig lieb ich ſie.

---

19. An den Mond.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein reizendes Geſicht.
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus Tagverſchloßnen Hölen
Traurig abgeſchiedne Seelen,
Mich, und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite!
Hebe mich an deine Seite,
Gieb der Schwärmerey dieß Glück!
Und in wolluſtvoller Ruh,
Säh der weltverſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter,
Seines Mädgens Nächten zu.

Dämmrung wo die Wolluſt thront,
Schwimmt um ihre runden Glieder.
Trunken ſinkt mein Blick hernieder.
Was verhüllt man wohl dem Mond.
Doch, was das für Wünſche ſind!
Voll Begierde zu genießen,
So da droben hängen müßen;
Ey, da ſchielteſt du dich blind.

---

20. Zueignung.

Da ſind ſie nun! Da habt ihr ſie!
Die Lieder, ohne Kunſt und Müh
Am Rand des Bachs entſprungen.
Verliebt, und jung, und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab ſie ſo geſungen.

Sie ſinge, wer ſie ſingen mag!
An einem hübſchen Frühlingstag
Kann ſie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätätſche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb ſcheel, halb weiſe ſieht ſein Blick,
Ein bißgen naß auf euer Glück,
Und jammert in Sentenzen.
Hört ſeine letzten Lehren an,
Er hat's ſo gut wie ihr gethan
Und kennt des Glückes Gränzen.

Ihr ſeufzt, und ſingt, und ſchmelzt und küßt,
Und jauchzet ohne daß ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe.
Flieht Wieſe, Bach und Sonnenſchein,
Schleicht, ſollt's auch wohl im Winter ſeyn,
Bald zu dem Heerd der Ehe.

Ihr lacht mich aus und ruft: der Thor!
Der Fuchs, der ſeinen Schwanz verlohr,
Verſchnitt jetzt gern uns alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz,
Das treue Füchslein ohne Schwanz
Das warnt auch für der Falle.

„Vielleicht iſt in der letzten Zeile euch für auch zu leſen."
Tied.

An Venus.

Große Venus, mächtge Göttin!
Schöne Venus, hör mein Flehn.
Nie haſt du mich
Ueber Krügen vor dem Bachus
Auf der Erden liegen ſehn.

Keinen Wein hab ich getrunken
Den mein Mädchen nicht gereicht.
Nie getrunken,
Daß ich nicht voll güt'ger Sorge
Deine Roſen erſt geſängt.

Und dann goß ich auf dies Herze,
Das ſchon längſt dein Altar iſt,
Von dem Becher
Güldne Flammen, und ich glühte,
Und mein Mädchen ward geküßt.

Dir allein empfand dies Hertze
Göttin gieb mir einen Lohn.
Aus dem Lethe
Soll ich trinken wenn ich sterbe,
Ach befreye mich davon.

Laß mir Gütige — dem Minos
Sey's an meinem Todt genung —
Mein Gedächtniß!
Denn es iſt ein zweytes Glücke
Eines Glücks Erinnerung.

16. Nur für dich empfand dies Herze (Muſe).

Goethes Briefe

an

Chr. G. und J. G. E. Breitkopf.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer, Faust unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerey und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn!
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —

I. *)

Gebe dir Gott einen guten
Abend Bruder Gottlob.

Daß du ein rechtſchaffner Menſch biſt, und brav, und dich herausmachſt, das ſagen mir alle Leute die von Leipzig kommen, und das freut mich höchlich, daß du dich nicht außer zu deiner Avantage änderſt, du warſt von ieher ein guter Junge, und hatteſt Menſchenverſtand, und Gedanken wie ein Menſch der eine Sache begreifft, und Einfälle nicht wie ieder; beſuche uns doch einmal, die Mädgen ſind hier ſehr auf deiner Seite, ich hab ihnen ſo allerley von dir erzählt, und es ſind einige muntre Köpfgen unter ihnen, die meynen es wäre was mit dir anzufangen; ſchreibe mir doch einmal, lieber Bruder, in was für Umſtänden du iezo biſt.

Ich lebe erträglich. Vergnügt und ſtill. Ich habe

*) Gedruckt in den Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek. S. 3.

ein halb Dutzend englische Mädgen die ich offt sehe, und binn in keine verliebt, es sind angenehme Kreaturen, und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl seyn; aber das Sachsen, Sachsen! Ey! Ey! das ist starcker Toback. Man mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig, brennt man weg so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein, wird nach und nach sich erholen.*)

Nur eins will ich dir sagen, hüte dich ia für der Liederlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräfften, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Hencker eine Jungferschafft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es wills ihm all nicht thun.

Adieu lieber Bruder. Habe mich lieb, und vergiß mich nicht. Aufs Frühjahr geh ich nach Strasburg. Wer weiß wann wir da wieder was von einander hören. Schreibe mir doch die Zeit einmal, und wenn Bruder Bernhard nicht schreiben will, so laß dir sagen, ob er mir was zu melden hat und setze es mit in deinen Brief. Grüsse Stocken und seine Dame, und sag ihm er machte recht artige Sachen.

Goethe.

*) S. oben S. 28. 88.

II. *)

Sie werden es dem Vertrauen, das ich zu Ihrer Güte habe, zuſchreiben, wenn ich mich in einer kleinen litterariſchen Angelegenheit an Sie wende.

Im Jahre 1752 ward eine Ausgabe des Reineke Fuchs bey Ihnen gedrukt. In derſelbigen ſind Kupfer, um die es mir eigentlich gegenwärtig zu thun iſt. Da ſie ſehr ausgedrukt, und an einigen Stellen aufgeſtochen ſind, ſo läßt ſich vermuthen, daß ſie ſchon zu einer oder mehrern ältern Ausgaben gedient haben. Die älteſte nun von dieſen zu erfahren und, wo möglich, zu beſitzen, wünſchte ich gar ſehr, indem ich auf die Werke des Aldert van Everdingen, der ſie verfertiget, einen großen Werth lege.**) An wen könnte ich mich mit beſſerer Hoffnung wenden, als an Sie, und bin wenigſtens gewiß, daß ich einige ſichere Nachricht durch Ihre Güte werde erhalten können. Sie verzeihen aus alter Nei-

*) Die folgenden Briefe ſind an den Vater Joh. Gottlob Immanuel und an die Handlung gerichtet.

**) „Wo du etwas von Everdingens Radirungen auftreiben kannſt, ſchicke es doch ja. Seit ich dieſen Menſchen kenne, mag ich weiter nichts anſehen.“ Briefe an Merck II. S. 183 vgl. S. 181 f. 188. I. S. 213. 252. 258. 278. 284. an Frau v. Stein II. S. 60. 76. 118. 141.

gung und Freundſchaft der Freyheit, deren ich gebrauche, beehren mich mit einer baldigen Antwort und halten Sich verſichert, daß ich Ihnen iederzeit mit vorzüglicher Hochachtung ergeben bleibe. Weimar den 20. Febr. 1782.

Goethe.

III.

Im Zutrauen auf unſre ehmaligen guten Verhältniſſe, nehme ich mir die Freyheit Ihnen einen jungen Mann zu empfehlen der Ihnen dieſen Brief überreichen wird. Er wunſcht in Leipzig zu bleiben und dort ein beſſeres Schickſal zu finden als er bisher hat erfahren müſſen. Ich hoffe er wird Ihnen nicht beſchwerlich ſeyn. Haben Sie die Güte ihm zu erlauben daß er Sie manchmal ſehe, ſich Ihnen eröffne. Verſchaffen Sie ihm wo möglich einige Bekanntſchaften und Connexionen, damit er durch litterariſche Arbeiten etwas verdienen könne. Er heißt Vulpius und iſt mir als ein gutartiger junger Mann bekannt.*) Verzeihen Sie dieſe Bitte und bleiben meiner fortdauernden Freundſchaft und Hochachtung verſichert. Weimar, d. 31 Aug 89

J W Goethe.

*) Vgl. Briefw. mit Jacobi S. 112 ff. 116. 120.

IV.

Ew Hochedelgeb. haben die Güte gehabt mir vor einiger Zeit drey Stücke der Bachiſchen Sonaten für Kenner und Liebhaber zu ſenden und zwar das Stück. Sie verſprachen mir die übrigen nachzuſenden, ich habe ſie aber bißher noch nicht erhalten. Sollten Ew Hochedelgeb. die drey fehlenden Stücke noch nicht gefunden haben oder es vielleicht gar unmöglich ſeyn ſie aufzufinden, ſo bitte ich mir gefällige Nachricht davon aus, damit ich mich etwa anderwärts umſehen kann.

Ich lege einige Abdrücke meines Wapens bey welche Sie verlangten.

Mit beſonderer Hochachtung unterzeichne ich mich

Ew Hochedelgeb.

Weimar d. Octbr. 1790.

ergebenſter

Goethe

V.

Da ich die noch fehlenden Bachiſchen Sonaten, und auch eine weitere Nachricht von Ew Hochedelgeb. nicht erhalten habe; ſo nehme ich mir die Freyheit die drey Stücke der Sammlung, die mir nun zu weiter nichts nütze ſind zurück zu ſchicken, und ſelbige mit den beſten Wünſchen für Ihr Wohlergehen zu begleiten.

Weimar d 4. Febr. 1791.

J W Goethe

Goethes Briefe

an

Phil. Erasmus Reich.

I. *)

Franckf. am 20. Febr. 70.

Theuerſter Herr Reich,

Es giebt gemiſchte Empfindungen, die Mendelsſohn ſo richtig zeichnen, und Wieland ſo ſüſſe mahlen kann, und von denen wir andre ſchweigen müſſen. Davon war es eine die mich überfiel, als ich Ihren lieben Brief, mit dem angenehmſten Geſchencke erhielt.**)

Nichts war mir neu. Denn daſſ Wieland ſo ein Autor iſt, daſſ Sie ſo ein Verleger und ſo gütig gegen mich ſind, das weiſſ ich ſeitdem ich Sie und Wielanden kenne; allein in dem Grade! unter dieſen Umſtänden! war mir alles neu. Meine Danckbaarkeit werden Sie

*) Einige dieſer Briefe ſind gedruckt bei H. Hirzel, Briefe von Goethe an Lavater S. 163 ff.

**) Wieland, Dialogen des Diogenes. Leipz. 1770.

leicht nach dem Werth Ihrer Freundſchafft, nach der Fürtrefflichkeit des Buchs, und nach dem Vergnügen meſſen können, das man in dieſer Franckfurter Hungersnoth des guten Geſchmacks, ſehr lebhafft fühlen muß, wenn man ein neues Buch geſchwind in die Hände kriegt. Und auch darum laſſe ich meine Erkänntlichkeit gerne ſchweigen; denn wahrhafftig Sie müßten ſehr müde werden Dancksagungen anzuhören, wenn Ihre beſondere Gütigkeit, nicht gleich iedem den Sie verbinden, ein ehrfurchtsvolles Stillſchweigen auflegte.

Oeſers Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben, mich zu ſeegnen, daß ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meiſter ſeinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren, Thut in den bildenden Künſten, nur was mittelmäßiges; auch war unſre Hand, nur ſein Nebenaugenmerck; er drang in unſre Seelen, und man mußte keine haben um ihn nicht zu nutzen.

Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit ſey Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meiſter werden könne. Es iſt ein Glück wenn man ſich von dieſer Wahrheit nicht erſt durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht. Empfehlen Sie mich meinem lieben Oeſer. Nach ihm und Schäckespea

Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wiſſen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit ſaurem Schweiß,
Zu ſagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innerſten zuſammen hält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

ren, iſt Wieland noch der einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann, andre hatten mir gezeigt daſſ ich fehlte, dieſe zeigten mir wie ichs beſſer machen ſollte.

Meine Gedancken über den Diogenes werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und ſchweigen iſt alles was man bey dieſer Gelegenheit thun kann; denn ſo gar loben ſoll man einen groſen Mann nicht, wenn man nicht ſo gros iſt wie er. Aber geärgert habe ich mich ſchon auf Wielands Rechnung, und ich glaube mit Recht. Wieland hat das Unglück oft nicht verſtanden zu werden, vielleicht iſt manchmal die Schuld ſein, doch manchmal iſt ſie es nicht, und da muſſ man ſich ärgern wenn Leute ihre Miſſverſtändniſſe dem Publiko für Erklärungen verkaufen. Jüngſt ſagte ein Recenſent: die Rede vom Mann im Monde*) ſey eine feine Satyre auf die Philoſophie der damaligen Zeiten, und ihre Gelehrheit. Wem könnte ſo was einfallen? Doch ja! er hat einen Geſellſchaffter an dem Ueberſetzer des Agathon. Tableau des moeurs de l'ancienne Grece! So ungefähr wird der Tittel ſeyn.**) Ich glaube der Menſch hielte das Buch für eine Archaiologie.

*) Diogenes 31. Werke XIII. S. 161 ff.

**) Histoire d'Agathon ou tableau philosophique des moeurs de la Grèce imité de l'Allemand de Mr. Wieland. Laus. 1768.

Ich weiß nicht ob ſich W. auch drüber ärgert, wenigſtens hätte er's Urſach.

Wenn Sie dieſem groſen Autor, Ihrem Freunde ſchreiben, oder ihn ſprechen, ſo haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menſchen bekannt zu machen, der zwar nicht Mann's genung iſt ſeine Verdienſte zu ſchätzen, aber doch ein genung zärtliches Herz hat ſie zu verehren; mit deſſen aufrichtigſter Empfindung er ſich auch nennt

Ihren ergebenſten Diener.
Goethe.

II.

Hochedelgebohrner
inſonders Hochzuehrender Herr

Es iſt mir ſehr angenehm gleich mit dem Anfange des Neueniahrs Gelegenheit zu finden Sie an Ihre alte Gewogenheit gegen mich zu erinnern. Lavater trägt mir auf Ihnen beigebenden Anfang des Phiſiognomiſchen Manuſcripts zu überſenden mit dem es folgende Bewandniß hatt. Die Ueberſetzung der Einleitung habe ich zu beſorgen, *) dahingegen Sie die Fragmente ſelbſt

*) Goethe ſollte die Einleitung durch Gotter ins Franzöſiche überſetzen laſſen. (Brief von Lavater an Reich 20. Jan. 75.)

von p. 7 an von Herrn Hubern überſezen laßen werden. p. 17. wo ein † mit Bleiſtifft gezeichnet ſtehet, wie auch p. 21. werden vielleicht noch einige Zuſäze eingeſandt werden, ſollten dieſe aber außen bleiben, ſo iſt an beiden Orten zur Nachricht dem Sezer ſchon angemerkt daß dieſe Zeichen auf weiter nichts Beziehung haben. Wollten Sie mir den Empfang dieſer Papiere gefälligſt berichten, und zugleich etwa ſonſt einiges zu Beförderung und Ausführung dieſes Werks gehöriges mir zu wißen thun, ſo will ich alles mit dem beſten Eifer beſorgen, da ohnedem die Spedition des Manuſcripts meiſtens durch meine Hände gehen wird, da ich den öfters die Ehre haben werde Sie derienigen Hochachtung zu verſichern mit der ich mich nenne

Ew. Hochedelgeb.

Frankfurt den 2 Jenner
1775

ganz ergebenſter Diener
Goethe

III.

Hier ſchick ich die Zugaben an den bemerckten Orten einzurücken, ich hoffe ſie ſollen zur rechten Zeit kommen wo nicht ſo bitte mirs gleich zu melden.

Sie werden die Folge nun auch ſchon empfangen haben, oder ſo gleich empfangen. Erfurt. d. 23 Jan. 1775.

Goethe.

IV.

Frankfurt den 16 Hornung 1775.

Ihr leztes geehrtes Schreiben habe durch Herrn Jonas richtig erhalten, wie auch geſtern die Probebogen die ich ſogleich weiter ſpediren werde. Wegen der Vignetten hab ich ſchon an Lavatern geſchrieben. Der Judas nach Holbein iſt nicht Vignette ſondern groſſe Platte, und ich glaube zuverläſſig der Chriſtus auch, ob ich ihn gleich noch nicht geſehn habe, doch das ſollen Sie mit einander hören. Vielleicht hat Ihnen Herr Jonas geſchrieben was wir auf ihr leztes vor das erſte vorgekehrt. Da das Bücher-Commiſſariat eine förmliche Anzeige verlangt, ſo wird ſolche der Herr Bruder

in Büdingen verfertigen, worinne die Darlegung des vierten und fünften Theils Gellertiſcher Schrifften*), den klarſten und einfachſten Beweis gebrochener Kayſerl. allerhöchſter Verfügung abgiebt, da ich denn gerathen habe, daſſ man von der Commiſſion ein Requiſitionsſchreiben an den Magiſtrat verlangen ſoll, wodurch derſelbige in Obliegenheit geſezt wird wenigſtens vorerſt gegen den Schiller zu verfahren. Was die Niederlage der Sächſiſchen Bücher allhier betrifft**), ſehe ich die Sache zu wenig ein, als daſſ ich eine gegründete Meinung darüber faſſen könnte, ſchweer würde es immer ſeyn einen Buchhändler dazu zu finden und zu engagiren. Was ich in dieſer Sache dienen kann werd ich mit viel Vergnügen thun. Belieben Sie mich nur mit gefälliger Nachricht und Weiſung zu verſehen.

Mit der geſtrigen Poſt ſind abermals Zugaben zu dem neunten Phiſiognomiſchen Fragmente an Sie abgegangen, wobei zugleich ein Einſchluß an Hrn. Prof. Oeſer iſt den ich gütig abzugeben bitte.

Goethe Dr.

*) Gellerts Moral war von Göbhardt in Bamberg nachgedruckt.

**) Bezieht ſich auf Reichs Plan, in Frankfurt ein Commiſſionslager norddeutſchen Verlags zu errichten. Vgl. Sal. Hirzel im Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel 1843 Nr. 6. 23 f.

V.

Ganz richtig! über Apoll iſt die 21. Zugabe. A – E hab ich erhalten. Nach Fragment. 16 hab ich eine Zugabe willentlich weggelaſſen wie Sie am ausgeſtrichnen Ende gedachten Fragments ſehen werden. Daſſ dies nicht etwa auch Irrung mache. Es folgt gleich Fragm. 17

d. 14 Merz. 1775.

Goethe

VI.

A. B. C. D. ſind die vier erſten Phiſiogn. Uebungen, die übrigen werden alle apart gedruckt und eingeheffter alſo gewiſſ auch die. Daſſ Lav. verlangte ich ſolle den Abdruck der einen mitſchicken, war dünckt mich nur dem Sezzer ſinnlich zu zeigen daſſ Frag und Antworten gegen einander über auf zwey Seiten kämen, da dann die Tafel dazwiſchen würde gebunden werden. Doch ſchreib ich gleich deswegen und beſorge die andern Vignetten. Die Trenckm. Geſchichte hat mich ſehr frappirt. d 31 Merz 75.

G.

VII.

Die Vign. $\frac{0}{00}$ werden Sie nun haben. Für die andern beyden nehmen Sie in Gottes Nahmen, ein Paar unbedeutende. NB nur ſtreichen ſie den Schluſſ iederzeit weg wenn er ſich auf die fehlende Vignette beziehen ſollte. Das Portrait des Margr. wird wohl auch kommen, ich höre es iſt neu gravirt worden. Doch hab ich Lav. darum geſchrieben.

G.

Ein Freund ſchreibt mir beykommendes, könnten Sie mir hierinne rathen? Oder das Buch ſelbſt brauchen?*)

VIII.

Ein Umſtand nöthigt mich zu verreiſen, daher ich die Fragmente P.P. QQ. R.R. nicht ausarbeiten kann. Die Sie alſo aus beygehendem Verzeichniſſ auszulaſſen belieben. Dagegen iſt hier Rameau P.P. und das lezte der phiſiogn. Uebungen. 19 Apr. 1775.

G.

*) Vom 5. Apr. 75.

IX.

Die Bogen der Phis. ünd biß E.E. bey mir, ich erwarte die Exemplare, und ſo wär denn auch dieſe Ladung wieder ausgeſchifft.

Wollten Sie ſelbſt an Göbhard in Bamberg ſchreiben, ſonſt will ich es Thun. Er hat nicht das geringſte Recht an das Buch, wenn er das Buch nicht von Seiten Hrn. Pfeffels ſelbſt hat angetragen kriegt.

Wollten Sie mir gelegentl. ein Wort Antwort melden. Frf. d. 11 May 75. G.

X.

Ich bitte ſie lieber Hr. Reich mir unſchweer zu melden, wie lange Zeit ich habe biß ich wieder etwas Manuſcript zu ſchicken brauche — die Urſache iſt die Aus Lavaters Hand liegt nun alles fertig bey mir, aber ich möchte noch einige Zugaben machen, woran ich würcklich angefangen habe – Indeſſen kann alles wenns ſeyn muß ſtündlich an Sie abgehn. Leben Sie recht wohl. Frfurt d. 28 May. 1775.

G.

XI.

Ich muß Sie mein lieber Hr. Reich mit einer kleinen Bitte beſchweeren: wollten Sie mir hier unten benannte Vignetten der Phiſiogn. einzeln abdrucken laſſen und die Abdrücke rings an dem Platteneindruck beſchnitten, mit der reitenden Poſt überſchicken.

1) p. V. Margr. Portrait.
2) „ 43. Knabe mit Zopf
3) „ 56 Drey Satyren
4) „ 84 Judas Kuß
5) „ 91 Heilands geſicht
6) „ 95. Lachverzerrend Geſicht
7) „ 97 Brandwein freund
8) „ 109 Zwey Doppelköpfe
10) „ 111 Ayes trois choses.

Der Übrige.

Erfurt d 29 Aug
1775.

Goethe.

XII.

Für die lezte ſchnelle Beſorgung der Vignetten dancke ergebenſt. Dürft ich Sie bitten, Sich um nachfolgende Hamaniſche Schrifften*) zu bemühen, und ſolche, oder was Sie davon auftreiben an meine gewöhnliche Adreſſe nach Franckfurt mit dem Poſtwagen zu ſchicken, und meine Schuld zu notiren.

1) Wolcken ein Nachſpiel ſokr. Denckwürdigk.
2) Hirtenbrief über das Schuldrama
3) Essai a la Mosaique
4) Schrifftſteller und Kunſtrichter
5) Schrifftſteller und Leſer.
6) Des Ritters v. Roſenkreuz lezte Willensmeynung über den Urſpr. der Sprache
7) Zwo Rezenſionen Nebſt einer Beylage.
8) Beylage zum Denckwürdigk. des ſeel. Sokr.
9) Brief der Here von Kadmonbor.
10) Lettre perdue d'un Sauvage du Nord a un Financier de Pe-Kim.
11) Lettre provinciale neologique d'un Humaniste au Torrent de Kerith.

Sie verbinden dadurch Ihren allzeit

ergebenſten Dr
Goethe**)

*) Vgl. Werke XXI. S. 240. XXII. S. 78 f.
**) Vom 2. Nov. 75.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann über Bücher und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!
Ach könnt' ich doch auf Berges Höh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen,
In deinem Thau geſund mich baden!

Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemahlte Scheiben bricht.
Beſchränkt mit dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,

XIII.

Ich hoffe Sie werden die d. 5 Jan. abgegangne Phis. Papiere richtig erhalten haben. Hier abermal ein Stück, und in wenig Tagen den Reſt des erſten Abſchnittes. Seyn Sie ſo gütig mir iederzeit einen Aushängebogen hierher zu ſchicken, und was ſonſt vorfiele zu melden.

Weimar d. 15. Jan 76.

Senden Sie mir doch auch Hamans hierophantiſche Briefe.

Goethe.

XIV.

Das noch zu Beendung des XXII Fragments abgehende Blat ſende nächſtens. Bitte mir zu melden wie viel Bogen abgedruckt ſind und wie weit Sie mit dem Mſpt. kommen ſind. Ich habe noch ſehr viel in Händen und fürchte der zweyte Theil möge zu ſtarck werden.

Weimar d. 10 Merz 1776

Goethe.

XV.

Hier ſchick ich Titelblat, Dedikation, Beſchluſſ und Innhalt, und wünſche Glück, zu dem nun auch vollendeten zweyten Theil. Viel Glück zur Reiſe! — Sehen wir ſie nicht vorher. W. d. 25. Apr 76

G.

XVI.

Herr Lenz lies mir gegenwärtiges bey seiner Abreise zurück, und glaubte ich würde die innen benandte Manuſcripte beylegen können, ich finde ſie aber nicht unter meinen Papieren. Seyn Sie alſo nur ſo gütig mit dem Drucke des Stücks*) bis auf weitere Nachricht von ihm nicht vorzuſchreiten.

(Goethe.**)

XVII.

Hier die Fortſezung izt iſt nichts weiter in meinen Händen. Die Dedication bleibt an den Landgrafen von Heſſen Homburg. Wegen Lenzen bitt ich Sie zu verfahren als wenn ich gar nicht exiſtirte, wie ich auch an der ganzen Sache keinen Antheil habe, auch keinen dran nehme. d. 13 Jan 77 G.

---

*) Von Lenz erſchienen die „Soldaten" 1776 und „der Engländer" 1777 in der Weidmannſchen Buchhandlung.

**) Vom 29. Nov. 76.

XVIII.

Dancke recht ſehr für den Meßkatalog, und bitte mir eine Chur Sächſiſche Accis Ordnung zu überſchicken, auch wo möglich eine Preuſſiſche. Dann hab ich ſchon ſeit geraumer Zeit ein Paar Duzzend Lieder mit Melodien, von Kayſern in Zürch daliegen, ich weis daß es nicht die angenehmſte Waare iſt, drum hab ich bisher nichts davon geſagt. Er erinnert mich aber wieder dran, und ſo wollt ich fragen ob Sie ſie brauchen oder mir ſonſt einen Verleger finden könnten. Sie ſind wo ich ſie gezeigt habe immer mit viel Vergnügen geſpielt und geſungen worden.*) Wenn Klinger in Leipzig iſt,**) und Sie hätten die Güte ihm ein Wort davon zu ſagen, könnte der ſich auch wohl nach iemanden umthun der ſie übernähme. W. d. 28 Apr. 77.

Goethe

*) Es ſind die „Geſänge mit Begleitung des Clavieres." Leipzig und Winterthur 1777. Auf dem Titel iſt als Motto folgender Vers, gewiß von Goethe:

Tief aus dem Herzen hingeſungen
Nehmt dieſe Lieder, Herzverein.
So iſt mir jeder Wunſch gelungen,
So ſind auch eure Freuden mein!

**) Klinger war von 1776 bis 1778 Theaterdichter bei der Seylerſchen Geſellſchaft, welche in Gotha, Dresden und Leipzig Vorſtellungen gab. In Kayſers Liederſammlung iſt auch eins von Klinger.

XIX.

Ich ſchicke die erſten Bogen der Phiſiognomick, und werde das übrige wie es ankommt nachſenden. Wollten Sie von der Güte ſeyn mir einige Leybaus, Leybauck Ordnungen, welche Sie habhafft werden können zu ſchicken, und mir einmal ein Conto zu machen wie ich bey Ihnen angeſchrieben ſtehe. W. d. 25 Nov 77.

XX.

Wenn der junge Herr Tobler aus Zürich, ein Sohn des bekannten Chorherrn,*) ſchon, ehe dieſer Brief ankommt bei Ihnen geweſen iſt, ſo werden Sie ihn, auch ohne meine Empfehlung wohl aufgenommen haben, weil er ſich ſelbſt auf das vortheilhafteſte vorſtellt. Eben dieſes werden Sie finden, wenn er ſich nach dieſem Briefe bei Ihnen zeigen ſollte. Ich bitte Sie nach Ihrer Gewohnheit ihm auch um meinetwillen gefällig zu ſein, und ihm, wenn er zu einigen ſeiner wohlgerathenen Ueberſezungen aus dem Griechiſchen einen Verleger ſuchen ſollte mit That, oder, wie es die Umſtände erfordern, auch nur mit gutem Rath behülflich zu ſein.

*) Briefe an Frau v. Stein II. S. 69.

Der Herr Profeſſor Garve iſt ſo eben bei uns und erinnert ſich ſeiner Leipziger Freunde mit vielem Antheil.*)

Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken. Weimar den 30 Mai 1781.

Goethe

XXI.

Für die mir überſchickten ſchönen Bücher**) dancke ich auf das beſte, ſie ſollen mit mir nach Eiſenach wandern, wo Landſchaffts Verſammlung ſeyn, und wohin der Hof ſich begeben wird. Vielleicht findet ſich doch eine einſame Stunde um der Einſamkeiten genieſen zu können.

Ich empfehle mich zu geneigtem Andencken.

Weimar d. 24 May 84.

Goethe

*) Briefe an Merck II. S. 186.

**) Zimmermann, über die Einſamkeit. Leipz. 1784 und 1785. 3 Thle.

XXII.

Ew Wohlgeb,

empfangen den lebhafteſten Dank für die Fortſetzung der glänzenden Ausgabe eines glänzenden Werckes.*) Wenn ich etwas dabey vermiſſe; ſo iſt es das Portrait Dr Oberreits**), welches die Stirne des dritten Bandes hätte zieren ſollen. Ich höre wir haben balde Hoffnung Sie hier zu ſehen.

Weimar d. 3 May 1785.

Goethe

XXIII.

Ew Wohlgeb.

erſuche um die Gefälligkeit die beſte Ausgabe meiner Schrifften, in vier Bände, in ſchönen engliſchen Band, mit grünem Schnitt binden zu laſſen und mir ſolche wohlgepackt zu überſenden.

Es that mir ſehr leid Sie bey Ihrem lezten hieſigen Aufenthalte nicht ſehen und diejenige Hochachtung mündlich verſichern zu können mit der ich mich unterzeichne

Ew Wohlgeb.

W. d. 22 Aug 1785

ergebenſter Dr
Goethe

*) Von Zimmermann.

**) Oberreit, damals in Jena, Gegner Zimmermanns.

Aus Briefen

von

Cornelie Goethe.

Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —
Das ist deine Welt! Das heißt eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.

Flieh! auf! hinaus in's weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist.
Umsonst, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt,

Während der Vorbereitungen zur Goethefeier kam in Leipzig eine Anzahl Briefe von Cornelie Goethe an eine ihrer Jugendfreundinnen zum Vorſchein, welche in dem Nachlaſſe der letzteren unbeachtet da gelegen hatten. Goethes Aeußerung über ſeine Schweſter: „Nur durch das genaueſte Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem ſie aus einer wunderſamen Tiefe hervorſpringen, eine Ahnung von dieſer Tiefe geben; nur auf ſolche Weiſe hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorſtellung dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit mitzutheilen: denn die Quelle kann nur gedacht werden, inſofern ſie fließt“*) — mußte zu Mittheilungen und Auszügen aus dieſen Briefen auffordern; ſie hier zu geben lag um ſo näher, als ſie ſich auf die Zeit beziehen, aus welcher Goethes hier mitgetheilte Briefe größtentheils herrühren. Sind es gleich nur kleine Züge, die wir hier gewinnen, ſo machen ſie uns doch das Bild ſeiner ſo innig geliebten Schweſter

*) Werke XXI. S. 13.

und der Verhältniſſe, unter welchen ſie lebten, klarer und beſtimmter.

Die Freundin, an welche dieſe Briefe gerichtet ſind, hieß Katharine Fabricius, war eine Tochter des fürſtl. Leiningſchen Raths und Syndicus Fabricius in Worms, und wurde ſpäter an einen Kaufmann Welcker in Leipzig verheirathet. Sie war im Sommer 1767 in Frankfurt bei einer Couſine zum Beſuch geweſen und mit Cornelie bekannt geworden, die ſich ſehr verlaſſen fühlte; ihr Bruder war in Leipzig, von den Freundinnen, die uns dieſe Briefe kennen lehren, ſtand keine ihrem Herzen nahe: ſo ſchloß ſie ſich an dieſe neue Freundin an und eröffnete nach ihrem Fortgehen einen lebhaften Briefwechſel mit ihr. Gleich in dem erſten Brief ſpricht ſie ihre Betrübniß aus, daß ſie ſie fortreiſen laſſen mußte ohne ihr Herz ganz vor ihr öffnen zu können, ohne ihr von einer traurigen Zeit Kunde zu geben, in welcher ſie von Unruhe und Kummer gequält, von thörichten Wünſchen gepeinigt war, auf welche ſie endlich verzichtet und dadurch Ruhe ihrer Seele gewonnen hat; nun ſoll der Briefwechſel dies erſetzen.

Die Briefe ſind in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Was die Veranlaſſung dazu gegeben hat, iſt nirgend angedeutet. Man möchte vermuthen, daß der Vater, welcher Cornelie mit ſeinem Unterricht quälte, es ſo verlangt habe, allein auch der Theil dieſes Briefwechſels, von dem er nichts wußte, den ſie insgeheim für ſich ſchrieb, iſt franzöſiſch abgefaßt. Wir können das nur bedauern; denn abgeſehen da-

von, daß das Franzöſiſch incorrect und ungelenk iſt, ſo hat jedenfalls die fremde Sprache der Unmittelbarkeit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks gar ſehr geſchadet; man wird häufig an die Schule erinnert und glaubt mitunter einen aufgegebenen Aufſatz zu leſen. Das tritt ſelbſt in dem Tagebuch hervor, in welchem ſie mit großer Offenheit nicht nur ihre kleinen Erlebniſſe, ſondern alle ihre Gefühle ſchildert. Nachdem ſie nämlich vom 1. October 1767 bis zum 28. Juli 1768 an ihre **aimable, agréable,** auch **solide amie,** wie die Anreden lauten, ſechs Briefe geſchrieben hatte, beginnt ſie am 16. October 1768 Morgens 8 Uhr ein Tagebuch, das an die Freundin gerichtet iſt, und ihr die innerſten Regungen ihres Herzens, ihre Fehler und Schwächen aufrichtig offenbaren ſoll. Sie ſchreibt daſſelbe in freien Augenblicken im Geheimen auf ihrem Zimmer, und beklagt ſich deshalb, daß nach der Krankheit ihres Bruders daſſelbe als Speiſezimmer benutzt werde, weil ſie jetzt die Zeit nach Tiſche nicht für ſich benutzen könne. Niemand weiß darum, ſelbſt ihr Bruder nicht, der übrigens an dem eſtenſiblen Briefwechſel mit der Freundin, welcher dabei fort geht, Theil nimmt, ihre Briefe lieſt und für Cornelie die Antwort übernimmt. Ein Brief dieſer Art, welchen ſie während der Krankheit ihres Bruders (3. Febr. 1769) geſchrieben hat, ſticht allerdings gegen das zu gleicher Zeit niedergeſchriebene Tagebuch weniger durch die Form als durch den ſehr äußerlichen Inhalt merklich ab. Natürlich wird auch der Freundin wiederholt ans Herz gelegt, daß ſie dieſe Briefe niemand zeigen möge, erſt ſpäter

wird eine gemeinsame Freundin in Worms, Mlle. Meixner, welche Cornelie ebenfalls bei einem Besuch in Frankfurt hat kennen lernen, mit in das Geheimniß gezogen. Von Zeit zu Zeit wird das Tagebuch mit der Post abgeschickt, doch soll das Geheimniß auch dadurch gewahrt werden, daß, während die Briefe mit C. F. C. Goethe*) unterzeichnet sind, die einzelnen Sendungen des Tagebuchs entweder gar nicht oder mit einem verschlungenen GC unterschrieben sind: freilich ein recht mädchenhaftes Incognito. Im Anfange ist dasselbe mit großem Eifer geführt, selten ist ein Tag ohne Aufzeichnung geblieben, mitunter schreibt sie an einem Tage mehr als einmal. Im Jahre 1769 fängt der Eifer an allmälig nachzulassen, im Juni, Juli und August sind nur wenige Blätter an einigen Tagen beschrieben, und auch der Inhalt ist dürftig und unbedeutend; daß gar wenig vorfiel, worüber sie sich beklagt, war wohl nicht der einzige Grund, das Verhältniß selbst scheint allmälig lockerer geworden zu sein.

In dem ersten bedeutenderen Theil des Tagebuchs ist die Darstellung sehr ausführlich und lebhaft. Die kleinen Begebenheiten Corneliens und ihrer Freundinnen werden sehr im Detail berichtet, und namentlich zeigt sich eine Vorliebe, die Personen redend einzuführen und ganze Gespräche mitzutheilen. Dazwischen treten lebhafte Aeußerungen des Gefühls und der Leidenschaft, Betrachtungen über sich selbst, moralische Reflexionen. Ohne Zweifel würde alles sich un-

*) Ihr voller Name war Cornelie Friederike Christiane.

weit beſſer ausnehmen, freier und unbefangener erſcheinen, wenn es deutſch geſchrieben wäre, indeß iſt jedenfalls eine gewiſſe ſchriftſtelleriſche Abſichtlichkeit in der Form dieſer Aufzeichnungen nicht zu verkennen. Die Eigenthümlichkeit Goethes, ſeinen Erlebniſſen und Gefühlen einen künſtleriſchen Ausdruck zu geben, hatte darauf gewiß einigen Einfluß, und da er ihr alles mittheilte, was er aus innerem Bedürfniß wie zum Studium niederſchrieb, ſo mochte dadurch der Gedanke in ihr rege werden, ſich in ähnlicher Weiſe zu verſuchen, um wie er in dieſer Thätigkeit Troſt und Erleichterung zu finden. Daß der Erfolg bei ihr nicht derſelbe war, darf uns nicht Wunder nehmen. Indeſſen hatte ſie noch ein anderes Ideal, das ſie zu dieſem Unternehmen begeiſterte — den Grandiſon. „Il y a longtemps que j'ai voulu commencer cette correspondence secrète, par laquelle je vous apprendrai tout ce qui se passe ici; mais pour dire la vérité j'ai toujours eu honte de vous importuner avec des bagatelles qui ne valent pas la peine qu'on les lise. Enfin j'ai vaincu ce scrupule en lisant l'histoire de Sir Charles Grandison: je donnerois tout au monde pour pouvoir parvenir dans plusieurs années à imiter tant soit peu l'excellente Miss Byron. L'imiter? folle que je suis: le puis je? Je m'estimerois assez heureuse d'avoir la vingtième partie de l'esprit et de la beauté de cette admirable dame, car alors je serois une aimable fille: c'est ce souhait que me tient au cœur jour et nuit. Je serois à blamer si je désirois d'être une grande beauté:

seulement un peu de finesse dans les traits, un teint uni, et puis cette grace douce, qui enchante au premier coup de vue; voilà tout. Cependant ça n'est pas et ne sera jamais, quoique je puisse faire et souhaiter: ainsi il vaudra mieux de cultiver l'esprit et tacher d'être supportable du moins de ce côté là. — Quel excellent homme que ce Sir Charles Grandison; dommage qu'il n'y en a plus dans ce monde." *) Goethe hatte alſo die Verehrerinnen des Grandiſon (S. 125. 141) nicht weit zu ſuchen. Indeſſen würde man irren, wenn man glauben wollte, das Tagebuch ſei eine Art von Roman oder auch nur romanhaft aufgeputzt; es iſt durch und durch wahr.

Der allgemeine Eindruck, welchen daſſelbe macht, iſt ſchmerzlich und rührend. Ueberall ſpricht ſich ein ſittlicher Ernſt mitunter nicht ohne Größe aus, nicht minder aber auch eine trübe, unruhige Stimmung, der die innere Befriedigung des Gemüthes fehlt. Die Charakteriſtik, welche Goethe von ſeiner Schweſter gibt, wird aufs vollſtändigſte beſtätigt, nur daß hier, wo ſie ſich gegen eine vertraute Freundin ausſpricht, manche Züge mädchenhaften Weſens hervortreten, welche man weniger erwarten möchte, z. B. das Intereſſe für Kleidung und Putz, Vergnügungen und Stadtgeſchichten, ſo wie eine gewiſſe Neigung zur Mesquerie, welche ſich mitunter zeigt.

Das Leben, welches ſie führt, iſt allerdings wie ſie es

*) Vgl. S. 149.

klagt, einförmig und bietet ihr wenige und bescheidene Zerstreuungen. Unter diese werden hauptsächlich Spaziergänge gerechnet, aber sie können nur in gewählter Begleitung unternommen werden, wenn man sich nicht unbarmherzigem Gerede aussetzen will; und sie muß sich um so mehr in Acht nehmen, als sie von gewissen Leuten scharf beobachtet wird, die sie freilich nicht achtet, denen sie aber um so weniger eine Blöße geben will. Zu den Vergnügungen gehörte auch das Brunnentrinken. „Je ne vous ai pas encore appris (schreibt sie den 28. Juli 1768), que je bois les eaux à l'allée: nous avons là une compagnie tout à fait charmante des dames et des chapeaux, dont le plus aimable est Mr. le Docteur Kölbele, que Vous connoissez, par son oration du mariage qu'il tient une fois en Votre présence; où il nous compara, nous autres femmes, à des poulets. Maintenant il nous donne des leçons sur la philosophie morale. Cependant rien n'est plus plaisant que quand il veut exercer la galanterie qui dort depuis longtems auprès de lui. Nos dames qui sont les plus gaies du monde la lui aprennent de nouveau. Elles se font mener par lui, porter le parasol, verser leur verres, ah, ma chère, il execute tout ça avec des gestes si modernes, qu'on le disoit être arrivé immédiatement de Paris. Nous avons aussi de la musique composée de dix instruments, savoir de cors de chasse, hautbois, flûtes, un contreviolon et une harpe. Vous pouvez Vous imaginer quel bel effet ça fait dans la verdure. Nous chantons aussi souvent

pour plaire à notre charmant Docteur, car quoiqu'il soit très sérieux, il aime nonobstant de voir la jeunesse enjouée. Ce chanson s'accorderoit bien sur lui: Es war einmal ein Hagenſtolz, il s'est même bien plû à l'entendre.“ Das iſt offenbar derſelbe Mölbele, deſſen große Füße Goethe zu ſeinem Bilde Gottſcheds verwendet (S. 60). *) Mitunter werden Gärten beſucht bei einem Hrn. Glötzel und ihrem Oheim jenſeits des Mains; auch beſteigt ſie einmal mit einer Geſellſchaft den Pfarrthurm, wo ſie ſehr befriedigt von der Ausſicht, dem Fernrohr, den großen Glocken zu erzählen hat. Von Landpartieen war der Vater kein Freund; **) ſo nimmt ſie auch an einer Parthie keinen Antheil, welche ihre Freundinnen nach dem Forſthaus machen, einem noch beſtehenden ländlichen Beluſtigungsort im Stadtwalde unterhalb der Stadt auf dem linken Mainufer, den wahrſcheinlich Goethe im Fauſt unter dem Jägerhaus gemeint hat.

Im Hauſe war das Clavierſpiel, in dem ſie, wie uns Goethe ***) erzählt, es weiter gebracht hatte als er, eine angenehme Zerſtreuung. „Je jouerai un air sur le clavecin (ſchreibt ſie einmal in großer Aufregung), que ces vapeurs passent.“ Mit großer Theilnahme ſpricht ſie von dem unglücklichen Tode des Clavierſpielers Schobert†) in der

*) Joh. Balth. Mölbele, Dr. jur. und Rechtsprakticant, auch Schriftſteller und Judenbekehrer, nach 1778.

**) Werke XX. S. 181.

***) Werke XX. S. 139. 143. 150.

†) Er hieß eigentlich Schubart und kam 1760 nach Paris. Bei Gerber iſt ſein Todesjahr falſch 1768 angegeben.

Capelle des Prinzen Conti in Paris, der an giftigen Pilzen gestorben war (1. Oct. 1767). „Il a composé XV ouvrages gravées en taille douce, qui sont excellentes et que je ne saurois me lasser de jouer. Toute autre musique ne me plaît presque plus. En jouant des sentiments douloureux percent mon âme, je le plains ce grand auteur, qui à la fleur de son age avec un tel génie a fallu périr d'une façon si misérable et inopinée.“ Von ihrer Lectüre ist wenig bemerkbar, außer dem Grandisen werden die „lettres du Marquis de Roselle“ von Elie de Beaumont (Paris 1764) erwähnt. „Je vous ai envoyée (schreibt sie 14. März 1768) les lettres du Marquis de Roselle, lisez les avec attention, on y peut profiter beaucoup, le vice y est montré sous l'apparence de vertu dans toute sa forme. Le Marquis qui n'a pas l'expérience du monde, donne dans les filets de cette fausse vertu, et s'y enveloppe de façon, qu'il coute beaucoup à l'en tirer. Que tous les jeunes gens y prennent un exemple, qui comme lui ont le cœur droit et sincére et ne se doutent nullement de la tromperie que cette sorte de femmes exercent avec eux. C'est là une grande cause que notre jeunesse est si corrompue puisqu'un vice engendre l'autre. Relisez plusieurs fois la lettre où Mme. de Ferval parle de l'éducation de ses enfants. Si seulement toutes les mères en usoient de même, certe qu'on ne verroit pas tant de filles insupportables comme Vous en connoissez et moi aussi.“

Der gesellige Verkehr besteht hauptsächlich in Nachmittagsbesuchen, zu welchen man sich gegenseitig anmeldete, und welche um 8 Uhr Abends regelmäßig endeten (um 10 Uhr war Schlafenszeit); dazu kamen im Winter große Gesellschaften, welche alle Dienstag, abwechselnd, wie es scheint, in verschiedenen Familien gehalten wurden, und der Besuch des Concerts, welches alle Freitag im Saale des Hrn. Busch Statt fand, wo sich auch die vornehme Welt versammelte. Mitunter klagt sie freilich über Langeweile, welche sie in diesen Gesellschaften empfand, übrigens ist sie gegen diese Vergnügungen keineswegs gleichgültig — „je vis à présent, schreibt sie einmal, d'une façon très tranquille, mais cette tranquillité n'a point des charmes pour moi; j'aime la variété, l'inquiétude, le bruit du grand monde, et les divertissements tumultueux" —: der Winter ist ihr durch dieselben vergangen, sie weiß selbst nicht wie; als Jeanette Bethmann mit Hrn. Metzler verlobt ist, heißt es, das werde wohl einen Ball geben, obgleich sie meistens durch ihre Gesundheit verhindert wurde, Bälle zu besuchen *). Aus dem Kreise der „verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmer," welchen sie um sich versammelt hatte, und ohne herrisch zu sein beherrschte **), lernen wir hier manche näher kennen. Allein wenn sie auch bei allen ihren Freundinnen ohne Ausnahme Achtung und Liebe genoß ***), so sehen wir

*) Eckermann Gespr. II. S. 331.
**) Werke XXII. S. 68.
***) Werke XXI. S. 17.

Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.

Ha! welche Wonne fließt, in dieſem Blick,
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen?
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück,
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das innre Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und, mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur ring's um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
„Auf bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"

hier, daß ſie zu keiner derſelben in einem nahen und innigen Verhältniß ſtand. Sie beklagt ſich gegen Rath. Fabricius, daß ſie in Frankfurt keine wahre Freundin habe, und die Weiſe, mit der ſie von ihren Bekannten ſpricht, beſtätigt es. Ihre hübſchen und munteren Couſinen Antoinette, Charlotte und Katharine*) ſind ihr recht angenehm, Leonore de Sauſſure unterhält ſie durch ihre witzigen Bemerkungen in einer langweiligen Geſellſchaft (.. la méchante Leonore fit quelques remarques, aux quelles je ne sûs resister; ces dames s'imaginerent je crois, que nous tenions un peu de la lune: n'importe ce sont des fades créatures"), Caroline und Liſette v. Stockum werden als große Schönheiten geprieſen; von einem näheren Verhältniß keine Spur. Von einer Mlle. B. erzählt ſie, daß ſie untröſtlich ſei über den Weggang ihres Geliebten T., der durch unglückliche Schickſale gezwungen war, in Braunſchweig Schauſpieler zu werden, ſie meint aber, das werde nicht länger dauern, als bei einer jungen Wittwe, die am erſten Tage mit ihrem Manne ſterben wolle, am zweiten ſich tröſte, am dritten ſich nach einem neuen umſehe; ſie berichtet denn auch nachher, daß ſich ein Liebhaber ſchon wieder gefunden habe; indeſſen findet ſie dieſelbe ſpäter wieder untröſtlich, daß ſie

*) Es ſind dieſelben Mädchen aus der Familie Gerock, welche in Goethes Briefwechſel mit Hel. Eliſ. Jacobi (S. 9. 11. 14) erwähnt werden, und von denen einige Cornelie in Gemmingen-ſcher Geſellſchaft zu leſen pflegten, Werke XVII. S. 346 (wo der Name Gerock ein Verſehen zu ſein ſcheint.)

einen von L. ihr geſchenkten Ring verloren habe. Mlle. Z macht ſich durch Putz- und Gefallſucht unausſtehlich; unerklärlich iſt bei ihrem ſonſtigen Charakter ihre treue und unerſchütterliche Liebe für einen unwürdigen W., von dem ſie nicht laſſen kann, obwohl ſie ſeine Fehler kennt und ſchmerzlich beweint, ſo daß man ſie in dieſer Hinſicht doch achten müſſe. Denn treues Feſthalten an dem einmal erkannten und liebgewonnenen erkennt ſie an anderen vor allen an und bekennt, daß ſie dies für eine ihrer guten Eigenſchaften halte.

Die ungünſtigſte Schilderung wird von einer Gouſine der Kath. Fabricius gemacht, ſie iſt einfältig und langweilig, benimmt ſich ſteif und albern und brüſtet ſich mit der Lectüre vieler Bücher, von denen ſie nichts verſteht. „Ha ha, riez: elle eut dernièrement sa grande compagnie, j'y fus: qu'elle scène misérable; ah, ma chere, Vous connoissez celles qui la composent: nous parlâmes d'économie, de la lecture, des arts, des langues. Qu'en dites Vous? Pour moi, j'eus si mal d'une conversation, dont je ne pouvois détourner la fadeur, qu'il me falloit bien de temps à me remettre. Je pouvois là à loisir examiner le caractère de chacune et j'entrevis clairement, que c'est l'éducation, qui les rend si sottes. Elles font les dévotes foreées, ne regardent point d'homme, parce qu'on leur défend absolument de converser avec tout autre, que celui qui sera leur mari: d'éviter toute connoissance particulière avec qui ce soit; et que si elles parlent très peu, se tiennent bien droites et font les pre-

cieuses, qu'alors elles sont accomplies. N'est ce pas là une éducation bien pitoyable et peu digne d'être imitée? puisque au lieu des filles spirituelles on ne trouve que des statues, qui ne prononcent autre chose que oui et non." Auch ſie hat einen Liebhaber, Namens Steinheil, der ſpäter fortreiſet; ſie tröſtet ſich bald darüber. Es ſcheint als ob ſie Baumann hieß, und dann war ſie dieſelbe, welche mit einem Kopfputz „en forme de pyramide ou pour mieux dire à la rhinoceros" bei Cornelie zum Beſuche war, als ihr Bruder hereintrat. „Elle prit une de ses mines, que Vous connoissez, la tête levée et les yeux baissées et ne parla pas le mot." Darin erkennen wir die Art zu verkehren, welche Goethe nach ſeinem Aufenthalt in Leipzig ſo unangenehm entgegentrat. *) und Cornelie ſpricht das unumwunden aus, was Goethe ſich nicht getraut zu ſagen (S. 140). Wenn nun auch die anderen jungen Mädchen zum großen Theil ſehr verſchieden waren, ſo machen es doch Cornelions Aeußerungen ſehr begreiflich, daß er in ihrem Umgang nicht Gefahr lief ſein Herz zu verlieren. **)

Das einzige Mädchen, von welchem ſie mit lebhaftem Intereſſe ſpricht und mit dem ſie ſich fortwährend beſchäftigt, iſt Liſette Runkel, welche als eine ſchöne, anmuthige Erſcheinung auftritt. Anfangs ſpricht ſie von ihr als einer lieben Freundin und einem verſtändigen Mädchen mit warmer Zärtlichkeit. Allein nach einiger Zeit tritt bei ihr eine

*) Vgl. S. 141 f. 151.

**) Vgl. S. 98. 139. 208.

große Eitelkeit, eine Putzsucht und Coquetterie hervor, die ihren beschränkten Verhältnissen ebensowenig angemessen ist, als die Anmaßung, welche sie zu zeigen anfängt. Endlich erfährt man, daß P., der reiche Bruder des Hauses „der König von England," ein Wittwer von sechs und vierzig Jahren, ihr den Hof macht, und daß sie, in der Hoffnung ihn zu heirathen, jetzt die große Dame spielt. Mit ihm hat sie im Phaethon eine Reise nach Darmstadt gemacht und dort bei den Festen durch ihre Schönheit und die Pracht ihres Anzuges eine glänzende Rolle gespielt. „Elle étoit vêtue en Vénitienne, une juppe de satin bleu doublée en argent, un corset de la même couleur et un survêtement de satin cramoisi, le tout garni de pelisse brune et de dentelles d'argent. Ses cheveux pendoient flottants, ils étoient noues en façon romaine et entrelacés de perles et de diamans. Sur le milieu de la tête il étoit attaché de la crêpe blanche, qui pendoit jusqu'à la taille, et de là par terre étant serrée au milieu avec une riche écharpe d'argent." Sie erregte allgemeines Aufsehen, die Prinzen und Prinzessinnen drängten sich um sie, Prinz Georg tanzte allein mit ihr und litt nicht, daß ein anderer sich ihr näherte. Der Tod des Landgrafen störte die Fortsetzung dieser Freuden.*) Trotz der Entfremdung, welche

*) Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt starb den 17. Octob. 1768 (Gernelie schreibt den 19. Oct.). Der zweite Sohn desselben war Prinz Georg Wilhelm, geb. 1722, † 1782.

durch dieſes Benehmen zwiſchen Liſette und Cornelie eingetreten war, ſahen ſie ſich doch und jene zeigte mitunter wahre Anhänglichkeit. Bei einem Beſuch, den ſie Cornelie geputzt wie eine Prinzeſſin macht, theilt ſie ihr mit, daß jene Heirath mit dem Wittwer, der ihr allerdings ſeine Hand angeboten habe, nicht zu Stande kommen werde, und eröffnet ihr ſpäter, daß ein junger reicher Kaufmann aus Amſterdam, Namens Derval, ſie auf der Reiſe in Frankfurt geſehen und ſich in ſie verliebt habe und daß ſie mit ihm verlobt ſei. Die beiden Freundinnen ſind nun wieder verſöhnt. Cornelie, welche alles aufs ausführlichſte erzählt, hat die größte Freude an dem Glück Liſettes, welche, damit nichts fehle, auch noch eine Erbſchaft macht; ſie nimmt das lebhafteſte Intereſſe an ihrer Liebe, bewundert das Feuer und die Ausdauer der Zärtlichkeit Dervals, der einer der vorzüglichſten Menſchen ſein müſſe, und lieſt ſeine Briefe an Liſette ſo aufmerkſam, daß ſie ſie aus dem Gedächtniß theilweiſe wieder aufſchreiben kann; ſie findet ſie freilich etwas übertrieben und romanhaft, aber doch ſo vortrefflich, daß man ſie wohl drucken könnte. Dieſes gute Verhältniß aber dauert nur einige Monate; bei Liſette tritt die Eitelkeit und Coquetterie wieder zu ſehr hervor, ſie iſt während Dervals Abweſenheit von Anbetern umſchwärmt, von denen ſie ſich den Hof machen läßt, und beträgt ſich durchaus nicht liebenswürdig. Jener Wittwer gibt einen glänzenden Ball, auf welchem Liſette die Reine ſein wird; Cornelie iſt wie ihre Couſine Katharine durch Unwohlſein verhindert, daran Theil zu nehmen, mindeſtens wollen

ſie deren Schweſter auf eine Weiſe rupen, daß ſie Liſettes Diamanten anſtechen könne. Sie fühlt, daß ſie an ihr keine treue Freundin mehr hat. „Vous et Mlle. Meixner Vous êtez mes seules amies en qui je puis me confier. Je croyois en avoir une éternelle en Lisette, mais son terme a peu duré, l'applaudissement général du grand monde l'a gaté. Fière de ses conquêtes elle mepriſe tout le monde et quoique Dorval est uniquement aimé, l'encens de tant de cœurs lui plait au dela de l'expression, elle s'en vante partout et triomphe secrètement de Vous abaisser par ses charmes. Jugez, ma chère, si avec ces sentiments elle peut être amie fidèle. Il y avoit un tems où peu connue du monde elle se crut heureuse par mon amitié, mais ce tems n'est plus, et je vois par là, que c'est le train du monde.“ Endlich kommt ſie zu einem freundlichen Bruch. „Que direz Vous, ma chère, si je Vous apprends que Miss*) Lisette et moi nous sommes totalement brouillées et d'une façon qui ne sera pas à remettre. Si j'avois le tem je Vous ferois part de toute l'histoire, mais elle est trop longue, il suffit à Vous de savoir, que la mère et la fille m'ont accusée de médisance et de trahison, et que j'ai trouvé ces termes trop viles pour m'abaisser à une justification. Cette affaire m'a causée une révolution de quelques jours, mais

*) Dieſe Benennung Miss kommt ihr damals her; ob ſie damals durch die engliſchen Romane Mode geworden war, oder nur eine Liebhaberei von Cornelie, weiß ich nicht zu ſagen.

elle est passée et j'ai reprise ma tranquillité, qui a l'air de durer longtems, si un accident nouveau ne la chasse.“

Dieſes Zerwürfniß hatte aber noch einen anderen Grund. Im Runkelſchen Hauſe hatte Gerechte einen Herrn W. kennen lernen, einen ehrlichen, gutmüthigen, aber wie es ſcheint etwas ungeſchickten Menſchen, der während dieſer ganzen Zeit als ihr treuer, unermüdlicher Liebhaber erſcheint, von ihr aber mit der äußerſten Kälte behandelt wird. Er wird mit dem Namen le miserable oder le misériocordieux bezeichnet, „qui fait tout par miséricorde. Vous m'entendez bien.“ Gleich im erſten Brief erzählt ſie, wie ſie ihm mit äußerſter Verachtung den Rücken zugekehrt habe, ſpäter freut ſie ſich, daß Lisette — „elle devient tous les jours plus sage et naturellement plus grande“ — ihn jetzt eben ſo ſehr haſſe und verachte, wie ſie ſelbſt. Dann erfährt man den Grund ihrer Entrüſtung. „J'eus jusqu'ici une très mauvaise opinion de lui, croyant toujours qu'il étoit coupable et qu'il avoit raisonné de moi d'une manière peu décente, comme je Vous l'ai appris.“ Da ihr Betragen gegen ihn ſeit einem Jahr ſo auffallend war, hatte er ſich darüber beklagt und erfahren, was man ihm Schuld gebe. Empört hatte er es für Verleumdung erklärt: „cette méchante vipère de Rst inventa tout ceci par haine ou par jalousie,“ und um eine Zuſammenkunft mit Gerechte gebeten, damit er ſich rechtfertigen könne. „Je le vis, il se justifia, convaincue de son innocence je le remis dans mes bonnes graces ... et voilà la paix faite — hahaha! C'est bien

court me direz Vous, je m'attendois a une description particulière. Pardonnez moi ... je ne saurois: de peur d'étouffer de rire. Ma chère si Vous aviez été dans un coin, Vous n'auriez pas subsisté ... Representez Vous notre situation, la sotte figure que nous fîmes en nous abordant. Suffit." — So wenig dieſer Zweck zu der moraliſchen Betrachtung paßt, mit welcher ſie ihre Erzählung einleitet — „mon principal but est de faire réparation d'honneur à une personne, que j'aie noircie dans Votre esprit étant alors préoccupée des rapports malins qu'on m'en avoit faites. Il est vrai, mon enfant, nous avons touts le défaut de croire plutôt le mal de notre prochain que le bien; c'en est un grand je le confesse" — ſo bleibt dieſe Stimmung doch die vorherrſchende, und der gute G. bekommt, ſo viel Mühe er ſich auch gibt, von den bonnes graces wenig zu ſpüren. Um ſich ganz zu rechtfertigen, ſucht er eine Zuſammenkunft mit Cornelie und der Äbtiſſin, „pour lui dire, qu'elle est la plus infame creature et de la forcer d'avouer la verité en ma présence:" eine Zuſammenkunft, welche ſie begreiflicher Weiſe eben ſo ſehr vermeidet. Unermüdlich ſucht er Cornelie in Geſellſchaft und im Concert zu ſehen und zu ſprechen, ohne etwas zu erreichen; wenn ſie ihn nicht vermeiden kann, fertigt ſie ihn kurz ab, hält ſich über ihn auf — „j'étouffe de rire" iſt faſt allemal der Schluß. Endlich bietet ſich ihm die günſtige Gelegenheit, ſie mit ihrer Couſine Katharine aus dem Concert nach Hauſe zu begleiten. „Enfin notre carrosse arriva, nous descendîmes, il se

faisoit gloire de me mener par toute la foule, mais moi j'en etois choquée. L'aimable Cathérine vit ma peine, fachée de ne pouvoir y remédier, elle me serra la main en me conjurant de prendre patience. Nous la menâmes chez elle et enfin me voila seule avec cet homme. Chère Miss, me dit il en mettant sa main sur la mienne, ce procédé Vous paraitra peutètre libre; mais j'ai taché depuis longtems à Vous parler sans temoins, l'occasion est si favorable et Vous me pardonnerez cette liberté. Ce commencement me paru trop ridicule pour ne pas eclater; il ne s'en apperçoit pas et continua." Er bittet ſie um Aufrichtigkeit, er habe den Eindruck, welchen Cornelie auf ihn gemacht, unvorſichtig Liſette Runkel und ihrer Mutter mitgetheilt, welche dadurch eiferſüchtig gemacht, ihm mit der Liſt, bei Cornelie zu ſchaden geſucht hätten und noch ſuchten. „Je fus prédestiné à être malheureux et je le serai toujours, si Vous ne me rendez pas Votre affection. Dites moi, Miss, me hairez Vous sans cesse? prononcez une seule parole et je suis le plus heureux des mortels. — Si ça Vous rend tranquille, Monsieur, je la prononcerai. Je Vous assure de mon estime et de mon amitié. Soyez heureux, c'est ce que je souhaite de tout mon cœur. — Je n'y tiens plus, ma chère, j'étouffe de rire." Hierdurch aufmerkſam gemacht entdeckt ſie nun, daß Liſette und ihre Mutter zu verhindern ſuchen, daß ſie mit jenem G. zuſammenkomme, ja daß ſie ſogar, um dies zu hintertreiben, Beſtellungen in ihrem Namen erfinden, unter dem

Vorwand, ihr dadurch einen Gefallen zu erweisen; gegen diese Falschheit und Betrügerei erklärt sie sich sehr bestimmt, und veranlaßt nun selbst eine Einladung zu einem Besuch, bei welchem auch er gegenwärtig sein wird. „En entrant chez Lisette j'y trouvai sa mere et une dame de leur connoissance; après le cafe nous jouames quadrille. A six heures Monsieur se fait annoncer et entre dans le même instant. Il nous salue généralement, puis se posa tant vis à vis de moi il me regarde pendant un quart d'heur entier. Il n'ose approcher de moi, mais Madame l'en prie d'un ton moqueur et il s'assied entre nous deux filles. Je lui parle avec beaucoup de complaisance. Lisette me contemple d'un air jaloux et Madame qui se trouve piquée s'en veut venger en me raillant de ma distraction et de mon inattention pour le jeu; je fis semblant de ne pas comprendre ce qu'elle vouloit dire." Zum großen Verdruß der beiden begleitet W. Vernelle nach Hause und auf dem Wege kommt es zu neuen Erklärungen. „Que m'apprit-il là, ma chere? des inventions infernales pour nous désunir, des mensonges ouvertes; enfin que sais-je? Vous dirai-je? je vis, mais trop tard, que je lui avois fait tort pendant le cours de quatre années, que ma credulité en etoit la cause, et qu'il n'a commis aucune faute que celle de me trop estimer. Ne suis-je pas la plus blamable des filles? Grondez moi, ma chère, car je le mérite." — Als sie an ihr Haus kommen, hat er ihr noch viel zu sagen — „La porte s'ouvrant alors

Er beschaut das Zeichen.

Wie alles sich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen!

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

Er schlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,

j'entre le cœur dechiré par mille pensees diverses. Ne me plaignez pas, je le mérite.“ Dieſe mitleidige Stimmung dauert aber nicht lange. Vor ſeiner Abreiſe ſieht G., welchen ſie nach jener Aufklärung nicht mehr mit ſeinem Spottnamen bezeichnet, ſie noch einmal. „Ma chère, si Vous aviez entendue ce discours Vous auriez fait des éclats de rire; pour moi j'étois si serieuse, que l'occasion le demandoit.“

Dieſe Abneigung iſt übrigens eine rein perſönliche gegen dieſen armen G., ſonſt zeigt ſich Cornelie nicht unempfindlich; „ſie war ſo liebebedürftig, als irgend ein menſchliches Weſen.“*) Goethe erzählt von einem Liebesverſtändniß zwiſchen ihr und einem jungen Engländer, der ſich in der Pfeilſchen Penſion bildete.“*) Er verkehrte viel mit Goethe, trieb Engliſch mit ihm und ſeiner Schweſter, für welche er eine leidenſchaftliche Neigung faßte und die ihrige gewann. Nach Goethes Bericht entſtand dieſes Verhältniß, ehe er nach Leipzig fortging, und müßte während der ganzen Zeit ſeiner Abweſenheit beſtanden haben, denn wir ſehen hier, wie es im October 1768 endigt; wenn man nicht etwa annehmen will, daß ein zweiter Engländer ihre Neigung gewonnen habe, was wenig wahrſcheinlich iſt. Allein vielleicht hat auch Goethe nicht chronologiſch genau berichtet, wie er denn, und gewiß mit gutem Recht, in der

*) Werke XXI. S. 151.
**) Werke XXI. S. 18 ff.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03778/142

Schilderung der Frankfurter Verhältniſſe manches hier erwähnt, was erſt in ſpätere Zeit fällt. Wahrſcheinlich hat er den jungen Engländer ſchon vor ſeinem Abgang kennen lernen, deſſen Neigung zu Cornelie (welche damals 15 Jahr alt war) wird erſt ſpäter entſtanden ſein, und Goethe fand das Verhältniß zwiſchen beiden ausgebildet vor, als er zurückkam.

Im Anfange ihres Tagebuches äußert ſie ſich für Grandiſon beſonders deshalb ſo ſehr zu intereſſiren, weil er ein Engländer iſt. „Si je puis croire, qu'il y a encore quelqu'un qui lui ressemble, il faut qu'il soit de cette nation. Je suis extrêmement portée pour ces gens là, ils sont si aimables et si sérieux en même tems, qu'il faut être charmée d'eux.“ Noch am Nachmittag deſſelben Tages erfolgt ein halbes Geſtändniß. „Je viens dans ce moment de la table, et je me suis dérobée pour Vous entretenir un peu. Vous ne devez rien attendre de prémédité dans ces lettres, c'est le cœur qui parle et non pas l'esprit. Je voudrois bien Vous dire quelque chose, ma chère Cathérine, et cependant j'appréhends ... mais non. Vous me pardonnerez; ne sommes nous pas tous ensemble susceptible de foiblesses? Il y a ici un jeune Anglois, que j'admire beaucoup; ne craignez rien, mon enfant, ce n'est pas de l'amour, c'est une pure estime que je lui porte a cause de ses belles qualités; ce n'est pas ce Milord dont Mlle. Meixner Vous aura parlé sans doute, c'est un import ..., st st! il est aussi Anglois, et n'aime-je pas toute la na-

i cause de mon seul aimable Harry? Si Vous le
z seulement, une physionomie si ouverte et si
, quoiqu'avec un air spirituel et vif. Ses manières
si obligeantes et si polies, il a un tour d'esprit ad-
le; enfin c'est le plus charmant jeune homme que
mais vu.*) Et, et ... ah, ma chère, il part dans
e jours, j'en suis fort affligée quoique ce ne soit
ne douleur pareille à celle quand on aime. J'aurois
ité de demeurer dans la même ville que lui pour
ir lui parler et le voir toujours, je n'aurois jamais
e autre pensée, le ciel le sait, et il est ... mais
erai privée, je ne le reverrai plus. Non, non, je
is le quitter tout à fait, j'ai une pensée en tête, qui
utera, il faut que ça soit, oui en verité."

ieſer Plan iſt folgender. Sie hat einen jungen Maler
gelernt, welcher aus Paris gekommen iſt und die
keit beſitzt, raſch und verſtohlen in Geſellſchaft die
ints anweſender Perſonen zu zeichnen; ſie hat ſich mit
erabredet und denkt am Sonntag eine muſikaliſche
ſchaft bei ſich zu verſammeln. „Harry sera invité

*) Goethe ſagt von ihm: „Er war groß und wohlgebaut, wie
n noch ſchlanker; ſein Geſicht, klein und eng beiſammen,
paßlich hübſch ſein können, wäre es durch die Blattern nicht
ar entſtellt geweſen; ſein Betragen war ruhig, beſtimmt,
urfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber ſein
war voll Güte und Liebe, ſeine Seele voll Großmuth und
Neigungen ſo dauernd als entſchieden und gelaſſen."

parce qu'il joue admirablement du violon: et le peintre viendra pour faire une visite à mon frère et agira comme s'il ne savoit pas qu'il y a de la compagnie. On fera alors très bien ses affaires et justement quand le plus aimable des hommes joue sur son instrument — je m'y perds ma chère." Zu dieſer Hoffnung iſt ſie ganz aufgelegt .. Plus ce jour desiré s'avance," ſchreibt ſie am Anfang ..plus mon cœur palpite. Et je le verrai donc! je lui parlerai! mais à quoi ça me sert-il? — Hé bien folle, ne l'auras tu pas puis pour toujours — du moins son image, et que pretends tu de plus? Ah, ma chère, je suis pleine de joie. Vous en aurez une copie, surement Vous ne me donnerez pas tort de l'aimer — Qu'ai je dit? effacerai-je ce mot? non je le laisserai pour Vous faire voir toute ma foiblesse. Condamnez moi. — Aujourdhui je n'ecoute que le plaisir, je danse par toute la maison, quoique quelquefois il me vienne une pensée qui me dit de me moderer et qu'il peuvent arriver plusieurs obstacles. Mais je ne l'ecoute pas, en m'ecriant dabord: Il le faut." Am folgenden Tag ſchreibt ſie den Bedienten fort, um die Damen einzuladen, ungeduldig erwartet ſie ſeine Rückkehr .. Un rêve qui j'ai eu cette nuit m'inquiète. J'entendis dire une voix: Tu ne le verras plus! — Ah, ma chère, que ferais- je? le domestique est de retour et les dames ne viennent pas — malheureuse tout est fini. Mon orgueil est bien puni maintenant. — Il faut que ça soit — j'avois bien sujet de dire ainsi.

Ayez pitié de moi. — Je suis dans un état à faire compassion — il m'est impossible de poursuivre — pardonnez moi toutes ces folies.“ Einige Tage darauf ſchreibt ſie rubiger: „La fin de ma dernière lettre étoit très confuse, pardonnez le moi, je ne savois ce que je disois et une sorte de saisissement s'empara alors de mon âme. Je m'étonne quelquefois de moi même, j'ai des passions si fortes, que dabord je suis portée à l'excès; mais ça ne dure pas longtems et c'est là un grand bonheur pour moi, car il n'y auroit pas le moyen d'y subsister. Pour maintenant je suis assez tranquille, espérant que dans cinq jours il y aura encore un dimanche — taisons nous de peur que si nous manquons encore une fois, on aura sujet de se moquer de nos dessins. Vous le feriez surement, n'est ce pas, ma chère? et je le mériterois. S'il part dans cette semaine ... ne donnons point de lieu à une idée si choquante, la seule pensée me fait frémir.“ Aber dieſe Furcht war begründet, er reiſte wirklich während dieſer Tage fort. „Vous attendrez,“ ſchreibt ſie, „surement des exclamations douloureuses, si je Vous dis, que mon aimable Anglois est parti, qu'il est parti sans pouvoir me dire le dernier adieu, que je n'ai pas son portrait, qu'enfin toutes mes mésures ont manquès. — Mais, ma chère, je me comporterai comme il me convient: quoique ça Vous étonnera après ce que je Vous ai deja ecrit. — Mon cœur est insensible à tout. — Pas une larme, pas un seul soupir. — Et quelle raison

en aurois-je aussi? aucune je pense. — Cependant, ma chère amie, y avoit-il jamais un souhait plus innocent que celui de voir toujours son image? j'avois toujours un extrême plaisir à le regarder, et j'en suis privée maintenant — mais ça ne fait rien — vous voyez toute mon indifference — l'état de mon âme approche à l'insensibilité.“

Dies iſt das einzige Verhältniß, bei welchem von einer wahrhaften Neigung Gerneliens die Rede iſt, ſonſt aber verräth ſie im Verkehr mit Männern eine eigenthümliche Reizbarkeit, ein Schwanken zwiſchen ſpröder Zurückgezogenheit, und dem Wunſche und der geheimen Hoffnung auf ſie einen günſtigen Eindruck zu machen, worüber ſie mit ſich ſelbſt nicht im Klaren iſt, aber in leidenſchaftliche Bewegung und Unruhe geräth. Dies tritt in der folgenden kleinen Begebenheit ſehr deutlich hervor:

Mecredi ce 26 Octobre 1 à 2 heures après dinè

„Dans ce moment mon frere est allé voir deux jeunes Seigneurs de qualité, qui viennent de Leipzig, où il a eu connoissance avec eux. Je le priai de me les décrire, ce qu'il a fait avec plaisir. Monsieur de Oldrogg*) l'aîné, me dit-il, a environ vingt six ans, il est

*) Johann Georg v. Oldecop aus Livland ſtudirte in Leipzig ſeit 1764, ſein jüngerer Bruder Heinrich Wilhelm kam ein Jahr ſpäter dahin; ſie waren aus Livland. Goethe erzählt (Werke XXI. S. 65), daß mehrere Livländer zu ſeiner Jugendgeſellſchaft gehörten.

grand, de belle taille, mais son visage a des traits peu flatteurs, il a beaucoup d'esprit, parle peu, mais tout ce qu'il dit, montre la grandeur de son âme et son jugement élevé; il est très agréable en compagnie, pousse la civilisation jusqu'au plus haut bout, supportant avec condescendance les personnes d'un mérite inférieur, enfin il possède toutes les qualités requises pour rendre un cavalier aimable. Son frère aura vingt ans, il a la taille moins haute que l'aîné, mais ses traits sont d'une beauté charmante, comme vous aimez à les voir vous autres filles, il est beaucoup plus vif que l'autre, parle souvent, quoique quelquefois mal à propos, il a le caractère aimable, mêle avec beaucoup de feu ce qui lui va très bien; encore un peu d'étourderie, mais ça ne fait rien. Il suffit à toi de savoir que c'étoient là les cavaliers les plus distingués de toute notre académie. — Je suis charmée de cette description, ne l'êtes Vous pas aussi, ma chère? car je Vous assure que quand mon frère loue quelqu'un il faut qu'il ait beaucoup de mérite.

à six heures du soir.

Il est de retour; pensez, mon enfant, demain ils viendront chez nous; je suis curieux de les voir, mais j'ai honte de me présenter à eux. Voilà une de mes grandes foiblesses, il faut que je l'avoue; Vous connoissez mes pensées là dessus, et Vous me pardonnerez si je rougis en pensant de montrer à des personnes d'un tel

mérite une figure si humiliante et si peu digne d'être vue. C'est un désir innocent de plaire, je ne souhaite rien — Ah, ma chère, si Vous voyez les pleurs — non, non je n'en verse pas, ce n'est que — ce n'est rien.

Jeudi à 10 heures du matin.

Si je pouvois Vous deployer l'état présent de mon âme, je serois heureuse, du moins je comprendrois alors ce qui se passe en moi. Mille pensées mortifiantes, mille soubaits à demi formés et rejetés dans le même moment. Je voudrois — mais non je ne voudrois rien. — Je Vous envie presque, ma chère, le repos que Vous goutez étant contente de Vous même, ce que Vous avez sujet; au lieu que moi — je ne saurois poursuivre.

à 2 heures après midi.

Que ferai-je? Je me suis habillée pour sortir et je n'en ai pas le courage. Je m'en irai; il m'est impossible de les voir; voyez la folle, comme le cœur lui bat. Vingt fois les escaliers furent descendues et autant de fois mes pas me ramenèrent dans ma chambre. Mon frère m'a demandé si je sortois aujourdhui et je lui repondue qu'oui, ainsi je ne saurois reculer — Adieu, je m'en vais pour la dernière fois, prenons courage; vite point de grimaces. Ne suis-je pas bien ridicule?

à cinq heures.

Me voilà revenue, je me suis trouvée mal, je crains à tout moment une foiblesse. — Je vais me deshabiller. — Ils sont là, ma chère, et pensez, il est arrivé justement un de mes cousins qui étoit depuis quelque tems à la cour, il est aussi auprès de ces Seigneurs, s'il lui venoit en tête de me voir. — J'ai été surprise, mon frère est entré et j'ai caché vitement ma lettre; ah, ma chère, il a été envoyé de mon cousin qui veut me voir absolument, il a déja fait mon éloge à Messieurs de Tildrogg — je me suis excusée, disant que je me trouvois mal; mon frère étoit effrayé en me regardant, car je suis pâle comme la mort. Je n'y saurois aller — que vais-je devenir? j'entends la voix de mon cousin qui s'ecrie: il faut qu'elle vienne — il entre, ah, ma chère, sauvez moi!

à 7 heures.

J'y ai donc été, hebien sotte, qu'avois du besoin de craindre? Je suis si gaie maintenant — ecoutez moi, je Vous dirai tout ce qu'il se passa."

Sie erzählt, wie ihr Vetter sie fast mit Gewalt halb bewußtlos in den Saal geführt habe, wo sie nach den ersten Begrüßungen sich so fern vom Licht als möglich gesetzt habe, um den Blicken der Fremden nicht ausgesetzt zu sein, und allmälig mit Mühe einigermaßen die Fassung gewonnen habe. Nach einigen Complimenten lenkt der Vetter das Gespräch auf ihren Bruder ..Ma chère cousine je ne

Schon glüh' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herum zu schlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.
Es wölkt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist!
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und kostet' es mein Leben!

Vous ai pas encore communiqué la joye que j'ai ressentie en trouvant à mon retour ici un cousin si aimable; on a sujet de Vous féliciter d'un frère si digne d'être aimé. — Je suis charmée, Monsieur, que Vous aites convaincu à présent combien j'avois raison d'être affligée de l'absence de ce frère chéri: ces trois années ont été bien longues pour moi, je souhaitois à tout moment son retour. — Ma sœur, ma sœur, et maintenant que je suis la personne ne désire de me voir, c'est tout comme si je n'y etois pas. — Point de reproches, mon frère, Vous le savez Vous même, que c'est ne pas là ma faute; Vous etez toujours occupé et je n'ose Vous interrompre si souvent que je le voudrois. — Mais, ma chère cousine, comment va donc la musique? Vous excelliez déja l'hiver passé, que ne sera ce maintenant! Oserois-je Vous prier de me faire entendre Vos nouveaux progrès? je suis sur que ces Messieurs en seront charmés. — Il faut Vous dire, ma chère, que je me portois mieux à tout moment, et je commencois à recouvrir toute ma présence d'esprit. Je me levai d'abord et lorsqu'ils virent que je marchois vers mon clavecin ils se postèrent tous autour de moi; le cadet se mit de façon à pouvoir me regarder à son aise pendant que je jouois. Je le surpris quelque fois. Je fus deconcertée un peu sans savoir pourquoi, je rougissai — mais, ma chère, pourquoi me regardoit il aussi? — cependant j'exécutai assez bien mon concert.

cousin me ramena à ma chaise et en me demandant
qu'il devoit faire encore pour m'obliger je le priai de
rendre sa place. Vous saurez qu'elle étoit vis à vis
moi. — Je vois à quoi ça aboutit, s'écriat-il. Vous
lez que je m'éloigne, c'est Vous Monsieur, dit-il au
ne d'Oldrogg, qu'elle a élu pour être toujours près
le. — Ah, ma chère, que le cœur me battoit, je ne
que dire; le jeune d'Oldrogg étoit en peine pour
, je le vis à l'émotion peinte sur son charmant vi-
e. Il me regardoit timidement comme s'il eut craint
n'offenser. Je ne pouvois me défendre le plaisir de
ontempler, je crus voir mon aimable Harry, je ne
plus que ce je pensois alors. — Mon frère pour
ner un tour à la conversation parla de Leipzig, du
s agréable qu'il y avoit passé et en même tems il
mença à se plaindre de notre ville, du peu de goût
y regnoit, de nos citoyens stupides et enfin il s'éman-
que nos demoiselles n'etoient pas supportables.
lle différence entre les filles Saxonnes et celles d'ici,
ria-t-il.*) — Je lui coupai la parole et m'adressant à
aimable voisin, Monsieur, lui dis-je, ce sont ces
roches, qu'il faut que j'entende tous les jours. Ditez
, je Vous prie, si c'est en effet la vérité, que les
es Saxonnes sont tant supérieures à celles de toute
e nation? — Je vous assure, Mademoiselle, que j'ai

*) Vgl. S. 139 f.

vu le peu de tems que je suis ici beaucoup plus de beautés parfaites qu'en Saxe; cependant j'ose Vous dire, ce qui porte tant Ms. Votre frère pour elles c'est qu'elles possèdent une certaine grace, un certain air enchanteur — C'est justement, interrompit mon frère, cette grace et cet air qui leur manque ici, je suis d'accord qu'elles sont plus belles, mais à quoi me sert cette beauté, si elle n'est pas accompagnée de cette douceur infinie, qui enchante plus que la beauté même? — Juste ciel, il sonne dix heures, il faut aller me coucher, je n'ai pas soupée aujourdhui pour pouvoir Vous dire tout ça. Le cadet prit un congé très poli de moi, il baisa ma main, la serra à plusieurs reprises, je crus presque qu'il ne vouloit plus me la rendre. Qu'avoit il besoin de se comporter tellement? J'envie ces belles dames qu'il a vu ici, n'y auroit il pas une douceur infinie de plaire à un tel homme? — Mais pourquoi dis-je cela? Vous voyez, que le sommeil m'égare.“

Auch am folgenden Tage erzählt ſie von den Brüdern Oldenegge, daß ſie einige hundert Meilen weit herkämen und nun nach vollendeten Studien eine große Reiſe durch Europa machten, daß ihr Bruder den ganzen Tag mit ihnen ſei und daß ſie ihn um dies Glück beneide. Dann ſchreibt ſie am Mittwoch: „Messieurs de Oldrogg viendront cet après-midi, je m'en rejouis — du moins je verrai encore une fois cet aimable visage, qui a tant de ressemblance... st, st. — On m'interrompt — c'est mon frère, que va-t-il

dire? — Ah, ma chère, plaignez moi — tout s'accumule pour me faire desesperer — ils partent ce matin — que ferai-je? — Si Vous vissiez ma peine, elle est audessus de mes forces — tous les plaisirs que je me promets me manquent — à quoi suis-je encore reservée? — Ils passeront par Worms et y logeront à l'empereur Romain — Vous les verrez peut-être. — Mon frère s'en est allé dans ce moment pour leur dire adieu — ah! quelle pensée s'offre à mon esprit — non, non — Adieu.“

Die Leidenſchaft, mit welcher ſie ſich hier ausſpricht, iſt durch die Aehnlichkeit des jüngeren Oldercaſtle mit ihrem Harry nicht vollſtändig erklärt. Die Abreiſe des letzteren fällt in die Zeit dieſes Beſuches und man fühlt ſich faſt verſucht, die Ruhe, mit welcher ſie dieſelbe erträgt, zum Theil auf das für die Freunde des Bruders erregte Intereſſe zu ſchieben. Wenn es gleich begreiflich iſt, daß ſie in dieſer Zeit ungewöhnlich aufgeregt war, ſo zeigt ſie doch auch ſonſt eine ähnliche Reizbarkeit und Unruhe, welche einen tieferen Grund haben. Die Art, wie ſie über die Liebesverhältniſſe ihrer Freundinnen ſich äußert, zeigt, wie ſehr ſie ſich mit denſelben beſchäftigt und in ihrer Phantaſie ſich ſelbſt in einer gewiſſen Weiſe damit verflicht. Die feurige Neigung und die treue Anhänglichkeit Dervals bewundert ſie lebhaft und hebt ſie gegen Liſettes Flatterhaftigkeit mit einem eigenen ſympathetiſchen Gefühl hervor. Etwas Ähnliches tritt in einem anderen Verhältniß höchſt wunderbar hervor.

Marie B., die Tochter eines der reichſten Reformirten,

bar sich mit einem Herrn St. Albain verlebt, einem jungen, schönen Mann, voll Geist und anständiger als man von einem Franzosen erwarten sollte. Gerade ist die vertraute Freundin von Marie, und St. Albain aus diesem Grunde sehr freundlich gegen sie, ja in einer Weise aufmerksam, daß Marie, wenn sie des Herzens ihres Verlobten nicht ganz sicher wäre, wohl eifersüchtig werden könnte. ..Hier au soir il me mena en carrosse chez moi. Il gardoit longtems le silence, puis tout d'un coup comme s'il éveilloit d'un songe il me demande avec empressement: Chère Miss, quand Vous reverrai-je? — Eh, lui repondis-je en riant, que Vous importe de me voir. — Ma aimable Miss, Vous ne savez pas ... Vous ne croyez pas ... que dirai-je? mais non, je ne dirai rien ... Miss, venez Vous demain au bal? — Non je n'y vais pas, on me l'a defendu par rapport a ma sante: Miss Marie y ira et cela Vous suffit. Heureux St. Albain, Vous serez bientôt lie a cette admirable fille, que desirez Vous de plus? — Moi? ... rien que ... votre amitie ... me la promettez Vous? — Oui, Saint Albain, et voila ma main pour gage, tant que Votre charmante epouse n'honorera de son amitie, Vous avez droit sur la mienne, je Vous estimerai toujours, nous vivrons ensemble, en amis, nous nous verrons souvent ... Souvent, Miss! est-ce bien vrai? conservez ses pensées! mais ... Eh bien mais, qu'y a-t-il encore? — C'est là que la carrosse s'arrêta, il prit ma main. Vous ne viendrez donc pas au bal? — Non, Vous dis-je, mais-

prochain chez Miss Philippine. — Adieu donc
à là, j'y verrais sûrement, n'oubliez pas Votre
esse. — Non, non, Saint Albain, je ne l'oublierai
— Que vouloit-il dire par tout cela, ma chère?
que je suis, il s'est cru obligé de me faire quel-
compliments et voilà tout. Je ne saurois Vous dire
ien je l'estime et combien il mérite de l'être."

uf diesem Ball erbitzt ſich St. Albain, wird
und ſtirbt in wenig Tagen. Cornelie iſt außer ſich ver
erz über den Tod dieſes liebenswürdigen jungen Man-
bei dem Gedanken an ſeine Braut, an ſeine Eltern; der
an welchem ſie verſprochen hatte, ihn in Geſellſchaft zu
, iſt der Tag ſeines Begräbniſſes. Allmälig wird ſie
er, aber dieſe ruhige Trauer iſt ihr wohlthuend und
ihr lange bleiben. Mit großer Ueberwindung geht ſie
oncert, die Muſik macht keinen Eindruck auf ſie, ſie
nur an St. Albain und fürchtet, daß man mit ihr von
prechen möge, ſie malt ſich den Jammer der troſtloſen
t aus. Zu ihrem Erſtaunen tritt dieſe in ausgeſuchter
erkleidung in den Saal, ſetzt ſich in ihre Nähe, und ſie
die frivolſten Aeußerungen von ihr, Trauer habe ſie
nicht empfunden, ſei heiterer als je und verwunſche die
ne Kleidung, die ſie tragen müſſe. Sie [illegible] verbirgt mit Mühe ihre Entrüſtung, da alle [illegible] auf
erichtet ſind; im Innern preist ſie St. Albain glücklich,
r dieſe Frau nicht bekommen habe, die ſeiner ſo unwür-
ſt, und deren Freundin zu ſein ſie aufhört. Da ſie die-

ſelbe kennt. Später, als jener G. ſie im Wagen nach Hauſe begleitet, kommt St. Albain ihr ins Gedächtniß. Wenn er an ihrer Seite wäre! Doch ſie hat ſich das Wort gegeben, von ihm nicht mehr zu ſprechen.

In allen dieſen Zügen ſpricht ſich die tiefe Sehnſucht eines fühlenden Herzens nach Liebe aus, das innere Bewußtſein, einer treuen und feſten Neigung fähig und bedürftig zu ſein, aber auch dieſer eigenthümliche Widerſpruch, daß ſie an ſich ſelbſt zweifelt und dadurch verhindert, daß dieſes Bedürfniß in der Wirklichkeit Befriedigung finde, während ſie ſich in phantaſtiſche Verhältniſſe hineinträumt. Daher die fortwährende leidenſchaftliche Anſpannung und Unruhe ihres Gemüths, welche indeß ihre edle Geſinnung und ihren ſittlichen Ernſt nie verdeckt. Nirgends tritt in allen dieſen Aeußerungen auch nur die geringſte ſinnliche Regung hervor, ebenſowenig ein Bewußtſein ihrer überlegenen Geiſteskräfte, ſie hat nur das ſchmerzliche Gefühl, daß ſie den Eindruck nicht mache, welcher für ein weibliches Weſen der natürliche und darum allein befriedigende iſt. Aus ihren eigenen Aufzeichnungen, die auch in dieſer Hinſicht eine rührende, zu großartige Offenheit zeigen, wie aus Goethes Charakteriſtik ergiebt ſich ein weſentlicher Grund dieſer unglücklichen Stimmung: es war das Gefühl, daß ſie durch ihr unſchönes Aeußere unfähig ſei, Liebe einzuflößen.*)

„Sie war," ſo beſchreibt Goethe ſeine Schweſter, „groß,

*) Werke XXI. S. 15 ff. vgl. Eckermann Geſpr. II. S. 331 f.

weiß und zart gebaut und hatte etwas natürlich würdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Geſichts, weder bedeutend noch ſchön, ſprachen von einem Weſen, das weder mit ſich einig war noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die ſchönſten, die ich jemals ſah, aber die tiefſten, hinter denen man am meiſten erwartete, und wenn ſie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne gleichen; und doch war dieſer Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas ſehnſüchtiges und verlangendes mit ſich führt; dieſer Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er ſchien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen."

„Was ihr Geſicht aber ganz eigentlich entſtellte, ſo daß ſie wirklich manchmal häßlich ausſehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, ſondern auch alles that, um ſie ſcheinbar oder wirklich, zufällig oder vorſätzlich zu vergrößern. Da ſie nun die weiblichſte, rein gewölbteſte Stirn hatte und dabei ein Paar ſtarke ſchwarze Augenbraunen und vorliegende Augen; ſo entſtand aus dieſen Verhältniſſen ein Contraſt, der einen jeden Fremden für den erſten Augenblick wo nicht abſtieß, doch wenigſtens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr ſie in die Jahre trat, wo beide Geſchlechter eine unſchuldige Freude empfinden, ſich wechſelſeitig angenehm zu werden."

„Niemandem kann ſeine eigene Geſtalt zuwider ſein, der

Häßlichste wie der Schönste hat das Recht, sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt, und sich jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie hier unmöglich blind und albern sein konnte; sie wußte vielleicht deutlicher als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Troste zu fühlen, daß sie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen sei."

Die „Zeichnung,"*) welche Goethe von seiner Schwester mit Bleistift flüchtig auf dem breiten Rand eines Correctur-Bogens vom Götz,**) also im Jahre 1773,***) entworfen hat, macht uns diese Beschreibung anschaulich. Die Aehnlichkeit der beiden Geschwister, welche so groß war, daß man sie in früheren Jahren für Zwillinge halten konnte, ist in unver-

*) Sie befand sich im Nachlaß von Friederike Oeser.

**) „So war mir fast unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes, weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue, veraltete, ja schon von einer Seite beschriebene Blätter reizten mich am meisten, eben als wenn meine Unfähigkeit sich vor dem Prüfstein eines weißen Grundes gefürchtet hätte." Werke XXI. S. 11.

***) In diesem Jahr erschien Götz von Berlichingen; und am 14. Novemb. 1773 reisten die kurz zuvor vermählten Schlosser von Frankfurt ab, Goethes Briefw. m. Jacobi, S. 12

†) Werke XXI. S. 14.

unbar, beſonders wenn man das im Jahr 1779 von May
malte Bild Goethes*) vergleicht. Allein die ſtark ausge-
ichenen Formen geben dem weiblichen Geſicht etwas
chroffes und Herbes, und auch dem Ausdruck deſſelben
lt Freiheit und Sicherheit. Daß jener unvortheilhafte
pfputz mit Recht Goethe ſo ſehr mißfiel, davon kann man
) nun auch überzeugen.

Wie richtig Goethe ſeine Schweſter beurtheilte, geht aus
en Briefen hervor. Wie nahe ſie ſich auch ſtanden, ſo
ß ſie ſich gegenſeitig ihre kleinen Herzensangelegenheiten,
e Liebes- und andere Händel mittheilten,**) ſo iſt es na-
türlich, daß das Mädchen gegen ihre Freundin manches
iner ausſprach als gegen ihren Bruder. Sie ſcheut ſich
ht das, was ſie ſelbſt mitunter als thörichte Eitelkeit
delt, merken zu laſſen, den Kummer über ihr unvortheil-
ſtes Aeußere und den Wunſch zu gefallen (ſ. S. 239 f. 261 f.
66). Eines Morgens überraſcht ein neu angekommener Re-
ent,***) der ihrem Vater ſeinen Beſuch macht, ſie bei der Toi-
te in ihrem Zimmer, das auch als Beſuchzimmer dient; in der
ßerſten Verlegenheit entfernt ſie ſich auf eine ſehr ungeſchickte
eiſe. „Je repris mes forces en venant dans le froid, et lors-

*) Briefe an Merk I. S. 169.

**) Werke XXII. S. 127.

***) Friedr. Sam. v. Schmidt, Herr zu Reſſan und
allhauſen, wurde den 14. Nov. 1768 zum Rentenen für
aden-Durlach ernannt (Richard, Frankfurt. Archiv II. S. 362);
r Beſuch fand am 14. Dec. Statt.

Er faßt das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme.

Geist.

Wer ruft mir?

Faust abgewendet.

Schreckliches Gesicht!

Geist.

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen,
Und nun —

Faust.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist.

Du flehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn,
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Übermenschen dich! Wo ist der Seele
Ruf?

que je me regardai dans une glace je me vis plus pâle que la mort. Il faut Vous dire en passant, que rien ne ma va mieux que quand je rougis ou pâlis par émotion. Tout autre que Vous me croiroit de la vanité en m'entendant parler ainsi; mais Vous me connoissez trop pour m'en croire susceptible et cela me suffit.“ Wenige Tage darauf ſieht ſie ihn im Concert, ſie findet ihn ſo liebenswürdig, daß ſie ihn zum Modell wählen würde, wenn ſie den Liebesgott malen ſollte; dabei denkt ſie an die traurige Figur, welche ſie vor ihm geſpielt. Sie hört, wie er mit dem Marquis von Saint Sever ſich lebhaft über ein ſchönes Mädchen unterhält, die großen Eindruck auf beide gemacht hat. ‘Glückliches Mädchen!’ denkt ſie. Es iſt Liſette v. Stockum, deren Schönheit ihr ſchon früher die Aeußerung entlockt: „Quel avantage que la beauté! elle est préférée aux graces de l'âme.“ Nachher wendet ſich der Reſident auch an ſie und unterhält ſie artig: nun iſt ſie glücklich und zufrieden.

Ein andermal ſchreibt ſie: „Je Vous pris de ne plus me faire rougir par Vos louanges que je ne mérite en aucune façon. Si ce n'étoit pas Vous, ma chère, j'aurois été un peu piquée de ce que Vous ditez de mon extérieur, car je pourrois alors le prendre pour de la satire; mais je sais que c'est la bonté de votre cœur qui exige de Vous de me regarder ainsi. Cependant mon miroir ne me trompe pas s'il me dit que j'enlaidis à vue d'œil. Ce ne sont pas là des manières, ma chère enfant,

je parle du fond du cœur et je Vous dis aussi que j'en suis quelquefois pénétrée de douleur, et que je donnerois tout au monde pour être belle.“

Sie giebt deshalb auch allen Glauben an ein Glück, das ſie durch die Liebe finden könnte, auf. „Qu'en ditez Vous, ma chère, que j'ai renoncé pour jamais à l'amour. Ne riez pas, je parle sérieusement, cette passion m'a fait trop souffrir, pour que je ne lui dise pas adieu de tout mon cœur. Il y eut un tems, où remplie des idées romanesques je crus qu'un engagement ne pût être parfaitement heureux sans amour mutuel; mais je suis revenue de ces folies là.“

Noch herber und mit einer grauſamen Kälte gegen ſich ſelbſt ſpricht ſie ſpäter ihre Hoffnungsloſigkeit aus: „Quel don dangereux que la beauté! je suis charmée de ne pas l'avoir, du moins je ne fais point de malheureux. C'est une sorte de consolation et cependant si je la pèse avec le plaisir d'être belle, elle perd tout son mérite. Vous aurez déja entendue que je fais grand cas des charmes extérieures, mais peutêtre que Vous ne savez pas encore que je les tiens pour absolument nécessaires au bonheur de la vie et que je crois pour cela que je ne serai jamais heureuse. Je Vous expliquerai ce que je pense sur ce sujet. Il est évident que je ne resterai pas toujours fille, aussi seroit-ce très ridicule d'en former le projet. Quoique j'ai depuis longtems abandonnée les pensées romanesques du mariage je n'ai jamais effacée une idée su-

blime de l'amour conjugal, cet amour, qui selon mon jugement peut seul rendre une union heureuse. Comment puis-je aspirer à une telle felicité ne possédant aucun charme qui pût inspirer de la tendresse. Epouserai-je un mari que je n'aime pas? Cette pensée me fait horreur et cependant ce sera le seul parti qui me reste, car où trouver un homme aimable qui pensât à moi? Ne croyez pas, ma chère, que ce soit grimace; Vous connoissez les replis de mon cœur, je ne Vous cache rien, et pourquoi le ferois-je?"

Der Anblick dieſer durch eine rückſichtsloſe Schärfe des Verſtandes über ein leidenſchaftliches Herz ſchwer errungenen Reſignation, welche die hohe Vorſtellung von dem wahren Glück der Liebe in ihrer Reinheit feſthält, aber aus Mißtrauen gegen ſich ſelbſt es aufgiebt, daſſelbe zu erreichen, iſt um ſo erſchütternder, wenn man ſich vergegenwärtigt, wie dieſe traurige Ahnung ſpäter an ihr in Erfüllung gegangen iſt. Es wird hiedurch noch klarer, daß der Grund, weshalb ſie in der Ehe mit Schloſſer, dem man gewiß keine Urſache hat eine Schuld zuzuweiſen, keine Befriedigung fand, tief in ihrer Natur lag, und gewiß hat ſie durch das fortgeſetzte ſtrenge Reflectiren über ſich ſelbſt die Fähigkeit ſich unbefangen hinzugeben mehr und mehr erſtickt. Uebrigens tritt auch die Kränklichkeit, welche ſpäter auch ihren gemüthlichen Zuſtand ſo ſchwer und trübe machte, *) ſchon jetzt hervor. Sie

*) Vergl. die Briefe von Cornelie in den Briefen an die Gr. Stolberg. S. 139 ff. an Frau v. Stein I. S. 41. 66.

agt wiederholt über ihre Geſundheit, ſie werde hypochon-
r, bald heftig und leidenſchaftlich, bald ſtumpf und gleich-
ültig. Die trübe Stimmung, welche der allgemeine Grund-
n dieſer Aufzeichnungen iſt, ſpricht ſich in dem aus, was
e an ihrem Geburtstag niederſchreibt.

Mercredi ce 7 Decemb. (1768)

C'est aujourd'hui le jour de ma naissance où j'ai dix-
uit ans accomplis.*) Ce tems est écoulé comme un
onge, et l'avenir passera de même, avec cette différence
u'ils me restent plus de maux à éprouver que je n'en
senti. Je les entrevois.

Daß Cornelie ihrer Eltern nie erwähnt, iſt begreiflich,
n ſie, wie Goethe erzählt, gegen den Vater, der ſie mit ſeiner
dantiſchen Lehrhaftigkeit plagte und ihr ſo manche unſchul-
ge Freude verhinderte und vergällte, die ganze Härte ihres
harakters wandte, zum großen Kummer ihrer Mutter, der
e aber, wie es ſcheint, auch nicht nahe ſtand.**) Von dem
ruder iſt dagegen, obgleich dieſe Aufzeichnungen größten-
eils ihre eigenſten Angelegenheiten berühren, oft die Rede.
r war noch leidend von Leipzig zurückgekommen und ſein
uſtand machte den Seinigen Sorge.***) An ihrem Geburts-

*) Nicolovius giebt den 8. Decbr. als ihren Geburtstag an
. G. Schloſſer S. 36). Sie war ein Jahr jünger als Goethe,
erke XX. S. 77.

**) Werke XXI. S. 150.

***) Vgl. S. 69. 120. 146.

tage (1768) ward er von einer heftigen Kolik befallen, so daß er die furchtbarsten Schmerzen litt, vergebens suchte man ihm einige Linderung und Ruhe zu verschaffen; sie hatte es nicht länger aushalten können, ihn in einem Zustande zu sehen, der ihr das Herz zerriß, ohne daß sie ihm helfen konnte. Zwei Tage hielt dieser schreckliche Zustand an, dann wurde er etwas besser, doch konnte er noch keine Viertelstunde sich aufrecht erhalten; indessen hofft sie, wenn nur die Schmerzen erst aufhören, werden die Kräfte sich schon wieder einstellen.*) Sein Zustand erregt allgemeine Theilnahme, wo sie sich in Gesellschaft zeigt, drängt alles sich um sie, Freunde und Freundinnen, um von seinem Befinden Nachricht zu erhalten. Anfang Januar 1768, da er ganz wieder hergestellt ist, giebt der Rath Moritz,**) um das frohe Ereigniß zu feiern, ihm eine Gesellschaft. Allein nicht lange nachher tritt ein neuer Anfall der Krankheit ein ***)

Wie die Geschwister alles mit einander theilten, so auch das Interesse für ihre Freunde. Cornelie theilt ihrem Bruder Briefe von Katharine Fabricius mit, welche ihm so leb-

*) „Eine gestörte und man dürfte wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beangstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten." Werke XXI. S. 156 f. Vgl. oben S. 76 f.

**) Werke XX. S. 135 f. XXII. S. 229 f. Reliquien der Frl. v. Klettenberg S. 244 f.

***) Vgl. S. 80. 153.

haftes Intereſſe einfloßen, daß er, ohne ſie geſehen zu haben, mit ihr in einen Briefwechſel tritt und auch für Cornelie die Correſpondenz übernimmt; ſie überläßt ihm um ſo lieber die officiellen Briefe zu ſchreiben, da ſie mit dem Tagebuch beſchäftigt iſt, von welchem auch er nichts weiß. Uebrigens meint ſie, die Freundin werde gewiß an den Briefen ihres Bruders Freude haben, und bittet ſie ihm zu antworten, dem das zumal in ſeiner Krankheit eine angenehme Zerſtreuung ſei;*) und an ihren Briefen finde er ſolches Gefallen, daß er ihrer jüngeren Schweſter, welche ihm einen Brief von ihr gezeigt, ſo lange mit Bitten zugeſetzt habe, bis ſie ihm denſelben überlaſſen habe. Je näher ſie ihn kennen lerne und ſein Betragen beobachte, deſto mehr werde ſie ſich von ſeiner Aufrichtigkeit überzeugen und daß er nicht anders ſpreche als er denke: wie er das auch von ſich ſelbſt ſagt.**) Wiederum vertraut ſie ihr auch an, daß ihr Bruder ſich mit ſeinem Freunde Müller nicht mehr ſo gut ſtehe wie früher; ihre Grundſätze ſeien zu verſchieden, denn die Philoſophie ihres Bruders gründe ſich auf Erfahrung, die ſeinige nur auf Lectüre. Auch habe er ſich bei der Krankheit des Bruders recht kalt benommen, und ſie ſehe nun wohl ein, daß ſeine Principien für das praktiſche Leben und die Welt nicht paſſen. Man ſieht daraus, daß Goethe die Erfahrung, mit welcher ihm Behrisch ſo viel Noth machte und um die er ſich

*) Vgl. S. 159.

**) Vgl. S. 164.

ſo große Mühe gab,*) auch gegen Cornelie geltend machte, wie er ſich denn auch ſonſt darauf nicht ohne Stolz beruft.**) Ein eigenthümlicher Beweis von Goethes Einfluß auf ſeine Schweſter iſt ihre Handſchrift. Anfangs iſt ſie deutlich und feſt, aber ſehr ſteif, allmälig wird ſie ſchlanker, freier und nähert ſich der ſeinigen immer mehr, mit der ſie zuletzt die größte Aehnlichkeit hat. Von ſeinen Arbeiten ſpricht ſie leider weniger als man wünſchte, er zeichnet ihr allerliebſte Köpfe, von welchen ſie der Freundin einige zu ſchicken verſpricht, er lieſt ihr alles vor, was er ſchreibt, und ſie hört ihm mit außerordentlichem Vergnügen zu;***) da ſie ſchreibt (16. Nov. 1768), iſt er gerade mit einer neuen Komödie beſchäftigt. Ob die Mitſchuldigen gemeint ſind, an welchen er in Frankfurt fortwährend beſſerte,†) oder die eben (S. 153) erwähnte Farce, oder ſonſt etwas anderes — wer kann das wiſſen?

*) Werke XXI. S. 111 ff.

**) Vgl. S. 163.

***) Werke XXII. S. 128. 149.

†) Werke XXI. S. 165 f.

Goethes Briefe

an

Friedrich Rochlitz.

I. *)

Sie ſind überzeugt daß ich herzlichen Antheil an dem ſonderbaren Glückswechſel nehme, der Sie ſo unvermuthet betroffen hat. Da dieſer Faden geriſſen iſt ſo ſäumen Sie ja nicht andere wieder anzuknüpfen und wäre es auch nur zuerſt ſich zu zerſtreuen. Mögen Sie mir manchmal ſchreiben, ſo ſoll es mir angenehm ſeyn. Ich bin zwar nicht der beſte und treuſte Correſpondent, indeſſen ließe ſich ja wohl manchmal etwas über dramatiſche Kunſt verhandeln, in der Sie ſchon die artigen Proben gegeben haben.

In eben dem Sinn wiederhole ich meinen Wunſch daß Sie um den ausgeſetzten Preis mit concurriren

---

*) Goethes Briefe an Rochlitz ſind durch Vermächtniß in den Beſitz des Hrn. Reil übergegangen, welcher deren Veröffentlichung geſtattet hat. Es ſind nur wenige von Goethe ſelbſt geſchrieben, dieſe ſind mit einem Sternchen bezeichnet; nicht ſelten aber hat Goethe zum Schluß einige Worte mit eigener Hand hinzugefügt, dieſe ſind mit geſperrter Schrift gedruckt.

Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug, und hegte? Die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang?
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,

möchten.*) Denn indem Sie das thun, regt ſich denn doch eine kleine Welt in Ihrer Einbildungskraft und zieht Sie ab, von andern Gedanken, die ſich Ihnen in der Zeit vielleicht aufdringen würden.

Das kleine neue Stück**) gedenke ich, ohne Rahmen, aufführen zu laſſen, nicht weil ich es für geringer halte als das vorige,***) ſondern um deſto reiner zu ſehen welchen Effect es thut.

Ich werde einige kleine Veränderungen daran machen und Ihnen kürzlich alsdann die Urſachen anzeigen.

Für das überſchickte Geld folgt hierbey die Quittung. Unſere Canzleyleute werden ſich für den reichlichen Ueberſchuß einen guten Feyertag machen.

Manches was ich über Ihren Fall ſchreiben könnte weiß ſich ein gebildeter Mann ſelbſt zu ſagen, einiges, das ich aus meiner langen Erfahrung wohl darüber ſagen möchte, darf ich nicht ſchreiben. Vielleicht treffen wir bald irgend wo zuſammen und mein Vertrauen ſoll dem Ihrigen von Herzen begegnen.

Geben Sie, mit völlig wieder erlangter Geſundheit, ins neue Jahrhundert hinüber und nehmen Sie, wie

*) Vgl. Schillers Brief VI. S. 54 f. an Körner IV. S. 237 f. Goethe an Schlegel S. 55.

**) Jedem das Seine. Luſtſpiel in einem Aufzuge.

***) Es iſt die rechte nicht. Luſtſpiel in 2 Akten.

sher, mit Geiſt und Talent an demjenigen Theil was
wa den Menſchen zunächſt beſcheert ſeyn mag und er-
lten mir ein freundſchaftliches Andenken.

Jena am 25 Dec. 1800.

Goethe

II.

Die Aufführung des kleinen Stücks ward von Zeit
Zeit, wie es bey Theatern zu gehen pflegt, aufge-
oben; deſto angenehmer iſt mirs daß ich gegenwärtig
n einer ſehr guten Aufnahme deſſelben ſprechen kann,
ngeachtet ich mit der Darſtellung nicht ganz zufrieden
r. Daß ich den Verfaſſer verſchwieg erregte von einer
ite Neugierde und ließ von der andern den Eindruck
o unbefangner. Das nächſtemal ſoll es noch beſſer
rden, indeſſen hat doch ſchon eine Liebhabergeſell-
aft, die ſich hier befindet, ſich das Stück ausgebeten,
ches denn auch ein gutes Zeichen iſt.

Das Original ſende ich mit Dank zurück. Die we-
en Veränderungen die ich gemacht habe, betreffen
ige harte Worte, welche man unter Perſonen einer
iſſen Art, beſonders unter Soldaten, mit Recht ver-
det, ſodann einige Scherze welche ſich auf Philoſo-
e beziehen, die ich im doppelten Sinne nicht billigen

kann, weil man entweder dadurch keine Wirkung hervorbringt, oder weil man die Menge veranlaßt über etwas zu lachen das sie nicht versteht und das sie wenigstens verehren sollte.*)

Verzeihen Sie diese Pedanterie; man weiß aber nicht eher als nach einem längern Lebenslauf was ächte Maximen, die uns über das Gemeine heben, für einen hohen Werth haben, der so selten anerkannt wird.

Darf ich Sie nun mit einigen Aufträgen beschweren?

Ich wünschte Nachricht von einem Manne, welcher sich Johann Leonhardt Hoffmann nennt, und einen Versuch einer Geschichte der Farbenharmonie 1786, in Hendels Verlag, zu Halle, herausgegeben. Die Dedication an Herrn Gottfried Winkler, in welcher sich der Verfasser einen Franken nennt, ist von Leipzig aus datirt, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten und mit Dieser Umgang gehabt haben mag. Vielleicht haben Sie Gelegenheit etwas näheres über diesen Mann zu erfahren, der mir von gewissen Seiten interessant geworden ist.**)

Alsdann hätten Sie wohl die Güte mir ein gebun

---

*) Vgl. Werke XXVII. S. 124.

**) Vgl. XVIII. Werke XXXIX. S. 117 ff.

nes Exemplar, von dem im October 1800 geschlossnen Jahrgang der musikalischen Zeitung zu verschaffen. Den ersten bis zum October 1799 besitze ich. Die Auslage werde ich mit Dank sogleich erstatten.

Sollte Ihnen nicht ein Liedchen bekannt geworden seyn, das von Capellmeister Himmel componirt ist, es drückt die Unruhe eines verliebten Mädchens aus, das sich seinen Zustand nicht erklären kann, jeder Vers endigt sich mit einer Partikel z B. Ich weiß nicht woher, wohin, warum. Es ist ein Scherz, den man in einer Gesellschaft wohl gern einmal hören mag.

Die Fragen wegen Wilhelm Meisters möchte ich am liebsten einmal mündlich beantworten. Bey solchen Werken mag der Künstler sich vornehmen was er will, so giebt es immer eine Art von Confession und zwar auf eine Weise von der er sich kaum selbst Rechenschafft zu geben versteht. Die Form behält immer etwas unreines und man kann Gott danken, wenn man im Stand war so viel Gehalt hinein zu legen, daß fühlende und denkende Menschen sich beschäfftigen mögen, ihn wieder daraus zu entwickeln. Die Recension in der allgemeinen Litteraturzeitung *) ist freylich sehr unzulänglich, für jeden, der selbst über das Werk gedacht hat; doch ist sie

*) Jen. Allg. Litt.-Ztg. 1801, I. N 1. f.

nicht ohne Verdienſt, wenn man ſie als die Meinung eines einzelnen anſieht, der ſeine Gedanken darüber äußert. Freylich hat man Urſache von einer Recenſion mehr zu verlangen, beſonders von einer ſo ſpäten.

Ich wünſche, daß Ihre Geſundheit wieder hergeſtellt ſeyn möge, ſo wie ich mich auch von den Uebeln, die mich betroffen haben, nach und nach wieder erhole.*)

Darf ich bitten mich unſerm verehrten Weiſe beſtens zu empfehlen.

Weimar d. 29 März 1801

Goethe

III.

Mögen Ew. Wohlgeb. mir noch bis zum neuen Jahre wegen des Stückes Friſt geben ſo ſoll alsdann darüber die Schuldige Erklärung folgen. Bis jetzt hat die Beurtheilung der dießjährigen Kunſtausſtellung, mir und meinen Freunden viel Zeit weggenommen. Zum neuen Jahre ſoll der Aufſatz deshalb als Beylage der Litteraturzeitung erſcheinen. Auch beym Theater haben uns einige kühne, doch glücklich vollbrachte Unternehmen, dieſe Zeit her, beſchäftigt. Die Brüder nach Terenz von Herrn von Einſiedel und ein reducirter Nathan,**) beyde

*) Werke XXVII. S. 75 ff. Schiller Br. an Körner IV. S. 205. Goethe Br. an Friedr. v. Stein. S. 165 f.

**) Schillers Briefw. m. Körner IV. S. 283.

und ſchon mehrmals wieder verlangt worden und ſie gehen bey jeder Vorſtellung beſſer.

Von Fauſt kann ich nur ſo viel ſagen: daß in den letzten Zeiten wohl manches daran gearbeitet worden; in wie fern er ſich aber ſeiner Vollendung, oder auch nur ſeiner Beendigung nahen dürfte, wüßte ich wirklich nicht zu ſagen. *)

Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundſchaftliches Andenken.

Weimar am 17 Dec. 1801.

Goethe

Noch einen Wunſch muß ich äuſſern, deſſen Erfüllung ich durch Ihre Gefälligkeit hoffe. Ich beſäße nämlich ſehr gern, wenn die winkleriſche Auction vorbey ſein wird, einen Katalogen derſelben, wozu die Preiße geſchrieben wären. Ich habe ſchon, bei vorhergegangenen Roſtiſchen Verſteigerungen, dem Secretair Thiele und andern ähnliche Aufträge gegeben; aber niemals, ich weiß nicht warum, zu meinem Zweck gelangen können. Vielleicht können Sie mir durch Ihre Verbindungen dazu verhelfen. Ich will ſehr gern demjenigen, der die Bemühung übernimmt, was Sie für billig halten, bezahlen.

*) Vgl. Schiller Br. an Körner IV. S. 212.

IV.

Ob die Meynung, welche Sie mir über den Gegensatz der Recitation und des Gesanges, in Ihrem letzten Briefe äußern, die wahre und richtige sey, will ich nicht entscheiden; so viel aber kann ich sagen: daß sich die meinige selbst sehr dahin neigt.*) Sobald ich mich in einer ruhigen Lage befinde, theile ich meine Gesinnungen kürzlich mit.

Heute komme ich mit einem kleinen Ansuchen und zwar folgendem:

Zu der, durch den Tod unseres Batsch, erledigten Stelle, bey dem neuen Botanischen Institut, im Fürstengarten, zu Jena, ist unter andern auch Herr Doctor Schwägrichen**) aus Leipzig empfohlen. Von seiner litterarischen Laufbahn, so wie von seinen Reißen und andern Bemühungen, sind wir so ziemlich unterrichtet; nun möchte ich aber noch von Ihnen ein vertraulich

*) Rochlitz hatte die Ansicht ausgesprochen und weiter ausgeführt, daß in der alten Tragödie nur die lyrischen Stellen gesungen werden seien, wo der Chor am Dialog Theil nehme, sonst alles vom Chorführer allein gesprochen. Veranlassung dazu gab ihm das Gerücht, in Weimar solle eine alte Tragödie aufgeführt werden. Diese Briefe scheint Goethe im Sinne zu haben, Werke XXVII. S. 120.

**) Professor der Naturwissenschaften in Leipzig

Wort, über ſeine Perſon, ſein Aeußeres, ſeine Lebensweiſe und ſeinen academiſchen Vortrag vernehmen.

Es iſt mir bey Beſetzung dieſer Stelle außer dem Wohl des Ganzen auch noch mein eigenes Verhältniß vor Augen, indem das Inſtitut ſeit ſeiner Gründung geleitet worden und meine Neigung zu dieſen Kenntniſſen mir einen ſittlichen mittheilenden und umgänglichen Mann wünſchenswerth macht.

Nächſtens auch ein Wort über die Oper.

Mich zu geneigtem Andenken empfehlend.

Weimar am 6 December 1802.

Goethe

V.

Indem beyliegender Brief ſchon geſchloſſen*) iſt fällt mir ein daß Sie mir ein freundliches in Berlin geſchriebenes Wort über die Natürliche Tochter zuſagten. Laſſen Sie mich ſolches ja nicht entbehren. Bey dem ſeltenen Charivari, das gleich im deutſchen Publicum entſteht, wenn man vor ihm irgend eine Produ-

*) Dieſer Brief fehlt, er war vom Jahr 1804, in welchem „Revanche," ein Luſtſpiel in 2 Aufzügen von Rochlitz, in Weimar aufgeführt wurde, worauf Schillers Brief an Goethe (VI. S. 281) ſich bezieht.

tion aufstellt, hat der Schriftsteller warlich nöthig die jenigen zu vernehmen die sich einstimmend verhalten ich bitte daher um jenes Blatt um so mehr, als ich zur Fortsetzung wirklich Aufmunterung brauche.

G.

VI.

Ew. Wohlgebornen

seit langer Zeit auch wieder einmal zu schreiben veranlaßt mich die vorsevende Expedition unsres Theaters nach Leipzig, das ich Ihnen auf das beste zu empfehlen wünschte. Sie haben immer viel Gute fur unsre braven Künstler gehabt, die sich gewiß viel Mühe geben, wenn ihnen auch nicht immer ihre Zwecke gelingen sollten.

Ew. Wohlgebornen werden gewiß den Vorstellungen mit Aufmerksamkeit beywohnen, und ich wünschte daß Sie Ihre Bemerkungen mir künftig mittheilten. Es ist noch manches das ich anders wünschte, und doch läßt sich theils nicht alles leisten wovon man überzeugt ist, und man gewöhnt sich auch nach und nach an Menschen und an Manieren und läßt geschehen was geschieht; Dagegen ein frischer scharfer Blick manches

eckt und der gute Rath eines Fremden manches leich-
und wirksamer anregt als die Lehren eines lange be-
uten und gewohnten Vorgesetzten.

Diesen Ihren guten Rath bitte ich unsern Schau-
ern bey ihrem Aufenthalt in Leipzig nicht zu ent-
n, besonders da der Uebergang von einem kleinen
ein grosses Theater für die erste Zeit immer seine
vierigkeiten hat. Dringen Sie gefälligst besonders
uf, daß man den Schauspieler an allen Ecken und
n des Hauses verstehen müsse.

Verschiedene von Ew. Wohlgebornen Stücken sind
lernt. Haben Sie die Güte die Proben zu sein
damit sie zu Ihrer Zufriedenheit mögen gegeben
n.")

Diesen Wünschen füge ich noch eine Empfehlung
. Wahrscheinlich kommt in einiger Zeit ein Eng-
r der Chevalier Osborn**) nach Leipzig, ein schon
rter, höchst erfahrner und interessanter Mann von
esten Character. Er ist Mitglied der königl. So-
zu London und wünscht den Leipziger Gelehrten
ührt zu werden. Sie erzeigen ihm wohl um ict

*) Von Rochlitz wurde gegeben „Es ist die rechte nicht."

**) Werke XXVII. S. 220.

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Verschwindet.

Faust zusammenstürzend.

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

Es klopft.

O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

net- und meinetwillen diese Gefälligkeit. Der ich mich mit vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Weimar den 3 April 1807.

Goethe

VII.

Ew. Wohlgebornen

empfangen meinen lebhaften Dank für Ihren vertraulichen Brief, dessen Inhalt ich bestens zu benutzen gesucht habe. Unsre Regie wird sich gleich bey ihrer Ankunft Ihren fernern gütigen Rath erbitten.

Einen Prolog habe ich nach Ihren Wünschen auch mitgegeben.*) Wollten Sie die Gefälligkeit haben, ihn durchzusehen und zu beurtheilen ob er am Platz paßt, welches man in der Entfernung nicht so gut empfinden kann.

Da übrigens die älteren Schauspieler Ihnen schon bekannt sind und sich eher zu produciren wissen; so wollte ich Ihnen besonders unsere jüngeren empfehlen, den Nachwuchs, dessen Emporkommen uns bey der Lage unseres Theaters höchst angelegen seyn muß.

Demoiselle Elsermann, ein munteres Kind, von gutem Betragen, wird Ihnen gefallen und Sie vielleicht

*) Werke VI. S. 411 f.

anlocken ihr über dieſe oder jene Rolle etwas zu ſagen. Sie hat etwas Manier von Berlin mitgebracht, worüber ſie aber ſchon aufgeklärt iſt und nur manchmal einer kleinen Erinnerung deshalb bedarf.

Die Herren Lorzing und Deny ſind gute geſittete Leute, nicht ohne Talent und vom beſten Willen. Da ſie nun mehr in Routine kommen, ſo wird es auch mit ihnen vorwärts gehen.

Im Ganzen bin ich überzeugt, daß der Aufenthalt in Leipzig für unſre Geſellſchaft ſehr wohlthätig ſeyn wird, beſonders wenn ſich einige Kenner und Freunde zu Mittelsperſonen zwiſchen ihr und dem Publicum machen wollen; welches höchſt nothwendig iſt, damit man ſich bald wechſelſeitig befreunde und keine Mißverſtändniſſe entſtehen.

Ich wünſche, daß alles gut gehen möge, und daß Ew. Wohlgebornen zuletzt mit Zufriedenheit das Amt eines Epilogiſten übernehmen möchten. Denn wenn man einen Prolog noch allenfalls in der Ferne ſchreiben kann, ſo darf der Epilog nur aus einer unmittelbaren Nähe entſpringen.

Zu Ende dieſes Monats geh' ich nach Carlsbad und hoffe dort für meine von Zeit zu Zeit ſich wieder zeigenden Uebel, wo nicht völlige Geneſung, doch Linderung. Möge dieſer mein Brief auch Sie von jedem

Anfall befreyt antreffen. Geſundheit brauchte man wohl niemals mehr als gegenwärtig. Mich zu geneigtem Andenken empfehlend.

Weimar
den 12 May 1807.

Goethe

VIII.

Ew. Wohlgeboren

haben mir ein ſehr groſſes Vergnügen gemacht. Denn gewiß iſt eine Theater-Direction ein ſorgenvolles Geſchäft, beſonders wenn man den Kennern und der Menge zugleich gefallen, die Fortbildung der Künſtler und gute Einnahmen zugleich erleben will. Ihr Schreiben ſetzt alle die Verhältniſſe ſo klar auseinander, daß ich gegenwärtig zu ſeyn und ſehr bekannte Zuſtände mit eigenen Augen zu ſehen glaubte. Haben Sie die Gute den Antheil, den Sie dieſer Anſtalt gegönnt, immer fort zu erhalten, auch wenn einiges vorkommen möchte was nicht ganz Ihre Billigung hat. Leiten und Lenken Sie dieſes Schifflein aufs Beſte.

Sehr gern hätte ich Ihnen gegen Ihre Betrachtungen auch die meinigen mitgetheilt, die beym Leſen Ihres Briefs in mir erregt wurden; doch iſt man durch dieſe

runnen-Cur ſo zerſtreut und verſtört, daß man nicht
icht brieflich etwas kluges zuſammen bringt. Haben
ie jedoch indeſſen die Güte mir von Zeit zu Zeit einige
achricht zu geben, welche mir, je ausführlicher und
uſtändlicher ſie iſt, nur zur angenehmeren Unterhal-
ng dienen wird. Für den Augenblick habe ich den
ffect des Brunnens ſehr zu loben. Könnte es in der
lge ſo bleiben, ſo wäre das ſehr erwünſcht. Mich
ſtens empfehlend

Carlsbad
den 5 Juni 1807.

Goethe

IX.

So iſt denn unſer theatraliſches Unternehmen in
ipzig glücklich vollendet, mit Ehre und Vortheil be-
ont und was mir gleich lieb iſt, ich ſehe unſre Schau-
eler nach dieſer Epoche froher williger thätiger, und
ffe ſowohl für uns einen unterhaltenden Winter als
ch künftig für Leipzig eine neubelebte Sommerunter-
ltung. Denn wir haben mancherley artige und mit-
ter ſeltſame Dinge vor uns, an denen wir uns zu
en gedenken.

Haben Sie, mein werthester Herr Rath, den besten
nk für Ihren freundlichen Antheil. Ich weiß die

ſtille geräuſchloſe Behandlungsart recht gut zu ſchätzen, mit der Sie den unſrigen nachzuhelfen wußten. Wenn es mit dem Epileg eine Irrung gab,*) ſo bin ich vielleicht ſelbſt daran Schuld, weil ich mich nicht deutlich erinnere, ob ich unſerer Regie deshalb geſchrieben habe, mich auf einen natürlichen Gang der Sache und auf Ihr Einwirken, wie bey dem erſten Abſchied,**) verlaſſen habe. Auch dafür nehmen Sie Dank, was Sie gewollt gethan und verſchwiegen.

Ihre Briefe nehme ich manchmal wieder vor mich und habe ſie ſchon öfter geleſen. Sie dienen mir zum Leitfaden in dem täglichen Theaterlabyrinth, das einer der wunderlichſten Irrgärten iſt, die ein Zauberer nur erfinden konnte. Denn nicht genug, daß er ſchon ſehr wunderlich bepflanzt iſt, ſo wechſeln auch noch Bäume und Stauden von Zeit zu Zeit ihre Plätze, ſo daß man ſich niemals ein Merkzeichen machen kann, wie man zu gehen hat.

---

*) Mad. Welt ſprach einen Epileg von Mahlmann. Vgl. 295.

**) Am 5. Juli wurde Mehuls „Je toller je beſſer" gegeben und zum Schluß ein „Lebewohl" geſungen. Dann ging die Geſellſchaft nach Lauchſtädt und eröffnete am 6. Auguſt wieder ihre Vorſtellungen in Leipzig, welche am 29. Auguſt beſchloſſen wurden.

Leider iſt hier in Weimar die ſondernde Critik nicht ſehr zu Hauſe. Man nimmt alles zu ſehr im Ganzen. Stücke, Schauſpieler, Aufführung, alles wird entweder nur gebilligt oder gemißbilligt, wobey denn Vorurtheil und Laune herrſchend werden, und man ſich weder des Lobes recht erfreuen, noch den Tadel ſehr zu Herzen nehmen kann.

Daher iſt es mir unendlich viel werth, daß unſere Schauſpieler wenigſtens gewahr geworden, daß eine ſolche Critik exiſtirt, welche die Mängel begünſtigter und die Tugenden gleichgültiger, ja unbegünſtigter Perſonen zu würdigen weiß.*) Ich ſelbſt werde dieſen Winter das Schauſpiel öfter beſuchen, und meine innern und äußern Sinne zu genauerer Prüfung ſchärfen. Denn ich geſtehe gern, das hieſige Publicum machte mir durch willkührliche Zuneigung und Abneigung oft ſo böſe Laune, daß ich, jemehr ich mir in den Proben

*) Eine Kritik in Goethes Sinne wurde in der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte III. und IV. ausgeſprochen. Die „niederträchtige, detractive Oppoſition," welche früher von Berlin aus erfahren zu haben Goethe ſich beſchwert (Briefw. m. Zelter I. S. 281) machte ſich in einer kleinen Schrift Luft: „Saat von Goethe geſäet dem Tage der Garben zu reifen. Ein Handbuch für Aeſthetiker und junge Schauſpieler." Weimar und Leipzig 1808. Man vergleiche damit, wie Goethe und Schiller über die frühere Leipziger Geſellſchaft urtheilen, Briefw. mit Schiller V. S. 273 f., mit Körner IV. S. 232 f.

Mühe gegeben hatte, deſto weniger Luſt fühlte, der Aufführung ſelbſt bey zu wohnen. Nun aber, da mich eine Stimme von außen her anfregt und beſtätigt, ſo werde ich wieder eine Weile auf meinem Wege ſtrecklings fortgehen und mich der Reſultate vielleicht ſelbſt erfreuen.

Die gute Aufnahme meiner Stücke hat mir eine beſonders angenehme Empfindung gemacht. Ich dachte wohl, daß ſie auch einmal Epoche haben könnten, aber nach der Lage des deutſchen Theaters glaubte ich's nicht zu erleben. Artig iſt es, daß ſogar das kleine Schäferſpiel, das ich 1768 in Leipzig ſchrieb, auch noch auftauchen mußte und gut empfangen ward.*)

Nochmals vielen Dank, den ich gerne mündlich abgeſtattet hätte, wenn ich nicht, da mir die Brunnenkur ganz wohl bekommen iſt, mich vor einer allzuraſchen Geſelligkeit gefürchtet hätte. Jetzt will ich ſehen, ob ich meine ſtille Nachkur auch zu Ihrem und Ihrer Mitbürger künftigen Vergnügen benutzen kann. Leben Sie recht wohl, und wenn es möglich iſt, ſo beſuchen Sie uns dieſen Winter.

Weimar
d. 21. Sept. 1807.

Goethe

*) Vgl. S. 44.

X.

Wenn ich Ew. Wohlgebornen auf Ihr früheres
breiben nicht antwortete und das Stück nicht zur Auf-
rung brachte, so waren die Zweifel daran Schuld,
bey mir aufstiegen und welche Sie gewissermaßen
st angeregt hatten. Wenn das Stück seine Wirkung
n soll, so gehört nothwendig ein Mann in Jahren
n, den man gewöhnlich den zärtlichen Alten nennt,
man aber eigentlich den würdigen Alten nennen
te. Er muß Zutrauen und Neigung erregen und in
er Art liebenswürdig seyn, in dem Grade daß, wie
Ihrer Privataufführung der Fall war, wenn ihm
Actrice den Korb giebt, eine Zuschauerinn allenfalls
eigt wäre ihn zu entschädigen. Ich glaube nicht, daß
er unsrer Schauspieler sich anmaßt diese Wirkung
lig rein hervorzubringen, ob sie sich gleich auch in
erm Verhältniß bis auf einen gewissen Grad denken
. Ich habe daher das Stück das nunmehr gedruckt
einigen Personen zu lesen gegeben, und werde es
rn Becker zustellen um es mit nach Lauchstädt zu neh-
n. Ew. Wohlgeboren kommen ja wohl selbst hin-
r und geben einige Anregung, daß das Stückchen
h Ihren Wünschen und Ueberzeugungen aufgeführt
de; wozu ich vor meiner Abreise nach Carlsbad,

welche bald erfolgen wird, das Nöthige einleiten werde. Leben Sie wohl und fahren Sie fort meiner mit Neigung zu gedenken.

Weimar
den 2. May 1808.

Goethe

XI.

Ew. Wohlgebornen

erhalten hierbey das mitgetheilte der Antigone mit Dank zurück. Es wäre in mehr als einem Sinn sehr Schade, wenn Sie diese Arbeit nicht fortsetzen wollten. Auch auf dem Theater glaube ich daß sie Glück machen werde. Ist das Stück vollendet, so bitte mir es zuzuschicken. Ob und wie man eine solche Production auf die Bühne bringen könne, darüber läßt sich zum Voraus nichts entschieden aussprechen, weil sich gar zu viel unvorhergesehene Hindernisse in den Weg stellen, und ich selbst vielleicht weniger als sonst das Ungewohnte einleiten mag. Doch ist es mein Wunsch und Vorsatz Ihre Antigone zu Anfang künftigen Jahrs auf die Bühne zu bringen, deshalb ich sie mir Anfang Decembers wo möglich erbitten müßte. Der ich recht wohl zu leben wünsche und mich zu geneigtem Andenken empfehle

Weimar
den 30 October 1808.

Goethe

XII.

Ew. Wohlgebornen

danke vielmals für die überschickte Antigone.*) Sie hat mir bey einem flüchtigen Durchleſen gar wohl gefallen und dem erſten Anblick nach ſollte ich glauben ſie müßte ausführbar ſeyn. Ich werde ſie in ruhigen Stunden mit dem Original vergleichen, damit ich einſehe, wie Sie verfahren ſind.

In dem Vertrauen das ich zu Ihnen hege kann ich indeſſen nicht verbergen, daß unſer Theater in einer Criſe ſteht, bey welcher ich noch nicht überſehen kann, ob ich die Direction, die ich für den Augenblick niedergelegt, wieder aufzunehmen werde im Fall ſeyn, deßwegen ich mir das Nähere jenes Stück betreffend vorbehalten muß.

Nun aber eine Bitte. Ich bin Herrn Dr. Kappe**) ſoviel Dank ſchuldig, daß ich ihm wenigſtens etwas Gefälliges erzeigen ſollte. Mein Gedanke iſt, ihm ein Velin Exemplar meiner Werke anzubieten. Wenn Sie

---

*) Rechtfertigung: Antigone, Tragödie nach Sophokles in drei Abtheilungen; in der Auswahl Th. II.

**) Dr. Kapp, Goethes Tiſchgenoß auf der Univerſität (ſ. S. 23), früher Arzt in Leipzig, ſpäter in Dresden, welcher ihn in Karlsbad behandelte. Briefw. m. Zelter I. S. 266. Vgl. XIII. XIV. XV. XXI. Werke XXVII. S. 240. 299.

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr las't gewiß ein Griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Kommödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Kommödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Überredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.

erlaubten ſo würde ich es wohlgepackt an Sie adreſſiren; es iſt nur breſchirt, ich wünſchte aber daß es in Leipzig durch Ew. W. Vorſorge geſchmackvoll gebunden würde. Was würde man für 12 Bände zu bezahlen haben? Ich würde das Geld gleich beylegen. Mit Bitte um baldige Antwort empfehle ich mich beſtens

Weimar
den 8 December 1808.

Goethe

XIII.

Ew. Wohlgebornen

bin ſo frey das Exemplar für Herrn Doctor Kappe zu überſenden. Iſt es gebunden, ſo erbitte mir die Anzeige des Koſtenbetrags. Sie hätten ja wohl die Gefälligkeit bey Dr. Kappe anzufragen, ob Sie es in Leipzig laſſen oder ihm nach Dresden ſchicken ſollen. Ich ſchreibe ihm alsdann auf alle Fälle ſelbſt. Bis dahin kann ich wohl auch etwas näheres von dem Schickſal unſers Theaters und Ihrer Antigone ſchreiben. Eins ſcheint mir unerläßlich, daß Sie ſich nun auch die gleiche Mühe mit Oedipus, und Oedipus auf Colonus geben: denn eigentlich thut Antigone nur den vollkommnen Effect in Gefolg von jenen beyden Stücken. Sie könnten um ſich ein Stück Arbeit zu erſparen, die Solgerſche Arbeit zum Grunde legen und dieſe nur

deutſchen Ohren mehr annähern. Doch davon läßt ſich weiter ſprechen wenn wir erſt dazu kommen, Antigone voraus aufzuführen.

Ich wünſche recht wohl zu leben und bitte meines Antheils und Danks gewiß zu ſeyn.

Weimar den 26 December
1808.

Goethe

XIV.

Ew. Wohlgebornen

erhalten abermals einen Brief von mir, mit Bitte um eine kleine Gefälligkeit.

Ein junger Menſch, Fr. Weſſel bey der Deſſauer-Bühne, die ſich gegenwärtig in Leipzig befindet, hat ſich hier gemeldet und will in jugendlichen ſerioſen Baßpartieen auch komiſchen Rollen etwas leiſten, ſowie auch im Schauſpiel nicht ganz unnütz ſeyn. Dürfte ich Ew. W. erſuchen mir etwas über ihn zu ſagen, beſonders wie es mit ſeiner Stimme und ſeinem Geſang beſchaffen iſt; doch ohne Jemand deßhalb etwas merken zu laſſen.

Schon aus dieſem Auftrag erſehen Sie, daß ich wieder bey unſerm Theater einzugreifen bin veranlaßt

worden. Ihre Antigone wird ausgeschrieben und wahr
scheinlich noch im Januar gegeben. Verzeihung, wenn
ich heute nicht mehr sage.

Weimar
den 9 Januar
1809.

Goethe

XV.

Ew. Wohlgebornen

bin ich höchlich dankbar für di
ausführliche Nachricht den Schauspieler und Sänge
Wessel betreffend. Wie lehrreich müßte es seyn, meh
rere Theaterglieder so recensirt zu sehen! Ja, wie seh
wäre es zu wünschen, daß man werdenden Schauspie
lern solche klare Spiegel vorhalten könnte; freylich vor
ausgesetzt, daß sie einen so deutlichen Anblick ihrer selb
ertrügen. Erinnern Sie sich eines Weidners bey de
Dresdner Gesellschaft, der mir von einem Reisende
als Oberführer in der Braut von Messina sehr gelob
worden, so sagen Sie mir ja auch wohl ein Wo
über ihn.

Für die Besorgung der Bände gleichfalls meine
aufrichtigen und lebhaften Dank. Hierbey einen Bri
an Herrn Hofrath Rapp. Der Geldbetrag folgt mit de
fahrenden Post. Heute nichts weiter als meine beste
Wünsche.

Antigone iſt auf den 30. angeſetzt. Leider füllt ſie nicht den ganzen Abend und ich muß eine kleine Operette hinter her geben. Bis jetzt weiß und vermuthet noch Niemand den Autor.

Weimar
den 22 Januar 1809.

Goethe

XVI.

Ew. Wohlgebornen

erhalten hierbei die 9 Thaler Sächß. Sollte noch irgend eine Auslage ſich nöthig gemacht haben, ſo bitte mir es zu melden.

Von Antigone habe ich die Leſeprobe und eine Theaterprobe gehört. Sie wird gut geſprochen und anſtändig geſpielt. Mir macht es ſehr groſſe Freude dieſen herrlichen ſophocleiſchen Schatz in einer Art von Auszug zu ſehen und zu vernehmen. Heute Abend iſt Hauptprobe; morgen Aufführung. Das was wir in unſern Tagen Effect nennen kann das Stück nicht machen; aber ich glaube doch es wird ſich in den Kreis der ruhig edlen Darſtellungen, die wir von Zeit zu Zeit vortragen, mit einſchließen und ſich erhalten. Mehreres nächſtens

Weimar
den 29 Januar 1809.

Goethe

XVII.

Weimar den 1 Februar 1809.

Nur mit Wenigem ſage ich, daß Antigone Montag den 30ſten glücklich aufgeführt worden.*) Der Effect war, den ich vorausſah. Das Stück hinterließ einen ſehr angenehmen erfreulichen Eindruck. Jedermann war zufrieden und halb erſtaunt, indem man von dieſer Klarheit und Einfalt kaum etwas kennt. Die verſtändliche Sprache brachte hiebey den größten Vortheil. Die Schauſpieler haben durchaus deutlich und richtig geſprochen, manche vortrefflich durchaus, wo man Madam Wolff als Antigone und ihren Gatten als erſten Chorführer zu rühmen hat, andere theilweiſe ſehr gut, und wie geſagt, man konnte überhaupt völlig zufrieden ſeyn. Heute wird es wieder gegeben und ich hoffe das Stück ſoll ſich immer mehr bey dem Zuſchauer einſchmeicheln. Ueber Ihre Behandlung ſelbſt wüßte ich auch nur Gutes zu ſagen; daß ſie zweckmäßig ſey, hat die Ausführung bewieſen. Etwas von der angegebenen Muſik habe ich weggelaſſen, damit Recitation und Declamation nicht geſtört werden. Was ich hie und da geändert, iſt nicht der Rede werth. Herr Unzelmann iſt

*) Werke XXVII. S. 270.

t zu vergeſſen, dem ich den Krieger im Anfange und Boten zuletzt zugleich aufgetragen: er hat trefflich hlt. Alſo nur ſoviel für dießmal mit meinem Dank. der Verfaſſer ſey iſt bis jetzt ein Halbgeheimniß ge- den.

Goethe

XVIII.

Ew. Wohlgebornen

iben, daß ich auf einen ſchon lange erhaltnen Brief nicht geantwortet. Ich habe hier einige Monate ie Bearbeitung und auf den Druck eines Romans endet, der in wenig Tagen die Preſſe verlaſſen *)

Da Sie ſich in dieſem Fache ſelbſt ſo löblich hervor- n; ſo wünſchte ich wohl Ihre Meynung über meine t zu hören, und wenn es Ihnen gelegen wäre, lich. Es giebt, wie Sie ſelbſt wiſſen, mehr als Art dergleichen Productionen zu beurtheilen: eine ngte, welche die Hauptmomente hervorhebt, würde hr willkommen ſeyn.

aß die Theatercommiſſion Ihre kleine Schuld bey gl. Ganzley ſaldire, nehmen Sie wohl freundlich

*) Die Wahlverwandtſchaften.

auf. Wir ſind Ihnen ſo mancherley ſchuldig, daß wir wenigſtens nicht unterlaſſen können, bey dieſer geringen Gelegenheit Ihnen unſre dankbare Aufmerkſamkeit zu bezeigen.

Der ich mit den beſten Wünſchen für Ihr Wohlſeyn mich zu geneigtem Andenken empfehle

Jena
den 28 September
1809.

Goethe

XIX.

Das Vertrauen womit ich mir ein Urtheil über mein Neuſtes von Ihnen erbat iſt durch Ihren liebenswürdigen Brief gar ſchön belohnt worden; ich danke Ihnen dafür auf das herzlichſte. Billig iſt es wohl daß die Freunde des Schönen und Guten mir ein tröſtliches Wort über dieſe Production ſagen, die wenigſtens ein fortgeſetztes redliches Streben andeutet und die mich in manchem Sinne theuer zu ſtehen kommt; ja, wenn ich die Umſtände bedencke unter denen das Werckchen fertig geworden; ſo ſcheint es mir ein Wunder daß es auf dem Papier ſteht.

Seitdem es abgedruckt iſt habe ich es nicht in der Folge geleſen, eine ſolche Prüfung pflege ich gewöhnlich

zu verſpäten. Ein gedrucktes Werck gleicht einem aufgetrockneten Fresko Gemälde an dem ſich nichts mehr thun läßt. Soviel es mir noch im Sinne ſchwebt und wie es ſich mir durch Ihre Bemerckungen vergegenwärtigt, möchte ich wohl noch einige Schraffuren anbringen der Verknüpfung und Harmonie willen. Weil aber das nicht angeht; ſo tröſte ich mich damit daß der gewöhnliche Leſer dergleichen Mängel nicht gewahr wird, und der Kunſtgebildete, eben indem er die Forderungen macht, für ſich ſelbſt das Werk ergänzt und vollendet.

Daß Sie ein ſolcher Leſer und Schauer ſind wußte ich wohl und erfahre es auch diesmal. Haben Sie doppelten Danck für die Theilnahme und für die Mittheilung; haben Sie dreyfachen daß Sie es in einer Zeit thun in welcher mancher andre, mit Fug und Recht, ſeinen Freunden ſchwiege und ſich mit ſeinem eigenen Glück beſchäftigte. Möge das Gute das Ihnen bereitet iſt ſo klar zu Ihnen treten als Sie Welt und Kunſt erblicken und ſo beſtändig bey Ihnen verweilen als Sie Ihren Freunden zuverläſſig ſind. Meines fortdaurenden Anteils bleiben Sie gewiß.

Weimar
d. 15. Nov 1809

Goethe

XX.

Ew. Wohlgebornen

gebe schon wieder mit einer Bitte an, wobey ich doch ausdrücklich bemerke, daß es mit der Erfüllung derselben keine Eile hat. Wenn die Nachricht die ich wünsche, auf Weihnachten zu mir gelangt, so kommt sie noch zeitig genug.

Indem ich mich mit der Geschichte der Chromatik beschäftige, treffe ich wieder auf einen Mann, von dessen Lebensumständen ich schon längst eine nähere Nachricht gewünscht hätte.*) Er heißt Johann Leonhard Hoffmann, und sein Buch: Versuch einer Geschichte der mahlerischen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbesondre, mit Erläuterungen aus der Tonkunst und vielen practischen Anmerkungen. Halle, in Joh. Christ. Hendels Verlage 1768.

Die Dedication ist Leipzig im Sommermonat desselbigen Jahrs datirt, an Herrn Gottfried Winkler gerichtet. Daraus, und aus der Art wie in der Vorrede von Oesern gesprochen wird, sieht man, daß der Verfasser sich eine Zeit lang in Leipzig aufgehalten hat. Er scheint ein zarter, wohl denkender Mann gewesen zu

*) Vgl. S. 286.

eyn, der ſchöne Kenntniſſe ſowohl in der Mahlerey alo
n der Muſik verräth, und wenn er ſeinem Unternehmen
uch nicht ganz gewachſen iſt, doch wegen ſeiner und
lücklicher Bemerkungen alle Aufmerkſamkeit und in der
eſchichte eine ehrenvolle Erwähnung verdient. Könn-
n Ew. Wohlgebornen mir von den Lebensumſtänden
ieſes Mannes einige Nachricht verſchaffen, ſo würden
ie mich ſehr verbinden.

Theilte wohl Ihr Freund etwas von ſeinen Zeich-
ungen nach Fauſt auf kurze Zeit mit; ſo würde es mir
nd manchem unſrer kleinen Geſellſchaft zu großem
ergnügen gereichen. Sie ſollten bald wieder zurücker-
lgen.

Mich beſtens empfehlend

Weimar
den 20 November
1809.

Goethe

XXI.

Durch Demoiſelle Longhi von Neapel, *) eine ſchone
d treffliche Harfenſpielerinn, wünſche ich mein Anden-
n bey Ihnen, mein Werthester, wieder aufzufriſchen,
d ich hoffe, es ſoll mir gelingen. Ich bin überzeugt,

*) Später Frau des Concertmeiſters Möſer in Berlin.

Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt,
Sitzt ihr nur immer! leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäuschen aus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht.
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?

Sie werden dieſem Frauenzimmer um ihrer ſelbſt- und meinetwillen freundlich ſeyn.

Eigentlich aber bewegt mich nicht ſowohl das ſchöne Talent, das ſich wohl ſelbſt empfiehlt, zu dem gegenwärtigen Schreiben: das gute Kind iſt hier in den bedenklichen Fall gerathen, daß ihre zwey kleinen Finger auf eine rheumatiſche Weiſe geſchwollen ſind; das Schlimmſte wohl, was derjenigen begegnen kann, die ſich auf Harfe und Pianoforte bis Petersburg zu produciren gedenkt. Iſt unſer vortrefflicher Kapp,*) dem ich ſelbſt ſoviel ſchuldig geworden bin, in Leipzig; ſo haben Sie ja die Gefälligkeit, ihn für dieſe hübſche Italiänerinn zu intereſſiren, indem Sie zugleich von mi tauſend Empfehlungen ausrichten. Mehr ſage ich nicht und brauche es nicht, weil es hier nur einer kurzen Einführung bedarf, und dieſer Brief noch ſpät geſchrieben wird. Möchten Sie durch gegenwärtiges veranlaßt, mir einmal wieder ein Wort von ſich zu vernehmen geben, ſo würden Sie mir ſehr viel Freude machen. Mit den beſten Wünſchen!

Weimar
den 22 April
1811.

Goethe

*) Vgl. S. 303.

XXII.

Ew. Wohlgebornen

sind versichert, daß es mir sehr leid gethan hat, Sie bey Ihrer Durchreise nicht begrüßen zu können. Sich einmal wieder anzutreffen und über manches auszureden, giebt auf mehrere Jahre ein wo nicht besseres doch gewiß entschiedeneres und klareres Verhältniß. Indessen will ich mich durch die Sicherheit Ihrer Neigung und Ihres Wohlwollens trösten.

Wenn Sie wünschen, daß ich dem braven Freyherrn von Truchseß*) meine Bearbeitung des Götz für das Theater mittheilen möge; so will ich deshalb mein Bedenken eröffnen. Er hat an dem Stücke, wie es zuerst herausgegeben worden, so vielen und warmen Antheil genommen, ja sich gewissermaßen selbst in die Person des alten biedern Helden versetzt, daß es ihm gewiß nicht angenehm seyn würde, nunmehr manches ausgelassen, umgestellt, verändert, ja in einem ganz andern Sinne behandelt zu sehen.

Eigentlich kann diese Umarbeitung nur durch den

*) Christian von Truchseß von der Wettenburg, „der in frühern Jahren durch redliche Tüchtigkeit sich in die Reihe der Götze von Berlichingen zu stellen verdient hatte." Werke XXVII. S. 98.

theatraliſchen Zweck entſchuldigt werden,*) und kann auch nur in ſo fern gelten, als durch die ſinnliche Gegenwart der Bühne und des Schauſpiels dasjenige erſetzt wird, was dem Stücke von einer andern Seite entzogen werden mußte. Da ich alſo überzeugt bin, daß beym Leſen Niemand leicht die neue Arbeit billigen werde, weil nicht zu verlangen iſt, daß der Leſende die mangelnde Darſtellung ſich vollkommen ſupplire; ſo habe ich bisher gezaudert dieſe Bearbeitung drucken zu laſſen, ja ſelbſt meine nächſten hieſigen Freunde, die das Manuſcript zu ſehen verlangt, an die Vorſtellung gewieſen, von der ſie denn nicht ganz unzufrieden zurückkehrten.

Ich bin überzeugt, daß Ew. Wohlgebornen ſowohl als der würdige Truchſeß-Götz, es nicht misbilligen, wenn ich dieſen meinen Gründen ſoviel Gewicht gebe, um die gewünſchte Mittheilung abzulehnen. Verzeihen Sie daher und erhalten mir ein freundliches Andenken.

Ein etwas wunderliches biographiſches Bändchen erhalten Sie zu Michael. Wilhelm Meiſters Wanderjahre durchzuführen haben mich meine eigenen Wanderungen abgehalten. Bey jenem Büchelchen aber bitte ich Sie ſich zu überzeugen, daß Sie unter diejenigen ge

*) Werke XXVII. S. 160. Eckermann Geſpr. I. S. 250 f. Briefw. m. Schiller VI. S. 276 f. Riemer Mitth. II. S. 500 ff.

ören, für die ich es ſchreibe. Mit entfernten Freunden nd Geiſtesverwandten mich zu unterhalten, iſt dabey eine einzige Abſicht: denn dieſe ſind es ja eigentlich ur, die man zu Zeugen ſeines vergangnen Lebens und reibens, und zur Theilnahme am gegenwärtigen auf-ufen kann.

Weimar
den 11. September
1811.

Ew. Wohlgeb.
wahrhaft zugethaner
Goethe.

XXIII.

Mit vielem Danke, mein Wertheſter, ſende ich den itgetheilten Aufſatz zurück. Wer das deutſche Publi-um kennt, deſſen ſelbſtiſche Eigenwilligkeiten Sie ſo ut ſchildern, wer zunächſt erfahren hat, daß ſie vor llem Neuen, ſo ſehr ſie darnach gierig ſind, wenn es inigermaßen problematiſch iſt, eine ängſtliche Appre-enſion fühlen, und daher den Miswollenden freyes Spiel geben, um ſich nur jener Furcht entledigt zu ſehen — der weiß gewiß dankbar anzuerkennen, wenn ein reund als Mittelsperſon auftreten mag, damit die Menſchen ſich geſchwinder mit dem befreunden, was ih-en fremd und wunderlich erſcheint.*) Beſonders in den

*) Man vergleiche nur eine Recenſion des erſten Theils von Dichtung und Wahrheit in der Bibliothek der redenden und bil-enden Künſte VIII.

letzten zwanzig Jahren mußte man große Geduld haben: denn mehrere meiner spätern Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahr, bis sie sich ein größeres Publicum unmerklich erschmeichelten; wie denn ja mein Tasso über 20 Jahr alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine solche Langmuth ist nur dem zuzumuthen, der sich bey Zeiten den Dédain du Succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Staël in mir gefunden haben will.*) Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen Succès meint, so hat sie recht.**) Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bey allen meinen Arbeiten. Diesen Erfolg nun früher und vollständiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer wünschenswerther,

S. 261 ff., deren Verfasser „Hrn. v. Goethe während seines Leipz. Aufenthalts ziemlich genau gekannt, mit ihm bei Ernesti Collegia gehört, mit ihm bei Oeser gezeichnet hat;" wobei er denn wahrnehmen konnte, daß „Hr. v. Goethe mit der deutschen Sprachlehre dazumal noch im Kampfe war — eine Folge seines mangelhaften, unclassischen Hausunterrichts als Knabe."

*) De l'Allemagne II, 7: „On apperçoit le dédain du succès dans Goethe à un degré qui plait singulièrement, alors même qu'on s'impatiente de sa négligence." Vgl. Goethe Werke XXVII. S. 150.

**) „Ich ging auf meinem Weg ruhig fort, ohne mich um den Succeß weiter zu bekümmern." Eckermann Gespr. I. S. 167.

wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgültigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat.*)

In dieſem Sinne machen Sie mir ein großes Geſchenk durch Ihren Aufſatz und bethätigen dadurch abermals die frühere mir ſchon längſt bewährte Freundſchaft. Doch darf es mich nicht einmal überraſchen, daß Sie in meine Intentionen auch bey dieſer Arbeit ſo tief eindringen, da Sie unter diejenigen abweſenden Freunde gehören, die ich mir vergegenwärtige, wenn ich mir meine alten Mährchen in der Einſamkeit zu erzählen anfange; und ich darf wohl verſichern, daß der nächſte und eigentliche Zweck iſt, gegen ſolche auf indirectem Wege wieder einmal laut zu werden, da die directe Communication ſo manches Hinderniß erfährt.**)

Daß Sie meine aſiatiſchen Weltanfänge***) ſo freundlich aufnehmen, iſt mir von großem Werth. Es ſchlingt ſich die daher für mich gewonnene Cultur durch mein ganzes Leben, und wird noch manchmal in unerwarte-

---

*) „Bedenke ich es aber jetzt genauer, ſo finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur ſpät durch Einſicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte.“ Werke XX. S. 53.

**) Vgl. S. 325.

***) In Dichtung und Wahrheit. Werke XX. S. 153 ff.

ten Erſcheinungen hervortreten: wie ich denn von Ihrem liebevollen Glauben hoffen kann, daß Sie überzeugt ſind, der erſte Theil ſey mit Bewußtſeyn und mit Abſicht geſchrieben, und enthalte auch nicht das kleinſte geringfügig ſcheinende, was nicht künftig einmal nach ſeinem Geſchlecht und Art in Blüthe und Frucht hervortreten ſoll. Freylich, das Publicum, wenn man es an ein Saatfeld führt, bringt gleich die Sicheln mit, und bedenkt nicht, daß noch mancher Monat bis zur Erndte hingeht, ja wohl noch das ganze grüne Feld eine ſchöne Zeit unter einer Schnee- und Eisdecke zu ruhen hat.

Es würde mir unendlich intereſſant ſeyn, wenn Sie mir mittheilen wollten, was Sie über die Farbenlehre aufgeſetzt haben. Die Wirkung von dieſer wird noch mehr retardirt, als die Wirkung meiner andern Sachen. Denn hier kann man das Publicum am leichteſten irre führen, indem man mir anderes Verdienſt wohl läßt, aber in dieſer Sache, die ja nicht in mein Fach ſchlage, ein verzeihliches Travers-Schuld giebt. Indeſſen macht es mich ſchon glücklich, daß ich dieſe Arbeit, die ich ſo lange mit mir herumgetragen, endlich losgeworden. Was für eine große Uebung es für mich geweſen, dieſen Gegenſtand durchzuarbeiten, ermeſſen Sie ſelbſt; und welche wichtigen Bemerkungen ich mache, indem ich meine Gegner beobachte, wage ich kaum aus-

uſprechen. Doch iſt es ja kein Geheimniß, daß Niemand überzeugt wird, wenn er nicht will.

Warum ſollte ich nun nicht auch wünſchen, meine Freunde kennen zu lernen und beſonders Ihre Anſicht, die mir in ſo mancher Betrachtung werth ſeyn muß.

Mich zu dauerndem Wohlwollen empfehlend

W. d. 30 Jan.
1812. Goethe

XXIV.

Da mich das herannahende Frühjahr wahrſcheinlich bald von Weimar weg und nach Böhmen locken wird, ſo will ich nicht verſäumen Ew. Wohlgeb. nochmals zu ſchreiben, und mich Ihrem Andenken beſtens zu empfehlen.

Das mitgetheilte Blatt über meine Farbenlehre folgt hierbey mit vielem Dank zurück, nur Schade, daß es nicht mehrere waren. Gerade dieſe Art von unſchuldigen augenblicklichen Aeußerungen ſind mir unendlich werth und beſonders hier, wo ich mit Vergnügen ſehe, wie eine Sache, mit der ich mich ſo viele Jahre beſchäftiget, auch in dem Gemüthe eines Freundes aufgeht, und ſich daſſelbe nach und nach zu gewinnen weiß.

Dieſen Winter hat mich das Theater ſehr von anderen Thätigkeiten abgezogen, ich muß erwarten, ob die

Carlsbader Einſamkeit, die ich wenigſtens im Monath May hoffen darf, mir Raum giebt, etwas für Poeſie, Wiſſenſchaft, oder was es ſonſt wäre, zu thun.

Leben Sie unterdeſſen recht wohl, und laſſen Sie Sich in litterairiſchen Dingen nichts anfechten; wir haben unſere Kräfte zu nothwendigerem Gebrauch jetzt aufzuſparen.

Das Gemäldeverzeichniß habe ich höheren Orts mitgetheilt, und bin nicht ganz ohne Hoffnung einiges Erfolgs, leider genießt man jetzt kaum, was man beſitzt, wie ſollte man noch mehr zu beſitzen wünſchen! Sollte ſich die Ausſicht nach Norden wieder erheitern, ſo wäre vielleicht dort etwas zu thun.

Mit den beſten Wünſchen mich zu freundſchaftlichem Andencken empfehlend

W. d. 7 Apr.
1812.

Goethe

XXV.)

Mögen Sie, theuerſter Mann, Morgen, mit den werthen Ihrigen, an meinem Familientiſche Theil nehmen; ſo ſind Sie herzlich willkommen.

*) Rochlitz war in Weimar. Werke XXVII. S. 299.

Wollten Sie Sich um zwölf Uhr einfinden; so hätten wir noch Zeit einige Kunstwerke zu betrachten. Ich sende den Wagen. Mich bestens empfehlend

W. Dienstag
d. 7ten Dec. 1813.

Goethe

*XXVI.

Wenn ich bey Ihrem Besuche, mein wertheſter, etwas zu erinnern habe, so ist es daß er nicht lange genug dauerte. Auch das Zusammenseyn hat seine Jahreszeiten, deren eine sich aus den andern entwickelt.

Lassen Sie diese schönen kurzen Tage auch in der Entfernung Frucht tragen.

Mögen Sie aus dem Duzzend Entwürfen Sich viere herauslesen;*) so soll mirs angenehm seyn sie in Ihren Händen zu wissen. Mir geben diese Blätter eine bestimmte Erinnerung eines vergangenen Augenblicks und ihre Mängel dürfen mir daher so werth seyn, als wenn es Vorzüge wären. Mag ein Freund dies mit empfinden, so muß es mich freuen.

Erhalte Sie Ihr guter Geist über der Woge des Augenblicks gedencken Sie meiner in Liebe und bleiben

*) Vier Zeichnungen von Goethe, jetzt im Beſitze des Herrn Reil.

Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräu-
selt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säu-
selt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang;
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bey meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.

Das Pergament, ist das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

überzeugt daß ich Ihre ſchöne Perſönlichkeit rein zu ſchätzen weiß. Die Meinigen wünſchen Ihnen und den Ihrigen beſtens empfohlen zu ſeyn.

W. d. 28 Dec
1813

Goethe

XXVII.

Ew. Wohlgeboren

danke verbindlichſt für den überſendeten Catalog, und bitte mir die Erlaubniß aus, gegen Michael dieſelben mit einigen Aufträgen beſchweren zu dürfen.

Bey Gemälden, noch mehr aber bey Zeichnungen, kommt alles auf die Originalität an. Ich verſtehe hier unter Originalität, nicht, daß das Werk gerade von dem Meiſter ſey, dem es zugeſchrieben wird, ſondern daß es urſprünglich ſo geiſtreich ſey, um die Ehre eines berühmten Namens allenfalls zu verdienen.

Die Nummern des Catalogs, auf welche ich meine Aufmerkſamkeit richte, werde ich Ew. Wohlgeboren überſenden, mit beſondern Bemerkungen dabey, was ich nach der Analogie hoffe oder erwarte. Mögen Ew. Wohlgeboren hiernach die Blätter beſchauen, beurtheilen und würdern, und ſolche erſtehen oder erſtehen laſſen,

ſo werd' ich es dankbar erkennen, und alles was Sie beſchloſſen und angeſchafft ohne Weiteres mit Vergnügen genehmigen, überzeugt, daß ich mich ſelber nicht beſſer hätte berathen können. Anweiſung auf eine proportionirte Summe erfolgt zugleich.

Dieſe Bemühungen wage ich um deſto eher, Ihnen, mein verehrter Freund! anzuſinnen, als Sie durch eine ſo gütige auszeichnende Aufnahme meines biographiſchen Verſuchs, Sich gleichſam als meinen wohlwollenden Schuldner bekennen. Fahren Sie fort mich auf meinem Wege mit guten Wünſchen und Theilnahme zu begleiten. Der Verluſt den wir alle mehr oder weniger erlitten haben, und der Sie, leider! ſo hart betroffen, kann nur verſchmerzt werden, wenn wir uns immer treuer an einander ſchließen, und der Deutſche immer mehr einſehen lernt, daß nirgends für ihn Heil zu finden ſey als bey ſeinen Landsleuten. Unter dieſen frommen Wünſchen und Vorſätzen, dürfen wir freylich nicht an's Oeffentliche denken, welches leider ſchon durch die traurigſten Spaltungen zu zerfallen droht. Möge dies Glück wenigſtens Privatperſonen aufbewahrt ſeyn, daß ſie fortfahren einander zu ſchätzen und zu lieben.

Weimar den 27. Febr. 1815.

ergebenſt

Goethe

XXVIII.

Mit Beantwortung Ew. Wohlgeboren freundlichen Schreibens, vom 29 July komme leider erſt nach dem Feſte. Hätte ich gleich im Frühjahr die Aufträge, wie ich ſie zu geben gedachte niedergeſchrieben, ſo würden Ew. Wohlgeb. ſolche entweder ſelbſt oder durch einen Freund, gewiß zu meiner Zufriedenheit haben ausrichten laſſen. Nun aber hielt mich meine Reiſe zu lange am Rhein und Mayn, und in den erſten Augenblicken meines Hierſeyns konnte zu keiner Faſſung gelangen, und leider entſchlüpfte mir ſo die ſchönſte Gelegenheit meine Sammlung abermals mit bedeutenden Kunſtwerken zu vermehren. Nehmen Sie jedoch auch in dem gegenwärtigen Falle meinen aufrichtigen Dank für Ihre gütigen Bemühungen, und die aufrichtige Erklärung, in welcher ich Ihren längſt erprobten Charakter aufs neue mit beſonderer Rührung anerkannt. Seyn Sie überzeugt, daß ich in ähnlichen Fällen mich vollkommen beruhigen werde, wenn Sie, oder diejenigen denen Sie Ihr Vertrauen ſchenken, zu meinem Vortheile würken mögen. Gegenwärtig aber würden Sie mir eine beſondere Gefälligkeit erweiſen, wenn Sie mir einen Catalog mit beygefügten Preißen für die Gebuhr ver-

ſchaffen möchten. Die Durchſicht deſſelben, wenn ſie mir auch hie und da vielleicht eine unangenehme Empfindung erregte, würde für mich auf alle Fälle belehrend ſeyn, und ich werde Ihnen dieſes, ſowie ſo manches andere Gute herzlich verdanken.

Mit Bitte, mich allen werthen Gönnern und Freunden angelegentlichſt zu empfehlen

Weimar
den 23. Octbr.
1815.

ergebenſt

Goethe

XXIX.

Ew. Wohlgeb.

ſchöne Gabe*) ward mir ſchon längſt und diente mir in trüben Stunden zur angenehmſten Erheiterung, beſonders gab die Schreckensgeſchichte jener Schlachttage einen bedeutenden Wink, wie man geringerern Uebeln nicht unterliegen ſolle, da der Menſch die größten beſteht und aus ihnen oft gerettet wird.**)

Die Bildung Ihres Charakters und Styls, erſcheint hier im vortheilhafteſten Lichte: es thut immer eine

*) Neue Erzählungen von Fr. Kochlitz. Leipz. 1816.

**) „Der Tag der Gefahr," vgl. XLVI. Werke XXVII. S. 319. XXXII. S. 336 f.

große Wirkung, wenn der Mann auch ſeine ſchlimmſten Erfahrungen würdig darzuſtellen weiß.

Mit dem Altern iſt es freylich ſo eine Sache. Die Jahre könnte man allenfalls noch wohl ertragen, wenn ſie flüchtig wie die früheren vorüber gingen, da ſie aber ſo manches, auch von Außen, heranſchleppen, womit ſich die Jugend ſelbſt nicht befaßen möchte, ſo ſpürt man freylich den Mangel an Kraft und Ausdauer doppelt und dreyfach. Hat man indeßen ſo lange des Guten genoßen und ſich in das Schlimme gefügt, ſo bleibt wohl nichts übrig, als daß man ſeine Kräfte zuſammen nehme, um bis ans Ende etwas werth zu ſeyn.

Erhalten Sie mir Ihre Theilnahme und bleiben der meinigen gewiß. Empfehlen Sie mich den werthen Ihrigen und auch in dem Löbritzſch-Reilſchen Hauſe.

Schließlich, da ich mich zu Ihnen verſetzt hatte, fällt mir noch ein Wunſch ein: könnten Sie mir gelegentlich eine recht gute Federzeichnung von Guercin um billigen Preiß verſchaffen, es ſey Landſchaft, Kopf, oder Halbfigur, ſo geſchähe mir ein ganz beſonderer Gefalle. In jener von mir verſäumten Auction waren deren mehrere.

Nochmals mich beſtens empfehlend.

Weimar d 10. Decbr. 1816.

ergebenſt
Goethe

XXX.

Ew. Wohlgebornen

geneigtes Schreiben hat mir viel
nde gemacht, ich ſehe daraus daß mein Andenken bey
nen lebendig iſt, und daß Sie auf die freundſchaft
ſte Art meine Neigung zu befriedigen wünſchen und
für belehrende Unterhaltung Sorge tragen wollen.
nehme daher das Anerbieten wegen des Guercin.
des dankbar auf, bitte mir ſolches zu ſenden, und
t zu verhehlen was ich dafür ſchuldig werde.

Die geſchnittenen Steine betreffend, ſo laßen Sie
nicht reuen mir davon gemeldet zu haben. Seine
are muß man ausſtellen, ausbieten, wenn man ſie
werden will. Unſere gnädigſten Herrſchaften ſind
nwärtig nicht geneigt dergleichen anzuſchaffen; ich
e jedoch einen andern Gedanken: Wir ſtehen mit
Hanauer Goldarbeitern*) in gutem Verhältniß
s wegen des Falkenordens, theils wegen mancher
henke welche die Fürſten öfters abreichen müßen.
che Fabriken haben hunderterley Gelegenheit auf
en, bey Schmuck, Ringen und d. gl. dergleichen
bringen. Möchten Sie mir ein detaillirtes Ver-

*) Vgl. Werke XX. S. 181.

zeichniß zusenden, was die Steine vorstellen, von welcher Größe sie sind, vielleicht legten Sie auch einige Gypsabgüsse der größten, oder für vorzüglich gehaltenen bey; so wollt ich das alles nächstens nach Hanau spediren, da ich ohne dem etwas dort zu bestellen habe. Es sollte mir Freude seyn Ihren Wünschen hiedurch entgegen zu kommen.

Möcht ich vernehmen daß Sie sich wohl und heiter befinden.

Weimar d. 20. März 1817.

ergebenst
Goethe

XXXI.

Ew Wohlgeb.

können, mitten in Leipzig, umgeben von eignen Kunstschätzen und Sammlungen andrer, Sich unmöglich einen Begriff machen wie es mir zu Muthe sey, in dem zwar geistvollen; doch gestaltlosen Jena, auf einmal eine so liebwerthe Erscheinung zu sehen als das Bild, mir zur freundlichsten Gabe dargereicht.*) Es hat mich schon zu hundert Betrachtungen veranlaßt, und soll immer vor meinen Augen, mich

*) Werke XXVII. S. 332.

an Ihr Verdienſt und Ihre Neigung zu mir täglich erinnern.

Nehmen Sie meinen vorläufigen eiligen Dank und verzeihen wenn ich das ſchöne Geſchenck nicht ſo unbewunden annahm als Sie es anboten. Wer ſich faſt unabläßig mit der wilden Welt herumbalgen muß vermißt oft das Zarte Gefühl den Händedruck eines Freundes gebührend zu erwiedern; laſſen Sie mich alſo doppelt und dreyfach Ihren ethiſchen Schuldner bleiben.

Jena d. 9 Apr. 1807. ergebenſt

Goethe

Herr Angermann hatte die Artigkeit mir das Käſtchen hier perſönlich zu überreichen.

Wegen der Gemmen nächſtens.

XXXII.

Ew. Wohlgeboren

herzlicher, aus freier Bruſt geſchriebener Brief, hat mir große Freude gemacht.*) Ich hatte freilich auf Sie gezählt, daß Sie aber ſo ſchnell, augenblicklich, unmittelbar ſich äußern, dafür weiß ich Ihnen den größten Dank. Freund Meyer, deſſen Um-

*) Goethe theilte Rochlitz's Brief ſogleich H. Meyer mit. Riemer Briefe von und an Goethe. S. 108 ff.

und Ueberſicht alter und neuer Zeit, Sie in dem kühnen Aufſatze*) nicht verkennen werden, trägt mit mir dieſe Geſinnungen ſchon viele Jahre auf dem Herzen, und es ſchien gerade der rechte Augenblick, wo das Abſurde ſich ſelbſt überbietet, wo alle ächte Gleichzeitigen, beſonders die Väter und Pfleger talentvoller, durch dieſen Zeitwahnſinn verrückter Söhne, in Verzweiflung ſind, mit hiſtoriſchem, billigem, das Talent würdigendem die Abweichung ſcharf bezeichnendem Vortrag aufzutreten. Tauſend und aber Tauſend Wohldenkende, werden ſich gewiß ſchnell verſammeln, der reine Menſchen- und Kunſtverſtand wird laut werden, und wir kommen auch denen zu ſtatten, die jetzt wider Willen dem Strohm in den ſie ſich eingelaſſen haben gehorchen.

Von dem Ueberſchwenglichen der Tollheit wie Sie es mir ſchildern, hatten Wir freilich noch keinen Begrif, da Wir aber, es entſtehe daraus was wolle, immer auf dieſen Fleck zu ſchlagen gedenken, ſo haben Sie die Gefälligkeit, mich von Zeit zu Zeit von dem Beſondern zu unterrichten. Wir mögten, wie auch ſchon in dem erſten Aufſatz geſchehen, das talentvolle Individuum ſchonen und fördern, wie Sie auch thun und gethan haben, aber auf die falſchen, krankhaften und im tiefſten Grunde

*) Kunſt und Alterthum I. 2. S. 7 ff.: „Neudeutſche, religiös-patriotiſche Kunſt.“

heuchleriſchen Maximen, derb und unerbittlich losgehen, und, wie ſie ganz richtig anrathen und verlangen, dasjenige immer und dümmer*) wiederholen, was würcken ſoll. Das nächſte dritte Heft wird nicht allein in dieſem Fache, ſondern auch in andern aufrichtig ſeyn.

Haben Sie die Güte mir alles anzuzeigen, was Sie von Perſönlichkeiten und Individualitäten wiſſen, ich mache keinen Gebrauch davon, ehe ich Ihnen die Redaction vorgelegt habe. Es iſt eine Gewiſſensſache mit der wir zuſammen würcken müſſen. Die Maſſe iſt breit, aber ſchwach, und ich denke ihnen noch, von ein paar andern Seiten in die Flancke zu fallen.

Hievon nur dieſe Andeutung! Wie erfreulich iſt mir, der reine, freie Ausdruck Ihres Briefes, auch nur als Sprachäuſſerung betrachtet, und zu welchen ekelhaften, befremdeten*) Narrheiten, wollen uns die Deutſchen Männer zwingen! auch gegen die werden wir auftreten, und welche wackere junge Theilnehmende wir für unſere Ueberzeugung hoffen können, davon zeugt beiliegendes Heftchen.

Kennen Sie ſchon den Aufſatz? ſo iſt es Ihnen wohl angenehm ihn zu beſitzen, und Freunden mitzutheilen. Man muß jetzt auch Parthei machen das Vernünftige zu erhalten, da die Unvernunft ſo kräftig zu Werke

*) Kein Druckfehler, aber gewiß ein Schreibfehler.

Wagner.

Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen;
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bey dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen, pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

geht. Laſſen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfeſt feiern, und daß wir unſern Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige was wir für Recht, der Nation und dem Zeitalter erſprießlich halten, mit Ernſt und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, öffentlich ausſprechen, und wie Sie ganz richtig urgiren, öfters wiederholen.

Das mir geneigt geſpendete Bild, gewährt mir immer viel Freude. Aus einem Kunſtwerk, das wahrhaft gut iſt, läßt ſich viel herausſehen, und was es anregt iſt immer unendlich.

Ich weiß nicht ob ich ſchon gemeldet habe, daß meine Vorliebe fürs Sechszehende Jahrhundert mich auch verleitet hat, eine anſehnliche Sammlung Majolika aus Nürnberg mir eigen zu machen, *) welche, glücklich angekommen, einen vergnüglichen Anblick geben, dabey aber auch ausſagen, daß dergleichen ſubalterne Kunſtwerke nur in Maſſe können beurtheilt werden, wo ſowohl ihre Vorzüge als ihre Mängel zur Schau ſtehen. Finden Sie, um billige Preiſe, von dieſer Art in Leipzig, ſo erzeigen Sie mir den Gefallen davon Notiz zu geben.

Die Abdrücke der Sammlung geſchnittener Steine ſende in dieſen Tagen zurück. Zu jenem erſten Ver-

*) Vgl. Werke XXVII. S. 332.

ſchlag bewog mich die Meynung *) es ſei eine Sammlung Cameen, die zu Schmuck, Putz und Modezwecken, für Kenner und Nichtkenner brauchbar ſind. Mit Intaglios will man ſiegeln, und da möchte man intereſſante beliebte Perſonen, deren ſich, beſonders für die neue Denkweiſe, unter der Folge römiſcher Kaiſer wohl wenige finden möchten.

Den Abdruck eines Titelblatts ſende hiebey, vielleicht bald nach Johanni das Heft ſelbſt. **) Meinen längern Aufenthalt in Jena, benutze, da ich gerade nicht Luſt zu friſchem Thun empfinde, zum Wiederabdruck älterer, auf Natur ſich beziehenden Schriften. Zu Sichtung und Redaction aufgehäufter Manuſcripte. Bey dieſer Gelegenheit erſcheint, beinahe zum Entſetzen, wie wir von den diſparateſten Gegenſtänden afficirt, aufgeregt, hingeriſſen werden können. Hiedurch nun, werde ich genöthigt mancherley Stückwercke mit Lebensereigniſſen in Verbindung zu bringen, damit das Ganze nicht allzu verworren und ſeltſam ausſehe. Und gerade dieſe Mittelglieder ſind es die ich Ihrem Antheil empfehlen möchte. Laſſen Sie zunächſt unſere wechſelſeitige Unterhaltung auf das lebhafteſte würken, es giebt

*) Vgl. S. 329.

**) Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, von Goethe. Erſter Band. Stuttg. u. Tub. 1817.

Epochen, wo es räthlich ja unvermeidlich ist das Eisen gemeinschaftlich zu schmieden.

Mit vielem Antheil und Vergnügen höre ich, daß Sie Kunnewitz*) wieder hergestellt, und sich und den Ihrigen einen angenehmen Aufenthalt bereitet haben. Ich mußte mehrmals meine Existenz aus ethischem Schutt und Trümmern wieder herstellen, ja Tag täglich begegnen uns Umstände, wo die Bildungskraft unserer Natur, zu neuen Restaurations-Reproductions-Geschäften aufgefordert wird, helfe der Geist nach, so lange es geben will.

Hier also ein Abschluß weil doch einmal zu schließen ist. Baldige Erwiederung hoffend

Jena
den 1. Juny
1817.

ergebenst
Goethe

XXXIII.

Ew. Wohlgeboren

verpflichten mich abermals durch ein so freyes und wohlgedachtes Schreiben, das so viele reine Erfahrung und gemüthliche Thätigkeit voraussetzt. Wie sehr freut mich, daß die Hoffnung der Weimari-

*) Ein Dorf, eine Stunde von Leipzig, wo Rochlitz ein Landhaus besaß.

ſchen Kunſtfreunde auf lebendige Mitwirkung gleich denkender Männer ſo ſchön erfüllt wird. Von dem Mitgetheilten werde mit Vorſicht ſpäter hin Gebrauch machen, denn es möchte gut ſeyn vor der Hand zuzuſehen wie jene Aeußerung im Publikum wirkt und wo man am ſchicklichſten nachhilft.

Nun eine kleine Bitte: In dem Catalog von Dauthe S. 92. No. 81 (das Blättchen lege bey,) ſtehn die Cartons aus Hampton-Court. Da nun die Worte hinzugefügt ſind: vortreffliches Werk, ſo vermuthe ich daß es gute Abdrücke ſind und als dann möcht' ich ſie gerne beſitzen. Gäben Sie wohl jemand den Auftrag welcher die Abdrücke beurtheilen könnte und ſie für mich acquirirte, ſo geſchäh mir ein beſonderer Gefalle. Zehn bis Zwölf Thaler wohl auch mehr wollte ich dafür geben. Die Auslage erſetze ſogleich dankbar.

Da ich zu Ende July, vielleicht Anfang Auguſt, wahrſcheinlich nach Carlsbad gehe, ſo hab' ich das Vergnügen Sie in Franzensbrunn zu treffen und hoffe einen Abend mit Ihnen zuzubringen, worauf ich mich von Herzen freue. Mögen Sie, nach Ihrer Ankunft daſelbſt, mir ein Wort ſchreiben: wie es dort ausſieht, ſo werden Sie mir einen Vorſchmack unſeres Zuſammentreffens geben.

Das Kästchen mit den Siegelabdrucken iſt wohl durch die Poſt ſchon zu Ihren Händen gelangt? — Mehr ſag ich nicht denn auch ich bin ſehr gedrängt manches zu arrangiren, das, wo nicht geendigt doch gefördert werden muß.

Möge die perſönliche Erneuerung und Anfriſchung unſeres ſchönen Verhältniſſes uns bald gegönnt ſeyn

Weimar d. 26. Juny 1817. in Hoffnung! G

Anfragende Nachſchrift.

Sollte nicht in der ſeltſamen Sammlung des Bauſchreiber Dedike irgend etwas befindlich ſeyn das einen Kunſtfreund erfreuen könnte? es iſt faſt unmöglich daß ein Sammler zeitlebens dem Abſurden nachjage, ohne daß ihm nicht auch einmal irgend was Schätzbares in die Hände liefe. Haben nicht vielleicht einen Freund fähig dergleichen zu beurtheilen und gefällig es zu erſtehen? Unter den kleinen bronzenen Figuren ſollte ſich vielleicht etwas finden, vielleicht auch unter den getriebenen halb oder ſchwach erhobenen Bildern, wo nicht von alter doch von neuer guter Kunſt, ſollte nicht unter den Tellern etwas von Majolika ſtecken? Da dieſe Dinge ſchwerlich zu hohen Preißen weggeben, ſo würde man kaum irren können

Weimar d. 27 Juny 1817. G

XXXIV.

Verzeihen Sie, wertheſter, daß ich erſt ſpät auf Ihre Anfrage zur Antwort komme; ich führe jetzt ein etwas unſtätes Leben, und ſpiele rouge et noir*) zwiſchen Weimar und Jena**), wo es an beiden Enden zu thun giebt, zwar nicht außer meiner Sphäre, doch auch innerhalb derſelben nicht ganz erfreulich.

Haben Sie herzlichen Danck für alle Bemuhung und Theilnahme, auch für Ihre Betrachtung über mein Thun und Weſen. Das Liebſte muß ich immer liegen laſſen, und für lauter Treiben und Arbeiten komme ich zu keinem Genuß, am wenigſten zu einer Beſinnung, was man erhalten, fördern, fahren laſſen, oder verbrennen ſoll. Wir wollen ſehen wie lange wir's treiben, und was wir noch vor uns bringen. Gönnen Sie mir Ihre Theilnahme für und für, und erhalten mir und meinem Andenken guten Willen in Ihrem Wirkungskreiſe.

Das überſendete Kupfer iſt leider wie Sie ſelbſt ſehen, keineswegs troſtreich; dem guten Manne der ſo wunderlich aus dem Blättchen herausſieht, wird das

*) Briefw. m. Jacobi S. 262.
**) Briefw. m. Zelter II. S. 415.

Denken äußerſt ſchwer, und der Beſchauer kann ſich einer peinlichen Empfindung nicht erwehren. Der Fehler, den die Künſtler durch Vergleichung ſelbſt gefunden haben, iſt freilich ſehr entſtellend. Der Keim zu allen dieſem, lag ſchon im Original, das ich den wackern Boiſſeres überſendete, von Copie zu Copie iſt es immer ſchlimmer damit geworden.

Mögen Sie das mit Schonung an die guten Leute bringen, die mit ſo vielem reinen Willen ihre Kunſt geopfert haben, denn der Stich iſt wirklich verdienſtlich. Ich ſelbſt muß die Sache ignoriren, denn als ich hier einigen Freunden das Blatt vorzeigte, wurde ich übel angelaſſen. Dieſes wenige zu ſagen, finde ich in Jena gerade eine ruhige Stunde; kommen Sie in Fall mir etwas zu ſchicken oder zu fragen, ſo ſenden Sie es nach Weimar, und bleiben meiner Theilnahme und Dankbarkeit verſichert.

Jena
den 24 Novembr.
1817.

ergebenſt

Goethe

XXXV.

Daß Ew. Wohlgeboren nicht ſchon längſt auf Ihren
erthen Brief geantwortet, iſt der verſpätete Druck bey-
mmenden Heftes eigentlich Schuld. Nehmen Sie es
eundlich auf und gedenken dabei vergangener Zeiten.
Briefe, wie Sie ſolche wünſchen, finden ſich wohl
nter meinen Papieren. Leider verbrannte ich 1797
ne zwanzigjährige geheftete Sammlung aller einge-
ngener Briefe, die ich mir bei meinen biographiſchen
rbeiten ſehnlichſt zurückwünſchte; die neueren, bis auf
enige Jahre, ſtehen in Kiſten geſchlagen in Boden-
mmern, wo jetzt unmöglich zu arbeiten iſt. Ferner
be ich eine ſchöne Sammlung eigenhändiger Briefe
r Schriftzüge wegen geſammelt,*) auch dieſe will ich
rchgehen um etwas für Sie herauszufinden. Nur
genwärtig bitte um Geduld! Außer mancherley
ßern Zudrang habe ich noch meinen Divan auf die
ſſe zu bringen und was dergleichen mehr iſt.
Nun noch eine vertrauliche Frage, die ich mir bal-
ſt zu beantworten bitte. Nach der augenblicklichen
chütterung von Jena möchten wohl auch die Brie-

*) Werke XXVII. S. 212. Briefw. m. Zelter I. S. 350.

den daſelbſt, zwölf an der Zahl, auswandern. Ich kenne mehrere davon, vorzügliche, fleißige und ſtille Menſchen.*) Sollten ſie wohl ſämmtlich oder zum Theil in Leipzig Unterkommen finden wenn ſie ſich gebührend meldeten? Sagen Sie mir, da Sie die dortige Conſtellation kennen, wie Sie hierüber denken, es ſoll, was Sie mir vertraulich äußern, niemand erfahren. Ueber die wunderlichen Zuſtände des Tages kein Wort, oder muß dieſe Vorfälle bei ſich ſelbſt verarbeiten.

Mit unwandelbarer Neigung und Vertrauen

Weimar d. 4. April
1819.

Goethe

XXXVI.

Ew. Wohlgeboren

danke nur mit wenig Worten für die gegebene Nachricht. Können Sie gelegentlich dieſen jungen Männern ohne Beſchwerde einige Freundlichkeit erzeigen, ſo werden Sie ein gutes Werk thun. Empfehlungsſchreiben, wie ſie wohl verdienten, habe ich ihnen nicht mit gegeben. Dagegen habe einem Stuttgarder Muſikus, Namens Kocher, Sie in meinem Namen zu begrüßen aufgetragen; er hat mir durch muſikaliſchen

*) Werke XXVII. S. 337 f. 351.

Vortrag und Gespräch wirklich Interesse abgewonnen. Mögen Sie ihm einige Aufmerksamkeit schenken und mir Ihre Gedanken über ihn und seine Composition eröffnen da ich mir in einer fremden Kunst wohl Antheil aber kein Urtheil erlaube.*)

Wegen gewünschter Briefe ging mir in diesen Tagen der Gedanke bei: meinen Freund von Knebel, in Jena, deshalb anzusprechen. Er führt seit vielen Jahren mit allen deutschen Literatoren Correspondenz und vielleicht gewinnen wir da einige Ausbeute.

Mit den herzlichsten Wünschen

Weimar den 15 April 1819.

aufrichtig ergeben,

Goethe

XXXVII.

Es ist der Mühe werth gelebt zu haben wenn man sich von solchen Geistern und Gemüthern begleitet sieht und sah; es ist eine Lust zu sterben wenn man solche Freunde und Liebhaber hinterläßt, die unser Andenken frisch erhalten, ausbilden und fortpflanzen. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren herrlichen Brief, dessen ich mich als des schönsten Zeugnisses zu rühmen habe. Nächstens erhalten Sie ein Exemplar

*) Vgl. S. 50.

Wagner.

Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.

Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind bey'm rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es ist tief in der Nacht,
Wir müssen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern bis morgen früh gewacht,
Um so gelehrt mit euch mich zu besprechen.

ab.

meines Divans, dem ich gleichfalls eine gunſtige Aufnahme verſprechen darf.

Wahrſcheinlich kommen meine Kinder auf einer kleinen Reiſe*) durch Leipzig, die ich in Ihr Gonnewitz**) zu führen bitte, damit ſie mir, nach dem Augenſchein, die Wiederherſtellung Ihres ſo lieben und auf eine zeitlang verleideten Luſtſitzes beſcheinigen.

und ſo fort und ewiglich

Weimar d. 18. April. 1819.

verbunden

Goethe

XXXVIII.

Ew. Wohlgeb.

erhalten hiebey eine geringe Ausbeute, der erſten beiden Buchſtaben meiner Handſchrift Sammlung, damit ich vorläufig meinen guten Willen beweiſe. Dieſe vier Briefe haben wenigſtens das Intereſſe, daß man in gewiſſe Zeiten, Zuſtände und Charaktere hineinſieht, von denen wir kaum mehr einen Begriff haben. Bodmers Hand zu entziffern möchte wohl die gröſte Schwierigkeit ſeyn, doch iſt es intereſſant genug zu ſehen welche Bücher man damals zu

*) Briefw. m. Zelter III. S. 10 ff.

**) Vgl. S. 336.

aurieth. Finden Sie dieſe Blätter einer Abſchrift
uſtigem Gebrauche werth, ſo erbitte ſie mir ſodann
f. Ich gebe die Sammlung nach und nach durch
ſende mehr vielleicht auch Bedeutenderes.

Mit aufrichtigen Wünſchen

eimar
7. May.
819.

dankbar anhänglich

J W Goethe

XXXIX.

ie haben mich, theurer, trefflicher Mann, mit im-
gleichem Schritt und unverwandter Geſinnung
Leben begleitet und mich, der ich ſo viele Miß-
von außen zu vernehmen hatte, ſtets mit reiner,
n, ächten Theilnahme erfreut, daß ich ſehr un-
r ſein müßte wenn ich nicht eine darbietende Ge-
eit ergriffe, meinen Dank endlich auszuſprechen.
n Sie daher im Ganzen freundlich auf, was
im Einzelnen zuſagte*) und gedenken mein jetzt
uſtig in Geiſt und Liebe.

ſen Sie mich noch eine Bemerkung hinzufügen
einem alten Autor wohl ziemen mag. Es giebt
y Arten Leſer: Eine, die ohne Urtheil genießt,

*) Die Ausgabe von Goethes Werken in 20 Bänden war in
ahr vollendet.

eine dritte, die, ohne zu genießen urtheilt, die mittlere die genießend urtheilt und urtheilend genießt; diese reproducirt eigentlich ein Kunstwerk aufs neue. Die Mitglieder dieser Classe, wozu Sie gehören, sind nicht zahlreich, deshalb sie uns auch werther und würdiger erscheinen. Ich sage nichts Neues, Sie haben hierüber gleichfalls erfahren und gedacht.

Leben Sie recht wohl und seyen meinen Kindern freundlich, wenn sie auf ihrer Rückreise von Berlin *) in Leipzig verweilen sollten wovon ich noch keine gewisse Nachricht habe.

Weimar d. 13 Juny. 1819.

und so fort und ewig
verbunden
Goethe

XL.

Nichts Angenehmeres hätte vor meiner Abreise nach Carlsbad bey mir einlangen können als ein Brief von Ihrer Hand, mein Theuerster, überschrieben. Die Lesung des Vorigen erregte mir ein Gefühl das ich in ähnlichen Fällen mehrmals empfand, das nämlich, das mich keine Furcht für Sie anwandlen wollte. Eben aber, die Reise nach Böhmen anzutreten endlich bestimmt, wollte ich, zu meiner Beruhigung bey andern

*) Briefw. m. Zelter III. S. 19.

anfragen und in demſelben Augenblick erfahre ich, von freyen Stücken, durch Sie ſelbſt, Ihre Geneſung. Laſſen Sie mich dazu aufrichtig Glück wünſchen und nach einem ſolchen Sturze eine dauerhafte Geſundheit hoffen. Der vielfache Drang vor meiner Abreiſe verbietet mir mehr zu ſagen, deshalb ich auch auf Ihren ferneren geneigten Antrag zu antworten bis auf meine Rückkunft verſchiebe: denn dergleichen überraſchende, wohlmeynende Geſinnungen anzunehmen oder abzulehnen iſt gleich bedenklich. Leben Sie inzwiſchen recht wohl und empfangen meinen aufrichtigen Dank, ſowohl für baldige Nachricht Ihrer Beßerung, als die ſogleich gegen uns gewendete Neigung Ihres lieben Gemüthes.

Möge ich bey meiner Rückkehr das Gute und Beßere von Ihrem Befinden vernehmen.

Jena
den 23. Auguſt.
1819.

treulichſt verbunden

Goethe

XLI.

Nun möchte denn doch auch wieder einmal Zeit ſeyn bey Ihnen, mein werthester Herr und Freund, theilnehmend anzuklopfen nach Ihrer Thätigkeit zu fragen, damit man doch wieder als mitlebend erſcheine. Seit dem Auguſt vorigen Jahrs hab' ich mir viel auferlegt

und iſt mir viel auferlegt worden, ſo daß dieſe Zeit, ob ich gleich gar keiner Zerſtreuung Raum gebe und der entſchiedenſten Einſamkeit genieße, auch Tag und Stunde zu nützen ſuche, ich dennoch immer in Rückſtand verbleibe. So ſchleicht ſich denn auch die Erfahrung ein, daß das Alter weniger fördert als die Jugend und man nicht mehr von einer Thätigkeit zur andern ſo ſchnell übergehen kann.

Nehmen Sie ein Exemplar meines Divans als Zeichen des Zutrauens und der Hochachtung. Da ich mich einmal in jene Regionen gewagt, ſo hab ich, wie es auf Reiſen zu gehen pflegt, mich länger verweilt, mehr Zeit und Kräfte verwendet, als billig, auch zuletzt keine Anſtrengung geſcheut um nur endlich wieder nach Hauſe zu kommen. Sagen Sie mir nun auch etwas von ſich und wie es mit Ihren literariſchen- und Kunſtbeſchäftigungen geht? Herr Weigel ſchreibt mir mit Entzücken von den Abenden, wo Sie Freunden eine Beſchauung Ihrer Schätze gewähren. Möcht ich doch auch Theil daran nehmen können!

Weimar
den 3. April
1820.

treulichſt

Goethe

XLII.

Ihre werthe Sendung mein Theuerſter, iſt mir keineswegs klein: denn ſie ſagt mir, daß Sie meiner gedenken, und nicht etwa nur im Augenblick des Schreibens, ſondern durchaus in Zuſtänden, wo unſer Wollen und Vollbringen im Conflict iſt. Da ich nun auch auf gleiche Weiſe, mich gegen das Leben verhalten muß, in bewegter Ruhe, in ruhiger Bewegung, wenn nicht gar die ganze Weltgeſchichte, wie ſchon ein paar mal geſchehen, über uns herpoltert; ſo nehme ich immer im Stillen reinen Antheil an denen, die mit mir, früher oder ſpäter, heran kamen, gleiche Geſinnungen gehegt und gleiche Schickſale erlebt haben.

Und ſo ſey Ihnen Dank für das niedliche Stück,*) das Gelegenheit gab Ihrem Schreiben. So viele Jahre früher wäre es ſchon aufgeführt, unter gegenwärtigen Umſtänden habe es den zeitigen Machthabern eingehändigt, welche ſich deßen gerne bedienen und auf die Fortſetzung begierig ſeyn werden.

Aus beyliegendem nehmen Sie auch freundlich Ihren Antheil.

Jena
den 3. Octobr.
1820.

treulichſt verbunden

Goethe

*) Die Freunde, Schauſpiel in 1 Akt. Auswahl Th. V.

XLIII.

Ew. Wohlgeb.

verzeihen wenn ich erſt ſpäte und nur mit wenigen Worten vermelde: daß wirklich an dem erſten Band von Wilhelm Meiſters Wanderjahren gedruckt wird, damit er Oſtern erſcheinen könne. Auch dieſer wunderlichen, verſpäteten Production erbitte Gunſt und Antheil.

Ihren auserleſenen Arbeiten *) werde gern manche ruhige Stunde widmen und, wie ſonſt, daraus mannigfaltiges Vergnügen ſchöpfen. Erhalten Sie mir ein geneigtes Andenken! Gedrängt von vielen Seiten! Eiligſt.

Weimar
den 18. Febr.
1821.

aber treulichſt

Goethe

XLIV.

Wenn der Unglaube, wie das Alte und Neue Teſtament behauptet, die größte Sünde ja die Sünde der Sünden iſt, ſo haben Sie, mein Werthester, viel abzubüßen, da Sie an der guten Wirkung Ihrer aller

*) Auswahl aus Fr. Rochlitz's ſämmtlichen Schriften. Zullich. 1821. 22.

liebſten Productionen immerfort Zweifel hegen. Gerade im Gegentheil kann ich verſichern daß ich in den mitgetheilten werthen Bänden mich mit ältern Freunden und Bekannten gar gern unterhalten, neuere mit Heiterkeit begrüßt und ſo die angenehmſten Stunden verlebt habe.

Nehmen Sie nun von Ihrer Seite meinen Wanderer freundlich auf, wie er ſich denn hiermit beſcheiden und heiter darſtellt. Da es uns Deutſchen nun einmal nicht gegönnt iſt in entſchieden geiſtreicher Geſellſchaft des Lebens zu genießen und uns gegenwärtig in Perſon an einander auszubilden: So möge denn was dem Einſamen gelingt zuletzt geſellig zuſammentreten und uns empfinden laſſen wie wir nachbarlich mit einander gelebt und uns wechſelſeitig liebend gefördert. Erhalten Sie mir ein fortdauerndes freundliches Andenken.

Weimar
den 21. Juny
1821.

treulichſt

Goethe

Erlauben Sie noch Anfrage und Bitte. Bei Ihrem Mitbürger Fr. Peters ſind Streicheriſche Flügel zu haben in Mahagonie Holz für 245 Thlr. in Nußbaum 200 Thlr. Conventionsgeld. Gewiß kennen Sie Mann und Waare, dürfte ich Sie erſuchen die Gegenwärtigen

anzusehen und zu prüfen, mir auch alsdann Ihr Urtheil zu eröffnen, da ich denn eher einen Entschluß fassen könnte als auf allgemeine Empfehlung. Verzeihen Sie dies Bemühen; wir werden dagegen in unserm häuslichen Kreise desto öfters dafür erinnert werden.

LXV.

Ew. Wohlgebornen

unterlasse nicht zu vermelden, daß der empfohlene Flügel gestern glücklich angekommen,*) sogleich von Herrn Hartknoch, einem Schüler unseres verdientesten Capellmeister Hummel, geprüft und, sowohl von ihm, als den sämmtlichen Zuhörern probat befunden worden. Nehmen Sie den besten Dank: mir eine so schöne Acquisition versichert zu haben und seyn überzeugt daß wir uns bey manchem Genusse Ihrer freundlichen Theilnahme dankbar erinnern werden.

Möge Ihr Sommer-Aufenthalt in dem herrlichen Schandau durch gute Witterung und Gesellschaft beglückt seyn. Ich hoffe gleiches in Böhmen, wohin ich

*) Werke XXVII. S. 398.

mich, mehr der Veränderung und Zerſtreuung als der Cur willen, nächſtens begebe.

Laſſen Sie, nach beiderſeitiger Rückkehr uns von einander vernehmen.

Weimar d. 15 July 1821.

treulichſt
Goethe

XLVI.

Schreiben und Sendung, mein Theuerſter, hat mich höchlich erfreut. Wer aus innerem Triebe treulich liebevoll arbeitet und mittheilt, darf an reiner Aufnahme nicht zweifeln. So haben Sie mich durch Ihre römiſche Geſchichts Epoche*) ganz eigentlich gefördert, indem ich, bei Veranlaßung der von Knebelſchen Ueberſetzung des Lukrez, mich in der Zeit aufhalte die der welche Sie betrachten unmittelbar vorhergeht;**) ſuche ich mich alſo in Ihren Sinn recht eigentlich zu finden und übertrage Ihre Anſichten nur einige Schritte rückwärts, ſo bringt es mir gar viel Vortheil; denn es iſt einer mündlichen Unterredung zu vergleichen.

*) Umriſſe eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60—44 v. Chr. Auswahl Th. IV.

**) Werke XXXII. S. 276. XXVII. S. 387.

Faust.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der [illegible] an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Ihre treffliche mir wohlbekannte Schilderung jener Leipziger Unglückstage lese ich wieder*) und bewundere abermals die besondere Fügung daß ein Mann von Ihrem Geist und Sinn, in Augenblicken wo uns die Sinne vergehen, das Uebergewicht eines angebornen und wohlgeübten Talents empfindet, zur Feder greift das Unerträgliche in der Gegenwart zu schildern. Sie erhalten nächstens dagegen einen treuen Abriß meiner wunderlichen Militairlaufbahn; auch durch diese Erbkrankheit der Welt mußt ich einmal durch, damals ging ich der Weltgeschichte entgegen, nachher hat sie uns am eigenen Heerde aufgesucht.

Daß Sie Sich aus dem letzten Stücke von Kunst und Alterthum gerade dasjenige aneignen,**) was ich im besten Humor geschrieben freut mich sehr. Der Zustand des Schreibenden, theilt sich dem wahren Leser sogleich völlig mit,. und ich erkenne dankbarlich, den schönen Wiederklang freundschaftlich-einstimmiger Gesinnung.

Ist die Melodie von Zelter: Um Mitternacht, zu Ihnen gelangt? ich bin so oft ich sie höre, sehr

---

*) Vgl. S. 327.

**) Das gleich erwähnte Lied in Kunst und Alterth. III. 3. S. 170.

davon erbaut.*) Was Sie Selbſt über Muſik mittheilen wollen ſoll mir höchſt willkommen ſeyn.

Möge Ihre ſchöne Thätigkeit von allen Seiten her belohnt werden.

Weimar,
den 22. April.
1822.

treulich verbunden
J W Goethe.

XLVII.

Ew. Wohlgeb.

haben durch Ihr werthes Schreiben mir Hoffnung und Wunſch erfüllt, denn da ich ſelbſt nicht ſonderlich mehr mobil bin, ſo kann mir nichts erfreulicher ſeyn als wenn Freunde, deren Denkart und Geſinnung ich kenne, von ihren Reiſebemerkungen Urtheilen und Gefühlen vertrauliche Mittheilung ſchenken, und ſo hab ich denn auch mit groſſem Vergnügen geſehen daß Sie genug Gutes und Löbliches von Wien und den dortigen Zuſtänden zu ſagen wiſſen.

Auch ich war dieſes Jahr wieder in Böhmen, fand meine alten Freunde und Neigungen wieder gewann

*) Vgl. Briefw. m. Zelter II. S. 453 f. III. S. 82. Werke XXXII. S. 341. 354.

neue dazu und fühlte mich in diesem Kreise sehr behaglich; auch nahm ich Theil an dem neueinzurichtenden Prager Museum und denke das nächste Jahr an die Fortsetzung einer längst gewohnten Lebensweise.

Betrübt haben mich deswegen Ihre Worte: „dazu nun das Volk, ich meyne die große Masse, in seinem Wohlstande, (Böhmen abgerechnet, das es nicht besser haben will, als es hat, und es besser zu haben schwerlich werth ist)". Ich weiß recht gut daß dort nicht alles ist wie es seyn sollte; aber Ihre Worte scheinen mir doch zu hart und zu hauptstädtisch; ich darf Sie daher wohl bitten sich näher zu erklären und mir dadurch Anlaß zu geben bey meiner Rückkehr in jene Gegenden besser aufzumerken und da ich meine Neigung nicht wohl aufgeben kann, doch ohne allzu entschiedenes Vorurtheil meine Liebschaften prüfen zu können.

Von Paulus und Johannes wünschte doch auch nähere Schilderung.

Möge Ihnen alles Gute gegönnt und verliehen seyn! Das erste säuberliche Exemplar das mir vom Buchbinder zukommt erhalten Sie sogleich, ich darf es Ihrer herkömmlichen, mir so werthen Theilnahme nicht erst umständlich empfehlen.

Es ist mir in dieser Zeit gar vieles Gute begegnet; Hr. Dr. von Henning in Berlin hat Vorlesungen ge-

halten über meine Farbenlehre, ich lege ſeine Einlei-
tung bey, die wohl für jeden gebildeten Geiſt verſtänd-
lich und nicht ohne Intereße ſeyn möchte.

In Hoffnung baldigen Erwiederns wünſche Ihrer
fortwährenden Theilnahme immer verſichert zu bleiben.

Weimar
den 20. Septbr. treulichſt
1822.*)

Goethe

XLVIII.

Ew. Wohlgeb.

haben durch Ihre wahrhaft
ebenswürdige Sendung,**) ganz eigentlich meinem
hauſe Seegen gebracht. Ihre herzlich eindringende
Darſtellung des Meſſias, erregte den unwiderſtehlichen
Wunſch die alten verklungenen Gefühle in mir zu er-
neuen und nun unter Anleitung des wackern Eberweins
urch freundliche Theilnahme von Künſtlern und Lieb-
abern vernehme ſoviel von dem köſtlichen Werck daß

*) Am 26. Febr. 1823 theilte Auguſt v. Goethe Rochlitz die
achricht von der ſchweren Erkrankung ſeines Vaters mit und
ach die Hoffnung aus, daß nun die Gefahr beſeitigt ſei;
rtlich wie an Zelter, Briefw. III. S. 292 f.

**) Für Freunde der Tonkunſt von Fr. Rochlitz. Leipzig 1824.

ich aufs neue darüber entzückt ſeyn und Ihnen für dieſen Genuß aufs verbindlichſte danken muß.*)

Da nun hiebey das herrliche, ſich immer gleichbleibende Piano, wie vor Kurzem unter den Fingern der Madame Szymanowska,**) eine Hauptrolle ſpielt, ſo ſind Sie dem Geiſte nach manchen ſchönen Abend unter uns.

Vergönnen Sie daß ich von dieſen häuslichen Feſten, in Bezug auf Ihre Veranlaßung, öffentlich einige Worte verlauten laße, wie ich denn auch des übrigen Inhalts Ihres Bandes mit Hinblick auf die früheren Arbeiten zu gedenken habe.***) Möge Ihnen alles wohlgelingen und Sie mich den ſo viele Jahre geſchenckten Antheil auch fernerhin genießen laßen.

Weimar
den 2. April.
1824.

fort und fort

J W Goethe

---

*) Eckermann Geſpr. I. S. 148. Briefwechſel m. Zelter III. S. 404. 417. 421. 430.

**) Briefw. m. Zelter III. S. 329 f. Sie war im October 1823 in Weimar. Eckermann Geſpr. I. S. 72 f. 77 f.

***) Kunſt u. Alterth. V. 1. S. 154 ff. Werke XXXII. S. 334 ff.

XLIX.

Ew. Wohlgeb.

gefällige Mitwirkung in einer kleinen, obschon für mich nicht unbedeutenden Angelegenheit mir zu erbitten, sehe ich mich in diesen Tagen veranlaßt.

Die Wevgandische Buchhandlung, welche zuerst meinen Werther verlegt und einige weitere Ausgaben, ich erinnere mich nicht wieviel, davon veranstaltet hat, machte mich vor einiger Zeit mit der Absicht bekannt eine nochmalige zu versuchen, wünschte meine Anerkennung und eine Vorrede, wie sies nannten.

Gegen den neuen Abdruck war nichts einzuwenden, ob ich irgend einige einleitende Worte finden könnte mußte ich einer günstigen Stimmung überlassen.

Jetzt melden sie mir daß der Abdruck im Gange sey und nun von mir die öffentliche Anerkennung durch irgend ein Vorwort nöthig werde, wie sie denn das Honorar meinem billigen Ermessen anheim stellen.

Nun ist hier freylich kein großer Gewinn zu hoffen, doch möchte wohl jedermann von Zeit zu Zeit sich oder

den Seinigen einen billigen Wunsch versagen zu dessen Befriedigung er sich ein zufälliges Mittel wünscht. Sie sehen leicht daß es in diesem Falle unerfreulich wäre direct zu handeln und vielleicht gar zu markten, darum ich dieselben ersuche die Vermittlung über sich zu nehmen, wozu folgendes möge die Einleitung seyn.

Ich lege funfzig Reimzeilen bey, denen ich Ihren Beyfall wünsche;*) sie könnten den guten Leuten vorgewiesen werden, ohne jedoch solche bis zu abgeschlossener Sache aus Handen zu geben. Ew. Wohlgeb. sind selbst Autor und haben mit den Verlegern genugsamen Verkehr um zu wissen was in dieser Sache recht und billig wäre.

An einen Contrakt für die Zukunft war vor funfzig Jahren nicht zu denken und ich erinnere mich kaum jener frühern Verhandlungen, auch möchte nach so vieler Zeit, nach den großen Veränderungen im Buchhandel gegenwärtig dieses als ein ganz neues Geschäft anzusehen seyn. Haben Sie die Güte die Betheiligten anzuhören und ihre Meynung zu vernehmen.

Es ist hier darum zu thun meine Zustimmung zur neuen Auflage zu honoriren, die denn durch das bevkommende Gedicht, welches auch seinen Werth haben

*) Werke II. S. 92 ff.

mag, deutlich ausgeſprochen und vor dem Geſetz und dem Publicum legitimirt wird. Haben Sie die Güte mir deshalb Vorſchläge zu thun in Bezug auf jene Erkundigungen nach eigenem Ermeßen und behalten wie ſchon geſagt das Gedicht an ſich, bis zum Abſchluß, wie ich denn auch alsdann wegen des Titels einiges zu bemerken wünſche.

Die herkömmlich gebundenen geheften und allenfalls rohen Exemplare haben Sie die Gefälligkeit mir auszudingen.

Laßen Sie mich geſtehen daß es etwas eigen Reitzendes für mich hat, nach meinem neulichen, für ſittlich und äſthetiſche Mittheilungen dankbaren Briefe, dieſen ökonomiſch-rückſichtlichen ſogleich abzulaßen. Möge dies auch zu dem beſtandenen guten Verhältniß noch einen freundlichen Bezug hinzufügen.

redlich

theilnehmend,

aufrichtig ergeben

Goethe

Weimar d. 30. April. 1824.

I..

Ew. Wohlgeb.

nehmen den allerverbindlichſten Dank für die geneigte Vermittlung; im Vergehenden erhalten Sie das Nöthige zu Beendigung des kleinen Geſchäfts. Ein bejahrter deutſcher Autor, weiß nur zu gut, daß er weder Engländer noch Schottländer iſt und daß in ſolchen Fällen eigentlich nur von Anerkennung eines Rechtes, nicht von dem Aequivalent einer Arbeit die Rede ſeyn kann. Alſo nochmals aufrichtigen Dank, daß Sie mir ein unmittelbares Mißgefühl, worauf es in ſolchen Fällen meiſtens hinauszugehen pflegt, erſparen wollen.

Ich bedinge mir alſo fünfzig vollwichtige Ducaten, wie man ſie im Oeſterreichiſchen ohne Widerrede annimmt, ſogleich durch die fahrende Poſt geſendet; auch in der Folge 24 Exemplare gutes Papiers, einige hübſch gebunden, wie man es in Leipzig verſteht und ausübt. Wollte man Titel und Gedicht alſobald abdrucken und mir den Bogen zur Durchſicht ſchicken, ſo würde es angenehm ſeyn.

Wäre dies nicht, so hätten Sie wohl die Güte eine Reviſion zu übernehmen, damit d[illegible] poetiſchen Sorgfalt ihr Recht wiederfahre.

Daß Ihr neuſter Band glückliche Wirkung thun würde, ſchloß ich aus dem was bey mir erregt worden. Nächſtens überſende das neuſte Heft Kunſt u. Alterth. und bitte mit einem naiven Zeugniß meiner treulichen Theilnahme geneigt vorlieb zu nehmen.*) Bey mir geht es immer etwas raſcher zu als ich wohl wünſchen möchte, doch wird ſich zunächſt auch wohl nachkommen laßen.

Weimar
den 22. May
1824.

und ſo ferner
treulichſt
Goethe

LI.

Wenn Sie, mein theurer, vielgeprüfter Freund, räthſelhaft finden ſollten daß mit dem Gegenwärtigen einige Faſanen anlangen; ſo gehört folgende Auflöſung dazu.

Eine Geſellſchaft von Muſikfreunden, nachdem ſie ſich einen Abend mannigfaltig ergötzt hatte, gedachte,

*) Vgl. S. 358.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

— — — — — — —

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinen innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu Ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

beym frohen Mahl, daß man Ihnen den größten Theil dieſes Vergnügens ſchuldig ſey, indem Sie uns mit einem ſo trefflichen, ſich immer wohlhaltenden Inſtrumente verſehen;*) man trank Ihre Geſundheit und wünſchte daß Sie von den guten Jagdbiſſen mitgenießen möchten. Hiernach ward nun der gute Gedanke laut, daß die Vögel ſich gar wohl zu Ihnen bewegen könnten. Ein Jagdfreund übernahm die Beſorgung und nun kommen ſie, begleitet von den beſten Wünſchen zum neuen Jahr und in Hoffnung, daß Sie ſolche gleichfalls mit Freunden theilnehmend, und unſrer eingedenk genießen werden.

Weimar d. 18. Januar 1826.

treulichſt
J W Goethe

LII.

Ja wohl, mein Theuerſter, war der freundliche Beſuch den Sie uns gönnten ein ſchöner Beweis daß wir uns im Lebensgange an einander nicht geirrt haben; es zeigte ſich daß wir, wenn gleich in einiger Entfernung, parallel nebeneinander fortgingen und, beym

*) Vgl. S. 352.

ieder zusammentreffen, keiner am andern etwas Frem-
empfand; es war Ihnen bey mir behaglich, eben
mußt es wechselseitig seyn. Sie konnten der Freund
iner Freunde werden, es ergab sich alles ganz natür-
, ohne daß irgend etwas wäre auszugleichen ge-
en, und so mußten wir wünschen Sie hätten noch
ge Tage verweilt. Schwiegertochter und Kinder
en wiedergekommen; Herr Rauch traf ein*) und
hätten Sie herzlich gern an den guten Stunden
Wiedersehens und heitern Empfangs auch Ihren
gsamen Theil nehmen lassen. Auch hätte ich der
n Ottilie so gern einen Musikliebenden Gast ent-
ngeführt.

Hier nun will ich schließen, mit dem treusten Dank
Ihr werthes baldiges Schreiben, mit reinen Wün-
und Grüßen an die theure Ihrige und mit An-
gung einer Rolle, deren Inhalt wir einen ge-
n Empfang erbitten.

Weimar
3. Juli
1829.

und so fortan!

J W Goethe

Briefw. m. Zelter V. S. 254. 261.

LIII.

Möge der beykommende ernste Scheinbau, so wie die fromme Dreyheit dem theuersten Freunde eben solche vergnügte Empfindungen beym fortdauernden Anschauen verleihen als mir und meiner Umgebung die verunglückten Wagenlenker gewähren. Mögen diese Blätter als schöne Denkmale immer den Theilnehmenden vor Augen seyn, eines erneuten Verhältnisses, welches für alle Zukunft die anmuthigsten Folgen gewinnen muß.

Unter den mannigfaltigsten Erinnerungen und Grüßen nur noch den treusten Zuruf.

Weimar
den 5. Jul.
1829.

und so fortan!

J W Goethe

LIV.

Lassen Sie uns noch immer einige Briefe wechseln! Denn das ist ja der Vortheil einer, nach langen Jahren erneuten, persönlichen Gegenwart, daß, aus der wechselseitigen Erkenntniß der eben obwaltenden besondern Zustände, ein neuer Antheil hervortritt, weil der Geist nunmehr erfährt wohin er seine Richtung nehmen soll,

und das Gemüth ſicher iſt eine reine Theilnahme werde günſtig aufgenommen werden.

In dieſem Sinne empfind ich dankbar: daß Sie mir die Stellen bezeichnen wollen welche Sie in den neuen Wanderjahren Sich angeeignet. Eine Arbeit wie dieſe, die ſich ſelbſt als collectiv ankündiget, indem ſie gewiſſermaßen nur zum Verband der disparateſten Einzelnheiten unternommen zu ſeyn ſcheint, erlaubt, ja fordert mehr als eine andere daß jeder ſich zueigne was ihm gemäß iſt, was in ſeiner Lage zur Beherzigung anrief, und ſich harmoniſch wohlthätig erweiſen mochte.

Wenn ich daher die von Ihnen, mein Theuerſter, angedeuteten Stellen wieder aufſchlug, war es eine angenehme Unterhaltung mit einem abweſenden Freunde, wo ich, in Spiegelung und Wiederſchein, gleiche Geſinnung, gleiches Beſtreben, zu eigner Beſtärkung gewahrte. Denn das darf ich wohl ſagen: was ich in meinen Schriften niedergelegt habe iſt für mich kein Vergangenes, ſondern ich ſeh es, wenn es mir wieder vor Augen kommt, als ein Fortwirkendes an, und die Probleme die hie und da unaufgelöſt liegen, beſchäftigen mich immerfort, in der Hoffnung daß, im Reiche der Natur und Sitten, dem treuen Forſcher noch gar manches kann offenbar werden.

Daß Sie die Weimarischen Zustände, und darin auch das Nächste was sich auf mich bezieht, konnten gewahr werden, und zwar mit Ihrer so rein-sinnigen als lebhaft-ergreifenden Beobachtungsgabe, ist, ganz ohne Frage, ein vielfaches Eingreifen in die Glieder einer, sonderbar genug verschränkten socialen Kette. Erhalten Sie sich und uns das dabey gewonnene werthe Verhält[illegible] Alle die sich gleichzeitig heranbildeten haben U[illegible]he sich zusammen- und ihren Kreis gewissermaßen geschloßen zu halten; die Nachkommenden wollen vielleicht was besseres, gewiß aber etwas anderes.

Im Garten am Park
Weimar d. 28. Jul.
1829.

In treuem Verharren,
J W Goethe

LV.

Die letzten Wochen bin ich, im Drange eigenen Thuns und äußeren Einwirkens, in die Unmöglichkeit versetzt worden mich nach entfernten Freunden umzusehen; auch habe deswegen Ihren lieben, mir sehr willkommenen Brief nicht erwiedert. Ich möchte Sie ersuchen mit Betrachtungen über die Wanderjahre fortzufahren und mir von dem Einzelnen was besonders auf Sie gewirkt, was ein Weiteres aufgeregt, wo sichs

angeſchloſſen und wie man alle ſolche gute Folgen nen-
nen möchte gelegentlich ohnſchwer Kenntniß zu geben.
Es iſt mir dies, wenn es von Freunden geſchieht, die
größte Belohnung für die Aufmerkſamkeit die ich dieſer
Arbeit gewidmet. Die Umbildung der darin enthalte-
nen, ſchon einmal in anderer Form erſchienener Ele-
mente war für mich ein ganz neues Unternehmen, wo-
zu mich nur die Liebe zu einzelnen Theilen, welche,
mehr und mehr, auf eine zierliche Weiſe, einander an-
zunähern hoffte, bewegen und mich in einer anhalten-
den thätigen Aufmerkſamkeit freudig erhalten konnte.

Schon weiß' ich von manchen Seiten her, von
hart aufnehmenden Leſern wirklich auf die anmuthigſte
Weiſe belohnt, von ſolchen die, was ihren Geſinnun-
gen und Gefühlen gemäß iſt ergreifen, und ſich als
Menſchen gegen den Autor, inſofern er menſchlich iſt,
verhalten.

Nun wird es mich ſehr freuen auch von Ihnen
ein Theuerſter, der ſich überſichtlich, denkend und
vergleichend in ſolchem Falle verhält, manches gute
Wort zu hören. Denn dem Autor in ſolchem Falle
muß dran gelegen ſeyn zu erfahren, daß ihm ſeine Ab-
ſichten nicht mißglückt, ſondern daß vielmehr die geiſti-
gen Bolzen und Pfeile dahin gereicht und da getroffen,
wohin er ſie gerichtet und beabſichtigt.

Nun aber verpflichteten Dank für die ausführliche Kenntniß, die Sie mir von der Aufführung Fausts geben. Es ist wunderlich genug daß diese seltsame Frucht erst jetzo gleichsam vom Baume fällt. Auch hier hat man ihn gegeben, ohne meine Anregung, aber nicht wider meinen Willen und nicht ohne meine Billigung der Art und Weise wie man sich dabey benommen. Mögen Sie mir die Folge der Scenen wie man sie dort beliebt gelegentlich wissen lassen, so geschieht mir ein Gefalle; denn es ist immer wichtig zu beobachten wie man es angegriffen um das quasi Unmögliche, zum Trutz aller Schwierigkeiten, möglich zu machen.

Liebenswürdig ist es von den Deutschen daß sie das Werk nicht zu entstellen brauchten um es von dem Theater herab erdulden zu können. Die Franzosen mußten es umbilden und an die Sauce noch starkes Gewürz und scharfe Ingredienzien verschwenden. Nach der Kenntniß, die uns davon gegeben ist kann man begreifen wie das Machwerck dort große Wirkung thun mußte.

Soviel für jetzt und nicht weiter, damit dieses Blatt baldigst zu Ihnen gelange.

Weimar
den 2. Septbr.
1829.

und so fortan!
Goethe

LVI.

Den allerſchönſten Dank, theuerſter Mann, für die gefällig mitgetheilte Nachricht wie es meinem redigirten Fauſt vor und nach der Aufführung ergangen. Bey meiner vieljährigen Theaterverwaltung hab' ich eine ſolche oft verlangte ja dringend geforderte Vorſtellung niemals begünſtigt und ſie auch jetzt hier am Orte im eigentlichſten Sinne nur geſchehen laſſen. Was man auch übrigens von der Aufführung halten mag, ſo geht doch beſonders aus der in Leipzig die alte Wahrheit: man ſolle den Teufel nicht an die Wand mahlen, aufs deutlichſte hervor. *)

Wegen der freundlichen Anfrage welche Ihr lieber Brief enthält, will ich folgendes aufrichtig erwiedern.**) Des Herrn Grafen Ankunft in Weimar, würde, nach der mir gegebenen Kenntniß, in den December fallen,

*) Bei der Aufführung des Fauſt in Leipzig hatte die akademiſche Jugend bei einigen Stellen einen ſo ausgelaſſenen Beifall kund gegeben, daß man in Dresden für nöthig fand die Wiederholung auf einige Zeit zu unterſagen.

**) Nechlitz hatte Goethe den Wunſch des kaiſerl. Ruſſ. Geh. Raths Grafen Mantenffel ausgeſprochen, ihn in Weimar zu beſuchen, und ihn gebeten eine Zeit dafür zu beſtimmen.

einen Monat, der mich ſchon ſeit vielen Jahren, beſonders aber in meinen alten Tagen, nicht zum beſten behandelt, wo ich mich meiſt in meinem Zimmer aufhalte und leider nur den nächſten Freunden zugänglich bin. Einen ſo werthen Gaſt kann ich alſo auf dieſe Zeit nicht einladen, da ich keinen Tag und keine Stunde von meinem Befinden ſicher bin.

Dies hindert aber nicht, daß ich in günſtigen Augenblicken Durchreiſende, hier verweilende würdige Perſonen ſehe, ſpreche und mich mehrmals mit ihnen unterhalte. Würden alſo Herr Graf Mannteufel in jener Zeit Weimar beſuchen, wo die beyden Höfe und eine mehrfach intereſſante Geſellſchaft bedeutenden Fremden einen angenehmen Aufenthalt zu bereiten wiſſen; ſo würde ich mich glücklich ſchätzen jede gute mir gegönnte Stunde mit einem ſolchen Manne zuzubringen, ihm von dem Meinigen was ihn intereſſiren könnte mitzutheilen, und dagegen an den Schätzen ſeiner Erfahrung und Sammlung freudigen Antheil zu nehmen. Mögen Sie dies, mein Ihenerſter, gefällig mit meinen beſten Empfehlungen ausrichten und mittheilen, ſo werde ſolches dankbarlichſt anerkennen.

Freylich fiel Ihr Beſuch in die gute Jahrszeit, wo die Räume meines Hauſes am heiterſten zu benutzen ſind und dem wohlmeinenden Wirthe beſſre Gelegen-

heit geben ſeine Geſinnungen gegen Beſuchende auszudrücken.

Mit den treuſten Wünſchen mich geneigtem Andenken und fortgeſetzten Mittheilungen angelegentlichſt empfehlend.

Weimar
den 29 Septbr.
1829.

Und ſo fortan!
J W Goethe

LVII.

Ja, und ſo wäre es ganz recht, und vertraulichem Verhältniſſe wohl angemeſſen, daß man ſich zur Unterhaltung ohne eigentlichen entſchiedenen Zweck niederſetze und das Schreiben beginne. Veranlaßt durch Ihren lieben Brief fühle ich mich geneigt, nicht gerade in Beantwortung, vielmehr in Erwiederung Einiges ergehen zu laſſen.

Ueber das Allgemeine was in den Wanderjahren etwa beabſichtigt, in welchem Sinne ſie geſchrieben, haben Sie, mein Theuerſter, gar manches Gute und Ausreichende geſagt. Mit ſolchem Büchlein aber iſt es wie mit dem Leben ſelbſt: es findet ſich in dem Comper des Ganzen Nothwendiges und Zufälliges, Vorſetztes und Ungeſchloſſenes, bald gelungen, bald verfehlt, wodurch es eine Art von Unendlichkeit erhält,

Mephistopheles.

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß in der Wieg' und auf der Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht;
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Faust.

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das läßt sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang';
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dächt' ihr ließet euch belehren.
Associirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edle Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,

die ſich in verſtändige und vernünftige Worte nicht durchaus faſſen noch einſchließen läßt. Wohin ich aber die Aufmerkſamkeit meiner Freunde gerne lenke, und auch die Ihrige gern gerichtet ſähe, ſind die verſchiedenen, ſich von einander abſondernden Einzelnheiten, die doch, beſonders im gegenwärtigen Falle, den Werth des Buches entſcheiden. Da würden Sie mir denn eine beſondere Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie bemerken wollten, was ſie vorzüglich, (wie man zu ſagen pflegt) angeſprochen, was Ihnen als neu oder erneut gegolten, was mit Ihrer Denk- und Empfindungsweiſe zuſammen getroffen, was derſelben widerſprochen, was Sie, in Gefolg deſſen, einſtimmig oder im Gegenſatz, weiter bey ſich auszuführen geneigt geweſen. Das Büchlein verläugnet ſeinen collectiven Urſprung nicht, erlaubt und fordert mehr als jedes andere die Theilnahme an hervortretenden Einzelnheiten. Dadurch kommt der Autor erſt zur Gewißheit, daß es ihm gelungen ſey, Gefühl und Nachdenken in den verſchiedenſten Geiſtern aufzuregen. Hierüber habe ich in Briefen die anmuthigſten Aeußerungen, und wie ſelbſt junge und weibliche Seelen von ganz gelinden aber gründlichen Zügen ergriffen werden. Wollen auch Sie auf dieſe Weiſe mir wohlthätig ſeyn, ſo erkenne es mit verbindlichſtem Dank. Nicht leicht unterhält man

ſich über dergleichen mündlich; eine gewiſſe Scheu hält uns ab; dagegen iſt man im Schreiben freyer, und man vertraut wohl ſein Innerſtes gern in die Ferne.

Gar manches Wechſelſeitige, Wirkſamkeit zu erregen entſchieden geeignet, verſpare für nächſte Mittheilungen. Herr Canzler iſt ſo eben aus Italien zurück und hat wohlgethan dem Zug nach Rom nicht zu widerſtehen; er wird ſich ſelbſt anmelden und des freundlichen Empfangs auch von Ihnen gewiß ſeyn.

Da noch Raum übrig iſt füge Einiges hinzu:

Handle beſonnen, iſt die praktiſche Seite von: Erkenne dich ſelbſt. Beides darf weder als Geſetz noch als Forderung betrachtet werden; es iſt aufgeſtellt wie das Schwarze der Scheibe, das man immer auf dem Kern haben muß wenn man es auch nicht immer trifft. Die Menſchen würden verſtändiger und glücklicher ſeyn wenn ſie zwiſchen dem unendlichen Ziel und dem bedingten Zweck den Unterſchied zu finden wüßten und ſich nach und nach ablauerten, wie weit ihre Mittel denn eigentlich reichen.

So weit! die treuſten Wünſche für Ihre Zufriedenheit ausſprechend; was Sie für Unterhaltung für den Winter ſich ausgedacht haben wünſche zu erfahren.

herzlichſt

Weimar d. 23. Novbr. 1829.

G

LVIII.

Um auf Ihren erfreulich erquicklichen Brief ſogleich auch nur Weniges dankbar zu erwiedern bringe das zu Papiere was ſchon längſt Ihnen zuzuſenden die Abſicht war.

In jenen traurigen Stunden, wo wir keine Hoffnung auf die Erhaltung unſrer verehrten Fürſtin mehr haben konnten, ſie aber doch noch am Leben wußten und uns immer noch mit irgend einem Wiederaufathmen einer ſo lange geprüften Natur ſchmeicheln mochten, war Ottilie bey mir auf dem Zimmer und Ihre neuſten Bände*) lagen eben vor. Sie ergriff einen und las in dem heiter geſchriebenen Leben das wunderlich unſchuldige Benehmen des ſeltſamen Organiſten, ſodann das Urtheil über die Reichardtiſchen Lieder und was ſonſt noch folgte, das alles unſre Aufmerkſamkeit feſſeln und unſre Neigung anziehen konnte, dergeſtalt daß ich dieſen wahren geiſtreichen Darſtellungen in ſolchen Tagen und Stunden ſehr viel ſchuldig geworden.

Dieſes wollte ganz einfach vermelden und hinzufügen: wie ſehr es mich gefreut hat meine italiäniſche Reiſe von Ihnen ſo von Grund aus reproducirt zu

*) Für ruhige Stunden. Leipzig 1828. 2 Tble.

ſehen. Wie möchten wir denn vergangene Zuſtände uns ſelbſt wieder hervorrufen und der Welt getroſt mittheilen, wenn wir nicht Glauben und Ueberzeugung hätten es werden ſich begabte Geiſter finden, die das alles aufnehmen wie es gegeben iſt, in welchen gleiche Geſinnungen auf- und abſteigen, gleiche Erfahrungen zu denſelben Reſultaten führen.

Und ſo bin ich mit meinen ältern und neuern Productionen in dieſem Sinne gar wohl zufrieden. Ich habe mich möglichſt vor allem didactiſchen gehütet und es durchaus in ein poetiſches Leben einzugeiſten geſucht. Nun muß es mich höchlich freuen wenn ein ſo löblich Mitarbeitender, Mitlebender auch ſich ſelbſt und Verwandtes in meinen Heften findet, ſich an den Mängeln wie an den Tugenden erbaut; weil das Ganze zuletzt von einem redlichen Streben nach einem edlen Zwecke Zeugniß giebt, der nie erreicht, aber immer im Auge behalten, den Muth giebt Kräfte zu ſteigern, um ſich und andern, bald einſam bald geſellig, einen Weg zu bahnen, der, zurückgelegt, ſelbſt ſchon als erreichter Zweck betrachtet werden kann.

Hier muß ich aufhören um nicht gar ins Abſtruſe zu gelangen, ob ich gleich mich in keine Region begeben könnte, wohin Sie mich nicht, mit Beyſtimmung und Zufriedenheit, begleiten möchten.

Eilig ſey dies Blatt zuſammengelegt um nicht einen Poſttag länger zu verweilen. Mit den treuſten Wünſchen von Herzen angehörig

Weimar
den 6. April.
1830. *)

J W Goethe

LIX.

Laſſen Sie uns doch ja, mein Theuerſter, der Anmuth einer nachbarlichen ſchnellen Communikation genießen; eine ſolche Halbgegenwart ertheilt eigene Reize. **) Und ſo ſey es denn geſagt: daß ich mich in einem leidlichen, aber freylich nicht präſentablen Zuſtand befinde; aufnehmen und verarbeiten kann ich wohl, aber nicht erwiedern; ſo wie ich ſchon ſeit acht Tagen nicht dazu komme das Nächſte wegzuräumen. Geduld alſo und Beharrlichkeit zum Beſſern!

*) Am 15. Nov. theilte Kanzler v. Müller in Goethes Auftrage die traurige Nachricht vom Tode ſeines Sohnes mit, die er dem Vater ſelbſt hatte bringen müſſen, welcher ſie mit großer Faſſung und Ergebenheit aufgenommen und ausgerufen hatte: non ignoravi me mortalem genuisse! während ſeine Augen ſich mit Thränen füllten. Später erfolgte von demſelben Bericht über Goethes Befinden.

**) Rochlitz war in Weimar und dort krank geworden, auch Goethe war unwohl. (Briefw. m. Zelter VI. S. 196.) Unter denſelben Umſtänden iſt auch der folgende Brief geſchrieben.

Der Anblick unſchätzbarer Blätter dient zur innerſten Wiederherſtellung. Die wahre Univerſalmedizin iſt das Vortreffliche. Ich werde mich, dieſe Stunden, unausgeſetzt daran erfreuen, bis wir uns dabey zuſammen ſtärken und kräftigen können.

Die muſikaliſchen Mittheilungen hat mich Ottilie, zu meiner Erquickung, mit freundlicher Stimme vernehmen laſſen. Ich darf Ihnen dieſe treue Muſikſchülerin nicht zu geneigter Förderniß empfehlen.

Sagen Sie mir von Ihren Tages- und Stunden-Ereigniſſen; wobey unſer thätiger Freund ſich gewiß im eigentlichſten Sinne bewährt.

Mehr nicht als die hoffnungsvollſten Grüße.

Weimar
den 28. May
1831.

G

LX.

Wie doppelt läſtig mir dieſe Tage her eine Abſtumpfung alles Geiſtigen und ein Mißbehagen aller körperlichen Thätigkeiten geworden, darf ich wohl nicht ausſprechen. An und für ſich wäre das ſchon ſchwer zu erdulden geweſen, da ich Sie aber, theuerſter Herr und Freund, nur einige Hundert Schritte von mir entfernt, von gleichem Uebel befangen und uns in ſolcher Nähe eben ſo getrennt fühlte als wenn Meilen zwiſchen uns

lägen; so gab das einen bösen hypochondrischen Zug; wie ein mißlungenes Unternehmen, eine so nah und in der Erfüllung getäuschte Hoffnung, nur störend in unsre Tage hineinschieben können. Sie empfinden eben dasselbe und auch, in meinen Sinn sich versetzend, schärfer, weil in höheren Jahren, man immer weniger geneigt wird auf die Genüsse des Augenblicks Verzicht zu thun.

Wenn ich nun auch eben in diesem Alter nach Besitz weniger habsüchtig bin als sonst; denn warum sollte man das zu erlangen suchen, was man zunächst verlassen soll; so lebt aber doch, in gewissen Fällen, die alte Begierde wieder auf, und es begegnet mir gerade jetzt, indem ich mich anschicke Ihr herrliches Portefeuille, welches, für mich und mit Freunden, immer Ihre Gegenwart vermissend, auf das aufmerksamste durchgesehen, zurückzusenden im Begriffe bin.

Wie dem auch sey: ein gewisses Gefühl heißt mich den Wunsch des Kunstliebhabers von den Freundesworten zu trennen. Die Form eines Promemorias soll Ihnen völlige Freyheit lassen meine, vielleicht indiscreten Aeußerungen nach ganz eignem Gefühl und Gemenienz zu erwiedern.

Weimar
d. 5 Juni 1831.

Aufs Frischeverbunden und
verpflichtet
J W Goethe

Zu geneigter Aufnahme.

Unter den trefflichen Kupferſtichen welche uns in dem höchſt bedeutenden Porteſeuille mitgetheilt worden, findet ſich einer, deſſen Beſitz für mich von dem gröſten Werth wäre. Das Blatt ſtellt vor vier Kirchen-Vater die ſich über eine wichtige Lehre des chriſtlichen Kirchthums vereinigen, nach Rubens von Cornelius Galae. Von dieſer höchſt durchdachten und ausgearbeiteten Compoſition, beſitze ich die Original Gouache von Rubens, genau in derſelben Gröſe und man kann ſich von der Ausführlichkeit derſelben, durch das Kupfer den deutlichſten Begriff machen. Ich würde ſie beylegen wenn ſie nicht in den vielbepackten Porteſeuilles begraben läge.

Einem Kunſtfreund und Kenner darf ich nicht ſagen wie zwey ſolche Blätter neben einander gelegt den Werth wechſelſeitig erhöhen indem eins von dem andern Zeugniß giebt was der Maler beabſichtigt und geleiſtet und wie der Kupferſtecher, beym Uebertragen und Ueberſetzen, einer ſo hohen Aufgabe ſich würdig erwieſen; ja es läßt ſich ſagen: daß man beides erſt neben- und miteinander kennen lerne und eigentlich beſitze.

Möge, wie irgend ſonſt eine Leidenſchaft, die ſich nicht entſchuldigt weil ſie ſich nicht helfen kann, auch dieſer nicht zurückzuhaltende Wunſch freundlich betrachtet

werden. Der Liebende verzeiht dem Liebenden wohl einen Fehltritt, der Kunſtfreund dem Kunſtfreunde eine, vielleicht unbequeme, Anmaßung, die man einem geprüften Angehörigen vorzulegen wagt, ohne ihm die Freyheit des Entſchluſſes, nach Gefühl und Bezug, im mindeſten ſchmälern zu wollen.

Weimar
d. 4. Juni
1831.

vertrauensvoll
J W Goethe

LXI.

Erlauben Sie, theuerſter Mann, die treuſte lakoniſche Erwiederung.

Zur erſten Seite Ihres Briefs: jede Mittheilung ſoll mir angenehm ſeyn, Erwiederung ſey Tagen und Stunden überlaſſen.

Zur zweyten Seite, dem Poſtſcript:

ad 1.) mit der größten Theilnahme haben wir Ihre unerfreuliche Rückreiſe vernommen und uns unterdeſſen aus unſern Unbilden auch zu erholen geſucht. Dem, nach ſo viel Seiten hin thätigen, von ſo viel Seiten her bedrängten Freunde Hrn. von Müller, iſt eine kleine Stockung des Briefwechſels wohl nachzuſehen.

ad 2.) Ich las jenes abſichtliche Schreiben an Hrn. v. Müller vorerſt, und rieth ihm daſſelbe niemand ſehen zu laſſen, gewiſſe unangenehme Eindrücke befürchtend. Ich weiß nicht ob er mein Gutachten befolgte.

ad 3.) Möge das allgemeine Uebel, wie man es auch nennen mag, das uns alle bedrängt, ſo leiſe als möglich auf Sie wirken.

ad 4.) Des „Malitiöſen“ bedienen Sie Sich nur nicht gegen mich; es hat mich, jung, mit den allerſchönſten Mädchen auseinander gebracht.

Was ich aber bey den Hinderniſſen Ihres Hierſeyns, bey der für beyde Seiten unbefriedigten Abreiſe, vorzüglich ſchmerzlich empfand, war daß Sie, unmittelbar, an dem vorzüglichen Pianoforte geſeſſen hatten, welches wir Ihnen ſchuldig ſind, ohne daß meine Enkel Ihnen, auch nur wenige Minuten, darauf vorgeſpielt hätten, um recht ſinnlich auszudrücken: daß dieſes Organ zu unſerm häuslichen Daſeyn vollkommen unentbehrlich iſt.

Soviel für heute, einen freundlichen Gegengruß mir verſprechend.

Weimar
den 30. Jun.
1831.

unwandelbar

J W Goethe

Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch mit warmen Jugendtrieben
Nach einem Plane zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herr Mikrokosmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt
Der Menſchheit Kronen zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer was du biſt.

LXII.

Auf Ihr freud- und leidvolles Schreiben, theuerster Freund, will ich, da ſich nichts entſcheiden läßt, zwiſchenredend wenigſtens einiges vermelden.

Unſer werther und thätiger von Müller iſt nach dem Rhein gereiſt, und wenn er auch hier wäre würde er auf Ihr höchſt ſchätzenswerthes Anerbieten nichts erwiedern können. Wir erhalten die Briefe von Berlin durchſtochen, wie ſonſt nur von Conſtantinopel, von Nordoſten droht uns ein unſichtbares ungeheures Geſpenſt, von Südweſten ein halbſichtbares, aufgeregter Völkerſchaften von welchem Uebel ſogar in Leipzig die gefährlichen Symptome nicht fehlen. Und ſo haben wir nur Ihrer edlen Weiſe zu folgen, ſtill und gefaßt auf unſerm Flecke zu ſeyn und das Unvermeidliche über uns weg, und, wenn das Glück gut iſt, an uns vorbeygehn zu laſſen.

Mehr nicht für heute und nur das Wenige zum, gewiſſermaßen unnöthigen, Zeugniß: daß wir in wahrer hochachtungsvoller Theilnahme Ihnen unausgeſetzt zur Seite ſind.

und ſo fortan!

Time and hour runns through the rougest day!

Weimar
den 11. Septbr.
1831.

Goethe

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Reinhard

in den Jahren 1807 bis 1832.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1850.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Vorrede.

Die Familien von Goethe und Reinhard, dem Wunſche vieler Freunde des Verewigten nachgebend, haben ſich über die Veröffentlichung der zwiſchen denſelben gewechſelten Briefe vereinigt.

Dem Namen Goethe irgend etwas beifügen zu wollen, wird als überflüſſig erſcheinen.

Auch Reinhard's Namen wird allen bekannt ſeyn, die den Weltereigniſſen ſeit Beginn der franzöſiſchen Revolution mit Aufmerkſamkeit gefolgt ſind.

Es genüge hier zu bemerken, daß Reinhard im Sommer 1807 Goethe's perſönliche Bekanntſchaft in Carlsbad machte, und während der Zeit des von da an bis in das Todesjahr des großen Dichters fortgeſetzten Briefwechſels von 1807 bis 1808 auf der Reiſe, am Rhein, und in Paris, von 1808 bis 1813 franzöſiſcher Geſandter in Caſſel, von 1814 bis 1815 Directeur des Chancelleries im Miniſterium der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris, von 1815 bis 1829 franzöſiſcher Geſandter beim Bundestag in Frankfurt, von 1829 bis 1830 in Paris, von 1830 bis 1832 franzöſiſcher Geſandter in Dresden war. Die Leſer, welche

mit den näheren Umſtänden ſeines Lebens bekannt zu werden wünſchen, glaubt man auf die Rede von Talleyrand in der Académie des Sciences Morales et politiques in Paris (März 1838), auf diejenige von Bignon in der Pairskammer (Mai 1838), ſowie auf einen im hiſtoriſchen Taſchenbuch von Friedrich von Raumer für 1846 abgedruckten Aufſatz von Profeſſor Guhrauer verweiſen zu können.

Mit dieſen kurzen einleitenden Worten übergiebt im Namen der beiden Familien die nachfolgenden Briefe der wohlwollenden Beurtheilung des Publikums,

Bern, den 2. October 1849.

Karl v. Reinhard.

Verfaſſer der franzöſiſchen Geſchichte in der Schweiz.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Reinhard an Goethe

Dresden den 25 Juli 1807.

Endlich bin ich aus dem Gewühl der letzten Tage heraus: die Fluth hat sich verlaufen und ich stehe wieder auf festem Boden. Sowie ich von meinem letzten Besuch vom Prinzen v. Benevent und von der Unterredung zurückkam, durch die ich den Zweck meiner Reise nach Dresden erreicht hatte, spannten meine Nerven sich ab: ich fühlte die peinliche Anstrengung, in der ich gelebt hatte, und ich glaubte krank zu werden. Es war Rückkehr zur Gesundheit und zum gewohnten Zustand.

Ich habe mir nun die Erlaubniß ausgewirkt, erst dann nach Paris zu gehen, wenn über meine Wiederanstellung etwas entschieden oder zur Entscheidung reif seyn würde. Ich kann nun, ohne den Vorwurf zu fürchten d'être chagrin, de bouder, de montrer de l'humeur, (warum haben die Deutschen für all dieses keinen Ausdruck? das Gefühl davon ist doch deutsch!) meiner Reise am Rhein ein Ziel setzen. Die Aussicht, die man mir zeigt, ist eine Präfektenstelle in einem der vier deutschen Departemente. Die Versicherungen sind bestimmt und indessen werden wir unsre ländliche Wohnung einrichten. Den Kaiser hab' ich gesehen: er glaubte mich in Paris.

Den Herzog von Weimar hab' ich zweimal in der Assemblée bei unserm Gesandten getroffen. Eben daselbst bin ich ganz unerwartet zu der Ehre gelangt, dem Herzog von Gotha vorgestellt zu werden. Ich bat meinen alten Collegen, Herrn von Bourgoing, ihn mir zu zeigen. Im nämlichen Augenblick trat der Herzog auf uns zu. Bourgoing, der ihm nichts zu sagen wußte, fragte mich in der Angst, ob er mich vorstellen solle? Eh ich

es abwehren konnte, war es geſchehen; alles reducirte ſich auf drei ſtumme Bücklinge. Ich mußte die Kunſt bewundern, mit der der Herzog ſein Geſicht drapirte. Es war von der hohen weißen Feder ſeines Uniformhutes ſo beſchattet, daß, was davon ſichtbar war, einen wirklich pittoresken Effekt machte.

Neuigkeiten würde ich Ihnen keine zu ſagen wiſſen, auch wenn Sie Freund davon wären. Unſre Herren, die ſie machen, ſprechen nicht davon, ungefähr ſo wie die Köche ſchon durch die Zubereitung der Speiſen ſatt werden. Wir andern glaubten alles ſchon zu wiſſen, bloß weil wir den Kaiſer ſahen. Die Gemäldegallerie hab' ich eine Stunde lang angeſehen. Um der italieniſchen Stücke willen ſteht ſie noch über der Düſſeldorfiſchen. Durch die Bibliothek und Antikengallerie bin ich im Gefolge hoher Perſonen zweimal durchgerannt. Bekanntſchaften hier zu machen, daran war noch nicht zu denken. Was uns noch zu thun übrig bleibt, ſind außer einer nähern Bekanntſchaft mit den Gallerien einige Ausflüge in die Gegend und ein Beſuch im Körner'ſchen Hauſe. Künftigen Mittwoch gedenken wir abzureiſen.

Ich expedire ſchnell, was ich Ihnen von unſerm hieſigen „Gehen und Gehenlaſſen" zu ſagen hatte, um zu unſern gemeinſchaftlichen Studien überzugehen. Von Villers hab' ich noch keine Antwort. Mein Brief iſt über Lübeck nach Pyrmont an ihn geſchickt. Mit welchem Intereſſe mein Schwiegervater[1] meine Darſtellung[2] aufgefaßt habe, wird Ihnen ſein Brief beweiſen, den meine Frau für Sie abſchreibt. Es wird Sie ergötzen, zu ſehen, wie der alte Mann alles ſeiner Weiſe angeeignet hat, und ſo wie ich ſeine Art kenne, hat er durch ſein „übrigens" mit aller Höflichkeit über Ihre Theorien den Stab gebrochen. Von ſeinem Probepapier ſende ich Ihnen die Hälfte; die andere bleibt in meinem Archiv. Ob es mir möglich ſeyn wird, mit Villers zuſammenzutreffen, daran zweifle ich; da wir beſchloſſen haben, unſern Weg nach Coblenz zu nehmen, ſo wird der Punkt, wo wir uns Göttingen am meiſten nähern, etwa Erfurt ſeyn, und um meiner Einladung zu gefallen dreizehn Meilen zu machen, dazu ſteht er unter zu ſtrenger Zucht, wiewohl ich meinem Brief einen ganzen Paragraph zugeſetzt habe, um Madame Rodde zu

[1] Dr. Reimarus in Hamburg.
[2] Von Goethe's Farbenlehre.

gewinnen. Hier hab' ich an des Prinzen von Benevent Tafel das ganze Eſſen durch mich über Ihre Ideen mit einem ſeiner Sekretäre, einem ſehr unterrichteten jungen Mann, unterhalten, der mir die Newton'ſche Theorie von der Schule her vollkommen inne zu haben ſchien. Eine verdammte Ideenaſſociation führt' ihn, wie ich befürchtet hatte, ſogleich auf Mercier, und da ich dieſen unwillkommenen Gaſt ſogleich auf die Seite ſchob, blieb doch die Sentenz: **Les Français connaissent M. Goethe le littérateur, ils ne connaissent pas M. Goethe le physicien.** Ein Franzoſe ſpricht immer wie tauſend.

Von der Corinne hab' ich hier den erſten Theil zu Geſicht bekommen. Was in ihr lobenswürdig iſt, hat Ihr Urtheil herausgehoben. In der Darſtellung geſellſchaftlicher Verhältniſſe und Charaktere iſt Fr. von Stael Meiſterin. Ihre Anſicht der Kunſtwerke ſcheint mir ſentimentaliſcher esprit. Manche Capitel ſind franzöſiſcher Boden mit deutſchen Kälbern geſtügt. Die Parallele zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen Religion iſt das résumé ihrer Unterhaltungen mit den Brüdern Schlegel. Die Vorſtellung von Romeo und Julie iſt ein hübſch gerathenes Gegenſtück zur Vorſtellung von Hamlet. Aber in der Darſtellung der Pietät ihres Helden gegen ſeinen verſtorbenen Vater wird ſie Frau von Genlis. Sie ſcheint mir einem wahren Gefühl nachzulaufen, das ſie beim Tod ihres Vaters hatte; aber da ſie es nicht mehr erreichen konnte, ſo wird ſie unwahr. Auch ihr epigrammatiſcher Styl ſcheint mir eine Monotonie zu haben, die in die Länge beleidigt. Man greift immer in die Bonbonbüchſe.

Friedrich Schlegel iſt nun wieder in Cöln, wo wir ihn finden werden. Er beſchäftigt ſich mit poetiſchen Ueberſetzungen aus dem Sanscrit, die er einer weitläufigen Abhandlung über indiſche Sprachen und Literatur als Proben beifügen will. Auguſt Wilhelm, der mit Madame Stael nach Coppet zurückgekehrt iſt, hat eine franzöſiſche Vergleichung zwiſchen Racine und Euripides geſchrieben, die dem Feuilleton ein willkommener Stoff ſeyn wird. Ich erhalte dieſe Nachrichten eben von dem jungen Menſchen aus Cöln, von dem ich mit Ihnen geſprochen habe, und den ich gerne für die Farbenlehre gewinnen möchte, damit Friedrich Schlegel den Katholiken nicht katholiſch mache.

Von Carlsbad hab' ich einige Flüchtlinge hier geſehen, die

Faust.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeygerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephistopheles.

Mein guter Herr, ihr seht die Sachen,
Wie man die Sachen eben sieht;
Wir müssen das gescheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freylich Händ und Füße
Und Kopf und H —— die sind dein;
Doch alles was ich frisch genieße,
Ist das drum weniger mein?
Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.
Drum frisch! laß alles Sinnen seyn,

Sie nicht vermißt haben werden. Möchte doch Ihnen unſre Abreiſe nur einen Schatten von dem Nachgefühl zurückgelaſſen haben, mit dem ich in dieſer Königsſtadt mich nach den ſieben Kurfürſten zurückſehnte. Ich habe durch Sie wieder einen ſchönen vollen Monat gelebt; es iſt Proviſion für Jahre, wenn ich Jahre zählen darf. Von Weimar aus werd' ich wieder an Sie ſchreiben; und dann eilen wir jenſeits des Rheins.

Empfangen Sie die Verſicherungen der herzlichſten Verehrung von Ihrem dankbaren Schuler

R

II.

Reinhard an Goethe.

Weimar den 9. Auguſt 1807.

Dieß iſt der vierte Tag, den ich in Weimar zubringe, und noch hab' ich keinen Augenblick Zeit finden können, um Ihnen das Wort zu halten, das ich Ihnen in meinem Briefe aus Dresden gegeben hatte. Frau von Goethe ſagt mir, daß ſie morgen an Sie ſchreibe und daß der Brief Morgens um 10 Uhr abgeben müßte. Ich widme Ihnen dieſe Stunde vor Mitternacht, es iſt die Stunde der Andacht und ich bin voll von Ihnen.

Ich habe Sie nicht nur überall hier, ich habe Sie ſchon in Leipzig wieder gefunden. Wir ſind in Leipzig zwei Tage länger geblieben als unſer erſter Plan war, um die Weimariſche Truppe zu erwarten. Sie kam und gab Torquato Taſſo. Ich bitte Ihnen eine voreilige Meinung ab, die ich in Carlsbad äußerte: Taſſo hat die Bühne vollkommen und mit dem höchſten Intereſſe ausgefüllt. Logen und Parterre waren voll; die tiefe Stille und der laute Beifall bewieſen die Vollſtändigkeit und die Allgemeinheit des Eindrucks, den er hervorbrachte. Was mich betrifft, ſo erinnere ich mich keines ähnlichen Genuſſes, den mir irgend ein Schauſpiel gewährt hätte. Ich ſah, daß auch in Deutſchland ein geſchloſſener Kunſtcirkel exiſtire. Sie ſind der Einzige, der in dieſer Art etwas geſchaffen hat, das ſich den

Franzoſen gegenüber ſtellen läßt. In der Declamation, in den Attitüden ſah ich Sie. Warum läßt dieſe ſchöne Schöpfung ſich nicht feſthalten? Warum iſt Weimar nicht als die Schule des deutſchen Theaters anerkannt? Die Gräfin iſt am meiſten franzöſiſch, Antonio am meiſten deutſch (die Schauſpieler nämlich). Silie iſt Ihre gelehrigſte Schülerin, aber die Empfindung liegt zu ſehr in ihrem Organ. Im Enſemble wie im Einzelnen iſt Kunſt und deutſche Kunſt. Ich befand mich in der Lage mit einem ſehr verſtändigen Franzoſen, der aber kein Wort deutſch verſtand. Er ſagte: „ces acteurs ne font pas des contorsions comme les nôtres, et cependant on voit qu'ils expriment les passions.“ Hier ſind wir mit einer freundlichen Güte aufgenommen worden, die wir ausſchließend oder doch zuerſt Ihnen verdanken. Vom Herzog und der Herzogin an, die, ſowie Frau von Wolzogen, eine auffallende Aehnlichkeit mit Schillern, die wohl mehr in den Manieren als in den Zügen liegt, in mir zu ſehen glaubte, bis zum Kammerherrn vom Dienſt haben wir nichts als Erfreuliches und Zuvorkommendes erfahren. Erſt ſeit Carlsbad leb' ich wieder unter Menſchen! Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunſtſchätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hof oder im Wolzogenſchen Haus zubrachten. Ich fürchte die Beſorgniß der Erſtern um Sie vermehrt zu haben; ich hatte Sie leiden geſehen und ich kannte Sie genug, um zu wiſſen, daß man in dieſem Fall nur ſieht, was Sie nicht verbergen können. Wie gerne will ich für einen Alarmiſten gelten, wenn für Sie ſeitdem die Quelle entſchieden wohlthätig geworden iſt!

Ich habe die Bekanntſchaft von Wieland, Falk, Bertuch gemacht. Frau von Schiller iſt unglücklicherweiſe abweſend. Den Geheimerath v. Voigt hab' ich gefunden, wie Sie ihn mir geſchildert haben. Ich beneide Sie um dieſen Kreis von Menſchen: ſeit ich hier bin, hat ſich mir die Idee der Abgeſchiedenheit, in die ich zurücktreten will, auch wieder von ihrer mißlichen Seite gezeigt. Laſſen Sie mich denken, ich gehöre auch dann noch zu Ihnen und den Ihrigen. So werde ich mit dem Schönen und Guten im Zuſammenhang bleiben und das Leben wird für mich einen neuen Reiz erhalten, den es längſt ſchon verloren hat.

Hätte ich gewußt, daß Menſchen, deren Werth von mir an-

erkannt hoch über dem meinigen ſtand, ſich für mich und meine Schickſale intereſſirten, ſo würde der ganze Gang meines Lebens eine andere Wendung genommen haben. Aber dieſes Geheimniß verbarg mir die Nemeſis. Die Nation, unter der ich lebte, verdeckte mir die übrige Welt, und je tiefer ich fühlte, daß ich ihr nicht angehörte, um ſo mehr verzweifelte ich, anderswo eignen Grund und Boden zu finden. Ich erſchien mir in jedem Sinn als ein Menſch ohne Vaterland. Ich verachtete die günſtigen Urtheile über mich tiefer als die ungünſtigen, weil ich jene meiſt noch ſchiefer fand als dieſe; mit vermeinter Unabhängigkeit und im ewigen Unmuth, daß die Menſchen nicht ſind wie ſie ſeyn ſollten, wollt' ich handeln und zu ſpät erkannt' ich mein Unrecht. Was meinem Schickſal jene bizarre Wendung gab, darüber muß ich ſchweigen.

Ich habe geſtern in einer politiſchen Unterredung mit Falk mich überzeugt, wie leicht Menſchen, die viel in der Idee leben, die Idee da vorausſetzen, wo bloß Abſtraktionsvermögen des Verſtandes iſt. Alles was geſchieht, iſt bloßer Calcul, der nicht nur von der Schlechtigkeit der Menſchen ausgeht, ſondern auch darauf, ſie ſchlecht zu machen. Und in dieſem Calcul, fürcht ich, erſcheint Deutſchland bloß als ein weiter Tummelplatz zwiſchen Frankreich und Rußland.

Von Villers hab' ich noch keine Antwort. Wahrſcheinlich kommt ſie unter dem Einſchluß von Madame Reimarus. Unſre weitere Reiſe geht über Frankfurt. Von da aus werd' ich Ihnen wieder ſchreiben. Sie ſind in jedem Sinn mein Wohlthäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an.

M.

III.

Goethe an Reinhard.

Carlsbad, den 2ten August 1807.

Ihren Brief von Dresden, mein verehrter Freund, erwartete ich mit Ungeduld. Nun ist es mir höchst erfreulich zu wissen, daß Sie in eine Lage versetzt sind, in der Sie Ihre nächsten Wünsche befriedigen können, ohne die ferneren aufzugeben. Weiß ich Sie nur einmal als Präfekt, so mache ich einen Reiseplan, Sie zu besuchen, dem Departement zu gratuliren und Ihnen zu einer schönen und weiter führenden Thätigkeit Glück zu wünschen.

Die Aeußerungen des deutschen Großvaters[1] und des französischen Juvenils haben den Vorsatz, dasjenige was ich zu sagen habe, geschwind aufs Papier zu bringen, in mir aufs neue belebt. Mit sich selbst und mit Wenigen einig zu werden, ist ein stolzer Wunsch, und also will ich schon zufrieden seyn, wenn er mir im Leben nur einigermaßen in Erfüllung geht. Auf die Nachkommen muß man doch auch etwas rechnen.

Die Redensweise des guten alten Herrn ist gerade die, die mich in meiner Jugend aus den philosophischen Schulen vertrieb und zu dem Huronischen Zustande hindrängte, in dem ich mich noch befinde. Lassen Sie uns auch bei unserm Uebrigens verharren, denn ich mag wohl hinzufügen: Uebrigens freue ich mich recht sehr darauf, Ihnen bald wieder etwas zu schicken.

Ihr Brief an Villers, Ihre Uebersetzung, die Gespräche, die mir gefahrt, haben das ganze Vorhaben vor meine Seele so lebendig geführt, daß ich mich getrieben fand, dasjenige was zur Einleitung dienen sollte, aufzuzeichnen und auszuarbeiten und dabei besonders jene mißlichen Paragraphen verständlicher und zusammenhängender zu wiederholen.

Bezüglich auf die Deutschen und ihre Denkungsart ist mir meine Absicht vielleicht gelungen. Manche unübersetzliche Stelle hingegen mag sich in diesem Aufsatz wohl auch noch finden, worüber man denn wohl sich beruhigen muß. Auf diesem Weg

[1] Dr. Reimarus, s. Nr. 2 der Briefe.

bin ich wieder in die Arbeit hineingekommen und bei meiner Rückkehr soll der Druck sogleich fortgehen.

Daß Sie den Tasso in Leipzig gesehen, ist mir sehr erwünscht; Sie haben dadurch ein Resultat gar vieler Bemühungen und Aufregungen kennen lernen, und da die dramatische Kunst eigentlich nur ins Wasser schreibt, so ist es mir desto tröstlicher, daß sich diese Züge in Ihren richtigen Sinn und in Ihr theilnehmendes Herz einprägen konnten.

Indessen hat das mir so freundlich verehrte Kästchen[1] sich gegen mich als eine Pandora-Büchse in gutem Sinne verhalten.

Die Werke des Lafontaine, die alten und neuen Romane, haben mich sehr unterhalten und aufgeregt. Besonders aber setzte mich Montesquieu in Erstaunen. Die ganze Geschichte unserer Zeit steht buchstäblich in seinem Werke. So finden die Aerzte schon im Hippokrates diejenigen Krankheiten genau beschrieben, an denen sie ihre Patienten immerfort sterben lassen.

In Ihrem Urtheil über Corinne hat mich Ihr treffender Geradsinn abermals sehr gefreut. Sie lassen ihr vollkommen Gerechtigkeit widerfahren, und das was Sie tadeln, möchte ich nicht in Schutz nehmen. Nur gestehe ich gern, daß ich gegen dieses Werk sowie gegen alles Hervorgebrachte nachsichtiger und schonender verfahre, indem schon Talent erfordert wird, auch das was nicht recht ist, hervorzubringen. Und so verschmelzen sich vor meiner Ansicht die Fehler ins Gute, wie es ja bei Betrachtung der Individuen auch der Fall ist, an denen wir immer zu loben und zu tadeln finden und die wir zuletzt doch lieben müssen. Die Synthese der Neigung ist es eigentlich, die alles lebendig macht.

Ihr Brief aus Weimar ist mir nun auch zugekommen und hat mir große Freude verursacht. Wir können es als eine gute Vorbedeutung unseres künftigen Verhältnisses ansehen, daß Ihnen unsere Zustände so klar geworden sind, daß die Personen meist zusammen waren, die unser Dasein ausmachen. Bald darauf sind mehrere verreist, und später würden Sie das Lokal sehr leer gefunden haben. Auch unsern Weimaranern wünsch' ich Glück zu der Bekanntschaft eines Mannes, den ich so sehr schätze

[1] Enthaltend die Reisebibliothek von Scherzaufgaben französischer Klassiker die Goethe zu Carlsbad von Reinhard geschenkt erhielt.

und von dem ich so oft werde zu reden und zu erzählen haben. Wohl ist jetzt eine Zeit, da man sich an wechselseitigem Andenken und Zutrauen theilnehmend und hoffend aufrecht erhalten muß.

Daß Ihnen meine Wohnung und die Meinigen bekannt und lieb geworden, ist mir besonders erfreulich, weil mich Ihre Einbildungskraft nicht immer in den drei Mohren[1] aufzusuchen braucht. Wenn Sie am Rheine glücklich angelangt sind, so ersuche ich Sie um eine Beschreibung oder noch lieber um eine Zeichnung Ihrer Wohnung und der umliegenden Gegend, damit ich die Erinnerung früherer Zeiten wieder auffrischen und mich im Geiste zu Ihnen in das schöne heitere Land begeben könne. Der herrliche Nachsommer und Herbst muß sich am Main und Rhein unendlich schön zeigen.

Ich schließe meinen Brief mit einer Betrachtung, die eine Stelle des Ihrigen rege macht. Der böse Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt sehr oft das Entgegengesetzte hervor. Er macht die Welt aufmerksam auf eine Persönlichkeit, und da die Welt wo nicht gerecht, doch wenigstens gleichgültig ist, so läßt sie sichs gefallen, nach und nach die guten Eigenschaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das schlimmste zu zeigen Lust hatte. Ja es ist sogar im Publikum ein Geist des Widerspruchs, der sich dem Tadel wie dem Lobe entgegensetzt, und im Ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu seyn, um gelegentlich zu seinem Vortheil zu erscheinen, wobei es denn freilich hauptsächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzu kritisch werden und der böse Wille nicht die Oberhand habe zur Zeit, wo er vernichten kann.

Verzeihen Sie die Wiederholung einer Betrachtung, die Sie schon selbst gemacht haben. Wir hören aber doch auch gern dasjenige, wovon wir überzeugt sind, von einem Fremden wiederholen.

Lassen Sie mich bald hören, ob Villers geantwortet hat, wo und wie Sie sich befinden, und ob Sie vielleicht meine Mutter in Frankfurt gesehen haben. In etwa 8 Tagen werde ich von hier abreisen.[2]

W.

[1] Goethes gewöhnliche Wohnung in Carlsbad.
[2] Er reiste den 7. Sept. 1807.

IV.

Reinhard an Goethe (nach Karlsbad).

Gobleng den 31. August 1807.

Ich ſchreibe Ihnen, mein verehrter Freund, von dieſer linken Seite, wo ich ſeit acht Tagen angekommen bin, und im Begriff, nach Paris zu reiſen. In Frankfurt erfuhr ich die hohe Beförderung des Grafen,[1] der mich autoriſirt hatte, die Entſcheidung meiner Angelegenheiten vorläufig am Rhein abzuwarten. Dadurch iſt die Lage der Sachen beſonders inſofern verrückt, daß ich die Reklamation, einige Geldrückſtände betreffend, beim neuen Miniſter in Perſon betreiben muß. Zum Ankauf einer Wohnung in dieſer Gegend iſt eine Einleitung getroffen. Meine Frau wird in Cöln meine Zurückkunft erwarten, die, wenn ich meinen feſten Vorſatz irgend ausführen kann, ſich nicht viel über einen Monat verziehen wird.

Vom Geheimerath von Wolzogen hab' ich in Wilhelmsthal Abſchied genommen. Sein Entſchluß, nach Paris zu gehen, war mir damals eben ſo unerwartet, als ihm nun der meinige ſeyn wird. Seine und ſeiner Frau Gegenwart hat mir den Entſchluß zur Reiſe leichter gemacht. Wenn die Sage nicht trügt, wenn Jena, der großen Schlacht zu Ehren, zur Centraluniverſität des rheiniſchen Bundes erhoben werden ſoll, ſo erwartet ihn dort Beſchäftigung. Ich glaube an das Project und wenn der Proſpekt der napoleoniſch-deutſchen Jenaiſchen Literaturzeitung erſcheint, ſo bitt' ich Sie, mich ſogleich unter die Abonnenten einſchreiben zu laſſen.

Wollen Sie, daß ich im Inſtitut von Ihrer Optik ſpreche? Zwar würde mir vergönnt ſeyn, in der erſten Klaſſe, wo ſie hingehört, eine Gaſtvorleſung zu halten, aber da ich zur Klaſſe de l'histoire et litterature ancienne gehöre, ſo muß nach der Regel da der Anfang gemacht werden. Dazu bedarf es nichts, als daß Sie mir die Hauptſtellen in Plato, Ariſtoteles, Seneka

[1] Talleyrand, Prinz von Benevent, der damals das Miniſterium des auswärtigen Departements vorläufig verlor und dagegen zum Vice-Grand Electeur ernannt wurde.

u. ſ. w. bezeichnen; es wäre ein Kapital aus Ihrer Geſchichte der Wiſſenſchaft. Dieſe Art, eine neue wichtige Entdeckung durch philologiſche Propyläen einzuführen, wäre freilich ein wenig ſonderbar, aber es wäre nur ein Compliment, ehe wir den phyſiſch-mathematiſchen Tempel betreten. Ueberdies würde dieſer Vortrab von Gelehrſamkeit bei meinen dieſſeitigen Landsleuten, die viel Reſpekt für Autorität haben und immer noch mehr bekommen werden, ihre Wirkung nicht verfehlen. In vollem Ernſt, ſo roh dieſe Idee hingeworfen iſt, ſo glaub' ich ſie doch der Ausführung fähig und wenn Sie ſie billigen ſollten, ſo erwart' ich Ihre Beweiſung und Ihren Unterricht unter dem Umſchlag des Hrn. v. W. — Wiſſen Sie, daß das Journal de l'Empire und der Mercure de France gezwungen worden ſind, in einem unter höchſter Autorität ausgegangenen Aufſatz die Philoſophie zu Ehren zu bringen? Leſen Sie ihn, beſonders wenn Sie noch in Carlsbad ſind, aber vergeſſen Sie ja nicht, mit der Nummer des Mercure die den Aufſatz enthält, ſich zugleich ein Halbdutzend der vorhergehenden kommen zu laſſen.

In Frankfurt haben wir unſern alten Freund Ebel wiedergefunden, den Sie wahrſcheinlich als Verfaſſer mehrerer Schriften über die Schweiz und vielleicht auch als einen ſehr vortrefflichen Menſchen bereits kennen. Er war über die Klarheit des Vortrags in ihren Paragraphen entzückt und erwartet begierig, daß ſich ihm das Ganze aufſchließe. Nächſte Meſſe wird von ihm über die Bildung der Erde ein Werk erſcheinen, deſſen Reſultat ſeyn wird, daß die Erde nichts anderes ſey als eine galvaniſche Säule in einer elektriſchen Kugel eingeſchloſſen. Ich ſagt' ihm: Sie ſcheinen mir da ganz in Goethe's Ideen hineinzuplumpen. Ich laſſe dieſen Brief nach Weimar gehen, weil es doch möglich wäre, daß Sie Carlsbad ſchon verlaſſen hätten. Sollte der Herzog ſich meiner erinnern, ſo bitt' ich Sie, ihm die Aeußerungen meiner reſpektvollen Verehrung und meiner lebhafteſten Dankbarkeit zu wiederholen. Wie verlangt mich, Nachrichten von Ihnen und Ihrem Befinden zu erhalten, und wie glücklich würd' ich ſeyn, wenn es durch Sie ſelber geſchähe. Leben Sie wohl und vergeſſen Sie uns nicht!

R.

V.

Goethe an Reinhard (nach Paris).

Weimar den 18. September 1807.

Sie haben mich nunmehr, verehrter Freund, durch drei Briefe erfreut und mir dadurch das Andenken an die schönen Carlsbader Tage lebhaft erneuert. Einen von mir abgesendeten werden Sie kaum erhalten haben. Leider war er von Carlsbad nach Jena zu lange unterwegs geblieben. Er ging von da etwa den 10. dieses nach Cöln ab.

Daß ich hier von Ihnen reden höre, daß Sie mit Herrn von Wolzogen zusammengekommen sind, daß Sie die Unsrigen in Paris treffen, das alles macht mir Sie abwesend gegenwärtig und läßt mich ein bleibendes, ja ein näheres Verhältniß hoffen.

Tausend Dank sey Ihnen gesagt, daß Sie sich meines Farbenwagstücks von Zeit zu Zeit erinnern und hie und da ein gutes Wort dafür aussprechen wollen. Leider kann ich Sie nicht sogleich in den Stand setzen, um in Paris davon öffentlich im Institut Erwähnung zu thun. Zwar denk ich immer an einen Prospectus, den man französisch und deutsch mit dem Werke herausgeben könnte. Nach ihrem Rath wäre das Historische zur Einleitung, das Polemische kurz und bundig, wie man an die Newtonische Epoche käme, so wie alles übrige Polemische, gegen die epikureische Vorstellungsart und sonst am gehörigen Orte, zwar kurz aber hinreichend aufzustellen. Dazu gehörte aber Sammlung und ich muß mich in meiner hiesigen Lage, die mir bei einem fast viermonatlichen Außenbleiben eigenermaßen fremd geworden ist wieder zu fassen suchen. Könnten Sie jedoch einstweilen hier und da ein gutes Vorurtheil für die Sache erregen und mir irgend Jemanden anzeigen, der schon vorbereitet wäre und den Prospectus freundlich aufnähme und ihn austheilte, wenn ich ihn ihm sendete, so wäre für die Folge viel gewonnen. Ich geduldete mich schon achtzehn Jahre in dieser Sache und kann wohl noch einige Jahre zusehen.

Eigentlich aber ist das Schlimmste, daß Hauy, der nach Verdienst in großem Ansehen steht und so viel ich weiß, ein kluger, leisauftretender, einflußreicher Mann ist, der des Kaisers Gunst hat, daß dieser in seinem Compendium der Physik die Newtonische Theorie nächst vielen andern als ein himmlisches Palladium aufführt und sie zur Norm beim Schulunterricht in den Lyceen aufgestellt hat. Aus Erfahrung weiß ich nun sehr wohl, daß ein Gelehrter das, was er einmal drucken lassen, nicht leicht wieder zurücknimmt, sondern wenn er ja eines bessern überzeugt wird, seine Meinung nur nach und nach verschwinden läßt, und eben so nach und nach das Rechte unterschiebt, wodurch denn die Welt gewissermaßen nicht gebessert wird, weil eine gewisse Indifferenz von Wahrheit und Irrthum auf diesem Wege entstehen muß. Dergleichen Fälle sind mir viele bekannt und ich fürchte sehr, daß die Franzosen, indem sie mit Gewalt die rein weißen englischen Musselins von Häfen und Marktplätzen abhalten, sich noch lange mit diesem schmutz- und aschenweißen theoretischen Schleier das Hauyt verhüllen werden.

Indem Sie Herrn Ebel einigen Antheil an dieser Unternehmung einflößten, so haben Sie mir eine große Gefälligkeit erzeigt. Ich hatte schon längst Ursache, ihn wegen seiner Kenntnisse und seines Charakters zu schätzen. Wir beriefen ihn sogar einmal, als einen Schüler Sömmerings, zur Professur der Anatomie, welche vortheilhafte Stelle er aber auf eine sehr edle Weise ausschlug. Viel kommt darauf an, wie lange Sie in Paris bleiben und was ich von Ihnen und durch Sie vernehme. Versäumen Sie die Gelegenheit nicht, wenn ein Kurier von den Unsern herausgeht, damit ich bei den übrigen nicht so ganz heitern Affekten[1] wenigstens persönlich etwas Erfreuliches zu erwarten habe.

Im Ganzen habe ich jedoch, wie ich gern gestehen will, seit einiger Zeit wieder guten Muth. Es scheint, daß die menschliche Natur eine völlige Resignation nicht allzulange ertragen kann. Die Hoffnung muß wieder eintreten, und dann kommt auch sogleich die Thätigkeit wieder, durch welche, wenn man es genau besieht, die Hoffnung in jedem Augenblick realisirt wird.

[1] Weimar hatte damals zu Abzahlung einer großen französischen Kontribution hart gedrängt.

Und g'rad' mit in die Welt hinein.
Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculiert,
Ist wie ein Thier, auf einer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Faust.

Wie fangen wir das an?

Mephistopheles.

Wir gehen eben fort.
Was ist das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennüyieren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

In dieſem Sinne habe ich ein Vorſpiel zu Eröffnung unſeres Theaters geſchrieben,[1] wo ich Gewalt und Vertilgung, Flucht und Verzweiflung, Macht und Schutz, Friede und wiederherſtellende Freude lakoniſch vorgeführt habe. Vielleicht gebe ich es bald ins Morgenblatt, da es Ihnen denn auch wohl zu Geſicht kommt.

So viel ſey vorſorglich geſchrieben und hingelegt, da man einen Eilboten von Paris erwartet, der Ihnen auf ſeiner Rückkehr dieſes Blatt bald genug zubringen wird.

Goethe.

VI.

Reinhard an Goethe.

Paris den 7. October 1807.

Ihren lieben Brief vom 28. Auguſt, mein hochverehrter Freund, an Ihrem Geburtstage geſchrieben, beantwort' ich heute, auch an meinem Geburtstage, oder vielmehr ich fange nur an ihn zu beantworten, denn es iſt ſehr früh und meine Materialien ſind noch nicht alle mir zur Hand. Aber Sie ſollen wenigſtens für eine Viertelſtunde auch meiner Feder gegenwärtig ſeyn, wie Sie es vom fruhen Morgen an meinem Herzen und beinahe den ganzen Tag meinem Geſpräch geweſen ſind. Ich bin nämlich vor dem Eſſen mit Wolzogens in der Gallerie des Luxembourg geweſen: ich habe mit Dr. Harbauer, einem liebenswürdigen jungen Mann, den Sie kennen, zu Mittag gegeſſen und den Abend hab' ich wieder mit Wolzogens und mit Madame Schweizer zugebracht. So hab' ich wenigſtens in der Sache, wenn auch nicht völlig in der Form, die liebenswürdige Wahl des Tages erwiedert, an dem Sie ſich mit mir beſchäftigt haben. Laſſen Sie mich Ihnen nur noch ſagen, wie ſehr Sie mir fehlen und wie oft ich in der Erinnerung Karlsbads verfloſſene Tage zurückrufe. Ihnen ſelbſt fehlt vielleicht Paris zur vollendeten

[1] S. Goethe's Werke. Ausg. letzter Hand. Bd. X. S. 241 (Goethe's theatralische Werke. 1808. 1. Bd. 2. Abth. S. 307.)

Anſchauung unſrer gegenwärtigen Weltepoche, warum ſind Sie nicht hier?

Den 6. October.

So vergeht die Zeit in Paris! Ich, der ich nichts zu thun habe, weiß vor Geſchäften nicht, wie ich fertig werden ſoll. So eben läßt Herr v. Wolzogen mir ſagen, daß ein Kurier nach Deutſchland abgehe, er ſoll meinen Brief an Sie mitnehmen. Haben Sie den erhalten, den ich Ihnen von Coblenz aus ſchrieb? Er enthält die Idee, mit dem hiſtoriſchen Theil Ihres Werks meine Claſſe im Inſtitut zu unterhalten, und durch die Pforten der alten Litteratur in den Tempel der Phyſik einzugehen. Ein Mémoire z. B. über die vielſeitige Bedeutung der die Farben bezeichnenden Ausdrücke im Griechiſchen und Lateiniſchen würde gerade ins Maaß der jetzigen Beſchäftigung der Claſſe paſſen. Wie dem ſey, Ihr Buch[1] iſt ſeit vorgeſtern in Cuviers Händen. Ich gab es ihm in Gegenwart der Sekretäre aller vier Akademien und bekam dabei eine ächt-franzöſiſche Diſſertation über Kant zum Beſten. Cuvier iſt gerade mit dem Durchleſen aller neueren deutſchen Chymiſten beſchäftigt; mehrere ſeiner Aeußerungen haben mich überzeugt, daß ſein Sinn für deutſche Anſichten noch nicht erſtorben iſt. Ich erwarte mit Ungeduld meine nächſte Unterredung mit ihm; eine Anleitung voranzuſchicken, geſtatteten mir weder Zeit noch Ort. Mit Delambre hab' ich mehreremal über Ihre Theorie geſprochen. Freilich iſt er zu ſehr Mathematiker, um ſich ganz dafür zu intereſſiren, und der angeborne Reſpekt für den Zeher durchs Commun exiguum beherrſcht auch ihn. «Des observations! des experiences! et surtout ne commençons pas par attaquer Newton.» Aber er kannte doch ſchon mehrere Beobachtungen, unter andern auch die vom convexen Glas und ſeinen exotiſchen Farben; auch geſtand er eben dabei, es ſey erwieſen, daß Newton ſich hier geirrt habe. Auch von Villers hab' ich ſeit geſtern einen Brief ſchon vom 15. Auguſt datirt. Ich ſchreibe Ihnen die Stelle ab, die Sie betrifft: Je vous remercie de l'esquisse que vous m'avez donnée, en français et en allemand, de la nouvelle theorie des couleurs par Goethe. — Je vais me procurer son livre; et dès

[1] Die Anſichtsgegenſtände der Farbenlehre, ſoweit ſie damals gedruckt waren.

que j'en aurai le temps, je le lirai avec grande attention. Je m'essayerai d'abord à en rendre compte dans un journal français, intitulé le Conservateur, qui paraît à Amsterdam; puis je verrai si je peux me livrer au nouvel apostolat que vous et l'auteur me proposez — il faut savoir d'abord si j'en aurai la force et si l'entreprise n'est pas au dessus de mes connaissances en sciences naturelles. Il faudra ensuite sonder le terrain, pour savoir si le moment serait opportun en France. Enfin il me faudra conquérir le temps necessaire sur mes mille et un projets qui remplissent mon avenir et même qui le debordent. C'est une grande perte pour moi, que de n'avoir pu en causer avec vous, que de n'avoir pas entendu l'illustre auteur en disserter ——

Nun wiſſt es ſich gar ſonderbar, daß der gute Villers gerade durch ein **Mémoire** über die Farben, worin er die Ideen irgend eines Profeſſors aus Straßburg vortrug, beim Inſtitut in neuen Mißkredit gekommen iſt. Wie dem ſey, Sie fühlen nun ſchon ein Luftchen wehen. Aber daß kritiſche Ideen auch in Frankreich wirklich in der Luft ſind, beweiſet dieß, daß ſelbſt in Paris einige Männer, unter denen Haüy keinen unbedeutenden Namen hat, ſich eben jetzt damit beſchäftigen. Es iſt mir von zwei **Mémoires** geſprochen worden, wovon das eine gedruckt iſt und das andere in dem Archive des Inſtituts liegt. Ich werde ſie noch in dieſer Woche beide ſehen und Ihnen Bericht erſtatten. Bin ich erſt ſo weit, ſo werd' ich an einen Aufſatz in den **Archives litteraires** denken. Ich habe mit Vanderbourg, ihrem **Redakteur** und einem Freund Jacobi's, trotz ſeiner böſen Ueberzeugung **du mauvais Roman du Philosophe allemand**, ſchon hierüber geſprochen. Kurz, ich werde Paris nicht verlaſſen, ohne über das was zu thun iſt, im Klaren zu ſeyn, und ohne, was für jetzt möglich iſt, gethan zu haben. Ihre Einleitung erwart' ich mit ſteigender Ungeduld. Kurz, wir ſtoßen erſt Reſpekt ein durch eine Maſſe der auffallendſten Beobachtungen, die wir aus Ihren ſchönen Paragraphen auswählen; wir miſchen etwas Geſchichte ein, wir werfen im Vorbeigehen hin, daß auch hier ſich wieder beſtätige, was die gelehrte Welt ſchon längſt wiſſe: Newton habe ſich, zwar nicht als Mathematiker, aber als Phyſiker in mehreren ſeiner Behauptungen über die Farben geirrt; und

wenn denn aus der Gährung ein klares Reſultat in der Meinung hervorgegangen iſt, ſo ſuchen und finden wir einen Ueberſetzer fürs Ganze und wenn ichs ſelbſt ſeyn ſollte.

Den 10. October.

Ich habe den Kurier abgehen laſſen, um Ihnen mit dem nächſten um ſo vollſtändigere Nachrichten zu ſenden. Cuvier hab' ich noch nicht wieder geſehen, aber über die Mémoires hab' ich Erkundigung eingezogen. Das von Haſſenfratz hat den Titel: sur les couleurs complimentaires? — complémentaires ohne Zweifel, und in dieſem Wort ſcheint mir etwas zu liegen. Sollten es die geforderten Farben ſeyn? Wie dem ſey, das Mémoire iſt ſeit drittehalb Jahren in den Händen von Commiſſarien der Akademie, die einen Rapport darüber zu machen beauftragt ſind. Monge iſt der einzige von ihnen, den ich kenne, er iſt abweſend und nach ſeiner Zurückkunft werde ich das Weitere erfahren. Das andere Mémoire iſt von Prieur de la Côte d'or, einem berüchtigten Schreckensmann. Es hat den Titel: considérations sur les couleurs. Es iſt nicht einmal der Ehre eines Rapports gewürdigt worden, und en marge vom Regiſter ſteht: L'auteur a retiré son mémoire.

Ich habe durch Hrn. v. Wolzogen Ihren Brief vom 28ſten September erhalten und mit froher Zufriedenheit vernommen, daß Sie wieder unter den Ihrigen ſind. Hätten Sie mir doch auch etwas von Ihrer Geſundheit geſagt. Ich bin hierüber, ich geſtehe es, nie ganz ruhig geweſen. Freilich, Sie fühlen ſich auch durch dieſen Ring an die Nothwendigkeit angeſchloſſen und dieſe Art zu ſeyen iſt auch die meinige; allein Sie ſind nicht Ihr Eigenthum wie ein gemeiner Sterblicher, und wir andern haben wenigſtens das Recht, uns um das zu kümmern, was Ihnen ſo geringe Sorge macht.

Ich bin nun einen vollen Monat hier und da ich vorgeſtern mein Quartier verändert, ſo können Sie daraus ſchließen, daß ich noch einen Monat auszuhalten gedenke. Von oben herab hab' ich noch nicht das Geringſte vernommen. Im Publiciſte iſt mit einem kennbaren Stempel ein Artikel erſchienen, der mir meinen Aufenthalt in Weimar und Jena gleichſam vorzuwerfen ſcheint. Vom Prinzen von Benevent hab' ich einen zugleich nichts und ſehr vielſagenden Brief erhalten, des Inhalts: que je ne

dois pas douter que Sa Majeste n'apprecie a leur juste valeur les services que j'ai rendus; qu'Elle est toujours disposée à récompenser ceux qui lui sont dévoués; et qu'à ce titre je puis espérer que j'obtiendrai ce qui fait l'objet de mes voeux, que pour Lui, il se fera un veritable plaisir d'appuyer u. s. w. Und nun der Commentar von diesem appuyer, den mir gerade den Tag vorher einer seiner Vertrauten gegeben hatte: J'ai toujours remarque, sagt der Vertraute, que même les plus puissans sont dans une telle stupeur vis à vis de l'Empereur, que jamais ils n'osent prendre l'initiative d'une chose où ils prévoyent quelque difficulté. Aussi toutes les fois que j'ai été dans les cas de faire une demande de cette nature, ils me disaient tous: Oh! faites la seulement proposer, j'appuyerai, j'appuyerai! Hieß von Einer Seite und nun von der andern. Meine Frau meldet mir, sie habe den Kauf eines Hauses zu Stande gebracht. Es liegt einen Büchsenschuß vom Schloß von Brül, eine Stunde von Bonn und heißt Falkenlust, ein ehemaliges kleines Jagdschloß des Kurfürsten. Die Gegend, die Sie wohl kennen, ist herrlich, das Haus niedlich, von einem Gitter und außerhalb von einem kleinen Park umgeben. Das Gefühl, Hausbesitzer zu seyn, hat mich fröhlich ergriffen und mein Schicksal bestimmt. Es ist nun festbeschlossen: wenn es der Wille des Schicksals ist, daß ich noch in die Fesseln meiner Stelle geschmiedet werden soll, so soll wenigstens die Stelle mich suchen, nicht ich sie. Doch ich kenne meine Leute! Mögen sie glauben, daß ich die Traube verschmähe, weil sie hoch hängt, sagt mir doch mein Bewußtseyn, es sey darum, weil sie herb ist.

Der Fürst-Primas ist immer in Fontainebleau. Man sagt, er helfe Napoleon Deutschland einrichten. Ich zweifle: alles scheint zu beweisen, man wolle »vous autres« noch zappeln lassen, und nichts macht schlaffer als zappeln. Concordat und Religionsvereinigung werden vorangehen: den alten tauben Cardinal, der in drei Wochen von Rom nach Turin gekommen war, und in einigen Monaten hier zu seyn gedachte, um mit dem Primas zu unterhandeln, hat man mit Kurierpferden von Turin nach Rom zurückgeschickt. Ich wette für die Reise nach Italien, vielleicht nach einer kleinen Excursion an die Küsten. Das Kalifat ist nun

an der Tagesordnung, rechnen Sie darauf. Woher ich es wisse? Hier spricht niemand von solchen Dingen, aber es ist in der Luft!

Den 14. am Jahrestag der Schlacht von Jena.

Die Tuilerien leuchten! Der volle Mond überstrahlt den Lampenschimmer und der blasse Komet deutet mit seinem der Erde zugekehrten Schweif auf das heutige Fest. In Fontainebleau sind die Gewaltigen von Paris versammelt und feiern eine dreifache Vermählung. Ein Dutzend deutscher Souverains steht unbemerkt in den gedrängten ehrerbietigen Reihen. Frau von Wolzogen ist aufs Land gezogen; ich sitze hier in meinem einsamen Zimmer; sie meint, ich müsse mich freuen!

Oelenschläger hat uns gestern Abend seinen Aladdin vorgelesen. Eine blühende, mannigfaltige, zuweilen kräftige aber sehr junge Einbildungskraft. Wie sprossen solche Augen aus dänischem Boden? Er hat wahre Künstleraugen; ich möchte sie musikalische nennen; ich habe die nämlichen an Rode gesehen. Wir waren sechs oder acht versammelt; eine Straßenleyer tönte unten vor der Hausthüre; dieß ist ein Signal; unsere Zusammenkunft stand bereits unter der Aufsicht der Polizei.

Ist Ihr Vorspiel[1] noch nicht gedruckt? Wenn wir dieß noch hier uns vorlesen könnten! Als pendant soll Ihnen Frau von Wolzogen les bateliers du Niemen mitbringen. Doch ich vergaß fast, was mir am Herzen liegt. Lesen Sie, ich bitte Sie, Nicomède von Corneille. Ich hab' ihn von Talma spielen sehen. Nie haben mir ein Schauspiel und dieser Schauspieler größeres Vergnügen gemacht. Diese so gehaltene, alles umher erdrückende Ironie ist eine höchst genialische Idee, von Talma unübertrefflich dargestellt. Nur müßte, wie Hamlet in seiner dumpfen, Nicomède in seiner besonnenen Ironie dem Schicksal unterliegen, dann wäre das Stück zugleich ächt poetisch und ächt welthistorisch. Wie wenn Sie es übersetzten und einen neuen fünften Akt schrieben? Was mich zugleich unendlich ergötzte, war, daß im ganzen Hause niemand zu fühlen schien, daß sie die Römer waren! Ich fühlte leider, daß ich ein Deutscher bin, und ich kenne die Prussiasse!

M.

[1] Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19 Sept. 1807. Goethe's Werke A. d. H. Ausg. XI S. 253 ff.

VII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 28. October 1807.

Ihr sechstägiger Brief, mein verehrter Freund, hat auch mir einen Festtag hervorgebracht. Ich mag mich gar zu gern durch Sie nach Paris versetzt sehen, das ich wohl in der Wirklichkeit schwerlich betreten werde. Uebrigens haben wir alle Ursache, unsere inneren Familien- und Freundschaftsfeiertage recht fromm zu begehen, denn was die öffentlichen Feierlichkeiten betrifft, so theilt sich die Welt wirklich in eine Tages- und Nachtseite und leider befinden wir uns auf der letztern.

Von meinem Befinden, an dem Sie freundlich Theil nehmen, will ich gleich voraussagen, daß es ganz leidlich ist, daß ich mich bei einer gleichen Diät in einem ziemlich gleichen Zustand erhalte, arbeiten kann und noch mehr thun würde, wenn ich nicht so zerstreut würde durch das Theater, das, als ein Repräsentant der Welt, die Rechte seines Urbildes behauptet, und durch Fremde, deren mehr oder weniger erwünschte Besuche einen lebhaften Reisezirkel durch mein Haus durchführen.

Das chromatische Geschäft, das mir durch Ihre gütige Theilnahme doppelt interessant wird, habe ich auch wieder angegriffen, aber noch kein Manuscript zum Druck befördern können.

Nach einer langen Pause und nach unsern Unterhaltungen komme ich an die Sache mit einer Frischheit des Blickes, die mich an dem Vorgearbeiteten manches aussetzen läßt. Was zunächst zum Druck bestimmt war, habe ich wieder umgearbeitet und die Sache soll gewiß durch diesen neuen Anlauf gewinnen. Doch ist sowohl zum polemischen als zum historischen Theil manches studirt, gefunden und disponirt worden, daß wenn der Faden nur einmal wieder ganz angedrillt ist, die Spule schon rasch wieder fortschnurren soll.

Haben Sie tausend Dank für die Verwendung in dieser Sache, und zwar für den doppelten Vortheil, den Sie mir bringen. Einmal, daß Sie etwas leisten und vorwärts führen, was ohne Sie nicht geschehen wäre, sodann daß Sie mir eine

Vorſtellung, einen Begriff von Zuſtänden geben, von denen ich wohl eine Ahnung, aber keine Anſchauung hatte. Da Ihre lebhafte Geſchäftsthätigkeit durch jedes Hinderniß eine neue Anregung erhält, ſo entſpringt uns gewiß zuletzt ein Reſultat, das uns ſelbſt überraſcht. Schon das Intereſſe der verſchiedenen Menſchen kennen zu lernen in einer Sache, die uns ſelbſt beſchäftigt, iſt höchſt bedeutend. Inwiefern Villers ſich der Sache annehmen mag, wird ſich zeigen, wenn er ſie näher kennen lernt.

Ihrer Vermuthung wegen der couleurs complémentaires des Haſſenfratz muß ich beipflichten. Schon die Newtonianer erklären das Phänomen auf dieſem Wege. Sie nehmen ad hunc actum drei Farben an, Gelb, Blau und Roth, und wenn eine davon das Auge trifft, ſo kommen die beiden übrigen gelaufen, um die Geſellſchaft voll zu machen. Und doch iſt auch ſchon auf dieſem Wege die Tendenz nach Totalität ausgeſprochen.

Wie Cuvier die Sache nehmen wird, kann nicht anders als von Bedeutung ſeyn. Ich weiß, daß er der neuen deutſchen Methode bei Behandlung der organiſchen Natur nicht ganz günſtig iſt, und daß er da nur Zufälliges erblicken mag, wo wir Geſetzliches zu ſehen glauben. Da nun dieſe Differenz in der Maxime unendlich iſt, ſo kann man ſich auch im Einzelnen, ſelbſt wo man zuſammentrifft, nicht vereinigen.

Jener andere Freund, der immer observations et expériences fordert, würde wohl ſchwerlich zu überzeugen ſeyn, daß man den beſten Kopf gerade mit observations et expériences zum Beſten haben kann, und ſo möchte man denn auch immerfort eine ſtille Schadenfreude nähren, daß die Herren des Continents immer noch vor dem übermeeriſchen inſularen Geſpenſt eine ſolche tiefe, ängſtliche Scheu empfinden. Betrachtet man dieſes alles, ſowie auch die retardirten Berichte der Commiſſarien, das Zurücknehmen von Aufſätzen u. ſ. w. mit einem freien, vollſinnigen Ueberblick, ſo ſieht man denn doch in einen der beſchränkteſten, bedingteſten und wunderlichſten Zuſtände hinein. Daß ich das aus der Ferne kann, dafür ſey Ihnen wiederholt von Herzen Lob und Dank gebracht.

(9.

VIII.

Reinhard an Goethe.

Falkenluſt den 7. März 1808.

Ich habe die Beantwortung Ihres lieben Briefes einige Tage aufgeſchoben um den meinigen von hier aus datiren zu können. Vorigen Dienſtag zogen wir ein unter guten Auſpizien; es war der letzte Tag des Carnevals und der erſte des Monats, der den Frühling bringt. Noch weht eine kalte Luft an unſern hohen Fenſtern, aber Sonne und Mond beleuchten neu und herrlich die paradieſiſche Gegend. Ich habe mir die Beſitznehmung dieſer Freiſtätte durch einen Entſchluß erkämpfen müſſen, zu dem ich nicht befürchtete ſo bald aufgefordert zu werden. Den 31. December um Mitternacht, wie ich eben von einer kleinen Reiſe zurückkam, fand ich, wie zwiſchen Zukunft und Vergangenheit, einen Brief vom Miniſter und den Antrag einer neuen Stelle. Welchen Entſchluß ich nach einem Jahre gefaßt haben würde, weiß ich nicht; aber in dieſem Augenblick mußt ich mich ſo, wie ich gethan habe, und wahrſcheinlich für immer entſcheiden.[1] Ich kenne die Wirkung noch nicht die meine Antwort hervorgebracht hat. Vielleicht wird mir um der Vergangenheit willen die Zukunft, oder auch umgekehrt um der Zukunft willen die Vergangenheit verziehen.

Durch Madame Frommann hat meine Frau Nachricht von Ihrem Aufenthalte in Jena erhalten. Ein ſonderbarer Artikel in irgend einer franzöſiſchen Zeitung, in welchem behauptet wurde, Sie würden künftig Jena zu Ihrem beſtändigen Aufenthalt wählen, machte dieſe Nachrichten uns noch erwünſchter. Was die Wunderlichkeiten betrifft, in denen Sie, wie Sie ſchreiben, befangen waren, ſo ſcheint es mir, daß ich wenigſtens auf die von außen, inſofern ſie nicht Sie allein betrafen, ſchon in Paris einen Blick werfen konnte. Wie dem auch ſey, da eine ſo ſchöne Epoche und ein ſo edles Spiel der Thätigkeit Sie wieder in den natürlichen Gang der Dinge zurückgeführt hat,

[1] Es war die Stelle als General-Conſul in Mailand, die Reinhard ausſchlug

ſo beweiſt dieß, daß Sie wie alle himmliſche Körper zwar Störungen leiden können, aber dann ihre Bahn um ſo feſter und raſcher verfolgen. Wohl Ihnen, daß Sie zu einem andern Sternenſyſteme gehören, als zu dem des politiſchen Nebelflecks oder Rothjacks, über deſſen Chaos der Geiſt noch nicht ſcheint ſchweben zu wollen. Das hat unſer Freund W. in P. wohl erfahren und ſeinem geſchäftigen Gehülfen war ich immer verſucht zuzurufen: Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn. Indeſſen meine Anſichten ſind von drei Monaten her: vielleicht iſt der Schöpfungstag nun nahe.

Werners Bekanntſchaft, von dem mir auch H. v. Hammer aus Wien manches geſchrieben hatte, beneid' ich Ihnen. Seine Stücke, außer dem verunglückten Luther, wo die beiden Genien im derben Stoff ſo gräßlich untergingen, haben mich immer ſehr angezogen. Sie ſcheinen mir voll Tiefe und Wärme, aber meine halbfranzöſiſche Cultur vermißte denn doch was ich klaſſiſchen Geiſt nenne und was ich in Ihren Werken ſo überſchwänglich finde. Seinen Myſticismus laß ich mir gefallen. Ich ſtoße, wie Sie von einer gewiſſen Nation ſagten, mit den Fühlhörnern dagegen, aber ich ziehe ſie nicht zurück. Auch dieſer dunkle Sinn für die unſichtbare Welt iſt mir erſt geworden, mehr durch den eigenthümlichen Gang meines Lebens als bloß darum, weil die Sache nun gerade in der Luft iſt. Daß ſie übrigens in der Luft ſey, beweiſt die Bekehrung des Gros-Papa,[1] von dem ich Ihnen das rothe Blatt ſchickte, und der nun an die Kraft des Magnetismus glaubt. Nicht daß er glaubte was er ſah, aber daß er ſich entſchließen konnte, zu kommen und zu ſehen, iſt das Wunder.

Wenn es eine Weltgeſchichte gibt, d. h. wenn die Vorſehung das Schickſal und zwar das äußere der Maſſen lenkt, ſo muß ſie jetzt ſich auch darin bewähren, daß irgend etwas wieder an die Stelle der Religionen tritt, deren Kraft und Leben verſchwunden iſt. Und zwar muß dieß nicht wie Kreislauf werden, ſondern das Neue muß eine Stufe höher ſtehen als das Vorhandene, entweder durch Zuſammenfaſſen oder Quinteſſenziren deſſen was wir ſchon kennen, oder durch irgend etwas die

[1] Dr. Reimarus in Hamburg

Faust

Mir ist's nicht möglich ihn zu sehn.

Mephistopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröstet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köstlich stehn.

Er kleidet sich um.

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;
Indessen mache dich zur schönen Fahrt bereit!

Faust ab.

Mephistopheles in Fausts langem Kleide.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben

jetzt noch Verborgenes. Das Bedürfniß iſt allgemein und unverkennbar: und der Polizei-Mechanismus unſerer auguſtiſchen Zeit wird es nicht befriedigen. In dieſem Sinn, ſcheint es mir, ſchließe ſich F. Schlegel an die katholiſche Religion an, für deſſen nun gereiften philoſophiſchen, kenntnißreichen, klaſſiſch gewordenen Geiſt ich wahre Achtung bekommen habe. Einige Elemente jenes Zuſammenſtoßens finden ſich in ſeiner neuen Schrift über indiſche Sprache, die ich Ihnen zum voraus empfehle. Nach ihm haben ſich die Spuren von Offenbarung und von dem, was Weſen der Religion iſt, in den katholiſchen Traditionen und Gebräuchen reiner erhalten, und die Begründung einer beſſern höhern Religion ſcheint ihm als Ziel des jetzigen Ganges der Philoſophie vorzuſchweben. Meiner Meinung nach keine unrichtige Idee (die Religion aus Philoſophie nämlich), aber eine völlig chimäriſche Hoffnung.

Mein Glaube iſt, daß ſich alle Zufälligkeiten hindurch eine gewiſſe, nicht ſowohl feſte, als ſichere Ordnung in den Weltbegebenheiten zeige, etwa wie das Verhältniß zwiſchen Gebornen und Geſtorbenen, zwiſchen männlichen und weiblichen Geburten, oder wie das gegenſeitige Aufheben der Fehler in aſtronomiſchen Rechnungen, ſo daß weder dieſſeits noch jenſeits die Menſchheit zu weit aus ihrer Bahn weichen kann. Aber das Schickſal unſerer willkürlichen Eintheilungen von Nationen und Ländern bleibt das ewige Spiel, theils der Naturnothwendigkeit, theils der menſchlichen Freiheit. Für die Gottheit iſt jeder Einzelne, und nur jeder Einzelne, Zweck, nicht nach ſeinen äußern Begebenheiten, ſondern nach ſeinen innern, und ſelbſt nach jenen inſofern ſie Folge von dieſen ſind und auf ſie zurückwirken und zurückwirken ſollen. Jeder Menſch trägt ſeinen Gott in ſeinem Buſen, und jedes Vorhandene, moraliſche oder Erkenntnißſtoff, dient ihm, das höchſte zu erſchwingen, wenn er es will: darum iſt für ihn keine irgend gegebene Form nothwendig. Als Paria kann er Bewohner einer Chaumière indienne, als Sklave eines Sultans ein Vilyai, eines Nero ein Ibraica, als Katholik ein Carl Borromeo oder Fenelon, als Proteſtant ein Werner oder Lavater werden. Daß er auch über dieſes hinaus etwas werden ſoll, ſcheint mir erwieſen. Aus dieſer Geſchichte der Einzelnen, der einzigen wahren, bildet ſich die Weltgeſchichte, mit einer

ungefähr immer gleichen Summe von Moralität, von Glück und Unglück. Der vorhandene Stoff, nach dem jeder Einzelne ſich zu bilden hat, iſt darum nicht gleichgültig: ſeine weſentlichſten Elemente gehören den erſten Jahren des Lebens und der Erziehung an. Hier iſt unendliche Mannigfaltigkeit, nichts iſt einer mechaniſchen Leitung fähig, wie ſie von Menſchen ausgehen kann; alle Einheit iſt tödtlich, und der furchtbarſte Seelenmörder iſt der, der ſich erfrecht, das Heilige zu kommandiren wie ein Soldaten-Exercitium. Wenn nun die über den Mechanismus gebietende Gewalt der Erziehung und ihrer Elemente ſich zu bemächtigen ſtrebt, ſo ſey es die Sorge der Beſſern, den Geiſt, den ſie nicht geben kann, dieſem Mechanismus einzuhauchen, oder den falſchen Geiſt zu verdrängen, der von der Gewalt ausgeht. Hier werden Einzelne mächtig wirken, und irgend einem wird es vielleicht gelingen, die Zeit herbeizuführen, wo Enthuſiasmus nicht mehr das allgemeine Hohngelächter erregt. Aber bis dieſe Zeit eintritt, ſtehen die Dinge auf der Wage und alles kann verloren werden.

Den 18. April.

Werden Sie nicht ſagen, dieſe Digreſſion, zu der, ich weiß nicht wie, Ihr Freund Werner mich verführt, habe mich ſo außer Athem geſetzt, daß mehr als ein Monat nöthig geweſen, um Luft zu ſchöpfen? Ich geſtehe, daß ich außer Athem gekommen bin, nicht durch die Digreſſion, aber durch die lähmende, mir ſo widerliche Ideen-Verbindung von Brief und Poſt. Dieſe Schwierigkeit iſt nun gehoben und Herr Schlegel, der auf den Ruf der Madame Stael und von ſeinem Bruder eine Reiſe nach Dresden macht, wird dieſen Brief, wie ich hoffe, in Ihre Hände geben. Die Recenſion ſeiner Recenſion Ihrer Werke mag er von Ihnen ſelbſt hören; daß er Ihre loſen Diſtichen zu einem Lehrgedicht zuſammen löthen will, hat mich ſehr amüſirt. Faſt durchaus hat mir gefallen was er über die Lieder und Wilhelm Meiſter ſagt.

Ich habe das erſte Stück der neuen Wiener Zeitſchrift Prometheus geleſen und ihre Tendenz iſt mir merkwürdig und lieb. Ob aber ſolche Früchte auf öſterreichiſchen Stamm gepfropft, gedeihen werden, iſt die Frage. War doch ſelbſt für Hofmanniſche

Polemik jener Boden zu faſtlos! Sonderbar, wenn es gelänge! Welche Zeiten, die eine ſolche Erſcheinung hervorbringen können!

Meine ökonomiſchen Angelegenheiten, ſo weit ich ſie mit der Regierung in Ordnung zu bringen hatte, ſind nun endlich in Richtigkeit, und ſo bin ich es ſehr zufrieden, daß auf meine Erklärung keine Gegenerklärung erfolgt iſt. Ich pflanze nun und ſäe. Herr Bertuch hat mir Materialien für den Unterricht meiner Kinder geliefert, und in der mineralogiſchen Lection vertröſt' ich ſie auf die Ankunft von Herrn v. Goethe, der ihnen alles klar machen ſoll. Dieſe Ankunft iſt wie ein lichter Punkt der uns allen vorſchwebt. Ihr Zimmer erwartet Sie und die letzten Tage des Julius ſind die Zeit der Wallfahrt auf den Apollinarisberg (der, um einen Irrthum meines letzten Briefes zu berichtigen, zwar 70 Morgen Ackerland, aber nur 7 Morgen Weinberg hat). Mögen denn alle Heilkräfte des durch Sie mir ſo lieb gewordenen Carlsbads Ihnen zu Hülfe kommen, aber nicht weiter, als um die Nachkur von Spaa zu Ihrer völligen Geneſung nothwendig zu machen. Werden Sie noch zu Anfang des Mai reiſen, und werden bereits angekündigte allerhöchſte, hohe, diſtinguirte und berühmte Beſuche Sie nicht zurückhalten?

Meine Correſpondenz nach Paris iſt ſo läſſig, daß ich nicht weiß, ob Wolzogens noch in Paris ſind. Ich zweifle: denn Zeus iſt ja nun zu den frommen Aethiopen gegangen.

Die Rapporte des Inſtituts liegen nun, wenigſtens in den Capitel-Ueberſchriften, vor uns, merkwürdige Belege der Kunſt alles dem Leiſten anzupaſſen. Wie in dieſem Prokruſtiſchen Bett Wiſſenſchaften und Künſte ſich dehnen oder ſich verkürzen! Die zu ihrer urſprünglichen Beſtimmung des inscriptions zurückgeführte dritte Klaſſe hat einen kraftloſen Verſuch gemacht, die Philoſophie in ihrem Gebiet feſtzuhalten; nur unter den Flügeln der académie française hat ſie durchſchlüpfen können, weil man doch um zu philoſophiren Worte und Grammatik braucht. Lebretons Rapport ſcheint eine bloße Polemik gegen Denon oder David zu ſeyn, und Cuvier verliert ſich in den Details, ohne höhere Anſicht und Einheit. Chenier allein iſt der Janus mit zwei Geſichtern und der vermittelnde Heros.

Laſſen Sie mich, ich bitte Sie, mein langes Stillſchweigen nicht zu ſehr entgelten; wenigſtens in Carlsbad hoff ich, daß

Sie unſrer ſich erinnern werden. Ich genieße meines neuen Zuſtands mit einer indolenten Behaglichkeit, wie es einem verwundeten Invaliden ziemt, der für ſich ſelbſt weder Wünſche noch Hoffnungen übrig behalten hat. Nur damit ich des noch anderswo wirkſamen Guten nicht vergeſſe, damit die edlere Natur mit der unſichtbaren Kirche vereinigt bleibe, bedarf ich um ſo mehr von Zeit zu Zeit Zeichen und Gruß der fortdauernden Gemeinſchaft, und ſo oft mir die von Ihnen kommt, fühl ich mich ergriffen von Liebe und Andacht.

R.

Da Sie den Groß-Papa kennen, ſo mögen Sie auch aus der Groß-Mama[1] Briefen folgende Stelle hören: „Den Prolog zum neuen Fauſt mußte ich für dich und Karl abſchreiben; er iſt zu ſchön, und ein Himmelsfunken drinnen, den ich bisher in G. Gemüth nicht fand, ein weiches, inniges Gefühl, ein Zuſammenhang mit abgeſchiedenen Freunden, der in dem Himmelsdome von Goethe's Geiſte nie fehlen konnte, wenn er auch zuweilen durch Erddünſte verdeckt ward. Jetzt ſieht man die reine Bläue von Lieb' und Freundſchaft durch und dieß thut ſo wohl. Dieſe Zeit erzieht ihre Menſchen; was im Glück ſchlummernd lag, wird ſchmerzhaft wach durch Leiden." — Dieſes Urtheil der Mutter haben meine Rührung und meiner Frau Thränen bekräftigt.

R.

[1] Reinhart's Schwiegermutter, Reimarus, zu Hamburg

IX.

Reinhard an Goethe.

Kalkenluft den 1. Mai

Einen Brief, im März angefangen und erſt im April geendigt, habe ich Herrn Schlegel für Sie übergeben, der nach Dresden reist, um mit ſeinem Bruder Auguſt Wilhelm dort zuſammenzutreffen. Sein Weg führt ihn durch Weimar, aber er ſchien mir unentſchloſſen ob er ſich dort aufhalten würde. Es iſt mir wichtig, Ihnen davon Nachricht zu geben, und zu erfahren ob der Brief wirklich in Ihre Hände gekommen ſey. Denn kaum war Herr Schlegel abgereist, ſo erzählte die franzöſiſche Zeitung von Cöln, er wäre an Oſtern feierlich zur katholiſchen Religion übergetreten. Groſſe Unruhe ſeiner Freunde, groſſe Verlegenheit ſeiner Frau: die Sache ſey nicht wahr; denn Herr Schlegel ſey ſeit lange katholiſch und habe nur in den letzten Feiertagen eine unerläßliche Pflicht ſeiner Religion erfüllt: dieſe Publicität einer bloß perſönlichen Sache ſey höchſt unangenehm u. ſ. w.

Da ich den weiten Umfang kannte, den Herr Schlegel ſonſt dem Wort Religion gab, ſo war mir, trotz aller Anzeichen, nicht in den Sinn gekommen, daß er es für ſich auf den Katholicismus einengen würde, und ich begriff nicht, wie dieſes feiſte Dr. Luthers-Geſicht irgend eine innre redliche Veranlaſſung zu einem ſolchen Schritt haben konnte. Ich werde vielleicht durch irgend einen ſeiner Schüler, deren er in Cöln eine ziemliche Menge hat, beſonders in einer gewiſſen reichen und angeſehenen Familie, mit der auch wir in Verbindung ſtehen, durch die wir in faſt täglichen Umgang mit Herrn Schlegel gekommen ſind, hierüber belehrt werden. Die zweideutige Rolle, die er unter ſolchen Umſtänden zu ſpielen hatte, beſonders gegen meine im Deismus erzogene Frau, hat er übrigens mit wahrer Feinheit durchgeführt, und ich kann nicht ſagen daß er ſich verſtellt, kaum daß er verheimlicht habe: denn es lag nur an uns, aus allen ſeinen Aeußerungen die Conſequenz zu ziehen. Daß der paradoxale, zum ungemeinen mit verbitterter Eigenliebe

ſtrebende Menſch die katholiſche Religion vorziehen könnte, ſchien uns ſehr begreiflich; aber daß er zu ihr übertreten würde, daran dachten wir nicht. Davon glaub' ich wenigſtens ihn freiſprechen zu können, daß die Impulſion, die ihn trieb, vom großen Mittelpunkt aller heutigen Impulſionen ausgegangen ſey; ſeine wahre Abſicht wird die Zeit enthüllen. So ſehr heut zu Tage der Proteſtantismus ohne innern Halt daſteht, um ſo mehr bedarf er eines gemeinſchaftlichen Halts gegen außen und Menſchen, die ſo leichtſinnig unter die Knechtſchaft zurückkehren, ſcheinen mir Verbrecher gegen die Menſchheit. Aber es ſcheint nun einmal, die allgemeine Gährung unſrer Zeit habe auch dieſer Form ihren ſchnellen Sturz bereitet; nur wird ganz gewiß, trotz Herrn Schlegel, auch jene andere Form die veraltete bleiben.

Es ſcheint Auguſt Wilhelm habe dem Bruder die gewiſſe Ausſicht eröffnet, in Wien angeſtellt zu werden, und dieß ſey der Zweck ſeiner Reiſe. Allein in der Ungewißheit hatt' er mir noch den Auftrag zurückgelaſſen, mich für ihn zu einer Stelle bei der Université zu verwenden. Wohl; die Soutane wird ihn nicht übel kleiden; aber in welcher Kapuze ſoll Lucinde erſcheinen?

Genug von dieſer auch perſönlich mir unangenehmen Geſchichte. Recht ungeduldig bin ich zu wiſſen, ob Sie Ihren Vorſatz ſchon im Mai nach Carlsbad zu gehen, ausgeführt haben? Seit drei Tagen erſcheint hier der Frühling mit Sommer-Wärme und weckt in uns allen die Bilder unſeres letzten Aufenthalts in der nämlichen Jahrszeit. Leibesbewegung und die täglichen Projecte zur Verſchönerung meiner kleinen Beſitzung ſind nun meine fortgeſetzte Kur. Ich fühle mich zufrieden in dem engen Kreiſe, der was mir von Bedürfniß der Thätigkeit geblieben iſt, ausfüllt, und ich habe mich überzeugt, daß es nicht bloß die Neuheit ſey, wodurch dieſe neue Exiſtenz mir werth wird. In den Zeiten, wo mitten im Sturm der Begebenheiten eine ſanfte Welle meinen Nachen trug, war Amerika und Landleben mein Ziel; nie hat mich dieſe Ausſicht verlaſſen, und eben ſie hat mich für andere Verhältniſſe zu ſorglos gemacht. Amerika ſollte nur mein Ultimatum ſeyn; ich ſind es nun hier und auch die letzte Anwandlung des Wunſches, um der Welt und der Meinung willen wieder aufzutreten, wird zuverläſſig verſchwinden.

Unter Büchern, die ich neulich von Hamburg erhielt, finden ſich auch Herders Werke. Seine Ideen zur Geſchichte der Menſchheit fallen in eine Zeit, wo ich der deutſchen Literatur ganz entfremdet war; ich hatte ſie noch nicht geleſen. Was er mit lieblicher vielbeleſener Wohlredenheit in dieſen Bänden durchführt, iſt meine Idee und iſt ſie nicht. Daß das Reſultat der Individualitäten eine Geſchichte der fortſchreitenden Menſchheit hervorbringe, geb' ich nicht zu; ſie wandelt im Kreiſe. Ueberhaupt ſcheint es mir, daß Herder immer am Warum? ſcheitre. Immer ſagt er ſehr zierlich: Was iſt, das iſt; höchſtens ſetzt er hinzu, es iſt, weil und wie es iſt; aber in ſeinem „wie es iſt" finden ſich vortreffliche Sachen. Der Menſch iſt zur Humanität geſchaffen, freilich; und der Hund zur Hundheit.

Ich wünſche Glück zum neuen Kollegen in der Nachbarſchaft. Wie ich nach Paris reiste, nahm man mich auf einigen Poſtſtationen auch für einen Souverain d'Allemagne. Es war die Zeit der großen Wanderung. Herr v. Welzogen mit ſeinen drei Sternen und ſeinem kurzen Athem konnte wenigſtens für einen König gelten.

Leben Sie wohl, noch einmal unſre innigſten Wünſche für Carlsbad.

R.

X.

Goethe an Reinhard.

Carlsbad den 11. Juni 1808.

Nachdem wir geſtern den längſten Tag gefeiert haben, ſo will ich auf der andern Seite des Jahres nicht hinabſteigen, ohne Ihnen, verehrter Freund, für zwei Briefe zu danken, deren erſten ich noch in Weimar, den zweiten aber hier erhielt. Jenen hatte Herr Schlegel in Frankfurt auf die Poſt gegeben und begrüßte mich nachher auf ſeiner Durchreiſe in Weimar perſönlich.

Die Recenſion meiner vier erſten Bände hatte ich kurz vorher geleſen, das erſte was mir ſeit langer Zeit von ihm zu

Geſicht gekommen war. Sie hatte mir viel Vergnügen gemacht: denn ob ich gleich ſelbſt am beſten wiſſen muß, wo in meinem Stall die Zäume hängen, ſo iſt es doch intereſſant ſich mit einem verſtändigen und einſichtsvollen Mann über ſich ſelbſt zu unterhalten, und ein ſcharfſichtiger Fremder, der in ein Haus tritt, bemerkt oft gleich, was der Hausherr aus Nachſicht, Gewohnheit oder Gutmüthigkeit überſieht oder ignorirt.

Allein, da ich nachher eine Recenſion von Adam Müllers Vorleſungen durchgeleſen, Schlegeln ſelbſt geſprochen und ſein Büchlein über Sprache und Geiſt der Indier näher angeſehen; ſo iſt meine Zufriedenheit einigermaßen gemindert worden, weil doch aus allem gar zu deutlich hervorgeht, daß die ſämmtlichen Gegenſtände, die er behandelt, eigentlich nur als Vehikel gebraucht werden, um gewiſſe Geſinnungen nach und nach ins Publikum zu bringen und ſich mit einem gewiſſen ehrenvollen Schein als Apoſtel einer veralteten Lehre darzuſtellen.

Ich begreife nun erſt die Recenſion meiner Arbeiten und ſehe wohl ein, warum manches ſo übermäßig ins Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt ward: die Abſichtlichkeit von jeder Zeile wurde klar, meine Einſicht aber ward vollkommen, als ich S. 97 des indiſchen Büchlein den leidigen Teufel und ſeine Großmutter mit allem ewigen Geſtanksgefolge auf eine ſehr geſchickte Weiſe wieder in den Kreis der guten Geſellſchaft hineingeſchwärzt ſah. Ich werde nun eine Zeitlang, was ich von ihm habhaft werden kann, mit Aufmerkſamkeit leſen, um zu ſehen, wie ein Mann dieſer Art nach und nach immer derber auftritt, ja was ſag' ich nach und nach! — er hat alles ſchon ſo vorbereitet, daß er nächſtens in ſeinem Apoſtolat vor der Welt, die ohnehin niemals weiß, was ſie ſieht und was ſie will, ganz ungeſcheut auftreten darf. Man ſchreibt mir von Wien, daß er dahin kommen werde. Ich wünſche, daß er dort einigen zeitlichen Vortheil finden möge. Uebrigens iſt in dem öſterreichiſchen Staat jetzt ein Proſelyt wenig geachtet. Die Verſtandesgährung, welche Joſeph der Zweite hervorbrachte, wirkt noch immer im Stillen fort. Sich dem Proteſtantismus zu nähern iſt die Tendenz aller derer, die ſich vom Pöbel unterſcheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß wenn man ſich auf die proteſtantiſch poetiſche Weiſe über die katholiſche Religion

und Mythologie ausdrücken will, man ſich lächerlich, ja in gewiſſem Sinne verhaßt machen kann. Und ſo gibt es denn, wie bei großen Feſten, ein Gedräng an der Kirchthür, wo die einen hinein und die andern heraus wollen.

Durchaus iſt aber dieſe Schlegeliche Converſion der Mühe werth, daß man ihr Schritt vor Schritt folge, ſowohl weil ſie ein Zeichen der Zeit iſt, als auch weil vielleicht in keiner Zeit ein ſo merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchſten Lichte der Vernunft, des Verſtandes, der Weltüberſicht ein vorzügliches und höchſt ausgebildetes Talent verleitet wird ſich zu verhüllen, den Popanz zu ſpielen, oder wenn Sie ein ander Gleichniß wollen, ſo viel wie möglich durch Läden und Vorhänge das Licht aus dem Gemeindehauſe auszuſchließen, einen erſt dunklen Raum hervorzubringen, um nachher durch das foramen minimum ſo viel Licht als zum hocus pocus nöthig iſt, hereinzulaſſen.

Da man über ſeine Abſichten und Schleichwege nun ſchon deutlicher iſt, ſo bin ich wirklich neugierig, wie er ſich gebärdet, wenn er meine folgenden acht Bände recenſiren ſollte, und inwiefern er abermals Gelegenheit nehmen wird, die äſthetiſche Cultur, den Polytheismus und den Pantheismus verdächtig zu machen.

Da Ihnen der Wiener Prometheus in die Hände kommt, ſo darf ich Ihnen wohl meine Pandora empfehlen. Sie iſt mir eine liebe Tochter, die ich wunderlich auszuſtatten gedrungen bin.

Bei dem ſchönen Wetter, das uns nach einer langen Pauſe hier wieder zu beſuchen ſcheint, gedenke ich der ſchönen Gegend, in der Sie ſich jetzt befinden, und freue mich Ihrer Zufriedenheit, deren Sie in Ihrem ländlichen Aufenthalte genießen. Wenn Sie eine neue Aufforderung zur Thätigkeit ablehnen konnten, ſo wird Ihnen die Abgeſchiedenheit der Welt gewiß auch ganz gemäß ſeyn. Wenn Sie dann im Stillen die letzten zwanzig Jahre der deutſchen Literatur nachholen, wie Ihnen erſt jetzt Herders Ideen zu Hand gekommen ſind; ſo werden ſie den merkwürdigen Gang, den dieſe große Maſſe genommen hat, klarer einſehen, als diejenigen, die ſelbſt mitwirkten. Laſſen Sie mich ja von Zeit zu Zeit Ihre Gedanken erfahren: denn man hat immer mehr Urſache ſich mit und an denen zu beſtätigen, die aus einer Bildung und Sinnesepoche mit uns übrig geblieben

ſind. Ihre Confeſſion oder Digreſſion vom 7. März iſt mir auferbaulich, ſo oft ich ſie wieder leſe; und ſo fahren Sie fort mich manchmal von ſich hören zu laſſen.

Was mich betrifft, ſo treib ich mein Weſen vor wie nach, nur will der Fleiß bei mir keine rechte Folge haben; auch würde ich vielleicht, wenn nicht einige angefangene Sachen mich drängten und äußere Veranlaſſungen mich in Bewegung ſetzten, bald gar nichts mehr thun. Vielleicht gönnt mir der Himmel in den nächſten Jahren dieſen wünſchenswerthen Zuſtand.

Viel beſſer befinde ich mich, als die nächſt vergangene Zeit.

Daß die Stanzen der Zueignung meines Fauſt vorläufig gut gewirkt, iſt mir ſehr angenehm zu hören; doch muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu Ehren meines, wenn ich nicht irre, ziemlich verkannten Innern, verſichern, daß dieſe Strophen ſchon ſehr alt ſind und ihre Entſtehung keineswegs den Tribulationen der Zeit verdanken, mit denen ich mich auf eine luſtigere Weiſe abzufinden pflege. Soviel hab' ich überhaupt bei meinem Lebensgange bemerken können, daß das Publikum nicht immer weiß wie es mit den Gedichten, ſehr ſelten aber, wie es mit dem Dichter dran iſt. Ja ich läugne nicht, daß, weil ich dieſes ſehr früh gewahr wurde, es mir von jeher Spaß gemacht hat, Verſteckens zu ſpielen.

Seit geſtern habe ich das Schlegelſche indiſche Werk wieder angeſehen, und finde darin völlig daſſelbige Benehmen, das Sie von ſeinem Umgange bemerken. Er verbirgt ſeine Geſinnungen nicht: ja er läßt ſie nicht einmal errathen, ſondern er ſpricht ſie ganz deutlich aus; doch weiß er ſie rhetoriſch gewandt mit allgemeinen hiſtoriſchen, kritiſchen Anſichten und Ueberzeugungen zuſammenzuflechten, daß man recht aufpaſſen muß, um genau zu unterſcheiden, wo man mit ihm einig ſeyn kann, oder wo man ihn muß fahren laſſen. Eben habe ich erſt heute S. 201 die alleinſeligmachende katholiſche Kirche entdeckt. Vielleicht ſchicke ich Ihnen nächſtens die Confeſſion dieſes neuen Auguſtinus im Auszuge.

G.

Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn,
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

XI.

Reinhard an Goethe.

Falkenluſt den 9 Auguſt 1808.

Ich komme ſo eben aus dem Bade und leicht und fröhlich ergreif ich die Feder, um Ihren geliebten Brief zu beantworten. Tiefen Dank ich dem niederſteigenden Sonnengott; über den meinigen waltet eine beſcheidene Nymphe, die Nymphe von Falkenluſt, deren ganzes Waſſerreich in einer Pumpe und in einer mare beſteht und die vor den Göttinnen der Heilquellen Carlsbads ſich in Demuth beugt.

Daß Sie noch in Carlsbad ſind ſcheint aus einem Briefe hervorzugehen, den meine Frau vor einigen Tagen von Madame Frommann in Jena erhalten hat; und da Sie in der dießjährigen Kurzeit Berge beſteigen, ſo darf ich auch an den heilſamen Wirkungen der Kur nicht zweifeln. Dieß iſt ſehr vortrefflich, aber unglücklicherweiſe für mich wird die Reiſe nach Spaa dadurch vereitelt. Vor einigen Wochen war ganz Cöln voll von der Sage, daß Sie kommen würden. Ich hatte es nicht geglaubt und dann doch gehofft und dann wieder gefürchtet.

Das Beziehungsvolle in allen neueſten Arbeiten Schlegels haben Sie ſehr richtig bemerkt. Es beweiſt die fixe Idee, und ſo könnte am Ende der Menſch um des Narren willen bei Ehren bleiben. Eben weil ich die Narrheit nicht begreifen konnte, war mir der Menſch ſo lange unerklärlich geblieben. Alle ſeine Urtheile, ſelbſt in den unbedeutendſten Dingen, waren concentriſch auf jenen Mittelpunkt. Auf Wernern um ſeines Luthers willen hatte Er und ſeine Schüler einen grimmigen Haß geworfen. Ein Trauerſpiel von Schlegel, Karl V, ſollte das Gegenſtück werden. Dazu wurden ſchon in Cöln Bücher aus öffentlichen Bibliotheken verſchrieben, und ich höre nun, daß dieſe Arbeit ihn vorzugsweiſe in Wien beſchäftigt, wo ihm zu dieſem Behufe die Archive geöffnet worden ſind. Wie viel in dieſer ſonderbaren Geſchichte Plan ſey, iſt mir unmöglich zu beſtimmen; aber ich glaube der Literator werde dem Sektenmacher immer im Wege ſtehen. Bei Stollberg herrſcht das Gemüth vor, bei Schlegeln

die Speculation, nur mit einer Leidenſchaftlichkeit tingirt, die mir nichts für große Zwecke zu berechnen ſcheint. Sonſt freilich, daß hier das alte und neue Teſtament, als Mann und Frau, Hand in Hand gehen, ſcheint bereits wie ein Typus jener großen Religionsvereinigung dazuſtehen, deren Wirklichkeit unſer maulaufſperrendes Zeitalter entgegen harrt.

Ich erwarte mit Ungeduld die verſprochene Confeſſion des neuen Auguſtinus. Da Sie den Pferdefuß S. 97 unter der modernen Schleppe ſo richtig geſehen haben, ſo wird auch jede andere Contrebande Ihrem geübten Scharfblick nicht entwiſchen. Die allein ſeligmachende Kirche S. 201 erinnert mich an eine Unterredung, die ich vor einiger Zeit mit einem der Schlegelſchen Jünger hatte, einem jungen Mann, der bei vorzüglichen Anlagen des Geiſtes und des Herzens ſeinen Verſtand umnebeln ließ, weil er an die Reinheit des Charakters glaubte. Intoleranz, ſagte dieſer aus dem Munde des Meiſters, iſt die nothwendige Folge des Wahrheitsgefühls; die Pflicht, unſere Ueberzeugungen in andere überzutragen, kann übertrieben werden, aber ihr Mangel iſt Immoralität. — Sie ſehen wie unerſchüttert der Fels ſteht, auf dem die Kirche gebaut iſt; und gewiß, die ſchon viel träger ſich wälzenden Wellen des Proteſtantismus werden ihn nicht zertrümmern. Betrachten wir die Kirchengeſchichte im Großen, ſo erſcheint uns das Lutherthum weder von längerer Dauer, noch politiſch und intellectuell feſter gegründet, als z. B. die arianiſche Herrſchaft, alle Divergenz der Ketzereien hat ſich am Ende an der Einheit der Kirche gebrochen, wie die Coalitionen an der Einheit unſeres Napoleon: und ſo könnten wir wirklich, vielleicht ſchon in der nächſten Generation, das Alte wieder befeſtigt und allgemein herrſchend erblicken, beſonders wenn die von der andern Seite recht tüchtig mechaniſirte Menſchheit nichts weiter mehr iſt als Zettel in einem künſtlichen Strumpfweberſtuhl.

Unter dieſen glücklichen Ausſichten ergötzt mich der apoſtoliſche Eifer des guten Villers, der mit ſo treufleißiger Ehrlichkeit die Gründe aufzählt, warum die deutſchen Univerſitäten nichts taugen. Er hat mir ſeine Schrift zugeſchickt; zum Glück iſt ſie ſchlecht geſchrieben, und ſo iſt noch Hoffnung da, daß es nicht gelingen werde. Neulich ſchrieb er mir, voll Erſtaunen,

daß seine Geschichte der Lübeckischen Occupation ihm so viel Verdruß zugezogen hätte, und daß selbst B.,[1] den er doch gelebt hatte, auf ihn böse wäre. Und so führt mich der arme Villers, der immer geschäftig alle Fensterladen aufsperrt, zum foramen exiguum, dessen Sie in Ihrem Briefe erwähnen. Ein foramen exiguum, wodurch ja das ganze Geschlecht selbst zum Licht der Welt gelangt, scheint mir allerdings die Bedingung jedes menschlichen Zustandes zu seyn, und so erfreulich es mir war, aus diesem Gleichniß zu erkennen, daß Sie wie jedem andern spectrum auch dem Newtonischen noch immer zu Leibe gehen, so ist doch seitdem mein Glaube, der erst voll Zuversicht und Freudigkeit war, kleinmüthiger und schwächer geworden. Nicht daß das volle Licht, das aus Ihren Farbentheorien auf mich ausstrahlte, mich geblendet hätte, sondern weil ich nach dem obengesagten fürchte, wir werden mit dem foramen exiguum nicht fertig werden. Was werden wir Cuvier antworten, wenn er, wie in seinem Bericht über Gall uns zuruft, ce n'est pas un objet pour une académie des sciences? Etwa Fichten zum Trotz, dem die Wissenschaft das Einzige selige Leben ist:

„Nur der Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod."

Sonderbar genug übrigens, daß alles Fichtesche Wissen das Nichtwissen einer französischen Akademie ist, und umgekehrt!

Herzlich hab' ich mich neulich gefreut, da ich in Buffons Matières générales, auch einer nachgeholten Lectüre, auf die Stelle von den couleurs accidentelles stieß. Das Faktum ist rein und richtig dargestellt; aber die Verlegenheit, es zu erklären, und das böse Gewissen dabei, sind höchst komisch. Nun die Erklärung liegt ja schon im Ausdruck: couleurs accidentelles; was wollen wir mehr?

Ihren Rath, die durch meine Wanderungen entstandenen literarischen Lücken auszufüllen, sind ich sehr gut; nur möcht ich sehr eines verständigen und erfahrnen Rathgebers bedürfen. Wenn Sie es seyn wollten! Die deutsche Literatur von 85—9[illegible] ist mir wirklich beinahe ganz terra incognita geblieben; von da an bis zu 1802 hab' ich sie nur in Fragmenten ergriffen. Wie

[1] Bernadette

ich Deutſchland verließ, fing eben der Name Kant an im ſchwachen Echo nach Frankreich herüberzutönen. Sein Evangelium kommentirten noch zu ſeinen Füßen ſich ſchleppende Scholiaſten, keine auf ſeine Schultern ſteigenden Kritiker. Reinhold, der Buchſtaben-Mann, dem immer der Geiſt entſchlüpft, gab ſeine Theorie des Vorſtellungs-Vermögens. Neben der Halliſchen Literatur-Zeitung tronte noch die allgemeine deutſche Bibliothek. Die proteſtantiſche Bibel-Annihilirung war beinahe vollendet. Mendelsſohn zankte ſich mit Jakobi über Leſſings Pantheismus. Die Almanachs-Periode ging zu Ende; Schiller hatte noch kein Trauerſpiel in Jamben geſchrieben. Goethens Werther und Götz hatten mich früher wunderbar ergriffen, aber ſie ſtanden iſolirt vor meiner Phantaſie und ich wußte ſie dem Ganzen nicht anzupaſſen. Publicität und Aufklärung waren meine Loſungsworte; beinahe wär' ich der Märtyrer von beiden geworden, von jener weil ich Aufſätze über die würtembergiſchen Schulen geſchrieben hatte, von dieſer, weil ich, da ich einen runden Hut trug, für einen Ketzer galt. In Frankreich verſchlang erſt die Bemühung mir die Sprache anzueignen, und dann die Revolution, meine Zeit und meine Thätigkeit. Was mich von deutſcher Literatur am meiſten intereſſirte, waren die politiſchen Anſichten; und der vornehme Ton mit dem über die Revolution abgeſprochen ward, war mir unerträglich. Nach meiner Zurückkunft gaben mir die Xenien, die ich erſt recht fromm verabſcheute, den erſten Ueberblick der neuern Literatur, und ich fände nun den richtigen. Kant war mir fatal geworden, ſeit Gavat[1] in der Schreckens-Zeit geglaubt hatte, man könnte damit beim Pariſer Pöbel eine Diverſion machen; ' doch überſetzt' ich ſeinen ewigen Frieden, ein Ding a priori, ungefähr wie Fichtens Zeitalter. Den Taſſo fand ich klaſſiſch; ich kannte nichts in deutſcher Sprache, was dem Begriff, den ich mit dieſem Worte verband, ſo ganz entſpräche. Später ſtand das Athenäum vor mir wie ein neckiſches Geſpenſt; früher hatt' es mir geſchienen, um die philoſophiſch-äſthetiſchen Aufſätze der Horen zu verſtehen, müßt' ich

[1] Gavat und Reinhard fanden ſich zufällig am Portal des Palais Royal zuſammen als der Karren vorüber fuhr, der Madame Eliſabeth zur Guillotine brachte. Als R. ſich ſchaudernd abwendete, ſagte jener: „Je vois bien il faut traduire la Philosophie de Kant en françois, pour faire diversion a ces scènes sanguinaires."

erſt noch ein wenig Sprache lernen. Noch mehr ſchreckte mich dieſes Gefühl meiner Mangelhaftigkeit von Fichte und Schelling zurück. Nur da ich mich in jedem Sinn, und ſelbſt nach einem gewiſſen Geiſt des Widerſpruchs, wieder germaniſirt hatte, gewann das Ganze der Literatur für mich Intereſſe, und auf dieſem Punkte ſteh ich nun.

Ich glaube, daß es über und unter dem Monde Dinge gebe, wovon einſt unſere Philoſophie ſich nichts träumen ließ, und wovon unſere Philoſophie ſich jetzt träumen läßt; aber eben weil es Träume ſind, für die Philoſophie noch mehr als für den Philoſophen, läßt ſich nichts in ſcharfer Wirklichkeit darſtellen, das Ganze nicht in Theile zerlegen, die Theile nicht in Reih und Glieder ordnen. Philoſophie kann ſo wenig gelernt werden, als die Tugend; nur geahndet, ergriffen und angeſchaut. Alles iſt individuell und was nicht individuell iſt, fällt dem Mechanismus anheim. Das geiſtige Einwirken der Menſchen auf Menſchen iſt nie, faſt nie, weder beabſichtigt noch berechnet noch erkannt; das Mechaniſche iſt dem Kalkul unterworfen, ſoweit der unbewußt oder träumend wirkende Geiſt ihn nicht verrückt. Die Deutſchen ſind nun des Lernens müde, weil ſie ſo viel gelernt haben; die Franzoſen lernen noch, aber die Deutſchen ſtehen auf dem Indifferenz-Punkt, und ob ſie das Hüben oder das Drüben, die Materie oder die Form (ſonderbar, hier wird mir Materie gleichbedeutend mit Geiſt) ergreifen werden, darüber wird das Schickſal entſcheiden.

Laſſen Sie, mein verehrter Freund, auch dieſes ſich auferbaulich ſeyn. Wär' ich bei Ihnen, ſo würd' ich Ihnen zuhören.

Ich bin unwandelbar der Ihrige.

Reinhard.

XII.

Reinhard an Goethe

Faikenluſt den 3. September 1808.

Ich habe, mein hochverehrter Freund, wenige Tage nach Abgang meines letzten Briefs an Sie, die Fortſetzung Ihrer Werke erhalten, ein in jedem Sinn ſo koſtbares Geſchenk. Das ganze unermeßliche Feld Ihres Seyns und Ihres Wirkens liegt nun vor mir: ich überſehe, wie von einem hohen Standpunkt herab, gleichſam in einer ſchönen Mannigfaltigkeit von Ebnen, Hügeln und Felſenſpitzen, alle Harmonien und Contraſte Ihrer großen, reichen Natur. Die neuern und mir noch unbekannten Partien hab' ich zuerſt durchſtreift; auch die ſchon bekannten haben einen neuen Reiz erhalten durch Zuſammenſtellung und Anordnung. Welch eine herrliche Ueberſicht für Sie ſelbſt, ſo aus der ganzen Vergangenheit ſich ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, ſo fortzuleben im Andenken der Menſchen nach Ihrer vom Geiſt aller Jahrhunderte beſeelten Individualität, anklingend an alle Seiten künftiger Gedanken und Empfindungen. Hier liegt der Keim alles Guten und Schönen, das unſere in ihrer eigenen Ueppigkeit erſtorbne Literatur wieder befruchten wird. Ihre Werke ſtehen, ein unvergängliches Denkmal, über unſern literariſchen und politiſchen Trümmern; und ſollten die neueſten Schöpfungsverſuche in ihr Nichts verſinken, ſollten die Fluthen des Weſtens und des Oſtens über Deutſchland zuſammen ſchlagen, ſo würde doch Ihr Name bezeugen, daß wir *geweſen* ſind.

Auch daß ich in Ihnen nicht nur den Dichter und den Schriftſteller, ſondern den Menſchen gekannt habe, iſt für mich ein unſchätzbarer Gewinn. Durch dieſen iſt mir jener nicht nur um ſo lieber, ſondern es iſt mir auch um ſo leichter geworden, ihn völlig zu begreifen. Dieſe mit allem menſchlichen und göttlichen ſich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieſes allſeitige Eindringen in Wiſſenſchaft und Kunſt, dieſe Gelehrſamkeit bei dieſem Schöpferblick, dieſe Toleranz bei dieſer Entſchiedenheit, dieſer Muthwillen bei dieſem hohen Gefühl fürs Würdige und Edle, dieſe Jugendlichkeit bei dieſer Reife — — ich ſcheine Sie

zu loben und ich ſpreche nur aus was ich erkannt habe, und gewiß nicht alles hab' ich erkannt.

Es fehlt mir heute die Zeit, Ihnen alle die Eindrücke wieder zu geben, die ich von dieſen vor mir ausgebreiteten Schätzen ſchon empfangen habe. Der hohe Genuß den Sie meiner Einſamkeit bereitet haben, wird ſich nicht auf einzelne Wochen beſchränken; hier liegt reicher Vorrath für unſere Herbſt- und Winterabende. So werden wir mit Ihnen leben, auch wenn wir Sie nicht wieder ſehen, und wir werden uns mit einer Gegenwart umgeben, worin der ſchwere Druck der Zeiten elaſtiſcher und leichter wird.

Ich habe vor einigen Tagen Ebels Buch über den Bau der Alpengebirge erhalten, eine Erſcheinung die auch Ihnen Freude machen wird. Kurz vorher Humboldt Anſichten. Die Anfangsgründe der Mineralogie lern' ich nun mit meinen Kindern, die Botanik in einem ſehr reichen botaniſchen Garten, der ſich im Park von Brül noch von den kurfürſtlichen Zeiten her erhalten hat. Kaum verirren ſich Zeitungen und Gerüchte bis zu mir.

Dieſen Brief bringt Ihnen Herr Rasmer, reformirter Prediger in Dresden, der nach einem Beſuch in Bern, ſeiner Vaterſtadt, einige Tage bei uns ausgeruht hat. Ich bitte Sie den gutmüthigen Alten ſo zu nehmen, wie Sie ihn finden werden, und ihm Wielands Bekanntſchaft zu verſchaffen, in der ſich, wenn ich nicht irre, beide gefallen werden.

Mit herzlicher Verehrung der Ihrige.

Reinhard.

XIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 7. November 1808.

Wenn ich noch länger zaudern will, verehrter Freund, Ihnen ein ſchuldiges Wort zu ſagen, ſo erhalten Sie es nie. Alſo nur geſchwind eine Anfrage. Iſt es wahr, daß Sie als Geſandter nach Caſſel gehen? Man hat es mir in Erfurt zur Zeit der großen Monarchen-Fluth, und jetzt wieder hier verſichert. Im Geiſte ſind Sie gewiß bei uns geweſen als die Gewäſſer ſo hoch ſtiegen, daß die franzöſiſche Tragödie in Weimar ſpielte und ſich Ihr Freund eben der Farbe mit Ihnen erfreuen kann.[1] Einen Dank für Ihre Briefe, beſonders für den letzten, der mir meine zwölf, ſo nothwendig abgedrungenen als zufällig zuſammen gewürfelten Bände recht werth macht, ſetze ich nicht hinzu. Iſt es an dem, daß Sie nach Kaſſel gerathen, ſo weiß ich nicht ob Ihnen zugleich gerathen iſt; aber dann wollen wir uns gleich in Eiſenach ſehen; denn in Abſicht auf die explicirte Wirkung in der Ferne, aufs Briefſchreiben, behalte ich immer und ewig etwas Ungeſchicktes. Die implicirte, das Andenken an meine wahrhaften Freunde, bleibt deſto beſſer, ächter und unveränderlicher. Den freundlichſten Gruß in mehr als einem und in jedem Sinne.

G.

[1] Goethe erhielt zu Erfurt das Kreuz der Ehrenlegion.

XIV.

Reinhard an Goethe.

Apollinaris-Berg den 21. November 1808.

Ich hatte, mein verehrter Freund, umſonſt den Vorſatz gefaßt, Ihren Brief, der nach meiner Zurückkunft aus Paris in Cöln meiner wartete, noch in Falkenluſt zu beantworten. Dort konnt ich vor der Pariſer Reiſe vor lauter Carnevale nicht zum Schreiben kommen, aber nachher vor lauter Geſchäften nicht: ich mußte mich ſelbſt aus der Pacht und eine andere an die Stelle ſetzen; ich mußte rechnen, einzahlen, ausgeben und dazwiſchen an hohe Gönner und andere Geſchäftsleute Briefe ſchreiben. So kam die Stunde der Abreiſe, und was ich am liebſten gethan hätte blieb ungethan. Nun ich aber hier auf meinem heiligen Berge im Angeſicht des Rheins, des Siebengebirgs, dieſen Abend zuzubringen beſchloſſen habe, um auch hier mir ein »Linquenda« zuzurufen, fand ich und ergreif ich einen Augenblick, den ich Ihnen weihen kann. Mitten aus den Wolken haben heute die Sonne, und nur der halbe Mond ihr Haupt erhoben, um uns dieſe ſchöne Stelle in ihrer ganzen Lieblichkeit zu zeigen; und wann werden wir ſie wieder ſehen?

Was Sie in Erfurt mich betreffend vernommen haben, hatte eben damals auch ich vernommen, und meine erſte Impulſion war, perſönlich in Erfurt anzufragen, wie dieß zugienge und was dran wahr wäre? Ich war in vollem Ernſt auf dem Punkte mich in dieſe Monarchen-Fluth zu ſtürzen, und da ich ein ſchlechter Schwimmer bin hätt ich alsdann an Sie mich angeklammert, wie an einen aus den Wellen ragenden Fels. Noch bereue ich, dieſem erſten Impuls nicht gefolgt zu ſeyn. So vergingen drei Wochen in einer Ungewißheit, die eigentlich keine ſeyn konnte; und erſt wie ich von einer Excurſion nach Coblenz und Mainz zurückkam, zog das Decret, von einem Expreſſen aus Cöln gebracht, durchs Thor von Falkenluſt im nämlichen Augenblick ein, wie mein Wagen zum andern hineinfuhr.

Ob mir gerathen ſeyn werde? ſchwerlich wohl, und ich fühle dieß tief. Aber gerathen dennoch, nach andern Rückſichten,

ie mir nicht gestatteten, mich auch nur einen Augenblick zu bedenken. Die Ernennung[1] geschah durchaus aus eignem Antrieb des Kaisers, und nach meiner individuellen Anschauung find' ich hierin einen wirklich schönen und edlen Zug. Ich mußte dankbar seyn und ich bin es. Ich muß und ich werde folgen wohin er mich rief, und sollte ich dabei zu Grunde gehen.

Ihren Vorschlag uns in Eisenach zu sehen, ergreif' ich mit inniger Freude, und hierüber mehr sobald ich einige Tage in Cassel zugebracht habe. Für jetzt reise ich über Frankfurt gerade zu dem Ort meiner Bestimmung, wo ich in den ersten Tagen des künftigen Monats eintreffen werde. Indessen bitt' ich Sie, mir sobald Sie können nach Empfang dieses Briefes zu schreiben, und, unter welcher Einkleidung Sie wollen, die Initiative zu nehmen. So kommt die Sache gleich an die Behörde und was so ganz natürlich ist, muß auch für ganz natürlich genommen werden.

Von Ihnen soll der Kaiser gesagt haben: Voilà un homme! Ich glaub' es; denn er ist fähig dieß zu fühlen und zu sagen.

Ich werde diesen Brief in Frankfurt schließen und absenden. Dießmal wenigstens, sagt' ich zu meiner Frau, sehen wir Goethens Mutter. Ach nein, gab sie mir zur Antwort, wir sehen sie nicht mehr![2]

Frankfurt den 28.

Wir sind gestern hier angekommen und werden übermorgen wieder abreisen. Mein Kopf ist ein bischen wüste. Gbel ist bei uns und trägt mir auf, Ihnen für den Dank zu danken, den Sie ihm für sein Buch haben sagen lassen.

Wie freut es mich, daß Sie mir zu sagen erlauben: Auf Wiedersehen!

Ganz der Ihrige.

Reinhard.

[1] Zum französischen Gesandten am westphälischen Hofe zu Cassel.

[2] Goethe's Mutter starb am 13 September 1808.

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an.
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut,
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen,
Möchte gern 'was rechts hieraußen lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,

XV.

Goethe an Reinhard

Weimar den 2. December 1808.

Seyn Sie mir alſo, verehrter Freund, in der Nachbarſchaft willkommen! Vielen Dank daß Sie mich aus meiner Ungewißheit gezogen. Wären Sie doch einige Tage früher nach Frankfurt gekommen, ſo hätten Sie meine Frau angetroffen, die ſich ſehr glücklich gefunden hätte, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin wieder zu begegnen. Laſſen Sie uns nun wegen unſerer Zuſammenkunft nähere Abrede nehmen. In dieſen letzten Tagen war unſere kleine Theaterwelt in einer ſtarken Kriſe, woran ſogar das Publikum Theil nahm. Es wird zwar nicht ſchwer ſeyn alles wieder in die rechten Fugen zu rücken, doch kann ich mich in der erſten Zeit nicht entfernen, auch ſteht es zwar mit meiner Geſundheit ganz leidlich, doch möchte ich mich gerade in dem Augenblick nicht auf den Weg machen. Eine Stelle Ihres Briefes verſtehe ich nicht ganz, es ſcheint mir als ſollte ich etwas oſtenſibles ſchreiben und Sie zu einer Zuſammenkunft einladen. Haben Sie die Güte ſich näher zu erklären und ich will recht gerne thun was erforderlich iſt. Laſſen Sie uns indeſſen, und wenn es auch nur kurze Briefe ſind, lebhafter wechſeln.

Es freut mich daß Sie ſich entſchließen konnten und mußten wieder in Thätigkeit zu treten. Unter einem ſolchen Heerführer wer möchte da nicht ſtreiten und wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geſchähe?

Alſo iſt das wunderbare Wort des Kaiſers womit er mich empfangen hat, auch bis zu Ihnen gedrungen! Sie ſehen daraus daß ich ein recht ausgemachter Heide bin, indem das Ecce homo im umgekehrten Sinne auf mich angewendet worden. Uebrigens habe ich alle Urſache mit dieſer Naivetät des Herrn der Welt zufrieden zu ſeyn.

Goethe.

XVI.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 13. December 1808.

Daß Sie, mein hochverehrter Freund, auf meinen Brief aus Frankfurt ſo ſchnell geantwortet haben, gibt der topiſchen Nähe, in der ich nun mit Ihnen lebe, einen Werth, nicht nur der Einbildungskraft, ſondern der Wirklichkeit, und ich danke Ihnen für die ſo liebe Aufforderung zu einer häufigern Correſpondenz. Auch freut es mich ſehr, daß Sie den Vorſchlag, uns in Eiſenach zu ſehen, mir auch in Ihrem letzten Briefe wiederholen, und Sie haben ſo bereits erfüllt, was ich von Ihnen zu vernehmen wünſchte. Wären nicht noch fünf lange Monate bis zum Frühling, ſo würd' ich Ihnen den Monat Mai zum „Stelldichein" geben; aber ich hoffe, noch früher ſollen es die Götter fügen, daß wir uns wieder ſehen.

Inzwiſchen gewöhne ich mich wieder ans bewegte bunte Leben, und die erſten Schritte wenigſtens können mir Muth und Zuverſicht gewähren. Eine Art von trockener, trüber Stumpfheit hatte ſich meiner in den erſten Tagen bemächtigt; Sie wiſſen, daß man, bis die Vorſtellung am Hofe ſtattgefunden hat, in einer Art von Quarantaine lebt. Seit wir von den Königlichen Perſonen mit Wohlwollen empfangen worden ſind, finden wir auch die Ausſicht um uns her freier und vergnüglicher.

Das gütige Andenken meiner ehemaligen Nachbarin in Paris und auch in Falkenluſt (denn Frau v. Wolzogen war ja vorigen Sommer in Wiesbaden und wohl ſogar in Schwalbach und Ems) hat mir wahre Freude gemacht. Und welchen ſchönen Tag würde ſie uns gemacht haben, wenn ſie uns beſucht hätte! In Frankfurt haben wir alle Welt von einer Madame Händel bezaubert gefunden, die Sie kennen und die nun ihre Pantomimekunſt in Wien zeigen und in Italien vervollkommnen will. Fräulein Winkel, die wir dort auch fanden, iſt nun hier und wird nächſte Woche die Reiſe nach Gotha und Weimar antreten, wo es dann

von Ihnen abhangen wird, in welcher der hundert Künste, die sie treibt, Sie ihr den Preis zuerkennen wollen.

Mit herzlicher Verehrung der Ihrige

Reinhard

XVII.

Goethe an Reinhard

Weimar den 30. December 1808.

Als ich Ihnen, verehrter Freund, von unserer Theaterkrise schrieb, die mir einigermaßen zu schaffen machte, so dachte ich nicht, daß Ihnen aus diesem unserm Unheil etwas Erfreuliches werden sollte. Gegenwärtiges sende ich nun durch einen Genesenden, den wir ungern verlieren und der Ihnen, weil Sie denn doch wohl Ihr deutsches Theater besuchen werden, manches Vergnügen machen wird. Von den Anlagen, die ihn von hier wegtrieben, wird er zu reden wohl nicht ermangeln.

Leben Sie recht wohl und lassen Sie mich manchmal hören, daß Sie bis auf fröhliches Wiedersehen meiner gedenken mögen. Ins neue Jahr hinein die besten Wünsche!

G.

XVIII.

Reinhard an Goethe

Basel den 17. Januar 1809.

Der junge Genesene, der als Sündenbock der theatralischen Fehde zu Weimar in die Wüste gestoßen wurde, hat mir, mein verehrter Freund, Ihr liebes Paket gebracht. In die Wüste denn doch nicht, denn wiewohl er bei seiner ersten Vorstellung vor einem ziemlich leeren Hause auftrat, so waren doch die Logen besetzt, der König und die Königin waren gegenwärtig

und auch ich hatte mit meiner Frau und Kindern eine Loge gewonnen. Ueber ſein Spiel übrigens will ich Ihnen nur das Urtheil meines kleinen Jungen anführen, der ihm am andern Morgen mit vieler Prätenſion ſagte: mir haben Sie recht gut gefallen. Freilich war da eine Agnes Sorel, zwar mit einer ganz hübſchen Stimme, aber ſo linkiſch und neu, daß ich ſie zwar nicht für eine Sorel, aber für eine Agnes nahm, bis ich erfuhr, daß ſie in jedem Sinne des Worts eine Veteranin ſey.

Einiges über die Vorfälle, die ſeine Reiſe veranlaßten, hat mir Herr Merhard mit flüchtigem Sinn und geflügelten Worten erzählt. Das Weſentliche iſt, daß die honneurs de la guerre für Sie geweſen ſind. Unſere franzöſiſchen Zeitungen hatten ſchon angekündigt, que le celèbre Goethe était allé faire ses études à l'université de Heidelberg. Dieſer Mißverſtand iſt übrigens ſo ganz grell nicht, denn nachgerade werden wir alt genug, um wieder von vorne lernen zu müſſen und dazu iſt gerade Heidelberg eine gute Schule.

Ich werde dieſen Brief unter dem Couvert von H. Lelue, Directeur de la poste militaire française, nach Erfurt ſenden, und ich bitte Sie, mir Ihre Antwort auf dem nämlichen Wege zukommen zu laſſen. Herr Lelue iſt ein junger Franzoſe, den ich Ihnen in Carlsbad auf dem Schloßplatz vorgeſtellt habe und der ſtolz ſeyn wird, Ihre Handſchrift zu ſehen.

Die Anarchie der deutſchen Poſten iſt ſo ungeheuer, daß ich gezwungen geweſen bin, auf Mittel zu denken, wie ich meine Correſpondenz mit Paris ſichern könne, und ich hab' es ausgewirkt, daß die franzöſiſche Militärpoſt von Erfurt nach Hannover hin und her ihren Weg über Caſſel nimmt. Und nun kann ich Ihnen auch die Stelle meines Briefes aus Frankfurt erklären, wo ich Sie bat, mir noch einmal in Ihrem erſten Brief nach Caſſel den Vorſchlag eines Rendez-vous in Eiſenach zu machen. Da ich gewiß wurde, daß ich nicht der Erſte ſeyn würde, der Ihren Brief zu leſen bekäme, ſo wünſcht' ich, daß man ſehen möchte, der Vorſchlag, ganz unbefangen und ſo natürlich motivirt, wie er natürlich iſt, komme von Ihnen. Unglücklicherweiſe wollten Sie in dieſem Augenblick meine kleine Politik nicht verſtehen, und ich bin aus dem Regen in die Traufe gekommen. Meine Lage iſt hier ſehr delikat, was ſoll ich an dem jungen,

leichten, luſtigen Vote? Man iurrouirt ſolglich irgend einen andern Zweck und es gibt deren, durch die man ſich genirt fühlt. Noch muß ich Ihnen ſagen, daß hier die Prätenſion iſt, ein auswärtiger Geſandter könne ſich nicht aus dem Königreich entfernen, ohne den König um Erlaubniß zu bitten. Nun würde mir auch um dieſen Preis das Vergnügen Sie wieder zu ſehen, nicht zu theuer ſeyn, aber es tritt hier eine Frage der Klugheit ein, über die ich Sie zuerſt um Rath frage: ob ich mit des Königs Genehmigung nach Eiſenach gehe, oder ob Sie nach Vacha* kommen wollen, um keinen ſo vornehmen Mitwiſſer in unſere Privatverhältniſſe einzumiſchen?

Den häufigſten Umgang hier hab ich mit J. Müllern. Er ſchützt ſeine Univerſitäten wie die Henne ihre Küchlein, während der Falke, nicht mein unſchuldiger Wappenfalke, ſondern der gierige Finanzfalke, immer in der Luft ſchwebt. Er und ich übrigens ſchwimmen im großen Strom und ſehen verwundernd zu, wie jeden Augenblick um uns her ſich der Anblick verändert, und das werden wir wohl ſo lange, bis uns irgend eine Woge gegen irgend einen Felſen ſchleudert. Ich habe mit einigen Büchern aus Falkenluſt, worunter auch Ihre Werke ſind, auch Ihre Farbenlehre erhalten. Er ſoll ſie leſen und ich werde ihm Vorleſungen halten. Ich habe einen Brief von Villers erhalten. Er iſt krank und läßt die Flügel hängen. Er ſchreibt für das Inſtitut eine Geſchichte der deutſchen Literatur, in Beziehung auf Alterthumskunde und klaſſiſches Studium.

Vor allem bitt' ich Sie, laſſen Sie ſich durch die königliche Dazwiſchenkunft nicht bewegen, die ſchöne Ausſicht, die Sie mir gezeigt haben, mir wieder zu verſchließen. Mein Geiſt und mein Herz hängt an Ihnen: ich verehre Sie als meinen Lehrer und Wohlthäter. Ich bedarf wieder einer glücklichen Stunde. Die Zeit der Schäferſtunden iſt vorüber; nur ſolche, wie Sie gewähren können, werfen noch Sonnenblicke in mein Leben.

Ich bin nur ewig der Ihrige

Reinhard

* Famille im weſtphäliſchen Gebiet.

XIX.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 15. Februar 1809. Aſchermittwoch.

Die Freuden unſres Carnevals, mein edler, verehrter Freund, haben mich verhindert, Ihren letzten Brief zu beantworten. Dem Beſchreiber des Römiſchen Carnevals vom Weſtphäliſchen ſprechen, heißt, wie Wieland ſagt, Nachteulen nach Athen tragen, oder noch richtiger, Orangen von Falkenluſt nach Maltä bringen. Mit rothen Augen bin ich nach unſrem geſtrigen Maskenball ſo eben aus dem Bett gekommen, wo ich zum erſtenmal in meinem Leben bei einem Aufzug, und zwar als Anführer figurirte, d. h. nicht im Bette, ſondern wirklich auf dem Ball: immer war es ein Traum. Ungefähr hundert Perſonen, ſpaniſche Quadrillen, Schäferballete, Poliſchinelle, Marktſchreier, ein Bey mit Harem und Mamelucken, ein Jahrmarkt, die fleißig beſuchten Buffets, am Ende Tafel des Königs und der Königin. Gerne ſtreu' ich heute Aſche auf mein Haupt: mir iſt als ob meine Vergnügungen anfangen würden, ſeit die Vergnügungen zu Ende ſind. Im übrigen geht es uns hier gut genug: der Kaiſer iſt, der König ſcheint mit mir zufrieden und ſo hoffe ich mich denn durch die Faſtenzeit durchzuarbeiten, wie ich mich durch den Carneval durchgearbeitet habe.

Sie haben nur den Theil meines Briefes beantwortet, den Ihre Gefälligkeit für den dringendſten hielt und nicht den, der mir am nächſten am Herzen liegt. Wann und wo werd' ich Sie wiederſehen? Die Hoffnung dazu kommt von Ihnen und Sie ſind ein Mann von Wort.

Von der Literatur leb' ich hier ziemlich abgeſondert. Für den alten Kurfürſten ſtanden ſeit der Revolution Bücher in einer Kategorie mit runden Hüten und Pantalons, und an unſerm jungen Hof iſt der Refrain: nous ne lisons guères. Keiner unſrer neueſten Journalgötter und Halbgötter iſt mir, ſeit ich hier bin, zu Geſicht gekommen. Statt deſſen muß ich mich an den Witz halten, den unſere deutſchen politiſchen Zeitungen nun über Oeſterreich ausgießen. Vor Kurzem iſt mir eine unerwartete

Ehre geworden. Das Athénée de la langue française zu Paris hat mich zu seinem Ehrenmitgliede ernannt, und ich habe geantwortet, daß, da ich auf den Rang eines der Gesetzgeber der französischen Sprache keinen Anspruch machen könnte, ich mich damit begnügen würde, ihr Missionär in Westphalen zu seyn, wohin jedoch Voltaire, wenn er jetzt schriebe, das Schloß des Baron Thun-ter ten-tronkh wohl nicht mehr versetzen würde.

Müller hat Ihr Buch über die Farben gelesen, und ihm, so weit er, wie er sagt, sich für competent hält, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Besonders bewundert er Styl und Methode.

Herr Leine ist entzückt über Ihr Andenken und Ihre Einladung. Der Glückliche, der nach Weimar gehen kann, so oft er will!

Respekt oder Grüße, wenn Jemand in Weimar sich meiner noch erinnert!

Ganz für immer der Ihrige.

R.

AA.

Reinhard an Goethe.

Cassel den 19. April 1809.

Was den Punkt betrifft, über den ich Ihre Antwort erwartete, so kann ich Ihnen nun sagen, daß meine Frau in der nächsten Woche eine Reise nach Hamburg antreten wird. Müller und ich werden sie nach Göttingen begleiten. Villers kommt nicht, denn er kann nicht kommen. Rinaldo bleibt in den Armen seiner Armida und wir sind nicht grausam genug, ihm den magischen Spiegel vorzuhalten. Ist er doch selbst in diesen Banden immer noch der Heidenapostel. Er hat uns seine neueste Schrift zugesandt, eine sehr fleißige und interessante Uebersicht dessen, was in den letzten drei Jahren Deutschland in den Fächern, die zum Gebiete der dritten Klasse des Instituts gehören, geleistet hat.

Und soll ich denn nun wirklich der Hoffnung entsagen, die

Sie doch zuerſt in meiner Seele gewährt haben? Wenn die Freude die Sie Müllern und mir machten, nicht allein in Anſpruch gebracht werden darf, haben Sie keine Nachleſe aus den Schätzen der Göttingiſchen Bibliothek zu holen? Wie viele Ideen und Anſichten würden Sie in dieſem noch nicht verlegten literariſchen Hauptquartier in wenigen Tagen umtauſchen? Wenn ich gleich dieſen Brief mitten unter Regen und Schneegeſtöber ſchreibe, ſo hab' ich doch die Ahndung, uns würde der Himmel einen Maitag ſchenken. Eine Sonne ſehen wir gewiß.

Daß unſer Kaiſer den 15ten durch Straßburg gereiſet iſt, werden Sie vor Ankunft dieſes Briefes erfahren haben. Der erſte Sturm hat ſich über Bayern und vielleicht über Tyrol verbreitet. Wird Sachſen nun verſchont bleiben? — Ich geſtehe, daß wie ich den Ausbruch dieſes Krieges vernommen, mich ein tiefes ſchmerzliches Gefühl ergriff. Es ahndete mir, er würde fürchterlich ſeyn.

So eben unterbricht dieſen traurigen Gedankengang ein Artikel im Moniteur vom 13. April, der mich auf einem angenehmen Weg zu Ihnen zurückführt. Es iſt ein Rapport ans Inſtitut über eine neue Compoſition von Kryſtallen zu achromatiſchen Gläſern, die das Flintglas an Dichtigkeit und Wirkſamkeit übertreffen. — Doch indem ich dieſes niederſchreibe, erinnere ich mich, daß Sie ſeit mehr als einem Jahr in Ihren Briefen dieſe Materie nicht mehr berührt haben, daß ich noch immer der privilegirte Beſitzer des Exemplars von Carlsbad bin, und daß ich nicht weiß, ob der edle Muth, gegen Newton auf den Kampfplatz zu treten, noch ihren Buſen fülle.

Werden Sie kommen? Werden Sie ſchreiben? Was nützt mir dieſe Nähe, wenn ich ſeit zwei Monaten nichts von Ihnen weiß? Auch in Falkenluſt war ich Ihnen näher wie ich hier es bin und wie ich immer ſeyn werde.

Der Ihrige

Reinhard

XXI. [1]

Goethe an Reinhard

Weimar den 17. April 1809.

Die heutige Post will ich nicht abgehen lassen, ohne für Ihren früheren lieben Brief vom 14. September vorigen Jahrs zu danken, den mir Herr Siereking gestern überreicht hat. Ich höre mit Zufriedenheit, daß Sie sich in Cassel befinden und nicht nach Göttingen gekommen sind, denn mein lebhaftester Wunsch war, Sie an dem letzten Orte zu sehen, und seit Ihrem letzern Briefe bin ich mit innern und äußern Umständen so viel zu Rathe gegangen, ob eine Tour dahin für mich möglich seyn könnte, daß ich bis jetzt nicht geantwortet habe. Was hätte mir erfreulicher begegnen können, als Sie die lieben Ihrigen, unsern Müller und so manchen alten Freund und Wissenschaftsverwandten an dem merkwürdigen Orte zu treffen, der auch jetzt noch so vieles verwahrt und erhält. Das waren alles aber nur fromme Wünsche, wie man beinahe jetzt nichts thun kann, als fromm und unfromm zu wünschen. Indessen hab' ich diesen Winter meine Thätigkeit nach innen, so gut es gehen wollte, fortgesetzt. Ich bin nicht aus Weimar, ja kaum aus der Stube gekommen. Vorzüglich habe ich an der Geschichte der Farbenlehre gearbeitet und bin nun bald mit dem siebzehnten Jahrhundert zu Stande.

Der junge Siereking hat mir recht wohl gefallen. Ich habe mit ihm über manches, was ihn zu interessiren schien, gesprochen, freilich nur fragmentarisch und aphoristisch, und da kommt man denn leider in den Fall, mißverstanden zu werden. Die Lage der Welt ist so wunderlich und der Zustand eines jungen Mannes der gerade in diese Zeit kommt, bedenklich, und kaum läßt sich bei diesem Hin- und Wiederschwanken selbst bei anhaltendem Umgange etwas Bedeutendes wirken. Während seines Hierseyns gedenk' ich ihn öfter zu sehen. Daß Jemand von den Ihrigen in meiner Nähe ist, soll mir den Verlust ersetzen, daß ich Sie nicht habe erreichen können. Und so viel für diesmal, mit meinen herzlichsten Wünschen und Empfehlungen.

Goethe.

[1] Dieser Brief ist eine Antwort auf den Brief LXXXIV von Reinhart, der Aufenthalt von 14. September 1808 zu datiren ist.

XXII.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 5 Mai 1809

Ihr Brief vom 17ten, mein verehrter Freund, und der meinige vom 19ten vorigen Monats haben ſich gekreuzt. Ich hatte ſeitdem ſchon wieder eine Antwort an Sie angefangen, aber die ſo raſch auf einander folgenden Begebenheiten waren Urſache, daß die Zeile des vorigen Tags nicht mehr auf die Umſtände des folgenden paßte. Als Reſultat ſteht nun feſt, daß die Reiſe meiner Frau bis auf weiteres ajournirt iſt. Müller hat in der Zwiſchenzeit ohne mich einen Ausflug nach Göttingen gemacht, und zwar gewiſſermaßen in Amtsverhältniſſen. Indeſſen kann ich nun um ſo weniger anders, als unter ſeinen Flügeln mich auf jenen gelehrten Boden zu wagen, je näher ich ihm ſeit einigen Tagen angehöre. Nicht ohne Beſchämung nämlich erhielt ich, gerade da M. mit uns zu Tiſche ſaß, vorgeſtern das Diplom eines Mitglieds der Societät.[1] M. behauptet, nichts dazu beigetragen zu haben, und ſo mag denn der franzöſiſche Geſandte für eine Ehre danken, die weder der Deutſche wegen halbgelungener Jugendverſuche, noch der franzöſiſche Bürger, deſſen Memoiren nur in den diplomatiſchen Cartons zu finden ſind, ſich zueignen kann.

Ich habe Ihren letzten Brief mehrere Male überleſen, um gewiß zu ſeyn, ob er noch einige Hoffnung des Wiederſehens zulaſſe oder ob er alle Hoffnung nehme. Ihr Stillſchweigen ſeitdem iſt ein böſes Zeichen; und wenn ich dann daran glauben muß, welchen hohen Genuß entreißen Sie mir! Nicht mir allein. Ihre Gegenwart hätte uns Alle gehoben und geſtärkt, und unſer unſchuldiger Congreß wäre mitten in der kriegeriſchen Zeit wie das Symbol einer friedlichen Zukunft erſchienen. Machen Sie dieſe Freude noch möglich; es hängt bloß von Ihnen ab, ſie uns zu gewähren, und Carlsbad wird unter gegenwärtigen Umſtänden unſern Wünſchen ſchwerlich im Wege ſtehen.

[1] In der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen

Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in den Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Mephistopheles.

Da seyd ihr auf der rechten Spur,
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Schüler.

Ich bin dabey mit Seele und Leib;
Doch freylich würde mir behagen

Ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß mein veraltetes Billet dem jungen Sievcking einen so ehrenvollen Zutritt zu Ihnen verschafft hat: der junge Mensch hat dieß mit stolzer Freude genutzt, und er hat alle Verwandte sehr glücklich gemacht, mich ausgenommen, der ihn beneidet.

Die großen Begebenheiten an der Donau und am Inn und die kleinern, die in unserem Westphalen sich ereignet haben und noch ereignen, werden, wie ich hoffe, eine Entwicklung beschleunigen, die jeder von der Hand, die allein sie gewähren kann, dankbar annehmen wird. Daß Oesterreich für seine westliche Grenze oder Hauptstadt noch etwas zu thun vermögend sey, ist kaum zu erwarten, und somit wäre Deutschland beinahe wieder zu Einem Ganzen vereinigt. Was dem Ganzen noch fehlt, beizufügen, dazu könnten die sonderbaren Ereignisse, die gerade jetzt bei uns sich zutragen, leicht eine Veranlassung werden, und die Willenlosigkeit oder die Unmacht, sie zu verhindern, könnte leicht zum gleichen Resultat führen. Deutschlands bewaffnete Macht ist in den Händen unseres Kaisers: sie hat für sich und für ihn auf die Insurrektionsmanifeste eine furchtbare Antwort gegeben; was unbewaffnet und noch nicht mit ihm ist, wird sich erst resigniren und dann sich anschließen.

Doch nie mag ich von Politik mit Ihnen zu sprechen, der wie die ewigen Gestirne trotz allen Perturbationen seine vorgezeichnete Bahn wandelt. Mit froher Ueberraschung hab ich aus Ihrem Briefe vernommen, daß Sie ruhig in Ihrer schönen Unternehmung fortschreiten, und da Sie bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts fortgerückt sind, so sind Sie ja, Ihrem großen Gegner bereits gegenüber, beinahe schon am Ziele. Und warum sollte es denn auch schwerer seyn, Newton zu entthronen als einen andern Machthaber.

Wir sind hier von allem literarischen Verkehr so abgeschnitten, daß selbst Müller sich nur auf die gelehrten Zeitungen beschränkt, die in seinem Syrenzel herauskommen und die er mir mittheilt. Können Sie mir eine genetische Erklärung der politisch-mathematisch-philosophischen Schrift hieroglyphen geben, die trotz ihrem prätensionsvollen Format mir nichts weiter als ein Pamphlet scheint? Kennen Sie den Verfasser H. v. L.? Ich glaube den Kessel zu errathen, in dem dieses Machwerk gebraut worden ist.

Leben Sie wohl, mein edler, vortrefflicher Freund, und noch immer auf Wiedersehen.

Reinhard

XXIII.

Reinhard an Goethe.

Cassel den 31 Mai 1809

Ich wünschte, mein verehrter Freund, daß Ihr Stillschweigen mich berechtigen könnte, die traurige Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe, Ihnen bloß durch die Zeitungen zukommen zu lassen. Ich komme vom Leichenbegängniß Johanns von Müller zurück. Sein letzter Ausgang war zu mir in der Abendluft. Eine Ahndung seines Todes schien ihm vorzuschweben; den Tag vorher hatte er eine testamentliche Disposition gemacht. Jenen Abend war seine Seele voll schwerer Bilder; so war sein Gespräch und umsonst versucht' ich dem so leicht frohen, kindlichen Menschen eine andere Stimmung zu geben. Einige Tage darauf ergriff ihn ein Gallen- und Nervenfieber, erst durch eine Rose im Gesicht maskirt; vorgestern Morgens um vier Uhr schlug er zum letztenmal die Augen auf, schnappte nach Luft und war dahin.

Wie sehr ich ihn lieb gewonnen hatte, werden Sie glauben, Sie, der ihn schon lange kannte. Wir sahen uns oft, fast täglich, besonders in den letzten Zeiten. Und wovon soll ich auch reden, als von meinem persönlichen Schmerz? Den Schmerz und Verlust Deutschlands kennen Sie wie ich, er bedarf keines Dolmetschers!

Ich habe an seinen Bruder geschrieben; seine schnelle Gegenwart wird hier nützlich seyn. Er hinterläßt seine Bibliothek, seine Manuscripte und Schulden.

Leben Sie wohl und erinnern Sie sich, daß durch jeden Verlust dieser Art, den Deutschland erleidet, Ihr Leben ihm theurer und heiliger wird.

R.

XXIV.

Goethe an Reinhard (nach Gaffel).

Jena den 9. Juni 1809.

Sie ſind recht lieb und gut, verehrter Freund, daß Sie mich mein Stillſchweigen nicht entgelten laſſen und mir die traurige Nachricht ſelbſt überſchreiben, denn was kann uns bei einem ſolchen Verluſte beſſer tröſten, als die Empfindung, wie viel uns noch übrig bleibt?

Der Gewinn Ihrer Neigung und Freundſchaft, der mir ſo ſpät geworden iſt, bleibt mir um ſo unſchätzbarer, als eigentlich lange leben nichts heißt als Andere überleben; je länger das Leben dauert, deſto mehr gehen die frühern Verhältniſſe ins Enge, und die neuern ſind um deſto höher zu achten, weil ſie ſich ſeltener fügen.

Unſer abgeſchiedener Freund[1] war einer von den ſeltſamſten Individualitäten, die ich gekannt habe. Es würde ſehr ſchwer ſeyn, ihn als Menſchen, als Talent, als Schriftſteller, Geſchäfts- und Lebensmann in einem Bilde darzuſtellen. Wer ihn nicht näher gekannt hat, wird ſich nicht leicht einen Begriff von ihm machen können. Es war ein Glück für ihn, daß er Ihnen noch zuletzt begegnete; denn er muß ſich doch an ſeinem Platze ſehr iſolirt und peinlich befunden haben. Nehmen Sie auch Dank von mir, daß Sie ihm bis an ſein Ende beigeſtanden haben.

Ich habe die Zeit Beſuche aus Göttingen gehabt und mich dabei nur allzu lebhaft erinnert, wie ich mir vor Oſtern Hoffnung machte, Sie mit dem nunmehr abgeſchiedenen Freunde an dem bedeutenden Orte zu ſehen.

Kommen Sie ja dahin, ſo laſſen Sie ſich doch den Hofrath Sartorius empfohlen ſeyn. Es iſt ein ſehr unterrichteter und ſchätzenswerther Mann, mit dem ich ſchon lange in den beſten Verhältniſſen ſtehe.

Wie wird es denn nun mit der Oberaufſicht über dieſe und andere akademiſche Anſtalten im Königreich Weſtphalen werden?

[1] Johannes v. Müller † den 29. Mai 1809.

Seit einiger Zeit befinde ich mich in Jena, gleichsam auf dem Strande des Teiches Bethesda; denn meine Uebel, die sich von Zeit zu Zeit melden, machen mir sehr wünschenswerth, auch dieses Jahr auf einem friedlichen Zuge nach Böhmen zu gelangen. Eine Dame von den unsern ist schon seit vier Wochen in Carlsbad, freilich ganz allein. Ich nebst einigen Andern erwarte Nachrichten von dorther, um einen endlichen Entschluß zu fassen.

Da ich nicht allein gegen Sie, sondern gegen mehrere Freunde seit geraumer Zeit ein briefliches Stillschweigen beobachte, das ich mir selbst nicht verzeihen würde, wenn man jetzt nicht abgehalten wäre, sich mündlich zu äußern, und man schriftlich gar nichts weiß, was man von einem Posttag zum andern sagen soll, so habe ich mir ein anderes Organ in die Ferne ausgedacht, nämlich einen Roman[1] zu schreiben, der sich zwar nur um einen besondern Gegenstand dreht, doch aber auf manches allgemein menschliche Interesse hinzielt. Ich hoffe ihn noch dieses Jahr in Ihren Händen zu sehen, und mich wenigstens auf diese Weise an Ihre Seite zu versetzen, an Ihren Familienkreis anzuschließen.

Nehmen Sie beiliegendes Gedicht[2] freundlich auf. Ich bin vom Unterrhein her dazu aufgefordert worden und mochte mir gerade in meiner Einsamkeit die Naivetät dieser unschuldig guten Handlung gerne vergegenwärtigen.

Leben Sie recht wohl und gedenken Sie mein. Gehe ich wirklich nach Carlsbad ab, so schreibe ich vorher noch ein Wort.

G.

[1] Die Wahlverwandtschaften
[2] Johanna Sebus

XXV.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 18. Juni 1809.

Ihren ſehr lieben Brief vom 9ten, mein verehrter Freund, hab' ich vor wenigen Tagen erhalten: die Ausflüſſe des milden Geiſtes, der in ihm ruht, haben ſich auch auf mich ergoſſen, und die tiefe Rührung, mit der ich, was Sie mir Freundliches und Gutes ſagen, geleſen habe, macht mich der ſchönen Stelle werth, die Sie mir einräumen. Sie nahmen den ſpät Gekommenen auf wie der Hausvater im Evangelium, und ſchon iſt mir ein ſo herrlicher Lohn geworden, als ob ich die ganze Tageslaſt und Hitze mit Ihnen getragen hätte.

Was Sie von unſerm Freunde J. Müller ſagen, hab' ich in dieſen letzten Monaten völlig bewährt gefunden. Nur war mir ſo gemüthlich in ſeinem Umgang, daß ich über dem Menſchen faſt immer den Geſchäftsmann und Gelehrten vergaß.

Daß Ihnen Carlsbad, und ein friedliches Carlsbad, offen ſeyn werde, wag' ich kaum zu hoffen. Sie wiſſen nun bereits, was von dorther über uns gekommen iſt, und in dieſem wilden Krieg ſcheint es mir ungewiß, ob ſelbſt Ihr Name Sie von beiden Seiten ſchützen würde. Es iſt in ſolchen Fällen ſelbſt dem Kranken nicht erlaubt, bloß Kranker zu ſeyn. Indeſſen wenn Sie es verſuchten — ich glaube, Sie können und ſollen es verſuchen. Ich ſchreibe dieß mit ſchwerem Herzen, denn in wenigen Tagen werd' ich Ihren Gegenden näher kommen. Uebermorgen geb' ich meiner Frau das Geleite nach Göttingen zu der endlich auszuführenden Reiſe nach Hamburg; ich wende mich nachher rechts nach dem Hauptquartier unſeres Königs, und einmal über der Grenze, iſt der erſte Schritt gethan und die andern werden mich nichts mehr koſten.

Wie Sie mir einen Brief wollen zukommen laſſen, um mir zu ſagen, wo Sie ſind und was ich hoffen könne, muß ich Ihnen überlaſſen. Kurz vom 21ſten an wird er mich da treffen, wo der König iſt.

Ihre Ballade wiſſen meine Kinder bereits auswendig. Ihren

Roman erwarten wir, wie Ausgehungerte die treffliche Mahlzeit: ich wenigſtens habe ſeit Monaten nichts geleſen als Maſſenbachs Denkwürdigkeiten und Stollbergs Religion. Wenn Sie kämen! Wenn ich hinreiſte! wenn es möglich wäre!

Der Ihrige

Reinhard.

XXVI.

Reinhard an Goethe.

Merſeburg den 25. Juni 1809.

Ich habe, mein verehrter Freund, Herrn v. Ziegeſar zu kurz geſehen, um ihm einen Brief an Sie mitgeben zu können. Leider haben Sie von ſeiner Sendung in unſer Hauptquartier[1] nichts erfahren, ſonſt würden Sie als Antwort auf meinen Brief vom 19ten, wenn dieſer Ihnen zugekommen iſt, ihm wenigſtens mündliche Aufträge gegeben haben.

Da unſere Avantgarde heute in Leipzig eingerückt iſt und wir morgen nachfolgen werden, ſo ſchreib' ich dieſes Billet im voraus, um es einer Staffette mitzugeben, die ich von dort abſenden werde. Wenn es von mir abhängt, und dieß wird es, wie ich hoffe und vermuthe, ſo werd' ich ganz gewiß den Rückweg über Weimar nehmen. Wenn ich Sie auch nur auf eine Stunde ſehe, ſo hat meine Reiſe einen Zweck gehabt.

Herr v. Ziegeſar ſagte mir, Sie ſeyen jetzt in Weimar, allein ich bitte Sie, daß Sie mir es ſelbſt ſagen: wenn ich gewiß bin, Sie zu treffen, ſo bekommen die Gründe für und wider ein ganz anderes Gewicht als im entgegengeſetzten Fall.

Ich glaubte die Weimariſche Schauſpielertruppe in Lauchſtädt zu treffen, aber mit Ihnen möcht' ich ſie ſehen.

In Göttingen hab' ich nur einen Tag zugebracht. Sartorius iſt krank, aber ich habe dennoch eine Stunde lang mit ihm und von Ihnen geſprochen.

[1] Der König Jerome von Weſtphalen hatte, bei ſeinem damaligen kurzen Zeitzug nach Sachſen, das bei ihm accreditirte diplomatiſche Corps vermocht ihn zu begleiten.

XXVII.

Reinhard an Goethe.

Leipzig den 27. Juni Morgens 4 Uhr.

Ich bleibe morgen hier; der König geht vorwärts. Die Oeſterreicher ſcheinen ſich zurückzuziehen, ohne es zu irgend einer Affaire kommen zu laſſen. Sehr wahrſcheinlich geh' ich nach Dresden. In acht oder zehn Tagen, wenn die Dinge ſo gehen wie es den Augenſchein hat, könnte meine Rückreiſe ſtattfinden.

Wenn Sie mir antworten, darf ich Sie bitten, Ihren Brief an einen Ihrer hieſigen Bekannten einzuſchließen.

Von ganzer Seele der Ihrige.

Reinhard.

XXVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 27. Juni 1809.

Herr v. Ziegeſar hat mich mit einem Gruße von Ihnen, verehrter Freund, gar höchlich erfreut und kaum glaubt' ich Sie noch im Hauptquartier angelangt. Er geht abermals hin und bringt das Gegenwärtige, worin ich Sie nur mit wenig Worten auf das allerſchönſte begrüße. Es darf mich dießmal nicht betrüben, daß Sie ſich von uns entfernen; ich werde Ihnen immer in Gedanken folgen und vielleicht habe ich das Glück, mich mit Ihnen irgendwo, abgeredet oder unabgeredet, zu treffen. Von mir wüßte ich nichts zu ſagen, als daß ich die Ruhe, die uns gegönnt iſt, zu meinen ſtillen Zwecken möglichſt anzuwenden ſuche. Leben Sie wohl, gedenken Sie mein und laſſen Sie mich durch den Rückkehrenden ſchriftlich oder mündlich erfahren, daß es Ihnen wohl geht.

Goethe.

XXIX.

Reinhard an Goethe.

Gramma den 28. Juni 1809.

Eine Nachricht von Ihnen, ein Wort von Ihnen, ſelbſt Ihr Name, mein verehrter Freund, ſind glückliche Epiſoden auf dieſem militäriſchen Zuge. Wir gehen, wie Sie ſehen, immer vorwärts, und ich folge. Geſtern müſſen Sie einige Zeilen von mir durch eine Staffette erhalten haben. Ich ergreife die Hoffnung, daß, abgeredet oder unabgeredet, das Glück mich Ihnen entgegenführen wird. Sie benützen die Zeit, die ich hier verſchwende: ſie wird wieder mein werden, wenn ich mir zueignen darf, was Sie aus ihr gemacht haben.

Wir rücken den feindlichen Grenzen immer näher. Zum Glück ſind die Feinde anderswo zu ſehr beſchäftigt, um den Truppen, die ſich vor uns zurückziehen, Verſtärkung zu ſenden. Bis zum 21ſten war an der Donau noch nichts Großes, Neues vorgefallen, aber eine wichtige Begebenheit ſcheint nahe zu ſeyn.

Der Herzog von Weimar hat ſich durch Herrn v. Ziegeſar meiner aufs liebenswürdigſte erinnert. Frau v. Wolzogen glaubt' ich in Carlsbad; ſie in Weimar zu wiſſen, iſt für mich eine neue Freude. Ich darf Herrn v. Ziegeſar nicht aufhalten; ich grüße Sie herzlich.

Reinhard.

XXX.

Reinhard an Goethe.

Weimar den 1. Juli 3 Uhr Nachmittags 1809.

So eben, mein vortrefflicher, hochverehrter Freund, nach einer durchgereisten Nacht, Ihrer heute nicht würdig und nur fähig, eine Depesche zu schreiben, die ich erst vom Halse haben muß, um dann schlafen zu können, komm ich hier an. Nur weil ich mir schmeichle, daß es Sie befremden wird, wenn Sie erführen, daß ich angekommen wäre, ohne sogleich zu Ihnen zu eilen, bitt' ich Sie jetzt sogleich um die Erlaubniß, Sie morgen so früh als Sie es gestatten wollen, zu besuchen. Meine Reisegefährten sind der Württembergische und der Holländische Gesandte. Ich habe nun, da ich in Ihrer Nähe bin, das Ziel erreicht, das mich für diese excentrische Reise entschädigen soll. Ich umarme Sie jetzt noch inniger im Geist als schon auf dem Wege.

Im Gasthof zum Erbprinzen.

Reinhard.

XXXI.

Reinhard an Goethe.

Cassel den 18. August 1809.

Nur ein Wort, mein theurer, verehrter Freund, durch eine Gelegenheit, die nicht die Post ist. Ich schreibe dieß bei der russischen Gesandtin, der Prinzessin Repnin, die sogleich nach Weimar abreist. Ich habe die zwei schönen Tage, die ich Ihnen danke, nicht vergessen, aber es ist mir unmöglich gewesen, bis jetzt Ihnen zu schreiben. Ich hatte so viele andere, zum Theil nicht angenehme Geschäfte, daß ich an nichts freies und außerdienstliches denken konnte. Es wird Sie freuen, die Bekanntschaft der Prinzessin Repnin zu machen. Sie ist eine gute, lebhafte, natürliche Frau, besonders Mutter ihrer Kinder.

Wann die Farbenlehre? Wann der Roman? Wann ein Brief von Ihnen?

Daß ich Sie tief und innig verehre und liebe, wissen Sie, und es ist für's Leben.

Reinhard.

Johannes Müllers Nachlaß hat mir um des ungeschickten, gallsüchtigen, unerfahrenen Bruders willen, vielen Verdruß gemacht, und ich habe mich mehr als ich sollte vorangestellt, ohne Dank. Gudamidas Testament, wo er seine Schulden der Schweiz legirt, will ich Ihnen senden.

XXXII.

Reinhard an Goethe.

Cassel den 23. August 1809.

Die Prinzessin Reynin, mein verehrter Freund, hat Ihnen mein Billet nicht selbst übergeben können, aber sie hofft, es sey Ihnen nach Jena richtig zugesandt worden. Daß Sie in Jena sind, deutet auf Förderung der Geschenke, die Sie uns für die künftige Messe bereiten und auch darum begleit' ich Sie mit meinen Wünschen in diese friedliche Abgeschiedenheit.

Mein Legationssekretär, der vorgestern Abend von Wien und Altenburg zurückgekommen, ist Zeuge des Eintritts der österreichischen Bevollmächtigten zur ersten Friedensconferenz gewesen. Diese erste Conferenz hat am 18ten stattgefunden. Kennen Sie nicht, dem Ruf nach oder durch J. Müller, meinen alten Collegen in Jassy, Herrn v. Hammer? Es hat mich sonderbar überrascht und erfreut, auch diesen unter den Bevollmächtigten zu finden. Die Anderen sind: der Graf Metternich, der an Stadions Stelle gekommen ist, der Prinz Esterhazy und Nugent (was er weiter ist, weiß ich nicht). Die höchste Wahrscheinlichkeit für den Frieden ist allerdings vorhanden.

Da mich die Hoffnung des Friedens sogleich auf die Künste des Friedens führt, so muß ich Ihnen einen Wunsch mittheilen, der bei mir entstanden ist. Es ist mir nicht gelungen, die

Ein wenig Freyheit und Zeitvertreib
An ſchönen Sommerfeiertagen.

Mephiſtopheles.

Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerſt Collegium Logicum.
Da wird der Geiſt auch wohl dreſſirt,
In Spaniſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daß er bedächtiger ſo fort an
Hinſchleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die kreuz und quer
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken frey,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig ſey.
Zwar iſt's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meiſterſtück,
Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,

Weimarische Truppe mehr als einmal zu sehen, und da wir jetzt in Cassel kein deutsches Schauspiel mehr haben, so bin ich versucht zu fragen, ob es nicht möglich wäre, diese Truppe, die doch von Zeit zu Zeit Excursionen macht, einen Monat oder sechs Wochen in Cassel zu sehen? Diese Möglichkeit muß erst von Ihrer Seite entschieden seyn, ehe wir dran denken können, sie von der unsrigen zu untersuchen. Mag dieser Einfall auch nicht zur Ausführung kommen, aber ein französischer Gesandter, geborner Deutscher, darf ihn wohl dem deutschen Schriftsteller mittheilen, der zuerst die französische tragische Muse im deutschen wohlanschmiegenden Gewande gezeigt und zuerst auf die deutsche Bühne die gefälligen, gerundeten Formen der französischen übergetragen hat.

Leben Sie wohl. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Reinhard.

XXXIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 1. October 1809.

Ihre beiden lieben Briefe, mein verehrter Freund, habe ich in Jena erhalten, und also die Fürstin Bernin leider nicht gesehen, der ich in Ihrem Namen gerne recht freundlich gewesen wäre.

Ich befinde mich seit länger als sieben Wochen hier und komme mir vor wie jene Schwangere, die weiter nichts wünscht, als daß das Kind zur Welt komme, es sey übrigens und entstehe was will. Diese Geburt wird sich etwa in der Hälfte Octobers bei Ihnen präsentiren. Ich bitte um gütige Aufnahme.

Ich hoffe die letzten Bogen meines Romans noch vor Ablauf des Stillstandes oder vor Unterzeichnung des Friedens gedruckt zu sehen. Es ist auf dieses kleine Werk so viel verwendet worden, daß ich hoffen kann, man wird es mit Antheil aufnehmen.

Den wegen des Theaters geäußerten Wunsch will ich in einem

ſeinen Herzen behalten, obgleich die Erfüllung nicht wahrſcheinlich iſt. Eine ſolche Maſſe Menſchen vom Fleck zu bringen, iſt mit gar zu großen Koſten verknüpft. Den Winter können wir ſie nicht entbehren und für den Sommer haben wir einen Contrakt, der uns an Lauchſtedt bindet; für die Zeit, die uns noch übrig bleibt, haben uns die Hallenſer, welche bei ſich eine Badeanſtalt errichten, vortheilhafte Bedingungen gethan. So viel für heute, mit den lebhafteſten Wünſchen für Ihr und der Ihrigen Wohlergehen.

Goethe.

XXXIV.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 30. December 1809.

Der Fürſt Repnin, mein hochverehrter Freund, ſagt mir ſo eben, daß er die ruſſiſchen Weihnachten in Weimar feiern wolle. Ihre Bekanntſchaft iſt ihm bei ſeinem letzten Aufenthalte dort, wo Sie abweſend waren, entgangen; er hofft, daß er Sie dieſesmal nicht verfehlen werde. Sie werden in ihm einen ſehr rechtlichen Mann, einen cultivirten Europäer und zugleich einen Ruſſen von ganzer Seele finden. Ich bin folglich zum voraus gewiß, daß er Sie von mehr als einer Seite intereſſiren wird.

Ich habe Ihnen vor ungefähr einem Monat einen ziemlich langen Brief geſchrieben. Das iſt eine Art von Lottoſpiel, nämlich ob der Brief Ihnen zugekommen ſey. Wie gern hätt' ich den Fürſten begleitet, um die Antwort ſelbſt abzuholen, und ich weiß nicht was ich thun würde, wenn er mir es anböte? Aber wenn Sie ſeinen leeren Platz im Wagen einnähmen? Sie könnten gerade noch drei Tage hier zubringen vor der Zurückkunft des Hofs. Mein ganzer zweiter Stock ſtünde zu Ihrem Befehl. Doch dieß ſind Täuſchungen, ich darf nicht hoffen, ſo glücklich zu werden!

Sind Wolzogens zurück und wie geht es dort? Wie geht es Ihnen? Doch wie es Ihnen gehen mag, Sie leben immer Ihr

ſchönes, großes Leben! Ich umarme Sie mit herzlicher Verehrung.

Reinhard.

XXXV.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 31. December 1809.

Das alte Jahr ſoll nicht vorübergehen, ohne daß ich noch einmal bei Ihnen eintrete und mich Ihrem freundlichen Andenken empfehle. Die Zeitungen hatten mich benachrichtiget, daß Sie nach Hamburg gegangen waren und ich wünſchte den Hanſeſtädten zu einem ſolchen Mittelsmanne Glück. Haben Sie recht vielen Dank, daß Sie mir von Ihrer Rückkehr ſo bald Nachricht gaben: was mich betrifft, ſo habe ich dieſe drei letzten Monate ſtill und im Durchſchnitt fleißig gelebt.

Die Wahlverwandtſchaften ſchickte ich eigentlich als ein Cirkular an meine Freunde, damit ſie meiner wieder einmal an manchen Orten und an manchen Enden gedächten. Daß die Menge dieſes Werkchen nebenher auch lieſt, kann mir ganz recht ſeyn: ich weiß ja, zu wem ich eigentlich geſprochen habe und wo ich nicht mißverſtanden werde. Mit dieſer Ueberzeugung war auch Ihnen das Büchlein adreſſirt und Sie ſind ſehr liebenswürdig, mir ſelbſt zu ſagen,[1] daß ich mich an dem neuerworbenen Freunde nicht geirrt habe.

Das Publikum, beſonders das deutſche, iſt eine närriſche Carrikatur des *Jesus*. Es bildet ſich wirklich ein, eine Art von Inſtanz, von Senat auszumachen und im Leben und Leſen dieſes oder jenes wegvotiren zu können, was ihm nicht gefällt. Dagegen iſt kein Mittel als ein ſtilles Ausharren; wie ich mich denn auch auf die Wirkung freue, welche dieſer Roman in ein paar Jahren auf Manchen beim Wiederleſen machen wird. Wenn ungeachtet

[1] Dieſer Brief fehlt

alles Tadelns und Geſchreis das, was das Büchlein enthält, als ein unveränderliches Factum vor der Einbildungskraft ſteht, wenn man ſieht, daß man mit allem Willen und Widerwillen daran doch nichts ändert, ſo läßt man ſich in der Fabel zuletzt auch ſo ein apprehenſives Wunderkind gefallen, wie man ſich in der Geſchichte die Hinrichtung eines alten Königs und die Krönung eines neuen Kaiſers gefallen läßt. Das Gedichtete behauptet ſein Recht wie das Geſchehene.

Iſt es einigermaßen möglich, ſo ſchließe ich meine Arbeiten über die Farbenlehre zu Oſtern ab, und Sie erhalten im Mai das Werk mit den Tafeln. Die beiden Bände, die ich neben einander ausgearbeitet habe, ſind nun ſchon auf ſechzig Bogen zuſammengewachſen, und wie gegen das Ende einer Arbeit alles geſchwinder geht, ſo denke ich, der Schluß ſoll ich zuletzt unvermuthet anfügen. Auch dieſer Arbeit wird es ergehen wie andern; erſt wird ſie bloß ihr Daſeyn und dann ihren Platz behaupten. Von der Gunſt des Augenblickes mag ich wenig hoffen, doch ſoll es mir ganz lieb ſeyn, wenn mein Unglaube auf eine oder die andere Weiſe beſchämt wird.

Von dem Haſenfratziſchen Aufſatze, den ich durch Ihre Gefälligkeit vorläufig kannte, habe ich nun näher Notiz aus dem Rapport einer Commiſſion des Nationalinſtituts. So viel ich beurtheilen kann, möchte ſich der Verfaſſer gern von der alten Knechtſchaft losmachen, verwickelte ſich aber wieder in neue Schlingen und die Herren Rapporteurs ſind Stocknewtonianer, die ihn weder zurechtweiſen noch ihm nachhelfen können.

Verzeihen Sie, wenn ich aus meiner Höhle, in der ich von nichts anderem weiß, als von dem, worüber ich gerade jetzt brüte, Ihnen von ſolchen Dingen ſchreibe, die in der großen thätigen politiſchen Welt ſich nur wie Geſpenſter ausnehmen mögen. Indeſſen haben Sie mich durch eine frühere Theilnahme verwöhnt und ſo will ich denn auch bei meiner alten Ueberzeugung verharren, daß Ihnen die Freundſchaft ein dauerndes Intereſſe für ſolche ferne und fremde Dinge einflößen kann.

Herr v. Bourgoing[1] gibt eben hierdurch; er war ſo freundlich, mir ſeinen Namen mit einem Gruße zu ſenden. Es that

[1] Damals franzöſiſcher Geſandter zu Dresden

mir ſehr leid, daß ich ihn nicht einen Augenblick ſprechen konnte, doch hat er mir Hoffnung auf ſeine Wiederkehr gegeben.

Den wachſenden Tagen ſehe ich mit Sehnſucht entgegen, da ich dieſes Jahr ſo bald als möglich nach Carlsbad zu gehen gedenke. Möge ich von Zeit zu Zeit erfahren, daß Sie ſich recht wohl befinden!

Können Sie meinem braven Göttinger Freunde irgend etwas Angenehmes und Erſprießliches erzeigen, ſo werde ich es als mir ſelbſt erwieſen dankbar empfinden.

Goethe.

XXXVI.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 16. Februar 1810.

Ich habe dießmal, mein hochverehrter Freund, dem Fürſten Reynin keinen Brief an Sie mitgeben können, weil ſeine Abreiſe nach Weimar mit der meines Legationsſekretärs nach Paris zuſammentraf und die Briefe, die ich nach Weſten zu ſenden hatte, alle meine Zeit wegnahmen. Daß Ihr freundliches Andenken noch im alten Jahre mir ſehr wohlgethan habe, werden Sie gern glauben, wiewohl ich bei ſolcher Nähe meiner Ungenügſamkeit nicht Herr werden kann und mir immer iſt, als müßt' ich aus Ihrem Munde vernehmen, was mir aus Ihrer Feder ſchon ſo viel Vergnügen macht.

Was Sie vom Wiederleſen der Wahlverwandtſchaften vorausſagen, iſt bei mir bereits eingetroffen. Ich habe ſie wiedergeleſen und ich bin leicht dahin gelangt, mir von Ottiliens Eigenthümlichkeit (denn um dieſe Hauptfigur ſcheinen mir alle andern ſich zu gruppiren) eine deutliche Rechenſchaft abzulegen. Dieſes liebliche Weſen ſteht unter einer Art von Naturnothwendigkeit, die von ihr auf alle ihre Umgebungen ausgeht, durch Anziehen und Zurückſtoßen. Sie exiſtirt ſo zu ſagen in einem beſtändigen Zuſtand der Magnetiſation. Weder in ihrem Wirken noch in ihrem Leiden iſt volles, helles Bewußtſeyn; ſie handelt

und empfindet, ſie lebt und ſtirbt ſo und nicht anders, weil ſie nicht anders kann. Dieſer Roman hat mir manche Ihrer Aeußerungen in Carlsbad wieder ins Angedenken gebracht und ich glaubte darin die Befugniß zu finden, ſie beſſer zu verſtehen als mancher andere. Was Eduard betrifft, ſo verſieht er ſich freilich darin, daß er ſich etwas nachſieht, aber wer ſieht ſich nicht etwas nach, und wer hätte darum das Recht, ihn einen ärmlichen Charakter zu ſchelten? Aber unſer verfeinertes Leſepublikum hat ſich, wie das franzöſiſche fürs Theater, für Moralität und Drang gewiſſe conventionelle Regeln geſchaffen, nach denen die Charaktere wie Puppen am Drahte ſich bewegen ſollen, und in dieſem Sinn haben Sie vollkommen Recht, daß das Gedichtete ſein Recht behaupte wie das Geſchehene, um ſo mehr, wenn das Gedichtete ſo tief aus der Natur gegriffen iſt, daß es ſogleich lebendig in die Reihe des Geſchehenen eintritt. Spiritualiſtiſch freilich ſind Ihre Charaktere und Ereigniſſe nicht, und für Jakobi werden ſie ein Aergerniß ſeyn, ſo wie für Schelling eine himmliſche Erſcheinung. Indeſſen wenn wir jemals zu einer tieferen Kenntniß der Geheimniſſe unſerer Natur gelangen, ſo daß wir im Stande ſind, uns davon Rechenſchaft abzulegen, ſo iſt es möglich, daß Ihr Buch alsdann als eine wunderbare Anticipation von Wahrheiten daſtehe, von denen wir jetzt nur eine dunkle Ahnung haben. Weil ich Jakobi's erwähnte, wiſſen Sie etwas von ſeinem Krieg mit Aretin? Oder ſind Ihnen bayriſche Xenien zu Geſicht gekommen gegen ſeine Schweſtern und ihre lutheriſchen Thees? Ein bayriſcher Schweinehirt, ſagen dieſe Xenien, habe mehr Gemüthlichkeit als alle dieſe lutheriſche Penſionenfreſſer aus Norddeutſchland zuſammen. Das ſcheint ſich dort noch gewaltig an einander zu reiben.

Es iſt unrecht, daß Sie Ihre mir ſo lieben farbigten Erſcheinungen Geſpenſter nennen; für mich haben ſie Körper und Seele, und ich ſehe mit wahrer Ungeduld der Vollendung Ihres kühnen und Ihrer würdigen Werkes entgegen. Ich habe Ihnen noch nicht geſagt, daß Maler Runge in Hamburg durchaus wollte, ich ſolle ihm Vorleſungen über Ihre Farbenlehre halten. Ihr Buch hatt' ich nicht bei mir, aber einiges was ich hierüber aus Ihrem Munde niedergeſchrieben hatte, und dieß, weil ich meinen Geſchäften kaum eine Minute abbrechen konnte, gab ich ihm zu leſen.

Mit Niemeiern, der Mitglied der gegenwärtig verſammelten Stände iſt, hab' ich vielen Umgang gehabt. Er iſt ein Mann von Kopf und Charakter. Es geht nun bei uns einen recht hübſchen und ziemlich ordentlichen Gang, und unſre Olla potrida von Königreich kann mit der Zeit ein recht ſchmackhaftes Gericht werden.

Im übrigen, wenn Sie glauben, im politiſchen Sinn in einer Höhle zu leben, ſo leb' ich eben ſo im literariſchen; und was jenen Streitpunkt betrifft, ſo befind' ich mich höchſtens in einer loge grillée. Sie errathen wohl nicht, mit wem ich einen ziemlich lebhaften, halb politiſchen halb literariſchen Briefwechſel führe? Mit der Fürſtin von Detmold, deren perſönliche Bekanntſchaft ich vor einigen Monaten gemacht habe. Sie iſt eben die, die unſern Kaiſer dadurch gewann, daß ſie bei einer Audienz erſt eine Toiſenlange Spezial-Karte ihres Ländchens und dann noch ein ungeheures Mémoire aus ihrer Taſche zog.

Während Sie den Frühling herbeiwünſchen um nach Carlsbad zu eilen, verbind' ich mit ſeiner Erſcheinung die Hoffnung, einige Wochen am Rheine zuzubringen: dieſe Hoffnung iſt für mich ein Bedürfniß geworden, dem es mir ſchmerzhaft fiele entſagen zu müſſen. Und wie ſchön ſich alle meine Wünſche vereinigen würden, wenn Sie zu einer Nachkur nach Spaa reiſten!

So eben erhält der Hof die Nachricht von der zu Stande gekommenen Heirath des Kaiſers mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin. Daß etwas unerwartetes geſchehen würde war vorauszuſehen. Es iſt die Löſung der Verwicklungen der Gegenwart, und wer will den Einfluß auf die Zukunft berechnen?

Reinhard.

XXXVII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 18. Februar 1810.

Dießmal, verehrter Freund, war ich glücklicher und habe die Fürstin und den Fürsten Repnin gesprochen. Meine Bemühungen die ich seit den letzten drei Wochen einer großen Maskerade widmen mußte, wurden mir auch dadurch belohnt. Sie werden erzählen, daß ich in einer etwas wunderlichen Gestalt meine Aufwartung gemacht. Die Maske der Fürstin war außerordentlich schön und kleidete die Dame sehr gut. Der Fürst erzeigte sich sehr freundlich und sprach über manche interessante Gegenstände, deren weitere Ausführung ich wohl gern vernommen hätte. Sie schienen beide, so wie Fremde und Einheimische, mit ihrem Abend wohl zufrieden zu seyn.

Sie können denken, daß ich durch diese Erscheinungen von meiner Bahn einigermaßen abgelenkt worden bin. Will ich nicht ganz daraus fallen, so muß ich im März nach Jena gehen, um in absoluter Einsamkeit das Farbenwesen endlich abzuschütteln, das ich Ostern los seyn will und wenn es nur fragmentarisch geschehen sollte.

Der Kammerdiener des Fürsten nimmt gegenwärtiges Paket mit. Die beiden Maskenzüge welche in diesen Heften[1] celebrirt werden, haben unsere Gäste am 16. vereint auftreten sehen. Möchten Sie beim Lesen einiges Vergnügen empfinden und angereizt werden, sich diese Gestalten durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen. Mehr will ich jetzt nicht sagen von manchem was mir zu sagen übrig bleibt, weil ich fürchte diese Gelegenheit zu verlieren. Leben Sie recht wohl und lassen Sie mich auch bald wieder vernehmen, daß ich noch in Ihrem Andenken lebe.

Goethe.

[1] Romantische Poesie und Maskenzug russischer Nationen. (Goethe's sämmtl. Werke. Bd XI. S. 207–223. (Goethe's prosaische und poetische Werke. 1808. Bd I. Abth 1. S. 151–156.)

XXXVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 21. Februar 1810.

Ihren erfreulichen Brief, mein verehrter Freund, erhalte ich heute früh, und heute Abend läßt mir der Fürſt Reynin gefällig ſagen, daß er Ihnen noch etwas von mir gern überbrächte. Da lebe ich um mich her, was ich Ihnen ſchicken könnte, und wage es die Bogen des zweiten Theils der Farbenlehre, die zu jenem erſten gehören, den Sie ſchon beſitzen einzupacken und mitzugeben. Laſſen Sie ſolche nur leicht heften, die folgenden ſende ich nach. Nur bitte ich, dieſes werdende Werk geheim zu halten. Mitwollende gibts wenig, Mißwollende viel. Wenn ich in dieſe Bogen hineinſehe, ſo kommt mirs manchmal vor, daß ich älter werde und daß ich radotire: denn radotiren heißt nicht, wies das gemeine Lexikon ſagt, allein albernes Zeug reden, ſondern auch, das Rechte zur unrechten Zeit ſagen, welches dem ſogenannten Verſtand immer albern vorkommt. Da Sie mir meine liebe Ottilie ſo ächt, gut und freundlich nehmen und auch dem Eduard Gerechtigkeit widerfahren laſſen, der mir wenigſtens ganz unſchätzbar ſcheint, weil er unbedingt liebt; ſo gewinnen Sie gewiß dieſem zweiten Theile des Farbenweſens ſo viel ab, daß er dem erſten, der Ihre Gunſt erwerben konnte, die Wage hält. Wie viel anderes wirklich Erfreuendes und Erquickliches hätte ich nicht zu ſagen, wenn wir einander gegenüber ſtünden: jetzt mag es ein Ende haben, weil ich einpacken und fortſenden muß, und mich nur noch Ihrem freundlichen Wollen empfehlen kann.

Goethe.

XXXIX.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 4. April 1810.

So trifft ſich gerade, mein verehrter Freund, daß wie es mir eben recht zur Gewiſſensangelegenheit und zum Herzensbedürfniß wurde, meine Antwort und meinen Dank an Sie nicht länger aufzuſchieben, der Fürſt Repnin mir anbietet, der Ueberbringer meines Briefs zu ſeyn. Wir ſind zu tief in der Faſtenzeit um über Ihre Gedichte, die die Weimariſchen Maskenfeſte uns vergegenwärtigen, Ihnen mehr zu ſagen, als daß die unſrigen nicht unter dem Einfluß Apolls, ſondern Herrn Breton, des Tanzmeiſters ſtanden, und daß, wie bei Ihnen in Köpfen und Herzen, ſo bei uns Begeiſterung und Grazie in den Füßen war. Nur in Rückſicht auf die Sonette will ich noch hinzufügen, daß, ſeit ich den Baggeſenſchen Almanach geleſen habe, Sie mir als Retter und Rächer der Unterdrückten, als Adam Müllerſcher Vermittler erſcheinen. Denn ohne Sie und ohne den ſchönen großmüthigen Beweis, den Sie gegeben haben, daß man Sonette machen könne und dürfe, ſchienen mir durch dieſen Almanach alle deutſche Sonette zu Tode gehetzt, nicht eben durch die Luſtigkeit und Regſamkeit der Nation, aber durch die Ideenverknüpfung, vermöge welcher das furchtbare Bleigewicht dieſer 150 Sonette ich jedem andern Sonett, außer den Ihrigen, anhängen und s bis in die unterſte Tiefe des Lethefluſſes hinunterziehen wird. Die herrlichen Probebogen des zweiten Theils der Farbenlehre ab' ich geleſen und mich vor allem der großen Anſichten gefreut, urch die Sie Ihren Stoff erweitert, veredelt und mit allem, odurch Wiſſenſchaft, Kunſt und Geſchichte Geiſt und Gemüth nſprechen, in Verbindung gebracht haben. Beſonders die Lücke eiſchen Plinius und Roger Baco haben Sie trefflich gefüllt. riſtoteles, das Kameel, das durch die Wüſte trägt, die Bibel, r Strauß, der ſeine Eier in den Sand legt und ſie von der onne bebrüten läßt, und Plato, das fabelhafte, myſtiſche Einn! In der Geſchichte von Newton iſt ſchon die Polemik; aber polemiſchen Theil möcht' ich darum doch nicht entbehren;

Die Schifflein herüber hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt:
Der Philoſoph der tritt herein,
Und beweiſ't euch, es müßt' ſo ſeyn.
Das Erſt' wär' ſo, das Zweyte ſo,
Und drum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will 'was lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chimiſt
Spottet ihrer ſelbſt, und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

erſt aus der Flamme des Streits tritt die Wahrheit geläutert hervor.

Nachdem was Sie mir ſchreiben muß ich Sie nun in Jena vermuthen. Ich bin allerdings mit Ihnen der Meinung, daß das längſt erwartete, nunmehr vollendete Werk ohne Aufſchub erſcheinen müſſe. Allem, was Sie unternommen, gebührt mehr als Ein Kranz, weil es mehr als Ein Verdienſt, mehr als Eine Bedeutung hat. Ob, von den Zeitgenoſſen wenigſtens, der Kranz des Siegs über Newton Ihnen werden werde, iſt ſehr ungewiß; aber darum wird, Deutſchen wenigſtens, Ihre Schrift nicht weniger für klaſſiſch gelten. Daß Sie das mathematiſche unbeachtet laſſen, wird Frankreich neutraliſiren, und der Strahl wird dort ewig in ſeinen ſieben Farben ſpielen; in Deutſchland, wo er längſt in unendliche Räume geſtellt iſt, werden wenige ſich in den Mittelpunkt Ihres Zirkels ſtellen; und vielleicht wird Ihnen hier begegnen, was ich ſonſt von den Franzoſen zu behaupten gewohnt bin, nicht ein Einziges Urtheil wird ohne Nebenrückſichten ſich bloß mit der Sache beſchäftigen. Aber welches auch das Urtheil befugter und unbefugter Richter ſey, Ihr Ruhm wird ſich erhöhen, und Ihr Name wird allen Freunden der Wiſſenſchaft und des Lebens noch theurer werden.

Ich habe unter einem Transport von Büchern, die Niemeier mir aus Halle geſchickt hat, Adam Müllers Vorleſungen erhalten. Die von der Idee des Schönen kannt' ich ſchon durch Friedrich Schlegel. Mit dem Durchleſen der Elemente der Staatskunſt bin ich ſo eben fertig geworden. Ich kenne kein Buch, das mich, eines ums andere, ſo angezogen und ſo abgeſtoßen hätte. Es hat Stoff und Methode, und iſt doch Schwärmerei: und dann iſt der Schwärmer wieder Sophiſt; denn bei jeder ſchwachen Seite, der er ſich bewußt iſt, wird er abſprechend und unverſchämt. Die Metapher ſtatt des Begriffs, das Bild ſtatt der Sache, ein ewiges Schweben in der Luft zwiſchen zwei Extremen, das iſt ſeine Idee. Sein Staat iſt ein ungeheurer Fiſchteich, wo Karpfen, Aale, Grundeln und Hechte durcheinander wimmeln, und wo am Ende doch die Hechte die Karpfen und Grundeln freſſen. Die Geſchichte, ſo oft es ihm beliebt, wird an den Haaren gezerrt oder in Stücke zerriſſen; und die neuſte wird geradezu annihilirt. Ich wollte beweiſen, der wahre Vermittler nach der

Idee ſeines Buchs, ſey Napoleon. Welcher Widerſpruch, ſein Phantom Chriſtus wie aus einem Hohlſpiegel in die Luft zu werfen, und dennoch die Kirche, die Kirche des Mittelalters, als den einzigen Hafen des Heils uns anzupreiſen! In einigen Stellen, wie z. B. in den Kapiteln über die Münze, erſcheint ihm das ganz unbedeutende als wichtig, etwa weil er es den Tag vorher gelernt hatte. Und dennoch, von der andern Seite welcher Reichthum von Witz und Scharfſinn (von Witz freilich am meiſten, denn am Witz geht er zu Grunde), welche herrliche treffende, oft tief aus der Natur gegriffene Wahrheiten! Welches künſtliche, und oft mit hinreißendem Erfolg, gelungene Durchführen ſeiner Hauptideen. Es iſt wirklich ein Buch, im vollen Sinne des Worts, aber durchdrungen von allen Vorzügen und Gebrechen der neuern deutſchen Kultur und das reine Produkt vom Geiſt des Jahrhunderts, nur mit dem Unterſchied, daß er dieſen Geiſt beim Schwanz ergriff.

In Paris iſt über die Kaiſerliche Vermählung ein anhaltender Freudentaumel. Die Meinung hatte dort gegen die, welche für den Tod Louis XVI. geſtimmt hatten, eine ſehr feindliche Richtung genommen, aber es ſcheint der Kaiſer habe dieſer Reaktion Grenzen geſetzt. An England waren Vorſchläge gethan worden; aber man konnte ſich nicht verſtändigen; und dennoch hab ich einen beſondern Grund zu glauben, daß noch nicht alle Unterhandlungen abgebrochen ſeyen. Daß die Vermählung zu tauſend politiſchen Vermuthungen Anlaß gab, werden Sie leicht glauben; aber ich ſehe darin nur Herkules, der ſein »plus ultra« ſpricht.

Leben Sie recht wohl, mein verehrter Freund. Reiſen Sie glücklich nach Carlsbad, aber nicht eher bis ich noch etwas von Ihnen gehört. Ich bin von ganzem Herzen der Ihrige.

Reinhard.

XL.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 16. April 1810.

Ich ſchreibe Ihnen heute, mein verehrter Freund, in der Angelegenheit eines meiner Freunde in Cöln, Herrn Sulpiz Boiſſerée. Dieſer junge Mann, Miterbe des ſehr angeſehenen dortigen Handlungshauſes Nicolaus de Jongres, hat, ſtatt der Ziffern, ſich unter das Panier eines freien Studiums der freien Künſte begeben, iſt durch eine in Paris geſtiftete Bekanntſchaft, halb Mäzen, halb Schüler und Junger von Friedrich Schlegel geworden, und lebt ſeit einigen Monaten in Heidelberg. Er iſt Beſitzer einer ſehr merkwürdigen Sammlung altdeutſcher Gemälde, die er vom Untergang gerettet hat, und von denen ich glaube, Ihnen bereits etwas geſchrieben zu haben. So, durch verſchiedene Impulſionen, iſt er zu einer Unternehmung geführt worden, die ihm Ehre macht und für die Sie ſich gewiß intereſſiren werden. Er gedenkt nämlich eine Beſchreibung der Domkirche zu Cöln und ihrer Alterthümer nebſt der Geſchichte ihres Baues herauszugeben. Die Zeichnungen, von der Hand eines geſchickten Künſtlers, Quaglio aus München (einige wenigſtens ſind von dieſem) liegen bereits fertig und haben in Frankfurt und Heidelberg allgemeinen Beifall gefunden.

Was aber eigentlich Herrn Boiſſerée am meiſten am Herzen liegt, iſt bei dieſer Gelegenheit Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen und er würde ſich entſchließen die Zeichnungen entweder ſelbſt Ihnen zu überbringen, oder ſelbſt Sie abzuholen, wenn er nicht fürchten müßte, den Zweck ſeiner Reiſe entweder durch Ihre Geſchäfte, oder durch Ihre Abreiſe nach Carlsbad vereitelt zu ſehen. Hierüber wünſcht er durch mich Gewißheit zu erhalten.

Ich kann ihn als einen ſehr wohlgeſitteten, rechtlichen und gutmüthigen Menſchen Ihnen durchaus empfehlen. Perſönlich würde jeder Beweis von Güte den Sie ihm geben, mich zur Dankbarkeit verpflichten; ich achte und liebe den jungen Mann und ich ſtehe in Verbindung mit ſeinem Haus und mit ſeiner Familie.

Der Fürſt Repnin hat mir von ſeinem Ausflug nach Jena, von ſeinem Mittageſſen bei Ihnen erzählt. Ich möchte weinend ausrufen, wie mein Kleiner, wenn von Dingen die Rede iſt, die vor ſeiner Geburt vorgefallen ſind: Et je n'y étais pas!

Mit herzlicher Verehrung der Ihrige.

Reinhard.

XLI.

Goethe an Reinhard.

Jena den 22. April 1810.

Nur eilig, mein verehrter Freund, ſoll mein Dank ſeyn für den Brief, den ich durch Fürſt Repnin erhalte. Ehe ich von hier abgehe, kompletire ich Ihnen noch das Exemplar der Farbenlehre und ſchreibe manches bei dieſer Gelegenheit.

Jenem jungen Mann, von dem Sie mir ſprechen, würde ich gegenwärtig eine Reiſe zu uns nicht rathen. Ich bin höchlich gedrängt, indem ich von der einen Seite das Farbenweſen zur Jubilatemeſſe ausſtatten ſoll, wogegen ſich beſonders jetzt manche techniſche Hinderniſſe ſetzen, und wobei immer mehr zu thun iſt, je näher die Zeit kommt, da man ſich entſchließen ſoll, was man weglaſſen, zuſammendrängen und noch allenfalls nothdürftig arrangiren möchte: die Tafeln und deren Beſchreibung, eine Anzeige, ſind alles Dinge die den Schwanz verlängern über den man ſo gut als über den Fuchs hinaus ſoll, und die ich nicht zu Stande bringen könnte, wenn ich nicht ſo gute Beihülfe hätte.

Um nun noch von der andern Seite zu reden, ſo ſoll unſer Theater für Lauchſtedt, wie gewöhnlich, eingerichtet, neue Stücke und Opern ſoviel als möglich auf den Weg gegeben werden. Ein neuer Kapellmeiſter tritt an, und obgleich jedermann gern nach ſeinem eigenen Willen lebt, ſo will man doch auch, daß der Vorgeſetzte Ja dazu ſagen ſoll, damit man weniger Verantwortung habe, und was dergleichen Dinge mehr ſind, die Sie in weit höhern Regionen genau und ausführlich kennen.

Noch bin ich in Jena. Ob ich nach Weimar hinüber gehe,

oder die dortigen Angelegenheiten, wie bisher schriftlich und per legatos verhandeln lasse, weiß ich selbst noch nicht. Das aber weiß ich wohl, daß ich zuletzt aus dem Stegreife fortgehen muß, wenn ich loskommen will. Träfe mich nun Ihr junger Mann in einer solchen Art von Turbulenz, so würde er noch weniger Freude und Nutzen genießen, als ohnehin zu erwarten steht. Denn wie Sie selbst am besten fühlen, so müßte ein Schüler von Friedrich Schlegel eine ziemliche Zeit um mich verweilen und wohlwollende Geister müßten uns beiderseits mit besonderer Geduld ausstatten, wenn nur irgend etwas Erfreuliches oder Erbauliches aus der Zusammenkunft entstehen sollte. So ein Versuch wäre etwa gegen den Herbst und Winter zu machen, wo ich in Weimar wäre, wo man eine mehrsinnige Gesellschaft, Theater, Musik, Bibliothek, Sammlungen aller Art um sich hat. Ihre Empfehlung und Einleitung soll ihm so wie jedem andern bei mir den freundlichsten Empfang vorbereiten, ja er soll auch bei mir in Punkten, die mir sonst feindselig sind, mehr Geduld und Nachsicht finden, als ich sonst zu üben pflege.

Was das zu unternehmende Werk betrifft, so will ich wohl überlegen, und meine und meiner Freunde Ueberzeugungen sammeln und solche nach Befinden, entweder den Theilnehmern oder Ihnen redlich und theilnehmend mittheilen.

Viel Anderes liegt mir noch am Herzen. Ich werde es Ihnen auch wohl nur in ein paar Octavbänden zuschicken können. Diesen Sommer habe ich mir mancherlei vorgenommen, davon wenigstens etwas zu Stande kommen wird.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein unter den Ihrigen.

XLII.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 7. Mai 1810

Da ich ſoeben eine Veranlaſſung erhalte einen Courier nach Dresden zu ſenden, ſo benutze ich eine noch übrige Viertelſtunde, um Ihnen, mein verehrter Freund, einen guten Tag zu ſagen.

Aus Ihrem letzten Brief, den jungen, mit Schlegelianismus tingirten Freund betreffend, habe ich das nöthige mitgetheilt und danke Ihnen ſehr für die vorläufige Erlaubniß, die Sie ihm geben, die Zeichnungen Ihrer Einſicht zu unterwerfen. Dieß wird Ihnen wahrſcheinlich Gelegenheit geben, von ihm ſelbſt eine mehr oder minder gefällige Zeichnung ſich zu entwerfen und davon wird, wie billig, die weitere Begünſtigung abhangen, die er von Ihnen zu erwarten hat.

Ich denke mir Sie noch in Jena. Der Schwanz iſt in ſolchen Fällen faſt immer länger als der Fuchs, und man hat weniger Freude davon. Sorgen Sie ja dafür, daß das ſchöne, kluge, ſeltene Thier bald aus dem Loche komme. Der Herzog, ſagen die Zeitungen, iſt oder war in Dresden; auch der Fürſt von Deſſau; und daraus ſchließt man es ſey von gewiſſen neueren Einrichtungen und Verhältniſſen die Rede. Vor einigen Monaten geſchah von unſerem König ein mündliches Anſinnen an ſeinen Bruder, das ſich auf ähnliche Verhältniſſe bezog; und die Antwort war damals: „man widerſetze ſich nicht, wenn die kleineren Fürſten einwilligen; aber man zweifle an ihrer Einwilligung und man werde nichts thun um die Sache zu begünſtigen.“ Allein damals wie damals, und nun wie nun. Am Ende muß doch auch hier der Fuchs einmal zum Loche heraus.

Ehe Sie nach Carlsbad gehen, hoffe ich gewiß noch etwas von Ihnen zu vernehmen. Auf jeden Fall grüßen Sie von mir den Hirſchſprung und den Sprudel, und die Felſen dem Thereſienbrunnen gegenüber und jedes freundliche Plätzchen, wo ich mit Ihnen zuſammentraf. Ganz der Ihrige

Reinhard.

XLIII.

Goethe an Reinhard.

Jena den 11. Mai 1819.

Das Portefeuille iſt mir durch Herrn Zimmer in Jena zugeſtellt worden und hat mir ſehr viel Vergnügen gemacht. In Eile nur weniges von dem was darüber zu ſagen wäre.

Man kann Niemanden vorſchreiben wohin er ſeine Liebhaberei wenden und wozu er die ihm einwohnenden Gaben ausbilden ſoll. Ferner iſt alles dasjenige höchſt ſchätzbar, was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, beſonders wenn es in einem wahrhaft treuen hiſtoriſchen und kritiſchen Sinne geſchieht.

Nach dieſem ſind die Bemühungen des jungen Mannes, durch welchen die vorliegenden Zeichnungen zu Stande gekommen, höchlich zu loben. Er iſt dabei gründlich zu Werke gegangen, wie ich denn gern bekenne, daß der Grundriß des Doms zu Cöln, wie er hier vorliegt, eines der intereſſanteſten Dinge iſt, die mir ſeit langer Zeit in architektoniſcher Hinſicht vorgekommen. Der perſpektiviſche Umriß gibt uns den Begriff der Unausführbarkeit eines ſo ungeheuren Unternehmens, und man ſieht mit Erſtaunen und ſtiller Betrachtung das Mährchen vom Thurm zu Babel an den Ufern des Rheins verwirklicht.

Deſto erfreulicher, obgleich ebenſo erſtaunenswürdig, iſt die Reſtauration oder vielmehr der auf dem Papier unternommene Ausbau, welcher mit ſehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Ueberlieferungen und aus dem ſonſt Bekannten dieſer Kunſtzeit und Bauart, das Wahrſcheinliche ſo harmoniſch als man es wünſchen mag zuſammenſtellt. Und man müßte ſehr viel bewandter in dieſen Dingen als ich ſeyn, wenn man ſich vermeſſen wollte, irgend etwas daran auszuſetzen.

Die von Quaglio gezeichneten Blätter ſind ſehr geiſtreich, die andern von Fuchs mit unendlicher Sorgfalt, und beide mit Geſchmack, Fleiß und Zierlichkeit ausgeführt, ſo daß man wirklich ſagen kann, daß für dasjenige, was dieſe Blätter ſeyn ſollen, nichts zu wünſchen übrig bleibt. Sie ſollen eigentlich einem

Hauptwerk die Krone aufſetzen und ich bin nicht weniger neugierig auf das was uns dieſe Kunſtfreunde und Künſtler aus früherer Zeit überliefern werden.

Dieſe Zeichnungen werden immer, wie ſie hier liegen, unſchätzbar bleiben, wenn es auch große Schwierigkeiten haben ſollte, ſie in Kupfer ſtechen und dem großen Publikum mittheilen zu laſſen; wozu ich in unſerer Zeit kaum eine Möglichkeit ſehe. Doch wird die Betriebſamkeit derer, die ſchon ſo viel geleiſtet, auch hierbei wohl mehr thun als man ſich vorſtellen kann.

Vorſtehendes wäre das aufrichtige und unbewundene Lob, das man den Cölner Kunſtfreunden ertheilen muß. Freilich gehört eine ſolche leidenſchaftliche Beſchränkung dazu, um etwas der Art hervorzubringen. Ich habe mich früher auch für dieſe Dinge intereſſirt und ebenſo eine Art von Abgötterei mit dem Straßburger Münſter getrieben, deſſen Façade ich auch jetzt noch wie früher, für größer gedacht halte, als die des Doms zu Cöln.

Am wunderbarſten kommt mir dabei der deutſche Patriotismus vor, der dieſe offenbar ſaracenſche Pflanze als aus ſeinem Grund und Boden entſprungen gern darſtellen möchte. Doch bleibt im Ganzen die Epoche, in welcher ſich dieſer Geſchmack der Baukunſt von Süden nach Norden verbreitete, immer höchſt merkwürdig. Mir kommt das ganze Weſen wie ein Raupen- und Puppenzuſtand vor, in welchem die erſten italieniſchen Künſtler auch geſteckt, bis endlich Michel Angelo, indem er die Peterskirche concipirte, die Schale zerbrochen und als wunderſamer Prachtvogel ſich der Welt dargeſtellt hat.

Ich verarge es unterdeſſen unſern jungen Leuten nicht, daß ſie bei dieſer mittleren Epoche verweilen; ich ſehe ſogar dieſes Phänomen als nothwendig an, und enthalte mich aller pragmatiſchen Betrachtungen und weltbiſtoriſchen Weiſſagungen.

Herr Boiſſerée hat mir einen ſehr hübſchen und verſtändigen Brief geſchrieben, der ſo wie die Zeichnungen mich für ihn einnimmt. Ich lege für ihn ein flüchtiges Blättchen bei, worin ich ihn auf Michael einlade. Sie haben ja wohl die Güte, ihm die erſte communicable Hälfte meines vorläufigen Urtheils mitzutheilen.

Ich bitte um ein paar Zeilen nach Carlsbad G.

Ich füge die zwar unnöthige, aber doch wohlgemeinte Bitte hinzu: daß Sie dem vorzüglichen jungen Mann nichts von meinen Aeußerungen mittheilen was ihn betrüben konnte. Das beste Lebewohl im Augenblicke der Abreise!

XLIV.

Goethe an Reinhard.

Jena Anfangs Juni 1810.

Mein Wunsch vor meiner nahen Abreise noch ein Wort von Ihnen, trefflicher Freund, zu vernehmen ist also erfüllt. Der Courier soll, hoff' ich, Gegenwärtiges mit sich zurücknehmen. Wohl bin ich in Jena, ganz allein, ohne meinen Notarius. Riemer ist nach Weimar, nachdem der letzte Bogen die Revision passirt, woraus Sie erkennen daß wir diese Last für dießmal abgeschüttelt haben. Dienstag den 15. denke ich abzureisen.

Diesen Sommer hab ich es wieder mit den zärtlichen Herzen zu thun, die ich aufs neue mit einigen Problemen zu beunruhigen gedenke.

Eben kommt ein junger Professor Voigt von hier, ein Neveu Blumenbachs, auf den mancherlei Tugenden seines Onkels übergegangen sind, von Paris zurück, wo er sich zehn Monate aufgehalten. Es macht mir sehr viel Freude uns jene seltsame Stadt durch einen jungen lebhaften Mann in ihren Einzelnheiten vergegenwärtigt zu sehen. Eigentlich beschäftigt er sich mit Botanik und Naturgeschichte, ist mäßig, geistreich und gescheidt, hat den 14. October hier überstanden und ist auf seiner Gegenvisite von den Franzosen sehr gut aufgenommen worden.

Die neue Postkarte des Königreichs Sachsen habe ich mir angeschafft und nehme sie mit nach Carlsbad, besonders weil ich über Dresden zurückzukehren gedenke. Uebrigens werde ich sie an die Wand nageln und wie Jonas auf Ninive, doch mit besserem Humor als er, auf die buntilluminirte Fläche schauen, ob sich nicht irgend ein Farbenwechsel darauf hervorthun möchte. Vielleicht ließe sich im supplementaren Theil auch noch ein Kapitel von den politischen Farben nachbringen.

Und ſomit für dießmal ein herzliches Lebewohl. Laſſen Sie mich nach Carlsbad von ſich hören. Die erſten Gläſer Wein dort ſollen auf Ihre Geſundheit ausgetrunken werden, wenn er auch ſchon nicht ſo gut iſt als jener, den ich damals Ihrer Güte verdankte. Nochmals Adieu.

Goethe.

XLV.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 27. Juni 1810.

Daß ich Sie, mein verehrter Freund, den ich ſeit mehr als einem Monat auf Carlsbads Grund und Boden weiß, dort noch nicht begrüßt habe, kommt von einer Art Ungewißheit in meinen eigenen Verhältniſſen, die ſich um die von Tag zu Tag verzögerte Zurückkunft des Königs und meines Legations-Secretärs wie um eine Are dreht. Dieſe Ungewißheit betrifft freilich nur zunächſt meine projektirte Reiſe ins Bad und an den Rhein; aber ſie macht mich unmuthig und verhindert mich an meiner Unterhaltung mit Freunden von denen ich weiß, daß ſie nicht ungern etwas über mich ſelbſt vernehmen möchten.

Indeſſen hab ich mich viel, und in den letzten Tagen beinahe ausſchließend mit Ihnen beſchäftigt; denn vor ungefähr acht Tagen iſt mir das Complement Ihres Werkes über die Farbenlehre zugekommen, und geſtern bin ich mit dem erſten Durchleſen des Ganzen fertig geworden.

Den 3. Juli.

Dieſen Anfang ſchrieb ich mitten unter den Anfällen eines heilloſen Zahnſchmerzes, der mir acht Tage lang keine Ruhe ließ und mich zu jedem Genuß und in jeder Rückſicht verſtimmte. Da zugleich alle Zahnärzte krank oder abweſend waren, ſo half ſich endlich die Natur dadurch, daß ſie gegen den Schmerz ſich abſtumpfte.

Nun aber trifft es ſich noch glücklicher, daß ich, indem ich

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klassificiren.

Schüler.

Mir wird von allem dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephistopheles.

Nachher vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für, was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinne mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,

dieſes Blatt wieder vor mich nehme, Sie ſelbſt mir gegenüber ſehe. So eben erhalt' ich von der Fürſtin von Detmold ein allerliebſtes Geſchenk. Sie hat Ihr von Kügelchen gemaltes Portrait, nebſt Wielands, Herders und Schillers ihren für mich copiren laſſen, und das Ihrige beſonders iſt von einer Aehnlichkeit, die uns alle zu einem Ausruf der Freude hinriß. Wie billig, hat die Farbe ihrem Geſchichtſchreiber ſein Recht widerfahren laſſen, und das Göttliche was die Natur in Ihren Blick und in Ihre Züge legte, was die Erinnerung in mir wie ein Heiligthum bewahrte, liegt nun auch vor meinem äußern Auge, und ich kann mit dem äußern und innern Sinne mich Ihres Beſitzes erfreuen.

Durchgeleſen hab ich nun wohl Ihr vortreffliches Werk, aber noch nicht durchſtudirt. Zwar hat das Licht das, von Ihnen unmittelbar ausgehend, mir zu Theil geworden iſt, auch die dunklern Theile der Geſchichte und der Polemik im Vorbeigehen beleuchtet, aber ich befinde mich noch wie in einer Gemäldegallerie, wo es ſich, ſo herrlich auch das Licht von oben einfällt, der Mühe lohnt, ein Stück nach dem andern zu betrachten. Sollte nicht der induſtrioſe Verſuch veranlaßt werden können, einen Apparat, nicht in aller Vollſtändigkeit, die dem Liebhaber ſelbſt überlaſſen werden müßte, ſondern als Ein- und Anleitung zu verfertigen? Prismen von verſchiedener Größe und Winkeln, trübe Mittel, wie das welches ich von Ihnen beſitze, Gläſer von verſchiedenen Farben, ſind nicht überall zu bekommen, und durch eine ſolche Vorarbeit würde die Verſuchs-Luſtigkeit ungemein befördert werden. Die Fürſtin von Detmold ſchreibt mir, ſie ſey nun eben im Begriff, mit dem Leſen der Farbenlehre anzufangen und ich möchte, da ich in einem Monat ungefähr ſie zu ſehen hoffe, ihr mit einigen meiner Vorkenntniſſe zu Hülfe kommen. Indeſſen iſt es doch möglich, daß ich, nach der Abreiſe des Fürſten Reynin, hier einiges von dem zuſammenbringe, was mir nöthig iſt. Wir haben hier einen im Glasſchleifen und andern Dingen dieſer Art ganz geſchickten Mechaniker, den der Fürſt bis jetzt noch ausſchließend beſchäftigt.

Um an die franzöſiſche gelehrte Welt auf dem kürzeſten und ſichernen Wege zu gelangen, dazu wäre wohl Alexander von Humboldt am tauglichſten. Sehr begierig bin ich zu ſehen,

welches von den deutschen kritischen Instituten den Tanz der Recensionen eröffnen werde. Ich gedenke in einigen Tagen nach Göttingen zu gehen, wo Villers noch immer im Gefolge seiner strengen Freundin weilt, und ich werde dort erfahren, ob die alma mater als mathematische Sorbonne gegen Sie — oder als reformirendes Wittenberg für Sie auftreten werde. Der Krieg ist nun einmal erklärt; die lectiones opticae sind den Flammen übergeben und das Geschehene wird sein Recht behaupten.

Der junge Freund in Heidelberg ist über Ihre Antwort und Ihre Erlaubniß zu einem Besuch überglücklich. Allein Ihre milde Beschränkung des mitzutheilenden Antheils auf das, was sich Beifälliges über seine Unternehmung sagen ließ, hat den Erfolg gehabt der sich voraussehen ließ. Der junge Mann hat stets sich eingebildet, sie sähen die ganze Sache mit seinen Augen. Er meint sie sey Ihnen als etwas Großes, wovon Sie vor Zeiten einen Jugendtraum, seitdem aber keine Kunde mehr gehabt, so eigentlich aufs Herz gefallen. Nun heut er, die erste Ankündigung seines Unternehmens soll von Ihnen kommen; und eben deswegen schreibt er mir, hat er die erste Gelegenheit ergriffen, um die Zeichnungen Ihnen vor die Augen zu legen und weislich zu vermeiden gesucht, daß von andern Seiten schon etwas Ausführliches über das Werk gedruckt werde. Er hofft daß Sie diesen Wunsch nicht ganz ablehnen werden und das Morgenblatt wäre, da man für das Werk nicht nur die gelehrte, sondern vorzüglich auch die reiche und vornehme Welt im Auge haben muß, nach seiner Meinung der schicklichste Mittheilungs-Kanal. Doch hat er noch Eins von Ihnen zu erbitten, das nämlich, daß Sie, im Fall Sie die Güte hätten etwas über sein Unternehmen zu schreiben, dort nicht, wie im Brief an mich, der Straßburger Façade als vorzüglicher erwähnen möchten u. s. w.

Da ich nun sehr zweifle, daß Sie, bei Ihrer Totalansicht der Sache die Condescendenz werden haben wollen, nur diejenige Seite darzulegen, von der sie Ihren Beifall zu verdienen scheint, so werd' ich, wenn Sie mich dazu berechtigen, mit Schonung zwar, aber doch hinreichend, dem jungen Freunde das Verständniß öffnen und ihm die Erlaubniß geben, unter dieser

Beſchränkung, von Ihrem Urtheil in der Ankündigung, die er etwa ſelbſt drucken laſſen möchte, Gebrauch zu machen.

Ich leſe gegenwärtig den erſten Band von Johannes Mullers allgemeiner Geſchichte. Dieſes Werk hat meine Erwartung, die ich um der ſucceſſiven Art willen, wie es entſtanden war, herabgeſpannt hatte, weit übertroffen, und wenn die Fortſetzung ſich mit dem Anfang auf gleicher Höhe hält, ſo wird die allgemeine Geſchichte noch mehr, als die Geſchichte der Schweizer, ſeinen Anſpruch auf Unſterblichkeit begründen. Ich freue mich beſonders des herrlichen Gebrauchs, den ein ſolcher Kopf von ſeiner Gelehrſamkeit macht: das Buch iſt eine wahre Quinteſſenz, aus dem Feuer des Genies hervorgegangen. Verſteht nun ſein Bruder die Excerpte ſo zu ordnen, daß ſie als ein fortlaufender Commentar zum Werke ſelbſt erſcheinen, ſo werden auch dieſe ein hohes Intereſſe erhalten. Was mir indeſſen ſonderbar aufgefallen, iſt der rothe Faden, der in dieſem ganzen Werke, ſo weit ich es geleſen habe, fortläuft; es iſt die Männerliebe; ſelbſt in der Geſchichte der Schweizer war er nicht zu verkennen. Es iſt bei ihm wie wenn ich auf meinen hohlen Zahn biß, wenn Kälte oder Wärme den bloßliegenden Nerv berührte: er ſchmerzte und eine Grimaſſe verrieth den Schmerz. M. will weder geſtehen noch läugnen: er will weder vor ſich ſelbſt noch vor andern ſich rechtfertigen: aber davon Notiz nehmen, das muß er.

Ihr Freund Sartorius hat von der dritten Klaſſe des Inſtituts einen Preis erhalten. Dieß iſt mir in mehr als einer Hinſicht lieb, und kann ihm frommen.

Mein Legations-Secretär iſt nun zurück, ſeine Nachrichten, inſofern ſie mich perſönlich betreffen, ſind günſtig. Sobald der König, der, wie wir vernehmen, bereits von Paris abgereist iſt, zurück iſt, werde ich meine Petition, einen Urlaub betreffend, an die Behörde ſenden. Reynin iſt zum Abmarſch fertig. Ob er erſt noch nach Weimar gehen werde, ſcheint ungewiß. Wir haben vor einigen Wochen eine kleine Reiſe nach dem Meisner zuſammen gemacht, und ich behalte von ihm zum Andenken daran eine Zeichnung der ſogenannten Kitts-Kammer, einer Stelle des Bergs, wo die Baſalt-Lagen eine gleich intereſſante geognoſtiſche und maleriſche Anſicht gewähren.

Ich werfe Ihrem Bild die Grüße zu, die ich Ihnen ſende:

ſo hoch es blickt, ſo will ich dennoch nicht in dieſen Blicken leſen, daß Sie für ein langes Stillſchweigen ſich rächen werden. Ich rufe den Genius von Carlsbad zu meinem Beiſtand auf.

Leben Sie wohl. Ganz der Ihrige.

Reinhard.

XLVI.

Goethe an Reinhard.

Carlsbad den 22. Juli 1810

Da mein hieſiger Aufenthalt ſich nach und nach zu Ende neigt und ich wahrſcheinlich bald nach Töplitz gehe, ſo will ich ein ruhiges Wort vernehmen laſſen und für den lieben Brief danken, den ich vor einiger Zeit erhalten.

Zuerſt will ich Sie erſuchen den jungen Freund in Heidelberg deutlich und hinreichend aufzuklären, damit er erfahre wie ich es meine. Es würde ſonſt wenn er uns beſucht ein verdrießliches Verhältniß geben, wenn er erſt alsdann erfuhre, wie ich denke. Das, was er mit ſeinen Künſtlern geleiſtet hat, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung des Gegenſtandes iſt trefflich: der Gegenſtand ſelbſt aber für uns nur an ſeiner Stelle ſchätzenswerth, als ein Document einer Stufe menſchlicher Cultur. Betrachten freilich dieſe guten jungen Leute nicht einen ſolchen Mittelzuſtand als den oberſten und letzten, wo ſollten ſie den Muth zu einer ſo unendlich muhſamen Arbeit hernehmen? Wenn der Ritter ſeine Schöne nicht für die ſchönſte und einzige hielte, würde er Drachen und Ungeheuer um ihretwillen bekämpfen?

Ich habe ſchon oft genug in meinem Leben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, ſo daß ich neulich mich ganz und gar auch von den beſſern enthalte. Einfluß geſtehen ſie uns, Einſicht trauen ſie ſich zu, und die erſtere zu Gunſten der letzteren zu nutzen iſt eigentlich ihre ſtille Abſicht. Ein wahres Zutrauen iſt nicht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel, aber ich

mag mich weder anmüthig selbst betrügen, noch fremde Zwecke gegen meine Ueberzeugungen befördern.

Johannes Müllers Werk habe ich in diesen letzten Tagen mit Ruhe, und manche Abtheilung wiederholt gelesen. Es ist ein höchst dankenswerthes Buch. Schon das ist für uns wichtig, mit einem Zeitgenossen, den wir kannten, die Weltgeschichte nach seiner Art zu durchlaufen. Freilich verbirgt sich ein jedes Individuum schwer hinter der Maske des von ihm hervorgebrachten Buchs, vielmehr erkennt man den Autor vielleicht aus der Schrift deutlicher als aus dem Leben: denn es schneidet sich doch jeder die Welt ziemlich nach seiner Facon. So ist es auch hier und ich liebe dieß Werk besonders weil es die Tugenden und die Mängel des Verfassers so deutlich ausspricht. Das große Studium, das zum Grunde liegt, ist respectabel, und diejenigen Theile, wo das Metall recht durchgeschmolzen, gereinigt und flüssig in eine wohl ausgesonnene Form lief, sind vortrefflich zu nennen. Für die größere Masse von Menschen ist das Buch gewiß auch wohlthätig. Mir, auf meiner einsamen Warte, ist abermals aufgefallen, daß man aus dem moralischen Standpunkte keine Weltgeschichte schreiben kann. Wie der sittliche Maßstab paßt, wird man befriedigt, wo er nicht mehr hinreicht, bleibt das Werk unzulänglich und man weiß nicht was der Verfasser will.

Zu wie vielen hieraus fließenden und sich anknüpfenden Betrachtungen fand sich nicht Anlaß, besonders da ich kurz vorher den Tacitus gelesen!

Haben Sie aufrichtigen Dank, daß Sie sich wieder von Zeit zu Zeit mit meiner Farbenlehre beschäftigen mögen. Mit einiger Geduld, mit wiederholten Versuchen sich des Gegenstandes zu bemächtigen, wird es Ihnen gewiß gelingen: denn so stark das Werk ist, und so wunderlich es im Einzelnen aussehen mag, so ist es doch durchaus consequent und das, was es eigentlich bringt und will, läßt sich sehr kurz fassen, ja es wiederholt sich gewissermaßen selbst auf jedem Bogen.

Sobald ich nach Hause komme, will ich sehen, ob irgend ein Mechaniker anzuregen ist, einen kleinen Apparat, zu dem ich schon früher den Gedanken gehegt, zusammenzustellen, und in einem Kästchen, das etwa so groß wäre wie Göttlings chemische Cabinete, zu Bequemlichkeit der Liebhaber einzurichten.

Es wird mich freuen, wenn Sie Ihre theilnehmende Fürstin tiefer in die Sache führen; jedem der ſich damit abgeben will, rathen Sie beſonders mit den Phänomenen der erſten Abtheilung ſich recht bekannt zu machen. Hierzu bedarf es faſt gar keines Apparats; bis man aber ein Auge, dem dieſe Erſcheinungen noch nicht deutlich geworden ſind, daran gewöhnt, ſie überall zu ſehen, dazu gehört ein aufmerkſames Wollen, und doch liegt hier der Grund der ganzen Farbenlehre, der Grund aller Harmonie und äſthetiſchen Anwendung. Auch kommt man dadurch am geſchwindeſten von dem Trug der alten Beſchränkung los.

Können Sie mir gelegentlich ſagen, ob Villers mit einer chromatiſchen Arbeit ſich befreunden mag? Er iſt eine wichtige Perſon durch ſeinen Standpunkt zwiſchen den Franzoſen und den Deutſchen, und es wäre mir bedeutend zu erfahren, wie er die Sache nimmt, da er wie eine Art von Janus bifrons herüber und hinüber ſieht. Was Frankreich ſelbſt betrifft, daran denke ich, aufrichtig zu ſagen, nicht; etwas Unfreundliches von dorther läßt ſich immer erwarten; etwas Freundliches würde überraſchen.

Doch habe ich für die Zukunft eine wunderbare Ausſicht zu Vereinigung deutſcher und franzöſiſcher Vorſtellungen dadurch gewonnen, daß mir ein Auszug von Degerando's Discours, der ſich bei ſeiner Geſchichte der Philoſophie befinden ſoll, in die Hände fiel. Ich bin neugierig das ganze Buch zu ſehen: denn in dieſen wenigen Blättern habe ich nichts gefunden was meiner Art zu denken widerſpräche. Die Differenz des Ausdruckes iſt nicht größer als man von einer Sprache zur andern vorausſetzen muß. Ich werde, ſobald ich zurückkomme, dieſem Manne, ſeinen Werken und ihrem Einfluß eine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken. Können Sie mir dabei behülflich ſeyn und mir einige beſondere Nachrichten von ihm geben, ſo werden Sie mich ſehr verbinden. Ueberhaupt bin ich nun mehr im Fall, da jene beengende Arbeit vorbei iſt, mich etwas mehr in der Breite im Alten und Neuen wieder umzuſehen.

In Wien iſt ein kleines Heft von mir, unter dem Titel: Pandora, ein Taſchenbuch, gedruckt worden; eigentlich iſt es nur ein Dramas-Theil von wunderbarem Inhalt und ſeltſamer Form. Ich empfehle es Ihnen; vielleicht koſtet es einige

Mühe ſich hineinzufinden: die aber nicht ganz ohne Frucht bleiben wird.

G.

XLVII.

Reinhard an Goethe

Caſſel den 3. Auguſt 1810

Während der König, von der Königin begleitet, ſeinen feierlichen Einzug in Hannover hält, reiſ' ich morgen mit Frau und Familie nach Pyrmont. Dieſe werden einen Monat dort zubringen; mich ſelbſt wird die Feier des 15. nach Caſſel zurückrufen. Nachher wird es ſich zeigen, ob es mir vergönnt ſeyn werde, meine Wallfahrt nach Falkenluſt anzutreten, um in meiner Muſcheln-Kapelle 14 Tage lang mein Beatus ille etc. zu beten.

Abreiſen aber will ich nicht, mein verehrter Freund, ohne Ihnen den Empfang Ihres Briefs vom 22. v. M. zu beſcheinigen, um ſo mehr, da ich ihn unter Umſtänden erhalten, die zu ſeinem Inhalt recht artig paßten.

Gerade nämlich an jenem Morgen hatte mir Prof. Reißig, ein junger Mann von Thätigkeit und vielen mechaniſchen Talenten, einen ziemlich vollſtändigen Apparat zur Farbenlehre gebracht, den ich der Fürſtin von Detmold perſönlich zu überbringen gedenke; ein Waſſer-Prisma, drei andere Prismen, gefärbte Gläſer, Tafeln nach Ihrer Anleitung u. ſ. w. Bei den Verſuchen war Villers zugegen geweſen und dann wieder wie ich während dem Eſſen Ihren Brief erhielt. So hatt' ich die Antwort auf einen großen Theil Ihres Briefs vor den Augen und gleichſam in der Hand, und der Paragraph, Villers betreffend, gelangte ſogleich an ſeine Adreſſe. Zugleich ſollen meiner Antwort, als pièces justificatives, ein Verzeichniß der ſchon fertigen oder noch zu verfertigenden Stücke des Reißigiſchen Apparats, und ein Brief beigelegt werden.

Nachrichten über Degerando zu geben, hat Villers übernommen; aber ich fürchte ſie werden nicht allerdings günſtig

ausfallen: denn für seinen deutsch-apostolischen Sinn ist jener zu orthodox. Wer die Sache so fromm und lauter treibt, wie Villers, dem ist jede Lauheit, jede Nebenrücksicht ein Gräuel: und freilich ist D. ein solcher freundlicher Janus multifrons, wie V. ihn nennt, in seinen verschiedenen Qualitäten als maître des Requêtes, Kaiserl. Commissär in Rom, Mitglied des Instituts u. s. w. Indessen gerade solche Eigenschaften können uns Weltleuten, die wir zwar auch zur Kirche, aber nicht zur strengen Observanz, gehören, willkommen seyn. Das beste ist allerdings, daß Sie, was ich noch nicht gethan habe, das ganze Werk von Degerando selbst lesen. Tiefes, Durchstudirtes müssen Sie nicht erwarten; aber einen hellern, unbefangenern Blick in manchen Dingen, als seine Landsleute gewöhnlich zeigen.

An den jungen Freund in Heidelberg hatt' ich auf einen neuen Anmahnungs-Brief gerade schon in dem Sinn geantwortet, den Sie mir vorschreiben. Sie haben besonders diesen nach dem Leben gezeichnet; denn umsonst ist er nicht zu Fr. Schlegels Füßen gesessen.

Das Taschenbuch Pandora hab' ich noch nicht gesehen; aber von dem Drama selbst hab' ich schon vor zwei Jahren den Anfang gelesen. Vielleicht find' ich es in Detmold, wo die Fürstin alles Neue nach einer guten Auswahl erhält.

Hier der Brief von Janus bifrons, der Ihnen die lächelnde Seite zukehrt und deutsch schreibt. Im Grunde liegt die Farbenlehre zu sehr aus seinem Wege. Ich werde nicht ruhen bis er Ihr Werk gelesen hat, und dann wollen wir sehen.

In Reizigs Verzeichniß sind die unterstrichenen Gegenstände die, die er mir geliefert hat. Die andern sind nachzuholen; im Grunde kann man sie auch entbehren bis auf die trüben Mittel und farbigen Gläser. Es ist Schade daß er uns nicht bleibt, um eine kleine chromatologische Manufaktur anzulegen. Der Fürst Repnin spedirt ihn nach Rußland und früher als in einem Monat wird er abreisen. Allein er hat Lust und Liebe, Ihre Lehre und Experimente bis nach Petersburg zu verpflanzen, und wenn Sie mir Aufträge an ihn geben wollen, so sollen sie richtig bestellt werden.

Mit herzlicher Verehrung der Ihrige

Reinhard.

XLVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 7. October 1810.

Ihre liebe briefliche Sendung vom 3ten Auguſt finde ich, mein verehrter Freund, erſt bei meiner Rückkunft[1] in Weimar, wo alles an mich Gerichtete liegen geblieben, weil es ungewiß war, wohin ich meine Schritte wenden würde. Nun bin ich, ungeachtet mancher Lockungen nach Oſten, Norden und Süden, ungeachtet meines Wunſches, Sie in Weſten zu befinden, wieder auf meinem alten Flecke und mache bei aller Veränderlichkeit wie der Mond doch immer wieder das alte Geſicht.

Nun werde ich auch hoffentlich bald erfahren, daß Sie wieder in Caſſel glücklich eingetroffen ſind, und wie Ihre Sommerreiſe abgelaufen.

Carlsbad hat mich dießmal nicht ſonderlich, Teplitz ſehr gut behandelt, ſo daß es mich wahrſcheinlich künftigen Sommer zuerſt anziehen wird. An dem erſten Orte der Kaiſerin von Oeſterreich nicht unbekannt geblieben zu ſeyn, an dem letztern den König von Holland näher gekannt zu haben, waren große Gewinnſte, an denen ich mich immer werde zu erfreuen haben. Zenn habe ich noch manchen ältern Freund wiedergeſehen und manche liebe neue Bekanntſchaft gefunden.

Dresden mit ſeinen Kunſt- und Naturſchätzen, Freiberg mit ſeiner ober- und unterirdiſchen Thätigkeit, Chemnitz durch ſeine Spinnmaſchinen, Altenburg und Löbichau durch die Anmuth der Herzogin von Curland haben mir eine ſehr unterhaltende und erfreuliche Rückreiſe gegeben, wozu das herrliche, den Müllern höchſt unerwünſchte, den Reiſenden höchſt erwünſchte Wetter das Seinige beitrug.

Nun zuerſt vom Profeſſor Reißig. Es thut mir ſehr leid, daß wir ihn verlieren. Er hatte das chromatiſche Weſen gerade von der Seite angegriffen, wo es am erſten gefördert werden kann. Man muß die Phänomene geſehen haben, um die Unzulänglichkeit der alten Lehre recht auffallend zu finden. Kann ich

[1] 1. October 1810.

unterdeſſen Ihnen und der Fürſtin von Detmold mit einigen Theilen des Apparats behülflich ſeyn, ſo ſoll es mich höchlich erfreuen. So lege ich z. B. ein chineſiſches rothes Blättlein bei. Halten Sie es in die Sonne und ſehen Sie recht ſcharf darauf, ſo werden die ſchwarzen Zeichen gleich in ſehr ſchönem Grün erſcheinen. Dieſes Phänomen ſetzt Niemanden in Erſtaunen, der die Lehre von den geforderten Farben kennt. Von farbigen Gläſern könnte ich auch etwas überſchicken, nicht weniger ein paar Glasprismen von ſehr kleinen Winkeln, welche die Entſtehung der Ränder an ſchwarz und weißen Bildern auf das Netteſte zeigen, indem man das Minimum der Erſcheinung ganz deutlich ſieht.

Will die Fürſtin mir deßhalb ihre Befehle ertheilen, ſo würde ich ſolche auf das Genaueſte und baldigſt zu vollziehen ſuchen. Auch würde ich gern jeden Zweifel zu löſen und jede undeutliche Stelle meines Werks aufzuklären bereit ſeyn.

Janus bifrons dagegen iſt ſchon auf einem ſchlimmen Wege: denn indem er ſagt: die Coloriſation ſcheine ihm abhängig 1) von der Natur des Lichts, 2) von der der colorirten Gegenſtände, 3) von der eignen Kraft und Beſchaffenheit unſeres Sehorgans: ſo verſetzt er ſchon die Abtheilungen, die ich ſo nothwendig gefunden habe, und ſein Nr. 1) ſchiebt die Unterſuchung in die Ewigkeit, denn die Natur des Lichts wird wohl nie ein Sterblicher ausſprechen, und ſollte er es können, ſo wird er von Niemanden ſo wenig wie das Licht verſtanden werden. Auf alle Fälle bin ich neugierig, was er zu der Sache ſagt, wenn er weiter hineinkommt, beſonders aber, ob er ſich mit der Darſtellung befreundet. Empfehlen Sie mich ihm vielmals und danken Sie ihm nur ſein geiſtreiches Blatt.

Verzeihen Sie, da Sie ſich einmal für die Sache intereſſiren, daß ich noch mehr davon ſage. Daß viele Menſchen vor der Unternehmung und vor dem Volumen des Werks erſchrecken, iſt ganz natürlich; doch verſichern mich Dutzende mit der größten Höflichkeit, daß ſie die Sache baldmöglichſt ſtudiren und in Betrachtung ziehen wollen. Indeſſen habe ich doch einige artige Dinge erlebt. Ein Diplomatiker hat meine Ankündigung für ein vortrefflich geſchriebenes Manifeſt erklärt. Ein Philoſoph hat mich höchlich geprieſen, daß ich das Subjekt, das empfangende,

Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweymal ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit, fort,

aufnehmende Organ, mit in die Phyſik eingeführt. Ich habe ihm dagegen verſichert, daß ich alles Mögliche thun würde, um es nicht wieder herauszulaſſen. Am merkwürdigſten aber war mir ein Staatsmann, der ſeine eben eintretende Muße dazu verwendete, meine Arbeit mit eben der Ruhe und Gelaſſenheit durchzuleſen und durchzudenken, als wenn er große Stöße Akten vor ſich gehabt hätte. Er iſt mit der Sache nunmehr ſo bekannt und ſo bewandt darin, daß er in einer Miniſterial-Seſſion einen Vortrag deßhalb halten könnte, und macht nunmehr, wie ich höre, zu ſeinem Spaß den Gelehrten und Herrn von Metier viel zu ſchaffen.

Das Manifeſt des närriſchen Mollweide habe ich noch nicht geſehen. Es iſt ein ſteifer, dunkelhafter Geſelle. Aus dem was er gegen Wünſch geſchrieben, konnte ich ihn genugſam kennen lernen. Vor mehreren Jahren ſchon ſchalt er auf dem Pädagogium zu Halle ein verſtändiges Kind in meiner Gegenwart recht tüchtig aus, das auf der Scheibe des Schwungrades Grau ſah, wo er wollte Weiß geſehen haben. Er iſt recht dazu gemacht, den Newtoniſchen Unſinn aber- und abermals zu wiederholen.

So viel von dieſen Dingen. Den Bifrons möcht' ich wohl perſönlich kennen lernen. Er iſt ſehr brav, ſcheint mir aber doch etwas leidenſchaftlich verworren. Uebrigens danke ich nun ſehr, daß ich über den Multifrons belehrt bin. Ich werde ſeine Sachen um deſto beſſer leſen. Es iſt recht möglich, daß er mich gerade auch durch das beſtochen, worauf der Bifrons böſe iſt und ſchilt.

Daß die Gölner auf ihrem Wege nach Wien nicht zu uns kommen, habe ich ſchon durch reiſende Heidelberger erfahren. Es thut mir ſehr leid, ihre Sachen nicht zu ſehen, die ſie bei ſich haben, und die Vernünftigen unter ihnen kennen zu lernen. Es ſcheint aber ihrer Geſellſchaft auch nicht an verruckten Gliedern zu fehlen und es wäre gewiß mit uns nicht gut abgelaufen.

Ich will dieſe ganze Rucktendenz nach dem Mittelalter und überhaupt nach Veraltetem recht gern gelten laſſen, weil wir ſie vor 30 bis 40 Jahren ja auch gehabt haben, und weil ich überzeugt bin, daß etwas Gutes daraus entſtehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken. Erlauben

Sie mir einen Auszug aus meinem Briefe, den ich ſo eben fortſende. Die Neigung der Jugend zu dem Mittelalter halte ich mit Ihnen für einen Uebergang zu höheren Kunſtregionen, daher verſpreche ich mir viel Gutes davon. Jene Gegenſtände fordern Innigkeit, Naivetät, Detail und Ausführung, wodurch denn alle und jede Kunſt verbreitet wird. Es braucht freilich noch einige Luſtra, bis dieſe Epoche durchgearbeitet iſt, und ich halte dafür, daß man ihre Entwickelung und Auflöſung weder beſchleunigen kann noch ſoll. Alle wahrhaft tüchtigen Individuen werden dieſes Räthſel an ſich ſelbſt löſen." Solche Hoffnungen und Ausſichten machen freilich im Durchſchnitt gegen die Frage des Augenblicks tolerant und gutmüthig. Aber manchmal machen ſie mir's doch zu toll. So muß ich z. B. mich wirklich zurückhalten gegen Achim von Arnim, der mir ſeine Gräfin Dolores zuſchickte und den ich recht lieb habe, nicht grob zu werden. Wenn ich einen verlornen Sohn hätte, ſo wollte ich lieber, er hätte ſich von den Bordellen bis zum Schweinkoben verirrt, als daß er in den Narrenwuſt dieſer letzten Tage ſich verſänge: denn ich fürchte ſehr, aus dieſer Hölle iſt keine Erlöſung. Uebrigens gebe ich mir alle Mühe, auch dieſe Epoche hiſtoriſch als ſchon vorübergegangen zu betrachten.

G.

XLIX.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 10. November 1810.

Ihr Brief vom 7ten Oktober, mein verehrter Freund, iſt mir richtig zugekommen, und nachher die kleine Schachtel mit den Proſilen und den beiden Prismen.

Daß Sie, wenn auch nicht ganz die Carlsbader Quelle, doch die Töplitzer heilſam gefunden, iſt mir ſehr lieb geweſen zu vernehmen. Von allen meinen Projekten für dieſen Sommer hab' ich bloß das, nach Pyrmont zu gehen, ausführen können und auch da bin ich mehr als Begleiter meiner Frau, denn für

eigne Rechnung geweſen. Unter den Gäſten fanden wir den alten Thümmel und den noch ältern Nicolai, der mir vorkam wie der einäugige Odin in Haken Jarl. Er erzählte uns gutmüthig und gelaſſen genug ſeine Geſchichten vergangener Tage, ſeine Sagen des Nordens. Ich bin gewiß, wenn Sie ihn ſehen ſollten, Sie würden ihm Gnade widerfahren laſſen. Thümmel und Er waren immer beiſammen; unſichtbar zwiſchen ihnen ſtand Sebaldus Nothanker. Das leichtfertige Stärchen hatte Johannes Punk bekehrt.

Seit ich zurückgekehrt bin, iſt meine Zeit durch mannigfache Geſchäfte beſchränkt geweſen. Ihren Auftrag an die Fürſtin von Detmold hab' ich ausgerichtet. Sie ſchreibt mir, der Apparat ſey benutzt worden, um Experimente über die Farbenlehre anzuſtellen. Sie fürchtet, die Zeiten ſeyen Ihrem Unternehmen nicht günſtig, trotz der allgemeinen Jagd auf engliſche Waaren und eben darum. Pr. Reißig hat ſchon ſeine Reiſe vor zwei Monaten nach Petersburg angetreten. Ich hab' ihm den Rath gegeben, die Farbenlehre dort zur Sprache zu bringen und wär' es auch nur als eine Saite mehr in ſeinem Bogen; denn die Sache um der Sache willen zu treiben iſt er nicht fähig. Neulich ſah ich im phyſikaliſchen Cabinet zu Göttingen eine Ihrer Tafeln, noch ein Vermächtniß von Ihrem ehemaligen Aufenthalt; aber der Profeſſor dort iſt ein Stock-Newtonianer und da er das Grau nicht läugnen konnte, ſo behauptete er, dieß komme bloß davon, daß die Farben nicht rein ſind.

Den 15.

Ich bin nun wieder nicht dazu gekommen, meinen Brief an Sie aus einem Guß zu vollenden. Dafür will ich mich mit Ihnen in der Zwiſchenzeit unſerer heutigen Feſtlichkeiten beſchäftigen, zwiſchen den Geburtstagsaudienzen des Morgens, dem **Te Deum** des Mittags, dem Hofdiner und dem Hofball des Abends. Villers wünſcht bei der Bibliothek in Göttingen angeſtellt zu werden, und ich hoffe, er ſoll ſeinen Zweck erreichen. Das Wort, das Sie von ihm ſagen, er ſcheine Ihnen leidenſchaftlich verworren, iſt ſehr treffend. Es iſt eine gutmüthige, kindliche, etwas Don-Quixotiſche Leidenſchaft für das von ihm anerkannte Beſſere in der deutſchen Nation und Literatur, wobei ihm aber durchaus

eine klare Ansicht der Mittel mangelt, seinen Zweck zu erreichen, oder der Ursachen, die ihn unerreichbar machen. Ein Rächer alles Unrechts steht er da, und meint immer, es liege nur daran, den Andern ihr Unrecht begreiflich zu machen. Indessen scheint er nun auf den Apostelberuf so ziemlich Verzicht thun zu wollen. Denn wie der heilige Paul statt des Tapezirer-Handwerks das Apostolat ergriff, so ergreift nun Villers statt des Apostolats das Tapezirer-Handwerk.

Sie schreiben mir, daß die Cölner den Weg nach Wien eingeschlagen haben. Der junge Sieveking, der Sieveking, den Sie einmal auf meine Empfehlung hin so gütig aufnahmen, ist vor einigen Tagen auf seiner Rückreise von Paris hier durchgekommen und hat den jungen Freund, der nach Ihren Nachrichten nun in Wien seyn müßte, noch in Heidelberg getroffen, ja ihn sogar mit dem Entwurf beschäftigt gefunden, mich in Cassel zu besuchen. Geschieht dieß, so mögen Sie sich immer darauf gefaßt machen, daß wir von der einmal von Ihnen erhaltenen Erlaubniß Gebrauch machen werden. Nun nehm' ich mir vor, auf diesen Fall den jungen Pilgern so das Gewissen zu schärfen, daß man erkenne, man müsse zur Tilgung der Sünden und zur Stärkung des Glaubens mit Demuth sich der geheiligten Stätte nahen. Von Herrn Boisserée selbst hab' ich im September einen Brief erhalten, den ich noch nicht beantwortet habe. Es wird mir darin angekündigt, daß mein Brief, der sonst geeignet gewesen wäre, ihn zu betrüben, gerade zu einer Zeit ankommen sey, wo er wegen seines Unternehmens mit Cotta einen Vertrag geschlossen habe.

Die Gräfin Dolores hab' ich auch gelesen und in dieser Encyklopädie von allem, was der Verfasser jemals gedacht, geträumt, genußt, gesehen und getrieben hat, Stoff zum Beifall und zum Aerger genug gefunden. Wenn nicht etwa ein Continental-System gegen Schriftsteller und Bücher eintritt, so mag es wirklich interessant seyn zu sehen, wie der Wirrwarr der deutschen Literatur sich endlich entwickeln würde. Mir kommt immer vor, es sey irgendwo der Prophet schon geboren, der unsern Enkeln eine neue Religion geben soll. Denn bei aller Lebenskraft des Christenthums sieht man denn doch kaum, wie es den Streichen, die gegen die Hierarchie von der einen Seite und

gegen die Dogmen und ihre Quelle von der andern geführt worden ſind, werde widerſtehen können. Zugleich iſt wohl ausgemacht, daß alle bisherigen Surrogate dem Bedürfniß, ſey es der menſchlichen Natur überhaupt, ſey es der gegenwärtigen Zeiten nicht genügen. Was jetzt von poetiſchen und philoſophiſchen Myſtikern geſchieht, um das Geſunkene zu heben und das Alte neu zu machen, wird nicht zum Zweck führen. Die meiſten davon mögen wohl ſolche ſeyn, bei deren Erziehung und Unterricht auf das Chriſtenthum keine Rückſicht genommen wurde, und die daher in ſpätern Jahren ſeine Anſichten als etwas Neues, Frappantes, der Aeſthetik und der Mode Gehöriges ausgeführt haben; aber eben darum hat das Ding keine Wurzel, nichts kommt aus der innern Tiefe des Gemüths, nichts iſt innig mit dem Leben verſchmolzen. Wir Andern, deren Erziehung religiös geweſen iſt, die wir erſt durch eine natürliche Reaktion gegen den Zwang vom Bekannten und Gewohnten uns losgemacht, und nach den Anſichten und Erkenntniſſen unſerer Zeit die Sonderung vorgenommen haben, wir möchten noch eher fähig ſeyn, zu gewiſſen Gefühlen zurückzukehren, durch die Alter oder Unglück ſich gerne wieder an die Tage der Jugend anſchließt. Aber uns und jenen fehlt jene Einfalt, durch die allein Religion beſteht, und vielleicht können nur durch Kataſtrophen, die wir jetzt nicht zu ahnden wagen, künftige Generationen dazu zurückgeführt werden.

Den 20.

Vorſtehendes iſt denn doch nicht alles am 15ten geſchrieben worden. Wir haben gegenwärtig den Kronprinzen von Würtemberg bei uns, der wie ich glaube, die Abſicht hat, auch in Weimar einen Beſuch abzuſtatten. Er hat mit meiner Frau viel von Ihnen und Schillern geſprochen. Auch der Kronprinz von Schweden iſt hier durchgekommen, rüſtiger und jünger als ich ihn vor ſechs Jahren ſah. Man ſollte ſagen, daß es dieſer Falken-Phyſiognomie gelingen müſſe. Das Intereſſe, das Ihre beiden Bekanntſchaften von Jetzt Ihnen eingeflößt haben, erweckt ein günſtiges Vorurtheil für jene.

Zu denen, die Ihre Farbenlehre mit Luſt und Liebe ſtudiren, gehört H. Perl in Altona, Verfaſſer der ehemaligen Monatsſchrift: Frankreich. Wenn es mit der Errichtung einer Anſtalt

für Apparate zu Stande kommt, ſo bitt' ich Sie mich als einen Abonnenten dazu zu betrachten, ſo vollſtändig er immer ſeyn kann. Wie geht es mit den Recenſionen? Mir iſt keine zu Geſicht gekommen.

Mit herzlicher Freundſchaft und Verehrung

Der Ihrige

Reinhard.

1.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 19. December 1810.

Inliegend, mein verehrter Freund, ein Brief von unſerem Reſtaurator des cölniſchen Doms, der Ihnen ſeinen Beſuch auf künftigen Frühling ankündigt. Den meinigen vom vorigen Monat haben Sie, wie ich hoffe, erhalten. Haben Sie dem jungen Mann etwas zu erwiedern, ſo ſteht Ihnen meine Vermittlung zu Gebot.

Nun erſt hab ich Ihre Pandora erhalten, allein, ich weiß nicht durch welches Verſehen des Buchdruckers, nur die vier erſten Bogen. Wie friſch und kräftig und beſonnen Sie ſind, alter oder vielmehr ewig jugendlicher Prometheus! Ich möchte ſo gerne einmal wieder mit Ihnen plaudern. Ich treibe mich viel in der neuſten deutſchen Literatur herum, um die Zeit zu täuſchen, während mein eigentliches Geſchäft nach der Impulſion von oben bald raſcher geht, bald ſtill ſteht. Gegenwärtig iſt eine Art von Stillſtand, immer das Vorzeichen von etwas neuem, das erwartet wird.

Empfangen Sie meine Wünſche für die Feiertage und für das kommende Jahr. Werden Sie mich noch in dieſem mit einem Zeichen Ihrer fortwährenden freundlichen Geſinnung erfreuen?

Der Ihrige

Reinhard.

LI.

Goethe an Reinhard.

Jena den 23. Januar 1811.

Seit meiner Rückkunft von meinen Badreisen bin ich in so mancherlei Geschäfte und Verrichtungen verwickelt worden, daß ich auf kurze Zeit nach Jena gehen mußte, um nur einigermaßen meine Brief- und Literaturschulden abzuthun. Hier benutze ich auch eine einsame Stunde, um Ihnen, verehrter Freund, für die freundlichen Schreiben zu danken, die ich von Ihnen erhielt. Lassen Sie mich in Erwiederung derselben mancherlei erzählen.

Das etwas schwierige Unternehmen auf unserem Theater eine italiänische Oper zu geben, machte mir viel Mühe und kostete mir viel Zeit, endlich aber, da es glücklich und zu Jedermanns Zufriedenheit gelang; so fand ich mich auch getröstet und ging, wie man es immer macht, wieder neue Schwierigkeiten aufzusuchen. Der übrige Lauf des Hof- und Geschäftslebens nimmt denn auch den größten Theil der kurzen Tage weg, und die Nacht, wie der Winter, ist keiner Thätigkeit Freund. Viel Communicables habe ich nicht geleistet. An der Hackertschen Biographie wird gedruckt und sie wird Ihnen einiges Vergnügen machen. Wenigstens stellt sie ein thätiges, bedeutendes, glückliches und im Unglück sich wiederherstellendes Leben dar.

Daß meine Pandora in Ihnen den Wunsch erregt hat, sich wieder einmal mit mir zu unterhalten, freut mich sehr; ich erinnerte mich dabei eines schmeichelnden Vorwurfs, den mir einst ein Jugendfreund machte[1], indem er sagte: Das was Du lebst ist besser als was Du schreibst; und es sollte mir lieb seyn, wenn es noch so wäre; jenes Werkchen ist freilich etwas lakonisch zusammengearbeitet, aber nicht des Buchhändlers, sondern meine Schuld ist es, daß Sie nur vier Bogen davon erhalten haben, denn die übrigen sind noch nicht gedruckt, ja noch nicht einmal geschrieben.

Da diese Wintertage sich mehr zur Reflexion als zur Produktion schicken, so habe ich des Herrn Degerando histoire

[1] Merck in Darmstadt.

comparative des systèmes de Philosophie geleſen, und mich dabei meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnert. Denn die ſämmtlichen möglichen Meinungen geben uns doch nach und nach theils hiſtoriſch, theils produktiv durch den Kopf. Bei Leſung dieſes Werks begriff ich aufs neue, was der Verfaſſer auch ſehr deutlich ausſpricht, daß die verſchiedenen Denkweiſen in der Verſchiedenheit der Menſchen gegründet ſind, und eben deßhalb eine durchgehende gleichförmige Ueberzeugung unmöglich iſt.

Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man ſteht und wo man auf dieſer Seite ſteht, ſo hat man ſchon genug gethan; man iſt alsdann ruhig gegen ſich und billig gegen andere. Uebrigens muß man doch geſtehen, daß ein Franzoſe, wenn er einmal vermitteln will, ein ſehr bequemes Organ an ſeiner Sprache findet. Ich habe mich doch an gewiſſen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutſche herantritt, ſelbſt da, wo ihm unſere Denkweiſe nicht gemäß iſt. Die Stelle, die dem Janus bifrons eine ſo gewaltige Fratze zieht, habe ich auch gefunden und kann ihm keineswegs verargen, daß er darüber empfindlich iſt.

Haben Sie das Werk des Herrn de Villefosse de la Richesse minérale geſehen, wovon der erſte Theil »Division économique« herausgekommen? Hier hat die franzöſiſche Natur auf deutſchem Grund und Boden und den größten Theil mit deutſchen Materialien ein Muſterſtück geliefert. Es iſt werth, daß es jeder Staats- und Weltmann wo nicht durchſtudire, doch durchblättere. Es iſt auf ſehr bequeme Weiſe belehrend. Sollten Sie es noch nicht geſehen haben, ſo empfehle ich es, beſonders weil es vom Königreich Weſtphalen ausgeht, an dem Sie doch gegenwärtig in manchem Sinne Theil zu nehmen Urſach haben.

Den Brief des guten Boiſſerée beantworte ich eheſtens ausführlicher. Haben Sie indeß Gelegenheit ihm zu ſagen, daß nach unſerer Meinung denn doch vielleicht für dieſe perſpektiviſchen Blätter die aqua tinta das Beſte ſeyn möge. Sie gibt in Abſicht auf Haltung und Leichtigkeit der Arbeit gar viele Vortheile, und wenn man 500 Exemplare eines ſolchen Werks, als ſoweit wohl die guten Abdrücke reichen, verkauft: ſo können Autor und Verleger immer zufrieden ſeyn. Doch iſt das nur eine Meinung und wir laſſen gern eine andere Ueberzeugung gelten. Jeder muß freilich ſehen, wie er am Ende ſelbſt ſich nothdürftig rathen

kann. Auf jeden Fall würden die werthen Gäste zur guten Jahreszeit hier wohl aufgenommen werden. Der Erbprinz, der sie in Heidelberg sah, hat sie zum schönsten und vortheilhaftesten angemeldet.

In meiner Jenaischen Einsamkeit komme ich auch dazu manche Schriften zu überlesen oder zu überlaufen, die lange vor mir vorbeigerannt sind. Da habe ich denn auch Brandes Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland angesehen und mir die vergangenen Zustände daraus wieder vergegenwärtigt. So viel Gutes dieses Büchlein hat und so nützlich man es verarbeiten konnte, so ist es doch äußerst widerborstig gedacht und geschrieben, so daß es einem auch nicht einmal in der Reflexion wohl wird, wo sich denn doch zuletzt alles Verdrußliche des Lebens und Daseyns freundlich auflösen müßte. Hier, wie in so manchen andern Fällen, kommt einem die Empirie, die sich mit der Empirie herumschlägt, ganz lächerlich vor. Es ist immer als sähe man indianische Götter, wo einer zehn Köpfe, der andere hundert Arme und der Dritte tausend Füße hätte, und die bärten sich mit einander herum, stritten sich am Zeuge wo sie konnten, und keiner wurde der andern Herr.

Man nehme mir's nicht übel, aber wenn ich des Lacretelle 18tes Jahrhundert [illegible], so finde ich mich behaglich mit mir selbst, und ich weiß was ich will, weil ich einen andern vor mir sehe, der, wenn ich auch nicht immer derselben Meinung bin, doch in gleichem Falle ist.

LII.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 30. März 1811.

Als geſtändiger und dennoch Friſt begehrender Schuldner erſcheine ich vor Ihnen, mein verehrter Freund! Ihr herrlicher Brief vom 22. Januar hat mitten im Gewirr von Arbeiten, Zerſtreuungen, Uebelbefinden, Aerger und Freude noch keine ſeiner würdige Stunde gefunden, wo ich ihn ganz aus Geiſt und Herzen, ſo wie ich wollte, hätte beantworten können; und in dieſen letzten Tagen, die Villers, der eben dieſen Morgen nach Göttingen zurückreiſet, bei mir zugebracht hat, iſt mir ſelbſt die Minute, in der ich die ihn und Degerando betreffende Stelle ihm vorleſen wollte, unter den Händen entwiſcht, ſo daß er, der deutſch geſchriebene Buchſtaben nicht zu leſen weiß, einen ganzen Tag lang vor Ihrem Briefe wie Tantalus vor der Quelle ſtand. Mehr kann ich in dieſem Gelegenheitsbriefe Ihnen nicht ſagen, und ſo laſſen Sie mich mit der Hoffnung, daß ich am Ende künftiger Woche frei genug athmen werde, um Ihnen ſchreiben zu können, ſogleich zu ſeiner Veranlaſſung übergehen.

Die Ueberbringerin iſt Madame Longhi, eine Neapolitanerin, ausgezeichnete Virtuoſin auf der Violine und der Harfe. Zwar muß ich auch dieß Ihnen bloß auf Treu und Glauben berichten, denn bei allem meinem und ihrem guten Willen zu hören und ſich hören zu laſſen iſt es mir unmöglich geweſen, weder in Privathäuſern noch bei Hofe, mich unter der Zahl ihrer Bewunderer zu befinden; aber dieſer Bewunderer iſt eine ſolche Menge, daß ihre Einſtimmigkeit mehr gilt, als alles was ich aus eigener Erfahrung Ihnen ſagen könnte. Da ſie nun an mich empfohlen war, ſo macht ſie dieſe Empfehlung, die durch Ungunſt der Umſtände weder mir noch ihr Vortheil brachte, wenigſtens inſofern geltend, daß ich auf einer der nächſten Stationen, wo ſie ſich aufzuhalten gedenkt, ſie und ihr Talent ankündige; eine Schuld, die ich dadurch bezahle, daß ich an Sie, der die Künſte, das Theater und Neapel kennt, ſie adreſſire und ſie Ihrem gütigen Schutz während ihres Aufenthaltes in Weimar empfehle. Beinahe

Sie schleppen von Geschlechte sich zum Ge-
schlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abscheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der, den ihr belehrt!
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.

Mephistopheles.

Ich wünschte nicht euch irre zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzeney ist's kaum zu unter-
scheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen
hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.

wäre es dem König gelungen ſie in Caſſel feſt zu halten; eine kleine Differenz in der Forderung und im Anerbieten iſt Urſache, daß dieſes Vergnügen uns nicht zu Theil geworden iſt.

Meine Fête, der großen Begebenheit zu Ehren, geb ich nächſten Dienſtag. Was alsdann weiter geſchehe, ob ich mit dem Hof nach Paris gehe, ob ich hier zurückbleiben werde, oder keines von beiden, dieß alles iſt noch im Rath der Götter verhüllt.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund, und zürnen Sie mir nicht, wenn ich es gleich, trotz aller Apologie, dennoch verdienen ſollte.

Reinhard.

LIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 8. Mai 1811.

Die ſchöne und geſchickte Harfenſpielerin hat auch bei uns viel Senſation gemacht und iſt von mir um Ihres Briefes willen, mein verehrter Freund, wohl aufgenommen und mit einem ähnlichen Empfehlungsſchreiben nach Leipzig verabſchiedet worden. Gegenwärtig iſt ein intereſſanter junger Mann bei uns, deſſen Bekanntſchaft ich Ihnen gleichfalls verdanke, Sulpiz Boiſſerée, der mir ſehr wohl gefällt und mit dem ich auch ſehr gut zurecht komme.

Denn ein bedeutendes Individuum weiß uns immer für ſich einzunehmen und wenn wir ſeine Vorzüge anerkennen, ſo laſſen wir das, was wir an ihm problematiſch finden, auf ſich beruhen, ja was uns an Geſinnungen und Regungen deſſelben nicht ganz gemäß iſt, iſt uns wenigſtens nicht zuwider; denn jeder Einzelne muß ja in ſeiner Eigenthümlichkeit betrachtet werden und man hat neben ſeinem Naturell auch noch ſeine trüberen Umgebungen, ſeine Bildungsgelegenheiten und die Stufen auf denen er gegenwärtig ſteht, in Anſchlag zu bringen. So geht es mir mit dieſem und ich denke wir wollen in Frieden ſcheiden.

* Er kam den 1. Mai nach Weimar

Ueberhaupt, wenn man mit der Welt nicht ganz fremd werden will, ſo muß man die jungen Leute gelten laſſen für das was ſie ſind, und muß es wenigſtens mit einigen halten, damit man erfahre was die übrigen treiben. Boiſſerée hat mir ein halb Dutzend Federzeichnungen von einem jungen Mann Namens Cornelius, der ſonſt in Duſſeldorf lebte, und ſich jetzt in Frankfurt aufhält und mit dem ich früher durch unſere Ausſtellung bekannt geworden, mitgebracht, die wirklich wunderſam ſind. Es ſind Scenen nach meinem Fauſt gebildet. Nun hat ſich dieſer junge Mann ganz in die alte deutſche Art und Weiſe vertieft, die denn zu den Fauſtiſchen Zuſtänden ganz gut paſſen, und hat ſehr geiſtreiche, gut gedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er es noch weit bringen wird, wenn er nur erſt die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen.

Ich bin nun auf meiner Reiſe nach Carlsbad begriffen, ſo darf ich wohl ſagen, ich werde etwa in acht Tagen von hier abgehen.[1] Dort habe ich mir vorgenommen allerlei wunderliche Dinge zu arbeiten, von denen ich im Voraus nichts erwähnen darf, denn gewöhnlich, was ich ausſprach das thue ich nicht und was ich verſpreche das halte ich nicht.

Auf alle Fälle denk' ich aber dießmal früher wieder zurück zu ſeyn, ob ich gleich auch einigen Aufenthalt in Töplitz machen werde;[2] die Confuſion mit den Bankzetteln und dem Gelde iſt indeſſen im Oeſterreichiſchen ſehr groß, ſo daß ein Aufenthalt in Böhmen dießmal unangenehm werden kann. Seitdem man einen niedern Preis der Papiere feſtgeſetzt hat, ſo glauben die Leute, dieſe ſtänden viel niedriger als zu der Zeit, da ſie ums Doppelte niedriger ſtanden. Dieß iſt freilich kein Wunder, da im gemeinen Leben dieſe Geldſache durchaus vom Vorurtheil abhängt. Nur die Handelsleute, beſonders die Banquiers wiſſen was ſie wollen und werden reich dadurch, wenn auch gleich Manche durch falſche Speculationen zu Grunde gehen.

Mehr will ich für dießmal nicht ſagen, und mich nur noch angelegentlich Ihrem freundſchaftlichen Andenken empfehlen.

G.

[1] Den 11 Mai 1811.

[2] Dazu kam es nicht. Goethe kehrte ſchon am 25 Juni von Carlsbad nach Jena zurück, wo er am 1 Juli eintraf

LIV.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 9. Mai 1811.

Ich habe, mein verehrter Freund, den Vorſatz ausführlicher an Sie zu ſchreiben, als in dem Billet das ich der Demoiſelle Konghi an Sie mitgab, geſchehen konnte, nicht ausführen können. Wenn Geſchäfte mir Ruhe ließen, ſo traten Abſpannung und Unluſt an die Stelle. Ich kann überhaupt jetzt keinen Brief ſchreiben, ohne die Regel meines Schulmeiſters vor mir zu ſehen, und die Linien die er damit zog, und die mich ſo unlittig machten. Verſteht ſich, daß von Briefen die Rede iſt, wo ich endlich mich gerne möchte gehen laſſen; ſonſt und überall iſt die Linie ein vortreffliches und unentbehrliches Ding.

Es iſt, eben weil ich gewiſſermaßen mich gegen Sie ſchuldig fühle, mehr als je das Bedürfniß meines Herzens geworden, viel von Ihnen zu erfahren. Sagen Sie Belleroſe, den ich hier zu ſehen hoffe, was Sie wollen daß er mir mittheilen ſoll. Unſer Hof geht in Kurzem, der König nach Paris, die Königin nach den Bädern von Ems. Ich ſelbſt hatte den Wunſch, bei dieſer Gelegenheit entweder Paris oder den Rhein wieder zu ſehen, nach großer Wahrſcheinlichkeit muß ich darauf Verzicht thun und mein ganzer Ausflug wird ſich auf eine Harzreiſe beſchränken, die ich mir für den Anfang des künftigen Monats verſetze. Herrn de Villefoſſe kenne ich perſönlich, er iſt einer der wenigen, die durch Rechtlichkeit und Innigkeit fähig ſind, ſich zu fremder Denkungsart hinzuneigen. Sein Buch zu leſen habe ich noch keine Zeit gehabt.

Ein gewiſſer Artikel in den Hamburgiſchen Zeitungen kann Ihnen zum Faden dienen, um manche Dinge, die den armen Villers und nebenher auch mich betreffen, daran aufzureihen. Hier hat man ſich bei der Sache mit Wohlwollen und Würde benommen. Soll der arme Verfolgte dennoch unterliegen, ſo wüßte ich ihm vorläufig keinen andern Zufluchtsort anzuweiſen als bei Ihnen. Da der Artikel in der Berliniſchen Zeitung nachgedruckt worden iſt, ſo läßt ſich leicht denken, was dieß ſagen

will. Weimar hat von dieſer Seite ein Privilegium, man weiß daß dieß eine Muſenſtadt iſt, und ſo wird ihr eher etwas nachgeſehen. Indeſſen hoffe ich noch immer, daß man in Paris bei der Sache neutral bleibe, und daß der Gewaltige ſeine Anſicht ändern werde. Ich ſtehe auf der Breſche.

Wie geht es der Farbenlehre? Es iſt mir nur eine Recenſion davon zu Geſicht gekommen, die in der Halleſchen Literaturzeitung. Sie iſt offenbar mit böſem Willen gemacht. — Hufelands Schrift über Sympathie, die mich anſpricht, werde ich in dieſen Tagen leſen.

Leben Sie wohl, mein edler herrlicher Freund, der nach Carlsbad reiſen kann, wenn er will; ich hoffe nicht hinzuſetzen zu müſſen, wenn er muß.

Reinhard.

LV.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 30. Mai 1811.

Ihren Brief vom 8ten, mein verehrter Freund, habe ich erhalten. Er hat ſich mit dem meinigen gekreuzt, worin ein anderer an den jungen Freund eingeſchloſſen war, den Sie ſo gütig aufnahmen und ſo human charakteriſirten. Faſt muß ich glauben, daß jenes Paket Ihnen nicht zugekommen ſey; denn wenn nicht Sie, der mir ſo eben geſchrieben hatte und in allen Reiſezurüſtungen begriffen war, ſo mußte doch Hr. Boiſſerée antworten und dieß iſt nicht geſchehen. Ich bitte Sie ſobald Sie können hierüber um eine Zeile Antwort. Die hohe Polizei unſerer dießſeitigen Poſten hat ſich ſeit einiger Zeit in Theorie und Praxis ſo vervollkommt, daß eigentlich nicht mehr das Verlorengehen, ſondern das Ankommen der Briefe eine Unregelmäßigkeit iſt.

Dieſen Brief vertraue ich dem ſächſiſchen Geſandten, Grafen Schönburg, der glücklicher als ich, mit vier Monaten Urlaub

nach seinen Gütern und nach Carlsbad reist. Da er aber unterwegs sich aufzuhalten gedenkt, so hab ich ihn gebeten, den Brief in Weimar abzugeben.

Unser armer Apostel,[1] der in Lübeck und in Göttingen der Märtyrerkrone schon so nahe war, hat wie Paulus an den Kaiser appellirt und muß nun bereits in Paris angekommen seyn. Er ist gewissermaßen unter den Flügeln des Königs Jerome gereist, der sich in dieser ganzen Angelegenheit sehr edel benommen hat. Auch hoffe ich in der That, daß der Mächtigste ihn vor dem Mächtigen[2] schützen werde.

Daß ich von Carlsbad aus einen Brief von Ihnen erhalten werde, hoffe ich um so gewisser, da Sie mir keinen versprochen haben. Indessen die Wortbrüchigkeit, der Sie sich anklagen, begeht nur der Dichter, nicht der Freund, und in der That hat jener das Recht, nur sich selbst das Wort zu halten: im Genuß dessen, was er ausspricht hat er schon gelebt, und die Ausführung für's Publikum wäre für ihn ein bloßes Wiederkäuen. Halten Sie uns andern, die von Ihren Brosamen leben, nur was Sie nicht versprochen: dieß ist uns genug.

Hier hatten wir seit einigen Monaten eine wunderliche und beinahe eine böse Zeit. Ich verliere nun durch die Versetzung meines Legationssecretärs einen Freund, der mich verstand, mit mir einverstanden war und an seinen hiesigen Landsleuten es nicht billig fand, daß Sie die Deutschen in Westphalen für eine Partei erklärten. Seinen Verlust halte ich für unersetzlich und diese Veränderung möchte wohl die Vorläuferin einer andern seyn. In der That, wie jener persische Hofmann sich jeden Morgen an den Kopf griff, um zu sehen ob er noch auf seinen Schultern stände, so lese ich auf jeder Depesche meine Adresse, um zu erfahren ob hinter meinem Namen noch ein Titel stehe.

Leben Sie wohl und glücklich, mein vortrefflicher Freund! Ich überrede mich daß Sie dießmal den Sprudel nicht aus Bedürfniß sondern bloß aus Dankbarkeit und Gewohnheit trinken.

Reinhard.

[1] Müller.

[2] Marschall Davoust, Prinz von Eckmühl, damals General-Gouverneur der freien Städte.

LVI.

Goethe an Reinhard.

Carlsbad den 1—5. Juni 1811.

Ihr lieber Brief, mein verehrter Freund, ward mir nach Carlsbad gebracht.[1] Den an Herrn Boisserée habe ich sogleich wieder zurück an Bertuch geschickt, welcher ihn wohl zu besorgen nicht ermangeln wird.

Mit Herrn Sulpice selbst habe ich mich sehr wohl vertragen. Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig, als abwesend: denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht, in der Nähe jedoch findet sich bald, in wie fern man sich vereinigen kann. Ich habe ihn in allen Dingen, die ihn interessiren, sehr gut begründet gefunden und ich glaube ihn, was die Geschichte der Architektur und Malerei betrifft, auf dem rechten Wege; und so wie man Niemanden, der für seine Stadt oder sein Vaterland wirken will, einen ausschließenden Patriotismus für diese verargen darf, so wenig konnte es mir zuwider seyn, einen jungen thätigen Mann vor allen andern Dingen sich mit der vaterländischen Kunst beschäftigen zu sehen.

Ich gestehe gern, daß in seinem Umgang jene für mich schon verblichene Seite der Vergangenheit sich wieder auffrischt, daß ich manches durch ihn erfahren und daß ich seine Behandlungsart gar wohl zu billigen Ursache habe. Ueberhaupt hat er auch bei uns, sowohl bei Hofe, als in der Stadt, durch seine Persönlichkeit sehr guten Eindruck gemacht, so wie auch durch seine Zeichnungen. Daß er mir als ein natürlicher, gebildeter und einsichtsvoller Mensch sehr wohl gethan, brauch' ich kaum zu sagen, aber das will ich noch hinzufügen, daß er als Katholik mir sehr wohl gefallen hat, ja ich hätte gewünscht noch genauer einzusehen, wie gewisse Dinge bei ihm zusammenhängen. Haben Sie also Dank, daß Sie mir einen so hübschen Mann zugewiesen. Ich kann vermuthen daß er Ihnen auch von dem Aufenthalte in

[1] Am 15 Mai

Weimar ſprechen wird, und Sie werden alsdann gar leicht überſehen, in wie fern die beiden Hälften an einander paſſen.

Was den andern Freund betrifft, ſo glaube ich nicht, daß er in jenem Falle, den Sie zu befürchten ſcheinen, bei uns gut aufgehoben ſeyn möchte. Jene Zeitungsartikel ſind nicht bis zu mir gekommen, ich glaube aber die Lage ziemlich gut zu begreifen. Was uns betrifft, ſo erkennen wir mit Beſcheidenheit, daß man uns in manchen Stücken durch die Finger ſieht und unſere kleine Lokalität für eine Art von Aſylchen gelten läßt. Doch hüten wir uns eben deßwegen, daß nichts zur Sprache komme. Wir haben neulich einen guten jungen Mann, der ſich hier mit einer verwegenen Schrift, die ihn ſchon von Göttingen vertrieb, producirte, erſt ſachte nach Jena, mit gutem Rath und Ermahnung, und als er daſelbſt nicht wanken und weichen wollte, zuletzt von da ungern polizeilich weiter gewieſen.

Ein freilich weit beſſeres, mit jenem nicht vergleichbares, doch aber auch bedenkliches Subjekt, auch nur für einige Zeit zu beherbergen würde aus mancherlei Gründen nicht räthlich ſeyn. In ſolchem Falle würde ich lieber die kaiſerlichen Erblande vorſchlagen, wo die Größe und die Menge der Fremden ein Individuum leicht verbirgt und verſchlingt. Im Sommer ſind die Bäder von höchſt erwünſchtem Aufenthalte. Von Weſten her ſind ſie nicht beſucht, meiſt nur von Oſten und Norden. Darnach läßt ſich auf die Geſellſchaft ſchließen, welche man antrifft, und für den Winter iſt auch Rath zu ſchaffen, ſo wie denn auch die Wohlfeilheit, wenn man die Verhältniſſe kennt, ſelbſt in der jetzigen Zeit nach dem famoſen Patent, bei dem hohen Silberwerth noch immer zum Vortheil derer gereicht, die dieſes Metall mitbringen, obgleich die Preiſe dem Namen nach ſich durchaus verdoppelt und verdreifacht haben. Dafür geht denn auch das Silber wie 100 zu 1000 und drüber. Ich bin überzeugt, daß ich in Vermont das Doppelte brauchen würde von dem was ich hier ausgebe. So viel von dem, was ſich mittheilen läßt. Mögen und können Sie mir etwas Näheres eröffnen, ſo ſtehe ich dagegen mit Theilnahme und gutem Willen zu Dienſten. Für dießmal leben Sie recht wohl!

Ein Brief nach Carlsbad bei den drei Mohren findet mich, oder folgt mir, wohin ich auch gehen möge. (8.

LVII.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 5. Auguſt 1811.

Dieſes Billet, mein verehrter Freund, iſt beſtimmt durch Herrn Lefebure, meinem bisherigen Legations-Sekretär, der nun in gleicher Eigenſchaft nach Berlin geht, Ihnen übergeben zu werden. Ich wünſche ſehr, daß er Sie nicht verfehle; er gehört zu jenen edlern und billigern franzöſiſchen Naturen, denen es eben darum gelingt, ſich dem deutſchen Charakter anzuſchließen. Ich verliere ihn ſehr ungerne; und das Unglück hat gewollt, daß gerade in dieſen letzten Tagen, ſeit ſeiner Zurückkunft aus Paris, beſtändige Unpäßlichkeit mich verhindert hat, Ideen und Gefühle nach unſrer ſonſt gewohnten Weiſe auszutauſchen. Können Sie etwas für ſeine neue Griſtenz in Berlin nützliches ihm ſagen oder für ihn thun, ſo bitt' ich Sie darum, auch ohnedieß wird es von hohem Werth für ihn ſeyn Sie kennen zu lernen; er liebt, ſchätzt und bewundert Sie bis jetzt ein wenig auf Parole, um ſo mehr gönn' ich ihm, daß es aus Anſchauung geſchehe.

Der ehrliche Villers iſt auch wieder zurück, mit einem ganz andern Geſicht, als da ich ihn vor drei Monaten nach Paris ins Exil ſchickte. Man ſagt, daß meine Verwendung ihn gerettet habe; ich habe mit Ueberzeugung und Wärme gethan, was nicht zu thun Feigheit und Schande geweſen wäre. Der König und manche rechtliche und bedeutende Männer in Paris haben mich unterſtützt und das Billigkeitsgefühl des Kaiſers iſt der allgemeinen Meinung beigetreten. Indeſſen iſt der Feind noch nicht verſöhnt, und es wird viele Klugheit nöthig ſeyn, um einen Rückfall zu verhüten.

Mich verlangt ſehr bald wieder von Ihnen zu hören. Ich liebe Sie mit Geiſt und Herz.

Reinhard.

LVIII.

Goethe an Reinhard

Weimar den 31. Auguſt 1811.

Nur ein Wort des Danks für die Bekanntſchaft von Herrn Lefebure. Es war mir ſehr angenehm, einen Mann zu ſprechen, der ſo lange in Ihrer Nähe gelebt und ſo viel durch Sie gewonnen hat.

Kammerherr von Spiegel geht nach Caſſel, er will ein freundliches Wort an Sie bringen, und da mag denn auch der alte Hackert[1] mitgehen, der früher hätte anlangen ſollen.

Zu Michael ſehen Sie etwas wunderliches von mir, das ich Ihrer Liebe und Ihrem Schutz empfehle.

Mit immer gleicher Verehrung und Anhänglichkeit

G.

LIX.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 7. September 1811.

Herr von Spiegel, mein verehrter Freund, hat mir Ihr freundliches Andenken überbracht, oder überſchickt vielmehr; denn erſt heute hoff' ich ihn zu ſehen. Ihren Hackert, meinen alten Bekannten, hatt' ich mir zwar ſchon zugeeignet, das Exemplar, das von Ihrer Hand kommt, ſoll nun meine Bibliothek zieren, und das andere werd' ich H. Sieveking aus Hamburg, jenem jungen Menſchen abtreten, den Sie auf meine Empfehlung ſo gütig aufnahmen, und der nun ſeit dem Unfall ſeines Hauſes als Privat-Sekretär bei mir lebt. Was immer von Ihrer Hand kommt iſt mir lieb und werth, das wunderliche vor allem; was es dießmal ſey, will ich nicht vorwitzig zu errathen ſuchen, ſondern wie eine überraſchende freundliche Erſcheinung erwarten.

[1] Philipp Hackert, Goethe's Werke Bd. 27. S. 101.

H. Lefebure hat mir ſogleich nach ſeiner Ankunft in Berlin, noch im vollen Enthuſiasmus über den Aufenthalt in Weimar, einen langen Brief über Sie und Wieland geſchrieben. Nachdem er mir ſeine Unterredung mit dem Letztern mitgetheilt hat, fährt er fort: »M. Goethe me paroit être un homme jetté dans un moule tout différent. Sa maison seule, qui est fort belle, ses escaliers ornés de statues d'un goût parfait, la beauté de ses tableaux, la profusion des dessins qu'on trouve jusque dans ses antichambres et les raretés de toutes espèces et de tous les siècles qu'on rencontre à chaque pas, auroient suffi pour m'apprendre que j'entrais chez le Prince de la littérature allemande. M. Goethe me reçût avec beaucoup de bonté et de politesse, je n'ai pas non plus trouvé qu'il ressemblât au portrait, que vous avez chez vous: le peintre lui a fait le front trop levé, ce qui met ses yeux et son air dans un état d'exaltation qu'il n'a pas; enfin il est mieux que son portrait. Ma conversation avec M. Wieland n'avoit eu que lui pour objet, elle n'étoit jamais sortie de ce cercle, sans cesse elle y avoit été ramenée par lui, par moi, par une conséquence des faiblesses de son age.

Avec M. Goethe elle prit sur le champ un vol plus élevé, il embrassa toute la littérature allemande, passée et présente, il y marcha à pas de géant, peignant tout à grands traits, d'une manière rapide, mais avec une touche si vigoureuse et des couleurs si vives, que je ne pouvois assez m'étonner; il parla de ses ouvrages peu et avec modestie, beaucoup des chefs d'œuvres en tout genre de la France, des grands hommes qui l'avoient honorée, du bonheur de sa langue, des beaux genies, qui l'avoient maniée, des littérateurs présents, de leur caractère et de celui de leurs productions; enfin, j'étois un françois qui étoit allé pour rendre hommage au plus beau génie de l'Allemagne et je m'aperçus bientôt, que M. Goethe me faisoit en Allemagne les honneurs de la France. Il est impossible, d'allier plus d'esprit, plus de modestie et de cette urbanité, qui jette sur la science un vernis si aimable. Je lui disois en parlant de notre littérature, que nous nous étions enfermés dans des bornes étroites, dont nous ne voulions pas sortir, que nous

Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bey dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen,
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein, ich muß euch noch bemüh'n.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drey Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit.

restions obstinément dans les mêmes routes, ce que ne fa
soient point les autres peuples. Il me repondit avec un
politesse infinie, qu'il ne trouvoit pas que les François eus
sent de la repugnance a sortir de leurs routes, mais seule
ment qu'ils étoient plus judicieux que leurs voisins lorsqu'
étoit question de s'en ouvrir de nouvelles. Son œil est plei
de feu, mais d'un feu doux, sa conversation riche et abon
dante, son expression toujours pittoresque et sa pensée rare
ment ordinaire.«

Und ſo geht es noch ein paar Seiten lang fort. Warum ich obiges für Sie abſchrieb, geſchah hauptſächlich, um Sie gegen Ihr Mißtrauen in Ihre Kenntniſſe der franzöſiſchen Sprache zu waffnen. Wer ſie einem Franzoſen gegenüber, den er zum erſten mal ſieht, ſo zu handhaben weiß, der hat ſie vollkommen in ſeiner Gewalt.

Unſer junger Freund aus Cöln ſchreibt mir, er hätte Sie dringend gebeten, dieſen Herbſt eine Reiſe nach ſeinem alten Ort zu machen. Er fordert mich auf ſeine Bitte zu unterſtützen und zum Congreß mich einzufinden. Allerdings bleibt mir noch ein Schimmer von Hoffnung, daß die Umſtände ſich wunderbar genügen können, um dieſen lang gewünſchten Ausflug mir zu gestatten, allein dieſem trüglichen Schimmer nachzujagen darf ich mir nicht vergönnen. Eben darum könnt' ich es nicht tragen, daß Sie jene mir heimiſch gewordenen Gegenden ohne mich beſuchten. Aber während ich unter fremdem Geſetz ſtehe, ſtehen Sie ja nur unter dem Ihrigen; und ſo iſt es denn auch nicht ganz indiskret, im Fall eine ſolche Reiſe in Ihrem Plane läge, Sie zu bitten, mich und meine Verhältniſſe einzuſchließen. Für mich nämlich hängt alles von einer muthmaßlichen Reiſe des Kaiſers ab, die mir zu einer Reiſe Veranlaſſung geben könnte, und auf den Fall, daß jene nicht ſtattfinde, hab' ich bereits um Erlaubniß gebeten, einige Wochen am Rhein zuzubringen. Da ich dieſe Bitte ſeit drei Jahren wiederhole, ſo wird ſie mir ja wohl einmal gewährt werden.

Ueber Krieg und Frieden ſcheint noch nichts entſchieden, und ſo könnte dieſes Jahr wohl noch ruhig hingehen. Die eſſentiellen ſtreitigen Punkte ſind nicht ſehr bedeutend, aber die Mittel zur Ausgleichung ſind ſchwer; und dann mögen im Hintergrund

wichtigere Intereſſen und Motive ſtehen. Sehr wahrſcheinlich wird die Erwartung des Tods des Königs von England die Schwerter in der Scheide halten, weil in dieſem Fall, bei einem Miniſter-Wechſel, eine wenn auch nur temporäre Veränderung des Syſtems und der Maßregeln in England gleichſam zur Nothwendigkeit wird. Doch wohl Ihnen, daß Sie durch die Politik Ihre Kreiſe nicht ſtören laſſen.

Unſer Freund Villers iſt nach einem Aufenthalt von zwei Monaten in Paris nach Alma Georgia zurückgekehrt. Man hatte dort gegen die rohe Verfolgung, der er ſich zu entziehen hatte, allgemeine Partie genommen. Indeſſen hat der Prinz[1] ihm durch Cuvier ſagen laſſen, „de ne point s'imaginer qu'il était quitte de lui et qu'il lui gardait un chien de sa chicane.“ Dieſe Geſchichte hat mich wieder von einer Seite zwiſchen den Hammer und den Ambos gebracht; doch ſind noch keine Schläge gefallen.

Sartorius hat wenigſtens einen ſeiner Wünſche erreicht: er iſt zum Correſpondenten der dritten Klaſſe des Inſtituts ernannt. Aber dem andern Ziel, das er ſich geſteckt hat, ſtehen große Schwierigkeiten entgegen. Wir haben bereits mehr Staatsräthe als wir brauchen, und ſeine ehemaligen Collegen werden ihm die Bahn nicht ebnen.

Mit herzlicher Verehrung der Ihrige.

Reinhard.

[1] Prinz von Oldenburg (Davoust)

IX.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 29. October 1811.

Ich habe gezaudert, verehrter Freund, Ihnen auf den lieben und intereſſanten Brief, den ich durch Hrn. von Spiegel erhielt, zu antworten, weil ich das beikommende Büchlein zugleich überſchicken und Ihrer freundlichen Theilnahme empfehlen wollte.

Was Herrn Lefebure betrifft, ſo hat ſich derſelbe in ſeiner Relation wahrhaft diplomatiſch bewieſen. Ich bin Ihnen für die Bemühung ſehr dankbar, welche Sie beim Abſchreiben einer langen Stelle ſeines Briefs übernehmen wollten. Es war mir ſehr angenehm zu ſehen, daß er den Sinn, den Inhalt und die Ausdrücke unſeres Geſprächs ſo gut aufgefaßt, ja es geſchieht wohl ſelten, daß unſere Abſichten von einem Fremden, mit dem wir uns zum erſtenmal unterhalten, ſo gut aufgenommen werden. Bis auf ein einziges Wort (ſtatt judicieux lies circonspect) kann ich die ganze Relation, inſofern ſie das was ich geſagt und gewollt, betrifft, unterſchreiben. Dasjenige, was er günſtig von mir urtheilt, erkenne ich mit dankbarer Beſcheidenheit. Doch bin ich überzeugt, daß er weder ſo viel Theil an mir genommen, noch ſo vortheilhaft von mir geurtheilt hätte, wenn er nicht ſo lange an Ihrer Seite gelebt und durch Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen zu einem günſtigen Vorurtheil für mich geleitet worden.

Das Franzöſiſche ſoll nach Ihrer Aufmunterung lebhafter betrieben werden. Meine Jugendgeſchichte zeugt freilich gegen mich und ich geſtehe gern, daß ich es in dieſer Sprache hatte weiter bringen ſollen.

Mehr nicht für dießmal, damit das Bändchen nicht liegen bleibe. Sie werden in demſelben gar manche unmittelbar an Sie gerichtete Stelle finden. Leben Sie wohl und gedenken meiner, ſo bei dieſer wie bei andern Gelegenheiten.

Goethe.

LXI.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 4. December 1811.

Gewiß laſſen Sie, mein verehrter Freund, meinen Geſinnungen für Sie und Ihrem eigenen Werthe die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß mein langes Stillſchweigen in keiner Gleichgültigkeit oder Vernachläſſigung gegründet ſey. Schon eh ich Ihr herrliches Geſchenk „Wahrheit und Dichtung" erhielt, hatt' ich Veranlaſſung, einiges, was Villers mir für Sie gegeben hatte, Ihnen zu überſenden; und ſeit damals wollt' ich eine Gelegenheit abwarten, die ſich immer nicht zeigte. Ich konnte, nachdem ich und die Meinigen Ihr Buch verſchlungen hatten, meines Exemplars lange nicht wieder habhaft werden, bis endlich aus Göttingen Verſtärkung ankam. Ganz und mit der langſamen Behaglichkeit, wie mein Vorſatz iſt, es zum zweitenmale durchzuleſen, hatt' ich noch nicht Zeit; aber vorläufig kann und darf ich mich an den Totaleindruck halten, den es in mir zurückgelaſſen hat. Niemals hab' ich eine Schrift mit ſo viel Liebe und Ruhe mir angeeignet, wie dieſe; wollüſtig ſchwamm mein Geiſt mit dem klaren tiefen Strome der Rede fort und genoß der lieblichen Ausſichten auf Vergangenheit und Zukunft; mir (und dieß iſt manchem andern geſchehen) ſpiegelte ſich in ihm das Bild der eigenen Kindheit; und dann doch wieder wie verſchieden von den Eigenthümlichkeiten des herrlichen Knaben, der Goethe ward!

Jene Zeit und jene Welt, in die Sie uns zurückführen, iſt nun ſchon die alte Zeit und die alte Welt. Eine neue Krönung wird wohl in Frankfurt nicht mehr ſtatt finden, und fände ſie ſtatt, wie viel anders nun, als da ſelbſt der eigenwillige Joſeph II. ſich dem Ornat, und nicht der Ornat ſich ihm bequemte. Wenn damals auf dem Gebiet einfacher Sitte, in den geheiligten Grenzen zwiſchen Myſtik und Dogmatik, die Gemüther das Gebäude ihrer Ueberzeugung gründeten, wo ſoll unſere heutige Jugend auf dem ſchrankenloſen Gefilde voll Trümmern, auf entweihtem Boden, ſich heimiſch anſiedeln? Ich (denn auf ſich, wie

ich ſchon geſagt habe, führt Ihr Buch jeden zurück, und eben dieſes ſubjektive neben dem objektiven gewährt den doppelten hohen Genuß), ich, Sohn eines Predigers, erlaubte mir keine Zweifel, von Myſticismus hielten mich die väterliche Anſicht und der Abſcheu gegen einen unſerm Hauſe verhaßten Mann, der ein Pietiſt war, zurück; aber da nach Erkenntniß der Sünde der vorgeſchriebene Bekehrungs-Proceß bei mir nicht anſchlagen wollte, gab ich mich auf; die Zweifel kamen in Menge, bei freigegebener Schrifterklärung und freimuthig vorgetragener Kirchengeſchichte unter dem eigentlichen theologiſchen Studium, und Voltaire's Schriften, die mir in die Hände fielen, brachten den Leichtſinn hinzu. Doch da bin ich ſchon über die Grenze des beſchriebenen Alters hinübergeſchweift und ich lenke wieder ein.

Jene glückliche lebendige Vielſeitigkeit, womit Sie die Gegenſtände um ſich her und die Gegenſtände Sie berührten, iſt eben darum für Sie ſo ſegensvoll geworden, weil Ihre freie Thätigkeit von niemand geleitet wurde. Die Zeit außer den Unterrichtsſtunden war Ihr Eigenthum; Lage und Umſtände geſtatteten Ihnen, Kenntniſſe und Anſchauungen dafür auszutauſchen. Nicht ſo bei mir: in meinem Städtchen waren weder Kunſtſammlungen, noch Schauſpiel, noch Muſik; und was Ihnen mit Klopſtock widerfuhr, dehnte meine Mutter auf alles aus, was ſie Romane und ſchlechte Bücher nannte. Doch beſaß mein Vater den Auszug der allgemeinen Weltgeſchichte, und ſo war ich der einzige von meinen Mitſchülern, der bis zum dreizehnten Jahre etwas mehr wußte als Griechiſch und Latein. Aber das Hofmeiſtern trieben meine Eltern wie die Ihrigen, nur fragmentariſch; und es blieb mir, was, Dank ſey es der Mutter, meinen Kindern nie ſo gut ward, manche frohe Stunde in Gottes freier Luft zum eignen Gebrauch. Die Blattern-Geſchichte iſt Wort für Wort die meinige; und ſo geſchah es, daß ich durchaus keinen Werth auf mein Aeußeres legte. Unbeholfen, unbefangen, mit unbewußtem Selbſtgefühl; ſchüchtern erſt ſpäter, ſtolz und beſcheiden, nie mit Anwandlung von Ehrgeiz. Da es Neid erregte, daß der Vorſteher unſerer Schule in einem Zeugniß mich „divinum ingenium" genannt hatte, konnte ich weder den Neid noch das Zeugniß begreifen.

Was ſoll ich von dem lieblichen Knabenmädchen ſagen, ſo

leicht und kindlich froh und hüpfend, daß man ſchwören möchte, den Knaben ſelbſt erzählen zu hören, und dann wieder ſo klaſſiſch vollendet, wie nur gereifte Kunſt und Erfahrung es hervorbringen konnten: vom ächt-alt-franzöſiſchen Sonderling, Grai Thoranne, eben darum ſo merkwürdig, weil er als Sonderling ſo ächt-franzöſiſch iſt. Von der gewandten Schutzrede des dicken Factotum? In allen dieſen iſt ſo tiefe innere Wahrheit, Wahrheit und Dichtung ſind ſo innig verſchlungen, daß es die philiſtermäßigſte Bemühung von der Welt wäre, Wahrheit und Dichtung ſondern zu wollen. Eben ſo in der dramatiſchen Verſchlingung der Geſchichte Gretchens mit den Krönungsfeierlichkeiten, in der Geſchichte Gretchens ſelbſt und deſſen was daraus folgte, wiewohl ich nicht läugnen will, daß ich ſelbſt eben hier Philiſter genug wäre, den hiſtoriſchen Hergang der Sache wiſſen zu wollen, den ich aber, eben zu meiner Strafe, gewiß nicht erfahren werde.

Wie dem ſey, dieſe zarte Behandlung ſo mannigfaltigen Stoffes, dieſe heilige Scheu vor dem Publikum, ſind Urſache, daß dieſe Schrift einer Leſewelt angehört, wie vielleicht noch keine ſie gefunden hat. Das Kind und der Greis, das Mädchen und die Matrone, der Jüngling und der Mann, können ſich an dieſer milden Sonne wärmen, die Abend- und Morgenſonne zugleich iſt.

Fragen wollen, was in dieſer Geſchichte Thatſache und was Mythus ſey, kommt mir gerade ſo vor, wie die Unterſuchungen meines Freundes Geoffroy im Feuilleton: ob die Fräulein Helena ihre Jungfrauſchaft an Theſeus im ſiebenten oder vierzehnten Jahre, oder ob ſie ſie überhaupt ſchon damals verloren habe? Wie M. Menelas und alle die Prinzen und Grafen im trojaniſchen Krieg ſo blödſinnig haben ſeyn können, ſich um eine alte Dame zu ſchlagen, ſtatt aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen? Ob es wahrſcheinlich ſey, daß die Hexe Medea mit dem König Aegeus bei ſeiner Durchreiſe durch Korinth auf der Straße zuſammen getroffen ſey, da ein König doch nicht wie ein Handwerksburſch reiſe, und wenigſtens einen Kurier vorausſchicke? u. dergl. mehr. Indem ich Sie aber mit allen Fragen dieſer Art verſchone, beſtehe ich darauf, daß Sie mir eine andere löſen, die in einer geiſtreichen, Ihrem Buche ſehr gewogenen Geſellſchaft

debattirt worden iſt. Man wünſcht nämlich zu wiſſen, „ob der „gegitterte Verſchlag an der Hausthür, woraus der kleine Goethe „die Töpfchen und Töpfe zerſchmiß, in oder außer dem Hauſe ge„weſen ſey? Die Frauen meinten unter freiem Himmel, wie man „das ſeitwärts an den Thüren auf dem Lande ſieht. Das woll„ten die Männer nicht zugeben, ſondern machten die Vorhalle „der Hausflur daraus, mit einem offenen Gitter nach der Gaſſe. „Da ſitzen ſie nun noch alle, und die Frauenzimmer unter freiem „Himmel, wenn nicht der Vorſprung des obern Geſchoſſes ſie „deckt." — Da nun der Winter eintritt und man am Kamin gerne weiter leſen wollte, ſo ſehen Sie wohl, daß es nöthig iſt, die Damen unter Dach zu bringen, und wenn Sie dieß nicht thun wollten, ſo wäre kein anderer Rath, als eine Deputation nach Frankfurt zu ſchicken.

Wie ſehr alle Ihre würdigen Leſer (von den unwürdigen verſteht ſich's ohnehin) die Fortſetzung wünſchen und hoffen, kann ich nicht der Erſte ſeyn Ihnen zu ſagen. Ich ſelbſt wage zu glauben, daß wohl noch ein zweiter Theil, etwa bis zum Austritt aus den Univerſitäts-Jahren, oder bis zur Empfängniß und Geburt Werthers, erſcheinen könnte. Und dennoch fühl' ich mich gedrängt, nach der geringen Meinung, die ich vom großen deutſchen Publikum habe, und faſt möcht' ich ſagen nach ſchon vorhandenen Anzeigen, Ihnen zuzurufen: Philiſter über Dir, Simſon!

Denn das deutſche Publikum mit allen ſeinen literariſchen Fühlhörnern iſt ſeit einiger Zeit ein ſo verſchrobnes, griesgrämiges, haltungs- und geſtaltloſes Ungeheuer geworden, daß weder Sinn noch Dank, noch Freude von ihm zu hoffen iſt; und dieſe zarte Blüthe wird es mit roher Tatze zerknicken. Anekdoten-Krämerei, Jagd auf Anſpielungen, Schadenfreude werden Ihr Lohn ſeyn, und ſelbſt Ihr dreifaches Erz wird Sie nicht gegen jede Wunde ſchützen.

Aber vertrauen Sie immer der Verehrung und Liebe der Beſſern, die Sie ſich, mehr als durch irgend ein anderes Ihrer Werke, durch dieſes gewonnen haben. Für dieſe ſchreiben Sie die Geſchichte Ihrer heroiſchen Zeit, die der Jünglingsjahre, wie Sie die Geſchichte der mythiſchen nur für ſie geſchrieben haben. Alsdann kommt die hiſtoriſche Zeit. Auch aus dieſer ließen ſich

herrliche Fragmente mittheilen, z. B. die Geſchichte der Ausbildung Ihres Kunſtſinnes, worüber Sie mir ſchon einſt einige Andeutungen gegeben haben, die Geſchichte Ihrer durch den ganzen Dichterberuf durchlaufenden anderweitigen Studien und Uebungen, in welcher Ihre Farbenlehre bereits ein dauerndes, wenn gleich nur partielles Denkmal iſt. Wie ſehr Sie von ſich ſagen können: non omnis moriar, wiſſen wir alle; aber unſere Ungenügſamkeit möchte Ihnen den Wahlſpruch aufdringen: omnis vivam. Und ſchon jetzt wer kann dieß mehr von ſich ſagen als Sie!

Reinhard.

Den 6. December.

Ich lege noch ein Blatt bei, um Ihnen von den Beilagen Nachricht zu geben. Das Gedruckte iſt, wie Villers mir ſagte, von Breguet. Das Manuſcript iſt ein Fragment, aus dem Schiffbruch der Mad. Staël über Deutſchland gerettet. Vielleicht beſitzen Sie es ſchon. Es iſt manches Geiſtreiche und Wahre darin und doch thut es mir, ich weiß nicht warum, in keinem Sinn Genüge, vielleicht auch deßwegen, weil etwas Fremdartiges darin liegt, eine Charakteriſtik Goethe's in einer andern als der deutſchen Sprache zu leſen. Das Anatomiren Ihrer kleinern Gedichte gefällt mir noch weniger, der Geiſt, der liebliche verfliegt. Fr. v. Staël ſelbſt trauert einſam auf ihrem verzauberten Schloß, zu dem unſichtbare Hände den Eingang verwehren, immer nach dem Paradies blickend, deſſen Zugang ihr verſagt iſt. Fr. v. Staël iſt eines der unglücklichſten Weſen auf der Erde, während es nur von einem einzigen Entſchluß abhinge, eines der glücklichſten zu ſeyn.

Ueber manches andere, auch über das was jüngſt in Ihrer Nähe vorgefallen iſt, werde ich Ihnen nichts ſagen. Es ſcheint leider daß die beiden Nationen, ſtatt ſich anzunähern ſich immer mehr abſtoßen, und ich weiß mir dieſen Gang der Dinge, in ſo fern er von gewiſſen Maßregeln abhängt, nicht zu erklären. Es geht damit wie mit unſerem Brand im Schloſſe. Man hatte zwiſchen alten morſchen Gebälken und dem mit Stroh gemiſchten Leimboden tuyaux de chaleur angebracht und ſo brach auf einmal die helle Flamme aus. Das Feuer im Schloß zu Braunſchweig

war unbedeutend und durch Unvorsichtigkeit entstanden. Der König wird zu Anfang der nächsten Woche dahin abreisen, aber nur für wenige Tage.

Jacobi hat mir seine neueste Schrift zugesandt, die ich noch nicht gelesen habe. H. Boisserée will zu Anfang des künftigen Jahres nach Göttingen kommen, wo auch Herr Constant mit seiner Frau den Winter zubringt.

Leben Sie wohl, ich bin mit herzlicher Verehrung und Freundschaft der Ihrige.

Reinhard.

LXII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 11. Februar 1812.

Daß Ihr liebes Paket, verehrter Freund, am 16. December glücklich angekommen, hätte ich längst vermelden sollen; allein ich wartete auf Gelegenheit, die sich mir jetzt darbietet, indem der geschickte Landschaftsmaler von Rhoden, ein Casseler, der sich eine Zeit lang bei uns aufgehalten, nunmehr wieder zurückgeht und diesen Brief und was ich ihm vielleicht beilegen kann, sehr gern mitnehmen wird.

Vor allen Dingen haben Sie herzlich Dank, daß Sie meinem biographischen Versuche so viel Theilnahme gegönnt, die ich auch wohl erwarten durfte; denn indem ich mir jene Zeit zurückrufe und die Gegenstände, die sich mir in der Erinnerung darbieten zusammenarbeite, gedenke ich meiner abwesenden Freunde, als wenn sie gegenwärtig wären, glaube meine Reden an Sie zu richten und kann also wohl für das Geschriebene eine gute Aufnahme hoffen.

Bei der Art, wie ich die Sache behandle, mußte nothwendig die Wirkung erscheinen, daß jeder, der das Büchlein liest, mit Gewalt auf sich selbst und seine jüngeren Jahre zurückgeführt wird. Es freute mich diese Wirkung, die ich nicht bezweckte, aber doch voraussah, auch an Ihnen so vollkommen erfolgt zu

ſehen und danke Ihnen recht ſehr, daß Sie mich bei dieſer Gelegenheit einen Blick in Ihre Jugendjahre thun laſſen. Am zweiten Bande iſt ſchon viel geſchrieben und in einigen hübſchen ruhigen Monaten wird er wohl zu Stande kommen. Es wird ſchwer ſeyn, ihm die Mannigfaltigkeit und Anmuth des erſten zu geben. Die Epochen, die er umfaßt, ſind eher ſtockend als vorſchreitend, indeſſen wollen wir unſer Mögliches thun, vorzüglich aber auf den dritten Band verweiſen, der deſto luſtiger werden ſoll.

Was das „Gerämé" betrifft, wornach Sie fragen, ſo kann man, wie Sie ſchon vermuthen, ſich den Urſprung deſſelben am erſten denken, wenn man ſich vorſtellt, wie zur Sommerszeit Bürgersleute Stühle und Bänke vor ihre Häuſer ſetzten, wo ſie unter den weit vorſpringenden Ueberhängen der obern Stockwerke ſogar bei einem mäßigen Regen ruhig ſitzen konnten. Hatte man ſo durch gedachte Ueberhänge und durch das oben vorſpringende Dach ſchon in die Rechte der Straße gleichſam Eingriff gethan, ſo lag es, beſonders in weniger polizeilichen Zeiten, ganz nahe, ſich eine Art von hölzernem Käfig herauszubauen, um nicht den Augen jedes Vorübergehenden ausgeſetzt zu ſeyn. Dieſes Gerämé war wirklich meiſtentheils oben offen, weil es von jenen Ueberhängen genugſam bedeckt war. Es hing durch eine beſondere Thüre mit der Hausflur zuſammen, welche Nachts eben ſo ſorgfältig als die Hausthür ſelbſt verſchloſſen wurde. Dieſes Gerämé war für die Familie um ſo wichtiger, als man in jenen Zeiten oft die Küchen nach der Straße zu, die Zimmer aber nach den Höfen zu anlegte, wodurch die Häuſer ſämmtlich eine burgartige Geſtalt erhielten und man nur durch das gedachte Gerämé eine gewiſſe Communikation mit der Straße und dem Oeffentlichen gewann. So viel von dem unarchitektoniſchen Theile altreichsſtädtiſcher Bauart.

Sehr vielen Dank bin ich Ihnen zunächſt für das Fragment aus dem Werke der Frau von Staël ſchuldig; ich hatte davon gehört, es war uns auch verſprochen; aber ohne Ihre freundliche Sendung würde ich es bis jetzt noch nicht geſehen haben. Da ich mich ſelbſt ziemlich zu kennen glaube, ſo finde ich einige recht gute Aperçüs darin und ich kann es um ſo mehr nutzen, als ſie mir das alles, und zwar noch derber und lebhafter ins

Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles für sich.

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.

Laut.

Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann.
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seyd noch ziemlich wohl gebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach

Geſicht geſagt hat. Ihre Geſinnungen über meine kleineren Arbeiten kannte ich auch zum Theil; und was ſie bei dieſer Gelegenheit ſagt, iſt recht hübſch und dankenswerth, obgleich auf dieſem Weg freilich kein erſchöpfendes Urtheil zu erwarten iſt. Breguets Memoire war mir ſehr merkwürdig, da ich ſelbſt eben wieder in ſolchen hyperphyſiſchen Betrachtungen ſtak. Es weht eine gewiſſe deutſche Luft darin und wie ſollte nicht bei ſo mannigfaltiger Communikation einiges, oder vielmehr das eigentlich Tüchtige und Zulängliche, was wir beſitzen, hinüberdringen und wirken. Es wurde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber zu ſprechen; doch iſt es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich alles mehr begeiſtert und belebt, in's andere greift und keines ohne das andere bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu dieſem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübſche Filiation und Steigerung der Denkweiſen würde ſich aufzeichnen laſſen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieſes Labyrinth einzulaſſen, in welchem man eigentlich nur an ſeinem eigenen Faden von einem geliebten Knaul abgewunden ſich aus- und einfinden kann.

Damit Sie aber nicht glauben, daß ich mich allzuſehr in jene abſtrufen Regionen verliere, ſo will ich berichten daß ein Theil des Winters damit zugebracht worden, das Shakeſpeareſche Stück Romeo und Julie zu concentriren und dieſen in ſeinen Hauptheilen ſo herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen, welches, obgleich an ſich ſehr ſchätzbar, doch eigentlich einer früheren Zeit und einer fremden Nation angehörte, die es gegenwärtig ſelbſt nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzogin, haben wir es zum erſten Mal, nachher noch einmal mit vieler Theilnahme des Publikums gegeben, welche ſich um ſo mehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, beſonders aber die Hauptrollen, den Schauſpielern recht gut auf den Leib paßten. Dieſe Arbeit war ein großes Studium für mich und ich habe wohl niemals dem Shakeſpeare tiefer in ſein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich.

Nun folgte ich gerne Ihrem Beiſpiel und legte auch etwas bei, was Ihnen Freude machen könnte; ich finde aber nichts bei

der Hand und kann mir auch nichts ausdenken. Verzeihen Sie daher, wenn ich gerade das Umgekehrte thue, und eine Bitte hinzufüge: Aus beiliegendem Verzeichniß sehen Sie, daß meine Sammlung von Handschriften ziemlich angewachsen ist; ja ich habe deren noch ein paar Hundert mehr. Wäre es möglich durch Ihre so mannigfaltigen Connexionen mir besonders zu einigen Blättchen bedeutender älterer und neuerer Franzosen zu verhelfen; so würden Sie mich sehr glücklich machen. Die Sammlung ist nun schon so groß daß man über die Handschriften der Nationen, der Zeiten, so wie der Individuen, welche solche modificiren, einiges aussprechen kann; und alles ist zu unserer Zeit noch einmal so viel werth, was uns im Stillen mit vertrauten Freunden zu geistreicher Unterhaltung dient.

Nun das Wichtigste zum Schluß, daß Herr Baron von St. Aignan als bevollmächtigter Minister an den herzogl. sächsischen Höfen angelangt und sein Creditiv hier zuerst produciert hat.

Eigenhändig füge noch einiges Vertrauliche hinzu.

Herr v. St. Aignan zeigt sich in diesen ersten Tagen seinem Rufe gemäß als ein angenehmer, ernststill aufmerkender Mann, seine ersten Schritte sind würdig, mäßig und lassen das Beste hoffen.

Den Zweck seiner Sendung kennen Sie am besten, da Sie die gleiche an die Anhältischen, Lippischen ꝛc. Häuser haben. Richtig gesprochen, so glaube ich daß alles darauf ankommt, daß man sich mit der Truppenstellung willfährig und thätig erweise und dann möchte das Uebrige alles gut seyn. Wollten Sie mir gelegentlich einige Winke geben, so würde ich sie zum besten benutzen. Ich habe mich zwar von den Geschäften losgesagt, aber mit einiger Kenntniß und gutem Willen läßt sich doch manches lenken und befördern. Leben Sie recht wohl, mein verehrtester Freund, und erhalten mir Ihre Liebe und Zutrauen.

G.

Am 9. Februar 1812

LXIII.

Reinhard an Goethe

Caſſel den 15 Mai 1812

Wie es zugeht, mein verehrter Freund, daß ich Ihren lieben Brief vom Februar ſo ſpät beantworte, kann ich nur durch meinen Ihnen oft erklärten Widerwillen, an meine Freunde mit der Poſt zu ſchreiben, entſchuldigen. Da keine Gelegenheit ſich anbot, ſo fing ich an, ſowie die Gerüchte von der bevorſtehenden Reiſe des Kaiſers häufiger und beſtimmter wurden, mir mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, daß es mir vielleicht gelingen würde, ſelbſt der Ueberbringer meiner Antwort zu ſeyn. Ich hatte nämlich um die Erlaubniß angeſucht, irgendwo auf der Durchreiſe dem Kaiſer mich vorzuſtellen. Da aber nun dieſer bereits über Aſchaffenburg hinaus iſt, ohne bis jetzt ſelbſt der Königin einen Wink gegeben zu haben, ſo muß ich auf alle Hoffnung für mich nothwendig Verzicht thun. Der junge Sieveking, den Sie kennen, erwartet in Aſchaffenburg den Duc de Bassano, und bei ſeiner Zurückkunft, die heute oder morgen ſtatt finden wird, werd' ich denn auch über die Möglichkeit der Ausführung meiner übrigen Plane für dieſen Sommer und Herbſt das Nähere vernehmen.

Indeſſen iſt vorige Woche eine Fräulein von Talwig aus Gotha, deren Bekanntſchaft ich in Pyrmont bei Herrn v. Thümmel gemacht hatte, hier durchgekommen, um auf einem in der Nähe von Caſſel gelegenen Gut ihrer Mutter mit einem Herrn v. Studnitz, Thummels ehemaligem Schwiegerſohn, Hochzeit zu feiern. Dieſe Dame hat mir feierlich verſprochen, meinen Brief mitzunehmen, und ich halte für ſie den kleinen Beitrag zu Ihrer Sammlung von Autographa bereit, den ich Ihnen zugedacht habe.

Indem ich nämlich bei meiner letzten Reiſe nach Hamburg einige dort zurückgelaſſene Papiere in Empfang nahm, fand ich darunter einige Pakete aus früheren Epochen, beſonders aus der Schreckenszeit, und aus dieſen iſt die Auswahl der Handſchriften gemacht worden, die ich Ihnen überſende. Ich lege einige Notizen über mehrere Perſonen bei, die, ohne eben berühmt oder

berüchtigt zu ſeyn, mir doch ein gewiſſes Intereſſe für Sie zu haben ſchienen. Wenn ich einſt ſo glücklich ſeyn werde, Sie wiederzuſehen, ſo werd' ich Sie bitten, mir aus einigen dieſer Handſchriften wahrzuſagen.

Den 16.

Die Königin iſt nun doch nach Dresden gereist auf einen Brief der Kaiſerin, die wie es ſcheint, ſich länger dort verweilen wird. Sievekings Zurückkunft erwart' ich heute: der Duc de Bassano iſt erſt den 14ten durch Frankfurt gekommen. Da ich einmal im Gange bin von politiſchen Perſonen zu ſprechen, ſo will ich auch die politiſche Frage berühren, die Sie in Ihrem letzten Brief an mich gethan haben. Allerdings iſt, was Sie ſagten, zu thun, und das Uebrige der Zeit, dem Kaiſer oder Gott zu überlaſſen, das Einzige. Es gibt gar keine Politik mehr. Selbſt für diejenige, die Alles leitet, iſt es Maxime, ſich von den Umſtänden leiten zu laſſen, aber immer weiter.

Ich habe einen Brief von Herrn v. St. Aignan erhalten, worin ſich eine Verwechslung findet, worüber ich herzlich gelacht habe. Ich ſah ihn bei meiner Zurückkunft aus der ruſſiſchen Gefangenſchaft in Brody und Lemberg. Von dort ſandt' ich meinen Sekretär nach Warſchau, wohin Herr v. St. Aignan gerade damals auch zurückging. Dieſer Sekretär war ein gewiſſer Fornetti, aus einer halb griechiſchen, halb italieniſchen, halb franzöſiſchen Trogmans-Familie aus Pera (macht anderthalb, aber im Grunde ſind es kaum Dreiviertels-Menſchen). Dieſe Peraten ſind eine ganz eigene Race, träge, geheimnißvoll, beſchränkt, abergläubiſch, unwiſſend, verſchlagen. Mein Fornetti war ein ſo trauriges, indolentes, einſylbiges Weſen, wie nur eines geſchaffen werden könnte, um eine Engelsgeduld zu ermüden. Nun hatt' ich Herrn v. St. Aignan jenes Zuſammentreffen wieder in Erinnerung gebracht und in ſeiner Antwort dankt er mir aufs Verbindlichſte für die inſtruktive Unterhaltung, die ich ihm auf der Reiſe von Lemberg nach Warſchau gewährt hätte. Im erſten Eifer wollt' ich ſogleich an Sie ſchreiben und Sie zum Gewährsmann aufrufen, daß ich unmöglich ſo angenehm zu unterhalten verſtünde, wie Herr Fornetti; aber wirklich Herr v. St. Aignan meint es ehrlich, und da er mit ſeinem Reiſegefährten

zufrieden war, warum ſoll ich mich nicht zur ihn nehmen laſſen?

Da nun das Reiſeprojekt nach Dresden vereitelt iſt, ſo hoff' ich wenigſtens ein anderes auszuführen, eine Rundreiſe (ſo will ich das franzöſiſche tournée camviſiren) bei den Fürſten, bei denen ich neuerlich akkreditirt bin. Arolſen, Detmold, Bückeburg, über einen Theil des Harzes nach Bernburg, Deſſau. Der Herzog von Köthen iſt ja nun todt.

Allein während ich Ihnen meine Reiſeprojekte mittheile, muß ich vermuthen, daß die Ihrigen ſchon ausgeführt ſind, und daß die jährliche Wanderſchaft nach Carlsbad bereits angetreten iſt. Auch hab' ich nicht einmal den Muth, einer ſchönen Hoffnung mich zu überlaſſen, wiewohl ſie in einem kürzlich von Boiſſerée aus Heidelberg erhaltenen Brief einige Nahrung finden könnte, der Hoffnung nämlich, Sie am Rhein wiederzuſehen. Sie ſelbſt ſcheinen mir keinen entſchiedenen Willen zur dieſe Reiſe zu haben, und ich, der ſeit drei Jahren ſo gerne wollte, werde auch im Vielfall nicht können. Sollte jedoch mein Wunſch mir gewährt werden, ſo werde ich Sie auf der Stelle davon benachrichtigen und dann erwarten, ob der Gedanke an die Freude, die Sie mir machen würden, wenn wir irgendwo uns begegnen könnten, nicht einiges Gewicht in die Wagſchale lege.

Auch unſer Freund Jacobi iſt im Begriff, durch eine kleine Reiſe dem tauſendfachen Weh, das ihn drückt, eine kleine Diverſion zu machen. Er will am Ende dieſes Monats über Heidelberg und Freiburg nach einem Theil der Schweiz und am Bodenſee hinauf nach München zurückkehren. Ich bin, ſchreibt er mir, landkrank, wie man ſeekrank iſt, und fühle beſtimmt das Bedürfniß, eine Zeit lang aus dem Bayerlande ganz heraus zu ſeyn. Er hat mir aus Ihrem Brief an Schlichtegroll Ihr Urtheil über ſein letztes Werk mitgetheilt, es hat ihm viele Freude gemacht. Was mich betrifft, ſo hab' ich über dieſen Gegenſtand aller Spekulation entſagt.

Ich habe vor dreißig Jahren Lavatern ſchriftlich eine Confidenz gemacht über etwas, das mir widerfahren iſt, und das ſeinen Einfluß bis auf den gegenwärtigen Augenblick erſtreckt. Es iſt, wiewohl ich ihn nachher mehrmalen ſah, nie darüber zwiſchen uns zur Sprache gekommen. Von S..... hab' ich

weiter nichts zu ſagen, als daß der Verfaſſer eines ſolchen Buchs, wie das ſeinige gegen Jacobi, ein von Gott verlaſſener Menſch iſt.

Es ſcheint, daß die Fortſetzung Ihrer Lebensgeſchichte in der letzten Meſſe noch nicht erſchienen iſt. Iſt Ihr Romeo und Julie gedruckt? Iſt es das, ſo werd' ich es bald beſitzen. Es ſoll und darf mir nichts entgehen, was von Ihnen kommt.

Ich ſchließe heute den 22ſten, weil Frau v. Studnitz morgen wieder hier durchkommen wird, dieſen oft unterbrochenen Brief, der mir immer das Bedürfniß lebendiger ans Herz gelegt, mich wieder einmal mündlich mit Ihnen zu unterhalten. Es ſcheint aus mehreren kleinen Anzeichen hervorzugehen, daß mein Aufenthalt in dieſen Gegenden vielleicht nicht mehr von ſehr langer Dauer ſeyn möchte. Und gedauert hätte er ja lange genug, wenn ſo lange als die Exiſtenz eines Königreichs! Doch dieß liegt noch verſchloſſen in der Bruſt der Götter, und ich akkomodire mich hierbei mehr der Volksſage als eigenen Vermuthungen, die ich mir verſage, weil ich nicht vorauszuſehen mich vermeſſe, wie die Würfel fallen.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Herzlich der Ihrige.

Reinhard.

LXIV.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 7. Auguſt 1812.

Wiewohl ich, mein verehrter Freund, noch keine Nachricht von Empfang eines Briefs habe, den ich im Monat Mai, von einem Paket Autographa begleitet, der Frau v. Studnitz aus Gotha (ehmals Fräulein v. Talwig) zur Beförderung für Sie mitgegeben, und auch nicht weiß, wo eben jetzt der Geiſt Sie hingeführt hat oder hält, ſo kann ich doch nicht umhin, ein neues Paket ähnlichen Inhalts, das ich von Villers für Sie erhalten

habe, ſchönen Händen anzuvertrauen, die ſich erbieten es in die Ihrigen zu legen. Dieſe Hände gehören der Fräulein v. Galenberg, die ſich einige Wochen in Ihrer Gegend aufzuhalten gedenkt und deren gutartiges Weſen wohl verdient, daß Sie ſie, wie es auch von uns zuweilen geſchieht, mit Freundlichkeit aufnehmen.

Was Sie dem öſterreichiſchen Kaiſer und unſrer Kaiſerin Schönes, Gutes und Wünſchenswerthes geſagt haben, iſt hier mit vielem Beifall geleſen worden. Etwas Weiteres, nicht gerade über jenes Zuſammentreffen ſondern über Ihr eigenes Leben, das, welches Sie leben, und das welches Sie ſchreiben, von Ihnen ſelbſt zu hören, verlangt mich gar ſehr. Von mir weiß ich Ihnen wenig zu ſagen: Caſſel iſt nun öde, alle Blicke ſind nach Norden gerichtet. Im Junius hab' ich einen kleinen Ausflug in die Gebiete einiger zu meinem Sprengel neu hinzugekommenen Fürſten gemacht, nach Arolſen, Detmold und Buckeburg; ob es mir gelingen werde, noch in dieſem Sommer den zweiten Ausflug nach Deſſau und Ballenſtedt zu machen, weiß ich noch nicht. Wie ſehr wünſchte ich irgendwo einmal Sie wieder zu ſehen, aber die Möglichkeit der Erfüllung dieſes Wunſches liegt mehr in Ihren Händen als in den meinigen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Reinhard.

LXV.

Goethe an Reinhard.

Carlsbad den 11. Auguſt 1812.

Das Erſte, was mich hier ſehr angenehm überraſchte, war Brief und Paket von Ihnen; jener verſicherte mich Ihres theuren Andenkens, dieſes unterhielt aufs neue eine unſchuldige Liebhaberei, die, je länger man ſie hegt, immer bedeutender wird, zum Nachdenken aufruft und eine geſellige Mittheilung begünſtigt. Bald darauf brachte man mir von Wien her eine ähnliche Sendung. Ich beſchäftigte mich die Blätter zu rangiren

und zu rubriciren und ſetzte, durch dieſen Beſitz noch habſuchtiger gemacht, gar manchen Freund und Wohlwollenden in Contribution, ſo daß das Paket gegenwärtig, ſo wie es vor mir liegt, ſchon ſelbſt für eine bedeutende Sammlung gelten kann.

Ihr gütiges Zutrauen, daß Sie dieſe Blätter aus dem Volumen Ihres Lebens herausgehoben, und die Bedeutſamkeit deſſelben mir noch deutlicher als bisher zu ſchauen geben, empfinde ich tief, da ich den gemüthlichen Antheil, den ich an Ihrem Daſeyn hege, noch durch Kenntniß und Einſicht erhöht fühle. Das erklärende Verzeichniß regt mich auf, ſolches über die ganze Sammlung zu erſtrecken und ihr dadurch einen wahren Werth zu verſchaffen.

Die Ruhe, die mir beſonders im Mai und halben Juni hier gegönnt war, habe ich an die Redaktion des zweiten Bandes meines biographiſchen Scherzes gewendet; er wird Michaelis hervortreten und ich freue mich, dadurch die einzige Abſicht gewiß zu erlangen, daß ich mich mit entfernten Freunden unterhalte und der Gefahr, ihnen bei Lebzeiten abzuſterben, entgehe. Ein Exemplar wird für Sie zurückgelegt, um es gelegentlich zu ſenden.

Von obengedachter Zeit an fing jedoch Gutes und Böſes ſo wunderlich bei mir an zu wechſeln, daß ich mich der letztvergangenen zwei Monate gegenwärtig kaum mehr deutlich erinnern kann. Unverſehens trat mein altes Uebel mit ſolcher Gewalt hervor,[1] daß ich mehr als billig iſt gelitten habe. Ich brachte vierzehn Tage zu, um mich einigermaßen zu erholen, in welcher Zeit die erſehnten majeſtätiſchen Erſcheinungen bei mir vorübergingen. Ein paar Gedichte, die ich im Namen der Carlsbader vorbereitet hatte, wurden gnädig aufgenommen. Glücklicherweiſe war ich indeſſen hergeſtellt, als mich der Herzog nach Töplitz berief, wo mir[2] in der Nähe der Kaiſerin von Oeſterreich Majeſtät mehr Glück und Gutes widerfahren als ich verdiene, und welches ganz überſchwenglich geweſen wäre, wenn mich nicht die Sorge, meine Kräfte möchten nicht hinreichend ſeyn, es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menſchliche Beſchränktheit erinnert hätte.

[1] (Den 7ten Juni.)
[2] (Den 14 Juli dort angekommen.)

Der Begriff, den ich mir von dieſer außerordentlichen Dame in dem Zeitraum von vier Wochen vollſtändig bilden konnte, iſt ein reicher Gewinn fürs ganze Leben. Ich darf nicht anfangen von ihr zu reden, weil man ſonſt nicht aufhört, auch ſagt man in ſolchen Fällen eigentlich gar nichts, wenn man nicht alles ſagt, und es iſt nichts ſchwerer, als ein Individuum zu ſchildern, welches Verdienſte in ſich begt, die dem Allgemeinen angehören.

Eine ſolche Erſcheinung gegen das Ende ſeiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang ſtürbe und ſich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerſte göttlich lebendig, ihrem Leben getreu und keinem Alter unterworfen iſt.

Mehr füge ich nicht hinzu, damit ich nicht etwa aus dieſen hohen Regionen auf die Erde mich unvermerkt hinabgezogen ſehe.

Weil aber die Freundſchaft auch dorthin gehört, ſo darf ich wohl derjenigen noch erwähnen, die für Sie unverbrüchlich in meinem Herzen walter.

Alles Gute und Erfreuliche!

G.

LXVI.

Reinhard an Goethe.

Kaſſel den 11. September 1812.

In der Ungewißheit, ob Sie, mein verehrter Freund, in Weimar ſeyen oder nicht, ſchreib' ich nur zwei Zeilen, um Herrn Pichon, Staatsrath und bisherigen Generalintendanten des weſtphäliſchen Schatzes, bei Ihnen einzuführen. Herr Pichon iſt mein Vorläufer in der Schweiz, nachher Generalconſul in Amerika geweſen, und jetzt, da er ſich von den weſtphäliſchen Geſchäften zurückzieht, will er eine Tour durchs nördliche Deutſchland zum Vergnügen und zum Unterricht machen. Er beſitzt Kenntniſſe, Talente und Rechtlichkeit; ſeine Idioſynkraſie mögen Sie ſelber ausfinden. Ich empfehle ihn Ihrer gütigen Aufnahme und bin wie immer der Ihrige.

Reinhard.

LXVII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 20. September 1811.

Ihren Brief, lieber verehrter Freund, vom 7. August erhalte ich bei meiner Rückkunft von Jena in Weimar am 16. Sept., indessen wird einer vom 14. Aug. aus Carlsbad bei Ihnen mit meinem Danke für Ihre gütige Vorsorge angelangt seyn. Meine Reise-Sammlung ist seit Ihrer ersten Sendung, welche mir so viel Segen brachte, immer mehr angeschwollen und es gibt in einsamen Stunden nunmehr eine angenehme Beschäftigung, diese neueren Acquisitionen einzurangiren. Sagen Sie Herrn Villers für die Mittheilung so bedeutender Blätter den allerschönsten Dank.

Daß meine Carlsbader Gedichte auch in Ihrer Gegend so gut aufgenommen worden, freut mich sehr. Bei andern Gedichten, welche man die selbstständigen zu nennen pflegt, kann man der Zeit überlassen, daß sie erst recht zur Erscheinung kommen, und hoffen, daß das Publikum an und mit ihnen reifen werde; das Gelegenheitsgedicht hingegen gilt, seiner zartern Natur nach, entweder im Augenblicke des Entstehens oder gar nicht, und also hat der Autor hier vollkommen Recht, sich der augenblicklichen Gunst zu erfreuen. Ich verfehle deßhalb nicht, die Abschrift eines dritten, oder vielmehr des ersten beizulegen, welches den beiden, die Ihnen bekannt sind, zur Einleitung dienen und mit ihnen ein Ganzes machen sollte. Und so empfehle ich denn auch diesen Theil und das Ganze.

Von meiner fünfmonatlichen Abwesenheit und von meinem Sommeraufenthalte in Töplitz und Carlsbad habe ich in meinem vorigen Briefe schon einiges erwähnt. Wahrscheinlich habe ich auch von der Bewunderung gesprochen, welche die Kaiserin von Oestreich allen denjenigen Personen einflößt, welche das Glück haben sich ihr zu nähern. Wäre es möglich und schicklich, eine so vorzügliche Individualität mit Buchstaben zu schildern, so würde ich es gewiß für Sie thun; nun muß ich es aber leider im Allgemeinen lassen. Es wird ja doch wohl eine Zeit kommen,

So tauſendfach
Aus Einem Puncte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt,
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frey,
Zu ſeh'n, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie.

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

wo wir uns wieder treffen, und für die muß auch einiges aufgespart werden.

Ueber jenen Irrthum, der bei Ihrem Aufenthalt in Osten vorfiel, habe ich die benannte Person noch nicht aufklären können; ich hoffe aber doch, es soll mir noch gelingen.

Für dießmal aber will ich schließen und mich und das Meinige zu freundlichem Andenken bestens empfehlen.

G.

LXVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 31. October 1814.

Hier, mein verehrter Freund, nun auch den zweiten Theil, von wenigen Worten aber herzlichen Wünschen begleitet. Möge er Sie glücklich und froh in Ihrem Cirkel treffen, möchten Sie dabei sich gern eines Freundes erinnern, der mit treuer Anhänglichkeit Ihnen für immer verbunden bleibt.

G.

Herrn Pichon habe ich freundlich empfangen, konnte wohl mit seiner Unterhaltung zufrieden seyn, danke schönstens für diese Bekanntschaft, und bitte gelegentlich um ähnliche An- und Zuweisungen.

* Von Wahrheit und Dichtung

LXXI.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 7. November 1812.

In der Zwiſchenzeit des Empfangs des erſten und zweiten Ihrer letztern, von mir noch nicht beantworteten Briefe, mein verehrter Freund, hatt' ich Gelegenheit an meinen Freund Hammer zu ſchreiben und da ich von ihm wußte, daß es ihm gelungen war, Ihnen einige Beiträge zu Ihrer Autographen-Sammlung zu verſchaffen, ſo theilt' ich ihm in der Freude unſeres Zuſammentreffens im Beſtreben Ihnen Vergnügen zu machen, nicht nur die Stelle mit, worin Sie mir hierüber Ihre Zufriedenheit ausdrücken, ſondern auch jene andere, die ein begeiſtertes Lob der öſterreichiſchen Kaiſerin enthält. Mein Freund Hammer, von Natur ein wenig vorlaut, thut einen Schritt, von dem ich ſo lange nicht weiß ob ich ihn ſchelten oder loben ſoll, bis ich auch Ihre Meinung darüber erfahren habe. Das Geſchehene nun will ich Ihnen mit Hammers eigenen Worten mittheilen.

„Außer der Vollziehung jenes Auftrags that ich noch in der Stunde des Empfangs etwas in diligentia, wozu Ihr Brief mir die Mittel gab, nämlich den Einſchluß mit der Ueberſchrift: aus einem Briefe des Herrn v. G. an H. v. H., abgeſchrieben von der Tochter des letztern," dem Grafen Sudingen? Sickingen? (Hr. H. ſchreibt eine ſehr unleſerliche Hand) mitzutheilen, welcher die Gnade genießt mit J. M. der Kaiſerin in Briefwechſel zu ſtehen, und der an ſelbigem Tage noch jenen Auszug einbegleitete, indem ich ſelbſt eine viel zu ſchlechte Hand kratze, als daß ich durch meine Abſchrift G. begeiſtertes Lob zu entſtellen mich getraut hätte. Da der Courier abging und der Kaiſerin doch nicht entgehen mochte, daß die Abſchrift von einer weiblichen Hand ſey, ſo hielt ich es für gerathener, die Epigraphe hinzuzuſetzen, die Sie und Fräulein Sophie mir doch für keine Indiscretion anrechnen werden. Vorgeſtern ſtellte mir Graf S. das Blatt wieder zurück, mit einer Aeußerung der Beſcheidenheit über die Erkennung ſolcher Verdienſte, wie ſie nur dem höchſten ziemt, und nun wird Fräulein Sophiens ſchöne Handſchrift mit mir nach Gratz

wandern, und dort den ausgewählten, die würdig sind etwas von Goethe zu lesen, mitgetheilt werden. Ohne Zweifel kommt nun auch die Reihe an den König von Holland.

Aber nun hören Sie weiter in welche Beziehung Sie der Ruf mit dieser Fräulein Sorbie setzt, die Sie in Carlsbad als ein kleines naseweises Ding von sechs Jahren gekannt haben. „Die Gräfin Potocka, Schwester des Grafen Rzewusky, welche eben heute Nachmittags, vielleicht auf einige Jahre, nach Polen gereist ist, eine große Kennerin und Freundin deutscher Literatur und vorzüglich der Poesie, sagt mir, als sie dieß las, sie habe schon voriges Jahr von der Schönheit der Frl. M. sprechen gehört, durch jemand der sie zu Dresden an einer Tafel an Goethens Seite gesehen. Sie habe mit ihren schönen großen Augen bewundernd nach ihm hinaufgeblickt, während er sich das Essen recht gut habe schmecken lassen, was man sehr unsentimentalisch gefunden." — Dieß ist mir sehr lieb, mein Herr, und ich bitte Sie es gerade so zu machen, wenn nach einigen Jahren meine Tochter mit Ihnen zusammentritt und bewundernd an Ihnen hinaufblickt. Sie können es auch ohne Bedenken versprechen, denn ihre Schönheit wird Sie schwerlich in Zerstreuung setzen.

Von eben dieser Gräfin Potocka theilt mir H. v. H. ein Billet mit, das über ein von ihm bearbeitetes Trauerspiel „die Parmeciden" gerade das nämliche Urtheil a posteriori enthält, das ich bereits a priori fällte. H. hatte sich's nämlich zum Gesetz gemacht, in diesem Kunstwerk das orientalische Kostüm ganz genau und treu zu betrachten; und so scheint es, wie ich voraus sah, ein wenig fremdartig und langweilig geworden.

Hr. Pichon, den Sie mit ihrer gewohnten Freundlichkeit aufgenommen haben, ist mir dafür sehr dankbar, wie Sie aus seinem Billet sehen werden, das ich als Autograph Ihnen beilege. Dieser sonderbare Mann hat einen so entschiedenen Oppositions-Geist, daß er, wie es ihm gelungen war, sich dadurch zur ersten Stelle bei unserem Schiquier aufzuschwingen, mit sich selber in Opposition gerieth. Dazu kam, daß trotz seiner republikanischen Natur die monarchischen Verzierungen ihm zu wenig gleichgültig waren, so daß er, fast am Ziel einer schnell und glücklich durchgekämpften Laufbahn an Prätensionen auf Rang und Titel scheiterte. Ein Theil der Schuld fiel allerdings auf

ſeine Frau, das Ideal einer bourgeoise de Paris, und das einzige Weſen dem er ſich bewundernd unterordnete. Dieſer Mann hatte bereits vorher eine Schule des Unglücks durchlaufen: Fehler in ſeinem Betragen waren, wie es zu gehen pflegt, durch Aufbürdungen, die er nicht verdiente, beſtraft worden; vom diplomatiſchen Dienſt ausgeſchloſſen, hatte er im Advokatenſtand ſich bereits eine unabhängige Exiſtenz zu verſchaffen gewußt, als die Erinnerung an ehemalige Verhältniſſe in den vereinigten Staaten den König bewog, ihn in Caſſel anzuſtellen. Hier, übermüthig durch die Halbkennerei des deutſchen Weſens, die er ſich mit vieler Anſtrengung erworben hatte, ward er die Geiſel unſerer deutſchen Miniſter und Staatsräthe; und da er abtrat, ward er, da er am Ende doch das Rechte und Gute wollte, von dieſen mehr, als von vielen ſeiner Landsleute, bedauert. So viel von ſeiner Idioſynkraſie.

Es hat mir Vergnügen gemacht, dazu auserſehen worden zu ſeyn, dem Fürſten Kurakin, der, wie er mir ſchreibt, einige Tage in Weimar zubringen wollte, einen Paß zu geben. So drehen ſich, im Kleinen wie im Großen, die Begebenheiten in der Welt. Vor ſechs Jahren war ich, als Staatsgefangener in Kommandſchuk, in den Händen ſeines Bruders, damals Gouverneur in Pultawa, und erhielt von dieſem einen Paß zur Heimkehr, nebſt ſehr gefälligen Vorkehrungen zu meiner im Januar zu unternehmenden Reiſe durch die Ukräne, was ich dankbar anerkannte. — Ueber den Brand in Moskau und über die Aufſchlüſſe, die wir über dieß übelberechnete, beiſpielloſe Ereigniß erhalten, laſſen Sie mich ſchweigen. Sie wiſſen vielleicht oder wiſſen nicht, daß ich dort einen Bruder und eine Schweſter hatte, von denen es mir bis jetzt noch nicht gelungen iſt, die geringſten Nachrichten einzuziehen, und da das Univerſitätsgebäude, worin ſie wohnten, nebſt der ganzen deutſchen Sloboda völlig zerſtört iſt, und da offenbar die ruſſiſche Polizei weder Anſtalten zur Rettung der Einzelnen machte, noch ihnen ſelbſt Anſtalten zu machen geſtattete, ſo können Sie leicht denken, in welcher Geſtalt das Schickſal dieſer Unglücklichen vor meinen Augen ſchwebt.

Einige Produkte der letzten Büchermeſſe hab' ich bereits erhalten. Die Fürſtin von Detmold hat mir mit dem Legenden- und Sagen-Almanach ein Geſchenk gemacht, woraus ich, als

Erbe des guten Priors vom Apollinaris-Berg, den „Gang durch Cöln“ meinen Kindern mit vieler Salbung vorgelesen habe. Eigentlich iſt dieſer Erbe mein Miteigenthümer, unſer Freund Sulpice Boiſſerée, dem ich das Département du culte überlaſſen habe. Der Schädel des Heiligen, den er ſo gern an die Stelle zurückgebracht hätte, die jener ſich ſelbſt auserſehen hatte, iſt nun feierlich in der Kirche zu Duſſeldorf niedergelegt; allein wir beſitzen die Kirche, das Gruftgewölbe, den Sarg und das heilige Granit-Piſtaſter, die noch immer am Ende des Julius die gläubigen Wallfahrer herbeiziehen: das Angedenken frommer Gefühle und alter Wunder bleibt an dieſe heilige Stätte geknüpft.

Für die vollſtändige Mittheilung der Gedichte, wodurch Sie den Feierlichkeiten in Carlsbad ein dauerndes Denkmal geſetzt haben, bin ich Ihnen ſehr dankbar. Allerdings iſt das Gelegenheitsgedicht, aus einem höhern Geſichtspunkt behandelt, bedeutend, wenn die Gelegenheit bedeutend, und das Intereſſe, wie hier, national oder weltgeſchichtlich iſt. Und ſo war der Gegenſtand des Dichters und der Dichter des Gegenſtandes werth.

Reinhard.

LXX.

Goethe an Reinhard.

Jena den 14. November 1814.

Am 4. Nov. iſt mein zweiter Band von Jena an Sie abgegangen. Am 7. fühlten Sie ſich freundlich gedrungen, mir wieder einmal mit heiterer Zutraulichkeit zu ſchreiben. Darauf will ich ſogleich dankbarlich erwiedern, und zwar, wie es mir nicht oft geſchieht, Ihren Brief vor den Augen und punktweiſe, wie Sie geſprochen haben.

Was ich Ihnen jedesmal ſchreibe, iſt eigentlich nur zwiſchen uns beiden. Mögen Sie irgend jemanden etwas davon mittheilen, ſo werde ich ſo wenig dazu ſcheel ſehen, als wenn Sie ein zwiſchen uns zweien angefangenes Geſpräch in Gegenwart eines

Tritten fortſetzten. Das Recht, das Sie ihm geben, geſtehe ich ihm gern zu.

Von der Kaiſerin von Oeſterreich habe ich mir abgewöhnt zu reden. Es iſt immer nur ein abſtrakter Begriff, den man von ſolchen Vollkommenheiten ausdrückt, und da mich im Innerſten eigentlich nur das Individuelle in ſeiner ſchärfſten Beſtimmung intereſſirt, wovon mein zweiter Band wohl auch wieder ein Beleg ſeyn wird, ſo fühle ich mich im Stillen glücklich, eine ſolche ungemeine Perſonalität im Buſen immerfort wieder aufzubauen und mir ſelbſt wieder darzuſtellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre beſonderen Züge mir zu vergegenwärtigen und ſie feſtzuhalten.

Mein allerliebſtes Abenteuer mit Fräulein Sophie gibt zu ſehr ernſten Betrachtungen Anlaß. Die wahren Tugenden und die wahren Mängel eines Menſchen kommen nie zur Evidenz, und was man von ihm hin und wieder trägt, ſind alberne Mährchen. Bei ſehr vielen Gebrechen, die ich wohl eingeſtehe, war Undankbarkeit gegen ſchöne Augen und Gefräßigkeit nie mein Fehler. Es ſind mir oft Geſchichten erzählt worden, wie ich ſollte geſagt und gethan haben, und da habe ich auch nicht eine darunter gefunden, die mich gefreut hätte, die, im Guten oder Böſen, zu meinem Vortheil oder Nachtheil, in dem Sinn meiner Natur und meiner Art zu ſeyn wäre erfunden geweſen.

Ich könnte dieſen Halb-Ernſt mit einem Ganz-Ernſt ſchließen. — Grüßen Sie indeſſen das ſchöne Kind und laſſen Sie uns allerſeits auf ein fröhliches Wiederſehen hoffen.

Die Parmeciden wäre ich neugierig zu ſehen. Es iſt nicht das erſte Mal, daß jemand von dem Intereſſe eines ganz beſondern Zuſtandes penetrirt, ſich gedrungen fühlt, dieſes Complicirte, Unausſprechliche in dramatiſcher, theatraliſcher Form darzuſtellen. Aus dieſem letzten Geſichtspunkt betrachtet, kann vielleicht die ganze Arbeit nicht viel taugen, und doch hat der Mann wohl etwas überliefert, was er discurſiv und narrativ nicht hätte geben können. Ich müßte mich ſehr irren, wenn das Stück nicht von dieſer Seite für mich einiges Verdienſt hätte.

Ihr Oppoſitionär muß in Weimar beim Aufſtehen mit dem rechten Fuß in den Pantoffel geſchlüpft ſeyn. Im Theater und

[illegible] allem wohl zufrieden, theilnehmend und liberal. Ich [illegible] mit dem beſten Willen Renſeignements über alles Literariſche, wonach er nur irgend fragen mochte und hätte mein freundliches Benehmen um Ihret- und ſeinetwillen recht gern länger fortgeſetzt. Wir können uns jetzt alle als Strandbewohner anſehen und täglich erwarten, daß einer vor unſerer Huttenthür wo nicht mit ſeiner Exiſtenz doch mit ſeinen Hoffnungen ſcheitert. Milde zu ſeyn koſtet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbſtvertheidigung iſt.

Fürſt Kurakin hat ſich länger in Weimar aufgehalten, als erſt ſeine Abſicht war. Seine Gegenwart konnte man unſerer lieben Hoheit wohl gönnen. Ich habe ihn einigemal bei Hofe geſehen und ſeine Heiterkeit und Facilität nach ſo viel Brand- und andern Leiden angeſtaunt. Seit dem 1. Nov. aber bin ich hier mit der lieben Einſamkeit vertraut, der ich's denn auch danke, daß ich mich mit Ihnen wieder einmal ſchriftlich unterhalten kann.

Die Welt iſt größer und kleiner als man denkt. Sie erhalten zu bedenklicher Zeit einen Paß in Oſten und geben wieder zu gleich- und mehrbedenklicher Zeit einen Paß in Weſten, nicht gerade an denſelben aber doch an einen Nahverwandten. Wer ſich bewegt, berührt die Welt und wer ruht, den berührt ſie, deßwegen müſſen wir immer bereit ſeyn, zu berühren oder berührt zu werden.

Daß Moskau verbrannt iſt thut mir gar nichts. Die Weltgeſchichte will künftig auch was zu erzählen haben. Delbi ging auch erſt nach der Eroberung zu Grunde, aber durch die $\frac{1}{111111}$ der Eroberer; Moskau geht zu Grunde nach der Eroberung, aber durch die $\frac{111111}{111111}$ der Eroberten. Einen ſolchen Gegenſatz durchzuführen würde mir außerordentlichen Spaß machen, wenn ich ein Redner wäre. Wenn wir nun aber auf uns ſelbſt zurückkehren und Sie in einem ſo ungeheuern, unüberſehbaren Unglück Bruder und Schweſter und ich auch Freunde vermiſſe, die mir am Herzen liegen, ſo fühlen wir denn freilich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernſt wir ſeyn müſſen, um nach alter Weiſe heiter ſeyn zu können.

Hier muß ich Lodern nennen, mit dem ich in einer ſehr ſchönen Lebensepoche vertraut und glücklich war; der von Jena

nach Halle zog und von da wegen irgend einer chirurgiſchen Operation auf kurze Zeit nach Polen reiste und dadurch zufällig dem 14. October und den übrigen ſämmtlichen angenehmen October-Tagen entging, und ſich deßhalb glücklich pries, nicht zurückkehrte, erſt in Petersburg verweilte, dann in Moskau fußte und jetzt von dem Strome des Zeitgeſchicks dort ſo wunderlich als furchterlich ereilt wird.

Was mir in meinem Leben Aehnliches begegnete iſt nur eine Comödie dagegen. Ich zog mich mit den unbeſiegt-krebsgängigen Preußen von Valmy auf Hans und von da immer ſo fort über die Aisne und Moſel nach Luxemburg und Trier bis Koblenz zurück. Da mochte ich dieſes brillante kriegeriſche Schickſal nicht mehr theilen und ging den Rhein hinab nach Duſſeldorf. Kaum hatte ich da vierzehn Tage in ſeligen Familienſcenen zugebracht, ſo wurde ich mit der großen Emigranten-Maſſe (lauter Edel- und guten Leuten die kein ſchwarz Brod aßen) über Münſter und Paderborn dergeſtalt ungeſchickt in das Herz von Deutſchland getrieben, daß ich, in Caſſel des Nachts im Wirthshaus anfahrend, deutſch reden mußte, um vom Kellner aufgenommen zu werden.

Verzeihen Sie dieſe Reminiscenzen und geben Sie den langen Jenaiſchen Abenden die Schuld daß ich Ihnen ſolche vorerzähle; denn was haben Sie nicht aus jenen Zeiten zu entgegnen!

Wie mir nach ſolchen Betrachtungen die Legenden- und Sagen-Almanache mundeten, ermeſſen Sie von ſelbſt am beſten. Die Talente der Dichterinnen und des bildenden Künſtlers müſſen wir wohl gelten laſſen; daß ſie aber unter einander gerade ihre Fehler und Mängel hegen und pflegen, kann ich nicht gut heißen. Verargen darf ich es jedoch um ſo weniger, als das deutſche Publikum, ein ägyptiſcher Brut-Ofen, über ſolchen Windeiern am liebſten brütet. Möge Ihnen und den Ihrigen der feſte Grund und Boden wie den Nachkommen jener alten Heiligen gedeihen!

Wie immer

Goethe.

LXXI.

Reinhard an Goethe.

Caſſel den 16. December 1812

Da mein letzter Brief an Sie abging, mein verehrter Freund, hatte ich den zweiten Theil Ihrer Lebensgeſchichte bereits verſchlungen; allein ich wollte davon noch nicht ſprechen, weil ich wußte daß ich ihn von Ihnen ſelbſt zum Geſchenk erhalten würde. Jenes fremde Exemplar iſt folglich einem Liebhaber abgetreten worden und das von Ihrer Hand erhaltene iſt doppelt mein.

Vor allem freue ich mich der Behaglichkeit, womit Sie ſich und Ihren Leſern die alte Zeit vergegenwärtigen. An Schönheit der Sprache, ſo wie an Intereſſe, iſt dieſer zweite Theil dem erſten gleich und ſo weit ich bis jetzt Stimmen aus dem Publikum habe vernehmen können, ſo hat ſich durch ihn der Verfaſſer noch größere Liebe und Anhänglichkeit erworben. Was mich betrifft ſo war mir im Totaleindruck der erſte lieber; allein um mein Urtheil zu motiviren und entweder zu beſtätigen oder zurückzunehmen, behalte ich mir vor ihn zum zweiten Mal zu leſen.

Den 26.

So ſind, ſeit dieſer Brief angefangen wurde, die Nachrichten von ſo gewaltigen Begebenheiten auf uns eingeſtürmt, daß es mir unmöglich geweſen, ihn mit derjenigen Gemüthlichkeit fortzuſetzen, die ich ſo gern zu einer Unterhaltung mit Ihnen mitbringe. Ich wurde gerade damals durch einen Ruf zum König unterbrochen, der ſo eben die Nachricht von der Durchreiſe des Kaiſers durch Dresden erhalten hatte. Nachher kamen, außer Beſorgniſſen und Geſchäften, auch einige Tage phyſiſcher Unbehaglichkeit; und auch jetzt muß ich mich auf ein Anliegen beſchränken, das ich aufgefordert wurde, Ihnen vorzutragen, und wozu eben eine Stelle Ihres letzten Briefs mir eine günſtige Veranlaſſung gibt.

Sie erwähnten Herr Lobers, als eines alten vertrauten Freundes. Daß er bei Zeiten Moskau verließ und ſo gerettet wurde, weiß ich durch ſeinen Sohn in Königsberg, während alle

meine Bemühungen, Nachrichten von den Meinigen zu erhalten, vergeblich gewesen ſind. Eben dieſer Sohn hat eine meiner Schweſtern geheirathet, mit der er im Reimarus'ſchen Hauſe in Hamburg Bekanntſchaft gemacht hatte. Nach der Verlobung war er auf Reiſen gegangen und nach ſeiner Zurückkunft folgten der Ruf nach Königsberg als Profeſſor der Arzneikunde und die Heirath ſchnell auf einander. Perſönlich kenne ich den jungen Mann nicht; als talentvoll und brav iſt er mir geſchildert und er hat ſich zum Theil bereits bewährt; eben ſo glaub ich gern, was mir von ſeinem noch etwas zu jugendlich-leichten Sinn geſagt worden iſt, und einen Beweis davon fand ich eben in dem Wunſch nach Veränderung ſeiner Lage, die er, wie meine Schweſter ſchreibt, Ihnen geäußert hat. Auch würd' ich dieſen Wunſch durch meine Fürſprache nicht bei Ihnen unterſtützen, wenn ich nicht jetzt vermuthen müßte, daß er durch die neueſten Begebenheiten rechtmäßig und vielleicht nothwendig geworden ſey. Und aus dieſem Geſichtspunkt bitte ich Sie in der That, wenn Sie zu einer bequemeren Anſtellung, vielleicht zu Rettung Ihres alten Freundes etwas beitragen können es zu thun.

Hr. Boiſſerée, im Triumph ſeines Herzens, ſo von Ihnen in die Mit- und Nachwelt eingeführt worden zu ſeyn, hat an mich geſchrieben. Seine Reiſe nach Göttingen iſt nun wieder auf den künftigen Sommer hinausgeſchoben. Ueberhaupt, ſelbſt bei meiner gar nicht ausgedehnten Correſpondenz, ſtrömen mir ſo erfreuliche und ſchöne Zeugniſſe zu über die Wirkung Ihres Buches, daß ich von dieſem Einzelnen auf den Eindruck im Ganzen einen ſehr richtigen Schluß zu ziehen berechtigt bin.

Ich habe Herrn v. Hammer aufgefordert ſeine Parmeciden Ihnen zur Prüfung zuzuſenden. Ihre Bemerkung über die Urtheile die über uns ergehen, und ſo ſelten unſer Inneres treffen oder wohl gar Anderes uns andichten, das uns nicht angehört, iſt auch im Allgemeinen ſehr richtig: und damit hängt zuſammen, daß es leichter iſt, Charaktere und Individualitäten durch Anſchauung aufzufaſſen, als mit Worten zu ſchildern.

So viel in Eile und zum Schluß des Jahres. Das neue, ſagt man, ſey längſt durch unzählige Prophezeihungen als inhaltſchwer vorausbezeichnet. So wie es ſich ankündigt bedarf es keiner Prophezeihung. Was uns betrifft, ſo wollen wir das

Schüler.

Ich schwör' euch zu, mir ist's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beschwören,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephistopheles.

Was ich vermag, soll gern geschehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

Mephistopheles.

Sehr wohl.

Er schreibt und giebt's.

Schüler liest.

Eritis sicut Deus scientes bonum et malum.

Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt sich.

kommende Unabwendbare abwarten in Ergebung, Liebe und Freundſchaft.

Reinhard.

LXXII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 25. Januar 1814.

Ihren freundlichen Brief vom 16. und 20. December[1] will ich nicht länger unbeantwortet laſſen; denn ob ich gleich nur wenig zu ſagen wüßte, ſo bin ich doch über die Angelegenheit jenes jungen Freundes einiges zu äußern ſchuldig. Ich habe ſolche ſogleich nach Empfang Ihres werthen Briefes zur Kenntniß ſolcher Perſonen gebracht, welche auf akademiſche Berufungen am meiſten Einfluß haben und den hohen Ernährern (Nutritoren) unſerer vielfürſtigen Univerſität überlegte Vorſchläge zu thun berufen ſind: denn daß gegenwärtig keine Stelle offen ſey, war mir wohl bewußt, auch haben wir ſeit kurzer Zeit mehrere junge Männer zu dieſem Fache nach Abgang des jüngeren Hufelands berufen, welche zunächſt auf Beförderung Anſpruch machen.

Sonſt da die Akademie in vollem Flor war, haben es wohl junge Männer zu Dutzenden gewagt, in Jena mit und ohne Titel und ganz ohne Beſoldung und Unterſtützung ſich niederzulaſſen und haben in ſo fern ihre Rechnung dabei gefunden, daß ſie ſich ausbilden, eine Zeit lang ſich einen mäßigen Lebensunterhalt verſchaffen und ſo gar wohl erwarten konnten, entweder angeſtellt oder nach außen berufen zu werden, welches denn auch den meiſten gelungen iſt. Jetzt aber iſt hierzu keine Zeit und würde auch einem Mann von gereifter Bildung nicht einmal anſtehen verſuchsweiſe anzutreten.

Für den Augenblick alſo wüßte ich keine Ausſicht, ich habe jedoch die Herren, welche meine Freunde ſind, gebeten, gedachten jungen Mann, der uns doch ſo nahe verwandt iſt, nicht aus den Augen zu laſſen.

[1] Dieſer letztere fehlt.

Es freut mich sehr, daß auch Sie von meinem zweiten Theile Gutes gehört haben; denn ich bedarf Muth und Lust zum dritten. Jeder Theil, ja ein jedes Buch dieses Werkleins muß einen andern Charakter haben und so diesen und jenen Leser verschieden ansprechen.

Ich habe dafür zu sorgen, daß ich diesen verschiedenen Eintheilungen jeder das Gehörige zutheile. Dabei schon kommt vieles auf gut Glück an; die Effekte hingegen auf den Leser sind noch zufälliger.

Daß ich Boisserée etwas Freundliches erzeigen konnte, war mir sehr angenehm; ich habe es von Herzen und mit ganzer Ueberzeugung gethan. Sobald ich ihn und seine Bemühungen durch Ihre Vermittelung kennen lernte, hatte ich mir vorgesetzt, was ich nun ausführte. Ein Enthusiasmus für einen specialen Gegenstand, wie doch auch dieser ist, findet sich sehr selten ohne Zuthat von etwas Fratzenhaftem, wovor jedoch Sulpiz, durch einen reinen frommen Sinn, eine wackere Weltkenntniß und überhaupt eine höhere Kultur geschützt wird. Ich erhielt in diesen Tagen einen allerliebsten Brief von ihm, der so recht von Grund aus gediegen ist. In manchen andern Dingen, für die Sie meine Neigung kennen, arbeite ich im Stillen fort und habe das Glück, in jedem Fache mich ebenfalls stiller Mitarbeiter zu erfreuen; und ich hoffe noch auf manche schöne Resultate der Erfahrung wie der Theorie. Aber man muß dergleichen Dinge heimlich und heilig halten und wenn man nicht massenhaft damit heraustreten kann, lieber davon schweigen. Es ist unglaublich, was die Deutschen sich durch das Journal- und Tageblattsverzeddeln für Schaden thun; denn das Gute, was dadurch gefördert wird, muß gleich vom Mittelmäßigen und Schlechten verschlungen werden. Das edelste Ganggestein, das wenn es vom Gebirge sich ablöst, gleich in Bächen und Flüssen fortgeschwemmt wird, muß wie das schlechteste abgerundet und zuletzt unter Sand und Schutt vergraben werden. Ich halte mir in denen Dingen, die mich interessiren, lichte Punkte und lichte Menschen fest, das Uebrige mag quirlen wie es will und kann. Unser guter Wieland hat uns in diesen Tagen verlassen,[1] nachdem er nur kurze Zeit sich mehr matt und schwach als krank

[1] Wieland starb den 21. Januar 1813.

befunden. Am 3. September ward sein achtzigster Geburtstag noch feierlich begangen. Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei ihm so schön das Gleichgewicht und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Wesen und Thun recapitulirt; es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art. Die Franzosen haben eher ähnliche Männer aufzuweisen. Und nun seyen Sie mir herzlich gegrüßt unter den Lebendigen.

Goethe.

LXXIII.

Reinhard an Goethe.

Genf den 28. Januar 1813.

Ich habe nur einen Augenblick Zeit, mein verehrter Freund, durch die Gelegenheit meines Kammerdieners, den ich als Courier an Hrn. v. St. Aignan sende, einen freundlichen Gruß zu sagen.

Die Bitte, die ich für den jungen Leder an Sie that, ist überflüssig geworden. Ein Hospitalfieber hat ihn in Königsberg in vier Tagen dahingerafft und die Communikation dahin war abgeschnitten, gerade wie ich meiner armen Schwester Worte des Trostes und der Hülfe zusenden wollte. Der Vater hat sich nach Kasan zurückgezogen, wo ich vermuthe, daß auch mein Bruder sich befinde.

Ihre Diane der Epheser hat hier zu vielfachen Auslegungen Anlaß gegeben und es ist großer Streit entstanden, welche die wahre sey. Ich möchte wohl, daß Sie mich in den Stand setzten, durch die authentische Erklärung den Streit zu schlichten.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Ich höre Wieland sey den 21. gestorben.

Reinhard.

LXXIV.

Goethe an Reinhard

Weimar den 29. Januar 1813

Nur ein Wort des Dankes für Ihr liebes Andenken, das mich noch im Bette überraſchte.

In dieſen Tagen iſt ein Brief an Sie abgegangen, der manches meldet. Der gute Loder dauert mich. Doch iſt wohl in dieſen Augenblicken jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird? Wielands Abſcheiden ließ mich dieſe Betrachtung machen. Es freut mich ſehr durch Ihren Diener zu hören daß Sie ſich mit den lieben Ihrigen wohl befinden. Sollte alſo mein Commentar der Apoſtelgeſchichte noch eines Commentars bedürfen?

Nächſtens mehr, ein herzliches Lebewohl.

G.

LXXV.

Reinhard an Goethe

Caſſel den 5. März 1813

Ich ſchäme mich, mein verehrter Freund, mir ſelbſt zu geſtehen, daß ohne eine Gelegenheit, die ſich anbietet, trotz meinem beſten Willen vielleicht noch mehrere Tage vergangen ſeyn würden, eh' ich Ihnen nur den Empfang Ihres letzten Briefes gemeldet hätte. Die Zeiten mögen mich entſchuldigen. Ich bin nicht etwa ſo mit Geſchäften überhäuft wie ein anderer Cabinets-Mann: aber die meinigen nehmen den Augenblick in Anſpruch und laſſen mir keine gemüthliche Stunde als Eigenthum. Auch könnten überhaupt der gemüthlichen Stunden jetzt wenige ſeyn.

Hr. v. Gorf, während der Abweſenheit ſeines Geſandten ſeit mehreren Monaten däniſcher Geſchäftsträger in Caſſel, will, da Hr. v. Selby nun zurück iſt, auf ſeinen Lorbeeren ausruhen und das deutſche Theater in Weimar beſuchen, ein Vergnügen um

das ich ihn wahrlich beneide. Sie werden in ihm einen gutmüthigen Menſchen finden; Sie können ihn nach Madame Brun in Kopenhagen fragen, oder nach den Schulmeiſtern auf ſeinen mecklenburgiſchen Gütern.

Sie wollen wiſſen, ob man zum Erſatz für Heyne nicht an Wolf gedacht habe?[1] Allerdings hat man das, auch hat man ihn ſondiren laſſen. Allein da die magnifike Berliner Univerſität ihm 3000 Thlr. trägt, während in Göttingen das Maximum nur auf 5 bis 6000 Franken ſteigt, ſo hat man, auch nach ſeinen eigenen Aeußerungen, nicht gewagt, ihm Anträge zu machen. Uebrigens iſt manches von Heyne's Stelle ſchon in Münze ausgegeben; auch glaubt man, man würde an Wolf nur ſeinen Ruf, nicht aber ſeine Thätigkeit für Göttingen gewinnen. Demungeachtet hätte man wohl Luſt, wenn er wollte.

Sie haben an des jungen Leders Schickſal Antheil genommen, ſein Vater ſcheint wenigſtens gerettet. Ich weiß nicht, ob Sie ſich meines Bruders erinnern, der im Jahr 1793 und 1794 in Jena lebte, von Schillern gekannt war, Profeſſor an der Centralſchule zu Göln wurde, im Jahr 1803 nach Moskau ging, dort zum zweitenmale ſich mit einer Inländerin verheirathete? Den Tag vor dem Einzug der Franzoſen verließ er Moskau mit Frau, vier Kindern und einer Schweſter; alle meine Erkundigungen um ihn waren lange vergebens geweſen, und nun erfahr' ich, daß ihn und ſeine Frau in Niſchni-Nowgorod die herrſchende Seuche hingerafft habe! Dort ſind die Waiſen und die früher zur Wittwe gewordene Schweſter Auguſte Ida. Eine Schweſter ſeiner erſten Frau lebt in Petersburg. Hr. v. Muraviefſ hat von ihr den Auftrag, ſich des Sohns von der erſten Frau anzunehmen. Dieſer Bruder war der Onkel Toby der Familie.

Was werden Sie jetzt unternehmen, um den Andrang des kommenden Frühlings von ſich abzuwehren? Leben Sie wohl.

Reinhard.

[1] Der darauf bezügliche Brief Goethe's fehlt.

LXXVI.

Reinhard an Goethe.

Paris den 11. Juli 1814.

Mein letzter Brief an Sie, mein verehrter Freund, war vom ersten Juli des vorigen Jahrs.[1] Ich schrieb ihn in einer dumpfen Stimmung. Der Ausgang des Prager Congresses war mir längst klar und ich hatte dem Himmel zu danken, daß durch eine Unterredung, die ich in einer Art von Schlaftrunkenheit mit Napoleon hatte,[2] ihm die Lust benommen wurde, mich dahin zu schicken. Seitdem hat eine immer sich erweiternde Kluft meinen Briefwechsel mit Ihnen gehemmt, bis endlich der Herzog von Weimar und Lindenau, in der Unterhaltung von Ihnen, mir neue Lust und Veranlassung gaben, mich mit Ihnen zu unterhalten. Allein statt eines Tages, den mir der letztere zu einem Brief an Sie einräumte, beschränkt ein Billet von ihm, das mir seine beschleunigte Abreise ankündigt, den Raum auf eine Abendstunde; und was ist diese für alles was ich Ihnen zu sagen habe, und doch vielleicht nicht sagen würde, wäre mir auch der volle Tag zum Schreiben geblieben!

Wie ist es Ihnen möglich gewesen, jenen April-Monat aus der Feenzeit vorübergehen zu lassen, ohne für den letzten oder vorletzten Band von Wahrheit und Dichtung hier an Ort und Stelle Stoff zu sammeln, und an der französischen Masse die Beobachtungen, die Sie zu Weimar an Bruchstücken gemacht hatten, zu bewähren? Der Herzog erwartete Sie, und für mich, der Paris schon lange kennt, hätten Sie statt aller Fremden gegolten. Damals träumt' ich wohl einige Tage lang von Teutschland (doch man muß ja Teutschland sagen), aber manches was ich sah und hörte, wollte für meine Träume nicht passen. Wie dem sey, mein Schicksal, dem Plan getreu, nach dem es mich immer geführt hat, weckte mich auf einmal aus diesem Traum, und ich ward was Sie in den Zeitungen gelesen haben.[3] Es

[1] Dieser Brief fehlt
[2] Im Juli 1813 zu Dresden
[3] Directeur de la chancellerie du département des affaires etrangeres

war die Geschichte eines Augenblicks Ja zu sagen, weil jede Bedenkzeit ein Nein gewesen wäre. Ich fange nun selbst an zu glauben, daß die Beschreibung meines Lebens interessant werden könnte: und wären Ihre Wahlverwandtschaften nicht schon heraus, wer weiß welch ein Kapitel ich Ihnen noch liefern könnte.

Dem dritten Theil Ihrer Lebensbeschreibung erkennen alle, die ihn gelesen haben, vor den beiden ersten die Palme zu. Daß er schon in Paris zu haben sey, glaub' ich nicht; wenn es wäre, so wurd' ich mir Gewalt anthun, meine Neugierde zu zähmen, weil es mir schwer wird, dem Vorrecht zu entsagen, ihn von Ihnen selbst zu erhalten.

Diesen Morgen ist, wie ein wieder erstandener Todter, der arme Schwebel * zu mir gekommen. Er scheint, wenn ich ihn recht verstand, auf seiner Durchreise Sie nicht gesehen zu haben. Dagegen hat mein Freund Lefebure, der im Jahr 1811 von Ihrer Bekanntschaft so entzückt war, zu Saratow an der Wolga sein Grab gefunden. Ich weiß nicht, warum jener menschenfreundliche Fürst, der hier sogar die Fürstin von Schmuhl besuchte, ihn mit einer, beinahe könnte man sagen persönlichen Strenge behandelt hat. Ein häßlicher Zufall war es freilich, und zuweilen „teutsch" in seinen politischen Ansichten.

Werden Sie auch in diesem Sommer den Bädern von Töplitz oder Carlsbad treu bleiben, während andere merkwürdige Personen ihre Heilung in Savoyen suchen? Wir Pariser bedürfen weder des Einen noch des Andern, alle Wasser und alle Bäder haben wir im Tivoli.

Leben Sie wohl. Sie glauben nicht, wie sehr mich nach Nachrichten von Ihnen verlangt; und noch mehr als dieß verlange ich das Unmögliche, Einmal wieder an Ihren Lippen zu hangen und Bemerkungen und Gefühle mit Ihnen auszutauschen. So aus der Ferne geht es denn doch nicht; aber auch aus der Ferne umarm' ich Sie mit der herzlichsten Anhänglichkeit und Freundschaft.

Reinhard

Frau von Stael reist übermorgen nach Coppet, um zu sehen, wie sie sagt, was Coppet für einen Eindruck mache, wenn man nicht dahin in die Verweisung geht.

* In den Jahren 1811 und 12 französischer Gesandtschaftssecretair in Weimar

LXXVII.

Reinhard an Goethe.

Falkenluſt den 18. Mai 1815.

Ich hatt' es mit Sulpiz Boiſſerée, der mir den Liebesdienſt erwieſen, mich in meiner Gefangenſchaft zu Frankfurt ſogleich von Heidelberg aus zu beſuchen, verabredet, durch ihn und mit ihm an Sie, mein verehrter Freund, die Nachricht von meinen neueſten Schickſalen gelangen zu laſſen, und die ſeit zwei Jahren unterbrochene Correſpondenz wieder anzuknüpfen; allein erſt wollt' ich eine beſtimmtere Wendung der mich betreffenden Dinge abwarten, um ſo mehr, da ich mich im Voraus des Entſchluſſes freute, in einem gewiſſen Fall den Plan für meine nächſte Zukunft auf meine Ueberzeugung von Ihrer gütigen Freundſchaft zu gründen. Nun eben geſtern erhalt' ich einen Brief vom Grafen Jaucourt, der es mir zur Pflicht der Dankbarkeit und der Ehre macht, der wiederholten Einladung des Königs nach Gent zu folgen. Dabei ſteht aber immer mein Vorſatz feſt, künftig Deutſchland wieder anzugehören und dem fremden Lande zu entſagen, wo „wiſſend, ſchauend, unverwandt" meine Caſſandra ihr Geſchick vollendet hat.

Mit dieſen Geſinnungen verließ ich am 20. März Paris mit meinen Kindern. Auf der Reiſe bis zur Grenze von Buonapartiſchen Emiſſarien verfolgt, weil man mich für den Ueberbringer von Staatspapieren hielt, grüßt' ich glücklich gerettet mit doppelter Freude den belgiſchen Boden. Zehn Tage war ich in Brüſſel, den franzöſiſchen Prinzen vorgeſtellt, mit allen dort anweſenden Perſonen vom Hof und der Regierung Ludwigs XVIII. in Berührung, worauf ich dann auf der Reiſe nach Falkenluſt, wohin ich, mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs, meine Kinder bringen wollte, am 2. April auf Requiſition — wie man mir ſagte — der belgiſchen hohen Polizei zu Lüttich arretirt, mit Gensdarmen nach Aachen gebracht, dort ungehört meiner Papiere beraubt und trotz dem Zeugniß des von mir aufgerufenen eben durchkommenden Herzogs von Wellington, nach Frankfurt geſchickt wurde, wo ich die Entſcheidung des Fürſten von Hardenberg

abwarten ſollte. In der Zwiſchenzeit erhielt ich einen viermal wiederholten Ruf des Königs von Frankreich, meine Geſchäfte wieder bei ihm zu übernehmen, ohne ſelbſt vom Erzherzog Karl die Erlaubniß erhalten zu können, dieſem Ruf zu folgen, bis endlich am 30. April ein preußiſcher Courier die drei mir abgenommenen Portefeuilles, lauter Documente meines öffentlichen und Privatlebens ſeit zwanzig Jahren, von Wien zurück- und die für mich durchaus ehrenvolle und rechtfertigende Entſcheidung des Fürſten von Hardenberg brachte. So, mein verehrter Freund, durch eine wahre Feuerprobe bewährt erfunden, verließ ich am 2. Mai Frankfurt, und den andern Tag war ich in den Armen meiner Kinder. Vierzehn Tage lang hab' ich nun dieſe reinere Luft geathmet und zu den neuen Verwicklungen, denen mein Schickſal mich entgegenruft, Geſundheit und Kräfte geſammelt.

Ich mußte, da der König auf meine Bitte, nach Falkenluſt zu gehen, meine Dienſte ihm für den Augenblick nicht nothwendig erklärt hatte, den an mich ergangenen Ruf bloß als eine Wirkung des Antheils betrachten, den Se. Majeſtät an dem ungeheuern Mißgriff nahm, der an mir verübt worden. Hierüber folglich bat ich um eine Erläuterung, die mir geſtern geworden iſt und mich beſtimmt, dem Ruf zu folgen. Ihnen will ich es nicht verſchweigen, daß auch Napoleon ſchon am 22. März an mich hatte ſchreiben laſſen, um mich zur Rückkehr nach Frankreich förmlich einzuladen. Daß ich die Einladung eben ſo förmlich ausſchlug, verſteht ſich.

Auf den Fall nun, wenn ich vorläufig in die Staaten des Königs von Preußen mich niederlaſſen wollte, hatte ich vom Fürſten von Hardenberg die feierliche Verſicherung erhalten, ich würde auf keine Weiſe weiter beunruhigt werden; indeſſen ſchien es mir aus manchen Symptomen, daß ſelbſt dieſe Verſicherung vielleicht nicht hinreichend ſeyn möchte, der deutſchen Ungunſt gegen alles was aus Frankreich kommt, und dem Argwohn der Unterbehörden Schranken zu ſetzen.

Hätt' ich mich hier in einer dadurch geſtörten Lage geſehen, oder je nachdem etwa die Kriegsereigniſſe ſich gewendet hätten, ſo war mein Plan Weimar als Zufluchtsſtätte zu wählen, und Sie, mein verehrter Freund, als Vermittler und Fürſprecher beim Großherzog aufzuſtellen. Wenn nun dieß für den Augenblick

nicht an der Zeit iſt, ſo könnten doch Umſtände eintreten, wo ich zu eben dieſem Plan mit Liebe und Zutrauen zurückkehren würde.

Da ich ſchon übermorgen abreiſe, ſo iſt meine Zeit mir ſehr genau zugemeſſen, und ich kann von den unzähligen Dingen, die ich Ihnen noch zu ſagen hätte und über die es eine Seelenwonne geweſen wäre, mich mit Ihnen auszuſprechen, wenn Sie, wie Sulpiz hoffte, an den Rhein und dann zu mir kämen, kein einziges berühren. Alſo, mein verehrter Freund, nehmen Sie ſtatt alles deſſen was ich mir verſagen muß, die Verſicherung hin, daß ſeit den ſchönen Tagen von Carlsbad Hochachtung und Freundſchaft für Sie das Gefühl und die Hoffnung meines ganzen Lebens ſey.

Reinhard.

Meine Adreſſe: **M. le Baron Reinhard, Conseiller d'État de S. M. T. C. et Directeur de la chancellerie du département des affaires étrangères; unter Einſchluß à M. le Comte de Jeancourt, Ministre d'État de S. M. T. C. et chargé du portefeuille du ministère des affaires étrangères.**

LXXVIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 11. Februar 1816.

Herr **Dr. Ehrmann**, der ſich als Ihren alten Freund ankündigt, bringt mir ſo eben einen Brief von Sulpiz Boiſſerée, von dem er den Auftrag hat, die aus Paris erhaltenen Riſſe des kölniſchen Doms Ihnen zu überſenden. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen unter ſo günſtigen Auſpizien bei Ihnen, verehrter Freund, mich wieder anzumelden und Sie zu fragen ob Sie meiner noch gedenken? Zwar iſt im ganzen vorigen Jahr meine Hoffnung ſchriftlich oder perſönlich mit Ihnen in erneuerte Berührung zu treten getäuſcht worden; aber jene alten Berührungen zittern noch immer in meiner Seele fort, und ſeit ich

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muh-
me der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bey deiner Gottähn-
lichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein mit meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken.
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

hier in Frankfurt bin, geschah ein neuer Strich über die magnetische Nadel.

Hieher, also, zum zweitenmal in Einem Jahre, hat mich das Schicksal geführt, nach einem Ausgleichungs-System, worüber ich mich nicht zu beklagen habe. Nach dem so sonderbar vermittelten Entschluß, in den Schooß des Geburtslandes wieder überzutreten und, müde zwischen zwei Nationen länger zwischen innen zu stehen, weiß ich nun wenigstens wem ich angehöre. Freilich ist die Lage eines französischen Gesandten im Ausland unter den gegenwärtigen Umständen weder glänzend noch angenehm; allein ich habe die Huldigungen wenig geachtet, die einst der Uebermacht geleistet wurden; und so können auch Vernachlässigungen, womit jetzt zuweilen vielleicht die nämlichen Personen als Repräsentanten ihrer eigenen Nemesis auftreten, mich nicht schmerzen. Indessen da, auf höheres Gebot, unsere Sonne, der Bundestag, in Gideon still steht, so steh ich, der Mond, still im Thal Ajalon. Noch ist es freilich nicht entschieden, ob diese Sonne mich als Mond anerkennen werde. Ich hoff' es jedoch, da ich mit andern bedeutenden Gestirnen mich bereits in ihre Atmosphäre eingetaucht finde.

Man hatte uns hier die Ankunft des Großherzogs von Weimar angekündigt, freilich gerade in der Epoche, wo der Tod einer geliebten Tochter[1] den Vater in tiefe Betrübniß versetzen mußte. Seit einigen Tagen hat sich die Sage wieder erneuert, und Sie können leicht denken, wie sehr ich ihre Erfüllung wünsche, nicht nur um der Aussicht willen, dem trefflichen Fürsten meine Ehrfurcht persönlich bezeugen zu können, sondern auch darum, weil dieser Besuch mir die Hoffnung näher rücken würde, Sie mein verehrter Freund! wieder zu sehen.

Daß auch ohne diesen Antrieb die Rheingegenden Ihnen auf's neue lieb geworden sind, weiß ich durch Sulpiz, den glücklichen, der fast den vollen Sommer mit Ihnen zugebracht hat. Sie werden folglich, wenigstens im künftigen Sommer, die Heilquellen wieder besuchen, die Sie seit einigen Jahren den böhmischen vorziehen. Die Denkmale der Vorzeit erwarten Sie, und wie viele denen Sie theuer sind, sehen Ihrer Ankunft entgegen,

[1] Die Erbgroßherzogin Caroline von Mecklenburg-Schwerin geb. Prinzessin von Weimar.

als den ſchönſten Genüſſen der Gegenwart. Daß ich unter dieſe Zahl mich rechne, davon mein verehrter Freund, ſind Sie gewiß überzeugt.

Reinhard.

LXXIX.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 26. Februar 1816.

Ihr theures Schreiben, mein verehrter Freund, hat mich an die vielen Tage und Stunden erinnert des vorigen Jahres, wo ich theils für mich im Stillen, theils mit Freunden, durch Localitäten und hundert Reminiscenzen veranlaßt, an Sie in Liebe gedacht und Sie in unſere Mitte gewünſcht habe. Beiliegendes Bild[1] zeigt Ihnen den Ort wo ich mit Boiſſerée einige Zeit gewohnt und über Ihre Schickſale noch manche Beſorgniß gehegt habe. Und ſo wollen wir uns denn vor allen Dingen Glück wünſchen, daß Sie den ſeltſam wildeſten Schickſalen entgangen, ſich in der Nähe des friedlichen Orts befinden, wo ich ſo gern gewohnt.

Die jungen Freunde, die Sie mir früher zugewieſen, verdienen immerfort alles Lob; ſie ſind ſich an Thätigkeit, Kunſtliebe und klugem Betragen immer gleich geblieben, ſo daß man mit Vergnügen mit arbeitet um ihre Unternehmungen zu fördern. Sie ſtehen jetzt auf einem wunderbaren Punkte, wo man in ſie dringt ſich wegen der Zukunft zu entſcheiden. Die Lage iſt Ihnen, verehrter Freund, gewiß nicht unbekannt; vermuthlich wird man Zeit zu gewinnen ſuchen und dieß iſt hier das Beſte, wo nicht das Einzige was man thun kann.

Der Ihrige
Goethe.

[1] Eine Handzeichnung von Goethe, die Gegend an der Mainbrücke zu Frankfurt darſtellend, mit der Unterſchrift:

„Hier ſah' ich hin, hier ſah' ich zu
Nach liebevoller Weiſe,
Die fernen Lieben, Du, auch Du
Sie lebten froh im Kreiſe.

Ich eile zu ſchließen damit ein an Dr. Ehrmann abgehendes Paket auch das für Sie beſtimmte Blättchen mitnehme. Haben Sie die Güte beim Anſchauen deſſelben meiner ſtets in Freundſchaft zu gedenken. Bald hoffe ich mehr zu ſchicken und zu ſagen.

LXXX.

Reinhard an Goethe

Frankfurt den 16. April 1816.

Ich muß Ihnen, mein verehrter Freund, ſehr ſtrafbar erſcheinen, daß ich Ihren lieben Brief erſt jetzt beantworte und für Ihr liebliches Geſchenk erſt jetzt danke. Mehrere Umſtände haben dieſen Aufſchub veranlaßt, vor allem die Maxime, meinen Freunden, ſo viel möglich, das Briefporto durch die Poſt zu erſparen; und da ſich eben jetzt ein Freund anmeldet, der meinen Brief treu beſorgen will, ſo zögere ich nicht länger mich mit Ihnen zu unterhalten, wiewohl meine Materialien noch nicht vollſtändig ſind. Dieſer Freund iſt Hr. Hofrath Harnier, nun Arzt in Pyrmont, ehmals der meinige in Caſſel, nachher der Bewahrer meiner zurückgelaſſenen Habe, und durch einen glücklichen Zufall mein rückſichtloſer Geſellſchafter während meines vorjährigen Aufenthalts in Frankfurt. Ich ehre ſein Herz und liebe ſeinen Geiſt; und ſo darf ich wohl hoffen, daß einige Unterhaltung mit ihm Ihnen nicht überläſtig ſeyn werde.

Ihre Zeichnung mit dem freundlichen Vers iſt ein Kabinetsſtück im heiligern Sinne des Worts. Auch iſt ihr Platz ſchon bezeichnet; aber der Rahmen fehlt noch; denn Ihre lieben Landsleute ſind keine raſchen Arbeiter. Ich werde wohl Frankfurt endlich liebgewinnen; denn ich will es um Ihretwillen; und darum will ich Ihre Zeichnung ſo lange und ſo oft anſehn, bis es mir gelingt. Bis jetzt hat ſich manches vereinigt, um mir die Aufgabe ſchwer zu machen; ich fühle in und außer dem Hauſe eine Oede, die noch keiner der zahlreichen „Veſten-Abende hat ausfüllen können; und doch — hoc erat in votis, und iſt es noch!

Einen mir ſehr zuſagenden Mann hab ich an Ihrem jovialen

Freunde, dem Dr. Ehrmann, dem Ueberbringer Ihres Geſchenks, kennen lernen; aber er macht ſich ſelten. Um alles was Ihnen hier näher angehört kennen zu lernen, und in dieſen Kreis ſelber einzutreten, will ich Ihre eigene Ankunft abwarten; denn ganz gewiß zieht der wieder erwachte alte Trieb um die Wanderungszeit Sie nun für immer nach Süden.

Eben in dieſen Tagen erwart' ich auch Sulpitz Boiſſerée, der mir einige Materialien liefern ſoll, von denen ich oben ſprach. Einen Brief, worin er mir die Anerbietungen und Bedenklichkeiten vorlegte, die Sie kennen, hab' ich nicht beantwortet, weil von Woche zu Woche unſer Zuſammentreffen ſtatt finden ſoll, entweder bei ihm in Heidelberg, oder hier bei mir. Das Zeitgewinnen, das auch Ihr Brief für das Beſte hält, lag ſchon längſt in ſeinem Plan; aber je mehr er Zeit gewinnt, je weniger bleibt übrig, und ſo wird er ſich am Ende doch entſchließen müſſen.

Ueber manches, was mich betrifft, kann Hr. Harnier Ihnen Bericht erſtatten; das noch genauere und intimere ſpar' ich auf bis zum Wiederſehen.

Und ſo grüß ich Sie, mein verehrter Freund, mit neuer Dankbarkeit, Hoffnung und Liebe.

Reinhart.

LXXXI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 24. Mai 1816.

Der Ueberbringer dieſes Billets, mein verehrter Freund, iſt der Graf Titte de Soucy, ehemals mein Legations-Secretär in der Schweiz, und nachher in der nämlichen Qualität der Begleiter des Marſchall Lannes in Portugal. In dieſer doppelten Hinſicht kann ich mir erlauben, ihn Ihnen vorzuſtellen, um ſo mehr, da Sie in ihm einen gewandten Mann und einen tüchtigen Beobachter werden kennen lernen. Er reist nach Leipzig in Angelegenheiten des Prinzen Rohan, deſſen Anſprüche auf das Herzogthum Bouillon dort entſchieden werden ſollen.

Indirekte Nachrichten, die ich von Ihnen vernehme, lassen mich fürchten, daß Sie in diesem Jahr entweder gar nicht, oder erst spat unsere Gegenden besuchen werden. Jetzt sollten Sie kommen, wo wir alle unsere Ferien noch Ihnen nehmen könnten. Geht einmal der Bundestag auf, so könnte leicht irgend ein regensburgischer Mehlthau auf seine Blüthen fallen. Doch lassen Sie uns das Bessere hoffen, und wie dem seyn mag, Ihre Ankunft wird für alle guten Geister immer ein froher, heiliger Bundestag seyn. Leben Sie wohl und geben Sie bald ein Lebenszeichen Ihrem

Reinhard.

LXXXII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 21. Juli 1818.[1]

Ist genug, verehrter Freund, habe ich in der schweigsamen Zeit Ihrer gedacht und mich immer nach Ihnen erkundigt, jetzt aber finde ich mich doppelt und dreifach aufgeregt, ein ausgesprochenes Wort an Sie gelangen zu lassen. Der Großherzog, mein gnädigster Herr, bringt mir Gruß und Nachricht, Frau von Wolzogen desgleichen, nicht ganz erwünschte, denn daß Ihre Lage etwas Peinliches haben müsse, kann ich mir denken; möge Ihr geprüfter Charakter Ihnen auch in Ihrer jetzigen Lebenskrise beistehen.

So eben bin ich bereit nach Carlsbad zu gehen, wo ich an so vielen Stellen der schönen Tage gedenken werde, die wir zwar in bedenklicher Zeit, doch in freudiger und lebhafter Theilnahme genossen.

Sie erhalten anbei verschiedene Druckschriften, mit denen ich mich seither beschäftigt. Sie finden darin gar manchen Gegenstand, über welchen wir uns früher unterhielten. Möge mein Andenken dadurch recht lebhaft erneuert werden! Kennen Sie

[1] Nach einer zweijährigen Pause in ihrer Briefsammlung beginnt Goethe sich in der Briefsammlung besser Freunde wieder.

ſolche ſchon, ſo verwahren Sie ſolche zu meinem Andenken. Einiges folgt. Treu anhänglich

Goethe.

LXXXIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 2. Auguſt 1818.

Ich danke Ihnen, mein verehrter Freund, für die Ueberraſchung, für Brief und Paket nach einer langen, ſchweigſamen Zeit. Von den Heften war nur das dritte der Rhein- und Main-Anſichten mir noch unbekannt. Das einzelne Heft[1] mit ſeinen mannigfachen Anklängen aus jener Carlsbader Epoche, hatt' ich im vorigen Jahre nach Paris genommen und Cuvierrn zurückgelaſſen.

Was der Großherzog und die Frau v. Wolzogen Ihnen von meiner Lage geſagt haben, faßten Sie in einem allerdings paſſenden Ausdruck ſehr kurz und bündig zuſammen, wiewohl jene leicht mehr davon wiſſen mögen als ich ſelbſt, nur nicht mehr als ich fühle. Es iſt hierüber nichts weiter zu ſagen, am wenigſten in einem Brief. Jeder macht ſich ſein Verhängniß ſelbſt, aber dadurch, daß unſichtbare Mächte treulich mithelfen, wird es erſt zum wahren Verhängniß. So läuft denn der rothe Faden durch und ein ganzes ſchönes Leben wird zur Karrikatur. Im Uebrigen hab' ichs bei der ganzen Sache mit mir allein zu thun und ſehr wenig mit dem Geſchmeiß außer mir.

Ich liege ſeit vierzehn Tagen am Podagra, doch fang ich wieder an auf den Hüften zu ſtehen. Dadurch und noch mehr durch Ihren Brief iſt mir Carlsbad in Erinnerung gebracht, wo ich wirklich einmal Heilung fand. Aber es geht nun nicht mehr.

Sie ſehen, ich laſſe Sie mehr von mir erfahren, als Sie mich von Ihnen. Mög' Ihnen alles ſo glücklich gehen als ich

[1] Zur Morphologie

es wünsche. Ich bin mit den alten Gesinnungen, die Sie kennen,

Ihr treuer Verehrer und Freund

Reinhard.

LXXXIV.

Reinhard an Goethe.

Auteuil den 14. September 1818.[1]

Madame Sieveking in Hamburg, Schwester meiner Frau, bittet mich um ein Empfehlungsschreiben an Sie, mein verehrter Freund, für ihren Sohn, der von Göttingen aus, wo er studirt, in den nächsten Ferien eine Excursion nach Weimar zu machen gedenkt. Ich kenne den jungen Menschen von der Schule her, wo er einen heitern, freien Geist und Anlagen zeigte; man berichtet der Mutter, daß diese Anlagen sich auf eine sehr vortheilhafte Weise entwickeln. Indessen wiegt ihn noch die Woge der Zeit, und die Mutter fürchtet, er möchte in irgend einer Flötz-Schichte des Mittelalters sich als St. Jakobsmuschel versteinern oder im Nagel-Flue-Gebilde der neuesten Literatur als Quarzgerölle stecken bleiben. Sie ist überzeugt, das Glück Sie kennen zu lernen, und einige Worte von Ihnen, den er tief verehrt, werden sein inneres Leben zu einer Selbstständigkeit erheben, wodurch der Gefahr, als bloßer Niederschlag der Zeit zu erscheinen, auf immer vorgebogen werden könnte. Zu Unterstützung dieses mütterlichen Wunsches bitt' ich Sie, dem jungen Menschen in einigen Augenblicken Ihrer Muße den Zutritt zu Ihnen zu verstatten.

Ich wiederhole Ihnen meinen innigen Dank für das herrliche Geschenk Ihrer Werke und die Versicherungen meiner herzlichsten Verehrung.

Reinhard.

[1] Das Datum dieses Briefes muß heißen Auteuil den 14. September 1818. Siehe Goethes Antwort Brief XXI. S. 52.

LXXXV.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 28. September 1818.

Gleich bei meiner Rückkunft nach Weimar vermelde ich, verehrteſter Freund, daß ich Ihren gefälligen Brief in Carlsbad zu guter Zeit erhalten habe.

Nach Carlsbad kam ich dießmal in der allerlebhafteſten Zeit, wo mir gar manches Gute geworden und meine Geſundheit glücklicherweiſe der Geſelligkeit keinen Eintrag that. Die ſieben Kurfürſten jedoch blieben dießmal für mich ganz verwaiſt. Mit Grafen Capo d'Iſtria wohnt' ich in einem Hauſe und kam dadurch dieſem bedeutenden Manne auch moraliſch näher, als wohl ſonſt der Fall geweſen wäre. Daß ich mich dem Fürſten Blücher mehrmals vorſtellen, in der Fürſtlich Schwarzenbergiſchen Familie einiges Vertrauens mich erfreuen konnte, Madame Catalani mehrmals hörte und ſonſt an mancherlei Gutem theilzunehmen aufgefordert war, mußte höchſt erfreulich ſeyn.

Mehr ſage ich für heute nichts bei eilender Poſt und füge nur einige Bogen hinzu. Mögen ſie eine heitere Unterhaltung gewähren und mein Andenken beleben! Das Ganze folgt in einigen Wochen.

Treu geeignet

Goethe.

LXXXVI.

Goethe an Reinhard.

Den 16. November 1818.

Der November, bis zu ſeiner Hälfte ſehr ſchön, hat mich verleitet, Sie, verehrter Freund, noch immer auf dem Apollinaris-Berge mentaliter zu beſuchen. Nun aber vermuthe ich daß Gegenwärtiges Sie in Frankfurt wieder treffen werde.

Wie gern und oft erinnere ich mich der Zeit, da Sie meiner Farbenlehre Aufmerkſamkeit gegönnt! Ich bearbeite nun ein neues Kapitel, deſſen Inhalt vor einigen Jahren durch Herrn Malus angeregt, durch Biot und Arago vermehrt, durch Seebeck und Brewſter bereichert worden. Es ſind die entoptiſchen Farben, die, unter gewiſſen Bedingungen, innerhalb durchſichtiger Körper entſtehen. Ein Phänomen, unterſchieden von allen vorigen bekannten, und doch mit denſelben aufs innigſte verwandt. In der Behandlung unſerer Mathematik-Phyſiker erſcheint auch dießmal der alte Fehler: was man am freien weiten Himmel ſuchen ſollte, das will man durch kleine Löchlein erzwingen; was einem geſunden Auge der Aether gibt, ſoll durch Maſchinen einem Körperſplitter abgenöthigt werden. Wie ich das Uryhänomen glaube gefunden zu haben, iſt Ihnen nicht unbekannt, wenn Sie meinem erſten Heft: Zur Morphologie, Aufmerkſamkeit gegönnt. Nun aber hoffe ich, ſoll mir eine folgerechte Ableitung aller Einzelnheiten gelingen. Auf alle Fälle wird es das Füpfchen auf's i der phyſikaliſchen Abtheilung meiner Farbenlehre, die, weil ſie rein und redlich gemeint iſt, von der Natur auf ewige Zeiten begünſtigt werden muß.

Sie haben gefühlt und fühlen, wie Ihre Zuſtimmung mich belebte und ſtärkte; denn irgend ein Schiefes und Falſches hätten Sie auch im fremdeſten Fach gleich herausgewittert.

Einen Folgebogen des ſchon überſendeten lege ich bei, aber auch einige andere, die Ihnen ein ſeltſames Werklein[1] ankündigen.

Werde

[1] Der wöchentliche Tiran

LXXXVII.

Reinhard an Goethe

Apollinaris-Berg den 27. November 1818.

Noch auf meinem Berge, mein verehrter Freund, erhielt ich gestern Abend Ihren lieben herrlichen Brief vom 16. und statt ihn nach seiner ganzen Fülle zu beantworten, beschränk' ich mich bloß auf herzlichen Dank für den Inhalt und die Zugabe, nebst der wiederholten Versicherung, daß alles was ich vermag, immer zu Ihren Diensten sey, um sogleich, weil die Zeit mich drängt, zu einer Bitte an Sie überzugehen, zu der ein sonderbares Zusammentreffen wie durch eine Art von Inspiration mich ermuthigt.

Ich sende Ihnen beiliegend einen Brief meines alten blinden Freundes Pougens, der im nämlichen Paket mit dem Übrigen mir zugekommen ist. Ich habe seinem Inhalt nur beizufügen, daß der Auftrag wegen Beförderung des Pakets, wenn es noch nicht in den Händen der Kaiserin ist, mit dieser nämlichen Post nach Frankfurt abgehe und daß die ökonomische Lage des guten alten Mannes es zum Liebeszweck mache, seinem Verhältniß zu der hochverehrten Frau nach Kräften förderlich zu seyn.

Und nun hören Sie weiter:

Ich hatte die Kaiserin Maria niemals gesehen, aber ihr Name stand unter den ersten Erinnerungen meiner Kindheit, von der Zeit her, wo der treuherzige Württemberger sie noch „das Hoheitchen" nannte. Auf meiner Rückreise von Kremendschuk, die mir unter dem Schutz der Gerechtigkeit ihres edlen Sohnes vergönnt ward[1], sah ich, nach mehrtägiger Steyren-Reise, zu Pikla Czerko, in einem Schlosse des Grafen Branitzki, wie durch Zauber in einen Pallast der Künste und des Luxus versetzt, mitten unter den Bildnissen der Großen von Katharinens Hof, die alle nicht mehr waren, ihr rosenbekränztes, jugendliches,

[1] Zu Anfang d. J. 1807. Reinhard war nämlich französischer Resident zu Jassy, als gegen Ende d. J. 1806 die Russen daselbst einrückten, und durch die Animosität des russischen Commandanten sofort arretirt und nach Krementschuk am Dnieper, nahe bei Pultawa gebracht, sogleich aber als Kaiser Alexander es erfuhr, wieder freigelassen.

Mephistopheles.

Mein guter Freund, das wird sich alles geben,
Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.

Faust.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephistopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bey diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

liebliches Bild. Den Eindruck von Theilnahme, Anmuthung und Wehmuth, den dieſes Bild in mir zurückließ, kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Nach zwölf Jahren hier am Fuße meines einſamen Felſen ſollt' ich das Urbild ſehen.

Der Kaiſer Alexander war Abends nach zehn Uhr vorbei gekommen; wie wir von ferne den ſchlängelnden Weg entlang die kaiſerliche Fackel heranleuchten ſahen, hatten wir durch ein Illuminations-impromptu des Ihnen bekannten Erkerfenſters im Saal uns ſelbſt genug gethan. Den andern Morgen erfuhren wir, die Kaiſerin Mutter würde um drei Uhr erwartet, um zu Remagen zu Mittag zu ſpeiſen. Wie ich, um ſelbſt mich zu erkundigen, hinunter eile, fährt ſchon mein alter Bekannter Narißkin mit geſchloſſenen Augen an mir vorbei. Kaum waren die Kinder herangekommen, als die Fürſtin ſchon da war. Sie ſtieg nicht aus; die Speiſen wurden ihr in den Wagen gereicht. Ich ſtand von ferne in ihren Anblick vertieft; aber wie konnt' ich mich ihr nähern? Die Bereitwilligkeit des die honneurs machenden Landraths wagt' ich nicht zu benutzen; dem Blick des in ſeinen Funktionen abſorbirten Ober-Kammerherrn hatt' ich mich entgegengeſtellt, aber ſo wie dieſer Blick ohne Erfolg auf mich gefallen war, zog ich mich zurück. Doch mein Zweck war erreicht; ich ſah ſie, und lange und genau. Ein Körbchen mit Trauben hatten meine Kinder, als Beitrag zu ſeinen Proviſionen dem Landrath übergeben; aber mit Wehmuth ſahen ſie es unberührt, wie es ſchien, wieder aus dem Wagen kommen.

So, zufrieden und doch nicht befriedigt, erhalt' ich den Brief des alten Pougens. Da war meine Schweſter, Württembergerin und beinahe Ruſſin, (ſie iſt die Wittwe des in Königsberg im erſten Jahr ihrer Ehe 1813 vom Lazarethfieber hingerafften Sohns des Staatsraths Loder), durch Krankheit abgehalten: meine Kinder, die ein Wort aus dieſem Munde wie ein Geſchenk fürs ganze Leben aufbewahrt hätten, ich ſelbſt ſo nah und doch ſo fern; es ſchien mir, wir alle hätten uns eines ſchönen Glücks beraubt, deſſen wir hätten theilhaftig werden können.

Und ſemit geb' ich den Brief und unſre kleine Geſchichte in Ihre Hände: dieſe für Sie, pour votre information particulière, wie der diplomatiſche Kunſtausdruck lautet, jenen für die Kaiſerin-Mutter oder wenigſtens den darin genannten Reiſe-

gefährten. Vielleicht wiſſen Sie ſchon durch Sulpiz Boiſſerée, mit welcher Theilnahme die Kaiſerin ihre Gallerie geſehen, trotz dem ungebührlichen Koſtüm des demonſtrirenden Vertram.

Sollte die Kaiſerin ſchon abgereiſt ſeyn, ſo bitt' ich Sie bloß, nach dem Schickſal des Pakets von Pougens ſich zu erkundigen und etwa dazu beizutragen, daß es ſeine Beſtimmung erreiche.

Von meinem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Aachen, von der wohlthätigen Wirkung des hieſigen auf mein äußeres und inneres Wohlſeyn, von Allem, was noch in Antwort auf Ihren Brief zu ſagen iſt, nächſtens und noch von hier aus, wo möglich. Ich gedenke zu Ende der nächſten Woche in Frankfurt wieder einzutreffen.

Die Poſtſtunde ſchlägt. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Reinhard.

LXXXVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 20. December 1818.

Kaum hat ſich die große Lebensfluth über uns weggewälzt, ſo erhalten Sie, verehrter Freund, einige Worte. Es waren Tage der Bewegung und des Drangs, Feſtlichkeiten aller Art folgten einander. Hiebei das Programm eines Maskenzugs, den ich veranlaßte; ſobald die dabei geſprochenen Verſe gedruckt ſind, erhalten Sie ſolche unverzüglich.

Ihro Majeſtät der Kaiſerin Mutter habe ich nochmals aufgewartet und im Zwiegeſpräch den großen Verſtand und die klare Weltüberſicht bewundert, ob ſie ſich gleich vorausſetzen ließ. Ich genoß manche bedeutende Mittheilung, ja, ich darf wohl ſagen, des ehrenvollſten Vertrauens. Eine koſtbare Portraitdoſe beſchämte mich, und ſo iſt denn auch dieſes bedeutende, friedliche Weltereigniß nicht ohne mich günſtig zu berühren, vorübergegangen. Herrn von Willamoff habe ich einigemal bei mir

geſchen und des guten Pougens erwähnt, auch nach jener Bücherſendung gefragt, worauf ich zur Antwort erhielt, ſie ſey wirklich angekommen.

Und ſo hätte ich denn dieſes kleine Geſchäft mit Vergnügen ausgerichtet. Nächſtens ſchreibe und ſende ich mehr. Herzlich wünſchend, daß Ihr Sommeraufenthalt Sie für den Winter geſtärkt haben möge. Und ſo kommt mir dießmal der kürzeſte Tag heran, ohne daß ich recht weiß, wie. Glück alſo — zu den Feiertagen und zu dem neuen Jahre!

Anhänglichſt
Goethe.

LXXXIX.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 16. Januar 1819.

Seit dem zwölften des vorigen Monats, mein verehrter Freund, bin ich wieder hier und ſchon hat mich ein neuer Beweis Ihres Andenkens erfreut, ehe ich noch meine Antwort auf Ihren vorhergehenden Brief hatte ergänzen können. Wirklich hat mich die Frankfurter Luft mit einem Katarrhfieber bewillkommt. Dazu kam mehrere Tage lang ein tiefer kummervoller Antheil, den ich an unſerer letzten politiſchen Kriſe in Paris zu nehmen nicht umhin konnte. Ich kenne keinen Charakter, der mir tiefere Achtung und herzlichere Anneigung eingeflößt hätte als der des Herzogs von Richelieu. Ich war Zeuge geweſen wie vieles Frankreich eben der Perſönlichkeit dieſes Charakters in Aachen verdankte, auch von dem, was ich ſelbſt ihm Gutes und Liebes verdankte, hätte ich nicht ungerührt bleiben können. Und doch haben die Geſchäfte ſich nicht mit einem ſolchen Charakter, oder hat ein ſolcher Charakter ſich nicht mit den Geſchäften vertragen? Beides wohl; denn wir ſind eine ſo wunderliche bewegliche Nation, daß es ſchwer iſt mit uns Schritt zu halten; und von der andern Seite ſehen wir den Herzog freier athmen und geſund werden, ſo wie die Laſt abgeſchüttelt iſt

Was nun die Krise selbst betrifft, so schien sie mir um so beklagenswerther, da ich sie, so viel ich aus der Ferne zu urtheilen vermochte, nicht für nothwendig und auf jeden Fall für voreilig hielt; fand sie aber einmal statt, so war eine Entscheidung so wie sie erfolgt ist, beruhigender und dem wahren Bedürfniß angemessener als jede andere.

Die Gallerie der Philostraten[1] ist köstlich: man sieht sie und man möchte sie sehen. Ich ziehe Ihre Beschreibungen den Heinseschen und Diderot'schen vor, die ich mehr als einmal gelesen habe. Um Gott, wie machen Sie es, in Ihren Jahren noch so viel Leben zu haben und zu geben? — Ueber Timurs und Suleika's Namen will ich Freund Hammer um Notizen fragen, wenn ich sie nicht von Ihnen erhalte. Wo ist in Osten und Westen, in Norden und Süden eine Mine, aus der Sie nicht Gold zu Tage fördern? — Zum Maskenzug fehlen noch die Reden. Sie haben Sie mir versprochen. So etwas kann die Kaiserin in ihrem Winterpallast nicht herbeizaubern. Daß Sie den guten Pougens ins Andenken gebracht haben, dafür danke ich Ihnen.

Ist Willamoff ein Sohn des Dichters? — Nicht um die Portraitdose, selbst nicht um das Portrait beneide ich Sie, wohl aber um einige Minuten vertraulicher Unterredung. Es fallen da immer Worte bei denen um so mehr zu denken ist, je unbedachter sie aus der Seele kommen. Es freut mich daß ich bei dieser Unterredung das Bild der guten Maria sogleich neben sie hinstellen konnte. Und so sehe ich sie nun auch vor mir, im Augenblick, wo sie die schlimme Nachricht erhält, die ihr nacheilt![2] Was ist da zu sagen? Mich hat dieser Todesfall sonderbar ergriffen. Personen, Verhältnisse, Folgen lagen mir nahe. Der andere Todesfall jenseits der Pyrenäen gehört nicht in unsern Welttheil. Eben das was ich in Ihrer Schule gelernt hatte, hatte mir die vollen Spalten im Moniteur über das polarisirte Licht zum voraus lächerlich gemacht. Naiv finde ich die Preisaustheilung an den, der den Grund davon im schnelleren Abkühlen des Glases entdeckte. Hat Hr. Biot oder Hr. Arago eine Theorie darauf gebaut? Ich weiß es nicht; denn ich habe

[1] Goethe's Werke Bd. XXXIX. S. 1 ff. Bd. XLIV. S. 128.

[2] Catharine, Königin von Württemberg, geb. Großfürstin von Rußland, starb am 9. Januar 1819.

nichts gelesen. Wie groß und schön steht die Ihrige da, aber eben darum, fürchte ich, den mikroskopischen Augen jener Herren ewig unzugänglich. Sie werden nun einmal der kleinen Löcher nicht los, so will's die rächende Nemesis.

Sulpizen habe ich auf dem Berge vergebens erwartet. Die Unterhandlungen mit Stuttgart, das Einpacken, die geheime Hoffnung des Erfolges aus einigen angekündigten und nicht gekommenen Besuchen haben ihn der Genüsse beraubt, die ihm einige in unserer Einsamkeit zugebrachte heitere Herbst- oder Wintertage gewährt hätten. In seinem letzten Brief war er voll Jubels über den Abzug meines alten bekannten Malchus. Nun, nach dem Tod der Königin mögen ihm wohl die Flügel sinken. Ihren Freund Willemer sah ich zuweilen. Er war untröstlich über den Mißgriff Ihres gegenwärtigen Gastes Sturza. Sie können leicht errathen warum? Ich sprach neulich mit jemand von solchen eiteln Versuchen, den Gang der Geister und der Nationen zu regeln. »Oui, war die Antwort, ils veulent que l'horloge soit à onze heures douze minutes et jamais à treize; mais les nations ne sont point des horloges et eux ne sont pas des horlogers.«

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund und gewähren Sie mir recht bald die Freude wieder etwas von Ihnen zu vernehmen. Mit treuer Ergebenheit

der Ihrige

Reinhard

XC.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 4. April 1819.

Beiliegende Hefte ſollten längſt in Ihren Händen ſeyn; erſt in dieſen Tagen haben Buchdrucker und Buchbinder abgeſchloſſen. Hier alſo, ohne Aufenthalt, das Feſtgedicht,[1] dem ich eine ſo frohere Aufnahme hoffen kann als Sie den Gegenſtand verehren und lieben dem ſie gewidmet ſind. Mir war es höchſt erfreulich das Preiswürdigſte ohne Schmeichelei ausſprechen zu können.

So viel für dießmal, verehrter Freund, damit das Paket nicht aufgehalten werde.

Jedoch lege noch einen Bogen bei zum Zeugniß, daß ich auch von meiner Seite die Preßfreiheit gebrauche und mißbrauche; in vier Wochen hoffe mit dem Ganzen aufzuwarten, bis dahin bitte das Bruchſtück zu ſecretiren.

Mit treuer Anhänglichkeit

und ſofort und für ewig

der Ihre

Goethe.

XCI.

Reinhard an Goethe.

Apollinaris-Berg den 19. April 1819.

Am hohen Oſtertag, den Tag vorher ehe ich auf dem Main mich einſchiffte, um einige Feiertage hier unter Nachtigallgeſang und hervorſchwellenden Blättern zuzubringen, erhielt ich, mein hochverehrter Freund, Ihr liebes Paket und mit ihm eine Reiſeproviſion, gewürzter und köſtlicher als die Trüffelpaſtete, die von Straßburg her kam. Mein Reiſegefährte war ein alter

[1] Maskenzug bei Anweſenheit J. M. der Kaiſerin Mutter von Rußland in Weimar, am 18. Dec. 1818 f. Goethe's ſämmtl. Werke Bd. IV. S. 1. (Profaiſche und poetiſche Werke, neueſte Ausgabe, 1836 Bd. I. Abth. 1. S. 150.)

Jugend- und Univerſitätsfreund, Profeſſor Conz aus Tubingen, deſſen Namen und Sinnesart Ihnen nicht unbekannt ſeyn können. Ungeachtet Ihres Befehls, das weſt-öſtliche Fragment zu ſecretiren, konnte ich die Freude mir nicht verſagen, unter Empfehlung der gehörigen Discretion ihn an dem herrlichen Genuſſe Theil nehmen zu laſſen, und ſo, Ihren ſo eben vorgeleſenen Brief zwiſchen den Blättern haltend, las ich in Pauſen Spruch um Spruch:

„Was willſt du unten ſuchen
Wohin die Milde fließt?
In's Waſſer wirf keine Kuchen
Eine Geiſte und buſch lag Ihr Brief im Main'
„Wer weiß wer ſie genießt?"

Wir hatten ſie genoſſen, wir wußten's und wollten ſie allein genießen. Es mußte nun Halt gemacht, die Jacht mußte umgewendet werden und ruhig kam Ihr Brief uns entgegengeſchwommen. Ich druckte Ihn an's Herz wie eine wiedergefundene Geliebte.

Dieß das einzige Reiſeabenteuer. Die Reiſe kennen Sie, noch nicht aber die neue Univerſität zu Bonn und alle die Anſtalten im großen Styl die dort vorbereitet werden oder ſchon gemacht ſind. Da ich nur einen Tag dort zubrachte und keinen der Profeſſoren perſönlich kannte, ſo beſchränkte ich mich für dießmal meiſt auf A. W. Schlegel, mich jedoch wohl hutend von der Univerſität zu ſprechen, wo die Frau zurückgeblieben iſt. Preußen ſcheint es wirklich ernſt zu ſeyn, durch adminiſtrative, militäriſche und intellektuelle Bande von dieſen Rheinländern Beſitz zu nehmen. Landſtraßen werden geebnet, erweitert und geſichert. Die Befeſtigungsarbeiten, beſonders in Coblenz, gehen raſch vorwärts, nach einem von Kennern ſehr bewunderten, beinah ungeheuern Plan. In Bonn ſcheint das Verſchiedenartigſte ſich zur Einheit zu geſtalten. Schlegel, Arndt und Windiſchmann ſchreiben an einem Jahrbuch. Die Zahl der Studirenden ſteigt bis jetzt nicht über achtzig; doch werden mehrere erwartet und ſo eben war die königliche Kabinetsordre angekommen, die auf die Ruinen von Jena auch Bonn einen Zuwachs verſpricht. Ueber dieſe Ordre und ihre Veranlaſſung laſſen Sie mich eben ſo ſchweigen, als Sie es gethan haben.

Die Feſtgeſänge haben wir, wie Sie erwarten konnten, mit hohem, von ſo vielen Seiten angeregtem Intereſſe geleſen. Leicht und kühn, wie ein ſchnell errichteter Triumphbogen, aber aus köſtlichen Materialien aufgeführt! Schlegeln konnte ich nicht verſagen ſie für einen Tag ihm zurückzulaſſen, doch auf die Bedingung, daß ſie längſtens heute wieder in meinen Händen ſeyen.

Der Profeſſor Gonz trägt mir auf Sie, was ſich von ſelbſt verſteht, ſeiner tiefen Verehrung zu verſichern. Seine Rede fließt langſam, in einer gewiſſen Univerſitätsform, aber ſie iſt gediegen.

Auf das verſprochene Ganze freue ich mich höchlich. Sie ſind gütig gegen mich über Verdienſt und Würdigkeit, weil Sie wiſſen wie ſehr Sie mir damit wohlthun. Meine Grüße durch Willemer haben Sie wohl erhalten? Wir ſaßen beide im vorigen Winter zu den Füßen eines magnetiſchen Gamaliels, der uns belehrte, die centrale Kraft des Univerſums ſey der Magnetismus.

Sie wiſſen daß in Stuttgart ein Freudenmädchen mit ihrem Magnetiſeur in ſolchen Rapport kam, daß durch jene Kraft ſogar die Schwerkraft aufgehoben wurde und H. v. W., als Augenzeuge, erklärte ſich bereit zu ſchwören dieß ſey wahr.

Leben Sie wohl, mein innig verehrter Freund. Mit ganzem Gemüth und ganzer Seele der Ihrige.

Reinhard.

XCII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 24. December 1819.

Wenn ich, verehrter Freund, erſt am Ende des Jahres und ſogar am kürzeſten Tage mein treues Andenken durch einige Zeilen und ſpäte Sendung ausdrücke, ſo darf ich wohl verſichern, daß mir die letzten Monate zwar nicht unruhig, aber doch ſehr überdrängt vorbeigegangen. So manche Erwiederung, durch liebevolle Theilnahme meines Vaterlandes hervorgerufen, verlangte Aufmerkſamkeit, wo nicht Anſtrengung mehrerer Wochen. Carlsbad

hatte mir dießmal sehr wohl gethan, doch blieb eine gewisse Unstimmung zurück, die ich durch augenblickliche Thätigkeit zu überwinden trachtete; und so werden Sie wieder zunächst ein Heft Kunst und Alterthum, ein anderes zur Naturwissenschaft und Morphologie erhalten. Ich suche manche Gedanken und Interessen der Vergangenheit zu fixiren und kann mich wirklich schon als Redakteur fremder Hinterlassenschaft betrachten. Mein Divan liegt hier bei, der mich denn doch auch schon durch manchen Hin- und Wiederklang ergötzt hat. Die Tage, die ich ihn schrieb, kommen nicht wieder und doch ist diese Dichtart den späteren Jahren so gemäß, daß noch von Zeit zu Zeit einiges gelingt, das ich einschieben und durch Füllung mancher Lücke das Ganze eingänglicher machen kann.

Kennen Sie das Buch Kabus von Diez übersetzt? Wo nicht, so kann ich ein Exemplar überschicken: es ist ein wahrer Schatz, von dem ich nicht Gutes genug gesagt habe. Der so wunderliche als treffliche Mann hatte sich mit den Beherrschern des Tages überworfen, die seine Arbeiten kunstreich tückisch außer Credit zu setzen wußten. Er verlegte die Werke selbst, sie gingen nicht ab; nun hat er sie bei seinem Tode mit Manuscripten und anderm der königlich preußischen Bibliothek vermacht mit dem Beding, daß sie nicht verkauft, nur verschenkt werden sollten. Meine Freunde haben mich mit mehreren Exemplaren versorgt.

Ist Ihnen ein Buch vorgekommen, Agape von Professor Kästner in Jena? Wo nicht, so lassen Sie sich's empfohlen seyn. Gesetzt auch, man gäbe dem Verfasser nur für die Zeit recht, die man zum Lesen braucht; so gewinnt man doch Ansichten von seinem Standpunkte aus, an die Niemand gedacht hat. Die ganze Frage geht darauf hinaus, hat sich das Christenthum bloß durch sittliche Wirkung auf die Menge und durch die Menge, zufällig wogend, hervorgethan und zur Einheit gestaltet, oder ist es von einer Einheit, von einem entschiedenen Punkte vorsätzlich, künstlich ausgegangen? Er behauptet letzteres und wenn er es nicht streng beweist, so gibt er uns doch Verdacht genug es möge wohl so seyn. Wie wunderlich ist die Aehnlichkeit mit unserer neuen allgemeinen Verschwörung, wo noch immer nicht für jedermann entschieden ist, ob sie von der Peripherie zu einem Mittelpunkt, oder vom Mittelpunkt zur Peripherie

ſtrebe? Vielleicht irrt man nicht, wenn man beides zugibt und ein pulſirendes Wechſelverhältniß zwiſchen Tisyoſition und Determination annimmt.

Ihre ſehr angenehme Sendung von Luthers Pariſer Medaille hat mich doppelt gefreut. Ich konnte meine Sammlung damit vermehren und manchem Freunde dienen; genau beſehen, iſt es wirklich das beſte Bildniß unſeres Heros, das bei dieſer Gelegenheit auf Münzen erſchienen iſt.

Goethe.

XCIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 1 Februar 1820

Schon Ihr kleines Blättchen vom Oktober,* mein hochverehrter Freund, das ich noch auf dem Apollinaris Berg erhielt, würde nicht unbeantwortet geblieben ſeyn, wenn ich nicht von Tag zu Tag dem „nächſtens mehr“ entgegen geharrt hätte. Indeſſen vertheilt' ich die von Ihrer Hand unterzeichneten Verſe an einige Freunde, die mir Ihrer würdig ſchienen, unter andern an A. W. Schlegel in Bonn, der, wie ich nun leider vernehme, ſich aus meiner Nachbarſchaft zurückzieht. Nur eine Dame, die vermuthlich nicht gut zu Pferde ſitzt, hat die fromme Cavalcade verſchmäht, und mir ſogar den Vorſchlag gethan, mich zu theilen. Da dieß nicht gut angeht, weil bei der Theilung zu wenig übrig bliebe, und da ich beiden gern ganz angehören möchte, ſo hab' ich Gegenvorſtellungen gemacht, deren Erfolg ich erwarte. Ich habe nämlich ihr vorgeſtellt, daß in der Welt der Geiſter alle Wege zu einem Ziele führen, und daß, möge der eine ſcheinbar nach Oſten, der andere nach Weſten gehen, Ein Augenblick, Ein Gedanke hinreiche um wieder zuſammenzutreffen. Vor allem hab' ihr die Leſung des Divan empfohlen, zum Beweis, daß man einem gläubigen Moslem, wie Sie ſind, ſich wohl anvertrauen könne, trotz dem Saki-Nameh; und daß Hafiz in der Schenke

* Acbit

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herber,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch

gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf.

Da haſt du beydes.

eben so gut eine mystische Deutung verlange, als Salome im hohen Lied.

Dieser Tivan nun ist mir, mit Ihrem am kürzesten Tage des Jahres geschriebenen, mir sehr theurem Briefe, am letzten Tage des Jahres zugekommen. Ein Neujahrsgeschenk, wie ich kein kostbareres mir hätte wünschen können! Sie wissen oder wissen nicht, wie sehr ich diese lebendige Thätigkeit Ihres allumfassenden Geistes bewundere, der, in allen Regionen gleich einheimisch, zu jeder Höhe sich erhebt, in jede Tiefe hinabsteigt. Hier nun wieder: wem soll man den Vorrang einräumen, dem Gedichteten, dem Dichter oder dem scharfsichtigen Beobachter von Welt und Menschen? Ach das Buch des Unmuths! wahrlich, Sie sind noch viel zu gut!

Vor jetzt vierzig Jahren, da ich mich um die philosophische Magister-Würde bewarb, unter den Auspicien des Orientalisten Schumann, der auf meinen Lebensgang keinen unbedeutenden Einfluß gehabt hat, schrieb ich auch eine Probeschrift über die arabische Dichtkunst. Mein Hauptführer war eben dieser William Jones, den auch Sie nach Verdienst auszeichnen. Unter meinen metrischen Uebersetzungen befand sich eben jener Gesang der Wanderahe, treu, wenn nicht nach dem Sylbenmaß, doch nach der Sylbenzahl übertragen.

In des Felsen Höhle liegt
Ein Erschlagener u. s. w.

Und so, nach fast einem halben Jahrhundert, fand ich mich in jener Zeit, in jener Beschäftigung, mitten auf Ihrem höhern umfassendern Standpunkte wieder. Im Vorbeigehen sagen Sie mir doch, ist Timur und der Winter, wie ich glaube, einem arabischen Original nachgebildet, oder ist es ganz Ihre Erfindung? Ich erinnere mich einer Elegie, die, glaub' ich, auch in Jones sich findet, wo alle Reime auf uri enden; ich kenne, auch im Versgang, aus allen Sprachen nichts feierlicheres, nichts schwermuthigeres: der arabische Text muß sich noch in meinen Papieren befinden. Es ist, wenn ich mich recht erinnere, der Schluß eines epischen Gedichts auf Timur, und beklagt den Untergang seiner Herrlichkeit.

In Jassy hätte mich mein Freund Hammer beinahe verführt zu jenen Studien wieder meine Zuflucht zu nehmen. Die Russen

kamen dazwiſchen, und wie ich in der Gefangenſchaft anfing ruſſiſch zu lernen, überhob mich der edle Alexander dieſer Mühe. So war mein Leben! Eitel Stückwerk und umher geworfen vom äußern und innern Schickſal!

Von Freund Hammer komm' ich auf ſeinen Antagoniſten Tiez. Allerdings wird mir das Buch des Rabus ein höchſt erwünſchtes Geſchenk ſeyn; und bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen auch geſtehen, was meine Antwort auf Ihren Brief verſpätet hat. Um nicht mit leeren Händen vor Ihnen zu erſcheinen, hatt' ich mir vorgenommen, etwas aus einer andern, uns gemeinſchaftlichen, mir ſo unvergeßlichen Periode Ihnen vorzuführen. Ich hatte nämlich in mehreren franzöſiſchen Blättern die Anzeige einer chromogénésie par M. Leprince geleſen, der Newton widerlege und die prismatiſchen Farben durch „eine Verrückung des Bildes" erkläre. Ich hatte folglich meinem Secretär, der in der Mitte des vorigen Monats nach Paris reiſete, aufgetragen, mir zwei Gremplare davon mit der Poſt zu ſenden. Nun aber ſchreibt mir dieſer phlegmatiſche Menſch, die Schrift ſey nicht im Buchhandel; und ich muß nun abwarten, ob er nach meinen neuen Angaben meinen Auftrag beſorgen werde. Indeſſen da die franzöſiſche Schrift offenbar eine Tochter der Ihrigen iſt, ſo darf ich vermuthen, ſie werde bereits Ihnen durch den Verfaſſer zugekommen ſeyn.

Auch die Agape war nicht in dem hieſigen Buchladen zu haben und erſt ſeit zwei Tagen beſitze ich ſie. In der Zwiſchenzeit waren mir zwei gleichlautende Recenſionen des Buchs vorgekommen, deren Urtheil ich durch die wenigen Seiten, die ich bis jetzt zu leſen Zeit hatte, vorläufig beſtätigt finde. Die Methode des Verfaſſers iſt nicht ehrlich. Kaum hat er die Hauptſtelle hingeworfen, ſo ſpringt er auf die Geſchichtserzählung, d. h. auf ſein Hypotheſengewebe über, und ſo, wie er hofft, zum voraus eingenommen, ſoll man nachher in den Beilagen die Beweiſe ſuchen. In der Hauptſtelle beweiſt ἀναμνησις nur, aber κρυπτειν gegen ihn. So viel ich, eh' ich ſelbſt geleſen habe, urtheilen kann, iſt ſeine Schrift allerdings nur die Uebertreibung und Verzerrung einer übrigens ganz hiſtoriſchen Thatſache, und Herr Käſtner behandelt die Agape gerade wie Herr v. Kamp; den Tugendbund behandelt. Daß ſehr früh ein Mittelpunkt in

Rom ſich bildete, iſt unbezweifelt, und daß Agave ein Bundeswort war, erhellt daraus, daß es nicht nur das allgemeine, offene Band der Vereinigung der Liebe, ſondern das geheime, das *μυστήριον* bezeichnete, das Liebesmal. Aber nur durch die Rückwirkung der Peripherie erſtarkte der Mittelpunkt, und erſt ſpäter wurde der Einfluß von dieſem auf jene vorherrſchend. Ihre Vergleichung übrigens ſcheint mir vollkommen richtig, und die Nutzanwendung iſt leicht zu machen.

In Bonn hab' ich einen Herrn T Alton getroffen, der behauptet, im Jahr 1809 mit mir bei Ihnen geſpeiſt zu haben, wie ich als Vorläufer des jungen Heerführers erſchien, deſſen ſchnelles Nachrücken mich ſo ungelegenerweiſe von Weimar wegtrieb. Bei meinem zweimaligen Beſuch in Bonn (das erſtemal in Begleitung des Herzogs von Richelieu) ſchien dort eine ſchöne vielverſprechende Einigkeit zu herrſchen, die ſeitdem, wie es ſcheint, ein wenig geſtört worden iſt.

Was ſeit einigen Tagen von Spanien her für ein Sirocco in unſre politiſche Stille herein wehe, ſagen Ihnen alle Zeitungen. Die Pariſer Blätter von heute haben ihn zu einigem Stillſtand gebracht, da, wie es nach den neueſten Nachrichten ſcheint, Cadix am Aufſtand nicht Theil genommen hat, ſo ſind natürlich die Flucht von Madrid, die Ankunft in Burgos u. ſ. w. entſchiedene Mährchen. Im übrigen iſt in dieſer Geſchichte die Heimtücke der Parteien, anderswo als in Spanien, keine erfreuliche Erſcheinung.

Ihr Freund Sulpiz in Stuttgart bereitet ſich zur Reiſe nach Paris. Eine Bittſchrift um freien Eingang von vier unvollendeten Kupferplatten hab' ich eingeſandt. Es iſt Zeit, daß das lang angekündigte Werk erſcheine. Noch mehr freue ich mich, wiewohl es keine Prachtwerke ſind, auf die von Ihnen angekündigten Hefte. In und außer den Ferien des Bundestags bleibt mir Muſe genug, auf den Wellen des literariſchen Oceans mich hin- und herſchaukeln zu laſſen. Schriften, wie die Ihrigen, werden mir dann zur freundlichen Inſel, wo ich lande und mich ausruhe.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, und lieben Sie ferner Ihren treuen Schüler und Reiſegenoſſen

Reinhart

finden Sie kritiſchen Takt darin, daß Kaſtner die Geſchichte von Klemens Zuſammentreffen mit ſeiner Familie für ächt hält (lauter unrömiſche, aber nach dem Typus der alten griechiſchen Romane geformte Mährchen), doch ich bin mit dieſer Stelle noch nicht zu Ende.

XCIV.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 12 April 1820.

An Ihrem erfreulichen Briefe, mein verehrter Freund, vom 1. Februar, habe ich mich die Zeit her mehrmals erquickt, ja denſelben niemals aus dem Gedächtniß gelaſſen. Ihre Theilnahme an meinen Zuſtänden und unſer wechſelſeitiges Verhältniß bewährt ſich nur immer mehr. Daß Sie ſich in der früheren Zeit der orientaliſchen Sprachen und Literatur befliſſen, war mir, aus der treulichen Geſchichte Ihres Lebensganges, wie Sie mir ſolche in Carlsbad vertraut, noch gar wohl erinnerlich; daß wir aber in der Bearbeitung deſſelben Gedichtes zuſammentreffen, auch Sie an meiner Arbeit entſchiedenen beſondern Antheil nehmen würden, darauf hatte ich nicht rechnen können.

Haben Sie vielen Dank, daß Sie einer, zwar etwas eigenwillig ſcheinenden, aber gewiß liebenswürdigen Dame den Divan empfohlen; wahrſcheinlich wird ſie bekennen, daß es ganz anmuthig ſeyn müſſe, ſo zu lieben und geliebt zu werden, wie ſich Hatem und Suleika darſtellen.

Ein paar Hefte, wie ich ſie kürzlich zu Stande gebracht, folgen hierbei; möge darin eins und das andere Sie unmittelbar anſprechen.

Uebrigens habe ich, wie immer, ſo viel Rocken angelegt, daß es mir kaum gelingen wird Einen völlig abzuſpinnen; an Fleiß und Anhaltſamkeit fehlt es nicht, beſonders da ich mich ganz aller geſelligen Obliegenheiten entledigen durfte. So kann ich denn jede gute Stunde benutzen, meine Geſchäfte, die ſich ſämmtlich auf Kunſt und Wiſſenſchaft beziehen, an einem reinen

Faden fortführen, meinen Briefwechsel lebendig erhalten, manche ältere Papiere zusammenstellen und redigiren, wie Glück und Laune auch manchmal etwas Neues und Unerwartetes gelingen läßt.

Sie erwähnten in Ihrem Briefe der spanischen Ereignisse. wie gewaltsam ist seit jener Zeit der Schwären aufgebrochen! Welche Heilung ist zu hoffen, welches neue Uebel zu befürchten? Alles was man erfahren hilft nicht zur Beurtheilung, noch weniger zum Vorauswissen, noch zum Rathe.

In diesen Tagen ward mir ein sehr werther und theurer Besuch; des Königs von Würtemberg Majestät hatten die Gnade, da ich bei Hof nicht aufwarten konnte, mich in meinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; unser liebes erbgroßherzogl. Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft. In solcher Gegenwart mußte freilich der Zeit und ihrer Erscheinungen bedeutend gedacht werden.

Und nun schicke ich mich an, das Carlsbad zu besuchen, so früh daß ich mir einen günstigern Sommer bereite als den vorjährigen, wo ich meine Reise zu sehr verspätete.

Nehmen Sie zum Abschied die besten Grüße, im Laufe des Mai's fände mich ein Brief dort, wenn Sie mich damit beglücken wollten.

Nachtrag.

Das in Ihrem Briefe bezeichnete Buch: **Nouvelle chromogénésie par Leprince, Paris 1819.** ist seit einigen Tagen in meinen Händen, und es will mir nicht gelingen, mich damit zu befreunden, noch mir ein Bild von der Denkweise des Verfassers zu machen. Er sieht die Newton'schen Irrthümer und die sophistische Art, sie geltend zu machen, recht gut ein, weil er aber gleich von vornherein polemisch verfährt und zugleich eine andere Erklärung an die Stelle setzen will, so wird weder sein Widerspruch noch seine Lehre ganz klar. Vielleicht gelingt es mir bei näherer und ruhigerer Betrachtung über beides deutlicher zu werden.

Seine Farbe ist in meinem Sinne, den Sie kennen und billigen, aber bisher geschrieben, weder anziehend noch eindringlich. Es findet sich keine Spur, daß er meine Arbeit gekannt habe, auch sagt er ausdrücklich, er habe keine Schrift darüber

geleſen und kenne nur einen einzigen Verfaſſer, den er citirt (Hauy).

Dieſes Buch wird meines Erachtens ganz ohne Wirkung bleiben, wie das Werk des Engländers Dr. Read; dieſer ſieht auch den Newton'ſchen Irrthum vollkommen ein, ſetzt aber einen andern an die Stelle, der noch abſurder iſt. Und ſo darf mich bis auf den heutigen Tag jene große Arbeit nicht reuen, da ſie uns in den Stand ſetzt, alles was in dieſem Fache zum Vorſchein kommt mit leichter Ueberſicht zu beurtheilen, und ſo fort für ewig

Goethe.

XCV.

Reinhard an Goethe.

Beckenheim bei Frankfurt den 11. Mai 1820.

Sie haben mir, mein hochverehrter Freund, den Monat Mai bezeichnet, um einen Brief von mir in Carlsbad zu erhalten. Um meiner Sache gewiß zu ſeyn, hab' ich die erſte Hälfte vorübergehen laſſen und die Nordwinde, die mir nicht geeignet ſchienen, Ihre Reiſe dorthin zu beſchleunigen. Nun aber hat ſich die Pfingſtwoche mit ihren Frühlingsgewittern eingeſtellt und Sommerlüfte ſind ohne Zweifel auch in die Schluchten der Töpel und unter ihre heiligen Tannen durchgedrungen. Sie ſind nun da und möge mein Brief, was ich, indem ich ſchreibe, ſo lebhaft fühle, Ihnen ins Gedächtniß rufen, daß auch ich einſt da war, und für meine Geneſung Ihnen mehr als den Heilquellen verdankte. Ich habe mich ſeit einem Monat hieher aufs Land zurückgezogen, weil die Landluft für mich immer wohlthätiger iſt, und weil eine Entfernung von der Stadt, auch wenn ſie nur eine Pariſer Straßenlänge beträgt, doch eine Entfernung iſt, die man vorſchützen kann, um manchem Zwang und mancher Langeweile zu entgehen. Auch läßt, bis der Bundestagspräſident uns die 65 oder 68 Artikel der Wiener Conferenzen mittheilt, mein Beruf mir alle mögliche Muße, und wenn ich nicht als ein

wahrer Heautontimorumenos noch immer fortführe, die seit dreißig Jahren und länger täglich gevierten zwei Stunden an Zeitungen zu vergeuden, so würd' ich seit einigen Wochen rein vergessen haben, daß ich der politischen Welt angehöre.

Und so blieb mir denn Zeit genug, das Buch des Kabus, das ich als ein mir sehr theures Geschenk aus Ihrer Hand empfangen habe, durchzulesen, und mich aus der europäischen in die orientalische Welt zu versetzen. Sowie Ihr Tiran eine wahrhaft west-östliche Lectüre für jemand, der der Welt oder dem die Welt überhaupt nicht fremd geblieben ist. Es ist bewundernswürdig, wie ein solcher Sultan allen menschlichen Zuständen so nahe stehen konnte: nur eine Revolutionszeit, der unsrigen ähnlich, konnte ein solches Aus-sich-selbst-herausversetzen hervorbringen: und doch, wie wenige sind in unsern Zeiten fähig gewesen, so viel zu lernen und so viel zu vergessen! In der Resignation hatten es jene weiter gebracht als wir, und die eigentlichen praktischen Philosophen haben von jeher im Orient gelebt. Auch der Uebersetzer in seiner strengen, steifen Haltung hat mich ergötzt, nur seine gewaltige Ortheberie war mir auffallend, denn wenn mich nicht alles trügt, so gab ihm mein Freund Hammer irgendwo, ich glaube in einem Briefe an mich, das Prädikat eines Atheisten, nun aber glaubt' er ja an die Bibel, wie sein Kukjacrus an den Koran.

Das fünfte Heft über Kunst und Alterthum hat Ihre Güte mir zweimal zugesandt, und da vielleicht dadurch eines Ihrer Exemplare defekt wird, so bitt' ich Sie, mir zu sagen, ob ich eines davon Ihnen zurücksenden soll? Ich habe im vorigen Monat meinen Sohn nach Straßburg geführt, weil mir dieß für seine ganze deutsch-französische, jedoch stark auf die deutsche Seite sich neigende Bildung am angemessensten schien, und wie billig nicht versäumt, mich sogleich nach dem Verfasser des Pfingstmontags zu erkundigen. Dieser, wie Sie wissen, ist Arnold, Professor der Rechte an der Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, nur wie ich höre, seine Thätigkeit nach zu vielen Richtungen ausbreitender junger Mann. Ihren Aufsatz über sein Gedicht haben seine Freunde dort besonders abdrucken lassen. Ein Exemplar erhielt ich vom Verfasser; es hat mich auf der Rückreise begleitet, und als geborner Schwabe kennt' ich mich

leicht zurecht finden. Nicht nur bedurft' ich kaum acht oder zehn Idiotismen im Register nachzuſchlagen, ſondern durch Sitten und Gebräuche, Geiſtesrichtung und Geſinnungsart fand ich mich ſo gänzlich in meine Jugendzeit verſetzt, daß mir auch nicht der geringſte Zweifel bleiben konnte, Elſäßer und Schwaben ſeyen vom nämlichen Volksſtamm. Ihre Vermuthung, das Werk erhalte bloß das Andenken eines Zuſtandes, der ſpäter wo nicht zurücktrat, doch gewaltſam durch einander gerüttelt worden, wird ſchon durch das Alter des Verfaſſers widerlegt, der nur Zuſtände, wie ſie ſeit der Revolution noch beſtehen, beobachten konnte. Auch iſt mir nicht nur verſichert worden, ſondern ich hab' es ſelbſt in einigen Familien anſchaulich erprobt, daß jene Sitten großentheils noch jetzt beſtehen. Auch hat, wiewohl nach zerſtörter Munizipal-Verfaſſung, das alte Bürgerweſen wenigſtens in der Adminiſtration des alten Stadteigenthums ſich noch erhalten können, das großentheils der Zerſplitterung entgangen iſt. Ueberhaupt bewahrt ſich in Straßburg und im ganzen Elſaß ein eigenthümlicher Geiſt: die Vortheile der Einheit in der Nation, der man angehört, werden anerkannt und niemand gelüſtet nach der germaniſchen Zerſtückelung; aber wenn man im politiſchen Sinn ſich gerne als Franzoſe betrachtet, ſo ſind doch in jeder andern Richtung deutſche Cultur und deutſche Sitte überwiegend, und keine der franzöſiſchen Superſtitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln ſchlagen. Dazu kommt ein gewiſſer militäriſcher Geiſt, der beſonders in Straßburg ſich leicht mit den Truppen und mit dem ſich die Truppen leicht befreunden, und eine gewiſſe Beſonnenheit, die ſchnell den Standpunkt erkennt und feſthält, der gegen Liſt oder Gewalt ſich am beſten vertheidigen läßt.

Dem König von Württemberg, der über das freundliche Salve Ihrer Schwelle getreten iſt, bin ich am 13. April Morgens zwiſchen Heidelberg und Weinheim begegnet, wie er mit geflügelter Eile der Vermählung entgegenfuhr. Es iſt doch eine erfreuliche Erſcheinung, dieſen König zu ſehen, wie er in einem eigenthümlichen Gang fortſchreitet; nicht als ob er durch idealiſche Feſtigkeit ſich auszeichnete, aber es liegt in ächt württembergiſchen Charakteren ein gewiſſer launiſcher Trotz, der ſich weder beugen noch brechen läßt, wohl aber beſchwichtigen.

Wohl haben Sie Recht, mein verehrter Freund, in dem

was Sie über Erfahrung ſagen. Für Individuen kommt ſie immer zu ſpät, für Regierungen und Völker iſt ſie niemals vorhanden. Dieß kommt daher, weil die gemachte Erfahrung in Einem Brennpunkt vereinigt ſich darſtellt und die zu machende ſich über Minuten, Stunden, Tage, Jahre und Jahrhunderte verbreitet, und folglich das Aehnliche niemals ähnlich erſcheint, weil man in dem Einen Fall nur das Ganze und in dem Andern nur einzelne Theile ſieht; der unbetheiligte und unbefangene ſteht weiter ab, und faßt eben darum die Aehnlichkeit zwiſchen der zu machenden und der gemachten Erfahrung beſſer auf. Was übrigens Spanien betrifft, ſo liegt in dieſer Nation eine Beharrlichkeit und ein point d'honneur von Conſequenz, wovon ſich um ſo mehr erwarten läßt, da das Erworbene allen Reiz der Neuheit, der Selbſtthätigkeit und des theuern Preiſes hat. Begriffe und Wahrheiten, die wir an den Schuhen abgetreten haben, und darum wie Koth achten, ſind dort ein koſtbares Gut, und wurden längſt im innerſten Heiligthum der Häuſer und der Herzen aufbewahrt.

Unter die vollkommen praktiſchen Philoſophen rechne ich wie billig auch Sie. Neben jener vielſeitigen Thätigkeit, durch die Sie dem Weſten angehören, ſchienen Sie mir immer eine Anlage zum Orientalen zu haben, die ſich, wie in Ihrem Divan nun auch durch die Art darſtellt, wie Sie im Genuß der Ruhe mit Würde menſchliche Angelegenheiten in ſich aufnehmen oder an ſich vorübergehen laſſen. Daß mein Andenken nicht an Ihnen vorüberging, iſt mein Stolz und meine Freude, und ſo hoch ich Sie über mir erblicke, ſo umfaßt Sie doch mein Gefühl nicht nur mit Verehrung, ſondern auch mit Liebe.

Ewig der Ihrige.

Reinhard.

XCVI.

Goethe an Reinhard.

Jena den 15. September 1820

An Ihrem ſo werthen Brief, verehrter Freund, der meinen Aufenthalt in Carlsbad ganz eigentlich krönte, habe ich dieſe Monate her gezehrt: denn zu Ihren gehaltvollen Worten gibt jeder Lebenstag einen Commentar.

Mir iſt es dießmal wohl gerathen, ſo früh ins Bad gegangen zu ſeyn; dadurch habe ich einen ſehr leidlichen Sommer verlebt, der ſogar vortrefflich geweſen wäre, wenn nicht unvermeidliche Aeußerlichkeiten mich hie und da aus dem Gleichgewicht gebracht hätten, welches in ſpäteren Jahren ſich immer langſamer wiederherſtellt.

Uebrigens waren meine Geſchäfte ganz friedlich. Im dritten Jahre bemüht eine Bibliothek [1] aus dem Todesſchlaf zu wecken, welches denn freilich nur durch völlige Um- und Umbildung geſchehen konnte. Ein Gewächshaus neu zu bauen, [2] um die ſüdlichen Gewächſe, die zu uns jetzt häufiger wallfahrten als wir ſonſt nach dem heiligen Lande zogen, weil ſie nun einmal da ſind, zu überwintern, und dergleichen mehr erregt meine ſinnliche Aufmerkſamkeit und wirkt wohlthätig, ſo daß ich auch ein paar Hefte wieder zuſammenbringe, wovon das eine nächſtens folgt. Möcht' es Ihnen auch anregend und ermunternd ſeyn.

Laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit nicht ohne Nachricht! Für meine Perſon finde ich mich darin ſehr glücklich, daß, indem ich ſolche Bogen diktire und abdrucken laſſe, immer meiner abweſenden Freunde gedenken darf und einem und dem andern gar wohl etwas zu Liebe und zu Vergnügen glaube dahin zu geben.

Von meinen Naturbetrachtungen folgt ebeſtens das dritte Heft; darin habe ich auch wieder die Mühſeligkeiten mehrerer Jahre niedergelegt, mit dem Wunſche, Andern die Mühe zu erſparen. Die Menſchen aber ſind ganz eigene Perſonen, daß, da

[1] Goethe hatte die Ordnung und Umgeſtaltung der bis dahin getrennten Jenaiſchen Univerſitäts- und Schloßbibliotheken übernommen.
[2] Im botaniſchen Garten zu Jena.

Brander.

Doppelt Schwein!

Frosch.

Ihr wollt' es ja, man soll es seyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer sich entzweyt!
Mit offner Brust singt Runda, sanft und schreyt!
Auf! Holla! ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl sprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederschallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Frosch.

So recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

das Irdiſche ohnehin genugſam auf uns laſtet, ſie ſich den Bündel noch durch willkührlichen Irrthum erſchweren mögen.

Wenn gleich die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in der gegenwärtigen Lage nirgends erfreulich ſind, ſo muß ich doch bekennen, rings umher nach Außen immer noch ganz wohl ſituirt zu ſeyn. An fremden Durchreiſenden mangelts nie. Bald ſind es die Ferien, wo ſich Lehrende und Lernende in der deutſchen Welt herumtreiben, dann die Zeit der Badereiſen, hin und her, und ſonſt Anläſſe in Unzahl. Da vergeht nun kein Tag, daß ich nicht von Fremden mehrfach angegangen würde, und ich verwende darauf gern ein paar Stunden, die mir niemals ohne Vortheil vorübergehen. Mannigfaltigſte Geſtalten, an meine entſchiedene Einſamkeit ſich heran- und vorbeibewegend, geben mir Begriffe von der Außenwelt, wohlfeiler als ich ſie auf irgend einem Wege hätte gewinnen können.

Dazu kommt noch, daß unſere fürſtlichen Familienglieder, von den Großeltern bis zu den Enkeln, in einem ſehr glücklichen Verhältniß leben, und mich als ein Inventarienſtück des Hauſes auf das Freundlichſte und Zutrauensvollſte gelten laſſen. Mehr wüßte ich kaum zu ſagen und ich hätte wie Polykrates Urſache, mir ſelbſt ein Uebel zuzufügen, zu Verſöhnung der neidiſch angenommenen oberen Gewalten, wenn nicht meine liebenswürdige Schwiegertochter, die mir ſchon einen allerliebſten Enkel gebracht, jetzt gerade in Gefahr wäre, Leben gebend, das Leben zu verlieren.

So weit wären wir alſo, daß ſchon geſorgt iſt, jede Art von übermüthigem Selbſtgefühl werde ſich recht hübſch die eigenen Sordinen aufſetzen. Das Alter weiß freilich dieſe dämpfenden Maſchinen ohne weiteres gar gemächlich anzubringen und wir wären alſo auf alle Weiſe geborgen.

Von dem in Frankfurt mir beſtimmten Monumente wüßte ich nichts zu ſagen; ich verhalte mich dagegen ganz ſtille, contemplirend: denn da es mehr iſt als was ein Menſch erleben ſollte, ſo muß er ſich gar wunderſam beſcheiden zuſammen nehmen, um nur die Legung des Grundſteins zu überleben.

Unſern Kanzler, Herrn v. Müller, hab' ich ausgeſcholten, daß er, in die Frankfurter Societäten verwickelt, ſich nicht Mühe genommen, Sie in Bockenheim zu beſuchen, damit ein lebendiger

Zeuge mir von Ihrem Aufenthalt und Wohlbefinden Nachricht und Verſicherung gegeben hätte.

Mit dem zu ſendenden Hefte noch einiges Zurückbleibende.

Treulichſt verbunden

Goethe.

XCVII.

Goethe an Reinhard.

Jena den 5. October 1820

Nur Ein Wort, ſo theurer als verehrter Freund, damit das Heft[1] nicht zaudere. Möge Sie Manches darin anſprechen und erfreuen.

Unſere herzlich-geiſtige Verbrüderung, hat mein Sohn, hör' ich, durch eine geiſtlich-kirchliche umfaſſen wollen.[2] Ich habe eine ſehr große Freude darüber; in ſolchen natürlich-feierlichen Verhältniſſen liegt etwas, wo man ſich eine günſtige Ahndung erlauben darf.

In Kurzem hoffe ich das morphologiſche Heft zu überſenden. Dieſe beiden auszufertigen, war mein Geſchäft ſeit ſechs Monaten. Eh' ich ins Winterquartier ziehe, berichtige ich hier noch Manches. Hiebei bemerke ich, daß die erſte Hälfte ganz von mir und die zweite bis auf Weniges, was auch mir angehört, von Meyern iſt. Noch hab' ich leider keine dritte Stimme gefunden, die ganz mit uns im Einklang wäre, und mag daher dieſe Hefte lieber langſam als mit ſich ſelbſt im Unklang erſcheinen laſſen.

Möge Ihnen und den lieben Ihrigen von allen Seiten Freude erwachſen.

Treulichſt

Goethe.

[1] Kunſt und Alterthum

[2] Reinhard war für Goethe's zweiten Enkel, Wolfgang, zum Taufpathen erbeten worden.

XCVIII.

Reinhard an Goethe.

Bockenheim den 15. October 1820.

Ich konnte, mein hochverehrter Freund, meinem Vorſatz nicht treu bleiben, in der nämlichen Woche noch einmal an Sie zu ſchreiben, in der mein Geburtstags- und Gevatterbrief abging; und um von allen Unterbrechungen mich frei zu halten, hatt' ich mir vorgenommen, dieſen ſchönen Beruf mir für die Einſamkeit des Apollinaris-Bergs aufzuſparen, wie ich geſtern Ihre freundliche Nachſchrift vom 5. October erhielt mit dem neuen Heft über Kunſt und Alterthum. Für beides Ihnen herzlich zu danken leidet keinen Verzug, und noch im vollen heitern Wiederſchein der Freude, die Sie mir dadurch gemacht haben, weih ich Ihnen dieſe Abendſtunde.

Wiewohl Sie ſcheinen die Inſpiration der Pathenſchaft von ſich ablehnen zu wollen, das ſchöne, fromme Band, das mich nun an den Sohn (doch auch an die Tochter?) und an den Enkel knüpft, ſchlingt ſich um den Vater: von ihm ausgehend, die dazwiſchen liegende theure Familie umfaſſend, kehrt es zu ihm wieder zurück. Da mir vor einigen Tagen Graf Beuſt ſagte, er würde die Ferien über ſeine Committenten beſuchen, ſchlug ich mich ihm zum Begleiter vor, zwar mit leicht hingeworfenem Antrag, aber im Innern mit tiefem Ernſt und heißer Sehnſucht. Nicht ſowohl die ſchon veranſtaltete Reiſe den Rhein hinunter, als die tauſend Bedenklichkeiten der Convenienz hielten mich zurück. Und dennoch, wenn ich in dieſen Gegenden bleibe, wenn ich nicht hoffen darf Sie hier zu ſehen, bin ich ſehr wohl eines ſchnell gefaßten Entſchluſſes fähig, einmal über das Salve Ihrer Schwelle zu treten. Doch genug hievon. Dieß iſt einer von jenen geheimen Vorſätzen, bei denen man ſich hüten muß, ſich ſelbſt zu beſchreien oder ſich beſchreien zu laſſen.

In Ihrem Hefte, das Technologiſche bei Seite laſſend, deſſen ich nicht würdig bin, an Ihrer Beſchreibung der transparenten Gemälde von König mich wieder erfreuend, und ſelbſt zu Erinnerungen der einſt genoſſenen reellen Gegenwart hingeleitet,

zugleich durch die Reminiscenzen des „durchscheinenden Trüben" in die Lehrstunden in Carlsbad versetzt, las ich mit steigendem Vergnügen die philostratischen Nachträge, bei denen ich, so wie in frühern Heften, so oft nur in festen, geregeltern Zügen, Diderot und Heinse widerfand. (Kennen Sie den Salon von Keratry? kennen Sie überhaupt Keratry?) Die Skizze des italienischen Trauerspiels, die Lieder, die Ballade, die ich mir nicht versagen konnte den Meinigen vorzulesen, endlich die zahmen Xenien. Diese mußte mein Baccalaureus vorlesen, der eben jetzt die Ferien bei uns zubringt. Den jungen Leuten klangen sie mitunter ein wenig spanisch; über das was darin „die Kinder gern hörten" wagten sie nicht laut zu werden, und da, wo die tiefe Erfahrung, die hohe Lebensweisheit, wo der, zuweilen mit vollem Recht stolze oder unlittige Heros sprach, waren sie noch nicht recht zu Hause. Eine Gespielin meiner Tochter, eine Enkelin Jacobis, übrigens ein natürliches, verständiges Mädchen, fragt ich, ob sie auch holzen wolle? Sie meinte, sie wär' es nicht würdig. Zu bescheiden, erwiedert' ich lachend, dazu gehört keine Würdigkeit.

Dem neuen morphologischen Hefte seh' ich mit Verlangen entgegen, sollt' ich auch da zuweilen so wenig zu Hause seyn, als meine Jugend bei den Xenien. Ueberall, verstehen Sie es, Stellen urbar zu machen, lichte Aussichten durch den dichten Wald zu öffnen, überall ist ein redliches Streben. Es ist wahr, ein rührendes, erhabenes Streben ist's, wenn Sie Ihre Paläste verlassen, um in einem log-house sich einzurichten. Dieß müssen Sie nun einmal, kraft Ihrer Jäger-Natur; nach Ihnen kommen die minder kräftigen Ansiedler, es bildet sich ein neues territory, noch unter vormundschaftlichen Gesetzen, und endlich entsteht ein neuer Staat mit voller, selbstständiger Constitution.

Bei diesem letzten Wort, mein verehrter Freund, hängt es nun bloß von mir ab, auf die Politik überzugehen; so wie wir Constitution sagen, sitzen wir sogleich so recht mitten inne. Aber getrost: Sie sollen weder von Neapel noch von Troppau hören und glücklicherweise spricht niemand mehr weder von Weimar noch von Jena; auch weiß ich aus guter Quelle, daß die Mainzer Commission, wie ein Nacht-Schmetterling, nächstens sterben werde, sobald sie ihre Eier gelegt hat. Ob die Eier taub seyn, oder welche Brut daraus hervorgehen werde, mag die Zukunft

lehren; denn vorläufig gräbt ſich die Brut wahrſcheinlich in die Erde. Unſere Revolution erſcheint mir nun wie der alte Noah nach der Sündfluth; ſeine Kinder ſind Sem, Cham und Japhet. Audax Japeti genus ſehen wir nun; Semiten ſind die frommen Teutſchen; den Cham, ſcheint es, müſſen wir an der Themſe ſuchen.

Vorläufig erlauben Sie mir, Ihnen zwei Männer vorzuführen, denen ich's nicht verſagen konnte einige Zeilen an Sie mitzugeben, vorausgeſetzt, daß Sie Ihr Winterquartier ſchon bezogen haben. Der Eine iſt Hr. v. Faber, ruſſiſcher Staatsrath, wie ich glaube ſchon ſeit Monaten Ihrem Hof angekündigt. Sein Geſchäft mag einige Analogie mit dem Kotzebueſchen haben, aber er treibt es in einem andern und beſſern Geiſte. Unſere erſte Berührung kam von dem freundſchaftlichen Verhältniß, worin er zu Cöln mit meinem verſtorbenen Bruder geſtanden war. ſie erwuchs bis zu einem gewiſſen Grad gegenſeitiger, perſönlicher Anhänglichkeit; auch weiß ich, daß Graf Capodiſtrias, von dem ich eine ſehr hohe Meinung habe, ihm zugethan ſey. Ihnen zunahen ſcheint er zugleich den innigen Wunſch und eine gewiſſe Scheu zu haben, wie ſich dieß nun weiter geſtalten werde, kann ich Ihnen ruhig überlaſſen. Der andere iſt ein pariſirter Holländer, Flötenſpieler bei unſerer königlichen Kapelle, einer der erſten Künſtler auf ſeinem Inſtrument. Unſer phlegmatiſches Publikum hab ich nur zweimal im Enthuſiasmus geſehen, über das Spiel der Catalani, und über das ſeinige.

Ich gedenke nächſten Donnerſtag mich zu meiner Weinleſe auf den Weg zu machen, wenn es anders zur Weinleſe kommt. Länger als vierzehn Tage werde ich ſchwerlich abweſend ſeyn.

Wie innig ich mich des Wohlbehagens, das aus Ihrem ganzen Briefe vom 15. September hervorleuchtet, erfreut habe, hat Ihnen ſchon mein voriger Brief geſagt. Sibi res, non se submittere rebus, wie herrlich haben Sie dieß in Ihrem ſchönen, reichen Leben durchgeführt! Die zweite Hälfte des Satzes glaub ich bis zu einem gewiſſen Grad auch mir angeeignet zu haben, oder vielmehr, ſie eignete ſich meiner Natur von ſelbſt an; aber die andere!

Meine Exiſtenz iſt ſeit Jahren zwiſchen Berufsgeſchäften und curſoriſcher, in verſchiedene Gebiete ſtreifender Lectüre getheilt.

aber faſt immer innerhalb den Grenzen der Erſcheinungen des Tags. Aus dieſem Zauberkreis iſt es auch, ſo wie ich ſehe, kaum möglich, herauszukommen. Und da erfahr' ich denn zuweilen jenes bedenklichſte, jene tantaliſch-ſiſyphiſche Qual, nicht gerade als ob ich dem beſchränkten Geſchäft mich nicht gewachſen fühlte, aber weil ich immer deutlicher das Ziel ſehe, das wir nie erreichen können. Und eben um der unbefriedigten Sehnſucht willen geb ich mich den Schwanken des Tags hin, nicht in Unterwerfung unter das, was er ſo eben gebietet, ſondern in Betrachtung deſſen was er hervorbringt.

Laß diejenigen Tage, mein verehrter Freund, die mir etwas von Ihnen bringen, immer zu den glücklichen gehören, daran zweifeln Sie gewiß nicht. Ich bin von ganzer Seele der Ihrige.

Reinhard.

XCIX.

Goethe an Reinhard.

Jena den 25. Oktober 1820

Wir dürfen wohl für ein ſchönes und glückliches Zeichen halten, theuerſter Mann, daß zwei Geburten zuſammentreffen, wovon die eine Ihres treuen Freundes Haus, obgleich nicht ohne Sorge für die Mutter, froh macht;[1] die andere aber auf das Schickſal des Staats dem Sie angehören, und im gegenwärtigen Augenblicke auf das Schickſal der Welt überhaupt, vom größten Einfluß zu achten iſt.[2] Denn hier hat ſich, im Gefolg wunderbarer Zufälligkeit, ein Umſtand ergeben, der, wenn er nicht mit großer Charakterfaſſung wäre geleitet worden, neues Unheil, durch parteiiſche Zweifelſucht hätte ſtiften können. Laſſen Sie uns alſo auch hier die Stärke des Frauengeiſtes verehren, der in ſolchen Momenten alles übertrifft, was eigentlich jemals gefordert werden könnte.

Zum 15. dieſes werde ich nach Weimar hinüber gehen, aber

[1] Die Geburt von Goeth's zweitem Enkel Wolfgang.
[2] Die Geburt des Herzogs von Bordeaux 29. September 1820.

doch wieder zurückkehren: ich möchte die mir anvertrauten Geschäfte recht nett und für den Winter wohlausgestattet zurücklassen.

Das Heft Naturwissenschaft ist auch abgeschlossen; sobald ein Exemplar geheftet in meinen Händen ist, geht es an Sie ab. Auch diesen Bogen werden Sie die frühere Wohlthat erzeigen, um des Freundes willen die Gegenstände von denen gehandelt wird lieb zu gewinnen. Mir geht es mit der Publikation dieser ältern Papiere gar wunderlich, ich muß wider meinen Willen in die Jugend zurückkehren, mich meiner Tugenden freuen und über meine Mängel den Kopf schütteln: beides pflegt man sonst gern zu vermeiden.

Vorstehendes war schon längst geschrieben, und lag nur in Erwartung des Heftes das hier beikommt. Eben bin ich im Begriff, mich von Jena endlich abzulösen, wobei gar mancherlei zu thun ist. Nur flüchtig danke daher für Ihren herrlichen Brief, der mir Nahrung und Labsal gibt, da man von so vielem Widerwärtigen umgeben ist; von Weimar aus baldigst mehr.

Goethe.

C.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 9. Februar 1821.

Ich weiß nicht, mein hochverehrter Freund, mit welcher Miene ich Ihnen berichten soll, wie es gekommen, daß ich Ihnen so lange geschwiegen. Mit Einem Wort, daran ist mein kleiner Pathe Schuld. Ich hatte nämlich gelesen, dem kleinen Herzog von Bordeaux wären, in Nachahmung seines großen Ahnherrn die Lippen mit Knoblauch gerieben und mit vin de Juranson befeuchtet worden. Da ich nun bei meinem neulichen Aufenthalt auf dem Berg den Scharfenberger von 1819 kostete, schien mir dieser wohl werth, die Lippen Ihres kleinen Enkels zu benetzen, unter der Bedingung, daß Vater und Großvater den Ueberrest

ſich theilten: den Knoblauch, da wir nicht in Béarn leben, wollt' ich ihm erlaſſen. So wurden Abſtich und Transport veranſtaltet; aber der Abſtich verzog, und um der leidigen Douane willen, mußte der Transport erſt nach Cöln gehen, eh' er zu Berg nach Frankfurt expedirt werden konnte. In Coblenz überfiel ihn der Froſt; er mußte ausgeladen werden. Während aller dieſer Umtriebe harrt' ich von Woche zu Woche, von Tag zu Tag der Ankunft des Weins, und da ich mir nun einmal vorgenommen hatte, der Brief ſolle den Wein ankündigen, ſo verzog ſich das Schreiben, und wie es in ſolchen Fällen geht, der Grund länger zu warten war, daß ich ſo lange gewartet hatte. Nun endlich iſt der Wein da; aber er muß ſich ſetzen und Sie erhalten nun doch den Brief drei oder vier Wochen früher als den Wein. Ja ſo geht's! werden Sie ſagen. Ich habe gegen die Maxime gefehlt, sibi res, non se submittere rebus, und das Einzige, was mich noch rechtfertigt, iſt, daß ich nicht länger den Muth habe, conſequent zu ſeyn.

Wir ſollten wirklich den Werth der Zeit, die uns vergönnt iſt, beſſer zu ſchätzen wiſſen. Sie wollen von mir von Zeit zu Zeit etwas hören, und in den drei Monaten, die nun vorüber ſind, konnt' ich auf eine Antwort von Ihnen rechnen. Dieſen Gewinn hab' ich mir unwiederbringlich geraubt. Dazu kommt, daß ich vernommen, Sie hätten den Winter doch nicht in dem vollen Genuß des Wohlſeyns zugebracht, das aus Ihren letzten Briefen athmete. Ich ſelbſt war nicht genug beſchäftigt, und nicht genug zerſtreut, um nicht mehr als Einen Abend zu finden, wo es mir von Herzen gemüthlich geweſen wäre, mich mit Ihnen zu unterhalten. Zwei Correſpondenten hab' ich ſeit kurzer Zeit verloren; der eine war die Fürſtin Pauline von Detmold, deren letzter Brief an mich mit den Worten ſchloß: „je suis à vous jusqu'à la mort.“ In einem Zeitraum von zwölf Jahren war zwiſchen uns ein Verhältniß des Vertrauens entſtanden, für das der Name Freundſchaft nicht anmaßend klingt, und im Briefwechſel konnte ſich begründen und befeſtigen, was perſönlicher Umgang ohne Zweifel umgeſtaltet, oder leicht geſtört hätte. Sie iſt bald nach der Abdankung, doch nicht an ihr geſtorben: die phyſiſchen und moraliſchen Urſachen ihres Verfalls reichen weiter hinauf; doch bin ich nicht in Abrede, daß eben für ſie der

Rücktritt in den Privatstand eine neue Krankheit wurde. Was weiter von ihr zu sprechen ist, steht geschrieben auf dem Boden, den sie wie ein schuldenfreies, sorgfältig bebautes Grundstück ihrem Sohne hinterließ. Ihr ganzes Land glich einem Garten; wer es vom paderbornischen Land her betrat, glaubte in ein Paradies zu treten. Der andere Correspondent war der Marquis de Bonnay, mit dem ich Jahre lang gerne und meist freundlich polemisirte, bis die wachsende Gährung der Zeit auch in unserm Gedankenwechsel eine Reibung hervorbrachte, der glücklicherweise seiner Abreise von Berlin ein Ziel setzte. Chateaubriand ist nun an seine Stelle getreten. Auch mit ihm ist ein Briefwechsel eingeleitet; wie er gedeihe, wird die Zeit lehren.

Was ich unter den gegenwärtigen Umständen am meisten fürchten würde, wäre, wenn die verbündeten Herrscher Dogmen politischer Rechtgläubigkeit aufstellten. Wie mild und nachgebend ihr Henotikon seyn möchte, damit würden sie nicht zum Ziele kommen. Fürsten können und dürfen niemals den Geistern gebieten, nur dem Herzen und dem Willen. Das Gebiet der Regierungen sind die Maximen, nicht die Principien (außer solchen, die sie als Menschen haben und haben müssen, und die ihr göttliches Recht sind, wie das unsrige). Und doch scheint es mir, eben jetzt sey ihnen die Versuchung nahe, auf jenen fremden, ihnen gefährlichen Kampfplatz zu treten. Ihre sogenannten Vertheidiger fordern sie dazu auf. Die Partei will zur Sekte, die Sekte zur Kirche wenden, außer der kein Heil ist. Im politischen Leben ruft immer erst die That die Meinung hervor; Völker, die sich glücklich fühlen, fragen nicht nach der Theorie, aber sie fragen nach der Theorie, die sie unglücklich macht, und ergreifen dann die entgegengesetzte, bis auch diese wieder durch die That zu Falle kommt. Daher die ewigen Sanktionen der Meinung. Nun steht es aber nicht mehr in der Macht der heutigen Herrscher von Europa, durch Verfolgung der alten Maximen ihren Völkern das Gefühl des Wohlseyns wieder zu geben: folglich müssen die Maximen geändert werden, um die Doktrinen außer Kraft zu setzen: die Principien sind für alle gleich, Recht, Pflicht und Gewissen; die Doktrinen, aus jenen hergeleitet, sind falsch, sobald sie, praktisch eingreifend, das Uebel bewirken; und dies kann jeder: die Maximen sind Kinder der Zeit, der

Umstände und der Verhältnisse. Und so würd' ich statt: „monarchisches Princip," sagen: „die monarchische Maxime."

Daß ich auch das dritte Heft der Morphologie mit Sympathie gelesen habe, wissen Sie zum voraus. Ueberall neue Anregungen. Daß Sie auch die entoptischen Farben Ihrer Theorie so glücklich anpassen konnten, ist ein neuer Beweis für diese. Auch den Wolken-Proceß haben Sie mit der Ihnen eigenen Darstellungs-Gabe anschaulich gemacht. Auf den Vergreifen hab' ich Sie begleitet.

So eben sendet mir Sulpiz B. die lithographischen Abdrücke von vier Gemälden seiner Sammlung. Wahl der Gegenstände und Ausführung sind gleich vortrefflich. Daß Sie an der heiligen Veronika Ihre Freude gehabt haben, kann ich mir denken. Mir gefällt die heilige Barbara noch besser. — Kennen Sie ein kleines Schriftchen vom General-Vikar Wessenberg „Jesus der göttliche Kinderfreund?" Voran steht der Christuskopf nach dem Modell von Dannecker. Auch diese schwache Nachbildung hat einen Ausdruck, der mich für alles gläubig macht, was man vom Originale sagt. Ich konnte mich nicht losreißen vom Anblick. Am folgenden Morgen beim vollen Erwachen, bei noch geschlossenen Augen steht ein Kopf vor mir, von ganz anderm Ausdruck, aber plastisch, wie eine phantasmagorische Erscheinung, edel und ernst. Nach einer oder zwei Sekunden ist er verschwunden. Oft, vor dem Einschlafen, nach Erhitzung, waren ganze Bilderzuge vor meinen Augen vorüber gezogen, wie kleine Miniatur-Gemälde in Klassen geordnet; ein andermal Stimmen vor dem Ohr u. s. w. Nie aber Morgens, nie von dieser Art. Seit einiger Zeit besonders kommen mir Erscheinungen von dieser Art vor, wo die gewöhnlichen physiologischen und psychologischen Erklärungen mir nicht genügen; und da ich von der unsichtbaren Welt um uns so überzeugt bin, wie von der sichtbaren, so entstehen daraus Ideenverknüpfungen, die ich nicht immer hemmen will, noch darf. Ich weiß, wohin dieß führen könnte; da ich aber alles dieser Art, wie z. B. magnetische Erscheinungen, nur für individuelle Erfahrungen halte, die sich weder unter allgemeine Gesichtspunkte bringen, noch mittheilen lassen, so weiß ich mich zu bescheiden, daß man auch in sich selbst zwar auf einen Augenblick solche Erfahrungen als Ahndungen

Altmayer.

A! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

Singt.

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig Lied! Pfuy! ein politisch Lied
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Mor-
gen,
Daß ihr nicht braucht für's Röm'sche Reich zu
sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Ge-
winn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht feh-
len;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag gibt, den Mann erhöht.

auffassen, aber nie festhalten dürfe. Ich schreibe Ihnen dieß, weil es auch zu meinen Abndungen gehört, daß Sie Erfahrungen dieser Art ebenfalls gemacht haben.

Freund Willmer ist oder war in einem etwas sonderbaren Streit wegen Verlegung der Kirchhöfe befangen. Syndikus Schmidt ist gestorben; doch davon ein andermal. Es ist Zeit, daß ich aufhöre zu plaudern; aber mit Ihnen darf ich's wagen. Erfreuen Sie mich bald mit der Nachricht, daß Frühlingstage, wie der heutige, Ihnen neue Kraft und neues Leben bringen und behalten Sie mich lieb.

Von ganzer Seele der Ihrige

Reinhard.

CI.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 5. März 1821.

Ihr theures Schreiben, hochverehrter Freund, war mir wie immer höchst erfreulich willkommen, zu einer Zeit, wo ich Erquickung und Erholung von einem zwar nicht unangenehmen, aber doch zudringlichen Geschäft zu wünschen hatte. Den schönsten Dank also für die mannichfaltigen Mittheilungen und den motivirten Ausdruck fortwährender Theilnahme.

Demselben folgte bald eine wünschenswerthe Aeußerung des Professor Hegel in Berlin; dieser wunderlam scharf und fein denkende Mann ist seit geraumer Zeit Freund meiner physischen Ansichten überhaupt, besonders auch der chromatischen.

Bei Gelegenheit des enteptischen Aufsatzes hat er sich so durchdringend geäußert, daß mir meine Arbeit wirklich durchsichtiger als vorher vorkommt. Da Sie nun auch so treulichen und ununterbrochenen Antheil daran genommen, so wird Ihnen gewiß ein Auszug der hauptrelevanten Stellen angenehm seyn. Die entschiedene Theilnahme kam mir um so erwünschter, als ich bei Bearbeitung des enteptischen Kapitels auf die übrigen Rücksicht nehmen und mir sie mehr als in der Zwischenzeit vergegenwärtigen mußte. Da bin ich denn bei Durchblätterung alter

Aktenstücke wieder in die alte Leidenschaft gefallen, mit der auch Sie so freundliche Nachsicht hegen.

Die Hälfte des neuen Stücks von Kunst und Alterthum liegt bei, möge es Ihnen einige heitere Unterhaltung geben.

Daß sie eine so edle Freundin vermissen, bedaure ich von Herzen, ein solcher Verlust ist groß, im Vorschritt der Jahre schwerer zu verschmerzen. Lassen Sie, von dem was Sie ihr zugewendet, mir einen Theil zu Gute kommen.

Den Tod der höchstseligen Kaiserin[1] habe ich noch nicht verwunden; es ist eben, als wenn man einen Hauptstern am Himmel vermißte, den man nächtlich wieder zu sehen die erfreuliche Gewohnheit hatte.

Und eben in dem Augenblicke, da ich mit diesen traurigen Betrachtungen zu schließen gedenke, meldet sich der so freundlich und vorsorglich angekündigte Wein und so wird diese Stunde zu einem Lebensbilde, wo Freud und Leid unaufhörlich wechseln, sich an und über einander drängen; dabei denn Freundschaft und Liebe, Anerkennung und Verehrung, Vorsorge und Nachhulfe das schönste Gleichgewicht allen Zuständen verleihen. Tausend Dank! sobald die werthe Gabe auch bei uns ausgeruht, soll sie, mit den treuesten Wünschen fur des Freundes Heil, mäßig genossen werden.

G.

CII.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Professor Hegel.

Berlin den 20. Februar 1821.

Unter dem so reichen Inhalte des Heftes habe ich aber vor allem auch Ew. Excellenz fur das Verständniß zu danken, welches Sie uns über die entoptischen Farben haben aufschließen wollen; der Gang und die Abrundung dieser Traktation wie der Inhalt haben meine höchste Befriedigung und Anerkennung erwecken müssen. Denn bisher hatten wir, der so vielfachen Apparate, Machinationen und Versuche über diesen Gegenstand unerachtet,

[1] Von Oesterreich, gest. den 17. April 1816.

oder vielmehr wohl gar um derselben willen selbst, von den ersten Malusischen und den fernern hieraus hervorgegangenen Erscheinungen nichts verstanden; bei mir wenigstens aber geht das Verstehen über Alles, und das Interesse des trocknen Phänomens ist für mich weiter nichts, als eine erweckte Begierde, es zu verstehen.

Nun aber wend' ich mich zu solchen, die, was sie haben und wissen, ganz allein von Ew. ꝛc. profitirt haben und nun thun, als ob sie aus eigenen Schachten es geholt, und wenn sie etwa auf ein weiteres Detail stoßen, hier sogleich, wie wenig sie das Empfangene auch nur sich zu eigen gemacht, dadurch beweisen, daß sie solches etwaige Weitere nicht zum Verständniß aus jenen Grundlagen zu bringen vermögen, und es Ew. Excellenz lediglich anheimstellen müssen, den Klumpen zur Gestalt herauszulecken, ihm erst einen geistigen Athem in die Nase zu blasen. Dieser geistige Athem, und von ihm ist es, daß ich eigentlich sprechen wollte, und der eigentlich allein des Besprechens werth ist, ist es, der mich in der Darstellung Ew. ꝛc. von den Phänomenen der entoptischen Farben höchlich hat erfreuen müssen. Das Einfache und Abstrakte, was Sie sehr treffend das Urphänomen nennen, stellen Sie an die Spitze, zeigen dann die concretern Erscheinungen auf, als entstehend durch das Hinzukommen weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu den zusammengesetztern fortschreitet und, so rangirt, das Verwickelte nun, durch diese Decomposition, in seiner Klarheit erscheint. Das Urphänomen auszuspüren, es von den andern, ihm selbst zufälligen Umgebungen zu befreien, es abstrakt, wie wir dieß heißen, aufzufassen, dieß halte ich für eine Sache des großen geistigen Naturſinns, so wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der Erkenntniß in diesem Felde.

Bei dem Urphänomen fällt mir die Erzählung ein, die Ew. ꝛc. der Farbenlehre hinzufügen, von der Begegniß nämlich, wie Sie mit Büttners schon die Treppe hinabeilenden Prismen noch die weiße Wand angesehen und nichts gesehen haben, als die weiße Wand; diese Erzählung hat mir den Eingang in die Farbenlehre sehr erleichtert, und so oft ich mit der ganzen

aterie zu thun bekomme, ſehe ich das Urphänomen vor mir, Ew. ꝛc.
t Büttners Prismen die weiße Wand betrachten und nichts
en als weiß.

Darf ich Ew. ꝛc. aber nun auch noch von dem beſondern
tereſſe ſprechen, welches ein ſo herausgehobenes Urphänomen
uns Philoſophen hat, daß wir nämlich ein ſolches Präparat,
Ew. ꝛc. Erlaubniß, geradezu in den philoſophiſchen Nutzen
wenden können! Haben wir nämlich endlich unſer zunächſt
ſternhaftes, graues oder ganz ſchwarzes, wie Sie wollen, Ab-
utes, doch gegen Luft und Licht hingearbeitet, daß es deſſelben
ehrlich geworden, ſo brauchen wir Fenſterſtellen, um es vol-
ds an das Licht des Tages herauszuführen; unſere Schemen
rden zu Dunſt verſchweben, wenn wir ſie ſo geradezu in die
nte, verworrene Geſellſchaft der widerhältigen Welt verſetzen
llten. Hier kommen uns nun Ew. ꝛc. Urphänomene vor-
fflich zu ſtatten; in dieſem Zwielichte, geiſtig und begreiflich
rch ſeine Einfachheit, ſichtlich oder greiflich durch ſeine Sinn-
keit, begrüßen ſich die beiden Welten, unſer Abſtruſes und das
cheinende Daſeyn, einander.

Wenn ich nun wohl auch finde, daß Ew. ꝛc. das Gebiet
es Unerforſchlichen und Unbegreiflichen ungefähr eben dahin
legen, wo wir hauſen, eben dahin, von wo heraus wir Ihre
ſichten und Urphänomene rechtfertigen, begreifen, ja wie man
heißt, beweiſen, deduciren, conſtruiren u. ſ. f. wollen, ſo
ß ich zugleich, daß Ew. ꝛc., wenn Sie uns eben keinen Dank
ür wiſſen können, uns doch toleranterweiſe mit dem Ihrigen
nach unſerer unſchuldigen Art gebahren laſſen; es iſt doch
ner noch nicht das Schlimmſte was Ihnen widerfahren iſt,
ich kann mich darauf verlaſſen, daß Ew. ꝛc. die Art der
nſchennatur, daß wo einer etwas tüchtiges gemacht, die an-
n herbeirennen und dabei auch etwas von dem ihrigen wollen
han haben, zu gut kennen.

Ich muß noch auf eine der Belehrungen Ew. ꝛc. zurück-
mmen, indem ich mich nicht enthalten kann, Ihnen noch meine
zliche Freude und Anerkennung über die Anſicht zu bezeugen, die
über die Natur der doppelt refrangirenden Körper gegeben
en; dieſes Gegenbild von derſelben Sache, einmal als durch
erliche mechaniſche Mittel dargeſtellt, das anderemal eine innere

Damaſtweberei der Natur, iſt meiner Meinung nach gewiß einer der ſchönſten Griffe die gethan werden konnten.

CIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 29. März 1821.

Wenn man fleißig ausgearbeitete Bücher, vor einigen Jahrhunderten gedruckt, aufſchlägt, ſo kommen uns gewöhnlich mancherlei Encomien rhythmiſch entgegen, der Autor traut ſich nicht allein ins Publikum, nur wohl escortirt und empfohlen kann er Muth faſſen. In der neuern Zeit wagt man ſich kühn und zuverſichtlich heraus und überläßt auf [illegible]t Glück ſeine Produktion dem Wohlwollen oder Mißfallen der Beurtheilenden.

Nehmen Sie es in dieſem Sinne, theurer verehrter Freund, wenn ich nicht ſäume beikommende Nachempfehlungen verſprochenermaßen mitzutheilen.[1]

Dieſe geiſtreich heitern, durchdringenden, obgleich nicht einem jeden gleich eingänglichen Worte machen Ihnen gewiß Vergnügen um meinet- und der Sache willen.

Wenn man ſo alt geworden iſt als ich, und in einem ſo würdigen, werthen Unternehmen von den verworrenen Mitlebenden nur widerwillige Hinderniſſe erfahren hat, muß es höchlich freuen, durch einen ſo wichtigen Mann die Angelegenheit für die Zukunft ſicher zu ſehen, denn außerdem hat ein Appell an die Nachwelt immer etwas Triſtes.

Von der wunderſamen Produktion und Reproduktion der Augenerſcheinungen wüßte ich freilich auch manches zu erzählen. Sehen Sie doch ob der Frankfurter Buchhandel Ihnen folgendes Werkchen verſchaffen kann:

Purkinje, Beiträge zur Kenntniß des Sehens in ſubjektiver Hinſicht. Prag 1819.

Dieſer vorzügliche Mann ergeht ſich in den phyſiologen Erſcheinungen und führt ſie durchs pſychiſche zum geiſtreichen, ſo

[1] Nämlich den verſiegelten Auszug aus Hegels Brief

daß zuletzt das Sinnliche ins Ueberſinnliche ausläuft; wohin die Phänomene, deren Sie erwähnen, wohl zu zählen ſeyn möchten.

Ich bringe in meinem nächſten Stück Naturwiſſenſchaften einen Auszug aus Purkinje bei, mit eingeſchalteten eigenen Bemerkungen, mannichfaltig betrachtend und hinreißend.

Neulich beim Unterſuchen älterer Akten fand ich zur großen Freude und treulichen Erinnerung die von Ihnen ins Franzöſiſche überſetzten Stellen der Farbenlehre. Gerade ſolche Zeugniſſe ſind höchſt erfreulich rührend; ſie geben uns die ſchöne Gewißheit, daß wir nicht umſonſt, nicht ohne Theilnahme trefflicher Menſchen gelebt haben.

Uebergehen will ich nicht, daß es mir ſchien, als ſey Ihr letzter Brief eröffnet geweſen, ſehen Sie doch auch die meinigen an. Eigentlich müßten ſich die Neugierigen ſchämen, wenn Sie ſehen, daß mitten in dieſen wilden und verrückten Weltbändeln Freundſchaft, Liebe und ein höheres Intereſſe waltet, das noch lange gelten wird, wenn das jetzige leidenſchaftliche Treiben längſt verklungen iſt und nur noch einen mäßigen welthiſtoriſchen Antheil aufregen kann.

G.

CIV.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 9. April 1821.

Zwei Briefe von Ihnen, mein verehrter Freund, liegen vor mir. Daß ich den erſten nicht ſogleich beantwortete, müſſen Sie dem politiſchen Carneval zuſchreiben, deſſen toller Wirrwarr im vorigen Monat alle Köpfe ſchwindeln machte; und da ich von Amtswegen zuſehen mußte, wie Zeitungen und Bulletins, Briefe und Gerüchte, Juden-Staffeten und Geſandten-Couriere durcheinander wirbelten, ſo wär' es gegen das Decorum geweſen, mich im allgemeinen Taumel nicht mit hinreißen zu laſſen. Nun weiß ich zwar, daß ich eben zu einer Unterhaltung mit Ihnen mich flüchten konnte, um in der Ruhe, womit Sie gerade dieſe Seite

des menschlichen Treibens betrachten, einen sichern Halt zu finden; allein diese Zuflucht verschmäht' ich, weil ich ihrer nicht bedurfte. In diesen politischen Zauberkreisen selbst, die Sie nun einmal nicht betreten wollen, hätt' ich gewünscht, Ihnen Probe zu stehen und Ihnen zu zeigen, daß ich in diesem allgemeinen Tarantelltanz doch keiner der gestochenen sey. Nun da einer der Tänzer um den andern ermattet hinsinkt und die wilde Musik in einen gemäßigtern Takt übergeht, ist es mir vergönnt, aus diesem Kreise heraus in die Ihrigen zu treten, und aller der heitern Genüsse mich zu freuen, die uns da die nimmer täuschende, nimmer alternde Muse bereitet.

Die übersandte Hälfte des neuen Hefts ist eben jetzt nicht in meinen Händen und mein Gedächtniß ist nicht treu genug, um, wie ich mir vorgenommen hatte, über einige der Gnomen in Versen und Prosa mit Ihnen Rede zu wechseln. Die meisten sind treffend wie Apollo's Pfeile; einige hab' ich mir angezeichnet, deren Sinn mir entweder vielseitig oder dunkel erschien. Diese nun muß ich im eigenen Geist oder Gemüth erst wieder verarbeiten, und bleibt mir dann noch etwas räthselhaft, so müssen Sie mir wohl erlauben, den Oedipus selbst anzurufen. Denn, sollten Sie es glauben? hier, in Ihrer Vaterstadt, kenne ich keinen Vereinigungspunkt, wo Aufgaben dieser Art ein Gegenstand geselliger Unterhaltung werden könnten, und mehreren Männern in meinen Verhältnissen geht es, so viel ich weiß, eben so. Nicht, daß nicht drei oder viermal in der Woche, die hundert oder hundert und fünfzig Gesichter, die zu unsern Assembleen gehören, sich regelmäßig versammelten, um sich eine Stunde lang anzugaffen, um dann zwei oder drei Stunden dem Boston, Whist oder L'hombre zu widmen (die jungen Damen und Herrn spielen Pharao), aber eben darum. Seit einem im vorigen November in Bonn zugebrachten Abend ist mir auch nicht eine einzige wissenschaftliche Unterhaltung geworden. Dabei halt' ichs nun so. Ich finde mich ein, mache meine fünfzig Bücklinge, erlasse meine fünfzig Fragen nach Witterung oder Gesundheit oder höchstens der Neuigkeit des Tags, und so wie die Rippenstöße beginnen, um Spieltische und Stühle zurecht zu setzen, flieh' ich nach Hause. Dort erwartet mich, wenn keine Geschäfte vorhanden sind, ein Paket vom deutschen Buchhändler hier, oder vom

franzöſiſchen in Straßburg: und da wir Diplomaten doppelt Fremdlinge ſind auf Erden, ſo bedarf es, wenn mein Stündlein kommt, um dieſer argen, falſchen Welt Valet zu ſagen, weiter nichts als ein paar hundert Karten p. p. c. Herr P. P. in Neapel hatte das noch bequemer, der brauchte bloß ein C. zu ſchreiben.

Durch eine mir ſehr vergnügliche Ueberraſchung hab' ich mich als Mitarbeiter Ihres neueſten Heftes gefunden. Abſichts- und namenlos, bloß unter uns beiden; eben dieß hat mir Freude gemacht. Seit beinahe dreißig Jahren hat mich eine gewiſſe Indolenz abgehalten, etwas für den Druck zu ſchreiben; in der Buonapartiſchen Zeit unterließ ich es aus Maxime, und nun iſt die Gewohnheit allmächtig geworden. In der Sphäre meines Berufs fürs Publikum zu ſchreiben, wäre bedenklich: außer dieſer Sphäre bin ich zu arm, des Empfangens zu bedürftig und zu gewohnt, und im Sammeln mehr Schmetterling als Biene.

Und ſo, um auf die entoptiſchen Farben und Hegels mir ſo gütig mitgetheilten Brief zu kommen, muß ich auch hier geſtehen, daß mein Wiſſen Stückwerk ſey. In der Farbenlehre bin ich durch Sie zum Glauben und Anſchauen gelangt. Aber über Ihren Unterricht und über Ihr Buch hab' ich mich nicht hinaus gewagt. Die unendlichen Columnen des Moniteur über die Polarität des Lichts haben mich erſchreckt: Zeiten, Ereigniſſe, innere Zuſtände haben mich abgezogen, und wenn ich denn von Zeit zu Zeit, was allerdings geſchah, Ihr Buch, Theorie, Geſchichte oder Polemik wieder zur Hand nahm, ſo geſchah es mehr um der herrlichen Form willen, als wegen der, meinem ungetreuen Gedächtniß im Zuſammenhang entfremdeten Materie. Hätt' ich im Herbſt 1807 oder ſpäter in Caſſel wißbegierige Theilnehmer gefunden, ſo hätt' ich feſtgehalten. Aber in Paris: »il nous a fallu cinquante ans, pour mettre Newton sur le trône, accordez nous autre cinquante ans pour le détrôner.«

In Göttingen Trümmer Ihres Apparats, z. B. Ihre graue Drehſchreibe im Staub und ein abſprechendes Lächeln der Phyſiker; an wen konnt' ich mich anſchließen? Selbſt die Fürſtin von Detmold wollte nicht. Nun aber wächst mir wieder der Muth. Auf Pfingſten beſuch' ich meinen [1] Berg in Begleitung

[1] (Apollinaris.)

Ihrer Farbenlehre und der Erfordernisse für entoptische Farben. Denn ist in der Nähe und Sie sollen von mir hören.

Die Zusammenstellung Ihrer weißen Wand und dann des Urphänomens in den entoptischen Erscheinungen mit dem Absoluten der Naturphilosophen hat mich ungemein ergötzt. Nun machte ich gegen Herrn von Wangenheim, der, wie ich höre, Sie in einigen Tagen von Angesicht zu Angesicht zu sehen das Glück haben wird, die Bemerkung, daß Ihr Abstraktes immer eine reine Thatsache bliebe, aber das Absolute wäre, wie ich in der Jacobischen Schule gelernt hatte, Zero. Dagegen erwiederte H. v. W., auch das Absolute beruhe auf Anschauung und könnte weder gelehrt noch gelernt werden. Wie dem sey, das Absolute, wiewohl H. Hegel es soviel höher stellt als Ihre Urphänomene und diese sogar daraus herleiten will, scheint mir im geistigen Gebiete gerade was im sinnlichen Ihre weiße Wand: aber wo kommen dort die Ränder her?

Der mir angekündigten Schrift von Purkinje hab' ich noch nicht habhaft werden können; auf jeden Fall vertröst' ich mich auf Ihren Auszug. Da ich Ihnen nemlich von einem Gesichte geschrieben habe, so sollen Sie auch etwas von einem Gehörten erfahren. Ich war bis ins vierzehnte Jahr mit einem Schulkameraden aufgewachsen, in vielfachen Klassen- und Familienbeziehungen, aber eben dadurch in einer gewissen Entfremdung. Zum Unterschied nannte man ihn Karl Friedrich, mich Karl Fritz. So wie ich die Schule verließ, wurde der Fritz von meinem Namen weggelassen; ich hieß Karl, und in vierzig Jahren vielleicht war mir der Name Karl Fritz nicht wieder in den Sinn gekommen. Ein gleichgültiges Verhältniß bestand wieder zwischen uns auf der Universität; er wurde nachher in Frankfurt angestellt und, hier durchkommend, machte ich ihm wohl einen Besuch. Während meiner Gefangenschaft hier im April 1813 nahm er keine Notiz von mir; da ich im December wieder kam, sah ich ihn nicht und unser Verhältniß wurde von seiner Seite feindlich. Im vorigen Jenner in der Nacht ertönt auf einmal vor meinem Ohr: Karl Fritz! Der Name regt mich sonderbar auf und ein kleiner Schauer rieselt mir durch die Glieder. Es war die Todesnacht jenes Mannes; ich hatte nichts von seiner Krankheit gewußt. Ich habe dieß Hrn. Willmer erzählt. Nach seiner

Hypotheſe, nach der Analogie gewiſſer Erſcheinungen des Magnetismus, hatte der Sterbende an mich gedacht; ich habe eine andere Hypotheſe.

Ihr Brief, wohl verleimt im Innern, und durch das ſparſame Siegellack geſchützt, ſchien mir nicht geöffnet. Daß es der meinige war, iſt ſehr in der Regel, wenigſtens behauptet dieß die allgemeine Tradition unter den hieſigen Geſandten; auch fehlt es nicht an Erfahrungen. Zu Buonaparte's Zeiten machte mich dieſer Gedanke zum Briefſchreiben widerwillig; etwas von dieſem Widerwillen iſt mir geblieben; aber eigentlich nur aus Trägheit. Dieſer Gedanke an unberufene Augen iſt freilich widerlich, aber er ſtört mich nicht. Das Recht zu ſeyn, wie ich bin, haben wohl andere mir zugeſtehen müſſen als Confidenten dieſer Art. Was Sie mir bei dieſer Veranlaſſung ſo ſchön und freundlich ſagen, würde mich reichlich entſchädigen und wenn auch in jeder der geleſenen Zeilen ein Vorwand gelegen hätte, mich zum Carbonaro zu ſtempeln. Allerdings ſtehen wir, Sie und ich, über ſolche Miſeren des Augenblicks erhaben, und glauben Sie, die welche am Ende hierin zu entſcheiden hätten, wiſſen dieß.

Leben Sie wohl, mein theurer, hochverehrter Freund, und behalten Sie mich lieb. Ganz der Ihrige.

Reinhard.

CV.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 25. Mai 1821.

Ihre freundliche köſtliche Mittheilung vom 29. April erſt jetzt dankbar erwiedernd, überſende ich mit wenig Worten eilig den letzten Aushängebogen von Kunſt und Alterthum; ein Wanderer[1] folgt zunächſt, dem ich eine herzliche Aufnahme erbitte. Dießmal hat wirklich Jubilate wie ein Geſpenſt vor mir geſtanden. So alt man auch wird, bleibt man immer unmäßig im Unternehmen und wie luſterne Weiber, der Geburtsſchmerzen

[1] Die erſte Ausgabe der Wanderjahre

Frosch singt.

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehentausend-
mal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! ich will davon
nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirst
mir's nicht verwehren!

Singt.

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, singe, singe nur, und lob' und rühme sie;
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird sie's auch
so machen.
Zum Liebsten sey ein Kobold ihr bescheert,

uneingedenk, ſich bald wieder zu neuen Gefahr bringenden Vergnügen hinreißen laſſen, ſo ſind wir Autoren doch auch: ſchon iſt ein neues Heft Kunſt und Alterthum unter der Preſſe, ingleichen ein mythologiſches. Wie anders aber ſollte Diogenes ſeine Exiſtenz in dieſer bewegten Welt bethätigen?

Daß Sie mir verzeihen, Sie auch in unſere Zauberkreiſe hereingezogen zu haben, beruhigt mich völlig: ich habe leider die bewußte Stelle nicht in ihrer ganzen Kraft bringen können, da ich ſehr ängſtlich bin, durch irgend eine Indiskretion Freunde zu compromittiren. Ich darf alſo hoffen, daß wenn Sie irgendwo in der Folge auf Ihre Gedanken und Worte treffen, Sie mir es weder verargen noch als Plagium anrechnen werden. Herrn v. Wangenheim, der nur bis Gotha gekommen, bedaure ich nicht geſehen zu haben; empfehlen Sie mich dem Werthen allerſchönſtens. Nun vermelde ich ſchließlich, daß ein Faß des köſtlichen Weines auf Flaſchen gezogen, zugleich Ihre werthe Geſundheit getrunken und dem Pathen gebührlich die Lippen genetzt worden: er wächst wie ſein Bruder gedeihlich heran.

So viel für dießmal, nächſtens wird der Wanderer eintreten, mit Bitte, die Unterhaltung fortſetzen zu dürfen.

G.

CVI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 18. Juni 1821.

Vierzehn Tage Podagra, acht Tage Fieber, und dann die Nachwehen haben mich verhindert, Ihnen den Empfang Ihres lieben kleinen Päckchens früher zu melden. Es kam gerade am dritten Tage der Kriſe und gewährte mir eine erwünſchte, nicht nur Zerſtreuung, ſondern Erleichterung. Eigentlich möcht' ich durch einen Brief an Sie mein Geneſungsfeſt feiern, aber dieß vermag ich noch nicht: der Magen verſagt noch ſeine Dienſte, er begehrt zugleich und verſchmäht Speiſen und Getränke. Die zweite Hälfte des Hefts iſt noch am erſten Tage durchgeleſen worden, freilich mit etwas ſchwerem Kopf, doch hat mich das

was Sie über künstlerische Anstalten für Preußen schreiben, sehr angezogen, weil ich trotz einem gewissen Anschein diesen Staat als im Fortschreiten begriffen erkenne, was sich besonders durch seine umfassende Sorgfalt für Unterricht und Bildung ausspricht. Dort würden die Fonds für enseignement mutuel nicht aus dem Budget gestrichen werden, wenn er nicht zu hoch stünde, um solcher Anstalten noch zu bedürfen.

Der angekündigte Wanderer hat sich eingestellt, aber noch nicht unter Ihrer Firma. Erst erschien ein unächter aus Quedlinburg, mit dem Zeichen der Verwerfung an der Stirn. Diesem wurde sogleich die Thüre gewiesen. Dann aber kam der ächte, und nun entstand die Frage, ob ich sogleich mit ihm Bekanntschaft machen oder abwarten wollte, bis er durch Ihre Hand eingeführt würde. Die Neugierde siegte und gestern (ich muß nun aus der Allegorie fallen) wurden die ersten Kapitel vorgenommen, wo ich denn alte Bekannte fand. Auf die neuen freu ich mich wie ein Kind, oder besser, wie ein Freund.

Ich muß mich heute kurz fassen, nicht um der fürstlichen und gekrönten Häupter willen, die eben jetzt um und durch unsere Hauptstadt sich bewegen, und denen ich in meinen Korkschuhen nicht nahen darf, sondern weil andere Geschäfte und Zerstreuungen mich umdrängen. Herrn v. Wangenheim hab' ich seit seiner Zurückkunft nur zweimal gesehen: das Einemal sprachen wir von Ihrem Monument. Es macht mir Freude, so viele brave Männer mit dieser plastischen Apotheose beschäftigt zu sehen, indessen ist dieß, wie Sie wissen und fühlen, nicht diejenige, die am längsten dauert. Ob ich noch leben, ob ich noch hier leben werde, wenn das Denkmal errichtet ist, weiß ich nicht, und darum leg' ich höhern Werth auf das andere, das ich in Geist und Herzen trage.

Außer den Fonds fürs enseignement mutuel sind auch die encouragements des arts von G. Beurienne's Parzen-Scheere gerettet worden, und so kann unser Freund Beisserée sich Hoffnung machen, daß unser Minister für die Subscription auf ein paar Dutzend Exemplare vom Kölner Domwerk Wort halten werde. Eigentlich ist der wahre Zeitpunkt für diese Unternehmung verlaufen. In allem was Kunst und Wissenschaft betrifft, sind doch die Deutschen das wunderbarste Volk unter der Sonne.

Um Ihre Plane fur den Sommer mochte ich Sie wohl fragen. Wie gewöhnlich, fürcht' ich, fuhrt Ihr Weg Sie wieder nach Osten. Immer noch iſt mir Carlsbad eine liebe Erinnerung, denn es hat mir an Leib und Seele wohlgethan, und ich fuhle, daß es mir wieder noththun würde. Aber ich bin nicht krank genug, um den Hinderniſſen entgegen zu treten, die ſich ſchon dem bloßen Gedanken einer Rückkehr dorthin widerſetzen.

Und ſo empfangen Sie dieſen vorläufigen Gruß, mein hochverehrter Freund. Sie ſehen wohl, die Pfingſtſtudien auf dem Berge ſind mir auch zu Waſſer geworden! Leben Sie wohl und bleiben Sie mir hold.

Der Ihrige.

Reinhard.

CVII.

Goethe an Reinhard

Weimar den 22. Juni 1821.

Hier alſo, verehrter Freund, der zaudernde Wanderer. Möge er, freundlich aufgenommen, Sie einige Zeit durchs Leben begleiten. Auch in dieſem Büchlein wie in den Lehrjahren werden Sie ſo viel Hinweiſung als Darſtellung finden. Es iſt mir wieder lieb geworden, da Redaktion und Abdruck mich über den einſamen Winter hinausbrachten und eine völlige Abgeſchiedenheit von der Welt gar wohl ertragen ließen. Eine ſolche Enthaltſamkeit hatte denn auch auf mein Befinden den beſten Einfluß, und ich bin bis in den Sommer herein bei leidlichem Befinden in ununterbrochener Thätigkeit geblieben. Ein neues Heft Kunſt und Alterthum und ein morphologiſches iſt ſchon wieder begonnen. Zu einem Prolog zur Eröffnung des Berliner Schauſpielhauſes ließ ich mich auch verführen und ſo iſt denn Sommeranfang ſehr unſommerhaft herangekommen. Ich wünſche zu hören, daß Sie bei hoffentlich eintretender guter Jahreszeit wieder den Rhein

beſuchen, indeſſen ich wahrſcheinlich abermals nach Böhmen wandere.

G.

CVIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 3. Auguſt 1821.

Sie ſind nun, mein verehrter Freund, wohl ſchon in den böhmiſchen Bädern. Ich von meiner Seite, um die Bundestagsferien zu benützen, nehme mir vor, einen Ausflug nach meinem Geburtslande Württemberg zu machen. Zweimal ſeit 36 Jahren hatt' ich es auf der Durchreiſe zu andern Beſtimmungen wieder berührt; dießmal ſoll es mit mehr Muße geſchehen und ich werde ja ſehen, ob und wie alte Erinnerungen mich anſprechen. Später, etwa in der Mitte Septembers, geht es nach dem Apollinarisberg, dort werd' ich mit zurückgelegtem ſechzigſten Jahre zu bedenken haben, daß die Tage des Alters vorhanden ſeyen und daß nicht Jeden, wie Sie, mein Freund, ewige Jugend ſchmücke.

Solis aeterna est Phoebique tibique juventus. Tib. Und nun zu den Wanderjahren. Wer könnte ſich nicht an dieſem lieblichen Spiel heiterer Einbildungskraft und kräftiger Lebensweisheit ergötzen, unterrichten und ſtärken? Und doch, ſo von der Wahrheit zur Dichtung, von der Wirklichkeit zum Ideal, vom Roman zum Mährchen, von der Geſchichte zur Symbolik fortgeriſſen, fühlt' ich beim erſten ſchnellern Leſen mich wie in einen Traum verſetzt: mir fing an zu ſchwindeln. Das Alles ſoll nun wieder vorgenommen werden und der Wanderer ſoll mich auf meiner Reiſe begleiten. Auch das haben Ihre Schriften vor tauſend andern voraus, daß man immer zu ihnen zurückkommen muß, um ſie ganz zu faſſen und ſie in ihren Tiefen zu ergründen.

Jene After-Wanderjahre hielt ich erſt, ohne ſie eines nähern Anblicks zu würdigen, für bloßen Nachdruck der in

verſchiedenen Almanachen bereits abgedruckten Fragmente. Erſt nachher auf ihren Inhalt aufmerkſam gemacht, hab ich ſie durchgeblättert und eine zwar durchaus oberflächliche, aber in ihrem innerſten Weſen hämiſche Polemik gegen den ächten Wanderer gefunden. So viel ich aus dem zweiten Bande ſchließen kann, werden der Abbé, Jarno und Lotharie ſchlechte oder dumme Streiche machen, der Hauptmann Natalien und Meiſter Mathilden heirathen, von der zwar viel Treffliches geſagt wird, die aber wenig Treffliches von ſich gibt. Ich weiß nicht, welche Maximen Sie, der in ſolchen Vorfällen längſt erfahren und längſt darüber erhaben, ſich gemacht haben, der ächte Meiſter kann dieſen Poſſen gar wohl ignoriren; trifft er aber irgendwo mit ihm zuſammen, ſo wird er ihm die Maske vom Geſicht ziehen und ihn der Polizei übergeben.

Einige Aktenſtücke, Ihr Denkmal betreffend, hat mir Herr v. Wangenheim mitgetheilt. Wenn ich recht berichtet bin, ſo hat man ſich von Weimar aus der hieſigen Anſicht nun mehr genähert. So wie die Sachen nun bereits liegen, ſcheint mir der Bibliothekſaal für den Entwurf zu enge. Die Reminiſcenz von Weimar aus mochte nach manchen Nuancirungen natürlich und gegründet ſeyn, aber nun Deutſche und nicht Frankfurter die Sache unternommen haben, müſſen Sie auch den Deutſchen vertrauen. Wird das Vertrauen getäuſcht, weſſen iſt die Unehre?

Von den Beiträgen zu einem optiſchen Apparat, die ich Ihrer Güte verdanke, hab ich mehrere Stücke wieder gefunden, und ſie ſind für das Studium auf dem Apollinarisberg bereits zurechtgelegt. Ich hoffe, daß weder das Podagra noch die Türken meinen Vorſatz ſtören ſollen. Nicht als ob ich fürchtete, die türkiſchen Händel möchten unſern Bundestag in Verwirrung bringen oder an eine ſeiner Austrägal-Inſtanzen verwieſen werden, aber es könnten doch Umſtände eintreten, wo es einer Regierung einfallen könnte, wiſſen zu wollen, was Herr v. Rothſchild und die Börſe von Frankfurt von dieſen Geſchichten meinen? Wir leben in einer wunderbaren Zeit; einige Pendelſchläge, die freilich etwas fieberhaft vorwärts und rückwärts gehen, bis der Faden, an dem der Pendel hangt, bricht und die Zeit ſtille ſteht.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund, und kommen Sie

vergnügt und froh und kräftig von den wohlthätigen Quellen zurück. Unwandelbar der Ihrige.

Reinhard.

CIX.

Goethe an Reinhard

Weimar den 31. Januar 1822.

Hiebei, mein verehrter Freund, eine Unterhaltung für die abnehmenden Abende mit den wenigsten Worten. Da ich nicht mehr hören und nicht mehr sprechen mag, so lasse ich immerfort drucken und das kommt denn doch zuletzt auch meiner Pflicht gegen entfernte Freunde zu Gute. Zu Ostern erhalten Sie noch das Dreifache; gedenken Sie meiner dabei als eines Gegenwärtigen. Ich bin Ihnen oft zur Seite, besonders in diesen Tagen bei der wundersamen Stellung der Verhältnisse in dem Reiche, dem Sie angehören. Möge für Sie Alles im Guten bleiben und dahin sich wenden! Lassen Sie mich bald von sich vernehmen und wären es auch nur wenige Worte.

Treulichst

G.

[1] Ein Heft von Kunst und Alterthum

CX.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 11. Februar 1822.

Ihr Billet, mein verehrter Freund, traf mich ſchamroth über meinem ſeit lange gefaßten und immer aufgeſchobenen Vorſatz, an Sie zu ſchreiben. Nicht weil ich einen Brief von Ihnen erwartete, war ich ſaumſelig geweſen, ſondern theils durch wirkliche Abhaltungen, theils weil ich bald dieſes bald jenes in meinem Lebensgang abwarten wollte, um es Ihnen mitzutheilen. Endlich kam noch ein Anfall von Pokazza, der ſtatt den gewöhnlichen Zwiſchenräumen von zwei zu zwei Jahren ſich dießmal zehn Monate nach dem letzten eingeſtellt hat, wobei ich denn des Spruchs zu gedenken habe: **Semper ad eventum festinat.**

Ich fange mit der Beantwortung Ihrer Frage an, ob die wunderſamen Verwicklungen in der Hauptſtadt auf meine Lage Einfluß haben werden? und ich kann Ihnen jetzt ſagen: vorläufig nach aller Wahrſcheinlichkeit, nein. Ich habe mir ſo ziemlich das Recht errungen, was auch jener Gewaltige, der Individualitäten ſo ſelten anerkannte, am Ende gelten ließ, zu ſeyn wie ich bin. Dazu kommt, daß man ziemlich überzeugt iſt, ich paſſe für meine Stelle beſſer als ein Anderer, und ſo ſehr man mich als Liberalen kennt, ſo wird mir doch Einiges gutgeſchrieben, wie die Reiſe nach Gent und die Errichtung eines Majorats für meinen Sohn, was beides aus Einer Quelle fließt, dem Halten an übernommenen Pflichten. Im künftigen April werden meine dreißig Dienſtjahre voll, und in den künftigen Bundestagsferien gedenk' ich nach Paris zu gehen, um zu ſehen, wie es etwa weiter werden ſoll. Im übrigen bin ich für Ihre Nachfrage beyweit dankbar, weil ich Sie nun doch einmal in die immer vermiedenen Wildniße der Politik einen Blick werfen ſehe, wozu nur der Antheil am Schickſal eines Freundes Sie vermögen konnte. Eine andere Entſcheidung, die ich erwarten wollte, war die Auseinanderſetzung mit unſerem gemeinſchaftlichen Freunde Sulpiz Boiſſerée in Beziehung auf den gemeinſchaftlichen Beſitz des Apollinarisbergs. Es iſt mir ſchwer geworden,

auf diesen Besitz Verzicht zu leisten, aber das Opfer ist gebracht. Seit vier Jahren war mir dieser Aufenthalt als Erholungs- und Ruhepunkt sehr lieb geworden, und gerne hätt' ich ihn, so lange mein Beruf mich in diesen Gegenden festhält, beibehalten mögen, wäre nur eine tüchtige Verwaltung des Guts mit einem gebeilten Besitz vereinbar gewesen. Daß für den Mitbewerber alle Convenienzen sprächen, konnt' ich nicht verkennen, und so wurde dieß letzte materielle Band gelöst, das mich an Deutschlands Boden knüpfte.

Um den Abschied zu feiern, wiewohl zugleich um ihn schmerzlicher zu fühlen, hab' ich im vorigen Herbst noch einige frohe Wochen dort zugebracht, dießmal weniger einsam, und immer schwelgend im Genuß der reinen Luft, und der nahen und fernen herrlichen Umgebungen. Im August hatte ich auf einer dreiwöchentlichen Reise mein Geburtsland, das schöne Württemberg, und von Verwandten und Freunden wiedergesehen, was ein Zeitraum von 36 Jahren und von 23 seit meinem letzten Besuch übrig gelassen hatte. Auch Constanz, Zürich und der Rheinfall waren in dieser wohlthätigen Erinnerungs- und Erholungs-Reise mitbegriffen.

Nur einen lieben Plan konnte ich auf meinem Berge nicht ausführen. Zwar waren die Farbenlehre und was ich vom Apparat, als aus Ihren Händen kommend, heilig aufbewahrt hatte, mitgenommen; aber die Ansprüche der Gesellschaft erlaubten mir nicht das einzelne Studium, und zum gemeinschaftlichen paßte die Gesellschaft nicht, was Sie mir wohl glauben werden, wenn ich Ihnen sage, daß der vorherrschende Theil aus zwei Pariser Damen bestand, die eine häßlich, die andere hübsch, beide geist- und talentvoll, aber die Abende für Unterhaltungen anderer Art in Beschlag nehmend. Herr Sulpiz hatte zu arbeiten und zu rechnen; auch gingen einige Tinenanzen vorher, ehe wir anfingen uns über das Geschäft im Einklang zu finden.

So blieben nur die Wanderjahre. Diese haben mich auf einsamen Spaziergängen über Hügel und durch Wälder begleitet, bis ich jeden einzelnen Theil durchgedacht oder durchgeträumt hatte. Auch einige Theile der Lebensbeschreibung kamen wieder an die Reihe, der Aufenthalt zu Straßburg, Frankfurt und Wetzlar, nun auf deutschem Boden tiefer gefühlt und besser

verſtanden, als ehemals in Paris. Ja, mein verehrter Freund, überall ſind' ich, freilich zuerſt Sie, den nicht zu ergiebenden, aber dann auch in ſo manchen Anklängen, Geſinnungen und ſelbſt Zeitberührungen mich ſelbſt. Und ſo habe ich mit Ihnen gelebt und würde mit Ihnen fortleben, auch wenn keine unmittelbare Verbindung zwiſchen uns beſtände. Laß aber durch dieſe der Reiz vielſeitiger, die Anſchauung inniger wird, dank ich Ihrer wohlwollenden Theilnahme, die mich immer hält und hebt. So iſt mir nun auch Ihr neueſtes Heft von Kunſt und Alterthum zugekommen, wo ich mit beſonderem Wohlgefallen unſern alten Tiſchbein aufgeführt fand, der unberedt, breit und confus, eines ſolchen Freundes wohl bedarf, um mit der Feder auszuſprechen, was er nur mit dem Pinſel anzudeuten vermag. Auch das Wort über die Wanderjahre iſt Ihrer würdig durch das was geſagt und was nicht geſagt wird. In die Wolken werd' ich nun, ſo wie ſeit Ihrem Commentar in der Morphologie mit ſondernd em — ſo ſeit der ſinnigen Zuſammenſtellung der Bilder in Reimen zweier Sprachen mit poetiſchem Auge blicken. Ueber die Wolken? Gott iſt überall.

Da ich nun meinen Zufluchtsort von den Beengungen und Einförmigkeiten meines hieſigen Lebens verloren habe, und die nächſten Ferien der großen Hauptſtadt gewidmet ſind, ſo bleibt mir, wenn ich mir erlauben darf, gegen meine Gewohnheit ſo weite Plane zu faſſen, für das nachfolgende Jahr die Ausſicht übrig, meinen Flug nach Norden zu richten; und da wie es ſcheint, der Rhein und die Vaterſtadt immer mehr lernen müſſen, auf Ihr Wiederſehen Verzicht zu thun, ſo gefalle ich mir in der Erwartung, über das Salve auf Ihrer Schwelle zu ſchreiten, wie etwa in der, das große Loos in der hieſigen Lotterie zu gewinnen, weil ich ein Billet habe.

Unſer Freund Wangenheim iſt ſeit einiger Zeit durch manche Anfechtungen durchgegangen. Geſtern aber ſah ich ihn in der innerſten Seele fröhlich, wahrſcheinlich, weil gewiſſe Verhältniſſe ſeine ganze Erwartung befriedigten, ja wie ich höre, überſtiegen.

Unſere Zeit leidet an unnatürlichen Spaltungen; und eben ein gewiſſes Zuſammenhalten, wodurch das immerbewegte, wellenſchlagende Meer zu einem Gletſcher fixirt werden ſoll, reißt ſie tiefer und tiefer, bis zwiſchen dem was Gott zuſammengefügt

hat, ein Abgrund ſich öffnet, über welchen hin es unmöglich werden könnte, ſich die Hände zu reichen. In einem ſolchen Spiel iſt das gewiſſe Reſultat nicht à qui perd gagne, ſondern à qui gagne perd. England und Oeſterreich haben ſich auf einer Sandbank feſtgefahren, und wollen nun daß die Wellen nicht an den Kiel ſchlagen. Neben ihnen hält Rußland an einem Ankertau feſt, den es wohl wird kappen müſſen, und dann läuft es vielleicht in Konſtantinopel ein. Frankreichs Fregatte tanzt auf ſeinem Binnen-Meer; der Sturm iſt nicht übermächtig und der Hafen wird wohl zu erreichen ſeyn, wenn Steuer und Segel, hart am Winde, mit kräftiger und ſicherer Hand gerichtet werden.

Dieſe letzten Paragraphen, mein verehrter Freund, verdanken Sie Ihren politiſchen Zeilen, die ich nicht ganz unerwiedert laſſen konnte. Im übrigen bin ich mit aller Dankbarkeit und Liebe

der Ihrige.

Reinhard.

CXI.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 10. Juni 1822.

So ſehr, verehrter und geliebter Freund, Ihre Briefe mich ſonſt erfreuen und erquicken, ſo ſehr betrübte mich der gegenwärtige. Den vom 14. Febr. erhielt ich zu rechter Zeit, mitten in einer Arbeit, wo ich weder rechts noch links ſehen durfte. Aber ich habe ihn oft wieder geleſen, wie alle Ihre gehaltvollen Blätter, die immer wieder neue Gedanken aufregen und entwickeln. Sehr ungern denk' ich Sie leidend, da ich mich im Verhältniß zu meinen Jahren und übriger Conſtitution ganz erträglich befinde und meinen Pflichten und Neigungen noch ziemlich gewachſen bin. Möge der liebe angeborene Sekretär Ihre rechte Hand bleiben, und ich vielleicht von Baden aus einige Worte von Ihrem Befinden in Marienbad vernehmen; bei der Thätigkeit aller Poſten liegt die Welt nicht ſo weit auseinander. Eben war ich im

Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleiſch und Blut,
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen!

Brander auf den Tiſch ſchlagend.

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn geſteht, ich weiß zu leben,
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neu'ſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit.

Er ſingt.

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt,
Als wie der Doctor Luther.

Begriff ein Bändchen einzupacken, das ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle, es erfolgt mit der nächsten fahrenden Post. Sie werden bedenklich lächeln beim Datum . . . 1792,[1] wo Sie noch abndungsvollere Tage zubrachten als wir, die wir allenfalls über unsere Unbilden scherzen durften. Es war mir manchmal wirklich schwindelnd indem ich das Einzelne jener Tage und Stunden in der Einbildungskraft wieder hervorrief und dabei die Gespenster, die sich dreißig Jahre her dazwischen bewegt, nicht wegbannen konnte; sie liefen ein- und das anderemal wie ein böser Einschlag über jenen garstigen Zettel. Hundertmal; ich sollte lieber sagen ununterbrochen, hab ich an Sie, mein Theuerster, gedacht, der zu selbiger Zeit drinnen dort thätig und leidend so vieles erlebte, ob ich gleich in diesem Augenblicke mich Ihrer Lage nicht mehr deutlich erinnere.

Auch ein morphologisches Heft gedenke ich noch vor meiner Abreise zu senden: es wird nicht ohne Interesse für Sie seyn und Sie theilweise an unser früheres Zusammenleben erinnern. Diese Naturbetrachtungen möchten denn doch wohl das Letzte bleiben was bei mir aushält, besonders da sich immer mehr Theilnahme hervortut und mehr Verknüpfung nach allen Seiten sich anläßt. In Berlin haben es Wenner und Freunde so weit gebracht, daß ein Zimmer des Akademiegebäudes der Farbenlehre nach meinen Wünschen gewidmet worden; der Apparat ist beinahe vollständig, ich suche das mögliche beizutragen. Ein junger Mann aus Hegels Schule[2] hat sich von der Angelegenheit so durchdrungen, daß es mir selbst ein Wunder ist; denn in unsern Tagen mag jeder gern das Gethane umthun, um den Schein zu gewinnen er habe etwas gethan. Von der morphologischen Seite begrüßt mich auch manches Freundliche, so daß ich nur nachzuhelfen und zu genießen brauche. Auch von auswärts ereignet sich mir Wünschenswerthes; die Franzosen übersetzen meine dramatischen Arbeiten und ich muß eine Befreiung von Vorurtheil, eine Höhe ihrer Ansichten bewundern. Indessen sich die Deutschen in einer beinahe unverständlich werdenden Sprache Gedanken und Urtheil einander mittheilen, so bedient sich der Franzose herkömmlicher Ausdrücke, weiß sie aber so zu stellen, daß sie wie ein aus

[1] Bezieht sich auf Goethe's „Campagne in Frankreich".
[2] Herr von Henning

flachen Glasſpiegeln zuſammengeſetzter Hohlſpiegel kraftig auf einen Focus zuſammenwirken.

In England hat ein Herr Soane meinen Fauſt bewundernswurdig verſtanden und deſſen Eigenthumlichkeiten mit der Eigenthumlichkeit ſeiner Sprache und den Forderungen ſeiner Nation in Harmonie zu bringen gewußt; ich beſitze die erſten Bogen mit neben gedrucktem Original. Ueberhaupt will mir bedunken, daß die Nationen ſich unter einander mehr als je verſtehen lernen, die Miſverſtandniſſe ſchienen nur innerhalb des eigenen Korpers einer jeden zu liegen. Sie haben über dieſe Dinge mehr nachgedacht als ich, der nur einſeitige Anſchauungen hat: mir etwas darüber auszudeuten, reicht wohl Ihr freundlicher Geheimſchreiber eine liebevolle Hand. Was ſind übrigens für Conflikte, Wünſche, Hoffnungen, Wetten, Ergebniſſe, durch die letzten Ereigniſſe aufgehoben, geſtört und entſchieden! Wie kann erklären ſich die Engländer, wenn ſie ſagen, es ſey jetzt gar nicht Zeit das turkiſche Reich zu ſchwächen, man muſſe ihm vielmehr recht zur Conſiſtenz verhelfen. Es bleibt doch immer ein wunderbarer Fall, daß die entſchiedene Uebereinſtimmung der Machthaber die grenzenloſe Majoritat der öffentlichen Meinung wenigſtens für dießmal überwand.

Da ertappen Sie mich denn, mein Theuerſter, wieder einmal auf politiſchen Betrachtungen, doch abermals wieder gegen Sie gerichtet, denn ich habe mich vorzuglich des Friedens zu erfreuen, daß Sie für Ihre Geſundheit zu ſorgen dadurch die beſte Muße finden.

G.

CXII.

Reinhard an Goethe.

Baden den 22. Auguſt 1821.

Aus einem Brief von Sulpiz B., den ich ſoeben erhalte, erſeh' ich, daß Sie, mein hochverehrter Freund, lebensfroh und am Geiſt und Körper geſtärkt, am Ende dieſes Monats in Weimar wieder einzutreffen gedenken. Dieß trifft gerade mit dem Zeitpunkt zuſammen, wo ich, des Gebrauches der Hand, wie Sie ſehen, wieder mächtig, von der hieſigen Heilquelle aus Ihnen von mir und meinen Begegniſſen Bericht zu erſtatten habe. Ich bin hier ſeit dem Ende des vorigen Monats. Ich begann die Kur nur mit halbem Vertrauen, der Erfolg aber hat alle meine Erwartung übertroffen. Neu belebt, freier athmend, mit wiederkehrendem Appetit, ohne Spuren von Gicht bis etwa auf eine Schwäche in einigen Gelenken, werde ich zu Anfang künftiger Woche Baden verlaſſen. Außer meiner Tochter und meinem Sohn, fand ich mich hier von der Familie eines Bruders umgeben, der nach einer Abweſenheit von zwölf Jahren Vaterland und Familie wiederzuſehen gekommen war, und von hier aus die Reiſe nach dem Norden antrat. Er iſt zu Chriſtiania in Norwegen etablirt, preußiſcher, hanſeatiſcher, portugieſiſcher, oldenburgiſcher Conſul. Der jüngſte von zehn Geſchwiſtrigen, wie ich der älteſte, haben wir in ſehr verſchiedenem Erdreich Wurzel geſchlagen; die dazwiſchen liegenden Stämme ſind verdorrt, und von wenigen ſind Sprößlinge geblieben; eine Schweſter mit meines Bruders Kindern lebt in Moskau, ein Schwager mit einem Sohne in Gent. Ein Bruder iſt in Amerika, ein andrer in Gibraltar, ein Schwager in Königsberg geſtorben. Alle dieſe Verwicklungen des Schickſals, oder faſt alle gingen von dem meinigen aus; ſo ſonderbar verwirrt aber wurden ſie dadurch, daß ein in Paris etablirter Bruder fallirte. Dadurch fiel die Stütze weran die andern Zweige in Frankreich ſich hätten halten können. Ich ſelbſt war zu entfernt, wohl auch zu ungewandt, um eine ſo vielfache Exiſtenz auf jenem immer ſchwankenden Boden zu gründen und zu ſichern.

Eben dieſen Boden werde ich nun nach fünf Jahren wieder betreten; denn ich gedenke zu Anfang Septembers in Paris zu ſeyn. Ich finde dort neue Menſchen, neue Maximen, eine andere Welt. Wie dieſe mich aufnehmen, wie ich mich in ſie fügen werde, weiß ich noch nicht. Bis jetzt bin ich zwar durch mehrere Nüancen gegangen, aber doch immer auf der Lichtſeite. Auf die Schattenſeite überzutreten iſt gegen meine Natur. Dreißig Dienſtjahre ſind nun vollendet und geſetzlich iſt mir meine Penſion geſichert. So oder ſo muß ſich nun meine Zukunft entſcheiden.

Ich werde bei dieſer Gelegenheit eine von mir noch nicht gekannte Provinz bereiſen, die Normandie, worin ich zwei Beſitzungen habe; die bedeutendere liegt eine halbe Stunde von Caen. Der Ankauf war bloß auf den Ertrag berechnet; nun ſcheint es ſich aber ſo zu fügen, daß auch eine dazu paſſende Wohnung ſich damit wird vereinigen laſſen. Verzeihen Sie mir dieſe Mittheilungen über perſönliche Verhältniſſe; nichts was den Menſchen betrifft iſt Ihnen fremd, wie viel weniger, was den Freund.

Ihren lieben inhaltvollen Brief habe ich erhalten und bald darauf das theure doppelte Geſchenk. Vor allem laſſen Sie mich Ihnen ſagen, wie ſehr ich mich deſſen freue, was für die Anerkennung der Farbenlehre nun endlich in der Berliner Akademie geſchieht. So viel mußte doch wenigſtens geſchehen nach zwanzig Jahren, zu einer Zeit, wo nach zwei Jahrhunderten ſelbſt in Rom Galileis »e pur si muove« ſein Recht erhält. Bald werden alle Compendien den wahren Glauben predigen und Newtons wird gedacht werden, wie man Ptolemäus oder Tycho Brahes gedenkt.

Von allen Bruchſtücken Ihres Lebens hat dieſer neueſte Theil das hinreißendſte, allgemeinſte Intereſſe. Die Geſchichte der Zeit iſt an die perſönlichen Ereigniſſe nicht angereiht, ſondern in ſie eingeſchloſſen; der Theil enthält das Ganze und dieß iſt naturgemäß; wer erkennt dieß beſſer als eben Sie? Sie fragen mich mit freundlicher Theilnahme, in welchem Zuſtande ich mich damals befunden? Nicht ſo ſchlimm wie Sie damals in der Champagne; im Jahr 1792 war ich in London; und während Sie Mainz belagerten, hörte ich in der Villa reale zu Neapel eine an mir vorübergehende Dame rufen: Magonza è in

fuoco! Diese Dame schien es darauf abgelegt zu haben, mit dem stämmigen Deutschen eines ihrer, wie ich nachher erfuhr, gewohnten Experimente zu machen, während dieser mit romanhafter Schüchternheit eine falsche Spur verfolgte. — In Pemyelfort habe ich das autochthonische wieder erkannt, das Sie einst so schnell und so richtig an meiner guten Frau entdeckten.

Ihre beiden neuesten Schriften haben mich hierher begleitet und begleiten mich nach Paris, wo ich nicht zweifle, daß der durch die neuesten Uebersetzungen zu hellerer Anschauung gelangte Ruhm des Dichters sich bei den Unterrichteteren nun auch auf den Naturkundigen ausdehnen werde. Was hierüber etwa zu meiner Kenntniß gelangt, werde ich zu seiner Zeit Ihnen mittheilen. Ob wohl Ihr Faust übersetzt ist oder wird? Für Frankreich scheint mir das Unternehmen etwas schwierig, und da bei uns gegenwärtig die Parteisucht alles in ihre Wirbel zieht, so möchten Sie als Romantiker einen harten Stand haben. Merkwürdiges wird ohne Gnade für einen Liberalen gelten, und doch sind, dünkt mich, eben jetzt bei uns die verneinenden Geister nicht die Liberalen. Verwandter ist, nach Sinn und Sprache dem in diesem Werke wohnenden Geiste der englische. Dennoch wäre ich sehr neugierig zu erfahren, wie der Uebersetzer ihn dargestellt habe.

Von England aber ist in diesem Augenblick unmöglich zu sprechen, ohne jenes Selbstmordes zu gedenken, der großen Neuigkeit des Tages und, durch die Verkettung der Umstände des großen Ereignisses der Geschichte. So gewöhnlich in England Selbstmorde sind, so anomalisch erscheint mir dieser. Offenbar ist er aus dem Gemüth hervorgegangen; aber daß Lord Londonderry ein Gemüth hätte, war für mich, so wie ich ihn persönlich kannte und aus seinem öffentlichen Leben mir ihn abstrahirt hatte, die unerwarteste Erscheinung. Im Uebrigen, da eben jetzt die Götter sich für die Sache der Griechen zu erklären scheinen, ward er vielleicht abgerufen, um die Partei der Neutralität im Olymp zu verstärken. Dazu bedarf man ja seiner nicht mehr im Congreß der Erdengötter, seit — doch lassen Sie mich abbrechen.

Da ich Hrn. v. Müller nach Ihrem Enkel fragte, wußte er viel Erfreuliches und Versprechendes von ihm zu erzählen. Es fand sich aber, daß er vom ältern sprach, während ich von meinem

Pathen hören wollte. Dieß machte mich beinahe ein wenig neidiſch, bis ich erfuhr, daß auch der jüngere ſich eben ſo glücklich und hoffnungsvoll entwickele. Umarmen Sie ihn in meinem Namen und bleiben Sie, mein hochverehrter Freund, mit der alten Zuneigung meiner eingedenk.

Reinhard.

CXIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar im Januar 1823.

Gegenwärtiges geht eilig ab um den verehrten, hoffentlich glücklich zurückkommenden Freund gleich bei ſeiner Ankunft zu begrüßen. Möge die Reiſe nach Wunſch vollbracht ſeyn, und ich bald einige Nachricht erhalten.

Die letzten drei Monate war ich vorzüglich beſchäftigt beiliegende Bogen, an meine abweſenden Freunde gedenkend, zuſammenzuſtellen, und ſende ſolche in der Ueberzeugung daß ſie zu einem Geſpräch im Geiſte und vielleicht auch auf Briefblättern Anlaß geben werden.

Seit Monaten komme ich nicht aus dem Hauſe, kaum aus der Stube; nur bedeutende Gönner und Freunde beſuchen mich; und ſo bin ich von der Welt abgeſondert, ohne von ihr getrennt zu ſeyn.

Wie anders haben Sie dieſe Zeit zugebracht! Laſſen Sie mich das Mittheilbare erfahren. Die herzlichſten Grüße

treulichſt

Goethe.

CXIV.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 20 Januar 1823.

In den drei Wochen, mein hochverehrter Freund, seit ich hier wieder zurück bin, war so viel nachzuholen, zu ordnen, zu hören, zu lesen und, mit Lust oder Unlust, wiederzusehen, daß ich der Stunde noch nicht mächtig werden konnte, die so ausschließend mein war, um auch Ihnen zu gehören. Und mitten in der Gegenwart des Andenkens an Sie kam Ihr freundliches Bewillkommnungsbillet mit dem neuen Hefte, das noch am nämlichen Tage gelesen und sodann der Tochter übergeben wurde. In der Unterschrift fand ich Ihr „treulichst" wieder das meinem Herzen so wohl thut, und was Sie so oft durch Wort und That bewährt haben. Von den wohlthätigen Wirkungen des Bades auf meinen Körper und Geist haben Sie durch Hrn. v. Müller und durch meinen Brief Kunde erhalten. Diese Wirkung hat vorgehalten während der ganzen in Frankreich und Paris zugebrachten vier Monate. Die Heiterkeit des Geistes gründet sich allerdings zunächst auf Freiheit von körperlichen Beschwerden; doch ward sie von meiner Lage und von meiner Ansicht meiner Verhältnisse begünstigt. Ich hatte mich auf dem Indifferenzpunkt festgestellt zwischen der Fortdauer meines öffentlichen und zwischen dem Rücktritt in's Privatleben. Für den erstern Fall war ich mit mir einig, daß, trotz den Unbehaglichkeiten, die mir fast ausschließend von Ihren Landsleuten kommen, Frankfurt eine Abede sey, die gegen den größten Theil der jetzt herrschenden Winde geschützt; für den andern Fall hatte ich dreißig volle Dienstjahre vorzurechnen und dadurch gesetzlichen Anspruch auf eine Pension. Daher kam es wohl, daß niemals Paris einen so fröhlichen Eindruck auf mich gemacht hat, wie diesesmal. Alle Straßen schienen mir belebter, alle Häuser reinlicher, alle Frauen zierlicher. Unser erster Gang, um meine jungen Damen zu überraschen, war nach Tivoli.

Dem Minister war ich in Epernay begegnet, und so hatte ich freie Hand. Schon nach zehn Tagen waren wir auf dem

Wege nach der Normandie, wo ich zwei Pachthöfe zu beſichtigen, den zweiten zu arrondiren hatte. Es war kurz vor dem Herbſt der Provinz. Wir fuhren durch Wälder von Obſtbäumen, die unter ihrer reifen Laſt faſt zuſammenbrachen. Dazwiſchen unüberſehbare Fruchtfelder. In Rouen ſahen wir die Façade der Hauptkirche zwei Tage vor dem Blitzſtrahl, der ſie niederwarf. Eine halbe Stunde von Caen auf einem Plateau deſſen Ausſicht bis in's Meer reicht, liegt das Gut, worauf das Majorat für meinen Sohn gegründet iſt. Nur mit dem Arrondirungsverſuch konnte ich nicht zu Stande kommen; ich hatte mit Normands zu thun, die niemals ja oder nein ſagen. Erſt ſpäter kam zu Stande, was ich unumgänglich bedurfte, um des Bauens von Speichern überhoben zu ſeyn, und ich ward überliſtet. Der Rückweg ging über Falaiſe, Argentau und Evreux. Hier iſt die Viehzucht zu Hauſe auf eingehegten natürlichen Wieſen, ungefähr noch eben ſo wie zu Zeiten Wilhelms des Eroberers. Daher die Douanenmaßregel, die uns mit unſern öſtlichen deutſchen Nachbarn entzweit hat, und zwar bis jetzt ohne bedeutenden Erfolg zum Vortheil der inländiſchen Concurrenz. Einige Tage brachten wir auf Landſchlöſſern zu, unter andern bei der Gräfin Euſtine, berühmt von der Schreckenszeit her durch ihre Aufopferung für Schwiegervater und Gemahl. Ihr Vater, der ſchwarzlockigte Schloſſer, iſt dort einheimiſch.

Die drei folgenden Monate gehörten der Hauptſtadt an. Alte Bekanntſchaften waren zu erneuern, neue zu machen. Doch nicht alle alten: einigen war das Anathema zu ſehr auf die Stirne gedrückt, und wiewohl ich mir von lange her beinahe das Vorrecht erworben habe, mir etwas herauszunehmen, allzukühnes durfte doch nicht gewagt werden. So durfte ich auch manchen Faden nicht aufnehmen, der mich in wiſſenſchaftliche Zirkel geführt hätte; außerdem daß ein Aufenthalt von nur drei Monaten bloß erlaubte die Oberfläche der Gegenſtände zu berühren, keinen zu ergründen. Im Théâtre français ſah ich, tiefergriffen, Talma im napoleoniſirten Sylla; und als Oreſt in einer neuen aufgewärmten Atridenfamilie mit dem häßlichen Schreihals Ducheſnois. Merkwürdiger war im Odeontheater Saul, eine Prieſtertragödie, die mich bis in's Innerſte empört hat. Laſſen Sie den vermaledeiten König die Pfaffen ſtatt der Gottheit verfluchen

und alles iſt an ſeiner Stelle. Von den Melodramen hatte ich etwas gehofft, aber ich habe die Hoffnung aufgegeben. Das Genre wird zu abſichtlich niedergehalten um ſich je erheben zu können; die moraliſchen Antriebe zum Guten und zum Schlimmen bleiben ewig in der täglichen Brodſphäre; nur einmal ſah ich einen Erzböſewicht, der mehr werth war als alle die rechtlichen Leute, die er merkete, und dann, dort wie überall ſind es die Dekorationen und die Tänze; das Uebrige iſt bloß Vehikel. Bei alledem iſt in der höhern Literatur das Bedürfniß vorherrſchend, ſich der engen Schnürleiber zu entledigen; aber wie dazu gelangen? Sie kommen ja auch in der Politik wieder. Aus Aerger und Widerſpruchsgeiſt überſetzt man dann théâtres des étrangers, wie man von einer andern Seite Voltaire in allen möglichen Formaten und ſogar den Baron Holbach wieder auflegt. Es muß noch Ungeheures geſchehen ehe Paris, und das iſt Frankreich, den Scepter des alten guten Geſchmackes niederlegt. Was nun geſchehen werde das liegt eben in der Wage. Im ſolidariſchen Europa kann nichts Einzelnes ſich feſtſetzen, und wir haben ſchon einmal ein ſolidariſches Römerreich in den tiefſten Abgrund verſinken ſehen. Bei beiden Parteien ſah ich dort volle Zuverſicht des Sieges; der einen gehörte die Ernte, der andern die Saat. Aber die Saat kann zertreten werden und Hagelſchlag kann auf die Ernte fallen. Noch aber gibt es in Paris herrliche Charaktere, ſelbſt Gemüther, durch Erfahrung und Trübſal geläutert; und der Geiſt in Frankreich kann nie gebannt werden; darin iſt noch Hoffnung.

Die Unternehmung unſeres Freundes Sulpiz habe ich hin und wieder zu fördern geſucht. Einen deutſchen Text in Paris drucken zu laſſen, hat beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten. Auch die Revißen des Franzöſiſchen und die Revißen der Revißen macht ihm manche Mühe. Alsdann ſind der Arbeiter zu viele, und keiner an der Spitze mit voller Kenntniß und mit Luſt und Liebe. Die Kupferſtiche werden bewundert und geprieſen, aber für das größere Publikum paßt kein ſolches Werk, und im glücklichſten Fall ergibt ſich aus dem, vielleicht bis auf ein Dutzend Exemplare zu berechnenden Abſatz, daß das Werk zwar Ehre bringen könne, aber niemals Vortheil.

Einer andern Spekulation muß ich noch gedenken, die mir

vor allem in Paris geſehenen den tiefſten Eindruck zurückgelaſſen hat. Es ſind die ägyptiſchen Gräber von Belzoni. Ich war dort mit Denon und mehrern Gliedern des Inſtituts, die die Expedition mitgemacht hatten. Sie waren wieder in Aegypten, in den unterirdiſchen Gemächern, mitten in dieſer fremden unbegreiflichen Vorwelt. Fünf bis ſechs Gemächer ſind die getreuſte Copie des noch Beſtehenden, nach allen Dimenſionen, Zeichnung, Ausdruck, Farbe der Figuren, Abſchrift der Hieroglyphen wie aus einer Copirmaſchine. Unter den Nationen unterſcheiden ſich: Mohren, Aegyptier, Perſer, Juden; dieſe mit den nationalen Geſichtszügen und Stellungen, wie noch heute. Aber dieſe Cerimonienſteifheit, dieſe Starrheit, dieſe phantaſtiſche Symbolik, in's unendliche handwerksmäßig vervielfältigt, durch Meißel und Pinſel, und für wen? für Gräber, um auf ewig menſchlichem Zutritt verſchloſſen zu ſeyn! Welche Verwirrung der Begriffe, Jahrtauſende lang, in einer Mumie die Fortſetzung der Exiſtenz zu ſehn! — Belzoni iſt ein ſchöner kräftiger Mann, einen Fuß höher als ich und trägt noch, wie jener Ali-Bey den morgenländiſchen Bart unter ſeiner Cravatte verborgen. — Von größeren Monumenten, von Tempeln, von Grabgallerien, deren Eingänge halb in Sand begrabene Koloſſe bewachen, von der Pyramide des Cheybren, die er öffnen ließ, ſieht man Modelle. So aus mir ſelbſt herausgeworfen, ſo aller Wirklichkeit entfremdet hatte ich mich noch niemals gefühlt — — es wäre denn der Ideengang gewiſſer Menſchen erſcheine mir wie jene Gallerien und ihre Pläne wie jene Koloſſe, über die ſich der Sand höher und höher thürmt.

Mein Blatt iſt voll, mein hochverehrter Freund! Manches noch bleibt mir zu ſagen: es bleibe für ein andermal. Für jetzt nur noch die Verſicherung der Fortdauer aller meiner Gefühle für Sie, die Sie ja kennen.

Reinhart.

Den 23. Januar 1823.

P. S.

Mein Brief iſt liegen geblieben, weil ich den Poſtenlauf nicht richtig berechnet hatte; und da in der Zwiſchenzeit die mir nachgeſandten Kiſten angekommen, ſo erlaub' ich mir, etwas beizulegen, was Sie vielleicht ſchon kennen, doch wahrſcheinlich

Die Köchinn hatt' ihr Gift geſtellt,
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus jauchzend.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen,
Sie thät gar manchen Ängſtesſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam für Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.

nicht in der neueſten vermehrten Ausgabe. Es iſt nicht gewöhnliche franzöſiſche Poeſie, und auch mit den religiöſen Tendenzen, die eben jetzt bei uns von den officiellen Führern auf ſo heilloſe Abwege bei uns geleitet werden, kann man zufrieden ſeyn.

Was ich im Briefe ſelbſt von unſerm Aufnehmen der ausländiſchen Literatur ſage, iſt von der Maſſe zu verſtehen, dem richtigen Calkul und der vollen Anerkennung von Seiten des Auserwählten unbeſchadet. Wenn Sie übrigens wüßten, wie die Zeit in Paris hingeht, ſo würden Sie mich entſchuldigen, daß ich die Gelegenheiten, über literariſche und wiſſenſchaftliche Dinge, Deutſchland betreffend, mich in Paris zu unterhalten, nicht aufſuchte, da ſie ſich mir nicht anboten. Ihren Feldzug in der Champagne und vor Mainz hatt' ich der Fürſtin Lyſchkewitſch, einer Schweſter Poniatowsky's, geliehen, und da ſie ihn in ihrem Kreiſe zirkuliren ließ, ſo hatt' ich Muße, vor der Abreiſe ſeiner wieder habhaft zu werden. — Ut in litteris.

CXV.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 10. April 1823.

Höchſt erquicklich waren mir die lieben Gedichte, höchſt erfreulich die Nachricht von dem Doppelfeſte;[1] möge mir in dem erneuten Leben Ihre freundſchaftliche Neigung für und für erhalten ſeyn.

Und nunmehr im Vertrauen das Bedeutendſte, deſſen ich nun in ſtiller Beſcheidenheit zu erwähnen mich getraue.

Sogleich am zehnten Tage, als mein körperliches Daſeyn den Aerzten gerettet ſchien,[2] dacht ich an den Erzbiſchof von Toledo und that im Stillen die Frage: ob mich wohl das große allwaltende Weſen im gleichen Falle für gleiches Schickſal bewahrt haben möchte?

Wohl überzeugt, daß niemand außer mir ſelbſt die Antwort

[1] Der hierauf bezügliche Brief Reinhards fehlt.
[2] Goethe hatte im Februar und März eine höchſt gefährliche Krankheit beſtanden.

hierauf ertheilen könnte, fing ich an, obgleich ohne Scheu und Sorge, mein geistiges Wesen wie es konnte und wollte für sich walten zu lassen. Sie gestehen mir gewiß, daß es eine schwierige Sache ist, solche psychische Beobachtungen gegen sich selbst auszuüben, indessen scheint es wohl zu gelingen; ich arbeitete zuerst das nächste aufgeschwollene Gleichgültigere weg; die abschließliche Redaktion der Hefte, deren Druck während meiner Krankheit fortgegangen, deutete mir nach allen Seiten; in verschiedenen Fächern unterstützten die Freunde mich thätig und so habe ich mich mit jedem Tage freier und heiterer befunden, ja, viel glücklicher und entschiedener als vor dem Eintritte der Krankheit, von der ich denn doch einige Vorahndung hatte, ohne zu wissen wie ich ihr entgehen oder ihr vorbeugen sollte.

Nehmen Sie dieses Bekenntniß, mein Theuerster, so freundlich auf als es mir wichtig scheinen muß: denn in dieser letzten Zeit war doch nur eine geistige Unterhaltung nach allen Seiten mein einziger Genuß, ja das Element meines Daseyns, worauf zu verzichten schwer gefallen wäre. Wir wollen indessen in Demuth und Bescheidenheit dem Fernern entgegen gehen, was uns die Unerforschlichen zu bereiten haben mögen.

Beiliegendes Gedicht[1] gibt zu erkennen, daß es eines bedeutenden Seitensprunges bedurfte, um dem Tartaren aus dem Wege zu kommen und ihm noch eine Weile hintennach zu sehen. Das nächste Stück von Kunst und Alterthum bringt noch mancherlei, das ich Ihnen und Ihrer theuren Gräfin Tochter, sowie mich selbst, bestens empfehlen darf.

Treulichst

G.

[1] Chiron. (Goethe's sämmtl. Werke. Bd. III. S. 209.)

CXVI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 11. April 1823.

Wie ich vernehme, mein hochverehrter Freund, ſind Sie nun ſo vollkommen wieder hergeſtellt, daß ich Sie, als mit dem Frühling zu neuem Leben und neuer Thätigkeit ſich entfaltend, mir zu denken vollkommen berechtigt bin. Der Ausdruck der Beſorgniß über Ihre Krankheit und die Freude an Ihrer Geneſung iſt Ihnen aus dem deutſchen Vaterlande, und wohl auch von auswärts, ſo von allen Seiten zugeſtrömt, daß nähern Freunden kaum ein Vorrecht innigerer Theilnahme übrig blieb.

Daß man eben jetzt auch in Paris auf vielfache Weiſe Ihrer gedenkt, werden Sie aus beiliegendem Auszug eines Briefes von meinem Freunde Oelsner erſehen, einem Manne, der durch das Studium der Revolution ſeit dreißig Jahren in Frankreich feſtgehalten, durch frühere Anekdoten-Sammlungen aus ihrer Geſchichte, durch Ueberſetzung der Schriften von Sieyes, oder durch ſeine Preisſchrift über Mahomed, vielleicht Ihnen ſchon bekannt, ſeit 1814 dem preußiſchen Staatsdienſt angehört. Der Gegenſtand ihrer Bearbeitung[1] konnte von den beiden jungen Männern, deren der Eine, Saur, Sohn des ehemaligen Senateurs aus dem Meer-Departement, der andere St. Geniès, Ueberſetzer des Tibulls iſt, für franzöſiſchen Sinn nicht glücklicher gewählt werden; denn eben in jenen Ihren Urtheilen über franzöſiſche Schriftſteller ſpricht ſich vollkommene Kenntniß der Nationalität, der dieſe angehören, in höchſt glücklicher Verſchmelzung mit den eigenthümlichen Anſichten, ſey's des deutſchen — ſey's Ihres individuellen Geiſtes aus. Was nun freilich die vorangedruckte notice betrifft, ſo hat mir dieſe mehr als einmal ein zwar zuweilen ſchadenfrohes, aber doch immer ganz gutmüthiges Lächeln abgewonnen. Ob ſie aus dem Converſations-Lexikon geſchöpft ſey, weiß ich nicht, denn ich habe den Artikel nicht geleſen; mir

[1] Des hommes celebres de France au XVIII. siecle et de l'etat de la litterature et des arts à la même époque par M. Goethe, traduit de l'allemand par M. M. de Saur et de Saint-Geniès, et suivi de Notes à Paris 1823.

scheint jedoch, die beiden Verfasser haben nicht nur Ihre Schrift, sondern auch Ihre Person recht eigenthümlich ins französische übersetzt. Daß nun die Reihe der Uebersetzung an Meister Wilhelm kommen soll, dabei, dünkt mich, haben Sie nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, nichts zu wagen: denn wiewohl ich diese mit dem deutschen Text noch nicht verglichen habe, so scheint mir doch Hr. Oelsner mit Unrecht den jungen Männern eine geringe Kenntniß der deutschen Sprache zuzutrauen; die eigne kennen sie vollkommen und wissen sie auf eine geistreiche Weise zu gebrauchen. Eine andere Frage möchte seyn, ob ein durch Nationalität, Lokalitäten und Zeitperiode so begrenzter Roman, wie Wilhelm Meister, beim französischen Publikum eben so allgemein eine günstige Aufnahme finden würde, als die Urtheile; indessen ist offenbar, daß Frankreich anfange, auch für das Fremdartige empfänglich zu werden. Wie dem sey, so bin ich gewiß, Sie werden dem reinen Willen und der innigen Verehrung für Sie Ihr Wohlwollen, dem Erfolg Ihre Zufriedenheit nicht versagen und durch den Ausdruck Ihres Beifalls Hrn. Oelsners und meine Hoffnung und den Wunsch der Akoluthen erfüllen. Da ich gerade auf einen Brief des Herrn v. Müller zu antworten habe, so hat es mir nicht unschicklich geschienen, das dem Großherzog bestimmte und gleichfalls mit einem Huldigungs-Schreiben begleitete Exemplar an ihn zu adressiren, mit dem Auftrag, über die Art der Uebergabe etwa mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Sie mögen dann beide entscheiden, ob auf eine verbindliche Zeile aus dem Kabinet als accuse de réception, zu hoffen sey.

Den zweiten Paragraph im vorgedachten Auszug hab' ich abschreiben lassen, weil er, wenn das Auftreten der beiden genannten Kämpfer gegen die Jesuiten sich bewähren sollte, ein für den, der Frankreichs gegenwärtige Verhältnisse kennt, sehr wichtiges Datum enthält. Glaubens-Väter und Glaubens-Armee, Sie sehen, wie innig dieß schon in der Benennung zusammenhängt.

Sie haben, mein hochverehrter Freund, seit dem Wiedereintritt ins Reich der Lebendigen so viel nachzuholen, daß ich gerne mich bescheide, in Ihrem innern Angedenken zu leben, bis auch an mich die Reihe für ein äußeres Zeichen der Erinnerung

kommt. Bis dahin freu' ich mich, mit Ihren hiesigen Freunden, des glücklichen Fortgangs Ihrer Genesung, und nicht bis dahin, sondern für immer, bin ich

Ihr treuergebenster

Reinhard.

CXVII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 18. April 1823.

Sogleich, weil sich einiger Raum findet, vermelde, theuerster, verehrtester Freund! die Ankunft des Pakets durch Hrn. Willmanns, mit der Versicherung, daß es mir viel Vergnügen gemacht hat.

Zuvörderst also hab' ich mich selbst in fremder Sprache wieder zu studiren, denn ich erinnere mich kaum jenes früheren Unternehmens:[1] so viel aber weiß ich recht gut, daß ich damals meinen Landsleuten den Genuß des wundersamen Dialogs, der mich so sehr interessirte, möglichst zu fördern wünschte. Wie es sich nun jetzt als selbstständiges, als bedeutend angekündigtes Werk ausnehme, muß ich erwarten.

Auf alle Fälle kann ich zum voraus versprechen, daß ich den Uebersetzern und Commentatoren ein freundlich Wort sagen werde, dem ich aber auch einigen Gehalt verleihen möchte, den ich nur aus näherer Kenntniß des Büchleins selbst zu schöpfen im Stande bin.

Zugleich denk' ich mich noch einer andern Schuld zu entledigen, und dem Uebersetzer meiner dramatischen Werke gleichfalls zu antworten, was ich schon längst versäumt habe.

Hrn. Oelsner danken Sie für seine Theilnahme, seine Schrift über Mahomed ist mir längst bekannt und traf vollkommen mit der Idee zusammen, die ich mir von dem außerordentlichen Manne gemacht, als ich ihn zum Helden einer Tragödie mir ausersehen.

[1] Rameaus Neffe, übersetzt nach Tieferes Original-Manuscript, von Goethe's sämmtl. Werke Bd. XXXVI. S. 1 und Anmerkungen dazu, die Charaktere und Zustände aufklärend, Bd. XXXVI. S. 457.

Und nun noch ein Wort von den Meinigen in abſteigender Linie. Von dem älteſten Enkel kann man nicht Gutes genug ſagen, er zeigt eine große Klarheit über alles was ihn umgibt, hat eine glückliche Erinnerungskraft und es läßt ſich leidlich mit ihm umgehen, ein muſikaliſches Talent ſcheint bei ihm vorwaltend. Was den jüngern betrifft, ſo muß man ſich hüten, ihn mehr als den älteſten zu ſchätzen; er beſitzt alle jene Vorzüge, nur mit mehr Kraft und Entſchloſſenheit; wie er denn auch auf dem Wege iſt, dem Bruder körperlich über den Kopf zu wachſen; woraus zu erſehen, daß wenn uns das Glück werden ſollte, Sie gelegentlich zu bewirthen, wir einen erfreulichen Pathen darzuſtellen hätten.

Schließlich bemerke ich noch, daß Herr Kanzler von Müller jenen Auftrag gern übernommen hat, wobei zu wünſchen iſt, daß ihm das Geſchäft gerathe.

Tauſend Lebewohl!

G.

CXVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 17. Mai 1821.

Die beiden hierher geſendeten Exemplare, mein Theuerſter, und einige andere von Leipzig angekommene brachten ſogleich unter den hieſigen Literatoren große Bewegung hervor: da nun das Verneinen ſich immer lebhafter bezeugt als das Bejahen, ſo war im Augenblick ſchon eine mißwollende Recenſion auf dem Wege zur Preſſe, die freilich im eigentlichen Sinne nicht Unrecht hatte, weil ſie ſich auf die einem Deutſchen leicht zu entdeckenden Irrthümer der franzöſiſchen jungen Männer warf, aber eben deßwegen ungraziös einen üblen Effekt hätte thun müſſen. Ich erregte darauf die um mich verſammelten mäßig denkenden Freunde zu einem kleinen Aufſatz, wodurch denn auch jener erſter Verſuch verdrängt ward.

Ich lege die Abſchrift bei zu gefälliger Mittheilung an die

Pariſer Freunde, daß ſie wenigſtens vorläufig einen guten Willen von unſerer Seite gewahr werden.

Mehr nicht für dieſesmal, denn obgleich eigenſinnig zu Hauſe bleibend kann ich mich doch den zuſtrömenden Fremden nicht ganz entziehen, welche, durch die Gegenwart Ihro Majeſtät des Königs von Bayern und Familie hierher gelockt, nicht unterlaſſen die Geneſung unſerer herrlichen Fürſtin zu feiern, wobei aber ein ſolches Geſchwirre entſteht, daß man ſich der Freude kaum erfreuen kann.

Schon faſt wochenlang mit dieſer Sendung zaudernd, ſchicke ſie gewiſſermaßen übereilt ab, da noch ſo manches zu ſagen iſt. Mögen die in den nächſten Heften vorgetragenen Bemühungen den Freund überzeugen, daß trotz aller widerwärtigen Zufälligkeiten doch anhaltend ſcharf gearbeitet worden.

Treu angehörig

Goethe.

CXIX.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 28. Mai 1823.

Ich habe, mein hochverehrter Freund, drei von Ihren Briefen vor mir liegen, die früher beantwortet worden wären, wenn nicht abermals ein Anfall von Chiragra auf einige Wochen meine Hand gelähmt hätte. Die aus den Quellen von Baden eingeſogene Lebenskraft ſchien gegen Ende März auf einmal zu verſiegen und eben weil der Krankheitsanfall nicht zum vollen energiſchen Ausbruch kam, verbreitete ſich allgemeine Unbehaglichkeit über Körper und Seele. Ich werde daher wo möglich im künftigen Monat den mir liebgewonnenen Ort wieder aufſuchen: und wenn, meiner Erfahrung zu Folge, die Proviſion auch nicht für ein volles Jahr ausreicht, ſo ſind einige Monate Wohlſeyn in dieſem von allen Seiten bedrängten Leben ſchon Gewinnes genug.

Was Sie mir von Ihrer, nach dem harten Sturm neubelebten Geiſteskraft in's Ohr ſagen, hatte ich gehofft, ja erwartet.

Die Vorbedeutung davon lag schon darin, daß Ihre Seele immer über der Krankheit, wie der Geist Gottes über den Wassern schwebte. Auch haben Sie mir mit der Behauptung sogleich den Beweis gegeben; denn das herrliche Liedchen Charon ist doch gewiß aus der Aera nach der Genesung.

Die wohlwollende Aufnahme, die Sie dem Versuch der Pariser Freunde gewährten, ist mir sehr erfreulich. Die Akten hierüber sind vor wenigen Tagen an Hrn. Oelsner abgegangen: Hr. v. Müller hatte sie durch die Antwort des Großherzogs vervollständigt. Ihr Urtheil über die Schrift ist zugleich belehrend und belohnend, besonders da Sie dadurch einer ungünstigen, und bei so deutlich ausgesprochenem guten Willen der Verfasser, schon dadurch schiefen Beurtheilung zuvorkommen.

Ob der für diesen Herbst entworfene Plan zu einer Vergnügensreise, worin Weimar allerdings mit rother Farbe angestrichen erscheint, ausführbar seyn werde, weiß ich noch nicht. Dieß hängt noch von so vielen meist persönlichen Verhältnissen ab, um, was auch gegen meine Art ist, ihrer natürlichen Entwicklung vorzugreifen. Daß ich alsdann den kleinen Pathen, von dem Sie so viel versprechendes sagen, vorfinden werde, weiß ich wohl; aber ich möchte es doch zugleich so einrichten, daß mir der Großvater nicht entgehe.

Unser Sulpiz schreibt mir, daß er am Ende dieses Monats nach Paris zu gehen gedenkt, und ich bin im Begriff ein Paket für ihn zurecht zu machen. Da er, vermöge seiner diplomatischen Anlagen, seine Unternehmungen gerne mit den großen Weltbegebenheiten in Verbindung bringt, so hat er, nach manchen Bedenklichkeiten, nun endlich doch sich überzeugt, daß trotz dem Marsche nach Madrid, dem Zusammenziehen russischer Truppen in Polen und den Neutralitäts-Debatten im englischen Parlament, sein Werk erscheinen könne. Daß der königliche Besuch[1] in Weimar statt fand, war mir ein wohlthuender Beweis der Genesung Ihrer verehrten Großherzogin.

Und so segne und erhalte Sie denn Gott, und so erhalten Sie Ihre Freundschaft

Ihrem treuergebenen
Reinhard.

[1] S. M. Königs Maximiliane von Bayern und Seiner Königlichen Gemahlin

CXX.

Goethe an Reinhard

Weimar den 14. Juni 1823.

Daß Sie, theuerſter Verehrter, meinen kleinen Aufſatz billigen, iſt mir höchſt erwünſcht, denn er war in unruhiger Zeit und nicht ſonderlich vorbereitet geſchrieben; der gute Wille mag dabei das Beſte gethan haben.

Den Abdruck lege bei, nicht weniger eine franzöſiſche Ueberſetzung, verfaßt von dem Redakteur, welcher mir vielen Dank wußte, daß ich ihm von jener mißwollenden Anzeige los half.

Man hat nur immer zu thun, um die Verwirrungen, die mehr durch vorlaute als bösartige Menſchen eingeleitet werden, wieder in's Gleiche zu bringen.

Kunſt und Alterthum folgt bei, möge darin ſich etwas Ihrem und der liebwerthen Tochter Sinn und Geſchmack wohlgemäßes befinden.

Die naturwiſſenſchaftlichen Hefte werde ich kaum vor meiner Abreiſe vollendet ſehen, ein typographiſches Zaudern hält ſie dießmal länger als billig zurück.

Ich denke zu Ende des Monats nach Marienbad zu gehen, um mich wieder in dem Winkel einer anſehnlichen Gebirgshöhe zu prüfen und an bekannten Naturgegenſtänden meine Sinne herzuſtellen; es iſt wirklich Zeit, daß ich von der Außenwelt wieder angeregt werde.

Daß die Heilquellen unſere Hoffnungen und Zutrauen wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad erhalten, iſt ſehr ſchön, unſere Natur ricochetirt gleichſam alle Jahre einmal an ſolchem Orte und reicht der Sprung auch nicht ganz aus, ſo iſt doch wenigſtens etwas gewonnen. In Baden wünſchte ich auch wohl an Ihrer Seite zu wallfahrten, die Gegend muß ſehr ſchön und auch geologiſch höchſt merkwürdig ſeyn, wie ich aus einer Karte von Gimpernat erſehen habe. Von perſönlichen Abenteuern wußte Kanzler von Müller viel zu erzählen. Möge uns beiden die abermalige Wallfahrt Glück bringen und eine höchſt wünſchenswerthe Zuſammenkunft einleiten. In der Hälfte Septembers glaube ich wieder zu Hauſe zu ſeyn, wo Sie Großen und

Kleinen durch Ihre theure Gegenwart die höchſte Freude bringen werden. Vor meiner Abreiſe noch ein Lebenszeichen.

Treulichſt

G.

CXXI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 22. Juni 1823.

Sie ſchreiben mir, mein hochverehrter Freund, Ihre Abreiſe nach Marienbad ſey auf das Ende dieſes Monats feſtgeſetzt, und Sie erwarten noch vorher von mir ein Lebenszeichen. Sie erhalten es nun von mir inſofern Vegetation auch Leben iſt; denn einer höheren Art von Exiſtenz kann ich in dieſem Augenblick kaum mich rühmen. Wie dem ſey, in Zeit von einem Monat etwa ſollen die Ferien des Bundestags eintreten, und gegen Ende des Julius gedenke ich, wenn nichts ſich entgegenſetzt, die wohlthätigen Quellen an der Murg wieder zu beſuchen. Die Dauer meines Aufenthalts berechne ich bis zum Ende Auguſts; ob und wie alsdann die übrige Zeit der Ferien mir zu Gebot ſtehen werde, darüber läßt ſich von meiner Seite noch nichts beſtimmen. Eine ſchöne lang genährte Hoffnung würde mir untergehen, wenn mir verſagt ſeyn ſollte, Sie, den theuren theilnehmenden Freund in Ihrer verjüngten Lebenskraft wiederzuſehen, und die glücklichen Erinnerungen jener Tage von Carlsbad nach ſechzehn Jahren wieder aufzufriſchen. Da Sie Ihre Rückkehr gegen Ende Septembers beſtimmen, ſo würde mein Beſuch in Weimar in die letzte Hälfte des nämlichen Monats fallen. Ueber alles, was meine weitern Begegniſſe oder Plane betrifft, ſollen Sie bei Zeiten Nachricht erhalten.

Eben in der heut beginnenden Woche liegt ein ſchweres Geſchäft vor mir, eine Wohnungsveränderung. Am neuen Quai des Mains, gerade der Inſel gegenüber die Ihr Monument aufnehmen ſollte, dehnt ſich ſeit einigen Jahren eine neue Häuſerreihe, mit der doppelten Ausſicht auf den Fluß und auf den

Da lachte die Vergifterinn noch:
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſteh'n wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Taunus. Dort werde ich die Ausſicht in Gottes grüne ſtille Welt eintauſchen, gegen den unwilligen Blick auf's raſſelnde Pflaſter der Bockenheimer Straße. Dieß wird in Frankfurt die einzige Veränderung ſeyn, die mir ſeit ſechs Jahren Vergnügen macht, oder bei der ich gewinne.

Ich erwarte mit Ungeduld die verſprochenen Hefte. Ueber das Dach jenes Hauſes ragt ein Belvedere, das ich zum Leſen beſtimme, d. h. zum Leſen mit Genuß (warum haben die Deutſchen kein edles Wort für lecture?) Auch drei oder vier Freunde würde es faſſen können zu vertraulichem Geſpräch; nur die Freunde fehlen!

Sie können hieraus ſehen, welchen Werth ich auf dieſen Namen, und darauf lege, daß ich ihn Ihnen geben darf. Gott geleite Sie und bringe Sie glücklich zurück.

Wie immer der Ihrige

Reinhard.

CXXII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 26. Juni 1823.

Das bis auf den letzten Augenblick meiner Abreiſe verſpätete Heft zu überſenden iſt meine letzte Pflicht in Weimar. Möge dieß dem theuren Freunde zu einiger Unterhaltung dienen und mich Ihm vergegenwärtigen, wie er mir nahe war als ich es theilweiſe verfaßte und im Ganzen redigirte. Mehr iſt mir nicht erlaubt zu ſagen; die treuſten Wünſche begleiten dieſe Sendung.

Vorſtehendes war geſchrieben als eben der erquickliche Brief ankommt, im Augenblicke der Abreiſe: daher ich dieſes wahrhaft aus dem Stegreife vermelde, mit Vorbehalt bei meinem Eintritt in Böhmen ſogleich mehr von mir hören zu laſſen.

Treu anhänglich

J. W. v. Goethe.

CXXIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 8. September 1823.

Daß Sie, mein hochverehrter Freund, aus Marienbad glücklich zurückgekommen ſind, früher jedoch als ich nach Ihrem letzten Briefe erwarten konnte, weiß ich durch einen Brief meines Sohnes aus Göttingen, dem Hrn. v. Müllers an Ihrem Geburtsfeſt abzuſingende Stanzen beigelegt waren. Dieſe erhielt ich den 29. Auguſt Morgens; zwölf Stunden früher hätten ſie mir die frohe Feier noch mehr vergegenwärtigt, und, zwar nicht unſer Geſang (denn leider! niemand von uns ſingt) aber Gläſerklang hätte ſich in den Ihrigen gemiſcht. Der Magnetismus und der Fürſt von Hohenlohe beweiſen, daß bei rechter Tendenz und Geſinnung die Entfernung nicht in Anſchlag komme. Beſonders aber habe aus eben dieſer Quelle mit innigem Vergnügen vernommen, daß die heilbringenden Quellen ihre Kraft an Ihnen auf's neue bewieſen haben. An dieſer glücklichen Vorbedeutung halt ich feſt für die herannahenden Tage des Beſuchs in Weimar.

Ich bin nämlich nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Baden vorgeſtern wieder hier angelangt. Geſtern, bei einem Spaziergang um die Stadt, habe ich, andere widrige Eindrücke ungerechnet, das Grün ſo fahl, die Blätter ſo beſtäubt gefunden, daß ich dem Drang nach den ſo eben verlaſſenen herrlichen Fluren wieder umzukehren, kaum widerſtanden hätte, ohne die nahe Ausſicht auf die Reiſe nach Norden. Ich gedenke wirklich nur ungefähr 14 Tage hier zuzubringen, nnd folglich etwa den 23. von hier abzugehen. Meine Abſicht iſt über Würzburg und Bamberg einen Umweg zu machen, alsdann in Gotha eine Sternen-Nacht abzuwarten, um mit dem frommen Lindenau nach ſeinen Himmeln zu ſehen, und ſo würde ich etwa gegen Ende des Monats in Weimar eintreffen. Schreiben Sie mir ob dieſer Zeitpunkt Ihnen bequem ſey? Denn daß Ihr Wiederſehen der Ziel- und Lichtpunkt meines Ausflugs ſey, wiſſen Sie ſeit lange; und da Wahl und Dauer der Route in meiner Gewalt ſind, ſo iſt es billig, daß ich ſie nach Ihrer Convenienz anordne. Außer meiner

Tochter und meinem Sohn, den ich eben heute in Göttingen erwarte, bringe ich noch eine kleine niedliche Reisegefährtin mit, von der Hr. v. Müller Ihnen Bericht erstatten kann.

Wie sehr ich mich dieses Wiedersehens freue, bedarf ich Ihnen nicht zu sagen. Sechzehn Jahre liegen zwischen den Tagen von Carlsbad und zwischen jetzt. Der schnelle Rückzug von 1809 ist zwar nicht vergessen, aber damals wurde die Begierde mehr gereizt als befriedigt. Einige Stunden werden Sie gerne der Freundschaft widmen, ohne daß ich Ihre Kreise störe. Sie werden mich erheitern und stärken für die Zeit, die mir noch vom Leben übrig bleibt.

Ganz der Ihrige

Reinhard.

CXXIV.

Goethe an Reinhard.

Jena den 11. September 1823.

Was konnte mich bei meinem Eintritt in Jena mehr beglücken, verehrter theurer Freund, als der Brief vom 8. der die Versicherung enthält, zu Ende des Monats werde ich Sie wieder umarmen. Willkommen also mit den lieben Ihrigen und was sich anschließt. Wohnung in meinem Hause kann ich nicht anbieten, betrachten Sie es übrigens als das Ihrige. Sie finden mich ganz frei und nach einer glücklichen Kur heiter und thätig. Wie viel ist nicht mitzutheilen, zu empfangen und zu geben! Ich schließe mit den herzlichsten Wünschen: Ihre Reise möge glücklich seyn.

Treu anhänglich ergeben

J. W. v. Goethe.

CXXV.

Reinhard an Goethe.

Weimar, Montag Abends den 6. October 1823.[1]

Wär' ich dieſen Morgen abgereist, ſo würd' ich, mein hochverehrter Freund, geſtern Abend um jeden Preis geſucht haben, mir eine Viertelſtunde zu gewinnen, in der ich von perſönlichen, jetzigen oder jüngſtvergangenen Zuſtänden Sie vertraut hätte unterhalten können. Dieſen Morgen ſollte die gegenſeitige Stimmung entſcheiden; denn eine Herzensergieſſung ex professo nimmt, wenigſtens anfangs, ihre Richtung durch den Kopf. Auf jeden Fall aber bleibt Einiges, wo ich Ihres Raths und Ihrer Erfahrung bedarf; dieſe werden Sie mir nicht verſagen, und darum frage ich Sie: glauben Sie eher morgen früh oder morgen Abend eine Viertelſtunde für mich frei zu haben? Das Uebrige alsdann, wie der Gott in uns es eingeben wird. Tage wie dieſe kommen nicht wieder, und nur noch einer bleibt mir. In dieſem Sinne will ich vermeiden, das „o mihi praeteritos referat si Jupiter" aus eigener Schuld mir zurufen zu müſſen. Mög' ich Sie morgen geſund und heiter treffen! Wohlwollend und wohlmeinend find' ich Sie gewiß. Der Ihrige.

Reinhard.

[1] Reinhard traf am 30. September zu Weimar ein

CXXVI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 30. October 1814.

Von einem Ausflug nach Mainz und ins Rheingau zurück, wo an zwei herrlichen Morgen auf dem Niederwald und in der Rochuskapelle, dort bei Rüdesheimer Trauben und Wein, hier beim schon gemalten und noch schöner beschriebenen Bilde des Heiligen, von uns Vieren, die von Weimar kamen, Ihrer, mein hochverehrter Freund, mit Dank und Liebe und Freude gedacht wurde, darf ich nicht länger säumen, Ihnen auch schriftlich zu sagen, wie die Erinnerung an jene sieben Tage uns überall begleite und mit unauslöschlichen Zügen in die Seele des alten Freundes und in die jungen Gemüther seiner Begleiter gegraben sey. Für diese war es herzerhebend, einen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, den sie längst im Stillen verehrten und liebten, ihn näher zu sehen in seiner einfachen herablassenden Würde und in seiner unbegränzten Thätigkeit, mir, der ihn längst so kannte, ward auch das alte wieder neu und die Gegenwart schöner im Mitgenuß der Vergangenheit; beschämt und beinahe verschüchtert, so wenig geben zu können, wo ich so viel empfing, und doch nun bereuend, nicht noch mehr empfangen zu haben, weil ich nicht mehr gefordert hatte, gab ich mich Ihnen hin, wie der Augenblick es mit sich brachte, und ich schied mit dem wehmüthigen Gefühl, es wäre nach menschlicher Voraussicht das letztemal, daß ich an dieser Stelle stände, daß meine Hand die Ihre drückte. Doch keine Trennung unterbricht die geistige Nähe und Sie selbst haben sich den schönen Beruf geschaffen, durch Schrift und That sich Ihren Freunden immer zu vergegenwärtigen.

Ihr morphologisches Heft hat mich auf der letzten kleineren Reise begleitet und nach vollbrachten Tagesmärschen meine Abendstunden in Rüdesheim ausgefüllt. Einiges freilich mußt' ich zur Seite liegen lassen, auch keine Wolkenzüge waren zu beobachten am heiteren, klaren Himmel, aber wie manches Andere, wo ich begriff, wo ich lernte, wo ich mich selbst wieder fand. So haben Sie mit Einem Blick das

mir unerklärlich gewordene Problem der zerfreſſenen Säulen von Puzzuoli gelöst; ſo das Wort vom gegenſtändlichen Denken, was ich in meiner Sphäre wenigſtens inſofern auszuüben ſuche, daß ich mich immer beſtrebe, mich in die Stelle der handelnden Perſonen zu verſetzen; ſo über das phosphoriſche Augenlicht, wo einige Paragraphen ein volles Licht auf Ihre Theorien werfen und mir zu verdienen ſcheinen, an der Spitze der Farbe zu ſtehen; ſo manches andere tief aus dem Leben und der Erfahrung geſchöpfte Wort und die ſcharfſinnigen Parallelismen von Erſcheinungen auf dem politiſchen und naturhiſtoriſchen Gebiet. Am meiſten hat mich angezogen, was Sie von der Beziehung Ihres Geiſtes zu der franzöſiſchen Revolution ſagen. Daß Sie gerne dahin einſchlagende Begebenheiten und Charaktere auffaßten, um ſie auf Ihre Weiſe zu bearbeiten, ſah ich wohl; aber mir ſchien es mehr eine Liebhaberei ſo nebenher, als eine entſchiedene, den ganzen Gegenſtand zu umfaſſen ſtrebende Richtung. Ich werde nun die natürliche Tochter mit verdoppelter Aufmerkſamkeit wieder leſen; doch auf dieſem Wege wären Sie, fürcht' ich, nie zum Ziele gekommen; was ſoll das ſchöne Ebenmaß Ihrer Figuren, dieſer Kanon der Charaktere und Stände zu jenen convulſiviſchen Verzerrungen? So fortfahrend mußten Sie noch eine Menge von Geſtalten aufführen; aber dieſe alle gegen und durch einander in Bewegung zu ſetzen, dieſe Arbeit war unermeßlich. Doch Sie haben das ganze menſchliche Leben mit Himmel und Hölle im Fauſt dichteriſch gewältigt, warum nicht auch die franzöſiſche Revolution?

An Hrn. Willemer hab' ich Ihre Grüße ausgerichtet. Im übrigen befind' ich mich hier wieder in den alten Wüſten und mehr als je entſchloſſen, nur in meinem Haus und in meinem Cabinet die erſprießliche Nahrung zu ſuchen. Von Seiten des Metier iſt auch wenig Erſprießliches vorauszuſehen; doch ſcheint mir unſer jetziges Miniſterium kunſtreich genug zu laviren, um zwiſchen all' den Klippen, die in ſeinem Wege liegen, durchzukommen.

Mein Sohn und meine Tochter nehmen ſich die Freiheit, in beiliegenden Blättchen den theuren Angehörigen Ihres Hauſes ihre innige Dankbarkeit auszudrücken. Fräulein Virginie iſt zu ſchüchtern, um ſelbſt zu ſchreiben, ſie der Gleichgültigkeit gegen

ſo viel empfangenes Gute anzuklagen, nicht bange zu machen; man wüßte dieß, meinte ſie, in Weimar beſſer. Ich ſelbſt küſſe den beiden Damen die Hände, dem Kammerrath die Wange, den beiden lieben Kindern die Stirne.

An Herrn v. Müller, deſſen, ſowie Herrn Pr. Riemers Begleitung nach Gotha uns noch einen höchſt erfreulichen Nachgenuß von Weimar gewährt hat, hab' ich durch eine ſogleich am Tag nach meiner Zurückkunft ſich anbietende Gelegenheit ein Paket abgeſandt, was Ihnen, wenn Sie nicht verſchmähen wollen, als bloße Curioſität zugedacht war. Vier Krüge Schwarzwälder Kirſchwaſſer, von Nonnenhänden bereitet, gehen mit der nächſten Diligence an Sie ab. Einer iſt Herrn v. Müller beſtimmt und einer Herrn Pr. Riemer zum Behuf der Sonette.

Und nun, mein innigſt verehrter Freund, Gott erhalte Sie, Gott ſegne Sie, Gott lohne Ihnen auch was Sie an mir Armen Gutes gethan haben. Für immer der Ihrige.

Reinhard.

CXXVII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 3. Mai 1824.

Ich weiß nicht, wie es kam, mein verehrter Freund, daß ich ſeit Wochen, ja ſeit Monaten, immer den Vorſatz an Sie zu ſchreiben in mir tragend, erſt jetzt eine Veranlaſſung weniger ergreife als mir ſchaffe, um ihn auszuführen. Daß Sie von Ihrer Krankheit im Spätherbſt glücklich hergeſtellt worden, hab' ich vernommen; ſeitdem weiß ich bloß im Allgemeinen, daß es Ihnen wohl gehe und auch die Freunde Ihrer Familie klagen, ohne direkte Nachricht und auf einige Anfragen ohne Antwort zu ſeyn. Nun da die Badezeit heranrückt und wir uns alle beſcheiden, daß Sie Ihren Weg nicht nach Weſten ſondern nach Oſten nehmen werden, war es feſt von mir beſchloſſen, noch vor Ihrer Abreiſe Ihnen meine Wünſche zuzurufen, aber dennoch hätt' ich vielleicht noch einige Poſttage vorübergehen laſſen

ohne jene Veranlaſſung, wo es mir plötzlich in den Sinn kam, Sie um Ihren Rath und vielleicht um Ihre Einwirkung in einer Familienangelegenheit zu bitten. — — — — —

Dieſen ganzen Winter über hat ſich bei mir kein Anfall von Podagra eingeſtellt, aber nun ſchon zum zweitenmale mach' ich die Erfahrung, daß gegen Ende des März die ganze in der Badezeit geſammelte Proviſion von Lebenskraft und Wärme wie auf einmal verſiege. Dann erſcheinen Magenübel, Huſten und eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit.

Ein Fernrohr von Frauenhofer mit einem Objektiv von 27 Linien hab' ich vor einigen Wochen aus München erhalten, aber ich finde mich noch ungeſchickt in der Manipulation.

Das wollt' ich Sie neulich noch fragen, ob Sie in Ihren Plan, die Revolution poetiſch zu gewältigen, die Jeſuiten aufgenommen hätten?' Denn offenbar ſind es nun die Väter des Glaubens, die die Revolution verſöhnen.

Vor einigen Tagen wurde mir eine ſehr erfreuliche Erinnerung an Carlsbad. Ich hatte bei meiner zweiten Flucht aus Caſſel meinen Schreibtiſch meinem Arzt, Hofrath Harnier, zum Geſchenk gemacht. Da dieſer ihn neulich auseinander nehmen läßt, findet er zwei in die Fugen eingeklemmte Blätter, das eine: Geſchichte der Farbenlehre aus Goethens Munde, den 9. Juli 1807, und das andere, das Konzept eines Briefs an Villers: Carlsbad, ce 28 Juin 1807. So wurde mir jene ſchöne Zeit wieder vergegenwärtigt, wo ich, ein lernbegieriger Schüler, zu Ihren Füßen ſaß. (Sie erinnern ſich wohl, daß ich dem guten Villers den Antrag machte, der Herold Ihrer Farbenlehre in Frankreich zu werden? Mit Kant freilich war es ihm nicht gelungen.)

Im Leipziger Meßkatalog find' ich angekündigt ein neues Heft „zur Naturwiſſenſchaft und Morphologie" und eines „für Kunſt und Alterthum." Auch daraus erhellt, daß Ihr Geiſt noch immer durch alle gewohnten Kreiſe ſeiner Thätigkeit fliege.

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund, und bleiben Sie noch ferner hold Ihrem treu ergebenſten

Reinhard.

[1] S. Reinhards Brief vom 30 October 1823 in Bezug auf „die natürliche Tochter."

CXXVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 2. Juni 1821.

Als Ihr vertraulicher Brief, verehrter Freund, in den erſten Tagen des Mai bei mir anlangte, fehlte mir Herr Kanzler v. Müller, der Einzige, mit dem ich mich über das fragliche Geſchäft hätte beſprechen können. Indem ich nun deſſen Rückkunft abwarte, iſt er unvermuthet bei Ihnen angekommen und vernimmt unmittelbar Ihre Fragen und Wünſche. Nach ſeiner Rückkunft bereden wir das Weitere, ich theile ihm Ihren Brief mit und es ſteht zu hoffen, daß er Ihrem ſo billigen als ernſtlichen Verlangen genug thun werde.

Durch ihn hab' ich nichts als Vergnügliches vernommen, von Frankfurt überhaupt, von Ihrer ſchönen Wohnung, Ihrem glücklichen Familienleben und von dem liebenswürdigen Gaſt, den Sie gegenwärtig beherbergen.

Von mir darf ich ſagen, daß ich mich nach meiner Art ganz wohl befinde und, obgleich manchmal nicht ohne Haſt, allem was mir obliegt und auf mich zudringt, genug thun kann.

Ein Heft Kunſt und Alterthum hat Freund Müller überbracht, ein anderes wird nächſtens folgen.

Dr. Eckermann, ein junger, wahrhaft bedeutender Herankömmling, der ſich mit aufrichtiger Neigung an meinem Thun, Schreiben, Treiben und Laſſen ausgebildet hat und mir gegenwärtig bei Redaktion der vielfachſten Papiere treuen Beiſtand leiſtet, wird durch Rath Schloſſer bei Ihnen in dieſen Wochen eingeführt werden und Sie erfreuen ſich gewiß ſeiner Art und Weſens.

CXXIX.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 28. Juni 1824.

Ottilie, mein hochverehrter Freund, iſt dieſen Morgen abgereiſt. Von Donnerſtag an, dem zuerſt angeſetzten Termin, bis geſtern hatte ſie mit karger Hand, wie Tropfen um Tropfen, den Bitten ihrer Freunde nur immer einen Tag zugemeſſen, doch nicht aus Abneigung gegen einen verlängerten Aufenthalt, ſondern aus Scheu vor Uebertretung des Geſetzes. Hierin, meinte ſie, ſollt' ich ihr Fürſprecher werden und dem Geſetzgeber zu Gemüth führen, daß er durch die Kürze der vorgeſchriebenen Zeit für die Menge von Aufträgen an Perſonen und Sachen ſich mit ſich ſelbſt in Widerſpruch geſetzt habe. Für die Zurückkunft hat ſie uns die ſchöne Hoffnung gegeben, unſer Belvedere in Beſitz zu nehmen. Noch erfreulicher aber iſt die Erwartung, Sie ſelbſt, mein Theuerſter, in unſern Gegenden einmal wiederzuſehen. Dieſe Erwartung einmal erregt, darf uns nicht mehr entriſſen werden. Da es beſchloſſen ſcheint, daß Sie in dieſem Jahr nicht nach den böhmiſchen Bädern gehen werden, ſo folgt das andere von ſelbſt. In Weimar dürfen Sie den Sommer über nicht ſitzen bleiben; dieß verbietet Ihnen eine zur Natur gewordene Gewohnheit. Hier und am Rhein iſt Ihre frühere Heimath, eine Ihrem phyſiſchen Daſeyn verwandte Luft; hier ſind Erinnerungen aus Jahren der Jugend und der Männlichkeit, die im Verhältniß des Zeitabſtands lebendiger hervortreten werden; hier ſind Freunde, die Ihnen angehören, Geſinnungen und Ideenkreiſe, in denen Sie einheimiſch ſind. Das Fremdartige abzuweiſen, erlaubt Ihnen Ihr Alter und Ihre Stellung zur Welt; auch krank dürfen Sie ſo oft Sie wollen ſcheinen, nur nicht ſeyn. Wem Sie das Glück gewähren wollen, Ihr Hauptquartier bei ihm aufzuſchlagen, darüber wag' ich keinen Vorſchlag, nicht einmal eine Bitte; bei mir wäre Raum im dritten Stock mit der doppelten Ausſicht, oder auf ebener Erde ohne Treppen, der Inſel gegenüber, die die Goethe's-Inſel werden ſoll und auf jeden Fall bleiben wird. Selbſt meine Erterri-

Faust und Mephistopheles.

Mephistopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reise,
Man sieht's an ihrer wunderlichen Weise;
Sie sind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig du hast Recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

torialität würde Sie vor Zudringlichkeit ſchützen; denn mir gehört in meinem Hauſe die Polizei.

So eben geht Ihr Eckermann von mir, der treue verſtändige Junger mit dem Nathanaels-Geſicht. Er kam vorgeſtern hier an und reiſt noch heute nach Heidelberg. Da Sie ihn, wie er mir ſagt, nach etwa vier Wochen in Weimar zurückerwarten, ſo entnehme ich daraus einen Maßſtab für die Zeit, in der wir Ihre Ankunft hoffen dürfen, nämlich in den erſten Tagen des Auguſt. Jedenfalls wenn und wann Sie nach Frankfurt kommen, finden Sie mich. Mein Sinn ſteht nach Baden, und vielleicht wäre zu überlegen, ob auch Ihnen Baden nicht zuträglicher wäre, als Wiesbaden. Hier iſt die Wirkung der Bäder durchdringender, und daher ſchwer voraus zu beſtimmen; dort iſt ſie ſanfter, geregelter, und das Waſſer hat mehr Analogie mit den Bädern von Carlsbad. Ich predige zwar für meinen Heiligen, aber in redlichem Glauben.

Das angekündigte vierte Heft von Kunſt und Alterthum iſt noch nicht angekommen. Im dritten ragt ſogleich am Eingang hochhervor die herrliche Parias-Ballade.[1] Dann die Xenien, die ich mit Ihnen leſen möchte, in ſo gewaltiger Tiefe viele ſo hell und heiter, einige dunkel und wohl auch düſter.

Dem Briefwechſel mit Schiller ſeh' ich mit Sehnſucht entgegen.

Und nun, mein verehrter Freund, erwart' ich zwiſchen Furcht und Hoffnung Ihren nächſten Brief.

Reinhard.

[1] S. Goethe's ſämmtl. Werke, Bd. III. S. 3 ff. (Goethe's proſaiſche und poetiſche Werke. 1806. I. Bd. I. Abth. S. 11 ff.)

CXXX.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 5. Juli 1824.

Die zwar zum voraus gewiſſe, aber doch noch immer überraſchend freundliche Aufnahme meiner liebenswürdig wunderlichen Schwiegertochter werde Ihnen, verehrter theurer Freund, durch mannigfaches Gute zunächſt dieſen Sommer vergolten; mit etwas mehr Geſundheit könnte ſie ihren Freunden für die unſchätzbare Gute, die ihr gegönnt wird, gar manches Angenehme ſelbſt erwiedern. Bei ſo ſchönen Anfängen läßt ſich auch für die Folge das Beſte hoffen. Was mich betrifft, ſo bin ich dießmal ganz unentſchloſſen und habe Verlangen bald da bald dorthin: mein eigentlichſter ſtiller Wunſch aber möchte wohl ſeyn, heuer die Zeit nicht als Badekur hinzubringen, ſondern, in ein leichtes Chaischen gepackt, einen eiligen größeren Rundkreis zu vollführen, um die Freunde, wo ſie auch ſeyen, ſchnell zu begrüßen und, wenn auch nur wenige Stunden, mich Ihrer Gegenwart und fortdauernden Theilnahme zu verſichern. Denn das iſt's doch eigentlich, was uns ſo oft bei brieflicher Unterhaltung zu mangeln anfängt, eine und wäre es auch nur augenblicklich aufgefriſchte Gegenwart.

Herzlichen Dank für die freundliche Aufnahme Eckermanns, ſeine Bildung zu mir und meinen Arbeiten iſt für mich und die Meinigen unſchätzbar; ich kann hoffen, durch ihn Zerſtreutes zu ſammeln, Unvollſtändiges zu ergänzen, Vielfaches zu ordnen und zwar in meinem eigenen Sinn, wie auch ſchon geſchehen iſt.

Unſer für alles Finſtere unempfänglicher Freund von Müller hat abermals mit mir die Angelegenheit durchgeſprochen, die Ihnen wie billig ſo manches Bedenken erregt. Da mir jene Perſönlichkeiten und Verhältniſſe völlig fremd ſind, ſo bleibt mir nichts als überhaupt Ihre Vorſicht zu billigen, womit Sie über die Umſtände klar zu werden, die nöthigen Schritte thun.

Der eindringende Antheil an dem Paria freut mich ſehr. ich bewahre dieſe höchſt bedeutende Fabel als einen ſtillen Schatz vielleicht vierzig Jahre und konnte mich jetzt erſt entſchließen, ihn

von meinem Innern durch Worte loszulöſen, wo es mir die eigentliche reine Geſtaltung zu verlieren ſcheint. Wird das Gebildete jedoch in einem treuen energiſchen Geiſte reproducirt, ſo gelangt es wieder zu ſeinem urſprünglichen Rechte.

Hier laſſen Sie mich enden mit wiederholtem Gruß, Dank und einer ſich ſelbſt betheuernden liebevollen Anhänglichkeit.

G.

CXXXI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 22. Juli 1821.

Ihr Reiſeplan, mein hochverehrter Freund, iſt von der Art, daß eigentlich nur der Egoismus ſich dagegen auflehnen kann. Ich nehme freudig und dankbar an, was Sie mir geben wollen, wär' es auch nur Eine Stunde. Nur gewähren Sie wenigſtens das Verſprechen; denn wer oder was kann hindern, daß Ihr Wunſch zum Entſchluß werde?

Ich gedenke, wenn es anders gewiſſe hieſige Verhältniſſe erlauben, nächſten Sonntag nach Wiesbaden und den Tag darauf nach Ems zu gehen. Ein Neffe meiner ſel. Frau aus Hamburg iſt vor einigen Tagen mit der ſeinigen dahin gereiſt, mit der ich hoffe, daß Ihre Tochter ſich gut werde vertragen können. Eigentlich iſt es nur der Wunſch, dieſe Tochter wieder zu ſehen, der die meinige zu einem Complott verleitet hat, in das ich mich nicht ungern habe hineinziehen laſſen.

Ich kann Ihnen gerade heute nichts Beſtimmtes über meine eigenen Plane ſagen. Manche Umſtände ſcheinen anzudeuten, daß die Bundestagsferien ſpäter eintreten werden, als der Präſident ſie verſprochen hat. Dazu kommen die Gährungen in Paris, die ſich immer mehr in den höhern Regionen concentriren. Auch muß ich die Zurückkunft meines Sekretärs abwarten, der in eigenen Angelegenheiten dort iſt, die eben im jetzigen Wirrwarr weder Zeit noch Raum zur Erledigung finden.

Das neueſte Heft von Kunſt und Alterthum iſt angekommen.

Herzlichen Dank dafür, wie für alles Treffliche, das von Ihnen kommt.

Immer auf erwünschte Nachrichten von Ihnen harrend, von ganzer Seele,

der Ihrige,
Reinhard.

CXXXII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 11. August 1824.

Ihre Schwiegertochter, mein hochverehrter Freund, iſt, ſtatt ihrem Verſprechen gemäß, bei uns, im Schwanen abgeſtiegen, und will noch dieſen Abend oder wenigſtens morgen früh weiter reiſen. Das war freilich nicht unſere Rechnung; indeſſen der Beruf, bei der Geburtsfeier des Schwiegervaters nicht zu fehlen, verdient volle Berückſichtigung, und leider läßt ſich aus der Witterung und aus dem Geſundheitszuſtand des theuren Weſens hinreichend erklären, warum ſie Schlangenbad nicht früher verlaſſen konnte.

Sie wollten eine weite Reiſe machen; Sie haben ihr entſagt. Sie wollten nach Wiesbaden kommen; Sie kommen nicht. Was iſt für Ihre Freunde dabei zu thun, als ſich zu reſigniren? Nur das, ob Sie in Weimar bleiben, ob Sie dennoch Ihren Weg noch antreten, wohin nehmen, ob Sie Sorge tragen, daß Ihr ſchönes, großes Leben dabei ſeinen Halt, ſeine Fülle und ſeinen Vorrath für den kommenden Winter finde? frage ich.

Was mich betrifft, ſo hab' ich die Zurückkunft meines Legationsſekretärs abzuwarten, der ſeit beinahe drei Monaten in Paris iſt. Indeſſen iſt mein Quartier in Baden auf den ſechsten September beſtellt. General von Wolzogen geht morgen dahin ab, um mit ſeiner Schwägerin zuſammenzutreffen. Von dem brillant assommant, worüber einer meiner franzöſiſchen Collegen ſich bei mir beklagte, iſt im September dort nichts mehr zu befürchten, und ich verſpreche mir, aller Kabale zum Trotz, dort einen gemüthlichen Aufenthalt.

Durch den neuen Miniſterwechſel bin ich wieder in ganz unbekannte Zonen verſchlagen. Ob es die heiße Zone ſey, wo die cholera morbus herrſcht, ob die kalte, wo mein leichter Nachen zwiſchen zwei Eisfeldern zerſchellen konnte, weiß ich noch nicht. Mein Unwillen haucht mir Muth ein, wenn auch nicht Verſe. Es war eine Zeit, wo ich mich ſehr gedemüthigt, ſehr entmuthigt fühlte.

A propos! Paulus iſt wenige Tage nach dem Religionsedikt von Carlsruhe hier durchgekommen mit ſeiner Familie. Ich hab' ihn nicht geſehen und weiß nicht, was aus ihm wird. Aber klar iſt, daß er nicht bleiben konnte. Wiſſen Sie, daß ſein Vater zu einer Zeit, wo von Heterodoxie in Württemberg niemand war, der einen Begriff hatte, der einzige Geiſtliche war, der wegen Heterodoxie abgeſetzt wurde?

Vom Kanzler Müller hab' ich einen Brief aus Würzburg. Macco iſt von hier aus dorthin gegangen, um mit ihm die Reiſe nach München zu machen. Meine Familienangelegenheit, für die er ſich ſo freundlich intereſſirt, ſchwebt noch im zweifelhaften Zwielicht. Am Ende werd' ich doch ſagen müſſen: Gott ſegn euch, ihr ſeyd ein Paar.

Hätte Ottilie nicht im Gaſthof ihr Mittageſſen anticipirt, ſo war gerade noch ein Stuhl für ſie ledig. Das Diner für Hrn. von Nagler war, um ſeiner Geſundheit willen, en petit comité. Nur Preußen, Oeſterreich und England, aber dieſe in pleno. Uebermorgen iſt S. Louis, zu der alle hieſigen Franzoſen gebeten ſind, nämlich zwei zeitungsſchreibende Abbés. Ich muß wohl mit Ihnen von meinen Diners ſprechen, mit Ottilien kennt' ich's nicht. Da ich ſie bei mir ankommen ſah, ohne bei mir abgeſtiegen zu ſeyn, ward ich ſtumm.

Leben Sie wohl, mein edler Freund.

Reinhard.

CXXXIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 26. December 1821.

Unſeres werthen, ſo thätigen als zuverläſſigen Freundes von Müller ununterbrochene Mittheilungen haben mich dieſe ganze Zeit her in Ihrer Nähe gehalten, daß ich mit reiner Theilnahme den Schickſalen Ihrer Werthen und Lieben und alſo auch Ihrer eigenen hausväterlichen Exiſtenz mit nahem Antheil beiwohnen konnte. Möge, wie es bisher ſich angelaſſen, nun alles einen ſchönen erfreulichen Erfolg gewinnen.

Ich habe mich in der letzten Zeit nicht aus der Stadt, kaum aus dem Hauſe bewegt, und mich zwiſchen mäßigem Glück und Unheil, wie es das liebe Leben zu bieten pflegt, thätig hingehalten. Beikommendes Heft bringt wohl, edler theilnehmender Freund, einiges zu Genuß und Unterhaltung. Sie ſehen, wie wunderſam ich herumgeführt werde, und wenn ich nicht von jeher meine Radien am Mittelpunkte feſtgehalten hätte; ſo könnt' ich bei ſo hohen Jahren kaum in der Richte bleiben; doch geht es bis jetzt noch beſcheidentlich weg und wir wollen ſorgen, daß es fernerhin auch nicht fehle.

Hiebei darf ich nicht vergeſſen, wie höchſt wichtig mir die Nachricht von der Reiſe-Witterung geweſen, die Sie aufzuzeichnen die Güte hatten. Müſſen wir aufgeben, den Witterungswechſel vorauszuſagen, ſo werden wir gewiß über Gegenwart und Vergangenheit klarer, welches immer ſchon viel heißen will. Vermiſſen wir ja doch auch in den wichtigſten Ereigniſſen unſeres Lebens die Einſicht in das Nächſtfolgende. Sodann habe ich glücklicherweiſe zu vermelden, daß ich dieſe Zeit her ohne Anſtoß zugebracht, ſo daß ich mit einer meinen Jahren geziemenden Beſcheidenheit bekennen darf, mich verhältnißmäßig wohl befunden zu haben; wenigſtens fand ich mich keinen Tag ganz außer Thätigkeit geſetzt, und ſo iſt denn manches geleiſtet und vorgearbeitet worden.

Freundlicher Beſuche hatte ich mich mancher zu rühmen: von Herrn Grafen Sternbergs Anweſenheit habe ich wohl ſchon

gemeldet; ſodann gedenke ich ſehr gern der kurzen Gegenwart des Herrn Ritter von Martius aus München. Der hohe Werth ſeines innern Vermögens hat ſich durch eigenthümliche Aufnahme der Außenwelt auf einen ſolchen Grad geſteigert, daß man ſich zuſammen nehmen muß, um würdig zu ſchätzen, was man mit Verwunderung anerkennt.

Von Künſtlern erwähne ich gern die Herren Rauch und Schinkel, deren höchſt bedeutende Talente durch die augenblicklichen Bau- und Bildbedürfniſſe in Berlin dergeſtalt in Thätigkeit geſetzt ſind, daß ſie einen Schwindel erregen möchte.

Wie noch gar manches der Art hätte ich mitzutheilen, wenn es nicht Zeit wäre, abzuſchließen, damit Sie nicht noch länger eines ſchriftlichen ausdrücklichen Zeugniſſes entbehren, wie ich aufrichtig, herzlich und dauerhaft einem treuen Freunde anzugehören für das höchſte Glück ſchätze.

In treueſter Anhänglichkeit

Goethe.

CXXXIV.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 11. Februar 1815.

Vorgeſtern von Fieberſchauern geſchüttelt, erhalt' ich ein Blatt von Gagern, das ich ſogleich beantworten muß, weil der Bote wartet. Da tritt unſer Freund Willemer herein, erſchrickt über meinen Anblick, hört daß ich krank ſey und ruft: Hatt' ich es doch geahndet! Laſſen Sie mich, ſag' ich, erſt dieß Billet beantworten! Er will nicht ſtören — und fort iſt er, eh' ich fragen kann, wie er ahnden könnte, daß ich Fieber haben würde. Der Arzt erklärte es für ein Katarrhalfieber, das eben jetzt in der Mode ſey; ich reſignire mich, und brenne den ganzen Abend wie eine glühende Kohle. Indeſſen den andern Morgen fühl' ich mich wohl genug, um den Beſuch Ihres Landsmanns, des Herrn Staatsraths Schweitzer anzunehmen.

Was iſt es nun, das dieſe plötzliche Erſchütterung hervorgebracht hat, die ſo ſpurlos zu verſchwinden ſcheint? Sind es phyſiſche oder moraliſche Urſachen? ich weiß es nicht. Ich war den Abend zuvor in Geſellſchaft geweſen, und die Eindrücke davon machen ſich erſt ſpäter fühlbar, in ſchlafloſen Stunden, wo der Geiſt willenlos Ideen-Verkettungen weckt, die ich mit Gewalt zerreißen muß. Es iſt eine ungeheure Tiefe in dieſen Combinationen, ein Zuſammenhang, wo ich oft meinen Scharfſinn bewundern muß. Denn noch kann ich dieſe Dinge objektiviſch betrachten; aber unmöglich iſt mir zu entſcheiden, bis wie weit der Schluß vom Bekannten zum Unbekannten gültig ſey?

Das Billet von Gagern betraf ein quid pro quo. Kraft deſſen er mir von den durch Dalberg Ihnen beſtimmten Autographen, die Sie wahrſcheinlich auch durch Herrn Schweitzer erhalten werden, gerade die von Salvandy, die er mir mittheilen wollte, nicht geſandt hatte. Dieſer Zerſtreuung hatt' ich's zu danken, daß mir nun alles aus den Augen kam, ſelbſt das Billet von Dalberg an ihn. Da handelt ſich's nun von politiſchen Materien, über die leider zu viel zu ſagen wäre, um mich an eine ſolche Auseinanderſetzung zu wagen. Gagern ſelbſt hat ſich nicht entbrechen können, über die Entſchädigungsſache[1] auch ein Wörtchen mitzuſprechen. Er hat aus dem neueſten, noch nicht erſchienenen Heft des Einſiedlers einen kleinen Aufſatz hierüber, franzöſiſch überſetzt, beſonders abdrucken laſſen. Das Neue darin iſt folgendes, worin die Gagern'ſche Gutmüthigkeit ſich ſo ganz eigenthümlich ſpiegelt: durch die Entſchädigung werde nun der König freie Hand bekommen, ſeine Gunſtbezeugungen auf alle Klaſſen ſeiner Unterthanen nach den Anforderungen der Gleichheit zu verbreiten.

Was Sie in dem lieben Brief, der Ihr neueſtes morphologiſches Heft begleitete, von Ihrem Wohlſeyn und von Ihrer herrlichen Thätigkeit ſagen, iſt mir durch Herrn Schweitzer beſtätigt worden. Sie laſſen mich durch Herrn v. Müller auffordern, Ihnen über jenes Heft zu ſchreiben. Ich vermag das nicht, denn faſt alles iſt mir fremd, und ich kann nur den Scharfblick und die überall theilnehmende und eindringende

[1] (Der franzöſiſchen Emigranten.)

Geisteskraft bewundern, die sich auch dem Unwissenden kund geben. Indessen bin ich dadurch veranlaßt worden, außer Voigt's Naturlehre (den ich nur in so fern nicht erklärend finde, als er z. B. Thiere und Menschen aus dem Meere entstehen läßt) auch Oken über den Bau der Erde wieder vorzunehmen; denn auf dieses Buch gründet sich fast alle meine geologische Kenntniß. In Erwiederung aber der Augenphantasme, die Sie willkürlich hervorzurufen vermochten, will ich Ihnen von unwillkürlichen sprechen, wie sie sich mir theils einst darstellten, theils noch darstellen. In früheren Zeiten waren es ganze Reihen von Köpfen, zuweilen auch Processionen ganzer Figuren, immer von der nämlichen Gattung, Männer oder Weiber, aber nie vermischt; die ersten Bilder, meistens hübsch, die letzten in Karrikatur übergehend. Von der Morgenerscheinung eines plastischen Engelkopfs, die nur langsam den beinahe schon offenen Augen verschwand, glaub' ich Ihnen schon einmal geschrieben zu haben.[1]

Nun erscheint mir nur noch ein Bild, immer ein Menschengesicht, das sich immer verändert und am Ende verzerrt, immer in einem Punkt, und zwar wie ich glaube dem, der mir zuweilen bei Tag schwarz vor die Augen tritt. Diese Bilderreihen und Bilder waren und sind immer von einer gewissen an Schmerz grenzenden Ermüdung der Sehnerven begleitet, besonders dann, wenn sich vom Auge aus ein hohler Cylinder bildet, in dessen entferntestem Punkt, wahrscheinlich jenem schwarzen, das Bild sich darstellt. Oft sind es auch schwarze oder phosphorisch nebliche Wolken, in denen jene Bilder sich gestalten, von denen ich zum voraus weiß, daß sie kommen werden, ohne sie abhalten zu können.

Hier haben Sie psychologische und physiologische Krankheitszustände; ertragen Sie den kranken Freund und bleiben Sie ihm gewogen.

Reinhard.

[1] S. Reinhard's Brief vom 9. Februar 1821

CXXXV.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 27. Februar 1815.

So eben, verehrtester Freund, vernehme ich mit einiger Bestimmtheit, daß ein an die hohe Bundesversammlung von mir gerichtetes Schreiben nächstens zum Vortrag gelangen werde.

Ich bitte darin um ein Privilegium für die neue Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, welches mich vor dem feindseligen Nachdruck, der den deutschen Autoren alles billige Verdienst ihrer Arbeiten verkümmert, fernerhin schützen möge.

Und nun halt' ich es für Freundespflicht, welche dießmal mit einem äußern Vortheil übereintrifft, Ihnen, Verehrtester, hievon Erwähnung zu thun, in der Voraussetzung, daß Sie, nach dem mannigfaltigen Einfluß, welchen Sie ausüben, dieser Angelegenheit, wie es sich schicken will, freundlich gedenken und auf thätige Weise dieselbe zu fördern geneigt seyn möchten. Ich bin auf wunderbarem Weg, fast ohne mein Zuthun, zu diesem Schritt geführt worden, den ich nicht gethan haben würde, wenn ich mich höchster Begünstigung nicht zum voraus erfreuen dürfte.

Wahrscheinlich komm' ich Ihnen im Angesichte des deutschen Reiches etwas wunderlich vor; doch gibt es ja wohl auch Fälle, wo Einsiedler aus ihrer Klause nicht ohne Glück vor Fürsten und Herren getreten sind. Ueberhaupt aber, um aufrichtig zu seyn, so möchte dieß Geschäft meinen Jahren nicht ganz proportionirt erscheinen; auch ist mir nur darum zu thun, da alles ziemlich geordnet liegt, es einzuleiten und zu gründen. Unsere Nachfahren müssen auch etwas zu thun haben. Und so, in Erwartung immer gleichen Sinnes,

Treu angehörig,

J. W. v. Goethe.

Ich weiß, daß mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seel' will fließen,
Und jeder günst'ge Augenblick
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen.

Siebel.

Für was ſiehſt du die Fremden an?

Froſch.

Laß mich nur gehn; bey einem vollen Glaſe,
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreyer ſind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht!

Froſch.

Gib Acht, ich ſchraube ſie.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie bey'm Kragen hätte.

Fauſt.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herrn!

CXXXVI.

Goethe an Reinhard.

(Ohne Datum.)

Beiliegendes, auf ein für mich bedeutendes Geſchäft hindeutend, darf nicht abgehen, verehrteſter Freund, ohne Dank für Ihr letztes wahrhaft gehaltvolles Schreiben.

Könnten Sie mich mit unſerem werthen Kanzler im vertraulichen Geſpräche überraſchen, ſo dürfte es nicht fehlen daß Sie Ihren Namen und Ihre Angelegenheiten bei uns in traulicher freundlicher Bewegung fänden. Wäre unſer Antheil kräftig genug, ſo würden Sie längſt von allen den unerfreulichen Bildern, denen wir auch nicht die geringſte Gegenſtändlichkeit zuſchreiben können, befreit ſeyn: ja wir ſtellen uns vor, daß wenn Sie ſich recht vollkommen unſere Liebe und unſere unwandelbare Anhänglichkeit denken wollten, ſo müßten ſolche Trugbilder längſt unwiederbringlich vertrieben ſeyn.

Die genaue Beſchreibung der Scheinbilder, wie ſie ſich in Ihrem Auge erzeugen und verwandeln, war mir höchſt willkommen; denn es erweiſt ſich daraus, daß dieſelbe geſetzliche Operation bei verſchiedenen Menſchen ſich nur verſchieden modificire, wodurch wir denn über ſo ungewiſſe Dinge doch einigermaßen gewiſſer werden.

Meine Stunden gehen in großer Gleichheit hin; ein Stück Kunſt und Alterthum iſt beinahe abgedruckt, anderes auf andere Weiſe gefördert; und ſo ſind die kurzen Tage überſtanden, auch die ſo vielen Menſchen verderblichen letzten Wochen.

Möge, da ſich für die jungen Fürſten[1] ſo ſchöne Ausſichten hervorthun, den lieben Ihrigen das Gleiche werden. Bewahren Sie mir ein geneigtes Andenken, indeß ich mir vorbehalte es von Zeit zu Zeit durch gelegentliche Mittheilungen zu erneuern und zu beleben.

W.

[1] Le Duc de Bordeaux.

CXXXVII.

Goethe an Reinhard (nach Gotha.)[1]

Weimar den 6. April 1825.

Den verehrten Freund so nahe zu wissen, ohne ihn persönlich auf's freundlichste zu begrüßen, ist mir peinlich; einladen darf ich Sie nicht. Der gemeinsame Freund kennt vielleicht besser meine Zustände als ich selbst: besprechen Sie sich unter einander und wenn Sie sich entschließen herüber zu kommen, so sollen Sie auf's herzlichste empfangen seyn.

Treu anhänglich
Goethe.

CXXXVIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 2. Juni 1825.

So eben, mein hochverehrter Freund, kommt Hr. v. Pont Carré von Rheims, und bringt mir einige Krönungsmedaillen. Da sie zu meiner Disposition sind und Hr. v. Pont Carré seine Courierreise nach Petersburg über Weimar fortsetzt, so sende ich Ihnen eine in meinem Namen und ich wage zu sagen auch im Namen des Ministers. Um das Paket voll zu machen lege ich einige Strophen bei, die vor Eröffnung meines Balles am 29. von vier schön accordirenden Sängerstimmen gesungen worden sind.

Von Hrn. Peucer habe ich erfahren daß Sie wieder frisch

[1] Reinhard hatte mit dem Kanzler von Müller eine Zusammenkunft in Gotha, und war ungewiß, ob er, bei sehr beengter Zeit, auf 24 er Goethen durch das unglückliche Ereigniß des Weimarischen Theater-Brandes am 22. März 1825 sehr niedergebeugt wußte, seine Reise bis Weimar ausdehnen sollte. Dieß geschah jedoch Tags darauf und zu Goethe's großer Freude.

und kräftig sind. Auch ich bin wieder rüstig und gedenke übermorgen in Kronberg die herrliche Luft des Taunus, die Einsamkeit und stärkende Bäder zu benützen.

Wie immer der Ihrige

Reinhard.

In Eile.

Wenn Hr. Pont Carré, ein bescheidener, liebenswürdiger Mann, Ihnen den Brief nicht selbst überbringen sollte, wollten Sie wohl, wenn es Ihnen keine Beschwerde macht, ihm sagen lassen, daß Sie ihn gerne bei sich sehen werden? Er will um Ihretwillen zwei Stunden in Weimar bleiben.

CXXXIX.

Reinhard an Goethe.

Kronberg am Fuße des Taunus den 4. Juli 1825.

Mein Nachbar Gerning sagt mir, mein hochverehrter Freund, Sie seyen niemals in Kronberg gewesen. Sie haben wenigstens von ferne und bei heller Witterung recht deutlich den Thurm und das Schloß gesehen, die für unsere Spaziergänge, von allen Seiten malerisch und neu, den Centralgesichtspunkt bilden. In einer Höhe die gegen Frankfurt einen Barometerunterschied von mehr als sechs Linien macht, ein Klima das gegen Nord- und Westwinde geschützt, gegen Süden offen, Kastanienwälder hervorbringt, die eben jetzt in Blüthe stehen, abwechselnd mit Kirschenwäldern, deren Früchte eben gesammelt werden; rundum sanfte Hügel und Thäler, von lieblichen Fußwegen durchschnitten und weiterhin der Altkönig, die beiden Feldberge, im Contrast mit der reichen Ebene des Mains. Eine halbe Stunde davon eine Mineralquelle, die mit dem Schwalbacher und Pyrmonter Wasser um den Vorzug streitet; neben an eine Hütte mit zwei Badewannen, zu unserem ausschließenden Gebrauche; gerade das rechte Maß eines Spazierganges zum Trinken und zum Bad. Dazu die reine Luft und die Abgeschiedenheit von allen

frankfurtischen Dünsten: zehn Schritte von uns das Gerningsche Tauminum, halb Burg halb Taubenschlag, mit seinem wunderlichen, aber dienstfertigen Bewohner. Zwei Stunden entfernt die Familie Gagern, mit uns im häufigen Verkehr. In diesen Umgebungen leben wir seit einem Monat, einen oder zwei Tage ausgenommen, wo ich wie die Fee in der Fabel zum Frosch oder zur Schlange, verdammt bin mich zum Städter zu verwandeln. Doch der natürliche Zustand bleibt vorherrschend; die Behaglichkeit drückt sich aus in Farbe, Miene und Blick und auch auf Virginiens Wangen sind Rosen aufgeblüht.

Das häßliche Chiragra war Schuld, daß ich, seit ich Sie verließ, Ihnen noch nicht direkte Nachricht von mir gegeben habe. Wie ich der Hand wieder mächtig ward, waren Geschäfte nachzuholen, und eben in der Muße meines diesjäge Lebens sind ich am wenigsten Muße; es ist wohl das „sich geben lassen" wie Sie von Wolf sagten; und in diesem unschuldigen Sinn will ich es mir aneignen. Da ich nun, als neuer Ehmann, eine Erfahrung von mehr als zwei Monaten vor mir habe, die reichlich alles bestätigt, was eine dreijährige Beobachtung mich hatte erwarten lassen, so bin ich auch über meine Zukunft beruhigt, wie immer äußere Elemente auf sie einwirken mögen. Meine diesjge Cadefur wird für dießmal den Aufenthalt in Bad überflüssig machen, und so bleibt es beschlossen, daß wir mit Beginn der Bundestagsferien die Reise nach Paris antreten werden. Diese Reise wird und muß für manches, was in meine äußern Verhältnisse eingreift, entscheidend seyn; und bis dahin wollen wir uns beruhigen.

Das letzte Heft von Kunst und Alterthum, mit dem theuren Namen gestempelt, hat mich lieber begleitet. Vor allem bin ich mit dem Ausdruck des Kopfes vor dem Titelblatt sehr zufrieden. Es ist das Ihnen, so wie Sie jetzt sind, ähnlichste, das ich kenne. Dann kommen die serbischen Lieder, deren Blüthe Sie jedoch in Ihrem Asan Aga vorweggenommen haben. Zwanzigmal habe ich dieses Gedicht gelesen und vorgelesen und niemals ohne Thränen. Ferner die Briefe und Billete an Schiller. Vor allem und mehr als die Biographien, die ich auch liebe, liebe ich die epistolas ad familiares. Ihre Sprüche enthalten immer tiefergreifenden und mir doch nicht jederzeit so faßlichen Sinn, daß ich gewiß wäre es sey der Ihrige. Wie wahr, was Sie von

Napoleon sagen, daß er in der Idee lebte! Alles Unklare ihm kam von seiner korsisch-französisch-katholischen Bildung seine Natur war besser als sein aus Maximen hervorgeben Wille. — Daß das Conversationsblatt Sie anspricht, freut mi es ist das einzige deutsche Journal dieser Gattung, ich lese.

Werden Sie nicht in Ihrem nächsten Heft ein Wort ü die Krönungsmedaille sagen? Die auf dem Revers straff hin stellten Figuren sind alle erklärt, bis auf einen einzigen Ko der flach gehalten, hinten hervorragt. Er erinnert mich Beaumarchais »et la canaille derrière.«

Welch ein sonderbarer Contrast: erst Pfara's Fall und da die griechische Flotte, und nun: erst Miaulis und dann der F Navarins! Ich kann mir nicht helfen; mir scheint, Ibraf Pascha ließe sich's Millionen kosten, um aus der Klemme kommen und der griechische Commandant war ein Schurke. S ja doch, wie Kenner behaupten, jeder seinen Preis, um den zum Schurken wird. — In Pera warten sie nun, ob der Tir hören wolle, daß man von Petersburg aus ihn wissen la man habe ihm etwas zu sagen. Was man ihm aber zu sa haben werde, darüber hat man sich in Petersburg noch n verständigt. Ob vielleicht in Mailand? ich glaube es nicht.

Meine Frau hat von Ihrer Tochter aus Jena einen B erhalten, den eine Fräulein Schwendler abgegeben hat. S waren damals nicht in Frankfurt, aber wir hören sie werde n der durchkommen, und wenn das Glück uns begünstigt, so w den wir beide die Gelegenheit ergreifen, sie zu unserer Br trägerin zu machen.

Von Ihren Projekten für den Sommer habe ich noch nic vernommen. Daß der Krankheitsanfall, der, wie ich durch H v. Müller weiß, nach meiner Abreise bedeutender ward, unsich lich vorübergegangen, freut mich sehr.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, und behal Sie mich lieb.

Reinhard.

CXL.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 26. December 1815.

Eigentlich, theuerſter, verehrteſter Freund, bin ich auf unſern Kanzler von Müller neidiſch, ja verdrießlich, denn ſeine Viel- und Schnellthätigkeit iſt ſchuld, daß ich weniger unmittelbar von Ihnen vernehme und auch Sie auf dieſe Weiſe weniger von mir. Da es aber doch zuletzt auf ein günſtiges, mentales Zuſammenſeyn in der Ferne ankommt, ſo wollen wir ihn loben daß er, einſtimmig mit dem Genius der Zeit, velociferiſch zu verfahren geeignet iſt.

Und wofür ich ihm vor allen Dingen zu danken habe, ſind unausgeſetzte Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden, von der Zufriedenheit in Ihrem neuen wünſchenswerthen Zuſtande. Ich habe Sie, theuerſtes Paar, in der Kronberger Einſamkeit beſucht, bin Ihnen nach Frankreich gefolgt und habe Sie nunmehr wohlbehalten zurückgebracht. Vor einigen Tagen ſendeten Freunde mir illuminirte Frankfurter Proſpektblättchen. Die Ausſicht nach dem Untermainthor iſt gar zu reizend, der Weg deutet nach des Freundes Wohnung und ich glaubte über den Bäumen draußen die Kuppel des Belvederes zu erblicken, wo er einer ſo einzigen Ausſicht in beſter Geſellſchaft genießt.

Um von mir zu reden, ich bin kaum aus dem Hauſe, kaum aus meinem Zimmer gekommen; im Verlaufe des vergangenen Jahres hat mich die Privilegienangelegenheit durchaus im Athem erhalten, ſie iſt aber auch nunmehr ſo gut wie abgeſchloſſen. Immer genug für die Wege, die ſie innerhalb der Bundesſtaaten zu machen hatte.

Der Verlag meiner Werke ſcheint ſich auch zu entſcheiden, und ſo könnte ich denn das nächſte Jahr zu einer wünſchenswerthen Arbeit gelangen. Die Wiederaufnahme meiner früheren Arbeiten, die Redaktion der ſpäteren, die Ausfüllung des Lückenhaften, die Sammlung des Zerſtreuten und was ſonſt noch vorzunehmen wäre, ſind freilich angenehme Beſchäftigungen, denn ſie deuten denn doch zuletzt auf eine gewiſſe Einheit hin, wodurch das

Unternehmen ſehr erleichtert wird; nur darf ich nicht überdenken was noch zu thun iſt, ſondern ich muß mir zur Pflicht machen, nur das Nothwendige vorzunehmen und vom Geſchick abwarten, wie weit ich kommen ſoll, wobei denn die Hauptſorge bleibt, alles ſo zu ſtellen, daß das Geſchäft auch allenfalls ohne mich ſeinen Gang fortgehe.

Unſere Feſt- und Feiertage, wahrhaft ſchön, freudig und ehrenvoll, ſind Ihnen durch unſern Freund v. M. hinlänglich bekannt geworden. Ihr Segenswort aus der Ferne kam mir eben recht liebevoll zu Statten.

In ſo ſeltenem, ja einzigem Fall nimmt man ſich über ſeine Kräfte zuſammen, um nur einigermaßen dem Augenblick gewachſen zu erſcheinen; hinterdrein fühlt man denn aber doch, daß ein ſolches Uebermaß von Kräftenaufwand eine gewiſſe nachlaſſende Schwäche zur Folge hat.

Von den ſonſt üblichen, wenigſtens halbjährigen Heften iſt nichts zum Druck gefordert worden, obgleich davon Manuſcript auch vorliegt. In naturwiſſenſchaftlichen Dingen fährt die Witterungskunde fort, mich zu beſchäftigen; ich ſuche meine Vorſtellungen in einen Aufſatz zuſammenzufaſſen, als ein Zeugniß wie dieſe Angelegenheit ſich in meinem Kopfe gebildet hat. Ob die Natur mein Denken anerkennen will, muß abgewartet werden. Träfen wir jetzt, wie vor ſo vielen Jahren in Carlsbad zuſammen, ſo würden Sie, wie damals mit der Chromatik, ſo jetzt mit der Meteorik geplagt ſeyn. Mich unterhält ſie ſtatt eines Schachſpieles, ich ziehe mit meinen Steinen vorwärts gegen die Natur und ſuche ſie aus dem geheimnißvollen Hinterhalt in die Klarheit des Kampfplatzes zu locken. Mit- und Uebereindenkende erwarte ich nicht ſo leicht, unvergeſſen eines alten großen Wortes: Et mundum tradidit disputationi eorum, Coheleth III. 11.

Von Kunſtwerken mancher Art habe zwar Weniges, aber Vorzügliches erhalten; einen Abguß der Medusa Rondanini danke ich einem Verſprechen des Kronprinzen von Bayern, welches nun königlich zur Erfüllung gekommen.

Eine große ſorgfältige Zeichnung von Julius Romano mit vielen Figuren, zum größten Theil wohlerhalten, iſt eine köſtliche Acquiſition, ohne Zweifel, da ſie Diana von Mantua geſtochen hat. Chriſtus, vor der ſchönen Thüre des Tempels, nach

Raphaels Vorgang, mit gewundenen Säulen geſchmückt. Er beruhigt warnend die neben ihm aufrechtſtehende beſchämte Ehebrecherin, indem er zugleich die phariſäiſchen Suſannenbrüder durch ein treffendes Wort in die Flucht ſchlägt. Sie entfliehen ſo kunſtgemäß-tumultuariſch, ſo ſymmetriſch verworren, daß es eine Luſt iſt. Sie ſtolpern über die Bettler, denen ſonſt ihre Heuchelei zu Gute kam und die für dießmal unbeſchenkt auf dem Boden liegen. Der Federumriß iſt von der größten Nettigkeit und Leichtigkeit und fügt ſich dem vollkommenſten Ausdruck. Das Kupfer davon iſt gewiß in der Städelſchen Sammlung. Sollten Sie ſolche einmal beſuchen, ſo fragen Sie danach und gedenken mein dabei. **Bartsch peintres graveurs Vol. XV. S. 431. Oeuvre de Diane Ghisi Nr. 4.** wird für eine der ſchönſten und wichtigſten Arbeiten genannter Künſtlerin gehalten.

Einiger Majolika-Teller will ich auch noch gedenken, die ſehr geiſtreich und verſtändig gemalt ſind. In der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts gab es Talente zu Schaaren, Mauern und Wände waren bemalt, und nun ſuchte ſich eine geſchäftige Kunſt die beweglichen Räume der Tafel- und Buffetgeſchirre zu ihrem Schauplatze.

Was für einen Kunſtwerth man auch dieſen Denkmalen einer nicht wiederkehrenden Zeit zugeſtehen mag, ſie geben einen eigenen Eindruck. Es manifeſtirt ſich hier ein heiterer Genius, der ſich in Formen und Geſtalten mit Beihülfe der Elementarfarben leicht und luſtig zu verkörpern wußte.

Soll ich nun von dieſen Nachbildungen des Lebens zum Lebendigen ſelbſt übergehen, ſo habe ich zu ſagen, daß die Meinigen, wenn auch nicht von der robuſteſten Art, doch im ganzen wohl ſind. Mein Sohn widmet ſich nach wie vor den Geſchäften, verſieht meinen Haushalt und lebt übrigens ein geſelliges Hof- und Stadtleben; der Frauenzimmer eigentliches Geſchäft iſt die engliſche Sprache, begünſtigt durch angenehme unterrichtete Perſonen dieſer Nation. Und was ſonſt Hof und Geſelligkeit übrig laſſen, verzehrt die Sorge für Weihnachts- und Geburtstagsgeſchenke, denen alle Arten Stickerei gewidmet ſind. Der älteſte Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreiſe großväterlicher Liebe hinausgeführt, läßt mir den kleinen zurück, den zierlichen

Pathen, der mir immer liebenswürdiger erscheint, je mehr er sich in meiner Nähe gefällt.

Nun aber, da ich mich an stillen Abenden mit diesen Blättern beschäftige und mich im Andenken an einen so hochverehrten Freund sanft in den Schlaf wiege, trifft uns der unerwartete Schlag aus Osten, und zwar um so schrecklicher, als die wenigen Monate seit der Rückkehr der jungen Herrschaften die sämmtlichen mannigfaltigen Persönlichkeiten unseres hohen Familienkreises sich in den glücklichsten Verhältnissen befanden und wirklich aussprechen durften, daß sie glücklich seyen.

Mehr darf ich nicht sagen, denn hier liegt ein Abgrund, an dem man sich nicht aufhalten darf und der immer weiter klafft, je weiter man in die Welt hinaussieht.

Und so nöthigt mich nun der letzte Blattraum, zu schließen, da ich heiter begonnen habe; doch will ich zugleich, im Gegensatz mit jenem Tadel unseres gemeinsamen Freundes v. M., endigen mit seinem Lobe, denn er hat viel und über viel zu der Feier unserer Feste, besonders auch des meinigen, beigetragen, und er ists, der mir in stetiger Folge von Ihrem Zustande, Ihrem Glück und fortwährenden Neigung höchst erfreuliche Kunde gibt. Möge dieß alles bleiben so fortan bis dem Genius gefällt, auch so schöne Bande zu lösen.

Unwandelbar

J. W. v. Goethe

CXLI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 7. Januar 1826.

Sie haben mich, mein hochverehrter Freund, durch Ihren ſo gütigen, ſo umfaſſenden Brief und durch die ſo liebenswürdige Beſchwerde, die Sie gegen mich führen, zwar nicht in den Beſitz, denn dieſer iſt unveräußerlich, aber in die Nutznießung eines Vorrechts wieder eingeſetzt, das ich, aus Beſcheidenheit und Reſpekt für Ihre Zeit nicht allzuoft geltend zu machen wagte, ſeit die Umſtände und Hrn. v. Müllers thätige Geſinnung einen häufigen Briefwechſel mit dieſem Freunde herbeigeführt hatten. Indeſſen waren Sie, Ihr Thun und Leiden, immer der Hauptinhalt unſerer Briefe, und eben in jener unvergeßlichen Feſtepoche,[1] wo kein Einzelner auf Sie Anſprüche machen durfte, weil Sie Allen angehörten, mußt' ich mich glücklich ſchätzen, einen ſo treuen Berichterſtatter zu finden, der aus der Ferne meiner Einbildungskraft und meinem Mitgefühl jene frohen Ereigniſſe gleichſam vergegenwärtigte. Seit jener Epoche iſt Ihnen nur eine kurze Zeit heiterer Erinnerung und ruhigen Nachgenuſſes geblieben, bis der Schlag aus Oſten[2] Sie, wie uns alle, gewaltſam in Betrachtungen und Beſorgniſſe der Zukunft ſchleuderte. Zu der allgemeinen Theilnahme aus Gründen der Politik, der Sie dießmal wenigſtens ſich nicht entziehen können, geſellt ſich bei Ihnen das innige Verhältniß zum Weimariſchen Fürſtenhauſe, und was uns andern ſchon als Weltbürgern ſo nahe liegt, wird für Sie zur Familienangelegenheit. Eben heute erwartet meine geſtern geſchriebene Depeſche, die nur mit Alexandern und mit dem, was ſich anſchließt, ſich beſchäftigen konnte, weil die Welt ſich mit nichts anderm beſchäftigt, den entſcheidenden Courier aus Petersburg, der ja unmöglich mehr lange ausbleiben kann, wenn am 26. December die neue Huldigung ſtattgefunden hat. Möge nun der neue Kaiſer den Namen Nikolas

[1] Das fünfzigjährige Regierungs-Jubiläum des Großherzogs Carl Auguſt am 3 September 1825 und das goldne Jubelfeſt Goethe's am 7. November 1825.
[2] Der Tod des Kaiſers Alexander von Rußland.

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

Leise, Mephistopheles von der Seite ansehend.

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephistopheles.

Ist es erlaubt uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr scheint ein sehr verwöhnter Mann.

Frosch.

Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeist?

Mephistopheles.

Heut sind wir ihn vorbey gereist;
Wir haben ihn das letztemal gesprochen.

recht zu Ehren bringen, den im Jahr 1814 eine tolle Partei Buonaparten als Schimpfnamen aufdringen wollte, weil ſie behauptete, er wäre Nikolas getauft, nicht Napoleon.

Was Sie mir von Ihren literariſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, von Ihren Kunſterwerbniſſen ſagen, verſetzt mich in die heiligen Gemächer, wo Ihre Schätze aufgeſtellt und geordnet ſind. Vor allem möge der reiche Nachlaß in allen ſeinen Abtheilungen, durch Ihre eigene Richtung und Anordnung, erſt Ihnen das volle Bewußtſeyn eines ſo einzigen Lebens wieder gewähren und dann der Nachwelt erhalten! Daß Ihre Unterhandlung mit Cotta dem Abſchluß nahe ſey, wußt' ich durch Sulpiz Boiſſerée.

In die Meteorik, wie in die Chromatik, wird Ihr Geniusblick Licht bringen. Denn das eben iſt Ihnen eigenthümlich, daß, wohin Sie Ihren Blick richten, er die Dunkelheit aufhellt, erſt in einzelnen Gebieten und dann allmählig über das Ganze. Iſt es wahr, daß die Chemiker zwar Thau, aber niemals Regen hervorbringen können? Wenn Hagel ſich plötzlich aus feuchten Dünſten bildet, iſt da oder iſt keine Analogie zum Schluß auf Meteorſteine? Ihre naturwiſſenſchaftlichen Hefte gewähren mir immer hohes Intereſſe, trotz meiner Unwiſſenheit in gewiſſen Fächern — nihil Goethiani a me alienum puto. Um das Städel'ſche Muſeum zu beſuchen, erwart' ich gelindere Witterung und die Entbindung meines braven Gerning von ſeinem Katarrh. Zwei Majolika-Teller hat er mir zum Geſchenk gemacht; er beſitzt deren noch mehrere und ganz hubſche. Ueberhaupt hat er durch ſeinen Verkauf an das Wiesbadenſche Muſeum ſich nicht ſo ſehr von Kunſtwerken entblößt, um nicht übrig zu behalten, womit er die drei Zimmer ſeiner neuen Wohnung tapezieren könnte.

Was ſie von Ihren häuslichen Zuſtänden ſagen, haben wir alle mit inniger Theilnahme geleſen. Und ſo kann ich auch von den meinigen ſagen, daß ſie in der Hauptſache, d. h. im Verhältniß zu Virginien, ſich gleich geblieben ſind und in manchen Dingen ſich weſentlich verbeſſert haben. Eine gutgeartete, niedliche Schweſter ſteht Virginien zur Seite, den Sohn kennen Sie, er geht ſeinen ruhigen geregelten Gang, nur kann er keine high-pressure vertragen; ein zweiter Attaché, Enkel des Grafen

Simeon, eines Freundes aus der weſtphäliſchen Zeit, vervollſtändigt die jugendliche partie quarrée in meinem Hausweſen. Ein Sekretär, der mir zweimal ſeine Griſtenz im Dienſt zu danken hatte, iſt, um das gelindeſte zu ſagen, wegen erwieſener incompatibilité d'humeur, meinem Wunſch gemäß verſetzt worden; die Einrichtungen ſind nun ſo getroffen, daß der erwartete Nachfolger, wie er auch ſey, den innern friedlichen Kreis nicht wird ſtören können. Die hieſige Atmoſphäre hab' ich ſchwerer gefunden, als ich in Paris, wo ihr Druck nicht mehr laſtete, es voraus ſah; daher behagt mir am meiſten die reinere wärmere Luft in meinen vier Wänden, und noch finden ſich hier einige auswärtige Freunde, die ſich mit ihr vertragen. Es kommt nur darauf an, in Rückſicht auf die Verhältniſſe des hieſigen geſelligen oder vielmehr ungeſelligen Lebens von gewiſſen Nebenrückſichten ſich loszumachen, die jeder behaglichen Griſtenz immer und immer in den Weg treten, und dazu gibt mir mein Alter, meine Anciennetät und alles was ich hier erfahren habe, das vollkommenſte Recht. Daß Sie der von Hrn. v. Müller Ihnen übergebenen Zeichnung nicht gedenken, beweiſt mir, daß Sie an dem Original mehr Wohlgefallen finden, als am Conterfei; auch iſt der Zeichner ein bloßer Amateur, der die Manier hat, mit allen Phyſiognomien es aufzunehmen, und die Gabe, ſchnell damit fertig zu werden. Es gelingt ihm nicht ſelten, mit mir z. B., dieß behauptet man wenigſtens; Virginien hat er dreimal unternommen, en face und en profil; der Ernſt wurde zu ſteif und das Lächeln zur Karrikatur.

Und ſo empfangen Sie, mein hochverehrter Freund, noch einmal meinen herzlichſten Dank für das unerwartete herrliche Geſchenk, das Sie mir mit Ihrem letzten Briefe gemacht haben. Sie haben durch Ihre Andeutungen mich in den Stand geſetzt, in der nächſten Vergangenheit und Zukunft mit Ihnen fortzuleben. Daß alles Große, Gute und Schöne, was Sie in den letzten Tagen gegeben und empfangen haben, Sie ermatten mußte, begriff ich, aber es iſt eine wollüſtige Ermattung, und gelebt haben Sie ja in jedem Sinn. Durch Sie wird mir die Kraft, mich höher zu ſtellen, als ich jetzt in krankhafter Stimmung es vermochte, in Paris war von dieſer Stimmung keine Spur. Leben Sie wohl; grüßen Sie Ihre Lieben von uns allen und

von mir besonders den kleinen Wolf. Ich umarme Sie mit ganzer Seele.

Reinhard.

CXLII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 17. Februar 1826.

Dieses Blatt aber soll eigentlich dienen, um zu melden, daß ich mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart endlich abgeschlossen und derselben die neue Ausgabe meiner Werke in Verlag gegeben habe. Ihrem freundschaftlichen Mitgefühl sey diese für mich und die meinigen so bedeutende Entscheidung zutrauensvoll hingegeben.

Noch eigentlicher jedoch setze ich hinzu, daß Freund Sulpiz bei dieser Gelegenheit sich musterhaft benommen hat; ja, lassen Sie mich bekennen, daß ohne ihn das Geschäft vielleicht nicht zu beendigen gewesen, sondern in eine unauflösliche Verwirrung gerathen wäre. In solchem Conflikt standen die mehrfachen Interessen, die im Laufe der bedeutenden Unterhandlungen rege geworden.

Sollte mir nun nicht alsobald beigehen, wem ich diese für mich so fruchtbare, zu inniger Freundschaft herangewachsene frühere Bekanntschaft verdanke? Sie sind es, mein Theuerster, und mit diesen wenigen Worten spreche ich gar viel aus, gar viel Gutes, das mir seit soviel Jahren anhaltend geworden ist. Deßhalb auch heute nicht mehr, außer folgendem, das Sie gewiß interessiren wird.

Man hat mir die Zeitschrift le Globe vom September 1824, also wohl vom Anfang an, zugesendet und fährt postäglich damit fort. Dem Vergangenen widme ich jeden Abend einige Stunden, ich bezeichne, streiche vor, ziehe aus, übersetze. Dieß gibt eine wundersame Uebersicht über den Zustand der französischen Literatur und, da sie mit allem zusammenhängt, über das Leben und Treiben in Frankreich. Lassen Sie mich vermuthen,

daß ich dieſe bedeutende Mittheilung auch Ihrer Vorſorge ſchuldig ſey. Nächſtens mehr davon. Tauſendfachen Gruß und Wunſch.

J. W. v. Goethe.

CXLIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 28. Februar 1826.

Allerdings freut es mich in voller Seele, daß der Vertrag mit Cotta nun definitiv zu Stande gekommen, und daß es Hrn. Sulpiz gelungen iſt, in ſeiner doppelten Qualität als Freund und Geſchäftsmann Ihnen dabei förderlich zu ſeyn. Ich weiß aus Erfahrung, daß er ſeine Abkunft von einer ſeit Jahrhunderten beſtehenden Firma nicht verläugne und auch der andern Eigenſchaft laß' ich volle Gerechtigkeit widerfahren.

Die Art wie Sie, mein edler Freund, meiner dabei gedenken, beweiſt mir, wie gerne Sie es ſich angelegen ſeyn laſſen, mir ein Verdienſt um Sie zuzuſchreiben. Ich will es dankbar annehmen, daß Sie mir auf der Creditſeite etwas zu Gute ſchreiben; das debet mit allen ſeinen großen Summen ſteht mit unauslöſchlichen Zügen in meinem Herzen geſchrieben. Le Globe, weiß ich, iſt ein ausgezeichnetes literariſches Blatt, wiewohl ich es bis jetzt nicht halte und folglich nicht leſe; vielleicht tauſch ich es beim nächſten Abonnementstermin gegen eine politiſche Zeitung ein. Couſin und Saur ſind dabei Mitarbeiter; der letztere hat einige, Weimar und Sie betreffende Artikel darin niedergelegt, und er wahrſcheinlich hat die Sendung des Blatts an Ihre Adreſſe veranlaßt, vielleicht ganz ohne arrière-pensée. Die arrière-pensées übrigens ſind in Frankreich der eigentliche leitende Nordpol der Handlungen, den ſie aber, wie in China, nicht nennen, ſondern nur den Südpol. Eben heute bin ich auf dieſen Globe wieder aufmerkſam geworden, durch eine aus ihm ausgezogene Stelle am Ende der ohne Zweifel Voſſiſchen Recenſionen der Creuzer'ſchen Symbolik im neueſten Heft des Hermes. Dieſer Symbolik, dünkt mich, wäre nun dadurch aller-

dings der Garaus gemacht, aber nicht der Bedeutsamkeit ihrer Tendenz. Diese Bedeutsamkeit erhöht sich durch die eben in Paris erschienene erste Nummer eines Journals, le Catholique, das seinen Eintritt in die Welt mit einem Angriff auf B. Constants Geist der Religionen beginnt, und damit sogleich der Symbolik-Frage ihren wahren Gehalt gibt. Eben durch sie stehen B. Constant und Lamennais schroff einander gegenüber, und es liegt Hrn. v. Eckstein daran, auch die griechische Mythologie, wenigstens in den ersten Zeiten, der Symbolik und dem Priesterthum zu vindiciren. Nämlich von Anbeginn an war Eine Offenbarung, eben der Katholicismus, nur das in Bildern und verdunkelt aufstellend, was dieser rein erhalten hat und erhält, den Fall durch den Apfel, die Versöhnung und die Trinität, allerdings in Mysterien, und dazu gehören Priester und folglich Theokratie. Dieß ist la raison universelle, le sens commun des Abbé Lammenais, die Autorität. Ich werde in der nächsten Woche an Hrn. v. Müller schreiben und ihm den Prospectus jenes Journals zusenden. Nun fragen Sie vielleicht: wozu dieß leere Stroh dreschen? aber die Gasser glauben Körner fallen zu sehen und der Arbeiter im Weinberg sind mancherlei. So ist ein Netz über ganz Europa ausgebreitet. den Fischer und seine Gesellen kennen Sie: in Frankreich und Deutschland zappeln die Fische noch in einem hohen Wasser: in Spanien liegen sie schon auf dem Trocknen.

Doch wo gerath' ich hin! In Weimar, sagen Sie wohl, ist noch Wasser die Fülle, aber dieß meint Hr. v. E. nicht. Er negirt bereits den ganzen Protestantismus und fertigt ihn ab mit einem verächtlichen Seitenblick.

Ich habe, wie wenn ich erst jetzt nach zehn Jahren in Frankfurt zu leben anfangen sollte, meine seit zwanzig Jahren von mir getrennte Bibliothek aus Hamburg kommen lassen. Dieß gibt mir für einige Tage Beschäftigung und vielleicht Muth, nachher auch an die Papiere zu gehen. Im übrigen haben wir uns jetzt dem Frühling, und auch den Winter hab' ich ohne Beschwerde überstanden. Virginie und mein Sohn legen oder setzen sich Ihnen zu Füßen. Da lassen Sie mich auch sitzen und Ihnen ins herrliche Auge blicken. Von ganzer Seele der Ihrige

Reinhard.

CXLIV.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 8. Mai 1826.

Ich erſehe, mein hochverehrter Freund, aus einem Briefe des Herrn von Müller, daß Sie einige Tage unwohl geweſen, und daß Ottilie einen bedeutenden Unfall gehabt habe. Beides macht mich bekümmert und ich ſehe günſtigern Nachrichten mit Sehnſucht entgegen. Ich ſelbſt finde mich von einem, übrigens nicht heftigen Podagra-Anfall, womit der Monat Mai gewöhnlich mich heimzuſuchen, ziemlich wieder hergeſtellt.

Herr Sulpiz iſt einige Tage hier geweſen; dabei kam es auf den Heidelberger Symbolik-Streit, wo ich denn gelegentlich erfuhr, daß Voß eben zur rechten Zeit geſtorben ſey, um einem großherzoglichen Warnungs- und Strafreſcript zu entgehen. Was aber ſeitdem mit den Symbolik-Tendenzen mich ausgeſöhnt hat, iſt eine ſehr bedeutende und tief zeitgemäße Schrift ſeines Freundes Carové: über die allein ſeligmachende Kirche. Ich leſe ſie eben jetzt und ſie zieht mich außerordentlich an.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, und behalten mich lieb.

Reinhard.

CXLV.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 12. Mai 1826.

Meine Zuſtände ſind nicht die beſten, ich war nahe daran, die Rolle des Herzogs in der natürlichen Tochter zu übernehmen.[1] Die Vorprobe macht mir ſchon genug zu ſchaffen. Der Fall war um deſto härter, da Ottilie gerade die Tage vorher munterer, mittheilender, geſellig-heiterer war als je. Ich muß nun auch eine Zeitlang meinen Laden wieder ſchließen; und ſo gräbt uns das Schickſal einen Banqueroute, auch ohne daß wir uns auf den Papierhandel eingelaſſen hätten.

Daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, iſt ganz billig, denn ich bin wirklich für ſie eingenommen. Man wird eine Geſellſchaft junger energiſcher Männer in einer bedeutenden Stellung gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen iſt klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächſte Vergangenheit aufmerken und erregt Gedanken, zu denen man ſonſt nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Ueberzeugungen ausgeſprochen und genugſam commentirt zu ſehen. Ich werde nicht aufhören, Gutes von dieſen Blättern zu ſagen; ſie ſind das Liebſte, was mir jetzt zu Handen kommt: werden geheftet, rück- und vorwärts geleſen. Auch haben ſie mir in den letzten Stücken zur Einleitung in die intereſſanten Hefte des Herrn Couſin gedient, indem ſie mir deutlich machten, zu welcher Zeit, auf was Art und Weiſe und zu welchen Zwecken jene Vorleſungen gehalten würden.

Eine Recenſion der Ueberſetzung meiner dramatiſchen Arbeiten hat mir auch viel Vergnügen gemacht. Verhalt' ich mich doch ſelbſt gegen meine Produktionen ganz anders als zur Zeit, da ich ſie concipirte. Nun bleibt es höchſt merkwürdig, wie ſie ſich zu einer fremden Nation verhalten und zwar ſo ſpät, bei ganz veränderten Anſichten der Zeit.

Was auf mich beſonders erfreulich wirkt, das iſt der geſellige Ton, in dem alles geſchrieben iſt. Man ſieht dieſe Perſonen

[1] Goethe's Schwiegertochter war ſehr gefährlich vom Pferde geſtürzt

denken und ſprechen immerfort in großer Geſellſchaft, wenn man dem beſten Deutſchen immer die Einſamkeit abmerkt und jederzeit nur eine einzelne Stimme vernimmt.

Den Symbolikern konnte ich bisher nicht gut ſeyn; ſie ſind im Grunde Antiklaſſiker, und haben in Kunſt und Alterthum, inſofern es mich intereſſirt, nichts Gutes geſtiftet, ja dem was ich nach meiner Weiſe fördere, durchaus geſchadet. Wir wollen ſehen, ob in der Folge an irgend eine Theilnahme und Annäherung zu denken iſt.

Ueberhaupt muß ich mich jetzt ſehr zuſammen nehmen und, mehr als jemals, alles Polemiſche an mir vorübergehen laſſen. Der Menſch hat wirklich viel zu thun, wenn er ſein eigenes Poſitive bis ans Ende durchführen will. Glücklicherweiſe bleibt uns zuletzt die Ueberzeugung, daß gar Vieles neben uns beſtehen kann und muß, was ſich gerne wechſelſeitig verdrängen möchte: der Weltgeiſt iſt toleranter als man denkt.

Möge von Ihrer lieben Virginie alles Uebel entfernt bleiben, was meine Eugenie ſo hart betroffen hat.

Treu angehörig

Goethe.

CXLVI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 16. Mai 1826.

Der Ueberbringer dieſes Briefs, mein hochverehrter Freund, den ich längſt in Stuttgart glaubte, hatte mir ſeinen ſchnellen Entſchluß zur Reiſe nach Weimar angekündigt, und ich darf ihn nicht ohne ſchriftlichen Gruß abreiſen laſſen, da Ihr lieber Brief vom 12. ſeit einer Stunde in meinen Händen iſt.

Carové's neueſte Schrift iſt vortrefflich, und müßte von der höchſten Wirkung ſeyn, wenn er nur ſeinen Hegel aus dem Spiele gelaſſen hätte. So ein Mißgriff konnte, wie Sie ſehr richtig bemerken, keinem Franzoſen begegnen, der immer mit Freunden Rückſprache und auf's Publikum Rückſicht nimmt.

Ohne die philoſophiſchen Kapitel, wäre dieſer gerade, was der Zeit beſonders in Frankreich Noth thut; denn er hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich bitte, laſſen Sie ſich wenigſtens daraus referiren. Sie wiſſen, Sie glauben nicht, was die alleinſeligmachende Kirche bei uns für Spuk treibt.

Die arme Eugenie! doch der Vater hat ſie ja wieder und ſie wird ihm bleiben. Sagen Sie ihr daher wie ſehr Virginie wünſchte, an ihrem Bette zu ſtehen. Sie iſt ruhig und beſonnen; ihre Hand iſt liebkoſend, hülfreich und zart.

Ich erwarte mit Ungeduld den Julius, wo ich ſtatt eines andern Journals den Globe auf mein Budget werde ſetzen können. Es freut mich in der Seele, daß Sie unſerem jungen Anflug Gerechtigkeit widerfahren laſſen; aus Ihrem Standpunkt iſt das Urtheil um ſo vollgültiger, wie es, aus Ihrem Geiſte, vollwichtig iſt. Es gibt herrliche Menſchen unter ihnen, im Wiſſen, Wollen und Ausführen. Von Couſin kenn' ich nur die beſonders abgedruckte Einleitung zu ſeinem neuſten Buch, die er mir zugeſchickt hat. Auch da iſt, dünkt mich, Hegelianismus, aber wie ganz anders als dort bearbeitet und amalgamirt.

Dieſer Brief kommt in Colliſion mit einer Depeſche, die noch heute abgehen, wenigſtens geſchrieben und chiffrirt werden ſoll. Da ich einen Brief von Müller zu beantworten habe, ſo wird ſich Gelegenheit finden noch einiges nachzuholen; und durch unſern Freund Sulpiz, der hier wieder durchzukommen verſprochen hat, erfahre ich denn auch das Nähere und Neueſte über Weimar, über Sie und die geliebten Ihrigen. Gott erhalte Sie, mein hochverehrter Freund, in voller Kraft und Heiterkeit.

Reinhard.

CXLVII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 30. Mai 1826.

Herr Baron de Malviſade, franzöſiſcher General-Conſul in Petersburg, der mit ſeiner jungen Frau, einer geborenen Ruſſin, auf ſeinen Poſten zurückgeht, wünſcht Ihre Aufträge, mein hochverehrter Freund, nach jener Hauptſtadt zu vernehmen, d. h. er wünſcht Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Er iſt ein verſtändiger und erfahrener Mann, und Freund meiner Freunde. Und ſo werden Sie mir gerne verzeihen, daß ich es wage, zu Erfüllung ſeines Wunſches etwas beizutragen.

Haben Sie uns Sulpiz Boiſſerée in Beſchlag genommen, oder iſt er ohne Sang und Klang hier durchgezogen? Ich hoffe durch ihn verſichert zu werden, daß alles in Ihrem Hauſe ſich zum Beſten wende.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, und bleiben Sie mir in Gnaden gewogen.

Reinhard.

CXLVIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 7. Auguſt 1826.

Mein verehrter Freund!

Herr Tryphaldos, Grieche aus Cephalonien, Couſins Schüler, von dieſem an mich empfohlen und an unſern Müller, nimmt dieſes Billet mit ſich, als Einlaßbillet, wenn er zur gehörigen Zeit nach Weimar kommt, oder im andern Fall um es Ihnen zu überſenden.

Wir ſind ſeit dem dritten von Kronberg zurück, theils, weil mein neuer Leg. Sekretär Hr. v. Segur, nun angekommen iſt, theils um dem Fürſten Metternich ein wenig aufzupaſſen.

Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.
Er neigt ſich gegen Froſch.

Altmayer leiſe.

Da haſt du's! Der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Froſch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn ſchon.

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wieder klingen!

Froſch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! Die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt
iſt groß.

Ob während der Bundestags-Ferien das Projekt unserer Reise in die italienische Schweiz zur Ausführung kommen werde, sollen Sie durch Müller erfahren, der auf der Reise nach Düsseldorf und vielleicht nach Gent begriffen ist.

Sulpiz B. hat acht Tage bei uns in Kronberg zugebracht. Er ist noch hier und zwar auf der Mühle, ich seh' ihn daher selten.

Es ist seit einiger Zeit etwas Desultorisches in meiner Correspondenz mit Ihnen; auch jetzt drängt mich der Augenblick. Mit der Müller'schen Gelegenheit sollen Sie mehr erfahren und alles soll zwischen uns in Ordnung kommen. Bis dahin seyen Sie herzlich und innig gegrüßt.

Reinhard.[1]

CXLIX.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 20. September 1826.

Auch mit diesem Hefte, verehrter Freund, muß ich wiederholen, daß ich mich beim Verfassen und Redigiren desselben im Voraus gefreut habe, meinen theuern Abwesenden, denen ich so lange geschwiegen und von denen ich wenig vernommen, werde dadurch einiges Angenehme zubereitet. Hier ist es wie es gelingen wollen und möge nun erfreuen, aufregen und Gedanken veranlassen, die es nicht bringt.

Ich habe diese schönen Sommerwochen her ein körperlich-zufälliges Uebel erduldet, ohne eigentlich zu leiden. Billigen Forderungen an meine Geisteskräfte konnte ich genug thun. Ich habe Einiges hervorgebracht, das sich aufweisen läßt, manches Andere in's Ganze gearbeitet, in der Absicht, daß die ersten Sendungen meiner Werke immer bedeutender werden möchten, sodann um den übrigen auch manchen Vortheil zu verleihen.

Freundliche Mittheilung aus Frankreich, besonders von Herrn Cuvier haben mich in die Naturbetrachtungen gezogen. Die fast tägliche Unterhaltung mit den Herrn vom Globe gibt

[1] S. unten S. 291 mit 1. Anmerkung.

mir viel zu denken. Ich ſehe recht, daß ihre Zwecke weiter liegen, als mir in meinem Alter zu blicken erlaubt iſt; aber ihre Betrachtungen rückwärts und vorwärts ſind mir wichtig-belehrend; geben doch ihre Schrift- und Blattgenoſſen ſelbſt ihnen das beſte Zeugniß, bei Gelegenheit ihrer Aeußerungen in der Sache Montloſier's. Fürwahr ſie ſind ſtreng und kühn, gründlich und mitunter rhadamanthiſch; ſie ſprechen abſichtlich, deßhalb man ſich ihnen nicht hingeben darf; ſie zeigen durchaus einen großen Verſtand, den man bewundert, wenn man auch nicht beiſtimmt.

Uebrigens iſt das Weltweſen ſo groß und erſtaunlich, daß ich mir wie auf einem kleinen Boote, durch die große Kriegsflotte mich durchwindend erſcheine. Schwimmt doch alles neben mir, aber dem Auge nicht meßbar und dem Sinne nicht faßlich.

Indeſſen ich nun, wie ein wachender, nicht erwachter Epimenides, die vorübergezogenen Lebensträume, durch den Flor einer bewegten Gegenwart beruhigt ſchaue, reiſt Freund Müller in der Welt umher, neue Genüſſe zu ſuchen, ältere zu wiederholen. Und da hoffe ich denn, er wird bei ſeiner Rückkehr auch das Nähere von Ihrem Wohlbefinden und glücklichen Zuſtande zu kennen geben. Freilich haben Sie jetzt, da die Flagge vom Admiralſchiff St. Johannes weht, einen prägnanten Augenblick zu beachten.

Goethe.

CL.

Reinhard an Goethe.

Vevay den 2. October 1818.

Ich habe, mein hochverehrter Freund, von meinem Beſuch bei Manzoni in Mailand, zu dem ein Brief des Hrn. Kanzlers von Müller an Herrn Mylius die Veranlaſſung geworden war, Rechenſchaft zu geben.

Und indem ich dieſes ſchreibe, bringt mir die Poſt ein Paket von meinem Sohn, und in dieſem nichts, als liebe theure Briefe von geachteten und achtenden, von bewährten Freunden, aus

Paris, Dresden und Weimar, von Ihnen, mein innig Verehrter, von einem guten, würdigen Sohn, alle in Hinsicht auf diesen 2. October' geschrieben, den ich eben hier mit dem treuen, lieblichen, liebenden Wesen an meiner Seite feiern wollte, hier, wo ich ihn vor vierzig Jahren zum erstenmal außer dem Vaterlande feierte. Und welche Unermeßlichkeit von Erinnerungen, von Zeichen der höhern, leitenden, schützenden und strafenden Hand, von Freuden und Leiden, liegt eingeschlossen zwischen diesen beiden Grenzen! Ich hob meine Blicke zum Himmel mit Rührung und Dank. — Und nun zurück zu Manzoni. Herr Gattanco begleitete uns auf sein Landhaus, etwa drei Miglien von der Stadt. Es ist eine geräumige Wohnung, die Mitte haltend zwischen Schloß und Bürgerhaus, umgeben von Wein- und Blumengärten und von einem Park, in dessen Mitte sich ein Hügel, vom Besitzer geschaffen, keine bloße Spielerei, wie sonst wohl in solcher Ebene, theils sanft, theils schroff erhebt, und durch geschickte Benützung der weggegrabenen und aufgethürmten Erde, der Phantasie gestattet, an Alpenhügel und Alpenthäler zu denken. Im Salon fanden wir die ganze Familie vereinigt, die Mutter, eine Tochter Beccaria's, eine Matrone, die Welterfahrung und Weltsitte in ihrer anspruchlosen Würde zeigt, die das Ergebniß eines geprüften Lebens ist, und wo sich fand, daß sie aus einem vierzehnjährigen Aufenthalt in Paris mehrere Namen mir und ihr gemeinschaftlicher Freunde nannte; die Gattin, geborene Blondel, Tochter eines Kaufmanns in Genf, folglich Protestantin, als solche und als nichtadelig absichtlich gewählt; sieben liebliche blauäugige Kinder, Knaben und Mädchen, die älteste Tochter siebzehn Jahre, mit einem Künstlerauge, das mir auffiel, auch zeichnet sie trefflich. Manzoni selbst, etwas schmächtig, ein edles, ernstes Gesicht, Nase und Auge bedeutend; mit französischer Bildung, aus der besseren Schule, eben aus der Schule, von welcher der Globe ausgeht, tiefe und vielfache Kenntnisse, natürlich nur in Anklängen verrathend, unter andern Pariser Freunden besonders intim mit Cousin und Fauriel. Aber Nachdenken und Arbeit haben, wie mir Gattanco sagte, seine Nerven in einen solchen Zustand der Reizbarkeit versetzt, daß er nur von einem Freunde begleitet auszugehen wagt, weil er, sich

allein ſehend, fürchtet, hülflos von Ohnmacht oder Krankheit ergriffen zu werden. Eine Reiſe nach Paris hatte das Uebel gemildert, aber ſeitdem iſt es wiedergekommen. Ich hatte eben in meiner Poeſiemappe Ihre Strophen zur Erwiederung des 7. Nov. 1823; und da er nicht damit zurecht kommen konnte, verſprach ich ihm die Ueberſetzung, die ich hier beilege.

Unmöglich iſt es, mein theurer Freund, zu einer ſo ſchönen Reiſe eine günſtigere Witterung zu treffen, die uns einen vollen Monat durch begleitet hat. In 30 Tagen hatten wir nur einen regnigten Morgen zu Straßburg, einen Abend zwiſchen Bellinzona und Lugano und zwar erſt gegen die Nacht, und eine Nacht mit Gewitter, unmittelbar vor unſerer Fahrt auf dem Comer See. In Baſel wurde auf einen Brief von Ebel, der mir als Orakel gelten mußte, mein ganzer Reiſeplan umgekehrt; ſtatt zuerſt über den Simplon, nun zuerſt über den Bernardino, durch Chur, wo ich Salis und ſeine Frau als würdige Matrone wiederſah. In Mailand nur zwei Tage; überall die Berge im vollſten Licht, den Monte-Roſa zuerſt jenſeits Monza, dann wieder in Viſt, den Montblanc jenſeits Martigny und dann wieder in Ver, Abends mit dem letzten, Morgens mit dem erſten Strahl der Sonne. Zu Martigny vorgeſtern, koſtete es Ueberwindung, nicht den Weg nach Chamouny über den Col de Balme zu nehmen, aber ein Ausflug vom Dorf Hinterrhein aus an den Rheinwald-Gletſcher hatte mich über meine Kräfte belehrt und an meine 65 Jahre erinnert. Noch war geſtern der Himmel wolkenlos und die glänzenden Schneeflächen des Montblanc ſchienen näher gerückt; aber auf dem Wege nach den Salinen zeigte ein Durchblick auf die Fläche des Genfer Sees Wolken über den ganzen ſüdlichen Horizont, und wie wir, dem Wagen voraneilend, in die nun mir wohlbekannten Ufer aus Villeneuve heraustraten, ſahen wir über Morges und Nyon ein Gewitter gelagert, das mit fernem Donner und Blitz ſich hinter die Gebirge gegen den Montblanc zog. Ein anderes ſtieg ſchwarz über den Berg von Lauſanne herauf, folgte dem Jura nach dem Dent de Jaman, verwärzte tief ihre bewaldeten Seiten, während das ferne Wallis noch im weißen Licht glänzte, wie — si magna licet comparare parvis — eine Theater-Beleuchtung mit chineſiſchem Feuer, ein unbeſchreiblich herrlicher Contraſt. Bald reichten die Wolkenzüge

von Norden denen von Süden die Hand; niedrig, um die Savoyer Berge von S. Gingoup nach Evian ſchlang ſich ein Nebelgürtel, und der erſte ſtürmiſche Tag bot uns, wie zur Abwechslung, ein nach der langen Verwöhnung um ſo mächtiger ergreifendes Schauſpiel, deſſen wir in um ſo größerer Sicherheit genoſſen, da wir unſerer Entſagung in Martigny nun als eines Entſchluſſes der Vorausſicht und Klugheit uns rühmen durften. Nach 6 Uhr, noch ohne Regen, erreichten wir Vevay. Der Himmel iſt umwölkt, aber nicht ohne Hoffnung, daß uns geſtattet ſeyn werde, zwei oder drei Tage lang, mit abwechſelnder Benützung der vier Dampfboote, die lemaniſchen Ufer zu befahren, und in Lauſanne, Coppet und Genf zu landen. Von da nach Bern, wo Hr. v. Rayneval mich erwartet: ob nach Thun und Grindelwald wird der Himmel entſcheiden. Ueber Schaffhauſen gedenken wir etwa den 20. in Stuttgart einzutreffen. Die ganze Reiſe haben wir glücklich und bequem mit eigenen Pferden gemacht. So waren wir immer noch ein wenig zu Hauſe; auch der Hund des Kutſchers, Miro genannt, iſt unſer Freund geworden.

Schon in Mailand hatte ich mir vorgenommen von dieſem Ruhe- und Erinnerungspunkt aus an Sie zu ſchreiben, beſonders auch in dankbarem Gedächtniß des 2. Octobers 1823.[1] Tag aber hoffte ich nicht, daß ein Brief von Ihnen mich hier erreichen würde. Ja, Sie und die andern Freunde haben mir einen wahrhaft glücklichen Morgen gewährt. Sagen Sie dem treuen braven Müller, den ich gewiß nicht verkenne, daß ich mir die Antwort auf ſeinen lieben Brief vielleicht noch während der Reiſe vorbehalte, mit dem Commentar zum Billet, deſſen tiefunangenehme Veranlaſſung mit dieſem Brief und dieſer Stimmung einen zu grellen Abſtich bilden würde.

Ich weiß nicht ob Sie die Florentiner Ausgabe von Manzonis Trauerſpielen (1825. 12.) kennen oder beſitzen. Sie enthält zugleich ſeine lyriſchen Gedichte, einige Anzeigen ſeiner Trauerſpiele, auch die Ihrige, franzöſiſch, und einen Brief von ihm, den Gattaneo ſehr rühmt, als Antwort auf ſeine Pariſer Kritik. Ich habe nur erſt den Comte Carmagnola geleſen. Ich wollte Ihnen mein Urtheil darüber ſchreiben, aber die Zeit fehlte mir: auch will ich mir erſt das ganze Buch zu eigen machen.

[1] Den Reinhard bei Goethe zu Weimar feierte

Aus Ihren, Müllers und meines Sohnes Briefen weiß ich, daß mich viel Intereſſantes und Belehrendes aus Weimar in Frankfurt erwarte. Zum voraus meinen herzlichſten Dank für die Gabe die von Ihnen kommt. Aus einem während der Reiſe von Sulpiz Boiſſerée erhaltenen Brief erſehe ich, daß, wie ſich die Dinge oft ſonderbar verſchlingen, aus einer mir nun zur Pflicht gewordenen thätigeren Einwirkung auf einen Vergleich im Städelſchen Proceß, ihm einige Hoffnung erwachſe, endlich für ſich und ſeine Gallerie einen feſten Standpunkt zu finden.

So viel für heute, mein innig verehrter, innig geliebter Freund. Von ganzer Seele der Ihrige.

Reinhard.

CLI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 11. November 1828.

Ich beginne, mein hochverehrter Freund, mit der Frage, ob Sie meinen Brief vom 2. October aus Vevay erhalten haben? Er war in einer ſchönen Stunde des Danks und der Rührung geſchrieben, und eben weil ich auf meiner hieſigen Dornenbahn ſolchen Stunden ſelten begegne, iſt es mir ſchwer geworden, ſogleich nach meiner Zurückkunft an Sie zu ſchreiben. Ich mußte die Erinnerung an die zwei vergangenen Monate gleichſam zurückweiſen und durch eine Art von Uebergangsperiode, die ich mit Leſereien ausfüllte, für den gewohnten Gang mich wieder geſchickt machen. Auch hab' ich erſt geſtern angefangen einige Briefe zu ſchreiben, und da ſich eine Gelegenheit darbietet, ſo ſey der heutige Tag Ihnen und Weimar geweiht.

Am Genfer See verließ uns unſer Glück und eine Spazierfahrt im Dampfboot nach Genf gewährte vom Cajütenfenſter aus kaum den Anblick der düſtern Ufer in der Entfernung von hundert Schritten. Den andern Morgen in Genf dauerte der Regen fort, und da weder Zeit noch Umſtände geſtatteten, dem vereitelten Plan, die Gegend zu ſehen, einen andern zu ſubſtituiren,

ſo trieb uns der Mißmuth, in verſchloſſenem Wagen nach Lauſanne zu eilen, über Coppet jedoch, wo wir um der Erinnerung willen bei Herrn v. Staël und ſeiner Schweſter, der Herzogin v. Broglie, das Frühſtück nahmen. Zu Lauſanne brachte ich eine gemüthliche Stunde mit dem General Labarpe zu, deſſen politiſcher Gegner ich während meiner Miſſion in Bern hatte ſeyn müſſen. Ein Trauerflor deckte noch ſeines Zöglings Büſte;[1] die Trauer war noch tief in ſeinem Herzen, und aus einem Zartgefühle, das ich ehrte, überdeckte er ſeine letzten Lebensjahre mit dem Lob der reinen Geſinnung. In Bern fand ich keine Spur mehr von meiner Zeit: der patriziſche Geiſt hatte ſich auch der abgeänderten Form bemächtigt, doch ließ einer der Avoyers meinem Wollen und Handeln von ehmals Gerechtigkeit widerfahren. Dagegen gelang es uns, in Lauterbrunn den Staubbach im Mondſchein zu ſehen und auch in Grindelwald konnten wir zu den beiden Gletſchern wallfahrten und wenigſtens des Ueberblicks der nächſten Gebirge uns erfreuen. Zu Hofwyl bot ſich mir ein Schauſpiel anderer Art; hier verfolgt eine begeiſterte Idee den Zweck, das Elend der Menſchheit zu mildern. Die Illuſion bei Seite, iſt, was geſchieht, beſonnen, einfach und conſequent. Die Penſionsanſtalt für Reiche und das Armeninſtitut, das 86 Knaben und 22 Mädchen bei der Arbeit und durch ſie unterrichtet, gehen parallel neben einander, ohne ſich zu berühren. Auf einem Berge iſt eine Armenkolonie von Kindern angelegt, die den Roman Robinſon Cruſoe verwirklichen ſoll, und die ich gern geſehen hätte. Auf dem Lindich, Luſtſchloß des Fürſten von Hechingen, brachten wir zwei Tage bei der Prinzeſſin Julie zu: der Fürſt lag am Gries und andern complicirten Uebeln leidend im Bett. Wir beſuchten das Schloß Hohenzollern, in dem ich meine Beſchreibung von 1784 nicht wieder erkannte. Zeughaus, Capelle und ein runder Thurm ſind nun aufgeführt: das Uebrige iſt eine Ruine, jetzt maleriſch, aber nicht für die Dauer: die Mauern ſind zu dünn, um den Elementen zu widerſtehen. Marienbads und Ihrer wurde viel gedacht: den Fürſten konnte nur ich allein und nur einige Minuten im Bette ſehen. Zu Stuttgart brachten wir vier gewühlvolle Tage zu: auch außer der Familie meiner Frau kam uns überall Wohlwollen und nur ein

[1] Des Kaiſers Alexander von Rußland

ämen trat mir feindlich entgegen, es war Herr v. Anſtett. Matthiſſons perſönliche Bekanntſchaft erfreute mich ſehr, auch egen des Antheils, den er von jeher und noch eh' ich bekannt er berüchtigt wurde, an mir genommen hatte und wovon er ir Beweiſe gab. Mit Sulpiz hab' ich wegen ſeiner Hoffnungen brede genommen. Den 29. October erreichten wir das freund- he Wohnhaus in der unfreundlichen Stadt, und ein Virginien Heidelberg angeflogener Schnupfen erlaubte mir vorerſt Qua- ntaine zu halten. Die unerläßlichen Beſuche ſind nun gemacht. nige Freunde kamen uns in den erſten Tagen entgegen und ſie nügen uns.

Die letzten in Weimar gefeierten Tage konnt' ich, Dank ſey üllern, mit- und nachgenießen. Das neue Heft von Kunſt d Alterthum gehörte nicht zu den Leſereien; aber was kann Brief Ihnen darüber ſagen? Manche Sentenz des „Einzel- n" würde ſtundenlange Rede und Gegenrede fordern. Alles nd iſt gewöhnlich ſo, wie im Bild und in Ihrem Commentar, er nicht immer; er hat auch ein gemüthliches Lächeln, ſein d doch kindlich. Er iſt Teufel, aber nie über die Grenzlinie ines Begriffs von Ehre, und darum mehr Teufel, ohn' es glauben. Er hat zwei Stimmen, einen Fauſſet, der höchſt derlich klingt, und einen rohen, rollenden Baß. Dieſer mil- t ſich zuweilen, wenn er ehrlich und gutmüthig iſt. Die ndenz des Globe haben Sie ſehr richtig gefaßt, aber an dieſer ndenz werden die jungen Leute ſcheitern. Sie iſt die nämliche, der die richtigſten Anſichten und die reinſten Geſinnungen in conſtituirenden Verſammlung geſcheitert ſind, am ſtarren ſthalten an dem was ſeyn ſoll und nie ſeyn wird. Indeſſen ibt ihnen Spielraum zu träumen bis zum vierzigſten Jahre: n werden unſere Nachkommen ja ſehen! Uebrigens ſtehen ſie den Schultern ihrer Vorgänger und dieß iſt etwas.

Manzoni hab' ich ſeit der Reiſe nicht wieder vorgenommen. muß an meiner unvollkommenen Kenntniß des Italieniſchen gen; ſeine Sprache ſchien mir gemein; ſie klang mir wie eine ländiſche Tragödie und ſein Vers wie das mir widerliche Re- tiv italieniſcher Opern. Dann aber kamen einige Scenen Kraft und Genie, und ich fühlte mich gehoben. Er ſoll n Winterſtudium werden.

Ich gehe nun zu Freund Müllern über und auch Herr Peucer fordert für zwei Briefe Entschuldigung und Antwort. Daß Sie noch gegen Ende Octobers sich wohl befanden, weiß ich von Sulpiz; dessen hoff' ich durch Sie oder Andere bald Bestätigung zu erhalten. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Reinhard.

CLII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 2. März 1827.

Wie uns der Anfang des vorigen Jahres in Leid und Trauer fand, so erschien das gegenwärtige mit den angenehmsten Ansichten und hätte nicht der Unfall Ihro Majestät des Königs von Preußen eine freiere, lebhaftere Communikation gehindert, so wären unsere Feste zwar nicht die brillantesten, aber doch gewiß die anmuthigsten gewesen, die in einem fürstlichen Kreise gefeiert werden, Braut und Bräutigam[1] jung, schön, liebenswürdig und liebend, würden in jeden Verhältnissen Heiterkeit verbreitet haben und sind uns desto erwünschter in einer höhern Sphäre, wo die ganze Constellation zugleich auf schöne äußere Bezüge und auf ein inneres Behagen hindeuten. Drei hinter einander gefeierte Geburtstage, Hoftafeln, Concert und Bälle und durch die besondere Gunst des Winters Schlittenfahrten mit aller Lust und Schmuck erhielten Jung und Alt in kreisender Bewegung, wodurch denn auch meine Einsiedelei gelegentlich sehr freundlich berührt und besucht wurde.

Indessen durfte ich mein literarisches Tagewerk nicht vernachlässigen und ich war manchmal wirklich in bedrängter Lage. Auch jetzo muß ich mich zusammen nehmen und die Thüre schließen, wenn ich meine Gedanken in die Ferne brieflich in Worte fassen will.

Ihre beiden so reichen als anmuthige Briefe, verehrtester Freund, sind mir indessen nicht aus dem Sinne gekommen.

[1] Prinz Carl von Preußen und Prinzessin Marie von S. Weimar.

möge ſich nach Ihrer Rückkehr alles nach Wünſchen geſtaltet haben.

Vorſtehendes längſt Geſchriebenes verfehle nicht endlich heute den 12. März, kurz vor Frühlings-Anfang bei ſichtbar und empfindlich ſcheidendem Winter fortzuſetzen, und wiederhole, daß es mir ſeit Anfang des Jahres ganz wohl gegangen. Mein Befinden war leidlich, ſo daß ich die mir zugedachten höchſten Beſuche mit Behaglichkeit verehren und genießen konnte. Auch muß ich dieſer edlen Perſönlichkeiten mehrmals gedenken. Von Ihro Königl. Hoheit dem Kronprinzen ſage ich mit Wenigem, daß er auf mich einen vollkommen angenehm-günſtigen Eindruck gemacht und mir den Wunſch hinterlaſſen hat, ihn früher gekannt zu haben und länger zu kennen. Die drei Herren Gebrüder, von meinem Fürſten eines Morgens mir zugeführt, ſah ich mit Freude und Verwunderung. Man kann einem Könige Glück wünſchen, drei verſchiedenartige wohlgebildete Söhne (mit einem vierten, den ich noch nicht kenne) vor ſich heranwachſen zu ſehen. Sie haben ein ganz friſches Leben in unſern Cirkel gebracht und das Behagen unſeres Großherzogs an ihnen und dem neueingeleiteten Verhältniß war nur mit Rührung anzuſehen.

Das wichtigſte und mit allem Ernſt zu behandelnde Geſchäft der neuen Ausgabe meiner Werke konnte ich den ganzen Winter über mit Sorgfalt verfolgen; auch kommt zu Oſtern ein Heft Kunſt und Alterthum heraus, welches ungeſäumt erfolgen ſoll. Dieſe Arbeiten, welche mit mir ſich niederlegen und wieder aufſtehen, die mich Nachts in durchwachten Stunden ununterbrochen beſchäftigen, ſind die eigentlichen Urſachen meines retardirten Briefſchreibens. Da ich meinen Freunden die Aeußerungen meines Daſeyns gar oft im Stillen und zwar perſönlich zudenke, ſo komm' ich nicht dazu, ihnen einige vertrauliche Worte unmittelbar zu widmen.

Von guten Ereigniſſen hat mich dieſe Tage die endliche Beſtimmung des Boiſſerée'ſchen Schickſals und Beſitzes höchlich gefreut, beſonders nach meiner Denkweiſe ſchien mir die auf ihnen ruhende Laſt ganz unerträglich. Sie können nun alles, was ihnen obliegt, beſonders auch die Herausgabe des Domwerks, mit mehrerem Behagen und ruhigerem Sinn abwarten.

Uebrigens kommt mir in meinen alten Tagen der Gährungsproceß im Königreich Bayern gar wunderbar vor; es ſind und

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephistopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephistopheles.

Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.

Singt.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Frosch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh ist mir ein saub'rer Gast.

Mephistopheles singt.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,

werden dort ſo vielerlei Elemente verſammelt, deren Einigung, Verkörperung und Geſtaltung ſich niemand denken kann. Indeſſen werden wir bei größter Longävität Probleme hinter uns laſſen und in der Hoffnung ſcheiden, daß die Nachwelt ſich unerwartet glücklicher Reſultate möge zu erfreuen haben.

Aus Paris iſt manches Gute zu mir gekommen durch die Herren Boiſſerée, Goudray und Andere. Von Herrn B. v. Cuvier hab' ich eine ſchöne Sendung Foſſilien, theils in natura, theils in Modell; deſſen Fräulein Tochter erwiederte gar anmuthig ein durch Oberbaudirektor Goudray ihr überreichtes Schreiben, wie denn dieſer werthe Mann ſich durchaus gut aufgenommen fand und das Vergnügen hatte, ſeine früheren Lehrer und Freunde wieder zu begrüßen; er war zur Zeit jener Höllenexploſion daſelbſt geweſen. Ferner hat Herr v. Humboldt mehrere Exemplare meiner Medaille in Paris ausgetheilt, wogegen auch manches Angenehme und Bedeutende zu mir gekommen, beſonders ein Brief von Herrn Salvandy, der mich in die innern Zuſtände dieſes merkwürdigen Mannes aus der Ferne hineinblicken läßt.

Nun erwarten wir auch die neue Ausgabe des Fauſt mit Litographien von Delacroix, davon einige wunderſame Probeſtücke zu uns gekommen ſind, und ſo wirkt unſer alter Sauerteig immer auf neues Backwerk, das wir uns denn wohl mögen gefallen laſſen; und da einmal das Eindringen der deutſchen Literatur, das ſonſt ſo hoch verpönt war, in Frankreich kein Hinderniß findet, ſo mögen ſie denn auch die guten und ſchlimmen Wirkungen unſerer Produktionen, die wir ſelbſt durchgenoſſen und durchgelitten haben, hinterdrein nachgenießen und erdulden.

Die Fortſetzung nächſtens; indeß treulich und herzlich

J. W. v. Goethe.

CLIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 30. März 1827.

So weit war ich, als mein letztes Schreiben abging, gelangt. Nun aber erſcheint unverhofft und unerwartet die uns höchſt willkommene Ueberſetzung aus einem wichtigen Stück des, wie bekannt, unter uns hochgefeierten Dichters.[1] Meine Tochter mag ihren beſcheidenen Triumph, der ihr dadurch geworden, geziemend ausdrücken, ich will nur zum allerbeſten danken, daß Sie mich wieder auf dieſes Stück, das ich von jeher zum höchſten geſchätzt, wieder hingeleitet. Durch dieſes Werk zeigt der nur allzufrüh hingeſchiedene Freund, daß er nicht nur ein gegründeter, kräftiger und fruchtbarer Dichter ſey, der ſeiner Kühnheit keine Grenzen, ſeiner Einbildungskraft weder Maß noch Ziel zu ſetzen Luſt hat, ſondern daß er auch in eine ſtrengere und engere Form, ſobald er ſie anerkennt, ſich zu finden wiſſe.

Wohl iſt es bemerkenswerth, daß das dichteriſche Naturell des außerordentlichen Mannes erſt jede Einſchränkung verabſcheut und ſich nur aus ſich ſelbſt ſeine Formen geſtaltet, endlich doch den Forderungen der franzöſiſchen Tragödie ſich fügt und wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad ihrer Strenge ſich unterwirft. Dieß förderte ihn nun ganz beſonders bei dieſem Stoffe, indem er dadurch veranlaßt wird alles Beiweſen zu beſeitigen und ſich in den Grenzen des Dramas, mehr oder weniger wie es nach dem Vorbilde der Griechen ſich einrichtet, auf das Mäßigſte zu ergehen.

Die Scene, die Sie, mein Verehrter, zum Gegenſtand Ihrer Aufmerkſamkeit gewählt, reiht ſich an das Zarteſte was Byron geliefert hat. Wie tief empfand er die Situation des Bejahrten, väterlich Liebenden! und wie natur-ſittlich hold iſt die jugendlich-kindliche Erwiederung.

Müßte ich noch die Laſten eines Theater-Vorſtehers tragen, ſo würde ich ſie mir, wie vormals mit trefflichen Dingen, dadurch erleichtern, daß ich auch dieß glänzende Meteor auf die

[1] Byron

Scene brächte. Wie hochwillkommen würde mir dazu Ihre wohlempfundene Uebertragung ſeyn.

Nicht mehr für heute! Die Setzer von Oſten und Süden drängen, von der Meſſe gedrängt, den Autor. Nächſtens ein Stück Kunſt und Alterthum: beiliegendes einſtweilen zu freundlicher Theilnahme. Ich breche ab um mich zu nächſter Fortſetzung zu verpflichten.

Treu angehörig

Goethe.

CLIV.

Reinhard an Goethe.

Kronberg den 26. Mai 1827.

In der zweiten Hälfte Ihres inhaltvollen, die drei erſten Monate des Jahrs umfaſſenden Briefs, ſagen Sie mir, mein hochverehrter Freund, aus Gelegenheit meiner, durch einen Ueberſetzungsverſuch, dem Dichter Byron gemachten Ehren-Erklärung; „Meine Tochter mag ihren beſcheidenen Triumph, der ihr dadurch geworden, beiliegend ausdrücken;“ und ſo griff ich begierig und ſtolz nach dem beigelegten Blatt. Dieſes enthielt aber eine die Sammlung Ihrer Werke betreffende Nachricht, wovon jedoch im Briefe ſelbſt keine Meldung geſchah. Einen Augenblick glaubte ich Sie hätten ſich vergriffen, dann aber ſchien mir doch wieder, Sie hätten die Abſicht gehabt, das Blatt mir zur Bekanntmachung zuzuſenden, und in dieſem Sinn ließ ich es in der Iris abdrucken. Die nämliche Notiz kam bald nachher aus Berliner Zeitungen auch in den andern deutſchen Blättern zum Vorſchein; und ſo bleibt mir nur übrig zu vermuthen, Ottilie hätte damals einen guten Vorſatz gefaßt, aber leider nicht ausgeführt. Bei Zurückſendung der Scenen hatte Herr von Müller einige Verſe angemerkt, die er geändert wünſchte, und ich fand, daß es lauter ſolche waren, wo ich einen Daktyl eingemiſcht hatte. Ich will zwar geſtehen, daß ich bei einigen aus einer gewiſſen Trägheit mir dieſe Freiheit erlaubte, bei mehreren aber geſchah es abſicht-

und um des Wohlklangs willen. Auch fand ich Belege dieſes Verfahrens in einigen neuern deutſchen Theaterſtücken, ja ſogar in Byron ſelbſt. Da dieß nun eine Sache des Gehörs iſt, ſo provocire ich auf den Meiſter, und bitte Sie mir zu ſagen, ob das Ihrige eine Einmiſchung des Daktyls in die Jamben geſtatte oder nicht?

Ihre Aufforderung, dieſen Ueberſetzungs-Verſuch noch weiter auszudehnen iſt allerdings ermuthigend genug; und wir wollen ſehen was Luft und Waſſer in Kronberg hierüber entſcheiden werden. Zur Vollendung des Ganzen aber wird es ſchwerlich kommen. Denn ſo ſehr vor allen jene ausgewählten Scenen und auch noch einige andere wie z. B. der Auftritt des Doge unter den Verſchwörern mich angeſprochen haben, ſo waren doch andere und gerade diejenigen, wo Angioline wieder erſcheint, die mich kalt ließen, oder auch meinem Gefühl widerſtrebten. Am wenigſten konnte ich dulden, daß F. ſich der Strafe des Himmels verfallen glaubt, für eine Ohrfeige die er einſt einem Pfaffen gegeben. Im übrigen ſtimm' ich Ihrem Urtheile bei, daß dieſer vielſeitige Geiſt auch in den Feſſeln der Regel ſich frei und vielleicht anmuthiger bewege, als in den Sprüngen mancher ſeiner andern Gedichte. Am merkwürdigſten ſchien mir in der fortſchreitenden Entwicklung ſeines Talents jener Uebergang von düſterer Melancholie in rückſichtloſen, lachenden humour, dem dennoch die ſchwarze folie noch unterliegt. Wie dem ſey, B. hat mich wieder in dieſe Taunus-Reſidenz begleitet, wo ich ihn zuerſt erkannt und liebgewonnen hatte. Erſt vorgeſtern ſind wir hier eingezogen; der geſtrige Tag wurde zu Hornau in der Gagernſchen Familie zugebracht, die für ſich eine kleine Colonie bildet. Ein Bruder, zwei Schweſtern, drei Söhne haben ſich ſchon eingefunden; die Tochter aus Wiesbaden mit fünf Kindern, dem ſechsten unter dem Herzen und mit Zubehör, auch Frau von Wamboldt aus Mannheim werden erwartet, und die Hausmutter berechnet den Hausbeſtand für einige Sommermonate auf vierzig Köpfe. Hr. v. Gagern war ſo eben von Naſſau zurückgekommen und hatte bei Hrn. v. Stein, nun Staatsrath, die neueſten Berliner Nachrichten aus der erſten Quelle geſchöpft. Da dieſer geradezu von Weimar und von ſeinem Rendezvous mit Capo d'Iſtrias kommt, ſo bedarf es für Sie dieſer Notizen nicht. Doch

bitte ich Sie Hr. v. Müller zu ſagen, Capo d'Iſtria ſey allerdings berufen.

Dieſer, nach ſeinen fünf fränkiſchen Siegen lorbeerbekränzte Freund hat in ſeinem letzten Brief an mich die Liſte der bedeutenden Perſonen, die mir der Ihrige gab, noch mit einigen wohlklingenden Namen vermehrt und wenn ich Sie, mein hochverehrter, als den Mittelpunkt ſo mancher Anſprüche denke, die jeder an Ihren Geiſt und an Ihre Schwelle macht, und denen Sie ſo mild und freundlich entſprechen, und dieſe Anſprüche dann wieder als Unterbrechung ſo vielfacher, nicht abzuweiſender Geſchäfte; ſo erſcheint mir die Güte, mit der Sie auch mich zu bedenken noch Augenblicke fanden, erſt in ihrem vollen Licht; und eigentlich geſchah's aus einer Art von Scham, und mit der Abſicht für Ihre künftige Antwort einen längern Spielraum zu laſſen, daß ich mir vornahm, erſt von Kronberg aus an Sie zu ſchreiben. Sie haben mich ſeitdem durch eine neue Mittheilung erfreut, die ja gerade zu Unterhaltung des Zuſammenhangs mit mehreren Freunden beſtimmt iſt, und worin auch ich ſo manches gefunden habe, was mich anregte und mir näher angehörte. Sogleich im Anfang die Erörterung zwiſchen Ihnen und Schillern über den Unterſchied zwiſchen Drama und Epopöe, wo mir abermals klar ward, wie viel auch der Genius noch erlernen und ergrübeln müſſen, um die angeborene Kunſt wiſſenſchaftlich zu üben. Die liebenswürdige Mannigfaltigkeit Ihres Hefts und die Grenzen dieſes Briefs verbieten mir alles andere noch aufzuzählen, um ſo mehr, da ich für Ihre ſich, wie ich ſehe, immer mehr ausdehnenden literariſchen und wiſſenſchaftlichen Verbindungen in Paris noch einigen Raums bedarf, an denen ich nach Stellung und Neigung berechtigt bin einen vorherrſchenden Antheil zu nehmen. Die Stapferſche Ueberſetzung Ihres Fauſt iſt mir, da ich mich bei meinem Bücherverkehr auf die hieſigen Buchhändler beſchränke, wiewohl von mir gefordert, noch nicht zugekommen; und eben von dieſer erwarte ich, a priori, das Beſte, da deutſche und franzöſiſche Bildung in der Familie und in den Geſellſchaftsverhältniſſen des jungen Mannes, und folglich auch ohne Zweifel in ſeinem eigenen Geiſte zuſammentreffen. Delacroixs Manier in ſeinen Gemälden ſchildern franzöſiſche Blätter, wie Sie die ſeiner Zeichnungen ſchildern. Mehr hierüber, wenn ich

ſie erſt vor Augen habe. Die Bekanntſchaft mit dem Globe verdank' ich Ihnen, und mir verdanken ſie Gagern und Weſſenberg in Conſtanz. Eigentlich der Zukunft angehörend, ſcheinen mir die Verfaſſer ſeit einiger Zeit zu fühlen, daß ſie, um die Zukunft zu retten, für die Gegenwart kämpfen müſſen, und dadurch werden ſie gediegener und praktiſcher. In Rückſicht auf Philoſophie, da nun die Koryphäen der neuen Schule ſich entſchieden zum Eklekticismus bekennen, und da nach ihrer Anſicht ſogar keine andere ſtattfinden kann, wird es ſich nun entſcheiden, welche Sprache mehr geeignet ſey, die philoſophiſche zu werden, ob die franzöſiſche durch ihre Klarheit, da nichts franzöſiſch iſt, was nicht klar, oder die deutſche durch ihre Fähigkeit Worte zuſammenzuſetzen oder auch zu ſchaffen. Was von dieſer Seite der franzöſiſchen Sprache fehlt, kann ſie ſich vielleicht aus der griechiſchen aneignen, und nie wenigſtens wird in Frankreich jedem Syſtem-Schmied erlaubt ſeyn, dem Publikum eine neue Sprache aufzudringen, als die allein gültige. Gerade weil der Eklekticismus jedes Syſtem als dem menſchlichen Geiſt angehörend und theilweiſe richtig anerkennt, wird er ſich eine für alle geltende Ueberſetzungs-Sprache ſchaffen müſſen, und dadurch zur Klarheit gelangen. In Frankfurt habe ich mit einem ſehr jungen Mann nähere Bekanntſchaft gemacht, Carové, einem Freunde Couſins. Von ſeinem Werk „über die alleinſeligmachende Kirche", deren zweiter Theil nächſtens erſcheinen wird, habe ich Ihnen, glaub' ich, ſchon einmal geſchrieben. Er iſt Katholik und darum ſeine Stimme um ſo gewichtiger. Seitdem hat er zwei andere kleine Schriften herausgegeben „Religions-Philoſophie in Frankreich" und „Philoſophie in Frankreich." Jede enthält drei aus dem Franzöſiſchen überſetzte Abhandlungen, die zuſammengeſtellt ein Ganzes bilden, und die Höhe des Standpunkts, den in dieſer doppelten Hinſicht die Wiſſenſchaft in Frankreich erreicht hat, wie mir ſcheint genau bezeichnen. Es herrſcht bei uns unter dieſen jungen Männern ein ſchönes Beſtreben und eine rührende Zuverſicht. Möge, was jenem Beſtreben ſo feindlich, ſo brutal entgegentritt, dieſe Zuverſicht nicht täuſchen! Selbſt Gb. Dupins Berechnungen können mich nicht beruhigen. Cuvier kenne ich als Menſch nicht genau genug, um ihn in ſeiner politiſchen Thätigkeit zu beurtheilen. Nur ſo viel weiß ich,

daß, ſo oft ich in ſeine Nähe kam, immer etwas war, was mich abſtieß. Auch iſt er durch ökonomiſche Verhältniſſe gebunden.

Was die Griechen-Sache betrifft, ſo erinnere ich mich, daß Sie mir vor Jahren einmal ſchrieben, wie man mit Verwundern ſehe, daß eine Oppoſition der Regierungen auch gegen die allgemeine Meinung ſich behaupten könne. Dieſe, dünkt mich, hat jener nun doch einiges Terrain abgewonnen. Wie ich 1825 im September in Paris war, verlangte der Miniſter von mir ein Mémoire über dieſe Angelegenheit. So eben hatte der Senat von Argos ſich an England gewandt. Von dieſem Punkt ausgehend, der von Seiten der Griechen die Unmöglichkeit ausſprach, ſich ſelbſtſtändig zu behaupten, blieb ich bei dem Erſten und Einzigen, was nun geſchehen konnte und mußte, ſtehen, d'arrêter l'effusion du sang. Dieß könne nur, da kein freiwilliger Entſchluß des Divans denkbar wäre, durch Demonſtrationen geſchehen. Dazu müßten Rußland und England, unter Frankreichs Vermittlung, ſich verſtändigen, Metternich würde nachfolgen. Die Vermittlung fand nicht ſtatt, aber das Protokoll vom 4. April. Nun fehlen noch die Demonſtrationen.

Mein Blatt iſt voll. Meine kleine Virginie ruft mich zum Spaziergang. So eben las ich Ampere's Brief über Sie im Globe, und da er auch der Enkel gedenkt, ſo bin ich veranlaßt Sie beſonders zu bitten, meinen kleinen Pathen in meinem Namen herzlich zu küſſen. Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund!

Der Ihrige

Reinhard.

CLV.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 27. August 1827.[1]

Ich habe durch den Kanzler von Müller Ihnen, mein hochverehrter Freund, einen regelrechten langen Brief zu senden versprochen und ich fürchte ich werde nicht Wort halten können. Lang erwartet kommt er endlich und ebenso schnell eilt er wieder fort. Gestern habe ich mein Testament gemacht; heute kommt auch einiges in die Quere; morgen und übermorgen liegt ein Berg von Protokollen und amtlichen Depeschen vor mir. Dann die Zurüstungen zur Reise, die Abschiedsbesuche u. s. w. Denn am 1. September, und es ist die höchste Zeit, soll die Wallfahrt in die italienische Schweiz angetreten werden, und zwar mit eigenen Pferden.

Ein Urtheil muß ich zurücknehmen, das über Lord Byron. Wie ich Ottilien vor drei Jahren damit ärgerte, kannte ich ihn eigentlich nur durch Auszüge in Journalen oder durch Hörensagen. Das Düstere und das Vermessene und das Entzweitseyn mit Gott wegen der eignen innern Selbstentzweiung schien mir kleinlich. In sehr ähnlichen Zuständen hatte ich auch zuweilen an jene Grenzen gestreift, aber schnell und demüthig hatte ich mich wieder zurückgezogen. Nun aber in Kronberg (Brönner von hier hat Byrons Werke in einem Bande herausgegeben) habe ich ein gutes Drittheil davon gelesen, besonders die humoristischen Gedichte, und ich habe einen ungeheuern Genius gefunden. Da hebt sich aus immer schwarzem Grund das farbige, phantastische Gewebe und der geistige und moralische Cynismus sproßt immer aus dem, was die Menschheit Edelstes und Höchstes hat. Das ist der gefallene Engel, nicht Jean Pauls im Bierrausch gezeichnete, erbärmliche Karrikatur. Und ist er denn gefallen? In seinem »humour« liegt wenigstens Versöhnung.

Aus Müllers Reiseberichten und Portefeuillen ist uns dennoch in den wenigen Stunden manches vorgelegt worden, was auch Sie interessiren wird.

[1] Reinhard hat sich hier offenbar in der Jahreszahl verschrieben. Der Brief ist nothwendig am 27. August 1826 geschrieben, als Reinhard im Begriff stand, seine Reise in die Schweiz und nach Mailand anzutreten.

Wir gedenken, d. h. meine kleine Virginie und ich, tête à tête über Baſel und Bern (vielleicht Grindelwald) nach Vevay; von da im Dampfſchiff auf den Genfer See (vielleicht Chamouny), alsdann über den Simplon nach den Seen (vielleicht Mailand) und über den Bernardin, Chur, Lindau und Stuttgart zurück. Eine Reiſe von zwei Monaten.

Ich kann heute nicht mehr ſchreiben; ich bin abgeſpannt und zerſtreut. Sie machen ſich das Leben, wiewohl das Leben auch Sie macht; ich aber laſſe mich gehen; dieß iſt nun einmal nicht anders. Leben Sie wohl und gedenken Sie unſer in Liebe. Von ganzem Herzen der Ihrige.

Reinhard.

CLVI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 9. Januar 1828.

Sie wiſſen, mein hochverehrter Freund, durch den Hrn. Kanzler v. Muller, daß nach meiner Zurückkunft das Chiragra mir einige Wochen lang das Schreiben verbot. Nachher, da Nachrichten aus Weimar mir zum wirklichen Bedürfniß wurden, mußte ich mich wohl an einen ſorgfältigern Correſpondenten wenden, als Sie zu ſeyn den Ruf haben, und wenn ich Ihren Namen an die Spitze der Liſte für's neue Jahr ſetzte, ſo hieße dieß Ihnen ein volles Jahr Zeit zur Antwort geben. Indeſſen hielt ich noch zurück, weil ich einen Brief abwarten wollte, der vielleicht etwas für Sie Intereſſantes enthalten konnte. Dieſer iſt noch nicht angelangt, und wenn ich dennoch ſchon jetzt ſchreibe, ſo geſchieht dieß, theils um à la lettre Wort zu halten, theils weil ſeit einigen Tagen meine briefſchreibende Stimmung, die aus vielen Gründen immer ſeltener wird, einen gewiſſen Schwung erhalten hat, deſſen erſte Anklänge ich Ihnen widme.

Dieſer Schwung datirt von einer Rothſchildiſchen Staffette, die faſt nur die Börſe fibriren macht; und wirklich fühlte ich durch ſie mich von einem Centnergewicht entlaſtet, das ſeit einigen

Wochen mir auf der Bruſt lag. Das Feſthalten an einer gewiſſen, in der Regel ganz richtigen Maxime war mit dem, was Frankreichs Zuſtand jetzt fordert, unverträglich geworden und daß ſie durch den Miniſterwechſel aufgegeben worden, erſcheint mir als eine faſt eben ſo bedeutende Garantie der Charte, wie der Schwur von Rheims. Hr. v. Laferonnays hat uns ſeine Ernennung ſchon angekündigt, par une lettre de protocole, wie ich deren in einem 36jährigen Zeitraum ſchon weit über ein Dutzend erhielt und einſt eine ſelbſtunterzeichnete. Daß dieſe Ernennung auch Ihrem Hofe Vergnügen machen werde, deſſen bin ich gewiß. Ich kenne Hrn. v. Laferonnays und achte ihn hoch; Hr. v. Damas war der erſte Miniſter, den ich nicht perſönlich kannte. Doch hier iſt vom Ganzen die Rede; für mich ſelbſt habe ich kaum noch einen perſönlichen Wunſch.

Ich glaube das neue Miniſterium werde, nach einigen Ergänzungen in gewiſſen untergeordneten, ſehr wichtigen Fächern, mit einer ſoliden Majorität ſich verſtändigen können, und dieß iſt vorläufig hinreichend. Das »principium lucrae« wird freilich fortdauern; allein dieſes regiert die Welt.

Von meinem hieſigen Leben weiß ich Ihnen wenig zu ſagen; wir leben in der Erinnerung, wo Weimar und alles, was es uns Wohlwollendes, von uns lang Verehrtes und tief im Herzen Bewahrtes einſchließt, mächtig hervorglänzt. Lindenau's Nähe wiſſen wir zu ſchätzen und er ſcheint ſich bei uns zu gefallen. In Geſellſchaften erſcheine ich bloß, um meine jungen Leute dort abzuſetzen und zurückzulaſſen; in zehn Minuten iſt meine Runde vollendet, und auch dieſe, verſteht ſich, mit Auswahl. Zu Hauſe ſchwimme ich gemächlich fort auf dem Strome der politiſchen oder ſchönen Tagesliteratur, der deutſchen und franzöſiſchen, ausnahmsweiſe der engliſchen und ſo eben auch der italieniſchen.

Denn ich habe Manzonis promessi sposi geleſen, die ich in Ihrem Salon ſah, und woran ſich wohl eine Unterredung hätte anknüpfen laſſen. Was mich am meiſten angezogen hat, ſind die idealiſirten religiöſen Charaktere des Katholicismus, offenbar aus einem Gemüth hervorgegangen, das ſelbſt tief religiös iſt. Uebrigens ſind, einige Schattirungen abgerechnet, ſolche Charaktere auch unſerem lutheriſchen aſcetiſchen Chriſtenthum nicht fremd, ſo wie es z. B. mir angelernt und anerzogen wurde.

Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran.
Da miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hosen an.

Brander.

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir auf's genauste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen!

Mephistopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bey Hof' auch große Herrn.

Es liegt in der Heilsordnung sehr viel Psychologie und Menschenkenntniß; daher die Stärke der katholischen Kirche, die sie zu argen Zwecken mißbraucht.

Zum Durchsuchen meiner Papiere hat mir noch immer Zeit oder Muth gefehlt. Indessen sende ich Ihnen hier, als Handgeld, ein Billet eines Erkönigs, der es vor einigen Jahren sich in den Kopf gesetzt hatte, mich auf eine abenteuerliche und drolligte Weise in einige seiner extravaganten Ideen hineinzuziehen.

Daß einiges von dem, was Ihre allumfassende Thätigkeit jetzt beschäftigt, nächstens zu unserer Kenntniß kommen werde, läßt ebenfalls Hr. v. Müller uns hoffen. Eine Fortsetzung des Faust begreife ich; denn daran ist ewig etwas nachzuholen; er kann und soll nicht vollendet werden. Und da aus all diesem zugleich hervorgeht, wie jugendlich kräftig Sie noch immer nach Geist und Körper seyen, so hat jene Nachricht mir doppelte Freude gemacht.

Die Vorsehung erhalte Sie so noch lange, mein hochverehrter Freund! Ich bin mit dankbarer treuer Gesinnung

der Ihrige.

Reinhard.

CLVII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 28. Januar 1828.

Vor allen Dingen, verehrter Freund, lassen Sie mich die Freude treulich aussprechen, die ich beim Erblicken Ihres erwünschten Schreibens gefühlt, indem ich daran erkannte, daß Ihnen der Gebrauch Ihrer theuren Hand wieder gegönnt ist, welche als Vertraute Ihrer Geschäfte, Gedanken und Empfindungen Ihnen so nöthig als uns werth und wichtig seyn muß.

Sodann füge unmittelbar hinzu, daß jenes an den unglücklichen König erinnernde Blättchen meiner Sammlung zur besten Vorbedeutung geworden; denn kaum hatte ich solches erhalten, so kam aus Ostpreußen ein ganzes Paket bezüglich auf die Zeiten

Friedrichs des Großen; nun bringt mir Frau Generalin Rapp von Paris den deutlich und klar unterſchriebenen Namen Napoleons, ſo wie die Handſchriften ſeiner Marſchälle und ich ſehe mich dadurch auf einmal in alte und neue hochbedeutende Zeiten verſetzt. Ein ſolcher Segen wird mir in Folge des Andenkens eines Freundes; deßhalb ich denn auch alle dieſe Blätter zu einem erfreulichen Erzeugniß dieſer Epoche meiner Sammlung ungetrennt verwahre, das Blatt an der Spitze, das ich Ihrer Geneigtheit verdanke.

Das vorige Jahr habe ich meiſtens in unverrückter Thätigkeit geſchloſſen und bin, ich dürfte faſt ſagen, zufällig in eine Jugendepoche zurückgekehrt, von welcher unſer Kanzler ſchon, wie ich ſehe, gemeldet hat. Ich mag mich gern wieder der alten leichten loſen Sylbenmaße bedienen, an denen der heitere Reim gefällig wiederklingt, und unter ſolcher Form, in ſolchem Klang, nach ächter Poetenart, dasjenige heiter vor den Geiſt zurückführen, was uns im Leben erfreuen und betrüben, verdrießen und aufmuntern konnte. Wunderbarer Weiſe fügt ſich's auch, daß die Außenwelt ſich in gleichen Bewegungen hervorthut:

Daß hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander ſchlagen,

die Siege von Lepanto, Tſcheſme u. ſ. w. ſich erneuern und wir uns alſo mit der Weltgeſchichte wie mit dem Erdball auf unſerer eigenen Achſe herumzudrehen ſcheinen. Ebenſo erneut ſich in England und Frankreich die alte Verlegenheit, daß ſchon wieder Niemand regieren kann oder mag, da ſich denn einmal über's andere für einen Uſurpator gar vortheilhafter Raum fände.

Zu dieſen mir ſonſt nicht gewöhnlichen Betrachtungen werde ich geführt durch mein letztes ſorgfältiges Leſen des Walter Scott'ſchen Napoleons. Alle neun Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers mit aufmerkſamem Wohlwollen durchgeleſen und zwar in engliſcher Sprache, welches nothwendig iſt, weil es doch eigentlich immer ein Engländer iſt der ſpricht, auf deſſen einſeitigen Vortrag man gefaßt ſeyn muß. Denn daß er die große Symphonie des wunderſamſten aller Heldenleben durchaus mit Sordinen abſpielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt ſeyn will, wie dieſe großen Angelegenheiten über den Kanal herüber angeſchaut werden, oder wie man dort will, daß

ſie angeſchaut werden ſollen. Ich habe das Werk als ein wohlgeſtricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfiſche meiner eigenen Lebenstage aus den anſpielenden Wellen des lethäiſchen See's wieder herauszufiſchen in den Stand geſetzt ward [1], und wirklich dadurch mehr Intereſſe an denen ſich anſchließenden und entwickelten Weltbegebenheiten gewann.

Auch Ihrer, mein Theuerſter, mußte ich oft dabei gedenken, denn Sie waren gegenwärtig und theilnehmend und ſind es noch; deßhalb denn freilich ſich das alles für Sie ganz anders und bedeutender geſtalten mag als mir, der ich, in meinen Kloſtergarten ſchauend, jene wichtigſten Ereigniſſe nur als phantasmagoriſche Wolken über mir vorbeiziehen ſehe.

Wozu ich aber Glück wünſche iſt, daß die neuen Veränderungen in Paris Ihren Lebens- und Geſchäftsgang, wie Sie mir andeuten, nicht ſtören werden.

Ueberdem iſt dieſer Winter auch für mich nicht ungeeignet. Wenige Freunde wechſeln ab meine Mittage belebt und die Abende belehrend zu machen.

Kunſterzeugniſſe drängen ſich häufig herbei, unter welchen die Jugel'ſchen Frankfurter Proſpekte ſo lebenswürdig als angenehm erſchienen. Bezeichnen Sie mir doch gefällig auf der dritten Platte das Haus näher das Sie bewohnen, damit ich genau wiſſe, zu welchem Fenſter ich herausſehen möchte, um mit Ihnen der unvergleichlich heiteren und lebendigen Ausſicht zu genießen und mir die Augen wie die Einbildungskraft wieder einmal auszuwiſchen und anzufriſchen.

Indeſſen nöthigt mich meine örtliche Umgebung, welche weder äſthetiſch noch romantiſch genannt werden kann, hereinzuſehen in's Innere der Wohnung und des Geiſtes, da ich denn zu vermelden habe, daß Ottilie ein zierliches Mädchen mit Sorgfalt heranfüttert, und alles Uebrige gut und glücklich, jedoch nach irdiſcher Weiſe, nicht ohne irgend einen Mißklang ruhig dahin gleitet.

Den 30. Januar haben unſere Fürſtlichkeiten in gutem Befinden herangelebt: die Niederkunft der Prinzeß Marie ſteht bevor; die Frau Erbgroßherzogin wird dieſe Epoche wohl in Berlin feiern

[1] Anſpielung auf Polygnots Gemälde der Unterwelt in der Lesche zu Delphi worin der Fluß des Schattenreichs Fiſche die auch nur ſchattenartig ſchwimmen durchziehen ließ

Von durcheilenden Fremden hätte manches zu erzählen. Hr. von Nagler, dem ich mich beſtens zu empfehlen bitte, hat mich durch ſeine Gegenwart erfreut. — Und ſo will ich denn aufhören um nicht wieder von vorne anzufangen. Möge das, was zunächſt von meinen proſaiſchen oder poetiſchen Arbeiten zu Ihnen gelangt, eine frohe Unterhaltung geben und das Andenken eines treuen Angehörigen lebhaft erneuern.

Angelegentlichſt

J. W. v. Goethe.

CLVIII.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 3. März 1828.

So eben, mein hochverehrter Freund, kommt der Graf Caraman, unſer Geſandter bei den ſächſiſchen Höfen. Er will ſich hier nicht aufhalten und auch, eh' er ſein Creditiv in Dresden übergeben hat, in Weimar nur um ſich Herrn v. Fritſch vorzuſtellen und dieſe Einführungskarte bei Ihnen abzugeben. Darauf legt er einen hohen Werth, und mir iſt es erfreulich. Der Vermittler dieſes vor-officiellen Beſuches zu ſeyn, der Ihnen die Bekanntſchaft eines gefälligen, liebenswürdigen Mannes verſchaffen wird, mit dem Ihr Hof, wie ich ſicher hoffe, alle Urſache haben wird, zufrieden zu ſeyn.

Eben dieſe Woche hatt' ich beſtimmt zu Antworten an Sie und an den Kanzler. Wie glücklich mich Ihr Brief gemacht habe durch ſeine Heiterkeit und durch ſeine Herzlichkeit, vermag ich nicht Ihnen auszuſprechen. Seit meinem letzten an Sie gehen die Dinge in Frankreich immer mehr nach meinem Wunſch und ihren naturgemäßen nationalen Gang. Wir haben eine junge Nation und dieſe macht ſich immer mehr gelten. Vor drei Tagen kam Bourgoing durch nach Petersburg. Herr v. La Feronnaye bewährt ſich und er zählt auf den Kaiſer von Rußland, wie dieſer auf ihn zählen kann. So ſind, ſo Gott will, die Griechen gerettet.

Für heute nicht mehr, ſo gern ich dieſer Gelegenheit den

Vorzug vor der Poſt gebe, wenn Herr v. Caraman nur die Nacht durch bleiben würde.

Mit den herzlichſten Grüßen und der innigſten Verehrung der Ihrige.

Reinhard

CLIX.

Reinhard an Goethe

Frankfurt den 11. März 1828.

Daß Graf Caraman Ihnen, mein hochverehrter Freund, mein kurzes Schreiben übergeben, ohne die feierliche Aufführung bei Hof abzuwarten, bezweifl' ich nicht, nach dem Eifer, womit er mich darum bat, und um ſo weniger, da ich aus einem Briefe des Kanzlers an Herrn v. Gagern weiß, daß Er das ſeinige erhalten habe.

Seitdem iſt der Brief, den ich abwarten wollte, um ausführlicher an Sie zu ſchreiben, angekommen. Ich hatte nämlich meinem Bruder in Chriſtianſund Ihren Wunſch, einige norwegiſche Mineralien zu beſitzen, mitgetheilt und er ſchreibt mir vorläufig Folgendes: „Dieſer Wunſch wird ſich künftigen Sommer in Ausführung bringen laſſen, indem zu der Zeit ein gewiſſer Herr Neyperſchmidt aus Hamburg regelmäßig zu dieſem Zweck hierher kommt und Mineralien ſammelt, an den man mich deßhalb verwieſen hat. Derſelbe reist zugleich für eine Geſellſchaft von Mineralogen in Deutſchland, welche zu dieſem Endzweck jährlich eine gewiſſe Summe einſchießen und wovon der ruſſiſche Miniſter in Hamburg, Herr v. Struve, Mitglied iſt." Wollen Sie nun einiges von dem, was Sie vorzugsweiſe zu erhalten wünſchen, näher beſtimmen, ſo können Sie dieſes entweder direkt mit Herrn v. Struve oder, da ich dieſen kenne, durch mich mit ihm bereden. Mein Bruder wird alsdann gleichfalls nach Ihrer Angabe Herrn Neyperſchmidt weiter anweiſen und die Verpackung und Verſendung nach Hamburg beſorgen. Da Er und ich Laien in der Wiſſenſchaft ſind, ſo halt' ich es für beſſer, daß Alles

nach Ihrer Anordnung geſchehe, als wenn ich Sie, wie ich erſt wollte, mit einer vielleicht unzweckmäßigen Auswahl überraſchte.

Im nämlichen Brief, gleichfalls vorläufig, ſchreibt er an meinen Sohn in Betreff der Seeſchlange, für deren Exiſtenz Ihr Großherzog ſich intereſſirt: „Das was ein gewiſſer Herr Moe hier in unſerm Hauſe erzählte, nämlich es ſey ſeinem Onkel, einem Schiffskapitän, hier in der Nordſee begegnet, daß ein ſolches Ungeheuer ſich über den Hintertheil deſſen Schiffes geworfen und ſolches beinahe zertrümmert habe, gründet ſich leider auch nur auf eine mündliche Ausſage von Zeugen, die längſt verſtorben, während jedoch behauptet wird, daß bei der Ankunft des Schiffs in England die Mannſchaft darüber eine eidliche Ausſage gemacht habe, welche zu erlangen nach einem Verlauf von beinahe vierzig Jahren nun freilich unmöglich iſt.“ Wollten Sie wohl dieſen Umſtand zur Kenntniß S. K. H. bringen? Ich denke, wenn wirklich eine Ausſage gemacht wurde, ſo müßte ſich in den philosophical transactions eine Spur davon finden.

Da Sie in Ihrem letzten Brief in heiterem Muthwillen die Politik, ſonſt Ihr noli me tangere, wirklich, und wie mich dünkt, ſogleich an der empfindlichſten Stelle angefaßt haben (denn die Verlegenheit, daß ſo große Maſſen wie Frankreich und England jetzt niemand regieren kann und mag, die zum Regieren Geborenen ausgenommen, die aber nur herrſchen, iſt eben das Zeichen der Zeit), ſo will ich Ihnen ſagen, daß unſere politiſche Magnetnadel, Herr von Rothſchild, ſeit einigen Tagen ſonderbare Schwingungen mache. Vor drei Tagen kamen Staffetten aus Wien und wurden von ihm andere nach allen Richtungen expedirt. Nun wurde bemerkt, er hätte ein langes Geſicht und verkaufe Papiere; vorgeſtern aber war er heiter und ſtrahlend; geſtern ſah ich es ſelbſt und es ſagte gar nichts. Nun heißt es alſo: die Ruſſen ſind über den Pruth! und dann wieder: ſie ſind nicht über den Pruth; und Rothſchilds Geſicht geſtern ſchien zu ſagen: datur tertium! Wie dem ſey, die Frage iſt: ob Rußland die Antwort aus London abgewartet habe, die dahin lautete, daß man den Uebergang nicht wünſche? Man ſcheint dort zu meinen, das Einſchreiten zur See ſey hinreichend und das Uebrige könne man den Griechen ſelbſt überlaſſen, weil Ibrahim Paſcha doch nun nichts mehr vermöge. Armer Cave-

d'Ivrias'. Indeſſen eine Truppenabſendung nach Morea ſcheint doch im Werk zu ſeyn und das wäre allerdings das Entſcheidendſte.

Ihren Muth, Walter Scotts neun Theile durchzuleſen, muß ich allerdings bewundern. Ich hatt' ihn nicht und ich ließ es beim Hineinblicken in unaufgeſchnittene Bogen bewenden. Wie Napoleon jenſeits des Kanals angeſchaut wurde, war freilich da zu lernen, aber mühſam herauszuklauben, und ich konnt' es ungefähr wiſſen. So ſtudirt nun Herr v. Stein, wie er an Gagern ſchreibt, Montgaillard, den ich auch nicht geleſen habe, und der in manchem Betracht ein Pendant zu Walter Scott ſeyn mag, vielleicht in nicht unintereſſantem Contraſt. Die richtigſten Anſichten über die Revolutionsgeſchichte kommen uns offenbar aus der Schule, der die jetzt auftretende franzöſiſche Generation angehört. Da iſt Ueberlieferung, faſt ſo lebendig als eigene Anſchauung, mit Ruhe, Reflexion und Ueberſicht. Auch nur in dieſen find' ich meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen wieder, denn was ſie jetzt durch Entfernung der Zeit geworden ſind, das war ich damals dadurch, daß ich ein geborner Fremder war.

Was ich denn leſe? Lindenau verſieht mich ſeit einigen Wochen mit reviews, dem Edinburgh und Philosophical. In jenem iſt eine tiefe und genaue Einſicht in den Geiſt deutſcher Literatur nicht zu verkennen, z. B. über Jean Paul. In dieſem fand ich unter andern einen Aufſatz über farbige Schatten, nach Zſchokke, beſtritten von einem Berner; dieſem Letztern wird der Vorzug gegeben und ſeine Erklärung ſcheint mit der Ihrigen ſo ziemlich zuſammen zu treffen. In politiſchen Anſichten ſcheint der formloſe Verband der Gleichgeſinnten ſich immer weiter auszudehnen, man leſe Engländer, Franzoſen oder Deutſche. Wichtige Bekehrungen ſind nicht ſelten; und beinahe möcht' ich Hrn. v. Stein dazu rechnen, von dem ich Aeußerungen über das Ständeweſen geleſen habe, die vor 12—15 Jahren wohl ihm ſelbſt noch für Ketzerei galten. Nehmen Sie dazu Namen wie Bouillé, Harcourt u. ſ. w., die unter unſern Literaten auftreten und Sie finden die Berechnungen von Charles Dupin auch im Einzelnen bewährt.

Und ſo ſind wir, die, wiewohl einer andern Zeit angehörend, doch mit der Zeit fortzuſchreiten fähig geblieben, glücklich

genug, uns am Ende wieder zurecht zu finden. Das Unvergängliche und allgemein Geltende ist das Recht und die Pflicht, und beide sind ins Herz geschrieben. Wie sie sich in der Anwendung modificiren sollen, hängt von Umständen und Lokalitäten ab, aber Recht muß Recht bleiben, und am Ende Recht und Licht'

Sie verlangen zu wissen, auf welcher Stelle der Jügel'schen Blätter Sie uns auffinden sollen? Nehmen Sie das Blatt: vue du quai de la poste du Bas-Mein. Da wo, den Fuß voran, ein papiger Rundhut mit einem Reiter spricht, ist unsere Hausthüre. Vor uns der Fluß und die Gartenhäuser, weiterhin die Warte gerade gegenüber. Rechts der Sand- und Rindhof, mit Nieder-Rath im Hintergrunde. Gegen Norden die Promenaden, die neue Mainzerstraße, die Sie noch nicht kennen, und jenseits der Mainzer Landstraße der Taunus. Ob wir im künftigen Sommer unsere alte Residenz an seinem Fuß wieder beziehen werden, ist noch nicht völlig gewiß. Ich fürchte die dortige Mineralquelle, die mich verführt und dann bearbeitet.

Herr v. Nagler wird uns während der Osterferien auf einen Monat verlassen, ebenso Herr v. Münch. Je kräftiger und je folgenreicher die Welt sich um uns herbewegt, um so mehr strebt unser Bundestag in seiner göttlichen Ruhe zu beharren. Indessen hier wie überall läßt vor der Hand sich alles abweisen oder vertagen, nur nicht die Budgets. Gott hat die Staaten eingerichtet wie die Magen; sie wollen ihre Nahrung, und nun gar der Polyp ist nichts als Magen.

Nach dem neuen Heft und nach den leichten, losen Silbenmaßen, von denen es, wie ich hoffe, einiges mittheilen wird, verlangt mich sehr. Allem was Sie zunächst umgibt, und Ihnen selbst, mein hochverehrter Freund, empfiehlt sich die Reisegesellschaft vom Oktober zu so freundlichem Angedenken, als Sie alle, erfrischend und erfreuend in dem unsrigen leben. Mit treuer, inniger Verehrung

Der Ihrige.

Reinhard.

CLX.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 21. December 1828.

Die letzten Tage des Jahrs, wo wir des Sonnenlichts so sehr entbehren, sind mir von jeher ungünstig und drückend, was mir deßhalb in solchen Stunden Gutes, Liebes und Erfreuliches zukommt, gewinnt einen doppelten und dreifachen Werth, sowohl in dem Augenblick als in einer nachherigen Erinnerung.

Dieses ist gegenwärtig anzuwenden auf eine centnerschwere Kiste, welche, eröffnet, mir die krystallisirten Bergschätze des Nordens, erst zum Erstaunen, dann zur Belehrung vorlegte, durchaus bedeutende Stufen, die Einzelheiten in mehreren ausgesuchten, sich einander aufklärenden Exemplaren, einige Hundert an der Zahl! Ich sondere, vergleiche, ich ordne und überlege. So denn gehen mir der angenehmsten Unterhaltung die Tage und Abende hin, daß ehe ich michs versehe, die Sonne ihren Rückweg zu uns wieder muß angetreten haben.

Aus so viel gehäuften Motiven werden Sie, mein Verehrtester, den Dank ermessen, zu welchem in dem Augenblick nicht genugsame Worte zu finden wären, da eine so bedeutende Vermehrung meines Cabinets, wodurch eine bisher unangenehm empfundene Lücke reichlich erfüllt und ausgeglichen wird, mir, meinem Sohn, allen Freunden und Beschauern immerfort zu lebendigem Antheil und Anregung gedeihen wird. Schon diese Tage her wurden daran die bedeutendsten Forschungen mit Hrn. Soret, einem vollendeten Krystallographen, angeknüpft, wobei sich gar wohl bemerken ließ: daß von hier aus eine gränzenlose Reihe von Untersuchungen, Kenntnissen und Bestimmungen sich entwickeln müsse. Nehmen Sie daher die allerlebhafteste treueste Anerkennung.

Unwandelbar

J. W. v. Goethe

CLXI.

Reinhard an Goethe.

Nieder-Ursel Mühle den 4. Juni 1820.

Durch Hrn. v. Müller, deſſen unermüdlich thätige Freundſchaft ich für die Walldorfiſchen Familien-Verhältniſſe ſo oft in Anſpruch zu nehmen hatte, ſind Sie, mein hochverehrter Freund, von meinen Zuſtänden und Begegniſſen während und ſeit der Pariſer Reiſe unterrichtet worden, und mir gaben ſeine Briefe Nachrichten von Ihnen und den Ihrigen. Dieſe waren immer erfreulich: nicht immer ſo was ich ihm zu ſagen hatte oder auch verſchwieg. Für unmittelbare Mittheilungen an Sie wollt ich einen lichten Zwiſchenraum innerer und äußerer Gemüthlichkeit abwarten, und ſo kam's zur Vertagung auf die Mühle. Seit ſechs Tagen ſind wir hier angeſiedelt, aber noch ohne Sommer, bei Nordwind dem nun Regen folgt: die Witterung und einige Nachwehen vom Pokagra verbieten Entdeckungsreiſen in der neuen Umgegend: aber alles um mich her iſt ländlich, ruhig und einſam, und ſo, begleitet vom einförmigen Rauſchen des Mühlenraths, zieh' ich die Schleuße und laſſe mein Bächlein Ihnen entgegenfließen.

Dem Geburtsland entfremdet, in Paris nur wie im gewohnten Abſteigequartier einheimiſch, durch phyſiſches oder moraliſches Abſterben von ſo manchen alten Verbindungen getrennt und neuer ſelten empfänglich, in Frankfurt ſeit vierzehn Jahren eingewöhnt, aber nicht eingebürgert, ſcheint mir oft Weimar meine eigentliche Heimath, und dieß iſt ſie durch Sie geworden. Von Ihnen urſprünglich ging die Theilnahme aus, der ich beſonders in den letzten Monaten mich dort zu erfreuen hatte. Sie zu erwerben oder zu erringen war ich unfähig, ſie mußte mir gewährt werden. Dieß erinnert mich an die erſten Zeiten meines Auftauchens. Wohlwollen und Schutz, eben in den furchtbarſten Zeiten, kamen mir wunderbar entgegen: nicht ich hob mich, ich wurde gehoben. So kam ich nach Hamburg, hier zuerſt genug in Evidenz um den Neid und die Intrigue zu beſchäftigen. Später ward mein Schickſal das Spiel mir fremder, aber von

Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königinn und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Chorus jauchzend.

Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Frosch.

Bravo! Bravo! das war schön!

Siebel.

So soll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt sie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freyheit! Es lebe der Wein!

mit wohl geahndeter zum Theil auch durchschauter Combinationen. Mein Culminationspunkt freier selbstbenutzter Thätigkeit war in Toskana. Die Ereignisse von 1799 und vor allem die Ursachen dieser Ereignisse lähmten meinen Muth, meine Freudigkeit war dahin. Der 18. Brumaire machte mir keine Illusion: ich kannte die Menschen und den Mann. In der Schweiz hatte ich eine unauflösliche Aufgabe zu lösen, und die Art, wie ich sie zu lösen gedachte, war unpraktisch: ich erfuhr den Fluch der guten Intentionen.' In Paris, zwischen Bern und Hamburg, macht' ich nur Sieyes und Anacharsis Jakobi den Hof: diese tödtende Unbeholfenheit beleidigte Buonaparten, aber sie ging mir hin, weil sie ihm bei mir natürlich erschien: doch half sie mir zum ersten Gril, das ich damals wünschte. Nach Hamburg hatte Hr. J...., einen Johannes den Täufer, mir vorangesandt: es war Hr. Mour Laboire damals auch exilirt, aber aus ganz andern Gründen. Dieser hatte mir den Weg so bereitet, daß ich in der eigenen Familie mich nie zurecht finden konnte: ich war empört und sehr unglücklich. So war es mir ganz recht, wie im Jahr 1800 Bourienne mich abzulösen kam: aber nun war ich Hrn. J.... reif: Napoleon ballte convulsivisch die Faust, wie ich ihn an sein Versprechen erinnerte und schickte mich nach Jassy. Dahin nahm ich Ovids tristia mit: dort gedachte ich mich recht gemüthlich einzurichten, und eben war mein Kamin eingerichtet und waren meine Bücherkisten aus Wien angelangt, als die Russen kamen und mich nach Kamenetschuk schleppten. Auf der Reise nach Jassy hatte Hr. J.... mich furchtbar gehetzt, Josephine mich protegirt: aus Kamenetschuk brachte ich einen Nervenhusten, der mich nach Carlsbad und zu Ihnen führte. Nicht das Wasser, Sie haben mich kurirt. In Dresden sah ich Napoleon auf der Bibliothek. C'est mon chargé d'affaires à Jassy, sagte er zum König von Sachsen. Dieß war schon viel gewonnen, denn nach Hrn. J.... glücklich durchgeführtem Plan war ich Consul.' Ein Memoire über die Moldau und Wallachei, von Napoleon verlangt, hatt' ihm gefallen, er ließ mir vorschlagen, zum Vicekönig in Mailand zu gehen, zwar mit dem Titel als Consul-général, aber nur weil er keinen Minister dort accreditiren konnte, und Champagny ließ mir sagen, wenn er nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten wäre, so würde er sich

die Stelle als Consul-Général in Mailand wünschen; ich schlug ſie aus. Nun dacht' ich, iſt es vorbei und zog nach Falkenluſt. Da, im Sommer 1808, erſtarkte ich an Leib und Seele; doch, wie ich meine Renten berechnete, ſchrieb ich an Champagny und bat, auf ſeinen Rath, Napoleon um Anſtellung oder um Penſion. Keine Antwort; aber am Tage ſeiner Abreiſe nach Erfurt ernannte er St. Marſan nach Berlin, mich nach Caſſel. Dieß war proprio motu; alle Welt fiel aus den Wolken: Hr. J..... verſicherte mich in Mainz, er hätte nichts dazu beigetragen. Daß Napoleon dadurch mein Herz gewann, werden Sie glauben, und doch hatt' ich etwas ähnliches zwar nicht erwartet, aber geahndet. In den erſten Jahren war er beinahe zärtlich gegen mich; er gab ſich Mühe mich in der Meinung zu heben und im Jahr 1809 erhielt ich eine für Bourienne ſehr demüthigende temporäre Miſſion nach Hamburg. In Caſſel ging ich, zwiſchen den feindlichen Brüdern durch, meinen geraden Weg, die Weiber rechts, die Intriken links laſſend. Allein ſeit der Durchſchnittslinie vom Rhein nach Lübeck war mir erwieſen, daß mit Napoleon kein Auskommen wäre. Meine Dienſte blieben ihm treu, meine Wünſche nicht. Und nun vollends in Dresden 1813 nach meiner Audienz, die ich in einem Zuſtande des Somnambulismus hatte und wohl Dinge ſagte, die nicht von dieſer Welt waren. Napoleon aber, wie ich erſt kürzlich von Maret erfuhr, hatte mein twatſches Benehmen ehrfurchtsvoller Scheu zugeſchrieben. Indeſſen hatte mich Zeit und Erfahrung manches in anderm Licht betrachten gelehrt; immer hatt' ich ohne Calcul und wie inſtinktartig gehandelt; ich fühlte mein Unrecht gegen Hrn. J....., dem es aus *ſeinem* Geſichtspunkt unmöglich geweſen war, mich nicht für undankbar zu halten. Er kam mir, ich ihm entgegen, und ich erhielt die Morgen-Entrées, *aber ohne Conſequenz*. Auch Napoleon nahm es ſo; ich durfte mir ſchon etwas herausnehmen. So kam es, daß bei der Reſtauration Hr. J..... mir ſagen ließ, er wünſche ſein Leben mit alten Bekannten und Gehülfen zu beſchließen, und ich ward directeur des chancelleries zu großem Leidweſen meiner Frau. Aber war ich 1799 als Miniſter im Fegfeuer geweſen, ſo fühlte ich mich 1814 als directeur in der Hölle bis zu ſeiner Abreiſe nach Wien. Durch meine Correſpondenz, wo ich, wie immer, mich *geben ließ*,

lernte er mich endlich kennen, und wie wir nach der Schlacht von Waterloo in Mons zuſammenkamen, er in Ungnade, auf dem Sprung nach Wiesbaden ſich zurückzuziehen, von Wellington ſchnell nach Cambray gerufen, ich in tödlicher vorahnender Herzensangſt mich nicht entſchließen könnend ihm zu folgen, zurückbleibend, dann durch Reflexion das Gefühl übertäubend, ſo ſchien ſich endlich ein richtiges Verſtändniß und ein feſteres Verhältniß zu bilden, als die Ereigniſſe vom September 1815 ihn verdrängten. Gleichzeitig, wie ihm angehörend, verließ ich Paris; durch den König, nicht ohne Hrn. I . . . . s Mitwirkung, adoptirte mich Richelieu, den mein Beſtehen auf dem Reiſeentſchluß erſt entfremdet hatte. Und nun erſt, eben wieder durch ihn, erſcheint das eigentlich Bizarre, das eigentlich Verhängnißvolle — doch ich muß abbrechen.

Wie ich eben jetzt zu dieſen Confeſſionen komme? Theils durch die oben angegebene Gedankenverbindung, theils durch die Memoires von Bourienne, deren dritten und vierten Band ich eben jetzt geleſen habe. Mein Prognoſtikon, wie ich es an Müllern ſchrieb, findet ſich hier vollkommen gerechtfertigt, nur erſcheint noch ein Nebenzweck, der, an dem Ehrentempel, den Hr. I . . . . ſich durch eigene Memoiren errichtet, eine Kapelle zu bauen. Ferner wurden mir bei dieſer Lektüre jene Zeiten, beſonders die des 18. Brumaire, wieder ſo lebendig, und vor allem zu einem gewiſſen Kapitel bin ich, und ich allein, im Stande, die Ergänzung zu liefern. Daß hiebei auch gewiſſe Anregungen von »anch'io« bei mir erwachten, iſt natürlich. Bis jetzt hatte mir theils der überfüllte Markt die Concurrenz zum Ekel gemacht, theils hielten mich andere tiefer liegende Gründe zurück. In meiner Geſchichte läßt der innere Menſch ſich nicht vom äußern trennen, und einer Welt, *wie ich ſie kenne*, ſollt' ich den innern Menſchen zeigen? Dennoch könnte gerade hier der Fall eintreten, den ich immer mir als Bedingung geſetzt habe, mein Schweigen zu brechen. Meine Rede kann nur Gegenrede ſeyn, ſey's als Vertrauen gegen Vertrauen, ſey's als Vertheidigung gegen Angriff, d. h. offene Vertheidigung gegen offenen Angriff. Ich erwarte folglich den Verfolg jener Memoiren.

Mein Blatt iſt nun voll. Ich erwarte einen Brief von Müller. Von Hornau liegt die Mühle etwas weiter entfernt als

von Kronberg; aber die faſt täglichen Communikationen gehen fort. Mir dünkt, das Alter nahe ſich mir mit raſchen Schritten; nicht jedem iſt gegeben, wie Ihnen, immer jugendlich zu ſeyn. Phoebo soli est aeterna juventus und möge ſie noch lange dauern. Mit vollem Herzen der Ihrige.

Reinhard.

A propos, haben Sie V. Hugo's Vorrede zu ſeinem Cromwell geleſen; ſeine Theorie vom Urſprung des Grotesken aus dem Chriſtenthum, des Drama aus dem Grotesken? Bourienne's Memoiren ſind folglich ein ächt chriſtliches Drama; »les hommes de génie, si grands qu'ils soient, ont toujours en eux leur bête, qui parodie leur intelligence« ſagt V. Hugo. »Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas« ſagt Napoleon. Bourienne hat wirklich die Realität geſchildert, und in den zwei letzten Bänden mit verve.

CLXII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 18. Juni 1829.

Allerdings habe ich Ihren ländlichen Aufenthalt, verehrteſter Freund, herzlich zu ſegnen, daß er Ihnen ſo viel Muße gewährte, ſo viel Sammlung erlaubte, Ihren wichtigen Lebensgang ſich wieder vorüberziehen zu laſſen und nieder zu ſchreiben. Dabei erkenne ich mich denn wahrhaft gerührt, daß Sie dieſe bedeutenden Erinnerungen unmittelbar an mich richten und mich zum Vertrauten ſo koſtbarer Vergangenheiten erwählen wollten.

Auch mir ward ſogleich hierüber theils Einſicht, theils Ahnung, wie Bourienne's Memoiren Sie dazu aufregen konnten und mußten, und es würde köſtlich ſeyn, wenn dasjenige, was in Ihren geneigten Schreiben als Inhalt einiger Bände aufgeführt iſt, auch zu unſerer beſſeren Erkenntniß ausgeführt und dargeſtellt würde. Denn eigentlich gedeiht doch das wunderwürdige der Geſchichte den Mitlebenden ſowie den Nachkommen alsdann erſt heilſam und erſprießlich, wenn man ſie erkennen läßt,

wie das Merkwürdigſte und Größte von bedeutenden Menſchen unter den ſonderbarſten Zuſtänden und Zufälligkeiten geleiſtet worden. Was in ſolchen Zeiten Tag für Tag geſchieht, iſt doch nicht alltäglich.

Seit einiger Zeit bin ich in das Leſen franzöſiſcher Bücher gewiſſermaßen ausſchließlich verſenkt worden; die acht Bände der Revue française, die mir erſt jetzt zur Hand gekommen, nachzuholen, iſt keine geringe Aufgabe, wegen der Mannigfaltigkeit und großen Bedeutung der mitgetheilten Artikel. Die Verfaſſer nehmen ein herausgekommenes Buch gleichfalls nur zum Text, zum Anlaß, wobei ſie ihre wohlgegründeten Meinungen und aufrichtigen Geſinnungen an den Tag legen. Die Anerkennung aller Verdienſte ſteht dem liberalen Manne ſo gar wohl, und zwar eine Anerkennung, wie wir ſie hier finden, welche uns ſogleich Beweiſe gibt eines freien Ueberblicks über die verſchiedenſten Angelegenheiten, von einem höhern Standpunkte aus, der doch eigentlich nur zur Unparteilichkeit berechtigt.

Es iſt wirklich wunderſam, wie hoch ſich der Franzoſe geſchwungen hat, ſeitdem er aufhörte, beſchränkt und ausſchließend zu ſeyn. Wie gut kennt er ſeine Deutſchen, ſeine Engländer, beſſer als die Nationen ſich ſelbſt; wie beſtimmt ſchildert er in dieſen die eigennützigen Weltmenſchen, in jenen die gutmüthigen Privatleute. Auch der Globe, wenn ſchon ſeine ſpecial-politiſche Tendenz uns eine etwas unbehaglichere Anſicht gibt, bleibt mir gleichfalls lieb und werth. Man braucht ja mit vorzüglichen Menſchen nicht durchaus einig zu ſeyn, um Neigung und Bewunderung für ſie zu empfinden.

Ferner war es denn doch ein erfreuliches Zuſammentreffen, daß Ihr inhaltſchwerer Brief mich ſo eben über der Beſchäftigung traf, den Reichthum nordiſcher Mineralien abſchließlich zu ordnen und der Sammlung gemäß zu etiquettiren; jedes einzelne Exemplar war ſchon dort ſorgfältig bezeichnet, nun aber liegen ſie alle gehörig beiſammen, geordnet, in ſechs neben einander geſtellten und auf einmal überſehbaren Schubladen, und ſollen nun, zu freudigem Antheil einheimiſcher und beſuchender Naturforſcher, in Schränke geſchoben und für die Gegenwart ſowohl als für die Zukunft aufbewahrt werden.

Mit wenigem kehr' ich noch zur franzöſiſchen Literatur zu-

rück. Victor Hugo iſt entſchiedenes poetiſches Talent, nur geht er auf einem Wege, wo er den völligen reinen Gebrauch deſſelben wohl ſchwerlich finden wird. Andere vorzügliche Talente verſuchen, wie er, auf dem romantiſchen Boden Fuß zu faſſen, aber es ſchwärmen in dieſer feuchten Region ſo viel Irrlichter, daß der bravſte Wanderer in Gefahr kommt, ſeinen Pfad zu verlieren; dabei findet man am hellen Tage die freie Landſchaft, in die man ſich eingelaſſen, ſo mannigfaltig anmuthig, daß man ſie wohl zu durchwandern gereizt, aber ſich da oder dort anzubauen nicht leicht beſtimmt wird. Indeſſen ſind die franzöſiſchen Talente noch daran, etwas ganz Treffliches, Haltbares zu leiſten. Vor allen Dingen müſſen ſie ſuchen im höheren Sinn das fürs Theater Brauchbare hervorzubringen, wie es Caſimir de la Vigne mit ſeinem Marino Falieri gelungen zu ſeyn ſcheint. Doch kommen in dieſen Lagen ſo viele Betrachtungen zuſammen, in die ich mich nicht einlaſſen darf; das Wunderlichſte bleibt immer, daß die Nationen überhaupt gern etwas Vortreffliches wünſchten, und doch wohl, wenn es ſich ganz rein darſtellte, es kaum genießen könnten. Ein jedes Produkt muß wenigſtens die Nationalkokarde aufſtecken, um in den privilegirten Kreis mutwillig aufgenommen zu werden.

Sehr bewegt und wunderſam wirkt freilich die Weltliteratur gegen einander; wenn ich nicht ſehr irre, ſo ziehen die Franzoſen in Um- und Ueberſicht die größten Vortheile davon; auch haben ſie ſchon ein gewiſſes ſelbſt bewußtes Vorgefühl, daß ihre Literatur, und zwar noch in einem höheren Sinne, denſelben Einfluß auf Europa haben werde, den ſie in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſich erworben.

G.

CLXIII.

Reinhard an Goethe.

Nieder-Urſel bei Frankfurt den 2. Juli 1821.

Mein Sohn reist morgen nach Walldorf, um die dortigen Angelegenheiten definitiv in Ordnung zu bringen, ſodann ſeine Schweſter nach Weimar zu führen und ſie dort zu inſtalliren.

Dieſer Brief nun hat den doppelten Zweck meine Kinder auf's neue bei Ihnen einzuführen und für Ihren herrlichen Brief aus voller Seele zu danken. So war ich denn gut inſpirirt, da ich den meinigen ſchrieb! Sie geben mir Muth, einige jener Verhältniſſe, in die das Schickſal mich hineinwarf, darzuſtellen, namentlich das zu Talleyrand und zu Bonaparte. Vielleicht auch die zu der Gironde und zu Sieyes. Daran würde ſich alles anſchließen, was ich, handelnd oder leidend, von den äußern Ereigniſſen, die meinen Lebensgang beſtimmten, Denkwürdiges zu ſagen habe. Wir werden ja ſehen!

Daß Sie die revue française für Ihre Lektüre auszeichneten, macht mir Freude und iſt eine treffliche Wahl. Ich erzählte dieß einem Ihrer Berliniſchen Freunde, den Sie errathen mögen. Ja, ſagte er, dieſe alten Herren werfen ſich nun auf die franzöſiſchen Sachen. Da iſt auch Hr. v. Stein; der iſt aus einem Anglomane zum Gallomane geworden (ihn hatte beſonders das Projekt der Municipal- und Departementalgeſetze intereſſirt, und er fand, man hätte wohlgethan, ſie nicht anzunehmen). O was den letztern betrifft, gab ich zur Antwort, ſo dürfen wir auf ſeine Bekehrung ſtolz ſeyn. — In der That blicken in Ihrem neuen Schwung die franzöſiſchen Geiſter auf alles was ſie umgibt, nicht wie ehemals in ſchiefer Richtung, ſondern à vol d'oiseau, aber mit ſcharfen Augen. Ich möchte wohl, wenn Sie's erlauben, eine Ueberſetzung einiger Stellen Ihres Briefes an die Verfaſſer der revue ſenden, etwa an Guizot. Seit der Globe die Politik des Tages zum standing article macht, hat er allerdings etwas zu jugendlich Partei genommen, aber eben auf der Jugend ruhen unſere Hoffnungen. Gegen unſere alte Herren hätte Hr. v. St. nichts einzuwenden. Ein Artikel, der aus dem Ton des Globe

fällt, und, wie im ächten Gelehrtenſtreit, pedantiſch witzig und verbiſſen grimmig, iſt mir kürzlich aufgefallen. Er betrifft Raoul Rochette, einen Salons- und Büreaukademiker, und die bête noire beſonders unſeres Freundes Couſin. Sie müſſen wiſſen, daß in der académie des inscriptions die alte Partei im Vortheil iſt, und jener, wiewohl noch jung, iſt mit Quatremère de Quincy einer ihrer Koryphäen. Freund Haſe trägt auf beiden Achſeln Waſſer. Was ſagen Sie zum Proceß des Courier français, und dem Urtheil erſter Inſtanz? Nirgends iſt der Contraſt zwiſchen Frankreich und Deutſchland, dem proteſtantiſchen auffallender als in den philoſophiſch-theologiſchen Anſichten über Chriſtenthum. Jenem fehlt der Schwerpunkt, die Gelehrſamkeit und dann — die religion de l'état!

R.

CLXIV.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 22. Auguſt 1829.

Matthiſſon, der nach einer Badekur und Rheinreiſe zwei Tage hier ſich ausgeruht hat, reiſt morgen nach Weimar. Da ich den Vorſatz hatte, in der nächſten Woche an Sie zu ſchreiben, ſo kann es eben ſo gut jetzt ſogleich durch ihn geſchehen, und er iſt als Zeit- und Zunftgenoſſe wohl geeignet, meinen Glückwunſch in Ihre Hände zu legen. Ich anticipire dieſen Glückwunſch aus Beſcheidenheit oder Egoismus, damit er am feſtlichen Tage ſelbſt von der zuſtrömenden Menge nicht erdrückt werde. Sie vollenden das achtzigſte Jahr, ein Jahr ſpäter wird es die dreimal heilige Zahl ſeyn. Aber die Kabala hat ihren Kredit verloren; wir ſind gewohnt, nach Decennien zu rechnen, und ich erinnere mich des vor zehn Jahren auch hier gefeierten Tages. Solche Abtheilungen der Zeit ſind Anhaltpunkte, um rückwärts zu blicken, und ſo ſehen Sie, ſo ſehen Ihre Freunde jeder nach ſeinen Beziehungen, zehn Jahre Ihres vollen, großen Lebens vor ſich ausgebreitet, Sie im allgemeinen Ueberblick und

zugleich wie in einer Allmand, worin Sie jedem ſein Plätzchen zugetheilt haben, dieſe von ihrem Plätzchen aus. Bewahren Sie mir, mein hochverehrter Freund, das meinige, in das Sie noch vor Kurzem eine ſo ſchöne Blume pflanzten. So eben wird mir ein Subſcriptionszettel vorgelegt, von einem Halbdutzend Frankfurter als Unternehmer unterzeichnet, zur Feier des 28ſten auf dem Forſthaus und mir wird die ausgezeichnete Ehre, meinen Namen zuerſt auf die Liſte zu ſetzen. Im Theater ſollen gewählte Scenen aus Ihren Schauſpielen gegeben werden, auch einige aus Fauſt.

Müller hat eine Nacht auf der Mühle zugebracht. Gagern blieb gleichfalls. Viel wurde, wie ſichs verſteht, von Ihnen und den Ihrigen geſprochen. Meine Tochter ſchreibt, daß Sie ihr liebreich entgegen gekommen, ebenſo die vortreffliche Großherzogin-Mutter.

Und bei uns! — feu partout, iſt der Titel einer Broſchüre. Die Unternehmung iſt ſtupid, noch ſtupider die Wahl der Werkzeuge; vielleicht bleibt es bloß beim Verſuch. Die Nation iſt nun auf der Probe; ſie, welcher der Legalitäts-Sinn immer mangelte und erſt in der neuen Generation aufging, ſoll nun durch Legalität ſiegen. Kann ſie das nicht, ſo kommt Bürgerkrieg, und die Pfaffen wollen ihn. In Rückſicht auf Rußland hält vielleicht Polignac's Anſchließen an Wellington den erſten Kanonenſchuß zurück, der wie ein Erdbeben ganz Europa erſchüttern würde. Mir fehlt nun aller äußere Halt und, kann ich nicht frei ſtehen, fern ſey es von mir, mich an ſolche Stützen anzuklammern.[1]

Geſtern ſandte mir der Bildhauer David mit einem Empfehlungsſchreiben aus Paris einige Zeilen, worin er ſich über ſeinen Nichtbeſuch mit der Eile nach Weimar zu kommen, entſchuldigte. Da Sie ihn ohne Zweifel ſehen werden, ſo bitt' ich Sie ihm zu ſagen, daß ſein Beſuch mir auf der Rückreiſe willkommen ſeyn werde.

Unwandelbar der Ihrige.

Reinhard.

[1] Bald darauf wurde Reinhard in Folge des bekannten unſeligen Miniſterwechſels von ſeinem Geſandtſchaftspoſten zu Frankfurt abgerufen, unter Verleihung des Großkreuzes der Ehrenlegion.

Mephiſtopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freyheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein Bißchen beſſer wären.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören.

Mephiſtopheles.

Ich fürchte nur der Wirth beſchweret ſich,
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller 'was zum Beſten.

Siebel.

Nur immer her, ich nehm's auf mich.

Froſch.

Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Deutſchland behalt' ich mir noch vor. Packer und Tapezierer nehmen mich in Anſpruch.

Mit der innigſten Dankbarkeit und treueſten Verehrung, der Ihrige.

Reinhard.

CLXVI.

Reinhard an Goethe.

Frankfurt den 28. October 1829.

Noch ein kurzes, letztes Lebewohl mein hoch und mein innig verehrter Freund, das meine Tochter Ihnen übergeben ſoll. Neues hab' ich Ihnen nichts zu ſagen, und glücklich, daß man ſich zuweilen am beſten ohne Worte verſteht. Seit fünf und fünfzig Jahren, wo ich Ihren Werther zum erſtenmal las (geſtern, da alle meine Bücher außer Ihrem Geſchenk ſchon gepackt ſind, las ich ihn wieder), gehören Sie meiner Bildungsgeſchichte, ſeit zwei und zwanzig Jahren meinem Leben und meinen innerſten Gefühlen an. Nachſichtig und milde, wie vielen, treu, auszeichnend, theilnehmend, wie wenigen, haben Sie ſich mir erwieſen. Was ich nicht zum hundertſten Theil Ihnen werden konnte, ſind Sie mir geworden!

Ich verlaſſe nun Deutſchland. Das Schickſal wollte, daß das Geburtsland meine Heimath bleiben, das gewählte Vaterland nur mein Abſteigequartier ſeyn ſollte, bis zu dieſem letzten Reſt meiner Tage, für den ich da Ruhe finden ſoll, wo der Ruhe ſo wenig iſt. Eines tragiſchen Vorgefühls kann ich mich kaum erwehren, ſelbſt für mich, wenn ich mich jenes furchtbaren Kampfs erinnere, im Jahr 1815 drei Tage nach der Schlacht von Waterloo, zu Mons, wo eine unüberwindliche Angſt mich vier und zwanzig Stunden lang nicht zum Entſchluß kommen ließ, nach Frankreich zurückzukehren, bis endlich die Ueberlegung ſiegte!

Unſer Schickſal ſteht in Gottes Hand. Möge ſie noch lange über Ihnen ſchweben, um Sie zum Vorbild, zur Lehre, zur Ermuthigung der Welt und Ihren Freunden zu erhalten. Leben

Sie wohl, herrlicher Mann! Küſſen Sie meinen Pathen! Doch dieß Lebewohl iſt nicht das letzte, das letzte nur aus Deutſchland!

Reinhard.

CLXVII.

Reinhard an Goethe.

Paris, hôtel des Princes, rue de Richelieu den 10. December 1829.

Ihr Commiſſionär, mein hochverehrter Freund, hat noch keine Aufträge von Ihnen erhalten, jedoch ein Lebenszeichen durch die Ueberſendung des fehlenden Heftes von Kunſt und Alterthum, wofür ich beſtens danke. Dagegen zeigt Ihnen beiliegender Brief, daß ich Aufträge habe. Die Dame iſt wirklich eine Angehörige der Familie Ségur, ich habe beim cidev. Grand-Maître des cérémonies mit ihr gegeſſen. Alt, vernachläſſigt, im costume folle de tout tems, wie man hier ſagt, excentriſch allerdings, aber nicht ohne Geiſt, und ganz im Feuer der Bewunderung, wenn ſie von Ihnen ſpricht. Sie nun, während eine vollſtändige Ueberſetzung Ihres Wilhelm Meiſter ſo eben erſchienen iſt, hat ihn in einen Auszug gebracht, in usum Delphini, à l'usage des Demoiselles. Die Welt- und Menſchenkenntniß, die Maximen, das Gefällige, Anmuthige Ihrer Bilder, Ihrer tableaux haben ſie am meiſten angezogen. Sie hat mir verſprochen, das Manuſcript mir mitzutheilen, noch iſt es nicht geſchehen; auch will ich auf keinen Fall eine Reſponſabilität auf mich laden. NB. ſie verſteht kein Deutſch und hat nach einer ſchlechten franzöſiſchen Ueberſetzung gearbeitet; ſie ſelbſt jedoch ſchreibt nicht übel. Was nun zu thun ſey, wiſſen Sie am beſten, doch wünſchte ich, daß Sie ihr einige Complimente ſagten. Ich bin wirklich begierig auf ihr Produkt.

Ich wollte erſt dann an Sie ſchreiben, wenn ich David geſehen hätte, und dieß konnte erſt geſtern geſchehen. Wir fanden ihn en blouse bleue in ſeinem Atelier, blatternarbig, langen Bart am Kinn, aber offen, rund, heiter, und um Ihretwillen, den er liebt und verehrt, ſogleich zutraulich und herzlich. Ihre

Büſte iſt noch in Saarbrück, weil die Douane in Forbach Schwierigkeiten machte; dieſe jedoch ſind, wie er mir ſagte, nun gehoben. Wir ſahen da die Statuen von Corneille, in der Stellung, wie er ſein »qu'il mourut« fand, von Racine, ſentimental-meditativ, das Haupt geſenkt, die Hand aufs Herz, beide für ihre Vaterſtadt; von Foy, attitude de tribune, mit einer antiken Arme-Bewegung, wie ſie David an ihm geſehen hat; die Büſten von Lafayette, grandioſer als das Original, von Gregoire, con amore gemacht, aus Anhänglichkeit für den aufgegebenen; von Roſſini, mit ſeiner ganzen Jovialität und ſeinem ganzen génie en dehors u. ſ. w. Der Künſtler hat uns beide ſehr angeſprochen, und wir hoffen, ſeine Bekanntſchaft zu kultiviren.

Was nun unſer Miniſterium betrifft, ſo zerfällt es eben jetzt augenſcheinlich in Trümmer. Ob das morſche Gebäude noch geflickt werden ſoll, bis zum Eintritt der Kammern, oder ob alsdann ein neues ſchon daſtehen werde, iſt noch ungewiß. In dieſem Fall kommt es darauf an, ob die neuen Miniſter (etwa halb centre droit, halb centre gauche) die Entſchloſſenheit haben werden oder nicht, ihre Bedingungen zu machen und darauf zu halten. Die entſchiedene aber ruhige Stellung, die die Nation genommen hat (ſie hat ſich beſonders in den Aſſociationen für die eventuelle Verweigerung der Auflagen ausgeſprochen), macht ihr Ehre; ſie will keine Revolution, aber die Contrarevolution noch viel weniger. Daß ein Dutzend Journale über ein Miniſterium, das im Nichtsthun ſeinen vorläufigen Stützpunkt ſuchte, alle Tage einen Artikel geben konnten, zeugt von nicht gemeinem Erfindungstalent. Geheim kann nichts bleiben, weder im Miniſterrath noch am Hofe. Der größte Verräther der Geheimniſſe iſt, ſagt man, der König ſelbſt. Die Sprache des Globe iſt âpre; c'est le paysan du Danube. Dieſe jungen Männer haben das Gefühl ihrer Kraft aus der Zukunft. Unſer Temps (unſer, wenn Sie den Vorſatz, ſich darauf zu abonniren, ausgeführt haben) hält ſich, und wird ſich heben, wenn erſt die Kammern verſammelt ſind. Neuigkeiten ſind mémoires de Montlosier und die histoire de la diplomatie von Bignon; ich habe ſie noch nicht geleſen.

Meine vorläufig einzige perſönliche Angelegenheit iſt die

pension de retraite, worüber noch nichts regulirt iſt. Auch hat die Sache keine Eile. Die Sage von 15,000 Franken wurde ins Publikum geworfen, um den erſten Eindruck zu mildern; nun möchte mans wohlfeiler haben. Wir werden höchſt wahrſcheinlich den Winter in dieſem Hotel zubringen; ein kleines Haus, das wir allein bewohnen würden, iſt uns angeboten, aber erſt im Mai disponibel, gehört dem Duc de Bassano und ſtößt an das ſeinige. Bis dahin genügt uns unſer jetziges Appartement, bequem, ruhig und nicht zu theuer. Unter allen dieſen proviſoriſchen Umſtänden läßt ein feſter Plan für die Zukunft ſich noch nicht machen. Die hauptſächlichſten Papiere für Lebensgeſchichte hab' ich mitgebracht, die übrigen Papiere, Bücher, nach Auswahl, Effekten ꝛc. werden ſpäter nachkommen.

Den 11.

Dieſer Brief muß vielleicht heute ſchon an Ségur abgegeben werden, der als beſtätigter Chargé d'affaires près la ville libre zurückreiſt (sans préjudice für meinen Sohn, Charge d'affaires près la confédération germanique), wird aber doch wohl nicht vor vierzehn Tagen in Ihre Hände kommen.

Seit dem 10. haben ſich die Aſpekten wieder verändert und die Wetten ſtehen offen zwiſchen einem Coalitions- und einem renforcirten royaliſtiſchen Miniſterium ohne Jakobiner, wie Lainé, Roy, Pasquier u. ſ. w. Es iſt ſogar möglich, daß in den nächſten Tagen der Moniteur eine ordonnance constituante bringe. Beide Alternativen werden mir aus gleich guten Quellen für gewiß geſagt. So ſtehen wir!

Ich muß nun ſchließen; Sie ſehen, unſere Tagesgeſchichte iſt eine Schraube ohne Ende!

Leben Sie wohl, mein verehrter Freund, und behalten Sie mich lieb.

Treu der Ihrige

Reinhard

Den 16.

Die alte Dame hat mir ihr Manuſcript gebracht und ich habe die erſten 64 Seiten, in die ſie 260 Seiten des erſten Bandes concentrirt hat, geleſen. Das ganze Manuſcript enthält

ungefähr 300 Octavſeiten im Druck. Es iſt das Skelett des Romans mit einer Auswahl von Stellen, Beſchreibungen und Maximen behängt, die ſie beſonders angeſprochen hatten. Somit iſt das Urtheil geſprochen und darnach mögen Sie Ihre Antwort einrichten, wenn Sie, wie ich hoffe, eine geben. Die Dame ſelbſt intereſſirt uns durch ihre Lebhaftigkeit und ihre Sonderbarkeiten. Sie war eine reiche Erbin, vom Vater nach Knabenart erzogen, und wie nach der Heirath der Gemahl ſie auf ſein Schloß führen wollte, war ſie verſchwunden. Sie hatte das Courier-Pferd beſtiegen und wurde erſt in Orleans wieder eingeholt.

Unſere jämmerlichen Schwankungen erzählen Ihnen die Journale. Es iſt ein furchtbares Spiel, worin Beſchränktheit und Angewöhnung ſich ſo zweck- und ſinnlos gefallen.

Hier ein Briefchen von meiner Frau an die uns beiden gleich theure Ottilie.

CLXVIII.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 11. März 1830.

Durch Ihre geneigte Vermittelung, verehrter Freund, bereitet ſich Dem. * * * nach Paris zu gehen, und ich gedenke dabei heut an meine Sünde, ſo lange eine Antwort ſchuldig geblieben zu ſeyn.

Hiernächſt habe ich alſo zu geſtehen, wie ich, ſeit dem neuen Jahre, mich für inſolvent erklären müſſen und meine Freunde zu bitten habe, mir einen billigen Accord auf geringere Procente nicht zu verſagen.

Zur Entſchuldigung möge dienen: daß die letzte Lieferung meiner Werke zu Oſtern in den Druck gebracht werden ſoll; daß Arbeiten, bisher zurückgeſchoben, nunmehro unvermeidlich heranbringen; wozu denn noch der unglückliche Fall unſrer Frau Großherzogin-Mutter ſich geſellte, der uns in banger, immer wachſender Sorge ſchwebend hielt und zuletzt in höchſt peinliche Trauer

verſetzte.' Ein ſolcher geiſtlähmender Zuſtand wird nun noch verſchlimmert, indem ſich ſo viel Aeußeres und Geſchäftliches hervorthut, und ſo manches im Alltagsleben und Thun gefordert wird, daß man zuletzt nicht mehr weiß, ob man ſich noch ſelbſt angehört.

In bedeutender Anzahl liegen die ſeit einem Vierteljahr angekommenen Briefe, zwar in guter Ordnung geheftet, aber eben deßwegen als eine deſto bedrohlichere Schuldenmaſſe, aus der man ſich nicht retten kann, ohne, wie ſchon geſagt, ſeine Inſolvenz zu erklären.

Wenn ich daher der freundlich anfragenden Dame nicht geantwortet, ſo werden Sie die Güte haben, auch dieſe zum Concurs einzuladen. Zuerſt lag mir das Hinderniß einer ſchicklichen Erwiederung in dem Zweifel: was ich etwa bei dieſer Gelegenheit zu ſagen hätte, und dann kam noch die Forderung der franzöſiſchen Sprache hinzu, vor der ich, wenn vom Schreiben die Rede iſt, immer zurückweiche. Bedenk' ich nun, daß ſeit ſechzig Jahren Ueberſetzer, Extrahenten und ſonſtige Nachbilder meiner Arbeiten ſich ganz nach Belieben bedienen, ohne daß ich deßhalb weder ab- noch zurathen können, ſo fühl' ich mich ermuthigt, den verehrten Freund auf's dringendſte zu bitten: auch hier ſein Beſtes zur Ausgleichung zu thun.

Nun aber habe ich auch mich vorzüglich zu erfreuen, daß mein Bild, durch David aufgeſtellt, Ihre Zuſtimmung erhalten hat; es muß mir höchſt erwünſcht um der Sache, um des Mannes willen ſeyn, der, wie natürlich, großen Werth auf Ihr Zeugniß legt und ſich deſſen höchlich rühmt. Ein ſolches Unternehmen muß gelingen, wenn man es billigen ſoll: eine weite Reiſe, eine Arbeit in großem Maßſtab, viele verwendete Zeit, ſchwieriger und gefährlicher Transport und was ſonſt für Chancen dazwiſchen treten und treten können, — das alles verdient als Lohn die Zuſtimmung der Einſichtigen und den Beifall der Menge.

Höchſt geſchickt und gewandt iſt unſer Künſtler auch im Kleinen, dieß bezeugen eine Anzahl Medaillons, die er mir eben ſendet. So viele oft genannte und gerühmte Menſchen in ihren wohl empfundenen Individualitäten portraitirt, vor ſich zu ſehen, iſt höchſt erfreuend und belehrend.

[1] Sie ſtarb am 14. Februar 1811.

Gedenken Sie mein, verehrter Mann! in alter Liebe und Freundschaft. Empfehlen Sie mich der Frau Gemahlin aufs Beste, und so darf ich wohl zum Schluß hinzufügen: wie ich mit aufrichtiger Freude vernehme, daß Ihr Herr Sohn an seiner bedeutenden Stelle sich verdiente Gunst bei seinen Vorgesetzten zu erwerben weiß.

And so for ever!

Goethe.

CLXIX.

Reinhard an Goethe.

Dresden den 24. August 1830.

Meine Kinder, deren Urlaub abgelaufen ist, beeilen sich um die Feier des 28. August an die Erinnerungen ihrer Hochzeitreise zu knüpfen und die Wünsche des Vaters mit den eignen Ihnen, mein hochverehrter Freund, am schönen Abend Ihres schönen Tags persönlich darzubringen. Wie gern hätt' ich das junge Paar nach Weimar begleitet!

„Doch da tritt ein stygischer Schatten
Wehrend zwischen mich und Ihn!"

Ueber diesen Schatten hat Müller mir noch Bericht zu geben. Lieb ist mir, daß, was ich über das Clairobscur dieser fratzenhaften Geschichte[1] an ihn geschrieben, mir die Voraussetzung erlaubt, daß er Ihnen alles mitgetheilt habe, wie er sollte, und ich folglich des Ekels überhoben bin, auf sie zurückzukommen. Aufgeklärter ist sie mir noch nicht, und auch ich selbst habe noch keinen weitern Schritt gethan. Hr. Sebastiani steht, und wenn er fällt, so ist es nach meiner Vermuthung nur mit C. Perier: denn durch die letzten Debatten sind sie, wie mir scheint, solidarisch geworden, und das Ministerium darf seinen Sieg nicht zersplittern. Dann kommt die Pairsfrage, dann die holländisch-

[1] Bezieht sich auf ein Mißverständniß mit dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, General Sebastiani.

belgiſchen Verwicklungen, die mehr als je, nicht gelöst, nur zerhauen werden können; denn wahrſcheinlich muß der das Opfer werden, der im Recht iſt.

Und eben fällt mir ein, daß, was ich geſchrieben habe, kein Thema für den Abend ſey, wo dieſer Brief in Ihre Hände kommt. Aber ſo ſind der Menſch und die Zeit! das liebe Ich und die liebe Politik ſtehen immer voran!

Das Thema, das für dieſen Abend ſich eignet, haben Ihre anweſenden Freunde ſchon durchgeführt und die abweſenden haben eingeſtimmt. Was ich Ihnen zu ſagen habe, wiſſen Sie. Laſſen Sie die beiden jungen Leute die Dolmetſcher meiner Gefühle ſeyn, nicht in beredter Zunge, denn dieſe wird ſtocken, aber im Blick und Händedruck. Und ſo mögen Sie der Welt länger als ich noch ſo viele Jahre angehören, als Sie *vor* mir voraushaben: denn ſie bedarf Ihrer und meiner hat ſie nie bedurft.

H. v. Lützerode hat mir eine wahre Ungeduld eingeflößt, Ihren Fauſt in ſeiner Vollendung zu ſehen. In Ihrem Glaubensbekenntniß erwart' ich die Löſung der Aufgabe. Klinger vermochte die ſeinige nicht zu löſen; ſein zehnter Band iſt nicht erſchienen, und ſtatt deſſen der blonde und der braune Jüngling' Leben Sie wohl mein theurer, innig verehrter Freund. Gott ſey mit Ihnen und mit mir!

Reinhard.

CLXX.

Goethe an Reinhard.

Weimar den 7. September 1831.

Der verehrte Freund überzeugt ſich, daß auch mich die wunderlich-unſchickliche Complication, die ihm peinlich iſt, nicht weniger beunruhigt. Freund von Müller hat mich von allem unterrichtet, und es bleibt die unangenehmſte Empfindung von der Welt, wenn man im Dunkeln tappt, wo man, auch aufgeklärt, nicht helfen könnte. Wenigſtens möchte man zu einiger Beruhigung wiſſen, wie die Sache ſteht? und ob vielleicht nicht

gar das, was uns verwirrt, unter einem andern Geſichtspunkte ſchon aufgelöst iſt.

Unſern theuren genannten Freund hat vor einigen Tagen die Schnellpoſt mit an den Main geriſſen. Ich will ſeinem Vorhaben nicht alle Realität abſprechen, aber in der Ferne ſcheint mir doch etwas Schattenhaftes vorzuſchweben.

Daß wir nun auch die lieben Ihrigen nicht ſehen ſollen, iſt ein wahrhaftes Mißgeſchick; denn ein heiteres Anknüpfen in Gegenwart hat doch gar zu großen Werth beſonders für unſre Zuſtände, wo von dem Drang des Augenblicks das Vergangne zu verſchwinden ſcheint.

Doch dergleichen umnebelnde hypochondriſche Dünſte zu entfernen, bedien' ich mich aller ſittlich-realiſtiſchen Mittel. Die dießmal ſehr geſteigerte Feier des 28. Auguſt, welche ich zu dämpfen kein Recht hatte, glaubte ich nicht in der Nähe beſtehen zu können. Deshalb verfügte ich mich mit meinen beiden Gukeln nach Ilmenau, um die Geiſter der Vergangenheit durch die Gegenwart der herankommenden auf eine geſetzte und gefaßte Weiſe zu begrüßen.

Die jungen Weſen, worunter ſich der liebe Pathe beſonders hervorthat, drangen ohne poetiſches Vehikel in die erſten unmittelbarſten Zuſtände der Natur. Sie ſahen die Kohlenbrenner an Ort und Stelle, Leute, die das ganze Jahr weder Brod, noch Butter, noch Bier zu ſehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben. Andere, wie Holzhauer, Glasbläſer, ſind in ähnlichem Falle, aber alle heiterer als Unſereiner, deſſen Kahn ſich ſo voll gepackt hat, daß er jeden Augenblick fürchten muß, mit der ganzen Ladung unterzugehen.

Indeſſen muß man nicht verſäumen, Ruder und Segel und ſonſtige Griffe des Handwerks zu benutzen, um über die Welle des Augenblicks wegzukommen. Als Poet denk' ich immer, daß auf's ſtranden ſich landen reime und ſomit Gott befohlen. Doch warum ſag' ich Ihnen das? da Sie hierin erfahrner und gewandter ſind, als wir Sedentarien alle.

Bekräftigen muß ich aber doch vertraulich, daß es mir gelungen iſt, den zweiten Theil des Fauſt in ſich ſelbſt abzuſchließen. Ich wußte ſchon lange her, was, ja ſogar wie ich's wollte, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit

anlachten. Nun bedurft es zuletzt einen recht tüchtigen Entſchluß das Ganze zuſammenzuarbeiten, ich beſtimmte feſt in mir: es müſſe vor meinem Geburtstag geſchehen ſeyn. Und es war in der Hälfte des Auguſts, daß ich nichts mehr daran zu thun wußte, das Manuſcript einſiegelte, damit es mir aus den Augen und aus allem Antheil ſich entfernte. Nun mag es dereinſt die ſpecifiſche Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren, wie und wann es damit auch werde. Mein Wunſch iſt, daß es Ihnen zu guter Stunde in die Hand kommen möge. Aufſchluß erwarten Sie nicht; der Welt- und Menſchengeſchichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues aufzulöſendes.

Möge Gegenwärtiges im beſten Sinne, aber hie und da nicht mit wünſchenswerther Deutlichkeit Geſchriebenes, freundlich aufgenommen und ſeiner Zeit geneigt erwiedert werden.

Goethe.

CLXXI.

Reinhard an Goethe.

Dresden den 8. October 1831.

Ich hatte, mein hochverehrter Freund, den 2. October,[1] als Ihnen ganz beſonders angehörig, für die Beantwortung Ihres lieben Briefs vom 7. September beſtimmt. Der Hof war von Pilnitz zurückgekommen, und der Einzug in die Winterquartiere ſollte zugleich mit dem Geburtstag der Prinzeſſin Max durch ein Konzert gefeiert werden. Auf Einmal hieß es, es ſey kein Konzert, und auf Einmal war beſchloſſen eine kleine Reiſe zu machen. Zwar hatt' ich nicht wie Sie, mich einer ſymboliſchen Apotheoſe zu entziehen, das Einzige Weſen, das an der Feier dieſes Tags Theil zu nehmen hatte, begleitete mich; allein auswärts war ich doch mehr mein eigen und ſo ging's nach Herrnhut.

Der erſte Tag war trübe, der zweite in dichten Nebel gehüllt, der beim Eintritt in Herrnhut ſich in Regen auflöste.

[1] Reinhards Geburtstag

Altmayer leise.

Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles.

Schafft einen Bohrer an.

Brander.

Was soll mit dem geschehn?
Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles nimmt den Bohrer.

Zu Frosch.

Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meint ihr das? Habt ihr so mancherley?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem jeden frey.

Noch außerdem war am Montag kein Abend-Gottesdienſt. Nun war mir Zittau empfohlen worden, das Panorama vom Glockenthurm, der Oybin, im Reiſebuch bezeichnet als „Raubſchloß, Nonnenkloſter und Naturwunder", was, wie der Oberſte N... mir nachher erklärte, darin beſtand, daß der Fels genau einem holländiſchen Käſe gleiche, nur dieſer nicht ſo groß. Leider war von dieſem allem gar nichts zu ſehen; denn es regnete fort, und ſo mußten wir uns von der Natur zur Kunſt wenden, nämlich zu den Damaſtwebereien in Groß-Schönau. Dies war denn intereſſant genug. Der Webeſtuhl, der nur für uns in Gang geſetzt wurde, weil die Armuth an Beſtellungen keine Arbeit erlaubte, und das volle Magazin mit den Tiſch-Services und den Kaffee-Servietten mit den kunſtreichen Darſtellungen jede in ihrer Art.

Am Abend aber wurde zu Herrnhut der Zweck erreicht. Erſt der Beſuch des Schweſterhauſes, des Gottesackers, wo in der Mitte der Reihen einfacher Grabſteine Zinzendorfs Denkmal hervorragt; der Gräfin Einſiedel, der regierenden Schweſter, die noch im 70ſten Jahre das Zeichen der Jungfräulichkeit das Roſeband trägt, und dann in's Bethaus. Die Einrichtung kennen Sie gewiß; die Beleuchtung, der feierliche Geſang, die Symmetrie der Abtheilungen, der Wechſel der Stimmen in Chor und Gemeinde, alles vereinigte ſich zu einem eigenthümlichen Eindruck. Die Honneurs wurden uns vom Handelshauſe gemacht, an das Lindenau uns empfohlen hatte; der Anbau der Gegend, die Ausſicht in die Ferne zeigten ſich vom Pavillon des Hutbergs aus; auf Verſchönerungen, die zum geſelligen Naturgenuß einluden, wurde aufmerkſam gemacht; alle Vorzuge, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, wurden in's Licht geſtellt, und man fühlte ſich ſehr geneigt ſie anzuerkennen. Jedoch ſchien die Beſchränktheit auf den meiſten Geſichtern, ſelbſt im ſtieren Auge des Biſchoffs, mir ein Warnungszeichen. Wie einladend einem müden Gemüth Ruhe, Stille, Abgeſchiedenheit hier erſcheinen mögen, gleiche Sinnesart iſt die Ausſtattung, die jeder hier mitbringen muß; Verſchmelzung wäre nicht zu hoffen, und in ſo engem Kreiſe würden die abſtoßenden Kräfte doppelt energiſch wirken. Eine Einſiedelei, wenn ich will, ſind ich mitten in Paris, und dort hat niemand weder das Recht, noch die Luſt mich in ihr zu ſtören.

Und da von Herrnhut wären wir wieder in Paris: dieß iſt

nicht zu vermeiden! Das Schlimmſte iſt, daß über dieſes ewige Einerlei mitten im Wechſel nichts mehr zu ſagen iſt. Nach dem 18. März nannt' ich das Periersche Syſtem la paix, nicht à tout prix, ſondern à toute attente, und ſo iſt es auch. Wie in Rübezahls verwünſchtem Bezirk laufen wir uns aus dem Athem nach einem Ziel, und finden uns immer wieder auf der nämlichen Stelle. Warſchau liegt nun hinter uns; ob es ein point de départ für andere werde, die dann „Vorwärts!" rufen, iſt — abzuwarten und ſo warten wir auch auf den zehnten October für Belgien. Indeſſen erklärt, wie ich höre, H. Sebaſtiani, die Belgiſche Sache ſey berichtigt; alles andre habe er bis zum Punct der Entſcheidung geführt, und er könne nun abtreten; ei, dann wären wir ja am Ziele!

Wann wird der vollendete zweite Theil des Fauſt erſcheinen, abgeſondert, oder als Anhang zur letzten Ausgabe? Seit einem Jahre laufen die an Treutel vorausbezahlten letzten fünf Bände mir nach; ſie ſollten ſchon auf die Leipziger Oſtermeſſe mir nachgeſandt werden, und ſie haben mich noch nicht erreicht. Ueberhaupt bin ich mit der franzöſiſchen und deutſchen Literatur in's Stocken gerathen; ich verliere mich in Broſchüren und Zeitungen. Ein wahres Intereſſe hat mir der geregelte ſtetige Fortgang des hieſigen Verfaſſungswerks gewährt und den Ueberreichungs-Ceremonien hab ich mit Andacht und Rührung beigewohnt. Es liegt in dieſem aus Conceſſionen und Opfern jeder Art hervorgegangenen Einverſtändniß etwas, was für allgemein verbreitete Aufklärung und Moralität zeugt, und allen Ständen in Sachſen Ehre macht. Die Vorarbeiten zur wirklichen Ausführung werden mit Eifer betrieben und in Kurzem wird die neue Ordnung in's Leben treten. Es wird ſich dann practiſch zeigen, wie die Räder ineinander greifen.

Mein Sohn und ſeine junge Frau haben mir die Begegnung auf der Treppe und den freundlichen Empfang im Zimmer gemeldet. Dieſe war erſt mit einer ehrfurchtsvollen Scheu eingetreten, aber die Hiſtörchen haben ſie à l'aiſe geſetzt und ganz bezaubert. Mein Pathe Wolf ſollte ſich an der Hand des Großvaters in der Kohlenbrennerhütte zeichnen;[1] mir ſtrahlt aus

[1] Goethe hatte ſeinen dießjährigen Geburtstag in Ilmenau zugebracht und eine Exkursion in die dortigen Kohlenſchachte gethan.

meiner Kindheit noch entgegen das Bild des Kohlenbrenners im Tritſchlerſchen Prinzenraub; auch das alte Schloß zu Altenburg hab' ich darum angeſehn.

So eben unterbricht mich ein Brief von H. v. Müller, der mich an meine abzutragende Schuld mahnt; damit will ich denn auch nicht ſäumen, um ſo mehr, da Sie bei dieſer Fortſetzung mir immer gleich gegenwärtig ſeyn werden. Leben Sie denn wohl bis auf Wiederſehn

mit inniger Verehrung
Reinhard.

CLXXII.

Reinhard an Goethe.

Dresden den 8. Februar 1832.

Herr v. Schröder, der morgen nach Weimar reiſt, — sine me! wie Ovid ſagt — bietet mir ſeine Gelegenheit an, und ich ergreife ſie, um an Sie, mein hochverehrter Freund, dießmal unmittelbar zu ſchreiben. H. v. Müller hat zwei Briefe von mir zu beantworten und wiewohl aller guten Dinge drei ſind, ſo kann ich doch um ſo weniger dieſem Spruch folgen, da er mich in Ungewißheit läßt, ob er die Dinge für gut halte. Wie dem ſey, ich habe wenigſtens das Vertrauen, daß er, in Hinſicht auf die ihm gemachte Mittheilung, die Bedingung erfüllt habe: denn, ehe die Frage ſich in Paris entſchieden hat, iſt es ſchicklich, daß in Weimar nichts hierüber verlaute. Zu ſagen, daß man in Weimar über die Nichtbeobachtung der Form empfindlich geweſen ſey, dazu hielt' ich mich um ſo mehr berechtigt, da, wenn H. v. Vaudreuil nicht bleibt, dieſe Nichtbeobachtung ſich von ſelbſt erklärt und folglich auch die Empfindlichkeit wegfällt. Sie werden übrigens bemerkt haben, daß ich mir angelegen ſeyn ließ, die meinige davon zu trennen, und ſie mir beſonders vorzubehalten. Das weitere muß ich nun abwarten.

Wiewohl der gegenwärtige Winter in Betreff des Podagras mich mit beſonderer Schonung behandelt, ſo zeigen ſich doch von

andern Seiten Zuſtände, die mir neu ſind, und ſchon in meinen Knabenjahren iſt mir das Jahr 1832 bedeutend erſchienen. Ich fand nämlich in Bengels Erklärung der Apokalypſe dieſes Jahr als beſonders merkwürdig bezeichnet, und ich fragte mich vor mehr als ſechzig Jahren, ob ich es wohl erleben würde?

Ob die zwei Zeugen auftreten werden, und welche Zeugen? wird ſich alſo nun entſcheiden. Sind es religiöſe, ſo haben wir blos in Paris ihrer wenigſtens drei: Ghatel, S. Simon und Lamennais. Sind es politiſche, ſo müſſen ſie erſt ſich offenbaren; denn von allen, die ſchon auf der Scene ſind, ſcheint mir auch nicht Einer einer Ankündigung in der Apokalypſe werth. Welche gelähmte, welche lähmende Zeit! Daß Sie jetzt weder Broſchüren, noch Zeitungen leſen, will ich wetten; aber was leſen Sie denn? Mit mir iſt es anders: ich muß den Gang im Krahn gehen!

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, mich verlangt von Ihnen zu hören, wo nicht durch Sie ſelbſt, doch durch den gemeinſchaftlichen Freund, wie wohl ich ihm ein wenig gram bin.

Unwandelbar der Ihrige

Reinhard.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite	35	Zeile	2	von oben iſt zu ſetzen nicht ſtatt nichts.
„	37	„	9	v. unten iſt zu ſetzen Garat ſt. Gavat.
„	37	„	1	der Anmerkung iſt zu ſetzen Garat ſt. Gavat.
„	40	„	7	v. u. iſt zu ſetzen Mesmer ſt. Maemer.
„	98	„	2	v. u. iſt zu ſetzen Poel ſt. Perl.
„	111	„	5	v. o. iſt zu ſetzen Lefebvre ſt. Lefebure.
„	112	„	5	v. o. iſt zu ſetzen Lefebvre ſt. Lefebure.
„	113	„	1	v. o. iſt zu ſetzen Lefebvre ſt. Lefebure.
„	116	„	7	v. o. iſt zu ſetzen Lefebvre ſt. Lefebure.
„	147	„	4	v. u. iſt zu ſetzen Goß ſt. Gorſ.
„	148	„	7	v. u. iſt zu ſetzen Ide ſt. Ida.
„	150	„	15	v. o. iſt zu ſetzen Lefebvre ſt. Lefebure.
„	157	„	8	v. u. iſt zu ſetzen Fitte ſt. Titte.
„	221	„	17	v. u. iſt zu ſetzen Vetter ſt. Vater.
„	236	„	1	v. o. iſt zu ſetzen aus ſt. in.
„	273	„	4	v. o. iſt zu ſetzen Malvirade ſt. Malviade.
„	277	„	11	v. o. iſt zu ſetzen Lugano ſt. Legano.
„	278	„	2	v. o. iſt zu ſetzen S. Gingolph ſt. S. Gingeur.
„	284	„	7	v. u. iſt zu ſetzen Litteratur ſt. Literatur
„	301	„	9	v. o. iſt zu ſetzen porte ſt. poste.
„	301	„	12	v. o. iſt zu ſetzen Riedhof ſt. Rindhof.
„	301	„	13	v. o. iſt zu ſetzen Niederrad ſt. Niederrath.
„	304	„	15	v. o. iſt zu ſetzen Laborie ſt. Laboire.

Briefwechsel

und

mündlicher Verkehr

zwischen

Goethe

und

dem Rathe Grüner.

Leipzig,

Verlag von Gustav Mayer.

1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ihro Kaiſerlichen Hoheit

der regierenden Frau Großherzogin

zu Sachſen-Weimar und Eiſenach

Maria Paulowna,

geborenen Großfürſtin von Rußland

ehrerbietigſt unterthänigſt

gewidmet.

Altmayer zu Frosch.

Aha! du fängst schon an die Lippen abzulecken.

Frosch.

Gut, wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles

indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt.

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen.

Altmayer.

Ach das sind Taschenspielersachen.

Mephistopheles zu Brander.

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner Wein,
Und recht mussirend soll er seyn!

Durchlauchtigste Frau Großherzogin,
Allergnädigste Frau!

Seine Excellenz der Geheime Rath und Staatsminister Freiherr von Goethe haben mir und Anderen bei jeder Gelegenheit die erhabenen hochherzigen Eigenschaften Euerer Kaiserlichen Hoheit mit den lebhaftesten Farben geschildert, wovon ich mich theils in Weimar, theils in Franzensbad auf das allervollkommenste zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Als ich bei der jüngsten Anwesenheit zu Franzensbad der hohen Gnade theilhaft wurde, Euere Kaiserliche Hoheit verehren und unterthänigst vortragen zu dürfen,

daß Goethe, so oft er von Weimar in die böhmischen Bäder reisete, stets auf einem großen Quarzfelsenstücke, bei Haslau zu Ende des Himmelreicher Waldes liegend, sich niederließ, ausruhte, um von dort die schöne Aussicht zu genießen, haben Euere Kaiserliche Hoheit sogleich dieses Felsenstück bestiegen, und in den erhabenen Zügen leuchtete deutlich die Erinnerung der Seele an den großen unersetzlichen Mann.

Diese Pietät in dauernder Weise zu erhalten im Andenken der Menschen, ließ ich sogleich eine marmorne Tafel verfertigen und aufstellen, welche die Inschrift trägt:

Auf diesem Felsenstücke stand
Die große Fürstin tief bewegt,
Weil Goethe aus dem Hoheitskreise schwand,
Der einmals hier der Ruh gepflegt.

Euere Kaiserliche Hoheit hatten auch die hohe Gnade, zu erlauben, einige von Goethe erhaltene Briefe überreichen zu dürfen, worunter jener war, welchen ich

drei Tage vor seinem Tode erhalten hatte. Allerhöchstdieselben geruhten die Wichtigkeit der eingesehenen Briefe anzuerkennen, und mich zur Herausgabe derselben gnädigst aufzumuntern.

Seine Königliche Hoheit der in Gott ruhende Großherzog Karl August, dem Herzen der deutschen Nation für ewig theuer, hatte bei Lebzeiten den Wunsch ausgedrückt, daß seine irdischen Ueberreste einst zwischen jenen Schillers und Goethes ruhen möchten. Euere Kaiserliche Hoheit wurden davon durch einen alten Freund Goethe's (Herrn Kanzler von Müller) unterrichtet, und haben schleunigst bewirkt, daß dieser Wille in vollem Umfange in Erfüllung gehe. Euere Kaiserliche Hoheit haben dadurch Sich ein durch alle Zeiten dauerndes Andenken bei der deutschen Nation und bei allen gebildeten Völkern erworben. Möge der Friede Gottes jene heilige Stätte umwehen für und für!

Mögen nun Euere Kaiserliche Hoheit diese Reliquien Goethes gnädigst aufnehmen, die unaufge-

fordert der Oeffentlichkeit nicht wären übergeben worden, und mögen sie eine angenehme Erinnerung bewirken, dann wäre die Absicht vollkommen erreicht.

Euerer Kaiserlichen Hoheit

unterthänigst gehorsamster

Joseph Sebastian Grimer.

[illegible] Bürgermeister und Criminalgerichtsverwalter, Inhaber der Großherzoglich Weimarischen goldenen Gelehrten Medaille, Mitglied der böhmisch-patriotischen Gesellschaft, der St. Petersburger mineralogischen Gesellschaft, der Naturforscher zu Jassy, Assessor der Jenaischen mineralogischen Gesellschaft, Senator der Wiener Bergbaugesellschaft

Eröffnung der Bekanntſchaft Goethes mit dem Rathe Grüner.

Am 26. April 1820 kam Goethe nach Eger und ſchickte ſeinen Reiſepaß zur Vidirung nach Karlsbad auf das Egerer Polizeiamt, welches ich damals als Magiſtratsrath zu verwalten hatte. Er hatte ſein Abſteigequartier im Gaſthofe zur goldenen Sonne genommen, wobei er auch bei ſeinen ſpäteren Beſuchen Egers blieb, und ſtets die Zimmer Nr. 1 und 2 im erſten Stockwerke des gedachten Gaſthofes bewohnte. Da ich den großen Mann aus ſeinen Werken kannte, glaubte ich ihm meine Ehrfurcht darbringen zu ſollen, und ließ mich durch ſeinen Bedienten Stadelmann melden. Ich wurde ſogleich vorgelaſſen, und nachdem ich Goethe'n mit großer Ehrerbietung den vidimirten Reiſepaß überreicht hatte, richtete er an mich verſchiedene Fragen, die auf den Kammerberg, und auf die Kleidertracht, Sprache und Geſchichte des Egerlandes Bezug hatten. In Betreff des Kammerberges erzählte ich, daß der Kreishauptmann Baron Erben zu Elbogen Einleitung getroffen habe, um mit einem

Versuchsschachte niederzugeben, wozu auf der Fläche des zu Straßenschotter ausgegrabenen großen Raumes, ehemals Zwergloch genannt, der Ort angewiesen wurde; und bemerkte, daß ich, falls Se. Excellenz es wünsche, das Resultat dieser Nachforschung über Das, was in der Tiefe gefunden worden, verlegen könne.

In Betreff des Egerlandes und seiner Bewohner bemerkte ich, daß ich seit meiner Anstellung als Magistrats- und Criminalrath zu Eger, nämlich seit 1807, mich mit den ältesten Landeseingeborenen über ihre Sitten und Gebräuche, ihre Haus- und Landwirthschaft besprochen, auch die Pfarrer und Schullehrer hierüber vernommen, und darüber ein eigenes Werkchen verfaßt hätte. Müßte ich nicht befürchten, sagte ich, die kostbare Zeit damit zu rauben, so würde ich mir die Freiheit nehmen, diese Zusammenstellung zum Durchblättern anzubieten.

Sie machen mir damit viel Vergnügen, erwiederte Goethe, und es war löblich von Ihnen, so zu verfahren, denn wenn man in Ihrem Wirkungskreise auf seine Untergebenen erfolgreich und wohlthätig wirken will, so ist es zweckmäßig, sich zu bestreben, sie näher kennen zu lernen.

Wie Sie wissen, äußerte er weiter, reise ich nach Karlsbad, daher behalte ich mir vor, auf der Rückreise das Nähere mit Ihnen zu besprechen. Erhalten Sie mich in freundlichem Andenken, — worauf Goethe von meinen herzlichen Wünschen begleitet nach Karlsbad abfuhr.

Goethes Persönlichkeit machte auf mich einen unbeschreiblich tiefen und angenehmen Eindruck; seine Gestalt, der Ton seiner Stimme, sein freundlich sich herabneigendes

Benehmen, das zugleich Zutrauen und Ehrfurcht einflößte, weckten in mir eine wahre Sehnsucht nach dem baldigen Erscheinen des Tages seiner Rückkehr.

Goethe war von hohem Wuchse, von starkem robusten Körperbau, das bräunliche Haar war wenig gebleicht, die Stirne hoch gewölbt, das Auge noch frisch und feurig, die Gesichtsfarbe weiß und geröthet. Die Züge im Gesichte waren stark, das Kinn etwas hervortretend, der Hals bedeutend fleischig, kurz es herrschte ein ausgezeichnet richtiges Verhältniß zwischen allen Gliedmaßen seiner kraftvollen imponirenden Gestalt. Gewöhnlich trug er einen dunkelblauen, bis an die Waden reichenden Ueberrock, zuweilen auch schwarzen Frack und Beinkleider von gleicher Farbe. Seine Kleidungsstücke waren ziemlich nach der Mode, doch nicht auffallend, und so gemacht, daß er sich leicht darin bewegen konnte. Eine feine weiße oder schwarzseidene Weste, ein weißbattistnes Tuch um den Hals schmal zusammengelegt und beide Enden durch eine Vorsteknadel verbunden, durften nicht fehlen. Seiner Vollblütigkeit wegen, die sich in dem gerötheten Antlitze kund gab, hatte er sich angewöhnt, das Halstuch sehr locker zu tragen. In seiner Wohnung pflegte er den Hals ganz frei zu halten und im Schlafrocke zu arbeiten. Bei Ausfahrten zu Excursionen wurde auch im Sommer der Mantel mitgenommen, der einen stehenden mit rothem Sammt gefütterten Kragen hatte, so daß äußerlich ein rother Saum von eines Viertelzolls Breite zu sehen war. Ordenszeichen trug er nur bei feierlichen Anlässen.

Während Goethe's Aufenthalt in Karlsbad ordnete ich am Kammerberge (Kammerbühl) die Ausgrabungen nach

den vorkommenden Schichten an, ließ auch mein Manuscript über Sitten und Gebräuche der Egerländer abschreiben, um Alles bei seiner sehnlichst erwarteten Ankunft vorzulegen.

Am 28. Mai 1820 traf Goethe wieder in Eger, von Karlsbad kommend, ein, nahm im Gasthofe zur goldenen Sonne sein Absteigequartier, und ließ mich durch seinen Bedienten Stadelmann zu sich einladen. Sein äußerst freundliches Entgegenkommen begeisterte mich noch mehr für den großen Mann — er begrüßte mich mit den Worten:

Was hat uns der problematische Kammerberg gebracht, was machen die Egerländer? wir haben viel, lieber Freund, und über Manches uns zu besprechen.

Da mir Herr Dr. Eckermann (dessen bezügliches Schreiben im Anhange beigedruckt ist), aus Goethe's Tagebuch die Auszüge, welche meine Person betreffen, übersendet hat, so erachte ich für angemessen, dieselben für jeden Tag, den ich mit dem großen Mann zu verkehren das Glück hatte, der Erzählung vorzusetzen.

Sonntag, den 28. Mai 1820.

„Mit Herrn Polizeirath Grüner nach dem Kammerberge. Belehrende Unterhaltung über den Egerkreis, Größe, Verhältniß des Magistrats zu Eger, Sitten und Gebräuche. Den Kammerberg besehen und auf's Neue bedacht. Schacht im sogenannten Krater bis auf den Glimmersand. Exemplare der Schichten erhalten und ihre Stärke. Nach Hause."

Auf Goethe's, dessen Wißbegierde bewunderungswürdig war, Fragen konnte man mit den Antworten in keine Ver-

legenheit kommen, weil ſie ſo geſtellt waren, daß man ſie vollkommen nach Verhältniß des Standes und Wirkungskreiſes beantworten konnte. Mir war es um ſo leichter, ihm die gewünſchten Aufklärungen über das Egerland zu geben, weil ich ſeit dem Jahre 1807 als Magiſtrats- und Criminalrath in Eger diente, und in dieſer Zeit das Stadtarchiv und auf jenes Bezug nehmende Bücher und Correſpondenzen durchforſcht hatte.

Hinſichtlich der Stadt Eger erzählte ich ihm, daß das Kaſtell mit dem Römerthurm wahrſcheinlich zur Entſtehung derſelben Anlaß gegeben habe, da in deſſen Nähe ein Gäßchen noch immer die Amöney-Gaſſe heißt, welches die Wohnungen der Miniſterialen in ſich begriffen hatte, weil ferner alle Chroniken übereinſtimmen, daß auf dem Johannesplatze die alte Pfarrkirche ſtand, und das alte Rathhaus, das umbaute ſogenannte Wagnerhaus Nr. 258, in der Nähe der Burg war.

Ferner trug ich in Kürze vor, daß Eger als eine in der Pfalz gelegene deutſche Reichsſtadt angeſehen wurde, die einen freien Adler im Wappen führte, welcher aber, weil Kaiſer Ludwig der Baier die Stadt 1315 an König Johann von Böhmen verpfändete, verkarcerirt, d. h. mit breiten weißen und rothen Streifen bis an den Hals, mit etwas herausragenden Flügeln, umgeben wurde, welches Stadtwappen noch heutigen Tages beſteht. Die Stadt gab ſich ihre eignen Geſetze, Zoll- und Schröderordnung, der Senat beſtand aus 100 Mitgliedern, wovon 67 aus der bürgerlichen Gemeinde, welche nur bei außerordentlichen Anläſſen z. B. bei Ausſchreibung öffentlicher Abgaben zuſammenbe-

Mephistopheles

bohrt, einer hat indessen die Wachspfropfen gemacht und verstopft.

Brander.

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein echter Deutscher Mann mag keinen Fran-
zen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel

indem sich Mephistopheles seinem Platze nähert.

Ich muß gestehn, den sauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten süßen!

Mephistopheles bohrt.

Euch soll sogleich Tokayer fließen.

Altmayer.

Mein, Herren, seht mir in's Gesicht!
Ich seh' es ein, ihr habt uns nur zum Besten.

rufen wurden. Sie hatte ihr Arsenal und Militär, schrieb Klob-, Bern-, und Umgeldsteuer aus, bezog Brücken- und Pflasterzoll, die Trankſteuer, Mauth und das Stempelgefälle. Wenn die Kaiser oder Könige Geldaushülfe zu Kriegen brauchten, so wurden an Stadt und Kreis Postulate gestellt, über welche auf dem Egerer Landtage, bei welchem k. k. Commissarien erschienen, verhandelt wurde.

Diese Rechte hat Kaiser Joseph II. von der Gemeinde mit Geld abgelöst, hat auch den Magistrat anders eingerichtet, welcher von da an bis auf die neueste Zeit aus sechs aus der politischen, judiciellen und Criminalgesetzgebung geprüften Räthen, einem geprüften Bürgermeister und zwei Sekretären bestand.

Das Egerland für sich genommen verursachte dem Criminalamte wenige Geschäfte, denn dasselbe lieferte seit 1807 nur drei angesessene Bauern als Verbrecher. Der Eine hatte im Trunke einem Menschen die Bierkanne an den Kopf und damit todtgeschlagen. Der Andere hatte zu Pfingsten, wo junge Burschen zum Scherz geräuchertes Fleisch aus den Rauchfängen stehlen, andere Dinge diebisch mitgenommen. Der Dritte endlich hatte einen Bauernhof vorsätzlich in Brand gesteckt und zwar aus folgender Veranlassung. Er hatte sich einen lebenslänglichen Auszug oder Unterhalt bedungen, dieses Recht aber nicht bücherlich eintragen lassen. Der neue Besitzer seines Hauses gerieth in Schulden, dasselbe wurde im Executionswege verkauft, und der Käufer, der den an die Gläubiger verwiesenen ganzen Kaufschilling zu bezahlen hatte, weigerte sich den Auszug ihm zu verabfolgen. Nach vergeblichen Bitten um Ausfolgung des Auszuges und in

große Noth gerathen, drohte der unglückliche Auszügler mit Brandlegung, führte die Drohung aus, und wurde zu lebenslangem schweren Kerker verurtheilt. Er zeigte große Reue über sein Verbrechen, und starb schon im ersten Jahre seiner Haft.

Goethe sagte: Es ist ein wackeres abgeschlossenes Völkchen. Ich habe die Egerländer wegen ihrer beibehaltenen Kleidertracht, die ich in früheren Jahren wahrnahm, lieb gewonnen. Sie haben mit den Altenburgern viele Aehnlichkeit. Ihr Manuscript über ihre Gebräuche wird mich daher sehr unterhalten, doch wünschte ich Ihre Meinung zu hören, wie es kommt, daß bei der angeführten Population so wenige Verbrechen verübt werden, was doch auffallend merkwürdig ist.

Meinem Dafürhalten nach, erwiederte ich, dürfte die Ursache theils in der Erziehung, theils in ihren Gebräuchen zu suchen sein; denn die Jugend wird zur Schule, zur Gottesfurcht und zur Arbeitsamkeit angehalten. Der Egerländer ist ein guter Christ, ein treuer Unterthan und Ehemann, ein sorgsamer, arbeitsamer Hausvater, und so haben die Kinder stets gute Beispiele vor Augen. Insbesondere glaube ich, daß ein Vorgang bei den Leichenbegängnissen auf sie einen tiefen und nachhaltigen Eindruck hervorbringt. Der Verstorbene bleibt nämlich in offenem Sarge in seiner Wohnstube ausgesetzt, um denselben stehen seine Angehörigen und Verwandte, auch Freunde und Nachbarn. Zu Häupten des Verblichenen hält der sogenannte Procurator, Leichenbitter, eine Anrede. Vor Allen stellt er Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens, auf den Todten hinweisend, an,

und bemerkt, daß dieser nach dem Willen Gottes das Irdische habe verlassen müssen. Er muntert die Angehörigen zur Gottesfurcht, Eintracht und Arbeitsamkeit auf, nimmt im Namen des Verblichenen von Allen einen rührenden Abschied, bittet Alle um Verzeihung, wenn er wissentlich oder unwissentlich jemanden beleidigt hätte, und fordert zur Versöhnung auf mit der nachdrücklichen Versicherung, daß, wenn sie bei ihren Handlungen und Unternehmungen immer Gott vor Augen haben, sie sich in jener Welt wiedersehen werden. Der Anblick der Leiche, diese Anrede, alle Nebenumstände wirken außerordentlich auf die Umstehenden. Ich selbst muß gestehen, daß ich als unbeteiligter Zuschauer gar oft zu Thränen gerührt worden bin. Der Eindruck ist bleibend, und die Hinweisung auf diesen Vorgang genügt zumeist, einen Verirrten wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Goethe, der mir aufmerksam zugehört hatte, sagte: Sie haben recht, dieser Vorgang muß auf den Landmann einen grenzenlosen Eindruck machen.

Inzwischen waren wir an dem Kammerberg angelangt. Goethe stand mit verschränkten Armen geraume Zeit unbeweglich, in tiefe Gedanken und Betrachtungen versunken; endlich sagte er: Ich kann diesem Hügel noch nichts Bestimmtes abgewinnen.

Verzeihen Ew. Excellenz, versetzte ich, wenn ich, obwohl kein Naturforscher, meine Ansicht auszudrücken wage. Ich bin der Meinung, daß dieser Hügel durch einen Vulkanausbruch nicht entstanden ist, sondern daß die Gesteine, wie sie jetzt daliegen, durch ein unterirdisches Feuer gebrannt wurden.

Ich brachte von der Anhöhe aus den obersten Straten

einige kleine, kaum zwei Loth schwere abgesonderte Stückchen Lava, dann aus der nämlichen Linie der Straten, nur viel tiefer, große mehrere Pfund schwere Stücke und bemerkte:

Wenn der Ausfluß von oben aus dem Krater geschehen wäre, so hätten sich nach physikalischen Gesetzen die schwereren Stücke früher lagern müssen, überdies sind die Kanten wie die feinsten Nadeln spitzig, sie hätten sich bei der geringsten Bewegung abstumpfen müssen.

Goethe lächelte. Freundchen, sagte er, wir sind nicht so geschwind damit fertig. Dieser Kammerberg wird so lange problematisch bleiben, bis er nicht von der Sohle des mir gezeigten feinen Glimmersandes aufwärts gegen den vermeintlichen Krater bis zu Tage durchfahren sein wird.

Goethe besah den Versuchsschacht, bestieg die Anhöhe, und betrachtete die Gegend und den Hügel aufmerksam, worauf wir nach Eger zurückfuhren. Die von mir übergebenen Lavastücke wurden schichtenweise angemerkt, in Kisten nebst Anderem gepackt, und zur Uebersendung nach Weimar dem damaligen Pächter der Franzensbader Mineralwässer, Hecht, empfohlen.

Vor der Abreise beschenkte Goethe mich mit seinem am 1. Juli 1817 zu Jena geschriebenen Werkchen, betitelt: „Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge," und schrieb auf das Titelblatt:

„Herren Polizeirath Grüner zum freundlichen Andenken
Eger, am 28. Mai 1820.

Goethe."

Ich ſchickte bald nachher an Goethe eine Kiſte Mineralien aus der Umgegend von Eger und aus Böhmen ab, mit der Bitte, falls über die Sitten und Gebräuche der Altenburger ein Buch oder Manuſcript ſich auffinden ſollte, es mir gefälligſt zuſenden zu laſſen. Hierauf erhielt ich folgenden Brief vom 9. Juli 1820 aus Jena:

„Euer Wohlgeboren

ſtatte für die überſendeten Mineralien verpflichteten Dank ab. Es befanden ſich dabei die ſchönſten belehrendſten Stücke, und aus dem mir dadurch gewordenen Reichthum kann ich ſämmtliche Freunde, die dergleichen ermangeln, gar wohl verſehen und zufrieden ſtellen. Mehr zu verlangen, würde unbeſcheiden ſein; doch käme ja der Fall, daß ein merkwürdiges in die Augen fallendes Stück ſich vorfände, ſo bitte an mich zu denken und bei Ueberſendung das Einpacken mit Papier und Werg gefälligſt zu beſorgen.

„Beikommendem Buche war ich ſogleich bei meiner Rückkunft auf der Spur, erhalte es aber erſt dieſen Augenblick. Es ſcheint mir ganz Ihren Zwecken gemäß, und wenn Sie in eben der Ordnung Ihre Materialien zur Kenntniß der Eger-Sitten anordnen und aufſtellen, ſo wird Aehnlichkeit und Unähnlichkeit beſte eher in die Augen ſpringen. Um gefällige Mittheilung der Arbeit, inſofern ſie weiter gediehen, darf ich wohl bitten, am angenehmſten wäre mir's, wenn ich ſie ſelbſt bei Ihnen abholen könnte.

„Das Beſte wünſchend, und zugleich um eine kurze Anzeige der gegenwärtigen Sendung bittend. — Auch hätten

Sie wohl die Gefälligkeit, mir ein Exemplar der dießjährigen Badeliſten zu ſenden.

Jena, am 9. Juli 1820.

Ergebenſt
J. W. Goethe."

„Nachträglich bemerke ich, daß die am 28. Mai dem Spediteur Herrn Hecht in Eger übergebenen zwei Kiſten mit Mineralien noch nicht angekommen. Er würde wohl die Gefälligkeit haben, an diejenigen Handelsleute, an die er ſie zur weiteren Spedition geſendet, deßhalb zu ſchreiben und anzufragen, und ich wünſchte ſelbſt den Weg zu erfahren, den ſie genommen haben."

Am 29. Juli dankte ich für das überſendete Buch: „Kronbigl über die Sitten und Gebräuche der Altenburger," und bemerkte dabei, daß ich der Anſicht des Verfaſſers nicht beitreten könne, indem derſelbe die alten abergläubiſchen Gebräuche der Altenburger, weil dadurch dieſes Volk gleichſam an den Pranger geſtellt und herabgewürdigt würde, weggelaſſen und die Anreden der Procuratoren moderniſirt hat; daß ich vielmehr der Meinung ſei, es müſſe einem Volke zur Ehre gereichen, wenn ſelbes ſich durch wahre Aufklärung aus dem Wuſt von Vorurtheilen erhebt. Ferner zeigte ich in meinem Schreiben den Weg an, welchen die zwei Kiſten mit Mineralien genommen, und ſchloß die Badeliſten von Franzensbrunn und Marienbad mit dem Wunſche bei, daß Goethe uns mit ſeiner Gegenwart bald wieder beehren möge.

II. Brief.

Jena, den 27. September 1820.

„Euer Wohlgeboren

abermals zu begrüßen, ergreife eine ganz beſondere Gelegenheit. Frau Rentſekretär Eckart, Wittwe eines braven herzoglichen Dieners, zieht mit ihrer Tochter nach Ungarn, indem ein dortiger angeſtellter Mann, ſich ſeiner hieſigen Studien und zugleich des hübſchen Kindes erinnernd, die Tochter zur Frau begehrt hat. Nun iſt's eine eigene Sache, wenn zwei Frauenzimmer in die Welt ziehen, auf eine Weiſe, die denn doch einem Abenteuer ähnlich ſieht, obgleich Herr von Godor, Rector und erſter Profeſſor an der hohen Schule zu Raab ein ganz zuverläßiger Mann iſt, — auch ſolchen Pilgernden dies oder jenes zuſtoßen kann. Beſonders fürchten ſie ſich vor dem Eintritt in die k. k. Staaten. Nun wußte ich Mutter und Tochter (die letzte von der erſten Kindheit an beobachtend und immer alles Gute von ihr denkend) nicht beſſer zu tröſten, als wenn ich ihnen gegenwärtigen Brief zuſagte. Haben Sie die Gefälligkeit, die Sie auch ohne mein Erſuchen gewähren würden, dieſen Perſonen Einleitung und Richtung zu geben, welche förderlich ſein kann. Sie verbinden mich beſonders dadurch, ob ich gleich ſchon manches Gute und Angenehme ſchuldig bin. Hiebei kann ich nun nicht unterlaſſen, zweier Punkte zu gedenken. Zuerſt hat es mich ſehr gefreut, daß die Altenburger geiſt-

loſe Darſtellung Ihnen das Gefühl gegeben, wie ganz Anderes im gleichen Falle zu leiſten ſei. Möge ich, wenn ich Sie im Frühjahre wieder beſuche, eine recht vorgeſchrittene Arbeit finden. Dann liegt mir die Möglichkeit ſehr am Herzen, daß zur Aufklärung des Kammerberges einiges geſchehen, ſagen Sie mir doch ja bald, was zu hoffen iſt. In kurzer Zeit ſende ich meine Wünſche ſo kurz als möglich ausgeſprochen. Das Beſte treulichſt wünſchend

ergebenſter
J. W. Goethe."

Ich beantwortete dieſen zweiten Brief dahin, daß die nach Raab reiſenden Frauenzimmer glücklich hier angekommen, und weiter befördert worden. Da ich geleſen hatte, daß eine Kiſte Urkunden in die Valley Zwetzen bei Erfurt von Eger zur Zeit geſchickt worden, als der Stadtmagiſtrat die in Eger und im egerſchen Bezirke gelegenen Beſitzungen des deutſchen Ordens dieſem abkaufte, ſo bat ich Goethe, deßhalb gefällige Nachforſchung pflegen zu laſſen, um vielleicht noch wichtige geſchichtliche Aufſchlüſſe in Betreff meiner Vaterſtadt zu erhalten. Darauf erhielt ich folgenden dritten Brief.

III. Brief.

Jena, den 2. November 1820.

„Euer Wohlgeboren

danke verbindlichst für die Nachricht, daß unsere reisenden Frauenzimmer glücklich nach Eger gelangt, und von dort aus förmlich weiter instradirt worden.

„Zugleich vermelde, daß ich ungesäumt den Beamten, der das Zwetzener Archiv unter sich hat, wegen der gewünschten Documente befragen werde. Ferner lege einen Bogen des neuesten Heftes zur Naturwissenschaft bei, wo Sie auf der 232sten Seite, wie ich mich über die Untersuchung des Kammerberges geäußert, zu ersehen belieben, auch geneigt aufnehmen, daß ich Ihrer Gastfreundschaft dankbar zu gedenken nicht unterlasse.

„Zwei vollständige Exemplare der Franzensbrunner und Marienbader Listen sind mir in diesen Tagen zugekommen, auch für diese Aufmerksamkeit meinen Dank abstattend, füge den Wunsch hinzu, daß ich nächstes Jahr auch meinen Namen auf solchen Blättern finden möge. Eben nach Weimar zurückkehrend, empfehle mich zu fortdauerndem wohlwollenden Andenken, meine Arbeiten zu freundschaftlicher Theilnahme

ergebenster

J. W. Goethe."

Meine Antwort lautete:

„Eine bedeutende Luftröhrenentzündung, von der ich wieder genesen, hielt mich ab, Ew. Excellenz für die gütigst überschickten Bogen des neuesten Heftes zur Naturwissenschaft sogleich um so verbindlicher zu danken, als Sie darin meiner so ehrenvoll zu gedenken geruhen. Diese ausgezeichnete Aufmerksamkeit hat mich äußerst angenehm überrascht. Bei diesem Anlasse kann ich folgenden Vorfall nicht unterdrücken.

„Ein russischer Academiker, der an mich angewiesen und in der deutschen Literatur gut bewandert war, Manches begeistert aus Ihren Werken declamirte, wünschte wenigstens das Couvert, in welchem diese gedruckten Bogen enthalten waren, zu besitzen. Er mochte aber wahrgenommen haben, wie mir Alles von Ihnen unschätzbar sei, und daher war er entzückt, als ich das Siegel Eurer Excellenz vom Couverte ausschnitt und ihm einhändigte, welches er wie ein Heiligthum verwahrte, um es unbeschädigt nach Rußland überbringen zu können. Er betrachtete lange den im Siegel enthaltenen Stern, wobei er sagen wollte. Möge dieser Stern mit seinem angenehm erhabenen unnachahmlichen Lichte uns noch lange erfreuen; möge Jeder oft nachdenkend ihn anblicken, was dieser Alles in sich fasse, und wie so mild, so aufmunternd er herabblicke und jeden Irrenden leite!

„Die Nachgrabungen im Kammerberge betreffend, habe ich Seine Excellenz Herrn Grafen Caspar von Sternberg, auf dessen Kosten diese eingeleitet worden und betritten werden, unter Mittheilung des bisherigen Fortganges von dem Nöthigen in Kenntniß gesetzt, damit sie mit mehr Thätigkeit

Mephistopheles.

Ey! Ey! Mit solchen edlen Gästen
Wär' es ein Bißchen viel gewagt.
Geschwind! Nur g'rad' heraus gesagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang' gefragt.

Nachdem die Löcher alle gebohrt und verstopft sind,

Mephistopheles mit seltsamen Geberden.

Trauben trägt der Weinstock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder glaubet nur!

Nun zieht die Pfropfen und genießt.

Alle

indem sie die Pfropfen ziehen, und jedem der verlangte Wein in's Glas läuft.

O schöner Brunnen, der uns fließt!

und Umſicht betrieben würden. Weſtlich ungefähr ſechs Stunden von Eger wurde eine ähnliche Lava bei Rentwitz vorgefunden. Es dürfte ſich in der hieſigen Umgegend noch Manches auffinden, was auf den Kammerberg Bezug haben könnte."

IV. Brief.

Weimar, den. 9. Juli 1821.

„Euer Wohlgeboren

freundlichſt Einladendes hoffte ſchon ſeit Wochen perſönlich dankbar zu beantworten, das anhaltende Regenwetter jedoch verhinderte meine Abreiſe, manches Zufällige geſellte ſich noch dazu, und noch ſehe ich nicht, wann und wie ich mich von hier entfernen kann; jedoch hoffe ich, Sie, wenn auch ſpäter, wenigſtens auf einige Tage zu beſuchen, den gewöhnlichen freundlichen Empfang erbittend. Gegenwärtiges nimmt Frau Gräfin Henkel, Oberhofmeiſterin Ihrer Kaiſerlichen Hoheit, welche nach Karlsbad geht, gefällig mit.

„Sollten Sie dieſer Dame und ihrer Geſellſchaft irgend etwas Gefälliges erweiſen können, ſo würden Sie auch um mich ſich ein neues Verdienſt erwerben.

„Der ich das Beſte wünſche, mich hochachtungsvoll zu geneigtem Andenken empfehlend, ergebenſter

J. W. Goethe."

Sonnabend, den 28. Juli 1821.

„In Eger 5¼ Uhr. In der Sonne eingekehrt. Beſuch von dem Herrn Polizeirath Grüner. Geſpräch über Politiſches und Literariſches."

Sobald Goethe angekommen, meldete es mir ſein Bedienter Stadelmann und brachte eine Einladung zum Beſuche. Beim Eintritte empfing mich Goethe auf eine Art, die ſich nicht beſchreiben läßt, es war etwas Herzliches und doch Imponirendes darin, zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößend. Nachdem er mir zum Willkommen die Hand gereicht, ſagte er: Sehen Sie, Freundchen, ich habe mich über die böhmiſchen feſtſtehenden Gebirge wieder herüber gemacht, ich reiſe zwar nach Marienbad, allein ich komme wieder nach Eger, um dann länger hier zu bleiben.

Er wies mir einen Sitz neben ſich auf dem Sopha an, und fragte mich dann, wie lange ich diene, ob während meiner Dienſtzeit Vorfallenheiten von bedeutender Wichtigkeit ſich zugetragen hätten, und dergleichen. Ich hatte mich für einen ſolchen Fall gefaßt gemacht und meine wichtigſten Zeugniſſe mitgenommen, um beweiſen zu können, daß er ſein Zutrauen nicht einem Beamten von ſo ganz gewöhnlichem Schlage ſchenke. Ich überreichte ihm daher dieſe Zeugniſſe mit dem Bemerken, daß aus ſelben, wenn er die Güte haben wollte, ſie zu durchblicken, nicht unintereſſante Begebenheiten zu erſehen ſein dürften.

Er nahm dieſe Zeugniſſe mit den Worten an: Ihr offenes, freundliches Benehmen und das, was ich von Ihnen Gutes eingeholt habe, hat mir ein beſonderes Vertrauen

eingeflößt. Sie ſind in Allem gut unterrichtet, worüber ich belehrt ſein will. Ihre Zeugniſſe, die Sie mir anvertrauen, bringe ich von Marienbad wieder mit. — Er ſah ſie flüchtig durch und ſagte dann: Ueber den Inhalt derſelben werden Sie mir bei meiner Rückkunft Auskunft zu geben nicht ermangeln, beſonders über die Räubergeſchichte.

Als ich bei unſerem ferneren Beiſammenſein bemerkte, daß ich mir ſeine Farbenlehre nicht eigen machen könnte, und ſo vieles in ihr ſchon darum nicht verſtünde, weil die Experimente koſtſpielige Inſtrumente erfordern, ſagte er:

Da ſind Sie nicht der Einzige; dieſe Lehre hat viele Widerſacher gefunden. Die Inſtrumente haben mich über zweitauſend Gulden gekoſtet. Ich lebte in der Beruhigung, daß vielleicht einmal nach funfzig Jahren Jemand mein Buch in die Hände bekommen und ſagen würde: hat ſich der auch auf dieſes Feld gewagt! Wenn er es ſtudiren und in das Innere eindringen wollte, ſo würde er den durch ein Löchlein eines verſchloſſenen Fenſters auf ein Glasprisma fallenden Sonnenſtrahl lächerlich und die Newton'ſche Lehre ungrundhaltig finden. Indeß habe ich doch auch ſchon bei meinem Lebzeiten das Vergnügen, daß man in Berlin in meine Lehre eingeht, zu welchem Ende ich auch meine Inſtrumente dahin geſchickt habe. Die Urſache der Entſtehung werden Sie geleſen haben. Ich habe noch das Blättchen Papier, auf welches im Zelte bei Mainz es geregnet hat. Seit dieſer Zeit habe ich mich ernſtlich mit dieſer Lehre beſchäftigt. Unſer Verſtand iſt noch ſo beſchränkt, daß wir gewiſſe Gegenſtände bloß a posteriori annehmen und darauf bauen müſſen; ſo verhält es ſich mit der Sonne, ſo auch

mit unſern Augen, wir wiſſen es, daß wir ſie haben, wir bemerken die Wirkungen, und kein Menſch wird ergründen können, wie dieſe hervorgebracht werden, und woraus die Sonne beſtehe. Alle die Schreibereien darüber ſind grundloſe Hypotheſen.

Die Lehre, ſagte ich hierauf, daß, wenn dunkle Gegenſtände im Hintergrunde ſind, die Luft uns blau erſcheint, war mir ganz neu; daher iſt mir auch jetzt erſt verſtändlich geworden, wenn Chateaubriand anführt, daß er die Luft im Oriente, wo Kreidengebirge im Hintergrunde ſind, gelblich gefunden habe.

Goethe erwiederte: damit kann man ſich manches Späßchen machen, weil ſich viele das Phänomen nicht zu erklären wiſſen, was Sie gelegentlich ſelbſt in Anwendung bringen können; denn wenn Sie einen weißen Gegenſtand in tiefes Waſſer legen, ſo wird das Waſſer eine gelbliche Farbe annehmen, während es ſonſt überall dunkel bleibt. Am beſten dürfte es ſich mit einer weißen glänzenden Blechplatte bewähren. Ich habe Gläſer, wenn Sie ſelbe auf ein ſchwarzes Tuch legen, ſo ſtellen ſie ſich dem Auge vollkommen blau dar. Legen Sie ſelbe auf weißes Papier, ſo ſind ſie gelb. Solche Gläſer ſollen Sie von mir haben.

Sonntag, den 29. Juli 1821.

„Beſuch vom Polizeirath Grüner. Fortſetzung des geſtrigen Geſprächs. Um 7 Uhr nach Marienbad abgefahren."

Da zur Abfahrt nach Marienbad ſchon Alles vorbereitet war, ſo empfahl ich mich unter Glückwünſchen, und Goethe reiſte mit der Zuſicherung ab, er werde bei der Rückkunft in Eger länger verweilen und meiner freundlich gedenken.

Sonnabend, den 25. Auguſt 1821.

„Um 12½ Uhr von Marienbad abgefahren. Um 6 Uhr in Eger. Polizeirath Grüner, mit demſelben nach Franzensbrunn.

Auf dem Wege dahin trug ich ihm, wie ich ſchon vor der Abfahrt gethan, die Einladung nach Hartenberg von Seite des Appellationspräſidenten Herrn Grafen Joſeph von Auersperg vor, und ſchilderte das Vergnügen, welches er durch die Annahme dieſem ausgezeichneten Staatsdiener und Schriftſteller machen würde. Goethe erkundigte ſich näher über die Lage Hartenbergs, über die Familienverhältniſſe, und darüber kamen wir in Franzensbrunn an. Er nahm die Quellen, den Park, Kurſaal, kurz Alles in Augenſchein, und lobte beſonders die ſchönen Anlagen, die große Reinlichkeit, die überall vorherrſche, die ſeit ſeiner letzten Anweſenheit durchgeführten zweckmäßigen Verſchönerungen, ſtellte Vergleichungen zwiſchen ſonſt und jetzt an, worauf wir nach Eger zurückfuhren. Ich machte Goethe auf das morgige Feſt

aufmerksam, zu welchem alle dem Eger'schen Patronat unterstehenden Pfarrer mit ihren Kirchkindern, unter Vortragung ihrer Fahnen und mit Musik, von früh 7 Uhr an kommen.

Sonntag, den 26. August.

„St. Vincenztag, großes Fest in Eger. Früh aufgestanden. Den Entschluß, der Einladung nach Hartenberg zu folgen, dem Polizeirath Grüner erklärt, mit demselben auf den Ring und in die Hauptkirche gegangen. Die Stadt sehr lebhaft. Neun Pfarreien mit ihren untergeordneten Ortschaften zogen von früh 7 Uhr an einzeln in die Stadt, in die Hauptkirche, von wo aus um 10 Uhr die große Procession ausging. Nachmittags fuhr ich mit Rath Grüner nach Liebenstein. Von unseren mineralogischen Zwecken erreichten wir nur schöne große Feldspath-Zwillingskrystalle. Unsere Fahrt durch schlimme Wege verspätet, durch Gewitter bedroht, mußte leider allzufrüh abgebrochen werden, vor Nachts aber kamen wir nach Hause."

Das St. Vincenzfest ist zugleich ein Ernte-Danksagungsfest. Der Einzug der Pfarrer mit ihren Kirchkindern von so verschiedenen Stadtthoren her, die Märsche, die auf Blasinstrumenten größtentheils von Egerländer Bauernburschen ausgeführt wurden, das Wogen so vieler tausend Menschen auf dem Ringe, unter denen Goethe, sie aufmerksam betrachtend, mit mir umherwandelte, unterhielt ihn sehr, und er sagte:

Es ist ein stämmig robustes Volk von gesundem Aussehen. So viel ich bemerke, haben die Egerländer weiße gesunde Zähne, dunkelbraune Haare, doch wenig Waden.

Wir verfügten uns dann in die mit Menschen angefüllte Hauptkirche zu St. Niklas, aus welcher die Processiön, der Dechant das in Gold gefaßte und mit Edelsteinen geschmückte Haupt des heiligen Vincenz auf einem rothsammtenen goldgestickten Kissen tragend, von allen Pfarrern im größten Ornate, von den bürgerlichen uniformirten Schützen, von den Zünften mit ihren Fahnen und vielem Volke begleitet, ausging.

Nachdem Alles vorüber, sagte Goethe zu mir: Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so wünschte ich, daß Sie mich Nachmittags nach Liebenstein begleiten, — welche Einladung ich mit Vergnügen annahm. Die Herrschaft Liebenstein, dem Grafen Zedtwitz gehörig, ist ein Kronlehengut. Es befindet sich dort ein altes in geschichtlicher Beziehung merkwürdiges Ritterschloß. Goethe mochte diese Excursiön gewählt haben, weil westlich, dem Kammerberg gegenüber, sich der hohe Plattenberg erhebt, um hier vielleicht einigen näheren Aufschluß über jenen zu erhalten.

Der Weg dahin war äußerst schlecht, große mit Wasser gefüllte Löcher, deren Tiefe man kaum berechnen konnte, hinderten die Fahrt. Ich war um seine Person sehr besorgt, rief immer dem Kutscher zu, behutsam zu fahren; allein Goethe sagte:

Sie sehen, daß der Mensch die Sache besser versteht wie wir. Wenn ihn Napoleon gekannt hätte, er würde ihn zu seinen Leibkutscher gemacht haben. Sie sehen, er fährt sehr behutsam mitten in die großen Löcher hinein, daher kann er nicht umwerfen.

Da ich keine Aengstlichkeit an ihm bemerkte, so war ich

um ſo aufgeheiterter. Plötzlich ſtieg Goethe aus dem Wagen, machte ſeine Betrachtungen über einen Stein, und ich hörte ihn ſprechen: „Nun, wie kommſt du daher?“ welche Frage er wiederholte. Mir kam dieſe Frage, da ich von der Mineralogie nichts verſtand, nahezu lächerlich vor; ich dachte, wie kann einen ſo gelehrten Mann, ſo ein Stein intereſſiren, den ich nicht mit dem Fuße ſtoße, und deren Tauſende zu finden ſein werden; allein Stadelmann mußte ihn mitnehmen, und nach der Hand erfuhr ich, daß dieſer Stein ein Feldſpath-Zwillingskryſtall war. Ich nahm mir nun vor, Steine, welche von dem gewöhnlichen Aeußern abweichen, bei meinen Geſchäftsreiſen gelegentlich aufzuſuchen, und ſie an Goethe zu ſenden, weil ich ſah, daß er für dieſen Zweig der Naturwiſſenſchaft eine große Vorliebe habe. Er hatte ſich auch eine breite lange Tafel von weichem Holze machen laſſen, welche er in dem Zimmer Nr. 1 im Gaſthofe zur goldenen Sonne in Eger aufſtellte, und auf welche die aus Marienbad mitgebrachten wie auch die in der Umgegend geſammelten Mineralien gelegt wurden. Goethe machte über ſie ſeine Betrachtungen, ordnete die Geſteine und ſtellte Suiten zuſammen, die er zur Verſendung beſtimmte.

Die Zeit der morgigen Abfahrt nach Hartenſtein wurde beſtimmt.

Montag, den 27. August.

„Nach Tisch um 3 Uhr nach Hartenberg gefahren, wo wir auf gutem Wege um 6½ Uhr anlangten."

Ich hatte dem Grafen Auersperg von der beiläufigen Ankunft Goethes mit dem Bemerken Nachricht gegeben, daß der 28. August der Geburtstag Goethes sei. Das Schloß Hartenberg liegt ungefähr 1½ Meile nördlich von Falkenau, Elbogener Kreises im Mittelgebirge auf einem Felsen. Der breite tiefe Burggraben, über welchen ehemals eine Aufzugsbrücke zum Eingang führte, ist ausgefüllt. Die Einfahrt durch das erste Thor, über welches ein auf den Fels gebauter runder Thurm emporragt, ist bis zum zweiten Thore bequem; bei letzterem aber ist sie nicht ganz gefahrlos, besonders zur Winterszeit, weil über Felsen bis in den Schloßhof gefahren werden muß. So großartig und majestätisch diese Ritterburg sich präsentiert, so wenig wohnliche Räume finden sich in ihr vor, wie dies bei solchen alten Bauten meist der Fall ist. Die Zeit der Erbauung Hartenbergs ist unbekannt. Die Schloßkapelle war jedenfalls bereits im zwölften Jahrhunderte erbaut, weil sich aus dieser Zeit ein sie betreffender Stiftsbrief vorgefunden hat. Der ungeheuere mit Ahnenbildern und Freskogemälden geschmückte Rittersaal nimmt beinahe das ganze zweite Stockwerk ein.

Für Goethe war ein gut meublirtes Zimmer mit allen nöthigen Bedürfnissen, ein zweites für seinen Bedienten

vorgerichtet, die Aussicht ging auf die nördlich am Abhange des Schloßberges angebrachten Anlagen. Bei der Ankunft Goethes kam der Graf ihm entgegen, und drückte seine hohe Freude über die Ehre aus, die ihm durch die Anwesenheit Seiner Excellenz zu Theil werde. Lange, sehr lange habe er den Wunsch gehegt, den Mann, dessen Werke er studire, persönlich kennen zu lernen, und dergleichen mehr, was Goethe artig erwiederte.

Als Goethe in das für ihn bestimmte Gemach trat, winkte er mir ihm zu folgen. Er war von der Reise etwas ermüdet, und nach kurzer Zeit sagte er: Freundchen, machen Sie mich mit der Hausordnung bekannt, damit ich nicht störe, weil ich sehe, daß Sie hier wie zu Hause sind.

Euere Excellenz, erwiederte ich, der Wille und ausdrücklichste Wunsch des Grafen ist, daß, so lange Eure Excellenz hier verweilen, Sie Herr des Schlosses sind und Ihnen Alles zu Gebote stehe.

Auf wiederholtes Andringen gab ich Aufschluß über die Lebensweise und Beschäftigung des Grafen, worüber Goethe um so mehr erfreut war, als dieses seinen Zuständen, wie er sich ausdrückte, ganz angemessen sei.

Vor dem Souper wurde plötzlich der Abhang des ganzen im Norden liegenden Berges hell, und es wurde unter Vivatruf und Böllersalven ein nicht unbedeutendes Feuerwerk abgebrannt. Im Tempel des Ruhmes zeigte sich eine Schrift mit großen Buchstaben, besagend: „Zu Goethe's zweiundsiebzigstem Geburtstage.“ Goethe, nicht ahnend, daß dieser für ganz Deutschland merkwürdige Tag, auch im böhmischen Mittelgebirge so herzlich theilnehmend gefeiert werden sollte,

Mephistopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt.

Sie trinken wiederholt.

Alle singen.

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünf hundert Säuen.

Mephistopheles.

Das Volk ist frey, seht an, wie wohl's ihm geht!

Faust.

Ich hätte Lust nun abzufahren.

Mephistopheles.

Gib nur erst Acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.

Siebel

trinkt unvorsichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme.

Helft! Feuer! helft! Die Hölle brennt!

Mephistopheles die Flamme besprechend.

Sey ruhig, freundlich Element!

war höchst freudig überrascht und tief gerührt, a
von allen Seiten so herzliche Glückwünsche dargebrac
wurden.

Am 28. August früh besah Goethe vom Schloßbalko
aus die Gegend. Die Aussicht ist wunderschön, Goet
konnte sich lange nicht von ihr trennen; dann besuchte
die Anlagen, besonders diejenige, von der aus er durch B
leuchtung und Feuerwerk erfreut worden war. Der Si
wo Goethe dort von Bergsteigen ausruhte, hat den Nam
„Goethes Ruhe" empfangen und behalten. Hierauf nahm
die ansehnliche Bibliothek und Mineraliensammlung d
Grafen in Augenschein.

Der Graf hatte ein feierliches Mittagsmahl veranstalte
und hierzu den Kreishauptmann Baron Erben und ande
angesehene Personen eingeladen. Beim Mahle herrsch
Heiterkeit und Frohsinn. Goethe in seiner gewöhnlichen A
wollte immer in naturwissenschaftlicher Beziehung und so
belehrt werden, und unterhielt sich mit dem Grafen u
Kreishauptmann sehr angenehm. Als es aber zu Toast
kam, und Graf Auersperg ihm einen Kranz von Eichenla
unter Musik und Trompetenschall überreichte, während a
Gäste glückwünschend sich erhoben, und die Toaste ni
allein auf sein langes Wohlergehen, sondern auch auf d
des Großherzogs ausgebracht wurden, der sich ein deutsch
Athen in so großen Zierden der deutschen Nation zu erzieh
wußte, war Goethe äußerst bewegt und gerührt, und da
kend äußerte er sich bloß, daß die so gastfreundschaftli
freundliche Aufnahme in Hartenberg ihm unvergeßlich se
werde.

Nach aufgehobener Tafel packte der Graf noch einige Mineralien ein, mit denen Goethe unter Glückwünschen am Mittwoch den 29. August früh mit mir von Hartenberg abreiste.

Donnerstag, den 30. August.

„Alte verödete Judensynagoge gesehen, sodann auf das Schloß. Aussicht vom Dache. Alter, schwarzer Thurm, einfach großartig, großen Kunstbegriff voraussetzend. Abends mit Rath Grüner Spaziergang an der Eger."

Die Juden bewohnten im vierzehnten Jahrhunderte einen großen Theil der Stadt Eger, namentlich die Juden-, Bruder- und Rosengasse. In der Brudergasse befand sich ihre damals sehr berühmte Synagoge; den Eger'schen Chroniken zufolge soll in Deutschland bloß hier eine hohe Judenschule sich befunden haben. Als nun in dem gedachten Jahrhunderte die Klagen der Egerer Kaufleute über Bedrückung der Juden immer häufiger wurden, und als eines Tages ein Barfüßer Mönch das Leiden Christi mit den glühendsten Farben schilderte und die Juden als die Urheber alles Unheils darstellte, sprang, dadurch gereizt, ein Kriegsmann zum Hochaltare, ergriff dort ein Crucifix und schrie: Wer ein guter Christ ist, der folge mir nach!

Und es folgte ihm aus der Kirche der fanatische Pöbel, außen gesellte sich Gesindel jeglicher Art dazu, die Judenhäuser wurden geplündert, alle Juden wurden bis auf einen

einzigen ermordet, der ſich in einen Schornſtein verſteckt haben ſoll und nach hergeſtellter Ruhe als Bürger von Eger anerkannt wurde. Die meiſten Juden ſollen in das ſchmale Gäßchen zwiſchen der Juden- und der Brudergaſſe geſchleppt und ermordet worden, und aus dem Gäßchen, das noch heute zu Tage die Mordgaſſe heißt, das Blut wie ein Bach herabgefloſſen ſein. Der damals regierende römiſche König Karl IV. ließ hierüber eine Unterſuchung eintreten, in deren Folge der Rath von Eger zu einer ſehr namhaften Geldbuße verurtheilt ward.

Die Bücher der Juden wurden nach Prag gebracht, und ſollen, wie mir der böhmiſche Gelehrte Abbé Dobrowsky erzählte, noch in der dortigen Bibliothek aufbewahrt werden.

Unter Kaiſer Siegmund wurde die obgedachten Synagoge in eine katholiſche Kirche verwandelt. Dieſe nun beſichtigte Goethe. Von außen fand man im Gemäuer einen Opferſtock mit nicht mehr leſbaren hebräiſcher Inſchrift. Im Innern der Kirche iſt an einer in ihrer Mitte ſtehenden Granitſäule gleichfalls eine hebräiſche Inſchrift angebracht.

Mir lag daran, Goethes Meinung über die Juden zu erfahren. Was ich aber auch vorbringen mochte, er blieb in Betrachtung der alten Inſchriften vertieft, und äußerte ſich nicht mit Beſtimmtheit in Betreff der Juden.

Wir gingen nun in die alte Burg, in welcher die zu einem Bankett geladenen vornehmſten Anhänger Wallenſteins niedergemacht worden ſind. Goethe blieb vor der ehemaligen

Zugbrücke ſtehen, und betrachtete den ſogenannten ſchwarzen Thurm. Dann ſagte er:

Dieſes großartige Werk wollen wir nun auch von Innen betrachten. Das Geſtein iſt wahrſcheinlich vom Kammerberge. Sehen Sie, wie kunſtreich die Steine behauen, und um der Witterung zu widerſtehen, zuſammengeſetzt ſind. Sie haben beinahe die Form wie einige unſere loſen Feldkryſtalle bei Elbogen. Wir müſſen ihm (dem Thurm) etwas abgewinnen, um Vergleichung mit dem Vorkommen im Kammerberge anſtellen zu können.

Es wurden dann auch einige abgehauene Stücke mitgenommen. Die Schloßkapelle wurde von außen betrachtet, und es wurden an der Weſtſeite Tragſteine bei und zu einem Fenſter wahrgenommen, welches zur Hälfte von unten vermauert iſt, und offenbar ehemals eine Thüre bildete. Zu dieſer Thüre mußte ein auf jenen Tragſteinen ruhender Zugang von dem Schloßgebäude geführt haben, der den hohen Herrſchaften diente, für welche allein auch die Emporkirche in der Kapelle beſtimmt und eingerichtet geweſen ſein mag.

An der Südſeite beim Eingange befindet ſich ein in Granit gehauenes Kreuz. Gegen Norden erblickt man in der Mauer Höhlungen, welche aus der Zeit der ſchwediſchen und der franzöſiſchen Belagerung ſtammen. In das Innere führen einige Stufen hinab. Auf runden maſſiven Granitſäulen ruht das obere Gewölbe. Dieſer untere Theil ſcheint für das Volk beſtimmt geweſen zu ſein. An der nördlichen Seite gelangt man über eine ſchmale Granittreppe in den oberen Theil. Goethe bewunderte die Bauart, die Capitäler

der marmornen Säulen, sie waren bei jeder Säule verschie
den, nur dürfe man, meinte er, auf die zweite Säule, in
welcher eine männliche und weibliche Figur angebracht ist,
ein Frauenzimmer nicht aufmerksam machen. Vorzüglich
erregte jene gewundene mit Vertiefungen versehene Säule
in dem Raume, wo gegen Osten ein Altar errichtet gewesen
sein mag, seine Aufmerksamkeit und Beobachtung. Goethe
stieg auch zum Dachboden hinauf, und labte sich an der
freien Aussicht in das schöne Ilmthal gegen Osten und
Westen. Als wir zu den Schloßruinen kamen, erzählte ich
Goethe, daß die Erbprinzessin von Oldenburg, geborene
Großfürstin von Rußland*), indem sie die Stauden mit
rothen Beeren betrachtete, ausgerufen habe: Sehen Sie,
hier sproßt das Blut der Ermordeten aus.

Goethe äußerte hierauf: Sie hatte Geist, doch führte die
ser sie in ihren Aeußerungen oft zu weit. So hat sie zu
Weimar in der Bibliothek, als der Bibliothekar ihr mala
barische Dokumente vorzeigte, und auf ihr Verlangen, den
Inhalt zu wissen, denselben nicht anzugeben vermochte, weil
er die Sprache nicht verstehe, ausgerufen: Ein Bibliothekar
und versteht nicht malebarisch! als ob ein Bibliothekar
bemerkte Goethe, alle Sprachen der Welt verstehen
sollte. Sie werden, sagte er dann, über Manches, was
hier vorging, aus Ihren Archivschätzen Aufschluß geben
können.

Es ist wohl Einiges vorfindig, erwiederte ich, und wenn
Eure Excellenz erlauben, so will ich es im Zusammenhang

*) Als Königin von Wurtemberg von der Erde geschieden.

mit Hofrath Förſters Geſchichte Wallenſteins kurz vortragen.

Goethe ſprach: An Ort und Stelle hat die Erzählung einer wichtigen Begebenheit ſtets mehr Intereſſe. Laſſen Sie hören.

Nachdem ich meine Erzählung von der Eger'ſchen Mordnacht beendet hatte, ſagte Goethe: Sie ſehen, die Sache gewinnt hier mehr an Intereſſe. Es wäre zu wünſchen, daß Sie für die Fremden einen Wegweiſer drucken ließen, denn Wallenſtein ſpielt in der Geſchichte eine wichtige Rolle. Hier an Ort und Stelle hat jeder freien Spielraum, ſich den Platz zu denken, wo Graf Trzky ſich heldenmüthig vertheidigte und fiel. Die noch ſtehenden Tragſteine laſſen auf den ehemaligen Umfang des Saales ſchließen. Die Marmorſäulen an den Fenſtern zeigen etwas Großartiges an, allein Schade, daß für die Erhaltung nicht geſorgt wird.*)

An der zweiten Säule werden Eure Excellenz einen freien Adler mit geſenkten Flügeln bemerken. Dieſer dürfte, fügte ich hinzu, aus der Zeit ſtammen, als Eger zu den freien Reichsſtädten gezählt wurde, wozu ſie unter Kaiſer Friedrich Barbaroſſa erhoben worden war, als er das Beilager mit Adelheid, einer Tochter des Markgrafen von Vohburg, hier feierte.

Natürlich ſtützt ſich das Alles, was Sie mir ſagten, auf Urkunden, bemerkte Goethe.

Ich habe das Archiv, ſagte ich, und alle auf die Entſtehung der Urkunden bezüglichen Correſpondenz-Vortrags-

*) Der Staat hat für die Erhaltung 3000 Gulden angewieſen.

bücher durchgelesen, und es wäre zu weitläufig, Sie in Bezug dieses Gegenstandes (der Ermordung Wallensteins nämlich und seiner vornehmsten Genossen) damit zu ermüden.

Goethe erwiederte: Es ist an dem genug, was Sie mir sagten, und Jeder würde sich damit begnügen. Solche Geschichtsumstände müssen auch ganz kurz abgefaßt sein.

Ich darauf: Einiges war mir dennoch sehr von Bedeutung, was ich erst aufgefunden habe. Als erwiesen wird angenommen, daß Wallenstein am 25. Februar 1634 hier erstochen wurde. Nun fand ich in der Correspondenz, dem sogenannten Copialbuche, daß am 26. Februar 1836 an den Gouverneur zu Ibenfing geschrieben und er ersucht wurde, Victualien jeder Art nach Eger zu senden, weil wegen Anwesenheit Wallensteins und seines Hofstaates hier und in der Umgegend Alles aufgezehrt werde. Ich prüfte genau ob vielleicht ein Schreibfehler unterlaufen sei; allein es finden sich vor und nach jener Zuschrift Grundschreiben wegen anderer Gegenstände vom 26. Februar 1634 vor, daher konnte kein Irrthum hinsichtlich des 26. Februar vorgefallen sein. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß man die Ermordung Wallensteins verheimlichen wollte, und daß militärischer Seits auf die Ausfertigung jenes Gesuchsschreiben an den Gouverneur zu Ibenfing Rücksicht genommen worden sei.

Goethe fragte: Wodurch ist denn sicher gestellt, daß Wallenstein am 25. Februar 1634 erstochen worden? Wenn, wie Sie sagen, in einer Zuschrift ausdrücklich erwähnt wird, daß er an diesem Tage noch gelebt habe, so konnte er erst am 26. Februar ermordet worden sein.

Ich ſetzte nun folgendes auseinander: daß Wallenſtein am 25. Februar und nicht am 26. erſtochen wurde, wird nicht allein durch die Berichte Buttlers, ſondern auch durch eine im Stadtbuche von mir erſt unlängſt aufgefundene Urkunde erwieſen. In dieſer heißt es: Am 26. Februar. Demnach Abends um vier Uhr die vier Bürgermeiſter und der Rath auf die Burg gefordert wurden, hat Herr Oberſt Buttler und Herr Oberſt Gordon durch den Herrn von Steinheim vorhalten laſſen:

Es werde wiſſentlich ſein, was wegen der hohen Offiziere, Namens Herzog Friedland, Generaliſſimus, Feldmarſchall Illo, Grafen Trzky, Generalen der Cavallerie, Grafen Kinsky, geweſenen Jägermeiſters von Böhmen, und Rittmeiſter Neumann, welche alle geſtern Nachts zwiſchen 8 und 9 Uhr auf der Burg über der Nachtmahlzeit, der Herzog aber in ſeinem Zimmer bei der alten Apotheke im Alexander Bachbelbliſchen Hauſe niedergemacht und todtgeſchlagen wurde, vorgegangen. Damit man nun nicht vergebliche Gedanken ſchöpfen dürfe, als hätte man hierzu nicht Urſache gehabt, las Herr von Steinheim ein Schreiben ab, darinnen ſie für Rebellen gehalten, den ſchuldigen Gehorſam Ihro Majeſtät verſagt, und auch die Bürgerſchaft dahin verführen und verhalten wollen. Er forderte die Bürgerſchaft neuerdings auf, Ihro römiſch kaiſerliche Majeſtät gehorſam zu ſein, widrigens gegen die Störer mit Strafe vorgegangen werden würde. Es wurde noch ferners berichtet, daß, wenn geſtern dieſes Werk nicht vor ſich gegangen wäre, man dem Herzog hätte ſchwören müſſen, oder der erſte Bürgermeiſter wäre geſpießt, der andere geköpft und ſo fort durch den ſchon

bestellten Scharfrichter hingerichtet werden, bis die Anderen verwilligt und geschworen hätten. Darauf haben die Bürgermeister und Räthe einhellig erklärt, Ihre Majestät als dem allergnädigsten Herrn bis in den Tod gehorsam zu verbleiben. Es wurde hierauf am 27. Februar früh um acht Uhr wiederum der ganze Rath, die ganze Gemeinde auf's Rathhaus gefordert, wobei nochmals einhellig erklärt wurde: Ihro Kaiserlichen Majestät gehorsam zu sein, Leib, Leben und Blut zuzusetzen und in Gehorsam zu sterben.

Es kommt, sagte ich in meiner Auseinandersetzung fortfahrend, nirgends etwas vor, daß Wallenstein den Rath zum Gehorsam aufgefordert oder Todesstrafe angedroht hätte. Hat man diese Vorrufung und den Vorgang dabei in das Stadtbuch eingetragen, so würde auch eine Aufforderung Wallensteins an die Bürgermeister und Räthe eingetragen oder irgendwo eine Anmerkung hierüber gemacht worden sein. Aus diesem Vorgange dürfte gefolgert werden, daß man die That beschönigen und den Senat als Rebellen beschuldigen wollte, damit die Nothwendigkeit der schleunigsten Niedermachung Wallensteins und seiner vertrauten Generale desto mehr hervorgehoben und bewiesen würde. Dieses von Steinheim am 26. Februar dem Rathe vorgelesene Schreiben scheint von den Verschworenen verfaßt worden zu sein, um in ihren Berichten an den Hof auch einfließen lassen zu können, daß sie den Rath zum Gehorsam verflichtet hätten, obschon Nichts aufgefunden werden konnte, was auf einen Ungehorsam deutete, oder was außer der vollzogenen Ermordung Wallensteins

zu jener Vorladung des Rathes in die Burg Anlaß gegeben.

Goethe ſagte: dieſes Actenſtück iſt auf jeden Fall wichtig, denn es giebt über die Zeit und den Ort der Handlung Aufſchluß.

Indem er nun unter freundlicher Begrüßung nach dem Gaſthofe zur Sonne zum Mittagsmahle ging, wo er auf ſeinem Zimmer Nr. 1 ſpeiſte, lud er mich für den Nachmittag zu einem Spaziergang in das Egerthal ein, was ich natürlich mit Vergnügen annahm.

Das Egerthal hatte für Goethe einen beſonderen Reiz, er lobte die rein gehaltenen Wege, die Baumpflanzung, die angelegten Alleen. Gleich bei der ſogenannten Wenzelsburg gegenüber den alten Schloßruinen verweilte er einige Zeit, die Felſengruppen betrachtend. Ich machte ihn aufmerkſam, daß ehemals ein Kaſtell den Berg krönte, welches durch eine lederne Brücke mit der Burg in Verbindung ſtand, und daß ich ein Oelgemälde vom Jahre 1495 beſitze, auf welchem dieſes Kaſtell und die Stadt in ihrem damaligen Ausſehen dargeſtellt iſt.

Man wird wohl den Standpunkt ausmitteln können, von welchen es aufgenommen iſt, ſagte Goethe.

Ich antwortete: Ich beſitze zwei derlei Bilder, worauf angemerkt iſt, wie Eger von der Weſtſeite und von der Oſtſeite ausgeſehen hat. Die Bilder ſollen nach einem Holzſchnitte ausgeführt worden ſein, der ſich an einem Altare in der St. Niklaskirche befunden haben ſoll. Der Maler iſt Stadler angemerkt. Dieſe Malerfamilie exiſtirt noch und ich

Zu dem Geſellen.

Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was ſoll das ſeyn? Wart! ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Froſch.

Laß er uns das zum zweytenmale bleiben!

Altmayer.

Ich dächt' wir hießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.

Was Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hokuspokus treiben?

Mephiſtopheles.

Still, altes Weinfaß!

Siebel.

Beſenſtiel!
Du willſt uns gar noch grob begegnen?

beſitze von Stadler und ſeinen Nachkommen einige Oelgemälde.

Von welchem Genre? fragte Goethe.

Der alte Stadler, antwortete ich, hat einiges Architektoniſche geliefert, auch war ihm die Lehre der Perſpective nicht fremd. Der Sohn hat ſich auf Landſchaftmalerei gelegt, und würde Gutes zu leiſten im Stande geweſen ſein, wenn er nicht um das tägliche Brod hätte malen müſſen. Ueberhaupt wurde die Malerei in Eger zunftmäßig betrieben; es gab Lehrjungen, Geſellen, Meiſter, welche ihre Heiligenbilder nach den entfernteſten Gegenden Deutſchlands, beſonders in Klöſtern und an Wallfahrtsörtern abſetzten. Dieſer Erwerbszweig iſt beinahe gänzlich erloſchen. Die Wallfahrtsbilder wurden in Packeten zu 100 auch 1000 Stücken verſendet. Darunter befinden ſich die ſogenannten Winterheiligen; es waren Bruſtbilder, warum ſie aber dieſen Namen erhalten haben, vermag ich nicht zu ſagen. Die ſogenannten geſtochenen Bilder gaben einen beſonderen Handelszweig. Eure Excellenz werden ſich überzeugen, wie mühſam und wie für die Augen anſtrengend die Arbeit bei dieſen geſtochenen Bildern iſt, die meiſt von Frauenzimmern verrichtet wurde. Je mühſamer ſie aber geſtochen waren, deſto fleißiger war auch das in der Mitte befindliche Bildchen gemalt. Dieſer ſonſt bedeutende Erwerbs- und Handelszweig iſt gänzlich eingegangen, weil derſelbe die Concurrenz mit den durch Maſchinen gepreßten Bildern nicht aushalten konnte. Einer meiner Mitſchüler bekam häufig von ſeinen Vater, einem Bilderhändler, den Auftrag, auf mehrere Tauſend ſolcher Bilder, die Namen der Heiligen mit goldenen

Buchſtaben zu ſchreiben. Um raſcher fertig zu werden, bat er mich, ihm zu helfen. Da wir einen ſo großen Vorrath von Heiligen haben, ſo gerieth ich nicht in Verlegenheit, welchen Namen ich den Bildchen geben ſollte. Wenn der Heilige etwas jünger ausſah, ſchrieb ich gewöhnlich Johannes darunter.

Sie toller Chriſt, ſagte Goethe lächelnd, wie haben Sie ſich das Recht Ihrer Geiſtlichkeit anmaßen können?

Ich dachte, war meine Antwort, daß es auf die Namen nicht ankomme, und daß die Heiligen bei Gott einen gleichen Wirkungskreis haben; nur Schade, daß Deutſchland ſo wenig in Himmel vertreten iſt, denn die Italiener ſollen dort die meiſten Plätze eingenommen haben.

Es ſind auch in Italien die meiſten Geiſtlichen, ſagte Goethe, und dieſe Herren glauben auf einer Stufe zum Himmel höher zu ſtehen. Sie haben keinen Begriff, mein Lieber, wie die Kinder dort ſchon für den Prieſterſtand erzogen werden, denn dort können Sie Kinder auf der Gaſſe als Dominikaner, Franziskaner, Jeſuiten, Nonnen angekleidet ſehen.

Es mögen aber, ſagte ich, dennoch nicht die beſten Sitten in Rom herrſchen, denn wenn ich dem Boccaccio trauen darf, ſo ſoll ſich ein Jude deßhalb haben taufen laſſen, weil, wie er behauptete, die chriſtliche Religion göttlichen Urſprungs ſein müſſe, ſonſt hätte ſie wegen der ſchlechten Sitten in Rom längſt gänzlich verdrängt und ausgetilgt worden ſein müſſen. Doch Eure Excellenz können auch hierüber den beſten Aufſchluß geben.

Goethe erwiederte: Ich kann freilich nicht billigen, daß die Geiſtlichkeit in Rom ſich ſo ſehr mit weltlichen Dingen befaßt, aber um dergleichen habe ich mich nicht gekümmert, ſondern bin mehr meiner Leidenſchaft, Kunſtgegenſtände dort genauer zu betrachten und mich auszubilden, nachgegangen, wobei ich auch einen tüchtigen Künſtler und Kenner an der Seite hatte*). Bei jedem Tritte in Rom ſtößt man auf Gegenſtände, die zu ernſten und angenehmen Betrachtungen Anlaß geben. Wir haben daher von der Geiſtlichkeit und den Cardinälen nur diejenigen beſucht, in deren Paläſten Kunſtgegenſtände zu ſehen waren. Was nun Ihre Malerzunft betrifft, ſo wurde zwar die Kunſt herabgewürdigt, auf der andern Seite hatte es doch wieder das Gute, daß die Malerei ſo viele Theilnehmer fand, und unter dieſen mancher Geniale ſich aus dem gewöhnlich Schlechten erhob und Gutes lieferte.

Freitag, den 31. Auguſt 1821.

„Mittag für mich, ſodann Rath Grüner, Herr von Stein, Unterhaltung über die zu errichtende Statue Blüchers und über die Retardation dieſes Geſchäftes."

Das Geſpräch fiel auf Blücher. Goethe lobte ſeine Geiſtesgegenwart, ſeine perſönliche Bravour, ſeine Art das Zutrauen und die Liebe ſeiner Soldaten zu gewinnen, dann

*) Den Hofrath Mayer.

ſeine Reden. Baron Stein aus Breslau gab über die aufzuſtellende Statue des Helden und über die Hemmungsurſachen Aufſchluß.

Sonnabend, den 1. September 1821.

„Rath Grüner mit dem Präfekt und zwei Profeſſoren des Gymnaſiums. Nach Tiſche zur Schule gefahren. Examen. Abends Rath Grüner. Mit demſelben über Staatsverhältniſſe, beſonders über Steigerung der Inſtanzen geſprochen."

Ich ſtellte dieſe Herren Goethe vor. Er unterhielt ſich einige Zeit mit ihnen über das Schulweſen, und nahm ihre Einladung, die Gymnaſialprüfung mit ſeiner Gegenwart zu beehren, an.

Nach ihrem Weggange erkundigte er ſich über ihre Conduite, und ich konnte mit dem beſten Gewiſſen das beſte Zeugniß geben. Eure Excellenz, ſagte ich dann, dürfen ſich keinen Begriff von einem anſehnlichen Gebäude machen, es iſt ſo alt und winkelig, daß es eines Um- oder vielmehr Neubaues bedarf, welcher auch beantragt iſt*).

Darauf Goethe: Das macht nichts zur Sache, ich habe verſchiedene alte Gebäude kennen gelernt, in welchen gut unterrichtet wurde; es kömmt nur hauptſächlich auf die Lehrer an.

---

*) In der That iſt ſeitdem das Schulgebäude vom Grunde aus umgebaut. Für die Mädchen, die Normalſchüler und die Gymnaſialſchüler ſind beſondere Eingänge hergeſtellt.

Nachmittags fuhren wir zu dem alten Schulgebäude. Die in das erste Stockwerk führende Treppe war sehr schmal und unbequem, der Gang nach dem Prüfungszimmer sehr dunkel. Nach Goethes Empfang wurde von dem Humanitätsprofessor die Prüfung über die griechischen Autoren vorgenommen. Goethe, dem die griechische Chrestomathie überreicht worden war, schien sehr aufmerksam bis zu Ende zuzuhören. Als ich ihn darauf in seine Wohnung begleitete, sagte er: Dieser Professor ist seinem Fache sehr gewachsen, ich wünschte aber, daß er die Schüler mehr sprechen ließe.

Ich erwiederte: Wahrscheinlich hat er es wegen der Anwesenheit Eurer Excellenz gethan, er ist aber sonst ein sehr geachteter, von seinen Schülern sehr geliebter Mann, der, wie man zu sagen pflegt, Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, und von dem sie immer mit Achtung sprechen.

Goethe: Da wollen wir ihn loben.

Abends wurde über den Zusammenhang der österreichischen Provinzen, über die Verwaltung derselben, besonders über Ungarn gesprochen.

Goethe sagte: Es gehört eine geistreiche, kluge und energische Regierung dazu, um so verschiedenartige Völkerstämme in Frieden zusammen zu halten; hiezu mag auch die heilige Allianz beitragen. Nur Schade, daß es in Ungarn, in diesem so großen und gesegnetem Königreiche mit der Geistes- und Bodenkultur nicht vorwärts gehen will.

Darauf ich: Man sagt, daß die Städte in Ungarn viele Verbesserungen ihres Commerzes wegen wünschten und mit den königlichen Propositionen einverstanden wären; auch der hohe Adel zeige sich geneigt dazu, um bei Hofe, wie man zu

ſagen pflegt, ein Bild ſich einzulegen, und dadurch hohe Ehrenſtellen und Orden zu erhalten; da aber eine Unzahl Edelleute unter dem Bauernſtande und auf dem Landtag ſich befindet, ſolle es dem hohen Adel leicht fallen, dieſe Bauernedelleute insgeheim aufzuſtacheln, daß ſie ſich jeder Neuerung widerſetzen, wäre dieſelbe auch noch ſo gut und nützlich, damit ja nichts an der längſt ſchon verrotteten Conſtitution geändert werde.

Goethe: Da jeder König von Ungarn die Aufrechthaltung der Conſtitution beſchwört, ſo läßt ſich auch das Gute und Nützliche leider mit Gewalt ihnen nicht aufdringen. Es dürften aber doch einmal Zeiten kommen, wo, wie unter Kaiſer Joſeph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden wird.

In Folge der Fragen Goethes ſetzte ich ihm den Geſchäftsgang beim Magiſtrate und Criminalamte, ſowie den Inſtanzenzug auseinander, worauf er ſagte: Wie ich mich überzeuge, ſo greift es bei Ihnen gut zuſammen.

Sonntag, den 2. September 1821.

„Um 3 Uhr mit Rath Grüner nach Franzensbad."

Auf dem Wege dahin betrachtete Goethe den Wolkenlauf. Sehen Sie, ſagte er, wie ſich jene gegen Oſten wieder auflöſen, er gab der Wolke auch einen Namen, den ich wie-

der vergessen habe. Kann man, fragte ich, schon bestimmte Resultate aus dem Wolkenlaufe ziehen?

Goethe antwortete: Bisher hat sich bloß der Engländer Howard darauf gelegt; ich glaube, daß, wenn die Beobachtungen durch viele Jahre ernstlich fortgesetzt werden, auch dieser Sache etwas abzugewinnen sei.

Wir kamen zur Louisenquelle, an deren nordöstlichen Seite die Sprudelquelle in einen kleinen Ständer gefaßt ist. Sprudelquelle wurde sie wegen des gewaltigen Aufwallens des Gases genannt.

Sehen Eure Excellenz, sagte ich, wie geistreich der kleine Mann neben Marie Louise sieht.

Geistreich, erwiederte Goethe, war er wohl in hohem Grade, wenn er nur auch in Grenzen wie hier geblieben wäre.

Ein bairischer Gelehrter, erzählte ich, hat nach Anblick der Louisen- und Sprudelquelle ein hübsches lateinisches Gedicht auf Marie Louise und Napoleon verfaßt, welches ich, wenn Eure Excellenz erlauben, nach unserer Zurückkunft zur Einsicht vorlegen werde. Mit dieser Louisenquelle hat es übrigens eine besondere Bewandtniß. Zum Baue der Fassung derselben wurden Sachverständige aus Prag und Bilin herbeigezogen, welche längere Zeit damit sich beschäftigten, und den Stadtrenten einen Kostenaufwand von 18000 Gulden zufügten. Allein diese Herren waren noch auf dem Rückwege, so stürzte das Gebäude zusammen, dennoch mußten die Renten 300 Gulden Diäten an sie bezahlen. Der hiesige Zimmermeister hat unter Leitung des ärarischen Straßencommissars die Fassung schnell und mit we-

nigen Koſten bewerkſtelligt, und den Sprudel oder die Napoleonsquelle von der Louiſenquelle getrennt. Dieſe Vorbedeutung iſt in Wirklichkeit übergegangen.

Darauf Goethe: Nach der Schlacht von Leipzig fiel ohne bekannte Veranlaſſung ſein Bild vom Nagel in meinem Zimmer herab; was ſagen Sie dazu?

Wenn wir noch, antwortete ich, in den finſteren abergläubiſchen Zeiten leben möchten, ſo würden wir es für ein Zeichen des Himmels halten müſſen, da ſonſt der Geburt und dem Tode großer Männer ſolche Zeichen vorangingen, und wer möchte Napoleon nicht unter die größten Männer zählen, die je die Erde getragen hat. Wenn ich hier die Sprudelquelle neben der Louiſenquelle anſehe, denke ich mir Napoleon getrennt von ſeinem Sohne auf der Inſel Helena, wie er hier eingeengt innerlich lebt, ohne die Grenzen überſchreiten zu können. Nur ein großer Geiſt vermag in ſolcher Lage ſtandhaft zu bleiben. Indeß ſeine Haft ſollte ihn unſchädlich machen, Millionen Menſchen ſind durch ihn geopfert worden.

Goethe: Laſſen wir gute Wirkungen von dieſer Sprudel- oder wie Sie meinen Napoleonsquelle für die Menſchheit hervorbringen.

Hierauf fuhren wir nach Eger zurück.

Dienstag, den 4. September 1821.

„Rath Grüner. Den nächstbevorstehenden Jahrmarkt besprochen, die vorzüglichsten Waaren — woher?"

Auf Goethe's Befragen sagte ich ihm, daß nur Kaufleute aus den benachbarten Städtchen und Marktflecken mit hier immer zu kaufenden Waaren, meist für das Landvolk bestimmt, hieher kommen, und daß der Jahrmarkt sehr lebhaft werden werde. Von der schlesischen Grenze kommen Leinwandhändler, welche Garn und Leinwand zum Bleichen mitnehmen. Auch Eisenwaaren aus Stevermark treffen ein.

Wenn man mir, sagte Goethe, einen Stoß von Waaren zum Kaufe vorlegt, so pflege ich jene Stücke, welche mir bei dem ersten Anblicke die für mich passendsten scheinen, auf die Seite zu legen, die anderen sehe ich nicht mehr an. Ich habe dann nur unter wenigen Stücken zu wählen, und komme früher zum Entschlusse, während bei der Ansicht so vieler Stücke dieser oft schwankend wird.

Das, erwiederte ich, habe ich bei sehr vielen Menschen schon bemerkt, sie wissen vor beständigem Wählen am Ende nicht mehr, was sie wählen sollen, und verlassen, ohne etwas zu kaufen, den Kaufladen.

Goethe stand am Fenster und betrachtete ein neugebautes Haus. Der Mann, sagte er, hat das Haus niedlich hergestellt, es verräth, daß er schon manches Gute gesehen haben mag; doch die zwei geschnitzten angestrichenen Heiligen passen nicht zum Ganzen.

Er ist selbst Baumeister, erläuterte ich, und mußte im Innern mit dem Raume äußerst geizen, um eine bequeme

Treppe zu erzielen. Um den Hausfrieden zu erhalten, mußte er ſeiner Ehehälfte nachgeben und beide Heilige anmachen.

Nun, da wollen wir dem guten Manne ſie laſſen, ſagte Goethe.

Mittwoch, den 5. September 1821.

„Um 11 Uhr mit Herrn von Stein, Grüner, in den Schulakt aus der Prämienvertheilung, öffentlichen Belobung u. ſ. w. Abends mit Grüner literariſche Schulpolizei und Staatsverhältniſſe durchgeſprochen."

Bevor wir uns zu der ſogenannten Klaſſenverleſung begaben, ſagte Goethe: Ich ſollte den Leopoldsorden zu dieſer Feierlichkeit mitnehmen, allein ich ließ ihn zu Hauſe, weil ich, wie Sie wahrgenommen haben, keinen Orden trage; nur den Stern des Falkenordens hat man mir an einen Frack angenäht, welchen ich nur bei beſonderen Anläſſen trage.

Nachdem wir im Saale des Schulgebäudes den von einem Rhetor*) vorgetragenen Prolog gehört hatten, ſtellte der Vicedirector des Gymnaſiums an Goethe die Bitte, das erſte Prämium einem der Abiturienten zu verleihen, weil dies auf dieſen vorzüglichen Schüler einen bleibenden, ihn im Guten feſthaltenden Eindruck machen werde. Goethe nahm das übertragene Amt mit Vergnügen an, ſagte dem Schüler bei Ueberreichung des Prämiums aufmunternde Worte, hieß ihn näher zu ſich treten, ermahnte ihn zur Beharrlichkeit im

*) Soviel wie auf den gelehrten Schulen in Deutſchland Primaner.

Brander.

Wart nur! es ſollen Schläge regnen.

Altmayer

zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen.

Ich brenne! ich brenne!

Siebel.

Zauberey!

Stoßt zu! Der Kerl iſt vogelfrey!

Sie ziehen die Meſſer und gehn auf Mephiſtopheles los.

Mephiſtopheles mit ernſthafter Geberde.

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

Sie ſtehn erſtaunt und ſehn einander an.

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land!

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand

Fleiße und in den guten Sitten, ſchrieb ſeinen Namen in das Prämienbuch ein, gab ihm zur Erinnerung ein Goldſtück, und entließ ihn mit den freundlichſten Worten, ſagend, daß es ihm angenehm ſein würde, wenn er ihm ſonſt in ſeiner Laufbahn förderlich werden könnte, und daß er ſich nur an ihn wenden möchte. *)

Goethe forderte mich dann auf, ihn in das Egerthal zu begleiten. Meinem Vorſchlage zufolge gingen wir zum Mühlthore hinaus. Ich ſtieg beim erſten Thore links den Felſen hinauf, um einige an der Ecke der Schloßruinen eingemauerte ſchwarze Steine zu betrachten, und berichtete, daß es die nämliche Steinart ſei, woraus der ſogenannte ſchwarze Römerthurm erbaut iſt.

Dieſe Burg iſt jedenfalls viel ſpäter gebaut, **) ſagte Goethe; es werden noch einige vorräthige Steine davon umhergelegen ſein, die man zum Thurmbau benutzen wollte, allein nicht mehr hiezu brauchen konnte.

Der Weg führte in Windungen zwiſchen den Gärten, in welchen die Tuchmacher ihre Tuchrahmen aufgeſtellt haben. Davon nahm Goethe Veranlaſſung zu Fragen über die Anzahl der Tuchmacher zu Eger, über die Tucherzeugung und über den Abſatz der Tuche. Ich befriedigte ſeine Wißbegierde und fügte hinzu, daß ehemals die hieſige Tuchmacherzunft ſehr bedeutend geweſen ſein müſſe; denn aus den Chroniken gehe hervor, daß die Egerer Tuchmacher das Raubſchloß

*) Dieſer Abiturient hieß Georg Schmied, war der Sohn eines armen Taglöhners, erhielt ſich durch Ertheilung von Privatunterricht und durch Koſttage, und iſt jetzt Dr. der Medicin in Wien.

**) Er. als der ſchwarze Thurm.

Graslitz mit geſtürmt, und vom Thurme den goldenen Stern erbeutet hatten, welcher dann dem ehemaligen alten Rathhausthurm aufgeſetzt wurde. Für dieſe That wurde den Tuchmachern die damals große Auszeichnung zu Theil, bei ihren öffentlichen Aufzügen ſich der Trompeter bedienen zu dürfen. Die Tuchknappen hielten auch zu gewiſſen Zeiten den Laternentanz; worin dieſer beſtand, konnte ich nirgends auffinden. Sie mußten, wenn ſie dieſen Tanz halten wollten, um Bewilligung anſuchen, welche ihnen nicht immer vom Rathe ertheilt wurde. Es muß ein ganz beſonderer Tanz geweſen ſein, da ſie ſich bei Anweſenheit höchſter Herrſchaften damit produciren mußten. Jedenfalls dürfte er intereſſanter geweſen ſein als unſere Walzer und Galopps, denn es wird mir immer unwohl, wenn ich dieſes wüthend ſchnelle Drehen, dieſes zweckloſe, der Geſundheit ſchädliche Toben und Raſen ohne alle Kunſt und Grazie anſehen muß.

Darauf Goethe: Laſſen wir ſie austoben, ſie werden bald zur Kunſt zurückkehren und eine Menuette zierlich wieder aufführen. In höheren Cirkeln wird die Tanzkunſt ohnedies fortwährend cultivirt.

Als ich ihn Abends in Folge ſeiner Einladung beſuchte, erkundigte er ſich näher über die Lage des Schülers, dem er das erſte Prämium überreicht hatte. Ich ſagte ihm, daß derſelbe der Sohn eines armen Taglöhners ſei, und ſeinen Lebensunterhalt hier durch Koſttage und Ertheilen von Privatunterricht gefunden habe. So würden von den hieſigen Bürgern und Klöſtern viele arme Schüler unterhalten. Gar mancher derſelben ſei nachher zu hohen Ehrenſtellen gelangt.

Die Egerer ſollen dieſerwegen gelobt werden, ſagte

Goethe, nahm ein für die Ertheilung des Unterrichtes in den Gymnaſien vorgeſchriebenes Lehrbuch der Geſchichte zur Hand, blätterte es durch und äußerte: Nun ſehen Sie, wie geſchickt das Geſchichtsbuch für die Jugend eingerichtet iſt. Die Marginalanmerkungen ſind gut, und die Application der aus der Geſchichte herausgehobenen Facta zur Belehrung der Jugend iſt zweckmäßig; es iſt nichts dagegen zu ſagen.

Dann ging er die deutſche Chreſtomathie durch. Da ſein Name ſo ſelten darin vorkömmt, ſo war ich begierig, ob nicht in ſeinen Mienen einiger Unmuth zu leſen ſein werde. Er aber legte das Buch ganz unbefangen weg, und ſagte nach einer Pauſe:

Als Muſter für die Jugend bin ich weniger als Gellert, Lichtwer, Hagedorn zu gebrauchen.

Donnerſtag, den 6. September 1821.

„Wiederholung des vortägigen Spazierganges. Heiterer Abend. Anmuthige Waſſerfahrt bis Eger hinein."

Goethe war mit meinem Vorſchlage einverſtanden, jenſeits des Fluſſes im Egerthale bis zum Jägerhaus, Siechenhaus genannt, zu gehen, um dort eine angenehme Ausſicht zu gewinnen. Ich hatte die Vorkehrung getroffen, daß ein mit bequemen Sitzen verſehenes Schiff uns am Fluſſe dort erwarte. Goethe war von der äußerſt ſchönen Ausſicht angenehm überraſcht. Um ſich in der ganzen Umgegend zu

orientiren, mußte ich ihm über die entfernteſten Ortſchaften, die ſein Blick erreichen konnte, Aufſchluß geben.

Er war äußerſt vergnügt und aufgeheitert. Im Herabſteigen vom Berge zum Fluſſe ſagte ich, daß dieſe Gegend für mich um ſo mehr Reiz habe, als ſie mich an meine Kinder- und Schuljahre erinnere. Im Sommer wurde hier an Recreationstagen gewöhnlich gebadet. Am jenſeitigen Ufer hatten wir Stufen angebracht, um von da in das Waſſer zu ſpringen. Dort, bei dem vierten Strauch habe ich einen unterſinkenden Schüler glücklich noch bei den Haaren erwiſcht und herausgezogen. Bloß ein ſchmaler Streif iſt tief, herwärts iſt das Waſſer ſeicht und der Boden ſandig; hätte der Fluß eine gleich breite Tiefe gehabt, ſo hätte er mich mit hinabgezogen.

Beim Einſteigen in das Schiff ſagte Goethe: Das haben Sie gut gemacht, Sie ſollen gelobt werden, man ruht dabei aus und kann die Gegend bei der langſamen Fahrt von beiden Seiten beobachten.

Der Abend war unvergleichlich ſchön. Ich überließ den großen Dichter ſeinen Betrachtungen. Beim Ausſteigen bei der Stadt, als ich ihn ſo heiter fand, ſagte ich: Horaz hat wohl unrecht gehabt, als er über den Erfinder der Schifffahrt loszog.

Goethe antwortete: Er hat nur das Meer gemeint, dem er ſich anvertraut hat, mit uns wäre er ſchon ruhig gefahren.

Als dann die Rede auf den wunderthätigen Fürſten Hohenlohe und auf die Erklärung des Stadtmagiſtrates von Bamberg gegen denſelben kam, äußerte Goethe:

Bei einem nervenſchwachen Menſchen kann ein derlei feſter Glaube zu einer frommen und moraliſch guten Perſon allerdings eine erwünſchte Wirkung hervorbringen, wenn dieſe über ihn fromme Worte ausſpricht und den Seegen ertheilt; allein es drängen ſich Menſchen mit chroniſchen Uebeln hinzu, und die machen ein ſchlimmes Spiel.

Ich bemerkte: Selbſt von hier ſind einige Podagriſten dahin gewandert, die natürlich bei wieder eingetretenen Schmerzen verlacht wurden.

Freitag, den 7. September 1821.

„Mittag für mich. Rath Grüner. Die Erklärung des Stadtmagiſtrates von Bamberg gegen Fürſt Hohenlohe vorzeigend. Verabredung wegen morgen und übermorgen."

Montag, den 10. September 1821.

„Wiederholter Umgang auf dem Jahrmarkt mit Rath Schuſter und Grüner."

Mittwoche, den 12. September 1821.

„Eingepackt. Rath Grüner. Abfahrt vorbereitet. Vier Uhr zu Rath Gruner. Leiche des Knaben. Polizeiliches Abenteuer zweier Mädchen, erſäuft oder nicht und welche. Heutiges Examen der Grüner'ſchen Söhne. Recitation des älteren. Zu Hauſe bei mir mit Rath Grüner."

Goethe kam zu mir, ſich zu beurlauben. Was die Leiche des Knaben, von welcher er in ſeinem Tagebuche ſpricht, betrifft, hatte es folgende Bewandtniß. Dieſer Knabe war das Kind des Sonnenwirthes, in deſſen Gaſthof Goethe wohnte. Die Magd ſtellte den Knaben in eine im Hofe ſtehende

Kutſche, und glaubte denſelben in voller Sicherheit. Aber der Kutſchenſchlag war nicht feſt geſchloſſen, der Knabe ſtürzte heraus und zwar auf den Kopf, ſo daß er gleich nach dem Sturze ſtarb. Ich erzählte Goethe, daß zwei junge, aber ſchon erwachſene Mädchen vermißt würden. — Die eine derſelben war eine Waiſe, gut erzogen; wegen Mangel an Arbeit wurde ſie tiefſinnig, falſche Scham hielt ſie ab, um Unterſtützung zu bitten. Sie irrte in den Wäldern umher, und wurde endlich im Egerfluße, bis an die Bruſt im Waſſer wahrgenommen. Sie wurde zur Aufſicht und Heilung ihres Gemüthes übergeben, auch wurde für ſie eine Sammlung zur Deckung ihrer nächſten Bedürfniſſe eingeleitet. In Betreff der zweiten der beiden Vermißten, wurde ermittelt, daß ſie ſich wegen der Untreue ihres Geliebten im Egerfluſſe ertränkt habe.

Goethe unterhielt ſich mit meinen Söhnen auf eine äußerſt liebreiche Art. Der älteſte Sohn Joſeph, ſowie der zweite Ignaz hatten ihre Prüfungen mit Auszeichnung beſtanden, und weil der erſtere eine Rede im Prüfungsſaale vorgetragen hatte, ließ er ſie ſich von ihm recitiren. Er bezeigte ſeinen Beifall und beſchenkte beide.

Wie gewöhnlich verweilte er dann bei meinem Moſaikkaſten. Freundchen, ſagte er, Sie wiſſen nicht, welchen großen Schatz Sie hier beſitzen. Dieſer Kaſten iſt in Florenz zur Zeit der Medicis verfertigt. Man wollte dort eine Kapelle mit Moſaik verzieren, die Steine waren hierzu bereits größtentheils vorhanden, allein der Tod vereitelte die Ausführung. Wer nun einen aus dieſen Steinen verfertigten Moſaik-Tiſch oder Kaſten beſitzt, kann ſich glücklich ſchätzen.

Die Italiener nennen dieſe mühſame Tiſchlermoſaik und künſtliche Arbeit Arteſia. Wenn Sie mir die Mittelſtücke dieſer Moſaikarbeit überlaſſen, ſo würde ich Ihnen nicht allein dreihundert Thaler geben, ſondern auch die Theile, an denen die Moſaik angebracht iſt, herſtellen und den ganzen Kaſten Ihnen laſſen.

Ich aber, weil ich mich hierzu nicht gleich entſchließen, auch ſeinen Antrag nicht platterdings abſchlagen wollte, leitete das Geſpräch auf meine Oelgemälde.

Sie haben mitunter gute Sachen, ſagte er, beſonders der Kopf über der Thüre iſt aus einer ſehr guten italieniſchen Schule.

Mit dieſem Kopfe, ſagte ich, hat es eine beſondere Bewandtniß. Ich war Bevollmächtigter des Herrn Appellationspräſidenten Grafen Joſeph Auersperg, Beſitzers der Herrſchaft Hartenſtein. So oft ich in das Zimmer des Grafen trat, zog dieſer Kopf meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Als ich einmal nach Hauſe fahren wollte, fand ich in der Kutſche ein Kiſtchen. Ich eilte mit der Anfrage zurück zu dem Grafen, was damit zu geſchehen habe. Mir ward die Antwort: „Es iſt der Kopf, welchen Sie zu Hauſe mit Muße betrachten mögen, hier laſſe ich Ihnen keine Zeit dazu, weil wir ſtets wichtigere Geſchäfte zu beſprechen haben.“ Nach eingeholter Erkundigung hatte die Frau Gräfin Mutter den Kopf nebſt einigen anderen Gemälden ſehr theuer in Italien erkauft.

Am 13. September reiſte Goethe von Eger nach Weimar zurück. Am 16. d. M. erhielt ich folgenden von ihm eigenhändig geſchriebenen Brief:

V. Brief.

Hof, den 17. September 1821.

„Nachſtehendes veranlaßt mich, Sie, mein Wertheſter, früher als ich dachte zu begrüßen.

Drei Frauenzimmer:
Frau von Erben,
Fräulein Kuhn,
Fräulein Goldacker

ſind aus dem hieſigen Gaſthofe zum goldenen Hirſchen Donnerſtag den 6. nach Karlsbad abgegangen, ſie wollten ſich einige Tage in Franzensbrunn aufhalten und könnten daher Sonntag den 9. Abends in Karlsbad angelangt und in das Unglück verwickelt worden ſein.

„Nun geht ſogar die Sage von einem verunglückten Wagen mit Frauenzimmern, welches noch mehr Antheil und Beſorgniß erregte. Nun ſind dieſe Damen aus unſerer Gegend und ihre Familien ſind mir wohl bekannt, deßhalb denn inſtändigſt bitte, Sie möchten ſich nach der Geſellſchaft und ihren Schickſalen erkundigen und baldigſt gedachten Gaſtwirth*) Laubmann und mir nach Jena gefällige Nach-

*) Verſteht ſich zum goldenen Hirſchen in Hof.

richt ertheilen, auch wenn ſonſt noch etwas zur Aufklärung dieſes traurigen Vorfalls überhaupt bekannt geworden, ſolches hinzuzufügen. Dankbar verbunden

treulichſt
Goethe."

Am 9. September 1821 Nachmittags zwiſchen 2 und 3 Uhr fiel zu Karlsbad ein heftiger Gewitterregen, begleitet von Schloßen groß wie Taubeneier. Um 7 Uhr Abends zog ein neues Gewitter auf, und obſchon es nur wenig regnete, ſtieg doch das Waſſer im Teplfluße ſo ſchnell, daß faſt plötzlich die alte und neue Wieſe, der Markt und die Mühlbadgaſſe überſchwemmt wurden. Das Waſſer trat bald wieder zurück, und es ſchwand jede fernere Beſorgniß; allein Abends um neun Uhr ſtieg das Waſſer ſo ſchnell, daß innerhalb zehn Minuten es auf dem Markte eine Höhe von ſechs Fuß, an einigen Orten von acht bis zehn Fuß erreichte. Erſt nach Mitternach ſank das Waſſer, welches ungeheuern Schaden in den Häuſern, Boutiquen und Gewölben anrichtete. Der Teplfluß zerſtörte alle Karlsbaderbrücken, ſogar die ſteinerne. Er wühlte das Steinpflaſter in den Gaſſen und auf dem Markte auf, riß Trümmer von Wohngebäuden, von Brücken, Baumſtämme und dergleichen mit ſich fort. Da das Waſſer ſo ſchnell und ſo hoch über die Ufer trat, konnte Jeder, der in den überſchwemmten Stadttheilen wohnte, nur auf die Rettung des eigenen Lebens bedacht ſein. Zwei Männer und vieles Vieh fand man ertrunken. Die Heilquellen litten keinen Schaden.

Nach eingeholter amtlicher Erkundigung konnte ich die

beruhigende Nachricht mittheilen, daß die vorerwähnten drei Frauenzimmer ſich wohl befänden. Goethe's Sorge um dieſe Damen drückt auch folgender Brief an mich aus:

VI. Brief.

Jena, den 17. September.

„Der rückkehrende Fuhrmann wird gemeldet haben, daß wir, obgleich nicht ohne Beſchwerlichkeit Sonnabend den 15. Abend 6 Uhr wohlbehalten in Jena angekommen ſind, wo ich Alles, was ſich auf mich bezieht, in guter und höchſt erfreulicher Ordnung gefunden habe. Nun vermelde zuerſt, daß die geologiſche Karte von Deutſchland in dem Gaſthofe zur Sonne angenagelt geblieben, welche zu ſich zu nehmen und zu künftigen geologiſch-mineralogiſchen Studien zu bewahren bitte.

„Ferner iſt die Maſchine, um die Hörner der Ochſen zu zügeln, leider nach Eger zurückgekehrt; ſie lag im Kaſten unter dem Sitze bei andern dem Kutſcher zugehörigen Eiſenwaaren. Ich bitte eine neue anfertigen zu laſſen, und mir ſolche mit dem Poſtwagen wohleingepackt anher zu ſenden.

„Von Hof aus dem goldenen Hirſch haben Sie unterm 14. d. M. einen Brief erhalten. Das mit der Abfahrt und dem Reiſeplane der Damen zuſammentreffende Gerücht eines verunglückten fremden Wagens machte mich beſorgt, ich wünſchte daher nähere Nachricht, um die Verwandten jener Perſonen, die ich gar wohl kenne, bei meiner Rückkunft zu beruhigen.

Brander.

Hier, unter diesem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

Er faßt Siebeln bey der Nase, die andern thun es wechselsweis und heben die Messer.

Mephistopheles wie oben.

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel spaße.

Er verschwindet mit Faust, die Gesellen fahren aus einander.

Siebel.

Was gibt's?

Altmayer.

Wie?

Frosch.

War das deine Nase?

Brander zu Siebel.

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich sinke nieder.

„Damit ich nun anfange, meine mannigfaltigen Zusagen zu erfüllen, so sende das in Wilhelm Meister einzubestende Blättchen. Anderes wird folgen, sobald ich mich umsehen kann. Der ich mich von Herzen dankbar zu fernerem Wohlwollen und zur freundlichen Theilnahme bestens empfehle, die Ihrigen schönstens grüßend. Wie ich so eben höre sind die Wanderjahre am 14. unter meiner Adresse nach Eger gegangen; eröffnen Sie das Packet, behalten das Buch für sich, und senden, was von Briefen etwa beiliegt, mit der reitenden Post zurück,

treulichst

J. W. Goethe."

Die Karte, die sich richtig in der goldenen Sonne vorfand, war von Käferstein.

Was die Maschine zum Zügeln der Ochsenhörner betrifft, so hat es damit folgende Bewandtniß. Goethe fand Wohlgefallen an dem schönen reingehaltenen Hornvieh der Egerländer. Es interessirte ihn mein Manuscript über die Sitten, Gebräuche und Landwirthschaft derselben. Darin kam vor, daß auf den Dörfern die Hörner des Rindviehes auf zweierlei Art gezügelt werden, nämlich entweder durch eine eiserne Maschine, mittelst welcher die Hörner allmälig näher an einander geschraubt werden können; oder aber es werden diese mit Stricken gebunden, in der Oberdecke des Stalles wird über dem Ochsen ein kleines hölzernes Rad angebracht, über dieses ein Strick gezogen, der an den die Hörner bindenden angeknüpft ist, und endlich hinter dem Thiere an eben diesen Strick ein nicht zu schwerer Stein ge-

bunden, welcher immer mäßig anzieht, wodurch nach und nach die beabſichtigte Geſtalt der Hörner hervorgebracht wird. Auf Goethes Wunſch hatte ich ihm eine derlei bereits gebrauchte eiſerne Maſchine verſchafft, für welche er, weil er ſie im Wagen vergeſſen, nun eine neue beſtellte.

Die Antwort auf ſeinen Brief aus Hof vom 14. September hatte ich erſt am 18. abſenden können, weil derſelbe am 16. angelangt war, und ich die oberwähnten Nachrichten einholen mußte. Das Buch „die Wanderjahre" hat ſich richtig vorgefunden.

Von Jena langte folgender zweiter Brief Goethes an:

VII. Brief.

Jena, den 25. September 1821.

„Euer Wohlgeboren

vermelde vorläufig, daß in einigen Tagen ein Kiſtchen abgehen wird, enthaltend:

1. Die Tabellen des Le Sage, welche glücklicher Weiſe doppelt beſitze. Ich hoffe, Sie werden in allen chronologiſchen, genealogiſchen und geographiſchen Fällen meiner gedenken.

2. Zwei Theile italieniſche Reiſen, rob. Zu Gunſten dieſer wäre anzuführen, daß ſie auch ſchon in Wien längſt abgedruckt worden.

3. Auch eine Rolle, mein Portrait von dem Engländer Dawn.

4. Ein kleines Packet Pfennige für Herrn*) Huß. Da bei seiner Art zu sammeln, ihm auch das Geringste nicht gleichgültig, so findet er doch vielleicht Eines oder das Andere, was eine Lücke ausfüllt, diese nur fanden sich in Jena vor, von Weimar wird sich schon Besseres zeigen.

„Soviel für diesmal mit dem treuesten Wunsche, daß diese Sendung Sie und die werthen Ihrigen bei guter Gesundheit antreffen möge, wobei ich zugleich anzeige, daß die sämmtlichen von Eger abgegangenen Steinkästen glücklich angelangt sind. Bleiben Sie überzeugt, daß die schönen zusammen verlebten Tage mir unvergeßlich sind, und daß deren Erneuerung wünsche; ein Schreiben an Herrn Grafen Auersperg folgt nächstens.

„Tausend Lebewohl treulichster

Goethe.

„Nachschrift: Vorstehendes war, den Abgang der Post erwartend, einen Tag liegen geblieben, da ich denn vermelden kann, daß indessen Ihr werthes Schreiben vom 18. September, für dessen Inhalt ich schönstens danke, angekommen, wie ich denn auch das Schreiben an des Herrn Grafen von Auersperg Excellenz hier beilegen kann. Von der Ankunft des Kästchens, sobald sie erfolgt, bitte mir einige Nachricht zu geben. Treulichst

Goethe."

Nun kam das Kästchen mit folgendem Schreiben an:

*) Der Mann war Scharfrichter zu Eger.

VIII. Brief.

Jena, den 30. September 1821.

„Gegenwärtiges begleitet, mein Wertheſter, das unterm 26. September angekündigte Käſtchen, mineralogiſche Schriften mit einigen, wie ich hoffe, nicht unwillkommenen Zugaben. Da die Briefe hin und her, wie ich zu bemerken gehabt habe, zwar in ungleicher Zeit, aber doch ſicher gehen, ſo laſſen Sie uns in unſeren Communicationen fortfahren.

„Deßhalb vermelde ich ſogleich, daß die mitgetheilten Zuſätze zu jenem Eger'ſchen Sittengemälde ganz vorzüglich bedeutend und ſchätzenswerth ſind. Ich habe über dieſe Angelegenheiten nachgedacht, und glaube ihnen ſchon das Vorzüglichſte abgewonnen zu haben. Verſäumen Sie auch das Geringſte nicht, denn bei Charakter-Darſtellungen ſind gerade die kleinſten Züge oft die bedeutendſten. Bleiben Sie ja an der Arbeit, haben immer unſeren edlen Balbin im Sinne, und traktiren das zu liefernde als wohl gereibte und wohl rubricirte Collectaneen. Erhalten Sie mir ein freundliches Andenken und empfehlen mich, ſo oft es Gelegenheit giebt, des Herrn Grafen Auersperg Excellenz. Möge dieſer treffliche Herr, deſſen nähere Bekanntſchaft, ja Freundſchaft ich Ihnen auch ſo gerne verdanke, zu Hauſe, oder wo ihn das Schickſal hinruft, immer ein ſeinem Charakter gemäßes Glück finden.

Treulichſt
Goethe."

Da der Inhalt des Käſtchens ſchon aviſirt war, hatte ich der Ankunft mit unbeſchreiblicher Sehnſucht entgegengeſehen, denn ein ſo bedeutendes Andenken von dieſem gefeierten Manne zu erhalten, mußte ich in meiner Stellung ſehr hoch anrechnen. Das angekommene Käſtchen wurde nun mit einer beſonderen Haſtigkeit aufgemacht. Der Atlas von Le Sage, Florenz 1806, in dieſer Folio-Prachtausgabe machte einen äußerſt angenehmen Eindruck. Beim flüchtigen Durchblättern bewunderte ich die Reinheit des Drucks, die ſchönen reinen Farben, die unermeßliche Mühe zur Hervorbringung eines ſolchen Werkes. Die „Italieniſchen Reiſen" waren mir zwar ſchon früher bekannt, allein als ſein Geſchenk hatten ſie für mich einen erhöheten Werth. Nun wurde die Rolle entwickelt. Er blickte mich freundlich an, er mußte auch in einer heiteren Stimmung geweſen ſein, denn er hatte ſich mit dem Stern des Falkenordens malen laſſen. Er mag auch dabei die Abſicht gehabt haben, den Engländern kund zu geben, daß man ſeine Verdienſte um die deutſche Literatur in Deutſchland zu würdigen verſtand. Unter allen Bildniſſen, die ich von ihm geſehen habe, iſt dieſes das genialſte. Es kam mir vor, als ob er vor mir ſtände, das Haar, die erhabene Stirne, ſein feuriges Auge in freundlichem Blicke ſtrahlend, Naſe, Mund und Kinn, Alles harmonirte in wohlgetroffener Aehnlichkeit. Das locker gebundene weiße Halstuch mit dem verſtehenden geſtickten Hemde, der ſchwarze Frack erinnerten an ſeine jüngſte Anweſenheit. Der Stich iſt von Thomas Wright nach dem Gemälde Dawn's, und wurde zu London am 5. März 1821 ausgegeben.

Was Herrn Huß betrifft, für welchen das Packet Pfennige von Goethe bestimmt war, so dürfte eine kurze Biographie dieses merkwürdigen Mannes, welchen, obschon er Scharfrichter war, Souveraine, Prinzen, Herzöge und andere höchste Herrschaften mit ihren Besuchen beehrten, nicht unwillkommen sein.

Karl Huß.

Karl Huß erblickte das Licht der Welt am **3. Januar 1761** in der Stadt Brür in Böhmen, und war der Sohn des dortigen Scharfrichters Paul Huß, der auf seine Erziehung große Sorgfalt wendete. Schon im Alter von neun Jahren konnte Karl Huß in das Gymnasium zu Brür eintreten. Die Professoren an diesem Gymnasium gehörten dem Orden der Piaristen oder frommen Schulen an. So lange sein Professor seine Abstammung ignorirte, war derselbe mit seinem Fleiße und seinen Fortschritten sehr zufrieden. Es mochten aber die Eltern der übrigen Schüler, die sich für entehrt hielten, wenn ihre Söhne mit dem Sohne eines Scharfrichters, welches Gewerbe damals unehrlich war, in Gemeinschaft sich befänden, auf jenen Professor Einfluß gewonnen haben. Denn mit einem Male quälte dieser den Knaben auf das äußerste, und verhöhnte ihn./ Wenn letzterer sich bei seinem Vater beklagte, fand er kein Gehör. Als er in die zweite Klasse aufstieg, erging es ihm noch schlimmer, denn jener Professor überhäufte ihn nicht nur mit Schimpfworten, sondern mißhandelte ihn bei dem geringsten Anlasse auch thätlich. Nur mit der größten Angst ging er zur Schule, weil er zu befürchten hatte, wie ihm so oft

geſchah, bei den Ohren umhergezogen oder mit größter Heftigkeit in das Geſicht geſchlagen zu werden.

Seine Mutter wünſchte in ihm dereinſt einen Geiſtlichen zu ſehen, ſein Vater war ſtolz darauf ſagen zu können, ſein Sohn ſtudire im Gymnaſium, achtete daher nicht auf deſſen Klagen. Der Knabe, aufs äußerſte gebracht, entfloh unter dem Vorwande in die Schule zu gehen, und ging in die weite Welt, ohne zu wiſſen, was aus ihm werden ſolle. Nun machte das langgepreßte Mutterherz ſich Luft gegen den hartherzigen Vater, und hielt ihm die unbarmherzige Behandlung dieſes ihres einzigen hoffnungsvollen Sohnes vor. Zu ihrer Freude brachte ihn einer der ausgeſendeten Boten, der ihn bei Laun getroffen hatte, in das väterliche Haus zurück. Die Mutter empfing ihn weinend unter der Hausthüre, der Vater drang mit Drohworten in ihn, die Urſache ſeiner Flucht anzugeben. Als er nun die Mißhandlungen der Profeſſoren und des Vaters ſelbſt weinend ſchilderte, und von der Schmach und Verachtung, welche auf des Vaters Stand, hafte, ſprach, wurde dieſer erweicht. Das gab dem Knaben Muth, die grauſame Behandlung in der Schule noch umſtändlicher zu ſchildern und zu erklären, man möge mit ihm machen, was man wolle, aber das Gymnaſium werde er in keinem Falle mehr beſuchen. Er blieb nun zu Hauſe, wurde durch Privatlehrer unterrichtet, der Vater verwendete ihn zu Garten- und Feldarbeit, und weil damals kein Handwerk den Sohn eines Scharfrichters in die Lehre aufnahm, mußte er dem Gewerbe ſeines Vaters folgen, der ihm auch die den Scharfrichtern bekannten Mittel, Menſchen und Thiere zu curiren, kennen lernte.

Seine Mutter, die seine vorzüglichste Stütze war, starb 1778, und drei Monate nach ihrem Tode ging sein Vater eine neue Ehe ein.

Wieder fing für Huß ein peinliches Leben an, denn die Stiefmutter behandelte ihn äußerst schlecht. / Bereits in seinem funfzehnten Jahre, am 3. Mai 1776 hatte er unter Mitwirkung seines Vaters die Hinrichtung eines von dem Brüxer Criminalgerichte zum Tode verurtheilten Kirchenräubers vollzogen; im November 1778, und im Frühjahre 1779 richtete er zwei Soldaten bei Teplitz. Er reiste hierauf nach Dresden und von da zu dem Scharfrichter zu Eger, der sein Vatersbruder war und von dem er überaus gut aufgenommen wurde. Um diese Zeit, 1779, wurde in Eger ein Soldat, der seine Geliebte ermordet hatte, zum Tode verurtheilt. Hussens Vatersbruder, der in Jahren schon sehr vorgerückt und von der Herzhaftigkeit und Geschicklichkeit des Neffens überzeugt war, überließ diesem die Vollziehung der Hinrichtung. Das Haupt des armen Sünders fiel auf einen Streich. Der Vatersbruder, über diesen guten Erfolg in große Freude versetzt, veranstaltete ein Gastmahl, das sogenannte Henkermahl, bei welchem sich auch Personen einfanden, die sonst den Scharfrichter für unehrlich halten, und es wurde bis zum andern Tage gezecht. Einen gleich geschickten und glücklichen Schwerthieb führte er an einem Husaren vom Regimente Gräfen, und an einem Infanteristen vom Regimente Ritt aus, und kehrte im Herbste 1780 zu seinem Vater nach Brüx zurück.

Bald nachher machte der Vatersbruder ihm den Antrag, sein Gewerbe in Eger zu übernehmen, weil er sich in dem

Hause, das er zu Joachimsthal besaß, zur Ruhe setzen wolle. Dieser Antrag war Hussen in seiner Lage sehr willkommen, er zog im April 1781 mit seiner Schwester als Haushälterin nach Eger, und wurde als Advokat angestellt. Der Vatersbruder hatte ihm keine Hauseinrichtung hinterlassen, die mitgebrachte Baarschaft betrug nun in sechs Gulden, Huß mußte daher sich im äußersten Grade einschränken, denn nebst freier Wohnung bezog er nur 54 Gulden als Gehalt, sechs Strich Korn als Deputat, und war im übrigen auf die Einrichtungsgebühren angewiesen. Sein gewandtes Benehmen und seine Gabe gut zu sprechen, zogen indeß bald die Aufmerksamkeit auf sich. Schon nach Verlauf eines Jahres rief man ihn zu Kranken hinüber in das Bairische und Sächsische. Das gemeine Volk zieht fast überall mehr auf Geheim- und sympathetische Mittel und auf Quacksalber als auf promovirte Aerzte. Huß hatte Glück mit seinen Kuren, seine Praxis breitete sich immer mehr aus, und dabei wußte er sich mit großer Klugheit und Gewandtheit dem Nachspüren der Aerzte und Apotheker, denen er beträchtlichen Eintrag that und die bei der Obrigkeit gegen ihn klagbar werden wollten, zu entziehen. Auch von den Stadtbewohnern Egers wurde er insgeheim zu Kranken gerufen. Bei einer solchen Veranlassung geschah es, daß eine Bürgerstochter, der er die Gesundheit wiedergab, sich in den schönen jungen Mann verliebte und ihre Schwester, bei der sie wohnte, zu bestimmen wußte, daß sie ihn öfters zum Besuche einlud. Die Liebschaft wurde bald offenbar, ihm verbot man sofort das Haus, auf seine Sophie aber, so hieß das Mädchen, stürmten alle Verwandten

ein, dem jungen Scharfrichter zu entſagen, weil durch ihre Verheirathung mit einem „unehrlichen“ Menſchen auf die ganze Familie ein Schandfleck kommen würde. Da Sophie von ihrem Vorhaben, ihm ihre Hand zu reichen, nicht abzubringen war, andrerſeits aber die Verwandtſchaft ſich hartnäckig der Heirath widerſetzte, ſo entführte er ſie von Eger zu einem Revierjäger, und traf nach vier Wochen alle Einleitungen zur Hochzeit. Da ſeine Geliebte großjährig, auch ſonſt kein geſetzliches Hinderniß vorhanden war, ging die Trauung am 8. September 1782 in Eger trotz alles Aergers der Verwandten ohne Anſtand vor ſich.

Sechs Jahre gingen für Huß glücklich dahin. Da erhielt der Magiſtrat von Eger am 2. Februar 1788 ein Dekret der Landesſtelle, des Inhalts, daß, weil Se. k. k. Majeſtät Joſeph II. die Todesſtrafe aufgehoben habe, alle dadurch entehrlich gewordenen Diener zu entlaſſen ſeien. In Folge dieſer Verordnung wurde Huß am 19. December 1788 ſeines Dienſtes entlaſſen. Er gerieth dadurch in eine um ſo mißlichere Lage, als auf die Klagen der Aerzte und Apotheker ſeine Wohnung ſtreng unterſucht und alle auf Quackſalberei hindeutenden Pflaſter, Spiritusflaſchen, Salbentiegel und dergleichen weggenommen wurden. Indeß kam er mit einem ſcharfen Verweis davon, unter der Verwarnung, daß er im Wiederholungsfalle ſtreng beſtraft werden würde. Neun Monate darnach erhielt der Magiſtrat zu Eger von der Landesſtelle den Auftrag, den Scharfrichter wieder anzuſtellen, weil der Kaiſer befohlen, daß die Strafe der Brandmarkung ſtets öffentlich auf einer Schandbühne durch einen Scharfrichter vollzogen werden ſolle. Im

Frosch.

Nein, sagt mir nur, was ist geschehn?

Siebel.

Wo ist der Kerl? Wenn ich ihn spüre,
Er soll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn selbst hinaus zur Kellerthüre
Auf einem Fasse reiten sehn — —
Es liegt mir bleyschwer in den Füßen.
Sich nach dem Tische wendend.
Nein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Frosch.

Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun sag' mir eins, man soll kein Wunder glauben!

Geheimen setzte Huß seine Kuren, von deren Ertrag er sich bereits einiges Vermögen gesammelt hatte, wieder fort. Da Huß gut zu unterhalten wußte, sein Benehmen fein war, er sich auch sorgfältig kleidete, hatte er in viele nicht unansehnliche Bürgershäuser freien Zutritt.

Um nebst seinem Gewerbe noch eine Beschäftigung zu haben, verfiel Huß auf den Gedanken, Münzen zu sammeln. In Eger besteht die Gewohnheit, daß bloß alte Münzsorten zu Taufgeldern verwendet werden. Diese wußte er nach und nach gegen gangbare Münzsorten einzutauschen, und bald wurde das Münzsammeln bei ihm zur heftigsten Leidenschaft. Nicht selten brach er um Mitternacht von seinem Lager auf und eilte in das brandenburgische*) oder sächsische Gebiet, um alte Münzen einzutauschen oder einzukaufen. Den von ihm geheilten Kranken machte er es zur besonderen Pflicht, ihm die Besitzer alter Münzen namhaft zu machen. Durch seine rastlose hierauf gerichtete Thätigkeit hatte er in kurzer Zeit eine nicht unbeträchtliche Münzsammlung zusammen zu bringen vermocht. Der gelehrte Jesuit Graffelt, Gymnasialprofessor zu Eger, lehrte ihn die gothische und andere alte Schriften lesen, gab ihm selbst Hülfsbücher, und benannte ihn selbe, die er sich anzuschaffen habe. Auch lieh er Hussen sein Manuscript über die vaterländische Geschichte, welches Huß zwar abschrieb, dabei aber leider die Quellen, aus denen Graffelt geschöpft hatte, ausließ.

*) Es sind hier die fränkischen Markgrafthümer gemeint, bekanntlich uraltes Besitzthum der Hohenzollern.

Auch die Mineralogie übte auf Huß ihre Anziehungskraft. Er sammelte in der Umgegend Mineralien, namentlich besonders schöne Eisenerzstufen von Arzberg und Neualbenrath, Bleispathe von Bleistadt, Schwerspathe von Mies, auch Manches von Schlaggenwald und Joachimsthal. Professor Succows Handbuch der Mineralogie diente ihm damals zur Richtschnur; da ihm aber Niemand Anleitung geben konnte, und die Anfänger nach bloßen Beschreibungen selten ein Mineral richtig bestimmen können, sondern die Mineralogie gleich der Botanik unter Führung eines Mineralogen praktisch geübt werden muß: so ist es ihm nicht zu verargen, wenn er nach seinem ungeleiteten Urtheile ihm unbekannte Fossilien mit falschen Etiketten versah, bei denen er aber auch blieb, wenn man ihn eines Bessern belehren wollte.

Sein Hang, seine Leidenschaft zu sammeln erstreckte sich auch auf Alterthümer. Wo er ein altes Gewehr, Schwert, eine Lanze, oder sonst alterthümliche Geräthschaften, Krüge, Gläser und dergleichen aufbewahrt wußte, rastete er nicht, bis er den Gegenstand erworben hatte. Auch eine Sammlung von Holzgattungen und Sämereien legte er an. Mit dem Gesammelten wußte er seine aus einem Vorhaus*) und zwei kleinen Zimmern bestehende Wohnung sinnvoll auszuschmücken. Im Vorhause befanden sich an den Wänden Schränke mit Mineralien, Conchylien und ausgestopften Vögeln; an der Decke hingen Seefische. In dem Zimmer

*) In Norddeutschland: Vorsaal, wenn der Raum auch noch so klein und finster ist.

rechter Hand waren die verschiedenen alten Waffen, Harnische, Helme, und der Schrank mit der Münzsammlung aufgestellt. In einem Glasschranke boten sich dem Blicke die Schwerter dar, mit denen Huß die Hinrichtung verschiedener Verbrecher vollzogen hatte. Daneben stand eine kleine hölzerne Figur, welche ein Schüsselchen in den Händen hatte, mit der Inschrift: „Beiträge zu den schönen Wissenschaften;" allerdings ein greller Contrast mit den schauerlichen Richtschwertern. Mit dem Emporblühen des Kranzensbades wuchsen auch seine Sammlungen. Der Seltenheit wegen besuchten ihn häufig Kurgäste und beschenkten ihn reichlich. Er war auch im Zeichnen und Malen nicht ungeschickt. So copirte er die von mir ihm dazu gelichenen Oelgemälde: Ansichten der Stadt Eger vom Jahre 1495 von der Ost- und Westseite, malte alle bekannten Wappen der alten Adels- und Patriciergeschlechter, kurz wurde eine Art Celebrität, und die öffentlichen Blätter erwähnten seiner öfters ehrenvoll.

Ueber dreißig Jahre wirkte er mit unermüdlichem Eifer für Erweiterung seiner Sammlungen, insbesondere der Münzsammlung. Gelehrte vom Fach ließen sich mit ihm in Correspondenz ein, und Prinzen, Fürsten und andere hohe Herrschaften besuchten den zu den Merkwürdigkeiten Egers gehörigen Scharfrichter Karl Huß. Man lobte seine Ordnungsliebe, seine historischen Kenntnisse, sein in der That bewunderungswürdiges Gedächtniß. Goethe selbst nahm nicht Anstand, bei ihm einmal in früheren Jahren ein Frühstück zu veranstalten, welches er mit einer berühmten Opernsängerin in seinem Hause einnahm.

Als Huß immer weiter im Alter vorrückte, äußerte er mehrmals gegen mich, wie schmerzlich ihm der Gedanke sei, daß nach seinem Tode seine so mühevoll zusammengebrachte und kostspielige Münzsammlung zersplittert werden würde, und bat mich, ich möge mich verwenden, daß der Magistrat von Eger oder irgend ein großer Herr dieselbe übernehme, damit sie beisammen bleibe; er habe ja keine Kinder und würde sich mit einer mäßigen Leibrente begnügen. Bei dem Magistrate war die Uebernahme mit Schwierigkeiten verbunden, daher verfügte ich mich mit dem Katalog der Münzsammlung zu Sr. Durchlaucht dem Fürsten Metternich nach Königswarth, wo ich dem hohen Herrn vor mehrern Jahren von dem Herrn Grafen Kaspar Sternberg vorgestellt worden war, und seitdem das Glück hatte, ihn persönlich verehren zu dürfen.

Nachdem der Fürst, der an allem Wissenschaftlichen das höchste Interesse nahm und insbesondere in der Naturkunde zum Bewundern unterrichtet war, den Katalog der so bedeutenden Münzsammlung (ihr innerer Werth an Gold und Silber betrug gegen 12000 Gulden Conventionsmünze) durchgesehen hatte, war er sogleich mit meinem Vorschlage einverstanden, und gab mir Vollmacht, das Geschäft mit Huß abzuschließen. Ich trug Bedenken, mit einem activen Scharfrichter im Namen Seiner Durchlaucht zu verhandeln, und schlug daher vor, demselben eine andere Stellung zu geben, indem man ihn seiner Verdienste wegen zum Egerer Bürger erhebe.

Das thut nichts zur Sache, Huß ist ein allgemein geachteter, in so äußerst seltener Art wissenschaftlich gebildeter

Mann; doch thun Sie, was Ihnen gut dünkt, erwiederte der Fürst.

Ich traf nun die Einleitung, sowohl daß Huß auf seinen Dienst resignirte, als daß ihm das Bürgerrecht der Stadt Eger ertheilt wurde, und schloß dann mit dem neuen Eger'schen Bürger das Geschäft dahin ab, daß er nicht blos die Münzsammlung sondern seine sämmtlichen Sammlungen an Seine Durchlaucht den Fürsten Metternich gegen eine Leibrente von 300 Gulden Conventionsmünze abtrete und im Königswarther Schlosse als Custos dieser Sammlungen angestellt sein solle. Der Fürst schickte mit einem verbindlichen Begleitungsschreiben den Contract bestätigt zurück. Huß, darüber im äußersten Grade erfreut, beschleunigte seine Uebersiedelung nach Königswarth, wo er als Custos sehr geachtet wurde, beträchtliche Einnahmen hatte und zufrieden lebte und starb.

In Betreff der Briefe Goethes vom 25. und 30. September und der Sendung so bedeutender Geschenke drückte ich ihm meinen wärmsten Dank aus, übermittelte einige Bemerkungen über die Sitten der Egerländer, sowie das neu verfertigte Werkzeug zur schöneren Gestaltung der Hörner, und theilte mit, daß Huß geneigt sei, die früher schon gewünschten Gegenstände abzulassen.

IX. Brief.

Weimar, den 2. December 1821.

„Daß der verirrte Roman ſich wieder eingefunden hat, freut mich ſehr; der Verluſt wäre zu erſetzen geweſen, aber mit Umſtänden und Unbequemlichkeiten. Ich habe Herrn von Stein zu ſeiner Beruhigung ſogleich davon in Kenntniß geſetzt.

„Der Hörner-Zügel iſt glücklich angelangt und wohl gerathen, auch ſogleich in Jena an ein Ochſenſkelet angelegt worden; erfahrene Oekonomen bei uns wußten nichts davon, deßhalb man denn freilich in fremden Ländern reiſen muß. Herr Huß hat den geheimen Schatz herausgegeben, ohne daß wir ſelbſt nöthig gehabt, ihn den Drachen und Ottern abzukämpfen; iſt mir höchſt angenehm. Mögen Sie ſolchen in einem Käſtchen größer oder kleiner, mit irgend einer Beilage auf der fahrenden Poſt hieher ſenden, ſo erhalte ich es ganz ſicher. Sogleich erfolgt alsdann eine Sendung von mancherlei altem Gemünzten, nicht weniger iſt an Sämereien gedacht worden, woran es auch nicht fehlen wird; nur Verzeihung, wenn dieſes und jenes langſamer erfolgt, denn es ſtürmt gar mancherlei auf mich zu. Sie können bei ſolcher Gelegenheit dem vortrefflichen Huß einige Daumenſchrauben anſetzen, damit er bekenne den eigentlichen Fundort jener ſogenannten Augiten, weil daran dem Geognoſten gar viel gelegen iſt, und das Vorkommen eines Minerals Licht über das Mineral ſelbſt verbreitet.

„Herrn Grafen Auersperg Excellenz wünſche bei jeder

Gelegenheit beſtens empfohlen zu ſein, deſſen Schreiben hat mich freundlichſt angeblickt und mich an die bedeutenden Stunden jenes ſchönen Beiſammenſeins gar lieblich erinnert.

„Auf die Sittenſchilderung des Egerer Kreiſes von ihrer Hand bin ich ſehr verlangend, beſonders iſt es wichtig, den wunderlichen Punkt der nächtlichen Beſuche ſich recht deutlich zu machen, denn der Widerſpruch einer ſolchen Handlung mit der übrigen Förmlichkeit der Sitten muß doch auf irgend eine Weiſe phyſiſch und moraliſch gelöſt werden können. Das was Sie mir darüber ſchreiben, iſt mir nicht ganz klar, ich bitte daher um gelegentliche Wiederholung.

„Das Beſte wünſchend

Treulichſt
Goethe."

Der verirrte Roman war „Wilhelm Meiſters Wanderjahre", welche Goethe mir auch verehrte. Ich lieh denſelben dem Baron Stein, der die Kur zu Franzensbad beſorgte. Herr von Stein war, als er ihn vermißte, äußerſt bekümmert. Als ſich daher der Roman vorfand und ich Goethe davon Anzeige machte, beruhigte er den Herrn von Stein ſogleich. Ich vollzog pünktlich Goethe's Aufträge, und konnte ihm melden, daß der Hundert der Augite, der Wolfsberg bei Plan im Pilſener Kreiſe ſei, und daß man daſelbſt auch verſchiedenartige Laven gefunden habe. Was die abverlangte Aufklärung über die Sitten der Egerländer betrifft, ertheilte ich dieſelbe umſtändlich.

X. Brief.

Weimar, den 8. Februar 1822.

„Euer Wohlgeboren

wenn auch nur mit wenigem zu vermelden, daß das Käſtchen glücklich angekommen iſt, halte für Schuldigkeit. Danken Sie Herrn Huß zum ſchönſten für die Augiten, ich hoffe einiges ihm Wohlgefällige dagegen mitzubringen. Sollte er durch ſeine Connexionen oder auf einer mineralogiſchen Spazierfahrt noch einige dergleichen vollkommen ausgebildete verſchaffen können, ſo würde mir dadurch ſehr viel gedient ſein, beſonders auch, wenn ſie noch im Granit ſteckend gefunden würden. Eben ſo wünſchte ich Herrn Verwalter gedankt, welcher abermals ſehr intereſſante Exemplare mitgetheilt hat.

„Die wachſende Sonne giebt mir Hoffnung, Sie wieder zu ſehen, früher oder ſpäter hängt von mancherlei Umſtänden ab, da ich mich denn der Fortdauer Ihrer freundlichen Geſinnung wieder zu erfreuen hoffe. Gedenken Sie meiner mit den werthen Ihrigen, und empfehlen mich an Herrn Grafen Auersperg zum Allerſchönſten.

„Zur Fortſetzung Ihres mir ſo intereſſanten Werkes das beſte Gedeihen wünſchend

Ergebenſt.

W. Goethe.“

Da ich Goethe's Wunſch ſo gerne befriedigen und ihn bei ſeiner Ankunft mit neuen Mineralien überraſchen wollte,

ſo freute ich mich ganz insbeſondere, daß ich ihm nebſt A
derem auch einen Mammuthszahn würde vorlegen könne
der im Kalkbruche bei Dölitz, eine Viertelſtunde von Eg
aufgefunden worden war.

Dienstag, den 18. Juni 1822.

„In Eger 5½ Uhr." „Mittwoche den 19. Juni 182
Mit Polizeirath Grüner. Zeiſſler Elephantenzahn eige
Art, auf das Mammuth hindeutend. Deſſen Werk ü
die Sitten des Egerer Volks mit ſchönen Zeichnung
Gegen 3 Uhr ab."

Der Mammuthszahn machte auf Goethe einen beſo
deren Eindruck. Der Schmelz des Zahnes war ſo friſ
als ob er ſo eben aus der Kinnlade des lebenden Thie
geriſſen worden wäre. Ich erwähnte, daß, weil ich zu
ſammelnden Mitgliede des böhmiſchen Muſeums ernan
ſei, ich dieſem den Zahn übermitteln werde.

Seien Sie mit der Abſendung nicht eilig, ſagte Goeth
wir müſſen dem Zahne noch etwas abgewinnen, verwahr
Sie ihn bis zu meiner Rückkunft von Marienbad, — w
ich zuſagte.

Er blätterte wohlgefällig in meinem Manuſcripte üb
die Sitten der Egerländer, und bezeigte Freude über
colorirten Zeichnungen. Auch erſuchte er mich, für i
Wein in Karlsbad zu beſorgen, und reiſte nach Marienb
ab. Kaum dort angekommen ſchrieb er mir eigenhänd
folgendes Briefchen.

XI. Brief.

Marienbad, den 19. Juni 1822.

„Eure Wohlgeboren

vermelde eilig, daß Herr Inſpector Gradl die Beſchaffung des Weines übernommen hat. Die Lieder der Egerländer habe ſämmtlich geleſen und finde ſie probat. Haben Sie die Gefälligkeit mir das reine Manuſcript zu ſenden. Da ich Zeit genug finde, es zu leſen, ſo unterhält es mich angenehm, und wir ſprechen deſto eher und gründlicher darüber.

„Der foſſile Zahn ſteckt mir in den Gliedern, ich wünſchte Ihrem Patriotismus einige Milderung. Beſtens mich empfehlend

Goethe."

Marienbad, den 30. Juni 1822.

„Polizeirath Grüner unerwartet den Karlsbader Wein bringend, auch ſeine Arbeiten über den Egerer Kreis. Präſekt Steinhäuſer, Profeſſor Zauper von Pilſen. Zuſammen ſpazieren. Mittag P.-Rath Grüner zu Tafel. Unterhaltung mit ihm und beiden oberwähnten Pilſnern. Er fuhr ab."

Goethe zeigte Freude über meine Ankunft, und nahm mein Manuſcript mit den Worten: Jetzt habe ich Zeit, es ſo durchzuleſen, daß ich mit Ihnen hierüber in Eger gründlicher ſprechen und meine Anſicht mittheilen kann. Ihre Arbeit intereſſirt mich ſehr. Sie verweilen doch bei uns?

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein groſſer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedne Geſtalten. Eine Meerkatze ſitzt bey dem Keſſel und ſchäumt ihn, und ſorgt, daß er nicht überläuft. Der Meerkater mit den Jungen ſitzt darneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Mir widerſteht das tolle Zauberweſen!
Verſprichſt du mir, ich ſoll geneſen,
In dieſem Wuſt von Raſerey?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?

Ich erwiederte, daß meine Geſchäfte mir dieſes große Vergnügen rauben, indem ich heute wieder in Eger eintreffen müſſe.

Seien Sie mein Gaſt, ſagte Goethe, ich habe den Profeſſor Zauper aus Pilſen kennen gelernt. Der Mann hat Kenntniſſe, er gefällt mir ſehr wohl, ich habe ihm auch Aufmunterndes geſagt.

Ich drückte meine Bewunderung der aus der Umgegend von Marienbad geſammelten Mineralien aus.

Darauf Goethe: Nicht wahr, mein Stadelmann hat ſchon viel Gutes zuſammengeſchleppt, die Gegend iſt ſehr intereſſant, auch iſt er am Fundorte der Augiten geweſen, und wie Sie ſehen habe ich eine ſchöne Suite ihres Vorkommens am Wolfsberge beiſammen. Es giebt viel zu ordnen und zu ſchreiben, das wollen wir für Eger vorbehalten, und Sie Freund dabei in Anſpruch nehmen.

Sowohl beim Spaziergange als bei der Tafel war Goethe ſehr heiter und wir mit ihm.

Mittwoch, den 24. Juli 1822.

„Wieder in Eger angekommen. Später Rath Grüner"

Goethe kam Nachmittags um 4 Uhr in Eger an. Der Bediente Stadelmann ſuchte mich auf, und fand mich an Egerfluße mit der aus demſelben zu Tage geförderten ſogenannten Heideneiche beſchäftigt. Mit dieſer Eiche hat es folgende Bewandtniß. Es ging die Sage, daß die Heiden um eine Eiche getanzt hätten, an welcher ein Götzenbild ange-

bracht war. Durch einen Blitzstahl wäre diese Eiche in den Fluß geschleudert und nicht mehr gefunden worden. Da ein sehr altes Kirchlein zu St. Jacob am Egerfluße stand, und die Heiden zu ihrem Götzendienste einen dem Jodut oder Juel auch Goel geweihten Ort zu wählen pflegten, auch an einer Berglehne noch viele Eichen standen, so ließ ich mit einem Kahne Versuche zum Auffinden machen. Man stieß auf einen quer im Egerfluße liegenden Stamm, und nachdem mittelst Aufziehens eines Mühlwehrs der Wasserstand um Vieles niedriger geworden, konnte der Umfang und die Länge der Eiche näher untersucht werden. Mit gewöhnlichen Wagenwinden konnte sie offenbar nicht in Bewegung gesetzt werden, daher wurde es mit acht Pferden versucht, allein es rissen die Ketten. Nun wurde der Versuch mit acht starken Ochsen fortgesetzt; diese hoben die Eiche zwar über den Wasserspiegel, allein es war unmöglich sie über das Ufer zu bringen. Die mehrtägigen Arbeiten setzten das Volk der Stadt und Umgegend in Bewegung, denn es hieß, es würde ein goldenes Kalb (der Götze) mit aufgefunden werden. Nach fruchtlosem Ablaufe aller Versuche übernahm der geschickte Oekonom und Besitzer des Gutes Kinsberg, Renner, die Leitung der Arbeit mit der Versicherung, daß, wenn ich ihm Schrauben, womit ganze Dachstühle gehoben werden, verschaffe, er die Eiche bald außerhalb des Flußes haben werde. Er traf die Vorrichtung dazu auf der an den Fluß stoßenden Wiese, und brachte den Stamm mittelst solcher Schrauben glücklich an das Land.

In dieser Beschäftigung traf mich Stadelmann, der ein Stück der Eiche mitnahm, und sich von der anwesenden

Volksmasse überzeugte. Ich traf Anordnungen wegen der Bewachung des Eichenstammes, konnte aber der Einladung Goethes, ihn zu besuchen, erst um acht Uhr entsprechen. Der Empfang war wie gewöhnlich sehr freundlich.

Mein Stadelmann, sagte Goethe, hat mir Ihre heroische Unternehmung erzählt, was hat sie dazu verleitet? was halten Sie von dieser Eiche?

Ich erzählte Veranlassung und Hergang, und fügte bei, daß mir diese Eiche sehr problematisch bleibe; denn ich wisse nicht zu erklären, auf welche Art die muschelförmige Aushöhlung auf der Oberfläche des so harten Stammes, dann die in den feinsten Zwischenräumen befindlichen sehr dünnen eisenartigen Blättchen entstanden seien.

Goethe erwiederte: Morgen, wenn Sie Zeit haben, wollen wir sehen, was wir dieser Heideneiche abgewinnen können.

Donnerstag, den 24. Juli.

„Mit Rath Grüner Manches besprochen, auch festgesetzt, die Eiche soll bis zu Grafen Sternbergs Ankunft unberührt liegen bleiben."

Goethe fuhr allein zur Eiche, weil ich nach Oberlohma verreisen mußte, und erst gegen Abend zurückkommen konnte.

Bei meinem Eintritte sagte Goethe: Ich habe die wundersame Eiche besichtigt, und ich wünschte, daß sie bis zur Ankunft des Grafen Sternberg unberührt liegen bliebe, denn

ich bin mit mir ſelbſt noch nicht einig. Hier haben Sie einen an Sie gerichteten Brief vom Grafen, er will den 30. kommen.

Graf Sternberg aviſirte mich, daß auch Dr. Pohl der Braſilianer und der berühmte Chemiker Berzelius bei Goethe ihre Aufwartung machen würden. Goethe ſah ſehr gut aus, war heiter, weßwegen ich ſagte, Marienbad habe ihm vortrefflich angeſchlagen. Er aber erwiederte:

Ich befinde mich ſehr wohl; es mag ſein, daß, obſchon man zweitauſend Klafter über der Meeresfläche*) reinere Luft einathmet, doch die fortdauernde Bewegung und die Reiſe mich in dieſen Zuſtand verſetzt haben. So gut ich dort die Anſtalt getroffen habe, ſo dürfte dennoch die Verordnung, welche fremden Aerzten in Badeörtern die Praxis unterſagt, einen nachtheiligen Einfluß auf die böhmiſchen Bäder nehmen, denn der Kranke ſchließt ſich ſo gern an ſeinen Arzt an. Dr. . . . . in . . . hatte alle Jahre gegen 1000 Stück Dukaten von Karlsbad weggeführt, und nun kurirt er mit künſtlich erzeugten Mineralwäſſern. Die Natur hat uns Winke gegeben, dieſe müſſe man befolgen, und die noch abgängigen Beſtandtheile bei den Mineralwäſſern durch Kunſt ergänzen. Es wird ſich auch dieſe Anſicht wieder ändern, eben ſo wie man davon zurückkommen wird, daß man die Aufſchriften bei den neuen Häuſern mit lateiniſchen oder gothiſchen Buchſtaben ſchreiben läßt, z. B. „Zum weißen Schwan," „Zum goldenen Lamm" u. ſ. w.:

*) Marienbad iſt 1803, Eger 1389, Karlsbad 1161, Kloſter Teyl 1068, Franzensbad 1417, Teplitz 709 Wiener Klafter über die Meeresfläche erhoben.

Denn es wird bald ein Hauseigenthümer von einem Künſtler ſich einen ſchönen Schwan, wie er aus gutgemachtem Schilf hervorkommt, als Aushängeſchild malen laſſen, und dies wird wieder Nachahmung finden; ſchlecht gemalte läßt man ohnedies nicht aushängen, und gut gemalte geben den Kutſchern und Fremden ſchon von weitem einen Anhaltepunkt. Um mein Gedächtniß zu prüfen, bin ich gan Karlsbad auf- und abgegangen, und es freut mich alle Aushängeſchilder der Reihe nach nennen zu können.

Freitag, den 26. Juli 1822.

„Mit Rath Grüner zu Wagen nach Pograth, Eiſenſteingruben, zum Seelberg, in's Thal, zur Thongrube, hinauf zu Kinsberg. Bedeutender alter Thurm, zurück, meiſtens auf der Chauſſee. Mineralien ausgepackt, geordnet und beſprochen."

Um zwei Uhr des Nachmittags fuhren wir nach Pograth zu den Eiſengruben, eine Stunde ſüdlich von Eger. Von da wurde ein ſeltener verzüglicher Eiſenſtein mit weißem Ueberzuge, innen bläulich, dann in großen ſchweren Klumpen vereiſentes Holz mitgenommen. Dieſe Eiſengruben befanden ſich nahe am Dorfe Pograth, an Abhange des Berges, rechts auf einem Hügel. Die Halden zeigen den Fundort an.

Der Kreuzweg, der von Pograth bis zu dem Wallfahrtsorte Loretto führt, erregte Goethe's Intereſſe. Der Bach, der bei Pograth ſich mit dem Wanderbrunne vereinigt, wird

der Bach Cedron genannt. Das hat Bezug auf die gemauerten Stationen, in welchen das Leiden Jesu bildlich in Farben dargestellt ist. Auf dem Oelberge fanden wir Jesum mit den Jüngern in Lebensgröße aus Holz frisch angestrichen, und mit auf Pfählen befestigten Lampen umgeben.

Goethe fragte, wem diese kostspielige Unterhaltung der Stationen obliege. Ich gab ihn die Auskunft, daß ehemals die Jesuiten, welche das Gut Kinsberg besaßen, sie unterhielten, und daß der Wallfahrtsort einst sehr besucht war, denn ich hätte in den Annalen der Kinsberger Jesuiten von **1639** bis **1744**, welche ich im Original besitze, gefunden, daß da in einem Jahre **80000** Personen das heilige Abendmahl dargereicht wurde. Nach Aufhebung der Gesellschaft Jesu wurde es ein Religionsfondsgut, und unter dessen Verwaltung würden die Stationen zuletzt ganz eingegangen sein. Allein eine Tischlerin sammelte unter dem Landvolke Beiträge zur Unterhaltung derselben, welche sie trotz ihrer Armuth dennoch treulich verwendet und deßhalb unbegrenztes Zutrauen genießt.

Vom Oelberge ging Goethe zu Fuße nach den Thongruben hinab, weil ich ihn aufmerksam gemacht hatte, daß bloß der hier gefundene Thon zur Verfertigung der Flaschen tauge, in denen das Mineralwasser von Marienbad und Franzensbad versendet wird. Er erkundigte sich in den Thongruben über die Art der Flaschenfabrikation, und nahm von den verschiedenen Sorten Thon Stücke mit. Ueber die Entstehung des Thons äußerte er sich, daß derselbe wahrscheinlich von dem von den Gebirgen herabgeschwemmten verwitterten Thonschiefer herrühren dürfte, weil sich die

Mächtigkeit dieſes Thons nach der Lage der Berge richte
indem er am Fuße eine, aufwärts aber nur eine halbe Klaf
ter tief liege.

Hierauf beſtieg Goethe die Anhöhe, um den alten Thurn
zu beſichtigen, der von Weitem die Aufmerkſamkeit auf ſic
zieht. Die Bauart iſt lobenswürdig, ſagte Goethe, ſie ſchein
in die Zeit der Römer oder Markomannen zu fallen; di
Steine ſind ſo gut untereinander verbunden, daß man auc
auf der Nordweſtſeite keine Spur einer Zerſtörung, ode
Aushöhlung des Mergels wahrnehmen kann.

Da der Kurort Marienbad dem Kloſter Tepl gehört un
von demſelben unterhalten wird, ſo erzählte ich Goethe, da
der Stifter dieſes Kloſters, Rosnata, in dem Thurm 122
gefangen ſaß und ſtarb.

Man hat von hier eine beſonders ſchöne Ausſicht au
die romantiſche Gegend. Wir nahmen den Rückweg übe
Schleppenhof, und verweilten einige Zeit in der bedeutende
Bachmeyer'ſchen Fabrik mit Spinnmaſchinen, dann auch be
den hier zerſtreut umherliegenden, oft in klaftertiefem Thon
ſteckenden ungeheuren Baſaltklumpen, von denen abgehauene
Stücke ebenfalls mitgenommen wurden.

Der Weg war ſchlecht, daher trachteten wir die Chauſſe
zu gewinnen, auf der wir nach Hauſe fuhren. In Goethes
Zimmer wurde das Mitgebrachte auf die erwähnte, von ihm
angeſchaffte große Tafel gelegt und geordnet.

Sonnabend, den 27. Juli 1822.

„Pol. R. Grüner. Herr Huß. Bleistufe. Für mich zu Mittag. Mit Grüner auf Dölitz, die Reste des dort gebrochenen Kalksteins aufsuchend. Nachts Rath Grüner, kleine Gedichte."

Der Scharfrichter Huß, dessen Lebenslauf mitgetheilt worden ist, brachte vor Tisch einen sehr schönen Bleispath von Bleistadtl mit starken deutlichen Crystallen; es kommen dort besonders schöne krystallisirte Braunbleierze vor.

Sie sollen hierüber gelobt werden, Herr Huß, sagte Goethe, wir wollen sehen, was für Sie wieder zu thun sei.

Darauf Goethe zu mir: Den Fundort des Mammuthzahns wünschte ich in Augenschein zu nehmen, könnten Sie mich nach Tische nach Dölitz begleiten?

Ich bejahte die Frage mit Vergnügen, und gleich nach Tische wurde dahin gefahren. Von Dölitz aus erblickte man östlich Maria Kulm, nördlich Franzensbad, westlich den Kammerbühl, und südlich den Fundort der Heideneiche und die Stadt Eger, dann den Kranz der Gebirge, welche das Egerthal einschließen. Goethe betrachtete aufmerksam die ganze Gegend, dann fragte er mich, ob die durch das Thal getrennten Dörfer jenseits auch Kalkgruben besitzen, und ob dort ein ähnlicher Kalkstein und Mergel wie hier zu Tage gefördert werde? Ich konnte diese Frage mit dem Beisatze bejahen, daß ich auch von jenen Dörfern Kalkstein und Mergel zu Hause hätte.

Das ist klug von Ihnen, Sie ersparen mir den Hinweg.

Es wurden nun vom Mergel und Kalkstein Exemplare

eingepackt, und da die Luft rauh geworden war, auch Goethe sagte, daß sein linkes Auge sich entzünde, so wurde das Zeichen zum Abfahren gegeben. Bevor er in die Kutsche stieg, ging er zu den Schnittern, betrachtete ihre Schleifsteine, und wollte wissen, woher dieselben stammen. Die Schnitter konnten aber keine andere Antwort geben, als daß sie die Schleifsteine auf dem Egerer Markt gekauft hätten.

Nach der Ankunft in Eger wurden die Exemplare auf die mehrerwähnte große Tafel gelegt. Zur Vergleichung brachte ich auch die von mir bei den Dörfern Dirschnitz, Oberndorf, Trebendorf gesammelten Exemplare, die ihm sehr willkommen waren.

Ich empfehle Ihnen, sagte Goethe, diese Kalkbrüche öfter zu untersuchen, und dabei die Arbeiter aufmerksam zu machen, daß sie jene Kalksteine, oder den Mergel, in welchen Pflanzen- oder andere Abdrücke, Muscheln, Schnecken vorkommen sollten, für Sie auf die Seite legen möchten, denn das ist von großer Bedeutung. Wenn Sie mir nicht so kräftig versicherten, daß der Mammutbzahn hier gefunden worden sei, so würde ich diesen Fundort bezweifeln.

Ich antwortete: Die Familie Kriegelstein, welche dieses Gut besaß, hat die Kalkgruben betrieben, und den Zahn als eine dort aufgefundene Merkwürdigkeit bewahrt. Ich würde Nachgrabungen eingeleitet haben, aber der jetzige Eigenthümer war verstorben, und weder der jetzige Besitzer noch sonst Jemand konnte mir Aufklärung geben, denn wie Eure Excellenz sahen, ist die Oberfläche durchaus zu Feldern zugerichtet, daher konnte ich nichts veranlassen.

Es wäre freilich gut geweſen, ſagte Goethe, denn Sie waren wahrſcheinlich der Meinung, wo der Zahn war, könnten ſich auch andere Gliedmaſſen finden.

Ich übergab Goethe, wie ich ſchon manchmal gethan, einige in früheren Zeiten von mir verfaßte kleine Gedichte, die ſich nicht alle für die Oeffentlichkeit eignen, die ihn aber zum Lachen und zu dem Ausrufe brachten: Wo haben Sie die Sachen her, das iſt etwas für unſeren Sereniſſimum.

Die Entſtehung eines dieſer Gedichte darf ich anführen. Daſſelbe war auf Napoleon gemünzt. Ich ging über die Prager Brücke und bemerkte, daß bei Ausbeſſerung der Eiswehren der Rammler oder die Hoye*), wenn alle Arbeiter ſich zugleich neigten, in die Höhe ſtieg, wenn ſie aber aufrecht ſtanden herabfiel, und die Pfähle in das Erdreich trieb. Da machte ich folgendes Impromptu:

Wenn alle Köpfe gleich ſich neigen,
So pflegt es raſch empor zu ſteigen,
Mit Eiſen iſt der Kopf und auch die Bruſt vermacht,
Es zweckt nur ab, die andern tief zu drücken,
Doch wird's ihm nur ſo lange glücken,
Bis man ihm dieſe Kraft verſagt,
Und dies kann dann allein geſcheh'n,
Wenn alle aufrecht ſtehn,
Vor ihm nicht mehr ſich knechtiſch bücken.

Ich dachte, als ich dieſe Zeilen verfaßte, an Napoleons Starrſinn, an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, und an die Zuſammenkunft der Souveraine in Erfurt. Als dieſer Congreß verſammelt war, dachte ich, wenn nur dieſe Mächtigen zuſammengehalten hätten, ſo würde dieſer

*) Beide Wörter provinciell für: Die Ramme.

Und ſchafft die Sudelköcherey
Wohl dreyßig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen, gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Kapitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberey zu haben:
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn

kleine Mann, der die Maxime Divide et impera! ſo
anzuwenden verſtand, nie ſo groß geworden ſein. Ueb
gens wird ihm Niemand abſprechen können, daß er
großer Geiſt, eine in Jahrtauſenden kaum wiederkehre
Erſcheinung im Menſchengeſchlechte war.

Darauf Goethe: Sie haben recht. Als Napoleon
Erfurt war, wünſchte er, ich möchte ein Trauerſpiel „Brut
ſchreiben. Der Großherzog ſchickte deßhalb eine Eſtafette
mich. Der Gegenſtand war mir zu heiklich, daher unter
ich es.

Ein zweites Sprüchlein lautete:

„Seht Vater, was der Zeiſig macht,
Er läßt den Unrath in die Suppe ſpritzen,
Hatt' ich's gethan, wie mußt' ich ſchwitzen,
Ihr laßt es ſo geſcheh'n und lacht!

Ein Bauer war nämlich in der Stadt geweſen,
hatte da von allen Seiten gehört, welche große Freihe
die Monarchen nach der großen Leipziger Völkerſchlacht
Völkern zugeſichert hätten. Als er nach Hauſe kam, erzä
er ſeinem Weibe, was er in der Stadt gehört. Nun, A
ſagte er, wir könnten auch etwas thun, warum ſoll u
Zeiſig immer im Vogelbauer eingeſperrt ſein, laſſen wir
frei in der Stube. Da der Zeiſig ſehr zahm wurde, flo
auf den Rand der Suppenſchüſſel, und entleerte bei e
Wendung ſich in dieſelbe. Da ſagte der Knabe jenes Spr
lein. Bald darauf wurde der Zeiſig, weil er Alles in
Stube beſchmutzte, wieder in den Bauer geſperrt, un
blieb Alles beim Alten, wobei ſie ruhig und zufrieden leb

Montag, den 28. Juli 1822.

„Rath Grüner nach Franzensbad. Rath Grüner brachte Granit und ſonſtiges Geſtein, blieb bis Mitternacht."

Nach der Rückkehr von meiner Geſchäftsreiſe nach Franzensbad brachte ich Goethe Abends aus den Roſſenreuther Steinbrüchen ein Stück Gneuß, worauf Granit gelagert und mit dieſem zu einen Geſtein verbunden war. Sehen Eure Excellenz, ſagte ich, hier haben ſich Vulkan und Neptun innigſt verbunden. Ich kann mich daher nicht überzeugen daß der Granit ein vulkaniſches Produkt ſei. Wenn es mir als Neuling zuſtände, ſo würde ich meine Anſicht hierüber ausſprechen.

Ihr Juriſten, erwiederte Goethe, habt ein eigenes Feld, ihr hört und prüft beide Theile, ehe die Entſcheidung folgt; auch in der Naturwiſſenſchafft muß man die verſchiedenen Anſichten, meiſt Hypotheſen, gelaſſen anhören, prüfen, und ſeine Meinung beſcheiden äußern. Laſſen Sie hören, auf welche Art Sie den Vulkan von Ihrem Geſtein wegbringen.

Ich halte, ſagte ich, dieſen Granit für einen Abkömmling vom Gebirge, daher für einen jüngern. Jener auf den Bergen zerbröckelt ſich, das Waſſer hat ihn herabgeſchwemmt, zu einer Zeit, als der feinkörnige Granit ſich wagerecht lagerte, jedoch nicht zur feſten Gneußmaſſe gebildet war. Der am Gipfel der Berge zerbröckelte hat eine braune, ochergelbe Farbe und ſcheint von eiſenhaltigem Waſſer bedeckt und geſchwängert worden zu ſein. Das eiſenhaltige

Waſſer war nun bei jenem Granit, den ich den „jüngeren" nenne, das Verbindungsmittel, als er auf dem Gneuß erſtarrte. Zum Beweiſe könnte ich anführen, daß man große Blöcke Granit findet, welche ochergelbe, das ganze Geſtein durchziehende Ringe haben, die doch von keinem Vulkan oder feuerflüßigem Zuſtande herrühren können.

Darauf Goethe: Mich freut es, daß Sie in dieſe Wiſſenſchaft ſo kräftig eindringen und daran Vergnügen finden. Wir wollen an Ort und Stelle Ihre Anſicht näher prüfen. Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch ein Späßchen erzählen, welches unſer Großherzog mit unſerem Lenz*) ſich gemacht hat. Profeſſor Lenz in Jena feierte ſein Dienſtjubiläum. Der Großherzog, der wußte, daß Lenz, wie ſein Lehrer Werner, ein eifriger Neptuniſt war, ließ eine Torte in Form eines ausgebrannten Vulkans machen und die goldene Ehrenverdienſt-Medaille hineinlegen. „Nun, lieber Lenz, werden Sie doch dem Vulkane einen günſtigen Blick zuwerfen!" Nicht wahr, das war artig? ſchloß Goethe.

Ich hörte elf Uhr ſchlagen, und empfahl mich.

Sonntag, den 29. Juli.

„Rath Grüner, während des Eſſens fortgeſetztes Ordnen der Mineralien."

Ich beſuchte Goethe um halb ein Uhr. Er lenkte das Geſpräch auf die Heideneiche, auf die Reſten, welche ihr

*) Director des Jena'er Mineralienkabinets und Profeſſor.

Herausſchaffen aus dem Fluße verurſachte, und ſtellte Betrachtungen an, wie viele Jahrhunderte nothwendig waren, um ſie in ihren gegenwärtigen Zuſtand zu verſetzen. Ich bin begierig, ſagte er, was Graf Sternberg dazu ſagen wird.

Goethe war auf dem Kammerbühl geweſen, und hatte von da neue Suiten Schlacken mitgebracht, die auf die große Tafel gelegt wurden. Sie war ganz mit Steinen belegt, dieſe waren jedoch noch nicht geordnet. Ich begann, ſie nach der Himmelsgegend und nach dem Fundorte zu ordnen, und weil die Zeit nahte, zu welcher Goethe zu Mittag zu ſpeiſen pflegte, wollte ich mich empfehlen. Allein er wünſchte, daß ich mit dem begonnenen Geſchäfte fortfahren möchte. Auch lud er mich für den nächſten Tag zu Tiſch, weil er, wie erwähnt, den Grafen Sternberg erwartete.

Dienſtag, den 30. Juli 1822.

„Rath Grüner und Kinder. Neues bringend, fortgeſetztes Ordnen. Tiſch mit Rath Grüner. Nachher nach dem Kammerbühl."

Goethe unterhielt ſich oft mit meinen Kindern, und es war intereſſant, zu ſehen, wie er zu repuerescciren verſtand. Er ſagte mir Erfreuliches über ihre Talente und ſeine Unterhaltung mit ihnen.

Mit dem Numeriren und Verzeichnen der geſammelten Geſteine wurde fortgefahren. Um zwölf Uhr Mittags kam

Graf Sternberg im Gaſthofe zur Sonne an. Goethe ging ihm bis zur Hälfte der Treppe entgegen, ſie umarmten ſich wie alte Bekannte und Freunde. Bald darauf brachte eine zweite Kutſche den berühmten Chemiker Berzelius aus Stockholm, und den Dr. Pohl, der durch fünf Jahre in Braſilien auf kaiſerliche Koſten naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände geſammelt hatte. Goethe benützte das zweite Zimmer zum Empfange. Nie hatte ich ihn in ſolcher Haltung und mit einem ſolchen Benehmen geſehen. Es war eine eigene Art, mit der er die beiden ihm fremden Gelehrten empfing. Es war eine Freundlichkeit, die zwar nicht mit Stolz gepaart, aber ſo beſchaffen war, daß ſie Ehrfurcht gebot; man mußte das ſehen, beſchreiben kann man es nicht. Nach der etwas ceremoniöſen Bewillkommnung öffnete Goethe die Thüre zu dem Zimmer, in welchem die große Tafel mit den geordneten Mineralien ſich befand. Nun wurde das Geſpräch allgemein bis zum Mittagsmahle.

Bei Tiſche machte Goethe die Herren auf meine Manuſcripte aufmerkſam und ſagte Manches zu meinem Lobe, theils vielleicht um mich noch mehr aufzumuntern, theils um den Gäſten begreiflich zu machen, warum er mir ſeine Gunſt zuwende und ein Plätzchen unter ſo ausgezeichneten Männern gönne. Auch erzählte er ihnen von der Heideneiche und mit welchem Anſtrengungen ich ſie aus den Fluße habe heben laſſen. Graf Sternberg theilte darauf mit, daß man in ſeinem Kohlenbergwerke auf einen aufrecht ſtehenden verkohlten Stamm geſtoßen ſei, den er erſt vorſichtig rings umgraben und zu Tage fördern laſſen müſſe, um ſeine Betrachtungen über ihn anſtellen zu können.

Nach Tische machte Berzelius einige Experimente, namentlich mit Apatit, der erhitzt zerstreut hingeworfen eine Helle wie ein Sternlicht verbreitete. Ich hatte bei dem Dorfe Schlada einen nahezu kugelförmigen Stein gefunden, der die Farbe eines schwärzlichen Basaltes hatte, aber viel schwerer war als Basalt. Berzelius schlug ein Stückchen ab, im Mörser zerstoßen, zeigte dasselbe die gelbe Ocherfarbe. Die angewendeten Reagentien bewiesen, daß dieses Gestein einen sehr reichen Eisengehalt hatte.

Hierauf wurde auf den Kammerbühl gefahren, über welchen Goethe bei jeder Gelegenheit die Meinung anderer Naturforscher hören wollte, weil er über ihn mit sich nicht einig werden konnte. Nachdem Berzelius die große Oeffnung auf dem Kammerbühl besichtigt hatte, äußerte er: Dieser Vulkan gleicht ganz genau jenen in der Auvergne. Als er nun auf die Regelmäßigkeit der Straten aufmerksam gemacht wurde, sprach er seine Meinung dahin aus, daß der herrschende Westwind auf sie Einfluß genommen haben möge, weil sie von Westen nach Osten gelagert wären.

Ich blickte Goethe bedenklich an, weil ich mich schon früher ausgesprochen hatte, daß nach physikalischen Gesetzen sich diese Lagerung nicht deutlich erklären lasse, weil Klumpen vom vorgeblichen Krater gegen hundert Schritte entfernt waren, die nicht so leicht durch den Westwind hatten herabgetrieben werden können. Gesetzt, es wäre geschehen, so hätten die herabgetriebenen Schlacken einen Eindruck auf die tiefer liegenden Schlacken machen, und deren feine Spitzen, die Nadeln vergleichbar sind, abstumpfen müssen. Waren sie noch in ganz oder halb flüssigem Zustande, so

hätte das Lagern dieser oft über vierzig Pfund schweren Basaltklumpen eine Vertiefung auf den unteren Straten hervorgebracht, was doch bei der genauesten oft wiederholten Besichtigung nicht wahrgenommen werden konnte.

Goethe hörte bloß zu ohne eine Meinung abzugeben. Später äußerte er sich gegen den Grafen Sternberg, daß, so lange der Hügel nicht von der Sohle bis zu dem vorgeblichen Krater durchfahren sei, er problematisch bleiben werde.

Mittwoche, den 31. Juli 1822.

„Der Graf, Pohl und Gruner zur großen Eiche. Der Graf und Pohl fuhren um 9 Uhr bei hellem Mondschein ab."

Wir speisten diesen Tag wieder mit Goethe. Nach Tisch wünschten Graf Sternberg und Dr. Pohl die Eiche zu besuchen. Goethe blieb zu Hause. Wir gingen zu Fuß. Auf dem Wege kam das Gespräch auf die Völker, welche zur Römerzeit die Gegend bewohnt haben mochten, und man war einig, daß es die Marisker gewesen, welche zu Nachbarn die Hermunduren hatten, welchen letzteren Tacitus mit Unrecht ihren Wohnort im Riesengebirge angewiesen haben dürfte. Ich entwickelte meine Ansicht über die Einwanderung der Boyer in Böhmen in folgender Art.

Wenn man auch über das Jahr des Zuges der Boyer unter Sigoves nicht einig ist, unterliegt doch keinem Zweifel, daß sie aus Gallien in großer Anzahl über den Rhein

kamen. Dieſes Volk mußte ſich bei ſeiner Wanderung ſeiner Heerden wegen an die Flüſſe halten. Wenn ich annehme, daß ſie bei Mainz über den Rhein gingen, ſo trafen ſie den Main, und ſtießen, demſelben aufwärts bis über Bamberg folgend, an das hohe Gebirge, wo, wie Tacitus ſagt, die Leute in den Waldungen in Hütten wohnten. Dieſes Gebirg war in keinem Falle ſchon das böhmiſche Gebirge, wie ſo viele Schriftſteller annehmen, ſondern das Fichtelgebirge. Hier mußten ſie Halt machen, und Kundſchaften verſenden, um einen Weg, und zwar den kürzeſten zu erforſchen, weil ſie wahrſcheinlich von nachziehenden Völkerſchaften gedrängt wurden. Das Fichtelgebirge ſtreckt bekanntlich zwei ungeheuere Arme aus, rechts den Böhmerwald, links das Erzgebirge. Um hindurch zu gelangen, mußten ſie den Weg über Kulmbach nach Weißenſtadt einſchlagen, und kamen zur Eger, ad flumen album, welchen Tacitus mit der Elbe verwechſelte. An dieſen Strom gelangten ſie, indem ſie längs des Egerfluſſes fortzogen, der ſehr fiſchreich und mit üppigen Wieſen eingefaßt war. Nun konnten ſie, indem ſie theils der Elbe, theils der Moldau, theils den in dieſe beiden Ströme einmündenden Flüſſen folgten, in Böhmen vordringen, ſich zerſtreuen und niederlaſſen.

Die beiden Gelehrten fanden meine Annahme wahrſcheinlich, und unter dem Geſpräche darüber kamen wir zur Eiche. Dieſelbe war in zwei Klötze zerſägt, die äußere Farbe war ſchwarz, die innere ſchwärzlich-bläulich. Auf der Oberfläche hatte ſie muſchelförmige, einen halben Zoll tiefe Ausböhlungen, die bräunlich ausſahen. In den feinen Sprüngen derſelben wurden Blättchen von ſchwärzlichem Metall,

dünn wie das feinste Papier, wahrgenommen. Besonders fiel ein scharfkantiges viereckiges Loch auf. Ich hatte es zuerst mit dem Finger sondirt, und bei näherer Untersuchung ergab sich, daß die Oeffnung den ganzen Stamm durchziehe und bei dem sogenannten Zwiesel den Ausgang nahm, wo die Eiche in zwei starke Aeste sich getheilt haben mochte.

Was die Ausböhlungen an der Oberfläche betrifft, schrieben wir dieselbe entweder Insekten oder den Wellen zu. Die feinen Blätter wurden für Eisenerz erklärt. Jenes viereckige in der Mitte der Eiche wahrgenommene Loch betreffend, setzten wir fest, daß kein Stab von Metall darin gewesen sein konnte, weil dieses sonst Spuren hinterlassen haben würde. Ueber die Entstehung des Loches wurde nicht einmal eine Vermuthung gewagt. Graf Sternberg nahm ein Stück der Eiche, die ich auf Bohlen schneiden ließ, mit, wie schon Goethe eines auf seiner Mineralientafel liegen hatte.

Bald nach der Rückkehr reiste Graf Sternberg mit dem Dr. Pohl von Eger ab. Der letztere, mit welchem ich einst die Vorlesungen des Professors Mikan in dem gräflich Canal'schen Garten zu Prag über Botanik gehört hatte, verehrte mir zum Andenken einen schönen brasilianischen Amethyst.

Nach der Abfahrt der beiden Herren sagte Goethe: Sie verweilen doch noch einige Zeit bei mir und erzählen das Vorgefallene.

Ich setzte nun meine Hypothese über die Einwanderung der Boier in Böhmen so auseinander, wie ich sie dem Grafen Sternberg und dem Dr. Pohl vorgetragen hatte, um auch seine Meinung zu vernehmen.

Goethe ſagte: Man will aber dieſen ganzen Zug der Boyer, als von Livius erdichtet, behaupten.

Ich kenne dieſe Behauptung, entgegnete ich. Es wird nämlich eingewendet, daß die Zeitrechnung nicht genau übereinſtimme, und daß kein anderer Schriftſteller davon Erwähnung mache, folglich müſſe Livius die Einwanderung erdichtet haben. Die Einwanderung nach Italien ſoll unter Bellovesos geſchehen ſein. Wie viele geſchichtliche Begebenheiten beruhen nicht in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit auf dem Zeugniſſe eines einzigen Schriftſtellers? Ich ſehe keinen Grund ein, warum Livius gerade dieſe Einwanderung erdichtet haben ſoll. Wenn daher Eure Excellenz nichts dawider haben, ſo laſſe ich meinen Sigoves mit ſeinem Boyern hier in Eger einige Zeit verweilen und dann ungeſtört weiter nach Böhmen ziehen.

Darauf Goethe: Bleiben Sie bei Ihrer Anſicht, denn ſie macht Ihnen Vergnügen. Was haben wir davon, wenn Schriftſteller und Geſchichtsforſcher den Heldenmuth eines Scävola oder Regulus in Zweifel ziehen und für eine Fabel erklären wollen? Erzählen Sie mir doch auch, was dieſe Herren über die ſonderbare Eiche ſagten.

Nachdem ich dem Geheiße Goethes nachgekommen war, äußerte er: darüber ſind wir nun abermals nicht belehrt, wir müſſen Zuflucht zu der von Ihnen aufgegriffenen Sage nehmen, bis wir eines Beſſeren belehrt werden.

Goethe hatte eine beſondere Vorliebe für meinen Sohn Ignaz, weil, wie er ſagte, der Knabe ihn mit ſeinen großen Augen ſo freundlich anblicke, und weil er herzhaft auf alle Fragen Antwort gebe. Manchmal forderte Goethe ihn auf, etwas

In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erndeſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub'!
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen.

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen,
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Die Thiere erblickend.

Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! Das iſt der Knecht!

Zu den Thieren.

Es ſcheint die Frau iſt nicht zu Hauſe?

zu erzählen, z. B. sagte er einst: Erzähle mir etwas von einer Katze. Der Knabe war nicht verlegen, und fragte: Von was für einer Katze, von einer weißen oder schwarzen? — Erzähle mir von einer weißen. — Der Knabe ließ nun die Katze durch einen Teich nach einer Insel schwimmen, dort Mäuse fangen, und wieder zurückschwimmen, aber am Ufer von einem Jäger erschossen werden.

Sehen Sie, Freund, sagte Goethe, der hilft sich wie Mancher, der seinen Gegenstand nicht mehr gehörig entwickeln kann, seinen Helden umkommen läßt.

Ich führe dies darum an, um darzuthun, daß Goethe mit Kindern kindlich sein konnte. Es war von dem mit dem Grafen Sternberg und dem Dr. Pohl eingenommenen Mittagsmahle eine Torte übrig geblieben, die schickte Goethe, seinem „Ratzl*)", wie er sich ausdrückte.

Donnerstag, den 1. August 1822.

„N. Grüner bezeichnet die Gebirgsarten."

Stadelmann hatte blaue, gelbe und weiße Bögen in kleine Quadrate linirt, welche ausgeschnitten, auf jedes Gestein gepicht, mit Nummern versehen und verzeichnet wurden.

Das Gespräch, zwischen Goethe und mir fiel auf Werther's Leiden und auf die erstaunliche Sensation, welche

*) Provinzielle Abkürzung für Ignaz. Herr Ignaz Grüner ist jetzt k. k. Bezirkshauptmann in Aussig.

dieſes Werk, kaum daß es erſchienen war, in ganz Deutſchland hervorbrachte. Goethe ſagte: Man kann den Leuten doch nicht Alles recht machen; man wollte mir zur Laſt legen, daß ſich einige Studenten erſchoſſen hätten. In Wien wurde über Werther ein Feuerwerk gegeben, es war eine allgemeine Stille, und nach einer langen Pauſe fiel ein Piſtolenſchuß. Das Neue reizt.

Als dann die Rede auf die Volksdichter kam, zählte Goethe Bäuerle unter die beſſeren.

Auf meinen Vorſchlag wurde die Reiſe über Falkenau nach Gartenberg für den 3. Auguſt feſtgeſetzt.

Freitag, den 2. Auguſt 1822.

„Bei Rath Bräuer, Pfarrer von Oberlehma daſelbſt.“

Goethe beſah meine Bibliothek, hielt ſich einige Zeit bei meinen franzöſiſchen und engliſchen Werken auf, nahm manchen Band heraus, um die Auflage zu beſehen; endlich nahm er auch einen Band von ſeinen Werken. Es war der erſte Theil, betitelt: „Theater von Goethe,“ enthaltend: Fauſt, die Laune des Verliebten und die natürliche Tochter. Wien, gedruckt bei Anton Strauß, 1810, in Commiſſion bei Geiſtinger. Da es ein Nachdruck war, befürchtete ich, Goethe werde ſich etwas bitter äußern. Er aber betrachtete die Umriſſe, die ſtatt der Kupferſtiche beigegeben waren, und ſagte, nachdem er noch einige Bände angeſehen hatte, daß dieſe Auflage unter die guten zu zählen ſei, — ohne eine Miene zu machen, daß der Nachdruck ihm unangenehm

wäre. Dann verweilte er längere Zeit bei meiner schon erwähnten Mosaik.

Nachmittags besuchten wir den Prior im Dominikanerkloster, um die Bibliothek und das Mineralien- und Conchylienkabinet zu besehen. Goethe fand beide unbedeutend. Die Bibliothek enthielt meist Werke theologischen Inhaltes. Ich machte ihn bloß auf ein Manuscript des Priors Wilhelm aufmerksam, der zur Zeit, als Stadt und Gebiet Eger im Jahre 1565 zum protestantischen Bekenntnisse übertrat, allein im Kloster sich erhielt, den Predigten der Prädicanten beiwohnte, und Alles aufzeichnete, was sie wider den Papst und die katholische Religion predigten, dieses dem Bischofe von Regensburg anzeigte, und sich dadurch manche Verfolgung zuzog, bis endlich auf Andringen des Bischofs den Lutheranern zu Eger durch ein kaiserliches Rescript Einhalt gethan wurde.

Goethe sagte: Gegenseitige Schimpfereien waren damals im Schwange, und entzweiten die Gemüther noch mehr, und der kräftige Luther, wie Sie wissen, hatte doch bedeutende Anhaltspunkte.

Ich sprach meine Ansicht dahin aus, daß, wenn die katholischen Regenten gleich zu Anfang kräftig eingeschritten wären und einige Mißbräuche abgestellt hätten, die Umwälzung nicht in so großem Umfange stattgefunden, der dreißigjährige Krieg Deutschland nicht so tiefe Wunden geschlagen haben würde.

Sie können recht haben, entgegnete Goethe, allein ich sage Ihnen, daß die Lehre bei Ihnen besser ausgedacht ist, und mehr zum Ganzen zusammengreift als bei uns. Wir haben

gute Prediger, ſie werden aber wenig beſucht, in jeder bedeutenden Stadt fängt man an, neue Grundſätze aufſtellen zu wollen. Wenn wir nur ein Original hätten!

„Den 3. und 4. Auguſt nach Falkenau und Hartenberg, den 5. nach Eger zurück."

Goethe ſehnte ſich ſehr, den Grafen Auersperg, mit welchem er Briefe gewechſelt hatte, wieder zu ſehen und ſich ſeines Umganges zu erfreuen.

Meinen Vorſchlag, in Falkenau zu verweilen und die Mineraliensammlung des Bergmeiſters und Juſtitiars Löſl zu beſehen, der auch über die ganze Umgegend gründlichen Aufſchluß geben könne, nahm Goethe an. Ich hatte Herrn Löſl zuvor von der Ankunft des berühmten Mannes Nachricht gegeben und von ihm die Zuſicherung erhalten, daß er Alles aufbieten werde, demſelben den Aufenthalt angenehm zu machen.

Goethe wurde dann von dieſem meinem Freunde, der wegen ſeiner Biederkeit und Kenntniſſe in allgemeiner Achtung ſtand, liebe- und ehrfurchtsvoll aufgenommen, beſah mit Vergnügen die reichhaltige ſchöne Sammlung, und erkundigte ſich nach dem Vorkommen des einen oder anderen Minerals.

Es begann zu dunkeln, und damit der Abend ſo angenehm als möglich vergehe, veranlaßte ich Löſl, Seiner Excellenz auserleſene Früchte des Dichtervereins, deſſen Mitglied er war, beſonders Gedichte Firnſteins vorzulegen. Dieſe Gedichte hatten auf mich einen um ſo tieferen Eindruck gemacht, als ich wußte, daß Firnſtein nicht ſtudirt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 03779/143

hatte, Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfte, und was ſeinen Körperbau betrifft, von der Natur leider nur allzuſtiefmütterlich behandelt worden war.

Goethe blätterte mehrere Hefte durch, bezeigte ſein Wohlgefallen, und erſuchte, ihm Abſchrift von einigen der Gedichte Firnſteins, die er bezeichnet habe, zu übermitteln. Goethe hat im vierten Bande über Kunſt und Alterthum vier Gedichte Firnſteins aufgenommen, und Profeſſor Riemer einen Aufſatz über Naturdichter beigefügt. Dort möge man das Nähere einſehen, ich aber kann mich nicht enthalten Firnſteins Hopfenlied hier mitzutheilen.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder,
Seht ſchon grünt das Wieſenland
Und das Haar der Wälder;
Weſte wehen ſanft und lau,
Auf! beginnt den Hopfenbau.

Macht den Steg von Stab zu Stab
Nach bekannter Weiſe
Und die Keime pflückt dabei,
Euch zur Leckerſpeiſe,
Schneidet was veraltet iſt,
Daß er friſch und kräftig ſproßt.

Gebt dann Fichtenſtangen hin,
Daß die ſchlanken Reben
Rankend um dieſelben ziehn,
Und empor ſich heben,
So zum Starken wird geſellt,
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn ſich Unkraut mehrt,
Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen ſtört,
Aller edlen Früchte;
Wo die Tugend nicht gedeiht,
Dort das Laſter Samen ſtreut.

Wenn die Reben unſer Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendſonnenſtrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freher Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dies Gewand
Unſre Fluren ſchmücken,
Weil wir mit geſchäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken,
Dann getrocknet geben ſie
Reichen Lohn für unſre Müh.

Wo die heiße Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menſchliche Verſtand
Andern Labetrauk erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preiſe unſre Reben,
Die alljährlich, wie ihr wißt,
Uns den Herſen geben,
Weil nur deſſen würz'ge Kraft
Geiſt und Dauer ihm verſchafft.

Drum Bewohner Ilmenau's
Brave Ilmgenossen,
Pfleget eures Hopfenbau's
Ferner unverdrossen,
Laßt uns Muh' und Fleiß nicht scheu'n;
Wohlstand bringt uns sein Gedeihn.

Goethe ersuchte Vöpl, Firnstein zu rathen, daß er hauptsächlich seine Begrenzung, die ihn umgebenden Gegenstände zur Dichtung wählen möge, weil diese dadurch an Interesse gewinnt.

Da Goethe Firnstein zu sehen wünschte, wurde die Veranstaltung getroffen, daß dieser den anderen Tag, wo wir den Steg über die Eger zu Fuße passiren mußten, am Ende des Weges in seinem kleinen Wägelchen sitzend von Goethe gesehen werden mochte. Wehmüthig betrachtete Goethe die zusammengeschrumpfte Figur Firnsteins mit den verdrehten Gliedern, und munterte ihn auf; worauf wir wieder in die Kutsche stiegen. Der Anblick des armen Krüppels hatte Goethe sichtlich verstimmt. endlich sagte er zu mir: Haben Sie seinen Kopf betrachtet, nicht wahr, die Natur hat ersetzt, was ihm am übrigen Körper abgeht?

Auf der Fahrt nach Hartenberg stieg Goethe einige Mal auf den Anhöhen aus, und besah die freundliche Gegend; auch wurden manchen Quarzklumpen die Köpfe abgeschlagen.

Sonntags den 4. August trafen wir gegen Mittag in Hartenberg ein, wo Goethe sehnsuchtsvoll erwartet und liebevollst aufgenommen wurde. Als nach Tische das Mineralienkabinet des Grafen wegen des ansehnlichen Zuwach-

ſes, den daſſelbe ſeit der letzten Anweſenheit Goethes erhalten hatte, in Augenſchein genommen wurde, beſchenkte jener ihn mit einem mächtigen Bleiſpath, kryſtalliſirtes Braunbleierz, für deſſen Aufbewahrung ein eigenes Käſtchen verfertigt worden war. Goethe war den ganzen Abend überaus heiter, und ſicherte am 5. Auguſt nach dem Frühſtücke dem Grafen auf deſſen freundſchaftliches Andringen vor der Abfahrt zu, im Sommer des nächſten Jahres, wieder nach Hartenberg zu kommen. Auf der Rückfahrt von da nach Eger zeigte er ſich beſtändig wegen Conſervirung ſeines Bleiſpaths beſorgt, und rühmte die vorzüglichen ſcientifiſchen Eigenſchaften des Grafen.

Dienſtag, den 6. Auguſt 1822.

„Für mich bis 6 Uhr, wo Gerichtsadvocat Frank, Tomaſchek und Rath Grüner mich beſuchten, ſie entfernten ſich einzeln. Grüner blieb bis ſpät. Ueber muſikaliſche Compoſitionen, Tomaſcheks Verdienſt und was ihm zu wünſchen."

Compoſiteur Tomaſchek befand ſich auf Beſuch bei dem Advocaten Frank in Eger. Nach vorgängiger Rückſprache mit mir, beehrte Goethe ihn mit einem Beſuche. Tomaſchek ſang einige Lieder Goethe's, die er in Muſik geſetzt hatte, namentlich den Erlkönig, die Müllerin, und andere, und begleitete ſich dazu auf dem Pianoforte. Goethe empfahl ſich unter Beifallsbezeigung.

Zu Hauſe ſprach dann Goethe viel von muſikaliſchen Compoſitionen, beſonders von jenen Zelters, ſeines älteſten Freundes, wie er ihn nannte. Dieſen ſollten Sie kennen,

sagte er, ich wünschte mir eine solche Laune. Ich muß Ihnen doch etwas von ihm vorlesen.

Nun las Goethe einen Brief Zelters vor, worin erzählt war, wie er einen tüchtigen Contrapunctisten in Sachsen (der Name ist mir entfallen) besuchte, den er in den armseligsten Umständen traf, dann folgte eine Schilderung des Besuches Zelters in Herrnhut. Wenn auch der Brief weniger witzig, weniger mit drolligen Einfällen versehen gewesen wäre, so hatte schon das bloße Vorlesen Goethe's dafür einnehmen und einen angenehmen Eindruck hervorbringen müssen; denn er konnte sich dabei so ganz in die Stimmung seines Freundes versetzen und demgemäß die Stimme modulieren; kurz er hatte einen vortrefflichen, mir noch niemals vorgekommenen Vortrag.

Lächelnd fragte er: Nun, was sagen Sie dazu?

Ich antwortete, daß der Brief verdiente, in Druck zu erscheinen.

Wir wollen sehen, sagte Goethe, es müßte natürlich Vieles cassirt werden. Dann sprach er über Tomaschek's Verdienste und lobte dessen kunstreiche Compositionen, doch, fügte er hinzu, wünschte ich ihm mehr Gemüthliches; der Eingang zum Gitöna will mich nicht ansprechen.

Mittwoch, den 7. August 1822.

„Nach Tisch mit Kanzler Müller nach Schönberg. Um 9 Uhr nach Hause."

Herr Pastor Martino in Schönberg bei Franzensbad wird häufig von Kurgästen wegen seines ansehnlichen Mi-

Die Thiere.

Bey'm Schmause,
Aus dem Haus
Zum Schornstein hinaus!

Mephistopheles.

Wie lange pflegt sie wohl zu schwärmen?

Die Thiere.

So lang' wir uns die Pfoten wärmen.

Mephistopheles zu Faust.

Wie findest du die zarten Thiere?

Faust.

So abgeschmackt, als ich nur etwas sah!

Mephistopheles.

Nein, ein Discurs wie dieser da,
Ist g'rade der, den ich am liebsten führe.

Der Kater

macht sich herbey und schmeichelt dem Mephistopheles.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,

neralienkabinets besucht. Er ist ein sehr kenntnißreicher, äußerst gefälliger Mann. Die Aussicht von Schönberg über das Gebirgland erfreute Goethe sehr und gab zur Recapitulation der Touren Anlaß, die er in diesem Ländchen gemacht hatte. Wir trafen unter andern Personen den Präsidenten von Stettin, mit welchem Goethe sich unterhielt. Herr Pastor Martius, der sich durch den Besuch höchst geehrt fühlte, überreichte Goethe einige Rauchtopase, Amethyste und Granate aus der Nachbarschaft, die er dankend freundlichst annahm.

Donnerstag, den 8. August 1822.

„Nachts Rath Grüner. Manzoni's Ode gelesen."

Als ich Goethe Abends besuchte, kam er wieder auf seinen Lieblingsgegenstand, die Farbenlehre. Er erörterte die Mühe, den Kostenaufwand, welche er beharrlich auf diesen Gegenstand verwendete, und sagte ganz gelassen: Er sei allein auf der Erde, der sagen könne er habe Wahrheit. Nachdem Goethe noch Einiges hinzugefügt, sagte er: Ich muß Ihnen doch die vortreffliche Ode Manzoni's auf den Tod Napoleons vorlesen; ich habe versucht, so gut ich konnte, sie deutsch wieder zu geben.

Welch' ein Lesen! Er war wie in einem verklärten Zustande, dabei ganz ergriffen, das Feuer blitzte aus seinen Augen, die richtigste Betonung eines jeden Wortes und Ausdruckes ergriffen auch mich, und wie er zu Ende war, folgte eine Pause. Wir sahen einander an, ich konnte in

seinem Antlitze, und er mochte in dem meinigen Begeisterung lesen. Sie sollen sie morgen haben, sagte er endlich, nicht wahr, Manzoni ist ein großer Dichter?

Ich wünschte, versetzte ich, daß er beim Vortrage dieser Ode zugegen gewesen wäre; wenn er auch nicht deutsch verstehen möchte, würde er doch durch den begeisterten Vortrag Eurer Excellenz sich gewiß ausgezeichnet belohnt gefühlt haben.

Sonnabend, den 10. August 1822.

„Rath Grüner wegen der Tour nach Rehwitz. Mit Grüner zur Eiche, durch die Tuchrahmen, die Höhe hinauf. Schöne Aussicht ins Ilgerthal. Zum Oberthor herein."

Ich erzählte Goethe von der berühmten chemischen Fabrik meines Freundes Zikentscher zu Rehwitz, und sagte, daß dieser es sich zur größten Freude machen würde, mit einem Besuche beehrt zu werden. Goethe ließ sich um so mehr geneigt finden, diese Reise zu unternehmen, als er Hoffnung hatte, Gläser für das Naturalienkabinet zu Jena in Zikentscher's Glasfabrik bestellen zu können.

Da ich die mehrerwähnte Eiche auf starke Bretter zerscheiden ließ, welche noch auf der Sägemühle beim Mühlthore lagen, wünschte Goethe zu sehen, wie die Eiche innerlich durchaus beschaffen sei, und so wurde der im Tagebuche bemerkte Spaziergang unternommen. Goethe fand die Bretter durchaus gesund und von der bereits beschriebenen Farbe, es wurde wieder ein Stückchen mitgenommen.

Ueber den 9. und 11. August fand sich in Goethe's Tagebuch keine auf mich bezügliche Bemerkung. Es scheint,

daß die Beschäftigung mit seinen gesammelten Mineralien und anderweitige Arbeiten ihn abhielten, sein Tagebuch täglich zu versehen. In dem meinigen habe ich angemerkt: „Mit Goethe um 12½ Uhr nach Waldsassen gefahren, dort gespeist, die Kirche, dann die Stellagen der ehemaligen Bibliothek besehen.“ Es befinden sich über den Fächern dieser ehemaligen Bibliothek allegorisch fein sollende Schnitzwerke, z. B. über dem Fache der philosophischen Schriftsteller ein Kopf mit einem Kropf und mit Warzen im Gesichte, die scriptores profani hatten gebundene Hände u. s. w. Während wir unsere Betrachtungen darüber anstellten, kamen Fremde von ansehnlichem Aeußern. Geben Sie Acht, Freund, sagte Goethe, es sind Preußen, die wollen immer Alles besser wissen als andere Leute.

Goethe zog sich mit mir zurück, um aufmerksam zuzuhören. Als sie nun zu explicíren und zu debattiren anfingen, sah mich Goethe, der die Arme übereinander geschlagen hatte, warnend an, als ob ich aufmerken und mich durch sie belehren lassen sollte, und ging dann. Als wir allein waren, fragte er lächelnd: Nicht wahr, jetzt haben Sie Alles weg?

Auf der Heimfahrt nach Eger sprach er abermals von den Widersachern, welche gegen seine Farbenlehre aufgetreten waren. Die Leute, sagte er, wollen sich über Licht und Auge in Zergliederungen a priori einlassen, allein unser Verstand ist beschränkt, wir kennen nichts als die Wirkungen, daher habe ich Licht und Auge vorausgesetzt.

Montag, den 12. August 1822.

„Steinschrank zu Geburt."

Wie ich schon erwähnte, hatte ich für Goethe Mineralien aus der Umgegend gesammelt, und es hatte mir stets besonderes Vergnügen gewährt, wenn er, mich aufmunternd, sie annahm. Als ich heute von meinen Berufsgeschäften nach Hause kam, fand ich Goethe in meinem Bilderzimmer. Nach kurzem Gespräche wurde mein Arbeitszimmer geöffnet, und Goethe zeigte auf einen mit vierzehn Schubkästen versehenen Schrank, den er zu meiner Ueberraschung verfertigen und während meiner Abwesenheit, weil er meine Amtsstunden kannte, hatte aufstellen lassen.

Nun weihe ich Sie in die Mineralogie ein, sagte er lächelnd, und von nun an werden Sie mir nicht mehr so viel zutragen.

Er hatte mehrere Schubkästen mit Mineralien gefüllt, die ich schon kannte. Aber wie hätte ich je denken sollen, daß auch seine Voraussagung in Erfüllung gehen werde, da ich so ausgezeichnet behandelt worden und zur Dankbarkeit so sehr verpflichtet war.

Ich fing an, nach den Tabellen in Lenz's Lehrbuch die Fossilien und Mineralien einzulegen, war unablässig bemüht, die Lücken auszufüllen, behielt die Exemplare für mich und ließ höchstens schlechtere Duplikate an Andere ab. Mein Hammer kam nun bei meinen Fußreisen mir nicht mehr aus den Händen, ich ging über die Felder, zu Vergrißen, an die Ufer der Bäche und Flüsse, Mineralien suchend. Die Chaussee-Steinhaufen und die vom Landmann aus seinen

Feldern auf die Raine zuſammengeſchütteten Steine wurden forſchend gemuſtert, und auf dieſe Art wurde Manches mühſam zuſammengeſchleppt, was ich ſpäter zur Verbeſſerung meiner Feldwege hinausfahren laſſen mußte. Endlich machte ich eine Fußreiſe in die Bergſtädte Schönfeld, Schlaggenwald, Bleiſtadt, Joachimsthal, und hier wurde ich für meine Mühe reichlich belohnt, und acquirirte ſo manche Duplikate, mit denen ich einen Tauſchhandel anfangen und fortſetzen konnte. Geiz und Neid bemächtigten ſich meines Gemüthes, ich konnte mich ſelbſt nicht mehr verſtehen. Wenn ich beim Tauſche etwas ablaſſen ſollte, betrachtete ich das Mineral zwei- und dreimal, damit ich ja keine ſchönere Kryſtallform weggebe, als mir blieb. Wo ich ein ſchöneres Exemplar ſah, beneidete ich gewiſſermaßen den Beſitzer, und wünſchte, ein gleiches mein nennen zu können. Die Neigung zur Mineralogie wuchs in mir zu einer unbeſchreiblichen Leidenſchaft an, die jedoch auf meinen Körper einen ſehr wohlthätigen Einfluß ausübte. Denn durch das Bergſteigen, durch das Abſchlagen von Steinen, das in den verſchiedenartigſten Stellungen und oft mit großer Kraftanſtrengung geſchehen mußte, iſt die Anlage zur Hypochondrie, die in meiner ſitzenden Lebensart zu ſuchen war, gänzlich verſchwunden, und ſchon deßhalb bin ich Goethe unendlichen Dank ſchuldig. Unter den Werken, die ich ſtudirte, darunter auch franzöſiſche und engliſche, zog mich beſonders das Syſtem Mohs' an, doch vermochte ich mich in die Lehre über die Combination der Kryſtalle ſo leicht nicht zu finden, weil dieſelbe viele Uebung vorausſetzt. Ich fand einen Octaeder aus Granit und einen aus Baſalt, und glaubte

den Streit zwiſchen Weiß in Berlin und Mohs über die Grundform der Kryſtalle zu Gunſten des Erſteren entſcheiden zu dürfen; man hat mir aber jene beiden Kryſtalle als bloße Naturſpiele erklärt. Mich ſpornte vor Allem der Wunſch, Goethe's Einweihung in die Mineralogie zu entſprechen, dazu an, daß ich trachtete, mich in dieſer Wiſſenſchaft nach Kräften zu vervollkommnen.

Das Alles gehört zwar ſtrenge genommen nicht hieher, ich glaubte es aber mittheilen zu ſollen, weil Goethe in ſeinem Tagebuche ſpäter hierauf Anſpielungen macht.

Dienſtag, den 13. Auguſt 1822.

„Nach Redtwitz."

Redtwitz liegt fünf Stunden weſtlich von Eger, iſt ein Marktflecken, und war eine öſterreichiſche Enklave früher im Baireuth'ſchen, dann im Bairiſchen. Die Stadt Eger hatte Redtwitz im vierzehnten Jahrhunderte von dem Abte Gribel zu Waldſaſſen erkauft, und bis 1816 ruhig die obrigkeitlichen Rechte ausgeübt und Gebigkeiten bezogen. Durch den Staatsvertrag wurde es an Baiern abgetreten, und die Stadt Eger ſah daher noch immer einer Entſchädigung entgegen.

Die Fabrik des Herrn Kitenſcher iſt wegen ihrer Ausdehnung, inneren Einrichtung, wegen ihrer ausgezeichneten chemiſchen Produkte und wegen des großen Abſatzes berühmt. Goethe ließ ſich von Allem unterrichten, beſuchte auch die Glashütte, und beſtellte Gläſer für das Naturalien-

kabinet zu Jena. Die Glasfabrik wird bloß für die gläſernen Retorten betrieben. Goethe ließ ſich Gläſer fertigen, welche, wenn auf einen dunklen Gegenſtand gelegt, blau, über einen weißen aber gelb ausſahen, und das gab ihm abermals Anlaß, zur Erörterung ſeiner Farbenlehre. Er war heiter, unterhielt ſich ſehr gut, mich aber riefen Berufsgeſchäfte nach Eger zurück; daher fuhr ich den 14. Auguſt dahin, was auch Goethe in ſeinem Tagebuche erwähnt. Er aber blieb bei Fikentſcher.

Mittwoch, den 14. Auguſt 1822.

„Grüner fährt weg."

Sonntag, den 18. Auguſt 1822.

„Veranſtaltung zur Abreiſe, kam Rath Grüner und Frau, mit ihm die vorhergegangenen Tage recapitulirt. Um 4 Uhr abgefahren. Vor Nacht in Eger."

Goethe zeigte ſich über unſere Ankunft ſehr erfreut, lobte das Großartige der Fabrik, die freundliche Aufnahme, welche er, wie er ſagte, meinem freundlichen Vorſchlage zu verdanken habe. Die Felſengruppen zu Alexanderbad, fuhr er fort, empfehle ich Ihrer aufmerkſamen Betrachtung, denn ſie ſind auch ein problematiſcher Gegenſtand. Ich habe verſucht, ihnen etwas abzugewinnen, — und hierauf ſetzte er mir ſeine Anſicht auseinander *)

*) Goethe hat einige Partien jener Felſengruppen gezeichnet, und ſeine Anſicht über ſie in den Heften zur Naturgeſchichte veröffentlicht.

Montag, den 19. August 1822.

„Becher, für Maximilian, Kurfürsten von Baiern bestimmt gewesen. Kirnsteins Leben und Gedichte. Abends Schillers dreißigjährigen Krieg bewundert. Rath Grüner. Bisheriges durchgesprochen, auch wie es mit dem Drucke von Kirnsteins Gedichten allenfalls zu halten."

Ich kam Vormittags zu Goethe, der mir den in seinem Tagebuche erwähnten altertümlichen Becher zeigte, und mich ersuchte, ihm Schillers dreißigjährigen Krieg zum Lesen zu leihen. Kirnsteins Leben und Gedichte interessirten Goethe sehr. Die jammervolle Gestalt Kirnsteins scheint auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht zu haben; er lobte ihn und sagte: Diesen Manne muß man trachten, auf die Beine zu helfen. — Ich brachte dann Schillers dreißigjährigen Krieg und empfahl mich wieder.

Als ich Abends zu Goethe kam, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: Excellenz, was ist Ihnen geschehen?

Nichts, Freundchen, erwiederte er, ich bedauere nur, daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir, und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, verwärts gedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte. Vom Jahre 1797 bis 1805 besuchten wir uns wechentlich zwei- bis dreimal, schrieben uns auch gegenseitig. Schiller hatte die Gabe, daß

er über seine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Eintheilung sprechen konnte, was aber mir nicht eigen war. Da er Manches nicht gehörig motivirte, so gab es Dispute. Als er mir sein vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, brachte, machte ich ihn aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall geräth, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen, und bemerkte, daß das nicht gehörig motivirt sei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume schießen. Sehen Sie Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu, so macht es sich herrlich.

Schiller, fuhr Goethe fort, war in Stuttgart*) geboren, in der Militär-Akademie erzogen, schrieb dort die Räuber, entsprang, wurde in Mannheim gut aufgenommen, von Würtemberg requirirt, suchte Asyl im Thüringer Walde auf einem Landgute, wie Luther auf der Wartburg, heirathete, kam nach Dresden, Jena, dann nach Weimar. Er hatte ein Leiden im Unterleibe, und ich glaubte, daß er kaum noch ein Jahr leben würde. In jenem leidenden Zustande hatte er eine Appreheńsion gegen die Menschen. Als ich ihn während desselben besuchte, wurde angeklopft. Schiller sprang hastig auf, öffnete die Thüre und als ein junger, nicht unansehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte, den berühmten Schiller zu sprechen, sagte dieser hastig: Ich bin Schiller, heute können

*) Genauer: in Marbach bei Stuttgart.

Sie ihn nicht ſprechen, — ſchob den Fremden zur Thüre hinaus und machte ſie zu.

Es iſt oft läſtig, ſetzte Goethe bei, ſich durch ſo viele Beſuche die Zeit rauben zu ſehen. Darauf ging er auf Firnſtein über und ſagte: Wenn Firnſtein noch einige Gedichte nach meinem Rathe gemacht haben wird, ſo will ich ihn gerne einführen und die Einleitung zum Drucke treffen, denn er iſt in körperlicher Hinſicht ein äußerſt bedauerungswürdiger Menſch.

Mittwoch, den 21. Auguſt 1822.

„Nachts Grüner. Recapitulation des Bisherigen. Was für das Prager Muſeum zu thun."

Sie kommen mir eben willkommen, rief mir Goethe beim Eintreten zu, wir müſſen doch auch von unſerer Sammlung dem Prager Muſeum etwas zuſchicken, daher wollen wir die Sachen nach den Fundörte[illegible] verzeichnen und numeriren.

Ich zeigte mich dazu höchſt bereitwillig. Während der Beſchäftigung kam das Geſpräch auf die richtige Benutzung der Zeit, worüber Goethe ſich ſo ausließ:

Man ſagt immer, die Lebenszeit iſt kurz, allein der Menſch kann viel leiſten, wenn er ſie recht zu benützen weiß. Ich habe keinen Tabak geraucht, nicht Schach geſpielt, kurz nichts betrieben, was die Zeit rauben könnte. Ich habe immer die Menſchen bedauert, welche nicht wiſſen, wie ſie die Zeit zubringen oder benützen können. Für mich war es

Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bey Geld,
So wär' ich bey Sinnen.

Mephistopheles.

Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto setzen!

Indessen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel gespielt, und rollen sie hervor.

Der Kater.

Das ist die Welt;
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Ist hohl inwendig.
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!

freilich gut, denn mein Sohn führte die ganze Hausordnung, er iſt ſehr oekonomiſch. Ich muß ſelbſt Verſendungen rücklings machen, kann aber meinen Geſchäften obliegen.

Donnerſtag, den 22. Auguſt 1822.

„Um 11 Uhr zu Grüner. Noch ein Stück Kattun angeſchafft. Nachts Rath Grüner."

Heute komme ich, ſagte Goethe, meine Frau begrüßend, Sie zu beläſtigen. Ich möchte gerne noch ein Stück Kattun mit nach Hauſe bringen, und weil die Frauen ihren eigenen Guſto haben, und auch wiſſen, was für ſie modern, ſchicklich iſt, ſo nehme ich Ihre Güte in Anſpruch. — Es wurde nach gemeinſamer Wahl ein Stück gekauft.

Goethe beſah meine Mineralien und freute ſich des Anwuchſes. Meine Oelgemälde und Kupferſtiche prüfte er ſorgfältig und ſagte: Sie haben einige gute Stücke aus der altdeutſchen und italieniſchen Schule, dieſe halten Sie werth, beſonders aber, wie ich Ihnen ſchon bemerkte, Ihren florentiner Moſaikſchrank, — bei dem er wieder einige Zeit verweilte.

Bei Betrachtung der Bilder, fuhr Goethe dann fort, muß man vorerſt fragen, was wollte der Künſtler mit dieſem Bilde ſagen? Man muß die Idee des Künſtlers ſich eigen zu machen ſtreben, und nicht kleine in Eile hingeworfene Verzeichniſſe aufſuchen und hierauf ſein Urtheil gründen.

Als ich Goethe des Abends besuchte, kam das Gespräch auf Wieland. Goethe sagte: Der Unersetzliche war in Rom und Griechenland zu Hause. Er hat sich seinen Tod selbst zugezogen. Er war bei Hof in Weimar. Da es Winter war, auch viel Schnee fiel, so ersuchte ich ihn warnend, er möchte die Nacht in Weimar zubringen, allein es half nichts, er ging in Schuhen und dünnen Strümpfen durch den Schnee nach seinem Gemahlinn, verkühlte sich und starb.

Freitag, den 23. August 1822.

„Rath Grüner nach Hartenberg fahrend. Verabredung wegen Sonntags. Erlaß der Gesellschaft des vaterländischen Museums an Grüner."

Da ich voraussah, daß meine Amtsgeschäfte in Hartenberg Sonnabend beendigt sein würden, antwortete ich auf Goethes Frage: Am Sonnabende feyern wir doch wieder das Vincenzi-Fest? bejahend und setzte hinzu: Und für den Nachmittag würde ich die Fahrt nach der Veste Seeberg vorschlagen, wo die Drathmühlen und die romantische Gegend Eure Excellenz interessiren dürften.

Goethe stimmte bei und ich übergab ihm die von dem Prager Museum an mich erlassene Aufforderung, um die Sendung dahin einrichten zu können.

Sonnabend, den 24. Auguſt.

„Gewitter, ſchlägt ein, zündet nicht. Vorbereitung zum morgigen Feſte."

Der Blitz ſchlug in den Dachſtuhl des Bachmeyer'ſchen Hauſes ein, und fuhr durch das Gebälke in die Stube im zweiten Stockwerke. In der Oberdecke der Stube erblickte man die Oeffnung, konnte aber keine Spur entdecken, wohin ſich dann der Blitz gewendet habe. Die Hausbewohner wollten behaupten, daß, weil das Bett gerade unter der Oeffnung, durch welche der Blitz gefahren ſtand, die Bettfedern die Materie des Blitzes aufgelöſt haben müßten. Sie fügten noch bei, daß ſie kein Beiſpiel wüßten, daß Jemand im Bette vom Blitze getroffen worden wäre.

Ich bemerkte zu Goethe: Sollte es Grund haben, daß, wie Seneca ſagt, die vom Blitze Getödteten niemals auf dem Geſichte liegend, ſondern gegen das Firmament ſehend angetroffen werden? Goethe erwiderte, daß er die Erfahrung noch nicht gemacht habe.

Sonntag, den 25. Auguſt 1822.

„Das Feſt St. Vincenz des Stadtpatrons gefeiert. Nach 12 Uhr mit Grüner nach Seeberg. Einfallender Regen, doch erfreuliche Lage."

Wir ſtiegen zu Seeberg in der alten Veſte ab, wo man von einem Erker eine äußerſt ſchöne Ausſicht genießt. Seeberg iſt ein der Stadt Eger zugehöriges, von Franzensbad

dreiviertel Stunden entferntes Gut. Ein hölzerner Steg, über den auch eine Wasserleitung in Röhren geführt ist, verbindet die durch das tiefe Thal getrennten Felsen. Ueber diesen auf hohen Mauerpfeilern ruhenden Steg gelangt man zur Kirche, in welcher sich merkwürdige Familien-Grabsteine befinden. Der Thurm, von dem gleich näher die Rede sein wird, war noch nicht wieder aufgebaut, und die Glocke war lediglich an einem niedrigen Gerüste von Holz angebracht. Ich erzählte Goethe das Geschichtliche des Ortes, und bemerkte, daß auf den Ausspruch der Sachverständigen nicht immer zu bauen sei, denn auf die Anzeige, daß der Thurm sehr schadhaft sei und mit Einsturz drohe, haben die abgesendeten Sachverständigen diese Gefahr nicht erkannt, sondern eine noch lange Dauer des Thurms zugesagt. Einige Tage nachher stürzte er aber ein, erschlug den Lehrer und beschädigte dessen Eheweib.

Goethe besichtigte die Drahtmühlen, und weil sie wegen des Sonntags nicht im Gange waren, ließ er sich die Manipulation erklären, erkundigte sich auch nach der Menge der Erzeugung und nach der Größe des Absatzes.

Kaum hatten wir unser Zimmer im Schloße wieder betreten, so fiel ein sanfter Regen ein. Die sogenannte Schwedenschanze bei Seeberg leitete das Gespräch auf den dreißigjährigen Krieg und auf Wallenstein. Zur Geschichte des Letzteren dürfte auch das Weimar'sche Archiv Aufschluß geben, denn Herzog Bernhard spielte eine wichtige Rolle. Wallenstein soll an ihn wegen seines Ueberganges geschrieben, Herzog Bernhard ihm aber nicht getraut haben. Ich habe, sagte ich, die Geschichte der Stadt Eger und des Gebietes,

weil ſie zu weitwendig wurde, in einen Geſchichtskalender zuſammen zu ſtellen mich bemüht, nachdem ich alle Archivsurkunden, alle hierauf Bezug nehmenden Correſpondenz- und andere beim Magiſtrate aufbewahrten Bücher durchgeleſen hatte. Die Arbeit war äußerſt mühſam und zeitraubend; allein ich hatte einen beſonderen Drang dazu, die Schickſale meiner Vaterſtadt von ihrem Urſprunge an nach Möglichkeit zu erforſchen. Dabei habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Geſchichte Egers in die Reichsgeſchichte eingreife, und daß dieſe Stadt einſt eine nicht unwichtige Rolle in Betreff der Induſtrie und durch ihren Verkehr mit den Reichsſtädten geſpielt habe, denn ſie war der Stapelplatz für Böhmen. Doch, ſagte ich mich unterbrechend, ich komme wieder auf meine Lieblingsgegenſtände, ohne zu bedenken, daß ich Eurer Excellenz läſtig fallen könne.

Darauf Goethe: Ihr Beſtreben iſt löblich, ſollte aber die Luſt zur Mineralogie dieſem Eifer nicht einigen Abbruch thun?

Allerdings, antwortete ich, aber bei meinen mineralogiſchen Excurſionen genieße ich ein doppeltes Vergnügen, weil ich weiß, was an dieſem oder jenem Orte ſich einſt Merkwürdiges zugetragen hat.

Montag, den 26. Auguſt 1822.

„Aufgeräumt und Eingepackt. Mittag bei Rath Grüner. Abreiſe nach Weimar."

Zu dieſem Mittagsmahle lud ich auch den hoffnungsvollen Sohn des Phyſikatsarztes Dr. Köſtler ein, und

machte Goethe auf die Fortſchritte deſſelben in den Studien aufmerkſam. Die Aufmunterung, welche Goethe dem jungen Manne zu Theil werden ließ, machte auf dieſen einen bleibenden Eindruck.

Das Geſpräch drehte ſich meiſt um die Studien, und kam dann auch auf die jetzige deutſche Ortheographie. Laßt ihr mich mit euren Schreibfehlern gehen, ſagte Goethe, ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Gemma. Ich dictire meiſtens und ſehe nicht nach. Sollte ich aber alle Briefe beantworten, ſo müßte ich ein eigenes Comptoir noch haben.

Am 24. Auguſt des Morgens trat Goethe die Rückreiſe nach Weimar an.

Unter dem 30. Auguſt 1822 zeigte mir der Bediente Stadelmann im Auftrage Goethes brieflich die glücklichſte Ankunft an, und überſandte ein Kiſtchen mit Mineralien, wofür gedankt wurde.

Im Jahre 1822 wurde ein Eiſenſteinbergbau zu Ehren des Freiherrn von Junker zu Klein-Sangerberg mit dem beſten Erfolge betrieben. Auch entdeckte man beinahe unter dem Raſen Silbererz. Auf meine Verwendung erhielt Goethe einige dieſer Silberſtufen, Silbermulme. Hierauf ſchrieb er mir, was nachſteht.

XII. Brief.

Weimar, den 12. October 1822.

„Glück auf! —

Alſo darf ich Euer Wohlgeboren im Gefolge vorſtehender Analyſe*) gar wohl zurufen; es iſt ein höchſt merkwürdiges Vorkommen von gediegenem Silber, und ich bin ſehr neugierig, das Nähere zu erfahren. Haben Sie ja die Güte, mich baldigſt wiſſen zu laſſen, was die nächſte Gebirgsart ſei, und wie dieſes ſchwarze mulmige Weſen entweder gangartig, oder nur in einer Mulde eingeſchoben erſcheint. Können Sie mir gelegentlich noch einige Exemplare dieſes Minerals ſelbſt, ſo wie der Gebirgsarten aus der Umgegend zuſchicken, ſo werden ſolche zur näheren Betrachtung Anlaß geben. Iſt es erlaubt wie der Chemiker**) wünſcht, den Fundort öffentlich bekannt zu machen, oder wollen die Intereſſenten die Sache noch geheim halten? Hierüber erbitte mir baldige gefällige Nachricht.

Wie oft und wie dankbar ich mich Ihrer freundſchaftlichen Aufnahme, Ihres treuen Geleites und aller durch Ihre Sorgfalt genoſſenen Vortheile, mit Kindern, Freunden und Bekannten erinnere, ermeſſen Sie ſelbſt, wenn Sie meiner und meiner treuen Anhänglichkeit gedenken.

Sobald ich nur einigermaßen zur Beſinnung komme, ſo werde ich meiner böhmiſchen und bairiſchen Freunde auch ge-

*) Sie iſt am Fuße dieſes Schreibens mitgetheilt.

**) Dr. Grebel in Jena.

denken. Alle, bitte gelegentlich ſchönſtens zu grüßen. Von Redtwitz erhielt eine ſehr intereſſante Sammlung, deren Ordnung und Einrangirung mich noch immer beſchäftigt. Der gefundene Zahn bleibt allerdings problematiſch. Das Werk Cuvier's: **Recherches sur les ossemens fossiles, nouvelle édition 1821**, iſt deßhalb nachzuſchlagen, und zwar die Seiten **266, 267** und **268**, wo zweier europäiſcher Maſtodonten, welche kleiner ſcheinen als die ausländiſchen, gedacht wird. Auf der einen zu dieſem Texte gehörigen Tafel ſtehen mehrere Zähne abgebildet, dem Böhmiſchen höchſt ähnlich. Auch iſt zu bemerken, daß der in Frankreich gefundene in einem Süßwaſſer-Kalkbruche lag, wo verſteinerte Schalthiere nicht fehlten.

Leben Sie tauſendmal wohl und gedenken Sie meiner mit den lieben Ihrigen, bis ein guter Stern uns wieder zuſammenführt.

Treu ergeben
J. W. Goethe.

Copie: „Gewiß gehört das Foſſil zu den ſeltenen, indem es ein Gemenge von Quarz und Anthracit iſt, in welchem gediegen Silber, Eiſenoxyd und etwas Kupferoxyd vorkömmt, und man meines Wiſſens dieſe Art des Vorkommens von gediegenem Silber noch nicht kennt. Schon beim genauen Betrachten unter der Loupe erkennt man das in mikroskopiſch kleinen Punkten in verſchiedenen Tiefen des Minerals liegende gediegene Silber.

Es beſteht in 100 Theilen aus:

42. 5 Anthracit,
30. 5 Quarz,
22. 75 Eiſenoxyd,
1. 5 Kupferoxyd,
2. 37 Silber gediegen.

98, 27.

„Dürfte ich es wohl wagen, Eure Excellenz unterthänig zu bitten, mir den Fundort dieſes ſilberhaltigen Anthracits melden zu laſſen, um ſelbigen beim Bekanntmachen meiner Analyſe mit anführen zu können.

„Jena, den 6. October 1822.

„Dr. Friedr. Grebel."

Ich berichtete an Goethe, daß es keinem Anſtand unterliege, den Fundort dieſer Silbermulme zu Klein-Sangerberg, Teplerherrſchaft, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und ſchloß noch einige Exemplare mit Gebirgsarten bei, wovon er auch in ſeinen Heften zur Naturwiſſenſchaft Gebrauch machte.

XIII. Brief.

Weimar, den 29. October 1822.

„Wohlgeborner

Inſonders Hochgeehrter Herr!

„Schon ſeit meinem Hierſein, wo ich mich täglich, theils im Stillen für mich, theils mit den Meinigen der angenehmen

und nützlich verlebten Wochen erinnere, die mir abermals in Ihrem Umgange gegönnt waren, überlege ich mir, welches von den mineralogischen Lehrbüchern Ihnen zu Ihren Zwecken am förderlichsten sein könnte, und ziehe das unseres Bergrathes Lenz, der in diesen Tagen sein funfzigstes Lehrerjahr feierte, allen andern vor.

„Sie finden darin die sämmtlichen bisher bekannten Mineralien in faßlicher Ordnung, die gewöhnlichsten Namen voran, hernach Synonyma in verschiedenen Sprachen, die äußeren Kennzeichen, den chemischen Gehalt, den Ort des Vorkommens und den Gebrauch zu nützlichen Zwecken. Die sorgfältigen Register erleichtern das Aufsuchen, und so bin ich überzeugt, daß Ihnen das Werk so nützlich werden wird, wie mir, der ich, wie in den früheren Ausgaben, also auch um so mehr in dieser letzten einen hinlänglichen Unterricht fand. Möge ich bei glücklichem und fröhlichem Wiedersehen Ihre reich angewachsene Sammlung nach diesem System geordnet finden!

„Beiliegendes Werk über die Kartoffeln bitte ich Herrn Grafen Auersperg mit meiner geherfamsten Empfehlung einzuhändigen; die unvergleichlichen Spitzenmuster*) gaben mir schon öfters Gelegenheit, unsere hohen und lieben Damen, wie ich voraussah, zu unterhalten.

---

*) Diese Spitzenmuster erhielt Goethe in Hartenberg, denn zu Geyersengrün, einem zur Herrschaft Hartenberg gehörigem Städtchen war auf Kosten des Staates eine Industrie-Anstalt für die Spitzenfabrication gegründet, um den armen Gebirgsbewohnern Verdienst und Nahrung zu verschaffen. Die Vorsteherin war aus Niederland verschrieben. Der Unterricht wurde sehr faßlich ertheilt, und seit dieser Zeit ernähren sich unzählige Frauenzimmer durch Verfertigung feiner und schöner Spitzen.

Du mußt sterben!
Sie ist von Thon,
Es gibt Scherben.

Mephistopheles.

Was soll das Sieb?

Der Kater holt es herunter.

Wärst du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.

Er läuft zur Kätzinn und läßt sie durchsehen.

Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?

Mephistopheles sich dem Feuer nähernd.

Und dieser Topf?

Kater und Kätzinn.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!

„Und so schließe mit einem herzlichen Lebewohl, mit vielen Grüßen an die lieben Ihrigen.

„Das Paket Bücher erfolgt mit der nächstfahrenden Post.

Freundlichst ergeben

J. W. Goethe.

Die vier Bände des Lenz'schen Werkes trafen mit dem Frachtbriefe Goethe's ein. Sehr überraschte mich folgendes Schreiben des Dr. und Professors Lenz aus Jena.

„Wohlgeborner hochgelehrter Herr!
Verehrungswürdigster Herr Polizeirath!

„Die großherzogliche mineralogische Societät beeifert sich seit 29 Jahren, das Studium der anorganischen Natur zu befördern, und um dieses Ziel zu erreichen, so sucht sie wissenschaftliche Kenntnisse und Kräfte zu vereinigen und hofft auch diesen Zweck durch den Beitritt Euer Wohlgeboren zu erreichen und Ihnen offen darzuthun, wie sie in Ihnen wissenschaftliche Verdienste ehrt, und hat Euer Wohlgeboren daher zu ihrem wirklichen Mitgliede ernannt. Sie schmeichelt sich übrigens mit der angenehmen Hoffnung, daß auch Euer Wohlgeboren ihr gemeinnütziges Institut befördern und unterstützen werden. Unter Versicherung wahrer Verehrung, unter vielen Empfehlungen von allen hiesigen Mitgliedern insbesondere von unserem Herrn Präsidenten (Goethe) gebe ich mir die Ehre, mich zu nennen

Euer Wohlgeboren

„Jena, den 29. September 1822.

gehorsamen Diener

Joh. Wg. Lenz."

Tiefem Schreiben war das Diplom beigeſchloſſen. Obſchon Goethe in dem ſpäteren Briefe, worin er das Lenz'ſche Werk ankündete, von dieſer meiner Wahl und Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der großherzoglich mineralogiſchen Societät nicht die geringſte Erwähnung machte, ſo konnte ich doch deutlich wahrnehmen, daß ſie bloß durch ſeinen Einfluß erfolgt ſein könne, um mich noch mehr zum Studium der Mineralogie anzueifern. In dieſem Sinne ſchrieb ich dankend an Goethe, mit der Bemerkung, daß bereits ein zweiter Mineralienſchrank angefüllt, aber noch nicht geordnet ſei. Auch erſtattete ich Bericht über das freiherrlich Junker'ſche Silberbergwerk.

XIV. Brief.

Weimar, den 29. December 1822.

„Euer Wohlgeboren

begrüße heute nur mit wenigen Worten, um zu vermelden, daß unſer junges fürſtliche Paar zunächſt in Eger eintreffen wird, die Frau Erbgroßherzogin geht Ihres Herrn Bruders Majeſtät*) in Pilſen zu treffen, unſere treueſten Wünſche begleiten ſie. Vielleicht ſind Euer Wohlgeboren ſchon davon benachrichtigt, und werden aus eigenem Antriebe und nach gewohnter Weiſe den hohen Reiſenden und Ihren Begleitern beſtens förderlich ſein. Indeſſen möge dies mein Gegenwärtiges nicht ganz überflüſſig erſcheinen, da es mir

*) Kaiſer Alexander von Rußland.

Gelegenheit giebt, mich nach Ihrem theuerm Befinden zu erkundigen, auch anzufragen, ob meine Bücher censurfrei bei Ihnen angelangt?

„Mich zu geneigtem Andenken bestens empfehlend

ergebenst

J. W. Goethe."

Einige Tage nachher übergab mir der großherzogliche Kammerherr von Beulwitz nachstehendes Schreiben Goethe's.

XV. Brief.

Weimar, den 27. December 1822.

„Euer Wohlgeboren

wird Herr Kammerherr von Beulwitz im Gefolge Ihrer Kaiserlichen Hoheit Gegenwärtiges in meinem Namen überreichen, und von mir die schönsten Grüße bringen. Sie tragen gewiß auch ohne mein Ansuchen Alles bei, was den höchsten und hohen Herrschaften angenehm und nützlich sein könnte. Der rückkehrende Freund wird mir hoffentlich von Ihrem Wohlbefinden Nachricht bringen. Mein Schreiben vom 25. December wird glücklich eingegangen sein.

ergebenst

Goethe."

XVI. Brief.

Weimar, den 13. Mai 1823.

„Euer Wohlgeboren

nach einer für mich freilich bedenklichen Zeit, will ich von mir auch wieder einmal ein Lebenszeichen gar wohl geziemen, besonders, da die Wochen ankommen, in welchen ich Sie persönlich zu begrüßen hoffe.

„Kaum war ich von einer schweren Krankheit genesen, als unsere angebetete Erbgroßherzogin gleichfalls von einem bedeutenden Uebel befallen wurde, von welchem wir sie nur seit einigen Tagen befreit sehen. Was Alles von Weimarischen Freunden dieses Jahr nach Böhmen ziehen wird, ist noch ungewiß, von mir kann ich es auch noch nicht entschieden behaupten. Lassen Sie sich übrigens beikommende Blätter willkommen sein und senden solche nach Kalkenau mit meinen besten Empfehlungen. Das ganze Heft, wenn es beisammen ist, erhalten Sie zu gleich freundlicher Aufnahme. Möchte dem schwer vom Schicksale belästigten Firnstein diese vorläufige Anerkennung einiges Vergnügen machen, und seine Gönner zur Herausgabe ausgelesener Gedichte veranlassen. Will er noch eines auf meinen Rath unternehmen, so würde mir ein Weberlied anbieten, zu welchem der Takt und Rhythmus ihm wohl nicht fehlen können.

Wie steht es aus mit dem Coge intrare? Hat sich nicht Neues in der Gegend hervorgethan? Was ist mit der wilden Heideneiche geworden? Hat der Antbracit mit geringe-

nen Silber ſich weiter finden laſſen? Ew. erlen Sie mich den werthen Ihrigen und ſchreiben mir ein Wort von dem allſeitigen Befinden. Mit den herzlichſten Wünſchen

ergebenſt

J. W. Goethe."

In Betreff der von Goethe erwähnten ſchweren Krankheit, hatte mich ſein Sohn durch folgendes Schreiben in Kenntniß geſetzt.

XVII. Brief.

Weimar, den 26. Februar 1823.

„Verehrteſter Herr Polizeirath!

„Wir haben in den letzten Tagen ſehr traurige und beunruhigende Tage verlebt; mein armer Vater wurde am 17. Februar plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels, und wahrſcheinlich auch eines Theiles des Herzens, wozu ſich auch noch eine Entzündung der Pleura geſellte, ergriffen, welche ihn im Verlaufe der Woche an den Rand des Grabes ſtellte, glücklicher Weiſe traten am 9. Tage, als am 23., die von den Aerzten erſehnten Kriſen ein, und in dieſem Augenblicke ſcheint die Gefahr vorüber zu ſein. Wir hoffen, daß die ſtarke und gute Natur des Vaters, welche ihn in ſeinem hohen Alter dieſe bedeutende Krankheit überſtehen ließ, auch die etwaigen Folgen überwinden helfen

wird. Die beruhigende Nachricht unterlaßt nicht mitzutheilen

Euer Wohlgeboren
ergebener Diener
W. v. Goethe."

Mit dem Briefe vom 13. Mai schickte Goethe einige gedruckte Blätter, enthaltend vier Gedichte Firnßeins nebst einer Abhandlung Niemers über Naturdichter, dann in einer kleinen Kapsel von Buchsbaumholz einen Dukaten in Gold zur Einhändigung an Firnßein. Ich überschickte Alles demselben, und setzte ihn zugleich in Kenntniß von der Aufgabe, auf Goethe's ausdrücklichen Wunsch ein Weberlied zu dichten. An Goethe berichtete ich über meine Unternehmungen, über aufgefundene und eingetauschte Mineralien, und daß die Eiche, auf starke Bretter geschnitten, aufbewahrt liege und dem hohen Ausspruche, was mit ihr anzufangen, entgegensehe. In Betreff der Sangerberger Silbermulme theilte ich mit, daß Baron Junker bereits einen bedeutenden Vorrath, im Werthe von 1000 Gulden, zur Ablieferung an das k. k. Bergamt zu Joachimsthal in Bereitschaft habe.

Montag, den 29. Juni 1823.

Abends sechs Uhr in Eger angekommen. In der Sonne logirt. Rath Grüner besuchte mich sogleich.

Goethe ging mir liebevoll, mich herzlich grüßend, entgegen. Auf die verschiedenen Fragen, was ich Neues im

Gebiete wahrgenommen, aufgefunden und allenfalls getauscht habe, antwortete ich:

Wenn Eure Excellenz erlauben, so werde ich morgen Rechenschaft hierüber ablegen, worauf ich mich so sehr gefreut habe. Eure Excellenz haben uns aber während der schweren Krankheit in außerordentliche Aengsten versetzt, und wir können es dem Herrn Sohne nicht genug danken, daß er uns von der eintretenden Genesung in Kenntniß gesetzt hat.

Darauf Goethe: Ich habe meinem Sohne ausdrücklich dazu den Auftrag gegeben, weil ich von Ihrer Theilnahme überzeugt war. Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß ich seit dreißig Jahren mit Niemandem auf einem so vertraulichen Fuße stehe, als mit Ihnen. In Weimar bin ich nicht für Jeden zugänglich, ich kann mir die Zeit nicht rauben lassen, und man mag mich für stolz gehalten haben. Gerne aber lasse ich Jene vor, welche ein Plätzchen aus Italien und Sicilien mitbringen, um wahrzunehmen, was seit meinem dortigen Aufenthalte sich geändert hat.

Wenn ich mich nicht eines so erhebenden Ausspruches Goethe's in Betreff meiner erfreuen könnte, so würde ich schwerlich folgendes mit ihm geführte Gespräch, das der Zeitfolge nach einen andern Platz finden müßte, hier einschalten.

Jeder Mensch, sagte Goethe zu mir, hat eigene Zustände. Da wir so vertraut sind, so lassen Sie hören, wo Sie Ihre Studien, wahrscheinlich in Prag, vollendet haben, welcher Studienplan auf der Prager Universität vorgeschrieben war, und welche Professoren nach diesem vor-

trugen. Es wird mir Alles angenehm sein, was Sie mir aus Ihren Erlebnissen erzählen wollen.

Ich antwortete: Eure Excellenz haben befohlen, mögen Sie nun nicht durch lange Weile gequält werden. Mein Vater bezog, so wie es seine Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten gethan, die Frankfurter Messen. Ich war schwach von Körperbau, daher hat es geheißen, er muß studiren, besonders als ich in der sogenannten Normalschule ausgezeichnet wurde. Das Gymnasium zu Eger war damals größtentheils mit Exjesuiten besetzt, unter denen indeß bloß Einer, Namens Grassold, im Lehrfache sich vorzüglich auszeichnete. Er war unermüdlich thätig und um das Wohl und Fortkommen seiner Schüler äußerst besorgt. Im Sommer saß er schon um vier Uhr, im Winter um fünf Uhr an seinem Schreibtische. Er gab in jeder Woche drei Pensa zur Ausarbeitung, unterstrich jeden Fehler in den Arbeiten, und gab sie dann den Schülern, 48 an Zahl, zur Ueberarbeitung zurück. Alle die 48 Ueberarbeitungen las er gleichfalls sorgfältig durch und belehrte die Fehlenden. Er war in Athen und Rom wie zu Hause, und in der Geographie und Weltgeschichte zum Staunen bewandert. Er ging mit uns Wißbegierigen spazieren, zeigte dabei Steinarten, erklärte Pflanzen, erlaubte auch körperliche Bewegung, denn er hatte den Grundsatz: **languescente corpore, languescit et anima.** Kein Schüler konnte auf die Vorzugsklasse Anspruch machen, welcher nicht eine eigene Prüfung aus der lateinischen Prosodie bei ihm bestanden hatte, weil er wußte, daß es seinen Collegen an Fleiß und Gründlichkeit fehlte. Er war gerecht und jeder Schüler konnte im

Voraus ſelbſt berechnen, welche Klaſſe ihm zu Theil werden würde, daher wurde er auch allgemein geliebt. Mögen Eure Excellenz Nachſicht haben, daß ich die ſeltenen Tugenden dieſes Mannes aufzähle, der meinen Ehrgeiz und meine Wißbegierde aufregte, und den Grundſtein zu meinem ferneren Fortkommen legte, daher ich aus Pietät dieſe Bemerkungen zu machen mich verpflichtet fühlte.

Darauf Goethe: Wer kann in Abrede ſtellen, daß die Jeſuiten große Gelehrte hatten, es iſt löblich, daß Sie ſich ſeiner ſo dankbar erinnern. Es wäre zu wünſchen, daß dieſen ſo lobenswürdigen Fußtapfen ſo manche Profeſſoren folgen möchten. Wie viele Jahre mußten Sie im Gymnaſium zubringen, bevor Sie bei der Univerſität aufgenommen wurden?

Sechs Jahre antwortete ich, in der Parva zwei Jahre, dann in der Grammatik, der Syntax, der Rhetorik und Poeſie (ſo hießen die Klaſſen) je ein Jahr. Das Hauptſtudium war die lateiniſche Sprache, und zunächſt die Mathematik. Während ich noch in der ſogenannten Grammatik war, ſtarb mein Vater im neunundvierzigſten Jahre ſeines Alters mit Hinterlaſſung von vier Söhnen und zwei Töchtern und eines nur geringen Vermögens. Mein älteſter Bruder, obſchon erſt ſechzehn Jahre alt, mußte das Geſchäft fortſetzen und die Frankfurter Meſſen beziehen. Vor jeder Meſſe waren gewöhnlich alle Tiſche mit Waaren belegt, daher traf es ſich nicht ſelten, daß ich, vor einem hölzernen Stuhle knieend, meine Penſa ausarbeiten mußte. Mein Eifer veranlaßte die Profeſſoren, auszuwirken, daß ich die Univerſität beziehen durfte. Zu dem Ende gab man mir als Reiſegeld

und für meinen Unterhalt in Prag 40 Gulden, nebſt einem alten Dukaten mit der Aufſchrift: „Wohl Dem, der Freude an ſeinen Kindern hat.“ Mit vier Kameraden wurde die Fußreiſe nach Prag angetreten, und auf dem Wege wurde öfter unter dem Schatten der Bäume die für mich ſo große Geldmaſſe gezählt. In Prag bei der Schloßtreppe angelangt, machte das Meer von Häuſern, die Brücke, die vielen Thürme auf mich einen unbeſchreiblich großartigen Eindruck. Wie wirſt Du Dich, fragte ich mich, fremd und verlaſſen wie Du biſt, in dieſer großen Stadt zurecht finden? wohin ſollſt Du Dich wenden? Da bedachte ich, daß ſo Viele ſich hier durchgeholfen haben, ſagte mit dem heiligen Auguſtinus, **potuerunt hi et hae, cur tu non posses.** Augustine! und ging muthig meinem ferneren Schickſale entgegen. In der Plattnergaſſe miethete ich mit einem Kameraden eine billige Stube, unheizbar und mit Ziegeln gepflaſtert. Meine und meines Kameraden Kleidung war nicht für den Winter eingerichtet, daher gingen wir, auf Anrathen, durch den Juden-Trödelmarkt. Die Juden ſollen auf den erſten Blick erkennen, was der Durchwandelnde an Kleidungsſtücken oder ſonſt nothwendig haben dürfte, weßwegen wir denn von verſchiedenen Seiten angerufen wurden, einen ſogenannten Pewer zu kaufen. Ich kaufte einen grauen, mit grünem Velbel ausgeſchlagenen und ſtolzirte damit über die Brücke. Der Wind trieb Regen daher, und ich wurde auf der linken Seite durchnäßt. Als ich früh meinen Pewer anziehen wollte, gewahrte ich zu meinem Schrecken, daß der linke Aermel auffallend, ja um eine ganze Handbreite kürzer ſei. Ich ſtrengte alle Leibeskräfte an, um ihn dem andern gleich zu machen;

Mephistopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier
Und setz' dich in Sessel!

Er nöthigt den Mephistopheles zu sitzen.

Faust,

welcher diese Zeit über vor einem Spiegel gestanden, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt hat.

Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild.
Ach wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?

allein es war nicht möglich, das Tuch, das nicht gehörig zubereitet, nicht eingegangen war, hatte ſich feſt zuſammengezogen. Weder der Jude, noch ein gleiches Tuch war ausfindig zu machen, daher ich bloß den rechten Aermel benützen konnte. Es bewährte ſich auch bei mir das Sprüchwort, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen, denn meine Kameraden haben mich ausgelacht. Der Betrug hatte indeß das Gute, mich fortan vorſichtiger zu machen. Im Jahre 1797 wurde ich als Akademiker immatrikulirt. Die Univerſität war ſehr beſucht, denn für den erſten Jahrgang des philoſophiſchen Kurſus waren 500 Hörer immatrikulirt. Die Philoſophie trug Profeſſor Seibt vor, der eine Klugheitslehre in zwei Bänden, ein Werk über den deutſchen Styl und auch ein Gebetbuch verfaßt hatte, durch welches letztere er ſeiner Zeit die verlorene Gnade der Kaiſerin Maria Thereſia wieder erlangt hat. Er war ein bejahrter anſehnlicher Mann, trug die Logik nach Feder vor, denn die Kantiſche Philoſophie durfte nicht gelehrt werden. Weil aber das Verbotene gewöhnlich reizt, begannen wir, ſechs an der Zahl, täglich ein Paar Stunden den Kant ohne Anleitung zu ſtudiren. Seibt wußte die Ruhe ſeiner Zuhörer zu erhalten, indem er ſie anredete: Meine Herren, wenn Sie mich alten Mann nicht ſchonen wollen, ſo ſchonen Sie wenigſtens Ihre eigene Geſundheit, denn der erregte Staub iſt Ihnen ſchädlich. Bei der Prüfung erhielt ich als erſte Frage zu beantworten: Was iſt Wahrheit? Nun war ich Abends zuvor im Theater geweſen. Es wurde „der Lorbeerkranz oder die Macht der Geſetze“ aufgeführt, worin der damals ſehr gute Schauſpieler Scheyf in ſeiner

Rolle zu ſagen hatte: Wahrheit iſt nur alles das, wobei kein Zweifel mehr übrig bleibt. Weil ich mich nicht immer an die Worte des Profeſſors binden wollte, ſo beantwortete ich die geſtellte Frage genau wie in jenem Schauſpiele. Seibt, der damals vom Podagra gereinigt wurde, weßwegen die Prüfung in ſeiner Wohnung ſtattfand, ſagte ganz zornig: Eine ſchöne Definition, weiter! Keiner aber beantwortete die Frage befriedigend, weßwegen Seibt mich um die Beſtandtheile der Wahrheit befragte. Da ich nun ſeine frühere Explication hierüber vollkommen inne hatte und ſie ohne Anſtand her recitirte, beſtand ich doch noch ein gutes Examen. Profeſſor Meißner lehrte die Aeſthetik und die römiſche und griechiſche Literatur.

Goethe bemerkte: Wenn ich nicht irre, hat Meißner den Ruf nach Prag durch die Herausgabe ſeines Alcibiades erhalten. Er war in der römiſchen und griechiſchen Geſchichte ſehr bewandert, und hatte als Schriftſteller ſich ein großes Publikum erworben. Wie waren Sie ſonſt mit ihm zufrieden?

Ich antwortete: Wir hatten Urſache, ihm unſere ganze Zuneigung und Liebe zu weihen, denn er gab uns Privatvorleſungen, las uns die neueſten Werke vor, eiferte uns zu dichteriſchen Aufſätzen an, die er genau durchging und verbeſſerte, und ſie uns dann vortrug. Meißner hat ſich überhaupt um Prag ſehr verdient gemacht. Er unterhielt einen Umlauf mit den neueſten Büchern gegen ganz mäßige monatliche Bezahlung. Wer eines dieſer Bücher zu beſitzen wünſchte, bekam es nach vollendetem Umlauf um ein Drittheil billiger. Meißner gab die Zeitſchrift „Apollo," bei

der er durch tüchtige Mitarbeiter unterstützt wurde, und mehrere sehr bekannt gewordene Werke zu Prag heraus. Mir war er ganz besonders gewogen, denn ich hatte ihm mehrere launige Gedichte, namentlich ein, mehrer Bogen langes über Suwarows Einzug in Prag nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, in der Versart wie Blumauers travestirte Aeneide, geliefert. Als Meißner zum Leidwesen aller Studirenden den Ruf nach Fulda annahm, gaben wir ihm zu Ehren eine große musikalische Akademie im Concertsaale, wobei einige seiner Schüler, namentlich die Doctoren der Medicin Große und Held das Quartett mitsangen: „Zähl' einmal Meliße, wenn es möglich ist, zähl' einmal die Küsse, die wir hab'n geküßt." Meißnern rollten beständig die Thränen über die Wangen herab. Den Tag nachher besuchte ich ihn, und drückte mit herzlicher Lebhaftigkeit im Namen sämmtlicher Akademiker ihre Dankgefühle aus. Im Gespräche erlaub'e ich mir dann anzuführen, was man über Fulda sage, nämlich: **Nix, nox et nebulae, tenuis cerevisia Fuldae.** Das frappirte ihn lebhaft und er fragte mich hastig: Woher haben Sie diesen Vers? Ich antwortete: Aus des Doctors der Medicin Wikard Lebensgeschichte, der dort verfolgt, dann russischer Staatsrath wurde. Wenn ich, sagte Meißner, von der mir bewiesenen Liebe und Anhänglichkeit früher Ueberzeugung gewonnen hätte, so würde ich den Ruf nicht angenommen haben; allein es läßt sich nicht mehr ändern. Meinen Sohn Eduard, der nicht zu einem Juristen taugt, aber ein sehr gutes Gedächtniß hat, lasse ich zurück und Medicin studiren. Meißner verehrte mir dann einige Bücher zum Andenken, in welche er seinen Na-

men schrieb, und ich nahm ganz gerührt dankend von ihm Abschied.

Goethe sagte: In Fulda, so wie ich heute, hat Meißner mit seiner Familie traurige Schicksale erlebt, — und forderte mich auf, weiter zu erzählen.

So fuhr ich denn fort: Der gute ehrwürdige Grisuit Widra war Professor der Mathematik. Im zweiten Semester der Logik*) erhielt der Director der philosophischen Fakultät Auftrag, die Stipendisten früher als die übrigen Hörer der Philosophie prüfen zu lassen. Da ich ein kleines Stipendium genoß, wurde ich auch dazu vorgeladen. Weil aber die bestimmte Prüfungszeit einige Wochen früher als die gewöhnliche angeordnet war, so war ich noch nicht gänzlich vorbereitet. Theils mußte ich, um mir besseren Unterhalt zu verschaffen, viele Zeit auf das Unterrichten von Kindern verwenden, theils war ich überzeugt gewesen, noch hinlängliche Zeit zu haben, um mich zur Prüfung gehörig vorzubereiten. Indeß ging es nicht wohl an, sie aufzuschieben, und so unterzog ich mich ihr. Professor Widra sah in den Katalog, und da ich im ersten Semester gut von ihm klassificirt worden war, er vielleicht durch meine Prüfung Ehre vor dem Director einlegen wollte, gab er mir ein bedeutendes Problem zu lösen. Als er wahrnahm, daß ich auf der Tafel einen ganz falschen Ansatz machte, löschte er ihn mit dem Schwamm aus, sagte zu mir ganz leise: Etiam nihil didicisti, und gab mir einige leichte Fragen, die ich gut beantworten konnte.

*) Der erste Jahrgang des philosophischen Kurses pflegte auf den österreichischen Hochschulen Logik, der zweite Physik genannt zu werden.

Goethe lächelte, notirte sich etwas und später las ich in seinen gedruckten Aphorismen: Ein Professor sagte zu seinem Schüler **etiam nihil didicisti** und ließ ihn für einen guten laufen.

Nachdem ich, sagte ich in meiner Erzählung fortfahrend, meine Lage und das Nachtheilige überdacht hatte, was durch eine schlechte Klasse für mich hätte entstehen können, faßte ich den ernstlichen Vorsatz, nie wieder anders als vollkommen vorbereitet zu einer Prüfung zu gehen. Mögen Eure Excellenz es nicht für Eitelkeit anrechnen, wenn ich anführe, daß ich den gefaßten Entschluß strenge gehalten, und auch von dieser Zeit an stets durchaus Vorzugsklassen, selbst bei den Prüfungen vor dem Appellationsgerichte, erworben habe.

Darauf Goethe: Der Mensch kann Unglaubliches leisten, wenn er die Zeit einzutheilen und recht zu benutzen weiß. Ich erfreue mich an Ihren offenen Confessionen. Lassen Sie daher von Ihren Zuständen, Erlebnissen noch Weiteres hören.

Wenn ich damit Eure Excellenz nicht ermüde, antwortete ich, so will ich fortfahren. Ein Beamter zu Prag lieh mir die besten Zeitungen und Journale zum Lesen, und ich durfte sie auch längere Zeit benutzen. Derselbe hatte eine Nichte als Wirthschafterin bei sich, ein wohlgebildetes schönes junges Mädchen. Als ich die Zeitungen wieder abgab, um neue mitzunehmen, erzählte mir die Nichte unter Weinen und Händeringen, wie roh und sittenlos der Onkel sich gegen sie betrage, und bat mich inständig, ich möchte mich doch ihrer annehmen. Ich schrieb sogleich an ihre Aeltern, schilderte die Lage ihres Kindes, und rieth dringend zur Abberu-

ſung. Sogleich wurde Reiſegeld geſchickt, und ſie reiſte während der Abweſenheit ihres Onkels, der zu Wien Geſchäfte hatte, in ihre Heimat, nachdem ſie von mir unter Dankſagungen und Thränen vergießend, Abſchied genommen hatte.

Goethe bemerkte: Bei dieſem Abſchiede werden Sie wohl auch nicht gefühllos geblieben ſein. Mir ſcheint es, als ob es auf ein Liebesabenteuer hinausginge.

Ich antwortete: Ich kann nicht in Abrede ſtellen, daß ich ſie wegen ihrer guten vorzüglichen Eigenſchaften lieb gewann, ſie auch deßhalb in Franken bei ihren Aeltern beſuchte, wozu ſich folgende Veranlaſſung darbot. Ich erlaubte mir zuvor zu erwähnen, daß unter ſechs Akademiker die Kantiſche Philoſophie ſtudirten. Darunter befand ſich ein von K. weggegangener Theolog, der zu Prag Medicin ſtudirte. Dieſem ſagte ich, daß ich wahrſcheinlich am 1. September in Manheim eintreffen werde. Allerdings lag mir eine große Reiſe im Sinne, aber Gewißheit hatte ich keineswegs, daß mein Bruder mich zur Frankfurter Meſſe mitnehmen, geſchweige daß ich Erlaubniß erhalten werde, nach Manheim zu reiſen. Der vormalige Theolog, jetzige Mediciner nahm aber meine Aeußerung für baare Münze, wie man zu ſagen pflegt, und übergab mir ſein Portrait, um es ſeiner in Manheim verheiratheten Schweſter zu überbringen, was ich auch übernahm. Es war im Monate Auguſt, als ich mit meinem Bruder zu Fuß bis Würzburg reiſte. In Würzburg beſah ich die ſchöne Reſidenz, ihre innere Einrichtung, die herrlichen vom Profeſſor Plank verfertigten Bilder aus Moos, das Julinsſpital, die Ir-

renanſtalt und anderen Merkwürdigkeiten. Bei den Hofbutmacher Heidenreich, der in der Domſtraße wohnte, waren wir gut aufgenommen. Mein Bruder ſetzte die Reiſe nach Frankfurt zu Lande fort, ich aber beſtieg das Marktſchiff, auf welchem ſich viele Studenten, Kaufmannsdiener, auch Frauen und Mädchen befanden. Es herrſchte Frohſinn und Heiterkeit, es wurde mit Piſtolen geſchoſſen, die Schüſſe aus den Ortſchaften am Ufer erwiedert. Der Schiffer war in ein Mädchen, das andere junge Leute auch gerne ſahen und aufmerkſam behandelten, ſterblich verliebt, bewachte und beobachtete ſie wie ein Gift hauchender Drache, und ſtrandete, als es ſchon dunkel war, mit dem Schiffe auf einer Sandbank. Es war unglaublich, welche Anſtrengungen und Vorkehrungen erforderlich waren, um es wieder flott zu machen. Wir mußten in Kähne ausſteigen und die Kaufmannswaaren hinüber laden, auch mußten ſechs Pferde herbeigeholt werden. Das Geſchrei der Pferdeknechte, um ihre Thiere zum Ziehen anzueifern, das Piſtolenſchießen und deſſen Beantworten von Gmünd, in deſſen Nähe wir geſtrandet waren, das Wehklagen und die Aengſtlichkeit der Frauen, das Alles machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck. Endlich wurde das Schiff wieder flott. Der Main macht ungeheuere Krümmungen, ſo daß es uns manchmal ſchien, als wenn wir wieder nach Würzburg zurückkehrten. In Wertheim wurde gelandet, und hier konnte ich mich überzeugen, welcher Unterſchied zwiſchen Kreuzwertheimer und gewöhnlichem Wertheimer Wein ſei, denn der Hügel, wo der Kreuzwertheimer wächſt, wird von der Morgen-, Mittags- und Abendſonne beſtrahlt. Auf der

Weiterfahrt erfreute mich ein heftiges Gewitter mit Sturm verbunden, jeder Blitz beleuchtete die Wellen so, als ob auf ihren Spitzen brennende Lichter aufgesteckt wären. Endlich langten wir zu Frankfurt an. Ich hatte mir von Frankfurt als einer so berühmten Handelsstadt eine großartige Vorstellung gemacht. Eure Excellenz werden doch erlauben, daß ich mich über Ihre Vaterstadt ausspreche."

Goethe sagte: Im Jahre 1801 werden Sie nach Ihrer vorgefaßten Vorstellung Frankfurt freilich nicht günstig haben beurtheilen können. In wissenschaftlicher Hinsicht war Frankfurt von keiner Bedeutung.

Auch in Rücksicht von Verschönerungen und öffentlichen Anlagen zu Spaziergängen war keine Fürsorge getroffen, erwiederte ich, in meiner Erzählung seinem Willen gemäß fortfahrend. Mein Bruder und ich, wir wohnten bei der goldenen Geest in der Fahnstraße. Unsere Waaren wurden in einem Bretterverschluß aufbewahrt. Ueberall wohin man von dort sehen konnte, ängstigten mit hölzernen Schindeln gedeckte Dächer mit der Möglichkeit einer verheerenden Feuersbrunst. Dem Stadtgraben entstieg ein fauler Dunst von den im Wasser vermoderten Pflanzen und Gräsern. Bei dem Brückenthurme, der dem Prager Brückenthurme ähnlich, aber in kleinerem Maßstabe gebaut, und wahrscheinlich noch älter war, lagen am Mainufer Berge von Scherben und anderem Unrath. Das Trottoir auf der Brücke nach Sachsenhausen war so ausgetreten, daß man behutsam gehen mußte, um nicht zu fallen. Sachsenhausen war ein unreinliches Dorf. Vor den elenden Gebäuden standen große Bottiche, in denen unreifes Obst umherschwamm, woraus, wie man

mir ſagte, der Moſt bereitet wurde. Die Judenſtadt war ekelhaft unrein. In der ganzen Stadt gab es kein Trotoir. Ein einziges Monument war vor dem Thore den tapferen Heſſen ſinnreich geſetzt. Es beſtand aus untereinander geworfenen Granitblöcken, welche von einem Löwenfell, wie ich mich noch erinnere, bedeckt waren. In Beziehung auf die Wiſſenſchaften konnte ich keine befriedigende Nachricht einziehen. Mein Bruder hatte Waaren an die Gebrüder Gräber nach Mainz geſchickt, die wegen der Rheinſperre in Caſſel deponirt und von da heimlich in die Stadt gebracht werden mußten. Ich fuhr mit dem Marktſchiff nach Mainz. Bei Oeſtheim, welches Dorf ganz demolirt war, ſagte der Schiffer: Wer keinen guten Paß hat, der ſteige hier aus und gehe nach Caſſel, denn die Franzoſen ſind in Betreff der Päſſe ſehr kritiſch. Da ich keinen Paß, ſondern bloß ein Zeugniß über meine überſtandenen Prüfungen aus den Lehrgegenſtänden des erſten Jahrganges des Rechtsſtudiums beſaß, ging ich nach Caſſel, und dann von da über die Schiffbrücke ganz ungenirt nach Mainz, wo ich von den Gebrüdern Gräber freundlichſt aufgenommen und bewirthet wurde. Dieſe bekannten Bürger führten mich auf einige Feſtungswerke, z. B. die Karl-Alexanderſchanze, dann auch zu dem unanſehnlichen, dem Verfall ſich nähernden Denkmal des römiſchen Feldherrn Druſus. Es kam mir übrigens vor, als ob ich zu Mainz mich in einem ganz andern Welttheil befände, denn die Franzoſen feierten die Dekade, nämlich den zehnten Tag als ihren Ruhetag, die Mainzer hatten den ſiebenten Tag als den chriſtlichen Sonntag beibehalten. Auf dem Domplatze war eine rothe Mütze auf einen Pfahl auf-

gesteckt, welche zwei Schildwachen bewachten, und vor welcher man den Hut abziehen mußte. Gegenüber von meiner Wohnung sah ein französischer Major zum Fenster hinaus. Ein gemeiner Soldat ging vorüber, rief **bon jour, Major!** hinauf, dieser erwiederte den Gruß, kam auf die Gasse hinab, und unterhielt sich mit ihm freundschaftlichst. Es herrschte **liberté** und **égalité**. Die gegenseitige Begrüßung war Citoyen, doch im Dienste, in Reihe und Glied wurde strenge Disciplin beobachtet und gehandhabt. In dem Kaffeehause bei Schmalz hing ein französischer Kalender an der Wand, da erblickte man keinen Heiligennamen, sondern neben dem Datum: Tag der Erstürmung der Bastille u. s. w. Da Eure Excellenz Gelegenheit hatten, die Franzosen jener Zeit kennen zu lernen, so enthalte ich mich jeder weiteren Schilderung, doch konnte ich, der ich aus einem ganz katholischen Lande kam, den Ingrimm nur schwer unterdrücken, den ich beim Anblicke ihrer Sitten- und Gottlosigkeiten empfand. So hieben sie dem Standbilde des Heilandes die Nase ab, hingen ihm eine Patrontasche um, ohrfeigten das Bild, weil es für sie nicht exerciren wollte, fochten während der Messe in der Domkirche mit Stöckchen, und störten andächtige Mädchen auf die gemeinste und sittenloseste Weise im Gebete. Auch in den Saal des Tribunals wurde ich geführt. An der einen Wand war die **liberté**, an der entgegengesetzten die **égalité**, und über den Sitz des Präsidenten Brutus, seine Söhne verurtheilend, gemalt. Es war eine Verhandlung wegen Nachmachung französischen Stempelpapiers im Zuge. Der Thatbestand war gut erhoben, es wurden unter andern auch Papierschnitzel vorgelegt, die auf

Mephistopheles.

Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß't' es 'was gescheidtes werden.
Für dießmal sieh dich immer fatt;
Ich weiß dir so ein Schätzchen auszuspüren,
Und selig wer das gute Schicksal hat,
Als Bräutigam sie heim zu führen!

Faust sieht immerfort in den Spiegel. Mephistopheles, sich in den Sessel dehnend und mit dem Wedel spielend, fährt fort zu sprechen.

Hier sitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere,

welche bisher allerley wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephistopheles eine zerbrochne Krone mit großem Geschrey.

O sey doch so gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

der Düngerſtelle des Hauſes, in welchem die Angeklagten wohnten, aufgefunden worden waren und genau zu den Falſifikaten, die man bei ihnen ſelbſt gefunden hatte, paßten. Die Geſchworenen achteten wenig auf die Vorleſung der Acten, präſentirten einander Schnupftabak und ſprachen leiſe unter ſich. Wie können dieſe Männer, dachte ich, ein gewiſſenhaftes Urtheil fällen? Zu ihrer Entſchuldigung muß ich indeß anführen, daß die beiden Angeklagten aus dem Gefängniſſe entwichen waren, folglich ob contumaciam verurtheilt werden mußten. Als ich von Mainz zu meinem Bruder nach Frankfurt zurückkam, gab er mir einige Gulden, und warnte mich, meinen weiteren Ausflug zu ſehr auszudehnen, ſonſt müſſe er, ohne meine Rückkunft abzuwarten, nach Hauſe reiſen. In Würzburg würde mir indeß jedenfalls Heidenreich das zur Rückreiſe nöthige Geld geben. Der Zufall wollte, daß ich am 1. September zu Darmſtadt, wo ich übernachtete, mit dem früheſten Morgen erwachte. Sofort fiel mir mein Prager Verſprechen ein, das Portrait jenes Studenten der Medicin, der früher Theolog geweſen, am 1. September ſeiner Schweſter in Mannheim, wo ſie verheirathet war, zu übergeben. Jetzt kannſt du dein Verſprechen halten, dachte ich, und machte mich auf den Weg. Trotz aller momentanen Hinderniſſe, indem mich nämlich ein Flurwächter, weil ich ein Paar Nüſſe mit meinem Stocke herabgeſchlagen hatte, verhaften wollte, ſich aber nach einigen Hin- und Herreden mit etwas Geld abfinden ließ; obſchon mich ferner ein öſterreichiſcher Werber unter tauſend Verſprechungen zum Militär engagiren wollte, und mich in meinem ſchnellen Gange kurze Zeit aufhielt; und obſchon endlich die

Wirthin zum weißen Lamm in Lorsch, die als Wittwe einen Bürgersohn aus Eger geheirathet hatte, mir vorstellte, daß ich Manheim diesen Tag nicht mehr erreichen könne, daher lieber übernachten möge: ließ ich mich nicht abhalten, dachte an den 1. September, an das in Prag gegebene Versprechen, traf auch wirklich, allerdings nur mit der größten Anstrengung spät Abends in Manheim ein und übergab das Portrait, welches eben so freudig empfangen als ich freundlichst aufgenommen wurde. Als ich am andern Morgen ausgehen wollte, empfand ich die Folgen meiner angestrengten Fußreise. Ich konnte nicht gehen. Das Uebel wurde jedoch durch den Gebrauch von Fußbädern bald gehoben. Ich besuchte dann einen gewissen Philipp Müller in der Stadt, dem mein Bruder Waare geschickt hatte. Als dieser erfuhr, daß ich mit keinem ordentlichen Paß versehen war, ging er mit mir zum französischen Commissar und ersuchte ihn, mir einen Paß auszustellen. Ein buckeliger Schreiber maß mich vom Kopf bis zum Fuße mit seinen scharfen Augen, worüber ich mich des Lächelns nicht enthalten konnte, und wahrscheinlich den Mund etwas verzog, daher er bouche large, breiten Mund, bei der Personsbeschreibung aufzeichnete. In Manheim machte ich die Bekanntschaft von Studenten, welche in mich stürmten, mit ihnen nach Schwetzingen, einem berühmt gewesenen Lustgarten, dann nach Heidelberg zu gehen. In Manheim besuchte ich mit ihnen das gut bestellte Theater, die ansehnliche Bibliothek und Bildergallerie. Die Gärten um Manheim waren alle zerstört, die vierfache schöne Allee nach Neckarau vom Feinde größtentheils umgehauen, auch der Garten zu Schwetzingen war ganz verwahrlost.

Als wir nach Heidelberg gekommen waren, wurde mir zu Ehren von den Studenten ein großer Commers gegeben. Mir waren die Lieder, die sie sangen, nicht fremd; ich war ein so guter Billardspieler, daß mir keiner eine Partie abgewann, kurz ich war ein ausgerüsteter Bursche. Sie stellten mich dem Professor Succow vor, gingen auch mit mir nach den Ruinen des Schlosses, wo das große Faß in Augenschein genommen wurde. Hier, Eure Excellenz, liegt mir etwas, so oft ich daran denke, schwer auf dem Herzen.

Goethe sagte: Nun? lassen Sie hören, es muß freilich schwer sein, weil Sie es durch so lange Zeit nicht wegschaffen konnten.

Ich gab, erzählte ich, als mir das Faß gezeigt wurde, dem Diener oder Aufseher mein ganzes kleines Geld. Die Studenten machten mich aufmerksam, daß ich auch ein vorzügliches Bild in der Kapelle sehen müsse. Ich schützte etwas vor, und nahm das berühmte Bild nicht in Augenschein, weil ich kein Trinkgeld geben konnte. Nun mochten sie mir nachsagen: Seht, Brüder, der Böhme ist zum Fasse, aber nicht zu dem Gemälde gegangen. So können oft unbedeutend scheinende, kleine Umstände, wenn sie unerörtert und unaufgeklärt bleiben, einen nachtheiligen Einfluß auf den Ruf eines Menschen haben.

Da haben Sie ganz Recht, sagte Goethe, allein Manches, wie im vorliegenden Falle, läßt sich nicht gleich aufklären, denn Sie konnten die Ursache Ihren Begleitern nicht sagen, und so muß man oft den Gegenstand auf sich beruhen, die Leute reden lassen. Doch deren Handlungsweise

und Benehmen dürfte keinen Anlaß gegeben haben, worüber Sie sich zu kränken Ursache hätten.

Sie haben mich, erwiederte ich, sehr ausgezeichnet behandelt, ich mußte mich in ihr Buch eintragen, wobei sie bemerkten, daß noch kein Prager Jurist bisher in ihrer Mitte erschienen wäre. Beim Abschiede sagte ich, daß ich nach Straßburg reisen wolle. Ich ging eine Strecke in der Richtung auf Durlach, allein als ich meine Börse zu Rathe zog, die ich leichter fand, als ich geglaubt hatte, kehrte ich um, und damit kein Student mich sehen möchte, ging ich über den Neckar nach Neckarmünde. Nun fing es fürchterlich und unaufhaltsam zu regnen an. Ich wurde bis auf die Haut durchnäßt, mein Kaputrock erschwerte mir das Gehen, daher zog ich ihn aus, warf ihn über die Schulter, und ging so durch das Dorf (ich glaube es hieß Amorbach). Die Leute sahen mir lachend nach, weil ich im heftigsten Regen, den Rock auf der Schulter, einherschritt. Als ich aber im Wirthshause die Ursache angab, war man ganz meiner Meinung. Wie ich mich des Morgens anziehen wollte, waren Rock, Beinkleider und Stiefel noch nicht trocken. Die Jahreszeit war tief in den September vorgerückt, der Tag schon kurz, die Witterung kalt und neblich. Die Kleider mußten am Leibe trocknen, und was das Schlimmste war, meine Baarschaft war bis auf den erwähnten Dukaten aufgezehrt. In Würzburg erhielt ich jedoch von dem Hofbutmacher Heidenreich, an den ich von meinem Bruder gewiesen worden war, frisches Reisegeld, und entschloß mich, die Nichte zu besuchen, welche ich in Prag von ihrem bösen Oheim befreit und zurück in ihre Heimat befördert hatte.

Auf dem Wege nach W., ihrem Wohnorte, kam ich über Kitzingen u. ſ. w.; es ereilte mich aber eine ſo finſtere Nacht, daß ich in einer abgelegenen Mühle Obdach ſuchen mußte, das mir zwar gewährt wurde, aber unter der harten Bedingung daß ich neben der Stube in unmittelbarer Nähe der Gänſe auf Mehlſäcken ſchlafen ſolle. Dem Müden genügt leicht jedes Lager, — aber dennoch war es für mich eine fürchterliche Nacht, das Getöſe des Räderwerkes, der Wellenſchlag, der den ganzen Bretterbau in Bewegung erhielt, gönnten mir keinen Schlaf, den überdies die Vorſtellung ſtörte, daß dieſe abgelegene Mühle mir verdächtig vorkam und zum Zufluchtsort für Diebsgeſinde ſehr geeignet ſchien. Am frühesten Morgen ſetzte ich meine Reiſe nach W. fort, fand die Aeltern mit Friederike glücklich auf, wurde herzlich empfangen und mit aufrichtigen Dankſagungen für meine Verwendung zu Gunſten der letzteren belohnt. Meine offene Erklärung, daß ich als Student noch lange nicht an Selbſtändigkeit denken könne, mochte die innige Zuneigung, die mir Friederike zeigte, zur Ruhe gebracht haben. Ich ſetzte meine Reiſe über Nürnberg, Regensburg nach Eger fort, und dachte recht oft noch an die große Sorgloſigkeit, mit welcher ich mich damals aus dem väterlichen Hauſe in die Welt ſtürzte, gedenke noch heute der Entbehrungen und körperlichen Anſtrengungen, die ich mir damals auferlegt, und mit Leichtigkeit ertragen habe.

Darauf Goethe: Sie haben mit Ihrem Körper ſchwere Proben verſucht, und da Sie dieſe ohne nachtheilige Folgen überſtanden haben, ſo muß Ihnen eine lange geſunde Lebensdauer wohl in ſicherer Ausſicht ſtehen.

Montag, den 30. Juni 1823.

„Kam Rath Grüner, brachte seine neu entdeckten Mineralien, besprach seinen Tauschhandel. Nach Tische Rath Grüner, seine Reisebücher und Bemerkungen mitbringend. Ausgefahren bis auf die Höhe von Mühlbach, daselbst merkwürdiges Quarzgestein gefunden. Abends Unterhaltung über dergleichen Gegenstände."

Montag, den 30. Juni 1823.

„Rath Grüner hat seit einem Jahre die wundervollsten Schritte in der Mineralogie gethan. Das Lenzische Compendium, das ich ihm schickte hat er zum Grunde gelegt, und seine Sammlung, die schon sehr angewachsen ist, darnach geordnet. Auch andere Compendien hat er zur Vergleichung herbeigezogen, er übt sich in den äußeren Kennzeichen, welche durch die Augen zu erkennen sind, fügt hiezu Betast, Geruch und sonstiges Gefühl, hiemit nicht zufrieden, bedient er sich der Reagentien, des Löthrohres u. s. w. Genug er hat die Sache so angegriffen, wie ein tüchtiger Geschäftsmann, dem ein neues Fach anvertraut wurde. Zugleich ist er unermüdet im Bergsteigen, und hat herrliche Sachen gefunden, schöner als die Tyroler, krystallisirt und in Masse, Menilithe und was sonst. Von jedem schafft er viele Exemplare und fing schon an zu tauschen. Die wohlverpackten Exemplare sendet er mit den Franzensbrunner Krugfuhren, der Freund erhält sie frachtfrei, und ist daher verpflichtet, die Gegengabe auf gleiche Weise zu übersenden. Dabei hat er sich eine Tabelle der Fundorte gemacht, und betrachtet die Badegäste als solche Freunde, die von den bezeichneten Orten ihm Gegenstände liefern, die ihnen vor den Thüren liegen. Man muß recht wissen, was zu einem Geschäfte gehört, um es in kurzer Zeit auf diesen Grad zu bringen. Seine Leidenschaft für die Sache wird durch Bemühung und Gelingen noch mehr erhöht."

Die Bücher, die ich Goethe vorlegte, bestanden erstens in einem Folianten, worin der Tauschhandel eingetragen war, dann in vier Bänden, in den beiden ersten derselben waren die Fundörter in alphabetischer Ordnung, in den beiden anderen die Mineralien eingetragen, die sich wieder

auf die Fundörter bezogen. Uebrigens hatte ich auf einzelnen Blättern angemerkt, was ich ſuchte, und auf anderen, was ich anbieten könne.

Was das bei Mühlbach, eigentlich zu Liebeneck auf der Straße nach Mühlbach, aufgefundene Quarzgeſtein betrifft, war es bräunlich und hatte Eindrücke von Würfeln. Goethe nannte es Egerländer Kuchenquarz, mit dem es wirklich viel Aehnlichkeit hatte. Es kömmt gelb lehmigt mit Quarzkörnern vermiſcht vor. Man hat Stücke aufgefunden, wo der eingedrungene Lehm die Fortbildung der Kryſtalliſation gehemmt hatte, und wenn dieſer ausgewachſen war, ſah man deutlich die Höhlungen im Quarze. Andere Stücke waren ſchon zu Quarzkryſtallen gebildet, allein nicht an einander ſo geſtellt, daß die Fortbildung zu gleicher Zeit von unten nach oben, und von oben nach unten geſchehen zu ſein ſcheint. Dieſe entgegengeſetzte Bildung ſtand ſtill, als die beiderſeitigen Kryſtalle aneinander mit den Zuſpitzungen ſtießen. Bei dieſen wurden wieder regelmäßige Eindrücke von verſchobenen Würfeln entdeckt, die mit Lehm ausgefüllt waren.

Dienſtag, den 1. Juli 1823.

„Ruhe mit Grüner aus, gegen den Siechhof. Um ſieben Uhr zurück, blieb noch einige Zeit mit ihm zuſammen."

Der Name iſt nicht Siechhof, ſondern Siechhaus oder Jägerhaus. Daſſelbe liegt eine halbe Stunde von Eger entfernt, und es führt eine mit Bäumen beſetzte Chauſſee hin.

Für die Fußgänger werden an beiden Ufern des Egerflusses besandete mit Alleen versehene Wege rein gehalten, und diese sind mittelst zwei gut angebrachter Stege miteinander in Verbindung gebracht. Der Waldrand ist von bequemen Fußwegen durchschnitten, die Umgebung des Jägerhauses in einen Park umgeschaffen. Die Aussicht von dem Jägerhause in das Egerthal ist wunderschön, denn man sieht den Fluß zwischen üppigen Wiesen, grotesken Felsen und schönen Gärten gegen Osten ruhig dahinfließen, wie er noch einen Theil der alten Festungsmauer bespült. Die hohen Festungsmauern, die Ruinen der alten Burg, in welcher die vornehmsten Anhänger Wallensteins bei einem Bankett niedergemacht wurden, der schwarze hohe Römerthurm, die blauen Gebirge im Hintergrunde, bilden eine reizende Landschaft. Daher geschieht es auch, daß zur Kursaison die meisten Gäste von Franzensbrunn an Sonntagen, sowie sehr viele Stadtbewohner sich dort einfinden. Nicht selten zählt man gegen achtzig Equipagen, den schönen bequemen Gesellschaftswagen ungerechnet, welcher von Franzensbrunn dahin abgeht, und in welchem die Person dreißig Kreuzer C. M. für die Fahrt zu bezahlen hat.

Wenn auch 1823 dieser Belustigungsort noch nicht alle gegenwärtigen Annehmlichkeiten darbot, so finde ich doch nicht überflüssig, auf die herrliche Gegend aufmerksam zu machen, in deren Anschauen Goethe so lange versunken und in Betrachtungen vertieft blieb.

Beim Einsteigen in den Wagen wäre ich auf Goethe's Wink zur rechten Hand zu sitzen gekommen, daher setzte ich mich so auf den Rücksitz, daß ich ihn nicht genirte. Aber

ich mußte neben ihm Platz nehmen und nach einer Weile erzählte er mir folgende Anekdote:

Unter dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich rühmten die Hofleute einen Chevalier als den feinstartigen Mann in Frankreich. Laden Sie ihn zu einer Jagdpartie ein, befahl der König, ich will mich überzeugen. Als dieser Chevalier unter den gewöhnlichen Ceremonien vorgestellt war, gab der König ihm mit der Hand ein Zeichen, er möge sich in seinen Wagen setzen. Obschon er zur rechten Hand des Königs zu sitzen kam, so sprang er doch gleich in den Wagen zu dem angewiesenen Sitz, denn er nahm die Deutung des Königs als Befehl.

Von nun an machte ich auch bei ähnlicher Gelegenheit keine Umstände beim Einsteigen in den Wagen.

Mittwoch, den 2. Juli 1823.

„Um 12 Uhr Rath Grüner. Wurde eingepackt. Grüner blieb bis zur Abfahrt, welche halb drei Uhr erfolgte."

Bei der Abfahrt (nach Marienbad) reichte Goethe mir die Hand mit den Worten: Auf baldiges erfreuliches Wiedersehen. Setzen Sie mich ja von Ihrer Forschung und Entdeckung in Kenntniß.

Ich bereiste zu Fuß die Gegend südlich von Eger im Umkreise, und ließ durch den jungen Neualbenreuther Förster Netsch die Wege und Gebirgszüge auf Mappen zeichnen. Um Goethe's Wünschen zu entsprechen, hatte ich nach

Manchem mit Glück geſucht, wovon ich wußte, daß ich ihm damit ein Vergnügen machen konnte.

Im Dorfe Geſel dictirte ich einem unbehülflichen, ungeſchickten Schreiber meine Beobachtungen, um ſie Goethe nach Marienbad zu überbringen.

Marienbad. Sonnabend, den 12. Juli 1823.

„Kam Rath Grüner von Eger."

Sonntag, den 13. Juli 1823.

„Unterhalten mit Rath Grüner, beſonders über die mitgebrachten echt vulkaniſchen Produkte. Umſtändliche Beſchreibung einer Fahrt, ſchriftlich verfaßt und nach der Karte durchgegangen. Rath und Rätdin Grüner. Einige bedeutende Maſſen von zerſchlagenem Bergkryſtall einem Juden abgehandelt."

Ich fand Goethe äußerſt aufgeheitert, ſehr gut und lebhaft ausſehend, und erlaubte mir daher die Bemerkung, daß die Kur in Marienbad ihm vortrefflich anſchlage.

Goethe erwiderte: Der Kur wegen reiſe ich nicht in die Badeörter, ich lebe hier ſehr angenehm, die reine Luft und der Umgang mit liebenswürdigen Perſonen erheitern meine Tage. Unter andern ſollen Sie auch die liebenswürdige polniſche Gräfin Ludovica, eine Virtuoſin auf dem Fortepiano, hier kennen lernen. Nun Freund, was haben Sie Gutes, Neues mitgebracht?

Ich las nun die dictirte Relation über meine minera-

Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwey Stücke, mit welchen ſie herum ſpringen.

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen;

Fauſt gegen den Spiegel.

Weh mir! ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles auf die Thiere deutend.

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt wie oben.

Mein Buſen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geſchwind!

logiſche Excurſion, mehrere Bogen ſtark, vor, und war kaum noch zu Ende, als der Bediente den ehemaligen König von Weſtphalen meldete, und dieſer ſogleich trippelnd eintrat. Ich entfernte mich ſofort in das Nebenzimmer, hörte ihn aber noch ſagen: „Je suis bien fachè,“ worüber? konnte ich nicht mehr vernehmen, vielleicht ſchloß ich aus ſeiner Miene richtig: Deßhalb, weil Goethe ſich zurückgezogen und ihn nicht beſucht habe. Goethe war im gewohnten Schlafrocke, hatte nicht Zeit ſich in ein anderes Gewand zu werfen, und ſchien etwas überraſcht zu ſein, verlor aber, ſoviel ich noch im Weggehen bemerken konnte, nicht im Geringſten ſeine Haltung.

Ich ließ in Goethe's Wohnung mein Manuſkript zurück. Als ich ihn wieder, diesmal meine Frau mitbringend, beſuchte, fand ich ihn mit meinem Manuſkripte und mit der geognoſtiſchen Karte beſchäftigt.

Sie werden böſe auf mich ſein, ſagte er zu meiner Frau, daß Ihnen ſo viele Steine in das Haus gebracht werden.

Die ſchönen Steine habe ich zwar gerne, erwiderte ſie, aber er bringt ſo manche nach Hauſe, die ſo gemein ausſehen, und wenn er beim Auspacken nur die polirten Tiſche verſchonen möchte.

Machen Sie ſich nichts daraus, ſagte Goethe, ich habe auch manche Fuhre zur Verbeſſerung der Wege wieder hinausgeſchafft, die Sache läutert ſich und macht uns Vergnügen, wenn wir eines Beſſeren belehrt werden; er weiß die Sache gehörig anzugreifen und durchzuführen; der Aufſatz, den er mir übergeben hat, macht mir vieles Vergnügen. Ich habe ſo eben einige große Klumpen Bergkryſtall von einem

Juden eingehandelt, wovon ich Ihnen (mir hinlangend) einen übergebe.

Es war ein Klumpen von mehreren Pfunden, der in Rauchtopas ſchon überzugehen ſchien.

Marienbad. Montag, den 17. Juli 1823.

„Grüners Relation über die geſchmolzenen Erdprodukte von Albenreuth und Wooden revidirt."

Goethe las die Relation über meine Excurſion, die ich einem ungeſchickten Schreiber dictirt hatte, laut, und corrigirte theils die Satzordnung, theils die Schreibfehler. Er war über die Relation ſehr erfreut, und drückte ſich ſehr günſtig über ſie in Gegenwart eines Malers aus.

Dieſe von Goethes eigener Hand corrigirten Bogen bleiben bei mir als werthvolles Andenken.

Von Marienbad ſchrieb mir Goethe zweimal auf kleinen, mit gedruckter Einfaſſung verſehenen Zetteln, und erſuchte mich, ihm Einiges nachzuſchicken.

Ueber die zurückgelaſſene geognoſtiſche Karte der Umgegend von Neualbenreuth ſchrieb er mir Folgendes:

XVIII. Brief.

Marienbad, den 22 Juli 1823.

„Tauſend Dank für die deutlich unterrichtende Karte! in Hoffnung, ſie mitſammen zu durchwandern und zu durchforſchen, ſende ich hiebei eine Schachtel, jedoch erbitte mir ſie wieder, und dazu noch ein Halbdutzend anderer, wie ſie gewöhnlich in einander ſtecken; denn es giebt manches Zarte und Feine einzuſtecken. Herr von Junker z. B. hat ſehr ſchöne Stufen ſeines Silberbergwerkes freundlich mitgetheilt. Hier iſt Alles froh des ſchönen Wetters, genießt es aber nur in Furcht und Zittern, indem das Barometer ſich ſchon wieder herabneigt. Behalten Sie mich in freundlichem Andenken, und laſſen Sie uns auf dem Wege der guten wechſelſeitigen Neigung wie auf den Pfaden der Geognoſie treulich verharren

Goethe."

Nachdem ich Goethe's Auftrag beſorgt hatte, ſchrieb er:

XIX. Brief.

Marienbad, den 23. Juli 1823.

„In freundlichſter Erwiderung des werthesten Schreibens überſende hiebei die Augiten im Muttergeſteine. Der

Wolfsberg, noch genauer unterſucht, wird wohl noch manches Wünſchenswerthe abliefern. Mit tauſend aufrichtigen Wünſchen

Goethe."

XX. Brief.

Marienbad, den 28. Juli 1823.

„Euer Wohlgeboren

vermelde durch vorkommende Gelegenheit, daß es mir und Allem, was mich zunächſt berührt, recht wohl und glücklich geht, wie ich denn das Gleiche wünſche.

„Stadelmanns Excurſion auf den Wolfsberg hat uns ſehr bereichert, die Folge vom Gebirgs- und Gangarten in ihrer Natur, dann aber durch Feuer verändert, verſchafft eine höchſt inſtruktive Ueberſicht, woran Sie gewiß Freude haben werden, beſonders, wenn wir, wie zu hoffen ſteht, eine parallele Sammlung von Albenreuth daneben legen. Manches Andere hat ſich gefunden, wird jetzt geordnet, zum Theil nach Hauſe, zum Theil an die Freunde geſendet. Exemplare für Ihre Sammlung werden ausgeſucht und mitgebracht. Herr Baron von Junker hat mich aufs gefälligſte beſucht und die allerſchönſten Exemplare ſeines Bergwerkes mitgetheilt. Wenn Sie Gelegenheit finden, haben Sie die Güte, ihm vielmals zu danken, daß er Ihren Wunſch und Empfehlung ſo freundlich erfüllt hat, er gab mir zugleich

einen Aufſatz, den ich abdrucken laſſen werde, der bei der bergkundigen Welt dadurch gewiß viel Antheil erregen wird.

„Der Auguſt kömmt heran und winkt zur Rückkehr, die ich über Eger zu nehmen und Sie dort ſchönſtens zu begrüßen nicht verfehlen werde

ergebenſt
J. W. Goethe.“

XXI. Brief.

Marienbad, den 29. Juli 1823.

„Euer Wohlgeboren
gefällige Sendung macht mich immer neugieriger auf Albeneuth und Boden, und vermehrt das Verlangen, die dortigen Vorkommenheiten in Reih und Glied zu ſehen. Der Wolfsberg iſt nahe daran, uns ſeine Geheimniſſe aufzuſchließen, ich hoffe, daß die Herren Vettern nicht eigenſinniger ſein werden. Die Sammlung beläuft ſich ſchon auf 24 Nummern, und wir können hoffen, ſowohl Neptuniſten als Vulkaniſten gefällig zu ſein, wenn wir Ihnen das Gefundene vorlegen, und die Auslegung einem Jedem überlaſſen. Leben Sie recht wohl mit den theuren Ihrigen und in Hoffnung, daß der bekannte ſichere Fährmann mich bald zu Ihnen bringen wird,

ergebenſt
J. W. Goethe.“

XXII. Brief.

Marienbad, den 13. August 1823.

„Euer Wohlgeboren

begrüße abermals zum Allerschönsten. Nach der Abreise unseres gnädigsten Herrn fehlt uns sehr viel, ein Mittelpunkt, von dem das Leben ausgeht, und worin sich's wieder vereinigt.

„Nun rückt denn auch die Zeit näher, wo ich das Vergnügen hoffe, Sie wieder zu sehen. Mögen Sie indeß Herrn Huß vermelden, daß ich zwei Medaillen für ihn vom Professor Zelter erhalten habe, es sind akademische Denkmünzen, die gegenwärtig sehr selten zu finden sind.

„Wollten Sie nicht ein Kästchen mit Pfefferkuchen, wie ich sie vorm Jahre erhalten habe, abermals bestellen und herüber kommen lassen, meine lieben Enkel warten darauf mit Sehnsucht. Will Herr Fikentscher die geographische Barometer-Darstellung von dort für die letzte Zeit beilegen, so kann die Wissenschaft auch bei dieser Expedition gewinnen.

„Stadelmann geht abermals auf den Wolfsberg, ich aber darf es nicht wagen; doch ist Stadelmann so wohl unterrichtet, und hat bei seiner ersten Fahrt so viel geleistet, daß er uns gewiß befriedigen wird, auch dasjenige, worauf Sie in Ihrem Schreiben aufmerksam gemacht haben, ist ihm eingeschärft worden. Albenreuth hingegen soll uns, wie ich hoffe, gesellig unterhalten und belehren.

„Leben Sie wohl zum Allerschönsten und haben Sie die Güte, am 19. den wackeren Fuhrmann hier eintreffen zu lassen, damit ich am 20. bei Ihnen sei. Möge alles Gute mit Ihnen und den Ihrigen verbleiben,

ergebenst

J. W. Goethe."

XXIII. Brief.

Marienbad, den 15. August 1823.

„Euer Wohlgeboren

und mir selbst wünsche Glück, daß Alles meinem gnädigsten Herrn und auch Denen, die mit ihm in Berührung kommen, zu vollkommenster Zufriedenheit gedieben ist.

„Meinem Schreiben vom 13. gemäß könnten Sie also, wie Sie unterm 12. d. M. melden, am 19. hieher kommen, diesen Abend, oder auch den folgenden Tag verweilen, da wir die vorgeschlagene Tour antreten würden. Auf einen oder ein Paar Tage kommt es nicht an, verfahren Sie ganz nach Gelegenheit und Bequemlichkeit. Ich freue mich gar sehr auf Wiedersehn und wechselseitiges Treiben und Wirken.

„Meine Equipage geht etwas später, wir werden also ganz leicht sein.

Ergebenst

J. W. Goethe."

Eger. Mittwoch, den 20. August 1823.

„Mittag mit Rath Grüner, abgefahren gegen drei Uhr. Herrlichster klarer Tag. Von ferne Localität des Meniliths. Ueber dem ganzen Fichtelgebirge der ganzen Reihe nach aufruhender Cumulus, ganz oben, darüber ein breiter Nebelstreif, zwischen beiden die Sonne prächtig untergehend."

Goethe's Blick war meistes nach Oben gerichtet, er blieb wiederholt dabei, daß man auch dem Wolkenzuge durch häufige und genaue Beobachtung in verschiedenen Ländern, etwas abgewinnen könne. Schäfer und Hirten, die immer im Freien sich bewegen, wären dabei nicht außer Spiel zu lassen. Die Gegend, wo der Menilith bei Grottensee, Königswarther Herrschaft vorkömmt, und welchen Professor Zippe den schaalichten Opal nannte, faßte er scharf ins Auge und sagte: Den wollen wir auch noch besuchen. In Eger angekommen, bezog er seine gewohnte Wohnung im Gasthofe zur goldenen Sonne. Den andern Tag, 21. August, schrieb er eigenhändig mit dem Bleistift an mich:

„Dankend, grüßend, bittend um Zeitungen,
Albenruther Gestein,
Karlsbader Listen,
geneigten Besuch.

„Eger, den 21. August 1823.

Goethe."

Donnerſtag, den 21. Auguſt 1823.

„Stein vom Rath Grüner. Herr von Knorring zu Tiſch mit Rath Grüner.“

Herr von Knorring, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, war ein anmuthiger Geſellſchafter. Von den verſchiedenen witzigen Geſprächen, habe ich bloß angemerkt, daß Herr von Knorring erzählte, er habe, als er durch die Stadt Dur fuhr, bei dem Thore auf einer Tafel geſchrieben gefunden: Hier iſt verboten betteln zu geben und Tabak zu rauchen.“

Der Schuhmacher Braunholder war zugleich Lichterzieher. Die Aufſchrift über ſeinem Laden war: „Braun holder Licht erzieher.“

In Riga giebt es ein Schild mit der Aufſchrift: „Ach Jeſu.“

Goethe erzählte: Ein Nadelmacher hatte zum Hausſchild: „Das gequälte Herz',“ das gequälte Herz war mit Nadeln durchſtochen.

Freitag, den 22. Auguſt 1823.

„Der junge Filentſcher mit Rath Grüner. Ueber des Vaters Reiſe, den Gang ihrer Geſchäfte u. ſ. w. Nach Tiſch bei Rath Grüner, dort auch die ältere Schweſter gefunden und begrüßt. Die ſeit einem Jahre angeſchafften Mineralien beſehen. Deſſen Tauſchhandel und neueſte Bemühungen in dieſem Fache. Mit ihm gefahren bei ſchönem Sonnenuntergang bis auf die Höhe über Mühlbach. Eine Fahrt auf morgen nach Albenreuth beſchloſſen.“

Goethe war ſeit ſeinem Beſuche in Redtwitz für das

Haus Fickentscher sehr eingenommen. Der Vater, Wolfgang Fickentscher, der zum Landtagsdeputirten gewählt worden und nach München gereist war, hatte seine beiden Söhne Friedrich und Wilhelm, jenen als Chemiker, diesen als Techniker, nach Frankreich und England reisen lassen, von wo sie nach längerem Aufenthalte ausführliche Tagebücher über die in ihre Fächer einschlagenden Gegenstände mitgebracht hatten, und nun Goethes Wißbegierde befriedigen konnten. Friedrich vermählte sich mit der Tochter des berühmten Chemikers Trommsdorf, und führt jetzt mit seinem Bruder das noch mehr erweiterte Geschäft fort.

Ich hatte außer dem mir von Goethe verehrten Schranke noch zwei Schränke, jeden mit vierzehn Schubkasten, mit Mineralien gefüllt, worüber er sehr erfreut war und sagte: Ich werde sehen, daß, wo Ihr Arm noch nicht hinlangt, ich Ihnen in etwas nachhelfen könne.

Meinen Florentiner Mosaikschrank verließ er nie, ohne zu sagen: Er ist wunderschön, halten Sie auf dieses alterthümliche Meisterstück.

Auf der Anhöhe von Mühlbach bei Liebeneck stiegen wir aus, labten uns an der schönen Aussicht, nahmen dann einige Exemplare des von Goethe Hyalith Pfannenkuchen Quarz benannten Gesteins mit nach Hause.

Mephistopheles in obiger Stellung.

Nun wenigstens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten sind.

Der Kessel, welchen die Köchinn bisher außer Acht gelassen, fängt an überzulaufen; es entsteht eine große Flamme, welche zum Schornstein hinausschlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrey herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!

Faust und Mephistopheles erblickend.

Was ist das hier?
Wer seid ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer schlich sich ein?
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!

Sonnabend, den 23. Auguſt 1823.

„Fahrt nach Geſel, Booden, Albenreuth, halb acht Uhr wieder in Eger. Ausgepackt. Unterhaltung mit Rath Grüner."

Nach eingenommenem Gabelfrühſtück und mitgenommenem Proviant fuhren wir früh neun Uhr nach Booden, um den Rehberg zu unterſuchen. Goethe blieb auf der Höhe ſitzen, und ſchlürfte aus einer vergoldeten Pilgrimſchale von Silber den hineingegoſſenen Rheinwein. Ich ging um den Rehberg herum, und weil ich auf der Weſt-, der Oſt- und der Nordſeite Thonſchiefer fand, ſo berichtete ich, daß der Berg aus Thonſchiefer beſtehe.

Haben Sie ihn auch auf der Südſeite unterſucht? fragte Goethe, und als ich mit Nein antwortete, ſagte er: Ihr jungen Leute laßt euch durch Leidenſchaft öfters zu Fehlſchlüſſen verleiten. Kann denn gegen Süden und im Innern nicht etwas Anderes als Thonſchiefer ſein? Es kann nicht der Schluß gezogen werden, daß, weil am Fuße des Berges ſüdlich dieſes und nördlich jenes Geſtein vorkömmt, die ganze Unterlage des Berges daraus beſteht, denn es mag etwas dazwiſchen liegen. Ebenfalls iſt nicht richtig, daß weil mich das Mädchen den erſten und dritten Tag geküßt hat, ſie den zweiten Tag nicht auch einen Anderen geküßt haben kann. Die Leidenſchaft verleitet gewöhnlich den Menſchen zu ſolchen Schlüſſen.

Er trank aus der Pilgrimsſchale, ich mußte mich zu ihm ſetzen und ſeinen Wein, ſeinen Proviant mit verzehren helfen. Verweilen Eure Excellenz, ſagte ich, hier noch, ich

werde den Berg auch gegen Süden unterſuchen, eilte von ihm weg, und kam ſofort mit ſchöneren Baſalten als vom Kammerbühle zurück, denn der Olivin in den Baſaltſchlacken war viel friſcher und größer.

Woher, Freund, haben Sie dieſe ſchönen Schlacken? fragte Goethe, erhob ſich in dieſem Momente raſch wie ein Jüngling und ſagte: das müſſen wir an Ort und Stelle unterſuchen.

Im Dorfe Boden am Fahrwege ſind große Klumpen dieſes porösen Baſalts entblößt. Ein kleiner Hügel iſt mit verſchiedenen Schlacken bedeckt; es wurde in der Mitte deſſelben eine Vertiefung wahrgenommen, die ſchon größtentheils ausgefüllt iſt. Die Einwohner ſagten uns, daß dort eine große Vertiefung und in ihr auf der Sohle Waſſer ſich befunden habe. Nach und nach wäre ſie durch das Hineinwerfen der Schlacken ausgefüllt worden.

Goethe war eifrig, dem großen Klumpen Baſalt etwas abzugewinnen, ich zerſchlug, ſammelte verſchiedene Schlacken, die alle vorſichtig eingepackt und von mir und dem Diener nach der Höhe hinaufgetragen wurden.

Wir haben, ſagte Goethe, eine wichtige Entdeckung in dieſer Gegend gemacht, die zu weiteren Nachforſchungen dienen wird.

Dann gingen wir in nördlicher Richtung den Berg abwärts auf das Dorf Albenreuth zu, wo auf den Feldern glänzende zertrümmerte Baſalthornblende, nahe am Dorfe hohe Schichten von vulkaniſchem Sande mit porösen Baſaltſtückchen und Hornblende entdeckt wurden.

Als wir den ſchönen Fund nach der Heimkunft aus-

packten, ſagte Goethe: Morgen giebt es zu ordnen und zu verzeichnen. Sie bleiben doch noch bei mir, wir wollen noch Manches beſprechen.

Nachdem er das Oberkleid mit dem Schlafrock vertauſcht hatte, mußte ich mich zu ihm ſetzen, und er ſprach: Wir haben heute unſer Tagewerk vollbracht, und wollen nun ausruhen; dieſe merkwürdige Gegend wünſchte ich doch mit Ihnen noch einmal zu beſuchen, wenn es Ihre Geſchäfte zulaſſen. Wir haben den in der Nähe öſtlich liegenden Dillenberg, wo die edlen Granaten vorkommen, noch nicht beſucht, und der ſüdlich von uns gelegene Berg, Hochwald genannt, dürfte nebſt den ſchönen Andaluſiten noch andere Ausbeute liefern. Ihre Gebirgskarte hat mich zu dem abermaligen Beſuche beſtimmt; denn ich glaube, daß die Gebirgsformation gegen Weſten aus anderem Geſtein, als jene gegen Süden beſtehe; die Thäler dazwiſchen und die äußere Form dieſer Gebirge dürften meine Meinung beſtärken. Finden wir bei der Trennung derſelben Spalten, Waſſerriſſe, ſo kommen wir bald ins Reine, auch den Bach dürfen wir nicht unbeachtet laſſen, denn Regengüſſe führen Manches hinab, was wir brauchen, und uns daran erfreuen können.

Sonntag, den 24. Auguſt 1823.

„Rath Grüner, die geſtrigen Exemplare von Boden, Albenreuth arrangirend. Grüners Abhandlung über die Egerer Trachten. Abends mit Rath Grüner und Mayer."

Die Exemplare wurden beſtimmt, numerirt und verzeichnet.

Die Kleidertracht der Egerländer bildete in meiner Abhandlung eine eigene Abtheilung. Ich hatte die älteste und die neueste Tracht bildlich dargestellt, um zu vergleichen, ob und in wieferne der allgemein herrschende Luxus auch auf sie eingewirkt habe. Zugleich gab ich den Stoff und das Ellenmaß bestimmt an, wobei ich die ältesten und die jüngsten Bauernschneider zu Rathe gezogen hatte.

Das hat sein Gutes, sagte Goethe, man kann in der Folge wahrnehmen, ob und in wieferu der Luxus auf sie eingewirkt hat. Es wäre interessant, solche Aufzeichnungen auch von anderen Völkern zu haben.

Abends kam Hofrath Mayer. Einer meiner ältesten Freunde, sagte Goethe, dem ich in Beurtheilung von Kunstwerken viel zu verdanken habe.

Hofrath Mayer, ein anspruchsloser Mann, der im Dialekte den gebornen Schweizer noch etwas verrieth, schien bei dieser Aeußerung Goethes in Verlegenheit zu gerathen. Goethe lenkte aber das Gespräch sogleich auf die früheren Zeiten, auf Italien, auf Rom, wo Hofrath Mayer sich insbesondere ausgebildet hatte. Von dem Gespräche zwischen Goethe und Mayer habe ich nur folgende Aeußerung Goethes aufgezeichnet:

Neue Erfindungen können und werden geschehen, allein es kann nichts Neues ausgedacht werden, was auf den sittlichen Menschen Bezug hat. Es ist alles schon gedacht, gesagt worden, was wir höchstens unter andern Formen und Ausdrücken wiedergeben können. Man komme über die Orientalen, da findet man erstaunliche Sachen.

Montag, den 25. August 1823.

„Hofrath Mayer nahm Abschied, Rath Grüner auch. Verabredung wegen des Grafen Auersperg. ½ 7 Uhr ab von Eger. Gegen 4 Uhr in Karlsbad. Bis 5. September in Karlsbad."

Als Hofrath Mayer Abschied genommen hatte, sagte Goethe: Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu überleben. Er ist ein gediegener tüchtiger, nicht zu ersetzender Mann. Ich bin an ihn gewöhnt, und er bleibt öfters bei mir bis Nachts ein Uhr.

Die Zusammenkunft in Hartenberg bei dem Grafen Auersperg wurde besprochen.

Noch denselben 25. August ließ Goethe mir durch seinen Kammerdiener J. John so schreiben:

„Euer Wohlgeboren

gebe mir die Ehre, im Auftrage des Geheimraths von Goethe zu vermelden, daß wir um 4 Uhr glücklich in Karlsbad angelangt sind und vorläufig den verbindlichsten Dank abstatten soll. Geht in Eger etwa Brief oder sonst dergleichen ein, so bitte gehorsamst, hierher zu senden. Das Logis ist im Strauß auf der alten Wiese. Indem ich den Herrn Geheimrath zum Allerschönsten empfehle, unterzeichne mich hochachtungsvoll verharrend als

Euer Wohlgeboren

„Karlsbad den 25. August 1823.

ergebensten Diener
J. John."

Auf meinen Glückwunsch zu Goethes Geburtstag am 28. August erhielt ich folgende Antwort:

XXIV. Brief.

Karlsbad, den 1. September 1823.

„Eure Wohlgeboren

danke auf's verbindlichste für die Theilnahme an einem Tage, der mir selbst ein werther und heiliger wird, je öfter ich ihn erlebe, da mich so viele wohlgesinnte Gemüther immerwährend überzeugen, daß der Allwaltende mir so viele Jahre nicht umsonst gefristet habe. Diesmal habe ich diese Epoche still und gleichsam anonym in Elbogen gefeiert. Unsere alte Niederlage in den drei Mohren haben wir unversiegelt und unversehrt wieder gefunden, Stadelmann wird das Beste aussuchen, einpacken und auf die fahrende Post geben; es sind Dinge darunter, welche theils Ihre Sammlung vermehren, theils zu Versendungen beigelegt manchen Liebhaber erfreuen können. Mein Plan ist, Freitag gegen Abend in Hartenberg zu sein, den Sonnabend daselbst zuzubringen, und allenfalls Sonntag früh nach Eger zurückzukehren. Hoffentlich habe ich das Vergnügen, Sie dort zu finden.

„Hiernächst bin ich Ihrer Theilnahme gewiß, wenn ich melden kann, daß ich diese Tage mich vollkommen wohl befinde, welches mir denn Muth und Kraft giebt, manchen angenehmen Ausflug zu genießen. Möge auch Ihnen in

diesen Tagen Alles gelingen, so wie ein frohes Zusammentreffen uns nächstens erfreuen wird. Alles Gute Ihnen und den Ihrigen,

anhänglich
Goethe."

XXV. Brief.

Goethe schrieb am 3. September 1823 aus Karlsbad folgenden Brief an Seine Excellenz den Grafen Auersperg:

„Euer Excellenz

gastfreundliche Wohnung, die mir so angenehme Erinnerungen giebt, auf meinem Rückwege von Karlsbad vorüber zu geben, wollte mir nicht möglich scheinen, deßhalb nehme ich mir die Freiheit bescheiden anzufragen, ob es erlaubt sei, Freitags gegen Abend aufzuwarten, meine treue Anhänglichkeit und Verehrung persönlich darzubringen, und mich einiger so unterhaltender als belehrender Stunden abermals zu erfreuen. Mit den aufrichtigsten Gesinnungen

gehorsamst.
J. W. Goethe."

Ich hatte Goethe angezeigt, daß der Kutscher Simon in Karlsbad zur bestimmten Zeit eintreffen werde, und erhielt von ihm folgende Antwort:

XXVI. Brief.

Karlsbad, den 1. September 1823.

„Euer Wohlgeboren

danke zum schönsten für die Versorge, mir den Timen zu schicken. Da ich aber schon einen Kutscher von hier nach Hartenberg gemiethet habe, so bringt er eine Ladung Steine, worunter manches Interessante sein wird, freilich nicht so Bedeutendes als in jener Sendung, zu der ich von Herzen Glück wünsche. Freitag Abends denke ich in Hartenberg zu sein, sollten Sie Sonnabends nicht schon kommen, so haben Sie die Güte, den Timen Sonnabends zu schicken, damit ich Sonntags auf alle Fälle bald in Eger einreisen könne.

„In Hoffnung mancher vergnüglicher Stunden kann ich vermelden, daß es mir bisher sehr wohl ergangen ist und mein Befinden, wie ich es nur wünschen kann. Alles Gute sei mit Ihnen und den lieben Ihrigen. Glück auf, so muß es zwischen uns jetzt in der Bergmannssprache immerfort heißen.

Goethe."

Karlsbad, Freitag, den 5. September 1823.

„Noch Alles gepackt, kam Rath Grüners Wagen, dem die sämmtlichen Steine aufgeladen wurden, auch mein Wagen fuhr ab. Nach 5 Uhr in Hartenberg."

Sonnabend, den 6. September 1823.

Nach Tisch kam Rath Grüner. Nach Tisch beim Kaffee Rath Grüners mitgebrachte Mineralien beschen.

Ich hatte Goethe zwar vorgeschlagen, den 28. August abermals in Karlsberg, wie es der Graf so sehr wünschte, zu verleben, allein er war nicht dazu zu bewegen, schützte seine nothwendige Anwesenheit in Karlsbad vor. Graf Auersperg war ein eifriger Mineralog. Ich bemühte mich, durch die eingeleitete Correspondenz und den Tauschhandel für ihn Fossilien zu acquiriren, um nach und nach die Lücken in seinem Kabinete ausfüllen zu können. Hierüber hatte er stets außerordentliches Vergnügen. Da ich der Verabredung gemäß mit Goethe bei dem Grafen zusammentraf, hatte ich einige diesem unbekannte Fossilien mitgebracht, die zu Fragen und Erörterungen Anlaß gaben.

Hierauf wurde ein Spaziergang um das Schloß gemacht, und der Graf zeigte Goethe den langen breiten Teichdamm, den er zur Zeit der größten Noth 1816 und 1817 hatte ausführen lassen, lediglich um seinen Unterthanen einigen Erwerb zu verschaffen. Es war ein jammervoller bedauernswürdiger Zustand im Gebirge, sagte der Graf. Rath Grüner hat sich damals in Erzgebirge davon überzeugt.

Ja, erwiederte ich, es war ein bejammernswerther Zustand, ein grenzenloses Elend. Ich hatte als Criminalrath den Auftrag erhalten, in einem Städtchen eine zur Anzeige gekommene Bleivergiftung, an der bereits fünf Personen gestorben sein sollten, zu untersuchen. Ich nahm nebst den Aerzten auch einen Chemiker mit, weil die Exhumation der Leichen nothwendig war. Als ich ankam, erfuhr ich, es

gebe allgemein die Sage, daß dieſe Perſonen durch ſympathetiſche Mittel, durch böſes Anthun oder Zauberei zu ihrem Tode gekommen wären, und daß eine Müllerin es der Familie angethan hätte. Der Verlauf der Krankheit war ſchauerlich. Im Anfange verſpürten die armen Leute in Wangen, Händen und Fingern ein Kribbeln, wie wenn jemand darinnen kratzen möchte, ein Drücken im Leibe, als wenn es ihnen etwas abdrücken wollte, dann fingen ſie zu jammern, der Schmerz zu ſchreien an, es hat ihnen die Hände verdreht, den Kopf vor- und rückwärts geriſſen, die beiden Arme krampfhaft zuſammen gezogen. Die Zunge war zurückgezogen und gelähmt, ſo daß ſie kaum ſprechen konnten. Sie bekamen heftige Convulſionen, der große Sohn konnte den Kopf von der Erde nicht aufrichten und ſchrie entſetzlich. Meine Mühe, die Leute von der Grundloſigkeit ihrer Meinung, daß dieſe Familie durch Zaubermittel zum Tode gekommen wäre, zu überzeugen, war anfangs fruchtlos, ſie ſetzten angebliche Thatſachen, die ſich zu der und der Zeit, an dem und dem Ort ereignet hätten, entgegen. Es wurde nun erzählt, daß der Familienvater mit dem älteren Sohne bei einer Müllerin Getreide geſtohlen und daß dieſe es ihm angethan habe. Die erſten Boten, die an die Müllerin mit der dringenden Bitte geſchickt wurden, ſie möchte die Unglücklichen nicht ſo leiden laſſen, wurden mit dem Bedeuten abgewieſen, ſie würde ſo lange es nicht auflaſſen, bis ihr das geſtohlene Gut erſetzt ſei. (Sie war in der That beſtohlen worden). Als aber glaubwürdige Männer ihr verſicherten, daß ſchon zwei Perſonen daran geſtorben ſeien, betheuerte ſie, daß ſie zu dieſem Unglücke nicht das Geringſte beigetra-

Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel, und ſprizt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.

Mephiſtopheles,

welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt.

Entzwey! entzwey!
Da liegt der Brey,
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodey!

Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.

Erkennſt du mich, Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!
Haſt du vor'm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

gen habe, daß ſie von ſolchen ſympathetiſchen Zaubermitteln nicht das Geringſte wiſſe, und ſich bloß geſtellt habe, als ob ſie ſo etwas vermöge, um zu dem ihr geſtohlenen Gute zu zu gelangen. Die Erſcheinung einer ſo gräßlichen Krankheit war den Leuten niemals vorgekommen, weßwegen ſie dieſelbe der Zauberei zuſchrieben. Ich konnte Niemand finden, der mir bei der Exhumation hilfreiche Hand leiſten wollte. Der Todtengräber war durch Hungersnoth ſo geſchwächt, daß er das gefrorene Erdreich nicht aufhacken konnte, weßwegen ich ihm Nahrungsmittel reichen ließ. Die Zeit drängte wegen meiner übrigen Amtsgeſchäfte, und da ich vorausſah, daß der Todtengräber allein einige Tage brauchen würde, um die Särge zu Tage zu fördern, und da die Leute, die ich zur Hilfeleiſtung aufforderte, davon liefen, legte ich mit meinem Actuar ſelbſt Hand an das Werk. Als man mich mit dem Todtengräber das Erdreich aufhacken ſah, kamen doch einige, die mich der Arbeit enthoben. Es war ein ſchauervoller Anblick. Der Vater mit zwei erwachſenen kräftig und gut gebauten Söhnen wurde aus dem aus vier rohen Brettern gezimmerten Sarge emporgehoben. Endlich lagen ſämmtliche fünf mit grünlichem Schimmel überzogene Leichen in der kleinen Stube auf den Tiſchen ausgeſtreckt, und die Section wurde in meinem Beiſein mit der größten Genauigkeit vorgenommen. Die Reagentien zeigten nicht die geringſten Spuren einer Metallvergiftung, und bei der ſorgfältigſten Geſchirr- und Hausunterſuchung konnte kein Gegenſtand gefunden werden, der auf eine ſolche Vergiftung zu ſchließen berechtigt hätte. Ich begab mich in das Dorf zu jener Müllerin, wo der unglückliche Vater mit ſeinem älteren Sohne Getreide

gestohlen haben sollte, und fand einen abgefeimten Hallunken von sogenanntem geringen Beweis, von dem er gestohlen hatte, und welches besonders viel Manieren entwickelt. Ich nahm eine Quantität zur Erhebung des Thatbestandes und wenigstens die beruhigende Ueberzeugung mit, daß keine abscheuliche Vergiftung stattgefunden, sondern daß das Mutterkorn in den ausgehungerten Gliedern die schreckliche und tödtliche Krankheit veranlaßt habe. Das erhärtete auch die Prager medicinische Facultät, und nannte die Krankheit für die Kribbelkrankheit. Euer Excellenz können sich keinen Begriff von dem damaligen Zustande dieser armen Gebirgsbewohner machen. Sie hatten aufgeschwollene gelbweiße Gesichter, die Farbe derselbe war grünlich gelb, sie aßen Gras, und zum traurigen Andenken habe ich einige sogenannte Kolatschen*), die von Haferspreu und Kleien bereitet waren, mitgenommen, um das allgemeine Mitleiden rege zu machen. Ich fand einen ganz kahlen engen Platz hinter dem Ofen, in dem kein Feuer brannte, wo das alte Mütterchen, das kaum ihre Blöße bedecken konnte, saß auf der Ofenbank, und das Gebäcke aus Kleien und Haferspreu lag auf dem Tisch. Der Fußboden war, um den Ofen heizen zu können, ausgehoben, zerfasst und verbrannt worden, auch aus dem Tachstuhle war schon das entbehrliche Holz herausgesägt. Ich war so glücklich, durch Sammlung von Geld, Lebensmitteln und Kleidungsstücken einige Aerzte versorgen zu können. Ich forderte mehrere Herrn auf, mich nach Saaz zu begleiten, wo ich mich bemühen wollte, ihnen

*) Ein sehr wohlschmeckendes Backwerk in Böhmen.

Nahrung und Verdienst zu verschaffen; allein es folgten mir bloß zwei Familien, welche indeß trotz des ausgiebigen Verdienstes, den sie hatten, schon nach einigen Tagen wieder in ihren Heimstand zurückkehrten, wahrscheinlich, weil ihre Hände, durch die feinere Arbeit des Spitzenklöppelns erweicht, zur Verrichtung gröberer Arbeiten nicht geeignet waren; überdies die Gebirgischen das Einathmen einer feineren Luft, insbesondere in den höheren Gebirge, und ein geselliq freieres Leben zu führen gewohnt waren.

Allerdings, sagte Goethe, hängen die Gebirgsbewohner mit ganzer Seele an ihrer Heimat. Wenn ich nicht irre ist unter Ludwig XIV. unter den schwersten Strafen das Blasen einer Schalmei verboten worden, weil in den Schweizerregimentern die Leute dadurch zu sehr an ihre Heimat erinnert wurden, und viele an Heimweh dahinstarben. Der Fall, den Sie uns mittheilten, ist sehr merkwürdig und hätte öffentlich zur Warnung bekannt gemacht werden sollen.

Der Fall wurde auch, entgegnete ich, der Landesregierung zu diesem Zwecke mitgetheilt. Die Jahre 1816 und 1817 mögen wegen der herrschenden Nässe das Mutterkorn häufiger als gewöhnlich erzeugt haben. Dasselbe mußte auch bei diesen ausgehungerten Menschen, die es in größerer Quantität genossen, die schreckliche bisher unbekannte Wirkung hervorbringen.

Sonntag, den 7. September 1823.

„Abschied vom Grafen und der Familie. Abfahrt mit zwei Chaisen über Wonsiedel und andere Dörfer. In Bayreuth gegen ein Uhr. Nach Tisch Rath Grüner, die Alberneuther Produkte ordnend und zurechtlegend. Abends Rath Grüner, über Mineralientausch und sonstige Acquisitionen abzurechnen, auch was in der Folge zu thun sei. Mineralogie und Geologie wurde in Böhmen Schwung gegeben."

Diese zwei edlen, und ich darf von beiden sagen, großen Männer schieden von einander mit dem innigsten Wunsche und der zuversichtlichen Hoffnung, sich im künftigen Jahre wieder zu sehen, aber sie sahen sich auf Erden nicht wieder.

Montag, den 8. September 1823.

„Zum Rath Grüner. Zum Thorther hinaus, rechts um den Wall. An der Mer hinauf, den Weg zum Stadtbaus. Zurück durch die Tuchmachen. Die Stadt hinauf in die Sonne. Mittag für mich. Rath Grüner war auf eine Pfarreinführung ausgefahren. Abends Rath Grüner, der von seiner Pfarreinführung erzählte. Mineralogie besprochen, und wie in dieser Angelegenheit fortzufahren."

Beim Eintritte begrüßte mich Goethe freundlich mit Glück auf! Nun lassen Sie, mein Guter, Ihre neuen Acquisitionen sehen. Man würde Ihnen ans Herz greifen, wenn ich mir davon etwas wählen wollte.

Für Eure Excellenz, sagte ich, steht Alles zu Diensten, denn ich habe Ihnen ja Alles zu verdanken.

Darauf Goethe: Ich will Sie nicht beunruhigen, denn künftig ließen Sie vielleicht Ihre vorzüglichsten Stücke mir nicht mehr sehen.

Da er indeß die ſchön kryſtalliſirten Andaluſiten lobte, ſuchte ich einen vorzüglichen für ihn aus, den er wohlgefällig mit den Worten annahm: Jemand Anderem würden Sie ihn gewiß nicht ſo bereitwillig ohne reichlichen Erſatz gegeben haben; nicht wahr, mein Lieber?

Bei Euer Excellenz ſagte ich, gereicht es mir nur zum Vergnügen, und ich ſchätze mich glücklich, in den Stand geſetzt zu ſein, nun etwas Annehmbares anbieten zu können, aber, wie geſagt, es bemächtigt ſich meiner eine ſo unendliche Leidenſchaft des Geizes, daß ich ihr kaum widerſtehen kann; ich möchte nur immer ſchöne Mineralien acquiriren, und, wenn ich tauſche, fällt es mir ſchwer, ſehr ſchwer, mich von ſchönen Stufen zu trennen, und dennoch muß ich es thun, weil der Freund dann gezwungen iſt, mir auch ſchöne Sachen dafür zu liefern.

Sie ſind ſchon auf dem rechten Wege, ſagte Goethe, ſo muß es kommen. Fahren Sie nur ſo fort, wo Ihre Arme noch nicht hinreichen, werde ich meine z. B. nach England, Chile, Sicilien ausſtrecken.

Während des in Goethe's Tagebuche angemerkten Spazierganges richtete ſein Auge ſich bald auf das ſchöne Gerthal, bald auf die Wolken, denen, wie er ſich oft äußerte, etwas abzugewinnen ſei.

Bei meinem Abendbeſuche erkundigte er ſich über die Ceremonie bei Einführung eines Pfarrers, über die Anzahl der zum Gaer'ſchen Magiſtrate gehörigen Patronate und über die Obliegenheiten eines Patrons. Ich gab die erforderliche Auskunft.

Dienstag, den 9. September 1823.

„Rath Grüner das Kochbuch bringend, das Nächste besprechend. Zum Rath Grüner, dessen Mineralien betrachtend, mit Vergnügen dem Zuwachs seiner Sammlung bemerkend. Vorschläge und dringender Wunsch: Er möge noch einige Schränke anschaffen und ein System zu ordnen anfangen, wozu schon das schönste Material verhanden ist. Zum Obertheer hinaus bei ganz klarem Himmel. Wegen einfallender Kälte mit Sonnenuntergang nach Hause. Fand den weimarischen Kutscher und eine Sendung von meinem Sohne. Grüner kam spät, wurde das Versäumte besprochen. Ich gab ihm die Mineralogie des Breslauer Glocknern. Verabredung wegen des Nächsten. Auch Kunst und Alterthum IV. Band 1 und 2. Heft erhielt er."

Mittwoch, den 10. September 1823.

„Kam Bergmeister Vogel von Falkenau, verehrte sehr schöne böhmische Stufen. Speiste bei mir mit Rath Grüner. Hauptgespräch Geognosie und Mineralogie von Böhmen. War in der Apotheke nach dem Barometer zu sehen. Nachts Rath Grüner. Mit Demselben noch seinen Mineraltausch und andere Unternehmungen durchgesprochen."

Donnerstag, den 11. September 1823.

„Das völlige Einpacken verspätete uns. Rath Grüner war gegenwärtig. Um 9 Uhr aus Eger abgefahren, zurück nach Weimar."

Er schied von mir wie von einem alterprobten Freunde mit einer mir unvergeßlichen Herzlichkeit. Als ich ihm noch am Wagen sagte: Euer Excellenz hoffe ich mit Zuversicht im künftigen Jahre wieder verehren zu dürfen, denn es stehen ja noch manche wichtige Excursionen z. B. zu dem Mentlitz bevor, um Vergleichungen mit jenem von Meni-mentant anzustellen und dergl., antwortete er mit zuversichtlicher Miene: „Ja, mein Bester!" Ich sah der dahin rollenden

Chaise, welche den großen Mann trug, bis sie meinen Blic entschwand, mit Wehmuth nach und war den ganzen T. verstimmt.

XXVII. Brief.

Weimar, den 1. October 1823.

„Euer Wohlgeboren

erhalten hierbei einen Theil der versprochenen Mineralien. Ich wünsche, daß Einiges darunter Freude machen möge. Da aus Versehen kein Verzeichniß zurückgeblieben, so bitte nur auf einem Blättchen den Inhalt des Kistchens Ihrem gefälligem Schreiben beizulegen. Mir ist es ganz gut gegangen, nur habe ich mancherlei Andrang gefunden, wie ich denn gar vieles Retardirte nachholen muß.

„Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die lieben Ihrigen, empfehlen mich dem Herrn Grafen Auersperg und Herrn Bergmeister Lößl schönstens. Melden Sie mir ja gefällig, was Alles Gute eingekommen, Ihre schöne Sammlung zu vermehren. Auch wünschte ich wohl zu erfahren, ob die Schränke in Arbeit sind.

„Nochmals das beste Lebewohl

treulichst

Goethe."

Da ich auf dieses Schreiben, das erst am 11. October eintraf, gleich zu antworten durch Amtsgeschäfte behindert war, erhielt ich von ihm nachstehendes Schreiben:

XXVIII. Brief.

Weimar, den 31. October 1823.

„Euer Wohlgeboren

darf nicht verleugnen, daß ich seit einiger Zeit einem freundlichen Schreiben von Ihnen mit einer gewissen Ungeduld entgegensehe. Am 3. October ist ein Kistchen mit Mineralien durch die fahrende Post abgegangen, das mein Andenken bei Ihnen, indem es einiges Angenehme brächte, abermals erneuern sollte. Einige Nachricht von Ankunft dieser Sendung wäre mir in manchem Sinne erwünscht, auch wird schon eine neue zusammen gelegt.

„Sodann habe zu vermelden, daß die zwei bei Denselben hinterlassenen Kisten noch nicht angekommen. Sie sind mir in vielem Sinne wichtig, besonders weil die sämmtlichen Schätze von Boden, Albenreuth darin befindlich sind. Haben Sie die Güte, mir anzuzeigen, auf welchem Wege sie abgegangen, vielleicht verursachte das Unglück von Hof einigen Aufenthalt, doch wird der Expediteur gar leicht ausmitteln, wo sie ins Stocken gerathen. Mir ist sehr daran gelegen, sie zu erhalten, weil ich eben jetzt mit der Redaction meiner und ich darf wohl sagen unserer Papiere beschäftigt bin. Haben Sie die Güte, mich bald darüber aufzuklären, und mir zugleich vom Wachsthume Ihrer Sammlung und Correspondenz umständlich zu melden. Hiebei folgen ein Paar Blättchen, wenn Sie solche an die Aufschrift bestellen und mir gelegentlich eine Antwort zusenden wollten, so

würden Sie mich sehr verbinden. Nun aber nichts mehr als die treu freundlichsten Grüße.

Ergebenst
J. W. Goethe."

Ich vollzog sämmtliche Aufträge Goethe's. In Marienbad war Goethe wie ein Jüngling in Fr. v. L . . . . . verliebt. Der Hofrath und Leibarzt Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Dr. Rehbein verliebte sich dort in das Fräulein Gatty von Gravenegg, die er zur Frau nahm. Ich besorgte die zu dieser Heirath nöthigen Dokumente. Hofrath Rehbein war ein äußerst jovialer geistreicher Arzt und hatte das beste Herz. Unsere Bekanntschaft ging bei gleichen Gesinnungen und gleicher Gemüthsart in intime Freundschaft über. Die Hochzeit wurde bei mir gefeiert. Der folgende Brief Rehbeins an mich mag einigen Begriff von seinem Charakter geben.

Weimar, den 17. October 1823.

„Du brauchst, mein theurer Grüner, nicht zu glauben, daß in den Freuden meines neuen Ehestandes Du etwa untergegangen wärest, wie ein Felsstückchen, das von den brandenden Wogen hinabgerissen in die ewige Nacht des Oceans sinkt. Nein, Du göttlicher Mineralog, Du glänzest noch immer, wie ein funkelnder Diamant in mein Herz hinein, und daraus wird Dich nichts verdrängen. Du mein Deutschredender, Sprache verbessernder, Steine aufsuchen-

der, Wälder durchſtreifender, Reiſe verſchleuder, Bräutigam führender Polizei- und Gerichtsrath. — Du ſiehſt, daß mir allerdings etwas Dichtergenie beiwohnt, denn die brandenden Wogen des Meeres, die ich niemals geſehen, und der ſtrahlende Diamant, den ich nie beſeſſen, werden Dir ſchon allein den Beweis führen.

„Wir, nämlich Gatty und ich, kamen, — morgen werden es vier Wochen — Abends ſechs Uhr glücklich hier an. Freunde, Kinder und Verwandte hatten Feſtons, Guirlanden, Triumphbogen zu unſerem Empfang aufgerichtet, und in dem Zimmer meiner Gatty erwarteten uns freundlich anlachende Geſchenke mancherlei Art. Sie, die kurz vorher ſtill und in ſich gekehrt ja faſt traurig in einer Ecke des Wagens geſeſſen, wo das Herz hörbar ſchlug, ängſtlich dem Empfange entgegen harrend, fand ſich wie in einem ſchönen Garten ſtaunend, von lieben Freunden empfangen, und hatte keine Sprache für ſo viel Wohlthuendes, was ſie allenthalben umgab. Eben flog der Vorhang im Theater auf, als wir ankamen, allein der Freiſchütz ließ umſonſt ſeine Melodien ertönen, wir blieben zu Hauſe im Kreiſe der Lieben, die uns jubelnd umkreiſten. So hat jeder Tag unſeres vierwöchentlichen Hierſeins meiner Gatty nur Gutes gebracht, und noch hat ſie keinen erheblichen Kummer gehabt, es müßte nur der ſein, daß die Tage immer mehr und mehr die grünen Bäume entlauben, die uns umgeben.

„Wie vielen Dank bin ich Dir ſchuldig, mein theurer, theurer Grüner, für das viele Gute, was Du mir gethan und wie ſoll ich es Dir jemals vergelten? Wie einen lang-

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn eure beyden Raben?

Mephistopheles.

Für dießmal kommst du so davon;
Denn freylich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das Nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bey Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Hexe tanzend.

Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

jährigen geprüften Freund haſt Du mich behandelt, und was ich Dir ewig nicht vergeſſen werde. Du haſt mir meine theure Gatty einige Wochen früher in mein Haus geſchafft, mich viele Wochen früher zum glücklichen Manne gemacht. Gatty iſt für mich ein liebes, liebes Weib und für meine Kinder eine Mutter wie man ſie ſelten findet. Auch wird ſie hier überall von Bekannten und Unbekannten hochgeachtet und die Kinder vermiſſen keine frühere Mutter. Goethe, bei dem wir zweimal waren, achtet ſie ungemein hoch, und die Erbgroßherzogin, Der ich ſie vorſtellte, behandelte ſie ungemein liebreich und wohlwollend. Ihr gefällt es dagegen auch hier recht wohl. Wir ſind Abends immer zu Hauſe; das Theater allein, das wir beſuchen, macht eine Ausnahme.

„Da haſt Du nun das reine Bild unſeres häuslichen Lebens, oder Glückes, was hier ſynonym iſt, und eine detaillirtere Beſchreibung wirſt Du mir wohl erlaſſen.

„Der Großherzog iſt ſehr wohl, ſo wohl, daß ich ihn in vierzehn Tagen faſt gar nicht geſehen habe. Seit einigen Tagen iſt er nach Eiſenach gereiſt, von wo er erſt in vierzehn Tagen zurückkehren wird. Vorher war er durch drei Wochen in Berlin. Goethe, von dem ich ſo eben zurückkomme, läßt Dich grüßen und hofft, daß ſeine letzte Sendung von Mineralien in Deinen Händen iſt. Er iſt geſund und wohl, fleißig, thätig, und man hört hier nichts mehr von ſeiner Verheirathung. Wirſt Du denn in dieſem Winter noch herkommen? Ich rathe es Dir ſchon um deßwillen, da die fernere Fortſetzung eines 75jährigen Lebens unter die Seltenheiten gehört, und jeder Pulsſchlag des Lebens

Hoffnung ärmer und kränker macht. Darum verschiebe Deine Reise nicht länger, vertraue der Zukunft nicht allzuviel, pflücke vielmehr, sobald Du kannst, die Blüthe der Gegenwart, wer weiß ob und wer Dich im künftigen Jahre hier freundlich erwartet? Bei mir wie bei Goethe hast Du Wohnung, und in jedem dieser beiden Häuser empfangen Dich freundlich gesinnte, wohlwollende Herzen. Merke Dir das und erhalte mir Deine Liebe und Deine Freundschaft. Grüße und küsse Deine Kinder von mir und von Gatty, die Dich herzlich grüßen läßt, und lebe so wohl als ich es wünsche.

Treu und unveränderlich
Dein
Nebbein."

Wer hätte denken sollen, daß Nebbeins Puls früher als jener Goethe's zu schlagen aufhören würde? Goethe war ihm sehr zugethan, Nebbein war auch sein Hausarzt, und wie wir lesen werden, hat er ihn sehr betauert.

Wir haben aus Goethe's Brief vernommen, daß er im Jahre 1823 seinen Geburtstag „gleichsam anonym" zugebracht habe. Er schickte mir mehrere geschriebene Bogen mit der Aufschrift:

„Zu
Goethe's Geburts- und Genesungsfest.

Weimar am 28. August 1823."

Sie enthielten: 1) ein Gedicht mit Chören von St. Schütze, in Musik gesetzt vom Chordirecter Häser. 2) Ein

Gericht von Riemer, in Muſik geſetzt vom Muſikdirecter Oberwein; 3) Gericht von Friedrich von Müller in beſonderer neugeſetzter Melodie. 4) Geniale Trias, Sonnett von Riemer. 5) Des Genius Horoscop, Sonnett von Riemer. (Bezieht ſich auf das Gericht in Kunſt und Alterthum II. Bandes 3. Heft, Seite 66). 6) Sonnennähe, Sonnett von Haſe. 7) Vaterhaus, Sonnett von Schmied. (Es befindet ſich eine dreifache Lyra in einem alten Wappen über dem Eingang zu Goethe's väterlichem Wohnhaus auf dem Hirſchgraben zu Frankfurt am Main).

Die Antwort Goethe's wurde von ſeinem Sohne in ſeinem Namen vorgetragen und lautete ſo:

„In Hygieas Form beliebts Armiden
Im Waldgebirg ſich Schloſſer aufzubauen,
Verſpricht dem Kranken Heil, dem Lebensmuden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen,
Den halb Geneſ'nen ſchnell zu heiterem Frieden
Entfaltet ſich ein heiterer Kreis erleſ'ner Frauen,
Dann weiß ſie uns nach alter Art zu führen,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.
So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wahne gleich, ein labyrinthiſch Weſen,
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen ſich ein Kreis erleſen,
Wo er ſich mir, und ich mich ihm verpflichtet.
Dort fühl ich mich vollkommnerer geneſen,
So trägt er mich zum ehrenvollen Feſte;
Schon bin ich da! — Geſegnet alle Gäſte!!!"

XXIX. Brief.

Weimar den 28. Februar 1821.

„Euer Wohlgeboren

bei eintretendem frühzeitigen Frühjahr, nach langer Winterpause wieder einmal zu begrüßen, und auf eine abermalige Sommerbewegung anzuſpielen, iſt die Abſicht dieſes Blattes, wobei ich denn vor allen Dingen zu erfahren wünſchte, wie Sie ſich zeither befunden, und ob ihre beſchwerlichen Geſchäfte glücklich vollbracht wurden.

„Sodann wünſchte mit einigen naturforſchenden Freunden zu erfahren, ob das ſtarke Erdbeben, welches vor einiger Zeit am Fichtelberge vorgegangen, auch in Böhmen ſich habe ſpüren laſſen? Ferner frage an: ob von des Herrn Baron von Junker Silberzeche zu Sangerberg etwas Glückliches zu vernehmen ſein möchte? Erſuchen Sie denſelben mit vielen Empfehlungen um einige Nachricht. Was den mineralogiſchen Reichthum betrifft, ſo ſteht zu hoffen, daß von auswärts gar Manches Ihre Sammlungen werde vermehrt haben, geben Sie doch auch davon einige gefällige Kenntniß. Von Demjenigen, was die Zeit her zugeſtoſſen, ſoll ein Theil an Dieſelben nach eingetretenem Frühjahr ungeſäumt erfolgen.

„Der Winter hat mich ein wenig hart gehalten, deßwegen iſt vieles an Geſchäften und Beſchäftigungen nachzuholen. Möge ich bei einem zu hoffenden glücklichen Wiederſehen Ihrer theuren Familie Sie alle recht wohl und die guten Knaben mit neuen Ehrenzeichen geſchmückt finden.

„Des Herrn Grafen von Auersperg Excellenz bitte mich angelegentlichſt zu empfehlen und Herrn Bergmeiſter Löſl zum allerſchönſten zu grüßen. Was hören Sie Gutes von Rentwitz?

Ergebenſt
J. W. Goethe."

„Und ſo möchte ich mich noch nachſchriftlich um das längſt zugeſagte Werk und deſſen ſchöne Zeichnungen erkundigen."

Meine Antwort auf dieſes Schreiben.

„Der Nürnberger Correſpondent hat am 17. December die ſo erſchreckende Nachricht in ſeinem Blatte aufgenommen, als ob Euer Excellenz gefährlich krank ſei. Ich verwendete mich ſogleich an Hofrath Rehbein, um Aufklärung und Beruhigung zu erhalten, allein der Neuvermählte denkt nur an ſeine Gatty, vergißt die Welt und die Freunde bei der wichtigſten Angelegenheit, wahrſcheinlich will er die Antwort perſönlich zur Kurzeit bringen.

„Höchſt angenehm wurde ich nun durch die ertheilten Aufträge vom 28. Februar überraſcht.

„Meine Geſundheit wurde ſeit October zweimal ſehr erſchüttert, gegenwärtig aber ſind wir alle geſund. Die Geſchäfte vermehren ſich, weil die Nahrungsloſigkeit und die Noth ſo viele auf Abwege führt. Der Geſchäftsgang ſoll immer vereinfacht werden, allein die Schreibereien nehmen zu. Die Beamten, Geſchäftsmänner kommen mir vor, als ob ſie auch im Sommer immer Mäntel mit ſich, trügen

um ſich zu decken. Es herrſcht ein ſchreibſüchtiges Deckungsſyſtem. Bis zur erfreulichen ſo ſehr erſehnten Ankunft Euer Excellenz hoffe ich meine großen Unterſuchungen ungeachtet der aufſteigenden Hinderniſſe beendigt zu haben.

„Das Erdbeben wurde auch hier, hauptſächlich aber an der nördlichen Bergkette, zu Graslitz, Hoſſengrün, Hartenberg und Bleiſtadt ſo ſtark verſpürt, daß mehrere Inwohner in Graslitz die Häuſer verließen. An dem feſten Schloſſe zu Hartenberg, das Eure Excellenz kennen, hat die Erſchütterung auf das Mauerwerk nachtheilig eingewirkt, doch ohne bedeutende Folgen. Se. Excellenz der Graf Auersperg hat ſeine Beobachtungen an den Profeſſor der Phyſik zu Prag eingeſendet, der ſie in die Prager Zeitung einrucken ließ, und die ich nachträglich mittheilen werde. Auf dem Franzensbrunn wurde es nicht, ſondern nur in den angrenzenden Dörfern Schlada und Oberlohma wahrgenommen.

„Die Silberzeche des Herrn Baron von Junker wird gegenwärtig nicht betrieben, weil ein ſehr koſtſpieliger Stollen, um das Waſſer aufzulaufen, geführt werden muß, wozu er die Auslagen nicht beſtreiten, ſondern eine Gewerkſchaft bilden will, wozu ich Eure Excellenz auch aufmuntern ſoll.

„Aus der Anlage mögen Eure Excellenz zu erſehen geruhen, daß ſo manches Stück vom Auslande meine Sammlung vermehrt habe.

„Das mitfolgende Werkchen über die Egerländer, dann über die Urkunde von Kaiſer Rudolf von Habsburg vom Jahre 1279 mit geſchichtlichen Anmerkungen, mögen Eure Excellenz mit Nachſicht beurtheilen und gütigſt berückſichti-

gen, daß ich mir die Bahn brechen, das Archiv und über 300 Folianten, Rathsprotokolle lesen und Anmerkungen hieraus machen mußte, um das letztere Zeit raubende, nicht der Mühe lohnende Werkchen zusammen zu stellen.

„Mögen Sie aber auch recht bald unsere sehnlichsten Wünsche in Erfüllung bringen, Eure Excellenz auf längere Zeit hier verehren zu dürfen."

XXX. Brief.

Weimar, den 7. Mai 1821.

„Euer Wohlgeboren

mir ertheilte Nachricht von dem Erdbeben in Böhmen hat eine heilsame Bewegung in unseren Kanzleien hervorgebracht, wie Beikommendes bezeugen kann. Ich setze beliebter Kürze halber nichts hinzu als meinen aufrichtigen Glückwunsch in Hoffnung, das rothe Bändchen bei schönem Wetter auf dem Ringe schimmern und scheinen zu sehen. Möge gegenwärtige Sendung Sie und die lieben Ihrigen bei gutem Wohlsein, den Mineralien-Vorrath in Wachsthum antreffen! Erhalten Sie mir ein freundliches Andenken und gönnen früher oder später einen wohlwollenden Empfang.

Treulichst

J. W. Goethe."

Diesem Briefe war die goldene großherzogliche Medaille mit der Aufschrift **Doctorum frontium praemia** mit einem Diplom folgenden Inhalts beigefügt:

„An

Herrn Rath Grüner.

„Nachdem Se. königl. Hoheit der Großherzog die gnädigste Erlaubniß für Eure Wohlgeboren erwirkt haben, die Ihnen verehrte Medaille am rothen Bande des Falkenordens zu tragen, so hat der Unterzeichnete nicht ermangeln wollen, Ihnen dies officiell zu melden und die Versicherung seiner Beachtung bei.

Weimar, den 28. April 1824.

Der großherzoglich wirkliche geheime Rath und Staatsminister, Kanzler des großherzoglichen Falkenordens

C. M. Fr. Fritsch."

Ich ermangelte nicht, sofort Danksagungsschreiben sowohl an Goethe als an den Herrn Kanzler Freiherrn von Fritsch zu richten.

Erst den 28. Juni 1824 erhielt ich Rehbeins Antwort auf mein Schreiben vom 19. December 1823, worin ich um Nachricht über die Krankheit Goethe's gebeten hatte. Da in der Antwort auch von Goethe und dem Großherzog die Rede ist, so theile ich sie mit.

„Der Correspondent von Nürnberg hat Dir im December v. J. gewiß manche Unruhe gemacht. Mich traf Dein Brief selbst krank an, obgleich ich Goethe als Kranken besuchte. Wirklich war seine Krankheit wieder sehr bedeutend. Seine herrliche Natur ringen, meine unausgesetzte Sorgfalt, die Beachtung der kleinsten Symptome und das Glück bei ihm stets das Rechte zu treffen, haben ihn uns erhalten

und er iſt jetzt ungleich mehr geſund, als im vorigen Jahre in der glücklichſten Zeit deſſelben. Jetzt giebt die Hoffnung, bald wieder nach Böhmen gehen zu können, ſeiner Geſundheit gleichſam Flügel und ſo wird er wohl bald genug zu Euch eilen und Dich namentlich überzeugen, daß die Correſpondenten nicht immer zuverläſſig ſind.

„Menſch, warum biſt Du dieſen Winter nicht zu uns gekommen? glaubſt Du vielleicht, wir ſeien hier unverwüſtlich wie der kleinkörnige Granit? Meinſt Du vielleicht, die unerreichte Höhe unſeres Goethe ſchütze ihn vor dem Looſe des geringſten Sterblichen?

Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas, regumque turres.

Lieber Grüner komme im Mai und fahre mit Goethe nach Eger zurück. Der Großherzog wird in dieſem Jahre nicht nach Marienbad, ſondern ſpät im Sommer nach Teplitz gehen, ich aber zu Hauſe bleiben. Er macht im Mai eine Reiſe in die Niederlande, bleibt einen Monat aus und wird ungefähr im Monate Auguſt nach Teplitz kommen. Viel beſſer würde er aber thun, wenn er wieder Marienbad beſuchen würde, welches ihm einen guten Winter vorbereitet hat. Morgen mehr, für heute genug.

Am 23. Juni 1824.

„Aus dem „morgen", wie Du ſiehſt, iſt auf eine ganz wunderbare Weiſe der 23. Juni geworden, bis wohin ich wie Epimenides geſchlafen, und während welcher Schlafzeit ſich unendlich Vieles anders geſtaltet hat, als wir, nämlich ich, wie ein Autor oder König in der Vielheit mich bezeich-

nend, gehofft oder prognoſticirt haben. Goethe iſt noch unentſchloſſen, ob, wann und wohin er gehen wird. Der Großherzog iſt in Niederland, bald in Gent, bald in Amſterdam, Brüſſel u. ſ. w., und wird erſt in der Hälfte des Auguſt hieher zurück erwartet. Jetzt will ich Dir nachfolgenden Vorſchlag zur Befolgung mittheilen: Kömmt Goethe nicht nach Böhmen, ſo mußt Du auf jeden Fall im Herbſte hieher kommen, dann bleibſt Du entweder bei mir oder bei ihm, ſo lange Du willſt. Ich verſichere Dich, daß es die höchſte Zeit iſt; denn wer kann Goethe's Leben verbürgen, und was wirſt Du hier thun, wenn Du ihn nicht mehr triffſt, welcher der letzte Stern an unſerem Horizonte iſt. Verſchiebe es darum nicht länger und ſäume nicht, die Freuden der Gegenwart zu pflücken, ſo lange ſie noch in ihrem Blüthenduft friſch und kräftig vor Dir ſtehen. Damit Du ſiehſt, daß ich oft und mit Liebe an Dich gedacht habe, ſo ſchicke ich Dir einen Kupferſtich nach der Natur gezeichnet. Faſſe ihn in Rahmen und hänge ihn an einem Orte auf, wo jedermann ihm ſeine Verehrung zollen kann. Meiner guten Gatty gefällt es hier beſſer und beſſer, ſie empfiehlt ſich Dir und Deiner lieben Frau. Lebe wohl, ſchreibe bald und behalte auch lieb

Deinen
Nebbein."

Mephiſtopheles.

Den Nahmen, Weib, verbitt' ich mir.

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang' in's Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wapen, das ich führe.

Er macht eine unanſtändige Geberde.

Die Hexe lacht unmäßig.

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

XXXI. Brief.

Weimar, den 30. October 1824.

„Euer Wohlgeboren

muß, ehe wir noch einwintern, ein freundliches Wort zusprechen, auch Sie ersuchen, mir es nicht daran fehlen zu lassen. Weit in den August hinein, hoffte ich Sie noch zu sehen, denn wenn ich auch keine Badekur vorzunehmen Ursache hatte, so wäre doch eine kleine Reise zu den geliebten Berggegenden, wo ich geprüfte Freunde mehrere Jahre unausgesetzt besucht hatte, mir höchst erwünscht gewesen, aber auch das wollte sich nicht fügen, und so müssen wir auf das nächste Frühjahr das Weitere hoffen. Sagen Sie mir ja, wie Sie sich und die lieben Ihrigen befinden, ob die Kleinen heranwachsen und im Studium gedeihen? und sodann, wie Stein-Tausch und Handel bisher gegangen ist, und was er ins Haus gebracht hat. Mögen Sie mir doch etwas von der Witterung in Böhmen den vergangenen Monat melden, hauptsächlich wie es gegen Ende aussah, wo am Rheine so starke Regengüsse herabfielen. Man sagt, in Böhmen sei es ganz trocken gewesen, ja der Sprudel in Karlsbad habe wenig Wasser gehabt.

„Darf ich wohl bitten, des Herrn Grafen Auersperg Excellenz mich vielmals zu empfehlen, auch unsern braven Herrn Lößl schönstens zu grüßen. Hat der gute Zirnstein die Zeit über etwas Glückliches gearbeitet? Waren die böhmischen Freunde auf ihren mineralogischen Excursionen

glücklich, ſo hoffe auch auf einen Theil der neueſten Entdeckung. Aus unſerem Flötzgebirge wüßte nichts Intereſſantes mitzutheilen, das liegt immer ſtill, wie von alten Zeiten her. Hat man in Böhmen noch keine Verſuche mit Salzbohren gemacht? Dieſe Unternehmungen glücken an vielen Orten, und gerade dort müßten ſie von der größten Bedeutung ſein.

„Das Rehbein'ſche Ehepaar befindet ſich wohl, die Dame verſäumt weder Capelle noch Theater und ſteht mit ihren Kindern und ihren Verwandten in gutem Verhältniſſe. Von ihrer Frau Mutter, die hier auf Beſuch war, werden Sie daſſelbe vernommen haben. Und nun zum Schluß die allerſchönſten Wünſche für Sie und die lieben Ihrigen in Hoffnung baldigen Erwiederns

ergebenſt
Goethe."

„Alsdann habe ich noch eine Bitte und Auftrag. Es iſt nämlich an Herrn Fikentſcher in Redwitz unter dem 20. Auguſt ein Packet abgegangen mit Muſterzeichnungen von Glaswaaren für das anatomiſche Kabinet in Jena beſtimmt, die Bitte war hinzugefügt, die Beſtellung weiter zu befördern an die Glashütte, mit deren erſten Lieferung man wohl zufrieden war. Nun wünſchte ich durch Euer Wohlgeboren zu erfahren, ob die Beſtellung gemacht worden? ob und wann wir ſie zu erhalten hoffen können, denn es ſind viele bedeutende Präparate vorräthig, welche in dieſe Gläſer in Branntwein eingeſetzt werden ſollen. Die Gläſer werden, wie das vorige Mal an das Muſeum Schreiber Färber in

Jena adreſſirt. Die Zahlung erfolgt ſogleich. Wobei Herrn Fikentſcher Vater und Sohn mich beſtens zu empfehlen bitte,

ergebenſt
Goethe."

Ferner erhielt ich ein Heft mit der Ueberſchrift: „Zu Goethes Geburtstagsfeier. Weimar den 28. Auguſt 1824." Daſſelbe enthielt Gedicht von Riemer, Schütze, Eckermann, Reichardt, Haſe und Peucer, die Melodien zu drei Liedern, die ſich unter dieſen Gedichten befanden, waren von Zelter, Häſer und Eberwein.

In meiner Antwort auf Goethes Schreiben führte ich zuerſt an, daß ich, ihm perſönlich meinen Glückwunſch zu ſeinem Geburtstage darzubringen, und ſo unendlich viel Schönes und Belehrendes in Augenſchein nehmen zu dürfen, durch eine ſehr ſchmerzhafte Krankheit, eine Magenſchlundentzündung abgehalten worden ſei. Dann meldete ich ihm, daß in der zweiten Hälfte des Monates October die Witterung bei uns feucht, kalt und neblicht geweſen ſei. Ueber meine Söhne hatte ich zu meiner Freude alle Urſache Gutes zu berichten. In Betreff der Salzbohrverſuche meldete ich, daß in Böhmen bereits Anſtalten dazu getroffen worden, aber über das Reſultat noch nichts bekannt ſei. Ein Kiſtchen Mineralien wurde zugleich mit dem Briefe an Goethe abgeſendet.

XXXII. Brief.

Weimar, den 8. März 1826.

„Eure Wohlgeboren

für die gefällige Nachricht und Sendung zum allerschönſten dankend, vermelde nur mit wenigen Worten, daß die Mineralien des beiliegenden Verzeichniſſes, auf die fahrende Poſt gegeben, nächſtens anlangen ſollten.

„Wie ſehr ich wünſche, Sie dieſen Sommer zu beſuchen und mich an Ihrem Geſammelten zu erfreuen, davon werden Sie ſich wohl gerne ſelbſt überzeugen.

„Die gemeldeten Mineralien machen Ihnen, hoffe ich, Vergnügen, es iſt manches Seltene darunter, das zu neuem Denken und Forſchen aufmuntert. Ich höre von einer Veränderung im Stifte Lepl, können Sie mir davon gelegentlich das Nähere mittheilen, ſo geſchieht mir eine Gefälligkeit, wie auch, wenn ich das Weitere von den Glaswaaren erfahren könnte, die immer noch nicht angelangt ſind. Den werthen Ihrigen mich grüßend zu empfehlen bitte.

„Die Fortſetzung der Eger'ſchen Sitten und Gewohnheiten ja nicht zu vergeſſen.

„Können ſie gelegentlich dem Bergrath Lenz und durch ihn der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena etwas Angenehmes erweiſen, ſo geſchieht es mir,

ergebenſt

J. W. Goethe.

Durch die Sendung der Mineralien bewies Goethe, wie weit er seinen Arm ausstrecken könne, um meine Sammlung zu vervollständigen, denn er schickte seltene Sachen aus mehreren Provinzen Spaniens, aus England, aus Chile und anderen Theilen Amerika's.

Ich dankte Goethe für seine so werthvolle Sendung, berichtete ihm, daß ich vier Wochen vom Hause entfernt gewesen, in Prag das sehr anwachsende Museum besichtigte, über Laun, Bilin, Teplitz, Brüx, Saaz reiste, manches Seltene erwarb, darunter auch Einiges für das Jenaer Museum, hinzufügend, wie sehr ich mich freue, in den Stand gesetzt zu sein, meine so große Schuld in etwas abtragen zu können. Ich schrieb Goethe ferner, daß man ihn zu Prag sehnlichst erwartet habe. Professor Klar an der Universität habe ihn durch Declamation seiner Schüler überraschen wollen, kurz, man habe sich zu seinem Empfange gerüstet. Dann erzählte ich meinen Besuch bei dem berühmten böhmischen Gelehrten Abbé Dobrowsky zu Prag, und unser Gespräch über die Schlacht zwischen den Hermunduren und Katten, die ich in die Gegend von Franzensbad versetzte. In Vertheidigung meiner Annahme nahm ich nebst anderen Gründen auch zu den ältesten Chroniken von Eger meine Zuflucht, worin erzählt wird, daß vor uralten Zeiten eine große Völkerschlacht da stattgefunden habe, daß der Egerfluß von Blut gefärbt worden sei, ja daß Eger von dem lateinischen Worte aeger seinen Ursprung habe, weil daselbst die Kranken und Verwundeten gepflegt worden seien. Die Ursache, weßwegen der Prälat von Tepl, der zur Emporbringung des Kurortes Marienbad so wesentlich beige-

tragen hatte, in Ungnade gefallen, berichtete ich nach eingeholter Erkundigung. Was die Glaswaaren betrifft, konnte ich melden, daß ſie nach Anzeige des Herrn Zikentſcher, der ſich vielmal ehrfurchtsvoll empfehlen laſſe, bereits in Jena eingetroffen ſein dürften.

Der Hofrath und Leibarzt des Großherzogs Dr. Rehbein forderte auf Goethes Andringen mich in drei Briefen auf, ja gewiß zur Jubelfeier des vor funfzig Jahren erfolgten Regierungsantrittes Karl Auguſts, die am 3. September 1825 ſtattfinden würde, nach Weimar zu kommen.

Als Motive führte er in ſeinem Briefe vom 1. Mai 1825 an:

„Goethe wird älter und älter. Sein Ruhm wird zurückbleiben, er aber wird uns verlaſſen und dem Olymp zueilen, woher er gekommen iſt. Der Großherzog gleichergeſtalt wie jener, feiert ſein Jubiläum, und wer vermag die Zeit zu beſtimmen, wo die Götter ihn ſich zugeſellen. Goethe," fügte er bei, „iſt wieder krank geweſen, doch ziemlich hergeſtellt, vielleicht kommt er zu Dir hinaus."

In dem Briefe vom 24. Juni 1825 ſchrieb Rehbein:

„Ob Goethe noch kommt, ich weiß es nicht, bald wird es mir wahrſcheinlich, daß er zu euch reiſe, bald wieder nicht.

„Goethe hat Deinen an mich geſchriebenen Brief geleſen, und ſich Deines grenzenlos luſtigen Humors erfreut, auch den Großherzog habe ich ihn mit gleichem Erfolg leſen laſſen. Sei immer ſo heiter, wenn Du an mich ſchreibſt,

und nehme kein Blatt vor Dein ungeſchliffenes Maul, doch, was ſage ich, wo könnte ein Blatt gefunden werden, ein ſolches Maul zu bedecken, jenes der Mutter Eva wäre viel zu klein! Bedenke die Vergänglichkeit alles Irdiſchen und die ernſte Mahnung der Zeit, die Blüthen zu pflücken, die der Augenblick erzeugt und der Augenblick vernichtet.

„Meine Gattin," ſchrieb er ferner, „hat mir einen Knaben von ſo reizender Geſtalt geboren, daß man ihn für einen Griechen aus der alten heroiſchen Zeit halten müſſe. Ich habe für ihn eine Wiege von zwölf Fuß in der Länge und achthalb Fuß in der Breite machen laſſen müſſen, und die Füße reichen vom Knie an bis unten hin noch über die Wiege hinaus."

In dem dritten Briefe, Weimar den 2. Auguſt 1825, kömmt Folgendes vor:

„Als ich an Dich ſchrieb, mir ſchleunigſt zu wiſſen zu thun, ob Du zum Jubiläum kommen wollteſt oder nicht, da war keine ſolche Hitze wie jetzt, vielmehr fächelten kühle Lüfte mit Nordwindſauſen durch die Fluren, doch zum Erfrieren war es nicht. Zu jener Zeit hätteſt Du ſchreiben ſollen. Nun glaube ich ſelbſt, daß die Hitze Dir das Gehirn verbrannt hat und daß nun von Dir an einen vernünftigen Brief keineswegs zu denken iſt. Solch kläglichen Ende hat die Blüthe der Hyer'ſchen Intelligenz genommen, daß das, was vor allem grünen ſollte, verdorrt iſt, wie gemeines Gras in den Strahlen der libyſchen Sonne. Jetzt im Ernſte, Goethe hat mich ſchon zweimal gefragt, ob ich noch keine Gewißheit über deine Ankunft habe, alſo ſchreibe flugs.

„Fortgeſetzt den 5. Auguſt.

„O Du über alle Begriffe verrückter Rath! Un-Rath ſollte man Dich nennen. Läßt mir der Menſch durch eine kauderwelſche Franzöſin unverſtändlich ſagen: Noch wiſſe er nicht, ob er komme oder nicht, doch zweifle er daran. Nun ſo zweifle in des und des Namen! Wäreſt Du ein rechter Rath, ſo würdeſt du nicht zweifeln. Ein Rath ſoll nie zweifeln, ein Rath muß beſtimmt ſein, ſonſt iſt er kein Rath.“ Weiterhin aber lenkte er mit den Worten ein: „O ich bitte lieber, holder, grünender, blühender, verſtändiger, göttlicher, rathloſer Rath, komme und laſſe Dich durch Nichts abhalten, hierher zu kommen. Verlaſſe auf einige Wochen dein ſteinreiches Arabien und komme in das glückſelige Arabien, das Deiner wartet. Unſer alter Meiſter wünſcht es ſehr, daß Du kommen möchteſt. Er iſt wohl und heiter, und obſchon ſeine Sehnſucht nach Böhmen hoch geſtiegen war, ſo blieb er darum hier, weil die neue Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke ihn gar zu ſehr beſchäftigt. Zehntauſend Louisder ſind ihm angeboten, aber noch hat er nicht abgeſchloſſen, und ich habe Urſache zu vermuthen, daß das Angebot ſich noch ſteigern werde. Auf gewiſſes baldiges Wiederſehen umarmt Dich in Geiſte Dein Rebbein.“

Obſchon ich einige Monate vorher mit Beſtimmtheit nicht anzeigen konnte, daß ich nach Weimar kommen würde, weil zu führende Criminalunterſuchungen die Reiſe vereiteln mochten, ſuchte ich doch um die Erlaubniß bei dem

Gubernial-Präſidium zu Prag an, erhielt ſie, und reiſte am 31. Auguſt 1825 von Eger ab.

Ich nahm meinen älteſten, damals zwölfjährigen Sohn Joſeph mit, weil ich überzeugt war, daß er bei Rebbein gut aufgenommen werden würde, und weil auch Goethe bei ſeiner Anweſenheit in Eger ihm ſich vielfach gewogen gezeigt hatte. Da meine Freunde mich dringend erſucht hatten, Ihnen Alles getreulich mitzutheilen, was auf dieſe ſo ſeltene Feierlichkeit und auf den Altmeiſter Goethe Bezug habe, ſetzte ich mein Tagebuch bis und in Weimar fort.

Die Fahrt von Eger ging zunächſt nach Haslau. Ich war einige Male mit Goethe in dieſem Orte, denn in einer kleinen Entfernung rechts hinter Haslau an einer mit Bäumen bepflanzten Berglehne kömmt der von Werner entdeckte Egran mit Kalk, Tremolith, Opal, Granat, Malacolith und Feldſpath vor, wovon Goethe ſtets mehrere Exemplare, ſorgfältig eingepackt, mitnahm. Vor der Waldung, welche Himmelreich heißt, liegt an der Chauſſee ein großes Stück Quarzfels, auf welchem Goethe, von Weimar zur Kurſaiſon kommend, ſtets ſich niederließ und ſich an der ſchönen Ausſicht labte. Auf der Anhöhe rechts zieht ſich eine lange Kette Quarzfels nordwärts in ſchönen Gruppirungen hin, welche, gezeichnet, den Geognoſten um ſo willkommener ſein würden, da ſie einzig in ihrer Art ſein dürften.

Ich hatte ein Kiſtchen Mineralien für das Jenaer Mineralienkabinet mitgenommen, und es aus Vorſicht in Eger von der Behörde plombiren laſſen. In Neubaus bei dem königlich bairiſchen Amte gab es aus folgender Veranlaſſung einigen Aufenthalt. Der mitreiſende Schauſpieldirector

Herzfeld aus Hamburg hatte vergeſſen, einige in Karlsbad gekaufte Spielſachen für Kinder anzumelden, und ſollte nun Strafe bezahlen. Es empörte mich, wie der Schrankenzieher denſelben verhöhnte. Wenn Herzfeld triftige Vorſtellungen machte, und im Eifer über eine ſolche Behandlung ihm das Blut zum Kopfe ſtieg, ſagte der Schrankenzieher ganz phlegmatiſch: „Geben Sie hinaus, kühlen Sie ſich im Waſſerbehälter ab,“ und als Herzfeld mit ſeinem damals Aufſehen erregenden verſchiedenfarbigen Mantel in der Stube auf- und abging, ſah er ihn höhniſch lachend in das Geſicht und ſagte: „In Hamburg können Sie mit Ihrem Mantel Comödie ſpielen, hier nicht.“ Herzfeld zahlte die Strafe mit dem Bedeuten, er werde den Vorfall zur öffentlichen Kenntniß bringen. Er ſcheint ſich beſchwert zu haben, denn der Schrankenzieher wurde wegen ſchlechter Behandlung der Reiſenden von ſeinem Poſten entfernt.

Da Goethe in Hof ſtets im Gaſthofe zum Hirſchen einkehrte, ſo ſpeiſte ich mit meinem Sohne da zu Mittag. Ich beſichtigte in Eile die induſtriöſe Stadt, die am 4. September 1823 zum größeren Theile ein Raub der Flammen geworden war. Anſehnliche neue Gebäude von gefälligem Aeußern waren ſeitdem entſtanden. Die Hauptſtraßen ſind breit, das Pflaſter iſt gut. Bei Loßnitz bergabgehend fand ich einen weißen blättrigen Schwerſpath mit dunkelbraunem mehr ins Schwärzliche gehenden Ueberzug, welchen ich darum mitnahm, weil Goethe ſtets fahrend von deſſen Vorkommen nicht Kenntniß haben mochte, was ſich auch beſtätigte.

Um 1½ fünf Uhr langten wir in Jena an. Bergrath

Mephistopheles zu Faust.

Mein Freund, das lerne wohl verstehn!
Dieß ist die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun sagt, ihr Herren, was ihr schafft.

Mephistopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!
Doch muß ich euch um's älteste bitten;
Die Jahre doppeln seine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mind'sten stinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.

Leise.

Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Lenz nahm mich freudig auf, ich durchflog das Mineralienkabinet, und schied von ihm mit dem Versprechen, ihn bei der Rückkehr von Weimar wieder zu besuchen.

Am 1. September 1825 Abends ½8 Uhr langten wir in Weimar an und stiegen bei dem Hofrathe und Leibarzte Seiner königlichen Hoheit Dr. Rehbein ab, der uns mit seiner Gemahlin Catharina von Gravenegg sehr liebreich aufnahm und mich sogleich zu Goethe, der mich bei sich wohnen haben wollte, führte. Goethe hatte eine ihm eigene Art, Gäste zu empfangen, sie flößte Zutrauen und Ehrfurcht ein. Mich empfing er äußerst liebreich, küssend, wies mir sein eigenes zweites Zimmer mit der Entschuldigung an, daß, weil er zur Feier des Festes eine Soiree für die fremden Gäste gebe, und dazu die ganze Etage bedürfe, ich mich mit seinem Studirzimmer, die Aussicht auf den Garten, begnügen möge, welche Ihnen, fügte er hinzu, nicht unangenehm sein dürfte.

Sie haben sich, sagte er dann, doch bei Bergrath Lenz in Jena sehen lassen?

Ich antwortete, daß ich demselben ein Kistchen mit Mineralien gebracht hätte, worüber Goethe erfreut war. Als ich ferner erzählte, Lenz habe mich zu einem Mineralienschrank geführt, woran ein Täfelchen mit meinem Namen in vergoldeten Buchstaben angebracht war, sagte Goethe:

Lenz weiß Alles zum Vortheile des Kabinets einzuleiten, seine Haupteigenschaft ist: Er will immer haben und nichts ablassen, nichts geben.

Am 2. September, nach dem Frühstücke besah ich das Mineralienkabinet Goethe's und bewunderte besonders die

Suiten von ſicilianiſchem Cœleſtin und Zinngruben aus Cornwallis, Schlaggenwalde, Ehrenfriedersdorf, herrliche ruſſiſche Malachite und Großulare von beſonderer Größe und Schönheit.

Zu Mittag ſpeiſte ich mit Hofrath Mayer bei Goethe. Dieſer hatte jenen in Rom wegen ſeiner vorzüglichen Kenntniſſe und Leiſtungen ſchätzen gelernt und ihm durch Verwendung bei dem Großherzoge eine Anſtellung in Weimar verſchafft. Stets holte Goethe bei Beurtheilungen von Gemälden, Kupferſtichen und anderen Kunſtgegenſtänden Mayers Gutachten ein, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er den Gegenſtand richtig aufgefaßt habe. Hofrath Mayer war von mittlerer beinahe kleiner Statur, zeichnete ſich durch vollkommene Anſpruchsloſigkeit aus, war einfach bedachtſam in ſeinen Aeußerungen, der Dialekt der Schweizer war, wie ſchon erwähnt, nicht zu verkennen, er hatte einen durchdringenden Verſtand und ſcharfen Forſchblick in Beurtheilung artiſtiſcher Gegenſtände, und wurde daher auch von Goethe als ein intimer wahrer Freund betrachtet und behandelt.

Nach Tiſch fuhr Goethe mit Hofrath Mayer und mir durch alle Straßen der niedlichen, reinlichen, mit Blumengewinden, Fahnen und Inſchriften geſchmückten Stadt, und machte mich auf die Wohnungen Schillers, Herders und auf andere merkwürdige Gegenſtände aufmerkſam. Schillers Haus war mit einer Lyra geziert. Der Wagen war aufgeſchlagen, damit ich Alles beſſer ſehen und mich orientiren könne. Goethe ließ von Außen um die Stadt fahren, und machte mich auf ſeinen Garten mit den Worten auf-

merksam. „Dort an der Ilm sehen Sie meinen Garten, man hat ihn schöner und angenehmer beschrieben als er wirklich ist.“ Wir fuhren um den großherzoglichen Park und stiegen bei der Zeichenakademie ab. Hofrath Mayer, der ihr Direktor war, machte mich mit der inneren Einrichtung bekannt, und zeigte die zur Preisvertheilung aufgestellten vortrefflichen Gemälde.

Nach der Rückkunft führte Goethe mich in seine Mineraliensammlung mit den Worten: „Nun können Sie von meinen Doubletten einige Ihrer Lücken ergänzen,“ wozu er einen Tisch für mich herrichten ließ. Nun war ich in meinem Elemente, vergaß alle Feierlichkeiten, kümmerte mich nicht um die auf allen Straßen von Tribünen ertönende Musik. Goethe freute sich über meinen Eifer.

Während dieser Arbeit überraschte mich der Leibarzt Rehbein, machte mir Vorwürfe, daß ich mich hier unter Steinen begraben lasse, während die ganze Stadt auf den Straßen in Bewegung sei, Alles sich an den Musiken und Decorationen der Häuser erfreue, und wollte mich von meinem Geschäfte weg und mit sich nehmen. Ich aber war nicht wegzubringen und sagte:

Man sieht, daß Du kein Mineralog bist, solche günstige Gelegenheiten sind äußerst selten; denn wo hast Du noch gehört, daß ein Mineralog einen Fremden in seiner Sammlung allein sitzen und und Duplikate für sich aussuchen ließ? Freundchen, Du siehst nicht ein, welche Freude mir Goethe dadurch bereitet, welchen großartig generösen Charakter er abermals beweiset, indem er mich hier unter seinen Schätzen allein läßt. Ich will aber auch diese Generosität nicht miß-

brauchen, sondern hauptsächlich nur solche Mineralien aus-suchen, die in meiner Sammlung mangeln und hier mehr-fach vorkommen. Sieh, hier liegen drei sehr große Großsulare aus Sibirien, allein mir fällt nicht ein, obschon ich einen davon nur allzugerne hätte, ihn auf den mir eingeräumten Tisch zu legen.

Während des Gefrühstücks mit Kehrein ließ ich mich im Aufsuchen von Duplikaten nicht stören. Nun so vergrabe Dich unter den Steinen, sagte er endlich und ging. Nach seinem Weggange trat Goethe lächelnd ein, weil er sah, daß ich den Tisch schon ziemlich mit Duplikaten belegt hatte.

Lassen Sie sich nicht stören, sagte er, es freut mich, daß Sie Einiges gefunden haben, packen Sie es nur sorgfältig ein, wozu ich den Staatsmann schicken werde. Einige Momente später sagte Goethe: Der Großherzog weiß, daß Sie hier sind, es ist nothwendig, daß Sie bei der großen Au-dienz erscheinen, vorgestellt werden.

Er befahl, sogleich seinen Gallawagen anzuspannen, in welchem ich nach Hofe fahren sollte. Ich mußte seinen Le-gen, seinen Chapeaubas, seine Schuhschnallen benutzen. Als die Kammerjunker mir die großherzogliche goldne Medaille an meinen schwarzen Frack befestigen sollte, bezeichnete er ihr die Stelle, wo sie angebracht werden müsse. Er bemerkte: Auf das rothe Band können Sie sich etwas zu Gute thun, denn ich habe es von Napoleon erhalten. Nun, so, so ist's recht, sagte er, als ich völlig ausstaffirt war, jetzt fahren Sie in Gottes Namen.

Der Wagen war geschlossen, daher die Wachen salutir-ten. Im Vorhofe der Residenz angelangt, wurde ein Zeichen

mit der Glocke gegeben, wurde der Kutschenschlag von der Dienerschaft des Großherzogs geöffnet, und siehe da, ein hagerer, wadenloser Rath stieg aus dem Goethe'schen Gallawagen. Auf der ersten Treppe war der Oberstkämmerer zum Empfange Goethe's anwesend, und wies mich lächelnd in den großherzoglichen Salon. Ich fand eine große Versammlung, höchste Staatsbeamte, Stabsoffiziere, Professoren, Beamte von allen Branchen aus Weimar und von auswärts, den Großherzog erwartend. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein Soldat, der an der Residenz in der Stunde, in welcher der Großherzog geboren wurde, Schildwache gestanden. Derselbe war in die damals vorschriftmäßige Montur gekleidet. Mit gepudertem Haar und langem Zopf wurde er nun dem Großherzoge vorgestellt, der hierüber erfreut war, und ihn, wie ich später vernahm, zum Lieutenant erhob. Die Vorstellung so vieler Personen nahm geraume Zeit weg, da der Großherzog mit jedem herablassend sprach. In der Runde wurden Gedichte auf sammtenen Kissen dargeboten, welche dann von einem Pagen abgenommen, in ein Behältniß gelegt und sodann in die großherzoglichen Wohngemächer getragen wurden. Nach meiner Rückkunft mußte ich Goethe den ganzen Vorgang erzählen.

Abends wurde das neugebaute Theater mit der Oper Semiramis eröffnet. Der Prolog, von Riemer verfaßt und von der Jagemann vorgetragen, wurde mit Beifall aufgenommen. Hummel dirigirte die Musik.

Nach dem Theater war Soiree bei Goethe, auf welcher der Erbgroßherzog, mehrere Prinzen aus souverainen Häusern, die Gesandten, der Adel und Gelehrte erschienen.

Goethe's Schwiegertochter begrüßte die Ankommenden mit dem edelsten Anstand. Alle Zimmer waren vollgefüllt, und man konnte sofort erkennen, in welchem Goethe sich befand, denn dahin strömte Alles. Ich begab mich bald auf mein Zimmer, weil das Gedränge zu groß war, und ich am Tage mich an Goethe laben und erfreuen konnte.

Die Soiree dauerte bis nach Mitternacht. Da Goethe an eine streng regelmäßige Lebensweise gewöhnt war, befand er sich am nächsten Tage leidend. Bei einem so alten Schiffe, sagte er, müsse man besondere Vorsicht anwenden.

Als ich aus der öffentlichen Bibliothek zurückkam, waren meine Effekten in ein anderes Zimmer in der ersten Etage gebracht. Goethe führte mich mit den Worten dahin: Nun haben Sie Gelegenheit meine Sachen anzusehen.

Ich befand mich in der Mitte von Natur- und Kunstschätzen. Er machte mich auf die Seltenheiten, die er aus Herculanum und Pompeji, aus Sicilien, überhaupt von seinen Reisen mitgebracht hatte, aufmerksam und erklärte sie mir. Ich mußte den umfassenden Reichthum seines Wissens, seinen Kunstsinn und sein Kunsturtheil, ganz besonders aber auch sein bei einem so hohen Alter doppelt merkwürdiges Gedächtniß bewundern.

Ich besitze, sagte Goethe unter anderm, seit dem funfzehnten Jahrhunderte bis jetzt die Münzen aller Päpste. Es dient zur Geschichte der Kunst. Ich kenne alle Graveurs. Die griechische Prägung vor und zu Alexanders Zeit ist noch nicht erreicht. Die Egypter lieferten den Griechen nur Stoff zur Verfeinerung.

Am 4. September früh wohnte ich der Predigt des

Generalſuperintendenten Röhr bei, welche im Druck erſchienen iſt. Es wurde eine Cantate von Hummel geſungen. Nach meiner Rückkunft forderte Goethe mich bei Tiſch auf, den Inhalt der Predigt zu erzählen, was ich zu ſeiner Zufriedenheit zu thun im Stande war, da ich aufmerkſam zugehört und die Eintheilung genau dem Gedächtniſſe eingeprägt hatte.

Herr Nicolovius aus Berlin war mit zu Tiſche, ein junger jovialer wißbegieriger Mann. Das Geſpräch kam auch auf das Altarblatt von Kranach in der Hauptkirche, Luthern vorſtellend, wie er die Hand auf die Bibel legt. Die Figur iſt kräftig, alles Uebrige aber wenig zu loben. Nicolovius ſagte, es gehöre in eine alte Rüſtkammer. Goethe rügte den unpaſſenden Ausdruck, und empfahl, ein Bild immer ſo anzuſehen, als wenn der Maler es beſſer als der Beſchauer verſtanden habe, ſonſt werde man immer nur tadeln.

Goethe wünſchte Aufklärung über die Waiſenanſtalten in Oeſterreich, welche ich umſtändlich zu geben vermochte. Nun müſſen Sie aber auch, ſagte Goethe, Einſicht in unſer Criminalverfahren und in unſere Strafanſtalten nehmen und Falk beſuchen, der die Obſorge über verwahrloſte Kinder verbrecheriſcher Aeltern führt. Es iſt der nämliche Falk, welcher Ihnen als Satyriker bekannt ſein wird. Er lebt jetzt für die ihm anvertrauten Kinder, beurtheilt ihre Fähigkeiten, geiſtigen Anlagen und körperliche Beſchaffenheit, wonach er jeden Einzelnen, wozu er zu verwenden wäre, in Antrag bringt. Ich werde die Einleitung treffen, daß man Ihnen überall die gehörige Aufklärung gebe. Bei Falk werden Sie ſich in ſein großes ſchwarzes Buch einſchreiben müſſen.

Goethe war ſehr heiter, und das Geſpräch kam darauf, daß manche Meiſter in ihren Gemälden wunderliche chronologiſche Fehler begingen. Ich erzählte, daß in der Wohnung des Generalgroßmeiſters der Kreuzherren mit dem rothen Stern zu Prag ein ſehr ſchönes Gemälde ſich befinde, Maria mit dem Jeuskinde; Maria hält in der rechten Hand das Ordenskreuz der Kreuzherren. In Worms ließ ein Maler die Beſchneidung Jeſu mit der Bulle vernehmen. Rie[illegible] wußte mehrere Inſchriften anzuführen, welche Heiter[illegible] verbreiteten.

Da ich ſagte, ich wünſche das Theater zu beſuchen, antwortete Goethe: Gehen Sie Freundchen, Sie werden ſich gut unterhalten. — Es wurden „die beiden Britten“ und „die Humoriſtenſtreiche“ gegeben. — Nach [illegible] Rückkunft aus dem Theater forderte Goethe mich auf, ihm den weſentlichen Inhalt der beiden Stücke zu erzählen. Nachdem ich es gethan und das vortreffliche Spiel der Schauſpieler Durand und Reche hervorgehoben und zergliedert hatte, ſagte er: Sie haben recht, ſie machen ihre Sache gut. — Bei meinem Scheiden machte er mich auf die morgige Feierlichkeit aufmerkſam.

Dieſe Feierlichkeit war die Einweihung der neuerbauten großartigen Bürgerſchule, welche in Gegenwart des Hofes des Vormittags des 5. September vorgenommen wurde. Nachdem die Beſichtigung des Gebäudes beendigt war, hielt in deſſen großem decorirten Saale der Superintendent eine der Gelegenheit vollkommen entſprechende Rede, worin er anführte, daß vor drei Jahren von dem Großherzoge der Grundſtein zu dieſem Gebäude gelegt worden, und daß

Ihm die Herstellung desselben zu verdanken sei. Es wurden auf diese Feierlichkeit geprägte Denkmünzen vertheilt.

Mittags speiste ich bei Rehbein, der vom Großherzoge den Falkenorden erhalten hatte, worüber höchste Freude herrschte, und bei der Tafel Toaste, insbesondere auf den Großherzog ausgebracht wurden. Goethe, der dem Leibarzte Rehbein sein volles Zutrauen schenkte, und mit ihm auch auf freundschaftlichem Fuße stand, hat Glückwünsche dargebracht, und mich zugleich aufmerksam gemacht, daß heute Torquato Tasso gegeben werde, worauf ich antwortete, daß es längst mein sehnlicher Wunsch gewesen, dieses Meisterstück aufführen zu sehen.

Goethe antwortete: da Sie sich schon in höheren Cirkeln bewegt haben, was dieses Stück zur gründlichen Beurtheilung erfordert, so dürfte es bei Ihnen einen guten Eindruck hervorbringen.

Torquato Tasso wurde vortrefflich gegeben, und besonders zeichneten sich Durand und die Jagemann aus. Unter Goethe's Werken war Tasso stets mein Lieblingsstück. Durch Vortrag, Geberdespiel und Charakterdarstellung wurde mir so Manches lebhaft vorgeführt, was man bei dem aufmerksamsten Lesen und Studiren sich nicht versinnlichen kann, und ich wurde wahrhaft begeistert. In dieser Stimmung trat ich nun gleich nach dem Theater in Goethe's Zimmer ein. Er grüßte mich freundlich mit den Worten: „Wie haben Sie sich unterhalten?“ Durch den Anblick des Schöpfers eines so großen Werkes noch mehr begeistert, zog es mich, ihm den höchsten Grad der Verehrung zu bezeigen, denn war er nicht ein Souverain im Reiche der Geister?

Er aber gestattete es nicht, und ich konnte nur hervorbringen: Ich danke Eurer Excellenz für den unaussprechlich hohen Genuß, den mir dieses Meisterwerk bereitet hat! Auf ferneres Befragen sagte ich: Es wurde vortrefflich gegeben, es paßte Alles, das Costüm, die Decorationen zum Ganzen. Es gehört ein hoher Grad von Bildung und Talent dazu, sich in die Charaktere so einzustudiren. Euer Excellenz mögen gewiß früher auf die Darstellung dieser Schauspieler Einfluß genommen haben.

In früherer Zeit, antwortete Goethe, als ich die Direction führte, hatte ich freilich viel mit diesen Leutchen zu thun, Zeitaufwand auch manchen Verdruß gehabt. Mich freut es, daß Sie sich so gut unterhalten haben.

Nachdem ich auseinander gesetzt, wie einzelne Scenen gegeben worden, sagte er: die Rollen waren gut vertheilt, die Scenen soll gelobt werden. Beim Abschiede sagte er: Gehen Sie nur morgen früh nicht aus, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen vor.

Am 6. September früh mußte ich einem Maler sitzen, welchen er, um mich zu portraitiren, bestellt hatte. Ich habe eine Sammlung von Bildnissen guter Freunde, worunter ich auch Sie zähle, sagte Goethe. Nachdem der Maler den Umriß in brauner Kreide fertig hatte, wurden Mineralien, Büsten, Antiken gesetzen.

Ich war zur großherzoglichen Tafel geladen. Goethe war wieder bemüht, mich hiezu auszustaffiren. Ich wurde durch den Kammerherrn dem Großherzoge, dann durch den Oberstkämmerer der Großfürstin Erbgroßherzogin und dem Erbgroßherzoge vorgestellt, über Franzensbad, über

Mephistopheles.

Es ist ein guter Freund, dem es gedeihen soll;
Ich gönn' ihm gern das beste deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, sprich deine Sprüche,
Und gib ihm eine Tasse voll!

Die Hexe

mit seltsamen Geberden, zieht einen Kreis und stellt wunderbare Sachen hinein; indessen fangen die Gläser an zu klingen, die Kessel zu tönen, und machen Musik. Zuletzt bringt sie ein großes Buch, stellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müssen. Sie winkt Fausten, zu ihr zu treten.

Faust zu Mephistopheles.

Nein! sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephistopheles.

Ey Possen! Das ist nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein so strenger Mann!

neue Entdeckungen im Gebiete der Mineralogie befragt, worauf zur Tafel in den großen Speisesaal gegangen wurde. Um halb sechs Uhr erhob sich der Großherzog. Sämmtliche Gäste wurden bei der Großfürstin Erbgroßherzogin zur Soiree für halb acht Uhr geladen. In dieser spielte der berühmte Hummel ein Concert und freie Phantasien auf dem Pianoforte mit allgemeinem Beifall. Was mich betrifft, muß ich gestehen, daß mich Harmoniemusik, ein gut einstudirtes Quartett mehr anspricht als ein stundenlanges noch so künstliches Pianofortespiel ohne Begleitung.

Am 7. September früh ließ Goethe für meinen Sohn Joseph, der bei Rehbein wohnte, ein Frühstück bereiten, bei welchem auch seine Enkel Wolfgang und Albrecht erschienen.

Sehen Sie meinen Wolf in die Augen, sagte Goethe, es spricht so etwas heraus, daß ich meinen sollte, er werde ein Dichter. Mein Sohn hat keine Anlage dazu, wohl aber ist er auf seinem Platz als Kammerrath. Er versieht auch meine ganze Wirthschaft, um die ich mich nicht zu kümmern brauche. Meine Enkel machen mir viele Freude, sie werden gut erzogen, meine Schwiegertochter ist eine einsichtsvolle, in Sprachen geübte, im Umgange in höheren Kreisen gewandte, unterrichtete Hausfrau. Sie dürften sich selbst bei der Soiree überzeugt haben, wie sie jeden Gast empfangen und sich bemüht hat, jeden nach Möglichkeit zu unterhalten.

Ich bewunderte, antwortete ich, ihren edlen Anstand, ihr einnehmendes Wesen, und ihre Sprachkenntnisse.

Nun müssen Sie auch, sagte Goethe, die Sammlung

meines Sohnes im Gartenhauſe anſehen, welches er ſich für ſeine Paſſion für Petrefakte ganz eingeräumt hat.

Nach Beſichtigung der Sammlung ſagte Goethe zu ſeinem Sohne: Heraus mit deinen Doubletten! Grüner muß ſich auch in dieſes Fach einſtudiren, er kann Dir auch manche Beiträge liefern.

Ich machte aufmerkſam auf die Altſattler ſo verſchiedenartigen Blätterabdrücke, und verſchiedenartiges petrifizirtes Holz, auf die verſteinerten Süßwaſſerſchnecken bei Libnitz im Elbogner Kreiſe, und ſicherte Zuſendungen zu. Der junge Goethe verſprach, mir ein Verzeichniß ſeiner Doubletten und die entbehrlichſten davon zu geben.

Hierauf führte mich Goethe zu ſeinen Münz-, Antiken- und Kupferſtichſammlungen. Ich ſtaunte über den Reichthum an Münzen und Antiken, und über Goethe's Gedächtniß, denn er kannte die berühmten Steinſchneider alle mit Namen, wußte über die Veranlaſſung zu den Medaillen, und über den Lebenslauf der berühmten Männer, auf deren Ehre ſie geſchlagen worden, manche Anekdote zu erzählen. Die Kupferſtiche bewahrte er in mehreren großen Portefeuilles auf. Unter anderem legte er mir die Schlacht Conſtantins in großen Blättern vor, machte mich, mit dem Finger hin und herweiſend, auf die Vertheilung und Gruppirung der Figuren, auf die richtige Zeichnung der Menſchen und Pferde aufmerkſam und ſagte: Sehen Sie, dazu gehört Geiſt und Talent, um ein ſolches Bild zu entwerfen und ſo glücklich auszuführen.

Unter dieſer belehrenden herrlichen Unterhaltung verſtrich die Zeit, bis man endlich das Mittagsmahl anſagte.

Indem wir uns anſchickten, uns zu demſelben zu begeben, erlaubte ich mir die Bemerkung, es ſei Schade, daß dieſe häuslichen Schätze nicht öffentlich bekannt würden. Das laſſen wir gut ſein, antwortete Goethe, bei der Beſchreibung müßte ich dabei ſein, was mir zu viele Zeit rauben würde.

Nach Tiſche beſuchte ich Falk, den Director der Bewahranſtalt verwahrloſter Kinder verbrecheriſcher Aeltern. Goethe hatte ihn von meiner Ankunft benachrichtigen laſſen. Ich hatte mir einen jovialen lebensluſtigen Mann vorgeſtellt, wurde aber ſehr getäuſcht. Er kam mir in einem pedantiſchen Anzuge ſchüchtern und demüthig entgegen, ſein Auge war matt, die Geſichtsfarbe blaßgelblich, die Wangen eingefallen. Er ſprach wenig, doch deutlich mit ſonorer Stimme. Nachdem ich ihm über ſein der Menſchheit ſo nützliches Unternehmen, über ſeine Ausdauer trotz der großen Schwierigkeit und Beſchwerlichkeit ſeines Amtes meine vollſte Anerkennung in herzlichen Worten ausgedrückt hatte, wurde er geſprächiger, gab eine Synopſis von der Anſtalt, und theilte mir mit, daß, wenn der Großherzog, die Großfürſtin und der ganze Hof dieſe ſo wohlthätige Anſtalt nicht ſo reichlich unterſtützen würden, ſie ſich auflöſen, die armen Kinder wieder ihrem Schickſale überlaſſen werden müßten und verderben würden. Es iſt, ſagte er, der Grundſatz aufgeſtellt, daß dieſe Kinder mit ihren Aeltern in keine Berührung mehr kommen dürfen. Sie können nicht glauben, welche fähige talentvolle Kinder ſich in der Anſtalt befinden. Sehen Sie, dieſen Fußboden haben meine Kinder gelegt.

Die Parketten waren in der That meiſterhaft gelegt.

Auch zeigte mir Falk einen Brief voll Ausdrücken des wärmsten Dankgefühls, den ihn ein ehemaliger Zögling, ein Tischler, aus Paris geschrieben hatte. Er legte mir sein großes Buch mit schwarzen Deckeln zum Eintragen meines Namens vor, begleitete mich in den Hof und machte mich auf das im Bau begriffene neue Gebäude für die Anstalt mit den Worten aufmerksam, dieses Gebäude wird größtentheils von meinen Zöglingen aufgeführt. Gerührt und dankend schied ich von dem trefflichen Manne.

Goethe war auf meine Relation gespannt, und nachdem ich sie erstattet hatte, fügte ich hinzu: Es wäre sehr zu wünschen, daß diese für die Menschheit so wohlthätige Anstalt in anderen Ländern Nachahmung finden möchte; denn ich habe in meiner Criminalpraxis die Erfahrung gemacht, daß Diebe ihre Kinder zum Einkriechen durch die kleinen Stallfenster mitnahmen, damit sie inwendig von der Stallthüre die Querriegel zurückzögen, um sodann die Stallthüre zu öffnen. Solche Kinder, die in einer Diebesfamilie aufwachsen, werden der öffentlichen Sicherheit noch gefährlicher, als ihre Aeltern es waren.

Darum soll, sagte Goethe, Falk gelebt werden, der sich dieser Anstalt mit ganzer Seele widmet und seine Schriftstellerei ganz aufgegeben hat.

Am 8. September besuchte ich das Criminalgebäude und die Strafanstalten. Die Vorsteher waren von Goethe ersucht, mich von allem zu unterrichten. Herr Criminalrath Schwab gab mir über die ganze Criminalprocedur Aufschluß, und händigte mir zugleich ein Exemplar der Weimar'schen Criminalgerichtsordnung ein. Hierauf bega-

ben wir uns zu dem zweifärbig gekleideten Sträflingen, nämlich in die Strafanſtalt. Ich fand ſie in verſchiedenen Gewerben als Schuſter, Weber, Tiſchler u. ſ. w. beſchäftigt.

Ich war dieſen Tag abermals zur großherzoglichen Tafel geladen. Der Anzug erfolgte in der Art wie das erſte Mal. Vor meiner Abfahrt machte mich Goethe's Sohn aufmerkſam, daß, wenn ich mich angenehm bei der Tafel unterhalten wolle, ich mich gleich Anfangs nach einem Bekannten und einem etwas entfernten Platz umſehen möchte, weil ſonſt Jeder, einen derlei Platz ſuchend, dahin eilt. Das befolgte ich, und unterhielt mich herrlich. Goethe war den Abend unwohl. Nachdem ich indeß in launiger Weiſe über das dieſen Tag Geſehene und Geſchehene berichtet, war er aufgeheitert und entließ mich zu Rehbein, an den er mir Grüße auftrug, zum Abendeſſen.

Am 9. September früh halb neun Uhr hatte der Maler mein Portrait vollendet. Goethe ließ hierauf anſpannen, und gab dem Maler die Weiſung mit mir und meinem Sohne ins Belvedere zu fahren, um dort die Treibhäuſer, die Anlagen um das Schloß und deſſen innere Einrichtung zu beſehen. Dieſes Belvedere, eigentlich der großartige Park, iſt eine Zierde Weimars, und ein äußerſt angenehmer Unterhaltungsort.

Nach Beſichtigung des Belvedere ſchickten wir den Wagen nach Hauſe, und gingen zu Fuße nach Oberweimar, um die Oekonomie-Anſtalten des Großherzogs zu beſehen. Dieſe beſtanden in einer Rindvieh-Maſtanſtalt und Bier- und Branntweinbrennerei in großem Maßſtabe. Die An-

ſtalt wird von dem Herzoge, dem ſie Vergnügen gewährt, öfters beſucht.

Bei meiner Rückkunft gab Goethe dem Sekretär der Bibliothek in meiner Gegenwart die Weiſung, mir deren Merkwürdigkeiten zu zeigen, lächelnd mich warnend: Fordern Sie nichts Unmögliches, wie die geiſtreiche Prinzeſſin von Oldenburg hier es that.

Goethe hatte den geiſtreichen Kanzler von Müller zu Tiſch geladen, vielleicht, damit ich meine Anſicht über das Weimar'ſche Criminalverfahren in deſſen Gegenwart ausſprechen möge, denn er ſagte zu Müller: Grüner iſt mit unſeren Criminalverfahren nicht ganz einverſtanden.

Ich ſprach mich dahin aus, daß ich mit der Trennung der Urtheilsſchöpfung von der Inquiſition einverſtanden ſei, obſchon die, dem Inſtructionsrichter überlaſſene Erhebung des Thatbeſtandes auf die Urtheilsſchöpfung den weſentlichſten Einfluß habe, ſtelle ſich doch der Vortheil heraus, daß die Acten vor dem Urtheilsſpruche genau geprüft werden, folglich der Inſtructionsrichter fleißig, leidenſchaftslos und umſtändlich den Thatbeſtand und die Conſtituta aufnehmen muß, will er ſich nicht Rügen, Ausſtellungen zuziehen, oder die Acten zur Ergänzung zurück erhalten. Nicht billigen aber könne ich, daß es dem Inquiſiten freiſtehe, an Univerſitäten zu appelliren, weil ich mit Grund vorausſetze, daß rechtliche, geſetzkundige Richter angeſtellt ſind, die gewiſſenhaft nach den beſtehenden Geſetzen entſcheiden, und weil wegen der Armuth der meiſten Inquiſiten der Staat die nicht unbedeutenden Koſten der Appellationen an die Univerſitäten tragen muß.

Goethe gab mir Beifall und ſagte: Seht Ihr, ich habe es immer geſagt, bei uns greift es nicht recht zuſammen.

Kanzler Müller konnte nichts Weſentliches, ſondern bloß einwenden, daß dieſe Procedur altherkömmlich und noch ein Ueberbleibſel deutſcher Freiheit ſei.

Nach Tiſch erwartete mich der Bibliotheksſekretär Kaiſer in der Bibliothek. Vor allem betrachtete ich die Büſten Goethes, Schillers, Wielands, Herders, und gedachte des großen Fürſten, der dieſe Männer an ſich zu ziehen und auszuzeichnen wußte, die durch ihre unſterblichen Werke Weimar den Namen des deutſchen Athen erworben haben. Nebſt den mir vorgelegten vorzüglichſten Manuſcripten und älteren Werken hat der Großherzog die neueſten koſtſpieligſten Prachtausgaben von Reiſebeſchreibungen und naturhiſtoriſchen Werken angeſchafft. Die vorzüglichſten ſind in einem Thurme aufbewahrt, welcher an das Bibliothekgebäude ſtößt. In Mitte des Thurms befindet ſich eine um einen ſtarken Eichenſtamm gewundene Treppe, von der man zu allen Etagen gelangen und die Werke beſehen kann.

Nach der Rückkunft theilte ich Goethe meine Gefühle bei dem Anblicke ſeiner Büſte und der Büſten der übrigen großen Männer Weimars mit, pries die zweckmäßige Einrichtung des bei einer Feuersgefahr Sicherheit gewährenden Thurms, und ſprach meine innigſte Ueberzeugung aus, daß ſich der Großherzog einen unſterblichen Namen ſowohl als Mäcen wie als Regent erworben habe.

Goethe antwortete: Ich habe ſo Manches mit ihm durchlebt, hatte Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen. Er iſt ſehr wiſſenſchaftlich gebildet, fällt ſtets ein vorur-

theilfreies Urtheil, und trifft immer den Nagel auf den Kopf. Er iſt ein großer ſehr vortrefflicher Regent, und für das Wohl ſeiner Unterthanen äußerſt beſorgt.

An dem zu meiner Abreiſe feſtgeſetzten 10. September 1825 früh brachte mir Goethes Sohn ein Kiſtchen mit Petrefakten, worüber Goethe ſehr erfreut war. Stadelmann wurde angewieſen, ſorgfältig einpacken zu helfen, damit keine Beſchädigung ſtattfinden könne. Auch gab mir Goethe alle Werke, Brochuren, Berichte, welche dem Großherzoge zu ſeiner Jubelfeier dargebracht worden waren. Vor meiner Abreiſe waren der Leibarzt Rehbein, der Kanzler Müller zu Goethe gekommen, um meine Abſchiedsviſite zu erwiedern, und blieben auch bis zu meiner Abfahrt da. Der geiſtreiche lebhafte Sohn Goethes war ſehr um mich beſorgt, beſichtigte den Wagen, ob alles gut gepackt und in Ordnung ſei. Ich kann die Gefühle nicht beſchreiben, welche ſich meiner bemeiſterten, als ich mich von dem großen Manne und ſeinen Angehörigen trennen ſollte, welche mich mit ſo viel Wohlwollen und Auszeichnung aufnahmen und behandelten. Ich war, obſchon mit ſo vielen Schätzen verſehen, ganz wehmüthig geſtimmt. Es überkam mich der melancholiſche Gedanke als ob ich mich auf immer von Ihm trennen ſollte. Nachdem ich mich bei der liebenswürdigſten Frau Schwiegertochter Ottilie mit der Verſicherung verabſchiedet hatte, daß ich die hier zugebrachten Tage unter die allerglücklichſten meines Lebens zähle, und ſie mir unvergeßlich bleiben würden, mag Goethe mein naßes Auge bemerkt haben. Er reichte mir die Hand mit der freundlichſten Zuſicherung, daß im künftigen Jahre unſere freund-

schaftlichen wissenschaftlichen Beziehungen würden fortgesetzt werden.

Ich drückte gerührt und zu sprechen nicht fähig, seine Hand an mein Herz, er umarmte mich, und nahm mit den Worten Abschied: Auf freudiges Wiedersehen! Meinem Sohne, den er zum Andenken sein in einen Hyazinth gravirtes Portrait gegeben hatte, legte er die Hand auf das Haupt und sprach: Fahre fort, Deinem Vater wie bisher Freude zu machen.

Schon hatte ich mich allseitig empfohlen, und saß bereits zur Abfahrt bereit im Wagen, als Kanzler von Müller mir noch ein Gedicht brachte, welches die Stadt Weimar dem Großherzoge zu seiner Jubelfeier überreicht und welches Goethe vergessen hatte. Endlich rollte der Wagen davon. Wir kamen wohlbehalten in der Heimat an, von wo aus nicht verfehlt wurde, es unter erneuerten Danksagungen nach Weimar zu vermelden.

XXXIII. Brief.

Weimar, den 27. Januar 1826.

„Euer Wohlgeboren

haben leider schon den Tod unseres guten Rehbein vernommen; er wird bei Hof und in der Stadt sehr vermißt, ich besonders verliere viel an ihm, denn ich konnte in meinen

Jahren und bei meinen körperlichen Zuſtänden mich ganz auf ihn verlaſſen.

„Er gab mir täglich Belehrung und Rath, in außerordentlichen Fällen entſchiedene Hülfe, doch freilich war ſein eigener Zuſtand ſo krank, daß man ſich für ihn freuen muß, ſolchem unvermeidlichen Schickſale früher entgangen zu ſein*).

„Die mir überſendeten Mineralien ſind glücklich angekommen. Da ich gewiß bin, daß die von oben her eingeleitete Unterſuchungscommiſſion bei der Stadt Eger glücklich vorüber gegangen, ſo freue ich mich, Sie in neuer und anerkannter Thätigkeit zu ſehen.

„Fahren Sie fort, wie es die Gelegenheit giebt, Ihre Umgegend mineralogiſch und geognoſtiſch kennen zu lernen, damit, wenn ich die Freude habe, Sie dieſen Sommer

*) Sowie ich den Tod Aehbeins erfahren hatte, ſchrieb ich in der größten Beſorgniß um den Zuſtand ſeiner Gemahlin an die Frau von Hatzenkorf, und bat ſie, ſich der ſo lebhaft fühlenden Wittwe anzunehmen. Die edle Frau hatte es ſchon gethan. Sie antwortete ſogleich: daß ſie dieſelbe zu ſich genommen habe, ſchilderte ihren bedauernswürdigen Zuſtand, daß ſie Speiſe und Trank verſchmähete, die Nächte ſchlaflos zubrachte, daß ſie endlich doch dadurch, daß ſie Frau von Hatzenkorf ihr ſagte, Aehbein ſchicke dieſelbe, bewogen worden Nahrung zu ſich zu nehmen, in deſſen Folge ſie nach und nach wieder zu ſich ſelbſt gekommen und einen Strom von Thränen vergoſſen habe. Frau von Hatzenkorf theilte mir ferner mit, daß der Großherzog der Wittwe und der Kinder ſich annehme, ſchickte mir den Sectionsbefund und ſchrieb in Bezug auf denſelben: Wie war es bei dieſem Zuſtande möglich, einen ſo klaren Verſtand zu haben! Es war dem Schreiben auch die ſehr merkwürdige Krankheitsgeſchichte beigelegt. Kein Arzt hatte ſeinen Zuſtand errathen können. Ich kann nicht begreifen, ſagte Aehbein einmal zu mir, daß es mir verkomme, als ob ich im Waſſer wate und die Füße aufheben müſſe. Er war dabei heiter und fröhlicher Laune. Es hatte ſich in Folge eines Falles im Gehirne ein Extravaſat gebildet, das ſeinen Tod nach ſich zog, wodurch ſich obige Bemerkung Goethe's erklären läßt.

Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

Er nöthigt Fausten in den Kreis zu treten. Die Hexe mit großer Emphase fängt an aus dem Buche zu declamiren.

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwey laß gehn,
Und Drey mach' gleich,
So bist du reich.
Verlier' die Vier,
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmal-Eins!

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

zu besuchen, ich manchen wichtigen Punkt aufgeschlossen finde.

Ich gebe mir Mühe das beliebte und belobte Mineral für Sie zu erhaschen, noch hat es mir nicht gelingen wollen. Eingegangen ist bei mir wenig Neues, doch hoffe ich, nächstens etwas für Sie zusammen zu legen. Sagen Sie mir gelegentlich, ob Ihnen vielleicht mit einigen rohen Stücken Meerschaum gedient sei. Betrachten Sie das Wenige, ja Geringe als ein Zeichen, daß ich immer in inniger Verbindung mit Ihnen und dem lieben Böhmen zu bleiben wünsche. Ein persönliches Zusammentreffen möge dann auf die herkömmliche freudige Weise zu hoffen sein.

„Der guten Wittwe Reybein scheint es ganz leidlich zu gehen. Für die Kinder erster Ehe ist gesorgt, Vormünder bestellt, und nach unseren Pensionseinrichtungen kann es ihr an einem mäßigen Einkommen nicht fehlen. Leider empfinden alle Patienten den Mangel eines Beirathes.

„Den lieben Ihrigen mich bestens empfehlend, sowie den Kindern die besten Fortschritte und ein preiswürdiges Gelingen fortgesetzter Studien wünschend, —

„Eben als ich im Begriffe bin zu schließen, kommt mir die Beilage in die Hände. Das Mineralien-Comptoir in Heidelberg läßt sich auch, wie Sie sehen, auf Tausch ein, ich glaube daher, es wäre räthlich, daß Sie mir sogleich ein Verzeichniß schickten Dessen, was Sie anzubieten haben, nicht weniger den beiliegenden Katalog wieder zurück und vorgestrichen, was Sie dagegen wünschen. Ich würde die Sache bestens empfehlen und in der Folge für wohlfeileren Transport sorgen.

„Der ich mich beſtens empfehle und meiner mit Geneigtheit zu gedenken bitte

unwandelbar

ergebenſt

J. W. Goethe.“

Dieſem Briefe war ſein Portrait beigelegt, jener nun allbekannte Kupferſtich mit dem Facſimile:

Am ſiebenten November.

Meinen feierlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund,
Das Gefühl, das ſie erregten,
Schließt dem Dichter ſelbſt den Mund.

1825.

Goethe.

Nachdem ich in Folge der Weiſung Goethes ihm den Katalog, worin ich, was ich bedurfte, unterſtrichen hatte, nebſt einem Verzeichniſſe deſſen, was ich ablaſſen könnte, geſendet hatte, fragte er bei dem Heidelberger Mineralienkabinet an, ob es einen Tauſch mit mir eingehen wolle. Bejahende Antwort erfolgte, und Goethe ſchrieb nun an mich, wie folgt:

XXXIV. Brief.

Weimar, den 6. Mai 1826.

„Euer Wohlgeboren

ende die von Heidelberg erhaltenen Blätter und über-
Denſelben, was Sie darauf weiter verfügen wollen.
ie Beſtellung ins Große geht, ſo würde ich rathen,
ſt von den 15 verlangten Mineralien doppelte Grem-
, ein größeres und ein kleineres zu ſchicken, um zu
, wie ſich die Herren dort benehmen. In der Stellung
Sache glaube ich nicht, daß dabei zu riskiren iſt. Die
ung bitte auf das Beſte gepackt an mich zu ſchicken, da
e dann weiter ſpediren werde. Mehr kann ich in dieſem
nblicke nicht ſagen, als daß für die Nebbeinſchen mög-
geſorgt wird. Man hat uns Hoffnung gemacht, den
en Sohn zu Michaelis auf einer preußiſchen Stiftungs-
e angebracht zu ſehen, welches freilich das wünſchens-
beſte wäre. Leider behandelt mich das Frühjahr nicht
Beſten, auch iſt meine Hoffnung ſchwach, Sie dieſen
mer wieder zu ſehen.

„Leben Sie recht wohl und laſſen mich bald Ihren Ent
ß vernehmen

treu ergeben
Goethe.“

Hocherfreut antwortete ich dankend, und übermit-

telte Goethe die Mineralien. Von dem geheimen Kammerrathe, Sohne Goethe's, erhielt ich folgendes Schreiben:

XXXV. Brief.

Weimar, den 8. Juli 1826.

„Euer Wohlgeboren

überſende im Auftrage meines Vaters, welcher ſich zugleich mit uns Allen beſtens empfiehlt, ein Packetchen, enthaltend einige Exemplare von Meerſchaum, welche Ihnen ſchon längſt zugedacht waren. Meine Schwiegergroßmutter die Frau Gräfin von Henkel-Donnersmark Excellenz hat die Güte, dieſes Packet bis Franzensbrunn mitzunehmen, und ich hoffe, daß es den kleinen Weg nach Eger glücklich finden wird.

„Seit unſerer Trennung hat unſer Häusliches manches Ungemach erlitten, welches aufzuzählen zu lang ſein würde, und nur das hat uns tröſten können, wenn wir hörten, daß es fernen Freunden wohl erging. Empfehlen Sie uns ſämmtlich Ihrer Frau Gemahlin und ſeien Sie verſichert, daß die Freude, welche Sie uns durch Ihre Gegenwart gewährten, nie erlöſchen wird.

Euer Wohlgeboren

ergebener Diener

W. v. Goethe."

XXXVI. Brief.

Weimar, den 7. Februar 1827.

„Euer Wohlgeboren

habe lange nichts vernehmen laſſen, noch von Denſelben einiges vernommen. Nun veranlaßt mich Beikommendes, Sie auf einmal wieder zu begrüßen und an Weimar zu erinnern. Mögen Sie beikommende Medaillen*) nach der Adreſſe geneigt abgeben, auch das Packetchen an Herrn Löſſl gefälligſt beſorgen. Herrn Fikentſcher danken Sie bei dieſer Gelegenheit für die gefällig beſorgten Glaswaaren, welche, ſo viel ich höre, angekommen ſind, auch iſt deren Betrag gleich beſorgt worden. Die Heidelberger Comptoiriſten haben ſich nicht auf das Freundſchaftlichſte bewieſen, ſie haben mir das Kiſtchen unter allerlei Vorwänden zurückgeſchickt. Es ſteht noch bei mir, wie es angekommen iſt, ſoll ich es etwa durch Fuhre wieder zurückſchicken? Wir haben hier Verlobung und manche feſtliche Tage gehabt; daß Prinz Karl von Preußen unſere Prinzeſſin Marie heirathe, werden die Zeitungen ſchon vermeldet haben.

„Herr Bergmeiſter Löſſl hat mir gar ſchöne Exemplare und darunter manches neue Mineral geſchickt. Iſt Ihnen die Zeit über nicht auch irgend etwas Bedeutendes vorge-

*) Dieſe Bronze-Medaillen ſtellten dar: 1) das Bruſtbild des Großherzogs; 2) Goethe, auf der Rückſeite ein aufſteigender Adler mit einem Lorbeerkranz. Zwei Exemplare waren an mich, das dritte an den Bergmeiſter Löſſl adreſſirt.

kommen? Vielleicht wohl ein ſchöner Andaluſit? Dagegen erfolgt nächſtens etwas Angenehmes aus dem Zillerthale. Haben Sie die Gefälligkeit, mich daran*) Theil nehmen zu laſſen; auf alle Weiſe ſagen Sie mir etwas Näheres von Ihrem Befinden. Mit den treueſten Wünſchen

ergebenſt

J. W. Goethe."

In meiner Antwort dankte ich für die ſchön geprägten Gedächtnißmünzen, unterrichtete Goethe, daß an ihn ein Kiſtchen mit neuen Anbrüchen von Schlaggenwald, nämlich Apatite und Carpolite, abgeſendet worden, und bat, er möge über das aus Heidelberg vorliegende Kiſtchen Mineralien nach Gefallen verfügen.

XXXVII. Brief.

Weimar, den 2. Juli 1827.

„Fräulein Pogwiſch, welche dieſen Brief mitnimmt, wird zugleich die ſchönſten Grüße ausrichten und mein Bedauern ausſprechen, daß ich das liebe Böhmen dieſen Sommer abermals nicht betreten kann.

„Das aus Heidelberg rückerhaltene Kiſtchen habe ich ausgepackt, und den Inhalt unter meine übrigen Bohemica

*) An dem Bedeutenden natürlich, das etwa vorgekommen ſein möchte.

einrangirt. Beſondere Freude aber machte mir die letzte Sendung. Höchſt angenehm waren die neuen Anbrüche von Schlackenwald, ich wünſche, daß ſie den Theilnehmern ſo nützlich ſein mögen als ſie den Liebhabern erfreulich ſind. Dagegen ſende durch die fahrende Poſt ein Kiſtchen, welches nur Mineralien aus dem Tyroler Zillerthale enthält, die ohne nähere Bezeichnung ſich ſelbſt erklären. Dieſe Exemplare bitte als Muſterſtücke anzuſehen, und mir gelegentlich zu melden, in wie fern Ihnen von einem und dem andern noch irgend ein Exemplar angenehm ſein könnte. Die Sache verhält ſich nämlich folgendermaßen. Vorigen Winter kamen Tyroler, welche dergleichen mit ſich führten, auf ihrem Rückwege bei uns an, wo ſie ſchon ziemlich ausgekauft waren, verſicherten aber, daß ſie wiederkommen und dergleichen beſſer mitbringen würden; ich kann alſo, wenn ich weiß, daß es angenehm iſt, in der Folge Freunde damit verſehen.

Nächſtens ſchreibe ich mehr und ſende die Analyſe des Foſſils, das bei Bitſchin vorkömmt, wie ich denn durch die rückkehrenden Freunde das Beſte von Ihnen und Ihrer lieben Familie zu vernehmen hoffe. Erhalten Sie mir ein freundliches Andenken und überzeugen Sich, daß ich in dieſen Tagen oft, obgleich leider nur in Gedanken bei Ihnen verweile.

„Mit den treueſten Wünſchen
Euer Wohlgeboren
ergebenſter Diener
J. W. Goethe.“

Unter dem 29. September 1827 übermittelte mir Professor Dr. Lenz in einem verbindlichen Schreiben das Diplom als correspondirendes Mitglied der mineralogischen Gesellschaft zu Jena.

XXXVIII. Brief.

Weimar, den 29. Februar 1828.

„Euer Wohlgeboren

haben mich so lange ohne Nachricht von Sich gelassen, daß es beinahe aussieht, als sollte ich in dem lieben Böhmen gänzlich vergessen sein und daselbst als ein Fremdling angesehen werden. Ermannen Sie sich daher gegenwärtig, denn ich kann versichern, daß bei eintretendem Frühjahre Lust und Liebe, die wohlbekannten, feststehenden Gebirge wieder zu besuchen, aufs Neue sich regen und wachsen.

Hat sich in **Geologicis**, **Mineralogicis** irgend eine frische Entdeckung hervorgethan? gelingt Fund und Tausch wie vormals? befinden Sie sich mit den Ihrigen wohl? und was haben Sie für Aussichten auf den nächsten Sommer? Ein Besuch des Herrn Grafen Sternberg Excellenz hat uns höchlich erfreut, und durch die Zeitschrift, welche die Gesellschaft des Prager Museums herausgiebt, werden wir auf mannigfache Weise von den interessanten Zuständen Böhmens belehrt. Die eigentliche Anregung zu Gegenwärtigem

habe ich nunmehr vorzutragen und dieſe zwar iſt der bedenkliche Zuſtand des älteren Sohnes N. N's. Dieſer Knabe machte ſchon ſeit ſeines Vaters Tod ſeinen Vormündern und allen Freunden des Verſtorbenem, ſogar unſerm gnädigſten Herrn manche Unruhe und Bekümmerniß. Man hatte ihn durch beſondere Gunſt eine Stelle in einer preußiſchen Kloſterſchule verſchafft, deren er ſich durch allerlei Unfertigkeiten verluſtig machte. Se. königl. Hoheit übergaben ihn hierauf einem tüchtigen Amtmanne, daß ihn derſelbe beaufſichtigen und zu Kanzleigeſchäften anführen ſollte; allein auch da that er nicht gut, und beſonders ſcheint ihm die Natur ein gewiſſes Organ verliehen zu haben, das in ihm einen unwiderſtehlichen Appetit nach fremdem Eigenthume aufregt.

Unter militäriſcher Pädagogik iſt ſchon mancher Burſche der Art gebeſſert worden, und es entſteht nun die Frage, ob es nicht möglich wäre, ihn unter ein k. k. öſterreichiſches Jägercorps zu bringen, damit eine ſtrenge Aufſicht und gebührende Strafe ihn zu einer beſſeren Sinnes- und Handlungsweiſe fördern könnte. Ich habe den ausdrücklichen Auftrag von meinem gnädigſten Herrn Euer Wohlgeboren um die Gefälligkeit zu erſuchen: Sie möchten ſich umthun und erkundigen, in wie ferne obiger Wunſch zu erfüllen ſein möchte. Ihnen ſind die dortigen Verhältniſſe genau bekannt, auf welche Sie eher als irgend ein anderer Einfluß haben dürften. Man iſt zu dieſem Extrem genöthigt, weil man dieſe Jahre her mit möglichſter Geduld, und ich darf wohl ſagen mit Liebe und Pietät gegen den wackern Verſtorbenen verfahren, der Ihnen ja auch werth und empfohlen geweſen.

Seine Wittwe lebte hier von einer mäßigen Penſion im Stillen im Verhältniſſe zu guten Menſchen, und ſo viel mir bekannt worden in einer den Zuſtänden gemäßen Zufriedenheit. Sie aber, mein Theuerſter, begrüßen die lieben Ihrigen zum ſchönſten, und geben auf dieſe Veranlaſſung ein freundliches Lebenszeichen. Empfehlen Sie mich denn den werthen Ihrigen, grüßen Sie Herrn Huß zum ſchönſten, und ſagen mir etwas über ſein Behaben und ſeine Sammlung.

„Nicht ganz ohne Hoffnung, Sie in dieſem Jahre, und wäre es nur auf wenige Stunden wieder zu ſehen,

ergebenſt

J. W. Goethe."

N. S. „Eigenhändig bemerke, daß der Burſche 17 bis 18 Jahre alt und von ſehr kräftigem Körperbau ſei.

Goethe."

Nachdem ich Alles aufgeboten hatte, um den Auftrag des Großherzogs und Goethes zu erfüllen, war ich genöthigt, dem letzteren unter Aufzählung aller von meiner Seite geſchehenen Schritte, zu ſchreiben, daß der beabſichtigte Zweck lediglich durch den k. k. Hofkriegsrath in Wien zu erreichen ſei.

Als Grund zur Nachſicht wegen meines Stillſchweigens führte ich an, daß ich gleich nach Empfang der beiden auf den Großherzog und auf Goethe geprägten Medaillen ſofort den Entſchluß gefaßt habe ſie durch Eiſenabgüſſe auch in Böhmen zu verbreiten. Der Maſchinendirecter des Herzo-

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drey und Eins, und Eins und Drey
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört!
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabey doch auch was denken lassen.

Die Hexe fährt fort.

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!

witzer Eisenwerks, wo derlei Arbeiten ganz vorzüglich geliefert werden, habe mir zugesagt, diese Abgüsse bis in den Monat Juli (1827) zuverlässig zu liefern, weil ich sie zu Seiner Excellenz hohem Geburtsfeste habe einschicken wollen. Noch jetzt aber seien sie nicht eingetroffen, und jedem Tag hätte ich ihrem Eintreffen mit Sehnsucht entgegen gesehen, weil ich eine Ueberraschung habe erzielen wollen. Das sei nun, da ich mein Stillschweigen erklären müsse, allerdings nicht mehr möglich.

Ferner bezeigte ich meine Freude, daß Goethe Aussicht gegeben, uns in diesem Jahre mit seiner Gegenwart zu beglücken. Möge dieser Entschluß ausgeführt werden! schrieb ich, und erlaubte mir die Bitte, er möge geruhen bei mir abzusteigen. Die zwei Zimmer, die ich anzubieten vermöge, hätten einen abgesonderten Eingang und wir würden uns überglücklich schätzen, ihn in unserem Hause zu wissen und ihm die geziemende Aufmerksamkeit erweisen zu können. Unendlich sehne ich mich nach dem Zeitpunkt, wo ich über meine bisherigen Studien und Aufsätze von Seiner Excellenz mündlich belehrt werden würde.

In Betreff des Huß, den Goethe, wie man gelesen, „schönstens grüßen" ließ, schrieb ich ihm: Huß ist nicht mehr Eger'scher Scharfrichter, er ist mit seinen Richtschwertern, seiner ganzen Münz- und Alterthumssammlung nach Königswarth übersiedelt, wo er bei dem Fürsten Metternich als Custos angestellt ist. Ich habe in Vollmacht des Fürsten mit ihm einen Leibrenten-Vertrag dahin abgeschlossen, daß er jährlich 300 Gulden C. M. nebst Wohnung und Heizung erhält, und daß die Sammlungen

zu Jedermanns Einſicht aufgeſtellt werden. Zur Nachſchaffung ſind ihm jährlich 50 Gulden C. M. bewilligt, und nach Erforderniß wird er auch größere Summen nach Vorlegung des nöthigen Ausweiſes ausgezahlt erhalten. Dieſer Contract iſt zur beiderſeitigen vollkommenſten Zufriedenheit ausgefallen. Huß iſt äußerſt vergnügt, befindet ſich ſehr wohl und iſt ſtolz darauf, ſeine ſo mühſam zuſammengebrachten Sammlungen in den Händen des in die Naturwiſſenſchaft ſo tief eingedrungenen hochherzigen Fürſten Metternich zu wiſſen. Wie würde er ſich freuen, wenn er Eurer Excellenz die Thüre zu dem neuen Aufſtellungslokal ſeiner Schätze öffnen dürfte.

Endlich war ich in den Stand geſetzt, am 20. Auguſt 1828 mit der Fahrpoſt zwölf Exemplare der Eiſenabdrücke jener Medaillen ſenden zu können. Ich ſetzte Goethe mittelſt der Briefpoſt davon in Kenntniß, bemerkend, daß ſie ſchon zu ſeinem vorjährigen hohen Geburtsfeſte eingetroffen ſein würden, wenn der Fabrikdirector der gräflich Wrbna'ſchen Eiſenwerke zu Horezowitz Wort gehalten hätte.

XXXIX. Brief*).

Schloß Dornburg an der Saale, den 3. September 1828.

„Jederzeit, mein Theuerſter, wenn die Jahreszeit herannaht, die ich ſonſt ſo vergnüglich und nützlich in Böhmen

*) Dieſer Brief war ſchwarz berändert.

zubrachte, fühle ich eine mächtige Sehnsucht dorthin, und vor Allem wird der Wunsch lebhaft, Euer Wohlgeboren zuerst beim Eintritt zu begrüßen, manches Neue zu erfahren und mich geselliz des früheren Guten zu erinnern.

„Ich bin gewiß, daß Ihnen jene Zeiten auch nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden sind, und daß Sie mit mir gleiches Verlangen empfinden. In diesem Sinne besonders waren mir die übersendeten Medaillen höchst angenehm. Der Guß ist gut gerathen und ich danke herzlichst, daß Sie diese Denkmale vervielfältigen mögen. Das Bildniß unseres trefflichen Fürsten war mir um so erwünschter, als er uns leider vor kurzem verließ, uns in die größten Schmerzen versetzte und eine unbeschreibliche Leere in den Herzen seiner treuen Diener zurückließ. Sie kannten ihn selbst, er zeichnete Sie aus, und Sie sind wie wir von diesem Falle schwer betroffen.

„Unsere jungen Herrschaften befinden sich jetzo, soviel ich weiß, beiderseits in Böhmen. Mögen die dortigen heißen und frischen Quellen ihnen heilsam sein! Denn auf ihnen ruht unsere Hoffnung und Zuversicht, und dies um so viel gewisser als der Gang der Haupt- und Nebengeschäfte in dem von unserm verewigten Herrn eingeleiteten Sinn, ruhig fortgeht und auch wir alten treuen Diener in demselben Gleise unsern Weg fortsetzen, und nach Ueberzeugung und Gewissen dem Herrn wie dem Lande uns dienstlich erweisen.

„Soviel für diesmal mit wiederholter Versicherung, daß es mich jedesmal herzlich freuen wird, von Ihnen und den werthen Ihrigen gute Nachricht zu vernehmen, in völliger Gewißheit, daß, wenn ich noch einmal die Voigtländischen

Gebirge überſteigen ſollte, ich Sie in dem herrlichen Egerkreiſe, den ich mir ſo gerne vergegenwärtige, gleich thätig und theilnehmend finde. Sollten ſich unter dieſer Zeit irgendwo einige Granitklippen unverſehens hervorthun, und auf ihren Gipfeln regelmäßig gebildete Baſalte, Phonolithe, auch wohl entſchiedene Neuigkeiten aus der Tiefe mit hervorgehoben haben: ſo wird uns dieß zu großem Vortheil dienen. Wir werden unſere Hämmer nur deſto muthiger an ſolchen Gegenſtänden erſchallen laſſen und unſere Sammlungen unglaublich bereichern.

„Wie vor Alters im Ernſt und Scherz

treu ergeben

J. W. Goethe."

XXXX. Brief.

Weimar, den 11. Juni 1830.

„Euer Wohlgeboren

finde mich gedrungen, durch das Gegenwärtige ſchönſtens zu begrüßen. Es iſt gerade die Zeit, wo ich ſonſt ſchon das Vergnügen hatte, in Ihrer Nähe zu ſein, oder mich wenigſtens vorbereitete, dorthin zu gelangen. Nun reiſen die Unſrigen zu Ihnen hin ohne mich, und ich muß zuſehen. Die beſten Grüße kann ich mir jedoch nicht verſagen, auch lege ich ein hübſches Mineral bei. In kleineren mehr oder weniger einzelnen Kryſtallen kommt es wohl häufig vor, ſo

derb aber wohl selten. Ist Ihnen etwas Merkwürdiges dieser Art vorgekommen, so haben Sie die Gefälligkeit es mir mitzutheilen. Sagen Sie freundlichst das Nähere von Ihren Zuständen, auch wie es der werthen Familie*) in Rodwitz ergeht und was mich sonst interessiren möchte, dessen Sie ja Manches kennen. Hiernach verzeihen Sie, daß ich auf Ihr werthes Schreiben, welches verlängst schon eingegangen, erst jetzt Einiges erwiedere. Es giebt zunächst immer so viel zu thun, daß man sich in die Ferne nicht umsehen kann und darf. Leben Sie recht wohl und sagen mir baldigst Einiges und bleiben Sie meiner aufrichtigsten Theilnahme immerfort gewiß.

„In treuester Erinnerung
J. W. G."

Ich dankte verbindlichst für das schöne Fossil, welches ich als Strahlstein eingelegt habe, hinzufügend, daß er in der Gegend bei Sangerberg und Teyl pistazienfärbig, doch von minderer Qualität vorkomme. Die Zuflüsse in meinen Sammlungen, schrieb ich ferner, würden seltener, weil meine Abgänge meistens auch seltene Mineralien wären, für die gleich seltene schwer einzutauschen. Ueber Alles was ich immer bei meinen Excursionen oder durch Tauschhandel Neues noch acquiriren möchte, würde ich treulich Bericht erstatten. Am Schlusse schrieb ich: „Möchten Eure Excellenz noch einmal unsere böhmischen Gebirge überschreiten, uns noch einmal die außerordentliche Freude ihrer Gegen-

*) Zikentscher.

wart gönnen. Eure Excellenz haben ſich ja jedesmal ſehr wohl dabei befunden, waren vergnügt und heiter, Ihre Geſundheit wurde durch dieſe Luftveränderung und Bewegung geſtärkt. Mögen Eure Excellenz dieſe Bitte beherzigen, worauf mit freudiger Zuverſicht baut

Eurer Excellenz

ganz ergebenſter und Dankſchuldigſter Diener."

XXXXI. Brief.

Unter dem 15. Auguſt antwortete Goethe aus Weimar: „In meinen hohen Jahren möchte es, Sie wieder zu beſuchen wohl ſchwerlich gelingen. Indem aber dieſes niedergeſchrieben wird, kann ich mich nicht erwehren, jener genußreichen Stunden freudig zu gedenken, da wir dem Andaluſit auf der Spur zu den wichtigen pſeudovulkaniſchen Stellen gelangten, die uns die wunderbarſten problematiſchen Gegenſtände finden ließen. Es waren gute Tage, deren Erinnerung uns jetzt noch aufrichten muß. In vollkommenſter Hochachtung treu ergeben."

Ich hatte ein Kiſtchen ſeltener Mineralien für Goethe's Geburtstag (1830) beſtimmt, allein eine durchaus nicht aufzuſchiebende Reiſe nach Prag, und nach meiner Rückkunft in Eger unaufſchiebbare Geſchäfte, ließen mich erſt ſpäter dazu kommen, die Mineralien auszuſuchen, ſorgfältig zu verpacken und nach Weimar zu ſenden. In meinem

Schreiben an Goethe entſchuldigte ich mich wegen der verſpäteten Abſendung durch die eben angeführten Thatſachen und meldete ihm, daß mein Manuſcript über die Urkunde von 1279 des Kaiſers Rudolf von Habsburg oder Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte, deßgleichen das Manuſcript meines Wörterbuches über alle bisher in den Fachwerken vorkommende Fundörter der Mineralien nach alphabetiſcher Ordnung, wie nicht minder aller entdeckten Mineralien mit Hinweiſung derſelben auf die Fundörter, — das Imprimatur erhalten habe.

Auch theilte ich Goethe Folgendes in meinem Schreiben mit: „Die beſtehenden mineralogiſchen Lehrbücher fangen gewöhnlich mit der Kryſtallographie an, welche ſo viele Vorkenntniſſe vorausſetzt, und ſchrecken daher die Jugend ab. Manche Erwachſene wünſchen Stein- und Gebirgsarten und die Beſchaffenheit des Bodens, über den ſie ſchreiten, kennen zu lernen. Wenn ein Gebäude aufgeführt wird, ſo ſind auch Geſellen und Handlanger dazu nöthig. Ich habe den Plan gefaßt, mit mehreren jungen Leuten, die im Alter verſchieden ſind, gleich die Gebirge zu unterſuchen und dabei, wie es die Natur vorzeichnet, die Oryktognoſie und Geognoſie zu verbinden. Bei dieſen Excurſionen befolge ich die Lehren Eurer Excellenz, laſſe jeden Gegenſtand von allen Seiten beſprechen. Es findet auf dem Platz Rede und Gegenrede ſtatt, und in faßlichem Style wird der dieſes Faches Unkundige angeeifert, in das ſo reiche Gebiet der Naturwiſſenſchaft einzutreten und Materialien zum Bau den Meiſtern zu liefern. Die Jugend ſollte wieder in die Naturwiſſenſchaft eingeführt werden, ſie bekäme dadurch eine heilſamere

Richtung, und würde bei Betrachtung der Natur überall, wie Johann Müller sagt, Ordnung und Mäßigung lernen. Ich werde das Werkchen, das ich in dem angedeuteten Sinne zu schreiben gedenke, sobald es fertig ist, Euer Excellenz zur gnädigen Einsicht und Beurtheilung zuzusenden mir erlauben. Es dürfte mindestens manche Erinnerung an die Gegenden und Gebirge, welche Eure Excellenz kennen, auch so rüstig und heiter bestiegen haben, lebhaft erneuern."

Auch für den nächsten Geburtstag (1831) Goethe's vermochte ich die Gabe, welche bestimmt war, ihm meine Verehrung zu bezeigen, nicht rechtzeitig abzusenden. Ich schrieb ihm die triftige Entschuldigung, daß die mir übertragene Ausführung der wegen der so sehr gefürchteten Cholera strengstens anbefohlenen Anstalten in Eger und auf 89 Dorfschaften jede Minute meiner Zeit in Anspruch genommen hätte. Gegenwärtig jedoch, wo man auf das andere Extrem, die anbefohlenen Schauer erregenden Anstalten gänzlich fallen zu lassen und nichts gegen die Cholera zu thun, verfallen sei, hätte ich endlich wieder an meinen Schreibtisch gelangen können. Inzwischen habe mir der Prager Professor Anton Dietrich, Cisterzienier von Osseg, der das Glück gehabt, Seine Excellenz 1819 in Karlsbad persönlich verehren zu dürfen, die Abhandlung des Rectors der Medicin Purkinje zu Prag über die Polarität des Lichtes mit der Linie gesendet, sie mit dem Beifatze zu übermitteln, daß es beiden zur unaussprechlichen Freude und höchsten Ehre gereichen würde, wenn Seine Excellenz vielleicht ein Wort der Genehmigung aussprechen wollte. Uebrigens — fügte ich hinzu, — sei aus dem Werkchen ersichtlich, daß die „Far-

benlehre" trotz aller Widerſacher in Prag ſchon lange Eingang gefunden habe.

Die Antwort, die ich erhielt, war, wie ihr Datum beweiſet, zuverläſſig einer der letzten Briefe, welche Goethe auf Erden ſchrieb.

XXXXII. und letzter Brief.

Weimar, den 15. März 1832.

„Euer Wohlgeboren

Schreiben und Sendungen ſind mir höchſt angenehm, denn ſie bringen mir die ſchönen Tage wieder lebhafter vor die Seele, wo wir unter heiterem Himmel in vertraulich belehrender Unterhaltung ſo manche gute Stunde behaglich verlebten, auch davon immer die entſchiedenſten Vortheile zu gewinnen wußten. Laſſen Sie mich alſo jetzt, da die wiederkehrende Sonne das Frühjahr ankündigt, auf Ihre Zuſendung einiges erwidern, womit Sie mich in den tiefen Wintertagen erfreut haben.

„Zuvörderſt will ich großen Dank an Herrn Profeſſor Dietrich abſtatten für die überſendete Diſſertation, worin ich die Einführung meiner Farbenlehre in die Reihe der übrigen phyſikaliſchen Capitel auf das freundlichſte anzuerkennen hatte. Es iſt dies ganz in meinem Sinne, und meinem älteren Wunſche nach bequem; denn die Natur wird Allen verſtändlich, wenn man die verſchiedenſten iſolirt ſcheinenden Phänomene in methodiſcher Folge darzuſtellen bemüht iſt, da man dann wohl begreifen lernt, daß

es kein Erſtes und Letztes giebt, ſondern daß Alles, in einem lebendigen Kreiſe eingeſchloſſen, anſtatt ſich zu widerſprechen, ſich aufklärt, und die zarteſten Bezüge dem forſchenden Geiſte darlegt.

„Möge mir ein ſolcher Antheil auch bei Ihnen und den werthen geiſtesverwandten Männern immerfort lebendig und wirkſam verbleiben, denn allerdings muß ich mich höchlich freuen, wenn ich meine Arbeit, mit der ich es ſo ernſt, wie mit jeder andern, viele Jahre genommen, mitten in einem katholiſchen Lande anerkannt und an die rechte Stelle geſetzt finde, mittlerweile die proteſtantiſchen Univerſitäten und Akademien, welche ſich ſo großer Liberalität und Preßfreiheit rühmen, mein Werk in Verruf gethan, weil es ihren Beſchränktheiten widerſpricht, und ſolches dergeſtalt beſeitigt, daß gleich einem verbotenen Buche ein Exemplar nirgends vorgewieſen werden darf, und freieren jüngeren Geiſtern jede Ausſicht verſperrt und dadurch gar manche praktiſche nützliche Kenntniß verhindert wird. Dieſes weiter auszuführen, trage Bedenken, und ſage nur ſoviel, um zu zeigen, wie ſehr ich Urſache habe, jene in Prag geſchehenen Vorſchritte zu ſchätzen und anzuerkennen.

„Sämmtliche Exemplare der früheren ſowohl als letzten Sendung ſind mir höchſt werth und willkommen, ſelbſt diejenigen, wovon ich ſchon einiges beſitze, ſind vorzüglicher als meine bisherigen. Die Zeiten waren gar zu ſchön, wo wir dem Andaluſit auf die Spur kamen und den pſeudovulkaniſchen Problemen eifrigſt nachgingen. Nicht unerwartet war mir daher, da Sie ſich ſelbſt die Angelegenheit ſo klar zu machen ſuchten, daß Sie auch Andern einen leichten Weg in

Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hundert tausend Narren sprechen.

Mephistopheles.

Genug, genug, o treffliche Sybille!
Gib deinen Trank herbey, und fülle
Die Schale rasch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieser Trunk nicht schaden:
Er ist ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

mit vielen Ceremonien, schenkt den Trank in eine Schale; wie sie Faust an den Mund bringt, entsteht eine leichte Flamme.

dieſes herrliche Feld zu eröffnen ſich gedrängt fühlen mußten. Alles was Sie mir deßhalb mitzutheilen und zu melden geneigt ſind, wird mir durchaus angenehm ſein, ſowie Ihre Enthüllung der archivariſchen Schätze auf unſerer großherzoglichen Bibliothek einen würdigen Platz gefunden hat.

„Was Sie von der Cholera melden, iſt dem bisherigen Verlaufe bei uns völlig gleich, im Anfange Apprehenſion, allgemeine Aufregung, Furcht, Angſt, Sorge, Abwehrungsanſtalten, Heilungseinleitung, ſo war Alles horchend, leſend, denkend, zweifelnd in voller Thätigkeit, die Anſtrengung ging zuletzt in Gleichgültigkeit über, und wir leben wie zuvor völlig ſorglos, jeder nach ſeiner Weiſe. Die Weimarer beſonders im Vertrauen auf unſere Gebirgshöhe, die das ſumpfliebende Ungeheuer nicht erſteigen ſollte.

„Indem ich das Gegenwärtige abſchließe, um nicht länger allzuſehr Ihr Schuldner zu bleiben, bedauere ich freilich, daß die herantretende günſtigere Jahreszeit mir nicht auch eine Reiſe zu Ihnen verkündigt.

„In meinen Jahren entſchließt man ſich ſchwer, alte Gewohnheiten, die erſt willkürlich dann zum Bedürfniſſe werden, zu unterbrechen und ſich jenen Zufälligkeiten auszuſetzen, die man bei einer Ortsveränderung immer zu erwarten oder wohl auch zu befürchten hat. Unſere dieſes Jahr nach Böhmen reiſenden Badegäſte entlaſſe ich nicht ohne Brief und Sendung

treu freundlichſt
J. W. Goethe.“

Der 15. März 1832 war das Datum dieses Schreibens, sieben Tage später schied der herrliche Greis mit dem Ausrufe „Mehr Licht!“ von der Erde.

Schlußwort.

Der 28. August 1849 war der Tag, an welchem vor hundert Jahren Goethe das Licht der Welt erblickt hatte. Ich veranstaltete eine Feier dieses Tages an dem Lustorte, welcher das Sieches- oder Jägerhaus heißt, und dessen Anhöhe Goethe bei seiner Anwesenheit in Eger stets bestieg, um die herrliche Aussicht über das schöne Egerthal zu genießen. In dem dekorirten Saale wurde die mit Lorbeer bekränzte Büste Goethe's aufgestellt. Ich sprach dann zu der ansehnlichen Versammlung einige Worte über die Veranlassung meiner Bekanntschaft mit Goethe, über seinen edlen Charakter, über seine über alles Lob erhabenen Verdienste als Dichter, Naturforscher und Kunstkenner. Darauf trug der junge Gelehrte Dr. Wolf das schöne Gedicht vor, welches von Eckermann auf Anlaß der Enthüllung der Büste Goethe's, welche der Pariser Bildhauer David geschaffen und an denselben gesendet hatte, verfaßt worden war. Endlich wurde der Brief Goethe's, den er am 3. September 1828 aus dem Schlosse Dornburg an der Saale an mich geschrieben hat, und worin er in so erhabener Art des damals kürzlich verewigten Großherzogs Karl August gedenkt; dann sein Brief an mich, der das Datum vom

15. März 1832 trägt, alſo ſieben Tage vor ſeinem Tode geſchrieben war, vorgeleſen. Der Inhalt machte einen tiefen Eindruck auf die Verſammlung.

Goethe ſtand mit dem berühmten Naturforſcher Grafen Kaſpar Sternberg im freundſchaftlichſten brieflichen, und ſo oft die Umſtände es gewährten, perſönlichen Verkehr. Mehrmals hatte Goethe den Wunſch ausgeſprochen, daß in dem problematiſchen Kammerbühl nächſt Franzensbad ein Schacht von der Sohle des Hügels auf den vorgeblichen Krater zu getrieben werden möchte, um vielleicht die Eruptions-Spalte aufzufinden. Der Herr Graf äußerte gegen mich nach dem Tode Goethe's: „Da Goethe ihm den Kammerbühl als Erbſchaft hinterlaſſen habe, ſo wolle er ſie auch unbedingt antreten, und ſeinen Willen vollziehen.“ Dieſe Erbſchaft, die ſo Mancher ausgeſchlagen haben würde, koſtete dem edlen Grafen eine ſehr bedeutende Summe Geldes. Ueber dem Eingange des vollendeten Schachtes befindet ſich auf einer Eiſenplatte in Buchſtaben von Gußeiſen die Aufſchrift: „Den Freunden der Naturwiſſenſchaft gewidmet vom Grafen Sternberg.“

Beilage.

Brief des Herrn Dr. Eckermann Executor des Teſtaments des geheimen Rathes von Goethe an den Rath Grüner.

„Ihr werthes Schreiben vom 19. v. M., mein verehrter Herr Criminalrath, iſt mir doppelt angenehm geweſen,

indem es mich nicht allein mit einem nahen Freunde Goethe's in Berührung bringt, sondern mir auch Gelegenheit giebt, Ihnen gefällig zu sein.

„Die Auszüge aus Goethe's Tagebüchern haben die Angelegenheit etwas aufgehalten, da die Goethe'sche Familie seit lange in Wien abwesend, so mußte zuvor die Erlaubniß der Obervormundschaft zur Aushändigung des Tagebuches eingeholt werden, wodurch eine große Verzögerung eintrat. Ich habe sodann die gewünschten Auszüge eigenhändig machen müssen, weil man solche Manuscripte nicht in fremde Hände geben konnte, und weil auch einiges Urtheil dazu gehört, um das auszuziehen, was zu Ihrem beabsichtigten sehr löblichen Unternehmen nützlich sein könnte.

„Ich habe nichts ausgelassen, wo ich merkte, daß Sie dabei gewesen.

„In der aufrichtigsten Hochschätzung beharrend

Euer Wohlgeboren

Weimar, den 20. December 1840.

ganz ergebenster

Ackermann."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Christoph Ludwig Friedrich Schultz.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Staatsrath Schultz.

Herausgegeben und eingeleitet

von

H. Düntzer.

Mit einem Bildnisse von Schultz

Leipzig,
Dyk'sche Buchhandlung
1853

Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, ob er gleich vieles an sich bilden kann.

Goethe.

Märtyrer zu werden, ist nicht immer ein Verdienst.

Schulz.

BIBLIOTHEK
WIEN
MONTE

Seiner Majestät

Friedrich Wilhelm dem Vierten,

König von Preußen,

dem hochherzigen Beschützer der Wissenschaft und Kunst,

widmet

diesen Briefwechsel

mit den Gefühlen ehrerbietigster Dankbarkeit

in tiefster Unterthänigkeit

die Familie Schulz.

Mephistopheles.

Nur frisch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Bist mit dem Teufel du und du,
Und willst dich vor der Flamme scheuen?

Die Hexe tritt den Kreis.

Faust tritt heraus.

Mephistopheles.

Nun frisch hinaus! Du darfst nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephistopheles zur Hexe.

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Die Hexe.

Hier ist ein Lied! wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besondre Wirkung spüren.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
Chr. L. Fr. Schulz. Ein Lebensbild. Von H. Düntzer	1
Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schulz	131
Aufsätze von Schulz	389

Vorwort.

Mit dem ablehnenden Rufe: „Goethe und kein Ende!“ werden Manche auch der vorliegenden Briefsammlung entgegentreten, von der festen Ueberzeugung geleitet, die Geduld der Lesewelt sei von den Goethefreunden längst über Gebühr auf die Probe gestellt worden. Freilich, wäre uns Goethe nichts anderes als ein vielbegabter deutscher Dichter, der auf Bildung und Sprache einen weitreichenden Einfluß geübt, dessen Meisterwerke unvergängliches Leben der Schönheit und Wahrheit durchströmt, so möchten die manchen Briefe und sonstigen Mittheilungen, welche uns die neuere Zeit über ihn gebracht, mehr eitle Neugierde zu befriedigen, als einem edleren Bedürfniß zu entsprechen scheinen, und würde es vielleicht genügen können, nur die auf Goethe's Werke bezüglichen Stellen aus diesen und anderen Quellen auszüglich mitgetheilt zu erhalten. Allein Goethe war auch als Mensch eine so edle und große, in sich durchgebildete, zu reinster Lebenseinheit und zusammenstimmender Ganzheit gelangte Erscheinung, daß er als leuchtendes Beispiel seltener Menschenbildung auf mächtigstem Säulenfuße im Tempel deutscher Herrlichkeit zu prangen, von reichstem Sonnenstrahl verklärt, wie ein hohes Wunderbild zu erglänzen berufen scheint. Bei ihm durchdringen sich äußeres und inneres Leben auf die innigste Weise; alles Einzelne erhält bei ihm nur im Ganzen seine Bedeutung, wie das Ganze gerade nur in der Vereinigung der verschiedensten Strahlen seines Wesens zu einem Mittelpuncte sich darstellt. Wie es den wahren Kunstfreund, dem es gelingt, ein herrliches Götterbild dem dunkeln Schoße der Erde zu entziehen, nicht ruhen läßt, bis er dasselbe vollständig an das Licht des Tages gerettet, wie er mit sehnsüchtigster Liebe einzelnen Theilen desselben nachspürt, welche es durch Ungeschick oder Zerstörung verloren hat, da jedes Kunstwerk, als Verkörperung eines Ideals, nur im Ganzen zur Erscheinung kommt, so kann auch Goethe's Größe als Mensch in reinster, lebendigster Wahrheit erst dann vor uns aufgehen, wenn wir alle Richtungen und Entwickelungen seiner zu vollstem Einklang strebenden Seele gleich den ewigen Grundtönen

erkannt haben, aus denen uns die Symphonia Eroica seines Lebens entgegentönt, und diejenigen, welche sich da einbilden, schon genug und übergenug vom Leben des Dichters zu wissen, gleichen jenem Besitzer, der sich mit der Ausgrabung des Torso auf seinem Grundstücke begnügt, und die übrigen Theile des hehren Götterbildes aus Nachlässigkeit oder Trägheit dem Boden getrost überlässt. Werfet den Boden nicht zu, ehe ihr allen Theilen des herrlichen Kunstgebildes sorgsam nachgeforscht! Bei Goethe aber ist die vollständigste, in's Einzelnste gehende Kenntniß eine um so unerläßlichere Forderung, als noch immer die grellsten Vorurtheile über sein Leben und seine sittliche Erscheinung unverhüllt umgehen, die durch urkundliche Nachweisungen, daß er sich selbst zu einem ganzen Menschen, wie ihn die Natur beabsichtigt, herauszubilden gesucht, daß er stets sich selbst treu, mit edelstem Sinne der Menschheit und den Menschen zugewandt geblieben, immer mehr und vollständiger widerlegt und zu endlichem Schweigen gebracht werden müssen.

Wie zahlreich und umfänglich die bisherigen urkundlichen Mittheilungen über Goethe auch scheinen mögen, so ist doch der größte und vielleicht belangreichste Theil derselben noch immer zurück, was, abgesehen von der Ungerechtigkeit eines solchen Verfahrens gegen die an Goethe innigen Antheil nehmende Mitwelt, besonders deshalb zu bedauern ist, weil die uns vorenthaltenen Briefwechsel und Tagebücher, weit entfernt, dem Weine gleich, mit der Zeit an Werth zu gewinnen, nothwendig immer mehr verlieren, da, je weiter wir uns von ihrer Abfassung entfernen, die Zahl der uns undeutlichen Beziehungen und Hindeutungen immer mehr steigen, ihr volles Verständniß von Jahr zu Jahr immer unmöglicher werden muß, das jetzt noch durch mancherlei Erkundigungen und Nachforschungen zum größten Theil gerettet werden könnte. Deshalb glauben wir, im Gegensatze zu jenem Rufe der Uebersättigung, den dringendsten Wunsch aussprechen zu dürfen, daß uns die noch verborgen gehaltenen so bedeutenden Denkmale von Goethe's menschlichem und dichterischem Dasein baldmöglichst in größter Vollständigkeit vorliegen möchten, damit die Zukunft uns nicht sorglosester Nachlässigkeit beschuldige, diese köstlichen Ueberreste eines so wunderbaren Lebens vergraben gehalten zu haben, und die gerechte Klage erhebe, daß dieselben durch unsere Schuld nur halb verständlich seien. Spüren wir jeder Nachricht über die Schriftsteller des Alterthums nicht allein, sondern auch über Dante, Tasso, Shakespeare, und wie die höchsten Träger der neueren Dichtkunst im Auslande immer heißen mögen, mit liebevoll sehnsüchtigstem Eifer nach, warum sollten wir nicht alle Sorge darauf verwenden, daß uns das hohe Menschenbild Goethe's in reinster, bis in's Einzelne treuester Wahrheit entgegenstrahle? Etwa damit die Zukunft, welcher manches, was jetzt noch sicher festgestellt werden kann, ohne dies unverständlich bleiben wird, desto mehr Gelegenheit finde, ihren Scharfsinn in tappenden Vermuthungen zu üben? Und welchen vernünftigeren

Grund kann man nennen, mit der Bekanntmachung dieser kostbaren Denkmale zurückzuhalten, als den, womit man in Rom die Nachgrabungen Niebuhr's nach den Capitolinischen Fasten verweigerte: es müsse auch der Nachwelt etwas zu entdecken übrig bleiben! Hier wäre eine sehr preiswürdige Aufgabe der sogenannten Goethe-Vereine, um so mehr als vorab buchhändlerische Rücksichten so umfangreichen, mit einem Male hervortretenden Mittheilungen, wie wir sie baldmöglichst wünschen müssen, sich entgegenstellen dürften, und ein Werk dieser Art nicht ohne besondere Unterstützung in's Leben treten könnte, wollten auch die dermaligen Besitzer ihre Forderungen zum Vortheile unserer Litteratur bedeutend herabstimmen.

Der vorliegende Briefwechsel bildet eine höchst wichtige Ergänzung des Zelter'schen, da er uns, wie dieser, einen sehr anziehenden Blick in Goethe's Verhältniß zur Preußischen Hauptstadt und den dortigen Kunstbestrebungen gestattet, und unsere Einsicht in dasselbe wesentlich erweitert. Für Goethe's Ansichten über Natur, Kunst und Leben, für seine Beurtheilung der Menschen und ihrer Verhältnisse gibt er keine unbedeutende Ausbeute, und sein innigst freundliches Verhältniß zu Staatsrath Schultz, einer so vielbegabten, tiefangelegten, kräftig gegründeten, enthusiastisch aufgeregten Natur, ist für seine sittliche Beurtheilung von nicht geringer Wichtigkeit.

Von Goethe lagen uns, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Originalbriefe sämmtlich vor, von Schultz meist nur die Entwürfe, welche uns den deutlichsten Beweis liefern, mit welcher Sorgfalt er bei seinen schriftlichen Mittheilungen verfuhr, die alle vorher vielfach durchgebessert wurden. Wenn Niebuhr es sich selbst zum Gesetz gemacht hatte, das einmal Niedergeschriebene unverändert zu lassen, so warf Schultz mit stürmischer Raschheit seine Gedanken auf das Papier, wodurch er freilich zu vielen Veränderungen und Nachbesserungen genöthigt war. Von den hier mitgetheilten Briefen sind bisher nur Nro. 35. 112. 115 – 124, fast alle mit bedeutenden Auslassungen und Ungenauigkeiten, veröffentlicht worden; sie erschienen, mit Ausnahme von Nro. 35, in Welcker's und Näke's *Rheinischem Museum* IV. 309–354, und daraus auch in besonderem Abdruck unter dem zu viel verheißenden Titel: *Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz*. Schon Varnhagen von Ense hat in seiner trefflichen Anzeige (Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften V. 433 ff.) den Wunsch einer vollständigen Ausgabe dringend ausgesprochen. Freilich fehlen einige Briefe auch jetzt noch.

Die den Briefen beigefügten Anmerkungen beschränken sich mit wenigen Ausnahmen auf das zum Verständniß Nöthige, was sie möglichst vollständig zu geben suchen. Bei den unumgänglichen Beziehungen auf Goethe's Werke sind die betreffenden Stellen, zu möglichster Benutzung, nach drei Ausgaben angeführt: zuerst nach der in vierzig Bänden; in ( ) folgt die Angabe nach der Ausgabe letzter Hand, woran sich in [ ] die Verweisung auf die neueste Octavausgabe in dreißig Bänden anschließt.

Von den erhaltenen Aufsätzen von Schultz haben wir im Anhang nur die ungedruckten, im Briefwechsel selbst erwähnten gegeben.

Zur Entwerfung des vorangestellten Lebensbildes von Schultz standen ein reicher Briefwechsel mit bedeutenden und hochgestellten Männern und Frauen, die Familienbriefe, ein großer Theil der auf seine amtliche Wirksamkeit bezüglichen Acten, kurze tagebuchartige Lebensnachrichten während der Jahre 1806 bis 1823, eine Vertheidigungsschrift an den König und ein starker litterarischer Nachlaß zu Gebote. Fließen die Quellen auch nicht überall in gleicher Fülle, so reichen sie doch vollkommen hin, eine fortlaufende Darstellung seines in mancherlei Beziehungen anziehenden Lebensganges in zulänglicher Vollständigkeit zu liefern, und das Bild des kräftig ein- und durchgreifenden, geist- und gemüthvollen, leidenschaftlich aufgeregten Mannes in klarster Lebendigkeit vor Augen zu stellen, was um so wünschenswerther erscheinen mußte, als bisher manche unrichtige und verworrene Vorstellungen über den ehemaligen strengen Verfolger der weiland demagogischen Umtriebe verbreitet waren, denen nur durch urkundliche, freilich alles persönlich Verletzende möglichst ausschließende Darlegung der Verhältnisse entgegengetreten werden konnte. Schultz bleibt immer eine so tüchtige Persönlichkeit, daß wir auch seiner Mängel ungescheut gedenken durften, ohne fürchten zu müssen, dadurch dem innigen Antheil an dieser bedeutenden Natur irgend wesentlichen Abbruch zu thun.

Du mußt von einem Mann nicht alles fordern!

Cöln, am 30. December 1852, am Vorabend von Schultzens Geburtstag.

H. Düntzer.

Christoph Ludwig Friedrich Schultz.

Ein Lebensbild.

Von

Heinrich Düntzer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Frische, kräftige, sich entschieden durchsetzende Naturen pflegte Goethe stets mit liebevollem Antheil zu begleiten, ihr Wesen als eine Herz und Sinn erhebende Erscheinung sich freudig anzueignen. Dieser lebhafte Antheil mußte sich ihm bedeutend steigern, wenn reicher Bildungstrieb, allseitige Geistesgewandtheit, beharrliches, auf Ordnung und Recht beruhendes Festhalten an den überkommenen Grundlagen des bürgerlichen und staatlichen Lebens sich hinzugesellten. Eine solche Natur war es, die dem fünfundsechzigjährigen Dichter, Naturweisen und Staatsmanne in dem zweiunddreißig Jahre jüngeren Staatsrath Schultz entgegentrat, der ihn gleich von Anfang um so entschiedener anzog, als es gerade seine mit glühendster Leidenschaft gepflegte, von der Wissenschaft fast allseitig verworfene Farbenlehre war, welche ihn mit dem lebendig aufgeregten Manne verband, der von den bedeutenden inneren Verhältnissen eines großen, eben aus ärgster Noth und Erniedrigung siegreich sich erhebenden Königreiches und seiner bildungsreichen Hauptstadt ihm unmittelbarste Kunde und Einsicht mittheilen konnte. Muthete Zelter's derbkräftiges Wesen ihn besonders an, so erfreute er sich in der Verbindung mit Schultz des gewiegten, in die mannigfach verschlungenen Verhältnisse des staatlichen Lebens eingeweihten Staatsmannes, der sich unter der Last verwickeltster, in die nüchternste Wirklichkeit des bürgerlichen Lebens eingreifender Geschäfte den regsten Sinn für Natur und Kunst erhalten hatte. Und diesen Mann sollte er im Kampfe mit dem ungebärdig hervorbrechenden, ihm selbst widerstrebenden Zeitgeist gewaltig ringen und endlich, wenn auch nicht ganz ohne Schuld, unterliegen sehen, wodurch seine ihm geweihte Theilnahme noch wärmer und inniger werden mußte. Konnte er auch dem mit gebrochenen Hoffnungen einer selbstgewählten Verbannung zueilenden Freunde nicht die frische Heiterkeit frohmuthigen Lebens wiedergeben, so leuchtete ihm doch seine liebevolle Theilnahme als freundlichster Stern auf allen Pfaden entgegen, und beglückte seine Seele in der stillen Trauer, über

die er ſich in leidenſchaftlich ergriffenen Studien vergeblich hinwegzuſetzen trachtete. Sein Beifall, ſeine Anerkennung war ihm höchſte Seligkeit und reinſte Wonne, jede perſönliche Berührung mit ihm, deren er ſich noch im letzten Lebensjahre des unſterblichen Sängers zu erfreuen hatte, ein reicher Gnadenſchatz. Aber auch auf Goethe wirkte die tief empfundene Verehrung eines ſo bedeutenden, lebhaft begabten, reich entwickelten, in die mannigfachſten Verhältniſſe des Lebens, der Natur und Kunſt eingedrungenen Mannes, durch den er mit den talentvollſten bildenden Künſtlern Berlin's in nähere Verbindung kam, äußerſt erfreulich und erhebend, ſo daß er ſich glücklich pries, noch in ſpäten Lebensjahren einem ſo treu und innig anhängenden, ſein ganzes Sein und Wirken verſtehenden, ihn ſelbſt vielfach aufklärenden Manne begegnet, ſeiner herzlichen Innigkeit, ſeiner treuen Freundſchaft in vollſtem Genuſſe theilhaft geworden zu ſein.

Chriſtoph Ludwig Friedrich[1]) Schultz ward am letzten Tage des Jahres 1781 zu Mariemwerder in Weſtpreußen geboren, wo ſein Vater, Johann Friedrich Schultz, die Stelle eines Kriegs- und Domänenrathes bekleidete. Dieſer, zu Königsberg am 14. November 1745 geboren, hatte nach Beendigung der Gymnaſialbildung, da die Vermögensverhältniſſe ſeiner unbemittelten Eltern den Beſuch der Univerſität nicht geſtatteten, ſich zunächſt als Schreiber auf Oeconomieämtern auszubilden geſucht. Durch ſeine große Treue, Geſchicklichkeit und Ausdauer hatte er ſich bei ſeinen Vorgeſetzten bald ſo beliebt zu machen gewußt, daß von Dombardt bei der neuen Einrichtung der Verwaltung Polen's ſich ſeiner Hülfe bediente. Darauf als Calculator in Marienwerder angeſtellt, ward er zunächſt zum Rechnungsrath, endlich zu der Stelle eines Kriegs- und Domänenrathes ernannt, was für ihn, da er keine Univerſitätsſtudien gemacht hatte, eine ſehr ehrende Auszeichnung war. Seine Dienſttreue und Beharrlichkeit, ſeine entſchieden durchſetzende Strenge, ſeine Verehrung für das Königliche Haus und die überkommenen politiſchen Grundſätze, ſein durch den Erfolg genährter Ehrgeiz, der ſich auch in ſeinem Wahlſpruch: Non omnis moriar (Nicht ganz werde ich ſterben), bezeichnend ausprägte, ſollten ſich auf den Sohn vererben, dem er, da es ihm an keinem Bildungsmittel fehlte, eine höhere Laufbahn verhieß. Schon in ſeinem zweiten Lebensjahre traf unſern Schultz der Verluſt ſeiner Mutter, Maria Florentine, einer Tochter des Kriegsrathes Schlemmer zu Marienburg. Da der Vater jeden Gedanken an eine zweite Ehe von ſich wies, ſo übernahm der Großvater zu Marienburg die Erziehung des Knaben, der bis zu deſſen Ableben im Jahre 1795 zugleich mit den jüngeren Kindern des Großvaters den Unterricht eines geſchickten Hauslehrers genoß. Seines Marienburger

1) In dieſer Folge gibt er ſelbſt ſeine Vornamen; im Kirchenbuche heißt er Ludwig Chriſtoph Friedrich.

Mephistopheles zu Faust.

Komm nur geschwind und laß dich führen,
Du mußt nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch inn- und äußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit innigem Ergetzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Faust.

Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!

Mephistopheles.

Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir seh'n.

Leise.

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Spielplatzes vor der Intendantur, im jetzigen Schloßhain, erinnerte sich der bei aller Strenge zartfühlende Mann auch in spätester Zeit noch in liebevoll sehnsüchtigster Weise. Der Tod des Großvaters brachte den dreizehnjährigen Knaben nach Berlin, wohin sein Vater bereits zwei Jahre früher als Geheimer Finanzrath berufen worden war. Nachdem er ein Jahr die zweite und drittehalb Jahr die erste Lateinische Classe des Joachimthal'schen Gymnasiums besucht hatte, bezog er Ostern 1799 die Universität Halle, um sich juristischen und cameralistischen Studien zu widmen. Hier hörte er bis Ostern 1801 Klein, Dabelow, König und Sprengel, von denen ihn besonders der erstere anzog, dessen Vorlesungen über Naturrecht, Criminalrecht, Kirchenrecht, Landrecht und Proceß er fleißig besuchte. Unter seinen Studiengenossen scheinen ihn besonders Fr. von Raumer, von der Hagen, von Redtel, Solger und Friedrich Heinrich Schlosser, der ältere Sohn des Schöffen Peter Hieronymus Schlosser, ein Verwandter Goethe's, näher berührt und an sich angeschlossen zu haben. Wahrscheinlich betheiligte er sich auch an den wöchentlichen Freitagsgesellschaften, wo Solger, Raumer, Abeken, Krause, Sotzmann und andere strebende junge Männer über litterarische Gegenstände verhandelten und sich die wichtigsten einschlagenden neuen Erscheinungen mittheilten. Neben seinen Fachstudien betrieb er die Musik mit leidenschaftlicher Vorliebe; auch Natur und Kunst, besonders die Meisterwerke älterer und neuerer Dichtung, dürften ihn lebhaft beschäftigt haben. Er selbst erzählt: „Da ich in meinem achtzehnten Jahre, nach Art der Jugend, mich mit heißem Verlangen in das Geheimniß der dynamischen Naturerkenntniß zu drängen bemüht war, wurde ich von dieser Seite auf das Empfindlichste zurückgeschreckt, als man mir die Newton'sche Scheidung des Lichtes in die sieben Farben als das non plus ultra dieser Erkenntniß vorhielt. Ich vergesse nie den Moment, da — es war im Jahre 1800 auf einem Spaziergange am Saalufer bei Giebichenstein — ein wohlunterrichteter Freund mir, in der gemüthlichen Erwartung übereinstimmender Aufschlüsse, diese Erklärung mit einer so entschiedenen Bestimmtheit that, daß ich Augenblicks verstummte, und auf dem Wege zur Naturbeobachtung zurückflüchtete, der mir eigen war. In der stillen Hoffnung, daß es früher oder später gelingen werde, sich dem Schlußsteine des dynamischen Gebäudes der Physik, der im Lichte und den Farben so anlockend verschleiert ruhet, zu nähern, gab ich es auf, mich je damit zu beschäftigen, bevor ich nicht frühere Aufgaben erledigt, oder den Weg sonst und freier zu finden so glücklich wäre." Ohne Zweifel hatte ihn schon damals die physische Geographie bedeutend angeregt, wovon er wenige Jahre später ein öffentliches Zeugniß ablegte.

Schon am 13. Juli 1801 ward er, nach glücklich abgelegter Prüfung, zum Referendar bei der Churmärkischen Kriegs- und Domänenkammer ernannt, und sofort der Specialorganisationscommiss-

ſion zu Heiligenſtadt als Aſſiſtent zugewieſen, wo er in mehreren nicht unwichtigen Geſchäften, beſonders bei der Organiſation der Stadt Heiligenſtadt und der Anordnung ihres Kämmereiweſens, ſeine umſichtige Thätigkeit zur vollſten Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten bewährte. Im October nach Berlin zurückgekehrt, um ſich der Obereraminationscommiſſion zu ſtellen, wurde er am 19. December auch als Referendar bei der Juſtizdeputation der Churmärkiſchen Kammer beſtellt. In den folgenden neun Monaten, welche er zu Berlin verlebte, beſchäftigte ihn in ſeinen Nebenſtunden außer der phyſiſchen Geographie beſonders die Muſik; ohne Zweifel trat er damals in die unter Zelter blühende Singacademie ein, und ſchloß ſich an Zelter ſelbſt enger an. Unter ſeinen ſonſtigen Freunden nahm der geiſtvolle von Redtel die erſte Stelle ein.

Da ſein Vater, der mit dem Miniſter von Voß innigſt befreundet war, im Jahre 1802 mit der Organiſation des durch Reichsdeputationsſchluß vom 24. Auguſt an Preußen gefallenen Bisthums Hildesheim betraut ward, ſo erhielt unſer Schultz die Erlaubniß, ſich unter deſſen Leitung als Expedient in Hildesheim zu beſchäftigen. Hier ſollte dem ernſten, ſtrengen, aber den Muſenkünſten eifrigſt ergebenen jungen Manne bald die reinſte Seligkeit unendlicher Liebe aufgehen. Die reizende älteſte Tochter des Hildesheimer Medicinalrathes Püttmann, Johanna Maria Marcelline, ergriff hier mit ungeahnter Leidenſchaft ſein tief erregtes Herz. „Den guten Morizberg (bei Hildesheim) werde ich nie vergeſſen", ſchreibt Schultz ein Jahr ſpäter an ſeine Braut. „Dort ſah ich dich zum erſtenmale. Ich ging in Gedanken an meine Freunde in Berlin langſam den Berg hinauf; da kam eine Geſellſchaft bergunter, die mich aufmerkſam machte; es war deine Familie, in der Mitte du ſelbſt. Ich erſchrak beinahe über dich; denn ich hatte bis dahin (ich war erſt acht Tage in Hildesheim; es mag etwa den 18. October geweſen ſein) eine ſchlechte Idee von den Hildesheimerinnen gehabt, und ich dachte noch eben daran, wie ich an Otto und Redtel ſchreiben, und mich darüber beſchweren wollte, daß mir die lieblichen Geſtalten, die ich in Berlin oft ſah, hier ganz fehlten. Ich ſah dir lange nach, bis du den Berg hinunter warſt; mir ſchien es, als ſahest du dich auch einmal um, doch weiß ich's nicht gewiß. Ich war ganz verwundert von dir, und nahm mir vor, meinen Freunden von dir eine Beſchreibung zu machen. An demſelben Tage führte mich Piſtor (der bald darauf bei der Poſt angeſtellt ward) in euer Haus, und als ich dich wieder erkannte, wagte ich aus Verlegenheit gar nicht, dich anzuſehen. Ich bin wohl drei Abende in eurem Hauſe geweſen, ohne daß ich dich einmal ordentlich hätte anſehen können." Die Herzen, die ſich ſo wunderbar gefunden hatten, erſchloſſen ſich bald in reinſter Offenheit zu ewigem Bunde, wobei Muſik eine holde Vermittlerin bildete; denn Schultz begann gleich, ſeine Geliebte und deren Schweſter Dine in ihren Geſangübungen zu leiten, ja er ging in ſeinem

enthusiastischen Eifer so weit, ihnen den Generalbaß in einer so trockenen und nüchternen Weise beibringen zu wollen, daß seine lieben Schülerinnen darüber sanft entschlummerten. Indessen mußte das Liebesverhältniß zunächst dem Vater von Schultz geheim gehalten werden, der eine Verbindung seines Sohnes mit einem catholischen Mädchen, abgesehen davon, daß eine so frühe Fesselung desselben ihm zuwider war, gar nicht billigen konnte. Als es aber später nicht mehr zu verheimlichen war, fühlte dieser sich um so mehr verletzt, als ihm die Geheimhaltung selbst in keiner Weise zu entschuldigen schien; doch lernte er bald, sich in das Unvermeidliche fügen, da er den, wenn auch leichtsinnig geleisteten, Schwur ewiger Treue zu brechen nicht befehlen konnte noch wollte. Als unser Schultz im folgenden Jahre sich nach einer befreundeten Hildesheimer Familie bei seiner Braut erkundigt, bemerkt er: „Sag' ihnen, wie gut ich diesen Menschen allen bin. Wir dürfen nicht vergessen, was wir ihnen schuldig sind. Durch sie wurde uns die bitterste Zeit der Liebe versüßt, sie erleichterten unsern bösen Stand, den wir damals hatten, und ohne diese liebevolle freundschaftliche Theilnahme hätte der Schmerz, den ich damals litt, mein Herz brechen mögen."

Zu derselben Zeit beschäftigte ihn höchst lebhaft seine im folgenden Jahre erscheinende Schrift: Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhen, worin er die von Philipp Buache zuerst aufgestellte Lehre von dem Zusammenhange aller Gebirge durch den Beweis, daß das Fließende als solches nur eine Richtung verfolgen könne, wissenschaftlich zu begründen unternahm. War auch dieses von schönen Studien zeugende Werk nicht frei von Fehlern, die er selbst bei der Herausgabe wohl anerkannte, indem er in der Vorrede bemerkte, eine gründliche Beleuchtung derselben würde eine neue, größere Schrift erfordern, waren auch einzelne ungehörige, unwesentliche, unrichtige Dinge eingemischt, so verdient die Arbeit doch als eine bedeutende Vorläuferin von Carl Ritter's wissenschaftlicher Erdkunde alle Anerkennung.

Bereits am 14. Februar 1803 wurde Schultz als Expedient bei der Specialorganisation des Eichsfeldes und der Städte Mühlhausen und Nordhausen, so wie zu besonderen Aufträgen mit monatlichen Diäten von fünfzig Thaler nach Heiligenstadt beordert. Wie erfreulich ihm auch eine so rasche Beförderung an sich erscheinen mochte, so schmerzlich berührte ihn doch die Trennung von der Geliebten. Dieser schreibt er gleich von Göttingen aus, am 17. Februar: „Hoffnung steht uns so schön bevor, wie sie zwei Liebende nur wünschen können, aber auf eine lange Zeit. Das erfordert ein ausdauerndes Streben von uns beiden, uns des Lebens würdig zu machen, welches uns so herrlich bevorsteht. Glaube mir, ich wünsche nicht schon jetzt oder selbst in den ersten zwei Jahren mit dir verbunden zu sein, so sehr Trennung von dir mir unerträglich erscheint; denn ich muß erst ein Mann werden, ehe ich

darauf Anſpruch machen kann. Aber der reinſten, heiligſten Liebe bin ich jetzt, und auch nur jetzt, fähig. Gewiß, ein Menſch kann nur einmal wahrhaft lieben. Du biſt es, die mich ergriff, und du haſt mich auf ewig."

Zu Heiligenſtadt, wo er ſich bald mit dem Kriegsrath von Baſſewitz und dem Geheimerath von Kaiſerberg näher befreundete, wurden ihm die Bearbeitung der ſtädtiſchen Organiſation von Heiligenſtadt und Duderſtadt, die Anfertigung ihres Kämmereietats, die Einrichtung des Serviswesens, die Ordnung der Acciſepartie nebſt allen dahin einſchlagenden Sachen zugewieſen. Der Umgang ſeiner dortigen Amtsgenoſſen, die meiſt ein flottes Wirthshausleben führten, und auf witzelnde Weiſe, während ſie ſich ſelbſt und ihre Arbeiten herausſtrichen, das Wirken der Hauptcommiſſion herabſetzten, ſagte ſeinem ernſten, tiefergriffenen Weſen gar wenig zu, weshalb er ſich bald von ihnen ganz zurückzog, und ſie ihn als einen Sonderling gehen ließen. Von früheren Freunden fand er hier den Referendar Sotzmann, der nur dreißig Thaler Diäten monatlich bezog, während ihm ſelbſt fünfzig angewieſen waren. Hiervon nahm die Heiligenſtädter Commiſſion Anlaß, nach Hildesheim zu berichten und für Sotzmann gleich viel Diäten zu erbitten. „Ich ſagte zu Sotzmann", erzählt Schultz ſeiner geliebten Hanne, „daß, wenn man es ihm abſchlüge, ich meine Diäten mit ihm theilen wolle, weil ich nicht mehr, als er, verlangte. Allein ich hatte den Fall nicht bedacht, welcher eingetreten iſt. Ich hatte dem Vater (welcher der Hauptcommiſſion zu Hildesheim vorſtand) geſchrieben, daß ich mit fünfzig Thaler nichts anzufangen wüßte, und daß ich mit der Hälfte eben recht gut fertig werden könnte. Da kommt denn ehegeſtern (den 2. März) ein Reſcript von Hildesheim, welches ſagt, es wäre ein bloßer Schreibfehler, daß mir fünfzig Thaler angewieſen wären; es wären mir nur dreißig Thaler ausgeſetzt, und mehr ſolle ich nicht haben; es könnte daher auf mich nicht exemplificirt werden, um ſo weniger, da ich in Hildesheim ausgezeichnete Dienſte gethan, und bisher ganz umſonſt gearbeitet hätte. Dieſes Reſcript verſteinerte die kleinlichen Menſchen hier, noch mehr aber die ausgelaſſene Freude, die ich darüber bezeugte. Ich erkannte ſo augenblicklich meinen braven Vater darin, daß er lebhaft vor mir zu ſtehen ſchien; ſo uneigennützig, ſo großdenkend iſt er. Ich habe ihm geſtern dafür gedankt, und verdrieße mich nur, daß mir dieſer Ausweg gar nicht eingefallen iſt, ſonſt hätte ich ihn darum gebeten."

Seine größte Luſt bildeten auch in Hildesheim Muſik und Geſang, obwohl er ſelten dazu gelangen konnte, da ihm nur das Clavier eines in demſelben Hauſe mit ihm wohnenden Amtsgenoſſen zu Gebote ſtand, das aber meiſt von anderen in Anſpruch genommen war. Deſto häufiger kam er auf dieſe ihn zauberiſch hinreißende Kunſt in den Briefen an ſeine Geliebte, mit welcher er gern die Lieder von Zelter und Reichardt, das Stabat mater

von Pergoleſi u. a. geſungen hätte, und er unterließ nicht, ihr über das Weſen der Kunſt, beſonders der Liederkunſt, bedeutende Winke, und beſtimmte Anweiſung zu geben, wie ſie ihre Stimme und ihren muſicaliſchen Sinn am Beſten ausbilden könne. „Geſtern um 10 Uhr, als meine Hausgenoſſen (draußen) ſchwärmten, ſetzte ich mich wieder einmal an's Clavier", ſchreibt er am 24. März. „Stabat mater und die Zelter'ſchen Lieder habe ich wieder ganz durchgeſpielt und geſungen. Ich kann nie ſo heiter und ſo rein vergnügt ſein, als bei dieſem Genuß; es erfreut mich alsdann eine Andacht, daß ich bei Liedern, die ganz heiteren Inhalts ſind, Thränen der Rührung verlieren kann. Ich ſchreibe dieſes religiöſe Gefühl zum großen Theil dem Glauben zu, den ich an gewiſſe Menſchen habe, an die ich durch dieſe Muſik erinnert werde. — Wenn ich die Zelter'ſchen Lieder ſpiele, rührt mich mehreres zugleich. Die Texte zu den Liedern ſind meiſtens wirklich Gedichte, beſonders die von Tieck, Goethe und Schiller; ſie ſind voller einfacher, lieblicher Gedanken. Dieſe Gedanken hat die Muſik völlig ausgeſprochen. — Aechte Werke gefallen Anfangs dem Ungeübten wenig, aber je länger er ſie übt, deſto inniger iſt das Vergnügen, welches er an ihnen findet. So ſind die Gedichte der alten Griechen und Römer, und aus neueren Zeiten die von Goethe, Tieck und den beiden Schlegel, ſo iſt die Muſik von Sebaſtian Bach, von Faſch, Zelter und einigen wenigen anderen. Dieſe Männer haben in ihre Muſik alle die Gedanken, reich und warm, alle die Andacht und die Liebe hineingelegt, deren ſie voll ſind und waren. Um die Gedanken, die in einer recht vollen Muſik, beſonders in den Fugen von Sebaſtian Bach, liegen, herauszufinden und deutlich zu erkennen, gehört ſehr viele Uebung und Kenntniß in der Theorie der Muſik, und vieles iſt mir ganz unverſtändlich, weil ich es darin nicht weit genug gebracht habe. Dir wird es noch öfters ſo gehen. Laß dich dieſes aber nicht abſchrecken, auf den Gang der Muſik zu hören! Er offenbart ſich hauptſächlich im Baſſe; denn nach dem Baß richtet ſich jedesmal die Harmonie. Wenn ein ſchöner, geſangvoller Baß in der Muſik iſt, kann dieſe nie ſchlecht ſein: wo aber, wie faſt in allen Reichardt'ſchen Muſiken, der Baß bloß begleitet, ohne Melodie, da iſt nicht viel Kunſt darinne; denn eine Melodie für den Discant kann ein jedes Kind finden. — Ich bin darüber ganz davon abgekommen, dir zu ſagen, wie ich ſo an manche Menſchen, an die mich beſonders die Muſik erinnert, einen ſo feſten, liebenden Glauben habe. Zuerſt erinnert mich Stabat mater und die Zelter'ſchen Lieder jedesmal an dich. — So erinnert mich manche Muſik an meine liebe Schweſter, an meinen braven Vater, an meinen Bruder, an Zelter, und alle dieſe Menſchen umfaſſe ich in einem herzlich liebenden Glauben. Dieſes Andenken läßt mich nie ungerührt." Vierzehn Tage darauf meldet er: „Ich habe ſchon in undenklich langer Zeit nicht muſicirt. — Aber komme ich nur erſt wieder nach Berlin! Mir geht es faſt in allen Din-

gen so, daß ich sie wohl verstehe, aber ich kann sie nicht ausführen. Auf diese Art werde ich dir noch vieles lehren können. Ich habe fast in allen Künsten und Wissenschaften nach der Erkenntniß des Höchsten gestrebt, und bin ihr oftmals nahe gekommen. Darüber habe ich die Fertigkeit, welche im Leben nützlich und angenehm ist, versäumt." In einem zwei Monate späteren Briefe hören wir, daß er sich um nichts so viele Mühe gebe, als um die mancherlei Zelter'schen und Reichardt'schen Liebeslieder, die er auswendig wisse. „Könnte ich vor dir und mit dir singen", heißt es hier, „dann würde ich gewiß wieder recht gut zu singen anfangen, wenigstens sollte es an meiner Mühe nicht fehlen, wenn es dir gefiele. Hätte ich doch einmal wieder Zeit, dir recht aus dem Herzen von der Musik zu schreiben. Es ist, als ginge mein Leben mit der Musik; ohne sie bin ich nur halb, was ich bin." Ein andermal bemerkt er: „Kunst ist so innig mit Religion verwandt, daß man beinahe eins vom andern nicht unterscheiden kann. Wer ein heiliges Gefühl für Schönheit und Wahrheit in sich hat, hat Kunstgefühl und Religion; er wird in jedem Gemälde, in jeder Musik, in jedem Gedicht, in jeder Statue das Falsche, Gezwungene, Verdorbene, welches überall im gemeinen Leben herrscht und täglich von sogenannten Künstlern in ihre Kunstwerke übertragen wird, sogleich erkennen, gleichwie er durch Religion jede schlechte oder gute Handlung, jedes Motiv derselben erkennen, und in seinem eigenen Lebenswandel nie den falschen Weg einschlagen wird. — Ich kann mich nicht rühmen, im vollkommenen und steten Besitze dieses göttlichen Gefühls zu sein, aber ich habe es oft empfunden, und strebe, es rein in mir festzuhalten. Dann ist mir zwischen Natur und Kunst kein Unterschied mehr; beide führen uns zur höchsten Erkenntniß." Man erinnert sich hierbei des späteren Goethe'schen Ausspruches:

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion.

Unter allen Dichtern stellte er Goethe bei Weitem oben an. Als er der Geliebten die acht Bände der ersten Ausgabe dieses Dichters zum Geschenk sendet — Goethe's neue Schriften besaß sie bereits durch seinen Freund Pistor —, äußert er gegen diese, er könne in Goethe nichts finden, was nicht in seinem Verhältnisse schön und vollendet wäre; sie möge ihn nur fleißig lesen, besonders die Gedichte, Iphigenie, Tasso, und — alles, alles. Einiger herrlichen Menschen wie auch der Kunst und Wissenschaft wegen möchte er gern in Berlin angestellt sein; sollte ihm aber der Himmel diesen Wunsch nicht gewähren, so würde er am Liebsten in irgend einer recht kleinen Stadt mit der Geliebten wohnen, um das Landleben und die Einsamkeit ganz genießen zu können. Und so bemerkt er denn am 5. Mai, er wolle, sobald er nach Berlin zurückkehre, auf den Oberamtmann losstudiren, um sich und der heißgeliebten Braut eine schöne, gesicherte Zukunft zu gründen. „Ich

fühle es auch in meiner Stube", hatte er dieſer kurz nach ſeiner Ankunft zu Heiligenſtadt geſchrieben, „daß des Menſchen eigennütziges, ſelbſtiſches Treiben und Handeln nie ſein Glück ausmachen kann, ſondern daß er dieſes einzig von der Richtung auf das Unendliche und Ewige erwarten muß, die ſeinen Handlungen, ſelbſt den kleinſten, Größe und Güte gibt: allein wenn ich die große, ſchöne, ewige Natur von einem erhabenen Standpuncte aus wirklich überſehe und faſſe, dann ergreift mich dieſes Gefühl auf eine ſo durchdringende und dauernde Art, daß ich nie ohne die tiefſte Rührung von so einem Spaziergange zurückgekehrt bin. Je mehr Naturkenntniſſe man beſitzt, deſto tiefer iſt dieſe innere Anſchauung der Welt. — Ich habe oft Monate lang ganz in Vergeſſenheit meines höheren Zweckes nach dem ſogenannten Glück geſtrebt. Wenn ich aber nirgends Ruhe fand, erwachte immer religiöſes Gefühl wieder in mir, und dann konnte ich erſt wieder in mich ſelbſt ſehen, mein Glück in mir ſelbſt begründen, und alles Glück und Unglück der Welt als ein Spiel betrachten. Seit Langem ſchon kann ich nichts ohne Religion thun, wenigſtens habe ich daran gearbeitet, jede Leidenſchaft aus mir zu verbannen, und nur die Rückſicht des wahrhaft Guten in mir wirken zu laſſen. Bei wichtigeren Anläſſen aber habe ich nie ohne ſtrenge religiöſe Prüfung und tiefe Ergebung in den Willen des Allerhöchſten leben können."

Ende Mai — zehn Tage vorher hatte er die Vorrede zu ſeinem obengenannten Buche geſchrieben — erfreute Schultz ſich einiger ſchönen Stunden in einem Beſuche ſeines herzinnig ergebenen Freundes Piſtor, mit dem auch eine von einer Geſchäftsreiſe nach Duderſtadt aus zu unternehmende verſtohlene Zuſammenkunft mit der Geliebten verabredet ward, da ſeiner Dienſtverhältniſſe wegen nichts davon verlauten durfte. Der 14. Juni war der glückliche Tag, wo er wieder einmal des reinſten Glückes an der Seite der vor vier Monaten verlaſſenen Geliebten genießen ſollte. Nach Heiligenſtadt zurückgekehrt, ſetzte er die ſein Herz in ernſt andächtige Schwingungen verſetzende Verbindung mit der Erſehnten ſeines Herzens in heiter winkender Hoffnung auf die Zukunft ungetrübt fort. Muſik und Dichtkunſt blieben fortwährend die Hauptgegenſtände des Herz und Sinn vertraulich erſchließenden Briefwechſels. Schultz ſchwärmte damals für das Landleben, mit welchem er ſtets in allernächſter Verbindung zu bleiben gedachte, aber der ſtrenge Wille des Vaters erklärte ſich auf das Entſchiedenſte gegen eine ſo ungelegene Liebhaberei, und drängte ihn zur baldmöglichſten Ablegung der letzten, großen Prüfung.

Zu dieſem Zwecke verließ er Mitte September Heiligenſtadt. Nachdem er in Hildesheim einige glückliche Tage mit der Geliebten verlebt hatte, kam er am 1. October zu Berlin an, wo er ſich ſofort zur Prüfung meldete. Da dieſe aber ohne ſeine Schuld länger hinausgeſchoben ward, ſo fand er gelegene Zeit, neben ſeinen nöthigen Vorbereitungen ſich mit dem Studium des General-

baſſes und des für den Geſang beſonders wichtigen Italiäniſchen zu beſchäftigen; auch ward die Singacademie fleißig beſucht, und die Verbindung mit Zelter eifrig gepflegt. Sonſt erfreute ihn der Umgang mit ſeinem treuen von Reckel, mit welchem er erhebende Geſpräche über höhere Gegenſtände des Daſeins unterhalten konnte; auch mit Solger, der ſeit dem Anfange des Jahres zur Kriegs- und Domänenkammer nach Berlin gekommen war, wo er neben ſeinen Geſchäften beſonders griechiſche Studien eifrigſt betrieb, wird er ſich wieder freundlich berührt haben.

Nachdem Schultz endlich am 24. Januar 1801 die letzte Prüfung ſehr glücklich beſtanden hatte, wurde er auf Hardenberg's Befehl gleich darauf als Aſſeſſor in Ansbach ernannt, mit einem Thaler täglicher Diäten und Zuſicherung baldigen feſten Gehaltes. Altenſtein, ſeit Kurzem zum Geheimen Oberfinanzrath und Mitglied des Generaldirectoriums befördert, hatte ſeine Anſtellung bei Hardenberg betrieben, und zwar zunächſt auf Veranlaſſung ſeiner Schrift: Ueber den allgemeinen Zuſammenhang der Höhen, die er, als eifriger Freund der Naturkunde, ſehr warm aufgenommen. „Ich hatte ihn vorher nicht gekannt", ſchreibt Schultz, „und jetzt hat er eine Theilnahme an meinem Schickſal gefaßt, die mich wirklich rührt. Auf den Fall, daß es mir irgendwo nicht gut geht, bin ich überzeugt, an ihm die redlichſte Stütze zu finden." In Ansbach, wohin er bereits am 22. Februar abreiſte, wurden ihm ſofort mehrere Geſchäfte der bis dahin erledigt gebliebenen Rathsſtellen zur Bearbeitung übergeben; auch fehlte es nicht an manchen auswärtigen Aufträgen. So finden wir ihn im Mai zu Nürnberg, Altdorf, Weißenburg, Nördlingen, im Juli zu Würzburg. Mitte Auguſt erhielt er Urlaub für den September, und reiſte ſofort nach Hildesheim, wo er ſich der herzigen Gegenwart der Geliebten wieder voll erfreuen durfte. Auf der Rückreiſe theilte man ihm zu Göttingen eine ſehr günſtige Beurtheilung ſeiner Schrift freundlich mit.

Das Ansbacher Leben zog ihn ſehr wenig an. Die muſicaliſchen Genüſſe, an denen er ſich ſofort thätig betheiligte, waren höchſt mittelmäßig, da ſich durchaus kein Sinn für höhere Muſik hervorthat; eben ſo wenig herrſchte geläuterter Geſchmack in der ſchönen Litteratur, ſo daß Schultz mit der daſelbſt herrſchenden Anſicht ſich immer in Streit fand. „Es intereſſirt mich gar nicht mehr, was die Welt denkt und redet", ſchreibt er am 12. December, „und ſo beluſtigt es mich nur. Es gehört in der That ein feſter Sinn dazu; aber ich habe hier in dieſem Betracht auch ſchon genug gelitten, und jetzt bin ich wohl durch. Ich ziehe mich ganz zurück zu meinen Arbeiten, zu meinen Wiſſenſchaften und zu meiner Liebe ewigem Andenken. Die Welt iſt voll Figuren, mit denen man ſpielen muß, weil man mitten drunter iſt. Es iſt eigentlich ein ſchrecklicher Gedanke, ſeine Mitmenſchen ſo ganz als null zu behandeln, aber wer nicht ſelbſt von der Höhe der Wahrheit herabſinken will (und das wäre doch die große Sünde!), der muß dieſe

Prüfung bestehen. Je fester er ist, desto sicherer wirkt er auf seine Mitmenschen, durch Beispiel, Rath und That. So will ich nun schon bleiben, und kann und darf nicht anders." Nur mit seinen Amtsgenossen Sotzmann und Luz, der Kriegsräthin Beyer und der Familie des Hofrath Schegk, stand er in näherer Verbindung; im letztgenannten Hause gab er den beiden herangewachsenen Töchtern, von denen ihn die ältere, bereits verlobte wegen ihrer Aehnlichkeit mit seiner so heiß ersehnten Braut besonders anzog, Unterricht im Singen.

Am Anfange des Jahres 1805 wurde ihm die Direction der Bruckberger Porcellanfabrik übertragen, für deren Verbesserung er sehr erfolgreich wirkte. Er selbst äußert in einer Randbemerkung zu § 585 von Goethe's Farbenlehre: „Ein vorzüglicher Fehler des Porcellans, der aus einer nachlässigen Behandlung fast in allen Fabriken in neuerer Zeit zur Mode geworden ist, besteht in der bläulich grauen Farbe, welche durch eine schlechte, leicht flüssige Glasur dem Geschirr mitgetheilt wird. Diese graubläuliche Farbe hat zur Folge, daß die Farben sich nicht in ihrem reinen Verhältniß darauf ausnehmen können, wogegen auf der reinen Weiße die Farben, wie man sagt, vortrefflich stehen. Ich bemerkte, als ich im Jahre 1805 Director der Königlichen Porcellanfabrik zu Bruckberg bei Ansbach wurde, diesen Fehler an dem [illegible]gen Geschirre in so hohem Grade, daß ich es sogleich zu einer Hauptangelegenheit machte, die Weiße des Porcellans wieder herzustellen, wobei alle Verhältnisse der Fabrication durchgegangen und verbessert werden mußten, mithin der ganze Troß schlechter Officianten und Arbeiter sich widersetzte, so daß ich erst nach einer radicalen Reform der ganzen Fabrik dahin gelangte, ein reines, weißes, fein zu arbeitendes, wohl durchgebranntes und geschmolzenes, wohlklingendes Geschirr herzustellen." Den kräftig vorschreitenden Mann ließ es nicht ruhen, bis er jedem sich ihm darstellenden Uebelstande gründlich abgeholfen hatte, wobei er freilich oft gar zu einseitig und enthusiastisch leidenschaftlich verfuhr.

Von einem ihn zu Anfange des Jahres befallenden Fieber bald glücklich hergestellt, fühlte er sich fortwährend in der sehnsüchtigen Hoffnung unzertrennlicher Verbindung mit der Geliebten innigst beseligt, doch konnte er sich dabei die Schwierigkeiten nicht verhehlen, welche sich noch immer derselben entgegenstellten. „Wenn ich ernsthaft an unsere nächste Lage denke", schreibt er am 21. Juni seiner einzig geliebten Hanne, „so sehe ich mit Gewißheit vielen Kampf mit äußeren Verhältnissen, Entbehrungen, Einschränkungen, kurz Stoff zu unendlichen Klagen und Mißvergnügen für einen gewöhnlichen Menschen voraus. Ich wünsche und hoffe in aller Zuversicht, daß unsere Verbindung in künftigem Jahre geschehen wird; allein ich sehe eben so gewiß voraus, daß mein Vater alsdann alles aufbieten wird, um es zu verhindern, nicht um uns überhaupt zu trennen — denn dies hofft er wohl nicht mehr —,

ſondern mich noch um einige Jahre älter werden und uns ein beſſeres Einkommen abwarten zu laſſen. Er wird es für unmöglich halten, daß wir in der Art, wie ich dir es ſchon unlängſt ſchrieb, ſubſiſtiren können; er wird mich völlig in mein Unglück rennen ſehen, wenn ich ſeines Widerſpruches ungeachtet dich zu mir holen werde, und ich fürchte, daß ich ihm ſehr, ſehr wehe thun werde, wie er mir. Daß wir ein ſehr eingeſchränktes und von aller, ſelbſt der geringſten Prätenſion entferntes Leben führen werden, iſt gewiß; beträfe uns irgend ein Unfall, was ſich nie voraus bedenken läßt, ſo würde es uns hart gehen. Alles dies überlegt mein Vater, und da er von dem Muth und der Ergebung eines wahrhaft religiöſen Gemüthes keinen lebhaften Begriff hat, zittert er für unſere Lage und widerſetzt ſich unſerem Lebensplane."

In den Muſenkünſten fand Schulz noch immer ſeine heiterſte Luſt und reinſte Befriedigung. Er ſelbſt ſetzte mehrere Lieder von Goethe, Novalis u. a. in Muſik, und überſandte ſie nebſt einem Liede ohne Text der Geliebten. Auf den Wunſch derſelben, ein einfaches leichtes Duett von ihm zu erhalten, verſuchte er ſich an Goethe's Mailied, das ſich von allen Goethe'ſchen Liedern am einfachſten behandeln laſſe. „Willſt du mir ein recht leichtes, einfaches Lied, was du gern ſängeſt, ſchreiben", bemerkt er, „ſo will ich ernſtlich verſuchen, es ganz nach deinem Wunſche zu machen. Es iſt wirklich ſchwer, ein recht leichtes Lied zu ſetzen, für den, der ſich gewöhnt hat, die Muſik nur in ſchweren Baſſen zu ſtudiren. Die Melodien wollen da nicht ſo leicht fließen; unwillkürlich wird das einfachſte Lied mit Gedanken angefüllt, die gar nicht einmal darin liegen. Dagegen mache ich dem Reichardt wieder den Vorwurf, daß er alles zu einfach und gedankenlos behandelt. Manches Wichtige von Goethe iſt durch ihn ganz unrichtig ausgedrückt worden, und wenn es ſich nur leicht ſingen läßt und gut in's Gehör fällt, gefällt es doch allgemein, und die Folge iſt, daß das Lied, deſſen Gedanken durch die ihm angemeſſene Muſik deſto lebhafter anſprechen ſollten, durch die Muſik nur deſto unverſtändlicher wird, und der innere Sinn deſſelben dem gefühlvollen Sänger entgeht. Viel Verdienſt hat Reichardt durch die richtige Declamation, und dieſes erleichtert wiederum das Verſtändniß des Liedes ſehr." Ein andermal äußert Schulz auf Veranlaſſung von Goethe's Werther: „Wer nicht im Stande iſt, Goethe's Kunſt in jedem Buche zu bewundern, wie wahrhaft, edel, rein, voll Erkenntniß des höchſten Lebens alles gedacht und geordnet iſt, der betrachtet es als ein Unterhaltungsmittel, und findet nur in dem Maße Gefallen daran, als die dargeſtellten Scenen ſeinen regelloſen Einbildungen entſprechen. Gutes wird dadurch nun ſelten und gleichſam von ungefähr geſtiftet."

Im Auguſt reiſte Schulz über Hildesheim nach Berlin. Hier gelang es ihm, den Vater, der ihm damals ſein mütterliches Vermögen im Betrage von 5200 Thaler übergab, ganz für ſeine

Straße.

Fauſt. Margarethe vorüber gehend.

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarethe.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

Sie macht ſich los und ab.

Fauſt.

Bey'm Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſittſ und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Braut und die baldige Verbindung zu gewinnen. Im October kehrte er, mit Gedanken an die auf das nächste Jahr festgesetzte Heirat vollauf beschäftigt, nach Ansbach zurück. Durch Hardenberg war ihm ein fester jährlicher Gehalt von 832 Gulden angewiesen, und bei dem bald darauf erfolgenden Abgange des Kriegs- und Domänenrathes Ladenberg hatte er die sicherste Aussicht, in dessen Stelle zu treten, wie ihm denn auch das von diesem verwaltete Militärdepartement neben seinen sonstigen Arbeiten übertragen wurde. Aber die einige Wochen darauf erfolgte Abtretung von Ansbach an Baiern zerstörte diese ersehnte Hoffnung. Ende Februar 1806 rückten die Franzosen in Ansbach ein, wodurch er mit den unangenehmsten und ermüdendsten Geschäften überladen ward. „Wollte Gott", schreibt er am 3. März an seinen Vater, „daß nur die Baierischen Commissarien sich endlich sehen ließen! denn bald wird nicht mehr durchzukommen sein." Hardenberg hatte unterdessen am 22. Februar seine Versetzung nach Baireuth beschlossen; da er aber dort nicht auf baldige Beförderung rechnen durfte, so bat er um die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren, „um so mehr, als er sich selbst physisch außer Stande befinde, die mit unnennbaren Aufopferungen eigenen Interesses verknüpften außerordentlichen Anstrengungen im Dienst seit der Französischen Occupation länger zu ertragen". Hardenberg ging auf diese Bitte bereitwillig ein, doch konnte er, durch mancherlei Hindernisse zurückgehalten, erst am 20. April Ansbach verlassen, wo ihn die erschütternde Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit seines Vaters ereilt hatte. Drei Tage nach seiner Ankunft in Berlin, am 26. April, traf der gefürchtete Schlag den treuliebenden Sohn. Schon am 5. Mai wandte sich Schultz seiner weiteren amtlichen Verwendung wegen an Hardenberg. „Ew. Hochfreiherrlichen Excellenz ist gnädigst bekannt", schreibt er an diesen, „welchen unersetzlichen, ewig schmerzhaften Verlust ich seit Kurzem durch den Tod meines Vaters erlitten; mit ihm sank meine einzige zuverlässige Stütze in's Grab. Ohne alle Hülfe eigenen Vermögens, bin ich nunmehr in der äußersten Nothwendigkeit, mir in Königlichem Dienste meinen vollen Unterhalt zu erwerben, oder solchen, unter Aufopferung der rechtlichen Ansprüche einer fünfjährigen treuen und kostbaren Dienstzeit, eiligst zu verlassen, um statt dessen noch bald genug irgend einen bürgerlichen Erwerbszweig zu ergreifen. Dennoch kann ich die heilige Ueberzeugung, daß Treue und Arbeit sich gewiß ihren Lohn selbst bereiten, niemals aufgeben; in jetzigem Augenblick beruht die Erfüllung derselben lediglich in Ew. Excellenz Hohen Händen." Vorab wünschte er, unter Beibehaltung seines Gehaltes, zu Berlin in verschiedenen Departements arbeiten zu dürfen, bis er zu einer anderen Stelle mit zureichendem Gehalt befördert werden könne. Während er in Berlin seines weiteren Schicksals wartete, lebte er mit Rehtel, dem Bräutigam der Schwester seiner Geliebten, in innigst freundlichem Verhältniß; dieser führte ihn auch bei einer

ſehr gebildeten und der Muſik eifrig ergebenen Jüdiſchen Familie ein. Die Singacademie beſuchte er fleißig, und ſchloß ſich immer enger an Zelter an, welchem eben der Verluſt ſeiner Gattin eine der tiefſten Wunden geſchlagen hatte. Die Vorbereitung zur baldigen Verheiratung wurden indeſſen getroffen, aus der Hinterlaſſenſchaft ſeines Vaters brachte er viele gute Sachen zu billigen Preiſen an ſich, und miethete ſich ein Haus in der Wilhelmſtraße auf den 1. October. Am 10. Juli ernannte ihn der König zum Kriegs- und Domänenrath und vorläufigem Mitarbeiter des Südpreußiſchen Departements mit ſeinem bisherigen Gehalte und 365 Thaler Diäten. Sein Schwiegervater Püttmann zu Hildesheim war während dieſer Zeit gefährlich erkrankt. Redtel, der dort anweſend, nahm ſich der Kinder, welche am 13. Juli des beſten Vaters beraubt wurden, mit hingebendſter Aufopferung an. Durch dieſen von der Trauerkunde in Kenntniß geſetzt, erklärte er ſich gleich bereit, wo nicht alle, doch die meiſten Kinder nach Verlauf von vier bis fünf Wochen zu ſich zu nehmen, wozu er ſeine Wohnung gleich einrichten ließ. Der Geliebten aber ſchreibt er: „Gehe hinaus, meine Hanne, benutze den erſten ſonnigen Augenblick, um auf den Berg zu gehen, Gottes Stärkung zu empfangen.' Das zweitemal gehe hinaus und nimm deine Geſchwiſter alle mit und Redtel. Das drittemal bin ich mitten unter euch. Wir ſind von Gott eines großen Lebens gewürdigt worden. Laß uns dieſes voll erkennen, und ihm Danklieder ſingen! Die Väter verließen uns, aber der Vater lebt ewig und verläßt uns nun gewiß nie! Erhalte die Blüthe deiner Jugend und deiner Geſchwiſter ſo fortſam, als das Theuerſte, was uns zu Theil ward! Laß ſie nicht weinen! wahrlich Thränen der Betrübniß ſind unſerer unwürdig! Dein Vater iſt glücklich; wir ſind es noch mehr: er ſtarb, wir leben dem ewigen Willen gemäß. Was iſt Betrübniß? kannſt du ſagen? Ich komme mit hoher Freude zu dir; war es jemals der Fall, ſo iſt es jetzt zum Höchſten. Deinen Geſchwiſtern allen gib für mich einen heiligen Kuß!" So hoch erhoben fühlte ſich Schulz im Hinblick auf die ſein Leben glücklich begründende, Jahre lang erſehnte Verbindung.

Sehnſuchtsvoll eilte er der Geliebten entgegen, deren Thränen um den hingeſchiedenen Vater er mit ſehnender Liebe ihr von Aug' und Wange küßte; die Verwaiſte war nun doppelt und dreifach ſein. Am 4. Auguſt ward die Hochzeit gefeiert; ſechs Tage ſpäter verließ er Hildesheim mit ſeiner jungen Gattin und zwei Schweſtern derſelben, Helene und Sophie; am 15. kam er in Berlin an, wo er gleich darauf die Bekanntſchaft von Chriſtian Friedrich Schleſier machte, dem Bruder ſeines Univerſitätsfreundes Friedrich Heinrich. Den 27. October zog der Franzöſiſche Kaiſer ſiegreich in Preußen's Hauptſtadt ein; in jähem Falle war ein großes, ſtarkes Königreich hingeſtürzt. Im bitterſten Schmerze über des Vaterlandes Noth ſuchte Schulz in wiſſenſchaftlichen Studien eine heitere

Zufluchtsstätte. Plato und Fichte wurden eifrig gelesen, bei Klaproth Chemie getrieben, wobei ihn besonders die Bereitung des Flintglases beschäftigte. Auch erfreute er sich des Umganges des naturkundigen Willdenovius von Königsberg und seines von Hildesheim zurückkehrenden treuen Redtel. Des letzteren Braut Helene reiste im folgenden März (1807) von Berlin zu Reichardt, der Halle verlassen und sich nach Preußen begeben hatte. Im Mai kamen zwei andere Schwestern seiner Frau nach Berlin, wo Schultz sich ihrer, wie der ganzen Familie, väterlich annahm. Der letzte Juli beschenkte ihn mit seinem Erstgeborenen, der in der von Schleiermacher vollzogenen Taufe den Namen Bernhard erhielt. In dem Reimer-Schleiermacher'schen Kreise gehörte Schultz mit seiner jungen, schönen Frau zu einer der erfrischendsten Erscheinungen, wenn auch seine leidenschaftliche Schroffheit manchmal verletzend wirkte. Hier war es auch, wo er mit Varnhagen von Ense zusammentraf, der ihn aus längerem, durch keinen Zwist getrübtem Umgange als einen schönen Mann schildert, von einnehmender Grazie, edel in seinen Triebfedern wie in seinen Gedanken, der sich von selbst in die Reihe der sittlich und geistig Besten stellte. „Ruhig rang er während der Unglücksjahre gegen die Drangsale des Vaterlandes", fährt er fort; „er war einer der entschiedensten und heftigsten Franzosenfeinde, hatte jedoch den guten Sinn, beim bitteren Declamiren sich nicht lange aufzuhalten, sondern wandte seinen Geist wie seine Thätigkeit, wo für seine Zwecke nichts unmittelbar zu leisten war, alsbald auf höhere Gegenstände der Wissenschaft und Kunst, und schloß die mannigfachsten Wege in diesen Gebieten für seinen Forschungstrieb auf." Mit Schleiermacher, der ihn in die Griechische Philosophie einweihte, machte er im August eine Fußreise nach Freienwalde. Zu derselben Zeit beschäftigte er sich mit dem Studium von Adam Smith, suchte sich mit der doppelten Buchhaltung vertraut zu machen, und stellte mit seinem Freunde, dem Geheimen Postrath Pistor Versuche an zur Herstellung eines besseren und billigeren Flintglases. So fühlte sein reger Geist sich nach den verschiedensten Richtungen menschlichen Wissens und Schaffens lebhaft hingezogen. Im September finden wir ihn auf Geschäftsreisen in Neustrelitz, Pötzow, Neubrandenburg und an anderen Orten; zu Rheinsberg und Zechlin besichtigte er die Glashütten und sonstige Fabrikanlagen. Die Glashütten waren für ihn besonders wichtig, da er sich seit längerer Zeit mit dem Gedanken einer Anlage zur Verfertigung des Flintglases trug, wozu er manche Versuche angestellt hatte. Nach der Rückkehr verband er sich mit seinem Freunde Pistor und dem Mechanicus Mendelssohn, die, gestützt auf die neueren Entdeckungen der Optik, das zur Zusammensetzung astronomischer Objective erforderliche Verhältniß der Glascomposition vollständig entdeckt hatten, zum gemeinsamen Betriebe einer größeren Fabrikanlage. Bei den zu diesem Zwecke angestellten Schmelzungs- und Auflösungsversuchen drängten sich die Farben bedeu-

tungsvoll entgegen; Pistor nahm hiebei auch auf Goethe's vor vielen Jahren erschienene Beiträge zur Optik einige Rücksicht, aber da der davon gemachte Gebrauch zu eingeschränkt war, so fand sich Schultz nicht veranlaßt, näher darauf einzugehen. „So blieb ich auf meinem alten Wege der Naturanschauung in dunklem Bewußtsein", bemerkt Schultz selbst, „ja ich kann sagen, daß mit gleicher Hingebung, wie ich das Glück des Lebens nie vom Bestreben und Erringen, sondern stets von der Gunst und der belebenden Herrlichkeit des höchsten Wesens hoffte, so auch mein Glaube, zur Einheit in der Naturkenntniß zu gelangen, an jenes höchste Wesen geknüpft war, und unerschütterlich fest stand, wenn auch in Jahren der Vorschritt unmerklich, oft mehr als Rückschritt vom Ziele erschien."

Am 24. März 1808 wandten sich die drei Verbündeten an den Minister Stein mit der Bitte um Ertheilung eines Patentes auf sechs Jahre für die ausschließliche Verfertigung des Flintglases und jedes 3,000 und darüber specifisch schweren Glases zum optischen Gebrauche und zu allen Arten von Geschirren, wogegen sie sich bereit erklärten, ihr Geheimniß bei dem Königlichen Fabrikdepartement niederzulegen und sich nach Ablauf der sechs Jahre die Veröffentlichung desselben gefallen zu lassen. Bei den geringen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln wünschten sie, daß ihnen das Königliche Schloß zu Wusterhausen auf Erbpacht, Erbzins oder in einer sonstigen ihr Interesse sichernden Weise auf zwölf Jahre übergeben werde, und ihnen die Auswahl des Torfes auf den nahen Königlichen Gruben überlassen bleibe. Hiebei mußten sie besonders auf eine wohlfeilere Gewinnung der zur Glasfabrication bedeutendsten Stoffe, des Mennigs und des Salpeters, bedacht sein, und nahmen auch hierfür die Unterstützung von Seiten der Behörden in Anspruch. Im April zog Schultz mit den Seinigen, zu denen auch drei seiner Schwägerinnen gehörten, zu seinem Freunde Fr. von Raumer in Wusterhausen. Die beabsichtigte Glasfabrication fand aber unter den damaligen Zeitverhältnissen keinen Fortgang. Im Juni reiste Schultz nach Neuruppin, wo er sich mit Geschäften überladen fand. Auf kurze Zeit kehrt er im August nach Berlin zurück, wo er bei seinem Schwager Reckel einspricht, begibt sich darauf nach Havelberg, um die Geschäfte der dortigen Speciallagercommission zu übernehmen. Im November nimmt er die Seinigen mit sich nach Neuruppin, doch besucht er im folgenden Monate wieder Berlin, das die Franzosen vor wenigen Tagen geräumt hatten. Zu Anfange des folgenden Jahres, am 11. Januar, erfreute ihn die Geburt seiner ersten Tochter, welcher er den Namen der heiligen Cäcilia, der Schutzpatronin der Musik, beilegte.

Am innigsten war Schultz damals mit Reckel, Reimer, Fr. von Raumer, Schleiermacher und Solger befreundet. „Ihre Einladung nach Ruppin weise ich nicht ab", schreibt ihm Solger am 19. Februar 1809. „Bleiben Sie wohl noch bis in's Frühjahr

da, dann reise ich gewiß nach Schwedt, und könnte vielleicht beides vereinigen. Sehen Sie doch nur nicht so hochmüthig auf uns arme Berliner herab! Die kleinen Coquetten sollte ich Ihnen noch segnen. — Ich kann nicht läugnen, daß ich gern mit den kleinen Wesen zu thun habe; es gehört zu meiner Behaglichkeit, daß mir die Welt circum praecordia ludit (um's Herz spielt, Pers. I, 117). Wenn ich aber meinen Glanz in den Theetischen finden und daselbst auf dem Paradepferde vorreiten werde, dann greifen Sie an! Noch ist es, Gott Lob! nicht Zeit. Die Gleichförmigkeit in Berlin gebe ich Ihnen zu; aber Sie glauben nicht, wie bunt es in meiner Stube zugeht. Ein studirendes Wesen bin ich einmal, und kann also ohne eine Menge Bücher nicht bestehen. Sie glauben nicht, wie viel klein gedruckte Folioseiten von Griechischen Scholien zum Aristophanes und Pindar ich diesen Winter schon durchgearbeitet habe, und dabei, Freund, die Fragmente der alten Jonier und Eleaten, und eine Menge mythologisches Zeug. Solche Arbeiten, die immer massenweise hinter einander folgen müssen, verlangen Stadtleben. Endlich wer eine Frau hat (und welche Frau!), der mag ohne engeren Freundeszirkel leben können. Ich kann es nicht, und es wird mir hart vorkommen, den Kreis von Krause, Hagen, Reßler u. s. w. zu verlassen. Diese sind von den Treuen und mir lange erprobt." In der Verwerfung von Fichte's Wissenschaftslehre stimmt er mit Schultz überein, weil es keine Form ohne Materie oder ohne inneren Kern gebe. Zugleich vertraut er ihm, daß er im nächsten Sommer ein philosophisches Gespräch schreiben werde, welches so zu sagen einen besonderen Gegenstand behandeln, aber gerade einen der Hauptpuncte betreffen werde. Seine Frage über den Römischen Census kann Solger zunächst nur durch einige Nachweisungen beantworten.

Schultz erwiedert gleich darauf: „Unsere Briefe werden zum Gespräch, wenn Sie so fortfahren, mich aus mir selbst herauszulocken. Wen das Getöse der Welt stumm macht, kann bei Freundesreden nicht schweigen. Und von dem Wichtigsten zuerst. Sie geben die Wissenschaftslehre Preis, „weil es keine Form ohne Materie gibt oder ohne inneren Kern". Sagen Sie, ich bitte, „weil die Scheidung von Materie und Form in der Potenz der Wissenschaftslehre ein Unsinn ist"! Und dieses Wort verpflichtet mich, weiter zu gehen. Vom niedrigsten bis zum höchsten endlichen Verhältniß des Erkennens gibt es nirgends eine in sich geschlossene Form, nirgends eine Gränze, einen Maßstab, nichts Absolutes, als eben jenes letzte endliche Verhältniß, die Idee Gottes. Sonach gibt es in der Mitte des Lebens keinen Beweis als durch sie: die Behauptung eines Beweises außer ihr ist eine fast unbegreifliche Täuschung, die sich durch sich selbst vernichtet, wenn sie dialectisch geprüft wird. Die Idee Gottes, als das Verhältniß des Mittelpuncts zur unendlichen Sphäre, findet sich sonach nothwendig in allem Leben, und in sofern sie die Kraft alles Lebens ist, ist ihr

Geſetz (Grundſatz) zugleich das Geſetz alles Lebens, alles Bildens. Dieſes Geſetz iſt das der Centricität. So wie durch dieſes Geſetz die Idee Gottes iſt, ſo iſt durch ſie die Erſcheinung des erſten aller Gegenſätze, der Individualiſirung gegen die Univerſaliſirung, gegeben, oder eigentlicher es erſcheint die Möglichkeit und Nothwendigkeit der Individuen in einem Univerſo. Und ſomit haben wir einen Realismus, im Gegenſatz des Idealismus, oder das Reale in der Idee. Und alles dieſes erſcheint in der unendlichen Erweiterung der Sphäre der Idee in unendlich vielfach potenzirtem Verhältniß wieder, wovon Form und Materie, Object und Subject zu den allgemeineren gehören. Wovon man aber reden mag, alles fällt in die Sphäre der Idee und unter ihr Geſetz, und nur von ihr geht Sicherheit (Beweiskraft) aus; ſie aber iſt unmittelbar oder abſolut oder an ſich nothwendig. Das Syſtem dieſer großen durchwaltenden Bildung weiß ich, obwohl uneigentlich, nicht anders zu benennen, als der Formalismus der Welt. Die Mathematik gibt von dieſem Syſtem die deutlichſte Urkunde. Alle Welt fühlt ihre Gewalt, jeder ſchreit ſie darum an und weiſt mit Fingern auf ſie hin; aber noch habe ich keine Meinung von der Mathematik gehört, die das trifft, was ich von ihr in Bezug auf den Formalismus ſagen muß. Es ſei nun, daß ich ganz im Irrthum bin oder nicht, ſo wünſche ich wenigſtens von Ihnen, lieber Solger, verſtanden zu werden, und ob Sie mich verſtanden haben, werde ich erkennen, wenn Sie mir es ſagen, was ich von der Mathematik meinen muß. Sodann werden Sie mir vielleicht eine von den vielen menſchlichen Künſten nennen können, durch welche der Formalismus überaus deutlich, und vielleicht einzig vollkommen, dargeſtellt wird. Es iſt faſt wunderbar, wie es der Göttlichkeit gefallen hat, ſie durch ſie dem gemeinſten Leben zu offenbaren. Die Kraft der Gleichniſſe, der Sprüchwörter, Fabeln, Allegorien, die Kraft der Muſik und aller ſchönen Künſte, endlich jenes magiſche Zauberſpiel der Gedanken und Empfindungen — von der Liebe, kurz von allem, was iſt und ſcheint, läßt ſich nur von der Idee des Formalismus aus mit durchgreifendem Verſtande reden, und wer mit Verſtand ſpricht, iſt in ſofern in dieſer Idee. Dieſes mit Verſtand oder in der Idee des Formalismus ſprechen iſt aber die Dialectik, und es ſei die dritte und letzte Aufgabe, an der ich unſer gemeinſames Verſtändniß zu prüfen wünſche, wie Sie es verſtehen, daß ich die Dialectik mit dem Formalismus in eine für den Menſchen nothwendige, unmittelbare Beziehung ſetze, die Dialectik für die ſchönſte aller Künſte anerkenne, und ihr den ganzen Preis philoſophiſcher Erkenntniß zuertheile. Ich ſetze hinzu, daß, ſo viel ich die Geſchichte kenne, die Dialectik einzig durch Plato erſchienen iſt, und noch bis jetzt (und vielleicht für immer!) für eine verlorene Kunſt anzuſehen iſt (unbewußt iſt die Dialectik in uns allen, nämlich durch den Formalismus), und daß, nächſt Chriſtus' Lehre und Leiden, für die Men-

schen nichts Größeres erschienen ist, als Plato's Lehre oder Socrates' Leben. Vielleicht erkennt man die Größe der Dialectik oder des Platonismus historisch besser durch die entgegengesetzte Größe der Dogmatik oder des Aristotelismus, daß ich es, um kurz zu sein, so nennen darf. Welch ein Kampf geheimer Kräfte! Schleiermacher's Arbeit am Plato kann ich fast nur mit der Arbeit der Abwickelungsmaschine gleichstellen, welche die verbrannten Handschriften von Herculanum wieder in's Leben bringt; als solche Maschine ehre ich ihn sehr, als Philosoph nicht." Solger's Antwort auf diese für seinen philosophischen Glauben höchst bezeichnende Auslassung liegt nicht vor.

Unterdessen hatte Schultz es nicht an den dringendsten Bewerbungen um eine erwünschtere Stellung fehlen lassen, wozu er besonders durch Altenstein's Vermittelung zu gelangen suchte, der ihm seine Gewogenheit unverändert erhalten hatte. Dieser hatte ihm bereits am 28. Januar 1808 geschrieben, er sei der Erfüllung seiner Wünsche für ihn immer nahe gewesen, und nie habe er sein Ziel erreichen können; jetzt aber fühle er sich durch die Abreise des Minister von Stein dringend aufgefordert, nicht länger mit der Antwort zu säumen. „Oft habe ich über Sie und Ihr künftiges Schicksal mit dem Minister von Stein, einem herrlichen Manne von Kopf und Herzen, gesprochen", äußert er. „Darauf gründeten sich obige Hoffnungen. Er wünscht, Sie persönlich kennen zu lernen, und schätzt Sie, ohne Sie zu kennen. Lassen Sie ihn ungefähr acht Tage ruhig in Berlin, und dann machen Sie ihm die Visite. Empfehlen Sie sich ihm und beziehen Sie sich darauf, daß ich Ihnen gesagt habe, er werde Ihrer gedenken." Indessen verwirklichte sich die Hoffnung der in Aussicht stehenden Beförderung nicht. Preußen's Unglück erzwang die Entfernung des größten und edelsten Mannes aus dem Staatsdienste. Nach Stein's, auch von Schultz schmerzlich bedauertem, Abgange übernahm Altenstein das Finanzministerium, wozu Schultz ihm am 15. December 1808 aus vollster Seele Glück wünscht. „Möge denn", so redet er ihn an, „Ihr rastloses Bemühen nach Wahrheit, die seltene Reinheit, Festigkeit und Umsicht im Entwurf so wie im Handeln, welche in den Jahren, wo ich unter Ew. Excellenz näherer Leitung stand, der Stolz und das Glück meines Dienstes waren, möge endlich die erste, doch seltenste Eigenschaft eines Staatsmannes, Ihre unwandelbare Treue gegen das Rechte und Gute, Sie auf der betretenen großen Bahn unterstützen und erhalten, möge, daß ich es nenne, Gott selbst, den Sie erkennen, Ew. Excellenz mit neuen Kräften segnen, um das gefährlich schwierige Unternehmen der Wiederherstellung des gesunkenen Zustandes des Vaterlandes mit Erfolg durchzuführen und die Bürger von der Verzweiflung am Heile des Staates zurückzubringen. Indem ich dieses schreibe, wirft die Anerkennung meines zu großen Abstandes von Ew. Excellenz mich schmerzlich auf mich selbst zurück, und ich verstumme;

ja, ich muß mich schuldig fühlen, das Recht verloren zu haben, mich Ihnen persönlich zu nähern, und, mit Bekämpfung, thue ich Verzicht darauf. Ew. Excellenz gehören nunmehr einer höheren Sphäre, Ihr Antheil ist das Ganze; Individuen haben auf Ihre Aufmerksamkeit nur in sofern Anspruch, als sie für die hohen Staatszwecke, welche Ew. Excellenz im Auge haben, von Bedeutung sind. Hat mich also das wechselvolle Schicksal des Vorzugs beraubt, Ihnen nahe zu bleiben, mich mit Selbstbewußtsein Ihrer würdig zu machen, so werde ich doch in der Erinnerung vergangener schöner Zeiten des Glücks genießen, Ew. Excellenz in Ihren Schritten dieser hohen Bahn sicherer als tausend andere zu folgen und zu ergründen. Freude und Bewunderung wird mir vor allen zu Theil werden, wenn das Volk in Ihnen den Erhalter, den Erretter erkennt." Altenstein konnte, durch vielfache Geschäfte und den Wunsch, eigenhändig zu antworten, gehindert, erst am 24. Februar des folgenden Jahres für diesen Glückwunsch danken. Auch in der Entfernung, äußert er, habe er nie aufgehört, seinen Schicksalen die lebhafteste Theilnahme zu widmen, und sich jedesmal gefreut, wenn er darüber etwas Gutes zu erfahren Gelegenheit gehabt. Bei seinen ihm bekannten vorzüglichen Eigenschaften und seinem regen Eifer für alles Gute habe er schon längst beabsichtigt, äußert er, seine Kräfte für den Staat auf eine angemessene Weise in Anspruch zu nehmen, auch bereits einige Einleitungen dazu getroffen. Näheres hoffe er ihm bei seiner Rückkunft nach Berlin eröffnen zu können. Diesem dictirten Briefe fügte er eine eigenhändige längere Nachschrift hinzu, worin es unter anderem heißt: „Herzlich freue ich mich, Sie zu sehen. Ich gehe einen schweren Gang. Im Vertrauen auf die gute Sache, und ein Ziel im Auge, das Ihnen größtentheils auch klar vorschwebt, gehe ich solchen unverdrossen und muthig, und lasse den Gedanken nicht aufkommen, daß die Kräfte nicht zureichen dürften. Die Sache macht sich selbst, ist sie nur auf einen Punct erst gebracht. Diesen zu erreichen strebe ich — diesen zu erreichen, muß ich die schwere Last unterfassen und in sehr niederen Regionen meine volle Kraft anwenden. Bald hoffe ich mich etwas höher aufschwingen zu können, und auf hohem Grund soll, hoffe ich, das Gebäude stehen. Mehr mündlich — mehr über die Mitwirkung, zu der ich Sie, geht es meinem Wunsch gemäß, in meiner Nähe auffordern werde."

Am 25. März schreibt Schleiermacher in Erwiederung eines freundschaftlichen Grußes von Schultz in einem Briefe an Reimer: „Möchten Ihre Geschäfte oder Neigung Sie bald nach Berlin führen, bald, ehe ich reise, damit wir uns noch einmal aussprechen. — Ihren Brief an Stein habe ich noch an demselben Tage abgegeben. Ich weiß nicht, ob die bald darauf erfolgte Catastrophe ihm erlaubt hat, Ihnen noch zu antworten. Damals nahm ich Gelegenheit, seine Ansicht von Ihnen, die mir zu einseitig schien,

zu berichtigen; hernach ist unser Gespräch nicht wieder auf Sie gekommen. — Ueber die allgemeine Angelegenheit ekelt mir zu schreiben; das muß gesprochen sein. Lassen Sie mich Ihnen nur meine Freude bezeugen, zuerst über Ihre vermehrte Vaterschaft, und dann darüber, daß ich hoffe, Sie bald in einer Stelle zu sehen, wo Sie Ihre Kräfte wieder für die gemeine Sache brauchen können, und die, wenn sie auch nicht ganz die rechte ist, Sie doch weiter führt. Nicht als ob ich etwas Bestimmtes wüßte, aber es kann ja gar nicht fehlen. — Werden Sie nur nicht irgendwo ein Director einer Churmärkischen Regierung — wiewohl ich das sonst wohl wünschte; denn gerade an solchen wird große Noth sein —, damit Sie nicht nach Potsdam kommen!"

Im März finden wir Schultz in Bötzow, Lenzen und Eldenburg; am letzteren Orte besieht er mit dem Landrath von Itzenplitz alle Vorwerke. Im Mai erhielt er seine Anstellung als Regierungsrath in Potsdam, zugleich mit der dringenden Einladung Altenstein's, gleich nach seiner Einführung zu ihm nach Königsberg zu kommen. „Ich habe Sie nicht vergessen", schreibt Altenstein am 9. Mai, „und freue mich innigst, Sie bald bei mir zu sehen. Vereint wollen wir ein schönes, wenn auch schwer zu erreichendes, Ziel verfolgen. Eilen Sie, sobald möglich, zu mir zu kommen!" Doch erst im Juni verläßt Schultz mit den Seinigen Neuruppin, um sich zunächst nach Berlin zu begeben, wo er bei seinem Schwager Redtel wohnt. Von hier geht er nach Potsdam, läßt sich daselbst als Regierungsrath einführen, und eilt dann sofort nach Königsberg. Auf dieser Reise sah er zu Marienburg den Schauplatz seiner Jugend und die verehrte Großmutter mit ihren Kindern zu seiner Freude glücklich wieder. Von Königsberg aus, wo er in der Nacht vom 22. auf den 23. Juni anlangte, berichtete er fünf Tage später seiner in Berlin zurückgelassenen Gattin: „Der Minister (Altenstein) hat mich, wie ich erwarten konnte, sehr freundlich aufgenommen, aber über meine Rückkehr nach Potsdam oder mein Hierbleiben bin ich mit ihm noch nicht einig. Er will mir durchaus keinen Zwang anthun, und überläßt mich meinem freien Entschluß; doch will er, daß ich erst die hiesigen Arbeiten kennen lerne, um mich zu entscheiden. Indessen habe ich aus seinen Reden und aus den Unterhaltungen mit allen den Herren Geh. Staatsräthen deutlich ersehen, daß die Geschäfte hier ganz in der Lage sind, in der ich sie vermuthet, und in der ich daran Antheil zu nehmen außer Stande bin. Der Minister hat zwar die Absicht, mich ganz allein bei seiner Person mit den wichtigsten Arbeiten, in welchen es ihm auf treuen Rath und gleiche Gesinnung, die er bei mir zu finden glaubt, vorzüglich ankommt, zu beschäftigen, und dies könnte, wenn die Sache gut geht, allerdings für mich von hohem Werthe sein. Da aber das Ganze von der Wendung abhängt, welche der Krieg der Franzosen gegen Oestreich jetzt nimmt, wie man es sich jetzt hier unverhohlen sagt, so riskire ich, im Fall ich mich

hier anschließe, mit dem hiesigen Ministerio zugleich den Untergang. — In den nächsten vierzehn Tagen muß unfehlbar ein Schlag geschehen, der wenigstens eine Ueberzeugung gibt, was zu hoffen oder zu fürchten ist, und darnach nehme ich sogleich meinen Entschluß definitiv; geht die Sache für Oestreich gut, so kehrt sogleich der Hof und das Ministerium nach Berlin zurück. Alles ist hier in der größten Hoffnung deshalb. Für mich würde dieses das glücklichste Ereigniß sein, weil ich dann, ohne meine Verbindung mit Altenstein abzureißen, wieder zu dir zurückkommen könnte. Geht es schlecht für Oestreich ab, so ist hier alles verloren, und ich gehe, sobald dieses zu fürchten ist, sogleich nach Potsdam zurück." Er bittet die Gattin, sie möge inteßen, sobald als möglich, eine Wohnung in Potsdam miethen, wobei er in keinem Falle zu Schaden kommen werde. Eine Woche später meldet er derselben: „Noch entwickelt sich unsere hiesige Lage nicht; noch ist alles trübe und ungewiß. Man fürchtet, man hofft; aber die Furcht ist größer, als die Hoffnung, und so sieht jeder mit Bangigkeit der nächsten Zukunft entgegen. Nur ich habe nichts zu fürchten; ist einmal der Schlag geschehen, so weiß ich, wie es uns geht, und es kann uns nichts Schlimmeres begegnen, als, was wir jetzt ertragen, die Trennung. Daher sei gutes Muths mit mir! Wir gehen dem Besseren sicher entgegen, während alle andere zagen. Vollende nur, so viel du kannst, unsere Einrichtung in Potsdam, damit wir, sobald wir wieder beisammen sind, ein ruhiges Leben führen können. — Man lebt hier sehr einzeln und unbequem; Quartiere sind äußerst selten und theuer. — Es fehlt hier an der Artigkeit und Bildung, die man in Berlin gewohnt ist. Alles wird nach Geld und Rang abgeschätzt. — Das Vertrauen des Ministers und seine redlichen Absichten, die wahre Hochachtung, die ich für ihn habe, und meine zunehmende Kenntniß und Einsicht von den höheren Staatsverhältnißen machen mir unter solchen Umständen den hiesigen Aufenthalt allein interessant." Die von der Gattin mitgetheilte Nachricht, daß sie zu Potsdam im Schadow'schen Hause auf der Brandenburger Straße eine Wohnung gemiethet habe, deren Zeichnung sie beilegt, erfreute ihn sehr, noch mehr die bald darauf erfolgte Mittheilung von ihrer bereits erfolgten Uebersiedelung. Aber seine eigene bald gehoffte Rückkehr verzögerte sich immer mehr. In geselliger Beziehung fühlte sich Schultz zu Königsberg sehr unbehaglich, am meisten heimisch fand er sich bei dem Commercienrath Schwink, bei dessen Schwager, dem Geh. Finanzrath Stägemann, bei dem Präsidenten Wismann und bei der Familie Willudovius. Im Hause des letzteren traf er auch Zelter an, der sich, wie er schreibt, in Königsberg herumtreibe, ohne daß man recht wiße, was er wolle. Wilhelm Dorow, der unseren Schultz sehr viel im gastfreien Hause seines Vaters, eines Schwagers von Reichardt, sah, bezeichnet ihn als einen geistreichen Mann, von einer ausdrucksvollen, vielversprechenden Phy-

Mephistopheles tritt auf.

Faust.

Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!

Mephistopheles.

Nun, welche?

Faust.

Sie ging just vorbey.

Mephistopheles.

Da hie? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frey;
Ich schlich mich hart am Stuhl vorbey.
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Über die hab' ich keine Gewalt!

Faust.

Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.

Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,

siognomie, mit welchem, da er in dem inneren Geschäftskreise sehr gut unterrichtet gewesen, die inneren Staatsangelegenheiten lebhaft besprochen worden; enthusiastisch habe er sich für das Gesetz vom 26. December erklärt, und in der durch dasselbe bestimmten Theilnahme von ständischen Repräsentanten an den Geschäften der Königlichen Regierung einen Fortschritt nach Stein's Grundsätzen erkannt. Allein Schultz war keineswegs ein besonderer Freund der neueren Bestrebungen, das Volk zur Mitwirkung bei der Regierung zu berufen, und es hiedurch zu freier Selbstverwaltung heranzubilden. Dies ergibt sich aus einigen uns vorliegenden, durch Altenstein um diese Zeit veranlaßten Erinnerungen von Schultz über seines Freundes von Raumer Beurtheilung des Publicandums vom 16. December 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden in Bezug auf die innere Landes- und Finanzverwaltung (erschienen in den Heidelberger Jahrbüchern, Jurisprudenz und Staatswissenschaft, II, 4, 145 ff.); denn hier wird die beabsichtigte neue Einrichtung ihrem Hauptgrundsatze nach völlig verworfen. In der Einleitung zu jenem Publicandum hieß es, die neue Verfassung bezwecke, der Geschäftsverwaltung die größtmöglichste Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einem obersten Punct zusammenzufassen, und die Geisteskräfte der Nation und der Einzelnen auf die einfachste und zweckmäßigste Weise für solche in Anspruch zu nehmen. Die Regierungsverwaltung gehe zu dem Ende von einem dem Oberhaupt des Staates unmittelbar untergeordneten obersten Standpunct aus, von dem nicht allein das Ganze übersehen, sondern zugleich unmittelbar auf die Administration gewirkt werden solle. Eine möglichst kleine Zahl oberster Staatsdiener stehe an der Spitze einfach organisirter, nach Hauptverwaltungszweigen abgegränzter Behörden, die im genauesten Zusammenhang mit dem Regenten die öffentlichen Geschäfte nach dessen unmittelbar ihnen ertheilten Befehlen leiten, und so auf die Administration der untergeordneten, in gleicher Art gebildeten Behörden kräftig einwirken sollen. Die Nation erhalte eine ihrem wahren Besten und dem Zweck angemessene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung, und dem ausgezeichneten Talent in jedem Stand und Verhältniß werde Gelegenheit eröffnet, davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen. Schultz bemerkt nun zunächst, das Publicandum und die dadurch angekündigte neue Verfassung sei noch nicht von der in der Beurtheilung und in der Einleitung ihr beigelegten politischen Wichtigkeit. Es sei ja hier für's Erste bloß von der Form eines Theiles der inneren Verwaltung die Rede; selbst bei den mit Recht gerügten Fehlern würde der Staat, wenn nur das Wesen der Administration, das innere Princip, gebessert würde, sich wohl befinden können. Deshalb würde er die ganze Sache ruhiger ansehen und behandeln, als Raumer und das Publicandum selbst, und vielmehr stark betonen,

daß durch eine solche formelle Organisation, wie vortrefflich sie auch wäre, noch immer wenig geschehen sei. Die Beurtheilung hebe nicht genug hervor, daß es mehr die angeborene und angeerbte Tugend der Brandenburgischen Herrscher, als die besondere Kraft der Form der Verwaltung gewesen, welche die im Preußischen Staate früher bestandene Ordnung und Festigkeit bewirkt habe. Es sei ein gefährlicher Irrthum, welcher der neuesten afterphilosophischen Zeit nur zu sehr anklebe, zu glauben, daß durch eine fein erdachte Constitution ein Staat an und für sich zum Heil gelangen könne. „Unser Staat", fährt er fort, „ist durch unsere Häupter gestiegen und gefallen. Sobald der durch jene Könige den Bürgern und Staatsdienern mitgetheilte Geist der Ehre mehr und mehr herabsank, gerieth nach und nach alles in Verfall. So auch die Verwaltungsformen, die früher in der Maße gut waren, als die Diener, welche sie handhabten, bis zuletzt sogar der Begriff von jener alten Tugend erloschen ist. Zum Maßstabe der Verschlechterung unseres Zustandes kann man die immer größer werdende Wirksamkeit der Cabinetsräthe nehmen, die wahrscheinlich auch jetzt wieder Fuß fassen wird, wenn nicht etwa ein Minister den anderen die Autorität zugleich mit dem Zutrauen des Königs über den Kopf wegnimmt." So wenig also war Schultz schon damals den Stein'schen Entwürfen geneigt, daß er nichts vom Volke, alles vom Könige und dem durch ihn den Staatsdienern eingehauchten Geiste der Ehre erwartete! Eine solche Ansicht ist offenbar der Tod jeder politischen Freisinnigkeit und die Verneinung jeder wahrhaft organischen, auf Recht und gegenseitige Anerkennung der zu lebendigem Einklang zusammenwirkenden Elemente gegründeten Staatsverwaltung.

In einer fünfzehn Jahre späteren, in sehr gereiztem Zustande geschriebenen Vertheidigungsschrift an den König erzählt Schultz: „Im Jahre 1809, als ich damals von Sr. Excellenz (dem Minister Altenstein) nach Königsberg zum Finanzministerium berufen wurde, unterhielt der Herr Minister sich mehrmals mit mir über sein Verhältniß zum Tugendbunde, wo er sich überzeugt hatte, daß ich demselben nicht beigetreten, sondern in eine gewisse Opposition gegen ihn gerathen sei, weil ich Anträge zu politischem Wirken ohne Königliche Autorisation bestimmt abgelehnt hatte. Der Herr Minister billigte mein Verhalten, fand es jedoch sehr zweckmäßig, daß ich deshalb nicht das gute Vernehmen mit meinen andersgesinnten Freunden und Bekannten aufgebe, und erklärte mir, daß auch er sich von dem Tugendbunde getrennt habe, weil derselbe auf eine zu directe, den Staat in die Gefahr einer gewaltsamen Revolution führende Weise seinen Zweck verfolge, wenn gleich dieser Zweck an sich nicht gemißbilligt werden könne, indem ein jeder mit der Geschichte und dem jetzigen Standpunct der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung vertraute Staatsmann darin einverstanden sein müsse, daß eine gewisse Umgestaltung der Staatsverfassung

ſich als unumgänglich nothwendig darſtelle. Dieſe Umgeſtaltung werde aber ohne alle revolutionäre Bewegung von ſelbſt erfolgen müſſen, wenn die wiſſenſchaftliche Bildung des Volkes immer mehr befördert, und dadurch oder zugleich ein allmählicher Uebergang der Regierungsformen vermittelt würde, wogegen jede raſche Einwirkung auf ſolche Veränderung nur gefährlich werden müſſe.“ Schultz wies jede auch noch ſo beſchränkte Mitwirkung des Volkes an der Fortentwickelung des ſtaatlichen Lebens als ungehörig und verderblich zurück, indem er das einzige Heil nicht in der Staatsform, ſondern in der Vortrefflichkeit des Königs und der Staatsdiener ſah, für den gegentheiligen Fall aber nur demüthige Unterwerfung unter den Willen Gottes zu lehren wußte.

Die ausgezeichnete Geſchäftskenntniß, die umſichtige Gewandtheit und raſtloſe Thätigkeit von Schultz wußte Altenſtein auf das Anerkennendſte zu würdigen. Als Schultz, der im September Pillau beſuchte, ihm im October eine Antwort an das Miniſterium des Innern in Betreff der ſtatiſtiſchen Bureaus überſandt hatte, ſchreibt dieſer: „Sie glauben nicht, wie wohlthätig es mir iſt, Sie als Freund und als Geſchäftsmann mit ſolcher Sicherheit und ſolch richtigem Tact einen Gegenſtand umfaſſen zu ſehen, der nur von einem ſehr hohen Standpunct ſo gefaßt werden konnte.“ Und ein paar Tage ſpäter äußert er: „Mit dem größten Vertrauen gebe ich alles in Ihre Hände, in die Hände des treuen Freundes und Staatsmannes. Es wird mir heilige Pflicht ſein, daß der Staat anerkenne, was Sie thun, allein innigſt wohlthätig wird es für mich ſein, Ihnen als Freund dieſe Beruhigung zu verdanken, und gehe es, wie das Schickſal es gebietet, ſo wird Sie, mein Theuerſter, dieſes mein lebendiges Gefühl entſchädigen.“ Indeſſen war Schultz durch die Ungewißheit ſeiner Stellung in peinliche Spannung geſetzt, von der er durch eine baldige Entſcheidung glücklich befreit werden ſollte. Als Altenſtein ihm am 24. November für die Nachweiſung ſämmtlicher Einnahmen und Ausgaben der Generalkaſſe für $18^{09}/_{10}$ dankt, fügt er hinzu: „Treffen Sie ja, mein Theuerſter, die erforderlichen Anſtalten, um ſogleich in Berlin ganz in Ordnung zu ſein. Wir wollen uns nicht mehr von einander trennen. Ich werde noch hier Ihre Stellung und Lage in Berlin ganz feſt und, wie ich hoffe, ſo beſtimmen, daß Ihnen das Opfer, welches Sie durch Verrückung Ihrer Lage bringen, erſetzt wird.“ Am 9. December ward Schultz mit bedeutender Erhöhung ſeines Gehaltes zum Staatsrath ernannt, wie um dieſelbe Zeit Niebuhr und Nicolovius. Am 12. verließ er mit Altenſtein Königsberg, und kam am 19., vier Tage vor dem Einzuge des Hofes, in Berlin an, wo er zunächſt bei ſeinem Freunde Krauſe wohnte, bis er am Anfange des folgenden Jahres ſeine in der Charlottenſtraße gelegene Wohnung beziehen konnte.

Noch in Königsberg war Schultz mit Niebuhr und L'Abbaye zum Director der Realiſation der Kaſſenanweiſungen ernannt wor-

den, wovon ſie am Anfange des folgenden Jahres (1810) ihre Entlaſſung nahmen. Schultz ſchreibt am 27. Januar an Niebuhr: „Der Geh. Staatsrath L'Abbaye conformirt ſich dem von Ihnen, hochgeehrter Freund, ſchon genehmigten Vorſchlage wegen des bei Sr. Majeſtät einzureichenden Geſuches um Entledigung von unſerem Eide als Realiſationsdirectoren, und führt noch den Grund an, den man einfließen laſſen könnte, daß wir in Gefahr ſtehen, von Seiten der vom Feinde occupirten Provinzen, in welchen die Realiſation der Thalerſcheine in jedem Falle in's Stocken gerathen muß, in Anſpruch genommen zu werden, wenn wir nicht unſerem Eide gemäß darauf inſiſtiren, daß das Realiſations-Geſchäft und Vermögen von allen willkürlichen officiellen Beſtimmungen fern und intact erhalten werde. Dieſer Grund iſt allerdings von Wichtigkeit, würde uns aber eigentlich beſtimmen müſſen, nicht um Entlaſſung zu bitten, ſondern zu proteſtiren; denn hier liegt klar vor Augen, daß das Publicum gefährdet wird, weil wir die Rückſichten des Staats mit den entgegenſtehenden Rückſichten unſerer Pflicht als Realiſationsdirectoren zu vereinigen ſuchen, welches doch nach dem Eide nicht ſein darf. Wir müſſen den Geſichtspunct feſthalten, daß unſer Eid keineswegs ein Dienſteid iſt. In jedem Falle werden wir für die Thalerſcheine, welche wegen der politiſchen Ereigniſſe oder anderer willkürlicher Hinderniſſe nicht zu Realiſation gelangen können, darauf beſtehen müſſen, ſolche auch ſpäter, als bis zum geſetzten Termin realiſiren zu dürfen, welches immer für den Credit dieſer Papiere, die der Staat doch als baar Geld betrachtet wiſſen will, gut wirken, mithin die jetzigen Abſichten des Staats ſelbſt unterſtützen wird. Da unſere Entbindung durch öffentliche Declaration des Königs und unter Zuziehung des Juſtizminiſterii geſchehen muß, wie unſere Vereidung, ſo wäre es gut, das Formular dazu gleich zu entwerfen und mit zu überreichen. Sie haben gütigſt den diesfälligen Entwurf übernommen, daher ich dieſes alles zu geneigter Berückſichtigung anheim ſtelle, und nur noch vorſchlagen möchte, uns, wenn der Entwurf circulirt hat, bei Herrn Geh. Staatsrath L'Abbaye mündlich über alles, was die Beendigung unſeres gemeinſchaftlichen Geſchäfts betrifft, zu beſprechen."

Im April kam der Bruder unſeres Schultz, der Bergrath Wilhelm Schultz, nach Berlin, wo er ſeine Hochzeit mit ſeiner Schwägerin, Dine Püttmann, feierte, und gleich darauf mit ihr nach Carlshafen abreiſte. Von den alten treuen Freunden hatte Solger im vorigen Herbſte Berlin verlaſſen, um an der Univerſität zu Frankfurt an der Oder als Docent aufzutreten. Als dieſer im Mai zum Oberburgemeiſter von Frankfurt gewählt worden war, ſuchte Schultz ihm auf das Dringendſte die Annahme der Stelle anzurathen, wozu dieſer ſich aber, da er zu freier wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ſich getrieben fühlte, nach genauerer Ueberlegung aller Umſtände, nicht verſtehen konnte. „Raumer hat mir ordentlich ar-

tikelweise seine und Schultzens Meinung geschrieben", bemerkt er seinem Freunde Krause in einem im Juni geschriebenen Briefe. „Theile ihnen diesen Brief mit, worin ich auf diese Artikel antworten werde." Hier heißt es denn unter anderem: „Schultz und Raumer müssen auch bedenken, daß sie mich nicht nach ihrer Fertigkeit und Umsicht in Geschäften bemessen dürfen. Vielleicht kosteten ihnen dieselben Geschäfte halb so viel Zeit, als mir; denn theils habe ich die wenige Uebung, die ich darin hatte, verloren, theils habe ich auch kein besonderes Talent dazu. — In den großen Kreisen, wo Schultz und Raumer wirken, sind die Dinge ganz anders beschaffen." Daß Schultz und Raumer sich bei ihrem Rathe, die Stelle anzunehmen, bloß auf ihre Subjectivität berufen haben, erkennt er freundlichst an, und hofft, sie würden ihn keines Leichtsinns und keiner Verkehrtheit zeihen, da er alles gut überdacht habe. Sehr erfreulich war für Schultz die Berufung seines Freundes Langermann von Baireuth als Staats- und Obermedicinalrath in Berlin, zu welchem sich bald das allerherzlichste Verhältniß bildete. Unterdessen hatten die Minister, und unter ihnen vor allen Altenstein, jeden Einfluß auf den König verloren, der ihnen bereits in Königsberg erklärt hatte, er finde viele Lücken in der Organisation, weil sie nur theilweise zur Ausführung gekommen, vermisse besonders die beabsichtigte Einheit. Diese letztere war auch nicht durch die Cabinetsordre vom 31. März erwirkt worden, welche eine Ministerconferenz für den gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb anbefohlen hatte. Altenstein's milde Natur wollte sich nicht zu einschneidenden kräftigen Maßregeln verstehen, wie sie die Noth der Zeit dringend forderte, so daß er, unvermögend, die an Frankreich zu zahlenden Gelder aufzubringen, das einzige Rettungsmittel in der Abtretung Schlesien's sah. Da Altenstein den vom Oberkammerherrn Fürsten von Wittgenstein entworfenen, ganz unausführbaren Plan heftig zurückgewiesen, hatte der König sich an Hardenberg gewandt, der auf kräftigste und entschiedenste Ausführung der bedeutendsten Umgestaltungen drang, wodurch auch allein den Finanzen aufgeholfen werden könne. Hardenberg's Ernennung zum Staatscanzler betrachtete Schultz als das größte Unglück, da die von diesem mit rücksichtsloser Strenge durchzuführenden Maßregeln den Untergang des Staates vollenden würden. Altenstein, sein Schwager Nagler und Beyme schieden aus dem Ministerium. Die Leitung der Finanzen wurde einer Commission übertragen, an deren Spitze Niebuhr treten sollte, der aber ablehnte, und wenn er auch am Anfange mit Hardenberg in Verbindung blieb, doch bald mit ihm zerfiel, als er über einen von ihm gebilligten Finanzplan mit lebhaftester Darstellung des davon zu fürchtenden Unheils unmittelbar an den König berichtet hatte, worüber ihm die Allerhöchste Mißbilligung zu erkennen gegeben ward.

Je treuer Schultz an Altenstein hing, dessen milder, edler und reiner Sinn ihn ganz hingerissen hatte, um so gereizter war er ge-

gen den Staatscanzler, von dessen Kühnheit er das Schlimmste fürchtete. „Nur mit zwei Worten sage ich Ihnen, mein Theuerster, herzlichst Lebewohl", schreibt ihm Altenstein am 25. Juni, „und danke Ihnen nochmals innigst und herzlichst für alle Ihre mir bewiesene Liebe und treue Freundschaft. Ewig wird mir solches unvergeßlich seyn. Mehr kann ich Ihnen (nicht) sagen; wir verstehen uns. Bald hoffe ich Sie wieder zu sehen; möge es ruhig sein! Möge ich Sie, mein Bester, ganz so beruhigt und glücklich nicht bloß im Inneren — denn das kann Ihnen nicht fehlen —, sondern im äußeren Verhältniß finden, wie es mein Herz wünscht." In dem aufgeregten Zustande, in welchem sich Schultz damals befand, mußte der unerwartete Tod der Königin (am 19. Juli) sein Unglück ahnendes Herz auf das Tiefste erschüttern. Im August meldete ihm Altenstein, daß er sich nun fest entschlossen habe, sich als Landwirth niederzulassen; er wünsche eine Domäne von mittlerem Umfange in Erbzins zu übernehmen, ein Vorwerk von allenfalls 1500 bis 2000 Morgen Acker und Wiesen, nicht zu weit von Berlin entfernt, nicht an einer Landstraße, dagegen an einem Flusse; Schultz könne ihm vielleicht ein oder das andere derartige Gut in Vorschlag bringen. Dieser machte ihm auch wirklich mehrere Vorschläge, die Altenstein dankbar aufnahm; doch störte vorab eine Reise nach Dresden die weitere Verfolgung dieses Planes.

Indessen war Schultz durch die bisherige Führung der Cassenverwaltung immer mehr beunruhigt worden, und es war bereits in Betreff der Cassenrevision, welcher er beiwohnen sollte, zu einer Verwickelung gekommen. Sein überreiztes Pflichtgefühl und der Widerwille gegen das eben herrschende System ließen ihn nicht ruhen, bis er bei der Königlichen Immediatfinanzcommission eine durchgreifende Aenderung des bestehenden Zustandes der Cassenverwaltung beantragt hatte, welcher den Staat mit neuem Verluste bedrohe. Im Begleitungsschreiben an den Staatsrath von Oelsen vom 13. September bemerkt er: „Meine Darstellung des Verfahrens seit dem 1. Juni kann Ew. Hochwohlgeboren nicht angenehm sein; allein ich bitte, geneigtest zu erwägen, in welchem höheren Grade mir die Lage der Sache selbst unangenehm sein mußte, da ich meine Ehre und Gesundheit nebst dem Besten meines Dienstes aufgeopfert sehe, ohne daß erneuerte Anstrengungen auch nur die mindeste Hoffnung zur Wiederherstellung einer Lage gaben, die verantwortet werden könnte." Seine der Finanzcommission übersandte Vorstellung ließ er zu gleicher Zeit an den Staatscanzler gelangen. Freund Langermann, dem er sie mitgetheilt hatte, erwiederte, er habe sie mit viel Belehrung und nicht ohne ein wenig Angst gelesen. „Es ist aber alles wohl gethan", fügte er hinzu, „es mag kommen, was da will." Auch Altenstein war mit der Sache einverstanden, wenn er auch die Form wohl nicht ganz billigen konnte. Eine Woche später wendet dieser sich von dem Gute eines Freundes aus, der sich gleichfalls der Land-

wirthschaft gewidmet hatte, wieder an Schultz, den er vor Kurzem in Berlin gesprochen hatte. „Die Verfolgung meines Planes erscheint mir hier doppelt reizend", schreibt er. „Ich wünsche mir und allen meinen Freunden, die gleichen Sinn für ein solches Glück haben, eine ähnliche Lage, und denke es mir als höchst reizend, wenn alle die, welche mit mir einst sich dem Ganzen willig opferten, nun in einem schönen Cirkel mit mir sich selbst leben könnten — so sich selbst leben könnten. Der Himmel wird dieses machen, wie es am Besten ist. Mich hat er zuerst hingewiesen; ich will also vorangehen." Nachdem er um weitere Nachrichten wegen des Gutes Neunhagen oder anderer für ihn passenden Güter dringend gebeten hat, fährt er fort: „Sehr schön wäre es, mein Theuerster, wenn Sie mich hier noch besuchen könnten. Inzwischen Sie müssen noch höheren Rücksichten folgen, vorzüglich da Sie sich erst neuerlich wieder der Wahrheit so kräftig geweihet haben. Ich hoffe, sie soll siegen, und Sie, mein Bester, mit ihr, wenn Sie gleich ohne allen Sieg die Belohnung schon in sich haben. Ich sehne mich sehr nach Nachrichten von Ihnen und über Sie. Erst hier habe ich das Ganze nochmals ruhig gelesen, und Sie waren mir dabei sehr nahe, so ganz haben Sie sich darin ausgesprochen. — Mein Entschluß ist fest gefaßt, wenn etwas außer der Sache selbst noch sprechen oder handeln muß. — Bald hoffe ich Sie wieder zu umarmen."

Seine Gattin hatte ihn unterdessen am 15. September mit einer zweiten Tochter beschenkt, welcher er den aus Goethe's *natürlicher Tochter* ihm liebgewordenen Namen *Eugenie* gab; die Mutter aber erkrankte bald darauf sehr bedenklich. Dieses hielt ihn indessen nicht ab, da die Entscheidung sich verzögerte, dem Staatscanzler am 1. October eine auf die ihn so schmerzlich drückende Angelegenheit bezügliche, unmittelbar an den König gerichtete Eingabe zur Beförderung und geneigten Befürwortung zuzusenden. Altenstein, der unterdessen in die Nähe Berlin's zurückgekehrt war, schrieb den 16. October an Schultz: „Da ich nichts über die Lage Ihrer Angelegenheit, an der ich so herzlichen Antheil nehme, gehört habe, so vermuthe ich, daß sie noch ruhet. Ich scheue mich beinahe, Sie etwas viel heimzusuchen, damit nicht elende Wichte die heilige Sache zur Parteisache machen, und dadurch gerade am Sichersten ihr Ziel erreichen." Die ängstlich erwartete Entscheidung war eine so entschieden ungünstige, daß sie den streng rechtlichen, der besten Absichten sich bewußten Mann im tiefsten Grunde der Seele erschüttern mußte, wenn er in ihr auch die Strafe für manche herbe Aeußerungen hätte erkennen sollen, die er sich gegen den des vollsten Königlichen Zutrauens sich erfreuenden Staatscanzler mehrfach erlaubt hatte, wofür dieser anfänglich auf seine völlige Entlassung gedrungen hatte. Die vom 2. November datirte, noch an demselben Abende empfangene Cabinetsordre lautete also:

„Seiner Königlichen Majestät von Preußen, Unserem Aller-

gnädigsten Herrn, ist sowohl die Vorstellung des Staatsraths Schultz vom 1. v. M., in welcher derselbe die angebliche Gefahr und verfassungswidrige Lage anzeigt, darin sich die Cassen befinden sollen, als der darüber eingegangene Bericht der Immediatfinanzcommission vorgetragen worden. Höchstdieselben haben daraus mit größtem Mißfallen ersehen, daß der Staatsrath Schultz die unwillkürliche und in den Umständen gelegene Verspätung der Generalcassenetats, mit einer auffallenden Uebertreibung und zum Theil mit einer Aufstellung ganz grundloser Thatsachen, als den größten Nachtheil verursachend schildert, und sich nicht entsieht, seinen Vorgesetzten fälschlich Unordnungen Schuld zu geben, für die er nach seinen bisherigen Verpflichtungen hauptsächlich verantwortlich sein würde, indem es ihm vorzüglich oblag, das neue Statswesen besser zu fördern, in sofern dieses möglich war, und er mit nichts erwiesen hat, daß man ihm Hindernisse in den Weg legte, und daß er etwa vergeblich strebte, sie zu überwinden und die Abstellung der angeblichen Unordnungen zu bewirken. Seine Königliche Majestät können diesem nach in der Anzeige des rc. Schultz kein reines Motiv finden, und es ist Höchstdenenselben auch insonderheit höchst mißfällig gewesen, daß derselbe sich die pflichtwidrige und unschickliche Aeußerung erlaubte, er werde durch eine eigene ausführliche Denkschrift die allgemeine Aufmerksamkeit, sowohl der Unterthanen als des Monarchen, auf die Einrichtungen lenken, die er vernachlässigt zu sein behauptet; ferner daß er sich den Dienstgeschäften entzogen, wozu er angestellt war. Dieses ganze Benehmen wird dem Staatsrath Schultz hiemit ernstlich verwiesen, und derselbe seiner Stelle bei dem Finanzministerium, von der er sich selbst entfernte, entlassen. Dem Staatscanzler Freiherrn von Hardenberg ist aufgegeben, ihn nach den Umständen anderweit zu beschäftigen, und seine Wiederanstellung wird von seinem Betragen abhangen."

Gleich nach dem Empfange dieser Cabinetsordre schreibt Schultz seinem Freunde, dem im Bureau des Staatscanzlers arbeitenden Regierungsrathe Fr. von Raumer: „Schicke mir doch meine Pandora (von Goethe); wir wünschen sehr, sie heute Abend zu genießen. So eben habe ich eine Cabinetsordre erhalten, welche mich, als ein Zeichen der Zeit, in der wir leben, in tiefes Erstaunen versetzt, zugleich aber meine ganze innere Kraft, wohlthätig erschütternd, aufregt." Raumer erwidert sofort auf demselben Blatte: „Ich bitte deinen Schwager (Reichel), die Pandora bei mir abzuholen. Von der Cabinetsordre weiß ich kein Wort, sondern seit heut, daß der König dich in Schlesien bei der Klösteraufhebung beschäftigen, und dann als Dirigent wo beschäftigen will." Wenige Tage später schreibt ihm derselbe innig theilnehmende Freund, der, wie auch andere, die ihm und den Seinigen geneigt waren, den Staatscanzler zu begütigen suchte: „Thue mir den einzigen Gefallen, lieber Schultz, und halt' dich in deiner Sache jetzt durchaus

ruhig, und sei überzeugt, daß keine und des Gouvernements Freunde alles anwenden, daß für keinen Theil ein Scandal entstehe. Nun habe du auch die Freundschaft, ihnen den Erfolg ihrer Bemühungen nicht zu vereiteln!" Den 7. November ward die Taufe seiner Tochter Eugenie durch Schleiermacher vollzogen, wobei unter anderen Reidel, Langermann und Niebuhr's Gattin Pathenstelle vertraten. Schon am nächsten Tage erließ Hardenberg an Schultz das folgende Schreiben: „Seine Königliche Majestät haben durch das abschriftlich anliegende Edict die Aufhebung sämmtlicher Klöster und geistlichen Güter in Schlesien verfügt, und zur Ausführung der Geschäfte eine Hauptcommission in Breslau ernannt, welche aus dem Geh. Staatsrath von Massow, dem Landschaftsdirector Grafen von Haugwitz und dem Regierungspräsidenten Merckel besteht. Da aber diese Commission ihren Verhältnissen halber nicht an Ort und Stelle wirken, sondern nur dazu dienen kann, ein übereinstimmendes Verfahren und eine Totalübersicht hervorzubringen, so fordere ich Ew. Wohlgeboren im Vertrauen auf Ihre Thätigkeit, Einsicht und Redlichkeit auf, sich ohne den geringsten Aufschub nach Breslau zu begeben und an den Localgeschäften Theil zu nehmen. Die anliegenden Instructionen für die Commissarien und für die zu bestellenden Administratoren werden Ihnen nähere Anleitung zu Ihrem Verfahren geben. Ich mache Ew. Wohlgeboren die höchste Beschleunigung dieser äußerst wichtigen Geschäfte zur Pflicht, und bitte, stets den Hauptgesichtspunct festzuhalten, daß es zur Rettung des Staats schlechterdings nöthig ist, so große Summen aus den eingezogenen Gütern zu ziehen, als immer möglich, und daß zu diesem Zweck alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen sind, welche die Veräußerung erschweren. Ew. Wohlgeboren werden übrigens die Kosten des Fuhrlohns und täglich drei Thaler Diäten zu liquidiren haben."

Ueber die weiteren Verhandlungen bis zu seiner Abreise berichtet Schultz selbst am Rande des angeführten Erlasses Folgendes: „Gegenwärtiges Rescript legte der Regierungsrath von Raumer mir am 10. November 1810, nachdem er mich eilig zu ihm hatte kommen lassen, als Verfolg der Cabinetsordre vom 2. November vor, und äußerte, daß ich wohl thun würde, dieses Geschäft mit Dank anzunehmen, und daß er dieses erwarte. Ich erklärte ihm frei, daß ich eine solche subalterne Stellung, die mit meinem Range gänzlich unverträglich sei, durchaus nicht annehmen würde, um so weniger als die schändliche Lügenhaftigkeit, durch welche Seine Majestät der König zu Erlassung obiger Cabinetsordre an mich inducirt worden sei, es mir zur größten Pflicht mache, meine Ehre im Dienste strenger, als jemals vor allen Mißhandlungen oder auch nur vor Zweideutigkeiten zu bewahren, und daß ich, wenn man mich zwingen wolle, ein so elendes Verhältniß einzugehen, ich auf die letzte Gefahr hin darauf bestehen würde, über mein Benehmen, welches in dem Vortrage, auf den jene Cabinets-

ordre folgte, auf das Schändlichste entstellt und verdreht worden, eine strenge und öffentliche Untersuchung ergehen zu lassen. Obwohl derselbe sehr klagte, daß durch diese von mir gemachten Einwendungen eine so wichtige und eilige Sache verzögert würde, behauptete, daß es durchaus nothwendig sei, mich eiligst nach Schlesien auf den Weg zu machen, auch Staatsrath Wilkens sich in Folge eines wörtlich gleichen Rescripts dazu bereits zum 13. angeschickt und bereit erklärt hätte, so blieb ich fest bei meiner Weigerung und Erklärung, und forderte eine an mich und den Staatsrath Wilkens zugleich mit den übrigen ernannten Mitgliedern der Hauptcommission gemeinschaftlich zu richtende Cabinetsordre als conditio sine qua non. Dies hatte denn die Folge, daß die frühere Cabinetsordre, wonach bloß Massow, Haugwitz und Merckel Mitglieder sein sollten, unterdrückt und unterm 12. November die in den Commissionsacten voranstehende Cabinetsordre vorgelegt wurde, welche Herr von Raumer mir am 13. selbst einhändigte, worauf ich am 14. nach Schlesien abreiste."

Wie sehr auch Schultz sich am Anfange, im Gefühle erlittener Kränkung, und ohne irgend die nicht zu laugnende Verletzung des Dienstgehorsams zu beachten, der nur die Wahl zwischen Unterordnung und Ausscheiden zuläßt — wie sehr auch Schultz am Anfange sich vor dem ihm gewordenen Auftrage sträubte, so sollte sich ihm doch das glücklichste und segenreichste Feld für seine unermüdete, so einsichtige und umfassende Thatigkeit gerade in diesem Auftrage eröffnen, und er gerade hier, wenn es auch an einzelnen Anstößen und Verdrießlichkeiten nicht fehlte, ein reineres Glück finden, als es, nach der Allerhöchst ausgesprochenen Mißbilligung und dem offensten, schärfsten Widerspruch, in welchen er sich gegen den mit vollstem Königlichen Vertrauen beehrten Staatscanzler gestellt hatte, anderswo irgend möglich gewesen wäre. Und sollte er auch jetzt seine Verletzung des Dienstgehorsams nicht ganz richtig zu würdigen lernen, so fand er doch in der Entfernung von der geräuschvollen, nach Schein, äußerem Glanz und Ehre haschenden Hauptstadt sich selbst in frommem Glauben an Gottes weise lenkende Vorsicht wieder. Neun Jahre später schreibt Schultz selbst mit offenbarer Hindeutung auf diese Zeit an einen seiner Freunde: „Glaube mir, ich habe auch Unrecht erlitten, das tiefste und kränkendste, was ein Mensch erfahren kann; ich war dadurch auf's Aeußerste empört, und indem ich mich diesem Schicksal nicht ergeben wollte, sondern in mir mit Wuth dagegen ankämpfte, kam ich an die äußerste Gränze des Lebens. Dann ließ aber Gott zu meiner Rettung die Wahrheit in mir laut werden, daß jede Ungerechtigkeit der Menschen als eine wohlverdiente Strafe Gottes anzuerkennen ist, und daß man von dieser Strafe nicht eher befreit wird, als bis man sie [illegible]kbar ergeben hinnimmt. So wurde ich der verzehrenden Leidenschaft des Rechthabens, des Trotzens auf Verdienst und reines Bewußtsein zu meinem Glücke los, erkannte,

Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunst die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.

Mein Herr Magister lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles.

Bedenkt was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag'
Nur die Gelegenheit auszuspüren.

Faust.

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

wie einſt Hiob, daß die Gerechtigkeit nicht von den Menſchen, ſondern von Gott zu erwarten iſt, ſah ein, daß Gott an mir wegen ſo mancher mir verborgen gebliebener Vergehen ſtrenges Recht geübt habe, und unterwarf mich in Ruhe und Demuth, nicht den Menſchen, ſondern der Gerechtigkeit Gottes."

Zunächſt mußte er ſich zur Hauptcommiſſion nach Breslau begeben, wo er acht Tage verweilte. Hieher folgte ihm ein am 24. November geſchriebener, äußerſt theilnehmender und zutraulich offener Brief Altenſtein's, dem er die trübe Wendung ſeines Schickſals kurz gemeldet hatte. „Es wird Ihnen gut gehen, mein Lieber", ſchreibt dieſer. „Ihr Auftrag, haben Sie das Schmerzliche dabei überwunden, wird Ihnen ſehr nützlich ſein. Sie werden mannigfaltige Erfahrungen machen, und Ihre Kenntniſſe und vorzüglich Ihre praktiſche Brauchbarkeit wird ſich ſehr vermehren. Dieſes wird Sie einem Wirkungskreiſe näher bringen, für welchen ich Sie beſtimmte, und der Ihnen auch unter anderer Leitung nicht entgehen wird. — Gehen Sie langſam und ruhig Ihren Gang fort! Unterdrücken Sie Regungen Ihres Gemüthes nicht — denn es ſind heilige Regungen, die uns nicht oft genug durchſchauern können —, aber laſſen Sie ſolche nicht leicht in die That übergehen! Nicht unterdrückt, aber aufgeſpart bloß werden ſie kräftiger und ſtärker nur. Faſt wenn Sie des Punctes des Eingreifens verſichert ſind, laſſen Sie ſolchen ihren Lauf!" Nachdem er bemerkt, wie es ihm bei Berlin, in der Nähe der neuen Adminiſtration, nicht wohl geworden, und er ſich deshalb auf das Landgut ſeines Freundes zurückgezogen habe, wo ſeine ganze Unbefangenheit zurückgekehrt ſei, ſo daß er die neuen Verordnungen (über Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels, Einziehung der geiſtlichen Güter, Einführung der Gewerbefreiheit u. a.) ruhig habe ſtudiren können, fährt er fort: „Meine Meditationen hier betreffen die Folgen von Sprüngen in der Adminiſtration, wenn ſolche nicht die Folge der Kraft, ſondern der Verzweiflung und der Schwäche, welche einen ſteten Gang verhindert, ſein ſollten. Ich habe früher ſolche Sprünge der Verzweiflung, mit vieler Kraft unternommen, genau beobachtet und ihre Folgen erlebt. Ferner die Abwägung mir bekannter Kräfte, z. B. zur Erhebung einer Abgabe, die man in dieſem Augenblick in den Perceptionspuncten zerſplittert, ohne daß ſie mehr wird. Die Wirkung einer Störung alles Gewerbes für den Augenblick, wenn zugleich neue Laſten zu tragen ſind und die Conjuncturen im Allgemeinen ſich verſchlimmern. Ich unterſuche bei mir, was die Folgen ſind, wenn man dem einen ohne Entſchädigung nimmt, was er gekauft hat, und es dem anderen gibt, der es zum Theil wenigſtens jetzt nicht brauchen kann — was es eigentlich heißt, den Rechtsweg nicht ſtattfinden laſſen — wie dieſes alles auf den Handel im Lande und außer Landes wirken kann — wie ſolche tauſendfache Auflagen in einem Lande, was man für übermäßig angelegt hielt, betrachtet — was der Preußiſche Staat dabei ge-

winnt, wenn es die Unterthanen dort gerade so haben, als wie in benachbarten Staaten — welchem Zustand dadurch vorgearbeitet wird ꝛc. Das Resultat aller dieser Meditationen ist so leicht und klar, daß ich wohl die Meditationen kennen möchte, welche den jetzigen Beschlüssen vorausgegangen sind — wenn nicht Verzweiflung diese ganz vernichtete. Bei diesen Meditationen bin ich ganz ernsthaft, aber doch sehr ruhig. Allein wenn ich betrachte, was denn mit allen diesen Dingen bewirkt werden soll, wenn ich es vergleiche mit dem, was man von mir forderte und was man sich anheischig machte — ja dann muß ich etwas bitter lächeln. Es führt mich dieses auf Meditationen über blinde Werkzeuge der Vorsehung, die etwas nach einem Zweck thun, welches einen ganz anderen Zweck, den sie nicht ahnen, befördert, und wie weit man sich wünschen kann, ein solches Werkzeug zu sein, und welches das characteristische Kennzeichen ist, ob ein Werkzeug dieser Art an sich Achtung oder Vernichtung verdient. Ich finde die Untersuchung schwer und den Character bloß in dem Umstand, ob das Ich des Werkzeuges eine Rolle dabei spielt. Sie sehen, mein Lieber, daß ich auch bei der größten ländlichen Stille und Abgeschiedenheit keine Langeweile haben kann, und daß, die reizenden Abwechselungen einer höheren verständigen Oeconomie dazu genommen, mir die Augenblicke sehr schnell verschwinden müssen. Alle häßliche Schatten, welche mir hie und da aufsteigen, verbanne ich mit Goethe's schönen bunten Schatten, über die ich viel nachdenke und versuche. Es ist mir eine reizende Idee, daß Goethe sogar des Schattenreiches düstere Gestalt gewandelt hat, wenn es wahr ist, daß in diesem Aufenthalte mehrere Feuer glühen." Altenstein deutet hiemit auf die im Sommer erschienenen beiden Bände Goethe's zur Farbenlehre, durch die auch Schultz, dem das Geheimniß der Farben so lange im Sinne gelegen hatte, sich wahrhaft beglückt fühlte, wenngleich seine eingehendere Betrachtung dieses auch von Solger mit reinster Freude begrüßten Werkes erst später fällt.

Von Breslau aus unternahm er die erste Besichtigung der Klöster, wo er besonders zu Grüssau sich längere Zeit aufhielt. Die Einsamkeit, welche ihn bei diesen Reisen häufig genug umgab, erregte ihm ernste, tief wehmüthige, seinen Blick in frommer Ergebung nach oben und in Demuth zur eigenen Brust wendende Gefühle. „Wie fühl' ich es", schreibt er am 17. December an seine Gattin, „daß Gott mir diese Reise zur Buße für unendlich schwere Sünden auferlegt hat! Wie fühl' ich es, daß ich nicht schwer genug büßen kann, und daß mir kein größeres Glück hätte widerfahren können, als das, so hinausgestoßen zu werden in die Wüste, wie ich es bin! Ich soll mein Glück kennen, verdienen lernen. Freilich geht es schwer und langsam; die Bekehrung eines in fortreißenden Geschäften lebenden Mannes ist gewiß nicht leicht zu erreichen. Die Abgezogenheit von allem, was mir sonst lieb und freudebringend war, muß es möglich machen; ich kann keine

Befriedigung finden, als in dem reinſten Bewußtſein. Dieſes wieder herzuſtellen, wie es ſonſt wohl in mir war, iſt meine Arbeit.“ Und acht Tage ſpäter berichtet er: „Ich bin wohl, und hoffe, als ein ganz anderer Menſch zu dir zurückzukehren, als ich fortreiſte. Dieſe Abgezogenheit iſt mir überaus wohlthätig, und da ich dieſes aus der wahrhaften Empfindung fühle, und noch ſo vieles vor mir zu thun fühle, wünſche ich nicht einmal, bald wieder zurückzukehren. Erſchrick darüber nicht! ich bin nicht bange, daß ich nicht bis zum März mein Ziel ſollte erreicht haben. Aber glaube mir, ehe ich es nicht ganz erreicht habe, mag ich kein Glück wieder genießen! ich kann es nicht genießen! denn es iſt ſo heimlich ein ſündliches Begehren in mir; ich kann ſo nicht leben! Aber ich werde es erreichen, ich werde ſicherlich ganz ſiegen, und ein leichtes, heiter ruhiges Leben, voll wahrer Süße der Liebe und der Treue, wird uns zu Theil werden. Ernſt und ſtrenge iſt die Forderung an uns; aber wo nicht der heiligſte Ernſt, der treueſte Fleiß vorhanden, kann auch wahre Freude und reiner Genuß nicht ſein. In Berlin, in dieſen Umgebungen, die aus Liebe und Freundſchaft, aus Gewohnheit und Feigheit meine Fehler tragen und in ſich anwachſen laſſen, wo ich durchaus nicht zu der Einſamkeit gelangen kann, die für ernſte innere Arbeit erfordert wird, da würde es mit mir bald zum Entſetzen bergab gegangen ſein. Gott hat die lieb, die er ſtraft; wohl denen, die es erkennen! Und ſo bin ich voll heißen Dankes für dieſes Geſchick, und was es für mich Hartes hat, ich wünſche nicht, es zu mildern. Wahrlich, dieſe Zeit wird Epoche in meinem Leben machen, oder ich bin der Gnade unwerth!“ In ähnlichen, vom tiefen Bewußtſein menſchlicher Schwäche, Sündhaftigkeit und Eitelkeit des Lebens eingegebenen Gedanken ergeht er ſich in einem an ſeinem Geburtstage, dem letzten Jahrestage, geſchriebenen Briefe, ohne ſeine Entfernung ſich ſelbſt, ſeiner allem Dienſtgehorſam zuwiderlaufenden, wenn auch in heiligſter Ueberzeugung beruhenden Bekämpfung des höchſten, mit vollſtem Königlichen Vertrauen beehrten Staatsmannes irgend Schuld zu geben.

Am 6. Januar 1811 kehrte Schultz von ſeiner erſten Beſichtigungsreiſe nach Breslau zurück, von wo er vier Tage ſpäter ſeiner um ihn beſorgten Gattin meldet: „Du willſt, daß ich dir erzähle, wie ich lebe und mit welchen Menſchen. Bis ich wieder hier war, hatte ich dir wahrlich nicht viel Bemerkenswerthes darüber zu ſchreiben; es war faſt das ewige Einerlei in Geſchäften und im Umgange mit Geſchäftsleuten und Geiſtlichen. Die Bibliotheken, welche ich auf den Klöſtern faſt überall beſuchte, machten mir einiges Vergnügen, weil ich merkwürdige Bücher fand. Unter den Menſchen fand ich ſelten einige Freude, außer Häckel (den er im Jahre 1806 zu Berlin, wo dieſer die große juriſtiſche Prüfung beſtand, kennen gelernt hatte), der es ſo brav und tüchtig meint, und durch den ich, weil er ſich mir ſo recht von Herzen

hingab, selbst aus mir hervorgelockt wurde. Auch war ein gewisser Canzler Fesser in Grüßau (Redtel kennt ihn), bei dem sich acht Tage lang der Rector Körber aus Hirschberg aufhielt; diese beiden sehr gebildeten und braven Männer und Häckel machten mir den dortigen Aufenthalt lieb, und wir haben namentlich den Silvesterabend bis zum Eintritt des neuen Jahres bei Fesser in einer so schönen Stimmung zugebracht, wie ich es bis jetzt selten gekannt und so oft gewünscht habe. Wir haben die ernsthaftesten, aber heitersten und schönsten Gespräche geführt, und mit hoher innerer Freude den Werth des Lebens, von dem abermals ein Jahr vorüberging, erwogen und erkannt. Am Neujahrstage reiste ich zu Schlitten mit Häckel nach Hirschberg, wo ich bei Häckel's Eltern logirte, von da nach Liebenthal, nach Warmbrunn und den 3. Januar nach Grüßau zurück, meistens zu Schlitten. Den 4. war ich in Landshut." Welchen tiefen Eindruck Schultz auf den trefflichen Häckel machte, zeigt dessen an demselben 10. Januar an Schultz geschriebener Brief. „Sie haben mich durch Ihre liebe Gegenwart und durch unser vierzehntägiges Zusammensein in Grüßau so vielfach angeregt, daß ich mich unmöglich wieder so bald in mich selbst verschließen kann", äußert Häckel, „und daß ich diese wenigen Worte noch nachschicken muß, um nicht auf einmal wieder in den alten Kreislauf zurückzukehren. Wie viel die Anschauung eines von reinem hohen Streben erfüllten Menschen in seinem ganzen eigenthümlichen Wirken und Handeln mehr werth ist, als aller Umgang durch Bücher, das ist mir in dem Zusammensein mit Ihnen, theurer Freund, wieder recht klar geworden. Die Wissenschaften, das Studiren lassen den Geist allerdings nicht herabsinken, sie erhalten in uns das Bewußtsein einer höheren Bestimmung, sie schützen uns vor dem Zurücksinken in die Gemeinheit, und ein höheres Streben für dieses Leben wird durch sie immer rege gehalten. Aber alles dieses kann sein, und man kann dabei doch sehr einseitig werden. Der Umgang mit vielen tüchtigen Menschen ist ein herrliches Mittel gegen solche Einseitigkeit, und gibt dem Streben erst Vollständigkeit und eine gewisse Vollendung. Ganz unwillkürlich hat unser Zusammensein in mir eine Recapitulation meines Thuns und Denkens veranlaßt; es ist mir nicht neu gewesen, und ich habe schon öfterer die Erfahrung gemacht, daß eigentlich die fremde Eigenthümlichkeit der Spiegel ist, sich selbst zu erkennen: so lange man nur sich sieht, erfährt man nicht, was einem und wo es einem fehlt; indem wir aber vollständigere Naturen sehen, fällt uns der eigene Mangel in die Augen. Ich kann Ihnen für Ihre liebevolle Herzlichkeit, für Ihre offene Mittheilung nicht genug danken; ich habe mit Ihnen sprechen können, wie mit einem alten, längst gekannten Freunde; das hat mir sehr wohl gethan. Wir hatten uns vor einigen Jahren in Berlin zuerst mitgetheilt, und ich hatte es nicht vergessen: die jetzige Mittheilung ist vollständiger gewesen, sie wird mir in frischem Andenken bleiben.

Denn, laſſen Sie mich es ſagen, Menſchen von ſolchem reinen Streben, von ſolcher Tiefe des Lebens, wie ſich bei Ihnen findet, ſind jetzt ſelten. Ich komme mir ſehr platt und flach vor, wenn ich Sie anſehe. Es gibt ein gutes Streben in mir, deſſen bin ich mir bewußt; allein ich bin im Kampfe mit mancherlei irdiſchen Begehrungen, ich hoffe, darin nicht zu unterliegen, und das Unkraut, wenn auch nicht auszurotten, doch in Beſchränkung zu erhalten. — Ich habe in Ihnen ſo viel Muth und Luſt zum Leben geſehen, daß ich wirklich ſelbſt lebensluſtiger geworden bin." In vier Wochen hoffte er ihn in Breslau zu ſehen.

Zu Breslau, ſchreibt Schultz ſeiner Gattin im angeführten Briefe, ſei es ihm bis dahin nur einigemal ein bißchen wohl geweſen; er entbehre hier den Genuß der Luft und der freien Gedanken, und in den Geſchäften ſei es eine rechte Katzbalgerei. Unter ſeinen Bekanntſchaften hebt er die Familien des Juſtizrath Rhode, an den Häckel ihn empfohlen, des Präſidenten Merckel und des Regierungsrathes Schiebel hervor. Auf einem großen Nachteſſen bei Staatsrath Maſſow habe er neulich zwei intereſſante Frauen bei Tiſche zu Nachbarinnen gehabt, von denen die eine, Frau von Mutius, ihn von Goethe unterhalten, den ſie in Karlsbad und Dresden viel geſehen und geſprochen habe. Seinem treuen Langermann, dem er früher ein in einem Kloſter gefundenes bedeutendes altes Gedicht geſandt hat, läßt er melden, daß er alles, was er wünſche, haben ſolle. Auch an Zelter will er denken und ihm alles verſorgen. „Habe Zelter lieb", ſchreibt er, „und überſieh gern ſeine äußeren Unarten! Er iſt ein zartes Gemüth, und thut dir gewiß gern alles zu Gefallen, wenn du, ohne böſe zu ſein, welches du nicht darfſt, ihn zu laſſen bitteſt, was nicht gut iſt. Habe Geduld mit ihm! er verdient es auf alle Weiſe." Auch mit der Familie des Commercienrathes Kroker trat Schultz bald in engere Verbindung. In dem Generallandſchaftsrepräſentanten Friedrich von Stein, der auch bei der Hauptſäculariſationscommiſſion betheiligt war, freute er ſich, Goethe's vielgebildeten Zögling, einen Mann von reinſter Rechtlichkeit, von würdigem, ernſtem, feſtem Weſen kennen zu lernen.

Am 26. Februar trat Schultz ſeine zweite Beſichtigungsreiſe an. Von jetzt an bis zum Ende ſeines Schleſiſchen Aufenthaltes benutzte er ſeine Reiſe zu genauen, in einem großen Buche getreulich verzeichneten meteorologiſchen Beobachtungen, wozu er ſich eines von Freund Piſtor ihm verſchafften Engleſield'ſchen Reiſebarometers und der beſten ſonſtigen Hülfsmittel bediente. Von dieſer zweiten Reiſe, auf welcher er beſonders zu Heinrichau, Oberglogau, Ratibor, Neiße, Schweidnitz und Würben längere Zeit verweilte, kehrte er Ende März nach Breslau zurück. Raumer hatte ihm ſchon im Februar geſchrieben, ſeine Anſtellung in der Domänenſection ſei von Hardenberg genehmigt, und auf ſeinen Wunſch beſtimmt, daß er ſpäteſtens Ende März zur Ueberreichung der Hauptergebniſſe

der Säculariſationscommiſſion nach Berlin komme. Aber die überhäuften Geſchäfte verſpäteten die Ueberkunft bis zum 12. April. In Berlin, wo er eine Wohnung im Thiergarten bezog, wurde er vom Staatscanzler mit großer Anerkennung aufgenommen. Die Seinigen, in deren Kreis er ſich beſonders wohl befand, und ſeine zahlreichen Freunde, unter ihnen Langermann, Zelter, Raumer, waren ſehr erfreut, ihn ſo wohl und heiter wiederzufinden. Da die ihm übertragenen Geſchäfte noch auf längere Zeit ſeine Anweſenheit in Schleſien erforderten, ſo nahm er bei ſeiner am 1. Juli erfolgenden Abreiſe ſeine Familie nebſt ſeiner Schwägerin Sophie mit ſich nach Breslau, wo ſie nach einer Reiſe durch's Rieſengebirge, auf welcher Schultz ſich mit Häckel zuſammentraf, am Abend des 11. Juli ankamen. Seine Gattin beſuchte im Sommer das Bad Landeck, wohin Schultz auch am 26. Auguſt auf einige Tage kam, und zu ſeiner Freude Zelter antraf. Am 2. September verließ er mit den Seinigen den reizenden Badeort und langte am 4. zu Breslau an, wo er auf dem Dome ſeinen Aufenthalt nahm. Neben der Zerſchlagung der Güter, der Dotirung des Domcapitels, der Pfarreien, milden Stiftungen und Schulen nahm die Gründung der Univerſität Breslau ſeine Thätigkeit beſonders lebhaft in Anſpruch. Hiebei kam er mit manchen bedeutenden Männern in nähere Verbindung, die ſeine hohe Begabung wohl zu ſchätzen wußten, ſo mit dem Regierungsrath Neumann, mit Steffens und deſſen Schwager, dem Mineralogen Karl von Raumer, mit den Philologen Schneider und Heindorf. Mit welcher Dankbarkeit, Verehrung und Liebe beſonders der letztere an Schultz hing, bekunden mehrere erhaltene Briefe. Daß ſein Freund Friedrich von Raumer, der mit der Geſtaltung der Staatsverhältniſſe nicht zufrieden war, ſeine Stellung beim Staatscanzler verließ, und ſich von ihm als Profeſſor der Geſchichte nach Breslau verſetzen ließ, war für Schultz deshalb nichts weniger als angenehm, weil Raumer's politiſche Anſichten ihm zu freiſinnig ſchienen, was beſonders hervortrat, als dieſer im folgenden Jahre politiſche Vorleſungen hielt, wobei er auch auf Nichtſtudirende rechnete; beides war Schultz höchſt zuwider, der von einer Betheiligung der Volkes an der Staatsverwaltung nichts wiſſen wollte, und in den freieren Anſichten nur ein „Wüſtthum", eine teufliſche Lehre erkannte. Am 19. October wurde die neue Univerſität von Schultz in Allerhöchſtem Auftrage eröffnet, bei welcher Veranlaſſung die philoſophiſche Facultät, mit Hindeutung auf ſeine vor acht Jahren erſchienene Schrift: Ueber den allgemeinen Zuſammenhang der Höhen, ihn zum Doctor der Philoſophie erklärte, wie ihn die Schleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur bereits ein halbes Jahr früher zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatte.

Den 21. November verließ Schultz Breslau, um ſich in Amtsgeſchäften nach Berlin zu begeben. Auch hieher, wo er am 2. December eintraf, verfolgten ihn die mannigfachſten Anforderungen

in Bezug auf die Universität und sonstige Organisationsarbeiten. Von seiner strengen Rechtlichkeit sollte er hier bald ein öffentliches Zeugniß geben durch folgende in den Haude- und Spener'schen Nachrichten erschienene, mit seinem Namen versehene, vom 21. December datirte Anzeige.

„Aufforderung. Gestern Abends ist, unter der Adresse meiner Frau, ein anonymes von Breslau datirtes Schreiben nebst einem Brillantringe von hohem Werthe abgegeben worden. Da der Uebersender diesen Ring als ein Geschenk im Vorgefühle dankbarer Verpflichtung bezeichnet, jedoch sorgfältig vermieden hat, etwas anzugeben, wodurch seine Person kenntlich werden könnte, so bleibt mir nur übrig, ihn hiedurch aufzufordern, sich binnen vier Wochen zu dem Eigenthume des Ringes und über die damit gehabte Absicht zu legitimiren, oder zu gewärtigen, daß ich denselben dem Breslauer Armenfonds übereigene."

Der Einsender des Ringes, der wegen des Ankaufes von Domänen mit Schultz in Geschäftsverbindung stand, meldete sich bald darauf beim Staatscanzler, um eine günstigere Erklärung des beabsichtigten Geschenkes zu geben; doch konnte Schultz dadurch nicht bewogen werden, von der strengeren Ansicht dieses Falles abzugehen, und er verstand sich nur dazu, am 15. Januar folgende Anzeige einrücken zu lassen: „Meiner Aufforderung vom 21. v. M. zufolge hat der anonyme Uebersender des Brillantringes sich officiel über die damit gehabte Absicht ausgewiesen, und der Ehre des Dienstes Genugthuung gegeben, indem er sein Geschenk zurückempfangen. Zur Beruhigung des Ungenannten erkläre ich daher meinerseits die Sache hiemit für abgethan, empfehle jedoch seiner Liberalität die Breslauer Armen."

Am 15. Februar 1812 wurde Schultz sein zweiter Sohn Rudolph geboren, bei dessen erst im April durch Theremin vollzogener Taufe sein Schwager Marcel, Häckel, der sich eben in Berlin befand, Zelter und Krause Pathen waren. Den 16. März wurde der Organisationsetat des Bisthums, des Domcapitels und der catholischen geistlichen Behörden zu Breslau, sowie der Hauptetat der Pensionen und Wartegelder für die gesammte säcularisirte Geistlichkeit in Schlesien genehmigt und vollzogen, wogegen Schultz wegen der Uebertragung der Curatel der Hauptsäcularisationscasse an das Departement des Cultus und wegen Fortsetzung der ferneren commissarischen Verhandlungen in dieser Angelegenheit das Weitere überlassen ward.

Anfangs April beantragte Schultz, was ihm längst im Sinne gelegen hatte, persönlich bei Hardenberg eine genauere Untersuchung seines Betragens im September und October 1810 zur Herstellung seiner durch die Cabinetsordre vom 2. November jenes Jahres verletzten Ehre. Auf Hardenberg's Aeußerung, dieser Antrag komme nicht von ihm, versicherte er feierlich, daß seit jener Zeit Niemand in der Welt über den zur Wiedererlangung seiner Ehre gefaßten

Entſchluß ein Wort erfahren habe, wonach Hardenberg ſeinen Verdacht zurücknahm. Indeſſen ließ jener einmal ausgeſprochene Verdacht Schultz nicht ruhen, ſo daß er nicht unterlaſſen konnte, Hardenberg brieflich zu bemerken, es ſei ihm eingefallen, er habe vielleicht auf Altenſtein, wie viele ſchon damals, vermuthet, der ihn zu ſeinem in jener Zeit gewagten Schritte gleichſam intriguirt habe — ein Verdacht, wie er gewiß nicht ungerechter gefaßt werden konnte. Hardenberg erwiederte darauf am 6. April, einen irrigeren und unglücklicheren Gedanken, als daß er auf Altenſtein Verdacht geworfen, hätte er ſich unmöglich bilden können; ungeachtet gebieteriſche Umſtände ſein Verhältniß mit dieſem geſtört, ſei ihm doch ſeine vollkommenſte Achtung und recht herzliche Ergebenheit geblieben, und er werde gewiß jede Gelegenheit ergreifen, ihm dieſes zu beweiſen. Schultz hatte in ſeinem Briefe an Hardenberg die Aeußerung gewagt: „Freilich wäre es mir moraliſch möglich, meinen Zweck auf Koſten der Ehre und Ruhe Ew. Excellenz zu verfolgen, ſo hätte ich in den letzten Zeiten allerdings manche dazu dargebotene Gelegenheit ergreifen können; wenn es aber dahin käme, dann könnte ich wenigſtens nicht mehr, wie heute, mit freier und reiner Bruſt vor Ew. Excellenz treten", wodurch ſich dieſer genöthigt ſah, was Schultz wohl hätte vorherſehen ſollen, ihn zur Erläuterung des Ausdruckes auf Koſten ſeiner Ehre und zu namentlicher Angabe der von ihm erwähnten Gegenſtände und Gelegenheiten aufzufordern. Schultz erwiederte: „Ew. Excellenz bitte ich, in unterthäniger Beantwortung des ſo eben erhaltenen gnädigen Billets, nicht darauf zu beſtehen, daß ich meinen geſtrigen Ausdruck, wonach ich, meinen Zweck, auf Koſten der Ruhe und Ehre Ew. Excellenz zu verfolgen, wenn es mir moraliſch möglich wäre, in den letzten Zeiten manche mir dargebotene Gelegenheit hätte ergreifen können, durch namentliche Angabe der Gegenſtände und Gelegenheiten erläutern ſoll. Nehmen Ew. Excellenz mein geſtriges Schreiben nicht als vertrauliche Aeußerung in Gefolge des Geſpräches, welches Ew. Excellenz ſelbſt, unter Aufforderung gleicher Erwiederung, mit dem Stempel des perſönlichſten Vertrauens zu bezeichnen die Gnade hatten, ſondern in officieller Categorie, ſo ſprechen Hochdieſelben damit aus, daß ich ſchon jetzt zu eben der äußerſten Nothwendigkeit gebracht bin, deren Abwendung Ew. Excellenz geſtern mit eben ſo viel gütiger Rückſicht auf die Wiederherſtellung der Ehre meiner Perſon, als in Rückſicht auf die Erhaltung der Ehre der Behörden auf alle Weiſe bewirken zu wollen mir gnädigſt erklärten; alsdann iſt auch die geſtrige Unterredung als officiel anzunehmen, und da mein Schreiben, wie jede Aeußerung ſich darauf und inſonderheit auf Ew. Excellenz Aeußerung, daß mein Antrag wegen öffentlicher Genugthuung nicht von mir komme, lediglich bezog, ſo bleibt mir dann nichts übrig, als meine Angabe darüber nebſt allem, was ich ſonſt auf dem Herzen habe, für den Richterſtuhl aufzuſparen, der nach Abwägung meines Ver-

ſchuldens und meines Verdienſtes in letzter Inſtanz über meine Exiſtenz entſcheiden mag. Als vertrauliche Aeußerung genommen, beſchwöre ich Ew. Excellenz aber, ſich jene Frage ſelbſt zu beantworten, und zu beherzigen, wie vielfache Mittel es gibt, einen Staatsmann um Ehre und Reputation zu bringen, Mittel, welche eben ſo ſehr der Moralität entgegen, als der Politik unſerer Tage gemäß ſind, und die nicht nur täglich angewandt werden, ſondern die vor aller Welt Augen liegen, und in Fällen, worüber die Beweiſe bis jetzt lediglich in meiner Hand ſind, nicht nur unbeſtraft, ſondern unter öffentlicher Belohnung und anſcheinend allgemeiner Billigung angewandt werden. Ich beſchwöre Ew. Excellenz zu beherzigen, worauf freilich Niemand Sie aufmerkſam machen wird, als derjenige, der es von Grund aus redlich mit Ihnen meint, wie Niemand im Staate mehr, als eben Ew. Excellenz dieſen Mitteln Blößen darbieten müſſe, und daß nur entweder Indolenz und Kraftloſigkeit oder Religion, tiefgewurzelte Anhänglichkeit und Patriotismus denjenigen abhalten können, ſich ihrer gegen Ew. Excellenz auf die empfindlichſte Weiſe zu bedienen, den Sie für die tiefſte Kränkung, die ein Mann erleiden, bei dem höchſten Bewußtſein, welches ein Menſch haben kann, ſo lange der Genugthuung entbehren laſſen. Möchte Ew. Excellenz die Geſchichte meines Lebens ſo bekannt ſein, um ſich die letzte Ueberzeugung zu verſchaffen, daß der, der um kleiner Veranlaſſungen, wenn Ehre und Pflicht im Spiel waren, ſein Leben, ſeine zeitliche Wohlfahrt unbekümmert daran ſetzte, in einem Augenblick, wie dieſer, wenn er durch eine beiſpielloſe Ungerechtigkeit im Leben ehrlos ſein muß, durch einen ehrenvollen Tod alle Schande von ſich abzuwaſchen des tiefſten Ernſtes iſt. Möge Ew. Excellenz aus allem dieſem einen Begriff von der Stärke der perſönlichen Ergebenheit erhalten, die mich bis ſo weit geleitet hat, daß ich heute noch wahrhafter, als irgend einer, der ſich nennen dürfte, behaupten darf, Ew. Excellenz Ehre und Ruhm als meine eigenſte Angelegenheit beſorgt zu haben; möge Ew. Excellenz daraus endlich ein ſolches Vertrauen zu mir zu faſſen möglich ſein, um Ihre Entſchlüſſe im Verhältniß zu mir nicht mit Perſonen zu berathen, welche, hoffentlich in der beſten Meinung, aber auf die unvorſichtigſte Weiſe von der Welt, Ew. Excellenz Namen weniger ſchonen, als Ihr ärgſter Feind nicht thun könnte. Sehen Ew. Excellenz gleichwohl in meinem jetzigen Schritte Spuren einer ſelbſtändigen, mißtrauiſchen Vorſicht, ſo findet ſich dieſes durch die im Jahre 1810 gemachte Erfahrung, da ich mich ohne den mindeſten Rückhalt hingab, und eben durch die Beſorgniß gerechtfertigt, daß, ſo lange Ew. Excellenz mir Ihrerſeits nicht ein vollkommenes Vertrauen gewähren, mir von jenen Perſonen, denen ich ganz allein jene unedle Mißhandlung zuſchreibe, wo möglich, nochmals ſo mitgeſpielt werden möchte. Laſſen Ew. Excellenz daher — es iſt meine letzte Bitte — in das ernſte Verhältniß, welches ſich gegenwärtig zwiſchen uns entwickelt, keine Mittelsper-

ſen eintreten; laſſen Ew. Excellenz dieſes, wo möglich, die letzte ſchriftliche Erklärung ſein, welche Sie von mir fordern; erlauben Ew. Excellenz mir, zu jeder Zeit mit Ihnen mündlich von Herzen zum Herzen zu reden, über das, was allein dazu geeignet iſt; vor allem aber beſchwöre ich Ew. Excellenz, keinen Augenblick zu verſäumen, um ein Unrecht gut zu machen, an dem Sie keinen Theil haben dürfen, welches ich nicht zu ertragen vermag. Da ich dieſes in Gegenwart meiner Kinder ſchreibe, ſo erwehre ich mich, indem ich ſchließe, des troſtvollen Gedankens nicht, daß wenn die Familie, die ich unter mancher ſchweren Sorge ſo weit gebracht habe, durch meine Bemühungen für Pflicht und Ehre zu Grunde gehen ſollte, ſie unmittelbar zu der Quelle zurückkehrt, von der ſie ausging. Und ſo wäre ich meiner Rechnung in dem Augenblick quitt, in welchem ich mich überzeugen müßte, daß ich weiter nichts erwarten darf. Ich werde morgen, um meines nächſten Schickſals gewiß zu werden, aufzuwarten verſuchen." Ohne Zweifel wurde dem wild aufgeregten, überreizten Manne die verlangte Genugthuung in der Erklärung, daß er ſtets aus reinen Gründen gehandelt habe, wirklich zu Theil, wenn auch Hardenberg die geforderte Unterſuchung ſeines Benehmens ganz abgelehnt haben dürfte. Auch in einer anderen, den Ueberſender jenes Ringes betreffenden Angelegenheit wurde Schultz damals beruhigt.

Die Auflöſung der Hauptſäculariſationscommiſſion erfolgte am 15. April, mit Bezeigung Allerhöchſter vollkommenſter Zufriedenheit. In einem an demſelben Tage an Schultz gerichteten Königlichen Handſchreiben wurde der ausgezeichnete Dienſteifer und das zweckmäßige Betragen, welche er bei dem wichtigen Säculariſationsgeſchäft, wie bei der Aufhebung des ehemaligen und der Wiedereinrichtung eines neuen Domcapitels in Breslau bewieſen habe, lobend anerkannt, und der König behielt ſich vor, ihm Beweiſe ſeiner Zufriedenheit zu geben — gewiß die ſchönſte Wiederherſtellung ſeiner gekränkten Ehre. Zu gleicher Zeit wurden Wilckens und Schultz mit der Fortführung der Geſchäfte betraut. „Der Staatsrath Schultz", heißt es in dem betreffenden Erlaſſe Hardenberg's, „beſorgt die Vollendung des Etats und die Aufräumung des Rechnungsweſens der Commiſſion und der Adminiſtrationen, indem er zugleich wegen der Verwaltung der Hauptcaſſe, Regulirung der Pfarreien, der Fundationen und des Schuldenweſens, der durch die Cabinetsordre vom 16. v. M. erhaltenen Beſtimmung gemäß, die nöthige Einrichtung trifft; auch ſoll derſelbe die übernommene Ausführung des Planes zur Vertheilung von Grundeigenthum an die nothleidenden Weber im Gebirge fernerhin leiten, und ihm deshalb, wie bisher, die Verfügung über die Gebirgsgüter des Stiftes Grüſſau commiſſariſch übertragen bleiben. — Gegen Ende Mai erwarte ich von beiden Commiſſarien einen gemeinſchaftlichen Bericht über den bewirkten Abſchluß und die Vertheilung der Geſchäfte an die ordinären Behörden, zugleich auch Vorſchläge über die anderweite

Mephistopheles.

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos.
Drum bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen.
Was hilft's nur gr'ade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum,
Durch allerley Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht',
Wie's lehret manche Welsche Geschicht'.

Faust.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephistopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß:
Ich sag' euch, mit dem schönen Kind
Geht's ein- vor allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;
Wir müssen uns zur List bequemen.

Faust.

Schaff' mir etwas vom Engelsschatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!

Anſtellung des ſubalternen Perſonals der Commiſſion, welches ſo lange noch zu adhibiren iſt; auch muß bis dahin das Perſonal der Specialcommiſſion, ſo wie die Biſchöfliche Generaladminiſtration entlaſſen werden. Bis der Staatsrath Schultz, welcher baldmöglichſt nach Breslau zurückkehren wird, die Geſchäfte der Commiſſion in eigenem Namen übernimmt, ſind ſolche von den Regierungsräthen Freiherren von Kottwitz und von Stein nach näherem Auftrage zu verſehen."

Neben den vielfachſten Geſchäften erfreute ſich Schultz zu Berlin des vertrauteſten Umganges ſeiner alten Freunde; auch Solger befand ſich wieder in Berlin, wo er als Profeſſor an der neugegründeten Univerſität bedeutend wirkte. Altenſtein bezeigte dem bewährten Freunde ſeine alte zutrauliche Theilnahme. Die Uebungen und Aufführungen der Singacademie wurden von Schultz fleißig beſucht. Außer der Muſik beſchäftigte ihn ſehr lebhaft das Studium von Goethe's Farbenlehre, in welcher ihm ein ganz neues Licht aufgegangen war; die mannigfachſten Verſuche und weitgreifendſten Studien wurden auf ihre Veranlaſſung unternommen. Schon im vorigen Frühjahr hatte er ein Zimmer mit einem ordentlichen Apparat nach Goethe's Vorſchriften eingerichtet, wie Zelter dem Dichter berichtet, indem er zugleich bemerkt, Schultz ſtimme, ſo viel er wiſſe, in allen Puncten ſeiner Meinung bei. Um dieſelbe Zeit begann er eine Abhandlung über die farbigen Ränder und die verkleinerten Bilder nach Goethe, zur Widerlegung eines Angriffes auf dieſen vom Berliner Stadtrath Poſelger in Gilbert's Annalen (1811 Heft 2). In den Anfang unſeres Jahres ſcheint die Einleitung eines Aufſatzes zu fallen, welcher die bis dahin zu Berlin hervorgetretenen Beſtrebungen für und gegen Goethe's Farbenlehre darzuſtellen beabſichtigte. Dieſe enthuſiaſtiſche Erhebung von Goethe's viel angefeindetem Werke iſt zu bezeichnend, als daß wir uns deren Mittheilung hier verſagen dürften. Sie lautet wörtlich alſo:

„Die in Berlin herrſchende Tendenz zur Empirie, Mathematik, Atomiſtik hat ihr altes Uebergewicht über die Wiſſenſchaft, Philoſophie, Dynamik durch die Art der Aufnahme des Goethe'ſchen Werkes zur Farbenlehre abermals ſiegreich bewieſen. Von dieſem Werke können wir in der Kürze ſagen, daß es ſeinen Gegenſtand nicht bloß wiſſenſchaftlich, ſondern im ächten früheren Sinne durchaus philoſophiſch behandelt, fortſchreitend auf höherer Bahn, indem es aus dem Vorhandenen, Bekannten, wie die Alten aus dem Feuer, Waſſer, Erde und Luft, vor unſeren Augen das Unbekannte, Unerklärliche aufbaut, und der Künſte der Mathematik nicht bedarf, mit einer Würde und Kraft, wie ſie im Umfange der neueren Phyſik bis jetzt nicht erſchienen war, gegenwärtig und treffend die Dynamik der Atomiſtik entgegenſtellt, und auf das Lebhafteſte den alten, vielleicht uranfänglichen und ewigen Streit zwiſchen Platoniſcher und Ariſtoteliſcher Schule, Idealismus

und Realismus, oder bestimmter Formalismus und Materialismus erneuert, zum Jubel derer, die nicht anders als mit Plato denken und, aller neueren Bemühungen ungeachtet, des Aristoteles Gelehrsamkeit nur für eine Sammlung kostbarer Essenzen ansehen können, aus welchen die Götter in jenes Haupte den Balsam des Lebens bereitet hatten. Wie wir uns auch stellen, es bleibt uns unmöglich, ruhig und kalt zu sein, wo es sich um das heiligste Leben handelt. Und so erkennen wir in Goethe's Werke, wie bei jenen Alten, mit tiefer Rührung jene lichtvolle Umfassung des gesammten Lebens und Wissens, jene wahrhaft religiöse Scheu, den Schleier der göttlichen Spuren auf der Erde zu lüften und über die Gränzen der Menschheit hinauszustreben, die nicht minder die Gränzen aller Wissenschaft sind, zugleich aber auch jene Freiheit, Zuversicht und Keckheit gegen das geringere Geschlecht der Gegner, welches, stets in eitlem Wahne, durch eigenes Verdienst sich unmittelbar an den Thoren der Gottheit zu setzen, seine ängstlich mühevollen Bestrebungen seit Jahrtausenden wiederholt, ein Bild des Sisyphus und des Tantalus, den ewigen Durst zu löschen sich vergebens quälet. Ein so ursprünglicher, ausschließender Gegensatz des innersten Wesens konnte bei seiner Erscheinung in der Welt nicht anders als eine heftige Parteiung erzeugen. Goethe, der den Kampf beider Parteien geschichtlich seit jener Urzeit her erkannt, dem die Widersacher schon früher bei einem Versuch feindlich entgegengetreten, stellt sich hier nicht nur vollgerüstet dar, er überfällt den sorglosen Gegner, den die Zeichen der gewaltigen Zeit nicht genugsam zu warnen vermochten, mit solcher entscheidenden Uebermacht in allen Waffen, von allen Seiten her, daß der Widerstand, wie ernstlich gemeint, doch voraussichtlich nur schwach und unwirksam sein kann. Hier in Berlin, wo alle äußere Bedingungen des gesellschaftlichen Zustandes entschiedener und dauernder, als irgendwo in Deutschland der mathematisch-astronomischen Behandlung der Wissenschaften den Vorzug vor der philosophisch-dynamischen sichern, ist die Zahl der Gegner Goethe's vielleicht die Zahl aller Gelehrten von Profession. Nur unter seines Gleichen und unter den Dilettanten findet er Anhänger, die, je nachdem ihnen die Sache näher oder entfernter liegt, mehr oder weniger lebhaften Antheil an dem Kampfe nehmen, jedoch vor dem absoluten Uebergewicht der Gelehrten nicht aufzukommen vermögen. Damit nun von diesem, in doppeltem und umgekehrtem Verhältniß so ungleichen Kampfe, welcher dem Kampfe der ersten Christen mit ihren Verfolgern nicht unähnlich siehet, einige geschichtliche Spur übrig bleibe, sind wir entschlossen, das, was sich hiesigen Orts in der Sache zuträgt, von Jahr zu Jahr mit einer solchen Ausführlichkeit anzuzeigen, wie sie etwa dem Interesse eines größeren wissenschaftlichen Publicums entsprechen möchte. So sind wir denn hier des Vorsatzes, die Ereignisse des eben abgelaufenen ersten Jahres seit Erscheinung des Werkes vorzutragen, die, wenn sie gleich nicht erfolgreich schei-

nen, doch als vorbedeutende Zeichen der Zukunft nicht unwichtig sind."

Am 24. Mai reiste Schultz ohne die Seinigen in Häckel's Begleitung von Berlin nach Breslau zurück. Hier, wo er in der Curie am Dom seine Wohnung nahm, machte er gleich in der ersten Zeit die Bekanntschaft der verwittweten Baronin Friederike von Richthofen, einer geborenen Prinzessin von Holstein-Beck, die sich mit vollstem Vertrauen und innigster Verehrung an den von frischester Geisteskraft erfüllten Mann anschloß, wovon der vorhandene Briefwechsel ein anziehendes Zeugniß abgibt. Auch der damalige Geometer From, sein späterer Schwager, jetzt Generalmajor und Ingenieurinspecteur, fühlte sich ganz von der tüchtigen, auf festem Grunde ruhenden Persönlichkeit von Schultz hingerissen, der ihm als Leitstern auf seiner Bahn vorleuchtete. Auf seinen Rath nahm derselbe Ingenieurdienste.

Im Juni gerieth Schultz über die Installation des Domcapitels wegen eines Eingriffes in die ihm übertragenen Rechte mit dem Ministerium des Inneren in eine ihm unangenehme Verwickelung, welche der Minister Schuckmann, der sich eben bei Breslau aufhielt, in einer Unterredung zu lösen suchte, zu welcher er ihn in der frühesten Morgenstunde des 30. Juli, kurz vor seiner an demselben Tage erfolgenden Abreise, nach Hartlieb zu sich beschied. Das Ergebniß dieser Unterredung gibt Schultz selbst auf dem Einladungsbillet Schuckmann's noch an demselben Tage in folgender Weise an: „1) Herr von Schuckmann erklärte, wie ihm die von dem Unterzeichneten nachgewiesenen Aktenwidrigkeiten in den Verfügungen vom 14. v. M. und die daraus in der Sache entstandene Verwirrung sehr unangenehm, und 2) wie die Schuld davon lediglich der Nachlässigkeit des Decernenten und der Unkunde des Departements mit den Verfügungen Seiner Excellenz des Herrn Staatscanzlers beizumessen, und ihm deshalb lieb sei, daß namentlich von dem Installationspatente vom 14. v. M. kein officieller Gebrauch gemacht sei, hingegen 3) auch nicht die mindeste Absicht oder Ahnung stattgefunden habe, den Unterzeichneten dadurch zu beleidigen; daß man 4) sich jeder weiteren Verfügung in den Angelegenheiten des Domcapitels von Seiten des Departements enthalten werde, bis der Unterzeichnete bei seiner Rückkehr nach Berlin seine diesfälligen Anträge Höchsten Orts gemacht und dem Departement mitgetheilt haben werde, indem er 5) wünsche und hoffe, der Unterzeichnete werde sich durch jenen unangenehmen Vorfall nicht muthlos machen lassen, an diesen Angelegenheiten weiteren Theil zu nehmen, und dem Departement in deren Arrangement behülflich zu sein. Wogegen 6) der Unterzeichnete wiederholt erklärte, daß er zwar seine ihm in dieser Angelegenheit Allerhöchst auferlegte Dienstpflicht auf keine Weise vernachlässigen, jedoch, zu Vermeidung ähnlicher Vorfälle in der Zukunft, es als Pflicht gegen sich selbst betrachten werde, jeden bisher freiwillig

übernommenen Antheil an den Geschäften abzulehnen, in welchen er mit dem Departement zu collidiren in Gefahr käme; daß er übrigens den Herrn von Schuckmann, als Chef des Departements, hiebei am mehrsten zu bedauren Ursache finde, weil derselbe, nach seiner Stellung, alle Unannehmlichkeiten der Sache ohne Genugthuung empfinden müsse, und daß er, um diese nicht zu vermehren, sämmtliche auf jenen Vorfall Bezug habende Piecen bei seinen Privatacten behalten, und nicht anders, als in soweit das Departement dazu Veranlassung geben möchte, davon weiter einen officiellen Gebrauch machen werde." Auch hier kann sich die peinliche Sorge, seine Dienstehre gegen jede irgend mögliche Verletzung zu wahren, nicht im Geringsten verläugnen. Im August kamen der König und Hardenberg nach Breslau. Schultz machte in demselben Monate mit Steffens eine sehr genußreiche Reise in's Gebirge, von wo er, während dieser seine dortigen Wanderungen fortsetzte, sich nach Berlin zurückwandte. Hier verlebte er vom 7. September bis zum 23. März des folgenden Jahres eine vielbewegte, für die Rettung des muthig sich aufraffenden Preußens höchst bedeutende Zeit. Freund Langermann hatte während des Sommers eine Reise nach Schlesien, Sachsen und Böhmen gemacht, auf welcher er sich in Carlsbad wieder freundlich mit Goethe zusammenfand. Mit diesem hatte er auch von Schultz, von dessen inniger Verehrung seiner Werke und besonders von seiner Begeisterung für die Farbenlehre gesprochen, so daß dieser sich veranlaßt fühlte, ihm durch Langermann namentlich und persönlich Angenehmes sagen zu lassen. Im October, wo Schultz eine neue Wohnung in der Kronenstraße bezog, litt er am kalten Fieber.

Inmitten der gewaltigen Bewegung und der vaterländischen Begeisterung, welche dem Unglücke Napoleon's und der Capitulation York's folgten, fühlte sich auch Schultz mächtig gehoben. Die Franzosen mußten Ende Februar das von den Cosaken überfallene Berlin verlassen; der Jubel des Volkes war allgemein. Am 4. März rückten die Russen, sechs Tage später York in Berlin ein; am 17. erschien zu Breslau die Berufung zur allgemeinen Landwehr. Altenstein wurde zum Civilgouverneur von Schlesien ernannt. Auf seinen Wunsch reiste Schultz am 23. März mit ihm nach Breslau ab, wo er sich sogleich als Freiwilliger beim Militärgouvernement einstellte, und vom frühsten Morgen bis zum späten Abend in dieser Bestimmung nicht ohne Erfolg thätig war. „Freilich äußert sich hiebei", schreibt er am 1. Mai seinem in den Kriegsdienst getretenen Freunde Häckel, „der innere Feind, von dem ich Ihnen so oft sprach, deutlicher, als jemals; mit ihm kämpfe ich auf Tod und Leben; Gott weiß, ob zu siegen und Frieden zu erringen möglich sein wird. Meine Gesundheit hat darunter, wie ich mit wahrem Kummer täglich mehr erfahre, wesentlich gelitten. Jetzt da ich ihrer mehr als je bedurfte, muß ich mich matt und stumpf fühlen; die Brustschmerzen verfolgen mich in diesen Tagen durch gutes und

ſchlechtes Wetter; ich muß es nunmehr glauben, daß es kein Rheumatismus, ſondern eine allgemeine Schwächung der Conſtitution iſt. Mein lieber Freund, Sie können durch Thätigkeit und Anſtrengung Geſundheit erobern; ich muß nach Ruhe und Erholung trachten, und alles treibt mich vorwärts, und läßt mich nicht ruhen, jetzt weniger, als je. Vielleicht ermannte ſich meine Natur, wenn ich die Strapatzen mit Ihnen theilen könnte, wenn ich die dumpfe Luft, die Unruhe und Sorge des Geſchäftslebens für immer verließe! Ich erwarte den Beruf; er wird an jeden von uns gelangen; gebe Gott, daß ich ihm zu entſprechen vermöge!" In demſelben Brief heißt es vorher: „Ich weiß, Sie finden Ihren Beruf in dem Kriegesſtande, wie Sie ihn darin geſucht haben. Alſo mit Gott vorwärts! Ich kann Sie herzlich beneiden um das Glück, das Leben für eine ſolche Sache wagen zu dürfen. Daß ich es noch nicht darf, ſehen Sie wohl ein, wie ich ſelbſt. Doch bin ich nicht unthätig geweſen, und werde es fernerhin nicht ſein. Mein Gewiſſen ſoll nie aufhören, mir zu ſagen, daß ich in guten, wie in böſen Zeiten meine Schuldigkeit gethan." Auch ſein lieber From, der ſich ſeiner reinſten, edelſten und thätigſten Theilnahme zu erfreuen hatte, war auf ſeinen Wunſch zur Armee gegangen.

Schultzens Gattin, die bei ſeiner Abreiſe krank geweſen war, kam am 6. Mai in Breslau an, wo eine Wohnung im Haak'ſchen Bade bezogen wurde. Auch Reitel traf auf ſeiner Flucht von Berlin bald darauf zu Breslau ein. Bei den bedenklichen Verhältniſſen, die noch immer alles für die Preußiſche Hauptſtadt fürchten ließen, wandte ſich Schultz am 19. Mai an ſeinen Freund Zelter, mit der dringendſten Bitte, für ſeine Möbeln und Bücher die beſte Vorſorge zu treffen. Dieſer erwiedert ſchon am 23., nachdem er der von ihm getroffenen Vorkehrungen gedacht hat: „Der ſchlimmſte Fall, der nun eintreten kann, iſt der, wenn alle Männer mit dem Landſturm hinaus müſſen von Berlin weit abwärts; dann weiß ich keinen Rath, und meine Familie und meine Häuſer ſind ihrem Schickſale überlaſſen, doch ſind wir der Hoffnung, daß es nicht zum Allerſchlimmſten gehen werde, indem wir uns zum Schlimmſten bereiten. In möglichen Fällen wünſchte ich Sie und Ihre gute Frau zu beruhigen, daß das Vertrauen, welches Sie auf meine Sorge ſetzen, nach Kräften honorirt werden ſoll, und Langermann, zu dem ich auch geſtern Abend noch ging und Ihren Brief zeigte, will auch beſorgt ſein, Schaden abwenden zu helfen. Langermann iſt faſt meine einzige Geſellſchaft; denn viele ſind freilich davon gelaufen, auf die man auch nicht gerechnet hatte, doch ſind Fichte, Schleiermacher, Savigny und Schmalz noch hier. Wolf iſt auf einige Tage, wie er ſagt, nach Ziebingen geritten; er war für ſeine Manuſcripte beſorgt. Die Nachrichten von der Armee haben ſich ſeit geſtern verbeſſert. — Goethe hat mir aus Teplitz vom 3. d. geſchrieben, und ein Gedicht („Ich habe geliebt, nun lieb' ich erſt recht") geſandt für die Liedertafel. Ich ſchreibe

es ab, und lege es bei, mit der Bedingung, es für ſich zu behalten. — Mit der Singacademie geht es zwar, wie ſonſt, aber die Tenöre und Bäſſe ſind dünn worden. Meine Inſtrumentalübungen des Freitags habe ich ſchon zweimal abſagen müſſen, da ich zum Exerciren commandirt war. Was man nicht alles lernen muß, um einander das Leben ſauer zu machen! Auch Langermann exercirt, was die Haut halten will; am Beſten nimmt ſich Fichte aus. So was muß Reſpect geben!"

Am 29. Mai ging Schultzens Familie in Begleitung von Frau Steffens, deren Gatte ſelbſt in Dienſt getreten war, nach Neiße, und von dort nach dem reizenden Schloß Johannisberg, wo der alte Fürſtbiſchof von Hohenlohe-Bartenfels, deſſen Vortheil Schultz möglichſt zu vertreten geſucht hatte, ſeiner Familie, da Breslau verloren war, eine Zufluchtsſtätte bereitet hatte. Am 31. Mai reiſte Schultz mit Altenſtein nach Brieg, und von dort nach Neiße, wo man Anſtalten zur Belagerung machte, als am 1. Juni ein Waffenſtillſtand bis zum 20. Juli geſchloſſen ward. Vom 17. bis zum 30. Juni, wo Schultz eine Reiſe in's Gebirge antrat, finden wir ihn zu Johannisberg. Später reiſte er in's Lager zu Reichenbach, beſuchte Grüßau und Johannisbad; nach Reichenbach zurückgekehrt, erlitt er einen Blutſturz; in Peylau ward er vom Fieber ergriffen. Am 12. Auguſt war er wieder bei den Seinigen auf Johannisberg zurück, begab ſich aber darauf zur Herſtellung ſeiner Geſundheit nach Bad Reinerz, wo er mit Hirt und Heindorf zuſammentraf, beſonders aber erfreute er ſich hier der herzlich innigſten Mittheilungen Altenſtein's. „Sie haben es wohl bemerkt", ſchreibt dieſer ihm am 1. October, „wie unendlich ſchmerzlich mir der Abſchied von Ihnen gefallen iſt! Gerne hätte ich Ihnen noch verſchiedenes geſagt, was ich ſehr lebhaft fühle, allein es war mir nicht möglich, da ich zu weich geſtimmt war. Auch jetzt will ich Sie und mich nicht durch Klagen über unſere Trennung, und daß wir keine Ausſicht haben, wieder vereinigt einen Weg zu gehen, weich machen. Es kann ſich ja doch vielleicht alles ſchnell dazu geſtalten. Herzlichſt danke ich Ihnen nochmals für alles, was Sie mir, mein Theuerſter, in dieſer letzten ſchweren Zeit waren. — Ihre guten Wünſche werden mich zu dem ſchwer in dieſer Zeit zu erreichenden Ziel, nach dem ich ſtrebe, begleiten. Meine herzlichen Wünſche begleiten auch Sie! Bald ſoll, hoffe ich, Ihre Geſundheit wieder ſo befeſtigt ſein, daß ich es wagen darf, Sie nochmals aufzufordern, Ihr Schickſal an das meinige zu knüpfen, wenn es ſich zu etwas geſtaltet." Am 18. ward die große Völkerſchlacht geſchlagen. Schultz kehrte nach Breslau zurück, wo er in der Schaffgottſchen Curie ſeine Wohnung nahm. Hier aber ward er bald vom Nervenfieber befallen, und auch ſein älteſter Sohn erkrankte. Der Plan, Altenſtein bei der Verwaltung der von den verbündeten Armeen zu beſetzenden Länder angemeſſen zu verwenden, zerſchlug ſich, und er zog es vor, ſtatt dem Haupt-

quartier zu folgen, vorab nach Berlin zurückzukehren. Von hier schreibt er am 6. November an Schultz: „Ich hoffe, es soll mit Ihrer Gesundheit so gut gehen, als ich es mit treuem Herzen wünsche. Die Sachen haben sich herrlich gestaltet, wir gehen einer wichtigen Zeit entgegen; wir müssen so wenig, als möglich, getrennt sein, um uns solcher zu erfreuen, uns für die Einwirkung auf selbige möglichst vorzubereiten, und vereint an deren Gestaltung zu arbeiten. Jüngst habe ich mich gefreuet, aus mehrfältigen Unterredungen mit dem Staatscanzler über Sie, mein Theuerster, zu bemerken, daß er Sie richtig würdigt, und sehr viel von Ihnen erwartet. Der Herr von Stein wünschte Sie als Rath beizuziehen, und der Staatscanzler wollte Sie auch berufen. Ich bemerkte, daß Ihre Gesundheit diese Art von Geschäftsführung nicht ertragen dürfte, und lehnte es dadurch für Sie ab. Späterhin sagte mir der Staatscanzler, es sei sehr gut, daß er den Wunsch des Herrn von Stein nicht habe erfüllen können, da für Sie auch eine angemessenere Stellung zu wünschen sei." Und Ende November äußert derselbe: „Die Ihnen abermals zugedacht gewesene neue Bestimmung bei Herrn von Klewitz (Civilgouverneur der wiedereroberten Länder zwischen Weser und Elbe in Halberstadt) beunruhigt mich so sehr wegen Ihrer Gesundheit. Leider höre ich, daß der Herr Staatscanzler Ihnen nach dem Antrag des Herrn von Klewitz diese neue Bestimmung bekannt gemacht hat, und begierig bin ich, zu erfahren, was Sie für einen Entschluß gefaßt haben. Wird auch diese Bestimmung Ihrer Gesundheit weniger nachtheilig sein, als die Ihnen früher zugedachte Stellung, so bin ich doch nicht ohne Besorgniß, wenn Sie dem Wunsch, auch die letzten Kräfte in dieser Zeit zu opfern, nachgegeben und solche angenommen haben." Schultz lehnte jene Stelle freundlich ab.

Am 11. December verließ er mit den Seinigen Breslau, um sich zunächst nach Grüßau und von dort nach Berlin zu begeben, wo er am 23. anlangte. Hier fand er auch seinen Bruder und dessen Gattin, die bis zum folgenden April in seinem Hause wohnten. Das Studium der Farbenlehre wurde im Frühling von Neuem lebhaft aufgegriffen. Daneben beschäftigten ihn sehr eifrig seines Freundes, des Englischen Kaufmanns Eduard Solly Betrachtungen über Staatswissenschaft, welche im Englischen Original mit der von Schultz angefertigten Deutschen Uebersetzung und einigen Erläuterungen des Verfassers, woran Schultz ohne Zweifel großen Antheil hatte, in diesem Jahre erschienen. Leider fühlte er sich um dieselbe Zeit durch das ordnungswidrige Verfahren bei der Uebergabe der Geschäfte der Hauptsäcularisationscommission an die Schlesische Regierung und durch das ressortwidrige Eingreifen der zweiten Generalverwaltung des Finanzministeriums tief verletzt, worüber es zu manchen herben Aeußerungen kam. Am 15. Juni wurde Schultz sein Sohn Siegfried

geboren, bei welchem Altenstein, der nach Wien gereist war, mit größter Freude die ihm angebotene Pathenstelle übernahm. „Ich werde", schreibt dieser am 29. Juli, „alle Gefühle, welche mich für seine geliebten Eltern beseelen, auf ihn übertragen. Der Himmel verleihe ihm von den wenigen guten Eigenschaften, die ich besitzen mag, die besten, und lasse Ihnen recht viele Freude an solchen erleben! Ich freue mich auf den Augenblick, wo er meine Liebe wird fühlen und an solcher wird erkennen können, was mir sein Vater ist, und wie sehr ich diesen als Freund liebe und achte. Durch die Hinaussetzung des Congresses zu Wien hat sich, mein Theuerster, seitdem Sie mir geschrieben haben (am 29. Juni), sehr viel verändert. Ich freue mich, daß Ihnen dadurch das Zusammenkommen mit dem Herrn Staatscanzler so sehr erleichtert worden ist. Es ist abscheulich, daß Sie durch Rohheit und eine gemeine Bosheit so sehr geplagt worden sind. Ueben dergleichen Vorfälle auch unsere Kräfte, wie ich aus Erfahrung kenne, so greifen sie doch auch wegen der Unwürdigkeit des Gegenstandes weit mehr an, als würdigere Veranlassungen zur Kraftübung, und dieses schmerzt mich für Sie. Es ist daher recht gut, daß Sie, wie ich hoffe, schnell durch persönliche Rücksprache mit dem Staatscanzler der Sache ein Ende gemacht haben. Ich hoffe, Sie sollen recht vollständige Genugthuung erhalten. Erklären Sie sich nur recht offen, und lassen Sie Ihr Gefühl und Herz ganz sprechen. Sie haben, wie Sie mir sogleich sagten, bei der Behandlung der Sache bloß die Absicht gehabt, die Verdienste des Herrn Staatscanzlers in's hellste Licht zu stellen, und keine schiefe Auffassung darüber zu gestatten. Er wird gewiß für diesen Beweis Ihrer wahren Anhänglichkeit empfänglich sein. Hätte aber so sein Vertrauen zu verdienen gesucht, so würde er ungleich weniger Unannehmlichkeiten gehabt haben, als ihm zu Theil geworden sind. Man kann sich darauf verlassen, daß er solche Beweise von Anhänglichkeit richtig fühlt, wenn man sie ihm gehörig auseinander setzt. Es würde dieses nicht bedürfen, wenn jeder so handelte, und wenn er nicht so sehr mit Geschäften überladen wäre. Es schmerzt mich, daß ich nicht dort anwesend bin, um schnell ganz über Ihre Lage in dieser und in anderer Hinsicht beruhigt zu werden. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Ihnen endlich eine ganz angemessene Stellung bei dem Staatscanzler werde zu Theil werden, da Sie für ihn, bei dem Vertrauen, was er auf Sie setzt, von so großem Werth sein würden; allein ich fürchte, daß andere es zu verhindern suchen, und daß Sie nicht rasch genug eine zweckmäßige Wirksamkeit erhalten. Wäre ich dort anwesend, so schmeichle ich mir, daß ich vielleicht etwas dazu würde beitragen können. Je weniger ich glaube, daß man auf mich rechnet, und je weniger ich gesonnen bin, mich zuzudrängen, desto mehr wünsche ich eine angemessene feste Bestimmung für Sie, und desto eher würde ich für Sie sprechen können. Benachrichtigen Sie mich, mein Lieber,

so bald, als möglich, sei es auch nur mit einer Zeile, wenn Sie ganz beruhigt sind, und wenn Sie glauben, eine angemessene Wirksamkeit zu haben. Sie überschätzen Ihre Kräfte nicht, allein das, was Sie sich zu leisten getrauen, müssen Sie eben deshalb auch zu leisten in Stand gesetzt werden, und Sie müssen nicht genöthigt sein, das Gute ohne Noth mühsam zu fördern. Kann ich vorerst schriftlich etwas dazu beitragen, so werde ich es mit großem Vergnügen thun. Ich darf hierüber kein Wort beifügen. — Es freuet mich sehr, daß Sie sich fortdauernd mit solcher Liebe mit Solly's Werk beschäftigen, und die Herausgabe der Schrift nicht übereilen. Es verdient solches gewiß diese sorgsame Pflege. Ich freue mich sehr darauf, die Resultate Ihres Nachdenkens zu sehen. Ist das Ganze noch nicht vollendet, wenn wir uns sehen, so liefere ich vielleicht auch noch einige kleine Beiträge. Ich habe in neuerer Zeit viele Bemerkungen gemacht, die zum Theil Beziehung auf diesen Gegenstand haben. Das ganze südliche Deutschland beinahe ist schon geraume Zeit zu den verschiedenartigsten Experimenten mißbraucht worden. Es zeigt sich recht klar, wie sehr die Beherzigung einiger Hauptsätze unseres Freundes Noth ist. Von den unzähligen Schriften, welche über die jetzigen Zeiten erscheinen, erhebt sich keine zu dieser Höhe. Die Rathschläge sind meistens todte Regeln, die nie in das Leben übergehen können." Ueber seine eigenen Zustände und Aussichten macht Altenstein ihm die vertrautesten Mittheilungen. „Daß es mir bisher sehr gut gegangen ist", schreibt er, „haben Sie von meiner guten Schwester (Nagler's Gattin) gehört. Ich habe viel in alten Erinnerungen gelebt. Die Gegenwart würde mich dabei zum Theil schmerzlich angeregt haben, wenn ich mich nicht schon längst gewöhnt hätte, den Wechsel der Dinge aus einem höheren Standpunct zu betrachten. Viel Schönes und Gutes ist untergegangen, allein das, was geblieben ist, hat sich herrlich bewährt. In diesem wenigen liegt viel Stoff für die Zukunft. Je weniger es geachtet und je mehr es sogar, wie es scheint, mißhandelt wird, desto kräftiger wird es sich einst entbinden. Eine solche Natur hat sicher eine höhere Bestimmung. Man muß nicht so leicht verzweifeln. Die Anhänglichkeit der Ansbacher und Baireuther an Preußen ist unbeschreiblich groß, und war mir sehr rührend. Es wäre eine sonderbare Erscheinung, wenn dieser Getreuen Sehnsucht allein unbefriedigt bleiben sollte. Sie, mein Theuerster, sind dort nicht vergessen. Ueber meine Lage kann ich Ihnen gar nichts schreiben. Es hat sich solche, seitdem ich Sie verlassen habe, gar nicht geändert, wenn ich nicht die eingetretenen Veränderungen und das gänzliche Stillschweigen gegen mich als eine wesentliche Aenderung betrachten muß. Nach vielen Umständen scheint mir solches beinahe der Fall zu sein. Verschiedene meiner Freunde, welche das Ganze besser, als ich übersehen können, scheinen der Meinung zu sein, daß man nicht beabsichtige, mich in Thätigkeit zu setzen. Sie kennen

meine Ansicht über diesen Punct. Ich wünsche für mich persönlich gar nichts als Entscheidung. Ich mache für den Fall, daß ich wieder in Thätigkeit treten soll, gar keine Forderung, als daß man solches der Sache wegen beabsichtige. Man wird mir denn die Bedingungen gewähren, welche zu einer nützlichen Wirksamkeit unerläßlich sind. Mehr fordere ich nicht, mit weniger kann ich mich aber auch nicht begnügen. Ich halte mich gar nicht für unentbehrlich, ich kann mir den Fall gar wohl denken, wo es für mich und das Ganze besser ist, wenn man mich außer Spiel läßt. Erfolgt dieses mit Anstand, so werde ich demungeachtet glücklich sein. Vielleicht bin ich dann nützlicher, als in irgend einer Geschäftslage, und meine Pflicht zu erfüllen ist alles, was ich wünsche. Ich fürchte nur immer, man versteht mich nicht ganz oder will mich nicht verstehen, so deutlich ich mich auch durch die That, mündlich und schriftlich ausgesprochen habe. Ich betrachte es als eine Fügung der Vorsehung, daß ich den Staatscanzler nicht gesprochen habe. Ruhig erwarte ich vorerst das Weitere. Meine Anwesenheit dort würde jetzt peinlich und unnütz sein. Ich erwarte daher zu irgend einem weiteren Schritt einige Veranlassung. Diese werde ich pflichtmäßig benutzen. Haben Sie darüber, mein Lieber, irgend eine besondere Ansicht, so werden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie mich offen davon benachrichtigen. Sie verstehen mich richtig, und mißdeuten keines meiner Gefühle. Ich fühle mich frei von aller Leidenschaft und Bitterkeit. Vieles kann ich mir nicht erklären; inzwischen wankt doch meine Ansicht über den Staatscanzler nicht, und ich vertraue ihm, daß er mich richtiger, als andere versteht, und mich daher, passe ich nicht in seinen Plan, mit Geradheit und Offenheit behandeln wird. Dafür werde ich ihm sehr dankbar sein. Der Himmel wird es machen, wie es gut ist, da ich mir bewußt bin, das Gute zu beabsichtigen."

Schultz, der nichts sehnlicher wünschte, als rasch von den mit so vielen Unannehmlichkeiten und Befehdungen verknüpften Schlesischen Geschäften ganz befreit zu werden, um bald in eine andere feste Stellung überzugehen, wandte sich am 1. August, gleich nach dem Empfange von Altenstein's Brief, mit folgendem Schreiben an den kurz vorher zurückgekehrten Staatscanzler. „Ew. Durchlaucht habe ich hierdurch um gnädige Bewilligung eines mündlichen Vortrages über das hier beiliegende Schreiben Seiner Excellenz des Herrn Staatsministers von Schuckmann und einen demselben beigefügten Bericht vom 10. und 11. v. M. unterthänigst zu bitten, damit ich mich der nach Höchstdero Befehlen unmittelbar unterzogenen Schlesischen Geschäfte entledigen, und meine anderweite Bestimmung submittiren darf. Das eigenthümliche Verhältniß und das uneingeschränkte Vertrauen, in welchem ich bisher so glücklich war, diese Geschäfte im Namen Ew. Durchlaucht zu führen, so wie der lebhafte persönliche Antheil, den Höchstdieselben an dem dadurch bewirkten vielfachen Guten zu nehmen geruhet,

Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſeyn,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bey einer Nachbarinn ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

berechtigen mich zu der Hoffnung, daß Ew. Durchlaucht nicht minder zu der definitiven planmäßigen Vollziehung der seit drei Jahren mit Anstrengung durchgeführten Arbeiten bereit, als geneigt sein werden, meine persönliche Ehre dabei zu retten, welche seit einiger Zeit zugleich mit dem Geschäfte selbst und Ew. Durchlaucht Hohen Leitung desselben durch ein unerklärliches, den Allerhöchsten Befehlen widersprechendes Verfahren gewisser Behörden vor aller Welt compromittirt worden. Gebot meinem Gefühle nicht die pflichtmäßige Betrachtung Schweigen, daß die großen Verhältnisse, welchen Ew. Durchlaucht so lange Ihre Aufmerksamkeit ungetheilt widmen mußten, nicht erlaubten, dergleichen Angelegenheiten zu Ihrer Kenntniß zu bringen, und wäre es mir nicht zugleich durch ein festes und ruhiges Betragen möglich gewesen, der nachtheiligen Wirkung der ordnungswidrigen Verfügungen, über welche ich Beschwerde zu führen habe, in Bezug auf meinen Geschäftskreis Einhalt zu thun und ein größeres öffentliches Scandal zu verhüten, so würde ich längst davon Anzeige gemacht und auf eine genugthuende Abhülfe oder Untersuchung angetragen haben. Jetzt bezweifle ich indessen nicht weiter, daß Ew. Durchlaucht bei Beendigung meines bisherigen Geschäftsverhältnisses meine Genugthuung, welche Sie nicht minder sich selbst und der Sache schuldig sind, zu bewirken die Gnade haben werden. Glücklicherweise liegt die Sache noch so, daß dieses ohne Kränkung Anderer geschehen kann, und ich wage daher nur, nochmals um baldigstgnädige Bewilligung eines mündlichen Vortrages zu bitten, in welchem ich die Ausfertigungen zum Schluß der Sache vorzulegen die Ehre haben werde. So leid es mir thun würde, wenn ich fernerhin den hohen Vorzug sollte aufgeben müssen, Ew. Durchlaucht unmittelbare Vorträge machen und mich persönlich von dem reinen Wohlwollen überzeugen zu können, welches Höchstdieselben gegen alles Edlere belebt, und worin ich so lange den erfreulichsten Lohn meiner Dienste gefunden, so werde ich mich doch in der Erinnerung an das Vollbrachte glücklich finden, wenn ich nur den Trost mit mir nehme, daß alle diese Sorgen und Anstrengungen für ihren Zweck nicht vergeblich gewesen sind." Hardenberg nahm seine Mittheilung freundlich auf, und befahl seine Anstellung im Ministerium des Innern, wo ihm die Finanzangelegenheiten des Cultus übertragen werden sollten.

Die um dieselbe Zeit erfolgende jubelnd begrüßte Rückkehr der Armee war für Schultz auch deshalb besonders erwünscht, weil sie ihm Häckel und From nach Berlin zurückführte. Im September trat er nach einem kurzen Ausflug nach Tempelberg in das Ministerium des Innern ein. Altenstein, den er schon am 22. August von der glücklichen Bestimmung seines Verhältnisses in Kenntniß gesetzt hatte, erwiedert, durch besondere Verhältnisse an einer früheren Antwort gehindert, am letzten September: „Ganz erkenne ich in Ihrer Handlungsweise, mein Lieber, Ihre thätige Freundschaft

und Ihr rücksichtsloses Verfolgen dessen, was Sie für gut halten. Ich darf Ihnen nicht weitläufig auseinander setzen, wie sehr ich dieses und wie wohlthätig ich es fühle, da Sie wissen, welchen großen Werth ich auf Sie in dieser doppelten Beziehung setze. Eine jede neue Aeußerung Ihrer freundschaftlichen Theilnahme erhält dadurch einen doppelten Werth für mich. Ich freue mich, daß Sie mit dem Staatscanzler so offen über mich gesprochen und ihm Ihre Ansicht über meine Berufung nach Wien so unbefangen vorgelegt haben. Sollte es wirklich noch in seinen Planen liegen, mir eine nur einigermaßene Wirksamkeit zu überlassen, so würde mein Aufenthalt zu Wien für mich und für die Sache höchst wichtig gewesen sein. Gewiß haben Sie, mein Theuerster, dieses sehr richtig durchblickt. Ich gestehe, daß mich die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Ansicht beinahe zu dem Entschluß veranlaßt hätte, die Reise dahin auch ohne förmliche Berufung vorzunehmen. Bei einer genauen Zusammenhaltung der Aeußerungen des Herrn Staatscanzlers gegen Sie mit denen gegen Andere mich betreffend und bei einer sehr unbefangenen Prüfung der Möglichkeit, den Zweck nur einigermaßen, ohne einen Fuß zu heben, zu erreichen, mußte ich den Plan aufgeben. Bald hoffe ich Ihnen hierüber mündlich mehr mittheilen zu können, da ich in der Mitte k. M. zu Berlin einzutreffen gedenke. — Auch mit Ihnen, mein Lieber, scheint es der Himmel recht gut gemacht zu haben. Innigst freue ich mich, daß Ihr Verhältniß nach Ihrem Wunsch bestimmt ist. Es bleibt mir noch verschiedenes für Sie zu wünschen übrig, damit Ihnen ganz Gerechtigkeit werde, und ich hoffe, es soll der Himmel meine Wünsche für Sie erfüllen. Will er mir recht wohl thun, so muß er mir Gelegenheit geben, dazu beizutragen. Innigst danke ich Ihnen auch für Ihre freundschaftliche Theilnahme und Hülfe, den Unterricht meines Kleinen betreffend. Es hat mich solche sehr beruhigt. Auch hier hat es der Himmel recht gut gefügt. Der Kleine soll, hoffe ich, auf eine angemessene Art zu einem öffentlichen Unterricht vorbereitet werden. Freund Solly bitte ich Sie mich herzlichst zu empfehlen. Sein Entschluß, das Werkchen allein mit der Uebersetzung erscheinen zu lassen, hat auch sein Gutes. Rathen konnte ich ihm nicht dazu; denn er wird gar nicht und mißverstanden werden. Da er sich darüber wegsetzen will, so geben schiefe Urtheile über das Ganze vielleicht die beste Veranlassung zu einer recht eingreifenden Darstellung über das Werkchen, bei welcher man den Feind schon ganz kennt, und ihn daher desto besser fassen kann." Wirklich sah Solly zwei Jahre später sich veranlaßt, in einer an seine Recensenten gerichteten Ansprache sich über die Grundlage des Nationalwohlstandes zu erklären, wie er in einer anderen kleinen Schrift die Urtheile einiger deutschen Schriftsteller über England's innere und äußere Verfassung zu berichtigen versuchte. Auch an beiden letztgenannten Arbeiten dürfte Schultz nicht unwesentlichen Antheil genommen haben.

Aus dem Ende October iſt uns ein Brief eines mit Schultz ſehr vertrauten geſchichtskundigen Breslauer Freundes erhalten, worin dieſer theilnehmend äußert: „Daß du wohl ſeiſt, hörte ich unter anderen von Hagen (Profeſſor von der Hagen); verſuch' ja nicht, den Körper zu tyranniſiren! er will und ſoll ſeine Ordnung und ſein Recht haben; dann iſt er willig und freigebig. Nicht weniger iſt es werth, daß deine Geſchäftsverhältniſſe in Ordnung ſind; ich glaube, du haſt das beſſere Theil gewählt; denn perſönlich und ſachlich ſcheinen mir die Finanzen nicht nachzuſtehen, und ein ſcharfer Verſtand iſt beſſer, als halbe Genialität. Halt' nur deinen Grundſatz: Sine ira! (Ohne Zorn!) feſt; er iſt gewiß der wahre, und man erreicht mehr Gutes, als beim unerbittlichen Widerſtreben. Turgot gibt ein Beiſpiel. Nach einigem, was mir Häckel erzählte, möchte ich aber fragen, ob du gegen Bülow (Finanzminiſter ſeit dem Ende des Jahres 1813) nicht in dieſer Beziehung zu ſcharf und buchſtäblich geſetzlich geweſen biſt. Doch ich mag ungenügend unterrichtet ſein, und wünſche nur herzlich, daß du dir das Leben nicht ſchwer machen mögeſt." Es läßt ſich nicht läugnen, daß dieſe Mahnung ſehr wohl an der Stelle war.

Unterdeſſen hatte ſich ſchon vor einigen Monaten eine längſt erſehnte Verbindung zwiſchen Schultz und Goethe gebildet, die in ihren Folgen um ſo bedeutender für erſteren ward, als das ſo innige Verhältniß zu Altenſtein ſich einige Jahre ſpäter ſo traurig trüben und mit den unerquicklichſten Zwiſtigkeiten enden ſollte. Zelter hatte während ſeines diesjährigen Beſuches zu Weimar der einſichtigen Verehrung wiederholt gedacht, welche Schultz Goethe's Werken, aus denen er einen Catechismus wahrer Lebensregeln zu ſammeln längere Zeit beabſichtigte, und beſonders ſeinen auf die Farbenlehre gerichteten Beſtrebungen zuwende. Letzteres mußte dem Dichter um ſo angenehmer ſein, als der bisherige Erfolg ſeiner Farbenlehre ſehr ungünſtig geweſen und alle Verſuche, derſelben durch Theilnahme bedeutender Männer weiteren Eingang zu verſchaffen, fehlgeſchlagen waren. Schon im Juni 1807, drei Jahre vor dem Erſcheinen der Farbenlehre, hatte er zu Carlsbad an Graf Reinhard einen gelehrigen Schüler gefunden. Dieſer hatte davon ſeinem Schwiegervater, dem alten Reimarus in Hamburg, Nachricht gegeben, der aber mit aller Höflichkeit und aller ſonſtigen Anerkennung über die neue Lehre den Stab brach. Auch der Verſuch Reinhard's, dieſer in Frankreich durch ſeinen Freund Villers Anerkennung zu verſchaffen, blieb ohne Erfolg, doch ward Goethe gerade durch die ablehnenden Aeußerungen um ſo lebhafter zum endlichen Abſchluſſe des Werkes getrieben. Nach dem Erſcheinen deſſelben fanden ſich kaum einzelne Theilnehmende, während die Entgegenſtrebenden von allen Seiten hervorbrachen, von denen die vom Standpunct der Schule aus ſcharf auf ihn eindringende, vom Verfaſſer ihm zugeſandte Schrift des Kieler Profeſſors Pfaff den Dichter tief verletzte. Schultz hatte dieſe Schrift auf das Genaueſte

durchgenommen, wie eine große Anzahl uns handschriftlich vorliegender widerlegender Bemerkungen bezeugt. Um so erwartungsvoller mußte Goethe den von Langermann und Zelter ihm berichteten Bestrebungen eines so gewiegten Staatsmannes, wie Schultz, entgegen sehen, und so konnte er nicht länger versäumen, eine unmittelbare Verbindung mit demselben einzuleiten. Da er von Zelter vernommen hatte, Schultz entbehre ungern ein vollständiges Exemplar seiner am Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Propyläen, so ließ er ihm durch den noch in Weimar weilenden Freund ein solches zukommen. Ueber den Antheil, den er bisher an seinen wissenschaftlichen Bemühungen genommen, äußerte Zelter im beigefügten Briefe, sei Goethe erfreut, und würde es noch mehr sein, ihn näher kennen zu lernen. Schultz sprach darauf dem Dichter den gerührtesten Dank für sein schönes Geschenk und seine freundliche Anerkennung aus. Nachdem er der langjährigen Verehrung seiner Person gedacht hat, bemerkt er, wie sein großes Werk zur Farbenlehre ihm Veranlassung zu Studien geworden sei, die seinem Leben längst Noth gethan, und ohne welche es nicht ferner habe bestehen können. Eine ausführlichere Darstellung seines Fortganges in dieser Sache werde er später vorlegen, da die durch die Rückkehr des Hofes vermehrten Geschäfte ihn augenblicklich zu sehr in Anspruch nähmen. Für jetzt wolle er nur bemerken, daß die physiologische Optik den Gegenstand seiner Untersuchung bilde, wozu er die physicalische nur hülfsweise als integrirenden Gegensatz heranziehe, und daß er bei redlichster Prüfung seine Darstellung der Farbenentstehung einzig entsprechend gefunden habe. Goethe erwiederte darauf eigenhändig, was er seit vielen Jahren sehr selten that, und übersandte den Brief durch Zelter, mit welchem er sich gerade in Wiesbaden befand. Der Antheil, den Schultz an den Propyläen nehme, mache ihm Freude, schreibt er, und dankbar erkenne er an, daß er seine Farbenlehre mit eigenen Studien bereichere. Auch ihm sei der physiologische Theil der anziehendste. Wolle er ihm seine Versuche und Ergebnisse auch nur aphoristisch mittheilen, so werde er ihn sehr glücklich machen. In Folge einer so liebevollen Aufforderung schrieb Schultz den ersten, später in Schweigger's Journal abgedruckten Aufsatz über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen[1]), worin er zunächst ausführt, Hell und Dunkel sei für das Auge eben so viel, als Nah und Fern, die Farbe die Vermittelung dieses Gegensatzes im Momente, Violett und Blau gehören der Seite des Schattens und der Ferne, Roth und Gelb der Seite des Lichtes und der Nähe zu, womit Goethe's Lehre von der Farbenerzeugung ganz übereinstimme. Hierauf folgt eine ausführliche Erörterung des Doppelsehens mit den durch die Umkehr des Bildes dabei erscheinenden Farben. Zuletzt wird von den Augentäuschungen gehandelt,

1) Vgl. Brief 3–9.

und dabei der von Goethe so sorgfältig beschriebene Farbenwechsel hervorgehoben, dagegen (§ 95) als ein entschiedener Mangel bezeichnet, daß Goethe den von Darwin gemachten Unterschied zwischen directen und umgekehrten Farbenerscheinungen aufgehoben habe, was man nur von einem höheren Standpuncte aus billigen könne. Diesen Aufsatz theilte Schultz, der mittlerweile Goethe's noch immer nicht zur Darstellung auf der Berliner Bühne gelangenden Epimenides durch Zelter's Vorlesung, wohl nicht zu besonderer Erbauung seines politischen Gewissens, kennen gelernt hatte, in einem vom 23. November datirten Brief dem Dichter mit. Er entschuldigt sich dabei über das Mangelhafte der Arbeit, und äußert die Hoffnung, durch Goethes belehrende Erinnerungen bald weiter zu kommen; Goethe's Werk sei ihm über zu eifrigem Verfolgen seiner eigenen Spuren seit einiger Zeit fast fremd geworden, doch hoffe er, sich den Winter über wieder vollständig damit bekannt machen zu können. Goethe war über diesen Aufsatz sehr erfreut, wie er am Ende des Jahres durch Zelter an Schultz mittheilen läßt, indem er zugleich eine Aeußerung, welche er gleich nach dem Lesen des Heftes an einen Freund darüber gemacht, absichtlich beilegt. „Es ist das erstemal", heißt es dort, „daß mir widerfährt zu sehen, wie ein so vorzüglicher Geist meine Grundlagen gelten läßt, sie erweitert, darauf in die Höhe baut, gar manches berichtigt, supplirt und neue Aussichten eröffnet. Es sind bewunderns- und beneidenswerthe Appercus und Folgerungen, welche zu großen Hoffnungen berechtigen. Die Reinheit seines Ganges ist eben so klar, als die Ramification seiner Methode. Die größte Aufmerksamkeit auf sehr zarte, im Subject vorgehende Erscheinungen, Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, dabei große Belesenheit, so daß es nur von ihm abhängt, meinen historischen Theil höchst schätzbar zu bereichern. Wenn ich die Erlaubniß von ihm erhalte, den Aufsatz drucken zu lassen, so wird er gewiß auch schon in seiner jetzigen Gestalt, als Entwurf, sehr wirksam werden."

Indessen unterblieb während des folgenden Jahres jede unmittelbare Verbindung zwischen Goethe und Schultz, doch ließ der Dichter letzteren durch den Maler Raabe, der fast ein Vierteljahr in Goethe's Nähe verweilt hatte, wie auch durch Zelter freundlich grüßen. Mit dem letzteren war Schultz wegen der Singacademie, in deren Vorstand er vor Kurzem gewählt worden, gegen Ende des Jahres in gar unangenehme Verhandlungen gerathen. Die Vorsteher dieser von Zelter's Lehrer Fasch gegründeten Anstalt konnten nämlich die Willkür nicht länger ansehen, womit Zelter die Bestimmungen der vom Stifter ertheilten Verfassung verletzte, weshalb sie sich am 18. December an Zelter selbst wandten. Dieser aber wollte auf eine Verhandlung mit dem Vorstande nicht eingehen, und weigerte sich, nachdem Schultz eine mehrstündige harte Unterredung darüber mit ihm gehabt, diesen nochmal zu hören. Schultz sandte ihm darauf am 20. sein und seiner Frau Billet zur Sing-

academie zurück, da er nicht Zeuge der jetzt daselbst unvermeidlichen Auftritte sein wolle. Doch wurde die Sache vorerst gütlich beigelegt. Eine andere für ihn höchst verdrießliche Angelegenheit bildete am Ende des Jahres die Herausschaffung eines bei ihm einquartierten Rittmeisters, wobei Schultz mit leidenschaftlicher Strenge sein Recht durchsetzte.

Den Winter über wurden die optischen Studien eifrig fortgeführt. Rudolphi wurde zu Rathe gezogen und Brandes in Breslau schriftlich angegangen, der damals noch der Ansicht war, Goethe's Farbenlehre sei wohl nicht ohne allen Grund, während er später in der neuen Bearbeitung von Gehler's physicalischem Wörterbuch sie entschieden bekämpfte. Die große Begebenheit, welche im März Europa von Neuem in fieberhafte Bewegung setzte, rief From und Marcel Püttmann, den Schwager von Schultz, wieder zu den Waffen. Am 1. April bezog Schultz eine neue Wohnung im Thiergarten. Im folgenden Monat begann sein Brustübel von Neuem, wogegen ihm Stahlbäder verordnet wurden. Gleich darauf gerieth er mit der Generaldomänenverwaltung wegen der Schlesischen Geschäfte in einen unerquicklichen Streit, da er seine amtliche Ehre von derselben auf unverantwortliche Weise angegriffen glaubte. Den von derselben entworfenen Etat für die Säcularisationssachen des Breslauer Departements fand Schultz, dem er zur Mitrevision übergeben ward, völlig unbrauchbar, weshalb er sich die schwere Arbeit aufladen mußte, das Etatswesen, das er mit frevelhaftem Leichtsinn behandelt glaubte, nach den bei ihm vorhandenen Papieren mit Hülfe eines vertraulich mit den Verhältnissen vertrauten Calculators, den er heranzog, ganz neu herzustellen. Da es hierbei nothig schien, zuvorerst die Etats der Dotationen der Kirchen festzustellen, so wurde hierzu Staatsrath Schmedding mitbeauftragt. Im Juni dieses Jahres brach auch der Streit mit Zelter wegen der Singacademie wieder lebhaft aus, wo denn Schultz, da Zelter sich gar nicht fügen wollte, seinen Austritt erklärte. Durch diese feste Willenserklärung von Schultz in Schrecken gesetzt, gab Zelter schweren Herzens nach, doch bedurfte es sehr dringender Bitten, um Schultz im Vorstand zu erhalten. „Sie bleiben bei mir, lieber, lieber Schultz", schreibt Zelter am 1. Juli, „und weiter verlange ich nichts, das Sie für mich thun sollen. Ich habe genug, wenn Sie mir den Schmerz ersparen, der mir jede Lust an der Singacademie vergällen muß. Womit könnte ich denn zugleich Ihre Neigung und Ihre Abneigung verdient haben?" Am 14. Juli trat Zelter das Eigenthum sämmtlicher in der Singacademie befindlichen Musicalien gegen eine Summe von 1200 Thaler ab, die weiteren Verhandlungen aber, an denen sich Schultz lebhaft betheiligte, zogen sich noch bis zum nächsten Januar hin.

Schon am Anfange des Jahres war Schultz durch einen Aufsatz in einer Französischen Zeitung auf eine zweite in der Königlichen Bibliothek zu Paris befindliche Handschrift der Optik des

Alhazen aufmerksam geworden, durch welche, wie er hoffte, die Lücken der ersten ausgefüllt werden könnten. Er hatte sich deshalb bereits im März an den Minister Schuckmann gewandt; da aber die Antwort sich verzögerte, so gab er seinem nach Paris gehenden Freunde Langermann einen Brief an Altenstein mit, der damals mit Wilhelm von Humboldt das Reclamationsgeschäft gegen Frankreich betrieb, um diesen für die Sache zu gewinnen. Altenstein theilte den Wunsch von Schultz an Wilhelm von Humboldt mit, der schon von Schuckmann damit beauftragt war, und wandte sich deshalb auch an Professor Wilken; doch entsprach der Erfolg keineswegs der Erwartung. „Daß ich Ihrer nicht vergessen habe", schreibt Altenstein am 18. October von Paris aus, „sind Sie, mein Bester, auch ohne daß ich es Ihnen schriftlich versichere, gewiß überzeugt; allein es ist mir wohlthätig, Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer recht oft und herzlich gedenke. Wir haben früher so viel zusammen versucht und durchgemacht, daß es mir oft recht schmerzlich ist, ein Geschäft von Ihnen getrennt zu leiten. Ist es auch im Ganzen gewiß gut, daß Sie dort geblieben sind, und hätten auch gleich die Geschäfte hier im Allgemeinen wenig Reiz für Sie haben können, so würden Sie doch bei Gelegenheit derselben entschiedene freudige Anregungen gefunden haben. Dieses ist auch mein Schicksal. Mündlich einst mehr darüber, da ich noch immer so sehr beschäftigt bin, daß ich wenig von Paris genieße, und die Augenblicke zum Schreiben nur erhaschen muß. Nur noch so viel über mich, daß es mir im Ganzen an Leib und Seele gut geht, daß ich mit meinen Verhältnissen durchaus zufrieden bin, und daß ich der Zukunft noch ruhiger, als je entgegen gehe, wenn ich sie auch gleich rücksichtlich meiner so wenig, als rücksichtlich des Ganzen durchschaue. Der Himmel wird es fügen, wie es gut ist. — Ich hoffe, daß wir in wenig Tagen den Frieden vollendet erhalten werden; dann denke ich Paris bald zu verlassen, und rechne auf das Vergnügen, Sie bald zu sehen." Dieser Brief traf Schultz, der unterdessen nach der Wilhelmsstraße gezogen war, in sehr leidendem Zustande.

Im Januar 1816 übernahm Professor Berends die Heilung von Schultz, wozu er ihm Gielsmilch verordnete. Noch am 18. Februar schreibt Zelter an Goethe, Schultz sei so brustkrank, daß er für sein schönes Leben fürchte, das er erst jetzt habe anfangen wollen, da man es ihm bis dahin so sauer gemacht. Acht Tage später wandte Schultz sich wieder einmal selbst an Goethe, dem er zunächst mittheilt, daß seine fortgesetzten Untersuchungen an demjenigen, was er über die Farbenerscheinungen geäußert, nichts Wesentliches geändert, vielmehr seine Ansichten nur bestätigt und im Einzelnen berichtigt hätten; besondere Freude habe ihm seine Entdeckung über das Trübe gemacht. Er wünsche nun selbst, daß der frühere Aufsatz, was Goethe von Anfang an gewollt, jetzt, wo er selbst weitere Fortschritte in der Sache gemacht habe, dem Drucke

übergeben werde. Goethe, der des festen Glaubens war, es sei jetzt Zeit, das Eisen zu schmieden, ging hierauf lebhaft ein, und ließ den Druck desselben in Schweigger's Journal unter seinen Augen besorgen. Goethe's Erwähnung des Falles, wo Blutstropfen auf Würfeln gesehen worden sein sollten, veranlaßte Schultz zu einer critischen Zusammenstellung der historischen Zeugnisse über solche Blutvisionen, womit er aber nicht zu Stande kam.

Indessen waren im März, nach Schlichtung einer zwischen Schultz und Schmedding sich herausstellenden Verschiedenheit der Ansichten, die Etats für die Dotationen der Kirchen geschlossen worden. Im Mai wurden sie dem Finanzministerium übergeben, das sie wider Erwarten bis zum August zurückhielt, wo der in diesen Geschäften bewanderte, von Schultz herangezogene Calculator nach Dresden abgegangen war, wogegen man ihm einen ganz untauglichen zurückgelassen hatte. Vergebens hatte er gegen die Absendung des ersteren bei Schuckmann die dringendsten Vorstellungen gemacht. „Die Etats- und Rechnungssachen", hatte er an diesen berichtet, „sind gerade jetzt von der höchsten Wichtigkeit. Hätten wir seit Jahr und Tag zwei solche Calculateren gehabt, als der letztere, so würden wir das Finanzministerium und die Oberrechnungskammer beschämen können. Alles ist im Umgestalten begriffen, und wegen der unzulänglichen Instructionen, welche die Regierungen erhalten haben, steht im Etatswesen ein chaotischer Zustand nahe bevor, wenn in den Oberbehörden nicht mit fester Hand für die Erhaltung der Ordnung und Uebersicht gesorgt wird. Die Etats laufen zahlreich ein, aber fast kein einziger genügt den leichtesten Forderungen, obwohl sie doch zur Grundlage der ganzen künftigen Verwaltung der neuen Behörden dienen sollen. Zu diesen wichtigen Arbeiten ist ..... (der zurückgebliebene Calculator) gar nicht zu gebrauchen. Sehe ich auf andere specielle Angelegenheiten, z. B. der Etatssachen der Schlesischen Säculariſationspartie, die nach alle dem, was von Seiten des Finanzministerii geschehen ist, um solche für immer in unauflösliche Verwirrung zu bringen, nur mit der größten Contenance und durch die genaueste Kenntniß ihrer Details bis jetzt hat in Uebersicht erhalten werden können, so würde solche ohne den ..... (den ersten Calculator) nicht weiter bearbeitet werden können, und ich müßte mit Bedauern das Opfer der schmerzlichsten persönlichen Empfindungen ansehen, welches ich aus Dienstpflicht diesem Gegenstande bisher gebracht habe, um solchen endlich zu seiner Majestät und Ew. Excellenz Ehre und Genugthuung zu vollenden." Da aber Schuckmann auf den Wunsch, jenen Calculator, dessen Ueberlassung er dem Staatsrath Friese in Dresden zugesichert hatte, zu Berlin zu behalten, nicht eingehen konnte, so sah Schultz sich auf das Schmerzlichste in seinem Geschäftskreise gelähmt.

Anfangs Juli kam Zelter auf zwei Tage nach Weimar, und gleich darauf ließ Schultz den von ganzer Seele verehrten und be-

wunderten Dichter durch den Oberbaurath Schinkel, welcher wegen Erwerbung der Boisserée'schen Gemäldesammlung nach Heidelberg reiste, freundlich begrüßen, indem er diesen durch einen Empfehlungsbrief bei ihm einführte. Goethe, der die Bekanntschaft eines so reich begabten Künstlers wohl zu schätzen wußte, und nur die Kürze seines Aufenthaltes bedauerte, gab hierauf Schultz über seine auf die entoptischen Farben gerichteten glücklichen Bestrebungen näheren Aufschluß. Auch Fr. Aug. Wolf, der Goethe auf anderthalb Tag in Tennstedt besucht hatte, konnte Schultz von Göttingen aus am 12. September die besten Grüße des Dichters mittheilen. Die unmittelbare Verbindung zwischen Goethe und Schultz unterblieb indessen bis zum folgenden Sommer, mit einziger Ausnahme einer Notiz über zwei die Farbenlehre betreffenden Abhandlungen des Pariser Malers Bourgeois, welche Schultz einem Briefe Zelter's beilegte. Die Bücher selbst übersandte er darauf nach Goethe's Wunsch.

„Staatsrath Schultz ist wieder krank am Bluthusten", schreibt Zelter am 2. December an Goethe. „Es ist ein unersetzlicher Schade, wenn uns der junge treffliche Mann abgehen sollte, den der Staat eben so wenig entbehren kann, wie seine starke Familie." Indessen scheint die Krankheit bald nachgelassen zu haben. In den letzten Monat des Jahres fällt die in Berlin gefeierte Vermählung seiner Schwägerin Sophie mit dem wackeren, ihm von ganzer Seele verehrungsvoll zugewandten Ingenieurlieutenant From. Zu Ende des Jahres war auch der von Schultz sehnlichst verlangte Calculator aus Dresden zurückgekehrt, worauf denn im Januar die Hauptetats der Säculariſationspartie zu Stande gebracht und eine Menge der so lange zurückgelegten Sachen erledigt werden konnte. Da derselbe aber schon im Februar wieder nach Dresden geschickt wurde, so konnte die Ausführung der Kirchendotationen, sowie die Regulirung der Fundationsangelegenheiten nicht bearbeitet werden. Am 19. Mai wurde Schultz sein Sohn Hermann geboren, der am zweiten Tage nach der Geburt operirt werden mußte, wodurch die Eltern in große Angst und Noth gesetzt wurden. Bald darauf fand sich Schultz durch eine Beschwerde des Finanzministers wegen Verspätung mancher Angelegenheiten der Schlesischen Säculariſation tief verletzt, so daß er sich veranlaßt sah, dem ihm vorgesetzten Minister Schuckmann das ganze Verhältniß der Sache auseinander zu setzen. „Wenn der Herr Finanzminister", schließt Schultz seinen Bericht vom 11. Juni, „nach dem Schreiben vom 21. v. M., in der Meinung ist, sich über die Verzögerung, als sei solche diesseits verschuldet, beklagen zu dürfen, so gehet daraus lediglich hervor, daß Seine Excellenz noch immer in der unglücklichen Täuschung sind, in welcher im Jahre 1814 diejenigen der Dienstordnung durchaus zuwider laufenden Verfügungen erlassen wurden, welche den erwähnten Erfolg gehabt haben. Ew. Excellenz haben mich zwar bei mehrerer Gelegenheit im Vortrage angewiesen, auf die ressort-

widrigen Eingriffe der zweiten Generalverwaltung in dieser Partie mit Nachdruck zu antworten; ich muß aber gestehen, daß ein so offenbar durch persönliche Animosität veranlaßtes Gezänke zwischen Behörden meinem Gefühle der Würde des Dienstes zu sehr widerspricht, als daß ich es jemals über mich hätte gewinnen können, die Feder dazu anzusetzen, und so liegen alle diese Verunglimpfungen, welche in diesem Betreff das Ministerium sowohl als ich persönlich, der actenmäßigen Wahrheit zum Hohn, von jener Behörde erfahren haben, noch unbeantwortet bei mir. Und so wollte ich sie auch in Ewigkeit unbeantwortet lassen, und habe den Urhebern derselben in meinem Herzen längst verziehen, weil sie als unbewußte Werkzeuge handeln, wenn ich nur den Preis dieses Opfers erreiche: das Geschäft endlich einmal mit Ruhe und Ehre zu vollenden. Ich habe stets gehofft, daß Seine Excellenz der Herr Finanzminister, wenn demselben einst der wahre Zusammenhang der Sache bekannt würde, sich freiwillig bewogen finden werde, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die Generalverwaltung der Domänen endlich in ihre Schranken zurück und zu einem mit der Würde des Dienstes verträglichen Benehmen anzuweisen. Diese Hoffnung hege ich noch, und wenn es Ew. Excellenz nicht möglich gewesen ist, mich vor jenen unwürdigen Kränkungen zu schützen, so ist es Hochdenselben doch wohl möglich, jetzt endlich, nachdem die mannigfaltigsten Beweise der Ungerechtigkeit und des Nachtheils jenes Verfahrens für das Allerhöchste Interesse vor Augen liegen, auf die Aenderung der unrichtigen Meinung des Herrn Finanzministers zu wirken. Dies ist es, worum ich bei dieser Veranlassung Ew. Excellenz so inständig als ehrerbietig ansuche, in einer Zuversicht, welche mich durchaus beruhigt. Sollte meine Bitte und Hoffnung indeß nicht stattfinden, sollte ich zu meiner eigenen Vertheidigung gegen weitere Angriffe mich genöthigt sehen, die Schande aufzudecken, die ich mit so großer Aufopferung bisher verbarg, so würde ich denn auch meine bisherige Selbstverläugnung aufgeben und Seine Majestät den König um Genugthuung für meine Person und Bestrafung der Frevler bitten müssen, die mit dem Recht und der Ehre unbescholtener, pflichtergebener Diener, mit dem Interesse des Staats und mit den unmittelbaren Allerhöchsten Befehlen ihren Muthwillen getrieben haben. Gott weiß es, wie sehr ich wünsche, daß es zu einem solchen Scandal nicht komme, nachdem ich so lange ihn zu verhüten bemühet gewesen, aber nach jahrelangen Leiden sich, bei dem Bewußtsein der treuesten Pflichterfüllung, als ein nachlässiger oder schlechtgesinnter Diener dargestellt zu sehen, ist mehr, als ich zu ertragen vermag." Auch hier, wo Schultz sich absichtlich zu mäßigen sucht, blickt die bittere Leidenschaftlichkeit an allen Enden durch.

Nachdem sein Sohn Hermann im Juli getauft worden war, wobei unter anderen Solger, Schinkel und From Pathenstelle vertraten, war sein ganzes Verlangen dahin gerichtet, auf dem ihm

Faust.

Sorg' du mir für ein Geschenk für sie.

ab.

Mephistopheles.

Gleich schenken? Das ist brav! Da wird er reüssiren! —
Ich kenne manchen schönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz,
Ich muß ein Bißchen revidiren.

ab.

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarethe

ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut' der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus,

für den Sommer gegönnten kurzen Ausflüge endlich die persönliche Bekanntschaft Goethe's zu machen, sich an seiner unmittelbaren Gegenwart zu erbauen, und so vieles, was ihm am Herzen lag, mit ihm durchzusprechen. Seine Anfrage, ob er ihn, wie ihm Zelter versichert hatte, Anfangs August zu Jena antreffen werde, fand von Goethe's Seite die freundlichst einladende Erwiederung. Am 2. August kam er mit seinem Schwager, dem Lieutenant Marcel Püttmann, zu Jena an, wo er von Goethe, den er in der beschränkten Wohnung des Gärtnerhäuschens des botanischen Gartens fand, herzlich willkommen geheißen ward. Beide erschlossen sich bald in vertraulichster Mittheilung. Nicht bloß über die ihnen besonders am Herzen liegende Farbenlehre wurde vielfach verhandelt, und die neuerdings gewonnenen Ansichten gegenseitig ausgetauscht, sondern auch die immer trüberen staatlichen Verhältnisse durchgesprochen. Goethe war eben so wenig ein Freund constitutioneller Freiheit, als Schultz; beide wollten nur eine starke Regierung, ohne sich um die Mittel zu kümmern, wie den möglichen Uebergriffen der Gewalt Einhalt gethan, und die sittliche, geistige und bürgerliche Freiheit geschützt werden könne. Die politische Erhebung des Volkes und besonders der schwärmerisch ergriffenen Jugend ängstete Beide gleich sehr; denn wie Goethe überall nur eine ruhige Entwickelung aus innerstem Kerne heraus wollte, nur von einem Fortbilden, nicht von völliger Umgestaltung wissen wollte, so sah Schultz die Würde der Regierung durch Theilnahme des Volkes gefährdet, und wollte den Dienst als ein Heiligthum vor jeder fremden Einmischung gewahrt haben. Das Volk, meinten Beide, sei nur zum Schlagen, nicht zum Rathen zu gebrauchen; die höhere Einsicht der mit Allerhöchstem Zutrauen beehrten Staatsdiener müsse alles leiten, der Ruf nach Freiheit sei das Grundböse, das immer Kampf gegen Recht und Ordnung wolle. Goethe stand ganz auf dem einseitigen Standpuncte des ruhig Besitzenden, der im behaglichen Genuß des Erworbenen, der bestehenden Ruhe und Ordnung um keinen Preis gestört sein mag, Schultz schaute von der Höhe des Beamten herab, die nur Gehorsam gegen höhere Befehle kennt. Daß die großen Begebenheiten der Zeit ganz neue Anforderungen nothwendig hervorgerufen, daß bisher ungekannte Gefühle bürgerlicher Freiheit und Selbständigkeit zum Leben erwacht seien, das wollten Beide nicht eingestehen, weil sie die Folgen derselben fürchteten. In Jena lernte Schultz auch den alten, für Volksfreiheit jugendlich erglühten Knebel und Luden, den Herausgeber der Nemesis, kennen, der ihn „sehr zuthätig und nicht ohne Geist" fand. Am 8. fuhr er mit Goethe nach Weimar, wo er sich der herzlichsten Bewirthung von ihm und den Seinigen zu erfreuen hatte. Auf Goethe's Aufforderung schrieb er hier den bisher ungedruckten, im Anhang mitgetheilten zweiten Aufsatz über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen, worin er den schon in der früheren Abhandlung (§ 86) ausgespro-

chenen Gedanken ausführt, daß das Sehen ein Spiegeln sei, und zwar weist er die Choroidea als Sitz des normalen Sehens nach, die wahrscheinlich einen Sphincter um den Sehnerven bilde. Bei seiner Abreise gab Goethe ihm den eben ausgedruckten zweiten Band der Italiänischen Reise mit, den er vorab an niemand mittheilen möge. Sehr dringend hatte ihn Schultz eingeladen, den nächsten März nach Berlin zu kommen, indem er ihm einen höchst bedeutenden Begriff von den dort gesammelten Schätzen für Wissenschaft und Kunst gab, und ihn von seinen zahlreichen Verehrern in der Preußischen Hauptstadt der erwünschtesten Aufnahme versicherte. „Staatsrath Schultz hat mich auf's Freundlichste nach Berlin eingeladen", schreibt Goethe am 20. August an Zelter, „und manchmal kommt mir vor, daß eine solche Reise räthlich und thunlich sei; dann aber verändert sich auf einmal die Ansicht, und ich sehe doch nicht recht, wo am Ende der Entschluß herkommen soll. Am Besten ist's, darüber gar nicht zu denken, sondern die Charwoche herankommen zu lassen, und abzuwarten, ob das Graun'sche Oratorium (in der Singacademie) zuletzt die Wagschale niederzieht." Gar bald stellten sich die einer solchen Reise entgegentretenden Hindernisse ihm so lebhaft vor, daß er an der Erfüllung seines Wunsches höchlich zu zweifeln begann. Schultz, der sich die letzte Zeit über viel mit bildender und zeichnender Kunst beschäftigt hatte, wobei der Umgang mit Schinkel, so wie seines Freundes Solly Gemäldesammlung bedeutend wirkten, besuchte auf der Rückreise — in Erfurt war er von Weimar aus und in Wittenberg auf der Hinreise gewesen — die Städte Naumburg, Merseburg, Halle, Eisleben und Magdeburg, wo er die vorhandenen Kunstdenkmale in Augenschein nahm, um in Bezug auf ihre Erhaltung und Benutzung an den Minister zu berichten. Von Halle aus beglückwünschte Schultz den Dichter zu seinem Geburtstage, den er seit vielen Jahren immer im Stillen mit seiner Gattin gefeiert habe.

Ganz wohl kehrte Schultz am letzten August nach Berlin zurück, wo ihn bald zwei Briefe Goethe's erfreuten. Dieser äußerte unter anderem den Wunsch, er möge nun doch seine beiden Aufsätze über physiologe Gesichts- und Farbenerscheinungen zusammenarbeiten und als Ganzes herausgeben, was aber Schultz sehr schwierig fand. Besonders empfahl er ihm die entoptischen Farben an, welche die Wahrheit seiner Lehre erst recht bestegelten, und er sandte ihm den dazu nöthigen Apparat, den er ihm hatte mitgeben wollen. Schultz meldete ihm darauf, wie er durch die mit demselben angestellten Versuche aller Irrthümer los geworden sei, in welchen seine Ansicht von den entoptischen Farben bisher befangen gewesen. Außer den optischen Studien bildeten die Berliner Kunstschätze einen Hauptgegenstand der brieflichen Mittheilungen von Schultz, der seine Einladung nach Berlin auf das Dringendste wiederholte; ja er hatte deshalb, wie er Goethe berichtet, bereits mit dem Minister Schuckmann Rücksprache genommen, damit er bei seiner

Anwesenheit von Seiten des Hofes nicht zu sehr beunruhigt werde.

Im November trat Altenstein an die Spitze des neugebildeten Ministeriums des Cultus und des öffentlichen Unterrichtes, welchem auch Schultz zugewiesen wurde; Nicolovius, der am 20. März zum Mitgliede des neugebildeten Staatsrathes ernannt und zehn Tage später mit dem Titel eines Wirklichen Geh. Oberregierungsrathes beehrt worden war, stand demselben, wie bisher, in der betreffenden Abtheilung des Ministeriums des Innern als Director vor, doch ward ihm gegen seinen Wunsch Süvern zur Seite gestellt. Dieser Wechsel seiner amtlichen Stellung beraubte Schultz vorab aller Muße, woher er in diesem Monate dem Freunde schwieg. Die Veränderung selbst aber war ihm nicht bloß deshalb höchst erwünscht, weil Altenstein ihm seit vielen Jahren herzlich zugethan gewesen, sondern auch, weil er jetzt noch gewisser war, wie er am 13. December an Goethe schreibt, jedes Bedenken gegen dessen gewünschte Ueberkunft nach Berlin, welches in den dortigen Verhältnissen obwalten möchte, heben zu können, da sein neuer Chef immer ein inniger Verehrer des Dichters gewesen, dessen Metamorphose der Pflanzen er zuerst mit rechtem Sinn erfaßt hatte. Von einem Mißtrauen gegen Altenstein's politische Gesinnungen zeigt sich noch keine Spur, obgleich Schultz in seiner sieben Jahre später in leidenschaftlicher Erregung abgefaßten Vertheidigungsschrift behauptet, Altenstein's Offenheit gegen ihn sei lange nicht mehr dieselbe, wie früher gewesen, da er sich seit 1815 an Personen angeschlossen habe, gegen deren treue Gesinnung er Verdacht geschöpft. Ueberhaupt möchte Schultz gerade damals von der politischen Stimmung weniger berührt worden sein, wie er denn in seinen Briefen an Goethe nicht einmal der von allen Ordnungsmännern gierig aufgegriffenen Wartburgsfeier gedenkt. Durch Altenstein war nun auch die Hoffnung gegeben, Goethe's treuen Mitarbeiter in der Optik, den wackeren Seebeck, nach Berlin zu ziehen, wie überhaupt für Wissenschaft und Kunst die schönsten Aussichten sich eröffneten.

Leider sollte sich die Hoffnung, Goethe im folgenden März (1818) in Berlin zu sehen, nicht erfüllen, wie sehr auch Schultz, Zelter und Nicolovius, der durch seinen in Jena studirenden Sohn endlich in nähere Verbindung mit dem durch nahe Verwandtschaft ihm verbundenen Dichter getreten war, seine Ueberkunft ersehnten. Der freundliche, auf entscheidende Antwort gestellte Einladungsbrief, welchen Schultz Ende Februar an Goethe ergehen ließ, fand diesen im Bette. Die Aerzte hatten ihm verordnet, Anfangs Mai in's Bad zu gehen, und wollte er dort auch nur einen Monat verweilen, so schien es doch für seinen Gesundheitszustand zu bedenklich, den Sommer in einer großen, vielbewegten Hauptstadt zuzubringen. Schultz selbst ward um diese Zeit durch eine nicht gefährliche, aber höchst peinvolle Krankheit auf vier Wochen in den jämmerlichsten Zustand versetzt. Da der Personaletat des neuen

Miniſteriums feſtgeſetzt werden ſollte, ſo hatte Schultz bei Vorlegung des beſchloſſenen, die Ausführung der neuen Beſtimmungen wegen der Rangverhältniſſe enthaltenden Entwurfes Altenſtein die Bitte vorgelegt, daß ihm der Titel Staatsrath belaſſen werden möge, wobei er ſich auf beſtimmte Verſprechungen und ſeine mit Treue und Aufopferung geleiſteten, mit Allerhöchſter Zufriedenheit anerkannten Dienſte berief. Das Geſtändniß einer Berechtigung, ihn in einen niedrigeren Rang zurücktreten zu laſſen, könne ihm nicht zugemuthet werden; im anderen Falle müſſe er auf eine förmliche Unterſuchung antragen, ob er durch ſein Verſchulden eine ſolche Erniedrigung ſich zugezogen habe. Daß er im Cultusminiſterium keine andere Stelle, als ſeine jetzige haben könne, bedürfe nicht der Erwähnung; da Selbſtſucht nie die Triebfeder ſeines Dienſtes geweſen, ſo verlange er nichts weiter, als ſeinen bisherigen Charakter in ſeinem bisherigen Verhältniſſe zu behalten. Altenſtein erwiederte darauf am 2. März, es werde ihn freuen, ihm bald die Erfüllung ſeines Wunſches eröffnen zu können. Da aber nach der neuen Einrichtung des Staatsrathes die Berufung zu demſelben von einem ganz beſonderen Zutrauen des Königs abhängen und die Zahl der Staatsräthe möglichſt beſchränkt werden ſollte, ſo konnte der Wunſch von Schultz nicht gewährt werden, doch ſuchte man den leidenſchaftlich auf ſeine Dienſtehre haltenden Mann durch Verleihung des Titels eines Geheimen Oberregierungsrathes zu entſchädigen, worin er noch immer eine ſchmerzliche Zurückſetzung geſehen haben dürfte. Zur Herſtellung ſeiner angegriffenen Geſundheit bezog er im Mai Reimer's Garten. Am 2. Juni wiederholte er auf das Dringendſte ſeine Einladung an Goethe, mit der freundlichſten Bitte, die Zeit ſeiner Ankunft beſtimmen zu mögen, da er noch in dieſem Jahre eine kleine Geſchäftsreiſe zu machen habe. Aber leider fand ſich Goethe durch mancherlei Verhältniſſe an einem Beſuche Berlin's im Laufe des Sommers gehindert. Um dieſe Zeit erfreute ihn die Ankunft Seebeck's, der zum Mitgliede der Academie der Wiſſenſchaften ernannt war. Schultz gab darauf ſeine Geſchäfte an von Seydewitz ab, und ging zunächſt nach Potsdam, wo die Seinigen ſich den Sommer über aufhalten ſollten. Er ſelbſt reiſte, von Altenſtein mit einem beſonderen Auftrag für Schleſien betraut, am 18. Juli mit ſeinem Schwager Moritz Püttmann und ſeinem älteſten Sohne Bernhard von Potsdam nach Dresden, wo ihm während eines ſiebentägigen Aufenthaltes die reiche Gemäldeſammlung den ſchönſten Genuß gewährte. Von dort gelangte er am 5. Auguſt nach dem Badeorte Salzbrunn, wo er längere Zeit zur Pflege ſeiner Geſundheit verweilte, beſonders durch Langermann's Anweſenheit und den herzlichen Umgang mit der ihm längſt befreundeten Familie des Commercienrathes Kroker von Breslau erfreut. Schwager und Sohn ließ er am 10. Auguſt von Salzbrunn zu Fuße nach Berlin zurückreiſen. Nach einer mit Langermann unternommenen mehrtägigen Reiſe in's Gebirge begab

er sich auf ein paar Tage nach dem bei Salzbrunn gelegenen Fürstenstein. Von hier aus wandte er sich am 9. September wieder einmal an den Weimarer Freund, dem er über sein Treiben während der drei letzten Monate berichtet, besonders über seine durch Goethe's Sammlungen und das Studium seiner Propyläen mächtig geförderten Kunststudien, wodurch die Beschäftigung mit der Farbenlehre, zu Goethe's Bedauern, ganz verdrängt worden war. Zugleich wiederholt er seine Einladung nach Berlin, und erklärt sich bereit, Goethe auf seiner Rückreise, da er seiner Gesundheit schon etwas zutrauen könne, von Weimar abzuholen. Am 12. September reiste er nach Breslau, wo er zunächst bis zum Ende des Monats verweilte, und sich besonders mit dem damals dort weilenden Solger und Raumer freundlich zusammenfand, wie wir aus Solger's Briefwechsel ersehen. Von einer am 1. October unternommenen Geschäftsreise nach Oppeln, Neiße, Wartha und Reichenbach kam er am 13. nach Breslau zurück, wo er bei dem Grafen Sedlnitzky verweilte, dessen freundlichster Neigung er sich erfreute. Am 19. verließ er Breslau wieder; er wandte sich zunächst nach Liegnitz, und kehrte erst Ende October nach Berlin zurück. Sein Schwager From war unterdessen nach Thorn zum Festungsbau abgegangen. Freund Solly war während seiner Abwesenheit nach London gereist, woher er vorab des Genusses von dessen Gemäldesammlung entbehren mußte. Altenstein hatte am 5. October, wohl zunächst auf Anregung von Schultz, der auch seine Schlesische Reise besonders auf Besichtigung vaterländischer Kunstdenkmäler verwandt hatte, eine Commission zur Berathung der zweckmäßigsten Beförderung der Kunst angeordnet. Die Wissenschaft sei bereits durch reichere Ausstattung und bessere Einrichtung der ihr gewidmeten Lehranstalten gefördert, hieß es in dem betreffenden Erlaß, für die Kunst aber sei nur durch einige in neuerer Zeit geschehene Ankäufe von Kunstsachen gesorgt worden, die erst durch Bildung eines Planes sowohl zu ihrer Benutzung als zu ihrer Vermehrung für den Unterricht recht fruchtbar für die Bildung des Volks gemacht werden könnten. Zu dieser Commission ernannte Altenstein außer Schultz Nicolovius, Süvern, Uhden, Schinkel und Hirt. Schultz wurde vom Minister ersucht, hiebei vorzüglich die Feder zu führen, und sowohl die Ergebnisse der einzelnen Berathungen als die Redaction sämmtlicher Beschlüsse schriftlich abzufassen. Ein uns vorliegender, von Altenstein unterzeichneter Aufsatz über eine bessere Gestaltung der Kunstacademie scheint von Schultz entworfen zu sein.

Hatte Goethe Schultzens Brief vom September bei mancherlei zudrängenden Arbeiten unbeantwortet gelassen — auch mit Zelter stockte in dieser Zeit die briefliche Verbindung —, so konnte er doch gleich am Anfange des neuen Jahres (1819), da die Erzählung von der Anwesenheit des Erbprinzen und der Erbprinzessin in Berlin ihn an den Freund und die Preußische Hauptstadt bedeut-

sam erinnert hatte, es nicht unterlassen, den brieflichen Verkehr wieder aufzunehmen. Nach einem kurzen Bericht von seinem Carlsbader Besuche und seinen fortgesetzten wissenschaftlichen Bestrebungen forderte er ihn dringend auf, doch seine optischen Untersuchungen, welche auf ihn selbst einen so günstigen Einfluß übten, nicht hintanzusetzen. Anfangs Februar folgte eine freundliche Erwiederung von Schultz, der die Hoffnung, Goethe bald in Berlin zu begrüßen, nicht aufgeben konnte, auch seine fortgesetzte Theilnahme an dessen optischen Untersuchungen kund gab. Doch stockte der briefliche Verkehr darauf einige Monate, da Schultz sich durch mannigfache Beschäftigungen an der Fortführung der optischen Studien gehindert sah, und Goethe die Zeit über wenig zu brieflichen Mittheilungen aufgelegt war. Besonders war Schultz durch die Gemäldesammlung seines noch in London verweilenden Freundes Solly in Anspruch genommen, welcher einen Theil davon an das Ministerium für das neu zu errichtende Königliche Museum zu Berlin zu verkaufen beabsichtigte, während eine Gegenpartei den Ankauf der Boisserée'schen Sammlung statt der Solly'schen betrieb. Schultz, der für letztere schwärmte, betheiligte sich sehr lebhaft an der Aufstellung und Catalogisirung derselben. Am 12. Februar schreibt Altenstein an Schultz: „Herzlichst danke ich Ihnen, mein Theuerster, für die Mittheilung der Anlage unseres gemeinschaftlichen Freundes (Solly). Sie war mir in vieler Beziehung sehr interessant. Ich hatte von ihm nur einige Worte. Mein Stillschweigen habe ich bei ihm selbst zu rechtfertigen gesucht. Es war mir selbst höchst schmerzlich. Ich kann auch bei der größten Anstrengung nicht mehr durchkommen. Inzwischen setze ich gern alles daran, so lange ich Hoffnung habe, das Ziel zu erreichen, was ich mir vorgesteckt habe. Vieles habe ich sehr tief ergriffen, um das Uebel von Grund aus zu vertilgen, und dem Besseren Platz zu verschaffen. Bis jetzt bin ich mit den Fortschritten, die ich gemacht habe, zufrieden. Der Himmel wird weiter helfen, und entwickelt sich erst alles, so wird man meiner Anstrengung, die jetzt beinahe als Thorheit erscheinen muß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich freue mich des Entschlusses unseres Freundes, unter seinen Gemälden etwas aufzuräumen. Er hat auch des Guten zu viel." Eine andere Last bürdete sich Schultz bald darauf aus Liebe zur Sache auf. Da nämlich die Ausführung der Vertheilung der zur Zerschlagung nicht geeigneten Grüßauer Güter unter die hülfsbedürftigen Schlesischen Weber in andere Hände übergegangen war, und der damit Beauftragte gegen ihn den Wunsch geäußert hatte, er möge, nach seiner genaueren Sachkenntniß das zu diesem Zweck Erforderliche angeben, so erkannte Schultz, der an den armen Webern ganz besonderen Antheil genommen, und unter anderem für öffentliche Anlage von Spinnereien bestens gesorgt hatte, in diesem Verlangen den von der Vorsicht ihm bezeichneten Weg, jenem wohlthätigen Werke, welches früher das Glück und den Stolz seines Lebens ge-

macht, fernerhin förderlich zu sein, und er erbot sich, unter der Bedingung, daß sein Antheil daran ein Geheimniß bleibe, die Leitung desselben so zu erleichtern, daß die bisher vielfach gehemmten landesväterlichen Absichten Seiner Majestät endlich erreicht würden.

Im Mai kamen Goethe's Sohn und Schwiegertochter auf einige Zeit nach Berlin, wo sie bei Zelter wohnten, aber auch bei Schultz und den Seinigen mehrfach freundlich einsprachen, herzlich aufgenommen und ausgezeichnet geehrt wurden. Bei der am 19. Mai durch Schleiermacher vollzogenen Taufe von Schultzens am 11. März geborener Tochter Ottilie vertrat Goethe's Schwiegertochter Ottilie mit Seebeck, der Frau Geh. Oberjustizrath Sack u. A. Pathenstelle. Altenstein nahm Goethe's Sohn auf's freundlichste auf, und lud ihn mit Fr. A. Wolf, ohne Zweifel auch mit Nicolovius und Schultz, zur Tafel. Um dieselbe Zeit betrieb Schultz eifrig die Sache des vom Ministerium nach Italien zu sendenden, mit Goethe befreundeten Malers Raabe. In seiner von Schultz ausgefertigten Instruction vom 30. Mai wurde diesem ganz besonders aufgetragen, für die Lehre von der Harmonie der Farben zweckmäßige Studien zu sammeln, wobei man vor allem auf die wichtigen Aufschlüsse aufmerksam machte, welche in Goethe's Propyläen, in der Schrift Winkelmann und sein Jahrhundert, in dem Werke zur Farbenlehre und in Meyer's Abhandlung über die Aldobrandinische Hochzeit niedergelegt seien. Daß er auf seiner Reise nach Italien Goethe und Meyer in Weimar besuchen und sich von ihnen berathen lassen wolle, wurde sehr gebilligt. Goethe fand sich durch Raabe's Auftrag, der bei ihm vorsprach, freudig überrascht. Einen für denselben bestimmten Aufsatz sandte er mit dem Ausdrucke freudigsten Dankes am 15. Juni, kurz nach Raabe's Abreise von Weimar, an Schultz, den er inständigst bat, sich auch in Zukunft des physiologischen Theiles seiner Farbenlehre annehmen zu wollen. Raabe wurde darauf angewiesen, alle in Bezug auf die Harmonie der Farben zu machenden Studien zunächst an Goethe einzusenden, der sie mit seinen und Meyer's Bemerkungen nach Berlin gelangen lassen werde.

Die Sommerreise führte Schultz diesmal in Begleitung der Seinigen wieder nach Dresden, von wo er im August Prag besuchte. Anfangs September kehrte er nach Berlin zurück, wo ihn ein höchst willkommenes Pathengeschenk Goethe's für seine Ottilie überraschte. Die Angelegenheit seines Freundes Solly setzte ihn hier gleich in lebhafteste Bewegung. Dieser hatte bereits im Juni beim Ministerium beantragen lassen, daß ihm eine Summe von 200,000 Thaler ein Jahr lang auf seine Sammlung vorgeschossen werde, da er dieselbe sonst von Berlin wegbringen müsse. „Wie wenig, mit Recht oder Unrecht, meine Stimme über diesen Gegenstand geachtet werden mag", schreibt Schultz am 14. September an Altenstein, „so bin ich es meiner Ruhe und Ehre schuldig, mich darüber auszusprechen. Behalten wir die Gallerie nicht, und

bleibt der wesentliche Theil derselben, wie in jedem Falle zu wünschen ist, künftig beisammen, so ist, bei der jetzigen Richtung des Kunststudiums, mit Gewißheit vorauszusagen, daß das Ausland uns bald bittere Reue und Verantwortung wird fühlen lassen; denn wo diese Gallerie öffentlich aufgestellt wird, wird künftig der Hauptsitz des Studiums der Malerei sein, und dahin werden unsere Künstler wallfahrten müssen. Die Art, wie diese Angelegenheit behandelt wird, entscheidet auf lange Dauer über unsere Hoffnungen für die Kunst. Man ahnet die Crisis nicht, welche sich unvermerkt gebildet hat, und deren ungünstiger Ausschlag uns viel Schmerzen verursachen wird." Zum Glücke ging man nach manchen Kämpfen endlich auf Solly's Antrag ein; die Königliche Genehmigung erfolgte durch Cabinetsordre vom 30. September, und am 2. November ward der Vertrag mit Solly geschlossen, nachdem am vorhergehenden Tage die Sammlung an Schultz als Königlichen Commissar übergeben worden war, der während Solly's Abwesenheit die Verwaltung über die Gemälde führen und allein berechtigt sein solle, die Ansicht derselben zu gestatten. So gelangte Schultz zur unumschränkten Freiheit, sich zu jeder Zeit des Genusses dieser reichen Sammlung zu erfreuen, doch wurde ihm auch durch überhäufte Anforderungen, sie Anderen zu zeigen, diese Lust sehr verleidet.

Hatte Schultz bisher durch sein oft peinliches Halten am strengen Recht und an der unverletzlichen Würde seiner Dienstehre sich manchen Kummer bereitet, und nicht Wenige ohne Noth sich entfremdet, so sollte bald darauf seine Ernennung zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten der Universität Berlin durch Cabinetsordre vom 18. November unsägliches Leiden auf ihn und die Seinigen häufen, und sein Lebensglück auf immer vernichten. Die Carlsbader aus der unseligen Saat des Mißtrauens zu unsäglichem Wehe aufgeschossenen Beschlüsse hatten den deutschen Universitäten höchst unliebe Aufseher in den zunächst auf fünf Jahre bestimmten außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten aufgedrungen, welche, ohne unmittelbare Einmischung in das Wissenschaftliche und die Lehrmethode, über die Befolgung der bestehenden Gesetze und Disciplinarvorschriften wachen, den Geist der academischen Lehrer in den öffentlichen und Privatvorträgen genau beobachten, der studirenden Jugend eine heilsame, auf den Staatszweck berechnete Richtung geben und alles begünstigen sollten, was zur Beförderung der Sittlichkeit und des äußeren Anstandes der studirenden Jugend dienlich sei. Diejenigen Lehrer, welche die öffentliche Ruhe und die Grundlage der bestehenden Ordnung untergrabende Sätze vortrügen, sollten auf den Antrag oder Bericht des Regierungsbevollmächtigten entfernt und von jeder Anstellung im Bereiche des deutschen Bundes ausgeschlossen werden. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wurde den Regierungsbevollmächtigten in Bezug auf die geheimen oder nicht autorisirten Studentenverbindungen empfoh-

len, zu welchen ſich vor allen die Burſchenſchaft rechnen laſſen mußte. Ein ſchmerzlicher einſchneidenderes Mißtrauensvotum konnte den deutſchen Univerſitäten nicht gegeben werden; denn wo wäre für die Ausführung dieſer Beſtimmungen eine geeignetere Behörde zu finden geweſen, als im Senate der Univerſitäten ſelbſt? Nur weil man den academiſchen Lehrern als ſolchen nicht traute, weil man ſie vom Gifte der Zeit angeſteckt, ja ſelbſt für Giftmiſcher hielt, wollte man ihnen eine beaufſichtigende Behörde zur Seite ſetzen, der ſich der Senat willig fügen, ſich aller ſeiner Macht, alles ſeines Anſehens begeben ſollte. Daher war es nicht zu verwundern, wenn bei den Univerſitätslehrern, die ſich ſo unter eine eigene Policeiaufſicht geſtellt ſahen, höchſte Erbitterung herrſchte. Nicht weniger hatte man die Studirenden ſelbſt, und zwar die edelſten, geiſt- und herzvollſten derſelben, weniger den faulen renommiſtiſchen Schwarm, in's tiefſte Herz getroffen; die ungemeſſenen Verfolgungen trieben zu geheimen Verbindungen; auch die frei- und frohherzige Jugend lernte im Finſteren ſchleichen, da ihre edelſten vaterländiſchen Gefühle als verbrecheriſch verfolgt wurden. Aber auch für das Unterrichtsminiſterium ſelbſt war die Anſtellung ſolcher Inquiſitoren höchſt unbequem und beſchämend. Mit tiefem Schmerz ſah Altenſtein, wie die Verdächtigung immer mächtiger vordrang, und vor dem Heiligthum der Wiſſenſchaft und Bildung nicht zurückſchreckte. Von gleichem Geiſte beſeelt, ſtand ihm der milde, fein fühlende, mit hellem, leidenſchaftsloſem Blicke umherſchauende, von tiefſter Verehrung freier menſchlicher Entwickelung ſehnſuchtsvoll ergriffene, grundedle Nicolovius zur Seite, welcher der heiligen Ueberzeugung lebte, daß man die dem Volke gemachten Verſprechungen, ſo viel es immer möglich, zu halten verpflichtet ſei, daß der allgemeine gährende Drang nach freier Selbſtändigkeit und unbiegbarem Rechte keineswegs eine Ausgeburt des Böſen, ſondern von der reinſten, nach edelſter Verkörperung ringenden Sittlichkeit eingegeben ſei, daß das große deutſche Volk, welches ſich in den Tagen der Noth und Gefahr, im erhebenden Vorgefühl einer neuen, mannhaften Zeit, ſo herrlich bewährt habe, daß das Volk der Kraft und Treue vollſten Vertrauens werth ſei, daß, wie unklar auch die Forderungen Mancher im Einzelnen ſein möchten, doch die alle durchziehende Sehnſucht nach Freiheit, Recht und Wahrheit eine eben ſo ächt deutſche, als chriſtliche ſei. Vermochte er und ſein Vorgeſetzter auch nicht, das in den hohen und höchſten Kreiſen immer mehr überhand nehmende Mißtrauen und die daraus hervorgehenden rückſchreitenden und unterdrückenden Maßregeln zu hindern, ſo konnte er ihnen doch unmöglich Vorſchub leiſten, und ſo mußte ihr vereinigtes Streben darauf gerichtet ſein, die ſchlimmen Folgen der nur zur Erbitterung und zur böſen Geheimtreiberei führenden Carlsbader Beſchlüſſe auf die Univerſitäten möglichſt zu hindern. In dieſer Abſicht hatte Altenſtein wohl ſeinen langjährigen Freund Schultz zu der Stelle eines Regierungsbevollmächtigten

bei der unter den Augen des Ministeriums sich glücklich entwickelnden Berliner Universität dem König in Vorschlag gebracht, in der Ueberzeugung, daß derselbe am Wenigsten seine Absicht mißdeuten, und gern seiner höheren Einsicht nachgeben werde, er auch, bei seiner ausgezeichneten Begabung für wissenschaftliche Erkenntniß, die freie Wissenschaft nicht werde beschränken und als policeigefährlich verdammen wollen. Und so glaubte man sich auch an der Universität allgemein zu einer solchen Wahl des immer höchst unlieben Regierungsbevollmächtigten Glück wünschen zu können. Aber wie sehr hatte man sich getäuscht! Einmal zum Regierungsbevollmächtigten ernannt, glaubte Schultz, dem das Ideal eines den Allerhöchsten Willen mit aufopferungsvollster Treue bis zum letzten Pünctchen ausführenden Beamten lebhaft vor der Seele schwebte, die durch die Carlsbader Beschlüsse den Regierungsbevollmächtigten auferlegten Pflichten mit äußerster Strenge befolgen zu müssen, wozu er sich um so leidenschaftlicher getrieben sah, als er von Hause aus der entschiedenste Gegner aller sogenannten freien Regierungsformen war, und auf den Glauben lebte und starb, daß nichts durch das Volk, alles durch die mit Allerhöchstem Vertrauen beehrte Regierung geschehen müsse, daß alle politische Bildung des Volkes grundbös sei, nur zu Mißstimmung, Verwickelung und Umsturz führe. Daß Altenstein und Nicolovius anderer Meinung seien, hatte er zu seinem Kummer erfahren, und, in leidenschaftlichem Hasse der freie Staatsformen fordernden Volksstimme, bildete er sich ihre Ansichten schärfer aus, als diese in Wirklichkeit waren, mißdeutete er ihre Aeußerungen in's Schlimmste, glaubte sie von der epidemischen Pest des Zeitgeistes heillos angesteckt. Hiebei mochte es nicht ohne Einfluß sein, daß Altenstein sich näher an Nicolovius anschloß, dessen milde Reinheit auf sein Herz so wohlthätig wirkte, als an Schultz, den er seiner tüchtigen Natur und unerschütterlichen Rechtlichkeit wegen sehr ehrte, dessen wild leidenschaftliches Feuer aber seiner zarteren Natur widerstrebte. Schlummerte auf diese Weise eine eifersüchtige Mißstimmung gegen Altenstein und Nicolovius in Schultzens Seele, so mußte seine Leidenschaft — und leidenschaftliche Aufregung scheint, nach so manchen Kämpfen, die er bis dahin bestanden hatte, ein Bedürfniß seiner Natur geworden zu sein — sich zur höchsten Wuth gereizt fühlen, als er zu bemerken glaubte, daß nicht bloß der Senat, sondern das Ministerium selbst sich dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs widersetze, und die verbotenen Verbindungen in Schutz nehme. Da kannte der Ingrimm, der seinen Blick völlig blendete, keine Gränze; die Freundschaft und dankbare Verehrung Altenstein's war so sehr entfernt, den wilden Ausbrüchen seiner Leidenschaft Einhalt zu thun, daß gerade diese seine Wuth steigerte: denn nicht allein, daß es ihn schmerzte, sich in Altenstein getäuscht zu sehen, glaubte er jetzt um so mehr die ganze Kraft seiner dem König treu ergebenen Seele anspannen zu müssen, als er darüber die Stimme

Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.

ab.

Mephistopheles. Faust.

Mephistopheles.

Herein, ganz leise, nur herein!

Faust nach einigem Stillschweigen.

Ich bitte dich, laß mich allein.

Mephistopheles herumspürend.

Nicht jedes Mädchen hält so rein.

ab.

Faust rings aufschauend.

Willkommen süßer Dämmerschein,
Der du dieß Heiligthum durchwehst!
Ergreif mein Herz, du süße Liebespein,
Die du vom Thau der Hoffnung schmachtend
lebst!
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit,

verehrungsvollſter Dankbarkeit überhören mußte. Das Gefühl, ſich der guten Sache zu opfern, ließ alle anderen Regungen ſeiner Seele verſtummen, ja er bekämpfte ſie mit ſelbſtquäleriſcher Wuth. Dazu kamen die maßloſen Reizungen der auf Schultzens Leidenſchaftlichkeit rechnenden Rückſchrittspartei, die ihn immer tiefer in's Feuer gehen ließen, ſich ſeiner raſtloſen Thätigkeit, ſeines combinirenden Scharfſinns und ſeiner umfaſſenden Gewandtheit bedienten, ihn überall, wo es galt, als Bahnbrecher vorſchoben, und ihn durch den im Hintergrunde gezeigten huldvollen Allerhöchſten Blick immer von Neuem für ſein ſchweres, das Vaterland rettendes Werk begeiſterten, ihn aber endlich fallen ließen, als ſie ihr Ziel wenigſtens zum Theil erreicht hatten. Wie ſehr wir auch dieſe ganze, ſeine Kraft und ſein Glück erſchöpfende Thätigkeit von Schultz bedauern müſſen, ſo wird doch Niemand ihm das Zeugniß verſagen können, daß er ſich wirklich ſeiner Pflicht mit feſteſter Ueberzeugungstreue aufgeopfert habe, wenn dieſe auch freilich ihn nur zu ſehr gegen eine vorurtheilsfreie Betrachtung ſeiner Stellung verblendete, welche ihm nur Unterwerfung unter den vorgeſetzten Miniſter oder Ausſcheidung aus dem Miniſterium geſtattete. Wenn letztere ſeine äußeren Verhältniſſe nicht zuließen, ſo mußte er ſich zur erſteren entſchließen; nur in leidenſchaftlichſter Verblendung konnte er den Kampf auf Tod und Leben mit einem Miniſterium wagen, dem er ſelbſt beigegeben war. Hier galt es einfach, die Entſcheidung zwiſchen ihm und dem Miniſterium dem Allerhöchſten Willen zu überlaſſen, der auch den Schwachen gegen den Stärkſten zu ſchützen und zu heben vermag; darüber hinaus kann die Pflicht des eifrigſten Staatsdieners nicht gehen, der gerade in der Allerhöchſten Einſicht ſeine nothwendige Schranke findet.

Als Schultz, der ſich jetzt gleich auf höheren Fuß einrichten zu müſſen glaubte, beim Antritte ſeiner neuen Stellung an den Miniſter Altenſtein die Frage richtete, ob er auch beim Fürſten von Wittgenſtein, der das Policeiminiſterium abgegeben hatte, um unter der Hand deſto ſicherer wirken zu können, einen Beſuch machen ſolle, antwortete dieſer, Wittgenſtein thue immer, als ob er gar keinen Einfluß habe, übe aber insgeheim leider einen zu großen, weshalb er ihn freilich nicht übergehen könne. Der Fürſt benutzte dieſen Beſuch auf ſehr geſchickte Weiſe, um Schultz anzufeuern, indem er bemerkte, Altenſtein ſcheine die Thätigkeit der politiſchen Umtriebe auf den Univerſitäten nicht einzuſehen, und er verſprach, ihn nöthigenfalls mit ſeiner Einſicht unterſtützen zu wollen. Gleich darauf wurden ihm die policeilichen Unterſuchungsacten der wegen demagogiſcher Unterſuchungen verhafteten Studirenden aus dem Bureau des Staatscanzlers ohne ſeinen Antrag zugeſtellt, aus denen er zu erſehen glaubte, wie dringend nothwendig kräftigere Maßregeln gegen die Burſchenſchaft geweſen, wie aber die Erfolge der policeilichen Verhaftungen durch die unterſuchenden Perſonen und Behörden vereitelt worden. Am zweiten Tage nach

seinem Amtsantritt wurde durch einen öffentlichen Aufzug der Landsmannschaften ein großer Scandal verursacht. Der Minister, bei welchem Schultz sich wegen der lässigeren Betreibung dieser Sache von Seiten des Senates beklagte, ging nicht darauf ein. Nicht lange nachher widersetzte Schultz sich der Immatriculation eines wegen staatsgefährlicher Aeußerungen unter Policeiaufsicht gestellten Gymnasiasten, und als Schleiermacher ihn deshalb der Ueberschreitung seiner Befugnisse beschuldigte, verlangte er dafür Genugthuung, die ihm aber verweigert ward. Gegen Schleiermacher, den treuen alten Freund, trat Schultz sehr leidenschaftlich auf, da er in ihm einen der begabtesten Beförderer der Burschenschaft und falscher, staatsgefährlicher Grundsätze sah. Wie milde dagegen Schleiermacher in der ersten Zeit noch immer über Schultz urtheilte, beweisen seine Briefe an Arndt. „Wir sind mit Schultz sehr zufrieden", schreibt Schleiermacher am 6. December an diesen, „und er hat gewiß nicht nur die beste Absicht, sondern auch das nöthige Geschick, um, was böse gemeint war, zum Guten ausschlagen zu machen." Aber bereits am 30. Januar meldet er: „Hier ist nun schon ein kleiner Krieg mit dem Regierungsbevollmächtigten entstanden, wiewohl das Verhältniß im Ganzen sehr gut ist, und Schultz auch unläugbar der Universität schon manches Gute gethan hat. Den Krieg habe ich leider anspinnen müssen; ich will dir aber den Bericht über den Hergang ersparen, zumal noch nicht entschieden ist, ob Schultz die Sache fallen lassen oder an's Ministerium bringen wird." Letzteres geschah, und das Ministerium mußte diesmal Schultz beistimmen. Auch das so innige langjährige Verhältniß zu Reimer, der sich eine Hausuntersuchung hatte gefallen lassen müssen, da man den eben so freisinnigen, wie rein sittlichen, für König und Vaterland begeisterten, wahrhaft frommgläubigen Mann schlimmster Demagogie verdächtig hielt, löste sich in Folge ihrer verschiedenen politischen Ansicht, weil Schultz mit leidenschaftlicher Verdammung auf ihn eindrang. Immer mehr gegen den Senat und die Professoren erbittert, von denen er Schleiermacher und Savigny für die Hauptfreunde der Burschenschaft hielt, forderte er im Januar 1820 den Senat auf, sich wegen seines bisherigen Verhaltens gegen die Burschenschaft zu rechtfertigen, da er aus den Acten ersehe, daß die Burschenschaft mit seinem Wissen bestanden habe — eine Beschuldigung, die dieser leicht von sich abwehren konnte. Die häusliche Noth, in welche Schultz durch längeres Leiden seines endlich am 13. Februar verstorbenen Herrmann versetzt wurde, konnte seine Thätigkeit, die mit wunderbarem, einer besseren Sache werthem Eifer die Netze ihrer Untersuchung bald durch ganz Deutschland zog, nicht im Geringsten hemmen, vielmehr schien diese seine inquisitorische Geschäftigkeit noch leidenschaftlicher anzuspornen. Am 23. Februar setzte er, allen Hindernissen zum Trotz, die Verhaftung zweier Studirenden und die Schließung eines burschenschaftlichen Lesecirkels durch. Der Fürst von Witt-

genſtein und der Wirkliche Geh. Oberregierungsrath von Kamptz waren über dieſe heilſame Strenge ſehr erfreut, und erſterer verſicherte ihn des Allerhöchſten Beifalls. Schon am 14. März legte Schultz dem Miniſter ſeinen Bericht in Betreff der Beſtrafung der Burſchenſchaft vor, wobei er zugleich den Antheil, den mehrere Mitglieder des Miniſteriums daran genommen, lebhaft hervorhob. Abſchrift davon theilte er Wittgenſtein mit, der ſein Mißtrauen gegen Altenſtein, wie gegen deſſen abſichtlich ſchlaffes Benehmen der Burſchenſchaft gegenüber auf alle Weiſe beſtärkte, wobei er zugleich die Hoffnung äußerte, daß dem Uebel wirklich geſteuert werden würde, wenn ſein Muth, ſeine Kraft und Einſicht nicht erſchlafften. Altenſtein übergab den Bericht zur Verantwortung an den Senat, nach deſſen Rückäußerung er ſich nicht veranlaßt fand, demſelben weitere Folge zu geben, wodurch Schultz ſich tief verletzt fühlte; Wittgenſtein aber ſah darin nur eine Beſtätigung ſeiner früher geäußerten Ueberzeugung, daß der Miniſter zu eigenſinnig und verworren ſei, um Einſicht in die wahre Lage der Dinge zu gewinnen. „Seit länger als vierzehn Tagen", ſchreibt Schleiermacher am 21. März an Arndt, „iſt wieder die ganze Stadt voll davon, daß ich abgeſetzt ſei oder werden ſolle. Das Factum, das dabei zum Grunde liegt, iſt einmal, daß der Staatscanzler ſich die Acten der Facultät, de Wette's Entlaſſung betreffend, hat geben laſſen, und dann daß Schultz ſehr darauf inquirirt hat, was für Geſundheiten ich am 9. Februar, wo die Studenten das Bewaffnungsfeſt feierten, ausgebracht habe. — Daß ſich Schultz zu ſolchen Dingen brauchen läßt — und es iſt nicht das allein, ſondern er ſoll mich auch angeſchwärzt haben, ich ſei es eigentlich, der bei allen Gelegenheiten den Staat (Senat?) zu gelinden Maßregeln, beſonders gegen die Burſchenſchaft, verführe — das iſt ſehr ſchmerzlich. Indeſſen ich will mich auf eine Weile noch gern alles Urtheils enthalten. Die Nothwendigkeit, Jemand aufzugeben, kommt immer noch zeitig genug. Indem er aber die Burſchenſchaft Kamptzen zu Liebe verfolgt, begünſtigt er die Landsmannſchaften, die eigentlich das Verderben der Univerſität ſind, auf das Leidenſchaftlichſte. — Unſer Univerſitätsrichter iſt über den Aerger mit Schultz krank geworden, und hat ſeinen Abſchied genommen. Sein Nachfolger iſt noch nicht bekannt. Ich glaube auch nicht, daß unter dieſen Umſtänden einer vom Kammergericht es übernehmen wird." Die weiteren Verwickelungen mit dem Senate und dem Miniſterium, wobei die Beſetzung der Stelle des Unterſuchungsrichters auf ganz beſondere Schwierigkeiten ſtieß, veranlaßte Schultz zu einem ſcharfen Berichte, der beim Miniſter die höchſte Entrüſtung veranlaßte und zu einer heftigen Scene führte, in deren Folge Schultz, von Altenſtein der Undankbarkeit beſchuldigt, ſich endlich, nicht ohne Widerſtreben, entſchloß, den Bericht zurückzunehmen und einen neuen einzureichen. Der Staatscanzler ließ im Juni Schultz zu ſich einladen, und es wurde eine Commiſſion

mit Langermann und Koreff wegen des Unterrichts- und Medicinalweſens verabredet. Da Schultz jede patriotiſche Aeußerung der Studenten mit verdächtigem Blicke anſchaute, ſo gereichte ihm auch die von Seiten derſelben veranſtaltete Feier des Jahrestages der Schlacht von Waterloo um ſo mehr zu bitterem Aerger, als ſich auch Profeſſoren dabei betheiligten. Am 20. Juni meldet Schleiermacher an Arndt: „Unſer munteres Studentenvolk, welches ſich, Gott ſei Dank! durch alle Plackereien nicht knicken läßt, hat den 18. in Treptow gefeiert, und ich bin, auf die Gefahr, daß wieder ein paar verhaftet, und über meine ausgebrachten Geſundheiten inquirirt werden möchte, mitten unter ihnen geweſen; denn es thut wohl jetzt mehr, als jemals Noth, ſich durch das Leben mit der Jugend zu erquicken. Man ſagt, wir haben noch eine große Naſe vom Fürſten Staatscanzler über unſere Gelindigkeit zu erwarten; es ſcheint alſo noch alles beim Alten, und Freund Schultz oben auf zu ſein. Einige hofften, in Wien würde etwas Milderndes unter die Carlsbader Tropfen gegoſſen werden; hienach aber iſt es kaum zu glauben.“ Den Juni und Juli über hielt Schultz in befreundetem Kreiſe Vorleſungen über Goethe's Propyläen. Um dieſelbe Zeit hatte er die Ehre, einmal dem Kronprinzen, ein andermal dem Prinzen und der Prinzeſſin Wilhelm Solly's Gemäldeſammlung zu zeigen.

Während der gewaltigen durch den Kampf mit dem Senate und dem Miniſterium veranlaßten Aufregung hatte Schultz nicht gewagt, den brieflichen Verkehr mit Goethe fortzuſetzen, der ihn mittlerweile mit vier gelegentlichen Schreiben, vom März, Juni und Juli, erfreut hatte; im erſteren hatte er ihn auf Carl Ernſt Schubarth aufmerkſam gemacht, der in ſeiner ſchon in zweiter Auflage erſchienenen Schrift zur Beurtheilung Goethe's ſich als denkenden Critiker und zugleich als Gegner jedes politiſchen, auf Betheiligung des Volkes an der Staatsverwaltung gerichteten Strebens bewährt hatte. Je ſchwerer Schultz bei ſeiner raſtloſen Verfolgung jeder freieren Regung unter den von friſchem Lebens- und Freiheitsdrange gährenden Studenten die Zeit über gelitten hatte, um ſo weniger konnte er der Verſuchung widerſtehen, ſich an der perſönlichen Gegenwart des verehrten Weimarer Freundes wieder zu erbauen. Und ſo reiſte er denn, nach vorhergegangener Ankündigung, am 12. Auguſt mit den drei plaſtiſchen Meiſtern, Rauch, Schinkel und Tieck, über Wittenberg, Leipzig und Naumburg nach Jena, wo ſie am 16. Abends anlangten. Hier kam es denn zu mannigfachſten Mittheilungen über die Farbenlehre, nicht weniger über die bildende Kunſt und die drohenden politiſchen Verhältniſſe. In nächtlicher Weile vertraute Schultz dem herzlich theilnehmenden Dichter das Unerfreuliche ſeiner Berliner Verhältniſſe, nicht ohne einen Reſt von Hoffnung. Tieck und Rauch, welche ihre Anweſenheit zur Modellirung von Goethe's Büſte benutzten, gaben zu mancherlei tief eindringenden Geſprächen reichlichſte Veranlaſſung. Auch

Knebel's Profil ward damals modellirt, und Goethe ſtellte Schinkel mehrere, von dieſem ausgeführte Aufgaben. Am 23. verließen ſie, nachdem ſie einen Tag in Weimar geweſen, das reizende Jena, und kehrten über Naumburg, Halle, Deſſau und Wittenberg am 25. nach Berlin zurück. Die freundliche unmittelbare Verbindung dauerte nach der Trennung ununterbrochen fort. Goethe nahm damals an Schubarth, ſo wie an Hagen's Gedicht Olfried und Liſena lebhafteſten Antheil, wozu er auch Schultz aufrief, der ſich dadurch veranlaßt ſah, ſeiner am 11. September geborenen Tochter den Namen Liſena beizulegen. Außerdem bildeten Farbenlehre und Kunſt die ſtehenden Gegenſtände des Briefwechſels; beſonders zog das neue, von Schinkel erbaute Berliner Schauſpielhaus Goethe lebhaft an, deſſen leidige Aufſchrift ihn tief bekümmerte. Da dieſer ſich zu einer Reiſe nach Berlin nicht entſchließen konnte, ſo betrieb Schultz mit großem Eifer die Ueberkunft ſeines treuen, kunſterfahrenen Freundes H. Meyer, welche auch am 3. October erfolgte. Schultz, bei dem er wohnte, beſuchte mit ihm die durch Bewilligung des Hofmarſchalamtes ihnen geöffneten Schlöſſer, auf denen ſich noch viele Kunſtſchätze zerſtreut fanden, und verſchaffte ihm zu Potsdam und Berlin den freieſten Zutritt zu allen Kunſtſammlungen. Auch Altenſtein nahm Goethe's Freund mit vollſter Anerkennung auf, und ſprach den Wunſch aus, die Anſichten der Weimarer Kunſtfreunde über Einrichtung von Kunſtacademien zu vernehmen, welche Meyer ſchriftlich mitzutheilen verſprach. Am 24. October fand die Taufe von Schultzens jüngſter Tochter Liſena ſtatt, wobei unter anderen die Frau Miniſter Schuckmann, Hirt und von Raumer Pathenſtelle vertraten. Kaum hatte Meyer am 3. November Berlin verlaſſen, ſo drangen die amtlichen Geſchäfte auf Schultz, der unterdeſſen der politiſchen Unterſuchungen wegen mit Schuckmann in nähere Verbindung getreten war, wieder gewaltig ein. Zunächſt handelte es ſich um die Ausführung des Königlichen Befehles wegen des Muſeums und der Gebäude für die beiden Academien (die der Wiſſenſchaften und die der Künſte), wobei es großer Kraft und Umſicht bedurfte, die Pläne der Selbſtſüchtler zurückzuweiſen. Daneben dauerten die Kämpfe mit dem Senate fort.

Fürſt Wittgenſtein, der immer mehr in Schultz eingedrungen, hatte ihn endlich ganz für ſich gewonnen, da er wohl erkannte, daß er in ihm einen gewandten, mit weitreichender Kenntniß, Friſche und Schärfe des Geiſtes ausgeſtatteten Ausführer ſeiner Pläne gefunden, dem es auch an Muth und Leidenſchaftlichkeit nicht fehle, welche letztere wohl ihm ſelbſt, aber nicht der Sache, Nachtheil bringen könne. Immer entſchiedener verlangte er von ihm den Plan einer vom König als nothwendig erkannten Umgeſtaltung des Cultusminiſteriums ſowohl den Grundſätzen als den Perſonen nach. Häufig hatte er ihm hierauf bezügliche Briefe des Conſiſtorialrathes Snethlage mitgetheilt, und ihm deſſen Bekannt-

ſchaft angerathen, wie er ihm auch den Biſchof Eylert und den Geh. Oberregierungsrath von Beckedorff als ſeines Vertrauens beſonders würdig empfohlen hatte. Am 5. December ließ er ihm einen betreffenden Aufſatz Beckedorff's zugehen, und bat ihn dringend um ſeine Betheiligung bei der Sache. Nachdem Schultz mit Snethlage Rückſprache genommen, erklärte er ſich dazu unter der Bedingung bereit, daß zuerſt die Grundſätze feſtgeſetzt würden, nach welchen das neue Miniſterium zu verfahren habe, ehe man zur Perſonenfrage ſchreite, und daß ihm ſelbſt hieraus weder Vortheil noch Ehre zufließe. Mündlich ſtellte er Tags darauf die Forderung, daß, wenn der König ihn nebſt anderen Perſonen zu einem Gutachten über die Sache veranlaſſen wolle, ſie durch eine Königliche Cabinetsordre dazu angewieſen würden. Gleich darauf erkrankte Schultz, der bereits im September einen Anfall von Blutſpeien gehabt hatte. Snethlage verabredete deshalb das Nähere mit Wittgenſtein, in deſſen Zimmer er die an ihn, Eylert, Beckedorff und Schultz gerichtete Cabinetsordre aufſetzte, worin dieſe aufgefordert wurden, nach gemeinſchaftlicher Berathung ihre Anſichten über den gegenwärtigen Zuſtand des Schul- und Erziehungsweſens in Preußen und über die zweckmäßigſten und ſicherſten Maßregeln zu deſſen Verbeſſerung in einem Berichte vorzutragen. Dieſe vom 21. December datirte geheime Cabinetsordre wurde gleich am folgenden Tage Schultz mitgetheilt. Wittgenſtein hatte die Abſicht des Königs, Altenſtein an die Spitze der Commiſſion zu ſtellen, zu hintertreiben gewußt. Schultz ward von ſeinen Mitcommiſſaren mit dem Entwurf des Berichtes beauftragt.

Die freundliche Verbindung mit Goethe hatte während deſſen nicht aufgehört, vielmehr ſuchte dieſer durch die Vermittelung von Schultz die Verbindung mit Rauch, Tieck und Schinkel eifrig fortzuſetzen. Schultz ſelbſt fühlte ſich ſeit der letzten perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Dichter, dem er das, was ihm ſo ſehr am Herzen lag, mit reinſter Offenheit anvertraut hatte, mehr als je zu dieſem hingezogen, und ſo konnte er nicht unterlaſſen, am letzten Tage dieſes „ſorgenvollen" Jahres, der zugleich ſein Geburtstag war, ihn ſeiner anhänglichſten Treue zu verſichern, und ihm ſeine ſeit Kurzem ſehr gehobene Ausſicht auf die zukünftige Geſtaltung der Dinge mitzutheilen.

Dem Entwurf, zu welchem ihm Wittgenſtein einige nicht zu übergehende Beſchwerden gegen das Miniſterium Altenſtein geliefert hatte, gab er ſich, während ſeine Krankheit im Zunehmen begriffen war, mit vollſter Seele hin, ſo daß dieſer Mitte Januar 1821 größtentheils vollendet war. „Ich conferirte darüber", erzählt Schultz ſelbſt, „zuerſt mit Beckedorff, der ſeinerſeits daran gleichfalls einigen Antheil zu nehmen ſich erbot, insbeſondere die Aufſtellung der Grundſätze und Mittel betreffend, durch die der neue Zuſtand der Dinge herbeigeführt werden ſollte. War ich gleich mit ſeinen Vorſchlägen nicht durchaus einverſtanden, indem

solche zum Theil eine Unterdrückung der Geistesfreiheit fürchten ließen, so mußte ich mich der Meinung der Mehrzahl der Mitglieder der Commission bequemen, zumal meine Krankheit mich verhinderte, mit denselben öfters persönlich zu conferiren und mich vollkommen auszusprechen." Am 17. Januar machte ihm Fürst Wittgenstein die Mittheilung, daß der König ihm den Adlerorden dritter Classe verliehen habe, rieth ihm aber zugleich, wenn er nicht vollkommen hergestellt sei, sich bei der Ordensfeier zu entschuldigen. Auch Altenstein wünschte ihm zu dieser ehrenvollen Anerkennung von Herzen Glück. Nach mehreren Berathungen und dadurch veranlaßten Abänderungen ward der Entwurf Wittgenstein übergeben, der ihn mit einer unbedeutenden Verbesserung abschreiben ließ, und ihn gleich nach der Mitte Februar an den König beförderte. In diesem sehr umfangreichen Bericht wird das seit dem Jahre 1809 im Preußischen Staate herrschende System des Schul- und Erziehungswesens als Grund des moralischen Verderbens bezeichnet, welches man mit lebhaftem Kummer, ja mit Entsetzen immer weiter um sich greifen sehe, und Fichte und Schleiermacher als diejenigen genannt, von denen das verderbliche, bisher vom Ministerium befolgte System ausgegangen sei, woran eine grelle Darstellung der Ansichten dieser seit ungefähr zwanzig Jahren unter stetem großen Beifalle in Berlin öffentlich aufgetretenen Lehrer und der argen in Folge derselben eingerissenen Verwilderung sich anschließt. Die Sünden des Ministeriums, zu denen Wittgenstein durch seine geschäftigen Zuträger einen reichen Beitrag geliefert hatte, werden sodann mit großer Lebhaftigkeit aufgezählt, und auf den Abgrund hingewiesen, an welchem der Staat durch die Verblendung der Männer stehe, welche das bisherige System, dem Allerhöchsten Befehle zuwider, aufrecht zu halten und die dagegen verordneten Maßregeln unwirksam zu machen suchten. Nur unter der Voraussetzung, daß diese Männer solchen weichen würden, in deren Einsicht, Willen und Kraft der König das Vertrauen setzen könne, daß sie das große Werk einer durchgreifenden Umgestaltung des Schul- und Erziehungswesens auszuführen im Stande seien, wagt die Commission ihre Vorschläge zu machen, wovon als Hauptpuncte bezeichnet werden: die Unterordnung der Schulen unter die Kirche, die strengste Bevormundung der eine selbständige Gesetzgebung und Verwaltung sich anmaßenden Universitäten, auf welchen die theologische Facultät vor allem wieder einen unerschütterlichen Mittelpunct der Lehre erhalten, die philosophische dagegen nur als vorbereitend gelten und unter die drei übrigen in eigenen Unterabtheilungen zerfallen müsse, endlich eine ganz andere Einrichtung der Geistlichen Angelegenheiten. Schultz hebt besonders hervor, man müsse, ohne die Freiheit wissenschaftlicher Forschung zu beschränken, nicht gestatten, daß die Grundfesten der Kirche und des Staates durch Speculation und Critik angegriffen und erschüttert würden, und zu diesem Ende solle man der geistigen Thätigkeit eine zweck-

mäßig ablenkende nutzbringende Richtung verschaffen, indem vornehmlich auf die vernachlässigten practischen, realen, experimentalen Wissenschaften, auf die mechanischen und schönen Künste ein vorzüglicher Werth gelegt und für deren Beförderung eifriger gesorgt werde. „Mit froher Zuversicht können wir sagen", äußert Schultz am Schlusse des Berichtes, „daß diese folgenreiche Veränderung weit und breit laute Erhebung und Freude erwecken wird. Die göttliche Wahrheit wird ewig über den Irrthum siegen, und wie gewaltsam und überraschend schnell die neuen Irrlehren sich in wenigen Jahren auch verbreitet haben, so haben wir doch die trostvolle Gewißheit, daß bei Weitem der größere Theil des Volks die ihm aufgedrungenen Neuerungen verabscheuet, und mit Angst und Kummer die daraus folgende Entartung seiner Kinder wahrnimmt. Die Stimme des Volks, die leider nicht als die öffentliche Stimme anerkannt wird, weil sie nicht, wie die neuerungssüchtige Partei, Flugblätter und Zeitungen in ihrem Solde hat, diese wahrhafte Stimme des Volks fordert laut die Wiederherstellung des Friedens und der Ruhe der Familien durch Festigkeit und Einigkeit im Glauben und in der Lehre; nur diese vermögen die schon wankende Treue im kirchlichen wie im bürgerlichen Leben wieder zu sichern, und Treue ist diesem Volke Bedürfniß! Vergebens werden die Anhänger des bisherigen Systems das Geschrei zu erheben versuchen, daß es auf Verfinsterung und Unterdrückung des Strebens zum Besseren abgesehen sei. Die Absicht unserer Vorschläge gehet vielmehr deutlich nur dahin, die ungetrübte Erkenntniß der göttlichen Wahrheit dem Volke zu erhalten, und dasselbe von den verworrenen, falschen Richtungen zu befreien, durch welche es ihres reinen Lichtes beraubt wird. Gerade diese den Völkern aufgedrungenen falschen Richtungen sind es allein, was nie genug gesagt werden kann, welche allein Verfinsterung und Unterdrückung des Strebens zum Besseren mit sich führen; wer dagegen kämpft, streitet für Licht, Recht und wahre Freiheit der Gewissen. Ueberdem haben Ew. Königliche Majestät durch Stiftung, Erweiterung und Vermehrung der Lehranstalten und ihrer Mittel so vielfache und außerordentliche Beweise Allerhöchstdero Geneigtheit zur Beförderung geistiger Bildung gegeben, daß es weiterhin keiner Mißdeutung unterworfen sein kann, wenn nunmehr endlich das geschiehet, was nie hätte verabsäumt werden sollen, nämlich die Wirksamkeit dieser Anstalten zum wahren Wohle des Volkes und zu würdiger Erhebung des menschlichen Geistes in sicheren Wegen zu leiten und vor frevelndem Mißbrauch zu bewahren." Trotz der scharfen Anklagen gegen Altenstein versicherte die Commission, daß sie der Persönlichkeit desselben auf keine Weise zu nahe treten wolle, sie vielmehr den wohlgemeinten Bestrebungen und der treuen Ergebenheit desselben gegen den König gern die vollste Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Kaum wäre es begreiflich, wie ein treuer Verehrer des großen

Heiden Goethe, ein ſinniger Anhänger einer freieren Naturanſicht zu ſolchen die Wiſſenſchaft aus der Wiſſenſchaft austreibenden, auf amtliche Lehrbücher und die ſtrengſte policeiliche und bürgerliche Ueberwachung der Studirenden dringenden, gegen die offenliegende Wahrheit, daß der Geiſt ſich nicht unterdrücken laſſe, und nur im geiſtigen Kampfe, nicht durch einſeitige Gewaltmaßregeln die Wahrheit zu Ehren komme, ſich die Augen verſchließenden Vorſchlägen rathen konnte, hätte ihn nicht die fiebernde Angſt vor dem politiſchen Umſturz des Vaterlandes und die von den Rückſchrittsmännern geſchürte Leidenſchaft zum Aeußerſten getrieben. Schon am 21. Februar erhielt Schultz durch Wittgenſtein Mittheilung von einem am vorigen Tage an ihn gerichteten Königlichen Handſchreiben, welches ſich mit dem Berichte einſtimmig erklärte. „Es kommt nun alles darauf an", hieß es darin weiter, „um dieſe Ideen gehörig in's Leben zu rufen, um ſie wirkſam zu machen. Ein ſolches redliches, ächt chriſtliches Werk wird aber Gott nicht ungeſegnet laſſen wollen, und dieſer Glaube wird uns dazu Stärke geben." Allein dieſe wohlgemeinte Aeußerung wirkte auf Schultz ſehr niederſchlagend, da er darin keine Kraft und Entſchloſſenheit zu finden glaubte. In den folgenden Monaten nahmen Unordnungen unter den Studirenden Schultzens Thätigkeit, der damals an einem Lungengeſchwür litt, wieder lebhaft in Anſpruch, und zu gleicher Zeit machte ihm die von Solly gewünſchte Abſendung ſeiner neuen Gemälde nach London viel Verdruß, ſo daß es endlich zum entſchiedenen Bruch mit dem Engliſchen Freunde kam. Im März hatte Schultz ſelbſt, da der damalige Unterſuchungsrichter ihm dazu zu ſaumſelig und ungeſchickt ſchien, ſich perſönlich der Unterſuchung der Verbindungen unterzogen. Beſondere Anſtrengung verwandte er auf die Entdeckung der Arminia, zu welchem Zwecke der Fürſt von Wittgenſtein auch den Regierungsbevollmächtigten von Breslau hinter dem Rücken des Miniſteriums nach Berlin kommen ließ; doch mißglückte dieſe Unterſuchung ganz und gar.

Wittgenſtein hatte unterdeſſen den Bericht der Commiſſion dem von Laibach und Rom zurückkehrenden Staatscanzler übergeben, und ihn dafür zu gewinnen gewußt. Hardenberg lud Schultz zu einer näheren Beſprechung deſſelben auf den 16. Mai zu ſich ein, und dieſer Beſprechung folgten bald andere. Schultz ward vom König beauftragt, ihm ſeine Anſichten über die neue Beſetzung des Cultusminiſteriums vorzulegen, aus welchem man die beiden Directoren Nicolovius und Süvern, den Geh. Oberregierungsrath Schulze und den Juſtitiarius Geh. Oberregierungsrath Frick ausſcheiden laſſen wolle, wogegen man ihm ſelbſt die Stelle eines Generaldirectors zu ertheilen beabſichtige. Zum Director der Unterrichtsabtheilung ſchlug Schultz unter dem 21. Mai den Regierungspräſidenten Baumann aus Königsberg vor, zum Rathe den Oberconſiſtorial- und Oberſchulrath Nolte, dem man den Conſiſtorialrath Gaupp aus Breslau als Hülfsarbeiter beigeben möge. Die Stelle

des Juſtitiarius könne einſtweilen der Geh. Oberregierungsrath Körner verſehen; unter den Allerhöchſt dazu vorgeſchlagenen Perſonen empfehle ſich der Kammergerichtsrath von Voß durch ſeine zuverläſſige Geſinnung und ſeine ſchätzbare wiſſenſchaftliche Bildung. Zu den monatlichen Generalconferenzen dürften nach Allerhöchſtem Wunſche Ancillon, Eylert, Snethlage und Schöll zuzuziehen ſein. Die Obliegenheiten des Generaldirectors ſuchte Schultz genau zu beſtimmen. Daß der König ihn ſelbſt damit zu beauftragen geruhen wolle, erkennt er dankbar an, und geſteht, daß es jetzt ſchwer halten würde, einen Geſchäftsmann aufzufinden, der ſo, wie es bei ihm der Fall, in die mit dieſer Veränderung verknüpfte hochwichtige Abſicht eingeweiht, ganz davon durchdrungen und zugleich im Stande wäre, den Umfang der Geſchäfte dieſes Poſtens ſo zu überſehen, wie ſehr er auch ſeiner Geſundheit wegen wünſchen müſſe, eine andere Perſon hiezu in Vorſchlag bringen zu können. Er erkennt es deshalb für unausweichliche Pflicht, dieſe Stelle, mit Hoffnung auf Allerhöchſte Nachſicht, für die Zeit ſeiner Stellung als Regierungsbevollmächtigter zu übernehmen, ſpricht aber die Hoffnung aus, daß nach dieſer in viertehalb Jahr ablaufenden Friſt ein Generaldirector überhaupt nicht mehr erforderlich ſein dürfte. Sollte ihn aber das Allerhöchſte Vertrauen mit dieſem Dienſte huldvoll beehren wollen, ſo müſſe er vorher in Uebereinſtimmung mit dem Miniſter Altenſtein, den der König nicht aufgeben wollte, die erforderliche Dienſtanweiſung ausfertigen. Da er hiezu die von den Aerzten ihm verordnete Curzeit zu Salzbrunn benutzen könnte, ſo wünſchte er die Allerhöchſte Entſcheidung noch im Laufe des Monates zu erhalten. Indeſſen verzögerte ſich die Ausfertigung der erwarteten Cabinetsordre.

Goethe hatte Schultz in der erſten Hälfte des Jahres mit mehrfachen Sendungen erfreut, welche dieſer nur einmal erwiederte, ſo daß er, als er, kurz vor der Badereiſe, am 9. Juni, ſich wieder einmal an den Weimarer Freund wandte, ſein „dumpfes Schweigen" entſchuldigen mußte. Unter anderen erfreulichen Mittheilungen meldete er ihm, daß er diesmal, da er bei ſeiner Badecur einer friſch milchenden Gielin bedürfe, Bibra bei Freiburg beſuchen müſſe; zugleich ſpricht er ſeinen Wunſch aus, ihn den Sommer über, da er vom 24. Juni bis Ende Auguſt frei ſein werde, irgendwo zu ſehen. Goethe erwiedert eilig, er werde in der erſten Hälfte des Juli zu Hauſe ſein, und er weiſt ihn auf den kleinen Weimariſchen Badeort Berka hin, wo er ſich, in der Nähe von Weimar, ſehr wohl befinden, es auch an friſch milchenden Gſelinnen nicht fehlen werde. Schultz berichtete hierauf, er habe ſich auf Goethe's Hindeutung ſogleich entſchloſſen, Berka ſtatt Bibra zu wählen, aber da die Aerzte ihm bald nachher Luftbäder empfahlen, und er durch den in Neundorf verweilenden Fürſten von Wittgenſtein vernahm, daß die Einrichtung derſelben an dieſem Badeort ganz vorzüglich ſei, ſo entſchied er ſich endlich für Neundorf. So berichtete er denn

In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!

Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.

O nimm mich auf, der du die Vorwelt ſchon
Bey Freud' und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väter-Thron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!

Er hebt einen Bettvorhang auf.

am 26. Juni an Goethe, er werde, da er ihn ſehen müſſe, am 1. oder 2. Juli in Weimar ankommen, von dort aber nach einem fünf- oder ſechstägigen Aufenthalt nach Renndorf reiſen. Am 28. Juni fuhr Schultz mit ſeiner gleichfalls der Cur bedürfenden eilfjährigen Tochter Eugenie über Wittenberg, Leipzig und Halle nach Weimar, wo er vom 1. bis 6. Juli in Goethe's Nähe verweilte, deſſen Geſundheit er leider etwas angegriffen fand. Die wiederholte perſönliche Berührung war auch diesmal, wo Schultz mit froheren Hoffnungen den Freund wiederſah, für beide Theile eben ſo fruchtbar, als erfreulich. Ueber Eiſenach, Caſſel, Göttingen und Hannover gelangte Schultz nach Renndorf, wo er ſich beſonders des Umganges mit Wittgenſtein zu erfreuen hatte. Auch mit Graf Schlieffen, Frau von Jagow und Hufeland fand er ſich freundlichſt zuſammen. Am 27. Juli vollendete er hier den mit Goethe beſprochenen Aufſatz über phyſiologe Farbenerſcheinungen, insbeſondere das phosphoriſche Augenlicht, als Quelle derſelben, betreffend [1], worin er das im Auge vorhandene lebendige Phosphorlicht als weſentlich nothwendig zum Sehen darſtellte, und alle pathologiſchen und phyſiologiſchen Geſichts- und Farbenerſcheinungen mit Einſchluß der Blendung von der Einwirkung des äußeren Lichtes oder der Gemüthsbewegungen auf den Phosphor im Auge und deſſen Uebermaß oder Abnahme abhängig erklärte [2]. Ebendaſelbſt ſchrieb er am 1. Auguſt den im Anhange mitgetheilten Aufſatz über die ſubjectiven Höfe. Zwei Tage darauf veranſtaltete er eine Feier des Geburtstages ſeines Königs, unter zahlreicher herzlicher Betheiligung. Am Abend deſſelben Tages ſandte er den erſteren Aufſatz mit einem freundlichen, über ſein bisheriges Reiſeleben berichtenden Brief an Goethe, deſſen Sohn von dem in Carlsbad verweilenden Vater günſtige Nachrichten mittheilen konnte. Am 5. Auguſt reiſte Schultz von Renndorf nach Bückeburg ab, wo er von der ſchätzbaren Gemäldeſammlung des ihn zuvorkommend aufnehmenden Fürſten zu Schaumburg-Lippe angenehm überraſcht wurde. Der Fürſt faßte zu ſeinen Kunſtkenntniſſen ganz beſonderes Vertrauen, und wollte ihm mehrere Gemälde nach Berlin ſchicken, die unter ſeiner Obſorge hergeſtellt werden ſollten, was aber in Folge der Ueberbeſchäftigung des Reſtaurators Teoli unterblieb. Ueber Minden, Hameln, Elze, Hannover, Hildesheim, von wo aus die Gräfliche Gemäldegallerie auf Schloß Söder beſucht wurde, Braunſchweig, Halberſtadt und Magdeburg kehrte er am 18. Auguſt nach Berlin zurück, wo ihn die freundliche Antwort von Goethe's Sohn bewillkommte. Auch folgte bald eine ausführliche Mittheilung von Goethe ſelbſt.

1) Vgl. Brief 67. 72–74. 78. 86.

2) Gegen dieſen in Goethe's Heften zur Naturwiſſenſchaft abgedruckten Aufſatz ſprach ſich Rudolphi aus, dem Schultz davon Kunde gegeben hatte, im Grundriß der Phyſiologie §. 316 Anm. 1 (der Ausgabe von 1823).

Unterdeſſen hatte der König die Cabinetsordre vollzogen, durch welche Schultz zum Wirklichen Oberregierungsrath und Director der Abtheilungen der Geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Eylert und Theremin zu vortragenden Räthen, Schöll zum Mitglied, Juſtizrath Hellweg zum Geh. Oberregierungsrath und Juſtitiarius beim Cultusminiſterium ernannt, Nicolovius, Süvern, Schulze und Frick auf Wartegeld geſetzt werden ſollten. Aber dieſe Cabinetsordre blieb zum Glücke eine geheime und ohne weitere Folge, wozu beſonders der Staatscanzler beigetragen haben dürfte, mit welchem Schultz mehrfache Unterredungen hatte. Als Regierungsbevollmächtigter fand Schultz um dieſelbe Zeit, trotz der Befugniß zur Ausweiſung von Studirenden, welche die durch argen Verdacht zu Wege gebrachte Cabinetsordre vom 7. Juli den Regierungsbevollmächtigten ertheilt hatte, die erheblichſten Schwierigkeiten. Beſonders ſchmerzlich empfand er es, daß man ihm nicht in der Perſon des Regierungsrathes Krauſe einen Univerſitätsrichter geben wollte, wie er ihn zu ſeinem Zwecke wünſchen mußte. Man wolle ihm, glaubte er, gerade dadurch die Ausübung ſeiner ihm Allerhöchſt anvertrauten heiligen Pflicht unmöglich machen, daß man ihm ſolche Perſonen zu Unterſuchungsrichtern gebe, denen es an gutem Willen fehle, wogegen er nicht erkannte, daß gerade ſeine Verfolgungen zu geheimen Verbindungen trieben, wie offen ſich dies auch herausſtellte, und ſich als nothwendige Folge hatte vorherſehen laſſen. „Die Menge eben ſo unerwarteter als unangenehmer Geſchäfte", ſchreibt Schultz am 29. October an Wittgenſtein, „von denen ich vornehmlich wegen der gänzlich ermangelnden Hülfe eines Univerſitätsrichters faſt erdrückt werde, läßt mir nicht die unentbehrlichſte Muße übrig. Es iſt auffallend, in welchem Grade die Unordnungen bei der Univerſität, auf deren Abſtellung ich nun ſeit zwei Jahren den größten Eifer verwendet habe, von Tag zu Tag zunehmen, und leider ſehe ich, in der Lage, in welcher mein Dienſt ſich ſeit einiger Zeit befindet, den Augenblick immer näher kommen, wo ich mit Schimpf und Schande meinen Poſten verlaſſen muß, wenn nicht noch früher Kummer und vergebliche Anſtrengungen meine Geſundheit gänzlich zerſtören und mich aus der Welt ſchaffen ſollten." Zur Pflege ſeiner Geſundheit nahm er wieder, wie ſchon früher, zu Reitübungen ſeine Zuflucht. Da die ihn bekümmernden Verhältniſſe keine günſtige Veränderung hoffen ließen, ſo entſchloß er ſich am 10. November, den König um Allergnädigſte Entlaſſung von ſeiner Stelle als Regierungsbevollmächtigter zu bitten, deren Pflichten er nicht Genüge leiſten könne, da die Partei, welche auf das Eifrigſte die Ausführung der Königlichen Beſtimmungen gegen die Studentenverbindungen zu hintertreiben ſuche, durch die Verweigerung eines fähigen und entſchloſſenen, von der Nothwendigkeit jener Beſtimmungen durchdrungenen Univerſitätsrichters ſeine ganze Wirkſamkeit zu lähmen wiſſe. Es werde ihm um ſo mehr unmöglich, fügte er hinzu,

länger an diesem Posten zu bleiben, als das Ministerium, je länger je mehr, die ungerechtesten Kränkungen auf ihn häufe, wozu dasselbe in seiner Stellung zu ihm nur zu oft Gelegenheit nehmen könne, und er sich dagegen schon längst nicht mehr zu verwahren vermöge, da die Unordnungen unter den Studirenden, und mit ihnen seine Geschäfte und Sorgen, von Tag zu Tag sich vermehrten. In Erwiederung auf diese Eingabe befahl der König dem Minister Altenstein am 17. December, die Maßregeln des Regierungsbevollmächtigten durch die Bestellung des von ihm gewünschten Regierungsrathes Krause zum Universitätsrichter zu befördern, und forderte Schultz, unter Bezeigung Allerhöchster Zufriedenheit, zur Fortführung des Dienstes und fernerer Aufrechthaltung der Allerhöchsten Verfügungen auf. So schien ein großer Sieg einstweilen gelungen, und Schultz, den der Rückgang der beschlossenen Umgestaltung im Ministerium bekümmert hatte, athmete wieder auf.

Im October war der von Goethe empfohlene Schubarth nach Berlin gekommen. Schultz, der ihn auch als Gegner alles politischen Denkens und Treibens sehr schätzte, bat für ihn um eine Anstellung als Adjunct bei der Bibliothek, und Altenstein schien am Anfang, wohl besonders wegen Goethe's Empfehlung, günstig für ihn gestimmt, so daß er ihn eintretenden Falles als Bibliothekssecretär anstellen zu wollen erklärte. Schubarth nahm auch an den wöchentlichen Abendversammlungen bei Schultz Antheil, wo dieser, Hegel und von Henning sich über optische Gegenstände unterhielten. In diese Zeit fällt ein von Hegel verfaßter, vom 21. November datirter Aufsatz, wie es scheint, zunächst für Schultz bestimmt, und gegen §. 32 von dessen erster, in Schweigger's Journal erschienener Abhandlung gerichtet[1]. Goethe hatte Hegel in diesem Jahre von Carlsbad aus ein Trinkglas[2] verehrt, welches die Hauptmomente seiner Farbenlehre veranschaulichte. In dem Nachlasse von Schultz findet sich auch ein Heft Gedichte, welche mehrere Puncte von Goethe's Farbenlehre in elegischer Form darstellen; wahrscheinlich verdankt auch dieses von unbekannter Hand geschriebene Heft jenen optischen Abenden seinen Ursprung. Wir heben zur Probe das zweite, Urphänomen überschriebene Gedicht aus.

Ruft sich der Dichter die Muse, wir rufen den Dichter uns günstig,
Der wie ein Gott einst rief: Werde! da wurde das Licht;
Das uns Newton verbaut mit mathematischem Rüstzeug,
Führte mit schaffendem Wort Goethe heraus an den Tag.

1) Hienach ist die Angabe von Rosenkranz in Hegel's Leben S. 340 zu berichtigen

2) „Man suchte gewisser Wiener Trinkgläser habhaft zu werden", schreibt Goethe in den Annalen unter diesem Jahre, „auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schöner als irgendwo darstellte."

Freudig bringen wir ihm die feſtliche Spende des Weines,
Füllen mit dunkeler Flut goldenverändertes Glas,
Welches der Dichter geſandt vom Heilquell ſprudelnden Carlsbad,
Wo ihn die Nymphe ſo gern ſcherzend empfing in der Flut,
Und ihm mit heiligem Thaue die Schläfe benetzte, den Lorbeer,
Und in das weiße Gelock zierliche Roſen ihm wand,
Daß ihm die Anmuth treu und die Freude gefälligen Umgangs
Und, zu der Jugend geſellt, treu ihm die Jugend verblieb.
Nicht mit Magiſtergeſchwätz, blind überliefertem Schulzwang
Führt er als Dichter, führt Er uns in's Reich der Natur.
Wahrheit gab er der Dichtung und dichtend ſchuf er das Wahre,
Nie von der wirklichen Welt hat er ſich träumend verirrt.
Heiter leeren wir ihm dies Glas auf Wohl und Geſundheit,
Sind, von dem Geiſte geführt, ihm dem Begeiſterten nah.
Schilt der Profeſſor uns auch, fänd' er uns hier bei dem Weinglas,
Zeigt uns der Dichter darin wunderſam Urphänomen.
Denn getränkt iſt das Glas mit unentſchiedener Trübung,
Aber es ſcheiden daraus hell ſich die Farben dir ab.
Hältſt du dem Licht entgegen das Glas, ſo ſchwindet die Trübung,
Und es klärt ſich der Streif rein zu entſchiedenem Gelb.
Wendeſt du aber das Glas abwärts vom Lichte zum Dunkeln,
Wandelt mit wechſelndem Schein Gelb ſich zum himmliſchen Blau.
Aber den ſchwankenden Schein befeſtigt die Macht des Gedankens,
Und der Dichter erkennt Urphänomen und Geſetz.
Dieſes nun iſt's: Die Farben entſtehn aus Lichtem und Dunkeln,
Und in dreieinigem Kreis ruhn ſie geordnet und feſt.
Wird in dem Trüben das Dunkle beſiegt, es lichtet zu Blau ſich;
Drängt in das Lichte die Nacht, wird es gedunkelt zu Gelb.
Wie ſich zu Beiden das Dritte geſellt, du wirſt es erfahren,
Wenn in dem Purpurgewand prächtig die Königin nahn.

Ende November wandte ſich Goethe bei Ueberſendung des Heftes ſeiner **Handzeichnungen** wieder an Schultz, dem er den Wunſch äußert, daß er ſich entſchließen möchte, ſeinen dritten Aufſatz **über phyſiologe Farbenerſcheinungen** bald zu veröffentlichen. Dieſer aber konnte, wie im vorigen Jahre, ſo auch diesmal nicht unterlaſſen, ſich am Silveſterabend dem verehrten Dichter und Freunde vertraulich zu eröffnen, wobei er bedauert, daß die Schwere der Dinge, in denen er lebe, ihn in eine Lage banne, welche wenig Mittheilung erlaube. Doch dieſer Brief blieb vielleicht nur Entwurf. Bald darauf kam die Schweſter von Goethe's Schwiegertochter, Ulrike von Pogwiſch, nach Berlin, welche auch bei Schultz einſprach, und ihn heiter begrüßte. Henning, der mit Goethe wegen der **Farbenlehre** in Briefwechſel getreten war, theilte dieſem, während die unmittelbare Verbindung ein halbes Jahr lang ſtockte, manches über Schultz mit, wie Goethe dieſem einzelnes durch Henning zukommen ließ. Schubarth, der ſeiner

Heirat wegen im Februar Berlin verließ, wohin er einige Monate später zurückkehrte, machte intesien Schultz, der großen Antheil an ihm nahm, bittere Sorge, da seine Anstellung um so mehr Schwierigkeit fand, je trüber sich das Verhältniß von Schultz selbst zum Ministerium gestaltete.

War der Sieg, den Schultz am Ende des Jahres 1821 erfochten hatte, um so erfreulicher, als er nach längerer Zeit wieder einmal eines festeren Gesundheitszustandes genoß, so sollte seine Lust doch gar bald wieder empfindlich gestört werden. Zunächst gerieth er mit Schuckmann in Spannung, und auch die schwere Erkrankung des Staatscanzlers mußte ihn beunruhigen. Das Jahr 1822 begannen viele unangenehme Disciplinarsachen, die er mit Kamptz und dem neuen Universitätsrichter zu verhandeln hatte, und auch jetzt wieder fühlte er sich in seinen Bestrebungen mannigfach gehindert. Am 22. Januar kam es zwischen Schultz und Altenstein zu heftigen Erklärungen, da ersterer den Minister bat, dem verderblichen Verfahren des Ministeriums, das er gewiß, da es mit dem Willen des Königs in Widerspruch stehe, nicht billigen werde, durch sein überwiegendes Ansehen entgegenzutreten, wodurch dieser sich zu der gereizten Erwiederung veranlaßt sah, das Ministerium sei er, wer dieses angreife, greife ihn an. Und wirklich mußte jene Anklage des Ministeriums um so mehr für eine persönliche Beleidigung des Ministers gelten, als Schultz von Altenstein's Selbständigkeit aus seiner langjährigen Bekanntschaft fest überzeugt sein mußte. Aber leider war Schultz, der noch immer nicht einsehen wollte, wie sehr gerade die Verfolgungen die Studirenden erbittert, und geheime Verbindungen hervorgerufen hatten, durch die Hetzerei der rückschreitenden Partei so sehr gegen den Minister eingenommen, daß er ihn für einen wirklichen Beförderer sträflicher Verbindungen hielt, und der Ueberzeugung war, daß von der Familie des Ministers nicht allein die Hauptanstifter unterstützt würden, sondern auch die schlimmsten, selbst verbrecherischen Anzettelungen zur Vereitelung aller seiner Bestrebungen von dort ausgingen. Kleine Plänkeleien der erbitterten Studenten, wie ein Todtenzettel gegen ihn, Wittgenstein, Kamptz und Krause, und sonst eintreffende Umstände, wie die Untreue eines von Altenstein ihm früher empfohlenen Secretärs, der bei einem Studenten gefundene Dolch u. a., steigerten seinen Ingrimm. Scharfsinnig, wie er war, verfolgte er alle Verdachtsspuren bis zu ihren äußersten Ausläufen, und verwickelte sich immer mehr in ein Netz von grellen Phantasien, die ihn alles Uebrige, besonders sein Verhältniß zum Ministerium, verkennen ließen, das, wie er wähnte, gewissenlos die landesväterlichen Absichten des Königs zu vereiteln bestrebt sei; ja der Gedanke schmeichelte ihm, daß er sich seiner Dienstpflicht zum Opfer bringen müsse. Bald kam es so weit, daß Schultz am 8. August erklärte, er sei nun überzeugt, daß er in den Verhandlungen mit dem Ministerium nicht mehr auf Treu'

und Glauben zu rechnen habe, daß diese Behörde es selbst sei, welcher man die Schuld der Mitglieder der geheimen Verbindungen beizumessen habe.

Am 8. Juli hatte Schultz sich zur Pflege seiner Gesundheit nach dem bei Berlin gelegenen Dorfe Französisch-Buchholz begeben, wo er bis zum 15. September verweilte, und seine Muße besonders der weiteren Verfolgung seiner geologisch-geographischen Studien widmete, über die er bereits vor zwanzig Jahren einen nicht ohne Beifall aufgenommenen Versuch herausgegeben hatte. Dem in jener Schrift aufgestellten Satze, daß das Fließende nur eine Richtung verfolgen könne, widersprach keine der damals bekannten geographischen Thatsachen, da die Behauptung, der Orinoco sende einen Arm zum Amazonenstrome, bei wissenschaftlich gebildeten Geographen keinen Glauben fand. Aber nicht lange nachher verlautete aus Frankreich, daß Alexander von Humboldt diese Behauptung vollkommen bestätigt gefunden, und am 8. August 1807 sprach der berühmte Reisende dies, in einer in der Berliner Academie gehaltenen Vorlesung über die großen Wasserfälle des Orinoco, als unumstößliche Thatsache aus. Schultz verfehlte nicht, sich deshalb mit Humboldt in Verbindung zu setzen, ohne daß dieser seinen Zweifeln irgend hätte Raum geben können. In den folgenden Jahren hielten ihn drängende Geschäfte und andere Studien von der weiteren Verfolgung der Sache zurück. Erst der gerade um diese Zeit, wo er nach großer Anstrengung der Muße und Zerstreuung sehr bedurfte, ihm zufällig zu Handen gekommene zweite Theil von Humboldt's berühmtem Reisewerk veranlaßte ihn zu weiterer Behandlung des Gegenstandes, damit der große Irrthum, dem er die bedeutendsten Geologen huldigen sah, nicht weiter um sich greife. Zu diesem Zwecke unterwarf er die Angaben früherer Schriftsteller und vor allem Humboldt's Reise der genauesten Untersuchung, wobei sein inquisitorischer Scharfsinn sich mit leidenschaftlichstem Eifer in der Nachweisung von Widersprüchen, Mystificationen und Selbsttäuschungen erging, welche dem ruhmvoll bewährten Fürsten der Länderkunde begegnet sein sollten. Daß Humboldt die Reise vom Rio negro durch den Cassiquiare in den Orinoco zu Schiffe gemacht habe, hielt er für keine wirkliche Widerlegung seiner Lehre vom Zusammenhang der Höhen und der Untheilbarkeit des Fließenden, da diese Verbindung eines Stromgebietes mit dem anderen durch Ueberschwemmung und Seen zufällig vermittelt sein könne, weshalb er Humboldt schon im Jahre 1807 darauf hingewiesen hatte, es komme auf die Beobachtung und Angabe der Bedingungen an, unter denen er die Verbindung der beiden Flußgebiete angetroffen, worauf dieser aber nicht eingehen konnte und wollte. Schultz beabsichtigte nunmehr, zur Verständigung über diese ganze so wichtige Lehre zwei Hefte unter dem Titel: Wasserscheidung und Thalweg, zwei Grundbegriffe der äußeren Geologie, herauszugeben. Das erste Heft sollte zunächst zeigen, daß Hum-

boldt's Beschreibung seiner Reise auf dem Casiquiare und Oberorinoco nebst der beigegebenen Charte keineswegs hinreiche, die von ihm behauptete Stromtheilung des Orinoco wissenschaftlich darzuthun. Darauf wollte er die von Humboldt aufgeführten, dasselbe behauptenden älteren Zeugnisse, so wie seine Widerlegung der entgegenstehenden prüfen, und zum Schlusse dieses ersten Abschnittes das eigentliche Ergebniß der Humboldt'schen Reise und der Geschichte dieser Frage vollständig aussprechen. Hienach würde er auf die Zeugnisse von anderen ähnlichen Strom-Theilungen und Verbindungen und auf die von Humboldt aufgestellte Theorie näher eingegangen sein. Das zweite Bändchen sollte die eigene Lehre weiter entwickeln, wonach 1) die Nothwendigkeit des Zusammenhangs der Höhen aus dem Gesetze der einfachen Richtung des Fließenden oder der Einheit und Untheilbarkeit der Thalwege hervorgehe, 2) dieses Gesetz nothwendig aus der Grundursache alles Fließens, der Attraction des Mittelpuncts der Erde, folge, woher denn 3) in Gleichgewicht stehendes, nicht fließendes Wasser, Meere und Seen, welche Inseln umgeben, eben so wenig als aufgestauchtes Gewässer, welches in den Flüssen Inseln bilde, hiebei in Anschlag komme, da solches Gewässer bloß zufällig, vermöge seiner größeren oder geringeren Quantität, den Boden bedecken könne; es müsse vielmehr gegen ihn erwiesen werden, daß wirklich fließendes Gewässer sich trenne. Hat auch die neuere Wissenschaft die Ansicht von Schultz keineswegs bestätigt, vielmehr, wie es noch neuerlich von R. H. Schomburgk ausgesprochen worden, Humboldt's ausführliche Beschreibung der merkwürdigen Gabeltheilung des Orinoco für so vollständig erklärt, daß nichts weiter hinzuzusetzen sei, so verdient doch die lebhafte Erörterung, welche Schultz dieser wissenschaftlich bis in ihre letzten Spitzen verfolgten Frage zuwandte, und der scharfe critische Blick, womit er die bisherigen Forscher, freilich oft über jedes Ziel hinausschweifend, zur Rechenschaft zog, alle Anerkennung, und man wird, bei der Aufregung, in welche den so reizbaren Mann die obschwebende, für ihn so wichtige Entscheidung seiner amtlichen Stellung versetzte, eine gewisse Gereiztheit und peinliche Befangenheit gern entschuldigen. Auch Alexander von Humboldt, der eben so tief dringende, als freundlich milde Beurtheiler aller menschlichen Bestrebungen in Leben, Wissenschaft und Kunst, wußte die trefflichen Eigenschaften unseres Schultz, bei aller Verschiedenheit ihrer Ansichten, höchlich anzuerkennen. Zur Stadt zurückgekehrt, fand Schultz weder die nöthige Muße, noch die frische Lust zur Vollendung der Schrift, über deren umfassende Vorarbeiten und den Entwurf der Einleitung er nicht heraus kam.

Goethe hatte indessen nicht unterlassen, sich mit freundlichen Worten und Sendungen an Schultz zu wenden, worauf endlich am 16. August, bei Gelegenheit der beabsichtigten Reise von Henning's nach Weimar, eine herzliche Erwiederung folgte. Besonders dankt ihm Schultz wegen der ehrenvollen öffentlichen Erwähnung seiner

Theilnahme an den optiſchen Unterſuchungen. Für die Reſtauration eines zu dieſem Zwecke von Goethe geſandten Gemäldes will er beſtens Sorge tragen. Auch hatte er gegen die vom Freunde gewünſchte Veröffentlichung des dritten die phyſiologiſchen Farben betreffenden Aufſatzes nichts einzuwenden. Auf eine weitere Einladung Goethe's, ihn noch in dieſem September in Weimar zu beſuchen, konnte er leider wegen der vielfachen Mühen und Sorgen ſeiner amtlichen Stellung, die eben im ſchwerſten Entwickelungskampfe begriffen war, nicht eingehen, dagegen ward der Briefwechſel bis zum Ende des Jahres lebhaft fortgeſetzt. Der erwähnte Aufſatz von Schultz erſchien in Goethe's Heften zur Naturwiſſenſchaft. Beſonderen Antheil nahm Schultz auch an den meteorologiſchen Anſichten des Dichters und an ſeiner Auffaſſung des Triumphzuges des Mantegna, deſſen Blätter die Freunde ſich gegenſeitig ergänzten.

Die Cabinetsordre vom 18. September, wodurch dem Miniſterium die Veröffentlichung der über die Mitglieder der Arminia verhängten Strafen anbefohlen ward, hatte Schultz freilich für einen halben Sieg über das mit ihm entzweite Miniſterium halten dürfen, aber gar bald war er mit demſelben in einen neuen Kampf gerathen, da er ſich in Uebereinſtimmung mit dem Senate der von jenem getroffenen Ausnahme zweier Studirenden von der Relegation widerſetzte. Hiedurch hatte er ſich veranlaßt geſehen, da der König, Hardenberg, bei dem er noch kurz vor der Abreiſe geſpeiſt hatte, und Fürſt Wittgenſtein ſich in Verona befanden, am 10. October dorthin zu berichten, und Seine Majeſtät, bei der vom Miniſterium verſuchten Umgehung des Allerhöchſten Befehles, zu bitten, ihm Verhaltungsbefehle zu ertheilen, falls aber die Entſcheidung nicht ſogleich erfolgen könne, ihn einſtweilen von ſeinem Dienſte Allergnädigſt zu beurlauben. Aber ſchon am 21. October erhielt er aus Verona von ſeinem Mitſtreiter, dem Regierungsrath Tſchoppe, die traurige Nachricht, daß ihre Sache ſchlimmer, als je ſtehe, und alles verloren gehe, wenn nicht binnen Kurzem der entſcheidende Schlag gegen das Miniſterium falle. Dieſen endlich herbeizuführen, glaubte Schultz, durch neuere Vorgänge immer mehr gereizt, am 6. December in ſeinem Bericht über die Begnadigung der verurtheilten Mitglieder der Arminia bemerken zu müſſen, daß dieſe deshalb der Gnade des Königs zu empfehlen ſeien, weil die frühere Disciplinarbehörde der Univerſität und deren einflußreichſte Lehrer, vorzüglich aber das Miniſterium ſelbſt die Schuld ihres Vergehens trage, da letzteres mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Macht die Vollziehung der Geſetze gegen die burſchenſchaftlichen Verbindungen zu hindern bemüht geweſen ſei; doch müſſe er zwei der Verurtheilten von der Empfehlung zur Gnade ausnehmen, aus Gründen, die er nur unmittelbar dem Könige anzeigen könne. Gleich am folgenden Tage traf die Nachricht vom Ableben des Staatscanzlers in Berlin ein, wodurch, bei der Ungewißheit der

zukünftigen oberſten Leitung, auf einige Wochen ein Stillſtand eintrat. Schultz fühlte ſich am Ende des Jahres ſehr wohl, und ſah, mit der Hoffnung glücklichſten Erfolges, der nach der Rückkehr des Königs erwarteten Entſcheidung entgegen.

Aber nur zu bald ſollte er ſich bitter getäuſcht finden, da der am 3. Januar 1823 mit dem Könige zurückkehrende Fürſt Wittgenſtein, auf den er ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, gegen ihn ſtumm blieb, und jede Zuſammenkunft mit ihm aus allerlei nichtigen Vorwänden verſchob. Dazu ſetzte ihn der Ende Januar erfolgte Tod des von Wittgenſtein begünſtigten, erſt vor Kurzem zum Vicepräſidenten des Staatsminiſteriums ernannten Miniſters von Voß, den er bei der jetzigen Lage der Dinge für unerſetzlich halten mußte, in große Betrübniß. Anfangs Februar fand die Taufe von Schultzens jüngſtem Sohne Friedrich Statt, wobei unter anderen Hegel und eine Tochter Schuckmann's Pathenſtelle verſahen. Bald darauf ward Schultz durch die gefährliche Krankheit Goethe's, von welcher er durch deſſen Sohn in Kenntniß geſetzt wurde, mit dem allerſchmerzlichſten Verluſte bedroht, doch wich dieſe ſchwere Sorge bald der frohen Gewißheit vollſter Herſtellung, ſo daß Goethe ſelbſt ſchon am 10. April die unterbrochene Verbindung mit ihm fortſetzen konnte. Der März und April boten Schultz erwünſchte Muße zu mehreren kunſtgeſchichtlichen, von großem Studium und Scharfſinn zeugenden Aufſätzen, die namenlos im erſten Stück von Schubarth's Paläophron und Neoterpe erſchienen, welcher Schrift Schultz im Nothfalle auch eine Geldunterſtützung zugeſagt hatte. Die Aufſätze: Die Reſtaurationen an der Gruppe des Laocoon betreffend, Von dem Lebensalter und dem Maße der Söhne des Laocoon, Das Abendmahl des Leonardo da Vinci, ſind vom März, wogegen der vierte: Ueber das Abendmahl Chriſti nach Raphael und Marc-Anton, vom 3. April iſt. Alle vier Aufſätze ſchließen zunächſt an Goethe an. Auch der Aufſatz: Unglückliches Lebensende des hochverdienten Rectors Joh. Fr. Reinert zu Lemgo, iſt von Schultz (am 19. März) entworfen. Hier wird auf „jenen ſtets fühlbarer werdenden Widerſpruch" aufmerkſam gemacht, „in welchen die Schule gegen die bürgerlichen und kirchlichen Verhältniſſe gerathen, und durch den ſie, wenn nicht höhere Macht und Einſicht rettend eintreten, ſich ſelbſt zugleich mit dem Boden, in dem ſie wurzelt, zu vernichten auf dem Wege zu ſein ſcheint, ohne es zu wiſſen, noch zu ahnen", und als beſonderer Zweck der ganzen Schrift die Beachtung „der in der Gegenwart wirkenden zerſtörenden Principien" angegeben, „hauptſächlich in ſofern ſie die ſittliche und die wiſſenſchaftliche Bildung gefährden".

Bei der erſten, am 1. April mit Schultz gehaltenen Unterredung gab Wittgenſtein dieſem die Verſicherung, daß eine Commiſſion zur Unterſuchung der zwiſchen ihm und dem Miniſterium beſtehenden Mißverhältniſſe niedergeſetzt werden ſolle. Bald darauf

erkrankte sein älteſter Sohn Bernhard ſehr bedenklich. Am 3. Mai erhielt er, worauf ihn Wittgenſtein ſchon vorbereitet hatte, eine Aufforderung vom Miniſter von Lottum zur Angabe ſeiner im Gutachten vom December vorbehaltenen Gründe für die Ausſchließung zweier verurtheilten Mitglieder der Arminia von der für die übrigen beantragten Begnadigung. Schultz erwiederte, dieſe Gründe könne er nicht darſtellen, ohne in eine vollſtändige Entwickelung aller der zuſammengreifenden officiellen und perſönlichen Verhältniſſe einzugehen, welche die Fortdauer der geſetzwidrigen Verbindungen auf den Preußiſchen Univerſitäten veranlaßten, wozu er ſich ohne einen beſonderen Allerhöchſten Befehl um ſo weniger veranlaßt ſehen könne, als ſeine frühere unmittelbare Vorſtellung an den König bisher unbeantwortet geblieben, woraus er ſchließen müſſe, daß Allerhöchſten Orts die weitere Erörterung dieſes Gegenſtandes aus höheren Staatsgründen für unangemeſſen gehalten werde. Zu großer Genugthuung mußte es ihm intereſſen gereichen, daß das Policeiminiſterium an ſämmtliche Regierungen eine ſcharfe Verordnung erließ, um den ſowohl auf einheimiſchen als auswärtigen Univerſitäten leider noch nicht ganz ausgerotteten Verbindungen der Studirenden, den Burſchenſchaften und Ordensvereinen, entgegen zu wirken. Hatte die Rückſchrittspartei der Sache nach bereits vollſtändig gewonnen, wenn auch der letzte Schlag noch nicht erfolgt war, ſo handelte es ſich jetzt nur noch um Beilegung der perſönlichen Mißhelligkeiten. Der König wollte Altenſtein nicht fallen laſſen, und wünſchte dem Streite ein Ende, wozu die Hauptführer des Rückſchrittes, welche ſich immer im Hintergrunde gehalten hatten, ſich leicht verſtanden; auch Schultz glaubte man umſtimmen zu können, oder hielt es für keinen erheblichen Verluſt, wenn man dieſen, der zum Vortheil der gemeinſchaftlichen Sache ſo weit gegen Altenſtein ſich vorgewagt hatte, jetzt fallen laſſen müſſe, falls er ſich nicht fügen könne oder wolle. Am 15. Mai erhielt Schultz einen Beſuch von Kamptz, der ihm vorſtellte, er müſſe, zur möglichſten Beſchleunigung der Entſcheidung, ſchriftlich erklären, daß es nicht in ſeiner Abſicht gelegen habe, den Miniſter Altenſtein zu beleidigen. Nach mancherlei Verhandlungen entſchloß er ſich endlich, am 20. Mai ein derartiges Schreiben an den Miniſter von Lottum, als Ergänzung ſeiner früheren Antwort, zu erlaſſen, worin er bemerkte, daß, wenn er, unter den ſchwierigen zuſammenſtoßenden Pflichten, gegen den perſönlichen Dienſtcharacter des Miniſters von Altenſtein gefehlt haben ſollte, ſolches unabſichtlich geſchehen, und er dafür Genugthuung zu geben gern bereit ſei; nur die Nothwendigkeit, ſich gegen die ihm im Amte zugefügten Beleidigungen zu ſichern, habe ſeine Schritte gelenkt. Freilich ſah Schultz durch die endlich im Juni erſcheinende ganz zu ſeinen Gunſten ausfallende Allerhöchſte Entſcheidung über die Arminia ſein mehrere Jahre hindurch mit ſolcher Aufopferung geführtes Unternehmen mit dem vollſtändigſten Erfolg gekrönt, aber der Mi-

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden säumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind, mit warmen Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie ſo klein!
Läg', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

niſter von Altenſtein, der ihm auch die amtliche Mittheilung jener Entſcheidung vorenthielt, galt dennoch als völlig gerechtfertigt, wie Schultz bald nachher auf die ſchmerzlichſte Weiſe auch daraus entnehmen konnte, daß Schuckmann den bis dahin ſo lebhaft mit ihm geführten Briefwechſel plötzlich ohne alle Urſache abbrach. Altenſtein, den er der ſchlimmſten Beförderung der geſetzwidrigen Verbindungen und der Verletzung der Allerhöchſten Beſtimmungen angeklagt hatte, erfreute ſich noch immer des Königlichen Vertrauens, das ihm auch Wittgenſtein nicht hatte entziehen können.

Bei allen Bedrängniſſen fühlte ſich Schultz, der ſich jetzt äußerlich ganz abſchloß, durch die fortgeſetzte lebhafteſte Verbindung mit Goethe beglückt, welcher ihm die Beſorgung von mancherlei Aufträgen und Sendungen (unter letzteren befanden ſich beſonders einige ſchöne Gipsabgüſſe) zu verdanken hatte. Auch von Marienbad aus theilte ſich Goethe ihm freundlichſt mit, und Schultz verfehlte nicht, den dorthin reiſenden Maler Henſel, der ſein Bild zu malen wünſchte, mit einem Briefe an den Freund auszuſtatten, dem er unter anderem von ſeinen microſcopiſchen Beobachtungen über die Bewegung des Pflanzenſaftes berichtete, woran er durch die Vergünſtigung des Entdeckers, Carl Heinrich Schultz, Theil nahm, wie er ihm auch einen Nachtrag zu ſeinem in den Heften zur Naturwiſſenſchaft abgedruckten Aufſatz verſprach, da neuere Erfahrungen ſeinem dort ausgeſprochenen Gedanken eine unerwartete Ausdehnung gegeben. Die Krankheit ſeines Sohnes Bernhard, mit dem er Ende Mai auf acht Tage nach Potsdam gegangen war, beunruhigte ihn ſehr; im Juli erfolgte ein höchſt gefährlicher Rückfall. Da er bis zur endlichen Entſcheidung jeden Kampf mit dem Miniſterium meiden, aber zugleich den Schein von Achtung für die ihm übertragenen Pflichten retten wollte, ſchien ihm eine kurze Entfernung von Berlin ſehr wünſchenswerth, weshalb er ſich einen achtwöchentlichen Urlaub zu einer Brunnencur in Salzbrunn erbat. Im Auguſt trat er mit ſeinem auf der Herſtellung begriffenen Sohne Bernhard die Reiſe nach Salzbrunn an, wo er bis Mitte September blieb, und ſich beſonders des Umganges der befreundeten Familie Kroker aus Breslau zu erfreuen hatte. Auch Schubarth und deſſen von Schultz beſchützter Freund, D. Otto Lange, kamen auf einige Tage nach Salzbrunn. Mit dem Grafen Sedlnitzky beſuchte er die Baronin von Richthofen zu Kohlhöhe bei Jauer. Die Reiſe von Salzbrunn nach Dresden machte er mit dem Geheimenrath Beyer durch's Gebirge. Graf Reuß wurde auf Schloß Stonsdorf beſucht und einer Betſtunde beigewohnt, der Kynaſt beſtiegen, auch Herr und Frau von Mutius (oben S. 39.) zu Bertelsdorf freundlich begrüßt. In Dresden, wo er drei Tage verweilte, traf er mit Fr. Tieck zuſammen, und gelangte über Leipzig am 28. September nach Weimar, wohin ihn Goethe eingeladen hatte. Hier machte er zu ſeiner Freude auch die Bekanntſchaft des Grafen Reinhard, der mit ſeiner Familie zum Beſuche Goethe's

eben eingetroffen war. Mit dem Großherzog kam er auf der Bibliothek freundlich zusammen. Ward ihm gleich der diesmalige Besuch Goethe's durch den Husten, der ihn in Weimar befiel, etwas verkümmert, so fühlte er sich doch auch jetzt durch Goethe's persönliche Gegenwart und die Tiefe seines Wesens wunderbar erfrischt. Außer der von Schultz mit Spannung erwarteten Entscheidung des zwischen ihm und dem Ministerium schwebenden Zwiespaltes bildeten die Farbenlehre, zeichnende und bildende Kunst, auch die beabsichtigte Ausgabe von Goethe's Werken die Hauptgegenstände der Unterhaltung. Damals war es, daß Schultz den durch Fr. Tieck's Vermittelung von Berlin nach Weimar gesandten Abguß der Juno Ludovisi dem Weimarer Freunde zum Geschenke machte. Die mit Goethe über Schubarth gepflogenen ernstlichen Verhandlungen führten zu keiner unmittelbaren Abhülfe.

Am 12. October kehrte Schultz, der vor drei Tagen Weimar verlassen hatte, über Leipzig nach Berlin zurück, wo er sich bald völlig hergestellt fand. Zu seiner ganz besonderen Freude hatte sich auch sein Bernhard so weit erholt, daß er seine jüngeren Brüder beaufsichtigen und unterweisen konnte. Aber leider begann gleich nach seiner Rückkehr der Kampf mit dem Ministerium von Neuem. In einem vom 29. September datirten Schreiben des Ministeriums wurde ihm der Vorwurf einer Vernachlässigung seiner Dienstinstruction gemacht, welchen er mit der Erklärung zurückwies, daß er, so lange seine unmittelbare Eingabe an den König unbeantwortet bleibe, keinen Theil an der Ausführung der Verfügungen des Ministeriums nehmen könne. Tief verletzt fühlte er sich bald darauf, als die Universität ihn von der Berathung der bei der Vermählungsfeier des Kronprinzen zu veranstaltenden Festlichkeiten ausschloß, und diese ganze Sache, wie auch die Betheiligung daran als eine innere, den Regierungsbevollmächtigten nicht berührende Angelegenheit betrachtete. Den von den Studirenden beabsichtigten Fackelzug wünschte er hintertreiben zu können, sah sich aber hernach durch besondere Umstände veranlaßt, gegen den Fürsten Wittgenstein gerade den Wunsch zur Genehmigung auszusprechen. Vergebens hatte er darauf gedrungen, daß am Abende des Fackelzuges, am 28. November, die neuerbaute Schloßbrücke geöffnet werde, da bei dem Andrange des Volkes die schwache Holzbrücke den Einsturz drohe. Das gefürchtete Unglück trat leider auf die schrecklichste Weise ein, und Schultz, der vom Balcon seiner festlich erleuchteten Wohnung, des Hotel de Russie, mit den Seinigen den Zug ansehen wollte, mußte Zeuge des entsetzlichen Unglückes sein, und die vor seinen Augen Verunglückten in sein eigenes Haus bringen sehen. Dazu kam die um dieselbe Zeit von dem eben in Weimar anwesenden Zelter eintreffende Trauerkunde einer neuen, höchst gefährlichen Erkrankung Goethe's, die fast alle Hoffnung auf Rettung auszuschließen schien. Doch ging auch diesmal der gefürchtete Schlag drohend vorüber, so daß Goethe schon am 3. December sich dem

Freunde wieder mittheilen konnte. Indeſſen fühlte ſich Schultz durch die beſtändigen Kämpfe mit dem Miniſterium ſo angegriffen, daß er am 15. December den Entſchluß faßte, um Entlaſſung von ſeiner Stellung als Regierungsbevollmächtigter und eine anderweitige Verwendung zu bitten, was er aber auf die dringenden Vorſtellungen von Schuckmann und Graf Lottum unterließ, denen ſich auch Wittgenſtein anſchloß.

Gleich am Anfange des Jahres 1824 nahte ſich Goethe dem Berliner Freunde mit zutraulicher Mittheilung, worauf es an einer inhaltreichen Erwiederung nicht fehlte. Um dieſelbe Zeit kam auch Goethe's Schwiegertochter nach Berlin, die bei Nicolovius wohnte, aber auch bei ihrem Gevatter Schultz freundlich einſprach. Nach ihrer Rückkehr ſandte Goethe ihm ein herzliches Dankſchreiben, doch von hier ab unterblieb die briefliche Verbindung länger als ein Vierteljahr, da die Angelegenheit von Schultz eine bedenkliche Wendung genommen hatte. Seine einzige Erholung fand er damals im Kreiſe ſeiner Familie und im Beſitze einer kleinen werthvollen Gemäldeſammlung, welche ihm das Glück zu billigen Preiſen zugeführt hatte, die aber für ihn im Augenblicke immer eine unverhältnißmäßig große Ausgabe erforderte. Um dieſelbe Zeit dürfte ſein Aufſatz *über das Abendmahl Chriſti von Leonardo da Vinci* im zweiten Hefte von *Paläophron und Neoterpe* fallen.

Neue Reibungen hatten indeſſen zur Cabinetsordre vom 16. März geführt, worin, bei aller Anerkennung des redlichen Eifers und des Erfolges ſeiner Wirkſamkeit als Regierungsbevollmächtigter, das von ihm gegen das Miniſterium befolgte Verfahren gemißbilligt, er aber zugleich benachrichtigt wurde, daß zur näheren Unterſuchung der bisherigen Mißverhältniſſe, ſo wie zu Vorſchlägen, denſelben abzuhelfen, eine Commiſſion ernannt ſei, welcher er auf Erfordern von allem pflichtmäßige Anzeige zu machen habe. Dieſe aus Schuckmann, Wittgenſtein und Lottum beſtehende Commiſſion, welche Kamptz zu ihrem Referenten ernannte, forderte ihn denn bereits am 17. auf, zum Behuf der ſchleunigſten Abſtellung jener Mißverhältniſſe, ſeine Beſchwerden und die behaupteten Hinderniſſe, welche ihm bei Erfüllung ſeines Amtes in den Weg gelegt worden, auf das Vollſtändigſte und unter Beifügung der betreffenden Acten vorzulegen. Aber auf den ihm mündlich ertheilten Rath von Kamptz begnügte ſich Schultz, vorerſt diejenigen Beeinträchtigungen anzuführen, deren *ſchleunigſte* Entfernung zur Herſtellung ſeiner geſetzlichen Wirkſamkeit nöthig ſei, indem er einen ausführlichen Vortrag zur Rechtfertigung ſeines Verhaltens gegen das vorgeſetzte Miniſterium ſich ausdrücklich vorbehielt. Kamptz eröffnete ihm darauf am 10. April mündlich den Wunſch, er möge, damit der Bericht an den König durch die vorbehaltene ausführliche Darſtellung nicht aufgehalten werde, unverzüglich in einer kurzen Anzeige erklären, daß er, da eine ſchleunige Entſcheidung über die ſeiner Wirkſamkeit entgegengeſtellten Hinderniſſe durchaus nöthig erſcheine,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nicht wünschen könne, dieselbe bis zum Eingange der von ihm vorbehaltenen Rechtfertigung ausgesetzt zu sehen, besonders da letztere eine längere Zeit erfordere, und sich nur auf sein persönliches Verhältniß zum Ministerium beziehe. Um so schmerzlicher und erschütternder mußte die vom 21. Mai datirte Cabinetsordre auf Schultz wirken, durch welche ihm eröffnet wurde, der König habe die zur Beseitigung der angegebenen Hindernisse erforderlichen Befehle gegeben, erwarte aber dagegen, daß er auch seinerseits nunmehr allen Vorschriften seiner Dienstinstruction vollständige Folge leiste, demgemäß den öffentlichen Lehrvorträgen und, wie es ihm gestattet sei, den Senatssitzungen beiwohne, um den Geist derselben vollständiger beobachten und leiten zu können. Mit Mißfallen, hieß es weiter, habe der König aus dem Berichte der Commission und aus einem früher erstatteten des Ministers von Altenstein ersehen, daß Schultz mehreren Anordnungen des ihm vorgesetzten Ministeriums die schuldige Folge versagt, und sowohl dadurch als durch unangemessene und unziemliche Aeußerungen die dem Ministerium gebührende Subordination, Folgsamkeit und Achtung auf eine Weise verletzt habe, welche schlechthin nicht zu rechtfertigen, sondern strafwürdig sei. Wenn der König gleich aus Rücksicht auf seinen treuen Diensteifer und sein ihm bekanntes erfolgreiches Bestreben, auf der Universität Berlin Ordnung und Ruhe zu erhalten, diesen vielfachen Abweichungen von der Dienstordnung diesmal keine weitere Folge geben wolle, so bezeige er ihm doch darüber sein Mißfallen, und weise ihn an, von nun an auch in Beziehung auf Gehorsam und Unterordnung zu dem ihm vorgesetzten Ministerium seinen Dienstobliegenheiten treu nachzukommen, und keine Veranlassung zu so gegründeten Beschwerden zu geben; er habe deshalb, bei den aus letzteren für die Universität selbst hervorgehenden Nachtheilen, den Minister aufgefordert, nach Ablauf von sechs Monaten hierüber zu berichten. Kamptz, der bei der Sache ganz gut fuhr, da er unter demselben Tage, ohne Altenstein's Vorwissen, zum Director der Unterrichtsabtheilung im Ministerium ernannt, Nicolovius aber auf die Geistliche Abtheilung beschränkt ward, meldete Schultz, es sei alles gut gegangen, der König habe alle Vorschläge genehmigt, als ob diesem solcher Jubel nicht wie frecher Hohn hätte klingen müssen. Freilich hatten die Rückschrittsmänner ihren Zweck vollständig erreicht, da ein Polizeimann die Unterrichtsangelegenheiten dirigirte, und eine Cabinetsordre an das Staatsministerium von demselben 21. Mai alle geheime, besonders burschenschaftliche, Studentenverbindungen vor die ordentlichen Gerichtshöfe verwies, wo sie wie alle verbotene geheime Verbindungen behandelt werden sollten: allein die Ehre von Schultz, dessen Ausdauer man diesen Erfolg zumeist verdankte, hatte man darüber ganz fallen lassen, und ihn dem Allerhöchsten Mißfallen, wie ein unwürdiges Werkzeug einer großen That, rücksichtslos Preis gegeben. Schultz that, was er nicht lassen konnte. Mit tief verletztem Herzen richtete er, nachdem

er vorher beim Miniſterium die einſtweilige anderweitige Leitung ſeiner Geſchäfte an der Univerſität beantragt hatte, am 26. Mai die Bitte an den König um Entlaſſung aus Allerhöchſtdero Dienſten, welche in dieſer Lage fortzuſetzen ihm jede Kraft gebreche. Da Seine Königliche Majeſtät ihn nicht des Rechtes würdig geachtet habe, welches der geringſte Ihrer Unterthanen genieße, zu erfahren, weſſen er beſchuldigt worden ſei, und ſich verantworten zu dürfen, ehe er verurtheilt werde, ſo ſei die ihm huldreichſt eröffnete Begnadigung wegen der ihm zur Laſt gelegten Verbrechen mit ſeiner Ehre nicht vereinbar. Dieſe ſei das Einzige, was er als Erbtheil ſeinen Kindern zu hinterlaſſen habe, weil er ſie in ſeinem Leben ſtets höher geſchätzt habe, als alle Reichthümer, die ihm ſonſt zu erwerben ein Leichtes geweſen wäre, und da er ohne ſie dem Könige und dem Vaterlande nicht weiter nützen könne, ſo bleibe ihm nur übrig, ſich zu ihrer Rettung hiemit freiwillig und unverzüglichſt den härteſten Folgen des Allerhöchſten Ausſpruches als einer unvermeidlichen Schickung Gottes zu unterwerfen. Drei Tage darauf verlangte Graf Lottum in Gegenwart des Fürſten Wittgenſtein, im Allerhöchſten Auftrag, eine nähere Erklärung von Schultz, ob er bei ſeinem Entlaſſungsgeſuche beharre, und da er ſich zu einer Zurücknahme deſſelben nicht entſchließen konnte, entließ er ihn mit der Aufforderung, weiter darüber nachzudenken und ſich demnächſt zu erklären. Aber zu Hauſe fand Schultz bereits eine eilige Verfügung des eben für Altenſtein die Geſchäfte verſehenden, ihm wenig gewogenen Staatsminiſters von Bülow vor, welche ihn benachrichtigte, daß er auf ſeinen Antrag vom 25. die einſtweilige Leitung der Geſchäfte des Regierungsbevollmächtigten dem Geh. Oberregierungsrath von Beckedorff übertragen habe, dem er, da ein längerer Verzug dem Allerhöchſten Dienſte nur nachtheilig ſein könne, die Geſchäfte übergeben möge. Am 3. Juni erſuchte ihn Graf Lottum, ihm über den Gegenſtand ihrer letzten Unterredung noch an demſelben Tage eine beſtimmte Erklärung zukommen zu laſſen, da er morgen Seiner Majeſtät darüber Vortrag zu halten habe. Schultz erklärte ſich darauf, unter Hervorhebung ſeiner mit Aufopferung geleiſteten treuen Dienſte, unverzüglich dahin, daß er, in dankbarſter Anerkennung der Allerhöchſten Gnade, und in der Hoffnung, daß Seine Majeſtät ihm erlaube, von der Pflichtmäßigkeit und Schuldloſigkeit ſeines Betragens überzeugt zu bleiben, auf jede Rechtfertigung in Betreff der Cabinetsordre vom Mai, in ſofern ſolche nicht zu geſtatten, höhere Gründe obwalteten, Verzicht leiſte, und unter Zurücknahme ſeines Entlaſſungsgeſuches einer anderweiten Beſtimmung von Seiner Majeſtät entgegenſehe. Der König befahl ſofort, das Entlaſſungsgeſuch als nicht eingegangen zu betrachten, wie Schultz ſchon am 5. vom Grafen Lottum erfuhr. Als er aber vier Tage ſpäter denſelben ſeiner weiteren Beſtimmung wegen befragte, erklärte dieſer, von der Abgabe ſeiner Geſchäfte nichts gewußt zu haben; Seine Majeſtät erwarte daher, wie ſich von ſelbſt

verſtehe, daß er ſeinen Dienſt bei der Univerſität fortſetze, indem Allerhöchſtdieſelben mit der Zurücknahme des Entlaſſungsgeſuches die ganze Sache als abgemacht anſähen. Auf den Wunſch des Grafen fand Schultz ſich denn veranlaßt, am folgenden Tage, unter Mittheilung der durch Lottum ihm zugekommenen Allerhöchſten Willensmeinung, den Miniſter Altenſtein um gnädigſte Verfügung der Rückgabe ſeiner bisherigen Geſchäfte zu bitten, indem er unterthänigſt anheim zu geben ſich erlaube, ob Seine Excellenz, unter den obwaltenden Umſtänden, nicht für zweckmäßig erachten dürften, Beckedorff noch einſtweilen bis zur Erledigung der bisherigen Differenzen die Geſchäfte bei der Univerſität verſehen zu laſſen, und ihm bis dahin hochgeneigteſt einen kurzen Urlaub zu ertheilen. Auf den ihm am vorhergehenden Tage mitgetheilten, gewiß ſehr beachtenswerthen und zweckmäßigen Wunſch von Kamptz, daß er ſelbſt in einem Briefe an ihn ſein Verlangen ausſpreche, in ein anderes Dienſtverhältniß zu kommen, glaubte er nicht eingehen zu können, da hiezu kein hinlänglicher Grund vorliege, vielmehr der Wille Seiner Majeſtät ſein Verbleiben in dieſer Stellung ausgeſprochen habe.

So glaubte Schultz ſeine Stellung ganz geſichert, als er ſich am 12. Juni wieder an Goethe wandte, bei welchem er ſein bisheriges Schweigen mit der Bedrängniß ſeiner Lage entſchuldigt, womit er ihn nicht habe beunruhigen wollen. Der Dichter war über dieſe Wiederanknüpfung des Briefwechſels herzlichſt erfreut, und ließ es an den vertraulichſten Mittheilungen nicht fehlen. Rauch, der um dieſe Zeit nach Weimar kam, überbrachte die ſchönſten Grüße von Schultz, von dem er manches berichten konnte. Dieſer aber ſollte bald darauf von dem empfindlichſten Schlage niedergeſchmettert werden, da nicht nur Altenſtein ihn ohne Weiteres als abgetreten betrachtete, ſondern auch eine Cabinetsordre vom 6. Juli, in Erwägung, daß er gleichzeitig mit dem Entlaſſungsgeſuch an den König ſeine Geſchäfte als Regierungsbevollmächtigter eingeſtellt habe und dieſe anderweitig übertragen werden, eine Rückübertragung aber, bei dem bevorſtehenden Ablaufe der fünf Jahre, für welche die Regierungsbevollmächtigten zunächſt beſtellt ſeien, nicht angemeſſen ſcheine, ihn von ſeinem Auftrage als Regierungsbevollmächtigter, unter Bezeigung der Zufriedenheit mit ſeinen früheren Leiſtungen, entband; ſeine übrigen Verhältniſſe ſollten für jetzt unverändert bleiben, bis ſich eine Gelegenheit darbieten werde, ihm eine ſeinen Wünſchen entſprechende Stellung zu geben. Solche eifrige Fürſprecher hatte Schultz jetzt beim Könige! Offenbar galt es Wittgenſtein und Lottum nur, den ihnen ſelbſt jetzt unbequemen Mann, der ihre Sache mit ſolcher Kraftanſtrengung betrieben hatte, ganz zu beſeitigen.

In der tiefen Bewegung, in welche ihn dieſe unvermuthete unfreiwillige Entlaſſung verſetzte, fand er milde Beruhigung in einer herzlichen Mittheilung an den verehrten Weimarer Dichter, dem er aber von dieſer ſchmerzlichen Neuigkeit und ſeiner gewaltigen Erſchütterung nichts melden konnte. Um den Sommer nicht ganz

unbenutzt vorübergehen zu laſſen, zog er gleich darauf nach dem Geſundbrunnen bei Berlin, aber die trüben Verhältniſſe ſeiner Stellung waren ſeiner Geſundheit nachtheiliger, als daß auch eine viel ſtärkere Cur vortheilhaft hätte wirken können. Höchſt unangenehm berührte ihn die in Nro. 101 des Hamburger Correſpondenten aufgenommene Nachricht, er habe, obwohl er ſein ſchon eingereichtes Abſchiedsgeſuch ſpäter zurückgenommen, dennoch ſeinen Abſchied erhalten. Hiegegen beabſichtigte er eine Anzeige in die Haude- und Spener'ſche Zeitung einrücken zu laſſen, daß er glaube, den Männern von Ehre, deren Aufmerkſamkeit jener Artikel nicht ohne Grund erregt habe, eine befriedigende Erklärung ſchuldig zu ſein, die er bald öffentlich ertheilen zu dürfen hoffe, wobei er zugleich darauf hindeutet, daß ſein Name im Hamburger Correſpondenten unrichtig angegeben ſei. Aber auch er ſollte diesmal den Segen der Cenſur bitter genug empfinden; denn dieſer Anzeige ward aus einer ſehr wohlfeilen policeilichen Erwägung der Druck verſagt. Zu derſelben Zeit ſetzte ihn die Abfaſſung ſeiner Rechtfertigungsſchrift an den König, den er um gerichtliche Unterſuchung angehen wollte, in die ſchmerzlich geſpannteſte Erregung, die um ſo peinlicher ſein mußte, als er ſich von Kamptz, Wittgenſtein und Lottum verrathen glaubte. Seine bedrängte Lage völlig untröſtlich zu machen, griff die Krankheit ſeines älteſten, innigſt geliebten, vertrauungsvoll an ihm hängenden Sohnes Bernhard immer tiefer in das junge Leben ein, bis der Tod dieſen am 25. Auguſt von ſeinen Leiden befreite. Dem Weimarer Freunde mußte er den ſeine Bruſt durchbohrenden Schmerz, noch ehe er die liebe Leiche zu Grabe geleitet hatte, am Vorabend ſeines Geburtstages, den er ſo gern im Kreiſe ſeiner Berliner Freunde gefeiert hätte, mit reinſter Anerkennung ſeiner ihn aufrecht haltenden liebevollen Freundſchaft vertrauen. Doch unterblieb hierauf jede weitere Mittheilung bis zum nächſten Mai. Wie hätte Goethe auf die wunderlich verworrenen Verhältniſſe, von denen er manches gerade nicht zu Gunſten ſeines Freundes, der ſich ihm nicht anvertrauen mochte, vernommen haben dürfte, irgend rathend eingehen können? Nicht lange nachher kam es zu verdrießlichen Händeln wegen Ablieferung der noch in den Händen von Schultz befindlichen Acten und Journale, zu deren Einforderung der Geh. Regiſtrator Hofrath Koch an ihn abgeordnet wurde. Dieſem übergab er zwar die noch bei ihm befindlichen Acten, verweigerte dagegen die Ablieferung der nicht im Dienſte, ſondern nur zu ſeiner eigenen Sicherheit geführten Journale, welche ſein letztes Vertheidigungsmittel in der beim Könige beantragten gerichtlichen Unterſuchung ſeien, und die er deshalb dem Miniſterium als Gegenpartei nicht ausliefern könne. Auf die am 29. October an den König abgegangene Rechtfertigungsſchrift mit der Bitte um gerichtliche Unterſuchung, erfolgte am 19. November ein abſchlägiger Beſcheid, welcher mit den freilich ganz zutreffenden Worten ſchließt: „Jeder Staatsminiſter, welcher von den

Normen seiner Verwaltung abweicht, ist dafür nur mir, nicht seinen Untergebenen verantwortlich; den letzteren bleibt während der Dauer ihrer Amtsführung der der Dienstordnung gemäße Weg pflichtmäßiger Remonstration oder äußersten Falles unmittelbare Anzeige. Eine Ihrem Antrage entsprechende Immediatverfügung ist daher nicht an der Stelle, und ich erwarte, daß Sie den Werth des Anerkenntnisses Ihrer Dienstleistungen, mit welchem Sie aus Ihren Verhältnissen als Regierungsbevollmächtigter geschieden sind, nicht verkennen werden." Aber warum hatte man Schultz nicht früher darauf hingewiesen, sondern seine Stellung immer in der Schwebe gehalten und sein selbständiges Auftreten gegen das Ministerium nicht gemißbilligt? Um dieselbe Zeit beschäftigte sich Schultz eindringlich mit dem Triumphzug des Mantegna, worüber er die geschichtlichen Nachrichten zusammenstellte, und einige Vermuthungen daran knüpfte. Der dritte im Anhange mitgetheilte Aufsatz gehört in den November dieses Jahres.

Die leidige Angelegenheit der Ablieferung der Journale führte noch am Ende des Jahres zu Zwangsmaßregeln, und Schultz ging im starren Trotze auf sein gutes Recht so weit, daß er, indem er jedes zwischen ihm und dem Ministerium noch bestehende Dienstverhältniß läugnete, die Erklärung abgab, er werde sich in dienstlicher Hinsicht gegen dasselbe nicht weiter äußern, bevor ihm nicht vollkommene Sicherheit gewährt worden, daß das Ministerium das unumgänglich Nöthige gethan habe, um seine eigene Ehre zu retten, und zu diesem Zwecke den von ihm demselben gemachten Vorwurf, die Burschenschaft und die damit verschwisterten Unordnungen auf der Universität durch die mit seiner ganzen Macht versuchte Entkräftung der Wirkung der dagegen ergangenen Allerhöchsten Verordnungen beschützt und befördert zu haben, dem Könige getreulich angezeigt und auf förmliche Genugthuung dieses Vorwurfes wegen angetragen haben werde. Gleich am Anfange des folgenden Jahres, am 6. Januar 1825, erhielt Schultz vom Kammergericht eine Vorladung zur fiscalischen Untersuchung wegen Verläumdung des Cultusministeriums, welche er Anfangs mit voller Freude begrüßte, weil er dadurch Gelegenheit zu finden hoffte, die Wahrheit seiner Aeußerungen über das Ministerium durch vollgültige Zeugnisse zu erweisen. Da er aber bald vernahm, daß das Kammergericht hierauf nicht eingehen werde, so bat er den König, diesem die Entscheidung entziehen und die Sache einem anderen Richter zuweisen zu wollen, zu welchem er mehr Vertrauen haben könne, worauf aber am 9. Februar eine ablehnende Antwort erfolgte. Auf sein Ansuchen wurde er am 21. Februar von seinem Dienstverhältniß zum Ministerium ganz entbunden, und am 26. schrieb er an Altenstein die Erklärung, daß er ihn nicht habe beleidigen wollen. Mancherlei Mittheilungen, die ihm von verschiedenen Seiten zukamen, ließen ihn indessen glauben, Altenstein lasse die Sache liegen, als er unerwartet am 26. April eine neue Vor-

ladung auf den 4. Mai erhielt. Schultz hielt es indessen für gerathen, nicht zu erscheinen, und sich in contumaciam verurtheilen zu lassen. Am Abend des 4. Mai, auf welchen Tag der Termin anberaumt war, sprach Wittgenstein, dem er die Vorladung mitgetheilt hatte, bei Schultz vor, und bemerkte, die Sache werde wohl auf sich beruhen bleiben, und thue er am Besten, sich nicht weiter darum zu kümmern. Da Graf Lottum ihn Tags darauf ersuchte, die Journale, derentwegen eigentlich jene bösen Aeußerungen gefallen waren, ihm zur Ueberantwortung an das Cultusministerium zuzustellen, so durfte er, nachdem er diesem Verlangen genügt hatte, um so sicherer die Niederschlagung der Untersuchung erwarten, die auch durch Cabinetsordre vom 17. Mai erfolgte, was aber Schultz erst im nächsten Jahre erfuhr. Wittgenstein wünschte indessen, den ihm unbequem gewordenen, von seiner Seite aufgegebenen, durch seine Gegenwart ihn scharf mahnenden Mann möglichst weit von Berlin zu entfernen, wozu er bald eine willkommene Veranlassung fand, als Schultz ihm klagte, daß er mit dem ihm gebliebenen vollen Gehalt von 3090 Thaler — nur die 1800 Thaler, welche er als Regierungsbevollmächtigter bezogen, hatte er verloren —, in Berlin, wo er sich auf höheren Fuß eingerichtet hatte, nicht länger leben könne. Der Fürst schlug ihm nämlich vor, nach Wetzlar überzusiedeln, wo er, wie er aus seiner eignen früheren Erfahrung wisse, mit seinem Gehalte glänzend leben, ja auch Wagen und Pferde halten könne, besonders wenn ihm, was er ihm als wohl möglich vorspiegelte, dort die Verwaltung der Landrathsstelle mit dem dafür festgesetzten Gehalte angewiesen würde. Schultz entschloß sich, um dem Fürsten völlig zu genügen, wirklich zu dieser Uebersiedelung, besonders da jener ihm versicherte, seine Entfernung von Berlin werde nicht lange dauren, und so erbat er sich vom Könige die Gnade, seinen Gehalt bis zu seiner anderweitigen Verwendung in Wetzlar verzehren zu dürfen, so wie zum Umzuge die Bewilligung eines unverzinslichen Vorschusses von 1200 Thaler, der in vier Jahren von seinem Gehalte eingezogen werden solle. Schon am letzten Juli verließ er mit den Seinigen die ihn an so manches Mißgeschick bitter erinnernde Preußische Hauptstadt, um sich dem lieblichen, durch Goethe's Werther ihm so bedeutend gewordenen Lahnthale zuzuwenden, vom Fürsten Wittgenstein mit einem Empfehlungsbrief an Lottens Bruder, den Hofrath Buff, versehen, der sich bereits im Auftrage des Fürsten um eine Wohnung für ihn umgethan hatte.

Das Erfreulichste auf dieser Reise war ein Besuch bei Goethe, der ihn Ende Mai wieder mit einem theilnehmenden Brief erfreut und von ihm eine gleich freundschaftliche Erwiederung empfangen hatte. Goethe's und der Seinen herzlich treue Anhänglichkeit, seine frisch belebende, alles mit seinem reinen Geiste verklärende Gegenwart gereichte ihm zum höchsten Troste, besonders da er ihn in bestem Wohlsein antraf. Seine bereits im vorigen November ent-

worfenen, im März durch zusätzliche Bemerkungen vermehrten geschichtlichen Vermuthungen über den Triumphzug des Mantegna versprach er baldigst in neuer Bearbeitung mitzutheilen. In Gotha erfreute sich Schultz der reichen Herzoglichen Kunstschätze, welche ihm mit der größten Bereitwilligkeit von wohlunterrichteten Männern gezeigt wurden. Nachdem er zu Wetzlar, dessen herrliche Umgebung ihn entzückte, unter dem thätigsten Beistande des Hofrath Buff, seine häusliche Einrichtung getroffen hatte, reiste er mit seiner Frau und seiner zweiten Tochter nach Ems ab, dessen Bäder höchst wohlthätig auf ihn wirkten. Von hier wandte er sich an den Weimarer Freund, dem er, bei den mancherlei Zerstreuungen des Badelebens, den versprochenen Aufsatz noch nicht liefern konnte. Goethe erwiederte höchst theilnehmend, und forderte ihn auf, fleißig von sich Nachricht zu geben, damit seine Einsamkeit ihnen Beiden zu Gute komme. Auf seinen Wunsch empfahl er ihn dem ihm befreundeten, damals in Wetzlar aus den Geschäften zurückgezogen lebenden Oberbergrath Cramer. Am 15. September nach Wetzlar zurückgekehrt, wurde Schultz vier Wochen lang vom schönsten Wetter begünstigt, so daß er die reizende Umgebung mit den Seinigen auf das Anmuthigste genießen konnte. Glücklicherweise fand er hier gar bald in der nächsten Umgebung von Wetzlar einen folgereichen Anknüpfungspunct weitreichender Studien: er erklärte nämlich den mittleren Thurm auf dem Kalsmunt sofort für Römisches Bauwerk. „Bei meiner hiesigen Ankunft im vorigen Herbste", schreibt er im April 1826, „fand ich die in der von Ulmenstein'schen Chronik (Wetzlar's) wiederholte frühere Meinung, daß die Burg auf dem sogenannten Basaltberge (dem Kalsmunt) oberhalb der Stadt von Carl dem Großen herrühre, allgemein und ohne Widerspruch angenommen. In dieser Ueberzeugung stieg ich am 28. September v. J. hinauf, eigentlich nur, um der Aussicht von dort zu genießen. Die ziemlich unbedeutenden Umfassungsmauern der Burg schienen mir in ihren Resten kaum einer Aufmerksamkeit werth. Aber wie anders öffneten sich meine Augen, als ich den mächtigen viereckigen Thurm, der im oberen Theile der Burg fast noch funfzig Fuß hoch ziemlich erhalten dasteht, in der Nähe sah! Die Größe und Schönheit des Stils an diesem Bauwerke entscheidet für den, der sich einigermaßen mit der Baukunst der Alten vertraut gemacht hat, auf den ersten Blick, daß dasselbe antik sei; daß es einer anderen Zeit angehöre, als die umher belegenen Mauer- und Thurmreste der Burg Carl's des Großen, dies ist auch dem Nichtkenner sofort einleuchtend. Bei näherer Betrachtung erkannte ich bald, daß der ganze Umfang der Burg von dem Walle eines ehemaligen Römischen Castells oder Winterlagers für eine Cohorte eingeschlossen werde. Die beiden Lagerabtheilungen, die untere und die obere, in welcher letzteren das Prätorium und die Wohnungen der höheren Officiere waren, die Stelle des Tribunals und der Ara, kann zwei entgegengesetzte Thore

Mephistopheles.

Geschwind! ich seh' sie unten kommen.

Faust.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephistopheles.

Hier ist ein Kästchen leidlich schwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein;
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen,
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind ist Kind und Spiel ist Spiel.

Faust.

Ich weiß nicht, soll ich?

Mephistopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüsternheit
Die liebe schöne Tageszeit,
Und mir die weitre Müh' zu sparen.

(bei größeren Lagern waren deren vier), die Decumana und die Prätoriana, lassen sich wohl unterscheiden, obgleich der spätere Burgbau den Grundriß des früheren Castells um vieles verändert zu haben scheint." Die glückliche, neuerdings allgemein anerkannte Entdeckung [1]) des Römischen Ursprungs jenes Thurmes veranlaßten Schultz zu weiteren Nachforschungen nach ähnlichen Römerwerken im übrigen Deutschland. Eine solche ihn nach den entgegengesetztesten Richtungen treibende, ihn ganz verschlingende Thätigkeit that dem mit bittersten Gefühlen in die Verbannung verschlagenen Manne sehr Noth.

Im November berichtete Schultz von seinen Zuständen nach Weimar, worauf im folgenden Monate eine zutraulich theilnehmende Antwort Goethe's erfolgte, der ihm Gypsabgüsse von Gothaer Münzen übersandte. Aber dieser war unterdessen durch die Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Bruders, des Geh. Bergrath Wilhelm Schultz in Colberg, tief erschüttert worden, für dessen Wittwe und zahlreiche Kinder Schultz und sein wackerer Schwager From die väterlichste Sorge übernahmen. Es war das zweitemal, daß Schultz sich seiner mittellos hinterlassenen Verwandten mit hingebendster Aufopferung annahm. Auf einen am Ende des Jahres vom Vicepräsidenten Fritzsche zu Coblenz ihm gemachten Vorschlag, die Regulirung des catholischen Kirchen- und Schulfonds zu Wetzlar zu übernehmen, konnte Schultz nicht eingehen, weil er mit dem Ministerium, aus dem er hatte ausscheiden müssen, in keine weitere Berührung treten wollte und konnte. Er verfehlte nicht, bei seinem Glückwunsche zum Jahreswechsel, dieses dem Fürsten Wittgenstein anzuzeigen, den er zugleich bat, das Bittgesuch seiner unglücklichen Schwägerin, für welches Schuckmann sich beim Könige zu verwenden versprochen habe, gnädigst unterstützen zu wollen.

Einem so vielseitig gebildeten, durch frische Lebhaftigkeit anziehenden, bei allem Ernste und aller Gemessenheit zuvorkommend freundlichen Manne konnte es auch in Wetzlar nicht an einem Kreise verehrender Freunde und achtungsvoll ergebener Bekannten fehlen. Die ersten Beamten der Stadt und die Officiere der Garnison, unter dem damaligen Major von Holleben, ein Graf Rhode, und die von ihrem Gatten getrennt lebende Herzogin Paul von Würtemberg, gehörten zum geselligen Umgang der Familie. In wöchentlichen Zusammenkünften pflegte Schultz seine Ansichten über die Farbenlehre und Geognosie, sowie seine Forschungen über Römische Baukunst mit großer Lebhaftigkeit vorzutragen, wobei es ihn freute, wenn man sich zu Gegenbemerkungen veranlaßt fand. An diesen Versammlungen nahmen vor allen die Gymnasiallehrer H. Schirlitz und Wiedasch besonders regen Antheil, die, von Schultz freundlich aufgefordert, von ihren Arbeiten und Studien ihm gern Mittheilung machten, da sie seines innigsten Antheils versichert sein

1) Vgl. die Note zu dem Briefe von Schultz an Goethe vom 2. November 1825.

durften. So las Wiedasch seine Uebersetzungen von Homer und Pausanias, Schirlitz seine Uebersetzung des Dionysius Periegetes und seine Untersuchungen über Antiochenus Byzantinus vor. Alle Mittheilungen aus Griechischen Schriftstellern wurden von ihm höchst willkommen geheißen, da er der Sprache unkundig war; alles, was ihm von classischer Philologie nahe gebracht wurde, besonders die alte Kunst, erfreute sich seines lebhaftesten Antheils. Da Schirlitz im April 1826 einen öffentlich mitzutheilenden Aufsatz über die Denkmäler der alten Zeit in und um Wetzlar schrieb, so bat er Schultz, ihm die Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Thurm auf dem Kalsmunt und den Palast Friedrich's I. zu Gelnhausen mitzutheilen, dessen Grundbau er nach Hundeshagen's Zeichnungen und dem von ihm selbst veranlaßten Berichte des Bauinspectors Hehemann ebenfalls für Römisch hielt. Schultz erfüllte diesen Wunsch in einem an Schirlitz gerichteten Briefe vom 12. April, worin er auch über den Heidenthurm am Dom zu Wetzlar seine Ansicht aussprach. „Ich hoffe", heißt es hier, „daß es mir möglich werde, binnen einigen Wochen selbst nach Gelnhausen zu kommen, auch Trendorf, Büdingen, Wächtersbach, Saalmünster und das Dorf Gassel unfern Gelnhausen zu besuchen, an welchen Orten gleichfalls Römische Feldbefestigungen zu vermuthen sind. Auch zwischen Schlüchtern und Fulda dürften dergleichen zu vermuthen sein, so wie auf der aus der Wetterau nordostwärts ziehenden Heerstraße bei Marburg, Wetzlar und Gassel sicherlich Befestigungen vorhanden waren, deren Spuren nicht ganz verschwunden sein können. Ob und wo in Hessen und weiterhin in Thüringen bis zur Elbe dergleichen zu suchen sein möchten, darüber habe ich zwar keine sicheren Vermuthungsgründe, doch läßt Alarus nicht daran zweifeln, daß in der erwähnten Epoche bis zur Elbe hin Befestigungen gewesen." In der Wetterau beschäftigten ihn besonders die Anlage Münzenberg, die von ihm aufgefundenen Römerbäder in Friedberg und Bilbel und der Pfahlgraben. Auch den Kuffhäuser Thurm hielt er für Römisch, weshalb er in jenem Schreiben an Schirlitz einige darauf bezügliche Fragen aufstellte, deren Beantwortung er von einem in der Nähe lebenden Freunde von Schirlitz zu erhalten wünschte. Nicht weniger glaubte er zu Regensburg, Frankfurt, Coblenz, Andernach und Linz Römisches Bauwerk nachweisen zu können, und er war sehr erfreut, als Goethe ihm von einem ähnlichen Römischen Thurm zu Eger berichtete, wogegen ihn seines Freundes Schinkel Festhalten an der überlieferten Meinung höchst mißmuthig stimmte.

Für die schöne Jahreszeit miethete er sich eine Gartenwohnung am Lahnberg, unmittelbar vor dem Thore nach Barbenheim (Werthers Wahlheim), ganz in der Nähe von Lottens Brunnen. Von der Höhe des terrassenförmigen Gartens, wo Schultz noch ein eigenes Zelt errichten ließ, überschaut man das reizende Lahnthal mehr als eine Stunde ober- und besonders unterhalb der Stadt, und

genießt der lieblichsten Aussichten nach allen Puncten hin. Er ließ den Garten anlegen, und erfreute sich selbst der mannigfachsten Gartenarbeiten. Eine besonders stärkende Erquickung gewährte ihm der Heugeruch, weshalb er die Grasplätze eifrig bebauen, und das abgemähte Gras so lange, als möglich, im Freien liegen ließ. Hier sah man ihn vielfach, selten ohne seinen leichten Zeltstuhl unter dem Arme, um von Zeit zu Zeit ausruhen zu können, in still vertrautem Umgang mit der Geist und Körper stärkenden Natur wie ein academischer Weiser einherwandeln.

In diesem Sommer brachte er wieder einige Zeit in dem für ihn so wohlthätigen Ems zu, wo von Ancillon ihm über die Berliner Verhältnisse vertraute Mittheilungen machte, und sein Befremden äußerte, daß ein Mann von seiner Kraft und Fähigkeit so lange unbeschäftigt gelassen werde. Von Ems aus machte er in Begleitung eines alten Freundes, des Generalcommissärs von Dörnberg, die Reise bis Bonn, wo er seine Aufmerksamkeit überall auf alte Römermauern scharf gerichtet hielt. In Bonn lernte er A. W. von Schlegel und Welcker kennen, die er von seinen Entdeckungen lebhaft unterhielt. Nach Wetzlar zurückgekehrt, besuchte er zunächst zu demselben Zwecke, in Begleitung einer hohen Dame, das alte Frankfurt, wo er seinen Hallischen Freund, Friedrich Schlosser, den er zuletzt in Heiligenstadt im Jahre 1803 gesehen, dann aber im Jahre 1814 auf kurze Zeit mit ihm im Briefwechsel gestanden hatte, zu seiner höchsten Freude wiederfand, und von seinem reinen, edlen Wesen wahrhaft erfreuet wurde. Sehr schmerzlich dagegen berührte ihn bald darauf der Verlust seiner an den Geh. Oberfinanzrath Mirus in Berlin verheiratheten Schwester Florentine, welche die letzte Zeit über sehr gelitten hatte. An Goethe hatte er in diesem Sommer durch das nach Weimar zurückgehende Fräulein Froriep ein dankbares Erinnerungszeichen gesandt, worauf eine freundliche Einladung erfolgt war. Schultz, der Goethe's theilnehmende Anerkennung für volle Zustimmung nahm, begann am Ende des Jahres seine Ansicht über die weite Verbreitung Römischer Bauwerke in Deutschland dem verehrten Dichter in einem ausführlichen, aber nicht zur Absendung gelangenden Schreiben mitzutheilen.

Seine Untersuchungen nahmen im nächsten Jahre eine immer weitere Ausdehnung. Im Gegensatz zu der Ansicht, daß Coblenz unter den Römern nicht befestigt und ohne besondere Bedeutung gewesen, glaubte er sich, auf seinem Wege keck fortschreitend, zu der Behauptung berechtigt, daß gerade dieser Ort die Colonia Trevirorum, Trier dagegen später und erst unter Vespasian zur Augusta Trevirorum erhoben worden sei. Da aber Pomponius Mela, der unter Kaiser Claudius gelebt hat, bereits der Augusta Trevirorum gedenkt, so erregte ihm dieser Umstand den bedeutendsten Zweifel, und veranlaßte ihn zur eindringendsten Untersuchung dieses Schriftstellers, deren Ergebniß dahin ging, daß der sogenannte Pomponius Mela ein nicht vor dem sechsten Jahrhundert entstandenes Mach-

werk sei. Zu Ems, wo er in diesem Sommer kurze Zeit verweilte, traf er mit Friedrich Schlosser in herzlicher Freundschaft zusammen, der ihm am 6. August von Nassau aus schreibt, vom Schlosse des Herrn von Stein: „Wie ich erwartete, mein geliebtester Freund, so geschah es. Ich erzählte, daß ich einige angenehme Stunden mit dir in Ems verlebt habe, worauf Herr von Stein sogleich fragte, warum du ihn nicht einmal besucht habest. Kannst du und willst du es noch in diesen letzten Tagen deines Verweilens thun, so wirst du hier gewiß angenehm kommen, und ich habe Herrn von Stein gesagt, daß ich dies dir schreiben werde. Du findest dann ja auch Anlaß, ihm von deinen Ansichten und Ideen in Betreff der Quellensammlung zu sprechen." Aber Schultz erhielt den Brief erst, als er Ems längst verlassen hatte. Den Rhein bereiste er in diesem Jahre bis nach Cöln hinab, das er, nachdem er die alten Römermauern umfahren hatte, gleichfalls nicht für die alte Colonia Agrippinensium hielt, wandte sich darauf nach Trier, und während er von dort in einem Nachen die Mosel einsam hinabschwamm, glaubte er die Geheimnisse der Technik Römischer Structur, besonders den Unterschied vom Mauerwesen der Franken und des Mittelalters und den Uebergang in dasselbe, zu erkennen. Hievon machte er Goethe im Allgemeinen briefliche Mittheilung; das Weitere hoffte er noch in diesem Herbste in Weimar mündlich vorzulegen. Der Weimarer Freund zeigte sich auch diesmal, ohne irgend bestimmte Billigung auszusprechen, sehr theilnehmend, und unterließ nicht, ihn auf den runden Thurm des Schlosses Kinsberg auf der Gränze von Böhmen und Baiern hinzuweisen.

Im April dieses Jahres war Schultz durch eine Sendung von Rauch höchlich erfreut worden. „Mit besonderem Vergnügen", schreibt dieser am 14. April, „benutze ich die gute Veranlassung, mich bei Ihnen in's Gedächtniß zurückzurufen, indem in leichtem Kupferstich die von Ihnen größtentheils gekannten meiner Arbeiten endlich bei Schenk und Gerstäcker herausgekommen sind, nämlich die beiden ersten Lieferungen, die Marmormonumente der Generale von Bülow und von Scharnhorst enthaltend, welche ich mir die Freiheit nehme, zur Beurtheilung und freundlichem Andenken Ihnen anbei erfolgend vorzulegen, wobei in gefühltester Dankbarkeit ich Sie und die lieben Ihrigen erinnern muß an den Tag der Errichtung derselben, an welchem Sie bei freundlichem Mahle mit gemeinschaftlichen Freunden auf die ausgezeichnetste Weise zur Feier des Ergebnisses mich beehrten. Nie vergesse ich die Blumenfülle und Pracht, die Ihre Kinder herbeigebracht hatten. Im vergangenen Jahr bei Errichtung des Denkmals Blücher's empfand ich alles dieses um so gesteigerter, indem Niemand sich um mich bekümmerte, während Tausende der Beschauer den weiten Platz um das Denkmal füllten. Manches ist seitdem wieder in meiner Werkstätte entstanden, nichts aber der eigenen Wahl, wozu ich nie habe gelangen können, und nun die Hoffnung aufgebe. — Ich kann

Ihnen nun die Sie gewiß erfreuende Nachricht geben, daß im nächsten Monat das große Modell der Statue Goethe's zur Marmorausführung begonnen wird, also im nächsten Jahre vollendet sein kann (d. h. in Marmor). — Der Kronprinz hat eine kleine, sehr schöne im Oderbruche ausgegrabene Statue Juppiter's in Bronceabguß dem Herrn von Goethe geschenkt, eine der seltenen schönen Broncen des Alterthums."

Sehr erfreulich war für Schultz Ende Sommer ein Besuch von Hegel, der auf seiner Reise nach Paris in Wetzlar einsprach, und gern Aufträge des Freundes in Betreff der in den Pariser Bibliotheken befindlichen Handschriften des für seine Untersuchungen nicht unwichtigen Dichters Venantius Fortunatus übernahm. Auf der Rückreise im October besuchte Hegel Weimar, wo er Goethe manches von Schultz erzählt haben dürfte. Leider drangen auf letzteren um diese Zeit traurige Ereignisse ein, die ihn nach anderen Richtungen trieben, so daß er auf seinen Weimarer Besuch völlig Verzicht thun mußte.

Der oben erwähnte Aufsatz von Schirlitz nebst dem Schreiben von Schultz: Ueber zwei Römercastelle bei Wetzlar und Gelnhausen, war Ende 1827 in den von Professor Kruse in Verbindung mit dem Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums herausgegebenen deutschen Alterthümern (Band II Heft 5 und 6) erschienen. Die betreffenden Hefte gelangten erst im folgenden Jahre zugleich mit der Beantwortung der in jenem Schreiben geäußerten Fragen über den Kyffhäuser Thurm und dem Ehrendiplom des genannten Vereines in die Hände von Schultz, da die Uebersendung sich durch eine Namensverwechselung verspätet hatte. Indessen hatte sich Schultz, bei den traurigen, ihm sonst zustoßenden Ereignissen, um so leidenschaftlicher, nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, in die ihm lieb gewordenen architectonischen und critischen Studien versenkt, und so glaubte er bald zur Gewißheit gelangt zu sein, daß nicht bloß Pomponius Mela, sondern auch Vitruv, gegen den er schon längst einigen Verdacht nicht hatte unterdrücken können, ein untergeschobenes Werk sei. Schon im April schrieb er an den bekannten Philologen W. E. Weber, damals noch in Frankfurt, der Schrift des Boccaccio de genealogia deorum verdanke er den Aufschluß, daß Pomponius Mela von diesem berühmten Italiäner, und zwar um das Jahr 1340, wahrscheinlich mit Hülfe seines Lehrers, Paulus Perusinus, angefertigt worden, wobei ihm die Entdeckung besondere Freude gewährt habe, daß Boccaccio absichtlich, obwohl versteckt, in der genannten Schrift den Schlüssel niedergelegt habe, daß er nicht als gemeiner Betrüger handelte, sondern dereinst erkannt sein wollte. „Der Weg, den ich in dieser Untersuchung von Anfang an eingeschlagen", fährt er fort, „und den ich öffentlich klar vor Augen legen werde, ist überaus folgenreich gewesen. Das Hauptverdienst, als Prüfstein der Wahrheit gedient zu haben, steht dem älteren

Plinius zu, welcher hiebei in einem neuen und reineren Lichte erscheint. Die auf ihn zunächst gerichtete Untersuchung, welche in ihrem Fortgange weiter ausgedehnt werden konnte und mußte, hat außer Vorstehendem noch das Resultat gehabt, daß ich nachweisen kann, daß Vitruv, den wir bis jetzt als einen Schriftsteller des Augusteischen Zeitalters verehrt haben, aus Bruchstücken und Excerpten aus Griechischen und Römischen, größtentheils verloren gegangenen Autoren der verschiedensten Zeitalter im zehnten Jahrhundert von einem Nichtarchitecten compilirt worden ist, daß eben so die sogenannten Itineraria Antonini und Hierosolymitanum aus alten Materialien im zehnten Jahrhundert zusammengesetzt worden, und daß zur selbigen Zeit das Breviarium Eutropii als ein Auszug aus dem großen, von Paulus Diaconus compilirten Geschichtswerke, gewöhnlich Historia miscella genannt, zum Lehrbuch der Römischen Geschichte in antiker Form bearbeitet, auch gleichzeitig die Griechische Metaphrase davon durch Päanius gefertigt worden ist. Was den Eutrop betrifft, so bin ich mit einigen Puncten noch nicht ganz im Reinen, weil mir die Quellen fehlen; allein bis jetzt stimmt alles dahin überein. Und zwar ergibt sich die höchste Wahrscheinlichkeit, daß diese genannten unächten Werke durch Erzbischof Gerbert zu Rheims, nachmaligen Papst Silvester II. theils veranlaßt, theils verfertigt sein dürften; die betrügliche Absicht, solche dem Alterthum unterzuschieben, scheint aber den Mönchen auf dem Monte Cassino hauptsächlich zur Last zu fallen, welche im eilften bis vierzehnten Jahrhundert, in Gemeinschaft mit dem ganzen Benedictinerorden, so manche litterarische Fälschungen und Einschwärzungen verübt haben. Valerius Maximus und die so vielfältig bestrittenen und vertheidigten Fabeln des Phädrus scheinen, nach den mir auf diesem Wege gewordenen Aufschlüssen, zu den in jener Zeit aus alten Materialien neu hergestellten Werken zu gehören. — Zwar habe ich weder Beruf, noch Fähigkeit und Lust, diese ungeheure Aufgabe zu erschöpfen; dies können nur Männer von Fach. Ich bin Dilettant, und unter diesen vielleicht der Ungelehrteste. Aber so viel ein solcher vermag, will ich an Pomponius Mela und an Vitruv, deren Ursprung sich meinen Augen auf das Vollständigste aufgeklärt hat, ein Beispiel aufstellen, welches unmöglich machen soll, den wahren Weg für solche Gegenstände der Critik ferner zu verfehlen. Daß nicht Muthwille, sondern Nothwendigkeit mich zu diesem schweren Geschäft führe, wird zugleich einleuchten." Da er zur Ausführung dieser Arbeiten mancher Bücher bedurfte, und seine befestigte Gesundheit eine Badecur nicht zu gebieten schien, so beschloß er, baldmöglichst die nächstgelegenen bedeutenden Bibliotheken zu Gießen, Bonn und Frankfurt zu benutzen.

Anfangs Juli erhielt er zu seiner höchsten Freude einen Brief von Hegel, welcher ihm die aus Paris über die dortigen Handschriften des Venantius Fortunatus erhaltenen Nachrichten und Böckings vom Uebersetzer, der damals Docent an der Berliner Uni-

verſtät war, ſelbſt empfangene Verdeutſchung der Moſella des Auſonius mittheilte. Schultz gab in ſeiner bald darauf erfolgenden Antwort ſeine über Pomponius Mela und Vitruv gewonnenen Ergebniſſe in Kürze an, und fügte auf einem beſonderen, für Böcking beſtimmten Blatte ſeine Anſicht über das urſprüngliche Trier unter der Ueberſchrift: Zwei Worte über Trier und Coblenz unter den Römern, in folgender Weiſe aus:

„Die alte Hauptſtadt der Treviri, Colonia Trevirorum, welcher Tacitus (Hist. IV, 62. 72) gedenkt, war nicht, wie allgemein dafür gehalten wird, das heutige Trier, ſondern Coblenz. Dies zu beweiſen, und daß Trier als Augusta colonia erſt unter Trajan aufgekommen und erſt hienächſt zur Hauptſtadt der Treviri erhoben worden, habe ich ſeit dem Sommer alle locale, litterariſche und archivaliſche Gründe auf das Sorgfältigſte geprüft, und ſolche dafür bis jetzt ſämmtlich übereinſtimmend gefunden. Das antiquum nobilitate oppidum im Hodoeporicon des Venantius Fortunatus iſt mir daher auch nichts anderes als Coblenz, die alte Hauptſtadt der Treviri, welche, im Kriege des Civilis von den Römern ihrer Freiheit beraubt, zu einem Hauptwaffenplatze gemacht wurde, und ihren alten Namen nach und nach verlor, indem ihre bürgerliche Bedeutung wegfiel. Der Beiname Confluentes wurde zuletzt der Hauptname. Statt aller weiteren Beweiſe über das, was Coblenz zur Römerzeit war, die jedem, der die betreffende Localität und Litteratur kennt, faſt von ſelbſt beifallen müſſen, bemerke ich hier nur, daß die noch heute der Stadt zunächſt ſtehenden zwölf Pfeiler der dortigen Moſelbrücke, ſo wie der Stirnpfeiler an der Landbrücke, Römiſcher Bau ſind, bis auf 8—12 Fuß über dem Waſſer. Daß Auſonius dieſe Brücke gekannt und bildlich vor Augen gehabt hat, geht klar aus den bisher nicht verſtandenen Worten (Mos. 473): Qua Germanis sub portubus ostia solvis, hervor. So wie Auſonius V. 92 die ostia des Saravus zwiſchen den Pfeilern der Brücke bei Gonz, deren Römiſcher Bau noch heute zu ſehen iſt, in die Moſel ausſtrömen läßt, ſo läßt er die ostia der Moſel unter den Germaniſchen Hafenbögen ſich in den Rhein ausmünden. Was will denn das ſagen, wenn man Germanis sub portubus in Germaniens Port überſetzt?[1]) Hierin iſt weder geſchichtliche Spur noch Verſtändniß des Ausdrucks. Was portus (mit porta zunächſt verwandt) hier bei Auſonius bedeute, findet man nur, wenn man die bauliche Einrichtung der alten Häfen kennt. Man erinnere ſich z. B. der Brücke bei Alexandrien, welche den Pharus mit der Stadt verband, auf ihren beiden Seiten zwei Häfen

1) Böcking verſteht neuerdings richtig unter den Germani portus die Mündung ſelbſt, welche durch portus als Ruheort im Gegenſatze zum Laufe des Stromes bezeichnet wird. Genauere Kenntniß des Lateiniſchen Sprachgebrauches, beſonders der Dichter, würde Schultz allen Anſtoß an sub benommen haben; aber er kannte eben die Sprache zu wenig, wodurch er zu manchen ſeltſamen Verirrungen getrieben wurde.

bildend (Caes. B. C. 112. A. 19, vorzüglich Strab. XVII. 792). So sah Ausonius durch die Brücke bei Coblenz hüben und drüben zwei Häfen in der Mosel gebildet; so verstand er unter Germani portus im Doppelsinne die Hafenbögen oder Thore, durch welche die Mosel nach Germanien hin mündet, und die durch sie auf beiden Seiten gebildeten Häfen selbst, und so konnte er daher im prägnantesten Bilde zur Mosel sagen: Qua Germanis sub portubus ostia solvis. Die vollkommene Aehnlichkeit der Brückenbögen mit den Hafenbögen, und daß der Dichter hier um so mehr eins für das andere nehmen konnte, als die Brücke bei Coblenz in der That die Dienste von Hafenbögen verrichtete, wird jeder anerkennen, welcher weiß, daß die Alten vorzüglich die ostia der Flüsse durch einen solchen Bau als Hafen zu benutzen pflegten, und welcher die Herculanischen Gemälde kennt, auf welchen dergleichen mehrfältig zu sehen, welcher die völlig brückenähnlichen Bögen des Hafens zu Puteoli selbst oder in Abbildung gesehen hat, von denen noch heute ein Theil erhalten ist. Dieser Hafenbau bei Puteoli, den Hadrian, nach der (Gruter CLXIII, 9) darüber sprechenden Inschrift, wiederhergestellt hat, wird opus pilarum genannt, weil die Bögen auf den Pfeilern überwölbt wurden, wie die Moselbrücke bei Coblenz, und wie auch Ausonius V. 92 die Pfeiler der Brücke bei Conz erwähnt, durch welche die Saar ihre ostia in die Mosel ergießt."

Schultz besuchte bald darauf die Bibliotheken zu Gießen, Bonn und Frankfurt; an letzterem Orte benutzte er die reichen Schätze der altgegründeten Bibliothek einige Wochen mit großer Bequemlichkeit. Den Professoren Osann in Gießen, Welcker in Bonn und Weber in Frankfurt erklärte er mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit seine Zweifel gegen Pomponius Mela, und diese, denen die Sache selbst fern lag, erkannten die Wichtigkeit eines solchen Ergebnisses an, dessen Begründung sie ohne genauere Untersuchung nicht beurtheilen konnten; entschieden aber erklärten sie sich gegen den von ihm behaupteten so späten Ursprung des Vitruv.

Den Jahresschluß konnte Schultz nicht vorübergehen lassen, ohne sich wieder einmal an Goethe zu wenden, dem er darauf am 2. Januar 1829 die glücklichen Ergebnisse seiner fortgesetzten Untersuchungen gedrängt mittheilt. Dieser nahm die Mittheilung des Freundes, den er zu seiner großen Freude in seinen Arbeiten beglückt sah, dankbar an, und ermuthigte ihn zur rüstigen Ausführung, ohne sich über die Sache selbst, die ihm sehr ferne lag, ein Urtheil zu erlauben. Die Untersuchung über Vitruv hatte Schultz auch zur Schrift des Frontin de aquaeductibus geführt, da hier des vorhandenen Vitruv gedacht sein sollte, wovon er aber das Gegentheil nachweisen zu können glaubte; zu diesem Zwecke hatte er der Schrift eine sehr genaue Untersuchung zugewandt, und sie vollständig übersetzt. Am letzten Tage des Jahres 1828 sandte er seine Arbeit über Pomponius Mela an Welcker in Bonn, dem er über diese und seine damit zusammenhängenden Untersuchungen Weiteres be-

richtet. „In hin und wieder ſcherzhaften Ton", ſchreibt er, „bitte ich mir, in Betracht des ſonſt für mich bis zum Erkälten langweiligen und verdrießlichen Geſchäfts, zu Gute zu halten, in ſofern Sie nicht finden, daß ich gegen Anſtand und Geſchmack verſtoßen ſei. Wie hätte ich, ohne mich mit Heiterkeit über Sachen und Perſonen zu erheben, ſonſt bis in's zweite Jahr dabei aushalten können? Sollte ich, wie zu hoffen, Recht behalten, ſo werden mir auch die, welche ſich darüber ärgern, dieſe Freiheit verſtatten müſſen. Geſchehen mußte die Sache; wie? blieb wohl billig dem überlaſſen, der ſie unternahm, ehe andere ſie nur für möglich hielten. Je früher Sie mir dieſe Abtheilung zurückſenden, um ſo eher werde ich Ihnen, wenn Sie es wünſchen können, die zweite zuſenden, welche ſich zunächſt über Aethicus, Oroſius, Eutropius, Jornandes und die Itinerarien ausführlich verbreitet, um die Beſchaffenheit dieſer Quellen ſicherer, als bisher darzuthun. Derſelben wird ſich eine Ueberſetzung von Frontinus de aquaeductibus anſchließen, die erſte, welche, meines Wiſſens, davon in irgend einer neueren Sprache verſucht worden iſt [1]), welche bereits fertig vorliegt, und durch die ich die Beurtheilung des ſogenannten Vitruv vorbereite, deſſen Unterſuchung, die ebenfalls größtentheils ſchon ausgearbeitet iſt, ſodann die dritte Abtheilung bilden wird. Die vierte endlich, die ſo weit ſkizzirt iſt, als das Material dazu vorhanden war, nimmt die Frage über Pomponius Mela wieder auf, wo ſie in der erſten Abtheilung ſtehen blieb, und führt die Unterſuchung zugleich über Pſeudo-Vitruvius auf den Grund der bis dahin gewonnenen Reſultate in das Mittelalter ſo weit hinein, als es nach meinen Spuren hat geſchehen können. Hienach erſt kann die Unterſuchung über die wahre Colonia Trevirorum folgen, indem unſer Blick durch jene vorangegangene hiſtoriſche Kritik hinreichend geſchärft ſein wird, um in das Chaos der pfäffiſchen Geſchichtsfälſchungen einzudringen." Man ſieht, welchen großartigen Plan Schultz ſich gebildet hatte, um den einmal bei ihm feſtſtehenden, allem Scharfſinn zum Trotz unhaltbaren Satz, daß Coblenz, nicht Trier, die älteſte Colonia Trevirorum ſei, feſt zu begründen. Aber läßt ſich auch das Hauptziel ſeiner Unterſuchungen unmöglich für richtig halten, ſo iſt hiemit doch keineswegs über die den Frontin, den Pomponius Mela und den Vitruv betreffenden Unterſuchungen das Urtheil geſprochen, welches erſt nach vollſtändiger Bekanntmachung der vorhandenen, hoffentlich bald im Druck erſcheinenden Arbeiten zu fällen ſein wird. Welcher erkannte, nach Leſung der Abhandlung über Pomponius Mela, die Richtigkeit des Hauptſatzes, daß dieſer aus dem älteren Plinius geſchöpft habe, vollkommen an, äußerte aber ſonſt mancherlei kleine Bedenken; tiefer in die Unterſuchung einzudringen, habe er ſich verſagen müſſen, da er von Geſchäften bedrängt ſei.

1) Eine Italiäniſche Ueberſetzung vom Jahre 1805 und eine Franzöſiſche vom Jahre 1820 lernte Schultz erſt ſpäter kennen.

Die lebhafte und scharfsinnige Darstellung, der nur etwas mehr Gedrängtheit zu wünschen wäre, erfreute sich seines vollsten Beifalls, und er hoffte, die Arbeit bald unverändert abgedruckt zu sehen, nur im Einzelnen möchte manche Nebenbemerkung auszumerzen, auch hie und da etwas abzukürzen und zu berichtigen sein. Viel günstiger lautete das erst nach längerer Zeit erfolgende Urtheil von Weber, der in einem tiefer eingehenden ausführlichen Briefe die Ergebnisse der Untersuchung im Einzelnen durchaus billigte, den Scharfsinn und die Gewandtheit der Methode höchlich pries, und das baldige Erscheinen des Aufsatzes wünschte, um ihm seine Anerkennung öffentlich im würdigen und gebührenden Sinne widerfahren zu lassen. Dagegen äußerte sich Osann, der nach Weber die Handschrift erhielt, (im October) weniger einstimmend, wenn er die Arbeit auch rücksichtlich der Methode für so merkwürdig und wichtig hielt, daß sie zur Norm für Untersuchungen dieser Art werden müsse. Nach den Zeugnissen des Servius und des Lydus (de mensibus p. 96) glaubte er, daß Pomponius Mela nicht ins neunte Jahrhundert hinabgerückt werden dürfe, sondern jedenfalls vor Servius gesetzt werden müsse. Schultz erwiederte darauf, die Abhandlung, wie sie vorliege, mache keineswegs darauf Anspruch, den Mela so weit hinab zu weisen; dazu gehöre freilich noch mehr, was noch in seinen Papieren liege, und vielleicht im folgenden Winter ausgearbeitet werde. Daß es nicht einen Schriftsteller mit Namen Mela im Alterthum sollte gegeben haben, sei weder von ihm behauptet worden, noch kenne der wirkliche Beweis, daß ein solcher gelebt habe, seinem Zweck irgend Eintrag thun. Einstweilen stehe so viel fest, daß der vorhandene Mela ein Erzeugniß sei; das Weitere müsse sich fortgesetzter Nachforschung ergeben.

Goethe's Erwiederung, worin dieser seine gespannte Erwartung auf die Ergebnisse der Untersuchung über Vitruv lebhaft aussprach, hatte unterdessen Schultz veranlaßt, den Pomponius Mela zunächst ganz bei Seite liegen zu lassen, und sich der vom Weimarer Dichter und Freunde so herzlich verlangten Untersuchung über Vitruv ganz zuzuwenden. Da nun Frontin, weit entfernt, wie man bisher geglaubt hatte, das Augusteische Zeitalter des vorhandenen Vitruv zu bezeugen, unwiderleglich beweise, daß dieser einem unwissenden Compilator seinen Ursprung verdanke, so beabsichtigte er, wie er am 6. Mai Goethe mittheilt, vorab eine treue, bereits im vorigen Herbst ausgearbeitete Uebersetzung des Frontin mit einem berichtigten Text und einer ausführlichen Abhandlung über den Verfasser und das Wasserleitungswesen der Alten erscheinen zu lassen, woran sich eine kurze Critik der Wasserleitungslehre des sogenannten Vitruv anschließen solle, um zu zeigen, wie weit dieser hinter dem Alterthume liege. In demselben Briefe führt er einige Hauptgründe gegen die Aechtheit des Vitruv so wie seine Ansicht über dessen Entstehung weiter aus. Auch hierauf erwiederte Goethe einige Tage darauf sehr theilnehmend, indem er ihn dringend aufforderte, ja bei

Ich hoff' nicht daß ihr geitzig seyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —

Er stellt das Kästchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.

Nur fort, geschwind —
Um euch das süße junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden;
Und ihr seht drein,
Als solltet ihr in den Hörsal hinein,
Als stünd' leibhaftig vor euch da
Physik und Metaphysika!
Nur fort —

ab.

Märgärethe mit einer Lampe.

Es ist so schwül, so dumpfig hie,

Sie macht das Fenster auf.

Und ist doch eben so warm nicht draus.
Es wird mir so, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam Weib!

seinem Vorsatze zu beharren, mit dem Frontin zuerst hervorzutreten, da er hier auf positiver Grundlage stehe. Auch im folgenden Monate wurde die briefliche Verbindung mit zutraulichster wechselseitiger Theilnahme fortgeführt, stockte aber darauf zwei Jahre lang völlig, da mancherlei Verhältnisse einer weiteren Mittheilung hindernd entgegen traten.

Seine auf den Herbst beabsichtigte Herausgabe des Frontin kam nicht zu Stande, da es ihm an genauen Aufschlüssen über die noch vorhandenen Römischen Wasserleitungen fehlte. Deshalb wandte er sich bereits Ende Juni durch Vermittelung des ihm gewogenen Prinzen Carl von Bieb an den Preußischen Gesandten Bunsen in Rom, durch den er zu erfahren wünschte, was in den letzten hundert Jahren in Italien über die Wasserleitungen der Alten und besonders über die Reste der Römischen erschienen sei, indem er sich zu gleicher Zeit zur Theilnahme an den Vereinsschriften des Archäologischen Institutes anmelden ließ. Der folgende harte Winter, der für Schultz sehr empfindlich war, wurde eifrig der Arbeit über Frontin zugewandt, doch stimmten ihn seine fortgesetzte amtliche Unthätigkeit und die Ungewißheit seiner Zukunft sehr mißmuthig, worüber, besonders da ihm manche nöthige Quellen abgingen, auch die Lust an diesen Untersuchungen allmählich erkaltete.

Aber bald darauf, wohl im Frühjahr 1830, ergriff ihn, vielleicht auf Veranlassung des Geschichtsunterrichtes seiner Söhne am Gymnasium, die Römische Geschichte mit Leidenschaft, in deren Behandlung Niebuhr nach seiner Ueberzeugung eben so unrichtigen, als verderblichen Grundsätzen folgte. Diesen Studien scheint er den Sommer über sich eifrigst gewidmet zu haben. Interessen fühlte er sich in Wetzlar längst zu einsam und abgesondert, und entschloß sich daher um so entschiedener, einen annehmlicheren, für seine wissenschaftlichen Forschungen geeigneteren Ort zu seinem Aufenthalt zu wählen, als er und die Seinigen bei den kalten Wintertagen in seiner freilich einen herrlichen Blick auf den Kalsmunt und das Lahnthal gewährenden, aber gegen die Einflüsse der Witterung nicht gehörig geschützten Wohnung sehr litten. Zu diesem Zwecke reiste er im Sommer nach Bonn, um dort wegen einer künftigen Wohnung vorläufige Abrede zu treffen. Aber auf der Hinreise, auf welcher er auch Herrn von Stein auf seiner Burg zu Nassau besuchte, ereilte ihn die Nachricht von der eben ausgebrochenen Französischen Revolution, welche in seiner, wie in Niebuhr's Seele die schrecklichsten Besorgnisse wach rief, und ihm seine Entfernung aus dem Königlichen Dienste um so schmerzlicher empfinden ließ, als der Staat der Hülfe aller treugesinnten Männer nie mehr bedurft habe. Auch Niebuhr, dem so lange ihm entfremdeten Freunde, hatte er damals einen Besuch zugedacht, in der Hoffnung, ihn durch stichhaltige Gründe von seinen Irrthümern zu überzeugen. „Doch eine höhere Hand", äußert er in der Vorrede zu seiner Grundlegung, „riß mich durch die im selben Momente von Paris herüberschallende Nachricht von seiner Schwelle zurück; ich

sah ihn nicht wieder. Er starb als das edelste und beklagenswertheste Opfer der Irrthümer seiner Zeit, deren fähigstes Organ er gewesen." Schultz deutet in den letzten Worten darauf hin, daß Niebuhr in Folge der Furcht und der Aufregung starb, in welche ihn die neue Revolution gesetzt, daß aber die von ihm gehegten politischen Grundsätze nothwendig den Umsturz in ihrem Gefolg haben. Die schreckliche Nachricht hatte mit einemmale jeden Gedanken an eine Uebersiedelung nach diesen bei drohendem Kriege so sehr gefährdeten Gegenden aus seiner Seele verscheucht, und den Entschluß in ihm gereift, nach Berlin zurückzugehen, falls es ihm nicht gelingen sollte, vom Könige seiner amtlichen Wirksamkeit zurückgegeben zu werden.

Um hierüber zur Entscheidung zu gelangen, begleitete er Anfangs April 1831, nachdem er vorher seinen Fronton abgeschlossen, seinen Sohn Rudolph nach Berlin, wo dieser die Universität besuchen und zugleich seinen Militärdienst ableisten sollte. Auf der Hinreise besuchte er auch am 14. April den Roßbänder Thurm, dessen Römischer Ursprung ihm noch immer sehr am Herzen lag. „So gewiß die Bauart an Beiden (Thurm und Castell) Römisch ist", bemerkt er nach genauester Beschreibung des vorgefundenen Zustandes, „so wäre es doch wohl möglich, daß der Bau für die Teutschen durch gefangene Römer ausgeführt sein könnte. Andererseits aber ist nicht in Abrede zu stellen, daß Römer mit Heeresmacht mehr als einmal in diesen Gegenden waren, und die Wahl dieses Ortes zu einer statio speculatoria ist ganz ihren Grundsätzen und ihrem damaligen militärischen Interesse gemäß. Es kann daher der Bau des Thurmes auch füglich dem Zuge des Truins oder dem des Tiberius zugeschrieben werden, und erklärt die schlechte Beschaffenheit des Materials, welches hier nicht besser zu haben war, den sehr ruinösen Zustand des Thurmes, der in dieser Hinsicht mit der trefflichen Erhaltung und Festigkeit des Thurmes auf dem Kalsmunt gar nicht zu vergleichen ist. Noch bemerke ich, daß das Criterien des Römischen Baues, daß die Bossage erst nach geschehenem Versatze der Steine ausgeführt worden, wie beim Kalsmunt, hier nicht zu beobachten war, weil die Verwitterung der Steine eine solche Wahrnehmung sicher zu machen nicht erlaubte. Wohl aber ist hier, wie beim Kalsmunt und beim Steinhäuser Thurme, der Versatz absichtlich mit fingerbreit offenen Fugen geschehen, so daß die Kalkfüllung reichlich hindurchdringen und das überflüssige Wasser nach Außen ablaufen konnte."

In Berlin wollte Schultz versuchen, sich mit Savigny — denn Niebuhr war bereits gestorben — über die Römische Geschichte zu verständigen; wie aber hätte dieser Lust finden können, sich mit dem erbitterten Verdächtiger seiner politischen Ansichten wissenschaftlich zu verständigen? Auch von früheren Freunden fand er wenige in Berlin, außer Zelter und seinen Verwandten, an die er sich hätte anschließen können. Wittgenstein, Schuckmann, Lenum

und Kamptz empfingen ihn scheinbar nicht unfreundlich. Der von Schultz gewünschte Vorschuß von 1200 Thaler zur Verlegung seiner Wohnung nach Berlin ward ihm bewilligt, aber die Zahlung, welche auf den Fonds des Cultusministeriums angewiesen war, verzögerte sich, wodurch Schultz, der sich von Altenstein nichts Gutes versah, leidenschaftlichst erregt wurde. Auf Anrathen von Wittgenstein und Kamptz hatte er dem Minister seinen Besuch zu machen beschlossen; da aber sein schriftliches Gesuch um eine Audienz ohne Antwort geblieben war, so sah er sich veranlaßt, am 28. Juni sich nähere Erklärung hierüber zu erbitten. „Ew. Hochfreiherrliche Excellenz", schreibt er, „haben auf meine Bitte vom 6. v. M. mir nicht zu erlauben geruhet, Ihnen meine persönliche Aufwartung zu machen. Ich bin es mir daher schuldig, Ew. Excellenz hiedurch offen zu gestehen, daß ich jene Bitte nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Veranlassung höherer Personen gewagt habe, welche dafür hielten, daß nach meiner Rückkehr hieher die Verhältnisse mir die Pflicht auflegten, Ew. Excellenz, so wie anderen der Herren Staatsminister aufzuwarten, da S. K. Majestät die bis 1825 zwischen mir und dem Hohen Ministerium der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten obgewalteten Mißhelligkeiten ein- für allemal beseitigt wissen wollen, mithin ich auf frühere Beziehungen in keiner Weise ferner zurücksehen dürfe. Dieser Ansicht schien ich endlich um so mehr folgen zu müssen, als ich über die Gründe nachdachte, welche Seine Majestät bewogen haben dürften, die unter dem 20. December 1821 gegen mich von dem Königlichen Kammergerichte verhängte fiscalische Untersuchung wegen angeschuldigter Verläumdung und schwerer Beleidigung jenes Hohen Ministeriums niederzuschlagen — Gründe, die ich ehren muß, ohne sie zu kennen. Ew. Excellenz Nichtbeantwortung meiner Bitte vom 6. v. M. und das damit übereinstimmende Verhalten mehrerer Personen des gedachten Hohen Ministeriums, mit denen ich seit meinem Hiersein zufällig in Berührung gekommen, läßt mir jedoch keinen Zweifel übrig, daß Ew. Excellenz und das Ministerium eine Meinung über mich haben, welche ich ohne Nachtheil meiner Ehre nicht schweigend stattfinden lassen kann. Indem Ew. Excellenz ich hierüber um eine Erklärung zu bitten nicht Anstand nehme, hoffe ich auf Ihr Zeugniß bei Seiner Majestät dem Könige, daß, wenn hiedurch jene unglücklichen Mißverhältnisse von Neuem in Anregung kommen sollten, ich nicht die Veranlassung dazu gegeben habe; denn daß die Erhaltung der Ehre die höchste Verpflichtung des Staatsdieners ist, darin kann ich auf Hochdero Einverständniß zuversichtlich rechnen. Ew. Excellenz erinnern sich geneigtest meines Schreibens vom 26. Februar 1825, welches, nachdem ich unter'm 24. desselben Monats auf mein Ansuchen von dem Dienstverhältniß zu gedachtem Hohen Ministerium Allergnädigst entbunden worden, bezeugte, daß es mir jederzeit sehr wehe gethan habe, mich in jenem Dienstverhältnisse in der Nothwendigkeit befunden

zu haben, mir Hochdero persönliches Mißfallen zuzuziehen, und daß, wenn Ew. Excellenz dafür halten sollten, daß ich im Laufe der Geschäfte Hochdieselben persönlich beleidigt hätte, solches ganz gegen meine Absicht geschehen und mir wahrhaft leid sei. Da Ew. Excellenz sich hiemit weder befriedigt noch sonst darüber gegen mich zu äußern geruhet haben, so schrieb ich dieses dem Umstande zu, daß damals, so viel ich wußte, jene gegen mich verhängte Untersuchung noch bevorstand. Als ich aber in Wetzlar, nachdem mir seit sechzehn Monaten nichts weiter über diese Sache bekannt geworden war, endlich vom Königlichen Kammergerichte die Eröffnung erhielt, daß schon unter'm 17. Mai 1825 die Untersuchung niedergeschlagen worden, mußte ich freilich einsehen, daß Ew. Excellenz durch jenes Schweigen mir haben zu erkennen geben wollen, wie Sie sich in dem Grade von mir persönlich für beleidigt ansehen, daß mein obiges Schreiben als durchaus ungenügend zu betrachten ist. In der Entfernung, in welcher ich bisher lebte, konnte ich nur erwarten, ob und welche weitere Genugthuung Ew. Excellenz deshalb von mir fordern möchten; jetzt aber zumal, nachdem mir dasselbe abermals durch Nichtbeantwortung meines Schreibens vom 6. v. M. zu erkennen gegeben worden, sehe ich mich in der Nothwendigkeit, Hochdieselben um baldigst geneigte Eröffnung darüber zu bitten. Daß aber nicht bloß persönliche, sondern auch dienstliche Genugthuung von mir erwartet werde, muß ich aus dem Benehmen von Personen des Hohen Ministeriums gegen mich schließen, mit denen ich früher nie in dem mindesten Conflict gewesen bin. Ich kann mich hierin irren, aber das Ehrgefühl ist zu empfindlich, als daß ich nicht Entschuldigung hoffen dürfte, wenn Ew. Excellenz ich ganz gehorsamst bitte, mir auch darüber eine geneigte Eröffnung zugehen zu lassen. Was auch der Erfolg meiner Bitten sein mag, so werden Ew. Excellenz anzuerkennen geruhen, daß ich sie nicht länger aufschieben konnte; und habe ich in Rücksicht dessen, wozu etwa meine persönliche Anwesenheit hierselbst erfordert werden möchte, nur noch ganz gehorsamst hinzuzufügen, daß ich mich spätestens in der Mitte des künftigen Monats nach Wetzlar zurückzureisen genöthigt sehe, um die schleunigst erforderlichen Anstalten zur Verlegung meines Wohnorts nach Bonn nicht zu versäumen." Altenstein erwiederte auf dieses im Tone des zurückgewiesenen Tasso, der seine Freundschaft Antonio aufdrängen wollte, gehaltene Anschreiben sofort, er habe den ersten Brief nicht beantwortet, weil er in den ihm bekannten früheren Vorgängen hinlänglichen Anlaß gefunden, die Erneuerung irgend eines Verhältnisses zu ihm zu vermeiden, was er ihm hiemit ausdrücklich mit dem Bemerken zu erkennen gebe, daß er unter diesen Umständen eine Erörterung des Inhaltes des letzten Briefes nicht für erforderlich halte. Im unerschütterlichen Glauben, daß man ihn absichtlich von Berlin, wo man ihn fürchte, zu verdrängen suche, hatte es ihm mit seinen Pflichten als Familienvater in Widerspruch zu stehen geschienen,

den Kampf gegen eine übermächtige Partei nochmals in der Nähe aufzunehmen, und so hatte er denn, da Wittgenstein ihm jede Hoffnung benahm, bald wieder in Thätigkeit gesetzt zu werden, sich endlich entschlossen, die Uebersiedelung nach Bonn noch im Laufe des Jahres in Ausführung zu bringen.

So verließ er denn um die Mitte Juli hoffnungslos und bitter verletzt wieder Berlin, zum Glücke in der Begleitung des derb heiteren Zelter, mit welchem er den alten verehrten Freund in Weimar zu besuchen gedachte. Auch diesmal hatte er sich wieder der freundlichsten, theilnehmendsten Aufnahme Goethe's, den er freilich seit den wenigen Jahren, in welchen er ihn nicht gesehen, sehr gealtert fand, und der Seinigen zu erfreuen; leider sollte ihm der Sohn nicht mehr entgegentreten, der seit dem vorigen Jahre bei der Pyramide des Cestius ruhte, wie es Goethe selbst sich einst gewünscht hatte, dagegen empfing ihn die Schwiegertochter mit aller ihrer heiteren Liebenswürdigkeit, und sie wußte den ernsten Mann, der ihr auch Beiträge für ihre Zeitschrift Chaos versprechen mußte, auf anmuthigste Weise sich anzueignen. Goethe selbst war damals mit dem Abschlusse des Faust beschäftigt, wovon er aber, einer ihm eigenen abergläubischen Scheu gemäß, dem Freunde nichts verrathen konnte. Der Abschied war für Schultz ein tief wehmüthiger; denn wohl mußte er sich gestehen, daß er den verehrten Dichter nie wiedersehen werde.

Gleich nach der Rückkehr wandte sich Schultz nach Bonn, um eine Wohnung zu miethen, und alle sonstige Vorbereitungen zur künftigen Einrichtung daselbst zu treffen. Von hier aus richtete er noch einmal ein Bittgesuch an den König, auf dessen Gerechtigkeit er mit unwandelbarer Zuversicht vertraute; doch wie hätte dieser dem unendlich treuen, aber zu leidenschaftlich aufgeregten, peinlich strengen Manne, der so wenig sich zu fügen wußte, den Wiedereintritt gewähren können! Auch diesmal erwies sich Wiesbaden, wohin er mit seiner Gattin und zwei Töchtern gegangen war, für ihn sehr wohlthätig, dagegen verschlimmerte sich der Zustand seiner ältesten, schon seit zwei Jahren leidenden Tochter Cäcilie in so bedenklicher Weise, daß er froh sein mußte, sie Anfangs September noch lebend nach Wetzlar zurückzubringen, wo sie sich aber so weit erholte, daß er die Reise nach Bonn mit ihr wagen durfte.

Unmittelbar vor der Abreise von Wetzlar wendete Schultz sich noch einmal mit altbewährter inniger Liebe an Goethe, den er besonders mit seinen durch den Schiller'schen Briefwechsel veranlaßten treffenden Bemerkungen über das Charakteristische und Bedeutende in der Kunst erfreute. Ende September kam er nach einer dreitägigen glücklichen Fahrt auf der Lahn und dem Rhein mit den Seinigen und dem größten Theil seiner Habe zu Bonn an, wo ihn gleich ein höchst bedeutendes Schreiben Goethe's empfing, das ihm sein im Nachen vorangeeilter Sohn Rudolph beim ersten Schritt auf das Land segenver-

heißend überreichte. Die erſten Worte, welche Schultz in Bonn ſchrieb, galten der Gewiederung eines ſo herzlichen, treugemeinten Willkomms. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft wurde ihm ein Beſuch ſeines Berliner Freundes Rauch zu Theil, mit dem er über die beabſichtigte Bildſäule Goethe's verhandelte. „An Rauch ſagen Sie doch", ſchreibt er Anfangs November an Schinkel, den er mit dem Verkauf eines Theiles ſeiner Kupferſtiche und Gemälde beauftragt hatte, „er möge ſie ja in ſeinen beſten Lebensjahren und ja nicht in ſeinem jetzigen Lebensalter darſtellen! Daß ſie ſtehen, nicht ſitzen müſſe, darüber waren wir einverſtanden. Goethe hat eine ſehr eigenthümlich ſprechende Art zu ſtehen, die Rauch vollkommen aufgefaßt hat. In ſeinem jetzigen Alter nimmt ſich aber dieſe Stellung ſteif und faſt carikirt aus; in kräftigeren, friſcheren Jahren muß dieſe Stellung höchſt characteriſtiſch und bedeutungsvoll geweſen ſein. Die Geſichtsbildung der früheren Zeit, das lange wallende Haar wäre vorzüglich mit Hülfe der Trippel'ſchen Büſte herzuſtellen. So erhielten wir Goethe, wie er uns entzückt, nicht wie er uns erſchreckt." Außer ſonſtiger Bedrängniß, welche ihn zu raſchem Verkauf der in Berlin zurückgelaſſenen Möbeln und zur Verwerthung mancher Kunſtgegenſtände nöthigte, verſetzte ihn der traurige Zuſtand ſeiner mit dem Tode ringenden Tochter Cäcilie in tiefſten Schmerz. Ihr bald darauf erfolgender Tod war für ſie und die Ihrigen eine große Wohlthat.

Das folgende Frühjahr (1832) ſollte ihm durch das Abſcheiden des begeiſterungsvoll verehrten größten Dichters, der in den ſchwierigſten Verhältniſſen ihm ſo oft reichſten Troſt und friſcheſten, ſelbſtbewußten Muth gebracht hatte, eine tiefe Wunde ſchlagen. In Bonn ſetzte er das Verhältniß zu Auguſti, den er ſchon von Breslau aus kannte, und zu Welcker freundlichſt fort; auch mit Böcking, Brandis, Mackeldey, Nehſues und Walter trat er in Verbindung. Als Welcker um dieſe Zeit wegen zweier mit einer neuen Vorrede begleiteten, früher einzeln erſchienenen politiſchen Aufſätze außer Thätigkeit geſetzt wurde, verfehlte Schultz nicht, ihm in dieſer Noth mit ſeinem treugemeinten Rathe zur Seite zu ſtehen, wobei freilich ihre ſich gerade entgegenſtehenden politiſchen Anſichten ſcharf auseinander treten mußten. Mit dem, was Welcker über den Mangel einer kräftigen, die Einſeitigkeit und Willkür in der Verwaltung hebenden Wirkſamkeit der Stände äußerte, ſtimmte er ſo ſehr überein, daß, wenn er ſeine Anſichten darüber auszuſprechen hätte, er dies faſt nur in dem von ihm angedeuteten Sinne thun könnte. Dies ſei ein Gegenſtand, welcher nahe und täglich einen jeden berühre, der im Staate lebe, und über deſſen mangelhafte Lage ein jeder in ſeinem Kreiſe und nach den Uebelſtänden, die ihn drückten, ein Urtheil habe, wenn auch nicht es zu jeder Zeit öffentlich ausſprechen dürfe. In allen übrigen Puncten weiche er von ihm ab. Die Frage, um die es ſich bei ihm allein handle, ſei aber nicht, ob ſeine politiſchen Anſichten

wahr ſeien, ſondern ob er als Staatsbürger und Staatsdiener befugt geweſen, ſie öffentlich auszuſprechen, und ihnen dadurch unabhängig von den Anſichten und Abſichten der Regierung Wirkſamkeit zu verſchaffen. Als Staatsbürger müſſe er die in Preußen beſtehenden Cenſurvorſchriften beachten, als Staatsdiener allen Nachtheil vom Staate, ſo viel möglich, abwenden, und die Befehle ſeiner Vorgeſetzten befolgen. Dieſe Pflicht habe er in der betreffenden Schrift nicht gehörig beachtet: denn möge auch ſeine Abſicht gut und rein ſein, ſo ſei ſie doch in ſofern mißverſtanden geweſen, als er nicht begriffen habe, wie die Regierung durch ſolche öffentliche Aeußerungen ihrer Diener, durch die dadurch beſtimmte öffentliche Meinung in dem Gange, den ſie für nothwendig und recht erkannt, vielleicht gehindert werden, und wie die unberufene Wirkſamkeit ſeiner, gleich viel richtigen oder unrichtigen, Aeußerungen unvergütliche Folgen für das Ganze haben könne. Freilich war dieſe Anſicht dem von Schultz eingenommenen, jede politiſche Betheiligung des Volkes, des gebildeten nicht weniger als des ungebildeten, an der Geſtaltung ſtaatlicher Zuſtände ausſchließenden, die wahre Gewalt der öffentlichen Meinung und das keineswegs utopiſche Glück eines wahrhaft freien, nicht unter das Joch einer unfehlbaren Regierung ſclaviſch ſtumm gebeugten Volkes mißkennenden Standpuncte gemäß [1]: allein Schultz hätte bedenken ſollen, daß ihre politiſchen Grundſätze ein- für allemal nicht zu vereinigen ſeien, und daß auch die Frage nach den Gränzen des Rechts der Staatsbürger und Staatsdiener, ihre Meinung zu äußern, eine politiſche Frage ſei. Auch mußte es ſonderbar ſcheinen, daß Schultz, der als Staatsmann philologiſche Unterſuchungen gewagt hatte, dem Philologen jede ſtaatsmänniſche Einſicht geradezu abſprechen und ihn in ſeine Fachgränzen einſperren wollte. Aber dies war gerade der große Mangel des leidenſchaftlichen Weſens unſeres Schultz, daß er nur ſich und ſein Recht im Auge behielt, nicht auf die ihm entgegenſtehende Berechtigung und gleich feſte Ueberzeugung Anderer Rückſicht nahm.

Zu ſeinem Unglücke, als hätte ihn mit Goethe's Tod ſein guter Genius verlaſſen, machte Schultz zu Bonn auch die Bekanntſchaft des Profeſſor C. Fr. Heinrich, der ſich bald ganz ſeiner bemächtigte. Heinrich, durch ſeine höchſt einflußreiche, über das Glück ſo vieler jungen Männer ſchaltende Wirkſamkeit begünſtigt, wegen ſeines vernichtenden Tones und des unwirſchen, leidenſchaftlich gereizten Weſens, worin er ſich gefiel, nicht wenig gefürchtet, ſtand zu Bonn im Rufe eines großen Philologen, den er auch nach außen hin dadurch zu erhalten wußte, daß er mit ſeinen Arbeiten zurückhielt, und ſo mußte auch Schultz auf ihn als eine bedeutende Gewähr ſich ſtützen zu dürfen glauben, und ſich der

1) Vgl. auch die Anmerkung zu dem Briefe von Schultz an Goethe's Sohn vom 4. März 1823, zwiſchen Brief 81 und 82.

Ueberzeugung hingeben, daß die von diesem gebilligten Erklärungen und Verbesserungen in philologischer Hinsicht ganz unwidersprechlich seien. Aber leider fehlte Heinrich jede genauere Kenntniß des staatlichen Lebens der Alten, ihrer bürgerlichen und politischen Verhältnisse, ja sogar ihrer Geschichte, und selbst seine Kritik litt an einseitiger Beschränktheit. Dazu kam Heinrich's leidenschaftlicher Grimm gegen Niebuhr, der in der Person des gegen diesen eingenommenen, gleich leidenschaftlichen, einst mit hohen Aufträgen betrauten Staatsmannes einen trefflichen Vorkämpfer seines Hasses gefunden hatte. So sehen wir ihn denn mit größter Gefälligkeit Schultz überall zuvorkommen, ihn mit seinen Kenntnissen in verehrungsvoller Dienstfertigkeit unterstützen, seine dem Blick eines auch nur halbgebildeten Philologen sich gleich verrathenden haltlosen Einfälle unbedingt billigen — alles nur zu dem Zwecke, ihn immer mehr gegen Niebuhr zu verhetzen. So nahm er sich denn auch der Studien des Frontin an, forschte nach Handschriften, und ging selbst das ihm nur wenig verständliche Buch de aquaeductibus durch, wozu er einzelne Verbesserungen machte, und er war sogar bedacht, einen berichtigten Text desselben herauszugeben. Schultz gab sich alle Mühe, Abschriften der Italiänischen Handschriften Frontin's zu erhalten, was ihm endlich durch die Vermittelung von Gottfried Hermann und Brandis gelang; die Vergleichungen sind von Heimbach. Heinrich bemühte sich um die Pariser Handschrift. Daß Schultz so viele Schriftsteller als Machwerke pfäffischen Truges bezeichnete, mußte Heinrich, der den Mönchen gern so manche Verfälschung zuschob, nicht unwillkommen sein. Besonders aber suchte er Schultz in seinen gegen Niebuhr gerichteten Bestrebungen zu treiben und zu hetzen, und, statt ihn zur Vorsicht zu mahnen, alle seine Deutungen und Veränderungen einzelner Stellen mit einer freundlich heitern Zufriedenheit zu bestätigen, die an dem sonst so bissig tadelnden und höhnenden Manne wie ein Wunder erscheinen mußte. Ueber den eigentlichen Werth der Schultzischen Ansichten hatte Heinrich gar kein Urtheil; es freute ihn nur, diesen einstweilen gegen Niebuhr mit frischer Wuth loszulassen, unbekümmert um die weiteren Folgen.

Schultz wollte alle Kraft darauf verwenden, die durch Niebuhr und Savigny in Schwung gebrachten, nach seiner Meinung staatsgefährlichen Ansichten über die Römische Geschichte als unhaltbar nachzuweisen, und sie durch die offenbar richtigen, mit seinen politischen Anschauungen in Einklang stehenden zu verdrängen. Er ging hiebei von der Ueberzeugung aus, daß die früheste Verfassung Rom's eine vortreffliche gewesen; eine so nichtswürdige Regierung, wie nach Niebuhr's Schilderung die der Patricier gewesen, hätte sich unmöglich Jahrhunderte hindurch erhalten und den Staat zur höchsten Macht erheben können. Nur die Regierung könne das Volk zu größerer Machtvollkommenheit emporziehen, nicht das Volk die Regierung, nur gegenseitige Liebe, Vertrauen und Treue, nicht

Arglist, Verrath und Meuterei, könne zum Guten und Rechten führen, das Wohl und die Dauer der Staaten sichern. Mit den falschen Vorstellungen von der bürgerlichen Freiheit in den alten Staaten würden, meinte er, schon Jahrhunderte lang, und im neunzehnten eifriger, als je, die Köpfe der Jugend heillos verwirrt, und dadurch der Grund zu den leichtsinnigen, oberflächlichen, staatsgefährlichen politischen Grundsätzen der heranwachsenden Geschlechter gelegt. Diesem, je länger, je trauriger wuchernden Uebel wollte er durch eine richtige Darstellung der staatlichen Verhältnisse Rom's entgegentreten, wozu er sich als Staatsmann besonders befähigt glaubte, während den Philologen alle dazu nöthige Sachkenntniß abgehe. Niebuhr, der als Staatsmann besonders geeignet gewesen wäre, eine tiefere Einsicht in das Staatsleben Rom's zu vermitteln, sei von Anbeginn in Vorurtheil befangen gewesen, und sein Scharfsinn habe daher, statt dem Uebel zu steuern, es auf einen Punct gesteigert, der ehedem auch den Unbesonnensten zurückgehalten hätte. Die moralische und politische Ueberzeugung, daß die wahre Geschichte nichts als die Offenbarung Gottes sei, der die Regierungen und Völker leite und richte, daß eine rechtswidrige Regierung unmöglich Bestand haben und das Wohl des Staates begründen könne, diese war es, wonach Schultz die Römische Geschichte modeln wollte. Und so glaubte er bald zu finden, daß Niebuhr und seine Schule die Untersuchung über den Werth und die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller ganz vernachlässigt, und, statt aus den offensten, reinsten Quellen zu schöpfen, die entlegensten, trübsten aufgesucht, daß sie gleichsam aus dem ganzen Umfange der alten Litteratur, ohne Rücksicht auf Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, nur das zusammensuchen wollten, was ihren politischen Vorurtheilen zur scheinbaren Stütze gereichen, und den unbelehrten Leser dafür gewinnen könnte — ein Vorwurf, der eine wahre Blasphemie gegen den freilich nicht immer unbefangenen, aber der Gesetze historischer Forschung sich bewußten Niebuhr enthält. Mit leidenschaftlichem Widerwillen gegen die wirkliche Römische Geschichte bildete sich Schultz eine eigene zusammen, die um so seltsamer ausfallen mußte, als ihm die Anschauung antiken Lebens, Denkens und Fühlens ganz abging, wie sie nur aus eindringendster Beschäftigung mit ihren göttergleich aus einer höheren Welt zu uns herüberragenden großen Geistern entspringen kann. Heinrich, der das Buch von Schultz in der Handschrift durchgesehen hatte, war gewissenlos genug, die handgreiflichsten Mißverständnisse und Verunstaltungen der Zeugnisse ungeahnt durchgehen zu lassen, nur um diesen in seiner Leidenschaft gegen Niebuhr nicht zurückzuhalten. Schultz bezeugt es in der Vorrede ausdrücklich und vor aller Welt, daß Heinrich gegen seine Emendationen keine unbedingte Einwendungen zu machen gefunden, und ein uns vorliegender Brief beweist, daß er nur an einer Stelle des Buches einen Anstoß genommen, die durch einen Carton geändert worden. So unheilvoll

ſollte Heinrich's Bekanntſchaft für den ihm gläubig vertrauenden, aber ſchmählich irre geleiteten Schultz werden! Mögen immer das politiſche Vorurtheil von Schultz, ſeine ſchroffe Einſeitigkeit und Unkenntniß vieler für den Geſchichtſchreiber Rom's unentbehrlichen Dinge dem Werke faſt allen Werth rauben, ſo hat doch Heinrich bei dieſem Buche, deſſen Druck er eifrig betrieb, als der Verfaſſer damit noch bedenklich zurückhalten wollte, ſich als Menſch und Kritiker noch viel ſchlimmer vergangen, wie Schultz als Geſchichtſchreiber. Ein Philologe, der den erſten Abſchnitt des Schultziſchen Buches über das Luſtrum, und ſo manche Deutung und Verſtänderung ungerügt hingehen laſſen konnte, verdient keine Entſchuldigung; bei einem ſonſt ſo peinlichen und überſtreng richtenden Manne, wie Heinrich, kann man das ſchärfſte Gefühl ſittlicher Entrüſtung nicht zurückhalten.

Die Abfaſſung des Werkes ſetzte Schultz in lebhafteſte Aufregung, und verſchlang ihn ſo völlig, daß ein Wetzlarer Freund, der ihn im Frühjahr 1832 zu Bonn beſuchte, ſich nach der Rückkehr nicht enthalten konnte, ihn zu bitten, er möge ſich doch ſeiner Studien wegen nicht ganz den Seinigen entziehen, die ſeine frühere Theilnahme ſchmerzlich vermißten, und aus liebevoller Schonung nicht auszuſprechen wagten, was ſie auf dem Herzen trügen. Während des ſchon im Sommer 1833 beginnenden Druckes brachte Schultz einige Zeit in Aachen zu. Am letzten September ſchreibt er an ſeinen treuen Fr. Schloſſer, der eben noch auf dem reizenden Landſitze zu Stift Neuburg bei Heidelberg verweilte, wohin er ihn früher mehrfach eingeladen hatte: „Durch Profeſſor Walter (den Juriſten) erfahre ich, daß du mich noch in gutem Andenken habeſt. Dies veranlaßt mich, meinen Söhnen, hieſigen Studioſen, roh, wie die Schulen ſie heutiges Tages bilden, aber unverdorben, die ſo eben noch, trotz der Witterung, wagen wollen, die Bergſtraße zu bereiſen und den Neckar zu beſuchen, eine herzliche Begrüßung aufzutragen. — Im Begriff, das Dampfſchiff zu beſteigen, um nordwärts zu reiſen, während die Söhne ſüdwärts ziehen, kann ich dir heute nichts weiter als ein treues Lebewohl ſagen, mit der Bitte, dich meiner anzunehmen, wenn du bald erfährſt, welchen Zorn ich durch ein Werk erregt habe, deſſen Erſcheinung gerade jetzt von mir beeilt wird. Opus graviſſimum! Eine Bombe in ein Pulvermagazin! Darauf Todtenſtille, endlich Zetergeſchrei von allen Seiten. Ob ſie mich werden ſieden oder braten wollen, weiß ich nicht; ich gebe ein Jahr Bedenkzeit. Gott wird mit mir ſein!“ Schloſſer nahm die Söhne des höchſt werthgeſchätzten Freundes liebevoll auf, und erwiederte Ende November, kurz ehe er Stift Neuburg verließ, den briefl[illegible]chen Gruß auf herzlich vertraulichſte Weiſe.

Der Druck der unglücklichen Schrift, unter dem Titel: Grundlegung zu einer geſchichtlichen Staatswiſſenſchaft der Römer. Mit Rückſicht auf die neueſte Behandlung Römiſcher Staats- und Rechtsverhältniſſe, war bereits im October beendet. Die Verſendung der Freiexemplare, welche Schultz

Sie fängt an zu singen, indem sie sich auszieht.

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

mit besonderen Schreiben an alle Gelehrte des In- und Auslandes sandte, auf deren Mitwirkung er mehr oder weniger zählen konnte, machte ihm viel zu schaffen. Leider war die Aufnahme derselben wenig erfreulich, da die meisten nur im Allgemeinen den Scharfsinn des Verfassers mit einer gewissen, seinem Range schuldigen Scheu anerkannten, ohne auf die Sache einzugehen, ja zum Theil, um sich des Urtheils zu enthalten, gleich nach dem Empfange ihren Dank aussprachen. Die Breslauer philosophische Facultät, welcher das Werk gewidmet war, bezeichnete es in ihrem von Wachler abgefaßten Dankschreiben als eine durch ihre Selbständigkeit verdienstliche und in mehrfacher Beziehung die Alterthumswissenschaft mit festen, bestimmten Vorstellungen und auch neuen, wahrscheinlich hie und da anstößigen Ansichten und Urtheilen ausstattende oder bereichernde gelehrte Arbeit. Ging Lobeck auf die Sache gar nicht ein, so konnte ihn die Aeußerung des als erster Philologe geltenden Gottfried Hermann, des Gegners von Böckh, dem tiefsten, mit klarem Geiste das Hellenische Leben durchdringenden Forscher, den Schultz gleichfalls nicht unangefochten gelassen hatte, einigermaßen zufrieden stellen, obgleich auch er keine Beistimmung im Einzelnen aussprach. Dieser, mit dem Schultz schon früher in Verbindung gestanden hatte, schreibt am 11. December: „Sehr Recht haben Sie, daß der Geschäftsmann, der die Sachen aus Erfahrung kennt, vieles sieht, was dem von dem practischen Leben entfernten Philologen entgeht, und Ihr Buch gibt davon durch die neuen und geistreichen Ansichten, die Sie aufstellen, Beweise, welche gewiß nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Wissenschaft bleiben werden. Daß Sie mit Niebuhr nicht überall übereinstimmen, wundert mich nicht. Dieser treffliche Mann war zu reizbarer Natur, und die ungemeine Lebhaftigkeit, mit der er einen Gedanken auffaßte, zu dem ihm dann seine vielseitigen Kenntnisse und sein großes Gedächtniß eine Menge Unterstützungsgründe lieferte, ließ ihn manches für unumstößliche Wahrheit ansehen, das er bei ruhigerer Prüfung, und wenn er sich entschlossen hätte, dem Leser die Beweise ausführlich zu entwickeln, wohl selbst für unhaltbar erkannt haben würde. Indessen bei solcher Ruhe würde er auch wieder nicht den gewaltigen Geist gehabt haben, mit dem er Außerordentliches zu Stande gebracht hat: und es ist ein Naturgesetz, daß eine übermächtige Kraft bei ihrem Schaffen auch viel Gutes zerstört. Niebuhr's Reizbarkeit war auch Ursache, daß er Widerspruch nicht wohl ertragen konnte, und, zumal wenn ihm scharf widersprochen wurde, nur um so fester bei seiner Meinung beharrte. Es freut mich sehr, bei Ihnen die offene Wahrheitsliebe zu finden, die den Widerspruch nicht verschmäht, sondern die Erkenntniß des Wahren dadurch gefördert zu sehen wünscht. Und in Einigem, z. B. in dem, was Sie über die fünfjährigen Olympiaden sagen, dürften auch die Philologen und Chronologen Bedenken tragen, Ihnen beizustimmen. Die Stellen, die Sie S. 7. anführen, wird

man schwerlich für beweisend halten, und in der S. 17. angezogenen Stelle des Aristoteles sagt dieser Schriftsteller nicht bloß, daß der Genius pentacterisch, sondern auch, daß er anderwärts trieterisch und jährlich gewesen sei. Doch ich erwähne das nur, um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihr Buch mit der Aufmerksamkeit und Beachtung aufgenommen habe, die es in hohem Grade verdient, und ich werde nicht unterlassen, Ihre Behauptungen in allem, was in den Kreis meiner Beschäftigungen einschlägt, sorgfältig zu Rathe zu ziehen und genau zu untersuchen." Noch viel erfreulicher war Leo's Mittheilung, welcher, ohne über das Einzelne sich schon jetzt ein Urtheil anzumaßen, dem Ganzen einen wesentlichen Einfluß auf seine weiteren Studien zugestand, worüber er sich näher also ausspricht: „Daß den späteren zerrissenen Zeiten der Republik und der ganzen Blüthezeit jener classischen Reflexionsbildung in Rom eine Zeit vorangegangen sein müsse, die sich dazu verhielte, wie die früheren Jahrhunderte des Mittelalters zu unserer Zeit, war mir klar; doch wo ich jene Zeit, wo die organischen Grundlagen gelegt wurden, für den Römischen Staat — die Grundlagen, an deren Zerstörung sich eben der Egoismus und die Reflexion der späteren Zeit bildete — suchen sollte, wußte ich mir eben so wenig klar zu sagen, als mir die Sphären zu bezeichnen, in welchen ich bestimmtere Kenntniß dieser Grundlagen zu suchen hätte. Dies weiß ich nun, und selbst wenn ich in Beziehung auf vieles Einzelne bei weiterer Prüfung und Hingebung an diese Sache mich Ew. Hochwohlgeboren Ansichten nicht anschließen könnte, die Klarheit jenes Hauptresultats würde mir ein eben so sicherer als fruchtbringender Gewinn bleiben. Grimm hat uns Deutschen gezeigt, wie unsere jetzige Sprache, trotz der darin abgefaßten glänzenden Werke, als Sprache, als Organisches, ein armseliger Rest ist, der alten herrlich in sich gestalteten deutschen Sprache; er hat gezeigt, wie unsere ganze Geschichte seit dem zwölften, dreizehnten Jahrhundert an diesem angeborenen Nationalgut gewüstet, unsere Sprache immer unorganischer, in sich unlebendiger gemacht hat. Wer schuf nun jene Anfänge menschlicher Bildung in Sprachen, deren organischer Bau, wenn auch immer sinkend, doch Jahrtausende auflösenden Richtungen widerstand? Aehnliches hat Grimm im Recht zu zeigen gesucht, nur daß es hier an manchem Datum fehlte, um den Beweis so eclatant zu machen. In Beziehung auf Rom vertritt mir Ew. Hochwohlgeboren Werk nun die Stelle, welche Grimm für die deutschen Alterthümer, bisher ohne Genossen nach irgend einer Seite, bei mir einnahm. Bestimmter, klarer tritt mir das Bild eines großen organischen Staatsganzen in dem alten Rom entgegen, und eine Zeit, die mir bisher nicht bloß aus Mangel klar zusammenhängender Nachrichten, sondern auch weil ich die Motive ihres politischen Lebens mir nicht herauszutasten wußte, wüst vor Augen lag, hat plötzlich für mich ein lebendiges Gesicht und menschliche Augen bekommen.

Was die Betrachtung unserer Zeit anbetrifft und den Glauben an die Mittel, die allein helfen können, so kann ich nur ganz in Ew. Hochwohlgeboren Aussprüche einstimmen. Der Mangel an organischem, sittlichem, religiösem Dasein drückt uns zu Boden, und alle Versuche, uns nach anderer als nach dieser Seite zu helfen, werden uns nur tiefer in das Chaos führen." Auch in Berlin fanden die in der Vorrede ausgesprochenen politischen Ansichten vielfach lebhaften Beifall, und es fehlte nicht an solchen, welche behaupteten, Niebuhr stehe der politischen Ansicht der Französischen Encyclopädisten nicht fern. Die meiste Freude bezeigte Freund Schinkel, der sich nicht ausreden lassen wollte, Schultz müsse nur gleich zur Fortsetzung des so trefflich begonnenen Werkes schreiten. Aber die Männer der Wissenschaft, Geschichtsforscher, Philologen und Juristen schüttelten über das auf wunderlichen critischen und historischen Ansichten beruhende, mit derber Kühnheit in das gesunde Fleisch einschneidende Buch bedenklich den Kopf, und mit den bald erscheinenden Gegenschriften von Walter und Klenze[1]) schien diese neue Grundlegung für immer beseitigt.

In diesem Werke deutete Schultz auch bereits auf seine während der Zeit weiter ausgedehnte Verdächtigung mehrerer Römischen Schriftsteller hin. „Daß dieser sogenannte Columella De Re Rustica", äußert er S. 513 in der Note, die ihm Heinrich durchgehen ließ, „eben wie der sogenannte Varro De Re Rustica, nicht Originalschriftsteller der Augusteischen Zeit, sondern Compilationen von Bruchstücken aus dem Zeitalter des Alexander Severus, wahrscheinlich aus dem vierten oder fünften Jahrhundert Christi, sind, werde ich an einem anderen Orte zugleich mit der Behauptung darthun, daß auch des Gellius Noctes Atticae nicht vor Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts verfaßt sein können. Da meine Freunde an verschiedenen Orten bereits seit mehreren Jahren wissen, daß ich aus sicheren Sachgründen des Pomponius Mela Libri II De Situ Orbis und des Vitruvius Libri X De Architectura für Compilationen eines um viele Jahrhunderte späteren Zeitalters zu erklären wage, und die Hoffnung hege, dereinst, um Wiederholung zu vermeiden, die Critik der Acta aller dieser pseudonymen Machwerke zusammenfassen zu können, so wünschte ich nur, daß man es nicht für Anmaßung halte, wenn ich einstweilen warne, auf die Zeugnisse derselben zu viel zu bauen." Osann hatte schon im Jahre 1830 in seiner Sylloge inscriptionum p. 470, mit Genehmigung von Schultz, auf dessen Verdächtigung der Aechtheit des Vitruv zustimmend hingewiesen, ohne freilich der von diesem behaupteten Vermuthung, daß Vitruv ein Machwerk von Pabst Sil-

1) A. Klenze Kritische Phantasien eines practischen Staatsmannes. Berlin 1834. F. Walter Ueber Niebuhr und Schultz. Bonn 1831. Vgl. auch J. Schateberg Kritische Würdigung der von dem Geh. Oberregierungsrath Schultz erschienenen Schrift: Grundlagen u. s. w. Erstes Heft. Halle 1831.

vester II. sei, zu gedenken, welche durch die älteste Handschrift des Vitruv aus dem achten oder neunten Jahrhundert zum Ueberfluß widerlegt wird. Wäre Schultz statt mit seiner Grundlegung mit seinen Arbeiten über Pomponius Mela, Vitruv und Frontin hervorgetreten, so würde er, sollte auch seine Kühnheit überrascht haben, viel mehr Glück und Freude als Schriftsteller erlebt haben, als es ihm bei seinem fast abenteuerlichen Sturme gegen Niebuhr möglich war. Aber leider warten seine Arbeiten über Pomponius Mela und Vitruv noch immer der Veröffentlichung, und durch ein seltsames Mißgeschick ist auch von seinen Studien über Frontin nur der geringste Theil bekannt. Denn der erste Band des von Dederich herausgegebenen Frontin enthält nur einzelne Bemerkungen von Schultz und seine von Dederich verbesserte Uebersetzung, während der zweite schon seit Jahren gedruckte Theil, da die Verlagsbuchhandlung vor der Ausgabe gefallen war, noch immer gerichtlich beschlagen ist. Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Dederich, welcher das einzige freigebliebene Exemplar desselben besitzt, ist der Inhalt dieses zweiten, Schultz allein angehörigen Bandes folgender: A. Vorwort, geschrieben zu Wetzlar am 16. März 1831. B. Zur Critik des Textes. I. Codd. mss. und Editiones. II. Emendation des Textes. III. Untersuchung und Festsetzung der Zahlen. IV. Zusammenstellung der Lesearten (unvollendet). C. Sachliche Bemerkungen. I. Zur Topographie Rom's. II. Zur Topographie der Gegend um Rom. III. Bauliche Theile und Einrichtung der Wasserleitungen. IV. Berechnung, Messung und Wägung des Wassers und der Leitungen. V. Topographie der Wasserleitungen. VI. Zur Geschäftsverfassung, besonders des Wasserleitungswesens. VII. Technische und Trivialausdrücke. VIII. Zur Rechtsverfassung. IX. Historische Personen. Dazu als Beilage ein Brief über die Agrimensoren, gegen Niebuhr, vom 26. Januar 1832. Freilich ward er auch hier durch seine lebhafte Raschheit und Unkenntniß der Sprache nicht selten in die Irre geführt, aber sein Scharfsinn und seine sachliche Einsicht haben, abgesehen von den durch seine Bemühungen zusammengebrachten bedeutenden Hülfsmitteln, die Kenntniß des Schriftstellers wesentlich gefördert. Dederich bemerkt nach seiner genaueren Kenntniß der betreffenden Arbeit, daß die critischen Grundsätze, die Schultz bei Frontin befolge, nicht stichhaltig, voll von Spitzfindigkeiten und theoretischen Sonderbarkeiten, die sachlichen Bemerkungen dagegen meist vortrefflich und von hohem Werthe seien.

Schultz sah mit Ruhe allen Angriffen auf das in fester Ueberzeugung von seiner Wahrheit und weitreichenden Nützlichkeit als Frucht mühevoller Studien in's Leben getretene Werk der Grundlegung entgegen, die er erst ein Jahr lang, wie angesammelte Wasser, sich verlaufen lassen wollte, ehe er sich dagegen erhübe. Die in Aussicht gestellte Fortsetzung ließ er einstweilen zur Seite, und wendete seine Mußestunden, wie es scheint, zunächst dem Frontin zu. Zu glei-

cher Zeit war er auf seinen Wiedereintritt in den Staatsdienst ernstlich bedacht, und es schien wirklich, nach mancherlei Versuchen, eine Aussicht vorhanden, daß ihm die Ordnung der standesherrlichen Verhältnisse in der Rheinprovinz übertragen werden sollte, als er im Mai 1834, in Folge der übermäßigen Anstrengungen, die er sich die letzte Zeit über zugemuthet hatte, von einer nur zu bald gefährlich auftretenden Lungenschwindsucht befallen ward, welche ihn am 19. Juni desselben Jahres früh Morgens in seinem dreiundfünfzigsten Lebensjahre den Seinigen entriß, die mit ganzer Seele an dem heißgeliebten, durch so manches Unglück schwer getroffenen, aber noch ungebeugt dem Schicksal trotzenden, mit Zuversicht auf eine künftige segensreiche Wirksamkeit und auf glänzende Erfolge in der Wissenschaft hinschauenden treuen Gatten und Vater hingen. Acht unversorgte Kinder, von denen zwei erst zu Wetzlar (1828 und 1829) geboren waren, sollten mit der ihres besten Helfers beraubten Gattin die ganze Schwere bittersten Verlustes empfinden. Aber der Tod hatte hier schöner gesühnt, als es das Leben vermochte. Altenstein vor allem, welcher der seltenen Tüchtigkeit des einst so sehr befreundeten Mannes mit reiner Anerkennung gedachte, nahm sich der Sache der Verwaisten mit alter treuer Herzlichkeit an; auch Wittgenstein, Lottum, Schuckmann, Kamptz unterließen nicht, die Hinterbliebenen der gnadespendenden Königlichen Huld wirksam zu empfehlen; denn leider hatte Schultz bei seiner Verheiratung im Jahre 1806 der Kriegszeiten wegen, in denen er sein ganzes Vermögen einbüßte, und später wegen eines inzwischen eingetretenen Blutsturzes seine Gattin nicht in die Wittwenkasse einkaufen können.

Wie ein tief tragisches Geschick mahnt uns das Leben eines so bedeutenden Mannes an den Wankelmuth menschlichen Glückes, dessen Schläge unvermeidlich treffen, wie sein holder Gnadenblick auch dem Unwürdigen leuchtet, den es zum Liebling sich erkoren. Ehrfurcht und Treue bildeten die Grundlage, auf welcher so manche treffliche Eigenschaften, durch die sich Schultz als Mensch und Staatsmann auszeichnete, wie auf unerschütterlichem Felsgestein ruhten; Gott und dem Könige treu, hielt er fest an dem Bestehenden, verfolgte er mit unerbittlicher Strenge alles, was ihm Glauben und Recht zu untergraben schien. Frische Lebhaftigkeit, durchdringender Scharfsinn, beweglichste Gewandtheit, eiserne Ausdauer machten ihn zu einem der begabtesten Geschäfts- und Staatsmänner, aber rasche Leidenschaftlichkeit und empfindlichste Reizbarkeit, besonders wo es seine Dienstehre und das ihm vorschwebende Ideal eines vom Recht beseelten Beamtenstaates galt, thaten seiner sonst so segensreichen Thätigkeit oft den entschiedensten Eintrag, entfremdeten ihm seine besten Freunde, machten ihn seinen Vorgesetzten und Amtsgenossen unbequem und hinderlich. Jene besonnene Ruhe, welche, lebendigster Empfindung vermählt, die Seele zu reinstem Einklang stimmt, jener hohe, edle Gleichmuth, der uns aus Goethe's Leben wundervoll entgegenstrahlt, war ihm leider versagt. Und an dieser verwundbaren Ferse faßte ihn sein Mißgeschick, das ihn in Verhältnisse führte, wo er, zwischen zwei mächtige Par-

teien eingeklemmt, indem er für die eine aus festester Ueberzeugungstreue, aber von leidenschaftlichem, sich selbst aufopferndem Eifer getrieben, den Kampf wagte, dieser einen zweifelhaften Sieg errang, aber nur, um an die andere verrathen und Preis gegeben zu werden, da man ihn lästig fand, und die leidenschaftlichen Ausschreitungen, unter denen er den Sieg erfochten, nicht vertreten wollte. Je mächtiger er Kraft und Trieb in sich fühlte, immer weiter vorwärts zu streben, bis zum höchsten Ziele, wo die Siegeskrone in vollster Gunst und unmittelbarstem Vertrauen Königlicher Majestät dem treuen Diener lohnt, um so ungeheurer mußte er sich erschüttert finden, als er sich in der Mitte einer mit hingebendster Aufopferung durchkämpften Bahn aus dem Bereiche Königlicher Gnade ausgeschlossen und mit Allerhöchstem Mißfallen bestraft sah. Sein Scharfsinn, der ihn schon früher zu manchem falschen Verdachte verleitet hatte, strengte sich jetzt ungemessen an, sein Unglück mit trüben Bildern zu überfüllen, ihm überall durchdachte Arglist und lauernde Feinde vorzugaukeln. Und doch lag die Schuld im Grunde nur in seiner eigenen getrübten Auffassung der Verhältnisse, da er, im heiligen Eifer, das Beste des Staates zu wirken, den Königlichen Willen treuer, als die höchsten Diener der Majestät zu erfüllen, sich völlig überstürzte. Aber auch so blieb er seinem Könige und seinem unverrückten Grundsatz treu, der im Könige den einzigen wahren Eckstein des Staates verehrt, wie bitter er sich auch durch den, wie es ihm schien, übel berathenen König mißkannt und entehrt glaubte. Die Möglichkeit, daß der König übel berathen sei, wollte er grundsätzlich nicht zugestehen, wie sehr ihn auch seine eigene Erfahrung die bitteren Folgen des wirklich stattgefundenen Falles zu lehren schien. Auch in der Wissenschaft, zu der ihn sein frischer, eindringender Blick gar sehr befähigte, riß ihn seine enthusiastische Leidenschaftlichkeit oft über die äußersten Gränzen hin, verblendete ihn in einseitiger Verkennung gegen die einfachsten Thatsachen; sein Scharfsinn ward zu häufig zu einem bitterbösen Inquisitor, der mit Schadenfreude nach Verdachtsgründen späht, um nur das ersehnte Verdammungsurtheil mit einigem Schein aussprechen zu können. Wie sehr ihn aber auch sein Mißgeschick im Staatsleben und in der Wissenschaft verfolgte, so fand er doch in schönstem Bewußtsein, in der Ueberzeugung, daß ihm die Entdeckung mancher höchst folgereichen Wahrheiten gelungen, und im Schooße seiner ihm an's Herz gewachsenen, mit einer, bei der Strenge seines Characters, wunderbaren Zartheit geliebten Familie unverwüstlichen Trost gegen die Mißlichkeiten des Lebens; doch unter den manchen Rosen, die seine Martyrerkrone durchflochten, duftete ihm keine süßer, Sinn und Herz erhebender, als Goethe's ihm geweihte Liebe und Verehrung. Möge diese als unvergängliches Denkmal einer so erfrischenden, kräftigen und tüchtigen Persönlichkeit seinen Namen der fernsten Nachwelt überliefern, welche der Treue und Characterfestigkeit des vielbegabten Mannes die verdiente Anerkennung nicht versagen wird, sollte sie auch seine politischen Grundsätze, gleich denen unseres gefeierten Dichterfürsten, entschieden verneinen.

Briefwechsel

zwischen Goethe und Staatsrath Schultz.

1.

Schulz an Goethe.

Hochwohlgeborner Herr!
Insonders höchst zu verehrender Herr Geheimer Rath!

Ew. Excellenz haben mir durch das mit einem Schreiben von Zelter erhaltene Exemplar Ihrer Propyläen einen Beweis von Geneigtheit gegeben, den ich noch nicht zu verdienen gewußt habe [1]). Mit Freude gestehe ich aber, daß ich den höchsten Werth dieses an sich überaus schätzbaren Geschenkes in die so herzlich ersehnte Veranlassung setze, Ew. Excellenz hiedurch die tiefe dankbare Verehrung zu bezeugen, die ich für mich, für die Meinigen, für den ganzen Kreis des Guten und Besten, den wir auszufüllen streben, Ihnen schuldig bin.

Mit Mühe bekämpfe ich die Rührung, die mich ergreift, so oft ich mir Ihre, uns wahrhaft heilige, Person vergegenwärtige. Es ist beseligend, sich für große Wohlthaten dankbar erweisen zu können; möchte ich immer dazu fähig sein! Aber der rechte Dank besteht doch wohl, wie alle Versöhnung und Buße, im Leben selbst; daran also wird es sich zeigen, ob das Gefühl richtig ist.

Und da belebt mich eine angenehme Hoffnung, indem ich des ernsten Antheils gedenke, welchen Ihr großes Werk: Zur Farbenlehre, in mir erregt hat. Dasselbe ist die Veranlassung zu Stu-

---

1) Zelter schreibt am 29. Juni von Weimar aus an Schulz: „Herr Geheimerath von Goethe, bei dem sich noch einige Exemplare der Propyläen vergessen haben, hat durch mich erfahren, daß Sie, lieber Freund, eines solchen Exemplars ermangeln, und so sendet er Ihnen ein solches, und wünscht, daß Sie dabei sich seiner mit Neigung erinnern sollen. Er ist erfreut über den Antheil, welchen Sie bisher an seinen wissenschaftlichen Bemühungen genommen, und wird es noch mehr sein, einen Freund, wie Sie, kennen zu lernen. Herr Buchhändler Duncker, welcher so gut ist, dies mit nach Berlin zu nehmen, wird Ihnen, was jetzt Noth oder gut ist, sagen können." Er selbst, bemerkt Zelter weiter, sei gestern von Berka an der Ilm nach Weimar zurückgekehrt, um besseres Wetter zur Fortsetzung der Reise abzuwarten; das Schwefelbad zu Berka habe er wiederholt und wohlthätig gebraucht, worüber er sich denn „kannibalisch wohl" befinde. Goethe lasse sich vom Brunnenintendanten in Berka, der zugleich Organist sei, Sachen von Sebastian Bach vorspielen, lege sich jedoch vorher zu Bette, indem er behaupte, man müsse der Bachischen Musik nicht merken lassen, daß man zuhöre, da sie für sich selbst musicire, wogegen andere Musik gern Zuhörer voraussetze, vor denen sie erscheine, um gewisse Cerviteur's und Buckinge zu machen.

dien und Arbeiten geworden, die meinem Leben gewiß längst Noth thaten und ohne die es ferner nicht mehr bestehen kann.

Mit Resultaten kann ich mich nicht rühmen; sie werden von selbst kommen oder nicht; wenn nur das Bemühen tüchtig ist. Auch schreibe ich nur flüchtig auf, was sich zeigt; in der Zuversicht, daß das, was fortzuleben Kraft und Werth hat, nicht wieder in mir untergehen wird. Gern hätte ich aber in diesen Tagen eine ausführliche Darstellung meines Fortganges in der Sache entworfen, um bei dieser Gelegenheit Ew. Excellenz geneigtes Interesse dafür zu gewinnen und mir Ihre Belehrung über manches erbitten zu können; leider verhindern die mit der Rückkehr des Hofes [1]) vermehrten Geschäfte, jetzt Hand daran zu legen. Ew. Excellenz bitte ich jedoch, mir die Erlaubniß zu einer späteren Mittheilung meiner Erfahrungen annoch gütigst vorzubehalten.

Um mit wenigem davon zu reden, erwähne ich nur, daß die physiologische Optik der eigentliche Gegenstand meiner Untersuchungen ist, und daß die physicalische Optik nur gleichsam hilfsweise, als integrirender Gegensatz jener, aufgenommen wird. Bei der redlichsten Prüfung habe ich bis jetzt überall Ew. Excellenz Darstellung der Farbenentstehung als die einzig entsprechende gefunden. Je tiefer ich eindringe, je vielseitiger der Gegenstand mir hervortritt, um so ergreifender bestätigt sich meine ursprüngliche Uebereinstimmung mit derselben. Es ist mir recht leid, daß ich mich hier nicht über das Einzelne äußern kann.

Wenn übrigens Ihr herrliches Werk von der herrschenden Zunft der Physiker so überaus bitter angefeindet wird, so ist dies wohl der Beweis, daß sie erkennen oder doch ahnden, welche Gefahr dasselbe ihnen bringt, und daß es sich hier um nichts weniger, als um eine radicale Umwälzung ihrer sogenannten Physik durch ächte Naturphilosophie, mithin geradezu um die Möglichkeit ihrer ferneren Existenz handele. Sieht man nun gar, wie ungeschickt und schülerhaft selbst diejenigen unter ihnen sich benehmen, die noch die mehrste Keckheit zeigen (z. B. Herr Pfaff [2]), dann kann man wohl des siegreichsten Erfolges Ihres Werkes im Voraus gewiß sein, wenn auch weiter nichts dafür geschähe.

Der lebhafte Unwille über die Art, wie zur Schande unserer Zeit die vornehmthuenden Physiker sich gegen Ihre Farbenlehre gebärdet haben, bewog mich zu dem Vorsatze, durch eine Critik alles

---

1) Am 7. August hielt der König seinen Einzug in Berlin. Aber nicht sowohl die hierdurch veranlaßten Geschäfte, als die endliche Entbindung von seinen Schlesischen Aufträgen und der Uebertritt zu einer anderen festen Stellung regte ihn damals lebhaft auf. Vgl. oben S. 54 f.

2) Schultz bezieht sich hier auf die Schrift des Kieler Professor Chr. H. Pfaff: Ueber Newton's Farbenlehre, Herrn von Goethe's Farbenlehre und den chemischen Gegensatz der Farben (Leipzig 1813). Vgl. Goethe's Werke B. 27, 321. 40, 41. (32, 112. 60, 62.) [21, 236 f. 39, 29 f.] oben S. 57 f.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief in's Meer,
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf?
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl ich mach' es auf!

deſſen, was davon laut geworden, zu zeigen, wie ſie dadurch nur ſich ſelbſt geſchmähet, gegen Ihre Theorie aber nicht allein keinen gegründeten Zweifel aufgebracht, ſondern ſelbſt dasjenige, was darin dunkel ſein mochte, erſt recht in's Licht geſetzt haben. Ich wollte gleichſam den Staub und Schmutz abkehren, mit dem alles Schöne und Gute täglich bedeckt wird, überzeugt, daß eine fromme Hand ſchon hiedurch ein Verdienſt erwerben könne.[1] Allein dabei bloß negativ zu Werke zu gehen, wäre für mich peinlich und wohl unthunlich geweſen; zu ſagen, was ich möchte, bin ich aber noch lange nicht fähig, und zuletzt fühlte ich, daß es mir unmöglich ſein würde, die Bosheit und Unwiſſenheit mit der Ruhe und Ironie zu behandeln, welche der Wahrheit würdig iſt. Auch ſcheint mir ein ſolches Unternehmen in der That überflüſſig. Ich habe daher die dazu verfaßten Bogen wieder weggelegt, und fahre ſtill in meinem Wege fort. Freilich, da ich weder Mathematiker noch Mediciner oder Phyſiologe bin, muß ich mir die Materialien mühſam zuſammenholen, und die Umwege und Irrwege in meinem Studium ſind nicht zu berechnen; deſto friſcher und kräftiger ſind aber dafür auch die errungenen Erkenntniſſe, und ich erfreue mich ihrer, unbekümmert um die Zeit, die darüber hingehet, oder um ihre dereinſtigen Reſultate.

Sollte mir aber etwas gelingen, was Ew. Excellenz Beifall würdig wäre oder Ihren fortgeſetzten Bemühungen ſelbſt nützlich ſein könnte, ſo würde ich ſchon darin ein hohes Ziel erreicht zu haben glauben. Wie vermöchte ich zu läugnen, daß die Einbildung, mit dem herrlichen Sinne Ihres Werkes übereinſtimmend zu denken, und die ſchmeichelhafte Hoffnung, der Ausbreitung deſſelben förderlich ſein zu können, meinen Eifer eben ſo vorzüglich belebt habe, als meine Fortſchritte in der Sache nur durch Ihr Werk erzeugt und möglich gemacht worden ſind! Ew. Excellenz gehört daher längſt alles an, was dieſe Studien mir etwa zu eigen machen. Beunruhigt mich etwas, ſo iſt es die Beſorgniß, daß ich, ungeachtet aller Mühe, meiner pflichtmäßigen Abſicht doch wenig möchte genügen können. Dies aber ſei dahingeſtellt; und ich wiederhole hier nur die Bitte, nach Zeit und Gelegenheit das mittheilen zu dürfen, was Ihrer Kenntniß und Theilnahme werth erſcheinen möchte!

Uebrigens drückt dieſes Schreiben die Geſinnungen genugſam aus, in denen ich unwandelbar zu verharren die Ehre habe

Ew. Excellenz

ganz gehorſamſter Diener
der Staatsrath Schultz.

Berlin, den 29. Juli 1814.[2]

1) Vgl. oben S. 45 ff.

2) Goethe hat eigenhändig auf dieſem Briefe den 5. Auguſt als Empfangstag bezeichnet.

2.

Goethe an Schultz.[1]

Dass Sie Sich, mein werthester, als Freund der Propylaeen erweisen macht mir viel Freude, es ist manches Haltbare darin, das gewiss mit Ihren Ueberzeugungen zusammentrifft. Eben so erkenne dankbar dass Sie meine Farbenlehre mit eignen Studien beehren. Auch mir ist der Physiologische Abschnitt, obgleich hier nur entworfen, der angelegendste (sic). Was kann uns erfreulicher seyn? als wenn wir, zur Ehre der Menschheit, dasjenige als nothwendigen Grund des Seyns und Lebens erkennen, was sonst als Mangel und Verirrung der Natur betrachtet und beseitiget worden. Mögen Sie mir einiges, auch nur aphoristisch mittheilen, so würden sie mich sehr glücklich machen. Thätige Theilnahme ist so selten. Zelter, dessen Mitleben mich auf geraume Zeit gestärkt hat, erzählt und sagt das Weitere. Lassen Sie mich in Ihrem kreise empfohlen seyn!

Goethe.

Wiesbaden d 30 Aug 1814.

3.

Schultz an Goethe.

Die gütige Erlaubniß, Ihnen, Höchstverehrter, meine Gedanken und Beobachtungen über das Physiologe der Optik aphoristisch mitzutheilen, erleichtert mir zwar diese angenehme Pflicht; sie hat aber dennoch ihre eignen Schwierigkeiten behalten.

Nach langer Unentschlossenheit habe ich mich nun, so gut als es die Muße der letzten Tage verstatten wollte, dieser Auflage durch beifolgende Skizze vorläufig entlediget;[2] sie soll Ihnen meine In-

---

1) Der Brief ist von Goethe eigenhändig geschrieben, während alle übrigen von ihm nur unterzeichnet und mit dem gewohnten „ergebenst", „treulichst" und ähnlichen Schlußformen versehen sind. Schultz erhielt ihn durch Zelter's Vermittelung, der am Morgen desselben Tages von Wiesbaden aus schreibt: „Goethe ist damit zufrieden, daß Ihre optischen Bemühungen sich auf den physiologischen Theil der Sache beziehen, und wann er aufstehen kann (gestern hat er den ganzen Tag im Bette zugebracht), wird er Ihnen etwas selber schreiben. Ich habe alle Hände voll gehabt, zu verhindern, daß vorgestern an seinem Geburtstage nicht Aufruhr in Wiesbaden werde, indem ich sagte, er gehe von dannen, wie er denn auch in Bieberich beim Herzoge von Nassau zur Tafel war. — Goethe ist eben (Mittags um zwölf Uhr) aufgestanden, um Ihnen die beiliegenden Zeilen zu schreiben. Suchen Sie doch mit Gewißheit zu erfahren, warum sein Epimenides, der von der Directien bei ihm bestellt ist, nicht aufgeführt werden ist, damit Sie mir's gleich sagen können, wenn ich nach Berlin komme." Goethe's Brief ist ganz buchstäblich getreu, mit allen Eigenheiten der Urschrift, abgedruckt.

2) Vgl. oben S. 58 f.

tention, und zwar, wo möglich, im ganzen Umfange, darſtellen. Es wird Ihnen nicht entgehen, in wie fern das Unvollkommne in der Flüchtigkeit des Entwurfs oder in dem Mangelhaften meiner Kenntniſſe und Einſichten oder in der falſchen Richtung der Sache ſelbſt beruhet. Sollte das Mitgetheilte nicht zu ſchwerfällig und lang werden, mußte ich vorgreifen, überſpringen, durchhauen. Doch liegt die Abſicht vor Augen, und wie weit ich mir ſelbſt deutlich bin oder nicht. Die Sache iſt gewiß nicht ganz leer.

Scheint es Ihnen werth, darauf einzugehen, ſo hoffe ich von Ihrer Güte belehrende Erinnerungen, um nach und nach mich klärer auszuſprechen, das Falſche zu berichtigen, das Unvollſtändige zu ergänzen. Die Eintheilung des Aufſatzes in §§. wird die Beziehungen für dieſen Zweck erleichtern.

Es war mir faſt ängſtlich, auf die verdienſtvolle Behandlung des Gegenſtandes in Ihrer Farbenlehre nicht näher eingehen zu können; der Entwurf wurde ohnehin für eine beſchränkte Muße, bei dem dringenden Verlangen, dieſe Mittheilung nicht weiter aufzuſchieben, zu ausführlich, zumal bisher faſt nichts aufgezeichnet war, und daher alles erſt geſammelt und von Neuem geprüft werden mußte. In der Folge hoffe ich mit Bequemlichkeit jedes Beſondere zur Sprache bringen zu können. Wahr iſt es daneben, daß Ihr herrliches Werk mir ſeit einiger Zeit beinahe wieder fremd geworden iſt, indem ich zu eifrig die eignen Spuren verfolgte, auf welche daſſelbe mich gebracht hat. In dieſem Winter gedenke ich mich abermals vollſtändig damit bekannt zu machen, und erfreue mich im Voraus eines erhöheten Genuſſes daran.

Im Uebrigen muß dieſes Studium für jetzt, um die Geſundheit, beſonders die der ermüdeten Augen, zu ſchonen, eine Weile ruhen, und werde ich im Winter nichts weiter als die Anatomie der Sinneswerkzeuge treiben.

Hiebei iſt die Wiederholung wohl überflüſſig, daß Ihnen alles und ganz gewidmet iſt, was ich etwa durch dieſe Arbeiten erreiche. Mögen Sie alſo davon verwerfen, billigen, gebrauchen, was und wie es Ihnen gefällt! ich finde Beruf, darin treu fortzufahren.

Zelter hat uns oftmals mit Erzählungen von Ihrer Perſon wohlgethan. Er kam ſehr erfriſcht zurück, und wir erkannten, daß er uns während der Abweſenheit mehr gefehlt hatte, als wir damals wußten. Möchte unſere Liebe und Theilnahme ihm werth genug ſein, um ſich unter uns nicht verlaſſen zu fühlen! Die Welt ſucht freilich, hier, wie überall, nur ſich ſelbſt!

Mit heißen Wünſchen für Ihr Wohlergehen, bleibt Ihnen innigſt ergeben

Schulz.

Berlin, den 27. November 1814.

4.

Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz von dem weiteren Fortgange meines optischen Studiums einmal wieder Nachricht zu geben, hat mir Pflicht geschienen; die Umstände wollen aber nicht, wie ich wünschte, gestatten, solche mit einem Abrisse der etwanigen Resultate zu begleiten. Je tiefer man in das Wesen der Sache eindringen will, um so gedrängter widersteht es; da muß man denn, um sich gehörig zu äußern, und bessere Gelegenheit zu ersehen, der Sache beizukommen, in's Weite und Breite, und die Mittheilung wird täglich schwieriger.

Seit Abfassung des im November 1814 [1]) übersandten Heftes habe ich mir auferlegt, sorgfältiger als bis dahin sowohl eigne Gedanken, als litterarische Vorkommnisse zu verzeichnen; wodurch sich meine Papiere so über Erwartung vermehrt haben, daß ihr Umfang bald der Ausarbeitung hinderlich werden dürfte.

Im Ganzen haben die fortgesetzten Untersuchungen an dem, was ich zu behaupten wagte, wenig geändert, zu meiner Verwunderung; denn ich war meiner Sache in manchem Wesentlichen nicht gewiß, und mußte besorgen, stark gefehlt zu haben. Was ich jetzt nachzutragen hätte, wären daher weniger Berichtigungen, als Erweiterungen. Um zunächst zur genügenden Erklärung aller physiologen Farbenerscheinungen zu gelangen, bin ich genöthigt gewesen, obwohl ich es gern noch vermieden hätte, der Erklärung der Farbenerscheinung überhaupt näher zu treten. Wie weit ich hiebei auch fürchtete, auf meinem Wege von dem Ihrigen entfernt zu werden, sah ich mich doch bald zu freudigem Erstaunen mit Ihnen gänzlich zusammen treffen. Es kommt nur auf Veränderung des Ausdrucks, auf gegenseitige Durchdringung der Vorstellungen an, um sich zu überzeugen, daß beide ineinander fallen. Die Entdeckung, was das Trübe sei, und wie es, nach meiner wie nach Ihrer Vorstellung, nothwendig Farbe erzeuge, ja selbst, wie, nach gleichem Gesetze, jedes Mittel, und insbesondere wie das Auge Farben hervorbringen müsse, hat mir innige Freude verursacht; noch aber muß ich davon schweigen: es möchte mir ergehen, wie dem vorlauten Schatzgräber.

An litterarischen Entdeckungen und Ergötzungen aus mittlerer und neuerer Zeit hat es zur Aufmunterung auch nicht gefehlt, und es wird sich daraus fernerer Nutzen ziehen lassen; aber zu Gesammturtheilen, wie Ihr historisches Werk sie fordert, finde ich mich noch lange nicht reif, und schwerlich dürfte ich der Hoffnung entsprechen können, welche Sie hierüber in der mir durch Zelter gütigst mitgetheilten Briefstelle mehr Ihrer gewogentlichen Nachsicht als meinen Kräften gemäß äußern. [2]) So lange ich selbst nicht

1) Vgl. Nro. 3 Note 2.

2) Vgl. Goethe's Brief an Zelter vom 27. December 1814 nebst der Beilage.

mit meiner Arbeit über die Sache zufrieden bin, scheint die Beurtheilung fremder Werke von bedeutendem und eigenthümlichem Verdienste precär, und will mir nicht genügen.[1])

Zuletzt habe ich erfahren müssen, unwiderstehlich in die Irrwege der Psychologie hineingezogen zu werden, und ich bin diesem Zuge um so lieber gefolgt, als er mich einem Ziele zu nähern verspricht, welches längst für mich den höchsten Werth hatte. Ist es damit auch Täuschung, so wird das Dunkel, in das ich mich vertiefe, schon an sich auf das innere Auge wohlthätig wirken, und es von Neuem zu reinerem Unterscheiden der Gegenstände stärken.

In der vorerwähnten Briefstelle äußern Sie den Wunsch, mein Heft als vorläufigen Entwurf dem Drucke übergeben zu dürfen.[2]) Ich konnte damals nicht darin einstimmen, weil ich das Mangelhafte der Arbeit fühlte, ohne darüber hinweg zu sein, und daher die Sache zu compromittiren fürchtete. Diese Besorgniß ist durch neuere Fortschritte geschwunden; ich könnte zwar manches berichtigen, mehreres hinzufügen, aber warum so ängstlich sein und nicht lieber zurückhalten, was doch zu gänzlichem Verständniß noch nicht reif ist? Dagegen habe ich jetzt die nahe Vermuthung, daß manches von dem, worauf ich, der Folge wegen, Werth legen muß, von unreinen Händen aus dem genetischen Zusammenhange herausgerissen und unwürdig zugerichtet, in's Publicum treten möchte, und dies läßt mich wünschen, daß Sie noch jetzt den Abdruck jenes Heftes für gut halten mögen; in welchem Falle ich nicht nur darein willige, sondern die etwanigen Unkosten davon gern übernehme. Ich hätte dabei nur die Bedingung zu machen, daß das Schriftlein ohne meinen und des hiesigen Orts Namen bleibe, daß jedoch in einem kurzen, gleichfalls anonymen Vorworte bemerkt werde, wie dasselbe zwar im November 1814 als vorläufige Mittheilung verfaßt, jedoch erst jetzt der Abdruck davon beschlossen sei, nachdem der Verfasser in der Sache weiter fortgeschritten, und durch neue Entdeckungen Wahres und Falsches in jenem Entwurfe reifer zu beurtheilen sich im Stande geglaubt habe, nunmehr aber Beides dem Publicum überlasse, da ihm der Irrthum nur für die Unberufenen gefährlich, die Wahrheit aber für die Berufenen willkommen erscheine, eine Bearbeitung, die das Ganze umfasse, aber, si dii lavent[3]), erst das Werk künftiger Jahre sein könne.

Es ist wohl sehr unbescheiden, daß ich, in der Voraussetzung, die Ihnen überschickte Abschrift des Heftes befinde sich noch in

1) Goethe rühmt an Schulz in der angeführten Beilage „die größte Aufmerksamkeit auf sehr zarte im Subject vorgehende Erscheinungen, Scharfsinn ohne Spitzfindigkeit, dabei große Belesenheit, so daß es nur von ihm abhängt, meinen hinterrücken Theil höchst schätzbar zu bereichern".

2) „Wenn ich die Erlaubniß von ihm (Schulz) erhalte, den Aufsatz drucken zu lassen, so wird er gewiß auch schon in seiner jetzigen Gestalt, als Entwurf, sehr wirksam werden."

3) Wenn die Götter gewogen sind.

Ihren Händen, und da ich solches aus meinem Concept, das seitdem durch Bemerkungen und Einschaltungen wesentlich verändert worden, kaum wiederherstellen könnte, die Bitte wage, den Abdruck aus jener Abschrift, unter Vorbemerkung des Angedeuteten, besorgen zu lassen.

Gewähret dieses Jahr, wie ich hoffen kann, mir dauerndere Gesundheit, als das vergangene, so wird sich wohl Zeit finden, wieder etwas im Zusammenhange aufzustellen, und werde ich es ferner als besondere Gunst des Schicksals ansehen, Ihnen davon Mittheilung machen zu dürfen.

In tiefster Verehrung Schultz.

Berlin, den 23. Februar 1816.

5.

Goethe an Schultz.

Der Antheil, welchen Ew. Wohlgeboren an chromatischen Untersuchungen, mit solcher Eigenthümlichkeit und liebevoller Schärfe und Genauigkeit, genommen haben, ist mir diese ganze Zeit her nicht aus dem Sinn gekommen; denn ich hätte nichts mehr wünschen können, als Sie auf diesen Wegen fortschreiten zu sehen.

Da die Sprache das Organ gewesen, wodurch ich mich während meines Lebens am Meisten und Liebsten den Mitlebenden mittheilte, so mußte ich darüber, besonders in späteren Zeiten, reflectiren, und hiebei hat mir's niemals an trefflichen Freunden gefehlt, die, zu Forschern in diesem Fache berufen, großen und anhaltenden Fleiß darauf verwendeten. Wenn ich nun gleich, nach meiner eingebornen Art und Unart, auf Correctheit und Reinlichkeit niemals genugsamen Fleiß zu wenden im Stande war, so habe ich doch auf's Deutlichste begreifen lernen, daß die Sprache nur ein Surrogat ist, [1]) wir mögen nun das, was uns innerlich beschäftigt, oder das, was uns von außen anregt, ausdrücken wollen.

Auf meinem Wege bin ich dieser Unzulänglichkeit der Sprache nur allzuoft gewahr worden, und habe mich dadurch abhalten lassen, das zu sagen, was ich hätte sagen können und sollen. Ich durfte nur der Zeit vertrauen, daß diese redlichen Ausdrücke eines Einzelnen von Mehreren würden verstanden, d. h. in ihre Sprachen übersetzt werden.

Jene Scheu, deren ich mich eben anklage, überwand ich zu Liebe der Farbenlehre, die mich viele Jahre beschäftigt hatte, und ich ließ mich nicht irren, daß die ganze physische Welt in hergebrachten hohlen Chiffern zu sprechen gewohnt ist, deren Abraca-

1) „Leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate: er denkt und weiß es meistentheils besser, als er sich ausspricht", äußert Goethe in den Maximen und Reflexionen.

dabra ihnen die Geister der lebendigen Natur, die überall zu ihnen spricht, möglichst vom trocknen dogmatischen Leichnam abhält.

Ew. Wohlgeboren überzeugen sich nun, wie erfreulich mir Ihre lebendige Theilnahme geweien, und wie gern ich mit Ihrem Heft, das sich bei mir gewiß nicht verlieren konnte, eine freundliche Unterhaltung wiederholt angeknüpft habe. Denn ob ich gleich öfters in ganz fremde Regionen mich verlor, so trägt man doch immer, Gott sei Dank! das Auge mit sich, und so kann man denn auch Licht, Finsterniß, Helle, Schatten, Durch- und Undurchsichtiges, Trübe und die Belebung von allen diesen, die Farbe, nicht los werden.

Geschieht es mit Ihrer Einwilligung, so sende ich das Mscpt an Herrn Schweigger nach Nürnberg zu seinem Journal. Sollte dieser, wie ich zweifele, irgend ein Bedenken haben, so würde man es alsdann leicht zum Druck befördern, welches kein großer Aufwand wäre, und man könnte dieser Erscheinung immer eine theilnehmende Aufmerksamkeit versprechen. Das kleine Vorwort würde ich nach Ihrem Wunsche besorgen, und erwarte deshalb gefällige Beistimmung.[1] Möchte ich doch auch von Ihrer Gesundheit das Beste hören![2]

ergebenst Goethe.

Weimar, den 11. März 1816.

6.

Schulz an Goethe.

Ew. Excellenz geneigte Absicht, meinen kleinen Beitrag zur Optik in dem Schweigger'schen Journal abdrucken zu lassen, entspricht ganz meinen Wünschen; sollte es nicht sein können, so bin ich im Voraus mit jedem anderen Auswege zufrieden, den Sie wählen möchten, indem ich mich beschämt fühle, Ihnen damit die mindeste Beschwerde zu verursachen. Die vorfallenden Unkosten wird mir die Buchhandlung, welche den Druck besorgt, berechnen können.

So wahr, wie Sie sagen, das Auge uns nicht ruhen läßt,

---

1) Beim Abdrucke fügte Goethe statt eines Vorwortes folgende Bemerkung am Schlusse hinzu (vgl. oben Nro. 4 S. 130): „Vorstehender Aufsatz war schon im November 1814 geschrieben, sodann zur Prüfung Freunden und Forschern mitgetheilt, und obgleich der Verfaßer seit der Zeit neue Bemerkungen gemacht, abweichende Ansichten gewonnen, so bringt man dennoch einen unveränderten Abdruck einstweilen ins Publicum, mit dem Wunsche, durch Theilnahme der Kenner eine umfassendere Bearbeitung erleichtert und befördert zu sehen."

2) Zelter hatte am 18. Februar an Goethe geschrieben: „Staatsrath Schulz ist brustkrank, und ich fürchte für sein schönes Leben."

die Betrachtung der Gegensätze, die das Leben beleben, immer von Neuem anzugehen, so ist es doch fast betrübend, zu bemerken, wie die Welt seit hundert Jahren, dieser natürlichsten Aufforderung entsagend, in dumpfer Zufriedenheit mit einem ihr aufgedrungenen Scheinlichen dahin lebte. Ich selbst erinnere mich an mir selbst dieses dumpfen, doch unbefriedigten Zustandes bis zur Erscheinung Ihrer großen Werke. Ihre Beiträge,[1] die in einer undankbaren Zeit erschienen, waren mir leider unbekannt geblieben. Seitdem hat sich die wissenschaftliche Behandlung der Natur einer großen Veränderung genähert; daß ihre Zeitigung später eintritt, als man wünschte, sei ein gutes Zeichen für den Ernst und die Bedeutung des Vorganges. Auch kann man sich damit beruhigen, wenn um uns her geistreiche freie Männer, die sonst nicht träge sind, über den durch Ihr Werk begonnenen Kampf, wo nicht gleichgültig, doch so unantheilnehmend sich zeigen, daß schon die Mühe, den Streitpunct richtig zu fassen, ihnen zu viel ist, und von dem sonst lebhaft empfundenen Reize Ihrer Darstellung nicht zu benegen war. Ist nicht das Leben selbst für den Blinden an Herrlichkeiten reich genug, um ihn ganz zu beseligen? Doch bin ich fast erschrocken und zugleich erfreut gewesen, als mir vor einigen Tagen Schinkel,[2] einer unserer lebendigsten Köpfe, der, als fleißiger Landschaftsmaler, viel über Farbe zu denken und gedacht hat und den ich, um zu lernen und zu genießen, oft darüber angeregt, seine gänzliche Unbekanntschaft mit Ihrer Farbenlehre darlegte, und in Erstaunen gerieth, da ich ihm eines und das andere daraus mit zutheilte. Haben solche Leute noch nicht an der Sache Theil genommen, was steht da noch zu erwarten, wenn es geschieht! Recht unwillkommen war in der großen Erwartung, welche Ihr Werk erregte, die Erscheinung der Malus'schen Polarisirungslehre,[3] welche den Atomistikern von der wichtigsten Bedeutung sein und ihre Aufmerksamkeit von der wahren Ansicht der Farbe von Neuem durchaus ablenken mußte. Wie gleich Anfangs zu hoffen stand, scheint indeß die Wahrheit nur desto vollständiger an den Tag zu kommen. Der Irrthum der Französischen Ansicht kann nicht mehr länger währen. Seebeck[4] hat bedeutende, überaus dankenswerthe

1) Beiträge zur Optik. Erstes Stück 1791. Zweites Stück 1792. Vgl. oben S. 18.

2) Seit dem Mai 1815 Geh. Oberbaurath zu Berlin. Im Jahre 1805 von Paris nach Berlin zurückgekehrt, hatte er in den traurigen Jahren der Preußischen Hauptstadt sein Leben als Landschaftsmaler gefristet.

3) Der betreffende Aufsatz von Etienne Louis Malus erschien zuerst im Augusthefte 1811 der Annales de Chimie, übersetzt in Gilbert's Annalen im Januarheft 1812. Vgl. Goethe B. 3, 279. 37, 319 f. 150, 70. 55, 8; [3, 261. 28, 267 f.]

4) Th. J. Seebeck, Dr. med., geboren zu Reval am 9. April 1770, lebte als Privatmann zu Bayreuth, Jena und Nürnberg. Seit 1806 hatte er unserem Dichter bei seiner Farbenlehre sehr wesentlichen Beistand geleistet. Das

Schritte gethan, um diese Lehre auf den wahren, einfachen Ausdruck aller Lehre vom Lichte zurückzuführen; jetzt werden wir erst erfahren, was Brechung, und kann endlich, was Spiegelung des Lichts ist, woraus sich alles andere entfaltet.

Mitten unter diesen größeren Regungen nehmen sich fast possierlich die Angriffe aus, die einige Englische Physiker, nicht von der herrschenden Partei, gegen ihren Nationalheiligen Newton zu wagen nicht lassen können. Das Monthly Magazine von 1814 und 1815 enthält mehrere solche Aufsätze.[1] Hin und wieder nessen sie ihm ganz auf den rechten Fleck, wie auch Comparetti[2], allemal aber mit Entschuldigungen und Betheuerungen des unwankelbarsten Respects; summirt man alles Einzelne, so ist die Größe, die sie ihm noch fortwährend beilegen, in der That schon negativ.

Ehrerbietigst verharrend Schultz.

Berlin, den 6. April 1816.

7.

Goethe an Schultz.

Ew. Wohlgeboren erhalten in einiger Zeit ein Dutzend Exemplare von dem bedeutenden und werthen Aufsatz, den Sie mir früher anvertrauten.[3] Bei meiner Anwesenheit in Jena konnte ich den Abdruck in das Schweigger'sche Journal, welches gegenwärtig hier redigirt wird, befördern. Ich habe für dessen möglichste Correctheit gesorgt, auch gegen den Schluß zu eine Stelle verändert und statt „auf den Würfeln" „beim Würfeln"[4] gesetzt. Die Sache verhält sich, wie ich mich deren erinnere und sie auslege, folgendermaßen: Ein König von Frankreich würfelt mit seinen Hofleuten auf einem rothsammtnen Teppich. Der König sieht scharf auf die Würfel, wie beim Zusammenzählen geschieht. Der Gegenspielende nimmt die Würfel schnell weg, und der König, der den Ort, wo sie gelegen, noch immer fixirt, sieht die Spectra derselben dunkelroth,

---

Institut de France erkannte ihm am Anfang dieses Jahres die Hälfte eines über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung ausgelegten Preises zu, worüber Seebeck selbst in Goethe's erstem Hefte zur Naturwissenschaft S. 17 ff. berichtet. Im Jahre 1819 ward er zu Goethe's Freude zum Mitgliede der Berliner Academie ernannt.

1) Es ist März, April- und Augusthefte 1814. Vgl. Loebel an Goethe Nro. 408. Der folgende Jahrgang enthält mehreres über das Gelerit, besonders bei den Alten.

2) Vgl. unten Nro. 13.

3) Schon am 21. Mai bat Goethe Zelter, er möge Schultz die Mittheilung machen, daß der Aufsatz in Schweigger's Journal, welches Döbereiner in Jena zur Zeit redigirte, abgedruckt werde.

4) Vgl. § 99.

und hält ſie für Blutstropfen.[1]) Der Verſuch iſt leicht nachzumachen. Der Sammt darf nicht allzu dunkel ſein.

Ich wünſche, daß Sie die intereſſante Region des Farbenſpiels nicht verlaſſen, ſondern mir von Zeit zu Zeit neue Bemerkungen mittheilen mögen.

Die von Seebeck entdeckten entoptiſchen Farben[2]) haben mich ſehr beſchäftigt. Mir ſcheint, daß man hier dem Geheimniß der phyſiſchen Farben mehr auf die Spur kommt.

Möge ich bald vernehmen, daß Sie ſich wohlbefinden und meiner freundlich gedenken.

ergebenſt Goethe.[3])

Jena, den 25. Mai 1816.

8.

Goethe an Schultz.[4])

Ew. Wohlgeboren erhalten hiebei einige Abdrücke des ſchätzenswerthen Aufſatzes.[5]) Möchten Sie geneigt werden, in der Sache fortzuarbeiten; denn ſchwerlich möcht Jemand im Stande ſein, den Faden da wieder aufzufaſſen, wo Sie ihn niedergelegt haben. Leben Sie recht wohl und bleiben meiner vorzüglichen Hochachtung und Theilnahme verſichert!

Goethe.

Weimar, den 8. Juni 1816.

---

1) Goethe läßt ſich hier durch ſein Gedächtniß täuſchen. König Heinrich IV. ſoll, als er mit dem Herzog von Guiſe kurz vor der Bartholomäusnacht Würfel ſpielte, Blutstropfen auf den Würfeln geſehen haben, welche, ſo oft ſie abgewaſchen wurden, immer wieder erſchienen. So führt Pequelin in den Memoires de l'Academie de Berlin 1771 die Geſchichte nach Voltaire (Essai sur l'histoire générale 142) an. Etwas anders lautet ſie bei de Thou (Historiae sui temporis CXXII. p. 612 ed. Francof. 1621) und Daniel (Histoire de France XII. p. 270).

2) Vgl. Goethe's Abhandlung über die entoptiſchen Farben Nro. II.

3) Dem Briefe liegt eine Karte bei, worauf die Worte ſtehen: „Die Farben der organiſchen Körper. Wiſſenſchaftlich bearbeitet von F. S. Voigt. Jena 1816. Herrn Staatsrath Schultz zu empfehlen, als ein recht glücklicher Anfangs- und Einleitungsverſuch."

4) Vor zwei Tagen hatte Goethe ſeine innigſt betrauerte Gattin verloren. Im Briefe an Zelter vom 8. Juni, den er dem Pakete an Schultz beilegte, bemerkt er: „Wenn ich dir, derber, gerüſteter Gebirnſohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in dieſen Tagen verlaſſen, ſo weißt du, was es heißen will."

5) Im „neuen Journal für Chemie und Phyſik, herausgegeben von J. S. C. Schweigger" XVI, 2, 121—157.

Was ist das? Gott im Himmel! schau,
So was hab' ich mein' Tage nicht gesehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn!
Wie sollte mir die Kette stehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

Sie putzt sich damit auf und tritt vor den Spiegel.

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man sieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein man läßt's auch alles seyn.
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach wir Armen!

9.

Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz haben mich durch die gütigen Schreiben vom 25. v. und 8. d. M. und durch die geneigte Besorgung des Abdrucks meines kleinen Aufsatzes von Ihrer unermüdlichen, liebreich fördernden Thätigkeit von Neuem auf das Lebhafteste überzeugt so daß ich nicht weiß, wie ich mich dafür werde dankbar bezeigen können. Seit dem Empfange des erstgedachten Schreibens verdoppelte ich das Bemühen, worauf ich längst schon manche Stunde verwandt hatte, aus reinen geschichtlichen Quellen möglichst viele der verschiedenartigen Fälle, in welchen sich durch Vision Blut gezeigt hat, aufzusuchen, und die Erklärung derselben aus den verschiedenen physiologen Ursachen, welche mein Aufsatz mehr oder weniger bestimmt nachweiset oder andeutet, mit Hilfe der Critik zur sicheren Erkenntniß zu bringen. Allein es glückt mir nicht damit; die mehrsten aufgefundenen Fälle der Art sind durch crassen, ja materiellen Aberglauben so verdunkelt und verfindelt, daß es nicht belohnt, darüber zu conjecturiren; nur wenige sind zu solcher Bearbeitung reif, und weil ich inzwischen meine Zeit mit viel unnützen Sachen verloren habe, kann ich mir diesmal nicht mehr das Vergnügen machen, Sie davon ausführlicher zu unterhalten.[1]) Doch müssen Sie wissen, warum Ihr Schreiben mich zu dieser Nachforschung näher angetrieben hat. Der Fall, dessen Sie erwähnen, wo ein König von Frankreich beim Würfeln auf einem rothen Teppich, als die Würfel vor seinen Augen rasch weggenommen wurden, Blutstropfen sah, ist an sich eben so wahr, als schon erzählt, mit der Ausnahme, daß der König nicht, wie Sie sagen, scharf, sondern vielmehr starr, mit abwesendem Geiste, hingesehen hat. Dieser Fall entspringt aus der in meinem Aufsatze §§. 47 und 50 ausgeführten Umkehrung des Farben-, Licht- und Schattenverhältnisses, wovon §. 109 die erste mir deutlich gewordene Erfahrung in Beziehung auf den vorhergehenden §. 99 erzählt.

Derselbe ist aber wesentlich von der physiologen prismatischen Farbenerscheinung verschieden, welche ich in der Reihe der Erscheinungen habe voranstellen müssen, weil mit Hilfe derselben die Umkehrung erst weiterhin erklärt werden kann, weil sie der Erfahrung nach sich früher als diese einstellt, und auch mir früher deutlich geworden ist, obwohl sie freilich, bei ihrer großen Zartheit, den mehrsten Augen lange fremd bleiben dürfte. Diese §§. 35 bis 39 ausgeführten prismatischen Farben sind es, deren Vorkommen und

1) Ausführliche Zusammenstellungen der meisten blutigen Erscheinungen hat neuerdings Ehrenberg gegeben, und den physischen Grund derselben nachgewiesen. Vgl. die Abhandlungen der Berliner Academie 1847 S. 269 ff. 327 ff. und den Monatsbericht derselben 1850 S. 250 ff.

pſychologe Bedeutſamkeit ich §. 99 angezeigt, und aus welchen ſich die dort erwähnten blutigen Schriftzüge und die Blutstropfen auf den Würfeln ergeben. Sollte Ihnen dieſes aus Schwarz auf weißem Grunde ſubjectiv entſtandene prismatiſche Roth nicht vor eignen Augen erſcheinen, ſo werden Sie es wenigſtens aus Ihrer phyſicalen Theorie vollkommen deutlich erkennen, welche in der Darſtellung dieſes Roth einen auffallenden Vorzug vor Newton's einſeitigem Syſteme entwickelt hat.

Eine dritte Art des Blutſehens iſt gleichfalls phyſiolog, und entſteht durch die Blendung; eben dieſe Blendung iſt oft die mehrentheils verkannte Urſache des röthlichen Tones der Landſchaften. Sie wird meiſtens verwechſelt mit einem vierten, jedoch weder phyſiologen noch überhaupt ſubjectiven, ſondern objectiven, rothfärbenden Phänomene, dem dioptriſchen der erſten Glaſſe nach Ihrem Entwurf (I. §. 134). Es erfordert einen Kenner beider Fälle, um aus der Beleuchtung und dem Standpuncte zu entſcheiden, ob in dem röthlichen Tone einer Landſchaft im Gemälde Wahrheit iſt. Dieſe ſich ſo leiſe berührenden, in ihrer Verſchiedenheit ſo bedeutenden Erſcheinungen, nicht bloß aus individueller Erfahrung, ſondern aus welthiſtoriſchen Quellen vor den Augen der Welt klar hervorgehen zu laſſen, wäre nun mein Wunſch. Und hier erwähne ich nur noch, daß mir die nächſte Veranlaſſung zu dieſem hiſtoriſchen Forſchen aus der animoſen und ungerechten Recenſion des Herrn A. W. Schlegel über einen Aufſatz des Herrn J. Grimm [1]) in den altdeutſchen Wäldern (Heidelberg. Jahrb. Auguſt 1815) zugekommen iſt. Hätte dieſer große Kritiker ſich irgend mit phyſiologen Farbenerſcheinungen bekannt zu machen geſucht, etwa nur den §. 45 Ihrer Farbenlehre eingeſehen, ſo würde er von der Bedeutung deſſen, worüber er hier ſo vernehm, hart, ungläubig abſpricht [2]), wenigſtens eine Ahndung erhalten haben, die ihm Scheu vor dem Unbekannten geboten hätte, und wenn Herr Grimm vielleicht über manches unverſtandene Gerede zurecht gewieſen zu werden verdiente, ſo hatte er doch ein achtungswerthes Gefühl des Wahren. Dieſer Fall iſt in ſeiner Vielſeitigkeit zu intereſſant, als daß ich ihn in der Folge übergehen könnte.

Um Sie nicht zu ermüden, ſchließe ich. Noch beſonderen Dank erfordert aber die Sorgfalt, die beim Abdruck meines flüchtigen Aufſatzes auf Correctheit verwandt werden, und ich ängſtige mich um ſo mehr, hier mit einem Sündenregiſter hervortreten zu müſſen, welches allein auf meine Rechnung kommt. Dieſe Fehler beruhen unfehlbar in der Ihnen zugeſandten Abſchrift, und ſind mir dadurch

---

1) Commentar zu einer Stelle im Parzival.

2) Schlegel bemerkt: „Bei dieſer Gelegenheit hat nun Herr J. Grimm allen Schnee aufgeſtöbert, auf den jemals in der Welt Blutstropfen gefallen ſein ſollen. — Der Verfaſſer hat wirklich ſo viel Weiß, Roth und Schwarz angehäuft, daß einem dabei grün und gelb vor Augen wird.“ Und in dieſer fade witzelnden Weiſe fährt Schlegel weiter fort.

erklärlich, daß ich wegen drängender Umstände solche fertigen lassen mußte, ohne daß das Concept vollendet und überall durchgesehen war. Es ist wohl Pflicht, solche im nächsten Stücke des Journals anzuzeigen und zu entschuldigen, weshalb ich bitte, dieses Blättchen der Redaction gütigst zukommen zu lassen.[1]

In tiefster Ehrfurcht Schulz.

Berlin, den 29. Juni 1816.

10.

Schulz an Goethe.

Ew. Excellenz überbringt diese Zeilen der Geh. Oberbaurath Schinkel, welcher in Höchsten Aufträgen, die Erwerbung der Boisserée'schen Gemäldesammlung betreffend, nach Heidelberg reiset. Da ihm sehr daran gelegen sein muß, über diesen wichtigen Gegenstand von Ihnen eine geneigte Belehrung zu erhalten, so hofft er auf das Glück, Ihnen persönlich aufwarten zu dürfen, welches ich ihm, als meinem lieben Freunde, um so mehr von ganzem Herzen wünsche, als ich überdem nicht bezweifele, daß seine schätzbare Persönlichkeit Ihnen seinen Besuch angenehm machen wird.

Es liegt mehrentheils in der Eigenthümlichkeit seines reinen Kunststrebens, daß in den zahlreichen Werken, welche Schinkel mit unglaublicher Schnelligkeit im landschaftlichen Fach leistet[2], Farbe und Ton gegen die fast durchaus verdienstvolle und geniale Erfindung noch immer sehr zurückstehen; denn die Ursache davon ist, daß er sich zur tekten Nachahmung unfähig fühlt, und selbst das Vollkommenste nicht nachahmen mag und kann. Nur was er mit eignem Sinn wahrgenommen und empfunden, vermag er darzustellen; allein wie aufmerksam er auch die Natur studirt, wie vertraut er sich mit der Bedeutung ihrer Erscheinungen zu machen sucht, so ist sie in unseren Gegenden doch zu ungünstig, um ihn wesentlich fördern zu können, ja er verfehlt, bei seiner lebhaften Auffassung, eben deshalb oft das Ziel. Wiese ein gütiges Schicksal ihm den Aufenthalt unter einem schöneren Himmel an, entfernt von hin- und hertreibenden Störungen und Anforderungen der Welt, so würde dieses bedeutende und durchaus zum Bedeutenden geneigte Talent seinem Streben leichter genügen können.

---

1) Ein Blättchen liegt bei, welches mit der Bitte um geneigte Entschuldigung folgende sinnstörende Druckfehler angibt, S. 140, 12 A. v. statt A d., 13 A. d statt A c., 15 kleiner statt größer, 16 Abstand statt Abstand sie fordert, 21 größer, als der Abstand statt kleiner als der Abstand sie fordert, S. 141, 5 v. u. klein statt groß.

2) Seit dem Jahre 1808 malte Schinkel unter anderen die ganz Berlin entzückenden Dioramenbilder für die Weihnachtsausstellungen von Gropius.

Die Schrift des Herrn Voigt über die organischen Farben, auf welche Sie die Güte gehabt haben, mich aufmerksam zu machen[1]), enthält einen Schatz von wohlgeordneten Materialien, deßen Werth ich um so höher anschlage, je mehr mir dieser Reichthum des Lebens der Natur bisher fremd geblieben war. Die ruhige, redliche Beobachtung, wie sie sich in diesem Werke ausspricht, leistet zum Verständniß der Erscheinungen gewiß das Meiste, und es ist nichts so sehr zu wünschen, als daß dieser Weg immer allgemeiner möge betreten werden. Eine andere Schrift, die ich in dieser Stunde von der Buchhandlung zugeschickt erhalte: **Ueber das Sehen und die Farben**, von Schopenhauer, erregt große Erwartung; ich bin sehr begierig, sie befriedigt zu finden. Die Behauptung, die ich blätternd darin antreffe, daß aus zwei entgegengesetzten Farben das Weiße hergestellt werden könne, macht mir aber bange, daß der Verfaßer aus Mangel an ruhiger Beobachtung fehlgegangen sein möchte; denn aus Schatten läßt sich doch ein- für allemal kein Licht machen. Immer ist es erfreulich zu bemerken, daß Ihre mannhafte Bekämpfung der Newton'schen Irrlehre von so manchen Seiten dankbar anerkannt und die dadurch gewonnene Freiheit der Ansicht für eines der lebendigsten Gebiete der Natur mehr und mehr benutzt zu werden anfängt.

Ehrerbietigst verharrend Schultz.

Berlin, den 6. Juli 1810.

11.

Goethe an Schultz.

Ew. Wohlgeboren Verzeichniß der typographischen Sünden in unserem Abdruck hat mich wirklich erschreckt, und ich konnte mich nicht beruhigen, bis ich in Jena, wo das Manuscript geblieben war, fand, daß dieses die Schuld trug. Das ist aber nur ein leidiger Trost; mit einen paar Cartonen wäre der Sache abgeholfen gewesen.

Merkwürdig ist es, daß im Schreiben, besonders aber im Abschreiben, oft, bei vielem Wiederholen derselben Sache, das Entgegengesetzte geschrieben wird. So emendirte ich, bei Uebersetzung des Theophrastischen Farbenbüchleins, Schwarz in Weiß, oder umgekehrt, ich erinnere mich selbst nicht mehr.[2]) Unser Freund

---

1) Vgl. oben S. 141 Note 3.

2) VI. 71 las Goethe *heraus weiße* statt *nähre schwarze*, aber diese Verbesserung machte vor ihm schon Sylburg. Der neueste Herausgeber des Aristotelischen, von J. G. Schneider dem Theophrast zugeschriebenen Büchleins περὶ χρωμάτων, A. Prantl, glaubt mit Recht der verderbenen Stelle auf andere Weise aufhelfen zu müssen. Vgl. Goethe's Erzählung im Briefe an Schiller Nro. 841.

Wolf freute ſich darüber. Er habe, ſagte er, zum Spaß ſchon einmal ſeinen Schülern vorausgeſagt, daß dergleichen Emendationen vorkommen würden. Dabei will ich nicht verhehlen, daß gerade dieſe Stelle [1]) und die darauf bezüglichen mir trübe geblieben, und daß, weil mein Organ zu jenem Gewahrwerden nicht geeignet iſt, der Wunſch bei mir recht lebhaft entſtand, mich über dieſe Dinge mündlich mit Ihnen zu beſprechen; dann würden auch für die Puncte, über welche wir diſſentiren, Mittelbeſtimmungen gefunden werden.

Das Glück führte mir Zelter'n auf zwei Tage hieher, [2]) was ſehr wenig und ſehr viel iſt. Wir ſind durch dieſe neue lebendige Anregung gewiß geworden unſeres unzerſtörlichen Beieinſeins. Auf dieſer Stelle trifft mich Ihr theurer Brief durch Herrn Schinkel. Ihr Wohlwollen gegen die Schrift des Bergrath Voigt, das ich zwar erwartete, konnte mich doch höchlich erfreuen. Auch ich halte das für den rechten Weg. Manches läßt ſich nicht beſſer ausdrücken, und dann iſt es ſehr wacker, daß er dahin deutete, wohin er im Augenblick nicht gelangen konnte.

Nun kann ich erſt, nach ſolchen Vorarbeiten, die Bruchſtücke meines Gewahrwerdens ohne Noth und Qual herausgeben, und zum ferneren Gebrauch den Lebendigen überliefern. Ein ſolches Buch iſt auch: Jäger, über die Mißbildungen der Gewächſe (Stuttgart 1814). [3])

Mein kleines Heft: die Metamorphoſe der Pflanzen, fiel vor 25 Jahren rechts und links in die Dornen und die Steine. Eine kleinere und größere Anſtalt, wie ich das durchführen wollte, blieb liegen, weil doch auch nirgends hier Theilnahme und Mitarbeit erſchien. Nun, nach genanntem Werke, kann ich die uralten Kupferabdrücke monſtröſer Pflanzen illuminiren laſſen und mit wenigen Bemerkungen mittheilen. [4]) Sie dienen auch dieſem jüngeren Mann zur Förderniß.

D. Schopenhauer iſt ein bedeutender Kopf, den ich ſelbſt veranlaßte, weil er eine Zeitlang ſich hier aufhielt, meine Farbenlehre zu ergreifen, damit wir in unſeren Unterredungen irgend einen ausgeſtalten Grund und Gegenſtand (hätten), worüber wir uns beſprächen, da ich in der intellectuellen Welt ohne eine ſolche Vermittlung gar nicht wandeln kann, es müßte denn auf poetiſchem Wege ſein, wo es ſich ohnehin von ſelbſt gibt. Nun iſt, wie Sie wohl beurtheilen, dieſer junge Mann, von meinem Standpunct ausgehend, mein Gegner geworden. Zur Mittelſtimmung dieſer Diſſe-

1) In dem Aufſatze vom Schuh. S. 140 f.

2) Zelter hatte auf der Reiſe nach Wiesbaden, wo er am 14. Juli ankam, bei Goethe eingeſprochen.

3) Vgl. B. 27, 329. 353. 36, 122 ff. (32, 111. 156. 58, 151 ff.) [21, 235. 261. 27, 89 ff.]

4) B. 36, 121 (58, 152) [27, 88] bemerkt er, die Kupferplatten ſeien ſpäter, als er ſie benutzen wollte, verloren gewieen.

renz habe ich auch wohl die Formel; doch bleiben dergleichen Dinge immer ſchwer zu entwickeln.[1])

Möge ich doch bald über Ew. Wohlgeboren Befinden beruhigt werden, worüber mich ſowohl Zelter als Schinkel in Sorge geſetzt haben.

Und nun muß des, leider allzukurzen, Beſuchs des Herrn Geheimerath Schinkel gedenken, deſſen ſchöne Einſicht und Thätigkeit mich ſehr erfreut und belebt hat.[2]) Einem ſo reichen Talent iſt ein ſo weiter Wirkungskreis zu gönnen. Manche bedeutende Puncte durchzuſprechen verhinderte die Kürze der Zeit, doch vielleicht läßt ſich's nachholen, indem ich ihn am Rhein zu treffen hoffe, da ich eben im Begriff bin, nach Heidelberg abzugehen, und von da mich nach Baden zu begeben. Die herrliche Boiſſerée'ſche Sammlung wird auf dieſer Tour ein ſehr leuchtender Punct ſein.[3])

In dieſen letzten Tagen haben mich die entoptiſchen Farben noch ſehr beſchäftigt. Wenn man zwei ſtarke Octavbände über einen Gegenſtand hat drucken laſſen, und ſich in derſelben Region wieder auf einmal vor einem Abgrund ſieht, ſo gibt dies gewiß eine herzerhebende Empfindung. In dieſer Entdeckung liegt eigentlich das Wort des Räthſels, das ſich aber ſelbſt ausſprechen muß. Die Phänomene ſchließen ſich ganz natürlich an alle übrigen an; ich behandle ſie nach meiner alten Art, indem ich ſie wechſelsweiſe in's Einfache ziehe und in's Mannichfaltige treibe. Da Sie aus dem Schweigger'ſchen Journal die Umkehrung der Erſcheinung kennen, ſo brauche ich kaum zu ſagen, daß der hier hervortretende Gegenſatz mit dem der phyſiologen Erſcheinungen völlig identiſch iſt.

Und ſo würde ich fortfahren, wenn nicht meine morgen bevorſtehende Reiſe nach Baden am Rhein mich unterbräche.

Das Beſte wünſchend, in Hoffnung guter Nachrichten von Ihrer Seite bei meiner Rückkehr.

Goethe.

Weimar, den 19. Juli 1816.

12.

Schultz an Goethe.[4])

Zur Notiz.

Zwei vor einigen Wochen erhaltene Memoires des Malers Bourgeois zu Paris: 1) Sur les lois, que suivent dans leurs

---

1) Ueber Schopenhauer's Anſichten von der Farbenlehre und Goethe'ſchen insbeſondere vergleiche man den ſpäteren Aufſatz in ſeinen Parerga und Paralipomena I. 143 ff. In den Annalen erwähnt Goethe dieſer früher begonnenen näheren Beziehung zu Schopenhauer erſt unter dem Jahre 1816.

2) Vgl. Brief an Zelter Nro. 251.

3) Dieſe Reiſe wurde durch ein unglückliches Umſchlagen des Wagens gleich am erſten Tage vereitelt. Vgl. Brief an Zelter Nro. 251.

4) Als Beilage zu dem Briefe Zelter's Nro. 268. „Die Einlage von der

combinaisons entre elles les couleurs produites par la refraction (1812). 2) Sur les couleurs produites par la reflexion de la lumiere et examen des bases des doctrines de Henri Brougham, de Newton, de Gautier et de Marat (1813), ſind aller Aufmerkſamkeit würdig. Schon im Jahre 1810 ſoll ein Memoire sur la colorisation von ihm erſchienen ſein; auch kündigte er im Jahre 1812 eine Théorie de la couleur dans la peinture an. Der Verfaſſer greift auf ganz eigenthümlichem Wege Newton's Irrlehren bei der Wurzel an, und bekämpft ſie, ſo weit er einfachen Erfahrungen folgt, mit entſchiedenem Glück. Einige Wahrheiten hat er zu bewundernswürdiger Klarheit gebracht, andere ſind ihm verborgen geblieben; wie denn der Fremde, der unſeren deutſchen Führer in dieſer Angelegenheit entbehrt, ſchwerlich ganz in's Klare kommen dürfte. Doch iſt der Verfaſſer ſelbſt da, wo er (ſich) nicht heraus finden kann, lehrreich, und da er von einer gründlichen Indignation gegen die Newton'ſchen Quiproquo's erfüllt iſt, muß man ihn für fähig erkennen, die Lehre in ihrer Vollſtändigkeit und Reinheit zu faſſen. Eine Verbindung mit ihm könnte daher um ſo nützlicher werden, als die Hoffnung, in Paris die rechte Einſicht zu erwecken, nach einigen Aeußerungen des Academikers Arago, nicht ſo gar fern zu ſein ſcheint.

Schultz.

Berlin d. 16.

13.

Schultz an Goethe.

Ew. Excellenz erlauben mir gütigſt die Anfrage, ob ich, wie Prof. Zelter mich verſichert hat, hoffen kann, Sie in Jena zu finden, und Ihnen daſelbſt meine Aufwartung machen zu dürfen, wenn ich dort, einem vorläufigen Reiſeplane gemäß, in den erſten Tagen des künftigen Monats eintreffe. Da dieſes der vornehmſte Zweck der Reiſe iſt, zu welcher meine langſam vorgeſchrittene Geneſung mich endlich in den Stand ſetzt, ſo darf ich wohl, ohne dieſe Zudringlichkeit zu entſchuldigen, Ihrer Güte den Wunſch anheimſtellen, mit einer Zeile benachrichtigt zu werden, wenn meine Abſicht auf Jena vergebens oder zu früh ſein ſollte; ich würde darnach den Reiſeplan ändern können, indem ich nicht vor dem 24. d. M. hier abzugehen gedenke. Wäre es zu ſpät, die Nachricht

---

Hand des Herrn Staatsrath Schultz", bemerkt Zelter, „bezieht ſich auf Bücher, welche ich auf ſeinem Tiſche bemerkte, und welche er bereit iſt, die nach Weimar zu ſenden, im Falle ſie dir noch unbekannt wären." Goethe erwidert: „Herrn Staatsrath Schultz empfehl mich beſtens und danke ſchönſtens. Die Bücher wünſche ich unfrankirt zu mir geſendet. Ueberhaupt mache man ſich kein Gewiſſen, mir etwas auf dieſe Weiſe zu ſchicken, da ich die Portofreiheit habe, welche mir lieber als Preßfreiheit iſt, deren ich mich doch auch gelegentlich bediene."

hieher gelangen zu lassen, würde solche mich, poste restante, in Leipzig antreffen.

Das Bedürfniß einer Zurechtweisung meiner kleinen optischen Studien durch Ihre Belehrung ist mir seit vorigem Jahre so dringend geworden, daß ich seitdem wenig Fortschritte zu machen gewagt habe, und nun ganz darauf rechne, daß Sie der Sache zu Liebe mir einige Mußestunden gütigst werden schenken wollen. Gelänge es mir dabei, durch nähere Mittheilung meiner Erfahrungen zu einer Erweiterung Ihres optischen Werkes beizutragen und Ihre Zufriedenheit damit zu vermehren, so würde ich mich glücklich schätzen, das Hauptziel meiner Bemühungen erreicht zu haben. Ich werde daher alles mitbringen, was irgend dazu dienen kann.

In tiefster Verehrung verharre ich.

Schultz.

Berlin [1]) d. 17. [1]).

14.

Goethe an Schultz.

Jena, den 22. Juli 1817.

Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben, datirt vom 12. Juli, dem Poststeichen nach aber erst am 17. cj. abgegangen, erhalte den 22. d. M. Ich vermelde daher nach Leipzig, poste restante, daß Sie mich in den ersten Tagen des August hier finden werden, wo mir nichts Angenehmeres begegnen könnte, als Ihre langersehnte persönliche Bekanntschaft zu gewinnen und über ein gemeinsames Geschäft zu sprechen, welches mir in der letzten Zeit besonders neuen Antheil abgewonnen hat.

Mich bestens empfehlend

Goethe.

Am 2. August kam Schultz mit seinem Schwager, dem Lieutenant Marcel Pittmann, in Jena an.

15.

Goethe an Schultz.

Das Herrn von Münchow [2]) zukommende Heft bitte der Ueberbringerin mitzugeben.

In Hoffnung baldigen Wiedersehens.

Goethe.

Jena, den 6. August 1817. [3])

1) Dieses Datum steht im Entwurfe. Nach dem folgenden, am selben Convert erhaltenen Briefe war unser Brief vom 12. datirt.

2) A. D. von Münchow, Prof. in Jena, den Goethe von der Richtigkeit seiner Farbenlehre nicht überzeugen konnte. Vgl. Lerch Nickerlheimisches Jahrbuch I, 169 f. Welches Heft hier gemeint sei, ist nicht näher zu bestimmen.

3) Während der Anwesenheit von Schultz zu Jena geschrieben.

16.

Scientia infinita est;
Sed qui Symbola animadvertenit
omnia intelligit,
licet non omnino. [1])

C.

W. d. 11. Aug. 1817. [2])

Am 20. Auguſt verließ Schulz den innigſt verehrten Freund [3]), der mit ihm am 8. von Jena nach Weimar zurückgekehrt war, wo Schulz am 15. Auguſt den zweiten Aufſatz über phyſiologe Gesichts- und Farbenerſcheinungen ſchrieb.

17.

Schulz an Goethe.

Halle, den 23. Auguſt 1817.

Ich kann von hier nicht abreiſen, ohne mein herzliches Andenken an Sie dem Papiere zu vertrauen, damit es am 28. [4]) ſtatt meiner in Weimar eintreffe, und mich Ihnen unter den redlichen Glückwünſchenden darſtelle, die Sie an dieſem Tage umgeben. Was dieſe Ihnen Liebes und Gutes wünſchen, erſchöpft den Umfang der Möglichkeit, und mehr wüßte ich auch nicht zu ſagen; ich kann hier alſo nur mit voller Seele einſtimmen, und verbiete mir den Ausbruch eines unmäßigen Gefühls. Aber das muß ich noch ſagen, daß dieſer Tag ſeit vielen, vielen Jahren ein Feſttag für mich geweſen! Mit Niemanden, erſt in ſpäteren Jahren nur mit meiner lieben Frau, theilte ich dieſes Feſt, welches mir immer ſehr ernſt war; himmelweit von Ihnen entfernt, war ich glücklich in dem Gedanken jenes Verſes:

Küß ich den letzten
Saum ſeines Kleides
Kindliche Schauer
Tief in der Bruſt [5]).

1) „Die Wiſſenſchaft iſt unbegränzt; aber wer die Zeichen beachtet, verſteht alles, wenn auch nicht ganz und gar.“

2) Eigenhändig von Goethe auf ein Stammblatt innerhalb des von einer in den Schwanz ſich beißenden Schlange, dem bekannten Symbol der Ewigkeit, eingeſchloſſenen Raumes geſchrieben. Der Spruch, den Goethe auch zur Metaphyſologie I, 2, 102 anführt, iſt aus der Schrift des Thomas Campanella de sensu rerum, welche Goethe gerade damals las. Vgl. P. 27, 333 (32, 128.) [21, 211.]

3) Vgl. Goethe an Zelter Nro. 297, an Knebel Nro. 517.

4) Goethe's Geburtstag.

5) Vgl. Goethe's Gedicht: „Grenzen der Menſchheit“, wo aber treu ſtatt tief ſteht.

Und dieſes Gefühl wird mich nie verlaſſen; noch iſt es ſo friſch, ja lebhafter, wie je!

Nun iſt aber all mein Hoffen, Dichten und Trachten auf den nächſten März gerichtet, in dem Sie verſprochen haben uns in Berlin zu beſuchen. Laſſen Sie in dieſem Plane ja nichts ändern; ich bitte herzlich, beſtätigen Sie mir dieſe Hoffnung recht oft und bald; Sie verdenken mir es nicht, wenn ich dringend bin, mich eines ſolchen Glücks zu verſichern.

Es iſt ſpät Nacht; ich habe unter Träumen die Zeit verloren — und ſo will ich nur noch das Nächſte melden, und zwar von dem redlichen Meckel [1]) hieſelbſt.

1) Er iſt für die liebreiche Erwähnung in dem Hefte zur Naturwiſſenſchaft [2]), welches ich ihm mittheilte, ſehr dankbar, und hat mir dagegen das letzte, eben erſchienene, Heft ſeines Archivs [3]) mitgetheilt, in welchem er den Herrn Oken über ſein Verfahren gegen C. F. Wolff [4]) tüchtig und offen angreift. Er wird Ihnen dieſes Heft ſelbſt überſchicken.

2) Den vermutheten Sphincter der Ghoreidea um den Sehnerven [5]) hat er zwar noch nicht unterſucht, aber verſprochen, es nun gewiß zu thun. Vorläufig hat er, nach Vernehmung meiner Gründe, ſeine Ueberzeugung für die Richtigkeit der Sache ausgeſprochen.

Und nun — ſollte ich zum Schluſſe wenigſtens noch meinen Dank ſagen, ſo wüßte ich jetzt, ſo wenig wie jemals, wofür zuerſt, wofür zuletzt und wie? überhaupt. Sie aber wiſſen, wie ich denke; alſo bleibe ich, wie immer,

der Ihrige. Schultz.

Auch mein Reiſegefährte will hiemit ſeine beſten Wünſche dem 28. darbringen.

Dieſen Brief hatte Schultz an Goethe's Sohn mit folgendem an letzteren gerichteten Schreiben geſandt:

In der Vorausſetzung, daß Gegenwärtiges noch vor dem 28. in Ihren Händen iſt, bitte ich Sie, ſehr werther Freund, um die Gefälligkeit, die Anlage Ihrem lieben Vater an dieſem Tage zukommen zu laſſen. Wie gern wäre ich ſtatt ihrer ſelbſt in Ihrem Kreiſe! Da ich aber erſt vor wenigen Tagen von Ihnen ſchied, dünkt mich's wirklich noch, als ſei ich mit meinen herzlichen Wünſchen mitten unter Ihnen; die lebhafte Erinnerung erſetzt mir die Gegenwart! Mögen die treuen Bemühungen und Sorgen, die Sie

---

1) Friedrich Meckel, Profeſſor der Anatomie und Chirurgie zu Halle.
2) I, 1, 83. 89. Werke B. 36, 107. 112. 158. 134. 141.) [27. 78. 80.]
3) Deutſches Archiv für die Phyſiologie. III, 1. 1ff.
4) In Bezug auf die Abhandlung: De formatione intestinorum.
5) Vgl. die zweite Abhandlung von Schultz im Anhange §. 25. Schultz hatte ihm bereits Ende April 1 5 vorigen Jahres dieſe Vermuthung mitgetheilt.

Spaziergang.

Faust in Gedanken auf und ab gehend.
Zu ihm Mephistopheles.

Mephistopheles.

Bey aller verschmähten Liebe! Bey'm höllischen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte 'was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Faust.

Was hast? was kneipt dich denn so sehr?
So kein Gesicht sah' ich in meinem Leben!

Mephistopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Faust.

Hat sich dir 'was im Kopf verschoben?
Dich kleidet's, wie ein Rasender zu toben!

und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin dem theuersten Vater widmen, allen Segen des Himmels auf Sie herabziehen! Sie wissen, daß es der höchste Beruf der Menschen ist, dem Unsterblichen zu dienen! Kann an diesen liebevollen Sorgen noch Jemand außer Ihrem engeren Kreise Antheil nehmen, so bitte ich von Herzen, geben Sie diesen Antheil mir, den nichts glücklicher machen könnte, als wenn er den theuren Mann zu erfreuen wüßte. Schenken Sie mir hierin Ihr Vertrauen, zeigen Sie mir an, was ich dazu thun kann! Sie haben freundschaftlichst für meine Bedürfnisse, für meine Bequemlichkeit in Ihrem Hause gesorgt, und ich sage Ihnen dafür den aufrichtigsten Dank; aber dem Wunsche meines Herzens genügen zu können, würde mich mehr als alles verpflichten!

Bleiben Sie mir gewogen und empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu geneigtem Andenken. Versäumen Sie keine Gelegenheit, wo ich im Stande wäre, Ihnen zu dienen. Leben Sie wohl!

Hochachtungsvoll verharre ich

der Ihrige.
Schultz.

Der Kötzener Berg hat den aufgetragenen Gruß, obwohl in der Dämmerung, freundlich angenommen. Ueberhaupt erwiesen sich Himmel, Berg und Thal bis zu dem letzten Felsen von Giebichenstein den Reitenden überaus günstig.

18.

Goethe an Schultz.

Ew. Wohlgeboren liebevoller Brief ist mir zwischen den Mauern von Paulinzelle durch meinen Sohn überreicht worden, dem ich daselbst, als er von Ilmenau kam, zu bezeichneter Stunde abgeredetermaßen begegnete.[1]) Haben Sie den besten Dank für die Theilnahme an dieser stillen Feier, und erhalten mir jene unschätzbaren Gesinnungen, die so wohlthätig auf mich wirken. Auch konnte ich an derselben Stelle Ihres Reisegefährten Begrüßung durch den Beifall erwiedern, den ich seiner Bemerkung gab, daß eine so reinliche Bauart, wie diese, keineswegs durch lederigen Kork nachgeahmt werden könne.

Leider, gleich in den ersten Stunden nach Ihrem Abschied, fand sich manches noch Vorzuzeigende, manches ergab sich, worüber zu fragen und zu sprechen gewesen wäre. Dies ist nun aber immer das Schicksal in solchen Fällen.

Die schlimmste Folge Ihres Abschieds jedoch war das auf einmal eintretende Gefühl, daß ich wohl schwerlich je nach Berlin kommen werde. Ihre Gegenwart, Ihre freundliche Einladung schien mir wie ein Zauber, der mich für einen Augenblick aus mir selbst

1) Vgl. B. 27, 336. [32, 131 f. 121, 216.]

gerückt hätte. Doch wollen wir nicht grübeln, sondern Winter und Frühjahr walten lassen. Im Grunde wär' es hübsch, wenn der letzte Heide nach Gethsemane wallfahrten müßte.[1])

Ihr trefflicher Aufsatz liegt in Abschrift vor mir; ich gehe ihn nächstens durch und sende das Original. Fahren Sie in Ihren Betrachtungen fort; ich kann nicht unterlassen, es von meiner Seite zu thun.

Den zweiten Band der Italiänischen Reise[2]) bitte nicht aus Händen zu geben.

Herzlich geeignet Goethe.

Weimar, den 3. September 1817.

19.

Goethe an Schultz.

Mit vielem Dank sende den mir anvertrauten Aufsatz, wovon eine Abschrift behalten, hiermit zurück.[3]) Meo voto bearbeiten Sie nun, in soferm es nöthig, beide Nummern[4]), und man ließe sie zusammen, als ein kleines Heft, besonders abdrucken, damit der Naturfreund das Ganze überschauen, sich daran ergötzen und belehren könnte. Ich habe beym Collationiren und außerdem Ihre Darstellung mir noch ferner anzueignen gesucht, und einiges bemerkt, wie folgt.

Ihr erster §.[5]) enthält ein Axiom, welches mich anlächelte, indem die Verkleinerung des schwarzen Bildes gegen das weiße daraus abzuleiten schien.[6]) Sie wenden sich von da sogleich in das Innere des Organs, wo ich mich erst orientiren und Ihre Schritte verfolgen lernen muß.

Jene Maxime will jedoch bei den physischen Versuchen nicht ganz zutreffen; denn hiernach müßte bei jenem perpendicularen Hebeversuch mit dem Cubus[7]) das schwarze Bild vom weißen Grund sich absondern und dem Beschauer näher rücken als der Grund; auch müßte umgekehrt das weiße Bild versenkt erscheinen,

---

1) Mit Beziehung auf den Aufsatz „Neutestliche religiös naturreine Kunst". Vgl. die Briefe an Meyer Nro. 66 f. 71 f.

2) Der damals im Buchhandel noch nicht ausgegeben war. Vgl. Goethe's Briefwechsel mit Zelter Nro. 268 ff.

3) Goethe bemerkt in den Annalen unter diesem Jahre: „Staatsrath Schultz in Berlin übersandte mir den zweiten Aufsatz über physiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe in's Leben gefördert sah."

4) Diesen mit dem bereits in Schweigger's Journal abgedruckten.

5) „Das Rabe und das Helle haben die gemeinschaftliche Eigenschaft, von durchsichtigen Medien in direktem Verhältniß weniger gebrochen zu werden, als das Ferne und das Dunkle. In Rücksicht auf Brechung kann daher Hell und Nahe, Fern und Dunkel als gleichbedeutend angenommen werden."

6) Vgl. Goethe's Farbenlehre 1 §. 15 ff.

7) Vgl. den im ersten Hefte zur Naturwissenschaft im Juli 1817 erschienenen Abschnitt der Farbenlehre: Elemente der entoptischen Farben.

welches beides nicht ſtatt hat, ſo wenig als bei grauen und farbigen Bildern. Auch tritt in Ihrem 18. §.[1]), da Sie des 1. §. wieder gedenken, und zwar in Bezug auf phyſiſche Erſcheinungen, die Differenz unſerer beiderſeitigen Vorſtellungsarten hervor, über die wir uns aufklären müſſen, um an einander nicht irre zu werden. Ich brauche zu meiner Conſtruction Hell, Dunkel und das vermittelnde Trübe, wie ich ein ſymboliſches Gbärtchen beigelegt habe, das ich mir gelegentlich wieder zurück erbitte; Sie vermitteln hingegen das Trübe aus dem Hellen und Dunkeln, welches, wie es mir ſcheint, bei den phyſiologen Phänomenen gar wohl ſtatt haben oder wenigſtens angenommen werden kann. Denn die Differenz beider Arten ſich auszudrücken iſt ſehr zart, und wo bei elementaren Erſcheinungen ein Drittes nöthig iſt, kann bei organiſchen dieſes Dritte gar wohl aus den beiden erſten vermittelt werden. Haben Sie die Gefälligkeit, Ihre Betrachtungen ganz beſonders darauf zu wenden.

Eigentlich aber wäre mein nächſter Wunſch, den ich wiederholt ausſpreche, daß Sie beide Aufſätze gegen einander ausarbeiteten und ajuſtirten, und daß wir ſolche als ein eigenes Heftchen herausgäben. Es iſt ſchon viel Nachfrage von Seiten der Aerzte nach den einzelnen Abdrücken Ihres erſten Aufſatzes, und nun wäre es nicht gerathen, den zweiten beſonders drucken zu laſſen. Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber; mir wäre viel daran gelegen, daß die Ausgabe baldmöglichſt geſchähe; wir dürfen jetzt in der Sache nicht zaudern. Die Lehre vom directen und obliquen Widerſchein hat ſich in einem erſt erbauten Maler-Atelier jetzt bewahrheitet, und zwar auf das Wunderbarſte.[2]) Ein einziges großes Fenſter iſt nach Norden gerichtet; der Künſtler klagte mir, er habe, ſelbſt bei völlig klarem Himmel, in den erſten Morgenſtunden, ein widerwärtiges Licht; es verbeſſere ſich bei unveränderter Atmoſphäre gegen die Mittagsſtunden, und verſchlechtere ſich wieder gegen Abend. Ich brachte ſogleich meine Spiegelung, zeigte ihm das ſchwarze und weiße Kreuz, und klärte ihn möglichſt darüber auf. Die Lehre, die daraus erfolgte, war freilich nicht die erbaulichſte; denn hiernach muß der Künſtler nicht zu früh aufſtehen und, außer dem höchſten Sonnenſtande, nur wenige Stunden des Tags arbeiten. Der Allerfleißigſte müßte ſeine Werkſtatt auf einem Dreh-

1) „Da jede Lichtfläche durch Schatten, jede Schattenfläche durch Licht begränzt ſein muß, ſo wird mit dem durch das Medium gedachten Lichte allemal auch deſſen ſchattige Begränzung fortgeführt, und umgekehrt, und da das Dunkle, wie wir eben §. 1 bemerkt haben, eine ſtärkere Brechung erleidet, als das Helle (vielleicht eben weil daſſelbe mit der brechenden dunkeln Fläche bewegen iſt, und ſich vielmehr ihr anzuſchließen, als mit ihr zu kämpfen ſtrebt), ſo rückt das Dunkele dem hellen Bilde an den Rändern vor- und hinterwärts in den Weg, trübt daſſelbe, und das Trübe bewirkt die Farbe."

2) Ausführlicher erzählt Goethe dieſe Beobachtung, auf welche er durch den Maler Ferdinand Jagemann geführt wurde, in der Abhandlung von den entoptiſchen Farben Nro. XI.

zapfen beweglich anlegen, um ſie, wie eine Windmühle nach dem Wind, ſo nach dem directen Wiederſchein von Stunde zu Stunde richten zu können. Bei Beſchauung fertiger Bilder kommt dieſelbe Bedingung in Anſchlag. Alles übrige werden Sie ſich ſelbſt aus jener fruchtbaren Naturmarime gar leicht entwickeln. Der kleine Apparat ſoll der gegenwärtigen Sendung bald folgen. Leider geben die Gläſer, je länger ſie auf einander liegen, deſto ſtärkere exoptiſche Farben, die den Verſuch einigermaßen verwirren.

Nächſtens mehr. [1]) G.

Weimar, den 7. September 1817.

20.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 13. September 1817.

Zu dem noch vor mir liegenden werthen Schreiben vom 3. kommt ſo eben Ihr liebes Schreiben vom 7., und der Vorſatz, heute zu antworten, wird dringende Verpflichtung. Ich wollte Zelter'n vorher ausführlich ſprechen, der denn endlich geſtern Abends bei mir war, nachdem wir uns mehrmals verfehlt hatten. Er iſt heiterer und von friſcherem Anſehen, als früher in dieſem Jahre.

Den 18. September.

Ihre Einwendung gegen meinen §. 1 II hat mir zu ſchaffen gemacht, und noch kann ich nicht damit fertig werden. Ohne Beobachtung iſt das Nachdenken über Erſcheinungen unfruchtbar, und zum Experimentiren habe ich noch nicht kommen können. So leicht gebe ich nicht nach; die Löſung muß ſich finden; vermuthlich wird der Ausdruck verändert werden müſſen. Einſtweilen antworte ich mit den Worten des Zwergius [2]), die ich in Weimar mittheilte: Neque dubito me hic ad experientiam recipere etc. Daß Sie hier, wie immer, auf die einfachen Erſcheinungen zurückweiſen, iſt ſehr dankenswerth; ſo muß man ſich orientiren, und die Lehre bleibt dem Hauptgrundſatze treu.

Was Ihren Einwurf gegen den §. 18. betrifft, in welchem, wie Sie ſagen, die Differenz unſerer beiderſeitigen Vorſtellungsarten hervortritt, ſo begreife ich zwar, was Sie damit meinen; aber ich wundere mich, daß Sie hier eine Differenz ſehen, und nicht erkennen, daß ich mich lediglich Ihrer eigenthümlichen Vorſtellungsweiſe von dem Entſtehen der Farben im Prisma, wie ſolche Ihr Goder §§. 226—242 enthält, angeſchloſſen habe. Das hier zurückgehende Täfelchen ſtellt Ihre Erklärung der dioptriſchen Farben der erſten Claſſe (§§. 145—177) dar; hier bewirkt das Trübe, als fertiger Zuſtand des Mittels, die Farbe. Um die diop-

1) Dieſe beiden Worte, wie die Unterſchrift, ſind von Goethe's Hand.

2) Eine naturwiſſenſchaftliche Schrift eines Mannes dieſes Namens habe ich nicht aufzufinden vermocht.

trischen Farben der zweiten Classe zu erklären, lassen Sie aber im folgenden Abschnitte das Trübe als Nebenbild des Hauptbildes entstehen; hier wird es also, wie bei mir, durch das Helle und Dunkle (d. h. durch das Bild) erst vermittelt; es ist hier kein fertiger, sondern ein erst sich bildender Zustand des Mittels, aus dem Verhältnisse seiner Flächen zum Bilde hervorgehend. In dieser Vorstellung sehe ich daher keine Differenz zwischen Ihnen und mir, und wenn ich Ihre Lehre auf eine andere Weise ausdrücke, so glaube ich daran sehr recht zu thun, weil gerade in diesem Puncte Ihre Lehre am Mehrsten mißverstanden wird. Weil es den Leuten fast allgemein an Beobachtungsgabe fehlt, so nehmen sie das Nebenbild, aus welchem Sie argumentiren, eben so wenig mit den Augen des Geistes als des Leibes wahr; sie widersprechen daher Ihrer Darstellung als einer leeren Fiction; es ist mir nothwendig, die Realität derselben auf mannigfache Weise nachzuweisen, wozu der §. 18 ein Versuch ist, der jedoch sorgfältiger, als es geschehen, ausgeführt werden muß. Darin freilich scheint der §. 18 eine Differenz gegen Ihre Lehre zu enthalten, daß ich, vermöge des §. 1, das Dunkle stärker brechen lasse, als das Helle, während nach Ihrer Vorstellung beides gleichmäßig gebrochen wird. Wie es sich damit verhalte, mag noch dahin gestellt bleiben, bis ich den §. 1 gegen Ihren obigen Einwurf rechtfertigen kann oder ihn fallen lassen muß. Sollte sich meine Vorstellungsweise bestätigen, so sehe ich nicht, daß dadurch Ihre Lehre von der Farbenentstehung gefährdet würde; vielmehr vermuthe ich, daß das Phänomen der sogenannten Farbenzerstreuung dadurch in Ihrem Sinne noch deutlicher dürfte aufgeklärt werden.

Den 20. September.

Die beiden Hefte zusammenzuarbeiten, ist nicht so leicht, wie es aussieht, zumal wenn es für den Druck geschehen soll. Man möchte doch nicht gern leichtsinnig erscheinen, und wie vieles müßte genauer, sicherer, vollständiger gegeben werden, wenn es sich durchaus soll verantworten lassen, was jetzt nur so hingeworfen ist, um die sich im Augenblick günstig begegnenden Momente nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. Da ich aber nicht umhin kann, das Ganze wieder durchzuarbeiten, so werde ich mich bemühen, damit, wie die Umstände es gestatten wollen, während dieses Winters fertig zu werden, um zu künftige Ostern Ihren Wunsch nach Möglichkeit zu entsprechen.

Daß ich den Apparat, den Sie mir gütigst mit auf den Weg geben wollten, habe stehen lassen, ist mir recht verdrießlich; ich darf nicht aufhören, mich in den entoptischen Farbenerscheinungen zu orientiren und den von Ihnen entdeckten Aufschluß zu erwägen. Die Lehre eilt zum Schlusse.

Zu dem, was Sie in dem neuerbauten Maler-Atelier über den directen und obliquen Wiederschein bemerkt haben, glaubte ich im Leonardo da Vinci [1]) etwas Zutreffendes zu finden; es kann aber

1) In dessen Trattato della Pittura.

ſein, daß ich mich irre. Die Sache iſt luſtig, aber gewiß richtig. Daß das Licht mitmalt, haben wir längſt gewußt, nur nicht, in wie mannigfachen und bedeutenden Nuancen. Da mögen nun die Maler zuſehen, wie ſie ſich mit dem Lichte abfinden werden.

Da ich bei meiner Rückkehr den 7. Band der neuen Ausgabe von Winkelmann vorfand, mußte ich von Neuem bedauern, daß ich dem hochverdienten Herausgeber [1]) nicht, wie ich wünſchte, meine Hochachtung habe bezeigen können.

Den 2. Band der Italiäniſchen Reiſe habe ich an Niemand als an Zelter mitgetheilt, der ihn noch in Händen hat. Er will es ſelbſt verantworten. [2])

Schinkel hat, ſo viel ich ihm über ſeine Zeichnungen von Ihrem Urtheil ſagen konnte, dankbar und zu ernſter Erwägung aufgenommen. Vom Blücher war nicht weiter die Rede; das patriotiſche Prachtſtück iſt in Farben beinahe fertig; er hat ihm viel Wirkung zu geben gewußt. Ob er in der auf Luther ſich beziehenden Zeichnung noch etwas wird thun können, weiß ich nicht; er ſah wohl ein, daß es damit nicht getban ſei. Zu dem Basrelief am Wachthauſe, welches in Erz gegoſſen werden ſoll, wird er aber einen neuen Entwurf machen, und darin Ihren Forderungen zu genügen ſuchen. Er wird die Zeichnung überſchicken.

Ich will nicht verbergen, daß ich Schinkel'n und einigen anderen, die Ihnen herzlich ergeben ſind, Ihren Beſuch bei uns zwar als eine noch ungewiſſe, doch wahrſcheinliche Hoffnung eröffnet habe. Alle ließen mich im vollſten Maße erkennen, welch ein Glück die Erfüllung derſelben für einen großen Kreis wohlmeinender, empfänglicher, thätiger Menſchen ſein wird! Was Sie auch in dem lieben Schreiben vom 3. von Neuem Bedenkliches dagegen ſagen, kann mich von dieſer Hoffnung nicht mehr trennen; ich lebe ganz dafür, und meine Zukunft iſt durchaus davon voll. Alles iſt von Neuem überlegt und erwogen; Ihre Bedenklichkeiten ehre ich, und nehme ſie als meine eigenſten Sorgen; da ich aber nicht im Mindeſten bange bin, Ihnen auf alles, was Sie mir ferner einwenden können, zu antworten und jede Sorge zu heben, ſo kann ich nicht anders als mit größter Zuverſicht auf Ihren Beſuch hoffen. Wenn ich in dieſer Sache von mir ſpreche, ſo iſt es wohl natürlich, daß ich meine liebe Frau darunter mit verſtehe; ſie iſt die beſte Hausfrau, die ich mir wünſchen könnte, ſie verdient wohl das Glück, Ihnen ihre Liebe beweiſen zu dürfen. Vor den Leuten iſt es freilich beſſer, die Sache als ungewiß darzuſtellen, und ſo will ich mich ferner verhalten und darauf wachen, daß nichts Störendes dazwiſchen komme.

Möge der Himmel uns Ihre theure Geſundheit bewahren! Laſſen Sie uns dieſes wichtige Thema als eine ſtehende Rubrik in unſerem Briefwechſel behandeln!

---

1) Goethe's Freund, H. Meyer, damals von Weimar abweſend.
2) Vgl. Zelter's Brief an Goethe Nro. 299.

Sollten Sie die beiden Schriften von G. W. J. (London 1799 und 1800)[1]), wovon die Titel hier beifolgen, nicht kennen und beſitzen, ſo bin ich bereit, Sie zu überſchicken. Ewig ergeben

Schulz.

21.

Goethe an Schulz.

So eben war Beikommendes in Begriff abzugehen, als Ihr werthes Schreiben bei mir eintrifft. Herr Hofrath Hirt erfreut mich durch ſeinen Beſuch; daher nur ſchnell einige Worte. Aber- und abermals empfehl' ich die beiden Aufſätze. Wenn wir dasjenige ausſprechen, was wir im Augenblick für wahr halten, ſo bezeichnen wir eine Stufe der allgemeinen Cultur und unſerer beſonderen; ob ich mich ſelbſt oder durch andere zurechtweiſen laſſe, iſt für die Sache ſelbſt gleichviel; je geſchwinder es geſchieht, deſto beſſer. Iſt doch nichts in der Welt, was nicht eine Gegenrede erduldete. In unſerem Falle iſt das Eiſen heiß, und Zeit zu ſchmieden.[2])

Ich habe Ihren Vortrag immer vor Augen, und ſuche mich ihm zu fügen. In früheren Zeiten ſuchte ich nur an Freunden die zuſtimmende Seite, da ſich denn im Laufe des Umgangs die abſtimmende oft von ſelbſt zeigte; jetzt ſuche ich die Differenzen zuerſt, damit die Einigkeit daraus hervorgehe. Es iſt doch zuletzt alles eine Art von Sprache, wodurch wir uns erſt mit der Natur, und auf gleiche Weiſe mit Freunden unterhalten möchten. Dieſe haben nun etwa einen wenig abweichenden Dialect, und da gibt es wohl einmal ein Mißverſtändniß, das aber wohl zu löſen iſt, wenn man ſich eines gemeinſamen Idiotikons befleißigt.

Laſſen Sie ſich ja die entoptiſchen Farben empfohlen ſein; iſt man hier zu Hauſe, ſo genießt man der freiſten Ausſicht, mitt-

---

8) Es ſind folgende drei kleine Schriften gemeint: The Observations of Newton concerning the Inflections of Light; accompanied with other Observations differing from his and appearing to lead to a change of his Theory of Light and Colours. London 1799. An Account of the Irides or Coronae which appear around and contiguous to the Bodies of the Sun, Moon and others luminous objects. London 1799. New Observations concerning the Colours of thin transparent Bodies shewing these Phaenomena to be Inflections of Light, and that of the easy transmissions and reflections derived from them have no existence, but fail equally in their application by Newton to account for the Colours of natural Bodies. London 1800. Der Verfaſſer dieſer Schriften, Gibbes Walker Jordan, hatte ſich nur mit ſeinen Anfangsbuchſtaben unterzeichnet. Auszüge aus den beiden erſten Schriften brachten Gilbert's Annalen ſchon im Jahre 1804 (XVIII, 1—56), und im folgenden Jahre gab Brandes daſelbſt (XIX, 363—367. 464—475) ſeine Gegenbemerkungen.

2) Aehnlich hatte Goethe am 26. März 1816 an Zelter geſchrieben: „Grüße Herrn Staatsrath Schulz, und erſuch' ihn, mir bald zu antworten. Es iſt gerade Zeit, das Eiſen zu ſchmieden."

lerweile die Unſeligen ſich mit polariſirten Schnellkügelchen[1]) herumtreiben. Das Seltſamſte iſt, daß Niemand begreifen will, die Wiſſenſchaften ſeien um der Brauchbarkeit willen da; und doch ſchreit Jedermann nach dem Nützlichen.

Die Engliſchen Bücher erbitte mir, ſobald ich wieder an das Geſchäft gehe; jetzt bin ich nach anderen Seiten hingezogen.

Unſeren guten Meyer verlier' ich für dieſen Winter; ich bin ſeinetwegen ſehr in Sorgen. Die Aerzte rathen ihm für ein hartnäckiges Uebel die vaterländiſche Luft, und es iſt immer ein böſes Zeichen, wenn einen dieſe Herrn auf Reiſen ſchicken. Von Zelter'n habe ich den freundlichſten Brief. Halten Sie übrigens gefällig das Büchlein[2]) geheim.

Herrn Hirt's Gegenwart hat mir die Berliner Freunde und Gegenſtände wieder ſehr herangezogen. Möge der Winter ſich gegen uns leidlich betragen! und ein fröhliches Wiederſehen vorbereiten!

herzlich verbunden

Weimar, den 24. September 1817. Goethe.[3])

22.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 3. October 1817.

Der mit dem werthen Schreiben vom 24. v. M. erhaltene Apparat iſt zwar nicht in ganz brauchbarem Zuſtande angekommen, doch ſo, daß der Mechanicus darnach vollſtändig inſtruirt werden kann, und ich hoffe, mich in wenigen Tagen wieder aller der lehrreichen entoptiſchen Farbenerſcheinungen durch eigne Anſchauung zu erfreuen. Beſonders danke ich gar ſehr für das treffliche Glimmerblättchen, welches ſo leicht nicht zu haben iſt.[4])

Von Seiten des Herrn Miniſters von Schuckmann,[5]) der ehegeſtern von der Reiſe zurückgekehrt iſt, habe ich Folgendes zu melden. Die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden und die Hoffnung, Sie hier zu ſehen, erregte bei ihm die lebhafteſte Theilnahme. Ich unterließ nicht zu bemerken, daß dieſe Hoffnung an eine Bedingung geknüpft ſei, deren Erfüllung, da ſie der Erhaltung Ihrer Geſundheit und Ruhe gelte, jedem Ihrer Verehrer wichtig ſein müſſe, daß Sie nämlich ein- für allemal aus billiger Rückſicht und mit gutem

1) Nach der Entdeckung von Malus.

2) Den zweiten Band der Italiäniſchen Reiſe. Vgl. Nro. 17.

3) Von den Worten und ein fröhliches an eigenhändig von Goethe geſchrieben.

4) Vgl. Goethe's Abhandlung von den entoptiſchen Farben Nro. XXIII.

5) Goethe hatte Schuckmann ſchon im Jahre 1790 zu Breslau kennen lernen, und ihm im November deſſelben Jahres einen ehrenvollen Antrag zum Uebertritt in den Weimariſchen Staatsdienſt gemacht.

Willen vor allen Diner's, Souper's und Assembleen bei Hofe und sonstigen Hohen Herrschaften dispensirt, und in Absicht Ihres Verhaltens, Kommens und Bleibens von allen Ansprüchen und jeder Gene entbunden würden, die Ihnen das Hiersein unangenehm machen und uns selbst des eigentlichen Werthes Ihrer Gegenwart berauben müßten. Der Herr Minister erkannte die Gründe dieser Bedingung im ganzen Umfange an, und erklärte sich gern bereit, die Sorge für deren Erfüllung zu übernehmen, so weit sie die Verhältnisse des Hofes betreffe. Er werde deshalb alles Nöthige bei Zeit bevorworten, und besorge er nicht die mindeste Schwierigkeit dabei, indem die aufrichtige Hochachtung, welche die Prinzen des Königlichen Hauses gegen Sie hegen, es außer Zweifel setze, daß man bereitwillig Ihren Wünschen nachgeben werde, wodurch alsdann andere Herrschaften um so mehr dazu verpflichtet werden würden. Nur in Absicht Seiner Majestät des Königs hält Herr von Schuckmann es nicht für möglich, daß Sie es vermeiden könnten zur Tafel geladen zu werden, weil Privataudienzen nicht stattfinden, und Seine Majestät also keine andere Gelegenheit haben würden, Sie zu sprechen, welches der Herr Minister doch schon des Anstandes wegen vor den Augen eines großen, Sie überaus hochachtenden Publicums für unumgänglich nöthig versichert. Auch wird die Tafel Seiner Majestät des Königs, da sie nicht über zwei Stunden währt, Ihnen nicht beschwerlich fallen, noch könnte solche Sie irgendwie compromittiren. Eben so wenig werden Sie wegen Uniform, Orden ꝛc. dabei in Verlegenheit kommen, indem Sie deshalb von selbst entschuldigt sind, wenn Sie hier als Reisender, ohne die Absicht, bei Hofe zu erscheinen, auftreten.

So wird daher hierüber keine Sorge weiter stattfinden und nichts im Wege stehen, Ihnen den hiesigen Aufenthalt so angenehm, wie möglich, zu machen. Erhalten Sie mir die Freude, daß ich unverwandt darauf denken und mit der Aussicht auf das herrlichste Frühjahr mir den trüben Winter erheitern darf. Zweifeln Sie nicht, daß ich um so fleißiger meine Nebenstunden zu dem von Ihnen gewünschten Vorhaben verwenden werde; an Muth für das Rechte soll es nicht fehlen. In meiner Noth (denn der ist wahrlich in Noth, der sein Vorhaben mit seinen Kräften noch nicht in's Gleichgewicht zu bringen weiß) habe ich mich von Neuem an Kepler[1]) gewendet, und ihn von vorn zu studiren wieder angefangen. Schon fühle ich mich von ihm erweitert und berichtigt; geht es dennoch nicht, so will ich gern meine Vorstellungen auf den engsten Kreis beschränken, um durch ein ungemessenes, ungenügsames Bestreben die erlangten kostbaren Wahrheiten nicht zu gefährden. Sie erinnern mit Recht, daß man sich eines gemein-

1) Kepler's Verdienste hatte Goethe in der Geschichte der Farbenlehre gewürdigt.

samen Idiotikons befleißigen sollte; es geht mir sehr zu Herzen, aber bedenken Sie, wie schwer die Aufgabe für den ist, der in der Sprache so wenig Uebung hat!

Ewig der Ihrige. Schultz.

23.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 17. October 1817.

Seit Mitte voriger Woche habe ich keinen schönen Tag versäumt, den entoptischen Apparat aufzustellen, und ich schreite auf meine Weise in der Einsicht in diese Dinge täglich fort. So heitere Tage, wie wir im Juli und August dieses Jahres hatten [1]), sind jetzt freilich nicht zu erwarten, und ich muß mich begnügen, die Erscheinungen einzeln zu verfolgen, die man bei günstigerer Witterung ununterbrochen vor sich entwickelt sehen könnte. Dieses Hinderniß hat mir aber einen Vortheil gebracht, den ich sonst wohl länger noch entbehrt hätte, nämlich die ganz lebendige Erkenntniß, daß die Umkehrung des weißen Kreuzes in das schwarze und der dazu gehörigen Farbenreihe lediglich davon abhängt, ob der Grund, welcher in den Glaswürfel hineingespiegelt wird, hell oder dunkel ist.[2])

Den unteren kleinen schwarzen Spiegel konnte ich, nach der Art, wie ich den Apparat aufstelle, nicht gebrauchen, weil er ein zu kleines Feld hat, und deshalb nicht genug Licht auf den Würfel bringt. Ich griff also nach einem größeren schwarzen Handspiegel, durch welchen sofort die Erscheinung gesetzmäßig bewirkt wurde, und weil eben ein solcher weißer Handspiegel darneben lag, nahm ich auch diesen und probirte damit. Wie sehr war ich überrascht, durch den weißen Spiegel das schwarze Kreuz und (die) dazu gehörige Farbenreihe hervorgebracht zu sehen, da der schwarze Spiegel eben das weiße Kreuz nebst dessen Farben gezeigt hatte. Und zwar bemerkte ich, daß der schwarze Spiegel ziemlich genau in 45 Grad gegen den Horizont geneigt sein mußte, um das weiße Kreuz hervorzubringen, daß hingegen der weiße Spiegel in einer so starken Neigung gar kein Bild gab, erst bei einer Neigung von 30 Graden das schwarze Kreuz zu zeigen anfing, welches immer deutlicher und die dazu gehörigen Farben immer lebhafter sich entwickelten, je mehr der Spiegel in die horizontale Lage gebracht wurde, welche jedoch nicht ganz zu erreichen war, weil der Spiegel alsdann das Bild des Apparats selbst zurückwarf. Ich bemerkte bald, daß diese verschiedene Neigung des weißen und des schwarzen Spiegels nichts Absolutes war, sondern lediglich von dem Himmel abhing, von dem das Licht auf die Spiegel fiel. Derselbe war nämlich

1) Zur Zeit seines Besuches bei Goethe.

2) Vgl. den Abschnitt Elemente der entoptischen Farben, oben Brief 19, unten Brief 24.

Mephistopheles.

Denkt nur, den Schmuck, für Grethchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff' hinweggerafft — —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen;
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig ist oder profan;
Und an dem Schmuck da spürt sie's klar,
Daß dabey nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief sie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut,
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margrethlein zog ein schiefes Maul,
Ist halt, dacht' sie, ein geschenkter Gaul,
Und wahrlich gottlos ist nicht der,
Der ihn so fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,

bei der Beobachtung vom Horizonte herauf mit weißen Wolken bedeckt, die ſich aufwärts allmählich verloren, ſo daß im Zenith der reine blaue Himmel erſchien. Nun war es klar, daß je mehr der ſchwarze Spiegel, gegen den Horizont gerichtet, das Licht von den Wolken auf den Würfel brachte, das weiße Kreuz mit ſeinen Farben, je mehr der weiße Spiegel, gegen den Zenith gerichtet, das Licht vom blauen Himmel zum Würfel brachte, das ſchwarze Kreuz mit ſeinen Farben erſchien; und dies hat ſich bei wiederholter Beobachtung ſtets ergeben.

Sehr auffallend war mir aber, was ich geſtern Nachmittag erfuhr, da ich, weil die Sonne in das Zimmer ſchien, genöthigt war, den Apparat etwas zur Seite in das Zimmer zurückzuziehen, um damit im Schatten zu bleiben. Indem ich nun in dieſer etwas genirten Stellung mit dem weißen Spiegel probire, um den blauen Himmel vor mir aufzufaſſen und auf den Würfel zu ſpiegeln, kommt zufällig das Bild des neben mir in das Zimmer zurückgeſchlagenen Fenſters in den Spiegel, und durch dieſen auf den Würfel, wodurch mit einem Male ein ſo lebhaftes ſchwarzes Kreuz und Farbenſpiel erzeugt wird, als ich noch nie geſehen hatte. Heute früh, da ich daſſelbe wiederholte, ohne vom Sonnenſchein genirt zu ſein, jedoch bei heiterem Himmel, war die Wirkung über die Maßen ſchön, ſo daß das Prisma in der dunkeln Kammer keine lebhaftere Farbe erzeugen kann.

In dieſem Augenblicke, da der Himmel bezogen iſt, wiederholte ich dieſen Verſuch, und das ſchwarze Kreuz mit höchſt lebhaften Farben ſtellte ſich ſofort ein, wie der weiße Spiegel das Bild des zurückgeſchlagenen Fenſters auffaßte.

Beſonders artig iſt dieſer Verſuch mit dem einfachen ſchwarzen Spiegel und dem etwa unter 80 Grad darauf geſetzten Würfel. Dieſer gibt nämlich nur bei heiterem Wetter (blauem Himmel) das ſchwarze Kreuz, ſchwach und ohne Farben; bei bedecktem Himmel gibt er nichts, und der weiße Spiegel mit dem darauf geſetzten Würfel gibt weder bei blauem noch bei bedecktem Himmel irgend eine Erſcheinung. Wende ich aber den ſchwarzen Spiegel mit dem Würfel gegen das zurückgeſchlagene Fenſter, ſo gibt derſelbe, auch bei bedecktem Himmel, das deutlichſte ſchwarze Kreuz mit ziemlich lebhaften Farben; wobei man, nach Verſchiedenheit der Stellung, die man mit dem Spiegel und Würfel gegen das ſpiegelnde Fenſter nimmt, auf das Bequemſte die Verſchiebung des Kreuzes beobachten kann, welche die verſchiedene Himmelsgegend, nach der man den Spiegel richtet, bewirkt.

Die Erklärung liegt vor Augen, daß nämlich das zurückgeſchlagene Fenſter den ſpiegelnden dunkeln Grund des blauen Himmels, und zwar beſſer als dieſer ſelbſt, vertritt.

Ich habe dieſe Erſcheinungen ſo weitläufig, wie ſie mir vorgekommen, erzählt, obwohl ſie für Sie nichts Neues enthalten, um Ihnen zu zeigen, wie ich mit Hülfe Ihres mir gütigſt dargeliehe-

nen Apparats in meinen Erkenntniſſen vorſchreite, und wie weit ich damit gekommen bin.

Das Glimmerblättchen thut die trefflichſten Dienſte, indem es alle Erſcheinungen umkehrt, wenn es aus der gleichnamigen in die kreuzende Lage gebracht wird. Ich kann mit dieſem Apparat ſtolziren, und gedenke nächſtens einen und den anderen der hieſigen Phyſiker einzuladen, um ihnen an dieſen einfachen Weſen die ganze Pracht der Wirkung des Naturgeſetzes zu zeigen, welches ſie hartnäckig zu bekennen widerſtreben, indem ſie ſich vielmehr, wie ich vom Mechanicus erfuhr, an den koſtbarſten und complicirteſten Inſtrumenten und Apparaten, nach Biot's [1]) Anweiſung, vergeblich herumquälen, um nur das Geringſte, nach ihrer verkehrten Theorie, im Zuſammenhange wahrzunehmen.

Vieles, vieles hätte ich Ihnen, in Bezug auf Ihre Hieherkunft, zu ſchreiben; denn es iſt hier jetzt lebhafter in Unternehmungen und Kunſtbemühungen, als ſeit Menſchengedenken. Davon nun das nächſte Mal. Geben Sie uns nur die Freude, von der Fortdauer Ihrer Geſundheit zu erfahren.

Herzlichſt der Ihrige. Schultz.

24.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 24. October 1817.

Einige anhaltend heitere Tage haben mir die Freude verſchafft, alle die Irrthümer, in denen meine Anſicht von den entoptiſchen Farben bisher noch verwickelt war, ſo ganz verſchwinden zu ſehen, daß ich nunmehr Ihre und Seebeck's Aufſätze durchaus verſtehe, und mich mit Ihnen überall ganz einverſtanden finde. Außer den Erſcheinungen am Doppelſpathe, habe ich ſie nunmehr alle wahrgenommen, alle geſetzmäßig und folgerecht, wovon mir doch einige viel zu ſchaffen gemacht haben. So iſt es z. B. verwirrend zu ſehen, wenn ich zu der Zeit, wo das oblique Licht in's Fenſter fällt, das directe Licht hingegen vorbeiſtreift, den Rücken gegen das Fenſter gekehrt, den einfachen ſchwarzen Spiegel und den Würfel darauf vor mir halte, wie bei abgeänderter Neigung des Würfels bald das weiße, bald das ſchwarze Kreuz im Spiegel erſcheint, ohne daß die Richtung weder des Spiegels noch des Würfels verändert wird. Bei näherer Betrachtung zeigt ſich deutlich, daß in dem Falle, wo das oblique Licht von oben her gerade durch das Fenſter auf den Würfel fällt, das ſchwarze Kreuz erſcheint, hingegen im anderen Falle das wegen der jenſeit der Straße belegenen Häuſer vom untern Theile des Glasfenſters auf den Würfel geſpiegelte directe Licht das weiße Kreuz hervorbringt. Nun verſtehe ich auch die Wolken erſt, denen ich in meinem vorigen Briefe eine

1) Vgl. B. 27, 329 f. (32, 122 f.) [21, 241 f.]

ganz falsche Rolle zugetheilt hatte, da sie in jenem Falle doch nur als Reflectoren des directen Lichts wirkten.

Den 26.

Ihre Bemerkung wegen der Wirkung des directen und obliquen Wiederscheines auf das Maier-Atelier ist mir von Schinkel bestätigt worden, der, weil das seinige gegen Abend belegen ist, nie begreifen konnte, warum er um die Mittagszeit eine so unangenehme Beleuchtung hatte. Er ist deshalb genöthigt gewesen, meistens nur in den Frühstunden des Morgens zu malen, welches übrigens, da es mit seinem Fleiße und seinen sonstigen vielen Tagesgeschäften übereinstimmte, ihm ganz angenehm war. Vielleicht kann man sich daraus erklären, warum seine Bilder etwas Mißfärbiges haben; sie ertragen das hohe Licht nicht wohl, weil sie nicht darin gemalt sind, oder man möchte ihnen wohl ansehen können, daß sie zum Theil in obliquem Lichte gemalt sind. Also Gemäldegallerien würde man vorzugsweise auch nur von Mitternacht her beleuchten müssen, und es wird nur eine kurze Zeit des Tags, eigentlich gar nur Augenblicke, nur einzelne Puncte geben, wo man Gemälde richtig sehen kann. Da es einmal so ist, erfreuen wir uns der Einsicht, daß es so ist, wenn gleich, ehe man sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, etwas Aengstliches darin liegt. Wir sollen, so deute ich es, nicht vergessen, daß jeder Mensch, jedes Wesen, jedes Werk, als Individuum, sein eignes cosmisches Verhältniß, seine eigne Culmination hat! Freilich muß man sich zuletzt doch damit abzufinden wissen, sonst müßte man ja vergehen, ohne daß auf Erden etwas Gemeinsames zu Stande käme, und das ist ja eben die Aufgabe der Kunst!

Den 31. October.

Da ich gestern den Prof. Weiß [1]), den Mineralogen, antraf, und ihn um Mittheilung von Doppelspath aus dem mineralogischen Cabinet zu optischen Versuchen ersuchte, erfuhr ich von ihm, daß Ihre Entdeckung der Wirkung des directen und obliquen Lichtes, vermöge des Sonnenstandes, unter den hiesigen Physikern zu spuken anfängt; aber sie scheinen nicht gern gestehen zu wollen, daß sie diesen wichtigen Aufschluß Ihnen zu danken haben, und Herr Weiß that fremd und betroffen, als ich ihn auf Ihr im Juli erschienenes Heft zur Morphologie [2]) verwies.

Wir haben hier gestern eine herrliche Aufführung des Messias von Händel gehabt; wie sehr wünsche ich, daß sie wiederholt werde, wenn Sie bei uns sein werden, und das wird nicht so schwer halten, da das Werk nun einmal so tüchtig einstudirt ist. Zelter war in seiner Glorie als Dirigent; es hat ihm viel Arbeit gemacht.

---

1) Schon am 9. April 1812 schreibt Zelter, Schulz sei wegen seines Glaubens an Goethe's Farbenlehre mit mehreren seiner Bekannten, zu denen auch Weiß gehöre, zerfallen.

2) Zur Naturwissenschaft I. 1, 21 f.

Langermann[1]) hat uns seinen Besuch bei Ihnen erzählt, und mir Ihr und der Ihrigen Bild auf das Erfreulichste vergegenwärtiget. Hirt habe ich erst flüchtig gesprochen; er soll nächstens ordentlich herbei, und sich redlich aussprechen.

Den 1. November.

Heute wird zu Wittenberg der Grundstein zu Luther's Denkmal gelegt[2]); mir ist nicht wohl dabei. Schadow, dessen früherer Entwurf zu einer Statue Luther's ausgeführt wird, widerspricht durch dieses Werk dem Ruhme, der ihm durch die nach Ihrer Angabe und nach Rauch's Büste unternommene Statue Blücher's unfehlbar wird zu Theil werden; denn diese Arbeit wird höchst sehenswürdig. Der Kopf, die beiden Arme und der Säbel sind bereits gegossen und gut gerathen.[3])

Das zur Gemäldegallerie in Verbindung mit der Academie aufgeführte Gebäude ist fertig geworden, und wenn Sie künftiges Frühjahr hier sein werden, ist hoffentlich die Gallerie, wenigstens die Giustiniani'sche[4]), schon aufgehängt. In künftigem Jahre werden die Bauten zur Aufnahme der Antikensammlung fortgesetzt, die jetzt noch in den Schlössern zerstreut ist.

Schätzbarer als die Königliche Gemäldesammlung ist aber in der That schon jetzt die Sammlung meines Freundes Solly[5]), und sie wird es täglich mehr. Es ist zum Erschrecken, was man zu sehen bekommt an Werken der alten Schulen vor 1500; aus diesen Sachen begreift man erst, wie die Kunst in jener Zeit einen so plötzlichen Aufschwung nahm, und mit Raphael gleichsam zu Grabe gehen mußte. Da wir hier von jenen älteren Sachen bisher nichts zu sehen bekamen, werden wir durch diese Sammlung erst zu einem Studium der Geschichte der Kunst in den Stand gesetzt, und man lernt nun erst Raphael und seine Epoche auf die würdige Weise verstehen und hochschätzen. Sie werden hier mit Vergnügen und Muße Gemälde aus den Florentinischen und Venetianischen Schulen des 14. und 15. Jahrhunderts sehen können, auf die der Reisende in Italien wegen der Menge vorzüglicherer späterer Werke weniger aufmerksam wird, und die doch die späteren Sachen beinahe vernichten. Auch von den früheren Deutschen und Nieder-

---

1) J. G. Langermann, der vom Jahre 1791 an in Jena studirt, Zelter 1797 premovirt hatte, war im Sommer 1810 nach Berlin berufen worden. Mit Goethe, Schulz und Zelter stand er in freundschaftlicher Verbindung. Vgl. Goethe an Zelter Nro. 181. Knebel an Goethe Nro. 345. 526. 527. eben S. 29 f. 39. 48 ff.

2) Vgl. Zelter's Brief Nro. 268.

3) Vgl. Zelter's Brief Nro. 500. Goethe's Werke B. 31. 281 ff. (39. 296 ff.) [25. 298 ff.] Schadow Kunstwerke und Kunstansichten S. 139 f. 146 ff. 165 f. 176 ff.

4) Der König hatte dieselbe im Jahre 1815 zu Paris gekauft. Vgl. Zelter's Briefe Nro. 229. 243. 289.

5) Eduard Solly, dessen Sammlung später gleichfalls für das Königliche Museum angekauft ward. Vgl. oben S. 51. 69 ff. 83.

ländern ſammeln ſich bei Solly köſtliche Sachen, und wir bedauern den Verluſt des Danziger Bildes nicht eben, wie bisher.

Für heute mich Ihrem gütigen Andenken empfehlend

Schulz.

25.

Goethe an Schulz.

Das zweite Mal nach Ihrer Abreiſe, will ich nicht in Jena ſein [1]), ohne von hieraus zu ſagen, wie gern ich mich Ihrer Gegenwart erinnere.

Die entoptiſchen Erſcheinungen ſind irrlichtartig, und man kann ſich wohl verzeihen, hin und her von ihnen geführt zu werden. Dieſe neckiſchen Geſpenſter haben mich mehr geäfft, als billig.

Ich finde hier ein Blatt, mit Bleiſtift geſchrieben, bei Veranlaſſung Ihrer lieben Briefe; laſſen Sie mich den Inhalt dictiren, die Verbindungspartikeln finden Sie ſelbſt am Beſten.

Die Lehre vom directen und obliquen Licht [2]) iſt ſo fruchtbar, daß ich ſelbſt noch oft dafür erſchrecke. Mehrere Fälle, die ſeltſamſten, löſten ſich mir auf durch das Einfachſte, was Jeder längſt ſchon weiß.

In der Stille arbeite ich immer fort, und habe wieder recht gute Sachen erhaſcht, ſtets auf dem alten Wege, die einfachſten Maximen, in allen ihren Proteiſchen Erſcheinungen, nicht los zu laſſen.

Was iſt einfacher als eine Whiſtkarte, die Geſetze dieſes Spiels! und wer ſpielt denn vollkommen Whiſt!

Die Natur iſt ganz practiſch; deswegen müſſen ihre Maximen ganz einfach ſein. Brauchte ſie ſo viele Umſtände, als Newton zu ſeiner Optik, ſo wäre nie ein Weltchen zu Stande gekommen, ja kein Steinchen wäre vom Himmel gefallen.

Seltſam iſt es, daß man die Wiſſenſchaft als etwas für ſich Beſtehendes behandelt; und doch iſt ſie nur Handhabe, Hebel, womit man die Welt anfaſſen und bewegen ſoll. So viel für dies Mal, damit nur wieder etwas zu Ihnen gelangt.

Ich habe Biot's Capitel, wo er Licht und Farben behandelt, wieder angeſehen; [3]) man fühlt ſich, wie in Egyptiſchen Gräbern.

---

1) Goethe war im November wieder nach Jena gekommen, aber am 15. von dort nach Weimar abgerufen worden; kurz darauf kehrte er nach Jena zurück.
2) Vgl. oben Nro. 23.
3) Vgl. Nro. 23 S. 166.

Die Phänomene sind ausgeweidet, und mit Zahlen und Zeichen einbalsamirt, der wissenschaftliche Sarg mit bunten Gestalten bemalt, welche die Experimente vorstellen, wodurch man das Unermeßliche, Ewige im Einzeln(en) zu Grabe brachte. Jeder Freund der Naturlehre hat stündlich zu rufen und zu seufzen: „Wer errettet mich aus dem Leibe dieses Todes!“ [1])

Mein hiesiger Aufenthalt nöthigt mich in die bibliothekarische Gelahrtheit. Das ist ein schrecklicher Zustand; ich muß aber doch sehen, wie ich mich darein finde. Wäre nur nicht die Aussicht nach Ihnen zu getrübt!

Meine Kinder versehen mich mit gutem Frühstück, und melden, daß ich Ihnen diese Gabe verdanke. Das ist denn auch gar schön und löblich, und ich will mich dessen hier, besonders in meiner Abgeschiedenheit von Küche und Keller, freuen.

Um den Platz auszufüllen, setze hinzu:

Ich bin seit vier Wochen mit Universitätsgelehrten in Geschäftsberührung, wofür ich mich, ob ich gleich über vierzig Jahr in Jena lebe, immer gehütet habe. Ihr Zustand aber läßt sich billiger Weise also aussprechen, wenn ich die Forderungen neuerer Zeit in's Auge nehme: Ein solcher Mann soll in dem Fache, worinne er Meister ist, lehren, sich auf das täglich und stündlich zu Lehrende vorbereiten, um sich, wenn er es auch in- und auswendig kennt, für den Moment fertig zu machen; er soll nicht allein das Hergebrachte überliefern, er soll auch vom Neuen und Neusten Rechenschaft geben, irgend eine academische Schrift ausarbeiten, oder in sonstigen Druckschriften sich gewandt und tüchtig zeigen, nebenher Journale bedienen, eigene und fremde Schriften redigiren und corrigiren, auch wohl einmal —

Das Weitere entbehren Sie wohl, womit ich schließen wollte. Wo sollten wir für unsere Art zu sein, zu sehen, zu denken und zu handeln irgend eine Förderniß hoffen? Wenn man sich nur von Zeit zu Zeit ein Viertelstündchen sehen könnte, so brauchte es aller dieser weit ausgeholten Betrachtungen nicht.

G.

Jena, den 24. November 1817.

26.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 13. December 1817.

Ich kann unmöglich nochmals einen Posttag vorüber gehen lassen, ohne meinem stets regen Verlangen genug zu thun, Ihnen, Verehrtester, durch einige Mittheilung nahe zu bleiben. Im November traten zugleich mit häuslichen Abhaltungen solche Veränderun-

1) Vgl. Riemer II, 679.

gen in meinem amtlichen Verhältniſſe ein, daß ich mich plötzlich auf längere Zeit aller Muße beraubt ſah, und ſelbſt jetzt winde ich mich nur auf unſichere Art durch dieſe vielfachen Hinderniſſe, um den Faden einer Verbindung zu erhalten, die mir über alles theuer iſt. Indem an die Stelle des Herrn von Schuckmann der Herr Miniſter von Altenſtein mein Chef geworden iſt, dem ich ſeit vielen Jahren innig zugethan bin, ſind mit meinen beſten Wünſchen und Hoffnungen zugleich Sorgen wieder lebendig geworden, die ich lange nicht mehr kannte, und ich ſehe noch nicht klar in die Zukunft. Möge dieſer ungewiſſe Zuſtand bald einer heiteren Zuverſicht weichen!

Ihr werthes Schreiben vom 24. v. M. ſchließt mit dem erfreulichen Wunſche des Wiederſehens, und erlaubt mir, ihn auf das Günſtigſte dahin auszulegen, daß es unverändert bei der Abſicht Ihrer Herkunft im Frühjahr verbleibt.[1]) Sollte noch irgend ein Bedenken für Sie in den hieſigen Verhältniſſen obwalten, ſo bin ich jetzt, noch mehr als vorher, gewiß, es heben zu können; ſo wie überhaupt der Eintritt des Herrn von Altenſtein in ſeine jetzige Stellung Ihren hieſigen Aufenthalt für Sie angenehmer, für uns wohlthätiger zu machen verſpricht, als es je zu hoffen war, indem derſelbe ſtets eine innige Hochachtung gegen Sie hegt. Jetzt haben wir endlich auch eine ſichere Hoffnung, Seebeck hieher zu ziehen, wie geſpenſtiſch ſich auch die Scheelſucht ſeiner Gegner dawider erheben wird; wenn er nur bis zum Frühjahr ſchon hier wäre! Herr von Altenſtein hat mir geſtern zwei ganz vortreffliche große ſchwarze Spiegel und neun Glastäfelchen zur Bildung eines Würfels eingehändigt, welche er ſchon vor einem Jahre von Seebeck erhalten, und ſeitdem verlegt hatte. Dieſer Apparat iſt von außerordentlicher Wirkung; ich freue mich ſchon auf die nächſten heiteren Stunden!

Vor einigen Tagen befand ich mich in Geſellſchaft mehrerer Newtoniſcher Optiker, die denn ihre Conſternation und ihren Unmuth nicht bergen konnten, daß die vortreffliche Biot'ſche Gelehrſamkeit durch Ihre einfache Lehre vom directen und obliquen Lichte ſo ganz zu Waſſer gemacht ſein ſollte, daß es der mit ſo viel Koſten nach Biot's Angabe verfertigten Apparate im Mindeſten nicht bedürfe, und alle ihre Arbeit vergebens ſei. Vorzüglich erhob ſich Profeſſor Tralles, deſſen academiſcher Dünkel nun hoffentlich nicht mehr, wie ſonſt, ſchädlich ſein wird.[2])

Was Sie hie und da, neckend und ſcheltend, gegen Academien

---

1) Drei Tage ſpäter ſchreibt Goethe an Zelter: „Herrn Schultz ſage, daß ich täglich ſein gedenke. Was uns Beide beſchäftigt (die entoptiſchen Farben), iſt herrlich als Erſcheinung, ehrenwerth als Theil des Naturganzen und als Symbol ſeiner Geſchwiſterbeile ehrwürdig. Dieſen Gruß erließ ich mit mehrerer Freudigkeit, würde mir die Hoffnung, euch künftiges Frühjahr zu ſehen, nicht mit jedem Tage mehr umnebelt."

2) Vgl. dagegen Zelter's ehrenwerthes Urtheil Nro. 391.

gesagt haben [1]), findet sich wohl nirgend in der Welt so, wie hier, bewahrheitet. Denken wir uns diese Academien weg, so bleibt für den freien Fortschritt in Wissenschaften und Kunst hier kaum was zu wünschen übrig; diese Anstalten sind ganz eigends dazu da, ihn zu hemmen. Sie werden es kaum glauben, daß die Academie der Künste, als Prof. Hummel vor Kurzem darauf antrug, für die Maler und Bildhauer einen hier noch fehlenden Unterricht in der Anatomie einzurichten, sich fast einstimmig dagegen erklärt hat, weil ein solcher Unterricht überflüssig sei, da Prof. Schumann den Unterricht im anatomischen Zeichnen nach guten Vorzeichnungen ertheile; in der Oberbehörde war man derselben Meinung, und nur ein Ungefähr gestattete, daß dieser nichtswürdigen Meinung kräftig widersprochen und dem Antrage Gehör geschafft wurde.

Unsere Sammlung von Gipsabgüssen bereichert sich; abermals sind von London 23 Kisten mit Relief's von Phigalia und Elgin'schen Sachen abgegangen; auch den Coloß des Phidias haben wir von dort zu erhalten Hoffnung.

Kürzlich habe ich zum ersten Male in meinem Leben einen Bauchredner gehört, und meine Gedanken über Sinnestäuschungen, ganz wie ich hoffte, bestätigt gefunden. Es hat diese Erfahrung aber zu anderen Betrachtungen Anlaß gegeben, die ich gelegentlich mittheile.

Diesmal verbleibe ich in treuester Ergebenheit

Schultz.

Ich addressire nach Weimar, da Sie in dieser ungünstigen Jahreszeit den im Juli so lieblichen Aufenthalt in Jena wohl nicht werden verlängert haben. [2])

27.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 25. Februar 1819.

Sie sind wohl überzeugt, verehrter Mann, daß Ihre nun so bald zu hoffende Herkunft stets mein lebhaftestes Interesse ist, und daß ich, je länger je mehr, verlange, dieser lieben Hoffnung gewiß zu werden. Der Zeitpunct ist nun wohl da, Ihre endliche Entscheidung zu erwarten; daß Sie kommen, darf ich nicht bezweifeln; wie sollte ich mich von einer so nahen, so sicheren, so glücklichen Erwartung, wie von einem leeren Traume, wieder losmachen! Dies sei nicht die Frage; aber ob Sie früher oder später kommen, wird freilich von Umständen abhängen, welche nicht in unserer

1) Dagegen bemerkt Goethe anderswo: „Man klagt über wissenschaftliche Academien, daß sie nicht frisch genug in's Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art, die Wissenschaft zu behandeln, überhaupt."

2) Goethe befand sich noch immer zu Jena.

Macht sind. Möchten doch diesmal die bösen Zeichen, die uns ein spätes Frühjahr verkündigt haben, zu Gunsten einer so ersehnten Reise unwahr befunden werden! Vielleicht sind sie bei Ihnen günstiger eingetroffen, und dann ist es ja erlaubt, den besten Fall anzunehmen. Ueberdem ist auf der Reise zwischen Weimar und Berlin auch im schlimmsten Falle nicht viel zu wagen; und hier ist es zuletzt einerlei, zumal wir der besseren Jahreszeit gewiß entgegen gehen. Was Ihrer hier erwartet, davon darf ich nichts mehr sagen; leider ist es als gewiß anzunehmen, daß Se. Maj. der König schon im April von hier nach Petersburg abreisen werden, wovon Sie bereits gehört haben werden. Der Kronprinz wird Se. Maj. begleiten, und die Abwesenheit etwa vier Monate währen. Auch andere Herrschaften werden um diese Zeit, wie es heißt, Berlin verlassen, so daß Sie es hier sehr still finden dürften. Unangenehm ist es noch insbesondere, daß Madame Milder-Hauptmann [1]) gegen Ende künftigen Monats von hier abreiset, um erst im Juni wiederzukehren. Diese seltne Frau würde unserem Theater einiges Interesse für Sie gewähren; es hätte mir nichts Empfindlicheres widerfahren können, als daß sie gerade um diese Zeit weggehet. Ich besorge darum nicht, daß es Sie gereuen dürfte, Berlin zu besuchen. Nach der Liste von Gegenständen, die ich für Sie verzeichnet habe, um Ihre Anwesenheit hier für Sie und uns auf's Beste zu benutzen, sind wenigstens vierzehn Tage nöthig, um alles in oberflächlichen Augenschein zu nehmen, und da, wie wir hoffen, manches Sie zu ausführlicher Beschäftigung reizen wird, so dürften einige Monate kaum hinreichen, um alles gehörig zu betrachten und zu genießen.

Sollte es nun nicht angehen, daß Herr Hofrath Meyer Sie auf dieser Reise begleitete? Wie vortheilhaft und erwünscht es für uns wäre, darf ich nicht erst sagen, und Ihnen selbst könnte es wohl nicht unangenehm sein. Herr Minister von Altenstein, den die Hoffnung Ihres Besuches bei uns höchlich erfreuet, wünscht auf alle Weise dazu beizutragen, daß Sie erkennen, wie sehr Sie hier verehrt werden. Mit Vergnügen wird er für alles sorgen, was Ihnen und Ihrem Freunde den hiesigen Aufenthalt angenehm machen kann, und von den Kosten desselben und der Reise darf überall nicht die Rede sein. Obwohl ich nun Ihr freundschaftliches Versprechen, bei mir zu wohnen, nicht in Anspruch nehmen würde, wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß es für Sie das Zweckmäßigste ist, so hat sich diese Ueberzeugung doch bei mir auf alle Weise bestätigt; ich weiß durchaus kein anderes Mittel, hier für

1) Von dieser ausgezeichneten Sängerin hatte schon Zelter den Dichter vielfach unterhalten. Vgl. Zelter's Briefe Nro. 180. 226. 227. 240. Goethe lernte sie erst im Jahre 1823 persönlich kennen und bewundern. Vgl. Brief an Zelter Nro. 414, und die Verse an sie in den Zuschriften und Erinnerungsblättern.

Ihre Bequemlichkeit und Ruhe zu sorgen, noch sonst Jemand, der, wie ich, dafür sorgen könnte. Zelter's Einladung [1]) ist mir erst bekannt geworden, nachdem sein Brief an Sie schon abgegangen war, sonst hätte ich sie verhindert; er hätte wohl vermuthen sollen, daß dieser Punct längst berichtigt ist, und wenn ich weder mit ihm, noch mit anderen Freunden davon gesprochen, so geschah dieses aus eben den Gründen, die mir überhaupt zur Pflicht machten, wegen Ihrer Herreise alle mögliche Discretion zu beobachten. Langermann, den ich seitdem um seine Meinung darüber gefragt habe, ist meiner Ueberzeugung durchaus beigetreten, obwohl er, als naher Nachbar von Zelter [2]), eher für diesen parteiisch sein müßte. Sollten Sie aber die vielen Kinder in meinem Hause Unruhe besorgen lassen, so kann ich Sie vom Gegentheil gänzlich versichern; denn die drei lärmenden Knaben werden bei ihren drei hiesigen Tanten vertheilt, und die kleinen Mädchen sind gute, stille Kinder. Für Herrn Hofrath Meyer würde ich in der Nähe eine bequeme Wohnung zu finden wissen.

Alles dieses erwägen Sie mit der Liebe, auf die ich alle meine Hoffnung setze. Ihren Beschluß geben Sie mir gütigst zu erkennen, sobald es irgend sein kann; ich möchte Sie nicht gern überreden, wenn nicht freie Neigung Ihren Entschluß zu unserem Besten bestimmen sollte; deshalb will ich nichts Gutes von uns und unserem Orte sagen; vielmehr, wie es in entscheidenden Augenblicken gehet, fällt mir heute alles Sündige, Schlechte doppelt schwer auf's Herz, was Sie uns abgeneigt machen müßte. Nehmen Sie uns aber, wie wir sind; wer könnte an seinem Vaterlande verzweifeln? Eine kurze Geschichte erklärt und rechtfertigt vielleicht unseren Zustand, der sonst nicht eben zu billigen wäre. Als Erscheinung bleibt er noch merkwürdig genug; Sie selbst haben ihn ja besser gewürdigt, als je ein Einheimischer. Sie sollten also nicht verschmähen, ihn näher kennen zu lernen. Doch, ich will nicht überreden; alles sei Ihrer Güte anheimgestellt!

Von mir und meinen Studien, die immer unter Ihrer Leitung fortgehen, sage ich diesmal nichts, da ich ohnehin befürchten muß, daß die Post den Brief kaum mehr annehmen wird. Nur noch in Eile, um nicht zu viel zu versäumen, die angelegentliche Entschuldigung meiner Frau an Ihre liebenswürdige Frau Schwiegertochter, welche ihr die unerwartete Ehre erwiesen hat, ihr für eine kleine Bemühung durch ein sehr freundliches Schreiben zu danken. Hausfrau und Mutter, wie sie ist, darf ich es wohl übernehmen, sie zu vertreten, indem sie dasselbe diesmal nur durch die mir aufgetragene herzliche Versicherung erwiedert, daß sie mit größtem Vergnügen für alle die kleinen Bedürfnisse Ihres Tisches zu sorgen

1) Vgl. Zelter's Briefe an Goethe Nro. 301. 303.
2) Er wohnte diesem gegenüber in der Friedrichsstraße.

Ließ ſich den Anblick wohl behagen;
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine liebe Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring,
Als wären's eben Pfifferling,
Dankt nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Grethchen?

bereit ist, in Absicht deren Berlin einige Vortheile darbieten möchte, und daß es sie höchlich erfreuen wird, mit diesfälligen Aufträgen beehrt zu werden.

In ungetheilter Liebe

der Ihrige.
Schulz.

Den 26. Da mir der Brief wirklich von der Post zurückgeschickt ist, so muß er nun bis morgen liegen bleiben, und ich habe Zeit, hier einen Plan von Berlin beizufügen, auf der (dem) ich mit Rothstift Folgendes bemerkt habe. [1])

Die öffentlichen Gebäude, in welchen alle wissenschaftliche und Kunstsammlungen enthalten sind, liegen sämmtlich unter den Linden bis zum Schlosse hin.

28.

Goethe an Schulz.

Ihr lieber, theurer Brief, mein Bester, fand mich im Bette, unbehaglich an einem vorübergehenden Uebel; doch war die Lage keineswegs von der Art, daß man mit Frohsinn den Plan einer großen Stadt hätte betrachten können, durch dessen Anleitung man sich munter und schnell durch das Labyrinth der Straßen bis zu seinen Freunden finden sollte.

Bei meinem Winteraufenthalt in Jena hab' ich mich gut gehalten, weil ich mit Sorgfalt den drohenden Uebeln auszuweichen im Stande war. Hier aber, wo ich mich niemals schonen kann, lag ich schnell darnieder, weil Verkältung und was dem anhängt meine Uebel entscheidet. Und so ist denn an keine Reise zu denken, so wenig als an einen behaglichen Aufenthalt bei meinen auswärtigen Freunden. Die Aerzte bestehen darauf, daß ich Anfang Mai's nach Carlsbad soll, da ich denn Anfang Juni's wieder zurück sein werde.

Freund Meyer ist noch in der Schweiz, und wird in gedachter Zeit wahrscheinlich wieder hier sein. Dies alles trifft zusammen mit dem Inhalt Ihres Briefes, wenn ich ihn recht verstehe; und so müssen wir denn wohl unsere Wünsche bis auf den Sommer ajourniren.

Ueberhaupt bin ich genöthigt auszusprechen, daß mir jede Reise und auswärtiger Aufenthalt außer denen Sommermonaten unmöglich wird, auch daß ich der unleidlichste Gast bin, dem man nur auf seine eigenste Art etwas zu Gute thun kann, weil man ihm sonst gewiß immer etwas zu Leide thut. Eben jetzt hat mich das Wohlwollen meiner hiesigen Hohen Gönner auf acht Tage un-

1) Bezeichnet sind die Wohnungen von Altenstein, Hirt, Langermann, Fürst Radziwill, Schadow, Schinkel, von Schuckmann, Schulz, Solly (Schulz gegenüber), Fr. A. Wolf und Zelter.

brauchbar gemacht. Was ich bei dem Sommeraufenthalt an einem großen Ort verlöre, darf ich nicht fragen noch zählen; was ich gewinne, hab' ich dankbar anzunehmen, wie ich denn in jedem Sinne mäßig und genügsam zu sein Ursache habe.

So eben, als ich schließen will, fällt ein starker Schnee und tröstet mich einigermaßen, daß ich in der nächsten Woche die herrliche Aufführung der Graun'schen Passion [1]) nicht mitgenießen kann. Tausend Grüße an die werthen Ihrigen und an alle Freunde. Herrn Minister von Altenstein mich auf's Andringlichste empfohlen wünschend.

G.

Weimar, den 11. März 1818.

29.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 2. Juni 1818.

Die Monate, in denen ich mir früher das Glück Ihrer Gegenwart geträumt hatte, sind mir unter Schmerzen und Sorgen vergangen. Ihr theurer Brief vom 11. März fand mich in einer nicht gefährlichen, aber höchst peinvollen Krankheit, die mich vier Wochen lang in den jämmerlichsten Zustand versetzte, und erst seit Kurzem ganz nachgelassen hat. [2]) Zugleich trafen mich beunruhigende Verhältnisse, so daß ich oft in Sorgen war, [3]) wie ich die Hoffnung, Sie, theuerster Verehrter, bei mir zu sehen, erhalten und behaupten sollte. Da ich nun endlich mich für diesen Sommer vor allen solchen Nöthen glücklich gesichert sehe, eile ich mit doppelt frohem Muthe das schweigend Versäumte nachzuholen, und Sie nun herzlichst um Ihre bestimmte Zusage zu bitten. Da Sie wie ich von Zelter höre, nicht, Ihrer früheren Absicht gemäß, nach Carlsbad gegangen sind, so nehme ich dies für das glückliche Zeichen Ihrer befestigten Gesundheit an, und da die bisher feindselig kalte Witterung sich nunmehr bei uns zur belebenden Wärme gewendet hat, auch alle hiesige Verhältnisse günstig sind, um Ihnen einen ruhigen und angenehmen Aufenthalt zu sichern, so bitte ich dringend, entschließen Sie sich rasch und säumen Sie nicht weiter zu kommen!

Mit der umgehenden Post wünschte ich, wo möglich, Ihre gütige Benachrichtigung zu erhalten; denn da ich früher oder später in diesem Jahre noch eine kleine Geschäftsreise zu machen habe, so ist mir, um mich damit ganz nach Ihrem Entschlusse einrichten zu können, an baldiger Nachricht sehr gelegen.

---

1) Am grünen Donnerstage, den 19. März, unter Zelter's Leitung.

2) Er litt im März an den fürchterlichsten Zahnschmerzen; seit dem April befand er sich sonst sehr leidend.

3) Vgl. oben S. 68.

Meine Wohnung ſteht Ihnen ganz offen; die Kinder beziehen, nur wenige Häuſer entfernt, eine Gartenwohnung [1]), ſo daß es an Ruhe und Geräumigkeit nicht fehlen wird. Sie nennen ſich einen unleidlichen Gaſt, aber Sie bedenken nicht, daß es der höchſte Reiz iſt, einen ſolchen Gaſt zu bedienen, und es ihm recht zu machen, ein Triumph, dem man ſich gern aufopfert. Darum eben weiß ich auch, daß Sie hier nur bei mir hauſen können; Sie ſollen durchaus leben, wie Sie wollen, in allem Thun und Laſſen. Von den Beſchwerden der großen Stadt werden Sie auch nicht eben viel zu leiden haben; es wird von Ihnen abhängen, jeden heiteren Augenblick in freier Luft, ſo gut ſie uns der Himmel ſchenkt, zuzubringen, indem ein Wagen zu Ihrer Bedienung ſtets bereit ſein wird, und das Thor nahe iſt. Wenn nirgends anders, wird es Ihnen im botaniſchen Garten gewiß immer wohl ſein.

Laſſen Sie mich auch gütigſt wiſſen, ob Herr Hofrath Meyer glücklich zurückgekehrt iſt, und in unſeren Wunſch einwilliget, Sie hieher zu begleiten. Herr Miniſter von Altenſtein [2]), der ſich Ihnen auf das Angelegentlichſte empfehlen läßt, hat vorläufige Einleitungen für Ihre und Herrn Meyer's Herkunft getroffen; es kommt nun darauf an, derſelben gewiß zu ſein, um ſofort das weiter Nöthige zu beſorgen. Wenn Sie mich von dem Entſchluſſe zur Reiſe benachrichtigen, würde ein Wink mich ſehr verbinden, ob z. B. Herr Meyer, im Fall er zu kommen geneigt wäre, eine Aufforderung dazu erwarte ꝛc., damit dieſes ſchleunigſt nach Wunſch veranlaßt werden könnte.

Ich bin im Geiſte ſo eilig und dringend, daß ich wünſchte, dieſer Brief wäre ſchon in Ihren Händen; da er jedoch erſt in einigen Stunden abgehen kann, ſo habe ich Muße, hinzuzufügen, wie ſehr mich die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Enkels in Ihrem Hauſe erfreut hat. Von Herzen danke ich Ihrem Herrn Sohne, daß er in ſeiner Freude auch an die Berliner gedacht und uns der Ehre werth gehalten hat, ſeine liebe Nachricht in unſeren Zeitungen zu leſen. Meine Frau und ich wünſchen der Mutter, dem Vater und dem Großvater alles erdenkliche Glück zu dieſem frohen Ereigniſſe.

Ihr neues Heft vom Rhein und Main hat wieder ein böſes Geſchwür unſerer Zeit berührt, und eine ſolche Berührung iſt ſchmerzhaft. [3]) Daher war das Geſchrei der Kranken natürlich; ich denke,

1) Wohl in Reimer's Garten, wo Schulz ſelbſt im Mai gewohnt hatte.

2) Altenſtein ſchrieb an demſelben Tage an Schulz: „Den herzlichſten Dank, mein Theuerſter, für alles Ueberſchickte. Ich habe es erſt in dieſem Augenblick, bei meiner Zurückkunft aus dem Staatsrath, vorgefunden, und eile, Ihnen den Brief an Herrn von Goethe und deſſen Antwort anliegend zurückzuſenden. Verlaufen nur, daß ich alles recht gut finde und mit großer Diſcretion behandeln werde. Empfehlen Sie mich Herrn von Goethe auf das Angelegentlichſte. Ich hoffe, er ſoll wenigſtens mit unſerem reinen Willen zufrieden ſein."

3) Der in Kunſt und Alterthum I, 3 enthaltene Aufſatz Anforde-

es wird kaum mehr bedürfen, um sie zu heilen. Ihre Worte wirken mit Zaubermacht. Was Sie seit einem Jahre Gutes gethan haben, würden Sie mit Rührung erkennen, wenn Sie den Erfolg im Einzelnen sähen. Kommen Sie zu uns, um sich davon zu überzeugen!

Schinkel ist in größter Thätigkeit. Sein Wachtgebäude ist bis zum Friese fertig, und wird bis zum Herbste vollendet. Seit vier Wochen hat er den Bau des neuen Theaters begonnen. Sein Plan dazu, der ohne Abänderung genehmigt ist, zeigt von einem erstaunlichen Talente. Dies unförmliche Gebäude in ein eben so schönes als bequemes umzuschaffen, davon ist kaum die Möglichkeit zu begreifen, ehe man seinen Plan gesehen hat.[1])

Hier mehrt sich das Sehenswerthe täglich, worunter vor allem ich Solly's Gemäldesammlung nennen muß, die in Beziehung auf Originalität und Geschichte kaum ihres Gleichen hat.[2]) Leider fehlt es an Platz, um nur die Hälfte so aufzustellen, wie es nöthig wäre.

Hier ist thätig, eine Gesellschaft von mächtigen Kunstfreunden zur Aufbringung der Mittel zu bilden, durch die das Kunststudium bei uns eine bessere Richtung gewinnen soll. Schon haben sich sämmtliche Prinzen dazu mit starken Beiträgen unterzeichnet.

Daß wir Seebeck hier zu sehen hoffen, wissen Sie wohl von ihm selbst.[3]) Wäre seine Lage nur erst geändert! Es geht damit zu langsam.

Meine optischen Studien sind durch die erwähnten Drangsale unterbrochen worden und nicht zu dem gehofften Ziele gelangt. Vor künftigem Winter werde ich kaum Ruhe finden, fortzufahren.

Man ruft mich ab; möchte ich baldigst die erwünschte Nachricht von Ihnen in Händen haben!

Ewig

der Ihrige.
Schulz.

Am vorhergehenden Tage hatte Schulz folgenden Brief an den Staatskanzler Hardenberg in Altenstein's Namen entworfen. „Ew. Durchlaucht verfehle ich nicht, ganz gehorsamst die mir zugekommene Nachricht mitzutheilen, daß der Geheimerath von Goethe zu Weimar binnen Kurzem Berlin zu besuchen beabsichtigt. Die Anwesenheit dieses ausgezeichneten Mannes, dem Deutschland vorzüglich die Bildung des Geschmacks und die Fortschritte der neueren Zeit in den schönen

---

rung an den modernen Bildhauer. B. 31. 277 ff. (B. 292 ff.) [2), 295 ff.] Im vorigen Hefte hatte Meyer's Aufsatz Neudeutsche religiospatriotische Kunst große Aufregung hervorgerufen.

1) Vgl. Zelter's Brief Nro. 376.

2) Vgl. eben Nro. 25.

3) Vgl. Zelter's Brief Nro. 314.

Künſten verdankt, iſt hier ſeit vielen Jahren lebhaft gewünſcht worden, und wird unfehlbar ein allgemeines Intereſſe bei dem gebildeten Publicum erregen. Von großem Gewinn dürfte es ſein, wenn er ſich bereit finden ließe, in eine Berathung über die hieſigen Kunſt-Anſtalten und Unternehmungen einzugehen, worum um ſo mehr zu erwarten ſein würde, wenn der Hofrath Meyer zu Weimar, der gelehrte Herausgeber der Winkelmann'ſchen Werke, in ſeiner Begleitung mit hieher käme. Dieſes hiebei zu veranlaſſen, halte ich die Gelegenheit für ſehr erwünſcht, und ſcheint es mir, da die Verhältniſſe nicht erlauben, ſich an Herrn von Goethe officiel zu wenden, anſtandig und zweckmäßig, ſeiner bezeigten Bereitwilligkeit durch Berufung des Hofrath Meyer, ſeines Freundes, entgegen zu kommen, und ihm durch eine ehrenvolle Aufmerkſamkeit einen Beweis der ſeinen Verdienſten ſchuldigen Hochachtung zu geben. Ew. Durchlaucht geneigtem Einverſtändniſſe glaube ich mich hierunter verſichert halten zu können, und habe ich, um den günſtigen Augenblick nicht zu verſäumen, privatim den Hofrath Meyer zu dieſer Reiſe disponiren laſſen. Die Koſten derſelben und des hieſigen Aufenthalts werden, bei den vielfachen Vortheilen, die wir uns davon verſprechen dürfen, nicht in Betracht zu ziehen ſein, und obwohl Herr von Goethe hier nur als Reiſender zu erſcheinen und in einem Privathauſe abzutreten Willens iſt, bezweifle ich doch nicht, daß Ew. Durchlaucht mich zu autoriſiren geruhen werden, ihn nach den Umſtänden mit aller der Liberalität zu behandeln, welche der Anſtand in dieſem Falle erfordern dürfte. Auch werde ich mich beehren, Ew. Durchlaucht um einen geneigten Befehl an das Königliche Hofmarſchallamt zu bitten, den Herrn von Goethe die in den Königlichen Schloſſern vorhandenen Kunſtwerke nach ſeinem Wunſch in Augenſchein nehmen zu laſſen, da ich mich überzeugt halten kann, daß es Seiner Majeſtät dem Könige nicht unangenehm ſein wird, Allerhöchſtdero Kunſtſchätze von einem ſo vorzüglichen Kenner gewürdiget zu ſehen. Ich behalte mir jedoch ganz gehorſamſt vor, ſobald ich ſeine Herreiſe gewiß erfahre, Ew. Durchlaucht davon nähere Anzeige zu machen."

310.

Goethe an Schulz.

Schon längſt hätte ich gewünſcht, Ihre liebe Handſchrift einmal wieder zu ſehen, jetzt betrübt ſie mich durch die Nachricht von einem ſo langen und ſchweren Uebel. Was ſoll ich aber ſagen, da wir nur zum Wechſelleiden auf dieſe liebe Erde berufen zu ſein ſcheinen! Auch ich erdulde jetzt, zwar kürzere, aber doch alles mein Unternehmen für eine Zeit lähmende Wehetage. Es iſt das catarrhaliſche Zeug, was uns das Klima immer in den Weg wirft! Das mag denn ſein! wir müſſen darüber hinaus zu kommen ſuchen.[1])

1) Vgl. Brief an Zelter Nro. 316.

Die Zeithefte, die Sie kennen, habe ich sämmtlich gefördert; manche Bogen sind gedruckt, auch der Divan rückt vor, dem ich, wenn er erscheint, Ihre frühere Gunst wünsche. Das Bibliotheksgeschäft geht seinen raschen Gang, und da jüngere, einsichtige Männer mit eingreifen, habe ich deshalb keine Sorge.

Den 20. Juni kommt unser Fürst. Die Niederkunft der Erbgroßherzogin wird zu gleicher Zeit erwartet. Bis in die erste Hälfte des Juli hinein bin ich gefesselt; dann aber muß ich nach Carlsbad, was ich trotz meines behaupteten Unglaubens endlich für höchst nothwendig halte. Nach dem letzten catarrhalischen Anfall kehre ich leider meine ganze Thätigkeit nur wie mit Besen zusammen.[1])

Meyer bedient sich gegenwärtig, auf dringenden Rath, des Badener Wassers bei Zürich. Ich weiß kaum, ob ich ihn hier erwarten werde. Und so hat denn freilich der Hoffnungsblick auf das Berliner Freundesbild ein ziemlich blasses Ansehen. Lassen Sie uns den August erwarten, und sehen, was uns bestimmt ist!

Sollte es uns aber besser gehen als dem heiligen Apostel, welcher sagt: „Als ich jung war, ging ich, wohin ich wollte; jetzt da ich alt bin, nöthigt man meine Wege.“[2])

Von meinen jungen Leuten dagegen kann ich nur Erfreuliches melden; sie passten zusammen, und wenn sie sich auch nicht liebten. Das dritte Wesen übt seine vermittelnden Kräfte; sie genießen ihre guten Zustände in Weimar, und wünschen nichts mehr, als daß ich sie mit ihnen theilen möchte. Eben besuchen sie mich und grüßen zum Schönsten.

Herrn Minister von Altenstein empfehlen Sie mich zum Dringendsten. Von jeher habe ich dessen Einsichten und Antheil, wovon mir so viel zu Gute kam, höchlich verehrt, und es schmerzt mich, solchen Winken gegenwärtig nicht folgen zu können. Lassen Sie uns abwarten, was das Spätjahr bringen kann. Von mannigfacher Thätigkeit in Berlin vernehme ich gar vieles. Hier sind wichtige Zwecke, bedeutende Mittel und productive Kraft genug, um hiernach Pläne zu entwerfen, und die Ausführung zu leiten. Möge alles zum Besten und Erfreulichsten gedeihen!

Da man in der letzten Zeit mit Niemand mehr reden mag[3]), so lasse ich einstweilen drucken; wer's liest, nehme es auf, lehne es ab, darüber bleibe ich ganz ruhig. Wenn ich nichts zu sagen hätte, als was den Leuten gefiele, so schwiege ich gewiß ganz und gar

---

1) An Zelter schreibt Goethe am 28. Juni: „Uns ist ein Prinz geboren, dessen Taufe wir nun abzuwarten haben; dann wollen mich die Aerzte in's Carlsbad, wozu ich keine Lust empfinde.“

2) Bei Johannes 21, 18 spricht der Heiland zu Petrus: „Da du jünger warest, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich gürten und führen, wohin du nicht willst.“

3) Wegen der politischen, durch das Wartburgfest gesteigerten Aufregung.

stille. Wenn meine Freunde mich nur immer wieder erkennen! Die Lehre von den entoptischen Farben denke ich im nächsten Hefte abermals um eine Stufe heraufzuheben. Ich habe gar hübsche Analogien gefunden, wodurch sich diese Erscheinung, die erst ganz isolirt dastand, daß man neue Hypotheſen ausklügeln mußte, sich immer gelenker und bequemer an das Bekannte schließt. Daß Sie Ihre Arbeiten in diesem Fache nicht fortsetzen konnten, thut mir sehr leid; denn wenn Sie solche nicht bis zu einem Grad zum Abschluß führen, so laufen wir Gefahr, daß sie sich in's Allgemeine verlieren und ohne Dank aufgespeist werden. Je länger man sich in diesem wissenschaftlichen Wesen und Treiben umsieht, je weniger darf man hoffen, daß irgend etwas Zusammentreffendes, Zusammenbrennendes sich so bald zeigen werde. Jedermann urtheilt nach anderen Prämissen, oder urtheilt anders nach ebendenselben.

und so fort und für ewig!

Goethe.

Jena, den 8. Juni 1818.

Auf einen Empfehlungsbrief von Schultz erwiederte Goethe's Sohn:

Verehrtester Freund und Gönner!

Der heutige Tag war es, welcher mir das Vergnügen der Bekanntschaft Ihres Herrn Schwagers [1]) und seiner liebenswürdigen Familie verschaffte, und an welchem ich zugleich die mir so werthen Zeilen von Ihnen nebst dem schönen und höchst bewunderungswürdigen Denkmal der Urzeit [2]) erhielt. Das Autographon konnte ich noch meinem Vater selbst überbringen, welcher sich noch hier aufhält, um ohngefähr in acht Tagen nach Carlsbad zu reisen. Es war ihm ebenfalls sehr erfreulich und angenehm, die Bekanntschaft des Herrn Geh. Finanzrathes zu machen, dessen Aufenthalt leider allzu kurz gedauert hat; es war mir vergönnt, denselben bei einem Spaziergang durch den Park zu begleiten, welche Stunde mir unvergeßlich bleiben wird; nur habe ich sehr bedauert, daß unser Zusammensein nicht länger als von früh ½9 Uhr bis nach 10 Uhr gedauert, wo die Reise nach Gotha fortgesetzt wurde. Uebrigens kann ich versichern, daß sich diese verehrte Familie sämmtlich im besten Wohlsein befand.

Meine Frau bedauerte es sehr, diese angenehme Bekanntschaft nicht machen zu können, woran sie durch die Unruhe des Kleinen verhindert wurde, welcher sich aber sonst sehr munter und wohl befindet.

Wir hätten freilich gern gesehen, wenn irgend eine Heilquelle Sie, Verehrtester, in unsere Gegenden gezogen hätte, wo wir jener frohen Stunden, welche wir mit Ihnen genossen, immer und gern gedenken.

---

1) Des Geh. Finanzrathes von Reckel.
2) Einem Belemniten. Vgl. Nro. 31 S. 194

Wir empfehlen uns ſämmtlich Ihnen und der verehrten Ihrigen gütigem Andenken und Wohlwollen, mit der Hoffnung, daß Ihnen das Bad die erwünſchteſten Dienſte leiſten möge.

Weimar, den 15. Juli 1818.

Ganz der Ihrige.
J. A. von Goethe.

31.

Schultz an Goethe.

Fürſtenſtein, den 9. September 1818.

Seit drei Monaten finde ich hier die erſte Ruhe wieder, nachdem Ihr lieber Brief vom 8. Juni mich von den Hoffnungen losgeriſſen hatte, die dieſen Sommer verſchönern ſollten, und ich mich nun allem hinzugeben beſchloß, was nothwendig und recht ſchien, um eine ſo unwillkommne Zeit anderswie auf's Beſte zu benutzen. So habe ich mich ſeitdem reiſend umhergetrieben, nicht verſäumet, zu ſehen und zu lernen, was man Bedeutendes und Schönes überall findet[1]), habe meine Geſundheit durch den Gebrauch des Salzbrunns und der Molken erfriſchet und die guten Wirkungen davon durch ein heiteres Leben zu erhöhen geſucht, Sorge verſcheucht, Luſt und Freude herbeigelockt, und es gelang mir oft, das glückliche Gefühl der Jugend wieder zu beleben, mich ganz darin zu verlieren und zu vergeſſen. Nur eins war, was mich höher hob, als ich mich je früher gedacht, eine Erinnerung, ein Andenken, welches mich nirgend verließ, das Andenken an Sie, theuerſter Mann, an eben dieſe Tage, die ich im vorigen Jahre für ewig bei Ihnen genoß, um zu erleben, was mich ſonſt in Träumen beſeligt, und zu erfahren, was unbeſiegliche Ahnung mich glauben gelehrt hatte. Denn daß ein reines, wahrhaftes Leben ſich bis zur längſten Dauer erhalten laſſe, daß es ſeinen Werth ſtets höher und höher ſteigere, daß alle moraliſche Kraft nur in dieſer Steigerung von der Jugend zum Alter ſich entwickele, wie überall Werth des Lebens zu erkennen und zu fördern ſei, das ahnete ich wohl, und erneuerte mich in meinem Glauben, ſo oft ich in Ihren Werken Spur und Zeugniß davon fand; aber nie ſah ich alles dieſes ſo unmittelbar vor mir, als in Ihrer Perſon ſelbſt, in Ihrem täglichen Thun und Sein, in den Geſinnungen, mit denen Sie, dan ich es ſage, die Luft erfüllen, die Sie augenblicklich umgibt! Wie könnte ich ſeitdem, und warum ſollte ich je verbergen, wie ganz ich in Ihrem Geiſte zu leben wünſche! ich habe ja längſt alles Gute von Ihnen.

Bedenken Sie nun, wie ſehr mich die durch Ihr Schreiben und durch Seebeck's Ausſage[2]) beſtätigte Nachricht von Ihrem Uebelbefinden erſchrecken mußte; ich war ſehr bekümmert; zuletzt

1) Er hatte ſich eine Woche in Dresden aufgehalten.
2) Der auf einer Reiſe nach Berlin Weimar berührte. Vgl. Zelter's Brief No. 314.

tröſteten mich die ſchönen Tage des Juli und Auguſt mit der Hoffnung, daß Ihnen Carlsbad recht wohlthätig ſein werde; und als ich am 28. Auguſt zu Salzbrunn in einer vielfach gemiſchten Geſellſchaft Ihre Geſundheit ausbrachte, und alle unerwartet wie aus einem Munde jauchzend einſtimmten, ſchien mir der Himmel ſich zu erweitern und die gewiſſe Erfüllung meines heißen Wunſches auszuſprechen.

Ohne es zu wiſſen, waren hier eifrige Freunde und Verehrer Ihres Namens verſammelt; jener Augenblick vereinigte ſie und verſchaffte uns allen den reinſten Genuß. Die beiden Bände Ihrer Gedichte [1], die mich begleiten, gaben reiche Ausbeute; ſo manches davon iſt beinahe noch unbekannt, nichts iſt genug erwogen und genoſſen; man müßte alles auswendig wiſſen und immer gegenwärtig haben, um ſich daran zu ſättigen. Langermann, der noch in Salzbrunn iſt, theilte alle dieſe Freude mit mir [2]; die ſprüchwörtlichen Verſe im 2. Bande waren unſer tägliches Noth- und Hilfsbüchlein, und unterhielten uns in Ernſt und Scherz auf Stegen und Wegen. Meine Abſicht, Ihre Schriften einem Entwurf der Sittenlehre zum Grunde zu legen, erwachte von Neuem, und ich bin feſt entſchloſſen, ſie mit Hilfe meines Knaben auszuführen. Lachen Sie nicht! ſtets begierig nach wahrhafter Moral, habe ich meiſtens mit dem vorlieb nehmen müſſen, was mir aus eigner Erfahrung und Ueberlegung deutlich wurde. Die Moral der Pfaffen, der Sündenmacher, widerte mich bald an; ſie iſt wohl hauptſächlich an dem Unglück unſerer Zeit Schuld, und die Schulphiloſophen richten auch nichts aus. Der Philoſoph ſei Dichter, wie Plato, oder der Dichter Philoſoph, wie Sie; ſonſt bleibt die Lehre todt und unerbaulich. Und Sie werden nicht läugnen wollen, daß Ihre Moral um einige Schritte tiefer in's Leben dringt, als was uns gewöhnlich dafür gegeben wird — und darauf kommt alles an.

Ein entſcheidendes Kennzeichen des Vorzuges Ihrer Anſicht iſt das klare Verſtändniß des Weſens der Kunſt, welches nur auf Ihrem Wege zu erreichen iſt. Vergebens durchſuchen wir darnach die Werke der Philoſophen alter und neuer Zeit, noch vergebner fragen wir darnach die Kunſtgelehrten. Ueber die Grundbegriffe ſtolpern ſie alle hinweg; iſt es zu verwundern, daß ſie im Gebiete der Kunſt ſelbſt ſo wenig klar ſind? Das Practiſche iſt bei ihnen wohl immer das Beſte; aber das Verſtändniß ſoll man ſelbſt finden; was ſoll da der Jüngling machen, der ſich bei oberflächlicher, fratzenartiger Bildung nicht beruhigen kann und darf? Dieſe Noth, aus der ich mich endlich an Ihrer Hand, Gott weiß, wie ſchwer!

1) Die beiden erſten Bände der ſeit dem Jahre 1815 erſchienenen Ausgabe von Goethe's Werken.

2) Schultz war eben von einer kurzen, mit Langermann unternommenen Reiſe zurückgekehrt.

herausarbeite, will ich meinen Kindern ersparen. Man lebt ja für die Zukunft; es soll besser, klärer, heiterer in und um uns werden. Seitdem Sie mich in Weimar mit Ihren Sammlungen bekannt machten, wo ich in jedem Augenblick einsah, wie viel ich zu thun habe, um Sie verstehen zu können, ließ es mich nicht länger ruhen; sollte diese mächtige Anregung ohne Erfolg vorüber gehen? Ich wußte wohl, daß ich für Sie keinen Werth haben konnte, als durch meine kleinen optischen Arbeiten; deshalb that ich mir Gewalt an, zu verbergen, wie viel mehr mich alles Andere beschäftigte. Mir selbst überlassen, habe ich aber nichts eifriger thun können, als Ihren mir in mancherlei Richtungen so liebevoll offenbarten Spuren nachzugehen, und ich rühme mich der erfreulichsten Fortschritte. Nun habe ich einen Grund gelegt, auf dem ich mein Lebelang weiter fortgehen kann; Ihre Propyläen kommen nicht von meinem Tische, und ich verstehe sie täglich besser. Höchlich erfreute mich der köstliche Aufsatz in einem der letzten Bände Ihrer Werke, über Nachahmung, Manier und Stil; warum haben Sie den uns so lange vorenthalten? [1])

Sie sehen wohl, daß ich gestehen muß, mich in diesem Jahre mit der Optik weniger beschäftigt zu haben, als ich versprochen und mir vorgesetzt hatte; oft erinnerte ich mich daran als an eine übernommene Verpflichtung; zuletzt wandte sich mein Bestreben, wie unwillkürlich, zum Entwurf einer Theorie der Harmonie der Farben in der Malerei. Daß im physiologen Verhältnisse: Licht — Nähe, Schatten — Ferne, gibt den leitenden Grundsatz, woraus Sie ungefähr erkennen, wohin ich will. Doch bin ich meinem vorjährigen Bemühen nicht untreu geworden, obwohl nur langsamer vorgeschritten. Ich rechnete auf Ihre Gegenwart, und hoffte gewiß durch Seebeck ganz zur Optik zurückgeführt zu werden. Aber es sollte anders sein; Seebeck habe ich nur wenig vor meiner Abreise gesehen, weil ich damals bei Potsdam wohnte. Nun sind gar drei Monate verloren gegangen, und vor Ende October darf ich kaum hoffen, nach Berlin zurückzukehren, da mir in Schlesien mehrere Geschäfte aufgetragen sind. Die nächsten vier Wochen bin ich in Breslau.

So viel hatte ich zu bekennen; möchte ich nun bald von Ihnen die erwünschteste Nachricht erhalten! Das Letzte erfuhr ich unter'm 15. Juli von Ihrem Herrn Sohne, dem ich in der Meinung, Sie wären schon in Carlsbad, zwei Gutachten für Sie übersichickt hatte. Von dem Fundort des Belemniten und dem Vorkommen der großen Versteinerungen in der Gegend von Hameln, von wo er her ist, hoffe ich nähere Nachricht zu bekommen, und werde sie mittheilen.

Wenn Sie nur sich ganz wieder hergestellt haben, dürfen wir

1) Er war in Wieland's Merkur im Jahre 1789 erschienen. Vgl. Goethe's Werke B. 31, 31 ff. (38, 1806.) [25, 229.]

Mephistopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder, was sie will noch soll,
Denkt an's Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Faust.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geschmeid!
Am ersten war ja so nicht viel.

Mephistopheles.

O ja, dem Herrn ist alles Kinderspiel!

Faust.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarinn.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brey,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbey.

Mephistopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

Faust ab.

noch hoffen, Sie in Berlin zu sehen? Ich frage mit Zagen; denn in dieser Entfernung weiß ich mir von den Umständen kein sicheres Bild zu machen; und doch — sagten Sie nur einmal ja, wie würde ich eilen, wie gewiß wollte ich es auf eine oder die andere Art so einrichten, daß Sie gern bei uns wären! Soll ich Sie abholen und zu uns führen? Mein Plan ist bald gemacht und ausgeführt; ich traue mir schon etwas zu: denn meine Gesundheit ist befestigt; wäre es doch auch die Ihrige!

Mit größtem Verlangen sehe ich der Erscheinung des Divan's entgegen, und nehme vollen Antheil an dem Erstaunen, das sie erregen wird. Es ist zu viel des Herrlichen!

Was ich Ihnen Gutes wünsche, ist doch nicht alles zu sagen; darum schweige hier in Ehrfurcht.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

N. S. In Carlsbad ist mit Ihnen der Geh. Medicinalrath Berends aus Berlin, ein weiser Arzt; ich empfehle ihn Ihrem Vertrauen, wenn er Ihnen nützlich sein könnte.

32.

Goethe an Schultz.

Durch die Reise unserer jungen Herrschaft in Begleitung der Kaiserin Frau Mutter Majestät [1]) hat sich mir wieder ein Bild von Berlin aufgetban, und ein lebhaftes Gefühl ist wieder entstanden, was alles dort, auch für mich, Gutes west und webt. Zelter schrieb mir; manche andere Grüße sind mir geworden. Auch Johann Schulze, sonst der unserige [2]), jetzt bei Ihnen ehrenvoll angestellt, besuchte mich und regte manche Erinnerung auf. Da will ich denn, mein Verehrter, zum neuen Jahr gleich auch ein Wort vernehmen lassen.

Ihr theurer Brief aus Breslau [3]) ist mir zu rechter Zeit geworden; Carlsbad hat mir einen guten Winter verschafft. Unter die bedeutenden Bekanntschaften darf ich wohl den Geheimerath Berends rechnen, der mir besonders durch meinen ärztlichen Begleiter [4]), dem er viele Güte erwies, näher bekannt worden. Empfehlen Sie mich ihm zum Allerschönsten. Daß ich dort, vorher und nachher fleißig gewesen, erfahren Sie nach und nach. Es erwachsen allerlei Hefte zu 12 bis 16 Bogen, die zu Ostern erscheinen sollen; ich wäre weiter damit vorgerückt, hätten diese letzten sechs Wochen nicht gefordert, daß ich alle Wirksamkeit nach innen kehrte und zu

1) Vgl. Briefwechsel mit Zelter Nro. 320. 321.
2) Früher Professor in Weimar, heute Director der Unterrichtsangelegenheiten im Preußischen Cultusministerium. Vgl. oben S. 83.
3) Es ist wohl der Brief aus Fürstenstein (Nro. 31) gemeint.
4) D. Rehdeim. Vgl. Goethe in den Annalen unter diesem Jahre.

den angeordneten Festen das Meinige beitrüge. Was, indem sich die Haupterscheinung dem Auge entzog, an Worten übrig geblieben, erfahren Sie auch und vergegenwärtigen sich wohl dabei das Vorübergehende.[1] — Für den Augenblick mache eine nothgedrungene Reise nach dem Orient: der west-östliche Divan läßt sich nicht wohl ohne Vor- und Mitwort in die Welt senden.[2] — Mein Carlsbader Aufenthalt hat die alte Berg- und Felsenfreundschaft wieder aufgeregt. Die gefälligste Belehrung des Herrn Prof. Weiß, den ich freundlich zu grüßen bitte, hat mich in gesunden Tagen bedeutend angeregt, und in kranken (denn auch an solchen sollte es zuletzt nicht fehlen) aufrecht erhalten.[3]

Ganz eigen ist es, daß ich wirklich, nach Art des Enceladus[4], die Urgebirge berührend, ein neuer Mensch werde, und immer wieder frisch gewahre, in wie schönem und doch wie seltsamem Verhältniß wir zur Natur stehen. Jeder spricht sich nur selbst aus, indem er von der Natur spricht, und doch darf Niemand die Anmaßung aufgeben, wirklich von der Welt zu sprechen.

Und so glaub' ich denn auch die entoptischen Farben viel mehr in meiner Gewalt zu haben. Das atmosphärische Verhältniß, auf dem Umschlag meines morphologischen Heftes[5] ausgesprochen, bleibt der Grund von allem, bleibt, wie Glas zum Harz, wie Kupfer- und Zinkerscheinung, immer dasselbige. Die mannigfaltigen Umwendungen aber dieser abermaligen Polarität am Licht und durch's Licht, aber nicht in und aus dem Licht, werden Sie gewiß erfreuen, ja, ich hoffe, überraschen. Ich sehne mich nach den ersten freien Wochen, wo ich dies mit Liebe und Genuß zu behandeln gedenke. Dagegen hoff' ich, daß Sie Ihr wissenschaftliches Thun und Lassen, das auf mein Wesen und Treiben so günstigen Einfluß hat, nicht ganz hintan setzen werden.

Von gar manchem Anderen sollt' ich sagen; denn es ist diese Zeit auf vielerlei Weise für mich liebreich und bedeutend geworden[6]; darauf will ich mich aber nicht einlassen, damit nur dieser Brief zu Ihnen gelange, und wo nicht die Verjährung, doch die Vermonatung unterbreche, die sich so leicht zwischen Briefwechsel hineinlegt.

---

1) Er deutet auf den Maskenzug vom 18. December 1819 hin. Vgl. Brief an Knebel Nro. 542 an Zelter 321.

2) Er war mit den Noten zum besseren Verständniß beschäftigt.

3) In den Annalen gedenkt Goethe unter diesem Jahre sehr belehrender krystallographischer Unterhaltungen, die er mit Prof. Weiß in Böhmen gehabt. Seiner Farbenlehre war Weiß nicht günstig. Vgl. B. 40, 37. (60, 63.) [30, 31.] eben Nro. 24 S. 167.

4) Goethe verwechselt diesen mit dem Atlas, dessen er selbst im zweiten Theil des Faust in der classischen Walpurgisnacht gedenkt.

5) S. I. unter der Ueberschrift „entoptische Farben" (vom 21. Juni 1817).

6) Die Kaiserin von Rußland hatte ihn auf die gnädigste und vertrauensvollste Weise aufgenommen, und ihm ein kostbares Geschenk verehrt. Vgl. Brief an Zelter Nro. 321. an Reinhard Nro. 88.

Möcht' ich von Ihrem Befinden und Ihrer Thätigkeit bald das Beste vernehmen! Empfehlen Sie mich Herrn Minister von Altenstein auf das Angelegentlichste, und lassen mich von Freund Langermann bald etwas Tröstliches hören; man will seinen Gesundheitszustand nicht zum Besten schildern.

Uebrigens entschuldigen Sie mich, wenn Sie hören sollten, daß ich mehreren Freunden Briefe schuldig bin. Es ist mir nicht möglich, einzelne Zahlungen zu leisten; zum Staatsbanqueroute soll es aber hoffentlich auch nicht kommen.

Erhalten Sie mir Neigung und Andenken!

gehorsamst Goethe.

Weimar, den 8. Januar 1819.

33.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 8. Februar 1819.

Mit wahrer Beschämung erhielt ich, Verehrtester, Ihr liebreiches Schreiben vom 8. v. M. Wie hätte ich es erwarten können? Der Winter vergeht in Planen und Vorbereitungen, deren Resultat noch immer so weit, wie jemals, vor uns zu liegen scheint; das macht zuletzt kalt und lässig. Ein ruhiges, froh und sicher vorschreitendes Streben wird durch die argen Verwickelungen, in denen wir leben, gehemmt; da soll nun alles tief und geheim angelegt werden — in diesem unsicheren Boden. — Darf man vertrauen? So wüßte ich denn nicht zu sagen, was geschehen, was zu hoffen wäre; das geliebte Nahe, Schöne, unmittelbar Gegenwärtige ist in die Ferne entrückt — wodurch es ungeheuer erscheint!

Und doch ist es wohl nicht so schlimm; allerdings ist etwas geschehen. Das erste betrifft Seebeck.[1]) Die Academie der Wissenschaften hat ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede erwählt, die Wahl ist bestätigt, und in diesem Augenblick sind die letzten Verhandlungen vor, die seine vortheilhafte Stellung hierselbst sichern. Er ist schon mit Anstalten zur häuslichen Niederlassung beschäftigt, und hat am Mittwoch der ersten Sitzung der Academie beigewohnt. Sein Aufenthalt seit dem Sommer hat ihn überall auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht; schon ist sein Einfluß erfreulich wahrzunehmen. Sobald die Angelegenheit ganz beendigt ist, was wir in wenigen Tagen erwarten, gibt er Ihnen selbst Nachricht davon. Sodann haben wir mit Dank anzuerkennen, was wir durch Herbeirufung meines neuen Collegen Johann Schulze gewonnen haben. Möge sein Eifer volle, reife Nahrung finden! Und für mich insbesondere kann ich das Glück nicht hoch genug schätzen, mitten unter sorgenvollen Bewegungen, zur Pflege meiner Gesund-

1) Vgl. oben Nro. 26. 29 S. 179. 71 S. 182 184.

heit Muße zu haben, die denn seit zehn Jahren nicht auf besserem Wege war.

Das Erfreulichste aber, was mir seit der Rückkehr aus Schlesien geworden ist, war die wiederholte Bestätigung von Ihrem Wohlbefinden, und der lebhaft liebevolle Antheil, der sich dafür in allen aussprach, die so glücklich gewesen waren, Sie zu sehen. Es ist, als wäre man in einer anderen Welt — ja, es kommt wie Zauberei vor, kalte, trockne, widersprechende Naturen durch Berührung mit Ihnen zart und mild gestimmt zu finden.

Die vorjährige liebe Hoffnung, Sie hier zu sehen, erneuerte ich, wenn es vergönnt wäre, wie gerne! Herr Minister von Altenstein, der Ihr gütiges Andenken so aufrichtig als verbindlichst erwiedert, hofft sicher, Sie in diesem Jahre zu sehen. Wo und wie dies zu Stande komme, werden wir durch die Entwickelung der Dinge erfahren, an der alles hängt, was wir zunächst Gutes zu erwarten haben.

Unter manchen Entbehrungen, die dieser Winter mir auferlegt, ist die Abwesenheit Solly's [1]) besonders fühlbar. Seit Jahren war ich gewohnt, seine sich in's Ungeheure anhäufenden Kunstschätze wie die meinigen zu betrachten, und jetzt, da wir aus allem diesem Betrachten zu Erfahrungen zu gelangen uns erfreuten, ist er schon im vierten Monate abwesend; ja, es wird die Frage rege, ob wir diese Herrlichkeiten für die Dauer hier behalten werden. Seit seiner Abreise sind für ihn aus allen Weltgegenden Gemälde in solcher Menge und Schönheit angekommen, daß sie allein eine ansehnliche Gallerie ausmachen; unter anderen aus Aachen eine Sammlung Altniederländischer Sachen, die, nächst der Boisserée'schen Sammlung, zu dem Schönsten gehören soll, was man davon sieht.

Bildhauer Rauch hat im Sommer auf seiner Herreise von Rom Sie in Jena zu treffen gehofft, und es sehr beklagt, daß Sie dort den Tag vorher abgereiset waren. Er ist aufgefordert worden, eine Büste von Ihnen in Marmor auszuführen, und dieser Auftrag ist ihm vor hundert anderen werth und theuer. Wir haben darüber gesprochen, wie und wo er dazu gelangen könnte; sollten wir Sie hier nicht sehen, müssen Sie schon den Plan erlauben, Sie auf einige Tage zu besuchen. Ich sage nichts über ihn, Sie müssen ihn kennen. Er war den Winter hindurch am Nervenfieber gefährlich krank, jetzt endlich hergestellt, und thätig, sein Atelier, welches ganz vorzüglich wird, einzurichten, und zu dem ehernen Blücher, den er für Breslau unternimmt, Anstalt zu treffen. Die Schlesischen Stände haben ihm dazu mit ungemeiner Liberalität, wovon dem Baron von Stein [2]) das besondere Verdienst zukommt, Mittel und unbeschränkte Freiheit zugestanden. Als

1) Er befand sich die Zeit über in London.

2) Goethe's Bezeichnung, Fritz von Stein, schon seit neun Jahren General-Landschaftsrepräsentant in Schlesien.

Knabe von vierzehn Jahren half Rauch in Arolsen die Marmorbüste, welche Trippel für den Fürsten von Waldeck von Ihnen gemacht hatte [1]), auspacken und aufstellen; dieses Werk entflammte ihn, und als den Gipfel seines Glücks hoffte er, dereinst würdig zu sein, Ihr Bildniß selbst darzustellen.

Was Sie uns mannigfaltiges Schönes und Lehrreiches ankündigen, wird mit größter Sehnsucht erwartet. In optischen Studien kann ich mich keines Verdienstes rühmen; ich beschränke mich auf Mittheilungen mit Seebeck, der in diesen Dingen überaus reif und doch um desto begieriger ist, die Einsichten anderer aufzunehmen; das fördert mehr als einsames Vorschreiten auf so unsicheren Wegen. Hätte ich noch zweifeln können, daß Ihre Umwandlung der Optik von Bestand wäre, so ist es ganz unmöglich, wenn man Seebeck hört. Bei ihm steht die Lehre felsenfest, und unsere Academiker fangen schon an, die sonst so verhaßte Sprache derselben gewohnt zu werden. Auch haben sie nun endlich die entoptischen Farben, von denen sie nach Biot's qualvoller Anweisung nichts wahrnahmen, zu ihrer Verwunderung bequem und ausführlich kennen gelernt.

Schenken Sie mir ferner Ihr gütiges Andenken, welches einen wesentlichen Theil meines Glücks ausmacht! Den werthen Ihrigen wünsche ich stets bestens empfohlen zu sein. Ich bin ewig in treuer Verehrung

Schultz.

Im Mai machten Goethe's Sohn und Schwiegertochter einen kurzen Besuch in Berlin, wo sie bei Zelter wohnten, und besonders bei Nicolovius freundlichste Aufnahme fanden. [2]) Auch Schultz wurde freundlich besucht, bei dessen am 11. März geborener Tochter Ottilie Goethe's Schwiegertochter am 19. Mai Pathenstelle zugleich mit Seebeck u. A. übernahm. Schleiermacher vollzog die Taufe. Den Mittag fuhr Schultz mit den werthen Gästen nach Charlottenburg. In dem Tagebuche von Schultz findet sich noch bemerkt: „Ottilie ein Herzchen." Aus diesem Jahre, nach der Rückkehr von Dresden, ist ein undatirter Entwurf eines Briefes von Schultz an Ottilie von Goethe erhalten, womit er eine Sendung von Gänsen begleitete. [3]) Hier schreibt er: „Ich war lange Jahre hindurch in einem Zustande, der mich in ein einsames Leben zurückzutreten nöthigte. Dadurch von äußeren Ansprüchen befreiet, gerieth ich stiller fleißiger Umgang mit dem Entfernten, Vergangenen. So wie ich nun wieder gesunde, tritt mit verdoppeltem Muth das innere Leben mit der Gegenwart zusammen: ich bin seiner nun recht mächtig. Da müssen Sie nun schon erlauben, Gnädigste,

---

1) Vgl. Goethe's Briefe aus Rom vom 28. August und 12. September 1787 in der Italiänischen Reise.

2) Vgl. den Briefwechsel mit Zelter Nro. 325—327. A. Nicolovius Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius S. 263 f.

3) Vgl. eben Nro. 25. S. 170. Nro. 27 S. 174 f.

daß ich noch einige Zeit hindurch den Umständen nachgebe, und mit dem Schiffiein lavire; ich hoffe, den Wind doch endlich zu überlisten, und künftig wieder, wohin ich will, mit vollen Segeln zu fahren. Dann würde ich vor allen Dingen dazu thun, Ihnen nicht in einem Briefe, sondern in Person aufzuwarten. Gar sehr sehne ich mich, einige Stunden in Ihrem Hause zu sein; was wäre da nicht mitzutheilen? Denn nur der Gegenwärtige theilt sich wahrhaft mit. Darum sollen Sie auch Jahrhunderte lang gelobt und gepriesen sein, daß Sie mit Ihrem lieben Manne so rustig und keck über Land zu uns daher kamen; aber daß Sie so schnell wieder weggingen, und uns in Verwirrung zurückließen, darüber geben wir uns in tausend Jahren nicht zufrieden. Gottlob, daß es Ihnen bekommen ist! Ihre kleine Pathe (Ottilie) blüht indessen wie ein Röschen, und bemüht sich, Ihrem Namen Ehre zu machen. Sie ist der Liebling der Familie und aller Freunde derselben. Das herrliche Pathengeschenk [1]), welches Ihr theurer segensreicher Vater für sie mir schweigend übergeben hat, wird so lange als ein Schmuck unseres Hauses auf's Zierlichste aufgehoben bleiben, bis sie wissen wird, welchen Schatz sie darin besitzt."

Der Hofmaler Raabe, mit Goethe, dessen Bild er im Jahre 1811 gemalt hatte, schon länger bekannt (auch unseren Schultz hatte er schon im Jahre 1815 in Oel gemalt), wurde vom Preußischen Ministerium im Juni 1819 nach Italien gesandt. Goethe gedenkt dieser Sendung, an welcher er besonders durch Schultz mitbetheiligt wurde, in den Annalen unter den Jahren 1820 und 1821. Zur Ergänzung und Berichtigung geben wir hier das von Schultz entworfene Promemoria vom 30. Mai 1819.

„Die Reise des Herrn Raabe nach Italien gibt die erwünschteste Gelegenheit, einen Gedanken auszuführen, der für das Studium der Malerei von Wichtigkeit ist, bisher aber von keinem der vielen Künstler berücksichtiget wurde, welche Italien besucht haben, nämlich für die Lehre von der Harmonie der Farben [2]) zweckmäßige Studien zu sammeln.

Diese Lehre liegt, ungeachtet der Versuche früherer Theoretiker, von denen nur Raphael Mengs besonders zu erwähnen ist, noch in der Kindheit, und hat, wie man unbedenklich gestehen muß, erst in unseren Jahren durch die Bemühungen der Weimarischen Kunstfreunde einen sicheren Grund erhalten, daher ich mich über den Begriff derselben lediglich auf die unterrichtenden Aufsätze und Andeutungen beziehe, in welchen die genannten Kunstgelehrten sich hierüber ausgesprochen haben, und die in den von Goethe herausgegebenen Propyläen,

1) Die in grünes Maroquin gebundene, mit Goldschnitt reich geschmückte zweite Ausgabe von Goethe's Werken in zwanzig Bänden. Goethe verfügte noch kurz vor seinem Tode die Vervollständigung dieses Geschenkes durch die später erschienenen Bände seiner Werke. Er muß diese Bände mit der bezüglichen Aufschrift während Schultzens Abwesenheit übersandt haben; denn dieser hatte auf der Rückreise von Dresden Weimar nicht berührt.

2) Vgl. oben S. 184.

Winkelmann und sein Jahrhundert, vorzüglich aber in dem Werke zur Farbenlehre, und in der Meyer'schen Abhandlung über die Aldobrandini'sche Hochzeit niedergelegt sind.

Zeichnung, Composition, Ausdruck und Colorit im engeren Sinne mit Einschluß des Helldunkels, waren bisher die Gegenstände, denen die Maler ihre Studien widmeten. Die Harmonie der Farben, die selbst den größesten Meistern der neueren Kunst, dem Begriffe nach, unbekannt blieb, und die sich nur in wenigen einzelnen Werken derselben der Vollkommenheit nähert, ist meistens unbeachtet gelassen worden, weil Niemand wußte, nach welchen Grundsätzen sie zu erkennen und zu erreichen sei. Da nun die wesentlichste Wirkung der Malerei in der richtigen Anwendung der Farben, als ihrem Elemente, beruhet, so läßt sich schon aus der Achtlosigkeit auf diesen Haupttheil der Kunst der zunehmende Verfall der Malerei seit jener Epoche herleiten, wo die großen Malerschulen aufgehört haben, in denen wenige, durch die Werke sich vom Meister auf den Schuler fortpflanzende Maximen, verbunden mit dem Glück und der Kühnheit des Talents, den Mangel eines vollständigen und consequenten Lehrganges zu ersetzen vermochten. In dem Zeitalter der Kunst, in welchem wir leben, ist es daher von unumgänglicher Nothwendigkeit, die Harmonie der Farben eben so wie alle anderen Theile der Malerei zum Gegenstande des Unterrichts zu machen, und zu diesem Ende keine Bemühung zu verabsäumen, um die Lehre derselben auf Principien zu bringen, wozu in jenen Schriften der Weimarischen Kunstfreunde höchst gründliche und überzeugende Anweisungen zu finden sind.

Der Künstler nun, welcher berufen sein soll, für dieses Lehrfach mitzuwirken, muß mit besonderem Talent dafür begabt und practisch darin schon in vorzüglichem Grade geübt sein. Diese Eigenschaften scheinen sich glücklich in Herrn Raabe zu vereinigen, und es wäre zuvörderst nur noch zu wünschen, daß derselbe sich mit den genannten Schriften auf das Genaueste bekannt mache und in den Geist derselben einzudringen suche.

Sodann käme es auf die Aufgaben an, welche er für den Zweck in Italien zu leisten hätte.

Herr Geh. Oberbaurath Schinkel hat bereits in dem für Herrn Raabe entworfenen practischen Cursus genaue und viele Studien für die Farbenwahl, für's Colorit überhaupt, in den Herculanischen und Pompejischen Gemälden und in den Verzierungen des Vatican's als Hauptzweck der Reise angegeben, weil davon wenig Gutes öffentlich erschienen und zu benutzen ist, womit ich um so mehr einverstanden bin, als das Studium der antiken Gemälde in dieser Hinsicht allerdings von erster Wichtigkeit ist. Ich würde daher vorschlagen, dem Herrn Raabe aufzugeben:

1. von den Herculanischen und Pompejischen Gemälden diejenigen, in welchen die harmonische Farbenwirkung am Bedeutendsten hervortritt, in der Größe der in dem Königlichen Werk von den Herculanischen Alterthümern enthaltenen Blätter auf das Sorgfältigste in Farben zu copiren.

2. Sodann wäre zu wünschen, daß durch Herrn Raabe von der Aldobrandini'schen Hochzeit in der Originalgröße eine Copie in Farben gefertigt würde. Dieses Gemälde, welches unter allen wieder aufgefundenen antiken Gemälden noch immer den ersten Rang behauptet, ist nach der lehrreichen Abhandlung des Hofrath Meyer als Canon für die Beleuchtung und Farbengebung zu betrachten. Neueren Nachrichten zufolge soll das Colorit desselben durch geschickte Reinigung gegen den früheren Zustand, in welchem Herr Hofrath Meyer dasselbe copirt hat, um vieles gewonnen haben. Eine genaue Copie davon in seinem jetzigen Zustande würde daher für das Studium der Grundsätze der Alten in Absicht der Farben höchst wichtig sein. Jede Academie der Künste sollte eine gute Copie dieses Werkes besitzen.

3. Von den Gemälden der großen Italiänischen Meister sind nur wenige in Rücksicht der Harmonie der Farben von vorzüglichem Interesse.

Die Venetianische Schule zeichnet sich im Allgemeinen durch Wahrheit und Lebhaftigkeit des Colorits und durch Reinheit der Localfarben aus. Harmonische Wirkung wurde von ihr nicht eigentlich bezielt, und ist es wohl mehr dem glücklichen Naturell als den Grundsätzen des Paolo Veroneje zuzuschreiben, wenn einige seiner Gemälde durch richtig getroffene Gegensätze in den kräftigsten und heitersten Localfarben sich in hohem Grade auszeichnen. Diese würden allenfalls aufzusuchen, und in der angegebenen Hinsicht genau zu copiren sein.

Correggio soll, weniger kräftig in Farben, durch die großartigste Behandlung des Helldunkels in einigen seiner besten Gemälde eine harmonische Wirkung erreicht haben, welche von dieser Seite musterhaft ist. Von diesen Gemälden könnten mit besonderer Rücksicht auf den gegebenen Zweck Copien gefertigt werden.

Vor allen Werken der neueren Malerei sollen aber, nach dem Urtheil der Weimarischen Kunstfreunde, in Rücksicht der Farbenharmonie einige Gemälde des Peter von Cortona sich auszeichnen, unter denen als die bedeutendsten das Altarblatt in der Capuzinerkirche zu Rom, den Paulus vorstellend, der sein Gesicht niederhält, und das große Deckengemälde im Barberini'schen Palaste genannt werden. Diese müßten vorzugsweise mit Sorgfalt copirt werden.

Sollte Herr Raabe noch mehrere musterhaft beleuchtete und colorirte Gemälde finden und copiren wollen, so würde solches sehr verdienstlich sein, und in Betreff

4. der farbigen Copien der gemalten Verzierungen, sowohl nach den Antiken als aus dem Vatican und anderen Gebäuden neuerer Zeit, würde die Auswahl lediglich seiner Einsicht überlassen bleiben.

Alle diese Copien würden, mit Ausnahme der Aldobrandini'schen Hochzeit, für welche die Originalgröße nothwendig ist, in zweckmäßig verkleinertem Maßstabe, in Rücksicht der Farben aber mit vollkommener Treue zu fertigen sein, und da es hiebei auf die Zeichnung und den Ausdruck nicht wesentlich ankommt, so könnte Herr Raabe, zur

Erſparung von Zeit und Mühe, die vorhandenen Kupferſtiche zur Hilfe nehmen, in ſofern ſie nicht auffallend vom Original abweichen.

Ob ſolche in Oel- oder Waſſerfarben auszuführen ſein werden, kann ebenfalls der Einſicht des Herrn Raabe überlaſſen bleiben, der mit der Farbenbehandlung vertraut iſt, und den Zweck, daß ſelbige der Wirkung der Originalgemälde entſprechen ſollen, ſtets im Auge behalten wird.

Sehr glücklich iſt es, daß Herr Raabe über Weimar zu reiſen gedenkt, und dort, bei dem Vertrauen, welches er früher ſchon bei dem Herrn Geheimerath von Goethe und Hofrath Meyer zu erwerben Gelegenheit gehabt hat, ſich durch deren gefälligen Beirath zu dieſer Aufgabe noch näher vorzubereiten im Stande ſein dürfte."

34.

Goethe an Schultz.[1])

Weimar, den 15. Juni 1819.

Wie ſehr uns die Sendung des Herrn Raabe und die demſelben ertheilten chromatiſchen Aufträge erfreut haben, werden Sie aus dem beiliegenden Aufſatz ſehen, den wir ihm mit den beſten Segenswünſchen als Lebewohl zuſtellen. Sie werden das von uns[2]) Geſagte völlig einſtimmig finden mit dem, was Sie ſelbſt für räthlich und nützlich hielten, auf das nächſte Bedürfniß hindeutend und zu einiger Bequemlichkeit anleitend. Freilich wäre ein längerer Aufenthalt bei uns nöthig geweſen, um kurz, jedoch theoretiſch zuſammenhängend, auszuſprechen, was eigentlich geſucht und gewünſcht wird. Indeſſen wird er gewiß talentvoll, durch eigenen Inſtinct geleitet, manches Erfreuliche zurückbringen. Den hiedurch gemachten Anfang halte ich indeſſen für unſchätzbar; denn Niemand kann wiſſen, was hiedurch angeregt wird. Sobald einmal von oben herein irgend ein Wunſch und Wille erſcheint, ſo ſind Geiſter und Hände bereit, aus Gehorſam, Glauben, Zutrauen, und endlich aus Ueberlegung zu handeln. Mich ſelbſt haben Ihre einſichtigen Worte aus dem Schlafe des Unglaubens geweckt. Ich werde dieſe Tage nach Mailand ſchreiben, wo ſich gerade zu unſeren Zwecken koſtbare Bilder befinden, die uns durch die Pinacoteca del Palazzo Reale delle Scienze e delle Arti di Milano[3]) bekannt geworden. Ich will ſuchen, daß man Aquarellcopien in mäßiger Größe (die Figur etwa einen Römiſchen Palm hoch) auf weiß Papier erſt getuſcht, dann angefärbt erhalte. Iſt der Preis billig und der erſte Verſuch gerathen, ſo gebe ich Nachricht, und Sie verſchaffen ſich auch vielleicht dergleichen durch meine Vermittelung. Möchten Sie

1) Dieſer Brief liegt uns nicht vor. Wir geben ihn nach dem Abdrucke in H. Döring's Sammlung von Goethe's Briefen Nro. 782.

2) Goethe und Meyer.

3) Vgl. Kunſt und Alterthum IV, 2, 116 ff.

auf ähnliche Weiſe auch unſere Farbenlehre in's Leben einführen und zur Anſchauung bringen! Mein einziger Wunſch war, die Erſcheinungen zu ſondern, zu ordnen, und nur erſt erfreulicher Bekanntſchaft näher zu führen. Wenn Seebeck nach Jena kommt, werde ich ihm zur Pflicht machen, ſobald er in Berlin wirklich ſcientifiſchen Ruf gefaßt hat, einen Apparat bei der Academie anzulegen, durch welchen ſämmtliche Verſuche wenigſtens dargeſtellt werden können. Nehmen Sie ſich der phyſiologiſchen an, Seebeck der phyſiſchen, ſo wird ſich ja wohl auch ein Chemiker finden, der vorurtheilsfrei hier eingriffe. Döbereiner in der neueſten Ausgabe ſeines chemiſchen Lehrbuchs deutet ſchon dahin. Die Sache iſt freilich ſchwer, die Elemente einfach, die Anwendung unendlich. Das Verzeichniß eines nöthigen Apparats gebe ich D. Seebeck mit, in der ſicheren Hoffnung, daß Sie ihn beiderſeits beleben werden. Denn freilich iſt ein Apparat auch nur wie Pinſel und Palette: wer malt aber gleich! Und ſo hat mich dieſer Tage doch ein Engliſcher Maler, indem er mich abſchilderte, ſehr angenehm unterhalten. Er war begründeter und unterrichteter, als Künſtler zu ſein pflegen, practiſch gewandt und auf alles practiſch Brauchbare wie die Katze auf die Maus. Die Hauptlehre vom Trüben ergriff er mit Freude; er hatte das längſt geübt, und brachte ſchnell auf ſeiner Palette eine Miſchung hervor, die er über Schwarz und Weiß zog: dort erſchien ein Bläuliches und hier ein Gelbliches. Er verſicherte, von nun an dieſen Kunſtgriff zu beſonderem Vortheil anzuwenden. Ich verehrte ihm eine kleine Glasphiole mit einer Infuſion, die ich Döbereiner ſchuldig bin, die im Effect, das herrlichſte Urphänomen hervorzubringen, alles übertrifft, was man vom lignum nephriticum erwartet.[1] Kommt dieſer Mann, Dawe genannt, nach Berlin, ſo gehen Sie ihm freundlich entgegen.[2] Sie werden ihn als Künſtler, als Engländer, der freilich um des Gewinnſtes willen reiſt, als gebildeten, unterrichteten, eine gewiſſe eigenthümliche Naivetät nicht verläugnenden Mann ſogleich beurtheilen.

35.

Goethe an Schultz.

Beikommendes Heft[3], welches wenigſtens in einigen Theilen als poſthum angeſehen werden kann, belebt, indem ich es abſende, das Andenken an die Freundſchaft und Güte, wodurch Sie mich ſchon mehrere Jahre beglücken. Hat auch in der letzten Zeit die Mittheilung geſtockt, ſo bin ich doch durch den Aufenthalt meiner

1) Vgl. Goethe's Nachträge zur Farbenlehre Nro. 7.

2) Goethe's Bild von Georg Dawe wurde im Jahre 1821 von Thomas Wright zu London in Kupfer geſtochen. Vgl. Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1821.

3) Kunſt und Alterthum II, 2. Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nro 552.

Mephistopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

ab.

Der Nachbarinn Haus.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da stracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.

Sie weint.

Vielleicht ist er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenschein!

Margarethe kommt.

Margarethe.

Frau Marthe!

Kinder in Berlin und deren höchſt freundliche Aufnahme jenen Zuſtänden, und auch Ihnen beſonders, nahe genug gekommen.

Wichtige Aufträge haben Ihre Thätigkeit, wie ich höre, in eine bedenkliche Region verſetzt [1]), wodurch Sie dem, was uns ſonſt gemeinſam intereſſirte, freilich ſehr entfremdet ſein mögen; doch habe ich auch ſchweigend vergangenen Sommer Ihrer hundertmal gedacht, als ich zu Jena in dem bekannten Gartenſtübchen die entoptiſchen Farben nach allen ihren Bedingungen durcharbeitete; die einzelnen Erfahrungen ſchrieb ich ſogleich nieder und ordnete ſie dann nach der Weiſe, die Ihnen aus meiner Farbenlehre bekannt iſt. Es ſind immer die alten Phänomene, unter anderen Bezügen ſich wiederholend und ſich der Hauptanſicht willig fügend.

Bei Ihnen darf ich wohl nicht anfragen, ob Sie indeſſen auf Ihrem Wege fortgegangen. Sagen Sie mir aber doch ein Wort von Ihren Zuſtänden.

Gewöhnlich richtet ſich das Tiſchgeſpräch meiner Kinder nach Berlin, und da kommen denn mit Geiſtes- und Herzensverwandtſchaften auch die geiſtlichen zur Sprache. Sagen Sie, ob alles im Hauſe, und ſo auch das Pathchen (Ottilie) wohl ſei. Meine Tochter iſt noch, wie ich höre, ein Dankſchreiben ſchuldig für die trefflichen, von uns mit lautem Dank verzehrten Küchengaben; für diesmal empfiehlt (ſie) ſich ſchönſtens, in einer etwas peinlichen Lage; denn ſie gibt ſich eine zwar mütterlich-löbliche, aber doch unter vorwaltenden Umſtänden, wie mich dünkt, zu ängſtlich-entkräftende Bemühung um ihren Kleinen, den die Maſern bedrohen.

Ich von meiner Seite ſuche den Tag möglichſt zu benutzen, und bereite mich, bald wieder nach Carlsbad zu wandern, grüße zum Allerſchönſten, und wünſche künftige Mittheilung nicht wieder ſo lange unterbrochen.

treulichſt Goethe.

Weimar, den 31. März 1820.

36.

Goethe an Schultz.

Da man, verehrter Freund, ein ſo ſchönes Verhältniß, wie uns vor einigen Jahren gegönnt war, von Zeit zu Zeit, wenn auch nicht perſönlich, doch ſchriftlich wieder beleben ſoll, damit das Edelſte und Beſte des Menſchengeſchicks, ein Zuſammenwirken mit Guten und Gleichgeſinnten, nicht vor dem letzten Schickſale verſchwinden möge, ſo freut es mich gar ſehr, daß die Sendung von Raabe mich auffordert, wieder einmal von mir hören zu laſſen.

1) Er war ſeit dem vorigen November als Regierungsbevollmächtigter bei der Berliner Univerſität lebhaft mit der Verfolgung demagogiſcher Umtriebe beſchäftigt.

Indem ich nun eine Abschrift des Raabe'schen Briefs hier beifüge, welche, mit angelegentlichster Empfehlung, Herrn Minister von Altenstein Excellenz vorzulegen bitte, so vermelde zugleich, daß die Kiste selbst in Weimar angekommen und nächstens hieher nach Jena zu mir gelangen wird. Meine zurückgelassenen Geschäftsführer können jedoch das kleine Actenstück, worin die erste Veranlassung, so wie der Raaben ertheilte Auftrag geheftet sind, nicht finden. Da aber besonders letzterer nöthig ist, um das Gewünschte mit dem Geleisteten zusammen zu halten, so wollte freundlichst ersuchen, mir eine Abschrift davon zukommen zu lassen. Indessen werden die Weimarischen Kunstfreunde ihre Betrachtungen fleißig und treulich anstellen, auch die Resultate seiner Zeit vermelden, nicht weniger hinzufügen, in wiefern der Künstler auf der Rückreise noch einiges nachbringen könnte.

Gegenwärtiges dictire in demselben Local, wo ich die Freude hatte, Sie zum ersten Male zu empfangen.[1]) Seit meiner Rückkunft aus Carlsbad, am 1. Juni, bin ich ununterbrochen hier in wissenschaftlichen, freundlich-anmuthigen Geschäften. Möge Ihnen in Ihrem großen Wirkungskreise auch alles nach Wunsch gelingen, und ich die guten Nachrichten, die mir Freunde von Ihrer Gesundheit geben, auch von Ihnen selbst unmittelbar vernehmen.

Zum Schluß darf ich wohl einen jungen Breslauer, Carl Ernst Schubarth, Ihrer Aufmerksamkeit empfehlen! Es ist zwar, als wenn ich mich selbst empföhle; dies aber selbst wäre ja nicht einmal zu tadeln. Er ist durch die Thüre, an der ich gerade Pförtner bin, in meines Vaters Haus gekommen, und beträgt sich darin ganz gut; wie sollt' ich ihm abhold sein! Aufmerksamkeit, um die ich bitte, werden Sie nicht versagen.

treulichst

J W v Goethe.[2])

Jena, den 26. Juli 1820.

36 a.

Goethe an Schultz.

Nur eilig, verehrter Freund, vermelde durch Gegenwärtiges, daß kurz nach der Absendung meines Briefes das Actenfascikel sich gefunden, und also eine Abschrift jener Aufsätze nicht nöthig ist. Indessen sind auch die Zeichnungen wohlbehalten bei mir eingelangt, und wird in dieser Woche Hofrath Meyer mich besuchen, nach welcher Conferenz die Zeichnungen sowohl als unsere unvor-

1) Im Gartenhause des botanischen Gartens zu Jena.

2) In der vollständigen Unterschrift seines Namens ist, was manche Herausgeber von Goethe's Briefen übersehen haben, das v mit dem G des Zunamens, wie J mit W, in einen Zuge verschlungen; bei der einfachen Unterschrift Goethe oder G. fehlt das v.

greifliche Meinung ungesäumt erfolgen soll. Die Kürze des Gegenwärtigen mit der Eile entschuldigend, die mich dazu nöthigt, mich freundlichem Andenken auf das Dringendste empfehlend.

treulichst

Jena, den 30. Juli 1820. J W v Goethe.

Das in Brief 36. angeführte, abschriftlich beiliegende Schreiben lautet also:

Da ich Ew. Excellenz mit meinem Schreiben zugleich einige der mir aufgetragenen Arbeiten zu übersenden wünschte, so habe ich es bisher noch immer verschoben zu schreiben; besonders da ich auch von dem Königlich Preußischen Ministerio des Unterrichts zu Berlin den Auftrag erhalten habe, alle Arbeit, welche ich in Bezug auf die Harmonie der Farben für Hochdasselbe zu machen habe, erst an Ew. Excellenz zu senden, mit der Bitte, dieselben dann weiter an das Hohe Ministerium zu Berlin befördern und die dafür ausgelegten Portounkosten durch Postvorschuß gefälligst einziehen zu lassen. Ich habe dahero die ersten Arbeiten, welche ich in dieser Beziehung in Italien gemacht, als die Aldobrandini'sche Hochzeit, und zwei Copien nach den Soffitten des Pietro da Cortona im Palast Pitti zu Florenz, wie auch neun Kupferstiche des Herrn Gmelin [1]), welche für Ew. Excellenz bestimmt sind, und eine Copie der zwei Hauptfiguren aus der Aldobrandini'schen Hochzeit, welche Seine Excellenz der Herr Staatsminister von Altenstein besonders verlangt hat, alles in einer wohlverwahrten Kiste, den 27. vorigen Monats von hier über Nürnberg nach Weimar an Seine Excellenz abgesandt. Zwar habe ich in Florenz noch zwei Copien nach Tizian klein mit Oelfarben gemalt, da sich aber dieselben nicht gut packen ließen, und ich auch gern etwas zum Vorzeigen bei mir haben will, so habe ich dieselben noch zurück behalten; sonst habe ich keine Copien nach Venetianischen Meistern gemacht, besonders da ich während meines Aufenthaltes in Venedig, Padua und Florenz Gelegenheit hatte, mehrere Portrait's zu malen, und so das Studiren nach diesen Meistern mit dem der Natur zu verbinden. Was die Copie der Aldobrandini'schen Hochzeit anbelangt, so habe ich nicht allein durch eine möglichst treue Nachahmung der Farben, als auch genaue Nachahmung des verschiedenen Farbenauftrags, das Original, wie es jetzt ist, nachzuahmen gesucht, und deswegen auch mit Wasserfarben gemalt, obschon es mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, da das Bild so groß ist, und das Original im Vatican in einer ungünstigen Beleuchtung steht: allein ich glaubte auf diese Art der Behandlung des Originals näher zu kommen, und sowohl die klaren und leicht behandelten Stellen, welche mir noch ganz erhalten

1) Wilhelm Friedrich Gmelin, als Zeichner und Kupferstecher rühmlich bekannt, stand mit Goethe, der seiner in den Annalen unter dem Jahre 1820 gedenkt, in freundlicher Verbindung. Schon 1806 hatte dieser dem Dichter seinen Kupferstich von Claude Lorrain's Tempel der Venus von Rom aus zugesandt.

ſcheinen, als auch die hart und ſchwer gemalten, welche mir ſpätere Ausbeſſerungen ſcheinen, beſſer nachahmen zu können, was mir auch nach dem Urtheil derer, die die Copie mit dem Originale verglichen, ziemlich gelungen ſein ſoll. Ende dieſes Monats werde ich nach Neapel reiſen, um dort die mir ebenfalls aufgetragenen Copien nach den Herculaniſchen Gemälden zu machen, und wenn mir die nachgeſuchte Verlängerung meines Urlaubs, wofür ſich Seine Excellenz der Herr Geſandte Herr Geheime Staatsrath Niebuhr beſonders verwendet, bewilligt wird, ſo denke ich auch nach Sicilien zu gehen, um dort, außer den architectoniſchen Studien, auch mehrere landſchaftliche zu machen, deren ich hier ſchon einige mit Beifall gemacht habe, und wovon ich einen Verſuch mit der zweiten Sendung an Ew. Excellenz mitzuſchicken gedenke, da es mir diesmal nicht möglich war. Sollten Ew. Excellenz die Gnade haben, mich einer Antwort zu würdigen, ſo bitte ich ſolche an die Preußiſche Geſandtſchaft in Rom oder Neapel zu adreſſiren. Indem ich mich Ew. Excellenz fernerer Wohlgewogenheit unterthänigſt empfehle, bitte ich noch, mich Dero Herrn Sohne und deſſen Frau Gemahlin wie auch dem Herrn Hofrath Meyer und allen mir wohlwollenden Freunden beſtens zu empfehlen. Der ich in tiefſter Verehrung verharre,

Ew. Excellenz u. ſ. w.

Joſeph Raabe.

Rom, den 10. Juni 1820.

37.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 5. Auguſt 1820.

Höchſt verehrter Freund!

Vergebens würde ich zu entſchuldigen verſuchen, wie ich die wiederholten Beweiſe Ihrer Güte und Gewogenheit ſo ſtumm habe hinnehmen können; vielleicht aber würden Sie, nach Ihrer liebreichen Langmuth, dieſes eher als ich ſelbſt thun, wäre es möglich, mich Ihnen ausführlich mitzutheilen. Das hoffte ich, und hoffe nunmehr mit Zuverſicht, mündlich zu können, wenn Sie verſtatten wollen, daß ich Sie ſehe und umarme. Es gibt in dieſem Monate vierzehn Tage, die ich verwenden kann, nach Jena zu kommen, dort eine Woche zu verweilen, und zurückzukehren. Bildhauer Rauch hat, obwohl er ſich ſchwer von ſeinen Arbeiten entfernt, in meinen Wunſch, mich zu begleiten, gewilligt, wenn er hoffen darf, daß Sie ihm vergönnen wollen, Ihr Bild nach ſeinem Vermögen darzuſtellen. [1]) Haben Sie die Güte, mir mit umgehender Poſt zu ſagen, ob wir kommen dürfen; den 10., ſpäteſtens den 12., würden wir dann von hier abreiſen, und den 13. bis 15. in Jena eintreffen können.

1) Vgl. oben Nro. 34.

Die dem Herrn Raabe von Ihnen ertheilte Instruction nebst dem Promemoria, welches dazu Veranlassung gegeben, füge ich abschriftlich bei. Herr Minister von Altenstein läßt seinen innigsten Dank vermelden für die gütige Beförderung unserer Wünsche von Seiten Ihrer und des Herrn Hofrath Meyer; mündlich ließe sich einiges Nähere über den ferneren Gang der Sache und deren weitere Ausdehnung verabreden. Die Hersendung der von Herrn Raabe gelieferten Arbeiten hat keine Eile, und könnte fürerst unterbleiben, wenn ich zu Ihnen reise. Die ausgelegten Kosten bitte aber auf jedem beliebigen Wege von uns einzuziehen. Aus den Acten ersehe ich, daß Sie nicht einmal über dieses Arrangement benachrichtigt worden sind; wie eine solche Unart möglich war, ist nur mündlich zu erläutern.

Von den hiesigen mannigfachen Kunstunternehmungen, von den verdienstlichen Bemühungen unserer Freunde und von meinen kleinen Fortschritten in den früher besprochenen Untersuchungen kann ich auch nur mündlich Näheres anzeigen; das tägliche Geschäft verbietet mir leider ausführlichere Mittheilungen über dergleichen. Auch wäre zu weitläufig, hier zu sagen, wie Ihre seit einem Jahre erschienenen herrlichen Werke auf mich gewirkt haben; nur zu erwähnen kann ich nicht unterlassen, daß ich seit diesem Sommer[1]) in einem kleinen befreundeten Kreise regelmäßige Vorträge über Ihre Propyläen halte, die mich höchlich belohnen, und mit der Zeit zu ersprießlichen Wirkungen für mich und Andere Hoffnung geben dürften, für welchen Zweck es mir nahe liegt, einige mündliche Belehrungen zu erbitten. Da ich bis gestern nicht an eine Reise zu Ihnen denken konnte, so bin ich dazu wenig vorbereitet, werde aber eilen, alles, was Sie und mich interessiren kann, zu notiren. Füge nur ein gütiges Geschick, daß Sie nicht verhindert sein mögen, uns in Ihre beglückende Nähe kommen zu lassen!

In steter Verehrung

Schultz.

In dem Augenblicke, wo ich dieses unterschreibe, erhalte ich Ihre werthen Zeilen, vom 30. v. M., und unterlasse also die Einsiegelung der oben erwähnten Abschriften. Da die Posten so langsam befördern, dürfte ich Ihre Antwort bis zum 12. kaum erwarten, und meine Abreise daher eventualiter um einige Tage später anberaumen müssen.

38.

Goethe an Schultz.

Die unter'm 30. Juli angekündigte Sendung geht, wie der Spediteur verspricht, Montag den 14. August unter Ihrer Adresse,

1) Seit dem Juni.

theuerſter Freund, von hier ab. Die Weimariſchen Kunſtfreunde haben ſich darüber beſprochen, und theilen ihre Gedanken nächſtens mit, obgleich Berliner Künſtler und Kenner das Geleiſtete einſichtig und geneigt ſelbſt beurtheilen werden. Was weiter zu wünſchen, vorzunehmen und zu hoffen ſei, wird nach unſerer Einſicht gleichfalls treulich hinzugefügt.

treulichſt

Jena, den 9. Auguſt 1820. J W v Goethe.

39.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 12. Auguſt 1820.

Das Schreiben, welches ich mit der heute von Leipzig angekommenen Poſt von Ihrer verehrten Hand zu erhalten hoffte, iſt nicht eingetroffen; dies macht mich ſehr ungewiß. Da die Anſtalten zur Reiſe aber zu weit gediehen ſind, um ſolche wegen der Unſicherheit des Erfolgs aufgeben zu können, da es doch möglich iſt, daß Sie durch Urſachen, welche auf die Reiſe keinen Bezug haben, zu antworten verhindert geweſen ſein mögen, ſo bleibt es nun dabei, und zwar — wie man ſelbſt in kleinen Dingen vom Schickſal mit fortgeriſſen zu werden leiden muß — nicht nur mit Rauch, ſondern auch mit Schinkel und Tieck, dem Bildhauer, komme ich. Da geht denn nun manches, was ich mir erſehnte, verloren, anderes aber wird dafür gewonnen; man ſoll nicht, wie man will, ſondern wie man kann. Tieck will ſein älteres Werk verbeſſern, und eine neue Ehre daran zu erringen ſuchen, Rauch will ſeinem und meinem Verlangen genug thun, Sie darzuſtellen, wie ich Sie kennen gelernt habe, wir wir Sie in dieſem Alter Ihres ſtets heilbringenden Lebens ſehen. Möchten Sie unſeren heißen Wünſchen gern willfährig ſein!

Herrn von Knebel hoffen wir gleichfalls wohl und vergnügt zu finden. Aber wird dieſer Brief vor uns ſelbſt bei Ihnen eintreffen können? Das bedenke ich erſt jetzt, um lieber gleich zu ſchließen; denn den 14. früh reiſen wir ab, und ſind den 16. in Jena.

Herzlichſt der Ihrige.

Schultz.

40.

Goethe an Schultz.

Ihren liebwerthen Brief, mein Theuerſter, erhalt' ich erſt den 12. Auguſt, da er doch vom 5. geſchrieben iſt. Dieſer geht erſt den 13. von Weimar ab, wohin ich ihn durch einen Boten ſende, da reitend keine directe Communication zwiſchen Jena und Berlin iſt.

Möchten Sie doch Ihre Herreiſe mit Ihrem werthen Begleiter auf gut Glück unternommen haben! Sie ſind mir Beide herzlich willkommen; meine Zuſtände kennen Sie ſchon; Sie finden

mich in den verfallenen Mauern des botaniſchen Gartenhauſes ſo ſchlecht eingerichtet, wie möglich. Keinen Tiſch kann ich Ihnen anbieten. Kehren Sie in dem Ihnen bekannten Gaſthofe ein. Herr Rauch findet eine luſtig ruhige Werkſtatt bei mir [1]), und da ich gerad' in dem Fall bin, dringende Arbeiten bei Seite geſchafft zu haben, ſo können wir die meiſten guten Stunden des Tags gut benutzen.

Möge dieſe Verſpätung Sie nicht abhalten von Ihrem Vorſatz, der für uns ſämmtlich gewiß höchſt fruchtbar ſein wird. An Ihrer Theilnahme, an Ihrem Mitfortleben hab' ich nicht gezweifelt; man braucht ſich's nicht immer zu ſagen, daß man ſich liebt.

Im Moment, da Ihr Brief ankommt, geht die Kiſte fort; der Fuhrmann hat mir die Auslagen bezahlt, wie ich den vorhergehenden. Es wird ſehr ſchön ſein, daß Sie unſer Gutachten mündlich vernehmen und uns Anleitung geben, wie wir uns diplomatiſch ſchriftlich verhalten ſollen.

Möge dieſe Poſtunbehülflichkeit der Jenaiſchen Lage (denn in Weimar erhalten wir die Berliner Briefe ſchnell) Ihren Vorſatz nicht ändern!

Herr Rauch ſei nochmals ſchönſtens gegrüßt! Es hält mich nichts ab, ſeinem freundlichen Willen zu verſchwindenden Formen auf die bereitwilligſte Weiſe zu begegnen.

Auch ich denke mir manches, Sie zu bewillkommnen; mein Aufſatz über entoptiſche Farben iſt bis zu Ihrer Ankunft abgedruckt. [2]) Die Verſuche durchzugehen und den Vortrag zu revidiren wird ſehr unterhaltend ſein.

Alles Gute! treulichſt

Goethe.

Jena, den 12. Auguſt 1820.

41.

Schultz an Goethe.

Mit lebhaftem Vergnügen erfuhren wir, Verehrteſter, bei der Ankunft vor einer Stunde, daß Sie hier ſind und ſchon gütigſt für uns geſorgt haben. Eben erfahre ich, daß der aufmerkſame Wirth Ihnen unſere Ankunft ſchon gemeldet hat. Für heute iſt es wohl zu ſpät, Sie mit Beſuch zu beunruhigen, wie ſehr ich es beklage, nicht noch heute Sie zu ſehen. Laſſen Sie mir gütigſt ſagen, wann ich kommen darf. Mit mir ſind, wie ich am Sonnabend meldete, die Herren Schinkel, Rauch und Tieck; ſie bitten mit nicht minderem Verlangen um die Beſtimmung, wann ſie Ihnen aufwarten dürfen.

Durchaus der Ihrige.

Jena 16/8. 20 Abends. Schultz.

1) Die Worte bei mir ſind von Goethe eigenhändig hinzugeſetzt.
2) Im dritten Hefte zur Naturwiſſenſchaft.

42.

Schultz an Goethe.

Die seltsame Furcht, seinem Freunde Tieck wehe zu thun, scheint Rauch von seinem so lebhaft gewünschten Zwecke, Ihre Büste zu modelliren, zurückzuschrecken, seitdem Tieck in diesem Vorsatze sich unserer Reise angeschlossen hat. Da es aber ein unersetzlicher Verlust wäre, wenn Rauch aus einer solchen Rücksicht von diesem Vorhaben zurückginge, so bitte ich, daß Sie selbst die Güte haben mögen, ihn dazu aufzufordern, damit er seine und seines Freundes stille Vorwürfe zu beseitigen hinreichenden Vorwand gewinne; ich bitte um so mehr darum, als ich weiß, daß ihm sehr daran gelegen ist, und daß, nachdem er Sie einmal gesehen hat, er sehr unglücklich sein würde, seinen liebsten Wunsch, unmittelbar nahe am Ziele der Erfüllung, der Eifersucht des Freundes aufopfern zu müssen. Weder ich noch Schinkel haben, nach der sorgfältigsten Erwägung, in diesem seltsamen Verhältnisse Vermittler zu sein, den Versuch wagen dürfen; Rauch scheint zu wissen, daß nur Sie dieses vermögen, und ich eile, Sie davon zu unterrichten, da, nachdem ich vor Tische von Ihnen kam, es sich entschieden ergab, daß die Lage der Sache wirklich so ist. Es scheint dazu nichts weiter zu bedürfen, als daß Sie, wie es so natürlich ist, Rauch zu erkennen geben, daß er, wenn Tieck seine Arbeit anfängt, seinerseits nicht müssig sein, sondern sich gleichzeitig an's Werk setzen möge. Rauch arbeitet mit großer Schnelle und Gewandtheit, und kommt in kürzerer Zeit zu Stande als Tieck. Sehr gern wird er neben Tieck sitzend arbeiten; wie interessant wäre dies in jeder Beziehung! Ich rechne darauf, daß es Ihnen möglich sein wird, die guten Leute so unbefangen, wie es immer sein sollte, in Gang zu bringen; wir werden Ihnen unendlich verpflichtet sein.

Ich werde gestört; in dieser Stunde hoffen wir, Sie besuchen zu dürfen, da sich dann das Weitere ergeben wird.

Ewig der Ihrige.

Jena 17/8. 20. um vier Uhr. Schultz.[1])

43.

Goethe an Schultz.

Nachstehendes[2]) sollte, mein Theuerster, nebst verschiedenen anderen Puncten, nach Verlauf einiger Zeit zu Ihnen wandern; in-

1) Bei der Abreise am 22. gab Goethe, der in den Annalen dieses Besuchs ausführlich gedenkt, den Correcturbogen der eben für Kunst und Alterthum II, 3 im Druck begriffenen ersten Abtheilung der zahmen Xenien dem Freunde versiegelt mit auf den Weg.

2) Die unten folgenden Bemerkungen auf der dritten und vierten Quartseite des Briefes.

liegender Brief jedoch veranlaßt mich, auch dieses Blatt sogleich mitzuschicken.[1])

Wie viel ich Ihnen für Ihr Kommen und Mittheilen, Handeln, Leiten und Lenken schuldig geworden, wissen Sie selbst, und ich deute deshalb nur dahin. Von den schätzbarsten Wirkungen ist eine solche Zusammenkunft; ich wollte schon jetzt im Einzelnen angeben, was Ihre Gegenwart in und an mir gefördert, und was dadurch über die Maßen beschleunigt worden. Nehmen Sie jedoch nur im Allgemeinen einen freudigen Dank, empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen und den drei werthen thätigen Kunstgenossen. Mögen Sie unseren lieben Plastikern sagen, daß Kauffmann[2]) seinen Auftrag glücklich vollendet[3]), und die Kisten, auf's Sorgfältigste gepackt, heute abgegangen sind.

Aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menschen- und ehrenscheu auszusehen, habe ich mich entschlossen, morgen hier zu bleiben, und der Feier meines Geburtstags persönlich beizuwohnen, was ich sonst so sorgfältig vermied. Ihrem Besuch gebe ich die Schuld dieser Sinnesänderung; Ihre Theilnahme und die Thätigkeit der jungen Männer hat mich in's Leben wie zurückgerissen. Das nächste Stück von **Kunst und Alterthum**[4]) folgt balde; sobald die entoptischen Blätter[5]) abgedruckt sind, erhalten Sie solche. Denken Sie ja darauf, wie wir jungen Leuten das alles theoretisch überliefern und practisch in die Hände geben. Sehen Sie nur den Gräuel an, wie Ihr Prof. Fischer[6]) die Farbenlehre vorträgt.

Nicht weiter, damit die Post nicht versäumt werde!

treulichst

Jena, den 27. August 1820. **Goethe.**

(Auf der dritten und vierten Quartseite.)

Gar mancherlei Einzelnheiten zur Farbenlehre hatten sich in diesen Jahren bei mir gehäuft, und ich dachte, in meinem Ueberhinsinne, sie am Schlusse des neuesten Heftes noch eilig abdrucken zu lassen. Nun sehe ich aber, daß wir viel weiter sind, als wir selbst gedacht: denn die Darstellung der entoptischen Farben, wie sie nun abgeschlossen vor mir liegt, gibt unserem Wesen einen ganz neuen Halt; ich sistire den Druck, und gedenke, zwar kein explicites, aber ein implicites Ganze zusammenzustellen; was man in

---

1) Ein zu spät nach Jena gekommener Brief an Schultz von dessen Gattin.

2) Peter Kauffmann, Hofbildhauer, im Jahre 1816 von Rom nach Weimar berufen.

3) Er hatte Abgüsse von Tieck's und Rauch's Modellen und von Trippel's Büste Goethe versprochen.

4) II, 3.

5) Vgl. oben Nro. 46. S. 201.

6) G. G. Fischer, in seinem Lehrbuch der mechanischen Naturlehre. Vgl. B. 30, 37, 60, 63 [30, 31] Zelter an Goethe Nro. 262.

unſerer äſthetiſchen Litteratur vor einigen Jahren ein organiſches Fragment

Hiezu [illegible] bedürfte ich dringend Ihres Beiſtandes. Könnten Sie die Hypothenomene deſſen, was Sie für phyſiologe Farben gethan, uns darſtellen, könnten Sie mir einen anſchaulichen Begriff von Comparetti's [1]) und des Purkinje [2]) Verdienſten kürzlich geben, ſo würde ich's mit Freuden einfügen; ich ſelbſt muß Verzicht thun, dergleichen zu durchdringen und, wenn ich's gewonnen hätte, darzuſtellen.

Höchſt merkwürdig iſt in Prof. Fiſcher's Lehrbuch der mechaniſchen Naturlehre die wunderlich angeſchobene Farbenlehre; ich konnte noch nicht die Sache näher anſehen; es iſt aber für uns ein luſtiger Einblick, wie die Herren einen ganz verſtändigen Rückzug anlegen. Die Franzoſen, wenn ſie flüchteten, nannten das ein Mouvement retrograde. Des Herrn Academikers Rückſchritt iſt ſo tanzmeiſterlich, daß man wirklich ſeine Gewandtheit bewundert. Die phyſiologen Farben ſchließen nicht allein das Capitel, ſondern das ganze Buch, und ſo ſteht das wieder auf dem Kopfe, was wir ſeit ſo vielen Jahren auf die Füße zu ſtellen ſuchten.

44.

Goethe an Schultz.

Da allen denen, welche auf rechtem Wege wandeln, nur Gutes und Rechtes begegnen kann, ſo gebe Kenntniß von Folgendem, wovon ich ſchon gern bei Ihrem Hierſein geſprochen hätte, wäre die Angelegenheit damals entſchieden geweſen.

In Frankfurt am Main trat ſeit einem Jahre eine Geſellſchaft zuſammen, angeſehener, reicher Perſonen, die mir ein Denkmal errichten wollen, wovon eine coloſſale Büſte das Hauptſächlichſte ſein ſoll. [3]) Dannecker, bekannt in Frankfurt und geſchätzt, durch Schiller's Büſte berühmt, erhielt den Auftrag, entſchloß ſich zur Hieherkunft, ward aber durch die traurigen Geſundheitsumſtände ſeiner Frau, von Monat zu Monat, abgehalten, ſo daß er endlich dieſem Geſchäfte entſagen mußte, zu welchem er denn Herrn Rauch an ſeiner Stelle empfahl.

Die Frankfurter Freunde ſind durch mich ſchon unterrichtet, daß dieſer vorzügliche Mann in der Zwiſchenzeit ſchon bei mir geweſen, und dem Geſchäft, das ſie ihm aufzutragen gedenken,

1) Andreae Comparetti observationes physicae et anatomicae comparatae de coloribus apparentibus, visu et oculo (1798). Vgl. die Abhandlung von Schultz in Schweigger's Journal VI, 133 f.

2) Das Sehen in ſubjectiver Hinſicht. Von Purkinje. 1819.

3) Der Vorſchlag zu einem Denkmal für Goethe iſt vom 28. Auguſt 1819, die Aufforderung vom Mai 1820 datirt. Vgl. die Schrift: Das Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main (1841) S. 1 ff. unten Nro. 73.

Marthe.

Gretchelchen, was soll's?

Margarethe.

Fast sinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich so ein Kästchen wieder
In meinem Schrein von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erste war.

Marthe.

Das muß sie nicht der Mutter sagen,
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarethe.

Ach seh' sie nur! ach schau' sie nur!

Marthe putzt sie auf.

O du glückseel'ge Kreatur!

Margarethe.

Darf mich, leider, nicht auf der Gassen,
Noch in der Kirche mit sehen lassen.

ſchon auf einen hohen Grad vorgearbeitet hat. Ich melde dies, mein Theuerſter, damit Sie nicht überraſcht ſind, wenn von dorther ein Antrag kommt; leiten und erleichtern Sie, nach gewohnter, guter, kluger Weiſe, Gang und Vorſchritt, laſſen jedoch nichts laut werden, ehe man von dorther ſich ausſpricht, weil die Sache zwar, wie ich ſie darſtelle, im Werke iſt, aber bei Berathung einer größeren Societät manches anders ausfallen kann. Käme jedoch der Antrag, ſo melden Sie mir's baldigſt, auch was man dorthin erwiedert.[1])

Ich habe in dieſer, für mich ſo bedeutenden Sache jede Bedenklichkeit einer falſchen Scham entfernt, um getroſt und froh mit einzuwirken. Mich läßt überhaupt jeder Kunſtgegenſtand ganz unparteiiſch, nur Sinn und Abſicht ſchwebt mir vor, mit der Frage, ob jener auch der rechte ſei und ob dieſe wohl erreicht werde.

Von allem Guten und Lieben diesmal nichts weiter, damit die Poſt nicht verſäumt ſei.

treulichſt J W v Goethe.

Jena, den 1. September 1820.

45.

Goethe an Schultz.

Sie erhalten hiebei, mein trefflicher Freund, den Aufſatz über entoptiſche Farben ſogleich nach geendigtem Druck.[2]) Sie würden mir die größte Liebe erzeigen, wenn Sie ſogleich einige Zeit daran wenden könnten, dieſe Arbeit durchzugehen, und da Ihnen die Erſcheinungen, wie ich ſie in der Gegenwart vorgelegt und vorgetragen, noch im Sinne ſind, mir von Capitel zu Capitel einige Bemerkungen ertheilen wollten; denn ſobald ich mit dem jetzigen morphologiſchen Heft in der Ordnung bin, will ich gleich daran gehen, Nummer für Nummer zu revidiren und zu commentiren, auch ſolche Arbeit gleich im nächſten Hefte vorlegen, damit wir ernſtlich weiter rücken.

Mein Schreiben vom 1. September werden Sie erhalten haben, und mir darüber bald Ihre Gedanken eröffnen. Herzlich dankbar bin und bleibe ich für Ihren Beſuch; er hat mich belebt und gefördert, wie ich es recht gut fühle an leichterer Behandlung meiner beiden Hefte, an denen immerfort gedruckt wird; ſobald eins beiſammen, überſende ich's ungeſäumt.

Grüßen Sie die Freunde zum Allerſchönſten. Herrn Schinkel's geſprengtes Grab[3]) erregt allgemeine Bewunderung.

treulichſt Goethe.

Jena, den 3. September 1820.

1) Aeußere Umſtände ſtellten ſich damals der Ausführung des Planes entgegen, und ſo unterblieb die Einladung an Rauch.

2) Vgl. oben Nro. 40, S. 201.

3) Nach einer von Goethe ihm geſtellten Aufgabe.

46.

Goethe an Schultz.

Ohne Säumen, verehrter Freund, überſende, was der junge bedeutende Mann[1]) von ſich ſelbſt geſchrieben, welches Sie auch ohne meine Bitte beherzigen werden. Eine Stelle, die Sie auch ohne mein Vorſtreichen gleich würden bemerkt haben[2]), mit dem ausführlichen Commentar in dem zweiten Bande Seite ...[3]) müßte uns für ihn einnehmen, ja wir erkennen daran einen jungen Alliirten, dem man wohl Urſache hat auf- und fortzuhelfen.

Wenn ſich Jemand aus eigner Macht und Gewalt, aus reiner Ueberzeugung ſo ausſpricht, und es darauf hin wagt, ob er ſich bedeutende, einflußreiche Männer mit allem Anhang und in ſo vielen Beziehungen zum Feinde mache, der iſt wohl werth, daß man ihn beſchütze und ſorge, daß ein auf unſerer Seite freiwillig Entſprungener auch ſich dergeſtalt entwickeln könne, daß er in der Folge, kräftig und unabhängig, zum wahrhaften Beſten unſeres Zuſtandes, wenn er anders noch zu retten iſt, mit auftreten dürfe, daß er eine würdige Rolle auf dem Schauplatz übernehme, den wir vielleicht ſchon verlaſſen haben.

Wirken Sie für ihn, mein Beſter, aber vorſichtig! denn es kann nicht fehlen, daß man ſeinen Vorſchritten da und dort Hinderniſſe in den Weg zu legen ſuche. Er wird nach Dresden gehen, und von da bei mir einſprechen. Da ich ihn ſo genau kenne, weil er ſich durchaus ſo rein ausſpricht, ſo hoffe von perſönlicher Zuſammenkunft viel Gutes, weil die kleinen obwaltenden Differenzien ſehr leicht auszugleichen und eine vollkommene Uebereinſtimmung auf Zweck und Schritt bezüglich zu erlangen iſt. Können Sie mir deshalb in einiger Zeit Ausſicht und Hoffnung geben, ſo wird es höchſt erwünſcht ſein.

Zu welcher ruhigen, heiteren, liebevoll durchdringenden Critik er ſich herangehoben habe, zeugt ſein Gutachten über Oſfried und Liſena, das ich von ihm verlangte[4]); dem erſten Geſang

---

1) C. C. Schubarth. Vgl. oben Nro. 36. Ein Aufſatz von Schubarth: Notizen über mich, ſein äußeres und inneres Leben behandelnd, vom 31. Auguſt datirt, liegt dem Briefe bei.

2) Die vorgeſtrichene Stelle lautet: „Ich will nicht verhehlen, daß der Zug unſerer geiſtigen Richtung, wo faſt alles von Kunſt, Wiſſen und Religion, und allem, was ſonſt in's Privatleben gehörte, die Richtung in's Oeffentliche und vernehmlich zur Politik nimmt, mich anwidert. Eine Verflachung und Verſandung muß nothwendig dadurch herbeigeführt werden. Wie wir ja Griechen, Römer und Hebräer eben daran untergehen ſehen, indem Politik, und was ihr ähnlich, jedes andere Beſtreben des Einzelnen zuletzt verzehrt."

3) Die Seitenzahl iſt nicht ausgefüllt. Schubarth erklärt ſich an mehreren Stellen gegen die „politiſchen Fratzen" der neueſten Zeit. Vielleicht iſt hier S. 318 ff. gemeint.

4) Das abſchriftlich beigefügte Urtheil Schubarth's über dieſes Gedicht von Auguſt Hagen iſt abgedruckt in Kunſt und Alterthum III, 1, 86, in Goethe's Werken B. 32, 289 f. (45, 227 ff.) [26, 201.]

hat er ſchon alles abgewonnen, was von den neun übrigen zu ſagen iſt.

Noch füge die Bemerkung bei, daß die Reiſe eines ſo wohl denkenden und ſo ſchön gebildeten Mannes der guten Sache gewiß förderlich ſein wird, indem er, entſchieden und munter genug, ſeine Denkweiſe mitzutheilen gewiß nicht ermangeln wird.

Das Heft Kunſt und Alterthum iſt abgeſchloſſen, Morphologie und Naturwiſſenſchaft[1]) zögert noch an den letzten Bogen. Alles folgt nach und nach.

In meiner entſchiedenen Einſamkeit hab' ich überhaupt vieles durch- und weggearbeitet, wozu die liebe, lebendige Gegenwart der theuren Berliner Freunde mich erſt recht ermuthigte; auch genieße ſeit dieſer Epoche, freilich mit großer Enthaltſamkeit und ordnungsgemäßem Leben, eines recht leidlichen Befindens. Möge ich das Gleiche von Ihnen hören! Abgegangen ſind ſeitdem

den 7.[2]) Auguſt ein Brief retour mit einem Wunſch phyſiologer Farben.

den 3. September Aushängebogen der entoptiſchen Farben.

die Gipsformen[3]) von hier und die Trippelſche Büſte von Weimar für die plaſtiſchen Freunde.

Mit den treueſten Wünſchen und angelegentlichſten Empfehlungen.

treulichſt

Jena, den 10. September 1820. J W v Goethe.

47.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 13. September 1820.

Endlich iſt mir vergönnt, aus dem Strudel, in den ich mich bei meiner Rückkunft hier hinabgeriſſen ſah, wieder aufzutauchen, und Ihnen, Verehrteſter, meinen Dank für die unendliche Güte zu ſagen, mit der Sie die liebſten meiner Wünſche aufgenommen und befördert haben. Nicht minder als ich ſind meine lieben Reiſegefährten mit dem Erfolge unſeres Unternehmens zufrieden, und voll freudigen Dankes bei der Erinnerung an Ihre liebreiche Aufnahme.

Mit Sehnſucht erwarten wir noch immer die Sendung des Herrn Kauffmann aus Jena; der Transport iſt vielleicht durch die Spedition in Leipzig aufgehalten worden, ſonſt wäre es kaum zu erklären.

Sie können denken, daß der Anſtoß, welchen die Arbeit des Herrn Rauch und Tieck in Jena bei Ihren unendlich zahlreichen Verehrern hier gegeben hat, nicht ohne die lebhafteſte Theilnahme bleibt; ſchon ſind höchſt erfreuliche Vorſätze in deſſen Folge gefaßt, und zu ihrer Ausführung umfaſſende Plane mit Vorſicht und Liebe

1) Von erſterem H. 3, von letzteren 1, 2.
2) Vielmehr den 27.
3) Die Kauffmann von Tiecks und Rauch's Modellen gemacht. Vgl. S. 203.

eingeleitet worden. Denen wir in unſerer Zeit die größten Wohlthaten ſchuldig uns gerne bekennen, unſer gerechter König und Sie, mein verehrteſter Freund, ſind es, denen vor allen von uns Dank und Ehre gebührt; und ſo ſind, im Vertrauen auf das redliche Gefühl unſerer Mitwelt, zwei Statuen bei unſeren Künſtlern in Beſtellung gegeben worden. Das Weitere davon nächſtens!

Die Abweſenheit des Herrn Miniſters von Altenſtein und die Entbindung meiner Frau von einem Töchterchen haben viel Schuld, daß ich nicht früher ſchreiben konnte. Das letztere glückliche Ereigniß melde ich ſogleich ſelbſt an Ihre Frau Tochter [1]), damit ſie es als ein gutes Zeichen für ihre liebe Hoffnung annehme, und die Beſorgniſſe lindere, die uns in Weimar bekümmerten.

In Bezug auf meine Rückſprache mit Herrn von Altenſtein ſchreibe ich ſo eben an Herrn Hofrath Meyer, um ihn zu bitten, ſeine mir mündlich mitgetheilte Neigung, uns hier zu beſuchen, ja recht bald in Ausführung zu bringen. Wie nützlich und erfreulich uns ſein Blick und ſein Rath in unſeren Unternehmungen, die Kunſt betreffend, ſein wird, ermeſſen Sie ſelbſt am Beſten, und da gerade jetzt ein ſehr wichtiger Moment für dieſe Dinge eintritt, ſo könnte nichts glücklicher ſein, als ihn baldigſt hier zu ſehen. Seine Neigung und die günſtige Witterung werden, wenn Sie vollends ein Wort für unſeren Wunſch gegen ihn äußern wollen, ihn hoffentlich ſchnell dafür beſtimmen. Laſſen Sie es ſich gütigſt angelegen ſein, dazu mitzuwirken!

Schinkel'n habe ich die mir mündlich vertraute Aufgabe nach der anmuthigen Erzählung von Entſtehung des Corinthiſchen Capitäls [2]) mitgetheilt. Sie iſt ihm überaus erfreulich, und er dankt dafür, als für einen Beweis Ihres entſchiedenen Wohlwollens.

Den 16. September.

Da ich geſtern zu Schinkel ging, um ihm mitzutheilen, was Sie in Ihren lieben Zeilen vom 3. d. M. über ſein geſprengtes Grab ſchreiben, und zu fragen, was ich Ihnen über ſeine Bearbeitung der oben erwähnten zweiten Aufgabe melden ſoll, fand ich ihn nicht zu Hauſe, erhielt aber heute, auf ſchriftliche Anfrage, die beiliegende Antwort [3]), welche Sie zugleich wegen der Inſchrift für's Theater beruhigen wird. Wenn die Leute nur etwas Kluges hinzuſetzen wüßten! Helfen Sie uns auf den rechten Weg, ſo werden Sie Freude an Ihren Freunden haben.

Mit fahrender Poſt erhalten Sie das nun fertig gewordene Anſichtsblatt vom Theater in getuſchter Manier, und zwei Blätter von alter Art. Das eine iſt das von Mantegna geſtochene, wo-

1) Goethe's Sohn dankte für dieſe freundliche Anzeige in einem Briefe vom 19. September, worin er dem Freunde die am 18. Nachts um 1 Uhr erfolgte glückliche Entbindung ſeiner Gattin von einem geſunden, ſtarken Knaben anzeigt.

2) Vitruv IV, 1, 9 f.

3) Liegt nicht vor.

von wir geſprochen haben, ein Theil des Triumphzuges Cäſar's, den Senat vorſtellend [1]; wahrſcheinlich ſollte dieſer ſich hinter dem Wagen Cäſar's anſchließen, iſt aber in Farben nicht mit ausgeführt, und daher auch nicht von Andreani geſchnitten worden. Das zweite von Marc Anton nach Mantegna, Mars und Venus vorſtellend, beſitze ich doppelt; der Fehler, den es hat, findet ſich in beiden Exemplaren ganz gleich. Ueber einige Undeutlichkeiten im Contour, z. B. am rechten Fuß des Mars, dergleichen man in den beſten Kupfertafeln damaliger Zeit findet, ließe ſich manches ſagen, um deutlich zu machen, wie es damals mit ſolchen Sachen zugegangen. Mir fällt hiebei ein, daß im Incendio al Borgo ſehr merkwürdig der Contour der linken Hand des Knaben, den man Ascanius nennen mag, mit dem Contour des Fußes des an der Mauer herabhängenden Mannes in einer Linie läuft. Sollte dieſer Fehler ſich im Gemälde befinden? Volpato, ſo wie die mehrſten neueren Kupferſtecher, hat ihn vielleicht aus einer früheren flüchtigen Zeichnung, welche (J. B. de) Cavalleriis zuerſt in Kupfer gebracht hat, wiederholt, ohne das Gemälde dabei zu vergleichen. In einem Kupfer nach Sandrart's Zeichnung iſt dieſe Parthie ganz anders angegeben; der Knabe und der Mann rücken hier völlig aus einander.

Thorwaldſen's kurzer Aufenthalt hieſelbſt war doch hinreichend, mir einen höheren Begriff von ihm zu geben, als ich bisher gefaßt hatte.

Raabe's Aldobrandini'ſche Hochzeit läßt vermuthen, daß die neueren Reinigungen dem Gemälde weſentlichen Schaden gethan haben; denn auf Raabe's Rechnung dürfte man doch kaum die fatale verworrene Andeutung der Falten, die unentſchiedene Schattirung ꝛc. ſetzen, die man darin bemerkt. Auch die Farben ſcheinen eher verloren als gewonnen zu haben. Man müßte auf böſe Retouchen ſchließen; doch ſieht man auch aus den Bildchen nach Pietro di Cortona, die zum Theil ſehr erfreulich ſind, daß Raabe in einfacher Auffaſſung von Schatten und Licht, daher auch im Faltenweſen, keine Schule hat, und an manchen Schwachheiten dieſer Copien Schuld ſein möchte. Die Sachen werden zur Kunſtausſtellung kommen.

Ueber das entoptiſche Heft theile ich meine Bemerkungen nächſtens mit; der Abſchnitt XIV (p. 137 seq.) enthält das größte Geheimniß. Nun iſt es freilich Zeit, die Sache in's Ganze zu überarbeiten, und die einzelnen Theile der Lehre in ſich ſo zu ründen, daß ſie in ihrem einfachen Grunde feſt zuſammenſchließen. Ich erinnere mich, daß vor zehn Jahren, als Ihre Farbenlehre erſchien, ich unwillkürlich äußerte, es würden zehn Jahre vergehen, ehe ſie anerkannt würde; dieſer Termin iſt gekommen, und ich werde an meinem Theil eilen, zum Abſchluß zu kommen. Ewig

der Ihrige.
Schultz.

1) Vgl. Goethe's Aufſatz über Mantegna's Triumphzug I, 10.

48.

Goethe an Schultz.

Lächeln Sie, theuerſter Freund, über meine Leidenſchaft für zwei junge Talente, einen Dichter und einen Criticker; Beide kann ich Ihnen diesmal zuſammen empfehlen. Beiliegendes [1]) erhalte von Dresden, und es freut mich, wie dieſer junge Mann mir meine Träume, wie ein anderer Daniel, erklärt; [2]) dies gibt mir Gelegenheit zu bekennen, daß ich anfange, nicht ſowohl urtheilend mich gegen die neuſten poetiſchen Productionen zu verhalten, als vielmehr aufnehmend oder ablehnend, und mich alſo, wie Sie ſehen, des eigentlichen Frauenrechts bediene. Da thut es denn gar wohl, wenn friſche, ſinnige Menſchen, deren Vorſtellung ſich der unſrigen nähert, ausſprechen, was wir fühlen, aber nicht näher bezeichnen und beſtimmen mögen. Nach dem 25. dieſes wird Schubarth bei mir ſein, und mich verlangt gar ſehr, was ich von dieſem Zuſammenkommen werde melden können. Möge es uns gelingen, das Ernſte, Gute zu fördern, deſſen ſo höchlich Noth iſt. Tauſend Grüße und Wünſche!

treulichſt G.

Jena, den 13. September 1820.

49.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 18. September 1820. Nachts zehn Uhr.

Die Kupferſtiche, welche Ihnen, mein Verehrteſter, die vorige fahrende Poſt mitbringen ſollte, haben nicht abgehen können, weil Schinkel das Blatt vom Theater, welches der Kupferdrucker zu liefern verſprochen, bis jetzt nicht erhalten hat. Sobald es kommt, geht die Sendung ab, gewiß in den nächſten Tagen. Maler Raabe hat aus Neapel geſchrieben, woſelbſt er durch unſeres Geſandten von Ramdohr Fürſprache die Erlaubniß erhalten hat, im Herculaniſchen Muſeum zu copiren. Es iſt alſo von dort eine Sendung zu erwarten.

Als ich am 16. mein Voriges abgehen ließ, wußte ich noch nicht, daß Ihre Büſten aus Jena richtig und gut angekommen waren. Sie ſind bereits ausgegoſſen, und haben mir heute die lieben flüchtigen, unruhigen Tage in Jena auf das Erfreulichſte in's Andenken zurückgeführt. Wunderlich, daß die diplomatiſchen Künſte, die dort nöthig waren, um die plaſtiſchen Arbeiten zu fördern, ſeitdem noch immerfort geübt werden müſſen, um den guten

---

1) Schubarth's fortgeſetzte Bemerkungen über Hagen's Olfried und Lisena. Vgl. Kunſt und Alterthum III. 1, 86 ff., in Goethe's Werken B. 32, 290 f. (45, 228 f.) [26, 205 f.] Beim Abdruck hat Goethe nur in den einleitenden Worten ſich ein paar Veränderungen und Auslaſſungen erlaubt.

2) Vgl. Riemer Briefe von und an Goethe S. 374 f.

Willen der Künstlerfreunde auch fernerhin in ungestörtem Flusse zu erhalten. Wäre ich nur erst mit den lieben Leuten wegen der beiden Statuen, deren ich jetzt erwähnte, so weit auf dem Reinen, daß zu sagen wäre, welcher die eine und welcher die andere machen soll! Es greift hiebei vielerlei in einander, und die Entscheidung dieser Frage, welche die nächste zu sein scheint, däucht mich bis jetzt nicht die richtige zu sein. Nach meiner Meinung muß Tieck die Statue des Königs, Rauch die Ihrige machen; nur so kommt die Sache in's Verhältniß. Darüber läßt sich aber nur mit größter Vorsicht, oder eigentlich noch gar nicht sprechen; die Sache muß, wie gesagt, rein diplomatisch tractirt werden. Glücklicherweise kommt es hier nicht, wie in Jena, auf zwei Tage an.

Olfried und Lisena habe ich sehr hastig durchgelesen, und dabei die Längen, welche vorkommen, so gut, als möglich, vermieden. Auf diese Art macht das Gedicht schon jetzt eine vollkommne, sehr erfreuliche Wirkung, indem der reine Glanz dieser jugendlichen Phantasie überall heiter und anmuthig anspricht. Es scheint mir häufig des Guten zu viel zu sein, obwohl alles aus reiner, ächter Quelle ist, und im Einzelnen unseren Dank verdient, wenn es hier auch nicht an seiner Stelle ist. Durchaus erwirbt sich der Dichter einen Platz im Herzen aller derer, die sich von der Krankheit unserer Zeit frei erhalten haben, und ich begrüße seinen Auftritt im Osten als den eines glücklichen Gestirns. Eine Gelegenheit, die ich gefunden, über seine Persönlichkeit nähere Nachrichten einzuziehen, werde ich benutzen, und davon Mittheilung machen.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß die Trippel'sche Büste [1]) aus Weimar heute noch nicht angekommen, auch überhaupt noch keine Nachricht von Herrn Kauffmann eingelaufen war, daß sie abgegangen sei. Sollte sie noch nicht abgesendet sein, so bitten wir herzlich dringend, ihre Absendung zu betreiben.

Für den Aufsatz des Herrn Schubarth [2]) bin ich sehr dankbar, und werde, nach besorgter Abschrift, ihn nächstens zurückgehen lassen. Das stimmt alles gut mit einander überein, und gibt ungemeine Hoffnungen. Wie sehr ich bereit bin, diese zu befördern, darf ich nicht erst sagen; um dazu die Wege zu bahnen, muß man aber mit Bedacht vorgehen. Sie wissen, was von den Regierungen unterstützt, befördert werden soll, muß einen gewissen namhaften Titel für sich haben, besonders in einem Lande, wie das unsrige, welches seit Jahren etatsmäßig regiert worden ist, wenn auch jetzt nur noch der Schein davon vorhanden wäre. Kurz, man muß sagen können, was er will, und wozu das nutzt. Das wird dem Herrn schwer begreiflich zu machen sein; allein am Ende kommt es nur auf irgend eine Formel, eine Redensart an, wenn sonst der

1) Ein Abguß der auf der Weimarer Bibliothek befindlichen Büste Goethe's. Vgl. Nro. 43. 50.

2) Vgl. oben S. 206 Note 1.

gute Wille gewonnen ist, und dies läßt sich hoffen. Damit nun aber der junge Mann wisse, woran er ist, und wie die Welt aussieht, deren Kreis er bisher noch nicht berührt hat, und die doch in der Folge von Innen und von Außen viel auf ihn influiren wird, und damit man gewiß sei, wie am Besten seine Zwecke zu befördern seien, und welche Mittel dazu erforderlich werden, ist es wohl nöthig, daß er hieher kommt, und ich dächte, wenn er bei Ihnen sich sattsam erquickt und erwärmt hat, wozu ich ihm die unbeschränkteste Muße von Herzen wünsche und gönne, möchte er sich für eine kurze Zeit zu uns wenden, und dann erst seinen weiteren Plan abschließen. Stelle Ihrem Gutbefinden anheim, ob Sie ihm r s seiner Zeit anrathen wollen, oder ob es sonst besser ist, zu erwarten, welchen Gang er einschlagen mag; denn er verdient das größte Vertrauen.

Den 19. September.

Die hier erschienene Schrift: „Gegen die Actensammlung des Professor De Wette", ist Ihrer Aufmerksamkeit sehr werth, wenn Sie solche noch nicht kennen sollten.[1] Sie ist von Beckedorff.

Die Feier Ihres Geburtstages zu Jena nimmt sich in unserer Zeitung heute sehr anständig aus; daß aber bloß Ihres Namens, nicht Ihrer Person in dieser Nachricht erwähnt wird, gefällt mir nicht, nachdem Sie sich so freundlich dargeboten haben. Als wenn die Leute mehr sich selbst, als Sie hätten ehren wollen!

In diesem Augenblick erhalte ich Ihr Werthes vom 13. und erfreue mich mit Ihnen des besonnenen Urtheils unseres Freundes Schubarth über jene poetische Erscheinung aus dem Osten, über die ich gestern nach erstem flüchtigen Eindruck sprach. Gern lasse ich es mir gefallen, da es nicht stört, was mich daran ergötzt hat, und mich leiten wird, bei Muße mich des Einzelnen näher bewußt zu werden. Eine solche Critik kann mir das Product nur um so lieber machen. Daß Schubarth so bald zu Ihnen kommt, erfreuet mich gar sehr. Lassen Sie ihn sich dort einheimisch machen. Ich werde indessen nicht ermangeln, auf ihn, wo es belohnt, aufmerksam zu machen und einen Antrag vorzubereiten. Seinen Aufsatz lasse ich hiemit zurückgehen, nachdem ich eben die Abschrift erhalten habe.

In inniger Verehrung

Schultz.

19a.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 23. September 1820.

Da ich gestern meiner Frau einiges aus Olfried und Lisena vorlese, finde ich pag. 96 und 97 die Stelle wieder, wo

1) De Wette hatte sich nach seiner in Folge des unvorsichtigen an Sand's Mutter gerichteten Trostschreibens erfolgenden Entlassung, worauf sich seine Actensammlung bezieht, nach Weimar zurückgezogen, wo in der ersten Zeit gute Freunde ihm insgeheim seinen Gehalt fortzahlten. Von Beckedorff war damals Regierungsrath.

eine physiologe Gesichtserscheinung sehr ausführlich und wahrhaft geschildert ist. Bei den Schiffern des mittelländischen Meeres heißt sie das Carpusanse, welcher Name schon auf die Verehrung deutet [1]), die ihr gewidmet wird, und die wiederum großentheils Ursache der Erscheinung selbst ist, ganz in derselben Art, wie die Heiligenscheine entstehen. Die Segelstangen und Masten, die sich in dunkelen Linien kreuzen, bringen, bei der heftigen Bewegung des Schiffes, in den angsterfüllten Augen der Schiffer gegen den schwärzlichen Grund der Sturmwolken eine lichte Erscheinung in Kreuzgestalt hervor, die aus natürlichen Ursachen um so deutlicher gesehen, um so wirksamer empfunden wird, je höher die Angst und die Andacht steigen, je mehr dadurch die Verwechselung der Factoren im Inneren der Augen befördert wird. Dies erinnere Sie an Ihre entoptische Abhandlung pag. 137 und 138.[2]) Der trübe Metallspiegel wirkt dabei von Innen heraus, indem die verschiedenen Zustände der Atmosphäre oder der äußeren Spiegelung die Wirkung specificiren.

In der großen Zenobia von Calderon ist sehr wahrhaft geschildert, wie die Königin, da sie in starker Gemüthsbewegung die Tagesgeschichte niederschreibt, die Schriftzüge des verdächtigen Namens Livius blutig erblickt.

50.

Goethe an Schultz.

Am 29. August ging die Kiste mit den zwei Formen, von Stadelmann [3]) vorsichtig gepackt, durch einen zuverlässigen Fuhrmann nach Leipzig ab; wahrscheinlich ist sie nunmehr in Berlin angelangt, an Herrn Rauch adressirt.

Der Trippelische Gips von meiner Römischen Büste ist, wie mein Sohn vermeldet, auch schon nach Berlin; haben Sie die Surrogate meiner Gegenwart lieb, da ich mich persönlich dort wohl schwerlich Ihrer herrlichen Zustände freuen kann. Am 13. September ging ein Brief ab, auf Schubarth und Otfried und Lilena bezüglich. Es ist gut, daß man immer fortschreibe und nicht Zug für Zug mit Briefen makeln wolle.

Eine Reise Meyer's nach Berlin habe lange gewünscht, und ich werde ihn möglichst anregen; freilich verläßt er nicht gern seine beschränkten ruhigen Zustände, doch ist er gesunder, als je, und fühlt so gut, als wir, daß nicht zu berechnen sei, was in der ge-

1) Man erklärt das Wort als Verderbung aus dem Spanischen cuerpo santo (Frohnleichnam).

2) Abschnitt XIV: Umwandlung durch trübe Mittel.

3) Goethe's Diener.

genwärtigen, fruchtverheißenden Zeit ihm, Ihnen und uns, in Breite und Tiefe, für Gutes und Heilsames entspringen könne.[1])

Mich wird freuen, was Sie über das Capitel der entoptischen Farben im Einzelnen sagen; den Hauptangel, worum sich's Ganze dreht, haben Sie gleich gefunden, man möchte sagen, die Gewalt des Trüben auf's Trübe und die schönste Darstellung des eigentlich Polaren in allen diesen Erscheinungen; es ist ein ewiges Verlike Verlocke[2]), dessen Lebendigkeit Niemand fesseln kann. Man sehe nur, wie sich die Meteorologen mit ihrem + und — E herumquälen, um es tabellarisch in Reih' und Glied zu bringen.

Auch die Howardische Wolkenform habe ich behandeln müssen; unser Großherzog hat dergleichen bedeutende Anstalten, und wenn man lernfähig ist, so kann man überall belehrt werden.[3]) In Breslau haben sie einen wackeren Mann in diesem Fach an Brandes.

Mit Verlangen erwarte ich die angekündigten Sendungen; manche Kupfer hab' ich in duplo, welche zu Tienten stehen, von Leipzig aus der Meyer'schen Auction.

Diese Kupferstichauction(en) geben mir, außer der angenehmen Unterhaltung, die man immer bei neuen Acquisitionen erfährt, noch den ganz wunderbaren Blick in die Liebhaberei überhaupt. Nach gewissen Dingen wird im Augenblick gar nicht gefragt, andere wieder überschätzt. So hab' ich einen untadelhaften Abdruck von der großen Flucht nach Aegypten von Gendt nach Elsheimer für 8 Gr. erhalten; dagegen eine Originalradirung von Potter, zwar keinen nachgearbeiteten, aber doch blassen Druck mit 6 Rthlr. zu bezahlen gehabt.

In Dresden war aus der Bischof-Schneiderischen Auction nichts zu gewinnen; es ward alles übertrieben bezahlt; die Leipziger halten ein gewisses Mittel, wo man wenigstens im Durchschnitt zufrieden sein kann. Die Frankfurter fand ich sehr leidlich,

---

1) Schon am 21. September hatte Meyer auf eine besondere Einladung von Schultz erwidert: „Ihr mir bewiesenes Wohlwollen und Freundschaft sagt Sie, ich weiß es, nicht zweifeln, daß ich sehr geneigt sein werde, solche Einladung mir zu Nutze zu machen; indessen hatte ich doch einige Verhältnisse, es meine hiesigen Obliegenheiten mir eine Weile Abwesenheit gestatten möchten, und welche vorläufige Schritte und Einrichtungen zu treffen wären. Eine Nachricht von Goethe aber, Ausgang des von Jena an denselben in eben dieser Angelegenheit geschriebenen Briefes, sein eigener Wunsch, ja fast möchte ich sagen Befehl, haben alle weiteren Schwierigkeiten beseitigt, und so beschäftige ich mich bereits mit einigen nöthigen Vorbereitungen, denke, Goethe werde, als mein Vorgesetzter, bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog um Urlaub für mich nachsuchen und solchen erhalten. Nächstens werde ich im Stande sein, Ew. Wohlgeboren den Tag meiner Abreise von hier zu melden. Die vorgerückte Jahreszeit treibt mich an, solche, so viel als möglich, zu beschleunigen."

2) Anspielung auf das Puppenspiel Faust. Vgl. Goethes Brief aus Venedig vom 3. October 1786.

3) Vgl. B. 40, 312. 54, 202 f. [30, 258.] Schon im Jahre 1815 beschäftigte ihn die Howardische Wolkenlehre.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spatzier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unser Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt,
Ein Kettchen erst, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr auch 'was vor.

Margarethe.

Wer konnte nur die beyden Kästchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Es klopft.

Margarethe.

Ach Gott! mag das meine Mutter seyn?

Marthe durch's Vorhängel guckend.

Es ist ein fremder Herr — Herein!

und war ärgerlich, daß ich nicht auf mehreres Aufträge gegeben. Mich verlangt jetzt nur auf die Nürnbergische Preißlerische, wobei ich mich aber auch sehr mäßig verhalten habe, obgleich dies immer noch die wohlfeilste Weise ist, wie man zu hohen und vielfachen Ansichten der neuen Kunst gelangen kann.[1])

Die zweizeilige Inschrift in die Theaterfriese (wenn man den Raum nicht gar leer läßt) wollt' ich so eben critisiren, als ich das Blättchen nicht vorfinde, wie es unser trefflicher Schinkel niedergeschrieben: so viel aus der Erinnerung: Sie ist historisch, aber nicht sinnig, und sagt, was im Grunde ein Jeder weiß, und was man in tausend Jahren noch wissen wird; dies darf also explicit nicht ausgesprochen werden, sondern nur angedeutet. Ich setze nur Steine in's Bret, um mich deutlich zu machen, ohne Controvers.

Fridericus Guilielmus III. Restaurat auget ornat 1820.

[2]) Das Präsens brauch' ich nach beliebter Poetenweise, die höchstens in's Imperfectum gehen, und das Perfectum ꝛc. den Historikern überlassen. Und ist denn nicht, wenn man die Jahrzahl 1820 setzt, das Präsens sogleich ausgesprochen? Frage also ein Nachkömmling oder Fremder: Restaurat? Ist denn dies kein neues Gebäude? So antwortet ihm der Großvater oder der Lohnbediente: „Nein! es war abgebrannt." (Das incendium an dem frisch errichteten Gebäude zu wiederholen ist mir ganz zuwider.) Auget? Es ist vergrößert. Ornat? Es ist höchlich verziert; die Jahrzahl sagt, wenn (sie) es geschah. In funfzig Jahren wissen sie, wie lang es h e r[3]) ist.

Verzeihen Sie, es sind dies nur Bauern, die ich im Bretspiel vorwärts bewege, welchen die Offiziere nachrucken mögen oder auch entgegen[4]); ich lasse mir alles gefallen. Und erlauben Sie, daß ich in dieser Art fortschreibe: ich bilde mir nicht ein, Recht zu haben, aber das weiß ich, daß ich auf's Rechte losgehe.

Indem ich dieses im Stillen in Gegenwart Ihres Briefs, als wären Sie selbst gegenwärtig, verhandle, so hat meine gute Schwiegertochter einen gesunden, munteren Knaben, nach langen ausgedauerten[5]) Leiden, geboren. Mein Sohn, der seit mehreren Monaten mit gelitten, war höchlich zu bedauern, da ich ihn wenigstens als ein Muster eines treuen und theilnehmenden Ehemannes verehren muß. Ich bin in alles, was erfolgen kann, ergeben, obgleich ihr Verlust einen unübersehbaren Umsturz meiner Zustände

1) Später gab Goethe nur ausnahmsweise Aufträge für Auctionen. Vgl. Schuchardt Goethe's Sammlungen I. VIII f.

2) Hier beginnt ein neues, wie es scheint, nicht unmittelbar darauf diktirtes Blatt.

3) H e r schrieb Goethe über das durchstrichene Wort geschehen.

4) Die Worte mögen oder auch entgegen fügte Goethe eigenhändig hinzu — wie es gleich darauf lasse statt laß schrieb und nach fortschreibe ein : statt eines Comma setzte.

5) So hat Goethe eigenhändig statt auskauernden verbessert. Vgl. S. 208 Note 1.

hervorbringen müßte. So fahren wir, mit den Unsrigen, auf dieser dünnen Eiskruste auf Stahlschuhen hin und wieder, des Versinkens eines oder des anderen täglich gewärtig.

Nun noch zu dem wissenschaftlichen Hefte, wovon Sie den Haupttheil [1]) kennen. Sie werden mich treu finden an jeder Sache; wie ich das alles aber jetzt gedruckt sehe, so werd' ich, auf dem Stuhle sitzend, wirklich müde, in Betracht des zurückgelegten Wegs und Irrwegs, der doch zuletzt wie eine Art von Weg aussieht.

Herrn Geh. Oberbaurath Schinkel bin ich höchlich verpflichtet für die Neigung, meine Wünsche zu begünstigen. Diesmal würde, wie er selbst am Schlusse seines Blattes bemerkt, nur das Körbchen mit lebendigem Zierrath in jenem bestimmten Raume Platz finden. [2]) Freilich bringt ein solcher Künstler Ernst und Stil in ein Unternehmen, das zuerst nur leichtsinnig concipirt war, und nunmehr im Ganzen modificirt werden muß. Wovon fernerhin nähere Nachricht gebe. Keine Inschrift findet sich vorerst [3]), und dürfte nur das innere Rund erbeten werden.

So weit war ich gekommen, als Ihr lieber Brief vom 18. einlangt, und zugleich sich Ernst Schubarth sich einstellt.

Sein Aeußeres ist anfänglich nicht ganz günstig, besonders in Bezug auf mich, weil ich die Brillen hasse. [4]) Lassen Sie sich aber nur gleich seine Jugend und Bildungsgeschichte erzählen, so wird Ihnen Breslau, das Sie kennen, noch klärer und deutlicher sein, als mir, der ich's nicht kenne. Zu bewundern ist das reine Aufnehmen der Aeußerlichkeiten mit Gegengefühl ohne Widerstreit. Alles Andere sei Ihnen überlassen! ich sage kein Wort weiter; denn ich bin mit allem, was Sie in Ihrem Briefe sagen, vollkommen übereinstimmend.

Wie es mit Ihren plastischen Zwillingen zuletzt aussehen wird, weiß ich nicht; Gott gebe Ihren diplomatischen Tugenden die freilich in diesem Fache höchst nöthige Langmuth!

---

1) Den Aufsatz über die entoptischen Farben.

2) Vgl. oben Nro. 47. S. 208.

3) Vgl. Nro. 55. S. 223.

4) Vgl. die zuerst 1827 gedruckten Verse: Freundseliger Blick B 2, 266 f. (3, 161 f.) [2, 330]. Auch Zelter'n zu Liebe bekegte er diese natürliche Scheu. In den Wahlverwandtschaften bemerkt Goethe, den Frauen vergehe sogleich die Lust, einen anzusehen und sich mit ihm zu unterhalten, wenn er mit der Brille auf der Nase zu ihnen trete. Vgl. unten S. 218. Riemer Mittheilungen über Goethe I, 233. In den Wanderjahren (I, 10) äußert Wilhelm, er sei überzeugt, daß die Gewohnheit, Annäherungsbrillen zu tragen, an dem Dünkel vieler junger Leute hauptsächlich Schuld habe. Nach Eckermann soll Goethe im Jahre 1830 (III, 334 f.) auf die von ihm gemachte Bemerkung, es habe Jemand behaupten wollen, das Brillentragen mache die Menschen dünkelhaft, erwiedert haben: „Die Bemerkung ist sehr artig; sie scheint von einem Naturforscher zu kommen. Doch, genau besehen, ist sie nicht haltbar", was denn darauf weiter ausgeführt wird.

Nächstens mehr! Hofrath Meyer hat sich selbst angekündigt, und wird diesem Briefe bald folgen. Möge alles zum Besten gerathen!

treulichst J W v Goethe.

Jena, den 25. September 1820.

So eben kommt auch die Rolle mit beiden Schreiben vom 21. und 23.[1]) Vorläufigen tausendfältigen Dank!

Am 26. September.

[2]) Nach abermaliger Ueberlegung geht der junge Mann[3]), der zu bestimmtem Tag in Breslau sein muß, gerade dahin zurück; es ist in manchem Sinne besser. Man behält bei näherem Umgange die gute Meinung von ihm, und sie vermehrt sich. Inniger und folgereicher habe ich nicht leicht ein Wesen gesehen.

51.

Goethe an Schultz.

Thun Sie das Mögliche, zu verhindern, daß die Inschrift des Theaters aus zwei Zeilen bestehe. Sollte man's nicht in eine fassen können? denn im Grunde ist diese, wenn man das Gebäude mit dazu nimmt, tautologisch. Dieser unerträgliche Mißstand bohrt mir die geistigen Augen aus, und ist mir auf die Entfernung von dreißig Meilen unerträglich.[4])

Verzeihung dem Eifer! G.

52.

Goethe an Schultz.

Nachdem Ernst Schubarth fünf Tage vom 24. September bis den 28. incl. hier geblieben, ist derselbe in seine Heimat zurückgekehrt. Hierüber nun kürzlich Folgendes.

Da mir seine Ankunft gemeldet war, faßt' ich den Vorsatz, ihn eine Zeitlang bei mir zu behalten, um mit ihm durchaus in's Reine zu kommen; welches so viel heißt als zu untersuchen, worin

1) Ersteres fehlt ganz, wenn nicht etwa Nro. 4ª gemeint ist.

2) Die folgenden Worte stehen am Rande des Briefes.

3) Schubarth. Im Briefe finden sich die durchstrichenen Worte: „Ich sende aber diesen Brief durch Schubarth; denn unser Postverhältniß ist keineswegs günstig", und weiter oben die Stelle: „Nach Betrachten der Umstände mag der junge Mann sogleich zu Ihnen hinziehen."

4) Die von Hirt verfaßte und durchgesetzte Inschrift lautet Goethe zum Trotz: Fridericus Guilelmus III. theatrum et odeum incendio consumta (Fr. A. Wolf wollte wenigstens consumpta) maiore cultu restituit. MDCCCXXI. Der Spott der Einsichtigen ließ nicht auf sich warten; indessen blieb Hirt in Ehren, so daß er sieben Jahre später auch dem Museum seine Inschrift gab, wie sehr auch Männer, wie Böckh und A. von Humboldt, sich gegen diese leidige „Inschrift in um" zur Wehr setzten.

man völlig mit einander übereinstimmt, was für Differenzen ausgleichbar seien, und welche Eigenheiten einer dem anderen zugestehen müsse. Allein die Art seiner Reise und die Nothwendigkeit, wegen Familienangelegenheiten bald wieder zu Hause zu sein, machten diesen Vorsatz rückgängig. Sein Bruder, der einen Feldzug mitgemacht und sich gegenwärtig der Landwirthschaft widmet, hat ihn in einem leichten eignen Fuhrwerk hergebracht, und so mußte man sie Beide bald und zu gleicher Zeit wieder entlassen.

Es ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung, so viel Zartheit und Festigkeit vereinigt zu sehen. Erzählt er die Geschichte seiner Bildung, so ist zu bewundern, wie er seine Lehrer alle kennt, und, von dem steifsten Pedanten bis zum Ultraliberalen, von einem jeden gelernt, das ihm Gemäße aufzunehmen gewußt. Zugleich schilderte er seine Lage in Breslau; sie ist unbequem, und würde es vielleicht gegenwärtig in jeder großen Stadt sein: aber nöthig ist ihm unter Menschen zu kommen; denn jetzt hat er kein Gespräch, wenn er nicht von dem spricht, was ihn interessirt.

Was ihm gegenwärtig am Allervortheilhaftesten wäre, wie er es auch recht gut begriff, würde eine Anstellung sein, wo er nach Zwecken, die er selbst kennt und billigt, humanen, ästhetischen, wissenschaftlichen, religiosen, pädagogischen, unter Anleitung und Befehl einsichtiger Männer wirken müßte, damit er sehe, in wiefern unsere guten Vorschläge in's Leben eingreifen, Förderung und Hindernisse finden. Dieses hielt ich für günstiger als eine Reise, wo er doch nur immer sich selbst suchen und finden würde [1]); vielleicht trifft auch dieses gerade mit der Möglichkeit einer Versorgung zusammen. Sein Aeußeres ist zart und gefällig, er drückt sich gut aus. Daß er bei schwachem Gesicht eine Brille trägt, mußte ich ihm erst in Betrachtung seiner übrigen Vorzüge verzeihen; denn ich bin von diesen Glasaugen, hinter denen man die natürlichen aufsuchen muß, ein großer Feind.

Doch dies war bald und gern beseitigt. Verwunderſam erschien die Congruenz dieses jungen Mannes mit sich selbst. Aus einem Mittelpuncte, wo er seine sämmtlichen Menschenkräfte gar einig beisammenhält, geht er aus nach allen Seiten, betrachtet, erfaßt, beurtheilt alles aus seinem Standpunct, den man nicht beschränkt nennen darf, obgleich ein Individuum daselbst verharrt. Mehr darüber zu sagen verbietet mir der Drang des Augenblicks. Nur so viel sag' ich, es war mir seltsam genug, vierundzwanzig Jahre gegen zweiundsiebzig antreten zu sehen, ohne daß eine Differenz sich gezeigt hätte, die ich nicht selbst zu seinen Gunsten sogleich hatte (hätte?) auflösen mögen.

1) Vgl. die freilich auf einen Naturforscher deutende zahme Xenie:

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reist er, die Natur zu erforschen!
Er reise durch die ganze Welt,
Seine Meinung wird er finden.

Alles würde Ihnen, mein Theuerſter, in wenigen Tagen des Umgangs deutlicher werden, als ich mit dieſen und anderen Abſtractionen annähern kann.

Nun aber muß ich zum Schluſſe dringend bitten, daß Sie Ihren Blick auf die phyſiologen Farben neuerlichſt wenden; denn Sie ſagen ganz richtig [1]: „Nun iſt es freilich Zeit, die Sache in's Ganze zu überarbeiten, und die einzelnen Theile der Lehre in ſich ſo zu gründen, daß ſie in ihrem einfachen Grunde feſt zuſammenſchließen.“ Ihre Unterſuchungen ſind Anfang und Ende des Ganzen; Sie gründen das, was ich vorausſetze, und erfüllen, was ich hoffen laſſe.

Die phyſiſchen Farben erhalten auch durch das Entoptiſche eine unglaubliche Vollendung. Es iſt, als wenn ſich nach dieſem Schlußſtein das Gewölbe erſt recht ſetzen wollte. Freilich daß ich gar Niemand neben mir habe, der an dieſen Sachen eigentlich gründlichen Antheil nimmt, läßt mich öfter zaudern und ſtocken, als es bei lebendigem Umgange geſchehen würde, doch wollen wir den Glauben nicht verlieren, da es an Muth nicht fehlt. Tauſend Lebewohl! Auf die übrigen Puncte Ihres werthen Schreibens nächſtens das Weitere! Meyer bereitet ſich zur Abreiſe. Mögen unſere allſeitigen Zwecke erreicht werden!

Das ſehr ſchöne Wetter freut mich für unſeren Reiſenden [2]; Meyer iſt nun auch unterwegs. Im Grunde beneid' ich ihm doch das unmittelbare Anſchauen von Berlin. Tauſend Lebewohl! Herrn Schinkel vorläufigen herzlichen Dank!

treulichſt G.

Jena, den 1. October 1820.

53.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 11. November 1820.

Da Schinkel mir ſo eben beiliegenden Brief nebſt Rolle zuſchickt, iſt es mir, wenn gleich in großer Geſchäftsbedrängniß, doch nicht möglich, ihn unbegleitet abgehen zu laſſen.

Ein langer Brief an Sie, von Zeit zu Zeit während Herrn Meyer's Hierſein fortgeſetzt, iſt liegen geblieben, bis er abreiſete, und wurde dadurch unnütz, indem dieſer würdige Freund Ihnen mündlich unſere Zuſtände beſſer beſchreiben wird, als ich ſolche andeuten konnte. [3]

1) Vgl. S. 209.

2) Schubarth. Im Briefe ſteht: „Reiſend.“ Der letzte Abſatz iſt ſpäter geſchrieben.

3) Meyer war vom 3. October bis zum 3. November in Berlin geblieben. In ſeinem Dankſchreiben an Schultz vom 12. November berichtet er, Goethe habe ſeine Erzählung von aller Liebe und Freundſchaft, die ihm in Berlin zu Theil geworden, und von der überſchwenglichen Menge ſchöner Kunſtwerke, deren viele in ihrer Art einzig zu nennen ſeien, mit größter Theilnahme angehört.

Es war eine kurze Ruhe vor dem Sturme, die wir gemeinschaftlich genossen haben; die Ahnung davon schien unseren Freund schneller, als ich geglaubt hatte, von uns zu entfernen. Unmittelbar nach seiner Abreise brach das Ungewitter los: Sie werden aus seiner Erzählung schon wissen, daß es die Ausführung des Königlichen Befehls wegen des Museums der Künste und wegen der Locale für die beiden Academien [1]) ist, welche diesen Ausbruch veranlassen mußte. Bis jetzt ist es nun mit Kraft und Vorsicht gelungen, die guten Zwecke aufrecht zu erhalten, und den bestialen Andrang der Selbstsüchtler zurückzutreiben. Sobald eine definitive Entscheidung erfolgt, melde ich das Nähere.

Herr Meyer wird nun längst glücklich wieder bei Ihnen sein; seine Rückreise ist hoffentlich von gutem Wetter, wie wir es hier hatten, begünstigt gewesen. Nun aber ist mit allem Uebrigen auch ein recht scheusliches Wetter zu uns eingekehrt; er hätte es hier nicht länger aushalten können.

Schinkel's Zeichnung ist mir sehr werth; noch nie war mir der Begriff des Bildens so anschaulich geworden, als durch sie. [2]) Er hat Ihnen für diese Aufgabe den größten Dank zu sagen, und daß er es thut, sehen Sie daraus, daß er lebhaft wünscht, neue Aufgaben zu erhalten. Wenn Sie diesen Verkehr fortsetzen wollen, wie ich von Herzen hoffe, kann daraus der größte Gewinn hervorgehen. Es ist ja für's Erste nichts nöthiger, als die Künstler zur Behandlung richtiger Aufgaben zu gewinnen. [3])

Nächstens mehr! Obwohl ich erfahren zu haben glaube, und auch wohl wegen der Witterung voraussetzen könnte, daß Sie nach Weimar zurückgekehrt sein werden, muß ich diesen Brief doch, weil Schinkel die Rolle nach Jena adressirt hat, dorthin überschreiben, in Hoffnung, daß er Sie in Weimar doch nicht vorbeigehen wird.

Ewig treu Schultz.

Das Erfreulichste, was Freund Meyer uns hier zurückließ, war die Hoffnung, Sie zu bewegen, uns künftigen Sommer mit ihm gemeinschaftlich über Carlsbad und Dresden hier zu besuchen. Lassen Sie diese Anregung nicht vergebens sein, und beleben Sie unsere Hoffnung durch ein freundliches Wort! Bis dahin ist hier wieder alles in Ruhe und in gutem Gange. Wegen des Gutachtens in Betreff der Raabe'schen Leistungen soll ich Namens unseres Ministeriums Ihnen den angelegentlichsten Dank sagen, indem man hofft, daß Sie geneigt sein werden, uns weiterhin mit Ihren Einsichten zu unterstützen. Es wird dieser eingeleitete Weg nicht ohne einige erfreuliche Folgen bleiben.

---

1) Der Academien der Wissenschaften und der Künste.
2) Vgl. Nro. 47 S. 208 Nro. 50 S. 216.
3) Vgl. Goethe's Bemerkung über zu malende Gegenstände B. 31, 420 f. (11, 262 ff.) [25, 316.]

54.

Goethe an Schultz.

Obgleich in einiger Bedrängniß von verſchiedenen Seiten, geſchäftlich, typographiſch und gewiſſermaßen körperlich, will nicht verſäumen, Ihnen, verehrter Freund, für das letzte liebe Schreiben beſtens zu danken, und von dem wackeren Meyer die lebhafteſten Grüße auszuſprechen. Er ahnet den Sinn Ihrer Worte, und war von der Nähe einer Kriſe bei ſeiner Abreiſe freilich überzeugt; möge alles durch kluge Leitung zum Beſten gedeihen!

Unſere Abendunterhaltungen beziehen ſich allein auf Berlin; geſtern trug er mir das Schema ſeines Aufſatzes mündlich vor, zu meiner höchſten Zufriedenheit [1]; wir ſind einſtimmig, und Sie werden es gewiß billigen, daß er mit tüchtiger Aufrichtigkeit ſich ausdrücke, und man wird alsdann ſchon höheren Orts andeuten, in wiefern man eine öffentliche Mittheilung modificirt wünſche.

Ferner bitte um die Gefälligkeit, unſeren plaſtiſchen Freunden den ſchönſten Dank zu ſagen für die überſandte Carrariſche Druſe; ſie übertrifft alle Erwartung, und entzückt ſowohl die Naturfreunde als Nichtkenner.

Gleichmäßig danken Sie Herrn Geh. Oberbaudirector Schinkel! Hier darf man nicht ſagen, das gefällig überſendete Bild ſei über Erwartung; denn was läßt ſich von ihm nicht erwarten? Ueberraſchend jedoch bleibt es immer und höchſt erfreulich, dem Sinn, der Erfindung und der Ausführung nach.

Auch die Rauchiſche Büſte macht mir großes Vergnügen. Hätte der Künſtler ſie ſecretirt und, in Marmor vollendet, aufgeſtellt, ſo würde ſie den unbedingteſten Beifall erhalten. Das Problematiſche, was für manche Perſonen noch drinne liegt, verſteh' ich aber recht gut, und weiß es ſeinem inneren Werth nach zu ſchätzen.

Unter den vielen Entwürfen zu ſolchen ſymboliſchen Darſtellungen, wie die beiden nunmehr geglückt ſind [2], kann ich im Augenblick keinen finden, der mir einer ſolchen Behandlung ganz werth

---

1) Schon am 12. November hatte Meyer an Schultz geſchrieben: „Die Rede iſt (bei Goethe) auch über das Ihnen bewußte ſchriftlich Einzugebende geweſen, und ich habe ihn zu aller Theilnahme und Beirath bereit gefunden. Schon wird am allgemeinen Entwurf des einen Aufſatzes gearbeitet, und Sie ſollen, ſobald es nur geſchehen kann, wenigſtens etwas zur eignen Anſicht und Uebergabe am gehörigen Orte erhalten.“ Meyer ſollte Vorſchläge zur Einrichtung von Kunſtakademien, beſonders mit Bezug auf Berlin, machen. Der betreffende Aufſatz ſteht in Kunſt und Alterthum III, 1, 129—182. Vgl. auch Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1821 B. 27, 397. (32, 205 f.) [21, 291.]

2) Das geſprengte Grab und die Darſtellung nach der Sage von der Entſtehung des Korinthiſchen Capitäls. Man vergleiche auch die Angabe von Beiſpielen ſymboliſcher Behandlung B. 31, 411 f. (44, 222 f.) [25, 308 f.]

wäre; ſobald ſich mir ein Gegenſtand offenbart, bin ich ſo frei, ihn zu eröffnen, und um weitere Mitwirkung zu bitten.

Die Lehre von würdigen Motiven, durch deren Behandlung die Kunſt ganz allein gefördert und bethätigt werden kann, war[d] geſtern Abend auch beredet, und wird in Meyer's Aufſatze als lichter Punct erſcheinen.[1])

Daß ſchon, ſeit jener erſten perſönlichen Bekanntſchaft, mein Wunſch, Berlin zu beſuchen, die dortigen trefflichen Männer, die herrlichen Kunſtbeſitzungen und die übrige große Exiſtenz einer bedeutenden Königſtadt zu ſchauen, zu erkennen und zu verehren, ſehnlichſt gewachſen, dafür bedarf es wohl keiner wörtlichen Betheurung; ſeit Meyer's Rückkunft iſt dieſes Gefühl zu einer Art Ungeduld geworden, daß wenn Fauſt's Mantel in meinem Beſitz wäre, Sie mich augenblicklich bei ſich würden einfliegen ſehen. Im Frühjahr hoff' ich wieder zeitig Carlsbad zu beſuchen; wenn ich nur dadurch in den Stand geſetzt würde, meine heißeſten Wünſche zu erfüllen!

Empfehlen Sie mich des Herrn Miniſters Excellenz auf das Angelegentlichſte, danken verbindlichſt für die unſerem Freunde geſchenkte Gunſt und Förderniß, mit der Verſicherung, daß wir Beide das gegönnte Vertrauen zu ſchätzen wiſſen, und die nächſte Zeit auf das ſo willig übernommene Werk aufmerkſamſt zu verwenden für Pflicht halten. Möge das, was freilich nur im Allgemeinen geſagt werden kann, auch im Beſonderen anwendbar ſein!

treulichſt

Weimar, den 19. November 1820. Goethe.

55.

Goethe an Schultz.

Das Profil unſeres guten von Knebel hat ihm und ſeinen Freunden großes Vergnügen gemacht, welches verdoppelt wurde, da die ſchöne Gabe gerade zum Geburtstage ankam.[2]) Danken Sie auch in meinem Namen Herrn Tieck dafür zum Allerſchönſten.

Warum ich aber Knebel's Dank, den er mir, in beiliegendem Briefchen, ſchon vor einiger Zeit[3]) eingereicht, durch Sie, mein Theuerſter, an den Künſtler gelangen laſſe, erklärt ſich in Folgendem. Ich wünſchte nämlich[4]) gedachtes Medaillon, in Marmor ausgeführt, auf unſerer Bibliothek zu ſehen; weil aber eine ſolche Beſtellung nicht von mir allein abhängt, ſondern ich der Beiſtim-

1) Vgl. Kunſt und Alterthum III, 1, 148 ff.

2) Vgl. H. Düntzer Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 387.

3) Am 2. December. Vgl. Knebel an Goethe Nro. 558.

4) So hat Goethe auf dem uns außer dem Briefe ſelbſt vorliegenden dictirten Entwurfe die Stelle eigenhändig geändert, welche früher von den Worten mein Theuerſter an alſo lautete: „nach Berlin gelangen laſſe, wird verurſacht durch einen Wunſch und eine Anfrage, durch welche ich meinen Wunſch eröffnen möchte. Dieſer wäre".

mung von Mitgeordneten hiezu bedarf [1]), ſo wünſchte zu erfahren, wie hoch ein ſolches Medaillon, in Marmor gearbeitet, koſten könne; nur wünſchte den Hals bis unter die Halsgrube verlängert, etwas Schulter und weniges Gewand. Haben Sie die Güte, mir hierüber eine baldige Auskunft zu geben.

Ich genieße dieſen Winter einer leidlichen Geſundheit und mäßiger Thätigkeit. [2]) Meyer ſchließt in dieſen Tagen den für Berlin beſtimmten Aufſatz ab; wir leſen ihn bei ſtillen Abendconferenzen, alsdenn wird er mundirt, und zu weiterer Beurtheilung und Dispoſition zugeſandt; billigen Sie den Druck, ſo kann alſobald angefangen werden; das nächſte Stück von Kunſt und Alterthum habe deswegen mit dem ſiebenten Bogen ſiſtirt.

Uebrigens iſt es ſeit meiner Rückkehr von Jena ſo wunderbar bunt mit mir und um mich ergangen, daß auswärtige Freunde mir manches Verſäumniß verzeihen werden; dies vor allem darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß die bedeutende Krankheit, die Sie, mein Beſter, befallen, mir Sorge und Bedenklichkeit gemacht hat. Sagen Sie mir ein beruhigendes Wort, wie Sie die Hälfte des Winters zugebracht haben.

Daß unſere verehrte Großherzogin in ihrem Zimmer ausgeglitten iſt und, durch einen harten Fall, die rechte Hand und den rechten Fuß beſchädigt [3]), haben Sie vernommen; dies Unheil laſtete dieſe ſechs Wochen her ſo ſchwer auf mir, als der Himmel ſelbſt; hiezu kam noch, daß ähnliches Unheil nähere oder fernere Perſonen, und zwar in unſerem Kreis [4]) bedeutende, ergriffen, ſo daß ich alſo auf alle Fälle, in einem cimmeriſchen Zuſtande, was mir von Thätigkeit gegönnt war, halb peinlich fortſetzen mußte; dennoch iſt manches gefördert worden, was Ihnen früh oder ſpät, hoff' ich, einige Freude machen ſoll.

Die herrliche Druſe Carrariſchen Marmors, mit vollkommenen Bergcryſtallen, wird von Jedermann bewundert und von Kennern jederzeit angeſtaunt. Danken Sie ja auf das Verbindlichſte den werthen Künſtlern dafür. Herrn Schinkel bin ich auch noch für das werdende Corinthiſche Capitäl meine Verpflichtung auszuſprechen ſchuldig. Die Inſchrift wird ſein: Ex lunere forma. Sobald mir wieder etwas begegnet, was ſeiner freundlichen Bemühung werth ſcheint, ſo bin ich ſo frei, ihn nochmals erſuchend anzugehen.

Soviel für diesmal mit dem aufrichtigen Wunſch, bald von Ihnen zu hören.

treulichſt

Weimar, den 17. December 1820. Goethe.

---

1) Goethe hatte zuerſt dictirt: „Weil aber in dieſem Falle dieſe Stellung nicht von mir allein abhängt, ſondern ich die Beiſtimmung von Mitgeordneten erlangen muß".

2) Lautete früher: „Ich habe dieſen Winter in leidlicher Geſundheit und nicht unthätig zugebracht".

3) Vgl. Goethe in den Annalen unter dieſem Jahre, gleich am Ende. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel Nro. 555. 556.

4) Statt „und — Kreis" hatte Goethe dictirt „durchaus aber im Ganzen".

56.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 31. December 1829 gegen Mitternacht.

Die letzten Augenblicke dieses alten, sorgenvollen Jahres kann ich nicht würdiger und heiterer als mit Ihnen, Verehrtester, zubringen. So eben habe ich mit meiner lieben Frau die gewohnte freudige Pflicht erfüllt, die Begebenheiten des Jahres zurückzurufen und kürzlich zu verzeichnen. Da ist denn Ihr theurer Name auch mehr als einmal mit eingeflochten worden, und stets schätzen wir von Neuem das Glück, an Ihnen einigen Theil zu haben. Möge es uns noch recht lange, lange beschieden sein!

Da ich am heutigen Tage ein Lebensjahr vollbringe, und ein neues antrete, so ist es für mich doppelt Pflicht, ihn ernst und werth zu halten. Heute nun habe ich das vierzigste Jahr erreicht, und da man mir gesagt hat, daß meine zunächst von Blutüberfluß herrührenden Beängnisse, die mir bei anderen krankhaften Dispositionen oft gefährlich werden und fortwährende Vorsicht erfordern, von selbst aufhören werden, wenn ich nur erst in den Vierzigern bin, so scheine ich mir heute die letzte Stufe dieser Leidensepoche betreten zu haben, worüber ich sehr froh bin.

Ihre liebevolle Anfrage wegen meiner Gesundheit kann ich getrost beantworten. In dieser bösen, scharfen Witterung komme ich kaum alle acht Tage aus dem Hause, und nicht anders als im verschlossenen Wagen. So erhalte ich mich ziemlich wohl, und bestreite viel Arbeit, die von der peinigendsten Art ist. Sie erinnern sich, was ich Ihnen in Jena, nächtlicher Weile, wie heute eben schlägt es zwölf Uhr! Gott gebe uns Heil und Segen!) über manche hiesige Dinge Unerfreuliches, doch mit einem Rest von Hoffnung, anvertrauete. Zwar auf anderen Wegen, als ich damals voraussehen konnte, doch ernstlicher, als zu erwarten stand, hat diese Hoffnung sich seit sechs Wochen der Erfüllung genähert; der wichtigste innere Kampf, der in einem ruhigen Staate je stattfinden kann, steht uns nahe bevor.[1]) Da habe ich denn ein großes Theil der Arbeit zu übernehmen, und meine Sorge, dem Satan den Weg zu verbauen, ist nicht gering! Die Unternehmung ist ungeheuer, und wie ich auch gesorgt habe, mich in meinem Inneren sicher zu stellen, so werde ich doch von Außen nun nicht so bald auf Ruhe wieder rechnen dürfen! Nur so viel weiß ich, und habe stets gewußt, daß die Teufel bald inne werden, es sei von ihnen wohlgethan, mich in Frieden zu lassen, wenn ich sie in Frieden lassen muß. Damit wollen wir uns für den schlimmsten Fall beruhigen!

Quer durch solche Scenen fliegt denn einmal ein Ereigniß anderer Art. So ist vor ein Paar Tagen Hirt's Plan zur Aus-

---

1) Vgl. oben S. 79 f.

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Bin so frey g'rad' herein zu treten,
Muß bey den Frauen Verzeihn erbethen.
Tritt ehrerbietig vor Margarethen zurück.
Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu sagen?

Mephistopheles leise zu ihr.

Ich kenne Sie jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch.
Verzeiht die Freyheit die ich genommen,
Will nach Mittage wieder kommen.

Marthe laut.

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarethe.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr ist gar zu gut,
Schmuck und Geschmeide sind nicht mein.

wahl und Aufstellung des Museums an mich gelangt. Wie erfreulich es nun auch ist, einen solchen gediegenen und kenntnißreichen Mann mit Eifer und Liebe sprechen zu hören, so bin ich ernstlich doch recht erschrocken über das unbegreifliche Ungeschick dieser Arbeit, die der Sache recht sehr nachtheilig werden kann. Ich weiß noch nicht, wie es zu drehen sein wird, um dem Unheil vorzubeugen; denn in diesem Augenblick verdorben, ist für immer verdorben. Er will alles auf einmal thun, und darüber wird gar nichts geschehen, wenigstens nichts Vernünftiges. Es ist ein Plan ohne Plan, eine Auswahl ohne Auswahl, kein Anfang und kein Ende; er will alle Kunstsachen insgesammt im Museum zusammenpacken, und so erhalten wir, wenn's so weit gedeihen kann, nach unsäglicher Verwirrung, ein Kunstmagazin von Gutem, Mittelmäßigem und Schlechtem, daß es das Auge nicht von einander sondern kann, in der trockensten Anordnung von der Welt — heißt ein Museum. Da wäre mir gar keine Anordnung lieber, wenn nur das Einzelne nach seinem Werthe geschaut und genossen werden kann. Und was soll das Hofmarschalamt sagen, so mit einem Schlage die Schlösser degarnirt zu sehen! Da setzt sich alles dagegen, und dann geschieht wieder nichts! Die Sache muß ganz anders kommen, wenn es gehen soll!

Meyer's uns zugedachte Arbeit erwarte ich mit Verlangen; sagen Sie tüchtig die Wahrheit! damit allein ist uns gedient; wir wollen ja lernen, nicht im Irrthum bestätigt sein, und wüßten wir wirklich was Besseres, so versuche es sich, hervorzutreten.

Wegen Knebel's Medaillon habe ich mit Rauch vertraulich gesprochen; er wollte mir Tieck's Meinung zukommen lassen. Da ich aber bis jetzt vergebens darauf gehofft, soll es heute noch erinnert werden. Knebel's Brief ist an Tieck bestellt.

Den 5. Januar 1821.

Nehmen Sie nicht übel, daß ich oben so in meinem Eifer auf Hirt geschmält habe; ich gehe gern den kürzesten Weg zum Guten; dazu gehört aber ein den Umständen behutsam angepaßtes Verfahren, wodurch alles in der Welt zu machen ist. So mit der Thüre in's Haus zu fallen, verdirbt die ganze Sache, und die Folge ist nun, daß wir, um sie zu retten, Umwege suchen und einen Aufschub veranlassen müssen, der sehr schmerzlich ist.

Die Anfrage an Seebeck in Ihrem ehegestern erhaltenen lieben Schreiben vom 31. v. M. [1]) habe demselben zugeschickt, und folgt die Antwort darunter gefügt bei.

Auch hat Rauch mich benachrichtiget, daß Tieck die Unkosten, das von Knebel'sche Medaillon ganz fertig in Marmor hier abzuliefern, auf wenigstens 100 Rthlr. anschlägt; ganz genau könne er es nicht bestimmen. Dasselbe in Erz zu gießen würde wohlfeiler sein; freilich nur in Sand gegossen, also nicht glänzend, sondern matt.

1) Der Brief fehlt.

Der Erzguß wird jetzt hier sehr thätig betrieben, und dadurch immer mehr vervollkommnet. Man gießt hier jetzt in Sand so vollkommen, daß das Ciseliren ganz wegfällt, wobei freilich die Oberhaut nur eine matte Fläche darbietet, etwa wie der Thon oder Gips. Diese Art zu gießen ist unendlich viel wohlfeiler, als die ältere über Wachs; Statuen zu sieben Fuß Höhe werden, incl. Metall, zu 12—1500 Rthlr. geliefert.

Rauch bittet mich, seine besten Empfehlungen an Sie zu bestellen, und zu melden, daß er selbst schreiben werde, um anzuzeigen, daß mehreres, worunter auch zwei Exemplare Ihrer Büste von ihm, an Sie adressirt sei. Herr Quandt[1]) zu Leipzig habe Ihre Büste in Marmor bestellt.

Gottlob, daß Ihre lieben Briefe mich stets von Ihrem Wohlsein versichern! Ich würde sonst in diesen rauhen Tagen viel Sorge um Sie haben.

Ewig der Ihrige. Schultz.

57.

Goethe an Schultz.

Herzlichen Dank, mein Trefflichster, daß Sie meiner in feierlichen Augenblicken gedenken wollen. Möge uns das laufende Jahr wieder zusammenführen! lassen wir wenigstens die Communication nicht stocken.

Hiebei folgt also Meyer's treuliche Arbeit[2]); ich wünsche, daß sie geeignet sei, ihre Zwecke zu erfüllen. Sie kann auf Verlangen alsobald gedruckt werden: denn im nächsten Hefte ist noch Raum dazu. Meyer selbst schreibt das Weitere, und will nun auch gleich an die Vorschläge zu Aufstellung eines Museums gehen.

Das Hirtische Verfahren kann die Sache freilich nicht fördern. Der alte, starre Freund begreift nicht, daß man, um zu thun, erst müsse gethan haben. Man mache seinen Plan im Stillen, man beginne mit methodischem Bewußtsein, und es macht sich alles von selbst. Nun haben Sie also Gelegenheit, Ihr diplomatisches Talent wieder zu üben; lassen Sie mich ja, von Zeit zu Zeit das Weitere vernehmen.

Vorzüglich aber liegt mir am Herzen, zu erfahren, wie Ihre Gesundheit sich befestigt. Ich habe in meiner Jugend mehrere Jahre an ähnlichen Uebeln gelitten, bis sich die Natur nach und nach einrichtete, und sich denn doch noch so lange erhalten hat. Ein gleichmäßiges Befinden bin ich diesen Winter dem Entschlusse schuldig, nicht aus dem Hause zu gehen, nur manchmal wohlver-

---

1) Johann Gottlob von Quandt, der in diesem Jahre Goethe zu Weimar besucht hatte. Er hatte mehrere Jahre früher köstliche altdeutsche Gemälde in Leipzig entdeckt. Vgl. B. 31, 209. 39, 273. [25, 155.]

2) Vgl. oben Nro. 54 S. 221 Note 1.

wahrt ſpazieren zu fahren. Wußte ich ſonſt doch immer anzugeben, wie ich mir, durch Uebereilung oder unzeitige Gefälligkeit, dies oder jenes Uebel zugezogen hatte!

Grüßen Sie Herrn Rauch ſchönſtens. Die Büſten ſind glücklich angekommen, wofür ich beſtens danke. Es war vorauszuſehen, aber es muß uns doch freuen, daß dieſe Arbeit ſo viel Beifall findet, als ſie verdient.

Das Knebel'ſche Profil will ich weiter in Ueberlegung ziehen, und die Entſchließung melden.

An Purkinje [1]) halte ich mich fleißig. Ich habe ihn ſchon ausgezogen, und beſchäftige mich nunmehr mit Noten und Einſchaltungen, um ſeine Bemühungen an die unſrigen anzuknüpfen; denn eigentlich iſt ſchon ſehr viel gethan, nur will ſich keiner gern an den anderen anſchließen, und ſo müſſen wir denn thun, was andere vermeiden.

So eben bringt mir unſer geſchickter Kupferſtecher Schwerdgeburth die Durchzeichnung des Schluſſes zum Triumphzug des Mantegna, auf durchſichtig Papier. Sie wird nun umgekehrt in's Große gebracht, und braun in braun, als das zehnte Blatt der Andreani'ſchen Nachbildung, gezeichnet, da denn dieſer herrliche Zug nicht ſo ſtumpf, wie bisher, hinter dem Triumphwagen abſchneiden wird; die Kupfer ſende alsdann gleich zurück. [2])

Dürft' ich nun noch ſchließlich die Bitte hinzufügen, des Herrn Miniſter von Altenſtein Excellenz mich angelegentlich zu empfehlen, und für das Vertrauen, welches derſelbe meinem Freunde Meyer und gewiſſermaßen auch mir geſchenkt, verpflichteten Dank abzutragen, und unſere Bereitwilligkeit zu allem und jedem, was irgend in ähnlichen Fällen gewünſcht werden könnte, aufrichtig zu betheuren.

Ferner habe zu bemerken, daß dieſe Abſchrift des Aufſatzes in Berlin bleiben kann, indem wir ein gleiches Mundum hier in Weimar beſitzen. Womit ich mich denn aber- und abermals auf's Beſte will empfohlen haben.

treulichſt

Weimar, den 10. Januar 1821. J W v Goethe.

58.

Goethe an Schultz.

Zu Gegenwärtigem, verehrter theurer Freund, nöthigt mich der Heißhunger Jenaiſcher Schriftſetzer.

Am 10. Januar ging der Meyer'ſche Kunſtaufſatz nach Berlin ab, und wir ſiſtirten das neuſte Stück Kunſt und Alterthum [3]). Nun ſehen wir zwar wohl ein, daß, in ſo großen und bedeutenden

1) Vgl. Nro. 43. 58. 91.
2) Vgl. eben Nro. 47.
3) III, 1.

Verhältniſſen, manches zu überlegen und zu bedenken iſt, ehe man ſich zu einem entſcheidenden Schritt entſchließt; hievon ſoll alſo gegenwärtig die Rede nicht ſein, nur muß ich, bei herannahender Meſſe, von dem Buchdrucker gedrängt, um die Erlaubniß bitten, aus unſerem anderen Manuſcriptenvorrath jenes Stück fortſetzen zu dürfen. Alles Uebrige höherem Ermeſſen anheimgebend.

Ich wünſche zu erfahren, daß der Winter Sie, wie mich, in leidlichem Befinden durchgelaſſen habe; ſehr hartnäckig hielt ich mich zu Hauſe, und gewann dabei ſo viel, daß mir kein Tag völlig verloren ging. Langſam, aber ſtetig habe gearbeitet, Freund Meyer desgleichen; wir hoffen Jubilate einige Zeugniſſe darzubringen.

Auch vermelde, daß die Umzeichnung, Umkehrung und Vergrößerung des Blattes von Mantegna höchlich gelungen, und der Triumph des Cäſar's dadurch recht eigentlich gekrönt worden. Die mir anvertrauten Kupfer folgen nächſtens zurück.

Eine beſondere Freude jedoch, die mir in dieſen Tagen geworden, darf ich nicht verſchweigen. Ich erhielt einen Brief vom Profeſſor Hegel [1]), der mir höchſt wohlthätig zu Statten kam. Er bezog ſich auf mein letztes naturwiſſenſchaftliches Heft, beſonders auf die entoptiſchen Farben. Dieſer merkwürdige, geiſtreiche Mann hat, wie meine Chromogeneſie überhaupt, ſo auch dieſes Capitel dergeſtalt penetrirt, daß meine Arbeit mir nun ſelbſt erſt recht durchſichtig geworden. Höchſt erwünſcht war mir dies gerade in dem Augenblick, da ich meine ſeit zehen Jahren zuſammengetragenen Papiere wieder zu ſichten und gewiſſermaßen zu redigiren begann, in Abſicht, das nächſte [2]) Stück damit auszuſtatten. Eine ſolche Aufmunterung iſt um ſo nöthiger, den Glauben zu ſtärken, der uns bei Recapitulation von widerwärtigen Hinderniſſen am Ende zu verlaſſen droht. Die beſchränkte, eigenſinnige, oft unredliche Widerſetzlichkeit der Gegner möchte einen, wenigſtens für Augenblicke, in Verzweiflung ſetzen. Nun iſt es denn doch tröſtlich, in der Mitwelt ſo bedeutende Zuſtimmung zu vernehmen, daß alſo ein Appell an die Nachwelt mit einiger Zuverſicht ausgeſprochen werden darf.

Bei dieſer Gelegenheit wiederhole meinen Dank für die Bekanntſchaft mit Purkinje; ich habe einem Auszuge ſeines Büchleins mancherlei eigne Erfahrungen, verknüpfende und fortleitende Betrachtungen zwiſchengeſchaltet, denen ich Ihre Aufmerkſamkeit erbitte. Warum werden Sie doch, mein Theuerſter, durch ſolch ein ſo mächtig bewegtes Leben, dieſen friedlichen Bemühungen auch ihren ſchönen Antheil zu gönnen [3]), immer mehr, wie es ſcheint, abgehalten?

---

1) Der vom 21. Februar datirte Brief Hegel's ſteht in Goethe's Werken B. 40, 46 ff. (60, 74 ff.) [30, 38 ff.] Ueber Hegel's Antheil an Goethe's Farbenlehre vgl. Rosenkranz in Hegel's Leben S. 340 f. unten Nro. 71. oben S. 87.

2) Das Wort nächſte iſt von Goethe eigenhändig hinzugefügt.

3) Die Worte zu gönnen hat Goethe mit eigner Hand übergeſchrieben.

Noch manches Andere hätt' ich mitzutheilen. Erreichen wir die Charwoche, ſo bereite ein ſolches Schwänchen.[1])

Darf ich zum Schluſſe noch bitten, des Herrn Miniſter von Altenſtein Excellenz, ſämmtlichen Gönnern und Freunden, auch der liebwerthen Künſtlergenoſſenſchaft mich beſtens zu empfehlen. Von Herrn Schinkel's Saal[2]), ſowohl vom Gefäß als Decoration, hör' ich Landsleute und Fremde nur mit Enthuſiasmus ſprechen. Möge alles zum Beſten gerathen und gedeihen!

treulichſt

Weimar, den 10. März 1821. J W v Goethe.

59.

Goethe an Schultz.

Vor allen Dingen, mein Theuerſter, muß ich Ihnen für das ſchöne Geſchenk der Kupferbilder[3]) danken; ich hatte ſo ſehr gewünſcht, ſie zu beſitzen, daß ich mir nicht getraute, Ihre freundlichen Worte dahin auszulegen, daß ſie mein ſein ſollten. Dagegen geh' ich damit um, das verkehrt vergrößerte Blatt in Steindruck nachbilden zu laſſen; davon ſollen Sie den erſten Abdruck haben; freilich möchte ſich das bis zum Sommer verziehen; unſere ohnehin zaudernden Künſtler haben das ſpäte Jubilate ſich noch zum größeren Säumen verführen laſſen.

Der Aufſatz über Mantegna's Triumphzug wird Ihnen Freude machen, weil Sie Freund ſind von meiner Auslegungsart, und ferner weil ich das Tüpfchen auf's I ganz eigentlich Ihrem Wohlwollen ſchuldig bin.[4])

Mein Befinden, wenn es mich auch nicht zur Theilnahme an der Geſellſchaft berechtigt, iſt doch gerade hinreichend, mit Maß und Ziel das Vorgenommene und Vorgezeichnete zu thun; Meyer

---

1) Im Divan heißt es:

Heute haſt du gut gegeſſen,
Doch du haſt noch mehr getrunken;
Was du bei dem Mahl vergeſſen,
Iſt in dieſen Napf geſunken.
Sieh, das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem ſatten Gaſt gelüſtet.

Schwänchen war im gewöhnlichen Leben ein Lieblingsausdruck Goethe's zur Bezeichnung einer Sammlung verſchiedener Dinge. So ſchreibt er im Jahre 1827 an A. Nicolovius: „Nächſtens kommt abermals ein Schwänchen von verſchiedenen Ingredienzien." Wahrſcheinlich iſt die letztere Bedeutung die abgeleitete, die urſprüngliche die, daß das Wort, wie im Divan, die Ueberbleibſel des Mahles bezeichnet. Der Urſprung des, wie es ſcheint, Goethe eigenthümlichen Ausdruckes dürfte ſchwer nachzuweiſen ſein; man könnte etwa an die Geſtalt des Geſchirres denken.

2) Im neuerbauten Theater.

3) Von Mantegna's Triumphzug. Hier fehlt ein Brief von Schultz.

4) Vgl. oben Nro. 47. Der Aufſatz erſchien erſt in Kunſt und Alterthum IV, 1.

und Riemer ſtehen mir redlich bei. Auch hab' ich mich von ſonſtigen Mitwirkenden zu loben.

Meyer, ein Berliner Patriot, wie er kaum an Ort und Stelle zu finden ſein möchte, deshalb er ſogar mitunter einige Anfechtung erleidet, empfiehlt ſich zum Allerſchönſten, und ſendet ſeine curſoriſchen Betrachtungen Ihrer Kunſtſchätze [1]; geſchieht es mit Ihrer Genehmigung, ſo werden auch dieſe Blätter gedruckt: denn es geht doch mit uns Deutſchen auf ſo eine nationale Rednerei hinaus; geſprochen muß werden, herüber hinüber; was geſchieht, bleibt dem Zufall unterworfen.

Wie nun aber geſchrieben ſteht, daß denenjenigen, die das Wahre lieben, alle Dinge zum Beſten gereichen, ſo muß ich Folgendes erzählen. Zu meinem Auszug von Purkinje [2] mußt' ich nothwendig eine Nachbildung ſeiner Tafel hinzufügen, ein ſchwieriges, genau betrachtet, ein unmögliches Unternehmen. Ich frage bei Schwerdgeburth an, unſerem geſchickteſten Kupferſtecher, der freilich das ganze Jahr mit Almanachsbilderchen, die gut a Conto tourniren, beſchäftigt iſt, wenn er dieſe Platte nicht ſelbſt unternehmen wolle, ob er [3] mir Niemand, der ſie unternähme, anzuzeigen wüßte.

Wie mußte mir nun zu Muthe ſein, als mir hinterbracht ward, Schwerdgeburth ſei entzückt über den Auftrag; denn er habe früher dieſelben Phänomene in ſeinem Auge bemerkt, ſie für pathologiſch gehalten, ſie gezeichnet und einem Augenarzt zugeſchickt. [4] Aus weiterer Verabredung und Thätigkeit wird gewiß etwas Erfreuliches hervorgehen.

Gegenwärtige Sendung möchte nicht länger liegen laſſen, finde jedoch Ihr werthes Schreiben nicht gleich zur Hand, weiß alſo nicht, ob vielleicht in dieſer Antwort mich einer Unterlaſſungsſünde ſchuldig mache. Möge ich bald erfahren, daß Sie auch dieſen unſeren guten Willen gut aufgenommen, vor allem aber, daß ſich Ihr Befinden mit der großen, bedeutenden Thätigkeit einigermaßen in's Gleiche ſtelle.

treulichſt Goethe.

Weimar, den 29. April 1821.

60.

Goethe an Schultz.

Meine Sendung vom 29. April iſt hoffentlich zur rechten Zeit angekommen; möge ſie nützliche Betrachtungen veranlaſſen, und nicht folgelos bleiben! Wir gehen indeſſen unſeren Weg ſo ſachte hin, und fördern diesmal mancherlei zur Meſſe.

1) Vgl. S. 232 Note 1.
2) Vgl. eben Nro. 57.
3) Die Worte ob er ſind von Goethe eigenhändig übergeſchrieben.
4) Vgl. B. 40, 405. (50, 30.) [30, 329.]

Zu Gegenwärtigem aber werde ich getrieben durch eine Raabe'sche Sendung [1], welche glücklich bei mir angekommen, von uns eröffnet und von Freund Meyer, wie die Beilage ausweist, freundlich empfangen worden. Auch mir und anderen Kunstliebenden haben diese Bildlein Freude gemacht; man sieht immer etwas mit Augen, von dessen erster Entstehung man keinen Begriff hat.

In etwa acht Tagen, wo man sich daran wird genugsam ergötzt haben, packe sie sorgfältig wieder ein und übersende sie. Was der Transport gekostet, zahlt mir das hiesige Postamt zurück und erhält von dorther, auf dem gewöhnlichen Wege, den gefälligen Ersatz.

Eine schöne Gelegenheit, auch wieder einmal dem Geiste nach, unter Sie zu treten, konnte mir nicht entgehen lassen: Graf Brühl verlangte einen Prolog, den ich nicht zu versagen wußte. Möge die Einweihung des neuen Schauspielhauses glücklich vor sich gehen! [2]

Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen!

treulichst Goethe.

Weimar, den 12. Mai 1821.

61.

Goethe an Schultz.

Heute nur eilige Nachricht, daß morgen, am 20. Mai, der Kasten mit den Raabe'schen Bildern wohleingepackt abgeht. Zum Vergnügen wird es Ihnen gereichen, daß sie, näher betrachtet, immer mehr gewinnen, besonders bei Vergleichung mit den Kupferstichen des Herculanischen Werks, welche Sie selbst gefälligst anstellen und daraus ersehen werden, daß dieser Transport wahren Gewinn bringt.

Ein kleiner Aufsatz von Meyer'n, welcher aus gedachter Vergleichung entstanden, folgt nächstens und noch einiges Besondere, was Raabe meldet und zu beachten wäre.

Mich angelegentlichst zu fortwährender Theilnahme empfehlend.

treulichst

Weimar, den 19. Mai 1821. Goethe.

62.

Goethe an Schultz.

Durch Herrn Carl Ernst Schubarth, welcher Ihnen schon genug durch sich selbst empfohlen ist, sende (die) besten Grüße. Möge ihm sich eine Lebensaussicht eröffnen, weshalb er seine Wünsche

1) Aus Neapel. Vgl. oben S. 219.

2) Vgl. (Teichmann) Goethe in Berlin S. 6 ff. Goethe's Zusage des Prologes ist vom 30. April datirt; den Schluß desselben sandte er am 12. Mai, also an demselben Tage mit unserem Briefe.

ſelbſt vortragen wird. Da ich aufrichtigen Theil an ſeinem Schickſal nehme, ſo wird durch ſein Glück das meinige befördert. Leben Sie wohl, verehrter Freund, und laſſen mich bald von ſich und Ihrer Thätigkeit wiſſen.

treulichſt

Weimar, den 22. Mai 1822. J W v Goethe.

63.

Schulz an Goethe.

Berlin, den 9. Juni 1821.

Sie haben uns wieder, Verehrteſter, mit ſo vielen ſchönen Gaben erfreut, daß ich nicht weiß, wovon diesmal, nach ſo langem dumpfem Schweigen, zuerſt zu reden. Zuvörderſt aber das Nothwendigſte: daß Ihr werthes Schreiben nebſt dem Meyer'ſchen Aufſatze über das Muſeum, ſo wie ein folgendes mit Raabe's Herculaniſchen Copien, zu ihrer Zeit eingegangen, und uns zum größten Danke verpflichtet haben. Der Abdruck jenes trefflichen Aufſatzes, der ſehr zur rechten Zeit erſchien, iſt höchſt wünſchenswerth und durchaus unbedenklich befunden worden.[1]) Die Raabe'ſchen Sachen finden um ſo mehr Beifall, als wir hier leider nicht die farbigen Abdrücke von dem Herculaniſchen Werke beſitzen, mithin uns durch dieſe Copien zuerſt einen Begriff von den Originalgemälden machen können. Iſt dieſer auch nicht ganz befriedigend, ſo trägt er doch den Keim in ſich, zu wachſen, je länger man damit umgehet.

Anſtatt nach Oſten ſoll meine Geſundheitsreiſe diesmal unerwartet nach Weſten gehen. Der Eſelsmilch wegen, die in Salzbrunn auf 20 Meilen weit nicht für mich zu finden geweſen iſt, ſoll ich nun nach Thüringen reiſen, von wo wir hier mit friſchmilchenden Eſelinnen verſorgt zu werden pflegen. Dieſen Tauſch laſſe ich mir um ſo lieber gefallen, als er mich in Ihre Nähe führt — was könnte ich mehr wünſchen! Um ſo einſam, als möglich, zu leben, ſuche ich ein ſtilles, bequemes Badeörtchen; man hat mir Bibra unweit Freiburg genannt. Dorthin werde mich alſo zunächſt begeben; iſt es da nicht nach Wunſche, geht es weiter, wo möglich, näher zu Ihnen, wenn ich nur erfahre, wo Sie ſein werden. Vor Ende Auguſt gedenke ich nicht hieher zurückzukehren, und könnte mich alſo früher oder ſpäter nach Ihrem Plane einrichten. Bis zum 24. hoffe ich von hier loszukommen.

Die langſame Entwickelung der Dinge, an denen es werth iſt tieferen Antheil zu nehmen, gereicht zu meiner größten Genugthuung, gibt mir die würdigſte Beſchäftigung, und macht mich wahrhaft geneſen.[2])

---

1) Er ſteht in Kunſt und Alterthum III. 2 und 3 unter dem Titel: Königliches Muſeum zu Berlin. Vgl. eben S. 230.

2) Seine Ernennung zum Director der Geiſtlichen und Unterrichtsange-

Geſtern war ich zum erſten Male im neuen Schauſpielhauſe, um Ihren zum vierten Male wiederholten Prolog zu hören, von dem Hof und Stadt entzückt ſind. Abermals wurde er mit lautem Beifalle aufgenommen; Jedermann ſehnt ſich, ihn gedruckt zu erhalten, um den Genuß davon nach eigner Weiſe inniger zu haben. Freilich läßt der Vortrag, wie ich ihn hörte, vieles vermiſſen, und doch hörte man ihn immer wieder gern![1])

Meiſter's Wanderjahre habe ich erſt flüchtig zu durchlaufen begonnen, und kann mich nicht entſchließen, es zum Buchbinder zu ſchicken. Auch Hamann's Schriften, erſter Band, reizen gewaltig; man muß Einſamkeit ſuchen, um zur Beſinnung zu kommen.

Am Tage der Eröffnung des Schauſpielhauſes waren die Leute hier wie toll, zu behaupten, Sie wären incognito hier — im Hauſe des Herzogs von Cumberland, bei Radziwill's[2]), oder Gott weiß wo! Bis in die Nacht kamen Vertraute zu mir, mich darüber auszufragen, und wollten es immer nicht anders glauben. Anfangs lachte ich; zuletzt kamen mir Thränen in die Augen, ſo heftig und rührend war die allgemeine Bewegung!

Laſſen Sie mich, Gütigſter, hoffen, Sie dieſen Sommer irgendwo zu ſehen, und, kann es ſein, geben Sie bei Zeiten einige Nachricht über Ihr Vorhaben.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

64.

Goethe an Schultz.

Mit einer Antwort zu eilen veranlaßt mich der Inhalt Ihres lieben Briefes; daß ich hoffen kann, Sie wieder zu ſehen, erfreut mich gar zu ſehr, als daß ich es nicht ausſprechen ſollte. Warum man Sie, mein Theuerſter, nach Bibra ſendet, kann ich nicht beurtheilen; zwar war ich niemals daſelbſt, aber oft in Lauchſtädt, ziemlich in der Nähe, und habe nie Beſonderliches davon vernommen. Auf alle Fälle vermelde ich, daß Sie mich in der erſten Hälfte des Julius gewiß zu Hauſe finden, und daß ein ruhiger, reinlicher, nach einem Brande wohlaufgebauter Badeort, Berka an der Ilm, uns ganz in der Nähe liegt; man fährt's in fünf Viertelſtunden. Die Ihnen verordnete Milchcur iſt ja überall zu nehmen. Sie treten bei uns ab, wir recognoſciren den Ort, wo ganz artige Quartiere zu haben ſind; auf alle Fälle bitte mir ſogleich von Bibra zu ſchreiben.

---

legenheiten, ſo wie andere von ihm vorgeſchlagene Ernennungen ſtanden in Ausſicht. Vgl. oben S. 83 f.

1) Vgl. Zelter's Brief Nro. 367.

2) Von beiden Seiten war Goethe durch Graf Brühl eingeladen worden.

Eine genaue Recenſion Meyer's von den Raabe'ſchen Bildern wird ſie Ihnen noch genießbarer machen, wenn ſchon jetzt die Vergleichung mit den ſchwarzen Kupfern hinreichende Anleitung gibt. Daß mein Prolog Beifall erhielt, freut mich ſehr; ich konnte den zutraulichen Antrag nicht ablehnen, ob ich ſchon mit Gelegenheitsgedichten nicht gern in die Ferne wirke. Den guten Willen der braven Berliner gegen mich weiß ich gewiß zu ſchätzen; leider, daß ich nicht in Perſon dafür zu danken im Stande bin; ſeit acht Monaten habe Haus und Garten nicht verlaſſen [1], befinde mich aber ſehr wohl dabei, und vermochte mancherlei zu Stande zu bringen, wie Sie geſehen haben und noch ſehen werden. Verſchiedenes muß noch eine Zeitlang im Verborgenen bleiben, welches aber bei unſerer Zuſammenkunft gar wohl mitzutheilen wäre.

Zu melden verſäume ich nicht, daß das theure Großfürſtliche Paar ſich einen Morgen bei mir gar freundlich unterhalten hat; die liebenswürdige Alexandra [2] verſprach mir ihre Büſte von Rauch; fragen Sie den werthen Mann, mich ſchönſtens empfehlend, ob er ſie mir wohl auf mein Wort überſenden möchte, damit ich mich deren dieſen Sommer über in meinem Lararium erfreuen [3] könnte. Grüßen Sie alles, Herrn Schinkel beſonders, dem ich aber- und abermals Glück zu ſeinem ſo ſehr gelungenen Gebäude zu wünſchen Urſache habe. Wenn man die Anſtrengung im Ganzen überdenkt, die ſeit den drei Jahren dazu nöthig waren (ſie), ſo muß man erſtaunen und ſich freuen.

Nun muß ich aber anzeigen, daß der gute Ernſt Schubarth von Breslau gerade in dieſer Zeit nach Berlin zu reiſen gedenkt. Sie laſſen wohl ein Billet an ihn zurück, wohin er ſich während Ihrer Abweſenheit allenfalls zu wenden habe; er verdient auf alle Weiſe, daß man ſich ſeiner annehme. Er hat mir ſechs Bogen eines Aufſatzes geſchickt: (Ideen) über Homer und ſein Zeitalter [4], von ſchöner und klarer Ueberſicht, zuſammentreffend mit dem (, was) wir in unſerem Kreiſe für wahr und recht halten. Er wird in dieſer verworrenen und ſich immer mehr verwirrenden Zeit gewiß viel Gutes ſtiften, und Alle fördern, die ſich reiner Anſichten erfreuen.

---

1) An Graf Brühl ſchreibt Goethe am 12. Mai: „Ich bin dieſen Winter nicht aus dem Hauſe und dieſes Frühjahr nicht weiter als in meinen Hausgarten gekommen.“ Vgl. oben S. 226 f.

2) Alexandra Feodorowna, geborene Prinzeſſin von Preußen, Großfürſtin, jetzt Kaiſerin von Rußland. Sie beſuchte mit ihrem Gemahle, dem Großfürſten Nicolaus, den Dichter in ſeiner Wohnung, der einige Zeilen in ihr Album einſchrieb, wie Goethe ſelbſt in den Annalen unter dieſem Jahre berichtet.

3) Goethe hat das er eigenhändig vorgeſetzt.

4) Ueber dieſes von Goethe belobte wunderliche Buch vgl. ſeine Aeußerung in den Annalen unter dieſem Jahre, an Zelter Nro. 374.

Mephiſtopheles.

Ach! es iſt nicht der Schmuck allein.
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freu't mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.

Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach ich vergeh'!

Margarethe.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

So hört die traurige Geſchicht'!

Margarethe.

Ich möchte drum mein' Tag' nicht ſiehen,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Und so möchte denn für diesmal geschlossen sein. Ich freue mich gar sehr Ihrer Annäherung, und hoffe auf baldiges Zusammentreffen.

treulichst J W v Goethe.

Weimar, den 14. Juni 1821.

65.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 22 Juni 1821.

Ihr liebreiches Schreiben vom 14. hat mich sogleich bestimmt, Berka statt Bibra zu meinem ersten Aufenthalte zu wählen, und gerade aus zu Ihnen, Verehrtester, zu eilen. Die kalten Tage sind der Reise sehr ungünstig, und die Geschäftsqual will mich noch nicht verlassen; bis zum 28. spätestens hoffe ich aber loszukommen. Ich nehme ein Töchterchen von 11 Jahren [1]) mit, welches zu seiner Stärkung einer Reise und Cur bedarf. Um daher Ihre Güte nicht zu mißbrauchen, erlauben Sie, daß ich nicht bei Ihnen abtrete; Sie werden mich ohne dies Ihre Liebe genießen lassen. Wäre es möglich, eine vorläufige wirksame Erkundigung über eine milchende Ziegin einzuziehen, würde mir dieses die größte Wohlthat sein.

Die Nachricht, daß Schubarth nun gerade in meiner Abwesenheit herkommt, betrübt mich ordentlich. Was ich abwesend für ihn thun kann, werde ich bestens besorgen und vorbereiten. Die Bestellung an Rauch habe ausgerichtet; unfehlbar wird die Büste [2]) in künftiger Woche schon an Sie abgehen.

Wie ich mich freue, wieder zu Ihnen zu kommen, darf ich mir kaum gestehen, ehe ich mich aus den tausend Fäden, die mich noch halten, herausgewickelt habe!

Ewig der Ihrige.
Schultz.

66.

Schultz an Goethe.

Die Sache hat sich unausweichlich so gewendet, daß ich den 1. oder 2. k. M. in Weimar ankomme, dort fünf Tage, um Ihre Nähe zu genießen, verweile, dann aber nach Rennderff eile, wo ich den 10. schon eintreffen muß. [3]) Der Aufenthalt in Berka muß also aufgegeben werden, und nur der unabweisliche Wunsch, Sie, Theuerster, wieder zu sehen, gibt mir den Muth, zu hoffen, daß

1) Eugenie.
2) Der Großfürstin Alexandra. Vgl. Nro. 61. 66.
3) Daß er nach Rennderf kommen werde, meldete er dem dort weilenden Fürsten von Wittgenstein schon am 25. Vgl. oben S. 81f.

ich nicht Unrecht gegen mich thue, indem ich die Reiſe ſo einrichte. Später würden Sie vielleicht von mir nicht zu erreichen geweſen ſein.

Heute reiſen Langermann, Schinkel und Rauch auf ein paar Tage nach Dresden, um ſich auf einen Augenblick aus den hieſigen Bedrängniſſen zu retten und friſche Luft zu ſchöpfen. Rauch hat die Verpackung der Großfürſtlichen Büſte für Sie an Tieck zu beſorgen aufgetragen; er hofft, ſie in dieſer Woche abſenden zu können.

Alles Weitere mündlich!

Ewig der Ihrige.

Berlin, den 26. Juni 1821. Schultz.

Am 30. Juni ſchreibt Goethe an Zelter: „Staatsrath Schultz erwarte ich in dieſen Tagen, wo ich denn von Berlin gar manches zu hören hoffe.“ Auf der Reiſe von Weimar, wo Schultz vom 1. bis 6. Juli verweilte, nach Neundorf wandte er ſich bereits von Erfurt aus am 8. früh wegen eines im Gaſthofe auszurichtenden Auftrages an Goethe's Sohn. In dieſem Briefe heißt es: „Wie ich hieher gekommen bin, begreife ich nicht; der Kopf iſt mir ſo voll, daß ich bis Paris reiſen konnte, ohne zu bemerken, daß ich reiſe. Nur die Stöße, welche die Chauſſée mitunter gab, weckten mich zuweilen aus dem tiefen Gedankenſchlafe. Außer tauſend Grüßen an Ihre Theuren, die mir das Herz bewegen, bitte ich insbeſondere Ihrem lieben Vater zu ſagen, daß ich ihm von Neundorf eine kurze, aber gewiß genügende Darſtellung der Phänomene der Blendung zuſenden werde, und ihn bitte, bis dahin die bewußte Farbentabelle nicht abzuſchließen. In Ihrem Hauſe kreuzte ſich ſo vieles in meinem Kopfe, daß es unmöglich war, auf den einfachen Ausdruck dieſer Dinge zu kommen, der mir aber gleich beifiel, wie ich allein war.“ Am 12. kam er in Neundorf an.

67.

Schultz an Goethe.

Neundorf, den 3. Auguſt 1821.

Es ſind nun vier Wochen, ſeit ich Ihr theures Haus verließ. Wüßte ich nur erſt, daß Ihre damals etwas angegriffene Geſundheit ſich bald wieder hergeſtellt habe, ſo will ich mit allem zufrieden ſein, wenn es auch nicht zu rühmen iſt. Der Himmel iſt uns in dieſem Jahre ungünſtig; bevor wir nicht weiſe werden, unſere Hoffnungen, Wünſche, Sorgen deprimendo, iſt des Klagens kein Ende, und da das Klagen ein langweiliges, nichtswürdiges Geſchäft iſt, ſo nöthigt dieſer Zuſtand, uns reſolut zu faſſen. Da fiel mir geſtern, als ich muthlos werden wollte über den ewigen Regen und dieſen Jammer von Badeeur, den ich hier erlebt, ein Refrain aus Ihren zahmen Xenien gerade recht erwünſcht ein:

Denn Troſt iſt ein abſurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, der ſoll nicht leben![1])

So will ich denn verzweifelnd leben und froh ſein! Uebrigens habe ich die ſchlechte Zeit möglichſt gut genutzt. In der erſten Woche beſchäftigte mich Hamann, der einen Grund gibt zu allem Guten und Tüchtigen. Zugleich trieb ich mich auf Stegen und Wegen mit chromatiſchen Phantaſien umher, notirte in die Schreibtafel, und zog einige aus gutem Inſtinct beigepackte Papiere voll ſchätzbarer Erfahrungen meiner Sinne, die ich jetzt nicht ſo leicht zum zweiten Male machen kann, zu Rathe. Daraus entſtand denn in der zweiten Woche das beifolgende Heft[2]); welches abſchreiben zu laſſen, mir die dritte Woche gekoſtet hat — das iſt mein Jammer. Inzwiſchen habe ich doch noch eine Zugabe von curioſen Dingen, die ſubjectiven Höfe betreffend, zu Stande gebracht, welche Sie von Berlin aus gleich erhalten ſollen, weil ich hier die dazu nöthige Zeichnung in Farben nicht machen kann. Die Sache iſt luſtig und hat mich erheitert.[3])

Die Arbeit, welche Sie hier erhalten, ſollte vielleicht zweckmäßiger in umgekehrter Ordnung ſtehen; mich aus der Zerſtreuung des hieſigen Lebens zu retten, mußte ich aber nur eilen, ſie ohne viel Façon hinzuwerfen, wie die Gedanken ſich darboten. Nun bin ich aber, weil doch das Mehrſte jetzt vorliegt, Willens, alsbald das Ganze dieſes Gegenſtandes in einen neuen Guß zu bringen, und mich damit dieſer Sache zu entledigen. Die ſieben Jahre, ſeitdem ich damit anfing, ſind reichlich abgelaufen, und ſchon ein paar Jahre drüber. Mir iſt ein neues Leben nothwendig; das alte muß abgethan ſein, aber mit Ehren! Ich ſtocke und verkomme, weil meine Zeit um iſt, und ſie wartet nicht.

Wie ſollte ich aber länger verſchweigen, daß Meiſter's Wanderjahre mich in der letzten Woche ſo ungeduldig gemacht haben. Es geht mir wunderlich mit ſolchen Geiſteswerken; ich habe Furcht davor, mag nicht gern geblendet ſein; Blendung iſt eine fatale Empfindung, wenn es auch ein Glück iſt, was uns blendet. So kann ich es denn nicht laſſen, und ſchäme mich deſſen nicht, das Buch erſt, wie man glühend Eiſen anfaßt, flüchtig, von hinten und vorne einzuſehen, mich behutſam mit ihm bekannt zu machen, es wieder hinzulegen, wenn es mir zu ſtark iſt — und ſo habe ich dieſes unſchätzbare Werk erſt ſeit acht Tagen eigentlich zu leſen angefangen, wobei es langſam geht. Da iſt nun Stoff für ein ganzes Leben; wie kann man den ſo herunterſpeiſen! Es gibt in guten Küchen gewiſſe ſehr nahrhaft und gewürzig bereitete Spei-

1) Die Verſe finden ſich nicht unter den zahmen Xenien, ſondern unter der Aufſchrift Sprüchwörtlich, zuerſt 1815 gedruckt; ſtatt ſoll ſteht aber bei Goethe muß.

2) Vgl. 72—74. 78. 86. Der Aufſatz iſt in Goethe's Heften zur Naturwiſſenſchaft II, 1, 20—38 abgedruckt.

3) Vgl. den zweiten Aufſatz im Anhange und Brief 73.

haben, ſich vor dieſem geputzten Bramarbas nicht zu ſehr zu fürchten; er ſcheint noch zu hoffen, daß er ihn ſein Werk vollenden laſſen werde. Gönnen Sie dieſem Bläuchen eine Stelle bei ſeinen Landsleuten!

Nun ſoll heute ein Allerhöchſtes Geburtsfeſt gefeiert werden; muß alſo eilig hier abbrechen, um mich galant zu machen.

Abends.

Es war allerliebſt; ich hatte die Glocke verhört, und kam eine Stunde zu früh zu dem Orte, wo man ſich verſammeln ſollte; ſehr glücklich, um zwei niedliche Mädchen zu überraſchen, die heimlich Kränze und Namenszüge banden. Alles war vergnügt, das Wetter unerwartet heiter, und ich, der die Sorge des Feſtes übernommen hatte, reichlich belohnt.

Uebermorgen früh gehe ich ab, um zunächſt Minden und Bückeburg zu beſuchen; von da nach Hildesheim, wo einige Tage Aufenthalt gemacht wird. In Berlin werde nicht vor dem 18. eintreffen.

Ich hoffe, daß Sie in dieſer ſchlechten Witterung Weimar nicht verlaſſen haben. Tröſten Sie mich in Berlin bald mit der Nachricht Ihres Wohlbefindens. Wie gern nähme ich den Rückweg über Weimar, um mich für die Ungunſt des Schickſals zu entſchädigen, die mich diesmal eines längeren glücklichen Genuſſes beraubt hat, und um meine Schuld gegen Sie getroſt in's Unendliche zu vermehren. Schreiben Sie dieſe in's große blaue Buch über uns, nur nicht in die Wolken oder in's Waſſer!

Ihren lieben Kindern meinen herzlichſten Gruß; ich rechne ganz darauf, ſie künftiges Jahr bei uns zu ſehen. Alles Weitere dem Glücke der Zukunft anheimſtellend, bin ich ewig

der Ihrige.
Schultz.

Das kleine verſiegelte Packet iſt ein Geſchenk, welches Eugenie der gefälligen Jungfer, welche ihr in Weimar behilflich war, zugedacht hat. Mit dem dazu gehörigen Briefchen iſt ſie nicht zu Stande gekommen; bittet alſo demüthigſt, das Packetchen der Jungfer in ihrem Namen freundlichſt zuſtellen zu laſſen.

Goethe's Sohn erwiederte auf dieſes Schreiben:

Verehrteſter Freund!

Da ich in des Vaters Abweſenheit den Auftrag habe, alle an ihn ankommende Briefe zu öffnen, ſo fand ich auch geſtern zu meiner großen Freude die Nachricht von Ihnen aus Neuendorf d. d. 3. Auguſt, und habe ſogleich den Vater mit der heutigen Poſt davon auszugsweiſe, wie ich es bei allen ankommenden Briefen thue, benachrichtigt.

Wir alle haben bei dem traurigen Sommer recht an Sie, Verehrteſter, gedacht, und wohl mit Recht gefürchtet, daß das Bad unter

ſolchen Umſtänden bei Ihnen nicht ſeine ganze Wirkung offenbaren werde.

Des Vaters Unpäßlichkeit bei Ihrer Abreiſe hat ſich ſo ſchnell gegeben, daß er ſchon am 26. Juli Weimar verließ, und direct nach Marienbad abging, wo er auch am 29. Juli glücklich angekommen. Seit jener Zeit haben wir ſchon drei ſehr voluminöſe Briefe, gleichſam ein fortgeſetztes Tagebuch, von ihm, woraus erhellet, daß er ſich trotz des ſchlechten Wetters doch wohl und heiter befindet, ſich mit der Gebirgskunde der Umgegend beſchäftigt und, wie überall, gleich ſeine wiſſenſchaftlichen Fäden anknüpft; die mitgeſandte Radirung wird dem Vater gewiß viel Freude machen, mich wenigſtens hat ſie ſehr vergnügt.

Meine Frau iſt ſeit unſerem Zuſammenſein acht Tage in Eiſenach und Wilhelmsthal geweſen, ſo wie meine Schwägerin ſich vier Wochen in jener Gegend herumgetrieben hat; ich ſitze immer wie eine alte Hausunke hier, bis mir die Flügel wieder ſo weit gewachſen ſind, um nach Berlin fliegen zu können.

Da Sie nach Ihrem Briefe von dem Befinden meines Vaters bald unterrichtet zu ſein wünſchten, ſo habe ich es übernommen, dieſe Zeilen zu ſenden, und es freut mich der Gedanke, daß dieſelben noch vor Ihrer Ankunft in Berlin eintreffen werden, damit ſie Ihnen gleich als ein freundlicher Gruß von Weimar entgegen kommen. Das ſchöne Geſchenk für die Jungfer hat große Freude erregt, und ich ſoll dafür den unterthänigſten Dank abſtatten. Meine Frau und Schwägerin empfiehlt ſich, wie auch ich, Ihrer verehrten Frau. Walther [1]) grüßt Jenny, und fragt, ob ſie nicht bald wieder käme.

Und ſo leben Sie wohl, und gedenken Sie zuweilen unſerer, die wir alle mit der innigſten Liebe und Theilnahme an Ihnen und den Ihrigen hängen.

Treu ergeben

Weimar, den 14. Auguſt 1821. J. A. von Goethe.

68.

Goethe an Schultz.

Auf Ihr liebes und ausführliches Schreiben, mein Beſter, welches mich in Marienbad heimſuchte, ſei nun ſogleich nach meiner Rückkehr chronologiſch geantwortet.

Donnerstag den 26. Juli ging ich von Weimar ab, und langte den 29. zu Mittag in Marienbad an; dort verlebte ich, bis den 19. Auguſt, drei volle Wochen unter anhaltendem Regenwetter, deſſen Bitterkeit ich zu überwinden trachtete durch eben ſo anhaltenden Fleiß. Erleichtert wurde mir dies durch herrlich-bequeme Wohnung in einem großen Hauſe, wo es an allen leiblichen Be-

1) Goethe's älteſter Enkel.

dürfnissen von Morgen bis in die Nacht nicht fehlte, auch nicht an guter, froher geselliger Unterhaltung.

Am 20. August, dem ersten vollkommen heiteren Tag, bewegte mich sogleich vom Gebirg herab in's Land, die Physiognomie dem Pilsner Kreis abzugewinnen. Den 21. war ich mit großer Gesellschaft bei dem Prälaten in dem Stifte Teyl, wo ich, auf verschiedenem Hin- und Herweg, mir die Eigenheiten des Landes abermals besah, und den specifischen Zustand eines solchen infulirten Prälaten innerhalb seines Kreises kennen lernte, des Mannes, der uns, als oberster Badeherr, in Marienbad bisher Sonntags besucht hatte. [1])

Sonntag den 26. August [2]) traf ich in Eger ein, nahm eine höchst freundliche Einladung des Grafen (Joseph von) Auersperg nach Hartenberg an; ein wundersames Waldschloß an der Zwotau im Gebirge, einige Stunden über der Poststation dieses Namens. Dort verlebte ich eine sehr anmuthige Feier meines Geburtstags, und fand einen Mann, den man, zu beiderseitigem Vortheil, früher hätte kennen sollen. [3])

Vom 30. blieb ich bis zum 13. September in der Stadt Eger, wo Policeirath Grüner [4]), ein sehr vorzüglicher Mann, mich, so wie erst nach Hartenberg, nun in der Gegend, meistens auf mineralogischen Ausflügen, begleitete. [5])

Eben war ich im Begriff, nach Carlsbad auf einige Tage zu gehen, als die gräßlichen Meldungen von der Wasserfluth, die am 9. September, in die dortige Schlucht eindringend, alle Brücken und Stege zerstörend, in Boutiken und Läden des untersten Geschosses bis auf acht Fuß steigend, Häuser sogar nicht verschonend, ein grimmiges Unheil anrichtete, das mir zu denken schon feindlich ist, mit Augen zu sehen aber ganz unerträglich wäre. [6])

Nun bin ich seit Sonnabend den 15. wieder in Jena, in derselben morschen Schindelhütte, wo wir doch wiederholt so schöner Tage genossen, bringe meine Geschäfte, die Sie kennen, vor Winters in Ordnung, und leide, nach wie vor, an dem cimmerischen Nebelregenwetter, welches mir die Berge gegen meinen Fenstern über verhüllt und verdüstert.

---

1) Vgl. Goethe's Aufsatz: Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie, wo er unter anderem berichtet: „Unter Vergünstigung des Herrn Prälaten Reitenberger wurden mir vom Herrn Subprior, dem Anordner und Aufseher des im Stifte Teyl neuerrichteten Mineraliencabinets, mehrere Böhmische Seltenheiten verabreicht."

2) Vielmehr schon am vorigen Tage.

3) Vgl. Grüner in der gleich anzuführenden Schrift S. 24 ff.

4) Joseph Sebastian Grüner, Magistrats- und Criminalrath zu Eger. Vgl. Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner S. 20 ff. Goethe hatte den freundlich naiven Mann im vorigen Jahre kennen und lieben gelernt.

5) Vgl. Grüner a. a. O. S. 27 ff.

6) Vgl. Goethe's Brief an Zelter Nro. 371.

Dieſen Aeußerlichkeiten aber zum Trutz werden aufgehäufte Papiere geordnet und redigirt, ferner zwei neue Hefte meiner Zeitſchriften in den Druck gegeben, und ſo wollen wir abwarten, ob nun noch trockne, wenn auch nicht heitere Tage uns vor Winters zu Hülfe kommen.

Schubarth war in Berlin, und iſt wahrſcheinlich wieder da; es wird Sie, wie mich freuen, dieſes affirmirende Individuum kennen zu lernen. Sein Büchlein über Homer, wovon er mir die Aushängebogen ſchickte, ſetzt mich in Erſtaunen, man mag es nehmen, wie man will! aber es iſt eine Ilias post Homerum, im allerbeſten Sinne; der alte Herr, oder die alten Herrn, wem wir auch das Gedicht verdanken, würden ſelbſt Freude daran haben. [1])

So liegt denn auch nun zuletzt ein Reimgedicht bei [2]), welches jenen guten Kunſtjüngern mitgiftete. Sie werden alles herausleſen, was ich hineingeſonnen habe; was will man zu ſolchen Dingen ſagen? Wären es eigentliche Künſtler, ſo hätten ſie die Dinge um- und umgekehrt; nun aber bleiben ſie alle mit mäßiger Technik hinter dem Gedanken zurück, ja ſelbſt hinter den klaren Intentionen. Das muß man denn gehen laſſen, wie ſo manche andere Ueberlieferung: es iſt immer etwas, was es auch ſei.

treulichſt G.

Jena, den 24. September 1821.

69.

Goethe an Schultz. [3])

Und ſo darf ich wohl vor allen Dingen ſagen, daß Ihnen immer auf der Spur blieb; mich betrübte nur, in Neudorf nie geweſen zu ſein, weshalb ich Ihre Umgebung nicht denken, nicht Schritt für Schritt folgen konnte. Das regneriſche Unheil des Jahres ward mir deshalb noch düſterer, weil ich Sie, in einer unbekannten Gegend, eben darin verwickelt imaginirte.

Wie es mir ergangen, meldet ein beſonderes Blatt [4]); nun aber erfreue mich zuvörderſt, daß auch Sie, das Banner der Verzweiflung aufſteckend, die allerliebſten Paragraphen gewonnen haben. Möchten Sie doch in dieſem Sinne ſich weiter ausſprechen! Bedenken Sie, daß ſonſt alles zuſammen verloren geht! Niemand

1) Vgl. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter Nro. 373 ff. Brief an Riemer Nro. 17. Goethe's Gedicht Homer wider Homer, oben S. 234.

2) Das Gedicht zu ſeiner erſten Handzeichnung, Einſamſte Wildniß überſchrieben. Vgl. W. 31, 177. (39, 215 f.) [25, 129 f.] Goethe fügte zu jener ſeiner Handzeichnungen ein Gedicht hinzu. C. Heldermann und C. Lieber waren die „Kunſtjünger", die unter Schwerdgeburth's Leitung ein Heft Handzeichnungen Goethe's radirten. Vgl. Goethe's Brief an Riemer Nro. 16. Knebel's Brief Nro. 501.

3) Fortſetzung des vorigen Briefes auf einem neuen Blatte.

4) Der vorhergehende Brief.

will und kann aufnehmen, was der Andere begonnen hat. Nicht ein leidiger Egoismus liegt allein zum Grund, die Abgeſchloſſenheit iſt es, die einen Jeden umzirkt; das Individuum muß ſich ſelbſt ausſprechen, Niemand kommt ihm zu Hülfe. Da kenn' ich denn aber auch die Unentſchloſſenheit ſehr gut, die nicht gerne ſagen möchte: Es iſt zwar nicht fertig, aber es iſt genug.

Mir wär' nun aber auf meinem wiſſenſchaftlichen Wege auch zum höchſten Gewinn, wenn Sie ſich gerade jetzt entſchlöſſen, das phosphoriſche Licht, was in Ihnen ſo herrlich waltet, auch nach außen leuchten zu laſſen: denn in meinem nächſten Heft zur Naturwiſſenſchaft nehm' ich die Chromatik wieder auf, indem ich ältere Aufſätze, Confeſſionen, Erläuterungen, Streitfragen ſogar mancher Art, die bei mir, ſeit Jahren, nicht nur ſkizzirt, ſondern wirklich ausgeführt, nieder- und beiſeite gelegt waren, ohne Weiteres abdrucken laſſe; wobei ich Ihrer Arbeiten nothwendig gedenken muß, als welche vor meine Anfänge hinausgegangen ſind, und erſt meine Urwelt conſtituiren.

Auch kann ich vertrauen, daß mir das ſicherſte Kennzeichen zur Hand iſt, im Buchhandel ſei Nachfrage nach der Farbenlehre; denn ich verwahre die Tafeln, laſſe ſie abdrucken und illuminiren, und nun ſind mit einer gewiſſen Haſt 50 Exemplare zu Michael beſtellt worden. Laſſen Sie uns das Eiſen ſchmieden, da es heiß zu werden ſcheint, und entziehen Sie dem löblichen Handwerk Ihren Hammer [1]) nicht. Gedachtes Heft muß überhaupt wunderlich werden; denn ich denke, nach allen Seiten aus den Mauern Wartesteine [2]) genug hervorragen zu laſſen, die für mich oder Andere aufs Fernere deuten.

Sechs Wochen unter fremden Menſchen haben mir viel verliehen; hätten wir gut Wetter gehabt, ſo wäre der Gewinn unſchätzbar geweſen.

Von Kunſt habe eine Form einer wohlerhaltenen Sicilianiſchen Goldmünze 30 Ducaten mitgebracht, das Bild der Kore (Proſerpina) mit drei Delphinen auf einer, ein Viergeſpann auf der anderen Seite. Großfürſt Michael hatte ſie auf ſeiner Reiſe angeſchafft, deshalb er zu beneiden iſt, was er auch dafür bezahlt haben mag. Einen Gipsabguß ſende.

Geſtein iſt gränzenlos geklopft und transportirt worden, und erfreut nun, auf Repoſitorien geordnet.

Junge Künſtler, die nicht recht wiſſen, was ſie mit ihrer Zeit anfangen, und auf ein oder die andere Weiſe etwas gewinnen

---

1) Hammer hat Goethe über das vom Schreiber irrig wiederholte Wort Handwerk geſchrieben.

2) Unter dieſem Titel gab Goethe im vierten naturwiſſenſchaftlichen Hefte mehrere Nachträge; man ſolle, meinte er, aus dieſen vorragenden Wartesteinen ahnen, daß da, wo das Gebäude mangelhaft oder unausgeführt erſcheinen könne, noch wohl mancher Flügel nach ſeinem Entwurfe zu verbinden oder anzubauen ſein möchte.

möchten, radiren Landſchaften nach meinen Skizzen.[1]) Sie ſind freilich nicht ganz im Falle, das Künſtleriſche zu erſetzen, was mir gerade von jeher abging; doch kommen wunderliche Dinge zum Vorſchein und Motive, an die ich ſelbſt nicht mehr dachte, als ſie ſich ſolche, mit Liebe und Glauben, aus meinen Papieren herausgeſucht hatten. Ein Paar leg' ich bei, und ſende vielleicht bald ein Heft, ſo unbefriedigend es auch ſein mag; das Skizzenhafte wenigſtens haben ſie nicht verfehlt, und nicht leicht wird eine Phraſe darin zu finden ſein.

Zugleich will ich denn auch für den charmanten Aldegrever[2]) danken; ich kannte das Blatt, aber beſaß es nicht.[3])

Nehmen Sie ferner ein kleines Heft, das zu mancherlei Betrachtungen Anlaß gibt; die erſten 16 Seiten ſind von mir, wenigſtens redigirt.[4]) Gelegenheiten ſind mir unwiderſtehlich, und ich konnte dies aus dem Stegreif nicht verſagen; der zweite Bogen iſt mehr überlegt und gearbeitet. Unſere jungen Männer überhaupt haben reden gelernt. Sie werden das Ganze nicht ohne Intereſſe leſen; dergleichen gibt immer vielerlei zu denken.

treulichſt G.

Jena, den 24. September 1821.

70.

Goethe an Schultz.

Die vierzehntägige Gegenwart Zelter's, ſeiner Tochter und eines merkwürdigen jungen Clavierſpielers[5]) hat mich abermals mitten nach Berlin verſetzt, daß ich kaum mehr unterſcheiden kann, ob ich das alles geſehen, oder ob ich es nur gehört habe; zwar kommen freilich die ſchönen Zeichnungen und Umriſſe ſehr zu Statten, mit welchen der treffliche Schinkel mich fleißig verſieht, und mich von Zeit zu Zeit auch der neuſten architectoniſchen Wunder theilhaft werden läßt.

Zu Gegenwärtigem veranlaßt mich eigentlich beikommendes Heft[6]), welches als ein Theil meiner Confeſſionen angeſehen werden kann. Wenn die jungen Künſtler dieſes Unternehmen fortzuſetzen Urſache finden, ſo läßt ſich wohl manches in der Folge daran

1) Vgl. S. 242 Note 2.
2) Vgl. Nro. 67 S. 238 f.
3) Es findet ſich nicht in Schuchardt's Verzeichniß von Goethe's Sammlungen erwähnt.
4) Welches Heft gemeint ſei, wüßte ich nicht zu ſagen.
5) Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Vgl. Zelter's Briefe Nro. 376, 381. Goethe in den Annalen unter dieſem Jahre und die während dieſer Anweſenheit Zelter's entſtandenen Verſe an Felix Mendelsſohn-Bartholdy.
6) Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe. Herausgegeben von Schwerdgeburth.

Mephistopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir seines Lebens Schluß!

Mephistopheles.

Er liegt in Padua begraben,
Bey'm heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr sonst nichts an mich zu bringen?

Mephistopheles.

Ja, eine Bitte, groß und schwer:
Laß Sie doch ja für ihn drey hundert Messen singen!
Im übrigen sind meine Taschen leer.

Marthe.

Was! nicht ein Schaustück? Kein Geschmeid'?
Was jeder Handwerksbursch im Grund des Säckels spart,

knüpfen. Ich habe verſchiedenes über Künſtler und Dilettanten auf dem Herzen, welches, ausgeſprochen, beiden nützlich werden kann. Es gibt ſo viele offenbare Geheimniſſe, weil das Gefühl derſelben bei Wenigen in's Bewußtſein tritt, und dieſe dann, weil ſie ſich und Andere zu beſchädigen fürchten, eine innere Aufklärung nicht zum Worte kommen laſſen.

Ich redigire wieder manches dem Setzer in die Hände; deshalb darf ich aber doch nicht hoffen, jemals aufzuräumen; der Stoff bleibt immer derſelbe, leider aber behagen frühere Behandlungen nicht mehr; wie die Natur uns täglich umarbeitet, ſo können wir's auch nicht laſſen, das Gethane umzuthun.

Eine angenehme Zwiſchenbeſchäftigung hatte ich dieſen Sommer; Profeſſor Hermann in Leipzig gab Fragmente eines Euripidiſchen Trauerſpiels heraus, eines Phaethon's, Anfang und Ende, die Mitte fehlt. Nun ſind von einem ſo benamſten Stücke ſchon kleinere Fragmente bekannt, und ich ward zu einem Verſuch getrieben, das Stück wenigſtens gewiſſermaßen wieder herzuſtellen; es iſt unglaublich groß gedacht, und nöthigt uns zum Denken; das Unternommene muß noch reifer werden; was auch daraus entſtehe, wird es Ihnen gewiß Freude machen. [1])

Ich habe bei dieſer Gelegenheit den Euripides wieder vorgenommen, und begreife immer beſſer, wie Ariſtophanes ihn haſſen, und ganz Griechenland ihn verehren konnte; auch er iſt das Geſchöpf ſo wie der Günſtling ſeiner Zeit, vor der wir uns denn freilich tief zu verbeugen haben.

Auch lege einige Blätter bei [2]), die auf ein Wechſelverhältniß mit England hindeuten, welches ſich neuerlich abermals bethätigt hat; bis Nationen ſich einander anerkennen, dazu bedarf es immer Zeit, und wenn es geſchieht, geſchieht es durch beiderſeitige Talente, die einander eher als der große Haufe gewahr werden. Gedichte dieſer Art, die wohl zu den didactiſchen gerechnet werden können, habe mehr geſchrieben, als ich ſelbſt wußte; ein Freund [3]) veranlaßt mich, alles zu ſammeln, was ſich gleicherweiſe auf Naturwiſſenſchaft bezieht, und es findet ſich ſchon manches, was einander freundlich antwortet. Wäre das Leben, ſelbſt das einfachſte, nicht ſo verclauſulirt, ſo könnte man mehr thun und ſich des Gethanen freuen. Ordnung und Sonderung laſſ' ich mir denn freilich jetzt vor allem empfohlen ſein, eigentlich kommt man aber doch nicht recht zur Beſinnung.

Die Tabelle zur Farbenlehre [4]) habe ich abdrucken laſſen, wie ſie zuerſt lag, werde aber die Bemerkung nicht verſäumen, daß

---

1) Vgl. Goethe an Riemer Nro. 15 und in den Annalen unter dieſem Jahre

2) Es iſt wohl Goethe's Ehrengedächtniß Howard's und des letzteren durch Hüttner vermittelter Brief gemeint. Vgl. B. 40, 338 ff. (51, 234 ff.) [30, 277 ff.]

3) Vielleicht Riemer. Vgl. Goethe's Brief an dieſen Nro. 17.

4) Vgl. oben S. 236.

durch Ihre und Purkinje's Arbeiten die physiologe Abtheilung aufs Neue an Gehalt und Gestalt gewinnen müsse.[1])

Da wir einmal so weit gelangt, will auch noch des wackeren Schubarth's gedenken, der Ihnen gewiß täglich lieber geworden. Auch dies gehört zu den Wunderlichkeiten meiner alten Tage, daß junge Leute aufstehen, die den immerfort einenden und versöhnenden Dichter gegen den zersplitternden unversöhnlichen Critiker[2]) in Schutz nehmen. Was ich mit dem Auszug aus der Ilias[3]) gewollt, wird sich in Kurzem aufklären, wenn sich die Nothwendigkeit offenbaren wird, dieses Werk aller Werke bequem zu übersehen, und es als ein Ganzes, wie es auch zu uns gekommen, dankbar anzuerkennen.[4]) Ich darf mich nicht weiter in dies Feld verlieren, sondern schließe mit der Bitte um fortdauernden Antheil und herzliche Gewogenheit.

treulichst Goethe.

Weimar, den 28. November 1821.

71.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 31. December 1821, Nachts eilf Uhr.

Nach vollbrachtem Geschäfte des Jahresschlusses bleibt mir nun noch eine einsame Stunde, um mich mit Ihnen, Verehrtester, zu unterhalten. Seit ich von Neundorf zurück bin, habe ich schon mehrere Beweise Ihrer Güte in Händen, ohne sie erwiedert zu haben; die Schwere der Dinge, in denen ich lebe, bannt mich in eine Lage, welche wenig Mittheilung erlaubt. Doch hätte ich schon längst geschrieben, wie es in den optischen Arbeiten fleißig vorwärts gegangen ist, hätte nicht Schinkel noch immer mit der Zeichnung zurückgehalten, die ich so gern in Ihren Händen sähe.[5]) Er will es zu gut machen, und deshalb kommt er nie dazu. Und doch ist es höchst dankenswerth, daß er es übernommen hat, das Phänomen im Bilde darzustellen, nachdem ich es ihm vor den Augen des Geistes und des Leibes, die er beide hat, erscheinen lassen.

Um mir eine fortwährende Anregung zur optischen Arbeit bei den ungeheuren Geschäftsunruhen, welche mich diesmal wieder bedrohten, zu erhalten, ist seit etwa acht Wochen die Einrichtung getroffen, daß Professor Hegel und D. von Henning nebst unserm trefflichen Schubarth sich alle Mittwoch Abends, künftig alle Freitag, bei mir versammeln[6]), um uns mit diesen Dingen ernstlich zu

1) Vgl. B. 40, 72. (60, 108.) [30, 58.]
2) Wolf. Vgl. eben S. 234, 242.
3) In Kunst und Alterthum III, 2. 3. Vgl. Goethe an Knebel Nro. 566.
4) Vgl. S. 242 Note 1.
5) Vgl. eben S. 237 mit Note 3.
6) Vgl. eben S. 87.

beſchäftigen. Ich habe den großen Vortheil gehabt, bei dem Vortrage meiner meiſt unvollendeten Arbeiten auf die Lücken und Schwächen derſelben aufmerkſam gemacht zu werden, wobei Hegel's eindringender Geiſt ſich mir um ſo mehr ehrwürdig und förderlich gezeigt hat, als er mit tüchtigen Realkenntniſſen verſchwiſtert iſt. Doch begegnete es dem Philoſophen auch wohl, auf Alhazen's [1]) und ſeiner Griechiſchen Vorgänger abſtruſe Wege zu gerathen, daß ich erſchrocken bin, zu erkennen, wie ein jedes Philoſophiren über ſinnliche Erſcheinungen, ohne ſicheres Anhalten an die Erſcheinungen ſelbſt, allemal ein und daſſelbe leere, unwahre Hirngeſpinſt wird. D. von Henning hat alle Anlage, auf ähnliche, noch mehr abgelegene Irrwege zu gerathen; doch hat er auch Fähigkeit, ſich mit ſinnlichen Dingen fruchtbar zu beſchäftigen, ſie ſicher zu beobachten und zu ordnen, und dabei wollen wir ihn erhalten. Er hat ſich ſehr gern beſtimmen laſſen, ein Compendium Ihrer Farbenlehre zum öffentlichen Vortrage auszuarbeiten, und dieſen Vortrag im künftigen Sommerſemeſter hier auf der Univerſität zu halten. Ein Zimmer in dem Locale, welches Profeſſor Tralles, der Widerſacher, verläßt, wird dazu hergerichtet; den Apparat anzuſchaffen, wird hoffentlich bis dahin noch Zeit genug ſein. Von Henning wird ſich deshalb auch an Sie wenden, in Hoffnung, daß Sie uns gern dabei behilflich ſein wollen.[2])

Schubarth's Gegenwart bei unſeren Sitzungen war bisher meiſtens paſſiv, weil ihm die Sache am wenigſten bekannt war; doch denke ich, er hat ſeine eignen Gedanken gehabt, wo nicht über den Gegenſtand, ſo über unſer Treiben.

Wie es auch gehe, hoffe ich nun durch ſolche fortwährende Anregung

(Die Fortſetzung des Entwurfes fehlt.)

72.

Goethe an Schultz.

Theurer, verehrter Freund, ſo lange hab' ich geſchwiegen, und blieb doch immer in Ihrer Nähe; davon ſollte das neuſte Stück Morphologie[3]) Zeugniß geben, deſſen Ausgabe jedoch ſich gar

1) Goethe bemerkt in der Geſchichte der Farbenlehre: „Alhazen (Abu Ali al Hacan ben al Hacant, von dem ein optiſcher Tractat auf uns gekommen, beſchäftigt ſich mit den Geſetzen des Sehens überhaupt, doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeſchauten Bildes bekannt geworden." Vgl. oben S. 69 f.

2) Schon am 19. October ſchrieb Goethe an Zelter: „Von Profeſſor Hegel, der, meiner Farbenlehre günſtig, mir darüber geiſtreiche Worte meldet, habe ich ſo eben einen Schüler, D. von Henning, geſprochen, welcher, gleichfalls für dieſe Lehre entzündet, manches Gute wirken wird; es wäre wunderlich genug, wenn ich auch noch in dieſer Provinz triumphirte." Vgl. Goethe an Graf Reinhard Nro. 111.

3) I, 1.

zu sehr verspätet hat, so daß ich nicht einmal weiß, ob ich's mit Gegenwärtigem übersenden kann.

Zuvörderst also den lebhaftesten Dank für die Beförderung des chromatischen Unternehmens! Von Henning scheint sich in die Sache recht gut zu finden; er ist vollkommen auf dem rechten Wege, und wird, wenn Sie ihn fernerhin führen und leiten, gewiß zum Ziele kommen. Ich habe ihm mit vielen Worten und mit einigem Apparat beizustehen gesucht, und werde [1]) weiterhin immer denken, was nütze sein könnte. Sie thun dabei das Beste. Mögen Sie ihm Mittel verschaffen, mich in den Michaelsferien zu besuchen, so würde viel in kurzer Zeit gethan sein.

Ich bilde mir, zu den älteren Freunden, die mir das gute Schicksal erhalten hat, einen Anschluß von jüngeren, um eine künftige Ausgabe meiner Werke, Schriften, litterarischem und wissenschaftlichem Nachlaß zu sichern. Und eben unserem von Henning wollte ich, wenn Sie es billigen, meine sämmtlichen chromatischen Sammlungen und Papiere übergeben, daß er sie redigire und den dritten Band meiner Farbenlehre verkörpere; dazu wäre denn freilich persönliche Gegenwart und mündliche Besprechung nöthig. Denn bei meinem viel hin- und hergeforderten Thun und Lassen komm' ich zu spät an denselben Platz zurück; deswegen muß ich Mitarbeiter suchen, je eher je lieber.

Die morphologischen und wissenschaftlichen Hefte würde ich fortsetzen, aber nicht, wie bisher, zusammen, sondern getrennt und in geringerer Bogenzahl. Zunächst wünscht' ich Ihren Aufsatz über die physiologen Farbenerscheinungen [2]) abdrucken zu dürfen; ich habe ihn erst wieder durchgelesen, und wüßte nichts Besseres zu wünschen; nach Marienbad nehm' ich ihn mit, daran dort abermals zu studiren.

Und so ist es denn ausgesprochen, daß ich wieder nach Böhmen gehe; das Geistliche Bad hat mir vor'm Jahre gar zu wohl gethan, und mir über vergangenen Winter glücklich hinaus geholfen; und dann ist es auch im ethischen Sinne nothwendig, einmal wieder fremde Menschen und Gegenden zu sehen, ohne sich allzusehr zu zerstreuen.

Ich fahre fort anderes zu berichten. Ein Auszug aus Purkinje mit hinzugefügten Bemerkungen liegt schon seit einem Jahre bei mir, und würde, wenn erst Ihr Aufsatz gedruckt ist, gar wohl folgen können. Ich bin so weit gegangen, seine Tafel nachstechen zu lassen, da sich der sonderbare Fall ereignet, daß unser geschickter Kupferstecher Schwerdgeburt ähnlichen Gespenstern unterworfen ist, deshalb er sich dieser Arbeit mit Liebe und Glück unterzog [3]), wie

---

1) Werde ist von Goethe's eigener Hand hinzugefügt.

2) Vgl. oben S. 237 Note 2. 243.

3) Goethe hatte dies bereits im vorigen Jahre (vgl. oben S. 230) berichtet.

Sie, beigehenden Abdruck mit dem Original zuſammenhaltend, erſehen werden. Mein Wunſch wäre überhaupt, meine Ueberzeugung überall, wo nur möglich, anzuſchließen; denn die Tendenz unſerer Zeit, ſich im Sinne zu iſoliren, da man im Munde die allgemeinſte Liberalität trägt, iſt Hinderniß allem Guten; die Menſchen merken nicht, daß ſie auf dieſe Weiſe ihre eignen Feinde ſind; umgekehrt wären und befänden ſich alle beſſer.

Das wunderliche Unternehmen, mich in die ſchrecklichen Zuſtände von 92 und 93 zu verſetzen [1]), iſt Ihnen wohl vor Augen gekommen, und ich wünſche, daß Sie es nicht mißbilligt haben. Ich bedurfte einer Arbeit, die mich den Winter über beſchäftigte; die Darſtellung reiner gefühlvoller Tage meines Lebens, wie der erſten Abtheilung vierter Band fordert [2]), wollte nicht gelingen, obgleich die Hälfte ſchon geſchrieben iſt; da griff ich zum Widerwärtigſten, das, durch milde Behandlung, wenigſtens erträglich werden kann.

So viel ſei für diesmal geſagt, und mit unſeren beſten Wünſchen und Grüßen die preßhafte Dame [3]) angekündigt, welche nächſtens erſcheinen und ſich zu wohlgemeinter Cur angelegentlich empfehlen wird.

Und nun zum Schluß den lebhaft dringenden Wunſch, von Ihrem Befinden, auch Thun und Laſſen, in ſofern es mittheilbar wäre, nach Marienbad zu vernehmen.

treulichſt

Weimar, den 12. Juni 1822. G.

73.

Schultz an Goethe.

Franzöſiſch Buchholz, den 16. Auguſt 1822.

Ein ganzes Jahr iſt vergangen, mein edelſter Freund, ehe ich dazu komme, Ihre liebreichen Schreiben [4]) zu beantworten, mich für die ſchätzbaren, anmuthigen Geſchenke erkenntlich zu bezeigen, welche ich Ihnen inmittelſt wieder zu verdanken gehabt habe — ein Jahr, voll Sorgen und raſtloſer Bemühungen, in welchem ich Ihnen tauſendmal für die Liebe gedankt habe, durch die Sie nicht ermüdeten, mich zu tröſten und zu erquicken, ohne zu wiſſen, wie

1) Die Campagne in Frankreich, als fünfter Theil der zweiten Abtheilung von Aus meinem Leben, in dieſem Jahre erſchienen. Vgl. Briefwechſel mit Knebel No. 591.

2) Das Verhältniß zu Lili. Vgl. H. Düntzer Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit S. 393. 399.

3) Das Portrait der Paula Monza von Giorgione. Vgl. S. 252 f. und den Brief von Goethe's Sohn vom 9. März 1823.

4) Ein Brief Goethe's, womit er wahrſcheinlich das vierte Stück der Morphologie begleitete, ſcheint verloren gegangen zu ſein.

ich leide und entbehre, ohne zu fordern, daß ich wenigstens die Form der Pflicht gegen Sie erfülle.

Herr von Henning, der, wie Sie wünschten, in Ihre Nähe reiset, um mit aller Muße Ihre Instructionen über seine chromatischen Arbeiten entgegen nehmen zu können, wird Ihnen erzählen, wie fleißig und lebhaft wir uns, gemeinschaftlich mit Hegel und Schubarth, im Winter mit Ihrer Farbenlehre beschäftigt haben. In der nahen Erwartung der unruhigsten Tage bemächtigte ich mich mit Hast der Neigung dieses jungen Freundes für diesen würdigen Gegenstand, um ihm, wo möglich, alle die Sorgen dafür zu übertragen, deren ich, wie ich fühlte, mich auf einige Zeit ganz zu entschlagen genöthigt wurde. Sein Ernst für die Sache und seine schätzbaren Eigenschaften haben glücklicherweise auch Ihr Vertrauen gewonnen, und so fand ich mich, mitten unter den größten Bedrängnissen, von einer Seite gänzlich beruhigt, von welcher ich trostlos gewesen sein würde, für Ihre und meine Wünsche so gar nichts thun zu können.

Daß mein Remdorfer Aufsatz, wie alles, was ich je im Stande bin, Ihnen mitzutheilen, gänzlich zu Ihrer Verfügung stehet, daß Sie öffentlich und auf alle Weise davon Gebrauch machen können, wenn es irgend dessen belohnt, habe ich geglaubt, nicht erst versichern zu dürfen. Der Phosphor im Auge ist allerdings werth, näher gekannt und untersucht zu werden; ich erkenne es daher fast als Verpflichtung, diesen Aufsatz öffentlich zu machen; weil er aber gewiß manches Unhaltbare in sich schließt, wofür ich nicht gern Rede stehen möchte, bevor ich nicht im Stande gewesen, mich der Wahrheit hinreichend zu versichern und das Ungewisse darin zu berichtigen, kann ich meinen Namen nicht dazu hergeben. Wollen Sie daher den Aufsatz ohne Namen, nur mit Ort und Datum bezeichnet, drucken lassen, so mag man es wagen. Von Henning hat noch einen Aufsatz über die subjectiven Höfe von mir in Händen, gleichfalls aus Remdorf, zu dem aber die Zeichnung fehlt. Als Schinkel auf mein Bitten die Zeichnung, der Erscheinung gemäß, die ich ihm ausführlich bekannt machte, anfertigen wollte, fanden wir, daß der im Aufsatze gegebene Begriff mit der Erscheinung zwar im Wesentlichen, doch nicht durchaus übereinstimmt, und es ist mir keine Zeit übrig geblieben, die Differenz auszugleichen; darüber ist die Ausführung der Zeichnung unterblieben.[1])

Wie gut es ist, anonym zu bleiben, wenn die Umstände es nicht möglich machen, sich ganz zu entwickeln und von Irrthümern zu reinigen, habe ich jetzt erfahren, wo ich mich genöthigt finde, über ein Schriftlein geologisch-geographischen Inhalts[2]), welches

1) Vgl. oben S. 246.

2) Ueber den allgemeinen Zusammenhang der Höhen. Von Friedrich Schulz. Nebst einer Gebirgs-Carte von Europa. Weimar 1803. 92 S. 4. Vgl. oben S. 7. 90 f. Eine Reihe von Jahren, bis zum Ende des Jahres 1819, hatte Reimer das Buch nebst der auch besonders verkauften Karte von Schulz in Commission.

von mir im Jahre 1803 zu Weimar bei Bertuch unter dem Namen „Friedrich Schultz" — dies ist der Name vieler tausend Menschen, also eigentlich kein Name — erschien, in öffentlichen Kampf zu treten. Das Büchlein, dessen Fehler ich als Knabe einsah und das ich daher gern namenlos in die Welt geschickt hätte, da es nicht in meiner Macht stand, es ganz zurückzuhalten [1]), kann ich unbedenklich Preis geben, um so freier aber die großen und würdigen Wahrheiten vertheidigen und mich ihrer rühmen, welche es enthält. Diese Sache, die mit meinem Lebensgange seit meinem sechzehnten Jahre verflochten ist, beschäftigt mich seit sechs Wochen sehr lebhaft, und leitet die Reizungen wohlthätig ab, unter denen ich sonst vielleicht Gesundheit und Gemüthsruhe nicht zu erhalten vermöchte. Sie werden bald mehr davon hören; wenn es so weit ist, überschicke ich Ihnen jenes jetzt ganz vergriffene Schriftlein nebst näherer Erklärung.

Von vielen Seiten, aber von keiner mehr, als von mir und den Meinigen, habe ich Ihnen für die Herausgabe Ihrer Handzeichnungen [2]) Dank zu sagen, dessen (deren) zweites Heft ich mit größter Sehnsucht erwarte. Nichts Harmloseres und Erbaulicheres kann gesundem Geist und Sinn dargeboten werden; mild erquicklich, und zugleich belehrend und erweckend für den, der, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein, symbola animadverterit! [3]) Lassen Sie ja von Zeit zu Zeit solche kostbare Heftchen folgen! Sie haben ja Vorrath, und die Nachfrage muß groß sein; denn der letzte Abdruck, den ich von der Kunsthandlung erhielt, war schon um ein Bedeutendes schwächer, als die früheren.

Daß Sie von Henning zum Redacteur Ihrer chromatischen Papiere machen wollen, ist für ihn, wie für die Sache und für uns ein großer Vortheil. Für ihn, indem er zugleich Inhalt und Form erlernt, für die Sache, welche dadurch schneller von Ihnen gezeitiget und dem Abschlusse näher gebracht werden kann, für uns am mehrsten, die wir zugleich mit der Beförderung der Farbenlehre auf den geistigen Gewinn zu rechnen haben, den Ihre dadurch erlangte Muße uns verspricht. Von Henning ist für mich zu copios; nichts könnte für ihn bildender sein, als das Geschäft, welches Sie ihm zugedacht haben. Wille und Fähigkeit machen ihn dazu vorzüglich geschickt; ich unterlasse ferner nicht, mit Rath und That beizustehen.

Mich in Ihrem letzten Hefte unter der Rubrik: Wartesteine genannt zu sehen, hat mich herzlich lachen gemacht, in Erinnerung derjenigen, welche ich einst an einem alten Gebäude sah, welches wohl nie weiter gebaut werden dürfte. Dergleichen sehen wir an

1) In der Vorrede dazu bemerkt er, es würde ein neues, größeres Werk erfordern, wollte er die Fehler der Schrift anzeigen und gründlich beleuchten. Uebrigens gehörte diese Schrift seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre an.

2) Vgl. oben S. 244 f.

3) Vgl. den Spruch des Campanella oben Nr. 16 S. 153.

unſerem edlen Königlichen Schloſſe von Schlüter, und ſo ſtehet der Krahn auf dem Dome zu Cöln, als ſollte der Bau morgen fortgeſetzt werden. Hat man dieſen Krahn doch erſt vor einigen Jahren erneuern laſſen, um nur den Wahn, als wäre der Bau noch lebendig, nicht ſchwinden zu laſſen. Wir aber wollen gewiß dereinſt weiter bauen; es iſt ja kein Cölniſcher Dom!

Um mich aus böſen Geſchäften ein wenig zurückzuziehen, ohne ſie ganz aus den Augen zu verlieren, bin ich mit meiner Familie hier hinausgezogen, und nur abwechſelnd einmal in der Stadt. Luft und Bewegung erhalten mich geſund; das lebhafte Studium, deſſen ich vorhin erwähnte, führt mich weit aus der gegenwärtigen Welt hinaus, und verlockt mich in die fremdeſten Gebiete.[1]) Die Erwartung großer Entſcheidungen gibt mir vielleicht in Kurzem mehrere Muße, und es wäre nicht unmöglich, daß ich im Herbſte abermals auf einige Tage nach Weimar käme, zu ſehen, wie Ihnen der ſchöne Sommer in Böhmen wohl gethan.

Sie ſagen, den Abſchnitt Ihres Lebens von 1792—93 hätten Sie diesmal nur bearbeitet, weil eine beſſere Arbeit nicht gelingen wollen; das mag ſein! Und dennoch geſtehe ich Ihnen, mir war, da ich dieſen Band las, oft lebhaft zu Muthe, als hätten Sie dabei an mich gedacht, mir zu Liebe gerade dieſe Themata vorzugsweiſe herausgeſucht, über welche Sie zu hören, mir in meiner widerwärtigen Lage überaus werth war. Es ſtiegen, muß man ſich denken, verwandte Gedanken und Empfindungen durch den weiten Raum, theilen ſich mit und beſtimmen uns, oft wider unſeren Willen, zu verwandten Beſchäftigungen.

Die Einrichtung des Muſeums der Kunſt iſt jetzt in vollem Gange, das heißt, es wird damit ganz von vorn angefangen, der bisherige Bau ſucceſſiv wieder heruntergeriſſen, und nach einem neuen, großen Plane das ganze Academie- und Stallgebäude (Meyer kennt es) von Grunde aus aufgeführt. So kann es gut werden! Schinkel führt den Bau, eine Commiſſion leitet demnächſt die Einrichtung, welche binnen fünf Jahren zu Stande gebracht ſein ſoll. Ich habe, wegen überhäufter Laſt anderer Geſchäfte, keinen Theil daran, um ſo mehr aber reinen Genuß an dem, was wir zu hoffen haben. Solly's Gemälde ſind angekauft[2]); Hirt iſt jetzt mit denſelben beſchäftigt, und entdeckt unter der Maſſe, welche noch kein verſtändiges Auge ganz zu durchſpähen vermocht hat, ganz neue Schätze.

Indem ich ſo für eine Zeit von meinen lieben Kunſtwerken geſchieden bin, war mir die würdige, ſchöne Paula Gonzaga ein

---

1) Beſonders nach dem Orinoco. Vgl. oben S. 90 f.

2) Der Kaufvertrag war am 12 November 1821 durch den wirklichen Geheimen Oberfinanzrath und Präſidenten Reiber insgeheim vollzogen worden. Schon Anfangs April dieſes Jahres hatte Schultz die betreffenden Actenſtücke und die Schlüſſel der Sammlung an Altenſtein abgeliefert. Schinkel und Hirt leiteten die Aufſtellung der Gemälde.

gar erfreulicher Beſuch. Ich konnte mich einige Tage hindurch nicht entſchließen, das Gemälde von mir zu geben; glücklicherweiſe war Teoli [1]) gerade unbeſchäftigt, indem das letzte Gemälde, welches er noch durch mich aus Solly's Gallerie erhalten, fertig geworden war, und wegen Uebertragung neuer Arbeiten an ihn noch Reſolution fehlte. Er hat alſo unſere vortreffliche Dame ſogleich übernommen und mit größtem Fleiße behandelt. Sie werden Freude daran haben; das Colorit iſt durch Wegnahme der Uebermalungen und des Schmutzes ſo ſchön geworden, wie ich noch keins geſehen habe; auch die Localfarben haben ſich gänzlich verändert; es ſind Dinge hervorgekommen, die das beſte Auge vormals nicht entdecken konnte. Die goldne Inſchrift, welche das Gemälde entſtellte und nicht vom Künſtler, ſondern erſt ſpäter hinzugefügt iſt, habe ich, nach genau genommener Abſchrift, die auf dem Rücken des Gemäldes angebracht werden ſoll, wegnehmen laſſen; ſie ging beim Reinigen des Grundes ſchon zum Theil weg. Auch iſt das Gemälde auf jeder Seite um einen Zoll breiter gemacht geweſen, als urſprünglich, vielleicht um es einem vorhandenen Rahmen anzupaſſen; wegen dieſer Vergrößerung iſt es zum Theil übermalt geweſen. Ich habe dieſe Vergrößerung nicht abnehmen laſſen, damit es nicht dadurch leide, werde aber einen Rahmen machen laſſen, wie das Bild ihn verdient, durch welchen dieſe ſchlechte Vergrößerung bedeckt werden ſoll. Ich hoffe, Sie werden dieſe Verfügungen genehmigen, auch erlauben, daß ich das Bild, wenn es fertig iſt, nicht ſogleich zurückſchicke, damit man es hier ein wenig genieße. Binnen ſechs Wochen ſoll es fertig ſein.

Daß Brandis zu Copenhagen ein Nichtblauſcher iſt, war mir überraſchend aus Ihrem Hefte zu erſehen. [2]) Er hat doch über Farbenerſcheinungen geſchrieben; ſollte ſich dieſer Fehler ſeines Organs nicht aus ſeinen Schriften erkennen laſſen? Ich muß nächſtens darüber nachſehen.

Rauch wollte binnen Kurzem zu Ihnen, wegen der Frankfurter Statue. [3]) Ich habe ihn lange nicht geſprochen; wie ſchön wäre es, wenn wir mit einander deſſelben Weges gingen!

An die ſchönen Damen, lieben Kinder und den rüſtigen, treuen Sohn Ihres Hauſes meine beſten Wünſche und Entſchuldigungen ſo mancher Verſäumniß und Unart! So vieler Liebe und Güte vermag ich nicht genug zu thun.

Von Henning, der dieſes Schreiben mitnimmt, will es, wenn Sie noch länger von Weimar entfernt bleiben, Ihnen von dort aus

---

1) Teoli, Schüler von Palmaroli zu Rom, leiſtete als Reſtaurator ganz Ausgezeichnetes, beſonders war er auf die Herſtellung der Wirkung und Harmonie des Ganzen bedacht; doch ließ er ſich ſeine Arbeiten nicht unter einem Friedrichsd'or den Tag bezahlen.

2) Vgl. zur Naturwiſſenſchaft I. 4, 295 ff. Goethe's Werke B. 40, 49 ff. (60, 79 ff.) [30, 40 ff.]

3) Vgl. oben Nro. 44. Reinhard an Goethe Nro. 108.

zuſchicken. Auch will er ſo gut ſein, den zweiten Band der Geſchichte der alten Baukunſt, den mir Hirt ſchon vor einigen Monaten für Sie gab, mitzunehmen.

Thun Sie alles, Verehrteſter, um ſich zu erhalten! Sie thun es für uns und die Welt! Ich bleibe in eigenſter Liebe und Treue

der Ihrige. Schultz.

Bald hätte ich den guten Schubarth vergeſſen, der mir ſehr lieb iſt, aber manche herzliche Sorge macht. Zu rathen iſt ihm nicht geweſen; ſein Lebensweg iſt entſchieden; da er ſich nicht mehr den Umſtänden fügen kann[1]), ſo iſt die Aufgabe, dieſe zu ſeinem Beſten zu lenken, und das wird in meiner jetzigen Lage, wo nicht unmöglich, doch ſchwer. Inzwiſchen hat er Zeit verloren; ſein Muth wird ihn endlich über die Hinderniſſe hinwegheben!

74.

Goethe an Schultz.

Ihr langes Schweigen, mein trefflichſter Freund, wäre mir nicht ſo zu Herzen gegangen, wenn ich nicht darin ein Zeichen eines Mißbehagens zu finden geglaubt. Freunde von ſo inniger Verwandtſchaft ſind eigentlich niemals entfernt, und ich habe Sie vor mir, um mich, wenn ich ſinne und ſchreibe; daher Sie denn auch auf meinen Blättern gewiß manches finden, das unmittelbar zu Ihnen geſprochen worden.

Die Campagne gefällt mir ſelbſt jetzt beſſer beim Leſen, als im Schreiben; das Unheil geht denn doch ſo leicht hinter einander weg, es iſt verdrießlich, aber laſtet nicht. Möge manches, woran ich jetzt arbeite, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen!

Ich ſende nächſtens den morphologiſchen und allgemein wiſſenſchaftlichen Theil in zwei Bänden, wo ſich der Inhalt ſchon etwas conſequenter und beſſer ausnimmt. Ein Exemplar bitte des Herrn Staatsminiſters von Altenſtein Excellenz, mit meiner geziemenden Empfehlung, zu überreichen; er war der Erſte, von dem mir etwas Freundliches über die Metamorphoſe der Pflanzen hinterbracht wurde; er hat auf meine Naturſtudien immer geachtet, und nun zuletzt, durch Begünſtigung der chromatiſchen, mich höchlich verpflichtet; wobei ich recht gut weiß, wie viel ich Ihnen ſchuldig geworden.

Von Henning's Einleitung[2]) iſt wirklich ſehr lobenswerth, und ich ſpüre gar ſehr den Einfluß der drei genannten Freunde. Was Sie mit Recht copios nennen, dient vielleicht gerade dieſem Unternehmen; das den meiſten Menſchen Abſtruſe mit einer

1) Er hatte ſich unterdeſſen (am 16. April) in Schleſien verheiratet, von wo er nach Berlin zurückkehrte.

2) Einleitung zu öffentlichen Vorleſungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der Königlichen Univerſität zu Berlin. Goethe zeigte ſie ſelbſt zur Naturwiſſenſchaft II, 1, 93 ff. an. Vgl. B. 40, 81 ff. (60, 119 ff.) [30, 61 ff.]

Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephistopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein es hat sein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute seine Fehler sehr,
Ja, und bejammerte sein Unglück noch viel mehr.

Margarethe.

Ach! daß die Menschen so unglücklich sind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch bethen.

Mephistopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr seyd ein liebenswürdig Kind.

Margarethe.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

gewiſſen behaglichen Freiheit vorzutragen wirkt immer vortheilhaft. Ich erwarte ihn mit Freuden; mir macht's Epoche, daß ich nach meiner letzten Expectoration im vierten Stücke [1]) endlich ganz die Sache einem Anderen übertrage, mit und in ihm fortleben kann. Wir wollen ihm ſo viel Stoff und Gehalt zuweiſen, daß er ſich in der Behandlung zuſammen zu nehmen hat. Das Weitere erfahren Sie in einiger Zeit.

Auf meiner zehnwöchentlichen Reiſe habe manches Gute genoſſen, erlebt und gelernt; auch iſt mir gelungen, durch einen heiteren jungen Chemiker [2]) die trüben Täfelchen von der ſchönſten Wirkung fertigen zu laſſen; von Henning ſoll davon mitbringen. Die entoptiſchen Täfelchen wollten nicht gleichmäßig gut gerathen, doch ſoll unermüdet auch daran gearbeitet werden.

Das nächſte Heft zur Wiſſenſchaft ſchwebt ſchon unter der Preſſe. Luke Howard's Selbſtbiographie [3]) eröffnet ſolches. Wir ſehen die allerliebſte Erſcheinung: ein Quäker, Laborant, Naturmenſch und Chriſt! Bei aller Wahrheit und Aufrichtigkeit, iſt der kleine Aufſatz doch ſehr klug und gut geſchrieben. Sodann folgt Ihr Phosphor [4]), der gewiß leuchten wird vor und aus den Leuten; es ſind mir dabei ſchon manche Phänomene viel deutlicher aufgegangen, als wohl ſonſt. Ihren Namen ſpreche nicht aus, weil Sie es verlangen; indeſſen wird doch wieder ein ſchöner Gebäudetheil an die vorhandenen Warteſteine gefügt und in's Ganze geſchloſſen werden. [5]) Wegen der Ableitung des Grünen im 38. §. hätte ich etwas zu erinnern, wie Beilage zeigt. [6])

---

1) Den Nachträgen zur Farbenlehre Nro. 1—31 nebſt der älteren und der neueren Einleitung.

2) D. Friedrich Grebel in Jena.

3) Der oben S. 245 Note 2 angeführte Brief.

4) Vgl. oben S. 237. 243. 248. 250.

5) Vgl. oben S. 243 Note 2.

6) Die Beilage lautet alſo:

Schluß des §. 39. (lies 38).

	Bemerkung.	
Durchleuchtetes Trübes — Gelb.	Durchleuchtetes Wenig-Trübes	Gelb.
Durchſchattetes Trübes — Violett.	Durchſchattetes Wenig-Trübes	Violett.
Durchleuchtetes Trüberes — Orange.	Durchleuchtetes und zugleich Durchſchattetes Wenig- oder Mehr-Trübes	Grün.
Durchſchattetes Trüberes — Blau.	Durchleuchtetes Trüberes	Orange.
Durchleuchtetes Trübſtes — Roth.	Durchſchattetes Trüberes	Blau.
Durchſchattetes Trübſtes — Grün.	Durchleuchtetes Höchſt Trübes	Roth.
	Weder zu durchleuchtendes noch zu durchſchattendes Völlig Trübes	Weiß.

Weimar, den 5. September 1822. G.

Auf das Schriftlein geologisch-geographischen Inhalts bin ich sehr verlangend. Ihr Antheil an den Radirungen nach meinen Skizzen ist mir höchlich lieb und werth; indessen weiß ich nicht, ob die jungen Leute ihre Rechnung dabei finden; sie sind im Radiren nicht gewandt, und haben dadurch dem Original eher genommen als gegeben. Sollte das Unternehmen in's Stocken gerathen, so versuch' ich es vielleicht auf lithographischem Wege. Eigentlich muß es ein Landschaftszeichner unternehmen, dessen Hand geübt und dessen Geschmack geprüft ist; alsdann wird er diese unschuldigen Motive, die ihm gereicht sind, eher heben als niederdrücken.

Auf die restaurirte Dame voriger Zeit freue mich sehr[1]; was Sie gethan haben und thun, unterschreibe durchaus. Berauben Sie sich des Anblicks nicht zu bald! Beim Absenden bitte um die Vorsicht, die Fugen des Deckels und Bodens mit dem Kasten, wie auch sonst Riß oder Fuge, mit Leinwand durch Tischlerleim verkleben zu lassen. Doch was sage ich! werden Sie nicht besser für Ihren Liebling sorgen, als ich andeuten kann!

In die Fülle Ihrer Kunstschätze und die Regsamkeit aller Thätigkeiten schaue mit Vergnügen von Weiten; leider ist mir die Annäherung versagt, und ich kann zufrieden sein, in meinem stillen Gartenzimmer einen Winter thätig auf meine Weise zuzubringen.

Da wäre denn aber die Vorbereitung wünschenswerth, daß Sie uns besuchten, und in einer ruhigen Haushaltung, bloß durch das Lustgeschrei liebenswürdiger Kinder manchmal aufgeregt, eine Zeitlang verleben wollten. Das, was man sich mitzutheilen hat, ist denn doch am Ende gränzenlos, welches man nicht eher gewahr wird, als wenn man nach geraumer Zeit erst wieder einmal anfängt, Herz und Sinn gegenseitig aufzuschließen.

Um Sie, wenn's nöthig wäre, noch anzuregen und zu bestimmen, daß Sie uns ja besuchten, schreibe ich so eilig, weil ich sonst vielleicht Henning's Ankunft abgewartet hätte. Sollte Rauch wirklich kommen, so lassen Sie ihn nicht allein erscheinen! Uns thut es gewiß allen höchlich wohl; die Kinder bitten dringend.

Die meiste Zeit in fremdem Lande hab' ich der Geologie gewidmet, und mich von Stift Tepl bis an den Fuß des Kichtelbergs durchgeklopft.

In Prag legen sie ein Museum an, wodurch viele Menschen aufgeregt, auch Fremde gestört und zur Theilnahme gestimmt werden.[2] Ich konnte ihnen selbst schöne Beiträge geben. Nach Prag bin ich, ohngeachtet Ihrer Ermahnung[3], doch nicht gegangen; ich fürchte, mich durch so viele Rücksichten genirt zu sehen.

---

1) Vgl. Nro. 249. 252 f.

2) Vgl. Goethe's Anzeige des ersten, 1827 erschienenen Jahrganges der Monatsschrift des vaterländischen Museums in Böhmen, B. 40, 395 ff. (45, 383 ff.) [26, 276 f.]

3) Schultz hatte Prag im Jahre 1819 besucht.

[1]) Der größte Gewinn aber, den ich in dieſen Tagen zog, war die perſönliche Bekanntſchaft des Herrn Grafen Caspar Sternberg, eben dem Hauptförderer jener Anſtalt, mit dem ich ſchon früher in brieflicher Bekanntſchaft ſtand. Von Jugend auf dem Geiſtlichen Stande gewidmet, gelangte er endlich zur Stelle eines Domherrn von Regensburg; dort gewann er, neben Welt- und Staatsgeſchäften, die Natur, beſonders das Pflanzenreich, lieb, und that viel dafür. Als er nun, bei Umkehrung Deutſchland's, auch von ſeiner Stelle vertrieben ward, ging er nach dem Mutterlande Böhmen zurück, und lebt nun theils in Prag, theils auf ſeinen, von einem älteren Bruder ererbten Gütern. Hier kommt ihm denn die Natur wieder freundlich zu Hilfe. Er beſitzt wichtige Steinkohlenwerke, in deren Dach die ſeltſamſten Pflanzen erhalten ſind, welche, indem ſie nur der ſüdlichſten Vegetation analoge Gebilde zeigen, auf die entfernteſten Epochen der Erde hinweiſen. Er hat ſchon zwei Hefte derſelben [2]) herausgegeben. Dies alles iſt gewiß in Berlin; vielleicht haben Sie es ſchon geſehen.

Mit Grafen Caspar Sternberg nun hab' ich vierzehn Tage in Marienbad zugebracht; alsdann ſah ich ihn in Eger mit Berzelius, dem Schweden, und Pohl, dem Braſilianiſchen Reiſenden. Der erſte ſpielte uns die auffallendſten mikrochemiſchen Verſuche, mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit, ganz eigentlich aus der Taſche vor; Pohl iſt ein ſehr verſtändiger, unterrichteter, thätiger Mann, der auf ſeinen Reiſen mehr, als billig, ausgeſtanden hat. Inzwiſchen wird uns jener immenſe Welttheil doch immer klärer; dazu hat auch von Eſchwege beigetragen, der ſich einige Wochen bei uns aufhielt. [3])

Auch der problematiſche, neptuniſch-vulcaniſtiſche Kammerbühl bei Eger ward collegialiter beſucht, und der Gedanke, einen Stollen durchzuführen, nach Maßgabe des früheren Vorſchlags (zur Naturwiſſenſchaft B. I. S. 76 und 233 [4])) nochmals gebilligt, auch einige Vorarbeiten beſchloſſen. [5])

Da ich nun, wie Sie ſehen, dieſe letzte Zeit faſt ganz der Erdbetrachtung gewidmet, ſo können Sie denken, wie mich das Büchlein intereſſirt, in welchem Sie, wenn ich recht verſtehe, mit ſich ſelbſt controvertiren und zugleich in völligen Einklang ſetzen.

Wie vieles hätt' ich noch zu erzählen, welches mündlich ſchnell überliefert ſein ſollte! Erfreuen Sie uns bald durch Ihre

---

1) Die ganze folgende Stelle bis zu den Worten zwei Hefte derſelben herausgegeben ſinket ſich mit höchſt unbedeutenden Abweichungen im Briefe an Zelter Nro. 390. Vgl. an Knebel Nro. 593. Eckermann I, 355.

2) Unter dem Titel: Flora der Vorwelt.

3) Vgl. Goethe's Annalen unter dieſem Jahre.

4) In Goethe's Werken B. 40, 186 ff. 233 ff. (51, 83 ff. 146 ff.) [30, 154. 192 ff.]

5) Vgl. B. 40, 272. (60, 169 f.) [30, 223 f.] Grüner a. a. O. S. 1 ff. 8 f. 89 ff.

Gegenwart! Ich bin den ganzen September gewiß zu Hause, Ihre Zimmer sind bereit. An Herrn Rauch vielen Empfehl und Einladung, wo nicht zu Dach und Fach, doch zu herzlichem Gespräch und Mahl. Wenn Sie von Henning noch hier treffen, so gibt es einmal wieder eine Berliner Societät.

Auch von Schubarth wünscht' ich das Nähere zu hören; schon seit geraumer Zeit fang' ich an für ihn zu fürchten: er gehört unter die Menschen, dergleichen mir in meinem Leben viel zu schaffen gemacht; man kann sie nicht fördern, ihnen nicht helfen; sie kämpfen sich freilich durch, aber mit Verlust der schönsten Lebenszeit. [1])

Möge der ländliche Aufenthalt Ihnen erquicklich sein!

treulichst

Weimar, den 5. September 1822. G.

75.

Goethe an Schultz.

Sie erhalten, theurer, verehrter Freund, hiebei das für des Herrn Staatsministers von Altenstein Excellenz bestimmte Exemplar der bewußten beiden Bände. Drücken Sie, da ich kein Schreiben hinzufügen mochte, auf das schicklichst Lebhafteste meinen Dank aus für vieljährige Theilnahme und für Förderniß der letzten Zeiten. [2])

An Ihrem werthen Briefe ergötz' und erquick' ich mich immerfort. Nächstens schreibe mehr, und gebe Nachricht von höchst interessanten jungen Männern und ihren Arbeiten.

Von Henning hat sich noch nicht wieder gemeldet; ich bin bereit, ihn zu empfangen, auch ihn mit Wort, Schrift und Geräthschaft auszustatten. [3])

Einige gute Kupfer habe durch die letzte Leipziger Auction **doppelt** erhalten; sobald alles eingeordnet ist, sende das Verzeichniß zur Auswahl, und frage zugleich an, welche Blätter von Mantegna's Triumphzug Ihnen fehlen. Vielleicht kann ich mit einem und dem anderen aushelfen. Lassen Sie unseren Briefwechsel eine Zeitlang, mit Vorsatz, lebhaft bleiben! eine Pause stellt sich doch, eh' man sich's versieht, zufällig wieder ein.

Tausend Lebewohl und Grüße von mir und den Meinigen!

treu anhänglich

Weimar, den 10. September 1822. G.

1) Vgl. Goethe's Brief an Zelter Nro. 384.

2) Das Schreiben, mit welchem Schultz die beiden Bände zur **Morphologie und Naturwissenschaft** in Goethe's Auftrag, und zwar wörtlich mit denselben Ausdrücken, deren sich dieser in Brief 74 bedient hatte, an Altenstein sandte, ist vom 20. datirt.

3) Erst sechs Tage später traf von Henning bei Goethe ein, wo denn über die Farbenlehre lebhaft verhandelt und die Berliner Verhältnisse besprochen wurden. Vgl. Goethe an Zelter Nro. 392. Bei seiner ersten Anwesenheit war Goethe noch nicht aus dem Bade zurückgekehrt.

Noch füge folgende Fragen hinzu:

1.) Haben Sie die vier Hefte Morphologie und Wiſſenſchaft beiſammen?

2.) Auf welches Papier ſind die erſten?

Das letzte ſchickte auf Druckpapier der Eile wegen; ſenden Sie mir ſolches zurück, ſo gleiche ich den Umſtand aus; ſenden Sie mir ſie alle, ſo ſchicke ein gebundenes Exemplar.

76.

Goethe an Schultz.

Und ſo mögen denn, dem hohen ſtrategiſchen Princip gemäß, einige bei mir bisher gepflegte Militairkräfte alſobald abmarſchiren.

Hiebei folgt ein noch nicht ganz revidirter Reviſionsbogen für Kunſt und Alterthum, M.[1]) betreffend; mit der morgenden fahrenden Poſt das Weitere, um Ihren Wünſchen und Fragen entgegen zu kommen und zugleich auszuſprechen, wie ſehr mich Ihre Zuſchrift[2]), verehrter, theurer Freund, erfreut und angeregt habe.

Tauſend Lebewohl!

treulichſt

Weimar, den 16. November 1822. G.

(Auf einem anderen Blatte.)

Hiezu noch nachſchriftlich:

Können Sie Schubarth bewegen, ſich in jene Händel nicht zu miſchen, ſo werden Sie das beſte Werk thun; jenes Gezücht heißt Legion, und die Tendenz iſt keineswegs äſthetiſch oder moraliſch, ſondern . . .[3]) Sie füllen dieſe Lücke leicht aus, da Sie in gleichem Kampfe begriffen ſind. Nur die entſchiedenſte Affirmation nach allen Seiten hin kann hier frommen, uns und die Unſrigen aufrecht erhalten.[4])

Das wunderbare Beſtreben, ſich mit einem Autor zu identificiren, ſuch' ich nächſtens in's Klare zu ſetzen, um unſeren guten Schubarth und einige jüngere und ältere Freunde, wo möglich, zu bedeuten.

Das Verzeichniß der Kupfer, die ich ablaſſen kann, erfolgt nächſtens; meine Hefte rücken ſämmtlich vorwärts, und ſo denk' ich mich, ganz zu Hauſe bleibend, dieſen Winter durchzubringen.

Ihr Herr Schwager[5]) beſuchte uns geſtern auf dem Durch-

1) Mantegna. Das M. hat Goethe eigenhändig hinzugefügt. Der betreffende Aufſatz ſteht in Kunſt und Alterthum IV, 1, auf Bogen 7—9.

2) Der betreffende Brief fehlt.

3) Vielleicht iſt an die Angriffe auf Schubarth's Ideen zu denken, von denen der ſtärkſte im Hermes 1821, 4, 308 ff. erfolgte.

4) Schultz ſandte den Brief an Schubarth „zur gefälligen Einſicht und Rückſendung".

5) Marcel Püttmann. Vgl. oben S. 152. 154.

matiſche; die Unterhaltung mit ihm über Ihr Wohlbefinden war allen höchſt erfreulich.

Nun noch eine Anfrage, die ich, wenn es mit Schicklichkeit und ohne Beſchwerde geſchehen kann, gefällig zu beantworten bitte. Herr Obriſt von Gſchwege hat eine Sammlung roher Diamanten mit aus Braſilien gebracht; er hat ſie in Berlin zum Verkauf angeboten, man iſt aber nicht einig geworden. Nun wünſchte zu erfahren, was er dafür verlangte, wenn auch nicht, was ihm dafür offerirt worden [1]; ſollte Ihr Verhältniß zu Herrn Profeſſor Weiß von der Art ſein, daß Sie ihn darum befragen möchten, ſo würde dieſer vielleicht am Beſten Auskunft geben können. [2]

Nehmen Sie dies ja nur als Anfrage und Wunſch; denn ich mache mir doch nach und nach einen Begriff von dem, in ſeiner großen und reichen Bewegung, doch in's Einzelne geſonderten und getrennten Berliner Elemente.

Ein räthſelhaftes Facſimile [3] liegt bei. Geben Sie ſolches nicht aus Händen! Gedenken Sie mein in dauerndem Wohlwollen!

treulichſt

Weimar, den 17. November 1822. G.

77.

Goethe an Schultz. [4]

Hiebei folgt abermals einiger Nachzug mit Bitte freundlichen Empfangs.

1.) Das erſte Blatt des Triumphes; das zweite gewünſchte, Nro. 7., beſitze nicht doppelt, werde daſſelbige doch alſobald durchzeichnen laſſen, wie denn auch

2.) die ſorgfältige Durchzeichnung des eigenhändigen Blatts von Mantegna für Ihre Sammlung beiliegt, wogegen ich mir

3.) eine Durchzeichnung von dem Original-Elephantenzug, Bartſch Vol. XII. S. 235. No. 12. erbitte. Und ſo hätte denn Jeder von uns wenigſtens virtualiter das Ganze beiſammen, wovon die Rede iſt.

4.) Beikommende Auszüge erbitte mir im Original oder Copia zurück, da ich meine Collectaneenblättchen zerſtören mußte, um dieſen Aufſatz zu fördern. Verzeihen Sie dabei die Wiederholung und das Entwurfsartige, und bemerken, wovon Sie noch etwa benachrichtigt zu ſein wünſchten.

---

1) Worden iſt von Goethe eigenhändig hinzugefügt.

2) In den Annalen berichtet Goethe unter dieſem Jahre: „Herr von Eſchwege kommt aus Braſilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeutenden Ankauf.“ Vgl. Goethe's und des Großherzogs Briefe vom 29. November bei Vogel „Goethe in amtlichen Verhältniſſen“ S. 211 ff. Die Sammlung wurde für 715 Rthlr. angekauft.

3) Von Byron's handſchriftlicher Widmung ſeines Sardanapal an Goethe. Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nro. 508.

4) Von dieſem Briefe liegt nur der unkatirte Entwurf bei.

78.

Goethe an Schultz. [1]

Möge, mein Trefflichſter, die eigne Arbeit Sie anlächeln und die Nachbarſchaft nicht mißfallen. Etwaige Druckfehler bitte anzuzeigen.

Weimar, den 25. November 1822. G.

79.

Goethe an Schultz.

1.) Angekommen iſt die liebenswürdige Sendung! [2] Man kann freilich von dem Blatte nicht Vortheilhaftes genug ſagen; tauſend Dank, daß Sie mir ſolches freundlich überlaſſen wollen! Die Durchzeichnung des Holzſchnittes Nro. 7 iſt in der Arbeit, und alles ſoll nach und nach anmarſchirt kommen.

2.) Sie ſagen, mein Allertheuerſter, mit wenigen Worten, was ich in Betracht zog, warum Schubarth abzumahnen ſei: ſo lange das Allgemeine ſchwankt und ſchwebt, hat der Einzelne alle Urſache, ruhig zu ſein und den Ausgang zu erwarten. Auch iſt ein immerfort ſteter, affirmativer Gang durchaus vortheilhaft: die Reſultate davon überleben die Zeit, da das Verneinende ſich ſelbſt aufhebt, indem es Andere zu vernichten trachtet.

Hier ein paar gereimte Worte:

Es mag ſich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe ſtumm!
Und wenn ſie dir die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Naſe herum! [3]

Hiedurch [4] alſo wieder einige Schritte in's Leben! das Fernere ſoll bald folgen.

3.) Purkinje [5] erwart' ich mit Freuden alſo in dieſen Tagen. [6]

4.) Herrn Weiß [7] bin ich für den Wink dankbar, und habe ihn zu benutzen gewußt.

1) Bei Ueberſendung der erſten Bogen von Goethe's erſtem Heft des zweiten Bandes zur Naturwiſſenſchaft, welches den mehr erwähnten dritten Aufſatz von Schultz „über phyſiologe Farbenerſcheinungen" enthält. Der Aufſatz ſteht zwiſchen dem Briefe Luke Howard's an Goethe, und Goethe's aus dem Jahre 1793 ſtammender Abhandlung: Der Verſuch als Vermittler zwiſchen Subject und Object. Vgl. Nro. 86, 91.

2) Der dieſe Sendung begleitende Brief von Schultz liegt nicht vor.

3) Zuerſt erſchienen in Kunſt und Alterthum IV, 3, 109, wo ereignen und Nas' gedruckt iſt. In die Werke ſind ſie von daher ganz unverändert gegen Ende der dritten Sammlung der zahmen Xenien aufgenommen.

4) So hat Goethe eigenhändig ſtatt hiebei geſchrieben.

5) Vgl. an Knebel Nro. 596 f., an den Goethe ihm am 12. December einen Empfehlungsbrief mitgab.

6) So hat Goethe geändert ſtatt „mit Freuden auch ſpäterhin".

7) Vgl. Nro. 76 S. 260.

5.) Für Kunst und Alterthum bearbeite nun den historischen Theil zu Mantegna, und sende gelegentlich den Entwurf, Theilnahme und Belehrung erbittend. Es ist um die Geschichte ein gar wunderlich Ding; das gewisseste Resultat aller Bemühungen deshalb ist der Zweifel.[1]) Subjective Wahrheit d. h. nur Wahrscheinlichkeit, gilt sogar von gestrigen Vorfällen, wie ich denn über die neuesten Jenaischen Händel[2]) so viel berichtet werde, daß ich davon keineswegs unterrichtet bin.

Wenn Sie aber meinem Gedanken: den Grund der Meteorologie als tellurisch anzusprechen, so herrlichen Beifall ertheilen, ist er mir vom größten Werthe. Ermessen Sie es daraus, daß ich diese Vorstellungsart schon mehrere Jahre mit mir herumtrage, und so[3]) auch jetzo nur mit Scheu und gleichsam zufällig ausgesprochen habe. Da Sie sich den Gedanken zu eigen gemacht, werden Sie die Folgen leicht entwickeln, so wie die Fragen, wozu Anlaß gegeben ist. Wenn man, wie ich fordere, alles Cosmische, Solarische, Planetarische, auch das nächste Lunarische[4]), einstweilen ablehnt, auch die sämmtlichen atmosphärischen Erscheinungen als Symptome behandelt, und alles bei der jung-alten Mutter selbst sucht, so muß sich gar manches hervorthun;[5]) aber auch hier ist nicht zu hoffen, daß man Mit- und Ausarbeiter finde. Kommt Ihnen jedoch, mein Theuerster, etwas auf diesem Wege Fortschreitendes in den Sinn, so theilen Sie es mit.[6])

Von Ihrem früheren geographisch-geologischen Hefte war in der Bibliothek des Industriecomptoirs ein Exemplar geblieben. Von Froriep[7]) borgte mir solches, und ich fing an, mich damit zu beschäftigen; die Jenaischen Druckerpressen aber sind so hungrig, daß man wie ein Garkoch immer sieden, braten, austheilen und hergeben muß, um sie zu befriedigen. Hier indessen die neuesten Schüsseln und Schüsselchen.[8])

---

1) Man vergleiche hiezu Goethe's denkwürdige Unterredung mit Luden in des letztern Rückblicken in mein Leben S. 53—71.

2) Vgl. S. 264 Note 2.

3) So hat Goethe eigenhändig an die Stelle von ihn gesetzt, wie er kurz vorher so vor ist er gestrichen hat.

4) Die Worte auch das nächste Lunarische sind von Goethe's eigner Hand hinzugefügt.

5) Vgl. Goethe's Ausführung zur Naturwissenschaft II, 1, 62—75, die nicht in die Werke übergegangen ist.

6) Die von Goethe später weiter ausgeführte und mit ganz besonderer Liebe verfolgte Ansicht einer Einwirkung der Erde auf das Barometer, eines Ein- und Ausathmens derselben wurde im Jahre 1823 von Professor Meinecke in der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Berlin als eine ihm eigenthümliche vorgetragen, und von manchen Forschern, wie von Keferstein, unbedingt angenommen, von anderen verworfen. Als entschiedenster Gegner derselben trat Kämtz auf, dessen Vorrede zum ersten Bande des Lehrbuches der Meteorologie (1831) hierüber nähere Mittheilungen gibt. Die von Meinecke ausgesprochene Ansicht wird von Kämtz auf den Engländer Woodward zurückgeführt.

7) Bertuch's Schwiegersohn und Eigenthümer des Industriecomptoirs.

8) Kunst und Alterthum IV, 1.

Können Sie zu Beförderung des Wunſches, Seite 102 und folgende [1]), etwas beitragen, ſo thun Sie es ja; es iſt eine Gelegenheit, affirmativ für uns, und die mit uns ſtehen, zu wirken. Auch der Zeitung ſelbſt kann es Vortheil bringen, wenn ihre Theaterartikel Zutrauen gewinnen [2]); ſchon ſind hieſige Freunde geneigt, ſie künftig ſtatt der Voſſiſchen zu halten. Wenn guter Wille ſich antwortet, ſo kommt das Beſte zum Entſtehen.

In den letzten Bogen Kunſt und Alterthum [3]) werden Sie von einer Anſtalt vernehmen, wie ich meinen Nachlaß zu ſichern trachte; auch Ihr theilnehmendes Verlangen wird dadurch erfüllt. [4])

Manzoni, deſſen Ode auf Napoleon's Tod Sie freuen wird, hat eine neue Tragödie Adelchi aus der Longobardiſchen Geſchichte geliefert, und gerade des Zeitpunctes, wo Carl der Große bei dem Paſſe Chiuſa gehindert wird nach Italien zu dringen. [5]) Das Stück iſt ganz im Sinne und Geiſt des Grafen Carmagnola, nur noch reicher an Characteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geſchäft ſein, auch dieſe Arbeit zu entwickeln. Ach! warum kann man denn nicht einem deutſchen Zeitgenoſſen den gleichen Liebesdienſt erweiſen! [6])

für ewig G.

Weimar, den 9. December 1822. [7])

Für die Aufnahme einer Beurtheilung von Schubarth's „Ideen über Homer und ſein Zeitalter" in die Jenaer Litteraturzeitung hatte ſich Goethe auf Veranlaſſung von Schultz bei Eichſtädt verwandt, worauf ſich folgender von Goethe an Schultz mitgetheilter Brief bezieht:

Ew. Excellenz für Ihre geſtrige, ſehr gütige Zuſchrift von Herzen dankend, melde ich zugleich, daß wegen der eingeſandten Re-

---

1) Der Aufſatz Wunſch und freundliches Begehren B. 35, 422 ff. (45, 101 ff.) [13, 630 ff.], betreffend die theatraliſchen Notizen und Urtheile in den Haude- und Spener'ſchen Berliner Nachrichten, iſt gemeint.

2) So hat Goethe eigenhändig ſtatt erregen geſchrieben.

3) K. u. A. hat Goethe mit eigner Hand eingeſchaltet.

4) Vgl. B. 27, 511 ff. (60, 299 ff.) [21, 382 ff.]

5) Vgl. B. 2, 324 ff. 33, 260 ff. (3, 212 ff. 38, 298 ff.) [2, 402 ff. 26, 501 ff.]

6) Die Stelle über Manzoni findet ſich wörtlich im Briefe an Knebel vom 14. December, wo nur zwiſchen nur noch das verſtärkende durchaus eingeſchoben iſt.

7) Fünf Tage ſpäter ſchreibt Goethe an Knebel: „Mit Staatsrath Schultz in Berlin iſt die Correſpondenz eine zeither ſehr lebhafte. Es geſchieht wohl, daß manche Wochen ſich in einem reicheren wechſelſeitigen Intereſſe hervorthun, und da muß man denn nicht feiern; eh' man ſich's verſieht, tritt wieder etwas wo anders ein, und lockt uns vielleicht auf die entgegengeſetzte Seite. Diesmal iſt der Moment für beide Theile höchſt fruchtbar, wovon du nächſtens vernehmen wirſt."

cension der Schubarthischen Schrift allerdings unlängst eine Antwort nach Breslau erfolgt ist. Früher war es nicht thunlich, und selbst jetzo konnte die Antwort nicht ganz entscheidend sein, weil die in zwei Sendungen mitgetheilte Recension noch immer nicht vollendet ist. So viel aber läßt sich auch jetzt schon übersehen, daß eine Recension von einem nur 360 Octavseiten enthaltenden Buche, welche acht bis zehen Stücke unserer A. L. Z. füllen würde, für diese nicht geeignet scheint. Vieles läßt sich jedoch abschneiden, zusammenziehen, anders ordnen, unbeschadet der Gründlichkeit; und es kommt darauf an, ob man dieses genehmigen wird. Der Verfasser ist noch ein junger Mann, der in, sonst ganz erfreulicher, Fülle überströmt. [1])

Man hoffte hier, daß unsere Emigranten, denen das gewählte Böotien in der Nähe von dem Saalathen doch wohl lästig zu werden anfängt, heut oder morgen feierlich und gern zurückkehren werden. Es sind von ihrer Seite jetzt Schritte geschehen, über welche der academische Senat sich mit Freundlichkeit geäußert hat. [2]) — Wollte Gott, es hätten über Burschenschaft, Sängerchor und öffentliches Singen nie andere Ideen geherrscht, als die, welche jetzt wieder zurückzukehren anfangen! Unser guter, seliger Voigt [3]) hat vieles vorausgesagt! [4])

Und nun noch meinen besten Dank für das aufmunternde Wort über die kleine Rede! [5]) Damit sie nicht, durch Schuld des Buchdruckers, zur völligen Antiquität werde, ehe sie öffentlich erscheint, bin ich so frei, vor der Hand wenigstens die fertigen Aushängebogen beizulegen. — Ihrem gütigen Wohlwollen mich auf das Angelegentlichste empfehlend.

Verehrungsvoll Eichstädt.

Jena, den 6. December 1822.

---

1) Die Beurtheilung war von Schubarth's Freund, D. G. M. Lange, welchem dieselbe bei seiner Habilitation zu Berlin übel vermerkt wurde. Vgl. Nro. 88. Sie erschien erst im Septemberheft des folgenden Jahres (Nro. 161 bis 172.)

2) Gegen den 5. December waren die Studenten, da man diejenigen, die wegen nächtlichen Lärmens festgesetzt worden, nicht herausgeben wollte, nach Kahla gezogen. Doch kehrten sie bald darauf zurück, als ihnen die Großherzogliche Aufforderung zu Ohren kam, binnen kurzester Frist zurückzukehren, bei Strafe, jedes Anrecht auf eine Anstellung zu verwirken. Der Curator Präsident von Metz und Präsident von Ziegesar in Drackendorf u. A. bewirkten beim Großherzog, daß den Studenten ein feierlicher Einzug gestattet wurde, doch ohne Gesang. Indessen setzte es noch später Unruhen ab, besonders mit den nach Jena beorderten Soldaten. Vgl. Goethe an Knebel Nro. 597.

3) Chr. G. von Voigt, Wirklicher Geheimerath und Präsident des Staatsministeriums, der mit Goethe die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten führte, war am 22. März 1819 gestorben.

4) Goethe fügt zu diesen Worten eigenhändig die für Schultz bestimmte Bemerkung hinzu: „Und ich mit ihm! Vertraulich mitgetheilt. G."

5) De accurata doctrina principum favore ornata firmissimo dignitatis professoriae praesidio. Die Rede war am 25. October gehalten worden. Goethe's Verse auf Voigt's Jubiläum werden in derselben mit ganz besonderem Lob erwähnt.

Mephistopheles.

Ist's nicht ein Mann, sey's derweil' ein Galan.
Es ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarethe.

Das ist des Landes nicht der Brauch.

Mephistopheles.

Brauch oder nicht! Es gibt sich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephistopheles.

Ich stand an seinem Sterbebette,
Es war was besser als von Mist,
Von halb gefaultem Stroh; allein er starb als
Christ,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der
Zeche hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus
hassen,
So mein Gewerb, mein Weib so zu verlassen!

80.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 31. December 1822, Abends zehn Uhr.

Das Jahr soll nicht abrollen, ehe ich nicht nochmals zu Ihnen, herrlichster, liebreichster Freund, mich gewendet, und Ihnen für die unendliche Wohlthat Ihrer mir gegönnten Mittheilungen gedankt habe. Wer in solchen Bedrängnissen lebt, wie ich, der mag es als das höchste Gut schätzen, als das einzige, das ihn retten kann, sich so unwiderstehlich persönlich angeregt zu fühlen, zum Bewußtsein eines Lebens und Mitlebens, welches allein die bis an's Ende der irdischen Dinge ausreichende Kraft und Ruhe der Seele gewährt. Die körperliche Gesundheit, welcher ich mich daneben so unverhofft als dauernd erfreue, ist ein so reines Geschenk des Himmels, daß ich mit der freudigsten Ergebung seinem Ausspruche über das Ende meines harten Kampfes entgegen sehe; daß es nahe sei, ist meine zuversichtliche Bitte und Hoffnung.

So gehen wir denn mit gutem Muthe dem neuen Jahre entgegen. Mit stets erneuerter Freude habe ich aus Ihren lieben Briefen ersehen, daß Ihre Gesundheit sich köstlich bewährt; möchten meine Wünsche, die heißesten und reinsten, dieses unschätzbare Gut der Welt noch lange Jahre zu erhalten im Stande sein!

Inzwischen (es war am 7. d. M.) hat meine liebe Frau einen gesunden Knaben [1]) zur Welt gebracht; hiedurch wissen Sie, was mich abgehalten hat, früher zu schreiben. Freilich wäre ich dem theuren gevatterlichen Hause in Weimar Rechtens zeitigere Nachricht von diesem Ereigniß schuldig gewesen; aber was ist seitdem nicht alles hinzugekommen, um mich abzuziehen!

Die an demselben Tage, wenige Stunden früher, hier eingetroffene Nachricht von dem Tode des Fürsten Hardenberg [2]) hat, wie Sie denken können, in allen unseren Verhältnissen eine außerordentliche Bewegung hervorgebracht; ich kann die furchtsame Ansicht derer nicht theilen, die für unseren Zustand Nachtheile voraussehen. Das bisherige redliche Bemühen, die Einsicht über die so lange verfolgten falschen Richtungen zu wecken, kann nicht länger ohne Frucht bleiben, wenn wir gleich nicht anders erwarten können, als daß ihrem Genusse ferner manches Bittere beigemischt bleiben werde.

81.

Goethe an Schultz.

Auch dieser kleine Trupp [3]) möge sich eilig dem theuren Freunde darstellen und bitten, in die Cadres wohlwollend aufgenommen zu

1) Er wurde erst Anfangs Februar, weil im Januar die Kälte zu groß war, auf den Namen Friedrich getauft. Unter seinen Pathen befand sich Hegel.
2) Er war am 26. November zu Genua gestorben.
3) Kunst und Alterthum IV, 1.

werden. Gar manches bereitet sich noch, um sich an die theuren Alliirten anzuschließen. Uebrigens geht's zum neuen Jahr ein wenig wild bei mir zu; möge ich vernehmen, daß Sie auch diese kalte, klare Witterung glücklich überstehen. Aus dem Hause komm' ich seit Monaten nicht, kaum aus der Stube, und da geht denn, was zu leisten ist, doch immer noch allenfalls seinen Weg. [1])

Möge auch Ihnen alle gute Förderniß zu Theil werden!

treulichst J W v Goethe.

Weimar, den 4. Jenner 1823.

Die Nachricht von dem gefährlichen Krankheitsanfalle, von welchem Goethe am 17. Februar ergriffen wurde, theilte dessen Sohn am 26. Februar an Schultz ganz mit denselben, nur am Schlusse etwas veränderten Worten mit, wie an Zelter (Nro. 398), Grüner (S. 129 f.) und Rochlitz (Briefe an Leipziger Freunde S. 357 *). Zelter meldete an demselben Tage an Schultz: „D. Huschke hat an Geheimerath Hufeland geschrieben, daß Goethe am 23. ohne Hoffnung gewesen; die stärksten Mittel waren ohne Wirkung. So war es mir schon am 25. unmittelbar von Hufeland berichtet, und heute habe auf Nachfrage noch nichts Näheres erfahren." Auch ein Schreiben Schabarth's an Schultz, der ihm die Schreckenspost mitgetheilt hatte, vom 27. datirt, zeugt von der allgemeinen Bestürzung. Schultz erwiederte am 4. März an Goethe's Sohn:

Berlin, den 4. März 1823.

Ich kann nicht umhin, mein werthester Freund, Ihnen heute nochmals zu bezeugen, wie sehr Sie mich durch Ihr tröstliches Schreiben vom 26. verpflichtet haben. Und nicht nur für mich, für alle, wohl unzähligen, Verehrer Ihres theuren Vaters war dasselbe vom höchsten Werthe. Kaum hatte ich einigen näheren Bekannten von seinem Inhalte Nachricht zu geben geeilt, so drängten sich selbst die Unbekanntesten herzu, um die unschätzbare Gewißheit aus Ihren eignen Worten zu entnehmen. Heute findet man in der Voßischen Zeitung ein Inserat, in welchem Ihr lieber Brief zum Theil wörtlich aufgenommen; ich vermuthe, daß es vom D. Förster [2]) herrührt, der unter anderen

1) Vgl. den Brief an den Grafen Reinhard Nro. 113, an Zelter Nro. 396.

2) Es ist wohl Dr. Fr. Förster gemeint, der bei Schultz und von Kamptz seiner politischen Gesinnung wegen verdächtig war. Besonders hatte sein „Ausführliches Handbuch der Geschichte, Geographie und Statistik des Preußischen Reiches" Mißfallen erregt, dessen beide ersten Bände Schultz am 27. Januar an Kamptz sandte. Da von Henning, Förster's Freund, Schultz versicherte, daß dieser sich in seinen politischen Ansichten bekehrt habe, so wies ihn Schultz auf verschiedene Aeußerungen in den betreffenden Bänden hin, und gedachte einer anderen im dritten Bande, die für Oesterreich beleidigend sei. Kamptz hatte unterdessen auch den dritten Band erhalten, den er für ein wahres Muster von „Aberwitz und absprechender Plattheit" erklärte. Henning brachte darauf selbst, da Förster unwohl war, diesen dritten Band, und legte die betreffende Stelle (S. 368 f.) mit der Bemerkung vor, in den Schriften Friedrich's des Großen

auch davon Abſchrift nahm. Die Leute meinen es herzlich gut; doch iſt man zuweilen im Falle zu wünſchen, daß ſie es weniger gut meinen möchten, wenn ſie nur mehr Discretion bewieſen! Eine öffentliche tröſtliche Nachricht war gewiß für das große theilnehmende Publicum ſehr verdienſtlich, nachdem durch die am 27. von der Staatszeitung gegebenen Nachrichten das Traurigſte faſt zur Gewißheit geworden war.

Nun laſſen Sie uns hoffen, daß die Geneſung Ihres lieben Vaters nach beſten Wünſchen vorſchreite; ſo lange wir nicht über alle Beſorgniß hinweg ſind, werde ich mich leidend befinden. Auch wage ich nicht ſo bald, Ihn ſelbſt mit Zuſchrift zu beläſtigen. Einige gute Ananas, die man mir verſprochen hat, ſende ich mit nächſter fahrender Poſt unter des lieben Vaters Adreſſe; darf Er ſie nicht genießen, machen ſie ſich doch durch den Geruch angenehm.

Verſehen Sie uns, liebſter Freund, bald mit weiterer guter Nachricht, und ſagen Sie dem verehrten Kranken meine herzlichſten Wünſche.

Der lieben Frau Gevatterin und Ihren trauten Kleinen unſere freundlichſten Grüße! Treulichſt

der Ihrige.
Schultz.

Fünf Tage ſpäter ſchreibt Goethe's Sohn:

Ew. Hochwohlgeboren verfehle nicht, alsbald anzuzeigen, daß das glücklich reſtaurirte Bild [1]) wohlbehalten angekommen und meinem Vater einen friſchen Kunſtgenuß gewährt hat. Ich ſoll für die dabei übernommene Mühe und Sorgfalt den aufrichtigſten Dank abſtatten, ſo wie auch in dieſen Tagen die bemerkte Summe von 20 Louisd'or und 41 Rthlr. 12 Gr. Courant abgehen wird. Herrn Schinkel beſonderen Dank!

So eben wird auch die Durchzeichnung von Nro. 7. des Triumphzuges eingepackt und abgeſendet. Möge ſie hinreichend ſein bis zur Acquiſition des Originals!

---

fänden ſich über die daſelbſt Oeſtreich Schuld gegebene Thatſache noch härtere Ausdrücke. Dies veranlaßte Schultz zu der ſehr bezeichnenden brieflichen Aeußerung an Kamptz: „Hier ließe ſich nun mit größtem Rechte entgegnen: Quod licet Jovi, non licet bovi (Was dem Jupiter zuſteht, ſteht nicht dem Ochſen zu), und es wäre in der That ſehr zu wünſchen, daß unſeren politiſchen Schriftſtellern ein- für allemal geboten würde, die öffentlichen Aeußerungen eines großen Königs zu reſpectiren, und ſolche nicht, als wäre derſelbe ihres Gleichen, mit ihrem Gewäſche zu vermiſchen. Dieſer Mißbrauch der Schriften Friedrich's II. iſt höchlich zu beklagen, und verdreht vielen unbedeutenden Menſchen, die ſich ſonſt ruhig verhalten würden, die Köpfe.“ Vgl. oben S. 120 f. Förſter ſcheint ſpäter in Bezug auf dieſe Angelegenheit Schultz beſucht, und ſich über ſeine politiſche Geſinnung gereinigt zu haben. Die Veröffentlichung der Nachricht könnte ſehr wohl von Zelter's Seite oder von deſſen Freunden erfolgt ſein, da dieſer einen gleichlautenden Brief erhalten hatte. Vgl. Zelter's Brief Nro. 399.

1) Vgl. oben S. 249. 252 f. 256.

Indem ich die tägliche Besserung meines Vaters melden kann, empfehle mich und die Unsrigen zu wohlwollendem Andenken.

Ergebenst J. A. von Goethe.

Weimar, den 9. März 1823.

Und weiter läßt sich derselbe am 14. März vernehmen:

Wie soll ich Ihnen, Verehrtester, für alle Liebe und Theilnahme genug danken, und mit welchen Worten soll ich Ihren lieben Brief beantworten? Ich glaube aber, es nicht besser bewirken zu können als wenn ich Ihnen abermals das kräftige Fortschreiten der Besserung des Gesundheitszustandes des Vaters melde. Seine Kräfte nehmen von Tag zu Tag zu, und der Geist hat ganz seine Stärke und Kraft wieder; er denkt schon wieder an Förderung eines Hefts von Kunst und Alterthum und der Morphologie, und will so selbst der Welt sein erneutes Dasein verkünden. So schwinden auch die letzten Beängstigungen unsererseits wegen etwaiger Folgen, und der herannahende Frühling wird hoffentlich die bewundernswürdige That des Aesculap krönen. Schon vor einigen Tagen haben wir wieder mit gewohnter Art auf des Vaters Zimmer zusammen gegessen [1], und so liegt denn die Vergangenheit wie ein böser Traum hinter uns.

Ich bitte sehr, mich und die Meinigen Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu empfehlen, und bin stets

Ihr treu ergebener

Weimar, den 14. März 1823. J. A. von Goethe.

Für die angelangten erquicklichen Früchte den allerbesten Dank. [2]

82.

Goethe an Schultz.

Nicht ganz leer wollte ich vor Ihnen, theuerster Freund, erscheinen; hier folgen daher einige Bogen [3], während meiner Krankheit abgedruckt. Mein Vorsatz, von Ihren mitgetheilten Bemerkungen Gebrauch zu machen, war dadurch vereitelt, und bewahre solche zu Nachträgen, deren Forderung man sich nicht verläugnen kann.

Indessen sind die Hefte durch Freundes Theilnahme vorgeschritten, und ich habe, sowohl für Kunst und Alterthum als für das Wissenschaftliche, mehr Manuscript, als ich bedarf, und bin wegen des Auslesens beinahe in Verlegenheit. Mögen diese ersten Zeugnisse meiner Wiedererstehung auch Ihnen freundlich willkommen sein!

---

1) Vgl. Briefwechsel mit Zelter No. 400.

2) Diese Worte sind von der Hand eines Schreibers hinzugefügt.

3) Aus Kunst und Alterthum IV, 2, enthaltend unter anderen den zweiten Theil des Aufsatzes über Mantegna's Triumphzug.

Die treffliche Dame[1]) ist mein Ergötzen und Jedermanns; auch Meyer, nach genauer Untersuchung, rühmt den Restaurater. Wie viel Dank sind wir Ihnen deshalb schuldig, daß Sie uns die Augen über diesen Schatz eröffnen und zugleich dessen Genießbarkeit thätig bewirken wollen!

Ueber das gefleckte Fellchen, das über der Schulter hängt, haben wir weitere Untersuchung angestellt; wir finden noch drei Beispiele in Portraiten aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts; fragen Sie doch Herrn Professor Lichtenstein, mit meiner schönsten Empfehlung, ob ihm so kleine Panther bekannt seien, ohngefähr in der Größe einer mittleren Katze. Ich hege den Gedanken, daß es junge Thiere sind, deren Felle durch Venetianischen oder Genuesischen Handel in jener Zeit nach Oberitalien gekommen; man muß sie aber rar gehalten und kostbar geachtet haben, daß die höheren Stände sich damit schmücken mögen.

Den Gedanken (der Gedanke), dem Sie Beifall gaben, den Barometerwechsel einer veränderlichen Schwerkraft der Erde zuzuschreiben, erlaubte mir schöne Ableitungen; wir geben nächstens eine graphische Darstellung von Boston bis nach Teyl, von der Meeresfläche bis etwa 2000 Fuß drüber. Die Vergleichung gibt die herrlichsten Ansichten, und vindicirt dieses Phänomen ganz dem Erdball. Dem sei, wie ihm wolle! und wäre es ein Irrthum, so ist er fruchtbar.[2])

Von vielen anderen Dingen hätte ich noch zu sagen, doch mögen sie nach und nach hervortreten; so viel aber muß ich melden, daß mein körperliches Befinden sich mit jedem Tage aufnimmt, und daß meine geistige Thätigkeit sich so erweist, daß ich sie eher zurückhalten, als antreiben muß; ich bin zu allem weit besser disponirt, als in der letzten Zeit vor meinem Uebel, das ich herankommen fühlte, ohne zu wissen, wie ihm vorzubeugen.[3])

Nehmen Sie nun das schönste Lebewohl, und lassen Sie von Zeit zu Zeit uns in ein briefliches Gespräch treten; es muß ja nicht immer ausführlich sein, und in unserer Lage gibt es doch jederzeit etwas der Mittheilung Würdiges.

[4]) Da mir der in diesen Tagen gehoffte Aushängebogen ausgeblieben ist[5]), so laß' ich doch Gegenwärtiges abgehen, damit die eingetretene Pause sich nicht noch länger ziehe.

liebend und verehrend

Weimar, den 10. April 1823. treulichst J W v Goethe.

---

1) Vgl. S. 249 Note 3.
2) Vgl. eben S. 262 Note 6.
3) Aehnlich äußert Goethe sich gegen Graf Reinhard Nro. 115.
4) Die folgenden Worte nebst der Unterschrift sind später hinzugefügt. Liebend und verehrend treulichst ist von Goethe's Hand.
5) Nach dem Anfang des Briefs ist wohl an mehrere Aushängebogen zu denken.

83.

Goethe an Schultz.

Wir beſitzen hier ein Bild von Hackert in mäßiger Größe, für ſeinen Freund Herrn Gore[1]) mit großer Liebe und Sorgfalt gemalt; dieſes, gegenwärtig in den Zimmern unſerer gnädigſten Herrſchaft, betrübt die Eigenthümer durch eine wunderliche Erſcheinung. Die Luft nämlich, die mit dem übrigen Abendglanze der Landſchaft ſehr ſchön harmonirt, hat, da wo ſie an die Ferne gränzt, unzählige kleine Riſſe gewonnen, die man zwar in einiger Entfernung nicht ſieht, die aber den Genuß, wenn man ſich dem Bilde nähert, unterbrechen und ſtören. Kunſtverſtändige glauben, es werde der ganzen Sache geholfen ſein, wenn man das Bild auf eine andere Leinwand aufzöge, die Riſſe würden von ſelbſt zugehen, und weiter an dem Bilde nichts zu thun ſein; wäre dies, ſo würde jeder Wunſch erfüllt; denn ob man am Bilde mit Farbe zu retouchiren wagen dürfe, daran zweifle ich ſehr, wegen der großen Uebereinſtimmung und Reinheit des Tons. Nun kommt es darauf an, ob ein vorzüglicher Landſchaftskünſtler, wie Sie in Berlin beſitzen, nach dieſer Aeußerung ſelbſt einige Hoffnung hegt, ſo würde man das Bild zu überſenden nicht verfehlen; es iſt nicht groß, und würde ſich ohne Schwierigkeit und ſicher transportiren laſſen. Worüber mir denn gefällige Entſchließung erbitte.

G.

Auf der dritten Seite des gefaltenen Viertelbogens finden ſich folgende Zeilen von Schultz an Schinkel, nebſt deſſen Antwort:

Liebſter Schinkel!

Goethe, der ſich beſtens empfiehlt, und nochmals ſeinen Dank für Ihre Güte in Betreff des Giorgione wiederholt, wünſcht, daß ich Ihnen oder anderen, die ſich der Sache annehmen könnten und wollten, das Vorſtehende mittheile, um zu erfahren, ob es belohnt, das darin erwähnte Gemälde herzuſenden, und wem die Arbeit aufgetragen werden könnte. Könnten Sie mit zwei Worten hierunter Ihre Meinung bemerken, würde ich ſehr dankbar dafür ſein.

Von Herzen der Ihrige.

Berlin, 17/3 23. Schultz.

Wir haben einen ausgezeichneten Mann für Operationen dieſer Art, der ſich Hovack nennt; ich werde mit ihm ſprechen, ob ein ſolcher Schaden durch Transportiren auf andere Leinwand vollkommen aufge-

---

1) Ueber Charles Gore vgl. Goethe in den Nachträgen zu Hackert's Leben.

heben werden kann, wie ich es glaube, nach dem, was ich von dem Manne geſehen habe, und werde Ihnen dann mündlich mittheilen, unter welchen Bedingungen er dies Geſchäft übernehmen wird.

Schinkel.

84.

Goethe an Schultz.

Mit erleichtertem Herzen kann ich Ihnen, verehrter Freund, in dieſem Augenblicke ſchreiben; denn Sie haben ſich gewiß die traurigen Zuſtände unſerer letzten vierzehn Tage gedacht, wenn Sie die tödtliche Krankheit unſerer verehrten Großherzogin vernahmen, die in gewiſſen Augenblicken wenig Hoffnung ließ.[1]) Kaum war ich von meinem ſchweren Uebel geneſen, und trachtete mich nach und nach zu erholen, als dieſe harte Prüfung über uns verhängt war, von der wir uns noch nicht ganz hergeſtellt haben. Indeſſen um zum zweiten Mal in's Leben zurückzukehren, erwiedere ich auf Ihre reiche freundliche Sendung[2]) und Theilnahme, das Nächſte dankbar ergreifend.

Erſtlich ſoll die Zibetkatze gerühmt ſein, die mir, wie jener Widder im Buſche dem voreilig opfernden Alten[3]), aus aller Verlegenheit hilft.

Dagegen gibt mir das Schubarthiſche Heft[4]) viel zu denken. Es freut mich, daß Sie ihn auf dieſen Weg geführt haben; grüßen Sie ihn zum Allerſchönſten; wenn er ſeinen Scharfblick nach allen Seiten hinwendet, ſo wird es dieſen Heften an Mannigfaltigkeit nicht fehlen. An einigen gegen den Zeitſinn gerichteten und wohl angebrachten Aeußerungen hab' ich den Verfaſſer wohl erkannt; laſſen Sie dieſe Rubrik nicht ausgehen! In dieſem Augenblick geziemt ſich wohl, dergleichen zu wagen. Wie ſehr wünſcht' ich einmal wieder eine mündliche Unterhaltung über die ſo wichtigen Gegenſtände des Tags!

Der theilnehmende Verein[5]) wird von meiner Schwiegertochter ſehr gelobt, welche in allen Auctionen meine früheren Ausgaben, ſogar theilweiſe einzeln, aufkaufen läßt; bei einigen, Hackert, Winkelmann, die Propyläen, iſt ſie, zu ihrem großen Ver-

1) Vgl. den Briefwechſel mit Reinhard S. 230.

2) Der betreffende Brief von Schultz liegt nicht vor.

3) Abraham. Zur Sache vgl. 269.

4) Paläophron und Neoterpe. Erſtes Heft. Schultz hatte dem Buchhändler Humblot die Unterſtützung dieſes Unternehmens zugeſagt. Vgl. unten Nro. 86, oben S. 93.

5) Schubarth kündigte in Paläophron und Neoterpe I, 315 ff. die Bildung eines Vereines an, der eine Art Archiv für die Goethe'ſchen Schriften gegründet habe, und um die Bereicherung deſſelben bat, ehe noch ein Anfang der Sammlung gemacht war, wie Varnhagen von Ense Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften V, 189 (zweite Auflage) auf ergötzliche Weiſe erzählt.

druß, überboten worden. Ich werde dankbar erkennen, wenn der löbliche Verein einer vollständigen Ausgabe meiner Schriften vorarbeitet, und sich fernerhin ausspricht, was davon zu wünschen und zu erwarten wäre.

So eben bin ich im Begriff, jene zwanzig Bände um zehn bis zwölf zu vermehren, und theils die im kleineren Format herausgekommenen letzteren Arbeiten heranzuziehen, theils Zerstreutes anzufügen; sobald sich dies näher entscheidet, melde ich's umständlicher.

Die so glücklich restaurirte Dame hat die Hoffnung erregt, daß es mit anderen beschädigten Bildern gleich günstigen Erfolg haben werde; ich lege daher ein einzelnes Blatt bei, zur Bequemlichkeit, wenn Sie allenfalls einen Künstler darüber sprechen wollten.

Die Gypssendung ist glücklich angekommen. Dante scheint mir auch ein Kunstwerk, aber sehr nahe an der Natur; der kleine Bacchus ist himmlisch, der Tänzer, wahrscheinlich eine Bronze, höchst schätzenswerth. Können Sie mir ähnliche kleine Dinge von Zeit zu Zeit zusenden, so verpflichten Sie mich höchlich. Die Brosamen von dem reichen Tisch der Alten sind es doch eigentlich, wovon ich lebe; wie Sie aus dem restaurirten Phaethon nächstens erfahren werden.

Nur noch eine traurliche Bitte. In dem VIII. Heft von Tischbein's Homer, nach Antiken gezeichnet, stellt die erste Tafel den Ulysses nackt dar; er hat die gewöhnliche Mütze auf dem Haupte, trägt auf der linken Schulter ein Ruder und in der rechten Hand eine Fackel.[1] Die antike Paste, wornach dieses Blatt gezeichnet ist, soll in den Händen des Herrn Staatsrath Uhden sein, und ob wir gleich für die Tischbeinische Mittheilung dankbar sind, so möchten wir denn doch das Original sehen, das für eins von den schätzbarsten Denkmalen dieser Art gar wohl zu halten ist; können Sie einige Abdrücke oder Abgüsse davon verschaffen, so werden wir es dankbarlichst anerkennen.

Die beiden Kupferblätter nach der Madonna del Pesce[2] sind mir noch nicht zu Gesicht gekommen; ich werde mich darnach umthun, und unser guter Meyer, der sich dergleichen annimmt, wird Ihren Wünschen hierin gern entgegen kommen.

Es war ein Glück, daß ich zu den Heften so viel vorgearbeitet hatte, sonst wär' ich den dringenden Setzern und Druckern nicht nachgekommen; und doch gesteh' ich, daß mir diesmal die letzte Redaction und Revision viel Pein gemacht, die ich ohne Beistand Freund Riemer's nicht hätte bewirken können. So große Sorge, Angst und Bangigkeit mit einer sich erst herstellenden Natur ertragen zu sollen, ist freilich zu viel verlangt; es ist schwer, nach

---

1) Vgl. Kunst und Alterthum IV, 3, 38.

2) Von Raphael. Vgl. den Briefwechsel mit Zelter Nro. 339. 351. unten Nro. 86.

ſolchen Anſtrengungen wieder zu Athem zu kommen. Möge den Freunden aus dieſem Beſtreben etwas Erfreuliches hervorgehen!

Hiezu noch eine Anfrage. Könnten Sie mir ein Exemplar von dem Nachdruck meiner früheren Schriften, welche Himburg in Berlin in den Jahren 73 oder 74 veranſtaltet [1]), verſchaffen, ſo würde meine Schwiegertochter ſehr dadurch erfreut werden; vielleicht kann ich dem wohlwollenden Verein mit etwas Aehnlichem dagegen dienen.

And so for ever! [2]) G.

Weimar, den 7. Mai 1823.

85.

Goethe an Schultz.

Und ſo geben Sie mir denn auch einige Nachricht von Herrn von Henning; ich höre, er heiratet [3]), und da mag ihm denn das Uebrige nachgeſehen ſein. Er wollte mir etwas zum neuſten naturwiſſenſchaftlichen Hefte über ſein chromatiſches Thun und Laſſen mittheilen; es iſt nichts geſchehen; auch hat er gar nichts von ſich hören laſſen, und ich helfe mir durch eine kurze Anzeige ſeiner Einleitung [4]), damit man dieſe bedeutende Sache nicht ganz mit Stillſchweigen übergehe. Für geſendete entoptiſche Glasplatten bin ich ihm noch eine Kleinigkeit ſchuldig; ich wünſchte aber eine ähnliche Sendung, damit ich Freunden dieſen einfachen Apparat, der alle complicirte werth iſt, mittheilen könne.

Ich habe jetzt den Biotiſchen Apparat im Hauſe, der gleichfalls mit einem kleinen Löchlein und abgeleiteten Erſcheinungen operirt. Man muß mit Augen ſehen, wie die Menſchen ſich ſelbſt verwirren, und durch die Mittel den Zweck entfernen. Ich lege ein Blättchen bei, was ich noch wünſche; das Geld ſende mit dem Hefte Kunſt und Alterthum, das nicht lange mehr ausbleiben darf.

Herr Teoli [5]) beſuchte mich heute; er iſt ein gar freundlicher, verſtändiger Mann, ich habe ihn Hofrath Meyer empfohlen; dieſer wird ſich ſeiner freundlich annehmen. Ob er hier etwas von ſeinen Kunſtwerken anbringt, dies bezweifle ich; die Krankheit unſerer herrlichen Großherzogin hat alles dergeſtalt in Confuſion ge-

1) Die erſte, ohne des Dichters Wiſſen und Zuſtimmung gedruckte Ausgabe von Goethe's Schriften erſchien 1775 in zwei, die zweite 1777 in drei, die dritte 1779 in vier Bänden. Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 225. 229 f. Riemers über Goethe S. 11.

2) Dieſe Schlußformel findet ſich in den Briefen an Zelter erſt am 30. October 1824, das deutſche und immer ſo fort ſchon im Juni 1821 und für ewig ſchon im Januar 1823. Vgl. oben Nro. 79.

3) Zelter hatte dies Ende März (III, 306) gemeldet.

4) Vgl. zur Naturwiſſenſchaft II, 1, 93 ff. oben S. 254 Note 2.

5) Vgl. oben S. 253 Note 1.

bracht, daß an irgend etwas Kunſtreichem Freude zu haben, erſt ſpäterhin wieder an die Tagesordnung kommen kann.

Daß Sie ſich Immermann's [1]) annehmen, freut mich ſehr; ich denke gut von ihm, mußte aber ein Verhältniß zu ihm ſcheuen; ich bin zu alt, um reifende Talente abwarten zu können. Wenn er ſich einmal ſelbſt verſtehen lernt, ſo kann er den Deutſchen willkommen heißen; nehmen Sie ſich deſſelben aus Ihrer höheren Sphäre kräftig an, ſo iſt er geborgen.

Was dieſen Sommer aus mir werden wird, wüßt' ich nicht zu ſagen; wahrſcheinlich bleib' ich ganz zu Hauſe, und da wäre mir ein Beſuch des Freundes höchſt willkommen; von Zeit zu Zeit gebe Nachricht.

And so for ever! G.

Weimar, den 18. Mai 1823.

---

[2]) Vorſtehendes ſollte eben abgehen, als Ihr werthes Schreiben vom 12. Mai [3]) anlangt. Seitdem hat ſich eine Unterhandlung mit Teoli wegen Reſtauration einiger Bilder hervorgethan, deren Reſultat noch nicht entſchieden iſt.

86.

Goethe an Schultz.

So eben, mein theuerſter Verehrter, als Ihr beifälliger Brief [3]) bei mir ankam, und die Geneigtheit verkündigte, das Hackertiſche Bild in Berlin reſtauriren zu laſſen, war der gute Teoli beſchäftigt, das Gewünſchte hier an Ort und Stelle zu leiſten, womit er auch glücklich zu Stande kam. Daneben hatte er eine treffliche Marina, wahrſcheinlich von Backhuyſen, unternommen, und machte ſich damit gleichfalls viel Ehre. Erlauben Sie mir, in ähnlichen Fällen mich, durch Ihre Vermittelung, an die Berliner Künſtler wenden zu dürfen.

---

1) Schultz hatte ſich an dieſen, der damals verabſchiedeter Auditeur beim Generalcommando des 7. Armeecorps zu Münſter war, gewendet, und ihn, unter Anerkennung ſeiner dichteriſchen Leiſtungen, wegen ſeiner über die Burſchenſchaft herausgegebenen Schrift befragt, worauf Letzterer am 15. Mai erwiederte, er habe als Student in Halle, wo er bis 1817 ſtudirte, zwei nicht in den Buchhandel gekommene Broſchüren gegen eine geheime Studentenverbindung und die durch ſie verübten Unbilden geſchrieben, von denen er ſelbſt kein Exemplar mehr beſitze, doch hoffe er ein ſolches noch verſchaffen zu können; dagegen habe er nichts über die allgemeine deutſche Burſchenſchaft verfaßt, und müſſe die betreffende Angabe auf Irrthum beruhen. Vgl. Nro. 86. 100. Von ihm waren bis dahin erſchienen: Trauerſpiele: Das Thal von Roncevall, Edwin, Petrarca; Das Papierfenſter eines Eremiten, Gedichte und Ein ganz friſch ſchön Trauerſpiel von Pater Brey (gegen die falſchen „Wanderjahre" gerichtet).

2) Auf der dritten Seite des gefalteten Halbbogens, mit der Bezeichnung, daß es vor die Erwähnung Immermann's gehöre.

3) Liegt nicht vor.

Ach die Erinnerung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben!

Marthe weinend.

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder, und dann Brot für ſie zu ſchaffen,
Und Brot im allerweit'ſten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Verkauft von ſeinen geſchnittenen Steinen und Gemälden hat er hier nichts; mir gab das Bild von Herodes und Herodias ſehr viel zu denken, und ich müßte viele Bogen ſchreiben, wenn ich ausſprechen ſollte, was mir bei deſſen Anblick durch den Sinn ging; Sie kennen es wahrſcheinlich, und fanden es gewiß auch merkwürdig.

Ich habe dem guten Mann Empfehlung nach Oldenburg mitgegeben, wohin er ſich zu wenden gedenkt. Ein groſſes, bedeutendes Bild von Carracci, das freilich nicht in den beſten Zuſtänden bei uns herum ſteht, erforderte zu viele Zeit, die er nicht aufwenden konnte, und wär' auch theuer geworden, ob ich gleich die Reſtauration ſehr gewünſcht hätte. Er glaubte, man verdiene daran vier- bis fünfhundert Thaler.

Zu Ende des Monats geh' ich nach Marienbad. Kunſt und Alterthum erhalten Sie gewiß, die Naturhefte ſtehen am Schluß. Unſeres Bräutigams [1]) verſprochener Aufſatz iſt heute, den 6. Juni, noch nicht angekommen; in wenigen Tagen bin ich genöthigt fortzuſchreiten. Ich hoffe, Sie werden manches Erfreuliche darin finden.

In jenem von Ihnen gebilligten barometriſchen Gedanken [2]) iſt mir wieder neue Noth zugewachſen; Umſicht nach allen Seiten wird gefordert, auch iſt die Complication gränzenlos; doch indem ich feſthalte, glaub' ich hie und da übereinſtimmende Puncte zu bemerken.

Die Preuſſiſchen Abgeordneten, welche gegenwärtig Beobachtungen an der Oſt- und Nordſee machen [3]), haben uns auch eingeladen, und wir glauben das Nöthige beitragen zu können; ich bin verlangend über die mannigfaltigen Erfahrungen: denn ſie haben ihr Netz weit ausgeſpannt. Sodann wäre neugierig, ob ſie auf den Gedanken kommen, auch auf den Meeren in gewiſſer Entfernung correſpondirende Beobachtungen anzuſtellen; mir würde das ſehr bedeutend ſein, doch wollt' ich mich unmittelbar nicht einmiſchen, es ergibt ſich vielleicht auf andere Weiſe.

Ihr Namensvetter Botanicus [4]) iſt ſehr brav, und ich werde mir ſeine Schrift ſogleich anſchaffen. Einen trefflichen Aufſatz von Ernſt Meyer, Privatdocent in Göttingen, mit meiner

1) Von Henning's.

2) Vgl. oben S. 262 Note 6.

3) Poggendorff, der noch als Studirender, nach dem Tode von Tralles, von der Berliner Academie mit den meteorologiſchen Beobachtungen betraut worden war, ſtellte im Auftrage derſelben zu Gurhaven vom 24. Juni 1823 ab vier Wochen hindurch meteorologiſche Beobachtungen an. Chamiſſo, damals als Dichter noch unbekannt, erklärte ſich zu gleichzeitigen Beobachtungen in Greifswalde bereit. Einem Aufrufe Poggendorff's an die Meteorologen Deutſchland's, ſich dieſem für die Wiſſenſchaft folgenreichen Unternehmen anzuſchließen, wurde bereitwilligſt entſprochen, ſo daß am 1. Juni ſchon ein ſehr bedeutender Theil Deutſchland's durch Zuſagen ſundiger Männer vertreten war. Vgl. Gilbert's Annalen LXVIII, 411 ff. LXXIV, 112. LXXVI, 315 ff.

4) Karl Heinrich Schultz in Berlin, von deſſen Schrift: Die Natur der lebendigen Pflanze, in dieſem Jahre der erſte Band erſchienen war.

Anregung dazu, finden Sie im morphologiſchen Hefte[1]; dort iſt auch auf das gleiche Problem hingedeutet, womit hier der 125. § und beſonders deſſen Abſchluß ſich beſchäftigt. Ueber die Sache, die ſo tief als weit iſt, wüßt' ich jetzt mich nicht zu erklären; möchten Sie aber näher herangehen, ſo iſt nichts, was für den Augenblick mehr förderte, als eine ſo einſichtige als wohlwollende Recenſion meiner morphologiſchen und ſonſt wiſſenſchaftlichen Hefte in der Jenaer Litteraturzeitung Nro. 101. Es thaten ſich verdienſtvolle Männer zuſammen, und ich habe Urſache genug, ihren Bemühungen dankbar zu ſein.[2]

Hier finden Sie nun, mein Beſter, gerade was Sie zu wünſchen ſcheinen, eine Ueberſicht deſſen, was ich für Naturbetrachtung geleiſtet und in welchem Sinne. Es kommt mir wunderlich vor, daß ich noch einmal in's Leben zurückkommen mußte, um mich von dieſer Seite ſo treulich abgeſpiegelt zu ſehen. Und wenn es auch auf einen anderen ſich bezöge, würde mir die Behandlung Freude machen; hier zeigt ſich Schar- und Tiefblick, mit Wohlwollen verbunden, wodurch das Verdienſtliche hervortritt, und jede Bedingung, jede Berichtigung, die gewöhnlich hindert und verneint, ſogleich förderlich und belebend iſt.

Ihr mir zur Morphologie[3] gegönnter Aufſatz, mein Werthеſter, hat ſchon in den Aushängebögen ſehr guten Effect gethan; dagegen kann man verſichert ſein, die ablehnenden, verneinenden Herren ſterben nicht aus.

Herrn Uhden empfehlen Sie mich zum Schönſten; der gebückte Ulyſſes kömmt nächſtens zurück; ich habe ein paar Gipsabgüſſe einer ſehr ſchönen Medaille des 16. Jahrhunderts hinzugefügt. Es würde mir ſehr angenehm ſein, wenn Herr Biſchof Münter, der mir immer geneigt geweſen und dem ich mich beſtens empfehle[4], einen gleichen Abdruck wollte zukommen laſſen; der Gedanke iſt einer der ſchönſten; ich möchte ihn wohl von einem vortrefflichen Meiſter des Alterthums ausgeführt ſehen.

Genauere Nachricht von Zimmermann wird mir viel Freude geben. Seit einiger Zeit hab' ich wieder angefangen, mich nach jungen Leuten umzuſehen; aber freilich nach ſolchen, denen man einen Theil ſeines Nachlaſſes anvertrauen könnte. In Stuttgart findet ſich ein ſchönes Individuum dieſer Art, Namens Atrian[5]; er hat ein verſtändiges Büchlein über die Prieſterinnen der Griechen herausgegeben, woran mich vorzüglich beſticht, daß weder Etymologie noch Myſtik noch Sinnlichkeit darin ſpukt, von

---

1) II. 1, 28 ff. Vgl. Goethe's Werke B. 40, 129 ff. 150, 718.] [39, 350 ff.]
2) Vgl. Goethe's Aeußerung zur Naturwiſſenſchaft II. 1, 110 f.
3) Vielmehr zur Naturwiſſenſchaft. Vgl. S. 261 Note 1.
4) Goethe hatte ihn in Rom kennen lernen. Vgl. einen Brief vom 20. December 1786. Zur Sache eben S. 272.
5) Johann Valentin Atrian, damals Erzieher der Kinder des Grafen von Wintzingerode, ſpäter Profeſſor in Gießen.

welchen lieben Ingredienzien die Productionen dieſer Art jetzt ſelten frei ſind.

Auch einem jungen Eckermann, der in Braunſchweig [1]) lebt, hab' ich eine Weile gefolgt; er hat ſich gleichfalls an mir herangebildet, und möchte zwiſchen Schubarth und Zauper [2]) in die Mitte zu ſtehen kommen; nicht ſo kräftig und reſolut, wie jener, nähert er ſich dieſem in Klarheit und Zartheit.

Sie haben aus meinen kurzen Sprüchen [3]) mit Ernſt und Liebe ſich ein Wort angeeignet; dies freut mich höchlich: denn bei dieſer Art, Samen auszuſtreuen, hat man keine Ahnung, was und wo es aufgehen möchte; erſt wenn man es an anderen wiederkeimen ſieht, verſteht man, was es bedeutet.

Iſt Schubarth fleißig an Paläophron und Neoterpe [4]), wovon der Namensklang mir gar ſehr willkommen klingt. Das gleichgenannte Drama war im Jahre 1800 zum Geburtstage unſerer hochgeliebten Herzogin Amalia aus dem Stegreif gedichtet, und eingelernt, wie es vorſchrift. Die Rolle des Alten für Graf Brühl, die der Neuen für das allergefälligſte Weſen [5]) geſchrieben, das ich je gekannt habe. Der Graf, vor etlich und zwanzig Jahren als trefflicher Jüngling durch die Maske des Bejahrten durchſcheinend, und die junge, friſche Hebe paßten ſehr gut zuſammen; es waren ſchöne Tage und eine glückliche, dem Antiken ſich annähernde Vorſtellung. Zugleich erſchien dieſer Verſuch als Ankündigung der Maskenſpiele, die uns mehrere Jahre in Bewegung ſetzten, und das Publicum unterhielten.

Und indem ich nun zu ruhiger Stunde mir ſolches Mittelalter [6]) gern wiederhole, ſo ſcheinen viele Gebilde abermals wohlthätig auf mich zu wirken. Vielleicht kann ich nächſtens zu Gunſten ſo werther Namensverwandten irgend etwas Nützliches und Erfreuliches leiſten.

1) Soll Hannover heißen. Eckermann's in Abſchrift an Schultz mitgetheilter Brief iſt „Hannover, den 21. Mai 1823" datirt.

2) Von dem Profeſſor J. St. Zauper am Pilsner Gymnaſium waren im Jahre 1821 Grundzüge zu einer deutſchen theoretiſch-praktiſchen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt, und im folgenden Jahre Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutſchen Poetik, erſchienen, die dem Dichter einen angenehmen Eindruck machten; es war ihm lieb, „als wenn er an Spiegeln vorbeiginge und ſich im günſtigſten Lichte dargeſtellt erblickte". Vgl. Goethe's Briefe an Zauper in der zweiten Ausgabe der Studien B. 2. 217 ff. Eckermann I, 73. Goethe's erſte Antwort iſt vom 9. April 1821.

3) Den zahmen Xenien oder den Sprichwörtlich überſchriebenen Verſen.

4) Vgl. oben S. 271 Note 1.

5) Fräulein von Wolfskeel. Vgl. Weimar's Album zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt S. 133 f. 97. Goethe in den Annalen unter dem Jahre 1800.

6) Goethe hat eigenhändig alter über das vom Abſchreiber geſetzte zeit geſchrieben, und zu ſolche ein s hinzugefügt.

Die Sendung der Mutter-Gottes vom Fiſch[1]) behalte mir bis zu meiner Rückkunft vor. Meyer geht nach Wiesbaden, und in drei Wochen ohngefähr hoff' ich in Marienbad zu ſein, wenn nicht einige Wolken, die ſich über unſerer theuren Fürſtin Geſundheit zuſammenziehen, des Großherzogs Reiſe dorthin durch mehrere Verdüſterung aufſchieben, oder gar verhindern. Die Aerzte geben mir, auch ſelbſt in der größten Vertraulichkeit, die beſte Hoffnung; aber ſorgliche Falten legen ſich nach ſo manchen Unfällen in den Geiſt, daß man die Fähigkeit verliert, der Hoffnung die ſchuldige Nahrung zu geben.

Wann ich alſo wieder zu Hauſe ſein werde, wüßt' ich nicht voraus zu beſtimmen, wahrſcheinlich in der Hälfte September's;[2]) indeſſen erhalten Sie auf alle Fälle von Marienbad aus einige Nachricht. Auch nur eine entfernte Hoffnung, Sie wieder zu ſehen, gibt mir neuen Muth, die Zwiſchenzeit möglichſt zu nutzen.

In der Stelle Ihres Briefes, wo Sie von Hackert's Gemälde ſprechen, ſcheint es dem Ausdruck nach, als ob Ihr Reſtaurator das Gemälde von dem Tuch abnehme; man hat mir dieſes Kunſtſtück ſchon früher begreiflich machen wollen; hier iſt denn freilich die Sicherheit einer kühnen Technik zu bewundern. Sehen wir doch eben in dieſen Tagen zwei verwegene Pilger auf dem Seil bis zum Glockenthurm ſteigen, und von dorther, zu Rittern verwandelt, wieder herunterkommen; Jedermann wird angſt dabei, aber ſie leiſten es doch.[3])

Maske ſowohl als Drache ſind auf Nro. 3. des Triumphzugs[4]) unverkennbar; ich bemerkte ſie früher nicht, ſonſt hätt' ich bei Herrn Reichen[5]) deshalb angefragt, welcher entſcheiden konnte, ob ſchon der Maler die ausdrückliche Intention gehabt, oder ob der Nachſtecher ſie erſt hineingetragen. Allenfalls kann ich Gelegenheit nehmen, es noch zu thun.

Indem ich dieſen Brief fortzuſenden zaudere, kommt unſeres werthen Henning's Aufſatz noch nicht an; mag alſo Gegenwärtiges abgehen.

Vor einiger Zeit kam beikommender Brief von Eckermann bei mir an, den ich ſende, weil er ſeinen Zuſtand ganz ausdrückt; nun folgt er geſtern ſelbſt, und erſcheint als ein gar guter, feiner, verſtändiger Menſch. Da er keine weitere Beſtimmung hat, ſo will

1) Vgl. oben S. 272.

2) Vgl. den Brief an Reinhard Nro. 120.

3) Es iſt hier wohl vom Seiltänzer Kolter und ſeiner Schwägerin die Rede, welche kürzlich Kunſtſtück im September 1824 zu Berlin aufführten, wie Zelter an Goethe (Nro. 432) berichtet.

4) Von Montagna.

5) H. J. H. Reichen in London. Vgl. B. 32, 88 ff. (39, 137 ff.) [25, 441.] Ueber Montagna's Bilder im Palaſte Hamptoncourt verdankte Goethe ihm bereits ſehr bedeutende Aufſchlüſſe. Vor Kurzem hatte er noch Knebel's Sohn einen Brief an ihn mitgegeben.

ich ihn nach Jena einleiten, und ihm dort einige Packete abzudrukkender Schriften zum Redigiren und Corrigiren geben. Nach dem Werke, das er mir geschickt hat [1], scheint er hiezu völlig geeignet. Da er sich an meinen Sachen heranbildete, so wird es keine Schwierigkeit haben, mit ihm sich zu verständigen. [2]

In wenig Tagen hoff' ich soll ein Exemplar Kunst und Alterthum [3] wenigstens in Aushängebogen abgehen können. Theilen Sie es Zelter'n mit und grüßen ihn schönstens. Die Jenaer Litteraturzeitung Nro. 101–9 beschäftigt sich mit meinen Naturbetrachtungen; ich bin den Recensenten viel Dank schuldig, um so mehr, als ihre freundliche Anerkennung mich in den Stand setzt, über diese Dinge klarer zu denken und, mit mehr Sicherheit, schneller zu arbeiten.

herzlich zugethan J W v Goethe.

Weimar, den 11. Juni 1823.

87.

Goethe an Schultz.

Das bis auf den letzten Augenblick meiner Abreise verspätete Heft [3] zu übersenden, ist meine letzte Pflicht in Weimar. Möge es den Freunden zu einiger Unterhaltung dienen und mich ihnen vergegenwärtigen, wie sie mir nahe waren, als ich es theilweise verfaßte und im Ganzen redigirte. Mehr ist mir nicht erlaubt zu sagen; die treuesten Wünsche begleiten diese Sendung. [4]

Von Marienbad hoffentlich ein Mehreres. Mögen Sie gelegentlich Herrn C. H. Schultz für die Uebersendung seines Werkes den schönsten Dank abtragen; es reist mit mir nach Böhmen. Gar vieles noch schwebt mir im Sinne, aber es kann sich diesmal nicht loswickeln.

Tausend Lebewohl! G.

Weimar, den [5] Juni 1823.

88.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 24. Juni 1823.

Ungewiß, ob diese Zeilen Sie noch in Weimar antreffen werden, schreibe ich um so mehr nur einige flüchtige Worte, als eine Erkältung mich heute in fieberhaften Zustand gebracht hat. Die

1) Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe. Vgl. Eckermann I, 33, 39.
2) Vgl. an Knebel Nro. 606.
3) Kunst und Alterthum IV, 2.
4) Wörtlich findet sich diese ganze Stelle in den Briefen an Knebel vom 25., an Zelter und Graf Reinhard vom 26. Juni.
5) Das Datum des 25. oder 26. ist nicht ausgefüllt.

Beilage, die ſchon im vorigen[1]) Briefe angeſtrichen war, wurde wegen des mich übereilenden Abgangs der Poſt beizufügen vergeſſen; was Sie gütigſt entſchuldigen wollen.

Seit geſtern beſchäftigen mich die vortrefflichen Jenaer Recenſenten.[2]) Sie haben mehr gethan, als ich gehofft und für möglich gehalten habe. Man findet ſich mitten in der Sache, ohne ſeine eigne Unwiſſenheit zu bemerken; alles iſt klar und leicht gemacht, als hätte man es längſt ſo gewußt. Das Unternehmen verdient ſchon durch dieſe muſterhafte Behandlung das höchſte Lob, durch den Gegenſtand aber unſeren wärmſten Dank. Es wird unendlich viel wirken; nichts hätte gerade jetzt, insbeſondere aber für mich, erwünſchter ſein können. Ich laſſe ſogleich einige Exemplare der ganzen Nummernfolge verſchreiben, in Hoffnung, daß ſie einzeln zu haben ſein werden,

Schubarth dankt von Schleſien aus für Ihr gütiges Andenken, welches ich ihm meldete. Er ſinnt allerdings auf Förderung eines zweiten Stücks von Paläophron und Neoterpe, welches wohl im Winter zu Stande kommen dürfte.[3]) Ein ſchätzbarer Aufſatz von dem D. Lange zu Breslau, einem gleichgeſinnten tüchtigen jungen Philologen[4]), iſt mir von Schubarth ſchon vor ſeiner Abreiſe mitgetheilt worden. Er handelt vom Unterſchiede der antiken und der modernen Tragödie, und enthält, in ſehr ruhiger, klarer Sprache, für mich lehrreiche Dinge.[5])

Ich erwarte täglich mit Ungeduld die Beſtimmungen, welche mich belehren werden, ob ich an den Verſuch, Sie zu ſehen, ernſthaft denken darf.

Die Hartnäckigkeit der Spaniſchen Conſtitutionellen hat in der ganzen Welt viel Schaden gethan, und viel Gutes verhindert.[6]) Endlich wird ſie doch beſiegt werden.

Dieſe peinvolle Zeit wird vorübergehen und beſſere Tage bringen. „Ich trete die Kelter allein“[7]), fällt mir oft ein; es iſt aber auch nur ein Einfall, und man muß dem nicht Raum geben.

1) Nicht vorliegenden. Vgl. S. 271.

2) Vgl. S. 276. 279.

3) Schubarth, der mit Schulz drei Tage in Potsdam zugebracht hatte, bittet am 20. Juni von Heidau bei Parchwitz aus, Schulz möge Goethe gefälligſt ſeinen lebhafteſten Dank für allen Antheil ausdrücken, den er an ihm nehme und künftig noch nehmen möchte. Zugleich fragt er, ob Goethe nicht dazu beitragen könne, daß Eichſtädt den Druck der Beurtheilung ſeiner Ideen in der Litteraturzeitung beſchleunige. Vgl. oben S. 263. f.

4) Vgl. oben S. 264 Note 1.

5) Abgedruckt ohne Namen des Verfaſſers in Schubarth's Paläophron und Neoterpe II. 1–41.

6) Die Franzöſiſche Invaſionsarmee, welche den König von den Cortes befreien ſollte, hatte am 24. Mai Madrid beſetzt, die Cortes aber den König mit ſich nach Cadix geführt, das von den Franzoſen belagert ward. Vgl. unten Nro. 95.

7) Jeſaias 63, 3.

Das Wichtigſte iſt, daß wir jetzt Sommer haben, welcher benutzt werden muß, um den Winter hindurch ohne Leiden im Hauſe verleben zu können. Zugleich iſt dieſes das Mittel, meine Sehnſucht nach mündlicher Unterhaltung mit Ihnen zu befriedigen. Darauf denke ich alſo ganz ausſchließlich.

Meine beſten Wünſche begleiten Sie bis zu frohem Wiederſehen. Ewig der Ihrige.

Schultz.

89.

Goethe an Schultz.

Donnerstag[1]) den 26. Juni fuhr ich von Weimar ab und, nach einer ſorgfältig-bequemen Reiſe, gelangte ich Sonntag den 29. nach Eger, und nachdem ich meine Equipage vorausgeſchickt, Mittwoch den 2. Juli nach Marienbad. Ich ſage dies ſo umſtändlich, um auszudrücken, daß ich die ganze Fahrt als eine mannigfaltig-gemüthliche Spazierreiſe zu behandeln trachtete. Kurz vor mir langte der Großherzog an; wir wohnen in verſchiedenen Häuſern auf einer Terraſſe, wie ich's nennen will, die meiſt den ganzen wunderbaren Ort von oben herunter beſchaut. Das Ganze, das aus großen und anſehnlichen Häuſern beſteht, hat etwas Wohnlich-freundliches, ich möchte wo anders nicht lieber wohnen. Auf den Großherzog thut es dieſelbige Wirkung. In allem ſind gegen vierhundert Menſchen hier, welche ſämmtliche bedeutende Wohnungen einnehmen. Laſſen Sie das Drittheil davon zur höheren Geſellſchaft gehören, ſo ſehen Sie, daß die gebildete Welt einen mäßig-angenehmen Zirkel macht.[2])

Einer von meinen Begleitenden[3]) ſchreibt Wind, Wolken und Wetter ſorgfältig auf: denn leider hat mich auch dieſes Luftgetümmelweſen gewaltig ergriffen[4]), und da muß man denn der lieben Erfahrung aufpaſſen und ſehen, ob ſie ſo höflich iſt zu handeln, wie man wollte.

Ein anderer regſamer, leidenſchaftlicher Bergfreund[5]) hat ſchon die Felſen rings umher zuſammengepocht. Wir ließen vor'm Jahr eine vollſtändige Sammlung hier[6]), machen nun Duplicate und Triplicate, finden wenig Neues, doch gibt es zu guten Gedanken Anlaß, die in der Geognoſie und Geologie nöthiger ſind, als irgendwo, weil ſich mancher hier mitzureden vermißt, dem die Natur

1) Vielmehr Freitag, wie im Folgenden Montag ſtatt Sonntag ſtehen muß.

2) Vgl. an Knebel Nro. 608, an Zelter Nro. 411.

3) Sein Kammerdiener und Schreiber J. John. Vgl. Nro. 92.

4) Vgl. Nro. 92.

5) Sein Diener Stadelmann. Vgl. Briefwechſel mit Grüner S. 160. unten Nro. 92.

6) Vgl. B. 40, 210 ff. (60, 129 ff.) [30, 198 ff.]

weder Anſchauungs- noch Faſſungs- noch Ordnungsgabe verliehen hat.

Die Chronik meines Lebens, Zurechtſtellung der Tagebücher und ſonſtiger Notizen, hab' ich auch ſchon um ein paar Jahre von hinten hervor gefördert, und ſo, denke, wird das friſchere Gedächtniß die Einzelnheiten früherer Jahre wieder nach und nach beleben und mit ſich aufrollen. [1]

Kunſt und Alterthum IV. 2, haben Sie erhalten; den letzten Bogen vom wiſſenſchaftlichen Hefte [2], ſogar den Umſchlag, habe noch vor dem Einſteigen revidirt. Ich wünſchte, Sie erhielten das auch bald; denn es iſt manches darin niedergelegt, was ich höchlich ſchätze, was mir am Herzen liegt, und das ich an das Ihrige lege.

Die Jenaiſchen Blätter haben mir einen größeren Dienſt erzeigt, als denkbar iſt; denn wie hätte ich zu ſolcher Erinnerung dann Luſt gefunden? woher Fähigkeit und Trieb auch ſelbſt zu reaſſummiren? [3] In meinen Jahren muß man vorwärts gehen, aufwärts bauen und nicht mehr nach dem Grundſtein zurückblicken, auf welchen man ſich gut fundirt zu haben glaubt.

Es ſchweben mir noch wunderliche Dinge vor; davon wäre denn bei ſchicklichem Zuſammentreffen löbliche Mittheilung zu geben.

Wie lang mein hieſiger Aufenthalt dauren mag, ſeh' ich nicht voraus; meine Abſicht wäre, bis Anfangs Auguſt's hier zu verbleiben, alsdann von Eger aus Gebirg und Land und mancherlei menſchliche Zuſtände unmittelbar zu ſchauen. Denn mir ſcheint nichts nöthiger, als äußere ſinnliche Anregung, damit ich mich nicht in's Abſtracte, oder wohl gar Abſolute verliere.

In der Hälfte September kehr' ich alsdann wieder zu Hauſe; doch vernehmen Sie von Zeit zu Zeit den Verlauf meines Lebens; möge der Ihrige zu gedachter Epoche ſich nähern, und wir uns wieder unmittelbar berühren. Es gibt jetzo gar zu vieles, was man weder ſchreiben kann noch mag, was man wohl könnte und verſteht, aber auch gern die Beſtätigung von einem Freunde vernehmen möchte, und beſeh' ich es von vielen Seiten, ſo iſt es unerläßlich, daß man ſich ſpreche.

Man brachte mir die Lateiniſche Ueberſetzung von Hermann und Dorothea [4], es ward mir ganz ſonderbar dabei; ich hatte dieſes Lieblingsgedicht viele Jahre nicht geſehen, und nun erblickt' ich es wie im Spiegel, der, wie wir aus Erfahrung und neuerlich aus den entoptiſchen Farben? wiſſen, eine eigne magiſche Kraft auszuüben die Fähigkeit hat. Hier ſah ich nun mein Sinnen und Dichten, in einer viel gebildeteren Sprache, identiſch und verändert,

1) Vgl. an Zelter Nro. 411.
2) Zur Naturwiſſenſchaft II. 1.
3) Vgl. die Bemerkungen zur Naturwiſſenſchaft II. 1, 111 ff., in den Werken die erſte Reihe Betrachtungen über Naturwiſſenſchaft.
4) Von B. G. Fiſcher, Profeſſor zu Schönthal. Stuttgart 1822.

wobei mir vorzüglich auffiel, daß die Römische nach dem Begriff strebt und, was oft im Deutschen sich unschuldig verschleiert, zu einer Art von Sentenz wird [1]), die, wenn sie sich auch vom Gefühl entfernt, dem Geiste doch wohlthut. Ich möchte übrigens nicht weiter darüber nachdenken; denn eine solche Vergleichung führt zu tief in den Text.

Verzeihung! Sie sehen aus diesem Blatt, daß ich mir Sie schon als gegenwärtig vorstelle, wo man es nicht gar zu genau nimmt.

Tausend Lebewohl! S.

Marienbad, den 9. Juli 1823.

90.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 12. Juli 1823.

Gegenwärtiges an Sie, verehrtester Freund, gelangen zu lassen, gibt mir Herr Wilhelm Hensel [2]) die erwünschte Gelegenheit, welcher auf dem Wege nach Rom, um Sie zu sehen, über Marienbad reiset. [3]) Sie werden bereits von ihm, als einem unserer vorzüglichsten jungen Künstler, gehört haben; vielleicht finden Sie Vergnügen, seine kleinen Zeichnungen, die er bei sich führt, durchzublättern. Sein ausgezeichnetes Talent lebhafter Auffassung von Characteren hat ihm, bei Hofe wie im Publicum, viele Gunst erworben; Sie werden in seinen kleinen Portefeuille's eine Menge von Bildnissen bekannter und unbekannter, hoher und geringer Personen finden. Sein Wunsch, denselben Ihr Bildniß beifügen zu dürfen, ist auch der Ihrer hiesigen Freunde; er ist der Absicht, wenn es ihm gelänge, dasselbe in Italien einem guten Kupferstecher zu übergeben, wobei wir alle interessirt sind, da jeder gelungene Zug, den man aus den verschiedenen Bildnissen von Ihnen herausfindet, für Ihre Verehrer ein Schatz ist, wir also hier gewiß einem neuen Gewinn entgegen sehen dürfen. Möge Herr Hensel Sie in bester Gesundheit und Behaglichkeit antreffen!

Da wir unter alle dem Regenwetter der letzten vier Wochen doch auch einige heitere Tage hatten, benutzte ich diese, mich durch den eben so gefälligen als thätigen Namensvetter Botanicus [4]) über die von ihm entdeckten Bewegungen des Pflanzensaftes belehren zu lassen. Noch nie habe ich microscopische Beobachtungen von solcher unzweifelhaften Evidenz gesehen; wüßte ich nur, wie ich Ihnen dieses Vergnügen verschaffen könnte! Das Auf- und Absteigen

1) Goethe hat eigenhändig das vom Schreiber mißhörte führt in wird geändert.

2) Hofmaler zu Berlin.

3) Auch Zelter gab Hensel an demselben Tage einen Empfehlungsbrief an Goethe mit. Vgl. Briefwechsel mit Zelter Nro. 410.

4) Vgl. oben S. 275.

des Saftes in der Chora, der Proceß in den Knoten derſelben, die Bewegung des Saftes in der Rinde des Ahorns iſt mir auf das Deutlichſte und ganz ſo, wie Schultz die Beſchreibung und Abbildung davon gibt, vor Augen gekommen; darüber kann gar kein Zweifel ſein, und die Stumpfſinnigkeit der Beobachter von großem Ruf und Range, die von alle dem nichts ſehen zu können behaupten, iſt ein größeres Räthſel als die Sache ſelbſt, die überdem rationell ſo klar iſt, daß von dieſer Seite wenig zu wünſchen übrig bleibt. Nur das Auf- und Abſteigen des Saftes in der Ahornrinde haben wir noch nicht ſehen können, weil keine friſche Zweige zu haben waren, und die Sonne ſeitdem nicht wieder zum Vorſchein gekommen iſt; ich zweifle aber daran eben ſo wenig als an irgend einer anderen Behauptung des jungen Mannes, der ſich als durchaus wahrhaft und im höchſten Grade unbefangen bewährt, dabei mit lebendigen äußeren und inneren Sinnen, wie man einen Naturforſcher nur wünſchen mag.

Tauſend Dank für das gar werthe Heft über Kunſt und Alterthum! Was liegen darin nicht für neue Geſchenke! — es iſt, als hätte man noch nichts gewußt! Und wie zart knüpft ſich durch das, was wir weiter zu erwarten haben, für ſtets erneuete Folge das Band des Wohlthuns und der Dankbarkeit, die nie ſich erſchöpfen wird!

Für mich ſind die Ausſichten auf einen heiteren Genuß der Sommermonate durch die langwierige und ſchwere Krankheit ſehr getrübt worden, an welcher mein älteſter Sohn[1]) darniederliegt. Schwerlich werde ich früher als in der Mitte des Auguſt nach Salzbrunn in Schleſien abreiſen, um, wo möglich, ihn dahin mitnehmen zu können. Unter dieſen Umſtänden muß ich die Hoffnung, Sie zu ſehen, bis zum Herbſte verſchieben; bis wohin ich noch nähere Nachricht von mir zu geben nicht unterlaſſe.

Sollte das Heft zur Morphologie[2]), in welchem der Aufſatz über den Phosphor im Auge abgedruckt iſt, noch nicht abgeſchloſſen ſein, ſo könnte ich, wenn Sie es zweckmäßig finden, einen Nachtrag dazu liefern, der das Intereſſe an der Sache ſehr erhöhen würde. Neuere Erfahrungen haben dieſem Gedanken eine mir unerwartete Ausdehnung gegeben; die Mediciner werden ſich ſolche zu Nutze machen, und haben willig von allen Seiten her Belege dafür beigebracht. Wir befinden uns hiebei ganz deutlich auf der Gränze des animalen und des pflanzlichen Lebens, wie ich von jeher ahnete, daß wir dahin kommen müßten. Von dieſer Seite hätte Ihre Farbenlehre keinen größeren Triumph haben können, da alles, was hierin gewonnen iſt, direct durch ſie gewonnen iſt, und vielleicht auf keinem anderen Wege hätte jemals gewonnen werden können.

---

1) Bernhard.
2) Vgl. eben S. 261. 276.

Marthe.

Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerey bey Tag und Nacht!

Mephistopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er sprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da bethet' ich für Frau und Kinder brünstig;
Uns war denn auch der Himmel günstig,
Daß unser Schiff ein Türkisch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie sich's gebührte,
Mein wohlgemeßnes Theil davon.

Marthe.

Ey wie? Ey wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephistopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,
Als er in Napel fremd umher spatzierte;

Unſeres vortrefflichen Meyer's Geſchichte der alten Kunſt, deren Erſcheinen zu Oſtern d. J. ich mit größtem Verlangen als ganz gewiß entgegen geſehen habe, iſt mir recht eigentlich wie das Röhrwaſſer ausgeblieben [1]; denn die Buchhändler wiſſen noch immer nichts davon. So iſt auch der Verfolg der vortrefflichen Jenaiſchen Recenſionen über Ihre morphologiſchen Hefte ausgeblieben, nachdem die erſten drei Nummern davon ſchon vor fünf Wochen hier angekommen waren. Inzwiſchen dürſten wir, und keine andere Nahrung vermag dieſen Durſt zu löſchen.

Zum erſten Male bin ich vor Kurzem in Beſitz der Memoiren der Stephanie Luiſe de Bourbon-Conti [2] gekommen, deren Leſung mir großen Genuß gewährt hat; nicht ſowohl an ſich — denn dieſe hiſtoriſche Wirklichkeit iſt troſtlos —, als vielmehr, indem ich dadurch Ihr Verfahren in der Eugenie [3] zu ſchätzen Gelegenheit erhielt, und mir über Ihren Plan zur Fortſetzung und weiteren Entwickelung der Intention des Ganzen eigne Gedanken machen konnte. Da Sie nun gerade über die Tetralogien der Griechiſchen Tragiker ſo ſchätzbare Worte geſagt haben [4], möchte ich wohl bitten, davon Veranlaſſung zu nehmen, uns über Ihre Abſicht mit der Eugenie Aufſchluß zu geben, woraus wir außerordentliche Belehrung zu hoffen haben dürften; denn der Fall iſt hier doch ein ganz anderer, zwar dem Verfahren Schiller's [5] verwandt, aber doch noch, wie man aus der Eugenie erkennt, ein ganz anderer.

Hiemit aber, um Herrn Heniel nicht zu verſäumen, muß ich ſchließen. Erhalten Sie ſich für die Welt, und mir Ihre Liebe!

Ewig der Ihrige. Schultz.

91.

Goethe an Schultz.

Ihr lieber Brief, Theurer, Verehrter, durch Henſel [6] kommt mir zu guter Stunde, heute am 30. Juli, wo wir des ſchönſten Wetters genießen. Das Verlangen, mein Portrait von des jungen geſchickten Malers Hand zu ſehen, ward auch von Herrn

1) Vgl. die Worte des Schatzmeiſters im Faust (B. 12, 12):
Subſidien, die man uns verſprechen,
Wie Röhrenwaſſer blieben aus.

2) Mémoires historiques de Stephanie-Louise de Bourbon-Conti écrites par elle même. 1798. Vgl. Varnhagen von Enſe a. a. O. I, 441 ff. Manso's Freihafen III, 4, 71 ff.

3) Der natürlichen Tochter, die Goethe ſelbſt gern mit dem Namen Eugenie bezeichnete.

4) In Kunſt und Alterthum IV, 2, 158 ff. Werke B. 33, 8 ff. 146, 11 ff.) [26, 326 ff.]

5) Im Wallenſtein.

6) Goethe ſchreibt Henſchel, in Erinnerung an die Gebrüder Henſchel, Zeichner und Kupferſtecher in Berlin.

Wolff [1]) ausgesprochen, und ich bereit, es zu erfüllen. Leider gelang es nicht, welches ich mir folgendermaßen erkläre. Henfel ist zu sehr gewohnt, in geselligen Zirkeln Aehnlichkeiten aufzufassen und sie skizzenhaft anmuthig vorzutragen, weswegen er im gegenwärtigen Falle nicht genug Sorgfalt auf den Umriß wendete, wobei mir gleich angst ward. Wie er nun die Ausführung der einzelnen Theile vernahm, erschien ein ganz anderer Mensch, der wenig Aehnlichkeit mit mir hatte. Unglücklicherweise kam die Fürstin Hohenzollern dazu, die ihn durch allerlei Belehrungen und Andeutungen zerstreute, so daß er sein Werk endlich selbst mit Mißvergnügen ansah.

Kurz vorher hatte ich einem Russischen, in Rom und Paris gebildeten Maler, der gut dachte und geschickt arbeitete, mehrere Stunden gesessen, welchem denn glückte, Jedermann zufrieden zu stellen, auch den Großherzog, dem nicht leicht etwas in dieser Art genügt. Dieser denkt nach Berlin zu kommen, und heißt Kiprinsky. [2])

Die vier ersten Wochen der Cur sind, mit abwechselnder Witterung, glücklich und froh vorüber gegangen; schöne Wohnungen, liebenswürdige Nachbarschaft, vertraulicher Umgang mit mehrjährigen Freunden und neuen Bekannten. Graf von St. Leu [3]) ist auch hier zu meiner großen Freude. Mit einem Acteur der Weltgeschichte, der zugleich so ein guter und hochgebildeter Mann ist, geistig umzugehen, wird (wirkt?) im höchsten Grade belehrend und anfrischend. Hab' ich das Glück, Sie zu sehen, so wird auch von ihm viel zu reden sein.

Den 9. August 1823.

Heute ging der Großherzog von hier ab [4]) mit vortheilhaft gebrauchter Cur, doch hätt' es noch besser sein können, wenn er sie regelmäßiger und anhaltender genutzt hätte. Er wird nach Berlin kommen, um den Manövers beizuwohnen.

Der Geburtstag Ihres Königs [5]) ist vielfach, besonders auch in unserem Kreise, froh gemüthlich begangen worden.

Daß Sie meinen naturhistorischen Arbeiten näher getreten, sie noch lebhafter in sich aufgenommen, thut mir sehr wohl. Ich weiß, daß diese sonderbaren Erzeugnisse eines sonderbaren Menschen sich nicht leicht in einem anderen Geiste völlig zusammenhängend nach der ursprünglichen Reihenfolge wieder abspiegeln können; deswegen die Wirkung schon höchst erfreulich ist, wenn in dem Theilnehmen-

1) Dem unter Goethe's Leitung gebildeten Schauspieler P. A. Wolff in Berlin.
2) Maler der Petersburger Akademie. Eine Lithographie dieser Zeichnung erschien 1826 zu Paris von Grevedon.
3) Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland. Goethe hatte ihn im Jahre 1810 gleich nach der Niederlegung der Regierung in Teplitz kennen und lieben lernen. Vgl. Kalk Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt S. 163 ff. Werke B. 31, 217 f. 239, 245 f.) [Z. 161 f.]
4) Vgl. Grüner S. 160.
5) Der 3. August.

den deſſen eignes Grundprincip aufgeregt wird, nach individueller Art und Weiſe ſich ſeine Welt daraus hervorthut, wodurch denn gewiß eine Annäherung an die meinige ſich ergeben muß. Das Allgemein-menſchliche entwickelt ſich aus jedem edlen Gemüth, das mit Ruhe auf ſich wirken läßt und aus ſich ſelbſt heraus wirkt.

Eckermann[1] iſt in Jena, und arbeitet ſchon in meinen Papieren, wie ich aus einer Probe ſehe, mit Sinn und Verſtand; ich werde ſuchen, ihn feſt zu halten, um die nächſten Monate weiter vorzurücken, welches immer ſchneller gehen wird, je mehr er ſich mit dem Vorrath bekannt macht. Er iſt übrigens mit meiner Denkweiſe ſo vertraut, daß er das Geſchäft dem Sinne nach eben ſo gut und der Ausführung nach beſſer, als ich ſelbſt, leiſten dürfte.

D. Schultz[2] ſandte mir ſeine Arbeit, in die ich hineingeſehen habe, und gerade die Stelle der Safteirculation fand, von der Sie ſprechen; ſobald ich wieder in die Hesperiſchen Gärten[3] zurückkehre, werd' ich mich ernſtlich mit ſeinen Fortſchritten beſchäftigen.

Ein von Leinwand auf Leinwand zu übertragendes Bild ſende nächſtens, wenn auch nicht von Werth, doch zum Verſuch und Vergleichung.

Hier in Marienbad würden Sie ſich dieſen Monat ſehr gefallen haben; nun zeigen ſich neue Gäſte, wir aber haben ſchon allen Antheil ausgegeben, und wer ihn empfing, nimmt ihn mit ſich fort. Vom 20. denk ich in Eger zu verweilen, am Schluß des Monats zwiſchen Weimar und Jena; wie ſollten Sie willkommen ſein! Mehr oder weniger bedeutende Menſchen hab' ich geſprochen, und ein wunderliches Reſultat herausgezogen. Ihr Hauptſtreben in eine unmögliche Synthese, in der ſie ſich abquälen, die Verſtändigten wie die Unverſtändigten; Tod und Leben, Regiment und Freiheit, Meiſterſchaft und Bequemlichkeit, Leidenſchaft und Dauer, Gewalt und Sittlichkeit ꝛc. ꝛc., das ſoll vereinigt zur Erſcheinung kommen. Ich ſage nichts weiter; den Commentar machen Sie ſelbſt, er wird uns manche Stunde beſchäftigen.

Möge doch der Sommer Ihnen ſo viel Kraft und Lebensluſt verliehen haben, daß Sie Ihre Reiſe zu uns in der Hälfte Septembers anzutreten ſich geneigt fühlen; vieles, vieles hab' ich mitzutheilen, Gethanes und Gedachtes. Gern ſendete ich das neuſte Heft der Morphologie ꝛc.[4]; es iſt aber noch kein vollſtändig Exemplar bis zu mir gekommen.

1) Eckermann hatte mir das nach Materien geordnete Inhaltsverzeichniß der vier erſten Bände mit Ausſchluß des noch nicht ausgedruckten letzten Heftes von Kunſt und Alterthum zugeſandt, und ſeine Wünſche und Pläne ihm offen ausgeſprochen. Goethe's freundlich theilnehmende Antwort iſt vom 14. Auguſt datirt.

2) Vgl. oben S. 275. 283 f.

3) Die botaniſchen Studien.

4) II, 1.

Den Aufſatz, deſſen Sie erwähnen, ſenden Sie ja baldigſt, den Nachtrag mein' ich zu dem Phosphor im Auge; er kann im nächſten Hefte gar wohl abgedruckt werden, und mir noch vorher beſondere Dienſte leiſten; denn ich werde nunmehr einen weitläufigen Auszug aus Purkinje mit meinen Noten in's Engere bringen, wo ich gleichfalls vom Organiſchen bis zum höchſten Pſychiſchen hinaufſteige, und da kann ich denn durch das, was Sie auf Ihrem Wege entwickeln, höchlich gefördert werden, vielleicht einen Theil meiner Vorarbeit völlig entbehren.[1])

Schubarth grüßen Sie wiederholt, und ſagen mir etwas von ſeiner öconomiſchen Lage[2]); ich war manchmal unzufrieden hie und da mit ſeinen Productionen; allzuſcharf macht ſchartig, ſagt' ich mir.[3]) Vor Kurzem hab' ich wieder einiges von ihm nachgeleſen; es iſt jedenfalls ein höchſt vorzüglicher Mann, der noch viel Gutes und Rechtes wirken wird, Ihrer Theilnahme vollkommen werth.

Die Methode, das Barometer als hauptwirkſam bei allen atmoſphäriſchen Erſcheinungen anzuſehen, hat mir ſehr gefruchtet, ja mich beinahe übermäßig in dieſem Fache beſchäftigt. Außer dem, was das neuſte Heft[4]) bringen wird, erfahren Sie noch manches ſehr Erfreuliche; wenn man eigenſinnig auf dieſem(m) Mittelpunct verharrt, ſo ſieht man nach allen Seiten gar ſicher hin; ſchon hab' ich über den Einfluß der Jahrszeit und der damit zuſammenhängenden Wärme mir fruchtbare Gedanken entwickelt, und konnte das Bedingende der Oertlichkeit auf dieſem hohen Standpuncte, in der Nachbarſchaft von dem ſich weit erſtreckenden Böhmerwald, gar wohl beobachten und merken; der Winter wird Zeit geben, das alles methodiſch zu redigiren.

---

1) Die Anzeige von Purkinje's Schrift (vgl. oben Nro. 13. 57. 59.) findet ſich zur Naturwiſſenſchaft II, 2 und in den Werken unter den Aufſätzen Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen.

2) Schubarth gab im Briefe an Schultz vom 6. September darüber nähere Auskunft. Daſelbſt wünſcht er, daß die Homeriſche Sache (die Beurtheilung ſeiner Ideen, die noch in demſelben Monate erſchien. Vgl. oben S. 263 f.), in Gang kommen möge, bei welcher weit mehr alles in Goethe's und Schultzens moraliſchen Willen gelegt ſei, als bei der Berliner Anſtellung. „Indem ich Goethen ſchönſtens mich zu empfehlen bitte", ſchließt er, „werde ich es dankbar verehren, wenn er es über ſich gewinnen kann, vor Ihnen wenigſtens ſeine volle Meinung und alle Bedenken über mich und mein Treiben nicht zu verbergen. Ich glaube ſchon um eines gewiſſen Mißtrauens, das ihm meine und alle Jugend einflößen muß, kein Recht auf ſolchen unmittelbaren Aufſchluß zu haben. In der That fällt es mir auch nicht ſchwer, aus ganzer Ueberzeugung ihn ſo hoch zu ſtellen, daß ich mir eine ächte Mittheilung zwiſchen ihm und mir nur durch Vermittelung denken kann. Deshalb ſchreibe ich nicht an ihn ſelbſt, und werde mich hüten, nicht jede Gelegenheit, wo es thunlich iſt, zu umgehen." Noch mißmuthiger hatte er ſich in einem früheren Briefe über Goethe geäußert, der es mit ſeinen Verſprechungen wie die Könige mache, die man nicht beim Worte nehmen dürfe.

3) „Schubarth geht oft ein wenig tief", äußerte Goethe gegen Eckermann (I, 61); „doch iſt er ſehr tüchtig, es iſt bei ihm alles prägnant."

4) Zur Naturwiſſenſchaft II, 1, 62 ff.

Nicht weniger bin ich im Geognoſtiſchen den ſtreitigen Puncten näher gerückt. Auch da muß man ſich losſagen von allem äußeren Einfluß, nur genau Acht geben auf alte bedeutende Stimmen aus der Wüſte.[1] Die neuere Zeit iſt in ihrem Unſinn verſunken und wird ſich ſchwerlich daraus retten, weil ſie ſich allzu ſanft gebettet fühlt, anſtatt daß wir andere, die wir mit Mühe und Anſtrengung begonnen, auch ſo zu endigen genöthigt ſind.

[2] Und ſo kann ich noch das letzte Blatt mit Erfreulichem und Würdigem abſchließen.

Madame Milder hab' ich ſingen hören, im engen Kreiſe, kleine Lieder, die ſie groß zu machen verſtand; es iſt auch gut, daß man dergleichen Muſterſtücke nur unerwartet vernimmt.[3]

Madame Szymanowska, ein weiblicher Hummel, mit der leichten Polniſchen Facilität, hat mir dieſe letzten Tage höchſt erfreulich gemacht; hinter der Polniſchen Liebenswürdigkeit ſtand das größte Talent gleichſam nur als Folie, oder wenn Sie wollen, umgekehrt. Das Talent würde einen erdrücken, wenn es ihre Anmuth nicht verzeihlich machte. Sie kommt nach Berlin.[4]

Zu Ablehnung des Vorwurfs,
als wenn ich mich zu viel mit dem Himmel abgäbe
und die Erde vernachläſſige.

Wenn ſich lebendig Silber neigt,
So gibt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts ſteigt,
Iſt blaues Zelt zugegen.
Auch ſinke viel, es ſteige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb-lebend'gen Herzens.[5]

Möge die Fortſetzung dieſer quodlibetartigen Unterhaltung uns in der Hälfte September's gewiß ſein!

treulichſt J W v Goethe.

Weimar, den 19. Auguſt 1823.

---

1) In den Nachträgen zur Farbenlehre führt Goethe einige Männer, welche das Wahre lehrten, aber nicht gehört wurden, als Prediger in der Wüſte an.

2) Hiemit beginnt die vierte Seite des zweiten in Quart gefaltenen Halbbogens.

3) Vgl. den Brief an Zelter vom 24. Auguſt. oben S. 173. Note.

4) Vgl. ebendaſelbſt. Eckermann II, 77 f.

5) Dieſe Verſe ſtehen nebſt anderen unter der Ueberſchrift Marienbad 1823 B. 6, 99. (4, 129.) [6, 119.]

92.

Goethe an Schultz.

Theurer Verehrter!

Mein Brief vom 9. Auguſt aus Marienbad wird Sie hoffentlich zu rechter Zeit gefunden haben; nun muß ich ihm eine heitere Bemerkung nachbringen. Dort hab' ich doch, mit ſelbſtgefälliger Weisheit, das ſo unerläßliche als irrige Beſtreben der Menſchen getadelt, die ſich mit unmöglichen Syntheſen abquälen. Das Blatt war kaum zur Poſt, als ich mich auf der unmöglichſten aller Syntheſen ertappe, und ganz im Ernſte lachen muß, wobei das Schlimmſte ſein mag, daß ich durch dieſe Erkenntniß keineswegs gebeſſert war, die fruchtloſe Operation vielmehr ununterbrochen fortſetzte.

Dieſem Gewahrwerden nachgehend, bin ich ſeit acht Wochen auf beſondere Wege guter Gedanken gerathen, die ich noch immer verfolge, am Liebſten aber im Geſpräch mit Ihnen potenziiren möchte.

Gegenwärtig nur ſo viel. Den 13. September hoff' ich in Jena zu ſein. Wo Sie dieſer Brief auch trifft, geben Sie mir nach Weimar Nachricht, ob und wann ich Sie zu ſehen hoffen darf, wornach ich mich ernſtlich ſehne. Wunderbar iſt's! in der Geſellſchaft, wie ſie mich ſeit jener Zeit umgab, fehlt es nicht an Geiſt, aber, indem er ſich auf die Negative, auf's Mißreden wirft, zerſtört er ſich ſelbſt und verſchwindet in Dunſt. Indeſſen hab' ich viel Menſchen geſehen, in gar manche Zuſtände hinein geblickt, auch vieles genoſſen, und nach dem Texte der heiligen Schrift [1]) muß mir viel verziehen werden; denn ich habe viel geliebt. [2]) Hiezu war mir Zeit gegönnt, ohne daß ich deshalb in der Naturwiſſenſchaft zurückgeblieben wäre. Ich führe zwei thätige Jüngere [3]) neben mir, wovon der eine die Erde durchklopft, der andere ſich um die Meteore des Himmels bekümmert, und ſo iſt viel geſammelt und bemerkt worden. Auf jenes Athmen der Erde [4]) weiß ich ſchon viel Himmliſches, beinahe alles zu beziehen, und wäre es auch nur zur Uebung des Geiſtes, ein ſolcher Verſuch würde immer viel Nutzen bringen.

Nebenbei ſind auch einige Gedichte gelungen, die für mich Werth haben, und für Freunde hoffentlich nicht werthlos bleiben ſollen. [5]) Mehr kann ich wohl nicht verlangen, beſonders da noch manches andere Gute als die unglaubliche Talentäußerung der

1) Lucas 7, 47.

2) Goethe war damals von feuriger Liebe zu einem Fräulein von Levezow ergriffen worden, und man ſprach von einer Heirat. Vgl. Grüner a. a. O. S. 183. 185. Eckermann I. 70 f. H. Düntzer Studien zu Goethe's Werken S. 209 Note. Irrig iſt die Angabe in der Schrift von W. C. (Ludecus) „Aus Goethe's Leben" S. 22 f.

3) Stadelmann und Jehn. Vgl. oben S. 281.

4) Vgl. oben S. 262. 269.

5) Beſonders iſt die ſpäter in die Trilogie der Leidenſchaft aufgenommene Elegie aus Marienbad gemeint. Vgl Eckermann I. 70 ff.

Pianoſpielerin Madame Szymanowska mit Worten nicht anzudeuten iſt. Sie hat ihren Weg nach Berlin genommen. Sollten Sie die ſo liebenswürdige als kunſtfertige Frau ſehen und hören, ſo werden Sie mir nicht verargen, von ihr entzückt geweſen zu ſein. Auch Madame Milder hab' ich zum erſten Mal bewundert; aus vier kleinen Liedern hat ſie das Größte gemacht über alle Erwartung. Den Complex dieſer unſchätzbaren Perſönlichkeit hör' ich nun ſchon ſo lange rühmen, und da ſind' ich freilich die Einwohner einer großen Königsſtadt höchſt beneidenswerth, die an ſo herrlich beſetzten Tafeln ohne Umſtände ſich niederzulaſſen berufen ſind.

Und ſo hätt' ich denn doch aus der Fülle meiner beiden Monate dieſem Blatt einigen Inhalt mitgetheilt. Möge ich doch bald mit guten Hoffnungen für die nächſte Zeit beglückt werden!

Das Schöne zum Guten![1]) G.

Eger, den 8. September 1823.

93.

Schultz an Goethe.

Salzbrunn, den 13. September 1823.

In Geſellſchaft des Geheimerath B(eyer) und des Fräulein Albertine von F. kehrte ich heute auf einer Droſchke vom Zeiskengrunde zurück, als eben die Sonne hinter den Adelsbacher Bergen untergegangen war. Da bemerke ich im Oſten, dem Untergange der Sonne genau gegenüber, auf meiſt heiterem blauem, nur von wenigen horizontalen weißen Streifwolken durchzogenem Himmelsgrunde eine Radiation von zarten dunkelgrauen Strahlen, deren ich zwölf ſehr deutlich, und ungefähr 30 Grade am Horizont hinaufgehend, wahrnahm. Das Centrum dieſer Schattenſtrahlen lag ungefähr um eben ſo viel unter dem Horizonte, als die bereits untergegangene Sonne im Weſten, und ſchien daſſelbe, da die Erſcheinung wohl eine Viertelſtunde lang deutlich beobachtet werden konnte, um eben ſo viel tiefer unter den Horizont zu ſinken, als die Sonne im Weſten tiefer hinabſank. So wurden denn die Schattenſtrahlen im Oſten um ſo ſchwächer, und nach einer halben Stunde ganz unſichtbar. Die Farbe derſelben war der Farbe dunkler Wolken ganz ähnlich; ſie zeigten jedoch durchaus keinen Körper, keine eigne Conſiſtenz oder Form — ein luftiges, lineares, von einem unſichtbaren Centrum ausgehendes Weſen, welches ſelbſt von den dünnen Streifwolken am öſtlichen Horizonte nicht unterbrochen wurde, ſondern ſolche überſtrahlte.[2]) Der weſtliche Himmel, beſonders der Untergang der Sonne, war mit dünnen grauen und weißen Streifwolken, die aus Norden her wie vom Winde gepeitſcht erſchienen, meiſtens überdeckt; der Süden war wolkenfrei und heiter. Kein

1) Später nebſt dem Datum hinzugefügt.
2) Hier folgt eine kleine bildliche Darſtellung.

Wind herrſchte, die Luft war kühl und hell. Das Barometer fiel an dieſem Tage um eine halbe Linie. Meine Begleiter und andere Perſonen der Geſellſchaft nahmen die Erſcheinung eben ſo, wie ich, wahr.

Den 11. September.

Am frühen Morgen eine ungewöhnlich warme, angenehme Luft, wie ſolche faſt in dieſem Jahre nicht ſtattgefunden hatte; der Himmel mehrentheils mit weißen Schäfchen bedeckt. Das Barometer iſt abermals um mehr als eine Linie gefallen.

Den 15. September.

Das Barometer iſt nochmals um eine halbe Linie gefallen. Die Luft wird immer ſchwüler. Ein Gewitter drohet am Abend, verzieht ſich aber wieder.

94.

Goethe an Schultz.

Eilig und mit Wenigem vermelde, daß den 13. in Jena angekommen bin, und den 16. in Weimar ſein werde. Von da an alſo ſind Sie mir herzlich willkommen; ich richte mich ein, daß Sie bei mir wohnen können. Fahren Sie nur gleich am Hauſe an! Doch wäre mir's lieb, wenn Sie durch einen Brief mich erſt benachrichtigen wollen. Mehr ſage ich nicht, als daß mein achtwöchentlicher Aufenthalt in Böhmen mir ſehr wohlgethan hat, und daß ich nur wünſche, daß körperliches Behagen und Freiheit des Geiſtes, wie ich mich jetzt fühle, auch zu Hauſe nachhalten ſollen.[1] Mögen auch Sie ſich alles Guten erfreuen, und wir die Tage, die uns zuſammen gegönnt ſind, ſo froh als fruchtbar durchleben!

treu geeignet

Jena, den 14. September 1823. G.[2]

Am 28. September kam Schultz nach Weimar, wo zu gleicher Zeit Graf Reinhard eintraf. Eckermann, eben von Jena heruebergekommen, ward am 2. October von Goethe ihm vorgeſtellt. Mit dem Abguß des Kopfes der Juno Ludoviſi, den Schultz von Berlin kommen ließ, machte er unſerem Dichter ein überaus liebes Geſchenk. Vgl. Nro. 109 S. 301. Fr. Tieck bittet in einem Briefe vom 4. October an Schultz dieſen um Entſchuldigung, daß die Buſte, die er an das Induſtriecomptoir in Weimar adreſſirt hatte, noch nicht in ſeinen Händen ſei, woran die Schuld am Induſtriecomptoir liegen werde, das

---

1) Am 24. Auguſt ſchrieb Goethe von Eger aus an Zelter, er habe die kurz vergangene Zeit in Marienbad ohne Unbilden, ja heiter und wie in's Leben zurückkehrend zugebracht, befinde ſich auch jetzt ſo wohl, als er ſich lange Zeit nicht gefühlt.

2) Schultz erhielt dieſen Brief am 23. in Dresden.

er beauftragt habe, ihm sogleich nach seiner Ankunft davon Nachricht zu geben. „In einer der Kisten (wovon eine den Kopf, die andere den Fuß dazu enthielt) hat Rauch den Abguß einer Maske beilegen lassen", fährt Tieck fort, „welche wir uns aus Florenz haben kommen lassen. Es ist dies ein Bildniß nach dem Leben des Lorenzo Magnifico, welches sich in der letzten Zeit wieder aufgefunden hat, bei Gelegenheit als der Großherzog den Palast Ricardi angekauft hat, welches der ehemalige Mediceische war. Rauch hat diese Maske mit einlegen lassen, weil er glaubte, daß solche Goethe interessiren würde, da er selbige wahrscheinlich nicht kennt, und ich bitte daher recht sehr, ihm solche von Seiten Rauch's gefälligst zu überreichen. Schon so lange habe ich Goethe gern schreiben wollen, und habe eine Masse von kupfernen Münzen und Medaillen für ihn, unseres Brandt Arbeiten, um ihn zu bitten, falls er es der Mühe lohnend fände, ein paar Worte darüber zu sagen. — Aber leider habe ich immer nicht dazu kommen können. — Rauch arbeitet nun an dem Entwurf zur Statue Goethe's für Frankfurt." Am 9. October reiste Schultz über Leipzig nach Berlin zurück, wo er am 12. eintraf.

95.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 18. October 1823.

Unmöglich kann ich den heutigen zweiten Posttag seit meiner Rückkehr vorbeigehen lassen, ohne Ihnen, hochverehrter, edelster Freund, für die mir in Ihrem lieben Hause erwiesene viele Güte nochmals Dank zu sagen. Die Besorgnisse, mit denen mich der heftige Husten auf die Reise sehen ließ, vermehrten meine Vorsicht unterwegs so, daß ich Sonntags Abends hier ankam, ohne daß das Uebel sich vermehrt hätte; und nachdem ich die mir in Weimar verordneten Mittel theils fortgesetzt, theils ausgesetzt habe, ist seit gestern beinahe keine Spur des Uebels zurückgeblieben. Wie sehr habe ich nur zu bedauren, daß dasselbe mir einen Theil der kostbaren Tage in Ihrer Nähe verdorben, und meinen Besuch noch lästiger gemacht hat, als es ohnehin der Fall sein mußte.

So wie man den Fuß in diese Stadt setzt, schwimmt man in einer Unendlichkeit von Verhältnissen umher, die kaum in einer Stunde des Tages festen Fuß zu fassen erlauben, und so bin ich beinahe eine Woche hier, ohne bisher der nächsten Standpuncte mich haben versichern zu können. In jetzigem Augenblick, wo in jeder Hinsicht große Entwickelungen zu erwarten stehen, muß man sich in eine solche Lage willig ergeben. Seine nächsten Beziehungen fest in's Auge zu fassen, und sich in der Hauptsache nicht irre machen zu lassen, darauf reducirt sich, was man in solchen Umständen thun kann. Im Ganzen geht es gut; dies fühlt sich durch alle Sinne.

Die großen Cadirer Nachrichten[1]), die wir in Weimar zwar nahe, doch immer noch nicht so unmittelbar nahe glaubten, ereilten mich, ehe ich Wittenberg erreichte.

Da ich aber heute nur einen Augenblick für diesen Brief habe, so darf ich das Wichtigste nicht versäumen, Ihre große Ausgabe[2]) betreffend. Ihrer Erlaubniß gemäß, habe ich mit dem Buchhändler Humblot davon gesprochen, als von einer noch sehr geheim zu haltenden Sache. Diesen Mann habe ich selbst und durch mehrere zuverlässige Personen als reell und raisonnabel kennen gelernt. Er bezeigte sich sehr dankbar für das Vertrauen, und wünschte eifrigst, daß diese große Unternehmung seiner Handlung zu Theil werden möchte. Er versicherte, eben so willig als fähig zu sein, alles zu leisten, was dieselbe erfordern und was irgend eine andere Handlung dafür leisten möchte; daher er nur wünschte, die Bedingungen näher kennen zu lernen, welche Sie entweder dafür festgesetzt haben, oder wenigstens diejenigen, welche Cotta bisher erfüllt hat, um ungefähr seine Proposition machen zu können. Er erinnerte zugleich, daß es nothwendig sein werde, die Rechte der früheren Verleger genau zu kennen, und zu erwägen, um deren Eingriffen vorbeugen zu können; z. B. die Rechte der hier in den Jahren 1800 bei Unger erschienenen Ausgabe[3]), welche Brockhaus in Leipzig an sich gekauft hat, und die wahrscheinlich dort weiter benutzt werden dürften.

Es würde mich sehr freuen, wenn es möglich wäre, dieses Geschäft zu Ihrer Zufriedenheit hier zu machen, da man in vieler Hinsicht dafür auf das Beste zu sorgen im Stande sein würde. Ich weiß nichts Wichtigeres und für uns Erfreulicheres. Haben Sie die Güte, mich direct oder indirect in den Stand zu setzen, weiter dafür wirksam zu sein; ich werde jeden Ihrer Winke befolgen.

Die Post will abgehen. Also nur nochmals meinen heißen Dank, nebst den treuesten Wünschen für Sie und die theuren Ihrigen.

Ewig Ihr Schultz.

96.

Goethe an Schultz.

Nur mit der schönsten, talentreichsten Frau ein paar Worte des freundlichsten Grußes. Madame Szymanowska, aus Warschau, Pianospielerin über alle Begriffe, anmuthig über allen Preis,

1) Am 3. October hatte das seit dem Juni belagerte Cadix sich den zur Befreiung des Königs aus den Händen der Cortes in Spanien eingedrungenen Franzosen ergeben. Vgl. oben S. 280.

2) Die beabsichtigte Ausgabe letzter Hand.

3) Goethe's neue Schriften waren in sieben Bänden in den Jahren 1792 - 1800 bei J. Fr. Unger in Berlin erschienen.

Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an sein selig Ende spürte.

Marthe.

Der Scheim! Der Dieb an seinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht sein schändlich Leben hindern!

Mephistopheles.

Ja seht! dafür ist er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an euerm Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Visirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erster war,
Find' ich nicht leicht auf dieser Welt den andern!
Es konnte kaum ein herz'ger Närrchen seyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern,
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelspiel.

überreicht Gegenwärtiges. Behandeln Sie ſolche mit menſchlich häuslichem Vertrauen; das iſt, was ſie bedarf; dafür bringt ſie viel mit, wohin ſie ſich auch wendet. Ihr Brieflein iſt angekommen. Nächſtens manches in Erwiederung.

treulichſt G.

Weimar, den 5. November 1823.

Zelter war auf der Rückreiſe vom Rheine am 24. November Mittags nach Weimar gekommen [1]), von wo er gleich am folgenden Tage an Schultz ſchrieb: „Goethe iſt krank, ſehr krank, und darf ſich nicht legen, er muß auf dem Stuhle ſchlafen. [2]) Man verlangt durchaus, daß ich noch nicht von hinnen gehe. — Seit ich hier bin, hat es ſich mit Goethe gebeſſert.“ In einem weiteren Briefe vom 30. meldet er: „Goethe's Zuſtand hat ſich wunderbar ſchnell gebeſſert. Man macht mir die Freude, ſolches meinem Hierſein zum Theile zuzuſchreiben. Ich wollte morgen abreiſen. Er ſelbſt und ſeine höchſten Oberen verlangen, daß ich noch bleibe, und ſo will ich gehorchen.“ Noch am 5. December lautet Zelter's Bericht an Schultz, dem Goethe mittlerweile ſich ſelbſt mitgetheilt hatte (Nro. 97), nicht ſehr erfreulich. „Seine Beſſerung geht langſam von Statten“, ſchreibt er, „doch hat er ſeit drei Nächten im Bette liegend den unaufhörlichen Schmerz der rechten Seite überſchlafen, und auch Nachmittags ſchläft er einige Stunden. Das größte Elend iſt, daß er gar nicht arbeiten kann, kaum einen Brief dictiren. An Aerzten und Vorſorge fehlt es nicht; Rehbein und Huſchke wechſeln concertirend ab. Geſtern hat man ihn ein Bad nehmen laſſen, worauf er ſich erleichtert fand, und erſt morgen ſoll er ein zweites nehmen. Er ſelbſt iſt voll Hoffnung, und ſeit ich hier bin, nimmt er Arzenei, was er vorher, wie man mir ſagt, nicht gewollt hat, ja er ſelbſt ſteht auf die Uhr, ein ihm ſonſt ungelegenes Werkzeug. Man hatte ihn in's Vorderhaus gebracht, in die Zimmer, welche ſonſt für Gäſte offen ſind, weswegen ich im „weißen Schwan“, dicht daneben, wohne. Nun iſt er wieder hinten gezogen, wo es wärmer iſt, da er an beſtändigem Froſte leidet. Es iſt eine Hitze bei ihm, daß ich davon ganz zuſammenſchrumpfe. Ottilie (Goethe's Schwiegertochter) iſt (von Deſſau, wo ein Onkel geſtorben war) wieder zurück, dafür iſt geſtern Ulrike (von Pogwiſch, Ottiliens Schweſter) nach Deſſau abgegangen, und nun wäre Platz genug im Hauſe, doch bin ich weniger genirt, wenn ich bleibe, wo ich bin.“ An demſelben Abend wurde Zelter, als er „wie ein gekochter Krebs“ nach Hauſe kam, von einem Neſſelfrieſel überfallen, welches ihn mehrere Tage im Gaſthofe zurückhielt, ſo daß er erſt am 9. Goethe wieder beſuchen konnte. „Goethe befindet ſich nach und

1) Vgl. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter III. 379 f.

2) Später bemerkt er, er ſei den Tag nach ſeiner Ankunft nahe daran geweſen, Weimar zu verlaſſen, um Goethe nicht ſterben zu ſehen, der eben ſo wenig liegen, als reden gekonnt habe.

nach so", schreibt er an diesem Tage an Schultz, „daß er zwar noch nicht arbeiten kann, doch ist der Localschmerz seiner rechten Seite wandelbar gegen die Schultern herauf, und ich denke, ihn so bald, als nur möglich, in guter Hoffnung zu verlassen." [1]) Erst am 14. schied Zelter von Weimar.

97.

Goethe an Schultz.

Seit Ihrer Abreise bin ich noch nicht zu mir selbst gekommen, und diesen November, fürcht' ich, wird es so fortgehen. D'Alton [2]) erwart' ich in diesen Tagen und von ihm manche Belehrung. Besonders hoff' ich abzuschließen über die bei Weimar im Tuff sich immerfort vorfindenden Elephanten-, Pferde-, Hirsch- [3]) und eines von der Erde verschwundenen Thieres Paläotherium, dessen Zähne besonders schön und merkwürdig sind.

Von München sind die Palmen des von Martius [4]) angekommen, ein merkwürdig schönes Werk, besonders aber ein geschriebener Aufsatz, höchst liebenswürdig, über den Wachsthum der Palmen, vom ersten Keim aus der Nuß an bis zu Blüthe und Frucht und bis zum neuen Fortwuchs und neuer Blüthe und Fruchtreichthum.

Von Ernst Meyer [5]) habe einen sehr bedeutenden Brief; mehrere junge Leute erscheinen trefflich.

Vom neuen Hefte Kunst und Alterthum geht heute der sechste Bogen zur Revision, zur Naturwissenschaft sind zwei, zur Morphologie einer abgedruckt. Wenn es in dieser Proportion so fortgeht, so müssen wir um Neujahr weit sein.

Die neue Ausgabe meiner Werke ist mit Cotta zur Sprache gekommen, der sich im Allgemeinen willfährig erklärt. Das Nähere wart' ich ab; sobald ich ein Resultat gewahr werde, erfahren Sie solches.

So klang es ohngefähr, als Madame Szymanowska wegging, wo ich Vorstehendes zurückhielt und gleich nachsenden wollte.

1) Mit dieser Darstellung vergleiche man Eckermann's nicht ganz zutreffenden Bericht I, 91 – 102 und Soret bei Eckermann III, 21 – 24.

2) J. H. d'Alton, der am Anfange des Jahrhunderts sich in Weimar und Jena aufgehalten, im Jahre 1807 vom Herzoge eine freie Wohnung in Tiefurt erhalten hatte, war nach längeren Reisen an der Universität Bonn angestellt. Seine meisterhaften osteologischen Kupferwerke machten ihn Goethe äußerst werth.

3) Das Wort Knochen ist aus einem beim Dictiren sehr gewöhnlichen Versehen stecken geblieben. Ueber die Sache vergleiche man zur Morphologie II, 2, 125 f. Goethe's Werke B. 36, 348 ff. (55, 293 ff.) [27, 259 ff.]

4) Genera et species palmarum von Dr. C. F. von Martius. Fasc. I. II. 1823. Bgl. B. 36, 158 ff. (58, 199 ff.) [27, 115 ff.]

5) Bgl. oben S. 275 f.

Doch ſo wohl iſt mir's nicht geworden; denn ſeit jener Zeit hat mich ein katharraliſcher Zuſtand ergriffen, der, wenn er auch in mein Inneres nicht eindrang, mir doch von Außen und nach Außen gar vieles verkümmerte.

Zelter's Gegenwart hebt und trägt mich ſchon ſeit mehr als acht Tagen; der Druck meiner Hefte geht fort; zu gutem Vorrath kommt noch einiges Glück, und ſo tröſt' ich mich in meinen Leiden. Am Ende des Jahrs wollen wir denn ſehen, ob doch noch irgend ein löbliches Reſultat von einer ſo genirten Exiſtenz übrig bleibt. Alles Gute mit Ihnen! Zelter wird manches zu erzählen haben, und mein Schweigen ſuppliiren.

treu angehörig
J W v Goethe.

Weimar, den 3. December 1829.

98.

Goethe an Schultz.

Von meinem unerfreulichen Zuſtand, in den ich bald nach Ihrer Abreiſe verfiel, und von deſſen Beſſerung wird Zelter genugſame Nachricht überbracht haben. Seit ſeiner Abreiſe bin ich, in gewiſſem Sinne, recht wünſchenswerth wieder hergeſtellt, aber freilich kann ich mich nur ſo erhalten, wenn ich mich für krank angebe. Die eigne Lebensweiſe, die ich in dieſem Sinne ergriffen und mit Standhaftigkeit fortſetze, gibt mir die beſten Hoffnungen wenigſtens für die nächſte Zeit. Meine gewohnten Thätigkeiten vermag ich zu verfolgen; nächſtens erſcheint ein neues Heft Kunſt und Alterthum [1]), worin der Zufall mich den Paria in ſeiner höchſten Würde vorführen läßt, gerade im Augenblick da er Berlin vom Theater herunter intereſſirt [2]); dies iſt ein Gegenſtand, den ich gewiß vierzig Jahre mit mir herumtrage, ohne ihn zur poetiſchen Erſcheinung gebracht zu haben. [3]) Daſſelbe Heft bietet noch manches, dem ich Genuß wünſche; es iſt kein Artikel drinne, dem es nicht Ernſt ſei, etwas zu geben oder zu verſprechen, was nächſtens zu halten iſt.

Das naturwiſſenſchaftliche Heft ruckt langſam vor, indeſſen hab' ich Glück; denn es ſind mir faſt in allen Capiteln von Außen günſtig correſpondirende Andeutungen entgegen gekommen, die mich anfragen, ja nöthigen, mit Entſchiedenheit über gewiſſe Puncte mich abſchließlich zu erklären. [4]) Mögen Sie mir nicht über

1) IV. 3. welches Heft mit Goethe's Paria beginnt.

2) Der Paria von Michael Beer erſchien damals auf der Berliner Bühne. Eine Beurtheilung dieſes Trauerſpiels von Eckermann nebſt einem Zuſatz von Goethe brachte Kunſt und Alterthum V. 1, abgedruckt in den Werken unter den Anzeigen über deutſche Litteratur.

3) Vgl. B. 40, 445 f. (50, 95 f.) [30, 362.]

4) Betreffend in Bezug auf Geologie.

den [1]) nach Außen wirkſamen Phosphor des Auges [2]), die bedeutenden Erfahrungen mit wenigen weiteren Hinweiſungen zu meinen Zwecken mittheilen?

Die Erinnerung, wie Sie ſehen, an manches unter uns Verhandelte thut ſich hervor in den einſamen Abenden, wie ich ſie jetzt zu meiner Beruhigung im Stillen hinbringe. Eben vor wenig Tagen waren bei einem naturgeſchichtlichen Geſpräche Ihre Seepflanzen zur rechten Zeit bei der Hand.

Nun muß ich aber vor allen Dingen nach dem Gretersſtein fragen [3]), deſſen lebensgroßes Basrelief im kleinen characteriſtiſchen Eiſenguß mir dieſe Zeit gar manches zu denken gegeben hat. Die in den bunten Sandſtein eingearbeitete Einſiedelei findet ſich in der Grafſchaft Lippe. Nun wünſcht' ich zu vernehmen: Welcher Künſtler iſt dort geweſen? Wer hat gedachte Kreuzabnahme abgebildet und in's Kleine gebracht? Nach welcher Himmelsſeite ſteht das Basrelief, da es für ſein hohes, vielleicht tauſendjähriges Alter noch ſo leidlich erhalten iſt? Hat es vielleicht einen chalcedonartigen Ueberzug gewonnen, welches dieſem Sandſtein zu begegnen pflegt, wenn er ſehr lange der freien Luft ausgeſetzt iſt? Hat irgend Jemand über den Gegenſtand in Berlin gedacht und geforſcht?

An meine neue Ausgabe denk' ich ernſtlich; Eckermann wohnt in Weimar und iſt fleißig an der Redaction meiner Acten und Papiere; er fühlt mit Behagen dadurch ſeine Bildung beſchleunigt, und mir iſt es kein geringer Vortheil. Cotta erklärt ſich willig; aber in welcher peinlichen Lage ſteht ein deutſcher Autor gegen Verleger und Publicum! Freilich haben jene Vorfragen, die Sie mir neulich mittheilten, ſchon ſo manches Bedenkliche, was in dem alten Verhältniſſe wegfällt. Das Nähere zu ſeiner Zeit!

Bei eintretendem Froſt empfehle dringend, den ſchwarzen Glasſpiegel auf die Fenſterbank zu legen, und die aufthauenden baumförmig geſtalteten Eisrinden darin zu beſchauen, nach Anlaß des naturwiſſenſchaftlichen Heftes B. II. S. 96. [4]) Es iſt wohl eins der angenehmſten Schauſpiele in der ganzen Chromatik.

treulichſt

Weimar, den 9. Januar 1821. G.

---

1) Den hat Goethe eigenhändig hinzugefügt, wie er im Folgenden das vom Schreiber geſetzte mit wenigem weitere anderte, auch ſruher zu gewiſſem ſtatt zu gewiſſen und den ich ſtatt dem ich ſchrieb.

2) Vgl. oben Nro. 90 S. 284.

3) Vgl. B. 31, 287 ff. 139, 304 ff.) [25, 212 ff.] Die vielverſchlungene Unterſuchung über dieſes wunderbare Denkmal altdeutſcher Kunſt dürfte neuerdings in der Schrift von Giefers (Paderborn 1822) ihren Abſchluß gefunden haben.

4) „Neuer entoptiſcher Fall. Bei der großen eintretenden Kälte des vergangenen Winters waren die Fenſterſcheiben unbewohnter Zimmer ſehr ſtark gefroren; man heizte ein, und die baumförmig geſtalteten Eisrinden fin-

Bald darauf kam Goethe's Schwiegertochter auf längere Zeit nach Berlin, wo ſie bei Nicolovius wohnte.[1])

99.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 14. Januar 1824.

Um uns mit der Erinnerung an gehabte Noth nicht einen guten Augenblick zu verkümmern, laſſen Sie mich, Theuerſter, von dem Vergangenen ſchweigen, indem ich (mich) endlich zu Beantwortung Ihrer lieben Briefe vom 3. v. und 9. d. M. wende, welchen letzteren ich mit Freuden heute erhielt. Auch übergehe ich alles, was Sie beſſer durch Ihre vortreffliche Ottilie erfahren, und bleibe nur beim Nächſten ſtehen, was uns beiderſeits in der Stille intereſſiren möchte.

[2]) Ihrem vorigen Briefe war ein Blatt beigefügt, auf welchem Sie dem Auszuge aus meinem Tagebuche über die bei Salzbrunn am 13. September v. J. Abends beobachtete Schattenſtrahlung im Oſten die Beobachtung des Bory de St. Vincent einer Lichtſtrahlung unter gleichen Umſtänden haben gegenüber ſtellen laſſen.[3]) Ueberraſchend fand ich mich dadurch in die Mitte

---

gen an aufzuthauen. Zufällig lag ein ſchwarzer Glasſpiegel auf der Fenſterbank, in welchem ein Hinzutretender die ſämmtlichen Zweiggeſtalten des aufthauenden Grüns in herrlicher Abwechſelung aller Farben glänzend erblickte. Dieſes Phänomen erſchien ſodann mehrere Tage an allen aufthauenden Fenſterſcheiben, deren ſchmelzende Gebilde man im untergelegten Spiel in völligem Glanz der apparenten Farben mehrere Stunden ſehen konnte."

1) Vgl. Briefwechſel mit Zelter III, 386. 395. 398.

2) Die folgende Ausführung bis zu den Worten: Dieſe Sache erinnert mich war größtentheils ſchon am 13. December zum Behufe eines Briefes niedergeſchrieben, welcher mit den Worten begann: „Ihr liebes Siegel wieder zu ſehen, mit der gewohnten Aufſchrift, war nach allen den beunruhigenden Nachrichten von Ihnen die Loſung zu lautem Jubel für uns. Laſſen Sie uns bald ganz vergeſſen, daß wir abermals um Sie peinliche Sorge gehabt haben. Zelter's Erzählung ſoll mir erſetzen, was ich ſo lange von Ihnen vermißte." Aber der Brief blieb unvollendet liegen.

3) Die von Goethe abſchriftlich mitgetheilte Stelle aus der: Voyage dans les quatre principales iles des mers d'Afrique III, 285 lautet alſo:

Les premiers jours du Germinal furent calmes et chauds; nous faisions peu de route; il est vrai que le navire était très mauvais marcheur; et depuis, avec de très bon vent, nous n'avons jamais été bien vite.

Le soir du 2., nous vîmes un très beau phénomène lumineux. Le ciel était pur, surtout vers le couchant; et au moment où le soleil approchait de l'horizon, on distingua, du côté diamétralement opposé, cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible eût caché la moitié. Ce demi-disque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand éclat. Les rayons paraissaient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus près de disparaître.

Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil le phénomène lumineux ne cessa pas; l'instant où il fut le plus sensible, fut celui

der Sache geführt, indem die bloße Zusammenstellung beider Beobachtungen unmittelbar das Räthsel der Erscheinung aufschließt. Denn (um mit einem Worte Bild und Sache zugleich auszudrücken) in allem Sichtlichen, was nicht bloß erscheinen, sondern mit Bewußtsein erkannt werden soll, muß nicht allein Licht oder Schatten, sondern nothwendig beides zugleich wahrgenommen werden; und dieses hat mir jene glückliche Zusammenstellung zweier Beobachtungen geleistet, die sich einander wesentlich ergänzen.

Bory de St. Vincent sah nämlich die Erscheinung an dem völlig reinen Osthimmel, während die Sonne unterging, und zwar noch ehe sie völlig untergegangen war. Sie zeigte sich ihm als eine lichte Strahlung, ausgehend von einer am Horizont halbbedeckten Rundscheibe, deren Farbe sich von dem Blau des Himmels, wenn es in größter Lebhaftigkeit erglänzt, nicht unterschied; die Strahlen glänzten um so lebhafter, je mehr die Sonne unter den Horizont sank. Mir ist der Vortheil nicht geworden, einen Mittelpunct der Strahlung zu erblicken, wie Bory de St. Vincent, weil ich die Sonne schon untergegangen fand. Dagegen hatte ich den größeren Vortheil, daß der Osthimmel, an dem die Strahlung sich zeigte, nicht ganz rein, sondern von einigen leichten Streifwolken horizontal durchzogen war, welche mir ein tertium comparationis gaben, und mich dadurch von der Wesenheit der Erscheinung belehrten, die jener ohne dasselbe nicht zu erkennen vermochte. Denn diese Streifwolken wurden von den Schattenstrahlen, die ich wahrnahm, ganz deutlich überstrahlt, indem letztere in ihrer Richtung ununterbrochen blieben; dagegen wurde der zwischen den Schattenstrahlen liegende helle Raum von jenen Streifwolken unterbrochen, und bemerkte ich solchen daher nicht als wesentlich für die Erscheinung, wie er es denn auch wirklich nicht ist, während er von Bory für die Hauptsache angesehen wurde. Schon damals glaubte ich daher jene dunkle Strahlung als einen von der Sonne aus Westen gegen Osten hingeworfenen Schatten ansehen zu müssen, welche Meinung sich in mir bestärkte, als ich einige Tage später folgende Wahrnehmung in mein Tagebuch einzeichnete.

Kohlhöhe[1] bei Jauer den 16. September.

„An dem meist heiteren Himmel ging die Sonne hinter aufgethürmten grauen und weißen Wolken unter, wobei das schöne Schauspiel einer, jedoch unregelmäßigen, breiten, hellen Strahlung erschien, wie man sie wohl den wässerigen Dünsten zuzuschreiben pflegt. Durch die Erscheinung vom 13. aufmerksam gemacht, beobachtete ich mit Sorgfalt den Ausgangspunct der hellen Strahlen von ihrem Centrum (der hinter den Wolken verborgenen Sonne),

où l'astre du jour doit être descendu sous l'horizon; dès-lors son éclat diminua et disparut peu à peu.

Le 15. le temps changea; nous avions eu fort grosse depuis quelques jours.

1) Er hatte daselbst mit Graf Sedlnitzky die Baronin von Richthofen (vgl. S. 47.) besucht.

und wurde deutlich gewahr, daß ſie nur als ſolche ſich zeigen, weil die Wolken das Licht der Sonne auffangen und einen tiefen Schatten gegen den Himmelsraum werfen, der das hin und wieder durchdringende Sonnenlicht als helle Strahlung erſcheinen macht. Eine der Ecken einer ſehr dunkeln Wolke, an der das Sonnenlicht frei gegen den Himmel vorbei ſchien, gab deutlich in dem großen erhelleten Raume des Himmels einen weithin ſichtbaren Schattenſtrahl, ſo daß, wenn hiebei von Strahlen die Rede ſein ſoll, die Frage entſteht, ob die Erſcheinung mehr eine lichte oder eine ſchattige Strahlung ſein möchte."

So finde ich denn keinen Anſtand, nunmehr zu ſagen, daß die von Bory de St. Vincent, und die von mir beobachtete Erſcheinung eins und daſſelbe, und zwar nichts weiter iſt, als der durch das Sonnenlicht von Weſten nach Oſten hinübergeworfene Schatten von Wolken oder Dünſten in der den Horizont bedeckenden Luftſchichte. Die ſphäriſche Geſtalt des atmoſphäriſchen Himmelszeltes, gegen welches hin die Erſcheinung nur ſichtbar werden kann, verurſacht die Concentrirung der Schattenſtrahlen im Oſten, wie ſolche vom Weſten aus durch die Sonne divergirt wurden. Die halbe Rundſcheibe, die Bory ſahe, iſt das Bild der untergehenden Sonne, welches ſich durch den Schatten der Dünſte, von denen die dunkle Strahlung veranlaßt wird, hindurchdrängt; es zeigt ſich daſſelbe auf dem blauen Hintergrunde des öſtlichen Himmels nebſt der von Bory geſehenen hellen Strahlung, welche gleichfalls nichts iſt, als eben derſelbe blaue Himmelsgrund, ſcharf begränzt von der dunſtigen Schattenſtrahlung. Daß Bory jene vermeintliche helle Strahlung als den eigentlichen Gegenſtand der Erſcheinung, als das Poſitive derſelben anſah, war natürlich:

1) weil im Zweifel allemal das Licht oder das Helle für poſitiv, der Schatten oder das Dunkle für negativ von unſeren Sinnen angeſprochen wird;

2) weil ihm das reine Blau des Himmels um ſo leuchtender erſcheinen mußte, als er ſolches über dem von der Sonne abgewendeten dunkeln Meereshorizonte erblickte;

3) weil ſich über ſeinem Horizonte kein bekanntes Object zeigte (wie bei mir die horizontalen Streifwolken), durch deſſen Conflict mit der Erſcheinung ſich ihm ergeben hätte, ob dem hellen oder dunkeln Theile derſelben Realität zukam. Wobei noch

4) zu bemerken iſt, daß Bory die helle Strahlung um ſo lebhafter fand, je tiefer die Sonne hinabſank, weil mit dem Verſchwinden der Sonne die Schatten der Dünſte ſich um ſo ſtärker, mithin der helle Zwiſchenraum um ſo abſtechender zeigen mußte.

Für mich hingegen fand, außer der Gegenwart der weißen Streifwolken, noch ferner der vortheilhafte Umſtand Statt, daß ich die Erſcheinung nicht über einem dunkeln Meereshorizonte, ſondern über einer vom Weſthimmel ſtark erleuchteten hellgrünen Bergfläche ſah, gegen welche der blaue Himmelsgrund keineswegs, wie gegen

jenen, hell abstach. Ein colorirtes Blatt, welches ich mir vorbehalte, Ihnen zuzusenden, sobald ein zweites Exemplar gefertigt ist, zeigt die Erscheinungen, wie beide Beobachter sie verschiedentlich sahen und erkannten. Nach obiger Erklärung wird man sie auf den ersten Blick für eine und dieselbe erkennen.

Da die Dünste, welche das Phänomen anzeigen, nur gegen den Horizont hin Körper genug haben, um Licht und Schatten deutlich (als Bild) darzustellen, so ergibt sich hieraus, warum dasselbe nur gegen den Horizont hin sichtbar ist.

Auch geht aus den Anführungen beider Beobachter hervor, daß die Erscheinung nur in einer gewisse bestimmte Veränderungen in der Atmosphäre anzeigenden Luftschicht, mithin nur unter selten übereintreffenden Umständen, Statt findet; weshalb sie denn nur selten wahrgenommen wird.

Diese Sache erinnert mich übrigens von Neuem an die schon in Weimar zur Sprache gebrachten sogenannten Wetterbäume; fächerartig vom Horizonte aufsteigende Entfaltungen leichter Wolken, welche fast jedesmal mit einer gleichen Erscheinung an der diametral gegenüber liegenden Stelle des Horizonts correspondiren, und oft am ganzen Himmelszelte hinauf sphärisch von Horizont zu Horizont ziehen. Ich habe deren mehrere auf der vorjährigen Reise in Schlesien beobachtet und aufgezeichnet. Eine ganz eigne Erscheinung dieser Art fand aber hier in Berlin am 26. v. M. u. J. um 3 Uhr nach Mittag bei heiterem gelindem Frostwetter Statt, wo ein weißer Wolkenstreif, 5 bis 6 Grade breit, von Nordnordost nach Südsüdwest von Horizont zu Horizont durch den Zenith zog, besonders an der Ostseite sehr scharf begränzt, und von mehreren unvollkommenen sphärischen Wolkenstreifen begleitet. Wetterveränderungen stehen mit solchen Phänomenen in Verbindung; mir scheint, daß der Stand der Sonne zu den local aufsteigenden Dünsten die Form derselben bestimmt.

Die Ankündigung des Inhalts Ihres dritten Heftes[1]) von Kunst und Alterthum hat mich mit Betrübniß erfüllt, indem darin des Registers über die vier Bände erwähnt wird, und mich dies an Ihren Vorsatz erinnert, dieses liebe Werk einstweilen abzuschließen. Ich käme mir wie verwaiset vor, wenn ich diese von Zeit zu Zeit so lehrreich erfreuenden und erweckenden Aufsätze fernerhin entbehren sollte. Allein ich kann dies nicht im Ernst befürchten; wie könnten Sie ein Interesse aufgeben, welches Ihnen je länger je theurer werden muß?

So können Sie es doch nicht lassen, nach dem Externsteine näher zu fragen. Mit der folgenden Post werde ich Ihnen von Rauch, welcher dort war und eine Zeichnung davon schon vor sechs Monaten versprochen hat, von dem ich auch den kleinen Eisenguß erhalten hatte, die gewünschte Auskunft ertheilen.

---

1) Des vierten Bandes. Die Buchhändleranzeige ist gemeint.

Den Phosphor im Auge so auszuführen, wie ich beabsichtigte, ist unter jetzigen Umständen unmöglich. Wenn Sie es aber für gut halten, und damit vorlieb nehmen mögen, entschließe ich mich wohl, in einem ausführlichen Schreiben den Zusammenhang dieser Erscheinung mit allen meinen Versuchen über das Sehen und mit den neusten physiologischen Erfahrungen gleichsam historisch darzustellen, um damit meinerseits die Sache abzuschließen. Dieses mag denn mit meinem Namen bezeichnet werden, damit ich mich nicht wie ein Dieb davon zu stehlen scheine. Sagen Sie mir, ob, und bis wann spätestens, Sie ein solches Schreiben für Ihr Heft annehmen wollen.

Daß Sie Ihre neue Ausgabe abermals in Cotta's Hände geben, ist zu sehr Ihrer Bequemlichkeit gemäß, als daß ich meine Wünsche und Hoffnungen Ihrem Beschlusse nicht unbedingt in der Ueberzeugung unterordnen sollte, daß es so besser ist. Jeder Antheil, den Sie uns an der Beförderung dieses großen Unternehmens zuweisen wollen, wird uns beglücken; inzwischen habe ich alles sistirt, bis Ihr Wille sich ausgesprochen haben wird.

Der Winter scheint so gelinde vorüber zu ziehen; wozu wir uns gegenseitig Glück wünschen mögen.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

109.

Goethe an Schultz. [1]

Nun ist Ottilie wieder zurück, und hält Vorlesungen über ihr Tagebuch; sie hat freilich so viel herumgetrieben, viel gesehen und nach ihrer Weise Gutes genossen; haben Sie herzlichen Dank für alles, was Sie diesem lieben, wunderlichen Wesen an Aufmerksamkeit und Neigung gegönnt haben; sie ist von dem Strudel hingerissen worden, der eigentlich das Element der Frauen zu sein scheint, und dann ist doch eine so große, bedeutende Stadt mit acht Wochen nicht abgethan. Sie wird eine Zeitlang Nachgenuß haben, und uns daran Theil nehmen lassen.

Wie oft denk' ich nicht an Sie, verehrter Freund, an das, was Sie in diesen Zeiten zu leisten und zu leiden haben! Sagen Sie mir etwas von Ihrer theuren Gesundheit; ich halte mich still und mäßig so hin, und dennoch bin ich seit Ihrer Abreise doppelt angefochten worden. An meinen Heften wird fortgedruckt; nehmen Sie beikommendes [2], indessen freundlich auf, und lassen sich irgend einen Theil des Inhalts gefallen!

1) Der Brief ist Anfangs März geschrieben. Man vergleiche den Anfang von Goethe's Brief an Zelter vom 8. März: „Ottilie ist glücklich zurückgekommen, und hält mich durch Erzählung in Berlin fest, wohin sie mich nun seit acht Wochen durch ununterbrochene (nach Weimar gesandte) Tagebücher redlich versetzt hat."

2) Kunst und Alterthum IV, 3.

Eckermann ſchleppt, wie eine Ameiſe, meine einzelnen Gedichte zuſammen; ohne ihn wäre ich nie dazu gekommen; es wird aber gar artig werden; er ſammelt, ſondert, ordnet, und weiß den Dingen mit großer Liebe etwas abzugewinnen.[1])

Die Zeichnung des Gretersteins, die mir Ottilie mitbringt, iſt mir ein großes Geſchenk; gleich die Vorſtellung im Eiſenguß gewann meine Neigung, das Bild intereſſirte, intriguirte mich; ein kleiner Aufſatz iſt geſchrieben, der freilich jetzt erſt Geſtalt erhält.[2]) Kann man ſich nicht erwehren zu glauben, daß etwas Zarteres in der Ausbildung dem Künſtler des neunzehnten Jahrhunderts angehöre, ſo iſt die Anlage doch vortrefflich und bewundernswerth, deren Verdienſt dem Alterthum nicht abgeſprochen werden kann.

Den meteorologiſchen Dingen bin ich eifrig im Geiſte gefolgt; unſer junger Mathematiker[3]) hat gleichfalls auf ſeinem Wege fortgearbeitet; er nimmt keine Notiz von meinem Grundſatz, und ich benutze um deſto lieber und beſſer ſein über alle Begriffe ſorgfältiges Bemerken und Zuſammenſtellen, und ſo hoffe ich Weniges, aber Bedeutendes im nächſten Hefte vorzulegen. Erhalten Sie auch dieſem Bemühen eine aufmerkſame Gunſt!

Ein kleines Schauſpiel von Zimmermann las ich im Berliniſchen Taſchencalender, überſchrieben: die Brüder.[4]) Ich will es meinen jungen Leuten übergeben; denn ich weiß mich in ſolche Dinge nicht mehr zu finden. Es ſpricht ein eignes Naturell aus dieſer Production; dann aber ſpürt man ſo viele äußere Einwirkung bis auf die modernſte; Iffland und Kotzebue ſpuken denn doch durch's Ganze. Es iſt mit allen Künſten und beſonders auch mit dieſer ein wunderlicher Zuſtand. Nur durch meine Kinder vernehm' ich noch etwas vom Theater, und Ottilie hat von Berlin her manches wohlgeſehene Gute mitgebracht.

Nun aber zu dem *A* und *Z*, das ich Ihnen ewig verdanke. Mehrere Wochen war ich nicht in das große und durchkältete Zimmer gekommen, und als ich wieder hineintrat, erſtaunt' ich zum Erſchrecken, ſo trat mir das erhabene einzige Götterbild[5]) entgegen.

---

1) Vgl. Goethe an Graf Reinhard Nro. 128.

2) Vgl. Kunſt und Alterthum V, 1, 139 ff. oben S. 298 Note 3.

3) D. Ludwig Schrön. Vgl. zur Naturwiſſenſchaft II, 2, 217 ff.

4) Nicht bloß durch Schultz (vgl. oben S. 271 mit Note 1), ſondern auch durch Zelter war Goethe auf Zimmermann aufmerkſam gemacht worden. Vgl. Briefwechſel mit Zelter III, 353. Eckermann I, 98, 100.

5) Der von Schultz ihm geſchenkte Abguß des coloſſalen Kopfes der Juno Ludoviſi, der auf einem hölzernen Fußgeſtell im erſten Zimmer des erſten Stockes, in dem von ihm genannten Junozimmer ſtand. Vgl. oben hinter Brief 94 S. 292. Seine innigſte Verehrung dieſes herrlichen Idealkopfes, deſſen Goethe in Rom einen Abguß beſaß, den er bei ſeiner Abreiſe an Angelika Kaufmann ſchenkte, hat er in der Italiäniſchen Reiſe im Briefe vom 6. Januar 1787 und im Berichte vom April 1788 ausgeſprochen.

Mephistopheles.

Nun, nun, so konnt' es gehn und stehen,
Wenn er euch ungefähr so viel
Von seiner Seite nachgesehen.
Ich schwör' euch zu, mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit euch den Ring.

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephistopheles für sich.

Nun mach' ich mich bey Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel selbst bey'm Wort.

Zu Grethchen.

Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarethe.

Was meint der Herr damit?

Mephistopheles für sich.

Du gut's, unschuldig's Kind!

Laut.

Lebt wohl ihr Frauen!

Nun ſeh' ich es wieder täglich, und immer wieder mit neuem Eindruck.

ſo auch immergleich der Ihrige[1])
Goethe.

101.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 12. Juni 1824.

Da ich geſtern in der Hamburger Zeitung[2]) geleſen habe, daß ich meine Dienſtentlaſſung gefordert, ſo halte ich für Pflicht, Sie, theurer Verehrteſter, über dieſe Nachricht zu beruhigen, wenn ich hoffen darf, Ihren freundſchaftlichen Antheil an mir durch mein langes Stillſchweigen nicht verſcherzt zu haben. Sie kennen die ſchwierige Lage, in der ich mich ſeit fünf Jahren behaupte; Sie können ſich alſo denken, was dazu gehört, um die mühſam errungene Frucht eines ſo langwierigen Kampfes zu ſichern. Haben Sie jedoch keine Sorgen wegen meiner Perſon; was ich wagen kann, habe ich von jeher richtig gefühlt, und ich fürchte nicht, vor dem Hafen zu ſcheitern. Nach mühevollen, unluſtigen Zeiten lebe ich jetzt in der heiterſten Ruhe, und wenn ich nicht wüßte, daß der größte Theil meiner Freunde zu ſchwach iſt, um dieſe Heiterkeit zu begreifen und mit mir zu genießen, würde ich mich in der unbefangenſten Mittheilung für die herben Entbehrungen ſchadlos halten, die ich mir ſelbſt aufzulegen genöthigt war. Je mehr ich aber das Gewicht der Dinge fühle, die ich trage, um ſo weniger verdenke ich es irgend Jemanden, der ſich ſcheuet, auch nur von Weitem ſolchen Gefahren ſich zu nahen; ein anderer Theil iſt mehr oder weniger im Conflict mitbegriffen; ſo lebe ich alſo mitten in dem belebteſten Orte in einer völligen Einſamkeit, indem ich aus der Noth eine Tugend mache. Aus einem ſolchen Zuſtande entſpringen die befremdendſten Erfahrungen, doch keine unangenehmen, in ſoweit es mir gelungen iſt, dieſem Zuſtande den Grad von Reinheit und Würde auch äußerlich zu vindiciren, der ihm von jeher ſeine bedeutende innerliche Kraft gegeben hat. Ganz eigenthümlich iſt es dieſer Lage, und gewährt mir ein beſonderes Vergnügen, mich auf der Straße wie ein Fremder zu fühlen, der mit ganz neuen Augen, mit dem Reize der unbefangenſten Jugend, im Frieden mit ſich und der Welt, an den bedeutendſten Gegenſtänden vorübergeht, und daran genießt, was die Einheimiſchen ſelbſt nie inne geworden ſind.

So mögen denn auch Sie, edelſter verehrter Freund, von mir, als einem Fremden in Berlin, nichts Neues, am Wenigſten etwas Wahres, in Bezug auf hieſige Tagesgeſchichte erwarten; nur in meinem Hauſe bin ich einheimiſch, aber auch mehr als jemals.

1) Dieſe Worte ſind von Goethe's eigner Hand.
2) Dem Hamburger Correſpondenten.

Denn das Glück hat mich wunderbar begünstigt, indem es mir auf das Reichlichste alle Mittel zuwies, um der äußeren Bedrängnisse mich überheben zu können.

Ehe ich aber weiter von mir selbst rede, lassen Sie mich gestehen, daß die größte Entbehrung, die ich mir zumuthen müssen, die war, mich Ihnen nicht anvertrauen zu können; denn was hätte ich von so verworrenen Dingen Ihnen sagen sollen? Und wie ich mich auch anstellen wollte, konnte ich davon zu reden vermeiden, so lange ich im heftigsten Kampfe war? Um so dankbarer empfand ich Ihre Güte in mehreren Schreiben, und in der Zusendung des 12. der kleinen Hefte [1]), nach deren stets erneuerter Erscheinung ich mich mehr sehne, als nach dem Mondschein zur Reise. Denn diese Heftchen haben sich mir, wie die mildeste Nahrung, unentbehrlich gemacht; lassen Sie mich ja nicht fürchten, daß Sie dieselben durch das Register, wenn auch nur auf kurze Zeit, abgeschlossen haben wollen. Dabei erinnere ich mich denn gleich des herrlichen Geschenkes, welches uns Hofrath Meyer mit seiner Kunstgeschichte [2]) gemacht hat, die ich zu lange entbehrt habe und nun täglich genieße. Denn daß nur Meyer dasjenige schreiben konnte, was so ganz mein Bedürfniß erfüllte, wußte ich längst, und ich bin beruhigt und befriedigt, nachdem endlich, wenn auch nicht das Ganze, doch ein so köstlicher Theil desselben erschienen ist. Wer anders hätte aus jenen Trümmern die Herrlichkeit der alten Kunst so vor uns aufbauen können? Nur wer so die Sache versteht, kann ihre Geschichte schreiben. Muntern Sie ihn ja auf, dabei nicht stehen zu bleiben; denn die Fortsetzung muß die Lehre, wie die Probe das Rechnungsexempel, bestätigen, und um so mehr zu den Sinnen sprechen, als die spätere Zeit an übrig gebliebenen Werken so viel reicher ist.

Von den chromatischen Beobachtungen hatte ich noch im Winter einige Freude [3]); seitdem ist mir aber jede Spur davon entschwunden. Da möchte ich denn noch in der Erinnerung rasend werden, über den Possenreißer R. (Rauch), dem ich eine kleine Zeichnung für Sie übertragen hatte, von den Erscheinungen des Sonnenbildes am Osthorizonte bei Sonnenuntergang, welche ich in Salzbrunn und Bory de St. Vincent, wie Sie mir gütigst mittheilten, auf dem Africanischen Ocean beobachtet haben. Das Blättchen sollte in Aqua tinta gestochen werden [4]), und ich gedachte

---

1) Kunst und Alterthum IV. 3.

2) Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen von ihrem Ursprunge bis zu ihrem höchsten Flor. Die beiden ersten Theile erschienen in diesem Jahre. Goethe gedenkt dieser unter seiner thätigen Beihülfe und Besprechung entstandenen Arbeit in den Annalen unter den Jahren 1811—1813 und 1822.

3) Professor Ofann hatte ihm noch im Januar einiges über die Wirkung des Phosphors mitgetheilt.

4) Vgl. Nro. 99 S. 302.

es mit meiner Expoſition davon zu Ihrem naturwiſſenſchaftlichen Hefte einzuſchicken; vor lauter Poſſen hat aber der Freund dieſe kleine Arbeit nicht machen können, bis ich endlich dies und alles andere, was ich Ihnen ſchreiben und ſchicken wollte, zu vergeſſen genöthigt war. Vielleicht kommt es einmal wieder zum Vorſchein.

Aber um von dem vielen Guten, was mir in dieſer Zeit zu Theile geworden, noch einiges zu ſagen, muß ich beſonders von der für mich unſchätzbaren kleinen Gemäldeſammlung ſprechen, welche das Glück mir auf die wunderbarſte Art in's Haus geführt hat. Es ſind an vierzig durchaus gut erhaltene Gemälde, zum Theil von den größten Meiſtern, die durch die Laune des Zufalls in ſolchen Unwerth gekommen waren, daß ich leicht unter meinen Kupferſtichen vierzig Stück ausſuchen könnte, welche mir mehr koſten als dieſe Gemälde. Zwar war es für den Augenblick für meinen geringen Fonds dennoch eine zu große Ausgabe; ich habe mich aber mit Freuden in dieſe Verlegenheit geſtürzt, um dadurch einer größeren Noth zu entgehen, und mir für das ganze Leben einen Schatz zu erwerben. Ich nenne Ihnen aus jener Zahl folgende Stücke:

1) Zwei Landſchaften von Caspar Pouſſin, die eine den ſchwülen Sommerabend mit ſich zuſammenziehendem Gewitter, die andere, den heftigſten Sturm und Ausbruch des Gewitters vorſtellend.

2) Büßende Magdalena, halbe Figur, lebensgroß, von Parmegianino, mit der größten Meiſterſchaft des Pinſels, in der Kraft des Helldunkels nur dem Correggio zu vergleichen.

3) Die Schenkung des Roſenkranzes, Skizze zu einem großen Altargemälde, von Guido Reni.

4) Mercur, Argus und Jo, in der köſtlichſten Abendlandſchaft, von Hannibal Carracci.

5) Ruhe auf der Flucht nach Egypten, von Hannibal Carracci.

6) Die heilige Catharina, halbe Figur, Großleben, von Bernardino Luino (Luini), der größte Stil, der mir in Leonardo da Vinci's Schule vorgekommen iſt.

7) Verkündigung von Peter von Cortona, mit allen Vorzügen und Flüchtigkeiten dieſes Meiſters, vorzüglich ſchöne harmoniſche Farbencompoſition.

8) Diana mit den Nymphen im Bade unter einer großen Buche, nebſt Actäon und den Hunden, von Dominichino. Ein außerordentliches Werk.

9) Heilige Familie, von Federigo Baroccio. Iſt für Correggio ausgegeben worden.

10) Grablegung Chriſti, Skizze von Andreas Mantegna.

11) Madonna mit dem Kinde, von Sebaſtian del Piombo, 1515. Von einer Würde in Zeichnung, wie in Colorit, die ich nicht gekannt habe.

12) Zwei Bildniſſe von Pordenone ꝛc.[1])

Ich kann unmöglich ſo zu catalogiren fortfahren; es müßte Sie nur langweilen, und gewährt auch mir nur Schmerz, anſtatt Vergnügen, da ich Ihnen doch die Sachen nicht zeigen kann. So erfahren Sie wenigſtens, wie ich habe exiſtiren können. Und ſo denn mit dem herzlichſten Wunſche, daß Ihr Wohlbefinden, von dem ich ſtets mit Freuden gehört habe, ununterbrochen fortdauern möge,

Tauſend Grüße an Ihr werthes Haus! ewig der Ihrige.
Schultz.

102.

Goethe an Schultz.

Ihr liebwerther Brief hat mir die größte Freude gebracht; denn wie Ihr langes Stillſchweigen auszulegen ſei, wußt' ich doch nicht ganz zurecht zu ſtellen; doppelt erfreulich iſt es mir nun, Ihre alten Geſinnungen abermals erprobt und Sie in Ihrem gegenwärtigen Zuſtande beruhigt zu ſehen; ob ich gleich Ihr Schreiben mit dem, was Rauch[2]), wohlgeſinnt und freundlich, erzählt, nicht in Harmonie bringen kann. Mögen Sie mir Ihren Zuſtand etwas deutlicher einſehen laſſen, ſo werden Sie meine immer treue Anhänglichkeit ſchönſtens erwiedern.

Auf meinem Wege bin ich unverrückt fortgegangen; die ungeſchickt eingetretenen catarrhaliſchen Uebel haben mich für gewiſſe Zeit in mich ſelbſt geſchloſſen, wo ich im Geheimen den Faden immer verfolgen konnte, der durch mein Leben durchgeht.

Auch in der Witterungslehre iſt mir geglückt, wenigſtens für mich, das Gewiſſe vom Ungewiſſen zu ſondern, wodurch ich in einem ſo problematiſchen Capitel ſchon viel gewonnen glaube. Uebrigens hab' ich manchen ſtillen Aerger bei mir beſchwichtigt über die vom wiſſenſchaftlichen Tag und Stunde inſeparable Charlatanerie. Ich habe mir aber feſt vorgenommen, wenigſtens gegen den Einzelnen nichts merken zu laſſen.[3])

1) Das aus dem Juli des folgenden Jahres ſtammende Verzeichniß ſeiner Gemäldegallerie enthält fünfzig Nummern, veranſchlagt zu 5220 Thaler, wo nur die beſten Bildniſſe von Pordenone fehlen. Die Gemälde ſind dort meiſt ſehr ausführlich und eingehend beſchrieben und beurtheilt. Den höchſten Werth legt er in jenem Verzeichniß Nro. 6 und 8 bei, die er auf 500 Thaler anſchlägt; ihnen zunächſt ſtehen Nro. 3 zu 400, Nro. 1 jede einzelne der beiden Landſchaften) und 11 zu 300 Thaler veranſchlagt. Die höchſten Preiſe hatte er für Nro. 3 und 8 gegeben, für jedes von beiden Stücken mit dem Rahmen 20 Friedrichsd'or; die übrigen ſind zu beträchtlich billigeren Preiſen, zum Theil für wenige Thaler von ihm angekauft worden.

2) „Rauch geht nun ab", ſchreibt Goethe am 26. Juni an Zelter; „ich hätte ihn gern noch einige Tage länger beiſſen."

3) Die Worte merken zu laſſen ſchrieb Goethe eigenhändig über das von ihm dictirte verzunehmen.

Nun aber ſagen Sie mir ein Wort von Ernſt Stiedenroth! Die Unterhaltung mit ſeiner Pſychologie[1]) macht mich ſchon ſeit vier Wochen glücklich. Es iſt gar zu angenehm, ſein inneres Leben, Streben und Treiben ſo außer ſich geſetzt zu ſehen; es iſt mir noch nie vorgekommen, dieſe Vermittlung des Abſtracten, ja des Abſtruſen mit dem gemeinen Menſchenverſtand, der uns doch eigentlich im Innern allein behaglich macht; es iſt eine unglaubliche Totalität in dieſem Vortrag, und mag (es) übrigens mit der Sache ſein, wie es will, ſo glaubt man auf einen Augenblick das Unbegreifliche zu begreifen.[2])

Der treffliche Rauch wird von meinen Zuſtänden nähere Nachricht geben können. Schenken Sie ſeinen Relationen freundliche Aufmerkſamkeit! Ueber das Modell haben wir uns vereinigt, ſo daß von dieſſeits der Ausführung nichts weiter entgegen ſteht. Sehen Sie es an, und unterhalten ſich darüber mit dem denkenden, in großer Freiheit wirkenden Künſtler.[3])

Grüßen Sie Schubarth, danken ihm für die Sendung[4]) und ſagen mir doch auch wieder einmal etwas von ſeiner Lage.

Hiebei das neuſte Heft von Kunſt und Alterthum[5]), welches zu ſecretiren bitte. Es ſind Aushängebogen, das Heft ſelbſt kann erſt in einiger Zeit ausgegeben werden. Laſſen Sie mich ja bald wieder von ſich hören. Auch ich werde manches mitzutheilen haben. Ueber meine Sommerreiſe bin noch ganz ungewiß.

und ſo fort treulich Goethe.

Weimar, den 27. Juni 1824.[6])

103.

Goethe an Schultz.[7])

Gefällig zu gedenken.

Die Vorbereitungen zu einer neuen Ausgabe meiner Werke gehen ununterbrochen fort, wobei mir mehr um die Sicherung meines litterariſchen und biographiſchen Nachlaſſes für künftige Zeiten und um die Brauchbarkeit deſſelben, auch ohne mein Zuthun, be-

1) Pſychologie zur Erklärung der Seelenerſcheinungen. Erſter Theil. Berlin 1821.

2) Vgl. B. 3, 208. 10, 114 f. (49, 91. 50, 42 ff.) [3, 198. 30, 336 f.]

3) An Zelter ſchreibt Goethe, ſie ſeien über Bild und Gleichniß einig geworden, und er bittet, ſie möchten das Begonnene freundlich anſchauen und weiter helfen. Er hatte damals ſich über ſein für Frankfurt beabſichtigtes Standbild mit Rauch beſprochen. Vgl. oben Nro. 73 S. 253.

4) Paläophron und Neoterpe II, 1.

5) V, 1.

6) Die Datirung und die Worte und ſo fort treulich ſind von Goethe's Hand.

7) Ward als Beilage zum folgenden Briefe abgeſandt.

ſorgt bin [1]), als um ein eiliges Hervortreten. Schon ſind zerſtreute Papiere geſammelt, Entwürfe redigirt und geſtaltet, daher denn alles, was als Manuſcript oder außer Verbindung da lag, nunmehr ſchon brauchbar und einzuordnen iſt. Manches jedoch bleibt zu thun übrig.

Woran ich jetzt aber vor allem zu denken habe, iſt die Reviſion der ſchon gedruckten Werke, ſowohl der zwanzig Bände als der ſpäter herausgegebenen. Es wäre darum zu thun, dieſe Bände mit grammatiſchem Aug' durchzugehen, mit critiſchem Scharfſinn zu prüfen, ob vielleicht irgend ein Druckfehler verborgen liege; dann wäre eine Conjectur zu notiren, und ſo das Ganze rein in ſich herzuſtellen, wie es bleiben ſoll, ohne daß man ſich bemühte, manches beſſer auszudrucken, wenn es auch leicht geſchehen könnte.

Eben ſo wäre die Interpunction mit Milde zu behandeln, und allenfalls nur die überflüſſigen Unterſcheidungszeichen, die zu jenen Zeiten im Schwang waren, auszulöſchen.

Sowohl hier als in Jena finden ſich wohl Perſonen, denen ich dergleichen Geſchäft allenfalls anvertrauen könnte; vor allen aber würde ich erſt anfragen, ob unſer Schubarth ſich dazu entſchlöſſe; was mich alles auf ſeine Seite neigt, wird er ſelbſt und ſeine nächſten Gönner ohne meine weitere Ausführung ſich gar bald entwickeln.

Die Anfrage, in wiefern er als Mitarbeiter an der neuen Ausgabe erſcheinen und nicht nur in dem erſtem Gemeldeten, ſondern auch in manchem Anderen thätig und beirathend ſein möchte, ſei alſo vorläufig gethan; wobei ein billiges Honorar ſich von ſelbſt verſteht.

Im Bejahungsfall wäre das Nähere zu bereden. Ich ſendete nach und nach, wie das Geſchäft vorwärts ruckt, die Bände der letzten Ausgabe, und erhielt' dagegen jedesmal die nachfolgenden, wie ſie zum Abdruck nöthig ſind; eine andere Ordnung würde eingeführt, worüber denn auch zu conſultiren wäre.

Was mir an dieſem Vortrag als das Reizendſte erſcheint, iſt die Eröffnung eines neuen thätigen Bezuges zu Schubarth und ein fortwirkendes Verhältniß zu Ihnen, und ſo eine wahrhafte Belebung an einer fruchtbaren würdigen Communication. Dieſes Gegenwärtige, ob es gleich ausführlicher und beſſer könnte geſtellt ſein, halte nicht zurück, weil ich mich immer mehr überzeuge, fürderhin ſei nicht mehr zu zaudern.

Vertrauend und hoffend G.

Weimar, den 28. Juni 1824.

1) Goethe erinnerte ſich nicht mehr des vorhergehenden mir, webet ihm ein zu thun iſt vorſchwebte.

104.

Goethe an Schultz.

In Gefolg meines letzten eiligen fahre sogleich fort nur noch auszusprechen, daß Herrn Rauch's Gegenwart mich in allem Guten nochmals gegründet, gekräftigt und gefördert hat.

Ueber das Musterstück Ihres Gemäldeverzeichnisses bin ganz erstaunt; denn ich weiß recht gut, was es heißen will, wenn Sie solche Namen aussprechen. Es ist wirklich ein ganz unerwarteter und unwahrscheinlicher Glücksfall, dessen Bedingungen mir nicht denkbar sind.

Wenn Meyer's Kunstgeschichte uns in ihrem ganzen Umfange frommt, so haben wir ein Großes gewonnen; nicht einem jedem, besonders nicht den Künstlern wird es so sein. Der lebende Künstler neuerer Zeit steht, mit allem Talent, in einer mißlichen Lage; er ist nicht im Fall, sich an ein entschieden Sicheres anzulehnen, und seine besten Bestrebungen stocken, entweder an denen so unzulänglichen als heftigen Forderungen der Mitwelt, oder an den unaufgeklärten Velleitäten seines eignen, nicht hinlänglich ausgebildeten trefflichen Innern. Alles eigentlich Gute, das zum Vorschein kommt, war nur im Fluge erhascht, aus dem Stegreife gefesselt, und so steht's doch immer als eine nicht ganz behagliche Erscheinung.

Hieran liegt es, daß so viele Jüngere sich in die Frömmelei flüchten und an ältere unvollkommene Muster; das Letzte läßt sie getrost sagen: „Wir sind ja Strebende, das Gute, das Vortreffliche Suchende", und das Erste gibt ihnen den Vortheil, statt an eine Schule, sich an eine Partei anzuschließen. Wie ekelhaft dies aber sei, muß ich fast täglich empfinden; nur mit einer gewissen Härte lehnt man die pfuscherhaften Anmaßungen ab, die, bei dem gewissenlosesten Verfahren, ein Heiliges zu Hülfe rufen und unter dem Mantel der absurdesten Gleißnerei sich für geborgen, so wie ausgestattet halten; auch fürchtet sich das Gezücht vor mir, und probirt doch manchmal ein Voli zu erhaschen.

Doch sollte ich mich hierüber nicht ereifern, da mir Stiedenroth auch hierüber die hinreichenden Lichter aufgesteckt hat. Ich bin eben daran, Marginalien zu seinem fließend-zusammenhängenden Vortrag zu schreiben. Sagen Sie mir ja das Nähere von diesem vorzüglichen Manne.

Mit Rauch bin ich zu keinem allgemeinen Kunstgespräch gekommen; unter der Arbeit, bei Beschauung einzelner Werke, wie ich sie ihm vorlegen konnte, ließ sich wohl mit ihm übereinkommen; sein Aufnehmen wie sein Ablehnen war einer verständigen Individualität, auch deren Leben- und Kunstgang völlig gemäß, und so mir wahrhaft erfreulich.

Ueber das, was man Maximen heißt, habe ich mich dergestalt abgewöhnt zu sprechen, daß sie mir sogar bei vertraulicher

Unterhaltung unter vier Augen nicht mehr einfallen, in größeren Gesellschaften gar nicht. Die Mädchen schmücken sich mit Rosen und Kornblumen, den Kindern schmecken die Pfirsichen fürtrefflich, das gewahr' ich alle Tage, und sie haben weder von perianthium noch pericarpium einen Begriff, und doch sind diese ja selbst nur äußere, einen höheren Sinn verhüllende Erscheinungen.

Verzeihen Sie, daß ich mit meiner Rede hin und her schweife; Sie werden die Mittellinie schon finden.

Die Skizze der Frau von Arnim ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen, und wenn man das kleine, nette Schooßkind des alten impassiblen Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre trockne Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geschöpfs sich erfreuen ließe, so könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben.[1] Doch mag es bleiben, wie es ist; auch so gibt es zu denken.

Das naturhistorische Heft mußte ruhen; ich lasse jetzt wieder daran drucken; einiges Fremde[2] hab' ich aufgenommen, einiges Frühere von mir zugleich redigirt; doch ist hier eine gar zu wichtige Beschäftigung, an die man sich desultorisch nicht wagen sollte, besonders da treffliche Menschen in der neueren Zeit so folgerecht darin verfahren. Gewonnen hab' ich in dieser Sache, das darf ich mir wohl sagen, aber es wird mehr für mich allein bleiben; am Tagesbetrieb ist sehr viel zu billigen, aber auch zu mißbilligen, und wie soll man da eingreifen?

Zu dem beigelegten Blatte[3], welches mit Schubarth zu überlegen bitte, darf nicht hinzufügen, was mir den Vorschlag annehmlich macht; seine innige Bekanntschaft mit meinen Arbeiten gäbe ihm dabei die leichteste Uebersicht, sein bleibendes Interesse daran würde durchaus fördern, und keine Ermükung befürchten lassen. Auch Sie, mein Theuerster, würden in dem friedlichen Zustand,

---

1) Frau von Arnim übersandte diese bei Gelegenheit der beabsichtigten Frankfurter Statue Goethe's entstandene Skizze dem Dichter selbst mit einem vom 1. Januar 1824 datirten Briefe (Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde II. 319 f.), worin sie sich über den Sinn derselben näher ausspricht. Der mit nacktem Oberkörper abgebildete, in Olympischer Ruhe dem Zeus ähnlich thronende Dichter hält in der Rechten den Lorbeerkranz, in der Linken eine Leier, deren Saiten die an ihn sich anschmiegende nackte beflügelte Psyche (Mignon, wie Bettine sie bezeichnet) spielend rührt. Die Skizze findet sich vor dem zweiten Theile des „Briefwechsels mit einem Kinde". Ein kleines Modell in Gips ward im Jahre 1825 hiernach angefertigt. In colossalem Maßstabe hat neuerdings Steinhäuser diese Idee in Marmor ausgeführt. Der Großherzog von Weimar hat dieses großartige Kunstwerk für das neue Museum angekauft, dessen Vorhalle es schmücken soll. Um so anziehender ist die vorliegende Aeußerung des Dichters selbst über Bettinens Skizze, die einer so kalten Aufnahme derselben am wenigsten gewärtig war.

2) Von Nöggerath und Serck.

3) Dem vorigen Briefe, den Schultz am 7. Juli an Schubarth sandte.

den Sie mir schildern, an diesem Geschäft eine neue Unterhaltung, und die Sammlung früherer Ausgaben, die wenigstens begonnen war [1]), würde hier schon eine zweckmäßige Anwendung finden.

Eckermann hat den Winter über sich in Redaction, Zurechtstellung gar manches Actenstückes thätig erwiesen, und mein täglich sich vervollständigendes Archiv ist sogar in ein Local gebracht, wo es übersehbar und schon [2]) catalogirt für eine gute Weile verharren kann. [3])

Ich selbst fahre an einer sogenannten Chronik meines Lebens fort, wo ich die laconische Abfassung, die schon durchaus vollständig ist, nun zu erweitern und aufzuklären hoffe. Dabei tritt der wichtige Umstand ein, daß die Schillerische Familie mir meine Briefe an diesen hohen Freund bis auf das letzte Billetchen übergeben hat, die ich nun mit seinen, gleichfalls heilig aufgehobenen Briefen und Blättern in einander arbeite, und dem gewiß allgemeinen Wunsch, von einem solchen Verhalten Kenntniß zu nehmen, entgegen arbeite. Alle Freunde, die Schiller's Briefe von 1802, jetzt in Kunst und Alterthum [4]) abgedruckt, gesehen [5]), haben sogleich gewünscht, meine Erwiederungen dagegen zu lesen. Diese sind freilich zur Aufklärung und Belebung höchst nothwendig, aber im innern und selbstständigen Werth kommen sie den Schillerischen nicht bei; er war geneigter zum Reflectiren über Personen und Schriften, als ich, und seine höchst freien brieflichen Aeußerungen sind als unbedingter augenblicklicher Erguß ganz unschätzbar. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich leider auch durch Leiden und Quengeleien des Tags dem Beschauer oft verkümmert wird; doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten buntgrauen Erdenlebens. Die Correspondenz geht ununterbrochen von 1794 bis 1805. Die ersten Jahre höchst reich und prägnant, weil wir uns erst begreifen mußten und, an verschiedenen Orten lebend, brieflich Unterhaltung ernstlich zu pflegen genöthigt wurden. Späterhin hatte sich die Gesinnung schon ausgeglichen, wir wohnten an einem Orte, und so ist wenig Schriftliches übrig geblieben.

Aus jenen Jahrzahlen sehen Sie, daß sich diese Documente unmittelbar an die Campagnen [6]) anschließen, und also ohne Wei

---

1) Vgl. oben S. 271 Note 5.

2) Schon hat Goethe eigenhändig hinzugefügt.

3) Schultz wußte dies bereits aus einer in Kunst und Alterthum IV, 1, 172 ff. erschienenen Anzeige, die in die Werke unter der Ueberschrift: Entstehung der biographischen Annalen, übergegangen ist.

4) V, 1, 42–83.

5) Gesehen hat Goethe eigenhändig beigefügt.

6) Goethe versteht hierunter die Darstellung der Campagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz, die im Jahre 1822 als fünfter Theil der zweiten Abtheilung der Schilderung: Aus meinem Leben erschienen waren. Vgl. oben S. 249. 254.

teres den Freunden, die an meiner Vergangenheit Theil nehmen, eine willkommene ausführliche Gabe versprechen.

So eben vernehme, daß Herr Graf Sternberg [1]) in diesen Stunden ankommen wird. Von diesem trefflichen Manne erwarte mir sehr viel Belehrung, besonders über Steinkohlenformation und die damit verknüpften Vegetationsreste, nicht weniger über Steinsalz und Sohle. Nächstens manches Zurückgebliebene.

und so fürder [2]) G.

Weimar, den 3. Juli 1824.

105.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 7. Juli 1824.

Ihre liebreichen Schreiben vom 27. v. M. und 3. d. M. haben mich um so herzlicher gerührt, als ich treuer Freundessprache, je länger je mehr, entwöhnt werde. Großmüthig sein kann freilich nicht ein Jeder; in ungewöhnlichen Lagen lernt man erst sein Verhältniß zur Welt und zu Anderen kennen. Beunruhigen Sie sich aber auf keine Weise, wenn Sie auch hören sollten, daß der Druck, der auf mich fällt, noch immerfort zunimmt. Wäre es meine persönliche Sache, die so auf mir lastete, dann freilich könnten meine Schultern wohl nicht widerstehen; aber es ist ja, wie Sie wissen, eine große Weltangelegenheit, die hier unter meinem geringen Namen personificirt wird; zur rechten Zeit wird sie sich, und mir, wieder Luft machen: veritas premitur, non opprimitur. Dabei muß Ihnen und Jedem, welcher von Weitem davon hört, wunderlich vorkommen, daß die Angelegenheit selbst mächtige Fortschritte macht; um diese zu sichern, hat man für nöthig gefunden, die Sache als eine persönliche darzustellen, und einzelnen Personen das ganze Odium davon auf den Hals zu werfen, die hoffentlich Kraft genug haben werden, es so lange zu tragen, bis die Sache Kraft genug hat, es selbst auf sich zu nehmen. Unter diesen Kreuzesträgern bin ich der erste, und von Rechts wegen; ich weiß sehr wohl, was ich gethan habe, und trage diese Bürde als eine Würde, für welche geboren zu sein, mich stolz machen könnte. Den Geist der Lüge zu bannen oder zu binden, ist ein ungeheures Unternehmen; da tobt er und raset, je näher man ihm auf das Leib kommt, und gegen den am ärgsten, den er am Meisten zu fürchten hat. Nachdem ich nun aber seit fünf Jahren Vorkämpfer gewesen bin, sehne ich mich wohl mit Recht, aus diesem Kampfe abgelöset zu werden,

---

1) Vgl. oben Nro. 78 S. 207. Von ihm brachte das nächste Heft zur Naturwissenschaft III, 2) eine Mittheilung über die Gewitterzüge in Böhmen.

2) Diese Worte sind von Goethe's eigner Hand.

Margarethe.

Lebt wohl!

Marthe.

O ſagt mir doch geſchwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wenn mein Schatz geſtorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund geweſen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen leſen.

Mephiſtopheles.

Ja, gute Frau, durch zweyer Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja.

Mephiſtopheles.

Und hier die Jungfrau iſt auch da?
Ein braver Knab'! iſt viel gereiſ't,
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſ't.

und, wo nicht ganz austreten, doch in's zweite Glied zurücktreten zu dürfen. Darauf stehet nun mein ganzes Wünschen und Hoffen.[1])

Den 8.

Daß Ihnen Stiedenroth so viele Freude macht, ist ihm, so wie mir, eine große Genugthuung. Dieser wackere junge Mann hat hier seit fünf Jahren Vorlesungen gehalten, und immer Zuhörer gefunden, die, nach meinem Urtheile, wußten, was sie wollten; auch waren alle mit ihm wohl zufrieden. Besonders fanden die Vorlesungen über Psychologie, die er nun als ein Ganzes herausgibt, einen gegründeten Beifall, und stifteten sichtbar Nutzen. Wiederholte Anträge von meiner Seite auf verdiente Anerkennung seiner Bemühungen fanden jedoch bei der Oberbehörde keinen Eingang; Hegel's überwiegender Einfluß stand ihm entgegen. Zuletzt mußte ich selbst ihm anräthig sein, sich nach einer auswärtigen Anstellung umzuthun; denn er gerieth, je länger je mehr, in drükkende Noth: auch dies schlug fehl. Seit Erscheinung seiner Psychologie ist man, wie es scheint, im Ministerium zu einer besseren Meinung über ihn gelangt; man spricht davon, ihn nach Halle oder Greifswalde zu schicken. Doch traue ich nicht, daß redlicher Wille da sei; besonders da man weiß, daß mir sein Fortkommen am Herzen liegt. Finden Sie Gelegenheit, auf sein Schicksal wohlthuend einzuwirken, können Sie darauf rechnen, daß er thätig, willig und von guten Gaben ist. Den einfachen beobachtenden Gang, durch den er die Seelenerscheinungen wissenschaftlich entwickelt, haben Sie mit Vergnügen erkannt. Ich bin auf den zweiten Theil begierig, in sofern ich mir die Sachen anders zurecht gelegt habe, als er, und nun wissen möchte, wie er das Ganze zusammenfassen wird. Gewiß ist, daß noch Niemand vor ihm diese Beobachtungen so rein und vollständig dargelegt hat.

Auf dem Gesundbrunnen, den 10.

Wie bei jeder Stadt, haben wir auch bei Berlin einen sogenannten Gesundbrunnen, der ein wenig eisenhaltiges Wasser hat. Die Lage aber ist allerliebst; schattenreich, zwischen den frischesten Wiesen und Feldern. Hier habe ich ein paar einsam belegene Zimmer mit der heitersten Aussicht gefunden, um den Sommer nicht ganz ungenutzt vorübergehen zu lassen. Ich höre die Jahreszeit schelten, als wäre es ein schlechter Sommer; ich begreife aber nicht, was die Leute alles verlangen. Daß es häufig regnet, ist wahr; aber der Regen ist milde, und seitdem die Frühjahrskälte uns verlassen hat, haben wir immer warmes Wetter gehabt. Was kann man vom Sommer Besseres erwarten, als daß alles in frischem Leben grünt und blüht und zur Reife gedeiht? Möge er aber auch

1) Am vorigen Abend hatte er die Cabinetsordre erhalten, durch welche er von seinem Auftrage als Regierungsbevollmächtigter entbunden wurde. Vgl. S. 100.

Ihrer Gesundheit so förderlich sein, wie der meinigen, und besonders Ihrem Reiseplane, von dem Sie mir seiner Zeit gütige Nachricht mittheilen wollen. Ich hoffe bis zum Herbste Muße zu behalten, um etwas vorzunehmen, was mich Ihnen wieder näher bringt, und bitte, Ihnen mit meinen Briefen auch in größere Entfernung folgen zu dürfen.

Rauch war einen Abend bei mir, in einem gewissen höheren Gefühle, welches ich auch an Anderen, die von Ihnen kamen, bemerkt habe, ja selbst mir persönlich bewußt geworden bin. Es ist etwas Aehnliches von Verklärung und Standeserhöhung, oder vielmehr Heiligung. Damit mag es nun sein, wie es will: mir that es sehr wohl, daß er mir die Objectivität dieses Zustandes von Neuem bestätigte, und ihn auch in mir von Neuem erregte. Sein Modell werde ich erst bei der nächsten Rückkehr zur Stadt sehen können.

Das große Leiden, welches Rauch uns von Fräulein Ulrike erzählt hat, ist uns ganz unbekannt geblieben; wir beklagen es aufrichtigst wie unser eignes.[1] Wie sehr wünschte man nicht, jeden schmerzlichen Anlaß von Ihnen entfernt zu halten, und nur Glück und Freude von Ihnen und den Ihrigen zu erfahren!

Schubarth ist seit dem 1. d. M. nach Schlesien abgereiset, und dürfte vor dem Herbste nicht von dort zurückkehren.[2] Da man die Grausamkeit hat, ihn in das dritte Jahr mit halben Hoffnungen hinzuhalten, und seiner steigenden Noth zu spotten, um *mich* dadurch zu peinigen, so können Sie denken, wie herzlich dankbar ich Ihnen für den Vorschlag bin, ihn an der Herausgabe Ihrer Werke Theil nehmen zu lassen. Ich habe geeilt, ihm das betreffende Blatt Ihres Briefes zu überschicken, und weiß im Voraus, daß er diesen Beweis Ihres Vertrauens als das höchste Glück schätzen und mit allem Fleiße zu rechtfertigen suchen werde. In solcher Lage läßt sich fühlen, welchen Werth ein so theures Vertrauen hat; es wird ihn ganz wieder aufrichten, und mit seinem Schicksale aussöhnen. Seine äußere Bedrängniß ist es weniger, die mich gekümmert hat, als die innere; sich von der Welt auf allen Seiten zurückgestoßen zu sehen, kann wohl den festesten Mann zuletzt außer Fassung bringen, und das Schicksal schien unerbittlich, nachdem er die ersten Schritte versäumt hatte. Kam er, anstatt im Herbste 1821, das Jahr vorher zu uns, wie Sie ihm riethen, so war er auf alle Weise längst geborgen; that er im Winter $18^{21}/_{22}$ das Nothwendigste, was geschehen mußte, um den letzten Augenblick der Gunst zu nutzen, wie ich ihn so dringend bat, war

1) An Zelter schreibt Goethe am 8. März: „Ulrike hat im letzten Getillen — einen harten Fall auf das Hinterhaupt gethan, von welcher Erschütterung das Gehirn sich noch nicht wieder hergestellt hat."

2) Der Minister von Altenstein hatte ihn wegen einer gewünschten Anstellung abschläglich beschieden.

er geborgen. Sein scheues, ſtarres Weſen iſt zu hart geſtraft worden; denn wer hätte eine ſolche Grauſamkeit, eine ſolche Verzögerung der wichtigſten Intereſſen, an welche zuletzt das ſeinige geknüpft war, vorausſetzen können? Und was ich zu ſeinem Beſten wagen mochte, ſchlug vielleicht um ſo mehr zu ſeinem Nachtheile aus. So ſchien alles verloren, und ich konnte zuletzt nur noch darauf beſtehen, ſich endlich von mir zu trennen. Daß ich zu ſeinem Vortheile hätte Conceſſionen gegen meine Pflicht machen ſollen, iſt er zu rechtſchaffen geweſen, zu verlangen.[1])

Den 11.

Man muß durch ſchmerzliche Erfahrungen inne werden, daß, je größer die ſittliche Kraft in einem Individuo, um ſo gefährlicher für daſſelbe der kleinſte Fehler wird, der gewöhnlichen Menſchen ganz ungeſtraft hingeht; und Märtyrer zu werden, iſt nicht immer ein Verdienſt.

Die Erſcheinung vom 1. Hefte des 5. Bandes Ihres Kunſt und Alterthum in unſerer Zeitung zu leſen, als eben vor wenigen Tagen ich Ihnen meine Sehnſucht darnach ausgeſprochen hatte, war mir überraſchend, und ſchon finde ich mich durch Ihre Güte im Beſitz deſſelben. Nun haben die vergeßlichen Kinder es mir in der Stadt zurückgelaſſen, da ich vorhatte, es hier mit Muße nochmals durchzugehen und Ihnen einiges darüber zu äußern; was nun zum Nächſten aufgeſchoben bleiben muß.

Seit ich mehr und mehr in's Einſame zurückgezogen lebe, hat mein Sammlergeiſt ſich nach mehreren Seiten zu ergehen angefangen, und ſo trage ich unter anderem die Sprüchwörter aus allen Sprachen, die mir verſtändlich ſind, zuſammen. Das geht bald in die Tauſende, und wird, gehörig rubricirt, ſehr intereſſant. So ſucht man Mittel, die ganze Welt in ſeine vier Wände zu concentriren.

Ich ſende Gegenwärtiges ab, um zu Ende der Woche ſo fortzufahren.

Es iſt gerade Gelegenheit da, den Brief in die Stadt zu ſenden.

Ewig der Ihrige. Schultz.

---

[2]) Den 12.

Die Gelegenheit nach der Stadt wurde geſtern Abends, weil die Kinder draußen waren, in der glücklichſten Laune verſäumt, und den Kindern wollte ich den Brief nicht anvertrauen. Da ſoll er denn heute Abends gewiß fort, und um mich nicht auf etwas Ernſteres nochmals einzulaſſen, erlauben Sie, daß ich hier einige Sprüchwörter, mit denen ich mich gerade erluſtige, beifüge. Beſonders die Italiäner ſind durch Laune und Witz hierin ausge-

1) Vgl. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter III. 139 ff.
2) Auf einem beſonderen Octavblatt.

zeichnet; ein überwiegender Hang zu einer gewiſſen Niederträchtigkeit, durchaus aber mit Humor und Weltklugheit ausgeſtattet, gibt allerliebſte Erſcheinungen.

1. Dammi pane, e dimmi cane.

2. Muove la coda il cane,
Non per te, ma per il pane.

3. Se Dio dà la lepre, darà ancora l'herba.

4. Con arte e con inganno
Si vive mezzo l'anno;
Con inganno e con arte
Si vive l'altra parte.

5. L'Aprile fà 'l fiore, ma'l Maggio n' ha l'honore.

6. Chi non rubba, ha non robba.

7. Chi ha robba, ha parenti.

8. Poca robba, poco pensiere.

9. Lega la balia bene, e lasciala andare.

10. Lega l'asino, dove vuol il Padrone.

11. L'asino punto convien' che trotti.

12. L'asino che non ha fatta la coda in trent' anni, non la farà mai.

Die Sprüchwörter vom Eſel ſind ohne Zahl. Aber es gibt auch vorzüglich feine und edle Gedanken in den Italiäniſchen Sprüchwörtern.

13. Le ciregie a loro danno s'imbrunano.

14. Le discorsi sono come le ciregie, che l'una tira l'altra.
Ein allerliebſtes Bild.

15. L'aquila non piglia mosche.

16. Buona ancudine non teme martello.

Und ſo ohne Ende.

Schulz.

106.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 27. August 1824.

Das anliegende Schreiben des Professor von der Hagen ist mir von demselben vor etwa acht Tagen nebst einem Pracht-Reisewerke des Grafen von Raczynski [1]) für Sie überbracht worden. Meine Abwesenheit von der Stadt hat die Absendung derselben verhindert. Damals, und bis zum heutigen Tage wiederholt, kamen Freunde mit der Bitte zu mir, am morgenden Tage eine frohe Feier Ihres theuren Geburtsfestes zu veranstalten, oder wenigstens Theil daran zu nehmen; aber ein schweres Schicksal erlaubte mir diese Freude nicht. Die seit 1½ Jahren, mit einer Unterbrechung von fünf Monaten, stets im Zunehmen begriffene Krankheit meines ältesten Sohnes [2]) drohte seinem unschuldigen Leben ein Ende zu machen; welches denn am 25. in der Nacht ruhig erfolgt ist. Es ist nichts Reineres in der Natur, als solch ein Tod; wir sind in großer Wehmuth. Er war die Freude und Liebe seiner Mutter, die Tag und Nacht nicht von seinem Krankenbette kam; er war die Stütze seiner Geschwister, die ihn als ihren Lehrer und Führer verehrten; er, der nächste, theuerste Freund seines Vaters, der ihn erzogen hatte, um mit ihm durch's Leben zu gehen, mit dem er alles theilte — der sich nun wieder einsam — nein nicht einsam! mit sieben Kindern und einer solchen Frau kann man sich nicht einsam nennen. Und bin ich an die Welt zurückgewiesen, die ich Unrecht that gering zu schätzen, so soll mein Leben künftig nur um so reicher werden, als ich das in sich ganz vollendete Leben des theuren Verstorbenen in mich aufgenommen habe — ein Schatz, der mir und den Meinigen unendliche, süße Früchte bringen wird. Vor vier Wochen hatten wir seinen achtzehnten Geburtstag an seinem Krankenbette gefeiert; gute und böse Zeichen sahen wir an diesem Tage, Hoffnung und Zweifel wechselten seitdem in uns. Jetzt, da wir den Ausgang kennen, beziehen wir jene auf den Himmel, diese auf die Erde. Er litt seit mehreren Monaten wahre Kreuzesmarter; aber keine Klage hörte man von ihm; seine Standhaftigkeit war nur mit der Reinheit seines Herzens, mit der Klarheit seines Geistes zu vergleichen, sonst unbegreiflich.

Mag Ihre liebevolle Freundschaft, theurer, edler Mann, mir zu Gute halten, daß ich, anstatt Ihnen nur meine Freude an der

1) Graf Eduard Raczynski's malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs. Aus dem Polnischen durch von der Hagen. Breslau 1824. Man vergleiche die kurze Anzeige des Werkes in Kunst und Alterthum V, 3, 177. Werke B. 32, 411. (45, 403 f.) [26, 287 f.]

2) Bernhard.

Wiederkehr des morgenden schönen Tages zu bezeugen, Ihren Antheil an meiner Trauer in Anspruch nehme. Aber Sie wissen die Wahrheit des Lebens zu schätzen, wie sie erscheine; und so sei Ihnen der Freund nicht weniger lieb, der sich, obzwar von Wehmuth tief ergriffen, Ihnen dankbar und froh hoffend nahet. Möge die Allmacht Ihre Tage auf Erden verewigen, wie Sie längst schon als der Stern am Firmamente glänzen, der den Besseren durch die Dunkelheit unserer Zeit vorleuchtet. Darum führen Sie ihn längst schon in Ihrem Wappen, und als ich vor drei Jahren bei Ihnen war, mochte ich es wagen, ihn auch mir zuzueignen.

Von Schubarth erhielt ich schon vor mehreren Wochen die dankbarste Erklärung auf Ihre gütige Aufforderung zur Theilnahme an der Bearbeitung Ihrer neuen Ausgabe. Er bereitet sich eifrig dazu vor; die bei mir zusammengebrachten Ausgaben Ihrer Werke ist (sic) sehr interessant, und wird (sic) gewiß sehr nützlich zu diesem Zwecke sein. Sobald Schubarth zurückkommt, welches in drei bis vier Wochen zu erwarten ist, erfahren Sie genau, was wir leisten können, und was noch zu wünschen wäre.[1])

Herr Varnhagen, der heute bei mir war, hat die Veranstaltung der Versammlung Ihrer Verehrer morgen übernommen. Ich gehe morgen mit meiner Frau und einigen Kindern auf's Land; von dort schreibe ich binnen acht Tagen mit Uebersendung des Raczynski'schen Werkes, wozu ich heute nicht Muße gehabt habe.

Ewig der Ihrige.

Schultz.

Am 4. September schreibt Zelter an Schultz: „Goethe ist und bleibt nach seinem letzten Briefe vom 21. August d. J.[2]) in Weimar. So viel in der Eil. Gott tröste Sie und Ihr treues Weib!"

---

1) Schubarth hatte am 20. Juli auf die am 7. erfolgte Mittheilung von Schultz aus Heidau bei Parchwitz erwidert: „Wie sollte ich mich nicht sehr gern bereitwillig und dankbar für das Anerbieten Goethe's erweisen? Gefällen Sie gütigst Goethen, daß ich zu jeder Theilnahme an der Ausgabe seiner Werke bereit bin, worin er mitzuwirken mich für geeignet und fähig halten sollte. Ich erbitte mir und erwarte bloß seine Instructionen hierüber. Zu dem Geschäft der Durchsicht der Werke, zur Befreiung von allen typographischen, grammatischen Verunstaltungen derselben kann ich mich schon jetzt so ziemlich vorbereitet erklären, als ich mancherlei der Art in der letzten Ausgabe wahrzunehmen häufig veranlaßt gewesen bin. Ich hoffe, es wird möglich auf bloß brieflichem Wege sein, daß ich mir von Goethe's Absichten bei einer solchen Unternehmung den vollständigsten Begriff verschaffe, ohne daß es einer Reise bedürfen wird, die wohl nach meiner gegenwärtigen Lage nicht gut thunlich sein dürfte." Die gehoffte baldige Rückkunft Schubarth's nach Berlin erfolgte nicht.

2) Vgl. Nro. 430.

107.

Schultz an Goethe.

Berlin, den 30. September 1824.

Verehrteſter, theurer Freund!

Da ich während der ländlichen Muße, in der ich die ſchönen Tage des Spätſommers zubrachte, mit dem Raczynski'ſchen Kupferwerke, welches Herr von der Hagen Ihnen durch mich hat zukommen laſſen wollen, Bekanntſchaft machte, gereuete es mich, es übernommen zu haben, da ich kaum hoffen kann, daß Ihnen damit eine beſondere Freude zu Theil werden wird. Die mehrſten Kupferplatten hätten füglich ungeſtochen bleiben können. Ich wollte nun eine Gelegenheit abwarten, um es Ihnen auf die leichteſte Art zu überſenden; ſie hat ſich aber bis jetzt nicht gefunden, und ich ſende das Werk daher ab, um es nicht in die neue Wohnung, die ich morgen beziehe, mitzunehmen, und Sie Ihres Geſchenkes nicht länger zu berauben. Die Unruhe, welche dieſe häusliche Veränderung mit ſich bringt, entſchuldige mich heute bei Ihnen, wenn ich kurz bin. Fallen Ihre liebevollen Augen einmal auf den Plan von Berlin, ſo denken Sie an mich, wenn Sie den Wilhelmsplatz finden. Dort werde ich in der nächſten Zeit wohnen, der Statue des Feldmarſchall Kleiſt gegenüber, der mir als ſteinerner Gaſt beim Mondenſcheine künftig in die Fenſter gucken wird.

Möchte ich doch bald von Ihnen die glücklichſten Nachrichten hören! Ich theile bei fernerer Muße nächſtens mehreres mit.

Ewig der Ihrige.

Schultz.

108.

Goethe an Schultz.

Endlich, mein theurer, verehrter Freund, muß ich denn doch einmal ausſprechen, daß mir der gänzliche Mangel von Nachrichten, die ſo lange unterbrochene Mittheilung jeder Art ſehr unbehaglich werden will. Kaum wüßte ich der Zeit mich zu erinnern, als ich zum letzten Mal ein freundliches Wort von Ihnen vernommen. Möge Gegenwärtiges in einem leidlichen Befinden Sie antreffen; denn wir ſind ja auch wohl zufrieden, wenn das Leben nur einigermaßen ruhig genutzt und in der Hauptſache ungeſtört, wenn auch manchmal gehindert und abgelenkt, ſeinen Weg ſachte verfolgen kann.

Meine neuſten Hefte zu Kunſt und Alterthum und Naturwiſſenſchaft [1]) haben Sie erhalten. Dieſe Mittheilungen werd' ich wohl einige Zeit aufgeben müſſen, indem ich der neuen Ausgabe meiner Werke alle Aufmerkſamkeit ſchuldig bin. Ich werde

1) Kunſt und Alterthum V. 2. Zur Naturwiſſenſchaft II. 2.

von trefflichen Freunden des äſthetiſchen und critiſchen Fachs hiebei unterſtützt; ich dachte Schubarth heranzuziehen, allein es wollte ſich denn doch nicht fügen. [1])

Mit dem Theaterbrande [2]) ſind nun alle ſinnlichen Documente meiner früheren Thätigkeit dieſer Art verſchwunden; denn das Haus nicht allein, ſondern auch Bibliothek, Garderobe bis auf die Requiſiten herab enthielten noch Spuren meines früheren Antheils. Das wird nun alles neu werden und anders; ich bin zufrieden, daß meine Rechnung in dieſem Capitel geſchloſſen iſt. Beikommendes Blatt iſt merkwürdig genug. Der Zufall hat manchmal Luſt, ſich ſibylliniſch zu gebärden. [3])

Das, was ich nicht recht zu nennen weiß, was aber wohl auf ein paar Bände anſchwellen möchte, ſind Notizen aus meinem Leben; ſie gehen durch alle Jahre durch bis auf die neuſte Zeit, bleiben dem Sinne nach dieſelbigen, der Ausführung nach möchte man ſie bald Chronik, bald Annalen, Memoiren, Confeſſionen, und wer weiß, wie ſonſt noch? nicht mit Unrecht benennen; ſie ſtreifen in ihrem einfachen Gang an die Weltgeſchichte,

---

1) Am 19. October 1824 hatte Schubarth an Schultz geſchrieben: „Ich freue mich, daß Goethe nun endlich mit ſeiner Ausgabe vom Wort zur That kommt! Sehr angenehm iſt es mir zugleich, durch die aufgetragene Reviſion des Textes eine glückliche Ableitung von einer eigenen litterariſchen Conception zu erhalten, die mich bisher zwar lebhaft beſchäftigt hat, der ich aber noch nicht zu meiner völligen Zufriedenheit ihre ſire Geſtalt auf dem Papiere habe geben können. — Da ich von Goethe'ſchen Schriften nichts außer den Wahlverwandtſchaften und der kleinen Ausgabe des Fauſt mit habe, ſo wird es allerdings nöthig ſein, daß Freund Lange aus meinen Büchern die Theile von Goethe's Werken derjenigen Senkung älterer Ausgaben beilegt, die ich von Ihrer Güte erwarte. Wollten Sie mir zugleich ein Schema im Kleinen von Ihren Gedanken, zur beſſeren Einſicht und Uebereinſtimmung in Aufzeichnung der Varianten, gefälligſt zukommen laſſen, ſo würde mir das ſo angenehm als förderlich ſein.“ Und am 3. December dankte er Schultz für die überſandten Bücher zum Zwecke der Reviſion der Goethe'ſchen Gedichte. „Ich habe mich“, meldet er, „vorerſt an die Aufzeichnung des Inhalts ſämmtlicher Gedichte gemacht und dazu die Parallelen der früheren Ausgaben geſchrieben. Nach dieſem Greifen, wodurch mir die Uebersicht gegeben iſt, wo und wie viel Mal ich die Vergleichung des Textes anzuſtellen habe, wird dieſe nunmehr unaufhaltſam vor ſich gehen. Ich lenke davon nächſtens eine Probe. Nun aber füge ich auch die angelegentliche Bitte der Anzeige an Goethe hinzu, daß ich die Arbeit begonnen habe. Ich wünſche dieſe Anzeige darum, damit mir die Ausführung derſelben verſichert bleibe.“ Er bittet ihn, ſeine Verhältniſſe Goethe mitzutheilen, und nimmt das Anerbieten des nicht von Goethe, ſondern von Cotta zu zahlenden Honorars dankbar an. Aber die geſpannten Berliner Verhältniſſe hinderten zunächſt jede Verbindung zwiſchen Schultz und Goethe. Eckermann und Riemer übernahmen die Durchſicht des ſchon Gedruckten.

2) Am 22. März. Vgl. Eckermann III. 59 ff.

3) Das hier angezogene, dem Briefe beiliegende Blatt iſt faſt ganz wörtlich daſſelbe, welches Goethe am 27. März an Zelter ſandte. Vgl. den Briefwechſel mit Zelter IV. 9. Nach dem Worte angebrannt ſteht hier noch übrig, im erſten Fragment V. 4 nicht, im dritten V. 3 offenbar irrig ſich auf. Jene angebrannten Stücke einer Rolle aus Goethe's Taſſo hatte Eckermann gefunden.

oder die Weltgeſchichte, wenn man will, ſtreift an ſie, und ſo bewegen ſie ſich von unbedeutenden Einzelnheiten bis zu dem wichtigſten Allgemeinſten, und vielleicht gewinnt gerade dieſe tadelnswerthe Ungleichheit den ſonderbaren Heften einige Gunſt.

Unſer Hofrath Meyer hat einen großen Verluſt erlitten; ſeine Gattin iſt geſtorben [1], die völlig in ſein Leben verwachſen war, allen ſeinen Wünſchen zuvorkam, und alle ſeine Bedürfniſſe haushälteriſch befriedigte. Er hält ſich freilich, wie es jeder in ſolchen Fällen thut, allein ich freue mich denn doch, daß er ſich entſchloſſen hat, baldmöglichſt nach Carlsbad zu gehen. Reiſe und Waſſer wird ihm körperlich, Zerſtreuung geiſtig zuſagen.

In der Naturwiſſenſchaft habe manches Einzelne gefördert; doch bleibt immer die Witterungsbetrachtung das Vorzüglichere. Der einfache Grund aller atmoſphäriſchen Erſcheinungen, dem Sie, als ich ihn gedruckt ausſprach [2], einen freundlichen Beifall gönnten, wird mir täglich bedeutender und werther. Alles hängt wahrhaft nur an einem Zwirnsfaden, und ich wundere mich täglich (oder ich wundere mich, um recht zu ſagen, nicht mehr), wie die Menſchen ihr Intereſſe an die augenblicklichen Erſcheinungen verſchwenden.

Ich habe nach meiner Ueberzeugung einen umſtändlichen Aufſatz niedergeſchrieben, der nur darum weitläufig geworden, weil ich das Mannichfaltigſte an das Einfachſte heranzuziehen ſuchte. Leider bedarf dieſer Aufſatz noch eines zweiten Durcharbeitens, und ich werde ihn deshalb ſo bald nicht mittheilen können. [3]

Von unſerem Jenaiſchen meteorologiſchen Betrieb ſende ein vollgültiges Zeugniß [4]; ich laſſe dies ſeinen herkömmlichen Gang hingehen, und bin ſehr vergnügt, Angeſtellte neben mir zu haben, die meine Fragen beantworten und gewiſſe allgemeine Forderungen im Beſondern durchführen mögen; ohne dies wäre ich nicht ſo weit vorwärts gekommen. Jetzt würde ich ſehr weit von ſolchen Betrachtungen abgelenkt, müßt' ich nicht tagtäglich, wenn ich nur über mich ſehe, wieder an alles im Breiten und Tiefen gedenken.

In Abſicht auf bildende Kunſt habe ich eine höchſt erfreuliche Erſcheinung anzuzeigen. Sie erinnern ſich aus Kunſt und Alterthum [5] des neugriechiſchen Gedichtes, wo Charon als flüchtiger Reuter durch Nebel und Wolken ſauſt, die Seelen vor ſich hintreibt und andere nachſchleppt. Im Stuttgarter Kunſtblatte [6]

1) Seit dem Jahre 1802 war Meyer mit Amalia Caroline Friederike von Koppenfels verbunden.

2) Vgl. oben S. 262.

3) Der in dieſem Jahre entſtandene Verſuch einer Witterungslehre erſchien erſt 1833 in Goethe's nachgelaſſenen Werken B. 11.

4) Den zweiten Jahrgang der von L. Schrön zuſammengeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen im Großherzogthum Weimar.

5) IV. 2, 19 f. Vgl. Werke B. 2, 337 f. (3, 231 f.) [2, 417.]

6) Vom 19. Januar 1824.

war, auf Anregung in Kunſt und Alterthum, ein Preis auf die Ausführung dieſes Gegenſtandes geſetzt. Fünf mißglückte Verſuche liegen vor mir, und geben genug zu denken; der ſechſte aber iſt über alle Erwartung fürtrefflich, ſo daß er nichts weiter zu hoffen und zu erwarten übrig läßt. Ich denke, man wird das Bild auf irgend eine Weiſe vervielfältigen; denn mit Worten iſt ihm nicht beizukommen. Wie ſehr wünſche ich es Ihnen zu einſichtiger Theilnahme vorzulegen!

Merkwürdig ſind die Verſuche, die man mißlungen nennen muß; ich ſchildere ſie mit wenigen Worten [1]:

1) Irdiſch, allzureal, roh, daher widerwärtig.

2) Himmliſch, fromm, weichlich, unbedeutend, alſo auch auf etwas ganz anders zu deuten.

3) Imaginativ, die einzelnen gewaltſam ſich gebärdenden Figuren nicht glücklich zuſammengeſtellt.

4) Mäßig, aber allzuberuhigt, und nicht erfreulich.

5) Etwas belebter, nicht ohne Verdienſt, aber unbefriedigend.

6) Fürtrefflich, ſo daß man es ſehen muß, weil nach Worten keine Einbildungskraft ſich's erzeugen könnte. Und ſo kommt denn auch wieder einmal etwas Erfreuliches, das Urtheil in älterem höheren Sinne Aufregendes!

Eilig abſchließend

treulichſt [2]) Goethe.

Weimar, den 31. Mai 1825.

109.

Schultz an Goethe.

Daß Zelter ſich wegen Ihrer Anfrage, edelſter Freund, vom 6. d. M. an mich gewendet [3]), gibt zu erkennen, daß er es mir mehr, als ſich zutraut, ohne Rückhalt über eine Perſonage von großen Verbindungen zu ſprechen, indem er die Verantwortung nicht übernehmen möchte, Ihnen die Wahrheit verhehlt zu haben. Ich erfülle dieſe Aufforderung als eine mich nahe angehende Pflicht. Aus eigner Erfahrung, wie nach allen mir bekannt gewordenen Zeugniſſen ſeit zwanzig Jahren, muß ich ſagen, daß ein jeder ſich Glück zu wünſchen hat, welcher den Lockungen, ſich mit demſelben einzulaſſen, entgangen iſt. Das Bedenkliche davon in vielfacher Beziehung ausführlicher darzuthun, könnte nur mündlich geſchehen; aber es würde mir um Ihre und der Ihrigen Ruhe und Wohl-

1) Vgl. Kunſtblatt 1826 Nro. 10. 11. Goethe's Werke B. 31, 235 ff. (44, 81 ff.) [25, 175 ff.]

2) Die Worte Eilig abſchließend treulichſt nebſt der Datirung ſind von Goethe's eigner Hand.

3) In Goethe's Brief an Zelter vom 6. Juni iſt dieſe Anfrage vom Herausgeber unterdrückt worden. Goethe betrieb damals die Erlangung des Oeſterreichiſchen, Preußiſchen und Baieriſchen Privilegiums gegen den Nachdruck ſeiner Werke in der Ausgabe letzter Hand. Das Preußiſche iſt vom 23. Januar 1826. Vgl. unten S. 332 Note 1.

Margarethe.

Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.

Mephiſtopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah bravo! Find' ich euch im Feuer?
In kurzer Zeit iſt Grethchen euer.
Heut' Abend ſollt' ihr ſie bey Nachbars Mar-
then ſehn:
Das iſt ein Weib wie ausderleſen
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen!

fahrt, ſo wie um des allgemeinen Intereſſes wegen gar leid ſein, wenn Sie, auf ſeine Vorſchläge vertrauend eingehen ſollten. Was hinter dieſem ſoliden, liberalen, ſchmeichelnden Scheine verborgen liegt, macht erſtarren, wenn man es zu ſpät erfährt. Mehr nicht für jetzt! Ich beklage von Herzen, daß Ihre frühere Hoffnung wegen dieſes Geſchäftes nicht in Erfüllung gegangen iſt; wie ſehr Sie Urſache haben, darin vorſichtig zu ſein, habe ſtets erkannt, und wünſche das Beſte.

Hiebei nur zwei Worte auf das theure Schreiben vom 31. Mai. Ihre liebreichen Zuſendungen ſind ihrer Zeit bei mir wohl angekommen: milde Thautropfen auf die Zunge des Dürſtenden in der Wüſte. Und nun erſchrecken Sie mich mit der Drohung, daß dieſe Heftchen für immer aufhören ſollen! O, ſagen Sie das nicht — nie! Rauben Sie uns niemals die Hoffnung dieſer fortlebenden Gemeinſchaft mit Ihrem Geiſte! machen Sie es möglich! Verfügen Sie unbedingt über die Kräfte Ihrer redlichen jüngeren Freunde, um des Mechaniſchen, Materiellen, Hiſtoriſchen, kurz des Todten, was [1]) nur als Boden, als Subſtrat höherer Thätigkeit dient, überhoben zu werden. Ich jammere oft im Stillen, daß Sie ſelbſt ſich damit plagen müſſen. Ertheilen Sie Aufgaben ſolcher Art! Sie kennen ja Ihre Leute, und wiſſen, was ſie leiſten könnten, was nicht. Laſſen Sie ſich das Eingehende vorleſen, werfen Sie, ſchneiden Sie das Unnütze weg, dictiren Sie, was Ihnen bei dem als Material Gutbefundenen zu ſagen ſcheint — und ſogleich iſt ein unſchätzbarer Werth gewonnen. Nur die Hingebung, wie ſie Ihnen gewidmet iſt, vermag ein ſolches Unternehmen möglich zu machen; nur durch Sie kann es Werth erhalten, alſo auch nur Ihnen angehören. Jeder, den Sie zur thätigen Theilnahme berufen, wird ſich durch dieſe Gunſt ſo belohnt als angeſpornt fühlen. Vie, age [2])!

Ewig der Ihrige. Schultz.

Zwiſchen dieſen und den folgenden Brief fällt die Ueberſiedelung nach Wetzlar. Auf der Hinreiſe Anfangs Auguſt ſprach Schultz mit den Seinigen bei Goethe ein, wo er ſich der freundlichſten Theilnahme und der zutraulichſten Mittheilung zu erfreuen hatte.

110.

Schultz an Goethe.

Bad Ems, den 28. Auguſt 1825.

Madame Wolff [3]), welche in einigen Tagen von hier nach Berlin zurückreiſet, will die Güte haben, die Berliner Medaille,

1) Im Entwurf ſteht hier: „was mit aller Geiſtesarbeit verknüpft iſt und was nur", wie Z. 10: „Ihrer Zeit in meiner Einſamkeit wohl".

2) Hindeutung auf Hor. carm. III, 4, 1.

3) Amalia Wolff, geborene Malkelmi, die ſich zu Weimar unter Goethe's

welche dem heutigen Tage gewidmet ist [1]), an Sie, edelster, theuerster Freund, zu überbringen. Von Seiten der Kunst und Ausführung sehen Sie daran, was man in Berlin will, kann und nicht kann; wenig Erfreuliches. So ist es ja aber in unserer Zeit überall. Auf meiner jetzigen Reise sehe ich mannigfaltige Gepräge von Münzen, von fünfzig Jahren her bis zum heutigen, aus allen deutschen Landen, aus Frankreich, England und Holland. Auf allen diesen Münzen zeigt sich derselbe Mangel an Bildungsvermögen, dieselbe Armuth im bildlichen Denken und Erfinden, ja Sinnlosigkeit und Unverstand, aber dieselbe oft recht preiswürdige mechanische Vollendung und Glätte. Und das nimmt von Jahr zu Jahr mehr überhand, wie man seit funfzig Jahren nicht nur, sondern noch mehr, seit hundert und dreihundert Jahren nachweisen kann. Das war in der alten Welt nicht so; die höchste mechanische Vollendung war dort nur der höchsten Kunst zu Dienste; als diese sank, nahm auch jene ab, anstatt daß jetzt die eine steigt, während die andere sinkt. Doch ist zu bemerken, daß die Herrscher, insbesondere die Römischen Kaiser, welche den Verfall der Kunst zu hemmen gedachten, den mechanischen Theil derselben von Zeit zu Zeit über ihre angemessene Stufe zu erheben wußten; wodurch denn jenes, typische Gestalten durch mehrere hundert Jahre wiederholende Handwerk entstand, welches der endlich erwachten neueren Kunst zur Grundlage diente. Doch was rede ich von Dingen, welche Sie und Andere schon längst besser einsahen und gesagt haben! Lassen Sie mich heute, wo ich mich nur mit Ihnen ganz insgeheim unterhalten mag, bei dem Anblicke einiger hundert alter Münzen, die ich wie gestohlen mit mir führe und immer im Stillen wieder beschaue, nur noch sagen, was man sonst ungestraft Niemanden sagen dürfte, daß am jüngsten Gerichte eine Münze Constantin's mehr gelten wird, als eine heutige Medaille.

Den 1. September.

Alles verläßt uns hier, wir bleiben fast allein noch vierzehn Tage zurück, eine Zeit, auf die ich mich recht freue, wenn das Wetter so herrlich fortdauert. Jetzt werde ich erst inne, wie schön die Gegend ist. Bisher waren diese hohen waldigten Berge, diese prallen Felsen, schattigen Thäler und Thälchen nur Coulissen zu der eng begränzten Scene, in der man sich mehr als je auf den Brettern befand. Es waren hier schöne Leute beisammen, und noch kreuzt ein allerliebstes Wesen durch die einsame Promenade am Arm ihres Bruders. Aber je enger man hier bei einander ist, um so ungeselliger; das gehört wohl zur guten Lebensart. Man fürchtet gewiß, sich zu nahe zu kommen, wenn man sich erst für einander interessirte. So ist es besser, wir quälen einander nicht länger,

---

Leitung zur Schauspielerin gebildet hatte, damals mit ihrem Gatten am Berliner Hoftheater.

1) Von Schadow. Vgl. Schuchardt II, 183.

und ſcheiden. Die hieſigen Bäder geben mir ein nie gekanntes Gefühl von körperlichem Behagen; eine milde Exiſtenz, ein freundlich beruhigender, ein wenig ermattend und doch ſtärkender Genuß. Ich wüßte nichts Wohlthätigeres für mich, der ſo lange wie ein Fiſch auf dem Trocknen lebte. Meine Abſicht war, dieſen Brief durch Madame Wolff an Sie zu ſenden, welche den 6. oder 7. in Weimar ankommen will. Ich gedachte die Nachrichten über Mantegna's Triumphzug aus meinen Papieren, die ich hieher mitgenommen, beizufügen, weil Sie es gewünſcht; aber die Zerſtreuung hat mir noch nicht geſtattet, ſie zuſammenzuſtellen; in der Einſamkeit, die nun folgt, werde ich mich damit beſchäftigen, und noch von hier aus Ihnen dienen können. [1])

Nichts macht mich glücklicher, als die Erinnerung an das Wohlbefinden, in dem ich Sie wiedergeſehen habe; es iſt mir wie ein Traum: denn ſeit acht Jahren, da ich Sie zum erſten Male ſahe, habe ich Sie nicht ſo erfriſcht, ſo erneuert geſehen; ich fürchte mich zu ſagen, daß Sie mir verjüngt erſchienen, weil Sie es für Schmeichelei halten möchten, und doch iſt es ſo. Daher konnte ich es meiner Frau um ſo weniger verdenken, daß Sie über die Anmuth Ihrer Erſcheinung ganz außer ſich war, und auf Rauch ernſtlich böſe iſt, der Ihr Bildniß durch ſo harte Züge entſtellt hat.

In Gotha, wo ich unwillkürlich faſt einen ganzen Tag verweilen mußte, nachdem ich mich darauf eingelaſſen, die Münzen und die Gemäldeſammlung [2]) zu beſuchen, ſind ſo außerordentliche Kunſtſchätze beiſammen, daß ich darauf denke, bei nächſter Gelegenheit dort länger zu verweilen. Wegen der bequemen und freundlichen Art, mit welcher die wohlunterrichteten Aufſeher dieſe Koſtbarkeiten zeigen und genießen laſſen, iſt daſelbſt mehr als in größeren Hauptſtädten zu lernen.

Nach ſo mancher ſchönen Gegend, die wir, vom beſten Reiſewetter begünſtigt, ohne allen Unfall durchzogen hatten, war uns die Gegend von Wetzlar, als wir uns auf dem oberen Wege von Gießen her dem Lahnthale näherten, ſo überraſchend in ihrer Lieblichkeit und Größe, daß uns alle eine wahre Rührung ergriff, die ſelbſt durch den Anblick der häßlichen, ängſtlich engen Straßen nicht verſcheucht wurde. In einer ſo reichen, wenn auch beſchränkten, Umgebung fanden wir uns unter gutwilligen Menſchen bald gerne einheimiſch; binnen acht Tagen war meine häusliche Einrichtung gemacht, und ſchon am 16. Abends war ich mit meiner Frau und zweiten Tochter hier. Muß ich ſchon im Eril leben, damit erfüllet werde, was geſchrieben ſtehet, ſo beſtätigt mir alles die tröſtliche Zuverſicht, daß eine milde Gottheit mein Schickſal leitet.

Herr Oberbergrath Cramer, der in Wetzlar wohnt, war ab-

1) Wir geben den betreffenden Aufſatz im Anhang an dritter Stelle. Vgl. unten Nro. 112.

2) Im dortigen Muſeum.

weſend; wollen Sie mir einige Zeilen für ihn gütigſt zuſenden, werde ich Ihnen dafür verbunden ſein.[1]) Erhalten Sie dem jetzt ſo ſtillen verwaiſeten Orte einige Zuneigung im Andenken an frühere glückliche Zeiten[2]), welche wir uns dort in Ihrer Seele auf jedem Spaziergange vergegenwärtigen!

Daß ich Ihren lieben Sohn diesmal gar nicht zu ſehen bekommen, und auch von der liebenswürdigen jungen Frau unverabſchiedet wegging, fiel mir recht auf's Herz, da ich, ohne zu wiſſen, wie, mich auf der Straße nach Erfurt befand. Tauſend Liebes an Sie und alle die Ihrigen, zugleich im Namen meiner Frau, die ſich zu freundlichſtem Andenken empfiehlt.

Ewig der Ihrige. Schulz.

111.

Goethe an Schulz.

Ein baldiges Schreiben, theuerſter Freund, hat mich ſehr erfreut; laſſen Sie manches andere folgen! ich erwiedere gleichfalls von Zeit zu Zeit, damit Ihre Einſamkeit uns Beiden zu Gute komme. An Mittheilungen verſchiedener Art ſoll es auch nicht fehlen.

Madame Wolff hat die Medaille meinen Kindern abgegeben; ich habe die Freundin leider nicht geſehen; denn ich lag zu Bette, um die Folgen der Jubelfeierlichkeiten[3]), denen ich mit wärmeren Geſinnungen, als rüſtigen Kräften zum Theil beiwohnte, ſchnell zu übertragen; auch habe ich, indem ich dieſes ſchreibe, mich ſchon wieder auf die Füße geſtellt.

Die freundliche Medaille iſt mit Dank anzunehmen. Wir müſſen freilich die Aeußerungen der Mitlebenden wie ein anderes Tageserzeugniß auch ſo eben hinnehmen, und wenn fromme Seelen ſich nach einer frohen Ewigkeit umſehen, ſo haben wir uns an den unerreichbaren Verdienſten der Vergangenheit zu erfreuen, und können uns im Stillen etwas darauf zu Gute thun, daß uns Auge und Sinn dafür gegeben ward.

Unter Mitwirkung der Herren Rauch und Tieck hat Medailleur Brandt in Berlin eine lobenswerthe Denkmünze für das Großherzogliche Jubiläum[4]) gefertigt; ich ſende ſie nächſtens, und wünſche, daß ſie Ihnen auch als Tageserzeugniß nicht mißfallen möge.

---

1) Goethe hatte dieſen kenntnißreichen Mann im Jahre 1814 zu Wiesbaden kennen lernen, wie er in den Annalen und in der Reiſe am Rhein erzählt.

2) Von Oſtern bis zum Herbſte 1772, wo die Werther'ſche Sentimentalität in ihm zum Durchbruche kam.

3) Am 3. September, an welchem der Großherzog vor funfzig Jahren die Regierung angetreten hatte.

4) Mit dem Bildniſſe des Großherzogs. Goethe hatte ſich an dieſer Medaille lebhaft betheiligt, wie er auch bald darauf an der auf die Großherzogin

Das Emſer Bad wird, wie ich hoffen kann, Ihnen und den lieben Ihrigen wohlgethan haben; es wirkt durchaus beſänftigend und mildernd, was wir denn doch alle mehr oder weniger nöthig haben.

Es freut mich, daß Sie die Gothaiſchen Schätze mit einiger Muße geſehen; ich kenne die Grundlage dieſer nunmehr methodiſch aufgeſtellten Sammlungen ſeit vielen Jahren, indem ich mit Herzog Ernſt in genauer Verbindung ſtand und ſeiner Beſitzluſt gar manches Bedeutende zuwenden konnte.[1]) Es thut mir leid, ſie beim Abſchluß nicht recapituliren zu können.

Da in Wetzlar die allgemeine Zeitung gewiß gehalten wird, und alſo auch das angeſchloſſene Kunſtblatt dort zu finden iſt, ſo bitte Folgendes geneigt zu beachten. Aufgefordert durch Herrn von Cotta, haben mehrere Künſtler ſich zu bildlicher Darſtellung des neugriechiſchen Gedichtes Charon entſchloſſen. Herr Leybold, aus Stuttgart gebürtig, nach mehrjährigem Aufenthalt in Wien und Rom wieder daſelbſt wohnhaft, möchte wohl das Ziel am Beſten getroffen haben. Als Beilage zu gedachtem Kunſtblatt finden Sie nächſtens den Umriß des gemeldeten Bildes und das Urtheil der Weimariſchen Kunſtfreunde, das hoffentlich auch diesmal von dem Ihrigen nicht abweichen wird.[2]) Sagen Sie mir ein Wort erfreulicher Uebereinſtimmung.

So viel für diesmal! Möge dieſes Blatt Sie bei Ihrer Rückkehr[3]) begrüßen; ich ſchließe ſolches an Herrn Bergrath Cramer ein, und ſage ihm auch ein freundliches Wort um Ihretwillen, deſſen es wohl nicht bedürfte. Es iſt ein wackerer Lebemann, der ſeine Thätigkeit, auch aus den Geſchäften zurückgezogen, ſchwerlich laſſen wird.

Und da Sie vom Gothaiſchen Medaillencabinet ſprechen, fällt mir ein, daß mir in frühſter Zeit erlaubt war, durch den Hofbildhauer Döll einige auffallend ſchöne Münzen abformen zu laſſen. Die Gipsformen ſind noch vorhanden, ich laſſe ſie ausgießen, und bin überzeugt, Ihnen dadurch eine wahre Freude zu machen.

Mit herzlichſten Grüßen an die lieben Ihrigen

treulichſt

J W v Goethe.

Weimar, den 11. September 1825.[4])

---

zum Andenken an den 14. October 1806 geprägten großen Antheil ...hm. Vgl. (Fr. von Müller) Goethe's goldner Jubeltag S. 6.

1) Vgl. Eckermann III, 188. Goethe's Werke B. 31, 340. (39, 314 f.) [25, 252 f.]

2) Vgl. oben Nro. 108 S. 323 f.

3) Nach Wetzlar.

4) Die Datirung iſt von Goethe's Hand

112.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 2. November 1825.

„Zögern heißt anfangen zu vergessen.“ Da ich dieses heute las, wollte ich keinen Augenblick länger säumen, Ihnen, theuerster Freund, auf das liebreiche Schreiben vom 11. September zu antworten. Denn worauf sollte man warten, wenn man nicht ewig warten will? Sagten Sie nicht selbst schon längst so schön und wahr [1]):

Suche nicht vergebne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß!

Also das Nächste zur Hand und ungesäumt dem Freunde zugesendet, der mit allem zufrieden ist, was sich ihm wahr und treu zu erkennen gibt!

In Ems war die zweite Hälfte meines Aufenthalts nicht bequemer als die erste. Denn obgleich die Gesellschaft sich zuletzt bis auf wenige Personen verminderte, so waren diese durch unfreiwillige Fügung um so enger an einander geknüpft; jeder einzelne schien die Last der Langeweile der ganzen Brunnengesellschaft übertragen zu müssen. Die Nachrichten über Cäsar's Triumphzug von Mantegna aus meinen dazu mitgebrachten Papieren für Sie zusammenzutragen, wollte leider auch nicht von der Hand, weil noch manches genauer nachzuschlagen war, was mir dort fehlte. So war ich denn sehr froh, endlich den 15. September hieher zurückkehren zu können. Hier begünstigte mich vier Wochen hindurch das schönste Wetter, und täglich suchte ich neue Puncte auf, um in jedem Lichte die reizende Mannigfaltigkeit dieser lieblichen Landschaft zu genießen.

Die Sorgen einer neuen häuslichen Einrichtung, besonders die vielen Bekanntschaften, die man dazu machen muß, nehmen freilich kostbare Stunden und Tage hinweg; doch konnte ich im Ganzen zufrieden sein. Unter allem, was ich von Personen und Sachen hier sah, ist jedoch nur eins, was mich mit lebhaftem Interesse an sich zog, ein bedeutendes Bauwerk der Römer [2]), dessen

---

1) B. 3, 21 f. (2, 250.) [3, 23.] Die Verse erschienen zuerst im Jahre 1815.

2) Auf dem Kalsmunt. Vgl. Nro. 111. Diese Meinung hat später ihre Bestätigung gefunden. Vgl. Wigand Wetzlarische Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer I, 87 ff. 308. S. auch H. Duntzer Studien zu Goethe's Werken S. 95. Ueber die Bauart der alten Römischen Wartthürme in Deutschland hat Sebastian Ruzel in den Abhandlungen der Königlich Baierischen Academie 1851 die sorgfältigsten Untersuchungen mitgetheilt. Director Wigand fand die dort aufgestellten Baunormen bis auf die einzelnsten Maße und Verhältnisse am Mittelthurme auf dem Kals-

Bekanntſchaft unverhofft zu machen mich um ſo mehr überraſchte, als es das erſte antike Bauwerk iſt, welches ich zu ſehen gewürdiget werde, und um ſo mehr, als ich mit ſo geringer Kenntniß des Alterthums der erſte ſein mußte, der dieſes Werk auf den erſten Blick für das erkannte, was es iſt. Eine an ſich ſo werthe, zugleich ſo ſchmeichelhafte Ueberraſchung mag mich bei Ihnen entſchuldigen, wenn — [1])

113.

Goethe an Schultz.

Das Jahr darf nicht zu Ende gehen, ohne daß ich mein Andenken bei Ihnen, verehrter Freund, erneuert hätte. Die Zeitungen haben Ihnen geſagt, in welchem Drang von Feierlichkeiten ich beinahe ſeit vier Monaten lebe [2]), und ich geſtehe gern, es war einige Faſſung nöthig, um ſo viel Gutes zu überſtehen. Kaum erhole ich mich von dem Wünſchenswertheſten, ſo tritt das ungeheure Weltereigniß herein [3]), das, in's Ganze von gränzenloſer Wirkung, uns im Innerſten berührt, und den zarteſten perſönlichen Antheil unbarmherzig verletzt.

Sagen Sie mir, wie Sie dieſe Zeit in Ihrer Abgeſchiedenheit zugebracht, wie Sie ſich mit Ihrer lieben Familie befinden, und ob Sie ſich in dem alten Wetzlar nunmehr einheimiſch fühlen.

Mit der fahrenden Poſt kömmt ein wohl emballirtes Käſtchen, worin die verſprochenen Gipsabgüſſe [4]) ſich befinden. Leider war der Gips des Bildhauers zu alt und die Formen zu trocken, deshalb denn die Exemplare nicht gut gerathen ſind, doch ſend' ich ſie einſtweilen, weil der Kenner ja auch aus der einigermaßen abgeſchliffenen Münze den hohen Werth derſelben herauszuahnen weiß.

Eine kleine Schachtel ohne Adreſſe liegt bei, welche ich Herrn Bergrath Cramer einzuhändigen bitte. Will er mir dagegen ein mäßiges Stück Goethit [5]) zuſenden, ſo werde ich es dankbar anerkennen, indem ich mich ihm zu geneigtem Andenken beſtens empfehle.

---

munt vollkommen wieder. Auch Carl Ritter und Meyne haben ſich für den Römiſchen Urſprung dieſes Thurmes erklärt. Die von Schultz gewünſchte, durch den Wetzlarer Verein erfolgte Aufräumung des Thurmes hat freilich keine Römiſchen Alterthümer zu Tage gefördert, doch laſſen die in der Gegend von Wetzlar vereinzelt gefundenen Römiſchen Münzen keinen Zweifel, daß die Römer auch auf dem linken Ufer der mittleren Lahn Fuß gefaßt hatten.

1) Die Fortſetzung des Entwurfs fehlt.

2) Auf die Jubelfeier des Regierungsantrittes (am 3. September) und der Vermählung (am 3. October) des Großherzogs, woran ſich am 14. October die Ueberreichung der Denkmünze an die Großherzogin anſchloß, war am 7. November Goethe's Dienſtjubiläum gefolgt.

3) Der am 1. December erfolgte Tod des Kaiſers Alexander, welcher den verwandten Weimarer Hof in große Trauer verſetzte.

4) Vgl. Nro. 111.

5) „Wohlwollende Männer auf dem Weſterwald", ſchreibt Goethe, „ent-

Bald hoffe ich wegen Ausgabe meiner Werke das Nähere zu melden. Die Privilegienangelegenheit[1]) iſt im Laufe des Jahres ſo gut als zu Stande. Ein kurzer Termin, verhältnißmäßig zu den Wegen, welche ſie hat machen müſſen.

Schreiben Sie mir doch einige Worte zur Schilderung der Societät, wie ſie den dortigen Club zuſammenſetzt, auch ob noch irgend Jemand von meiner Zeit und wer ſich dort befindet. Jene Localitäten und Verhältniſſe bleiben mir eine wunderſame Erinnerung.

treu angehörig Goethe.

Weimar, den 18. December 1825.

In das Jahr 1825 muß auch ein unvollendeter Entwurf eines Briefes von Schulz an Goethe fallen, welcher mit den Worten beginnt: „Ungewiß, ob dieſes oder jenes davon Ihrer Ueberzeugung mehr oder weniger zuſagen dürfte, ſehe ich mich genöthigt, Ihnen das Ganze, wie es mir entgegengekommen iſt, vorzulegen. Die geſchichtlichen Nachrichten und Vermuthungen über den Triumphzug des Julius Cäſar von Andreas Mantegna, welche ich Ihnen, Verehrteſter, aus den von mir ſchon im vorigen Jahre geſammelten Notizen mitzutheilen verſprochen habe, laſſen ſich nicht in den gewöhnlichen Gränzen eines Briefes zuſammenfaſſen. Um eine gewiſſe Ordnung in den Vortrag zu bringen, erlauben Sie mir, den Gegenſtand, ſo weit ich ihn verfolgt habe, in mehrere Puncte abzuſondern. Manches Weſentliche beruhet freilich auf einer unſicheren Critik widerſprechender Angaben, die nur durch Induction aus übereinſtimmenden Umſtänden ein wahrſcheinliches Reſultat ergeben kann, nachdem die Vorzeit verſäumt hat, uns das Gewiſſe zu überliefern. Allein auch in der Lage, in der wir uns hierunter befinden, ſcheint es immer der Mühe werth, ſich auf dem von mir eingeſchlagenen Wege der Wahrheit zu nähern, wenn man einmal erkannt hat, welche bedeutende Rolle Mantegna's Werk in der Kunſtgeſchichte ſpielt. Vielleicht gelingt es dereinſt, durch einen aufmerkſamen Reiſenden an Ort und Stelle dieſe Spuren verfolgen zu laſſen, und zu einem völlig befriedigenden Reſultate zu gelangen." Nachdem er dann in anderer Ordnung die Ergebniſſe ſeiner Forſchung mitgetheilt, die ſich in dem unten abgedruckten Aufſatze ausführlicher dargeſtellt finden, fährt er fort: „Betrachtet man hiernächſt die Art,

---

decken ein ſchönes Mineral und nennen es mir zu Lieb und Ehren Goethit; den Herren Cramer und Achenbach bin ich dafür noch vielen Dank ſchuldig, obgleich dieſe Benennung auch ſchnell aus der Oryctognoſie verſchwand. Es hieß auch Rubinglimmer, gegenwärtig (im Jahre 1819) kennt man es unter der Bezeichnung Porofiderit. Mir war es genug, daß bei einem ſo ſchönen Naturproduct man auch nur einen Augenblick an mich gedacht hatte." Vgl. B. 36, 114 ff. (58, 144 ff.) [27, 83 f.] Ein ſchönes Stück Goethit auf Braunerz (Hellerter Zuckerz aus dem Weſterwalde findet ſich in Goethe's Mineraliensammlung.

1) Vgl. Goethe an Reinhard Nro. 135. 136 und den Briefwechſel zwiſchen Goethe und Gentz in den Schriften des Letztern B. 5, 277 ff. eben S. 324.

wie Mantegna dieſen Gegenſtand behandelte, ſo erſcheint ſein künſtleriſches Genie in ſeinem höchſten Lichte. Eine ungeheure, unüberſehliche Maſſe von Gegenſtänden ſollte vor Augen gebracht werden; es ſollte ein anſchaulicher Begriff derſelben gegeben werden, um einen der Größe des Vorganges angemeſſenen ſinnlichen Eindruck zu machen. War nun der Künſtler durch die an ſich gegebene Beſchränkung des Raumes genöthigt, die Maſſe zuſammenzuziehen, ſo näherte er ſich dadurch der ſymboliſchen Darſtellungsweiſe der Alten. Allein die neuere Kunſt verſtand den höheren Sinn dieſer Darſtellungsweiſe nicht; ihr Ziel war Wirklichkeit, und dieſe ließ ſich doch bei einem ſo ungeheuren Gegenſtande ſelbſt im beſchränkteſten Maße nicht leiſten.“ Hiemit bricht der Entwurf ab.

114.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 26. Auguſt 1826.

Nehmen Sie, unſchätzbar Verehrter, dieſes kleine Lebenszeichen, welches ich nur auf freundliches Zureden der wohlmeinenden Ueberbringerin[1]) von mir zu geben mich entſchließe, mit Ihrer gewohnten Liebe und Güte auf!

Ich habe ſeiner Zeit Ihre wohlwollenden Schreiben nebſt den Münzabgüſſen dankbar erhalten. Hier aber lebe ich von Innen heraus ein ganz neues Leben, während ich äußerlich in einer nie gekannten wunderlichen Stellung mehr ſchwebe als verharre. Daher kann ich weder von dieſem noch von jenem Kunde und Ausdruck geben; ich laſſe ſchweigend die Natur walten, die treulich arbeitet, meine ſchweren Stunden gründlich auszuheilen. Jeder Tag in dieſem Verlaufe läßt mich mehr und mehr erkennen, daß ich in ein anderes Leben eintrete; gewiß war es hohe Zeit, endlich Mann zu werden.

Was Ihnen während deſſen Erfreuliches und Schönes, auch was Ihnen Trübes geſchehen, habe ich mit eigenſter Theilnahme erfahren und mitgefühlt. Mußte ich auf vieles willig verzichten, war es mir doch ſchwer, die anmuthig belebende Anregung Ihrer zwiefachen Hefte zu entbehren; da ließ ich mir denn genügen, die vorhandenen wieder und wieder zu leſen, und mir dadurch mehr und mehr den Begriff einer Höhe der Cultur zu vergegenwärtigen, die ſeit den Alten nicht vorhanden war. Ob die Welt es wohl weiß, welchen Culminationspunct ſie gerade jetzt durchſchreitet? Unterlaſſen Sie ja nicht, in Ihrer großen Ausgabe auch das unſcheinbarſte Wort mit aufzunehmen, was davon Zeugniß geben kann.

1) Emma Freriep, Tochter des Obermedicinalraths L. Fr. Freriep, die in Goethe's Haus oft und gern geſehen war.

Ich ſchreibe dies in nächtlicher Stunde, um morgen in größter Frühe, obwohl nicht eben gern, mit einer hohen Dame nach Frankfurt [1]) zu reiſen. Mein eignes Intereſſe an dieſer Reiſe iſt allein, die Pfeiler der dortigen Mainbrücke und die Ufermauern genauer anzuſehen, ob ich daran gar nichts von der herrlichen Römiſchen Ruſtica entdecken ſollte, wie ich ſie zu meinem freudigen Erſtaunen hier, auf dem alten Schloſſe Kalsmunt, ſodann zu Münzenberg, Gelnhauſen, in Wilbel, vorzüglich aber in Coblenz, Andernach, Engers, Linz und Bonn gefunden, als ich flüchtig, doch mit feſtem Auge, dieſe Orte vor Kurzem beſuchte. Die große Zerſtreuung, in der die Beſten mehrentheils leben, erklärt es mir, daß man dieſe koſtbaren Baureſte bisher nicht erkannt hat; unfehlbar finden ſich deren in Deutſchland, und wahrſcheinlich weiter hinein bis zur Elbe hin, unzählige. Aber Barbaren nenne ich die, welche ſie nicht erkennen, nachdem ich ſie darauf hingewieſen: die, aus Stumpfſinn oder Neid gegen das Große jener ungeheuren Vorzeit, ſolche Werke aberwitzig lieber den Franken oder ſonſtigen rohen Völkern zuſchreiben, und uns die Kenntniſſe verkümmern, welche eine ſorgfältig prüfende Unterſuchung derſelben uns gewähren würde.

Während ich ſo im Stillen und ohne alle Theilnahme mich an dieſen wunderbar erhaltenen Mauerreſten ergötze und erbaue, gehe ich damit um, die ſogenannten cyclopiſchen Mauern, davon, zu meiner ſteigenden Verwunderung, in aller Welt Enden je länger je mehr aufgefunden werden, mit ſcharfem Lichte zu beleuchten, und wahrſcheinlich wird manchem enthuſiaſtiſchen Verehrer ſolcher Uralterthümer der Spaß verdorben werden. Ueberhaupt muß ich mich gar ſehr gegen die ganze Claſſe der mir zu zahlreichen älteſten, oder gar uralten Werke erklären: wo nicht alle, doch die mehrſten bis auf ſehr wenige werden uns bei zureichender Unterſuchung den Beweis an die Hand geben, daß ſie kaum alt zu nennen ſind.

So laſſe ich mich denn morgen mitſchleppen, äußerlich paſſiv, wie jetzt immer, doch in einer halben heimlichen Hoffnung; es muß doch irgend ein Intereſſe ſein, wodurch der Geiſt gereizt wird.

Tauſend Liebes an Ihre Lieben! Ich bin ewig

der Ihrige.
Schultz.

115.

Goethe an Schultz.

Ein freundliches Lebenszeichen, welches vor Kurzem erhielt, und mir den Beweis gab, daß der verehrte Freund ſich, auch in gegenwärtiger Abgeſchiedenheit, immer thätig verhalte und ſich für

1) Es iſt wohl die in Wetzlar wohnende Herzogin Albertine von Würtemberg, geborene Prinzeſſin von Schwarzburg-Sondershauſen gemeint, mit welcher Schultz in näherer Verbindung ſtand. Auch eine Gräfin von Solms lebte zu Wetzlar.

Fauſt.

So recht!

Mephiſtopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Fauſt.

Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Fauſt.

Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.

Sancta ſimplicitas! Darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.

Wenn Er nichts beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

würdige Gegenſtände fortwährend intereſſire, war mir höchſt erfreulich. Alſo zu ſchneller Erwiederung! Was die antike Ruſtica betrifft, darf ich ein altes, von mir für Römiſch durchaus geachtetes Monument, den viereckten Thurm auf der Feſtung zu Eger[1]), anführen. Hier iſt nun dieſe Art, vier Seiten des Steins zu behauen, recht am Platze, da nämlich wo ſie unmittelbar an einander ſtoßen, die fünfte äußere nur ſo viel, als zur richtigen Fügung nöthig iſt, zu bearbeiten, die innere ſechſte ganz roh zu laſſen. Bei einem äußerſt feſten Geſtein, einem lavaähnlichen Baſalt, gab ſich die Sache ganz natürlich und macht, wie alles Gute und Nützliche, wohl auch durch den mannigfaltigen Anblick eine treffliche Wirkung. Ich lege ein Stück von dem Geſtein bei, woraus das Zweckmäßige gedachter Mauerart hervorgeht.

Das neue Heft von Kunſt und Alterthum[2]) empfehle ich zu herkömmlich freundlicher Aufnahme. Die Herausgabe meiner ſämmtlichen Werke, wovon einige Anzeigen beiliegen, hielt mich ab, früher damit hervorzutreten, indeſſen hoffe, daß ich meine Zeit auch zur Freude meiner werthen Abweſenden verwendet habe, wie ich denn beſonders die erſten fünf Bände vorzüglich auszuſtatten glücklich genug bin.

In die Natur konnt' ich nur Seitenblicke werfen, aber auch ſo ſchon haben ſich meine früheren Anſichten beſtätigt und erweitert. An Mitarbeiter iſt in dieſer wunderlichen Zeit nicht zu denken; jeder will ſich den Weg durch den Wald ſelbſt durchhauen und denkt nicht, daß er ſich und Anderen größeren Vortheil brächte, wenn er den einmal eingeleiteten recht gut chauſſirte und fahrbar machte. Iſt mir ein längeres Leben gegönnt, ſo hoff' ich noch manches ſo zu ſtellen, daß es den Nachkommen zu Gute gereiche, d. h. daß die wahre Anſicht ſich nur durch den practiſchen Nutzen bewähre.

Baldige Erwiederung hoffend, das Weitere nächſtens zuſagend

treulich

Weimar, den 28. September 1826. Goethe.[3])

116.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 4. December 1826.

Theuerſter Verehrter!

Die Rückkehr der Mlle Froriep von Weimar wurde mir ein großes Feſt, indem ſie bei Uebergabe des lieben inhaltſchweren Schreibens vom 28. September zugleich als Augenzeugin Ihr voll-

1) Vgl. Grüner a. a. O. S. 5. 28 f.
2) V, 3.
3) Von den Worten baldige Erwiederung an von Goethe's eigner Hand.

kommenſtes Wohlbefinden melden konnte. Ich berühre hier die einzelnen Vorkommenheiten nicht, die inzwiſchen unſer Leben leidlich fortgeführt haben; ſie geben doch eigentlich nur den Rahmen zu dem Bilde; mehr oder weniger glänzend, einfach oder verziert, ſo oder ſo, ein Rahmen iſt es immer nur. Was Geſtalt gewinnt, was uns bewegt, an einander knüpft, Motiv eines gemeinſamen ernſten Lebens und Handelns wird, das allein bleibt zu beſprechen; und ſo mich meiner Lage fügend, beſchränke ich mich auf weniges. Tauſend Dank, daß Sie mich mit theilnehmender Aeußerung über die antike Ruſtica erfreut haben! Die Sache hat mich ſeit einem Jahre ſehr beſchäftigt — aber um ſo mehr von den Menſchen entfernt; denn Niemand will etwas davon hören. Alle ſtoßen mich zurück; nur an Ihnen finde ich auch hierin Troſt und Hoffnung. Ich lege Abſchrift eines Briefes an Schinkel in Berlin bei, aus welchem Sie das Nähere erſehen, wie troſtlos derſelbe mir nach der Rückkehr von ſeiner Reiſe über den Gegenſtand geantwortet hat. Seinen Brief erhielt ich eben, als ich von Frankfurt zurückkehrte, wo ich die Freude gehabt hatte, meine alte Ruſtica an den Ufermauern des Main's zugleich mit den alten Bogenſtellungen, auf denen ſie ruhen, aufzufinden. Der Waſſerſtand war gerade ſo niedrig, daß ich das ganze Römiſche Fundament ſehen konnte, ſo weit der erhöhete Flußboden es nicht bereits verſchüttet hat. Ich nehme keinen Anſtand, auszuſprechen, daß Frankfurt das Monimentum Traiani iſt, deſſen Ammianus Marcellinus [1]) gedenkt. Meine Gründe werde ich ausführlich entwickeln. Profeſſor Klein in Coblenz hat vor einem Jahre drucken laſſen [2]), daß dieſe Stadt, deren Lage in der Welt nicht herrlicher gefunden werden kann, unter den Römern weder befeſtigt, noch überhaupt ein Ort von einiger Bedeutung geweſen. Weder die antiken Ufermauern noch die Brückenpfeiler in der Moſel hat er geſehen und erkannt. Man ſagt dem Johannes Trithemius ungeſcheut nach, und wiederholt es überall, daß die Moſelbrücke bei Coblenz vom Erzbiſchof Balduin zwiſchen 1330—1340 gebaut worden ſei, woraus man den Beweis nimmt, daß die Ruſtica, wie ſolche an den Fundamenten der Brückenpfeiler zu ſehen iſt, keineswegs Römiſch, ſondern aus dem vierzehnten Jahrhundert ſei. Es ſcheint aber Niemand die Mühe angewendet zu haben, den Trithemius nachzuſchlagen, ſonſt hätte man gefunden, daß er ſagt: Construxit pontem lapideum de novo. Alſo *de novo!* ein koſtbares *de novo!* Balduin erneuerte die Brücke, welche bereits zu den Römerzeiten geſtanden hatte, ſeitdem aber zerſtört worden war. Und ſo ſehen wir ſie noch jetzt auf den Reſten der

1) XVII, 1, 11. Vgl. unten Nro. 117.

2) Im erſten ſeiner beiden Programme (1825. 1826.): „Ueber die Altrömiſchen Confluentes". Vgl. dagegen F. Dencks „Coblenz als Römerſtadt" in den „Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" Heft 2 (1843).

Römiſchen Pfeiler gegründet! Ich zweifle kaum, daß es mit der Frankfurter Mainbrücke, die 1342 erbaut ſein ſoll, dieſelbe Bewandtniß haben wird. (Wie ſehr wünſchte ich die Ufermauern und Brückenpfeiler in der Tiber unterſuchen zu können!)

Sie ſehen, wie intereſſant mir hiernach Ihre Nachricht ſein mußte, daß Sie in Eger einen Thurm derſelben Bauart angetroffen haben und ihn ebenfalls für Römiſch achten! Das iſt doch wohl ein Zeuge des Feldzugs des Sentius Saturninus gegen Marobodnus, deſſen Velleius Paterculus lib. II. cap. 109. 110 erwähnt. Dort befeſtigte ſich der Römiſche Feldherr, bis Tiberius vom Süden herannahen würde, um den Feind mitten in Böhmen gemeinſchaftlich anzugreifen. Da der Aufſtand in Pannonien es verhinderte, verließ man eilig die Stellung, und die Deutſchen fanden das Caſtrum leer; ſo blieb es erhalten. Merkwürdig iſt es, daß Friedrich Barbaroſſa in dem Römiſchen Caſtell zu Eger eben ſo ein Palatium gehabt hat, wie in dem Römiſchen Caſtell zu Gelnhauſen; ich könnte mehrere Beiſpiele dieſer Art anführen. Da erkenne man, wie armſelig es um die vorgebliche Herrlichkeit des Mittelalters und ſeiner Kunſt ausſah!

Nach Erzählungen von Perſonen, deren Urtheil ich jedoch nicht trauen möchte, ſoll der Kyffhäuſer Thurm oder, nach anderen, die Rothenburg, unſern Kelbra in Thüringen, ein eben ſolches Gemäuer ſein; möglich iſt es. Sie werden darüber ſicherere Nachricht erhalten können; es wäre doch luſtig, wenn wir bis zur Elbe die längſt vergeſſenen Spuren jener Weltherrſcher wiederfänden. Die große Thüringer Straße über Erfurt, die Straße von Caſſel durch die goldene Aue, und die Straße von der Weſer über Braunſchweig zur Elbe dürften hiebei in's Auge zu faſſen ſein. Andererſeits werden auch in Franken z. B. auf der Burg zu Nürnberg, Würzburg, Bamberg ꝛc., dieſe Spuren nicht ganz erloſchen ſein. Ein alter Freund, Generalcommiſſair von Doernberg zu Regensburg, mit dem ich von Ems aus die Reiſe nach Bonn machte, und dem mein Forſchen nach Römermauern Anfangs unbequem war, zuletzt Antheil abgewann, verſicherte mich, daß ein Thurm von gleicher Ruſtica ſich in Regensburg vorfinde, und von einem dortigen Kenner für Römiſch erkannt worden ſei; ich hoffe darüber das Nähere zu erhalten.

Leider iſt mir der Stein von dem Thurme zu Eger, den Sie Ihrem lieben Briefe gütigſt haben beifügen wollen, nicht mit behändigt worden. Die Ueberbringerin des Briefes verſichert, ihn nicht erhalten zu haben, und hat deshalb, wie es ſcheint, vergeblich, an ihren Bruder in Weimar geſchrieben; er wird wohl unbeachtet verworfen ſein! Ein ſolcher lavaartiger Baſalt, wie Sie ihn an dem Thurme zu Eger fanden, bricht auch in der Gegend des Laacher See's bei Andernach, und iſt von den Römern zu den Ufer- und Brückenbauen am Rhein und der Moſel im Ruſtica-Stil vorzüglich verwendet worden. In hieſiger Gegend iſt es ein

anderes hartes Uebergangsgebürge, Glimmerschiefer oder Wacke, deſſen ſie ſich zu den Caſtell-Thürmen bedient haben; ſeltener findet man Sandſtein oder Kalkſtein angewendet. Je weicher die Steinart, deſto ſchlechter verbindet ſie ſich mit dem Mörtel, wie Vitruv warnend lehrt. Eine vorzügliche Sorgfalt aber haben ſie auf die Wahl des beſten Kalks zum Mörtel, auf die Miſchung deſſelben mit Sand, Puzzolane, Ziegelmehl und kleinen Bruchſteinen, und das eigenthümlichſte Verfahren in der Löſchung des Kalks und deſſen Miſchung zum Mörtel beobachtet. Vitruv's confuſer Vortrag iſt Ihnen bekannt. Man muß öfters aus eigner Anſchauung die Sache kennen, ehe man ſie aus ihm verſtehen lernt. Der deutſche Ueberſetzer des Vitruv, Rhode, auf den Hirt ſich ſo ungeſchickt wie unglücklich gegründet hat, verfährt in dem Texte mit unſtatthafter Willkür. Lib. II. cap. 6. wo Vitruv begreiflich machen will, wie aus dem gebrannten Kalk mit Puzzolane und Bruchſteinen eine ſo feſt bindende Kraft hervorgeht, finden wir repente recepto liquore und ieiunitas aqua repente saliata. Niemand wird dieſes zweimal ſo bedeutend angebrachte repente für gleichgültig anſehen; Rhode erlaubt ſich daſſelbe beide Male in der Ueberſetzung zu übergehen, und Hirt weiß daher auch nichts davon. In dieſem repente liegt aber das ganze Geheimniß der Mörtelbildung zu den ſogenannten Gußmauern der Alten; dies und Lib. VII cap. 2 von der Macceration des Kalks zum Abputzen und Weißſtück, nebſt dem Wenigen, was Plinius nach Cato beibringt, enthält genug, um uns zu lehren, den Kalk zu jeder Anwendung eben ſo vollkommen zu behandeln, wie die Alten. Alles vergebens! Der Aberwitz gehet ſo weit, uns überreden zu wollen, daß, weil zufällig ein und anderes neueres Gebäude eine faſt gleiche Ho'tbarkeit mit den Baureſten der Alten zu zeigen ſcheint, der Erfolg dabei vom Zufall abhänge, und daß die Dauer jener Baureſte ſich erkläre, wie das Scherzwort: „Wer achtzig Jahre Waſſer trinkt, wird alt.“ Indeſſen ſcheinen unſere Nachbarn, die Franzoſen, die Sache ernſter zu nehmen, und ich zweifle kaum, daß wir von dort bald eine ausreichende Theorie der Behandlung des Mörtels der Alten bekommen werden. Dazu gehören zeit- und koſtſpielige Verſuche; ohne dieſe bleibt unſer Betrachten und Nachdenken unbeſtätigt. Was mir darüber klar geworden, will ich, um es nicht bloß meinen Wänden anzuvertrauen, Ihnen mittheilen, Sie mögen es leſen oder nicht. Alles kommt darauf an, daß die Löſchung des gebrannten Kalks ohne Zutritt der Luft und deſſen Vermiſchung im Augenblicke der Löſchung mit den luftleerſten, daher härteſten und ausgedörrteſten Körpern erfolge. Dies kann auf mehrere Art geſchehen, je nach der Verſchiedenheit der Anwendung. 1) Vitruv ſpricht VII. 2 von der Macceration des gebrannten Kalks in Gruben, um ihn zum Abputz und Weißſtück mild zu machen, ſo daß die nicht hinreichend gebrannten Theile durch die Hitze in der Grube ſich brennen, und keine ungelöſchte

Klumpe übrig bleiben, welche beim Eindringen der Luft Pusteln aufwerfen. Hier vergißt er, uns zu sagen, was die Hauptsache ist, nämlich daß die Maceration in der Grube unter einer starken Decke von Sand und Erde geschehen muß, so daß die Feuchtigkeit nur langsam und ohne Zutritt der Luft in den Kalk dringe. Wie Plinius anführt, mußte, nach einer alten Bauverordnung, der Grubenkalk, ehe er gebraucht wurde, drei Jahre alt sein; wahrscheinlich war also das Verfahren der Maceration auf drei Jahre abgemessen, um bei stricter Beobachtung die vollkommenste Wirkung zu erreichen. Beim Verbrauch des macerirten Kalks mußte die Löschung durch nochmaligen Zusatz von Wasser während der Beimischung der trockenen Stoffe vollendet werden, wobei alles auf das von Rhode so sündlich übergangene repente ankommt. 2) Beim Vermauren und zu Gußgewölben mußte der Mörtel täglich während der Arbeit gemischt werden, und zwar im Kübel, indem der gebrannte Kalk mit der abgemessenen Quantität Sand, Puzzolane oder Ziegelmehl bedeckt, und darauf nur gerade so viel Wasser zugegossen wurde, als zur Sättigung des Kalks nöthig war, gleich bei dem Aufbrausen aber unter nochmaligem Zugießen von Wasser die Mischung vorgenommen, diese feuchte Masse nochmals mit Sand bedeckt und nun unmittelbar verbraucht wurde. Wie auch hiebei das *repente* die Hauptsache ist, ergibt sich von selbst. 3) Die sogenannten Gußmauern oder das Mörtelfüllwerk zwischen Futtermauern am Bruche oder Quadersteinen, so daß das Ganze wie aus einem Stück erscheint, ist die großartigste Anwendung dieses Verfahrens, und daher zu allen Kriegs- und Wasserbauten unbedingt vorgeschrieben gewesen. Hievon finden wir hier am Rhein und wahrscheinlich bis tief im Osten von Deutschland (Gger!) noch die herrlichsten Reste unverwüstlich dastehen. Diese Arbeiten wurden von den Truppen ausgeführt, deren eine Hälfte unter den Waffen stand, während die andere, Schild und Speer abgelegt, das Schwert an der Seite, in Abtheilungen zum Bau commandirt war. Eine Abtheilung brach die Steine, die andere richtete sie zu, die dritte trug die Materialien zum Bauplatze, die vierte verrichtete den Bau. (Vid. Trajanssäule von Bartoli, Blatt 13. 14. 29. 40. 41. 45 ꝛc.) Es läßt sich auf Tag und Stunde berechnen, wie ein Thurm, wie der hier vor mir stehende auf dem Kalsmunt, binnen zwei Monaten von zwei Cohorten fertig aufgerichtet wurde. Täglich wurde eine Steinreihe an der äußeren wie an der inneren Futtermauer aufgesetzt; täglich wurde diese doppelte Futtermauer schichtweise, durch die in Abtheilungen ankommenden Soldaten, zuerst mit gebranntem Kalk, darüber mit Sand, darauf mit Bruchsteinen ausgefüllt, und darüber Wasser gegossen. Der sich so von selbst bildende Mörtel drang, indem das überflüssige Wasser zwischen den Fugen der äußeren Futtermauer ausfloß, zugleich in alle Fugen der Futtermauern ein, und verband diese binnen vierundzwanzig Stunden auf das Festeste mit der Füllung, und

ſo ſtieg das Werk wie ein Felſen bis zu den Zinnen hinauf. Dazu war bei Quadermauern keine Holzrüſtung weiter nothwendig, als ein ſchmales Zimmerwerk mit den nöthigen Leitern, um die Materialien heraufzutragen. (Vid. Trajansſäule Blatt 69) Oben war Platz genug, und alles ſtand von ſelbſt. Wo die Futtermauer aber aus kleinen Bruchſteinen beſtand, mußte eine Holzwand die Steine zuſammenhalten, bis der Mörtel erhärtet war; dies erforderte ein feſtgezimmertes Gerüſte. Die Gußmauern aus der Carolingiſchen Zeit zeigen noch von ſechs zu ſechs Schuhen die durch die ganze Mauer gehenden Rüſtlöcher; die Gerüſte, welche die Holzwände zuſammenhielten, waren alſo ſchwebend angebracht; dieſe Mauern ſind nur 4—5 Schuh dick (die Römiſchen nicht unter 6—9 Schuh), und der ganze Bau zeigt ſich in allen Verhältniſſen kleinlich, obwohl die Sorgfalt, beſonders in Auswahl der Materialien, daran löblich iſt, und denſelben vor dem Gußmauerbau des zehnten bis zwölften Jahrhunderts auszeichnet, der ungeachtet der ungeheuren Dicke der Mauern (10—12 Schuh) faſt durchgängig ſehr ruinös iſt, weil die Behandlung deſſelben wahrhaft liederlich und unwiſſend erſcheint. Von Ruſtica iſt aber weder in der Carolingiſchen Zeit noch in dem Mittelalter eine Spur, und wo dergleichen vorkommt, ſind es Steine, die von deſtruirten Römiſchen Werken genommen, und oft gegen allen Sinn und Zweck angebracht ſind. Denn dieſe Weiſe, die Steine zu behauen und zu verſetzen, iſt nichts Willkürliches, ſondern aus dem Zweck und der Bauart nothwendig Hervorgehendes. Durch die hervorſpringenden, roh belaſſenen Außenſeiten der Steine, von denen nur um die Fugen herum ſtarke 2 Zoll in der Breite vertieft und glatt behauen wurden, ſollten die Fugen gegen den Stoß der Mauerbrecher, der Eisfluthen, und ſelbſt an gewöhnlichen Gebäuden, in Ermangelung des Abputzes, gegen den Wetterſchlag geſchützt werden. Es war ſolches um ſo nöthiger, als die Fugen, beſonders die Stoßfugen, abſichtlich nicht ſcharf geſchloſſen, ſondern, um dem Waſſer aus der Mauer Abfluß zu geben, die Verbindung des Mörtels mit den Steinen zu befördern, und um dem Mörtel den zur ſchnellen Verhärtung nöthigen Luftzug zu geſtatten, faſt zollweit offen belaſſen wurden. Daß dieſes nicht „aus Liederlichkeit", ſondern aus richtiger Abſicht geſchah, kann ich an dem hieſigen Thurme beweiſen, deſſen innere Futtermauer, weil er zur Bewohnung trocken gehalten werden mußte, auf das Feinſte glatt behauen iſt, und die dichteſte Fügung darſtellt, während die äußere Ruſtica-Mauer jene nachläſſig ſcheinende Fügung zeigt. Allerdings ſehen wir auch den Sudler einen kecken Pinſel führen, und mit Recht nennen wir ſein Verfahren frech und liederlich; wenn aber der Meiſter, der die Elemente beherrſcht, ſich über die Sorgfalt im Unweſentlichen hinweggehoben weiß, ſo ſollen wir mit Ehrfurcht vor ſeinem Werke ſtehen und alle Sinne öffnen, um uns daran belehren zu laſſen. Ich dürſte zu lernen, auch vom Geringſten; aber es ergrimmt mich, das Große behaglich verkannt zu ſehen!

Da kehre ich nun immer zu Ihrem lieben Briefe zurück, und bin höchlich ergötzt. Sie ſagen, dieſe Bauart machte, wie alles Gute und Nützliche, wohl auch durch den mannigfaltigen Anblick eine treffliche Wirkung! Gewiß iſt die Wirkung trefflich, wo wir das Rechte ohne alle kleinliche Nebenrückſicht mit Freiheit ausgeführt ſehen; denn ein ſolches iſt auch ſtets mannigfaltig, ſelbſt im Einfachſten. Bei dieſem Bau iſt's einerlei, ob die Steinreihen gleich hoch ſind oder nicht, ob lange und kurze Steine mit einander abwechſeln oder auf einander folgen; einzige Bedingung iſt, die Lagerfugen wagerecht, die Stoßfugen lothrecht und nicht auf einander aufſtoßend vorzurichten. Da kommen alſo größere und kleinere Steinreihen, kurze oder lange Steine ohne ſtrenge Folge auf und neben einander; und wenn bei der Eile des Baues eine höhere und eine niedere Steinreihe auf derſelben Sohle aneinanderſtießen, ſo war das auch kein Unglück, ſondern man half ſich in der darüber zu legenden Reihe dadurch, daß der Stein, welcher die Fuge zwiſchen den aufeinanderſtoßenden ungleichen Steinen decken ſollte, um ſo viel winkelrecht ausgeſchnitten wurde, als nöthig war, um die Sohle über dieſer zweiten Steinreihe wieder gleich zu machen. Indem nun ungleiche und doch gleichartige Theile [1]) zu einem Ganzen zuſammentreten, muß ein ſo einfacher als mannigfaltiger Anblick entſtehen, und indem jeder Theil ſich auf das Kräftigſte vom anderen abſetzt, indem der Zweck des Werkes ſich auf's Klärſte vor Augen ſtellt, prägt ſich eine Größe in unſere Sinne, die uns vor dem Geiſte jener entſchwundenen Welt zittern macht.

Es iſt wahrhaft liebenswürdig, wie die Alten in ihren Bau- und Kunſtwerken die Strenge der Symmetrie zu vermeiden befliſſen waren; hat doch die Natur den Menſchen ſelbſt, damit er leben konnte, nicht ſtreng ſymmetriſch geſchaffen! Unſere Berliner finden gewiß zu tadeln, daß dieſe Ruſtica ſich nicht, wie ein Cattunmuſter, ſtreng regelmäßig zeigt, und ſo haben die Herren denn meinen Thurm und das Gelnhauſer Caſtell, welches auf meine Veranlaſſung beſehen worden, zu liederlichen Werken heruntergeurtheilt, an denen „man ſehr bald eine bloße Nachahmung und Affectation Römiſcher großer Werke erkennt". So ſollten ſie alſo mit Schmach bedeckt ganz von der Erde verſchwinden?

Haben Sie Gelegenheit, mir über den Thurm zu Eger, deſſen Maße, Bauart, innere Einrichtung, ſeine beſondere Lage, ob er zu einem größeren Caſtell derſelben Bauart gehört habe, und was etwa davon noch vorhanden iſt, Nachricht zu verſchaffen, ſo würden Sie mich ſehr erfreuen. Ich ſammle dieſe Dinge, damit doch einer da ſei, der ſeine Muße der Wiederbelebung des Bildes jener würdigen Vergangenheit aus ihren zerſtreuten Reſten widme. Leider iſt der Sinn unſerer beſſeren Zeichner durch die übermäßige Aufmerkſamkeit, welche den mehr ſcheinbaren Baureſten des Mit-

1) Hier folgt eine das Geſagte veranſchaulichende Zeichnung.

telalters gewidmet wird, so verwöhnt, ja verschroben, daß meine Bemühung bisher vergeblich war, einen für die Römischen Thürme und Castelle zu gewinnen, damit man durch den Steindruck Mittel mache, sich in größerem Kreise über die Sache zu verständigen. Das einzige Werk, worauf ich verweisen kann, um einstweilen die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu erregen, ist Hundeshagen's Gelnhausen, Tafel I. II. und III. Hier ist, wenn auch nicht die Sache, doch ein ungefähres Bild, an dem man sich (sie?) erkennt. Was wird aber der gute Mann sagen, daß ich ihm seine Träume so ganz anders deute!

Da ich oben der Franzosen rühmlich gedenken mußte, fiel mir Ihr neustes liebes Heft ein, welches, so wie die anderen werthen Beilagen Ihres Briefes, mich unendlich erquickt hat. S. 135 machen Sie uns mit einem Französischen Beurtheiler Ihrer Werke [1]) bekannt, dem ich mich voll Rührung an die Brust werfen möchte. [2])

Wir lassen hier die betreffenden Briefe zwischen Schulz und Schinkel folgen.

Wetzlar, den 22. März 1826.

Mein liebster Schinkel!

Herr Bauinspector Hedemann gibt mir Gelegenheit, mich Ihrem freundschaftlichen Andenken zu erneuen, um Ihnen eine Sache zu empfehlen, die Ihrem Interesse an den Denkmalen des Alterthums ohnehin nicht fremd bleiben könnte. Als ich im vorigen Herbste hier ankam, und durch die Cur zu Ems mich so gestärkt fühlte, daß ich selbst höhere Berge langsam zu erklimmen den Muth hatte, bestieg ich (es war den 28. September) mit Jenny, Onny und beiden Jungens den merkwürdigen Basaltkegel, an dessen Fuße Wetzlar liegt, und der die Ruine des alten Schlosses Kalsmunt auf seiner Spitze trägt. Die Umfassungsmauern dieser Burg sind schwach und meistens ganz zerfallen, nur ein ansehnlicher Thurm, gegen 50 Fuß hoch, steht wohlerhalten mitten in der Ruine. Die Chronik des Orts und die allgemeine Stimme der hiesigen Alterthumsforscher besagt, daß die Ruine eine ehemalige Burg Carl's des Großen sei, der hier ein Palatium gehabt habe. Als ich hinauf kam und die schlechten Umfassungsmauern sah, hielt ich sie keiner Aufmerksamkeit werth; aber wie wurde mir, als ich den großen Thurm näher in's Auge faßte? Ich traute meinen Sinnen nicht, und ging wie unklug dreimal um ihn herum, indem jeder Stein daran mich überzeugte, daß dieses Bauwerk Römisch sei. Ich schien mir bei dieser Entdeckung aus den Wolken gefallen; denn daß ich Römerwerke diesseits des Rheins finden sollte, daran hatte ich

---

1) Im Globe 1826, 55—64. Vgl. N. 33, 61 ff. 130, 102 ff.) [26, 367 ff.]

2) Hier bricht der Entwurf des Briefes mit einer durchstrichenen Zeile ab.

nicht entfernt gedacht. Daß aber dieser Thurm von den Römern gebaut, ja daß der ganze Umfang der jetzt zerfallenen Burg ein Römisches Castell für eine Cohorte gewesen, darüber ist nicht der mindeste Zweifel. Ich ersuchte sogleich, nachdem ich durch einige Leute eine Oeffnung in den Thurm, die schon vor Alters gemacht worden, hatte wieder aufgraben lassen, den Bauinspector Hedemann, eine treue Zeichnung im Grundriß, Aufriß und Durchschnitte von dem Thurme zu nehmen. Die üble Jahreszeit verspätete das Unternehmen; demungeachtet hat Hedemann mit großem Eifer und eigner Liebe zur Sache sich meinem Wunsche unterzogen. Ich theile Ihnen anbei die drei Zeichnungen, nebst dem Aufsatz, den er auf mein Ersuchen darüber zu Papier gebracht, zur Einsicht mit, und bemerke nur, daß der Aufriß in der Hinsicht nicht ganz richtig gezeichnet ist, daß die schwere Rustica, in welcher die äußere Wand des Thurmes gehalten ist, gar nicht angedeutet, auch das Fußgesimse nicht ganz richtig angegeben ist. Von dem Baulichen wird Ihnen Herr Hedemann persönlich nähere Auskunft geben; doch bitte ich ihm nicht merken zu lassen, welche Ausstellungen ich gegen seine Zeichnung gemacht habe. Ich ehre seinen guten Willen. Ich habe den Winter über viele Studien über diesen Gegenstand in historischer sowohl als artistischer Hinsicht gemacht, und bin zu unerwarteten Aufschlüssen gelangt, welche nicht ohne Folgen bleiben werden. Ich habe in dieser Zeit mehr alte Autoren gelesen, als in meinem ganzen Leben zusammen; besonders hat mich Vitruv sehr beschäftigt, über den wir hier einige ganz neue Erkenntnisse erhalten. Zugleich wurde ich durch diese Entdeckung angespornt, meine Augen in einem weiteren Kreise umhergehen zu lassen, und da kam ich zu der sicheren Vermuthung, daß ein ähnliches Römer-Castell zu Gelnhausen gewesen sein müsse. Das Prachtwerk, welches Hundeshagen von dem Palatium Friedrich's Barbarossa in Gelnhausen vor längerer Zeit herausgegeben, war mir bisher nicht zu Gesicht gekommen; ich wünschte nun vergeblich, es zu sehen. Endlich fand ich es in Braunfels, als ich am 1. Januar daselbst dem Fürsten [1]) einen Besuch machte. Gleich die erste, zweite und dritte Kupfertafel dieses Werks, so wie die Beschreibung dazu, bestätigten vollkommen meine Vermuthung, und es ist unbegreiflich, daß ein Baumeister sich so ausführlich mit diesen Ruinen beschäftigen konnte, ohne nur zu ahnen, daß er hier zwei, im Alter um 1200 Jahre verschiedene Bauwerke vor sich habe. Denn das Römer-Castell zu Gelnhausen, von dem noch ein Thurm und der ganze Umfang der Umfassungsmauer stehet, ist wahrscheinlich unter Drusus oder doch vor des Varus Niederlage, also um Christi Zeit, gebauet (eben so wie auch unser Thurm und Castell bei Wetzlar); dagegen ist das Palatium, welches Friedrich Barbarossa in die Mauern des Castells nothdürftig hineinflickte, nach Technik und Stil, als ein Werk des Mittelalters, von jenem antiken Bau himmelweit verschieden. Ich habe seitdem mehrere Personen, die in

1) Dem Prinzen Carl zu Wied.

dortige Gegend zu kommen Gelegenheit haben, ersucht, mir eine nähere Auskunft von dem Gelnhauser Castell zu verschaffen; aber vergebens. Nun gebe ich heute unserem Hedemann einen ganzen Bogen voll Anfragen mit, die er mir bei seiner Durchreise in Gelnhausen zu beantworten die Güte haben will. Vielleicht findet sich dort ein geschickter Baubediente, der mir nähere Zeichnung und Beschreibung davon geben kann. [1])

Andere Römerwerke, auf deren Spuren ich durch jene Studien geführt worden, werde ich in diesem Sommer untersuchen lassen; wäre es nicht zu kostspielig, würde ich meine Muße anwenden, selbst dahin zu reisen. Nach Gelnhausen werde ich vermuthlich doch bald zu kommen suchen.

Nun ist es aber für die Geschichte und das Studium der alten Baukunst von großem Interesse, daß man diese Werke nicht ununtersucht liegen lasse. Der Thurm auf dem Kalsmunt ist inwendig bis zur zweiten Etage hinauf verschüttet; auch der Fuß dieses Bauwerks ist auf zwei Seiten hoch verschüttet. Wahrscheinlich liegen in diesem Schutte nicht nur die herabgestürzten Theile des Kranzgesimses, sondern es dürften auch andere antike Gegenstände, Inschriften, und vielleicht auch eine kleine Statue, welche in dem Larario (wofür man die Nische mit den beiden roh ebauchirten Säulen (Zeichnung III) im dritten Stockwerke halten kann) gestanden haben mag, in der Tiefe zu finden sein. Hedemann hat auf meine Veranlassung die Kosten der Ausgrabung des Schuttes veranschlagt, und auf 150 Rthlr. angegeben. Es wäre aber zu wünschen, daß der ganze äußere Umfang des Castells, in welchem sich auch ein unterirdisches Gewölbe nebst Treppe findet, aufgegraben würde; da würden also wenigstens 200 Rthlr. nöthig werden.

Nun ergeht meine Bitte an Sie, liebster Schinkel, ob Sie den Gegenstand da zur Sprache bringen wollen, wo Hoffnung zur Unterstützung dieses Wunsches wäre, um die Kosten bewilligt zu erhalten. Sehen Sie zu, was Sie ausrichten können. Ich werde das Meinige thun, um die Sache in das würdige Licht zu stellen, und fahre noch mit meinen Arbeiten darüber im Stillen fort. Nur müßten neue Zeichnungen gemacht werden; wenigstens theilweise. Man hat mir Hoffnung gemacht, hierunter von Darmstadt aus durch Moller unterstützt zu werden; ich kann mich aber nicht darauf verlassen. Möchte doch der Bauinspector, der an Hedemann's Stelle kommt, ein zu solchen Dingen qualificirter Zeichner sein! Hedemann's Arbeiten sind Sie wohl so gut, mir, nach gemachtem Gebrauche, bald zurückzuschicken.

Möchten Sie mit den lieben Ihrigen sich so wohl befinden, als wir es wünschen! Wir haben hier den Winter nicht angenehm zugebracht; mein Glück war, daß ich mich in die Studien des Alterthums vertiefen konnte. Jetzt aber, da der Frühling hervorbricht, hat alle Noth ein Ende; die Gegend ist paradiesisch schön, und wir haben den herrlichsten Garten inne, welcher hier vorhanden ist. Hedemann

1) Vgl. Ruhl Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen (1831).

Mephistopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Ist es das erstemal in euerm Leben,
Daß ihr falsch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was sich d'rin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben,
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt ihr recht in's Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es g'rad' gestehen,
So viel als von Herrn Schwerdleins Tod gewußt!

Faust.

Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles.

Ja, wenn man's nicht ein Bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirst in allen Ehren
Das arme Grethchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr schwören.

mag Ihnen das Nähere mittheilen. Grüßen Sie alle unsere Freunde, die es geblieben sind. Auf die Fortdauer Ihrer Freundschaft baue ich fest, und bleibe eben so stets

der Ihrige. Schulz.

Geehrtester Freund!

Zuvörderst ein Paar Worte der Entschuldigung für ein so langes Ausbleiben der Antwort auf einen so freundschaftlichen und seinem Inhalte nach so interessanten Brief, wie der vom 22. März 1826, auf welchen von meiner Seite damals nichts weiter erfolgte, als daß ich, dem geäußerten Wunsche gemäß, die auf den Brief Bezug habenden Zeichnungen durch Herrn Hedemann an Sie zurückgehen ließ. Der König hatte mir unmittelbar den Befehl ertheilt, nach Paris zu gehen, die dortigen Einrichtungen des Museums kennen zu lernen, und an diesen Auftrag schloß sich eine Bewilligung für eine Reise durch England, welches ich noch nicht kannte; die Abreise war vor der Thür, als ich Ihren lieben Brief empfing, und tausend Anordnungen sowohl für die Reise selbst als für den Fortgang meiner Bauten und Arbeiten während meiner Abwesenheit, ließen mich nicht zu einer ruhigen Stimmung kommen, und raubten jede Zeit, um einer so freundlichen Aufforderung zur Mittheilung Genüge zu leisten. Ganz besonders aber hielt mich der Gedanke davon ab, daß ich wahrscheinlich auf meiner Reise zuvörderst den Palast zu Gelnhausen und dann mehrere andere, in diese Categorie fallende Gegenstände selbst sehen und Ihnen dann meine Ansichten über diese Gegenstände besser mittheilen im Stande sein würde. Seit vorgestern Abend von dieser Reise zurückgekehrt, kann ich nicht unterlassen, sogleich in diesen Zeilen, lieber zu spät als gar nicht, meine Schuld abzuthun, ganz im Vertrauen auf Ihre freundschaftliche Nachsicht.

Bei meiner Hinreise nach Paris habe ich Gelnhausen gesehen, dann die Römischen Werke in Trier; bei meiner Rückreise durch die Niederlande, Niederrheingegenden, Westphalen, Braunschweig und Magdeburg sah ich mancherlei wichtige Ueberbleibsel Römischer Werke und die Bauten aus den Carolingischen und Sächsischen Kaiserzeiten. Diese Anschauungen, zusammengehalten mit dem Wenigen, welches in dieser Beziehung auch in England noch zu betrachten ist, haben mir über die Zeit und den Stil dieser verschiedenen Ueberbleibsel, wie ich glaube, ganz sichere Resultate gegeben. Hiernach ist nun erstens in Rücksicht auf Stil bei den Bauwerken der Carolinger, der Sächsischen und Schwäbischen Kaiser, als welche besonders viel mit Italien verkehrten und einen Theil antiker Bildung wieder hervorsuchten, sehr scharf zu unterscheiden der Burgstil vom Kirchenstil. Alle diese Herrscher, auf welche nunmehr der Rang der ehemaligen Römischen Kaiser übergegangen war, wollten so wie ihre nächsten Vorgänger, die Gothischen Könige in Italien z. B. Theodorich, in einem Palatium residiren, der, wo möglich, dem alten Römischen ähnlich sein sollte. In dieser Art

ist z. B. die Anlage des Palasts, welchen Theodorich auf der Höhe bei Terracina baute, noch vollkommen erkennbar. Das rüstike Quaderwerk, welches äußerlich die starken Mauern der antiken Römischen Werke dieser Art bekleidete, ist an geeigneten Orten in allen Zeiten nachgeahmt worden, und steht im Mittelalter oft sehr contrastirend neben dem Bau glatter Wände und tief und reich gegliederter Gesimse, Thür- und Fenstereinfassungen, welcher an kirchlichen Gebäuden Anwendung fand. Festungsbauten, Unterbaue und Umfassungen von Palästen aus den früheren Jahrhunderten, vorzüglich bis zum dreizehnten hinab, haben daher oft noch den Altrömischen Anstrich und Stil. Hiebei muß aber die Critik besonders von der Untersuchung der Technik geleitet werden. In den nördlichen Gegenden weichen die Praktiken in der Construction des Mauerwerks bald weit stärker von den alten ab, als in Italien. So ist in Rom das Mauerwerk aus der Zeit der Saveller und überhaupt des eilften und zwölften Jahrhunderts, wenn es aus Füllwerk und Backsteinbekleidung besteht, sehr schwer von dem antiken aus den Zeiten des Caracalla, und selbst früher bis zum Titus hinauf, zu unterscheiden; nur gewisse Maße in der Breite der Fugen und der Steine in geringen Abweichungen geben darüber das Nähere über die Zeit der Erbauung an; in den Gegenden diesseits der Alpen hören die besseren Constructionen der Füllmauern mit Backsteinbekleidung im Mittelalter weit früher auf, und der Bau von Bruchstein wird bei Weitem häufiger. Spuren von feiner Backstein-Construction als Ueberzug der Füllwerksmauern dürften schon in Carolingischen Zeiten schwer mehr zu finden sein. Dagegen fuhr man an wichtigen Denkmalen noch fort, den Bau mit Quadersteinen gut auszuführen, und aus den Zeiten der Carolingischen und Sächsischen Kaiser findet sich noch manches Werk, in welchem die Fügung der Steine sowohl in den Lagen- als Stoßfugen so fein ist, wie die aus den Zeiten der Römischen Kaiser der späten Periode. Ein vorzügliches Exempel davon ist das Aeußere der Altarnische der Kirche von Königslutter im Braunschweigischen, wo das Grab König Lothar's ist. Die Fügung ist hier fast noch besser, als an der Porta nigra zu Trier. Mit der Periode der letzten Sächsischen Kaiser hört aber diese Technik auf, nämlich mit der Zeit, wo das Gliederungswesen und ein künstliches Detail in die Architectur einzutreten beginnt, und die Ausarbeitung der Details am schon aufgerichteten Gebäude selbst zu beschwerlich wird, folglich die einzelnen Bausstücke in den Bauhütten bearbeitet und nach der Bearbeitung versetzt werden. Die Versetzung wurde nun weit beschwerlicher, man hatte nicht mehr die Freiheit des festen Aufeinanderschleifens der Lagerfugen, und so sehen wir, daß in dieser Beziehung die schönsten Werke des Mittelalters, ganz besonders der Cölner Dom, aber selbst der Straßburger Münster ꝛc., so weit hinter jenen älteren Bauten zurückstehen. Alle Fügung an diesen Werken ist mit dicken Kalkfugen besorgt, und höchstens an einzelnen Gliedern und Einfassungen, welche ohne Zusammenhang mit der Masse bearbeitet werden konnten, genauer und feiner bearbeitet.

Betrachte ich nun in dieſer Beziehung die große gequaderte Umfangsmauer und den viereckten Thurm in Geinhauſen, ſo zeigt ſeine Technik eine große Verſunkenheit und eine höchſt liederliche Behandlung; man erkennt ſehr bald eine bloße Nachahmung und Affectation Römiſcher großer Werke darinnen. (Deshalb wünſchte ich gar ſehr, daß Sie ſich ſelbſt durch den Anblick davon überzeugten.) Wie es in dieſer Beziehung mit dem Thurme von Kalsmunt ſteht, werden Sie am Beſten beurtheilen können. An dem Schwanenthurme zu Cleve, der nach einer Inſchrift vom Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, als der alte Thurm eingeſtürzt und ein neuer aufgeführt worden war, von Julius Caſar gebaut worden ſein ſoll, und wenn auch dies nicht gegründet wäre, doch wohl gewiß zu einem Römiſchen Caſtell gehörte, hat man unterhalb durch die 9 Fuß dicke Mauer eine Oeffnung neuerdings für eine Stallthür eingebrochen, und in dieſer unteren Region zeigt ſich deutlich der Ueberreſt Römiſcher Conſtruction in dem Mauerwerk, welches rauhe Mauerfüllung mit abwechſelnden Lagen von Backſteinen ſehen läßt, in der Art wie man ſo vieles in den Kaiſerzeiten baute, und wie es auch in Trier vorkommt. Dieſe Conſtruction iſt gewiß bei den Caſtell-Bauten der Römer, die keine Prachtgebäude ſein ſollten, weit mehr in Anwendung gekommen, als der Bau in Quaderſteinen. Was ich in England der Art hie und da ſah, hatte auch dieſe Conſtruction, und ſo findet ſie ſich auch in vielen Gegenden von Frankreich und von den Niederlanden.

Es iſt nun allerdings ſehr wünſchenswerth, immer mehr über alle dieſe Gegenſtände in's Reine zu kommen, und die Unterſuchungen fortſetzen zu können. Die Geldmittel hiezu müßten auf irgend eine Weiſe herbeigeſchafft werden, und wie ich hier höre, iſt ſogar dazu eine nahe Ausſicht, indem durch häufiges Antragen von Seiten der Oberbaudeputation für Erhaltung intereſſanter Gebäude des Mittelalters und der früheren Zeit, wenn ſie auch keine Beſtimmung mehr haben, etwa in der Art, wie es in England geſchieht, als Ruine mit Wegnahme des Holzwerks der Dächer und durch Schützung der Mauern mittelſt einer Steinabdachung in der Mauerſtärke, die Sache im Staatsminiſterio jetzt verhandelt wird, und die Streitigkeit, ob Herr von Schuckmann als Bauminiſter oder Herr von Altenſtein als Kirchenminiſter und Wächter der öffentlichen Monumente dieſe Partie allein haben und ihm Gelder dazu bewilligt werden ſollen, bald entſchieden werden wird. Dies würde dann der Zeitpunct ſein, über die in Ihrem Briefe genannten Gegenſtände Anträge zu machen, und Sie würden ſich ſehr verdient machen, wenn Sie fortfahren möchten, ſich für dieſe Partie zu intereſſiren und uns hier mannigmal auf wichtige Entdeckungen aufmerkſam zu machen.

Von den vielen neuen, ſonderbaren, ſchönen ꝛc. Eindrücken, welche ich auf meiner Reiſe nach Frankreich, England, Schottland und den Niederlanden empfangen habe, muß ich Ihnen einens einmal etwas mittheilen, heute ſehe ich das Papier ſchon ſehr gefüllt und keinen Raum mehr dafür. Ich wünſchte nur, daß Sie gütigſt meine oben

gegebenen Anſichten prüfen und mir Ihre einſichtsvolle Meinung mittheilen wollten.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer lieben Frau Gemahlin auf's Angelegenſte. Ich bitte ergebenſt, mich auch in's Gedächtniß Ihrer Frau Gemahlin zurückzurufen, und verſichert zu ſein von der Freundſchaft und Ergebenheit Ihres

Schinkel.

Bei der Durchreiſe nach Frankreich habe ich in Weimar Goethe geſehen, der ſich viel an Sie erinnerte, und gern Nachricht haben wollte, die ich, ſo gut ich konnte, gab.

Berlin, den 25. Auguſt 1826.

Wetzlar, den 3. November 1826.

Verehrter Freund!

Ihr ſchätzbares Schreiben vom 25. Auguſt iſt mir um ſo werther, je mehr ich beklage, Ihnen mit meiner Zudringlichkeit in einem Zeitpuncte beſchwerlich geworden zu ſein, der für Sie ſo unendlich viele Sorgen vereinigte, indem Sie Ihren wichtigen Geſchäftskreis verließen, um eine nicht minder wichtige Reiſe in ſo kurzer Zeit zu vollenden. Mit dem warmſten Danke habe ich zu erkennen, daß Sie ſogleich nach Ihrer Rückkehr meiner gedacht haben, zumal Sie gewiß zu ſein glauben, daß ich über den Gegenſtand meines Schreibens in völligem Irrthume ſei. Obwohl ich nun dieſen Irrthum nicht einräume, ſo enthielt Ihr liebes Schreiben doch ſo viel Lehrreiches für mich, daß ich es für meine Forſchungen als einen der wichtigſten Beiträge anſehe, wenn ich hoffen darf, daß Sie mir die Bitte erlauben, mich, ſobald Sie einen müßigen Augenblick finden, nochmals mit weiteren Aufſchlüſſen zu beglücken.

Mit einiger Beklommenheit muß ich freilich geſtehen, daß meine Anſicht von dem Römiſchen Urſprunge des alten Ruſtica-Gemäuers in Deutſchland von allen, und gerade von den ſachverſtändigſten Perſonen, nämlich von den Technikern, verworfen worden iſt. Herr Oberbaurath Moller in Darmſtadt will ſolches den Franken zuſchreiben; Herr Bauinſpector de Laſſaulx zu Coblenz behauptet, daß dieſe Architectur bis in's vierzehnte Jahrhundert hinunterreiche. Für mich iſt Niemand als mein ruhiges Auge und mein einſamer Fleiß. Ich habe mit Beharrlichkeit die hiſtoriſchen Gründe dieſer mir entgegenſtehenden Behauptungen aus den älteſten Hiſtorikern bis zum Mittelalter hin unterſucht, und bis jetzt nur Beweiſe für meine Anſicht gefunden. Ich werde, ſo lange mir dieſe köſtliche Muße bleibt, in dieſen Unterſuchungen fortfahren, und gedenke in den nächſten Wintermonaten alle Spuren, welche die Geſchichtſchreiber darüber von Tacitus bis zum ſechzehnten Jahrhundert ergeben, zuſammenzutragen. Im Frühjahr hoffe ich nochmals einige Excurſionen machen zu können, die mich ganz in's Klare ſetzen ſollen. Die Ausbeute meiner diesjährigen kleinen Reiſen

war für den Gegenstand nicht gering. Vorzüglich Bonn, Andernach und Coblenz, bei welchem letzteren Orte die Brückenpfeiler in der Mosel bis auf 5 — 15 Fuß über dem Wasser, so wie beträchtliche Ufermauern Römische Rustica sind, haben mich höchlich belohnt. In Bonn stehen noch herrliche Reste von Bollwerken und Uferbauten von solcher Rustica. Professor Welcker, den ich an Ort und Stelle davon unterrichtete, überzeugte sich von der Wahrheit meiner Ansicht, und versprach nähere Aufmerksamkeit darauf. Die Ansicht der Universität in ihren Jahrbüchern, auf die mich vornehm Professor von Schlegel verwies, wonach das Römische Bonn nichts weiter gewesen sein soll, als das kleine Castrum, welches vor sechs Jahren bei Wichelshof aufgegraben wurde [1]), ist grundfalsch. In Mainz ist fast kein Stein auf dem anderen geblieben, und daher, außer der Zahlbacher Wasserleitung, sehr wenig wirklich Römischer Bau noch vorhanden. Doch ist selbst dieses Wenige lehrreich. Viele Castelle am Rhein, z. B. in Bingen und Rüdesheim, die bisher für Römisch galten, kann ich nicht dafür ansehen; sie sind aus den Raubzeiten des zehnten bis zwölften Jahrhunderts. Die Technik des Gußmauerwerks der Römer, der Franken und des Mittelalters unterscheidet sich wesentlich und läßt keinen Zweifel übrig. In Bilbel bei Frankfurt erblickte ich unerwartet dicht an der Heerstraße ein Römisches Haus von Rustica-Quadern mit einem großen, den ganzen Umfang des Gebäudes einnehmenden Kellergewölbe, vermuthlich ein Vorrathshaus oder Weinlager. Das obere Geschoß ist destruirt. In Frankfurt selbst fand ich, vorzüglich interessant, einen bedeutenden Theil der Mauer des Kai's am Main, unter der schönen Aussicht, nicht nur in den unteren Lagen von Römischen Rustica-Quadern, sondern, weil gerade der Wasserstand sehr niedrig war, sogar die Bogenstellung, auf der die Kaimauer aufliegt, wie man dergleichen Ufer auf Bogen auf der Trajanssäule sieht. Diesen Bau spreche ich unbedingt für Römisch an; der obere Theil dieser Kaimauer ist später ganz renovirt. Auch das Gemäuer des oberen Krahngebäudes in Frankfurt, vom Wasserspiegel etwa 15 Fuß hoch, ist Römische Rustica. Selbst die Brücke über den Main, obwohl daran kein alter Stein mehr zu sehen ist, dürfte, wenn man den Kai als ursprünglich Römisch anerkennen muß, für Römische Anlage anzuerkennen sein. Eine nähere Critik der diesfälligen geschichtlichen Nachrichten wird mich vielleicht in den Stand setzen, dies eben so bestimmt zu behaupten, wie ich auf solchem Wege in derselben Behauptung über die Moselbrücke bei Coblenz bestätigt worden bin.

Das größte noch vorhandene Gemäuer dieser Art, welches ich bisher sah, ist das Castell zu Munzenberg, wohin man von hier über Butzbach etwa 5 Stunden hat. Dort findet man noch eine 150 Schritt lange, zum Theil 40 Fuß hohe Umfassungsmauer im größten Stile der Rustica, zum Theil noch mit den Römischen Zinnen, die aber in späterer Zeit vermauert worden sind. Nahe dabei entdeckte ich eine

1) Diese Meinung hatte Nackstuhl im „Jahrbuch der Preußischen Rhein-Universität" I, 211 ff. ausgeführt.

Römiſche Heerſtraße, die, wohlerhalten, noch mehrere Stunden fortgeht. Das Innere des Caſtells enthält mannigfache Gebäude des ſchönſten Stils aus dem dreizehnten bis ſechzehnten Jahrhundert mit Verzierungen, welche vor denen des Palatiums des Friedrich Barbaroſſa zu Gelnhauſen den Vorzug verdienen dürften. Von allen dieſen Bauwerken, ſo weit ich ſie für Römiſch anſpreche, iſt jedoch keins zugleich im Innern ſo wohl erhalten, als der Thurm hier auf dem Kalsmunt; daher es mir recht leid thut, daß derſelbe nicht näher unterſucht wird. Wir könnten dadurch mit Einem Schlage eine für die Geſchichte höchſt wichtige Frage entſchieden zu ſehen hoffen.

Wenn Sie aber, verehrter Freund, die Umfaſſungsmauern und den Thurm des Palatiums zu Gelnhauſen nicht für Römiſch halten, und zwar weil die techniſche Behandlung dieſes Baues ſo höchſt liederlich ſei, ſo entſchuldigen Sie, wenn ich Ihnen ſage: Sie haben nicht erwogen, wovon eigentlich die Rede iſt. Hier iſt nämlich die Rede von Bauwerken, welche die Legion-Soldaten, in einem fremden Lande, entblößt von allen Vortheilen, welche der vollendeten Technik der Friedens- und Prachtbauten das reiche, durchaus cultivirte Römiſche Reich darbot, aufführen mußten — mit nicht mehreren Kenntniſſen und Fertigkeiten, als ſolche alle Römiſchen Bauern auszuüben verſtanden — Bauwerke, die von dieſen Leuten, unter Anleitung weniger techniſch gebildeter Officiere, in ungeheuren Maſſen, in kürzeſter Zeitfriſt, ja in unmittelbarer Gegenwart des Feindes, ſogar ſtets gerüſtet zum täglichen Kampfe, und endlich nur zum momentanen Zwecke der dringend nöthigſten Vertheidigung zu Stande gebracht werden mußten. Welche Forderungen von Sorgfalt und Sauberkeit in der Ausführung wollen Sie an ſolche Werke machen? Geben Sie aber dieſe Forderungen auf, ſo will ich Sie leicht an Stelle und Ort unwiderleglich überzeugen, daß jene ſo roh erſcheinenden Baureſte ein volles Zeugniß von der ganzen Größe und Geiſteskraft der alten Zeit vor Augen ſtellen, einer Practik, für die wir keinen Maßſtab in unſerer ſchwächlich nachahmenden Zeit finden. Mich däucht, die Güte der Technik iſt allein nach ihrer Zweckmäßigkeit zu beurtheilen; der Erfolg muß uns in letzter Inſtanz darüber belehren, und wo wäre ein größerer Erfolg bei ſo einfachen Mitteln nachzuweiſen, als an dieſen Werken, die nach 1800 Jahren noch mit unerſchütterlicher Feſtigkeit ſtehen? Auch ſchätzt ja die wahre Kunſt ein großes practiſches Verfahren mit Recht höher als die fleißigſte Ausführung des Einzelnen; und ich behaupte, in der ganzen Baukunſt ſeit den Römerzeiten finden wir kein Beiſpiel einer ſo ungeheuren Practik, wie ſie der hier gegenwärtige Thurm zeigt, wenn wir auch ungern daran die feinere Bildung der Werke jener Zeiten vermiſſen.

Was Sie von dem Thurm in Cleve ſchreiben, iſt mir ſehr intereſſant, und ich bin mit Ihnen überzeugt, daß er Römiſch iſt. Aehnliches Mauerwerk iſt mir an einem Thurm auf dem Königſtein (4 Stunden von Frankfurt) und an einem Theil der Kirchhofsmauer zu Wiesbaden vorgekommen, die ich beide für Römiſch halte. Das Guß-

werk ſowohl als die Futtermauern ſtimmen völlig mit den Vitruvſchen Principien überein, und unterſcheiden ſich weſentlich von ähnlicher Technik des Mittelalters. Dieſe Conſtruction geſchah ohne Zweifel zwiſchen ſtückweiſe angelegten Holzwänden, die nach Verhärtung des Mörtels abgenommen wurden, wie ſolches auch von der aus ſchlechten kleinen Bruchſteinen mit Gußfüllung erbauten Zahlbacher Waſſerleitung bei Mainz erſichtlich iſt. Wo die Römer aber Quaderſteine in der Nähe brechen konnten, zogen ſie den Ruſtica-Bau zum Behuf ihrer Feſtungs- und Strombauwerke mit Recht vor, weil ſolcher ſchneller und ſicherer geführt werden konnte, mehr Dauer gegen den Angriff der Mauerbrecher und des Eiſes, durch Deckung der Fugen, gewährte, und weniger Umſtände erforderte, indem beinahe alle Holzrüſtung dabei überflüſſig war.

Von größter Wichtigkeit aber erſchien mir Ihre Nachricht, daß die äußere Seite der Altarniſche der Kirche zu Königslutter, wo das Grab König Lothar's iſt, Ruſtica ſein ſoll. Von meiner Anſicht ausgehend, und der Nachricht des Florus vertrauend, daß die Römer zu Druſus' und Tiberius' Zeiten Caſtelle bis zur Elbe hin erbaut haben, kann ich nur der Meinung ſein, daß, wenn dieſer Bau zu Königslutter wirklich ſo alt und wahre Ruſtica iſt, die Niſche entweder Reſt eines Römiſchen Wartthurms, oder ſolche ſpäter aus Steinen zuſammengebaut ſein dürfte, die von einem zerſtörten Römiſchen Thurme entnommen ſind, wie ich dergleichen Beiſpiele, vorzüglich aus der Carolingiſchen Zeit, mehrere kenne. Haben Sie die Güte, mir das Nähere über dieſen Bau gefälligſt zu ſchreiben, damit ich Geſtalt, Stärke, innere Conſtruction, ſo weit Sie davon Kenntniß erhalten konnten, zu erwägen im Stande ſei.

Theodorich's Palatium zu Terracina haben ſicherlich die Römer, nicht die Gothen, gebaut, und haben ſie dabei ihre gewöhnliche Ruſtica angewendet, weil der Barbar für die höhere Architectur, deren die Römer ſelbſt damals nicht mehr mächtig waren, keinen Geſchmack zeigte. Auch an die Ruſtica aus den Zeiten der Saveller kann ich kaum glauben, in ſofern ſie der antiken gleichkommen ſoll. Vermuthlich ſind alte Trümmer und neuer Bau verbunden, wie in Gelnhauſen. Alles ſpätere Nachahmungsweſen aus der wiedererſtandenen neueren Kunſtperiode unterſcheidet ſich generiſch von dem Antiken. Dagegen finde ich ſelbſt in der ſo einfachen Ruſtica-Architectur, ſo weit ich ſie kennen gelernt, ein Sinken des Geſchmacks vom Großen bis zum Manierirten, welches uns durch zwei bis drei Jahrhunderte zu führen ſcheint. Von den Gebäuden in Trier ſcheint die Moſelbrücke aus der erſten großen, die Porta nigra aus der ſpäteſten manierirten Zeit zu ſein.

Doch genug! Sie haben bei dieſem langen Briefe ſchon ſo viel den Kopf zu ſchütteln gefunden, daß ich Ihre freundſchaftliche Geduld nicht länger auf die Probe ſtellen darf. Belehren Sie mich; ich will mich corrigiren. Ach, könnte ich nur einen lieben Abend bei Ihnen

zubringen und alles hören, was Sie, nach ſo beneidenswerthen Reiſeerfahrungen, mitzutheilen haben!

Leben Sie wohl! Mit den herzlichſten Wünſchen ꝛc.

Ihr treuer Freund
Schultz.

P. S. Es wäre doch traurig, wenn ich für meine Römiſche Ruſtica durchaus Niemand gefunden hätte, der ſie anerkennte. Aber Einen habe ich gefunden, und zwar Einen für Alle, Goethe, der in Eger einen eben ſolchen Thurm geſehen hat und ihn gleichfalls für Römiſch hält. Alſo in Eger und in Königsluttter Römiſche Thürme! welche unerwartete Blicke in jene dunkle Zeit! So finden wir gewiß auch in Thüringen und bis zur Elbe dergleichen Spuren. Laſſen Sie es ſich nicht leid ſein, zu ihrer Aufklärung beizutragen!

117.

Schultz an Goethe.

Bad Ems, den 2. Auguſt 1827.

Mir iſt, wenn ich aufgefordert werde, an Sie, theuerſter Verehrter, einen Brief mitzugeben, im erſten Augenblick ſo, wie einem pauvre honteux zu Muthe ſein mag, der nicht ausweichen kann, einen Wechſel auf einen reichen Freund auszuſtellen. Wird er nicht proteſtirt werden? und wie ſtehſt du dann da? Ich habe Ihre Güte gegen mich ſtets als einen heiligen Schatz bewahrt, den ich nur den Vertrauteſten mittheilen mochte; aber es iſt vergebens, zu glauben, daß er geheim bleiben könnte. Vielmehr erfahre ich jetzt wieder, wie ſchon ſo oft, daß, wenn ich, dankbar begnügt, ſtill und zurückgezogen zu leben gedachte, um ſo gewaltiger das Schickſal auf mich eindringt, mich aus meinem Geheimniß hinauszutreiben, als wüßte es beſſer, was ich ſoll. Und es hat Recht! — Wahrſcheinlich ſind es die liebenswürdigen Gräfinnen von Egloffſtein und ihre treffliche Mutter, durch die hier in einem Kreiſe vorzüglicher Perſonen, beſonders Ruſſiſcher Herrſchaften, verbreitet worden, daß Sie mir wohlwollen, und da Ihr theurer Name unter denſelben in höchſter Achtung ſtehet, ſo genieße ich, ohn' alles Verdienſt, mit von Ihrer Ehre. So kommt eben Herr von Towgueneff, Ruſſiſcher Kaiſerlicher Wirklicher Staatsrath Excellenz, den ich ganz kürzlich kennen und verehren gelernt habe, und erbietet ſich, morgen dieſe Zeilen an Sie mitzunehmen. Warum ſollte ich ſäumen? ein ſolcher Anſtoß war mir längſt Bedürfniß. Was Ihr liebreiches Schreiben vom 28. September v. J. auf meine Einſamkeit in Wetzlar gewirkt hat, werden Sie, hoffe ich, mit Zufriedenheit vernehmen. Konnte ich nicht in den Wegen, in denen es mein Wunſch war, mit Ihnen und für Sie thätig ſein, ſo ſind mir wunderbar neue Wege angewieſen worden, um

in Ihrer Richtung fortzuwandeln, und da ich ſtets wußte, daß in großen Dingen nichts von unſerer Willkür abhängt, ſo habe ich das Dargebotene ohne Widerſtreben, und ausſchließlich alles Anderen, ergriffen. Es iſt die Geſchichte der Römer in Deutſchland, darauf bezügliche Litteratur und Baureſte, was ſich mir mit einem Reichthume aufgeſchloſſen hat, der überraſchend. Eine neue Welt hat ſich im Alterthume aufgethan, und Irrthümer, ſeit tauſend Jahren in der Geſchichte eingewurzelt, machen der klaren und lehrreichen Wahrheit Platz. Pfaffentrug war es, der dieſe Irrthümer ſchuf und heiligte; falſche Münzen, falſche Urkunden, ja ein ganzer Autor, der als claſſiſch untergeſchoben wurde (Pomponius Mela, wie er genannt wird), mußte die Lügen ſchützen und belegen. Das Alles iſt vor der Fackel der Wahrheit in ſein Nichts zurückgeſchwunden, und noch zu rechter Zeit; denn noch ſtehen die herrlichſten Baureſte zum Belage der Wahrheit da. Die Brücke zu Coblenz, die Brücke und das Caſtell zu Frankfurt (monimentum in Alamannorum solo conditum, quod Traianus suo nomine voluit appellari. Amm. Marcellin. XVII. 1, von Julian erneuert und wahrſcheinlich nach ſeiner Gemahlin Helenopolis genannt), dieſe und eine Menge anderer Puncte ſtehen noch in ihren Grundriſſen nicht nur, ſondern in ihren Fundamenten bis 10 Fuß und mehr über Erde und Waſſer, ja Thürme und Caſtelle über 40 Fuß hoch, wie ſie unter Trajan geſtanden. Trier ſinkt in die ſpäte Kaiſerzeit zurück, und ſchwindet ganz aus dem erſten Jahrhundert, ſo lange Coblenz als alte Hauptſtadt der Trierer (Colonia Trevirorum des Tacitus, antiquum nobilitate caput des Venantius Fortunatus) daſtand. Eben ſo verändert ſich Zeit und Name für das Römiſche Cöln. Der Thurm, den Sie in Eger als Römiſch anerkannt haben, ſchließt herrlich den Kreis der Macht Trajan's gegen Deutſchland, der letzten Römiſchen Größe vor dem Verfall.

Ich habe in dieſem Jahre den Rhein bis Cöln aufmerkſam bereiſet; über acht Tage gehe ich nach Trier und auf der Moſel zurück. Auſonius iſt mir lieb geworden; denn er hat mächtig geholfen, die Wahrheit zu ſehen. Dafür will ich ihn als Dichter vor unverdienter Schmach retten. Dieſes ſpätere Zeitalter hat noch eine Schönheit, die, weil ſie unaufhaltſam im Sinken war, mit inniger Trauer erfüllt. Auch die Geſchichte der alten Baukunſt kommt in einigen Puncten zu neuer Klarheit; Hirt wird ſich verdrießen; denn er hat verdient, tüchtig geſcholten zu werden. Die Philologen möchten toll werden, daß ein Ungelehrter ihnen einen ganzen claſſiſchen Autor wegſtreicht; es hilft aber alles nichts, ſie müſſen ſich ſämmtlich darein ergeben, und wenn dagegen ein ſchändlich gemißhandelter, nicht genug zu preiſender Autor, Plinius major, in das reinſte und ſchönſte Licht von mir heraufgehoben wird, ſo hat die Welt ein Reſultat errungen, welches der wahren Critik Ehre macht.

In ſolche Dinge hatte ich mich ſeit einem Jahre verſenkt

— aber es iſt nicht der Ort, hier fortzufahren. Ich bin, das fühle ich, Ihnen ſchuldig, mehrere Auskunft zu geben, und da dies nur mündlich geſchehen kann, ſo hoffe ich, im Herbſte Sie in Weimar zu ſehen, wenn Sie es genehmigen.

Dies geſchehe nun oder nicht — ich muß hier ſchließen; mit welchen herzlichſten Wünſchen wiſſen Sie.

Ewig der Ihrige.
Schultz.

Durch die Güte der Gräfin von Egloffſtein habe ich einen Theil des überraſchend herrlichen Neuen kennen gelernt, was die erſte Lieferung Ihrer neuen Ausgabe gebracht hat. Es war noch nicht bis zu uns gekommen, als ich Wetzlar verließ, und ich kann kaum erwarten, nach Hauſe zu kommen, um alles Uebrige vorzufinden.

118.

Goethe an Schultz.

Das werthe Schreiben aus Ems, verehrter Freund, hat mir eine ganz beſondere Freude gemacht; denn ich erhalte zwar von Berlin wöchentlich, ich möchte manchmal ſagen täglich, die angenehmſten Mittheilungen, doch in den Fächern, in den(en) wir uns begegneten, iſt durch Ihre Abreiſe eine Lücke entſtanden, die ſich ſchwerlich ausfüllen wird. Auch hat Jedermann ſo viel mit den Obliegenheiten zu thun, die der Tag von ihm fordert, daß er weder rechts noch links hinſehen kann, ſondern ſich auf ſein eigentlichſtes Geſchäft beſchränken muß. Auch mich nöthigt die Herausgabe meiner Werke zu großer Sparſamkeit der Stunden; die dadurch entſtehenden Forderungen zu leiſten waren wohl nur jüngere Tage hinreichend. In Phyſicis und Chromaticis iſt mir manches aufgegangen, doch darf ich mich von den Anſichten nicht hinreißen laſſen, und die Ausſichten nicht verfolgen.

Laſſen Sie mich an Ihren gegenwärtigen Betrachtungen und Studien Theil nehmen. Aphoriſtiſch ſage Folgendes. Der viereckte Thurm auf der Eger Citadelle iſt vielleicht das Feſteſte an Geſtein und Bauart; dagegen iſt mir der runde in Kinsberg als das Eleganteſte vorgekommen, was ich in dieſer Art geſehen habe. Eine Stelle aus meinem gedruckten Tagebuche [1]) ſtehe hier zu bequemerer Ueberſicht.

„Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es iſt auf ſtark durchquarztem Thonſchiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm iſt eines der ſchönſten architectoniſchen Monumente dieſer Art, die ich kenne, und gewiß aus den beſten Römi-

1) B. 40, 281 f. (51, 161 f.) [30, 234.] Zuerſt gedruckt zur Naturwiſſenſchaft II, 2, 142 f.

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles.

Gut und schön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen
schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch Recht!

schen Zeiten. Er mag hundert Fuß hoch sein, und steht als prächtige Toscanische Colossal-Säule, unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach, wie sie der Bruch liefern mochte; kleine röthliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue plattenartige größere bilden gleichfalls ihre Cirkel oberwärts, und so geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.[1])

Den Diameter wage ich nicht zu schätzen, doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anstoßenden Wohnhauses durch eine ursprüngliche Oeffnung sich in den Thurm nothdürftig hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine eben so schöne Steinsetzung, wie außen, gewahr wird, und die Mauer schätzen kann, welche 10 Fuß Leipziger Maß halten mag. Wenn man nun also den Mauern 20 Fuß zugesteht, und den innern Raum zu 40 annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa 60 Fuß im Durchmesser; doch hierüber wird uns ein reisender Architect nächstens aufklären: denn ich sage nicht zu viel, stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten."

Kinsberg finden Sie auf jeder Karte, und Sie werden bemerken, wie dieser Thurm gerade auf der Gränze von Böhmen und Baiern stand. Vielleicht ist Ihnen schon bekannt, was rechts und links, nach Franken und Baiern zu, von dergleichen Befestigungswerken gebaut war. Ich habe versäumt, mich hiernach zu erkundigen, doch wünschte ich Ihre Andeutung, und werde mich wegen des letzteren bei meinen Böhmischen Freunden erkundigen.

Wie beurtheilen Sie die Arbeiten Dorow's, besonders sein Werk über das Neuwieder Castrum? Dieses scheint sehr früh angelegt und sich lange erhalten zu haben. In welche Zeit würden Sie die Gründung desselben setzen?

Nun aber bitte um einige Andeutung, wie der Verdacht auf Pomponius Mela gefallen, daß das nach demselben genannte Werk ein untergeschobenes sei? Wie verschwinden so wunderbar die Autoritäten nach und nach, oder werden wenigstens zweifelhaft! Das Studium der Kunstwerke scheint am Ende noch die größte Sicherheit zu gewähren, doch muß man es still für sich treiben, wie so manches Andere. Wie denn die neuere Zeit, statt Theilnahme zu erzeugen, Widerspruch ausheckt.

Vorstehendes blieb länger liegen, als billig, da ich Sie noch immer auf der Reise glaubte, und solches, nebst dem das vorige Mal zurückgebliebenen Stein, Fräulein Froriep mitgeben wollte.

1) Vgl. Grüner a. a. O. S. 81 f.

Nun aber möge dieſes Sie zu Hauſe begrüßen, mir eine baldige Nachricht von Ihrem Befinden bringen, zugleich auch, ob Sie nach einer ſo langen Reiſe noch Luſt empfinden, uns im Laufe des Herbſtes zu beſuchen. Kein Zimmer kann ich Ihnen anbieten, aber in meiner Nachbarſchaft ſteht eine ganz artige Wohnung bereit. Wahrſcheinlich kommen Sie gerade zu Erneuung meiner Großvaterwürde.[1])

Alles Gute und Erwünſchte!

Weimar, den 8. October 1827.

treu verbunden
Goethe.

119.

Schulz an Goethe.

Weßlar, den 31. December 1828.

Sollte es auch erſt am letzten Tage geſchehen, ſo durfte dieſes Jahr doch nicht vorübergehen, ohne Ihnen, theuerſter Mann, meine herzliche Verehrung zu bezeigen, da ſeit ſo vielen Luſtren kein Tag vergeht, an dem ich nicht im Stillen dankbar Ihrer gedächte.

Im vorigen Jahre, als ich, Ihrer Zuſtimmung froh, mich bereitete zu Ihnen zu kommen, trafen mich in wenigen Wochen nach einander ſehr betrübende Ereigniſſe.[2]) Unverweilt nach anderen Richtungen zu reiſen genöthigt, mit neuen Sorgen zurückkehrend, verging mir auf geraume Zeit der Muth, über meinen nächſten Kreis hinauszublicken. Um meiner wieder mächtig zu werden, verſenkte ich mich haſtig in das einſamſte Studium, welchem die Bitterkeit des Geiſtes, an der ich litt, förderlich wurde, indem es mich nach und nach davon befreite. So erhielt ich meine Heiterkeit wieder, und fand mich über die Ereigniſſe hinweggehoben; zugleich aber waren ungeahnete Reſultate gewonnen, die nicht ohne Folgen bleiben können.

Inzwiſchen war ich begnügt, aus der Ferne zu hören, daß Sie fortfahren, in erwünſchtem Wohlſein treu die Arbeiten zu fördern, welche der Welt den Werth Ihrer Erſcheinung ſichern. Frohe und traurige Ereigniſſe[3]), welche Sie berührten, habe ich redlich mitempfunden. Was Sie uns ſeitdem ſchenkten, daran habe ich mich um ſo herzlicher erquickt, als der hieſige Aufenthalt mir dieſen Genuß nur in großer Beſchränkung zuläßt.

Bei Leſung Ihrer Novelle im fünfzehnten Bande[4]) — wie athmeten wir Himmelsluft! Dieſe zarten Anklänge finden in un-

1) Goethe's Enkelin Alma wurde in dieſem Jahre geboren.
2) Der Tod ſeiner beiden Schwäger Marcel Püttmann zu Mainz und Mirus in Berlin dürften beſonders gemeint ſein.
3) Die Geburt von Goethe's Enkelin Alma und der Tod des Großherzogs ſind gemeint.
4) B. 19, 385 ff. (15, 299 ff.) [16, 533 ff.]

ferer zu irdiſchen Atmoſphäre kaum einen Wiederklang; aber ſie werden nicht aufhören, immer heller zu tönen und die reinſten Gefühle zu wecken und zu ſtärken, ſo lange es Menſchen geben wird. Der Briefwechſel mit Schiller iſt ein unſcheinbares Büchlein; ich kann aber nicht enden, es zu leſen und wieder zu leſen, und indem ich geſtehe, dadurch ſo tief erbaut als berichtiget zu ſein, hoffe ich, die Welt werde es ihrerſeits auch geſtehen, wenn auch in anderem Sinne.

So lebe ich, wie ich kann; doch eigentlich ein herbes Leben. Ich ſoll und muß ein Egoiſt werden, wenn es ſo fortgeht. Recht verſtanden, iſt das vielleicht das Rechte.

Wetzlar, den 2. Januar 1829.

Hiemit wären wir in ein neues ſegensreiches Jahr eingetreten, und ich fahre fort, wie im vorigen:

Sie fragten mich in Ihrem letzten lieben Briefe, was mich veranlaßt, an der Aechtheit des Pomponius Mela zu zweifeln. Dies, und was weiter daraus gefolgt iſt, ſäume ich nicht länger anzuzeigen; es war das Intereſſe, welches mich wach erhielt.

[1]) Sie erinnern ſich, daß ich bei meiner Ankunft im Jahre 1825 hier oberhalb einen alten Thurm für Römiſch erkannte, daß ich, dadurch zu Nachforſchungen angeregt, im folgenden Jahre die Pfeiler der Moſelbrücke zu Coblenz ebenfalls für Römiſch angeſprochen, und daß ſich mir, nachdem ich die dortige Gegend mit dem Tacitus in der Hand unterſucht, die Gewißheit ergeben hatte, daß Coblenz, nicht Trier, wie man ſo lange dafür gehalten, die Colonia Trevirorum ſei, von der Tacitus im vierten Buche der Hiſtorien ſpricht. Es hatte ſich hiebei ferner ergeben, daß Trier nicht früher als unter Veſpaſian zur Colonia Augusta könne erhoben worden ſein.

Dieſer Behauptung widerſprach zuletzt allein die Erwähnung der Augusta Trevirorum im Pomponius Mela, weil dieſer, nach der bisherigen Annahme, unter Claudius geſchrieben haben ſoll; ich mußte daher zweifeln, daß dieſe Annahme richtig ſei. Die Gründe derſelben wurden ſtreng unterſucht, der Autor ſelbſt mit ſeinen nächſten angeblichen Zeitgenoſſen, vorzüglich mit Plinius dem Aelteren, der beſchuldigt wird, ihn ſpoliirt zu haben, auf das Sorgfältigſte verglichen, und es ergab ſich alsbald die Gewißheit, daß Pomponius Mela weit ſpäter mußte geſchrieben haben, daß Pomponius Mela, nicht Plinius, der Plagiarius ſei, und daß er überhaupt ein untergeſchobenes, nicht vor dem ſechſten Jahrhundert compilirtes Machwerk ſei.

So weit war ich im Sommer 1827, ehe ich nach Trier gerei-

1) Im Weſentlichen dieſelbigen Mittheilungen hatte Schultz einem Briefe vom Juli an Hegel auf einem für D. Böcking beſtimmten Blatte beigelegt. Daſſelbe Blatt wollte er am 18. Juli an Goethe ſenden, wurde aber, wir wiſſen nicht wodurch, davon abgehalten. Vgl. oben S. 110 ff.

ſet war. Dort und auf der Moſel, die ich einſam im Kahne bis Coblenz hinabſchwamm, ihre Ufer mit Muße durchforſchend, beſtätigte ſich nicht nur alles Obige, ſondern es wurde zugleich klar, daß Trier erſt unter Hadrian zur Colonia Augusta, und wahrſcheinlich erſt unter Antoninus Pius zur Augusta Trevirorum, zur Hauptſtadt der Treviri, erklärt worden.

Dieſe Reiſe war für mich ſo angenehm als lehrreich, indem ſie mich in die Geheimniſſe und Geſchichte der Technik der Römiſchen Structur einführte, beſonders den Unterſchied und ſpäteres Uebergehen derſelben in das Mauerweſen der Franken und des Mittelalters mir deutlich offenbarte. Von allen dieſen Epochen und Uebergängen zeigen ſich längſt der Moſel die ſicherſten Ueberreſte; es wäre ein Jammer, wenn ſie ganz verſchwinden ſollten, ehe man über das, was ſie lehren, zur Klarheit gekommen!

[1]) Im vorigen Winter ergriff ich dieſes Studium mit Macht. Obwohl die Unterſuchungen über Pomponius Mela fortgeſetzt wurden, war doch zunächſt Vitruv der wichtigſte Gegenſtand meiner Arbeiten. Denn, nachdem ich längſt, und um ſo mehr, je mehr man ſich über Römiſches Bauweſen faſt allein auf ihn zurückgewieſen ſieht, gegen dieſen angeblichen Baumeiſter Auguſt's Verdacht geſchöpft hatte, konnte ich nicht länger umhin, auf jene Zweifel eine ernſtliche Unterſuchung zu gründen, zumal Plinius, wie in Betreff des Pomponius Mela, ſo auch in Betreff des Vitruv, der ſchnählichſten Ausſchreiberei beſchuldigt wird, und mir ſichere Gründe beiwohnten, dieſe wie jene Beſchuldigung für unwahr zu erklären. Dieſe Unterſuchungen waren bis zum verwichenen Frühjahr mein Geſchäft, da ich ſodann Folgendes auszuſprechen mich berechtigt hielt:

1) Pomponius Mela de situ orbis, wie es vor uns liegt, iſt ein muthwilliges Jugendwerk des Giovanni Boccaccio, des Dichters des Decamerone, der dabei wahrſcheinlich eine im neunten oder zehnten Jahrhunderte unter obigem Namen auf Monte Caſſino compilirte Skizze zum Grunde gelegt hat.

2) Vitruvius iſt im zehnten Jahrhundert, wahrſcheinlich von Papſt Silveſter II. als Abt Gerbert zu Bobbio, aus Griechiſchen und Römiſchen, zum Theil ſeitdem verlorenen oder aus dem Arabiſchen entnommenen Nachrichten und Bruchſtücken unter jenem Namen compilirt und urſprünglich Otto II. oder vielleicht erſt Otto III. dedicirt worden, wobei ein Entwurf ſolcher Art in Griechiſcher Sprache, wahrſcheinlich aus dem fünften Jahrhundert, hauptſächlich zu Grunde gelegen haben dürfte.

Aehnliche Reſultate haben ſich nebenher in Betreff einiger an-

1) Auch die folgenden Mittheilungen, welche er im angeführten Briefe an Hegel weſentlich in derſelben Weiſe macht, wollte er bereits am 18. Juli an Goethe gelangen laſſen.

derer, minder bedeutender Römischer Schriftsteller [1]) ergeben, welche jedoch bis zum Abschlusse zu verfolgen ich mir habe versagen müssen, um mich zusammenzuhalten.

Die Philologen, mit denen ich hierüber mündlich und schriftlich verkehrte, Osann in Gießen, Welcker in Bonn, Weber zu Frankfurt [2]), haben sich endlich, obwohl ich nur den kleinsten Theil meiner Beweise, den Pomponius Mela betreffend, habe mittheilen können, darin ergeben, diesen als unächt aufzuopfern. Wegen des Vitruv, über den nichts Näheres mitzutheilen ist, ehe das Ganze vorgelegt werden kann, scheinen sie mir aber nicht hold zu sein, und vielleicht wird man ihn vertheidigen wollen. Ein großer Scandal dürfte kaum zu vermeiden sein. Am mehrsten fürchte ich ihn mit Hirt, der gar zu übel wegkommt, nachdem er sich an die Spitze derer gestellt, welche diesen Vitruv für den Baumeister August's erklären. Wüßte ich guten Rath, wie er zu schonen wäre, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, ich wäre aus großer Verlegenheit; je breiter er in seiner plumpen Selbstgefälligkeit sich gemacht hat, um so weniger kann man vermeiden, an allen Enden auf ihn zu stoßen. Man weiß sich des Lachens und des Jammers nicht zu erwehren, wenn man, über Vitruv einmal klar geworden, sieht, wie die Kunstgelehrten, vor allem aber Hirt, sich mit Reverenzen und Entschuldigungen gegen diesen Schelm gebärden, während sie, ehrlich gesprochen, auf jeder Seite gestehen müßten, daß er sie in Verzweiflung setze.

Erinnere ich mich recht, so haben Sie sich ehedem irgendwo über Vitruv zweifelhaft und unwillig ausgesprochen [3]); es muß jedem so ergehen, der gesunden Sinn hat. Die verdrießliche Pflicht, diesen Kampfplatz zu betreten, vergütet daher die Hoffnung, eine reinere und fruchtbarere Bahn denen zu eröffnen, welche sich unbefangen an alter Baukunst erfreuen. Die niederdrückende Autorität dieses Pseudo-Vitruv soll den klaren Blick auf die Reste des Alterthums nicht ferner verwirren, und das Aechte, ewig Schätzbare, welches der barbarische Compilator mit den Armseligkeiten seiner abgeschmackten Unwissenheit verunreinigt und fast unkenntbar gemacht hat, wird eine hellsehende Critik, nachdem ihr die Binde von den Augen genommen worden, alsbald herauszusondern wissen.

Diese Dinge, deren Darstellung mannigfache Partien hat, und durchweg ein lebhaftes Interesse darbietet, nach und nach an's Licht zu fördern, ist meine tägliche Arbeit. Mit der Hauptsache bin ich fertig; wobei die Bemühung, mich zu einem so umfassenden Studium mit den unentbehrlichen Hülfsmitteln zu versehen, das Be-

1) Gutrey, Fernandez, Oresius, die Itinerarien u. A.

2) Die vollendete Abhandlung über den Pomponius Mela sandte Schulz gleichzeitig mit unserem Briefe an Welcker, später an Weber, zuletzt an Osann.

3) Am 12. October 1786 schreibt Goethe von Verona aus: „Vitruv ließ sich nicht so leicht als Palladio; das Buch ist an sich schon dunkel geschrieben, und fordert ein critisches Studium."

ſchwerlichſte war, und noch jetzt die Vollendung hemmt. Ich habe nicht unterlaſſen, alle Bibliotheken in meiner Nähe zu beſuchen. Im Herbſte war ich einige Wochen zu Frankfurt, wo die ſehr einſame, aber mit den Grundwerken der älteren Gelehrſamkeit wohl verſorgte Bibliothek mir alle Bequemlichkeit und Hülfe leiſtete. Doch werde ich vielleicht nicht umhin können, im Frühjahr nach Göttingen zu reiſen, um endlich zum Schluſſe zu kommen, wonach ich mich ſehr ſehne.

Möge dieſer Brief Sie und die lieben Ihrigen, denen ich beſtens empfohlen zu ſein wünſche, wohl und heiter antreffen! möge das neue Jahr mit unzähligen folgenden Sie ungeſtört in dem reinen Bewußtſein Ihres hohen Werthes erhalten!

Ewig der Ihrige.
Schultz.

120.

Goethe an Schultz.[1])

Die Freude, welche mir Ihr letzter Brief gebracht, verehrter geliebter Freund, möcht' ich gern ſo friſch, als möglich, wieder zu Ihnen hinüber klingen laſſen; darum Folgendes eilig ohne Vorbereitung, wie es mir in den Sinn kommt.

Ich habe Sie nie aus den Gedanken, wenn auch ſchon einige Zeit aus den Augen verloren, war aber immer dabei überzeugt, daß Sie ſich derweilen ſowohl ſelbſt als auch zugleich anderen manches zu Liebe thun würden. Sie ſetzen mich nunmehr von Ihrer Thätigkeit in Kenntniß; nehmen Sie dafür meinen beſten Dank.

Die critiſche Zwietracht, die Sie erregen werden, muß uns allen willkommen ſein. Ich ehre und liebe das Poſitive, und ruhe ſelbſt darauf, in ſofern es nämlich von Urälters her ſich immer mehr beſtätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich, nicht etwa die Zweifelſucht, ſondern ein directer Angriff auf eine uſurpirte Autorität. Dieſe mag Jahrhunderte gelten — denn ſie ſchadet einem düſteren, dummen Volk nicht, das ohne ſie noch übler wäre dran geweſen —; aber zuletzt, wenn das Wahre nothwendig wird, um uns das entſchieden Nutzende zu verleihen, da mag rechts und links fallen, was da will, ich werde mich darüber nicht entſetzen, ſondern nur auf's Genauſte aufmerken, welche Ausſicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zuſammenſtürzt. Manches der Art iſt mir in meinem langen Leben ſchon geworden.

Glück und Heil alſo zu Ihrem Unternehmen! Den Pompo-

1) Wegen der Trauer um den am 14. Juni 1828 verſtorbenen Großherzog ſind die erſte und fünfte Seite des auf zwei in Quart gefalteten Halbbogen geſchriebenen Briefes mit einem ſchwarzen Rande verſehen.

nius Mela muß ich Ihnen ganz überlaſſen; ich habe ihn auf meinem Lebenswege niemals berührt. Von Vitruv kann ich ſagen, und habe es immer geſagt, daß mir öftere Verſuche, durch ihn mich der älteren Architectur zu nähern, jedesmal mißlungen ſind. Ich konnte nie in das Buch hineinkommen, noch mir daraus etwas zueignen; davon gab ich mir die Schuld. Und, genau beſehen, führte mich mein Weg eigentlich an der Römiſchen Architectur nur vorbei gegen die Griechiſche, die ich denn freilich in einem ganz anderen Sinne zu beſuchen, und zuletzt immer wie eine fremde erhabene Feenwelt zu betrachten hatte.

Das von Ihren Unterſuchungen zu Erwartende iſt poſitiv, worauf Sie Ihre Gerechtſame, das bisher Geglaubte, Gewähnte zu beſtreiten, kühnlich in den Grund legen; erklären Sie nur den Krieg, je eher je lieber, damit ich, für mein übriges Leben höchſt Friedliebender, doch auch noch einigen Erfolg des Streitens und des Gelingens zu genießen habe.

Ich ſelbſt werde noch einige Zeit in der Mühſamkeit gehalten, die eine Redaction jeder Art, wenn man abſchließen ſoll, mit ſich führt; mögen die Wanderjahre in der neuen Form, wie ſie Oſtern erſcheinen werden, auch Ihnen irgend eine gute Stunde bereiten. Zu dieſem Unternehmen, aus innerer Nothwendigkeit, aus äußerer Veranlaſſung, aus Ueberzeugung und Grille getrieben, mußte mein Beſtes thun, was ich vielleicht beſſer hätte anwenden können.

Indeß gereicht es mir zur angenehmſten Empfindung, daß die Novelle freundlich aufgenommen wird; man fühlt es ihr an, daß ſie ſich vom tiefſten Grunde meines Weſens losgelöſt hat. Die Conception iſt über dreißig Jahre alt; es müſſen ſich Spuren davon in der Correſpondenz finden. [1])

Und eben dieſe Correſpondenz würdigen Sie vollkommen richtig. Man könnte ſagen, ich ſei ſehr naiv, dergleichen drucken zu laſſen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunct für den eigentlichen, jene Epoche wieder vorzuführen, da wo Sie, mein verehrter Freund, und ſo manche andere treffliche Menſchen jung waren und ſtrebten und ſich zu bilden ſuchten, da wo wir Aelteren aufſtrebten, uns auch zu bilden ſuchten und uns mitunter ungeſchickt genug benahmen; ſolchen damals Gleichzeitigen kommt es eigentlich zu Gute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer ſein, daß es beinahe komiſch wird, die Briefe mit der pompoſen Ankündigung der Horen anfangen zu ſehen, und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängſtlich um Manuſcript verlegen!

Das iſt wirklich luſtig anzuſchauen, und doch wäre damals der Trieb und Drang nicht [2]) geweſen, den Augenblick auf's Papier

1) Vgl. H. Düntzer Studien zu Goethe's Werken S. 48 ff. unten Nro. 123.

2) Nicht hat Goethe mit eigner Hand hinzugefügt.

zu bringen, so sähe in der deutschen Litteratur alles anders aus. Schiller's Geist mußte sich manifestiren; ich endigte eben die Lehrjahre, und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand sich den Zustand der damaligen deutschen Litteratur, deren Verdienste ich nicht verkennen will, sich [1]) wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geist, so wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil suchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden bei Göschen das Möglichste gethan [2]), z. B. in meinem Tasso des Herzensblutes vielleicht mehr, als billig ist, transfundirt, und doch meldete mir dieser wackere Verleger, dessen Wort ich in Ehren halten muß, daß diese Ausgabe keinen sonderlichen Abgang habe. [3])

Mit Wilhelm Meister ging es mir noch schlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu schlechte Gesellschaft, die Mädchen zu lose; hauptsächlich aber hieß es, es sei kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillerische Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schiller'n, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre [4]) gar manches anders geblieben. Die sechs Bändchen Briefe lassen hievon gar vieles durchblicken.

Indem Sie diesen Brief erhalten und lesen, so denken Sie sich, daß Ihr liebes Blatt auf einmal mir das Bedürfniß erregte, mich wieder mit Ihnen zu unterhalten. Ein stiller Abend gab die Gelegenheit, und so nehmen Sie freundlich, was ich eilig gebe. Gedenken Sie mein zu jeder guten Stunde, und lassen mich, wo möglich, von Ihren Hauptargumenten in dem wichtigen, so weit schon vorbereiteten Streite das Nöthigste wissen.

Hier aber will ich schließen, damit die nächste Post meinen

---

1) Das hervelte sich steht im Briefe.

2) B. 5—8 der ersten Ausgabe der Werke (1787—1790).

3) Aber Göschen hatte auch wider Goethe's Wissen und Willen gleichzeitig eine wohlfeilere Ausgabe in vier Bänden erscheinen lassen, wie Goethe selbst an Schiller Nro. 365 klagt.

4) Wäre und vorher worden hat Goethe mit eigner Hand hinzugefügt.

Dank für Ihr liebwerthes Schreiben überbringe, und den Wunſch künftig kürzerer Pauſen andringlich ausſpreche.

Weimar, den 10. Januar 1829. unwandelbar
J W v Goethe.

121.

Schultz an Goethe.

Wetzlar, den 6. Mai 1829.

Theuerſter, Verehrter!

Ihr liebes Schreiben vom 10. Januar, welches mich mit der Gewißheit Ihrer unveränderten liebreichen Theilnahme beglückte, war mir ein mächtiger Sporn, darauf zu ſinnen, wie ich den Weg abkürze, auf dem ich Ihnen wegen des Vitruv genugthun könnte. Der Plan meiner Arbeiten mußte deshalb verändert werden; ich hoffe, in die rechte Bahn gekommen zu ſein. Erlauben Sie, daß ich mich darüber ausführlich erkläre.

Sie erinnern ſich, daß es mich quälte, nicht zu wiſſen, wie ich eine harte Polemik gegen Hirt vermeiden könne[1]), indem ich die Unächtheit des ſogenannten Vitruv darzuthun mich anſchicke. Um die Sache hinauszuſchieben und mir zu erleichtern, beabſichtigte ich, zuerſt die fertig liegende Arbeit über Pomponius Mela in die Welt treten zu laſſen; ich hatte dazu um ſo mehr Grund, als ich erſt durch die Unächtheit des Pomponius Mela auf die unſeres Vitruv geführt worden war, und die philologiſchen Beweiſe gegen dieſen zum Theil in der Deduction gegen Pomponius Mela ſchon mit enthalten ſind. Es ſchien daher zweckmäßig, den urſprünglichen Weg meiner Unterſuchungen in der Darſtellung ihres Reſultats beizubehalten. Nun aber hat Ihr Wunſch, je eher je lieber zu erfahren, woran man über Vitruv ſei, mich veranlaßt, Pomponius Mela einſtweilen ruhen zu laſſen, und mit dem Angriff auf den Hauptgegenſtand in folgender Weiſe ungeſäumt vorzugehen.

Zur Unterſuchung über Vitruv war vor Allem nothwendig, daß ich des Frontinus commentarius de aquaeductibus urbis Romae auf das Genaueſte durchforſchte, weil dieſer Schriftſteller es ſein ſoll, der eben den Vitruv, den wir haben, als Baumeiſter Auguſt's anerkennt und bezeugt. Indem ich ſo auf dieſes mir unbekannte kleine Werk geführt wurde, erlebte ich ein höchſt überraſchendes Glück. Auf das Lebendigſte brachte daſſelbe mir einen Gegenſtand, über den ich von Jugend auf mit Vorliebe nachgedacht hatte, wieder vor die Seele, und erwärmte zugleich alle die Gefühle, mit welchen in ſpäteren Jahren der redlichſte Eifer für den Staatsdienſt mich erfüllt hat. Dieſe Erſcheinung iſt in ihrer Art unter den Reſten des Alterthums einzig und unſchätzbar. Der

1) Vgl. oben S. 359.

Verfaſſer, einer der Erſten Rom's, gibt öffentlich Rechenſchaft vom Weſen, Zweck und Erfolge ſeiner Verwaltung. Entwickelt ſehen wir Urſprung, Wachsthum und Ausbildung dieſes Dienſtzweiges, die ganze Einrichtung bis in's kleinſte Detail, hiſtoriſch und practiſch, techniſch und theoretiſch, adminiſtrativ und rechtlich, nicht eine Schilderung, nicht ein Bild, die Sache ſelbſt unmittelbar in vollem Leben liegt vor uns. Um ganz einzudringen, muß man freilich in mehreren Fächern zu Hauſe ſein, und es traf ſich beſonders günſtig, daß einige derſelben ſich in mir zuſammenfanden. Der Philolog als ſolcher kann mit der Schrift wenig anfangen; der Wortverſtand fordert hier weſentlich techniſche Kenntniſſe, daher denn das Werk bisher nur oberflächlich bearbeitet worden iſt.

Nun aber gibt Frontin, wie ich ihn alsbald erkannte, weit entfernt, das Auguſteiſche Zeitalter unſeres Vitruv zu bezeugen, vielmehr den unumſtößlichen Beweis, daß derſelbe ein unwiſſender Compilator iſt, der dem Römiſchen Alterthume fremd iſt, der von dem Gegenſtande, den er behandelt, kaum die roheſten kindiſchen Begriffe hat, und der im Bewußtſein der Unwiſſenheit ſich das Anſehen gründlicher Kenntniſſe nur durch ein ſcholaſtiſch-ſophiſtiſches Geſchwätz zu verſchaffen ſucht; ein unwürdiges Geſchwätz, welches nur verblendeten oder trägen Geiſtern imponiren kann.

Es war im vorigen Herbſte, als ich der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, eine treue Ueberſetzung von Frontin's Commentar anzufertigen; was eine ſchwierige, aber ſehr belebende Arbeit war, weil ſie mich nöthigte, mir eine vollſtändige Sachkenntniß zu verſchaffen, um die Mißverſtändniſſe aufklären zu können, in welchen die Interpretatoren befangen geblieben waren.

Um alſo ohne perſönliche Polemik, rein aus der Fülle einer würdigen Sache, die für ſich ſelbſt ſpricht, den Angriff zu beginnen, will ich dieſe Ueberſetzung mit einem berichtigten Texte des Frontin und mit einer ausführlichen Abhandlung über Frontin und das Waſſerleitungsweſen der Alten erſcheinen laſſen, daran eine kurze Critik der Waſſerleitungslehre des Pſeudo-Vitruv anſchließen, und für's Erſte nur ſummariſch nachweiſen, wie weit derſelbe hinter dem geſammten Alterthume liegt, und wie in jedem Betracht unwürdig er iſt, mit den koſtbaren Reſten deſſelben auf Eine Linie geſtellt zu werden.

Dieſes Unternehmen, welches bis zum Herbſte gedruckt erſcheinen kann, ſoll mich mit Hirt nicht entzweien, und dennoch ſoll es ihn nöthigen, alles zurückzunehmen, wodurch er dem Aufkommen reinerer Einſichten über die Kunſt ſo ſehr hinderlich geworden iſt. Ich werde ihm die Schrift zuſchicken, und ihn erſuchen, ſich darüber gegen mich zu erklären, und ehe ich mich über die Sache weiter ausſpreche, mit mir gemeinſchaftlich durchzuprüfen, was, wenn Vitruv wegfällt, von ſeiner bisherigen Kunſtlehre haltbar bleibt, und was zurückzunehmen iſt. Es würde ſo illiberal als unklug ſein, wenn er nicht darauf eingehen wollte, und in dieſem Falle

Faust.

Hör' — merk' dir dieß,
Ich bitte dich, und ſchone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Überdruß,
Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarethe an Fauſtens Arm. Marthe mit Mephiſtopheles auf und ab ſpazierend.

Margarethe.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen,
Ich weiß zu gut, daß ſolch' erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

wäre ich der Pflicht, ihn zu ſchonen, überhoben. Geht er ein und hält er Stich, ſo hoffe ich ihn ſchrittweiſe bis aus der letzten Schanze herauszutreiben, da ich klar zu erkennen glaube, daß alle ſeine Platitüden nur im Vitruv ihre Wurzel haben. Hiebei bliebe ihm die wohlverdiente Ehre, freiwillig das Beſſere anzuerkennen. Wollte er aber vornehm thun und ſich verhärten, ſo bliebe mir das Recht, ihn ſcharf zu behandeln, wobei er nicht gut fahren ſollte. So oder ſo, denke ich, werden wir, wenn mir die Muße bleibt, im Laufe des künftigen Jahres auf's Reine kommen.

Damit Sie aber ſelbſt urtheilen mögen, wie es mit Vitruv ſteht, will ich einiges aus dem 6. (ed. Schneider, vulgo 7.) Capitel des 8. Buches zum Beſten geben, Waſſerleitungen betreffend.

1) Dort heißt es im §. 1, wenn das Waſſer in gemauerten Rinnen geleitet werde, müſſe man auf 100 Fuß **wenigſtens** ½ Fuß Gefälle geben (*ne minus in centenos pedes semipede*). Alſo wäre das gewöhnliche Gefälle für ſolche Leitungen etwa 1—2 Fuß auf 100? Die Wahrheit iſt, daß die großen Römiſchen Leitungen unter der Erde zu Auguſt's Zeiten kaum 6 Linien oder 1/24 Fuß Gefälle auf 100 Fuß hatten; über der Erde und beſonders auf den Bögen hatten ſie nicht wohl über 2 Linien oder 1/72 Fuß. Und ſelbſt dieſes iſt noch nicht das Minimum, welches man ihnen geben kann, und oft gegeben hat. Eine gemauerte Leitung mit Vitruviſchem Gefälle würde nicht nur ſtets trübes und ſchlammiges Waſſer liefern, ſondern ſich durch die Gewalt des Stromes bald zerſtören. Man dürfte bei den Römern kein Beiſpiel finden, wo das Minimum dieſes Vitruv je als Maximum wäre angewendet worden, ſelbſt nicht bei den Leitungen der Naumachien, wo es doch keinesweges auf ein reines und ruhiges Waſſer, ſondern nur auf ſchnelle Füllung eines großen Raumes ankam, und die in der Regel ganz unter der Erde geführt wurden. Plinius, welcher nur der Curioſität wegen über Baugegenſtände ſpricht, und der dieſe Kenntniß nicht der Praxis, ſondern fremder Mittheilung verdankte, wußte doch ziemlich genau das Wahre, indem er L. XXXI s. 31 ſagt: Libramentum aquae in centenos pedes sicilici minimum erit. Alſo 1/6 Zoll oder 3 Linien war nach ihm in der Regel das geringſte Gefälle auf 100 Fuß, wobei er jedoch Röhrleitungen im Sinne gehabt zu haben ſcheint, welche ein ſtärkeres Gefälle bedürfen, als gemauerte Leitungen. Sonach hätte Pſeudo-Vitruv das Minimum des Gefälles wohl um 30—40mal zu groß angegeben.

2) Weiter §. 4 ſpricht er von bleiernen Röhren und ſagt, fundantur, **ſie werden gegoſſen**. Bei den Römern wurden aber die bleiernen Waſſerleitungsröhren nicht gegoſſen, ſondern aus ebenen Platten rund getrieben, und der Länge nach zugelöthet, weil gegoſſene Röhren nicht verzinnt werden können. Seltſam iſt's, daß Pſeudo-Vitruv am Schluſſe dieſes §. ſelbſt der Verfertigung von

bleiernen Röhren aus Platten erwähnt, ohne daß weder er ſelbſt noch ſeine Commentatoren die contradictio in adiecto merken.

3) Eben an dieſem Orte ſagt er, die Namen der Röhren würden nach der Breite der Platten beſtimmt, aus denen ſie verfertigt worden. Dies iſt die famoſe Stelle, welche ſämmtliche Antiquare zum Beweiſe anführen, daß unſer Pſeudo-Vitruv eben der Vitruv ſei, den Frontin (de aquaed. §. 25) als Urheber der von ihm erwähnten Waſſermodul nenne. Die Herren ſind zu bequem geweſen, um den Inhalt der Modul Frontin's und derer des Pſeudo-Vitruv gegeneinander zu berechnen; ſonſt würden ſie, anſtatt der vollkommenen Uebereinſtimmung, die ſie wähnen, eine ungeheure Differenz gefunden haben. Es ſind nämlich die Modul des Pſeudo-Vitruv nicht weniger als achtmal größer, wie die Modul Frontin's; wodurch ſchon allein gewiß iſt, daß dieſer Vitruv von dem, den Frontin nennt, himmelweit verſchieden iſt. Der ganze Calcul, den Frontin ſeinem Kaiſer und dem Volke vorlegte, wäre ja ſonſt lächerlich; und wie hätte, da Auguſt dieſe Modul geſetzlich verordnet hatte, zu derſelben Zeit Vitruv achtmal größere Modul einführen können? Der Compilator ſuchte offenbar eine äußere Uebereinſtimmung mit dem, was Frontin von Vitruv ſagt, zu beobachten, um ſich dieſen gefeierten Namen beilegen zu dürfen, ohne daß er die Sache verſtanden hätte, von der die Rede iſt; und die gelehrte Welt beruhigt ſich gar zu gern bei einem Scheine, der ihr bequem iſt.

4) Im §. 7 erfahren wir zu unſerem Erſtaunen, daß Pſeudo-Vitruv bleierne Röhrleitungen mehrere Meilen weit zu führen vermeint; denn er will dazu alle 200 Actus (24,000 Fuß) ein Caſtell angelegt wiſſen. Meilenweite bleierne Röhrleitungen ſind wohl nie und nirgend in der Welt vorgekommen. Die Römer wußten ſo gut, wie wir, daß Blei eine theure, dem Diebſtahl ſehr ausgeſetzte Waare ſei; daher ſie nur in der Stadt, wo es nothwendig iſt, bleierne Röhren legten, außer der Stadt aber entweder gemauerte Leitungen hatten, oder ſich, wie wir, thönerner oder hölzerner Röhren bedienten. Gewiß, dieſer Pſeudo-Vitruv hat nie eine Waſſerleitung im Großen geſehen, noch weniger ſelbſt eine angelegt. Denn ſo eifert er

5) weiterhin §§. 10—11 in ſeiner ſalbaderiſchen Art gegen die bleiernen Röhrleitungen wegen ihres Nachtheils für die Geſundheit, ohne nur zu ahnen, daß dieſem Nachtheil durch Verzinnung abgeholfen werden könne, wenn ſie ſtets zur rechten Zeit erneuert wird; und daß die Römer hiezu die zweckmäßigſte Veranſtaltung getroffen hatten, deren Verdienſt wir gerade dem wahren Vitruv zuſchreiben dürfen, kann aus der eigenthümlichen Form ihrer Röhren dargethan werden.

Es ſcheint überflüſſig, mehreres dergleichen anzuzeigen. Plinius, der ohne Beruf, bloß für die Neugierde, eins und das andere über Baugegenſtände anführt, beſchämt unſeren großen Archi-

tecten überall, wo ſie zuſammentreffen; und doch ſoll Plinius, nach Meinung der Gelehrten, ihn geplündert haben. So ſpricht

6) unſer Pſeudo-Vitruv §§. 12 — 13 von der Anlegung von Brunnen, und ſagt zuletzt: Cum ad aquam erit perventum, tunc sepiatur structura, ne obturentur venae, was ſo, wie es daſteht, eine Albernheit iſt. Es iſt eine bekannte Sache, daß man im Grunde des Brunnens, um die Quellen nicht zu verſtopfen, mit offenen Fugen mauren muß, alſo ohne Mörtel; dieſe Vorſchrift fand der Compilator richtig bei Plinius, aber er verſtand ſie nicht. Plinius ſagt L. XXXI s. 28: Cum ad aquam ventum est, *sine arenato* opus surgit, ne venae obstruantur. Hiebei iſt das sine arenato (ohne Mörtel) die Hauptſache, und gerade dieſe Hauptſache überſah der Lehrer der Architectur.

Es würde Sie langweiligen, wenn ich ausführlicher der Mißverſtändniſſe erwähnen wollte, welche dem Compilator aus Unkenntniß der alten Sprachen begegnet ſind. Aus dem mißverſtändlichen Gebrauche des Wortes *materia* für Mörtel läßt ſich aber erweiſen, daß Pſeudo-Vitruv ſpäter als Palladius, und ſelbſt ſpäter als der Verfaſſer des compendii architecturae geſchrieben hat. Dieſes letztere iſt ſtets für einen Auszug aus Vitruv gehalten worden; wahrſcheinlich iſt es im 7. Jahrhundert von Iſidorus Hiſpalenſis verfaßt, und gerade eine der Hauptquellen unſeres Pſeudo-Vitruv geweſen. Es iſt zum Lachen, wenn man die Veranlaſſung jenes Mißverſtändniſſes vor ſich ſieht; aber auch ohne ſie gefunden zu haben, ſollten die Gelehrten ſich fragen, ob es möglich ſei, daß ein Architect Bauholz und Mörtel mit einem und demſelben Ausdrucke unmittelbar neben einander benennen könne?

Solche und ähnliche Tollheiten gehen durch das ganze Werk. Dieſer Pſeudo-Vitruv, der ſo treuherzig mit dem Kaiſer ſpricht, als wenn er ihn auf den Armen getragen hätte, will Kriegsbaumeiſter geweſen ſein („ein ehrwürdiger Veteran des Julius Cäſar", ſagt Hirt); und doch hat er die dürftigen Beſchreibungen einiger Kriegsmaſchinen, die im 10. Buche vorkommen, wörtlich und mit ſolcher Unkenntniß der Sprache wie der Sache aus dem Athenäus Mechanicus (einem ſpäten Alexandriniſchen Compilator) überſetzt, daß er oft nicht begreift, wovon jener ſpricht, und den klaren Sinn deſſelben in Unſinn verkehrt. Da wir dieſen Athenäus noch beſitzen, und täglich vergleichen können, ſo hätte man ſich über den ehrwürdigen Veteran Cäſar's längſt beſſer unterrichten ſollen.

Wie zuverläſſig ſeine Nachrichten über den Prachtbau der Griechen und Römer ſind, davon möge man ſich aus Lib. IV cap. 1 §. 2 in der Kürze belehren, wo er ſagt, daß die Corinthiſche Ordnung kein eigenthümliches Gebälke habe, ſondern man ſich für dieſelbe des Doriſchen oder des Joniſchen Gebälkes bedienen möge. Wen dies nicht aus dem Traume zu wecken vermag, der iſt weiterer Belehrung nicht werth.

Zweifeln Sie alſo nicht, daß wenn Sie den Vitruv jederzeit

unverſtanden aus der Hand legten, es Ihre treffliche Natur war, die Ihnen zurief: Respue, quod non es.[1]) Glücklich, wen ſein Genius an allen falſchen Autoritäten ſchweigend vorüberführt! Mir fällt die Laſt des Schickſals ſchwer, dieſe Götzen zertrümmern zu müſſen, um freie Bahn zu erhalten.

Daß Erzbiſchof Gerbert zur Abfaſſung des Pſeudo-Vitruv mit Hand angelegt habe, hat ſich mir durch weitere Nachforſchungen beſtätigt. Zwar ſcheint es, daß er die Materie des Werkes großentheils nicht ſelbſt bearbeitet, ſondern ſich dazu eines untergeordneten Geiſtes bedient habe, dem er aus der Menge der aus Spanien und Conſtantinopel herbeigeſchafften Manuſcripte die Fragmente, aus denen es compilirt werden ſollte, hingab, um ſie auszuziehen, zu überſetzen und zuſammenzuſtellen. Die Form aber, den Guß des Ganzen, und manche einzelne Theile, beſonders die Vorreden und ſophiſtiſchen Ausführungen, hat er ſelbſt dem Werke gegeben; der eigenthümliche Umfang ſeiner Gelehrſamkeit, ſeine eigenthümliche Art der Beredſamkeit, ſeine Sprache bis auf perſonalissima hin, ja ſeine Abſichten bis auf ſeine Liebhabereien ſogar, ſind durch das ganze Werk zu erkennen. Und zwar, wie ich den Gang ſeiner vielſeitigen Thätigkeit verfolgt habe, ſcheint es, daß das Werk um das Jahr 970 in der Einſamkeit zu Bobbio angelegt, doch erſt um das Jahr 996—98 zu Stande gekommen ſei; nämlich in der Zeit, wo Gerbert, gezwungen, den Erzbiſchöflichen Stuhl von Rheims zu verlaſſen, ſich dem jungen Kaiſer Otto III., ſeinem Schüler, den er mit der Begierde, den alten Glanz des Römiſchen Reiches wiederherzuſtellen, erfüllt hatte, in die Arme warf, und alle Künſte ſpielen ließ, um ſich der Perſon deſſelben ganz zu bemächtigen. Gerbert ging damals mit dem Kaiſer nach Italien; das Geſchenk eines ſo wichtigen, für verloren geglaubten Autors mußte dieſen höchlich erfreuen, und ihn in der Meinung beſtärken, daß Gerbert allein der Mann ſei, der auf dem Patriarchaliſchen Sitze zu Rom ſeine Träume von Wiederherſtellung der alten Herrlichkeit verwirklichen könne. So ward Pſeudo-Vitruv im Jahre 999 Papſt, und die Welt hätte in dem neuen Jahrtauſend wahrſcheinlich einen anderen Schwung genommen, wenn nicht er ſelbſt ſo wie ſein junger Kaiſer bald darauf um's Leben gebracht worden wären. Wir wollen wir daher auch die mildere Anſicht gelten laſſen, daß der außerordentliche Mann gehofft habe, durch dieſe Art der Wiederbelebung des Namens Vitruv zugleich den Geſchmack an der alten Baukunſt kräftiger in's Leben zurückzurufen, als wenn er die alten Bruchſtücke in ihrer Integrität gelaſſen hätte, die ohnehin ſämmtlich nur von ſehr bedingtem Werthe geweſen ſein können.

Und hiemit genug davon, um nur noch zu bitten, daß Sie unſerem Freunde Meyer darüber einige Nachricht geben mögen, an den ich oft gedacht habe.

1) „Verſchmähe, was du nicht biſt" Pers. IV. 51.

Wahr iſt es, daß, wenn ich in neueſten Zeiten gegen Hirt einen Unmuth empfinde, den ich zu bekämpfen Mühe habe, ſein inſolentes Benehmen in den Berliner kritiſchen Jahrbüchern [1]) gegen unſeren Freund und gegen Sie ſelbſt, Verehrteſter, mich dazu aufgeregt hat. Auf dem Throne, auf dem Hirt ſich dort niedergelaſſen, als wäre er von Gottes Gnaden zum Geſetzgeber der Kunſt berufen, muß es ihm gar arg vorkommen, ſich in Ihrer Correſpondenz mit Schiller [2]) nicht eben ſo glänzend abgeſpiegelt zu finden; und doch ſollte er anerkennen, daß Sie ihn mit einer Milde behandelt haben, die er ſpäter nicht verdient hat!

Findet mein Unternehmen mit Frontin Ihre Billigung, ſo darf ich vielleicht hoffen, daß, wenn Sie oder Meyer, oder wer ſonſt dazu behülflich ſein will, des Alberto Caſſio Corse delle acque antiche portate da lontane contrade fuori e dentro Roma sopro 14 acquedotti ꝛc. In Roma 1756, oder etwanige ſpätere Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand von Fea ꝛc. zur Hand hätten, Sie gütigſt veranlaſſen möchten, mir ſolche, unter Vorausnahme der Koſten durch Poſtvorſchuß, auf kurze Zeit zukommen zu laſſen. Dieſe neueren Quellen ſind hier nirgend zu erlangen, und ich entbehre ſie ſchmerzlich; alles Aeltere iſt hinreichend vorhanden. Auch gibt es eine Italiäniſche Ueberſetzung des Frontinus de aquaeductibus, Perugia 1805., die einzige, welche bis jetzt davon exiſtirt; ich habe ſie vergeblich zu erhalten geſucht. Vielleicht iſt ſie in Weimar!

Welche erquickende Nahrung mir die Fortſetzungen Ihres Briefwechſels mit Schiller geben, fühlen Sie ſelbſt. Wie freue ich mich nun zunächſt auf die große Epoche der Propyläen! Alles entwickelt ſich auf das Heiterſte; und ſo genießen wir nun dieſes uns Jüngeren verborgen gebliebene herrliche Leben in voller Gegenwart mit, ſehen die leibliche Klarheit deſſen, was uns zwiſchen den Wolken einer verworrenen Zeit oft nur ungewiß entgegenſtrahlte, finden uns ausdrücklich belehrt, beſtärkt und beſtätigt in dem, was wir oft kaum ahnen konnten. Zieht die Welt von dieſen Lehren nicht allen Vortheil, ſo hat es wenigſtens nicht an liebevoller Sorgfalt gefehlt, ſie ihr eindringlich zu machen; ja man möchte ſich jetzt ein recht langes Leben wünſchen, um nachholend benutzen zu können, was ſo lange unverſtanden hinter uns zurückgeblieben war.

Sagen muß ich es, daß Schiller erſt jetzt mir ſo werth geworden iſt, wie ich ſonſt immer bedauerte, ihn nicht ſchätzen zu können. Jetzt erſt tritt er in das wahre Verhältniß, wo er uns lieb und theuer wird, wie er war und wie er ſchien. Denn nur ſo konnte er ſein, nur ſo begreift man ihn und mag ihn gelten laſſen. In dem falſchen Lichte, in dem die Menge ihn hielt, ge-

1) Den ſeit 1827 erſcheinenden Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, an denen ſpäter auch Goethe mitarbeitete.
2) Nro. 330 ff

ſtehe ich, daß ſeine Erſcheinung mir meiſtens wehe that, und ich ſelten reine Freude an ihm finden konnte. Sie vermögen nicht zu erkennen, wie es unſer einem damit ergehen mußte; aber genießen Sie um ſo reiner den Dank, uns Schiller'n als den gezeigt zu haben, der er zu ſein verdiente. Für mich iſt er eine neue Perſon; und iſt es nicht ein Großes, ſeine Zeit um einen ſolchen Mann reicher zu finden?

Da mir die Muße heute ausgeht und ich doch baldigſt wieder ſchreiben muß, ſo beſchließe ich dieſen langen Brief, und frage nur noch an, ob Sie wohl das Bruchſtück, welches Bürger vom Homer überſetzt hat, mir nachzuweiſen wüßten; es ſoll irgendwo gedruckt ſein. Profeſſor Wiedaſch hieſelbſt, der alljährlich im Gymnaſium faſt den ganzen Homer durcharbeitet, ein ſinniger, geſchickter Kenner der Griechiſchen und unſerer Sprache, hat ſich an eine neue metriſche Ueberſetzung der Odyſſee gemacht, von der ſchon ſechs Geſänge vorliegen. Er weiß, daß Sie Bürger's Verſuch in Ton und Geiſt gebilligt haben, und wünſchte ſehr, ſich daran zu orientiren; ich erwarte viel Gutes davon.

Möchte ich Ihnen diesmal nicht beſchwerlich gefallen ſein! Mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen bleibe ewig

der Ihrige.

Schultz.

Sie haben auf dem Couvert bemerkt, daß ich endlich ſo vernünftig geworden bin, mich Ihrer Portofreiheit zu bedienen.

122.

Goethe an Schultz.[1])

Ihr gehaltreiches Schreiben, mein Allerwertheſter, kann ich aus mancherlei Drang und Drängen nur eilig beantworten. Bleiben Sie ja dabei, vorerſt den Frontin zu geben: auf einer vorhergehenden Bejahung findet die Verneinung einen beſſeren Grund. Leider iſt weder das gewünſchte Buch noch auch die Ueberſetzung auf unſerer Bibliothek. Im Fea will ich nachſchieben laſſen.

Ich darf hoffen, Ihr Antheil an dem Schiller'ſchen Briefwechſel wird ſich mit den nächſten Bänden ſteigern; die letzteren, obſchon durch unſer Zuſammenſein in Weimar magerer ausfallend, werden doch immer dadurch intereſſant ſein, daß daraus ein reines, redliches, mäßiges, ſelbſtbewußtes Streben hervorgeht, welches überall erfriſchend und belebend wirkt.

Bürger's Verſuch liegt im Merkur von 1776 vor[2]), auch iſt er in deſſen Werke, in deren zweiten Band, aufgenommen. Der

1) Wie Nro. 120, auf ſchwarzgerändertem Papier.
2) Im Maihefte. Vgl. H. Düntzer Freundesbilder aus Goethe's Leben S. 316 f.

damalige Antheil von Weimar und ſeinen Genoſſen an dieſer Arbeit zeigt von dem guten Willen, den man hatte, alles zu fördern, was ſich nur irgend Hoffnungsvolles hervorthat. Seit ſo viel Jahren hab' ich dieſe Bemühungen nicht wieder angeſehen, und wüßte, wenn ich ſie wieder vornehmen ſollte, wahrſcheinlich nicht viel darüber zu ſagen. Möge Herrn Profeſſor Wiedaſch, bei ſo geſteigerter Cultur in Verſtändniß und Rhythmik, etwas recht Vorzügliches gelingen!

Unſer Berliner Farbenfreund, Herr von Henning, läßt nichts weiter von ſich hören; er iſt einigemal in Thüringen geweſen, ohne bei mir einzuſprechen. Ich begreife recht gut, daß das entſcheidendere Leben ihn aus einem ſo weiten und gränzenloſen Felde zurückrief.

Wahrſcheinlich finden Sie in einer dortigen Leſegeſellſchaft das Morgenblatt, und unter dem 12. Januar dieſes Jahrs, wenn ich nicht irre, Bemerkungen über das Colorit, in Bezug auf Goethe's Farbenlehre.[1]) Es wird Sie gewiß freuen, daß dieſe Samenkörner, wenn auch langſam, doch kräftig hie und da aufzugehen anfangen.[2])

In Genf iſt eine Franzöſiſche Ueberſetzung meiner Metamorphoſe der Pflanzen[3]) herausgekommen. Nachdem dieſes Büchlein vierzig Jahr in der Welt iſt, und mannigfaltig gewirkt hat, ſo glauben die Franzoſen ganz unſchuldig, ſie ſeien a posteriori auf gleiche Gedanken gekommen. Läugnen kann man nicht, daß ihnen die Anwendung der Maxime ſehr wohl gerathen iſt.

Wie vieles Andere hätte ich noch zu ſagen, doch ich ſende dieſes Blatt in Hoffnung baldiger Mittheilungen von Ihrer Seite. Die hohe Staatsmaxime: Eile mit Weile! gilt in meinen Jahren nicht mehr.

Und ſo fortan![4])

treulichſt
J W v Goethe.

Weimar, den 16. Mai 1829.

123.

Schultz an Goethe.

[Wetzlar, den 22. Mai 1829.

Die anmuthigſten Frühlingstage hatte ich ſeit einigen Wochen verſchlendert, nachdem wir in den Garten herauszogen, und ſchon

1) Der betreffende Aufſatz befindet ſich nicht im Morgenblatte, ſondern in dem mit dieſem verbundenen Kunſtblatt Nro. 5 und 6 des Jahrganges 1829.

2) Vgl. Goethe's ausführlichere Aeußerung an Zelter vom folgenden Tage.

3) Essai sur la Metamorphose des Plantes, par J. W. de Goethe. Traduit de l'Allemand sur l'edition originale de Gotha (1790), par M. Frédéric de Gingins-Lassaraz. 1829. Vgl. B. 36, 182. 187 ff. (58. 229. 235 ff.) [27, 132. 136 f.]

4) Dieſe Worte eigenhändig von Goethe.

erhalte ich Ihr liebes Schreiben vom 16. in Antwort auf das meinige vom 6. Tausend, tausend Dank für so treue Aufmunterung! Habe ich doch inzwischen fast nur mit Ihnen gelebt; denn der dritte Theil Ihrer Correspondenz, den ich ungebunden nur flüchtig durchlaufen hatte, ist, seitdem erst geheftet, nicht aus meinen Händen gekommen, und die beiden früheren mußten nun abermals durchmustert werden. Eine bessere Gesellschaft, interessantere Unterhaltung ist doch nicht zu wünschen möglich. Da gibt es tausend Berührungen, die man nicht genug sich vergegenwärtigen kann; ganze Massen werden aufgeschlossen, und was todt vor uns und in uns lag, fühlt sich zu einem organischen Leben erweckt.] [1])

Wetzlar, den 4. Juni 1829.

Die Reihe der anmuthigsten Frühlingstage, welche wir seit Mitte vorigen Monats hier im Garten genossen, scheint nun von einer Folge von trüben und rauhen Tagen beschlossen zu werden, was mich denn zur rechten Zeit wieder zum Schreibtisch zurückführt, und den in's Innere zurückgedrängten Sinn sich in der Ferne zu ergehen veranlaßt. Vor allen daher zu Ihnen, theuerster würdigster Mann, und zu dem lieben Briefe vom 16., den Sie mir selbst unter eignen Störungen so unverzüglich haben gönnen wollen.

Die Desiderate zu Frontin, zu denen auch Ihre Güte mir nicht hat verhelfen können, hoffe Herr Varrentrapp zu Frankfurt noch herbeizuschaffen. Ich bin darauf gefaßt, sie zu missen, und hatte auch von Anfang an meinen Plan darnach gemacht. Es kommt nicht sowohl darauf an, daß die Sache historisch vollständig erscheine, als daß sie in soweit, als sie vorgelegt werden kann, vollkommen klar und überzeugend sei, und da ich die endliche Berichtigung des Topographischen der Aquäducten-Archäologie ohnehin denen überlassen muß, welche an Stelle und Ort sind, so kann ich denselben überhaupt das Geschichtliche des Gegenstandes mit den Mitteln, die ihnen näher liegen, als mir, weiter zu führen anheimstellen. Wer Frontin in der bisherigen Lage kannte, oder gar nicht, wird überrascht sein, ihn als etwas ganz Neues kennen zu lernen, und die Frage über Vitruv wird sich dadurch ohne weitere Bemühungen als entschieden zeigen.

Hirt hat, wie ich aus der Berliner Zeitung ersehe, Verdruß gehabt, indem er von der Commission des Museums abgetreten ist. Er bleibt unveränderlich derselbe; ich kann ihn aufrichtig bedauren. Daß Herr von Humboldt an die Spitze dieser Commissionen gesetzt worden, ist unfehlbar vom glücklichsten Einflusse; es läßt sich nun etwas hoffen, was unserer Zeit Ehre machen wird. Wäre nur die Aegyptische Ueberschwemmung dort nicht so über alles Maß eingedrungen! Wie ich die Sache von hier übersehe, ist seitdem ein erfreuliches Verhältniß dieser Sammlungen fast un-

1) Dieser entworfene Anfang fiel im Briefe selbst ganz weg.

möglich geworden. Wir müssen ja gegen vierzig Mumien haben; ist das nicht zum Erschrecken? Das Griechische Alterthum, dessen wir ohnehin so wenig haben, verliert sich nun vollends in so tristen Umgebungen. Der Hauptschatz für die Bildung werden also die Gipsabgüsse sein und bleiben.

Daß Herr von Henning der Farbenlehre untreu wird, ist mir nicht unerwartet. Er selbst verliert mehr dabei, als die Sache, der wenigstens auf seine Art weder genug gethan, noch wesentlich geholfen wurde. Sein Auftreten damit in Berlin hat indessen den Samen weiter verbreitet, der in Kurzem doch hier oder da Wurzel schlagen und kräftiger emporkeimen muß. Soll Ihre Farbenlehre schon in unseren Tagen das leisten, was sie unfehlbar leisten wird, nämlich:

> die mathematischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntniß, anstatt zu fördern, verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung nur durch die Einseitigkeit der Entwickelung der neueren wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat,

so ist zweierlei nothwendig. Das Erste ist, und dies hoffte ich von Herrn von Henning, wenn er aus dem Wortschwall, in dem sein ingenium sich einwickelt und verwickelt, zur Klarheit über einen so großen Zweck kommen würde,

> an dieser Ihrer Lehre für alle Folgezeit darzuthun, welches der wahre Weg der Naturforschung sei, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, wie Beobachtung zum Versuch zu steigern sei, und wie dieser endlich zum Resultat führe, was Mathematik sei, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wo hingegen sie nicht hingehöre, und in welche klägliche Abirrung Wissenschaft und Kunst durch ihre falsche Anwendung seit deren Regeneration gerathen sei.[1])

Für einen tüchtigen philosophischen Kopf, der sich seinem Gegenstande unterzuordnen weiß, müßte eine solche Aufgabe zu finden ein Schatz fürs ganze Leben sein, durch den seine Kunst für Welt und Nachwelt den höchsten Werth erwerben würde. Ich kann nicht aufhören, sie für eine Hauptaufgabe unserer Zeit zu betrachten, und werde nicht ruhen, mich ihrer Lösung selbst oder durch andere zu nähern. Gewiß bereue ich deshalb ernstlich, philosophische Schulübung stets von mir abgelehnt zu haben.

Das Zweite ist, daß Ihre Farbenlehre zur unmittelbaren empirischen Anwendung compendiarisch bearbeitet, und dadurch, trotz dem Widerstreben der mathematischen Schulphysiker, in allen den Kreisen eingeführt werde, in welchen Theorien ohne Anwendung

1) Vgl. Goethe's vom 12. November 1826 datirten Aufsatz über Mathematik und deren Mißbrauch B. 40, 468 ff. (50, 167 ff.) [30, 381 ff.] und die weiteren Bemerkungen über Mathematik und Mathematiker B. 3, 319 ff. (50, 186 ff.) [3, 296 ff.]

keine Autorität haben können. Indem so die Realität und Unabhängigkeit Ihrer Lehre sich practisch erwiese, müßte die Schultheorie alsbald in ihrer Leerheit erkannt werden. Zu einer solchen Arbeit gehört aber ein eignes Talent, welches mir noch nicht aufgestoßen ist. Man müßte sich unter den Lehrern der Physik in Bürger- und Gewerbschulen umsehen, die zum populären Vortrage derselben berufen sind, und die sich die Mittel dazu selbst suchen müssen. In unserem Staate, wo in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten ist, die mich oft an Ihre alte Geschichte vom Zauberlehrling erinnert, scheint eine natürliche Reaction nicht ausbleiben zu können, die uns auch im Schulunterrichte der Physik dem wahren Wege nähern dürfte.

Das bezeichnete Morgenblatt habe ich im Januarhefte nicht gefunden [1]; hoffentlich wird es mir noch weiterhin aufstoßen.

Schmerzhaft ist mir, daß Ihre neuen Wanderjahre noch immer ausbleiben; jeden Sonntag sehe ich verlangend dem Boten von Gießen entgegen.

Die Spur Ihrer Novelle im 15. Bande [2] habe ich in der Correspondenz Nro. 326 und 327 allerdings erkannt. Damals hatten Sie ein Epos im Sinne; nun mag man sich wundern, wie aus der Idee eines Epos zuletzt eine Novelle geworden. Es ist nichts lehrreicher, als an vorhandenen gelungenen Werken zu erkennen, wie Form und Behandlung in jeder Kunstgattung den Stoff zu der ihr eigenthümlichen Wirkung benutzen können. Die Briefe in Gegenwart Ihrer beiderseitigen Werke geben darüber unendliche Anregungen und Aufschlüsse.

Nichts aber hat mich so festgehalten, und ist mir oft so ungeheuer erschienen, als was in den Briefen Nro. 349 und 359 vorkommt, wo Sie das Bedeutende im Objecte erkennen, Schiller solches aber nur für einen Act des Subjectes anerkennen will. [3]

---

1) Vgl. oben S. 371 Note 1.

2) Vgl. oben S. 356 f. 361.

3) Im Entwurfe des Briefes findet sich hier noch folgende bezeichnende Stelle: „Hier zeigt sich, wie doch wir Schiller'n zu verehren haben, den ich selbst das Symbol seiner und unserer Zeit nennen möchte. Das, was diese Zeit in ihrem tiefsten, edelsten Wesen ist und vermochte, spricht er klar und sicher aus, und darum mag man wohl begreifen und recht finden, daß er dieser Zeit so werth geworden; aber auch warum Ihr Wesen als ein Wesen einer anderen Welt mehr geahnet, gefürchtet und angestaunt, als erkannt und aufgenommen wurde, liegt vor Augen. Riesenmasken sind es, die Sie in diese Zeit gemacht haben, und durch die Sie in künftige Jahrhunderte hinübertreten, Statuen, welche die Nachwelt einst finden wird, wie wir die Reststrappe anschauen und uns Märchen davon erzählen. Denn das Bedeutende im Object oder es im Subject zu finden, ist ja der ganze Unterschied zwischen der alten und neuen Welt, zwischen der Welt, ehe man schrieb und seitdem man schreibt. Denn wenn es gewiß ist, daß Homer nicht geschrieben hat, so müssen wir bekennen, daß die großen Principien der alten Welt vor jener Zeit sind ausgebildet worden, und müssen wir Homer als Gipfelpunct ihrer Wirksamkeit erkennen, die

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

Er küßt ihre Hand.

Margarethe.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt' ihr ſie nur küſſen,
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

Gehn vorüber.

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reiſ't ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Dieſe Differenz konnte ſo nicht zwiſchen Ihnen ſtehen bleiben. Die Propyläen, die hier überall ſchon im Beginn liegen, mußten das von Ihnen Ausgeſprochene, von dem eine große Epoche zu datiren iſt, auf's Klare bringen. Schiller, ſo trefflich er ſich ſelbſt und ſeine Zeit ausſpricht, begriff noch nicht, wo Sie damit hin wollten, und wie er Sie zurecht zu weiſen glaubt, drückt er den Gegenſatz aus, der die alte und die neue Zeit auseinanderhält!

Den 17. Juni.

Das Vorſtehende hat mir ſo unabläſſig zu ſinnen gegeben, daß ich zuletzt doch bedenklich finde, Sie damit zu beläſtigen, und lieber dieſe verſpäteten Blätter abgehen laſſe, wie ſie liegen. Vielleicht darf ich ein andermal meine vollgekritzelten Schreibtafeln in einen Brief ausleeren.

Sie haben indeſſen vielbewegte Tage verlebt. Theure Unterpfänder der innigſten Gemeinſchaft hat Weimar durch die beiden trefflichen Prinzeſſinnen unſerem Lande gegeben [1]; wie hoch es ſich dadurch um die Welt und um unſere Zukunft zunächſt verdient gemacht, ahnen wir in froheſter Zuverſicht. Wer könnte Tage ſo ſchöner Hoffnungen ohne die herzlichſte Theilnahme vorübergehen laſſen!

Vor Allem erhalte der Himmel uns Sie! Laſſen Sie dies Ihre erſte und letzte Sorge ſein, wie es unſer erſter und letzter Wunſch iſt.

Ewig der Ihrige.

Schulz.

ſeitdem, durch Ausbreitung ſchwächer und ſchwächer werdend, ſtufenweis, wie wir geſchichtlich wiſſen, dem Untergange entgegenſank, der letztlich durch die Völkerwanderung vollendet wurde. Damals wurde die Welt der geiſtig-großen Grundlagen der alten Zeit bis faſt auf die letzten Spuren beraubt, ja ſie wäre ihrer ganz beraubt worden, wenn nicht das neue Glied in der Kette, die Schreibekunſt, eben die, welche die alte Welt zerſtört hat, die Metterin der Keime geworden wäre, aus denen die neue Zeit langſamer und ſchwerer, wegen der weiteren räumlichen Ausdehnung, aber ſicherlich dereinſt nicht minder groß als die alte hervorgehen wird. Eine Schätzung unſerer Gegenwart gibt uns hiernach die höchſte Urſache zur Zufriedenheit: dieſer Moment iſt wohl eine der größten Stufen, auf denen die Zeit bisher wieder aufzuſteigen angefangen hat, und auf dieſer Stufe wird Ihr Stapfen der ſein, den die Nachwelt, indem ſie ſich nach und nach zum Symbol in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft erhebt, ſtaunend als den erſten anerkennen wird, mit dem dieſes große Princip wieder in die Welt getreten iſt. Es werden in unberechenbaren Zeiträumen Nachfolger Ihres Geiſtes und Ihrer Kraft kommen, die in Ihre Fußſtapfen treten, die ſich verdoppeln und vermehren werden, bis zu dem Gipfel hin, den dieſe Weltepoche zu erreichen vermag; denn nur durch Einzelne, nicht durch die Menge, wie Sie oft geſagt haben, rückt die Zeit vor. Sich als Mitbürger und Zeugen dieſer Gegenwart zu erkennen, iſt genug, um gelebt zu haben. Dies haben wie Ihre Briefe mit Schiller'n eingeübt."

1) Die Prinzeſſin Marie Luiſe Auguſte Catharine hatte ſich mit dem Prinzen Wilhelm Friedrich Ludwig von Preußen vermählt, wie zwei Jahre früher die Prinzeſſin Marie Luiſe Alexandrine dem Prinzen Friedrich Carl Alexander von Preußen angetraut worden war. Vgl. Goethe's Briefe an Zelter vom 5. Juni und 18. Juli, und Goethe's Gedichte an beide Prinzeſſinnen, B. 6, 52 f. 181. (4, 91, ff. 47, 58.) [6, 60 ff. 226.]

124.

Goethe an Schultz.

Ihr Wertheſtes, verehrter Freund, geſchloſſen am 17. Juni, trifft mich gerade in einem operoſen Momente, wo ich an auswärtige Naturfreunde gar manches expedire [1]), und da geht mir der, wie ich hoffe, glückliche Gedanke bei, Ihnen das allenfalls Willkommenſte mundiren zu laſſen, auch einiges davon unmittelbar an Sie zu richten. Sie ſind zur Vielſeitigkeit ſo geeignet als geneigt, und einiges weckt Sie gewiß zu erneuerter Theilnahme.

Unſer Freund Hirt erfährt nun, was Napoleon erfahren mußte: „Wer den Menſchen allzu unbequem wird, hat zu erwarten, daß ſie ſich doch zuletzt zuſammenthun und ihn beſeitigen.“ Dabei glaubt denn doch ein ſolcher mit feſtem Gefühl, man thue ihm durchaus Unrecht.

Ich hoffe, meine Wanderjahre ſind nun in Ihren Händen, und haben Ihnen mancherlei zu denken gegeben; verſchmähen Sie nicht, mir einiges mitzutheilen. Unſer Leben gleicht denn doch zuletzt den Sibylliniſchen Büchern; es wird immer koſtbarer, je weniger davon übrig bleibt.

Die wunderliche verworrene Mannigfaltigkeit beikommender Blätter verzeihen Sie; ſie ſind eine treue Abbildung meiner noch wunderlicheren Zuſtände.

und ſo fortan! [2])

Weimar, den 29. Juni 1829.

G.

Mit der Metamorphoſe der Pflanzen iſt es wunderlich gegangen; dieſe Idee, wie man ſie wohl nennen darf, wirkt nun ſchon, im Stillen und Halbverborgenen, durch Deutſchland ſeit beinahe funfzig Jahren, und die Franzoſen glauben erſt neuerlich a posteriori, wie man's heißt, darauf gekommen zu ſein. [3]) Genau genommen, ſo haben ſie ſolche eigentlich nur genutzt; ſie iſt in ihren Vorträgen wohl enthalten, aber nicht lebendig, welches mir zu wichtigen Betrachtungen Anlaß gegeben hat. Kann ich mich umſtändlicher und genauer hierüber erklären, ſo theile ſolches mit.

Was meiner Farbenlehre eigentlich ermangelt, war, daß nicht ein Mann wie Chladni (ſie) erſonnen, oder ſich ihrer bemächtigt hat; es mußte einer mit einem compendioſen Apparat Deutſchland bereiſen, durch das Hocuspocus der Verſuche die Aufmerkſamkeit erregen, einen methodiſchen Zuſammenhang merken laſ-

---

1) Vgl. in H. Döring's Sammlung von Goethe's Briefen Nro. 975.
2) Eigenhändig von Goethe.
3) Vgl. oben Nro. 122 S. 371.

sen, und das Practische unmittelbar mittheilen, das Theoretische einschwärzen, den Professoren der Physik überlassen, ihrer verworrenen Bornirtheit gemäß sich zu betragen, nach ihrer Weise die Sache zu läugnen und sich ihrer heimlich zu bedienen, und was dergleichen mehr ist. Auf solche Weise wäre die Sache lebendig geworden, irgend ein paar gute Köpfe hätten sich derselben bemächtigt und sie durchgeführt.

Ueberhaupt aber ist es das Schlimmste, daß Jeder auf seinem eigenen Weg in die Sache gekommen sein will; Niemand begreift, daß es irgendwo eine bequeme, vielleicht einzige Stelle gibt, wo auf dieser Insel zu landen sei. (Die Franzosen brauchen hier das hübsche Wort aborder une question.) Auch hierüber wäre ein fruchtbarer Lebenspunct von Betrachtungen zu entwickeln, wozu jetzo weder Fassung noch Zeit noch Sprache zu finden ist. Ueberlassen Sie sich solchen Gedanken im frei(en) Garten zu schöner Stunde, und dabei dem Andenken an mich!

Die Kaiserliche Academie der Wissenschaften zu Petersburg hat am 29. December 1826, als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, eine bedeutende physicalische Aufgabe, mit ausgesetztem anständigen Preise, den Naturforschern vorgelegt.

Nachdem ich das Programm gelesen, welches mir, als neuernannten Ehrenmitgliede, alsobald zukam, erklärte ich klar und unumwunden meiner Umgebung: die Academie wird keine Auflösung erhalten, und hätte sie eigentlich nicht erwarten sollen. Sie verlangt, die verschiedenen Hypothesen, die man über die dem Licht, wie man glaubt, abgewonnenen Eigenheiten und Eigenschaften nach und nach ausgesprochen, abschließlich vereinigt, versöhnt, subordinirt, unter *einen* Hut gebracht zu sehen. Niemand wurde gewahr, daß sie alle mit einander mit Farbenerscheinungen verknüpft sind; man dachte nicht, daß die Phänomene, worauf jene Hypothesen gegründet sind, nochmals müßten revidirt werden, ihre Reinheit, Congruität, Einfachheit und Mannigfaltigkeit, Ursprüngliches und Abgeleitetes erst noch müßte untersucht werden.

Obige meine Weissagung ist eingetroffen; die Academie erklärte am 29. December 1828, sie habe in diesen zwei Jahren kein einziges Mémoire erhalten, prorogirt jedoch den Termin bis in den September d. J., wo gewiß auch keine Beantwortung eingehen kann und wird.

Ich setzte vor zwei Jahren im ersten Anlauf eines aufgeregten Interesses mehrere Puncte auf's Papier. [1])

Ihre Ahnung, mein Theuerster, von Dissemination des In-

1) Vgl. B. 40, 85 ff. (55, 70 ff.) [30, 69 ff.]

tereſſes an dieſen Erſcheinungen hat ſich aber auch ſchon vorläufig erfüllt, indem ich vom Rande des Continents, aus Oſtfriesland, von Jever, Nachricht einer Freundesverſammlung erhielt, die in Berlin die erſte Anregung gewann, und dieſe Angelegenheit nunmehr mit Neigung zu behandeln fortſetzt; aber auch dorthin ferner zu wirken wird mir leider unmöglich. [1]

Das alles, wovon ich hier ſprach, findet ſich in ein Fascikelchen zuſammen, welches ich nächſtens ſende; es gibt Ihnen gewiß zu den wichtigſten Betrachtungen Anlaß. Könnte man einen ſolchen Chladni dorthin ſenden, ſo würde er eine gar feine, löbliche Kirche ſtiften. Wie er in Petersburg würde aufgenommen werden, weiß ich nicht.

Uns anderen iſt es immer ein Wunder, wie man ſich mit bloßen Worten und Truggeſpinnſten in der mathematiſch-phyſicaliſchen Welt beſchäftigt. Decompoſition und Polariſation des Lichts neben einander zu denken, finden die Herren keine Schwierigkeit. Nun hat Frauenhofer noch einiges Abſurde hinzugethan, woran man glaubt, darauf hält, und was doch, wie man es wirklich verſucht, zu Nichte wird. Mir iſt genug, daß Frauenhofer ein vorzüglicher practiſcher Mann war; daraus folgt aber nicht, daß er ein theoretiſcher Geiſt geweſen ſei. [2]

Er durfte ſich mit der herrſchenden Kirche nicht entzweien, und hat, genau beſehen, eigentlich nur noch ein Ohr in die ſchon genugſam zerknitterte Karte geknickt, die demohngeachtet gegen reines Beobachten und geregelten Denkſinn verlieren muß.

Nicht allein farbige Lichter, ſondern ſogar eine Unzahl ſchwarzer Striche ſoll das reine Licht enthalten. Kluge deutſche Naturforſcher ſehen ſchon den Ungrund der ganzen Sache deutlich ein, daß nämlich alles auf eine microſcopiſche Beſchauung der paroptiſchen Linien, im Zuſammenhange mit dem Farbenſpectrum, hinauslauft. Niemand hat es noch laut geſagt, Niemand hat noch öffentlich dargethan, daß die höchſt complicirte Vorrichtung zu dem Zweck, die Differenz der Gläſer in Abſicht auf Brechung und Farbenerſcheinung zu finden, keineswegs tauglich iſt. Ich habe den Verſuch ſelbſt mit aller gehörigen Vorſicht anſtellen laſſen, habe in dem verlängerten Farbenſpectrum die ſchwarzen Striche geſehen, und bin dadurch von dem oben Geſagten nur noch mehr überzeugt worden. Der freie Geiſt, der jetzt aufträte, das wahrhaft Erkannte ſogleich practiſch benutzte, müßte Wunder thun.

Von meteorologiſchen Betrachtungen hätte Folgendes zu melden. Ich habe vergangenen Sommer, auf den Dornburger freien

1) Vgl. Runde's Freihafen 1842 IV, 1 ff.
2) Vgl. B 3, 322. 40, 75. 155, 189 f. 60, 111 f.) [3, 299. 30, 60.]

Höhen, täglich und ſtündlich den atmoſphäriſchen Phänomenen meine Aufmerkſamkeit gewidmet.[1]) Wie ich mir ſelbſt davon im Stillen Rechenſchaft gebe, läßt ſich nicht ſogleich folgerecht ausſprechen.

Der größte Gewinn unſerer meteorologiſchen Anſtalten[2]) war mir die Anerkennung des entſchieden gleichförmigen Ganges der Barometer, in Bezug auf ihre Höhenſtellung über dem Meere. Ebendaſſelbe ſagt die Vergleichung aller von mir ſorgfältig geſammelten auswärtigen Beobachtungen. Ich finde mich im Stande, dieſe Gleichförmigkeit von Dublin bis Charkow nachzuweiſen, und bin davon ſo überzeugt, daß ich unſere Beobachter darnach controlire, und Tag und Stunde zu wiſſen glaube, wo nicht genau beobachtet worden, deshalb mir denn auch die von den Ihrigen angegebenen Abweichungen verdächtig ſind. Hiebei dient denn freilich zur freieren Ueberſicht die graphiſche Darſtellung.

Ich kann ein ſehr hübſches Beiſpiel anführen. Ein Beobachter hatte einen unverhältnißmäßig tiefe(re)n Barometerſtand als ein anderer angegeben; es fand ſich bei genauerer Unterſuchung, daß der Erſte die ganze Nacht durch beobachtet hatte, der Andere nur bis 10 Uhr. Der tiefſte Stand war Morgens um 3 Uhr, und früh, wo der Zweite wieder zu beobachten anfing, war das Queckſilber ſchon wieder um ein Gutes geſtiegen.

Man ſpricht daher ſchon von vielen Seiten ganz richtig aus, daß eine allgemeine und nicht eine beſondere Urſache zum Grunde liege, und ich ſetze hinzu, es iſt keine äußere, ſondern eine innere. Die Erde verändert ihre Anziehung, dadurch wird die Atmoſphäre leichter oder ſchwerer, das Queckſilber ſteigt oder fällt von mehrerem oder minderem Drucke. Ich wiederhole dieſes längſt gedruckte Glaubens- und Ueberzeugungsbekenntniß[3]), zu dem man wohl einladen, aber nicht nöthigen kann.

Die Winde ſtehen hiezu durchaus in Bezug: Nord und Oſt gehören dem ſteigenden, Weſt und Süd dem ſinkenden Barometer an; jene zehren die Feuchtigkeit in der Atmoſphäre ſchneller oder langſamer auf, dieſe begünſtigen die Waſſererzeugung ſo wie den Niedergang der Gewäſſer. Leider überwiegt ſchon ſeit einigen Jahren das Letztere, und wir erleben grauſenhafte Waſſerbildung, die wir zunächſt immer noch zu befürchten haben.

Indem Vorſtehendes abgeſendet werden ſoll, erfüllt ſich bei uns, und leider in einem weiten Umkreiſe, jene Weiſſagung.

Am 28. Juni war ein drohendes Wetter ſchon um 1 Uhr von Süden heraufgeſtiegen; es zog ſich nach Weſten, rückte aber

1) Vgl. B. 27, 515 ff. (60, 304 ff.) [21, 385 ff.] Briefe an Zelter vom 10. Juli bis 11. September 1828. an Knebel Nro. 654.

2) Zu Jena, Ilmenau und auf der Wartburg.

3) Vgl. zur Naturwiſſenſchaft II, 1, 64 oben S. 262. 223.

ſachte, doch unaufhaltſam auf uns heran; es entlud ſich ſodann mit heftigem Regen und Schloſſen, wobei Fenſter und Pflanzen übel fuhren, und dauerte, nachdem es mit anhaltenden Blitzen und Donnern wohl eine Stunde fern umhergezogen, wohl noch einige Stunden immerfort, doch weniger wetterleuchtend und donnernd, den ganzen Himmel überziehend, bis gegen 7 Uhr; die heftigſten Schläge waren nicht in der Nähe niedergegangen.

Es war nach einigen Tagen hohen Barometerſtandes und großer Hitze das Queckſilber ſehr tief geſunken; den 27. füllte ſich die Atmoſphäre, und brach den folgenden Tag das Unheil gewaltig los. Den 29. bei gleichem Barometerſtande der Himmel gewitterhaft bedeckt, und das Weitere zu erwarten.

Nachſchrift.

So viel für diesmal! Geben Sie dieſen Mittheilungen Beifall, ſo erfolgt von Zeit zu Zeit mehr dergleichen. Schließlich aber darf ich nicht unbemerkt laſſen, daß ich auf Ihre Anregung die Briefe 349 und 359 [1]) wieder geleſen; fürwahr hier iſt die Achſe, um die ſich der Correſpondenten uneinige Einigkeit bewegt. Ruf' ich mir jenen Gegenſtand zurück, ſo war er wahrlich ein Object, an dem man faſt ein halbes Jahrhundert abſpinnen konnte, und es thut mir leid, daß ich mich damals davon abwendete. Es iſt ein eignes Ding! Der Dichter weiß allein, was in einem Gegenſtande liegt, der ihm ſeines Antheils werth erſcheint.

treu angehörig
Goethe.

Weimar, den 29. Juni 1829.

Am 22. Juli 1831 kam Schultz auf der Rückreiſe von Berlin mit Zelter in Weimar an, wo er ſich von Goethe, der eben ernſtlich mit der Vollendung des Fauſt beſchäftigt war, herzlichſter Aufnahme zu erfreuen hatte. [2]) Damals verſprach er auch Goethe's Schwiegertochter Beiträge zu der von dieſer herausgegebenen, nur für den Kreis der nächſten Bekannten beſtimmten Zeitſchrift Chaos, an der ſich auch Goethe ſelbſt betheiligte. [3]) Eine hierfür beſtimmte Sendung von drei kleinen Gedichten (1. Badegelahrtheit. 2. Sängers Scheiden. 3. Liebe iſt Glück), begleitete Schultz mit folgenden an die verehrte Herausgeberin gerichteten Worten: „Sie waren, verehrte Gnädige, ohne meine Verſicherung überzeugt, daß die ſo freudig von mir angenommene Aufforderung, an dem Chaos mitzuarbeiten, mir Luſt machen werde, die Elemente der Unterhaltung recht von Grund

1) Vgl. oben S. 374.
2) Vgl. Briefwechſel mit Zelter VI. 241. 244. 248.
3) Vgl. Weimar's Album S. 205 ff.

aus umzurühren; denn Sie wiſſen, ich arbeite mit Ernſt und gründlich. In der That waren es ſolcherlei gigantiſche Plane, mit denen ich von Weimar den hieſigen Quellen zureiſete. Aber im Bade wird man ſchwach; die ſtärkſten Vorſätze weichen dem körperlichen Unbehagen. Bedenken Sie überdem den heutigen verworrenen Weltlauf, ſo wundern Sie ſich nicht, wenn ich, alle Plane aufgebend, von der chaotiſchen Bewegung mit fortgeriſſen, an mir ſelbſt irre geworden bin, und, lebenslang gehegter Ueberzeugung zuwider, endlich noch dichteriſche Verſuche wage. Nehmen Sie des armen Fronto Badebeſchäftigungen nachſichtig auf; es ergeht ihm, wie anderen Giganten: der Elemente nicht mächtig, gedachte er ſie zu beherrſchen; ſie aber trieben mit ihm ihr Spiel. Zuletzt bleibt der Troſt übrig, daß lächerliche Giganten für uns eben ſo wohl „zeitgemäße" Erſcheinungen ſind, als das Chaos ſelbſt, und alſo, anſtändig coſtümirt und wohl gebauet, ſich darin auch wohl darſtellen dürfen. — Vom Scherze aber endlich zur Wirklichkeit zu kommen, muß ich bekennen, daß unſer Aufenthalt hier recht traurig war, indem Cäcilie [1]), anſtatt in den Bädern Heilung zu finden, ſo krank wurde, daß wir uns glücklich ſchätzen werden, ſie übermorgen nach Wetzlar zurückzubringen. Dennoch haben wir den ehegeſtrigen Feſttag [2]) mit den innigſten Wünſchen vielmaliger froher Wiederkehr zu feiern nicht unterlaſſen. Ich würde ſelbſt an den theuerſten Vater zu ſchreiben mir nicht verſagen, drängte ſich nicht vor der Abreiſe noch ſo viel Störendes zuſammen. Von Wetzlar aus geſchieht es aber alsbaldigſt. Gegen Ende September's, vielleicht ſchon um den 20., wird der Hinüberzug nach Bonn Statt finden, wo ich bereits einige Tage zugebracht habe, um eine Wohnung zu miethen und Einrichtung zu treffen. Dahin und zurück war die Rheinfahrt von dem ſchönſten Wetter begünſtigt; die Farbe der Landſchaft, oder vielmehr ihr Ton, ändert aber, wie ich diesmal recht inne wurde, mit den Gefühlen, die uns beherrſchen. — Meine Frau empfiehlt ſich mit mir zum Schönſten. Wie immer,

gehorſamſt Schultz.

Wiesbaden, den 30. Auguſt 1831."

125.

Schultz an Goethe.

Verehrteſter, theuerſter Freund!

Dieſe letzten Augenblicke meines hieſigen Aufenthalts bringen ſo viel Wehmüthiges über mich, daß ich äußerer Mittel bedarf, um einen heiteren Abſchied nehmen zu können. So wende ich mich

1) Die älteſte Tochter.
2) Goethe's Geburtstag.

denn zunächst an Sie mit dem innigsten Danke für die Liebe, die Sie auch hier mich im Stillen haben mitempfinden lassen. Ihr Geist war es, der mich auf allen diesen Höhen, in allen Thälern, in Gärten, auf Wiesen und Weiden beglückte: ich war nirgend ohne Sie.

Möchte doch ein Landschafter von Talent dieser anmuthigsten Gegend seine Studien widmen! Käme ihm dann, wie mir, bei jedem Tritte Ihr jugendlicher Geist entgegen, so würde ihm die Bedeutung aller der unendlich schätzbaren Einzelnheiten im rechten Momente inne werden, an denen die Menschen stumm vorübergehen.

Hiebei fällt mir sehr gelegen Ihr Brief an Schiller Nro. 349 wieder bei, auf welchen dieser Treffliche Nro. 359 Ihnen nicht genug that, und über den ich, wie über vieles, Ihnen schon vor Jahren Antwort schuldig geblieben. Da ich mich dieses Falles, der mir damals zu eigner Entwickelung eines der Hauptbegriffe verhalf, durch welche Sie unsere Zeit auf eine erhöhete Bildungsstufe gehoben haben, nunmehr klar erinnere, so erlauben Sie, daß ich mich darüber ausspreche.

Sie hatten bei jenem Aufenthalte zu Frankfurt [1]), der Sie innerlich so tief erregte, zum ersten Mal mit Bewußtsein *das Bedeutende als ein Objectives* erkannt; eine Wahrnehmung, die, als bewußte, vielleicht seit Anbeginn der Griechischen Kunstepoche nicht wieder gemacht worden war, unbewußt aber von jeher aller Kunst zu Grunde lag. Sie schrieben solche einer Art von *Sentimentalität* zu, und dies scheint Schiller irre geführt zu haben, indem er Ihren Begriff des Objectiv-Bedeutenden oder Symbolischen nicht zu fassen wußte, sondern alles Bedeutende lediglich in die Empfindung des Subjects setzte. Gewiß würde Schiller späterhin die Schwäche seines Räsonnements erkannt haben, und in den folgenden Briefen scheint er, von der Sache ergriffen, versucht zu haben, Ihren Spuren nachzukommen; aber es gelang ihm damals nicht. Durch Ihre *Propyläen* muß er aber unfehlbar damit auf's Reine gekommen sein. Wie wäre das Bedeutende zur Anschauung zu bringen, wenn es nur vom anschauenden Subjecte abhinge? Wie wäre Kunst überhaupt alsdann möglich? Und eben so wenig kann das Bedeutende, wie Schiller meint, überall vorhanden sein, wo das Subject es zu empfinden in der Stimmung ist; es ist vielmehr nur da vorhanden, wo es *an seiner Stelle ist*, oder *wo seine Stellung es bedeutend macht*. Diese Stellung, in der das Bedeutende allein als bedeutend erscheint, sei sie in der Zeit, das heißt in der Succession, wie in den Fällen, die Ihr Frankfurter Brief bezeichnet, und wie in der Poesie es überhaupt nur möglich ist, oder im Raume, wie in der bildenden Kunst, gegeben, so ist es eben des Poeten, des Künstlers glück-

1) Im August 1797.

licher Beruf, sie zu finden, zu erkennen und zur Kunstdarstellung anzuwenden. Kein Wort, keine Linie, keine Figur können Poet und Künstler anders als in diesem mehr oder weniger bewußten Sinne hinstellen; nichts gilt, nichts wirkt in der Kunst, wobei nicht zunächst die Bedeutung intendirt würde. Alle Realitäten als solche liegen außer der Kunst; daher auch das Characteristische nicht, wie Hirt noch letzthin that [1]), mit dem Bedeutenden verwechselt werden kann, da es an sich real ist und erst durch die ihm angewiesene Stellung bedeutend wird.

Um gegen Schiller gerecht zu sein, sagen wir jedoch, daß allerdings das Subject durch seine Behandlung das gleichgültigste Object zur Bedeutung zu erheben vermag; dies geschieht aber nur eben durch bestimmte Anweisung der Stelle in Zeit oder Raum, in der es bedeutend erscheint, und die in der natürlichen Erscheinung nicht Statt fand oder nicht klar wurde.

Es gibt aber Potenzen oder Steigerungen des Bedeutenden; die Benennung des Symbolischen möchten wir vorzugsweise der höchsten Potenz desselben vorbehalten. Hierüber wäre vieles zu sagen; Schiller aber, so trefflich er in dem Briefe Nro. 360 über die Mißgriffe unserer realistischen, idealistischen und phantastischen Künstler und Poeten spricht, so richtig er findet, daß die Schwierigkeit darin liegt, einen realen Gegenstand zum Kunstgegenstande zu erheben, scheint damals den in Ihrem Briefe angedeuteten eigentlichen Weg dazu nicht gewahr worden zu sein. Ihre Reise in der Schweiz verhinderte Sie, ihm darüber zu antworten; und so mußte dieses wichtigste aller Themata für dasmal auf sich beruhen bleiben.

Kehre ich nun zu meiner hiesigen Gegend zurück, die mich seit sechs Jahren beglückt hat, so leistet sie reichlich und überreichlich alles, um mit wenigem Davon- und Dazuthun eine Reihe der bedeutendsten Landschaften, von der idyllischen bis zur heroischen, zu componiren. Gaspar Poussin hat wohl kaum irgendwo bequemer gelegene Studien zu machen gefunden; und welche Wirkung eine so auf Stegen und Wegen ansprechende Localität auf den poetischen Geist übt, ersehen wir ja mit innigstem Genusse aus Ihrem Werther.

Und so nehme ich denn in schmerzlich getrübten Tagen mit herzlichster Dankbarkeit von dieser wundervollen Natur Abschied, und weiß es, daß ich diesen Dank zunächst Ihnen schuldig bin. Aus der stillen Beschränkung dieses Ortes trete bald in die große Welt der Rheingegenden, und so soll auch mein Fleiß nicht ferner einsam auf seinen eignen Zweck beschränkt bleiben.

Klagen muß ich Ihnen aber doch, weil ich so oft daran er-

1) In seinen 1830 erschienenen Kunstbemerkungen. Schon in den Propyläen, in dem Aufsatze: Der Sammler und die Seinigen, hatte Goethe gegen Hirt's Lehre vom Characteristischen sich gewandt.

innert werde, wie sehr wir entbehren, seit Sie Ihre lieben Hefte über Kunst und Alterthum [1]) nicht mehr fortsetzen. Ist die Welt so ganz in den Jammer der thörichtsten Selbstvernichtung versunken, daß sie diese kostbaren Anregungen nicht mehr zu schätzen weiß? Die politische Krankheit unserer Zeit wird sie, fürchte ich, ihrer edelsten Kräfte berauben; aber es ist so vergebens, an die Rettung des Ganzen zu denken, daß der Einzelne mit größter Besonnenheit kaum sich selbst zu retten hoffen darf.

Vor einigen Tagen, um 1 Uhr Mittags, sah ich von einer steilen Höhe herab, bei mildem Regen mit Sonnenschein, einen Regenbogen auf der tief unter mir liegenden Fläche des Thales, welcher beinahe einen vollständigen Kreis beschrieb.

Für heute schließe ich, um von Bonn aus, wohin wir gegen Ende des Monats zu gelangen hoffen, nach überstandener Unruhe, fortzufahren. Zelter vertraute mir zu spät, daß Sie gerade, als wir zu Ihnen kamen, mit Arbeiten beschäftigt wären, die zu unterbrechen mir sehr leid that. [2])

Lassen Sie uns bald froh vernehmen, wie Ihr sich stets erneuernder Genius uns zu beglücken nie ermüdet.

Ewig treu ergeben

Schultz.

Wetzlar, den 12. September 1831.

126.

Goethe an Schultz.

Weimar, den 18. September 1831.

Auf Ihr so werthes, treubedeutendes Schreiben alsobald einiges zu erwiedern, fange ich, verehrter Freund, folgendermaßen an.

Auf dem freien Platze meinem Hause gegenüber steht ein großes anständiges Wasserbecken, welches von einer stark fließenden Röhre hinreichend genährt wird. Dahin kommen, besonders Morgens und Abends, Frauen, Töchter, Mägde, Gesellen, Kinder, das nothwendige Ingredienz ihres Daseins abzuholen. Hier ist das Geschäft einfach, und doch mannigfaltig: aus dem Becken wird geschöpft, in Butten gegossen, zum Reinigkeitsgebrauche auf dem Rücken fortgetragen. Zum Trinken werden Krüge unter die Röhre gestellt, zu Koch- und feinerem Bedürfniß Eimer untergeschoben. Dabei ist nun die Haltung der Handelnden und Abwartenden nie dieselbe; die Mannigfaltigkeit der Gebärden ist unendlich; die Stellung (sowohl) derjenigen, die im Besitz des Empfangens ist, als der Anderen, die auf den Augenblick paßt, bis die Reihe an sie kommen soll, zeigt keine Spur von Ungeduld, alles geht im Tact, und doch ist ein feiner Unterschied zwischen Einer und der Anderen

1) Das letzte Heft, VI, 2 war im Jahre 1828 erschienen.

2) Mit dem Abschlusse des Hauß.

Marthe.

In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um frey durch die Welt zu streifen;
Doch kömmt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab' zu schleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Mephistopheles.

Mit Grausen seh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

Sehn vorüber

Margarethe.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit ist euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie sind verständiger als ich bin.

Faust.

O Beste! glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.

zu bemerken. Salat an Ort und Stelle zu waſchen, iſt jetzt ſtreng policeilich verboten. Schade! das gab recht artige häusliche Stellungen, und doch bleibt noch genug übrig, von der früh ankommenden Einſamen bis zum Gedränge der höheren Tagesſtunden, bis zuletzt die ganze Anſtalt wieder verlaſſen daſteht, und doch endlich noch ein Knabe auf den Rand des Beckens bis zu dem Pfeiler hinaufſteigt, um ſich, über die Röhre gebückt, unmittelbar aus derſelben zu erquicken.

Hier wäre nun Gelegenheit, wo der bildende Künſtler beweiſen könnte, was er zu ſehen, zu faſſen, zu wählen und nachzubilden im Stande ſei. Eine nothwendige unerläßliche Handlung der Menſchheit in allen ihren Momenten zu ſtudiren, wo jeder bedeutend iſt, aber manchmal auch ganz pertinent, ſchön, graziös und vom beſten Sinn und Stil ſein kann. Und ſo hätten wir einen Fall für tauſend, woraus evident iſt, daß ohne unmittelbare Vereinigung von Object und Subject kein lebendiges Kunſtwerk zu Stande kommen kann.

Ich danke der critiſchen und idealiſtiſchen Philoſophie, daß ſie mich auf mich ſelbſt aufmerkſam gemacht hat; das iſt ein ungeheurer Gewinn: ſie kommt aber nie zum Object; dieſes müſſen wir ſo gut, wie der gemeine Menſchenverſtand zugeben, um am unwankelbaren Verhältniß zu ihm die Freude des Lebens zu genießen.

Vorſtehendes eiligſt Verfaßte möge den verehrten Freund bei glücklicher Ankunft in Bonn begrüßen, und ihn veranlaßen, von Zeit zu Zeit von ſeinem theuren Befinden und ſeinen würdigen Gedanken Meldung zu thun. Denn ſelbſt auf jenen erſten Brief, der mich zu dem Gegenwärtigen veranlaßte, habe noch manches zu erwiedern, und würde ſehr erfreut ſein, verſchiedenes mir am Herzen Liegende im Vertrauen mittheilen zu können, da man mit der Menge und Maſſe des Tags ſich nicht gern weiter befaſſen möchte.

Und ſomit Glück zum Eintritt! in Hoffnung freudiger Folge, ſtetiger Behandlung und Mittheilung längſt begonnener würdiger, wichtiger Unternehmungen, und alſo für das Nächſte und Künftige das Beſte!

treu angehörig
Weimar, den 18. September 1831. J W v Goethe.

127.

Schultz an Goethe.

Bonn, den 30. September 1831.

Die erſte Tinte, die mir hier in mein altväterliches Schreibzeug eingegoſſen werden, ſoll ſogleich, Verehrteſter, Ihre freundlichſt überraſchenden Zeilen vom 18. erwiedern. Denn wie auch die Looſe fallen, die Stetigkeit gemeinſamen Nachdenkens über wür-

dige Gegenstände bleibt der höchste Werth und die festeste Stütze der Ruhe, deren Erhaltung wir suchen.

Die Reise, die ich auf dem Schiffe Helena von Dietz mit zwölf Personen und gesammtem Hab' und Gut auf der Lahn und dem Rheine binnen drei Tagen zurücklegte, hatte unter den Umständen, die sie begleiteten, etwas Wundersames, und alle die Noth, der ich mich und die Meinigen, unter denen eine tödtlich Kranke, auszusetzen gewagt hatte, die Hindernisse, mit welchen die kurzen Tage bei niedrigem Wasserstande und bei so manchem übeln Willen, dem man in solcher Lage begegnet, die Reise erschwerten, alles wurde von oben her durch die mildeste, freundlichste Witterung ausgeglichen. Die belebende Gegenwart der mannigfaltigsten Naturschönheiten, und das Glück, sich einem tüchtigen, biederen und heiteren Schiffmanne und seinen redlichen Gesellen anvertraut zu haben, überhob uns sogar des Verdrießlichen augenblicklicher quälender Sorgen, und so wurde über alle Erwartung und Hoffnung ein mit so schwerem Herzen gewagtes Unternehmen zu einer der schönsten Begebenheiten des Lebens, die an prägnanten Bildern zu reich war, um sie sich sogleich ganz zurückrufen zu können. Noch heute, am zweiten Tage nach der Ankunft, sind alle zu sehr in Bewegung und Spannung, als daß das eben so herrlich Erlebte uns beschäftigen könnte; da Ihr theures Schreiben mir aber half, mich sogleich wieder in die beschauliche Stimmung der früheren Tage zurückzuversetzen, so — [1])

Am 24. März 1832 theilte Eckermann die Nachricht von Goethe's Heimgang dem altbewährten Freunde mit. Der Brief lautet:

„In Auftrag der Frau von Goethe soll ich Ihnen das Hinscheiden ihres Schwiegervaters, welches vorgestern Donnerstag Mittag eilf Uhr nach einer Krankheit von wenigen Tagen sanft und ruhig erfolgte, schuldigst anzeigen. Sie dankten dem hohen Verstorbenen im Leben so nahe, daß Sie wohl einige Nachricht von uns Hinterbliebenen erwarten dürfen.

Die Ursache seiner Krankheit war eine Erkältung, die er sich wahrscheinlich Donnerstag den 15. auf einer Spazierfahrt zugezogen. Anfänglich litt er bloß an einem leichten Erkältungsfieber, welches jedoch Dinstag einen gefährlichen Character annahm, so daß der Arzt einen Nervenschlag befürchtete. Dieses ereignete sich zwar nicht, allein das Uebel warf sich auf die Brust, und der Kranke hatte nicht Kräfte genug, es zu überwinden. Völlig angekleidet in seinem Lehnstuhl sitzend, schlummerte er nach und nach sanft hinüber.

---

1) Die Fortsetzung des Entwurfs fehlt. Wahrscheinlich blieb der Brief unvollendet liegen.

Vom herannahenden Tode ſchien er kein Gefühl zu haben[1]; denn er ſprach noch wenige Stunden vorher von den bevorſtehenden guten Tagen des April, wo er ſich durch häufige Spazierfahrten vollkommen zu erholen hoffe.

Man hat den ſchönen Körper, an dem gar kein Verfall zu ſpüren iſt[2], in Eis gelegt, um ihn bis Montag Nachmittag, wo er in der Fürſtlichen Gruft neben dem verſtorbenen Großherzog beigeſetzt werden ſoll, friſch zu erhalten.

Seine Angelegenheiten ſind alle in großer Ordnung hinterlaſſen. Sein Teſtament wird man nächſten Dinstag eröffnen. Seinen Fauſt hat er glücklicherweiſe vorigen Sommer ganz beendigt, ſo daß an dieſem unſterblichen Werk nichts Lückenhaftes geblieben iſt. Merkwürdig iſt, daß der Fauſt mit den Worten ſchließt(?):

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!

die man nun wohl mit Recht auf den hohen Verſtorbenen ſelbſt anwenden konnte.

Außerdem haben ihn in der letzten Zeit vorzüglich Naturſtudien beſchäftiget. Eine abermalige Redaction des hiſtoriſchen Theils der Farbenlehre war mit mir gemeinſchaftlich im Werk, ſo daß ich weiß, wie er es damit haben wollte.

Ich habe das Glück, Ihnen, verehrter Herr Geheimerath, perſonlich bekannt zu ſein, und ich hoffe, daß, wenn Sie über dieſes oder jenes in Betreff Goethe's und ſeines Hauſes einige Auskunft wünſchen, Sie ſich geradezu an mich wenden.

Ich denke, man kann das Andenken des großen Todten nicht beſſer ehren, als wenn man in ſeinem Sinne fortzuleben und zu wirken ſucht."

Das Antwortſchreiben von Schultz liegt uns leider nicht vor. Eckermann erwiedert darauf am 29. April:

„Ihr werthes Schreiben vom 31. v. M. habe ich Frau von Goethe mitgetheilt, und es iſt uns Beiden tröſtlich, zu denken, daß die Freundſchaft bedeutender Männer gegen den Verewigten auch gegen ſeine nächſten Hinterlaſſenen in Kraft bleibt."

Nachdem er ſeines ihm durch Teſtament zur Herausgabe anvertrauten litterariſchen Nachlaſſes gedacht hat, fährt er fort: „Sollten Sie im Laufe des Sommers Ihre Notizen zum hiſtoriſchen Theil der Farbenlehre hervorſuchen, ſo würde mir ihre geiegentliche Ueberſendung willkommen ſein, und ich würde ſehen, in wiefern ſie dem Gedruckten anzuſchließen waren. —

Jede Bemerkung, die Sie, verehrter Herr Geheimerath, mir in Bezug auf die Herausgabe des Nachlaſſes zu machen geneigt wären, würde mir willkommen ſein."

1) Vgl. dagegen K. W. Müller Goethe's letzte litterariſche Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden" S. 26.
2) Vgl. Eckermann's Gespräche II, 360.

Am 10. Juni ward Schulz vom Canzler Fr. von Müller um die Erlaubniß gebeten, mit seinem Briefe an Goethe vom 12. September 1831 und Goethe's heiterer, geistesfrischer Antwort das letzte Heft von Kunst und Alterthum (VI, 3) schmücken zu dürfen. Bei Uebersendung des vollendeten Heftes am 16. October spricht derselbe den Wunsch aus, daß sein gehaltreicher Briefwechsel mit Goethe zu baldigster Veröffentlichung gelangen möge, welche die litterarische Welt mit einem neuen Schatze gediegener Urtheile und geistvollen Ideentausches bereichern werde.

Anhang.

Aufsätze von Schultz zur Farbenlehre und Kunstgeschichte.

I.

Ueber phyſiologe Geſichts- und Farbenerſcheinungen. [1]

§. 1. Das Nahe und das Helle haben die gemeinſchaftliche Eigenſchaft, von durchſichtigen Medien in directem Verhältniſſe weniger gebrochen zu werden, als das Ferne und das Dunkle. In Rückſicht auf Brechung kann daher Hell und Nah, Fern und Dunkel als gleichbedeutend angenommen werden.

§. 2. Der brechenden Medien gibt es mehrere im menſchlichen Auge, und zwar wirken ſie alle concentriſch. Alle dieſe bringen daher den Focus für das Ferne und Dunkle näher an der Linſe, für das Nahe und Helle ferner von der Linſe und näher an der Retina zuſammen. Woraus beiläufig folgt, daß das mit dem Hellen zugleich wahrgenommene Dunkle undeutlicher erſcheinen muß, als das Helle, indem es mit dieſem nicht auf derſelben Fläche geſchaut wird.

§. 3. Auch haben das Nahe und das Helle auf die Pupille dieſelbe Wirkung, indem beide ſie verengen, wie Gegentheils das Dunkle und das Ferne ſie erweitern; wobei nun zur Frage käme, ob dieſe Einwirkung auf die Vitalität von jener phyſicalen Wirkung der brechenden Medien, oder ob umgekehrt dieſe von jener bedingt wird.

§. 4. Wird ein Helles nebſt deſſen dunkeln Begränzung oder ein Dunkles nebſt deſſen hellen Begränzung gleichzeitig wahrgenommen (d. h. ein Bild), ſo nimmt man ein Körperliches gewahr, einen Unterſchied von Nähe und Ferne in Bezug auf das Subject. Da nun der Focus für das Nahe im Auge weiter iſt als für das Ferne, ſo wird dadurch in unſerem Auge ein Vor und Hinter des Hellen und des Dunkeln bewirkt, welches die Farbe gibt, die daher um ſo kräftiger iſt, je größer der Unterſchied des Hell und Dunkel.

§. 5. So iſt alſo Farbe (die momentane Vereinigung des Nahen und des Fernen für das Subject, I [2]) §. 20.) der Ausdruck des Körperlichen auf der Fläche. Als Kunſtmittel gehört daher

---

1) Vgl. Brief 17–20.

2) I deutet auf den erſten Aufſatz von Schultz in Schweigger's Journal.

Farbe eben ſo ausſchließlich der Malerei an, als der Sculptur die Erhebung und Vertiefung. Der Sculptur Farbe oder der Malerei Körper geben, heißt beide Kunſtgattungen aufheben. Die Natur vereinigt zwar Farbe und Körper in ihren Productionen; eben die Abſicht, welche die Natur hiebei hat und erreicht, iſt aber der Abſicht der Kunſt gerade entgegen und vernichtet dieſe.

§. 6. Der Verſtand, das Bewußtſein der Entfernung, hebt zwar in zarten Fällen die Farbenwirkung des gleichzeitig geſchauten Hell und Dunkel meiſtens auf, ſo daß geſchwächte Augen die Farbe nicht erblicken; man muß aber bemerken, daß eben die Anſtrengung, ſich der Entfernungen immer bewußt zu ſein, und die vitale Einwirkung derſelben auf unſer Auge ſowie die phyſiſche Farbenergänzung in demſelben dadurch aufzuheben, das Auge abſtumpft und unempfindlich macht; daher ſogenannte Träumer meiſtens beſſere Augen haben, als fleißige Leute.

§. 7. Da nun, wie Alhazen und vor ihm wahrſcheinlich die Griechen ſchon bemerkt haben, die Retina zwar die letzte, aber nicht die einzige Fläche im Auge iſt, welche die Bilder empfängt und zur Empfindung bringt, vielmehr die vor der Retina belegenen Medien dieſen Dienſt gleichfalls, obwohl weniger vollkommen, verrichten, ſo iſt es einleuchtend, daß ein merklicher Unterſchied in der Empfindung des auf der Retina vereinigten hellen und des in den vorderen Medien vereinigten dunkeln Bildes Statt finden muß, und dieſer Unterſchied in der Empfindung wird in Abſicht des Nahen und des Fernen ganz in derſelben Art Statt finden, da dieſe von den Medien ganz in derſelben Art als das Helle und Dunkle afficirt und zur Empfindung gebracht werden.

§. 8. Wir werden alſo, wenn wir uns nicht zuvor der wahren Entfernung der Gegenſtände bewußt worden, das Dunkle in dem Maße für entfernter halten wie das Helle, als jenes dieſem an Lichtintenſität nachſtehet, und umgekehrt das Helle um ſo viel näher, als es an Lichtintenſität ſtärker iſt wie jenes.

Die Vermuthung, daß ein Helles entfernter ſei, als ein Dunkles, findet im unbewußten Zuſtande nicht Statt, indem ſie der ſinnlichen Empfindung widerſprechen würde. (Hienach fällt der Nachſatz I §. 19. von daher bis erſcheint gänzlich weg, indem ſolcher eine übereilte, unbegründete Schlußfolgerung iſt. Vergleiche hiemit weiter unten §. 11.)

§. 9. Wenn wir nun einen nahen dunkeln Gegenſtand in der Größe, in welcher er ſich dem Organe darbietet, in die Ferne rücken, einen entfernten hellen Gegenſtand eben ſo in ſeiner unveränderten Größe näher heranziehen, muß jener in der Ferne größer, dieſer in der Nähe kleiner erſcheinen, als ſie wirklich ſind, und zwar beides in dem durch die Perſpective feſtgeſetzten Maße mehr oder weniger, wie nach dem Verhältniſſe der Lichtintenſität das Nahe als fern, das Ferne als nah gedacht wird.

§. 10. Dieſer Täuſchung ſind wir im unbewußten Zuſtande

unbedingt unterworfen; es ließen sich darüber aus dem täglichen Leben unzählige Beispiele anführen. Wer geübt ist, die inneren Vorgänge von den Wirkungen des Aeußeren zu trennen und beide in solcher Trennung deutlich wahrzunehmen, wird davon Rechenschaft geben können. Die sichtbaren Gespenstererscheinungen beruhen wenigstens auf dieser Täuschung.

§. 11. Sind wir uns hingegen der Entfernung der Gegenstände bewußt, so daß die sinnliche Empfindung uns nicht täuschen und das nahe Dunkle in die Ferne, das entfernte Helle in die Nähe rücken kann, so wird durch dieses Bewußtsein doch die Verschiedenheit der vitalen Einwirkung des Hellen und des Dunkeln nicht aufgehoben, und das entfernte Helle wird in dem Maße seiner größeren Lichtintensität stärker auf die sensible Sphäre des Organs wirken als das nahe Dunkle. Hiedurch entsteht nun das Gegentheil der §. 9 angezeigten Wirkung im unbewußten Zustande; nämlich das Helle erscheint uns größer, das Dunkle kleiner, jedoch nicht in dem Maße der verschiedenen Lichtintensität, welches nicht absolut wirken kann, weil wir mit dem Bewußtsein die wahre Entfernung festhalten und darnach die Factoren im Auge reguliren, sondern bloß nach dem relativen Maße der vitalen Einwirkung von Heil und Dunkel auf das Organ, wovon die Verengung und Erweiterung der Pupille den Ausdruck gibt (I §. 54.).

§. 12. Wenn nun gleich die Perspective, als die durch den Verstand ausgebildete Fähigkeit, die räumlichen Verhältnisse vermöge unseres Augenpaares zu erkennen, allein nicht hinreicht, uns des Orts der Gegenstände zu versichern, sondern die Erfahrung von der muthmaßlich wahren Größe derselben hinzukommen muß, um nach ihrer scheinbaren Größe die wahrscheinliche Entfernung beurtheilen zu können, so ist doch durch alle Erfahrung so viel gewiß, daß wir im ganzen Umfange des Gesichtsfeldes die wahre Richtung und Lage der Gegenstände gegen unser Auge vollkommen sicher erkennen.

§. 13. Nach der bisherigen Lehre der Optiker vom Sehen würde dieses aber unmöglich sein. Denn darnach besteht das Sehen lediglich in einem Empfangen des Bildes auf der Retina, nachdem dasselbe durch die Medien des Auges auf dieser Membrane vereinigt worden. In sofern nun bloß von dem Bilde eines der Achse des Auges gegenübergestellten Gegenstandes die Rede ist, wie solches durch die gewöhnliche demonstrative Figur in allen optischen Lehrbüchern dargestellt wird, wollen wir für's erste dagegen nichts erinnern; was geschieht aber mit den Bildern, welche von der Seite einfallen, so daß sie zuletzt kaum die Hornhaut tangiren, dennoch einwärts zur Linse gebrochen und von dieser auf die Retina gebracht werden?[1])

---

1) Späterer Zusatz:
Diesen Einwand hat schon d'Alembert (Opusc. math. I. 265) gemacht,

§. 14. Alle mehr oder weniger von der Seite einfallenden Bilder würden nach der bisher herrſchenden Vorſtellung von der Richtung und Lage der Gegenſtände keine Kunde geben können. Denn da hiernach der Eindruck des Bildes auf der Retina wegen der Brechungen in einer ganz anderen Richtung erfolgt, als in der, in welcher der Gegenſtand liegt, die Empfindung auf der Retina aber nur die Richtung, in welcher das Bild zu ihr gelangt, für die wahre Richtung des Gegenſtandes angeben kann, ſo würden alle ſeitwärts einfallenden Bilder in einer unrichtigen Lage erſcheinen, und zwar der Achſe näher, als ſie wirklich ſind.

Alhazen und ſeine Vorgänger ſcheinen der Mangelhaftigkeit dieſer Vorſtellung durch die Annahme ausweichen zu wollen, daß ſämmtliche vorliegende Medien im Auge den Durchgang des Bildes zur Retina mitempfinden, alſo dadurch die Empfindung in der eigentlichen Richtung empfangen, in der das Bild gegen das Auge ſteht. Die Optiker des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, wenn ich nicht irre, auch ſchon Roger Baco, nahmen außer dem radius visualis, in dem die Bilder zur Retina kommen, noch einen radius visorius an, welcher, gleichſam durch eine Thätigkeit des Auges, von der Retina aus die wahre Richtung des Gegenſtandes bezeichnet, ohne jedoch auszuſprechen, wie dieſer radius visorius zu Stande komme.

§. 15. Wenn aber das beſte Sehen anerkannt dasjenige iſt, welches in der Achſe des Auges erfolgt, wie ſoll denn die bisherige Vorſtellung davon, die wir §. 13 noch haben beſtehen laſſen, ſich erhalten können, nachdem bereits vor dreißig Jahren durch Sömmering gerade in der Achſe des Auges ein Loch in der Retina

---

wogegen Klügel (Geſchichte der Optik von Prieſtley II, 503) erinnert, daß die Erfahrung hinreiche, uns von der Lage der ſeitwärts einfallenden Bilder richtig zu belehren. Ich finde dieſe unwiſſenſchaftliche Abfertigung eines ſo weſentlichen und wiſſenſchaftlich ſehr begründeten Einwandes gegen die bisherige unvollſtändige Theorie des Sehens von dem ſonſt ſo gewiſſenhaften und ſcharfſinnigen Manne befremdend, und bin keineswegs damit einverſtanden. Denn daß es nicht Erfahrung, ſondern körperliche Senſation iſt, welche uns von der richtigen Lage der ſeitwärts einfallenden Bilder belehrt, geht ſchon daraus hervor, daß kleine Kinder über die Richtung derſelben eben ſo wenig als Erwachſene irren, die doch ſonſt in Abſicht der Entfernungen zwar zu deren Beurtheilung die Erfahrung unentbehrlich iſt, und in Abſicht der Perſpective, welche von der Kenntniß der Entfernungen abhängig iſt, den größten Irrthümern unterworfen ſind. Dies wird durch die Erfahrung an blindgeborenen, durch Operation ſehend gewordenen Menſchen beſtätigt, die von den Entfernungen und Größen der Gegenſtände, zu deren Kenntniß die Erfahrung allein führen kann, Anfangs zu urtheilen ganz außer Stande ſind, die Richtung, in der ſie ſich befinden, aber wohl erkennen. So muß alſo die Conception des Bildes im Auge ſeiner Richtung außer dem Auge vollkommen entſprechen. Auch würde, wenn Erfahrung die Lage der Bilder berichtigen ſollte, der älteſte Menſch kaum im Stande ſein, richtig davon zu urtheilen, da von der Achſe bis zur äußerſten Peripherie des Geſichtsfeldes jeder Punct der Incidenz unter einem anderen Winkel gebrochen wird, mithin die Möglichkeit der Verſchiedenheit der Winkel durch Erfahrung gar nicht zu erſchöpfen wäre.

Margarethe.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarethe.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarethe.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen,
ſtricken
Und nähn, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!

entdeckt worden, mithin der focus principalis auf die Choroidea fällt?

§. 16. Jene herkömmliche Vorstellung des Sehens ist aber auch dem Begriffe nach defect. Das Sehen ist ein Empfangen, eine Empfängniß, conceptio; mithin nicht bloß ein Leiden, wofür man es nahm, sondern eine Thätigkeit, ein Umfangen des von dem Objecte dargebotenen Bildes von Seiten des Subjects. Der Act des Sehens muß daher ganz neu construirt werden, weshalb es nöthig wird, hier auf die Grundursache der Gesichtserscheinungen zurückzugehen.

§. 17. Alle Gesichtserscheinungen beruhen auf der Wirkung und Gegenwirkung heller und dunkler Flächen gegen einander, welches die Spiegelung ist. Brechung ist ebenfalls Spiegelung, aber eine zusammengesetzte, indem die helle Fläche den Widerstand der dunkeln zwar überwindet und in das Medium eindringt, in demselben jedoch von der dunkeln Fläche, oder in prismatischen Körpern durch die conspirirende Kraft der sämmtlichen dunkeln Flächen vom geraden Wege ab in die gebrochene Richtung gespiegelt wird.

§. 18. Da jede Lichtfläche durch Schatten, jede Schattenfläche durch Licht begränzt sein muß, so wird mit dem durch das Medium gehenden Lichte allemal auch dessen schattige Begränzung fortgeführt und umgekehrt, und da das Dunkle, wie wir oben §. 1 bemerkt haben, eine stärkere Brechung erleidet als das Helle (vielleicht eben weil dasselbe mit der brechenden dunkeln Fläche homogen ist und sich vielmehr ihr anzuschließen als mit ihr zu kämpfen strebt), so rückt das Dunkle dem hellen Bilde an den Rändern vor- und hinterwärts in den Weg, trübt dasselbe, und das Trübe bewirkt die Farbe.

§. 19. Das Trübe bewirkt aber darum Farbe, weil es als solches, nicht in Bezug auf sich selbst, sondern nur in Bezug auf ein dahinter liegendes, mit ihm zugleich gesehenes Object erkannt wird. Es ist ein Nahes, entweder heller oder dunkler, als das Entfernte, welches gleichzeitig hiedurch gesehen wird. Es findet also hier eine Vereinigung von Nähe und Ferne im Momente Statt, d. h. eine Farbenerscheinung (s §. 20.) Eben dies ist es, was bei der beschriebenen Refraction Statt findet.

§. 20. Wenn also jede Refraction eines Bildes Farbe hervorbringen muß, so muß dieses auch im Auge beim Empfangen des Bildes auf der Retina Statt finden, indem, nach der bisherigen Beobachtung, eine Achromasie, wie sie durch Zusammensetzung entgegenbrechender Medien bewirkt werden kann, im Auge nicht vorhanden ist, vielmehr alle Medien desselben in einer Richtung, nämlich gegen die Achse zu, brechen. Wirklich zeigen sich auch diese prismatischen Farben bei dem abnormen (bewußtlosen) Sehen mit großer Deutlichkeit (vergleiche I. wobei zu bemerken, daß der Begriff des abnormen Sehens nunmehr berichtigt und näher bestimmt wer-

den wird), und die Farbenerſcheinungen, welche Blendung hervorbringt, zeigen ſich dem Beobachter nicht minder als prismatiſch.

§. 21. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß das normale (bewußte) Sehen wirklich vollkommen achromatiſch iſt, welches, da es nicht auf dioptriſchem Wege bewirkt wird, nur auf catoptriſchem Wege zu erfolgen ſcheint.

§. 22. Erkennen wir nun, daß das Auge nicht eine, ſondern mehrere hohle Flächen zur Spiegelung darbietet, daß durch die Zurückwerfung des eindringenden Bildes aus der ſpiegelnden Hohlkugel der gebrochene radius visualis zum radius visorius, als der Richtung, in welcher der Gegenſtand liegt und erſcheint, rectificirt, und daß dadurch zugleich der Begriff des Sehens als einer lebendigen Empfängniß, vermöge der mitwirkenden Thätigkeit des Subjects, erſt vervollſtändigt wird, ſo fühlen wir uns gedrungen, auszuſprechen, daß das Sehen ein Spiegeln iſt, und es kommt nur noch auf die Unterſuchung an, auf welcher der ſpiegelnden Flächen im Auge der Sitz des normalen Sehens anzunehmen iſt.

§. 23. Sogleich erinnern wir uns des alten Streites der Academiſten gegen Mariotte über das organ immediat de la vue, der von Mariotte zu Unterſtützung ſeiner Behauptung, daß die Choroidea, nicht die Retina, dieſes organ immediat ſei, beigebrachten ſchönen Entdeckung der blinden Stelle der Inſertion des Sehnerven, und der durch dieſe Entdeckung veranlaßten leiſen Andeutung des de la Hire (Histoire de l'Academie de Paris 1711. S. 102), um dieſen Streit zu vergleichen; welches alles unſere Annahme beſtätigt, und um ſo mehr Erwähnung verdient, als dieſe intereſſanten Unterſuchungen, ſeitdem Newton's optiſche Lehre herrſchend geworden, mit allen anderen früheren Forſchungen über die Natur des Sehens, unbeachtet geblieben ſind, ſo daß man nach Entdeckung des Centrallochs nicht einmal darauf aufmerkſam wurde, wie dadurch der Streit für Mariotte entſchieden zu ſein ſchien, da der focus principalis nun nicht auf die Retina, ſondern auf die Choroidea fällt. Ja ſelbſt können wir nicht umhin, uns hier, mit Hoffnung eines zu rettenden Verſtändniſſes, der Platoniſchen Lehre vom Sehen durch Emiſſion des Augenlichts zu erinnern.

§. 24. Vernehmlich aber erwächſt dieſe unſere Annahme zur feſten Ueberzeugung, indem wir uns dadurch mit einem Male in die Mitte der Erklärung aller jener mannigfaltigen Erſcheinungen verſetzt ſehen, welche phyſiologe Farben genannt werden, wenn wir dabei die §. 3 erwähnte vitale Einwirkung des Hellen und des Dunkeln in Betracht ziehen.

§. 25. Hier wird es nun mehr als wahrſcheinlich, was wir oben dahingeſtellt ſein ließen, daß die vitale Einwirkung des Lichts und des Schattens, der Nähe und der Ferne auf das Organ nicht von den phyſiſchen Wirkungen derſelben im Auge, ſondern die letzteren von erſterer bedingt

werden, indem dadurch jene zur organiſchen Thätigkeit erforderliche Compenſation der entgegengeſetzten vitalen Syſteme (I §. 76.) erfolgt; und wenn ſich die durch einen glücklichen Schnitt, perpendiculär auf die Perforation der Choroidea durch den Sehnerven, veranlaßte Vermuthung beſtätigt, daß die Choroidea hier einen Sphincter um den Sehnerven bilde[1], ſo bleibt für die Conſtruction des normalen Sehens, ſo wie der abnormen Geſichts- und Farbenerſcheinungen kaum noch etwas zu wünſchen übrig.

§. 26. Denn da ein Sphincter um den Sehnerven, bei deſſen Inſertion in den Bulbus, keine andere Wirkung haben kann, als durch Contraction und Expanſion auf die der Retina und den übrigen durchſichtigen Medien des Auges ſich mittheilende Maſſe des Sehnerven zu wirken, ſie zu verdichten und zu verdünnen, zu trüben und zu klären, ſo erkennt man, wie von dieſer Fraction die wichtigſten Erſcheinungen des Sehens abhängen müſſen, indem hiedurch zugleich die lebendigſte Verkettung aller Glieder des ſenſibeln und des irritabeln Syſtems im Auge gegeben iſt.

§. 27. Eben jene Einwirkung des Lichts und des Schattens, der Nähe und der Ferne auf das irritable Syſtem im Auge, welche ſich durch Verengung und Erweiterung der Pupille manifeſtirt, wird alſo durch jenen Sphincter zugleich auf die dem ſenſibeln Syſteme angehörigen Medien wirken, und dieſe mit den in Thätigkeit geſetzten Gliedern des irritabeln Syſtems zur organiſchen Function verknüpfen.

§. 28. Es wird die Dichtigkeit und die Durchſichtigkeit der Medien durch dieſe vitale Einwirkung modificirt, die Dimenſion der Theile mannigfaltig abgeändert werden, insbeſondere wird dieſes bei der Retina ſehr bedeutend ſein, auf welche durch den Sphincter des Sehnerven zunächſt gewirkt würde. Und da Blumenbach die Bemerkung gemacht hat, daß das Centralloch ſich nur bei dem Menſchen und denjenigen Quadrumanen verfinde, bei welchen die Augen in parallelen Achſen liegen, woraus zu ſchließen ſei, daß ſolches die Augen vor Blendung behüte, indem es ſich öffne, um das Uebermaß des Lichts zu abſorbiren, ſo acceptiren wir dieſe Annahme vorläufig, da ſolche mit der I §§. 78. 79. 80 geäußerten Vorſtellung von der die Bewegung der Pupille der Iris compenſirenden Gegenbewegung der Pupille der Retina übereinſtimmt.

§. 29. Endlich darf nicht übergangen werden, daß das ſchwarze Pigment im Auge phosphoriſch iſt, wovon die Funken in krankhaften Fällen, und die hellen Ringe beim Druck in den Augenwinkeln ſichere Ueberzeugung geben.

§. 30. Wir hätten alſo im Auge:

a) mehrere concentriſche Brechungen, die durch die äußere Einwirkung, je nach dem Bedürfniß des Organs, ihren Focus verengen und erweitern können,

1) Vgl. oben S. 154.

b) mehrere concentriſche durchſichtige Medien, die mehr oder weniger verdichtet und getrübt, dünner und klärer gemacht werden können,

c) mehrere concentriſche Flächen, welche nach den Umſtänden Licht und Schatten durchzulaſſen und zurückzuwerfen geſchickt ſind,

d) eine äußere und eine innere Oeffnung, die Licht und Schatten einlaſſen, ausſchließen, begränzen, vermindern und vermehren können, und endlich

e) eine Quelle inneren Lichts in der letzten Hinterwand des Auges, in dem Sitze des uns eingebornen Schattens, dem Pigmente.

§. 31. Wir haben die Kenntniß der Wirkung des Fern und Nah, des Hell und Dunkel gegen einander, worüber wir uns auf §§. 1—4 beziehen, insbeſondere haben wir die, wie es ſcheint, alles abſchließende, jüngſt gewonnene Einſicht: das Weſen der entoptiſchen Farben, als eines Erzeugniſſes des directen und indirecten Lichts und Schattens, deſſen Zurückwerfung und Durchlaſſung, woraus auf objectivem Wege die Anſchauung aller jener Erſcheinungen hervorgehet, welche wir unter Bedingungen im Inneren des Auges wahrnehmen, und alsdann phyſiologe Farben heißen, mit allen ihren geforderten Gegenſätzen, Umkehrungen und Succeſſionen;

§. 32. wir haben endlich ein Bewußtſein, welches dieſe Erſcheinungen im Organe auf das Deutlichſte zu unſerer Kenntniß bringt —

und ſo dürfen wir hoffen, die phyſiologen Geſichts- und Farbenerſcheinungen in ihrem ganzen Umfange gründlich zu erkennen — **licet non omnino!** [1])

Weimar, den 15. Auguſt 1817.

II.

Die ſubjectiven Höfe. [2])

Man bemerkt ſie Nachts um Kerzenlichte, wenn ſelbige in einiger Entfernung vor einem dunkeln Hintergrunde ſtehen. Auch werden ſie oft ſehr farbig um die Sonne geſehen, wenn dieſe Abends durch einen dichten Schatten herſcheinet, und ſelbſt zur Mittagszeit iſt ein ſubjectiver Hof um das Sonnenbild geſehen worden, wenn daſſelbe durch eine enge Oeffnung zwiſchen den Blättern hoher Bäume in tiefem Schatten ſichtbar wurde, und das Sonnenlicht ſich darin nur ſchwach wirkend zeigen konnte.

---

1) Die Worte licet non omnino ſind aus dem von Goethe ihm mitgetheilten Ausſpruche des Campanella entnommen. Vgl. oben S. 153.

2) Vgl. Brief 67. 73. In Goethe's Farbenlehre werden die ſubjectiven Höfe §. 89—100 abgehandelt.

Die Bedingung iſt, daß das Licht, welches zum Auge dringt, einem Puncte ausgehend, ſich kräftig auf der Retina verbreite, e zu blenden.

Da die Urſachen des ſubjectiven Hofes dieſelben ſind, es möge er um das Kerzenlicht erſcheinen oder vom Sonnenlichte be- t werden, die Beobachtung am erſteren aber deutlicher und voll- diger gemacht werden kann, ſo wollen wir bei dieſer ſtehen en, und ſolche nach vielfachen Verſuchen in folgender Art be- iben:

1) Der Hof, in deſſen Mitte ſich das Bild der Flamme befin- beſteht aus zwei Kreiſen,

2) wovon der innere, näher um die Flamme, die Hälfte des chmeſſers des äußeren Kreiſes hat.

3) Der kleinere innere Kreis iſt heller und weniger farbig, der größere äußere Kreis.

4) Beide Kreiſe verhalten ſich übrigens in ſofern gleich, daß on Innen nach Außen die Farben blau, gelb, orange, roth zeigen.

5) Beide Kreiſe verengern oder erweitern ſich in conſtantem tem Verhältniſſe der Entfernung des Lichts vom Auge zu dem chmeſſer der Kreiſe. Dieſes Verhältniß dürfte bei den mehrſten nden Augen für den äußeren Kreis 6 zu 1, für den inneren 6 zu ½ betragen, ſo daß bei

uß Entf. des Lichts vom Auge der äußere Kreis 6 Zoll der innere 3 Z.
" " " " " " " 1 Fuß " " 6 "
" " " " " " " 2 " " " 1 F.

cheinbaren Durchmeſſer haben werden.

6) Je größer die Entfernung des Lichtes und der Umfang des s, um ſo deutlicher treten die ad 4 angegebenen Farben her- indem zugleich die Helligkeit des Hofes abnimmt, bis ſich die en im Dunkel verlieren.

Alles dieſes erklärt ſich in folgender Art:

1) Das Bild des Kerzenlichtes dringt in der Achſe des Auges ul durch die Cornea, Pupille und Linſe zur Retina.

2) Das von der Kerze divergirend ausgehende Licht dringt

a) einestheils nahe um das Centrum der Cornea ſo durch die lle ein, daß es, ohne ſich zu kreuzen, zur Linſe kommt, und, dieſer einwärts gebrochen, möglichſt nahe der Achſe auf die a gebracht wird; dieſes gibt den inneren ſtärker erleuchteten klei- Kreis des Hofes, in deſſen Mitte ſich das Flammenbild befindet,

b) anderntheils auf der ganzen Fläche der Cornea zerſtreut, das Licht der Kerze, nachdem es von der Cornea einwärts chen worden, ſo in die Pupille gebracht, daß es ſich kreuzen um zur Linſe zu gelangen, und indem es daher die äußer- Ränder derſelben berührt, wird es von dieſer gegen die Achſe brochen, auf der Retina vereinigt; hiedurch entſteht der grö- ninder erleuchtete Kreis des Hofes, welcher auf der Retina cheinlich den ganzen Umfang des gelben Flecks einnimmt.

3) Die inverſe Farbenreihe von Innen nach Außen, blau, gelb, roth, erklärt ſich nach Goethe's Lehre durch das Uebergreifen des Dunkeln über das Helle, indem das Licht von der Linſe einwärts gebrochen, mithin das helle Bild auf der Retina verkleinert wird.

4) Die ſcheinbare Erweiterung des Hofes bei größerer Entfernung des Kerzenlichtes, rührt lediglich daher, daß das Bild des Kerzenlichtes ſich nach dem Geſetz der Perſpective auf der Retina verkleinert, je weiter die Kerze entfernt wird, während die Lichtkreiſe, welche es durch die Cornea und Pupille auf die Retina bringt, ſtets von derſelben durch die Oeffnung der Pupille beſtimmten Größe bleiben, mithin im directen Verhältniß der Entfernung und der damit gegebenen Verkleinerung des Lichtbildes und anderer in deſſen Nähe befindlichen Gegenſtände ſich ſcheinbar vergrößern müſſen.

5) Daß die Farben mit der größeren Entfernung zunehmen, während die Helligkeit der Höfe abnimmt, erklärt ſich von ſelbſt, da das Licht im Quadrat der Entfernung ſchwächer wird, die Farben aber, da ſie ſchattiger Natur ſind, bis auf einen gewiſſen Grad um ſo mehr zunehmen.

Das auf beifolgendem Blatte nach der Natur gegebene Bild dieſer Erſcheinung in der Entfernung von 3, 6 und 12 Fuß des Kerzenlichtes vom Auge wird vorſtehende Erklärung rechtfertigen.[1]

Neundorf, den 1. Auguſt 1821.

III.

Geſchichtliche Nachrichten und Vermuthungen, den Triumphzug des Julius Cäſar, gemalt von Andreas Mantegna, betreffend.[2]

In Plutarch's Leben des L. Aemilius Paulus findet ſich eine Beſchreibung des Triumphs, den dieſer an drei auf einander folgenden Tagen über den König Perſeus von Macedonien hielt, die ausführlichſte Beſchreibung eines ſolchen Siegesfeſtes, die in den alten Schriftſtellen überhaupt vorhanden ſein dürfte. Mit Ueberraſchung erkennt man darin faſt Wort für Wort die Quelle, aus welcher Mantegna den reichen Inhalt ſeines den Galliſchen Triumph des Julius Cäſar vorſtellenden großen Gemäldes entnommen hat. Die Geſchichtſchreiber, welche des letzteren Vorganges Erwähnung thun, konnten ſchon deshalb, weil ſie ungleich weniger ausführlich ſind, dabei nur hilfsweiſe benutzt werden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Mantegna die drei Triumphtage des Aemilius Paulus in Einem Zuge zuſammengeſtellt, und

---

1) Die von Schultz beigegebene bildliche Darſtellung wird man leicht entbehren.

2) Vgl. S. 327. 330.

daß er die ungeheuren Massen, welche Plutarch uns im Geiste vorführt, gleichsam nur im Auszuge, im Symbol, vor Augen bringt, da sonst kein Raum sie darzustellen hingereicht, kein Sinn sie zu fassen vermocht haben würde.

Um diesen Zweck, gemäß der in das Gebiet der Kunst eingetretenen Wirklichkeitsforderung, auf möglichst rationale Weise zu erreichen, erschuf unser Künstler eine ganz neue Art der Darstellung. Schon früher ist die Meinung geäußert worden, daß dieses Werk, wie man aus Vasari's Anzeige schließen darf, zu Mantua in einem Saale des Markgräflichen Palastes bei St. Sebastian auf der Mauer ausgeführt worden ist, und daß die jetzt in Hamptoncourt befindlichen neun Gemälde in Wasserfarben auf Papier bloß in der Absicht angefertigt worden sind, um als Cartone zur Nachahmung desselben in gewirkten Tapeten zu dienen. Diese Vermuthung scheint durch die eigenthümliche perspectivische Anordnung des Werkes bestätiget zu werden. Der Augenpunct ist nämlich darin so tief genommen, wie vor Mantegna wohl kein Maler gewagt hat, tiefer als die Fläche selbst, auf welcher die dargestellte Scene vorgehet. Durch dieses Mittel erhielt der Künstler den doppelten Vortheil für die Localität und die Ausführung des Werkes,

1) daß dasselbe, als eine Aussicht in's Freie, ununterbrochen fortgeführt werden konnte. Es fand nämlich dabei die Annahme Statt, daß der Triumphzug auf einer erhöheten Straße hinter einem Säulengange gesehen werde, der zugleich die Decke des Saales zu tragen und auf einem bedeutenden Unterbau zu ruhen scheinen sollte, in welchem die Thüren des Saales geräumig und architectonisch wohlgeordnet angebracht werden konnten. Dieser Unterbau wird also etwa neun Fuß hoch dargestellt worden sein; wonach, da das Gemälde ebenfalls neun Fuß hoch war, mit dem Säulengebälk und der Wölbung der Decke eine Höhe von etwa zweiundzwanzig Fuß herauskommt, welche zu der Länge des Saales von etwa zweiundneunzig Fuß (so viel dürfte anzunehmen sein, wenn man zu den neun in Hamptoncourt befindlichen, neun Fuß langen Gemälden die Breite der dazwischen befindlichen Säulen oder Pilaster hinzurechnet) eine schickliche Breite von etwa vierzig Fuß ergeben würde. Die im Gemälde Statt findende Perspective scheint mit diesen Maßen übereinzustimmen, welche sodann für die Absicht des Künstlers den ferneren Vortheil gewährte,

2) daß nur die ganz vorne befindlichen Gegenstände vollständig gesehen werden, alles dahinter Befindliche aber, tiefer abweichend, sich dem Auge mehr und mehr entzieht, mithin durch wenige Objecte, mehr durch Andeutung als durch Ausführung, dem Zuschauer der Begriff einer unübersehbaren Masse und Mannigfaltigkeit von Gegenständen der Pracht und Macht gewährt wird.

Vasari hat den kühnen Fortschritt der Kunst in dieser Darstellungsweise, und Mantegna's eigenthümliches Verdienst darum zu schätzen gewußt. Wir aber würden, wenn es der Ort hier

wäre, vielmehr darzuthun uns veranlaßt finden, wie Mantegna, als Erfinder des di sotto in su (der Anſicht von Unten), den Grund zum ſchnellen Untergange der neueren Kunſt gelegt hat, indem durch dieſes, von ſeinem großen Schüler Correggio in's Gränzenloſe hinausgeführte Mittel die Malerei, dem erſten Grundſatz der alten Kunſt entgegen, ſich von der Architectur ablöſete, dieſelbe für die Anſchauung verneinte, zerſtörte, und ſo ihren eigenſten Boden untergrub.

Wir kehren zu den geſchichtlichen Quellen des vorliegenden Werkes zurück, welche Mantegna, wie man bald gewahr wird, im ganzen Umfange der alten Litteratur aufgeſucht hat.

Urſprünglich, ſcheint es, hatte er ohne nähere Beziehung nur die Abſicht, jenen Siegeseinzug des Aemilius Paulus darzuſtellen, welcher für Italien die ewig denkwürdige Epoche bezeichnet, durch die es der Schätze und Wohlthaten der Griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft theilhaft wurde. Außer Plutarch benutzte er dazu den Livius und den Diodor von Sicilien. Wie weiter unten näher ausgeführt werden ſoll, iſt zu vermuthen, daß Mantegna um vieles ſpäter, auf Anlaß des Römerzuges, den Kaiſer Maximilian im Jahre 1507 mit Heeresmacht zu unternehmen beſchloß, um zugleich Italien von den Franzoſen zu befreien, den Auftrag erhalten habe, zu Ehren dieſes kunſtliebenden Kaiſers den gedachten Triumphzug in Farben auszuführen, und ihm eine nähere Beziehung auf dieſen Anlaß zu geben. Nun arbeitete der Künſtler jenen Entwurf in eine Darſtellung des Galliſchen Triumphs des Julius Cäſar um, indem er aus den Hiſtorikern hervorſtechende Einzelnheiten und Inſchriften hinzufügte, welche dieſe Abſicht bezeichnen. Sueton, Appian und Dio Caſſius ſind es, welche Mantegna zu dieſem beſonderen Zwecke benutzte.

Mit nachfolgenden Zahlen ſollen hier alſo die erwähnten Quellen, in Bezug auf Andreani's Blätter, in der Kürze angezeigt werden, um anzudeuten, aus welchen derſelben die hauptſächlichſten hiſtoriſchen Züge entnommen ſind.

Den Triumph des Aemilius Paulus betreffend, I. Plutarch, II. Livius, III. Diodorus Siculus; die Triumphe des Julius Cäſar betreffend, IV. Suetonius, V. Appianus, VI. Dio Caſſius.

Blatt 1. Die vorangehenden Trompeter, III. Schlachtengemälde, V.
— 1 und 2. Statuen, Gemälde, Coloſſe, auf zweihundert und funfzig Wagen, I. auf fünfhundert Wagen, III.
— 2 und 3. Die ſchönſten und koſtbarſten Waffen, mit künſtlicher Sorgfalt gelegt, obwohl dem Anſchein nach ohne alle Ordnung über einander geworfen, I. III.
— 3 und 4. Dreitauſend Männer, welche ſilberne Münzen in ſiebenhundert und funfzig Gefäßen tragen, andere, welche prächtig geſchmückte koſtbare Gefäße und Becher tragen, I. V.
— 4 und 5. Trompeter, hundert und zwanzig weiße Rinder, mit goldnen Hörnern, Binden und Kränzen geſchmückt, I. III. Jünglinge, welche ſie führen, mit purpurverbrämten Schür-

zen, und neben ihnen Knaben mit koſtbaren Opfergefäßen, I.

Blatt 5. Vierzig Elephanten, Fackeln auf Leuchtern tragend, IV. VI.

— 6. Männer, welche gemünztes Gold in ſiebenundſiebenzig Gefäßen tragen, I. auf zweihundert und zwanzig Tragbaren, III. Heilige Schale von Gold, mit Edelſteinen beſetzt, und andere goldne Gefäße, I. III. Die Rüſtung und das Königliche Diadem des Perſeus, I. Achthundert Stangen, auf welchen ganze Rüſtungen getragen werden, III.

— 7. Perſeus und ſeine Kinder, von einem Haufen ihrer Wärter, Lehrer und Hofmeiſter begleitet, I. mit zweihundert und funfzig Officieren, III.

— 8. Vierhundert Städtekronen, I. III.

— 9. Ueberaus prächtig geſchmückter elfenbeinerner Triumphwagen, I. III. Veni, vidi, vici, aus dem Pontiſchen Triumphe des Julius Cäſar, IV.

— 10. (welches nur in dem von Mantegna ſelbſt geſtochenen Entwurfe bekannt iſt). Angeſehene Freunde und die Söhne des Triumphators, ſodann die Armee, Lorbeerzweige in den Händen, II. I.

Hiemit ſchließt der Entwurf des Mantegna, ſo wie die Erzählung jener Hiſtoriker; denn die ganze hinterher einziehende Armee darzuſtellen, konnte ſein Zweck nicht ſein. In der Ausführung iſt das zehnte Blatt weggeblieben, vermuthlich eben deshalb, weil es nur auf Aemilius Paulus, nicht auf Cäſar Bezug hat. Es läßt ſich denken, daß der Künſtler durch architectoniſche Blendwerke dafür geſorgt haben werde, daß das in den Andreani'ſchen Blättern unangenehm auffallende Abbrechen des Zuges unmittelbar hinter dem Triumphwagen nicht als ein Mangel erſchien, vielmehr die beabſichtigte Illuſion einer wirklichen Erſcheinung verſtärkte.

Wir bemerken nur noch folgendes Einzelne.

Zu den Elephanten könnte auch die Conſecrationsmünze Cäſar's Anlaß gegeben haben; das Bildniß auf derſelben hat Mantegna, wie ſelbſt aus Andreani's Holzſchnitten zu erkennen iſt, benutzt.

Nach Plutarch hielt der Triumphator ſelbſt, gleich den Soldaten, einen Lorbeerzweig; Mantegna hat ihm, in Bezug auf Cäſar und Maximilian, einen Palmzweig und einen Adler in die Hände gegeben, ſonſt aber Lorbeerzweige noch am Siegeswagen angebracht, und vor demſelben hertragen laſſen. Vor den Pferden des Wagens ſieht man ein kleines Kreuz, deſſen Beſtimmung nicht klar iſt; ſollte dadurch etwa leiſe angedeutet werden, daß man hier mehr als den heidniſchen Cäſar zu denken habe?

Auf dem zehnten Blatte dürfte man nach Livius in den beiden, mit zierlichen Halbſtiefeln bekleideten jungen Männern, welche ganz vorne hinter einander herſchreiten, die Söhne des Aemilius Paulus erſter Ehe, ruhmvolle Theilnehmer an ſeinem Feldzuge, Quintus Fabius Maximus und Publius Scipio, erkennen, in dem

vor ihnen im fatalſten Gedränge befindlichen Knaben das unglückliche zwölfjährige Kind deſſelben, I., ſein einziges ihm eigen verbliebenes Söhnlein, welches drei Tage nach dem Triumphe ſtarb, und in dem ſtarkbeleibten Alten vor dem Knaben den Pädagogen, deſſen ſtumpfſinniger Sorgloſigkeit der Vater ein ſo theures Kind nicht hätte anvertrauen, ſondern, wie Livius anzudeuten ſcheint, es mit auf den Triumphwagen nehmen ſollen.

Auch das Singen von Spott- und Lobliedern, I. IV. VI., iſt deutlich ausgedrückt; und ſo ließen ſich in dem Werke wohl noch mehrere hiſtoriſche Beziehungen auffinden. Sprachkenner aber bemerken vielleicht hin und wieder ein Mißverſtändniß, welches durch falſche Lesart oder durch unrichtige Deutung des Textes in das Gemälde übertragen ſein möchte, z. B. die Verſpottung der Feigheit des Perſeus, nach Plutarch, welche Blatt 7. durch die Poſſenreißer angedeutet zu ſein ſcheint.

Noch ein bedeutungsvoller Umſtand wäre zu bemerken, den Mantegna aus des Sueton und Dio Caſſius Erzählung von Cäſar's Galliſchem Triumphe nicht ganz unbenutzt laſſen wollte, daß nämlich der Triumphwagen mitten im Zuge die Achſe gebrochen. Dio Caſſius ſagt, es ſe bei dem von Lucull erbauten Tempel der Fortuna geſchehen, und als ein böſes Zeichen angeſehen worden. Dies anzudeuten war allerdings ſchwierig und bedenklich zugleich. Doch wenn man auch an der Achſe des Wagens in unſerem Gemälde keine nahe Gefahr erkennen will, weil die ſcheinbare Verrückung der Büchſe durch die Perſpective erklärt wird, die in dem Bilde angenommen iſt, leidet es keinen Zweifel, daß Mantegna an jenen ominöſen Vorfall leiſe erinnern wollte, indem er uns die Attribute der Fortuna, Kugel, Steuerruder und Füllhorn, auf einer Schauſtange getragen, zwiſchen dem Haupte des Cäſar und dem Adler, den er in der Rechten hält, ſehen läßt. Auch hatte Mantegna wohl Urſache zu einer ſolchen Andeutung; denn ſchon im Jahre 1508, zu welcher Zeit er wahrſcheinlich noch an dem Werke arbeitete, ſchloß Kaiſer Maximilian mit den Franzoſen, deren Vertreibung aus Italien er nicht bewirken konnte, ein Bündniß gegen Venedig, welches insbeſondere für Mantua verderblich wurde, indem der regierende Marcheſe Francesco, als Heerführer auf Seite der Verbündeten, in Veneianiſche Gefangenſchaft gerieth.

Die ſeltſamen Luftgebilde, welche beſonders im 3. Blatte deutlich erſcheinen, dürften gleichfalls eine Beziehung in der älteren oder neueren Hiſtorie finden.

Daß aber der Triumphzug nicht, wie Vaſari meldet, für den Marcheſe Ludovico Gonzaga, der bereits im Jahre 1478 in hohem Alter ſtarb, ſondern erſt auf Befehl ſeines Enkels, Marcheſe Francesco, gemalt worden ſei, wiſſen wir beſtimmt aus der Inſchrift des Titelblatts zu dem von Andreani in Clairobſcur herausgegebenen Werke. Auch iſt aus den Bau- und Sculpturgegenſtänden, welche Mantegna in dem Gemälde angebracht hat, erſichtlich, daß er da-

Nicht daß sie just so sehr sich einzuschränken hat;
Wir könnten uns weit eh' als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage:
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Faust.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarethe.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie sie damals lag,
Und sie erhohlte sich sehr langsam, nach und nach.

mals bereits in Rom gewesen sein muß, wohin er durch Innocenz VIII. berufen wurde, welcher von 1484 bis 1492 den Päbstlichen Stuhl inne hatte. Hält man hiemit Vasari's Nachricht zusammen, daß Mantegna zu Rom das Kupferstechen betrieben hat, so wird um so mehr wahrscheinlich, daß derselbe dort den ersten Entwurf zu dem Triumphzuge, von welchem er einzelne Blätter durch den Stich bekannt machte, angefertigt habe, als auch der Stil der Zeichnung in diesen von ihm gestochenen Blättern, in Vergleich gegen den Stil in den Andreani'schen Blättern, welcher die letzte Epoche der Kunst des Mantegna zeigt, außer Zweifel erkennen läßt, daß jener erste Entwurf um fünfzehn bis zwanzig Jahre früher entstanden sein muß. Beiläufig bemerken wir, daß unter den von Mantegna selbst gestochenen Blättern auch dasjenige ist, auf welchem die nur bei Cäsar's Triumphen angeführten Elephanten vorkommen, wodurch unsere Vermuthung widerlegt zu werden scheint, daß ursprünglich nur der Triumph des Aemilius Paulus hat dargestellt werden sollen; diese Annahme dürfte jedoch deshalb nicht aufzugeben sein, da die Einführung von Elephanten, ohne ausdrückliches Zeugniß der Geschichtschreiber, aus künstlerischen Gründen schon deshalb erlaubt scheinen mußte, weil in diesem Triumphe nach Diodor's Erzählung eine große Masse der schönsten Elephantenzähne mitaufgeführt wurde.

Ist also der erste Entwurf ungefähr gegen 1490 angefertigt worden, so wäre mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Mantegna nicht vor 1506 an die Ausführung des großen Gemäldes Hand gelegt habe, in welchem Jahre Kaiser Maximilian die ernstliche Absicht erklärte, mit einem Heere zur Vertreibung der Franzosen nach Italien zu kommen. Mantegna war damals 55 Jahre alt. Marchese Francesco, in dessen Diensten er stand, hatte die wichtigsten politischen Gründe, alles zu thun, um den Kaiser für sich zu gewinnen. Bekanntlich war Mantua im Jahre 1432 dem Hause Gonzaga durch Kaiser Sigismund mit der Markgräflichen Würde und dem Kaiserlichen Wappenadler als Reichslehen verliehen worden, wobei das damalige Oberhaupt dieser Familie und der Stadt, Giovanni Francesco Gonzaga, dem diese Gunst widerfahren war, den von seinem Römerzuge rückkehrenden Kaiser feierlich eingeholt hatte: ein Einzug, den später, unter Marchese Federigo, Julius Romanus im Palaste del Te nach seinen Zeichnungen in antiker Darstellungsweise durch Primaticcio in Stucco ausführen ließ, wobei derselbe wohl ein Gegenstück zu dem Werke des Mantegna aufzustellen, und einen Beweis seines reineren Geschmacks zu geben beabsichtigt haben mag. Marchese Francesco hatte als General des Kaisers und seiner Verbündeten im Jahre 1495 bei Fornuovo am Taro gegen König Carl VIII. von Frankreich rühmlich gefochten, im Jahre 1499 aber, als Ludwig XII. mit Uebermacht in Italien eindrang, sich diesem anschließen müssen, und von ihm Orden, Kriegsämter und Pension angenommen. Hatte er hie-

durch die Gunst des Kaisers, seines Lehnsherrn, auf's Spiel gesetzt, so mußte er, nach Niederlegung des Französischen Armeebefehls im Jahre 1503, sie wieder zu erlangen um so eifriger bemühet sein, je größer die Kriegsanstalten des Kaisers diesmal waren. Wie sehr der Kaiser die Künste liebte, wie gern er sich künstlerische Huldigungen gefallen ließ, war dem Marchese bekannt, und er wußte, wie selbst der verabscheute Ludovico Sforza, der Mohr genannt, sich und seinem neuerstandenen Hause durch den Glanz der Künste die Achtung und Zuneigung des Kaisers zu verschaffen gewußt hatte.

Diesen Umständen, dieser auf die persönlichen Gesinnungen Maximilian's berechneten Politik scheint man die Ausführung des großen Werkes, von welchem hier die Rede ist, zuschreiben zu dürfen, zu welcher sonst wohl kein hinreichender Anlaß gewesen wäre. Da aber der Krieg schon im Jahre 1508 eine unerwartete Wendung nahm, und der Kaiser das ihm zu Ehren vollendete Werk an Ort und Stelle zu sehen nicht Gelegenheit erhielt, so veranlaßte solches vielleicht die Verfügung, daß davon durch Mantegna selbst, nach den zur Ausführung des Wandgemäldes angewendeten Carton's, in der Größe des Originals, Copien in Wasserfarben auf Papier angefertigt und nach Brabant gesendet wurden, um, in Tapeten gewirkt, als würdiges Geschenk des Markgrafen dem Kaiser überreicht zu werden. Ob der Tod des einen oder des anderen diese Absicht auszuführen verhindert hat, wie diese Carton's, gleich denen des Raphael, in den Niederlanden von Rubens aufgefunden, und von ihm bei der vom Niederländischen Hofe ihm aufgetragenen Friedensgesandtschaft an Carl I. überreicht worden, und wie im Jahre 1630 bei der Plünderung von Mantua durch die Kaiserlichen wahrscheinlich das Originalwandgemälde zerstört worden, läßt man hier als weitere Vermuthungen, nicht ohne historische Gründe, einstweilen dahingestellt.

Die zu Ehren desselben Kaisers von Albrecht Dürer und Hans Burgmaier dargestellten Triumphwagen, Triumphbogen und Triumphzug sind hiernächst, da sie später unternommen wurden, wahrscheinlich durch Mantegna's Gemälde veranlaßt worden; Dürer hatte unfehlbar Mantegna's Entwürfe dazu im Jahre 1506 in Italien selbst gesehen. Auch können ihm die kleinen Copien in Oel, grau in grau, zur näheren Veranlassung gereicht haben, welche sich, angeblich von Mantegna's eigner Hand, in der Kaiserlichen Gallerie zu Wien befinden sollen, und durch welche dem Kaiser vielleicht ein vorläufiger Begriff des ihm bestimmten Kunstwerkes gegeben werden sollte.

Noch verdient die Nachricht bemerkt zu werden, daß die Kaiserliche Kupferstichsammlung zu Wien einen Abdruck der angeblich von Andreani geschnittenen neun Tafeln in Clairobscur besitzt, in welchem eine Platte weniger vorhanden ist, als in der in den Handel gekommenen Ausgabe derselben. Diese Nachricht bestätigt unsere Ueberzeugung, daß nicht eigentlich Andreani, sondern Hugo

da Carpi der Verfertiger dieſer Blätter iſt, und daß erſterer wahrſcheinlich nur die Umriſſe des letzteren nachgeſtochen und eine Schattenplatte hinzugefügt hat. Obwohl dieſes Werk den beſſeren Werken des Hugo da Carpi weit nachſtehet, ſo nähert es ſich denſelben doch eben ſo ſehr, als es ſich von den eigenthümlichen Arbeiten des Andreani unterſcheidet. Geht man auf eine nähere Unterſuchung ein, ſo ſind die Umriſſe darin zaghafter und, ungeachtet größerer Sorgfalt, weniger beſtimmt und richtig als die des Hugo da Carpi; und doch iſt der Stil in dem Werke größer, als in Andreani's eignen Platten. Hugo da Carpi pflegte die Umriſſe auf der Schattenſeite ſehr kräftig und mit ihnen zugleich die ſtärkſten Schatten auf einer und derſelben Platte zu entwerfen; nach der Beſchreibung ſtimmt das Exemplar zu Wien hiemit überein. Vielleicht ging dieſe Platte verloren, nachdem erſt wenige Abdrücke davon genommen worden. Andreani machte bekanntlich ein Gewerbe daraus, die älteren Holzſchnitte von Neuem aufzulegen, und die abgenutzten oder verloren gegangenen Platten wiederherzuſtellen oder durch neue zu erſetzen. Es läßt ſich daher wohl annehmen, daß er, um die vorgefundenen beiden Platten des Hugo da Carpi zu benutzen, die Umriſſe nach einem älteren Abdruck nachgeſtochen, und zum Erſatz der ſtärkeren Schatten, welche er im Stile jenes älteren Meiſters zugleich mit den Umriſſen nicht zu geben vermochte, eine vierte Platte hinzugefügt habe.

Hienach kann man nicht der Meinung des Peintre Graveur beipflichten, daß Andreani dieſe Blätter nach den Zeichnungen des Malers Bernardo Malpizzi geſtochen habe. Vielmehr dürfte die Unterſchrift des letzteren mit der Jahrzahl 1599 nur auf die Anfertigung des Bildniſſes des damals regierenden Herzogs Vincenzio Gonzaga, dem die neue Ausgabe gewidmet wurde, und auf das Jahr der Vollendung derſelben zu beziehen ſein.

Befremdend iſt es, daß Bartſch von jener älteren Ausgabe mit drei Platten keine Nachricht ertheilt; es ſcheint, daß dieſer, ſo wie mancher andere Artikel ſeines großen Werkes weder von ihm ſelbſt, noch überhaupt auf der Kaiſerlichen Kupferſtichſammlung bearbeitet worden iſt. Auch würde es ſonſt dem Auge dieſes Kenners nicht entgangen ſein, daß nicht ſämmtliche Blätter der von ihm beſchriebenen Andreani'ſchen Ausgabe mit vier Platten, ſondern die Nummern 8 und 9 nur mit drei Platten gedruckt ſind, indem die Platte der ſtarken Schatten darin fehlt.

Berlin, im November 1824.

Nachſchrift.

1. Vaſari erzählt in der Lebensbeſchreibung des Lorenzo Coſta von dieſem: Andato poi Lorenzo al ſervigio del Sign. Francesco Gonzaga, Marchese di Mantoa, gli dipinse nel Palazzo di S. Sebastiano in una camera lavorata parte a guazzo e parte a olio molte storie. Nun folgt die Beſchreibung dieſer Gemälde; ſodann

folgt: Dipinse ancora nella sala grande, dove oggi sono i trionfi di mano del Mantegna, due quadri, cioè in ciascuna testa uno. Nel primo che è a guazzo sono molti nudi che fanno fuochi e sagrifizi a Ercole; e in questo è ritratto di naturale il Marchese con tre suoi figliuoli, Federico, Ercole, e Ferrante, che poi sono stati grandissimi e illustrissimi Signori. Vi sono similmente alcuni ritratti di gran donne. Nell' altro, che fu fatto a olio molti anni dopo il primo, e che fu quasi dell' ultime cose, che dipingesse Lorenzo, è il Marchese Federico fatto uomo con un bastone in mano, come Generale di Santa Chiesa sotto Leone X., e intorno gli sono molti Signori ritratti del Costa di naturale. Jetzt folgt die Erwähnung der Gemälde, welche derſelbe in Bologna malte, namentlich due trionfi bellissimi con molti ritratti, welche er für den Giovanni Bentivoglio in S. Jacopo malte. Sodann heißt es: Fece anco in S. Giovanni in monte l'anno 1497 a Jacopo Chedini in una capella ꝛc.

Hieraus ſcheint hervorzugehen, daß Coſta das erſte in dem großen Saale des Palaſts von S. Sebaſtian zu Mantua verfertigte Gemälde, Marcheſe Francesco und das Opfer des Hercules vorſtellend, vor dem Jahre 1497, alſo auch früher als Mantegna in demſelben Saale den Triumphzug des Cäſar malte, angefertigt habe. Sein zweites, den Marcheſe Federico vorſtellendes Gemälde in demſelben Saale muß aber in viel ſpätere Zeit fallen; denn L. Coſta ſtarb 1530, und Vaſari ſagt, es ſei eins ſeiner letzten Werke geweſen. Aus Vaſari's Worten: Cioè in ciascuna testa uno, geht hervor, daß Coſta's beide Gemälde die beiden kurzen Seiten des Saales eingenommen haben, während i trionfi di mano del Mantegna (im Plural wegen der neun durch Pilaſter getrennten Abtheilungen des Zuges) die Länge des Saales ausfüllten. Daß Coſta, in der Zeit zwiſchen ſeiner erſten und zweiten Anweſenheit zu Mantua, in Bologna für den Bentivoglio einen Triumphzug (wahrſcheinlich in zwei Abtheilungen, weil Vaſari ſagt: due trionfi) malte, ſteht wahrſcheinlich in Beziehung auf Mantegna's zur ſelbigen Zeit in Mantua ausgeführtes großes Unternehmen.

2. Baruffaldi behauptet jedoch, Coſta's beide Gemälde in dieſem Saale wären erſt hinzugekommen, nachdem Mantegna's Triumphzug Cäſar's längſt darin gemalt geweſen, und zwar habe Marcheſe Francesco ſolche an den beiden Enden deſſelben hinzufügen laſſen, weil der Triumphzug ſich mangelhaft und verſtümmelt (tronco) ausgenommen habe, indem der Pomp, welcher dem Triumphator zu folgen pflege, und die Zuſchauer gänzlich gefehlt hätten. Daß Coſta's erſtes Gemälde in dieſem Saale nicht vor 1500 angefertigt ſein könne, hält Baruffaldi für erwieſen, dadurch, daß die drei Söhne Federico, Ercole und Ferrante des Marcheſe Francesco darauf angebracht ſind. Er irrt jedoch in ſofern, als er mit Vaſari annimmt, daß Mantegna den Triumphzug auf Befehl des Marcheſe Ludovico, alſo vor 1478, gemalt habe, welches

gänzlich falſch iſt. Iſt ſolcher vielmehr, wie wir annehmen, erſt im Jahre 1506 oder 1507 ausgeführt worden, ſo bleibt doch wahrſcheinlich, daß Coſta's erſtes Gemälde demſelben vorangegangen, und daß erſt das zweite, den Marcheſe Federico und ſeinen Hof vorſtellende Gemälde, gleichſam zur Vervollſtändigung des Ganzen, hinzugefügt worden iſt. Baruffaldi bezieht ſich übrigens auf Ridolfi Pittori Veneti P. 1. c. 70. und auf eines Mantuaniſchen Geſchichtſchreibers Mario Equic. Com. Mant. l. 4.

3. Fiorillo, welcher die in Hamptoncourt befindlichen Gemälde für das Originalwerk Mantegna's anſiehet, ſagt, es ſei zur würdigen Aufſtellung deſſelben ein eigner Palaſt, zuerſt am St. Sebaſtian, jetzt Rugadore genannt, erbaut worden, ſei hierauf in die Gallerie des Hofes gekommen, wo es noch im Jahre 1586 befindlich geweſen, bei der Plünderung von Mantua im Jahre 1630 aber mit allen übrigen Koſtbarkeiten verloren gegangen. Es gäbe mehrere Beſchreibungen dieſes Werkes, welche er leider nicht benennt; vorzüglich erwähne deſſelben Raffaelle Toscano rühmlichſt in ſeinen Stanzen. Wahrſcheinlich hat Fiorillo nur dieſe letztere Quelle benutzt, welche ihn irre geführt hat.

---

4. Der Titel oder die Dedication der Andreani'ſchen Ausgabe der Abbildung des Triumphzuges in Holzſchnitt lautet vollſtändig und wörtlich ſo:

Serenissimo Principi Vincentio Gonzagae D. G. Mantuae ac Montisferrati optimo Duci.

Tabulae triumphi Caesaris olim nutu excelsi Francisci Gonzagae inclitae Urbis Mantuae tunc Marchionis IV. prope D. Sebastiani Aedes in majori ejus aula ab Andrea Mantinea Mantuano ex diligentia pictae, ut iam per annos supra centum non solum incolarum, verum etiam ex variis orbis partibus advenarum oculos tanquam mirabile quoddam ad sui inspectionem attrahebant, quemadmodum non solum opus ipsum adhuc ostendit, verum etiam Georgii Vasari historici in vitis pictorum testimonio comprobatur. Andreas Adrianus pariter Mantuanus, quo absentium voluntati meliore qua posset ratione satisfaceret, et municipis tanti viri fama latius per ora virum et commodius volitaret, ideirco hic typis ligneis nova suarum formarum adumbratione incudit, tuaeque Celsitudinis invicto nomini, omnium virtutis amatorum augusto Maecenati, quod ipsum a Senarum, etiamsi cara sibi urbe, ad patriam benigne revocaveris, quod et ad opus perficiendum et ad victum necessaria sponte atque abundantissime suppeditaveris, maxima humilitate dicavit. Utinam opus hac aetate virilibus et animo Caesar, ac uti par est, imperio novo novisque potiore triumphis. Bernardinus Malpitius pict. Mant. F. Mantuae MDIC. Ueber dieſer Schrift iſt das Bildniß des Herzogs Vincenzio Gonzaga.

Obwohl hier ganz richtig angegeben iſt, daß Francesco, nicht Ludovico, Gonzaga den Triumph Cäſar's durch Mantegna habe

malen laſſen, ſo ſcheint der Verfaſſer der Dedication doch den eigentlichen Zeitpunct, in welchem ſolches geſchah, nicht genau gekannt zu haben, indem er ſagt, daß das Werk bereits über hundert Jahre bewundert werde, wonach daſſelbe vor 1499 müßte gemalt worden ſein. Wahrſcheinlich hat ihn die unbeſtimmte und unrichtige Angabe des Vaſari, auf welchen er Bezug nimmt, dazu verleitet.

5. Daß der Triumph des Paulus Aemilius, wahrſcheinlich durch Mantegna's Studium während ſeines Aufenthalts zu Rom veranlaßt, ein Gegenſtand war, welcher als Muſter für ſolche Prachtaufzüge damals dienen mußte, erfahren wir aus Vaſari's Lebensbeſchreibung des Francesco Granacci, welcher dem Lorenzo de'Medici Magnifico zu einem dieſen Triumph darſtellenden Maskenzuge die erwünſchteſten Dienſte leiſtete. Dieſe von Lorenzo erfundenen Maskenzüge fanden zu Florenz noch lange nach ſeinem Tode häufig Statt und wurden Canti genannt, weil dabei Canzonen abgeſungen wurden, welche die erſten Dichter von Florenz dazu verfertigten.

6. Schinkel, der im December 1824 aus Italien zurückkam, erzählte, daß er bei ſeinem Aufenthalte zu Mantua auch den Palazzo Vecchio mit Aufmerkſamkeit beſehen habe. Auf meine Frage, ob der Saal noch darin beſtehe, in welchem Mantegna den Triumphzug Cäſar's gemalt, ſagte er, daß zwar ein ſolcher Saal dort nicht mehr vorhanden ſei, daß ſolcher aber wahrſcheinlich in zwei große, faſt quadratiſche Zimmer getheilt worden ſei, in welchen, und zwar auf den kurzen Seiten, große Wandgemälde von Lorenzo Coſta, wie ſolche im Vaſari angegeben werden, noch ziemlich erhalten zu ſehen wären, während ſich von der Malerei auf der in zwei Theile zerſchnittenen langen Wand nur noch ſchwache Spuren erhalten hätten. Daß dieſes der Triumphzug des Cäſar von Mantegna geweſen ſein möge, ſchien Schinkel'n auf die von mir geäußerte Vermuthung ſehr wahrſcheinlich; denn er erinnerte ſich in der Höhe, wo die Gegenſtände dieſer Malerei noch am Deutlichſten zu erkennen geweſen wären, viel Hellebarden, Spieße und andere ſolche Dinge erkannt zu haben. Auch habe der Stil in dem Wenigen, was von den Figuren zu erkennen geweſen ſei, dem Stile des Mantegna allerdings ähnlich geſehen. Auch von der Pilaſterarchitectur, in welche Mantegna den Triumphzug gemalt, wären noch deutliche Ueberreſte zu ſehen. Die Höhe dieſer Zimmer ſei etwa 25 Fuß, ihre Breite oder Tiefe vom Fenſter herein etwa 40 Fuß, und ihre Länge etwa 45, beide zuſammen alſo etwa 90 Fuß; welches alles mit den von mir vermutheten Maßen des Saales ſehr übereinſtimmt.

Berlin, im März 1825.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03780/144

Freundschaftliche Briefe

von

Goethe und seiner Frau

an

Nicolaus Meyer.

Da konnte ſie nun nicht d'ran denken
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein,
Auf meinem Arm, in meinem Schoos
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarethe.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett, es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immer fort wie heut ſo morgen.

Freundschaftliche Briefe

von

Goethe und seiner Frau

an

Nicolaus Meyer.

Aus den Jahren 1800 bis 1831.

Leipzig,

Hermann Hartung.

1856.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

„Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann."

Goethe.

Dem Herausgeber ist das Glück zu Theil geworden aus dem Nachlasse des Geh. Regierungs-Medicinal-Raths Dr. Meyer, früher in Bremen, dann in Minden, die nachfolgenden einen langen Zeitraum umfassenden Briefe Goethe's veröffentlichen zu können. Aus dem freundschaftlichen Verkehr, in dem Goethe bis zu seinem Tode mit Meyer gestanden, lernen wir in diesem einen Mann kennen, welcher, schon in den Jünglingsjahren im Hause Goethe's heimisch, dessen dauernder Achtung und Freundschaft werth blieb. Noch als Greis erfreut sich Goethe der angenehmen Zusendungen aus Bremen und gedenkt beim Genuß „der trefflichen Fische und des köstlichen Weines vergangener guter Stunden mit Neigung und Freundschaft," auch widmet er dem jüngeren Freunde beim Austausch aesthetischer Produkte ein Gedicht, welches, eine neue Perle in der Krone des Dichterfürsten, hier zum ersten Male erscheint. Diese Briefe, die zum größten Theil diktirt und nur von Goethe unterzeichnet, meist aber am Schlusse mit ein paar Worten von seiner eigenen Hand versehen sind, eröffnen uns einen Einblick in das Haus und die Familie zu Weimar, wie ihn ein anderer Brief-

wechsel nicht bietet, und bringen als ein nicht unwichtiges Beitrag zur Goethe-Literatur manches schätzbare Neue.

Zu den sich anschließenden Briefen von Christiane Vulpius, der nachmaligen Gattin Goethe's, ist zu bemerken, daß der Herausgeber versucht hat, sie in chronologische Ordnung zu bringen, da häufig die Jahreszahl im Datum, oft auch das Datum überhaupt fehlt. Mehrere sind eigenhändig, die anderen theils von ihrem Bruder, theils von Goethe's Schreiber L. Geist oder von Riemer geschrieben, doch von ihr diktirt und unterzeichnet. Sie befürchtet zuweilen, der liebe Freund werde ihre Briefe nicht lesen können, und in der That läßt sich ein Einfluß von Klopstock'scher Sprach- und Schreibreinigung so wenig wie in vielen anderen Schriftstücken der damaligen Zeit erkennen. Aber wir lernen doch einmal die merkwürdige, so oft falsch und hämisch beurtheilte Frau kennen aus vertraulicher und offener Mittheilung an einen intimen Freund des Hauses, dessen Portrait zu freundlichem Andenken ihr Zimmer ziert. Eine leidenschaftliche Verehrerin des Tanzes und des Theaters, weiß sie von Redouten, Aufführungen und sonstigen Neuigkeiten lebhaft zu berichten, und nur einige Male wird die herrschende Heiterkeit durch kummervolle Theilnahme bei den Krankheiten Goethe's unterbrochen und durch das Gefühl ihres Alleinstehens getrübt. „Mit dem Geh. Rath geht es wieder leidlich" schreibt sie, „aber ich fürchte daß es nur Flickwerk ist. O Gott! wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdirbt mir manche frohe Stunde . . . . . Denken Sie sich alte mich, die ich außer Ihnen und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieser Welt habe . . ." —

Sie war eine kleine, blühende, volle Blondine mit hübschen Augen, immer heiter und mit dem Talente begabt, alles Ste-

rende von dem vielbeschäftigten, zu Zeiten von Krampfanfällen heimgesuchten, leicht reizbaren Freunde entfernt zu halten; dabei eine ausgezeichnete Wirthschafterin und Pflegerin, welche die Bedürfnisse und Gewohnheiten Goethe's kannte wie Niemand, die ohne Ansprüche, stets innerhalb der ihr angewiesenen Grenzen verblieb und endlich mit Dankbarkeit die Ehre erkannte, die Gattin eines großen Mannes zu sein.

Schon im Jahre 1797 war sie mit Goethe und dem Sohne in Frankfurt zum Besuch im elterlichen Hause, wo es ihr ausnehmend wohl gefiel. Goethe's Mutter, die vortreffliche Frau Rath, hatte längst mit der lieben Tochter in herzlichem Briefwechsel gestanden, fand nun auch nach persönlicher Bekanntschaft diese gute Natur für ihren großen Sohn nicht ungeeignet und wußte sie wohl zu rühmen. Goethe selbst erkannte ihren Werth, besonders auch für seine ökonomischen Verhältnisse, welche sie immer wieder ins Gleis zu bringen verstand, wenn er in der Vorliebe für seine Sammlungen zu weit gegangen war, auch liebte er, von geistiger Arbeit ausruhend, ihre heitere, oft lustige Unterhaltung mehr, als die der sogenannten „genialen Weiber." In Karlsbad war sie 1811 mit ihm zusammen und er hat sich mit ihr an der schönen Gegend, die er der Staunenden zeigen konnte, „frisch ergötzt." Er selbst spricht von seinem häuslichen Glücke, „wie er diesem Verhältnisse, das ihn auf die lieblichste Weise zu erquicken wußte, Muth und Stimmung zu den schönsten poetischen Schöpfungen verdankte." „Die Metamorphose der Pflanzen" schildert anmuthig, wie der Meister der Geliebten die Entwickelung und Verwandlung der Pflanzen erklärt und die Deutung ihres eigenen Verhältnisses zu einander zart daran knüpft. Auch die römischen Elegien und die venetianischen Epigramme sind, wie Die-

hoff und J. W. Schäfer nachgewiesen haben, nicht in Italien, sondern in dieser Zeit in Weimar gedichtet. Der Zeitpunkt seines Entschlusses zum förmlichen Eintritt in die Ehe mit ihr fiel in die Schreckenstage der Plünderung Weimar's. Goethe's Haus fast allein war dieser Plünderung nicht preisgegeben, welche zuerst durch kluge Maßregeln, sodann durch Marschall Ney, der daselbst im Quartier lag, verhindert wurde. Um sich aber einen Begriff von den Unruhen zu machen, die auch in diesem Hause herrschten, das später auch von Lannes, Augereau und vielen anderen Cingieren bewohnt wurde, muß man wissen, daß zuweilen 28 Betten bereit standen, in den ersten Tagen aber 12 Eimer Wein verschenkt und die Unkosten überhaupt auf 2000 Thlr. berechnet wurden. Ein Zeitgenosse versichert, vom 14. zum 15. October 1806 sei im Goethe'schen Hause ein so unruhiger Zustand gewesen, daß Goethe ohne Dazwischenkunft der Demoiselle Vulpius in Lebensgefahr geschwebt, sie aber auch weinend geklagt habe, nicht länger mehr im Hause bleiben zu können. Von der Trauung finden wir eine Anzeige von Goethe selbst in diesen Briefen; sie erfolgte am 19. October in der Jacobskirche, nicht unter dem Donner der Kanonen von Jena, nicht auf Ordre Napoleons oder Anrathen Ney's, wie man gefabelt hat, sondern im Gefühle der Pflicht und Dankbarkeit in den ersten Tagen nach überstandener Gefahr, ja aus Liebe für die unentbehrlich Gewordene.

Frau von Goethe starb am 6. Juni 1816. Ihr Gatte war tief erschüttert. A. v. Sternberg in seinen so eben erschienenen Erinnerungsblättern will wissen, daß Goethe, der immer gefaßte, an ihrem Sterbelager ohne Fassung niedergekniet, ihre Hände ergriffen und ausgerufen habe: „Du wirst mich nicht verlassen!

Nein, nein, Du darfst mich nicht verlassen!" An Zelter schrieb Goethe am 8. Juni: „Wenn ich Dir, derber geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt Du was es heißen will;" am 12. Juni an Louise Seidler: „Den lieben Jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist." — Ein Denkmal setzte er seiner Frau in folgenden Versen:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

Von Goethe's und der Vulpius einzigem Sohne, Julius August Walther, geb. 1791, vermählt mit der Freiin von Pogwisch, auf einer Reise zu Rom am 30. October 1830 gestorben, sind ebenfalls einige Briefe an Dr. N. Meyer abgedruckt, mit dem er übrigens schon als wißbegieriger Knabe, der bereits Münzen, Antiquitaten und Naturalien sammelte, in liebenswürdigem brieflichem Verkehr stand.

Das Material zu der nachfolgenden biographischen Skizze verdanke ich zum größten Theile der Familie Meyers selbst, welche mir auch die Einsicht in dessen Schriftstücke freundlichst gestattete.

Nicolaus Meyer.

der Sohn des Senators Dr. Heinrich Hermann Meyer und der Sophie Katharine, geb. Mindemann zu Bremen, am 29. December 1775 geboren, verlor seinen Vater schon im 8. Lebensjahre und es leitete mit Sorgfalt die gebildete Mutter seine Erziehung bis er in das Padagogium zu Halle trat. Im 18. Jahre ging er auf die Universität nach Kiel und 1798 nach Jena. Als er durch Weimar kam, konnte er dem Hause des Gefeierten nicht vorübergehen. Der Name einer geachteten Familie, seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine Begeisterung für Goethe waren Alles, was er zum ersten Besuche mitbrachte, bei dem er eine so freundliche Aufnahme fand, daß er nun in Jena jede freie Zeit benutzte nach Weimar zu gehen. Hier erwartete ihn jederzeit ein väterlicher Empfang im Hause des hochverehrten Mannes, der es verstand in dem jungen Freunde keimende Kräfte zu entwickeln und Neigung für Kunst und Wissenschaft zu entflammen. Den größten Theil des Winters 1799—1800 brachte Meyer im Hause Goethes zu, dessen naturhistorische Sammlungen von dem jungen Anatomen bei Ausarbeitung der Dissertation Prodromus anatomiae murium benutzt wurden. Die Präparationen der Mäuse geschahen zum Entsetzen der kleinen Freundin Vulpia auf dem Küchenheerde. Die Dissertation zur vergleichenden Anatomie aber wurde von den Naturforschern mit Beifall aufgenommen. Blumenbach erwähnt Meyers als Entdecker und ersten Beschreiber des neuen Knochens os transversum (Meyeri). Auch nach der Promotion verweilte Meyer noch einige Monate in Weimar. Eines Tages zeigte ihm Goethe mehrere sauber gearbeitete und colorirte Abbildungen naturhistorischer Gegenstände,

welche der befreundete Horny gestochen hatte, — der sich bei Goethe zu einer Verwendung für die Blätter Raths erholen wollte, — und machte Meyern den Vorschlag einen erläuternden versificirten Text zu den Bildern zu schreiben, um damit ein nützliches Bilderbuch zu schaffen. In wenigen Tagen waren Vorrede, Einleitung und die Erklärung in Versen der fertigen 13 Kupfertafeln vollendet, worauf der Verfasser seine wissenschaftliche Reise nach Wien antrat; Goethe selbst aber fügte der später beendigten 14. Tafel der Mineralien die poetische Erklärung hinzu. Diese Blätter wurden durch den Buchhändler Frommann in Jena an Glatz in Schnepfenthal gesandt, welcher Erzählungen hinzuthat und unter dessen Namen das Buch 1803 als „Naturhistorisches Bilder- und Lesebuch" erschien.

Kriegsereignisse unterbrachen die projektirte größere Reise Meyers und veranlaßten ihn in Bamberg zu bleiben, wo er mit den Professoren Marcus und Röschlaub befreundet wurde; dann bot sich ihm Gelegenheit die Direction eines französischen fliegenden Lazareths zu übernehmen. In Würzburg fesselten ihn 1801 Siebold und Langenbeck eine Weile, bis er zu Bremen in die ärztliche Praxis eintrat und bald mit den dortigen Celebritäten Olbers, Ricker, Treviranus und Albers in freundschaftliche Verhältnisse kam. Mit unermüdlichem Eifer widmete er sich in seinem Berufe der leidenden Menschheit und brachte auch das Bad Lilienthal, nahe bei Bremen, zu augenblicklichem Flor.

Im Jahre 1806 verheirathete er sich mit seiner noch lebenden Gattin Sophie Doris Elise Meyer. Die Hochzeitsreise führt das junge Paar nach Weimar. Nach achttägigem genußreichen Aufenthalte im Hause Goethe's erhält es von ihm ein freundliches Geleit bis Jena, speist dort bei ihm auf dem Schlosse und lauscht

Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

Gehn vorüber.

Marthe.

Sagt g'rad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat sich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephistopheles.

Das Sprichwort sagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, sind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine: ob ihr niemals Lust bekommen?

Mephistopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte sagen: ward's nie Ernst in euerm Herzen?

mit Ergötzen den Erläuterungen seiner Farbenlehre. Zum Abschiede wird den Freunden eine Karte übergeben, die ihnen in Lauchstädt Goethe's Theaterloge eröffnet; ihre Anwesenheit dort aber wird — so hatte es Goethe veranstaltet — durch eine Aufführung des Götz von Berlichingen geehrt.

Meyer's glückliche Ehe war mit acht Kindern gesegnet, von denen jedoch nur drei ihn überlebten. Der beiden älteren Söhne erster Ausflug aus dem Vaterhause war eine Reise zu Goethe, der an allen die Familie betreffenden Ereignissen innigen Theil nahm, wie sich von der Taufe eines Kindes, bei dem er Pathe war, bis zu dem frühen Tode der hoffnungsvollen Jünglinge, der ihn sehr schmerzlich berührte, aus diesen Briefen kundgibt. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem einen Sohne Carl Zelter, dessen Geist und Jugendschönheit ihn in gleicher Weise anzogen. Goethe ließ das Portrait des Jünglings für seine Sammlung zeichnen und theilte von Herzen die Freude des Vaters an dem Sohne, der „so mannigfaltig entschieden talentvoll sich beweißt," dessen Opus „Bewunderung und allen Beifall erregt." — Goethe hatte ihn zur Erlernung der edeln Bildhauerkunst an Rauch empfohlen und bei Zelter eingeführt. Der dankbare Jünger sandte bald eine Goethe-Büste, die als seine gelungene Arbeit auch Rauch's Anerkennung gefunden hatte, an den väterlichen Freund nach Weimar ein.

Kränklichkeit veranlaßte Nicolaus Meyer Bremen zu verlassen, seine Neigung wendete sich dem geliebten Weimar zu. Schon war von ihm ein Haus, Goethe gegenüber, angekauft, auch hatte ihn der Herzog Karl August zum Rath ernannt; die Übersiedelung aber unterblieb, durch politische und Kriegs-Ereignisse wie durch Krankheitsfälle gestört. Minden ward zum Aufenthaltsorte gewählt, wo sich

bald wieder befriedigende Praxis fand. Mit Hingebung und Aufopferung seiner Gesundheit widmete er sich in der Zeit der Kriegspest, 1811, der Direction eines neuetablirten französischen Hospitals. Um wieder zu genesen, verlebte er den Winter von 1813 auf 1814 in Bremen, in welche Zeit seine politischen Arbeiten für die Bremer Zeitung fallen, kehrte aber sodann nach Minden zurück.

Mit unermüdlicher Thätigkeit stiftete und pflegte er eine Anzahl Wohlthätigkeits-Anstalten; eine Reihe edler vortrefflicher Thaten bezeichnet den Lebenswandel des echten Arztes und Menschenfreundes, der zugleich seinen Sinn für Kunst und Wissenschaft nach allen Richtungen hin offen erhielt und in dieser Beziehung von Goethe wohl gewürdigt wurde, der namentlich lebhaften Antheil an dem gehaltvollen Mindener Sonntagsblatte nahm, welches Meyer 36 Jahre lang redigirte. Außer mehreren medizinischen Schriften hat er ein niederdeutsches Epos „Henninк de Hahn" in freier poetischer Übertragung, altdeutsche Dichtungen, einen psychologischen Roman, Gedichte aus der Zeit des Befreiungskriegs „Vandale" und vier verschiedene Bände Gedichte herausgegeben, und noch ein Epos, eine Thierfabel, im Manuscript hinterlassen. — Mitstifter der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, war er zugleich Conservator des Museums, dessen naturhistorische und antiquarische Sammlung ihm bedeutende Geschenke zu danken hat. Von vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten jener Zeit, mit denen er in freundschaftlichen Beziehungen und in Briefwechsel stand, sind besonders aus dem Weimarischen Kreise Kanzler von Müller und Hofrath Heinr. Meyer zu erwähnen. In das Jahr 1828 fiel sein letzter Besuch bei Goethe.

Meyer wurde nacheinander zum Kreisphysikus, zum Regierungs-

Medizinal-Rath ernannt und empfing den Titel als Geheimer Rath, sowie Ordensauszeichnungen. 1854 erhielt er seine erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste, und so lebte dieser an Geist und Herz reich ausgestattete, bei großen Verdiensten so bescheidene Mann noch kurze Zeit seiner liebenswürdigen Familie und seinen edeln Neigungen.

Kostbare Sammlungen von Kunstsachen, Antiquitäten, Naturalien und eine bedeutende Bibliothek erfüllten die wohnlichen Räume seines Hauses in Minden und waren oft der Gegenstand des Verkehrs mit Goethe, welcher der Freigebigkeit Meyers unter anderen auch einen Theil seiner Majolica-Schätze zu verdanken hatte, um die er bekanntlich von Fürsten beneidet wurde. Diese alten Gefäße mit Malereien stammten aus dem berühmten Hause des Herrn von Welser in Nürnberg, welcher mit Albr. Dürer befreundet war und aus jener Zeit ansehnliche Kunstschätze zusammengebracht hatte.

Er starb im achtzigsten Jahre seines verdienstvollen Lebens am 21. Februar 1855 zu Minden. Die Stadt beklagte eigentlich den Verlust eines ihrer edelsten und besten Bürger.

Nach dem Vorhergehenden wird man es um so unbegreiflicher finden, daß weder von Goethe selbst in seinen Werken und gedruckten Briefen, noch von dessen Freunden irgendwo eines Mannes Erwähnung geschieht, der so viele Jahre lang in vertrautem Verhältnisse zu dem Dichterfürsten gestanden hat.

Briefe von Goethe.

1.

Sie haben uns, werther Herr Doctor, durch Ihren letzten Brief aus der Beſorgniß geriſſen, in welcher wir Ihrentwegen einige Zeit geweſen ſind, und es war mir ſehr angenehm zu hören daß Sie ſich, obgleich in einem unruhigen Zuſtande, recht wohl befinden. Ich wünſche, daß die kriegeriſchen Begebenheiten in Ihrer Nähe*) von Ihnen auf's Beſte, zu mediciniſch-chirurgiſchen Erfahrungen, genutzt werden mögen.

Wollten Sie mir gelegentlich eine Schilderung derer Herren**) Markus und Reſchlaub, vorzüglich als Lehrer, ſowohl auf dem Catheder, als am Krankenbette, ſo wie ſie Ihnen, theils an ſich, theils etwa in Vergleichung mit unſern bekannten academiſchen Lehrern in Jena vorkommen, gefällig aufſetzen und mir ſchicken, ſo würden Sie mir einen angenehmen Dienſt erweiſen. Nur muß ich Sie erſuchen von dieſem Auftrag gegen niemand etwas merken zu laſſen.

Der ich recht wohl zu leben wünſche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Weimar den 30. Dec. 1800.

Goethe

*) In Franken.

**) Der junge Doctor Nic. Meyer lernte auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe in Bamberg die Profeſſoren Markus und Reſchlaub kennen und wurde mit ihnen befreundet.

2.

Mit sehr viel Zufriedenheit vernehme ich daß Sie anfangen als Arzt sich in Thätigkeit zu setzen. Bei den guten Kenntnissen, die Sie erlangt haben, wird es Ihnen gewiß nicht fehlen das Vertrauen Ihrer Mitbürger [in Bremen] zu verdienen und zu gewinnen. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören wie es Ihnen gelingt.

Da Sie die Gefälligkeit haben wollen uns von Zeit zu Zeit mit Wein zu versorgen, so nehmen Sie zuvörderst meinen Dank für das Ueberschickte.

Ich lege ein Verzeichniß bey von dem was bisher angekommen und ersuche Sie mir die Preise bey zu schreiben.

Sodann ersuche ich Sie mir den Ohm guten Portwein, von welchem Sie schreiben, durch einen sichern Fuhrmann zu überschicken, den Betrag gleichfalls zu melden und mir anzuzeigen auf welchem Wege ich die Zahlung leisten soll.

Alsdann wollen wir wegen andern Weinen, die ich von Zeit zu Zeit zu erhalten wünsche, weitere Abrede nehmen.

Wollen Sie mir die angebotene geflochtene Strohmatte gelegentlich überschicken; so wird es mir recht angenehm seyn. Fahren Sie fort recht wohl zu leben und unserer zu gedenken.

Weimar am 30. Juli 1802.

Goethe.

3.

Nachdem so manches, durch Ihre gefällige Besorgung, zu uns gekommen, wird es Pflicht daß ich auch wieder einmal von mir hören lasse. August,*) dessen Danksagung hier beyliegt, ist durch Ihre

*) Goethe's Sohn.

letzte Sendung sehr glücklich geworden, um so mehr als er Herrn Professor Meyers Zimmer bezogen hat und seine Besitzthümer nunmehr recht ausbreiten kann.

Der Portwein ist wohlbehalten angekommen, nebst anderm Guten für Küche und Keller. Wir senden dagegen auch einiges, sowohl leiblich als geistig Genießbares, wie denn das Lauchstädter Vorspiel*) hier beyliegt.

Ihre Anweisung an die Egloffsteinische Fabrik ist mit 60 Thlr. 20 Gr. hießiges Courant bezahlt; wegen des Rests bitte gelegentlich zu disponiren.

Und nun habe ich noch eine Anfrage zu thun, durch deren baldige Beantwortung Sie mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen. Nach dem unvermutheten Tode unsers guten Batsch**) sind mehrere brave Männer zu seiner Stelle empfohlen worden, die, wie Sie wissen, hauptsächlich in der Direction des botanischen Instituts zu Jena besteht. Hierunter befindet sich auch Herr Doctor Roth, welcher sich in Ihrer Nachbarschaft in Vegesack als Arzt aufhält. Er hat sich schon durch Schriften als einen denkenden Botaniker bekannt gemacht. Möchten Sie mir aber von seiner Person, von seinem Äußern, seinem muthmaßlichen Vortrag, Character, häuslichen Umständen und sonst, einige Nachricht, im Vertrauen, ertheilen; so würde ich es mit Dank erkennen und, ohne Sie zu compromittiren, den besten Gebrauch davon zu machen wissen.

Ich überlasse einiges andere zu schreiben meinen Hausgenossen und wünsche recht wohl zu leben.

Weimar am 9. Nov. 1802.

Goethe.

*) „Was wir bringen."

**) A. J. G. K. Batsch, Prof. der Naturgeschichte in Jena, geb. 1761, gestorb. 1802.

4.

Herr Doctor Meyer

Hat verlangt	Erhält
1. Die Dummheit weibl. Geſtalt.	Man hat eine gewöhnliche hübſche Maske genommen, deren geiſtloſes Anſehen wohl am beſten die Dummheit ausdrückt, ohne unangenehm zu ſeyn. Sollte ſie gegen die übrigen Masken etwas zu blaß erſcheinen, ſo kann man ihr leicht einen fleiſchfarbenen Ton geben.
2. Das Gelächter, männlich.	Liegt rauhisch gebildet bey. Es verſteht ſich daß Augen und Mund geſchickt ausgeſchnitten werden.
3. Wie Sannio.	Liegt eine einzelne Naſe bey.
4. Wie Micio.	Liegt Stirn und Naſe bey. NB. Die Bärte zu dieſen beyden Geſichtern ſind nebenbey gepackt, die Augenbraunen zum Sannio werden gemahlt.
5. Griechiſche Stirn und Naſe.	Aus der Form der jüngern Adelphen.

Ferner liegt bey 6) die eben fertig gewordene Maske des Gnatho und der Unterkinn des Syrus. *)

Weimar am 12. Dec. 1802. G.

*) Dieſe Masken wurden zu einem kleinen Drama gebraucht, das von Meyer gedichtet war und bei einem Familienfeſte zur Aufführung kam. Es erſchien gedruckt unter dem Titel Kalloterpe. Ein polemiſches Drama von Gentl 1804. Bremen.

5.

Sie haben uns, werther Herr Doctor, abermals in den Fall geſetzt für manches Überſchickte zu danken, und ich kann verſichern, daß wir mehrmals bey den trefflichen Fiſchen und dem koſtlichen Wein vergangener guter Stunden mit Neigung und Freundſchaft gedenken.

Wie ſehr hätte ich gewünſcht Ihnen etwas von unſern mittelländiſchen gebürgiſchen Producten zuzuſchicken! wenigſtens wollen wir nicht vergeſſen Ihnen, wenn etwas leibliches oder geiſtiges, angenehmes und transportables vorkommt, davon Theil zu geben. Durch die kleinen, gelegentlichen Producte Ihrer Muſe haben Sie auch auf eine freundliche Weiſe Ihr Andenken erneuert. Die Werbung*) (ich würde lieber Bewerbung geſagt haben) iſt eine recht artige Variation von Was wir bringen und, ſo viel ich beurtheilen kann, dem Local gut angepaßt.

Nur würde ich rathen, da die Poeſie ohnehin von Ihren guten Landsleuten einigermaſen abſtehen mag, den Eingang dieſer edlen Kunſt nicht durch difficile Sylbenmaſe zu erſchweren. Zwar ſind Sie in Stanzen, Sonetten, Terzinen und dergleichen gewandt genug, doch können Sie bey oft wiedergefordertem gleichem Reim den uneigentlichen Ausdrücken nicht entgehen, wodurch zwar manchmal eine ſchöne Wendung gelingt, aber auch oft der Vers dunkel und ſchielend wird, das ein ungeübtes Publikum irre macht, und ein geübtes nicht befriedigt; deshalb rathe ich die leichteſten und freyeſten Versarten bey ſolchen Gelegenheiten zu gebrauchen und ſich der ſchwerern nur als Würze zu bedienen.

Verzeihen Sie mir dieſe vielleicht etwas pedantiſche Bemerkungen und haben die Güte beyliegendes Blättchen Herrn Doctor Roth

*) Die Werbung. Ein Vorſpiel zum Neuenjahr. Gedruckt bei Diedrich Meier (Bremen).

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.
Gehn vorüber.

Fauſt.

Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarethe.

Saht ihr es nicht? Ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeih'ſt die Freyheit, die ich nahm?
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

zu Vegeſack zu communiciren und mir deshalb, bald möglichſt, eine Gegenerklärung zu verſchaffen. Hoffentlich wird noch vor Abgang der Poſt eine kleine Beilage aus meinem Hauſe fertig, wodurch Sie von unſern Winterzuſtänden und Luſtbarkeiten einige Nachrichten erhalten.

Der ich recht wohl zu leben und glücklichen Erfolg Ihrer Thätigkeit wünſche.

Weimar am 7 Febr. 1803.

Goethe.

(Beilage.)

Durch den Tod unſers verdienſtvollen Batſch iſt das neue Inſtitut in Jena verwaiſ't. Die Nothwendigkeit ein ſolches anzulegen entſprang aus der ſehr beſchränkten Lage des alten botaniſchen Gartens und andern academiſchen Verhältniſſen. Der obere Theil des Schloßgartens iſt dazu eingerichtet, deſſen ſchöne Lage Sie kennen.

Das Haus iſt nach alter Weiſe gebaut, aber für eine nicht allzu große Familie geräumig und bequem, wie Ihnen dieſes alles wohl ſelbſt genugſam bekannt iſt.

Nun haben wir, um den an dem Profeſſor Batſch erlittenen Verluſt zu erſetzen, die Augen auf Herrn Doctor Roth in Vegeſack geworfen, deſſen ſchöne Einſichten in die Botanik uns durch den allgemeinen Ruf, mehr noch durch ſeine Schriften bekannt geworden und für welchen, außer dem Zeugniß eines trefflichen Charakters, noch der Umſtand beſonders einnimmt, daß er, als Privatmann, ſich ſelbſt einen Garten zu ſolchen Zwecken angelegt, woraus ſich folgern läßt, daß ihm der practiſche und techniſche Theil der Gartenkunſt nicht fremd ſey.

Auch iſt unſer Inſtitut von der Art, daß ein Mann, der durch ſeine Kenntniſſe und Perſönlichkeit mit wenigem viel zu thun weiß, für daſſelbe eigentlich zu wünſchen iſt.

Dieſes Inſtitut hängt blos von dem hieſigen Hofe ab und ſteht, in ſo fern, mit der Academie in keinem Zuſammenhang. Dem

Vorsteher desselben würde man den Titel eines Professors der Philosophie, wie ihn der selige Batsch gehabt hat, verschaffen.

Zugleich bietet man 200 Thlr. Besoldung und freye Wohnung an.

Ueberdem erhält derselbe 200 Thlr. auf Berechnung, wovon die ordinären Ausgaben für den Garten zu bestreiten sind, worunter auch das Tractament für einen geschickten jungen Burschen, der dabey angestellt ist, sich begriffen findet und dafür, nebst einigen Tagelohnern, die nöthige Handarbeit verrichtet.

Wollten Sie nun, wertbester Herr Doctor, jedoch im Vertrauen und in der Stille, Herrn Doctor Roth zu sondiren die Gefälligkeit haben, und, wenn er nicht abgeneigt wäre, zugleich die Frage an ihn ergehen lassen: ob er wohl zu rechter Zeit bei uns eintreffen könnte, um diesen Sommer Vorlesungen zu halten, worauf ich mir die Freyheit nehmen werde Sie, sobald als möglich, von dem endlichen Beschluß zu benachrichtigen.

Ein einziges habe ich noch hinzu zu fügen, worüber Herr Doctor Roth gefällig mit sich selbst zu Rathe gehen wird: ob er sich nämlich ein Lehrtalent zutraut, theils in Absicht auf Communikation seiner Kenntnisse überhaupt, theils in Absicht eines Vatheder-vortrags. Denn hierdurch werden, sowohl vorzüglich die academischen Zwecke, welche wir im Auge haben, erfüllt, als auch diese Stelle für den der sie bekleidet nutzbar und ehrenvoll.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar den 7. Febru. 1803

Goethe.

6.

Für die schnelle gefällige Besorgung des Auftrags an Herrn Doctor Roth danke ich zum schönsten, obgleich das Resultat unsern Wünschen nicht entspricht. Die von Ihnen nicht vermuthete Ursache der abschläglichen Antwort ist mir um deste auffallender, als vielleicht, in allen unsern Verhältnissen, keine unabhängigere und ungestörtere Stelle zu finden wäre.

Sie würden mir daher eine ganz besondere Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie, auf eine geschickte Weise, erfahren könnten, auf welchen Wegen Herrn Doctor Roth eine so ungünstige Schilderung zugegangen. Ich kann versprechen, solches nur zu eigner Belehrung nutzen zu wollen.

Heute nichts weiter. Der ich recht wohl zu leben wünsche. Weimar am 25. Februar 1803. *)

Goethe.

*) Durch diesen Brief erhalten wir näheren Aufschluß über ein längst durch den Druck bekanntes Schreiben Goethe's an den Geh. Hofrath Prof. H. A. Eichstädt in Jena (geb. 1770 zu Uschatz, gest. 1848) welches lautet:

Weimar, den 13. Mai 1803.

Schon lange sind mir die Mißhelligkeiten, welche zwischen unseren Jenaischen Lehrern sich in heftigen Ausbrüchen gezeigt, so wie anderen Freunden der Wissenschaft höchst bedauerlich gewesen, weil offenbar dadurch ein so schönes Institut manchen Schaden erleiden mußte. Leider haben diese manche nicht genugsam überdachte Ausdrücke in periodischen Blättern und Schriften die nächste Veranlassung gegeben. Die Uebel, welche daraus entstanden, habe ich als Privatmann innig bedauert. Nun tritt aber ein Umstand ein, der mich im Geschäftsgange aufmerksam macht. Die zur Oberaufsicht über die neue botanische Anstalt im Fürstengarten zu Jena bestellte Commission hat bei der Correspondenz, welche sie wegen Wiederbesetzung der durch den Tod des Professors Batsch erledigten Stelle geführt, zu bemerken gehabt, daß man gedachtes Institut auswärts verrufen, und dadurch Personen von der Annahme des Rufes abschrecken wollen. Ohne untersuchen zu wollen, woher solche Insinuationen gekommen sein mögen, sieht sich die fürstliche Commission veranlaßt, besonders die neuen Redacteurs der allgemeinen Literaturzeitung auf alles dasjenige aufmerksam zu machen, was ihnen wegen des Instituts gesendet werden könnte. Man muß ausdrücklich wünschen, daß nichts Unangenehmes, noch Verkleinerndes vorkommen möge, damit eine im Wachsen begriffene Anstalt nicht gehindert, noch verletzt werde.

(S. Goethe's Briefe, herausg. v. G. Döring. S. 201.)

7.

Ob ich Ihnen durch Überſendung beyliegender Bogen*) eine Ausgabe für Porto verurſachen ſollte, da ich ſie nicht ganz frankiren kann, war ich einigermaſen zweifelhaft; doch wenn ich bedenke daß einem Autor die Aushängebogen immer ein angenehmer Anblick ſind, ſo entſchließe ich mich ſie einzuſiegeln. Aus einem beyliegenden Zettel werden Sie unſere letzten theatral. Unternehmungen gewahr werden. Schreiben Sie mir doch auch gelegentlich etwas von Ihrem Theater, beſonders von den Talenten Ihrer Schauſpieler.

Der ich recht wohl zu leben wünſche und uns allerſeits zu geneigtem Andenken empfehle.

Weimar am 1. Apr. 1803.

Goethe.

8.

Mit vielem Dank für die intereſſanten Nachrichten Ihres Briefes ſchreibe ich heute nur weniges über die kleinen Speditionsangelegenheiten, ſo unter uns obwalten. Eine für Sie gepackte Kiſte wartet auf einen Fuhrmann, ſie enthält:

1 Packet mit Strumpfhoſen von Eglofſteins.
2 — — — in Wachstuch von Hrn. Secret. Vulpius.
2 Packete dergl. in Papier.
1 Kiſtchen von Hrn. Prof. Meyer
2 Packete Bücher von mir.

*) Ohne Zweifel ſind es die Aushängebogen von Blatz naturhiſtoriſchem Bilder- und Leſe-Buch. Siehe die Einleitung zu dieſen Briefen.

Aus nachgesetzter Rechnung werden Sie sehen wie wir zusammenstehen. Die 21 Thlr 20 Gr. sächs. habe ich an das Industrie Comptoir noch nicht bezahlt, es kann aber gleich geschehen, sobald Sie mich dazu autorisiren.

Heute nichts weiter als viel Glück zu allen Ihren Unternehmungen.

Weimar am 12. Mai 1803

Goethe.

Für Rechnung Herrn Doctor Meyers ausgezahlt.

1.	An gewirkter Strumpfwaare	60 Thlr.	20 Gr.	Pf.
2.	An desgl. Auch für eine Oberrationsuhr 15 Thlr. 8 Gr. sächs.	15	11	8
3.	Für ein Pfeifenbeschlag an Straub	1	15	—
	Für Masken an Klauer	6	12	—
	Für Bärte an Lehmann	1	16	—
4.	Bücherlotterie 12 Thlr. sächs.	13	—	—
	Accouchements Modelle 21 Thlr. 20 Gr. sächs.	23	15	8
		123 Thlr.	21 Gr.	1 Pf.

Nun bin ich nach beiliegender Rechnung an Dieselben 125 Thlr. 19 Grote gut Geld schuldig welches nach unserm Cours ohngefähr macht 135 Thlr.

Taxen abgezogen ekennichende 123 "

Bliebe ich ohngefähr mit 12 Thlr. im Rest über welche gelegentlich zu disponiren bitte.

So eben vernehme ich, daß Sie mit Ovellen*) wegen ein paar Mandolinen im Handel stehen. Er hat mir die bessere auf mein Verlangen zugeschickt und verlangt für die bessere im Futteral 26 a

*) Musikus bei der Herzogin Amalie.

tel. Die geringere will er ſchon weggeſchenkt haben. Haben Sie alſo noch Luſt zu der beſſern, ſo will ich ſie ihm abkaufen und dadurch unſere Rechnung ſalditen, worüber mir gefällige Nachricht erbitte und nochmals wohl zu leben wünſche.

Viel Grüße von den Meinigen.

G.

9.

Die Nachricht, werthester Herr Doctor, von Ihrer ſo zweckmäßigen als angenehmen Thätigkeit hat uns, da wir immer viel Theil an Ihnen nehmen, beſonders erfreut. Wir wünſchen nur zu hören, daß Sie durch dieſe viele Mühe, wo nicht ökonomiſchen Vortheil, doch die Zufriedenheit, die Zuneigung und das Zutrauen Ihrer Landsleute gewinnen mögen.

Nun einige Anfragen und Bitten. Sie haben von Nürnberg eine Anzahl kupferne Münzen mitgebracht und neulich davon meinem Auguſt eine anſehnliche Parthie zugeſchickt, worunter ſich mehrere befanden, welche zur Kunſtgeſchichte des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts lehrreichen Beytrag liefern. Indeſſen haben wir, aus einer nürnbergiſchen Auction, beynahe Tauſend Stück erhalten und hierdurch, ſo wie durch die Freygebigkeit verſchiedener Freunde, hat ſich ein ſehr lehrreiches Cabinet zuſammengebildet. Fänden ſich nun unter den Ihrigen noch Stücke aus gedachten beyden Jahrhunderten und Sie hätten, wie ich aus der Sendung an Auguſt vermuthe, an dieſen Gegenſtänden kein weiteres Intereſſe, ſo wollte ich um gefällige Nachricht und allenfalls um Ueberſendung derſelben bitten, wogegen ich ſehr gerne etwas Ihren Wünſchen und Liebhabereyen Gemäßes erſtatten werde.

Eine zweyte Gefälligkeit, um die ich Sie erſuche, beſteht in folgendem. Herr Hofrath Schütz begiebt ſich nach Halle, um dort eine

Litteraturzeitung zu ſchreiben. Die eminente Majorität der weimariſchen und jenaiſchen Gelehrten hat ſich ſogleich vereinigt, um in Jena ein ähnliches Blatt*) herauszugeben und ſie haben ſich daher unter den würdigſten, den Wiſſenſchaften ergebenen Männern umzuſehen und ſich ihre Theilnahme zu erbitten. Möchten Sie wohl werther Herr Doctor, die Herren Schröter und Olbers**) für dieſe Anſtalt intereſſiren und noch etwa andere Freunde zu derſelben einladen uns mit wiſſenſchaftlichen Nachrichten und Urtheilen zu beehren. Wollten Sie ſich ſelbſt dabey auf irgend eine Weiſe thätig bezeigen, ſo wird es zu wechſelſeitigen Vortheilen gereichen können. Wenn Sie gedachte und ähnliche Männer vorbereitet haben und mir ihren guten Willen ankündigen, ſo werde ich ihnen ſelbſt ſchreiben und in nähere Verbindung mit ihnen zu treten ſuchen. Es ſollte mir ſehr angenehm ſeyn auf dieſe Weiſe mit mehrern Ihrer Landsleute in Verbindung zu kommen, um dadurch noch nähern Anlaß zu finden künftigen Sommer Ihren freundſchaftlichen Einladungen Folge zu leiſten.

Der ich mit vielen Empfehlungen der Meinigen recht wohl und vergnügt zu leben wünſche.

Weimar am 6. Sept. 1803.

G.

Es ſteht auch die angeſchaffte Mandoline ſchon lange wohl eingepackt bey uns. Vielleicht wiſſen Sie einen baldigen Anlaß zu geben daß dieſes Inſtrument zu Ihnen transportirt werde.

*) Nachdem die alte A. L. Ztg. mit Schütz nach Halle ausgewandert war, ſtand Goethe an der Spitze der Jenenſer Lit. Ztg. (Aus Weimar's Glanzzeit S. 33.)

**) Die bekannten Astronomen.

10.

Ich verfehle nicht zu melden, daß heute ein Käſtchen an Sie abgegangen, mit Bilderbüchern, einigen Almanachen u. ſ. w. Ich wünſche guten Empfang.

Darf ich Sie bitten Inliegendes an Herrn Profeſſor Reller abzugeben mit höflicher Empfehlung von mir.

Die Meinigen grüßen und ich ſchließe mit dem Wunſche daß Sie Ihren Winter ſo geſund und froh als thätig zubringen mögen.

Weimar am 21. Octob.
1803 Goethe.

11.

Sie haben uns ſo mancherley Gutes zugeſendet für Küche und Keller, für Natur und Kunſtſammlung, daß wir Ihnen allerdings viel Dank zu ſagen haben, ich hoffe die Meinigen haben ſchon geſchrieben und ich verfehle auch nicht von meiner Seite beſtens zu danken.

Zu dem ſchönen Gemäldekauf wünſchen wir Glück. Sie ſelbſt und Ihre einſichtsvollen Freunde werden bey Reinigung und Aufſtellung dieſer Schätze gewiß aufs ſorgfältigſte verfahren, worauf denn freylich ſehr vieles ankommt. Es giebt dieſes eine Grundlage zu einem Cabinet, das Sie durch Tauſch und Kauf nach und nach zu einem hohen Werth erheben können.

Was das mir überſendete Stückchen zum neuen Jahre betrifft, ſo ließe ſich auf dieſem Wege wohl was Gefälliges leiſten; daß Sie aber den guten Bremenſern zumutheten dergleichen anzuhören, konnte wohl von keinem glücklichen Erfolg begleitet ſeyn.

Man muß einer Poesie, wo sich die individuelle Laune so manches erlaubt, schon einigermaßen günstig seyn, man muß gewisse geistreiche Blitzfunken, gewisse zarte Empfindungsklänge zu schätzen wissen, wenn man etwas, dem man weder Form noch eigentlichen Sinn abgewinnen kann, noch auf einige Weise soll gelten lassen. Wenn Sie Ihren Landsleuten künftig etwas geben wollen, so rathe ich einen recht guten klaren Gedanken wie es geben will zu verkörpern und ihn vielseitig darzustellen, sich alles Pareken und Paradoxen zu enthalten und sowohl das Einzelne als das Resultat faßlich und genießbar zu machen, welches Sie alles zusammen recht wohl zu leisten im Stande sind; so wird es Ihnen gewiß nicht fehlen allgemeine Zufriedenheit zu erregen.

In meiner Rechnung habe ich eine Quittung über die Lotterielose der Rudolstädter Bücherlotterie beygelegt. Die Expedition, bey der es nicht zum ordentlichsten zugehen mag, macht mir wegen dieser Zahlung Mäuse, ich bitte daher mir gedachte Quittung gelegentlich wieder beyzulegen. Der ich mich geneigtem Andenken bestens empfehle. Weimar den 18. Jan. 1804.

Goethe.

12.

Daß wir uns im Hause eins auf das andere verlassen haben, daß Vater, Mutter und Sohn immer eins von dem andern glaubte daß es für das Übersendete gedankt habe, ist nunmehr Ursach des scheinbaren Undankes geworden.

Sie hatten uns durch das Päckchen Austern sehr überrascht. Es war bey warmem Wetter angelangt und der Inhalt fand sich völlig genießbar. Das beigefügte Stück ward sehr gut aufgenommen und wirklich man hätte ein sehr boshafter Recensent seyn müssen, wenn man unter solchen Umständen das Verdienst dieser Arbeit nicht hätte anerkennen wollen.

Sehr oft wünschen wir bey manchem Genusse daß Sie auch, wie vormals, daran Theil nehmen möchten. Besonders hat unser Theater durch die Aufführung des Tell zum Schluß des Winters etwas Vorzügliches geleistet. Er wird erst gegen Michael in Druck erscheinen und das erste Exemplar, was mir zur Hand kommt, soll die Reise zu Ihnen sogleich antreten. Lassen Sie uns dagegen manchmal etwas von Ihren See- und Handelsproducten zukommen und versäumen Sie nicht uns von Zeit zu Zeit von Ihrem Befinden Nachricht zu geben.

Der ich mich und die Meinigen zu geneigtem Andenken angelegentlich empfehle.

Weimar
am 11. July
1804.

Goethe

13.

Wilhelm Tell erscheint nach meinem Versprechen hier sogleich, ich wünsche, daß mir der Buchhandel nicht zuvorkommt. Dieses vortreffliche Werk, an dem Sie große Freude haben werden, sollte, nach meinen Absichten, in jenen Gegenden zuerst in Ihren Händen seyn.

Götz von Berlichingen *) ist nun auch gegeben und ich kann hoffen daß er in seiner jetzigen Gestalt sich auf dem deutschen Theater ausbreiten werde.

Schreiben Sie mir doch wie es mit dem dramatischen Wesen in Bremen aussieht und ob Sie noch Lust behalten manchmal etwas dafür zu thun. Theilen Sie mir mit was Sie, zu öffentlichen oder Privatzwecken, entweder selbst oder durch Gleichgesinnte, leisten.

*) Die neue Umarbeitung des „Götz."

Margarethe.

Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn;
Es konnte niemand von mir übels sagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was frechs, unanständiges gesehn?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne g'rade hin zu handeln.
Gesteh' ich's doch! Ich wußte nicht was sich
Zu euerm Vortheil hier zu regen gleich bes
gonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böser werden konnte.

Faust.

Süß Liebchen!

Margarethe.

Laßt einmal.

Sie pflückt eine Sternblume und pupft die Blätter ab, eins nach dem andern.

Faust.

Was soll das? Einen Strauß?

Ihr Herr Bruder war ſehr freundlich, mir von dem ſonderbaren Lippiſchen Mineral, deſſen Entſtehung man dem Blitze zuſchreibt, einige bedeutende Stücke zu überſenden. Ich danke Ihnen daß Sie meines Wunſches gegen ihn haben erwähnen wollen, und werde ihm für die Erfüllung deſſelben ſelbſt danken.

Die überſendeten Gemählde ſind glücklich angekommen und haben unſere Theilnahme erregt; darf ich aber aufrichtig ſeyn, ſo muß ich ſagen: ich wünſchte es wäre nur Eins, und der wackre geiſtreiche Künſtler [Anton Albers in Lauſanne], der ſo brav mit ſeinem Pinſel herumzuſpringen weiß, hätte ſich mit einer genialiſchen Sorgfalt zuſammen genommen, um einen kleinen Raum mit ächtem Kunſtwerth zu füllen, wie es von gewißermaßen bey dem kleinſten Bilde geſchehen iſt. Wer ſo viel vermag, ſollte die Leinwand, die er vor ſich nimmt, als einen heiligen Raum anſehen. Das geiſtreiche Skizziren betrübt uns, indem es uns in Erſtaunen ſetzt.

Was unſere kleinen Abrechnungen betrifft, ſo haben Sie doch die Güte uns darüber mit wenigen Worten zu belehren. Wir haben einige 50 Thlr. (die Quittung iſt mir nicht gleich zur Hand) nach Tannroda bezahlt. Bemerken Sie mir doch was dadurch ſaldirt iſt, und was wir Ihnen noch ſchuldig ſind. Können Sie mir vor dem Froſt noch von gutem alten Franzwein etwas überſchicken, ſo werde ich es dankbar erkennen. Sollte überhaupt von unſerer Seite irgend eine Antwort ſtocken, ſo ſparen Sie einen Brief nicht, um etwa anzufragen und die Sache ins Gleis zu bringen. Sie wiſſen, daß es bey uns lebhaft hergeht und ein Intereſſe das andere jagt, ſo daß manchmal Monate hingehen bis ein behaglicher Augenblick ſich findet um einem abweſenden Freunde ein behagliches Wort zu ſagen.

Demohngeachtet bleiben Sie überzeugt, daß Vater, Mutter und Sohn Ihrer oft mit wahrer Theilnehmung gedenken und daß es immer ein Feſt iſt, wenn etwas von Ihnen ankommt. Verſäumen Sie nicht uns dieſen Winter auch Zeichen Ihres Andenkens

zu geben, wir wollen dagegen auch von dem neuen Leben, das uns durch das Fürſtliche junge Ehepaar*) gebracht wird, möglichſt mitzutheilen ſuchen.

Leben Sie recht wohl und nehmen lebhafte Grüße von uns allen.

Weimar den 10. Octo. 1801.

Goethe.

11.

Für die Nachricht, die ſchönen Naturalien betreffend, danke ich zum beſten ob ich gleich von dem Anerbieten gegenwärtig Gebrauch zu machen nicht im Falle bin. Das Jenaiſche Cabinet richtet gegenwärtig ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Mineralogie und beſitzt ſchon manches von den angebotenen Dingen, und was mich ſelbſt betrifft, ſo möchte ich mein Haus nicht noch voller pfropfen als ſchon geſchehen iſt.

Ihre gütigen Sendungen ſind glücklich angekommen, wenn wir auch gleich nicht alles angezeigt haben. Profeſſor Lenz**) dankt vielmal für den Torf, ſo wie die Naturalien Auguſten viel Freude gemacht haben. Der bronzirte Abguß des Indianiſchen Götzenbildes iſt recht gut gerathen. Es iſt ſehr angenehm daß auf dieſe Weiſe die Mittheilung eines Kunſtproductes möglich wird.

Die zweyte Sendung der Menkiſchen Gemählde und Zeichnungen iſt gleichfalls wohlbehalten angekommen, ſo wie auch die kleinen Radirungen. Durchaus bemerkt man ein ſchönes Talent, das ſich aber meiſt nur allzuſehr dem Impuls und dem Zufall überläßt.

Es fehlt dieſen Arbeiten nicht an Geſchmack und Eleganz, aber auch bey dieſen Gegenſtänden ließe ſich eine ſtrengere Wahl und ein

*) Erbprinz Karl Friedrich von Weimar und Großfürſtin Marie Paulowna von Rußland.

**) J. G. Lenz, Bergrath in Jena, geb. 1781, geſt. 1832.

ernſteres Beſtreben nach dem Bedeutenden erwarten, ſo wie man auch in dieſem Genre eine fleißige Ausführung nicht entbehren mag. Freylich fehlt es dieſem geſchickten Mann an einer beſſern Umgebung. Lebte er in Italien, ſo würde die Natur an ſein ſchönes Naturell ganz andere Forderungen machen. Schließlich danke nur noch für die Bücken und den Wein, welche glücklich angekommen ſind. Laſſen Sie uns bald unſere Schuld erfahren. Wenn unſere Feyerlichkeiten vorüber ſind erfahren Sie mehr. Der ich recht wohl zu leben wünſche.

Weimar am 15. Nov. 1804.

Goethe.

15.

(Ohne Datum.)

Indem ich wünſche, daß beykommendes Buch glücklich bei Ihnen anlange, lege ich ein Blättchen bey, worauf meine Sammlung Autographen, wie ich ſie dieſen Winter verzeichnet, geordnet iſt. Können Sie mir einige Beyträge verſchaffen, ſo wird es mir ſehr angenehm ſeyn.

So fehlt mir Herr Schröder in Lilienthal, und gar mancher wackere Mann von Ihrer frühern Bekanntſchaft.

G.

16.

Die gefällige Sendung von einem Kaſtchen Heringe iſt zur rechten Zeit glücklich angekommen, da dieſe Ware noch hier als eine ziemliche Seltenheit zu achten war. Nehmen Sie dafür unſern beſten Dank.

Ihr Schreiben an Herrn Doctor Gall habe ich sogleich nach Göttingen abgeschickt, als wohin er unmittelbar zu reisen willens war, da er aus dieser Gegend wegging. Allein ich höre nun, daß er noch in Weimar lesen und vor der Hälfte dieses Monates wohl kaum von dort scheiden wird. Ich werde also Ihr Gesuch entweder mündlich oder schriftlich bei ihm anbringen. Er verdient auf alle Weise von jedem Denkenden gekannt und gehört zu werden: denn außer dem höchst Belehrenden seines Vortrags findet man in demselben die angenehmste Unterhaltung.

Die Meinigen sind gegenwärtig hier alle beysammen und grüßen schönstens. Wir bedauern oft, daß die Entfernung zu Ihnen so groß ist und eine wechselseitige persönliche Communication unter die nicht leicht auszuführenden Wünsche gehört.

Wollen Sie mir vor Winters noch eine Sendung guten alten Franz-Wein besorgen, so geschieht mir eine große Gefälligkeit. Das beste Lebewohl.

Lauchstädt den 5. August 1805.

G.

17.

Weimar den 25. Dec. 1805.

Es ist wohl billig, da ich Ihnen so eigentlich nichts zum Heil. Christ schicken kann, daß ich Ihnen wenigstens an diesem Tage schreibe, und für manches zeither Übersendetes danke. Ich weiß kaum, wie weit hinaus ich Ihnen noch Dank schuldig bin, Franzwein, Malaga, Lachs und sonst manches für die Tafel, Arbeiten von Meyern, Albers und besonders Ihr Hennig und was noch sonst, ist alles zu seiner Zeit richtig angelangt. Abgegangen ist vor kurzem an Sie: Ein Kasten mit Gemälden von Meyern, ein

anderer mit den Landschaften von Albers, ein dritter mit einer Tieckischen Büste. Der Fuhrmann hat mir 66 Groschen kostenirt, indem Herr Albers sich erbot das Porto seiner Sachen von Hannover bis hieher zu ersetzen, weshalb die Adresse hier mit beiliegt.

Was die Kunstwerke betrifft, so finden Sie unsere freundliche Meinung in dem Programm das zu Neujahr mit der Jenaisch. Litt. Zeitung ausgegeben wird.

Herr Menken hat mir vor Kurzem einen zwar ganz brav gedachten, aber nicht durchaus höflichen Brief geschrieben. Er hat ein schönes Talent, aber doch nur ein einseitiges, und kann freilich nicht begreifen, daß es noch einen höhern Kreis giebt als den in dem er sich recht lebenswürdig beweist.

Herr Albers hat einen schönen Sinn, aber es fehlt seinem glücklichen Naturell noch gar sehr an Ausbildung. Er müßte noch einen ganzen Cursus der höhern und tiefern Technik machen.

Wir konnten uns nicht enthalten, ihn mit Herrn Riedel zu vergleichen, dessen schöne Landschaft, seitdem sie den Preis erhalten, noch bei uns hängt. Da Herr Albers selbst ein wohlhabender Mann ist, und in Bremen so wenig gute Bilder sind, so würde ich ihm rathen, dieses vorzügliche Bild *) sich anzuschaffen, welches der Vater des Künstlers, der sich noch in Rom befindet, vielleicht für 25 bis 30 Louisd'or wegsicht. Ich würde es selbst dafür behalten, wenn sich nicht ehestens bei mir so viel häufte, und ich auch überhaupt nicht gerne jeden Schein vermiede, von der Ausstellung Vortheil ziehen zu wollen.

Vielleicht wäre es auch eine Acquisition für Sie, mein lieber Herr Doctor. Wir können nach und nach abrechnen. Das Werk ist erfreulich und Herr Albers wird auf alle Weise ein Bild vor sich sehen, mit dem er wetteifern könnte.

*) S. Jenaische Literatur-Zeit. 1806, S. 1—XII. Zweyte Bremische Kunstausstellung vom Jahre 1805. Weimar, den 1. Januar 1806. J. W. v. Goethe, im Namen der vereinigten Kunstfreunde.

Was Henning den Hahn*) betrifft, so ist es immer ein schätzbares Überbleibsel älterer Zeit, aber freilich mit Reineke Fuchs sowohl wegen dem Gehalt als der Form nicht wohl zu vergleichen. Ihre Übersetzung ist heiter und bequem; doch würde ich immer rathen, sie vor dem Druck nochmals, besonders wegen des Sylbenmaßes, durchzugehen. Unser ganzes prosodisches Wesen hat seit einigen Jahren eine vortheilhafte Umwandlung erlitten, und wenn die Herrn von der strikten Observanz vielleicht hie und da zu weit gehen, so kann man doch gewissen aufgestellten Gesetzen seinen Beifall nicht versagen, und sich ihrer Befolgung nicht entziehen. Freilich sind es jetzt für Sie keine akademische Zeiten mehr. Ihre Stunden sind zu genau abgezählt. Wären Sie in unserer Gegend, so ließe sich das, worauf es ankömmt, bei gesellschaftlicher Unterhaltung mittheilen, so aber weiß ich nicht, wie man sich hierüber im kurzen verständlich machen könnte. Doch vielleicht darüber nachdenken. Leider ist Vossens Prosodie schwer geschrieben und zu einem heiteren Selbstunterricht nicht geeignet.

So viel für diesmal, nach einer langen Pause. Die Meinigen empfehlen sich bestens, und ich wünsche von Herzen zu Ihrer Thätigkeit das beste Befinden. (Das Bild ist 1 Fuß rheinisch breit und 3 Fuß hoch, in einem schönen goldenen Rahmen.)

Goethe.

*) Henning der Hahn (Hennynk de Han), ein Gedicht, das lange für eine Fortsetzung und Nachahmung des Reineke de Vos aus dem 16. Jahrhundert gehalten wurde, aber erst 1731—32 entstand. Verfasser ist J. G. Renner unter dem angenommenen Namen Franz Heinrich Svarre. Derselbe hatte das Buch seinem Freund Richey in Hamburg durch einen Antiquar in die Hände gespielt; Richey hielt es für einen alten unbekannten Schatz und theilte ihn Renner mit, der später das Räthsel auflöste. Meyer hat eine freie Übersetzung gegeben, und dabei das seltene Original abgedruckt, Bremen, Heyse 1813. 8. Dabei sind 12 radirte Blätter von Menken in 4.

18.

Weimar den 26. Febru. 1806.

Die Ankunft der schönen Vase mit allen freundlichen Beylagen will ich wenigstens sogleich melden und den Brief von Frau Hofrath von Schiller nicht einen Posttag zurückhalten, wenn ich auch gleich gegenwärtig nicht viel sagen kann, sondern gleich vom Anfang zum Schluß eile.

Das große Gemählde steht wohl eingepackt da, um mit dem nächsten Fuhrmann abzugehen. Es thut mir leid mich davon zu trennen.

Daß aber Hr. Albers sich über Mangel von Sorgfalt bey Zurücksendung seines Gemähldes beklagt, muß mich deßlich verwundern. Sie sind in meiner Gegenwart von Weimar Jenern, den Sie kennen, ich mag wohl sagen mit pedantischer Sorgfalt eingepackt werden, so wie ich das Kleinste, was ich versende, eingepackt wünsche, um es um die Welt zu schicken.

Da mir aber bekannt ist, daß man gewissen Leuten nichts recht machen kann, so bin ich auch darüber beruhigt.

Mit den besten Wünschen und Grüßen

G.

Der Schiller's Todtenfeier in Bremen zu haben Wunsch und gemeinschaftliche Aufführung, in welche Zeitung aus Gedichten und Prosa zusammengesetzt, veranstaltet hatte (Schillers Todtenfeyer. Auf [illegible] in Bremen. Von H. Meyer. Gedruckt bey D. Meyer 1806.), [illegible] Frau von [illegible] eine kostbare Vase von Silber, welche Schiller [illegible] mit nachfolgendem Gedicht:

Still in der Nacht, wenn Schimmer [illegible] Sterne
Vergißmeinnicht in weiter Ferne!
Wenn Du es vergaßen, wenn Dir aus [illegible] Ferne
Der Liebste Wort den stillen Zauber [illegible]?
Ja! Du verstehst uns! und Du wirst es gerne,
Was treuen Sinne gewebt, gehegt und [illegible]
Verweilend noch am [illegible] Sarkophage,
Umfangst Du, spät noch, gern der Freunde Klage.

Nicht Du allein hast Ihn so früh verloren,
Es ist ein ganzes Volk das mit Dir weint;
Uns allen ward der Herrliche geboren,
Der uns mit Dir am Sarkophag vereint.
Zu früh entführet' Ihn uns der Flug der Horen
Dahin, wo Ihm kein Wandel mehr erscheint —
Aus seines Lebens schmerzerfülltem Thale
Entfloh Er in das Reich der Ideale!

Dir war allein das schöne Loos beschieden,
Den rauhen Pfad mit Blumen Ihm zu streun;
Dich fand er unter Tausenden hienieden,
Um sich in Dir des Lebens zu erfreun.
Dir war das Glück, den edlen Mann dem Frieden,
Dem stillen Glück im kleinen Kreis zu weihn.
Du knüpftest Ihn mit Liebe an das Leben,
Hast Ihm ein neues Vaterland gegeben.

Doch hat Natur uns feindlich viel entzogen
Und grünen uns des Lorbeers Kränze nicht,
So lauschten doch der Musen gelbe Bogen
Nicht sinnlos Seinem göttlichen Gedicht.
Auch unsre Klage ist Ihm nachgeflogen
Denn wir erglühten auch in Seinem Licht,
Und in des Ernstes würdevollem Spiele
Zeigt unser Herz wie tief mit Dir es fühle!

Darum laß uns gern den Schmerz in Dir erneuen,
Der nicht so schnell vom wunden Herzen flieht!
Es soll mit stillem Trotze Dich erfreuen,
Daß auch in uns Sein Angedenken glüht.
Dir weihen wir dies kleine Denkmahl heuten —
Und wenn Dein Blick es schmerzlich gerne sieht,
So laß uns nicht den süßen Trost entbehren,
Daß wir in ew'gem Schmerz Dir angehören.

Der Herausgeber kann sich nicht versagen das Dankschreiben von Schillers Wittwe hier mitzutheilen.

(An Dr. Joh. Meyer in Bremen.) Weimar den 21. Jan. 1806.

Erlauben Sie mir Ihnen selbst meine Empfindungen des Danks auszusprechen. Ihr Gedicht so wohl wie das zierlich und schön erdachte Geschenk, welches es Schillers Freunden zu Ehren heilig aufbewahren werde, haben mich sehr gerührt.

Es ist mir eine trostende Empfindung den Antheil und die Liebe für das heiligste Andenken meines Lebens in so vielen Deutschen Herzen zu haben, und jede neue Stimme die zu mir dringt, ist mir um so werther, da ich immer gern einen Anklang an meine eignen Schmerzen vernehme. Je schneller die Zeit fort-

spreiter, in der ich meinen Verlust beweine, je tiefer ich in meinem innern Gefühl, das mich durch ein trauriges Leben begleiten wird.

Mein Leben hat nur noch den Werth in der Klage um Schiller! aber eine Brust die meinen Schmerz ahndet, versteht mich wenn ich sage, daß ich Augenblicke habe die mich über den Schmerz erheben und die mir durch Erinnerung der Vergangenheit noch eine reiche Existenz geben. Ihre Zueignung hat mich innig gerührt! dafür daß Sie gerade diese Scenen und Stellen aus Schiller's Werken wählten, danke ich Ihnen auch, denn es sind auch diese, die ich mir erst sagen muß, um mich zu erheben über das Leben oder um ihn zu klagen.

Jetzt ist es noch das einzige was mir das Leben erträglich machen kann, in der Vergangenheit zu leben und das Andenken an Schiller in seinen Kindern lebendig zu erhalten. Ich hoffe sie sollen einst durch ihre Handlungen zeigen, daß sie sich des Nahmens ihres ewig geliebten Vaters werth machen wollen, auch werden sie sich immer bestreben, dankbar zu sein, und mit Freude werden sie sich zu einer Nation rechnen, der das Andenken ihres Vaters so heilig ist.

Sie werden die Güte haben, und Ihren Freunden meine Rührung und Dankbarkeit auszusprechen. Mit Achtung und Ergebenheit

Charlotte von Schiller.

19.

Weimar den 28. März 1806.

Das Kästchen, worin Henning der Hahn, die Zeichnungen dazu und das gestickte Kärpchen sich befinden, geht mit der fahrenden Post ab, indessen der größere Kasten mit der Landschaft auf den Fuhrmann wartet.

Was Ihre Uebersetzung betrifft, so dächte ich, Sie ließen solche drucken wie sie dasteht. Bemerkungen darüber, wie Sie wünschen, konnte ich Ihnen so bald nicht senden: denn vor einem halben Jahre komme ich selbst nicht an meine ernsthaften Sachen, wo es alsdann wohl in Einem hinginge. Bei manchen Schriften kann und soll man mehr an die Lesenden als an die Urtheilenden denken, und wenn man überlegt, daß in Deutschland sich noch manche tausend Leser befinden, die mit dem bisherigen Hexameter noch ganz wohl zufrieden sind, so kann man sich um deste eher beruhigen, wenn eine neue Schule, oder vielmehr Familie, nach selbst gegebenen Gesetzen, gar wunderliche Forderung auch an andre macht; we-

bey es besonders merkwürdig bleibt, daß wir Gedichte von der vollkommensten Technik erleben, welche völlig ungenießbar sind. Lassen Sie also Ihren Henning, in der basse cour wo er geboren und erzogen ist, sein Glück suchen, bis es Zeit wird die Gesetze und Verordnungen, nach welchen die rhythmische haute cour ihre Urtheile fällt, näher zu prüfen.

Mehreres zunächst. Ein herzliches Lebewohl von uns Allen.

G.

20.

Weimar den 20 Octe
1806.

Wir leben! unser Haus blieb von Plünderung und Brand, wie durch ein Wunder verschont. Die regierende Herzoginn hat mit uns die schrecklichen Stunden verlebt. Ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, so wie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kaiser ist angekommen am 15. Octe. 1806.

G.

Merkwürdig ist es, daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenschein begleitet und beleuchtet waren.

Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern habe ich und meine kleine Hausfreundinn gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportablen Victualien manches zukommen zu lassen. Auf Ihren lieben Brief folgt nächstens in ruhigern Stunden eine umständlichere Antwort

Margarethe.

Nein, es soll nur ein Spiel.

Faust.

Wie?

Margarethe.

Geht! ihr lacht mich aus.

Sie rupft und murmelt.

Faust.

Was murmelst du?

Margarethe halb laut.

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Faust.

Du holdes Himmels-Angesicht!

Margarethe fährt fort.

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

Das letzte Blatt aufrupfend, mit holder Freude.

Er liebt mich!

Faust.

Ja, mein Kind! Laß dieses Blumenwort

21.

Sehr ungern haben wir vernommen, mein werthester Herr Doctor, daß Sie eine Zeit her an einem bösen Übel gelitten, und freuen uns, daß es wieder besser geht. Sagen Sie uns bald Ihre vollkommene Herstellung erfahren. Wir haben uns diesen Winter ganz leidlich, doch sehe ich dem Frühjahr und Sommer entgegen, die mir eine Reise nach Gaulsdorf wieder möglich machen sollen.

Die Bücken sind angekommen und erinnern uns an jene Zeiten wo noch alles voll auf war, und wo Handel und Wandel sich frewer hin und herbewegte.

Wie sieht es denn jetzt mit der Versendung der Bedürfnisse Waare aus? Ich wünschte ein Service für 12 Personen, wenn ich das mir übersandte Verzeichniß wieder hätte.

Allein die Gefahr, daß es mir unterwegs weggekapert würde, möchte ich nicht gerne übernehmen. Sie und Ihre Handelsleute werden am besten beurtheilen können, was zu thun ist. Haben Sie die Gefälligkeit mir darüber nächstens Ihre Gedanken zu sagen. Übrigens leben wir hier in der größten Ruhe, als wenn gar nichts gewesen wäre, und erholen uns nach und nach von den erduldeten Unfällen.

Die Meinigen grüßen zum Besten, wenn ich die Versicherung hinzufügen kann, daß wir unsere Freunde in Meyer und seiner lieben Gattinn oft in Ehren gedenken.

Weimar den 11. Jan

1807 W

22.

Weimar den 11. März 1807

Daß die Sendung von Wein und Butter falsche das Schmackhafteste, was die Erde trägt, weil die Butter uns statt feinen Oeles gilt, glücklich angekommen sey, will ich nur mit wenigem melden.

Die versprochenen Antiquitäten und Novitäten an Münzen und Porzelain haben Sie wohl Ursache zurückzuhalten. Lassen Sie uns ja manchmal von sich hören und haben Sie die Gefälligkeit mir zunächst eine Rechnung zu senden. Was ich für Sie auslegte ist sehr einfach. Verzeihen Sie daß die Posten Ihrer Gegenrechnung mannigfaltiger und mühsamer sind. Gute Sorten Wein, wenn Sie zufällig um leidliche Preise dazu kommen können, senden Sie uns immer, nur nicht in zu großen Tonnen. Im neu angekommenen Franzwein haben wir schon Ihre Gesundheit getrunken. Was Sie uns vom Vermischen Zustand sagen können, lassen Sie uns doch wissen. Wir haben uns nothdürftig hergestellt, und was vorher am besten stand, steht jetzt wieder am besten, und ist stufenweise hinunter bis zu dem was gar nichts taugt und woran nichts verloren ist. Grüßen Sie Ihr schönes liebes Weibchen von uns allen, und bleiben unser gedenk.

Goethe.

23.

Weimar den 30. April 1807

Sie verzeihen trefflichster Herr Doctor, wenn ich die glückliche Ankunft der köstlichen Fische noch nicht gemeldet, und meinen besten Dank für diese Sendung noch nicht abgestattet habe. Die Meer-

wunder kamen zwar zu rechten, aber doch zur unruhigen Zeit ins Haus. Geheimrath Weil von Halle und einige Freunde waren zum Besuch da. Meine Frau kehrte von Frankfurt zurück, wo sie meine Mutter besucht hatte, und gar manches mischte sich durch einander was jetzt noch kaum aufgelöst ist. Deshalb ist auch noch keine Antwort auf den Brief Ihrer lieben Frau erfolgt, und die Zuppenrecepte sind auch deshalb noch nicht abgegangen. Ich will aber doch nicht länger zögern ein Lebenszeichen von mir zu geben und für so manches Gute zu danken.

Wenn ich übrigens auf manchen Punkt Ihrer Briefe Antwort schuldig geblieben, so verzeihen Sie mir. Ich bin von manchen Seiten gedrängt und meine körperlichen Uebel nöthigen mich auf eine baldige Reise in's Carlsbad zu denken, da denn noch manches vorher abzuthun und zu berichtigen ist. Unsre Schauspieler werden den zweiten Theil des Sommers in Leipzig zubringen, in Lauchstädt nur kurze Zeit. Für Jena scheint sich wieder die Hoffnung zu beleben. Es sind 60—70 Studenten angekommen, welches für die jetzige Epoche schon hinreicht. Ich sage nichts weiter, als ein herzliches Lebewohl, dem ich viele Grüße der Meinigen hinzufüge.

Goethe.

Auch den köstlichen Madera kann man nicht genug loben, er hat mir schon einigemal statt aller Arznei gedient.

21.

Endlich muß ich doch auch einmal wieder, mein werthester Herr **Doctor**, das lange Stillschweigen brechen und zu der kleinen dritten **Person** Ihrer Familie Glückwünschen. Wir haben an diesem erwünschten Ereigniß lebhaften Theil genommen, und sind versichert,

daß der kleine Ankömmling recht wohl in die Familie passen werde. Lassen Sie uns von Zeit zu Zeit hören, daß Sie sich alle recht wohl befinden und durch Unterbrechung der Correspondenz das gute Verhältniß nicht unterbrochen werden, das immer zwischen uns bestanden hat. Von meinem Carlsbader Aufenthalt kann ich nur Gutes erzählen. Es ist mir daselbst recht wohl gegangen und bis jetzt empfinde ich noch immer erwünschte Folgen. Ich wünsche daß es diesen Winter so durchdauern möge. Sonst weiß ich von uns nicht viel zu sagen. Meine Arbeiten gehen immer sachte vorwärts und ich hoffe sie nach und nach ins Publicum zu bringen. Ein Exemplar von meinen Werken sende ich, wenn die 12 Bände beysammen sind. Das einzelne Abschicken ist gewöhnlich Irrungen oder Verwechslungen ausgesetzt.

Sie haben uns die Zeit über so mancherley geschickt, daß ich wohl wünschte wir rechneten einmal zusammen. Sollte durch Ihre oder meine Abwesenheiten von Haus auch einige kleine Unordnung entstanden seyn, so wird das Gedächtniß meiner Frau wohl wieder nachzuhelfen wissen. Das Service ist sehr hübsch, und glücklich angekommen. Mögen Sie uns diesen Winter manchmal irgend einen guten Bissen schicken, so werden wir Sie auch abwesend unter unsere Gäste zählen.

Sagen Sie mir doch bald etwas Näheres über Ihren Zustand. Der Arzt hat den Vortheil, daß er in allen Fällen brauchbar und gerade am willkommensten ist, wenn es am übelsten hergeht.

Hat bey diesen Bewegungen und Aufrüttelungen sich nichts von Kunstwerken hervorgethan, die früher in wohlhabenden Häusern vergraben lagen? Wie sieht es um Ihre wissenschaftlichen und geselligen Anstalten, wie um den ästhetischen Theil aus? Nehmen Sie sich noch manchmal des Theaters an? Unsere Schauspieler haben in Leipzig, wie Ihnen wohl schon aus öffentlichen Blättern bekannt ist, großen Beyfall gefunden, den ich ihnen um so lieber gönne, als sie sich wirklich in der letzten Zeit sehr viel Mühe gegeben haben. Auch noch zuletzt sind, bey einem hier aufgeführten

Vorſpiel zur Eröffnung des Theaters, ſehr große Kunſtſtücke, in Recitation und Declamation eines ſchwierigen Textes, geleiſtet werden.

Übrigens leben wir für den Augenblick in der größten Ruhe. Wir ſehen und hören nichts von Militär und geben alſo ziemlich gelaſſen der Jahresepoche des 14. Octo. entgegen. Ja wir gedenken mit Vergnügung der äußerſt bänglichen letzten Tage, die wir vor jener Epoche verlebten. Wenn erinnern wir uns dabey auswärtiger Freunde, welche denn doch auch, bey dieſer großen Welterſchütterung, perſönlich nicht allzu viel gelitten.

Gedenken Sie auch unſer. Grüßen Sie Ihre liebe Frau von uns allen, küſſen Sie den lieben Kleinen und laſſen uns allerſeits in der Hoffnung leben, uns einander irgendwo einmal wieder zu ſehen.

Weimar den 7. Octo. 1807.

Goethe.

25.

Heute nur mit wenig Worten vielfachen Dank für die mir zugedachte Gevatterſchaft. Möge das liebe anſtrebende Weſen Sie für alles tröſten was inzwiſchen*) und Ihnen Muth geben die böſen Tage zu überſtehen in Hoffnung daß dieſen Nachwachſenden manches Gute beſtimmt ſey. Grüßen Sie Ihre liebe Frau vielmals, laſſen Sie bald von ſich hören. Mir geht es ganz leidlich. Das Carlsbad, freylich mit äußerſter Mäßigung und Langſamkeit gebraucht, hat mir vortreffliche Dienſte geleiſtet. Ich bin überzeugt, daß man große Übel der Secretion mit Geduld und Vorſicht, wo nicht heben doch ſehr vermindern kann durch dieſes Waſſer, und

*) Bezieht ſich auf einen kritiſchen Verluſt in der Familie.

daß ein Arzt, der es recht studirte, Wunder thun würde. Freylich ist es von einer andern Seite wieder sehr gefährlich, wie ich in den ersten Tagen an mir selbst erfahren habe. Recht wohl zu leben wünschend

Weimar
den 1. November 1807.

Goethe.

26.

Weimar den 1sten Febru. 1808.

Schon zu lange habe ich gezaudert Ihnen für die übersendeten Münzen mit dem artigen Schranke zu danken. Sie haben dadurch einen gar hübschen Beytrag zu unsrer Sammlung gegeben, und ich wünschte dagegen etwas freundliches erzeigen zu können. Herrn Facius*) sind die angewiesenen drey Louisd'ors bezahlt worden. Haben Sie nur die Güte einmal unsre Rechnung zu formiren, damit wir nur nicht ganz ins ungewisse hineinleben. Ich habe Einiges notirt, doch bin ich meiner Sache nicht ganz gewiß.

Der 30. Jan. ist bey uns ein Fest,**) das Sie oft mit gefeyert haben. Diesmal brachten wir ein neues Stück von Werner: Wanda, Königinn der Sarmaten, auf die Bühne; wobey unser Personal, so wie unsere Decorateurs und Theatermeister zeigten was sie vermochten. Die Recitation des sehr abwechselnden Versmaßes gelang über alle Erwartung. Das Stück wird sich, seinen äußern Forderungen nach, wohl auf allen Theatern geben lassen. Es verlangt kaum soviel Anstalten als die Jungfrau von Orleans. Die innern Forderungen sind deste schwerer zu erfüllen. Die Fabel ist zwar klar, die Situationen natürlich und deutlich; aber die Ausführung unendlich zart und an manchen Stellen ins Geheimniß-

*) Friedr. Wilh. Facius, Prof., Hofmedailleur und Steinschneider zu Weimar.
**) Geburtsfest der Herzogin Louise.

reich ſich verbergend. Wir haben dieſen merkwürdigen Mann ſeit 8 Wochen hier. Er findet durchaus vielen Beyfall, ſo wie auch das Stück mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. So viel für heute. Recht viele Grüße an Ihre liebe Frau.

G.

27.

Weimar den 10. Febr. 1809.

Ew. Wohlgeboren haben uns gleich nach Ihrer Zurückkunft mit der Nachricht erfreut, daß Ihre Reiſe glücklich vollbracht worden, und daß es ſich mit Ihrer Geſundheit wieder zum Beſſern anlaſſe. Sie haben uns die ſchmackhaften Fiſche geſchickt, wofür wir zum allerſchönſten zu danken haben.

Hinter den Fiſchen erſchien ein anderes ſkandinaviſches und ebentitiſches Wundergeſchöpf, das uns, ob wir gleich darauf vorbereitet waren, in Erſtaunen ſetzte. Wir nahmen den Mann*) und ſeine Runen freundlich auf, und gaben ihm Gelegenheit ſeine Verdienſte bekannt zu machen und Theilnahme zu erregen. Aber gar bald zeigte ſich, daß ſeine etwas ſtarre Natur und ſein eigenſinniges Weſen in der Weimariſchen Welt nicht gedeihen könne. Aufrichtig zu ſprechen, ſo iſt der Tag heute zu klein und zu gebildet, als daß die Anmaßungen einer Originalität Glück finden könnten. Auch fing der Mann bald an, ſich zurückzuziehen, und iſt vor einigen Tagen ohne Abſchied verſchwunden. Mehr ſage ich heute nicht und hoffe meine Frau wird etwas von unſern Redouten-Herrlichkeiten melden. Empfehlen Sie mich der lieben Ihrigen und laſſen uns bald von ſich hören.

Goethe

*) Der Archäolog Martin Friedr. Arendt aus Altona, ein höchſt merkwürdiger Mann.

28.

Weimar den 11. Jan. 1810.

Ew. Wohlgeboren erhalten hiebey, was ſchon längſt hätte abgehen ſollen; aber der Winter iſt keines Menſchen Freund, und auch nur das Geringſte aus kalten Kammern hervorzuſuchen, ſcheint uns oft unbequemer als billig iſt. Möge dieſes Packet Sie und die lieben Ihrigen in guter Geſundheit antreffen. Sie haben uns indeſſen durch allerley gute Sendungen erfreut und erquickt, wofür wir Ihnen vielen Dank ſagen.

Zunächſt wünſche ich wohl, daß Sie uns eine Beſchreibung von Ihrem jetzigen Aufenthalt geben,*) von dem Ort, ſeiner phyſiſchen und politiſchen Lage, von dem Geſchäfts- und Geſellſchafts-Kreis, und wie Sie ſich daſelbſt befinden und eingerichtet haben. Eine ſolche Nachricht würde mir ſehr angenehm ſeyn, weil es uns einen Gedankenbeſuch bey Ihnen erleichtert.

Leben Sie recht wohl! Meine Frau ſchreibt nächſtens. Geben Sie mir Nachricht ob Gegenwärtiges angekommen, und was Sie etwa ſonſt von uns wünſchen.

G.

29.

Sie erhalten hiebey, mein wertheſter Freund, die Zeichnungen von Reuten, die ich glücklicher Weiſe beym Aufräumen wohlbehalten beyſammen gefunden habe. Ich gratulire zu deren Beſitz: denn ſie ſind wirklich ſehr ſchön. Sorgfältig eingepackt, werden ſie, hoffe ich, wohlbehalten bey Ihnen ankommen. Haben Sie die Güte mir

*) Minden.

es anzuzeigen und mir zugleich zu melden, wie Sie sich mit den lieben Ihrigen in der neuen Lage befinden.

Uns geht es ganz wohl. Ich werde in diesen Tagen nach dem alten Jena gehen und mich zur Carlsbader Reise im Stillen vorbereiten.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar den 9. März
1810.

G.

30.

Sie hatten uns, mein werthester Herr Rath,[1] die Hoffnung gemacht, daß wir Ihre liebe Gattinn bey uns sehen sollten. Wir hofften nähere Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten, und abermals eine lebhaftere Communication zu eröffnen. Indem wir uns nun aber getäuscht finden, so frage ich für mich an und ersuche Sie, uns gelegentlich anzuzeigen, wie es mit Ihrer Gesundheit steht, und wie Sie mit Ihrem neuen Wohnort, sowohl in Betracht der Praxis als sonst, zufrieden sind.

Wegen Sie mir sonst erzählen, womit Sie sich beschäftigen und woran Sie Theil nehmen, so wird es mir sehr erfreulich seyn. Sie werden sich erinnern, mir früher eine Anzahl, aus einem alten Codex durchgezeichneter Blätter mitgetheilt zu haben. Sie stellen wunderliche, uns bisjetzt unerklärte Figuren und Geschichten vor, und standen wahrscheinlich als Marginalien neben einem Gedicht. Bei den neuern Bemühungen um die Poesie des Mittelalters kommen dergleichen Alterthümer vorzüglich zur Sprache, und es wäre uns wünschenswerth etwas Näheres über jenen Codex zu erfahren, woraus diese Zeichnungen genommen sind.

[1] Meyer war 1808 von dem Herzog von Weimar zum Rath ernannt worden.

Wie befand er sich? und zu welcher Zeit? haben Sie ihn etwa selbst gesehen, oder haben Sie nur historische Nachrichten davon? Wer hat die Zeichnungen gemacht? Und wie wär es möglich, wenn der Codex noch aufzufinden wäre, am schnellsten Notiz von ihm zu erlangen? ja vielleicht eine Abschrift des neben den Figuren gestandenen Gedichts zu erhalten? Mögen Sie mir hierüber bald einige Nachrichten geben, so verbinden Sie mich ganz besonders. Eine Blechkapsel mit den Menkenschen Zeichnungen wird verlängst angekommen seyn. Sind wir im Fall Ihnen irgend eine Gefälligkeit zu erzeigen, so geben Sie einen Wink.

Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und küssen Ihren wackern Knaben. Die Meinigen grüßen zum schönsten.

Weimar den 20. Nov.

1810. Goethe.

31.

Ew. Wohlgeboren

muß ich freylich mit einiger Beschämung bekennen, daß sich noch ein Brief von Ihnen vom 27. August vorriges Jahres unter den unbeantworteten Briefen befindet, die sich leider bey mir sehr aufgehäuft haben.

Zur Entschuldigung mag im Allgemeinen die Stockung dienen, die sich jeder Art von Correspondenz bemächtigt hat. Empfangen Sie daher recht vielen Dank, daß Sie auf eine so freundliche Weise das Stillschweigen brechen, und uns durch eine Gabe erfreun, welche uns an alte Zeiten erinnert. Die köstlichen Häringe sind glücklich angelangt; es waren die ersten von so guter Art, die uns seit vielen Jahren zu Gaumen gekommen.

Über die guten Nachrichten, die Sie uns von sich und der lieben Familie ertheilen, haben wir uns sehr gefreut. Wir wünschen,

Dir Götter-Ausspruch seyn. Er liebt dich!
Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!

Er faßt ihr beyde Hände.

Margarethe.

Mich überläuft's!

Faust.

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig seyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung seyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarethe

drückt ihm die Hände, macht sich los und läuft weg. Er steht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.

Marthe kommend.

Die Nacht bricht an.

Mephistopheles.

Ja, und wir wollen fort.

daß die unvermeidlichen Übel kurz und gering, das Gute dagegen deſto länger und dauerhafter ſeyn möge.

Empfehlen Sie uns ja Ihrer lieben Gemahlinn und gedenken unſer, wenn Sie ſich Ihrer wackern Knaben erfreun.

Die durch Herrn General von Haak mir zugeſandten Münzen habe ich zwar etwas ſpät, aber doch richtig erhalten. Ich danke zum ſchönſten für dieſes freundliche Andenken zu Vermehrung meiner ſchönen Sammlung, deren erſte Anfänge ich doch eigentlich Ihnen ſchuldig bin. Warum ſind wir doch ſoweit auseinander, daß man ſich nicht wenigſtens manchmal communicieren kann, wie und worin man fortſchreitet!

Die Cantate, die Sie mir überſchicken, erfüllt, wie mich dünkt, völlig ihren Zweck. Wenn ich etwas hätte zu rathen gehabt, ſo wäre es dieß, daß auch die Chöre variirt ſeyn möchten, damit die Wiederholungen jedesmal den Hörer durch einen neuen Reiz angeregt hätten.

Mein biographiſcher Verſuch*) ſoll an Herrn Prediger Schütz in Bückeburg abgehen; ich wünſche, daß er Ihnen wohl überkomme und mein Andenken bey Ihnen erneure.

Die Meinigen grüßen alle zum ſchönſten. Der Kammeraſſeſſor**) iſt in ſeinem Amte fleißig und behaglich, da er das Geſchäft mit Liebe treibt und dasjenige leiſten kann, was man von ihm fordert.

Und nun leben Sie recht wohl und fahren Sie fort unſer in Freundſchaft zu gedenken.

Weimar den 28. Febr. 1812.

Goethe.

*) Wahrheit und Dichtung.

**) Goethe's Sohn August.

32.

Damit es mir nicht wieder ergehe wie bisher, ſo will ich gleich, wenn auch nur wenig, ſchreiben. Ihre Sendungen habe ich ſämmtlich dankbar erhalten. Daß ich nichts dagegen ſchickte, daran waren die ungünſtigen Ereigniſſe dieſes Jahres Schuld, die auf mich einſtürmten und an deren traurigſtem*) Sie gewiß, jugendlicher froher Jahre ſtets eingedenk, aufrichtigen Antheil genommen haben. Daß Ihnen manches Gute wiederfahren, iſt mir höchſt erfreulich, da das Unangenehme, welches Sie betroffen, dadurch überwogen wird.

Bleiben Sie meiner herzlichen Theilnahme verſichert, nehmen Sie meinen beſten Dank für die intereſſante Medaille, die wohl als ein Unicum angeſehen werden kann. Ihrer ausgeſprochenen und angedeuteten Wünſche hoffe ich im nächſten Jahre zu gedenken. Erinnern Sie ſich manchmal meiner, und ſagen ein Wort, wenn ich auch vielleicht ſchweige, denn ich bin dergeſtalt nach Innen und Außen beſchäftigt, daß gerade die werthſten Freunde, von denen ich Verzeihung hoffe, zurückſtehen.

Möge alles Gute Ihnen und den lieben Ihrigen zum nächſten Jahre beſcheert ſeyn. Herzlich gedenkend

Weimar den 10. Dec
1816. Goethe.

33.

Die Nachricht, die Sie mir geben, mein Theuerſter, daß es Ihnen und den lieben Ihrigen wohl geht, daß Sie Ihre Geſchäfte mancher Art mit Glück fortſetzen, iſt mir ſehr erfreulich, und ich

*) Am 6. Juni 1816 war Frau v. Goethe geſtorben.

danke, daß Sie mir die Gelegenheit geben, auch von meiner Seite die Versicherung alter, treuer Neigung zu wiederholen.

Nächstens sende ein Medaillon in Eisenguß, welches Herr Director Schadow mir zu Lieb und Ehren ausbildete. Gedenken Sie meiner dabey; aber verzeihen Sie wenn ich ausspreche, daß bey zunehmenden Jahren alle meine Kräfte nach Innen gerichtet seyn müssen, wenn nur irgend etwas Würdiges geleistet werden soll. Ich kann mich daher nicht wie sonst nach Außen verbreiten, und muß meiner eigensten Neigung Einhalt thun, daher denn auch aller Mitwirkung bey Ihrer Bibelausgabe entsage, und Sie bitte, daß Sie dies nicht für unfreundlich, sondern nur als nothgedrungen ansehen möchten.

Ebenso geht es mir in andern Dingen, z. B. mich erfreut wohl der Gedanke, daß auswärtige Freunde Theil nehmen werden, wenn ich etwas dem Druck übergebe, allein die Zeit wo man Exemplare versendet, um seinen Lieben und Werthsten unmittelbar Freude zu machen und sich persönlich ihrer Theilnahme zu versichern, ist leider nicht — und ich kann nur wünschen, daß das, was dem Allgemeinen übergeben wird, auch dem Einzelnen Freude mache.

So viel müßte ich sagen zu meiner Entschuldigung, wenn Sie lange von mir nichts hören und sehen. Grüßen Sie mir die theuern Ihrigen, leben Sie glücklich wie es Ihre Thätigkeit verdient, und gedenken mein, wenn ich auch in schweigsamer Entfernung verharre.

Dieses schreibe ich in Jena, wo Ihrer noch vor Kurzem mit freundlicher Erinnerung gedacht wurde

freylich aus einer Zeit wo wir uns alle noch frisch fühlten; und wir wollen nicht klagen, daß der Frühling vorüber ist, wenn der Herbst uns nur mit Früchten segnet. Nochmaligen Gruß Ihnen und den Ihrigen.

Jena den 11 Dec.
1817.

Goethe.

31.

Von dem Antheil, den Sie an meiner Krankheit und Wiedergenesung nehmen würden, war ich völlig überzeugt; um so angenehmer ist mir die Versicherung desselben, so wie das gefällig Gesendete. Das Sonntagsblatt*), ganz Ihrer Gegend angemessen, den nächsten Wünschen des Publicums zuvorkommend, mancherley Nützliches, Angenehmes, Unterhaltendes beybringend, mußte viel Theilnahme erregen, wodurch denn auch die Fortsetzung möglich ward. Sie werden immer so fortfahren, und des Beyfalls versichert bleiben. Ich habe selbst gar Manches darin gefunden, was ich mir anmerken und benutzen konnte.

Die Unannehmlichkeit, die Ihnen begegnet, hat doch, wie ich sehe, gute Früchte getragen; der geschnittene Stein ist allerdings interessant, aus der römischen obgleich späteren Zeit, gewiß aber nach einem ältern guten Muster gearbeitet; es stellt sich darauf die Medea vor, die der gefährlichen vom Baume herunter sich neigenden Schlange den Schlaftrunk vorhält, auf der andern Seite steht Jason, das goldne Vließ, von dem man nur das Haupt sieht, herunterzunehmen. Die Behandlung ist zwar etwas roh, doch geistreich.

Das Hogarthische Bild ist gut genug gedacht und lebhaft entworfen, doch finden sich gegenwärtig bey uns keine eigentliche Liebhaber dieser Kunstart.

Die mitgetheilte Erzählung ist sehr brav, dem Geist und Sinne der Zeit gemäß, worin sie gedichtet worden, so wie auch der alte Contrakt für höchst schätzenswerth zu achten ist.

Den Originalbrief des Herrn Bischof Munter lege ich in meine Sammlung, von mehreren bedeutenden Mitlebenden würde mir die Handschrift gleichfalls angenehm seyn.

*) Ein Blatt das Meyer seit 1817 in Minden herausgab und bis 1853 fortsetzte.

Daß Ihre liebe Gattin noch als Mutter die Zierde jedes Kreises bleiben würde, ließ ſich vorausſetzen. Grüßen Sie ſolche ſchönſtens mit Erinnerung an die guten Weimar-Jenaiſchen Stunden.

Sie wenden Ihre Zeit gut an, deswegen wird Ihnen ſo manches zu leiſten möglich. Möge Ihnen dies Glück noch lange gegönnt ſeyn.

Auch Ihrer Sammlungen erfreuen Sie ſich immer mehr, denn würdige Gegenſtände, die wir beſitzen, haben die ſchöne Eigenſchaft, daß die Freude daran ſich mit den Jahren verdoppelt.

Was mich betrifft, ſo habe ich mich wieder in den alten Gang einzuleiten geſucht, der durch eine ſo unerwartete Krankheit unterbrochen war. Möge das Reſultat meiner Bemühungen wie es öffentlich erſcheint, auch Ihrer fortdauernden Theilnahme gewiß bleiben.

Aufrichtig theilnehmend

Weimar
den 18. Juny 1823. J. W. v. Goethe

35.

Sie haben, mein Werthester, Ihre vieljährige, zu Freude und Nutzen Ihrer Freunde immer thätige Aufmerkſamkeit auch diesmal ausgezeichnet bewieſen, indem Sie zu meinem Feſte eine Gabe zu ſenden gewußt haben, welche in doppeltem Sinne unſchätzbar zu nennen iſt, ſowohl wegen ihrer einzigen Seltenheit, als auch wegen der ganz beſondern Gewogenheit der Gebenden und Geſtattenden.

Freylich ohne eine ſo treue und emſige Mitwirkung des geprüften Freundes wäre eine ſolche Vergünſtigung kaum denkbar geweſen; und wenn Sie meinen verpflichteten Dank jenen wohlwollenden Männern ausſprechen, ſo nehmen Sie zugleich die dankbare Anerkennung Ihrer Theilnahme, die ich ſo oft und ſo gern anzuſprechen hatte.

Möge das mancherley Gute, was Ihnen nach Verdienst gewerden, zu dauerhaftem Genuß unverrückt verbleiben, und Sie sich des häuslichen Glücks noch lange mit den lieben Ihrigen erfreuen.

Gedenken Sie mein als eines in der Ferne zwar schweigsamen, aber immer theilnehmenden Freundes.

Treulichst

J. W. Goethe.

Weimar
den 1 Jan. 1821.

Zur Erklärung der hier erwähnten unschätzbaren Gabe Rosewein aus Bremen entnehme ich einem damaligen Zeitblatte folgendes:

Der bekannte kostbare Rosewein, von welchem seit 1624 5 Oxhoft im Bremer Rathskeller lagern, hatte damals 300 Thlr. gekostet. Im Jahre 1816 berechnet Jemand, daß bis dahin, also nach 192 Jahren, mit 10 Thlr. Zinsen, Aufgeld und Zinsen auf Zinsen gerechnet, 1 Ohm 239 Mill. 695,280 Thlr., 1 Bouteille 21 Mill. 790,186 Thlr., 1 Glas 2 Mill. 723,808 Thlr. und 1 Tropfen 2720 Thlr. kostet. Von diesem Rosewein wurde kürzlich an Goethe eine Anzahl Flaschen gesendet und demselben zu seinem Geburtstage verehrt. Der Herr Reg.-Rath und Kreisphysikus Dr. Meyer zu Minden, ein geborner Bremenser und langjähriger treuer Verehrer Goethe's, brachte diese für den Sängergreis so beziehungsreiche Nectarspende bei dem Magistrate seiner Vaterstadt in Antrag und begleitete sie mit folgendem Gedichte:

An Goethe.

Zur Feier seines Geburtstages und Genesungsfestes, am 28. August 1823.

Es hüllten uns der Trauer finstre Tage
Um Dich, an dem wir alle freudig hangen.
Ach! laut von Mund zu Mund erscholl die Sage:
Den Sänger halte Krankheit schwer umfangen.
Kaum wagten wir noch leise eine Frage,
Da uns ergriff der Ungewißheit Bangen: —
„Der Kräft'ge, muß Er endlich unterliegen,
Wie? oder auch in diesem Kampfe siegen?"

Da flog's im hellen Ton' von Mund zu Munde
„Er wird als Sieger aus dem Kampfe gehen."
Und bald, im lautsten Ruf, erscholl die Kunde:
„Schon ist's erhört der Sorge liebend Flehen;
Er hat gesiegt! — Natur mit Ihm im Bunde!
Wir werden Ihn, den Theuren, wiedersehn!
Denn aus der schweren Krankheit harten Banden
Ist er, befreit, zum Leben neu erstanden."

Auch zu uns Fernen ist sie bald gekommen,
Die frohe Botschaft neugewonnenen Lebens;
Wie jugendlich der frische Funk' erglommen,
Und jede im Schaffen des gewohnten Strebens.
Wer hätte jubelnd da nicht Theil genommen
An solcher Hoffnung neuen reichern Segens?
Wer möcht' auch heut am Festestage schweigen
Und Dir nicht freudig Freude laut bezeugen?

Wie trieb mich Sehnsucht, selber zu erscheinen,
Zu schauen Deiner Augen hell Gestirn,
Dem Kreise mich der Freuden zu vereinen,
Doch hält mich fern die, jetzt verbaute, Pflicht.
— Mag's dennoch jeder noch so redlich meinen
Der heut Dir naht, weich ich dem Besten nicht
An Lieb und Ehrfurcht, die seit frühen Tagen
Ich, sonder Wank, in treuer Brust getragen.

Wenn nun in Deines Hauses Vorgemächer
Der Musen von Freunden um Dich her sich schlingt,
Wenn dann beim Mahl die laute Freude freier
Den Wieder Neu Geborenen umringt
Und bei der Gläser hellem Klang, der Leier
Gerüstet Lied zu Deinem Preis erklingt,
Dann wär' ich gern auch in der Freunde Mitte,
Und brächte Gaben Dir nach alter Sitte.

Was ich nicht bringen darf, muß ich nun senden,
Und bitte freundlich: „Sieh' es gütig an!"
Gern gäb' ich mehr mit vollen reichen Händen,
Doch Besseres fand ich nicht, wie ich auch sann.
Nur meine Weise kann noch treulich spenden
Was einst an Deinem Rhein der Aleii gewann
Des alten Feuer-Nectars edle Labe,
Die Vaterstadt verlieh mir solche Gabe!

Jahrhunderte geschlummert in dem Fasse
Der Reife, tritt er geistig nun hervor.
Ihm muß an Kraft die Schaar der Brüder weichen,
Weil alles Erd'sche sich in ihm verlor. —
So mag er nun sein schönstes Ziel erreichen,
Da ich zur Labung ihn für Dich erkor.
Denn wenig Tropfen kennen Kraft dem Leben
Und der Gesundheit frische Dauer geben.

Nimm freundlich hin die gutgemeinte Gabe
Damit nun auch mein Wunsch sein Ziel erreicht.
Daß zu der seltnen, köstlich edlen Labe
Sich Deine Lippe, mein gedenkend, neigt. —
Gern brächt' ich mehr, das Beste meiner Habe!
Und hab' ich guten Willen nur gezeigt,
So möcht ich gern, Dein Doppelfest zu schmücken,
Dir heut' den vollen Kranz der Rose pflücken!

A. Meyer.

Doch auch noch zu einem zweiten gemüthlichen Feste sollte der Rosenwein willkommenen Anlaß geben.

Gezögert hatte Goethe, so unschätzbare Flaschen zu entsiegeln. Da ward ihm die langentbehrte Freude, einen altgeliebten Freund, den Grafen Reinhard, k. Französischen Gesandten am Bundestage zu Frankfurt am Main, zum Besuche bei sich zu sehen, und ein gemeinschaftlicher jüngerer Freund ergriff den günstigen Moment, die erste jener heiligen Flaschen, von einem blühenden Rosenkranz umschmückt, dem ehrwürdigen Freundespaare beim frohen Mahle mit folgenden Stanzen zu kredenzen:

An Goethe und Reinhard
zum 6. October 1823
bei Entsiegelung zweihundertjährigen Rheinweins,
genannt „die Rose."
gesendet von dem Magistrate der freien Stadt Bremen
zu Goethes Geburtsfeste.

Es dringt ein Jubelruf durch alle Lande
Und grüßt des Meisters neue Lebensbahn;
Aus treu ster Hand, vom fernen Weserstrande
Kommt ihm ein köstlich Weihgeschenk heran:
Uralten Nectars wundervolle Gabe,
Das ihre Kraft mit ew'ger Jugend labe.

Und so in der Jahrhundert' stillem Schooße
Der edle Trank vom Irdischen geklärt,
Ein Sinnbild ist er uns vom schönsten Loose,
Das ihrem Liebling die Natur gewährt,
Wenn nach der Elemente Kampf und Streben
Sie ihm des Lebens Silberblick gegeben.

Doch solche heil'ge Flaschen zu entsiegeln,
Wo weilt die Hand, die würdig es vollbringt?
Das Freundes Aug', dem geistig abzuspiegeln
Geheimster Wünsche Segensspruch gelingt?
Da löst die Muse langer Trennung Bande
Und bringt den Freund vom theuern Jugendstrande

Euch, die der Pfad durch's vielbewegte Leben
So oft getrennt, — das Herz so oft vereint, —
In Freud und Leid sich wandellos ergeben,
Im Schönen, Wahren immerfort geeint,
Euch grüßen wir in frohbeglückter Stunde,
In Eurer Liebe jugendfrischem Bunde.

Und wie der Rose sinnvoll hellres Leuchten
Zur jenen heil'gen Nectar wird erwählt,
Laßt Rosen uns zum Festeskranze reichen,
In dem sich Wunsch und Hoffnung neu vermählt!
O möget Ihr in langen, langen Jahren
Des Rosenweines Wunderkraft erfahren!

(Wahrscheinlich vom Kanzler v. Müller.)

Aus dem Journal für Literatur, Luxus und Mode Nr. 82. Sept. 1823, worin die Beschreibung des herrlichen Festes in Weimar zu finden ist, noch Folgendes:

Nachdem man dem abwesenden Gefeierten ein lang andauerndes Vivat ausgebracht, sprach dessen Sohn, der Kammerrath August v. Goethe, anerkennende Worte in seinem und seines Vaters Namen, hinzufügend äußerte er, daß er so glücklich sei, der Gesellschaft aus einem am selbigen Morgen empfangenen Briefe vermelden zu können, daß sein Vater, von Marienbad abgereist, gegenwärtig sich in Eger befinde und erwünschtesten Wohlseins genieße, weren er sofort einen Beleg mittheilen könne in zwei von dem Abwesenden für das heutige Fest eigens gedichteten und ihm zugesandten Stanzen. Er verlas sie:

In Hyazea's Form beliebt's Armiden
Im Waldgebirg sich Schlösser aufzubauen,
Verspricht dem Kranken Heil, dem Lebensmüden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen;
Dem halb Genes'nen schnell zu heiterm Frieden
Entfaltet sich ein Kreis erles'ner Frauen,
Dann weiß sie uns nach aller Art zu kirren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.

So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthisch Wesen,
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen sich ein Kreis erlesen.

Wie er ſich mir und ich mich ihm verpflichtet.
Dort fühl' ich mich vollkommener geneſen;
So trägt es mich zum ehrenvollen Feſte,
Eben bin ich da! — Geſegnet alle Gäſte.

(G. B. 1840. Bd. VI. S. 97.)

36.

Es ging das bekannte Blatt mit Goethe's geſtochenem Portrait und nach folgendem Facſimile ein:

Am
Siebenten
November.

—

Meinen feyerlich Bewegten
Mache Danck und Freude kund,
Das Gefühl, das sie erregten,
Schliesst dem Dichter selbst den Mund.

1825. Goethe.

37.

Inhalt der Sendung.

Dem würdigen Hausvater. 1. Groß-Herzogl. Jubiläum. 2 Bände.
2. Goethe's goldner Tag. 1 Bd.
3. Kunſt u. Alterthum: 4r Bd. 3 Hefte, vollſtändig. 5r Band 2 Hefte, das dritte unter der Preſſe.

Marthe.

Ich bäth' euch länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered' wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Der liebewerthen Hausfrau.	Zum Andenken an Weimariſches Local u. dortigen Freund.*)
Dem guten Vathen.	Eine Medaille in Silber.
Dem hoffnungsvollen Bildner**).	Drey Medaillen in Bronze.
Beyden Söhnen.	Ein paar Denkblätter. Ein Schächtelchen mit 6 Ringen.

Mit dem Wunſche glücklichen Empfangs
treuergeben
J. W. v. Goethe.

Weimar den 25. Jun.
1826.

38.

Kannst du die Bedeutung lesen,
Ihren Sinn verlierst du nie:
Beyde sind nur todte Wesen
Und die Kunst belebte sie.

Goethe.

Weimar,
März 1826.

Dieſes Blatt enthielt als Vignette eine Vaſe mit Zeichnungen auf buntgeſtreiftem Terrain, wie die Abbildung auch in Weimars Jubelfeier am 3. Sept. 1825 zu Karl Auguſts 50jähriger Regierung zu finden iſt. Das bei dieſer Gelegenheit am ſchönſten und immerdar achtbarſte Haus Goethe's war an der Fronte ausgezeichnet durch eine Reihe ſymboliſcher Gemälde und Laubverzierungen, deren Bedeutung den fortwährend anſtrömenden Beſchauern viel zu ſchaffen machte, deren eigentlichen Sinn aber Niemand treffen konnte. Hier alſo findet ſich für das eine Tableau Deutung von Goethe ſelbſt.

*) eine Taſſe mit ſeinem Portrait, und eine andere mit der Anſicht ſeines Hauſes, worin er bei ihm gewohnt hatte.

**) Iſt der zweite Sohn Carl Victor Meyer.

39.

Ew. Wohlgeboren

empfohlenen jungen Mann, der übrigens, wie ich höre, von den Unſrigen freundlich aufgenommen worden, konnte leider nicht ſprechen, noch ihm auch ſonſt etwas Angenehmes erweiſen, weil mehrfach zuſammentreffende Übel die herkömmliche Gaſtlichkeit meines Hauſes gerade in dieſer Zeit vollkommen unterbrachen, ich will jedoch nicht verſäumen, für Ihre ſchöne Sendung dankend, auch wieder einmal einiges von mir vernehmen zu laſſen.

Ihr Sonntagsblatt ſetzt ſich in ſeinem Character gar leblich fort; der beſondere Zuſtand, für welchen es geſchrieben iſt, ſpricht ſich deutlich aus und müſſen daher ſolche Mittheilungen auch an Ort und Stelle das Beſte wirken. In gleichem Sinne ſcheint die weſtphäliſche Geſellſchaft zuſammen zu treten, und wird gewiß auch deshalb unmittelbar die gewünſchten Früchte bringen. Empfehlen Sie mich den Verbundenen.

Hiebey aber darf ich nicht übergehen, daß Ihre Sendung mich gerade in dem Augenblicke antraf, als ich die Anzeige der neuen Ausgabe meiner Werke abzuſchließen mich in dem Falle befand. Sie werden gewiß daher nicht übel deuten, wenn ich bekenne, daß bey Leſung Ihres Sonntagsblatts mir ſcheinen wollte als wenn Sie zugleich Ihrem Kreiſe und mir dienſtlich ſeyn und Vortheil bringen würden, wenn Sie die Ausbreitung meiner Arbeiten auch dort begünſtigten. Solche Productionen erregen das ſchon im Stillen vorhandene Leben zu friſcher Aeußerung und geben Anlaß, die innern Gemüthszuſtände ſo wie die äußern Andränge in den mannigfaltigſten Formen darzuſtellen, mitzutheilen und genießbar zu machen. Sie kennen zwar das Meiſte ſelbſt und haben daran im ſittlichen und ästhetiſchen Sinne gar manche ſchöne Erfahrung gemacht. Aber ich darf wohl ſagen, daß gerade die erſte Lieferung

von fünf Bänden, die ich zum Druck abschicke, eben als das Wirksamste betrachtet werden darf, was seit langer Zeit in unsere deutsche Literatur eingegriffen hat; es sind vier Bände kleiner Gedichte, zwey fast wie sie bekannt sind, zwey theils neu, theils frisch gesammelt, und sodann der Divan, dem Gehalt nach stark vermehrt. Sobald eine Parthie Anzeigen in meinen Händen ist, übersende ich davon, und wiederhole mein freundliches Ansuchen.

Zu der Freude, die Sie an Ihren Kindern erleben, wünsche von Herzen Glück. In diesen Tagen sende die bisher wohl verwahrten Ringe wieder, auf manche Weise verdienstliche Kunstwerke, welche jedoch im einzelnen zu würdigen nicht leicht ist; eben so wäre der Geldwerth schwer anzugeben, es kommt immer auf den Liebhaber an, der dergleichen sucht. Einiges für Ihre lieben Kinder sende zum Andenken und zur Nacheiferung nächstens. Ihre werthe Gattinn grüßen Sie zum schönsten, und gedenken manchmal zusammen jener heitern Weimarischen Tage und bleiben eines unverbrüchlichen Andenkens versichert.

Treulichst

Weimar den 7. May 1826.

J. W. v. Goethe.

10.

Indem ich, mein Theuerster, die Ringe einpacken und einiges beylegen will, finde ich noch Raum in dem Kästchen und fühle mich zugleich im Geist und Sinn freyer als diese Jahre her, wo ich die Ausgabe meiner Werke vorzubereiten und die Privilegien zu bewirken mehr als billig belastet war.

Ich kann deshalb meine Gedanken nach außen gegen frühere Freunde mit Neigung hinwenden und eine erneute Verbindung hoffen.

Dies geſchieht nun deſto muthiger und zuverſichtlicher, da ich durch eben dieſe Ausgabe mit ihnen in friſche Verbindung trete, theils daß ſie wieder einen Blick längſt bekannten Arbeiten zuwenden, theils durch das Neue friſch angeregt und auf ihrem Wege gefördert werden.

Laſſen Sie mich nun auch zunächſt von Ihren Zuſtänden und Bemühungen das Fernere wiſſen, beſonders auch wie Sie Ihren kunſtreichen Sohn in die Lehre bringen wollen, wie ich denn auch von Zeit zu Zeit von den Arbeiten und dem Gelingen Ihrer Geſellſchaft Nachricht wünſche.

Da der Inhalt des nachfolgenden Käſtchens ſich blos auf Weimariſche Angelegenheiten bezieht, ſo muß ich hoffen, daß es Ihnen erfreulich ſeyn werde, da Sie ſich ſo manche Jahre zu den Unſrigen zählten, und Erinnerung früherer Zeiten das Leben wieder auffriſcht. Auch bey mir wird es eine theuere Angelegenheit, das Ende gegen den Anfang hinzubiegen. Das Käſtchen wird Freytag den 30. Junv von hier abgehen.

Mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen

treulichſt

Weimar den 30. Junv 1826.

J. W. v. Goethe.

Ueber dieſe rückkommenden Ringe ließe ſich ſoviel ſagen:

1. In ungleichen Carneol geſchnittenes Heldenköpfchen, angenehme Bildung, kein beſonderes Kunſtwerk.
2. Ein hochgeſchnittener Marcus Curtius, gute Arbeit, allenfalls aus dem ſechszehnten Jahrhundert; geiſtreich gedacht, indem der Held reſolut in die Flamme ſpringen will, ſcheut das Pferd und wendet den Kopf ab.
3. Hochgeſchnittenes kleines bärtiges Köpfchen; ſpäter, doch nicht ohne Verdienſt.

4. Onyx mit zwey Lagen, einer ſchwarzen und einer blaulichen, aus alter, aber ſpäterer Kunſtzeit: Jaſon und Medea vorſtellend.
5. Dergl. Onyx, ein Jüngling mit Schwerd und Gürtel in der Hand.
6. Ein orientaliſcher Siegelring mit Spruch aus dem Koran, blumig verziert.

G.

Weimar den 30. Juny
1826

11.

An die Frau Reg.-R. Meyer.

Aufſchieben darf ich nicht, der Frau Geheimderin für den lieben Brief zu danken. Vorerſt aber laſſen Sie mich ſagen, daß ich einige Jahre her durch die läſtigen Geſchäfte in der Enge gehalten, alle Umſicht nach außen beynahe verlor, nun aber, wieder befreyt und erlöſ't, mich ſo gerne nach den entfernten, geprüften Freunden umſehe. In dieſem Sinn erlaß ich meine Sendung und freue mich nun, ſie ſo wohl aufgenommen zu ſehen.

Der heitern Zeit, die Sie bey uns jugendlich zubrachten, erinnere ich mich immer gern mit Antheil, der ſich auf's Neue belebt, indem es Ihnen mit dem werthen Gatten und den theuern heranwachſenden Kindern ſo wohl geht. Ich hoffe künftighin öfter von Ihnen zu hören und an der vielfachen Thätigkeit Ihres Freundes lebhaftern Antheil zu nehmen.

Einer Sendung an ihn ſchließe nächſtens etwas bey, das Ihrem Wunſche ſich nähert. Es iſt noch übrig geblieben gerade aus der Zeit, wo ich die Freude hatte, Sie hier zu bewirthen, gegenwärtig dürfte es nicht mehr zu finden ſeyn.*)

*) Es waren dies ſchön geflochtne Haare von ihm ſelbſt, noch mit keinen grauen untermiſcht, in Gold gefaßt, und in einem zierlichen eleganten Etui.

Meinen guten Pathen grüßen Sie ſchönſtens, er möge uns Allen zur Freude ſich ausbilden; den kunſtreichen Sohn laſſen Sie immer, wenn auch ohne Anweiſung, fortzeichnen. Beſonders aber wünſche ich, er beſſirte die überſchickten Medaillen; auch nach der Natur Hände, Geſichter, Füße u. dergl. Es ward einmal ein kleiner Fuß aus Thon von ihm hergeſandt, der wirklich Aufmerkſamkeit erregte. Auch den Flaxmaniſchen Homer laſſen Sie ihn öfters zeichnen und wieder zeichnen; die menſchliche Geſtalt erſcheint darin in gar trefflicher Bewegung.

So viel für diesmal; möge ich immerfort das Beſte vernehmen.

Mit den beſten Grüßen und Wünſchen

treu

anhänglich

J. W. v Goethe.

Weimar
den 15. Sept.
1826.

12.

Ew. Wohlgeboren

hätten mir kein angenehmeres Geſchenk bereiten können als das wohlgerathene Gemälde*), das mich nunmehr täglich in Ihre Nähe verſetzt, ohne daß ich es übers Herz bringen könnte, durch irgend einen freventlichen Gebrauch ſolches zu beſchädigen. Nehmen Sie dafür meinen beſten Dank, ſo wie für den Jahrgang des Sonntagsblattes, aus welchem deutlich hervorgeht, wie Sie ſich an die Kultur Ihrer Stadt und Umgegend treulich anzuſchließen und ſolche zu fördern wiſſen.

*) Das Portrait des Regierungs-Raths, der daran Einiges auszuſetzen hatte, und deßhalb an Goethe ſchrieb, es ſelbſt zu verbeſſern.

Hierauf aber will ich alſobald mein Vergnügen ausſprechen über die Abſicht, Ihre Söhne*) nach Berlin zu ſchicken, welches beſonders auch dem Jüngern höchſt vortheilhaft ſeyn wird. Sobald Sie ſich hierüber näher beſtimmen, ſoll ein Schreiben an Herrn Rauch abgehen, nicht weniger was muſikaliſche Bildung betrifft an Herrn Zelter. Noch mehrere Empfehlungen könnte ich geben, es iſt aber nicht gut dies zu thun, denn junge Leute kommen dadurch gar oft in widerſprechende Verhältniſſe. Genannte beiden Männer werden in ihren Kreiſen den Jüngling ſchon zu leiten wiſſen. Grüßen Sie ihn zum ſchönſten, und ſagen ihm, daß er mir übers Jahr gewiß ſchon etwas Erfreuliches werde ſenden können. Gründlichkeit verbunden mit der größten Thätigkeit iſt in Künſten wohl kaum außer Berlin ſo glücklich beyſammen in Deutſchland zu finden.

Das Gegenwärtige ſende mit dem ſchönſten Dank und den beſten Grüßen auch an Ihre werthe Gattinn eiligſt ab, das Weitere zu einem nächſt abzuſendenden Packet mir vorbehaltend.

Wie immer treu geſinnt und mich früherer neu auflebender Bezüge herzlich erfreuend

ergebenſt
J. W. v. Goethe.

Weimar den 11. Jan.
1827.

13.

Ew. Wohlgeboren neuerliche angenehme Sendung erwiedere mit verpflichtetem Dank und freundlichem Anerkennen Ihres fortdauernden Erinnerns und freundſchaftlichen Zutrauens.

Daß Ihr lieber zweyter Sohn ein entſchiedenes Talent zur bildenden Kunſt beſitze, geht aus allen mir mitgetheilten Blättern

*) Der ältere ſtudirte Medicin, der jüngere die Bildhauerkunſt bei Profeſſor Rauch.

hervor, und wird ſich noch mehr beweiſen, wenn er in eine Schule kommt, die ihm den Inhalt der Geſtalten deutlich macht, wodurch denn ſowohl das rechte Ebenmaß als der Charakter, das phyſiſche und geiſtige Leben ſich zuletzt hervorthut. Es iſt ferner ſehr wohlgedacht ihn noch auf andere Weiſe auszuſtatten, damit er auch in ſonſtigen Verhältniſſen einer Welt, die alle Tage weiter und breiter wird, ſich nicht fremd und ohne Mittel fühle. Wäre der Umweg, indem Sie ihn nach Berlin bringen, über Weimar nicht ſo groß, ſo ſollten Sie ſich gewiß hier manches angenehmen älteren und neueren Verhältniſſes erfreuen. Es thut ſich in der letzten Zeit eine geiſtreich gebildete Geſellſchaft von jungen Staatsdienern hervor, in der Sie ſich gewiß in jedem Sinne behaglich finden würden.

Das letzte Heft von Kunſt und Alterthum lege bey mit dem Erſuchen, was etwa an den fünf erſten Bänden fehlt, mir freundlichſt anzuzeigen, damit Ihr Exemplar complettirt werde.

Meines Gartens am Stern im Thale erinnern Sie ſich wohl; ich habe ſo eben die alten Zimmerchen bezogen; die bekannten Plätze würden Sie alle wieder finden, nur ſind die von mir vor funfzig Jahren gepflanzten Bäume kräftig in die Höhe gegangen und geben breiten Schatten.

Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen; meinem Sohn, dem ich Gegenwärtiges in die Stadt ſchicke, überlaſſe noch einiges beyzupacken.

Mit den beſten Wünſchen

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter Diener

J. W. v. Goethe.

Weimar den 21. Juny

1827.

11

Ihr lieber Sohn, mein theuerster Herr und Freund, traf recht zur guten Stunde bey uns ein. Er fand sich mit Herrn Zelter im Schwan zusammen; wir sahen darauf beyde zu Tisch und ein schönes Verhältniß knüpfte sich alsobald an. Möge Alles dem guten jungen Mann gleicherweise gelingen, woran nicht zu zweifeln ist, denn schon hier hat seine schöne Gestalt und sein anmuthiges Betragen ihm alle Herzen gewonnen. Da er, wie er mir sagte, an Herrn Professor Lichtenstein adressirt ist, so wird dieser ihn vorerst am besten zu leiten wissen, und ihm seine Studien tag- und stundenweise einrichten helfen. Vernehm ich in der Folge seine Stellung, so kann ich ihn auf manche Weise an wohlwollende und bedeutende Männer empfehlen. An Herrn Rauch habe nach Ihren Wünschen umständlich geschrieben und man wird nun sehen wie sich Alles einleitet.

Der wegen seiner eigenen Darstellung so werthe Ring hat sich mir durch das zierlich schmeichelnde Sonett*) nur um so werther

*) An Goethe. Zum 28. Aug. 1827.
Mit einem Onyx als Ring gefaßt.

Ein Onyx zeigt den Helden Jason Dir,
Medeen auch, den Zauberkunst zu bringen.
Am Baum des Drachen wachsam Umschlingen,
Und über ihm das goldnen Vließ Zier.

Dies Bild send' ich dem Dichterhelden hier
Zum Tag', den heitre Herrn noch umringen.
Wenn heut' der Zirne Festes-Lieder klingen,
Glück an der Weser nur ein Gleichniß mir: —

Den Goethe will ich in dem Helden sehen,
Das goldne Vließ am Lebensbaum ward Dein,
Die Hülfte durfte Dir die Muse weih'n.

Auch mußtest Du des Drachen Zähne säen,
Doch, wie die Feindlichen Dir auch erstehen,
Du siehst, in Ruhe, spurlos sie vergehen.

B.

gemacht, deshalb ich denn meinen Dank wiederholend verdoppele.

Das Sonntagsblatt und die Gesellschaft für vaterländische Kultur gehen in schöner Eintracht zusammen vorwärts. Mir ist besonders angenehm zu sehen, daß Sie und Ihre Freunde umsichtig auf dasjenige wirken, was zunächst erfordert wird, was Ihrer unmittelbaren Umgebung Nutzen bringt. Hierdurch unterscheidet sich Ihr Bestreben von so manchen deutschen Zeitblättern, die nichts Besonderes, Eigenthümliches beabsichtigen, vielmehr ins Allgemeine gehen und dadurch einander völlig ähnlich werden, anstatt daß sie sich zu wechselseitiger Einwirkung bemühen sollten, ihren Charakter verstehend, ihre Bedürfnisse so wie ihre Leistungen anschaulich zu machen.

Mich angelegentlichst empfehlend

ergebenst

J. W. v. Goethe.

Weimar den 15. Octo.
1827.

45.

An Carl Victor Meyer (den Sohn).

Die mir zugedachte Büste,*) mein lieber junger Freund, ist glücklich angekommen, und ich habe Ihnen zum Gelingen dieser Arbeit auf's freundlichste Glück zu wünschen. Ihr angeborenes Talent hat schon früh in seinen ersten kindlichen Versuchen die schönste Hoffnung, die sich nun auf's Vollständigste realisirt

*) Goethe's Büste, welche der 17jährige Jüngling nach dreitägigem Aufenthalt bei Goethe aus der Erinnerung als Probearbeit gefertigt hatte, die ihm so trefflich gelungen war, daß Herr Prof. Rauch sie des Abgusses würdig erachtete.

Ein Gartenhäuschen.

Margarethe springt herein, steckt sich hinter die Thür, hält die Fingerspitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarethe.

Er kommt!

Faust kommt.

Ach Schelm, so neckst du mich!
Treff' ich dich!

Er küßt sie.

Margarethe

ihn fassend und den Kuß zurück gebend.

Bester Mann! Von Herzen lieb' ich dich!

Mephistopheles klopft an.

Faust stampfend.

Wer da?

Mephistopheles.

Gut Freund!

Faust.

Ein Thier!

Herr Professor Rauch gab mir schon seine Zufriedenheit über Ihren Fleiß und Application zu erkennen, dabey wünscht er mit mir und allen Kunstfreunden, Sie mögen sich aufs eifrigste der Technik, dem eigentlichen Handwerke, hingeben. Denn die durch Uebung zu erlangende Fertigkeit ist es eigentlich, die das Talent endlich zur Meisterschaft erhebt.

Betrachten wir z. B. den Musiker, welche granzenlose Bemühungen diese Männer anwenden, um ihre Finger in dem Grade gelenk zu machen, daß diese Glieder zuletzt gleichsam für sich selbst arbeiten und ohne die mindeste Anstrengung mit fertiger Behaglichkeit den Willen und den Sinn des Geistes ausüben, der ihnen zu gebieten hat. Eben so müssen auch des Plastikers Finger Stäbchen, Meisel und was für Instrumente sonst noch anzuwenden sind, eins wie das andere sich zu eigenlebendigem Organ ausbilden, dessen eigenthumliche Beweglichkeit des Künstlers Willen unmittelbar und ungesaumt erfüllt, von dem ersten Ansetzen des rohen Thons an bis zur letzten Epiderme des vollendeten Marmors. Sodann ist der Künstler glücklich zu preisen, der in Zeiten gewahr wird, was von dem übrigen Weltwissen zunächst an seine Kunst gränzt und seiner Thätigkeit zur Förderniß dient, der dagegen abweist was darauf keinen Einfluß hat.

Sie leben in einer großen Stadt, von gebildeten Menschen umgeben; ergreifen Sie dasjenige was Ihnen frommt. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit von Ihren Arbeiten sehen. Der Vortheil in Gipsabgüssen, nicht etwa blos Nachbildung, sondern die Sache selbst verschicken zu können, ist ein bedeutender Vorzug dieser Kunst. Fahren Sie fort, Ihre würdigen Eltern, Ihren Lehrer und jeden Wohlwollenden zu erfreun, der Ihrer Persönlichkeit, Ihren natürlichen Gaben und wackern Gesinnungen gern den herzlichsten Antheil schenkt, worunter ich mich denn auch wohl rechnen darf, der ich recht wohl zu leben wünsche.

In der freudigen Aussicht, ein entschiedenes, unbedingtes Ver-

trauen auf Rath und Anleitung eines trefflichen Lehrers werde fortan Ihre merkwürdigen und erwünschten Fortschritte von Station zu Station auf das Heiterste beleben

treu gesinnt
J. W. Goethe.

Weimar den 11. März
1828.

46.

In's Stammbuch.

Angedenken an das Schöne
Ist das Heil der Erdensöhne.

Goethe.

Weimar den 12. Nov.
1828.

47.

Ew. Wohlgeboren

ersehen aus beyliegender Abschrift, was ich Ihrem lieben Sohn auf eine wichtige Anfrage geantwortet, weshalb ich hierüber nichts weiter hinzufüge.

Die Notizen mit dem Interims-Riß der neuen Anstalten an der Einmündung des Weserflusses sind von mir höchst dankbar empfangen worden; sagen Sie das ja Ihrem theilnehmenden Freunde und bitten denselben von Zeit zu Zeit mir das Nähere wissen zu lassen. Ich habe dabey kein anderes Interesse als das allgemein Deutsch-Continentale. Seit der Cassler Zusammenkunft und den dortigen Beschlüssen muß uns höchst wichtig seyn, eine Unternehmung, die der Weser erst ihre Würde giebt, verschreiten zu sehen; und wenn

an jenem westlichen Ende etwas Bedeutendes der Art eingeleitet wird, so muß es bis zu uns herauf in die Werra bis Wanfried wirken.

In Erwartung des Weitern bitte mir die Orte zu nennen, durch welche der Weg von der neuen Anlage bis Bremen geführt wird; ich habe drei Special-Charten vor mir, und es würde mir angenehm seyn mich näher zu orientiren. Müssen wir doch so viel von den englischen Docks, Schleußen, Canälen und Eisenbahnen uns vorerzählen und vorbilden lassen, daß es höchst trestlich ist an unsrer westlichen Küste dergleichen auch unternommen zu sehen.

Das Uebersendete ist glücklich angekommen, wir haben uns in die werthen Gaben dankbar getheilt und wünschen, daß eine Gegensendung nebst Schreiben auch gleichfalls wohl möge eingelangt seyn.

Zu fernerem freundschaftlichen Andenken mich und die Meinigen bestens empfehlend und von allen gegrüßten Freunden die besten Grüße erwiedernd

treulichst

J. W. v. Goethe

Weimar den 10. Febru.
1829.

18.

An Herrn Carl Victor Meyer.

Ihre Sendung, mein Theuerster, erkenne ich dankbar und erwiedere sogleich wohlgesinnt folgendes: Die Frage, wie Sie es zunächst mit Ihren Studien, mit Ihrem Aufenthalt einrichten sollen, kann ich nicht direct entscheiden und beantworten; geben Sie mit sich selbst und Ihrem Herrn Vater zu Rathe.

In Berlin, wenn Herr Rauch hinweggeht, bleiben Ihnen die Herren Tieck, Wichmann und wie manche Männer, deren Namen ich nicht kenne, deren Gegenwart ich aber bey den großen dortigen Anstalten vermuthen muß; Sie kennen den dortigen Gang, haben Verhältnisse und was sonst auch auf's Leben sich beziehen mag ist Ihnen klar geworden. Wozu sich noch gesellt, daß Sie auch dort in Bezug auf Gesundheit Ihren Einstand gegeben, also auch dem Klima und was dazu gehören mag Ihren Tribut abgetragen haben.

Es ist nun wohl die Hauptfrage: ob Sie, als ein junger rüstiger Mann, der zwar südlichen, mancherley climatischen Einflüssen ausgesetzten Hauptstadt Bayerns sich anvertrauen wollen? Das was dort zu schauen, zu lernen, zu gewinnen ist, dürfte wohl auch für den Künstler von der größten Bedeutung seyn. Indem Sie Ihren bisherigen Lehrer dorthin begleiten, bleiben Sie in Ihrem vortheilhaften Studiengang und was Sie dort unter den Händen des Meisters entstehen sehen, ist von der Art, daß es vielleicht im Leben Ihnen nicht wieder zur Erfahrung kommt.

Sie sehen hieraus, daß ich mich neige Sie in München zu wissen; aber bereden Sie das mit Herrn Professor Rauch, berathen Sie es mit Ihrem Herrn Vater, ich gebe nur meine Ansichten; die Entscheidung gehört der Einsicht, dem Gefühl derjenigen, die es zunächst angeht.

Für die übersendeten Abdrücke danke zum schönsten, ich habe das Glück, sie in meiner Sammlung bey ihren Verwandten niederlegen zu können.

Aufrichtig theilnehmend

J. W. v. Goethe.

Weimar den 10. Febru.
1829.

49.

An Frau Hofg. M. Meyer

(bei der Geburt ihrer jüngsten Tochter).

Ein farbiges Blättchen zur Nachschrift eraieifend begrüße glückwünschend die theuern Eltern, besonders die liebenswürdige Mutter. Wobey ich es für eine große Wohlthat zu achten finde, daß die Stiftungsgesetze unserer protestantischen Orden den verpflichteten Damen nicht hinderlich sind, der Nachkommenschaft gleich anmuthige Sprößlinge zu überliefern. Wenn hiernach einer mir so theuern Familie frischer Zuwachs gegönnt ist, dazu wünsche wiederholt Glück und Heil, in Hoffnung und Aussicht, es werde dieses Ereigniß dereinst auch meinen Enkeln zu Gute kommen.

Treu anhänglich

J. W. v. Goethe.

Weimar den 12. Febru
1829.

50.

Ew. Wohlgeboren

verzeihen, wenn ich auf den ausführlichen Brief und die bedeutende Sendung gegenwärtig nur mit wenig Worten erwiedere.

Mein Sohn und Doctor Eckermann sind nach Italien gegangen und mir ist dadurch so manche Last zugewachsen, die ich seit geraumen Jahren auf Jüngere übertragen hatte.

Deshalb aber muß ich mich entschließen, das mir mitgetheilte Manuscript, wie es verlangt wird, baldigst zurückzuschicken, ohne solches, wie es wohl verdient hätte, gründlich zu beachten.

Meine Gedanken darf ich in jene Regionen nicht hinüberlenken, wo ich ſo manche Zeit mit dem entſchiedenſten Antheil verweilte; nun müſſen Tage ſowohl als Kräfte geſpart und auf das Dringendſte verwendet werden.

Die Freude, die Sie an Ihrem jüngeren Sohn, der ſo mannigfaltig entſchieden talentvoll ſich beweiſt, erleben, theile von Herzen; ſehr vergnügt wär' ich geweſen, wenn wir durch ihn das Bild des trefflichen Olbers hätten erhalten können.

Wegen ſeines Gedichtes,*) welches wirklich Bewunderung und allen Beyfall erregt, beſſ' ich ihm etwas Angenehmes nach Berlin zu erweiſen. Von den kleineren Gedichten iſt ſchon einiges im Chaos**) abgedruckt.

*) Es war ein großes Epos, Armind betitelt, deſſen Vollendung aber dem talentvollen Jünglinge, der in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre ſtarb, leider nicht vergönnt war.

**) Chaos war eine Zeitſchrift, die Goethe's Schwiegertochter, Ottilie von G., herausgab, in der auch mehrere Gedichte von Meyer, Vater und Sohn, aufgenommen wurden. Freunde und Freundinnen der Frau v. Goethe gründeten mit ihr diese merkwürdige Zeitſchrift, welche Aphorismen, Sonnette, Erzählungen und alle möglichen hübſchen und geiſtreichen Spielereien in verſchiedenen Sprachen enthielt. Beſonders unterſtützten Hofrath Dr. Eckermann, Hofr. Soret (ein Genfer) und Herr Parry (ein Engländer) die Redaction. Nur Frau v. G. kannte die Namen der Beitragenden, welche ſtreng verſchwiegen wurden. Nur wer 24 Stunden in Weimar zugebracht und irgend einen literariſchen Beitrag geliefert hatte, konnte als Mitarbeiter und Mitleſer des Chaos aufgenommen werden; anderen Perſonen durfte daſſelbe nicht einmal gezeigt werden. So iſt dieſe Zeitſchrift, welche in den Jahren 1830 und 1831 in Weimar nur in ungefähr 25 Exemplaren gedruckt worden iſt, ſehr ſelten geworden.

Beiträge von Goethe im Chaos ſind aufgeführt im „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek von S. Hirzel."

Beiträge v. Alex. Meyer: 1830 Nr. 15 S. 59 Der unbekannte Reiſegefährte. Nr. 17 S. 65 Zum Chaos. Zueignung. „Wen ich von allen Bäumen meiſt verehre?" (Mit dem Druckfehler Iglin ſtatt Tiglie). „Frühe Blüthen holder Stunden" — „Was ein jugendlich glühend Herz gefühlt" — „Wer dieſes flücht'ge Leben froh genoſſen." — Nr. 20 S. 79 Auf der Reiſe „Zu ihr! Zu ihr!" — Nr. 21 S. 83 Wonne der Sehnſucht „Nur das Sehnen." — Nr. 23 S. 96 „Wenn wir einer hohen, bedeutenden Perſon gegenüber."

Verzeihung solchem eiligen Worte, jetzt und künftig. Dank für alles Gute, meine besten Grüße Ihrer theuern Lebensgefährtin

Treu ergeben

J. W. v. Goethe

Weimar den 18. Juny
1830

51.

Der neugeborne Gros.*)

Wenn von Gros ersten Wunden
Früh der edlern Sehnsucht zu
Blutgereinigt zu gesunden
Dich zu Phöbos Hayne trug,

Wie zu Rosen, schnell verblühend,
Deren Dorn Dich blutig stach,
Deine Hand sich ernster mühend
Daphnes schlanke Zweige brach;

Bringst dem Gott in spätern Tagen
Willig Du die Lieder dar,
Der, so Wunden er geschlagen,
Schnell bereit zu heilen war.

*) Dieses Gedicht richtete Goethe an den Reg. Rath, nachdem derselbe eine Sammlung seiner Gedichte in einem Taschenbuche, Gros betitelt, herausgegeben.

Zürnen kann Apoll mit nichten,
Denn auf dieſer Erdenflur
Muß man *lieben* um zu *dichten*
Wie Er ſelbſt es einſt erfuhr.

Vor des Zevis Thron umſchlingen
Jene ſtets ſich brüderlich.
Wie ſie Deine Bruſt durchdringen,
Lieben beide Götter Dich.

Wenn die köſtlichſte der Spenden,
Der Geneſung Balſamkraut,
Phöbos Deinen milden Händen
Sterblichen zum Heil vertraut,

Hat Dich Eros auserkoren
Selbſt zum Pflegevater hier,
Sendet, ewig neugeboren,
Seinen *jüngſten* Bruder Dir.

52.

Es bedarf nur weniger Worte, solchen Eltern, solchen Freunden mein innigstes Beileid zu bezeugen.

Nur der Schmerz versteht die Schmerzen.

Hierben ein Theil des Gewünschten!

Nächstens mehr.

J. W. Goethe.

Weimar den 22. März
1831.

Diese Zeilen schrieb G. nach dem Tode der beiden älteren Söhne Meyer's, die nach vollendeter Ausbildung in einem Zwischenraume von acht Wochen nacheinander starben.

Briefe von Goethe's Frau.

Mephistopheles.

Es ist wohl Zeit zu scheiden.

Marthe.

Ja, es ist spät, mein Herr.

Faust.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarethe.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Faust.

Muß ich denn gehn?
Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarethe.

Auf baldig Wiedersehn!

Faust und Mephistopheles ab.

1.

Weimar den 20. May *).

Schon längst hätte ich Ihnen, mein lieber Freund, einige Zeilen schreiben sollen, aber seit 4 Wochen befinde ich mich so übel, daß mir alle Lust zum Leben vergeht, und das Schreiben mir ganz unmöglich ist.

Der Geh. Rath war in Jena und jetzo ist er wieder in Lauchstädt. Der gute Mann betrübt sich sehr wegen meiner Gesundheit, ich gebrauche immer Dr. Starke, entweder wird es besser, oder man geht sachte zur Ruh, wo es doch am Besten ist.

Ihre Briefe haben mich sehr gefreut, besonders daß Sie in Cassel so vergnügt waren, und wünsche, daß Sie sich überall besser befinden mögen als damals in Weimar. Ich kann mir jetzo recht gut vorstellen, wie Ihnen zu Muthe war, als Sie krank waren, nun geht es mir ebenso, alles ist mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts, ich habe alles was ich nur wünsche, es geht aber nichts auf dieser Welt über Gesundheit und frohen Muth, wenn man das nicht hat, so ist das ganze Leben nichts. Schreiben Sie mir nur oft, und wenn Sie schreiben, erwähnen Sie nichts von meiner Krankheit, denn ich weiß nicht, ob es recht sein könnte, daß ich davon geschrieben habe. Für alles Überschickte danke ich herzlichst, ich sehe daraus, daß Sie immer an uns denken. Wenn Sie wieder eine gute Sorte Franzwein fänden, so möchten Sie uns doch gütigst wieder davon schicken. Der Portwein ist sehr gut, nur die Bouteillen sind viel kleiner als die vorigen, und das Porto kam uns viel vor, wir haben für unser kleines Kistchen 4 Thlr. 17 Gr.

*) Die Jahreszahl dieses Briefes konnte nicht bestimmt werden.

geben müssen, und darin waren 12 Maas, und für das Fäßchen Franzwein mit 10 Maas haben wir nur 2 Thlr. bezahlt. Wollen Sie wohl die Güte haben und mal nachfragen woran das liegt? oder könnte man den Portwein nicht auch auf Fäßchen kommen lassen?

Für jetzo leben Sie recht wohl, und denken zuweilen an Ihre Freundin P.

Sobald ich besser bin, erfahren Sie auch mehr von mir, schreiben Sie uns bald.

2.

[Aus Lauchstädt 1802.]

Schon seit 3 Wochen bin ich mit dem Geh. Rath und Amme in Lauchstädt, und jeden Tag habe ich Ihnen schreiben wollen, aber frühe wird gebadet, alsdann muß man doch gehen, und dann geht es zu Tisch, von da wird sich geputzt und geht in das Theater, wieder zum Abendessen, und alsdann auch wohl auf den Ball. Ich war schon hier auf 6 Ballen, wo es sehr brillant ist. Es sind viele junge Landsleute hier, die alle recht hübsch sind, viele Officiere sind nicht da, aber die Hallischen Studenten sind meist sehr gesittete Leute, und der Herr Geh. Rath ist sehr mit ihrem Betragen sowohl auf Bällen als im Theater zufrieden. Am Sonntag kamen auch .... hierher und waren auch auf dem Ball, wurden aber gar nicht aufgefordert und mußten bloß mit der Unterhaltung von Becker und Le .... vorlieb nehmen. Der M ... und G ... wurden so gerührt, daß wir auf Zureden vom Geh. Rath ihnen bald unsere Tänzer zugeschickt hätten, denn sie sahen gar zu betrübt aus — aber G ... sagte nein, — es muß auch eine kleine Züchtigung sein. Zu jedem Ball werden wir 4—5 Mal eingeladen, und wenn wir nicht gleich kommen, geholt, und auf jeden Ball haben wir Sie

immer gewünscht. Ich tanze auf jedem Ball mit einem wie mit dem andern, weil sie mir alle gleich sind — sie erweisen mir alle wo ich bin, viel Artigkeit, und haben auch dem Geh. Rath und mir ein Vivat zugerufen.

Das Theater ist hier sehr schön geworden, es können tausend Menschen zusehen — im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geh. Rath anfing, betitelt: „Was wir bringen," waren 800 Menschen — wir waren auf dem Balken in einer sehr schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so riefen die Studenten „es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!" Er hatte sich hinten hingesetzt, aber ich stand auf, und er mußte vor, um sich zu bedanken.

Nach der Comödie war Illumination, und dem Geh. Rath sein Bild und Namen illuminirt. Wir speisten im Salon, wo auch wieder alles illuminirt, und der ganze Saal mit Blumen-Guirlanden geschmückt war.

Jetzo ist der Geh. Rath auf ein Paar Tage in Halle, ich war auch da und habe da recht hübsche Bekanntschaften gemacht mit den Töchtern des Professors Wolf, welches sehr gute Mädchen sind, und auch mit dem Kapellmeister Reichardt seinen Töchtern aus Giebichenstein. In Halle hatte ich auch sehr viel Vergnügen auf dem Berge. Herr von W. führte mich überall in allen Zimmern herum und hat mich als Schwester präsentirt, und sie haben mir alle sehr viel Ehre bezeigt. Doch fehlt mir bei alle diesem Vergnügen immer etwas. Jetzo denke ich in ein Paar Tagen von hier fortzugehen, ich habe nun auch alles satt, und werde mich in meiner Ruhe wieder recht wohl befinden.

Den Brief wegen der Ringe habe ich erst hier bekommen, frage daher an, ob ich es, wenn ich zurückkomme, noch besorgen soll? schreiben Sie mir deßhalb gleich.

Leben Sie wohl, und bei der größten Freude denken Sie zuweilen an Ihre Freundin

3.

Meinen Brief von Lauchstädt werden Sie erhalten haben, ob Sie ihn aber haben lesen können, ist eine Frage, wenigstens haben Sie daraus meinen guten Willen gesehen.

Für den überschickten Lachs danke ich recht sehr. Ich hoffe Sie dieses Jahr auch mit Schwämmen und Pflaumenmus gut zu versehen, weil dieses Jahr besonders die Pflaumen bei uns gut gerathen.

Die Weine scheinen alle sehr gut zu seyn, besonders liebe ich den Setubal.

Recht sehr freue ich mich, daß es Ihnen in Ihren Geschäften sehr gut geht. Sie werden auch gewiß bald noch mehr Freude daran haben, besonders wenn Ihnen die Einnahme des Geldes erst Freude machen wird, denn es ist doch auch gut einzunehmen als immer blos auszugeben.

Wegen der Lotterie hätte ichs gern besorgt, aber es war kein Loos im Briefe.

Von Lauchstädt sind wir alle recht gesund und frisch wieder zurückgekommen, besonders ich bin sehr vergnügt wieder in meinem Stübchen zu seyn.

August empfiehlt sich Ihnen bestens und wünscht erst etliche Zeilen von Ihnen zu sehen, alsdann wird er Ihnen auch schreiben.

Neues ist vor jetzt bey uns in Weimar nichts vorgefallen, als daß alle Herrschaften verreist sind und es hier sehr stille und einsam ist.

Ernestine*) und die Tante so wie auch meinem Bruder seine Frau lassen Sie alle herzlich grüßen.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald ob Sie meinen

*) Die Schwester der Briefschreiberin.

Brief von Lauchſtädt erhalten haben und etwas daraus haben leſen können.

Ihre Freundin

C. P.

Weimar
am 30. Jul. 1802.

4.

Weimar den 23. Auguſt [1802.]

Mein lieber Freund!

Sie haben mir mit dem Geburtstagsgeſchenk eine große Freude gemacht, es kam zwar erſt heute an, aber deſto größer war die Freude, und um ſo mehr, da ich daraus erſehe, daß Sie Ihre Freundin nicht ganz vergeſſen haben, auch dafür wie für die ſchönen Geſchenke danke ich Ihnen herzlich. Daß bis jetzt die Ananas und der Ingver noch nicht angekommen iſt, werden Sie wohl aus dem Briefe vom Geh. Rath geſehen haben, auch die Butter, die ich mit auf die Rechnung des Weins zu ſetzen bitte.

Meinen Brief aus Lauchſtädt haben Sie doch auch wohl erhalten — hier lebe ich ganz ſtille, komme gar zu Niemand, finde bloß Freude an der Haushaltung und an weiter nichts. Neuigkeiten weiß ich alſo gar nicht, als einige Heirathen.

Was mich freut iſt, daß Sie nun Freude und Luſt an Ihren Mediciniſchen Geſchäften finden, ſchreiben Sie mir nur recht oft, denn das iſt meine einzige Freude von Ihnen zu hören, überhaupt wünſche ich mir, wenn auch nur für Stunden, mit Ihnen zu ſprechen, was man dem Papier nicht anvertrauen läßt.

Wegen des Vorſpiels ſollen Sie Antwort haben. Leben Sie recht wohl und denken Sie zuweilen an eine Freundin, die immer an Sie denkt. Der Geh. Rath grüßt vielmals, ſo wie unſer ganzes Haus.

Ihre

Chriſtiane P.

5.

Lieber Freund!

Ich ſage Ihnen vielen Dank für alle Ihre gütige Beſorgungen ſo wie auch für die Nachricht wegen des Portweins. der neuere Portwein ſowohl als die andern Sachen ſind noch nicht angekommen und wir ſehen der Ankunft ſämmtlicher Waaren mit Freuden entgegen. Ueber den Beſuch von Ihrem Bruder freue ich mich außerordentlich. Sie wünſchen etwas von unſerm Theater zu hören, aber unſere Schauſpieler ſind noch nicht zurück, ſobald ſelbige zurückkommen, will ich Ehlers das Bewußte zuſtellen.

Die Kunſtausſtellung hat auch wieder ihren Anfang genommen, worin dieß Jahr ſehr ſchöne Sachen ſind.

So wie der Fuhrmann kommt, wird auch ein Packet mit Büchern an Sie abgehen, welche Ihnen der Herr Geh. Rath verehrt, auch liegt der Gewinnſt der Bertuchiſchen Lotterie dabey. — Auch werde ich Ihnen dieſes Jahr recht gutes Mus ſchicken können.

Das Verſpiel: Was wir bringen können wir Ihnen nicht ſchicken, weil es ſchon Herr Cotta hat, das erſte Exemplar aber, das wir bekommen, ſollen Sie mit umgehender Poſt haben, und wenn wir wieder ein Packet an Sie abſchicken, ſo werden Sie auch Mahomet und Tancred dabey finden.

Die Victorie konnte ich Ihnen ſchicken, aber der Geh. Rath und alle ſagen: daß man ſie nicht packen könnte, und Sie würden ſie blos in Tauſend Stückchen bekommen.

Die Matten wünſcht der Herr Geh. Rath nur ſo ohne zuſammengenäht zu haben, auch wünſcht er jedesmal, wenn Sie ihm etwas von einer Sorte Wein ſchreiben, immer die Preiſe zu wiſſen, wollten Sie wohl die Güte haben und in Ihrem nächſten Briefe die Preiſe ſowohl als die ganze Rechnung beylegen.

Auguſt würde Ihnen auf Ihren Brief antworten, er iſt aber

mit denen Kleinen von Egloffſteins nach Schnepfenthal gereiſt. Sie werden, ſobald er zurückkömmt, wieder etwas von uns hören. Ich freue mich recht ſehr, daß Sie in Ihren mediciniſchen Studien ſo viel Freude finden, und wünſche Ihnen von Herzen Glück dazu. Froriep iſt nach Paris gereiſt und ſeine Frau iſt in Weimar bey ihren Eltern.

Für dießmal leben Sie recht wohl und denken zuweilen an Ihre Freundin

Chriſtiana Vulpius.

Weimar
am 17. Sept. 1802.

6.

Lieber Freund!

Die ſchönen Ananas, der Ingwer und der Pompurnickel, alles glücklich angelangt, und vor dem großen Weinfaß habe ich, ſo oft ich in Keller gehe, einen außerordentlichen Reſpect. Wir danken Ihnen noch vielmals für Ihre Liebe und gütige Beſorgniß. Sie haben uns mit allerley Leiblichem verſorgt, und Sie erhalten durch denſelben Fuhrmann allerley Geiſtiges. Ich hoffe Ihnen auch noch die Victorie zu ſchicken; ich laſſe deshalb einen beſondern Kaſten dazu machen und denke ſie mit der nächſten Gelegenheit abzuſchicken.

Jetzt ſind endlich die Schauſpieler auch bey uns wieder angelangt und: Was wir bringen wird heute ſchon zum zweitenmal bey uns aufgeführt, wovon ich Ihnen einen Zettel beylege, und da ich überzeugt bin, wie viel Theil Sie an ſo etwas nehmen, ſo habe ich recht oft bey der erſten Vorſtellung gewünſcht, daß Sie hier wären, es war Suspendu und das ganze Publikum waren faſt lauter Jenenſer, ſie waren ſehr wohl mit dem Stück zufrieden, denn es wurde ſehr gut gegeben.

Neuigkeiten, die uns betreffen, iſt dieſes die neueſte, daß der Herr Prof. *) zu Weihnachten von uns wegzieht und die Fräulein von Keppenfels heyrathet.

Der Herr Geh. Rath befindet ſich jetzt recht wohl und wünſcht nun auch die Rechnung von Ihnen zu haben. Sollten Sie etwa eine Anweiſung wegen des Geldes hierher ſchicken, ſo wünſcht er es doch etwas voraus zu wiſſen, damit er ſich darnach einrichten kann.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Chriſtiana Vulpius.

Weimar
am 2. October 1802.

7.

Lieber Freund!

Schon längſt hatte ich mir vorgenommen, Ihnen zu ſchreiben, da wir aber beſchloſſen hatten, unſere Briefe miteinander an Sie abzuſenden, ſo hat ſichs immer weiter verzögert als es eigentlich billig war.

Das erſte iſt: daß der Portwein ganz vortrefflich iſt, und das Faß enthielt 160 Pfund. Der Fuhrmann Kirchner hat mir einen ſehr dummen Streich gemacht, er verſprach mir nämlich das Fäßchen mit dem Muſc mitzunehmen und kam nicht wieder zu mir, doch habe ich es heute den 9. Nov. an Sie durch den Fuhrmann Haushalter abgeſendet, und wünſche, daß es gut ankommen möge.

Daß Ihnen Goullon wegen des Geldes geſchrieben, wundert mich ſehr. Elkan hat es ihm ſchon im Monat Auguſt bezahlt, wovon ich die Quittung ſelbſt geſehen habe; ich habe alſo an denſelben nichts ausgezahlt. Die Uhr von Auch ſoll morgen an Sie ab-

*) Heinrich Meyer.

geſchickt werden, und ſobald mir dieſer den Poſtſchein vorzeigt, will ich ihm auch das Geld auszahlen.

Mit dem Herrn Profeſſor habe ich immer keine Gelegenheit gehabt zu ſprechen, weil er immer mit ſeiner Braut herumreiſ't, doch hoffe ich es dieſe Woche noch thun zu können. Seine Vermählung iſt mit dem Anfang des künftigen Jahres beſtimmt.

Ich hoffe, daß Sie nun völlig von Ihrer Krankheit wieder hergeſtellt ſind, denn ein Arzt muß nicht ſelbſt krank ſeyn. In unſerm Hauſe iſt bis jetzt noch alles wohl geweſen.

Von Neuigkeiten iſt bis jetzt nichts vorgekommen, das Sie intereſſiren könnte. Unſere Redouten haben bereits ihren Anfang genommen und ſind, weil im Stadthauſe gebaut wird, wieder im alten Comödienhauſe, wovon ich aber noch keinen Gebrauch gemacht habe und auch in dieſem alten Jahre noch keinen machen werde.

Auch lege ich einen Zettel bey vom ſogenannten Donauweibchen, welches aber wieder in ſeine vorige Geſtalt verwandelt worden iſt, wobey ich Sie doch zugegen gewünſcht hätte, denn es wurde recht gut aufgeführt.

Ich wünſche recht bald wieder etwas von Ihnen zu hören. Die Tante und Erneſtine empfehlen ſich Ihnen auch beſonders, auch alle Ihre alten Neugelchen erinnern ſich oft Ihrer, beſonders Dem. Burkhardt.

Leben Sie recht wohl. Nächſtens hören Sie mehr von

Ihrer

Freundin

Chriſtiana Vulpius.

Weimar
am 9. Nov. 1802.

Margarethe.

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.

ab.

8.

Lieber Freund!

Die Masken sind heute mit der fahrenden Post abgegangen und ich hoffe, daß sie zur rechten Zeit ankommen und Ihnen Freude machen. Der Fuhrmann Haushalter ist bey uns glücklich angekommen und hat die Rüben sowohl als den Wein ordentlich überbracht, wofür wir Ihnen vielen Dank sagen. Der Wein ist außerordentlich gut, besonders der weiße, auch werden Ihre Brüder mit dem größten Beyfall verzehrt. Wegen der Rüben bitte ich nur mit nächster Post mir zu schreiben, wie selbige zubereitet werden. Donnerstag geht der Fuhrmann Haushalter wieder weg, welcher Ihnen ein Fäßchen mit Mus, ein Kästchen mit getrocknetem Obst und ein Paquet Bücher überbringen wird. Auch August haben Sie mit den überschickten Sachen recht glücklich gemacht. — Von Neuigkeiten giebt es bey uns gar nichts, als daß die gewesene Dem. Malkolmi, jetzt Madame Müller, mit einer jungen Tochter gestern entbunden worden ist. Jetzt frage ich bey Ihnen an: ist es wahr, daß die Dem. Matizek nach Bremen aufs Theater kommt? Man sagt hier, daß Sie das gute Werk gestiftet hätten, und ich finde es recht, wenn man sich der alten Angelchen annimmt. So hat sie ihre Thränen doch an dem berühmten Geburtstage nicht ganz umsonst vergossen.

Ich muß schließen, weil wir so eben ein Fieber anfahren wollen. Leben Sie recht wohl und denken recht oft an Ihre Freundin

Christiana Vulpius.

Weimar
am 13. Dec. 1802.

9.

Lieber Freund!

Sie werden mir verzeihen, daß ich Ihnen etliche Briefe unbeantwortet ließ. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen nicht eher wieder zu ſchreiben, als bis ich Ihnen ſagen könnte, daß ich wieder völlig wohl und geſund wär; da ſich nun meine Geſundheit ſowohl als meine muntere Laune wieder hergeſtellt hat, ſo ſollen Sie von mir erfahren was ich weiß. Zuerſt alſo den ſchönſten und beſten Dank für die überſchickten Schellfiſche und Butten, ſo wie auch für die fürtrefflichen Terſchen, wovon ich den großen ſehr ſchmackhaft habe zurecht machen laſſen und wozu wir nachſtehende Gäſte eingeladen hatten, als:

Herrn Oberforſtmeiſter v. Stein,
" " v. Fritſch,
" Rittmeiſter v. Fritſch,
" Becker und
" Ehlers.

Der Herr Geheime Rath war ſelbigen Tag ſehr vergnügt, ſo wie Sie ihn immer kennen, und ich und der Oberforſtmeiſter von Stein haben Ihre Geſundheit getrunken. Auch haben Sie mir ſehr große Freude mit dem Häubchen gemacht, wofür ich Ihnen den beſten Dank ſage. Mein einziges Vergnügen iſt jetzt Schlittenfahren, welches ich täglich thue, und da wir ſehr ſchöne Pferde haben, ſo mache ich mir ein großes Feſt damit.

Am 31. Jan. war unſere ſogenannte Geburtstagsredoute, welche ſehr brillant und volkreich war, auch waren drey ſehr ſchöne Aufzüge, der eine von Griechinnen, der andere von Gitaſſierinnen, und der dritte repräſentirte das Perſonal aus dem Verſpiel: was wir bringen. Tiek, den Sie kennen, ſtellte den Merkur vor, auch ſuchten etliche Damen und Aengelchen den ſchwarzen Ritter von

vorm Jahr, doch da ſie ihn nicht finden konnten, ſo hörte man an manchem Tiſch ſeine Geſundheit, beſonders hat es Linkert daran nicht fehlen laſſen.

Auch haben unſere Stadthausconzerts wieder ihren Anfang genommen, doch waren bis jetzt noch keine Bälle.

Sie fragen nach dem Herrn Profeſſor Meyer, derſelbe lebt mit ſeiner jungen Frau recht vergnügt und iſt, wie immer, ſehr fleißig.

Es hat mir recht leid gethan, Ihren Freund, den Herrn Hufe, nicht ſo empfangen zu können, als ich gewünſcht hätte; ich wurde gerade vom Tiſch herausgerufen, und da konnte ich ihn doch nicht in mein Zimmer nehmen, weil in demſelben geſpeiſt wurde. Ich entſchuldigte mich, und er verſprach mir wieder zu kommen, kam aber nicht, das hat mir recht leid gethan.

Aus Ihren Briefen ſehe ich, daß Sie ſehr viel zu thun haben. Ich wünſche Ihnen viel Glück dazu.

Unſern lieben Geheime Rath beurtheilen Sie ganz recht, wenn Sie überzeugt ſind, daß er zu den ketzeriſchen Ausfällen ſchweigen wird. Was für Zeit und Kräfte hätte er verloren, wenn er ſeit dreyßig Jahren von allem Ungeſchickten, was man über ihn gedruckt hat, hätte Notiz nehmen wollen. Er arbeitet vielmehr dieſen Winter Manches, das Ihnen ſo wie allen Freunden gewiß Freude machen wird, es geht bey ihm, wie Sie wiſſen, immer vorwärts, ohne daß er ſich viel umſieht.

Leben Sie recht wohl und laſſen Sie bald Ihrer Freundin wieder etwas von ſich hören. Alles in unſerm Hauſe grüßt Sie herzlich, beſonders August.

Chriſtiana Vulpius.

Weimar
am 7. Febr. 1803.

Sagen Sie mir doch auch im nächſten Briefe ob wir das, was wir Ihnen ſchuldig ſind, hier etwa auf Anweiſung auszahlen oder ſonſt übermachen ſollen.

10.

Weimar den 21. April [1803.]

Da Sie mich beſchuldigen, ich ſcheine Sie zu vergeſſen, muß ich, ſo ungern ich auch ſchreibe, Ihnen doch wieder ſelbſt ſchreiben — ob ich Sie vergeſſen kann und werde, frage ich Sie ſelbſt — —

Ich lebe ganz ſtill und ſehe faſt keinen Menſchen, das Theater nur iſt meine Freude, denn wegen dem Geh. Rath lebe ich ſehr in Sorge, er iſt manchmal ganz hypochonder, und ich ſtehe oft viel aus, doch trage ich alles gerne, da es ja nur krankhaft iſt, habe aber ſo gar Niemanden, dem ich mich vertrauen kann. Schreiben Sie mir aber hierauf nichts, denn man muß ihm ja nicht ſagen, daß er krank iſt; ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank. Neulich als Ihr Brief ankam, war er ſehr luſtig, und ſagte zu mir: „ſehe nur mal was dem Dekter ſeine Briefe an Dich ſo klein und unbedeutend werden, erinnerſt du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeit, und wirſt bald gar keine mehr bekommen.“ Laſſen Sie das nicht in Erfüllung gehen, und ſchreiben Sie mir bald und viel, denn eine ganze Zeit habe ich ſehr wenig von Ihnen gehört, denke mir aber feſt, daß Sie der Freund noch ſind, der Sie waren, wie ich auch das bleibe, was ich war.

Mit dem Wein haben Sie dem Geh. Rath eine große Freude gemacht, er iſt vortrefflich, und wiſſen gar nicht, mit was wir Ihnen nur wieder etwas Gutes erwiedern konnen, vielleicht kann es noch in der Folge geſchehen.

Gleiſteins haben wieder für Sie ein Packet Strumpfhoſen geſchickt, der Geh. Rath wird es Ihnen auf Rechnung ſetzen, und mit der Guitarre von Goullon ſchicken. Wir warten nur auf Haushaldern und ſonſt einen Fuhrmann. Sie werden auch darin ein Packet Bücher finden, weven Sie den Verfaſſer kennen, und Ihnen gewiß Freude machen wird, wie auch die Sachen von meinem Br[illegible]er.

Sie werden Alles in einer Kiſte erhalten, und ſobald es abgegangen iſt, ſollen Sie es wiſſen, und ſobald das neue Stück vom Geh. Rath gedruckt iſt, werden Sie es gleich bekommen, einſtweilen erfolgt nur ein Theaterzettel, müſſen aber ja nicht übel nehmen, daß er ſo ſchmutzig iſt, ich konnte keinen beſſern mehr bekommen. Es wurde mit großem Beifall aufgeführt, die Jagemann ſpielte die natürliche Tochter ſo ſchön, daß ich Sie bei der Aufführung hierher gewünſcht, ſowie auch bei der Braut von Meſſina von Schiller.

Leben Sie recht wohl, und erinnern Sie ſich zuweilen an Jemand, die ſich immer nennen wird Ihre Freundin

C. P.

11.

[Ende Mai 1803.]

Heute, lieber Freund, iſt die Kiſte mit Hausbalder abgegangen, und ich wünſche, daß Ihnen was drin iſt Freude machen möge. Sobald als die natürliche Tochter gedruckt iſt, ſo wie auch der Almanach, ſo ſollen Sie es beides erhalten. Zu dem Almanach kamen auch die Noten von Ehlers mit zu der Guitarre heraus. Ehlers wird Ihnen auch ein Exemplar ſchicken, und zugleich läßt er ſich Ihnen beſtens empfehlen, er hat wieder ſehr viele neue Lieder vom Geh. Rath componirt, die Sie gewiß gefallen werden, überhaupt hat er ſich ſowohl als Sänger als auch im Schau- und Luſtſpiel gebeſſert, und der Geh. Rath iſt ſehr zufrieden mit ihm, er iſt auch oft bei uns.

Der Geh. Rath ſieht jetzo die Schauſpieler mehr als ſonſt, alle Woche haben wir welche zu Gaſte, und ſo geht es Reihe um. Von Damen haben wir nichts Neues, aber die Müller iſt außerordentlich brav geworden, auch die Sichlis. Neue Herren ſind folgende:

Herr Oels, Herr Unzelmann, Herr Greiner, Herr Zimmermann. Überhaupt habe ich nur einen Wunsch, daß Sie uns nur nächstens mal wieder besuchen, und die großen Stücke hier sähen, die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans, die Natürliche Tochter und dergleichen mehr. Den Stuhl besitze ich jetzo, meistentheils weil die Bank immer besetzt ist, doch Ihren Platz sollen Sie immer leer finden, der eigentliche Platz wird nie wieder besetzt.

Wir wollen indeß der guten Hoffnung leben; aber warum schreiben Sie Ihrer Freundin nicht ein Wort, soll denn die Weissagung ganz eintreffen? nein, antworten Sie nur recht bald. Nun mache ich auch eine Bitte an Sie, haben Sie die Güte mir wieder 30 Pfd. Butter zu schicken, ich stehe in dergleichen Fällen wieder zu Befehl.

Vom Geh. Rath werden Sie nichtlängst einen Brief erhalten haben, vor jetzo befindet er sich in Jena, wo ich Freitag auch hingehe zu einem großen Ball auf der Rose, wozu ich heute eingeladen worden bin. Die Tanzlust will sich bei mir noch immer nicht verlieren. Wir werden auch wieder einige Wochen nach Lauchstädt gehen.

Leben Sie recht wohl und antworten Sie mir recht bald, und vergessen Sie Ihre Freundin nicht ganz.

Christiane V.

12.

Lieber Freund!

Schon längst hätten wir Ihnen gern geschrieben, wenn wir nicht immer erwartet hätten, wegen der fremden Besuche, die Sie haben, etwas von Ihnen zu hören. Ich war sechs Wochen in Lauchstädt, auch diese Reise verhinderte mich zu schreiben. Ich habe mich sehr gut amüsirt und auch das Bad ist mir sehr wohl bekom-

men; die Weimeraner behaupten sogar, daß ich sehr stark geworden sey. Der Herr Geheime Rath, der Sie bestens grüßen läßt, befindet sich recht wohl, so wie auch August sich Ihrem gütigen Andenken empfiehlt, und wir alle erwarten bald etwas von Ihnen zu hören, und ich frage an ob ich wohl vor den vorjährigen Preis wieder 50 Pfd. Butter von Ihnen erhalten könnte? und dem Fuhrmann der sie brächte könnten wir sogleich die Mandoline mitgeben, die bey uns liegt, und wir wissen nicht wie wir sie fortbringen sollen.

So eben ist der Wein des Herrn Professor Meyer angekommen und auch dieser wundert sich sehr so lange nichts von Ihnen gehört zu haben. Ist der Fuhrmann noch zu erfragen, so bekommen Sie die Mandoline noch mit diesem.

Haben Sie ja die Güte bald etwas von sich hören zu lassen und wenn es möglich ist mir die Butter zu besorgen.

Leben Sie recht wohl und denken Sie auch zuweilen an Ihre Freunde und Freundin in Weimar. Dieses schreibt Ihre wahre Freundin

Christiana Vulpius.

Weimar den 3 August [1803.]

13.

[Septbr. 1803.]

Lieber Doctor!

Für das Geschäft der übersendeten Butter danke ich Ihnen recht sehr. Ueber Ihre glücklichen Geschäfte und guten Erfolg derselben habe ich mich recht sehr gefreut.

Bey uns geht es bunt durcheinander sowohl in Geschäften als im Einzelnen, welches sich nicht gut beschreiben läßt; wäre es denn nicht möglich uns diesen Herbst vielleicht einmal zu besuchen, wo-

mit Sie uns allen eine große Freude machen würden, auch könnten Sie jetzt recht bequem bey uns logiren und in der jetzigen Zeit läßt sichs noch am besten reisen.

Von August habe ich Ihnen zu melden, daß er einen neuen Hofmeister*) bekommen hat, der aus Italien mit Herrn Professor Hermann unmittelbar kommt, und der ein großer Grieche und Lateiner ist, der sich nun mit August den ganzen Tag beschäftigt, welches Sie nächstens umständlicher von August selbst hören werden.

Im Nahmen des Herrn Geh. Rath habe ich Sie zu bitten uns wieder mit etwas Portwein zu versehen und zwar noch vor Winter, so wie auch von denen beyden Sorten Franzwein, nämlich von denen, welche mein Bruder bekommen, so wie auch von dem weißen Franzwein, welchen der Herr Professor Meyer von Ihnen erhalten hat; auch wenn es möglich ist bitten wir um ein kleines Fäßchen guten Malaga, wovon Sie uns die Preise auch zugleich mit übersenden. Ich erwarte nächstens Antwort, ob wir Hoffnung haben Sie vielleicht bey uns zu sehen.

So eben erhalte ich Ihren Brief, worin Sie mich an allerley Nachrichten von hier erinnern. Sie könnten das alles besser selbst hören, wenn Sie mich besuchten.

Sie haben viel zu thun, aber dennoch sollten Ihre Briefe nicht so kurz und trocken sein.

Unser Theater hat sich wegen des Personals sehr viel verändert, und kämen Sie nicht hierher, so sollen Sie ein Verzeichniß von allen haben.

Von mir kann ich weiter nichts sagen, als daß ich jetzo sehr lustig bin, und nach wie vor so gern tanze als sonst, mir sogar einbilde, noch besser als sonst zu tanzen.

Der Geh. Rath befindet sich jetzo auch recht wohl, und wir sind

*) Riemer.

alle zuſammen recht zufrieden, ſprechen oft von Ihnen, und wünſchen Sie bei uns.

Leben Sie recht wohl und antworten Sie bald Ihrer Freundin

Chriſtiane V.

14.

Lieber Herr Doctor!

Die Hoffnung Sie vielleicht bey uns zu ſehen hat uns insgeſammt große Freude gemacht. Ganz lebhaft darf ich mirs gar nicht denken, es kommt mir immer als ganz unmöglich vor, doch bin ich überzeugt, wenn Sie ſich von Ihren Geſchäften losreißen können, daß Sie uns gewiß dieſe Freude machen werden.

Bey unſerm Theater werden Sie ſehr viel neue Subjecte finden ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts.

Mit erſter Poſt werden Sie allerley Neues in einem Kiſtchen vom Geh. Rath erhalten, ſo wie auch das Hermy'ſche Bilderbuch*), auch Ehlers Lieder, welcher Ihnen noch zwey Exemplare beſonders beygelegt hat, wovon das eine Ihrem Herrn Bruder gehört, welchem ich mich beſtens zu empfehlen bitte.

Sie werden auch zugleich die Rechnungen vom Induſtrie-Comptoir dabey finden, welche ſchon längſt bezahlt ſind.

Neuigkeiten will ich Ihnen vor jetzt gar nicht mehr ſchreiben, weil ſich alsdann alles beſſer mündlich ſagen läßt.

Noch eine Bitte habe ich an Sie zu thun: Iſt es nicht möglich uns noch ein Fäßchen Heringe und Bricken zu ſchicken, weil beyde Fiſchſorten bey uns dieſes Jahr ſehr ſchlecht ſind; und bitte zugleich

*) Glog. naturhiſt. Bilderbuch.

die Butter und Obiges mit auf die Rechnung des Weines zu ſetzen, doch bitte ich wegen der vielen Aufträge nicht böſe zu werden.

Uebrigens befindet ſich bey uns alles wohl und es geht noch immer wie ſonſt, faſt alle Tage Gäſte. So eben logirt Hr. Prof. Sartorius aus Göttingen wieder bey uns. Leben Sie recht wohl und geben Sie uns bald Nachricht ob wir wirklich uns noch auf Ihre Ankunft freuen ſollen.

Auguſt und überhaupt das ganze Haus grüßt Sie herzlich.

Ihre Freundin

Chriſtiana Vulpius.

Weimar
am 14. October
1803.

Mündlich recht viel.

15.

Lieber Freund!

Heute iſt Haushalter angekommen und hat Alles, wovon Sie uns in Ihrem Briefe ſchreiben, richtig überbracht, aber nun bitte ich Sie in Ihrem nächſten Briefe uns zu ſchreiben, was es für Weine ſind — das eine Faß muß ich gleich abziehen, das läuft.

Das Eingemachte iſt ſehr ſchön, — das Gefäß werde ich zu Ihrem Andenken immer aufheben.

Die Rechnung werden Sie uns ſchon nächſtens ſchicken, und übrigens ſage ich Ihnen für alles Gute den wärmſten Dank.

Die Bricken ſind ſehr gut, und ich weiß, wie Sie ſich vorſtellen

Grethchens Stube.

Grethchen
am Spinnrade allein.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

können, mit welchem Appetit ich ſie verzehre, da ſie von Ihnen kommen.

Aus Ihrem Briefe ſehe ich, daß Sie ſich doch noch mit Tanzen abgeben, und da habe ich die Hoffnung, wenn Sie zu uns kommen, auch wieder mit Ihnen zu tanzen.

Es ſind zwei junge Leute beim Theater hier, die bloß aus Liebe für die Kunſt zum Theater gegangen, und als Schüler vom Geheimerath bei uns bekannt ſind.

Von dieſen Beiden tanzt der Eine ganz wie Sie, nur noch mit mehr Leidenſchaft

Wenn ich mit dieſem tanze, ſo fliegen wir gleichſam den Saal hinunter; ob ich gleich ſtärker werde, ſo tanze ich doch immer wie ſonſt.

Ich habe mich bei Hausbalter nach Ihnen erkundigt, der ſagt mir, daß Sie auch ſtärker geworden wären. Ich freue mich recht ſehr Sie ein Mal wieder zu ſehen.

Der Geheimerath iſt jetzo in Jena, ich bin mit Auguſt und ſeinem Hofmeiſter allein, aber immer ſo luſtig als ſonſt; wir haben oft Geſellſchaft, wo wir ſehr oft von Ihnen ſprechen, und Sie Alle bald zu uns in unſeren Zirkel wünſchen.

Beim Theater hat ſich viel verändert, doch läßt ſich aber Alles nicht gut ſchreiben, das müſſen Sie Alles ſelbſt ſehen; es kommt mir zwar wie eine Unmöglichkeit vor, aber es wird doch gewiß ſein

Den nächſten Montag geht Hausbalter von hier weg, und wird Ihnen die Mandeline, Nus und Aepfel mitbringen, was wir in unſerem armen Weimar haben — komm ich einmal in eine Seeſtadt, ſo ſollen Sie mehr von mir haben, jetzo bitte ich nur einſtweilen damit fürlieb zu nehmen. Schwämme hat es dies Jahr bei uns nicht gegeben.

Für dies Mal leben Sie recht wohl, und denken Sie zuweilen an Jemand, die wie immer iſt

Ihre Freundin

Weimar den 9. November [1803.] Gh. P.

16.

Lieber Freund!

Schon längſt hätte ich Ihnen für die ſchönen Fiſche, welche Sie uns ſchickten, gedankt, aber Sie wiſſen, wie ungern ich ſchreibe, und Geiſt*) iſt ſchon ſeit 4 Wochen in Jena mit dem Geh. Rath. Alſo jetzo meinen beſten Dank. Es iſt bei dem Verzehren ſehr viel Ihrer gedacht worden, es waren jedesmal Bekannte von Ihnen dabei, und Ihre Geſundheit wird immer bei jedem Schmauß, oder bei mir auf jeder Redoute oder Ball getrunken.

Dieſes Jahr habe ich keinen Ball und keine Redoute verſäumt, auch werde ich zu dem Reſſourcen-Ball gehen, und dabei wird mir gewiß etwas einfallen, was Ihnen da einſt begegnete. Die gute Frau iſt aber ganz verblüht, ſie ſieht ſich gar nicht mehr gleich.

Jetzo noch eine Frage, welche mich mehr als Alles intereſſirt, haben wir noch Hoffnung Sie bei uns zu ſehen? — oder haben wir uns umſonſt gefreut? — ſchreiben Sie mir ja bald.

Alle unſern guten Freunde freuen ſich ſehr Sie wiederzuſehen — die Kirmeſſe in Roßla und allergleichen Späße werden, wenn wir zuſammen ſind, ſehr oft erwähnt, kurz es wird immer von Ihnen geſprochen, und man will behaupten, daß kein Tag vorbeiginge, wo Sie nicht einige Male erwähnt werden.

Daß ich mich aber, wenn Sie kommen, kindiſch freue, können Sie ſich vorſtellen, und was werden wir uns nicht Alles zu erzählen haben, was Alles zu ſchreiben zu weitläuftig wäre.

Doch iſt es ſehr viel von Ihnen verlangt, eine ſo weite Tour zu machen um alte Freunde zu ſehen. Das Merkwürdigſte in Weimar iſt, daß die Frau v. Stael hier iſt und ſich einige Zeit hier aufhalten wird.

Ich bitte nochmals mir ja bald zu ſchreiben, und wünſche

*) Goethe's Schreiber.

Ihnen recht frohliche Weihnachts-Feiertage, ſo wie einſtmals als Sie bei uns waren; dieſes wünſcht Ihre Freundin

Geh. Vulpius.

Weimar den 15. Dec. [1803].

17.

Lieber Freund!

Da wir ſehr lange nichts von Ihnen gehört haben, hat uns Ihr letzter Brief ſehr gefreut. Laſſen Sie doch von Zeit zu Zeit etwas von ſich hören, denn jetzo hatte ich auf drey Briefe keine Antwort von Ihnen, und ich glaubte gar Sie hätten Ihre alte Freundin vergeſſen.

Die Frau von Stael hält ſich einige Zeit in Weimar auf und iſt oft in unſerm Hauſe, auch war der Herr Prof. Wolf von Halle einige Zeit bey uns, Herr Prof. Sartorius aus Göttingen, Graf Harrach aus Wien, Prof. Fernow, der aus Italien kam und jetzt in Jena angeſtellt iſt, und andre mehr, ſo daß kein Mittag vergeht, wo nicht immer Fremde bey uns ſpeiſen; dann gehts ins Theater, wo wir jetzo ſehr viel hübſche junge Männer und Mädchen haben, alsdann giebts Redouten-, Harmonie- und Reſſourcen-Bälle, wo ich mich denn immer ſehr mit Tanzen amüſirt, denn ich tanze jetzt noch mehr als ſonſt und befinde mich recht wohl dabey.

Daß wir das Vergnügen nicht haben Sie hier zu ſehen iſt uns allen leid; im Winter iſt freilich die Reiſe etwas zu beſchwerlich und gegen Ihre Gründe iſt auch nichts zu ſagen, doch hoffen wir Sie wohl einmal bey guter Jahreszeit bey uns zu ſehen, denn zu einer Reiſe nach Bremen wird der Geh. Rath ſich wohl nicht entſchließen können, denn er liebt die Ruhe jetzt mehr als alles, und iſt ſehr bequem geworden, und wird wohl nicht viel mehr reiſen.

August haben Sie mit Ihrer Sendung recht glücklich gemacht, er war ganz außer sich als der Kasten ankam; nehmen Sie auch meinen Dank dafür und leben recht wohl.

Ihre Freundin

Christiana Vulpius.

Weimar
am 17. Jan.
1801.

18.

[Jan. od. Febr. 1804.]

Lieber Freund!

So eben da ich Ihren mir lieben Brief erhalte, sind wieder sehr angenehme Fremde bei uns; es war Voß der Dichter mit seiner Frau, sie wohnen jetzo in Jena, sind ein Paar recht liebe Leute. Nachdem sie sich ein Paar Tage bei uns aufgehalten haben, sind sie wieder nach Jena gereist, und haben uns ihren ältesten Sohn geschickt, welches auch ein sehr gebildeter junger Mann ist, und dem es bei uns besonders wohl gefällt.

Da August sein Hofmeister auch ein gescheidter Mensch ist, so giebt es alle Tage ein sehr gelehrtes Gespräch, und es fehlen nur Sie, lieber Freund, noch an unserem Tische und in unserer Mitte, dann wäre alles vollkommen und gut.

Da es Ihnen nicht recht wohl zu Muthe ist, sollten Sie dieses Frühjahr eine kleine Reise machen, und uns besuchen, da es ohnedem dieses Frühjahr sehr lebhaft werden wird wegen der Ankunft unseres Erbprinzen mit der Großfürstin, wozu schon alle Anstalten gemacht worden — und das Schloß ist jetzo sehenswerth, überhaupt werden Sie sehr viel verändert und verschönert finden; in

dem sogenannten Hölzchen wird ein schönes Schießhäuschen gebaut, und da der Geh. Rath Alles mit einrichtet, so glaube ich gewiß, daß es gut werden wird. Es soll diesen Sommer wieder hier das erste Vogelschießen sein, und ich glaube es wird recht brillant werden. Ich werde Ihnen dies Alles schreiben, zu welcher Zeit dies vorgeht, da müssen Sie zu uns kommen, denn ich langne nicht, daß ich recht sehr wünsche Sie mal wieder zu sprechen, denn unter allen meinen jetzigen Freunden und Freundinnen ist auch nicht eine, mit dem ich so ver Herzen reden konnte als mit Ihnen, und es giebt so Mancherlei, wovon wir noch nicht wieder gesprochen haben.

Das Beste ist, daß der Geh. Rath jetzo wieder recht heiter und vergnügt ist, diesen Anfang aber vom Jahr war er krank.

Er arbeitet nun den Götz von Berlichingen für das Theater um, und wir freuen uns alle schon recht auf die Aufführung; auch ein neues Stück von Schiller wird einstudirt, Wilhelm Tell, wovon ich Ihnen, so bald es aufgeführt wird, einen Zettel schicken will. Ich werde auch sehen wo der Herr H. zu erfragen ist, und dann das Waschwasser gleich besorgen.

Ihre Freundin, die nie vergißt ihren Freund,

Christiane B.

19.

Lieber Freund!

Diesen beyliegenden Brief habe ich eben den Tag geschrieben, als ich den Abend drauf einen unerwarteten Besuch von Ihrem Freund Huk erhielt. Ich war eben im Begriff mit Dem. Silie auf die Redoute zu fahren, als mir mein Mädchen einen Fremden von Bremen anmeldete. Im ersten Augenblick glaubte ich Sie wären es selbst und konnte mich gegen diesen charmanten Mann nicht gleich finden, welches er Ihnen gewiß auch selbst erzählen wird. Es war

Schade, daß die Redoute nicht brillant war, welches ich gewünscht hätte, es war eine von unsern sogenannten leeren Redouten, die Sie schon kennen. Ich habe diesem Manne wegen fast gar nicht getanzt und wir haben uns die ganze Zeit nur von Ihnen unterhalten, welches mir sehr viel Vergnügen gemacht hat.

Auguste ist so groß geworden, daß ihn Herr Hyk für meinen Bruder ansah und gar nicht glauben wollte, daß es mein Sohn sey. Er versprach mir wieder zu kommen und das Waschwasser mitzunehmen, da er aber nicht gekommen ist, so habe ich es Haushaltern mitgegeben. Von dem Originalwasser war nicht mehr zu haben, weil von diesem Märzenschnee erst wieder frisches bereitet wird, und dieses ist einstweilen von dem Meinigen. Wenn Sie mehr bedürfen, so haben Sie die Güte mir es nur wissen zu lassen.

Aus beyliegendem Zettel werden Sie sehen was bey uns vorgeht und wie stark jetzt unser Personal auf dem Theater ist, worunter lauter hübsche junge Männer sind. Auch haben wir Hoffnung bald den Götz v. Berlichingen auf dem Theater zu sehen.

Beyliegend folgt auch die Quittung; die übrigen Briefe wird der Herr G. R. Ihnen mit einigen Büchern, die er Ihnen zugedacht hat, bey einer schicklichen Gelegenheit übersenden. Er läßt Sie herzlich grüßen und bittet gelegentlich um Rechnung was wir Ihnen schuldig sind. Wenn Sie Gelegenheit haben etwas an uns zu senden, so bitten wir wieder um ein Fäßchen Malaga und zwar von der Sorte wie Sie uns schon geschickt haben. Uebrigens grüßen Sie alle Bekannte in Weimar und Alles würde sich freuen Sie einmal wieder zu sehen. Gestern im Theater habe ich sehr viel mit dem Lieutenant v. Linker von Ihnen gesprochen, der sich auch noch mit Vergnügen an die Zeiten Ihres Hierseyns erinnerte.

Für heute leben Sie recht wohl und lassen bald wieder etwas von sich hören.

Schreiben Sie uns ja recht bald. Ihre Freundin

Christiane V.

Weimar den 25 März [1804.]

20.

Lieber Freund!

Ob es gleich scheint als hätten Sie Ihre alte Freundin ganz vergessen, so wage ichs doch Sie daran zu erinnern, daß Sie bald wieder etwas von sich hören lassen. Sie haben mir gar nichts geschrieben ob Ihnen Herr Hufe etwas von unserer Redoute und überhaupt von Weimar erzählt hat. Das Neuste von Weimar ist, daß man die Ankunft des Erbprinzen nun bald erwartet und daß alle Anstalten, ihn anständig zu empfangen, schon getroffen werden, und man sich alsdann vieler Feste zu erfreuen hat. Uebrigens sind wir wie immer lustig und froh; ich habe oft Gesellschaft im alten Garten, wo wir uns Ihrer immer dabey erinnern. In Ihrem alten Logis beim Schloßvoigt in unserer Nachbarschaft wohnt jetzt auch wieder ein junger Freund vom Geh. Rath, nämlich der Sohn von dem Dichter Voß, welcher hier als Professor am Gymnasio angestellt worden ist.

Wenn Sie jetzt August sehen sollten, so würden Sie sich sehr über seine Größe wundern: er ist schon einen halben Kopf größer als ich.

So oft ich eine Extra-Post ankommen höre, ist mirs manchmal ganz gewiß als müßten Sie es seyn. Lassen Sie mich immer in der Hoffnung Sie bald einmal wieder zu sehen. Bis dahin bleibe ich wie immer Ihre

wahre Freundin

Christiana Vulpius.

Weimar
am 11. May
1804.

P. S.

Eben fällt mir ein, daß ich noch eine Bitte an Sie zu thun habe: Hätten Sie wohl die Güte mir dieses Jahr wieder 50 Pfd. Butter zu beſorgen: Ich werde gern in ähnlichen Fällen wieder zu Ihren Dienſten ſeyn.

21.

Lieber Freund!

Daß Sie nicht ſchreiben iſt wohl nichts Anderes Schuld, als weil Sie mit Ihrem Bade beſchäftigt ſind, ſonſt würden Sie gewiß mir oder dem Geh. Rath einige Zeilen geſchrieben haben. Der Geh. Rath iſt vor jetzt in Jena und hat mir ſo eben aufgetragen mich nach der Urſache Ihres Schweigens zu erkundigen.

Neues iſt nichts in Weimar, als daß wir Alle der Ankunft unſeres Erbprinzen entgegen ſehen.

Sobald der Geh. Rath von Jena zurückkommt, welches in einigen Tagen geſchieht, gehe ich wieder auf etliche Wochen nach Lauchſtädt und werde da das Tanz- ſowohl als das Waſſerbad gebrauchen. Die große Tanzluſt will ſich bey mir immer noch nicht verlieren.

Morgen gehe ich wieder nach dem berühmten Heimrig,*) welches ehemals, wie Sie hier waren, beym Hofjäger ausgerichtet wurde und an das Sie ſich gewiß immer noch mit Freuden erinnern werden, beſonders an Trenters Eliſabeth.

Auch war ich letzthin in Jena und da hat mir Madame und Dem. Muller viele Empfehlungen an Sie aufgetragen.

Nächſtens werden Sie auch einen großen Brief von Auguſt erhalten. Von demſelben muß ich Ihnen nur ſchreiben, daß wenn er

*) Heimrig, d. h. Heimbürgergericht, Heimreißen, Hegemahl, das in Weimar noch jährlich, meiſt im Schießhauſe abgehalten wird.

tanzt, jedermann sagt, er mit derselben unnachahmlichen Grazie tanze als der Herr Doctor Meyer.

Auch hat mir der Herr Geh. Rath aufgetragen Sie um die Rechnung, was er Ihnen schuldig ist, zu bitten, so wie ich Sie zugleich ersuche die bestellten 50 Pfd. Butter nicht zu vergessen, wenn ich sie auch etwas später erhalten sollte, indem solche bey jetziger Jahreszeit wohl nicht gut zu transportiren ist. Schreiben Sie mir doch, ob ich nicht für diesen Jahr eine Sendung von Ihnen erhalten kann. Leben Sie recht wohl und denken zuweilen an Ihre Freundin

Christiana Vulpius.

Weimar am 1. July 1801.

22.

Weimar den 19. September
1801.

Lieber Freund!

Die bewußte Rechnung haben wir Ihrer Anweisung gemäß nach Tannrode bezahlt. Jetzt wünschte der Geheime Rath bestimmt zu wissen, was wir für die überschickte Rechnung, die nicht specificirt war, erhalten haben. Zugleich aber bitten wir Sie wieder um die bestellte Butter nebst Etwas Pork so wie auch Franzwein.

Wir hoffen, daß es Ihnen zeither recht wohl gegangen ist. Wir sind in Lauchstädt und Halle gewesen. Zuerst ich allein auf 4 Wochen, dann noch auf 14 Tage mit dem Herrn Geheime Rath. Diese Zerstreuungen haben mich verhindert, meinen mehrmaligen Vorsatz, Ihnen zu schreiben, auszuführen. Ich hoffe aber, daß Sie uns das Vergnügen Ihres Besuches diesen Herbst geben werden, wo es in Weimar sehr brillant sein wird. In Kurzem wird der Erbprinz

mit ſeiner Gemahlin eintreffen, und ſchon ſind 127 Wagen mit Hevrathsgut vorausgeſchickt, denen wir mit jedem Tage entgegenſehen Man ſchickt ſich allgemein zu einem würdigen Empfange der hohen Herrſchaften an, und an Redouten und Bällen wird es gewiß nicht fehlen. Auch hat der Geheime Rath ſeinen Götz von Berlichingen ganz umgearbeitet, der dieſe Woche zum erſten Mahl gegeben wird. Sehen Sie da Beweggründe genug, Ihr ſchon längſt gegebenes Verſprechen in Erfüllung zu bringen. Sie werden auch allerley Bekanntſchaften theils erneuern, theils erſt machen können. Unſer Hausgenoſſe, Auguſts Lehrer, Herr Riemer, wünſcht recht ſehr Sie perſönlich kennen zu lernen, da er faſt täglich von Ihnen reden hört, und Ihr Portrait in meiner Stube vor Augen hat. Er empfiehlt ſich Ihnen unbekannter Weiſe.

So eben habe ich die Butter nebſt den Gemählden zur Ausſtellung erhalten.

Ich wünſche Ihnen recht wohl zu leben und bleibe wie immer Ihre Freundin

G. V.

23.

Weimar den 12. April [1805.]

Lieber Freund!

Ich bin feſt überzeugt, daß Sie es gewiß wiſſen, daß es weder leichter Sinn iſt, noch daß ich Sie vergeſſen hätte, weil ich nicht geſchrieben habe, ſondern die traurige Lage in der ich mich befinde. Der Geh. Rath hat nun ſeit einem viertel Jahr faſt keine geſunde Stunde gehabt und immer Perioden wo man denken muß er ſtürbe. Denken Sie alſo ſich mich, die ich außer Ihnen und dem Geh. Rath keinen Freund auf dieſer Welt habe — und Sie, lieber Freund, ſind

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

wegen der Entfernung für mich doch so gut wie verloren. Sie können sich denken, wenn so ein unglücklicher Fall käme, und ich so ganz allein stände, wie mir zu Muthe wäre. Ich bin wahrhaftig ganz auseinander — und dann kommt noch dazu, daß die Grenzine sehr abgezehrt und dem Grabe sehr nah ist, und die Tante auch sehr schwach — es ist also die ganze große Last der großen Haushaltung auf mich gewälzt, und ich muß fast unterliegen, es wollen zwar die Leute behaupten man sehe mir es nicht an, aber lange kann es doch nicht so fortgehen. Hier ist kein Freund, dem ich so Alles, was mir am Herzen liegt, sagen könnte — ich könnte sie genug haben, aber ich kann mich an keinen Menschen wieder so anschließen, und werde wohl für mich allein meinen Weg wandeln müssen. Vor zwei Tagen begleitete ich August, der mit einer Gesellschaft nach Frankfurt zur Messe geht, bis Erfurt. Ich verließ den Geh. Rath wohl, aber war kaum ein Paar Stunden da, als ich einen Boten erhielt, daß er sich sehr übel befände, reiste gleich wieder zurück und fand ihn sehr schlecht. Jetzo da ich Ihnen das schreibe, befindet er sich durch Hülfe des Herrn Hofrath Stark besser, aber nicht außer Bette, und ich stelle mir nichts Gutes vor. Wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, so adressiren Sie ihn an meinen Bruder, oder an die Frau Doktorin Buchholz, weil ich weiß, der Geh. Rath hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe. — Ach Gott wenn Sie nur hier wären, ich glaube die Aerzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiß gar nicht was ich denken soll. Der Zufall kommt gewöhnlich alle vier Wochen mit den größten Schmerzen, wobei er gewiß noch unterliegen muß. Ich glaube es sind Hämorrhoidalzustände, denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Starke will nichts davon wissen. Ich bitte Sie aber nochmals, wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, den Brief nicht geradezu an mich zu adressiren, weil er sonst immer in seine Hände käme. Wenn dieser Brief nicht so geschrieben ist wie er sollte, so verzeihen Sie mir Krankenwärterin — so eben als ich dieses schreibe schläft er ein Bischen. Schreiben Sie

mir aber ja recht bald einen tröstlichen Brief, und ſagen Sie mir ob es denn wohl noch möglich iſt Sie zu ſehen. Dies iſt noch immer mein einziger Wunſch, denn ob ich gleich nicht geſchrieben habe, ſo vergeht kein einziger Tag, wo nicht von Ihnen geſprochen wird; auch der Geh. Rath ſpricht immer von Ihnen, und alle Morgen, ſo wie ich auf mein Zimmer komme, iſt es mir als müßte ich Ihr Bild grüßen.

Leben Sie wohl. Ich bin immer wie ich war ewig

Ihre Freundin

M. B.

21.

Ihr letzter Brief, lieber Freund, hat mir ſehr viel Freude gemacht, weil ich daraus erſehe, daß Sie doch auch noch mit Herzlichkeit an uns denken. Bei uns vergeht kein Tag, wo wir nicht an Sie denken und auch immer von Ihnen ſprechen. Ich habe aber auch keinen andern Wunſch als den, nur einige Tage wieder mit Ihnen ſprechen zu können, denn was Alles in der Zeit bei uns vorgegangen iſt, läßt ſich nicht ſchreiben; aber dieſe Freude wird mir wohl nie wieder werden. Der Geh. Rath befindet ſich wieder etwas beſſer, aber das Übel kommt doch immer wieder und man iſt ſo zu ſagen keinen Augenblick ſicher davor. Ich lebe in lauter Angſt. Seit einiger Zeit iſt es bei uns von Fremden nicht leer geworden. Der Prof. Wolf von Halle mit ſeiner Tochter war vierzehn Tage bei uns, Jacobi mit ſeiner Schweſter iſt erſt ſeit geſtern wieder von hier weg. Es will Sie Alles beſuchen, Hummel ꝛc. Der Maler aus Caſſel, der hat mir bei einem Spaziergang nach Tiefurth ſehr viel Gutes von Ihnen erzählt, und ich habe mich recht gefreut wieder von Ihnen ſo viel zu hören.

Für den ſchönen Lachs danke ich Ihnen ſehr. Der Geh. Rath

befand ſich, als er ankam, recht wohl und hat ſehr viel davon geſpeiſt, auch habe ich den Gäſten davon vorgeſetzt. Geſtern erhielt der Geh. Rath Briefe von Halle, daß der berühmte Gall ſeine Vorleſungen nun anfängt, und heute um vier Uhr gehen wir nach Lauchſtädt und von da nach Halle. Mit der nächſten Poſt erhalten Sie die neuſten Arbeiten von Goethen, und weil ich da mehr Zeit habe, will ich Ihnen von dort aus ſchreiben.

Endlich habe ich noch zu bitten, das iſt, haben Sie doch die Güte mir wieder 50 Pfd. Butter zu beſorgen, und ſchreiben Sie mir recht bald wieder.

Ich bin wie immer Ihre Freundin

C. P.

Weimar den 2. Juli [1805].

25.

Weimar den 25. November 1805.

Der Vorwurf, den Sie mir wegen des Vergeſſens machen, kam nicht aus Ihrem Herzen: denn da ſind Sie feſter überzeugt, daß ich Sie als Freund nie vergeſſen kann. Wenn Sie aber jetzt meine häuslichen Geſchäfte alle kennten, ſo würden Sie mich ſelbſt entſchuldigen. Denn es bleibt mir zu meiner Zerſtreuung weiter nichts als nur das Theater noch übrig.

Mit meiner Schweſter geht es jeden Tag ſchlimmer; aber dennoch äußert ſie immer den Wunſch, wenn Sie hier wären, ſo würde ſie geſund. Mit des Geh. Raths Geſundheit haben wir die beſte Hoffnung. Er grüßt Sie herzlich und wird Ihnen über Alles, worüber er Ihnen die Antwort ſchuldig iſt, nächſtens ſelbſt ſchreiben.

Den Portwein darf er wegen ſeiner Geſundheit nicht trinken. Wenn Sie uns aber von dem letztern Franzwein, der ihm ſehr gut

bekömmt, noch etwas ſenden könnten, ſo wie auch noch ein Fäßchen von der ſchönen Butter, die dießmahl außerordentlich ſchön war, ſo erzeigten Sie uns eine ſehr große Freundſchaft.

Die überſchickten Hummern haben uns ſehr viel Freude gemacht; doch hätten Sie noch wie ſonſt an Ihre Freundin gedacht, ſo hätten Sie dieſes Jahr meine Lieblingsſpeiſe, die Bricken, nicht vergeſſen. Machen Sie uns das Vergnügen ſelbſt uns zu beſuchen und bey dieſer Gelegenheit das Verſäumte nachzuholen.

Wegen der Büſte des Geh. Raths will ich Alles beſorgen. Doch den Brief an Klauern habe ich aufmachen müſſen, weil ſie von dieſem den beſſern Abdruck nicht bekommen konnten, ſondern von Weißern, Tiels Nachfolger, da Tiels Büſte die beſte iſt, welche wir bis jetzt vom Geh. Rath beſitzen. Den Kaſten will ich bey mir ſtehen laſſen, bis ein Fuhrmann kommt, der ſoll ihn dann überbringen.

Den Brief an den Kupferſchmied Pflug habe ich gleich beſorgt; und der Geh. Rath, der jetzt in Jena iſt, will ſelbſt nachfragen und an die Antwort erinnern.

Die glückliche Niederkunft unſrer Großfürſtin wird Ihnen bekannt ſeyn, ſowie die Anweſenheit des ruſſiſchen Kaiſers bey uns, welche viel Spectakel und Lärm verurſachte. Auch ſieht es ſehr kriegeriſch bey uns aus. Faſt alle Tage ſehen wir durchziehende Preußiſche Truppen und unſer Theater iſt immer voll Officiere.

Uebrigens vergeht kein Tag bey uns, wo wir nicht uns Ihrer erinnern und von Ihnen ſprechen, und unſer aller Wunſch (wie auch des Schreibers dieſes Briefes) *) wäre es, Sie nur recht bald bey uns zu ſehen: denn mit Schreiben läßt ſich das nicht thun, was man mündlich und perſönlich zeigen kann.

Auguſt grüßt noch ganz beſonders, nebſt dem Briefſchreiber, und ich bleibe wie immer

Ihre innige Freundin

Chriſtiana Vulpius.

*) Riemer.

26.

[Anfang 1806.]

Da ich Sie, lieber Dekter, ſo lange auf meinen Brief habe warten laſſen, will ich Ihnen trotz meiner Geſchäffte ſelbſt ſchreiben. Meine Arbeiten und Bemühungen häufen ſich alle Tage mehr, und ich kann faſt den ganzen Tag nicht zu mir ſelbſt kommen, und wegen der Preußen, die bey uns ſind, haben wir alle Tage etliche Officiere zu Tiſche und auch welche im Hauſe, und nun kommt noch dazu, daß ich dieſes alles ganz allein beſorgen muß, denn die gute Gretgine hat ausgelitten, und ihr Wunſch Sie, lieber Freund, noch einmal hier zu ſehen, iſt nun für die Arme auf immer dahin. Sie können denken wie unausſprechlich leid es mir thut, daß für dieſe Jugend keine Hilfe mehr war. Die Tante iſt auch ganz ſtumpf geworden und ich fürchte ſehr für ſie — mit dem Geh. Rath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur, daß es Flickwerk iſt. O Gott wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich ſo ganz allein ſtehen könnte, das verdirbt mir manche frohe Stunde — außerdem werden Sie aber, wenn wir uns wiederſehen, mich wenig verändert finden — die Tanzluſt und Alles iſt noch ſo wie ſonſt, nur das iſt der Unterſchied, daß ich etwas ſtärker geworden bin, und wenn es das Schickſal ſo ließe, wäre ich noch immer ſo heiter als ſonſt.

Dann aber vergeht auch nicht ein Tag, wo nicht, lieber Freund, von Ihnen geſprochen wird, und meine jungen Freundinnen beim Theater, die möchten alle den Herrn, der in meinem Zimmer hängt, kennen lernen. Doch dieſen Wunſch, Sie noch ein Mal zu ſehen, habe ich nun beinah auch aufgegeben, denn da Sie ſo viele Patienten haben, ſo iſt es gar keine Möglichkeit. Doch will ich hoffen.

Für die überſchickten Nemanzen bin ich Ihnen ſehr vielen

Dank ſchuldig; ſie waren ganz vortrefflich, und aus Ihrem Briefe ſehe ich, daß Sie uns auch noch Butter ſchicken wollen, wo ich vor Ihre gütige Beſorgung danke.

Sollte die nächſt ankommende ſehr gut ſein, ſo haben Sie die Güte mir nur noch ein Fäßchen zu ſchicken. Schreiben Sie nun Alles auf, dann werden wir uns ſchon berechnen, und an Ogleſteins ſchicken Sie uns nur ſelbſt eine Anweiſung. Weiß hat kein Geld von Ogleſteins bekommen, ich will es aber gleich beſorgen, und ſollten Sie was von uns wünſchen, ich werde es mit dem größten Vergnügen beſorgen.

Der Geh. Rath und Auguſt grüßen herzlich, und beide werden bald ſchreiben.

Leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie bald

Ihrer Freundin

Chriſtiane Vulpius

27.

Lieber Peter!

Den Verluſt, den ich von Ihnen erlitten habe,[1] hat Ihnen mein Bruder ſchon geſchrieben. Ich bin aber noch ganz untröſtlich darüber, und dazu kommt noch immer die Sorge um den guten Geh. Rath, mit dem es doch auch immer noch auf der Spitze ſteht. Die Unruhe iſt die Urſache meines Schweigens.

Die Butter und der Franzwein ſind ſehr gut, und wir danken Ihnen für Ihre gütige Beſorgung. Wenn Sie von beiden Gelegenheit haben uns noch etwas zu ſchicken, beſonders von dem Franzwein, der dem Geh. Rath ſo gut bekommt, ſo verpflichten Sie uns

[1] Der Tod ihrer jüngern Schweſter, die im Januar 1806 ſtarb.

ſehr. Die Landſchaft iſt eingepackt und wartet auf einen Fuhrmann. In allen meinen Leiden hat mir die Todtenfeier von Schiller*) ſehr viele Freude gemacht — die Verſe ſind hier ſehr gelebt worden, und es hat hier viel Aufſehen gemacht. Mein Exemplar iſt gar nicht im Hauſe geblieben, und kann es noch nicht wieder bekommen, es iſt aber auch recht gut, und ich habe mich ſehr gefreut wieder etwas von Ihnen zu ſehen, obgleich ich mich oft, welches Sie wohl nicht glauben, mit Ihren gedruckten und geſchriebenen Gedichten und Briefen unterhalte.

Ihre Briefe von Jena, die doch alle in einer gewiſſen Folge geſchrieben ſind, machen mir immer, wenn ich ſie leſe, viele Freude, beſonders die Erinnerung, wie ich mit der Tante in dem kleinen Gartenhäuschen wohnte, und wir nach der Leuchtenburg und der Umgegend reiſten. Dies iſt meine Unterhaltung wenn ich allein bin, aber ſonſt mache ich mir jetzo alle möglichen Zerſtreuungen, tanze, habe Geſellſchaft, und habe ſehr viele Bekanntſchaft mit Damen und Herren, aber immer fehlen Sie mir, und der Wunſch, Sie noch einmal zu ſehen und mich mit Ihnen zu unterhalten, ehe ich ſterbe, immer mein Wunſch. Da ich aber immer mehr dieſe Unmöglichkeit einſehe, ſo ſoll es auch bloß beim Wünſchen bleiben, und es iſt immer angenehm, wenn man noch etwas wünſchen kann.

Wenn Sie den Auguſt ſehen ſollten, da würden Sie ſich ſehr verwundern — der iſt ſehr groß und ſtark geworden, ſpricht immer ſehr viel von Ihnen, und wird Sie gewiß bald einmal beſuchen. Jetzo wird er eine Reiſe nach Berlin machen.

Die Uhr werde ich in einigen Tagen erhalten und Sie Ihnen mit der Poſt ſchicken. Wenn nur bald ein Fuhrmann käme, daß Sie auch die Landſchaft erhielten.

Der Geh. Rath empfiehlt ſich Ihnen beſtens, und Sie werden bald etwas von ihm hören, ſo auch Auguſt.

*) Das Gedicht Meyer's.

Leben Sie recht wohl und denken zuweilen an Ihre Freunde, die Sie Alle herzlich lieben.

Ihre Freundin

Christiane Vulpius.

Weimar den 4. April [1806.]

28.

Weimar den 5. May 1806.

Lieber Doctor!

Wir haben uns sehr gefreut, einen Landsmann von Ihnen bey uns zu sehen, der uns Ihre Grüße überbracht und sonst viel Gutes und Schönes von Ihnen erzählt hat. Besonders aber hat es mich gefreut, daß Sie sich endlich entschlossen haben in den Stand der heiligen Ehe zu treten, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche, und glaube, daß Sie sich von diesen meinen Gesinnungen überzeugt halten werden.

Vom Herrn Geheimenrath habe ich gehört, daß Sie zu Michaelis uns besuchen wollen. Darüber bin ich höchst erfreut, und bitte nur ja Ihr Versprechen in Erfüllung zu bringen. Wir wollen recht vergnügt zusammen seyn. Halten Sie nur ja Wort.

Für den schönen Lachs danken wir Ihnen bestens. Wenn's möglich wäre, daß Sie uns von dem letzten vortrefflichen Franzwein noch etwas schicken könnten, so würden Sie uns sehr glücklich machen. Er bekommt uns Allen außerordentlich, und mir ist er eine wahre Magenkur. Herr Treger wird Ihnen die Uhr überbringen. Nächstens mehr. Nach den besten Empfehlungen vom Geheimenrath und mir leben Sie recht wohl.

Ihre Freundin

C. V.

29.

[August 1806.]

Lieber Lekter!

Daß es mit dem Schreiben mit mir noch immer ſchlecht beſtellt iſt, wiſſen Sie beſſer als daß ich mich deswegen zu entſchuldigen brauche, doch nie werde ich einen mir ſo theuren Freund als Sie mir ſind, vergeſſen, aber erſt geſtern bin ich von Lauchſtädt zurückgekommen, wo es dieſes Jahr ſehr brillant war, und trotz meiner Stärke wieder viel getanzt werden iſt. Bei meiner Rückkunft habe ich mich des ſchönen Porcelans ſehr gefreut, wovon nichts als ein Teller entzwei war. Der Geh. Rath, den ich in vierzehn Tagen erwarte, wird ſich gewiß auch ſehr darüber freuen, und ich will Ihnen einſtweilen den ſchönſten und beſten Dank ſagen, ſo auch für die ſchönen Häringe. Was unſere Rechnung betrift, ſo glaube ich es ein Bischen aufgeſchrieben zu haben, kann es aber nicht gleich finden. Sie werden gelegentlich wol auch mal nachſehen. Wegen der Schriften und Landſchaften ſoll, ſobald Goethe kommt, alles beſorgt werden, und gleich ſollen Sie Beides erhalten.

Nun aber auch ein Wort von Ihrer lieben Frau. Ich freue mich ſehr, daß ſie ſich ſo wohl befindet, und wünſche, daß Alles recht gut gehen möge, auch daß Beider Wunſch wegen des kleinen Prinzen in Erfüllung gehen möge. Grüßen Sie ſie herzlich von mir, und ſchreiben Sie uns ſogleich wie es ſteht, und ich bitte, daß Sie mich Beide in gutem Andenken behalten mögen. Sobald Riemer wiederkommt, ſo ſollen Sie einen ausführlichen Brief haben, denn mit meinem Schreiben ſieht es immer ſchlechter aus, weil ich faſt gar nicht ſchreibe. Mit dem Andern habe ich es beſorgt, und hoffe, daß es gut beſorgt werden ſoll.

Leben Sie recht wohl, und laſſen Sie recht bald wieder was

von ſich hören, und werden Sie nicht wieder krank, damit Sie Ihr gutes Weibchen recht pflegen können.

Ihre Freundin

Ch. v. Goethe.

Wenn Sie die Güte haben wollen und mir 50 Pfd. Butter beſorgen wollen, ſo werden Sie mir einen großen Gefallen thun. Wir wollen uns alsdann ſchon berechnen.

30.

Hochzuverehrender Herr Rath

Lieber Freund!

Ich ſage Ihnen den ſchönſten Dank für die ſchönen Häringe und Brücken, welche von uns mit dem größten Appetit verzehrt werden, am meiſten aber freue ich mich aus Ihrem Brief zu ſehen, daß Sie ſich wieder wohl befinden, und wünſche Ihnen zu Ihrer Reiſe und neuen Einrichtung alles mögliche Glück. Sie werden uns von dort auch wohl mannichmal etwas von ſich hören laſſen. Der Geheimerath iſt wieder hier, befindet ſich zwar leidlich wohl, aber doch nicht wie ſonſt. Ich ſchicke Ihnen hiermit den Roman mit vielen Grüßen von ihm. Seine Schriften ſollen Sie auch bekommen. Schreiben Sie mir nur, ob ich ſie Ihnen noch nach Bremen ſchicken ſoll, oder an Ihren neuen Beſtimmungsort, und ob es Zeit hat mit dem Fuhrmann, oder ob ich es mit der Poſt ſenden ſoll. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau recht herzlich, und dem Kleinen geben Sie in meinem Namen einen Kuß. Laſſen Sie recht bald wieder etwas von ſich hören, und ſchreiben mir zugleich wie Ihnen der Roman gefallen hat. Sollte vor Ihrer Abreiſe Ihnen noch ſo

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

ein Schellfiſch oder ſonſt etwas vor die Augen kommen, ſo denken Sie an Ihre Freundin, und vergeſſen Sie uns überhaupt Alle nicht. Auguſt, der eben im Begriff iſt nach Jena zu reiſen, empfiehlt ſich auch Ihrer ferneren Freundſchaft. Ihr Hierſein iſt uns Allen nur wie ein Traum geweſen, und da Sie nicht auf die Inſel gehen, ſo haben wir doch Hoffnung Sie einmal wieder bey uns zu ſehen. Leben Sie recht wohl, und vergeſſen Sie nicht Ihre luſtige Freundin, die ſich immer erinnert an Ihren mürriſchen Freund.

Ch. v. Goethe.

Weimar den 26. Oct. 1809.

31.

Lieber Freund!

Es thut mir recht leid, daß ich Ihnen melden muß, daß die Zwiebeln beynah ganz verfault und naß angekommen ſind. Das Papier war ſo naß und zu Grunde gegangen, daß von den Namen keine Spur mehr zu ſehen war. Ich habe ſie aber doch alle in die Erde legen laſſen, um zu ſehen, was davon zu retten iſt. Der Schopenhauer habe ihre auch überſchickt, ſo auch die Bücken vertheilt wie Sie es wünſchten. Vor die meinigen ſage Ihnen den herzlichſten Dank, und ob Sie mich gleich immer ſchelten und einer Kälte beſchuldigen, ſo wiſſen Sie nicht wie ſehr ich mich auf Sie und Ihrer lieben Frau ihre Ankunft freue; laſſen Sie ſich nur nicht von meinem Bruder ſeiner hypochondriſchen Laune irre machen und ſchicken Sie Ihre Sachen bald. Was der nicht ſtellen kann, will ich wohl unterbringen, und folgen Sie alsdann bald nach. Ich weiß noch gar nicht, ob ich dieſen Sommer von Weimar wegziehe, ſollte es ja ſein, ſo wird es ſpät werden, und die erſten Tage kann

ja Ihre liebe Frau bey mir ſein, und wäre es ihr und mir dienlich, ſo könnten wir Beide von Weimar aus hinreiſen nach Liebenſtein. Grüßen Sie Ihre liebe Frau vielmal, und mein freundlicher Empfang wird Sie überzeugen, wie ſehr ich mich auf Ihre Ankunft freue.

Ihre Freundin

Ch. v. Goethe.

Weimar den 12. Nov. 1809.

32.

Lieber Freund!

Unſere hieſigen Feſtlichkeiten wegen der Verlobung unſerer Prinzeſſin mit dem Prinz von Mecklenburg haben mich abgehalten an Sie zu ſchreiben, doch damit Sie ſehen, daß wir immer an Sie denken, folgen hier dieſe Gedichte. Ich will wünſchen, daß Sie dieſes mit Ihrer Familie bey guter Geſundheit treffe. Laſſen Sie uns doch bald etwas hören wie es Ihnen in Ihrem neuen Wohnorte gefällt und ergeht; wir ſind gottlob alle leidlich wohl, und der Geheimerath denkt dieſen Sommer wieder ſeine Reiſe nach Carlsbad zu unternehmen. Schreiben Sie uns ja recht bald, damit wir erfahren wie es Ihnen geht.

Dieſen Sommer denke ich wegen der Feſtlichkeiten ganz in Weimar zuzubringen, alsdann ſollen Sie auch erfahren wie es uns hier geht. Für die letzten überſchickten Bücken ſage ich Ihnen noch vielen Dank, und bitte mich Ihrer lieben Frau beſtens zu empfehlen.

Ihre Freundin

Ch. v. Goethe.

Weimar den 21. Februar 1810.

33

Weimar den 5. Juli [1810]

Lieber Freund!

Nach einer Antwort von sechszehn Wochen hätte ich Ihnen nicht gleich heute, da dieser Brief ankam, antworten sollen, doch da es den Damen immer eigen ist, daß sie nachgeben, so will ich es heute thun. Ich bin eben im Begriff diesen Abend nach Lauchstädt zu reisen, und der Geheimerath ist schon seit sechs Wochen in Carlsbad. Wir haben unterdessen hier sehr viel Festlichkeiten und fröhliche Stunden gehabt wegen der Vermählung unserer Prinzessin Caroline mit dem Erbprinz Friedrich von Mecklenburg Schwerin, und um so mehr, da ich und August an allen diesen Festlichkeiten Theil genommen haben; es waren Bälle und Festlichkeiten wie noch keine in Weimar waren, und um so angenehmer war es uns, da verigen Winter der Erbprinz sehr oft in unserm Hause war, und ich ihn als einen der liebenswürdigsten Männer gefunden habe, so auch Prinz Gustav; überhaupt sind es zwey geistreiche Männer, nach diese Woche gehen sie von Weimar weg, und da Alles so still wird, so will ich wieder das Freie in Lauchstädt aufsuchen, denn ich befinde mich seit einiger Zeit zu nichts als Freyssan gestimmt, und ich glaube dazu trägt blos die Gesellschaft meiner guten Hausfreundin Caroline bey, und wollen wir auch zusammen uns jetzt nach Lauchstädt begeben. Gern hätte ich gleich Alles was Sie wünschten wegen meines Mannes Schriften in Erfüllung gebracht, doch seine Entfernung hindert mich daran. Ich werde es ihm aber nach Carlsbad schreiben was Sie wünschen, und sobald ich es erhalte oder Nachricht bekomme wie ich es Ihnen zusenden kann, sogleich besorgen. Die Lieder sind für jetzt auch nicht in der Buchhandlung zu haben, ich habe sie aber bestellt, und bitte Ihnen alsdann eine

ganze Sendung zu ſchicken. Daß der Kleine von Ihnen an Stärke und Größe zunimmt, freut mich ſehr, und wenn er ſo fort wächſt, und ich bey meiner Tanzluſt bleibe, ſo hoffe ich noch einmal einen Trieber mit ihm zu tanzen, denn hier iſt Alles ſo tanzluſtig, daß Alt und Jung wieder Tanzſtunden nimmt, und wo Sie ſich denken können, daß ich auch dabey bin.

Uebrigens hat Ihr ſchöner Brief mich heute doch ſehr gefreut; ich muß nur bey Ihnen um Verzeihung bitten, daß ich nicht ausführlicher ſchreiben kann, weil ich eben in einer Stunde abreiſe. Auguſt, der eben zu den Feſtlichkeiten hier geweſen iſt, empfiehlt ſich Ihrer fernern Freundſchaft, und ich bitte mich Ihrer lieben Frau zu empfehlen, wie auch Auguſt. Sobald ich von Lauchſtädt zurückkomme, welches Ende Auguſt ſein wird, hoffe ich Ihnen über das Verlangte Nachricht zu geben. Bis dahin bleibe ich wie immer Ihre Freundin

Ch. v. Goethe.

31.

Werther Freund!

Wie ſehr ich mich freute nach ſo langer Zeit einmal wieder etwas von Ihnen zu hören, können Sie ſich nicht denken, ich traute meinen Augen kaum, daß es an mich gerichtet ſei.

Ich habe mich recht ſehr gefreut zu leſen, daß Sie ſich mit Ihrer lieben Familie ſo gut befinden, und kann mir keine größere Freude machen, als wenn ich mir Sie im Kreiſe Ihrer Familie denke, wo ich mir Sie ſo freundlich und gut als ſonſt denke. Ihrer lieben Frau empfehlen Sie mich recht herzlich und innig.

Uns geht es hier auch ganz leidlich. Der Geh. Rath hat ſich unter meiner Pflege dieſen Winter recht gut befunden; der Kam-

mer-Aſſeſſor, welcher alle Tage ſtärker und größer wird, betreibt ſein Geſchäft ordentlich und pünktlich, und hat mir aufgegeben ihn beſtens zu empfehlen; und ſeit den zwei Jahren wo ich in Carlsbad war, befinde ich mich auch recht wohl. Ueber die Geldberechnungen ſchreibt Ihnen der Geh. Rath, da ich mich in der Zeit nicht darum bekümmern konnte, und wir ſind in tiefer Schuld bei Ihnen wie ich glaube.

Für die überſchickten Häringe ſage ich Ihnen den ſchönſten Dank. Sollten Sie aus meiner Häuslichkeit etwas wünſchen, ſo bitte ich mir nur ſelbiges zu ſchreiben, ich werde es mit dem größten Vergnügen beſorgen.

Empfehlen Sie mich nochmals Ihrer lieben Frau und denken Sie zuweilen an

Ihre Freundin

die wie immer bleibt

C. v. Goethe.

Weimar den 6. Juni 1813.

Briefe von Goethe's Sohn August.

I.

Ew. Wohlgebohren

begrüße, früherer Zeiten eingedenk, hierdurch zum allerbesten und erlaube mir folgende Anfrage:

Unter dem 30. Juny ist von hier ein Kästchen an Dieselben abgegangen, worin mein Vater, neben einigen Büchern, noch verschiedenes andere einpacken lassen, worüber der Postschein in meinen Händen ist.

Man hätte vielleicht noch länger auf eine geneigte Rückantwort gewartet, wären nicht in diesem Kästchen auch zugleich die Ringe enthalten, die Sie vor längerer Zeit meinem Vater anvertraut. Nun aber naht sich der Termin, wo man kein weiteres Recht hat sich wegen einer dergleichen vermißten Sendung an die Post-Expedition zu halten, deswegen ich Dieselben ersuche mir einige Nachricht zu geben ob gedachtes Kästchen bei Ihnen zur rechten Zeit glücklich angelangt?

Der ich mich zu geneigtem Andenken bestens empfehle als

Ew. Wohlgeboren

ergebener Diener

A. von Goethe.

Weimar den 18. August
1826.

2.

Da ich von meinem Vater eine Veranlaſſung erhalte Ew. Wohlgeboren Gegenwärtiges zu ſenden, ſo ergreife ich die Gelegenheit Sie nebſt den lieben Ihrigen ſchönſtens zu grüßen, indem ich mich der alten Zeiten, die wir zuſammen in Weimar und Jena verlebt, mit Vergnügen erinnere. Gegenwärtig befinde ich mich mit Frau und Kindern ganz wohl und behaglich, wenn auch menſchliche Zufälle und anderes Ereigniß manchmal ein vorübergehendes Zwiſchenſpiel verurſachen.

Die Verheyrathung unſerer Prinzeß Marie mit dem Prinzen Karl von Preußen Königl. Hoheit hat uns manche vergnügte Feſte gebracht. Einen nicht ſonderlich gerathenen Kupferſtich und eine ganz löbliche Medaille lege bei. Auch hat ein thätiger Freund geſorgt, daß es Ihnen an Gedichten, zu denen dieſe fröhlichen Tage Gelegenheit gaben, nicht fehlen möge.

Nach dieſem allen will ich jedoch bekennen, daß dieſe meine Sendung nicht ganz uneigennützig ſey und vermelden: daß unter den früher geſendeten Ringen meinem Vater der Onyx mit der männlichen und weiblichen Figur am Baume, um welchen ſich eine Schlange windet, einiges Intereſſe abgewennen, wovon er jedoch nach ſeiner Art nichts vermelden wollen. Da es mir aber großes Vergnügen machen würde den Carneol mit der arabiſchen Inſchrift zu beſitzen, ſo nehme ich in altem Vertrauen dieſe Indiscretion auf mich und frage an: ob Sie uns dieſe Ringe nicht überlaſſen wollten? Wie ich denn, zwar nicht als Equivalent, doch zu Erregung einiger Gunſt verſchiedene Paſten beilege, meines Vaters, Herrn von Knebels, Schillers und Wielands, alle zuſammen mit Geneigtheit aufzunehmen und nach Gutdünken verfahren zu wollen bittend. Der ich Ihnen und den liebwerthen Ihrigen mich beſtens empfehlend

eines fortgeſetzten geneigten Andenkens mich wohl getröſten darf als

Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenſter Diener

A. von Goethe.

Weimar den 23. Juni
1827.

Inhalt des Päckchens.

Vom Herrn Canzler von Müller:
Einige Feſtgedichte.
Vom Vater:
Kunſt und Alterthum VI. Bd. 1. H.
Ein längliches Büchschen für Frau Regierungsräthin.
Ein verſiegeltes Schreiben.
Von Unterzeichnetem:
Portrait der Prinzeß Marie, enthalten in der Sendung des Herrn Canzlers.
Medaillen auf deren Vermählung.
Ein kleines Büchschen mit vier Paſten.

Marthens Garten.

Margarethe. Faust.

Margarethe.

Verſprich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarethe.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub' du hält'ſt nicht viel davon.

Faust.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarethe.

Das iſt nicht recht, man muß d'ran glauben!

3.

Verehrteſter Freund!

Mit unendlicher Freude gedenken wir noch Alle der Tage, welche Sie unter uns zubrachten, und beklagen nichts, als daß die Zeit Ihnen damals ſo kurz zugemeſſen war.

Nun aber laſſen Sie mich für die reichlichen Gaben danken, die wir ſeit Ihrer Abreiſe von Ihnen erhalten haben. Den Anfang machte der treffliche Pumpernickel, welchen wir durch die Güte Ihres Herrn Bruders erhielten; die herrlichen Verſteinerungen vom Teufelsberg u. ſ. w. ſind ſchon einrangirt und bilden eine wahre Zierde meiner Sammlung, ſowie die merkwürdigen Münzen manche bedeutende Lücke in meinen Suiten ausgefüllt haben.

Die geſendeten Pakete habe an die benannten Perſonen beſtens beſorgt, und meine Frau ganz beſonders dankt für das Ueberſendete; leider iſt ihr Zuſtand noch derſelbe und nur die Hoffnung auf das Frühjahr macht ihn erträglich. — Der Vater befindet ſich wohl und iſt fleißig, die Kinder ſind friſch und gedeihen.

Vor einigen Tagen iſt es mir auch gelungen die verſprochene erſte Arbeit Ihres Herrn Sohnes flott zu machen, und ich hoffe daß die drey Kiſten jetzt ſchon in Ihren Händen ſind; die Verſpätung lag in überhäufter Beſchäftigung des Hofbildhauers Kaufmann, welcher erſt jetzt die Form fertig machen konnte.

Mein Vater wird recht gern der Weſtphäl. Geſellſchaft ein Andenken weihen und ich werde ſorgen daß es bald geſchieht.

Was nun die Dedication Ihrer Gedichte an die Frau Großherzogin betrifft, ſo erlaube mir Folgendes zu bemerken: Erſt neuerlich iſt eine Publicandum erſchienen im hieſ. Regier. Blatt, welches bekannt macht, daß dergl. Wünſche wegen Dedicationen von Schriften oder Kunſtwerken an die Höchſten Herrſchaften dem H. H.

Staatsministerio zuerst eröffnet werden müssen, um von solchem geprüft, dann höchsten Orts vorgelegt werden zu können; hierbei kann ich aber nicht unbemerkt lassen, daß in der letzten Zeit manche derzleichen Anerbieten, worunter auch manches von Bedeutung war, abgelehnt worden sind, weswegen ich mich verpflichtet halte dieses hier zu bemerken.

Sobald ich ein vollständiges Exemplar von Kunst und Alterthum zusammenhabe, werde ich nicht verfehlen solches an Ihren Herrn Sohn zu senden.

Mit den besten Wünschen für das Wohl Ihrer Familie

stets treu ergeben

A. von Goethe.

Den 28. Jan 1829

4.

Ihrerster Freund!

Ich will mich nur kurz wegen meines langen Schweigens entschuldigen und bemerken, daß einige Grenzsteuen in der Nähe mir manchen Tag kosteten, doch es war nöthig, daß ich mich einmal in heiterer Gesellschaft im Freien bewegte, damit ich mich für langes Zuhausebleiben erstärkte. Auch eine Menge Fremde besuchten täglich unser Haus, daß es wirklich einem Gasthofe glich. Besonders lebhaft war es um die Zeit des 28. Augusts, der auch diesmal freundlich begangen wurde und manche poetische Blume ans Licht rief.

Bei dieser Gelegenheit war auch der berühmte Bildhauer David aus Paris hier und verfertigte in 14 Tagen die colossale Büste meines Vaters, welche nach dem Urtheil Aller sehr gut gelungen ist; die ganze Bildsäule soll 18 Fuß hoch werden; die Büste wurde hier

geformt und nach Paris geſendet. So war auch Zelter und mehrere intereſſante Fremde hier. Jetzt war es etwas ruhiger geworden, da hat uns aber Paganini mit ſeinen Zaubertönen herausgefordert und wir ſtehen noch erſtaunt und ſeine Rückkunft wünſchend da.

Ottilie, welche ſich Ihrer theilnehmenden Geſinnungen freundlich erinnert, befindet ſich in dieſem Herbſt zwar nicht viel beſſer als früher, doch ſcheint ihr ein ruhiger ſechswöchentlicher Aufenthalt in Deſſau bei Verwandten wohl gethan zu haben. Sie beſchäftigt ſich jetzt mit der Redaction eines Blattes, Chaos genannt, bloß für die Mitarbeiter als Manuſcript gedruckt, welches ſonſt niemand zu leſen bekommen ſoll. Sie fordert auch Sie freundlich auf Mitarbeiter zu werden und ſendet, im Vertrauen bald etwas von Ihnen für dieſes Unternehmen zu erhalten, die erſten acht Nummern (es erſcheint nämlich jeden Sonntag ein Blatt und man giebt ſich einen Gigennamen).

Das Verzeichniß der Münzen ſende zurück, da Herr von Ampach, wie ich vernommen, in Paris iſt und ich vor der Hand auf bedeutende Ankäufe in dieſer Branche meiner Sammlungen verzichtet habe. Sollten ſich aber vielleicht Verſteinerungen ausmitteln laſſen, ſo würde jede Nachricht davon mir ſehr angenehm ſeyn.

Wir hoffen, daß ſich Ihr lieber Sohn wieder ganz wohl befindet und zu ſeinem Beruf nach Berlin zurückgekehrt ſey. Das Sonntagsblatt habe ich dem Vater übergeben, auch hoffe ich bald unſeren früheren Verſprechungen hinſichtlich der Weinthal. Geſellſchaft Genüge leiſten zu können.

Ich bitte mich und die Meinigen den Ihrigen beſtens zu empfehlen, wie ich auch viele Grüße des Vaters hinzufüge.

Treuergeben

A. v. Goethe

Weimar den 1. Nov. 29.

5.

Lieber Freund!

Verzeihen Sie, daß ich ſo lange nicht geſchrieben, aber erſt Feſte, dann tiefſte Trauer, und zuletzt eine Krankheit, die mich niederwarf, hinderten mich; noch bin ich nicht hergeſtellt. Ich ſende indeß das Chaos und werde bald mehr von uns hören laſſen. Der Vater iſt wohl und rüſtig. Ottilie wie immer. Die Kinder alle wohl. Alle empfehlen ſich Ihnen und den Ihrigen. Bis auf Weiteres ein freundliches Lebewohl.

Ihr

August v. Goethe.

Den 7. Mart. 30.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Briefwechsel

zwischen

Goethe

und

Kaspar Graf von Sternberg.

(1820 – 1832.)

Herausgegeben

von

F. Th. Bratranek.

Wien, 1866.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Für den Goethe-Sternberg'schen Briefwechsel, zu dessen Herausgabe ich von der v. Goethe'schen Familie bevollmächtigt wurde, nachdem sie selber zuvor die Briefwechsel Goethe's mit Schiller (2. Auflage), mit Zelter, Knebel, dem Grafen Reinhard und dem Großherzog Karl August veröffentlicht hatte, waren mir als Quellen dargeboten: erstlich die Sammlungen des Goethe'schen Nachlasses, in welchen ich die Concepte Goethe's und die Originalbriefe Sternberg's, und die Sammlungen des böhmischen vaterländischen Museums, in welchen ich die Concepte Sternberg's und die Originalbriefe Goethe's vorfand. Hinsichtlich der letzteren Quelle muß ich der löbl. Vorstandschaft des böhm. vat. Museums für die Bereitwilligkeit, mit welcher mir jene zugänglich gemacht wurde, nachdem einige aus der früheren Zeit stammende Incidenzpunkte beseitigt waren, und insbesondere dem Bibliothekar dieses Institutes, Herrn Vrtatko, für seine eifrige Unterstützung meinen wärmsten Dank sagen. Auch will ich bei dieser Gelegenheit sogleich dem Herrn k. k. Postofficial in Prag, Karl Grüner, meinen besten Dank aussprechen für die freundliche und rasche Erledigung meiner Bitte, welche dahin gestellt war, es möchten mir die Briefe Sternberg's an seinen

Fauſt.

Muß man?

Margarethe.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarethe.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Über den Frager zu ſeyn.

Margarethe.

So glaubſt du nicht?

Vater, den Rath Grüner in Eger und Freund Goethe's zur Einsicht und Benützung gütigst mitgetheilt werden, wodurch ich in den Stand gesetzt wurde, in der Einleitung die Bedeutung Grüner's für Goethe und Sternberg zu charakterisiren. Durch eine solche Vollständigkeit der Voracten war es mir möglich, Manches in den wirklich abgesendeten Briefen aus den unzweifelhaftesten Quellen, nämlich aus den Concepten ihrer Verfasser zu ergänzen und zu erläutern. Ich habe zu diesem Zwecke Alles, was in den Concepten als ein Mehr, sei es im Gedankengange, sei es in den Thatsachen, den wirklich abgesendeten Briefen gegenüber enthalten ist, in die Beilagen aufgenommen und durch ein beigefügtes Conc. seine ursprüngliche Stelle bezeichnet. Stilistische Varianten zwischen Briefen und Concepten glaubte ich bei Sternberg um so leichter weglassen zu können, als seine Bedeutung eher in allem Anderen, als in seinem Stile zu suchen ist. Die Varianten bei Goethe, obwohl bis auf etwa eine Stelle nicht bedeutend, mögen der Vollständigkeit wegen hier ihren Platz finden:

Die Stelle in Nr. 10, S. 92, Z. 11 lautet im Concepte: „und um das Unbekannte zu erklären, zu unbekannten Regionen seine Zuflucht nimmt".

„ „ „ Nr. 14, S. 104, Z. 14: „durch eine günstige Recension".

„ „ „ „ 14, „ 104, „ 18: „so wie meine Zustände nicht geeignet und geneigt sind".

„ „ „ Nr. 31, S. 150, Z. 14: „Mein Berichterstatter".

„ „ „ „ 31, „ 150, „ 24: „bedeutender Stücke gewesen sein".

„ „ „ „ 45, „ 184, „ 6—26: „Welch eine große Gabe" bis „geberdet haben" ist nicht im Concepte.

„ „ „ Nr. 46, S. 186, Z. 9: „Ein Blumchen lege bei".

Die Stelle in Nr. 46, S. 186, Z. 20: „und, wo sie zu Hause sind."
„ „ „ „ 52, „ 198, „ 18: „und Unglaubwürdiges".
„ „ „ „ 52, „ 198, „ 31: „wohl hingehen wird".
„ „ „ „ 55, „ 202, „ 19: „daß die Dauer meiner eigenen Unterhaltung".
„ „ „ „ 58, „ 206, „ 19: „Beiliegendes möge davon ein Zeugniß geben".
„ „ „ „ 58, „ 207, „ 20: „Für mich ist es eine der läßlichsten Hypothesen".
„ „ „ „ 75, „ 241, „ 11: „Sehens- und Wünschenswerthe".

In die Beilagen habe ich ferner die bisher meist ungedruckten Briefe und Actenstücke aufgenommen, welche in der einen oder der anderen Sammlung den Briefen unmittelbar angefügt waren und größtentheils zur Erläuterung des Geschriebenen dienen sollten. Wegen ihrer Wichtigkeit habe ich noch aus der böhmischen Museumszeitschrift die Stelle, welche im Briefe (Nr. 14.) Goethe's nur angedeutet ist, vollständig in die Beilage Nr. 7. aufgenommen. Die letzte Beilage (Nr. 44.) ist dem Separatabdrucke der in der Einleitung reichlich benützten Rede Palacky's zum Gedächtnisse der Grafen Kaspar und Franz von Sternberg entlehnt. Endlich, hinsichtlich der Beilagen Nr. 37. und 41. habe ich zwar allen Grund, anzunehmen, daß die aus ihnen hervorgegangenen Briefe wirklich abgesendet wurden; da sich aber diese Briefe trotz eifrigen Forschens nirgends auffinden ließen, so wurden ihre Concepte in die Reihe der übrigen den Concepten entlehnten Beilagen gestellt.

Hinsichtlich der Schreibung war mir Goethe's Praxis maßgebend. Wie er nämlich (minima non curat praetor) die Orthographie zunächst dem Schreiber anheimgab, dem er dictirte und

in letzter Instanz sich dem Gebrauche des Verlages fügte, so ist auch in beiderlei Briefen, die in ihrem Verlage also ziemlich allgemein gebräuchliche eingehalten worden. Ich konnte mich auch bei Sternberg um so leichter für diese Maßregel entscheiden, als dieser, wie mir Palacký gütigst mittheilte, alle von ihm zur Veröffentlichung bestimmten Schriften erst seinem Secretär zur Herstellung der Orthographie übergab. Der diplomatarischen Genauigkeit wegen möge hier aber doch eine Auswahl seiner Schreibungen ein Plätzchen finden: Keul, Aerme, Physionomie, ann, Metheorstein, Areide, Gefriehrpunkt, vest, Volkenmassen, Verhehrungen, fleisig, zwischen Zeit, nothwendigkeit Setzen, Aufsenthalt, Ezentner, volkomen, verspathet, Cahos, wehnte, mus streiben, endecken, verden, Kämpfe (Kämpe), streten, (streiten) Verhältnüfe, Känntnisse, begränzten (bekränzten), Kerrn, ꝛc. ꝛc. Ob durch die in dieser Beziehung eingeführten Besserungen ein objectives Interesse verletzt wurde, und ob es nicht genügt, an einer Reihe von Fällen nachgewiesen zu haben, daß die Beachtung der Schreiberegeln Sternberg's Stärke nicht war, überlasse ich dem allgemeinen Urtheil. Der Analogie wegen wurde außerdem Sternberg's consequent eingehaltene Schreibung: teutsch in das richtige: deutsch, — unge ändert, so wie die in Goethe's Briefen consequent eingehaltene Schreibung Dombrowsky in die richtige: Dobrowský. Bei Sternberg war überdieß die Interpunction insofern zu ändern, als die heterogensten Dinge blos durch nicht immer richtig angebrachte Komma geschieden waren; dort, wo ein solcher Redefaden gar zu weit auslief, wurde er durch Semicola gegliedert. Sprachformen dagegen, mochten sie sich als Eigenthümlichkeiten oder gar Fehler in der Bildung von Wörtern oder Sätzen herausstellen, wurden in beiderlei Briefen unberührt belassen.

Goethe's Briefe sind meist von fremder Hand und mit deutschen Buchstaben geschrieben; die es nicht sind, so wie alle Stellen von Goethe's eigener Hand sind durch diesen Druck ausgezeichnet worden; wobei noch zu bemerken ist, daß die Schrift der Nr. 23 die lateinische ist. Sternberg's Briefe sind meist mit lateinischen Buchstaben eigenhändig geschrieben; eine Ausnahme macht Nr. 56, welche wegen Sternberg's Reconvalescenz dictirt und von ihm mit: Mit erneuter Hoffnung des Wiedersehens treu anhänglich Sternberg, — in deutschen zitternden Schriftzügen unterfertigt wurde. Wo er nicht blos mit dem Namen: Sternberg, — unterschreibt, da ist die Chiffre: ꝯ = K(aspar) G(raf), — vorgesetzt. Füge ich zu diesen Angaben, daß ich an einigen sehr wenigen Stellen ein fehlendes Wörtchen, welches durch Einklammerung ersichtlich ist, einschob, so sind damit alle Aenderungen, die ich mir hinsichtlich der Schreibung erlaubte, bezeichnet. Weggelassen wurden weder einzelne Stellen, noch gar ganze Briefe.

Zur Erläuterung der Texte und ihrer Beilagen gab ich in der Einleitung, die weder ein Buch werden sollte, noch werden konnte, indem Sternberg's sehr sorgfältig geführtes Tagebuch zu den unzugänglichen Dingen gehört, alle für den Verkehr Goethe's und Sternberg's nöthigen Notizen; wobei ich zu bemerken habe, daß mir erst nach dem Drucke derselben die „Akademischen Denkreden" von Martius (Leipzig, F. Fleischer, 1866) bekannt wurden, in welchen sich die Gedächtnißrede auf Sternberg als beinahe wortlich identisch mit dem als Quelle citirten Nekrologe in der A. A. Zeitung erwies, daher dieser auf Martius zurückzuführen ist. Dem folgt dann das chronologische Verzeichniß der Briefe, in welchen ich die durch Combination bestimmten Daten mittelst Einklammerung,

die nicht absolut sicher bestimmbaren (obwohl z. B. Nr. 42 sehr auf Prag deutet) mittelst Fragezeichen ersichtlich machte. Am Ende gab ich ein vollständiges Sachen- und Namen-Register, dessen Eigenschaft als Wegweiser ich durch Beifügung jener Daten herstellte, welche, wie Bezeichnung des Vornamens oder der Nachbarschaft, ein unzweifelhaftes Aufsuchen in geographischen, biographischen oder Realienwörterbüchern ermöglichen.

Bedeutendere Druckfehler habe ich bei der Revision des Buches nicht gefunden. Geringere Correcturversehen wollen gütigst verziehen und gebessert werden. So etwa in der Einleitung die unrichtige Schreibung „Graf Reinhardt" anstatt: „Reinhard," so wie die zwar richtigere, aber nicht analoge Schreibung eines einfachen: z — anstatt des gebräuchlicheren: tz — an einigen Stellen u. d. g.

Ob das Publikum die Arbeit ebenso günstig aufnehmen wird, wie sie gewissenhaft und freudig hergestellt wurde, vermag derjenige am wenigsten zu ermessen, der sich durch Versenkung in die Vorliebe für ihren Gegenstand einlebte. So viel jedoch möge hier gesagt sein, daß jener, welcher nach Sensationen und Pikanterien hascht, nicht, wohl aber der befriedigt werden dürfte, den es erfreut, große Menschen in der Werkstätte ihres Schaffens zu belauschen; namentlich wenn solche Glanzpunkte in so düsteren Zeiten, wie sie in der Periode unseres Briefwechsels über der Welt lagerten, als Leuchtthürme auf eine neue feste Lebens- und Wirkens-Grundlage hinweisen.

Krakau am 8. Juni 1866

F. Th. Bratranek.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Einleitung.

Die persönliche Bekanntschaft des Altmeisters der Dichtung, Goethe, mit dem Altmeister der Naturforschung, wie von Nöggerath G. Kaspar v. Sternberg genannt wird, begann im Jahre 1822. Mit diesem Jahre schloß Goethe die „Annalen" seines Lebens ab und brachte Sternberg das nachhaltigste Werk seiner unermüdlichen Thätigkeit, nämlich die Gründung des böhmischen Nationalmuseums mit der Erlangung der kaiserlichen Sanction zum Abschluß. Beide im Greisenalter (Goethe mit dem 73. Sternberg mit dem 61. Lebensjahre) stehend und zum Austausche reichster Erlebnisse befähigt, wurden zunächst nicht durch ein derartiges gemüthliches, sondern der Altersstufe entsprechend durch ein sachliches Interesse, nämlich durch das Streben, über naturwissenschaftliche und zwar vorzugsweise geologische Probleme in's Klare zu kommen, zusammengeführt, nachdem solche Interessen im Jahre 1820 zum Beginne des Briefwechsels Veranlassung gegeben.

Das erste persönliche Zusammentreffen Goethe's mit Sternberg fand in Marienbad statt, und wir haben darüber keine Detailnachrichten; die zweite Zusammenkunft in Eger schildert Grüner (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner) folgendermaßen (S. 89): „Dienstag, den 30. Juli 1822. Um zwölf Uhr Mittags kam

Graf Sternberg im Gasthofe zur Sonne an" (wo auch Goethe wohnte). „Goethe ging ihm bis zur Hälfte der Treppe entgegen, sie umarmten sich wie alte Bekannte und Freunde. Bald darauf brachte eine zweite Kutsche den berühmten Chemiker Berzelius aus Stockholm und den Dr. Pohl, der durch fünf Jahre in Brasilien auf kaiserliche Kosten naturwissenschaftliche Gegenstände gesammelt hatte. Goethe benutzte das zweite Zimmer zum Empfange. Nie hatte ich ihn in einer solchen Haltung und mit solchem Benehmen gesehen. Es war eine eigene Art, mit dem er die beiden ihm fremden Gelehrten empfing. Es war eine Freundlichkeit, die zwar nicht mit Stolz gepaart, aber so beschaffen war, daß sie Ehrfurcht gebot; man mußte das sehen, beschreiben kann man es nicht." — Nachdem Goethe, Sternberg, Berzelius, Pohl und Grüner mit einander zu Mittag gegessen und Berzelius einige physikalische Experimente vorgewiesen, fuhren sie insgesammt zum Kammerbühl. Beim Besprechen der Beschaffenheit dieses Berges „hörte Goethe blos zu, ohne eine Meinung abzugeben. Später äußerte er sich gegen den Grafen Sternberg, daß so lange der Hügel nicht von der Sohle bis zum vorgeblichen Krater durchfahren sei, er problematisch bleiben werde." (S. 92). Folgenden Tags (31. Juli) speiste dieselbe Gesellschaft wieder bei Goethe. Nach Tische führte Grüner den Grafen Sternberg und Dr. Pohl zu der im Egerfluße gefundenen sogenannten Heideneiche und „bald nach der Rückkehr reiste Graf Sternberg mit dem Dr. Pohl von Eger ab" (S. 94), wo auch „am 21. August des Morgens Goethe die Rückreise nach Weimar antrat." (S. 128.) Obwohl im nächstfolgenden Jahre (1823) Goethe ziemlich lange in Böhmen verweilte, und zwar vom 29. Juni bis 2. Juli in Eger, bis 20. August in Marienbad, dann wieder in Eger und der Umgegend bis zum 25. August, bis 5. September in Karlsbad, bis 7. September beim Grafen Joseph Auersperg in Hartenberg und bis zum 11. September in Eger, so war

ein Zusammentreffen mit dem Grafen Sternberg wegen dessen größerer Reise nicht möglich. Indem Goethe nach dem Jahre 1823 nicht mehr nach Böhmen kam, demnach mit Sternberg nur 14 Tage in Marienbad und anderthalb Tage in Eger auf böhmischem Boden zusammen verlebte, erweist sich im Nekrologe: „Kaspar Maria Graf v. Sternberg" (Allgem. Zeit. 1839, Nr. 7 und 8, — 7. und 8. Jänner) folgende Angabe als irrig: „Die böhmischen Bäder wurden von beiden edlen Männern (Goethe und Sternberg) fast jährlich und nach Verabredung gleichzeitig besucht, und es war kein geringes Anziehungsmoment für viele Reisende, mit den ersten Illustrationen deutscher Poesie und Wissenschaft gleichzeitig die Lust des Badeortes zu genießen."

Daß aber vor dem Jahre 1822 kein persönliches Zusammentreffen der beiden Männer statthatte, ergibt sich aus Folgendem. Am 8. August 1822 schreibt Goethe an Zelter (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III. S. 271): „Der größte Gewinn aber, den ich in diesen Tagen zog, war die Bekanntschaft des Grafen Kaspar von Sternberg, mit dem ich schon früher in brieflicher Verbindung stand. Von Jugend auf dem geistlichen Stande gewidmet, gelangte er endlich zu der Stelle eines Domherrn zu Regensburg; dort gewann er neben Welt- und Staatsgeschäften die Natur, besonders das Pflanzenreich lieb und that viel dafür. Als er nun bei Umkehrung Deutschlands auch von seiner Stelle vertrieben ward, ging er nach dem Mutterlande Böhmen zurück und lebt nun theils in Prag theils auf seinen von einem älteren Bruder ererbten Gütern. Hier kommt ihm denn die Natur wieder freundlich zu Hülfe. Er besitzt wichtige Steinkohlenwerke, in deren Dach die seltsamsten Pflanzen erhalten sind, welche, indem sie nur der südlichsten Vegetation analoge Gebilde zeigen, auf die entferntesten Epochen der Erde hinweisen. Er hat schon zwei Hefte derselben herausgegeben, lasse sie Dir gelegentlich von irgend einem Naturfreunde vorlegen." — Am

23. August 1822 schreibt er an Knebel (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel II. S. 310): „Des Herrn Grafen Kaspar von Sternberg längst gewünschte und immer verspätete persönliche Bekanntschaft war wohl das Vorzüglichste. Wenn wir Andern so viele Jahre neben und mit einander hingingen, und uns in Einem Elemente ausbildeten, so ist es kein Wunder, daß wir mehr oder weniger gleiches Sinnes endlich in allen Hauptpunkten übereintreffen; finden wir aber einen tüchtigen Mann, der sich gleichfalls aus jener Zeit herschreibt, wo sich Aussichten hervorthaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besonderen Reiz ausübten, zu denen wir uns selbst bekennen, so ist eine solche Annäherung unendlich viel werth. Wir lebten zwei Wochen zusammen in Marienbad, wo Tausendfältiges zur Sprache kam; dann ging ich nach Eger voraus, theils um mich zu sammeln, theils im naturhistorischen Fache ihm manches vorzubereiten. — Am 30. Juli kam er nach Eger, auf seiner Durchreise nach München mit Dr. Pohl, dem brasilianischen Reisenden, der ihn begleitet, mit Berzelius, dem tüchtigsten und heitersten Chemiker, der nach Marienbad zurückging; und so schieden wir denn nicht ohne bedeutenden wechselseitigen Nutzen nach frohlichem Beisammensein." Endlich am 5. September 1822 schreibt Goethe an Schultz (Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer S. 256): „In Prag legen sie ein Museum an, wodurch viele Menschen aufgeregt, auch Fremde gefördert und zur Theilnahme gestimmt werden. Ich konnte ihnen selbst schöne Beiträge geben. Nach Prag bin ich, ohngeachtet Ihrer Anmahnung, doch nicht gegangen; ich fürchte, mich durch so viele Rücksichten genirt zu sehen. — Der größte Gewinn aber, den ich in diesen Tagen zog, war die persönliche Bekanntschaft des Herrn Grafen Kaspar Sternberg, eben dem Hauptbeförderer jener Anstalt, mit dem ich schon früher in brieflicher Bekanntschaft stand. Von Jugend auf dem geistlichen Stande gewidmet,

gelangte er endlich zur Stelle eines Domherrn von Regensburg; dort gewann er neben Welt und Staatsgeschäften, die Natur, besonders das Pflanzenreich lieb, und that viel dafür. Als er nun bei Umkehrung Deutschlands auch von seiner Stelle vertrieben ward, ging er nach dem Mutterlande Böhmen zurück, und lebt nun theils in Prag, theils auf seinen von einem ältern Bruder ererbten Gütern. Hier kommt ihm denn die Natur wieder freundlich zu Hülfe. Er besitzt wichtige Steinkohlenwerke, in deren Dach die seltsamsten Pflanzen erhalten sind, welche, indem sie nur der südlichsten Vegetation analoge Gebilde zeigen, auf die entferntesten Epochen der Erde hinweisen. Er hat schon zwei Hefte derselben herausgegeben. Dies Alles ist gewiß in Berlin; vielleicht haben Sie es schon gesehen. — Mit Grafen Kaspar von Sternberg hab ich vierzehn Tage in Marienbad zugebracht; alsdann sah ich ihn in Eger mit Berzelius dem Schweden und Pohl dem brasilianischen Reisenden. Der erste spielte uns die auffallendsten mikrochemischen Versuche mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit ganz eigentlich aus der Tasche vor; Pohl ist ein sehr verständiger, unterrichteter, thätiger Mann, der auf seinen Reisen mehr als billig ausgestanden hat. Indessen wird uns jener immense Welttheil doch immer klarer; dazu hat auch von Eschwege beigetragen, der sich einige Wochen bei uns aufhielt. — Auch der problematische neptunistisch-vulkanistische Kammerbühl bei Eger ward collegialiter besucht und der Gedanke, einen Stollen durchzuführen, nach Maßgabe des früheren Vorschlages, nochmals gebilligt, und einige Vorarbeiten beschlossen."

Aeußerst sonderbarer Weise geschieht der Tage in Eger von Goethe in den Annalen nur diese flüchtige Erwähnung: „Mit durchreisenden Fremden wurde das Gesammelte betrachtet, wie auch der problematische Kammerberg wieder besucht." Und so wird in dieser Abtheilung von Goethe's Werken unter dem Jahre 1821 Sternbergs nur folgendermaßen gedacht: „In der

Faust.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen,
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden?
Und sich unterwinden
Zu sagen, ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,

Kenntniß der Oberfläche unſeres Erdbodens wurden wir ſehr gefördert durch Graf Sternbergs Flora der Vorwelt und zwar deren erſtes und zweites Stück." Allein ſelbſt abgeſehen davon, was Goethe an anderen Stellen ſeiner Schriften, die ſogleich noch erwähnt werden ſollen, über die Anfänge ſeines Verkehrs mit Sternberg ſagt, erhellet das außerordentliche Intereſſe und die volle Einſicht in die Bedeutung, welche Sternberg für Goethe gewann aus Folgendem. Nachdem Sternberg Eger kaum verlaſſen, äußert ſich Goethe (F. M. Riemer, Mittheilungen über Goethe II. S. 684): „1. Auguſt 1822. Ich darf wohl ſagen, daß mir, ſeit ich dem Grafen von Reinhardt in Karlsbad begegnete, kein ſolches Glück (als jetzt durch Grafen Kaſpar von Sternberg) wieder geworden. Wie wichtig es iſt einen Mann von dieſen Jahren, von ſolcher menſchlichen, welt und wiſſenſchaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden und durch wechſelſeitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils gewinnen. Sollte man wünſchen ihn früher gekannt zu haben, ſo läßt ſich erwidern: daß wenn zwei Reiſende, aus zwei entfernten Weltgegenden nach einem Punkte ſtrebend, auf demſelben zuſammentreffen, um nun ihren Erwerb zu vergleichen, um das einſeitig Gewonnene wohlwollend auszutauſchen, ſo iſt es vortheilhafter, als wenn ſie die Reiſe zuſammen angetreten und zuſammen vollendet hätten. Er iſt aus einer Zeit, wo ſich Ausſichten hervorthaten, Geſinnungen entwickelten, Studien beſondere Reize ausübten, zu denen Allen ich mich ſelbſt bekenne. Eine ſolche Annäherung iſt mir doch unendlich werth (weil eine neue Generation unter anderen Bedingungen geboren, zu anderen Zuſtänden erzogen, durch Verdienſt und Unverdienſt von der ältern abſteht); und ſo waren wir denn zwei Wochen beiſammen wo Tauſendfältiges zur Sprache kam. In gar manchem Kapitel habe ich durch ihn ſehr ſchöne Nachweiſungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgeſetztes thätiges Verhältniß wird beiden

Theilen zu Nutzen und Frommen gereichen." — Und am Schluße desselben Jahres schreibt er (aus einem ungedruckten Briefe Goethes an Nees von Esenbeck W. d. 29. December 1822,): „Mit Herrn Grafen Kaspar von Sternberg bin ich seit unserm heitern böhmischen Zusammensein in fortdauernder wissenschaftlicher Verbindung geblieben, wodurch denn auch die Unbilden des Winters nicht wenig gemildert worden."

Ebenso sind die zwei ersten von den drei Besuchen Sternberg's in Weimar (1824, 1827, 1830) eine Veranlassung für Goethe, sich über die Wichtigkeit dieser Verbindung nach den verschiedensten Seiten hin auszusprechen. So schreibt er lange vor dem ersten Besuche (aus einem ungedruckten Briefe Goethe's an Nees von Esenbeck, W. den 21. Februar 1824): „Herr Graf Sternberg macht Hoffnung, dieses Frühjahr einige Zeit bei uns zuzubringen, und wie sehr freut es mich, daß er seinen Weg auch zu Ihnen fortsetzen will; er ist darin so herrlich, daß er, auf seinem Sinne beharrend, zugleich höchst conciliant ist. Wo er hinkommt, wird er geben und empfangen, auferbauen und vermitteln. Mit der liebenswürdigsten Mäßigung hat er meine Heftigkeiten und Ungeduld ertragen, gemildert, auf duldsame Weltwege geleitet, und ich komme nun oft in den Fall, seine Rolle gegen mich selbst zu spielen. — Da nun das botanische Fach sein eigentlichstes bleibt und ihn vorzüglich beschäftigt, so wird Ihr beiderseitiges Zusammensein uns zu Freude und Vortheil gereichen." Und unmittelbar vor dem Besuche meldet Goethe (Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz, herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer, S. 314): „Den 3. Juli 1824. So eben vernehme, daß Herr Graf Sternberg in diesen Stunden ankommen wird. Von diesem trefflichen Manne erwarte mir sehr viel Belehrung, besonders über Steinkohlenformation und die damit verknüpften Vegetationsreste, nicht weniger über Steinsalz und Soole." Bald nach dem Besuche aber (aus einem ungedruckten Briefe Goethe's

an Nees von Esenbeck, W. den 10. August 1824): „Herr Graf Sternberg ist zu beneiden, daß er bei so großer Reise, Welt- und wissenschaftlicher Bildung noch von Jahren und Kräften so begünstigt wird, um eine Reise durchzuführen, die ihm und uns Allen höchst fruchtbar und ersprießlich werden muß. Die großen Thätigkeiten, die überall in Bewegung sind, können durch einen solchen Vermittler allerdings an Concentration und Uebereinstimmung gewinnen." Und am Schluße dieses Jahres, als Reminiscenz seiner Erlebnisse, schreibt Goethe (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhardt): „W. 26. December 1824. Freundlicher Besuche hatte ich mich mancher zu rühmen; von Herrn Grafen Sternberg's Anwesenheit habe ich wohl schon gesprochen; sodann gedenke ich sehr gerne der kurzen Gegenwart des Herrn Ritter v. Martius aus München." — Hinsichtlich des zweiten Besuches Sternberg's meldet Goethe (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV, S. 314): „W. 9. Juni 1827. Nun gehe ich in die Stadt zurück, um Herrn Grafen Sternberg, der sich anmeldete, immer bei der Hand zu sein, wenn er von Hof- und Weltpflichten sich frei machen konnte. Ich freue mich gar sehr darauf, mit ihm wichtige Punkte der Naturforschung durchzusprechen." Unmittelbar nach dem Besuche äußerte er sich (J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe, Mittwoch den 20. Juni 1827, I, S. 354): „Es ist mir lieb, daß Sie doch auch den Grafen Sternberg bei mir haben kennen gelernt; er ist wieder abgereiset und ich bin nun ganz wieder in der gewohnten Thätigkeit und Ruhe. — Die Persönlichkeit des Grafen, sagte ich, ist mir sehr bedeutend erschienen, nicht weniger seine großen Kenntnisse; denn das Gespräch mochte sich lenken, wohin es wollte, er war überall zu Hause, und sprach über Alles gründlich und umsichtig mit großer Leichtigkeit. — Ja, sagte Goethe, er ist ein höchst bedeutender Mann und sein Wirkungskreis und seine Verbindungen in Deutschland sind groß. Als Botaniker ist er durch seine

Flora subterranea in ganz Europa bekannt, so auch ist er als Mineraloge von großer Bedeutung. Kennen Sie seine Geschichte? — Nein, sagte ich, aber ich möchte gerne etwas über ihn erfahren. Ich sah ihn als Grafen und Weltmann, zugleich als vielseitigen tiefen Gelehrten, dieses ist mir ein Problem, das ich gerne möchte gelöset sehen. Goethe erzählte mir darauf, wie der Graf als Jüngling zum geistlichen Stande bestimmt, in Rom seine Studien begonnen; darauf aber, nachdem Oesterreich gewisse Vergünstigungen zurückgenommen, nach Neapel gegangen sei. Und so erzählte Goethe weiter, gründlich, interessant und bedeutend ein merkwürdiges Leben, der Art, daß es die Wanderjahre zieren würde." — An Zelter meldet sodann Goethe zur Bestätigung jenes ankündigenden Briefes (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV, S. 342): „W. 21. Juni 1827. Das sind denn doch Früchte meines Gartenaufenthaltes, den ich aufgab, weil Herr Graf Sternberg von Prag uns besuchte, und wohin ich bis jetzt wegen Nebelregen und daher entspringender Thalfeuchte, auch der Communicationsungelegenheit nicht weiter anknüpfen konnte." Als dann später Zelter nach München reiste, wo sich Graf Sternberg bei der Naturforscherversammlung aufhielt, empfiehlt ihm Goethe (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, IV, S. 400): „W. 29. September 1827. Hast Du Dich dem Herrn Grafen Sternberg noch nicht vorgestellt, so thue es alsobald, und gedenke meiner zum schönsten; sprich aus, daß ich fortfahre dankbar zu sein für die so höchst wohlthätige und wirksame Gegenwart, die er uns vor Kurzem genießen ließ. Wenn man bei der Jugend so viel Anmaßlich Fahriges, bei dem Alter so viel Eigensinnig Stockendes sich muß gefallen lassen, so ist es erst wahres Leben mit dem Manne, der mit so viel Maaß und Ziel, mit immer gleichem Antheil den edelsten Zwecken entgegengeht." Nebenbei ist hier zu bemerken, daß sich auf das wirkliche Zusammentreffen Zelter's mit dem Grafen Sternberg in München die Stelle: „ein

bewährter Freund" u. s. w. in der Nr. 44. unseres Briefwechsels bezieht, wo Zelter zwar nicht genannt, aber gemeint ist. Endlich schreibt über den Jahresverlauf Goethe an Sulpiz Boisserée (Sulpiz Boisserée, II, S. 486): „W. 12. October 1827. Ende Mai und Anfang Juni war das ununterbrochene Regenwetter für meinen Gartenaufenthalt höchst unerfreulich, doch hätte ich es überstanden und bessere Tage gehofft, wäre nicht die Communication mit der Stadt dadurch höchst beschwerlich geworden, da denn zuletzt die Ankunft des Herrn Grafen Sternberg mich entschied, wieder hinein zu gehen. Dieser treffliche Mann verweilte bei uns mehrere Tage und die manigfaltigen Unterhaltungen mit demselben, besonders über naturhistorische Gegenstände waren höchst förderlich. In unserem Fossilien-Cabinet hatte er die Gefälligkeit, eine schöne vorhandene Sammlung von Pflanzen der Urwelt in Ordnung zu bringen, wodurch sie erst ihren wahren Werth erhielt; auch über böhmische Angelegenheiten alte und neue, historische und praktische gab er vielfache Aufklärung."

So vielseitige äußere Zeugnisse wie die von Goethe über sein Verhältniß zu Sternberg konnen wir von dem Letzteren darüber nicht beibringen. Doch möge als ein vorläufiger Beitrag dazu eine Reihe von Stellen aus bisher ungedruckten Briefen des Grafen Sternberg an den Rath Grüner in Eger hier ihren Platz finden. „Prag, den 6. Hornung 1821. Was unser naturforschende Veteran Goethe über den Kammerbühl geschrieben hat, ist mir wohl bekannt, ich wünsche, daß wir ihm Aufschlüsse liefern können, die er sucht. Als ich diesen Sommer in Eger anwesend war, besprach ich mit dem Herrn Bürgermeister und Herrn Kreishauptmann einen neuen Schurf an der Mittagsseite des Berges, parallel mit dem angeblichen Krater, wo ich den sichersten Aufschluß erwarte, indem man, wenn man eine feste Sohle erschürft, mittelst eines Ortstriebs aus dem Versuchs-Schacht, bis unter den Krater fortgehen

könnte. Haben Sie die Gefälligkeit sich zu erkundigen, ob in dieser Hinsicht etwas vorgenommen wurde, und geben mir davon Nachricht, damit ich die weitere Einleitung hiezu treffen könnte." — „Brzezina den 20. März 1822. Herr Badeinspector Wendelin von Marienbad hat das Kistchen mit Mineralien, welches ihm Herr Geheime Rath Goethe von Eger aus eingeschickt hat, ebenfalls noch nicht eingebracht." — „23. Juli 1822. Zeige ich hiemit an, daß ich am 30. dieses in Franzensbrunn einzutreffen gedenke, wo ich den 1. (?) verweilen werde. Es sollte mir sehr angenehm sein, mich bei dieser Gelegenheit über die Verhältnisse des Museums mit Ihnen besprechen zu können und auch bei dieser Gelegenheit den fossilen Zahn von Dölitz zu sehen, der gewiß eine sehr angenehme Bereicherung unsers Museums ausmachen wird; wegen dem Abdruck, den der Geheime Rath von Goethe zu nehmen gedenkt, hat es keinen Anstand." — „Marienbad den 26. Juli 1822. Dienstag, Mittwoch treffe ich zuverlässig mit Dr. Pohl in Eger ein, wo wir sogleich den wichtigen Fund, den Sie den Fluten entrissen haben," (die sogenannte Heideneiche) „zu betrachten und zu bewundern Gelegenheit finden werden. Indessen wird der Geheime Rath von Goethe, dem ich mich auf das Freundschaftlichste zu empfehlen bitte, seinen durchdringenden Blick darauf gerichtet haben, der uns die beste Anleitung geben wird, wie wir zu verfahren haben, um ihn für die Wissenschaft zu gewinnen." — „Brzezina 1. Mai 1824. Der Kasten" (im böhmischen National-Museum) „der die Aufschrift des Elbogener Kreises trägt, ist aber bisher ziemlich leer, denn außer den Stufen, die Sie die Gefälligkeit hatten zu schicken, sind alle Schubladen leer, da die vom Herrn Geheimen Rath von Goethe eingesendeten Sammlungen" (nämlich vom Wolfsberg bei Černošin, dann von Boden und Rehberg im Fraisgebiete, Mineralien vulkanischen Ursprungs) „noch zu dem Pilsner Kreise gehören." — „Prag 20. Mai 1824. Vom Geheimen Rath von Goethe habe ich

Briefe erhalten, die ich demnächst beantworten werde." — „Brzezina den 13. November 1825. Euer Wohlgeboren danke ich für das mir übersendete Paket von dem Herrn Geheimen Rath von Goethe vom 6. September, das ich den 8. dieses richtig erhalten habe". (Grüner war vom 1. bis 10. September 1825 bei des Großherzogs Regierungsjubiläum in Weimar.) „In der Zwischenzeit wird Herr von Goethe ein anderes von mir erhalten haben, das die Gründe entwickelt, warum ich zu jener Zeit in Weimar nicht erscheinen konnte." (Siehe Nr. 37 unseres Briefwechsels). — „Karlsbad 31. Juli 1826. Haben Sie die Güte, mir im Gasthofe, wo ich mit dem Geheimen Rath von Goethe wohnte, ein Zimmer für mich und eines für meinen Jäger, und ein kleines Mittagsmahl zu bestellen und zugleich einen Wagen, in welchem ich um 4 Uhr nach dem Kammerbühl und nach Franzensbad fahren kann." — „Brzezina den 26. März 1835. Euer Wohlgeboren werden gewiß Ihrem Zweck näher kommen" (Grüner hatte nämlich ein geognostisches Tableau des Eger-Gebietes vollendet und sich hinsichtlich der Herausgabe an Sternberg gewendet;) „wenn Sie die Schriftstellerei aus dem wahren Gesichtspunkte ansehen. Goethe hatte sehr recht, er war aber auf gutem Wege, denn für seinen Geist und seine Feder war, so weit die deutsche Zunge reicht, ein leselustiges Publikum vorhanden; wir aber haben, so lange die Geognosie nicht in die Schulen eingeht, ein sehr beschränktes Publikum. Goethe haben die Buchhandler die Handschriften lizitirt, bevor sie vollendet waren, bei uns sind sie bedenklich und machen schlechte Bedingnisse."

Die Zahl und noch mehr die Bedeutung dieser Erwähnungen Goethe's von Seiten Sternberg's ist, wie gesagt, nicht groß. Allein zweierlei läßt sich doch daraus entnehmen: erstlich, daß Sternberg auf Goethe zu sprechen kommt, wo es, wie z. B. bei der Wohnungsbestellung oder Briefbeantwortung, gar nicht nöthig gewesen wäre, daß ihm dieser also stets

lebendig vor dem Sinne ſchwebt; dann aber erhält Grüner's Perſönlichkeit durch ihre auch von Anderen anerkannte Beziehung zu Goethe eine vortheilhafte Beleuchtung. Vielleicht wird ſich die Art, wie Sternberg ſein Verhältniß zu Goethe gegen andere Befreundete darlegte, beſſer feſtſtellen laſſen, wenn einmal der Verlauf und die Verhältniſſe ſeines Lebens in einer vollſtändigen Biographie vorliegen. Auch der gegenwärtige Briefwechſel würde durch eine ſolche Biographie eine weſentliche Grundlage gewonnen und ſo wie bei Goethe auch bei Sternberg eine Zeit von zwölf Jahren nur klarer gemacht haben. So ſind dagegen wir genöthigt, das für ein größeres Publikum zur Aufklärung vorauszuſenden, was wir über die Erlebniſſe erfahren konnten, natürlich uns auf Sternberg beſchränkend; denn was Goethe anbelangt, ſo iſt das Vorleben bis zur perſönlichen Bekanntſchaft mit Sternberg von ihm und von Anderen dargelegt worden. Die Angaben über Sternberg wurden hauptſächlich geſchöpft: 1. aus einem Vortrage von Franz Palacky, gehalten in der königl. böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 15. December 1842: „Die Grafen Kaſpar und Franz Sternberg und ihr Wirken für Wiſſenſchaft und Kunſt in Böhmen.“ 2. Dr. W. Weitenweber eine Lebensſkizze: „Kaſpar Graf Sternberg,“ in der böhmiſchen naturwiſſenſchaftlichen Zeitſchrift: Živa, 1853, p. 185 u. f. w. 3. Aus dem ſchon erwähnten Nekrologe in der A. Allgemeinen Zeitung, 1838, Nr. 7 und 8.

Graf Kaſpar v. Sternberg gehört demnach zu einer der älteſten und jenen wenigen Adelsfamilien Böhmens, deren Urbeſitz, wie Chudenic bei den Grafen Černin von Chudenic und Dobřenic bei den Freiherren Dobřenski von Dobřenic, bei ſeinen erſten Namensträgern ſich noch oder wieder befindet. Dieſe Stammburg Sternberg wurde vom Jahre 1242 an im Sazawathale, nicht zu weit ſüdöſtlich vom Centrum Böhmens, durch Zdislav, einen Sohn des ſeit 1220 als Hofmarſchall König Přemisl Otakars I. wirkenden Divič von Divišov, gebaut. In

derselben Zeit tritt uns die von der Sage verklärte Gestalt des Mongolenbesiegers Jaroslav von Sternberg entgegen, und verbindet sich mit der Gründung von Burg und Städtchen Sternberg und Markt Hviezdlic in Mähren. Unter verändertem Namen pflanzte das Geschlecht den uralten Ruhm der Diviše in Böhmen und Mähren fort und vier Oberstburggrafen, ein Oberstkanzler, sechs Oberstkämmerer, vier Oberstlandrichter und eine Menge hoher Hofbeamten begegnen dem Forscher in den letzten sechs Jahrhunderten. Die Namen Peter's von Sternberg, eines der eifrigsten Gegners Hußens in der Heimat und beim Constanzer Concil, des Aleš Holický von Sternberg, der auf Burg Zebrak eine Versöhnung des Zwistes zwischen Hussiten und Katholiken vergeblich versuchte und sich sodann von verschiedenen Seiten her am heftigsten Kampfe glänzend betheiligte; des Zdenko von Sternberg, zuerst einer der stärksten Stützen, dann als Haupt des Herrenbundes, des schärfsten Gegners König Georg's von Podiebrad; des Ladislav von Sternberg in seinen Beziehungen zu Erzherzog Ferdinand, dem Gemal der schönen Welserin; des Adam von Sternberg, Oberstburggrafen im Beginne des dreißigjährigen Krieges; zuletzt noch eines Sternberg als Herstellers der Ruhe im Bauernaufstande (1680) — deuten auf die glanzreichsten Punkte im Staatsleben Böhmens. Auf den Capellenwänden in Schloß Sternberg (in Böhmen) kann man noch heute die Wappen der Agnaten dieses Hauses schauen, darunter die des Königs von Böhmen Georg von Podiebrad und seiner Gemalin Kunegunde von Sternberg; Königs Matthias Corvinus von Ungarn und seiner Gemalin Katharina, einer Tochter der Kunegunde von Sternberg; des Kurfürsten Albert von Sachsen und seiner Gemalin Sidonie, einer Tochter der Kunegunde von Sternberg; der Elisabeth, Markgräfin von Brandenburg; Dorothea, Pfalzgräfin am Rhein u. s. w. Das Geschlecht war gleich seit seinem Auftreten als Sternberg in mehrere mährische Linien verzweigt,

die seit dem 16. Jahrhundert ausgestorben sind, und in Böhmen seit 1441 in die zwei böhmischen Linien der Holický auf Schloß Sternberg, die im Jahre 1712 ausstarben, und der Konopišťský auf Schloß Konopišt, welche noch heute blühet, nachdem sie im Jahre 1703 durch die zwei Söhne des Oberstburggrafen Adolph Wratislaw von Sternberg, Franz Damian und Franz Leopold, abermals in zwei Linien getheilt worden war. Der später zu nennende Graf Franz von Sternberg war ein Urenkel des Grafen Franz Damian, und unser Graf Kaspar von Sternberg ein Enkel des im Jahre 1745 verstorbenen Grafen Franz Leopold.

Er wurde am 6. Jänner 1761 in Prag geboren, als der jüngste Sohn des k. k. geh. Rathes und Kämmerers Johann Grafen von Sternberg und der Anna Josepha, Tochter des Oberstburggrafen Philipp Grafen Krakowský von Kolowrat, einer sehr hochgebildeten, der französischen Literatur zugethanen Frau. Der Vater, früher Militär, mußte wegen einer in der Schlacht bei Striegau erhaltenen Kopfwunde diese Laufbahn verlassen, und lebte fortan der Bewirthschaftung seiner Herrschaften Radnitz und Darowa, die Winter hindurch aber in Prag. Die beiden Brüder Grafen Kaspar's von Sternberg, Johann um neun und Joachim um sieben Jahre älter als er, schlugen nach einer ausgezeichneten Vorbildung im elterlichen Hause die militärische Laufbahn ein; beide waren den Naturwissenschaften zugeneigt, welche Neigung bei dem jüngeren, Joachim, von welchem uns sehr schätzbare „Bemerkungen über Rußland, auf einer Reise gemacht im Jahre 1792 und 1793, mit statistischen und meteorologischen Tabellen, 1794" vorliegen, seinem excentrischen Naturell gemäß und unter den phantastischen Einflüssen des 18. Jahrhundertes, welche einen so paradoxen Pendant zu seinen nüchternen Aufklärungstendenzen bilden, sich zur Adeptenrichtung entwickelte. Bei diesen Goldmacherkünsten bediente er sich, so lange er im elterlichen Hause lebte, des

Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarethe.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarethe.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

jüngsten Bruders Kaspar als Helfers, und wenn auch diesem aus ungünstigen Versuchen meist Nicht-Rosen erblühten, so hatte doch das ganze Treiben für ihn den Vortheil, daß es ihn frühzeitig mit einer Menge von Gegenständen und Operationen der Naturwissenschaft bekannt machte.

Graf Kaspar wurde im elterlichen Hause zuerst durch einen Abbé Lambin, dann durch den Ex-Jesuiten J. Spalek bis zum achtzehnten Jahre herangebildet, im Sommer in Wosek oder Radnitz, im Winter in Prag, wo er aber auch die öffentlichen Schulen besuchte. Ueber diese Betheiligung am Schulunterrichte pflegte sich Sternberg noch im vorgerückten Alter zu äußern, daß er seine lebhafte Theilnahme an allem, was das öffentliche Interesse weckt, eben in dem Umgange mit der Jugend des Mittelstandes angenommen habe. Der Einfluß seines zweiten Privatlehrers Spalek war insofern ein nachhaltig ungünstiger, als er nicht die Methode hatte, seine reichen philologischen Kenntnisse richtig an den Mann zu bringen, so daß die an dem lebhaften Temperamente und der überaus leichten Auffassungsfähigkeit des Knaben begangenen Grammatik, Styl und Logik betreffenden Fehler auch später nicht gut zu machen waren.

Als der jüngste Sohn, dem keine liegenden Besitzungen zukommen konnten, zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er auf Anempfehlung der Kaiserin Maria Theresia schon in seinem eilften Lebensjahre eine Domprähende in Freising vom Papste Clemens XIV., und bald darauf eine in Regensburg, hatte zwar Lust diese Richtung gegen die militärische während des bairischen Erbfolgekrieges aufzugeben, wurde aber durch den baldigen Frieden davon abgebracht und begab sich, nach zuvor in Prag abgelegter Studienprüfung, in das Collegium germanicum nach Rom, wo er von 1779 — 1782 blieb. Die deutsche Literatur, namentlich Winkelmanns und Goethes Schriften, unter diesen besonders Werther scheinen den jungen Mann

mehr als die theologischen Studien beschäftigt zu haben; doch fiel seine öffentliche Disputation zuletzt so glänzend aus, daß sein Zeugniß eines theologus absolutus auch in Wien als gültig angenommen wurde und ihm die Erlaubniß der Eltern verschaffte noch ein ganzes Jahr in Italien zubringen zu dürfen. Er begab sich im Juli 1782 zuerst nach Neapel und sagt über diese dem eignen Geständniß nach glücklichste Zeit seines Lebens: „Die milde Luft und der erste Anblick des Meeres, der klare Himmel und die heiteren Mondnächte auf der Strada di Chiaja oder dem Posilyp am Meeresstrande, die großen Naturscenen am dampfenden und leuchtenden Vesuv, die erhabenen Reste des Alterthums in Herculanum, Pompeji, Pästum, Bajä u. s. w. erhielten mich in einem fortwährenden Entzückungsfieber. Das perennirende Gewühl in der Straße Toledo oder Abends auf dem Molo, das wundersame Völkchen der lärmenden Lazaroni, die Oper von San Carlo und der Policinell in San Carlino, die musikalischen Akademien der Conservatorien der Strada di Chiaja an jedem Abend — vier und zwanzig Stunden reichten nicht hin, um alles zu genießen, was jeder Tag einem jungen Manne darbot, der die Welt noch wenig kannte und soeben erst dreißig Monate in einem Collegium ziemlich klösterlich verlebt hatte." Und der Aufenthalt wurde für ihn nicht blos reich an Genüssen, sondern auch durch seine Familienverbindungen, namentlich durch den Oheim, Minister Grafen von Kolowrat, wichtig an Bekanntschaften mit allem Berühmten und Bedeutenden in der Menschenwelt und der Kunst des Alterthumes. Doch schon nach kaum einem halben Jahre wurde er durch seinen Agenten in Regensburg aufgefordert dort zu erscheinen, um sein Canonicat zu übernehmen, und traf am 5. Jänner 1783 dort ein. Als aber diese Aufforderung an Ort und Stelle sich als vorzeitig erwies, da er das für die Stelle nothwendige Alter von 24 Jahren nicht hatte, verwendete er die nächsten neun Monate zum Bestehen

der ersten Residenz und nahm zugleich bei dem oldenburgischen Kanzleirathe Goehler Unterricht in der Reichspraxis. Im October (1783) nach Böhmen zurückkehrend, gehörte er, wiewohl zum Theile auf Reisen, noch zwei Jahre dem elterlichen Hause an, wo er auch zum letztenmale mit den beiden älteren Brüdern zusammentraf und die Landaufenthalte benützte, um sich von den Brüdern Jirasek in Radnic über Forstcultur unterrichten zu lassen.

Mit dem Jahre 1785 beginnt die zweite bis zum Jahre 1810 währende Lebensperiode des Grafen Kaspar von Sternberg. Regensburg war während dieses Vierteljahrhundertes sein Wohnsitz, doch unter verschiedenen Bedingungen; denn anders waren die Lebensverhältnisse bis zum Jahre 1802 in dem uralt selbstständigen Domstifte, anders noch bis zum Ende des heil. röm. Reiches deutscher Nation im Jahre 1806, als wie sie sich endlich bis zum Jahre 1810, wo Regensburg an Baiern kam, wenigstens noch mit einem Scheine von Selbstständigkeit erhielten. In jener ersten Zeit (bis 1802), die mit der Uebernahme der Domherrnstelle beginnt, werden seine äußeren Lebensvorgänge vorwaltend durch seine geistlichen Beziehungen bestimmt. Er wurde am Peremptorium Petri (1785) in das Capitel eingeführt, und übernahm als bischöflicher Hof- und Kammerrath das Referat in Forstsachen; im Jahre 1788 trat er auch seine Stelle als Canonicus (mit zeitweiliger Residenz) in Freising an, und indem sich so seine Verhältnisse völlig consolidirt hatten, ordnete er nach dem Tode seiner Mutter (1790) mit seinem Bruder Joachim (Johann war schon 1788 gestorben) die Erbschaftsangelegenheiten so, daß er sich nur ein kleines Capital vorbehielt und eine Appanage ausbedingte. Im Jahre 1791 wurde er geheimer Rath beider Hochstifte (Regensburg und Freising) und erhielt auch die Propstei St. Veit in Freising; in demselben Jahre ging er als Gesandter beider Bisthümer zu dem neuen Kaiser Leopold II.,

um die vom Thronwechsel bedingte Ordnung der Lehensangelegenheiten durchzuführen. Im Jahre 1800, als Regensburg von den Franzosen besetzt ward, wurde er vom Fürstbischof als Vertreter sämmtlicher geistlicher Stände wegen Milderung der Kriegssteuer an den Marschall Moreau und eben deßwegen an diesen auch ein Jahr später (1801) nach Salzburg gesendet. Das Jahr 1802 brachte endlich, was Sternberg geahnt und vorhergesagt; denn sein Vertrauen auf die Unerschütterlichkeit des historischen Rechtes hatte schon (1795) durch das völlige Verschwinden Polens aus der europäischen Staatenordnung einen harten Stoß erlitten, wurde durch das Vordrängen der Franzosen nach der sogenannten natürlichen Rheingrenze und endlich durch die Conversation zwischen Lord Malmesbury und De la Croix (1797) über Säcularisationen so wankend, daß er von da ab sämmtliche Betheiligte auf die drohende Gefahr und ihre Vereinigung zur Abwehr, obwohl vergeblich, aufforderte. Als aber am 1. December 1802 auf dem Rathhause in Regensburg die Säcularisation proclamirt wurde, und ein schadenfroher Ausdruck auf manchem Gesichte der weltlichen Gesandten nicht zu verkennen war, sprach Graf Sternberg, welcher den Verhandlungen als Gesandter des Hochstiftes Freising beiwohnte, wenigstens seine Ueberzeugung mit voller Offenheit aus: „Ich wünsche, daß die Fürsten, die sich nun ihres Gewinnes erfreuen, diese Handlung nie bereuen mögen! Wer aber die Antastbarkeit rechtlich erworbenen Eigenthums factisch anerkennt, hat auch seine eigene Amovibilität hiemit unterzeichnet."

Regensburg wurde damals noch „mittelst zur rechten Zeit ausgetheilter brillantener Ohrgehänge und Halsbänder" für eine Weile vor der Säcularisation bewahrt und dem Kurfürsten-Erzkanzler von Mainz, Karl Freiherrn von Dalberg zugetheilt. Graf Sternberg wurde von diesem sogleich zum Vicepräsidenten der Organisirungsbehörde des neuen Staates

ernannt, und da diese bald (1803) sich zu einem stabilen Landesdirectorium gestaltete, so behielt Sternberg bei ihr zwar die Stellung des Vicepräsidenten, zugleich aber die gesammten Geschäfte des durch Alter und Kränklichkeit verhinderten Präsidenten Grafen Joseph Thurn. Ueber eine Hauptrichtung dieser seiner ausgedehnten und segensreichen Wirksamkeit sagt der Referent der Allg. Zeitung: „Er bemerkte unter Anderm das Bedürfniß einer reiflich erwogenen, wohlmeinenden Einwirkung auf die Schulen und auf die Verbesserung des Lehrerstandes auf dem Lande, und er handelte als Beisitzer eines geistlichen Collegiums und als reicher Edelmann mit Wohlwollen und Großmuth, um namentlich in seiner näheren Umgebung Aufklärung und Wohlsein zu verbreiten. Einsender dieses hat eine Reihe von Aufsätzen gesehen, worin Graf Sternberg mit christlichem Eifer die Mittel erwägt, um die Schulen auf dem Lande zu verbessern und ein gleichformiges System des Unterrichtes einzuführen, das die bäuerliche Jugend nicht abrichten, sondern wahrhaft belehren und im Gebrauche ihres Urtheils üben sollte. Ueber diesen Gegenstand wurden dem damaligen königl. bairischen Staatsminister Grafen von Montgelas ausführliche Mittheilungen gemacht, welche, von dem geheimen Referendär von Branca bearbeitet, wesentlichen Einfluß auf die damalige Lehrordnung gehabt haben sollen.“ Hiemit und mit seiner naturwissenschaftlichen Richtung hängt auch die Gründung einer Lehrkanzel für Botanik und die Anlage eines botanischen Gartens in Regensburg, so wie die Einrichtung mehrer Forst- und Pflanzschulen zusammen. — Als aber durch die Stiftung des Rheinbundes das deutsche Kaiserthum eine Unmöglichkeit geworden war, fühlte sich Graf Sternberg in seiner amtlichen Stellung so unbehaglich, daß er (17. September 1806) um Enthebung von derselben bat. Zwar ließ er sich wegen der Entfernung Dalberg's bewegen, die Geschäfte bis zu seiner Rückkehr fortzuführen, nachdem aber am 15. November

der Befehl eingetroffen war, für den Sieg Napoleon's bei Jena ein Te Deum singen zu laſſen, forderte Sternberg aufs Entſchiedenſte ſeine Entlaſſung und erhielt dieſelbe von Dalberg aus Frankfurt brieflich: „Sie ſind ein edler fürtrefflicher Mann und ſind ſich ſelbſt ſchuldig, Ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen. In Ihrem nun einzigen Berufe, als warmer Freund der Wahrheit und lichtvoller Beförderer der Wiſſenſchaften, werden Sie der Menſchheit nützen. Unerſchütterlich feſt beſtehet und beſtehe unſer Vertrag in Beziehung auf Wiſſenſchafts-Anſtalten in Regensburg. Ich bin erfreut und ſtolz, mit einem ſo edlen Freund gemeinſam zu wirken."

So behielt denn Graf Sternberg nur die mehr private und auf freundſchaftlichen Beziehungen ruhende Leitung der wiſſenſchaftlichen Anſtalten in dem kleinen Staate Dalberg's, nachdem er am 26. November 1806, wo er zum letztenmale im Regierungscollegium präſidirte, aus dem amtlichen Leben geſchieden war. Im Jahre 1808 ſtarb ſein Bruder Joachim, und es fiel nun die Nachfolge im Erbe auf unſeren Grafen Kaſpar von Sternberg. Doch erſt die Zerſtörung ſeines Gartens und des Hauſes darin bei der Beſchießung von Regensburg (23. April 1809) verleidete ihm den Aufenthalt daſelbſt, und als nach dem Vertrage (vom 28. Februar 1810), durch welchen Regensburg an Baiern kam, die meiſten ſeiner Freunde von dort ſchieden, zog er ſich mit ſeinen ſämmtlichen geretteten Schätzen auf ſeine Beſitzungen zurück und trat damit, und daß er ſich als Landſtand in den böhmiſchen Landtag einführen ließ, als beinahe Fünfzigjähriger in die dritte Periode ſeines Lebens ein, wobei er die Stimmungen auch Anderer über die damaligen Weltzuſtände aus den brieflichen Abſchiedsworten Dalberg's erſehen mochte: „Auch für mich iſt dieſes Jahr das ſchwerſte meines Lebens; wir können Beide ſagen: duleia liquimus arva. Bildung neuer Schöpfungen in alten Tagen:

gewiſſer Verluſt, ungewiſſe Zukunft! Plurimum interest, in quae quis tempora incideriť."

Mit dieſer Reihe äußerer Erlebniſſe in der zweiten Lebensperiode Sternberg's ſtehen die inneren Entwickelungen im innigſten Zuſammenhange. Reiſen, Bekanntſchaften und Studien trugen wechſelſeitig dazu bei, den überquellenden Geiſtesgaben dieſes Mannes durch Erweiterung und Vertiefung ein ſchönes Maß anzubilden. Sein erſter Aufenthalt in Paris, wo er am 15. Auguſt 1787, alſo an demſelben Tage ankam, an welchem das Parlament wegen Nichteinregiſtrirung der Grundſteuer nach Troyes verlegt wurde, ließ ihn das leiſe Anklopfen der Revolution vernehmen, von dem er ebenſo wie die Edelſten der Zeit ſich begeiſtern ließ und bei der Rückkehr nach Böhmen die Theilnahmsloſigkeit der Näherſtehenden nicht faſſen konnte. Bei einer anderen Reiſe dahin (mit Dalberg 1804) dagegen mochte er gewahr werden, wie Despotismus, Intrigue und Corruption unmittelbar aus jenen vielverheißenden Keimen groß gewachſen waren. Andere Reiſen wieder erweiterten ſeinen wiſſenſchaftlichen Horizont, ſo 1801 die nach Oberbaiern, 1802 nach Ungarn, 1803 nach den rhätiſchen Alpen, 1804 Oberitalien und Paris, 1805 Böhmen, 1806 Wien, 1807 Böhmen und Tirol, 1808 Salzburg, Kärnten, Steiermark und Oberöſterreich. Und nicht blos naturwiſſenſchaftliche Reſultate brachte er ſich heim, ſondern auch der Menſchenwelt und den hiſtoriſchen Vorausſetzungen ihrer Gegenwart war ſein Intereſſe zugewendet; wie denn daſſelbe Werk (Reiſe in Tirol und in die öſterreichiſchen Provinzen Italiens), welches die claſſiſche botaniſche Durchforſchung des Monte Baldo mittheilt, zuerſt in Deutſchland auf die Sette Commune im Vicentiniſchen, als auf einen germaniſchen Volksſtamm aufmerkſam machte.

Durch die Reiſen wurde der Kreis perſönlicher Bekanntſchaften, der dem Grafen Sternberg ſeiner Abſtammung und Stellung nach ohnehin weit geöffnet war, auf die bedeutendſten

Männer seiner Tage ausgedehnt. Regensburg selbst, als Sitz des beständigen deutschen Reichstages, bot manchen sehr interessanten Anknüpfungspunkt dar, so die Häuser des Grafen Seilern und des Baron Hohenthal, deren erster als kurböhmischer Gesandter das corpus catholicorum, der andere als kursächsischer das corpus evangelicorum leitete, wo es zuweilen eines klügsten Durchkommens zwischen Gegensätzen bedurfte; dann das des preußischen Gesandten Grafen Görz, das des durch seine vielseitigen Kenntnisse und seine Originalität hervorragenden dänischen Gesandten Grafen Bleichen, und das der dänischen Familie Diede, mit deren einzelnen Gliedern er einen lebenslänglichen regen Verkehr aufrecht erhielt. Dort kam er auch in nähere Beziehungen zu dem Fürstabt Steiglehner, zu dem ausgezeichneten Physiker Placidus Heinrich, dem ärztlichen Brüderpaare Schäffer und dem Professor Hoppe, der ihn wesentlich in den Naturwissenschaften förderte. Durch deren Vermittelung bahnte sich sodann der Verkehr mit den Naturforschern auch in Oesterreich, dem Bischof von Hohenwarth, Wulfen, Jaquin, mit dem Professor in Ingolstadt Schrank und dem Baron von Moll an. Am wichtigsten gestaltete sich in dieser Hinsicht die Reise mit dem Freiherrn von Dalberg nach Paris (1804). Da wurde er durch Alexander von Humboldt und General Rumford mit Laplace, Berthollet, Lacépède, Cuvier und den meisten Akademikern bekannt und besuchte häufig die Botaniker Ventenant, Desfontaines, Decandolle, Petit Thouars und Thouin. Auch mit der Kaiserin Josephine, einer besonderen Freundin der Botanik, wurde er bekannt und erhielt von ihr die Erlaubniß, Setzlinge neuholländischer Pflanzen in ihrem Garten für sich auszuwählen.

Die nachhaltigste Wirkung erhielt aber seine Bekanntschaft mit Faujas de St. Fond, welche durch Thouin vermittelt wurde. Bei einem Gespräche über fossile Pflanzenabdrücke aus England, welche mit denen der Radnicer Kohlen

Aehnlichkeit hatten, legte Faujas dem Grafen Sternberg zwei deutsche Aufsätze über fossile Pflanzen mit dem Ersuchen vor, sie ihm zu übersetzen. Es war das 1. Heft von Schlotheim's Flora der Vorwelt und in Hoppe's Taschenbuch ein Aufsatz über die fossilen Blätter von Rochesauve; letzterer hatte den Grafen selbst zum Verfasser. Als Faujas dies vernahm (sagt Sternberg), „da waren wir Freunde, als hätten wir auf einem andern Planeten schon zusammen gelebt." Auf sein Verlangen unterzog sich der Graf sogleich einer wissenschaftlichen Untersuchung, deren Resultat Faujas in die Annales de Musée einrücken ließ. Und dieser Vorfall gab die erste Veranlassung zu den nachmaligen großen Forschungen des Grafen von Sternberg über die Flora der Vorwelt. Von ebenso nachhaltiger Wirkung hatte sich schon früher der (im J. 1795) mit dem der französischen Gesandtschaft in Regensburg attachirten Malteser Ritter François Gabriel de Bray angeknüpfte, zur wärmsten Freundschaft sich entwickelnde Verkehr erwiesen. Durch ihn wurde nämlich Sternberg vorzugsweise der Botanik zugewendet, und wenn er auch keinem Zweige der Naturkunde fremd blieb, ja von Zeit zu Zeit irgend eine ihrer geheimnißvollen Partien ihn zu gründlichen Untersuchungen reizte, wie die von Gall begründete Schädellehre, und der Galvanismus als Krankenheilungsmittel, so blieb doch endlich die Botanik, in welcher Professor Duval sein erster Lehrer war und Hoppe ihn weiter bildete, Siegerin über die anderen naturwissenschaftlichen Disciplinen. Durch Bray und Duval wurde er 1797 in die in Regensburg (seit 1790) bestehende botanische Gesellschaft eingeführt, und leitete (von 1800 — 1809) bald ihre Versammlungen, die in seinem Hause abgehalten wurden, wie er ihren Interessen die in einem geschleiften Hornwerke angekauften Räume widmete, indem er sie in einen botanischen Garten umwandelte und der Gesellschaft zum Eigenthume bestimmte, welche seiner Vermittelung auch einen jährlichen nicht unbedeutenden

Geldzuschuß aus der kurfürstlichen Kasse verdankte. — Und wie die Richtung der Studien auf die Naturwissenschaften im Dunkel der Kinderzeit und der alchimistischen Experimente seines Bruders Joachim bei dem Grafen Kaspar von Sternberg Wurzel schlug, so erhielt sie durch seine kirchliche Stellung in Regensburg eine wiederkehrende Belebung und Verklärung. Das Domcapitel von Regensburg feierte nämlich jeden 15. November durch ein solennes Hochamt die im Jahre 1662 erfolgte Heiligsprechung des Albertus Magnus (Grafen von Bollstädt, Scholastiker und Naturforscher, seit 1260 Bischof von Regensburg). Diese Feierlichkeit machte stets auf das warme und für jede geistige Regung empfängliche Gemüth des Grafen einen tiefen Eindruck und erhöhte seinen Trieb, auch durch die Wissenschaft segensreich auf seine Zeitgenossen zu wirken.

Eine unmittelbare Wirksamkeit wurde dem edlen Grafen Kaspar von Sternberg während seiner dritten Lebensperiode, welche die Zeit von 1810 bis 1822 umfaßt, wenn nicht unmöglich gemacht, so doch durch die Weltzustände außerordentlich erschwert. Zwar hatte das Jahr 1809 ein gewaltiges Wetterleuchten aufzuweisen, aber auch nur ein Wetterleuchten, es bedurfte mächtigerer Stürme und Gewitter, um die europäische Atmosphäre für neue Lebensregungen vorzubereiten. Und als diese Wetterstürze tobten, und gleich darauf die Elemente gelähmt und eines Aufschwunges zum Gedeihlichen unfähig erschienen, war für die Thätigkeit solcher Naturen, wie Sternberg oder auch Goethe, die Bahn nach außen verlegt. Denn auch Goethe sehen wir in diesen Tagen nach dem reinen Osten flüchten, oder an den Schätzen altdeutscher Kunst bei den Brüdern Boisserée sich über die Verwirrungen der Zeitläufte trösten, oder endlich die eigenen Lebenserinnerungen deponiren und im Aufsuchen Gleichgesinnter, sei es altbekannter, wie der Freunde am Main oder Rhein, sei es neugewonnener, wie des Abtes

Faust.

Lieb's Kind!

Margarethe.

Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

Faust.

Wie so?

Margarethe.

Der Mensch, den du da bey dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt:
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarethe.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber wie ich mich sehne dich zu schauen,

Streitenberger in Tepl, dem Gemüthe und seiner unstorbaren Triebkraft eine Bestätigung schaffen. Eine solche Zeit der Sammlung und dann daraus der Vorbereitung war die dritte Lebensperiode des Grafen Kaspar von Sternberg.

Zunächst sorgte er sogleich (1810) durch die Anlage eines botanischen Gartens an seinem Landaufenthalte Březina (etwa drei Meilen nordöstlich von Pilsen) für die Fortsetzung seiner botanischen Studien, und fand an der Persönlichkeit seines Vetters, des Grafen Franz von Sternberg, einen überreichen Ersatz für den freundschaftlichen Umgang mit dem Kurfürsten Baron Dalberg. Doch konnte sich diese neue, oder besser gesagt, erneuerte Beziehung zu dem Verwandten erst vom Jahre 1813 ab inniger gestalten, da Graf Kaspar während der Jahre 1811 und 1812 seine meiste Zeit wegen Erbschaftsangelegenheiten seiner Cousine Gräfin Louise Sternberg in Wien verleben mußte. Seit dem Jahre 1813 wurde der Verkehr der beiden Grafen ein immer regerer, bis endlich im Jahre 1817 Graf Kaspar seine Winterwohnung in Prag unmittelbar neben der des Grafen Franz wählte, und als beinahe täglicher Tischgenosse Freud und Leid der Familie theilte. Dieses geistige Zusammenwachsen der Verwandten war um so erklärlicher, als auf der beiden innewohnenden humanen und patriotischen Gesinnung sich ihre Studienrichtungen zur Harmonie ergänzten; während nämlich Graf Kaspar, wie schon geschildert, den Naturwissenschaften mit vorzugsweiser Beziehung derselben zur Botanik sich hingegeben, war die Richtung des Grafen Franz (geboren in Prag 4. September 1763, gestorben ebendort am 8. April 1830) eine vorzugsweise historische. Und zwar bildete die Familienpietät dabei die Grundlage; da aber das Geschlecht der Sternberge bei allen wichtigeren Wendungen Böhmens eine Hauptrolle spielte, da endlich Böhmens Glanz- und Unglückszeit mit einer Betheiligung der ganzen gebildeten Welt an den dort aufgestellten, gelösten oder verstummten Lebensfragen verbun-

den war, so mußte sich der historische Blick von selber zum universellen erweitern, wobei dann wieder die Sammlung von Documenten historischer Entwickelung, in Münzen und Kupferstichen, den Sinn in's Concrete zurücklenkte. Wie eine Gemüthsangelegenheit, nämlich die durch den Tod der beiden Eltern des Grafen Franz und seine eigene schwere Krankheit (1811) erregte Theilnahme, die Wiederannäherung des durch seine bisherigen Erlebnisse ferne gehaltenen Grafen Kaspar herbeiführte, und wie die Herzensgüte, die edle Sitte und hohe Bildung der Gemalin und der fünf Töchter des Grafen Franz sein Haus mit der Lebenswärme des Gemüthes erfüllte, so wurde die Verbindung der beiden Männer durch den gleichen Zug ihres Herzens für die Angelegenheiten ihres Volkes zur Unerschütterlichkeit gekräftigt.

Während der ersten Jahre zwar konnte sich namentlich die letztere Richtung beinahe gar nicht bethätigen, man verbrachte während und wegen der großen Weltereignisse ein der Verwaltung der Güter, dem gesellschaftlichen Verkehr und der sorgsamen Beobachtung der historischen Vorgänge gewidmetes Stillleben; die Winter in Prag, die Sommer Graf Kaspar in Březina, von dorther die alten Freunde in Regensburg, oder den Grafen Bray in Irlbach besuchend und Graf Franz auf seinen Herrschaften Schußenried und Weissenau. In des letzteren Hause erweiterte Graf Kaspar seine Bekanntschaften in einem Kreise dort heimischer bedeutender Männer, unter denen der Fürst Isidor von Loblowic und Graf Karl Clamm-Martinic, der ebenso gelehrte wie im Umgange liebenswürdige, slavische Sprachforscher Abbé Dobrowsky, der große Münzkenner Mader, der Landesbaudirector Abbé Gruber, der Director der Kunstakademie Bergler hervorzuheben sind, wie er denn während seiner Wiener Aufenthalte mit den Botanikern Jaquin und dem ihm geistesverwandten Grafen Franz Waldstein im engsten Verkehre stand.

Allmälig begannen sich jedoch auch Gebiete einer, und zwar sehr nachhaltigen, Praxis zu eröffnen. Zwar blieb es hinsichtlich eines derselben, und zwar des zuerst berührten, zuvörderst nur bei der Erschließung desselben oder, wenn man will, gar nur Hinweisung auf dasselbe. Aber dieser erste Hinweis auf eine bleibende, durch periodische Versammlungen immer wieder aufgefrischte Vereinigung aller deutschen Naturforscher muß unbedingt dem Grafen Kaspar Sternberg vindicirt werden. Auf seinem Schlosse in Březina hatten sich nämlich im October 1814 mehre Mitglieder der Regensburger botanischen Gesellschaft zusammen gefunden und in einer am 31. October abgehaltenen ordentlichen Sitzung beschlossen, Denkschriften der Regensburger botanischen Gesellschaft herauszugeben, für deren erstes Heft Graf Kaspar Sternberg sogleich eine Abhandlung: „Ueber den gegenwärtigen Zustand der botanischen Wissenschaft und die Nothwendigkeit, das Studium derselben zu erleichtern," niederschrieb. Er sprach sich darin für jährliche Congresse der Naturforscher, und zwar zunächst der Botaniker aus, damit anstatt der aus verschiedenen Systemen und Terminologien erwachsenen Verwirrung durch persönliche Bekanntschaft eine auf das Uebereinkommen gegründete Ordnung der Behandlungsweise erzielt und erleichtert werde, und setzte, um seinen Ernst für die Sache zu beweisen, ein kleines Capital zu diesem Zwecke aus. Doch die Zeit des Wiener Congresses beschäftigte selbst die Kreise der Wissenschaftlichen zu sehr, als daß diese erste von Sternberg ausgehende Anregung hätte wirksam werden können. Allein der Gedanke ging nicht verloren, sondern wurde in der damals gegründeten Zeitschrift von Steudel, dann von Oken in seiner Zeitschrift Isis weiter getragen und namentlich von letzterem bis zur völligen Lebensfähigkeit entwickelt, so daß im Jahre 1822 in Leipzig in der That dreizehn deutsche Naturforscher den Anfang einer zu ungeahnter Ausbreitung gelangenden Versammlungsreihe machten. An dieser ersten Zusammenkunft hat

ſich zwar Graf Kaſpar von Sternberg nicht betheiligt, wie er aber ſpäter die Verſammlung mit thätigem Intereſſe begleitete, ja ſie erſt zu einer allgemeinen deutſchen erhob, indem er ihr Berlin (im Vereine mit Alexander von Humboldt durch den Miniſter von Altenſtein) und, was damals wohl ein halbes Wunder heißen mochte, namentlich Wien zum Sitzungsorte gewann, iſt aus unſerem Briefwechſel zu erſehen.

Daſſelbe Jahr 1822 brachte dagegen eine andere des Grafen Kaſpar von Sternberg ganzes Lebensintereſſe in Anſpruch nehmende Angelegenheit zur völligen Reife, nämlich die Gründung des böhmiſchen Muſeums. Das Schickſal, welches gewöhnlich wiſſenſchaftliche Sammlungen nach dem Tode ihres Gründers trifft, die Verwahrloſung und Verſchleuderung derſelben in den häufigſten Erbfällen, machte auch den Grafen Sternberg um ſeine mit Fleiß und Unkoſten aufgeſpeicherten Schätze, vorzugsweiſe aus dem Gebiete der Naturalien, beſorgt und er hatte beſchloſſen, ſie dereinſt der Akademie der Wiſſenſchaften, welche der Fürſt-Primas von Dalberg in Regensburg ſtiften wollte, zu widmen. Als er nach Böhmen überſiedelte und ſich immer mehr mit den Intereſſen der Heimat verwachſen fühlte, konnte er nicht anders, als daran denken und ſich darum thätig zu bemühen, wie und wo ſeine Sammlungen zum Beſten des Vaterlandes deponirt werden könnten. An dem Oberſtburggrafen Grafen Kolowrat und dem Grafen Franz Klebelsberg fand er bald gleichgeſinnte Patrioten und um das Schickſal auch ihrer Sammlungen beſorgte Freunde höheren Strebens; die Weltumwälzungen von 1812—1815 und dann die Hungersnoth in Böhmen 1816 und 1817 ließen aber den Plan, ein Inſtitut zur Bewahrung und Benützung der Sammlungen zu gründen, nicht über das Stadium bloßer Beſprechungen weiter gedeihen. Im Jahre 1818 am 15. April endlich konnte der Oberſtburggraf einen „Aufruf an die vaterländiſchen Freunde der Wiſſenſchaft“ ergehen laſſen, um dieſes

zuerst vom Grafen Kaspar Sternberg in Anregung gebrachte Institut zu gründen. Es hieße hier nur Allbekanntes wiederholen, wenn man die Opferwilligkeit der böhmischen Aristokratie für alles Edlere, was im Vaterlande seit dem Beginne dieses Jahrhundertes nach Gestaltung rang, nochmals schildern wollte. Die Namen der Fürsten Lobkowic, Coloredo, Kinský, der Grafen Nostic, Wrtby, Thun, Schönborn, Černin, Sternberg, Clamm u. s. w. glänzen bei jeder Gelegenheit hervor, sei es, daß es sich um die Herstellung des landständischen Theaters, des Conservatoriums der Musik, der Gemäldegallerie, der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, der Kunstakademie, des Blinden- und Taubstummeninstitutes, des Gewerbevereins, des Polytechnikums handelte.

So setzte auch diesmal der böhmische Adel seinen Stolz darein, „die Vorzüge, welche die Geburt ihm gab, durch seine Opfer für das Gemeinwohl zu verdienen" (Oesterr. Rev. 1865, III, S. 227) und der Aufruf des Oberstburggrafen fand eine überaus reiche, thätige Theilnahme. Bei der ersten darüber gehaltenen Conferenz erklärte Graf Kaspar Sternberg vor Allen, daß er alle seine wissenschaftlichen Sammlungen der werdenden Anstalt widme. Und von dieser Schenkung sagt der Bericht über die Gründung des böhmischen Museums (Časopis společnosti vlasteneského museum 1827, I, S. 115): „An der Spitze aller dieser Geschenke muß jener literärische Schatz genannt werden, welchen Se. Excellenz der Herr Graf Kaspar von Sternberg dem Museum opferte. Er besteht aus 4081 Büchern mit 42290 Abbildungen, einem Herbarium von 3000 Pflanzenarten und 30 Kästen Mineralien, was Alles mit vieljähriger Mühe und mit einem aus den Rechnungen ersichtlichen Aufwande von 100000 fl. gesammelt für sich ein Museum bilden würde; der Reichthum dieser Sammlung an Abdrücken aus der Flora der Vorwelt und an Böhmen eigenthümlichen Mineralien ist in der literärischen Welt berühmt. Sich nicht

mit diesem dem Vaterland und der Nation gleich anfänglich gebrachten Opfer begnügend, hört der edle Geber nicht auf, sie jährlich mit großen Beiträgen zu bereichern." — Auch Graf Franz Sternberg äußerte die Absicht, seine Münz- und Kunstsammlungen dem Museum zu schenken, vorerst jedoch ohne eine legale Erklärung darüber abzugeben, und die Münzsammlung kam daher erst nach seinem Tode in den Besitz der Anstalt. Die ausgebreiteten Bekanntschaften mit den einflußreichsten Persönlichkeiten machten es dem Grafen Kaspar Sternberg auch noch später möglich, das Museum mit einem großen naturwissenschaftlichen Schatze zu bereichern. Das waren nämlich die botanischen Sammlungen des Naturforschers Thaddäus Hänke, welcher mit Jirasek, Preisler, Hofer, Lindacker zu einem um Johann Mayer gruppirten Kreise junger Naturfreunde gehörte, die Graf Kaspar bei seiner ersten Rückkehr aus Regensburg (1783) durch die Vermittelung des Grafen Franz kennen gelernt hatte. Hänke hatte dann die Reise um die Welt, des Spaniers Malaspina, mitgemacht und war in Cochabamba in Peru gestorben. Seine beträchtlichen Sammlungen in vielen Theilen Südamerika's, auf den Inseln der Südsee und an der Nordwestküste Amerika's gemacht, waren in Cadiz liegen geblieben und verschollen, bis sie Graf Sternberg entdeckte und erwarb.

Vorerst jedoch galt es, der sich gründenden Gesellschaft und ihren Statuten die Genehmigung höchsten Ortes zu erwirken. Und wieder war es Graf Kaspar Sternberg, dem hiebei wegen des Vertrauens, das ihm Kaiser Franz I. dadurch bewies, daß er ihn bei allen wissenschaftlichen Dingen um Rath fragte (im Jahre 1825 wurde er zu Sr. Majestät wirklichem geheimen Rathe ernannt), der Hauptantheil zufiel. Die natürliche Folge alles dessen war, daß Graf Kaspar von Sternberg, nachdem am 23. December 1822 die definitive Organisirung der Gesellschaft erfolgte, durch Acclamation als erster Präsident des böhmischen Museums begrüßt ward, auf welcher Stelle er

ebenso noch zweimal (immer nach sechs Jahren) bestätigt wurde, sie also bis zu seinem Tode behielt, bei den Jahresversammlungen immer mit einer gediegenen Rede über irgend eine heimische Partie aus den Naturwissenschaften die Versammelten erfreuend. Wozu sich dieses Institut aus einem Depositorium wissenschaftlicher Sammlungen sehr bald entwickelte, davon zeugen die Worte, welche Sternberg nach dem Ablaufe seiner ersten, sechsjährigen Präsidentschaft in seiner Rede darüber aussprach: „Die Würdigung der moralischen Kräfte, die Ausbildung der wissenschaftlichen Intelligenz und genaue Kenntniß alles dessen, was das Vaterland darbietet, was es war, ist und noch werden kann, bedingt die Stufe der Cultur, die Gesammtkraft einer Nation; sie ist die Haupttendenz des Museums, sowie aller seit fünfzig Jahren in Böhmen entstandenen und noch entstehenden Institute." (S. d. M. 1829, II, 103.) Von dem regen Interesse auch Goethe's an dieser Anstalt und ihrer seit 1827 bestehenden Zeitschrift gibt unser Briefwechsel eine reiche Kunde.

In demselben Jahre 1822 erhielt Graf Kaspar Sternberg eine der höchsten Ehren, welche im Gebiete der Naturwissenschaften ertheilt wird, er wurde nämlich von der kaiserl. Leopoldinisch Carolinischen Akademie der Naturforscher zum Mitgliede unter dem Namen Jason erwählt. Das Werk, welches aber als ein Epoche machendes die Augen der Berufenen auf ihn lenkte, war der „Versuch einer geognostisch botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" (das erste Heft erschien 1820, das achte und letzte 1838), dessen Ausgangspunkt die an urweltlichen Pflanzen und Pflanzenabdrücken überaus reichen Steinkohlenreviere auf seiner Herrschaft Radnic bildeten, und in welchem sich fortan seine Studienbestrebungen in der Heimat und auf Reisen concentrirten. Indem auch Goethe von Sternberg mit einem Exemplare seines neuen Werkes war bedacht worden, wurde ein alter Wunsch, die persönliche Bekanntschaft des ihm

vielfältig höchſt bedeutenden Mannes zu machen, bei Goethe dadurch aufs Neue lebendig, und er hoffte demſelben bei ſeinem Aufenthalte in Böhmen im Sommer von 1821 zu begegnen, was aber einer vierundzwanzigſtündigen Verſpätung wegen mißlang. Dafür und als ein Präludium auf den bald ſo intenſiven und reichen Verkehr mit Weimar machte Sternberg die Bekanntſchaft des Großherzogs Karl Auguſt, welcher darüber an Goethe W. 26. 8. 21 (Briefwechſel des Großherzogs Karl Auguſt mit Goethe II, 188) ſchreibt: „Die Bekanntſchaft des Grafen Sternberg iſt für mich ein ſehr angenehmer Gewinn geweſen; ſollteſt Du ihn ſehen oder beſuchen, ſo bitte ich ihm zu ſagen: daß ich auf der Chauſſée eine Stunde von Pilſen, jenſeits nach der Grenze zu, zwei ganz vortreffliche Stücke Holzſtein oder verſteinertes Holz gefunden habe, deren Bindungsmittel ganz zweierlei ſeien; das eine hat vermuthlich Kieſelerde, das andere aber Thon . . . . Der Graf Sternberg, der ſo viel in Regensburg gehauſt hat, wird ſich der Treppe daſelbſt erinnern, die auf das alte Rathhaus in den großen Sitzungsſaal des entſchlafenen Reichstages von der Straße aus führt. Sollte er nicht zwei Figuren an derſelben bemerkt haben, zwei Männer bis an die Hüften aus Löchern herausragend über Lebensgröße und in Lebensgröße . . . . . Graf Sternberg weiß vielleicht, wer der Künſtler iſt, der ſie fertigte, und aus welchem Zeitalter."

Bis zu welcher Lebendigkeit und Vertraulichkeit ſich dieſe Bekanntſchaft Sternberg's mit dem Großherzog Karl Auguſt von Weimar entwickelte, erſieht man mit voller Deutlichkeit aus der Beilage Nr. 28 unſeres Briefwechſels, wenn man auch darauf aus folgenden Stellen des „Briefwechſel, des Großherzogs Karl Auguſt mit Goethe" zu ſchließen geneigt war, in welchen Karl Auguſt Sternberg's erwähnt: „Graf Sternberg's Brief iſt ſehr liebenswürdig, empfiehl mich ihm beſtens" (II, 270). — „Danknehmigſt erſtatte ich zurück

1. Brief des Grafen Kaspar Sternberg" (II, 307.) „Die Böhmen rühren sich recht ordentlich. Graf Sternberg werde ich eine Pflanze bewußter Art übersenden, sobald es nicht mehr friert." (Die Pflanze ist Chlorophytum Sternbergianum, worüber noch später.) Und wie das Verhältniß gleich anfangs von Goethe erfaßt wurde, erhellt aus seinen Worten an Karl August: „An Grafen Sternberg schreibe ich diese Tage, und berichte ihm Höchst Ihro Absicht, nach Marienbad zu gehen; vielleicht entschließt er sich zu einem Besuch, wenn er nicht gar zu entschieden abgehalten wird" (II, 219).

In dem für Kaspar Grafen von Sternberg so bedeutsamen Jahre 1822 endlich begann, wie es schon geschildert wurde, seine persönliche Bekanntschaft mit Goethe, und damit auch seine vierte Lebensperiode, welche von dem Todesjahre Goethe's, Sternberg's 71. Lebensjahre, abgegrenzt wird. Daß und wie aus dem regen Verkehre der Greise beiden für ihre besten Strebungen eine neue Belebung erwuchs, und daß man daher wohl thut, von ihrem persönlichen Zusammentreffen einen neuen Lebensabschnitt zu datiren, wird unser Briefwechsel erweisen. Und wenn Goethe einst (1776, 9. Juli) an Kestner über Lili's Brautschaft schreiben konnte: „Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So alles zur rechten Zeit." — so trat ihm nun, wo er es für die rechte Zeit hält, dem Publikum gegenüber mit seinen Annalen abzuschließen, an der Ausgangsschwelle des Lebens im Grafen Kaspar Sternberg eine Persönlichkeit entgegen, wie sie, so allseitig an seine eigenen Lebensverhältnisse anklingend, ihm in seinen reiferen Jahren überhaupt noch nicht begegnet war, und nun für den befriedigenden Abschluß seines wissenschaftlichen Strebens das wurde, was einst Schiller für das Wiedererwecken der Poesie ihm gewesen war.

Der ehemalige Leiter des Regensburger Regierungscollegiums und der ehemalige Kammerpräsident von Sachsen Weimar

Eisenach, beide in ihrer Wirksamkeit genöthigt, die große Politik mit der Detailwirthschaft zu verbinden, konnten leicht mit einander ihre staatsmännischen Ansichten austauschen. Der Entdecker der Pflanzen-Metamorphose war geeigneter als sonst wer, auf die Formzusammenhänge im Pflanzenreiche der Vorwelt und Gegenwart einzugehen und konnte besser als viele würdigen, welche Sorgfalt auf die Analyse und Definition der Steinbrecharten (Revisio Saxifragarum iconibus illustrata. Ratisbonae 1810) verwendet worden war, deren erstes Supplement im Jahre ihrer persönlichen Bekanntschaft (1822, das zweite 1831) erschien; der auf das Charakteristische losgehende Zeichner und Kupferstecher wie wenige, den Werth eines Helfers schätzen, wie es der Nürnberger Maler und Kupferstecher Jakob Sturm für Sternberg's geologisch-botanische Publikationen war, der hinwiederum jenen in der Herstellung seiner seit dem Jahre 1798 erscheinenden Flora von Deutschland unterstützte; ja sogar die alchimistischen Erinnerungen ihrer eigenen Jugendjahre mochten einander beide Greise vorführen. Wenn sich so als Staatsmann und Naturforscher beide auf gleichem Boden bewegten, und darum der eine den anderen leicht und gerne auf Bahnen begleiteten, die der eine für sich, wie z. B. Sternberg die Optik und Goethe etwa die Geographie, nicht weiter verfolgt hätte, so konnten beide als Weltmänner sagen: „Wo bin ich nicht überall gewesen." Daß aber Goethe an Sternberg auch hinsichtlich der Empfänglichkeit für das Schöne keinen Unebenbürtigen vor sich hatte, macht der Briefwechsel namentlich auch aus der Beilage Nr. 18 durch die Schärfe der ästhetischen Analyse und aus der Nr. 30, durch die Werthschätzung des Kunstantheiles ersichtlich, welches letztere (einen Brief Goethe's an eine angehende Prager Malerin) er schwerlich nur deßwegen sich abschriftlich verschaffte und sorfältig bei den an ihn gerichteten Briefen aufbewahrte, weil es vom Freunde stammte.

Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Scheim dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarethe.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein,
Und halb ergrimmt,
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frey, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahndungsvoller Engel du!

Wenn demnach eine allseitige Aehnlichkeit der Erlebnisse und ihrer Anlagen dem Verkehre zwischen Goethe und Sternberg einen günstigsten Boden bereitete, so wurde seine Intensität durch das Interesse erhöht, welches Beide für Böhmen hegten. Goethe war zu sechzehn verschiedenen Malen (im J. 1785, 1786, 1795, 1806, 1807, 1808, 1810, 1811, 1812, 1813, 1818, 1819, 1820, 1821, 1822, 1823) in Böhmen gewesen. Seine erste Reise dahin verschaffte ihm, und zwar schon im Fichtelgebirge, Aufklärung über manche geologische Frage, die der Bergbau bei Ilmenau, die Besuche des Harzes angeregt hatten, und das zu einer Zeit, wo es ihm den Weimarer Zuständen gegenüber um eine Bestätigung dessen überall zu thun war, was er an Knebel (2. April 1785) geschrieben: „Die Consequenz der Natur tröstet schön über die Inconsequenz der Menschen." Und diese geologischen Fragen hörten auch fortan nicht auf ihn zu beschäftigen; die Nachbarschaft der Eruptivgesteine und Urgebirge, die Manigfaltigkeit der Mineralquellen, von denen ihn die Verheerungen und Veränderungen des Karlsbader Sprudels (1810) namentlich beschäftigten, auf verhältnißmäßig engem Raume, die Eisen-, Zinn- und Silberbergwerke des Erzgebirges, sie alle gaben seinen nach dieser Richtung gewendeten Studien immer neue Anregungen und Aufschlüsse. Und wie er nicht blos seine Sammlungen an der oryktognostischen Manigfaltigkeit dieser Gegenden bereicherte, den Magistratsrath Grüner durch Weckung der Sammlerlust zum Mineralogen ausbildete und dem werdenden böhmischen Museum wissenschaftlich höchst werthvolle Suiten von Mineralien und Gebirgsarten aus diesem Theile des Landes zum Geschenke machte, sich so den Ruhm eines Mitbegründers dieser Anstalt schaffend, so schreibt er nach einem der letzten Besuche dieser Landschaften über ihre ihn belebende Macht am 8. Januar 1819 (Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz, herausgegeben und eingeleitet von Tünzer, S. 186): „Ganz eigen

iſt es, daß ich wirklich nach Art des Enceladus, die Urgebirge berührend, ein neuer Menſch werde und immer wieder friſch gewahre, in wie ſchönem und doch wie ſeltſamem Verhältniß wir zur Natur ſtehen." Und als die Aufſtellung und Bezeichnung der Wolkenformen durch Howard (1816) ſeinen meteorologiſchen Studien eine neue Grundlage gab, wurden ſeine Reiſen nach Böhmen und namentlich die im Jahre 1820 (Werke III, 1170—1174) ihm zur Probe für das Wiedererkennen desjenigen im Gebirge, was er ſich unter völlig anderen Einflüſſen der thüringiſchen milden Landſchaftsformen angeeignet hatte.

Seine zweite Reiſe nach Karlsbad wurde der Ausgangspunkt für jene Flucht nach Italien, die ihn, nach einer beinahe zweijährigen Abweſenheit, als einen völlig neuen Menſchen nach Weimar zurückbrachte. Und wie ſich ſo mit Karlsbad die beſeligende Erinnerung einer Abſchüttelung des unerträglich Gewordenen unlösbar verknüpfte, ſo mochte er hier, in Teplitz, in Franzensbad, in Eger und ihren Nachbarorten bis Auſſig hin, jahraus jahrein immer irgend eine neue Lebenserinnerung ſich holen. Waren damals auch dieſe böhmiſchen Bäder nicht ſo belebt wie heute, ſo fehlte ihnen doch aus der Elite der europäiſchen Geſellſchaft ſelten ein Name; ſo lernte er vom kaiſerl. königl. öſterreichiſchen Hofe an durch die Kreiſe der Metternichs, Harrach's, Bagration's, Lubomirski's, Kaunitz's, Bernſtorf's, Thurn und Taxis, Schwarzenberg's bis zu Gelehrten, Künſtlern und Politikern, von denen vor allem der Mineraloge Weiß, der Philologe Hermann, Beethoven, Arndt, der deutſche Stein und Graf Reinhardt u. ſ. w. zu nennen wären, die bedeutendſten unter den Zeitgenoſſen kennen. Daß dabei die Frauen eine hervorragende Rolle ſpielten, iſt aus Goethe's ſonſtigen Erlebniſſen zu erſchließen, aus ſeinen Gelegenheitsgedichten zu erſehen, und ſo war denn auch Marienbad (im Jahre 1823) während des letzten Aufenthaltes Goethe's in Böhmen, der letzte Ort einer mächtig aufflammenden Liebe

zu dem siebenzehnjährigen Fräulein von Levetzow, aus welcher Leidenschaft sich die prachtvolle „Elegie“: „Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen“ und die „Aussöhnung“: „Die Leidenschaft bringt Leiden!“ krystallisirte und über welche er selber gestand (8. September 1823, Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz, herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer, S. 289): „Indeß hab ich viel Menschen gesehen, in gar manche Zustände hineingeblickt, auch vieles genossen, und nach dem Text der heiligen Schrift muß mir viel verziehen werden, denn ich habe viel geliebt.“

Aus dieser Fülle von Anregungen für die Wissenschaft und das Leben erklärt es sich leicht, daß Böhmen in Goethe's Schriften so reich bedacht ist. So gibt die Anzeige über das erste Heft der „Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen“ Goethe Gelegenheit, sich über das Land, seine Bewohner und ihre Geschichte, die bedeutenden Männer, wissenschaftliche und Kunstanstalten auszusprechen (III, S. 478—485), über das böhmische Museum dann noch einmal (III, 1158) und über böhmische Poesie und Amazonen in Böhmen (III, 562). Das ihm auch durch die Beziehung zum Stifte Tepl werthe Marienbad wird sehr eingehend (III, 1151—1155) und unter der Aufschrift „Recht und Pflicht“ (III, 1133—1134) nochmals behandelt. Unter der Aufschrift „Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge“ (III, 1125—1133) werden die Karlsbader geologischen Erinnerungen gebracht, kleinere Aufsätze schildern Böhmen als ein kleines Peru vor der Entdeckung Amerika's (III, 1155), die Zinnformationen (III, 1143), den Berg Horn (III, 1150), die Producte böhmischer Erdbrände (III, 1151), dann manche für Geognosie wichtige Localitäten in Böhmen (III, 1161—1164), wobei man zu bemerken hat, daß dort derselbe Schreibfehler Czerlochin für Černosin hingestellt ist, der auch an einer Stelle unseres Briefwechsels corrigirt werden mußte. Als Hauptpunkt des

Interesses erweist sich aber durch drei Aufsätze der Kammerbühl mit seinen Problemen (III, 1139. 1150. 1159).

Im Unterschiede zu dem, was von anderen Freunden an Goethe kam, gelangte daher mit jedem Briefe Sternberg's eine Fülle von wissenschaftlichen und Lebensreminiscenzen des ihm so lieb gewordenen Landes zu ihm. Und vollends wenn dem die Persönlichkeit Sternberg's beigesellt wurde; denn da hatte Goethe in der That die Concentration der verschiedenen, ihm dort werth gewordenen Menschen vor sich. Er konnte mit Sternberg als einem Geistlichen über Fragen dieser Richtung so sprechen, wie mit dem Abte Karl Streitenberger von Tepl und den diesem Stifte angehörigen Professoren Zauper und Sedlaček; die gutsherrlichen Interessen waren ihm ebenso geläufig, wie dem Grafen Joseph von Auersperg, dem Besitzer von Hartenberg; über administrative Einrichtungen, Schulangelegenheiten und Volksthümliches in Böhmen wußte Sternberg so gut Bescheid, als der Magistratsrath Grüner von Eger; endlich was autodidaktischer Sammlereifer zuwege bringe, konnte Goethe an diesem den höchsten Gesellschaftskreisen Angehörigen eben so gewahr werden, wie an dem durch die niedrigsten Standesverhältnisse nicht beirrbaren Scharfrichter Karl Huß, über welchen und seinen Tauschverkehr mit Goethe uns Grüner („Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner" S. 61 u. f. w.) die Daten aufbewahrt hat.

Was aber mehr als alles andere sagen will, in dem wahrlich nicht blos nominellen Präsidenten des böhmischen Museums trat ihm eine Persönlichkeit entgegen, welche mit den leisesten Regungen geistiger Selbstständigkeit in Böhmen vollkommen vertraut war. Es dürfte kaum noch an der Zeit sein, über die Bedeutung dieses Institutes mit voller Unbefangenheit zu sprechen, nur so viel liegt klar zu Tage, daß wer nicht weiß, wie sich da der Kampf um's Dasein während der Zwan-

ziger und Dreißiger Jahre durchführte, schwerlich über Oesterreichs „ererbte Uebelstände," d. h. über seine in jener Periode wurzelnde Gegenwart mitsprechen darf. Und so viel möchte auch jetzt schon unwiderleglich sein, daß neben der Zeitschrift des böhmischen Museums nur noch die Wiener Jahrbücher der Literatur, das Mailänder Eco und der Beobachter als periodische Schriften in Oesterreich mit zielbewußter Redaction genannt werden können. Nun pflegt man zwar häufig genug gegen Goethe's antipolitische Haltung zu Felde zu ziehen, und wir wollen uns mit diesen guten Leuten und Katzenmusikanten, die an Börne ihren Vormaulhelden haben, in keine fruchtlose Polemik einlassen. Wer aber sonst so viel unbefangenen Sinn hat, um bei Goethe ein volles Verständniß und rege Theilnahme für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu finden, wird auch diese Seite seines Verkehrs mit Sternberg aus unserem Briefwechsel gehörig würdigen. Wir fügen hier, getreu unserem Principe, nur das beizubringen, was zum Verständniß der Briefexte unumgänglich nöthig ist, dasjenige bei, was den Zusammenhang Goethe's mit dem französischen Journal Le Globe aufklärt. Goethe schreibt (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhardt, S. 266) an den Grafen Reinhardt am 27. 2. 1826: „Man hat mir die Zeitschrift Le Globe vom September 1824, also wohl vom Anfang an zugesendet und fährt posttäglich damit fort. Dem Vergangenen widme ich jeden Abend einige Stunden, ich bezeichne, streiche vor, ziehe aus, übersetze. Dieß gibt eine wundersame Uebersicht über den Zustand der französischen Literatur, und da sie mit Allem zusammenhängt, über das Leben und Treiben in Frankreich. Lassen Sie mich vermuthen, daß ich diese bedeutende Mittheilung auch ihrer Vorsorge schuldig sei." Die zuletzt ausgesprochene indirecte Frage beantwortet Reinhardt (S. 267) am 28. 2. 1826. „Le Globe, weiß ich, ist ein ausgezeichnetes literarisches Blatt, wiewohl ich es bis jetzt nicht halte und folglich nicht lese; vielleicht

tauſch ich es beim nächſten Abonnementstermin gegen eine politiſche Zeitung ein. Couſin und Saur ſind dabei Mitarbeiter; der letztere hat einige, Weimar und ſie betreffende Artikel darin niedergelegt und er wahrſcheinlich hat die Sendung dieſes Blattes an Ihre Adreſſe veranlaßt, vielleicht ganz ohne arrière pensée.“ Worauf Goethe dieſes Thema (S. 270 u. f. w.) abſchließt am 12. 5. 1826: „Daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, iſt ganz billig, denn ich bin wirklich für ſie eingenommen. . . . . Ich werde nicht aufhören, Gutes von dieſen Blättern zu ſagen; ſie ſind das Liebſte, was mir jetzt zu Handen kommt.“

Lernte ſo Goethe durch den Präſidenten und die Zeitſchrift des Muſeums die Beſtrebungen der Beſten im Lande kennen, ja trat er ſogar durch die Rhythmiſirung einer Ueberſetzung des „Sträußchen“ aus der Königinhofer Handſchrift in ihre Mitte ein, ſo dürfte es nicht ohne alles Intereſſe ſein, zu erfahren, welche Blicke von dort aus ſich ihm zuwendeten. Es liegt uns der für die Culturgeſchichte Böhmens, ja Oeſterreichs in den Zwanziger und Dreißiger Jahren außerordentlich wichtige Briefwechſel Franz Čelakovsky's (geb. 7. März 1799, ſeit 1842 Profeſſor der ſlaviſchen Sprachwiſſenſchaft in Breslau, ſeit 1849 Profeſſor deſſelben Gegenſtandes an der Prager Univerſität, als ſolcher 5. Auguſt 1852 geſtorben) mit ſeinen Freunden vor, aus deſſen bisher erſchienenen Heften wir das Goethe Betreffende hieher überſetzen wollen. Daß er ſchon in ſehr frühem Lebensalter mit dem Beſten der verſchiedenen Literaturen nicht blos oberflächlich bekannt und demnach befähigt war, vollgültig über Goethe mitzuſprechen, mag aus Folgendem erſchloſſen werden. Am 23. December 1819 ſchreibt er an Kamarýt: „Schiller führt den Menſchen unter die Götter, Goethe die Götter in die menſchliche Geſellſchaft ein;“ und am 15. März 1820: „Was ſind das für Zauberer! (Goethe und Shakespeare.) Dieſer — und wenn er nicht, ſo kein an-

derer, der nur ein Gehirn im Kopfe hat — weiß den Sinn so anzuregen, daß er ihn ſich nach auf die höchſten Höhen lockt; jener weiß bald ein in mir nur dämmerndes und ſchlummerndes Gefühl ſo zu überraſchen, bald Bilder aus der Vergangenheit ſo lieb und lebendig aufgehen zu laſſen, daß ich wie ein Kind vor Freuden jauchze und dieſen Deutſchen über alles ſtelle." — Daß aber ſeine Ausſprüche über Goethe nicht rari nantes in gurgite vasto ſind, ſondern daß er nur ausſpricht, was von den Strebenden allgemein gefühlt wurde, erhellt aus Folgendem vom 19. October 1838: „Es verlockte mich Goethe's Fauſt dahin (d. i. in's deutſche Theater), oder vielmehr die Scenen daraus, in denen der berühmte Laroche den Mephiſto gab. Es ſtand da ein hübſches Häufchen Goetheaner und zugleich Čechen bei einander." Und ebenſo ertönt ein ſolcher Widerklang aus der Antwort Kamarýt's auf jenen Vergleich Goethe's und Shakeſpeare's von Čelakovský (Charfreitag 1820): „Seit jener Zeit habe ich zwar wenig von Goethe geleſen, was ich aber zu leſen bekam, hat mir dieſelbe Freude geſchaffen, wie Dir, auch ich erkenne in ihm den Meiſter und Liebling der Muſen." Daß aber dieſer Freundeskreis, und er umfaßte ſo ziemlich das ganze vorwärtsſtrebende Böhmen, nicht über Goethe blind befangen war, erſieht man aus Čelakovský's Worten vom 29. April 1830: „Goethe ſchrieb etwas über böhmiſche Literatur (vermuthlich wird's in der Bohemia abgedruckt), er miſcht aber πάντα κατὰ πάντων. Am meiſten ſpricht er über den erſten Band der Muſenmszeitſchrift."

So haben denn dieſe Ausſagen einen objectiven Werth, und es klingt ganz anders bedeutſamer, als es etwa von Heidelberg, Kiel oder Königsberg aufzunehmen wäre, wenn von der Prager Univerſität her Čelakovský (Pfingſten 1822) ſchreibt: „Wir jungen Zöglinge der Muſen freuen uns ſehr, daß wir dieſen Sommer hier ſehen werden — wen? Denke! Goethe.

Er halt ſich jetzt im Bade auf und will, wie er hieher ſchrieb, bald Prag und unſer Muſeum beſuchen. Als ich das hörte, wendete ſich das Herz in mir um.“ Und als der Beſuch Goethe's unterblieb, ſchreibt jener (10. Auguſt 1822): „Geſtern ſah ich hier den deutſchen Schriftſteller De la Motte Fouqué mit ſeiner Frau und Töchtern; die ganze Familie ſoll ſchriftſtellern. Wäre doch lieber Goethe gekommen, aber der iſt jetzt in Marienbad und überſetzt einiges aus der Königinhofer Handſchrift.“ Aber auch ſonſt alles, was Goethe's Perſönlichkeit betrifft, wird mit lebendigſtem Intereſſe aufgenommen und weiter gemeldet, ſo die unglaubliche und auch unwahre Nachricht (Čelakovský am 6. Juni 1824): „Goethe hat wieder geheirathet!“ So iſt die Theilnahme an ſeiner Krankheit deſto erklärlicher (Čelakovský am Charfreitag 1823): „Wir leſen in den Zeitungen traurige Nachrichten über Goethe, der Arme iſt auf den Tod krank und man zweifelt an ſeiner Geneſung. Unſere Muſeumsgeſellſchaft hat ihm unlängſt das Diplom eines Mitgliedes zugeſchickt, vielleicht erreicht es ihn gar nicht mehr.“ So wie die an ſeiner Wiedergeneſung (Čelakovský am 6. April 1823): „Goethe iſt wieder geſund, wie die Zeitungen melden, und ſoll in ſeiner Krankheit an einen tröſtenden Freund geſchrieben haben: „„Hören Sie, daß ich krank bin, ſo glauben Sie es nicht, und hören Sie, daß ich geſtorben bin, ſo glauben Sie es noch weniger.““ Der iſt feſt im Glauben an — ſeine Unſterblichkeit!“ — Ueber die Art dieſer Krankheit glauben wir, da ſie in unſerem Briefwechſel als die erſte erwähnt iſt, hier das Nöthige beifügen zu ſollen. Es ſchreibt nämlich Goethe's Sohn unterm 26. Februar (und beinahe wörtlich ſo auch an Zelter III, S. 292, an Staatsrath Schultz S. 265, an Grüner S. 129, an Rochlitz S. 357) an Sulpiz Boiſſerée (II, 351): „Ew. Wohlgeb. will ich nicht verfehlen zu benachrichtigen, daß wir in der letzten Zeit ſehr traurige und beunruhigende Tage verlebt haben; mein armer Vater wurde am 17. d. M. plötzlich von einer Entzündung des

Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu sich auch noch eine Entzündung der Pleura gesellte, ergriffen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes stellte; glücklicher Weise traten am neunten Tage, als am 24., die von den Aerzten ersehnten Krisen ein, und in diesem Augenblicke scheint die Gefahr vorüber zu sein. Wir hoffen, daß die starke und gute Natur des Vaters, welche ihn in seinem hohen Alter diese bedeutende Krankheit überstehen ließ, auch die etwaigen Folgen überwinden helfen wird."

Man begnügt sich dabei nicht mit einer Bewunderung oder Theilnahme von außen her, sondern sucht durch Uebersetzungen in Goethe's Wesen einzudringen. So schlägt Čelakovský seinem Freunde Kamarýt (29. Juni 1823) vor: „Du kennst Goethe's schöne Dichtung: „„Der neue Pausias."" Sie gefällt mir außerordentlich. Wenn Du willst, übersetzen wir sie, jeder für sich, dann wollen wir's vergleichen, und behalten die Distichen, welche die besseren sind." — Die „Geschwister" unter dem Namen Marianne übersetzte Čelakovský wirklich, und schreibt über deren Beginn an Kamarýt (31. März 1824): „An die „„Marianne"" habe ich mich schon gemacht, aber Goethe ist ein Teufelsmensch. In etwa vier Wochen werd' ich Dir's schicken, verschaffe Dir unterdessen das Original, damit Du's gewissenhaft durchgehen kannst." Ueber den Fortgang (12. Juni 1824): „Goethe's Marianne, obwohl ich schon über die Hälfte übersetzt hatte, ließ ich wieder liegen, da ich nicht mein Exemplar hatte." Endlich über den Abschluß (26. Juni 1824): „Hiemit übersende ich Dir auch Goethe's Mariannchen, besorge mir's gut, und wo du eine Schwäche findest, bemerke mir sie."

Daß namentlich Goethe's Aussprüche höchlichst interessirten, wo sie Heimatliches oder Stammverwandtes betrafen, ist aus dem Enthusiasmus aller Werdenden erklärlich. So schreibt Čelakovský (24. Juli 1827): „Die Königinhofer Handschrift wird in Frankfurt altböhmisch und deutsch mit einer Vorrede

des alten Goethe gedruckt werden. Goethe lobt in seinem „Ueber Kunst und Alterthum“ Kolar's Sonette in der Uebersetzung Wenzig's in der Museumszeitschrift mit dem Beifügen: „Schade, daß man uns nicht auch das Original beigefügt hat.“ Ja schon eine Erwähnung ist erfreulich (Čelakovský 9. December 1825): „Auch der alte Goethe spricht viel über sie (die serbischen Volkslieder) in seinem „Ueber Kunst und Alterthum.“ Endlich wird jede Notiz über ihn interessant befunden (Čelakovský am 2. Jänner 1830): „Goethe soll, wie es in seinen Briefen an Schiller steht, einmal den Gedanken gehabt haben, Stimmen der verschiedenen Völker zu dichten, den er dann fallen ließ, und so nennt er das: Ich heiße Liese, — Auf meines Vaters Wiese, — altenglisch.“ Wenn man aber weiß, mit welchen kärglichen Mitteln Čelakovský gleich den meisten um's Wiedererblühen der čechischen Dichtung und Wissenschaft sich Bemühenden sein Leben durchbringen mußte, so erhält die Theilnahme für Goethe durch seine folgenden Worte ihre intensivste Beleuchtung (October 1827): „Ich hörte, es werde unser lieber Alter, der Deutsche Goethe, in Pränumeration erscheinen; ich bitte Dich darüber zu erkundigen, damit ich wisse, ob ich mit meinem festgesetzten darauf ausreichen werde.“

Das waren denn die Männer, deren Briefwechsel wir vor uns haben, beide auf jener Lebensstufe stehend, auf welcher die Aeußerungen in einer durch die Erfahrungen geklärten und gemilderten Form zu erscheinen pflegen; beide erfüllt von reger Theilnahme für die höchsten Interessen der Menschheit und befähigt, sie in ihre feinsten Ausläufe zu verfolgen; beide endlich hochgeehrt nicht blos von den vielen, mit welchen sie unmittelbar verkehrten, sondern auch dort als Vorbilder eines besten Strebens angesehen, wohin nur die Kunde ihres Namens und ihrer Werke gelangte.

Bescheiden enthalten wir uns eines detaillirten Commentirens dieses Briefwechsels in der Meinung, es sei der Mühe

Margarethe.

Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer bethen,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so seyn.

Faust.

Du hast nun die Antipathie!

Margarethe.

Ich muß nun fort.

Faust.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen,
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

Margarethe.

Ach wenn ich nur alleine schlief!
Ich ließ dir gern heut' Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief,

werth, ſich in denſelben tiefer zu verſenken, und ſo ſich die Aufklärung über eine fragliche Stelle an einer anderen ſelber zu holen, von der aus die erſte erhellt wird; in der Meinung ferner, durch das Regiſter der Schlagworte für das Wiederauffinden des Zuſammengehörigen oder des mit anderen Briefwechſeln und Erlebniſſen namentlich Goethe's Zuſammenhängenden das Nöthige geboten zu haben; endlich noch jene Punkte feſtſtellend, über die man ſich gar nicht oder nicht unzweifelhaft im nächſten guten Converſationslexikon Raths erholen kann.

So kommt im Briefexte zwar der Beſitzer von Hartenberg vor, es muß aber die erſte Stelle (Nr. 7) von außen ergänzt werden, daß damit Graf Joſeph von Auersperg gemeint ſei, eben ſo iſt „ein bewährter Freund“ (Brief Nr. 44) nur auf Goethes Freund Zelter zu deuten, — für beides gibt es unwiederlegliche Zeugniſſe; für erſteres ſchon Nr. 20 unſeres Briefwechſels. Aber nur aus der meiſterhaften, wenn gleich nicht in der ſtrengen Terminologie gehaltenen Beſchreibung der (von Nr. 46 ab) in einer Reihe von Briefen erwähnten, zuerſt als eine Art Antherieum bezeichneten, Pflanze war mit Sicherheit zu entnehmen, daß darunter das heute Chlorophytum Sternbergianum (vor dem Cordyline vivipara und zuerſt Antherieum comosum) genannte, jetzt im Zimmergarten nicht ſelten zu findende Topf- und Hängegewächs aus der Familie der Liliaceae (Gruppe: Asphodeleae) gemeint ſei. — Das unter den Rubriken Brasiliensia und Braſilienfahrer Zuſammengefaßte bezieht ſich auf die wiſſenſchaftliche Expedition, welche von Oeſterreich (Pohl und Mikan) und von Baiern (Martius und Spix) auf der, die Erzherzogin Leopoldine, die an den Regenten Dom Pedro vermählt ward, nach Braſilien überführenden öſterreichiſchen Fregatte „Auguſta“ zur Erforſchung dieſes Landes mitgeſendet wurde, und dort von 1817 bis 1820 verweilend, die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen Wiens und Münchens außerordentlich bereicherte. — Wegen der Be-

deutung, welche der (vom Briefe Nr. 16 ab wiederholt genannte) Abbé Dobrowsky für die Anfänge des im böhmiſchen Muſeum concentrirten Strebens und für Sternberg hatte, mögen die auf dem Grabmonumente (auf dem Altbrünner Friedhofe) zu leſenden Inſchriften hier eine Stelle finden. Auf der Vorderſeite (nach Oſten) unter einem Lorberkranze, der einen Stern umſchließt, ſteht: Jos. Dobrowsky. Annorum LXXV. Ex . Itinere . Obiit . Brunae . VIII . Id. Jan. Anno . MDCCCXXIX. Auf der Rückſeite (nach Weſten): Hungaria . Me . Genuit . Bohemia . Sibi . Literisque . Vindicavit . Moravia . Regendis . Sacrorum . Alumnis . Quondam . Adhibuit . Nunc . Pia . Composuit . Slavica . Qua . Patet . Terra . Non . Ignorat . Amici . Lugent . E. Queis . Hugo . Comes . De . Salm . Hoc . Monum. P. — Unter dem (im Briefe Nr. 44 erwähnten) neuen Ordensſtern iſt das Großkreuz des Verdienſtordens der baieriſchen Krone gemeint, welches der König von Baiern in Gegenwart des Großherzogs von Weimar, ſo wie der ganzen Familie des Dichters am 28. Auguſt 1827 ihm übergab. — Das Bild Goethe's im Kupferſtiche (Nr. 28 u. ſ. w.) dürfte das von Engländer Dawe im Jahre 1821 gemalte, von Th. Wright geſtochene gemeint ſein, welches auch Grüner (S. 60) bekam; die Medaille (Nr. 32. 33. 36) iſt beſtimmt die von Bovy im Jahre 1824 nach Rauch's Portraitbüſte Goethe's gefertigte. — Das Pentazonium Vimariense (Nr. 54) iſt eine von Coudray entworfene und ſpäter auch von Schwertgeburt geſtochene Zeichnung (Nr 52) zu einem idealen Monumente für den Großherzog Karl Auguſt.

Das wäre denn ſo ziemlich alles, was auf nicht jedem unmittelbar zugänglichen Wegen zur Erläuterung einiger Punkte des Briefwechſels beizubringen war. Was ſonſt noch zu ſagen wäre, wird, wie das ſchon früher über das Muſeum und ſeine Zeitſchrift u. ſ. w. Vorgebrachte, noch ſeine Stelle finden. Ebenſo iſt es hinſichtlich der im Briefwechſel erwähnten Erlebniſſe und

Beziehungen zu anderen darin genannten Persönlichkeiten gehalten worden; namentlich für die letzteren hätte aus dem zu Gebote stehenden, sehr reichen naturwissenschaftlichen Briefwechsel Goethe's in dieser Zeit die Einleitung dick aufgefüttert werden können, wäre auch da nicht der Grundsatz, jedem sein Eigen zu belassen und dem Theilnehmenden nur durch den Wegweiser des Registers die Orientirung zu erleichtern, maßgebend gewesen. Nur auf wenige interessante Beziehungspunkte hinzuweisen möge gestattet werden. Aus dem Concepte eines der ersten Briefe Goethe's an Sternberg (Nr. 10) ist unter anderen die in der Beilage Nr. 3 zu lesende Stelle weggelassen worden, die doch beinahe wörtlich so anderwärts hingeschrieben wurde (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel II, S. 316); unwillkürlich denkt man bei dieser Weglassung, es habe Goethe hinsichtlich Sternberg vorgeschwebt: mutato nomine de te fabula narratur! Ferner der Schluß vom Concepte des letzten Briefes Goethe's an Sternberg (unsere Beilage Nr. 42) ist für einen nächsten Brief verspart worden, und es dürfte das dort über die Spiraltendenz im Pflanzenreiche Gesagte so ziemlich das letzte sein, was Goethe schrieb, oder besser gesagt, dictirte; man vergleiche damit die Stelle aus Hermann und Dorothea (VIII): „Hielt empor die Geliebte" u. s. w. und wage es dann noch, Menzeln seine gelindeste Beschuldigung Goethe's nachzusprechen. Endlich erwähnt gegen Sternberg Goethe der Auszeichnung durch den Ordensstern, die er doch Zelter (Brief Nr. 560) gegenüber so sehr hervorhebt, und worüber das „Goethebüchlein" so pikanten Brei auszuspucken weiß, ebensowenig, wie jener ihm über seine Erhebung zum wirklichen Geheimrath (1825) und seine Wahl zum Präsidenten der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Böhmen irgend etwas meldet. Ob denn das wohl die beiden alten Herren nur aus Vergeßlichkeit unterlassen hat?

Wo es dagegen objectiven Interessen gilt, da vermißt man die jugendlich begeisterte Hingabe an dieselben weder bei dem einen, noch bei dem anderen der beiden auf dem hohen Meere des Lebens weit und sicher Bewegten. So hinsichtlich der Reisen Sternberg's, welche derselbe seit 1823 jährlich im Interesse seiner Flora der Vorwelt unternahm; und wenn man aus dem Briefwechsel selber nicht den Sinn finden möchte, welcher das Streben leitete, so möge hier noch ein äußeres, d. h. einem großen Publikum zugedachtes Zeugniß seinen Platz finden. Es sind die Worte, mit welchen Sternberg die (uns in einem Separatabdrucke aus dem Journale „Flora" vorliegende) Beschreibung „einer naturhistorischen Reise von Prag nach Istrien" (Nr. 37 unseres Briefwechsels ist eine dem Freunde bestimmte Nachricht darüber) beschließt (S. 70): „Nie haben die Naturwissenschaften sich eines solchen Aufschwungs zu erfreuen gehabt, als in unseren Tagen; wir gehen einer merkwürdigen Epoche entgegen, wo sie, unter allen Ständen verbreitet, in alle Classen des Unterrichtes eingewebt, die Menschen mit der Natur und ihrem allmächtigen Schöpfer in eine nähere und engere Verbindung bringen werden, die nur wohlthätig auf die Menschen zurückwirken kann. Möge dieser tiefere Sinn Allen vorschweben, die sich mit den Naturwissenschaften beschäftigen."

Wie sehr aber der Fortschritt der Menschheit, mochte er nun direct oder indirect im Gebiete der Naturwissenschaften oder irgend einem anderen sich vorbereiten, sogleich Sternberg's thätige Theilnahme anregte, ist daraus zu ersehen, daß er im Comité für die Erbauung der leider nicht dem ursprünglichen Plane gemäß ausgeführten Pilsener Eisenbahn eine der hervorragendsten Stellen einnahm. Und so gestaltete sich mit der gesteigerten Bedeutung der Naturforscherversammlungen das Interesse unserer beiden alten Herren daran zu einer sie belebenden und verjüngenden Macht. Anfänglich mit außer-

ordentlich vielen Hinderniſſen kämpfend, ſo daß bei der zweiten Verſammlung in Halle (1823) erſt vier und zwanzig Theilnehmer erſchienen und auch die folgenden beiden (in Würzburg 1824, in Frankfurt a. M. 1825) es noch nicht hoch hinauf bringen, ſpringt die Zahl der Mitglieder bei der Dresdner Verſammlung (1826) plötzlich auf 151. Es war die erſte Verſammlung, an welcher Graf Sternberg Theil nahm. Ein lithographiſch facſimilirtes Verzeichniß der Anweſenden, wahrſcheinlich von Sternberg geſendet, liegt der naturwiſſenſchaftlichen Correſpondenz Goethe's bei, das wir um des Intereſſes willen, welches die Namen und noch mehr ihre Nacheinanderfolge haben könnten, trotz ſeiner Unvollſtändigkeit in unſerer vorletzten Beilage Nr. 43 bringen. Vom Jahre 1826 ab ſehen wir ihn jährlich dieſe Zuſammenkünfte beſuchen, und wie wir ſchon ſagten, dieſen anfangs ſchon um Oken's Namen willen ſo ſehr verdächtigten Verſammlungen die Hauptſtadt des Königreichs Preußen (1826) dann die des öſterr. Kaiſerſtaates öffnen, obwohl die Cholera die dazu beſtimmte Zeit um ein Jahr hinausrückte, alſo ins Jahr 1832 ſtatt 1831. Erwägt man, daß nur der Intervention eines Mannes vom höchſten Vertrauen bei den Monarchen und ihren Miniſtern die Ueberwindung der Vorurtheile gelingen konnte, daß erſt bei der Zuſammenkunft in Berlin die Zahl der Mitglieder von beinahe einem halben Tauſend (466) auf den Namen einer großen Verſammlung Anſpruch machen konnte, und daß erſt in Wien der univerſelle, ſich bald nicht mehr auf Europa allein beſchränkende Charakter dieſer Naturforſcherparlamente möglich wurde, ſo wird man Sternberg, auf den ohnehin der erſte Gedanke zurückzuführen iſt, als den zweiten Gründer dieſes Vereines und als den Urheber ſeiner kosmopolitiſchen Bedeutung anzuerkennen haben.

Doch dieſen Triumph des Freundes, ſo wie die ihm wegen des glücklichen Ablaufes dieſer Verſammlung und des günſtigen Eindruckes, den die Anweſenheit eines ſo glänzenden

Gelehrtenvereines in Wien bei Einheimiſchen und jenſeits der Reichsgrenzen hervorbrachte, von ſeinem Kaiſer durch die Verleihung des Commandeurkreuzes des Leopold-Ordens zu theil gewordene Auszeichnung, erlebte Goethe nicht mehr. Sternberg aber, der zwei Jahre zuvor raſch hintereinander durch den Tod des Grafen Franz (8. April 1830) und dann ſeiner Couſine Gräfin Louiſe von Sternberg (4. September 1830) ans Ende erinnert worden war, glich auch darin ſeinem großen Freunde, daß wie dieſer durch den Tod des Großherzogs Karl Auguſt und dann ſeines eigenen Sohnes zu erneuter Thätigkeit aufgeregt wurde, er durch den Hingang des letztgewonnenen, ganzer Lebensverſtändigung Fähigen ſich gedrängt fühlte, durch erhöhte Arbeit den freundesleergewordenen Reſt des Weges zu beleben.

Diejenige Thätigkeit zu der ſich Graf Sternberg während dieſer ſeiner fünften Lebensperiode im unmittelbaren Zuſammenhange mit den Rückerinnerungen an den Freund beſtimmt fühlte, war die Durchforſchung des Kammerbergs oder Kammerbühls bei Eger, worüber er ſich nach dem Tode Goethe's gegen Grüner (Briefwechſel und mündlicher Verkehr zwiſchen Goethe und dem Rathe Grüner S. 247) äußerte: „Da Goethe ihm den Kammerbühl als Erbſchaft hinterlaſſen habe, ſo wolle er ſie auch unbedingt antreten und ſeinen Willen vollziehen."

Der Kammerbühl bei Eger, über welchen wir Palliardis außerordentlich fleißig zuſammengeſtelltes Buch (Der Kammerbühl ein Vulkan bei Kaiſer Franzensbad. Von Dr. Ant. Al. Palliardi) benützen konnten, hatte wegen ſeiner eigenthümlichen Form ſchon die Volksſage gereizt, und da er frei und vereinzelt geſtellt eine nicht ganz unbedeutende Höhe erreicht, durch ſeine über alle Erwartung überraſchende Fernſicht häufige Beſucher angelockt. Seitdem die Mineralogie auf wiſſenſchaftlichen Bahnen ſich zu bewegen begann, haben ſodann die dort vorkommenden Baſalte, Schlacken, Laven, ſo wie die vulkaniſchen

Bomben und die eigenthümliche Asche zu einer immer wieder aufgenommenen Durchforschung und Erklärung seiner geologischen Phänomene Veranlassung gegeben. Die älteste literärische Arbeit über diesen Berg, das Schreiben des Ignaz Ritter von Born an Franz Grafen von Kinsky (1773) erklärte den Kammerbühl für einen echten erloschenen Vulkan; allein zwanzig Jahre später wurde sein vulkanischer Charakter vom Bergrathe Reuß durchaus in Abrede gestellt. Die Ansichten schwankten so hin und her, und Goethe, dessen Aufmerksamkeit diese eigenthümliche Bodenerhebung auf sich gezogen, spricht sich in seiner ersten Beschreibung desselben (abgedruckt in Leonhards Taschenbuch für gesammte Mineralogie 3. Jahrgang S. 3—24) über die Beschaffenheit derselben ebenso reservirt aus, wie er bei der letzten, von uns schon geschilderten Besteigung erst von einer bergmännisch genauen Durchforschung des Kammerbühls die Lösung der Frage nach seiner Entstehung abhängig erklärte, während einer seiner Begleiter, Berzelius nämlich, sich viel präciser darüber ausspricht: „Nahe bei dem Franzensbrunnen liegt der sogenannte Kammerbühl, den ich, wenn auch nur in Eile, in Gesellschaft mit dem berühmten geheimen Rathe von Goethe, dem Grafen Kaspar Sternberg und dem Dr. Pohl zu untersuchen das Vergnügen gehabt habe. Er scheint in der That ein übrig gebliebener Krater eines ausgebrannten Vulkans zu sein, der aber nur einen einzigen Ausbruch gehabt hat, bei welchem wahrscheinlich Asche und Schlacke vom Winde nach der Ostseite geführt worden sind, während sich ein kleiner Lavastrom auf der andern Seite ergoß, wodurch der Vulkan die Gestalt eines von zwei Seiten zusammengedrückten Kegels erhalten hat."

Nachdem Nöggerath in der ersten ausführlichen Monographie über den Kammerbühl (enthalten in seinem: „Ausflug nach Böhmen und die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Prag im Jahre 1837") sich mit voller

Bestimmtheit für den vulkanischen Charakter desselben erklärt hatte, B. Cotta, Leonhard und Ehrenberg sich ebenso unbedingt dafür aussprachen und Professor Reuß die genaueste Durchforschung (1852) vorgenommen hatte, lassen sich die Resultate dieser manigfaltigen Arbeiten in folgende Sätze zusammenfassen: „Der Kammerbühl ist kein angeflogter Hügel (S. 55), kein Erdbrand (S. 60), sondern ein echter Vulkan (S. 64). Palliardi." Seine nächste Parallele hat er am Wolfsberge bei Černošin, „über welchen" (sagt Sternberg in seiner vor der Museums-Jahresversammlung 1833 gehaltenen Rede) „in der neuesten Zeit unser hochverehrtes, uns aber leider Gottes entrissenes Mitglied Goethe die ausgebreitetste Kunde brachte"; sodann am Roddersberg unweit Rolandseck (nach Leonhard), überhaupt an den zahlreichen Vulkanen links vom Rheine (nach Nöggerath), so wie an denen der Auvergne.

Daß man aber, um die geologisch so überaus wichtige Frage vollgültig zu beantworten, bis zum Urphänomen vordringen konnte, ist dem Grafen Kaspar von Sternberg und ebenso seiner Anregung durch Goethe zu verdanken. Zwar hatten schon früher Nachgrabungen am Kammerbühl stattgefunden; so ließ im Jahre 1766 der damalige Grundbesitzer Heinrich Graf von Zedtwitz Grabungen unternehmen; im Jahre 1820 in den Monaten April und Mai ließ unser Graf Kaspar Sternberg in der großen Grube, dem sogenannten Zwergenloche, einen Schacht von neun Lachtern niedergraben; im August des Jahres 1826 unternahm der Oberforstrath H. Cotta mit dem Bergmeister Grafen von Holzendorf eine bergmännische Untersuchung. Die Hauptarbeit aber, ein sich bis zur Mitte des Hügels hineinziehender, vielfach verzweigter Stollen, wurde als Vermächtniß Goethe's mit großem Kostenaufwande durch den Grafen Sternberg im J. 1834 unternommen und durch volle vier Jahre fortgesetzt, worüber er selbst zu verschiedenen Malen vor den Versammlungen des böhmischen Museums, namentlich 1835, in

der Jahresrede mit detaillirter Beziehung auf Goethe sprach. Obwohl aber durch diese Arbeit die Frage, ob Vulkanismus, ob Pseudovulkanismus, ob Neptunismus das letzte Wort behalten solle, entschieden wurde, so konnte Sternberg sich doch nie damit befreunden, den Kammerbühl für einen echten Vulkan anzuerkennen. Die über dem aus Granit gehauenen Portale des Stollenmundloches auf Gußeisen angebrachte Inschrift: „Den Naturfreunden gewidmet vom Grafen Kaspar Sternberg," verkündigt es jedoch, auf wen jene Entscheidung zurückzuführen ist.

Gleichzeitig mit den Arbeiten am Kammerbühl schritt die Publikation eines Werkes vor, welches Sternberg noch im Todesjahre Goethe's in Angriff genommen hatte. Um nämlich einer sich steigernden Bevölkerung heimische Daseinsquellen zu erschließen, unternahm es Sternberg, gründliche Studien über den ehemaligen Bergwerksreichthum Böhmens und sein späteres Sinken durchzuführen. Er konnte in folge davon feststellen, daß nicht so sehr die Erschöpfung der Gruben, als die Unzulänglichkeit der Technik, namentlich in Bewältigung der Wässer, noch mehr aber die Entvölkerung des Landes durch die Kriege des fünfzehnten und siebzehnten Jahrhundertes dem böhmischen Bergbaue nachtheilig wurden, und daß eine den jetzigen Anforderungen der Naturwissenschaft entsprechende Aenderung der Gesetzgebung über den Bergbau vorangehen müßte, damit man wieder zu seinen glänzenden Resultaten gelange. Das Werk, worin er die Früchte seiner, einem von den bisher betriebenen Wissensgebieten sehr verschiedenen gewidmeten, aber gleich intensiven Thätigkeit, bei welcher er von Palacký und von seinem gelehrten Wirthschafts-Consulenten W. Paul unterstützt wurde, niederlegte, ist die Geschichte des ganzen Bergwesens und insbesondere der Berggesetzgebung Böhmens von den ältesten Zeiten an, deren erster Band im Jahre 1836, der dritte und letzte im Jahre 1838 erschien.

Neben diesen angestrengten Arbeiten fehlten auch nicht die Ehren dieser letzten Lebensperiode des Grafen Kaspar Sternberg. So vertrat er bei der Krönung Kaiser Ferdinand's I. zum Könige von Böhmen im Jahre 1836 die Stelle des Obersten Kämmerers, und für seine Auszeichnung mit dem Großkreuze des Leopoldordens wurde diese Function so die Gelegenheit einer Anerkennung und Belohnung seiner Verdienste um das Vaterland und die Wissenschaft. Obwohl der Gebrauch des Bades Gastein ihn für das Bestehen der reichen Nationalfestlichkeiten gestärkt hatte, so fing ihn doch bald darnach eine Abnahme der Sehkraft und des Gedächtnisses an zu beunruhigen. Und dieß um so mehr, als die Naturforscherversammlung (seit Wien im Jahre 1833 in Breslau, 1834 in Stuttgart, 1835 in Bonn, 1836 in Jena vom Grafen Sternberg aufgesucht) beschlossen hatte, im Jahre 1837 in Prag zu tagen, wofür sie unseren Grafen Sternberg zum Präsidenten und den berühmten Arzt und Professor Krombholz zum Secretär wählte. Doch wurden seine Befürchtungen auf das eigene Zureichen durch die allseitige Unterstützung des Oberstburggrafen Karl Grafen Chotek, sowie der Behörden der Stadt und des Landes, endlich durch seine freudige Aufregung bei der ihn so erhebenden Feier zu nichte gemacht. Mit einer Rede über die Bestrebungen und Leistungen der Böhmen im naturwissenschaftlichen Fache vom 14. bis zum 16. Jahrhunderte, eröffnete Graf Kaspar Sternberg am 18. September eben so glänzend die Versammlung, wie er durch den Beifall, der ihm und den auf ihn zurückzuführenden naturhistorischen Sammlungen des böhmischen Museums wurde, sich auf's Höchste befriedigt fühlte. Und wenn er gleich darauf die vorzüglichsten Mitglieder der Versammlung Leopold von Buch, Bentham aus London, Elie de Beaumont aus Paris, Göppert, Nöggerath u. s. w. auf seinem Schlosse in Březina bewirthen konnte, mochte er gar wohl, rückblickend auf die Spielereien der Kindheit, der Worte des geschiedenen Freundes

Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Fauſt.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen, drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarethe.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarethe.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen
treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr über bleibt.

gedenken: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle".

Immer mehr das Augenlicht schwinden fühlend, wollte er nochmals die Regensburger Freunde sehen und begab sich Ende November 1837 dahin. Die meisten mußte er freilich auf den Friedhöfen suchen, und was noch lebte, erschien als eine traurige Nachlese zu dem Erntefest seiner glücklichen Tage in Regensburg, wie Sternberg das Jahr 1808 zu nennen pflegte. Doch war noch Freund Felix da, welcher einst beim Bombardement seine wissenschaftlichen Schätze gerettet hatte, und die Fürstin Taxis, die Besitzerin seines ehemaligen Gartens, die Familie Bray, die botanische Gesellschaft, der historische Verein bemühten sich, ihn nur mit den freundlichsten Eindrücken zu umgeben, so daß er rückgekehrt und nach gewohnter Weise in einsamer Betrachtung den Sylvesterabend feiernd, welcher der letzte in seinem Leben werden sollte, wohl mit Reminiscenz darauf die Worte, und wohl die letzten von ihm verzeichneten, niederschrieb: „Vieles hat der Herr gegeben, Vieles hat er genommen; der Name des Herrn sei gebenedeit!"

Und nun lassen wir über die letzten Zeiten Sternberg's wörtlich Palacký meist als Augenzeugen fortfahren, dem wir ja hinsichtlich dieser Persönlichkeit in der Hauptsache ohnehin gefolgt sind. „Die ungewohnte Nothwendigkeit, sich in den wissenschaftlichen Arbeiten, so wie in seinem ausgebreiteten Briefwechsel fortan eines Secretärs zu bedienen, war zwar für den Grafen anfangs sehr peinlich, minderte aber keineswegs seine Thätigkeit, auch nicht die Lebhaftigkeit und Schärfe seines Geistes. In der That gehören diejenigen Werke, welche er erst im Laufe des Jahres 1838 vollendete, namentlich das letzte Heft seiner Flora der Vorwelt, und die Geschichte der Berggesetzgebung in Böhmen unter seine besten Leistungen überhaupt. Als Beweis seines ungeschwächten Muthes und der stets regen Theilnahme an allen Interessen des Vaterlandes

und der Wissenschaft, erlauben Sie mir, meine Herren! noch eine Thatsache anzuführen, bei welcher ich selbst betheiligt war. Als der Druck seiner Geschichte des böhmischen Bergwesens (bei welcher ich ihm ähnliche Dienste, wie Professor Carl Presl bei den letzten Heften der Flora der Vorwelt leistete), zu Ende ging, entdeckte ich zufällig in einem alten Formelbuche vom Jahre 1344 zwei und zwanzig noch unbekannte und durch ihren Inhalt interessante Urkunden; welche den Grafen so freuten, daß er sogar den Entschluß faßte, eine neue Bearbeitung seines letzten Bandes zu beginnen, da er über viele, bis dahin dunkle Punkte der Wenzeslaischen Constitutionen Licht gewonnen habe. Der verwahrloste Zustand, in welchem sich das böhmische Geschichtsstudium seit Pelzel's Tode, ungeachtet einiger glänzenden Leistungen Dobrowsky's und der zeitherigen Thätigkeit des Museums noch immer befand, war ihm bei Bearbeitung seines historischen Werkes oft fühlbar geworden: jetzt aber zeigte er sich so tief von der Nothwendigkeit überzeugt und durchdrungen, mit mehr als individuellen Kräften an die Beseitigung dieses so oft beklagten Uebelstandes zu gehen, daß er, als ich am 20. September 1838 kurz vor Antritt meiner zweiten italienischen Reise von ihm Abschied nahm, mir den Auftrag ertheilte, ihm bei meiner Rückkehr eine Denkschrift über diesen Gegenstand mitzubringen; denn er sei Willens, als Präsident des vaterländischen Museums, die Hülfe der Herren Stände des Königreichs zu einer Unternehmung anzusprechen, zu welcher die Kräfte jener Anstalt allein nicht hinreichten, und Maßregeln in Vorschlag zu bringen, die hoffentlich in nicht zu weiter Ferne zu dem gewünschten Ziele führen würden. So von ihm selbst an eine nahe noch thätigere Zukunft gewiesen, wie hätte ich damals ahnen sollen, daß ich den trotz seiner Augenschwäche noch immer rüstigen verehrten Greis nimmermehr sehen würde."

„Mitte December 1838 lud der Graf wie gewöhnlich seine Gutsnachbarn zu Jagden auf seiner Herrschaft ein. Er konnte selbst zwar keinen Theil daran nehmen, sondern setzte seine literärischen Beschäftigungen mit Hülfe seines Secretärs, Professor Laubek, fort. Am dritten Tage der Jagd, den 18. December früh, hieß er auch diesen sich der Jagdgesellschaft anschließen und ging dann, mit dem Stocke in der Hand, selbst in den nahen Thiergarten, um als freundlicher Hausherr seinen Gästen Aufmerksamkeit zu erzeigen und sich nach dem Fortgange der Jagd zu erkundigen. Plötzlich sah ihn sein treuer Kammerdiener an einen nahen Baum sich anlehnen; er sprach ihn an und erhielt eine ungewöhnlich lautende verworrene Antwort; als er ihn beim Arme faßt, um ihn weiter zu führen, bemerkt er, daß dessen linker Fuß steif geworden. Er ahnet gleich die Größe des Unglücks und ruft nach Hülfe; mit Mühe bringt man den Kranken in das Schloß zurück und in's Bett. Es war gerade kein Arzt in der Nähe; Boten eilen nach allen Seiten, um solche herbeizurufen; der Neffe und Erbe des Grafen, Zdenko von Sternberg, begibt sich unmittelbar bis nach Prag, um den Ordinarius Dr. Čermak aufs schleunigste zu holen; indessen übernimmt einer der Jagdgäste, Graf Wilhelm Wurmbrand, die Leitung des Hauses und die Pflege des Kranken. Der zuerst herbeigekommene Chirurg erklärt, ohne Anordnung eines Doctors keinen Aderlaß wagen zu dürfen, zumal sich der Zustand des Kranken zu bessern schien, und er wieder mit Bewußtsein deutlich zu sprechen anfing. Am Spätabend wiederholten sich jedoch die Schlaganfälle, das Bewußtsein trat von da an immer mehr zurück und die Aerzte, die inzwischen eingetroffen, gaben bald alle Hoffnung auf. Am 20. December um 10 Uhr Abends entwand sich der edle Geist seiner körperlichen Hülle."

„Seine Ruhestätte hatte sich Graf Kaspar Sternberg schon seit 1827 selbst bereitet. Auf einem Hügel, den man aus

den Fenſtern ſeines Schloſſes ſehen kann, nächſt dem Friedhofe der Pfarre Stupno, wohin Březina eingepfarrt iſt, ließ er eine Gruft mit einer Kapelle darüber und einem Periſtyl in joniſcher Ordnung erbauen, ſie mit allen Pinusarten, welche in unſerem Lande gedeihen, mit Thuja und Juniperus, von welchen er die meiſten vom Samen erzogen, umpflanzen, und in die Niſche über dem Grabgewölbe ein vorweltliches Lepidodendron aufſtellen; daran ſollten die künftigen Naturforſcher ſein Grab erkennen. Da wurde denn der Leichnam am 23. December 1838 unter großem Zudrang ſeiner betrübten Freunde, Verehrer, Unterthanen und Nachbarn beigeſetzt."

„Graf Kaſpar Sternberg war von hoher, kräftiger, impoſanter Geſtalt, dabei von edler Haltung, und noch im hohen Alter immer gerade und feſt auftretend. Sein kahler Kopf mit den ſtark ausgeſprochenen und doch regelmäßigen Zügen erinnerte an die antiken Büſten ſo mancher Philoſophen alter Zeit. Sein Mienenſpiel war weniger beweglich, aber in Verbindung mit dem feurig ſtrahlenden Auge und ſcharf markirten Munde ſehr ausdrucksvoll."

„Weichheit und Sentimentalität waren ihm fremd, ebenſo vertrug ſich der ihm angeborene Adel nicht mit Witzemachen, ſo geiſtreich und ungezwungen er auch in Geſpräche und Unterhaltungen jeder Art einzugehen wußte. Welche innige Theilnahme und Hingebung er auch ſeinen Freunden erwies, wie warmfühlend, geiſtreich und heiter er auch war, ſo verließ ihn doch nie ſein Ernſt, ſein Wille war ſtets entſchieden, er wußte, wo es Noth that, zu befehlen, und ſeinen Worten Nachdruck zu geben; ſein Benehmen grenzte in ſolchen Fällen oft an Härte und er pflegte mit gemeinen Naturen jedes Standes, die ihm nahten und die er ſchnell durchblickte, immer ſehr wenig Umſtände zu machen. Kein Stand und kein geſitteter Menſch ſtand ihm zu hoch oder zu niedrig, daß er nicht mit Offenheit und wahrer Theilnahme ſich dem Umgange mit ihm

hingegeben hätte. Gleichwohl war er in seinem Herzen und in seinen Ansichten ein entschiedener Edelmann, der seinen Stand als ein wesentliches Glied im modernen Staatsorganismus ansah, so unhold er auch dem gewöhnlichen Politisiren war und blieb. Aber er sah auch die Bedeutung und Bestimmung des Adels da, wo sie sein soll, und wo er sich selbst und seine innigsten Freunde erblickte: in der Pflege der höchsten Interessen des Vaterlandes und der Menschheit, im Voranleuchten durch Humanität und edle Sitte, in der Förderung aller gemeinnützigen Unternehmungen im Staate, wozu der Adel durch sein Vermögen und seine freie Stellung vorzugsweise vor den mehr mit Erwerb und Nahrungssorgen beschäftigten unteren Ständen berufen sei. Die davon abweichenden Erscheinungen betrachtete er nur als Ausnahmen von der Regel."

Die A. Allgemeine Zeitung hatte im Wesentlichen schon dasselbe gebracht: „In der That, er war ein vollendeter deutscher Edelmann! Alle Züge von Besonnenheit, von richtiger Urtheilskraft, von allgemeinem Wohlwollen, von Freimüthigkeit, die wir in den historischen Charakteren unseres Adels verehren, waren bei ihm vereinigt. Daher auch das unbegrenzte Vertrauen, womit ihm mehrere der ausgezeichnetsten Monarchen entgegen kamen.... In seiner Erscheinung war jene feine Sitte, jene Würde des selbstbewußten Mannes, dem die ziemliche Unterordnung unter den Monarchen ein Leichtes ist. Und darum machte er auch auf jede Art von Gesellschaft, in welcher er sich bewegte, jenen stillen, aber um so mächtigern Einfluß geltend, der ihn gleichsam von selbst zu ihrem Centrum erhob.... Für Landwirthschaft und Volksbildung arbeitete Graf Sternberg auf das Thätigste.... Seine religiösen Ueberzeugungen waren innig und beherrschten sein Thun und Lassen so sehr, daß Milde, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe aus jedem seiner Worte und Werke hervorleuchteten." Und Weitenweber schließt seine in der Ziva gegebene Lebensskizze: „Das Andenken des

Grafen Kaſpar Sternberg wird nie erloſchen im dankbaren Herzen ſeines Volkes, für welches er lebte und unermüdlich wirkte; von ſeinen Verdienſten um die Wiſſenſchaft werden, ſo lange es eine Bildung gibt, ſeine zahlreichen Schriften Zeugniß geben."

Den Namen Sternberg's hat ſich die Mineralogie und Botanik angeeignet, beide ſo das der Naturwiſſenſchaft zukommende Mittel, das Vergängliche unvergänglich zu machen, indem es an immer wieder vorkommende Exiſtenzen gebunden wird, zur Geltung bringend. Die Mineralogie kennt ſeit 1827 den Sternbergit als eigene Species, welche „von Haidinger an Exemplaren aus alten Sammlungen beſtimmt wurde" (Zepharovich: Mineralogiſches Lexikon), zum ein und einachſigen Kryſtallſyſtem (rhombiſch nach Leonhard, orthorhombiſch nach Kenngott) gehört, nach Haidinger chemiſch bezeichnet wird: $2Fe . AgS . F_2S_3$, die Härte 1—1,5, das ſpecifiſche Gewicht 4,2 hat und urſprünglich in Joachimsthal gefunden wurde. Die Botanik hat die Gattung Sternbergia (lutea), welche in Süd-Europa und dem Orient einheimiſch der Familie Amaryllideae angehört und von Linné als Amaryllis aufgeführt wird.

Die ſeit dem Jahre 1802 durch den Druck publicirten Schriften Sternberg's führen wir, nach Palacky's Angabe, in unſerer letzten Beilage Nr. 44 auf.

Nun aber auf das hinblickend, was uns die biographiſchen Angaben, noch mehr aber die Briefe Goethe's und Sternberg's bringen, und gewahrend, wie beide Greiſe im wechſelſeitigen Verkehr die volle Manneskraft in der praktiſchen Theilnahme für alles die Menſchheit Fördernde darlegen, fühlen wir uns zu der Annahme genöthigt, das höchſte Lob, mit welchem der Mann der ausſchließlichen Praxis, Napoleon, einſt auf Goethe hingewieſen: Voilà, un homme! werde auch ſeinem großen Freunde K. G. Sternberg allgemein zuerkannt werden.

Verzeichniß der Briefe.

1.	1820.	20. Oct.	Goethe an Sternberg,	ohne	Concept.	Jena.
2.	„	25. Nov.	Sternberg an Goethe,	„	„	Prag.
3.	1821.	? Jan.	Goethe an Sternberg,	„	„	Weimar.
4.	„	8. Sept.	Sternberg an Goethe,	„	„	Prag.
5.	„	26. Sept.	Goethe an Sternberg,	„	„	Jena.
6.	1822.	23. Juni.	Goethe an Sternberg,	„	„	Marienbad.
7.	„	26. August.	Goethe an Sternberg,	„	„	Eger.
8.	„	? Sept.	Sternberg an Goethe,	„	„	Březina.
9.	„	7. Dec.	Sternberg an Goethe.			Březina.
10.	1823.	12. Jan.	Goethe an Sternberg			Weimar.
11.	„	16. März	Sternberg an Goethe.			Prag.
12.	„	1. Mai	Sternberg an Goethe.			Prag.
13.	„	14. Mai.	Goethe an Sternberg			Weimar.
14.	„	20. Juni.	Goethe an Sternberg.			Weimar.
15.	„	4. August.	Sternberg an Goethe.			Swětla.
16.	„	10. Sept.	Goethe an Sternberg.			Eger.
17.	„	16. Sept.	Sternberg an Goethe,	„	„	Březina.
18.	„	15. Nov.	Sternberg an Goethe.			Březina.
19.	„	18. Dec.	Goethe an Sternberg.			Weimar.
20.	(1824.)	? (Jan.)	Sternberg an Goethe.			?
21.	„	30. April.	Goethe an Sternberg.			Weimar.
22.	„	26. Mai.	Sternberg an Goethe.			Prag.
23.	„	11. Juni.	Goethe an Sternberg,	„	„	Weimar.
24.	„	? August.	Sternberg an Goethe.			Bonn.
25.	„	20. August.	Goethe an Sternberg,	„	„	Weimar.
26.	„	6. Sept.	Sternberg an Goethe,	„	„	München.
27.	„	21. Sept.	Goethe an Sternberg,	„	„	Weimar.
28.	„	4. Nov.	Sternberg an Goethe.			Březina.
29.	„	14. Dec.	Goethe an Sternberg.			Weimar.

30.	1825.	18. Jan.	Sternberg an Goethe, ohne Concept.	Prag.
31.	„	5. Febr.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
32.	„	8. März.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
33.	„	27. März.	Sternberg an Goethe, „ „	(Březina).
34.	„	28. März.	Sternberg an Goethe, „ „	Březina.
35.	„	19. April.	Goethe an Sternberg, „ „	Weimar.
36.	„	? Juni.	Sternberg an Goethe.	Březina.
37.	„	1. Sept.	Sternberg an Goethe, „ „	Wien.
38.	„	6. Sept.	Goethe an Sternberg, „ „	Weimar.
39.	1826.	24. Febr.	Sternberg an Goethe, „ „	Prag.
*)40a.	„	19. Sept.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
b.	„	20. „	„ „ „	„
c.	„	21 „	„ „ „	„
d.	„	„ „	„ „ „	„
e.	„	23. „	„ „ „	„
41.	„	23. „	Sternberg an Goethe.	Dresden.
42.	(1827.)	? (Febr.)	Sternberg an Goethe.	?
43.	„	? (Aug.)	Sternberg an Goethe, „ „	(Březina.)
44.	„	30. Oct.	Sternberg an Goethe.	Březina.
45.	„	27. Nov.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
46.	1828.	18. Jan.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
47.	„	25. Febr.	Sternberg an Goethe.	Prag.
48.	„	2. März.	Goethe an Sternberg, „ „	Weimar.
49.	„	22. März.	Goethe an Sternberg, „ „	Weimar.
50.	„	5. Mai.	Sternberg an Goethe, „ „	Prag.
51.	„	3. Juni.	Sternberg an Goethe.	Březina.
52.	„	8. Juni.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
53.	„	13. Juni.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
54.	„	5. Juli.	Sternberg an Goethe.	Březina.
55.	„	5. Oct.	Goethe an Sternberg (mit Trauerrand).	Weimar.
56.	„	15. Oct.	Sternberg an Goethe.	Prag.
57.	1829.	22. Jan.	Sternberg an Goethe.	Prag.
58.	„	31. Jan.	Goethe an Sternberg „ „	Weimar.
59.	„	19. März.	Sternberg an Goethe.	Prag.
60.	„	25. Juni.	Goethe an Sternberg, ohne Concept.	Weimar.
61.	„	29. Juni.	Goethe an Sternberg, „ „	Weimar.
62.	„	6. Juli.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
63.	„	28. Juli.	Sternberg an Goethe, zwei Concepte.	Březina.
64.	„	27. Oct.	Sternberg an Goethe.	Březina.
65.	1830.	17. Jan.	Goethe an Sternberg, ohne Concept.	Weimar.

*) Die fünf Abtheilungen (a. b. c. d. e.) bilden im Concepte ein vielfach anders angeordnetes Ganze.

66.	1830.	4.	Febr.	Sternberg an Goethe.	Prag.
67.	„	29.	Oct.	Sternberg an Goethe.	Bieżina.
68.	„	29.	Dec.	Sternberg an Goethe.	Bieżina.
69.	1831.	4.	Jan.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
70.	„	12.	Febr.	Sternberg an Goethe.	?
71.	(„)	?	?	Sternberg an Goethe, ohne Concept.	?
72.	„	30.	Juni.	Goethe an Sternberg.	Weimar.
73.	(1832.)	(3.	Jan.)	Sternberg an Goethe.	?
74.	(„)	?	?	Sternberg an Goethe, „ „	Bieżina.
75.	„	15.	März.	Goethe an Sternberg.	Weimar.

Briefe in den Beilagen.

(Bisher ungedruckt.)

B. 20.	1825.	30.	Jan.	J. John an Goethe.	Weimar.
B. 21.	„	11.	Febr.	Bergmeister Schreiber an Goethe.	Sonneberg.
B. 22.	„	7.	April.	GH. Karl August an Goethe.	(Weimar.)
B. 26.	1826.	4.	März.	Dr. Pohl an Goethe.	Wien.
B. 28.	1827.	10.	August.	GH. Karl August an Sternberg.	Weimar.
B. 30.	„	30.	März.	Goethe an eine Kunstschülerin.	Weimar.
B. 37.	1829.	8.	Juli.	Goethe an Sternberg, nur Concept.	Weimar.
B. 39.	1830.	13.	Nov.	Kanzler v. Müller an Sternberg.	Weimar.
B. 41.	(1831.)	?	(Juli.)	Sternberg an Goethe, nur Concept.	?

Briefe.

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Der Grafaff'! ist er weg?

Faust.

Hast wieder spionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen.
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff' es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns ebgs auch.

Faust.

Du, Ungeheuer, siehst nicht ein,
Wie diese treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

1.

Hochgeborner Graf
Hochverehrter Herr!

Ew. Hochgebornen hätte meiner Meinung gemäß schon längst persönlich begrüßen sollen, wenn körperliche Beschwerden mich nicht immer Hülfe suchend an der Grenze von Böhmen zurückhielten. Gegenwärtiges erlasse zutraulichst, da mir von mehreren Seiten versichert worden, Hochdieselben würden den Wünschen eines eifrigen Geologen freundlichst entgegenkommen.

Wir haben immer schon den lebhaftesten Antheil genommen an ihren Bemühungen um die Documente einer vegetabilischen Vorwelt; neuerlichst aber kam besonders zur Sprache die merkwürdige Entdeckung einer noch mehr als bisher auffallenden Erscheinung zwischen Czerchowitz und Radnitz.

Hievon Exemplare zu besitzen war mein unmittelbarer Wunsch, ja ich würde in jüngeren Jahren von Marienbad aus ohne Zaudern den Weg dorthin unternommen haben, um mich von einem solchen Vorkommen an Ort und Stelle zu versichern.

Da ich aber dieß nicht wagen durfte, so blieb mir die Hoffnung, Ew. Hochgebornen würden mich durch Musterstücke möglichst entschädigen.

Diese Geneigtheit ist mir früher durch Herrn Director von Schreibers versichert, gegenwärtig aber durch Herrn G. St. R. Schweizer, welcher das Glück hatte, Hochdieselben in Karlsbad zu begrüßen, abermals erneuert worden, und ich

wiederhole daher meine bescheidentliche Bitte, mir von dem erstgedachten Funde oder was sonst noch in dieser Art gefällig sein möchte, in jeder beliebigen Form und Größe, insofern sie instructiv sein kann, zukommen zu lassen; die fahrende Post bringt jede Sendung ohne Beschwerde zu mir.

Polizeirath Grüner in Eger hat mir Hoffnung gemacht, daß für Erforschung des Kammerberges durch Ew. Hochgebornen Vermittelung ein Bedeutendes geschehen könnte. Dem thätigen Manne habe ich meine Wünsche und Ansichten anvertraut. Im nächsten Frühjahr, wenn mir gefristet ist, an jene werthen Plätze zurückzukehren, wird es mir höchst erfreulich sein, zu vernehmen, was deshalb beschlossen worden. Am wünschenswerthesten wäre mir, Ew. Hochgebornen auf meinen Wegen zu begegnen.

Könnte aus unserer Gegend irgend etwas Gefälliges übersenden, so würde ich mich glücklich schätzen.

Ew. Excellenz

Jena,
den 20. October
1820

ganz gehorsamster
Diener
J. W. Goethe.

2.

Hochwohlgeborner Freiherr
Hochgeehrter Herr Geheimerrath!

Bereits im Anfang des Monats Juni hatte ich dem Polizeikommissär in Teplitz H. Heidler ein Exemplar meiner Flora der Vorwelt mit dem Ersuchen übergeben, selbes an Euer Hochwohlgeboren nach Marienbad gelangen zu lassen. In der Ueberzeugung, dieses Paket sei richtig bestellt worden, erwartete ich die Auskünfte in Rücksicht der abzusendenden

Exemplare, erſah aber mit nicht geringem Befremden aus dem verehrten Schreiben vom 20. October, daß von dieſem Paket gar keine Erwähnung geſchah; bei genauer Nachforſchung ergab es ſich endlich, daß das Paket zu ſpät nach Marienbad gekommen, daſelbſt vergeſſen, ſpäter nach Teplitz zurückgeſandt, endlich von dem Kommiſſär wieder zurückgebracht und in meiner Wohnung abgegeben wurde, wo ich es bei meiner Ankunft allhier auch wirklich vorfand.

In künftiger Woche, wo ich wieder nach Brzezina zurückkehre, werde ich die Ehre haben, ſowohl das verſpätete Paket, als eine Auswahl deutlicher Exemplare von Pflanzenabdrücken, von denen mir Doubletten zu Gebote ſtehen, durch die fahrende Poſt zu überſchicken. Höchſt erfreulich würde es mir ſein, wenn Euer Hochwohlgeboren im künftigen Jahr aus dem Marienbade einen Abſprung in meine Gegend unternehmen wollten, von der Abtei Tepl bis zu mir iſt eine bequeme Tagreiſe. Die Steinkohlen Ablagerung bei mir und in der Umgegend iſt merkwürdig; ſchwerlich wird man irgendwo über das geognoſtiſche Verhalten dieſer Formation deutlichere Aufſchlüſſe erhalten, als hier, wo das Gebirg durch Stollen von mehreren hundert Klaftern aufgeſchloſſen iſt, und die Schieferkohle in einer Mächtigkeit von 5—6 Lachtern anſteht.

Die Unterſuchungen am Kammerbühl werden wenigſtens einen negativen Aufſchluß gewähren. Der erſte Schacht wurde an der S. W. Abdachung mitten in die Aushöhlung getrieben, aus welcher ſchon ſeit vielen Jahren die Schlacken auf die Straße verführt werden. In der 5ten Lachter wurde ein gelber Sand angefahren, 3 Schuh mächtig, dieſem folgte der weiße Sand mit Glimmerblättchen, der im Franzensthale und bei Slawa gefunden wird. Dieſer Theil des Bergrückens iſt alſo blos aufgeſchwemmt. Da hier kein näherer Aufſchluß zu erwarten war, ſo wurde dieſer Schacht verlaſſen, um einen zweiten an dem ſüdlichen Abhang parallel mit dem angeblichen

Krater abzuteufen, dieser soll ebenfalls bis auf die Sohle der Schlacke herabgesenkt, und dann auf dieser ein Ort nach Norden bis unter die Mitte des Berges ausgelenkt werden. Stoßen wir, wie man vermuten möchte, auf den nämlichen Basalt, der am S. W. Abhang zu Tage ansteht, so möchte der Kammerbühl ehmals ein Kegel gewesen sein, der mit den Basalten am Niederrhein und in der Eifel, die ebenfalls an den Kuppen in Schlacken übergehen, viele Aehnlichkeit zeigt. Der Wolfsberg bei Mies dürfte bei näherer Untersuchung das nämliche Verhalten darbieten. Daß der Basalt am Kammerbühl sich aus dem Gneis herausgebläht haben sollte, wie die neue Theorie die Basalte am Rhein und in der Eifel aus dem Schiefer hervorsteigen läßt, scheint mir nicht ganz wahrscheinlich, indem der von der Eger heraufsteigende und bei Slawa im Norden und N. O. wieder ausgehende Gneis, auf welchem wahrscheinlich der Kammerbühl aufgelagert ist, in seinem Verhalten gar keine Veränderung erlitten zu haben scheint.

Ich habe die Ehre mit ausgeschiedener Hochachtung zu geharren

Euer Excellenz

Prag, den 25. November 1820.

ganz gehorsamster
Diener
K. G. Sternberg.

3.

Hochgeborner Graf
Hochverehrter Herr!

Daß Ew. Excellenz höchst erfreuliche Sendung in diesen Tagen angekommen, halte für Schuldigkeit, sogleich mit wenigen Worten zu melden, wobei ich mir die Erlaubniß erbitte, nächstens meinen schuldigen Dank ausführlicher und der Gabe

gemäßer auszudrücken. Ihro Königl. Hoheit der Großherzog, ein entschiedener Freund und Kenner der Pflanzenkunde nahmen sogleich an dieser belehrenden Mittheilung warmen Antheil und geruhten mir Gruß und Empfehlung an Ew. Hochgeboren aufzutragen.

Wie sehr ich für diese Gabe verpflichtet bin, ermessen Hochdieselben an meiner leidenschaftlichen Neigung zur Naturwissenschaft, und vieljährigem Studium derselben. Womit mich für dießmal dem ferneren Wohlwollen angelegentlichst empfehle

Weimar,
den — Januar
1821.

gehorsamst

J. W. v. Goethe.

4.

Euer Excellenz!

Habe ich die Ehre, das zweite Heft der Flora der Vorwelt zu übersenden, das ich in Marienbad selbst zu übergeben leider um 24 Stunden versäumte. Ich hoffe, das künftige Jahr soll mir günstiger werden.

In dem Hause, wo ich wohnte, fand ich einige Pechsteine, die mir in jener Gegend ganz unbekannt waren, ich versuchte zwar der Vorschrift des kleinen Fitz zu folgen, um dem Weg nachzuspüren, den der Hammer bezeichnet haben mochte, war aber nicht so glücklich ihn zu finden.

Die Beiträge zu der Flora der Vorwelt von Professor Rhode in Breslau werden Euer Excellenz bekannt sein; wenn wir gleich nicht durchgehends einerlei Meinung sind, so erfreut mich diese Erscheinung doch gar sehr, die Klassifikation der

Abdrücke ist sehr zweckmäßig und nützlich. Auch Professor Nilsson aus Lund hat mir zwei Abhandlungen über fossile Pflanzen zugeschickt, die nach meinem Dafürhalten zu der Quadersandsteinformation gehören; ich werde im dritten Heft meine Ansichten darüber aussprechen, welches jedoch etwas später erscheinen dürfte, da ich das Unglück hatte, meinen Zeichner zu verlieren, den ich erst nach mehreren Versuchen ersetzen kann.

Sr. königl. Hoheit dem Herrn Großherzog bitte ich meine unterthänigste Empfehlung zu entrichten, ich habe die mir anvertrauten böhmischen Kreischarten einem Straßenbau-Ingenieur übergeben, um die neuen Straßen hineinzeichnen zu lassen, sobald ich sie zurückerhalte, werde ich die Ehre haben, sie zu übersenden.

Genehmigen Euer Excellenz die Versicherung meiner ausgeschiedenen Hochachtung, mit der ich zu geharren die Ehre habe

Euer Excellenz

gehorsamster Diener
K. G. Sternberg.

Prag den 8. September 1821.

5.

Hochgeborner Graf
Hochverehrter Herr!

Wenn auf meiner dießmaligen Reise in das Königreich Bohmen sich alles glücklich und wünschenswerth ereignete, so hätte ich mir statt der Nacheur nicht solche Nachwehen befürchtet, als mir das geneigte Schreiben ankündigt. Ew. Excellenz in Marienbad nicht erharrt zu haben, ist ein großes Mißgeschick, die mindeste Ahnung hätte mich zurückgehalten, und mir

die unangenehmste Empfindung erspart. Mein gnädigster Herr, der sich Ihrer persönlichen Bekanntschaft erfreut, bedauert mich wahrhaft theilnehmend.

Das zweite Heft erkenne höchlich dankbar und bedauere den Verlust des Künstlers, weil es gar viel heißen will, sich in solche Gegenstände einzuarbeiten, ja einzulieben, da denn der Ersatz immer schwer ist, wenn auch in Ihrer breiteren Kunstwelt sich wohl immer heranwachsende Talente finden.

Auch des guten Rhode Arbeiten in Breslau sind mir bekannt geworden und ich erfreue mich deren als ein in diese Regionen erst Einschreitender. Denn ob ich gleich früher von unseres wackern von Schlotheim Bemühungen Kenntniß genommen habe und manches vor Jahren theils den öffentlichen Museen, theils meinem besondern, aus Manebach und Kammerberg bei Ilmenau, sowie auch von Wettin bei Halle zu verschaffen wußte, so ist mir doch erst durch Ew. Excellenz Bearbeitung dieses Gegenstandes ein freierer Ueberblick über eine so merkwürdige Erscheinung geworden, wobei es mich höchlich freute, so manches Neue zu finden, was mit meinen ältern geognostischen Ueberzeugungen völlig übereinstimmt.

Der eigene Fall, daß Ew. Excellenz sogleich in mein Wohnzimmer eintraten und eine ganze Ladung von Steinen vorfanden, die Ihre Aufmerksamkeit an sich zog, ist denn doch auch höchst erfreulich. Die Serpentin-Brüche bei Einsiedel sind bekannt, daß aber der Serpentin in Pechstein überziehend (?!) so nah bei oder vielmehr über Marienbad zu finden sei, ist durch den wunderbarsten Zufall oder vielmehr durch die große Rührigkeit meines Reisegefährten entdeckt worden.

Die besondere Eigenthümlichkeit dieses Pechsteins, daß er auch, obwohl in undeutlicher, doch sich wiederholender Form eines vierseitigen Obelisken (um nicht Pyramide zu sagen) angetroffen wird, war mir sehr erwünscht! Da ich meinen morphologischen Grillen dadurch geschmeichelt fand.

Was aber auch dem allen sei, so ist nun jetzt die Hauptsache, daß Hochdieselben mir erlauben, bei eintretendem Frühjahr anzufragen, wie sie Ihren Sommer wahrscheinlich einzutheilen gedenken, damit ich mich einrichten könnte, in Böhmen Denenselben gewiß zu begegnen.

Unmöglich ist mirs zu schließen, ohne meinen tiefsten Antheil an dem Karlsbader Unglück auszusprechen; seit vierzig Jahren hab ich diesen Ort in seinem glücklich bürgerlichen Zustande gekannt; obgleich die gereihten Schindeldächer bei Süd oder Nordwind in hypochondrischen Momenten mich mit einer unauslöschlichen Feuersbrunst bedrohten, und ich hydrographisch wohl wußte, wie die Teplitzer Teiche als ein Schwert am Pferdehaare den ruhig dahinlebenden Bürgern und Kurgästen über dem Haupt hiengen. Nun ist es denn höchst lebenstörend, wenn wir das, was wir Vor- und Nachfahren allenfalls bedauerlich überweisen, nun selbst zu unserer Zeit an den Unsrigen, denn ich darf die guten Karlsbader wohl die Meinigen nennen, unerwartet erfahren müssen.

Ew. Excellenz verzeihen, daß ich so redselig werde! Es ist nicht blos die Jena'sche Einsamkeit, die mich nach außen gesprächig macht, sondern ich thue mir dabei etwas zu gute, daß ich mich schreibend (oder vielmehr dictirend) gegen Hochdieselben wie in der Gegenwart verhalte. Eben deshalb muß ich auch bitten, daß einer fremden Hand verziehen werde, die leserlicher ist und schneller als die Meinige und ohne die ich kaum eine Wirkung in die Ferne haben konnte.

Jena,
d. 26. Sept.
1821.

Verehrungsvoll
gehorsamst
J. W. Goethe.

6.

Ew. Excellenz

nach meiner glücklichen Ankunft schuldigst zu begrüßen ergreife die Feder, sehr erfreut mich Denenselben so viel näher zu wissen. Freilich erlauben weder Jahre noch Gesundheit wie ich lebhaft wünschte, in Prag aufzuwarten, und Ihres belehrenden Umgangs zu genießen, auch die dortigen Merkwürdigkeiten zu beschauen. Vielleicht aber ist es Ew. Excellenz Absicht und Vorsatz diese vordern Gegenden des Königreichs zu besuchen und da wünscht ich nichts mehr als ein glückliches Zusammentreffen. Bis in die Hälfte August gedenke hier, sodann in Eger zu verweilen und erbitte mir gefällige Nachricht von Ihrem Befinden und was ich allenfalls hoffen dürfte.

Marienbad
d. 23. Juni
1822.

Verehrend gehorsamst

J. W. Goethe.

7.

Möge verehrter Herr und Freund gegenwärtiges Blatt zur besten Stunde Sie begrüßen und vor allen Dingen mit wenigen Worten aussprechen: daß ich das Glück Ihrer persönlichen Gegenwart zu empfinden und zu genießen erst nach dem Abschiede recht fähig geworden; lassen wir das späte Zusammentreffen desto freudiger und kräftiger fortwirken.

Der ganz allein
Ihr selig machend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher, sinnlicher Freyer,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich;
In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht, — ?

Zuvorderſt alſo, die früheren Jahre wieder heranknüpfend, begleitete ich Sie auf Ihren heitern und überall wohlgenutzten Reiſewegen, erinnerte mich eines ähnlichen Ausflugs von Regensburg nach Roveredo; auf dem Gardaſee fand ich mich ganz an Ihrer Seite und mußte ſodann dankbar anerkennen, daß Sie ſo ſteile Wege durch unwirthbares Gebirg, beobachtend, zurücklegen wollen, um demjenigen, der ſich die wechſelnden Bilder hervorzurufen vermag, ſo ſauere Pfade belehrend zu erſparen.

Nun aber thue ich wohl am beſten, geſchichtlich weiter zu gehen, um zu melden: daß gleich den Morgen nach Ihrer Abreiſe Keferſtein von Halle auf geologiſchem Durchfluge nach der Oberpfalz, in Hoffnung, Sie noch hier zu treffen, anlangte; er zeigte ſich als wohl unterrichtet, eifrig und zu ſeinem Zwecke thätig und rührig.

Die geologiſchen Sammlungen des Eger Bezirkes, für Prag, Teyl und Eger wurden nummerirt, katalogirt und auf der großen Tafel reinlich zurecht gelegt.

Den dritten Auguſt fuhr ich mit Polizeirath Grüner nach Falkenau zu Bergmeiſter Ignatius Pößl, wo wir ein ſchönes Mineralienkabinet fanden, und die Neigung des guten Mannes, von ſeinen Doubletten einiges mitzutheilen, gar wohl zu ſchätzen wußten. Er wird hoffentlich auch für das Prager Muſeum thätig ſein.

Man machte mich mit den Poeſien eines einheimiſchen Naturdichters, Namens Firnſtein bekannt, welche lobenswürdig ſind; auf ſeinem, ſeit dem ſiebenten Jahre durch Gicht verkrümmten Körper hat ſich ein guter Kopf ausgebildet, ein Cerebralſyſtem, das wohlgeſtalten Gliedern Ehre machen würde. So wunderbar ſtecken vorzügliche Menſchen in allen Winkeln der Erde. Niedergedrückt vom entſetzlichſten Elend behauptet der Menſchengeiſt doch wieder einmal ſeine Rechte.

Sonntag den 4. kamen wir gegen Mittag nach Hartenberg von dem Herrn Grafen wohl empfangen, an guter

Unterhaltung, was ſeit einem Jahre vorgegangen, konnte es nicht fehlen. Die Lehrerin einer Brüßlerſpitzen-Schule zu Goßengrün war gegenwärtig und mochte mir die Behandlung dieſer überzarten Arbeit freundlich vortragen. Der Graf beſitzt ſchöne Mineralien, beſonders neu waren Blenden von Ratiborſchitz, einem freilich nunmehr aufgegebenen Werke. Friſche Anbrüche von Bleiſtadt, grün und weißes Bleierz, ſowie von Johann Georgenſtadt Rothgültigerz haben gutes Anſehen. So verſtrich der Tag mit vielfacher Unterhaltung. Den 5. waren wir in Eger.

Dienstag den 6. beſuchte mich Muſikmeiſter Tomaſchek von Prag und trug manches Erfreuliche von meinen Liedern vor. Mittwoch den 7. fuhren wir nach Schönberg, wo der Kapellberg manch Intereſſantes darbietet, die Beſtandtheile des Granits in großen Partien neben einander. Einige Tage darauf beſuchten wir den Pfarrer daſelbſt, welcher von dieſen Vorkommniſſen reichlich mittheilte. P. R. Grüner wird für das Muſeum Exemplare ſenden. Ein wunderſchöner Glimmer in Federgeſtalt iſt darunter.

Sonntag den 11. ward Waldſaſſen beſucht, das leere Schneckenhaus bewundert und bedauert. Hierauf begab ich mich nach Redtwitz, ſonſt mit Eger verknüpft, jetzt an Baiern abgetreten. Das Fabrikweſen des H. Fikentſcher verdient alle Achtung; der Sohn, ein guter Chemiker, half mir gleich zu vollkommen trüben Glastäfelchen. Mit den entoptiſchen wollte es nicht ſo gut gehen, doch wird er weiter fortarbeiten. Sie beſchicken eine bedeutende Glasfabrik und da muß dem Aufmerkſamen ſo etwas in die Hände laufen. An einigen ſchnell verkühlten Glaskölbchen und Stäben war bei heiterem Himmel auf den ſchwarzen Spiegel die Erſcheinung vollkommen ſchön. Ich habe dem jungen Manne ein entoptiſches Geſtell mit zwei ſchwarzen Spiegeln geſchwind gefertigt zurückgelaſſen. Wir müſſen nun dieſes Evangelium raſcher zu verbreiten ſuchen.

Wie es von Hennings in Berlin gelungen, melde seiner Zeit. Wie förderlich Ihre Theilnahme auf der Reise gewesen, freue mich zu vernehmen. Vor allem aber wünschte zu erfahren, inwiefern der herrliche Zweck Ihrer Fahrt völlig erreicht worden, wodurch so viele Mühe dem einzelnen Beschäftigten, den Naturfreunden so manches Geld zu ersparen, der eigentlichen Wissenschaft aber ein doppelt großer Gewinn zu erreichen ist. Kann man sich mit Willen entschließen, was ohne, gegen unsern Willen geschieht, daß das Einzelne sich ins Ganze verschmilzt, daß das eigene Thun sich sogleich im Thun so vieler Anderer verliert, so ist gleich ein halb Jahrhundert gewonnen. Doch soll es vielleicht nicht so sein. Wo nähmen die Menschen ihre Thätigkeit her, wenn sich nicht jeder etwas mehr als billig einbildete und seinen Kreis abzuschließen trachtete.

Die Sammlungen, wovon Verzeichnisse beiliegen, giengen den 22. an Inspector Gradl nach Marienbad ab. Ich habe mich dabei aller Betrachtungen enthalten, die ich aber mitbringe. Wird mir das Glück, Ihr Museum zu beschauen, so kann manches Erfreuliche für uns und Andere daraus entspringen. Eine Uebersicht des großen böhmischen Ganzen, an dessen Einzelnheiten mich so viele Jahre schon abmüde, würde mir großen geistigen Genuß geben.

Die von Ihnen so schön zur Evidenz gebrachten Documente der Urwelt sind mir immer vor dem Sinne und ich suche sie nach meiner Art in das Ganze einzuschalten und wo möglich einzuweben.

Soeben aber, als ich mich anschicke abzuschließen und das Lebewohl treulich hinzuzufügen, überrascht mich eine Sendung der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen an Polizeirath Grüner, woraus ich die Grundgesetze ausführlich kennen lerne, ingleichen aus einem hinzugefügten Blatte die Nachricht des bisher Geschehenen, und sodann eine ehrenvolle Erwähnung meiner geringen Theilnahme gewahr werde, wo

durch ich berechtigt bin, mich zu den ſtiftenden Gliedern zu zählen. Möge die anſehnliche Geſellſchaft auch die letzten Beiträge freundlich und nachſichtlich aufnehmen, indeß ich noch manches, Böhmen unmittelbar Angehörige, bei mir zu Hauſe verwahre, welches nachzubringen ich nicht verfehlen werde.

Haben Sie daher die Gefälligkeit mir anzudeuten, wohin ich etwa von Weimar aus eine Kiſte addreſſiren könnte? Vielleicht nach Leipzig oder Dresden, daß ſie mit mäßiger Fracht überkäme.

Eine Abſchrift des beiliegenden Verzeichniſſes hat Polizeirath Grüner gleichfalls erhalten, und wird ſeine Sendungen darnach einrichten, daß nichts geſchickt werde, was darin ſchon begriffen iſt.

Es ſind noch ſehr ſchöne große Stücke von Eiſenocker ganz durchzogenen Holzes aus den Gruben bei Pograd angelangt, wovon Rath Grüner die vorzüglichſten überſenden wird. Ich habe indeſſen auch meine Beobachtungen gemacht über den Urſprung der Eger und ihren Lauf, ehe ſie nach Böhmen eintritt und iſt wirklich dieſe Region der Natur nach als zu Bohmen gehörig anzuſehen. Der Lauf der Wondra, des erſten Waſſers, das im Königreiche in die Eger fällt iſt gleichfalls in dieſem Sinne zu beachten.

Hiemit ſchließe ich alſo am Vorabend meiner Abreiſe, und wünſche mir nochmals Glück zu jedem Guten, das mir begegnete, vor allem aber mit Ihnen verehrter Freund näher verbunden zu ſein. Von nun an werde notiren und zu ſeiner Zeit melden, was Ihnen einige Theilname abgewinnen konnte, und bitte um ein Gleiches, ſowie um fortgeſetzte wohlwollende Nachſicht.

Damit nun aber auch dieſer Transport dichteriſch anmuthig erheitert werde, lege das ſchon bekannte Sträuschen bei, welches ich mit poetiſch kritiſcher Kühnheit in ſeiner

sechszeiligen Strophengestalt wieder herzustellen gewagt habe, ohne behaupten zu wollen, daß es dadurch besser geworden.

treu anhänglich

Eger den 26. August 1822.

J. W. Goethe.

8.

Brzezina den — September 1822.

Euer Excellenz

erhalten hier beredetermaßen eine kurze Uebersicht meiner Reisebegebenheiten.

Der Hauptzweck meiner Reise nach München ist größtentheils erreicht worden. Die Brasilienfahrer Pohl, Martius und Spix haben sich dahin geeinigt, die eigentliche Reise gleich jener des Fürsten von Neuwied in 4to nebst einem Portefeuille mit Landcharten und Ansichten, ein jeder eine Monographie in Folio als Prachtwerk, das Ubrige in kleinerem Formate mit bloßen Umrissen der neuen Gattungen und Arten herauszugeben. Seiner Maj. der König haben es übernommen, mit Seiner Maj. dem Kaiser, der bei seiner nahen Reise nach Italien sich einige Tage in Tegernsee aufhalten will, darüber Rücksprache zu nehmen. Für die Monographie der Palmenarten von Martius sind schon mehrere Steinplatten fertig, eine davon stellet mehrere Palmenholzer in verschiedenen Perioden ihrer Vegetation vor, woraus sich ergiebt, daß der Palmenstamm einer ober der Erde ausgedehnten Zwiebel gleichet und die Blüthen Spatha eine Knospe ist, die schon im Schaft ausgebildet angetroffen wird.

Die brasilianischen Sammlungen in München enthalten mehrere Thiere und Vögel auch Pflanzen vom Amazonen-

Strom und aus der Gegend von Para, die dermalen in Wien noch fehlen, doch wahrscheinlich durch Natterer, der noch in Braſilien zurück iſt, nachgeſendet werden dürften; aus dieſem Grunde eilet Spix ſeine 37 neue Affen, 8 Schildkröten und 9 Fledermäuſe ſtechen zu laſſen, um zuerſt damit auftreten zu können. An Mineralien iſt außer einigen Edelſteinen und dem kryſtalliſirten rothen Kupfer in München nichts Bedeutendes, in Wien dagegen ſehr viel. Uiberhaupt enthalten die Münchner älteren und neueren Sammlungen große Schätze aller Art, doch bisher mehr in der Art von Vorrathskammern als zur Benützung aufgeſtellt; man vermißt allenthalben ein beſtimmtes Syſtem am meiſten in der oryktognoſtiſchen Sammlung. Die Academie zählet mehrere bejahrte Mitglieder, die noch überdieß andere Stellen begleiten; ſie hat keinen Präſidenten, alle Geſchäfte werden collegialiſch mit dem Miniſterium des Innern verhandelt; hieraus entſteht eine Langſamkeit, die den Wiſſenſchaften ſehr nachtheilig iſt. Ich habe mir die Freiheit genommen, den geheimen Staatsrath Zentner und Cabinetsrath Ringl, die einen großen Einfluß in die Geſchäfte haben darauf aufmerkſam zu machen. Eine polytechniſche Schule würde die todten Schätze am gewiſſeſten für das practiſche Leben benützen und verarbeiten.

An der Glyptothek wird zwar mit vielem Aufwand gearbeitet, doch iſt wenig Hoffnung vorhanden, daß die Aegineten vor 4 Jahren das Packhaus verlaſſen werden, wo ſie in Kiſten wohlverwahrt ruhen.

Der entoptiſchen Farben eingedenk, verfügte ich mich zu Frauenhofer, den ich mit großen Inſtrumenten für Dorpat beſchäftigt fand; ich zeigte die beiden mir ſehr werthen Geſchenke, er erkannte den Cubus ſogleich, äußerte aber, daß er ſich nie damit befaßt habe, weilen das Gelingen blos zufällig ſei, zudeme wäre das Glas was er verfertige, gar nicht dazu anzuwenden. Er beſchäftigt ſich mit Verſuchen über die Beugung

der Lichtstrahlen, seine Abhandlung über die neue Modification des Lichtes durch gegenseitige Einwirkung und Beugung der Strahlen und Gesetze desselben, ist für den nächsten Band der Münchner Denkschriften bereits gedruckt. Tab. II. F. 2. zeiget eine dem dunklen Kreuz sehr ähnliche Figur die er durch die Beugung einer viereckigen Oeffnung erhalten hat.

Ich machte meine erste Beobachtung den 15. August um 6 Uhr früh im Thale bei Hering in Tirol. Dieses Thal ist ungefähr 1700 Schuh über der Meeresfläche erhaben, ringsum von Bergen umgeben die noch 1000 bis 1500 Sch. aufsteigen. Die aufgegangene Sonne vergoldete die Säume der aufsteigenden Nebel, die als Cumuli sich von den Bergspitzen trennten, in das Thal fiel noch kein Sonnenstrahl. Der Cubus zeigte das weiße Kreuz O. O. gegen N. wo die Sonne stehen mußte, und W. W. gegen S. ihr unmittelbar gegenüber, das dunkle Kreuz S. S. gegen W. und N. N. gegen O. im Quer Durchschnitt des weißen Kreuzes, wenn man sich dieses als den ganzen Horizont gerade durchlaufend denkt, beide Kreuze vollständig. Zwischen diesen 4 Segmenten des Horizonts fallen die Uibergänge der sich verschiebenden Bilder, die am dunklen Kreuz sich besser verfolgen lassen als am lichten. Diese nämliche Erscheinung erhielt ich auch am folgenden Morgen und seit deme mehrmalen bei heiterem Himmel und niedrigem Stand der Sonne. Ich werde fortfahren Beobachtungen zu machen, und mich bestreben Gläser für einen neuen Cubus zu erhalten. Heftige Gewitter, gewaltige Wasserströme verhinderten mich, die höheren Gebirge zu besteigen, ich begab mich daher unter die Erde, wo ich mehr Befriedigung fand.

Die Steinkohlenformation zu Hering, Miesbach und Beisenberg hat vieles Eigene. Obgleich auf dem Alpenkalk aufliegend, scheinet sie dennoch zu der viel späteren Mergelformation zu gehören. Keferstein hat sie im III. Heft beschrieben und eine ideale Ablagerungscharte dazu entworfen, die in der

Hauptſache ganz richtig iſt. Die Kohle iſt Pechkohle. Brongniart rechnet die Kohlen der Mergelformation*) in der Schweiz, die wohl geognoſtiſch auch zu jener von Hering gehören, zu der Braunkohle, mir ſcheinet dieſe Formation der Zeit nach in der Mitte aber auf jeden Fall der Braunkohle näher als der Schieferkohle und Glanzkohle zu liegen, welches auch durch die Pflanzen Abdrücke beſtätiget wird, da in Hering auch nicht ein einziger Abdruck vorkommt, der mit jenen der böhmiſch ſchleſiſchen Kohle übereinſtimmte, ſondern eine Palme ausgenommen lauter Blätter wahrſcheinlich dicotyledoner Pflanzen. Cuvier und Brongniart in ihren Anſichten der Urwelt haben beſonders in den Umgebungen von Paris auf die große Wichtigkeit der Unterſuchungen der letzten Periode der Ausſchwemmung (terrains tertiaires) (aufmerkſam) gemacht, und Weiß: Uiber die Oberfläche Südbaierns, — gleich ihnen auf das Niveau einen beſonderen Werth gelegt. Bei der Kohlenformation muß das Niveau der Gewäſſer vorzüglich in Betracht kommen, denn die höheren Seen, wie es Weiß ſehr deutlich nachweiſet, ſind wahrſcheinlich früher abgelaufen als die niederen. Nun ſcheinet es mir aber ziemlich erwieſen, daß die Steinkohlenablagerung, wenn ſie gleich in manchen Gegenden bis unter das Meer ausläuft, allenthalben höher beginnt nur mit dem älteren Gebirge, wie dieſes am Meeresufer abfällt, die Braunkohle hingegen auch in höheren Ländern niederer gelagert iſt in Mitte der Aufſchwemmung. Unter den foſſilen Pflanzen beider Formationen iſt ein ſo großer Unterſchied, daß an einer verſchiedenen Zeitperiode der Vegetation kein Zweifel übrig bleibt, allein die Pechkohle, der Quaderſandſtein, ſcheinen ein Zwiſchenglied zu

*) Brongniart unterſcheidet zwar den von ihm genannten plaſtiſchen Thon, der nicht aufbrauſet, von dem mehr mit Kalk gemiſchten der Zeit nach, die Sache iſt mir aber wegen der leiſen Uibergänge zur Zeit noch problematiſch.

bilden, das noch einer schärferen und genaueren Untersuchung unterworfen werden muß. Eine besondere Erscheinung bei der Kohle von Hering, von der Keferstein keine Erwähnung macht, will ich noch beifügen. Das oberste Flotz zwischen zwei Stinksteinlagen ist vollkommen verkoakst. Die unterste Lage des Stinksteins ist nur durchglüht und etwas umgeändert, die oberste hingegen blasig und leicht wie Bimsstein, die Kohle metallisch glänzend, wie der beste Koaks. Nach den neueren Ansichten von Prechtl, denen wie mir Moll sagte sich auch Flurl anschließt, sollen diese unterirdische Brände durch die Compression der Luft entstehen. Hier scheinet mir die Sache auf eine einfachere Art vor sich gegangen zu sein. Eine Schlucht zwischen dem Pelwenberg und Baselberg an deren Abhang die Steinkohlen gelagert sind, deutet auf einen Durchbruch der Wässer, die einst das Kohlenflötz durchgerissen haben; der mit dem Wasser in Berührung gebrachte Schwefel trat in Gährung und entzündete die Kohle, da aber von außen sonst nirgends Luft zutreten konnte, so ist die Kohle nicht zu Asche verbrannt, sondern blos verkoakst worden.

Während man in Kufstein bedächtlich die Pferde anspannte, warf ich einen Blick in den Tiroler Boten, der uns die wichtigsten Entdeckungen verkündet, die von Buch auf seiner Reise durch das Tirol gemacht hat, es ist nur zu bedauern, daß ich die Fortsetzung nicht mehr zu Gesicht bekommen konnte, dieses Bruchstück verkündet uns, daß die ganze Porphyrformation des südlichen Tirol vom Eisak bis zum Fassa Thal und von da bis an die Mendola durch den Alpen Kalkstein heraufgehoben worden sei, und den auf den Alpenkalkstein aufgelagerten Dolomit par compagnie emporgehoben habe, diese unerwartete Exaltation wird als die wahre Ursache angegeben, warum man den Dolomit stets bis auf den Grund gespalten und zerklüftet antrifft.

Indeß man dem Bau des Erdballs so genau nachspürt, wird von anderen die Geognosie des Mondes genau verfolgt. Gruithuisen versicherte uns, daß die Cirkel Gebirge, die man irriger Weise für Kratere genommen, eigentlich Granit Gebirge seien, die fast immer ein Segment des Cirkels beschrieben, Böhmen seie in dieser Hinsicht besonders wichtig, da es gerade eine solche Kraterform durch seine Granitgebirge erhalten habe; wie die Menschen dort aussehen, haben wir aus der Abhandlung im X. Band der Act. Acad. Nat. curios. erfahren, ich könnte nicht sagen, daß die Houris mit der rothen Haut mich sehr lüstern gemacht hätten, dort mein Zelt aufzuschlagen.

Garteninspector Otto aus Berlin traf ich in München, ein reger thätiger Mann, voll Liebe und Eifer für sein Fach; eine Zeichen Schule und eine Schule für Cultivateurs im Allgemeinen wird mit dem botanischen Garten in Berlin verbunden, es scheinet überhaupt eine große wissenschaftliche Thätigkeit im wahren Sinn für das practische Leben dort zu herrschen. Der nächste Zweck seiner Reise ist eine liberale Verbindung aller Gärten Deutschlands, er kam von Dresden und Leipzig und reiste nach Wien, von wo er über Prag zurückkehret, ich habe ihn nach Brzezina geladen.

Am letzten August kam ich nach Brzezina zurück, die unvergeßlichen Tage, die ich in Marienbad verlebt habe, treten lebhaft in das Gedächtniß zurück, ich freue mich sie wenigstens durch schriftliche Mittheilung wieder vergegenwärtigen zu können.

Genehmigen Euer Excellenz die Versicherung meiner ausgeschiedenen Hochachtung mit der ich zu geharren die Ehre habe

Euer Excellenz

gehorsamster Diener
K. G. Sternberg.

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran.

Am Brunnen.

Grethchen und Lieschen
mit Krügen.

Lieschen.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

Grethchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibille sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch bethört.
Das ist das Vornehmthun!

9.

Brzezina den 7. December 1822.

Das duftende Sträuschen, das nun erst mit vollem Recht das Kränzchen vom Haupte verdient, sammt dem begleitenden Brief, der die Erinnerung an die so angenehm verlebten Tage in Marienbad mit Macht hervorgezaubert hat, wurde mir, werthester Freund, durch H. Inspector Gradl auf seiner Durchreise nach Horzowitz übersendet; von der Kiste mit den Stufen aus der Umgegend von Eger konnte ich aber nichts erfahren. Schon war ich in Besorgniß, der hochwürdige Herr habe einem nach der Heilquelle Dürstenden Steine statt Wasser gereicht, als ich vor drei Tagen durch Professor Sedlaczek aus Pilsen erfuhr, die Kiste habe sich vorgefunden, sie wird nun hoffentlich mit den Fossilien anderer Gegenden der Herrschaft Tepl, die der Supprior zu sammeln versprochen, eingesendet werden. Das geneigte Anerbieten, einiges Böhmen unmittelbar Angehörige von Weimar nachzusenden, wird das Museum mit größter Dankbarkeit als einen neuen Beweis von Aufmerksamkeit unseres hochverehrten stiftenden Mitglieds anerkennen, nur muß ich bitten, in der beizufügenden Erklärung über den Inhalt der Kiste sich der gelehrten Sprache der Erbländischen Mauthämter zu bedienen: Rohe Bergstufen aus Böhmen für das Vaterländische Museum in Prag Werth .... Von Dresden sind die Speditionen am leichtesten und wohlfeilsten.

Was sich seit meiner Zurückkunft begeben, das einige Theilname verdienen dürfte, soll nun der Reihe nach folgen.

Das Sträuschen wurde mehrmalen abgeschrieben, an die besseren Dichter des Landes Negedlý, Hniewkowský, Marek, Sedlaczek versendet, von denen erfreulich theilnehmende Ant-

worten erfolgten, von dem vielleicht zudringlichen Wunsch begleitet, daß es dem Meister gefallen möge, noch andere dieser Ausgabe seiner Aufmerksamkeit zu würdigen.

Den 8. October traf Dr. Buckland Secretär der geologischen Gesellschaft in Oxford hier ein, wo man drei Tage unter und ober der Erde geologisch beschäftigt sehr angenehm verlebte; es ist ein kenntnißreicher gebildeter Mann, mit der deutschen Literatur seines Faches wohl bekannt, spricht geläufig französisch, verständlich deutsch, beschäftigt sich dermalen vorzüglich mit der Petrefactenkunde. Die Pflanzen der Vorwelt wurden genau beobachtet, und mit den englischen verglichen, mit denen sie den Gattungen nach übereinstimmen. Zwei englische mir noch unbekannte Werke wurden mitgetheilt, von denen das erste: Philips and Conybears outlines of the geology of England and Wales besonders in Rücksicht der englischen Kohlenformation große Aufmerksamkeit verdient. Die Verrückungen der Schichten durch ausgefüllte Klüfte, durch welche die Schichten auf 2—300 Fuß verworfen werden, und öfter aus der horizontalen Richtung in eine vollkommen senkrechte übergehen, sind in England sehr häufig, ein auffallender Beleg von der großen Erschütterung, die diese Insel, vielleicht bei ihrer Trennung vom Festlande, erlitten hat. Die beigefügte Parallelen Karte liefert hierüber eine anschauliche Uibersicht. Das zweite Werk: George Young geological survey of the Yorkshire Coast, würde in Bezug auf die Versteinerungen von Wichtigkeit sein, wenn der ungeübte Zeichner die Pflanzen nicht durchaus strafficrt hätte, so daß man nicht errathen kann, ob die Streifen Blattnerven oder Schatten bedeuten, zudeme ist es ein sehr schlechter Steindruck, wie ich auch vor zwanzig Jahren keinen in Deutschland gesehen habe, und eine elende Illumination.

Den 12. reiste Dr. Buckland nach Amberg, und ich nach Prag um H. Zippe abzuholen, dieser kam am 18. hieher, die

Mineraliensammlung sammt den Petrefacten wurde sorgfältigst eingepackt und mittelst 8 Wägen in das Museum nach Prag abgeführt, wo sie nun wieder aufgestellt wird.

Das Spiel der Nebel gewährte auf hiesigem hohem Standpunkt manche erfreuliche Erscheinung, es herrschte besonders eine große Absorption in den höheren Regionen, durch welche die Cumuli, die die Nebel zurückließen, immer wieder aufgelöst wurden, so daß es zu keinem Regen kam, selbst bei dem niedersten Stand des Barometers. Sollte der durch Thätigkeit des Vesuvs frei gewordene Wärmestoff bei herrschenden Südwinden auf unsere Atmosphäre Einfluß genommen haben?

Ferner von allen Glasfabriken hat es mir nicht gelingen wollen taugliche Gläser zu einem entoptischen Apparat zu finden, die Morgen und Abendstunden sind im Herbst selten frei von Dünsten, so daß ich einige Versuche, die ich vorbereitet hatte, nicht konnte zur Ausführung bringen.

Keferstein war so gefällig, das Journal of sciences and arts von Silliman mitzutheilen, aus den Abbildungen der fossilen Pflanzen geht der Schluß hervor, daß in Nordamerika dieselbe Vegetation vorhanden war, die wir auch in Deutschlands Kohlenwerken antreffen; dieselbe findet sich auch in Sibirien, und wahrscheinlich allenthalben, wo Steinkohlen vorkommen, es scheint bei einem allgemein höheren Wasserstand ein gleiches Klima (vielleicht ein gemäßigtes) geherrscht zu haben, das allenthalben gleiche Pflanzen hervorbrachte. Sie sind bei der großen Revolution der Steinkohlenbildung zu grunde gegangen, ähnliche Formen sind in dem heißesten Erdgürtel zurückgeblieben; die analogen, die Martius aufgestellt hat, kann ich zur Zeit noch nicht dafür erkennen, ich werde mich im dritten Heft darüber äußern.

Brongniart der Sohn war so gefällig, sein Werk über die fossilen Pflanzen der Umgebung von Paris an mich zu schicken, die Zeichnungen sind lobenswerth, in den Grundsätzen sind wir

nicht durchgängig einig, dies wird dazu dienen, den von mehreren Seiten zu betrachtenden Gegenstand näher zu beleuchten. Krüger hat uns mit einer Geschichte der Urwelt beschenkt; daß er consequent auch hier wie früher in dem Archiv der Urwelt die Entstehung der Steinkohle aus Pflanzensubstanz leugnet, und sie auf chemischem Weg aus Thon und Kohlenstoff hervorgehen läßt, ist in der Ordnung; daß er aber zu Berchtesgaden, wo das Stollen-Mundloch über 200 Schuh ober dem Spiegel der Salza steht, p. 433 einen Stollen 1900 Fuß tiefer als der Meeresspiegel führen läßt, das ist ein bischen stark, denn wenn wir hier auch Schacht statt Stollen lesen wollten, so müßte der Schacht, die Höhe von dem Berchtesgadner Salzberg über der Meeresfläche mit eingerechnet, wohl 4000 Fuß tief sein; ein Schacht von dieser Tiefe ist mir aber in der Welt nicht bekannt, in Berchtesgaden, wo ich mehrmal eingefahren bin, ist aber gar kein besonders tiefes Sinkwerk.

Den 15. November erhielt ich einen Brief von Ernst Meyer aus Göttingen, dem ich unser Gespräch über die Recension Nees von Esenbecks Einleitung in die Pflanzenkunde mitgetheilt hatte, er antwortete hierauf mit folgenden Worten: „Nichts konnte mir erfreulicher sein, als das was sie mir über Goethe sagen. Wie Nees von Esenbeck in seiner Zueignung darf auch ich sagen, die reinste und gesundeste Nahrung, die meinem Geist von Jugend auf zu theil wurde, hat Goethe ihm gereicht, von diesem Mann in meinem engen Wirkungskreise bemerkt zu werden, mein Thun gebilligt zu sehen, ist der schönste Lohn, nach dem ich selbst zu streben nicht gewagt hätte." In Betreff meines Reise-Zwecks setzt er hinzu: „Der Einfluß Ihres Wirkens auf dieser Reise ist auch schon bis hieher gedrungen, Schrader sagte mir, daß er zur Theilnahme an der gemeinschaftlichen Flora brasiliensis hier aufgefordert und wohl geneigt seie in den Plan einzugehen. Die gemeinschaftliche monographische Bearbeitung der Pflanzen von Fa-

milie zu Familie hat auch in der That so in die Augen springende Vortheile, daß es nur auf einen eifrigen Vermittler ankam, um Jedermann davon zu überzeugen." Den Schluß will ich eben nicht für bare Münze annehmen, indessen ist doch etwas Nützliches geschehen.

Den 19. November kamen zwei Botaniker aus Prag hieher Presl und Opitz, um den Pflanzen Catalog des Herbariums zu verfassen, bevor selbes an das Museum abgegeben wird, mit Anstrengung wurde er in 10 Tagen bis zu den Laubmoosen fortgeführt, die Zahl der Pflanzen ist noch nicht ausgemittelt, möchte ungefähr 10000 Arten betragen, die Hälfte davon ist bereits nach Prag abgegangen, so wie die ganze naturhistorische Bibliothek, die leeren Wände und Schranke gähnen mich an, ich werde in wenig Tagen meinen alten treuen Gefährten nachziehen.

Noch muß ich auf eine Frage zurückkommen, die ich in Marienbad nicht zu beantworten vermochte, wer nämlich ein zu empfehlender Mineraloge wäre? Zwar kenne ich Nöggerath in Bonn nicht persönlich, doch nach seinen Schriften zu urtheilen scheint er mir ein nüchterner und tüchtiger Mineralog und Geognoste zu sein, Nees von Esenbeck wird nähere Aufschlüsse über die Person geben können, Referstein scheinet mir mehr Geognost als Mineraloge, seine Arbeiten, die er mit Aufopferung fortsetzt, werden ihn aber gewiß in beiden Abtheilungen vervollkommnen.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

10.

Zum vergangenen Weihnachtsfeste verehrte mir mein gnädigster Herr das höchst ähnliche Bildniß eines trefflichen Freundes, den es mir früher als Unbekannten darstellen sollte, nun aber den Wohlbekannten doppelt und dreifach näher bringt.

Hiebei kam zur Sprache: sollte man wünschen sich früher gekannt zu haben? Hierauf ward erwiedert: wenn zwei Reisende aus zwei entfernten Weltgegenden nach einem Punkt zusammenstrebend, sich endlich auf demselben antreffen, ihren Erwerb vergleichen und das einseitig Gewonnene wohlwollend austauschen, so möcht es wohl vortheilhafter sein, als wenn sie die Reise zusammen angetreten und vollbracht hätten.

Und nun einiges Wissenschaftliche mitzutheilen. Das so freundlich als reichhaltige Schreiben nach glücklicher Zurückkunft hat mir neue Nahrung für den Augenblick, für die nächste Zukunft viel Trost und Hoffnung gegeben. Von Martius ist noch im Spätherbst an den Rhein gekommen, und ich weiß durch Nees von Esenbeck ohngefähr, wie es mit dem besondern und dem gemeinsamen Verarbeiten der brasilianischen Schätze allenfalls werden kann. Durchaus aber läßt sich erkennen, wie wirksam die Reise der trefflichen östreichischen Naturforscher gewesen. Unser Präsident ist nicht ohne Hoffnung, daß die preussischen Brasilienser sich gleichfalls anschließen werden.

Frauenhofers Bemühungen kenn ich, sie sind von der Art die ich ablehne, mehr darf ich nicht sagen. Gott hat die Natur einfältig gemacht, sie aber suchen viel Künste.

Daß ich einem so werthen neuerworbenen Gönner und Freunde das einzige trübe Scheibchen, den einzigen Cubus überließ, geschah nicht ohne Ahnung, daß dadurch ein Segen in das ganze Geschäft kommen müsse; und so war es auch: gleich

in Redtwitz erfand der junge Fikentscher eine leichte Methode das Glas zu trüben, die Erscheinungen sind auffallend erfreulich. Nun kommen mir von Berlin her entoptische Glasplättchen nach Wunsch, durch deren Trefflichkeit noch eine concisere Darstellung, als ich in meinem Hefte gegeben, möglich wird; überdieß auch Phänomene auffallend anmuthig, so curios als belehrend dem Auge darzubieten sind. Von allem übersende Musterstücke zu erfreulicher Betrachtung. [1])

Das Geologisch-Mitgetheilte ist in die übrige Erkenntniß aufgenommen worden. Daß dieses nun leichter und consequenter geschehen könne, dafür sind wir Keferstein Dank schuldig.

Wenn ein anderer bei vorkommenden Phänomenen, die wir gerne auf der Räthselseite der Natur stehen laßen, gleich die Erdrinde durchbricht, und um das Unbekannte zu erklären, zu unbekanntesten Regionen seine Zuflucht nimmt, starrt der Menschengeist, fängt an sich selbst zu mißtrauen. Ueber diesen Unfug langte schon vor einiger Zeit ein Klageschreiben bei mir ein, welches hier mit Vergunsten einen Platz finden möge. [2])

Wer die Kirchen- und Ketzer-Geschichte recht gut kennt, wird sich nicht so bitter wie unsere Ungarn über die Wiederkehr der gewaltsamen Brand-Epoche beklagen. Irrthümer haben so gut wie Wahrheiten ihre Jahres- und Tageszeiten ihres Gehens und Kommens. Der gute alte Fichtel hielt bis an sein Lebensende bei der Gluth und kam nach und nach so weit, daß er das Steinsalz vulkanischen Gebirgen zuschreiben mußte; wie die Neuern jetzt Gold und Silberadern daher ableiten müssen. Und das kommt alles daher, daß die Menschen die Natur durch und durch erklären wollen, sie begreifen nicht, daß man bis auf einen gewissen Punkt sehr sicher fortschreiten kann, dann aber sich entschließen muß, irgend ein Problem stehen zu lassen, dessen Lösung andern, vielleicht ihnen, uns selbst in einiger Zeit vorbehalten ist. [3])

Eine merkwürdige geologiſche Frage wird bei uns practiſch erörtert, da ich denn auf die Antworten der lieben Mutter Natur höchſt neugierig bin. Es gilt nichts weniger, als in unſeren Flötzgebirgen nicht etwa nur Soole, ſondern ſogar Steinſalz zu finden; Herr Salinen-Inſpector Glenck, der wegen großen Salzgewinnes im Würtembergiſchen und Darmſtädtiſchen berühmt iſt, arbeitet gegenwärtig in unſerer Nähe; er hat bei Gera den bunten Sandſtein mit 400 Fuß durchbohrt, den älteren Zechſtein gleichfalls und iſt nun im alten Gips, wo er Anhydrit findet und ſalzhaltigen Thon entdeckt hat. Ich bin ungläubig an den glücklichen Folgen dieſer Operation, doch wie ich gerne geſtehe, aus alten, vielleicht veralteten Vorſtellungen; und mir ſollte ſehr angenehm ſein, hierüber moderner aufgeklärt zu werden.

Da man bei erhöhtem Mechanismus mit dem Erdbohrer ganz anders umzuſpringen weiß und ein glückliches Surrogat für die ſo koſtbaren als langweiligen Schächte gefunden hat, ſo läßt ſich freilich einer Uiberzeugung, wie es im tiefſten der Gebirge ausſehen möchte, leichter nachgehen und eine abſchlägige Antwort der alt-jungen Dame bringt den Freiwerber nicht gleich in Verzweiflung.

Keferſteins 2 Heft des II. Bandes kommt zu dieſen Betrachtungen ſehr gelegen; doch iſt das dort Ausgeführte nicht hinreichend, eine Analogie mit unſeren Gegenden zu begründen. Uibrigens iſt es höchſt erfreulich einen ſo wichtigen Punkt entſchieden wieder angeregt zu ſehen. In Ländern, wo das Unternehmen glückte, hat man die Salzpreiſe faſt auf ein Fünftel reducirt, wodurch denn freilich Jedermann, beſonders aber die großen ökonomiſchen und techniſchen Anſtalten höchſt begünſtigt werden. Ich verfehle nicht, ſo wie über das Ganze alſo auch beſonders über das, was in unſerer Gegend vorgeht, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, wobei ich mich wohl auf Keferſtein beziehen darf.

Da ich diesen Namen nenne, so will ich gerne gestehen, daß ich ihn auch schon zu jenen Zwecken im Sinne hegte. Haben Sie die Güte fernerhin Wunsch und Absicht zu überdenken[1]). Lassen Sie mich aber vorläufig gestehen, daß ich bei den mannigfaltigen Ansichten, wie sie jetzt auf das Mineralreich gerichtet sind: also nach äußeren Kennzeichen und mäßig chemischen Antheil, nach krystallographischen Messungen und Bestimmungen, wo man mit den Chemikern in Händel geräth, nach chemischen endlich, die uns das Grenzenlose der Erfahrung erst recht aufdecken; daß ich endlich von der geologischen Seite eine Hülfsmethode zu ahnen glaube, wodurch wir auf ein Vierteljahrhundert uns wieder einige Bequemlichkeit verschaffen und den Unterricht möglich machen.

Wegen des zu Eger gefundenen, ins Prager Museum gestifteten fossilen Backzahns betrachtete ich sorgfältig die Kupfer zu Cuviers Pachydermen, und versäumte nicht den dazu gehörigen Text zu studieren. Ich sendete hierauf einen Gypsabguß H. D'Alton nach Bonn mit der Aeußerung: „dieser Backzahn möchte wohl zwischen die kleineren Mastodonten und größeren Tapire mitten innen zu stellen sein, Sie werden ihm seinen Platz am sichersten anweisen." Hierauf erhielt ich folgende Antwort: „Der fossile Zahn scheint mir sehr merkwürdig. Bei einer unverkennbaren Aehnlichkeit mit dem Mastodont unterscheidet er sich doch wesentlich von allen dahin gehörigen, mir bis jetzt bekannt gewordenen Formen. Genehmigen Sie es, so denke ich darüber eine kleine Abhandlung mit einer Abbildung in die Acta der Leopoldinischen Akademie zu geben. Höchst erwünscht und besonders wichtig sind nach meiner Ansicht an diesem schätzbaren Fragment die äußeren, noch unentwickelten, maschenförmigen Lamellen, welche zu beweisen scheinen, daß überall noch ursprüngliche Entwickelungsformen vorliegen und die eigenthümliche Gestalt der Kauflächen nicht durch ein Abreiben der Spitzen entstanden. Ohne dieses besondere Merkmal

konnte dieſer Zahn wohl auf ein tapirartiges Thier gedeutet werden."

Damit aber ja dieſe Blätter, deren Inhalt ſehr bunt durcheinander geht, nicht noch länger verweilen, ſo ſchließe mit den aufrichtigſten Verſicherungen unwandelbarer Anhänglichkeit. Zugleich lege das von Hennings Einleitung zu ſeinen Vorleſungen über meine Farbenlehre bei, welche ich einer gütigen Nachſicht beſonders zu empfehlen habe. Denn meiſtens wird uns der Contravertirende laſtig, ſogar wenn wir geneigt ſind ihm rechtzugeben.

Dieſes Unternehmen füge ſich nun an den Gang der Wiſſenſchaft, wie es kann; für mich iſt es von dem größten Werthe, weil ich dadurch alles Haders los bin und künftighin nur die friedlichen Erweiterungen und Beſtätigungen meiner Lehre und Lehrart mitzutheilen nöthig habe. Gönnen Sie dieſem Allen, wie es auch ſei, eine freundliche Theilnahme.

Ergulicht

Weimar, den 12. Jänner 1823.

J. W. Goethe.

(Die Fortſetzung nächſtens.)

II.

Prag, den 16. März 1823.

Als am 16. Hornung die Geſellſchaft des böhmiſchen Muſeums in ihrer erſten allgemeinen Sitzung einen ihr ſchon als ſtiftendes Mitglied bekannten Gönner, nächſt dem Erzherzog Johann, einſtimmig zum Ehrenmitglied wählte, war ſie, ganz Deutſchland, ja die ganze gebildete Welt mit dem größten und ſchmerzlichſten Verluſt bedroht. Dank ſei dem Himmel, der Natur und der Kunſt, daß dieſe Gefahr abgewendet iſt, wir

Grethchen.

Wie so?

Lieschen.

Es stinkt!
Sie füttert zwey, wenn sie nun ißt und trinkt.

Grethchen.

Ach!

Lieschen.

So ist's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spatzieren,
Auf Dorf und Tanzplatz führen,
Mußt' überall die erste seyn,
Curtesirt' ihr immer mit Pastetchen und Wein;
Bild't sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos sich nicht zu schämen
Geschenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geschleck';
Da ist denn auch das Blümchen weg!

nun wieder freier athmend unſere freudigen Gefühle laut ausſprechen dürfen.

Meine Antwort auf den mir ſo werthen Brief vom 12. Janner wird bei gelegener Zeit erfolgen, ſo wie die Beilagen abgedruckt ſein werden.

Freundlich begrüßten mich die epirotiſchen Heldenlieder und das liebliche Rauſchen als gute Bekannte, glücklich durchlebte Tage ins Gedächtniß rufend.

Eine Rolle mit Brief und den Kupfertafeln zu der Reiſe nach dem nördlichen Italien, Ende Novembers mit der fahrenden Poſt abgeſandt, wird hoffentlich eingetroffen ſein.

Treulich und freundlich wünſcht vollſtändige Geneſung

Sternberg.

12.

Prag den 1. Mai 1823 abgeſchickt.

In Teplitz wurde das Bildniß gefertigt, deſſen Beſtimmung mir bekannt und höchſt ſchmeichelhaft war, das erſte mal in meinem Leben hielt ich die peinliche Geduldprobe einer aufgedrungenen Stellung von zwo Uhr aus. Möge dieſes Bild den treu anhänglichen Freund und Verehrer immer laut ausſprechen und den Vortheil des ſpäteren Zuſammentreffens auf dem Mileſchauer beglaubigen.

Einiges Wiſſenſchaftliche.

Die Bearbeitung der Braſilianer Herbarien hat in Deutſchland den gewünſchten Fortgang, die preuſſiſche Regierung iſt beigetreten, zwiſchen Wien und München herrſcht Spannung, eine Reiſe nach Wien im Lauf dieſes Sommers wird vielleicht auch dieſen Anſtand vermitteln.

Die Vervielfältigung der trüben Scheibchen und die leichtere Herstellung der Cubuse wird von großem Nutzen sein, denn gar viele Physiker haben sie noch nie gesehen. Der hiesige Professor der Physik an der Universität, Halaschka, ein eifrig und geschickter junger Mann, sah ihn zuerst bei mir, er ist sehr begierig, die Experimente zu sehen, die Sonne hat uns aber seit 14 Tagen ihre Strahlen nur durch Nebeldünste zugeworfen. Heenings scheint ein wackerer Kämpe, er hat den Handschuh hingeworfen, ist bereit Lanzen zu brechen; Gegner erzeugen neue Gegner, es wird gestritten werden, was den Kämpfern in der Hitze des Streites entgeht, werden die ruhigen Zuseher auffassen, und die Wahrheit wird zu Tage kommen; dann wird man sich wundern, wie man habe streiten können.

Die geognostisch-geologischen Reibungen gehen einen ähnlichen Gang, der sich ebenfalls einer besseren Wendung zuneigt. Beudants Werk mit Noten von Zipser, das wir zu erwarten haben, wird den Streit über die Ablagerungen Ungarns aufklären. Humboldts geognostische Versuche über die Lagerungen der Gebirgsarten in den beiden Erdhälften treten vermittelnd ein, indem sie die Epochen in große Rahmen einschließen und blos die Lagerungsverhältnisse und Bezüge unter sich zur Deutung der Hieroglyphen der Zeit gelten lassen. Die Chemie und Oryktognosie bleiben in ihrem Werth als Erkennungs- und Prüfungs-Mittel des Zusammengesetzten, oder der Krystallisation, die Lagerungsverhältnisse im Großen sind das Entscheidende. Das dritte Heft der Flora der Vorwelt, das bereits gedruckt wird, enthaltet auffallende Beweise, daß die oryktognostische Bestimmung der Kohlenarten auf die Ablagerungen und Zeitperioden gar keinen Bezug hat, die Pflanzenabdrücke hingegen mit den Ablagerungen übereinstimmen.

Der merkwürdige fossile Zahn von Delitz ist endlich in unseren Händen, bereits abgebildet. Den Mastodonten scheinet er sehr nahe verwandt, wenn man das Individuum alt und

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

den Zahn abgenützt denket. Da wir noch nicht in der Verfassung sind, Denkschriften herauszugeben, so wird es wohl am besten sein, im XI. Band der Naturforscher darüber Nachricht zu ertheilen.

Die Bohrversuche von Gleuck sind von der größten Wichtigkeit. Die Ablagerungen von Salzgyps und Salzthon, zwischen den Gliedern des Jurakalks und dem bunten Sandstein war(en) immer noch etwas problematisch, selbst was Keferstein darüber beigebracht, löset den Knoten noch nicht genüglich auf. Gleich wie die Vervollkommnung der Fernröhre uns zu vielen neuen Entdeckungen am Sternenhimmel geleitet hat, werden uns die erleichterten Bohrversuche zu neuen Bekanntschaften im Innern der Erde führen, die durch den gewöhnlichen Schachtbetrieb nie zu unserer Kenntniß gelangt wären.[5]) Es würde sich aber noch weit mehr auf viel weniger mühsamen Wegen entdecken lassen, wenn die mechanischen Arbeiter, die mit der Haue und (dem) Spaten das ganze Jahr die Erde durchwühlen, nur irgend wenige Begriffe von dem hätten, was Andere suchen und wünschen. Ein merkwürdiges Beispiel davon hat sich bei uns ergeben.

Schon seit Jahren ist die Flora Europaea im Plänerkalk und dem ihn begleitenden Schieferthon als Baustein und Kalk verbaut und verbrannt worden, ohne daß jemand Notiz davon genommen hätte, als zufällig ein Landbaumeister, der drei ähnliche Steinbrüche bearbeiten läßt, zu dem Maler kam, der eben Pflanzenabdrücke von Hering für die Flora der Vorwelt abbildete, er erkannte sogleich die Aehnlichkeit und versicherte, daß wenn man solches Zeug brauchen könne, er viel schönere Abdrücke liefern wolle; er hielt auch Wort. Nach 14 Tagen traf eine Sendung von 25 gut erhaltenen Abdrücken ein, in denen die Flora Europaea sich durch Erica vulgaris, Veronica prostrata, Eleagnus angustifolia, Potentilla alba, Thlaspi arvense, Alyssum incanum, Vicia cracca, Quer-

cus pedunculata, Lycopodium? Polypodium vulgare, Botrychium lunaria, Aspidium fragile, entdeckte, mehrere Pflanzenabdrücke aus den Gattungen Rhamnus, Cerastium, Prunus, Genista, Fumaria müssen noch genauer untersucht werden, die Pflanzen sind mit Wurzeln, Blättern, Blüthen und Staubfäden auf das reinlichste abgedruckt und bilden so ein Herbarium, das der Zeit und den Insekten Trotz bietet. Die Lagerungsverhältnisse müssen bei besserer Witterung genauer untersucht werden, höchst wahrscheinlich werden unter ähnlichen Lagerungsverhältnissen in Sachsen und mehreren Gegenden Deutschlands dieselben oder ähnliche Pflanzenabdrücke der gegenwärtigen Vegetation gefunden werden, woraus der Schluß hervorgehen wird, daß vor der letzten Wasserbedeckung, von der der Plänerkalk Zeugenschaft leistet, die gegenwärtige Vegetation schon vorhanden war, die klimatische Veränderung nach den Zonen aber schon früher zwischen der Aufschwemmungsperiode der Braun- oder Thonkohlenformation und jener des Plänerkalks eingetreten sein mußte.

Mehrere fossile Zähne sind bereits an das Museum eingesendet worden. Ein Bruchstück eines Hauzahnes von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Schuh Länge, und ein Backenzahn des asiatischen Elephanten aus der Gegend von Horzin an der Elbe, nur wenige Schuh unter der Ackerkrume gefunden, ist sehr verwittert, ein zweiter Backenzahn desselben Elephanten aus einer andern Gegend Böhmens ist vollständiger und besser erhalten.

Trilobiten mehrerer Arten erscheinen ebenfalls, um das zweite Supplement des H. v. Schlotheim zu vervollständigen. Was bishero für das Museum gewirkt worden, mögen die beigeschlossenen Verhandlungen bethätigen; um diese Reden mit jener Nachsicht zu beurtheilen, der sie so sehr bedürfen, muß man bedenken, daß sie im Jahre 1823 in dem östreichischen Kaiserstaat gehalten wurden. Sapienti pauca. *)

Graf Franz Sternberg hat das Verzeichniß der drei letzten Kunstausstellungen beigelegt, und empfiehlt sich wohlwollendem Andenken. Das gewünschte Facsimile der Königinhofer Handschrift, und eine Uibersetzung der Iphigenia mögen hier noch Platz finden und den Uebersender in freundschaftliches Andenken zurückrufen.

Treu anhänglich

Sternberg.

13.

Zuvörderst bedarf es also wohl keiner Betheuerung, daß ich mich oft genug nach Prag begebe, seitdem es für mich lebendig geworden und ich daselbst einen theuern, verehrten, theilnehmenden Freund zu besuchen habe, es geschieht dies in guten Tagen und in schlimmen hat es auch nicht daran gefehlt.

Denn es bedurfte mancherlei tröstlicher Aussichten vom 11. Februar an, wo sich mir eine schwere Krankheit ankündigte, bis heute zum 11. Mai, da wir einen sehr frohen Tag begehen, die Genesung unserer herrlichen Großherzogin zu feiern. Gedenkt man nun, daß in jener Epoche auch unser Fürst von Zeit zu Zeit krankhaft bedroht war, so denkt man eine Reihe von geistigen und körperlichen Leiden, die kaum zu übertragen schienen; ich fand mich so gedrängt und gedrückt, als ich mich kaum je gefühlt.

Nun aber von Leiden und Sorgen befreit, blick ich schon freier in die Ferne. Die Nachricht von der Feierlichkeit des dreiundzwanzigsten Decembers kam mir sehr bald zu und ich sah mit Freuden eine der würdigsten Anstalten gegründet, eröffnet und in die zuverlässigsten Hände gegeben. Möge Glück und Segen so großes Unternehmen und so bedeutende

Aufopferungen begleiten und möge ich lange Zeuge ſein des Gedeihens ſo wohlgemeinter und kräftiger Bemühungen.

Das erquickliche Schreiben vom 16. März kam gerade zur Zeit, da ich mich meiner Wiedergeneſung erfreuen durfte und ich nach wenig unterbrochener Thätigkeit wieder in alles eingreifen durfte, was mir oblag; die einigermaßen retardirten Hefte ſchließen ſich ab, und ſollen nach und nach Rechenſchaft geben, womit ich mich vergangenen Winter beſchäftigt. Möge einiges davon auch Ihren Zwecken nicht fremd ſein.

Von Bonn und Berlin iſt mir viel Gutes geworden, das ich (wie nach allen Seiten) durch eine wohlgemeinte Thätigkeit und redliche Theilnahme zu erwiedern hoffe.

Freilich drängt ſich von allen wiſſenſchaftlichen Seiten gar manigfaltiges auf uns ein, da denn oft die Frage entſteht, wie man ſich davor retten ſoll, um ſeinem eigenen Daſein treu zu bleiben. Möge mir auch dieſes Jahr gelingen durch mündliche Unterhaltung glückliche und folgenreiche Stunden zu genießen.

Aufs Angelegentlichſte mich empfehlend

treulichſt angeeignet

Weimar den 14. Mai 1823

JW. Goethe.

14.

Der ſechsundzwanzigſte Februar als Datum des ehrenwerthen mir zugewandten Diploms mußte mir höchſt rührend ſein, da ich mich aus den Bulletins der Aerzte genugſam überzeugt hatte, daß gerade an demſelben Tage die rückkehrende Hoffnung eines neuen Lebens eintrat.

Wie bedeutend werden nicht ſolche Zufälligkeiten! und wie ſchön iſts, wenn wahrhafte Neigung und wechſelſeitig

durchdringende Kenntniß des Charakters und des Bestrebens sie wohlwollend herbeiführen.

Den ausgezeichnet erfreulich gewichtigen Brief hätte ich schon längst dankbar erwiedert, wäre das neue Heft Kunst und Alterthum zur rechten Zeit fertig geworden; wie die Sache jetzt steht, glaube ich es selbst erst mit nach Bohmen bringen zu können.

Und so sind ich denn unmittelbaren Anlaß zu melden, daß mein gnädigster Herr, der Großherzog, im Begriff steht, nach Marienbad abzugehen, wohin ich ihm bald zu folgen gedenke; wir hoffen, daß einige krankhafte Anzeichen, die sich in diesen Tagen bei unserer unschätzbaren Großherzogin bemerken ließen, diesem löblichen und von den Aerzten als nothwendig ausgesprochenen Vorhaben nicht hinderlich sein werden.

Was aber die Wünsche der zu der geistlichen Heilquelle Wallfahrtenden für einen Inhalt haben, darf ich wohl nicht mit Worten aussprechen. Möchten Sie dieser leisen Andeutung eine günstige Auslegung verleihen.

In dem nächsten Hefte zur Morphologie, welches freilich auch schon fertig sein sollte, vielleicht aber auch von mir mitgebracht wird, empfehle einen Aufsatz von Ernst Meyer, geschrieben auf meine vorgedruckte Veranlassung. Er bewegt sich um einen wichtigen Punkt, der zur Erörterung reif ist; auch ein junger Botaniker, D. H. H. Schulz, Privatdocent in Berlin, von dessen Werk: die Natur der lebendigen Pflanzen, — ich nur einzelne Auszüge gesehen, dringt gleichfalls auf denselbigen. Man sieht, wie bei dem Vorstreben des menschlichen Geistes gewisse Ideen aller Orten reif werden und hervortreten.

Dürft ich wohl hoffen, Verehrtester, daß Sie mir zum nächsten morphologischen Hefte auch einen freundlichen Beitrag gäben? ich würde bitten, daß es ein Commentar wäre zu einer Stelle Ihrer gehaltreichen Rede, und zwar zu S. 47

von Lin. 11. bis S. 48. Lin. 10; ich wünsche mir selbst eine reine Uebersicht, die Sie alleine geben können, da Ihnen das Einzelne so gründlich gegenwärtig ist. *)

Hier nur eine Vorfrage: wo gehören die in der Gegend von Falkenau sich häufig vorfindenden Pflanzenabdrücke in Sandstein hin? Ich glaube den Wegbreit und Buchen ähnliche Blätter darin zu entdecken.

Von welcher Gegend hat der Plänerkalk seinen Namen? und wär es wohl thunlich, auch uns einige Abdrücke davon mitzutheilen? Durch Ihre Güte besitzen wir nun das Aelteste dieser Art. Sollten denn auch die Ilmenauer dahin zu rechnen sein? in denen wir nur Farrenkräuter, Rohrstengel und Blätter bisher gewonnen haben. So manches Andere, was Sie mit anzukündigen die Güte haben, gibt mir schöne Aussichten in einem Fache, von dem ich mich nun einmal nicht lossagen kann.

Geheimde Rath von Leonhardt sendet mir die Aushängebogen seines Werkes: Charakteristik der Felsarten, ich danke ihm diese Freundlichkeit gar sehr, denn wenn es wird fertig sein, so muß man sich zu einer so überschwenglichen Erfahrungsmasse ganz neu wieder einrichten. Der Geist hat denn doch nur einen gewißen Grad von Fassungskraft, was sich in das Nichtzuunterscheidende hinbewegt, hört auf begreiflich zu sein. Indessen freut mich, daß meine vieljährigen redlichen Bemühungen mich doch in den Stand setzen, in diese sich immer erneuende und erweiternde Welt mit hineinzusehen.

Ein junger Genfer, Namens Soret, der sich schon durch mancherlei Aufsätze in der Bibliotheque universelle bekannt gemacht und gegenwärtig unseren jungen Prinzen beigegeben ist, waltet in der neuesten krystallographisch und chemisch bestimmenden Erd- und Steinkunde frisch und bequem und ist mir, wie außerdem in andern Rücksichten ein sehr angenehmer Nachbar und Gesellschafter.

Wie doch das Herkömmliche, ſchon lange Zeit Bekannte, ſich nach und nach möglichſt Entwickelnde und Erweiternde freundlich zuſagt, habe ich erſt jetzt wieder erfahren, an der zweiten Ausgabe der Mineralogie von Cleaveland in Boſton; er hat in Freiberg ſtudirt, viel gereiſt und durch ausgebreitete Verhältniſſe von allem Neuentdeckten und Neubeſprochenen Kenntniß genommen. Es iſt noch der alte Grund und Boden, auf dem man wandelt, der nicht jeden Augenblick mit uns auf- oder niederzugehen droht. Und doch findet man das Werk vorſchreitend und bis auf die neueſten Zeiten hinlänglich; und ſo muß man ſich zwiſchen Beſtehen und Umwälzen hinhalten.

Die Jenaiſche Literatur-Zeitung begünſtigt meine naturhiſtoriſchen Arbeiten durch eine gründliche Recenſion, die mich aber freilich wieder zu neuer Mühe verpflichtet. Sich genau gekannt, das Haltbare gebilligt, das Bedenkliche bemerkt zu ſehen, fordert zu beſonderer Prüfung auf, welche jedoch anzuſtellen meine Jahre ſo wie meine Zuſtände geeignet und geneigt ſind.

Die Bohrverſuche wurden auch in unſerer Gegend vorgenommen; doch ſcheinen ſie in der neueren Zeit zu ſtocken. Bei Gera ging man ſehr tief in den bunten Sandſtein; etwa drei vier Stunden von Weimar, in der Fläche hinter dem Ettersberg machte man die Probe auf einem verlaſſenen früheren Verſuch. Glenck ſprach vor einiger Zeit bei mir ein und ſagte mir zu durch ſeinen Sohn, den er in der Gegend ließ, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben. Dieſer blieb aus, und da die Sache unmittelbar befohlen und eingeleitet worden, ſo konnt ich bei keiner Behörde Nachricht erhalten. Sonſtigen allenfallſigen Erfolg, auch meine Gedanken darüber theile ich nächſtens mit. Im Geognoſtiſchen ſchaffen uns dieſe Unternehmungen manche Klarheit und müſſen im Einzelnen gewiß Vortheil bringen.

Noch gar Manches hätte zu ſagen und zu erwiedern, möge dies in Böhmen mündlich geſchehen. Auf alle Fälle melde die Ankunft in Marienbad ſogleich, wenn auch nur mit wenigen Worten. Tauſendmal mich freundlichem Andenken empfehlend,

treu verbündet

Weimar den 20. Juni 1823.

W. Goethe.

Vorläufig erbitte mir eine geneigte Aufnahme des Wenigen, was ich über die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in meinem letzten Hefte geäußert, welches leider auch noch nicht typographiſch abgeſchloſſen iſt.

G.

15.

Swietla bei Deutſchbrod den 4. Auguſt 1823.

Die freundlichen Wünſche vom 20. Juni haben mich erſt auf meiner Reiſe erreicht, als die Zeit ihnen zu folgen bereits verfloſſen war, möchte wenigſtens die Quelle alle Befriedigung gewährt haben! Das dort Verſäumte ſoll künftigen Mai in Weimar eingebracht werden.

Was ſeit dem 9. Juni ſich in der literariſchen Welt ergeben, iſt mir bei meinem unſteten Leben unbekannt geblieben. Sehr geſchmeichelt fühle ich mich durch den Ruf, ein Plätzchen in der Morphologie einzunehmen; der gewünſchte Commentar ſoll, ſo weit ich es vermag, bei meiner Zurückkunft die erſte Beſchäftigung werden.

Die Pflanzenabdrücke bei Falkenau gehören wohl zu der fortſchreitenden tertiären Bildung nach der Braunkohle, ſie finden ſich in einem Sandſtein, der als eine parallele Bildung

Grethchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar!
Wenn unser eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunter ließ;
Stand sie bey ihrem Buhlen süß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Grethchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung.
Er ist auch fort.

vom grünen Sandstein gelten könnte. Von welcher Gegend in Sachsen der Plänerkalk die Benennung erhalten habe, kann ich nicht genau angeben, mit Abdrücken aus dieser Formation werde ich dienen, sobald die heurige Ausbeute anlangt.

Der Hauptzweck meiner heurigen Reise war die Erforschung der Salzformation bei Wieliczka und des in dem Salze vorkommenden fossilen Holzes, ferner die Bereisung des schlesischen Steinkohlenzuges.

Vorläufig kann ich anzeigen, daß die Beurtheilung Keferſteins in Betreff von Wieliczka viel richtiger sei als jene von Beudant.

Es ist allerdings schwer über eine Formation abzusprechen, die nie durchsunken werden darf, aus Besorgniß die Wässer der Tiefe in selbe einzuleiten, man ist jedoch in Wieliczka 1:36 in Bochnia 212 Lachter Seiger bis unter die Sohle des dritten Salzflötzes im Salzthon herabgekommen. Das Kalkgebirg, das durch Ost-Schlesien und Polen fortzieht, bei Krakau von der Weichsel durchbrochen wird, endet am Krakushügel, südlich von Podgorze, wo die Aufschwemmung beginnt, in einem mit Hornstein durchzogenen Kalkstein. Dieser Hügel 1½ Meile von Wieliczka entfernt, ist wenigstens 20 Klafter höher; wollte man der Meinung Beudants beipflichten, so müßte man annehmen, daß der Kalkfels in dieser kurzen Strecke 150 Lachter einschießt, das seinem bisher beobachteten Verhalten ganz entgegen ist. Von den Karpaten aus läßt sich gar nichts beurtheilen, da die auf mehr als 6 Meilen vorgeschobenen aufgeschwemmten Hügel alle frühere Gebilde überdecken, selbst das Flußbett der Rawa nur jüngeren Sandstein auf Sand und dünnen Thonplatten zeiget. Von buntem Sandstein ist nirgends eine Spur. Alles, was ober dem Salze vorkömmt, ist rein aufgeschwemmt, blauer Mergel, Flugsand, junger Sandstein mit Geschieben älterer Gebirge ꝛc. Die Hügel um Wieliczka auch noch außerhalb der bekannten Salzlager bestehen aus dem jüngsten Sandstein, durchzogen

von einem kalkigen Mergelſchiefer mit ſparſamen Abdrücken von Algaciten. In dem Salzthon des oberſten Stockwerkes kommen zuweilen Petrefacte vor, in dem zweiten Salzflötz (Spiza Salz) ſind ungefähr 5pret. zertrümmerter Schalthiere im Salze enthalten. Das foſſile Holz erſcheint im Salz auf einer einzigen Lage von 3 — 4 Zoll Mächtigkeit, es iſt im Uebergang zur Braunkohle, mit dieſem Holz erſcheint zugleich Gagat im Salz eingeſchloſſen, dieſer iſt von einem höchſt widerlichen bituminöſen Geruch, beſonders in der Grube, der ſich aber in einigen Tagen ſehr vermindert. In dem Salzthon auf 90 Klafter Tiefe werden einzelne Baumſtämme von 4 — 8 Zoll Durchmeſſer angefahren, es iſt bituminöſes Holz, das öfters ſchon in Braunkohle übergegangen iſt, wo der innere Kern mit Schwefelkies durchzogen iſt, werden die Jahresringe ſichtbar. Oberbergrath Lill beſitzt ein Stück in ſeiner Sammlung, auf welchem eine Wallnußfrucht ſehr wohl erhalten, zur Hälfte entblößt ſichtbar iſt. Die Salzablagerung muß nach allen dieſen Umſtänden in die Zeit der Aufſchwemmung nach der Kreide eingereiht werden. Bei Bochnia ſind die Verhältniſſe der Ueberlagerungen dieſelben, foſſile Knochen werden in den oberſten Schichten des Sandes oder Mergels zu Zeiten gefunden, das foſſile Holz und der Gagat ſind hier ſeltener, weder Kalk noch bunter Sandſtein in der Gegend zu entdecken. Der Uibergangs-Thonſchiefer, den man von Mähriſch Sternberg bis hieher ununterbrochen verfolgt, ziehet ſüdlich von Bochnia vorbei und verlieret ſich unter der Aufſchwemmung des Weichſelgebietes, wahrſcheinlich wird das Salzgebirg von ihm unterteuft; der erſte Hügel, an den ſich Bochnia ſüdöſtlich anlehnt, iſt ſchon Salzthon mit faſrigem Gyps. So wie die Suiten Sammlungen, die ich auf meiner Reiſe gemacht habe, anlangen, werde ich ſie näher unterſuchen und meine Anſicht deutlicher vortragen. Die Steinkohlenformation habe ich von der polniſchen Gränze durch Ober- und Niederſchleſien über Waldenburg und Neurode

durch die Grafschaft Glaz bis Schwadowiz auf der Herrschaft Nachod verfolgt, ich behalte mir vor, darüber einige Bemerkungen nachzutragen, die Abdrücke bei der Kohle und dem grauen Thoneisenstein sind durchaus dieselben. Was die angeblichen Blumen-Abdrücke betrifft, die P. Rhode in seinem 5. Heft abgebildet hat, die er sogar in zwei der Zeit nach entfernten Formationen gesehen zu haben glaubt, beruhet nach meiner und P. Treviranus Ansicht auf einer Täuschung. Es zeigen sich allerdings auf den Kalkspathschuppen der Waldenburger Steinkohle täuschende Blumenformen aus einer strahligen Krystallisation und dem blättrigen Bruch dieser Blätterkohle zusammengesetzt, die aber dem Mineralreich angehören. Was die Schieferplatten des rothen Sandsteins, die theils zwischen theils ober demselben vorkommen, anlanget, so sind die abgebildeten Lycopodien deutlich vorhanden, die Unzahl von Blumen aber blos zufällige Unebenheiten dieses Sandsteins, die unter irgend einem besonderen Lichteinfall eine Gestalt annehmen, die ihnen der Ansehende leihet. Ich habe sowohl die abgebildeten Stücke bei P. Rhode gesehen, als mehrere an Ort und Stelle erhalten und nichts als die Lycopodien und einige unkennbare Pflanzentheile auf selben bemerken können. Ich muß jedoch diesem eifrigen Forscher und lieben freundlichen Mann die Gerechtigkeit widerfahren laßen, daß er nicht täuschen wollte, er zeigt diese Abdrücke Jedermann, und zeichnete treu, was er, aber auch nur er, zu sehen wähnte, der Zusammenhang von Stengeln, Blättern und Blumen, wie er ihn darstellte, ist aber auf dem Stein ein bloßes Chaos von formlosen Unebenheiten, das gar keiner deutlichen Vorstellung fähig ist. *)

Kosciuszko's Monument bei Krakau wird auf dem Grabe eines Mamuths errichtet, dessen Fangzahn bei Grabung der Fundamente, nicht wie die Zeitungen angeben, im Kalkstein, der hier nur aufgeballt, nicht massig anstehend gefunden wird, sondern zwischen dem Kalkstein in einem sandigen Mergel entdeckt wurde.

Heute abends ſetze ich meine Reiſe nach Wien fort, um zu ſehen, was unſere Braſilianer machen, und was etwa für unſer Muſeum zu erhalten wäre, den 1. September gedenk ich in Brzezina einzutreffen, wo ich mit mehr Muße mehreres nachtragen werde

treu anhänglich

Stg.

16.

Eger den 10. S. 1823.

Den theueren ſpät gefundenen hochverehrten Freund erſt ſo fern dann ſo nah zu wiſſen gab dem diesjährigen Aufenthalt in Böhmen eine eigene trübe Stimmung, wenn ſchon die Geſellſchaft der obern Teraſſe zu Marienbad durch des Großherzogs Gegenwart belebt, kaum eine Pauſe der Luſtigkeit zu machen wußte. Indeſſen darf ich mich nicht beklagen, da ich durchaus gut und liebevoll behandelt wurde.

Nun aber darf ich zum Abſchiedsgruß beikommende Hefte freundlicher Aufmerkſamkeit empfehlen, ſie enthalten das geiſtige Verhältniß zu meinen Freunden; was man vielen ſchreiben möchte, wird durch den Druck auf einmal geleiſtet und jeder nimmt alsdann günſtig das Seinige.

Freude, Friede, Neigung

den Wohlgeſinnten
für ewig.
G.

Zu dem pyrotypiſchen Kammerberg noch zweier anderer ähnlichen Erſcheinungen in Böhmen umſtändlich erwähnen zu können, iſt wohl ſehr erwünſcht. Das erſte ſei der Wolfsberg

bei Czernoschin, deſſen Beſchaffenheit ich durch einen Abgeordneten beobachten ließ. Man ſuchte den wohlbedachten Forderungen unſerer Altmeiſter gemäß zuerſt ein originäres Geſtein und ſetzte ſolches nach eigener Ueberzeugung feſt, ohne deßhalb allgemeinen Beifall zu hoffen; dieſes ſuchte man nun in ſeinen Veränderungen vom Kenntlichſten bis zum Unkenntlichſten zu verfolgen und hat eine dergeſtalt geordnete Sammlung mit wenig Noten an das Prager Muſeum geſendet. Ein mehr ausführlicher Aufſatz mit einem Ocularriß, oder wenn es glückt mit einem richtig gemeſſenen wird vorbereitet; letzteren, welchen mir Herr Kreishauptmann v. Breinl von Pilſen verſprach, wird dadurch erleichtert, daß auf dem einen Ende des Wolfsberges ein Merkzeichen aufgerichtet war auf welches allgemeine Meſſungen ſich bezogen.

Die zweite neuentdeckte Erſcheinung uralter Feuerſpuren iſt bei Boden und Altalbenreuth im Fraiſchgebiet, etwa drei Stunden von Eger gegen Süden. Auch hievon wird eine in jenem Sinne geſammelte Folge durch Rath Grüner geſendet werden. Eine Vergleichung mit dem Kammerberg ſoll nicht ermangeln; ſie ſcheinen alle drei mir auszuſprechen, daß ihr Urſprung topiſch iſt, indem an jedem der drei Orte originäres Geſtein verändert worden und die Producte von verſchiedenem Gehalt und Anſehn erſcheinen.

Ferner hat ſchon im vorigen Jahre Herr Graf Sternberg die in Marienbad geognoſtiſch beſchäftigten Naturfreunde aufmerkſam gemacht auf die ſo langſame als große Gewalt, welche die Gasarten aufs Urgeſtein ausüben; Beiſpiele hievon ſind mit einigen Bemerkungen an das Prager Muſeum abgegangen.

Sodann hat man von dem Freiherrlich Junkeriſchen, höchſt wunderbaren Bergwerk nähere Kenntniß genommen, und wird die darüber erhaltenen Nachrichten zu vervollſtändigen, zu ordnen und mitzutheilen ſuchen. Von Exemplaren ſelbſt iſt

mir nur so viel zur Hand gekommen, als nöthig ist in dem eigenen Cabinet diese sonderbare, vielleicht einzige Naturerscheinung vollständig einzuverleiben. Der Besitzer jedoch wird sich gewiß eine Freude machen, die merkwürdigen Documente eines so seltenen Fundes in dem Museum niederzulegen.

So muß ich denn auch bei dieser Gelegenheit der Fortschritte des Rath Grüners gedenken, die er im oryktognostischen Fache gemacht hat; nicht allein wußte er sich durch allgemeine Anschauung eine reiche Kenntniß von mehreren Mineralien zu verschaffen, sondern er suchte sich auch mit dem, was die äußeren Kennzeichen besagen, genau zu befreunden und weiß schon mit dem Löthrohr umzugehen. Er sammelt glücklich und versteht durch Tausch, seinen ökonomischen Verhältnissen gemäß, sich mit allerlei wünschenswerthen Dingen von außen zu versehen. Diese seine Verfahrungsart dürfte denn auch wohl den Zwecken einer Hochansehnlichen Gesellschaft des Prager Museums entgegenarbeiten; so wie die bedeutende Entdeckung der oben angezeigten pyrotypischen Stellen im Fraischgebiete, nicht weniger eines vorzüglich schön krystallisirten Andalusits allerdings als verdienstlich gelten möchte.

Herrn Abbé Dobrowsky habe ich zwar nur kurze Zeit aber doch über einige Gegenstände umständlich gesprochen. Es ward eines böhmischen Codex, halb Manuscript halb Druck zu Jena, gedacht, dessen derselbe sich wohl erinnerte, obgleich viele Jahre vergangen, daß er solchen dort zur Hand gehabt. Ich erwähnte zweier Bilder, die in der böhmischen Geschichte beschrieben werden. Englische Studenten zu Prag, denen man das consilium abeundi gegeben, hatten solche vor ihrem Weggehen an die Wände eines Bürgerhauses malen lassen. Ich erbot mich allenfalls Copien davon aus gedachtem Codex zu senden. Sobald ich nach Hause komme, soll eine genaue Beschreibung des Inhalts jenes Bandes geschickt werden, da alsdann Nachzeichnungen und Abschriften auf Verlangen bald erfolgen werden.

Ohngeachtet vieler Zerstreuung sind Geognosie und Meteorologie nicht leer ausgegangen, weil ich durch meine Begleiter zu wirken trachtete. Vorerst empfehle S. 63 des beikommenden Stückes zur Naturwissenschaft, ich habe in diesem Bezug meine Betrachtungen fortgesetzt und mich hat Weg und Weise immer mehr befriedigt; im nächsten Stücke soll deshalb das Weitere folgen. Auch bin ich sehr neugierig, was die Beobachtung (der) Preussen vom Meere heraufbringen wird und wie ich sie in meinem Sinne nutzen kann.

Die Natur der lebendigen Pflanzen von Carl Heinrich Schultz, Privatdocent in Berlin, hab ich in Händen, möglich war mirs aber noch nicht, mich damit zu beschäftigen. Auch Schelver hat wieder von sich hören lassen, was ich bald zu vernehmen hoffe.

Und nun sei geschlossen mit herzlichstem Danke für das herrliche Schreiben vom 4. August Zwietla bei Deutschbrod, welches mich diese ganze Zeit her begleitet und zu manchen Betrachtungen aufgefordert hat. Mögen Sie fortfahren von Ihrem Beginnen beliebig mitzutheilen und zu bezeichnen, wovon allenfalls Gebrauch zu machen wäre, so würd ich es aufrichtig dankbar anerkennen. Sobald ich nach Hause gelange und einigermaßen zur Besinnung, erfolgt noch manches, was ich jetzo in einem überdrängten Zustande nicht entwirren kann.

unabänderlich

G.

17.

Brzezina den 16. September 1823.

Unmöglich kann ich den theueren Freund sich entfernen sehen, ohne ihm, selbst in der ersten Verwirrung der gestern erfolgten Ankunft ein liebevolles Wort des Abschieds nachzu-

rufen, und für die mitgetheilten Hefte zu danken. Nur einen flüchtigen Blick konnte ich auf Ernſt Meyer und S. 63 werfen, die wie alles Uebrige ruhig genoſſen und durchdacht ſein wollen. Wenn der Wolfsberg dem pyrotypiſchen Kammerbühl beigeſellt werden darf, ſo wird ſich auch noch ein dritter Berg in der Umgegend von Teplitz anſchließen laſſen, der genau dieſelben Producte liefert; den Namen kann ich nicht angeben, bis ich zu meiner Sammlung gelange. Einſtweilen danke ich für die dem Muſeum geſchenkte Aufmerkſamkeit, auch die Verdienſte des H. Raths Grüner wird man gebührend zu würdigen wiſſen, da ſie uns von einem competenten Richter geſchildert werden.

Ueber meinen Aufenthalt in Wien, der ſich der Audienz wegen bis zu dem 12. verſpätet hat, ein andermal. Die braſilianiſchen Sammlungen habe ich fleißig beſucht, beſonders die geognoſtiſche, die ſich zwar der unſrigen anreiht, aber wie in der Flora bis in das Gigantiſche übergeht, oder in großen, ganz vollkommen ausgebildeten Kryſtallen erſcheint; der Wawelit bildet centnerſchwere Maſſen zuſammengebaliter Tropfſteinformen, der Granit enthaltet Feldſpathkryſtalle von 2″ Durchmeſſer, der weiße Glimmer bricht in Spiegelblättern von 2′ Flächenraum, der elaſtiſche Sandſtein in 4—6′ Tafeln, die Elaſticität ſcheinet Folge der Verwitterung zu ſein, die tieferen Lagen beſitzen dieſe Eigenſchaften nicht. Die Formen und das Vorkommen der Eiſenerze iſt höchſt manigfaltig, die Kryſtalliſationen ausgezeichnet, Kyanite ſehr häufig, der Pyrop gleich jenem in Böhmen als Geſchiebe, aber auch anſtehend im Trappgebirg ꝛc. Ich habe ungefähr 150 Stücke ausgewählt und den Kaiſer namens des Muſeums darum angeſprochen, der ſie mir auch zugeſagt hat. Mein Aufenthalt in der Hauptſtadt wird hoffentlich für die Wiſſenſchaft nicht ganz vergeblich geweſen ſein.

Mit diesen wenigen Worten sei geschlossen; die Hoffnung des Wiedersehens im künftigen Frühjahr muß mich über den Verlust in diesem Sommer trösten, der Drang der Geschäfte nach einer dreimonatlichen Abwesenheit die Kürze dieses Briefes entschuldigen.

Treu anhänglich

Stg.

18.

Brzezina den 15. November 1823.

Die erste Arbeit nach wieder eingetretener häuslicher Ruhe sollte dem gewünschten Commentar über die Verhältnisse der vegetativen Abdrücke zu dem geognostischen Verhalten der Formationen gewidmet werden; allein die Blumenvisionen von Prof. Rhode, der Blumenabdrücke im körnigen krystallinischen Urkalk, in der Steinkohle, im Schieferthon, in den Holzsteinen, in den obersten Platten des rothen Sandsteins, und in den Kalk(platten) von Solenhofen und Kehlheim, die zum Steindruck gebraucht werden, folglich durch drei Formationsperioden hindurch gesehen haben will, würden mich in die Nothwendigkeit setzen, mich auf Widerlegung dieser auf Irrthum beruhenden Meinung einzulassen, und weitläufiger zu werden, als es in der Morphologie schicklich ist. Es werden bald Recensionen in der Flora und anderen Journalen erfolgen, die dieses leisten werden, dann kann ich ruhiger auftreten; auch erwarte ich in der Zwischenzeit eine Kiste mit Abdrücken aus dem bunten Sandstein, die mir bishero gemangelt haben.

In Bezug auf die S. 78 zur Naturwissenschaft aufgeworfene Frage, ob auch im Inneren des Landes Böhmen Gewitter entstehen, die sich auf die Grenze werfen, und wie es

ſich mit jenen verhalte, die in der Mitte des Landes niederſtürzen und große Verwüſtungen anrichten, kann ich, obgleich die drei inneren Kreiſe Böhmens von mir nicht überſehen werden können, einiges beibringen. *)

Ueber die Gewitterzüge in Böhmen.

Der Beobachtungs-Ort Brzezina im Pilſner Kreiſe liegt auf einer Höhe von 1560 Fuß über der See bei Hamburg. Seine Länge 31° 17′ 30″, Breite 49° 48′ 55″.

Aus dem Schloß Brzezina überſieht man im Süden die Grenzgebirge der Herrſchaft Krumau zwiſchen Paſſau und Böhmen, im SW. die Gebirge der Herrſchaft Winterberg, die böhmiſch und pfälziſchen Grenzgebirge, im W. den eigentlichen Böhmerwald, im NW. die Karlsbader und Tepler Gebirge bis gegen Gottesgab, im N. die fortlaufende Linie des Erzgebirges. Von dem nah an dem Schloß Brzezina gelegenen Berge Hradiſcht, der 357 Fuß höher iſt, überſieht man die nämlichen Gebirge, jedoch deutlicher, ſo daß man die bekannteren, als den Arber, den Rachel, den Hohenbogen, den Frauenberg, das Engelhaus, den Podhor, den Sonnenwirbel deutlich erkennen kann, das Erzgebirge tretet beſtimmter hervor, der Donnersberg bei Mileſchau nebſt zwei anderen Kuppen des Mittelgebirges laſſen ſich an heiteren Tagen unterſcheiden. Das innere Böhmen, das Rieſen- und Iſergebirg ſind durch die nahen waldbekränzten Berge beſonders den Rutſch, der etwas höher als der Hradiſcht iſt, gedeckt.

Hinter den SSW. Gebirgen iſt das Flußgebiet der Donau, hinter den W. und NW. jene der Regen, Vils und Naab, vor dem SW. ſtrömt die Moldau von W. nach O. vor dem W. die Mies, vor dem Nördl. die Eger ebenfalls von Weſten nach Oſten.

Alle primären Gewitter entſtehen in den höheren Gebirgsregionen; die ſecundären, wenn nämlich nach einem erfolgten

Grethchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!

ab.

Grethchen

nach Hauſe gehend.

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmählen,
Sah ich ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,

Gewitterregen, der als elektrischer Leiter dienet, die Oberfläche der Erde zu einer Wechselwirkung mit den höheren Regionen aufgeregt wird, steigen Nebel aus den Wäldern auf, die sich schnell zusammenballen, und neue Gewitter im Inneren des Landes erzeugen. Diese Gewitter, die viel niederer ziehen, wenn die Anziehung nach unten stärker ist, als nach oben, entladen sich oft plötzlich, sind meistens von starkem Wind begleitet, und richten große Verheerungen an. Die erste elektrische Spannung kömmt aber von oben, wovon man sich in den höheren Gebirgen der Schweiz und Tirols am leichtesten überzeugen kann.

Die meisten Gewitter entstehen im WSW. und NW. Die an dem Böhmerwald sich aufrollenden Cumuli werden gewöhnlich lange auf diesen Gebirgen festgehalten, so daß man schon um Mittag die Vorbereitung zu den späteren Gewittern bemerken kann. Ist die Anhäufung groß, die elektrische Spannung stark, so fangen sie an, landeinwärts zu ziehen. Da aber die Berge des Inneren des Landes um 1000 bis 1500 Fuß niederer und weniger verbunden sind, als jene in dem Halbkreis des Grenzgebirges, so ist die Anziehung nach den beiden Ketten dieses Gebirges viel stärker, als jene der geraden Richtung nach O. Die Anhäufung wird in SW. und NW. auf Kosten der Wolkenmasse in W. vermehrt, das Gewitter theilet sich in zwei Hauptmassen, ziehet nach N., am Erzgebirge nach S. an den oberpfälzischen und Passauer Gebirgen fort, und der Regen, der gewöhnlich bei Trennung der Wolkenmassen erfolgt, reicht selten über die Moldau und die Eger oder höchstens bis an die Mies. Daher Brzezina, das selten von westlichen Gewittern einen Regen erhält, für eine Wetterscheide geltet. Nur in seltenen Fällen, wenn die Anhäufung der Wolkenmassen sehr groß ist, erfolgt die Trennung tiefer im Inneren des Landes, in der Parallele der weitesten Entfernung der südlich und nördl. Gebirgskette, und dann erfolgen gewöhnlich bedeutende Wassergüsse.

Die südlichen Gewitter so wie die nördlichen kommen ebenfalls in gerader Richtung selten hieher, wenn sie aber östlich fortziehend, im S. die Moldau überschreiten, oder N. auf den Mileschauer Berg überspringen, und die großen Waldstrecken des Rakonitzer und Berauner Kreises erreichen, die hier mit zwei hohen Bergen sich enden, so kommen sie von Osten hieher und entladen sich gewöhnlich im Walde, wo jedes Jahr mehrere Bäume vom Blitz zerschmettert werden, auch öfters Schlossen fallen.

Was im Osten vorgeht, kann hier nicht beobachtet werden; wahrscheinlich bietet jener Halbkreis des höheren Gebirges die nämlichen Wahrnehmungen in entgegengesetzter Richtung dar, indeme das Riesengebirge in NO. mit dem Isergebirge, im SO. mit dem Glatzer und Mährischen Gebirg zusammenhängt.

Daß der Zug der Gewitter durch die Verhältnisse der Anziehung bedingt werde, scheinet durch 12jährige Beobachtungen von dem hiesigen Standpunkt außer Zweifel zu sein [*]).

Das Spiel der Nebel und die Wolkenbildung lassen sich von dem hiesigen Standpunkt vorzüglich gut beobachten. Sie entstehen entweder auf den Wässern allein, in den Wäldern allein, oder allgemein. Die Nebel auf den Gewässern entstehen in allen Jahreszeiten, selbst mitten im Sommer, sie liegen vor Sonnenaufgang auf dem Wasserspiegel, ziehen, wenn sie aufgeht, wie weiße Schnüre nach dem Lauf der Gewässer, wie sie emporsteigt, werden sie durch die Thäler, die bei den Flüssen ausmünden, heraufgedrückt; erreichen sie bedeutende Wälder, so steigen sie in diesen empor und es erfolgt die ganze Reihenfolge der Wolkenbildung, erst Stratus, dann Cirrhi, endlich Cumuli, die nach dem Zustand der höheren Luftschichten entweder wieder aufgelöst werden, oder sich zu Regenwolken bilden. Dies geschieht vorzüglich bei größeren Flüssen, so erscheinen manchmal die Nebel der Donau als große Cumuli auf unseren Grenzgebirgen. Meistens werden aber diese Nebel bei

höherem Stand der Sonne wieder auf dem nämlichen Weg zu den Wässern zurückgedrängt, und verschwinden allmählig ganz. Die zweite Art von Nebel entwickelt sich in Gebirgen und Wäldern, diese erscheinen vorzüglich im Frühling und Herbst: sie geben fast immer Veranlassung zu einer Wolkenbildung, weilen sie von einer Höhe, die der Region der niederen Wolken gleich kommt, ausgehen; erscheinen sie im Sommer, so bleiben Gewitter nicht aus. Die allgemeinen Nebel in den Wintermonaten sind ein fortwährender Niederschlag, der oft mehrere Tage anhält, ohne eine Wolkenbildung zu veranlassen. Im Hochgebirge sind die Verhältnisse verschieden; ziehen sich die örtlichen Nebel nach der Spitze der Berge und werden von dieser abgestoßen, so werden sie unfehlbar aufgelöst, werden sie von der Bergspitze angezogen, so erfolgt eine Anhäufung und im Sommer unfehlbar Gewitter; halten sie sich in der Mittelregion des Gebirges, ohne die Höhe zu ersteigen, so erfolgt schnell die Wolkenbildung und Regen.

Wollte man über Wolkenbildung und Gewitterzüge genaue Nachrichten sammeln, die wohl in der Folge von großem Werth sein konnten, so wäre es unbedingt nothwendig, auf einer gegebenen Längen- und Breiten- Linie im Kreuz meteorologische Sternwarten zu errichten und mit gleichen und richtigen Instrumenten zu versehen, wozu ich vor vielen Jahren in den meteorologischen Jahrbüchern von Haberle den Vorschlag gemacht habe.

Zur Vervollständigung der meteorologischen Beobachtungen des Monats December lege ich auch jene von Brzezina bei, die sich an jene der Wartburg ziemlich gut anschließen; die spitzen Winkel vom 4. und 5., der allen anderen Sternwarten entgegenstehende Fall am 17. und die beiden Pyramiden vom 19. und 20. in Teyl scheinen mir problematisch.

Ueber die Verhältnisse von Brzezina mag die Abhandlung von dem Astronom David näheren Aufschluß ertheilen.

Schulz über die Natur der lebenden Pflanze liegt zwar vor mir, allein die Rückstände dieses Sommers sind noch nicht vollends aufgearbeitet, ich konnte dieses Werk noch nicht zur Hand nehmen.

Die Kisten mit den gesammelten Naturalien auf meinen Reisen sind nun eingetroffen, wenn die Wieliczka-Formationen in Jena nicht vollständig sein sollten, kann ich das Fehlende ergänzen. Es befinden sich nun in Wieliczka zwei vielversprechende junge Leute angestellt, Lill und Hrdina, die sich der Geognosie gewidmet haben; ich bestrebe mich sie aufzumuntern, dem Zusammenhang der Salzformation bis Siebenbürgen nachzuspüren, und uns ein Bild davon zu entwerfen. Ich habe ihnen angerathen, vorerst die höchsten Spitzen der Karpaten zu besteigen, um die Gebiete der Donau und der Weichsel, durch welche die ehemaligen großen Seen Ungarns und Polens entleert wurden, zu übersehen, und dann die wahrscheinlichen Ufer dieser Seen zu verfolgen, um sich zu überzeugen, ob von allen Seiten wie zwischen Wieliczka und den Karpaten sich vorgeschobene Hügel tertiärer Formation befinden, welche die Salzformation decken. Nur Anwohner der Umgegend, der Landessprache mächtig, können uns gediegene Aufschlüsse liefern, was wir durch Reisende erfahren, sind Bruchstücke, denen der innere Zusammenhang fehlt.

Mögen diese Blätter den verehrten Freund in voller Gesundheit und Thätigkeit antreffen, und mir bald ein liebevolles Wort, das meinem Geist und meinem Herzen die herrlichste Labung ist, zurückbringen.

Treu anhänglich

Sternberg.

19.

Beikommende kleine Sendung, verehrter theurer Freund, wäre schon längst abgegangen, hätte mich der November besser behandelt. Von dessen Unbilden aber sage nur Folgendes: ich ward am ersten November durch äußern Anlaß von einer solchen Erkältung angegriffen, daß die schlimmsten Folgen daraus entstanden, vorzüglich, weil ich sie anfangs ohne ernste gegenwirkende Kur vernachlässigte; indem der mit meiner Natur wohlbekannte Hausarzt zu gleicher Zeit gefährlich krank ward. Indessen nahm ein Krampfhusten dergestalt überhand, daß ich vierzehn Nächte auf dem Sessel zubringen mußte, in einem Zustande, der den Unterschied zwischen Tagen und Nächten aufhebt und zu der an meinen Seiten sich immerfort bewegenden Geselligkeit gar seltsam verhielt. Wohlthätig war es jedoch, daß dieses äußere so heftige Uebel nicht in mein Inneres drang, und mein eigentliches Ich wie ein ruhiger Kern in einer stachlichen Schale für sich lebendig wirksam blieb. Dadurch ward es möglich, daß ich den Freunden doch einigermaßen theilnehmend erscheinen konnte, auch ein Heft Kunst und Alterthum durch einige Einwirkung und Andeutung zu Stande kam, auch ein morphologisches gefordert wurde.

Nun rück' ich, durch fleißiges Baden von allem Krampfhaften nach und nach befreit, einem thätigern Leben wieder zu, verfahre jedoch nur schrittweise; denn offenbar hatte mir eine zu lebhafte Anstrengung nach meiner Rückkehr aus dem Bade, wo ich mich hätte ruhiger verhalten sollen, geschadet und äußern Zufälligkeiten die Hand gereicht.

Nun aber nach dieser leidigen Klage sei das Gegentheil ausgesprochen, wie sehr mich das liebe Schreiben, Brzezina d. 16. Sept. zu einer Zeit ergötzte, als ich im Gefolg meiner böhmischen Wallfahrt mehrere Tage in Eger gar thätig und

anmuthig zubrachte, freudig gefordert an Ort und Stelle durch die Erinnerung vorjährigen schönen Zusammenlebens.

Und so kam denn auch die freundliche zweite Mittheilung vom 15. November gerade zu einer Zeit, wo ich Zusprache, Anregung und Trostes bedurfte, wofür ich denn vom Herzen dankbar mich durchaus der Hoffnung freue, die uns aufs Frühjahr gegeben ist. Denn wie nöthig bei dem raschen, gewissermaßen wilden und verwirrten Zustande der Wissenschaften eine persönliche Zusammenkunft und mündliches Besprechen verbundener, mäßiger, aus einer frühern Zeit sich herschreibender Freunde sei, fühlt man jeden Tag. Es ist nichts natürlicher, als daß, bei der immer zunehmenden Menge von Theilnehmern, das Wünschenswerthe zwar gefördert, aber doch immer auch zugleich, nach Maßgabe der Subjectivität, mit Fremdem, Falschem, Störendem nothwendig vermischt werde.

Wenn dann nun bei allem diesem noch persönliche, ökonomische, politische Zwecke sich mit einschleichen, so wird die Unsicherheit eines Vorrückens immer größer. Ich habe Gelegenheit, gar manches dergleichen zu bemerken, das man nicht hindern, nur bedauern kann, und dem man zu gelegener Zeit allenfalls die reinste Redlichkeit entgegen zu setzen hat.

Nunmehr zu dem Inhalt des kleinen Päckchens:

Inhalt gegenwärtiger Sendung:

1. Antithesis Christi et Antichristi. Beschreibung eines Manuscripts im Besitz der Akademie von Jena.

Herr Abbé Dobrowsky erinnerte sich bei einem Gespräche in Marienbad, diesen Band vor vielen Jahren in Jena gesehen zu haben, wünschte eine nähere Nachricht davon, weil er sich vielleicht von einigen Stellen Copien und Abschrift erbitten würde.

2. Eine Garnitur Glasblättchen, die entoptischen Erscheinungen vielfach zu beobachten, besonders aber zu bemerken, daß sie sich mit großer Consequenz nach der Form des Täfelchens richten.

Die Täfelchen stellt man rechtwinklich auf den schwarzen Spiegel und hält sie bekanntermeise gegen die Himmelsgegenden, da dann besonders Morgens und Abends bei vollkommen reiner Atmosphäre die schönsten Erscheinungen nicht außen bleiben.

3. Sechs Bogen von dem so eben im Druck begriffenen neusten Stücke Kunst und Alterthum von verschiedentlich bedeutendem Inhalt, denen man, so wie der nächstfolgenden letzten Hälfte aufmerksame freundliche Theilnahme wünschen darf.

Auf alle Resultate und Folgen Ihrer so bedeutenden Reise mich im voraus freuend, für den sehr schönen sogleich abzudruckenden Aufsatz bestens dankend, schließe, damit das Paket nicht länger verzögert werde, in sicherer Hoffnung eines frühlinglichen Zusammenkommens.

Weimar,
den 18. December
1823

immer zur Seite
treu angehörig
W. Goethe.

20.

[1]) Vor allem sei die Theilnahme und Freude darüber ausgesprochen, daß die Einwirkung der unfreundlichen Atmosphäre dießmal nur die Schale, nicht den reinen, herrlichen Kern ergriffen habe, ja selbst in dem peripherischen Leidenszustand seine Thätigkeit nicht zu beschränken vermochte. Möge nun, theuerster Freund, die Genesung vollständig eintreten, damit der schöne Geist, der in dem festen Naturbau waltet, noch lange die Welt mit den trefflichsten Gaben erfreue.

Für die Beschreibung des böhmischen Mscpts. der Jenaer Bibliothek danket Dobrowsky selbst und leget seine Geschichte

der böhmiſchen Sprache bei, wo er S. 235 dieſes Mſcpt. angeführt hat, deſſen Verfaſſer Bohuslaus von Czechtitz war, ſeine ferneren Wünſche ſind in ſeiner Note angegeben.

Die entoptiſchen Vorrichtungen, die mir ſehr viele Freude verurſachen, erwarten günſtigere Tage, bisher iſt es mir nur einmal geglückt, reine Bilder zu erhalten, da wir faſt beſtändig trübe Tage haben.

Die Legende und die Erbſchaftstheilung in der erſten Hälfte von Kunſt und Alterthum haben den Wunſch lebhaft aufgeregt, ſie durch (das) wohlklingende Organ des Meiſters zu vernehmen.

Was Martius über die lebenden Palmen vorträgt [12]), kann vertrauend angenommen werden, was aber über die foſſilen abgeurtheilt wird, iſt nicht eigene Erfahrung; ob ſie ganz aus der Periode der Schwarzkohle auszuſchließen ſeien, beruhet noch auf genauerer Beſtimmung der für Palmen gehaltenen Pflanzen jener Epoche; daß ſie weit häufiger unter den Holzſteinen als in der Kohle gefunden werden, iſt außer Zweifel, Martius hat in dieſen Aeußerungen Adolph Brongniart nachgeſprochen. Dieſer hat nun auch die foſſilen Fucoideen recht gut bearbeitet.

Die Natur der lebenden Pflanzen von Schulz wurde mit Aufmerkſamkeit geleſen, es iſt eine erfreuliche Erſcheinung, indeme das einzig Haltbare, das Leben der Natur und der lebenden Pflanze zum Grund gelegt wird. Um einen heiteren Weg zur Ergründung der Wahrheit zu finden, werden manche neue Syſteme ohne Schaden für die Wiſſenſchaft und ohne individuellen Streit beſeitigt, auch der auf Abwege gerathene Kampf gegen die Sexualität der Pflanzen dürfte durch den zweiten Theil beigelegt werden. Für die Phyſiologie der Pflanzen wurde manches gewonnen, wenn auch noch nicht abgeſchloſſen. Was aber das auf dieſem Grund zu erbauende Syſtem anbetrifft, das in dem dritten Theil nachfolgen ſoll,

schließe ich mich an die Aeußerung von Ernst Meyer über die Symbolik: Wie die Botanik heutiges Tages dasteht, wird morgen oder übermorgen noch keiner die Aufgabe lösen. Es ist schon vieles gewonnen, auf einem naturgemäßen Weg der Untersuchung zu stehen. Um aber aus der individuellen pflanzlichen Entwicklung Merkmale aufzugreifen, nach welchen sich ein System aufstellen und die gesammte Pflanzenwelt bestimmen, reihen und eintheilen ließe, dazu müssen Untersuchungen und Beobachtungen unter beiden Hemisphären vorausgehen, die ein Lebensalter überschreiten.

Henschel, der eine Dissertation: de Aristotele botanico philosopho vorausgeschickt hat, wird auf Johanni mit einem zweiten Band über das Geschlecht der Pflanzen hervortreten; es ist zu besorgen, daß hier mehr ein Streit gegen Treviranus, als ruhig und besonnene wissenschaftliche Erörterungen erfolgen werden; ein zugemutheter Briefwechsel über diesen Gegenstand wurde abgelehnt.

Einige Resultate der im vorigen Sommer unternommenen Reise werden in der Rede bei Gelegenheit der Generalversammlung des Museums berührt werden. Ueber die Salzformation von Wieliczka ausführlicher zu sprechen, wird sich im 4. Hefte der Flora der Vorwelt Gelegenheit ergeben, merkwürdig ist die von mir erst vor wenig Tagen erprobte Erscheinung: daß in dem Rückstand ausgelaugten Grün und Spiza Salzes nebst den Gyps und Quarzkörnern ungefähr 3 pret. zertrümmerte Muschelschalen von Bivalven und 1 pret. Kohle in ebenfalls sehr kleinen Körnern vorkommen, diese Kohlenfragmente verglimmen an der Kerze wie der Anthracit. Bagat ist in einer ganzen Salzlage zu finden, einzelne Stücke von Salzthon mit Salz sind von Bitumen durchdrungen, bituminöses Holz in Braunkohle übergehend findet sich im Salzthon an verschiedenen Stellen, diese beiden Formationen stehen in einem besonderen Bezug zu einander.

Berzelius hat in seiner Untersuchung der Karlsbader Teplitzer und Königswarter Mineralwasser den gordischen Knoten durchgehauen und sämmtliche heißen Quellen als vulkanischen Ursprungs angenommen. Die Übereinstimmung der festen Bestandtheile der Quellen Böhmens und der Auvergne mit jenen Islands ist gewiß ein Umstand, der dieser Hypothese Gewicht verschafft, der immer gleiche Wärmegrad derselben, so lang wenigstens uns thermometrische Messungen derselben bekannt sind, will sich jedoch zu keiner bisher versuchten Meinung bequemen, dieser dürfte wohl noch lange räthselhaft bleiben, wenn nicht einst eine gewaltsame Revolution einen tieferen Blick in das Innere des Karlsbader Kessels gestattet. Wir wollen wünschen und hoffen, daß die im Elbogner Kreise anhaltenden Erdbeben, die den Grafen Auersperg aus seinem Schloß Hartenberg vertrieben haben, nicht Vorboten einer ähnlichen Begebenheit sein werden; der unverhofft im Monat October wieder zurückgekehrte Schloßbrunn läßt jedoch schließen, daß in dem tiefsten Wasserkessel eine größere Spannung der Dünste eingetreten seie, durch welche die Quelle wieder zu ihrem ehemaligen Niveau heraufgetrieben wurde.

Das nächste Frühjahr wird Veranlassung werden, manches zu besprechen, das dem ruhigen Beobachter nicht befriedigend in den Weg tritt, diesen Augenblick herbeisehnend schließe

treu anhänglich

K. B. Sternberg.

21.

Der verspätete Frühling tritt nun um desto rascher heran, die Pflanzenkraft drängt sich zur Entwickelung der Blätter und Blüthen und in wenig Tagen werden sich unsere Umgebungen

Und segnet' mich und that so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch — alles was mich dazu trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

wieder ganz reinlich, heiter und ergoylich anonehmen. Die Hoffnung wächst nun, hochverehrter Freund, Sie bald wieder zu sehen und ich gestehe gerne, daß ich ein entschiedenes Bedürfniß fühle, mich wieder einmal von Grund aus zu besprechen, ob ich gleich schon vielen Dank für die brieflichen Mittheilungen zu erstatten habe.

Bei allem diesem jedoch tritt, wie es in weltlichen Dingen zu geschehen pflegt, der wenig erfreuliche Umstand ein, daß mein gnädigster Herr, der Großherzog, in diesen Tagen nach Brabant den Prinzen Bernhard zu besuchen geht, dies läßt eine Lucke, die freilich auch bei einem geneigten Zuspruch des so hoch geschätzten und geehrten Freundes immer sehr fühlbar sein würde, obgleich unsere Frau Großherzogin, so wie die jungen Herrschaften sich zum frohen Empfang bereit halten; auch Wissenschaftliches würde manches vorzulegen sein in Hoffnung glücklich erwiedernder Belehrung, denn das in die Breite und Tiefe sich ausdehnende Wissen gibt eben so gut zum Zweifel als zur Sicherheit Anlaß.

Für die baldige Erfüllung meines Wunsches wegen der Gewitter Entstehung in Böhmen fühle mich höchlich verpflichtet, es macht sich diese so complicirt scheinende Wirkung auf solche Weise so klar und deutlich als möglich. Ich habe mich in diesem Felde weiter bemüht und nicht ohne Glück. Auch von außen ist mir manches Gute zugekommen; eine frühere Bemerkung von Humboldt und anderen in den Tropenländern bestätigt sich und deutet auf ein höchst wichtiges Naturphänomen. Ich lege eine Abschrift der Stelle bei.[1])

Auch folgen unsere Beobachtungen vom Januar. Nächstens erscheinen die sämmtlichen vom vorigen Jahre mit einer außerordentlich schönen vergleichenden graphischen Tafel, die sich auf alle Rubriken der Luft und Himmelserscheinungen bezieht.[2])

In Geologicis hab ich ein sehr interessantes Buch erhalten: Description Géognostique des Environs du Puy en

Velayo. Par J. M. Bertrand Roux; es iſt alles aus unmittelbarer Anſchauung geſchrieben. Freilich erſchreckt den guten Mann das trachytiſche Geſtein, das wie aus einer Theaterverſenkung mit dem Granit ſich emporgehoben, er unterſcheidet alte und neue vulkaniſche Producte, die ich künftighin als plutoniſch und vulkaniſch aufführen werde. Bei den letzten iſt das pyrotypiſche offenbar, die Feuereinwirkung augenfällig; bei den erſten nur durch Schlüſſe und Inductionen hergeleitet; die Kupfer des Werkes ſind leicht, aber mit Kenntniß und Gefühl radirt, hinreichend zur allgemeinen Uiberſicht.

Die aus Böhmen mitgebrachten Hornblende und Augit kryſtalle (Amphibole und Pyroxene) hat ein junger, im Wiſſenſchaftlichen nicht unbekannter Genfer, H. Soret, bei des jungen Prinzen Erziehung angeſtellt, geordnet und beſchrieben, wie beiliegender Bogen ausweiſt, welcher die Amphibole ganz enthält, die Pyroxene, lange nicht ſo zahlreich, folgen nach. Er wird, da meine Sammlung nun vollſtändig iſt, nach Anleitung des Katalogs auch eine für das Prager Muſeum zurecht legen.

Uiber die vorigen Jahr unterſuchten Steinſalzlagen darf wohl mündlich nähere Erklärungen hoffen. Langsdorf hat gegen die Bohranſtalten ſich erklärt. Ihm haben die Praktiker dieſer Verfahrungsart in der Beilage der allgemeinen Zeitung Nr. 63 widerſprochen. Für uns zuſchauende Naturfreunde klärt ſich manches auf.

Was mich denn ferner (ich darf nicht ſagen zuletzt) noch auf eine perſönliche Unterhaltung höchſt verlangend macht, iſt die Naturgeſchichte der Kohlen und der im Dache dieſer Lagen ſich findenden Pflanzenabdrücke. Auch mir iſt Bronguiart zur Hand, aber wer will ſich hierauf verlaſſen; Sie erlauben mir vorzutragen, was ich weiß und was ich zu wiſſen wünſche, und helfen mir mit einem freundlichen Händedruck über alle die Bedenklichkeiten weg.

Mit einem frischen Stück Kunst und Alterthum hoffe ich denn auch aufwarten zu können. Ist ein neuer französischer Roman Alonzo schon in Ihren Cirkel gekommen? Eine merkwürdige Production der neuesten Zeit. Spanien und die Revolution wird uns dadurch klar genug, historische Wahrheit und sittliche Dichtung sind glücklich in einander geschlungen. Der Verfasser kündigt jetzt eine Beschreibung des letzten Feldzugs an, worauf ich, nach jenen Prämissen, sehr aufmerksam geworden. Die Welt steht jetzt so, daß man von Zuständen und Vorgängen früher als sonst entschieden unterrichtet wird, klärer wird man wenigstens über seine Zeit und lernt sich bescheiden.

Wie ich nun am Ende bin, wünscht ich von vornen anzufangen. Herrn Dobrowsky empfehle mich schönstens, sobald die Jenaische Bibliothek mir wieder zugänglich ist, werde ich seiner Aufträge bestens gedenken.

In Hoffnung baldigen Wiedersehens!

Treu anhänglich

Weimar, den 30 April 1824.

W. Goethe.

22.

Prag, den 26. Mai 1824.

Wohl winkte der Frühling freundlich einladend zu der gemüthlichen Reise, durch Blüten der neubelebten Natur zu höherem Genuß geistiger Blüten und Früchte an der Seite des Freundes, als plötzlich der Mai eine herbstliche Kälte herbeiführte und die Ankunft des Kaiserhofes einen augenblicklichen Stillstand gebot. Bis zu Ende des Monates Juni soll die höchste Anwesenheit dauern, bis dahin muß auch meine Reise verschoben bleiben, dann aber geradewegs dem Freunde ent-

gegen gehen, wo ich ihn treffe, in Weimar oder in Eger, worüber ich mir Nachricht erbitte.[15])

Nur Weniges zur Beantwortung des letzten Briefes. Aus den einzelnen Beobachtungen, die uns aus den Tropenländern zukommen, ergibt sich der Schluß, daß wir dorten das Normale der Witterung zu suchen haben, worauf wir die unendlichen Abweichungen unserer Breiten zurückführen müssen, um einen sicheren, festen Punkt zu gewinnen, wie den Gefrierpunkt zu der Scala des Thermometers. Wahrscheinlich dürfte an den äußersten Polen, wie in der Nähe des Aequators die größere Einförmigkeit und in den Mittegraden die größte Veränderlichkeit der Bewegungen des Barometers zu treffen sein.[16]) Gäbe es Reihenfolgen von Beobachtungen aus vielen Gegenden, wie sie jetzt in Weimar gemacht werden, so ließe sich wohl etwas Bestimmteres nachweisen, auch stünde es besser um die Pflanzengeographie; dermalen ruhen die Grundzüge, die uns Schouw mitgetheilt hat, noch auf seichtem Grund, doch bleibt eine Einleitung, um zweckmäßigere zu erlangen, immer schätzungswerth.[17])

Die geologischen Nachrichten waren sehr willkommen, da auch unsere oryktognostische Sammlung eine zahlreiche Suite von Krystallen vom Wolfsberg besitzt, die unter Pyroxene und Amphibole zu vertheilen kamen. Bertrand Roux, hier noch unbekannt, wurde verschrieben, indeß war man auch hier einem Vulkan näher gekommen, der einigen Aufschluß verspricht. Der Kalvariberg bei Schlan stehet, wie bekannt, mitten in dem Steinkohlensandstein, es ist ein Säulenbasalt, die Säulen sind von verschiedener Länge und Dicke, 4-, 5-, 6kantig, und liegen oder stehen in verschiedener Neigung nach allen Richtungen der Windrose; nach Osten, Süden und Westen ist der Sandstein auf dem breiteren Fuß des Basaltberges aufgelagert, im Norden am Bach der Vorstadt Schlan, da wo ehemals die Salzquellen gewesen sein sollen, dermalen eine einzige Quelle etwa 50 Fuß

davon vorhanden ist, die, nach dem Geschmack zu urtheilen, schwefelsaures Natron enthalten dürfte, geht der Sandstein mit dem Basalt in die Tiefe. Der Steinkohlensandstein dieser ganzen Formation, die sich mehrere Meilen weit erstreckt, ist weißgrau; da wo er mit dem Basalt zusammentrifft, ist er in der Farbe ganz verändert, unmittelbar mit dem Basalt in Berührung ist er braunschwarz, locker, zerreiblich; sich von dem Basalt entfernend, durchgeht er alle Nuancen des Braunen ins Ockergelbe, bis er endlich außerhalb der Basaltregion in seine ursprüngliche Farbe zurücktritt. Die Vermuthung, daß diese Farbenänderung durch die höhere Temperatur des emporgetriebenen Basaltes entstanden sei, scheinet hier sehr nahe zu liegen, die Glimmerblättchen sind indessen unverändert, der Gegenstand verdient genaue Untersuchung.

Was das Museum seit einem Jahr geleistet hat, davon gibt das beigeschlossene Bandchen nähere Kunde, mit beschränkten Mitteln kann man nur langsam vorrücken; die Ankunft des Souveräns ward Veranlassung zu einer beträchtlichen Vermehrung der geognostischen Sammlung, wozu auch Herr Rath Gruner sein Scherflein mit vieler Bereitwilligkeit beigetragen hat; einem hohen Besuch sehen wir mit Vergnügen entgegen.

Alonzo ist hier auch noch nicht bekannt, wie wir denn überhaupt alles Neue, das wir nicht unmittelbar vom Ausland beziehen, sehr spät erhalten; er wurde von Leipzig verschrieben; bei dem nächsten persönlichen Zusammentreffen, nach welchem ich mich sehne, wird nun gar manches erfreulich besprochen werden können; ich bitte nochmals um Nachricht, ob wir uns Anfangs Juli in Eger oder in Weimar treffen können. Auf Wiedersehen.

Treu anhänglich

K. M. Sternberg.

23.

Frühlingsblüthen ſind vergangen,
Nun dem Sommer Früchte ſpricken;
Roſ' und Lilie ſoll erlangen
Den erhabnen Freund zu grüßen.

Bis Ende Juli einheimiſch

freudig hoffend

Weimar, den 11. Juni 1824.

treu anhänglich
Goethe.

24.

Bonn, den — Auguſt 1824.

Die Weihe der Freundſchaft, den Wanderer als freundlicher Genius geleitend, hat ihm unter und ober der Erde die Verhältniſſe aufgeſchloſſen, aus welchen die Braunkohlenformation im Baſalt ſich mit Beſtimmtheit beurtheilen läßt.

Es gibt nur eine Braunkohlenformation, ſie iſt dem plaſtiſchen Thon untergeordnet, die individuelle Verſchiedenheit der Kohle am Baſalt iſt dieſem zuzurechnen. Der Trappſandſtein, der am Meißner das Liegende der Kohle, doch nicht anſtehend, ſondern als große Geſchiebe im Triebſand unter dem plaſtiſchen Thon bildet, der das eigentliche Liegende aller Braunkohlen iſt, findet ſich am Hirſchberg und bei Almerode ober und zwiſchen der Kohle, auf der Wilhelmshohe, im Ahnengraben, an der Rückſeite des Habichtwaldes, im Siebengebirg außer der Kohle, im Fuldaiſchen und am Kulmerberg an der Elbe in Böhmen ſaulenförmig im Baſalt. Er iſt auch in einer Baſaltklauſt der blauen Kuppe, ein gefrittelter Sandſtein, jenem der

Gestellsteine unserer Hochofen am Ende der Campagne ganz ähnlich; er gehöret dem Basalt, nicht der Kohle an, kann daher den Namen Braunkohlensandstein, den ihm Keferstein gegeben, nicht behaupten. Er fehlet in der Wetterau und im Teplitzer Thal. Die Stangen-, Pech- oder Glanzkohle findet sich am Meißner und anderen Orten nur in den obersten Mitteln in der Nähe des Basalts; in den untersten Mitteln ist erdige Braunkohle mit sichtbarer Holzfaser wie in der Wetterau, die Veränderung der oberen Kohle muß daher der Temperatur des Basaltes zugeschrieben werden. In der Rhön und im Ahnengraben kommt unter der Basaltbreccia, die das Kohlendach bildet, ein Conglomerat von Süßwassermuscheln vor, die durch ein Cement von eisenhaltigem Thon und Basalttuff zusammengehalten werden. Abdrücke zeigen sich keine in der groben Basaltbreccia, bloß Aststücke; in der Wetterauer Kohle sind sie häufig, sie bestehen aus Dycotyledonen, Blattern und Samen, worunter Juglans alba aus Nordamerika vorkommt.

Die höhere Temperatur der Basalte und ihr Heraufquillen läßt sich nun (Dank sei dem Chausseebau) an mehreren Orten auf das bestimmteste nachweisen. Eine getreue Abbildung der blauen Kuppe bei Eschwege würde einen sinnlicheren Beweis liefern als ein dickes Buch, denn hier bricht der Basalt mitten durch den bunten Sandstein hervor, zwei Ströme sind senkrecht aufgestiegen, bis ungefähr 2' unter Tag, der dritte hat sich horizontal ganzartig in dem Sandstein eingebettet; die Schichten des Sandsteins sind nur an wenigen Stellen etwas verrückt, auch ist er bloß an einigen Stellen stark verändert, an vielen nur wenig, an mancher gar nicht. Die Thatsache des Durchgangs der ungeich heißen Massen durch den bunten Sandstein ist unläugbar; wie es zugegangen, daß die Atomschichten des Sandsteins so wenig Veränderungen erlitten haben, da doch die Masse des Sandsteins, die vorher den Raum einnahm, den jetzt der Basalt ausfüllt, durch diesen gewaltsam herausgedrückt

werden mußte, bleibt immer noch ſchwer aufzulöſen. Ein ähnliches Vorkommen iſt auch im Kloßkalk des Ahnengrabens zu beobachten, zwei Baſaltgänge, der eine von zwei, der andre von ein Fuß Mächtigkeit, zeigen ſich hier im Kloßkalk eingeſchloſſen, beobachten mit dieſem gleiches Streichen und Verflächen; der Kalk iſt ungeändert, der Baſalt ſchiefrig. Ungefähr 100 Schritte davon tritt eine Baſaltmaſſe aus dem Grund hervor, theilet ſich gablig und ſchließet einen bedeutenden Keil des Kalkes in ihre Arme, der Kalkſtein iſt etwas klüftig, übrigens ungeändert, die Lagerungsverhältniſſe des Kalkes nächſt dem Baſalt ſind ungeſtört. Waren dieſe beiden Formationen einander ſo nachgefolgt, daß Sandſtein und Kalkſtein noch im weichen Zuſtande dem Baſalt weichen konnten, ohne in ihrer Schichtung geſtört zu werden? Hier tretet der Fall ein, daß indeme ein Problem gelöſt wurde, die Natur ein anderes aufſtellt, das ſie ſich vorbehält, ein andermal aufzudecken, wir wollen es einſtweilen ſtehen laſſen. Die Entdeckungen im Ahnengraben verdanken wir dem Bergeleven Adolph Schwarzenberg, einem Schüler Hausmann's, von dem die Geognoſie noch manches Erfreuliche zu erwarten berechtigt iſt. Die Sammlung bei Prof. Hausmann enthält vieles Belehrende, das von ihm beleuchtet anſchaulich wird; hier ſah ich einen Abdruck eines Lepidodendron auf Quarzfels von Idere auf dem Kochon Gebirge zwiſchen Schweden und Norwegen, wodurch die Vegetation noch über die Grauwacke hinaufgerükt wird. Schade, daß die Geſundheit dieſes klaſſiſchen Mineralogen ſo ſchwankend iſt, ſein Gemüth war beſonders erquiſſen durch den Tod eines Kindes und einen feindſeligen ungeſchliffenen Aufſatz in der Iſis. Wo ich immer in Göttingen hinkam, fand ich freundliche Aufnahme und wiſſenſchaftliche Forderung, allenthalben wurde nach dem Freunde mit Liebe gefragt, beſonders bei Ernſt Meyer und Blumenbach, der nur den Fehler an mir auszuſtellen hatte, daß ich bloß meinen ſlawiſchen Kopf mitgebracht hatte, den er nicht in die

Sammlung aufnehmen konnte. Unter den jungen Botanikern, die den Geist der Wissenschaft von einem höheren Standpunkt erfaßt haben, zeichnen sich nächst E. M., der einen Ruf nach Kiel erhalten hat, aus: Dr. Roper und Bartling.

Wo nichts zu schauen oder zu suchen war, kam Don Alonzo an die Reihe. Vieles was bisher in den spanischen Angelegenheiten unbegreiflich schien, wird aus dem Geist und dem Standpunkt der Nation so meisterlich entwickelt, daß man den Ausspruch: Les Pyrenées sont la frontière de l'Europe unbedenklich unterschreibt. Der Gang des Romans hat mich weniger angesprochen, als die englischen ähnlicher Art, das Vorlesen und Vorerzählen zwanzigjähriger Begebenheiten durch drei Autoren, reißt den Leser nie selbst in die Gegenwart, die doch immer am meisten ergreift, auch wollen mir die beiden manichäischen Hebel Matthieu et compagnie und Marie et compagnie, die in der größten Ineinanderwirrung der Begebenheiten doch eine fortlaufende Monotonie behaupten, und nie aus der Rolle fallen, wie alle gemachte, aber keine wahre Menschen, nicht behagen.[18])

Zu Ziegenberg bei Frau v. Yorw, hier zwischen Aeco, Noggerath, d'Alton ꝛc. wird des Freundes viel und mit Liebe gedacht. Man schickte mich vorerst nach Eschweiler, die wegen ihrer Tiefe und 45 übereinander vorkommenden Kohlenflötze merkwürdige Ablagerung im Kohlensandstein, der auf Uibergangskalk ruht, zu sehen; Aachen und Köln reihte sich von selbst an diesen Abstecher, vieles Herrliche deutscher Kunst und Kraft entfaltete sich hier meinem Blick, eben waren die Zimmerleute mit dem neuen Dachstuhle des Domes fertig geworden, und zogen jubelnd mit Musik durch die Stadt, die Eindeckung mit Blei soll unverzüglich vorgenommen werden, eine Beruhigung für alle Kunstfreunde.

Uibermorgen scheide ich aus diesem so herrlich gelegenen Museum, der sich rasch und wichtig erhebt, um die letzte

Excursion über den Mosenberg nach Trier und Saarbruk zu unternehmen, von dort lenke ich nach Mainz, Darmstadt, und folge dann der gewöhnlichen Straße über Heidelberg, Stuttgart, nach München und Regensburg, wo am 20. Sept. eine Sitzung der bot. Gesellschaft angesagt ist. Den 1. October gedenke ich in Prag einzutreffen, wo ich Nachrichten von Weimar zu erhalten hoffe. Seiner königl. Hoheit dem Großherzog, dessen Spuren ich gefolgt, den ich aber leider überall verfäumt habe, bitte ich mein Leidwesen auszudrücken, von der großen Araucaria hat mir Nees Wunder erzählt. H. Kanzler Müller und allen, die sich meiner so gütig und gefällig angenommen haben, bitte ich mich dankbar in das Gedächtniß zu rufen.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

25.

In Befolg der schon früher übersendeten Beschreibung der Jenaer böhmischen Handschrift, von welcher schon in Herrn Dobrowsky's Geschichte der böhmischen Sprache Seite 225—37 Meldung geschehen, verfehle nicht Gegenwärtiges zu übersenden. Es sind genaue Durchzeichnungen, welche theils Herr Dobrowsky früher gewünscht, theils des Herrn Grafen Sternberg Excellenz selbst ausgesucht.

1. Seite 59. Huß als Lehrer.
2. „ 60. Derselbe auf dem Scheiterhaufen.
3. „ 61. Wahrscheinlich Hieronymus von Prag auf dem Scheiterhaufen.
4. „ 62. Communion der Utraquisten.
5. „ 63. Sieg der Utraquisten gegen die Kreuzfahrer.
6. „ 84. Der blinde Ziska führt Krieger und Bauern an.

Wald und Höhle.

Faust allein.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bath. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbey, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braus't und
knarrt,

Man hat von diesen letzten die deutsche Uibersetzung des auf der leeren Stelle des Bildes eingeschriebenen böhmischen Textes beigelegt, nicht weniger die Unterschrift des von Czechtitz nachbilden lassen, worüber auch in schon gedachter Geschichte der böhmischen Sprache am angeführten Orte nachzulesen ist.

Die Holzschnitte der gedruckten Antithesis haben gar nichts mit den Bildern unsers Manuscriptes gemein; auch sind jene schwerlich von Kranach, sondern von einem Meister, welchem weit mehr Charakteristik, guter Humor und Ironie zu Diensten standen, als dem wohlmeinenden, einfachen und keineswegs geistreichen Weimaraner.

Zu fernerem wohlwollenden Andenken mich

angelegentlichst empfehlend

Weimar,
den 29. August
1824.

verehrend

gehorsamst
JW. v. Goethe.

26.

München, den 6. September 1824.

Als Abschied von den herrlichen Gegenden, die ich durchwandert habe, soll ein kurzer Nachtrag zu dem letzten Brief aus Bonn die Lücken ergänzen.

Die Steinbrüche von Niedermennig und Maien, der Lacher See mit seinen Umgebungen, der Zusammenhang dieser Gegend mit den Basalten am linken Rheinufer, und die größere oder geringere Uibereinstimmung dieser Gebilde mit den vulkanischen Erscheinungen der Eifel erregen ein großes Bild vulkanischer Wirkungen der Vorzeit, an welches sich die, wenn auch verschieden modificirten, pyrotypischen Erscheinungen in Böhmen anschließen; denn auch am Rhein zeigen sich verschiedene Modi-

fications an ein und derselben Stelle. So ruhen zum Beispiel die mächtigen unformlich, aber doch immer kantigen Säulen des vulkanischen Gesteins, aus dem die Mühlsteine bei Niedermennig gefertigt werden, auf einem Basalt, der wegen Mangel an Schärfe und Unmöglichkeit der Bearbeitung von den Arbeitern ausgeschieden wird; wie die porosen Schlacken auf dem festen Basalt am Kammerbühl bei Eger als Beweis einer verschiedenen Modification ähnlicher Naturwirkungen. So die Eifel umfahrend bis nach Trier, gab auch die Sammlung daselbst und Steininger's Bemerkungen über die Eifel und die Auvergne manches zu bedenken, das bei der nächsten Bereisung des Mittelgebirges in Böhmen wird benützt werden können, denn durch Vergleichung wird manches klar, das bei der ersten Erscheinung schwer zu entziffern schien. Das Vulkanische verlassend, ging es nun am Schiefergebirge des rechten Moselufers herauf an die Saar, wo es an beiden Ufern ansteht, bis zu dem bekannten bunten Sandstein, Muschelkalk und Gyps, die im Saarbrücker Revier sich an die Kohle anschließen, ersterer häufig über den Kohlensandstein weggelagert ist. Die Porphyre bleiben bei zwei Stunden von dem Kohlengebirg entfernt. Die Kohlenformation, die einen Umfang von 4 Quadratmeilen beträgt, scheinet eine große Mulde ausgefüllt zu haben, die aber nach der Unebenheit des ehmaligen See-Grundes verschiedene Tiefen hatte; die Kohlen-Sohle steigt von Saarbrück gegen Welleosweiler um 80 Fuß, das Streichen durchaus dasselbe, das Tiefste des Gebirges ist nicht aufgeschlossen. Die beiden aufrecht stehenden Bäume in der Grube Palmbaum bei Welleosweiler, die Noggerath beschrieben, sind keine Palmen, sondern zwei Arten Syringodendron; überhaupt sind diese Gruben reich an Abdrucken, die mir willkommene Aufschlüsse geliefert haben. Schon an der einfachsten aller Pflanzengattungen, den Calamiten, scheinet die Natur ihre Bildungsversuche bis zu der Hauptform der vorweltlichen Pflanzen, dem Quincunx, fortgesetzt zu haben.

Sie erscheinen erstens in Form runder, oben in eine Spitze zulaufender Stocke, gestreift, aber ohne alle Abgliederung, noch Spur eines Blattansatzes, 6 Zoll lang in Weilerswiller; dann mit Abgliederungen von einem Zoll bis zu einem Fuß Entfernung ohne Blattansätze; endlich mit Abgliederungen und besonderen Blattansätzen an der Abgliederung. Nun folgt eine zweite Abtheilung mit Aesten, und zwar erst gegenüberstehend und endlich im Quincunx, welche Form in den Lepidodendren auf das Zierlichste ausgebildet erscheint; wenn die Zeichnungen, die versprochen wurden, gut ausfallen, so wird das letzte Heft der Flora ein allgemeines Bild der ersten Vegetation darstellen können.

Das in den Darmstädter Sammlungen aufbewahrte Insect, das in der Wetterauer Braunkohle lebend gefunden worden, konnte wohl mit dem Zimmerholz der Schächte in die Grube gekommen sein, die Kohle ist klüftig, die Räume der Spalten groß genug, daß es sich in selbe bergen konnte, es hat eine nicht fremde Physiognomie, ein tüchtiger Entomologe sollte es wohl bestimmen können. Die Sammlung des Oberfinanzraths Emerling mußte unbesehen bleiben, indem der Eigenthümer abwesend war.

Die Sammlung des Geheimraths Leonhard in Heidelberg, als Beleg seiner Felsarten, ist ein wichtiger Commentar zu diesem Werke, das ohne Anschauung keine hinreichende Klarheit hat. An die Stelle seines Taschenbuchs, das mit dem heurigen Jahrgang schließt, soll ein mineralogisches Journal treten. — Ueber den Trappsandstein der Basalte ist die Meinung von Leonhard abweichend von jener Hausmann's, der ihn für gefritteten Sandstein hält, weilen er vor dem Löthrohr schmilzt, daher sein Bindemittel nicht Quarz, sondern Feldstein sein müsse; um uns zu überzeugen wird es nöthig sein, das chemische Verhalten gefritteter Gesteinsteine mit diesen Trappsteinen zu vergleichen.

Die Akademie in München hat ein medicinisches Studium in sich aufnehmen müssen, der Raum so wie die Dotation der naturgeschichtlichen Abtheilungen ist dadurch geschmälert worden, worunter auch der botanische Garten leidet. Die königl. Gärten in Nymphenburg sind dagegen im höchsten Flor, 44 Palmenarten sind dermalen vorhanden und gar manches Seltene, worunter ich besonders den Tamus elephantipes zähle, der sich ein Blockhaus von Holz baut, das wie von Bruststeinen gleich den römischen Thürmen zusammengesetzt ist, so regelmäßig, als hätte sie der Zimmermann zugehauen; und dieser Kraftaufwand bringt weiter nichts hervor, als einen dünnen krautartigen Stengel, mit unbedeutenden Blättern und Blüthen, gleich dem Tamus vulgaris oder communis.

Mit einer allgemeinen botanischen Sitzung in Regensburg, zu welcher auch Martius aus Böhmens Bädern kommen wird, soll die heurige in mehrerer Rücksicht erfreulich und nützliche Reise beschlossen werden; mögen dann auch bald vergnügliche Nachrichten von dem Freunde erheiternd eintreffen.

Herr Kanzler Müller will die Freundschaft haben, diesen Brief sicher zu bestellen.

Treu anhänglich

K. M. Sternberg.

27.

Die glückliche Wiederkunft des hochverehrten Freundes in seinem eigenthümlichen schönen Wirkungskreise mit aufrichtigster Theilnahme feiernd, übersende Beikommendes, in der Zwischenzeit Gefertigtes, mit dem Wunsch geneigter Aufnahme.

Daß das Glück eine so zweckmäßig unternommene, bedeutende Reise von seiner Seite zu begünstigen wußte, war dessen

wohlverſtandene Pflicht. Die beiden Briefe von Bonn und München, reich an Inhalt, geben mir die ſicherſte Hoffnung einer ferneren ſo ausführlichen, als gründlichen Belehrung, und ich ſehe voraus, daß, beſonders was die Baſalt und vulkaniſche Region, ſowie die Steinkohlen Bildung, auch die unterirdiſche Flora betrifft, der Naturfreund an ſolchen Reſultaten völlig acquieſciren könne und mir muß hierum beſonders zu thun ſein. In hohen Jahren und bei immer mehr ſich häufenden Tagen bleibt die Fähigkeit, Mannigfaltiges aufzunehmen, zu ordnen und zurecht zu ſtellen, nicht immer in gleichem Vigor, da flüchten wir uns in den Wunſch, daß Andere für uns das wichtige, nie ganz zu vermiſſende Geſchäft übernehmen möchten.

Noch habe ich mich, obgleich unbeweglich zu Hauſe, im leidlichen Wohlſein hingehalten, wobei mich der Beſuch des Herrn v. Martius gar höchlich erquickte. Mit den letzten Palmentafeln, die er bei ſich hatte, ſind mir nun hundert bekannt geworden, da denn noch ſchließlich die ſonderſamſten Fruchtgeſtalten vorkommen. Dieſes vorzüglichen Mannes Reiſe nach Braſilien, die Phyſiognomik der Pflanzenwelt daſelbſt in akademiſcher Rede vorgetragen und nunmehr das herrliche Palmenwerk haben mir eine anhaltend zuſammenhängende, freudige Unterhaltung gegeben.

Von manchem Anderen, das von außen zu mir gekommen und was ſich aus mir ſelbſt entwickelt, verſpare zu ſprechen. Das morphologiſche Heftchen iſt vollendet, das allgemein Naturwiſſenſchaftl. wird es auch bald ſein, durch böhmiſche Gewitter vorzüglich intereſſant.

Und ſo ſei geſchloſſen mit den treuſten Wünſchen, mit der aufrichtigſten dankbaren Theilnahme an ſo vielfachen Reiſegewinn, mit freudigſter Anhänglichkeit, wie an alles Gute und Treffliche, alſo auch an den edlen Mann, von dem ſo vieles und unberechenbares ununterbrochen ausgeht.

Doch darf ich nicht endigen, ohne die vielfachſten Grüße meines gnädigſten Herrn auszurichten und ſein Bedauern auszuſprechen: daß die beiderſeitigen Reiſerouten ſich nur wenige Tage zur ungünſtigen Zeit gekreuzt und ſo die Hoffnung eines erfreulichen Wiederſehens vereitelt worden.

unverbrüchlich

Weimar, den 21. September 1824.

W. Goethe.

28.

Nichts konnte den Heimgekehrten mehr erfreuen, als die bald darauf erfolgte Sendung. Das meiſterlich ausgeführte Kupfer gewährt dem Anſchauenden den Genuß eines treuen Abbildes wohlbekannter Züge, auf denen man gerne weilt, um ſich lebhaft der ſchönen Tage der Gegenwart zu erfreuen, dieſer begeiſternde Blick wecket zu hohen Gefühlen, zu thätigem Wirken, erreget den Wunſch eines baldigen Wiederſehens.

Die wohlgelungenen Zeichnungen der Antitheſis ſind mit dankbarem Gemüthe in das Muſeum hinterlegt worden, wo ſie den ächten Czechen großes Vergnügen gewähren, Abbé Dobrowsky, den ſie beſonders erfreuen werden, iſt von ſeiner Reiſe in verſchiedene Archive des Landes noch nicht zurückgekehrt.

Zu Hormayer's Archiv für die vaterländiſche Geſchichte iſt heuer die Geſchichte der böhmiſchen Sternberge mit einem Bildniß erſchienen, das um freundliche Aufnahme bittet, es wird zwar im Einzelnen getadelt, doch wird das Ganze den Treuanhänglichen in das Gedächtniß zurückführen. Das Zuſammentreffen mit Martius in Regensburg, der noch von ſeinem Aufenthalt in Weimar ganz begeiſtert war, gewährte manche angenehme Stunde in der Anſicht der Palmenwelt und

den gesteigerten Formen des heißen Erdgürtels. Die Verbindung der Naturforscher von Wien und München will ungeachtet wiederholter Versuche sich nicht nach Wunsch gestalten, die beiden Pole wiederstreben einer chemischen Verschmelzung.

Das Gesammelte zu ordnen, zu verarbeiten ist nun an der Tagesordnung. Zu diesem Zweck erfolget die Bitte, die in der Umgegend von Weimar gesammelten versteinerten Charen und andere Formations-Gegenstände, die in Verwahrung gefällig aufgenommen wurden, nun durch Landfracht unter der einfachen Aufschrift: An das böhmische Museum in Prag, mit dem Zusatz: Rohe Bergstufen, Werth 8 fl. abgehen zu lassen. Sollten kennbare Abdrücke der Lettenkohle in Vorschein gekommen sein, so würde ein Exemplar eines Pflanzenabdrucks oder eine richtige Zeichnung davon und ein Stück der Lettenkohle selbst sehr willkommen geheißen werden, da von der Kohle unter dem Muschelkalk und ihren Abdrücken selbst in den zahlreichsten Sammlungen nichts Vollständiges vorkommt.

Eine Excursion nach Zinetz, dem Hauptfundort der Entomolithen, wurde vor einigen Wochen unternommen. Das Grauwackengebirg wird hier von einem Bach, die Vitawka genannt, durchschnitten, am Ufer dieses Baches, in den untersten Lagen dieses schiefrigen Gesteins, findet sich der Trilobites Tessini, Schloth. Entomol. paradoxus, Linn. in großer Menge, bei großen Exemplaren der Kopf gewöhnlich von dem Rumpf getrennt, ein einziges großes und ein ganz kleines Exemplar wurde uns ganz zu theil, von Trilobites Blumenbachii, Sulzerii und einem noch unbekannten Wasserkäfer erhielten wir von jedem nur ein Exemplar. In einem Querthal, das in das Thal der Vitawka einmündet, wurde blos der Trilobites Hoffii, Schlotheim, oft 6—8 Exemplare auf einem Stein neben und über einander, aber unvermischt mit anderen Arten gefunden. Diese seltsamen Thiere, die man an keine der itzt lebenden Familien genau anzupassen vermag, scheinen arten

weiſe geſellſchaftlich gelebt zu haben. In dem Uibergangskalk bei Prag und Karlſtein werden noch zwei Arten gefunden, wahrſcheinlich werden noch ſorgfältigere Nachſuchungen auch noch mehrere an das Licht fördern. Es iſt auffallend, daß in dem Inneren des ſo ſcharf begränzten Böhmen ſo häufige Spuren aller bekannten Revolutionsperioden vorkommen, obgleich manche Formationsglieder, wie der bunte Sandſtein, der Flötzkalk, der Gyps dieſer Reihenfolge, mehrere Glieder der tertiären Formation, oder ganz fehlen, oder auf enge Räume beſchränkt ſind.

Ehe ich ſchließe, muß ich noch mein Bedauern wiederholen, daß meine nach Eiſenach eingeleitete Reiſe, um Sr. königl. Hoheit den Großherzog zu begegnen, fehlgeſchlagen hat, ich hoffe im nächſten Jahre glücklicher zu ſein und das Verſäumte wieder einzubringen.

Treu anhänglich

Bzezina, den 4. November 1824

Sternberg.

29.

Schon die eigenhändige Aufſchrift des Wachstuch Päckleins brachte mich in die Nähe des hochverehrten Freundes. Inwendig war das Bild mir herzlich willkommen und unſerem trefflichen Fürſten gleichfalls. Die drei vor mir liegenden Abbildungen zu vergleichen, iſt höchſt merkwürdig: jede faßt nur eine Seite auf, doch bleibt dem Teplitzer Verſuch in geſellig, freundlich lebendigem Sinn noch immer der Vorrang.

Sodann begrüßte den Tataren Beſieger Jaroslaw recht gründlich, denn ich hatte ſo eben die Geſchichte der Schlacht bei Liegnitz geleſen, wozu denn die von Olmütz als Siegeserfüllung gar glücklich hinzutritt. Das Räthſel: warum jene

Horden nicht weiter vordrangen? wird hiedurch gar schön gelöst; doppelt erfreulich ist es nun, jenes Ereigniß in einem späten Nachkommen lebendig zu begrüßen.

Sodann erregte die Familie der Schlicke meine Aufmerksamkeit; die in Joachimsthal bei reichlichem Silbergewinn häufig ausgeprägten Thalerstücke sind von Münzfreunden gekannt und gesucht. Ich besitze ein merkwürdiges Gepräge zu Ehren des bei der Schlacht von Mohacz gebliebenen Stephan Schlick; die Jahreszahl 1526 auf seinen Untergang bezüglich, kann auch das Prägungsjahr sein, da seine Berg- und Münzmeister ihn zu ehren gewiß bereit blieben; das kleine Bild in der Mitte von Umschriftskreisen mit Barett und Kleidung ist so gut gearbeitet, als etwas aus jener Zeit. In diesem Sinne war es bei mir eingelegt, und bei dem Museum wahrscheinlich in historischer Folge bekannt.

Hiebei denn auch das verspätete Heft; möge die fast barocke Mannigfaltigkeit geneigter Theilnahme Einiges anbieten, den hie und da hervorblickenden Wunderlichkeiten des Herausgebers verziehen sein!

Die werthe Mittheilung S. 212 wird von Allen, wie von mir dankbar anerkannt. Vielleicht läßt sich im Laufe des Jahres wieder etwas zu diesen Absichten zurücklegen. Wie hat es (sic!) in denen verhängnißvollen Witterungstagen vom Monat October der Horizont von Przezina ausgesehen? die überirdische und, fast scheint es, unterirdische Wasser-Erzeugung von Basel herab, an beiden Seiten des Rheins her, auch anderer Orten, ist ein wunderfames Phänomen.

Die Erfahrungen unserer Sternwarte, angekündigt auf den letzten Seiten des Heftes, werden zunächst besonders mitgetheilt. Es ist immer erfreulich anzusehen, wie der denkende, forschende, genau beobachtende Mensch dem Ungewissesten zu Leibe geht, als wenn man doch am Ende Herr darüber werden könnte. Die Jenaische Anstalt unter den übrigen, die ich

beſorge, macht mir jetzt Freude, weil der genannte Ludwig Schron ein gar wackerer junger Mann iſt, in den erſten Zwanzigen von der größten Accurateſſe, die ſein eigentlichſtes point d'honneur iſt, man muß ihn ganz gewähren laſſen; und ſo thut er auch mir, der ich auf meinem Standpunkte feſthalte, die erfreulichſten Dienſte.

Die Kiſte mit den Gegenſtänden aus der Weimariſchen Umgebung, ſchon längſt gepackt und ſpedirt, ging erſt den 26. October von Chemnitz ab, an das böhmiſche Muſeum in Prag und wird nun, hoffe ich, frachtfrei überliefert ſein. Sollte noch etwas dergleichen gewünſcht werden, ſo ſteht es gleichfalls zu Dienſten.

Auf das Kohlenwerk zu Mattſtädt wird nun in dieſen Tagen ein ernſtlicher Angriff gemacht. Ich halte für das Beſte, mir vorerſt eine Kiſte der derbſten Kohlen herbeiſchaffen zu laſſen und bedächtig zu unterſuchen, ob vegetabiliſche Spuren zu finden ſind. Wiederholte Proben werden nicht ſchwer ſein, da der Angeſtellte bei jenem Geſchäft, wovon nur eine Ziegelhütte und ein Wirthshaus übrig geblieben, ein verſtändiger und williger junger Mann iſt.[17])

Nun muß ich aber bekennen, daß ich, im feſten Vertrauen auf des verehrten Freundes Geduld und Nachſicht, meinem böſen Humor, in den mich H. von Hof's tumultuirender zweiter Band verſetzt hatte, auf einer ganzen Seite den Lauf ließ, die ich aber unterdrücke, weil dergleichen im Geſpräch wohl verziehen wird, aber als Wirkung in die Ferne nicht ergötzlich iſt. Indeſſen haben ſich alle wüſten Götter, Jupiter Pluvius, Aeolus, Neptun und Pluto in der letzten Zeit ſo wild hervorgethan, daß freilich genannter Freund vor ſich ſelbſt und der Welt doppelt und dreifach Recht behalten mochte.

Seit Vorſtehendes geſchrieben worden, iſt er ſelbſt bei mir geweſen, hat erzählt: daß die Stollen zwar ſämmtlich verbrochen ſeien, daß man aber vom Tage aus in den Berg

Die Rieſenfichte, ſtürzend, Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme, quetſchend, nieder ſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich:
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber, ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,

hineingehe, den Thon als Liegendes und Hangendes zum Gebrauche der Ziegelhütte wegnehme, die Kohlen aber über die Halde stürze. Unter diesen Umständen werde denn der ihm gegebene Auftrag wohl zu erfüllen sein. Davon also hoffentlich baldigst mehr.

Und so für diesmal wie immer

Weimar, den 14. December 1821

in treuester anhänglicher Ergebenheit
W. Goethe.

30.

Prag, den 18. Januar 1822.

Das verspätete Heft kam auf den Flügeln des Sturms nach Brzezina, wo sie im Monat December sich beinahe täglich einstellten, der Horizont kündete sie aber nur selten an, nur der Barometer war in beständiger Bewegung; die verhängnißvollen Tage des Monats October haben nur jenen Theil von Böhmen betroffen, dem der Böhmerwald seine Wässer zusendet, der östliche Theil Böhmens hat geringe Überschwemmungen erlitten, die Mies und die Eger und die kleineren Gebirgsbäche des westlichen Böhmens waren am 21. October in einer Zeit von wenigen Stunden so hoch angeschwollen, daß aller Verkehr, jedoch nur auf 24 Stunden, unterbrochen wurde; sie kam ganz unvermuthet, da nur unterbrochene, nicht besonders starke Regen vorangegangen waren. Dieses noch nicht ganz aufgeklärte Ereigniß scheinet sich von der Schweiz bis in den Böhmerwald erstreckt zu haben, unsere westlichen Flüsse sind seit deme stets über dem Mittelstand geblieben, indeß man in Schlesien jenseits des Riesengebirges über Austrocknung der Brunnen Klage führet. Den meteoro

logischen Zustand der Monate November und December zeigen die hier eingeschlossenen Tabellen. Der mannigfaltige Inhalt des Heftes gibt vielfachen Stoff zu neuer Anregung und vielseitiger Würdigung des Einzelnen, das im Verfolgen des Ganzen nur zu oft vernachlässiget wird; der Wolfsberg mit seiner Krystallenfolge wird nun mit seinen übrigen Gefährten einer größeren Aufmerksamkeit gewürdiget werden.

Nähere Aufschlüsse über das Kohlenlager von Mattstädt, besonders wenn sich Pflanzenabdrücke zeigen sollten, wären sehr willkommen, da das vierte Heft nun bald unter die Presse gelangen muß; die Resultate der Reisebeobachtungen wurden in der botanischen Sitzung in Regensburg vorgetragen, und finden sich hier beigelegt; bei der letzten Bearbeitung für das 4. Heft wurden sie noch einmal gesichtet und sämmtliche Erfahrungen über die Flora der Vorwelt mit Wilbrand's System über die Entwickelung der Fortpflanzungsknospe zusammengehalten, woraus sich folgende Resultate ergaben:

1. Der erste Ausdruck auf der ersten Stufe, zu welchem die Wasseralgen, Conferven, Tremellen, Tange ꝛc. und auf dem Trockenen Schwämme gehören, Gewächse, die in einer im Wasser, wie auf dem Lande gleich hohen Temperatur nicht zu gedeihen vermochten, fehlen der ersten Vegetation ganz und erscheinen zum Theil (nämlich Fucus und Ulven) erst am Ende der Kalkform: im Quadersandstein und der tertiären Bildung, wo wahrscheinlich schon ganz andere Verhältnisse vorhanden waren.

2. Von dem zweiten Ausdruck auf der ersten Stufe, fehlen die Flechten, Lebermoose und Moose, Gebilde, die auf verwittertem Gestein und Baumrinden in kälteren Regionen oder auf Gebirgen nächst der Schneeregion am häufigsten wohnen; dagegen sind die Lycopodien und die eigentlichen Filices, die heute nur in dem heißen Erdgurte baumartig erscheinen, in größter Fülle und riesenmäßiger Gestalt vorhanden. Alle mit

besonderer Kindenverzierung vorgefundenen fossilen Pflanzen, dürften zu dieser Stufe gehören.

3. Der dritte Ausdruck in der ersten Stufe umschließt sämmtliche Schachtelhalm-Gewächse und Najaden, auch diese finden sich häufig in der ersten Flora unter unseren Schlotheimern und den Calamarien Schlotheim's, den Asterien und Annularien, waren nicht selbst, doch vorgebildet, so wie unter den Calamiten Equiseten und Gräser. Die Palmen, Farren, Zamia und Cycas, zeigen sich ebenfalls schon in der ersten Vegetation, werden häufiger in der Mergelkohle, erlöschen aber mit derselben und kommen in der tertiären Bildung nicht wieder vor, so wie sie auch dermalen in unserer Zone nicht mehr ausharren können.

4. Die zweite Stufe begreift die Monocotyledonen, diese gehen durch die ganze Flözzeit hindurch bis in den Quadersandstein, werden aber in der tertiären Bildung von den Dicotyledonen zurückgedrängt.

5. Die Dicotyledonen bilden die dritte Stufe. Sie können mit Gewißheit in der ersten Vegetation nicht nachgewiesen werden, doch scheinen einige Früchte dahin zu deuten. Als vorherrschend treten sie im Quadersandstein und bei der Braunkohle auf. Die Vegetation der Vorwelt hat daher den nämlichen Gesetzen wie die unsrige, nur unter besonderen Bedingungen der atmosphärischen Verhältnisse gefolgt.

Nach diesen V Classen werden nun sämmtlich bisher bekannt gewordene fossile Pflanzen aufgeführt werden, in diesen Rahmen werden sich dann auch alle künftig noch zu findenden mit Wahrscheinlichkeit eintheilen lassen. So wird, wie sich auch immer die Menschen sträuben mögen, das Wahre, was ein lichtvoller Geist mit genialischer Kraft erfaßt und dargestellt hat, am Ende immer siegreich hervortreten, und sich vorwärts bis in die Urwelt wie rückwärts in die Nachwelt den Weg bahnen.

Was hier nur kurz dem Schöpfer dieſer Alles umfaſſenden Begriffe über die Vegetation genügend angedeutet wird, ſoll deutlich dargeſtellt und durch Beweiſe aus der Natur bekräftiget im Werke ſelbſt erſcheinen.

Daß zwei Blätter des Briefes unterdrückt worden, wird ſehr bedauert, man entbehrt ungern, was aus ſolcher Feder fließt, möge es auch wie unſere Atmoſphäre etwas ſtürmiſch daher brauſen; das benannte zweite Heft iſt noch nicht zu uns gelangt.

Berzelius, der mit beiden Brongniart eine Reiſe nach Norwegen mitgemacht, erinnert auf die weiteren Verſuche am Kammerbühl; ſie ſollen auch nicht ganz zurückgelegt werden, doch muß vorerſt eine Einleitung getroffen und ein behaglicher Moment erwartet werden, wo man der Arbeit folgen kann, damit ſie verſtändig geführet werde.

Von den Schlick'ſchen Münzen iſt eine ſchöne Suite bei meinem Vetter vorhanden, jene von 1520 iſt wohl der erſte Thaler*) der geprägt wurde.

Möge das neue Jahr den Freund wohlgemuth und geſund begrüßt haben, ihn ebenſo in das künftige geleiten. Das wünſcht herzlich

der treu anhängliche Freund

K. B. Sternberg.

*) Kaum richtig; denn in ſeiner Rede bei der Muſeumsverſammlung 1830 ſagt K. B. Sternberg: „Das älteſte Jahresdatum auf den Joachimsthaler Thalern iſt das von 1520. Das jüngſte von 1528, welches noch auf den Namen des bei Mohacz gefallenen Grafen Stephan (Schlick) geſchlagen wurde."

D. V.

31.

Die letzte reichhaltige Sendung erwiedere mit dem lebhaftesten Dank, sie gibt Hoffnung zur Uibersicht des Unsichtbaren, ja sie gewährt schon den Wunsch, den alle Forscher hegen müssen. Die unterirdische Flora hat schon längst aufgehört, für uns unsichtbar zu sein, und eine methodische Folge der successiven Epochen wird uns bald nunmehr ins Klare setzen; sei dem unermüdlichen Fleiß des verehrten Freundes hiedurch Gruß und Heil gebracht. Wobei ich nicht verschweigen kann, daß unser gnädigster Herr, welcher schönstens grüßt, ingleichen H. Staats M. v. Lindenau und sonst eifrige Naturfreunde lebhaften, dankbaren Antheil an den köstlichen Blattern genommen.

Leider kann ich noch nicht, wie ich wollte und sollte, meinen Beitrag von den letzten und geringsten, ja man möchte sagen, trivialsten Erscheinungen geben. Mein Beauftragter hat wegen Mattstädt meinen Erwartungen nicht entsprochen, und ich entschloß mich kurz und gut, einen anderen jungen Mann an Ort und Stelle zu schicken. Dessen Relation liegt bei, woraus denn nicht viel Trost zu nehmen ist.*) In das Innere des Berges, wo die Kohle stärker, reicher und von vegetabilischen Resten begabter sich ausweise, ist nicht mehr zu kommen, allein deßwegen doch nicht alle Hoffnung aufzugeben.

Ein dem Werke früher Vorgesetzter, der jetzt in Meiningischen Diensten steht, hat, wie man mir versichert, oft dergleichen gesammelt und soll im Besitze bedeutender Stücke sein. An diesen ist nun geschrieben und ich wünsche glücklichen Erfolg. Meine eigenen Schränke und Kataloge habe durchgesehen, finde aber nirgends eine Spur der Mattstädter Kohle; ihr Gewinn fiel in eine Zeit, wo mein Antheil anderswo beschäftigt war.

Indeſſen ſende doch die bei dieſer Gelegenheit gefundenen Stücke, ſowohl der Kohle ſelbſt, als der Gebirgs-Arten. An jener iſt merkwürdig, daß ſie ſo reich mit Schwefelkies durchwachſen iſt.

Was aber die Nachrichten von Vegetabilien in der früheren Kohle betrifft, ſo machen ſie mich etwas zweifelhaft. Farrenkräuter und Holz kann ich nicht recht zuſammenreimen: jene gehören der früheren, dieſes den ſpäteſten Epochen an; doch bin ich zu wenig unterrichtet, um dieſe Sache ausgleichen zu können. Möchten ein paar gute Muſterſtücke uns über allen Zweifel erheben und das Gewiſſe darſtellen.

Das Kaſtchen geht mit der heutigen fahrenden Poſt ab, begleitet, wie Gegenwärtiges, von den beſten Wünſchen

Weimar
den 5. Februar 1825.

treu angehörig
Goethe.

32.

Vorgemeldetes Mattſtädter Kohlenſtück zeigt auf ſeiner Oberfläche ein ſchmales, nicht gar Zoll langes, lanzettförmiges, vielleicht Weidenblatt. Einige Andeutungen machen glauben, daß die Kohle geſpaltet, noch mehr zum Vorſchein kommen laſſe.

Auch iſt mir ein deutliches Stück Holz zu Handen gekommen, multnig wie Braunkohle, aber kalkartig incruſtirt, und wie es ſcheint, mit kleinen Seleniblättchen überſäet. Beide gehen wohl eingepackt mit der fahrenden Poſt ab.

Auch, wie zu erwarten war, läugnet der Bergmeiſter das Vorkommen der Farrenkräuter; Weidenbäume dagegen, als ein ſpätes Erzeugniß, laſſen ſich eher in dieſer Epoche denken.

Möchte eine zwar geringe, doch ſeltene Sendung zu rechter Zeit eintreffen und wir nun über die ſo höchſt bedeu

tende Folgenreihe durch unseren treuen Natur- und Herzensfreund abschließlich aufgeklärt werden.

Ich werde wie immer, und oft wider Willen, hin und hergezogen: doch wartet ein neues Heft Kunst und Alterthum zu Ostern auf. Möge ein beikommendes Gleichniß freundlich angeblickt werden.

anhänglichst

Weimar, den 8. März 1825.

W. Goethe.

33.

Beide Briefe vom 5. Februar und 8. (März) sind zu guter Stunde angekommen, die Aufklärung die Erwartung bestätigend ausgefallen und bereits zum Druck befördert worden. Die Ablagerungsfolgen hatten bereits durch die Thonschichten und die Nieren von Schwefelkies auf Braunkohlenformation gedeutet, nun kommt Holz und dycotyledone Blätter dazu und heben alle Zweifel; dieses constante Zusammentreffen der Abdrücke mit den Ablagerungsgliedern ist eine merkwürdige Entdeckung unserer Zeit, durch welche die Naturforschung unendlich gefördert werden wird, wenn man so consequent und beharrlich den Zweck verfolgt, als es bei Mattstädt der unübertreffliche Freund gethan hat.

Das dritte Heft des Museums wird einige Nachrichten über einen in Böhmen gefallenen Meteorstein sammt seiner Analyse, über die böhmischen Trilobiten und über einige Flugschriften aus dem 16. Jahrhundert mittheilen. Einstweilen, bis diese gedruckt werden, sollen die böhmischen Volkslieder mit ihren slawischen Weisen und andere Kleinigkeiten Zeugenschaft geben, daß ein Streben nach geistiger Entfaltung vorhanden ist, das bei größerer Aufmunterung, vielleicht auch schon durch

bloße Entfeſſelung von engbrüſtigen Formen ſich wohl erheben konnte und würde. Der öſtreichiſche Ottokar von Grillparzer, der in Wien ſo ſehr beklatſcht wurde, will uns nicht gefallen, nicht weil er über Böhmen ſchimpft, ſondern weilen er zu oft ins Triviale fällt, und der Geſchichte entgegen die Königin Margarethe 12 Jahre nach ihrem Tode noch in der Bahre auftreten läßt, um einen Theatereffect hervorzubringen. Geſchäfte haben mich auf 4 Tage hiehergeführt, morgen kehre ich in die Stadt zurück, dieſe wenigen Worte mögen den treu anhänglichen Freund in das Gedächtniß rufen.

Sternberg.

Vertatur.

Welch eine Freude iſt mir geworden! Das am 8. (März) abgeſendete Kiſtchen, das ich vergebens in Prag erwartet, kam mir heute von Pilſen entgegen; der erſte Abdruck, der mir begegnet, iſt das geiſtvolle Bild meines verehrten Freundes, zwar nicht ſo mild und gemüthlich als das Kupfer, aber kräftig und ausdrucksvoll, und der Königsadler erhebt ſich ſtolz, Apollo's Kranz auf den Olymp zu tragen. Dieſes Amulet, auf das ich ſtolz bin, ſoll mich nie verlaſſen.

Die beiden Kohlenſtücke von Mattſtädt wurden behutſam entwickelt, erſtes iſt ein in wahre erdige Braunkohle übergegangenes Stück Weidenholz, mit Selenite, die als nächſte Begleiter der Braunkohle und des Steinſalzes nicht ohne Bedeutung ſind; zweites Lettenkohle mit Abdrucken, die ich für flachgedrückte Grashalme halten möchte, die auch bei Hör in Schonen vorkommen. Die zugeſpitzte Blattform des einen ſcheint mir zufällig, indem ein Mittelſtückchen abgeſprungen iſt, ein oberes gleich breites Ende iſt noch ſichtbar, das zweite habe ich behutſam entblößt, es zeiget ſich gleich breit, ich erinnere mich nun, unter den Schwefelkieſen der erſten Sendung etwas

Aehnliches geſehen zu haben. Die Mattſtadter Kohle gehört demnach zur Braunkohle unter der Kreide, der Muſchelkalk iſt blos zufällig mit einem ausgehenden ſchwachen Trumm übergreifend über ſie weggelagert. Das kleine Kiſtchen hat Groſſes enthalten und unausſprechlichen Genuß gewährt. Dank, den herzlichſten Dank.

Treu anhänglich

den 27. März 1825.

unverbrüchlich

K. St. Sternberg.

31.

Prag, den 28. März 1825.

Den 23. iſt die Generalverſammlung des Muſeums in Prag abgehalten und in dieſer Seine königl. Hoheit der Herr Großherzog Karl Auguſt von Sachſen Weimar Eiſenach, als jener Souverain, der mit dem glücklichſten Erfolg Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland durch ein halbes Jahrhundert ſchützend zur ſchönſten Blüthe entwickelte, einſtimmig zum Ehren-Mitglied dieſer Geſellſchaft erwählet worden. [1])

Euer Excellenz als Ehren-Mitglied unſeres Bundes werden von dem Ausſchuß freundſchaftlich erſucht, Seiner königl. Hoheit das hier beigeſchloſſene Diplom zu übergeben, und ſelbem huldreiche Annahme zu verſchaffen.

Die Abhandlungen der Geſellſchaft werden zugleich mit dem dritten Heft, das jetzt unter die Preſſe geht, nachfolgen.

Im Namen des Ausſchuſſes des Muſeums

K. St. Sternberg.

Seiner Excellenz dem Herrn Geheimen Rath und Staatsminiſter Freiherrn von Goethe.

35.

Nur wenige Worte zu Begleitung der Anlage, welche nicht liegen bleiben darf, obgleich ein leidiger Katarrh, den ich den ganzen Winter vermied, mich eben jetzt angepackt hat. Aussprechen kann ich aber doch mit heiterem Sinn, wie höchst erfreulich mir die günstige Aufnahme der letzten Sendung gewesen.

Manches vorbehaltlich

Weimar,
den 19. April
1825.

treu angehörig

W. Goethe.

36.

Brzezina, den — Juni 1825.

Die freundliche Gabe, mit dem geistvollen Medaillon geschmückt, und die überaus ansprechende Stelle über die Polypragmosyne haben ihren Zweck nicht verfehlt. Wie ich dieses neue Rollenfach[21]) einzustudiren trachte, möge das dritte Heft der Verhandlungen des Museums nachweisen; die beigelegten drei Hefte ersuche ich Seiner königl. H. dem H. Großherzog mit der Versicherung meiner höchsten Verehrung zu übergeben.

Für eine nächste Sendung wird etwas vorbereitet, wovon hier nur eine Andeutung mitfolget. Es hat sich nämlich in dem böhmischen Brauneisenstein ein früher unbemerktes Fossil gezeiget, das nach vorausgegangener chemischer Analyse von H. P. Steinmann als eine neue Verbindung der Phosphorsäure mit Thon anerkannt und Kakoxen benannt wurde, da es ein sehr böser Gast in dem Hohenofen ist. Die Krystallisation dieses Fossiles hat Aehnlichkeit mit dem Wavellit und Kar-

Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Wortchauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt!
Dann aber wieder zu was neuen.

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun nun! ich laß' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,

pholith, wenn man es aber im frischen Zustand erhalten kann, sind die goldfarben Krystalle ausgezeichnet schön. Der Gang wurde früher überfahren, als man das Fossil erkannt hatte, daher wir dermalen nichts als Haldenstücke besitzen, die durch Verwitterung gelitten haben; man wird ihn aber wieder aufsuchen; auch sind die Anstalten getroffen, daß bessere Stücke herbeigeschafft werden, von denen ich im Herbst mittheilen werde.

Die meteorologischen Erscheinungen in diesem Jahre sind von dem gewöhnlichen Gang, besonders in der Wolkenbildung, sehr abweichend.[35]) Cirrhi sind selten, Cumuli noch seltener, der gewöhnliche Übergang vom zusammengedrängten Stratus in Nimbus; die meteorologischen Probleme scheinen ganz vorzüglich zu jenen zu gehören, die also ein casus reservatus unserem Wissen entfremdet sind.

Die Plane für diesen Sommer werden noch durch verschiedene Umstände bedingt, zu Ende dieses Monats muß eine Geschäftsreise nach Gratz unternommen werden, die Nähe der Küste ladet zu einem Abstecher nach Triest und Fiume ein, die Richtung der Rückreise ist aber von der Zurückkunft des Hofes aus Italien abhängig.

Möge die bessere Jahreszeit dem Freund körperliche Kräfte und geistigen Genuß in Fülle gewähren.

Unwandelbar treu anhänglich

Sternberg.

37.

Wien, den 1. September 1825.

Eine Reise längs der ausgedehnten Formation des Alpenkalks von Steier über Eisenerz, Gratz, Idria, Planina, wo der Jurakalk beginnt, diesen verfolgend über Triest nach Pola,

über den Monte Magior zurück nach Triest und Görz, an dem Monzo herauf auf den Predil und wieder herab in den Alpenkalk über Raibl und Bleiberg nach Klagenfurt, längs den Braunkohlenwerken des Murthals nach Leoben, und über den Semmering hieher, ist die Ursache meines langen Stillschweigens.

Ueber die Verhältnisse dieser beiden Kalkformationen werde ich mich bei einer schicklicheren Gelegenheit aussprechen, doch muß ich ein Problem erwähnen, das mir aufgefallen ist. Sämentliche Glieder der älteren Steinkohlenformation finden sich in Steiermark und Kärnthen: der rothe Porphyr und das Todtliegende mit seinem Conglomerat, die Grauwacke mit ihrem Conglomerat, und Grauwackenschiefer, in welchem selbst der Abdruck eines Lepidodendron gefunden wurde; der Schieferthon und die Schwarzkohle fehlen durchaus und an ihrer Stelle erscheint der Blei und Galmei führende Alpenkalk oder Zechstein. Außerhalb des höheren Gebirges erscheint im Flußgebiet der Mur, im weißen Mergel und Thon, Pech- und Schieferkohle mit Abdrücken von Grashalmen und Weidenblättern und erdige Braunkohle an verschiedenen Orten in der Umgebung von Grätz. Ich hoffte, bei dem Professor Mohs aus Freiberg, mit dem ich in den geognostischen Sammlungen des hiesigen polytechnischen Instituts zusammentraf, Aufschlüsse über diese und andere Probleme zu erhalten, allein dieser erklärte, daß, insolange kein sicheres Kriterium nachgewiesen werden könne, um Structur-Verhältnisse von Lagerungs-Verhältnissen genau zu unterscheiden, die geognostischen Folgenreihen stets schwankend bleiben würden, und wollte sich auf nichts einlassen, das nicht durch den Goniometer und die übrigen Kriterien seines Systems scharf bestimmt werden kann. Die sinnreiche Art, wie er jeder unserer Fragen auszuweichen wußte, gab Gelegenheit zu einem höchst interessanten Gespräch, das auch, ohne die Fragen zu lösen, belehrend war.

Unter die Gegenstände, die dem Reisenden den tiefsten Eindruck zurücklassen, ist vor allem die Grotte von Adelsberg und das Amphitheater von Pola zu zählen. Die längst bekannte Grotte ist durch die Fürsorge des Kreiskassiers Herrn Lowengreif so bequem zugänglich gemacht worden, daß man durch volle drei Stunden in einem Labyrinth von Säulen und Kammern, in krystallenem Palaste und den Zaubergärten dieses versteinerten Feenmärchens über Flüsse und Abgründe unbesorgt fortschreiten kann. Es ist kaum eine Form denkbar, die hier nicht durch Stalaktiten dargestellt wurde. Durchscheinende Draperien hängen über kolossale Säulen herab und verschließen gleichsam das Innerste des Tempels, hinter den Cortinen erscheinen groteske Gruppen, die Einen unverhofft aus Griechenland nach China oder Japan versetzen. Einem jeden Fremden ist gestattet, sich so viele Räume, als ihm beliebt, gegen eine mäßige Bezahlung beleuchten zu lassen. In der kleineren Grotte von St. Michael hauset der Proteus anguineus, drei lebende Exemplare wurden mir zu theil, zwei davon starben in der großen Hitze in Triest, der dritte ist noch lebend vorhanden, wird hoffentlich glücklich in dem Museum ankommen; auffallend ist es, daß diese Thiere, die keine sichtbaren Augen besitzen, dennoch kein Licht vertragen können.

Das Amphitheater in Pola, in welchem 35000 Zuschauer bequem sitzen konnten, bildet einen seltsamen Contrast mit dem gegenwärtigen Städtchen, das kaum 7000 Seelen zählt. Es stehet dermalen außerhalb der Stadt, unfern von dem schönen Hafen. Der ganze Umfang der Bogengewölbe, der die Bogen bildete, ist erhalten, das Innere der Arena ganz zerstört und mit Schotter ausgefüllt, eine ziemlich reiche Flora südlicher Pflanzen entsprießt dem Grund, den einst das Blut wilder Thiere und Gladiatoren tränkte. Die österreichische Regierung hat eine Summe festgesetzt, das Amphitheater zu erhalten und von dem Schutt zu befreien, vielleicht gelingt es ihr auch, die

beiden kleinen Tempel der Diana und Auguſto von der Schmach, als Heumagazine gebraucht zu werden, zu retten; ſie ſind übrigens von keinem beſonderen architektoniſchen Styl, die Säulen aus Kalkbreccia haben beſonders durch Verwitterung gelitten. Die ſogenannte Porta aurea der Sergier war von einem vorzüglicheren Werth, iſt aber beſonders ſtark beſchädiget. Ueberhaupt haben die Venetianer dieſe ſo herrlich gelegene Stadt ganz verwahrloſt, ſie findet ſich ungefähr noch in demſelben Zuſtand, in welchem ſie die Venneſer nach der Eroberung gelaſſen haben, der Umfang des ehmaligen Pola iſt nicht mehr auszumitteln, mehrere Mauern ſieht man noch unter dem Meere und auf den Inſeln, aus denen man ſchließen will, ſie hatten einer Fabrik von Purpur angehört. Herr Abbate Bertini in Ronchi hat in der Ueberſetzung der Naturgeſchichte des Plinius die Meinung geäußert, der Purpur wäre aus dem Murex brandaris erzeugt worden, der ſo häufig in dem adriatiſchen Meer gefunden wird; er zeigte uns mehrere dieſer Schnecken, die einen Schleim von der ſchönſten violetten Farbe ausſcheiden, allein gewöhnlich ſitzt auf dieſem Murex eine kleine Actinia, die man entfernen muß, um ihn zu erhalten, da ſie ihn ausſauget; er nannte dieſe Actinia purpuriphaga.

Für den Mineralogen iſt in dieſem Lande wenig zu thun, außer einigen ſehr ſonderbaren Verſteinerungen von nicht bekannten Entomolithen aus der Abtheilung der Myriopoden iſt nichts als etwas Braunkohle bei Pona und Schwefelkies im Jurakalk, aus welchem Vitriol und Alaun bereitet wird, in Sovignaco zu finden; deſto überraſchender iſt für den deutſchen Botaniker die Flora der kleinen Wäldchen am Meeresufer, wo die Korkeiche, der Lorbeer und die Myrte grünt, die baumartige Heide, die ſtrauchartigen Ciſten und mannigfaltige Pflanzen, die wir in den Häuſern erziehen, ihre Blüten entfalten und die Atmoſphäre mit Wohlgerüchen erfüllen.

Mehrere Muße wird vielleicht Gelegenheit geben, die gesammelten Bemerkungen zweckmäßiger zu reihen, sie sollten mündlich mitgetheilt werden, alleine die durch zufällige Umstände verzögerte Zurückkunft S. M. des Kaisers hat auch auf die meinige verzögernd eingewirkt. Sine me liber ibis in Urbem.

Se. königl. Hoheit den Herrn Großherzog bitte ich gleichfalls, mir zu verzeihen, wenn ich Weimars doppelten Jubel nur von ferne, darum aber nicht weniger herzlich theile.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

38.

Mit wenigen aber herzlich treuen Worten vermelde schuldigst und eiligst: daß unser Jubelfest froh und glücklich, auch theilweise vom Wetter begünstigt vorübergegangen. Serenissimus befanden sich wohl und rüstig, um so manche Feierlichkeit mit Behagen zu überdauern; auch die Seinigen mußten sich brav halten. In dem großen Gewühl theilnehmender Verehrer unsers Fürsten vermißte ich jedoch einen würdigen trefflichen Chorführer voran, mit den eifrigst Wünschenden gleichgesinnt und gleichgestimmt.

Möge beikommende Medaille, die Er kräftigst unterstützen wollen, auch Ihm zu freudigem Andenken gereichen.

Für das bisher schriftlich und wirklich Mitgetheilte nächst Erwiederung und Dank. Wie ich denn zugleich um Nachricht des vergnüglich und nützlich zugebrachten Sommers gefälligst freundlich gebeten haben will.

Weimar,
d. 27 September
1825.

Treu angehörig

JW. Goethe.

39.

Prag, den 21. Hornung 1826.

Die Sendung durch Magiſtratsrath Grüner, die von einem mir ſehr werthen Briefe begleitete, vortrefflich gelungene Medaille auf die Jubelfeier Sr. königl. Hoheit, des H. Großherzogs enthaltend, traf in einem Augenblick großer Trauer in unſerer Familie, verurſacht durch den Tod der Gemalin des Grafen Franz Sternberg (ein). Mit den Trauernden vereint, von der Welt abgeſchloſſen, am Geiſte abgeſpannt, wollte keine Arbeit gelingen; dies mag dem langen Stillſchweigen zur Entſchuldigung dienen.

Ein früher aus Wien geſchriebener Brief, der die Hinderniſſe des Erſcheinens in Weimar entwickelte, und das vierte Heft der Flora der Vorwelt, das unmittelbar von Regensburg dahin abgeſchickt wurde, ſollten einſtweilen für die unverbrüchliche Treue des Freundes Bürgſchaft leiſten.

Wenig Erhebliches über die Leiſtungen im Fache der Wiſſenſchaften läßt ſich aus unſerem Lande berichten. Einige kurze Vorträge, in einer außerordentlichen Sitzung der Wiſſenſchaften abgeleſen, begleitet von dem böſen Gaſt, der in der Mineraliensammlung hoffentlicher ein angenehmer Gaſt ſein wird, iſt alles, was ich darbieten kann.

Bruchſtücke aus der Reiſe nach Iſtrien und Illirien ſind im Druck, werden mit nächſter Sendung folgen, gleichwie die Verhandlungen der am 15. März abzuhaltenden, öffentlichen Sitzung des Muſeums. Die Aufſtellung der Mineraliensammlung nach Haidinger's Vervollſtändigung des Mohs'ſchen Mineral-Syſtems hat zu Vergleichungen der Naturreiche unter ſich, nach Flächenraum und Zonen Veranlaſſung gegeben, die vielleicht nicht ganz ohne Intereſſe ſein werden.

Die Witterungsverhältniſſe der letzten drei Monate, die ebenfalls beiliegen, bezeichnen einen merkwürdigen Sturz der Queckſilberſäule vom 17. zu dem 21. November, der in unſeren Gegenden gar keine bedeutende Folge atmoſphäriſcher Veränderungen gehabt hat, er gehört unter die öfteren verwirrenden Anomalien unſerer Witterungsbeobachtungen. Ueberhaupt iſt die Atmoſphäre eines der verwickeltſten Räthſel der Natur. Ein beſtändiges Wechſelſpiel der Gasarten waltet auf unſerer Erdoberfläche, beſonders während der Vegetationsperiode: Pflanzen und Thiere entziehen den Sauerſtoff, geben dagegen kohlenſaures Gas und Azot zurück; und die Chemiker, ſie mögen die Luft hernehmen, woher ſie wollen, finden bei der Zerſetzung keinen merklichen Unterſchied oder Abweichung von dem Normalverhältniß des Sauerſtoffs gegen den Stickſtoff. Unſere zahlreichen Eiſen- und Metallſchmelzen verflüchtigen eine Menge Subſtanzen, von denen die Chemiker nie etwas in der Luft entdeckt haben. Metallhaltige Steine werden uns aus der Atmoſphäre auf den Kopf geworfen, ohne daß je ein feſter Beſtandtheil in der Atmoſphäre gefunden worden iſt.

Wer dieſes Räthſel genügend zu löſen vermag, erit nobis magnus Apollo! In der Charwoche reiſe ich nach Wien, wo nun endlich die Herausgabe der Braſilianer Sammlungen beginnen ſoll; was noch weiter in dieſem Jahre aus mir wird, kann ich dermalen noch nicht angeben, das Erfreulichſte unter Allem wäre, wenn ich den Freund in ſeinem Willkommen bietenden Saale überraſchen könnte.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

40 a.

Auch mit diesem Hefte, verehrter Freund, muß ich wiederholen, daß ich mich beim Verfassen und Redigiren desselben im voraus gefreut habe, meinen theueren Abwesenden, denen ich so lange geschwiegen und von denen ich wenig vernommen, werde dadurch einiges Angenehme zubereitet. Hier ist es, wie es gelingen wollen und möge nun erfreuen, aufregen und Gedanken veranlassen, die es nicht bringt.

Ich habe diese schönen Sommerwochen hier ein körperlich zufälliges Uibel geduldet, ohne eigentlich zu leiden. Billigen Forderungen an meine Geisteskräfte konnte ich genugthun. Ich habe einiges hervorgebracht, das sich aufweisen läßt, manches andere ins Ganze gearbeitet, in der Absicht, daß die ersten Sendungen meiner Werke immer bedeutender werden möchten, sodann um den übrigen auch manchen Vortheil zu verleihen. Wie denn hiebei einige Exemplare der Anzeige zu gefälligem Gebrauch erfolgen.

Sollte das französische Journal Le Globe bis zu Ihnen gelangt sein, oder dort Eingang finden können, so darf nicht erst bitten, solches zu beachten. Personen höhern Standes und Einsicht dürfen es nicht ungelesen lassen. Die erste Nummer des 4. Bandes ist den 15. August ausgegeben worden. Diese Blätter geben uns dreimal die Woche viel zu denken. Ich sehe recht gut, daß ihre Zwecke weiter liegen, als mir in meinem Alter und nach meinen Gesinnungen auszublicken erlaubt ist, aber ihre Betrachtungen rückwärts und vorwärts sind höchst belehrend. Die Verfasser zeigen sich streng und kühn, gründlich und mitunter rhadamantisch; sie sprechen absichtlich, deshalb man sich ihnen nicht hingeben darf, mit großem Verstand und Umsicht, die man bewundert, wenn auch nicht beistimmt. Der Zeitgeist läßt sich hier klar, mächtig und furchtbar erblicken.

So eben vernehme, daß die drei ersten Theile des Globe wieder abgedruckt werden sollen, und Subscription darauf angenommen wird. Sollte das alles schon bekannt sein, so möge das Gegenwärtige als Zeugniß meines Antheils gelten. Jeder Staats- und Weltmann sollte sich wöchentlich solche Betrachtungen verschaffen, wenn er sie auch vor der Menge secretirt, die ohnehin nur zufällig gebraucht oder mißbraucht, was ihr derart geboten wird.

Freundliche Mittheilungen aus Frankreich, besonders vom Herrn Cuvier, haben mich wieder in die Naturbetrachtung gezogen. Die Elogen von Beauvais, Vauquelin, Haüy, Berthollet, Richard, Thouin, deren verschiedene ich schon einzeln gekannt, nunmehr in einem Bande zu sehen, hintereinander wegzulesen, ist von großer Bedeutung.

„Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben." Im Arbeiten belohnen wir uns selbst und die Resultate sind denn doch auch erfreulich. Herrn Cuvier's beide Vorträge über die Veränderungen der neuesten Chemie und die praktischen Vortheile derselben, so wie der Vortrag über den Zustand der Naturgeschichte und ihren Zuwachs seit dem Frieden geben die schönsten Übersichten. Am reichsten aber und vollkommen zusammenhangend ist der Discours sur les revolutions de la surface du Globe 1826, die dritte Ausgabe, wo der Verfasser alles benutzt hat, was seit der ersten ist bemerkt worden. Es zeigt dieses Werk den gegenwärtigen Zustand der Geologie auf das Klarste und ich erkenne es mit höchstem Dank. Doch fällt mir bei meiner Art, die natürlichen Dinge zu betrachten, jenes geistreiche Wort dabei ein: „Der Franzose liebt das Positive und wenn er es nicht findet, so macht er es."

Dieses ist zwar aller Menschen angeborne Natur und Weise, die ich, wenn nicht zur Erbsünde, doch wenigstens zur Erbeigenheit rechnen möchte und mich deshalb möglichst davor zu hüthen **aber vielmehr** sie auszubilden suche.

Der Menſch geſteht überall Probleme zu, und kann doch keines ruhen und liegen laſſen; und dieſes iſt auch ganz recht, denn ſonſt würde die Forſchung aufhören; aber mit dem Poſitiven muß man es nicht ſo ernſthaft nehmen, ſondern ſich durch Ironie darüber erheben und ihm dadurch die Eigenſchaft des Problems erhalten; denn ſonſt wird man bei jedem geſchichtlichen Rückblick confus und ärgerlich über ſich ſelbſt. Jahrzehnte haben wir uns mit Berthollet in den Wahlverwandtſchaften abgemüdet, die man jetzt ſo wenig als meinen Roman will gelten laſſen.

Wenn Herr Cuvier mit ſeinem obgenannten Discours mich zu den anomaliſchen Reſten der ſpäteſten Epochen geführt hat, ſo nahm ich, weiter in der Weltbildung zurückſchreitend die ſehr ſchöne Vorleſung: Regensburg den 20. September 1824 wieder zur Hand, um mich erfreulich zu belehren.

Die Terrämotiſten bringen mich dagegen nicht aus der Faſſung, von Zeit zu Zeit findet man doch noch hie und da ein vernünftiges Wort.

„Wenn die Herren fortfahren, die Erde von Grund aus zu erſchüttern, ſo muß die Wiſſenſchaft davon einen harten Stoß erleiden.“ Ruſſell.

Weimar, den 19. September 1826.

G.

b.

Beikommendes Gedicht begrüßte unſern Herzog Bernhard zu ſeiner glücklichen Rückkehr aus Amerika; das ununterbrochene Tagebuch ſeiner faſt zweijährigen Wanderungen durch die vereinigten Staaten iſt höchſt erfreulich. Die neueſten Reiſen haben immer das Reizende der Zeitung; wenn dieſe die letzten Weltereigniſſe überbringen, ſo ſtellen jene die neueſten Zuſtände dar,

Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wär'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpatzirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlurfſt aus dumpfen Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?

und da ſie das Vergangene mitnehmen müſſen, ſo ſieht man auf einmal das Beharren, Vorſchritt und Rückſchritt. Nächſtens mehr über die vorzüglichen Eigenſchaften und Eigenheiten dieſer weitläufigen Hefte, indeſſen nur einige Stellen, wie ich ſie heute las.[2]) (Da aber noch Platz übrig iſt, ſetze hieher, wie ich mich vor einiger Zeit darüber ausdrückte.)

„Was ich vorzüglich bewunderte, war die Strategie, womit der Zug unternommen und ausgeführt wurde; es geſchieht kein zufälliger Schritt und alſo auch kein unnützer. Der Reiſende erſcheint durchaus im Gleichgewichte; alle ſeine Eigenſchaften begleiten ſich geſchwiſterlich, und wer ihn nicht kannte, mußte gar eigen herumrathen. Man ſieht einen überall willkommenen Welt- und Lebemann, einen wohlunterrichteten, geprüften Militär, einen Theilnehmenden an Staats- und bürgerlichen Einrichtungen, bei Gaſtmalen und Tänzen an ſeinem Platz, gegen Frauen Anmuth nicht unempfindlich. Ferner ſehen wir ihn bei öffentlichen Gelegenheiten beredt aus dem Stegreife, in der Converſation unterhaltend, mit Anſtand frei geſinnt, ſeiner Würde ſich bewußt und die Vortheile ſeines hohen Standes zu einem leichtern und raſchern Leben benutzend.“

„Dabei entzieht er ſich keiner Unbequemlichkeit, er weiß vielmehr beſonders auf der Reiſe die geſelligen, oft beſchwerlichen Fahrten zu Leben und Unterricht zu benutzen. In Philadelphia verließ ich ihn an dem wichtigen Jahrstage von Penn's Ankunft an jenem waldigen Ufer, wo nun zwiſchen zwei Gewäſſern eine merkwürdige reiche Stadt bewohnbar iſt.“

Herrn Caſpar Gr. Sternberg

am 28. Auguſt 1826.

(Folgt auf einem Blättchen gedruckt das Gedicht: Den Freunden am 28. Auguſt 1826. „Des Menſchen Tage und verflochten.“ W. I. 180.)

Weimar.

Goethe.

c.

Daß ich meinen gnädigſten Herrn in Gedanken nach Prag begleitet, und Weimariſche Freunde in Karlsbad beſucht habe, beides mit dem Wunſche, den unterhaltenden und belehrenden Umgang des verehrten Freundes zu genießen, darf ich nicht ausſprechen noch verſichern. Möge gegenwärtiges ſehr tumultuariſch zuſammengebrachte Paket geneigt aufgenommen werden; ich ſende es ab unter dem Vorbehalt von mancherlei anderen Mittheilungen, welche beweiſen ſollen, daß ich nicht müſſig noch meiner Freunde uneingedenk geblieben bin. Dagegen ich mir denn auch Nachricht und Kenntniß erbitte, wie der verehrte Freund ſeine Zeit benutzt, was er von ſeiner Reiſe weiter aufzeichnen möge, was ihn zunächſt umgibt und intereſſirt.

Bei mir drängt ſich ſo vieles zuſammen, wovon erſt in einiger Zeit genießbare Reſultate, wie ich hoffe, ſich ergeben werden; die Ausſicht aber auf ein perſönliches Erſcheinen im künftigen Frühjahre, die man mir eröffnete, bleibt mir das allerwünſchenswertheſte.

Tauſend Lebewohl! und Verzeihung dieſes höchſt tumultuariſch zuſammengebrachten, aber nicht weiter zu verſpätenden Pakets.

Treu anhänglich

Weimar, den 21 September 1826.

Goethe.

Gegenwärtige Sendung enthält:

1. Kunſt und Alterthum VIII. dem geneigten Empfänger gewidmet.
2. Ein Exemplar, mit Bitte, ſolches an Profeſſor Zauper zu befördern.

3. Einiges auf Herzog Bernhard's Reise nach den Vereinigten Staaten Bezügliches.
(Auch das Gedicht: „Das Segel steigt, das Segel schwillt." I. 176. Siehe d. d. H.)
4. Anfrage wegen einer merkwürdigen Versteinerung.
5. Einige botanische Notizen.
6. Ein Gedicht zum 28. August.
7. Einige Exemplare Anzeigen von Goethes Werken.
8. Herrn Professor Pohl's Ultimatum über die Eschwegische Raiz preta.

d.

*) Vorstehendes wäre als der Abschluß einer weitläufigen Correspondenz zu betrachten, welche auf Veranlassung des Langsdorf'schen Trompetenstoßes zwischen Herrn Nees von Esenbeck, Martius, mir und Andern mit Theilnahme unseres gnädigsten Herrn und einiger hiesigen Aerzte geführt ward. Hieraus erhellet, daß die Irrung hauptsächlich durch eine falsche Abbildung verursacht war, an der nun wohl weiter nichts aufzuklären sein dürfte.

G.

Ein von dem Ausfluß der Elbe herkommender Freund gibt folgende Nachricht: das mit vielen erdigen Theilen geschwängerte Wasser dieses großen Flusses setzt, von der Flut zurückgehalten, auf jedem angeschwemmten Ries die fruchtbaren Theile nieder. Da erscheint denn im ersten Jahre

Salicornia herbacea,

welche tiefe Wurzeln schlägt und das Land befestigt. Dann kommt

Salsola Kali.

Zuletzt, bei völlig gebildetem Boden kommt

Triglochin maritimum.

Man glaubt hier ein Analogon urzeitlicher Pflanzensteigerung zu erblicken.

Verzeihung, daß ich Eulen nach Athen trage.

c.

*) Foſſile Muſchel vom Berg Salève bei Genf, entdeckt vom Herrn de Luc und von ihm Bivalve Pennigène genannt. Zu leſen iſt die nähere Beſchreibung: Voyage de Saussure dans les Alpes. Tom. I. § 244. und die Abbildung Tab. II Fig. 5 und 6 zu ſehen.

Ich erhielt aber eine ſolche von Ihro Durchlaucht dem Fürſten von Thurn und Taxis ſie findet ſich auf ſeiner Herrſchaft in Böhmen, von welcher den Namen vergeſſen habe und leider unter meinen Papieren nicht finden kann, daher wünſch' ich denſelben zu erfahren.

Im Namen meines Sohnes, der ſich ehrerbietig empfiehlt, um einige Exemplare Trilobiten erſuchend.

23. September 1826.

G.

11.

Dresden, den 23. September 1826.

Von Prag und Karlsbad werden herzliche Erinnerungen dem Freunde zugekommen ſein. Auch von Dresden, wo ein erfreuliches wiſſenſchaftliches Wirken ſich kund gegeben, ſoll die

Gelegenheit nicht unbenützt gelassen werden, wenn auch, wie höchst wahrscheinlich, schon auf directem Wege geschehen wäre, was hier auf indirectem vermittelt wird.

Der Secretär der königl. Gesellschaft in Edinburg, Dr. Brewster, hat mir durch P. Haidinger mehrere Exemplare des hier folgenden Aufrufs zu gleichzeitigen meteorologischen Beobachtungen zur Austheilung zustellen lassen. Die Absicht scheinet wohl keine andere zu sein als: die von Humboldt und Anderen in Mexico beobachtete tägliche Ebbe und Fluth der Atmosphäre genauer zu bestimmen, und das Maximum und Minimum derselben, so wie die Zeit, wo unter verschiedenen Breiten die Culmination statt findet, genau auszumitteln. Der Gegenstand ist nicht unerheblich und die so sehr genauen Sternwarten des Großherzogthums wohl geeignet, um solche Beobachtungen auszuführen; sie werden gewiß ausgeführt werden, wenn es dem Freunde gefällt, sie in Schutz zu nehmen, sie seien ihm demnach bestens anempfohlen.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

12.

Die höchst willkommene Sendung vom 21. September wurde in Prag vorgefunden, mit großer Theilnahme durchlesen, sie traf jedoch in den Zeitpunkt, wo manche durch längere Abwesenheit vernachlässigte Geschäfte vorgenommen und beendet werden mußten, zu welcher sich eine zwar unbedeutende, doch hindernde Unpäßlichkeit gesellte. Diese, von außen zugetretene Störungen mögen der verspäteten Antwort Vergebung erwirken.

Der Globe darf Oestreichs Grenze nicht überschreiten, er wird vermuthlich außer dem Departement der auswärtigen

Angelegenheiten, welches allein Privatissima über den Geist der Zeit vorträgt, schwerlich bei irgend Jemand in der Monarchie zu treffen sein. Cuvier's Werke, besonders wenn man sie mit Playfair's Dissertationen über die Fortschritte der Wissenschaften verbindet, gewähren höchst interessante Aufschlüsse. Man sieht deutlich, wie mühsam durch oft ganz zufällige Entdeckungen sich ein jeder einzelne Zweig aus dem Dunkel der Zeit entwickeln mußte, welches 10 Jahrhunderte vorwaltender physischer Kräfte über die Wissenschaften verbreitet hatten; wie einzelne lichtvolle Geister großartig auf ihr Jahrhundert einwirkten; wie eine jede Wissenschaft, wo sie durch solche Männer gehoben wurde, sich schnell verbreitete; wie Einer nach dem Andern den Faden erfaßte und weiter spann bis in unserer Zeit, wo vermehrte Hilfsmittel eine schnellere Entfaltung gewähren, die einzelnen Fäden zu einem haltbaren Gewebe zusammengefaßt wurden. Wendet man jedoch von dem Geleisteten den Blick zurück auf die Natur, ja nur auf unsere Erdkruste, so begegnet uns so Vieles, das nur unvollständig oder gar nicht erkannt ist, daß wir nicht bange sein dürfen, es werde uns und unseren Nachkommen an Stoff gebrechen, die Geisteskräfte würdig zu beschäftigen.

Zu dem dritten Hefte von Kunst und Alterthum hat, wie überall, Goethe am meisten angesprochen. Gold, es möge wie am Ural in Massen gefunden, oder aus den Flüssen in Körnern ausgewaschen werden, ist immer dasselbe edle Metall; man erfreut sich aber besonders jenes, das die Zeit zerstreuet hatte, wieder zu finden und zu sammeln, und jenes, was wir schon besaßen, nun wieder eingereiht und reichlicher ausgestattet wieder zu erhalten.

Die Auszüge aus dem Tagebuch des Prinzen Bernhard haben das Mißgeschick, ihn in Dresden nicht gesehen zu haben, noch fühlbarer gemacht; wir wohnten in demselben Gasthof, der Prinz besuchte täglich die militärischen Uibungen in dem

Lager, das der Erbprinz Friedrich befehligte, indeß die Naturforscher den Vorlesungen in der Versammlung beiwohnten, an dem einzigen Tag, wo der Prinz Bernhard Vormittag Besuche annahm, war ich mit rheumatischen Zahnschmerzen und einer geschwollenen Wange in meinem Zimmer eingekerkert. Vielleicht wird mir das künftige Jahr günstiger sein.

Weniges der Aufmerksamkeit Würdige kann von hier mitgetheilt werden. Die zwei meteorologischen Bande, die dem Zweck, zu welchem sie gewidmet waren, nicht ganz entsprechen, sollen nur als eine vorläufige Uibersicht dessen gelten, was nun zweckmäßiger organisirt wird, nämlich ein Netz von meteorologischen Beobachtungen über ganz Bohmen zu spannen, von dem tiefsten Punkt bei Herrnskretschen am Austritt der Elbe nach Sachsen, bis auf die höchsten Culturesflächen, in einzelnen Erhöhungsstufen von ungefähr 100 Toisen, bis zu 450 Toisen und diese Beobachtungen mit ökonomischen Berichten über die Einwirkung der Atmosphäre auf die Vegetation und Cultur der 16 Kreise Bohmens in Verbindung zu bringen. Wie bald und mit welchem Erfolg diese Idee wird ausgeführt werden konnen, wird die Zeit lehren. Die beiden ersten Hefte der Monatsschrift des Museums sind Zeugen einer sich erst bildenden Anstalt, die um Nachsicht flehen, innerhalb der engen Schranken, in welchen sich unsere Literatur bewegt, kann man nur leise auftreten, die Schriftsteller mussen erst Boden gewinnen, und das Publikum durch diese Mittheilungen zu einem regen Umtausch der Ideen sich gewöhnen, für das Ausland ist es noch unbefriedigend, wird sich aber in der Folge würdiger entwickeln.

Für Mittheilung von Trilobiten werde ich Sorge tragen, dermalen ist es unmoglich, weder in der Natur noch in den Salen der Sammlungen etwas zu unternehmen.

Der Zeitpunkt einer Reise nach Weimar kann nicht bestimmt werden, bis die Frage entschieden ist, ob und in welcher

Zeit die projectirte Reise des kaiserl. Hofes nach Prag ausgeführt wird, oder nicht; der Plan der Reise stehet fest, und die Gefühle der Freundschaft werden ihn beflügeln.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

13.

Unvergeßlich durch die Güte des Freundes, der Genuß für Gegenwart und Zukunft vorzubereiten bedacht war, vergnüglich und befriedigend in mancher anderen Rücksicht wäre die Reise gewesen, wenn nicht des Schicksals unbezwingbare Macht mich auf eine ganz unerwartete Weise von Dresden nach Prag getrieben hätte, ohne Seiner königl. Hoheit in Teplitz aufwarten zu können, worüber ich meine Entschuldigungs-Gründe angeführt habe.[25])

Ganz vorzüglich merkwürdig erschien die Knochenbreccie in Kostritz. Die vorgefundenen Knochen und das geognostische Verhältniß der Umgegend hat zwar H. Baron von Schlotheim genau angegeben, aber die Ablagerung der Breccie selbst ist nicht hinreichend bekannt, weilen man stets Knochen suchend aus dem Inneren der Gypsbrüche gegen die Wände baut, die bald einstürzen, wodurch man nie zu einer klaren Ansicht der Schichten gelangt. Bei einem Abgrabungsversuch in meiner Anwesenheit trafen wir eine Schichte, die gar nichts anderes als Bruchstücke von Geweihen enthält, die einer, wie es scheint, ganz unbekannten Hirschart mit glatten und hochgedrückten Geweihen und Endspitzen, dem Rennthiere verwandt aber viel kleiner und ohne Schaufeln angehören. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß auf einem Raum von 6 Schuhen im □ Bruchstücke von mehr als 100 Geweihen zusammenliegen,

ohne daß man im Stande wäre, ein ganzes Geweih daraus zusammenzustellen, Menschenknochen werden darunter und darüber gefunden, doch es konnten die unteren wohl auch von oben herabgerollt sein; die Rhinocerosknochen werden noch unter dem Rasen gefunden, überhaupt sind die Tiefen, in welchen die verschiedenen Knochen gefunden werden, hier ohne Werth, weilen der Gyps, der im Westen 1½ Fuß unter dem Rasen vorkommt, in einem Winkel von 45 Grad einfällt, daher natürlicherweise die Knochen auf einer Seite tiefer liegen müssen, als auf der andern, ohne dieserwegen unter den andern Knochen zu liegen. Wollte man einen klaren Begriff von der Schichtung erhalten, so müßte man im unverritzten Feld, hinter dem Winterischen Gypsbruch, einen geräumigen Schacht abteufen, den Einfallswinkel von jeder Klafter, und die Einlagerungsschichten genau bemerken, und wenn man auf eine Knochenbreccieulage gelangt, diese nach ihrem Verflächen durch einen Ortstrieb verfolgen, und also jede besondere Breccienlage. Auf diesem Wege würde man zu der Gewißheit gelangen, ob diese durch eine wiederholte allmälige Abschwemmung oder auf eine turbulente Weise unter einander gemengt, auf einmal in die offenen Gypslager eingeschwemmt worden sind. Merkwürdig ist, daß viele von diesen Knochen, sowohl von Menschen als von Thieren, an der Zunge kleben und mit Scheidewasser brausen, andere aber gar nicht; ich besitze zwei Geweihstücke, die einander vollkommen ähnlich sind, das eine klebt fest an der Zunge, das andere gar nicht; dieses Kennzeichen vom relativen Alter der fossilen Knochen möchte daher wohl nicht Stich halten. Ich werde die Gesellschaft der Naturforscher auf diese Umstände, die ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth scheinen, aufmerksam machen.

In Halle, wo eben einige treue Wernerianer beisammen waren, Oberberghauptmann von Berlach, Berghauptmann von Feldheim, Prof. Germar, gab ich der Gesellschaft die Xenien

über den schwarzen Teufels-Mohr, der die Welt auf den Kopf stellt, zum besten, die mit großem Beifall aufgenommen wurden.

In Berlin ist das naturwissenschaftliche Treiben ächter Art, man läßt die Hypotheſen gelten, sammelt mit Bienen-Emsigkeit, ordnet und stellt die Sammlungen verständig auf; so sind zum Beispiel in der Sammlung der vergleichenden Anatomie, bei den Sinneswerkzeugen, nächst allen Theilen des menschlichen Auges, Ohrs ꝛc., Augen und Ohren von Säugethieren, Vögeln, Fischen ꝛc. angereiht. In der sehr reichen Sammlung der Vogel alle Abänderungen nach dem Alter vom Nestvogel bis zum höchsten Alter aufgestellt, und das Vaterland durch eine eigene Farbe der Zettel angegeben, so daß man bei dem Uiberblick einer Gattung sogleich sehen kann, wie viel Europäer zwischen Südamerikanern, Afrikanern ꝛc. eingeschaltet sind. Der botanische Garten ist an mexikanischen, brasilianischen und afrikanischen Pflanzen sehr reich, besonders an Farren, von denen weit über 100 Arten, selbst baumartige, sehr wohl gedeihen; der alte Stamm ist zwar abgestorben, aber sie haben frisch von der Wurzel getrieben. Auch in der Mineralogie ist vieles aus Mexiko vorhanden, und merkwürdig genug die größte Aehnlichkeit in den Gebirgsarten mit Norwegen. Alexander von Humboldt hat sich an allzugroße Ansichten und Zusammenstellungen gewohnt, für welche zur Zeit noch die nöthigen Belege fehlen mochten. Seine Geographie der Pflanzen, die ihn nun ganz besonders beschäftiget, beruhet hauptsächlich auf Thermometer-Beobachtungen, auf dem mittlern Grad der Jahreswarme jedes Ortes; dieser Maßstab mag in Gegenden, wo der Thermometer nie unter dem Gefrierpunkt steht, seine Richtigkeit haben, allein in unseren Gegenden, wo er durch Subtraction der Kälte Grade ausgemittelt wird, die für die Vegetation als blos hindernd betrachtet werden müssen, kann er wohl nur als eine negative Wahrheit betrachtet werden.

Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du was für neue Lebenskraft,
Mir dieſer Wandel in der Öde ſchafft?
Ja würdeſt du es ahnden können,
Du wäreſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahndungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —

Schropf in Berlin hat seine neue geognostische Karte Deutschlands vollendet, mehrere Gegenden, wo er gute Vorarbeiten gefunden hat, wie jene von Hoffmann, Oeynhausen ꝛc. sind ganz befriedigend ausgefallen; Böhmen ist leider ziemlich schlecht ausgefallen, die Karte von Reuvel scheinet ihm fremd geblieben zu sein, und gefragt hat er auch Niemand.

Was indessen in Böhmen erschienen ist, lege ich hier bei, ich empfehle besonders den Aufsatz über das böhmische Volkslied im August Heft, S. 72, von Anton Müller; ich vermuthe, daß H. Gerhard in Leipzig, dessen Bekanntschaft ich gemacht habe, die slawischen Volkslieder von Czelakowsky kennen wird, zweifle aber nicht, daß ihm auch dieser Artikel angenehm zu lesen sein dürfte. In einem künftigen Heft wird ein Glossarium des Museums angezeigt werden, von dem Jahre 1201, in welchem einige hundert böhmische Worte vorkommen; es dürfte ziemlich eines der ersten mit böhmischen Benennungen sein; mehrere dieser Ausdrucke haben wir gar nicht mehr in unserer Sprache. Der Codex ist mit Miniaturen im neu griechischen Geschmack geziert; auf der letzten haben sich der Abschreiber und Miniatore genannt, beide waren wahrscheinlich Mönche aus dem von den Hussiten zerstörten Kloster Raudnitz, woher dieser Codex stammt.

Die meteorologischen Ereignisse haben sich in diesem Jahre gar sonderbar gestaltet. Im Monat Juni, wo in Deutschland nur einzelne Gewitterregen fielen, regnete es hier fortwährend, seit dem 22. Juni herrscht aber perennirende Trockniß und kein Gewitter ließ sich hören, als am 18. Juli und 16. August; diese waren aber eigener Art. Stratus wurden durch Wind geschichtet, aus diesen Schichten kam Blitz und Donner, wurden in einem unbedeutenden Nimbus aufgelöst; bei einem fortwährend S S W. Wind stieg und fiel der Barometer, der Thermometer fiel von 20 auf 8 und stieg wieder auf 20 herauf, ohne daß hiedurch eine ordentliche Communicirung bedingt

worden wäre. Es scheinet gleichsam, als wenn durch die gewaltige Trockene der Erdkruste die Wechselwirkung mit der Atmosphäre aufgehoben wäre, es fällt kein Thau, es steigt kein Nebel. Heute Morgen lag rundum längs dem ganzen Horizont von SW. bis Norden ein schwarzer Streif ähnlich einem verdickten Rauch, aus welchem sich weiße Stratus gegen Osten hin entwickelten; um 6 Uhr Früh stand der Thermometer schon auf + 14, Mittag + 20½, ein Nordost schob die Stratus zusammen, es donnerte und blitzte, bildete einen Nimbus, der 10 Minuten dauerte, und es wurde wieder so heiter als bevor; indeß entladen sich alle Gewitter im steirischen Gebirge, die Badegäste in Ischl wissen sich nicht vor Regen zu retten. Was bestimmt diesen Unterschied in Regionen, die in gerader Linie nicht so weit von einander geschieden sind?

Morgen reise ich von hier ab, den Minister Graf Kolowrat, Fürst Metternich, Graf Bray auf ihren Landgütern zu besuchen, und gehe mit letzten zur Versammlung nach München, von der ich nach meiner Zurückkunft Nachricht ertheilen werde.

Die Ankündigung der Reise des Prinzen Bernhard nach Nordamerika von Luden angekündigt, erwarte ich mit Verlangen.

Unter so vielen treffenden Stellen der tiefsten praktischen Menschenkenntniß in den Xenien hat mich die Stelle: Ein alter Mann ist stets ein König Lear, als eine Wahrheit überrascht, die ich oft gefühlt, mir aber nie ganz deutlich gemacht habe. Ja wohl ist die Jugend um ihretwillen hier, und gerade dieses wollte mir nicht immer recht zu Sinn, das treffende Wort hat mich für immer beruhigt; das hindert indeß keineswegs, daß ich mich der Jugend in des Freundes Haus zu wohlwollender Erinnerung empfehle

treu anhänglich

K. W. Sternberg.

44.

Vizezina, den 30. October 1827.

Daß sich an der Brust des Freundes ein neuer Stern würdiger Anerkennung angereiht habe, wurde von allen treu Anhänglichen mit großer Freude vernommen.

Den Beschluß des heurigen Reisecyclus machte die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in München; ein bewährter Freund, welchen der König nach seinem Portraite, das er in Weimar gesehen, sogleich erkannte, wird bei seiner Rückreise über diesen Verein Nachricht ertheilt haben. Am erfreulichsten scheint bei dieser Anstalt, daß durch sie der Mangel einer Hauptstadt in Deutschland ersetzt wird, in welcher von Zeit zu Zeit die Naturforscher zusammentreffen können, um sich über Alles, was dem Fortschreiten der Wissenschaft frommt, oder als Hinderniß im Wege steht, zu besprechen. Ja es gewähren diese gesellschaftlichen Wanderungen aus einer deutschen Hauptstadt in die andere noch den größern Vortheil, daß man in den Sammlungen einer jeden Neues vorfindet, und durch Vergleichung des schon Geschehenen von der Richtigkeit der Bestimmung Ueberzeugung gewinnt. Größer ist vielleicht noch der Vortheil, daß Menschen, die sonst unerkannt oder wohl gar verkannt durch ihr ganzes Leben neben einander einhergegangen wären, sich nun als Wissenschafts-Verwandte aufsuchen und ein Verhältniß zu einander gewinnen, statt einander zu bekritteln und schmahlustig zu recensiren. Das Wichtigste endlich ist wohl dies, daß die Ministerien, welche durch Andere oder persönlich an diesen Versammlungen Theil nehmen, zu der Ueberzeugung gelangen, daß es mit dem redlichen Forschen auch wirklich ehrlich gemeint sei, woran die Geisterseher unserer Zeit sich lange zu glauben sträubten. Die im künftigen Jahr zu Berlin abzuhaltende Versammlung wird wahrscheinlich die Brücke bil

den, um in die östreichischen Staaten überzugehen, und die dortigen Naturforscher, die noch immer wie der Eremiten Krebs sich in ihre Gehäuse verkriechen, an das Licht zu ziehen und zu größerer Thätigkeit anzuregen. So hätte dann das Wandern abermals einen schönen, heilsamen Zweck erreicht. Der Himmel gönne dem wissenschaftlichen Streben in unserm deutschen Vaterland noch lange Friede und Ruhe, so wird sich eine Thätigkeit entfalten, wie sie die Welt nur in einem Jahrhundert nach langer Finsterniß nach Erfindung des Druckes, bei weit geringern Hülfsmitteln erlebt hat.

In den hier beigeschlossenen zwei Heften der Zeitschrift des Museums, ist im Septemberheft St. Wenzel im Fürstenrath zu Regensburg aus der alten Legende des Heiligen, und im Octoberheft Kassa und Biwoj aus der Chronik von Hajek entnommen, welches die Redaction anzuzeigen versäumt hat; in Hajek ist jedoch blos die Erzählung des Ebers, den Biwoj lebend nach Prag getragen und mit einem Faustschlag getödtet hat, das übrige ist Schopfung des Dichters. In der Recension des Romans: Die Schweden vor Prag, hat Recensent der Verfasserin darin Unrecht gethan, daß er die Gemälde in dem Waldstein'schen Hause in Prag als später von Renner gemalt angibt, sie sind wirklich gleichzeitig, die übrigen chronologischen Rügen sind gegründet, und manche topographische, die leicht hätten vermieden werden können, übergangen. Ueber diese merkwürdige Belagerung werden demnächst die Original Unterhandlungen mit den Schweden, die bei der Prager Universität vorgefunden wurden, nachgeliefert werden. Den Roman empfehle ich indessen den Damen zur Lectüre, er gehört zu den gelungensten, welche Fr. v. Pichler geschrieben hat.

Die kleine Zugabe der Anleitungen zu den Witterungsbeobachtungen hat nur den Zweck zu zeigen, wie die ökonomische Gesellschaft die meteorologischen Beobachtungen, mit den ökonomischen Wahrnehmungen zu verbinden strebt; die Abbildungen

der Wolkengestalten wurden in meiner Abwesenheit veranstaltet, sonst würden jene aus der Morphologie gewählt worden sein, die bestimmter und deutlicher die Wolkenbildung versinnlichen. Es werden sich bei diesen combinirten Beobachtungen wahrscheinlich durch örtliche Lagen bedingte Anomalien ergeben, auf deren Wichtigkeit in Bezug auf die geographische Verbreitung der Pflanzen schon Mirbel in seinen Recherches sur la distribution geographique des plantes in dem letzten Band der Annalen oder Memoires du Museum hingedeutet hat. Ueberhaupt hat Mirbel strengere Anforderungen zu diesem Zweck aufgestellt, als die bloße mittlere Temperatur einer Gegend, besonders für jene Regionen, wo der Cyclus der Vegetation durch strenge Kälte gewaltsam geschlossen wird, wo die Pflanzen bei vollkommenem Stillstand der Säfte gleichsam schlafen, daher diese Zeit hindurch (wenn sie nicht erfrieren) gar nichts empfinden. In solchen Gegenden müßte wohl der Mitteldurchschnitt von 9 Monaten meiner Meinung nach der geeignete sein; die mittlere Temperatur durch Subtraction der Kältegrade ist unnatürlich, weilen das Pflanzenreich in dieser Zeit sich gegen die Kälte, wenn sie nicht in das Innere der Substanz eingreift durchaus indifferent verhält.

Ohne zudringlich zu sein, darf ich wohl den Wunsch äußern, bald wieder etwas von dem geliebten und geehrten Freund zu vernehmen.

Treu anhänglich

Sternberg.

15.

Wenn ich schon von manchen Seiten her verschiedentliche Kenntnisse erlangte von dem, was in München vorgefallen, so betraf doch solches mehr das Aeußere, welches denn ganz

ſtattlich und ehrenvoll anzuſehen war, als das Innere, die Mittheilungen nämlich ſelbſt. Hier kamen mir denn die Vorleſungen des würdigen Freundes, von deren Inhalt ich ſchon vorläufig unterrichtet war, als ein vorzuglich leuchtender Stern entgegen, wenn der übrigen, mit wenigen Ausnahmen nur als anmaßlicher Aeußerungen und langweiliger Nachklänge gedacht wurde. Um ſo erwünſchter iſt es mir, aus zuverſichtlicher Quelle zu vernehmen: daß wenigſtens der Hauptzweck des näheren Bekanntwerdens und zu hoffenden wahrhaften Vereinigens unſerer Naturforſcher nicht verrückt worden. Schon daß man ſich über den Ort vereinigt, wo man das nächſte Jahr zuſammenzukommen gedenkt, gibt die beſten Hoffnungen, und gewiß iſt die Verſammlung in Berlin unter den Auſpicien des allgemein anerkannten Alexander von Humboldt geeignet, uns die beſten Hoffnungen einzuflößen. Aus dem Norden werden ſich auf alle Falle mehrere Glieder einfinden; ließe ſich's veranlaſſen, daß böhmiſche und öſtreichiſche Männer hinzutraten, und alsdann für das folgende Jahr die Geſellſchaft ſich unter dem Vorſitze des verehrten Freundes in Prag verſammelte, ſo wäre der größte Schritt gethan, welcher zur Annäherung der verſchiedenſten deutſchen Volkerſchaften und zu deren Zuſammenwirken den gründlichſten Anlaß gäbe.

Was den politiſchen Punkt betrifft, ſo würde ich einem Staatsmann ſagen: gerade jetzt, da eine unſelige Schrift des Joh. Wit die widerwärtigſten Geheimniſſe aufdeckt, und dergleichen noch mehrere folgen werden, ſo iſt es klug, die wiſſenſchaftlichen Notablen einer Nation auch einmal bei ſich zu verſammeln, zu verſuchen, inwiefern man Zutrauen zu ihnen gewinnen, ihnen Zutrauen einflößen könne; man würde gewiß Vortheil davon ziehen, und wenn man ihnen den Hellenismus nachgäbe, gar wohl bemerken: daß man in neuerer Zeit vor eigentlichen Verſchworungen und Erſchütterungen bei uns wohl geſichert ſei.

Indessen machen die Herren vom Globe meinen friedlichen und zutraulichen Gesinnungen ein böses Spiel. Ich hoffte, sie sollten sich der nach Auflösung d.. Deputirten Kammer wieder eintretenden Preßfreiheit mit Mäßigung bedienen, und wie zeither mit geistiger, geschmackvoller Freiheit die Angelegenheiten behandeln, wie solches auch ihrer Stellung gar wohl geziemt hatte; aber man sieht aus dem Hergange, daß hier an keine Mäßigung noch viel weniger an Composition zu denken sei; denn sie betragen sich seit dem 8. Nov. außer allem Maße in einer Art, die auch ihr bester Freund nicht billigen kann. Indessen ergibt sich aus diesem Symptom, daß bei den vorseienden Wahlen eine Art von Kampf auf Leben und Tod eintrete, wo wir dann den Erfolg freilich nur zu erwarten haben. So versank ja auch die ägyptische Flotte im Hafen von Navarin ohne unser Zuthun, so warfen vor so viel Jahren die Nordamerikaner die Theekisten ins Meer, und so wird es überall einen Bruch geben, wo der obschwebende Antagonism nicht aufzulösen, oder noch eine Zeit lang hinzuhalten ist.

In denen mir übersendeten Heften der böhmischen Jahrbücher hat mich bis jetzt der kurze Abschluß über die so gründlich erfolgte und durchgearbeitete Angelegenheit unserer unterirdischen Flora am meisten ergötzt und erbaut; denn hier sehen wir denn doch einmal wieder Uibereinstimmung und Mannigfaltigkeit, Gleich- und Nachzeitiges in großer Breite aufgehellt und wahrhaft belehrend.

Was die Versuche die isothermen Linien zu bestimmen betrifft, so bin ich völlig Ihrer Uiberzeugung. Es gibt Calculables und Incalculables, man stelle sich, wie man wolle und es gehört mehr als ein Maßstab dazu, um sich in dem Unerforschlichen nur einigermaßen zu finden. Von der Nähe und Ferne der Sonne hängt im Ganzen entschieden der Wärmegrad ab, er steigt und fällt, sich ruhig auf und ab bewegend, wie man an der graphischen Darstellung eines Jahres sich am besten

versinnlichen kann. Zunächst folgt die Gebirgshöhe und dann tritt eine Million Nebenbedingungen ein. Geht doch der Thermometer im gleichen Augenblick verschieden in diesem und jenem Schatten eines und desselben Gebäudes. Doch lassen wir jene genauen Beobachter und Rechner ihr Geschäft betreiben und benutzen ihre Arbeit nach unserer Art zu unseren Zwecken.

Von diesen und vielen andern Dingen mag ich gerne schweigen, aber ich empfinde tief das Glück dessen, der sich zu bescheiden, und alles von ihm irgend Entdeckte zu irgend einem praktischen Lebensgebrauch hinzulenken weiß; wie denn die Engländer hierin unsere unnachahmlichen Muster sind. Man erinnere sich nur, was seit Bolton und Watt von Kräften entdeckt und angewendet worden, bis Perkins auf das Grenzenlose gelangt ist; ich habe nichts dagegen, daß man hier auch berechnet, aber zuletzt werden doch alle diese Maschinen nur organisch durch den praktischen Menschengeist, der zur Wirkung und Richtung nur durch Mäßigung sich befähigt.

Schade ist es fürwahr, daß man bei dem meteorologischen Heftchen eine freilich nur unvollkommnere Nachbildung der ersten unvollkommenen englischen Bildchen geliefert hat; es sind dieselbigen, von denen ich mich durch fortgesetzte Naturbetrachtungen nur mit Mühe befreien konnte. Nicht leicht denkt man daran, daß dergleichen Darstellungen symbolisch sein müssen. Man tastet in der Natur herum und weiß vor dem Vielen nicht das eine Nothwendige zu finden. Ich lege meiner nächsten Sendung ein Dutzend Abdrücke der von mir behandelten Darstellung bei, und hätte, wäre ich davon in Kenntniß gesetzt worden, gern Exemplare nach Verlangen gespendet, da die Platte derselben noch gar viel aushalten möchte. Freilich ist alles ins Enge zusammengebracht. Schon lange gehe ich damit um, mich mit H. v. Froriep zu associiren, die Darstellung zwar ausführlich, aber doch nur so weit, als zur einfachsten Belehrung nöthig wäre, auszuarbeiten, und eine kleine Folio Platte auf

einem größern Foliobogen abdrucken zu laſſen, um nebenbei, wie man jetzt gar ſchicklich wieder thut, die eigentliche geprüfte Lehre an den Rand zu drucken. Allein das Schifflein geht ſo ſchnell den Strom hinab, daß man gar bald wieder die Bucht aus den Augen verliert, wo man zu landen gedachte.

Welch' eine große Gabe Napoleon's Leben von Walter Scott für mich ſein würde, habe ich ſeit der erſten Ankündigung gefühlt, und deshalb die Menſchen, wie ſie auch ſind, erſt ausreden und ausklatſchen laſſen. Doch enthalte ich mich nunmehr nicht länger und nehme das Buch getroſt vor. Er iſt 1771 gerade beim Ausbruch der amerikaniſchen Revolution geboren, ihm iſt wie mir das Erdbeben von Liſſabon ſo der Theekaſtenſturz bei Boſton ein Jugendeindruck geworden, und wie viel Wunderſames hat er als Engländer bei ſich müſſen vorüber gehen laſſen. Meine Betrachtungen darüber theile ich gelegentlich mit.

Auch ſchon vorläufig fand ich das Publikum ſich betragend wie immer. Die Kunden erlauben wohl dem Schneider hier und dort ein gewiſſes Tuch mitzunehmen, den Rock aber wollen ſie auf den Leib gepaßt haben, und ſie beſchweren ſich höchlich, wenn er ihnen zu eng oder zu weit iſt; am beſten befinden ſie ſich in den polniſchen Schlafrocken des Tages und der Stunden, worin ſie ihrer vollkommenſten Bequemlichkeit pflegen können, da ſie, wie wohl erinnerlich, ſich gegen meine Wahlverwandſchaften wie gegen das Kleid des Neſſus geberdet haben.

Vorſtehendes, welches ſchon einige Poſttage liegen geblieben, möge denn, ſo viel auch noch zu ſagen wäre, ſeinen Weg antreten und geneigteſt aufgenommen werden. Der verehrte Freund weiß zu ſichten, zu ordnen, zu ſupplieren und zu verzeihen.

So eben nimmt der Druck des neuen Heftes von Kunſt und Alterthum ſeinen Anfang, wo ich abermals gar manches als Surrogat freundſchaftlicher mündlicher Unterhaltung anzu

ſehen bitte. Der böhmiſchen patriotiſchen Monatſchrift wird daſelbſt nach Würden zu gedenken ſein.

Darf ich bitten, den Barometerſtand des ablaufenden Jahres am Schluſſe desſelben, wie ſolcher auf Brzezina iſt bemerkt worden, mir in graphiſcher Darſtellung zu überſenden. Die gleichzeitigen Erſcheinungen auf der Sternwarte zu Jena aufgezeichnet erfolgen baldigſt.

Die Vermehrung unſerer Familie um ein weibliches Mitglied wird mein Sohn zu vermelden und eine geziemende Bitte hinzuzufügen ſich die Freiheit nehmen.

Weimar, 27. November 1827.

Treu angehörig

W. v. Goethe.

46.

Gegenwärtiger Sendung füge nur Weniges hinzu, mit dem Wunſche, daß das darin enthaltene Alte und Bekannte nicht veraltet und unbedeutend möge geworden ſein.

Von dem Augenblicke aber habe zu vermelden, daß wir heute, den 18. Januar, bei 28½ Barometerſtand, alſo beinahe dem höchſten unſeres Ortes, 20° Kälte haben, welches ſehr empfindlich abſticht gegen die bisherige laue Witterung. Nun würde ich bitten vorerſt um die Barometer und Thermometerſtände des Januars von Prag oder Brzezina, ſodann aber um Barometerſtände des letzten Ortes von 1827 allenfalls in graphiſcher Darſtellung, wogegen ich die diesſeitigen in Parallelism zu erwiedern nicht ermangeln würde; wie ſich denn auch die graphiſchen Darſtellungen der nächſtvergangenen Jahre nach und nach einſtellen werden. Bei der Unmöglichkeit, die Naturbetrachtung anders als im Einzelnen fortzuſetzen, habe doch einiges Bedeutende im Laufe dieſer Monate erhalten. Durch die Vermittelung der Elberfelder deutſch-ameritaniſchen Berg

Mit einer Geberde.

Ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

Faust.

Pfuy über dich!

Mephistopheles.

Das will euch nicht behagen,
Ihr habt das Recht gesittet pfuy zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du bist schon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angst und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen sitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.

werksdirection erhielt ich jenſeitige geologiſche Karten, ſowohl als Darſtellung der Fläche, wie auch der Durchſchnitte; man iſt auf dem von Humboldtiſchen Wege mit Vorſicht weiter gegangen und hat uns dadurch ein wahrhaft erfreuliches Geſchenk gemacht. Nicht weniger hat man mir ein Dutzend Bergarten, meiſt Porphyre, mitgetheilt, wodurch denn eine gewünſchte Kenntniß immer mehr erweitert wird. Ferner muß ich von einer artigen Pflanze ſprechen, die gewiß auch ſchon in Ihren Beſitz gekommen, ein Blümchen füge bei. Die Stengelblätter verläugnen die Lilienart nicht, man hält ſie dem Antherienum verwandt, konnte aber noch nichts Genaues beſtimmen. Die Pflanze treibt einen fadenartigen Blüthenſtengel, an welchem die Blümchen erſt ſeltener, dann gedrängter vorkommen, bis ſie ſich endlich quirlartig entwickeln und ganz abſchließlich einen Blätterbüſchel tre[illegible]n. Aus dieſem entwickelt ſich eine derbe Maſſe Luftwurzeln, und wenn ſie der neuen Pflanze Nahrung gegeben haben, treibt auch dieſe im Schweben abermals einen Fadenſtängel u. ſ. w. Es kommen alſo gewiſſermaßen Luftſtolonen zur Erſcheinung, deren verbindende Faden jedoch blühen und an ihrem Geburtsort wohl Frucht tragen. Der Botaniker, der dieſe Pflanze ſelbſt beobachtet, wird über meine Beſchreibung lächeln; ich habe mir die botaniſche Terminologie, ſo ſehr ich ſie bewundere, niemals zueignen können.

Manches andere mitzutheilen verſpare, damit dieſe Sendung nicht aufgehalten werde. Nur füge noch hinzu, daß unſere gnädigſten Herrſchaften ſich für den Moment ſammtlich wohl befinden, wobei wir uns deſto zuverläſſiger beruhigen, als ein erprobter Arzt überall zur Seite ſteht und die Folgen unvermeidlicher Zufälligkeiten klüglich abzuwehren weiß.

Mich zum allerbeſten und ſchönſten empfehlend

Weimar,
den 18. Januar
1828.

treu angehörig

W. Goethe.

17.

Prag, den 25. Februar 1828.

Wie sehr mich das Schreiben vom 27. Nov. und die Sendung vom 18. Jänner beglückt habe, kann ich nicht hinreichend ausdrücken; die Menschen, die sich in den polnischen Schlafröcken des Tages und der Stunden so behaglich fühlen, sind mir seitdeme noch bemerklicher geworden.[2]) Ein anderer Brief an eine Schülerin des hiesigen Zeicheninstituts geschrieben, ist uns zur Hand gekommen, der Präsident Graf Franz Sternberg und Director Bergler haben sich Abschriften davon genommen, das gute Kind trägt ihn an ihrem Herzen als ein Amulet, das sie auf dem rechten Weg leiten wird, sie bringt ihn manchmal zu dem Director, der ihr dann die einzelnen Stellen wieder vorliest, und so viel es ihr dermaliger Standpunkt gestattet, sie in den tiefen Sinn der väterlichen Worte einzuweihen trachtet.[3]) Es fehlet der hiesigen Jugend nicht an Lust und Geschick sich auszubilden, allein es ruht auch auf ihr der Typus unseres Zeitalters, der Zeit vorzugreifen, den Pinsel zu erfassen, sich in bunten Farben zu ergehen, noch ehe sie mit sicherer Hand und richtigem Blick das Ebenmaß der Formen genau darzustellen vermögen. Unter drei Zöglingen der hiesigen Zeichenschule, welche sich dermalen in Rom befinden, ist einer Namens Führich, ein wahrhaft genialer Künstler, der ein ausgezeichneter Maler geworden wäre, wenn er nicht, von Gönnern zu hoch gestellt, sich selbst überschätzt, die Schule früher verlassen hätte, als er der richtigen Zeichnung vollkommen Meister war; er wird Beifall und Ruhm erlangen, aber schwerlich jemals sich zur Vollkommenheit aufschwingen.

Der Monat Jänner hat sich durch seine raschen Abwechslungen und die Anomalien in der Vertheilung der Kälte sehr merkwürdig gemacht; dieser Umstand wird erst ganz auffallend erscheinen, wenn die Nachrichten von ganz Europa gesammelt

sein werden; das Bekannte ist indessen schon hinreichend, um einiges anzumerken, z. B. zwischen Prag, Brzezina und Wien die Progression des Bar. und Therm. Standes beider ersten Orte; diese scheint sich auch noch weiter fortgesetzt zu haben, denn in Odessa erreichte die Kälte erst am 28. Jänner — 22°, dagegen waren auf weit geringeren Entfernungen die Grade der Kälte sehr verschieden von — 11 bis — 22, unser Astronom hat diese Verschiedenheit auf eine Weise zu erklären gesucht, welche auf zu wenig Daten beruht; diese örtlichen Verschiedenheiten möchten wohl doch in der Atmosphäre selbst zu suchen sein. Es ist bekannt, daß große Erdbeben den Zustand der Atmosphäre durch frei gewordene Wärme und electrische Erscheinungen sehr verändern. Das bedeutende Erdbeben, welches am 29. Nov. halb Bogota zerstörte, mag daher die erste Veranlassung zu einer solchen gewesen sein; die Erdbeben in Lissabon, in Ungarn, bei Urach auf der schwäbischen Alp, die häufigen Gewitter in Deutschland, Ungarn, Böhmen im Monat Jänner, welche sich gerade in jener Zeit geäußert haben, wo der rasche Uibergang von Wärme zu Kälte eintrat, möchten wohl als Folgen jener ersten Störung betrachtet werden können; die örtlichen Anomalien, Präcessionen oder Successionen mögen daher, wie die entstandenen Gewitter, Folgen electrischer Erscheinungen und Störungen in der Atmosphäre gewesen sein. Es wäre sehr interessant, alle Nachrichten, deren man habhaft werden kann, aus allen Welttheilen darüber zu sammeln, vorzüglich aber in Europa, und eine Darstellung nach der Kreuzlinie der Längen und der Breiten Grade darüber ausfertigen zu lassen, um über die Fortpflanzung der Erscheinungen in der Atmosphäre einen Begriff zu erhalten.*) Da von graphischen Vorstellungen eben die Rede ist, so soll noch eine beigefügt werden, welche die Eisenbahn von Pilsen nach Prag bezeichnet, welche in diesem Frühjahr in Bau genommen werden wird. Sollte der Vorwurf gemacht werden, daß sie einen zu

weiten Umweg beschreibt, so muß bemerkt werden, daß bei einer Eisenbahn, welche den doppelten Zweck hat, die im Lande weniger verkäuflichen Gegenstände sowohl nach der Hauptstadt, als mittelst der Moldau in die Elbe zu bringen, es hauptsächlich darauf ankommt, sie durch jene Gegenden zu führen, wo die Frachten am zahlreichsten gefunden werden, dies sind bei uns die Steinkohlen, der Vitriol und Alaun, das Eisen und das Holz; in der Bauart sind wir von der Budweiser abgewichen, da wir den Quadersandstein in Menge besitzen, und werden gegossene Schienen auf Stein legen.

Das übersendete Blümchen, wahrscheinlich einem prolificirenden Anthericum angehörend, ist hier unbekannt, die Eigenschaft, einen Blätterbüschel am Ende des Blumenquirls anzusetzen, ist in dieser Familie eine fremde Erscheinung, Eucomis und Anthericum können sich also bilden, aber Luftwurzeln sind bei Zwiebel oder Knollenpflanzen dieser Familie eine ganz unerwartete Entwickelung; wenn hier nicht eine blos anomalische Prolificirung zu Grunde liegt, so ist diese Pflanze etwas ganz Neues und Unbekanntes.

Unter die anomalischen Erscheinungen dieses Winters gehört auch jene eines großen alten Wolfs, welcher sich mitten in Böhmen im Kaurzimer Kreise, wo es mehr Fasan-Gärten als bedeutende Wälder gibt, ganz ruhig in einem kleinen Wäldchen nahe an der Wohnung eines Abdeckers niederließ; er wurde bei dem ersten Schnee schon am Ende October gespürt, auch von Menschen gesehen, da aber seit Menschengedenken kein Wolf in jener Gegend gesehen wurde, er sich auch gegen Heerden und Menschen keine Excessen erlaubte, so hielt man ihn für einen der Hunde des Abdeckers und ließ ihn ruhig sein Wesen treiben und lachte alle Leute aus, welche einen Wolf gesehen haben wollten. Zu Ende Decembers wurde endlich in jenem Wäldchen auf Hasen gejagt und an deren Stelle der Wolf von einem Jäger erlegt; er ist nun in unserem Museo

aufgestellt; diese Anekdote wird vielleicht Seine königl. Hoheit den H. Großherzog als einen Jagdfreund interessiren.

Von der Instruction für die meteorologischen Beobachter und Berichterstatter wird ein anderer Abdruck beigelegt mit der Bitte, den zuerst überschickten, der ganz fehlerhaft abgedruckt ist, zu vernichten.

Durch die Vermittelung der Elberfelder Bergwerks-Direction hoffe ich einst auch Aufschlüsse über die mexikanisch und brasilianischen Pflanzen-Abdrücke aus der Kohlenformation zu erhalten; mehrere junge Deutsche, welche dahin abgegangen sind, haben es versprochen, indeß würde ein Wort der Erinnerung von dem Freunde mehr wirken, als alle Versprechen; es ist die große Frage noch unentschieden, war die erste Vegetation auf beiden Erdhälften dieselbe? oder verschieden? Sechs genaue Abbildungen dortiger Pflanzen-Abdrücke aus der Steinkohlen-Formation würden hierin einen großen Aufschluß geben, denn es kömmt nicht auf Identität der Arten, sondern auf jene der Familien und Gattungen an; diese Angelegenheit sei dem Freunde bestens empfohlen.

Treu anhänglich

K. B. Sternberg.

48.

In Hoffnung, daß meine Sendung vom 27. November vorigen Jahres glücklich angelangt und von dem verehrten Freunde geneigt aufgenommen sei, äußert Gegenwärtiges nur eine bescheidene Bitte, um die zwei letzten Monate nämlich der vorjährigen Zeitschrift. Ich habe mich diese Tage her mit den zehn ersten Stücken beschäftigt, ihren Inhalt methodisch geordnet und den Werth des Ganzen dadurch an den Tag zu

ſtellen geſucht. Nun wünſcht ich den vollen Gehalt des Jahrganges und wohl findet ſich gerade etwas Günſtiges zu Bereicherung meines Cadres.

Hiezu füge ich die angenehme Nachricht, daß unſere gnädigſten Herrſchaften eines erwünſchten, ihren Jahren zukommenden Wohlſeins genießen. Frau Erbgroßherzogin iſt nach Berlin und wir erwarten und wünſchen jeden Augenblick Nachricht von der glücklichen Niederkunft der Prinzeß Karl. Auch der treue Angehorige findet ſich noch immer in dem Falle, ſeine Tage nützlich und fruchtbar zubringen zu können. Nach Oſtern wartet abermals eine Lieferung meiner Bändchen geziemend auf. Möge das Neue, was ich dem Bekannten hinzugefügt, zu guter Stunde behaglich genoſſen werden.

Verehrend, ſtets eingedenk

Weimar, den 2. März 1828

angehörigſt
Goethe.

49.

Mit dem morgenden Posttage geht auf Anordnung und Befehl meines gnädigſten Herrn, welcher zugleich die lebhafteſten Grüße ſendet, ein Käſtchen ab, enthaltend die problematiſche Pflanze.

Ich ſende ſie nach Dresden an Obriſt von Verlohren, welcher das Weitere beſorgen wird. Das Exemplar iſt auf der Stelle belehrend, indem die wieder pflanzenbringenden Blüthenfaden daran befindlich ſind.

Nach meiner Erfahrung verlangt ſie eine ſehr einfache und mäßige Behandlung; ſie will mehr kühl als warm ſtehen, ſcheint eine feuchte Atmoſphäre zu lieben, Licht ohne gerade Sonne zu verlangen; keine weitere Aufmerkſamkeit fordert ſie,

aber Geduld, bis es ihr einfällt, ihre Eigenheiten ans Licht zu bringen.

Die Quasi Stolonen an dem übersendeten Exemplare wollen mir nicht recht gefallen, sie scheinen mir durch feuchte Wärme übertrieben und beinahe etiolirt, doch wird sich das alles bei ruhiger Wartung herstellen.

Mehr sage nicht für heute, als den besten Dank für die neuliche Sendung der vier Zeitschriftshefte, um deren successive Fortsetzung ich angelegentlich bitte

Weimar,
den 22. März
1828.

treu angehörig

J. W. Goethe.

50.

Prag, den 5. Mai 1828.

Die mir durch Gnade Seiner königl. Hoheit des Herrn Großherzogs zugesendete Pflanze ist einen Tag nach meiner Abreise nach Wien den 10. April hier angekommen; die Anstalt war zwar getroffen, um sie in den Garten des Grafen Salm zu unterbringen, sie hatte jedoch von der Kälte in den ersten Tagen des Aprils gelitten, der Stengel und die Stolonen waren abgedorrt, die Wurzel ist gesund, sie treibt frische Blätter, ist aber in ihrem gegenwärtigen Zustand unbestimmbar, ich habe den Professor Preßl aufgestellt, sie zu bewachen und anzuzeigen, wenn sie in neue Blüthen treiben wird, um sie sogleich zu bestimmen und nähere Nachrichten über diesen wahrscheinlich neuen Ankömmling in Europa mitzutheilen.

In Wien ist man beschäftigt, eine Gartencultur Gesellschaft zu errichten, die Erzherzoge Karl und Anton nehmen lebhaften Antheil daran. Ein déjeûner dansant in dem kaiserlichen Gartensaal zwischen den beiden prächtigen Glashäusern

am 29. April hat sich ganz herrlich ausgenommen, Se. M. der Kaiser und Kaiserin sammt allen Herrschaften, das ganze diplomatische Corps und der größte Theil des Adels sind dabei erschienen. Zwischen 12 Cypressen, welche in gleicher Höhe mit den Pilastern bis an die Gesimse reichten, waren die mannigfaltigsten Blumen in Reihen aufgestellt und gruppirt; die Damen, selbst herrliche Blüthen, hatten sich mit Guirlanden von Camelien, Rhododendron, Pelargonien umwunden; Fräulein Bray, welche Tags vorher eine botanische Excursion mit uns auf den Geisberg gemacht hatte, erschien mit Daphne cneorum und Gentiana verna, die sogleich alle Botaniker anlockten; eine herrliche Beleuchtung bei dem heitersten Himmel gab dem Ganzen einen Nimbus von Glanz, der das Fest verherrlichte.

Aus Brasilien sind neue Sendungen von dem Naturforscher Natterer eingetroffen, welche abermals manches Neue an Vögeln, Fischen, Schlangen ꝛc. enthalten; besonders merkwürdig ist ein kleiner Colibri mit zwei kleinen Schopfen über den beiden Augen, welche im Sonnenschein gleich zwei Edelsteinen in den Farben des Regenbogens schimmern; dann eine Rabenart, von welcher zwar ein Exemplar in den Pariser Sammlungen ohne Angabe des Vaterlands vorhanden war. Der Körperbau gleicht jenem einer Aelster, die Brust ist nackt, wird aber von einer freistehenden beweglichen Federschürze bedeckt, das Gefieder ist schwarz, der Kopf wird von einem vom Halse aufsteigenden Federschopf gleich einem gezierten Helmgebilde überragt, und vorne an dem Schnabel durch fingerförmig emporstehende weiße Riele emporgehalten. Das 4. Heft der Brasilianer Pflanzen ist vollendet, der erste Band der Reise vorbereitet, die vier Kupfer, welche ihn begleiten, sind von Endero nach der Natur gezeichnet und von den besten Künstlern in Wien gestochen, Se. Maj. der Kaiser und der Akademie Director recensiren sie mit der größten Genauigkeit,

sie werden gut ausfallen. Prof. Mohs hat die Mineralien Sammlung neu aufgestellt, sie nimmt sich sehr gut aus, seine Vorlesungen werden häufig besucht. Es ist Hoffnung vorhanden, daß heuer mehrere östreichische Naturforscher bei der Versammlung in Berlin erscheinen werden.

Sobald das Maiheft der Zeitschrift ausgegeben wird, soll eine weitere Sendung erfolgen.

Mehr zu sagen gestatten die vorgefundenen Arbeiten und die Beschäftigung mit der Eisenbahn von Prag nach Pilsen dermalen nicht. Seiner königl. Hoheit und den hohen Herrschaften lege ich zu Füßen, noch recht erwartend, ob und wenn ich etwa in Teplitz aufwarten darf.

Treu anhänglich

K. S. Sternberg.

51.

Bezzina, den 3. Juni 1828.

Dem stillen Landleben zurückgegeben, soll das einstweilen Zurückgelegte dem Freunde Kunde von unserem Wirken bringen; ein Exemplar der Verhandlungen des Museums ist Seiner königl. Hoheit dem Herrn Großherzog als Beweis höchster Verehrung bestimmt.

Die Reise Seiner Hoheit des Herzogs Bernhard wurde mit Aufmerksamkeit gelesen, und mit Erstaunen bemerkt, mit welcher Genauigkeit und Ernst dieser junge Fürst selbst alle jene Gegenstände, welche gerade nicht zu den Lieblingsfächern gehörten, sorgfältig beobachtet und aufgezeichnet hat.

Eine flüchtige Zeichnung eines höchst problematischen Abdrucks wird hier zu geneigter Beurtheilung vorgelegt. Die bequemere Methode des Pater Kircher[15]) ist leider in unseren

Tagen, wo man mehr wissen als glauben will, verloren; das Wissen in der Erde tiefem Schooß unterliegt indessen mancher Schwierigkeit.[11])

Die erste Frage, ob es wirklich ein Abdruck eines organisirten Wesens sei, möchte wahrscheinlich mit ja beantwortet werden können, weilen auf drei Stücken, welche vorliegen, sowohl die Sternfigur des Ganzen, als die Strahlen, die mitunter einzeln abgebrochen zwischen den Ganzen liegen, einander durchaus ähnlich sind, und beinahe geometrisch dasselbe Maß beibehalten.

Die zweite Frage, ob der Abdruck in das Pflanzen- oder Thierreich gehöre, muß etwas weitläufiger erörtert werden.

Diese Abdrücke werden in dem Thoneisenstein zu Kruschnahora im Berauner Kreis gefunden; dieser Eisenstein liegt mitten in der Uibergangsformation, und gehört der Periode nach zur älteren Steinkohlenbildung; Kieselschiefer und Thonschiefer dienen ihm zur Sohle, ein feinkorniger Quarzfels oder Sandstein zum Dach, Thonporphyr, Mandelstein Porphyr, Grauwackenschiefer, und endlich Uibergangskalkstein, der bis nach Prag reicht, sind seine und der Kohle Begleiter; in allen diesen Gebirgen, so wie im Eisenstein sind noch nirgends außerhalb der Kohlenmulden Pflanzenabdrücke gefunden worden; Abdrücke von Trilobiten, Belemniten, Orthoceratiten sind nicht selten; der Analogie nach wären daher thierische Versteinerungen eher darin zu erwarten als pflänzliche, die problematischen Abdrücke sind nicht in dem Eisenstein selbst, sondern in einem eisenhaltigen Schiefer, welcher Kluftausfüllungen im Eisenstein bildet; er gleicht dem Zinetzer Grauwackenschiefer, in welchem die Trilobiten gefunden werden, er eröffnet sich gleich jenem auf dem Abdruck selbst, so daß der Hohlabdruck auf der einen, der convexe Abdruck auf der andern Platte gefunden wird; die Tiefe des Hohlabdrucks beträgt 2½ Linien, die wohl seinem Blumenblatt zukömmt, und eine Frucht würde in der Mitte eine

Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überſteigt;
Du haſt ſie ihr in's Herz gegoſſen,
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Über die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! So geht ihr Geſang
Taglang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Abzeichnung haben; die größere Wahrscheinlichkeit ſtreitet daher für einen thieriſchen Abdruck. Warum ſollten die Seeſterne nicht auch ihr Vorbild in den Gewäſſern der Vorwelt gehabt haben? Doch ehe man ſich entſcheidet, müſſen noch mehrere Exemplare aufgetrieben werden; dies iſt nun die erſte Sorge. F. 1 iſt mit Hinweglaſſung der Verkrüppelungen, welche durch das Uibereinanderliegen einzelner Strahlen nahe liegender Thiere entſteht, ſo gezeichnet, wie das Ganze in vollſtändiger Form ausgeſehen haben muß; F. 2 iſt genau nach dem Abdruck; die ganzen Sterne haben 12 Strahlen, ein jeder Strahl iſt 10—12 Linien lang, 4—5 L. breit und $1\frac{1}{2}$ dick; die Abdrücke der Strahlen ſind glänzend glatt, als waren dieſe Körper mit einem Schleim überzogen geweſen; der mittlere Theil, der wahrſcheinlich den Körper vorſtellt, iſt eine bloße Ausfüllung der Steinmaſſa, etwas rauh, ohne alle Begrenzung der Form.[1]) Sobald wie möglich ſollen Gypsabdrücke gemacht werden.

In meteorologiſcher Hinſicht war der Monat Mai reich an raſchen Abwechslungen, die ſogenannten Eismänner haben nachträglich ihr Wort gehalten, den 17. und 18. hatten wir Fröſte, die die Blätter an den Wallnußbäumen zu Kohlen verbrannten. Was kann die Urſache ſein, daß unter gewiſſen Breiten regelmäßig alle Jahre, die vorhergehende Witterung mag noch ſo warm geweſen ſein, in der Mitte des Monates Mai Nord und Oſtwinde eintreten, welche die Temperatur ſo tief herabdrücken, daß in höheren Gegenden Froſt eintritt? Dieſe Veränderung iſt vorübergehend, dauert gewöhnlich nur einige Tage, trifft aber periodiſch gewöhnlich ein. Auf wie viel Grade der Breite ſich dieſe Periodicität erſtreckt, iſt noch nicht ausgemittelt, die Gärtner unſerer Gegenden kennen ſie genau, halten ſich ſtrenge an die Regel, die Hausphlanzen nicht eher auszurücken, bis die Eismänner Pankraz, Servaz und Bonifaz, der 12. 13. 14. Mai vorüber ſind, und Friedrich der Große, der ſeinem Gärtner dieſes vermeinte Vorurtheil nicht geſtatten

wollte, mußte den Verdruß erleben, daß ſeine ſchöne Orangerie zu Sansſouci vom Reif verſengt wurde.[*]) Die Erklärung dieſer Erſcheinungen, wäre wohl einer Preisfrage werth. Wenn die Beantwortungen auch nur dahin führten, die Breitengrade zu beſtimmen, zwiſchen welchen dieſes Ereigniß ſich am öfterſten darbietet, ſo würde hierin vielleicht der Wegweiſer gefunden werden, der Grundurſache nachzuſpüren. Im Ganzen haben wir uns über den Monat Mai nicht zu beklagen, er hat uns in der letzten Hälfte bei anhaltenden SSW. Winden und ziemlich hohem Barometerſtand Wärme und Feuchte gebracht, welche auf die Vegetation ſehr günſtig eingewirkt haben. Schöner war jedoch der Mai des entwichenen Jahres, wo ich das Glück genoß, an der Seite des verehrten Freundes den Zug der Wolken zu betrachten.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

52.

Bei der vor einigen Tagen erfolgten Abreiſe meines gnädigſten Herrn nach Berlin gab derſelbe mir den Auftrag, auf das Freundlichſte zu vermelden, daß er zwiſchen dem Juli und Auguſt einer fröhlichen Zuſammenkunft und Begrüßung in Teplitz hoffnungsvoll entgegen ſehe. Gegenwärtig begleiten ihn meine Gedanken bei ſeinen Umgängen in Berlin, wo ihn wirklich ganz neue freudige Verhältniſſe, wie ſie in ſo hohen Jahren nur zu wünſchen ſind, auf das allerſchönſte erheitern.

Nun aber habe ich einiges anzukündigen, was nächſtens wohl eingepackt abgehen wird; es iſt die dritte Lieferung meiner Werke, die ich mit dem Alten und Neuen, was ſie enthält, zum beſten empfohlen wünſche; ſodann ein architektoniſcher

Kupferstich, zum Andenken des großherzoglichen Jubiläums, von unserm Ober-Baudirector Coudray gezeichnet und von Schwerdtgeburt gestochen. Ersterer, welcher mir diese Sendung aufgetragen, empfiehlt seine Arbeit zu geneigter Betrachtung.

Sodann habe zu vermelden, daß mich in diesen Tagen des Dresdner Dr. Carus Werk von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes mit 12 Kupfertafeln höchlich erfreut hat.

Ein alter Schiffer, der sein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Insel zu Insel zugebracht, die seltsamsten Wundergestalten in allen drei Elementen beobachtet, und ihre geheim gemeinsame Bildungsgesetze geahnt hat, aber auf sein nothwendigstes Ruder, Segel und Steuergeschäft aufmerksam, sich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfahrt und schaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforscht, die aus dem Einfachsten ins Unendliche vermannigfaltigten Gestalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein so großes und unglaubliches Geschäft wirklich gethan sei. Wie sehr findet er Ursache verwundernd sich zu erfreuen, daß seine Sehnsucht verwirklicht und sein Hoffen über allen Wunsch erfüllt worden. Mehr darf ich nicht sagen, denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber schon auf das Vollkommenste erhellt und befriedigt.

Vom Herrn Präsidenten Nees von Esenbeck habe ich einige angenehme Mittheilungen. Auch ihm ward ein Exemplar der bewußten Pflanze zugesendet, er will etwas Asphodelenartiges daran erblicken.

Wie reich aber wird nicht diesmal die Ernte der naturforschenden Zusammenkunft in Berlin sich erweisen! Ich bitte mitzutheilen, wer aus Böhmen und Oestreich wohl hingehen möchte. Auch von Berlin einige Worte! und wäre das nicht möglich, nach der Rückkehr!

Ich darf über manches Mühsal mich nicht beschweren, weil ich leichtsinnig mir aufstade, was nicht zu tragen ist. Aber das darf ich sagen, daß es mir in der letzten Zeit fast unmöglich war, was ich wünschte und sollte, fortzuführen und zu leisten. Ein neues Heft Kunst und Alterthum wartet nächstens auf.

Ganz unvermeidlich ist auch neuerlichst die Beschäftigung mit den fremden Literaturen, des Englischen, Französischen und Italienischen geworden; indem sie an uns Antheil nehmen, verlangen sie gegenseitigen Antheil an ihnen; denn gerade die junge Masse der Nationen, die sich nach uns umsieht, lebt mit einer andern, die auf dem alten Eigenen beharrt; in Widerstreit deshalb suchen sie sich durch uns zu stärken, indem sie was an uns kräftig sein mag gelten lassen. Es ist ein eigenes Verhältniß, das sich erst reinigen und zurecht schicken muß, welches aber mehr Zeit erfordern möchte, als uns zum Mitwirken übrig geblieben ist.

Ist dem verehrten Freunde zu Handen gekommen: L'Eco, Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri? Dieses Zeitblatt hat viele Vorzüge; die 47 Nummern die man mir gesendet hat, geben schon das beste Zeugniß. Da es in den kaiserl. königl. Landen hervortritt, so dürfte es wohl Böhmen auch nicht fremd sein.

Die Stücke März, April, Mai der würdigen Zeitschrift sollen mir sehr willkommen sein. Nächstens hoffe Zeugniß meiner Studien der vorhergehenden Hefte zu geben. [*])

Weimar,
den 10. Juni
1828.

Und so fortan

unwandelbar angehörig

JW. Goethe.

53.

In Hoffnung, daß mein meldender Brief vom 8. d. M. werde angekommen ſein, mit höflichſter Bitte, Beigeſchloſſenes wieder in Wachstuch einnähen und nach Wien abgehen zu laſſen. Mich beſtens empfehlend, treulichſt wünſchend

Weimar, den 13. Juni
1828

Goethe.

54.

Prießnitz, den 5. Juli 1828.

Mit welchem herben Gefühl über den Wechſel der Dinge wurde nicht das Pentazonium Vimariense aufgerollt, an deſſen Stelle nun ein Katafalk die Trauer eines ganzen Landes ausſpricht! Den tiefen Kummer des verehrten Freundes zu ſchonen, bis der kraftvolle Geiſt ſich über den Sturm der Zeit und das allgemeine Trauergefühl Weimars erhoben, in ſeiner ganzen Energie wieder hergeſtellt haben würde, ſchien Stillſchweigen für den erſten Moment geboten, doch länger ſoll das Gefühl der fernen Verehrer des Verblichenen nicht vorbehalten werden.

Auf den 14. Juli war bereits ein Quartier in Teplitz beſtellt, um das im entwichenen Jahr verſchobe Wiederſehen zu begütigen, als ebendaher die unerwartete Trauerbotſchaft eintraf. Nicht die Freunde und Verwandte, nicht das ganze Land allein hat einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten, ganz Deutſchland muß ſich an dieſer Bahre erinnern, welche Geiſtesentwickelung, welche Förderung der Wiſſenſchaften unter der begünſtigenden Regierung dieſes Fürſten von Weimar ausgegangen iſt, und in die allgemeine Trauer des Landes einſtimmen; doch wer könnte dieſes beſſer beurtheilen, als der verehrte Freund,

der alle Phasen dieser langen und merkwürdigen Regierung getheilt und an allem Großen und Guten, das sie bewirkt, den größten Antheil genommen hat?

Sollte sich eine Gelegenheit darbieten, der verwitweten Großherzogin königl. Hoheit das Beileid auszudrücken, das ein aufrichtiger Verehrer Beider so lebhaft fühlt, so wolle der verehrte Freund der Vermittler werden, Herrn Baudirector Coudray aber vorläufig den gebührenden Dank für die gütige Mittheilung der vorzüglichen Zeichnungen erstatten.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

55.

Jenen höchst traurigen Weimarischen Tagen zu Ende Juni ausweichend, befand ich mich auf den heitern Höhen von Dornburg, als ein trostreiches Schreiben, datirt Brzezina den 5. Juli, bei mir einlangte. Fürwahr trostreich, denn bei so großem Verluste ist es höchst aufrichtend, erinnert zu werden, was von Gutem, Vorzüglichem und Schätzbarem uns noch übrig bleibt.

Am 2. August ward ich sodann von dem höchst erfreulichen Besuch der Frau von Low und ihrer liebenswürdigen Tochter überrascht, die an mir vorüber und dorthin gingen, wohin ich ihnen mit den treusten Gedanken und Empfindungen folgte. Ein zutraulich munteres Schreiben von dorther, datirt den 9. August, war mir ein sicheres Zeichen, meine den Damen übertragenen herzlichen Wünsche seien glücklich erfüllt, und ich könne über das Wohlbehagen der Freunde beruhigt, in stiller Thätigkeit weiter fort leben.

Erst gegen das Ende des Monats kam, auf Verlassung Ihro Königl. Hoheit der verwitweten Frau Großherzogin,

mir die unerwartete, unerfreuliche Nachricht, der ſo verehrte als geliebte Freund habe ſich an einer gefährlichen Krankheit leidend nach Prag begeben; doch fügte man die beruhigende Meldung hinzu, das Uibel habe ſich wieder gehoben, worauf ich mich denn auch beruhigte und der friſchen Hoffnung lebte, der verehrte Freund werde ſich in dem Grade wieder hergeſtellt finden, um die Berliner Verſammlung der Naturforſcher beſuchen zu können; da ich denn meinen ſtillen Wunſch, dieſe edle Geſellſchaft das nächſte Jahr in Prag zu wiſſen, wieder belebt ſah.

Nun aber vernehme ich, daß man den Erwarteten in Berlin nicht geſehen, daneben von dorther, wie auch von Karlsbad, zweifelhafte Nachrichten, welche mich in Verwirrung und Verlegenheit ſetzen. Ich ſende daher Gegenwärtiges mit der inſtändigen Bitte, mir von dem Befinden des Theuerſten Nachricht zu ertheilen, oder ertheilen zu laſſen, denn ich geſtehe gern:

Nach dem betroffenen großen Unfall macht die Sorge von zu befürchtenden Uibeln auf mich einen dergeſtalten Eindruck, daß die Dauer meiner eigenen Erhaltung mir dagegen gleichgültig erſcheint.

Schon war ich vorbereitet, freudige Nachricht zu geben, daß ich die zehn Wochen in Dornburg faſt ganz der Naturlehre gewidmet, daß die Ueberſetzung ins Franzöſiſche meiner Metamorphoſe der Pflanzen mich zu jenen früheren Beſtrebungen wieder zurückgeführt. Wie ich ferner bei dieſer Gelegenheit aufmerkſam beachtet, was die neuern Franzoſen, beſonders Herr Decandolle, in dieſem Sinne gefördert haben. Dabei fügte ſichs wunderbar, daß ich zwiſchen hoffnungsvollen Traubengeländen und reichbehangenen Rebhügeln lebte und unmittelbar darauf hingewieſen ward, was man neuerlichſt zur Verbeſſerung des Weinbaues geſchrieben, vorgeſchlagen und verſucht, deshalb denn auch die Phyſiologie des Weinſtocks unmittelbar in der Natur zu ſtudiren veranlaßt ward. Was

ſoll uns das aber Alles, wenn Diejenigen ſich zu entfernen drohen, mit welchen wir gewiſſermaſſen ausſchließlich uns über dergleichen Gegenſtände zu unterhalten wünſchten.

Mehr füge daher nicht hinzu als die Bitte, von dem Zuſtande des hochverehrten Freundes mich nicht unberichtet zu laſſen, damit die Einſamkeit, womit das Alter bedroht iſt, in ihrem hohlen furchtbaren Weſen nicht fortſchreitend herandringe.

Vorſtehendes war geſchrieben, als Ihro Kaiſerl. Hoheit die regierende Frau Großherzogin aus Karlsbad zurückkehrend, mir mündlich verſicherte: der verehrte Freund ſei außer aller Gefahr und auf dem Wege vollkommener Beſſerung; daher ich denn mit doppelter Heiterkeit meine verehrte Gönnerin willkommen heißen konnte. An dieſer höchſt erfreulichen Nachricht mich wieder erholend, wag ich die ſchon längſt bereit liegende dritte Sendung meiner Werke einpacken zu laſſen und mehrere Schriften beizufügen, welche zum Andenken unſeres verehrten Junſten ans Licht getreten. Gewiß ſind dieſe Bogen jeder Aufmerkſamkeit werth, alle wegen ihres Gegenſtandes viele der Form und Behandlung willen.

Verzeichniß lege bei und ſende das Paket zunächſt mit der fahrenden Poſt.

In ſchmerzhaft geprüfter Anhänglichkeit

Weimar, den 6. October 1828.

W. Goethe.

56.

Prag, den 15. October 1828.

Wohl hat Frau von Low, noch ganz begeiſtert von den angenehmen Stunden in Dornburg, mir die Grüße des Freundes mitgetheilt; wir erfreuten uns ſeines Wohlſeins, und lebten

neu Gegenſtande gleich zu befreunden weiß. In einigen Wochen rechne ich, auch meine Lieblingsbeſchäftigung wieder vornehmen zu können, und hoffe indeſſen durch dieſe wenigen Worte den Freund beruhiget zu haben.

Mit erneuter Hoffnung des Wiederſehens

treu anhänglich

Sternberg.

57.

Prag, den 22. Jänner 1829.

Drei Hefte des Muſeums erſcheinen hier, ſich einer günſtigen Beurtheilung empfehlend; die Theilnahme an dieſer Zeitſchrift iſt in Deutſchland, wo man ſich nicht überzeugen will, daß in den öſtreichiſchen Staaten ein vernünftig freies Wort gedruckt werden darf, noch ſehr gering. Beigelegt wurden die Reſultate fünfjähriger meteorologiſcher Beobachtungen ſammt darauf bezüglichen Wirthſchaftsberichten, ſie werden in der Folge, wenn ſich Beobachter und Berichtſteller eingearbeitet haben werden, an Intereſſe gewinnen.

Das Muſeum, die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und die literariſche Welt haben durch den Tod unſeres Abbé Dobrowsky einen großen Verluſt erlitten. Er ſtarb in Brünn auf ſeiner Rückreiſe von Wien hieher; ſein außerordentliches Gedächtniß blieb ihm bis an ſein Ende getreu; den Tag vor ſeinem Hinſcheiden ſprach er über ein neu erſchienenes Werk über den Urſprung der ſlawiſchen Völker von Schaffarzik und führte bei dieſer Gelegenheit mehrere Stellen aus alten Schriftſtellern an, die er bereits nachgeſchlagen, um einige Stellen zu berichtigen.

Mephistopheles für sich.

Gelt! daß ich dich fange!

Faust.

Verruchter, hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das schöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem süßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephistopheles.

Was soll es dann? Sie meint, du seyst entfloh'n,
Und halb und halb bist du es schon.

Faust.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch so fern,
Ich kann sie nie vergessen und verlieren;
Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephistopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Um's Zwillingspaar, das unter Rosen weidet.

Partezettel, die beigeschlossen werden, ersuche ich an die Universität in Jena und die Bibliothek in Weimar zu vertheilen.

Die Gesundheit ist bis auf eine zurückgebliebene Schwäche gänzlich hergestellt, das Frühjahr und Karlsbad werden hoffentlich die physischen Kräfte zurückführen und den Körper reisefertig machen, um den verehrten Freund besuchen zu können.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

58.

Seit dem beruhigenden Schreiben vom 22. Jan. hatte Frau von Low von Zeit zu Zeit Nachricht von dem bessern Befinden des verehrten Freundes gegeben; nun aber wird es doch Bedürfniß, zu erfahren, wie er die erste Hälfte des Winters zugebracht und wie er in die zweite hineintritt, welche sich frostig genug andeutet. Wir haben jetzt 21° bei mittlerm Barometerstande, 22. Jan. Ich habe diese Zeit her nicht aufgehört, mich mit Beobachtung der wunderbaren Pflanze zu beschäftigen, seitdem ein bezeichnender Name, Abbildung und kunstgemäße Beschreibung sie noch werther gemacht hat. Nachkommendes möge davon ein Zeugniß geben. Doch muß ich hier noch des allgemein Merkwürdigen gedenken, daß vielleicht keine prolifikere zu finden ist, welche gleichzeitig und in so kurzer Zeit so eine unendliche Menge von Blättern, Augen, Zweigen, Blumen und zugleich Wurzeln entwickelt. Denkt man nun, daß in ihrem Geburtslande die Blüthenzahl sich vermehre und die Samen alle reif werden, so reicht keine Einbildungskraft hin, eine so häufige, eilige Fortpflanzung zu verfolgen. Zwar hat

der Mohn von jeher ſich erhoben als eigen lebensreich und fruchtbar

foecundum super omne germen
Me Deus fecit.

Dies mag denn von der Samenkapſel gelten; dafür wächſt er aber auch langſam und einzeln in die Höhe. Man wird meine hartnäckige Aufmerkſamkeit auf einen ſo beſchränkten Gegenſtand belächeln; es iſt aber nun meine Eigenſchaft, mich monographiſch zu beſchäftigen und von ſo einem Punkte aus mich gleichſam wie von einer Warte rings umher umzuſehen.

In das Ganze ward ich wieder gezogen durch meinen Aufenthalt in Dornburg, inmitten von blumig bunten Terraſſen und ſogar Weinbergen, welche damals mehr verſprachen, als ſie hielten. Hofrath Soret überſetzt meine Metamorphoſe der Pflanzen ins Franzöſiſche; vielleicht laſſen wir ſie im Laufe des Jahres mit einigen Zuſätzen abdrucken. Ich erinnere mich nicht, ob ich hievon früher ſchon Nachricht gegeben.

Was ſagte der würdige und erfahrene Freund von der Vermuthung des Franzoſen? sur les modifications successives de l'atmosphère. Für mich iſt es eine von den läßlichen Hypotheſen, welche man immer eine Zeit lang kann gelten laſſen, da ſie doch eine Art Fußpfad in die ſchwere zugängliche Vorzeit eröffnet.

In dieſem Augenblick kommt das unterm 22. Jan. abgeſendete Paket mit angenehmem Inhalt und erwünſchtem Schreiben. Höchſt erfreut über die darin gegebene Ausſicht und Hoffnung ſage diesmal nichts weiter, um ſogleich dagegen eine Sendung von meiner Seite anzukündigen, welche fertig da liegt, um morgen, Sonntag den 1. Februar, ungeſäumt abgehen zu können. Indem ich den Inhalt beſtens empfehle, füge noch hinzu: daß mir in dem Augenblick die auf Oſtern verſprochene Lieferung viel zu ſchaffen macht. Das Weſentliche liegt glücklicherweiſe vor, nur fordert die Art und Weiſe, ſolches

zu geben, noch mancherlei Betrachtung. Sobald ich dieſes Geſchäft beſeitigt habe, melde ich noch manches und nehme mir die Freiheit, über einiges anzufragen.

Weimar
am feſtlichen
dreißigſten
Januar 1829.

treu angehörig

W. Goethe.

59.

Prag, den 19. März 1829.

Die letzte Sendung wurde wie gewöhnlich mit Freude und Dank empfangen, begierig, was denn die Menſchen ſo ſehr aufgeregt habe, die Wahlverwandtſchaften wieder geleſen. Die Anwendung des Lavoiſier'ſchen Syſtems auf das organiſche Reich kann es wohl nicht ſein, da man einem jeden Leſer oder Leſerin ihrer Tugend unbeſchadet die Erfahrung zutrauen kann, daß im organiſchen Reich weit mehr als im anorganiſchen Reagentien vorhanden ſind, um zu ergreifen, zu trennen und zu verbinden. Es mag wohl nur der kleine Zwitter erhitzter Phantaſien ſein, der einen ſo tiefen Eindruck gemacht hat und aufgefallen iſt, indeme er eine ſehr unbequeme Möglichkeit verwirklicht darſtellt, auf welche man ganz unvorbereitet war.

Das Volk ſah Moſes bergab gehen
Gehörnt ſtrahlt ſein Geſicht:
Das iſt, ſprach Veit, nicht auszuſtehen,
Daß andre dieſe Dinge ſehen
Und unſer einer nicht.

Die beſprochene Pflanze hat durch Schluß ihres Vegetations Cyclus ſich als ein Antheriecum, wofür wir es hielten, bewährt, denn es iſt dieſer Gattung ſowohl die dreifächrige Kapſel eigen, als die Abweichung, daß von drei Samen ge-

wöhnlich nur einer zu vollständiger Reife gelangt, die zwei anderen entweder ganz avortiren oder nicht zu vollendeter Ausbildung gelangen.

Auffallend ist allerdings die Reproductionskraft in der Natur, die gleichsam ängstliche Fürsorge, damit das einmal Vorhandene nicht mehr verloren gehe, das lebend Verlorene wenigstens als Mumie oder Skelet aufbewahrt werde. Schon auf der niedrigsten Stufe, wo das Pflanzenreich sich an das Thierreich anschließt und durch Wechselwirkung in einander übergeht, sieht man die einfache Blase (Globuline) aufspringen und eine Menge Körner ausstoßen, welche wieder zu Globulinen sich ausbilden. Die Pflanzen auf höheren Stufen werden bis zur Polyandrie gesteigert, können durch Wurzelausläufer, Knospen und Samen ins Unendliche vermehrt werden; Fische legen Millionen Eier, Insecten (Spinnen, Borkenkäfer) Tausende. Sehr richtig ist daher die Bemerkung des heil. Augustin bei Gelegenheit der Speisung von 5000 Menschen mit wenigen Broden und Fischen. Die Menschen staunen, sagt er, ob diesem Wunder, weil es ein außergewöhnliches ist, das viel größere, perennirende Wunder, daß Millionen von Thieren, wo sie wohnen und hinwandern, täglich die ihnen angemessene Nahrung finden, bemerken sie kaum, weilen es sich täglich unter ihren Augen wiederholt. Wie viele ähnliche Wunder der Naturkräfte und ihrer Anordnung geben sich nicht dem Naturforscher kund? Schon lange wäre kein Nadelholzbaum mehr vorhanden, wenn menschliche Kräfte allein gegen die Nonnenraupe, den Kiefernspinner ꝛc. ankämpfen sollten, allein da mit diesen Feinden der Vegetation zugleich auch ihre Feinde die Ichneumons erwachen, die ihre Eier in die Raupe selbst und ihre Maden legen, so machen diese gewöhnlich im zweiten Jahre dieser Calamität ein Ende. Hätten wir von alle dem, was wir zu beobachten vermögen, den Schlüssel schon gefunden, es würden sich der Wunder noch manche unter unseren Augen entwickeln, die

alltäglich in der Natur erscheinen und eben darum weniger beachtet werden.

Was man aber von dem unsere Erdkruste und Wässer noch immer deckenden Eise sagen soll, ist eine andere Frage: West- und Südwinde sind eben so kalt, als Nord- und Ostwinde, jeden Mittag thaut die Sonne, jede Nacht bringt von — 4—6 Grade Frost und bildet eine neue Eiskruste, das Eis der Flüsse ist gebrochen ob Mangel an Wasser, auf Untiefen hoch aufgethürmet wie die Eisberge im Nordmeer, selbst das Schneeglockchen hat sich noch nicht zeigen können.

Es folgen hier die drei ersten Hefte der Zeitschrift des Museums und eine vorläufige Biographie des Abbé Dobrowsky, eine vollständigere wird in den Acten der Gesellschaft der Wissenschaften geliefert werden. Der Professor Bergler an der hiesigen Akademie bildender Künste ist sehr krank, es ist sehr zu besorgen, daß wir ihn verlieren werden.

Bald wieder etwas von dem verehrten Freunde zu vernehmen ist ein feststehender Wunsch

des treu anhänglichen

K. M. Sternberg.

60.

Für frühere Mittheilungen herzlich dankbar, kündige nur mit den wenigsten Worten und treuesten Grüßen eine abgehende Sendung an. Ich wünschte die Umtriebe, an denen meine Tage leiden, verschwänden auch einmal, wie jene so lange verfolgten, oder zogen sich wie jene wenigstens zurück.

Doch enthalte mich nicht, zu bemerken: daß der einzige von mir noch gerettete Same unseres Antherieums gar löblich

aufgegangen iſt, und das Pflänzchen ohngeachtet aller Wechſelfälle ſich zu erhalten verſpricht.

Da ich anfange, merk' ich erſt, wie manches ich zu ſagen habe, doch will ich ſchließen mit der treuſten Verſicherung der innigſten Anhänglichkeit und mit dem Wunſche, von dem Wohlbefinden des Verehrten auch nur die kürzeſte Nachricht zu erhalten.

Weimar,
den 25. Juni 1829.

In treuſtem Beharren

W. v. Goethe.

61.

Für die Mittheilung des meteorologiſchen Heftes danke zum allerſchönſten: ich habe vergangenen Sommer auf den Dornburger freien Höhen täglich und ſtündlich den atmoſphäriſchen Phänomenen meine Aufmerkſamkeit gewidmet. Wie ich mir ſelbſt davon im Stillen Rechenſchaft gebe, läßt ſich nicht ſogleich folgerecht ausſprechen.

Der größte Gewinn unſerer meteorologiſchen Anſtalten war mir die Anerkennung des entſchieden gleichförmigen Ganges der Barometer, in Bezug auf ihre Höhenſtellung über dem Meere. Eben daſſelbe ſagt die Vergleichung aller von mir ſorgfältig geſammelten auswärtigen Beobachtungen. Ich finde mich im Stande, dieſe Gleichförmigkeit von Dublin bis Charkow nachzuweiſen und bin davon ſo überzeugt, daß ich unſere Beobachter darnach controlire und Tag und Stunde zu wiſſen glaube, wo nicht genau beobachtet worden; deshalb mir denn auch die von den Ihrigen angegebenen Abweichungen verdächtig ſind. Hiebei dient denn freilich zur freieren Ueberſicht die graphiſche Darſtellung.

Ich kann ein ſehr hübſches Beiſpiel anführen: Ein Beobachter hatte einen unverhältnißmäßig tiefen Barometer-

ſtand als ein anderer angegeben; es fand ſich bei genauerer Unterſuchung, daß der erſte die ganze Nacht durch beobachtet hatte, der andere nur bis zehn Uhr. Der tiefſte Stand war morgens um drei Uhr, und früh, wo der zweite wieder zu beobachten anfing, war das Queckſilber ſchon wieder um ein gutes geſtiegen.

Man ſpricht daher ſchon von vielen Seiten ganz richtig aus, daß eine allgemeine und nicht eine beſondere Urſache zum Grunde liege, und ich ſetze hinzu, es iſt keine äußere, ſondern eine innere. Die Erde verändert ihre Anziehung, dadurch wird die Atmoſphäre leichter oder ſchwerer, das Queckſilber ſteigt oder fällt vom mehrern oder mindern Drucke. Ich wiederhole dieſes längſt gedruckte Glaubens- und Ueberzeugungs-Bekenntniß, zu dem man wohl einladen, aber nicht nöthigen kann. Die Winde ſtehen hierzu durchaus in Bezug; Nord und Oſt gehören dem ſteigenden, Weſt und Süd dem ſinkenden Barometer an; jene zehren die Feuchtigkeit in der Atmoſphäre ſchneller oder langſamer auf, dieſe begünſtigen die Waſſererzeugung, ſo wie den Niedergang der Gewäſſer. Leider überwiegt ſchon ſeit einigen Jahren das Letztere und wir erleben grauſenhafte Waſſerbildungen, die wir zunächſt immer noch zu befürchten haben.

Indem Vorſtehendes abgeſendet werden ſoll, erfüllt ſich bei uns und leider in einem weiten Umkreiſe jene Weiſſagung.

Am 28. Juni war ein drohendes Wetter ſchon gegen 1 Uhr von Süden heraufgeſtiegen; es zog ſich nach Weſten, rückte aber ſacht, doch unaufhaltſam auf uns heran; es entlud ſich ſodann mit heftigem Regen und Schloſſen; wobei Fenſter und Pflanzen übel fuhren, und dauerte, nachdem es mit anhaltenden Blitzen und Donnern wohl eine Stunde fern umhergezogen, wohl noch einige Stunden immerfort, doch weniger wetterleuchtend und donnernd, den ganzen Himmel überziehend

bis gegen 7 Uhr. Die heftigsten Schläge waren nicht in der Nähe niedergegangen.

Es war nach einigen Tagen hohen Barometerstandes und großer Hitze das Quecksilber sehr tief gesunken, den 27. füllte sich die Atmosphäre und brach den folgenden Tag das Unheil gewaltig los. Den 29. bei gleichem Barometerstande; der Himmel gewitterhaft bedeckt und das Weitere zu erwarten.

Weimar,
den 29. Juni
1829.

Zu geneigter Aufnahme

G.

62.

Lange bedacht, eilig abgesendet, wünsche dem Inhalt dieses Paketo eine freundliche Aufnahme und füge nur hinzu, daß ich aus dem Drang, in dem unter vielfach sich kreuzenden Umständen und Ereignissen die Ausgabe meiner Werke unaufhaltsam fortgesetzt werden muß, bald erlöset sein möge, um gegen die Natur, besonders gegen die Pflanzenwelt mich von frischem wenden zu können.

Indessen hab ich anzuzeigen: daß in unserm Kammerberger Steinkohlenwerke sich ein tüchtiger Block eines versteinten vegetabilischen Wesens, und zwar cliptischer gefunden.

Nach Leipziger Maß:

Großer Diameter	. .	2	Fuß	8 Zoll
Kleiner Diameter	. .	2	„	6 „
Umfang	. . . . .	8	„	10 „
Höhe	. . . . .	2	„	3 „

Das Ganze hat Aehnlichkeit mit dem auf Tab. XXXVII. Fig. 5. Florae subterraneae gezeichneten, noch vom Gestein nicht abgelösten, untern Theil des Stammes.

Unter den einzelnen Abbildungen findet ſich nur Tab. LII. Fig. 2. etwas Aehnliches, jedoch ſind die Erhöhungen um ein Bedeutendes größer und gedrängter, deswegen auch die horizontale Abwechslung der Stellung, welche dort diagonal aufſteigende Reihen hervorbringt, hier nicht zu bemerken iſt. Wäre eine Abbildung wünſchenswerth, ſo wurde ich verſuchen, ob irgend einer unſerer Künſtler über dieſe Mohrengeſtalt Herr werden konnte.

Weimar,
den 6. Juli
1829.

Mit den treuſten Wünſchen

unwandelbar

W. Goethe.

63.

Bryzina, den 28. Juli 1829.

Der Alles durchwühlende Sprudel wollte es nicht geſtatten, die beiden erhaltenen freundlichen Briefe von Karlsbad zu beantworten; er hatte die Quelle des Uebels erfaßt, die Leber aufgeregt und einen höchſt unbehaglichen Zuſtand hervorgebracht, der ſich jedoch in den letzten zehn Tagen um vieles gebeſſert, die Kräfte beſonders erhöht haben; doch wurde für nöthig befunden, die Kur mit Kreuzbrunn und Salzbädern hier fortzuſetzen.

Obgleich mit noch ſchwerfälligen Füßen wurden am Ende der Kur einige größere Excurſionen unternommen, welche nicht ganz ohne Erfolg blieben; bei einer ähnlichen Veranlaſſung wurde ein früher mir unbekannt gebliebener Ringſteinporphyrberg (der Schemikſtein, eine Stunde NNW. vom Schloßberg bei Engelhaus) mühſam erſtiegen. Es iſt ein Kegel gegen Süden auf ⅔ ſeiner Höhe von Granit gedeckt, gegen NO. prallig und ſchroff in das tiefe Thal herabfallend, an ſeiner Spitze in drei vier

kantige Krystalle endend; diese werden durch Verwitterung allmälig in senkrechte dünne Platten aufgelöst; das Gestein ist jenem des Schloßberges ganz ähnlich. Es wurden sogleich Anstalten getroffen, diese Bergspitze zugänglicher und die Aussicht in das Egerthal freier zu machen, um künftigen Besuchenden die Mühe zu erleichtern. Kein bezügliches Verhältniß zwischen diesem Kegel und dem Schloßberge ließe sich nicht auffinden, es setzt zwar dieser theils ober, theils unter der Erde fort gegen das Thal gleich einem Lavastrom nach Norden, erreichet aber bei weitem nicht die Parallele des Schemnitzsteins. Wenn man den Schloßberg von Engelhaus von dem Belvedere an der Westseite von Karlsbad betrachtet, wo er ganz isolirt im Bilde erscheint, so bemerkt man am deutlichsten, daß der Fuß des Berges gleich einer Blase aufgebläht ist, und der Klingstein Porphyr aus der Mitte dieser Blase hervorbricht. Eine Menge Geschiebe von Granit und einem Quarzsandstein, welcher in jener Gegend nirgends anstehend gesehen wird, umgeben den äußeren Rand der blasenartigen Erhöhung und deuten auf eine Begebenheit, durch welche sie zertrümmert worden.

Die in Prag vorgefundenen Mittheilungen waren besonders erfreulich; schon oft wurde von mir gegen die angeblichen Anomalien bei ungleichen Barometer Angaben auf verschiedenen Beobachtungspunkten protestirt, doch da es viel bequemer ist, die Sache mit einem Wort abzuthun, als durch mühsame Nachrechnungen den Beobachtungsfehler zu berichtigen, so ist es bei der Anomalie geblieben. Wo ein allgemeines Gesetz vorherrscht, muß eine Anomalie, die sich nur selten ergibt, besonders motivirt sein; der Barometer ist eine Wage, doch mehr wie eine Ursache kann sein Steigen oder Fallen, Zusammenziehen oder Ausdehnen des Quecksilbers bedingen. Die täglichen mehr oder weniger gleichen Ausdehnungen zu gewissen Stunden zeigen schon ein allgemeines, wenn auch nicht hinreichend erforschtes Gesetz. Das Steigen bei Ost und Nord,

Faust.

Entfliehe, Kuppler!

Mephistopheles.

Schön! Ihr schimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es ist ein großer Jammer!
Ihr sollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Faust.

Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehaus'te,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wasserstürz von Fels zu Felsen brauf'te
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?

Fallen bei West und Südwinden sind allgemeine Regel; in wieferne elektrische Erscheinungen einwirken, ist noch nicht ausgemittelt; gestern zum Beispiel hatten wir von 8 bis 11 Uhr Abends starke Gewitter mit Regen, der Barometer war nur um wenige Punkte gefallen, stieg heute Nacht wieder auf die vorige Höhe, obgleich der Himmel noch sehr bewolkt ist und Streifregen erfolgen, auch die Temperatur sehr abgekühlt ist. In diesem Fach wäre wohl noch manches zu besprechen. Darf man wohl die Bestimmung isothermer Vegetationslinien blos nach dem mittleren Thermometerstand im Schatten, und mit dem Divisor sämentlicher Beobachtungen ausgemittelt, wie es jetzt allgemein geschieht, als richtig annehmen? Nur in den wärmeren Regionen, wo der Thermometer nie oder nur ausnahmsweise den 0 Punkt erreicht, kann die Vegetation als perennirend angesehen, daher die Summe aller Beobachtungen als Divisor zur Ausmittlung der mittleren Wärme gebraucht werden; in allen Gegenden, wo der Thermometer durch längere Zeit unter 0 bleibt, daher gar keine Vegetation möglich ist, kann nur die Periode des örtlichen Vegetationscyclus als Divisor gelten. Allein ist es denn die Wärme im Schatten blos und allein, welche die Vegetation, die Blüthenentwicklung und Samenreife zu Stande bringt? oder nicht vielmehr der reine Sonnenstrahl oder richtiger die strahlende Wärme? Der Gärtner, der seine Pfirsichbäume an die Mittagswände pflanzt, und der Botaniker, der die Eiskapelle in tiefer Schlucht, und mehrere tausend Fuß über ihr noch blühende Pflanzen gesammelt hat, wird um die Antwort nicht verlegen sein. Wenn wir aber den Thermometer in der Sonne nächst jenem im Schatten beobachten, und den Überschuß der Wärme des ersteren dem zweiten zurechnen, wenn wir den Divisor nach dem örtlichen Vegetationscyclus annehmen, so werden wir eine ganz andere mittlere Temperatur und folglich auch ganz andere isotherme Vegetationslinien erhalten. Es wird uns dann nicht mehr als eine Anomalie

erſcheinen, daß Rubus chamaemorus und Saxifraga nivalis des äußerſten Nordens in der Schneegrube auf dem Rieſengebirge wächſt, und die perſiſche Pfirſich in unſeren Gärten zur Reife gelangt ꝛc.

Der in der Mattſtädter Kohle entdeckte foſſile Baum ſcheinet ein Syringodendron zu ſein; dieſes Gewächs iſt noch niemals bei einer Braunkohle gefunden worden, möchte dahero wohl jene ohnehin problematiſche Kohle als ein älteres Zwiſchenglied beider Kohlenformationen betrachten laſſen; eine Zeichnung von jenen Mohren wäre daher ſehr erwünſcht. [*]

Der geäußerte Wunſch wegen den Auszugen aus der Zeitſchrift des Muſeums ſoll in Erfüllung gebracht werden, ſobald der Redacteur H. Palacký aus Franzensbad zurückkehrt, ſie bedarf eine mächtig wirkende Stimme, um das waltende Vorurtheil gegen ultramontane Erſcheinungen zu überwinden, denn hinter unſerem Wall von Urgebirgen wird nichts mehr erwartet. Man zeigt ja wohl auch auf dem Boulevard in Paris unter großem Zulauf la forêt noire mit dem Ausruf: La forêt noire est un pays sauvage dont les limites sont inconnus habité par un peuple nomade appelé Schnapan.

Frau von Ahlefeld aus Weimar, einer Mitbewohnerin der drei Lerchen in Karlsbad, wurde ein kleines Päckchen mitgegeben, eine Medaille auf das Jubiläumsfeſt des h. Johannes von Nepomuk, mit der Darſtellung der Prager Domkirche in Mailand geprägt, und einen Gypsabdruck enthaltend; die graphiſche Darſtellung der letzten drei Monate meteorologiſcher Beobachtungen des Jahres 1828 in Brzezina folgt anbei.

Möge es mir bald geſtattet ſein, den verehrten Freund von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

Treu anhänglich

K. M. Sternberg.

61.

Es lag wohl in dem Plan der heurigen Reise nach Heidelberg die Rückreise über Weimar zu nehmen, um den bewährten Freund zu besuchen, allein das höchst unfreundliche Wetter, der am 8. October den Taunus, den Donnersberg und den Spessart bedeckende Schnee haben Eile geboten, die Heimat zu suchen, um eine kaum wieder gewonnene Gesundheit nicht etwa größerer Unbill der Jahreszeit auszusetzen. Im künftigen Jahr soll eine andere Zeiteintheilung getroffen, der Kreuzbrunn vor Karlsbad gebraucht werden, und ein Besuch von Karlsbad in Weimar die vollkommene Genesung herbeiführen.

Die heurige Versammlung der Naturforscher in Heidelberg war fast eine europäische zu nennen; wahrscheinlich wird die künftige in Hamburg noch mehr diesen Charakter annehmen, und dies wäre wohl auch jener, der ihr am meisten zukommt; denn die Naturwissenschaften werden durch keine geographischen oder politischen Gränzen geschieden, lassen sich in allen Zungen aussprechen. Für das Jahr 1831 dürfte Wien zum Versammlungsort gewählt werden, dessen Sammlungen Lichtenstein aus Berlin, der über Wien nach Heidelberg reiste, als die reichsten und seltensten schilderte. Auch dieses scheint sehr erwünscht; denn hat man einmal die Hauptstadt besucht, so kann es in den Provinzen keinem Anstand mehr unterliegen; ein allgemeiner Verkehr und Austausch der Ideen ist gebildet.

Auf dem alten Heidelberger Schloß, wo sich die Section der Botaniker bei einem frohen Mahl versammelte, wurde die Gesundheit des Schöpfers der Pflanzenmetamorphose ausgebracht und mit Enthusiasmus getrunken, in einer allgemeinen Sitzung ein Brief über die vorjährige Versammlung in Berlin von Lichtenstein vorgelesen, und mit großem Interesse vernommen. Die Rückreise wurde über die Heimat der Saurier,

Banz und Baireuth genommen; es ist wirklich bewunderungswürdig, welche Menge von vorweltlichen Amphibien die Liasformation des Maingebiets darbietet; mitunter Riesenexemplare, welche nach den vorhandenen Rückenwirbeln zu urtheilen, wohl 20 Fuß Länge gemessen haben konnen; nur Schade, daß diese Schatze in einem abgeschiedenen, wenig beluchten Lokal aufbewahrt werden, von wo sie sobald nicht in die Wissenschaft eingehen werden. Die Sammlung des Grafen Münster in Baireuth ist wegen ihrer richtigen Bestimmung und zweckmäßigen Aufstellung nach den Formationen besonders zu erwähnen. Hier und in Karlsruhe war auch mehreres von vorweltlichen Fucoideen zu schauen, das Brongniart unbekannt geblieben ist, bei Sömmering in Frankfurt ein Curiosum, ganz einer ungeheueren Cactusblüthe ähnlich, im Sandstein, worüber nicht abzusprechen wage, da ein zweites noch dazu gehöriges Stuck mangelte. Die Senkenbergische Sammlung ist durch Rüpel sehr vermehrt worden, die Familie der Antilopen und Füchse wird man kaum anderswo reicher ausgestattet finden, auch in Vogeln ist sie sehr reich.

Die Gesundheit hat sich der bösen Witterung ungeachtet gut erhalten, nun geht es an die gewohnlichen Beschaftigungen, welche lange Abwesenheit gemehrt hat, wir wollen hoffen, daß der Winter keine Störung herbeiführen wird und uns des Wiedersehens im künftigen Juli Monat erfreuen.

Treu anhänglich

Przyzina, den 27. October 1829.

K. M. Sternberg.

65.

Nur die wenigsten Worte, um ein treues Andenken und die dankbarsten Empfindungen auszudrücken, damit die sechste Lieferung meiner kleinen Bändchen nicht länger liegen bleibe.

noch macht mir die siebente zu schaffen, wie eine jede, indem sie heranrückt. Denn, wenn man auch eine Sache für fertig hält, so sieht man doch im Einzelnen nicht voraus, was gefordert wird. Ich wünsche nur, daß jeder meiner abwesenden Freunde besonders empfände, was hie und da an ihn gerichtet ist; denn ich habe sie immer gegenwärtig, wenn ich mich im Stillen beschäftige.

Mehr darf ich nicht sagen, denn es bleibt noch gar zu vieles übrig; den Wunsch aber füge hinzu: daß uns der nächste Sommer den Freund zuführen möge!

In der Hoffnung, nächstens ein ausführlicheres Blatt zu senden.

Weimar, den 17. Januar 1830.

Verehrend

treu angehörig

J. W. Goethe.

66.

Die graphische Zusammenstellung der meteorologischen Beobachtungen in Brezina in den Monaten Oct., Nov., December 1829 nebst einem kurzen Aufsatz über die klimatische Verbreitung der Pflanzen der Vorwelt und Jetztwelt werden zu freundlicher Beurtheilung vorgelegt und auf die Aeußerungen S. 5—7 et 17—20 aufmerksam gemacht.

Das verflossene Jahr scheinet Thatsachen darzubieten, welche geeignet sind, die, über Berechnung isothermer Linien nach dem mittleren Durchschnitt der am Thermometer im Schatten beobachteten Temperatur, in jenem Aufsatz erhobenen Zweifel zu bestätigen. Die mittlere Wärme des ganzen Jahres aus der Summe sämmtlicher Beobachtungen in Brezina hat in diesem Jahr nicht mehr betragen, als + 4·17, welche nicht

hinreichend gewesen wären, die Wintersaat noch das Frühobst zur Reife zu bringen, dies war jedoch nicht der Fall. Blos jene Pflanzen, welche erst in den nachfolgenden drei Monaten zur Reife zu gelangen pflegen, haben Schaden erlitten.

Läßt man die 4 Monate Januar, Februar, November und December, wo gar keine Vegetation möglich war, ganz außer der Berechnung, summirt blos die 8 Monate des wahren Vegetationscyclus vom ersten März bis letzten October, so erhält man eine mittlere Temperatur von + 8·35 und mit Zuschlag des Durchschnitts der strahlenden Wärme von 3·08 die wahre vegetabile Wärme von + 11·43, welche mehr als hinreichend ist, um alle Früchte zur Reife zu bringen; warum dieses aber nicht statt gefunden, liegt in der ungleichen Vertheilung dieser Wärme. Der Monat März hatte im ganzen nicht mehr als + 0·15, war daher für die Vegetation so viel als 0, die 4 Monate April — Juli gaben im Durchschnitt mittlere Wärme + 9·90, strahlende Wärme + 3·65 im ganzen + 13·55, zwar anderen Jahren nicht gleich, doch immer hinreichend, um das Wintergetreide und Frühobst zur Reife zu bringen. Das Sommergetreide, welches wegen schlechten Frühjahr zu spät gesäet wurde, der Wein, das Spätobst bedurften nun größerer Wärme; allein der Monat August brachte nicht mehr als + 11·71, strahlende Wärme 3·04 zusammen + 14·75 blieb daher um + 2 unter dem gewöhnlichen Mittel; die beiden Monate September, October zählten mittlere Wärme im Durchschnitt + 7·73, strahlende Wärme + 2·95, im ganzen + 10·68, welche bei langen Nächten und vieler Feuchte nicht mehr hinreichen konnten, eine vollständige Reife hervorzubringen, ehe der so früh eingetretene Frost und Schnee die Vegetation vollends beendigte.

Die Beobachtungen der Kältegrade werden darum nicht ausgeschlossen, noch als überflüssig erachtet, weilen viele perennirende Pflanzen, zumalen Bäume und Sträucher, wenn sie

frei stehen, nur ein individuelles Maximum von Kälte zu ertragen vermögen. Die einzige im südlichen Europa einheimische Palme (Chamaerops) erfriert wenigstens bis an den Stamm bei —3 bis 5, die Oliven Bäume bei —10, —12, mehrere Rosenarten, Mandel, Pfirsichen, Aprikosen, Nußbäume —15, —18 ꝛc. Die Winterkälte nach ihrer Intensität berechnet, kann daher in ökonomischer Hinsicht dazu dienen, die Anpflanzungen mehrerer Pflanzenarten in einigen Gegenden ganz auszuschließen; zu Bestimmung der mittleren Jahreswärme kann sie aber in jenen Breiten nicht benützt werden, wo der Thermometer durch längere Zeit unter 0 herabsinkt, und die strahlende oder absolute Wärme des Sonnenstrahls darf nicht unberücksichtiget bleiben.

Die an alle Departements in Frankreich gestellte Frage, ob durch das Ausroden der Wälder auf den Gebirgen sich das Klima verändert habe, ist so sehr widersprechend beantwortet worden, daß kein befriedigendes Resultat daraus hervorgeht. Der heurige strenge Winter, welcher, so viel uns bisher bekannt ist, sich in ganz Europa gleich streng zeiget (hier —25 erreicht hat), scheinet auf eine allgemeine Ursache hinzudeuten, welche von Allem, was Menschen auf der Oberfläche des Erdballs treiben, ganz unabhängig ist.

Ein höchst erfreuliches Geschenk wurde mir von einem Vetter Grafen Franz Sternberg aus München mitgebracht, es ist des verehrten Freundes Abbild in Gyps von Rauch verfertigt, ähnlich und mit sinnvollen Basreliefs am Piedestal geziert, es steht nun auf dem Aufsatz meines Schreibpults mir gegenüber freundlich mahnend die fliehende Zeit zu benützen, ein Wink dem gerne gefolgt wird, wenn auch immer in demselben Kreise. Zwei Sendungen vorweltlicher Pflanzenabdrücke, die eine von Hering in Tirol, die andere aus den steirischen Alpen haben die Flora der Vorwelt mit neuen und seltenen Gegenständen bereichert, welche zu einem Supplementheft Veranlassung werden dürften. Zwei neue Palmen Arten, die eine

den Mauritien, die andere den Chamärops? verwandt, Früchte und aus Solenhofen ſind neue Fucoideen hinzu gekommen, auch die eigenen Kohlenwerke haben eine Nachleſe gewährt, es fehlet alſo nicht an Material. Zuträglicher für die Wiſſenſchaft wäre es geweſen, die Vollendung der Hist. des veget. fossil. von Brongniart abzuwarten, dieſes Werk iſt jedoch bei dem zweiten Heft ins Stocken gerathen, und die Zeit die wartet nicht, ſo will auch ich nicht länger ſäumen, was zu Gebote ſteht, mitzutheilen.

Es folgen die drei letzten Hefte der Monatsſchrift, und das erſte der Zeitſchrift des Muſeum, die geringe Abnahme der erſteren hat dieſe Veränderung nach ſich gezogen. Die Buchführer Deutſchlands haben aus mehr oder weniger begründetem Haß gegen die öſtreichiſche Cenſur ſich gleichſam verſchworen, Alles, was aus den öſtreichiſchen Staaten ohne Unterſchied an ſie geſchickt wird, a priori als Krebſe zu behandeln, wir ſind daher auf ein ſo geringes einheimiſches Publikum beſchränkt, daß wir auch die Preiſe herabſetzen, und die Bogenzahl unſchränken müſſen. Profeſſor Müller hat die Uiberſicht der in der Monatſchrift erſchienenen Aufſätze zuſammengeſtellt, ob er auch den Geiſt erfaßt, kann nicht beurtheilt werden, weilen ſie eben erſt eingeſchickt worden, als das Paket auf die Mauth gebracht werden ſoll.

Meine Geſundheit hat ſich trotz der Kälte noch leidlich erhalten und gewährt die Hoffnung im künftigen Sommer die Zeit in Bädern und auf Reiſen benützen zu können. Möge dem verehrten Freund dieſer feindſelige Winter nicht geſchadet haben, und mir im nächſten Sommer die Freude werden, ihn in Weimar zu ſehen.

Treu anhänglich

Prag, den 1 Hornung 1830.

K. St. Sternberg.

67.

Dem Verſprechen gemäß erfolgt der kurze Reiſebericht.

Die Zeitungen haben es bereits verkündet, daß Wien zum Verſammlungsort, Baron Jaquin zum Präſidenten, Aſtronom Littrow zum Secretär der Geſellſchaft für das Jahr 1831 per acclamationem gewählt worden ſind. Der Oſten von Deutſchland wird hiedurch enger mit dem Süden und Norden verbunden, für das Studium der Naturwiſſenſchaften wird hiedurch eine neue Anregung und nützliche Vereinigung hervorgehen, ohne im Uibrigen die ruhig und bequeme heimiſche Geiſteseotendenz im Geringſten zu ſtoren, oder zu beunruhigen.

Die Epiſode der Seefahrt nach Helgoland war die Würze der heurigen Verſammlung. Dieſes kleine Eiland iſt wohl in jeder Hinſicht in ſeiner Individualität das Originalſte, das man auf unſerer Erde ſchauen kann. Ein ganz iſolirter Felſenblock aus buntem Mergel gebildet, mit ſchroffen, pralligen Felſenwänden von der rothen Farbe des bunten Sandſteins mit weißen Schichten deſſelben Mergels bandartig durchzogen, von kaum einer Meile im Umkreis, entſteigt unerwartet aus den grünen Fluthen und trägt auf ſeiner Hochebene den Leuchtthurm und einen anſehnlichen Wohnort mit einer Kirche, zu welchem man blos durch eine an der Felſenwand künſtlich angebrachte holzerne Treppe gelangen kann. Kein größeres Schiff kann ſich dem Felſen nahen, kein Baum, kein Strauch, ſelbſt keine Halmfrucht den Stürmen widerſtehen, außer in den kleinen Gärten zwiſchen den Häuſern einige Obſtbäume durch die Dächer geſchützt. Blos Kartoffeln und Gemüſe können hier gebaut werden; Schafe, die einzigen Vierfüßer, welche hier leben, werden auf den Weideplanen an Pfahle angebunden, um nicht durch die Spalten, welche ſich durch Verwitterung am Rande des mürben Felſen erzeugen, in die See hinabzu

stürzen. Man begreift nicht, daß sich Menschen gefunden, welche die Entschließung faßten, sich auf diesem öden Felsen anzusiedeln, wenn sie nicht etwa durch die geeignete Lage zur Seeräuberei dazu verlockt worden sind. Die gegenwärtigen friedlichen Bewohner sollen von den Friesen abstammen, ein stämmiges, wohlgebildetes Volk; das weibliche Geschlecht von schlankem Wuchs, zarter Gesichtsbildung, weißer Haut, blauen Augen, wohlgebildeter Nase, nur etwas starken Backenknochen, wie die slawischen Stämme; sie ließen uns auch ihre Gewandtheit im Tanzen bei einer Abendbelustigung bemerken. Die Insel steht unter der englischen Regierung, welche einen Gouverneur dahin sendet, der zugleich Oberrichter in zweiter Instanz ist, besoldet ihn und die zwei Geistlichen, welche den Schullehrer unterhalten, fordert dagegen gar nichts von den Einwohnern, welche blos eine Gewerbsteuer zur Bestreitung der Gemeinausgaben und Besoldung von 6 Senatoren entrichten, welche von den Bürgern gewählt werden, und dem Gouverneur zugesellt sind, einem Invaliden mit einem holzernen Bein. Die englische Sprache ist seit der Continentalsperre unter Buonaparte, welche diese Insel durch Schmuggeln sehr bereichert hat, nebst der deutschen und dänischen Sprache ziemlich allgemein verbreitet. Da kein Advokat auf der Insel wohnt, so gibt es auch wenig Streit, der Fall einer Berufung an den Gouverneur hat sich noch nicht ergeben. Der Tag, den wir 135 Männer und 12 Damen auf diesem Eiland verlebten, war sehr vergnüglich. Die Mineralogen machten die geringste Ausbeute, denn außer etwas Kupfer und Kupfergrün ist das Gestein taub, und am Gestade, wovon man nur einen geringen Theil begehen kann, wird blos Hornstein aus der Kreideformation von den Wellen ausgeworfen. Versteinerungen von Belemniten und Echiniten Stacheln gibt es in dem Mergel, ausgezeichnete Ammoniten im Schwefelkies unter dem Meeresspiegel. Der Pfarrer, ein sehr gebildeter Mann, besitzt eine zahlreiche Sammlung der Vor-

Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen,
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Mephistopheles.

Wie's wieder siedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröste sie, du Thor!
Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Stellt er sich gleich das Ende vor.

kommnisse der Insel. Die Botaniker mußten sich mit einigen Algen begnügen, für die Zoologen war am besten gesorgt, da sie bei einem Bürger Vogelbälge und Fische zum Verkauf vorfanden.

Am Morgen unserer Abreise wurden wir während der Ebbe von einem bedeutenden Sturm überfallen, der die See aufwühlte und das Einschiffen erschwerte. Das große Dampfschiff Wilhelm I. mit zwei Dampfmaschinen, jede von 60 Pferdekraft hatte ziemlich weit von der Felseninsel vor Anker gehen müssen, die Yollen, die uns dahin bringen sollten, vermochten nicht sich in der Nähe des Dampfschiffs zu halten, es mußten die Anker gelichtet und das Dampfschiff unter dem Wind und den Schutz des Felsens gebracht werden, wo es endlich gelang, uns einzuschiffen. Die stürmische See gewährte ein großartiges Schauspiel, welches jedoch nur die wenigen genossen, welche von der Seekrankheit verschont blieben. Mich hatte Schwindel an eine Stelle gebannt, bis eine hohe Welle über das Verdeck schlug und durch die salzige Taufe wieder zur Besinnung brachte. Mit dem Ende der Ebbe war auch unsere Lage erleichtert; als wir die rothe Tonne, das Wahrzeichen der nahen Elbemündung erreichten, war das quos ego ausgesprochen, und es regte sich wieder das Leben auf dem Verdecke, welches in einem fortschreitenden Crescendo bei einem frohen Mahl in dem Lebehoch für den Schiffscapitain sein Maximum erreichte, singend und jubelnd kamen wir bei hellem Mond und Planeten-Schein nach einer 10stündigen Fahrt im Hafen zu Hamburg an. Auf der ferneren Reise durch Holstein, über Kiel, Plönen, Eutin, Lübeck, Ratzeburg haben trübe Tage die schönen Ansichten der mit den prächtigsten Laubwaldungen umgebenen Seen verkümmert, und die überaus schlechten Wege in einem Sand- und Kothmeer den Genuß erschwert; doch war das Schicksal darin freundlich, daß die unsinnigen Volksauftritte mir allenthalben vorausgegangen waren. In Kiel wurde mir

das Vergnügen zu theil, die Gräfin Ranzau geborene Tiede, die ich seit 22 Jahren nicht wieder gesehen, zu finden, und in ihrem Hause und Garten an dem Gestade des Kieler Hafens einige Tage zuzubringen.

Am 3. Nov. kehre ich nach Prag zurück, wo mich Geschäfte wohl drei Wochen aufhalten dürften.

Ich hoffe nun bald von dem verehrten Freund einige Nachricht zu erhalten, die Tage, welche ich in Weimar durchlebte, schweben in freudiger Erinnerung und Hochgenuß vor meiner Seele, möchte ich sie bald wiederholen können.

Treu anhänglich

Przezina, den 29. October 1830.

K. G. Sternberg.

68.

So wären wir endlich an den Schluß eines verhängnißvollen Jahres gelangt, welches uns vieles geraubt, und manigfaltig bedroht hatte. Dank sei es der unzerstörbaren moralisch und physischen Kraft, welche die Natur dem verehrten Freund verlieh, daß wir, aus den beängstigenden Sorgen gerissen, mit erneuter Hoffnung in das neue Jahr übergehen können. Möge es schonend und lindernd sich gestalten, im Einzelnen wie im Allgemeinen heilbringend erscheinen, möge der verehrte Freund bei wiederkehrenden Kräften, sein rastlos thatiges Wirken fortsetzend, uns noch lange mit seinen herrlichen Geistesgaben erfreuen.[1])

Mit diesen innigen Gefühlen scheide ich aus dem stillen, einsamen Przezina, um in Prag die gewohnten Geschäfte fortzusetzen; befriedigenden Nachrichten über die vollkommene Herstellung entgegen sehend

Treu anhänglich

Przezina, den 29. December 1830.

K. G. Sternberg.

69.

Die so ausführlich als willkommene Geschichtserzählung jener so nützlich, glücklich und höchst mannigfaltig vollbrachten Reise kam zu guter Stunde bei mir an, und rief alles Interesse wieder hervor, was ich jemals an jenem merkwürdigen Eiland genommen hatte. Schon seit einiger Zeit besitz' ich durch die Gunst junger Männer aus Jever Musterstücke von den dortigen Felsenwänden, nicht wenige von den verkiesten und in Hornstein umgewandelten uralten Seegeschöpfen, welche auf den dortigen Riesbänken gefunden werden.

Nun aber hatt' ich die Freude, die wunderlichen örtlichen Zustände vor meiner Einbildungskraft durch Freundeshand deutlich aufgebaut, und sie durch ein wirklich seltenes Ereigniß von einer großen Gesellschaft belebt zu sehen, die ich mir theils am Strande, theils auf Treppen und Stufen, sodann aber auch auf Gipfeln und Höhen denken durfte. Die Fährlichkeiten und Unbequemlichkeiten der Rückkehr wollten mir nicht recht behagen; dagegen war mir eine glückliche Landung und alles folgende Gelingen um so ergötzlicher.

Hieraus folgte nun, daß meine Einbildungskraft in jene Gegenden versetzt ward, und sich mit Felsen und Wellen, Schiffen und Abenteuern eine Zeit lang zu beschäftigen hatte. Jetzt aber, da ich mir alles dieses zurückrufe, fühl' ich mich in eine Zeit versetzt, da meine Zustände noch nicht so verunstaltet waren, als sie es in dem Augenblicke sind. Der Verlust meines Sohnes, zwar nicht ganz unbefürchtet, setzt mich in den wunderlichsten Fall. Eben da ich mich als jubilirten Ahnherrn betrachten, und in die stille Behandlung mancher guten Vorsätze zurückziehen wollte, mußte ich die Rolle des deutschen Hausvaters wieder übernehmen, welchen denn doch die hohen Jahre nicht recht kleiden will. Kaum hatte ich mich auch

dazu wieder ermuthigt, als mich freilich im Gefolg jener Gemüthsbewegungen ein bedenkliches Uibel anfiel, von dem ich mich wunderſam glücklich genug baldigſt wieder herſtellte, und jene Faden zu ergreifen, mich wieder anmaßte. Dieſes acht' ich nun um ſo mehr für Pflicht, als alles, was mich ſowohl im häuslichen, als öffentlichen Leben umgibt, nicht anders als höchſt günſtig anerkannt werden muß. Meine Tochter iſt heiter, geiſtreich und liebenswürdig, meine Enkel gattlich paſſende, ſich mäßig frei entwickelnde Weſen; die Freunde in jedem Sinne hülfreich und aufrecht haltend, die höchſten Herrſchaften ſchonend und bis zur Beſchämung ſorgfältig. Seh' ich mich nach außen um, und ſtünde meinen Gedanken ein Geſchwindſchreiber zu Dienſten, ſo würde mein verehrter, geliebter Freund gar manches Blatt vor ſeinen treuen Augen erblicken.

Und hiemit ſei denn für diesmal geſchloſſen; in einiger Zeit folgt die letzte Sendung meiner Werke, die ich nicht zu erleben glaubte. Möge darin auch einiges, Neuere und Aeltere, den edlen, wohlwollenden Geiſtern anmuthig und gefällig ſein. Alles Gute und Erfreuliche zu dem Winteraufenthalt in Prag, der leider auch den frühern nicht gleichen wird. Da bleibt denn freilich nichts übrig, als das Gegenwärtige zu genießen oder zu erdulden. Fortdauernde Theilnahme

dem unwandelbar Angehörigen.

Weimar, den 4. Januer 1831.

J. W. Goethe.

70.

Waren unſere Beſorgniſſe groß, ſo iſt weit größer noch die Freude über die ſo ſchnell zurückgekehrte volle Kraft und ruhig beſonnene Faſſung, welche ſich in dem letzten Brief aus-

spricht. Erscheinen die zurückgewälzten Sorgen für den Familienkreis als eine Bürde, von der man fürder befreit zu sein wünschte, so liegt in der lebensfrohen, jugendlichen Natur ein hinreißender Zauber, der selbst das Alter zwingt, sich herablassend zu verjungen und zu erheitern. Der Trost und die Beruhigung, welche der liebenswürdigen Mutter dadurch zugehen, daß sie für Erziehung und Ausbildung hoffnungsvoller Söhne alle nur wünschenswerthe Unterstützung findet, knüpft das Band des häuslichen Kreises noch fester und inniger zusammen, an welches sich mit lebhafter Theilnahme nahe und ferne Freunde anschließen, um dem verehrten Freund die Lasten des Tages zu erleichtern.

Die Winter Monate sind mit unerfreulichen Geschäften ausgefüllt worden; die Kunstschätze, welche Graf Franz Sternberg mit rastloser Thätigkeit durch 50 Jahre gesammelt, müssen, da weder ein männlicher Erbe, noch ein Testament vorhanden, und Pupillen unter den Erben sich befinden, veräußert, Prag höchst wahrscheinlich dieser Schätze beraubt werden. Unter die vorzüglichsten Kunstschätze sind zu zählen: Eine kleine antike Statue, den sitzenden Sokrates vorstellend, den verhängnißvollen Giftbecher in der Rechten haltend, vielleicht bekannt aus der Villa Giustiniani, wo sie ehemals aufbewahrt wurde. Eine gemalte Skizze von Raphael, die heilige Familie. Das Originalgemälde, in einigen Nebenumständen geändert, befindet sich in der königl. Gallerie in München. Eine Sammlung von 70000 Kupferstichen, 3350 Handzeichnungen durch ihre Anordnung vorzüglich merkwürdig. Der Besitzer ist von dem Gesichtspunkt ausgegangen: das Genie des Künstlers wurde durch seine Erfindung und Anordnung am bestimmtesten ausgesprochen; eine Sammlung, welche diese in der Folgenreihe am deutlichsten nachzuweisen vermöge, würde daher die Kunstgeschichte in Zeit und Raum am sichersten bildlich nachweisen. Dieser Ansicht folgend, beginnt die Sammlung mit der alt und neuen Archi

tektur, geht durch 17 Portefeuilles die Antike in Büsten, ganzen Figuren, Basreliefs, Cameen, Vasen ꝛc. hindurch. Den Uibergang von der Antike bilden die unbekannten Meister der Zeit der Byzantiner. Die neue Aera der sich nach Europa flüchtenden Kunst beginnt mit Guido da Siena, Pisano, Fiorentino, Cimabue, Bufalmaco, Giotto, Memmi, Gaddi, Avanzo, Ricci, Van Eyk, Angelo da Fiesole, Uccello, Lippi, Massaccio, Castagno, Bellini, Mantegna, Boticelli, Hemling, Schongauer, Perugino, Mesus, Raibolini, Ghirlandajo, Leonardo da Vinci, Caravaglio, Pinturicchio, Giorgione, Bartolomeo della Porta, Albrecht Dürer u. s. f. bis auf unsere Zeit. Die Kupferstecher, welche blos nach Gemälden gestochen haben, erscheinen bei den Malern eingereiht, oft in sehr großer Zahl, als bei Dürer 752 Exemplare in Holz Eisenschnitt und Kupfer, Raphael 1300 ꝛc. Jene Kupferstecher, welche eigene Erfindungen verarbeitet oder eine Art Schule gebildet haben, welche den Geist der Kunst ihrer Zeit örtlich darstellen, wenn auch nicht den sinnreichsten und besten, erscheinen selbständig nach chronologischer Ordnung.

Es ist begreiflich, daß kein einzelner Sammler reich genug ist, um einen so ausgedehnten Plan im ganzen Umfang auszuführen, besonders in der neuesten Zeit, doch wird man wenig bewährte Namen ganz vermissen und besonders in der früheren vieles Seltene finden. [1]

Wünschenswerth bleibt wenigstens, daß diese Sammlung in solche Hände gelangen möge, welche den Sinn, in welchem sie angelegt worden, würdigend, sie zu weiterer Ausbildung zu fördern Lust und Mittel besitzen. Ich habe mich zu diesem Zweck in Berlin verwendet, wo ein herrliches Museumgebäude noch manche auszufüllende Räume darbietet.

Die beigelegten letzten Hefte der Zeitschrift des böhmischen Museums werden in den Aphorismen über Kunst und Kunstberuf von Grafen Franz Sternberg Zeugniß geben, in welchem hohen Sinn er sie aufgefaßt und zu verbreiten bemüht war.

Ein Supplement der Flora der Vorwelt ist begonnen, durfte aber wegen der vielen Abbildungen kaum vor dem Jahre 1831 erscheinen konnen. Wenn wir auch in jene dunkle Vorzeit wohl nie einen ganz freien Blick zu thun Gelegenheit finden werden, so gehen doch aus den neueren geognostischen und botanischen Arbeiten Lichtblicke hervor, die uns zu genügenden Resultaten führen werden.

In reger und fortdauernder Theilnahme treu anhänglich

den 12 Februar 1831.

K. G. Sternberg.

71.

Alea jacta est!

Soviel man in unseren Tagen etwas vorausberechnen kann, durfte der Versammlung der Naturforscher von außen kein Hinderniß mehr in den Weg treten. — In Wien herrscht volle Thatigkeit, den Aufenthalt der Naturforscher so angenehm als möglich zu machen. Die geräumigen Gebäude der Universitat gestatten, daß auch alle Sectionen dort in besonderen Salen ihre Sitzungen abhalten konnen, im großen Saal ist Raum für 600 Personen. Die größte Schwierigkeit begegneten wir, einen so großen Eßsaal aufzufinden; in der ganzen Stadt findet sich keiner außer dem Redoutensaal, und dieser, auf bloße nächtliche Vergnügungen berechnet, kann nur bei Lichtern benutzt werden. Wir haben den Augarten mit seinen 2 Salen vorgezogen, dessen Lage ganz herrlich bei gutem Wetter den reichlichsten Genuß darbietet. Mit einer Abtheilung von Fiakern wird von der Polizei ein Contract abgeschlossen werden, damit selbe stets bei dem Universitats-Gebaude in Bereitschaft stehen und um einen bestimmten Preis die Fahrt im Augarten und zurück verrichten. Mit dem Polizei-Ministerium sind alle

Maßregeln genommen, damit die Fremden nicht den geringsten Aufenthalt erleiden, auch auf den Gränz Mauthen die Vorkehrungen getroffen, daß den Reisenden keine, nicht in den allgemeinen Formen der Vorzeigung der Päße ꝛc. liegenden Schwierigkeiten gemacht werden sollen.

Als wir das Verzeichniß aller in Wien und dessen Umgebungen vorhandenen Staats und Privat Sammlungen aufnehmen ließen, und aller öffentlichen und Privat Anstalten, von denen ein lithographirtes Verzeichniß für die Fremden gemacht werden soll, haben wir uns überzeugt, daß, wenn man öftere allgemeine Sitzungen halten wollte, die Naturforscher nicht die Hälfte dieser Merkwürdigkeiten sehen konnten, an denen ihnen doch mehr gelegen sein möchte, als an den abzuhaltenden Reden, welche sie seinerzeit bequemer in der Isis nachlesen können. Wir haben daher nur auf drei allgemeine Sitzungen gerechnet, um die dadurch gewonnene Zeit zu Durchforschung der Sammlungen und Anstalten zu verwenden, aber selbst bei dieser Einrichtung ist es unmöglich, in acht Tagen fertig zu werden, weilen die Gegenstände nicht so wie in Berlin in ein Paar Localitäten zusammengedrängt leicht übersehen werden können, sondern in der Stadt, den Vorstädten, in Schönbrunn, in Laxenburg aufgesucht werden müssen. Niemand wird es gereuen, seinem Aufenthalt ein weniger beschränktes Ziel zu setzen. Erzherzog Johann wird bei der Versammlung erscheinen und den Geognosten eine geognostische Karte von Steiermark vorlegen lassen. Manch' andres ist noch vorbereitet.

Das Wichtigste ist nun die allgemeine Vereinigung deutscher Naturforscher, woraus sich manches für die Naturwissenschaften Förderliches entwickeln wird; diese zu Stande gebracht zu haben ist mir ein tröstlicher Gedanke, die Zeit wird für die Folgen sorgen. Was wäre es für ganz Deutschland, für mich für eine unendliche Freude, wenn der verehrte Freund an dieser Zusammenkunft theilnehmen könnte und wollte.

Was bis dahin noch aus mir wird, weiß ich selbst nicht zu sagen: am Tage meiner Ankunft allhier wurde ich von einem Verkaltungsfieber überfallen, das mich 14 Tage fest hielt und noch bin ich bei dem anhaltend schlechten Wetter nicht frei von Husten. So wie es die Witterung gestattet, werde ich nach Prag zurückkehren, um mit dem Arzt Rücksprache zu nehmen, was etwa zu thun sein möchte, um wieder gekräftigt bei der Versammlung auftreten zu können. Ein paar Zeilen von dem verehrten Freund würden das kräftigste Stärkungsmittel sein für den treu anhänglichen

K. M. Sternberg.

72.

Also Glück auf!

Man mag über diese Angelegenheit denken wie man will, so sind ihre Folgen incalculabel. Ich hoffe das Beste.

Denn ich habe doch auch von diesen Stockprotestanten und Preßfreiheitlern gesehen, die, es ist nicht übertrieben, mit Entzücken von Wien zurückkamen und meinten, es sei doch auch ein ganz schmackhaftes Luftleben daselbst, welches dem Platt-Heft und Neuigkeitsleben, wenn jenes immer zu haben wäre, wohl vorzuziehen sein möchte.

Die Einleitung ist höchst respectabel und was der hochverehrte Freund so lange vorbereitet hat, wird sich gewiß eines frohlichen Decurses und glücklicher Folgen zu erfreuen haben.

Mit der fahrenden Post geht endlich das längst intendirte Heft ab, freundliche Aufnahme ich erbittend. Der dritte Nachtrag über die Spiraltendenz ist nur ein summarischer Auszug von meinen Bemerkungen in dieser Angelegenheit.

Seit jenen Winken des Freund Martius hab' ich nicht nachgelaſſen zu beobachten und zu denken. Es iſt ſchön, wenn uns in hohen Jahren ein ſolches Problem, das ſich aus unſeren früheren Gedanken entwickelt und mit ihnen vollkommen congruirt, dargeboten wird. Möge es in den Studiengang des verehrten Freundes auch mit eingreifen.

Aus dem neueſten mitgetheilten Hefte der böhmiſchen Zeitſchrift habe mir beſonders die böhmiſchen Geologika zu Gemüthe geführt. Wie lange taſt' ich ſchon auf jenem Grund und Boden herum, und wie ſehr willkommen muß mir eine ſo genugende Aufklärung ſein.

Eine unſchätzbare, aus beinahe 100 ausgewählten Stücken beſtehende Sammlung bezüglich auf Gangformation in Freiberg mit beſonderer Gunſt zuſammengeſtellt, nöthigt mich zu fortgeſetztem Nachdenken über dieſe Angelegenheit. Was mir aber auch dabei für Lichter aufgehen mögen, ſo leuchten ſie mir allein, und darf nicht wagen, irgend Jemanden in dieſe halberhellten Finſterniſſe hereinzuladen. Glücklich macht mich aber der Gedanke, daß uns doch vergönnt iſt, nach und nach der Auflöſung ſo großer Probleme mit Beſcheidenheit näher zu rücken.

Zur Stärkung und Kräftigung habe ich angefangen, die Dialogen des Galilei zu leſen; wenn man nicht rechnet, was in ſeiner Zeit noch unbekannt war, und wie man ſich mit den ariſtoteliſchen Buchſtaben herumzuſchlagen hatte, ſo iſt es ein höchſt auferbauliches Leſen. Wie ſich der Naturblick gegen den Buchſtaben wehrt, iſt faſt zum Betrüben. Wie es aber auch im Einzelnen mit Kenntniß und Urtheil ſtehen mag, ſo dringt doch an den Hauptſtellen hervor: daß hier ein Mann denkt, ſpricht und wirkt, der zu jeder Zeit groß geweſen wäre.

So verhält ſich's alſo mit meinen Beſchäftigungen, daß ich mich nicht beklagen darf, da mir noch der Sinn bleibt, das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthuſiasmus anzuerkennen.

Es lebe wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts abgeſchmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Grethchen

ſteckt friſche Blumen in die Krüge.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Auch von Seiten der bildenden Kunst sind mir höchst erfreulich und aufregend treffliche Dinge zugekommen, theils zu eigenem Besitz, theils in vorübergehender Berührung.

Indem ich nun freilich nach jenen herrlichen Wiener Feierlichkeiten nur aus meinen beschränkten Zuständen hinblicken darf, so bleibt mir der desto lebhaftere Wunsch übrig, dem so würdig thätigen Freunde möge die Gesundheit günstig sein, um ein so wichtiges Amt glücklich durchzuführen. Ich möchte es einen Feldzug nennen und da wird denn wohl für einen ausreichenden Generalstab gesorgt sein.

Und so theil' ich meine Person, indem der körperliche Theil sich, dem Alter geziemlich, zwischen seinen Wänden verhält, der geistige dagegen zum Trutz der scheidenden Räumlichkeit recht gründlich theilnehmend den verehrten Freund begrüßt und umarmt.

Um öftere Mittheilung im Laufe des nächsten Monates bittend!

Unwandelbar angehörig

Weimar, den 30. Juni 1831

W. Goethe.

73.

Schon lange liegen zwei Hefte der Zeitschrift des Museums zur Absendung vorbereitet, welche durch den Vandalismus des Durchstechens und Durchräucherns aller Briefe und Packe an den bairischen Mauthen zurückgehalten werden. Die Sehnsucht nach einem Wort des verehrten Freundes ist jedoch zu groß, um das lange Schweigen nicht zu unterbrechen.

Das von uns geschiedene Jahr hat viele Störungen hervorgebracht, auch die lang gewünschte, wohl vorbereitete Versammlung der Naturforscher in Wien hat auf das neue Jahr

verſchoben werden müſſen, und um dem Ungemach zu entgehen, in einer elenden Contumaz Hütte 20 Tage zu verweilen, war an keine Reiſe zu denken; möge das heurige Jahr ſich freundlicher geſtalten.

Das weſt- und ſüdliche Böhmen iſt dermalen noch unangetaſtet, und da die Aerzte in ihrem Experimentiren, trotz zwanzig erſchienenen Schriften, dennoch keine ſonderliche Vorſchritte gemacht haben, ſo gedenke ich auf der Hochebene von Brzezina zwiſchen den dampfenden Steinkohlenhalden das allgemeine Schickſal ruhig abzuwarten.

Die lange Ruhe auf dem Lande wurde benützt, ein Supplement Heft zu der Flora der Vorwelt vorzubereiten, es wäre vielleicht vollendet, wenn nicht auch hier der Vandalismus dazwiſchen getreten, die Verſendung der Zeichnungen an Sturm in Nürnberg verhindert hätte. Es werden durch die 20 neuen Fucoideen, welche vorhanden, die neueren geognoſtiſchen Anſichten über die Formationen zwiſchen dem Jurakalk und dem Kreidegebirg auf eine merkwürdige Weiſe beſtätiget werden, aber auch zugleich neue Probleme ſich darbieten, worüber ſich die Geognoſten ausgleichen mögen.

Murchiſon, Boué, Leop. v. Buch haben die Jurakalkſchiefer bei Solenhofen und die oberen Oolithen von Stonesfield bei Oxford parallelisirt, und es findet ſich in der That, daß auch die Pflanzenabdrücke von beiden Orten mit einander übereinſtimmen. Auf gleiche Weiſe iſt man nach manchem Widerſpruch dahin gekommen, den Wiener und Karpatenſandſtein, den Fliſchſandſtein Helvetiens im Algäu und der Schweiz, endlich auch den Apenninen Sandſtein als zu einer Formations-Periode gehörend anzuſehen, und auch die Richtigkeit dieſer Angabe werden die Fucoideen beſtätigen, doch in dem Maß, daß auch eine jede Local Formation ein Paar eigene Arten beſitzt, welche in den andern nicht vorkommen, oder wenigſtens bisher noch nicht gefunden worden. Der Boleo allein ſteht

für sich da, ohne bishero ein Analogon gefunden zu haben. Alles deutet dahin, daß von dem Jurakalkstein aufwärts bis zu der Kreide eine lange Periode von Bedeckung mit gesalzenem Wasser geherrscht habe. Nach der Kreide oder mit derselben und dem Anfang der dycotyledonen Pflanzen gerathen wir wieder in Verlegenheit, indeme wir unter Palmen und dycotyledonen Blattern zweideutige Formen antreffen, welche zwischen Lycopodiaceen und Zucoideen mitten zwischen inne stehen, so zum Beispiel bei der Braunkohle bei Hering, den Gypsbrüchen bei Sinigaglia und vollends auf dem Hundsrück im Spharosiderite — es wird sich wohl auch in der Folge der Schlüssel zu diesem Natur-Chiffre finden.

In Nordamerika fängt man nun auch an, auf die Pflanzenabdrücke aufmerksam zu werden, doch scheint man noch wenig mit demjenigen bekannt zu sein, was in Europa hierüber verhandelt worden. In H. Froriep's Notizen war unlängst ein Abdruck aus Silliman's American Journal eingerückt mit der Frage, ob es ein Crotalus oder eine Pflanze sei; was ich davon halte, habe ich auf der Beilage angemerkt.

In England sind die Naturforscher überaus thätig und wie es scheint gut gelaunt. So hat Mr. de la Beche unlängst auf seinen Collega Dr. Buklland, der sich so viel mit den Sauriern beschäftigt, eine Karikatur im Steindruck herausgegeben, die mir Dr. Buklland selbst zugesendet. Auf einer Felsen-Insel in einem sumpfigen See steht Dr. Ichthyosaurus auf einem Felsen-Katheder mit einem Dr. Mantel umhangen und einer Kette oder Band mit einer Medaille auf der Brust, wie ein Rector Magnificus; auf den Gesteinen liegen und steigen aus dem Wasser empor alle möglichen Formen von Ichthyosaurus, Plesiosaurus, Megalosaurus ꝛc., zum Theil mit Brillen bewaffnet und mit offenem Rachen den Doctor anstaunend, der da spricht: Auf unsere großen Kinnladen und

viele Zahne kommt es eben nicht an, woher aber fur so viele und ungeheuere Rachen die Speise herkommen soll, das ist die Frage.

Wenn bis zum nächsten Sommer sich die feindlichen Mächte, die uns bedrohen, wieder beruhigen, so hoffe ich von Karlsbad aus den verehrten Freund in Weimar besuchen zu können; wenn auch fern, ist diese Hoffnung ein tröstlicher, in der Abgeschiedenheit beruhigender Gedanke, da wird die Berührung im geistvollen Verkehr mir wieder neue Kräfte gewähren.

Verehrungsvoll

K. St. Sternberg.

74.

Endlich ist der Desinfections-Vandalismus an der böhmisch bairischen Grenze aufgehoben, es wollen daher die kleinen Bändchen unberäuchert in des verehrten Freundes Hände gelangen, auch für das Supplement der Flora der Vorwelt wird gesorgt werden, da nun Herr Sturm auch wieder erreichbar geworden ist, die ersten Hefte von Lindley und Hooker über die vorweltlichen Pflanzen Englands, so wie das 6. Heft von Adolph Brongniart sind mittlerweile erschienen, und bieten neuen Stoff zu verarbeiten.

Die Cholera hat sich Brzezina bis auf eine Meile Entfernung genähert, ist aber in drei Dörfern stationär geblieben, so daß man hoffen kann, sie werde sich diesseits nicht weiter ausdehnen; indessen hat sie sich in Prag vermindert, wohin mich wenigstens auf einige Wochen Geschäfte zwingen; ob man bis Ende April mit Gewißheit und Beruhigung wird zu einer Versammlung der Naturforscher einladen konnen, muß man von

den Umſtänden und Zuſtänden Europa's, die ſich nicht klar ſtellen wollen, abwarten. — Möge indeſſen der verehrte Freund ſich wohl erhalten, und den Einſiedler in Brzezina nicht vergeſſen.

Treu anhänglich

K. G. Sternberg.

75.

Schon längſt hätte ich meine mentalen Converſationen mit dem verehrten Freunde zu Papier bringen ſollen, wär' es nicht mein Wunſch und Vorſatz geweſen, etwas mir bedeutend Scheinendes mit zu überliefern. Durch Worte läßt ſich nicht Alles machen: vielleicht gelingt eine kleine Zeichnung in dieſen Tagen. Soviel zum Voraus.

In einem ſchwankenden Zuſtande, wie alle Welt, haben wir uns gegen das aſiatiſche Ungeheuer erhalten. Erſt voller Sorge, Abwehrungsanſtalten, Heilungseinleitungen, horchend, leſend und denkend in voller Thätigkeit. Dieſe Anſtrengung ging zuletzt in Gleichgültigkeit über, und wir leben wie zuvor in völliger Sorgloſigkeit, jeder nach ſeiner Weiſe im Zutrauen auf unſere Gebirgshöhe, die es nicht heraufkommen laſſen ſoll.

Näher als 12 Stunden iſt es noch nicht herangerückt. Möge daher der verehrte Freund auf ſeiner noch höhern Höhe gleichfalls davor in Sicherheit geſetzt ſein. Freilich wird die große Wanderung der Naturforſcher nach Wien deshalb noch einige Zeit problematiſch bleiben, welches gar ſehr zu bedauern iſt.

Die neuen Stücke der böhmiſchen Zeitſchrift haben in mir abermals den Wunſch erregt, das werthe Reich zu beſuchen, wo ich ſo viel Jahre Genuß und Unterricht fand, auch nun alle Urſache hätte, mich jenen freundſchaftlich anblickenden

egenden zu nähern. Von der ältern Geſchichte des Reiches
ich im Allgemeinen genugſam unterrichtet, ſo manche Loca
äten ſind mir bekannt; daher iſt denn immer willkommen,
s mir das Einzelne klar macht, und mir einen deutlichen
egriff gibt von dem, was dort in jedem Zweige der Admi
ſtration, der Wiſſenſchaften und Künſte ſich lebendig her
rthut.

Der Katalog jener höchſt bedeutenden Kupferſtichſammlung
b mir Gelegenheit, mich zu examiniren: was ich denn eigent
h in dieſem Fache durch Anſchauung ſelbſt kennen gelernt?
n ich denn freilich noch manches Sehens- und Wiſſenswerthe
rzeichnet fand. Viele koſtbare Stücke fehlen bei uns ſowohl
öffentlichen, als Privatſammlungen; doch glaub' ich kaum,
ß man in dem Falle ſein wird, dorthin Aufträge zu geben.
berhaupt iſt es immer bedenklich, Kupferſtiche nach Geldes
rth zu ſchätzen, ohne daß man ſie ſieht und unterſucht. Das,
s ihren Preis ſteigert oder herabzieht, iſt oft ein Mini
um, dem geübten Auge nur bei genauer Unterſuchung fühlbar.

An foſſilen Exemplaren hat uns die Umgegend manches
edeutende gewährt; einen ſehr gut erhaltenen Elephanten
kzahn von 7 Fuß haben wir in dem Tufflager bei Weimar
funden und aus den Kiesgruben, etwa eine Stunde die Ilm
nabwärts, ſind uns völlig ausgebildete Elephanten Backzähne
liefert worden zu 11 bis 16 Pfunden. Noch merkwürdiger
r mir ein kleiner, junger Backzahn eines Elephanten Fetele,
nn ich ſo ſagen darf, wo die Principien der Dentition höchſt
r hervorzutreten ſcheinen.

Durch die Gunſt des Herrn Barons Cuvier hoffen wir
n colorirte Gypsabgüſſe von den wichtigſten foſſilen, durch
nannten, höchſt verdienten Mann entdeckten und zur Sprache
brachten Reſten der Urwelt zu erhalten. Wir fahren fort,
s möglich iſt, in dem engen Raum unſerer Zuſtände zu
rſammeln, und überzeugen uns: daß für einen erſten grund

lichen Unterricht nicht gar so Vieles nöthig ſei, wenn das Wenigere methodiſch aufgeſtellt iſt. Die Flora subterranea wird, wie oben geſagt, immer mit Aufmerkſamkeit verfolgt und es muß mir eine halbtraurige Freude ſein, die Sammlung von Foſſilien meines Sohnes, der durch Ew. Excellenz freundlichſte Gunſt ſo hoch beglückt wurde, bei eintretendem Frühling zu revidiren.

Bei dieſer lange geſparten Relation darf ich nicht umgehen: daß ich in der, vielleicht niemals ganz aufzuklärenden Geſchichte der Gebirgsgänge von Freiberg aus auf das Freundlichſte bin gefördert worden. Eine reiche Sammlung von ausgeſuchten Exemplaren bedeutender Gangarten, die vor mir liegt, beſchäftigt mich nun ſchon faſt ein Jahr. Eine Dämmerung von Einſicht, der ich ſchon lange gefolgt bin, wie man in dunkler Nacht auf einen fernen Lichtſchein zureitet, in Hoffnung, es werde kein Irrlicht ſein, ſcheint mich auch hier weiter zu führen. Das Wunderbarſte iſt dabei, daß das Beſte unſerer Uiberzeugungen nicht in Worte zu faſſen iſt; die Sprache iſt nicht auf Alles eingerichtet, und wir wiſſen oft nicht recht, was wir endlich ſehen, ſchauen, denken, erinnern, phantaſiren oder glauben. Das iſt es, was mich manchmal betrübt, beſonders da in dieſem Fache mir gegenwärtig kein Wechſelgeſpräch zu Hülfe kommt.[12])

Auch der nächſten Fortſetzung freundliche Aufnahme

W. d. 15. März 1822. wünſchend treulichſt

W. v. Goethe.

Beilagen.

1.

Der gute Fraunhofer weiſt das ſchönſte Phänomen, was der Phyſik in der neuſten Zeit erſchienen iſt, untheilnehmend ab, weil die Fertigung des Apparates der Ungewißheit unterworfen ſei. Zu Berlin macht man dieſe Platten auf Beſtellung mit Sicherheit und Gewißheit. Alles kommt darauf an, in wiefern ſich zur Neigung Ueberzeugung geſellt, Liebe macht erfinderiſch. Dagegen ſei denn auch mir verziehen, wenn ich weder an die Beugung glaube, noch Neigung habe, mich mit complicirten, trügeriſchen Verſuchen zu beſchäftigen, vielmehr ſinne, auch das neue paroptiſche Hokuspokus auf die einfachſten Anfänge zurückzuführen und dem Naturfreunde etwas in die Hand zu geben wie Rubus und Spiegelchen, trübe Glasblattchen und ſchwarze und weiße Tafel. Conc.

2.

Neuſohl in Ungarn.

Profeſſor Puſch, der durch vier Monate unſer Gaſt war, hat Ungarn in mehreren Richtungen durchreiſt. Er wird die ungereimten Nachrichten des Beudant in ſeiner Voyage minéralogique en Hongrie, beſonders über die Perlſteinformation kräftig widerlegen. Es iſt in der That ärgerlich, daß ganz Europa einem Manne, der ſich in der Schule der Vulcaniſten bildete, blindlings nachplappert. Beudant's Anſichten

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

ſind aus der Auvergne her und nun ſieht er auch Ungarn mit denſelben Augen wieder an. Daraus entſteht der Nachtheil, daß man in Gefahr kommt zu wähnen, die Schemnitzer und Kremnitzer Erzniederlagen ſeien durch vulcaniſche Proceſſe entſtanden. Auch die Hartmann'ſche Ueberſetzung der Geographie von d'Aubuiſſon de Voiſens erwähnt ſchon Beudant's Anſichten und ſo verbreitet ſich eine falſche Lehre von Mund zu Munde, weil man das Behauptete, beſonders inwiefern es Bezug auf Ungarn hat, ohne Unterſuchung nachſpricht. In wie weit durch die ungariſchen Sammlungen des Dr. Zipſer, die nach allen Gegenden hin verbreitet ſind, dieſen Irrthümern Einhalt geſchehen, wird die Zeit lehren.

3.

Ich glaubte über dieſen Ultravulcaniſten klar zu ſein, er iſt eigentlich ein geologiſcher Abenteurer, der um etwas zu bedeuten, immerfort den Ort wechſelt, da und dort einen gewiſſen Eindruck zurücklaßt, nicht Stand hält, weil das Vorurtheil verſchwinden würde, das man allenfalls für ihn faßt, überall iſt und nirgends, und unter dem Vorwande, ein Ganzes zu verſprechen, das er nie gefaßt hat, und dadurch gute fähige Menſchen zurückhält, durch irgend einen vorläufigen treuen Verſuch einen wackern Schritt zu thun. Sie finden, mein Theuerſter, hier eine Claſſe Menſchen geſchildert, die, wenn ſie auch nicht zahlreich iſt, uns doch im Leben genugſam zu ſchaffen macht.

In dieſen Tagen haben merkwürdige Menſchen bei mir eingeſprochen: Purkinje kam von Berlin und lebte frei und zutraulich mit uns. Ein ſolcher autodidaktiſcher und heautontimorumeniſcher, geiſtreicher, genialer Piariſt nimmt ſich zwiſchen Proteſtanten gar wunderlich aus, denen es vor lauter äußerem Zudrang ſchwer wird, ſich aus ſich ſelbſt zu bilden und die

ſelten Luſt haben, ins Innere ihres geiſtig körperlichen Weſens zu dringen, da ſie ſchon ſo vieles aus Schächten, Strecken und Stollen gefördert vor ſich finden.

Von botaniſchen Angelegenheiten ſollte eigentlich viel erzählen, da ich aber aus Furcht für wechſelnde Temperatur nicht aus dem Hauſe, viel weniger von Warm- zu Kalthaus komme, ſo weiß ich perſönlich wenig Rechenſchaft zu geben, doch hoffe durch Dritte einigermaßen nachhelfen zu können.

Nur eines will ich erwähnen; mir iſt durch einen ſüdlichern Freund ein Cactus melocactus zugekommen, durch die milde Witterung begünſtigt gegen Vermuthen glücklich. An der Baſe hat er 10 Zoll und als Halbkugel eine proportionirte Höhe. Er ward ſogleich der Belvederiſchen Anſtalt zugeeignet, wo er ſich unter ſo vielen Wundern noch immer wunderſam genug ausnimmt. Die Cactusarten erreichen hohes Alter, wie lange mag wohl ein ſolcher wachſen, bis er dieſe Dimenſion bekommt? Ein jüngeres Exemplar, vor einigen Jahren angeſchafft, ſteht ihm zur Seite; auch iſt es merkwürdig, daß ein junger gereifter Kunſtgärtner dergleichen aus Samen gezogen hat, welche ſich denn in Zuckererbſengröße neben den Koloſſen ſehr wunderlich ausnehmen.

Noch vermelde ich, daß ich das Bryophyllum calicinum pflegend und fortpflanzend immerfort beobachte und Gelegenheit hatte, beſonders auch dieſen Winter ſeine Kraft, ſich wieder herzuſtellen und fortzupflanzen, zu bewundern. Conr.

I.

Hiebei aber im engſten Vertrauen ein wiſſenſchaftliches Bekenntniß.

Nehmen wir die Cryptognoſie, wie ſie gegenwärtig vor uns liegt, ſo bringt ſie jeden, der an faßliche Ueberlieferung

zu Aufklärung des Sinnes und zu praktischem Gebrauch denkt, völlig in Verzweiflung. Man hat den Gegenstand von vielen Seiten angegriffen, das ist schön, gut und eine nothwendige Folge des wirkenden Menschengeistes und der verschiedenen Fähigkeiten und Organe, mit denen er sich der Außenwelt bemächtigen will.

Betrachten wir die Wernerische Behandlungsweise, wo die äußern Kennzeichen dem Auge, das freilich unendliche Complicationen auf einmal ergreift, anheim gegeben, doch auch die Beachtungen chemischen Gehalts, wenn schon nur hilfsweise mit aufgenommen sind. Sehen wir dann das Hauy'sche System, das ein ganzes Leben fordert, um damit bekannt zu werden, indem es auch das äußere Kennzeichen der Gestalt, jedoch mit größter Genauigkeit und Umständlichkeit, zum Grund legt, und erfahren Jahre nachher, daß vor den Operationen des Chemikers die sämmtlichen künstlich aneinander gereihten Atome zerstieben, sich anders ordnen, und der ganze krystallographische Staatskalender eine Revolution erduldet. Hier scheint keine Frage, daß Berzelius uns einen großen Dienst erwiesen, daß er das alles zurechtgestellt und dann entschiedenen (Aufschluß?) über die höheren Verhältnisse des Ganzen gegeben. Wie wunderlich aber zu didaktischen Zwecken es hiebei aussieht, davon bekehre man sich, indem man Freund Leonhard's Oryktognosie näher betrachtet. Ich schätze das Buch höchlich, weil man das gegenwärtige Wissen, insofern man darnach fragt, durchaus darin überliefert und nach einsichtiger Weise zurechtgestellt findet. Aber wenn ich denke, daß die Mineralogie mir in jüngeren Jahren unter dieser Gestalt erschienen wäre, so wär' ich gewiß davor geflohen und hätte mich, ich weiß nicht wohin, geworfen, da hingegen die Freibergische Lehre uns, mit einer gewissen äußeren Natürlichkeit einen höheren Gehalt versprechend, anzuziehen wußte. Soll ich nun aber Ihre Geduld, die Sie mir so oft persönlich angedeihen ließen, nicht auch schriftlich

unbescheiden allzusehr in Anspruch nehmen, so muß ich mit einem Gedanken abschließen, in welchem ich immer mehr für mich Sicherheit und Bekräftigung und also, wie der Mensch ist, auch für Andere zu finden glaube.

Mein ganzes Heil kommt von der geologischen Seite her, das Vorkommen eines Minerals ist mir Alles, das Mineral selbst ist eine Zugabe zu höherem Gewinn. Schon viele Jahre geh' ich diesen Weg und wage selbst erst jetzt es auszusprechen, da ich mit einem ernsten, sinnigen, vorurtheilsfreien Freund aus der Ferne mich zu unterhalten das Glück habe. Diese Methode verdient auch deswegen Vertrauen, weil sie gerade das Entgegengesetzte von der so höchst zu schätzenden Wernerischen ist. Werner nahm keine Notiz vom Vorkommen, diesem aber geb ich alles und will zwar gern gestehen, daß es auch nur eine Einseitigkeit sei; jede Einseitigkeit aber durch und durch geführt muß Vielseitigkeit werden, ist sie lebendig, so anastomisirt sie sich mit Lebendigem und die Wissenschaft muß zuletzt ein lebendiger Körper werden.

Es gibt dagegen gewisse Erscheinungen in der wissenschaftlichen Welt, die ich nicht liebe. Von der eklektischen Art haben wir nicht mehr viel zu leiden, aber eine gewisse collective geht uns immer nach, wir können sie weder vermeiden noch entbehren, und ist ihr Schlimmes, daß sie das Unverträgliche zusammenstellt und häuft anstatt zu verbinden, der Aeltere wird verdrießlich und der Jüngere weiß nicht, was er soll.

Nehmen Sie, verehrter Freund, dieses abstruse Confuse eben so freundlich auf, als das Aehnliche in der Nähe des Kreuzbrunnens, wo ich immer um Verzeihung bat und zu sündigen fortfuhr. Cone.

5.

Uiberrascht uns doch oft die Mutter Natur durch ganz neue Erscheinungen auf den gewöhnlichsten Wegen. Cone.

6.

Uiber das Museum wird wahrscheinlich Polizeirath Grüner einiges gemeldet haben; am 23. December wurde selbes organisirt, am 26. Hornung die erste allgemeine Sitzung gehalten. Dr. Karl Preil ist zum Custos der zoologisch und botanischen Abtheilung, H. Zippe bei der mineralogischen und H. Hauka als Bibliothekar angestellt worden. In diesem Sommer wird die geognostische Sammlung und so viel möglich von der Zoologie geordnet und aufgestellt. Cone.

7.

„Weit zwar sind wir noch entfernt von dem Ziel, nach Verschiedenheit und Gleichheit der Versteinerungen, die Verschiedenheit oder Gleichheit der Formationen bestimmen zu können, doch haben sich bereits einige wesentliche Resultate ergeben. Die mit schuppenförmigen Eindrücken der Blattansätze versehenen Bäume mit Wahrscheinlichkeit für baumartige Farrenkräuter gehalten, welche so häufig mit der älteren Schwarzkohlenformation vorkommen, fehlen der jüngeren Braunkohlenformation ganz und werden bei dieser durch eine Menge von Blättern dycotyledoner Pflanzen ersetzt. Die Pflanzen des Meeres dagegen, die Tange, welche in der Sandsteinformation abgedruckt erscheinen, die von Salzburg bis Wieliczka die Salz-

formation begleitet, oder die gegliederten Algaciten, die in dem Kalkmergel bei Waltsch in Böhmen, endlich die Pflanzen der Jetztwelt aus den Gattungen Potentilla, Aconitum, Thlaspi, Alyssum, Vicia, Botrychium, Polypodium etc. die mit Blüthe und Samen auf das Vollkommenste in den Gebilden, die in dem Kaurzimer und Czaslauer Kreise den Plauer Kalk vertreten, abgedruckt gefunden werden, fehlen der älteren Kohlenformation durchaus, so daß diese Formationen ebensowohl nach botanischen als nach geognostischen Merkmalen geschieden werden können."

S. 47—48 des 1. Heftes der „Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums." Aus der „Rede des Präsidenten des böhmischen Museums Grafen Kaspar Sternberg bei der ersten ordentlichen allgemeinen Versammlung den 26. Hornung 1823."

8.

Die geognostischen Ansichten von Rainner finden in Breslau und noch mehr in Waldenburg und Neurode sich bekämpft; sie mögen in mancher Hinsicht Erläuterungen benöthigen, da selbst die Karten nicht richtig sind; die Sinterfammlungen behalten indessen ihren Werth. Dem Porphyr scheint er allerdings zu viel eingeräumt zu haben. Der Einfahrer H. Zobel in Waldenburg hat diesen ganzen Steinkohlenzug bis nach Schwadowitz in Böhmen, das zu ihr gehört, verfolgt und eine geognostische Karte entworfen, die mir sehr vorzüglich scheint. Man sieht hier deutlich, wie die Steinkohle den Porphyr des Hochwalds beinah kreisförmig umlagert hat und allen Porphyrkuppen ausweichet, die sich auf ihren Wegen fanden. An zwei Stellen hat man freilich den Porphyr im Hangenden der Kohle angefahren, dies wird hier für eine übergreifende Lagerung gehalten. Cotta.

9.

Vormerkung. — Oertliche Entstehung der Gewitter habe ich nirgends wahrgenommen, als ober der Schneeregion im hohen Gebirge, wo man in heißen Sonnentagen die aus der Schneeregion aufsteigenden Nebel sich an den Bergen bis zur höchsten Bergspitze hinaufwinden sieht, wo sie sich ballen, sehr bald elektrisch werden, und unmittelbar mit Blitz und Donner, meistens dem Wind entgegen gegen die nächste Bergspitze hinziehen und sich entladen. In Böhmen ist mir Aehnliches nicht vorgekommen, wohl aber habe ich bemerkt, wenn bereits Gewitterregen vorausgegangen waren, daß die aus den Wäldern aufsteigenden Nebel sich zu neuen Gewittern gebildet haben. Conc.

10.

Die heurigen Gewitter sind großtentheils von W. gekommen, sie haben in verschiedenen Gegenden des Landes naher am Gebirge große Verheerungen angerichtet, der mittlere Theil des Landes ist verschont geblieben, dagegen haben wir mehr Trockene gehabt. Conc.

11.

Euere Excellenz

Haben das Museum durch die gütige Uibersendung zweier wichtiger vaterländischer Gebirgsfuiten des Pilsner Kreises ganz besonders erfreuet; die erste aus der Umgegend von Marienbad vorzüglich dadurch belehrend, daß sie uns über die Bildung

der Aſterkryſtalle durch die Macht ausſtrömender Gasarten und mineraliſcher Wäſſer ein anſchauliches Bild darbietet, die zweite aber die Umwandlungen durch vulcaniſche Einwirkungen darſtellend, die durch Anreihung noch mehrerer in Böhmen vorhandenen ähnlichen Bildungen über das pyrotypiſche Verhalten einer zwar unterbrochenen, aber dennoch in einer Richtung von Weſten nach Oſten durch ganz Böhmen längs der Braunkohlenformation fortlaufenden Gebirgsreihe ſeiner Zeit bedeutende Aufſchlüſſe verbürget. Die dritte Sammlung aus der Umgegend von Eger hat Herr Rath Grüner zur Zeit noch nicht eingeſendet.

Indem wir Euerer Excellenz für dieſe beſondere Aufmerkſamkeit den verbindlichſten Dank erſtatten, empfehlen wir das Muſeum fernerem wohlwollendem Andenken.

Prag, am 29. Jänner 1824.

Von der Geſellſchaft des böhm. vaterländ. Muſeums

G. Sternberg,
Präſid.

12.

Die Palmen gehörten der erſten Pflanzenwelt nicht an. Sie entſtanden erſt, nachdem die urſprünglichſten Metamorphoſen des Erdballs vorüber waren, als der Lauf der Flüſſe gegen das beſchränkte Meer hin geregelt, und Dammerde genug durch die untergegangenen Urpflanzen vorhanden war.

Von Palmen findet man keine ſicheren Spuren in den Lagern der Schwarz- oder Glanzkohle; um ſo häufiger aber in der Braunkohle. Beſonders ſcheinen ſie in der jüngern Quadersandſtein-Formation häufig vorzukommen. Die ſogenannten Staarſteine gehören wohl gröſtentheils Palmen an. (Die ſogenannten Adlerſteine baumartigen Farren.)

Sie waren, als unſer Planet noch bedeutend wärmer, bis in den Norden verbreitet, haben ſich aber jetzt ziemlich zwiſchen die Wendekreiſe zurückgezogen.

Es gibt wahrſcheinlich bis gegen 1000 Arten dieſer Familie, die zum Theil nach Merkmalen, wie (die) der Gräſer ſind, unterſchieden werden. Amerika zählt vielleicht 400 Arten. Jede Art wohnt nur in einem engumgrenzten, durch eigenes Klima ausgezeichneten Landſtrich.

Sie lieben niedrige Gegenden, Sümpfe, die Ufer der Flüſſe und gehen ſelten in eine beträchtliche Höhe über das Meer an Gebirgen hinauf. Sie ſind theils geſellſchaftlich, theils ſporadiſch wachſende Pflanzen. Sie laſſen ſich ſchwer verpflanzen und acclimatiſiren. Da aber, wo ſie zu Hauſe ſind, gebaut, wächſt jede Art leicht auf und vermehrt ſich durch Samen und Wurzelbeſtockung.

In Amerika pflegt man Cocos nucifera, die da anfangt nicht mehr zu gedeihen, wo das ſalzige Waſſer aufhört; ferner Acrocomia sclerocarpa, Elais guineensis und melanococca (die Oel-), Euterpe oleracea und edulis (die Kohlpalme), Oenocarpus Bacaba und Batana, Guilielmina speciosa (die einzige Art, deren Früchte eine große Menge Nahrungsſtoff darbieten), die Piacaba (deren Blattfiſtel Taue liefern).

In Aſien pflegt man Cocos nucifera, Areca catechu, mehrere Arten von Corypha, Sagus Rumph. mehrere Arten von Calamus. Den aſiatiſchen Gattungen entſprechen mehrere amerikaniſche.

Die Palme iſt dem Menſchen weniger befreundet durch ihre Früchte, die verhältnißmäßig wenig Nahrungsſtoff enthalten, als durch den heimiſchen Schutz, welchen ſie unter ihren großen Blättern gewähren. Sie ſind der Prototypus des erhabenen orientaliſchen Bauſtils. Die Verzierungen und Capitäler unſerer Säulenordnungen gehören vorzugsweiſe den gekrönten Palmenhäuptern an. Der Acanthus, welcher durch ſein Laub

einen Theil der Bauverzierungen darstellt, ist den Palmen befreundet und wächst in ihrer Nähe.

Frei in ihrer harmlosen Unschuld, besteht die Palme gern neben dem Menschen; sie wird ihm ein Symbol sinniger Naturbetrachtung, ewiger Naturjugend, hochanstrebender Geistesluft und Kraft. Wer diesen hohen Schmuck des Südens so betrachtet, der wandelt wohl ungestraft unter den Palmen.

v. Martius.

13.

Auszug aus Simonow's Beschreibung einer Entdeckungsreise. Wien 1824.

§. 33. Die Erscheinungen, die sich nach diesen Beobachtungen auf dem Barometer zeigten, und die bisher selten untersucht wurden, bestehen darin, daß das Quecksilber an jedem Tage allmälig bis zum höchsten Grade des Barometers steigt, und von diesem wieder langsam zu fallen anfängt. Dieses Steigen und Fallen des Quecksilbers im Barometer geschieht zweimal in vierundzwanzig Stunden. Nämlich um neun Uhr in der Früh und Abends um dieselbe Stunde. Nach Mitternacht (und Mittags) steht es auf dem niedrigsten Grade.

Unter unsern Himmelsstrichen, wo in der Luft eine stete Unbeständigkeit und zahlreiche Veränderungen herrschen, geht dieses Phänomen fast immer unvermerkt vorüber; unter den Wendekreisen aber und besonders aber auf den unter denselben gelegenen Meeren, wo die Luft immer rein, die Wärme immer gleich, und die Winde stets beständig sind, wird es sehr sichtbar und richtet sich regelmäßig nach der Sonne, in deren Strahlen, als dem Stoffe der auf die Elasticität der ?(Luft)? wirkenden Wärme auch die Ursache derselben zu suchen ist.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett' ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Alle Naturlehrer behandeln den Gegenstand dieser Erscheinung nur flüchtig und sehr kurz, und geben gar keine Ursache an, indem sie bisher keine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen zu diesem Behufe hatten.

14.

(Siehe die Tabelle.)

15.

Vielleicht daß bis dahin auch der H. Großherzog zurück kommt, dem ich so sehr gewünscht hätte meine Ergebenheit zu bezeigen. Cone.

16.

Auch die lebende Pflanze, die Physiologie u. dgl. muß dort erforscht werden, wo die Natur frei und ungehindert fortwirken kann, ohne durch einen klimatischen Scheintod gestört zu werden. Systeme werden gebaut auf einzelne Thatsachen, will man sie allgemein machen, so zeigt es sich, daß uns noch die Materialien fehlen, um den Bau auszuführen. Cone.

17.

So haben wir auch vieles Einzelne über die Gränze der Schneeregion, allein auch diese Bemerkungen, die von verschiedenen Reisenden gemacht wurden, beziehen sich auf so verschiedene Beobachtungsweisen, daß es sehr schwer wird, sie in

zu Jena, Ilmenau angestellt von Ludwig Schron, Conducteur der

Zeit der Beobachtung		Barometer bei Jena	Barometer bei Ilmenau	Ilmenau	Marburg
T.	Zt.				
1.	8	27. 7, 11	26. 5,	tr. St. Sb.	tr. Co.
	2	27. 5, 80	26. 3,	tr. St. ß. Na. u. Zchn.	tr. St-co.
	8	27. 3, 97	26. 3,	tr. St. vl. ß. Ng. u. Zchn.	tr. Pf. vl. Ng. u. Zchn.
2.	8	27. 3, 52	26. 1,	tr. St. ß. Na.	tr. St-co. vl. Ng. u. Zchn.
	2	27. 3, 19	26. 1,	tr. St. u. Na.	tr. Co. vl. Ng. u. Zchn.
	8	27. 3, 17	26. 1,	tr. St. ß. Na.	tr. Pf. vl. Na.
3.	8	27. 5, 53	26. 1,	tr. St. ß. Na. ß. u. Sb.	tr. Pf. ß. abw. Na.
	2	27. 7, 80	26. 5,	tr. St. Ng. Sb.	tr. St-co. ß. abw. Na.
	8	27. 10, 12	26. 9,	tr. St.	tr. Pf. mß. abw. Ng.
4.	8	28. 2, 62	27. 0, m.	tr. St. schw. Zchn.	tr. St.
	2	28. 3, 13	27. 0,	tr. St-co.	tr. St-co.
	8	28. 3, 85	27. 0,	tr. St.	tr. St-co.
5.	8	28. 3, 96	27. 0,	bh. St.	tr. Ci.
	2	28. 3, 80	27. 1,	bh.	tr. Ci.
	8	28. 3, 76	27. 0,	bh.	bh.
6.	8	28. 2, 10	26. 10,	bh.	bh.
	2	28. 0, 89	26. 10,	bh.	bh.
	8	28. 0, 71	26. 9,	bh.	bh.
7.	8	27. 11, 89	26. 8,	bh.	bh.
	2	27. 11, 83	26. 8,	bh.	bh.
	8	28. 0, 31	26. 10,	bh.	tr. Co.
8.	8	28. 1, 01	26. 10,	bh. St. mß. Sb.	tr. St.
	2	28. 1, 19	26. 10,	tr. St.	tr. Pf.
	8	28. 1, 57	26. 11,	tr. St. ß. Sb.	tr. Pf.
9.	8	28. 1, 18	26. 10,	bh. Ngr.	tr. Pf.
	2	28. 1, 11	26. 10,	bh. Ci.	tr. St-co.
	8	28. 1, 05	26. 10,	bh.	bh.

Meteorologiſche Beob

zu Jena, Ilmenau und auf dem Schloß Wartburg bei Eiſenach, im Monat Januar 1824
Großherzogl. Sternwarte

Zeit der Beobachtung		Barometer bei 10° R.			Thermometer frei im Schatten.			Hygrometer nach de Luc.		Bewölkung					
										Größe			Zug und Richtung		
T.	St.	Jena	Ilmenau.	Wartburg.	Jena.	Ilmen.	Wartb.	M.	Wb.	Jen.	M.	Wb.	Jena.	Ilmen.	Wart
1.	8	27. 7, 11	26. 5, 1	26. 8, 3	2, 7	1, 1	2, 2	69	60	10	10	10	SW. 1	NW. 2	SW
	2	27. 5, 80	26. 3, 8	26. 6, 2	1, 1	1, 8	1, 2	67	64	10	10	10	SW. 2	SW. 4	SW
	8	27. 3, 97	26. 3, 0	26. 5, 0	3, 7	1, 0	3, 0	69	70	10	10	10	— 1	SW. 4	—
2.	8	27. 3, 52	26. 1, 9	26. 1, 9	1, 5	2, 2	3, 2	68	65	10	10	10	SW. 1	SW. 1	SW
	2	27. 3, 19	26. 1, 8	26. 1, 1	5, 2	3, 1	3, 0	70	66	9	10	10	SW. 5	SW. 2	SW
	8	27. 3, 17	26. 1, 8	26. 4, 3	3, 2	2, 1	2, 3	70	78	8	10	10	SW. 3	2	—
3.	8	27. 5, 53	26. 4, 0	26. 7, 2	1, 0	2, 2	3, 0	72	69	10	10	10	NO. 2	SW. 2	—
	2	27. 7, 89	26. 5, 9	26. 9, 9	3, 7	1, 7	3, 0	68	66	10	10	10	N. 1	N. 2	NW
	8	27. 10, 12	26. 9, 5	26. 11, 1	1, 8	0, 0	2, 1	65	68	10	10	10	— 5	— 2	
4.	8	28. 2, 62	27. 0, 7	27. 0, 1	0, 8	1, 0	0, 1	63	60	10	10	10	N. 3	N. 1	
	2	28. 3, 15	27. 0, 3	27. 2, 1	1, 8	0, 8	1, 2	63	58	10	8	10	NO. 2	N. 1	NO
	8	28. 3, 85	27. 0, 9	27. 1, 8	0, 6	3, 5	0, 2	65	55	10	6	10	— 1	N. 1	NO
5.	8	28. 3, 96	27. 0, 6	27. 1, 9	1, 0	5, 1	0, 0	63	55	10	1	7	NO. 1	O. 1	NO
	2	28. 3, 80	27. 1, 1	27. 1, 7	2, 1	2, 1	2, 0	61	49	9	0	1	NO. 1	— 1	NO
	8	28. 3, 76	27. 0, 9	27. 1, 6	3, 0	6, 2	1, 2	65	50	0	0	0	— 1	— 1	—
6.	8	28. 2, 10	26. 10, 9	27. 3, 1	1, 6	7, 8	1, 0	66	50	0	0	0	— 1	1	
	2	28. 0, 89	26. 10, 7	27. 2, 2	0, 0	1, 3	0, 0	62	50	0	0	0	— 1	1	
	8	28. 0, 71	26. 9, 5	27. 1, 1	3, 5	8, 1	2, 2	65	49	0	0	0	— 1	1	
7.	8	27. 11, 89	26. 8, 9	27. 0, 9	6, 0	8, 2	5, 0	66	52	0	0	0	— 1	2	
	2	27. 11, 83	26. 8, 9	27. 1, 1	1, 1	3, 9	1, 1	64	52	0	0	0	— 1	— 1	
	8	28. 0, 31	26. 10, 2	27. 1, 3	3, 1	7, 3	— 1, 3	66	51	0	0	10	— 1	1	W
8.	8	28. 1, 01	26. 10, 7	27. 2, 3	1, 1	— 1, 6	— 1, 2	71	59	10	10	10	— 1	NW. 2	W.
	2	28. 1, 19	26. 10, 9	27. 2, 5	0, 0	— 1, 2	0, 2	67	60	10	8	10	— 1	NW. 1	
	8	28. 1, 57	26. 11, 0	27. 2, 9	— 0, 5	6, 0	1, 0	69	52	10	10	10	— 1	— 1	
9.	8	28. 1, 18	26. 10, 6	27. 2, 7	— 5, 5	7, 0	— 3, 1	68	57	5	0	10	NO. 1	— 2	
	2	28. 1, 11	26. 10, 6	27. 2, 2	— 2, 0	1, 2	— 1, 2	65	56	3	2	6	NO. 1	O. 2	W.
	8	28. 1, 05	26. 10, 6	27. 2, 3	— 5, 6	— 5, 3	— 3, 3	69	51	0	0	0	— 1	1	

chtungen

ur Vergleichung zusammengestellt von Ludwig Schron, Conducteur der Jena.

Witterung im Allgemeinen.

Jena.	Ilmenau.	Wartburg.
vr. Sl.-u.	fr. Sl. Sb.	fr. Ca.
fr. BV.	fr. Sl. ß. Rg. u. Schn.	fr. Sl.-u.
fr. Sl.-u. vgl. schw. Rg.	fr. Sl. vl. ß. Rg. u. Schn.	fr. BV. vl. Rg. u. Schn.
fr. Sl.	fr. Sl. ß. Rg.	fr. Sl.-u. vl. Rg. u. Schn.
fr. Sl.-u. schw. Rg.	fr. Sl. ß. Rg.	fr. Ca. vl. Rg. u. Schn.
Nachh. vr. Sl.-u. abw. schw. Rg.	fr. Sl. ß. Rg.	fr. BV. vl. Rg.
fr. Sl. abw. schw. Rg.	fr. Sl. ß. Rg. ß. ß. Sb.	fr. BV. ß. abw. Rg.
fr. Sl. abw. mß. Rg. frm.	fr. Sl. Rg. Sb.	fr. Sl.-u. ß. abw. Rg.
vr. S. abw. mß. Rg. frm.	fr. Sl.	fr. BV. mß. abw. Rg.
fr. Sl. mß. Rg. u. ß. 9, 3 Thdl. m.	fr. S. schw. Schn.	fr. Sl.
fr. Sl.	vr. Sl.-u.	fr. Sl.-u.
fr. BV.	vr. Sl.	fr. Sl.-u.
fr. Sl. schw. ß. Rb.	fdb. Sl.	vr. Cl.
vr. Sl.-u.	bl.	vr. Cl.
fdb.	bl.	fdb.
bl. Sb. u. ß. 9, 3 Thb.	bl.	bl.
bl. 11 Thb.	bl.	bl.
bl.	bl.	bl.
bl. u. ß. 9, 3 Thb.	bl.	bl.
bl. 9, 3 Thb.	bl.	bl.
bl.	bl.	vr. Ca.
vr. BV. u. ß. 7 Thb.	fdb. Sl. mß. Rb.	fr. Sl.
fr. BV.	vr. Sl.	fr. BV.
fr. BV.	vr. Sl. ß. Rb.	fr. BV.
vr. Cl.-u. Sb. u. ß. 9, 3 Thb.	fdb. Rgw.	fr. BV.
fdb. Cl. 3, 5 Thb.	fdb. Cl.	vr. Sl.-u.
fdb.	fdb.	fdb.

Meteorologiſche

zu Jena, Ilmenau und auf dem Schloß Wartburg bei Eiſenach, im Monat Januar 1

Großherzogl. Sternw

Zeit der Beobachtung		Barometer bei 10° R.			Thermometer frei im Schatten.			Hygrometer nach de Luc.		Bewölkung.				
										Größe.			Zug und Wind	
T.	Zt.	Jena.	Ilmenau.	Wartburg.	Jena.	Ilmen.	Warth.	M.	Wb.	Jen.	M.	Wb.	Jena.	Ilmen.
10.	8	28. 0, 82	26. 10, 3	27. 1, 7	—5, 0	—5, 0	—4, 3	66	55	9	7	8	NO. 1	NO. 2
	2	27. 11, 55	26. 9, 4	27. 1, 2	1, 0	2, 1	—1, 0	59	51	4	6	6	NO. 1	NW. 1
	8	27. 11, 14	26. 9, 4	27. 1, 0	—1, 5	0, 9	—2, 1	64	53	0	4	10	1	NW. 1
11.	8	27. 10, 99	26. 10, 4	27. 0, 5	—6, 2	—2, 7	—4, 3	67	63	4	1	10	NO. 1	NW. 1
	2	27. 10, 93	26. 10, 9	27. 1, 0	—1, 7	—2, 0	—2, 3	63	58	9	0	10	NW. 1	— 1
	8	27. 11, 90	26. 10, 7	27. 1, 6	—2, 0	—1, 1	—3, 1	69	60	10	4	10	— 1	N. 2
12.	8	28. 1, 70	26. 10, 4	27. 3, 2	—0, 5	—5, 1	—1, 3	70	76	10	10	10	NW. 1	N. 1
	2	28. 1, 86	26. 10, 5	27. 3, 2	0, 0	—3, 8	—0, 2	65	65	10	3	10	NW. 1	NW. 2
	8	28. 1, 56	26. 10, 7	27. 3, 6	—1, 4	—2, 1	—1, 2	69	68	10	10	10	— 1	W. 2
13.	8	28. 2, 16	26. 9, 6	27. 3, 4	—1, 0	—2, 4	—2, 1	67	69	10	8	10	NW. 1	W. 2
	2	28. 1, 96	26. 9, 9	27. 3, 6	2, 0	0, 7	—0, 3	64	66	10	7	10	NW. 1	W. 2
	8	28. 2, 03	26. 9, 9	27. 3, 0	1, 3	—0, 9	—1, 0	70	66	10	10	10	— 1	W. 1
14.	8	28. 0, 84	26. 9, 6	27. 2, 3	—2, 3	—4, 1	—1, 2	65	66	10	9	10	W. 1	— 1
	2	28. 0, 67	26. 9, 9	27. 1, 8	0, 0	2, 3	—1, 1	61	62	10	8	10	W. 3	W. 2
	8	28. 0, 27	26. 9, 9	27. 1, 6	1, 0	—1, 1	—1, 3	69	65	10	10	10	W. 1	W. 2
15.	8	27. 11, 89	26. 9, 3	27. 1, 8	0, 8	—1, 8	—1, 2	67	65	10	8	10	NW. 3	NW. 1
	2	27. 11, 51	26. 9, 1	27. 1, 8	1, 7	—0, 4	—0, 3	65	59	9	8	10	NW. 2	NW. 1
	8	27. 11, 62	26. 9, 1	27. 1, 6	—1, 5	—3, 8	—2, 0	69	65	2	4	3	— 1	NW. 1
16.	8	28. 0, 34	26. 10, 1	27. 1, 9	—1, 2	—4, 0	—2, 3	69	64	10	6	4	N. 2	NW. 1
	2	28. 1, 56	26. 11, 3	27. 2, 5	0, 6	—2, 1	—1, 3	64	55	1	5	6	NO. 1	NW. 2
	8	28. 2, 46	27. 0, 0	27. 3, 8	—3, 3	—6, 3	—4, 1	66	56	0	0	0	— 1	— 2
17.	8	28. 1, 90	26. 11, 4	27. 3, 1	1, 8	—4, 8	—3, 3	66	60	10	0	6	NW. 1	— 3
	2	28. 0, 99	26. 10, 7	27. 2, 5	1, 5	—1, 0	—1, 2	65	66	10	10	10	— 3	W. 4
	8	28. 0, 90	26. 10, 5	27. 2, 2	1, 5	—1, 0	—1, 3	64	68	10	10	10	— 1	W. 4
18.	8	28. 0, 48	26. 10, 6	27. 1, 8	2, 3	1, 4	0, 0	64	75	10	10	10	— 3	SW. 3
	2	27. 11, 86	26. 10, 3	27. 1, 8	2, 6	2, 4	1, 3	65	72	10	10	10	— 1	W. 3
	8	27. 11, 71	26. 10, 2	27. 1, 7	2, 0	0, 9	1, 0	67	73	10	10	10	— 1	W. 3

obachtungen

, zur Vergleichung zusammengestellt von Ludwig Schrön, Conducteur der zu Jena.

	Witterung im Allgemeinen.		
nb.	Jena.	Ilmenau.	Wartburg.
1	ſch. Ci-cu. 6 R.—8, 7 Zch.	vr. St. Mgr.	vr. St-cu.
2	vr. Ci-st.	vr. St.	vr. St-cu.
1	tr. Pf. ſchw. Schn.	vr. St.	vr. Pf. ſ. Rb.
3	ht. Ci-cu. 6 R.—9, 7 Zch.	ſch. St.	tr. Pf. Rb.
2	vr. Ci-st.	ht.	tr. Pf. Rb.
2	tr. Pf. ſchw. Schn.	ſch. St. Pfr.	tr. Pf. Rb. ſchw. Schn.
0	tr. St. ſchw. Schn.	vr. St. ſchw. ſ. Rb.	tr. Pf.
1	tr. St.	vr. St.	tr. Pf.
1	tr. Pf.	vr. St.	tr. Pf.
2	vr. St. ſchw. Schn.	vr. St.	tr. Pf.
2	tr. St. mſſ. u. ſ. Schn.	vr. St.	tr. Pf.
1	tr. Pf.	tr. St. ſ. Rb.	tr. Pf.
0	vr. St.	vr.	tr. Pf. ſ. Rb.
0	ſch. St.	ſch. St. Schn.	tr. Pf. ſ. Rb.
1	tr. St. ſchw. Schn.	vr. St. ſt. Schn.	tr. Pf. ſ. Rb.
0	vr. St.	vr. St.	tr. Pf. ſ. Rb.
1	tr. St-cu.	vr. St-cu. Schn.	tr. Pf. ſ. Rb.
1	vr. Ci-st.	vr. St.	tr. Cu. ſ. Rb.
2	vr. St-cu. ſchw. Schn.	vr. St-cu.	ſch. Cu.
1	vr. Cu.	vr. St-cu.	ſch. Cu.
1	ſch.	ſch.	ſch.
2	tr. St. 6 R.—10, 5 Zch.	ht.	vr. St-cu.
1	tr. Pf.	vr. St.	vr. Pf. mſſ. Schn.
3	tr. Pf. ſchw. Rg.	tr. St. Rg.	tr. Pf. mſſ. Schn.
2	tr. Pf. 6 R.—9, 5 Zch.	tr. St. Rg. u. Schn.	tr. Pf. mſſ. Schn.
1	tr. Pf. mſſ. Rg.	tr. St. Rg. u. Schn.	tr. Pf. abw. Rg. u. Schn.
2	tr. Pf. abw. ſchw. Rg.	tr. St. Rg. u. Schn.	tr. Pf. abw. Rg. u. Schn.

Meteorologiſche Beo

zu Jena, Ilmenau und auf dem Schloß Wartburg bei Eisenach, im Monat Januar 182
Großherzogl. Sternwarte

Zeit der Beob achtung.		Barometer bei 10° R.			Thermometer frei im Schatten.			Hygrometer nach de Luc.		Bewölkung.					
										Größe.			Zug und Windstärke		
T.	Z.	Jena.	Ilmenau.	Wartburg	Jena.	Ilmen.	Warth.	Jl.	Wb	Jen.	Jl.	Wb.	Jena.	Ilmen.	W
19.	8	27. 10, 25	26. 8, 5	27. 0, 3	3, 0	0, 9	1, .	67	72	10	10	10	W. 2	W. 1	
	2	27. 9, 44	26. 7, 6	26. 11, 6	3, 0	1, 2	1, 0	66	71	10	10	10	— 1	W. 1	
	8	27. 8, 97	26. 7, 0	26. 11, 3	2, 6	0, 9	1, 3	67	70	10	10	10	— 1	W. 1	
20.	8	27. 7, 90	26. 6, 5	26. 10, 1	1, 3	1, 3	1, 3	69	78	10	10	10	— 1	W. 1	—
	2	27. 8, 87	26. 7, 1	26. 10, 8	3, 0	1, 3	1, 3	68	66	10	10	10	— 1	W. 1	—
	8	27. 9, 48	26. 7, 5	26. 11, 3	1, 0	1, 0	1, 1	72	73	10	10	10	— 1	— 1	
21.	8	27. 0, 15	26. 6, 6	26. 10, 6	1, 0	0, 0	1, 0	68	66	10	10	10	W. 1	W. 1	W
	2	27. 8, 58	26. 6, 2	26. 9, 9	1, 8	0, 7	1, 3	65	55	10	10	10	W. 1	W. 1	W
	8	27. 8, 09	26. 5, 9	26. 9, 6	0, 6	0, 4	0, 3	69	58	10	10	10	W. 1	— 3	W
22.	8	27. 6, 01	26. 3, 8	26. 7, .	— 0, 4	— 2, 3	— 1, 1	67	60	2	9	3	W. 3	W. 3	W
	2	27. 4, 35	26. 3, 1	26. 6, 0	1, 0	— 1, 1	0, 0	64	54	1	6	6	SW. 2	S. 1	W
	8	27. 2, 93	26. 0, 2	26. 4, 6	0, 6	— 2, 1	0, 0	70	66	10	6	6	— 1	— 5	W
23.	8	26. 10, 01	25. 8, 0	25. 11, 0	0, 0	— 1, 8	— 0, 2	65	61	10	9	10	SO. 1	SW. 5	—
	2	26. 8, 79	25. 7, 0	25. 9, 6	3, 1	3, 2	3, 0	66	60	10	10	10	SW. 2	SW. 6	—
	8	26. 8, 93	25. 7, 1	25. 9, 6	1, 2	1, 3	3, 0	70	55	0	10	10	— 1	— 6	
24.	8	27. 0, 29	25. 9, 7	26. 2, 1	1, 0	1, 4	3, 1	71	68	10	10	10	N. 1	SW. 2	
	2	27. 3, 39	26. 2, 1	26. 5, 7	2, 8	1, 0	1, 3	69	61	10	10	10	N. 1	NW. 2	
	8	27. 7, 32	26. 6, 1	26. 9, 2	2, 2	0, 9	1, 3	65	60	10	7	2	— 1	— 2	W
25.	8	27. 9, 99	26. 8, 0	26. 11, 3	3, 0	0, 8	1, 2	65	61	10	10	10	1	W. 6	
	2	27. 9, 78	26. 5, 9	26. 11, 6	1, 6	2, 1	1, 1	64	70	9	10	10	S. 7	W. 6	S
	8	27. 1, 47	26. 8, 1	27. 1, 1	1, 5	1, 3	3, 0	66	76	10	4	10	W. 2	— 6	
26.	8	28. 0, 75	26. 10, 1	27. 2, 1	1, 0	1, 0	1, 3	70	75	10	8	10	W. 1	SW. 1	S
	2	28. 0, 29	26. 10, 3	27. 1, 8	6, 3	3, 9	5, 0	66	68	10	8	10	W. 1	SW. 2	S
	8	28. 0, 51	26. 10, 6	27. 1, 9	1, 5	1, 5	1, 1	65	70	10	10	6	— 1	— 1	S
27.	8	27. 11, 0	26. 9, 0	27. 1, 0	3, 5	6, 2	1, 2	61	68	2	1	6	SW. 3	NW. 2	S
	2	27. 9, 53	26. 7, 9	26. 11, 1	8, 0	1, 9	5, 0	49	50	0	3	1	— 2	SW. 6	S
	8	27. 8, 57	26. 7, 0	26. 10, 1	3, 2	3, 6	5, 0	60	53	0	0	6	— 1	— 4	S

chtungen

ur Vergleichung zusammengestellt von Ludwig Schrön, Conducteur der
Jena.

Witterung im Allgemeinen.		
Jena	Almenau	Marburg
fr. St. abw. schw. Rg. u. R. u. o. Zch.	fr. St. u. Schn.	fr. BV.
fr. BV. abw. mit. Rg.	fr. St. Rg.	fr. BV. abw. Rg. u. Schn.
fr. BV. abw. R. u. schw. Rg.	fr. St. Rg.	fr. BV. abw. Rg. u. Schn.
fr. BV. mit. u. schw. Rg.	fr. St. u. Schn. u. R. Nb.	BV. abw. Rg. u. Schn. u. R. Nb.
fr. BV.	fr. St. u. R. Nb.	fr. St.-w. u. R. Nb.
fr. BV. schw. Rg.	fr. St. u. R. Nb.	fr. BV. u. R. Nb.
fr. St.	fr. St.	fr. St.-w.
fr. St.	fr. St.	fr. St.
fr. St.	fr. St.	fr. St.-w.
sch. St. u. R. 1/4 Zch.	fr. St.	fr. Cl.-w. Schn. Hrm.
sch. St.-w. 1/2 Zh.	fr. St.-w.	fr. St.-w. Schn. Hrm.
fr. BV.	sch.	fr. St.-w. Rg.
fr. BV. 6 U. 3/4 Zch.	fr. St. schw. Schn.	fr. BV. Rg.
fr. BV.	fr. St. Rg. u. Schn.	fr. BV.
sch.	fr. St. Rg. u. Schn. Hrm.	fr. BV.
fr. St. 4 U. o. R. 1/4 Zch.	fr. St.	fr. BV.
fr. St.	fr. St. schw. Rg.	fr. BV. schw. abw. Rg.
fr. BV.	fr. St. schw. Rg. u. Hgl.	fr. Cl.-w. schw. abw. Rg.
fr. BV. 6 U. o. Zch.	fr. St. schw. Schn.	fr. BV. schw. abw. Rg.
fr. St.-w.	fr. St. schw. Rg.	fr. BV.
fr. St.	fr. St. Nsch.	fr. BV.
fr. St.	fr. St. u. Rg.	fr. St.-w.
fr. St.	fr. St.-w.	fr. BV.
fr. BV.	fr. St.	fr. St.-w.
sch. Cl. u. R. 1/4 Zch.	fr. Cl.	fr. Cl.-f.
sch. Cl. 1/2 Zh.	fr. Cl.	sch. Cl.-f.
sch.	fr.	sch. Cl.-f.

Meteorologiſche

zu Jena, Ilmenau und auf dem Schloß Wartburg bei Eiſenach, im Monat Januar

Großherzogl. Stern

Zeit der Beobachtung.		Barometer bei 10° R.			Thermometer frei im Schatten.			Hygrometer nach de Luc.		Bewölkung.				
										Größe.			Reg- und Sch	
T.	U.	Jena.	Ilmenau.	Wartburg.	Jena.	Ilmen.	Wartb.	U.	Ab.	Jen.	U.	Ab.	Jena.	Ilmen
28.	8	27. 6, 61	26. 4, 9	26. 8, 1	5, 5	3, 7	4, 0	61	58	10	10	8	Sch. 3	Sch.
	2	27. 5, 86	26. 4, 6	26. 7, 6	6, 2	4, 7	5, 1	66	54	9	10	10	Sch. 1	Sch.
	8	24. 4, 54	26. 3, 3	26. 6, 3	1, 6	2, 1	3, 3	67	60	10	10	7	— 1	—
29.	8	27. 4, 21	26. 4, 0	26. 6, 1	1, 0	0, 0	2, 1	66	56	10	10	10	Sch. 1	Sch.
	2	27. 4, 33	26. 4, 5	26. 6, 1	3, 2	2, 8	2, 3	64	56	10	10	10	Sch. 1	Sch.
	8	27. 5, 19	26. 4, 7	26. 7, 3	1, 1	—0, 1	2, 1	65	64	10	10	10	Sch. 1	—
30.	8	27. 7, 98	26. 6, 2	26. 9, 8	1, 0	1, 3	0, 2	68	66	10	10	10	— 1	Sch.
	2	27. 8, 88	26. 6, 5	26. 10, 8	2, 4	1, 7	2, 3	63	59	10	10	10	Sch. 1	Sch.
	8	27. 9, 34	26. 7, 7	26. 11, 5	1, 6	—0, 8	1, 2	65	58	10	8	10	— 1	—
31.	8	27. 11, 27	26. 8, 7	27. 1, 3	—1, 0	—2, 0	—1, 3	65	51	8	7	6	Sch. 1	Sch.
	2	27. 11, 48	26. 9, 3	27. 0, 5	0, 6	0, 0	1, 2	67	50	4	2	3	Sch. 1	Sch.
	8	27. 11, 87	26. 9, 5	27. 1, 2	—3, 0	—5, 1	1, 0	63	50	0	0	0	Sch. 1	—
		27. 11, 174	26. 8, 873	27. 0, 150	—0, 08	—2, 35	—0, 08	Mittel vom 1 bis 10.						
		27. 0, 035	26. 9, 743	27. 1, 703	+ 0, 14	— 1, 31	—0, 90	„ „ 11. „ 20.						
		27. 7, 668	26. 5, 118	26. 8, 61*	+ 2, 36	+ 1, 06	+ 2, 13	„ „ 21. „ 31.						
		27. 9, 973	26. 7, 822	26. 11, 398	+ 0, 8	0, 80	+ 0, 44	Mittel vom ganzen Monat.						

Erklärung der Abkürzungen in der A

h. — heiter; Sh. — ſchön; vr. — vermiſcht; tr. — trübe; R
Reh. — Regenſchauer; ſt. — ſtark; mß. — mäßig; Schw. — Schwe
rgh. — regenhaft; Schn. — Schnee; Grp. — Graupeln; nvs.
Morgenroth; Abr. — Abendroth; Nff. — Nebelſtreif; Gew. — Gewi
ſchein; 6 U. 1,5 Zch. — 6 Uhr Morgens R. Wärme im Schatten
ſtr. — Strato; Cl. — Cirro-cumulus; St. cu. — Strato-cumulu

robachtungen

821, zur Vergleichung zusammengestellt von Ludwig Schron, Conducteur der
rte zu Jena.

	Witterung im Allgemeinen.		
Barth.	Jena	Zimmern	Weltpra
28. 1	lih. St. 6 U. 2,7 Zoll Brm.	vr. St. schw. Rg. 1. Brm.	vr. St.-o.
1	vr. St.	fr. St.	vr. Co. schw. Rg.
28. 1	vr. PV. schw. u. R. Rg.	fr. St. u. Rg.	vr. Co.
28. 1	fr. St. schw. R. Sh. 6 U. 7,3 Zoll.	fr. St. schw. Zchn. R. Ra. Sh.	fr. PV. Sh. Zchn.
28. 1	fr. St. schw. R. Sh.	fr. St. schw. Zchn. R. Ra. Sh.	fr. PV.
1	fr. PV. schw. Rg.	fr. St.	fr. PV.
28. 2	fr. PV. schw. Rg. schw. Rg. Sh. 6 U. 7,2 Zoll.	fr. St. mit. Zchn. R. R. Sh.	fr. St.-o.
28. 1	fr. St. schw. Rg. Sh.	fr. St. mit. Zchn. R. R. Sh.	fr. St.-o.
1	fr. PV.	vr. St.	fr. PV.
28. 3	vr. St. 6 U. 4,7 Zoll.	vr. St. mit. Zchn.	vr. Co.
1	vr. St.-o.	lih. Co.	lih. Co.
1	schw.	sr.	sh.

ß: Witterung im Allgemeinen.

— Nebel; fl. — fallender; hg. — heigender; Rg. — Regen,
u. und; l. — lehr; vl. — viel; abw. — abwechselnd;
ig; prm. — prasmich; Rgb. — Regenbogen; Rgt. —
7 Zoll. — 2 Uhr Nachmittags 7° R. Wärme im Zimmer
Blitz, Donnerschläge; Co. — Cumulus; Ci. — cirrus;
St. — Cirro-stratus; N. — Nimbus; PV. — Periodic Vail

Dom.

Amt, Orgel und Gesang.

Grethchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Grethchen.

Böser Geist.

Wie anders, Grethchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebethe lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen.
Grethchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Missethat?

tungen

Vergleichung zusammengestellt von Ludwig Schron, Conducteur der na.

Zeit Beo achte	Witterung im Allgemeinen.		
1	Jena.	Ilmenau.	Wartburg.
28.	St. 6 U. 2,7 Zoll. Rm. St. Vr. schw. u. st. Rg.	vr. St. schw. Rg. st. Rm. fr. St. fr. St. u. Rg.	vr. St-cu. vr. Cu. schw. Rg. vr. Cu.
29.	St. schw. st. Nb. 6 U. 2,3 Zoll. St. schw. st. Nb. Vr. schw. Rg.	fr. St. schw. Zchw. st. Rg. Nb. fr. St. schw. Zchw. st. Rg. Nb. fr. St.	fr. Vr. Nb. Zchw. fr. Vr. fr. Vr.
30.	Vr. schw. Rg. schw. Rg. Nb. 6 U. 2,7 Zoll. St. schw. Rg. Nb. Vr.	fr. St. mk. Zchw. st. u. Nb. fr. St. mk. Zchw. st. u. Nb. vr. St.	fr. St-cu. fr. St-cu. fr. Vr.
31.	St. 6 U. 1,7 Zoll. St-cu. e.	vr. St. mk. Zchw. sch. Cu. fr.	vr. Cu. sch. Cu. sch.

rung im Allgemeinen.

— fallender; stg. — steigender; Rg. — Regen; — sehr; vl. — viel; abw. — abwechselnd; — stürmisch; Rgb. — Regenbogen; Mgr. — 2 Uhr Nachmittags 7° R. Wärme im Zonnen Donnerschläge; Cu. — Cumulus-; Ci. — cirro-; co-stratus; N. — Nimbus; Vr. — Bedeckt Luft.

monie zu bringen. Die Monographie vom Monte Roſa die Abweichungen der ſüdl. und nördl. Abhänge wieder Sprache gebracht, die mir ſchon vorlängſt in den Böhmer- dgebirgen aufgefallen waren. Es ſcheint mir nicht genug wiſſen, wie hoch zum Beiſpiel die Cerealien gebaut werden, ern wie lange der Cyclus ihrer Vegetation dauert, der l mit der mittleren Temperatur der Gegend in Uibereinmung ſein dürfte. In Mexico ſchließt der Weizen in 5, den Mittelregionen in 9, am ſüdlichen Abhang des Bohwaldes in 13 Monaten. — Conc.

18.

Die beiden Manichäiſchen Principien Mattheo und Maria den keinen rechten Gegenſatz, Mattheo iſt ein conſequenter ntan, aber Maria ſpringt den 2. Mai aus der ſtillduldend er begütigenden Rolle mit einmal als eine zweite Amazone rvor, tummelt ſich eine Weile als eine zweite Jungfrau von rleans herum, um dann wieder in ein Kloſter zurückzuſinken. ch macht es ſich der Verfaſſer ſehr bequem, ſich die Ergänng des Manuſcripts von Menſchen, die er vorher als halbahnſinnig oder leichtſinnig geſchildert hat, als eine vollſtänge Geſchichte vorerzählen zu laſſen. Conc.

19.

Enthalten kann ich mich nun aber nicht, von H. von Hofs weiten Theil zu reden, der mir beim erſten Einblick böſen umor gemacht hat; es iſt nun einmal in mir idioſynkratiſch, aß ich nicht leiden kann, wenn man die Erklärung (Ableitung) ines Phänomens in die Weite und Ferne ſchiebt. Gott und

die Natur haben uns Organe für die Gegenwart, für das Nächſte gegeben, deshalb wird mir die neue plutoniſche Küche nichts Schmackhaftes bereiten. Kann ich doch, ſobald ich eine tüchtige Voltaiſche Batterie zuſammenſtelle, in meiner Stube Gold verbrennen, und der Natur dürfte es nicht erlaubt ſein, oben in den Klippen von Gaſtein heißes Waſſer hervorzubringen?! Soll ſich der Abgrund einen Schlott durchs Rieſengebirge durchbohren, um den wenigen aber tüchtigen Baſalt dort oben hinzuſchaffen? Man verſuche doch und mahle ſolche Schlotte durch Grund, Mittel und Flötzgebirg durch auf Reſerſteins Durchſchnitten, bis oben zu den Baſaltkuppchen, wer es nicht lächerlich findet, mag es ſich ſelber verzeihen.

Dieſes iſt bei allen ſolchen Dingen das Grundböſe, daß wenn man von einer Seite das Phänomen durch ſcheinbare Erklärungen beſeitigt hat, daß uns von allen andern Seiten die Schwierigkeiten gleich Hydrakopfen bedrohlich angrinſen. Da ich nichts zu lehren und alſo auch nichts zu behaupten habe, ſo erhalt ich mir meinen freien Sinn, das Problem da liegen zu laſſen, wo ihm vor dieſmal weiter nichts anzuhaben iſt. Verzeihung und abermal Verzeihung! Come.

20.

Weimar, den 30. Jänner 1825.

Geſtern Sonnabends den 29. hujus übertrug mir der H. Geh. Rath und Staats-Miniſter von Goethe Excellenz, daß ich mich nach Mattſtädt vier Stunden von Weimar begeben ſolle, um daſelbſt von dem verlaſſenen Kohlenwerk noch einige Stücke Kohlen, auch die Gebirgsarten und ſonſtige Vorkommniſſe zu ſammeln und ſie Hochdenenſelben zu überbringen.

Ich begab mich daher am heutigen Tage, nach genanntem Orte, erſuchte den daſigen Cantor und zugleich den herrſchaftl.

Ziegler, mich bei diesem Geschäft zu unterstützen und mich einigermaßen zu orientiren. Der Letztere begab sich mit noch einem Burschen sogleich mit mir an Ort und Stelle, wo ich alsbald nach kurzen Erklärungen anfing den oberen Schutt von der Kohle, welche am Ta[illegible] ausgeht, hinwegzuräumen. Als ich sie nun entblößt hatte, fand ich sie beinahe ganz verwittert und theilweise schon zu Thon aufgelöst, nahm aber davon mehrere Stücke zu mir. Um jedoch zur besseren zu gelangen, sagten die Leute, wäre ein Stollen von wenigstens 8 bis 9 Lachter nothig, wo sich alsdann erst die Kohle sehr schwarz und glänzend, auch öfters mit Pflanzenabdrücken namentlich mit Farrenkräutern und Holz zeige. Die Schächte und Stollen sind sämmtlich verfallen und eingestürzt und es ist ohne bedeutenden Kostenaufwand nicht möglich zu derselben zu gelangen.

Die Lage der Kohle ist horizontal durch den ganzen Bergrücken; am Ausgange vielleicht einen halben Fuß hoch, doch verstärke sie sich, sagt man um das Vierfache sobald man weiter hineinkomme.

Die dabei vorkommenden Gebirgsarten erstrecken sich ebenfalls horizontal mit der Kohle und folgen von oben nach einer angeschwemmt scheinenden Decke, welche vorzüglich aus Thon besteht, folgendermaßen:

1. Kalkstein von der festesten und schwersten Art, anderthalb bis zwei Fuß mächtig, durch den ganzen Bergrücken horizontal gelagert.

2. Mergelschiefer gleich unter demselben, nur in Zwischenräumen.

3. Thon wovon Ziegeln und Backsteine gebrannt werden, 3 bis 4 Fuß mächtig.

4. Kohle wie dieselbe am Tage vorkommt, verwittert und ohngefähr 9 Zoll mächtig.

5. Schwefelkies, in Kugeln in der Kohle vorkommend.

5 a. Derſelbe, ganz fein, desgl.

6. Derſelbe in Kugeln dem Feuer ausgeſetzt.

6 a. Derſelbe, fein, desgl.

7. Untere Lage der Kohle beinahe gänzlich verwittert und ſchon in Thon Theile verwandelt.

8. Thon unmittelbar unter der Kohle vorkommend.

9. Erde ſo in einer Höhle vorkommt, wenn man den Berg umgeht, nahe der Chauſſee mit der Kohle ohngefahr in gleicher Lage, auch dieſe wird zu Ziegeln und Backſteinen gebraucht. Tiefer wechſeln die Schichten der Kalkſteine und Thone beſtändig bis zum Ufer der Ilme; erſtere öfters mit Verſteinerungen.

Nachrichtl.

J. John.

21.

Auszug eines Briefes des Bergmeiſter Schreiber zu Sonnenberg.

Eine wahre Freude hat es mir gemacht, nach ſo langen und vielen Jahren wieder einmal Ihre Handſchrift zu leſen. Leid thut es mir, Ihrem Wunſche nicht ganz genügen zu können. Von zwei Exemplaren, meinem ganzen Vorrath der Mattſtädter Steinkohlen lege ich Ihnen das ausgezeichnetſte bei, welches aber auch nur einen ſehr unvollkommenen Abdruck enthält. Wirkliche Farrenkräuter Abdrücke hat es wohl nie auf dem Mattſtädter Steinkohlenflotz gegeben, wenigſtens nicht während meines dreijährigen Dortſeins, auch ſcheinen ſie mir blos die Begleiter der Steinkohlenformation zu ſein, wohin man denn doch die Mattſtädter nicht rechnen kann.

Sonnenberg, d. 21. Februar 1825.

22.

7. 4. 25.

Ei! wie dankbar bin ich nicht für das vortreffl. Diplom! es hat mir rechte Freude gemacht: eheſtens werde ich meine Adreſſe der Erkenntlichkeit der Societät durch Deine Hände zuſenden.

Soret hat mir ein ſchönes Kiſtchen mit Kryſtalliſationen zuſammengeſetzt, das Dir ſehr gefallen wird; es gehört als Fortſetzung zur Edelſteinſammlung.

Jetzt gehts in die freie Luft, nach welcher ich ſehr ſeufze. Gott befohlen.

C. A.

(Dieſer Brief des Großherzogs an Goethe iſt dem Briefe des G. Sternberg an Goethe vom 27. und 28. März beigelegt geweſen.)

23.

Das mich umhertreibt, in dem ich mich aber ganz behaglich befinde. Come.

24.

Die Wolkenbildung der Wintermonate, wo gewöhnlich Stratus ſich an Stratus reihet und ohne Dazwiſchenkunft von Cirrhus und Cumulus in Nimbus übergeht, hat ſich heuer auch im Frühjahr erhalten, Froſt und Schnee fand ſich jeden Monat ein, ſo den 18., 19., 20., 21. April, den 14., 15., 17., 19. Mai. Das erſte Gewitter erſchien am 7. Mai, es bildete ſich ebenfalls ohne vorausgegangenen Cirrhus und Cumulus auf den weſtlichen Gebirgen, hing mehrere Stunden lang an

dem Gebirge feſt, die Schlangenblitze fuhren alle an der Wolkenmaſſe herauf, die in einen kleinen Regen zerfloß und verſchwand, ohne vorgerückt zu ſein. Am 18. erfolgte nach einem Nebel in den Thälern ein zweites Gewitter in SSW., das an der Moldau in das Land hereintrat, ſich in die Wälder des innern Böhmens verbreitete, vielen Regen, hie und da auch Schloſſen entleerte, Reife und Schneegeſtöber zur Folge hatte. Kaum hatte ſich die Atmoſphäre am 25. erwärmt, ſo erfolgten am 26. und 27. abermals Gewitter mit Regen und Schloſſen und am 29. abermals ein kleiner Reif. Oſt und Nordwinde ſind herrſchend wie ſonſt im März und die Luft gewöhnlich trocken, auch iſt die Vegetation ſehr langſam und Vieles hat durch Froſt gelitten; allein auch hier zeigen ſich die auffallendſten Anomalien, da im Walde nebeneinanderſtehende Bäume, die einen ganz, andere zum Theil, mehrere gar nicht durch den Froſt gelitten haben. Cone.

25.

Auszug aus dem Tagebuche Herrn Carl Bernhard's Herzog von Sachſen Weimar und Eiſenach.

Neu Orleans, den 28. Februar.

Dienſtag den 28. Februar fuhr ich Vormittags mit Herrn Huygens zum General Villeret auf ſein vor mehreren Wochen beſchriebenes Landhaus, um ihm unſern Beſuch zu machen. Ein ziemlich ſtarker Weſtwind milderte außerhalb der Stadt die große Hitze; in der Stadt ſoll der Fahrenheit'ſche Thermometer im Schatten auf 81° geſtanden haben. Die meiſten Obſt-, zumal Pfirſichbäume, ſtanden in Blüthe, überall erblickten wir junges Grün und Blumen und Alleen, was ich auf meinem heutigen Wege ſah, machte einen ſehr guten Eindruck auf mich.

Auf einem der Zuckerfelder sah ich Hafer stehen, der schon an 1½ Fuß hoch war und als grünes Futter abgeschnitten wurde. Das 4. oder 5. Jahr säet man Hafer auf die Zuckerfelder, um diese ausruhen zu lassen. Den General und seinen jüngsten Sohn traf ich beschäftigt, die Feldarbeiten zu controliren und ging mit ihnen im Garten spaziren. Wie ich schon früher bemerkte, ist der Boden hier sehr fruchtbar, zumal derjenige, welcher aus dem Schlamm des Mississippi, und der Bayou's gewonnen wird. In diesem ist jedoch der Keim einer wahren Landplage, des sogenannten Coco, welches nichts Anders, als die sogenannte Erdmandel ist, welche man während des leidigen Continentalsystems auf dem europäischen Continent als Kaffee surrogat benützte. Dieses Knollengewächs findet sich, man kann nicht erklären, auf welche Art, vorzuglich in der Schlammerde, und ein Knollen vermanigfaltigt sich so äußerst schnell, daß er in kurzer Zeit alle in seiner Nähe stehenden Pflanzen tödtet, und ganz allein die Felder, in denen es Wurzel gefaßt hat, bedeckt; es ist sehr schwer auszuroden, weil der kleinste Knollen davon, der in der Erde bleibt, einer neuen Pflanze zur Wurzel, und mehreren Hunderten neuer Knollen zum Stamme dient. Die Legislatur von Louisiana hat eine namhafte Belohnung demjenigen versprochen, dem es gelingen sollte, ein unfehlbares Mittel zur Ausrodung dieser Landplagen zu erfinden. Der General erklärte mir die Weise, wie man Zuckerfelder bestellt: man zieht durch das Feld auf einen Abstand von 3 Fuß von einander parallele Furchen, in welche man das Zuckerrohr der Länge nach legt und mit Erde bedeckt. Manche Pflanzer legen zwei Rohre nebeneinander, andere begnügen sich, nur eins zu legen; die Spitze des daran stoßenden Rohres wird so gelegt, daß sie ohngefähr 6 Zoll lang das Ende des ersten Rohres bedeckt. Aus jedem Knoten des Rohres schießen dann Sprößlinge auf und bilden neue Stämme. In Domingo hatte man eine andere Art, die Zuckerfelder zu bestellen.

Man grub auf dem Felde ſchachbrettförmig auf den Abſtand von 3 Fuß viereckige Löcher, in welche man 4 Stücke Zuckerrohr in ein Quadrat legte und dann mit Erde bedeckte. Man betrachtet dieſe Art als die beſſere. Wir hielten uns nicht ſehr lange beim General auf, nahmen auch ſeine Einladung, bei ihm zu eſſen, nicht an, ſondern fuhren nach der Stadt zurück, wo ich vor dem Eſſen noch einen engliſchen Kaufladen beſuchte. Nach dem Eſſen ging ich mit dem jolje Latello, deſſen ich während der erſten Tage meines hieſigen Aufenthaltes Erwähnung that, und der geſtern von ſeiner Reſidenz Madiſonville jenſeits des Lac Pontchartrain in die Stadt gekommen war, längs der levée ſpaziren, wo es lebhafter zu werden beginnt, da das Waſſer in den obern Flüſſen ſteigt und die Flatboots aus Kentucky und Tenneſſee, denen ähnlich, welche ich S. 575 auf dem Alabamafluß beſchrieben, mit geſalzenem Fleiſch, Speck, Korn, Mehl ꝛc. beladen, hier nun nach und nach ankommen.

Auf dem Miſſiſippi.

Dienſtag den 28. März waren wir die ganze Nacht durch gefahren und hatten durch die treibenden Baumſtämme mehrere Stöße bekommen. Außer einigen nicht ſehr großen Schildkröten, die auf Holzſtücken ſaßen, ſahen wir heute nicht viel Merkwürdiges. Der Strom macht ſehr viele und anſehnliche Windungen, durch welche die Reiſenden viele Zeit verlieren. Uibrigens ſind die Ufer durchgängig waldig, und meiſtens ſo niedrig, daß ſie, wie wir an den Waſſermarken der Bäume bemerkten, bei hohem Waſſer auf eine große Diſtanz überſchwemmt ſind. Am linken Ufer bemerkten wir mehrere hohe bluffs, von denen die ſogenannten Lotus heights die anſehnlichſten zu ſein ſcheinen. Hier iſt eine kleine Niederlaſſung, welche nach einem hier früher geſtandenem Fort Fort Adams genannt wird. Einzelne anſehnliche Plantagen ſtehen ſehr

einzeln am Ufer zerſtreut. Die Zuckerfelder haben hier aufgehört, und an ihrer Stelle fangen die Baumwollfelder wieder an. An einer dieſer Plantagen hielten wir, um Holz einzunehmen; bei dieſer Gelegenheit ſtieg ich ans Land und ſah mich in der Nähe der Plantage um. Der Boden ſchien von einer dunkeln Farbe und fruchtbar zu ſein. Die Bäume beſtanden meiſtens aus Eſchen und Espen, von denen eine 16 Fuß im Umfang hatte. An allen Bäumen rankte ſich wilder Wein in mitunter dicken Stämmen hinauf. Ich ſah hier auch viele Akazien ſtehen. Im Garten der Plantage ſah ich eine große Laube von ſogenannten Champagner-Roſen, die ſich ſehr ſchön ausnahmen, in voller Blüthe ſtanden und einen gar lieblichen Geruch verbreiteten. Auf dieſer Plantage ſah ich Bienenzucht treiben. Die Vegetation iſt hier ſo weit vorgerückt, als bei uns im Monat Juni. Das rechte Ufer des Stromes gehört noch zum Staate Louiſiana, das linke hingegen ſchon zum Staat Miſſiſſippi. Bevor wir Fort Adams erreichten, ſahen wir links von uns 232 Meilen von Neu-Orleans den breiten Red river ſich in den Miſſiſſippi ergießen.

26.

Ueber von Eſchwege's Raiz preta.

Die von Eſchwege in ſeinem Journal von Braſilien, 1. Heft, S. 225, gegebene Beſchreibung der Raiz preta hat zwar einigen Grund, doch iſt deſſen beigefügte Abbildung nicht dieſelbe Pflanze, von welcher geſprochen wird, und welcher die emetiſchen, draſtiſchen Wirkungen als Hilfsmittel gegen den Schlangenbiß und die Waſſerſucht zugeſchrieben werden.

Eſchwege hat aus Nichtkenntniß der Botanik eine falſche Pflanze nach ſeinem eigenen mir mitgetheilten Geſtändniß abgebildet, und zwar eine neue Art der Gattung Sabicaea

Beth'ſt du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüber
ſchlief?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und ängſtet dich und ſich
Mit ahndungsvoller Gegenwart?

Grethchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae dies illa
Solvet Saeclum in favilla.

Orgelton.

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!

Aublet. oder Swenkfeldia Swartz. — Die Pflanze aber, welcher dieſe hochangeprieſenen Eigenſchaften zugeſchrieben werden, iſt Chiococca anguifuga des Ritters von Martius, welche derſelbe in ſeinem Specimen materiae medicae brasiliensis S. 17 beſchreibt und tab. 5 et 9, fig. 20 et 21 abbildete. Martius bezog ſich ganz und gar nicht auf Eſchwege's Pflanze; auch ſcheint ihm der landesübliche Name Raiz preta, wie auch deren von den Landesbewohnern angeprieſene Wirkung in Waſſerſuchten nicht bekannt geworden zu ſein.

Dieſe Chiococca, von welcher wir eine Portion Wurzeln und getrocknete Pflanzen in dem kaiſ. königl. Braſilianer Muſeo beſitzen, iſt nun ebenfalls dieſelbe Pflanze, von welcher der ruſſiſche Generalconſul Langsdorf ſo viel Erhebens in einem Brief an ſeinen Vater macht, welcher in mehreren Zeitungen verfloſſenes Jahr abgedruckt wurde, durch deren Auffindung als Univerſalmittel gegen Waſſerſuchten derſelbe ſchon die Geſammt Unkoſten der auf Unterſtützung ſeines Hofes unternommenen Reiſen gedeckt und belohnt wiſſen will.

Jedem rationellen Arzte muß das risum teneatis amici einfallen, und Langsdorf als Arzt ſollte ſo etwas gar nicht erwähnen, da ihm doch die verſchiedenartige Anwendung der Hilfsmittel bei Waſſerſuchten, welche ſich nach der Entſtehungsurſache der Krankheit richten, bekannt ſein ſollte.

Wien am k. k. Braſilianer Muſeo 1 März 1826.

Dr. Pohl.

27.

J'ai trouvé l'autre coquille Bivalve, quelques pieds plus haut dans la même carrière. Les valves, presque toujours séparées, sont comme posées de distance en distance sur

une même ligne entre deux couches horizontales du rocher. Leur coupe présente au premier coup-d'oeil des veines d'un Spath brun, a stries plus-delicés, perpendiculaires aux surfaces; mais examinées de plus près, on s'apperçoit bientôt que ces fragmens appartiennent à une coquille bivalve, organisée comme la Pinne marine. On fait, que les valves ou battans de ce coquillage, quoique formées par des lames paralleles, ces lames sont composées des petits fibres perpendiculaires aux surfaces, qui se découvrent en les rompant. Tel est le Bivalve de Saléve, que j'appellerai par cette raison Pinnegène. Mais s'il ressemble à la Pinne marine par cette organisation, il ne lui ressemble point du tout par la forme. Les deux valves ne sont pas symmétriques; l'une est convexe, chargée de gros tubercules; l'autre est applatie, et s'élève cependant vers la charnière, d'où partent des cannelures, qui varient dans leur nombre, et qui se subdivisent en rameaux, à peu-près comme les nervures d'une feuille: ces cannelures s'étendent seulement sur les deux tiers environ de la surface. La valve convexe, toujours plus épaisse, que la valve applatie, a quelquefois jusqu'à deux pouces d'épaisseur vers son milieu. On a donné à la figure 5. le dessin de grandeur naturelle de la valve applatie. La figure 6. présente en G. la coupe longitudinale de deux valves réunies, ou l'on distingue cette multitude des petites fibres perpendiculaires, dont elles sont composées. Il paroît à cette coupe, que les deux valves sont symmétriques; mais cet effet apparent vient de ce, qu'elles sont rompues près des bords; la valve supérieure s'élève de là en s'arrondissant, comme on le voit a la coupe transversale D, tandisque l'autre valve reste applatie. Ce morceau ou les deux valves sont réunies, est le seul, que j'ai trouvé.

Les deux coquilles fossiles augmentent la liste de celles dont les analogues vivans ne sont pas encore connus; et je crois, qu'elles sont les premières de leur espèce, qui ayent été découvertes.

Voyage de Saussure dans les Alpes Tom I. § 244.

28.

Hochgeborner Graf!

Wenn nicht ein ſehr bösartiger Katarrh, der nervös zu werden drohte und mir allen Schlaf raubte, mich gleich nach meiner Rückkunft von Teplitz zu Anfang dieſes Monats erfaßt hätte, ſo würden Ew. Excellenz ſchon längſt einen Brief von mir haben; bis jetzt aber bin ich ganz unfähig geweſen, etwas, einem Geſchäfte Nahekommendes anzufangen.

Wie es zugegangen iſt, daß Sie mich hier nicht mehr gefunden haben, das liegt in meinem Sinne, welcher platterdings durchſchauen zu können glaubte, daß Ew. Excellenz mich mit Ihrer Gegenwart in den letzten 10—12 Tagen Mai's hier erfreuen würden. Wären Sie nur dieſe Zeit gekommen, ſo konnte ich meine Abreiſe in den Juni hinein ſo lange verſchieben, als wie dieſes Ihnen gefällig geweſen wäre; da ich aber durch Herrn v. Spiegel keine ganz beſtimmte Antwort, Ihre Reiſepläne betreffend, bekam, ſo glaubte ich nicht länger warten zu dürfen, die Bäder, deren ich nothwendig bedurfte, bald erreichen und die Heimkehr deſto eher erreichen zu können, wenn ich bald die Cur anfinge. Dazumal wollte ich nur vier Wochen längſtens ausbleiben, und hoffte alsdann, Sie auf Ihrer Rückreiſe hier bewirthen zu können. In der Ruhe meiner Seele und voll der ſchönſten Hoffnungen reiſte ich alſo kurz vor Pfingſten ab; aber wie erſchrack ich, als mir in Teplitz

die Kunde wurde, Ew. Excellenz wäre in Weimar! Geſchehen war geſchehen! So ſchmerzhaft mich auch dieſer Zufall traf, ſo hoffte ich doch noch auf eine tröſtende Vergütigung, welche mir des Herrn Grafen Aufenthalt in Teplitz gewähren würde, da ſie mir durch meine Frau, durch Goethen, durch Herrn v. Spiegeln die gewiſſe Hoffnung machen ließen, daß Sie dorten eintreffen würden, während ich den Curort noch bewohnte. Von dieſem Augenblicke an wurde mir, meine Cur in die Länge zu ziehn, ja ihr Bäder zuzulegen, ein fröhliches Geſchäft; ich wartete täglich, ja ſtündlich auf die Ankunft Ew. Excellenz und alles war in T. in der geſpannteſten Erwartung. Aber!!

Ich muß auf einmal erfahren, daß Ew. Excellenz ſchon zwei Tage vor demjenigen, an welchem ich die Trauerpoſt bekam, in Culm bei dem Grafen von Thun geweſen und ſelbigen Tages ſogar durch Teplitz nach Prag gereiſet wären.

Ein Stück Baſalt, in einer lebendigen Muſchel des Oceans ge- und angewachſen, würde mich weniger durchs Reich der Unbegreiflichkeiten haben reiſen laſſen, als wie Ew. Excellenz Durchflug durch Teplitz in jener Zeit unter dazumaligen Verhältniſſen! und Umſtänden! ich glaube gewiß, daß der Schreck und der Schmerz, den ich über jenen Zufall empfunden, die Urſache meines jetzigen Uibels ſind, indem dazumal die Bäder in ihrer Wirkung ſtocken mußten, und jetzt erſt, da man ſie nie ungeſtraft berühren darf, gewaltſam nachzuwirken und aufzulöſen ſich unterfangen.

Ich fange wirklich an bemerken zu müſſen, daß mein Schickſal meinem hohen Alter zu Hilfe kommen will, und mich leiſe von meinen liebſten freundſchaftlichen Verhältniſſen einzeln abzuſpannen gedenkt, damit beim Bruche der ganzen Maſchine nicht gar zu viel auf einmal auseinanderfalle; denn in dieſem Jahre hab' ich mehrmalig Perſonen, die mir lieb ſind und die mich ſonſt nie in Teplitz verſaumt hätten, nicht zu ſehen bekommen; — und ſelbige in einem andern Jahre wieder zu

ſehen? für dieſe ſchmeichelhafte Hoffnung iſt mein Glaube ſchwach! Aber Ew. Excellenz hätten nicht den Anfang machen ſollen, auf Ihre gütige Theilnahme und auf Ihr freundſchaftliches Wohlwollen hatte ich ſicher gerechnet, daß dieſes einer meiner älteſten Schätze bleiben würde! Wenn es Dr. Stolze erfährt, daß ich hier krank zurückgekommen bin, ſo fallen ihm gewiß alle die Klagen ein, die ich gegen Ew. Excellenz Beginnen gen Himmel zu ſchicken, und zwar in ſeiner Gegenwart mich erdreiſtet habe! Für keinen Beſchützer ſeiner Zauberquelle wird er Sie anerkennen wollen.

Wie tief es mich muß geſchmerzt haben, Ew. Excellenz nicht in Weimar haben bewirthen zu können, werden Sie ſich ſelbſt nicht läugnen können, wenn Sie die Freude aller der Meinigen haben bemerken wollen, mit welcher dieſe Ew. Excellenz in ihrem Cirkel empfangen haben! Daß ich abweſend war, iſt die Folge einer Confuſion meiner Ideen geweſen, die ich mir, wie ſie entſtanden iſt, recht gut erklären kann. Mir aber wäre es wünſchenswerth, wenn Ew. Excellenz ihren Durchflug durch Eulm und Teplitz ſich ſelbſt nicht erklären könnten, ſondern die Schuld davon auf irgend eine Zauberpflanze brächten, die immer vor Ihren Augen ſichtbar, Sie über die Paſcopole unaufhaltſam nach Prag geriſſen hatte, um ſie droben dem prächtigen merkwürdigen Herbario auf dem Hradſchin einzuverleiben. Daß Goethe während Ew. Excellenz Hierſeins recht munter war, iſt mir ſehr tröſtlich geweſen, auch er iſt ſeit etlichen Tagen nicht ganz wohl. Die Witterung iſt in Anſehung der Luftzüge ſo ſehr abwechſelnd; denn zum Beiſpiel war geſtern das R. Th. p. p. 25″+, andere Tage mehr oder weniger, heute früh ſtand es in der Sonnenlinie um 4½ Uhr 6″. Die Trockniß iſt übermäßig und die Luftſtriche faſt alle von Norden kommend. Der Kaiſer von Rußland hat an ſeine Frau Schweſter geſchrieben, bei Lublin ſei im Juni ein groß Stück Eis vom Himmel gefallen.

Ew. Excellenz habe ich die Ehre, die Verſicherungen meiner ausgezeichnetſten Hochachtung darzubringen und verharre mit freundſchaftlicher Ergebenheit

Weimar,
den 10. Auguſt
1827.

Ew. Excellenz

ganz ergebenſter Diener
Carl Auguſt.

Meine Frau empfiehlt ſich Ew. Excellenz aufs angelegentl.

29.

Mit großer Begierde ſehe ich künftigen Aeußerungen über Walter Scott's Leben Napoleon's entgegen. Cone.

30.

Die überſendeten Umriſſe zeigen, meine Theuerſte, von einem ſchönen und natürlichen Talente für bildende Künſte. Die Weimariſchen theilnehmenden Freunde wünſchen Ihnen Glück, einen ſo trefflichen Lehrer gefunden zu haben, der Ihnen nur nachahmenswerthe, den Sinn reinigende, und erhöhende Blätter vorlegt. Gehorchen Sie ihm in Allem; er wird Sie, wie izt durch die Geſichtszüge, auch durch die übrigen Glieder der menſchlichen Geſtalt durchführen, Sie auf die Beſtimmung der einzelnen, ihre Proportion und wechſelſeitige Einwirkung treulich aufmerkſam machen. Das Aeußere prägen Sie ſich ein, das Innere lernen Sie nach und nach kennen. Alsdann wird er Sie auf das, was ein Bild macht, geregelte, faßliche Compoſition, Licht, Schatten, Haltung, und zulezt auf die Farbe hinleiten. Wenden Sie ſtufenweis Ihre Zeit eifrigſt auf dies ernſte Studium.

Da Sie aber einen lebhaften Drang fühlen, dasjenige, was Ihnen in der sichtbaren Welt begegnet, nachzubilden, so bitte ich Sie inständig, sich nur an das Bewegte, Thätige, Kräftige und Wirksame zu halten. Um mich verständlich zu machen, geh ich schnell zu Beispielen: Sehen Sie den Kindern aufmerksam zu, wenn diese nun im Frühjahr ihre Spiele beginnen; es sei nun, daß sie Ball werfen und schlagen, den Kreisel peitschen, den Reif treiben, auf Stelzen gehen, sich überschlagen, und wozu sie sonst die Ueberfülle der unausgebildeten Kräfte muthwillig verschwenden. Heften Sie ferner Ihre Augen auf solche Handwerker, welche kräftige, tüchtige Bewegungen nachzubilden, Anlaß geben: den Schmiedemeister, der mit seinen Gesellen um den Ambos herwirkend, das Eisen bändigt. Lauern Sie ihm, wie andern, das Charakteristische des Geschäfts ab. Sind Sie zu ruhigeren Betrachtungen geneigt, so sehen Sie auf dem Markt Verkäufern und Käufern zu; dort werden einem aufmerksamen geistreichen Blick die anmuthigsten Motive sich entdecken.

Nun aber, da ich Sie an die nächste Wirklichkeit hinweise, welche fast unwerth schiene, von Ihnen nachgebildet zu werden, so sage ich noch, daß der Geist des Wirklichen eigentlich das wahre Ideale ist. Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nicht verschmähn, sonst fahren wir ohne Ballast. Und auch jenes Wirkliche sollen Sie nicht als gemein nachbilden. Was sich von dem menschlichen Körper nackt mit Anstand zeichnen läßt, Hals, Nacken, Brust, Arme, Schenkel, Füße müssen durch leichte Gewande mehr geziert, als versteckt, eine freie Menschheit darstellen. Kinder halb und ganz nackend zu bringen, wird Ihnen nicht verwehrt sein. Legen Sie dieses Alles Ihrem einsichtigen Meister vor, aber mit der Protestation, daß ich Sie keineswegs von dem ernsten, reinen Wege, auf dem er Sie führet, hiedurch ablenken wolle, sondern daß es nur ein Fingerzeig sei, wie der ungeduldige Schüler einstweilen auf die

natürlichſte Weiſe ſich beſchäftigen und im Denken vorüben könne.

Wie Sie dieſe meine Vorſchläge aufnehmen und ſich von der Brauchbarkeit derſelben überzeugen, wünſche ſchriftlich mehr als bildlich ausgedrückt zu erfahren; wobei ich denn aber und abermals wiederhole, daß der bildende Künſtler ſich zuerſt an der kräftigen Wirklichkeit vollkommen durchüben müſſe, um das Ideale daraus zu entwickeln, ja zum Religiöſen endlich aufzuſteigen. Leider, meine Gute, muß das Papier auf einmal bringen, was eine mündliche Unterhaltung nach und nach ſchicklich mittheilt, erſt prüfend, wie das Vorhergehende eingeſehen und aufgenommen werde. Denken Sie dies Alles durch und melden Sie mir, inwiefern Sie ſich ſolches zueignen, oder ob es Ihnen widerſtrebt. Vor und nach allem Dieſen grüßen Sie Ihren Meiſter zum ſchönſten, und folgen Sie ausſchließlich, da er Ihnen gewiß darbietet, was Sie zum nächſten brauchen. Eröffnen Sie zunächſt Ihre Gedanken hierüber, und zeigen mir an, ob ich Ihre Zeichnungen gerade mit dem Poſtwagen zurückſchicken ſoll

Weimar,
den 30. März
1827.

aufrichtig theilnehmend,
das Beſte wünſchend

JW. Goethe.

31.

Da allenthalben in Deutſchland auch in Böhmen zu Reichenberg ſtarke Gewitter mit Blitz und Donner vorhergingen, ſo ſcheinet diesmal die ſchnelle Temperaturveränderung durch elektriſche Äußerungen bedingt geweſen zu ſein, oder wenigſtens in einer Wechſelwirkung mit dieſen geſtanden zu haben, darüber werden jene Sternwarten Aufſchluß liefern, wo auch die elektriſchen Phänomene beſonders beobachtet werden.

Die Instrumente, welche wir anwenden, um die Veränderungen der Atmosphäre zu beobachten, zeigen uns die Effecte der vorgegangenen Abwechslungen in der Luftsäule, die Ursachen, welche nicht immer dieselben sind, können sie nicht angeben, doch wird der erfindungsreiche Geist des Menschen vielleicht einst auch diese Lücke ausfüllen. In dem Novemberheft der Zeitschrift findet sich die Abhandlung von Haidinger über den Sternbergit, von welchem ich im entwichenen Jahr ein Exemplar mitgetheilt habe; Mohs in Wien hat dieses Mineral für eine eigene Species anerkannt. Es wird eine Seltenheit bleiben, weiten der Bergbau in Joachimsthal aufgelassen ist. Um diesen Bergbau ist wahrlich schade, daß er verlassen wurde; er hat ausgezeichnete Mineralien, besonders an Rothgülden Erzen geliefert; es wurde im heurigen Jahre eine alte Sammlung in Joachimsthal für das Museum erkauft, welche ausgezeichnete Seltenheiten enthielt; unter andern einen losen vollständigen Krystall von Rothgüldenerz von 9 Linien Länge und 6 Linien Breite an der Basis. — Das übersendete Exemplar der Instruction zu den Beobachtungen war so fehlerhaft abgedruckt, daß ein ganzer Bogen neu abgedruckt und ausgewechselt werden mußte; ich bitte, jenes Exemplar zu vernichten, und dieses an dessen Stelle anzunehmen. Cone.

32.

ihn für einen lusus naturae zu erklären, wäre allerdings die bequemste, um jeder weiteren Mühe überhoben zu sein. Cone.

33.

Man muß daher die Nebenumstände zu Rathe ziehen, um ein Urtheil zu begründen. Cone.

34.

Ungeachtet der Aehnlichkeit mit einer ſternförmigen Blüthe aus der Syngeneſie dürfte hier wohl an keinen vegetabilen Abdruck zu denken ſein, wogegen ſchon die Tiefe der Lappen ſtreitet. Die Thoneiſenſteine dieſer Formation hängen mit dem Kieſel und Thonſchiefer, Kalk, Sandſtein, dem Porphyr der Grauwackenſchiefer bei Jinetz, dem Kalkſtein bei Prag zuſammen; in dem Grauwackenſchiefer und dem Kalkſtein finden ſich unſere Trilobiten, in letzterem Belemniten, Orthoceratiten ꝛc. vor. Dieſe Abdrücke möchten daher ebenfalls unter die früheren Meeresbewohner zu rechnen ſein; ähnliche, wenngleich verſchiedene Formen ſind uns in den Seeſternen aufbewahrt. Da der Fundort nur 4 Meilen von hier entfernt iſt, ſo wird er demnächſt beſucht werden, um noch nähere Auskünfte über die Ablagerung zu erhalten. Ob anderen Naturforſchern ſchon ähnliche Abdrücke vorgekommen, darüber ſoll bei H. V. v. Schlotheim Nachricht eingezogen werden. Cone.

35.

Es muß daher wohl eine Urſache zum Grund liegen, warum (etwa zwiſchen dem 46. und 49. Grad nördlicher Breite) alle Jahr ein ſolcher Temperaturwechſel eintritt. Cone.

36.

Höchſt merkwürdig war mir ſchon dieſes ganze Jahr her der Salinendirector Glenck, welcher auch wohl in Böhmen nicht unbekannt iſt. Er bohrt bei uns in Stotternheim, in der Gegend von Erfurt, auch in Gotha bei Bißleben. Am letzten

Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Grethchen.

Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im tiefſten löſ'te.

Chor.

Iudex ergo cum ſedebit.
Quidquid latet adparebit.
Nil inultum remanebit.

Grethchen.

Mir wird ſo eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!

Orte war seine Beharrlichkeit gelungen, denn er traf in einer Tiefe von 677 Fuß das von ihm beharrlich verkündigte Steinsalz, wovon er sogleich Proben einsendete. So klein auch diese Musterstückchen sind, wie sie der Bohrer heraufbringen kann, so zeigen sie sich doch vollkommen rein und geben ihre Ansprüche an Krystallisationen nicht auf.

Es sind die artigsten viereckten Tafelchen und das Bohrloch liefert schon sehr gesättigte Soole. Er steht eben im Begriff, die nothigen Gebäude zu errichten, aber leider ist der Gehalt seiner Kasse nicht immer in Proportion mit seiner grenzenlosen, durch Kenntnisse genährten Leidenschaft. Er überreichte die Stotternheimer auch schon erbohrte Soole der Frau Großherzogin zum Geburtstage, ich begleitete sie mit einem Gedicht, welches der nächsten Sendung beilege.

Mit den treusten Wünschen und Grüßen folge dem würdigen Naturforscher gegenwartiges Blatt, und wo es ihn trifft sei es Zeuge meines Dankes und meiner Segnungen. Gone.

37.

Weimar, den 8. Juli 1829.

Die Zweifel, die mich abhielten, von meinen Arbeiten bezüglich auf die Monatschrift des Museums zu sprechen, verwandeln sich nun, da das Actenstückchen abgegangen ist, in Verlegenheit und Sorge. Hievon wünscht ich nun, mich durch nachstehenden Vorschlag zu befreien. Würde nicht ein wackrer Mitarbeiter jener Zeitschrift, dem der ganze bisherige Inhalt derselben gegenwärtig und lebendig wäre, die Bemühung übernehmen und sich zu einer Art von Redaction und Ausfertigung derselben entschließen. Es würde ihm nicht schwer werden, capitelweise, da wo ich zu weitläufig geworden, wieder zu kürzen, wo ich nur andeutete, so viel als nothig auszuführen.

Wenn er nun endlich mit leichter Behandlung den Inhalt der Zeitschrift bis auf die letzten Stücke mitzutheilen beliebte, so hatten wir auf einmal das Wünschenswertheste beisammen. Erhielt ich sodann das Resultat, freilich möglichst fertig und abgeschlossen, so würde ich es gern noch einmal durchsehen, und nach Berlin senden, wo ein freundlicher Empfang zu erwarten stünde; der Zweck wäre erfüllt und ich von einer großen Gewissenslast befreit; denn ich laugne nicht, daß mir dieses schon seit weit gebrachte Vornehmen höchst unbequem vor Augen lag.

Noch habe schriftlich zu melden, daß ich meine Stellung gegen Geologie, Geognosie und Oryktognosie klar zu machen suche, weder polemisch noch conciliatorisch, sondern positiv und individuell; das ist das Klügste, was wir in alten Tagen thun können. Die Wissenschaften, mit denen wir uns beschäftigen, rucken unverhältnißmäßig vor, manchmal gründlich, oft übereilt und modisch; da dürfen wir denn nicht unmittelbar nachrucken, weil wir keine Zeit mehr haben, auf irgend eine Weise leichtsinnig in der Irre zu gehen; um aber nicht zu stocken und allzu weit zurückzubleiben, sind Prüfungen unserer Zustände nothwendig. Komm ich mit meinem diesmaligen Unternehmen zu Stande, so theile ich es meinem edlen Freunde mit, dem es bei seiner ruhig gesetzten, sinnig bedächtigen und durchaus folgerechten Lebens- und Studienweise gewiß nicht unangenehm erscheinen wird.

So viel für jetzt und nicht weiter, damit dieses Blatt baldigst zu Ihnen gelange.

(Nur als Concept [illegible] vorhanden und der Brief wäre nach Nr. 62 einzureihen.)

38.

Da der bewährte Freund das Streben des hinter einem Walle von Urgebirgen verborgenen Böhmen so nachsichtig beurtheilt, so sollen sämmtliche Acten, welche über die neue Eisenbahn von Prag nach Pilsen verhandelt wurden, hier auch Platz finden. Die Karte zeigt die Trace, welche zum Grunde liegt; kleine Abweichungen werden hie und da durch das Terrain geboten werden, in der Hauptsache bleibt sie unverändert. Ihr wesentlichster Vorzug liegt darin, daß sie ohne alle Maschinerie wohlfeiler und dauerhafter hergestellt wird, als die bisher bekannten Bahnen, und in der Erfindung der Bahnwagen, welche allen Krummungen folgen, ohne durch Reibung aufgehalten zu werden, noch von den Schienen abzugleiten. Franz Baader will noch etwas Zweckmäßigeres gefunden haben, doch da es noch niemand kennt, so läßt es sich auch nicht beurtheilen. Wir vollenden im heurigen Jahr vier Meilen und hoffen mit Ende Juni 1830 vor dem Sandthor bei Prag anzukommen; die Bahnwagen fahren mit den Baumaterialien für die Fortsetzung der Bahn auf derselben seit sechs Monaten, der Beweis ist also hergestellt. Cone.

39.

Weimar, 13. November 1830.

Euer Excellenz

habe ich im Auftrage unseres verehrten Goethe die traurige Kunde von dem Ableben seines Sohnes zu melden, der am 27. October zu Rom plötzlich am Schlagflusse starb, nachdem er acht Tage vorher dort von Neapel angekommen und nur anderthalb Tage anscheinend ganz unbedeutend krank gewesen war.

Sie ermeſſen leicht, Verehrteſter Gönner! welche bittere Aufgabe es für mich geweſen, dem Vater dieſe Schreckens Kunde beizubringen! Doch nahm er ſie mit großer Faſſung und Reſignation auf, wie tief ſie ihn auch im Innern verwundete. Zwei Tage ſind ſeitdem verfloſſen und keine nachtheilige Folge für ſeine Geſundheit hat ſich, dem Himmel ſei Dank, bis jetzt gezeigt. Er ſetzt ſeine gewohnte Thätigkeit fort und ſucht ſich durch rege Theilnahme an wiſſenſchaftlichen und politiſchen Gegenſtänden zu zerſtreuen.

Wie allgemein die Theilnahme an einem ſo tragiſchen Geſchick hier ſich kund gegeben, vermag ich Euer Excellenz nicht genug auszuſprechen! Goethe vermeidet es, über den Trauerfall zu ſprechen; doch Blick und Stimme deuten den wenigen Freunden, die er zu ſich läßt, ſattſam an, wie ſchwer es ihm wird, die innere Bewegung zu beherrſchen.

Seinem Auftrage, Ihnen zu ſchreiben, fügte er die herzlichſten Begrüßungen bei. Es wird ihm — wie uns Allen und mir ganz insbeſondere — wohlthuend ſein, zu vernehmen, daß Euer Excellenz recht glücklich und zufrieden von Ihrer Reiſe heimgekehrt und ſich im erwünſchteſten Wohlſein befinden. Noch jetzt iſt es mir äußerſt ſchmerzlich, gerade entfernt geweſen zu ſein, als Weimar einen ſo hochverehrten Gaſt wieder in ſeinen Mauern ſah.

Laſſen Sie mich die Fortdauer Ihrer wohlwollenden Geſinnungen hoffen, und die Verſicherung treueſter Verehrung erneuen, mit der ich lebenslang bin

Euer Excellenz

ganz gehorſamſter

von Müller.

10.

Von den Münzen haben wir das Wichtigste, die böhmische Sammlung für das Museum erhalten, die griechischen und römischen Münzen werden ebenfalls auswandern, doch diese waren leichter zu verschmerzen, als die vorgenannten drei Gegenstände. Cone.

11.

Dem höchst interessanten Brief vom 20. Juni folgte in Kurzem der Versuch einer Metamorphose der Pflanzen mit seinen gehaltvollen Anhängen, welche mit der größten Aufmerksamkeit in beiden Sprachen durchgelesen wurden. Die geschichtliche Entwickelung der Entdeckung dienet zur Erläuterung, indem man vernimmt, wie der Meister der Heranbildung der Pflanzenkunde zu einer Wissenschaft durch eine lange Reihe von Jahren folgend, das genialisch Aufgefaßte im Auge behaltend, die Bestätigung der bereits ausgebildeten Lebensgeschichte der einjährigen Pflanze und ihrer Metamorphose im Einzelnen auszuspähen und nachzuweisen bemüht war, und auf diesem Wege den hohen Standpunkt erreichte, von welchem aus das Pflanzenleben in allen seinen Vor- und Rückschritten, Regelmäßigkeiten und Abweichungen ohne Verirrung auf die einfachste Weise betrachtet und erklärt werden kann. Das Ausdehnen oder Zusammenziehen von Pflanzenorganen muß wohl einem jeden Botaniker oder Gärtner auffallen, wenn er sich gleich keine Rechenschaft darüber zu geben bemüht. Willdenow hatte die neuholländischen Acacien unter die Abtheilung foliis simplicibus gestellt. Bei den meisten neuholländischen Acacien ist aber das erste Blätterpaar auf einem blattähnlichen Stiel

doppelt gefiedert, das zweite Paar zeigt nur höchst selten noch einen Ansatz von Blättern, und von da an erscheinen blos die blattformigen Stiele; hier tritt also schon in der frühesten Periode der Vegetation eine rückschreitende Metamorphose durch Zusammenziehung ein, welche allen Jenen entgeht, welche nicht selbst solche Acacien vom Samen erzogen haben. Die Acacia diversifolia allein vereinigt den doppelten Typus, indem sie theils blattähnliche Stiele, theils gefiederte Blätter ausbildet; diese ist aus der Insel Bourbon. Je fleißiger sich mehrere Botaniker mit den nun rein ausgebildeten Begriffen von der Metamorphose der Pflanzen beschäftigen werden, müssen nothwendigerweise die Wahrnehmungen an einzelnen Pflanzen, sowie an einzelnen Organen derselben die längst erkannte Wahrheit bestätigen. So hat erst neuerlich Martius in der Flora an den Aroideen nachgewiesen, daß einige derselben nicht blos einen klebrigen Saft ausscheiden, sondern weilen dieser zu zähe wäre, um den Pollen der Antheren zu den Pistillen zu leiten, auch eine wässerige Feuchtigkeit, welche jenen verdünnt und zu dem beabsichtigten Geschäft tauglich macht.

Die Vorlesungen über die Spiral Tendenz der Pflanzen, welche Martius in der Versammlung der Naturforscher in München vorgetragen hat, waren, da sie in einer zahlreichen, niemals ganz still und ruhigen Gesellschaft vorgelesen wurden, meinem geschwächten Gehör nicht deutlich geworden, auch ergab sich in dem achttägigen Gewirre der Versammlung keine Gelegenheit, darüber weitere Rücksprache zu nehmen; nun ist mir erst ein Licht darüber aufgegangen. Die vertikale Tendenz muß wohl auf jeden Fall auch wegen dem Lichtpol das Uibergewicht behaupten, doch mag in der Periode der Blumen und Samenbildung ein zweites Gesetz sich anschließen, das näher betrachtet zu werden verdient, wozu sich auch im Berziner Garten die Gelegenheit finden wird. Die Spiral Tendenz scheinet ganz vorzüglich in der frühesten Flora der Vorwelt vorwaltend

geweien zu ſein; die baumartigen Lepidodendron, Lycopodiolithen etc. zeigen alle um den Stamm in Spirallinien umlaufende Aſt- oder Blattanſatze; die baumartigen Farren der Jetztwelt behaupten die nämliche Regel.

Mit der Verſammlung der Naturforſcher in Wien ſieht es problematiſch aus, in dem heiligen Römiſchen Reich hat ſich ein paniſcher Schrecken über die Fortſchritte dieſer Krankheit verbreitet, der wahrſcheinlich viele Naturforſcher zurückhalten durfte. Man würde wohl dieſes Uibel gleich der Peſt ſeit 118 Jahren in engeren Gränzen beſchränkt haben, wenn man früher die gleichen Vorkehrungsmittel angewendet hatte; der gelehrte Kampf zwiſchen den Herren Aerzten über die Art der Anſteckung dieſes Uibels hat die Regierungen läſſig gemacht, die ſtrengen Maßregeln anzuwenden, und (der) polniſche Krieg dieſe auch unzureichend gemacht, denn, wenn bald da, bald dort ganze Corps die Gränzen überſchreiten, welche mit der größten Wahrſcheinlichkeit die Krankheit mitbringen, ſo müſſen die Cordone natürlich immer weiter zurücktreten.

Wenn wir den Monat Auguſt überſchreiten, ohne daß das Uibel die öſterreichiſche und mähriſche Grenze erreicht, ſo dürften wir von dieſer Seite nichts zu beſorgen haben, wenn keine Truppenmärſche eintreten.

(Nur ein Concept Sternbergs vorhanden und der Brief wäre nach Nr. 72 einzureihen.)

42.

(Wie Lieber am 15. März abgeſendet.)

Der verehrte Freund möge deshalb verzeihen, wenn ich in einer ruhigen Stunde mich diktirend ebenſo ausſpreche, wie es wohl in der Gegenwart geſchieht, wo man weder die raſchen Übergänge, noch das allzu weitläufige Ergehen tadelt und übel nimmt.

In dieſem Sinne will ich fortfahren, die große Lücke meines bisherigen Schweigens einigermaßen zu verſchleiern.

Auch das Studium der Spiralität des Pflanzenwachsthums hat mich nicht losgelaſſen. Die große Schwierigkeit jenes Zuſammenwirken der in Eins verbundenen und verſchlungenen Vertikalität und Spiralität dem Anſchauen lebendig zu erhalten, die Unmöglichkeit, dieſes zu leiſten, drängte mich neulich zu einem Gleichniß; ſei es erlaubt, ſolches hier einzuſchalten:

(inseratur die abzuſchreibende Stelle aus den Acten.)

Freilich paßt dieſes Gleichniß auch nicht ganz, denn im Anfang mußte die Schlingpflanze ſich um den ſich erhebenden Stamm in kaum merklichen Kreiſen herumwinden. Jemehr er ſich aber der obern zartern Spitze näherte, deſto ſchneller mußte die Schneckenlinie ſich drehen, um endlich in einem Kreiſe auf einem Diskus ſich zu verſammeln; dem Tanze ähnlich, wo man ſich in der Jugend gar oft Bruſt an Bruſt, Herz an Herz mit den liebenswürdigſten Kindern ſelbſt wider Willen gedrückt ſah. Verzeihung dieſem Anthropomorphism. Conc.

43.

Deutſche Naturforſcher und Aerzte, welche bei der fünften Verſammlung ihrer Geſellſchaft im Jahre 1826 vom 18. October an in Dresden gegenwärtig waren.

J. Ev. Purkinje, aus Breslau, Profeſſor d. Phyſiologie.
Dr. Hr. Müller, aus Breslau, Profeſſor.
F. F. Runge, Dr. Med. aus Billwerder.
Karl Waitz, Land-Cameralrath aus Altenburg.
Dr. F. Hayne, Profeſſor bei d. Univ. zu Berlin.
Dr. F. G. Dietrich, Profeſſor der Botanik zu Eiſenach.

Dr. Adolph Wilhelm Otto, Medicinalrath im Schles. Medicinal collegium und Professor der Anatomie und Zoologie zu Breslau.

Dr. Ernst Heinrich Weber, Professor der Anatomie in Leipzig.

Dr. J. Ad. Reum, Professor der Forstbotanik zu Tharand.

Dr. Fried. Gabr. Sulzer, Geh. Hofrath, Brunnenarzt zu Ronneburg.

Dr. Joh. Bernhard Wilbrand, Professor zu Gießen.

Dr. Mansfeld, Secretär des naturwissenschaftlichen Vereins zu Braunschweig.

Dr. Ferd. Aug. Ritgen, Regierungsrath und Professor d. Chir. und Geburtsh. zu Gießen.

G. Reichard, Fabrikbesitzer in Tohlen bei Dresden (Chemische Präparate).

Dr. Gottfrd. Christian Reich, Professor der Medizin in Berlin.

Wilhelm Aug. Lampadius, Bergcommissionsrath und Professor zu Freiberg.

L. Fr. Froriep, Ober Medicinalrath zu Weimar.

Dr. Moritz Hasper, Professor der Medicin zu Leipzig.

L. C. Treviranus, P. d. Med. u. Bot. z. Breslau.

Ernst Friedrich Germar, Prof. d. Mineralogie zu Halle.

Dr. August Wilhelm Tappe, Prof. d. Naturgeschichte zu Tharand.

Heinrich Cotta, Oberforstrath zu Tharand.

August Breithaupt, Edelstein Insp. und Lehrer d. Miner. zu Freiberg.

Dr. Münz, Hofrath und Professor an der anatom. Anstalt der Ludwig Maximilians Universität in Baiern.

Graf Kaspar Sternberg, k. k. Geheimrath aus Prag, Praesident des böhmischen Museums und der patriotisch ökonomischen Gesellschaft.

Philipp Jacob Kretschmar, Med. Dr., Lehrer der Anatomie und Zoologie an dem Senkenberg medicinisch. Institute zu Frankfurt am M.

Fer. Rud. Lichtenſtedt, Med. Dr., Prof. der Medicin an d. Univ. und an der chirurg. Lehranſtalt zu Breslau, z. Z. Secr. der med. Section der ſchleſ. Geſellſchaft f. vaterländ. Cultur daſelbſt.

Oken.

Schweigger (J. S. C.), Profeſſor der Phyſik und Chemie in Halle.

Dr. Huſchke, Prof. der Anatomie zu Jena.

Dr. Reichenbach, Prof. d. Naturgeſchichte in Dresden, erſter Inſpect. des königl. Naturalien-Cabinets.

Dr. Raſchig, Arzt und Profeſſor in Dresden.

Zennek, Prof. d. Chemie und Naturgeſchichte in Hohenheim bei Stuttgart.

Ch. Keferſtein, Hofrath aus Halle.

Hans Friedrich Pohl, Prof. aus Leipzig.

Dr. E. A. Geitner aus Schneeberg.

Hofrath Dr. Nernberger, Poſtdirector zu Sorau als Deputirter der naturforſchenden Geſellſchaft zu Görlitz.

Graf Marſchall.

Inſpector Lohrmann in Dresden.

Dr. R. Ch. Hille, ausübend. Arzt in Dresden.

Dr. Abendroth aus Pirna.

Dr. F. A. v. Ammon aus Dresden.

Geheimer Cabinetsrath Heyer in Dresden.

Dr. F. Frank von Dresden.

Rudolph Blochmann, Inſpector des Math. Phyſ. Salon.

Dr. F. A. Pönitz aus Dresden.

Carl Friedrich Peſchel aus Dresden.

Dr. Ernſt Friedrich Glocker aus Breslau.

Dr. Julius Hofmann in Dresden.

Dr. Ludwig Choulant, Profeſſor an der chir. med. Akad. zu Dresden.

Dr. Wilh. Weber aus Halle.

Das Gewölbe,
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir.

Chor.

Quid ſum miſer tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix juſtus ſit ſecurus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

v. Schlieben, Kammerrath.
Dr. F. Rumpelt.
K. L. Krutzsch, Prof. a. d. Forstakademie zu Tharand.
Dr. Burkhard Wilhelm Seiler.
C. G. Carus.
Dr. Schmalz aus Pirna.
Dr. J. A. W. Hedenus, Hof- und Medicinal-Rath.
Dr. Heinrich Adolph Hirt aus Zittau.
Dr. de Haen, Conservator des Museums zu Leyden.
Dr. Thienemann, 2. Inspector am Kön. Naturaliencabinete zu Dresden.
Dr. Wieding, Physikus in Meißen.

NB. Am letzten Versammlungstag abgereist waren:

Dr. Prof. Benedict aus Breslau.
Dr. Neuburg aus Frankfurt am M.
Dr. Mitterbacher aus Karlsbad.
Hofrath Munke aus Heidelberg.
Hofrath Gmelin aus Heidelberg.
Gutsbesitzer Bieses aus Schlesien.
Amtsrath Block aus Schlesien.
Dr. Scheichler aus Jena.
Friedrich Hofmeister aus Leipzig.
Hofrath Tilesius aus Mühlhausen.
Bergmeister v. Weißenbach aus Freiberg.
Dr. Weigel aus Pirna.
Dr. Kloß aus Pirna.
Dr. Kreisig.

11.

Verzeichniß der in Druck vorhandenen Werke und Aufsätze des Grafen Kaspar von Sternberg.

1. Botanische Excursion nach der Kaiserklause in Oberbaiern, — abgedruckt in Dr. Dav. Heinr. Hoppe's botanischem Taschenbuche Jahr 1802, S. 209 fg.

2. Ueber eine ästige Varietät der Heritiera antholeoides Schrankii, — in der von der botanischen Gesellschaft in Regensburg herausgegebenen botanischen Zeitung 1. Jahrgang. 1802, S. 83—95.

3. Galvanische Versuche in manchen Krankheiten, herausgegeben und mit einer Einleitung „über Galvanismus in Bezug auf Erregungstheorie", begleitet von Dr. Joh. Ulr. Gottl. Schäffer. Regensburg (in fine: Sulzbach) 1803, 134 S. in 8.

4. Bemerkungen über die von Faujas de St. Fond beschriebenen fossilen Pflanzen, im 3. Jahrgang der botanischen Zeitung 1804, S. 49 fg.

5. Zwei Schreiben aus Bassano in Oberitalien dto. 8. und 30. Mai 1804. Ebendaselbst S. 161, 202, 225, 353, 358.

6. Reise durch Tirol in die österreichischen Provinzen Italiens im Frühjahr 1804, mit 4 Kupfertafeln. Regensburg 1806, S. XII und 166, fl. Fol.

7. Reise in die rhätischen Alpen, vorzüglich in botanischer Hinsicht, im Sommer 1804. Eine Beilage zum botanischen Taschenbuch. Nürnberg (in fine: Regensburg), 1806. 64 S. in 8.

8. Notices sur les analogues des plantes fossiles. Par M. le comte de Sternberg. (In den Annales du Museum nationale d'histoire naturelle, tome V. Paris 1804. p. 462—470 in 4.)

9. Botaniſche Ausflüge in die rhätiſchen Alpen in Hoppe's botaniſchem Taſchenbuche, Jahr 1804. S. 65 fg. und daraus beſonders abgedruckt, ohne Ort und Jahr, 65. S. in 8.

10. Bemerkungen über die von den Mitgliedern der botaniſchen Geſellſchaft aus Tranquebar erhaltenen Pflanzen, in Hoppe's botan. Taſchenbuche, Jahr 1804. S. 192. fg.

11. Schreiben an Prof. Duval ddo. Winterberg 18. Spt. 1805.

12. Schreiben an Prof. Duval. ddo. Prag 18. October 1805. (Beide in der botaniſchen Zeitung 4. Jahrgang 1805. S. 289. und 321 fg.)

13. Bemerkungen über Ranunculus aconitifolius und Ranunc. platanifolius. (Daſelbſt 5. Jahrgang 1806, S. 33.)

14. und 15. Schreiben an Profeſſor Duval, ddo. Wien den 24. Juli 1806, und ein zweites vom 30. Juli. (Beide daſelbſt S. 230 u. 241 fg.)

16. Botaniſche Wanderung in den Böhmer Wald, mit beigefügten Tabellen. Nürnberg 1806. 14 S. in 8. und 4 Tab.

17. Zwei Schreiben an Prof. Duval, über eine Reiſe nach Böhmen, ddo. Prag den 23. Mai 1807 fg. (In der botan. Zeitung, 6. Jahrgang 1807, S. 145 fg., 177 fg.)

18. Schreiben an Prof. Hoppe. München den 13. Auguſt. (Ebendaſelbſt S. 269 fg.)

19. Syſtematiſche Beſtimmung derjenigen Pflanzen, welche in Tournefort's Reiſen nach dem Orient abgebildet ſind. (Ebendaſelbſt S. 313 fg.)

20. Botaniſche Beobachtungen im Jahre 1807. (Ebendaſelbſt S. 337 und 368 fg.)

21. Botaniſche Bemerkungen auf einer Reiſe über Salzburg nach Kärnthen, Steiermark und Oberöſterreich, im Sommer 1808. (In Hoppe's Neuem botaniſchen Taſchenbuche Jahr 1809, S. 18 fg.)

22. Revisio saxifragarum iconibus illustrata. Ratisbonae 1810, p. XVI und 60 Seiten mit XXV (fünf

lich 31) illum. Tafeln in groß Fol. — Das erste Supplement (Decas I.) VI. und 16 S. stark, erschien Ratisbonae 1822, das zweite VI. und 104 S. mit XXVI großentheils illum. Tafeln, Pragae 1831.

ad 23. Schreiben an Seine Excellenz Grafen von Sternberg zu Brezina in Böhmen. Von dem Herausgeber.

23. Antwortschreiben an Dr. Hoppe, ddo. Brezina in Böhmen den 18. Dec. 1810. (Beide in Hoppe's neuem botan. Taschenbuche Jahr 1811, S. 179 u. 195 fg.)

24. Anfragen, Vorschläge, Wünsche, Naturkunde Böhmens. (In dem von Christian Karl André herausgegebenen Hesperus, einem Nationalblatte für gebildete Leser Jahrgang 1813. S. 169.)

25. Uiber die Natur des Waids, gegen D. Heinrichs Behauptung. (Ebendaselbst S. 400.)

26. Schreiben an den Herausgeber zur Berichtigung eines Artikels über Waid. N. 50. Brezina 15. September 1813 (Ebendaselbst S. 564).

27. Erklärung in Bezug auf den Gegenwunsch N. 16. S. 369. (nämlich die Naturkunde Böhmens betreffend. Ebendaselbst S. 564.)

28. Uiber den gegenwärtigen Standpunkt der botanischen Wissenschaft und die Nothwendigkeit, das Studium derselben zu erleichtern. (In den Denkschriften der königlich bairischen botanischen Gesellschaft in Regensburg. I. Abtheilung 1815, S. 1. fg.)

29. Braya, eine neue Pflanzengattung. Aufgestellt von dem Grafen Kaspar von Sternberg und Prof. Dr. Hoppe. (Hiezu Tab. I.) Ebendaselbst S. 65 fg.

30. Einige neue Pflanzen Deutschlands, nebst eingestreuten Bemerkungen über die verwandten Arten. Von dem Grafen Kaspar von Sternberg und Prof. Dr. Hoppe. (Hiezu Tab. II, III, IV.) Ebendaselbst S. 148 fg.

31. Uiber die Cultur der Alpenpflanzen. (Ebendaselbst S. 173. fg.)

32. Beſchreibung und Unterſuchung einer merkwürdigen Eiſengeode (Hausmann's thoniger Sphäroſiderit), welche auf der gräflich Sternberg'ſchen Herrſchaft Radnic, im Pilsner Kreiſe in Böhmen gefunden wurde. Veranlaßt und mitgetheilt von dem Grafen Kaſpar v. Sternberg. Mit 4 Kupfern. Für die Abhandlungen der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Prag 1816. 26 S. in 8. (Beſonderer Abdruck aus den Abhandlungen der königlichen böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 5. Band, 1814—1817. Phyſikaliſch mathematiſcher Theil.)

33. Abhandlung über die Pflanzenkunde in Böhmen. Prag 1817. 168 S. in 8.; 2. Abtheilung, Prag 1818, 128 und XLVI. S. ſtark. (Beide beſonders abgedruckt aus den Abhandlungen der königl. böhm. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. 6. Band 1818, 1819. Phyſikaliſch mathematiſcher Theil.)

34. Aufſtellung dreier neuer Pflanzenarten; mit Abbildungen. (In den Denkſchriften der k. baieriſchen botaniſchen Geſellſchaft in Regensburg. 2. Abtheilung, 1818, S. 55. fg.)

35. Botaniſche Bemerkungen und Berichtigungen, mit vorzüglicher Rückſicht auf Deutſchlands Flora. Von dem Grafen Kaſpar Sternberg und Prof. Dr. Hoppe. (Ebendaſelbſt S. 84. fg.)

36. Botaniſche Bemerkungen. (In der von der königl. botaniſchen Geſellſchaft in Regensburg herausgegebenen Flora oder botaniſchen Zeitung, 1. Jahrgang 1818, S. 388 fg.)

37. Geſchichte und Beſchreibung der Schmidtia utriculosa, Seidel, einer neuen böhmiſchen Pflanze. Ebendaſelbſt 2. Jahrgang 1819. S. 1. fg.)

38. Bemerkungen über einige Arten aus der Gattung Scorzonera. (Ebendaſelbſt S. 131. fg.)

39. Botaniſche Notizen (Trifolium multiorum, T. Buxbaumii). Ebendaſelbſt 3. Jahrgang 1820, S. 769.

40. Verſuch einer geognoſtiſch botaniſchen Flora der Vorwelt. Leipzig und Prag 1820. 8 Hefte in groß Folio. 1. Heft 24 S., 2. Heft 33 S., 3. Heft (Regensburg) 39 S., 4. Heft

(Regensburg) 48 S. und Tentamen florae primordialis XLII. S. alle zusammen mit LIX A—V. illum. Tafeln; 5. und 6. Heft (Prag 1833) IV. und 80 S., 7. und 8. Heft (Prag 1838) von S. 81–220, alle 4 Hefte mit XLV illum. Kupfertafeln. (Angezeigt in der Isis von Oken, Jahrgang 1820, S. 618 fg. dann Jahrgang 1827 S. 833.)

41. Ueber die österreichische Schwarzlieser (in der Flora oder botanischen Zeitung, 4. Jahrgang 1821, S. 381. fg.)

42. Ueber die Wichtigkeit eines Einverständnisses zwischen den Botanikern bei Bearbeitung neuer Herbarien. (Vorgetragen in der Sitzung der botanischen Gesellschaft am 10. November 1821.) In der Flora 5. Jahrgang 1822. S. 23. fg.

43. Ueber die Gattung Zannonia Plumieri. (Ebendaselbst S. 161 fg.)

44. Rede des Präsidenten des böhm. Museums bei der ersten ordentlichen Versammlung, den 16. Hornung 1823. (In den Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, 1. Heft, 1823, S. 41 fg. und in allen folgenden Jahrgangen bis zum J. 1838, inclusive.)

45. Ueber Geognosie (in der Isis, Jahrgang 1823, S. 283.)

46. Botanische Winter Excursionen. (In der Flora 6. Jahrgang 1823, S. 281.)

47. Carex argyroglochin Hornemann; eine neue deutsche Pflanze. (Ebendaselbst S. 284).

48. Cephaea procumbens Cav. non procumbens — ist das auch Folge der Cultur? (Ebendaselbst S. 381.)

49. Die Brasilianischen Herbarien in Wien. (Ebendaselbst S. 688.)

50. Ueber die verschiedenen, Pflanzenabdrücke führenden Formationen und die Unterschiede der Vegetationen in ihnen. Vorgelesen in der Sitzung der botanischen Gesellschaft in Regensburg, den 20. September 1824. (Ebendaselbst 7. Jahrgang 1824, S. 689 fg.)

51. Nachlese zu Hofr. Schulte's Nachrichten über die deutschen botanischen Gärten. (Vorgelesen in der feierlichen Sitzung der königl. baierischen botanischen Gesellschaft am 20. September 1824.) Ebendaselbst S. 737 fg.

52. Uibersicht der in Böhmen dermalen bekannten Trilobiten. (In den Verhandlungen der Gesellschaft des vaterland. Museums in Böhmen. 3. Heft 1825, S. 69 fg.)

53. Uiber einige Eigenthümlichkeiten der böhmischen Flora und die klimatische Verbreitung der Pflanzen der Vorwelt und Jetztwelt. In den Abhandlungen der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Neuer Folge, 1. Band 1824—26. Vorträge gehalten in der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. Mai 1825, 20. S. stark. Daraus zwei verschiedene Abdrücke (Prag 1825), der eine ohne Seitenzahl, der andere 22 S. haltend. 2. Ausgabe, zum Drucke befordert von der k. baierischen botanischen Gesellschaft zu Regensburg 1829, 25 S. in 8. (Auch in der Flora 12. Jahrgang 1829. Ergänzungsblätter S. 65 fg.)

54. Bruchstücke aus dem Tagebuche einer naturhistorischen Reise von Prag nach Istrien. (In der Flora, 9. Jahrg. 1826, 1 Beil. und daraus besonders abgedruckt. Regensburg 1826, 92 S. in 8.)

55. Uiber das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa. In der Monatsschrift der Gesellschaft des vaterl. Museums in Böhmen. 1827, Februar 7. 19—31.

56. Uiber die Benützung der Steinkohle besonders in Böhmen. Ebendaselbst 1727, Juli, S. 63—72.

57. Geschichte der k. k. patriotisch ökonomischen Gesellschaft in Böhmen. Ebendaselbst 1827, Februar, S. 44—50.

58. Uiber die fossilen Knochen zu Köstritz. (In der Isis, Jhrgg. 1828, S. 481.)

59. Anthericum comosum; eine neue Pflanzenspecies. (In der Monatsschrift des bohm. Museums 1828. October S. 336—339 und in der Flora, Jhrgg. 1828, S. 609).

60. Erfrorene Bäume im Březiner Garten im Winter 1829/30. (Flora, 13. Jgg. 1830, S. 562.)

61. Uiber den Borkenkäfer. (Iſis, Jhrgg. 1830, S. 313.)

62. Uiber den Höhenrauch. (Ebendaſelbſt S. 349.)

63. Uiber die böhmiſchen Trilobiten. (Ebendaſelbſt S. 516.)

64. Uiber den Mais und deſſen Verbreitung in Europa (in den Neuen Schriften der kaiſ. königl. patriotiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft im Königreiche Böhmen, 2. Bandes 1. Heft, S. 32 fg., und daraus beſonders abgedruckt. Prag, 1830, in 8.)

65. Anſichten über die vorweltliche Flora. (Iſis, Jgg. 1831, S. 870.)

66. Der Abdruck von Crotalus? reliquus oder Arundo? Crotaloides. (In den von Lud. Fried. Froriep geſammelten und mitgetheilten „Notizen aus der Natur- und Heilkunde". 32. Band, 1832, S. 280.)

67. Bruchſtück aus einem Vortrage des Grafen Kaſpar v. Sternberg in der allgemeinen Verſammlung des böhmiſchen Muſeums am 14. April 1835. (Ebend., 45. Band, 1835, S. 225.)

68. Inſectengänge im Blatte der Flabellaria borassifolia C. Sternberg. (In den Verhandlungen des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen, 1836, S. 34 fg.)

ad 68. Inſectengänge auf Pflanzen der Vorwelt. (In Froriepſs Notizen, 49. B. 1836, S. 312.)

69. Umriſſe einer Geſchichte der böhmiſchen Bergwerke: 1. Band, 1. und 2. Abtheilung, Prag 1836. 2 Bände in gr. 8., 128 und 251 S. ſtark, mit 1 Titelkupfer. Der 2. Band führt den Titel: „Umriſſe der Geſchichte des Bergbaues und der Berggeſetzgebung des Königreichs Böhmen." (Prag 1838, X. u. 351 S. mit 1 Titelkupfer.)

70. Vortrag über einige neue Entdeckungen im Steinkohlen-Gebirge. (Iſis, Jhgg. 1836, S. 219.)

71. Vortrag über die Keimung einiger aus ägyptiſchen Mumiengräbern erhaltenen Weizenkörner. (Ebendaſelbſt S. 231.)

72. Anomaße des bei Liſſa gefundenen Schenkelknochens vom vorweltlichen Elephanten. (In den Verhandlungen der Geſ. d. vaterl. Muſ. in Böhmen, 1837, S. 68.)

73. Huttonia spicata. (Ebendaſelbſt S. 69.)

74. Bericht über die Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Prag im September 1837, vom Grafen Kaſpar Sternberg und Profeſſor Jul. Vinc. Edl. v. Krombholz. Prag 1838, (VI) und 235 S. ſtark, dann 26 S. facsimiles, in 4. (Auch in der Iſis 1838, S. 478. fg.)

Auf Befehl des Grafen erſchien:

Enumeratio plantarum horti et agri Brezinensis, secundum Steudelii nomenclatorem botanicum et Decandolii systema vegetabilium, jussu domini Caspari comitis Sternberg concinnata ab Antonio Franz, horti Brezinensis praefecto. (Pragae MDCCCXXIV.) 37 S. in gr. 8.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Regiſter

über die in den Briefen und ihren Beilagen vorkommenden Namen und Gegenſtände.

Die Zahlen beziehen ſich auf die Nummern der Briefe, und wenn ihnen ein B. vorgeſetzt iſt, auf die ihrer Beilagen.

Aachen. 24.
Acacia diversifolia. B. 41.
Acanthus. B. 12.
Aconitum. B. 7.
Actinia purpuriphaga. 37.
Adams, Fort. B. 25.
Adlerſteine. B. 12.
Aegineten in München. 8.
Aërocomia sclerocarpa. B. 12.
Affen. 8.
Afrika. 43.
Ahlefeld, Fr. v. 63.
Ahnengraben, i. e. Ahneſchlucht am Habichtswalde. 24.
Akademie, Leopoldiniſche. 10.
„ in München. 8. 26.
Alabama, Fluß. B. 25.
Alaun. 37. 47.
Alb, ſchwäbiſche. 47.
Algäu. 73.
Algacites. 15. B. 7.
Algae. 30.
Almerode. 24.
Aonzo, Roman von Salvandy. 21. 22. 24. B. 19.
Altathenreuth im Fraisgebiete. 16.
D'Alton, J. B. C. 10. 24.
Alyssum incanum. 12. B. 7.
Amazonenſtrom. 8.
Amberg. 9.
Amerika. 401. B. 12.
„ Nord-. 9. 24. 43. 45. 73.
„ Süd-. 43.
Ammoniten. 67.
Ampelopsis hederacea. B. 25.
Amphibien. 64.
Amphibol. 21. 22.
Amphitheater in Pola. 37.
Amygdalus communis. 66.
„ persica. 63. 66. B. 25.
Anatomie, Sammlung für. 43.
Andaluſit. 16.
Anhydrit. 16.
Annularien. 30.
Antherieum. 46. 47. 59. 66.
Antilope. 64.

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Grethchen.

Nachbarinn! Euer Fläschchen! —

Sie fällt in Ohnmacht.

Antithesis Christi et Antichristi. 19. 25. 28.
Anton, Erzherzog. 50.
Arachis hypogaea. B. 25.
Araucaria. 24.
Arber, Berg im Böhmerwalde. 18.
Architektur. B. 12.
Areca catechu. B. 12.
Aroideae. B. 41.
Arnold. 14.
Asien. B. 11.
Aspidium fragile. 12.
D'Aubuisson de Voisens, J. F. — B. 2.
Auersperg, Joh. Graf auf Hartenberg, nicht genannt, aber gemeint. 7, dann 20.
Augit. 21.
St. Augustin. 59.
Augustustempel in Pola. 37.
Auvergne. 20. 26. B. 2.
Avanzo, Jac. 70.
Avena sativa. B. 25.
Azot. 39.

Baader, Fr. X. — B. 38.
Baiern. 7. 8.
„ König v. 8. 44.
Baireuth. 64.
Banks, Jos. 40a.
Banz, Ober-Franken. 64.
Barometerbewegung. B. 13.
Bartling, J. G. v. H. L. 24.
Basalt et breccia, tuff. 2. 22. 24. 26. 27. B. 19. 25.
Basel. 29.
Basel-Berg in Tirol. 8.
Baumwollfelder. B. 25.
Beauvais, V. de. 40a.
Beche, Mr. de la, Hen. Thom. 73.
Beißen-Berg in Tirol. 8.
Belemniten. 51. 67. B. 34.
Bellini, Giov. 70.
Belvedère. 63. B. 2.
Beraun. 18. 51.
Berchtesgaden. 9.
Bergler, Jos. 17. 59.
Bergwerks-Direction in Eiberfeld. 46. 47.
Berlin. 7. 8. 13. 14. 16. 43. 44. 45. 52. 55. 61. 70. 71. B. 1. 3. 37.
Bernhard, Prinz. 21. 40b. 42. 43. 51. B. 25.
Berrini in Ronchi. 37.
Berthollet, Claud. Jul. v. 40a.
Berzelius, Jak. 29. 30. B. 4.
Bendant, Fr. Sul. 12. 15. B. 2.
Bienenzucht. B. 25.
Bild Goethe's. 28. 32. 33. 36. 66.
„ Sternberg's. 10. 12. 28. 29.
Bildende Kunst. B. 30.
Bimsstein. 8.
Bisleben bei Gotha. B. 36.
Bimmen. 20.
Bivalven. 20. 40c. B. 27.
Biwoj. 14.
Blaue Kuppe bei Eschwege. 24.
Blei. 37.
Bleiberg in Kärnten. 37.
Bleistadt bei Eger. 7.
Blende. 7.
Bluffs am Mississippi. B. 25.
Blumenbach, Joh. Friedr. 24.
Bochnia. 15.
Boden im Kraisgebiet. 16.
Böhmen. 1. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 14. 16. 18. 20. 21. 24. 26. 28. 30. 33. 40c. 42. 43. 45. 47. 73. 75. B. 7. 8. 9. 25. 31. 36. 38.
Böhmerwald. 18. 30. B. 17.
Böhmische Kreiskarten. 4.
Bogota, St. Fe de. 47.
Boleo? — 73.
Bona (Annien). 37.
S. Bonifaz. 51.

Bonn. 9. 10. 13. 26. 27.
Borkenkäfer. 59.
Boston. 14. 45.
Botanik. 46. 50. P. 3. 7. 41.
Botticelli, Alex. 70.
Botrychium lunaria. 12. P. 7.
Bouć, Ami. 73.
Boulton, Mat. 45.
Bourbon, Inſel. P. 41.
Brabant. 21.
Braſilien. 8. 43. 50. P. 26.
Braſilienfahrer. 8. 27.
Brav, Fr. Gab., Graf, Präſident der botan. Geſellſchaft in Regensburg. 43. 56.
„ Gräfin. 56.
v. Breinl, Kreishauptm. in Pilſen. 16.
Breslau. 4. 5. P. 8.
Brewſter, Dav. 11.
Brongniart, Ad. 8. 20. 21. 30. 64. 66. 71.
Brongniart, Sohn. 9. 30.
Brünn. 57.
Bryophyllum calicinum. P. 3.
Bržezina im Pilſner Kreiſe. 2. 8. 15. 18. 29. 30. 45. 46. 47. 55. 56. 63. 66. 68. 73. 74. P. 41.
Buch, Leop. v. 8. 73.
Budweis. 47.
Bufalmaco v. Buonamico. 70.
Buckland, W. v. 71.
Buonaparte. 67.
Byzantiner. 70.

Cactusblüthe. 64.
Cactus melocactus, von Andreae in Frankfurt am M. — P. 3.
Calamites. 26. 30.
Calamus. P. 12.
Calvarien Berg bei Schlan. 22.
Camellia japonica. 50.
Carus, C. G. 52.
Caſtagno, And. del. 70.
Casuarinites. 30.
Cerastium. 12.
Chamaerops. 66.
Chara. 28.
Charkow. 61.
Chemie. 12.
Chemnitz. 29.
China. 37.
Chiococca anguifuga. P. 26.
Chlorophytum Sternbergianum, (gemeint, nicht genannt). 46. 47. 49. 50. 52. 58. 59. 60.
Cholera. 73. 74. 75.
Cimabue, Giov. 70.
Cirrhus. 18. 36. 38. 24.
Cistus. 37.
Cleaveland, Parker. 14.
Cocos nucifera. 9. 11.
Coniferae. 30.
Conibeare, Jean Joſ. 9.
Corypha. P. 12.
Coudray Cl. Wen. 54. 55.
Crotalus. 73.
Cumulus. 8. 9. 18. 36. 43. P. 24.
Cupressus. 50.
Cuvier, G. L. Ch. Fr. D. Frhrr. v. 8. 10. 40 a. 42. 75.
Cycas. 30.
Časlau. P. 7.
Čechen. 28.
v. Čechtic, Bohuslaw. 20. 25.
Čelakowsky, F. 43.
Čerchowic, zwiſchen Pilſen u. Prag. 1.
Černošin, bei Pilſen. 16.

Daphne cneorum. 50.
Darmſtadt. 10. 24. 26.
David, A. L. 18.
Decandolle, A. P. 55.

Detty, bei Eger. 12.
Deputirten-Kammer in Paris. 45.
Dentschbrod. 16.
Deutschland. 8. 9. 11. 12. 34. 43. 44. 47. 54. 57. 66. 67. 71. B. 31.
Dianatempel in Pola. 37.
Diede, verehel. Gräfin Nanzan. 67.
Dobrowsky, Jos. Abbé. 16. 19. 20. 21. 25. 28. 57. 69.
Dolomit. 8.
S. Domingo. B. 25.
Donau. 18.
Donnersberg bei Milleschau. 18.
Donnersberg in der Rheinpfalz. 64.
Dornburg. 55. 56. 58. 61.
Dorpat. 8.
Dresden. 7. 8. 41. 42. 43. 49. 52.
Dublin. 61.
Dürer, Alb. 70.
Dycotyledonar-Pflanzen. 8. 24. 30. 33. 73. B. 7.

Eber. 44.
Echiniten. 67.
L'Eco, Giornale. 52.
Edinburg. 41.
Eger, Stadt. 1. 2. 6. 7. 9. 10. 16. 19. 22. 26. B. 11.
Eger, Fluß. 7. 18. 39.
„ Thal. 63.
Eifel. 2. 26.
Einsiedel bei Petzen. 5.
Eisack. 8.
Eisen. 47.
Eisenach. 28. B. 14.
Eisenbahn. 47. 50. B. 38.
Eisenerz. 7. 17.
Eisenerz in Steiermark. 37.
Eismänner Periode. 51.
Elais guinensis et melanococca. B. 12.
Elaeagnus angustifolia. 12.
Elbe. 24. 404. 42. 47.
Elberfeld. 46. 47.
Elephant. 12. 75.
Elbogen. 20.
Elster. 50.
Emerling, F. A. 26.
Endres, Th. 50.
Engelhaus bei Karlsbad. 18. 63.
England. 9. 45. 73.
Entomotithen. 28. 37.
Equiseten. 30.
Erdbeben. 47.
Eremiten-Krebs. 44.
Erlaut. B. 36.
Erica arborea. 37.
„ vulgaris. 12.
Erzgebirg. 18.
Erzniederlagen. B. 2.
Eschwege, W. L. v. 10c. B. 26.
Eschwege in Hessen. 24.
Eschweiler im Rheinland. 24.
Etersberg bei Weimar. 14.
Eucomis. 47.
Europa. 24. 43. 47. 50. 73. 74. B. 2.
Euterpe oleracea et edulis. B. 12.
Eutin. 67.
Eyk, Jan. 70.

Fagus. 14.
Falkenau bei Karlsbad. 7. 14. 15.
Falkenthal. 8.
Feldheim, Berghauptmann. 45.
Feldspath. 17. 26.
Fichtel, Leop. v. 10.
Fiesole, Angelo da. 70.
Fikentscher, Glashüttenbesitzer in Kednitz. 7. 10.
Filices. 14. 30. 31. 32. 43. B. 7. 12. 20. 21. 31.
Fiorentino, J. A. 70.
Firnstein, Naturdichter in Falkenau. 7.

Fische. 50. 59. 67.
Fitz? (War nicht sicherzustellen.) 4
Fiume. 36.
Fledermäuse. 8.
Flora, Journal. 18.
„ der Fuchswälder. 37.
„ europaea. 12.
„ der Vorwelt. 1. 2. 4. 5. 9. 12. 20. 25. 27. 30. 31. 39. 45. 62. 66. 70. 73. 74. 75. P. 11.
Flotte, ägyptische. 45.
Fluri, Math. v. 8.
Foſſile Pflanzen et Holz. 8. 15. 18. 20. 31. 33. 47. 62. 63. 73. P. 7. 20.
Frauenbad. 63.
Frauenthal, bei Eger. 2.
Frauen-Berg im Böhmerwalde. 18.
Fraunhofer, Joſ. v. 8. 10. P. 1.
Fraxinus. P. 25.
Freiberg in Sachſen. 14. 37. 72. 75. P. 4.
Friedrich d. G. 51.
Friedrich Erbprinz v. Sachſen. 42.
Friesen. 67.
Fröriep, L. F. v. 45. 73.
Füchſe. 64.
Fucoideen. 20. 30. 64. 66. 73. P. 7.
Fuhrich, Joſ. 47.
Fulda. 24.
Fumaria. 12.
Fungi. 30.

Gaddi, Taddeo. 70.
Galanthus nivalis. 59.
Galilei, Gal. 72.
Galmei. 37.
Garavaglio, Giov. 70.
Gardaſee. 7.
Gartenieſt, kaiſ., in Wien. 50.
Gaſtein. P. 19.
Geiſt-Berg bei Wien. 59.
Gemmic. 67.
Genf. 40a.
Genista. 12.
Gentiana verna. 59.
Genueſer. 37.
Geologie et Geognoſie. 10. 12. 14. 16. 18. 21. 22. 24. 37. 43. 71. 72. 73. 75. P. 2. 3. 4. 7. 8. 11. 12. 37.
Gera. 10. 14.
Gerhard, W. Gh. L. 41.
Gerlach, G. P. 43.
Germar, E. Friedr. 43.
Geſellſchaft der Gartencultur. 50.
„ ökonomiſche. 41.
„ böhmiſche, der Wiſſenſchaften. 57.
Getreide. 66. P. 17.
Gewitter. 18. 27. 43. 47. 61. P. 9. 10. 21. 31.
Ghirlandajo, R. 70.
Giorgione da Caſtelfranco. 70.
Giotto, eig. Ambrogio Bondone. 70.
Gips. 10. 12. 15. 20. 26. 28. 43. 73.
Giuſtiniani, Vida. 70.
Glas. 15. 18.
Glimmer. 2. 7. 17. 22.
Globe, Le, Journal. 40a. 42. 45.
Globuline. 59.
Gleuck, K. 10. 12. 14. P. 36.
Glossarium, böhm. Mater verborum v. Wacerad. 43.
Glyptothek. 8.
Gneis. 2.
Goethe. 9. 42. 61. 71. P. 20. 28. 39.
„ Enkel. 69. 70.
„ Enkelin. 45.
„ Familie. 13.

Goethe's Schwiegertochter. 69. 70.
„ Sohn. 40e. 45. 68. 69. 75. B. 39.
„ Werke. 40e. 52. 55. 58. 62. 65. 69.
Goiz. 37.
Göttingen. 9. 24.
Gold. 19. 42. B. 19.
Goßengrün bei Eger. 7.
Gotha. B. 36.
Gottesgab bei Eger. 18.
Gradl, Jach. 7. 9.
Gramineae. 30. 33. 37. B. 12.
Granit et gebirge. 8. 17. 21. 63.
Grauwacke et schiefer. 24. 28. 37. B. 34.
Graz. 36. 37.
Griechenland. 37.
Grillparzer, Franz. 33.
Großherzogin Louise. 13. 14. 21. 54. 55. B. 28. 36.
Großherzogl. Familie. 46. 48. 50. 69.
Grotte bei Adelsberg. 37.
„ St. Michele. 37.
Grünbleierz. 7.
Grüner, J. L., Polizeirath in Eger. 1. 7. 16. 17. 22. 39. B. 6. 11.
Grunthuisen, F. v. B. 8.
Guilelminia speciosa. B. 12.

Haberle, K. C. 18.
Habichtswald im Fuldagebirge. 24.
Haidinger, Wilh. 32. 41. B. 31.
Hajek, W. 44.
Halaschka, Sal. 12.
Halle. 5. 7. 43.
Hamburg. 18. 64. 67.
Hanka, W. — B. 6.
Hartenberg bei Eger. 7. 20.
Hartmann, C. A. A. — B. 2.
Hasen. 47.
Hausmann, J. F. L. 24. 26.
Haun, R. J. Abbé, 40a. B. 4.
Heidelberg. 24. 26. 64.
Heidler, k. k. Polizei-Ober-Commissär. 2.
Heldenlieder, epirotische. 11.
Helgoland. 67. 69.
Hellenismus, i. e. Philh. 45.
Hemting oder Memling, Hanns. 70.
v. Henning, Leop. 7. 10. 12.
Henkel, Aug. Wilh. Ed. Th. 20.
Hepaticae. 30.
Hering in Tirol. 8. 12. 66. 73.
Hermeskreischen. 42.
Hieronymus v. Prag. 25.
Hirsch. 43.
Hirschberg bei Karlsbad. 24.
Hniwkowsky, Seb. 9.
Hör in Schonen. 33.
Hoff, K. E. A. v. 29. B. 19.
Hoffmann, G. Fr. 43.
Hohenbogen, Berg im Böhmerwald. 18.
Holz. 17.
Hooker, W. 74.
Hormayer, J. Frhr. v. 28.
Hornblende. 21.
Hornstein. 15. 67. 69.
Horin an der Elbe. 12.
Horowic zwischen Pilsen und Prag. 9.
Houis. 8.
Hradišt, Berg bei Brezina. 18.
Hradschin. B. 28.
Hrdina, Joh., Bergbeamter in Wiesezka. 18.
Humboldt, A. v. 12. 41. 44. 45. 46.
Hunderück, Gebirg im Rheinland. 73.
Huß, Joh. 25.
Huigens, Ch. — B. 25.

Ichneumon. 59.
Ichthyosaurus. 73.
Idealität. B. 30.

Idere (ob Idre a. Städjangeb.?). 24.
Idria. 37.
Illirien. 39.
Ilm. 75.
Ilmenau. 5. 14. B. 14.
Insect. 26. 59.
Iphigenia, Drama. 12.
Isergebirg. 18.
Ischl. 43.
Isis, Journal. 24. 71.
Isonzo. 37.
Island. 20.
Istrien. 39.
Italien. 8. 11.
Japan. 37.
Jaquin, Jos. Fr. v. 67.
Jena. 5. 16. 18. 19. 20. 25. 29. 45. 57. B. 14.
Jever an der Nordsee. 69.
Iinec zwischen Beraun und Pribram. 28. 51. B. 34.
Joachimsthal. 29. B. 31.
Johann, Erzherzog. 11. 71.
St. Johann v. Nepomuk. 63.
Johann Georgenstadt. 7.
John, J. — B. 21.
Jubiläum in Weimar. 37. 38. 59.
Junker, Frhr. v., auf Kl. Sangerberg bei Marienbad. 16.
Juglans alba. 24.
„ regia. 51. 66.

Kärnten. 37.
Kakoren. 36. 39.
Kalk (Alpen-, Flötz-, Jura-, Kreide, Muschel-, Oolithen-, Pläner-, Uibergangs-, Urgebirg-, -stein, -spath). 8. 12. 14. 15. 18. 24. 26. 28. 33. 37. 51. 67. 73. B. 7. 20. 34.
Kammerberg o. Kammerbühl bei Eger. 1. 2. 16. 17. 26. 30.
Kammerberg bei Ilmenau. 5. 62.
Kapell Berg bei Eger. 7.
Karl, Erzherzog. 50.
Karl, Princeß. 18.
Karl August. 3. 4. 5. 13. 14. 16. 21. 24. 27. 28. 29. 31. 34. 36. 37. 38. 39. 40c, d. 43. 47. 49. 50. 51. 52. 54. 55. B. 15. 28.
Karlsbad. 1. 5. 18. 20. 40c. 41. 55. 57. 63. 64. 73.
Karlsruhe. 64.
Karlstein. 28.
Karpaten. 15. 18.
Karpholith. 56.
Kartoffel. 67.
Kaša und Piwoi. 14.
Kauïm. 47. B. 7.
Keferstein, Chr. 7. 8. 9. 10. 12. 15. 24. 73. B. 19.
Kehlheim. 18.
Kentuky. B. 25.
Kiefernspinner. 59.
Kiel. 24. 67.
Kieselschiefer. 51. B. 34.
Kircher, P. Athan. 51.
Klagenfurt. 37.
Klingsteinporphyr. 63.
Knochenbreccie. 43.
Kochon Gebirge (ob Städjan Gebirge, Dalarne, Schweden?). 24.
Köln. 24.
Königinhofer Handschrift. 12.
Königswart. 29.
Köstriz. 43.
Kohlensäure. 39.
Kolibri. 50.
Kolowrat, F. A., Libsteinsky Graf, Minister. 43.
Kościuszko-Hügel bei Krakau. 15.
Krakau. 15.
Krakus-Hügel bei Krakau. 15.
Kranach, Lukas. 25.

Krankheit Goethe's 11. 13. 14. 19. 69. 70.
„ Sternberg's. 55. 56. 71.
Kremnitz. B. 2.
Kreuzbrunnen in Marienbad. B. 4.
Krüger, Joh. Friedr. 9.
Krumau bei Budweis. 18.
Krušna hora bei Teplitz. 51.
Kupferstein. 8.
Kulm, B. 28.
Kulmer Berg an der Elbe. 24.
Kunst und Alterthum, Ilber (Zeitschrift). 13. 14. 17. 19. 20. 21. 32. 40a, c. 42. 45. 52.
Kupfer. 67.
Kupfergrün. 67.
Kupferstichsammlung. 70. 75.
Kyanit. 17.

Laacher See. 26.
Langsdorf, G. H. v., russ. Gen. Consul. 21. 40d. B. 26.
Latello, Richter in New Orleans. B. 25.
Laurus nobilis. 37.
Lava. 63.
Lavoisier, Ant. L. 59.
Lazenburg. 71.
Lear, Drama. 13.
Leipzig. 7. 8. 22. 43.
Leoben. 37.
Leonhard, K. C. v. 14. 26. B. 21.
Leptodendron. 24. 26. 37. B. 11.
Liasformation. 61.
Lichenes. 30.
Lichtenstein, M. H. K. 64.
Liegnitz. 29.
Liliaceae. 16.
Lill v. Lilienbach, Jos. 15.
„ K., Sohn des Vorigen. 18.
Lindenau, B. A. v., Staatsminister. 31.
Lindley, J. 71.
Lippi, Ph. 70.
Lissabon. 45. 47.
Litawka, Bach bei Beraun. 28.
Literatur englische. 52.
„ französische. 52.
„ italienische. 52.
Literaturzeitung, Jenaische. 14.
Littrow, Jos. Joh. v. 67.
Loßel, Jgn. 7.
Low, Fr. v. 24. 55. 56. 58.
Löwengreif in Adelsberg. 37.
Lublin, B. 28.
Lübeck. 67.
Luc, J. Andr. de. 10c.
Luden, H. 43.
Lunaria. B. 25.
Lund. 1.
Lycopodium. 12. 15. 30. 73.
Lycopodolithes. B. 11.

Maditonville. 25.
Mähren. B. 11.
Mährisches Gebirg. 18.
Mairu bei Koblenz. 26.
Mailand. 63.
Maingebiet. 61.
Mainz. 21.
Mammuth. 15.
Manebach bei Ilmenau. 5.
Mantegna, Andr. 70.
Marct, Ant. 9.
Margaretha, Königin v. Böhmen. 33.
Marienbad. 1. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 11. 16. 19. 29. 41.
Martius, C. F. Ph. v. 8. 9. 10. 20. 26. 27. 28. 40d. 72. B. 26. 41.
Masaccio, eig. Tommaso, Guidi. 70.
Massedon. 10. 12.
Mauer bei Thüringen. 29. 30. 31. 32. 33. 63. B. 20. 21.
Maurina. 66.

Medaille des Weimarer Jubiläums. 38. 39
„ des St. Johann v. N. Jubiläums. 63.
Megalosaurus. 73.
Meißner, Berg in Heſſen. 24.
Memmi, Sim. 70.
Mendola, Berg in Tirol. 8.
Menſchenknochen. 43.
Mergel-Schiefer, -Formation. 8. 51. 37. 67. B. 20.
Meſſis, Lauretin. 70.
Meteorologie. 9. 16. 18. 21. 22. 30. 36. 39. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 51. 57. 58. 59. 61. 63. 66. B. 14. 24. 31.
Meteorſtein. 33.
Metternich, Clemens Fürſt v., Miniſter. 43.
Mexico. 41. 43.
Meyer, Gruſt. 9. 14. 17. 20. 24.
Miesbach in Baiern. 8.
Mieß. 2.
Mieß, Fluß. 18. 30.
Milleſchau bei Teplitz. 12. 18.
Mineral. B. 4. 31.
Mineralienſammlung. 50.
Mineralogie oder Oryktognoſie. 10. 12. 14. 16. 43. B. 4. 37.
Mirbel, C. F. — B. 44.
Miriopoden. 37.
Miſſiſippi. B. 25.
Mittelgebirg in Böhmen. 18. 26.
Mohai in Südungarn. 29.
Mohn. 58.
Mohr, der ſchwarze Teufels-, d. i. Basalt. 13, viele Lenie: Wie man die Könige l. 30.
Mohr, der Steinkohle gewordene Baumſtamm. 62. 63.
Mohs, Friedr. 37. 39. 50. B. 31.
Moldau, Fluß. 18. 47.
Moll, K. E. Ritter v. 8.
Mondbewohner. 8.
Mondgebirge. 8.
Monocotyledonar Pflanzen. 30.
Monte maggiore in Istrien. 37.
Morphologie. 14. 15. 18. 19. 27. 41.
Moſel, Fluß. 26.
Moſen Berg in der Eifel. 24.
Moſes. 59.
Müller, v., Kanzler. 24. 26. B. 39.
Müller, Aut., Profeſſor. 43. 66.
München. 8. 12. 24. 27. 28. 43. 44. 45. 66. 70. B. 41.
Münſter Meinhovel, C. A. H. Gr. 61.
Münzen. B. 10.
Murchiſon, Rod. Freih. v. 73.
Murex brandaris. 37.
Murthal. 37.
Muſci. 9. 30.
Muſeum, böhm. vaterl. 7. 9. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 20. 21. 22. 28. 29. 33. 34. 36. 37. 39. 43. 47. 51. 56. 57. B. 6. 11. 31. 40.
Muſeumsdiplom. B. 22.
Muſeum in Berlin. 70.
Muſcheln. 20. 24. 40c. B. 28.
Myrtus communis. 37.

Naab, Fluß. 18.
Nachod in Böhmen. 15.
Najadeae. 30.
Napoleon's Leben. 45. B. 29.
Natron, ſchwefelſ. 22.
Natterer, Joh. 8. 50.
Naturforſcherverſammlung. 42. 43. 44. 45. 52. 55. 64. 67. 71. 72. 74. 75. B. 41.
Naturwiſſenſchaft, Beiträge zur geſammten. 18. 27. 29. 30. 72.
Navarin. 45.
Neapel. B. 39.

Rees v. Eisenbeck, Chr. G. 9. 10. 24. 40 d. 52.
Reichly, Joh. 9.
Neurode bei Glatz. 15. B. 8.
Neusohl in Ungarn. B. 2.
Neuwied, Fürst v. 8.
Niedermennig, Rheinland. 26.
Nilsson, Sven. 4.
Nimbus, Wolkenform. 36. 43. B. 24.
Roggerath, Joh. Jak. 9. 24. 26.
Nonnenraupe. 59.
Norwegen. 24. 30. 43.
Nürnberg. 73.
Nymphenburg. 26.

Obst. 66. 67.
Oenocarpus, Bacaba et Bataua. B. 12.
Oesterreich. 42. 44. 45. 57. 66. B. 41.
„ Censur in. 66.
„ Kaiser v. 8. 17. 22. 37. 42. 50.
„ Kaiserin v. 50.
„ Naturforscher. 10.
Olmütz. 29.
Opitz, Ph. Max. 9.
Optik. 7. 8. 9. 10. 12. 19. 20. B. 1.
Ordensstern. 41.
Orleans Neu-. B. 25.
Orthoceratiten. 51. B. 34.
Otto, Garteninspector in Berlin. 8.
Ottokar, Drama. 33.
Oxford. 9. 73.
Oyenhausen, R. v. 43.

Pachydermen. 10.
Palacky, Fr. 63.
Palmae. 8. 20. 26. 27. 28. 39. 66. 73. B. 12.
S. Pankraz. 51.
Para, Brasilien. 8.
Paris. 8. 9. 50. 63.
Paskopole am Milleschauer Berg. B. 28.
Passau. 18.
Pechnein 4. 5.
Pelargonium. 50.
Pelwen Berg in Tyrol. 8.
Penn, Wil. 106.
Pentacronium Vimarianse gemeint, nicht genannt: „ein architektonischer Kupferstich". 52. Dann 54.
Perkins C. 45.
Perturinformation B. 2.
Perugino, P. Vannucci il. 70.
Pfalz. 7. 18.
Pflanze. 59. 73. B. 16.
Pflanzengeographie. 22. 43. 44. 63. 66. B. 17.
Pflanzenmetamorphose. 55. 58. 64. B. 11.
Pflanzenphysiognomik. 27. 44.
Philadelphia. 40 b.
Philipps, Sohn. 9.
Phosphorsäure. 36.
Piacaba, Palmenart. B. 12.
Piarist. B. 3.
Pichler, Car. v. 44.
Pilsen. 9. 16. 18. 47. 50. B. 11. 38.
Pintoricchio, Bern. 70.
Pirenäen. 24.
Pisano. 70.
Planina in Krain. 37.
Plantago. 14.
Plänen, i. e. Plön in Holstein 67.
Playfair, J. 42.
Plesiosaurus. 73.
Plinius d. Aelt. 37.
Plutonismus. 13. B. 19.
Podgorze bei Krakau. 15.
Pfahlberg im Böhmerwald 18.
Pograd bei Eger. 7.
Pohl, Joh. Em. 8. B. 26.
Pola. 37.

Polen. 15. B. 41.
Politik. 45.
Polypodium vulgare. 12. B. 7.
Pontchartrain, Lac. B. 25.
Populus tremula. B. 25.
Porphyr. 26. 37. 46. 51. B. 8. 34.
Porta aurea. 37. in Pola.
Porta, Bartolomeo de la. 70.
Potentilla alba. 12. B. 7.
Prag. 6. 7. 9. 13. 16. 24. 28. 29. 31. 40c. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 50. 55. 56. 63. 67. 68. 69. 70. 71. 74. B. 28. 34. 38.
Prag, Domkirche. 63.
„ Universität. 44.
Prechtl, Joh. 8.
Predil, Berg in Kärnten. 37.
Presl, J. S. 9. 50. B. 4.
Preßfreiheit. 45. 72.
Preußen. 12. 16.
Protestanten. 72. B. 3.
Proteus anguineus. 37.
Prunus. 12.
„ armeniaca. 66.
Purkyně, Joh. — B. 3.
Purpur. 37.
Pusch, G. G. — B. 2.
Puvop. 17.
Pyrenäen. 22.

Quarz. 44. Acte. 20. 24. 26. 51.
Quercus pedunculata. 12.
„ suber. 37.

Rabe. 50.
Rachel, Berg im Böhmerwald. 18.
Radnic bei Pilsen, Herrschaft des G. K. v. Sternberg. 1.
Raibl in Kärnten. 37.
Raibolini, F. Francia. 70.
Raimmer, Geognoſt. B. 8.
Rana pretiosa. 40c. B. 26.
Rakonic. 18.
Ranzau, Gräfin, geb. Diede. 67.
Raphael, Sanzio. 70.
Ratiboric im Taborer Kreis. 7.
Ratzeburg, in Mecklenburg. 67.
Rauch, Chr. 66.
Raudnitz. 43.
Rawa, Fluß. 15.
Red river. B. 25.
Redwitz bei Eger. 7. 10.
Regen, Fluß. 18.
Regensburg. 7. 21. 26. 28. 30. 39. 44.
Reichenberg. B. 31.
Reise Sternberg's zu Goethe. 20. 21. 22. 39. 40c. 42. 43. 51. 57. 63. 64. 65. 66. 67. 73. B. 28. 39.
Renner, Joh. Aug. 44.
Rennthier. 43.
Reupel. 43.
Revolution, amerikanische. 45.
Rhamnus. 12.
Rhein. 2. 10. 26. 29.
Rhinoceros. 43.
Rhode, J. G. 4. 5. 15. 18.
Rhododendron. 50.
Rhön. 24.
Ricci, Dom. 70.
Richard, L. C. M. 40a.
Riesengebirg. 18. 30. 63. B. 19.
Ringl, Cabinetsrath in München. 8.
Robinia. B. 25.
Röper, Joh. 42.
Rom. 17. B. 39.
Ronchi bei Triest. 37.
Rosa, Monte. 17.
Rosen. 66. B. 25.
Rothgültigerz. 7. B. 31.
Rothkupfer. 8.
Rotularien. 30.
Roveredo. 7.

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

Rubus chamaemorus. 63.
Rüpel. Ed. 64.
Rutich, Berg bei Brezina. 18
Ruſſel, Lord 23. 40a.
Rußland, Kaiſer von P. 28.
Roux, S. M. Bertrand 21. 22.

Saar, Fluß 26.
Saarbrücken 24. 26.
Sabiaceae. P. 26.
Sachſen. 12. 15. 42.
Sagus Rumphii. P. 12.
Saléve, Berg in Savoien. 40c. P. 27.
Salicornia herbacea 40d.
Salix 32. 33.
Salm. Fr. Graf v. 50.
Salsola Kali. 40d.
Salzburg. P. 7.
Salzgebirg. 15.
Salzthon. 12. 15. 20.
Sammlungen in München. 8.
Sandſtein, Quader, Kohlen, Quarz, Trapp, Triebſand. 4. 8. 10. 12. 14. 15. 17. 18. 22. 24. 26. 28. 30. 47. 51. 63. 64. 67. 73. P. 7. 12. 34.
Sanstouci. 51.
Sauerſtoff. 39.
Saurier. 64.
Sauſſure, Hor. Ben de. 40c. P. 27.
Saxifraga nivalis. 63.
Schafe. 67.
Schafarik, Fr. 57.
Schalthiere. 15.
Schelver, Fr. Joh. 16.
Schemnitzin bei Karlsbad. 63.
Schemnitz. P. 2.
Schildkroten. 8. P. 25.
Schlacke. 2. 26.
Schlan. 22.
Schlangen. 50.
Schleſien. 8. 15. 30.
Schlick, Steph. Graf. 29. 30.
Schloßberg bei Karlsbad. 63.
Schlotheim, E. Freih. v. 5. 12. 30. 43. P. 34.
Schlotheimer (die von Schlotheim beſtimmten foſſ. Pflanzen.) 30.
Schnapan. 63.
Schneegrube. 63.
Schönberg bei Eger. 7.
Schönbrunn bei Wien. 71.
Schonen. 33.
Schonganer, M. 70.
Schoun, Joach. Friedr. 22.
Schrader, H. Ad. 9.
Schreiber, Bergmeiſter in Sonnenberg. P. 21.
Schreibers, K. v. 1.
Schrön, Lud. 29. P. 14.
Schropf, Landkartenzeichner in Berlin. 43.
Schulz, C. H. 14. 16. 18. 20.
Schwadowitz bei Joſephſtadt. 15. P. 7.
Schwarzenberg, Ad. 24.
Schweden. 24.
Schweden, die, vor Prag. 44.
Schweiel. 8.
Schweifkies. 15. 31. 33. 37. 67. P. 29.
Schweiz. 18. 30. 73.
Schweizer, 68. Staatsrath 1.
Swenkfeldia. P. 26.
Schwerdtgeburth, K. A. 52.
Sedlacek, Ad., Prof. in Pilſen. 9.
Seeſterne. 51. P. 34.
Senkenbergs Sammlung. 61.
Selenit. 32. 33.
Semmering, Berg in Oeſterreich. 37.
Sergier, die Porta aurea der, in Pola. 37.
Serpentin. 5.
St. Servaz. 51.

Sibirien. 9.
Siebenbürgen. 18.
Siebengebirge. 24.
Siena, Guido da. 70.
Silber. 10.
Silliman, Benj. 9. 73.
Simonow, J. Ritter v. — B. 12.
Sinigaglia. 73.
Sinter. B. 7.
Slawa bei Eger. 2.
Slawen. 67.
Sömmering, Sam. Thom. v. 64.
Sokrates. 70.
Sohlenhofen. 18. 66. 73.
Sonnenberg in S.-Meiningen. B. 21.
Sonnenwirbel, Berg im Böhmerwald. 18.
Soret, Fr. 14. 21. 58.
Sovignaco in Istrien. 37.
Spestart. 64.
Sphärosiderit. 73.
Spiegel, H. v., Hofmarschall. B. 28.
Spinne. 59.
Spiraltendenz der Pflanzen. 72. B. 41. 42.
Spix, J. B. v. 8.
Sprache, englische. 67.
Staarsteine. B. 12.
Stalaktiten. 37.
Steier. 37.
Steiermark. 37. 43.
Steierische Alpen. 66.
„ Karte. 71.
Steininger, Joh. v. 26.
Steinkohle, Braun-, Schwarz-, Anthracit-, Gagat. 2. 8. 9. 12. 15. 18. 20. 21. 24. 26. 27. 28. 30. 31. 32. 33. 37. 47. 51. 62. 63. 66. 73. B. 7. 8. 11. 12. 20. 21.
Steinmann, Jos. Joh. 36.
Steinsalz. 10. 15. 18. 20. 21. B. 7. 63.
Sternberg in Mähren. 15.
„ Familie. 28.
„ Franz Graf v. 12. 39. 47. 66. 70.
„ Jaroslaus v. 29.
„ Kaspar Gf. v. 14. 16. 25.
Sternbergit. B. 21.
Stinkstein. 8.
Stolz, Ant. Dr. — B. 28.
Stonesfield bei Oxford. 73.
Stotternheim in Thüringen. B. 36.
Strahlstein. 18. 36. 43. B. 21.
Sträußchen (Königinh. Handschrift). 7. 9. 11.
Sturm, Jak. 73. 74.
Stuttgart. 24.
Swětla im Časlauer Kreis. 16.
Syngenesie. B. 34.
Syringodendron. 63.

Tamus elephantipes. 26.
„ vulgaris. 26.
Tapir. 10.
Tataren. 29.
Taunus. 64.
Tegernsee. 8.
Tennessee. B. 25.
Tepl. 2. 5. 7. 9. 18.
Teplitz. 2. 13. 17. 20. 24. 29. 43. 54. B. 28.
Terrämotisten. 10a.
Thaler. 29. 30.
Theekisten. 45.
Thlaspi arvense. 12. B. 7.
Thon- et schiefer- et gebirge. 2. 8. 10. 15. 18. 24. 26. 33. 36. 37. 51. B. 21. 34.
Thon- et Braun-Eisenstein. 15. 36. 51. B. 34.
Thouin, Andr. 40a.
Thun, J. Gf. v. — B. 28.
Thurn u. Taxis, Fürst K. Alex. 40c.

Tirol. 8. 18. 66.
„ Vote. 8.
Todtliegendes. 37.
Tomaschek, W. 3. 7.
Tracht. 21.
Trappgebirg. 17.
Tremellen. 30.
Trevirauus, L. Ch. 15. 20.
Trier. 24. 26.
Triest. 36. 37.
Trigloehin maritimum. 40d.
Tritobiten. 12. 28. 33. 40c. 42. 51. W. 34.
Tuff. 75.

Uccello, Paolo Razocchi. 70.
Ulva. 30.
Ungarn. 10. 12. 47. W. 2.
Urach in Würtemberg. 47.
Ural. 42.
Urraquisten. 25.

Venezianer. 37.
Verein. Staaten von Nord-Amerika. 40b.
Verkohren, v., Oberst. 49.
Veronica prostrata. 12.
Vesuv. 9.
Vicia cracca. 12. W. 7.
Villeret in Neu Orleans. W. 25.
Vito, Anuß. 18.
Vinci, Leonardo da. 70.
Vitriol. 37. 47.
Vögel. 43. 50. 64. 67.
Volkslieder, böhmische. 33. 43.
„ slawische. 43.
Vulkan et ignis. 20. 26. 27. W. 2. 3. 11.

Wahlverwandtschaften. 40a. 45. 59.
Waldaurottung. 66.
Waldenburg, Schlesien. 15. W. 8.
Waldstatten in der Oberpfalz. 7.
Waldstein Palast. 44.
Wale. 9.
Wallonentracht. 15.
Walter Scott. 45. W. 29.
Waltsch, etwa drei Meilen östlich von Karlsbad. W. 7.
Wartburg bei Eisenach. 18. W. 14.
Watt, J. 45.
Wavellit. 17. 36.
Weichsel, Anuß. 15. 18.
Weidenblatt. 32. 37.
Weimar. 7. 9. 14. 15. 22. 24. 28. 29. 31. 37. 39. 44. 54. 55. 56. 63. 64. 66. 67. 73. 75. W. 20. 28. 30. 39.
Weinbau, 55. 56.
Weiß, Ch. L. 8.
Weißbleierz. 7.
Welleswciler bei Saarbrücken. 26.
St. Wendel. 44.
Werner, A. G. — W. 4.
Wernerianer. 43.
Wetterau. 24. 26.
Wettin bei Halle. 5.
Wielicska. 15. 18. 20. W. 7.
Wien. 8. 12. 15. 17. 28. 30. 47. 50. 53. 57. 64. 67. 71. 72. 75. W. 11.
Wien, Augarten. 71.
„ Bedoutensaal. 71.
„ Sammlungen. 71.
„ Universität. 71.
Wilbrand, J. W. 30.
Wilhelmshöhe bei Kassel. 24.
Willdenow, K. L. W. 41.
Winter, Grundbesitzer in Köstritz. 43.
Winterberg im Pilsner Kreise. 18.
Witt, Joh., genannt v. Dörring. 45.
Wolf. 47.
Wolte Berg bei Aics und Cernosin. 2. 16. 17. 22. 30.

Wolkengestalten. 44. 45.
Wondra, Anst. 7.
Württemberg. 19.

Xenien. 43.

Yorkshire. 9.
Young, George. 9.

Zamia. 30.
Zauper, J. Pf., Prof. in Pilsen. 49. c.
Zechstein. 19. 37.
Zeitschrift des böhm. Museums. 42. 43. 44. 45. 48. 49. 52. 57. 59. 63. 66. 70. 72. 73. 74. 75. 9. 31. 37.
Zeller, K. Friedr. gemeint („ein bewährter Freund"), nicht genannt. 44.
Zentner, Staatsrath in München. 8.
Ziegenberg im Rheinland. 21.
Zippe, F. J. M. 9. 28. 6.
Zipser, Gh. A. 12. 9. 2.
Zober in Waldenburg. 9. 8.
Zuckerfeld. 9. 25.
Zizka. 25.

STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Goethes

Briefe an Friedrich August Wolf.

Herausgegeben

von

Michael Bernays.

Vgl. S. 43

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1868.

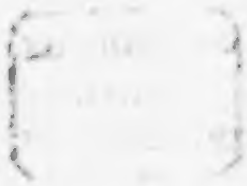

Heinrich von Sybel

in freundschaftlicher Verehrung

ungezeignet

Einleitung.

Von den Briefen Goethes an Friedrich August Wolf, deren Originalhandschriften die Königliche Bibliothek zu Berlin bewahrt, sind bisher schon einige öffentliche Mittheilungen gemacht worden: zwei Briefe von bedeutendem Inhalte ließ Wilhelm Körte in seiner übel zusammengestellten Lebensbeschreibung des großen Philologen abdrucken (1833); eilf Briefe wurden im Auszuge veröffentlicht durch Heinrich Laube im zweiten Bande seiner Neuen Reisenovellen (1837). Diese lückenhaften Mittheilungen mußten den Wunsch nach einer vollständigen Kenntniß nur um so entschiedener hervorrufen; ohne Zweifel werden daher die Freunde der Literatur die hier erfolgende Bekanntmachung des Ganzen willkommen heißen.

Wer diese Briefe mit Aufmerksamkeit durchliest, wird sich zu den mannichfaltigsten Betrachtungen angeregt fühlen. Man beachtet den Verkehr zwischen dem Dichter und dem Philologen; man sieht, wie ein freundschaftliches Verhältniß entsteht und sich fester knüpft, und man will vor Allem sich ein deutliches Bild dieses Verhältnisses schaffen. Bald aber schweift der Blick über den engeren Blick dieser persönlichen Beziehungen hinaus: Goethe und Wolf, beide zeigen sich in den Gebieten ihres Wirkens und Schaffens als Herrscher; der eine waltet königlich in der Literatur seines Volkes, der andere hat der Alterthumswissenschaft den fruchtbaren Keim neuer Lebensentwickelungen mitgetheilt. Indem die beiden Großen zu einander in Beziehung treten, scheint sich die neu belebte Alterthumswissenschaft mit der in herrlicher Blüthe dastehenden Poesie zu berühren; und die Frage tritt uns nahe: welche Einwirkungen hat unsere Poesie, zur Zeit, da ihre Kräfte in der reichsten Entfaltung begriffen waren, von der Philologie empfangen, die durch Wolfs schöpferischen Geist frisch verjüngt und auf neue Bahnen gelenkt worden? oder hat gar eine heilsame Wechselwirkung zwischen deutscher Poesie und Philologie stattgefunden? und welche Stellung gebührt dem Philologen innerhalb der deutschen Literatur? —

Doch zu solchen weitergreifenden Betrachtungen dürfen wir uns hier nicht verlocken lassen. Indem wir uns die Erörterung dieser bedeutsamen

Fragen für einen anderen ſchicklichen Anlaß vorbehalten, müſſen wir uns für diesmal beſcheidenere Grenzen ziehen. Hier ſoll in anſpruchsloſer Form nur dasjenige zuſammengeſtellt werden, was etwa zur Erläuterung der folgenden Briefe dienen möchte; und da aus dieſen Briefen allein wohl kaum eine genügende Vorſtellung von dem zwiſchen beiden Männern obwaltenden perſönlichen Verhältniſſe zu gewinnen iſt, ſo mögen wir verſuchen, das unvollkommene Bild wenigſtens durch einige Striche zu ergänzen.

Goethe und Wolf ſind zuerſt im Sommer des Jahres 1795 einander nahe getreten. Zwar erinnerte ſich Wolf noch gegen Ende des Jahres 1822 einer frühern Begegnung: auf der Büttnerſchen Bibliothek zu Jena war er im Frühjahre 1786 mit dem Dichter zuſammengetroffen,[1]) „der in der ſchönſten männlichen Kraft ſtrahlte," und es hatte ſich dort „ein langes Geſpräch über die Aufſtellung der unlängſt angekommenen Bücher und über Bücherweſen und Unweſen überhaupt angeknüpft." Von dieſem Zuſammentreffen wird Goethe jedoch keinen nachhaltigen Eindruck bewahrt haben. Was der damals ſiebenundzwanzigjährige Profeſſor, der 1783 ſeine Wirkſamkeit in Halle begonnen, als Schriftſteller und Lehrer geleiſtet, konnte ſeinem Namen über den Kreis der Fachgenoſſen hinaus keine bedeutende Geltung verſchafft haben. Freilich war die Ausgabe des Platoniſchen Sympoſien (1782) eine für jene Zeit höchſt bemerkenswerthe Erſcheinung; wer den Gang der philologiſchen Studien aufmerkſam verfolgte, hätte wohl aus der Anlage des Ganzen, vornehmlich aber aus den in kernhaftem Deutſch abgefaßten einleitenden Aufſätzen, die Ueberzeugung gewinnen können, daß hier eine ſelbſtändige, dem Leſſingſchen Geiſte verwandte Individualität in friſcher Kraft ſich äußere. Ohne Zweifel jedoch hatte Goethe von dieſer Leiſtung nichts erfahren. Wolf aber konnte die Eigenart ſeines Weſens, die ſpäter in ſo ausgeprägter Beſtimmtheit gleich auf den erſten Blick einem Jeden entgegentrat, damals noch nicht bis zu dem Grade entwickelt und gefeſtigt haben, daß ſie auf den Dichter mit beſonderer Anziehungskraft hätte wirken müſſen. Beide ſtanden einander gegenüber, wohl ohne zu vermuthen, daß kommende Jahre ſie einſt ſo nahe zuſammen führen ſollten.

Wie dem auch ſei, ſo viel iſt ſicher, daß erſt im Sommer 1795 ein perſönlicher Verkehr eingeleitet ward; von dieſem Zeitpunkte an rechnet Goethe, wie aus dem erſten Briefe vom 5. October 1795 hervorgeht, den Anfang der näheren Bekanntſchaft.

[1]) Goethe war in den erſten Monaten des Jahres 1786 zu verſchiedenen Malen in Jena; die Begegnung mag in den letzten Tagen des März oder April ſtattgefunden haben; vielleicht war Wolf einer von den „vielerlei Menſchen," die er am 25. April in Jena geſehen. (Briefe an Frau von Stein 3, 253.)

Dieſe ward durch Wilhelm von Humboldt vermittelt, der damals mit Wolf den regſten Austauſch wiſſenſchaftlicher Ideen und eine auf die Gemeinſamkeit philologiſcher Studien gegründete Freundſchaft unterhielt.[1]) Goethe war am 31. Mai auf einige Tage nach Jena gegangen; dort traf er die beiden Freunde zur glücklichen Stunde beiſammen. Er ward durch Wolfs Perſönlichkeit entſchieden angezogen; Humboldt that das Seinige, um den günſtigen Eindruck zu verſtärken und dauernd zu machen, indem er Goethen von dem wiſſenſchaftlichen Charakter Wolfs einen deutlichen Begriff gab und ihn zu einer eingehenden Beſchäftigung mit den Prolegomena anregte.

In der That war dieſer Zeitpunkt, in welchem Goethe und Wolf einander ſich näherten, einer der bedeutungsvollſten im Leben des großen Philologen. Dieſer hatte eben das Werk vollendet, das er ſeit früher Jugendzeit ſchon im Geiſte getragen, zu dem er in reiferen Jahren mit ausharrender Geduld und beſonnener Kraft den Grund gelegt, und das er endlich, nachdem er ſich dieſes feſten Grundes hinlänglich verſichert, mit bewußter Kunſt planvoll ausführte; — das großartige, das kühne Werk, das dem Studium der homeriſchen und aller epiſchen Dichtung eine neue Seele gab[2]) und weite überraſchende Ausſichten in die dunkle Urgeſchichte der Poeſie und Kultur eröffnete. So reiche Aufſchlüſſe auch dies Werk enthielt, noch reichere ſchien es zu verheißen; die geſammte Poeſie des Alterthums erſchien wie von einem neuen Lichte beſtrahlt, die Grenzen der Forſchung waren erweitert und für die hiſtoriſche Unterſuchung in dieſem Bereiche ein neues breites und ſicheres Fundament gewonnen. Wo bis dahin eine ſchwächliche Aeſthetik ſich eingeniſtet und ungeſtört ihr Anſehen behauptet hatte, indem ſie bald mit ängſtlicher Klügelei aus den großen Schöpfungen des Alterthums kleinliche Geſetze ableitete, bald mit ſelbſtzufriedenem Behagen ihren gehaltloſen Träumen den Werth geſchichtlicher Wahrheiten beimaß, — in dieſem bis dahin nur den wechſelnden Geſetzen und Grillen des Geſchmacks unterworfenen Gebiete zeigte plötzlich die hiſtoriſche Kritik ihr ernſtes Antlitz, ſchritt feſten Ganges einher und machte ſiegreich ihre Rechte geltend.[3])

[1]) Der Leſer dieſer Blätter bedarf kaum einer Hinweiſung auf die ſcharfſinnige und gründliche Charakteriſtik, welche Haym in ſeiner Biographie Humboldts von dieſem für beide Männer ſo überaus fruchtbaren Verhältniſſe gegeben hat.

[2]) divinum opus, quo nos ad Homeri lectionem instituit. Lehrs, Aristarch. p. 202.

[3]) Postremo, ut verbo defungar, tota quaestio nostra historica et critica est, non de optabili re, sed de re facta. Potest fieri, ut novae ex illa difficultates nascantur, ut augeatur etiam admirabilitas rei: quid ad nos? Amandae sunt artes, at revocanda est historia. Vorrede zur Ausgabe des Homer von 1795.

Die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt ward wachgerufen. Es ist begreiflich, daß man in der That des kühnen Kritikers zuerst nur eine That der Zerstörung sah; die Persönlichkeit Homers, seit Jahrtausenden allverehrt an der Spitze der Dichter ragend, sollte auf einmal wie ein Nebelbild vor den Augen der Menschen verschwinden; die unvergänglichen Werke, die ein Geschlecht dem andern als die herrlichsten Musterbilder dichterischer Kunst preisend überliefert hatte, sie sollten nicht mehr als Erzeugnisse des höchsten, bewußtvoll schaffenden Dichtergeistes gelten: sie sollten vielmehr, wie man es sich ungeschickt genug vorstellte,*) aus vielen, zufällig hie und da entstandenen Gedichten kümmerlich zusammengesetzt worden sein. Es konnte nicht fehlen, daß der erste Eindruck der Prolegomena von einem ungläubigen Staunen, ja von einem dumpfen Schrecken begleitet war. An dem Allerheiligsten der Poesie war ein frecher Kirchenraub begangen; man fühlte sich auf das schmerzlichste berührt, und doch durfte man dem, der sich der That vermessen, die gerechteste Bewunderung nicht versagen: er hatte in sein Werk nicht blos die lebendige Fülle gediegener Gelehrsamkeit niedergelegt, er hatte nicht blos seine darstellende Kunst an dem schwierigen Stoffe glänzend bewährt, — er hatte sich zugleich als einen Geist von wahrhaft schöpferischer Kraft gezeigt, er hatte sich zum Haupte der deutschen Philologie erhoben.

Eben begann dieser erste Eindruck mit voller Macht sich über die literarische Welt zu verbreiten, als Goethe um die Mitte des Jahres 1795 mit dem Verfasser der Prolegomena in Jena zusammentraf.*) Ihm war das Werk nicht unbekannt geblieben; aber er hatte es keineswegs als eine tröstliche Erscheinung begrüßen können. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Arbeit schien ihm einzuleuchten; aber mit den Resultaten, zu denen

*) Am crudesten wird diese lächerliche Vorstellung ausgesprochen in einem seltsam verunglückten Schriftchen, das J. G. Schlosser unter dem Titel „Homer und die Homeriden. Eine Erzählung vom Parnass" (Hamburg 1798 bei Friedrich Perthes) anonym erscheinen ließ. Schlosser war damals in einem hitzigen Ankämpfen gegen die kritische Philosophie begriffen, und zeigte sich immer deren, dieser verhaßten Feindin alles Unheil zuzuschreiben, das über die sittliche und literarische Welt hereinbrach. Sie muß denn auch hier die Schuld für den am Homer begangenen Frevel tragen, obgleich der Frevler, wie wir wissen, sich niemals durch philosophische Verführungskünste hatte kirren lassen. — Auf S. 8 läßt Schlosser den Aristarch in der Versammlung der alten Dichter und Philosophen laut klagen: „Siehe, Vater Homer, dieser Bösewicht hat hier unter allen Schatten auf dem Parnass ausgebreitet, daß du deine Gedichte nicht selbst gemacht hättest, sondern daß ein paar Dutzend anderer Pursche, Jupiter weis wer, einer hier, einer dort, einen Lappen dazu hergegeben hat" u. s. w. — Apoll aber thut schließlich den beschwichtigenden Ausspruch: (S. 29) „Wisse, die Leute haben sich an ihrem Herzen versündigt, darum schickte ich ihnen falsche Propheten, die ihnen, da sie selbst nichts Schönes machen können, auch das Schöne, das sie ererbt haben, verderben müssen! bey denen, die nicht sündigten, bleibt Homers Name immer unbefleckt."

*) Körte irrt in der Angabe (I, 277), daß Wolf damals von Jena aus auch Weimar besuchte.

die Unterſuchung hinführte, mochte ſeine Künſtlernatur ſich nicht ſogleich befreunden. Auch er ſchien geneigt, in dem Meiſterwerke literarhiſtoriſcher Forſchung ein Erzeugniß kritiſcher Zerſtörungsluſt zu erblicken. Was er beim erſten Leſen der Prolegomena empfand, verrathen uns die Worte, die er am 17. Mai an Schiller richtet: „Wolfs Vorrede zur Ilias habe ich geleſen, ſie iſt intereſſant genug, hat mich aber ſchlecht erbaut. Die Idee mag gut ſein, und die Bemühung iſt reſpektabel, wenn nur nicht dieſe Herrn, um ihre ſchwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarſten Gärten des äſthetiſchen Reichs verwüſten und in leidige Verſchanzungen verwandeln müßten. Und am Ende iſt mehr ſubjektives als man denkt in dieſem ganzen Krame. Ich freue mich bald mit Ihnen darüber zu ſprechen. Eine tüchtige Epiſtel habe ich dieſen Freunden dereinſt zugedacht."

Man ſieht, der Künſtler erhebt Einſpruch gegen das, was ihm als Anmaßung der hiſtoriſchen Kritik erſcheint. Es wird ihm unbehaglich zu Muthe, da eine fremde Macht, die er doch in gewiſſem Sinne anerkennen muß, in die geweihten Bezirke eindringen will, wo allein der Kunſt Herrſcher und Richteramt gebührt.

Und wie natürlich iſt es, daß ſolcher Mißmuth ſich in ihm regt, daß dieſer geheime Widerwille ihn beſchleicht! Auch er hatte ſich in die homeriſche Welt eingewohnt und eingelebt; auch er hatte ſich mit dem Geiſte, der mit ewigem Leben dieſe Gedichte durchdringt, in ſeiner Weiſe vertraut gemacht; die homeriſchen Geſänge waren ihm zu unverſiegbaren Quellen dichteriſcher Begeiſterung, künſtleriſchen Entzückens geworden; er hatte dieſe Schöpfungen in lebendigem Anſchauen, er hatte ſie denkend, fühlend und forſchend zu erfaſſen geſucht; — aber er hatte ihnen doch ſtets nur als hellblickender Künſtler gegenüber geſtanden, der ſich des Daſeins dieſer Wunderwerke freute. Er konnte ſich nicht aufgefordert fühlen, ſeine Anſchauung auf die früheſten Kulturzuſtände zurückzulenken, um dort nachzuſpüren, wie dieſe Werke zum Daſein gelangen mochten; es mußte ihn unmuthig ſtimmen, wenn er das zu herrlicher Einheit Zuſammengefügte in dieſer Weiſe vor ſeiner Phantaſie gleichſam in die einzelnen Beſtandtheile wieder aufgelöſt ſah. Die Luft, die ihm aus Wolfs kritiſchem Werke entgegenwehte, mußte ihn kalt und ſchneidend berühren.

Die Erfahrung, die er in ſpäter Zeit gegen Zelter ausſprach, „daß ihm der Homer anders ausſehe, als vor zehn Jahren, und daß der Altvater gar verſchiedene Geſichter ſchneide,"[1]) dieſe Erfahrung war ihm

[1]) „Leſe ich nun den Homer, ſo ſieht er anders aus als vor zehn Jahren; würde man dreihundert Jahre alt, ſo würde er immer anders ausſehen. Um ſich hievon

schon damals zu Theil geworden, als er den ersten Blick in die Prolegomena warf. In der That, wie vielfach hatte sich ihm das Aussehen Homers verändert, seit den Knabenzeiten, da er in der Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten die Beschreibung von der Eroberung des trojanischen Reichs gefunden und mit Begierde gelesen (Werke Bd. 24, S. 61), bis zu dem Augenblicke, da ihm unter den Wundern der südlichen Natur in Sicilien die Odyssee als ein lebendiges Wort aufging (28, 243)! Wenn der Knabe sich die Einbildungskraft verdorben hatte durch die französisch aufgeputzten Heldenfiguren, mit denen die Beschreibung des trojanischen Krieges geziert war, so hatte der lebendig begeisterte Jüngling um so eifriger nach reiner Erkenntniß, nach ungetrübter Anschauung gestrebt. In Straßburg, wo er der beengenden Fesseln französischer Bildung ledig ward, öffnete sich ihm der frische Blick über die weiten Gebiete der Welt- und Völkerpoesie. Die Bibel, die Poesie der orientalischen Vorzeit ward ihm von neuem und in einem neuen Sinne lebendig; neben Shakespeare und dem Volksliede trat Homer, gleich einer großen Naturmacht, an ihn heran. Die Jugendkraft seines Geistes wuchs im Verkehre mit diesen zu erneuter Jugend auferstehenden Göttererscheinungen der Poesie.*) Von jener Zeit an blieb sein Geist heimisch in der homerischen Welt; seine Phantasie schmiegte sich in inniger Gemeinschaft den Vorstellungen und Gefühlen an, die aus jener Welt ihr vertraulich entgegenkamen.

Seine eigenen Dichtungen, die sich in ganz anderen Regionen ergingen, konnten ihn der genußreichen Beschäftigung mit den Alten nicht auf die Dauer entfremden; unter diesen aber stand ihm Homer meist in nächster Nähe. Um die Mitte des Jahres 1772 konnte er an Herder schreiben, daß während der letzten Zeit die Griechen sein einzig Studium gewesen; und auch bei diesem Anlasse nennt er Homer in erster Reihe. Trotz unzulänglicher Kenntniß der Sprache ließ er doch das Original nicht aus den Augen, er suchte sich ihm vielmehr so nahe wie möglich zu halten. Er wollte wenigstens den Hauch der homerischen Rede spüren; es war, als müßte ihm dieser ein liebevolles, ahnungsreiches Verständniß beleben. Wenn er seine Schwester in die Wunderwelt des antiken Epos einführte, so war er mit erfinderischer Sorgfalt darauf bedacht, ihr den

---

zu überzeugen, blicke man nur rückwärts; von den Pisistratiden bis zu unserem Wolf schneidet der Altvater gar verschiedene Gesichter." 8. August 1822.

*) Der Mann, der zu dieser Entwicklung des Goethischen Geistes den bestimmenden Anstoß gegeben, Herder, schreibt in seiner Weise an Merck: „Goethe fieng Homer in Straßburg zu lesen an und alle Helden wurden bei ihm so schön groß und fett watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt." Briefe an Merck (1845) S. 44.

Gehalt der homerischen Worte so ausdrucksvoll und lebendig zu überliefern, als ob er ihn unmittelbar aus der griechischen Quelle geschöpft hätte.*) Bei allem Wechsel seiner Neigungen und Studien schien es doch zuweilen, als wolle er diese Studien fortan mit vorzüglicher Liebe pflegen. Er begiebt sich im Frühjahr 1772 nach Wetzlar an das Reichskammergericht; dort soll er sich nach dem Willen seines Vaters, wie Kestner sagt, „in Praxi umsehen;" er selbst aber hegt, wie Kestner anzugeben weiß, einen ganz anderen Vorsatz; obgleich er „seiner Handthierung nach Dr. Juris" ist, so will er doch lieber „den Homer, Pindar**) u. s. w. studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden."

Die bewegte Thätigkeit auf dem Gebiete der Alterthumsstudien kam den Neigungen des Dichters fördernd entgegen. Ihm widerfuhr auch hier, was ihm während seines Lebens- und Bildungsganges so oft zu seinem Heil widerfahren sollte: durch die Bestrebungen der Mitlebenden ward es ihm im günstigsten Momente erleichtert, dasjenige zu erreichen, was er verlangte und bedurfte. Auch hier offenbarte sich der geheimnißvolle, aber unleugbare Zusammenhang, der zwischen dem Genius, seinem Wünschen und Wollen, und den edelsten, fruchtbarsten Regungen seines Zeitalters waltet.

Denn in jenen Jahren, als der jugendliche Goethe die homerische Welt seinem Geiste anzueignen strebte, begann eine neue Epoche für die Anschauung, für das lebendig ergreifende Verständniß Homers. Bis dahin hatte dieser in der Reihe der epischen Kunstdichter seinen ungeziemenden Platz gehabt; mit diesen, als mit seinen gleichstehenden Genossen, ward er verglichen, und oft genug fiel eine solche schmähliche Vergleichung

*) Ein Brief an Frau von La Roche, in der zweiten Hälfte des Jahres 1774 geschrieben, giebt uns jetzt einen eben so ausführlichen, wie ergötzlichen Aufschluß über die Methode, die er sich zur Bezwingung des griechischen Homer erfunden hatte, und die er mit berechtigtem Eifer auch Andern empfahl, welche, gleich ihm, ohne hinlängliche grammatische Weihe in die Mysterien der Urschrift eindringen wollten. Diesen köstlichen Brief hat Classen bekannt gemacht in den Anmerkungen zu dem gehaltvollen Vortrage, mit welchem er die Versammlung der Philologen in Goethes Vaterstadt 1861 eröffnete.

**) Und Kestner war durchaus nicht falsch berichtet, wenn er hier Pindar dem Homer zugesellte. Wie mächtig der Thebanische Sänger damals dem jungen Goethe Sinn und Gemüth bewegte, wußten wir schon aus „Wanderers Sturmlied" erkennen, wenn wir auch nicht ein ausdrückliches Zeugniß dafür besäßen in dem Briefe an Herder aus dem Sommer 1772 (Aus Herders Nachlaß S. 37—43). — Ein Denkmal seiner damaligen liebevollen Beschäftigung mit Pindars Poesie ist uns erhalten in einer Uebersetzung der fünften Olympischen Ode. Hirzel besitzt dieselbe in Goethes eigener Handschrift und hat uns die Veröffentlichung freundlich gestattet. — Was Goethe in späteren Jahren gelegentlich über Pindar äußert (man sehe besonders Bd. XL, 301), läßt nicht gerade vermuthen, daß ihm der Dichter und seine Dichtungsweise in bestimmten Zügen vor der Einbildungskraft standen.

zu seinen Ungunsten aus. Aus jener Reihe ward er nun herausgehoben; es ward gefühlt, daß die von den Lehrmeistern der modernen Poetik erklügelten Regeln auf ihn nicht anzuwenden seien, daß er selbständig für sich allein stehe und nur aus sich selbst erkannt und beurtheilt werden dürfe. Während man in jener Zeit so eifrig beflissen war, über das Wesen des Genies in's Klare zu kommen, suchte man auch in das „Originalgenie" Homers einzudringen. Seine Werke fingen an als ein Erzeugniß der Natur zu gelten und zugleich erschienen sie selbst als eine zweite Natur. Gelehrte Forscher und gebildete, dem Alterthum befreundete Reisende wetteiferten in dem ernstlichen Bemühen, jenen — wenn man so sagen darf — Naturcharakter der homerischen Poesie in's Licht zu setzen, die Dichtung auf den Boden der Natur, dem sie entsprungen war, zurückzuführen.[11]) Was zu diesem Zwecke geleistet ward, fand bei Goethe die freudigste Anerkennung. Als Robert Woods Essay on the original genius of Homer (1769), dessen Lob Heyne schon verkündigt hatte, dem deutschen Publicum durch Uebersetzung zugänglich ward (1773), begrüßte er das anregende Werk mit warmer Theilnahme;[12]) gegen solche, die mit ungeweihter Hand sich an das Heiligthum der homerischen Poesie wagten, erhob er sich mit kräftigem Ingrimme, in begeisterter Schelttrede.[13]) Er konnte es nicht fassen, wie man, von Ilias und Odyssee sprechend, sich mit dem herkömmlichen gelehrten Aloeskram noch immerfort begnügen mochte. Homer war ihm zu einem Evangelium der Natur geworden. Beständig schweben vor seiner Phantasie die olympischen Göttergestalten; und wenn er an Kestner schreibt, dann stehen sie ihm zur Seite, die goldne Venus und der Bote Merkurius, den die göttlichen Sohlen, die schönen, goldnen, dahintragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde mit dem Hauche des Windes.[14]) Selbst der innere Drang, der ihn zur bildenden Kunst hintrieb, mußte ihn auch immer wieder in die Nähe Homers führen; der Künstler betet am Morgen, ehe er sein Tagewerk beginnt.

[11]) Zurückblickend auf diese Zeit und ihre Bestrebungen, sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit (26, 145): „Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das homerische Licht ging aus neu wieder auf und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte; denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte."

[12]) In den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773, 21. April. — Das Werk des französischen Kaufmanns Guys, dessen Goethe ebenfalls gedenkt, war 1772, 27. November, angezeigt worden.

[13]) Zu diesen Zornesäußerungen veranlaßten ihn Schlözers Schreiben über den Homer und die in Würzburg erschienenen Fragmente zur griechischen Literatur. Siehe die Frankfurter gelehrten Anzeigen 1772, 11. und 15. September.

[14]) Goethe und Werther, S. 136.

Andacht lithurgischer Lection
Im heiligen Homer. [14])

Das Gemüth, vom Sturme der Leidenschaften bewegt und im unseligen Widerstreit mit sich selbst zerrissen, erholt und erquickt sich am ruhigen Gleichmaß der homerischen Darstellung: hier vernimmt Werther den „Wiegengesang, mit dem er sein empörtes Herz zur Ruhe lullt;“ hierher, in die Zustände voll patriarchalischer Einfalt, mag er gern sich flüchten, wenn sein Herz vom Zwang conventioneller Verhältnisse bedrückt wird; und so darf denn auch Werther aus Goethes Herzen heraus, mit ungekünstelter Innigkeit, von seinem Homer sprechen. [15])

Auch nachdem Goethe in neue Lebensverhältnisse eingetreten war, blieb sein Sinn dem Homer zugewandt. Kaum ist er in Weimar angelangt, so benutzt er schon den eben gewonnenen Einfluß, um einem Unternehmen förderlich zu sein, das dem deutschen Volke einen deutschen Homer zu versprechen schien: er muntert Bürger in schönen und herzlichen Worten auf, die in jambischen Versen begonnene Uebersetzung der Ilias fortzuführen, und begleitet seine ermunternden Worte mit dem Anerbieten einer beträchtlichen Unterstützung. [16])

Und die Jugendliebe zum Homer erkaltet nicht, während er in andere Pfade des Denkens und Dichtens einlenkt. Wenn er, das Land durchstreifend, die Einfachheit der Natur, die Einfachheit menschlicher Zustände wahrnimmt, ergreift ihn die Erinnerung an die Welt Homers: es ist bezeichnend genug, daß er am Weihnachtstage 1775 dem Herzog schreibt: „den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er

---

[14]) Künstlers Morgenlied; zuerst gedruckt 1776.

[15]) Worüber sich Lichtenberg (Vermischte Schriften 2, 27) einige ironische Bemerkungen erlaubt, die allerdings Goethe nicht treffen können, aber an und für sich gar nicht ungerechtfertigt sind.

[16]) Im ersten Bande des deutschen Museums von 1776 hatte Bürger von neuem eine Probe seiner Uebersetzung veröffentlicht — (die erste war schon 1771 in Wielands Bibliothek der schönen Wissenschaften erschienen) und in einem „Proleg zu's deutsche Publikum“ angefragt, ob es auf eine freundliche Theilnahme für sein Werk rechnen könne. Hierauf erließ Goethe von Weimar aus, am 29. Februar 1776, eine „dissertige Antwort auf Bürgers Anfrage wegen Uebersetzung des Homers“ (Deutsch. Merkur 1776, Februar 193 f.), über welche Bürger sich freudig überrascht in einem Briefe an Gleim vom 11. März: „Das Weimarische Publicum thut ein Ding, dergleichen in unserem lieben Vaterlande noch nie erhört worden ist. Denn die fürstliche Familie und der Hof machen sich zu einem freiwilligen Geschenk von 63 Louisd'or auf den Fall anheischig, daß ich die Ilias zu vollenden verspreche, und verlangen dafür nicht einmal ein Exemplar.“ — (Vergleiche dazu Goethe an Carl August 23. December 1823. Was Böttiger in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen 1, 223 über diese Angelegenheit zu erzählen weiß, ist, wie gewöhnlich, aus Wahrem und Falschem zusammengemischt.) In jener „Antwort“ spricht Goethe von der „goldnen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals.“ — Mit einiger Verwunderung vermißt man Goethes Namen in dem Verzeichniß der Subscribenten auf die Voßische „Odyssee“ von 1781.

Bergige Gegend, im Grund eine Hütte am Felsen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne an der Seite ein ſteinerner Tiſch mit Bänken.

Bätely

mit zwey Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt kommt von der Wieſe.

Singe, Vogel, ſinge,
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemolken, ich habe gefrühſtückt, die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der

ſie nicht, ſo ſchick' ich nach Jena, denn unmöglich iſt die zu entbehren in dieſer homeriſch einfachen Welt." Je mehr aber ſeine eigene Dichtung ſich den Formen des Alterthums annähert, dem Geiſte des Alterthums verwandter wird, um ſo mehr befeſtigt ſich auch das Verhältniß zu dem Urdichter, in deſſen Schöpfungen ſich Natur und Kunſt zu einer wunderſamen Einheit verbinden und zuſammenſchließen. Der Aufenthalt in Italien verlieh dieſem Verhältniſſe gleichſam die letzte Weihe und theilte ihm eine noch erhöhte Innigkeit mit. Dort, wo der Dichter, unter den „Reſten heiliger Vergangenheit" wandelnd, ſeine ganze Natur wie vom Hauche eines friſchen Jugendlebens kräftig erneuert fühlte, dort, wo er in die aufgeſchloſſene Herrlichkeit des Alterthums, ſchaffend und genießend, ſich verſenkte und in dieſem Genuß das Vollgefühl ſeiner Kraft wieder fand, dort mußte auch ſein Verſtändniß Homers an Tiefe und Lebendigkeit gewinnen. Es fiel ihm, er ſagt es ſelbſt, wie eine Decke von den Augen. Was er früher mit Entzücken geahnt und empfunden, das ward ihm hier bis zur ſinnlichen Deutlichkeit klar. Die unmittelbare Anſchauung überzeugte ihn, daß Alles, was in jenen Werken als poetiſch erſcheine, nur der Ausdruck der höchſten und reinſten Naturwahrheit ſei, [15]) und dieſe Erkenntniß öffnete ihm zugleich den Blick, daß er mit vollkommener Klarheit ſah, worin eigentlich der Unterſchied zwiſchen der Kunſt und Kunſtübung der Alten und der Neueren begründet ſei. Er wollte ſich nicht damit begnügen, die Welt, die er in den homeriſchen Dichtungen erblickte, vor ſeiner Anſchauung und Empfindung wieder aufleben zu laſſen; er wollte ſie vielmehr mit dichteriſcher Kraft in einem, von dem Geiſte der homeriſchen Poeſie erfüllten Werke frei und ſelbſtändig darſtellen: Iphigenie ſollte in der Tochter des Alkinoos eine liebliche Schweſter erhalten. Gewiß hätte Goethe in dem dramatiſchen Gedichte von der Nauſikaa ſeiner Liebe zum Homer das ſchönſte Denkmal ſtiften können. Wir beſitzen nur eine geringe Anzahl von Verſen, in denen der Dichter den Anfang macht, ſeine mit ſo vieler Lebhaftigkeit ſchon ausgebildeten Gedanken zu verkörpern; aber auch dieſe wenigen Bruchſtücke mögen uns zeigen, wie innig ſich der Deutſche an Geiſt und Wort des Griechen anſchließen wollte. [16])

[15]) Mit den vielfältigen Aeußerungen, die in den Reiſebriefen niedergelegt ſind, ſtimmen durchaus die Worte, die er am 14. Februar 1797 an Schiller richtete: „Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyſſee, es iſt aber nur der ſittliche Theil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt; dem ganzen beſchreibenden Theile bildt unſere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieſes Gedicht vor mir erſchien, als ich Geſänge deſſelben in Neapel und Sicilien las! Es war, als wenn man ein eingeſchlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erſcheint. Ich geſtehe, daß es mir aufhörte, ein Gedicht zu ſein, es ſchien die Natur ſelbſt — —"

[16]) So haben z. B. zu dem Gleichniſſe Bd. 57, 317 „Und wie der arme letzte Brand |

Heimkehrend aus Italien, brachte er die glanzreiche Anſchauung der alten Poeſie und Kunſt als herrlichſten Gewinn mit ſich zurück. Sie konnte ihn fortan nicht mehr verlaſſen; ſie mußte ihn tröſten, ſie mußte ihm erſetzen, was er durch die Entfernung von Italien eingebüßt. Immer entſchiedener, immer ſtrenger ward das Beſtreben des Dichters, ſich mit ſeinem Sinnen und Schaffen auf den Boden des Alterthums zu verſetzen; die Kluft ſollte ausgefüllt werden, die ihn von jenem, durch alle Segnungen der Kunſt beglückten Zeitalter trennte. So konnte denn auch Homer ihm nie in die Ferne treten. Goethe wußte in ſeinem Kreiſe die Theilnahme für das alte Epos rege zu erhalten; ja, noch kurz ehe er mit dem Wolfſchen Werke bekannt ward, in dem Winter von 1794 auf 95, hatte er mit ſeinen Freunden ſich zu einem gemeinſchaftlichen Genuſſe der homeriſchen Dichtungen vereinigt.[79]) Man kam allwöchentlich zuſammen; Goethe trug die Ilias in der Voſſiſchen Ueberſetzung vor. —

Wir ſehen, Goethe durfte ſich mit Recht als einen alten Vertrauten Homers betrachten; das Schickſal, das dieſem von den Händen einer unbarmherzigen Kritik bereitet ward, durfte ihn nicht unbekümmert laſſen. Wird er ſich der ſo ganz veränderten Anſicht zuneigen, vor welcher die Perſon des Dichters zu verſchwinden und ſelbſt das wohlgefügte Ganze der Dichtungen ſich ohne mächtigen inneren Halt aufzulöſen ſcheint? —

Zuvörderſt ſuchte Goethe ſich das Verdienſt der Wolfſchen Unterſuchung klar zu machen. Der erſte unbehagliche Eindruck war überwunden. Sobald er ſich zu einer vorurtheilsfreien Betrachtung des Werkes entſchloß, ſobald er ſich mit geduldiger Aufmerkſamkeit in den inneren Gehalt der Darſtellung einließ und bis zum Kerne des Ganzen vordrang, ſobald mußte er auch von dem Geiſte der Kritik, der hier waltete, ergriffen und gefeſſelt werden. Ueberall, wo er, im Leben wie in der Wiſſenſchaft, Licht und Klarheit, wo er helle Beſonnenheit und eine daraus hervorgehende Zuverſicht wahrnahm, da ward es ihm wohl, da ward er feſtgehalten. Und hier fand er dieſe Eigenſchaften auf der höchſten Stufe ihrer Ausbildung. Hätte ſelbſt der Gegenſtand der Forſchung ihn gleichgültig gelaſſen, die Methode der Forſchung hätte ihn gewinnen müſſen. Derſelbe Kritiker, der, angenommener Meinungen nicht achtend, kühn und

---

Von großer Herdesgluth" u. ſ. w. die letzten Verſe des fünften Buchs der Odyſſee die unverkennbare Anregung gegeben.

[79]) Einiges aus den Verhandlungen, die bei dieſen „ästhetisch-kritiſchen" Seſſionen gepflogen wurden, hat Böttiger aufbewahrt: Litt. Zuſ. u. Zeitgen. 1, 81—87. Dieſer homeriſchen Unterhaltungen gedenkt auch Schiller, an Goethe 29. November 1794: „Herr von Humboldt iſt noch ganz voll von dem Eindrucke, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat." — Vgl. Goethe an Schiller, 27. November u. 2. December.

unerschrocken durch die verworrensten Pfade hindurch die Wahrheit verfolgte und im Voraus entschlossen war, sie als Wahrheit anzuerkennen, in welcher überraschenden Gestalt sie ihm auch endlich am Ziele entgegentreten möchte, — derselbe Kritiker war zugleich behutsam genug, auf diesem bedenklichen Wege nirgends einen unerlaubten Seitenschritt zu thun, nirgends einen gewaltsamen Sprung sich zu gestatten. Er ebnete die Bahn und ging umsichtig und besonnen vorwärts, so daß jeder Schritt, den er that, durch den vorhergegangenen bedingt worden und den folgenden mit Nothwendigkeit nach sich zog.

Indeß, so bereit Goethe war, den sicher vordringenden Kritiker aufmerksam zu begleiten, so wenig konnte er sich doch gedrungen fühlen, sich dessen kühner Führung sogleich unbedingt zu überlassen. Es war der Goetheschen Natur nicht angemessen, in einem solchen Falle mit Heftigkeit eine bestimmte Partei zu ergreifen. Er schlug sich nicht auf die Seite der ängstlichen oder zürnenden Gemüther, die über die Zerstückelung Homers scharfe Jammerklage erhuben und sich in dem althergebrachten Glauben nur um so hartnäckiger bestärkten; er schloß sich aber auch nicht an die kleine Schaar derjenigen, die in den scharfsinnig begründeten Sätzen der Prolegomena lautere geschichtliche Wahrheit erblickten, und freudig entschlossen schienen, alle Folgerungen gelten zu lassen, die etwa im ferneren Verlauf der Untersuchung aus diesen Sätzen sich ergeben möchten. Er trat für's erste mit keinem entschiedenen Bekenntnisse hervor. Er ließ sein ruhig überschauendes Auge auf allen einzelnen Seiten des Gegenstandes abwechselnd verweilen; er mußte jetzt vor Allem erfahren, ob die Ansichten, die ihm hier neu entgegengebracht wurden, sich in den schön abgeschlossenen Kreis seiner Anschauungen und Erfahrungen einfügen, ob sie sich seinem Geiste fruchtbar erweisen würden.

So konnte denn Humboldt zwar dem Freunde melden, daß Goethe sich mit den Prolegomena sehr ernstlich beschäftige, daß er in hohem Maße von ihnen befriedigt sei, daß gerade die Methode und der Gang der Untersuchung ihn vorzüglich erfreue und in dieser Rücksicht schon jede Seite ihm lehrreich werde; aber begreiflich ist es uns auch, daß der Berichterstatter hinzufügen mußte:[21]) „zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben; Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit." —

[21]) W. v. Humboldt an Wolf 3. Juni 1795. Er fügt dem Briefe noch die Bemerkung hinzu: „Ich habe Goethe ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Prolegg. durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun." (Schon im Januar 1795 hatte Goethe einige Bogen des Buches bei Humboldt in Jena gesehen, wie dieser an Wolf 30. Januar 1795 schreibt. Dieser Brief trägt in Humboldts Werken 5, 95 die falsche Jahreszahl 1794.)

Unter günſtigen Vorbedeutungen hatten ſich Goethe und Wolf einander geäußert; der Dichter war dem Philologen „äußerſt gut geworden.“ Aber bald ſollte über das kaum eingeleitete freundſchaftliche Verhältniß eine widrige Störung hereinbrechen, die es für den Augenblick in ſeinem Fortſchritt hemmen mußte, ja ſogar für die Zukunft es völlig aufzuheben drohte. Dieſe Störung war ebenſo unerwartet wie unwillkommen.

Sie ward herbeigeführt durch einen Herderſchen Aufſatz, der ungeſchickt in die homeriſche Frage eingriff, übrigens aber ein ganz friedliches Anſehen trug. — Herder hatte ſich um jene Zeit von Goethe und Schiller noch nicht entfremdet abgewandt; obgleich der Zwieſpalt, der ſpäter zwiſchen ihm und dem Freundespaare hervorbrach, ſich damals ſchon in unverkennbaren Anzeichen verkündigte, ſo beſtand doch nach außen hin ununterbrochen ein gutes Einvernehmen; ſowohl den Horen wie dem Muſenalmanach kamen Herders Beiträge zu gute, und Schiller hatte, als Herausgeber, alle Urſache, eine ungnädige Stimmung „Seiner Herderſchen Eminenz“ [22]) zu verhüten.

So mußten die Freunde denn auch mit ungeheuchelter Befriedigung den Aufſatz begrüßen, den Herder im Septemberſtück der Horen (1795) unter dem Titel „Homer, ein Günſtling der Zeit,“ erſcheinen ließ. [23]) Goethes Lob war herzlich und uneingeſchränkt. Ihm ſchien die Abhandlung vortrefflich gerathen, er fand, daß ſie die Materie umfaſſe, ohne Strenge genau und mit Lieblichkeit befriedigend ſei; er zweifelte nicht daran, daß ſie den Horen zu großem Schmucke gereichen würde, [24]) und erwartete wohl nichts weniger, als daß ein ſo ſchätzbarer Beitrag ein polemiſches Unwetter auf die Horen herabziehen ſollte.

Dies ſo nachdrücklich ausgeſprochene Lob darf uns nicht befremden, obſchon es durch Form und Gehalt der Abhandlung keineswegs gerechtfertigt wird. Seit den Tagen, da Goethes Geiſt ſich frei und kräftig zu entfalten begonnen, hatte er mit dem Geiſte Herders gleichſam im Wechſelverkehr geſtanden; und wie viel hatte er in dieſem Verkehr gewonnen! Was in Herders Natur groß und einzig war, hatte auf Goethe ſtets erhebend und belebend gewirkt; dieſer hatte ſich gewöhnt, in dem Freunde, deſſen Weſen ſo wunderbar zuſammengeſetzt war, vorzüglich die Eigenſchaften zu erblicken, die ihn aus dem Kreiſe der Zeitgenoſſen glänzend heraushoben; er ließ deſſen Art, wie ſie ſich nun einmal entwickelt hatte, gelten, verſöhnte ſich mit Manchem, was Andere abſtieß, und wie er im

[22]) Am 2. März 1795 ſchreibt Schiller an Körner: „Hier Herders Urtheil über deine Abhandlung: ein gnädiges Cabinetsſchreiben von Seiner Herderſchen Eminenz.“

[23]) Jetzt im zehnten Theil der Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt S. 241—277.

[24]) Goethe an Herder 21. Auguſt 1795, an Schiller unter demſelben Datum.

Leben des Freundes Schwächen hülfreich trug und freundlich duldete, so blickte er auch damals noch gern über so viel Unerfreuliches hinweg, was Herders Arbeiten anhaftet und sie einer großen Anzahl von Lesern fast ungenießbar macht. Er suchte und fand in ihnen nur die großen Züge, in denen sich Herders Geist zu erkennen gab. Und solche Züge fehlten auch in diesem Aufsatze nicht. An ihnen erfreute sich Goethe; die ihm wohlbekannte Art des Vortrags nahm ihn ein, ohne daß er den eigentlichen Gehalt des Vorgetragenen selbst mit allzu scharfem Blicke prüfte; und indem er sich über das Ganze mit unbedingter Anerkennung aussprach, konnte er wohl für einen Augenblick vergessen, was er etwa aus Wolfs Prolegomena schon gelernt hatte.

Auf den Inhalt der Herderschen Abhandlung deutet in gewissem Sinne der Titel hin: „Homer, ein Günstling der Zeit." Diesen Inhalt aber in bestimmten Worten anzugeben, müßte ich mir versagen, auch wenn hier der Ort wäre, auf Herders Ansichten in umständlicher Prüfung einzugehen. Ich müßte es mir versagen, weil es unmöglich scheint, in diesem beweglichen Chaos von Anschauungen und Meinungen irgend einen festen Punkt deutlich zu bezeichnen.

Ueber die Fragen nach der Entstehung und dem künstlerischen Charakter der homerischen Gesänge will Herder sich und seine Leser in's Klare setzen. Aber er faßt diese Fragen, besonders die erste, in einer so unbestimmten Allgemeinheit auf, daß die orakelmäßigen Antworten, die er ertheilt, nicht anders als dunkel und verworren ausfallen können. Er spricht von dem Ost-Homer und dem Homer im Westen, die „beide friedlich in ihm neben einander wohnen sollen;" er erzählt, daß schon in jungen Jahren, als er den Homer fast völlig noch als ein Märchen las, er unbefangen gefragt, ob das derselbe Homer sei, der die Ilias und die Odyssee gedichtet; er redet von der Erhaltung der Gesänge im Munde der Rhapsoden, von der Textur der Gesänge und von der nothwendigen Einheit einer Haupthandlung; er redet endlich auch von dem Verdienste des Solon und der Pisistratiden; aber Alles, was er äußert, schwankt zwischen Vermuthungen, Zweifeln und Ahnungen unsicher hin und her. Er geht von keinem bestimmten Punkte aus und „es scheint ihm auch gar nicht darum zu thun, daß ein bestimmtes Ziel erreicht, ein deutliches Ergebniß gewonnen werde. Er strebt nicht nach Klarheit und kann daher auch dem Leser keine Klarheit mittheilen; er weilt zufrieden in dem Halbdunkel seiner Vorstellungen; diese reizen ihn vielleicht eben durch ihre vieldeutige Unbestimmtheit, und ihm scheint es genug, wenn er dem Leser diesen Reiz mitzuempfinden giebt. Daneben zeigt er freilich die ganze lebendige Gewalt seiner vielumfassenden Empfindung; er versteht es auch hier, seinen

Gegenstand in eine ahnungsvolle Beleuchtung zu rücken, die über alle Theile desselben einen anlockenden Schimmer verbreitet; er sucht, wenn ich so sagen darf, in den Elementarcharakter der homerischen Kunst einzudringen, und bei diesem Anlaß giebt er manchen treffenden Wink, wirft er manche Bemerkung hin, die den Kern der Sache zu berühren und eine sorgfältige Ausführung zu verdienen scheint.“[24]) Aber nirgends giebt er einen nutzbaren Beitrag zur Lösung der großen Hauptfragen; ja man darf annehmen, daß er sich selbst diese Hauptfragen nie mit vollem wissenschaftlichen Ernste vorgelegt und ihre weitreichende Bedeutung stets nur ungenügend erkannt hatte.

Und diese Herdersche Rhapsodie trat an's Licht, nachdem Wolf das Werk der strengen Forschung eben ruhmvoll unternommen. War indeß Herder bereit, die Wichtigkeit eines solchen Unternehmens anzuerkennen? — Von dieser Bereitwilligkeit zeigte der Aufsatz nur sehr zweifelhafte Spuren. Während Villoisons Verdienst mit hohen Lobesworten gepriesen wird, findet Wolfs Arbeit nur eine kurze, flüchtige Erwähnung. Herder bekennt, daß er „beinah erschrak über die Freiheit, die man sich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müssen lange Jahrhunderte durch geglaubt hat“ — und dieser Schreck treibt ihn, in einer Anmerkung auf die Prolegomena rühmend hinzuweisen. Die Worte der Anmerkung[25]) waren jedoch wenig geschickt, den uneingeweihten Leser zur Einsicht in den wirklichen Werth und Gehalt des Buches anzuleiten und ihm die Zwecke des Autors deutlich zu machen. Der eingeweihte aber hätte wohl vermuthen können, Herder habe geflissentlich Wolfs Verdienst in Schatten gestellt.

---

[24]) Wilhelm von Humboldt, der Herders eigenthümliche Bedeutung unbefangen würdigte und mit dessen Manier in manchen Stücken sich zu befreunden wußte, giebt in dem Briefe an Schiller vom 30. October — Wolfs Aeußerungen gegen Herder waren ihm damals noch nicht bekannt — ein sorgsam abgewogenes Urtheil über das Ganze wie über manche Einzelheiten des Aufsatzes. Mit Recht hebt er den Inhalt des siebenten Abschnittes hervor: „Von Verknüpfung der Gesänge im Homer.“ Er äußert: „Was mich am meisten zum Nachdenken gereizt und mir den Aufsatz ordentlich werth gemacht hat, ist das, was er über den Geschmack der Griechen in der Zusammenordnung sagt. Unstreitig liegt viel Wahrheit darin, und es läßt sich sehr schön aus der Eigenthümlichkeit des griechischen Geistes erklären, so wie es auch wieder diese selbst noch deutlicher macht.“

[25]) Sie lauten: „Wer die Ursachen hievon, sammt einer ideenreichen und bündigen Geschichte der Behandlung Homers lesen will, lese Wolfs Einleitung zu seiner Ausgabe Homers — — — Er wird vortreffliche Winke, die der weitern Untersuchung vorzüglich werth sind, darinn finden.“ — Selbst ein so wohlwollender Beurtheiler, wie Wilhelm von Humboldt, war mit Herders Verhalten gegen Wolf unzufrieden: „Daß Herder Wolfs nur so gedenkt, daß niemand sehen kann, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache ist, bleibt doch ungerecht. Ohne Wolf, den Herder sehr benutzt hat, würden diese Herderschen Ideen doch nur Vermuthungen und weiter nichts sein. Durch Wolfs Bemühungen kommt man doch auf wirkliche historische Wahrscheinlichkeit.“ an Schiller 30. October 1795. S. 270.

Allerdings konnte Herder für den Verfaſſer der Prolegomena nicht eben wohlwollend geſtimmt ſein. Er war mit Heyne befreundet, und was dieſer gelegentlich über Wolfs Charakter und Handlungsweiſe vernehmen ließ, klang nichts weniger als günſtig. Die Feindſeligkeit zwiſchen Heyne und ſeinem ehemaligen Schüler war um jene Zeit, wenn auch noch nicht zum offenen Ausbruch gekommen, doch ſchon auf beiden Seiten zu voller Entwickelung gediehen. Beide hatten ihr Abſehen auf den Homer gerichtet; als Wolf nun ſeine Ausgabe öffentlich ankündigte und ausführlicher darlegte, was er ſich dabei zu leiſten vorgeſetzt,[36]) ſprach Heyne mit unverholener Bitterkeit darüber, „daß der Mann, der ſo viel angekündiget, angefangen und nichts vollendet habe, ihm nun ein Spiel aus der Hand nehme, ehe er noch ſelbſt eines gemacht.“ [37]) Kein Zweifel alſo, daß Herder dem ſo zuverſichtlich auftretenden Herausgeber Homers mit Mißmuth und Mißtrauen, in jedem Falle aber mit ungeneigten Geſinnungen entgegenkam.

Hätte er indeß auch das Werk ohne jegliches Vorurtheil zur Hand genommen, ſo bliebe es immer noch äußerſt zweifelhaft, ob ihm der Werth der Prolegomena, die erfolgreiche Bedeutung des ganzen Wolfiſchen Unternehmens zu klarem Bewußtſein gekommen wären. Wolf beſaß geradezu Alles, was ihm ſelbſt zum wahren Philologen fehlte; aber eben weil es ihm ſo gänzlich fehlte, mangelte ihm auch Sinn und Neigung, dieſe Vorzüge da, wo ſie ſich auf das wirkſamſte geltend machten, nach ihrem wahren Gehalt zu erkennen und zu ſchätzen. Die mit der ſicherſten Herrſchaft über den Stoff verbundene Sicherheit der Methode, für welche Goethe ſo viel Sinn zeigte, vermochte ihm keine Bewunderung abzugewinnen; ja, er fand ſogar, wenn er auch Arbeit, Studium, kritiſchen Geiſt in Wolfs Einleitungsdiscurs nicht verkannte, „doch die Art der Aufſtellung nicht ganz nach ſeinem Wunſche.“ [38]) Was er ſich aber von den Ergebniſſen

[36]) Dieſe Ankündigung, von Schütz mit einigen empfehlenden deutſchen Worten begleitet, erſchien im Intelligenzblatt der Allgem. Literat. Zeitung 22. Februar 1794 unter dem Titel: Fr. Aug. Wolfii Significatio de Operum Homericorum critica editione a se curata. Wolf ließ ſie hernach vor ſeinen Ausgaben als erſte der Praefationes wieder abdrucken. Sie wird, auch ihrer Beſcheidenheit wegen, belobt von W. v. Humboldt im Briefe an Wolf 8. März 1794. S. 161.

[37]) Er ſetzt hinzu: „Das Aergſte iſt, daß ich den Mann hier gepflegt und verſorget nach Ilfeld, dann nach Osterode und wieder durch Zerbſt nach Halle befördert, und einmal aus der größten Gefahr ſeiner Ehre gerettet habe. Allein ſein unbändiger Stolz und prahlhafter Eigendünkel mag wohl noch einer und anderen Lehre, die ihm mißfiel, eingedenk ſein.“ an Herder 10. März 1794. (Von und an Herder 2, 225.)

[38]) An Heyne 13. Mai 1795. Was er hier weiter über die Prolegomena ſagt, iſt für ſeine Auffaſſung des Werkes bezeichnend genug. „Die Haupt- und Grundpunkte, dünkt mich, wird ihm jeder zugeben: ja ſeit Blackwell und Wood hat beinahe niemand daran gezweifelt. Die Stellen der Alten ſind gar zu klar und die

der Unterſuchung aneignen konnte, das glaubte er ſelbſt ſchon lange beſeſſen zu haben.

In der That war Herder ſeit früher Zeit an eine freiere Auffaſſung der homeriſchen Poeſie gewöhnt und hatte in ſeinen erſten Schriften, die von der Weite ſeines geiſtigen Blickes ein ſo herrliches Zeugniß ablegen, dieſe Auffaſſung mit Nachdruck und Feuer verkündigt. Indem er die Natur der vielgeſtaltigen Volkspoeſie zu ergründen ſtrebte, ging ihm ein Licht auf über das Weſen der homeriſchen Geſänge. Was er damals ausgeſprochen, war geeignet, das Studium Homers zu befruchten und den Blick der Zeitgenoſſen zu erhellen. Nicht nur für die Bezeichnung des Geſammtcharakters der homeriſchen Poeſie fand er Worte voll mächtig anregender Kraft; auch die in's Auge fallenden Beſonderheiten der homeriſchen Kunſtweiſe hatte er wirkſam zu beleuchten gewußt.[88]) Ueber die Entſtehung des alten Epos aber that er damals die gewagteſten Aeußerungen; ja er ſcheute ſich nicht vor dem Ausſpruch, daß, wie Oſſians Lieder, ſo auch Homers Rhapſodien gleichſam impromptus geweſen.[89]) Jedoch, was er auch immer mit genialiſcher Kühnheit äußern mochte, alles hielt ſich bei ihm in dem Bereiche der Ahnungen, der dunkeln Gefühle.

Dieſe Ahnungen, die er in der kräftigſten Jugendzeit ſeines Geiſtes verkündet hatte, ſchienen ſich ihm ſpäter zu beſtätigen, als die von Villoiſon herausgegebenen Venetianiſchen Scholien ihm ihre Schätze alterthümlicher Gelehrſamkeit darboten. Aber nie fühlte er ſich getrieben, ſeine Vorſtellungen bis zu einem gewiſſen Grade hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit auszubilden. Nun zeigte ſich Wolf auf dem ſtreng eingehaltenen Wege hiſtoriſcher Kritik; er ſuchte zu haltbaren Reſultaten zu gelangen, wo Herder ſich im ungehemmten Spiele ſeiner beweglichen Einbildungskraft mit unbeſtimmten Möglichkeiten begnügt hatte. Dieſem aber galten ſeine eigenen längſt gehegten Anſchauungen für fruchtbarer und gehaltreicher, als die mühſelig erlangten Reſultate der Kritik. Er ſah in Wolf nur den Philologen, der

Geſchichte der Alten zu bekannt, als daß hier alles ſo auffallend als ein nullo dictum ore prius aufgeſtellt werden mußte. Der Punkt von Erfindung der Schreibkunſt oder ihrer Einführung in Griechenland gehört nur incidenter hieher, und daß der Begriff einer Epopöe im Sinne des Ariſtoteles ein ſpäterer Begriff ſei, daran hat wohl auch niemand gezweifelt." — Mit welchem Rechte konnte Heyne nach ſolchen Aeußerungen an Wolf ſchreiben: „er zweifele, daß Herder die Prolegomena geleſen?" (Siehe Heynes Brief vom 28. Februar 1796 bei Körte I, 201.) Herder hatte ſie nur eben auf ſeine Weiſe geleſen.

88) Ich verweiſe hier vornehmlich auf die „kritiſchen Wälder" und insbeſondere auf das 15. Kapitel des erſten Wäldchens. Heyne hat, als er das Werk für die Geſammtausgabe Herders revidirte, dies Kapitel unbegreiflicher Weiſe aus dem Text geworfen.

89) So redete Herder in den Blättern „von deutſcher Art und Kunſt." — Siehe Werke z. ſchön. Liter. u. Kunſt 7, 28.

am Buchſtaben haften blieb. Und wenn ſogar Heyne darüber klagte, daß es dieſem „gar zu ſehr an dem allgemeinen Blicke fehle," daß überall die „grammatiſche Mitbe" ſich merkbar mache,[21]) wer möchte es dann Herdern verargen, daß er den Begründer der homeriſchen Kritik zu der Zunft der Wort- und Buchgelehrten rechnete, die ſtets nur das Einzelne erfaſſen und über das Einzelne nicht hinauskommen!

Herders Unglück oder Unrecht beſtand eigentlich darin, daß er mit ſeinem Aufſatze um einige Jahrzehnte zu ſpät kam. Gegen Ende der ſechziger Jahre hätte dieſer Aufſatz an's Licht treten müſſen, zugleich mit den großen Jugendwerken Herders, den Fragmenten und den Kritiſchen Wäldern; da hätte er wirken, da hätte er heilſame Anregungen verbreiten und die ſtarren Anſchauungen beleben können.[22]) Jetzt kam er wie ein Wort, zur Unzeit geſprochen. Denn es war nicht mehr geſtattet, ſich in weit umherſchweifenden Ahnungen zu gefallen, nachdem die Kritik ihr ernſtes Geſchäft angetreten; es war nicht geſtattet, über geſchichtliche Probleme, deren Löſung der ſtreng-bedächtige Forſchergeiſt unternommen hatte, jetzt noch eine freie Phantaſie nach alter Weiſe vorzutragen.

Wolf war denn auch nicht Willens, dies zu geſtatten. Mehr als irgend einem Anderen mußte ihm Herders ganze Verfahrungsart zuwider ſein. Er ſah hier einen Gegenſtand der hiſtoriſchen Kritik auf eine Weiſe behandelt, die jede Kritik zu eludiren ſchien. Wo zeigte ſich hier das Beſtreben nach Erkenntniß geſchichtlich beglaubigter Thatſachen? Wie ward hier der Inhalt der hiſtoriſchen Ueberlieferung nach Belieben aus- und umgedeutet! Anſtatt feſte Umriſſe zu zeichnen, ließ der Verfaſſer, einem Geiſterbeſchwörer ähnlich, zerfließende Luftgeſtalten im magiſchen Zwielicht aufſteigen und verſchwinden. Stets will er mit unſicherem Griffe die Wahrheit haſchen, nirgends jedoch bewährt er die zähe Ausdauer, den beharrlichen Muth, durch den allein die Wahrheit errungen wird.

Aber nicht blos über dies tumultuariſche Verfahren, das jeden Grundſatz der Kritik verletzte, ward Wolfs Unwille rege; er fühlte ſich auch perſönlich auf das Widrigſte berührt; er glaubte ſich in ſeinem Eigenthum bedroht. Was er mit eindringlich prüfendem Scharfſinn, mit allen Mitteln der gediegenſten Erudition ergründet und den urtheilsfähigen Kennern zur Entſcheidung vorgelegt hatte, das ward von Herder theils in hochfliegenden Worten als ſelbſtgefundene Wahrheit dem weiten Kreiſe des gebil-

[21]) An Herder 18. Februar 1796. Noch am 3. December 1798 konnte Heyne ſchreiben: „Daß Villoiſons Arbeit nicht in Deutſchland von jemanden (?) geleſen war, kam Wolfs Eigendünkel zu Hülfe, daß man ſeine Prolegomena für wundergleichet hielt."

[22]) Es iſt übrigens zu beachten, daß Herder in dem Briefe an Heyne 13. Mai 1795 ſeine Abhandlung „einen alten Aufſatz" nennt.

deten Publicums angepriesen, theils mit überraschender Zuversicht als eine längst anerkannte Thatsache vorgetragen. Wolf sah sein eigenes Verdienst geschmälert oder vielmehr geleugnet; er glaubte einen solchen Eingriff in sein Gebiet nicht dulden zu dürfen.

Schlagfertig trat er hervor, um dem sich selbst überhebenden Widersacher die schärfsten Streiche zu versetzen. Und zwar wollte er diese Streiche führen, ohne Rücksicht auf den sonstigen Werth und die hohe Bedeutung des Mannes, den sie zu treffen bestimmt waren.

Wenige Wochen, nachdem das neunte Stück der Horen Herders Aufsatz in's Publicum gebracht hatte, las man im Intelligenzblatte der allgemeinen Literaturzeitung [55]) die „Ankündigung eines deutschen Auszugs aus Prof. Wolfs Prolegomenis ad Homerum und Erklärung über einen Aufsatz im IX. Stücke der Horen."

Man vernahm hier eine Sprache von schonungsloser Bitterkeit. Von der Höhe seines wissenschaftlichen Bewußtseins herab wies der Philolog mit spöttelnder Geringschätzung das Unterfangen des dünkelhaften Halbkenners zurück, „dem die Geistesstimmung, womit eine so äußerst verwickelte Aufgabe der historischen Kritik zu behandeln ist, und die hiezu nothwendigen Kenntnisse so gut als völlig fremd seien," — des Halbkenners, der da mit kecker Zuversicht aburtheilt, wo der wahre Kenner seine Vermuthungen mit bescheidener Umsicht zu begründen sucht. Er ergoß seinen Hohn über die apokalyptische Manier, in welcher die Sachen, „auf die Alles ankommt," vorgetragen worden; er verurtheilte den ganzen Aufsatz als ein Gemisch von gemeinen und halbverstandenen Gedanken; und zugleich ließ er den Verdacht merken, als habe der Verfasser die Ausbeute der in den Prolegomena niedergelegten Untersuchungen sich angeeignet und die hier gefundenen Ergebnisse der besonnensten Forschung als selbsterworbenen Besitz, allerdings in klüglicher Entstellung, vor das große Publicum gebracht. Jedes Wort des Tadels war auf das schärfste gewürzt, jedes Wort der Verdächtigung auf das verletzendste zugespitzt; das Ganze war ein Ausfall von der derbsten Art, des Angreifers wie des Angegriffenen gleich unwürdig. Noch jetzt erregt er uns das entschiedenste Mißbehagen, auch wenn man der Verurtheilung, die über den unglücklichen Aufsatz ergeht, bereitwillig zustimmt. [56]) Um wie viel stärker mußte die widerliche Wirkung bei den unmittelbar betheiligten Zeitgenossen sein!

[55]) Nummer 122. Sonnabends den 24. October 1795. S. 979–983.

[56]) Gleichsam zur Rechtfertigung Wolfs will ich eine Stelle aus seinem Briefe an Schütz vom 29. October 1795 herſetzen. Sie läßt uns die Gemüthsstimmung errathen, in welcher Wolf gegen Herder losging, und erklärt die Heftigkeit des Angriffs. Er schreibt: „Dazu hatten mich wahrlich meine Homerica zu viel Kräfte des Unter- und Oberleibes gekostet, als daß ich sie auf die verschmitzteste Art

Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich jemand habe, mit dem ich schwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein seyn. Sie nimmt Rocken und Spindel. Wenn er mich hört, pflegt er aufzustehn.

Vater tritt auf.

Vater. Guten Morgen Bätely.

Bätely. Vater guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geschlafen, und du weckst mich mit einem lustigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du bist artig und unartig zugleich.

Bätely. Nichtwahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hättest mir die Ruhe gönnen sollen! Weißt du doch nicht, wenn ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bätely. Ihr hattet gute Gesellschaft.

Neben Herder, dem gezüchtigten Verfaſſer des Aufſatzes, mußte ſich vor Allem Schiller, in ſeiner Eigenſchaft als Herausgeber der Horen, unangenehm getroffen fühlen. Daß Wolf einen ſeiner groben Hiebe unwiſſentlich gegen ihn ſelbſt gerichtet, brauchte ihn wenig zu kümmern; [34]) daß aber ein Mitarbeiter an ſeiner Zeitſchrift, und zwar einer der vornehmſten, in ſo auffälliger Weiſe vor dem Publicum bloßgeſtellt ward, dies Mißgeſchick konnte ihn nicht ganz gleichgültig laſſen. Von allen Seiten zog man damals in hellen Haufen gegen die Horen zu Felde. Mit der ihm eigenen Energie des Ausdrucks erklärte Schiller zwar alle dieſe Gegner für „trivial und eſelhaft;“ doch nun hatte ſich zu ihnen ein Mann geſellt, den er zwar als „Philiſter“ abfertigen, den er aber in jene umfaſſende Kategorie nicht wohl unterbringen konnte.

Kaum hatte Schiller von dem fatalen Inhalte des Intelligenzblattes Kenntniß erlangt, ſo ließ er es Herdern zukommen. Er hielt es, wie er gegen Goethe äußert, für durchaus erforderlich, daß Herder auf den „höchſt groben und beleidigenden Ausfall“ replicire. Daß aber eine ſolche Replik für den Angegriffenen keine leichte Aufgabe ſein würde, ſcheint er ſogleich eingeſehen zu haben; denn er ſetzt hinzu, „daß nicht wohl etwas anders geſchehen könne, als den Philiſter zu perſifliren.“

Aber bald ward beſchloſſen, daß auch dies unterbleiben ſolle. Herder ſcheint ſich, etwa den 25. November, nach Jena begeben zu haben, [35]) um mit Schiller über die peinliche Angelegenheit mündlich Rath zu pflegen. Er gedachte ſich ſchweigend zu verhalten, wünſchte aber, daß Schiller als

---

verwirren und verhunzen ſehen könnte. Abſchreiben hätte er ſie können, oder ausziehen, oder was ſonſt, und unter welchem Namen er wollte — mein Buch lag ja ſo lange vor Jedes Augen, — *ἐν ἐκείνοις μόνοις* — kein Wort würde ich verloren haben: aber Kniffe ſind mir ſchlechthin unerträglich.“ — Wolf hatte ſich ſo feſt in die Vorſtellung verrannt, daß Herder ſich vor den Augen des großen Publicums mit ſeinen Federn ſchmücken wolle, daß er ſogar in dem Aufſatze über Oſſian, den das zehnte Stück der Horen brachte, einen abermaligen Mißbrauch ſeiner eigenen Ideen vermuthete. Er fragte bei Schütz an: „Aber à propos, ſein Oſſian im Oktober dreht ſich doch nicht etwa um den locus p. 252?“ (5. Novbr. 1795). An dieſer Stelle der Prolegomena ſagt Wolf: „Nolo Homerum i. e. antiqua Carmina Ionum comparare cum Ossiani Carminibus Celticis, quae tamen nec unius aetatis nec genuina nobis tradita esse puto.“ Aber in jenem Aufſatze, der übrigens von Humboldt (an Schiller 20. Novbr. 1795) und Körner (6. Novbr.) nach Verdienſt belobt wird, nimmt Herder auf die Prolegomena ſchlechterdings keine Rückſicht.

[34]) Auf S. 135 des nennten Herenſtücks ſtand Schillers Epigramm: Ilias. „Immer zerreißet den Kranz des Homer“ u. ſ. w. Wolf hielt dieſe Verſe für ein Herderſches Product, und hatte ſie mit deſſen Ausſpruch, daß Ilias und Odyſſee zwei Werke der Zeit ſeien, höhniſch genug in Verbindung gebracht. In dem Briefe vom 9. Novbr. klärt Humboldt den ingrimmigen Freund über dieſen Irrthum auf, der ihm ſelbſt wahrſcheinlich auch nicht lieb ſein werde.

[35]) Ich ſchließe dies aus Schillers Worten im Brief an Goethe vom 26.: „Ich habe ſie (die Muſenalmanache) Herdern mitgegeben.“

Herausgeber das Wort in der Sache ergreifen möchte. Dazu war dieser auch bereit und sprach eine derartige Absicht am 26. October in Briefen an Goethe und Humboldt aus; denn es dünkte ihn nicht rathsam, „ganz zu schweigen und dem Philister gleich anfangs das letzte Wort zu lassen."

Wie aber sollte Schiller in diesem Falle seine Worte einrichten, damit sie nicht ganz zwecklos verhallten? Ueber den wirklichen Stand der zwischen Herder und Wolf streitigen Fragen war er nur unvollkommen unterrichtet; was der Kritiker in den Prolegomenen eigentlich gewollt und geleistet, davon hatten ihm nur die Berichte Anderer einen undeutlichen Begriff gegeben; das Werk selbst hatte er bisher nicht gelesen, und am wenigsten konnte er sich jetzt angelockt fühlen, in das dornenvolle Labyrinth dieser Untersuchungen einzudringen, jetzt, da er den Boden der Poesie wieder betreten hatte, da die Arbeit, die er an seine großen ästhetischen Abhandlungen wandte, seine ganze Geisteskraft noch angespannt erhielt. Warum sollte er sich nun in ein fremdes Gebiet verschlagen lassen, wo er einen wohlgerüsteten Gegner finden mußte, der zu jedem Widerstand bereit und, so lange er sich in seinem Kreise hielt, unüberwindlich war? Die dunkeln Fragen der homerischen Kritik hatten für den philosophischen Dichter nur geringe Wichtigkeit. Homer war und blieb ihm theuer; aber wenig Theilnahme schenkte er dem kritischen Bestreben hadernder Philologen, die über Ursprung und Geschichte der homerischen Gesänge forschten und grübelten."[*])

Zur rechten Zeit griff daher Goethe am 28. October mit dem Vorschlage ein, Alles, was gegen die Horen vorgebracht werden, zu sammeln und zum Jahresschluß ein allgemeines Gericht über die frevelnden Widersacher zu halten; denn „wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet,

[*]) Mit gutem Grunde konnte Humboldt sagen, daß Schiller „gar kein lebhaftes Interesse für jetzt an dieser Materie nehme" (an Wolf 9. November 1795 S. 144). Am 2. Juni hatte Schiller Körner gefragt: „Hast du Wolfs Prolegomena zum Homer gelesen, worin die Einheit der homerischen Werke mit den stärksten Gründen bestritten sein soll?" — Aber die Neigung, diese Gründe selbst zu prüfen, stellte sich nicht ein. Ich glaube, daß Schiller niemals die Prolegomena ernstlicher angesehen hat, auch nicht in der Zeit, da Goethe ihnen ein so anhaltendes Studium widmete. Er wollte Homer nur als Poet genießen. Hingerissen von der Macht des homerischen Genius, schrieb er an Goethe (27. April 1798): „Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte und Alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Uebrigens muß einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung nothwendig barbarisch vorkommen: denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten." — Man sieht, Schiller war in diesem Punkte so ziemlich des Glaubens, zu dem sich auch Walter Scott bekannte, der, wie uns Lockhart berichtet, never doubted, that the Iliad and Odyssey were substantially the works of one and the same individual. He said of the Wolfian hypothesis, that it was the most irreligious one he heard of, and could never be believed in by any poet.

brennen sie besser.“ Demnach sollte also auch die „Antwort auf die Wolfische Grobheit“ für's erste hinausgeschoben werden. Schiller ergriff dies Auskunftsmittel mit Freuden; gleich am 30. October setzt er Herder von dem rettenden Vorschlage in Kenntniß und bittet ihn, die ganze heillose Materie schleunigst zu vergessen.

Goethe war es also, der durch seinen Rath die vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten bewirkte. Es konnte ihm nicht erwünscht sein, wenn durch eine, leidenschaftlich von beiden Seiten fortgesetzte Polemik auch sein eigenes, kaum begonnenes Verhältniß zu Wolf unheilbar zerstört wurde. Daher mag er wohl, als er in der ersten Hälfte des November mit Schiller in Jena persönlich verkehrte, noch ein beschwichtigendes Wort gesprochen haben; und gewiß war Schiller leicht zu beschwichtigen, der schon erkannt hatte, daß „sich mit Wolf über Homer nicht gut zanken ließ.“ [36]) Was Goethe über Wolfs Benehmen äußerte und dachte, ist uns unbekannt und eben so wenig wissen wir, ob er seine frühere günstige Meinung über Herders Aufsatz gegen das Verdammungsurtheil des Philologen aufrecht zu erhalten suchte. [37])

Die Horen gelangten zu ihrem ersten Jahresschlusse, aber das den Gegnern zugedachte Gericht ward damals noch nicht über sie verhängt. [38]) Die beiden Freunde hatten sich inzwischen zu einem härteren Straf- und Rachewerk vorbereitet. Dem tief verletzten Herder ward keine öffentliche Genugthuung zu Theil; er behielt das Gefühl der bittersten Kränkung; [39]) seine reizbare Natur mußte die erlittene Demüthigung auf das schmerzlichste empfinden. Wolfs Name blieb fortan aus Herders Schriften verbannt. Nicht lange vor seinem Hinscheiden behandelte dieser in der Adrastea

[36]) An Körner 2. November 1795.

[37]) Unverholen, mit dem Freimuthe der wahren Freundschaft sprach Humboldt seine Mißbilligung über Wolfs Verfahren aus, in dem Briefe vom 9. November. Vergleiche damit sein Urtheil in dem Briefe an Schiller vom 6. November S. 285. Verständige Bemerkungen über den ganzen Vorfall finden sich in Reinhards Journal Deutschland 2, 249. Sie schließen mit den Worten: „Mit Allen, denen die Ehre der deutschen Literatur am Herzen liegt, hoffen wir, daß dieser Aufsatz und Wolfs Erklärung weiter keine literarische Fehde zur Folge haben wird und wünschten lieber beide ächte Verehrer Homers in dem Capitolinischen und Vaticanischen Museum Hand in Hand unter den Heroen der Vorzeiten herumwandeln als in Intelligenzblättern gegen einander angeben zu sehen.

[38]) Körner (6. November) und Humboldt (20. November) hatten sich beide sehr entschieden gegen ein solches in den Horen abzuhaltendes Gericht erklärt.

[39]) Im Tone des klagenden Mißmuths äußert er sich noch am 8. Januar 1796 gegen Gleim: „— daß Wolf in Halle auf meine Abhandlung in den Horen „Homer ein Günstling der Zeit“ einen eben so groben als verständleiten Anfall gethan habe, das weiß ich. Ich begreife nicht, wie ich dazu komme, da ich ihm gar nicht in den Weg treten wollte, indem ich seine Gelehrsamkeit hochachte und ehre. Ich habe nichts als meine Meinung über Homer gesagt; das kann mir niemand wehren. Habe Jeder und auch Wolf eine bessere, was kümmert's mich?“

noch einmal, und zwar in einem längeren Aufſatze über „Homer und das Epos," die ſchweren Fragen, an denen er ſich ſchon früher ohne Erfolg abgemüht hatte; er ſprach über Natur und Urſprung des Epos, über deſſen Kunſtbau, über die Verſchiedenheit der Ilias und Odyſſee; er gab ein Urtheil über die Leiſtungen der neueren Forſcher; aber der wichtigſten und einflußreichſten Leiſtung, der Wolfiſchen Prolegomena, ward mit keinem Worte gedacht. [*])

Wolf genoß von nun an die zweideutige Ehre, unter den Gegnern der Horen „mit ſeiner ſchweren Cavallerie," wie Schiller ſich ausdrückte, in erſter Reihe zu ſtehen. Aber die verbundenen Dichter hüteten ſich wohl, ihn mit Jacob, Manſo und Nicolai in eine Klaſſe zu ſetzen. Als im October 1796 das Unwetter der Xenien über den Häuptern der deutſchen Schriftſteller losbrach, blieb Wolf verſchont, während ſo mancher Andere, der ſich eines geringeren Vergehens ſchuldig gemacht, von dem Strafgerichte hart getroffen ward. Der Zerſtückeler Homers kam mit einigen glimpflichen Scherzworten davon, denen er gar wohl eine für ihn ſelbſt ſchmeichelhafte Auslegung geben konnte. [**]) Die im vorigen Jahre verübte Ungebühr war verziehen und vergeſſen: und Wolf gehörte denn auch zu denen, die ihre Zufriedenheit mit den Xenien nicht verhehlten. [***])

Um jene Zeit hielt es Goethe für ſchicklich, die Verbindung auf freundliche Weiſe wieder anzuknüpfen. Die Arbeit am Wilhelm Meiſter war abgeſchloſſen, das „tolle Wageſtück" mit den Xenien war beſtanden; Goethe hatte ſeinem edelſten Genoſſen die erhebenden Worte zugerufen: „wir müſſen uns blos großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und unſere Proteiſche Natur, zu Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln." Es war die Zeit, da er mit geſteigertem künſtleriſchen Selbſtbewußtſein bei ſeinen Arbeiten nur auf die ſtrengſten Forderungen der Natur und der Kunſt achten wollte; [†]) in der Ausführung von Hermann und Dorothea war er ſchon beträchtlich vorgeſchritten.

Am 26. December 1796 — ſeit Goethes erſtem Briefe war mehr als ein Jahr verfloſſen — wendet ſich der Dichter von Neuem an den

[*]) Worüber Heyne, der in dem Aufſatze durch das reichlichſte Lob ausgezeichnet worden, ſeine Billigung kundgiebt: „Daß Sie dem Wolf ausgewichen ſind, war für Ihre Ruhe das Beſte." — Uebrigens iſt Heyne, wenn man ſeine verſchiedenen Aeußerungen über den Homeraufſatz vergleichend zuſammenſtellt, von dem Vorwurf der Doppelzüngigkeit in dieſer Sache nicht ganz freizuſprechen.

[**]) „Sieben Städte zankten ſich drum, ihn geboren zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme ſich jede ihr Stück."
Eben ſo harmlos fielen die Diſtichen aus, die dann in Schillers Gedichtſammlung unter dem Titel die Homeriden übergingen.

[***]) Dies berichtet Schiller an Goethe 2. November 1796.

[†]) An Knebel, 1, 135.

Philologen, und begrüßt ihn als den vornehmsten und würdigsten Vertreter der Studien, welche der Ergründung des classischen Alterthums gewidmet sind. Jedes Wort seines Briefes zeugt für seine Einsicht in den ganzen Werth des Mannes. Er überreicht ihm seinen geendigten Roman, „ein Buch, das er nicht in ein Museum schicken würde, wo es unmittelbar neben die Alten zu liegen kommt, wenn er sich nicht von dem Bewohner einige Gunst und Nachsicht zu versprechen hätte." Er bekennt zugleich, in welcher Weise die Prolegomena auf ihn gewirkt, und wie viel er der Ueberzeugung verdanke, die ihm durch Wolf so fest eingeprägt worden.

Diese Ueberzeugung hatte sich dem Dichter als eine unerwartet fruchtbare bewährt; sie hatte ihn zur künstlerischen That ermuthigt. Die Kritik, die in ihren unmittelbaren Wirkungen so oft nur zerstörend auftritt, die hier sogar, wie es schien, ihre Zerstörungslust am weitesten getrieben, die Kritik hatte hier die Entstehung des reinsten Kunstwerks zur Folge gehabt. Der Urheber dieser Kritik konnte selbst wohl am wenigsten ahnen, daß er durch die Vernichtung der Persönlichkeit Homers einen neuen Homeriden erwecken würde.

Das deutsche Geistesleben, wie es sich in der Literatur kundgab, war damals in seiner schleunig vorwärts treibenden Entwickelung auf einen Punkt gelangt, wo die verschiedensten Elemente sich wechselweise durchdrangen, sich gegenseitig belebten und steigerten. Nichts wirkte vereinzelt; eine Geisteskraft schloß sich an die andere, und indem alle in lebendigem Drange zusammenstrebten, kamen die großen Erscheinungen zu Tage, an welchen der Sinn des Volkes sich fort und fort erhebt und läutert. Solche Epochen der literarischen Cultur sind es, welche die gesammte Bildung der Nation auf eine lange Folgezeit hinaus bestimmen.

So hatte auch hier die bildende und nachschaffende Kritik der schöpferisch gestaltenden Poesie zu schönem Bunde die Hand geboten. In Goethes Dichternatur lag tief begründet eine oft stark hervortretende, nie ganz zurückgedrängte Neigung, die ihn auf das epische Gebiet hinzog. In seinem großen Roman — er durfte ihn wohl ein Pseudoepos nennen — hatte er sich lange auf den Grenzen dieses Gebiets einherbewegt; über diese Grenzen jedoch weit hinüber in's Innere zu dringen und sich dort festzusetzen, — davor hatte eine geheime Scheu ihn zurückgehalten; die Vollkommenheit des höchsten Musters, das er vor sich erblickte, schlug seinen Muth nieder, „der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Werke schreckte ihn ab."

Dieser Bann war jetzt aufgehoben. Der Dichter des achtzehnten Jahrhunderts stannte nicht ferner zu dem einen Homer empor; er erblickte einen Kreis herrlich begabter Dichtergenossen, dem er sich verehrend

anzuſchließen wohl wagen durfte, ohne deshalb den Boden der Gegenwart zu verlaſſen oder aus dem Bereiche des vaterländiſchen Lebens herauszugehen. Der deutſche Poet trat in die Geſellſchaft ſeiner helleniſchen Brüder, um ſich von derſelben Muſe begeiſtern und leiten zu laſſen, die ihnen einſt den Sinn erleuchtet, den Pfad gewieſen; aber, indem er nur die höchſten Kunſtforderungen in's Auge faſte, vergaß er doch der Forderungen nicht, die ſeine in furchtbaren Kämpfen bewegte Zeit, die ſein Volk an ihn richtete. Vor der Macht der Poeſie verſchwand der Gegenſatz der Zeiten und Völker: in dem Gedichte von Hermann und Dorothea ſtimmen der vaterländiſche Gehalt, der Geiſt der antiken Poeſie und die höchſte Kunſtform auf eine einzige und unvergleichbare Weiſe zuſammen.

Und ſo dürfte man dies Gedicht, in welchem der deutſche Geiſt, das deutſche Gemüth wie in einem lauteren Spiegel ſich freudig wiedererkannt, als eine unerwartet wunderſame Frucht der philologiſchen Kritik preiſen! Daß es wenigſtens unter den belebenden Anregungen entſtanden iſt, die er von den Ergebniſſen dieſer Kritik empfing und gern in ſich aufnahm, das hat der Dichter unverholen dem Kritiker ſelbſt in jenem Briefe bekannt. Die Worte dieſes Bekenntniſſes geben eine ſchöne Erläuterung und Beſtätigung der poetiſchen Worte, in welchen der Dichter, allem Volke vernehmlich, ſeinem Dankgefühle einen dauernden Ausdruck verliehen hat.

Es geſchah dies in der Elegie „Hermann und Dorothea," welche das Epos anzukündigen beſtimmt war. Mit edlem Selbſtbewußtſein gedachte hier der Dichter ſeines innigen Verhältniſſes zum Alterthum; mit würdigem Stolz machte er die Rechte ſeiner Perſönlichkeit geltend; ohne Rückſicht ſprach er es aus, daß er, unbekümmert um das Wollen und Wähnen der Menge, nur den Geboten der Muſe folge; er lud die Freunde ein, das neueſte Gedicht zu vernehmen, und durfte des Mannes nicht vergeſſen, der ihn „endlich vom Namen Homeros befreit und dadurch auch ihn in die vollere Bahn gerufen:

Denn wer wagte mit Göttern den Kampf und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſein, auch nur als letzter, iſt ſchön."

Die Wolfiſchen Unterſuchungen theoretiſch zu prüfen, mußte Goethe ablehnen; aber einen praktiſchen Beifall gab er ihnen, indem er dasjenige, was er ſich aus ihnen angeeignet hatte, in dichteriſcher Thätigkeit verwerthete. Das Epos Hermann und Dorothea bleibt ein Denkmal von der wirkenden Kraft des kritiſchen Geiſtes, der ſich in dem Verfaſſer der Prolegomena verkörpert hatte.[47])

[47]) Es hat mich ſtets befremdet, daß Humboldt in dem mehr als ausführlichen Buche, welches er der Zergliederung des Gedichts gewidmet, die Wolfiſchen Unterſuchungen ſo ganz und gar unbeachtet läßt. Allerdings konnte ihm bei ſeinen Definitionen

Aber jene Kraft war noch unerſchöpft; der Dichter fühlte ſich feſtgehalten auf dem epiſchen Gebiete; er wollte ſchauen und genießen, lernen und ergründen, und zugleich ſchaffen und ausführen.

An Hermann und Dorothea hatte er „mit vieler Sorgfalt und völligem Bewußtſein“ [44]) gearbeitet; er ſteigerte dieſe Sorgfalt, er trachtete, noch deutlicher ſich ſeines Zweckes und ſeiner künſtleriſchen Mittel bewußt zu werden, da er ſich zu neuen epiſchen Arbeiten rüſtete. Theoretiſches Studium ſollte mit der dichteriſchen Praxis Hand in Hand gehen; jenes ſollte durch dieſe belebt, dieſe durch jenes geleitet und vor Irrwegen behütet werden.

In den Jahren 1797—99 hegte Goethe ſeine epiſchen Entwürfe am liebevollſten und war dem Studium der Prolegomena am anhaltendſten zugethan. [45]) Nach der Vollendung von Hermann und Dorothea beſchäftigte ihn der Plan zu einem epiſch-romantiſchen Gedichte, von dem aber ſein Intereſſe bald abgeleitet ward. Erregt durch das Anſchauen der ſchweizeriſchen Localität, wollte er dann in der Fabel vom Tell einen derberen und volksthümlicheren Stoff ergreifen; [46]) endlich aber ward er in die Kreiſe der homeriſchen Welt hineingebannt, und man darf es als ein Mißgeſchick bedauern, daß er nicht wieder herausgelaſſen ward.

In das dichteriſche Bilden und Entwerfen verſchlangen ſich die ge-

und Deductionen die hiſtoriſche Betrachtungsweiſe keine erkleckliche Hülfe gewähren. Dennoch, ſollte man meinen, mußte gerade er ſich aufgefordert fühlen, bei einem ſolchen Anlaſſe auf das große Werk ſeines Freundes hinzuweiſen, das für die Geſchichte und demzufolge auch für die Theorie der epiſchen Dichtungsart ein neues Licht angezündet hatte. Nichts deſtoweniger ſehen wir nur ein einziges Mal in die dichte Maſſe des äſthetiſchen Raiſonnements einen hiſtoriſchen Lichtſtrahl hereinfallen, und dieſer Strahl leuchtet allerdings aus der Region der Prolegomena her. Im 7ten Abſchnitt S. 246 der erſten Ausgabe heißt es: „Da die Einheit der Epopee — — — von der Art iſt, daß dieſelbe eben ſo wohl aus einzelnen, vorher für ſich beſtehenden Theilen zuſammengeſetzt, als auf einmal als ein Ganzes gebildet werden kann; da es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß ſelbſt die vorzüglichſten epiſchen Gedichte, die wir beſitzen, die Homeriſchen, auf dieſe Weiſe entſtanden ſind.“ — — Dies iſt der einzige deutliche Hinweis auf die Prolegomena! — Dagegen hatte A. W. Schlegel in ſeiner ungleich kürzeren Beurtheilung — ich halte ſie noch immer für das Beſte, was über Hermann und Dorothea geſchrieben worden — gleich mit ſtarkem Nachdruck hervorgehoben, daß „die hiſtoriſchen Unterſuchungen eines ſcharfſinnigen Kritikers über die Entſtehung und Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge, die vor kurzem die Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich gezogen haben, welche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften zu erkennen wiſſen, uns zum Glücke einen feſten Punkt geben, wovon die künſtleriſche Betrachtung des Homer in einer (der bisherigen) ganz entgegengeſetzten Richtung ausgehen kann.“ Charakter. und Kritiken 2, 263.

[44]) An Meyer 5. Auguſt 1797.

[45]) Nachdem er in den Tag- und Jahresheften 1795 erzählt hat: „Gleichzeitig und verbunden mit ihm (Humboldt) trat Geh. Rath Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne mit in unſern Kreis“ — bemerkt er unter dem Jahre 1797 — „den größten Einfluß übten Wolfs Prolegomena.“ Bd. 31, 46. 77.

[46]) Aus den Tag- und Jahresheften 1804 (31, 185—87) erfahren wir, welche Motive in ſeiner Behandlung die herrſchenden ſein ſollten.

meinsam mit Schiller gepflegenen Untersuchungen über die Theorie, oder soll ich nicht lieber sagen, über die Technik der epischen und dramatischen Dichtungsarten. Denn wenn Goethe sich auf das Feld der Speculation wagt, so sehen wir nicht den Theoretiker, der, im Kreise der Theorie befriedigt, zu dem reinsten Begriff der Gattung aufsteigen, die Arten sondern und, nur zum Zwecke der Erkenntniß, in das Wesen der Formen dringen will; — nein, wir sehen den Dichter, der seinen Blick unverwandt auf den Zweck des dichterischen Thuns gerichtet hält, der nur darum vom Schaffen abläßt und der ergründenden Betrachtung sich hingiebt, damit er, im geregelten Walten des Verstandes, sich der Mittel zur schaffenden That um so entschiedener bemächtigen und versichern könne.

Man gebe Acht auf alle Aeußerungen, in denen Goethe sich, sei es in diesen Verhandlungen mit Schiller, sei es bei anderen Anläſſen, theoretisch vernehmen läßt — überall vernimmt man den Künstler; der Poet kann sich nicht verbergen, nicht verleugnen; als ein Vertrauter der Kunst redet er von ihren Geheimnissen, als ein Bildner des Schönen redet er von der Schönheit.

Und als bildender Dichter, der nur seinen Zweck verfolgt, steht er auch, nicht nur dem Homer, steht er auch der homerischen Kritik gegenüber. Die Ergebnisse dieser Kritik waren ihm einleuchtend; denn das Licht, das sie gaben, fiel erhellend auf seinen eigenen Pfad. Wolfs Argumente bewirkten bei ihm eine feste Ueberzeugung; denn aus dieser Ueberzeugung entsprang ihm die künstlerische That. —

So oft bewundern wir, und wahrlich mit Recht, die Vielgewandtheit der Goetheschen Natur, die weitumfassende Fähigkeit, mit der sie alles Zusagende, das an sie herantritt, ergreift und festhält; wir bewundern die gesunde Frische dieser Natur, die für so viele Erscheinungen des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft offen und empfänglich bleibt. Und in der That, bei welchem Dichter fänden wir einen größeren Reichthum der Interessen und Bestrebungen! Nicht weniger aber sollten wir die standhafte Kraft anerkennen, mit welcher Goethe allen andrängenden Geistes- und Lebensmächten gegenüber die Rechte seiner eigenen Individualität behauptet. Was er in sich aufnimmt, hat er vorher bewältigt, damit es ihm diene; was er ergreift, muß sich geschmeidig seinen Zwecken fügen; er verliert sich nicht an die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen; der Kern der Erscheinungen wird sein Gewinn.

Und wodurch erlangt er diesen Gewinn? Wodurch anders, als daß er Alles, was ihm zugeführt wird, früher oder später thätig zu seinen Zwecken benutzt, unmittelbar auf seine Bedürfnisse anwendet! So wird es ihm wahrhaft zum Eigenthum, von dem er reiche Zinsen genießt. Nur

insofern eine Erkenntniß zum Handeln anregte, im Handeln sich bethätigte, hatte sie Werth für ihn. Sie sollte nicht tot in ihm ruhen; es war ihm nicht genug, sie gewonnen zu haben: aus der Blüthe der Erkenntniß sollte ihm die Frucht der That hervorgehen. Denken und Forschen darf in der Dichternatur nicht geschieden sein vom lebendigen Anschauen, vom lebendigen Handeln.

„Nur handelnd kann ich denken," sagt er: [47]) „ich kann nur denken, insofern ich producire." [48]) In diesen Worten ist uns Aufschluß gegeben über sein Verhalten zu so manchen schweren kritischen Fragen, die zu seiner Zeit in verschiedenem Sinne die Menschheit aufregten und in Zwiespalt versetzten.

Gewiß war er, so sehr wie irgend einer, fähig und bereit, Werth, Würde und Macht der Kritik verehrend anzuerkennen; er hatte von der kritischen Thätigkeit einen hohen und reinen Begriff; [49]) in seinem freien, durch keinen Namen getäuschten, von keinem Dogma beschränkten Geiste verkannte er ihr heilsames Wirken nicht, auch dann wenn sie trennend, spaltend, ja zerstörend auftrat; er wußte mit ruhig betrachtendem Ernste eine wichtige Frage der Kritik unbefangen, ohne einen Nebenblick auf sein eigenes Sein und Thun, zu erfassen. Sollte er jedoch der Kritik einen entscheidenden Einfluß auf seine Ueberzeugungen verstatten, sollte sie auf sein Anschauen und Denken leitend und bestimmend wirken, so forderte er von ihr, daß sie seinen Muth zum Handeln belebe, seine Thatkraft erhöhe, und sich dadurch vor ihm legitimire.

Dieser Forderung hatte die Wolfische Kritik voll und ganz Genüge geleistet. Auf den letzten der Homeriden war der Geist der früheren belebend übergegangen. Wird dieser Geist nun dauernd auf ihm ruhen und in neuen Wirkungen sich offenbaren? Wird die Kritik der Production auch ferner in einem so hohen Grade günstig sein?

Nachdem Hermann und Dorothea abgeschlossen ist, gewinnt die Beschäftigung mit Homer und den Prolegomena einen noch ernsteren Charakter und wird mit gesteigerter Lebhaftigkeit fortgesetzt. Es gewährt ein eigenes Schauspiel, wie an dem alten Dichter und seinem Kritiker der neue Dichter sich abmüht und zwischen beiden sich zweifelnd hin und her bewegt.

[47]) an Schiller 12. Mai 1798.

[48]) an Knebel 15. Mai 1798.

[49]) In der Geschichte der Farbenlehre (52, 114) finden wir die Worte: „Je mehrere und vorzüglichere Menschen sich mit den köstlichen überlieferten Resten des Alterthums beschäftigen mochten, desto energischer zeigte sich jene Function des Verstandes, die wir wohl die höchste nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Absondern des Aechten vom Unächten."

Denn allerdings tritt der Zweifel an die ſcheinbar ſo feſt begründete Ueberzeugung heran; beide kämpfen gegen einander und gewinnen, je nach dem Wunſche und Bedürfniſſe des Dichters, abwechſelnd die Oberhand.

Er hatte eingeſehen, daß man durch die Prolegomena, mochten ſich ihre Ergebniſſe auch nicht als durchaus haltbar bewähren, doch ſicherlich in Rückſicht auf das Epos erlöſt worden ſei von dem, was er einmal mit derb charakteriſirendem Ausdrucke die theoretiſche Salbaderei des vorigen Jahrhunderts [80]) nennt. Hinfällig zuſammenſtürzen mußte das ganze, ſo lange heilig gehaltene Gebäude von Regeln und Begriffen, das man, wie vorgegeben ward, nach dem Grundriſſe des alten Epos aufgeführt hatte. Vor Allem mußte der Begriff der Einheit entweder aufgegeben, oder ihm mußte eine von der herkömmlichen ganz verſchiedene Auslegung ertheilt werden. Aber Goethe mochte dieſen Begriff nicht fahren laſſen; ſein Künſtlerblick fand Einheit in den homeriſchen Gedichten; und ſobald er zur Production ſchritt, war ſeinem Künſtlerſinne das Streben nach Einheit ein unabweisliches Bedürfniß.

Als er im April 1797 das alte Teſtament und Homer „in großer Eile" ſtudirte, war er verwundert, beim Durchleſen der Odyſſee die Forderungen, die der Verſtand an das Epos macht, in ſo hohem Grade befriedigt zu ſehen. Er beruhigte ſich bei der Annahme, daß die alten Grammatiker und Kritiker bei ihrem Bemühen vornehmlich jene Verſtandesforderungen im Auge gehabt. Denn den Alexandrinern ſeien wir, wie auch Wolf zu zeigen ſich bemühe, unſern gegenwärtigen Homer ſchuldig, „das denn freilich dieſen Gedichten ein ganz anderes Anſehen giebt." [81])

Aber wenig Tage darauf iſt er ſchlecht erbaut von der Behauptung Friedrich Schlegels: [82]) das epiſche Gedicht habe keine Einheit und for-

[80]) Oder, wie Wolf es in ſeiner Weiſe bezeichnet: praecepta, quae nunc pueri ex Battensio discunt. Prolegg. 128.

[81]) An Schiller 19. April 1797.

[82]) An Schiller 28. April 1797. „Haben Sie Schlegels Abhandlung über das epiſche Gedicht im 11. Stück Deutſchlands vom vorigen Jahr geleſen? Leſen Sie es ja! Es iſt ſonderbar, wie er, als ein guter Kopf, auf dem rechten Wege iſt und ſich ihn doch gleich wieder ſelbſt verrennt" — Dieſer Aufſatz: „Ueber die homeriſche Poeſie. Mit Rückſicht auf die Wolfiſchen Unterſuchungen" erſchien in Reichardts Deutſchland Bd. 4, 124—156. Er ward dann hineingearbeitet in die 1798 erſchienene Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer. Friedrich Schlegel war der erſte, der es ſich zur Aufgabe machte, den reichen Gehalt der Prolegomena für die Geſchichte der alten Poeſie auszunutzen. Die häufig citirte Anmerkung, die ſich in dem genannten Buche auf S. 158 findet, ſteht gleich zu Anfang des Aufſatzes; ſie hat aber hier eine von der ſpäteren vielfach verſchiedene Faſſung und lautet folgendermaßen: „Es iſt das gewöhnliche Schickſal großer wiſſenſchaftlicher Erfindungen, anfangs mehr allgemein angeſtaunt, oder auch, wie es der Zufall will, angezeigt, als verſtanden und gebraucht zu werden. Faſt jeder Theil der geſammten Alterthumskunde darf unmittelbar und mittelbar ein neues Licht, ja eine neue Geſtalt von den Wolfiſchen Entdeckungen

Vater. Das war auch nicht artig, daß du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bey mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bätely. Ihr ſeyd gleich ſo mitleidig wenn er klagt und druckſt und immer eben daſſelbe wiederhohlt, hernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, thut als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir iſt's ganz anders dabey, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch ſelbſt, daß du dich zu etwas entſchlöſſeſt.

Bätely. Wollt ihr mich ſo gerne los ſeyn?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's beyde beſſer und bequemer.

Bätely. Wer weiß? Ein Mann iſt nicht immer bequem.

dere sie auch nicht. Wie konnte Goethe einen solchen Ausspruch mit seinen in eigener dichterischer Thätigkeit gewonnenen Ueberzeugungen vereinigen? Ein Gedicht, dem keine Einheit zukommen soll, hörte nach seinen Begriffen auf, ein Gedicht zu sein. Es war ihm unangenehm, die aus der historischen Kritik auch für die künstlerische Betrachtung sich ergebenden Folgerungen so scharf ausgesprochen zu sehen. Und die Folgerungen schienen ihm viel zu gewagt. Denn wenn auch jene nach und nach entstandenen Gedichte nicht zu vollkommener Einheit haben gelangen können, so darf man doch daraus, wie er glaubt, nicht schließen, jene Einheit könne schlechterdings nicht stattfinden. Aber, deutet er an, wer weiß, ob jene Gedichte nicht weit vollkommener organisirt sind, als man denkt? —

Gegen Ende des Jahres steigt ihm aus dem fortgesetzten Studium der Ilias die Idee auf, das Lebensende des Achill sei für eine epische Behandlung tauglich. Und nun erhält die Beschäftigung mit Homer einen noch entschiedeneren Bezug auf die dichterische Praxis. Der poetische Künstler macht rücksichtslos seine Forderungen und Neigungen geltend, die sich unter einander nicht selten zu widersprechen scheinen.

Er hofft, daß im Jahre 1798 ihm einige Gesänge der Achilleis gelingen sollen. Bei der Production will er nur auf die reinsten Kunstbegriffe, auf die strengsten Kunstforderungen sehen; und deshalb ist er am 29. April entschlossen, alle Chorizonten — er nimmt das Wort in einem weitern Sinne — mit schwerem Fluche zu belegen und auf Leben und Tod die Einheit und Untheilbarkeit in einem seinen Herzen festzuhalten.

Aber wenige Tage hernach, am 2. Mai, muß er sich selbst auf einer sehr bedenklichen chorizontischen Aeußerung ertappen. Er spricht von einer „glücklichen Zusammenstellung" der beiden Gesänge, und es scheint ihm täglich begreiflicher, wie man aus dem ungeheuren Vorrathe der rhapsodischen Genieproducte, mit subordinirtem Talent, ja beinahe blos mit Verstand, die beiden Kunstwerke zusammenstellen konnte. „Ja, wer hindert uns anzunehmen, daß diese Contiguität und Continuität schon durch die Forderung des Geistes an den Rhapsoden im allerhöchsten Grade ver-

über die homerische Poesie erwarten. Noch aber werden die Prolegomena, dieses Meisterwerk eines mehr als Lessingischen Scharfsinns, häufig eben so sehr (vielleicht auch aus ähnlichen Gründen) mißverstanden, wie nur immer Kants Kritik der reinen Vernunft, da sie zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit an sich zog. Sie haben den Geist eigner, kritischer Untersuchungen bei weitem noch nicht so sehr angeregt, als sie könnten und sollten. Dieses Bruchstück aus einer Abhandlung über die Zeitalter, Schulen und Dichtarten der griechischen Poesie mag vorläufig zeigen, wie ich die Wolfischen Entdeckungen für die Kunstgeschichte zu benutzen versucht, und kann den Kennern und Freunden des Alterthums zugleich als Probe eines Grundrisses der Geschichte der klassischen Poesie der Griechen und Römer dienen, welcher im künftigen Jahre erscheinen wird."

bereitet geweſen; ſogar will ich einmal annehmen, daß man nicht Alles in die Ilias und Odyſſee, was wohl hineingepaßt hätte, aufgenommen habe, daß man nicht dazu, ſondern davon gethan habe."

Und was veranlaßt ihn jetzt zum Ausſprechen ſolcher höchſt fluchwürdigen Meinungen über einen Gegenſtand, über den, wie er ſelbſt ſagt, „alle Gewißheit auf ewig verloren iſt?" Er giebt uns mit naiver Deutlichkeit den Grund an: „die Vorſtellungsart, die ich äußere, iſt mir bei meiner jetzigen Production günſtig; ich muß die Ilias und Odyſſee in das ungeheure Dichtungsmeer mit auflöſen, aus dem ich ſchöpfen will."

Im Mai 1798 wurden die epiſchen Studien am eifrigſten, ja, man kann ſagen, mit einer Art von Innigkeit getrieben. Es entſtand ein ausführliches Schema der Ilias, das erſt viele Jahre nachher vor die Augen des Publicums kam. Mit leidenſchaftlichem Drang, der eine freie Selbſtthätigkeit des Dichters ſtören mußte, klammerte er ſich an ſein Vorbild; er wollte den alten Muſtern auch darin folgen, worin ſie nicht lobenswerth erſcheinen; er wollte ſich zu eigen machen, was ihm ſelbſt nicht zuſagte. Nur durch ſolche Zwangsmittel glaubte er den richtigen Sinn und Ton in ſeine Gewalt zu bekommen.[53]) Wenn Hermann und Dorothea eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Odyſſee aufweiſt, ſo ſoll das neue Epos ſich ſo eng wie möglich an die Ilias ſchließen. Aber zugleich hören wir eine bedenkliche Aeußerung des unter dem Banne eines unerreichbaren Vorbildes ängſtlich zaudernden Poeten; wir hören, es ſei ein zu kühnes, ein ſchwer, ja unmöglich ſcheinendes Unternehmen. Aber ſollte es auch unausführbar bleiben, er will ſich ſchon mit dem Genuſſe zufrieden geben, den er beim bloßen Studium davon trägt; und faſt möchte man argwöhnen, daß er den Gedanken jenes großen dichteriſchen Unternehmens nur deshalb hegt und ausbildet, um dadurch dieſen theoretiſchen Studien einen lebhafteren Schwung zu geben; denn unvermerkt werden ihm dieſe faſt zur Hauptſache, und er thut den nachdrücklichen Ausſpruch: „es iſt jetzt gewiſſermaßen einem jeden, der ſich mit äſthetiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, die höchſte Angelegenheit, ſich über dieſe alten Meiſterſtücke, wenigſtens mit ſich ſelbſt, in Einigkeit zu ſetzen, da man von allerlei Seiten ſo manches Sonderbare darüber hören muß."[54])

Aber auf dieſem Wege ſollte er nicht zur Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt gelangen. Während ihn das Studium der Ilias in dem Kreiſe von Entzückung, Hoffnung, Einſicht und Verzweiflung durchjagt,[55]) hatte ſich ihm wiederum eine unbezwingliche Ueberzeugung von der Einheit und

[53]) Vgl. den Brief an Schiller vom 12. Mai 1798.
[54]) An Knebel 5. Mai 1798.
[55]) An Schiller 16. Mai 1798.

Untheilbarkeit des Gedichts aufgedrängt; überwältigt hatte ihn von neuem die Wundermacht des homerischen Geistes; der Glanz, der die Schöpfungen dieses Geistes umleuchtet, hatte ihn geblendet; mit allen Sinnen hatte er abermals die Herrlichkeit des alten Epos in sich aufgenommen, er rief aus: „es lebt überhaupt kein Mensch mehr und wird nicht wieder geboren werden, der es zu beurtheilen im Stande wäre." [56])

Wie war es möglich, daß aus so wechselnden Stimmungen der poetische Geist frei sich erheben konnte? Er fand sich eingedrängt zwischen tiefen theoretischen Bedenken, diesen allzu umständlich angelegten, allzu ängstlich festgehaltenen Vorstudien; ganz eigentlich in die Enge getrieben ward er durch das Bestreben des Dichters, sich einem hohen Musterbilde nicht blos anzunähern, sondern durchaus anzuähnlichen. Er konnte daher zu keiner Kraftäußerung gelangen. Zwar glaubte Goethe über das Wie der Ausführung mit sich selbst meist im Klaren zu sein; zwar rief ihm Schiller das wirklich befreiende Wort zu, er möge an keine Ilias nach der Ilias denken, sein Gedicht blos mit sich selbst vergleichen und beim Homer blos Stimmung suchen — umsonst! Leicht war Hermann und Dorothea entstanden, rasch zur Reife gediehen — aber die Achilleis ließ auf sich warten. Der Dichter selbst hatte seinen Genius gelähmt, daß er die Flügel nicht regen konnte.

Unter Schillers ermuthigendem Zureden suchte er sich allerdings, im Frühjahre 1799, abermals in die Idee des Gedichtes einzuleben. Er stellte für einen beträchtlichen Theil des Ganzen die Motive fest und begann die Ausführung. Abermals bekennt er, daß sein vielfaches Nachdenken über das epische Gedicht sowie die Streitigkeit über das Alter der homerischen Gesänge und ihre rhapsodische Zusammenstellung ihn zu dieser Arbeit geführt und sein Interesse daran stärker belebt haben. [57]) Und dieselben hindernden Ursachen, die früher den Dichter nicht zu heiterem Schaffen gelangen ließen, mußten jetzt der Ausführung bald einen dauernden Stillstand gebieten. Einmal in's Stocken gerathen, konnte die Arbeit nicht wieder in Fluß gebracht werden; fruchtlos blieb ein so vielfältiges ernstes Bemühen, ein so reges Sinnen und Forschen: nur ein Bruchstück geringen Umfangs ist von der Achilleis zu Tage gekommen.

[56]) Er fährt fort: „Ich wenigstens finde mich alle Augenblick einmal wieder auf einem subjectiven Urtheil, so ist's andern vor mir gegangen und wird andern nach uns gehen. Indessen war mein erstes Aperçu einer Achilleis richtig, und wenn ich etwas von der Art machen will und soll, so muß ich dabei bleiben. Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, man mag sagen was man will, daß nichts daran noch davon gethan werden kann. Das neue Gedicht, das man unternähme, müßte man gleichfalls zu isoliren suchen und wenn es auch der Zeit nach sich unmittelbar an die Ilias anschlösse."

[57]) Vgl. die Briefe an Knebel vom 15. u. 18. März 1799.

Den poetischen Werth, der diesem Bruchstücke als einem Goetheschen Producte zukommen mag, haben wir hier nicht näher zu bestimmen. Das aber dürfen wir aussprechen, daß die ängstliche Absicht des Dichters, sich in jedem Sinne dem Homer anzuschließen, die unerwartete aber unvermeidliche Wirkung gehabt, ihn zu einer völligen Entfremdung vom Homer zu führen.

Sicherlich zeigt die Achilleis unverkennbare Spuren von der Geisteskraft ihres Urhebers; oft genug werden wir auch an die Aeußerlichkeiten der homerischen Darstellung, an die alten epischen Wendungen und Bilder gemahnt; aber eine innere Verwandtschaft mit dem Wesen des alten Epos fehlt ganz und gar. Wo bleibt die sinnliche Fülle in Bewegung und Handlung? Der Glanz, der auf den Gebilden des Epos ruht, ist erblichen; die deutlichen Umrisse der Figuren sind halb verwischt; eine moderne Auffassungsweise, der sich der Dichter, wider seinen Willen, hingeben muß, läßt sogar die Gestalten der homerischen Götter in ihrer scharf gezeichneten Individualität nicht unverletzt bestehen. Vollends wird in der Darstellung der Mangel an Einfalt empfindlich. Das ist nicht der Epiker, der aus dem Reichthum der sinnlichen Anschauungen schöpft und die Dinge in Festigkeit und Klarheit ruhig hinstellt; wir glauben bald einen geistreich witzelnden Grammatiker, bald einen sinnigen Epigrammatisten des spätern Alterthums zu hören. *)

Dieser mühselige Versuch einer Wiedergeburt des homerischen Epos mußte an der inneren Unmöglichkeit des Unternehmens scheitern. Wäre selbst die Achilleis, was wir nicht wünschen dürfen, vollendet worden, wir hätten nichts als eine künstliche, mehr oder minder geschmackvolle Nachahmung eines für alle Zeiten unnachahmlichen Urbildes erhalten. In Hermann und Dorothea hatte sich Goethe zwischen zwei Dichterwelten gestellt, von dort die ewige Form, von hier den Stoff und den geistigen Gehalt entlehnt: er stand da, ein gleichberechtigter Bürger beider Welten.**) In der Achilleis gab er diese beherrschende Stellung auf; ausschließend wollte er sich als einen Angehörigen des Alterthums darstellen; jedoch indem er auf alle Vortheile verzichtete, die ihm das natürliche Verhältniß

*) Ich verweise auf den Ares, der „mit Adel und Ehrfurcht" zur Here spricht; auf den Ganymed „mit dem Ernste des ersten Jünglingsalters im kindlichen Ang'," und vor Allem auf Aphrodite, „die ängstige Göttin,

Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones."

Manches klingt so, als wenn ein poetisch gestimmter Kenner über die in der bildenden Kunst typisch gewordenen Figuren des alten Epos feinsinnige Bemerkungen äußerte.

**) Vgl. Schillers Brief vom 18. Mai 1798.

zu seiner Zeit und seinem Volke gewährte, mußte er, ohne Gewißheit eines neuen Vaterlandes, heimathlos werden; indem er etwas schaffen wollte, das in verklärter Form außer und über aller Zeit schwebte, kam etwas hervor, das in keine Zeit lebendig hineinpaßte.

Und zu einem solchen Unternehmen, über welches die Nothwendigkeit des Mißlingens verhängt war, konnte der Dichter sich verlocken lassen, der eben in Hermann und Dorothea den „Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst“ [40]) dargestellt hatte! Wir würden hier wie vor einem unauflösbaren Räthsel stehen, wenn uns nicht die Umstände, welche das Unternehmen hervorriefen, bekannt wären. Aber diese bedingenden Umstände erklären auch Alles. Der Dichter wollte, daß hier, wie sonst, Theorie und Kritik ihm unmittelbar im Thun und Schaffen fruchtbar werden sollten; sie trieben ihn aber hier zu einem Wagnisse, dessen Möglichkeit sie ihm täuschend vorspiegelten, das jedoch in seinem Falle glücklich zu bestehen war. Die Furcht vor der Unausführbarkeit des Unternehmens war nicht abzuweisen; inzwischen machte sich das theoretische Studium immer anmaßlicher geltend, zog die Kräfte an sich, die der künstlerischen Praxis gewidmet sein sollten: der Trieb zur poetischen Ausübung mußte ermatten, die Dichternatur war aus ihrem Gleichgewichte gerückt.

Aus der tiefsten Kenntniß seines eigenen Wesens heraus macht Goethe einmal die Bemerkung, „ihm sei es, wenn er etwas vorhatte, unmöglich gewesen, über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen war; jene mußten ihm schon bei der Hand sein, wenn er diesen nicht alsobald aufgeben sollte.“ [41]) Hier war nun der Fall eingetreten, daß er nur allzu sehr geneigt und nur allzu entschieden gezwungen war, über die Mittel zu denken: ja, dies Denken hatte das Interesse am Zweck verschlungen. Nach allem Gesagten darf es uns aber auch nicht Wunder nehmen, daß, als dem Dichter die Aussicht auf eine praktische Anwendung dieser Mittel gänzlich verschwunden war, er auch auf die Mittel selbst nur mit Gleichgültigkeit blickte: sobald er die Achilleis unausgeführt bei Seite liegen ließ, konnte auch der Inhalt der Prolegomena ihn nicht ferner reizen.

[40]) So redet mit unfehlbarem Urtheilsspruche Schiller im Briefe an Meyer 21. Juli 1797. „Ich hab' es entstehen sehen,“ fügt er hinzu, „und mich hat eben so sehr über die Art der Entstehung als über das Werk verwundert. Während wir unsern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Vorzügliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, rein und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines weitumfassenden Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend uns sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt.“ — Zu dieser schönen Schilderung bietet Alles, was beim Entwerfen und Ausführen der Achilleis geschah, den schroffsten Gegensatz.

[41]) Werke 31, 187.

Wenn Wolf über den Gesang der Achilleis, nach Zelters Bericht, „etwas leicht hinwegfuhr,“ [47]) so wollen wir ihm dies also ja nicht verübeln. Eher möchten wir vielleicht darüber mit ihm zürnen, daß er, wenn auch unbewußter und unschuldiger Weise, durch sein Werk den Dichter zu einem Mißgriff, zu einem verfehlten Gebrauche seiner Kräfte verleitet hat. Denn sollten wir im Genusse von Hermann und Dorothea den schöpferischen Einfluß der historischen Kritik preisend anerkennen, so dürften wir beim Anblick jenes Bruchstücks über diese selbe Kritik wohl einigermaßen ungehalten werden, wenn wir uns ihr unbefugtes Eingreifen in das freie Schaffen des Poeten vergegenwärtigen. —

Während der Dichter im Geiste so vielfach mit dem Autor der Prolegomena verkehrte, war in dem persönlichen Verhältnisse zu Wolf kein wesentlicher Fortschritt geschehen. Im Mai 1802 fand, wie wir aus dem dritten Briefe erfahren, in Leipzig ein Zusammentreffen statt, das auf beiden Seiten den Wunsch nach einer entschiedneren Annäherung zurückließ. Wolf trug sich damals mit dem Gedanken einer Prachtausgabe des Homer, der es an keiner Art von Zierde fehlen sollte; Goethe nahm an diesem Plane gefälligen Antheil, [48]) indem er, in Bezug auf die künstlerische Ausschmückung, seinen und Freund Meyers artistischen Rath nicht vorenthielt.

Jedoch erst im Sommer 1802 entstand aus längeren persönlichen Berührungen für beide Männer ein wahrhaft herzliches Verhältniß, das eine dauernde Verbindung zur Folge hatte. Nach mühevoll betriebenen Vorbereitungen war es Goethen möglich geworden, das neuerbaute Theater im Bade Lauchstedt, dem Sommeraufenthalte der weimarischen Schauspieler, am 27. Juni zu eröffnen. Er feierte die Einweihung durch das Festspiel „Was wir bringen,“ das er unter drängenden Umständen zum Abschluß gebracht, und in welchem er seiner wachsenden Neigung zu allegorischen Darstellungen einen vielleicht allzu weiten Spielraum vergönnt hatte. [49]) Bei der Aufführung ging Alles löblich von statten; die beabsichtigte Wirkung ward erreicht; dem Dichter wurden manche wohlgemeinte, wenn auch etwas wunderlich executirte Ehrenbezeugungen dargebracht; er

[47]) Zelter an Goethe 26. September 1831. (6, 362. Vgl. 4, 145.)

[48]) Vgl. Humboldt an Wolf S. 215.

[49]) Bei diesem Anlasse stehe hier eine Bemerkung über die bisher unverstanden gebliebenen Worte im Briefe des Herzogs an Goethe aus Pyrmont vom 9. August 1802. Es heißt dort: „Die drei Fürsten können sehr zufrieden mit deiner Einrichtung Ihres Willens sein.“ Diese Worte sind erklärt, so bald man im sechszehnten Auftritt des Festspiels die ausführliche Rede des Merkur liest. Unter den Beilagen, für deren Ueberlieferung der Herzog dankt, befanden sich wahrscheinlich die in Versen ausgeführten Scenen des Festspiels, oder doch wenigstens der genannte große Monolog des Merkur.

war guten Humors und freute sich, die Last eines unbehaglichen Geschäftes abgewälzt zu haben.

Unter den hallischen Gästen, die an der Festlichkeit Theil nahmen, befand sich glücklicher Weise auch Wolf, und gleich am folgenden Tage entspann sich ein wissenschaftlicher Verkehr zwischen ihm und Goethe. Von den Theaterangelegenheiten hatte sich dieser mit der unverwüstlichen Rüstigkeit seines Geistes ohne Verzug den unablässig gepflegten optischen Studien wieder zugewandt. Er nahm mit Wolf das Büchlein von den Farben durch, das hernach, in's Deutsche übertragen, der Geschichte der Farbenlehre einverleibt ward;[*]) er fühlte sich gefördert durch die thätige Gegenwart des philologischen Meisters; er war, wie es in seiner Natur lag, für die zu rechter Zeit dargebotene Belehrung auf das lebhafteste dankbar, und beide setzten mit regem Antheil diese wissenschaftlichen Conferenzen fort, in denen man sich gelegentlich auch zur Textkritik herbeilassen mußte.

Wolf entwickelte in diesen Zusammenkünften Alles, was von Geist und geistreichem Leben in ihm war; seine Persönlichkeit trat hier zuerst in ihrer vollen Macht vor den Dichter hin; Goethe erkannte den ganzen Mann und mußte die Totalität seines Wesens bewundern. Solch einen Mann näher zu haben, erachtete er als unschätzbaren Gewinn;[**]) er war entschlossen, ihn an sich heranzuziehen und ein Verhältniß zu befördern, in welchem sich ein wechselseitiges Vertrauen, für beide gedeihlich, entfalten konnte.

Dieser Entschluß erhielt durch ein längeres Zusammenleben beider Männer noch größere Festigkeit. Goethe fühlte sich von der nachbarlichen Universitätsstadt angezogen; sobald das Theater seine Anwesenheit in Lauchstedt nicht mehr dringend erforderte, ging er nach Halle hinüber.[***]) Im vorigen Jahre hatte er sich von den Göttinger Zuständen eine deutliche Anschauung verschafft; jetzt wollte er in ähnlicher Weise die hallischen Universitätsverhältnisse kennen lernen. So ergaben sich dort erfreuliche und förderliche Beziehungen zu Männern wie Niemeyer, Sprengel, Reichardt, der längst den Groll wegen der bösen Xenien hatte fahren lassen, und den Dichter, dessen Lieder er so oft musikalisch ausgelegt, nach Giebichenstein in sein gastliches, mannigfach belebtes Haus, wo die verschiedensten Interessen sich berührten und begegneten, und die Künste, vornehmlich die Tonkunst, eine würdige Pflege fanden.

*) Goethe an Schiller 28. Juni 1802.
**) An Schiller 5. Juli 1802. — Der Herzog hatte wirklich später daran, Wolf nach Weimar zu ziehen. Als Böttiger nach Dresden zu gehen entschlossen war, fragte Carl August bei Goethe an, ob „wohl Wolf zu haben sei." Brief Nr. 220.
***) Am 5. Juli kündigt er Schillern seine Absicht an, „diese Tage" nach Halle hinüber zu gehen; am 26. begrüßt Schiller freudig seine Wiederankunft in Weimar.

In heiterer, geiſtig fruchtbarer Geſelligkeit gingen die Tage dahin. Unter den Eindrücken aber, die dem Dichter zugeführt wurden, blieb offenbar der Eindruck von Wolfs Perſönlichkeit der tiefſte und nachhaltigſte. Goethe empfand, daß „einen Tag mit dieſem Manne zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung eintrage;“ [*]) er fand ihn herrſchend in ſeinem Kreiſe, der ihm ganz eigens angehörte; er ſah, wie er innerhalb dieſes Kreiſes feſt auf ſich ſelbſt gegründet daſtand. Vor Allem war das einſtimmige Zuſammenwirken verſchiedenartiger Geiſteskräfte bewundernswerth. Mit genialiſcher Leichtigkeit bewältigte der Forſcher den reichen Vorrath eines ſtets lebendigen Wiſſens; das Sonderungsvermögen, das der Kritiker bis zur feinſten Schärfe in ſich ausgebildet hatte, war dem productiven Geiſte, der das Bild des erforſchten Alterthums aus unendlichen Einzelheiten zu einem Ganzen zuſammenfügte, keineswegs hinderlich; es mußte vielmehr dazu dienen, die Klarheit und Zuverläſſigkeit der umfaſſenden Anſchauung zu erhöhen. Das Studium der ſchriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums hatte ſein Leben ausgefüllt; auf der Grundlage dieſes Studiums hatte er das feſte, wohl zuſammenhangende Gebäude ſeiner Bildung errichtet und der köſtliche Gehalt jener Ueberlieferungen war ſein Eigenthum geworden. Er blickte nicht von außen, als ein Suchender, in das Alterthum hinein; innerhalb der Welt des Alterthums bewegte er ſich mit Freiheit, und ſchaute mit Heiterkeit um ſich, wie Jemand, der ſeine Stätte gefunden hat und von hier aus befriedigt ſeinen Blick nach allen Seiten wendet. Scharf, hell und eindringend war dieſer Blick, der ſich am Anſchauen des Vollkommenſten, was der menſchliche Geiſt in Rede und Schrift niedergelegt hat, fortwährend übte und bildete. Was konnte einem ſolchen Geiſte fehlen? War es ihm zu verargen, wenn er die Hülfe ablehnte, welche die Philoſophie damals allen Lehrenden und Lernenden mit ſo großer Befliſſenheit anbot? Ihm mußte ſie von zweifelhaftem Werthe ſein; ihm, den das Wiſſen zum klaren Erkennen und lebendigen Anſchauen geführt, konnte ſie unmittelbar vielleicht ebenſo wenig nützen, als dem Künſtler, der das Schöne in ſinnlicher Form darzuſtellen berufen iſt.

Daß dieſem Manne, der ſeinen Kreis mit ſicheren Schritten durchmaß, die Stütze ſowohl wie die Begleitung der Philoſophie entbehrlich ſei, davon mußte ſich Goethe überzeugen, ſobald Wolf ſeine Natur mit allen ihren Eigenſchaften in der Ungezwungenheit eines längeren Beiſammenſeins frei gegen ihn herauskehrte. Er gab denn auch bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit dieſer Ueberzeugung einen ſehr kräftigen Ausdruck. Als

[*]) Werke 31, 137.

er im Jahre 1805 die Schilderung Winckelmanns entwarf und deſſen Verhalten zu den Philoſophen ſeiner Zeit mit wenigen Worten prägnant bezeichnete, fügte er am rechten Platze die Bemerkung hinzu, „daß kein Gelehrter ungeſtraft jene große philoſophiſche Bewegung, die durch Kant begonnen, von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie verachtet habe.“ Nur eine Klaſſe der Gelehrten wagt er von dieſer allgemein gültigen Verpflichtung loszuſprechen: die echten Alterthumsforſcher. Durch die Eigenheit ihres Studiums ſcheinen ſie ihm vor allen anderen Menſchen vorzüglich begünſtigt zu ſein. „Denn,“ fährt er fort, „indem ſie ſich nur mit dem Beſten, was die Welt hervorgebracht hat, beſchäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur in Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, ſo erlangen ihre Kenntniſſe eine ſolche Fülle, ihre Urtheile eine ſolche Sicherheit, ihr Geſchmack eine ſolche Conſiſtenz, daß ſie innerhalb ihres eigenen Kreiſes bis zur Verwunderung, ja bis zum Erſtaunen, ausgebildet erſcheinen.“ [66]) Durchmuſtern wir die Philologen, die Goethe unter ſeinen damaligen Zeitgenoſſen lehren und wirken ſah — auf wen anders als allein auf Wolf paſſen die Züge dieſes ſchmeichelhaften Bildes? Der Einblick in dieſe allſeitig gediegene, auf ihrer eigenen Kraft ruhende Perſönlichkeit war es, was den Dichter vermochte, den Alterthumsforſchern, aber freilich nur den echten unter ihnen, ein ſolches Vorrecht zuzugeſtehen, auf das ſelbſt diejenigen, die ſich der vergönnten Freiheit zu bedienen nicht geneigt ſind, immerhin einigen Werth legen dürfen.

Mit dem Sommer des Jahres 1802 begann alſo eine ſtetige Verbindung zwiſchen Goethe und Wolf, die durch einen mehr oder minder lebhaften Briefwechſel unterhalten ward und durch freundſchaftliche Zuſammenkünfte immer mehr an Herzlichkeit gewann. Nachdem ſich die Geiſter einmal ſo unbefangen einer vor dem andern aufgeſchloſſen, konnte es nicht fehlen, daß beide mit immer verſtärkter Anziehungskraft auf einander wirkten.

Im Juni des folgenden Jahres (1803) beſuchte Goethe von Jauchſtedt aus abermals die halliſchen Freunde, unter denen nun Wolf anerkanntermaßen den erſten Platz einnahm. [70]) Gegen Ende des Jahres ward der perſönliche Verkehr auf weimariſchem Boden erneuert. Wolf kam zu

[66]) Winckelmann und ſein Jahrhundert, S. 425. (Werke 37, 52) Vergleiche J. F. J. Arnoldt, Fr. Aug. Wolf in ſeinem Verhältniſſe zum Schulweſen und zur Pädagogik 2, 315. — Dankbar verweiſe ich auf dies reich ausgeſtattete Buch. Der Verfaſſer iſt der ſorgſamſte und zuverläſſigſte Führer für jeden, der Wolfs pädagogiſches Wirken in ſeinem ganzen Umfange überblicken und im Einzelnen würdigen will. Er iſt zugleich einer von den ſeltenen Führern, die uns mehr ſehen laſſen, als ſie eigentlich zu zeigen verpflichtet ſind.

[70]) Werke 31, 149.

einem vierzehntägigen Beſuche; Goethe, dem er als „erwünſchter Rathgeber und Helfer“ erſchien, begrüßte ſein Kommen mit lebhafter Freude.[71]) Die Zuſammenkunft fiel in einen Zeitpunkt, der in mehr als einer Hinſicht bedeutungsreich war. Das in ſo manchem Sinne bedenkliche Unternehmen einer neuen Literatur-Zeitung war in's Werk geſetzt; eben hatte Goethe während eines längeren Aufenthalts in Jena die vorbereitenden Geſchäfte erledigt; in wenigen Tagen mußte das neugegründete Inſtitut ſeine öffentliche Wirkſamkeit beginnen; über Vieles, was in einem ſolchen Falle zu erwägen war, ſollten Wolfs Anſichten und Rathſchläge vernommen werden.[72]) Goethes Stimmung konnte nicht die heiterſte ſein.[73]) Herders Tod — er war am 18. December erfolgt, — hatte in Weimar bei Vielen ſchmerzliche Erſchütterung hervorgerufen, Alle aber zu lebendiger Theilnahme geſtimmt, und zu gleicher Zeit war das Geſellſchaftsleben der höheren Kreiſe durch die Gegenwart der Frau von Staël in eine ungewöhnlich raſche Bewegung verſetzt werden. Goethe hielt ſich, wie es ſcheint, während der Anweſenheit Wolfs meiſt in ſeinem häuslichen Bereiche, um der geiſtigen Anregung, welche der Freund brachte, ungeſtört froh zu werden.[74])

Durch das Jahr 1804 ſetzten ſich die freundlichen Berührungen und Beziehungen fort. Abermals war es Lauchſtedt, wo in der zweiten Hälfte des Auguſt genußreiche Tage gemeinſam verlebt wurden.[75]) Goethe hatte ſich damals die peinliche und unfruchtbare Aufgabe geſtellt, den Götz, die freie Schöpfung ſeiner Jugendzeit, in ein ſtrenger zuſammengehaltenes Bühnenſtück umzuformen. Zugleich aber beſchäftigte ihn ſchon der Plan zu dem literariſchen Monumente, das er Winckelmann, als dem Begründer des wahren kunſtgeſchichtlichen Studiums, errichten und ſo dieſem herrlichen Vertreter antiker Denk- und Lebensweiſe eine tief empfundene Schuld der Dankbarkeit im Namen der Nation abtragen wollte.

Schon im Sommer 1799 hatte er dem Lebensgange und der Thätigkeit Winckelmanns fleißige Betrachtungen gewidmet und „ſich das Verdienſt und die Einwirkung dieſes wackern Mannes im Einzelnen deutlich zu

[71]) In dem Briefe Nr. 6 vom 26. December. Vgl. an Schiller 31. Decbr. — An Zelter 1, 100: „Profeſſor Wolf haben wir bey vierzehn Tage hier geſehen.“

[72]) Wolf bethätigte ſeine Theilnahme an der Jenaiſchen Literatur-Zeitung durch eine Reihe von Beiträgen in den Jahren 1805—7.

[73]) Von ſeinem damaligen ſchlimmen Humor, der in den ihm verhaßten kurzen Decembertagen mit doppelter Schärfe hervorbrach, iſt uns ein allzu kräftiges Zeugniß aufbehalten in dem Briefe an Charlotte von Schiller vom 20. December. (Charlotte von Schiller und ihre Freunde 2, 240.)

[74]) In den Nachträgen zu den Tag- und Jahresheften wird dieſes Beſuchs mit folgenden Worten gedacht: „Profeſſor Wolf, der mächtige Philolog, ſchien ſich immer mehr in unſerm Kreiſe zu gefallen und war von Halle dießmal auf kurze Zeit auch zu beſuchen gekommen.“ (60, 268)

[75]) Dies ergiebt ſich aus dem Briefe Nr. 8 vom 10. Septbr. 1804.

Vater. Besser ist besser. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bäteli. Sind wir's doch einmal so gewohnt! Unser Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unsre Alpe gibt uns was wir brauchen, wir haben zu essen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch so viel, daß wir uns ein hübsches Kleid auf den Leib schaffen können, sind hiereben allein und geben niemand ein gutes Wort! Und was wär' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube besser getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabey? Es gibt nur mehr zu thun und zu sorgen, und man kann doch nicht mehr essen, trinken und schlafen als vorher. Euch wollt' ich's freylich bequemer wünschen.

Vater. Und mir wollt' ich wünschen, daß ich nicht mehr um dich zu sorgen hätte. Freylich werde ich alt und spüre denn doch, daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir

machen." [76]) Das Resultat seiner Betrachtungen wollte er jetzt auf eine nachdrückliche und der Zeit gemäße Weise aussprechen. Denn allerdings schien es ihm an der Zeit, dasjenige, worin er eine unglückliche Verirrung der heraustrebenden Künstlerjugend erblickte, mit der Waffe seines Wortes und mit allem Gewichte seines Ansehens stets von neuem zu bekämpfen.

Die romantische Schule hatte damals mit ihren Wirkungen schon weit über den Kreis der Literatur hinausgegriffen; die Anregungen, die sie nach allen Seiten hin entsandte, hatten kein Gebiet des Wissens und der Kunst ganz unberührt gelassen; mit besonderer Heftigkeit aber waren von der allgemeinen Bewegung die bildenden Künste ergriffen worden, die ja gewöhnlich den Einflüssen des in der Literatur waltenden Geistes am nächsten ausgesetzt sind. Nicht umsonst hatte der Klosterbruder seine frommen Kunstvisionen aus gläubigem Gemüthe vorgetragen; nicht umsonst hatte Sternbald mit sehnsüchtigem Entzücken auf das einzig gültige Vorbild der alten christlichen Kunst hingewiesen und die Maler aufgefordert, allein aus dem lautern Quell der Religion frische Begeisterung zu schöpfen. Die Künstler schickten sich an, diesem aufregenden Rufe mit thätigem Eifer zu folgen; und eben hatte Friedrich Schlegel diesen Eifer noch stärker angefacht, indem er in seiner Zeitschrift „Europa" zu wiederholten Malen als ein beredter Prediger des neuen romantisch christlichen Kunstgeschmacks sich vernehmen ließ, zur Abwendung von heidnischen Mustern ermahnte, die Herrlichkeit der aus christlichem Geiste geborenen Werke des Mittelalters mit warmer Empfindung pries und es unverholen aussprach, daß erst „Religion oder philosophische Mystik die Idee der Malerkunst wieder hervorrufen müsse." [77])

Unmöglich konnte Goethe gelassenen Muthes zusehen, wie dies rückwärts gewandte Bestreben sich erfolgreich ausbreitete. Er sah manche seiner theuersten Ueberzeugungen verletzt; er sah die Entwicklung des deutschen Kunstlebens, wie er sie zu fördern und zu lenken gedachte, in gefährlicher Weise unterbrochen; er konnte wahrnehmen, wie unter den Künstlern eine beträchtliche Anzahl sich von der neuen einschmeichelnden Doctrin verlocken ließ, und wie selbst die Kräfte der Besseren in falschem Bemühen mißbraucht und vergeudet wurden; er mußte endlich zu der Vermuthung gelangen, daß Vieles, was die Meister der neuen Schule durch ihre Lehren in Umlauf zu bringen suchten, gerade darauf berechnet war, sein eigenes Wirken und Wollen zu hemmen oder zu durchkreuzen.

Solchem feindseligen Andrang gegenüber verharrte Goethe nur um so fester in seiner Stellung. Seine Grundsätze blieben unerschüttert;

[76]) An Schiller 21. August 1799.
[77]) Europa 2, 2, 143.

mehr als je ließ er es sich angelegen sein, sie vorzutragen, sie den Freunden der Kunst zur Beherzigung, den Jüngern der Kunst zur unmittelbaren Anwendung zu empfehlen. Auf die Kunstwelt des Alterthums blieb unverrückt sein Sinn gerichtet; denn dort zeigte sich ihm die ungebrochene Gesundheit des Geistes in einem noch nicht gestörten Einklange mit der zur höchsten Schönheit gediehenen Form. Er trachtete daher, die Kunst seiner Zeit, in welcher er diesen Einklang wieder finden wollte, in lebendiger Verbindung mit dem Alterthum zu erhalten, und aus dem Bereiche der neuern Kunstgeschichte war ihm demnach diejenige Periode vorzüglich werth, wo in Auffassung und Ausführung sich ein dem Antiken verwandter Sinn hervorthut. Durch umfassende historische Belehrung so wie durch gründliche Betrachtung einzelner Musterwerke wollte er den Künstler zur unbedingten Anerkenntniß der höchsten Maximen leiten, dem Genießenden es aber gleichsam zur Pflicht machen, nur an den reinsten Anschauungen Gefallen zu finden. Entschlossen beharrte er auf den strengsten Forderungen, denen nur die Kunst des Alterthums vollkommen zu entsprechen scheint; daß er dadurch zu dem Sinne und den Wünschen des Zeitalters in einen entschiedenen Gegensatz trat, blieb ihm nicht verborgen: er glaubte jedoch, zum Heil der Kunst nicht nachgeben zu dürfen; er glaubte dem Verderbniß neuer Lehren nicht wirksamer steuern, dem drohenden Uebergewicht kunstwidriger Elemente nicht nachdrücklicher begegnen zu können, als wenn er seine geprüften Grundsätze in vermannichfaltigter Anwendung bekräftigend wiederholte.

Diesem Zweck waren vornehmlich die Propyläen gewidmet; diesen Zweck behielten die Weimarischen Kunstfreunde stets im Auge, wenn sie über die jährlichen Ausstellungen genauen Bericht erstatteten oder sonst in gelegentlichen Aufsätzen sich dem Publicum mittheilten; und wenn sie sich jetzt bereiteten, Winckelmanns Andenken würdig zu feiern, so ist nicht zu verkennen, daß bei diesem Unternehmen ähnliche Absichten walteten.

Gerade in diesem Zeitpunkte wollte Goethe das lichte Heroenbild des Mannes, den er wohl als einen geistesverwandten Ahnherrn verehren durfte, kühn hineinstellen in den trüben Dunstkreis, den die neue Schule mit ihren mystischen Lehren um sich her erzeugte. Winckelmann, der in das Geheimniß der alten Kunst mit Seherblick eingedrungen und mit begeisternden Dichterworten es ausgedeutet hatte, Winckelmann konnte nicht genannt und gepriesen werden, ohne daß die Betrachtung zugleich bei dem Alterthum selbst verweilte; und die Betrachtung mußte zu dem Eingeständniß führen, daß nur von dorther uns die wahre Erleuchtung über Wesen der Kunst und der Schönheit zugekommen sei. Indem Goethe das antike Lebens- und Kunstideal im reinsten Glanze vorführte, wollte er die

Nebel verſcheuchen, die allmählich den ganzen Kunſthorizont verfinſternd zu überziehen drohten. In der „Skizze zu einer Schilderung Winckelmanns," wie Goethe ſie entwarf, iſt die polemiſche Abſicht nirgends mit ſtörender Deutlichkeit ausgeſprochen: die Darſtellung ſcheint ihren Zweck nur in ſich ſelbſt zu haben; — ſobald wir uns aber mit lebhafter Empfindung in den Zeitpunkt verſetzen, da der Dichter ſie ausführte, ſo enthüllt ſich uns auch jene Abſicht: wir erkennen in dem Ganzen einen Proteſt, der im Namen der Antike gegen die verführeriſchen Tendenzen der neuen Irrlehrer erhoben wird;[78]) und zwar giebt Goethe dieſem Proteſt einen ſo energiſchen Nachdruck, als ob er von dem Genius der alten Kunſt ſelbſt die Vollmacht erhalten habe, ihn gegen ſeine modernen Widerſacher zu vertreten.

Wenn nun der Dichter, der ſo das gute Recht des Alterthums verfocht, ſich nach einem kräftigen Geſinnungsgenoſſen umſah, mußte er dann nicht wünſchen, vor Allem den philologiſchen Freund an ſeine Seite zu ziehen? Der Forſcher, der zu einer neu belebten geſchichtlichen Erkenntniß des Alterthums den feſten Grund für alle Zukunft gelegt hatte, — mußte nicht vornehmlich er befugt und berufen ſein, mitzuarbeiten an dem Denkmal, das dem Geſchichtſchreiber der alten Kunſt geſtiftet werden ſollte? Der große Lehrer der Alterthumswiſſenſchaft, der ſo vertraut war mit der antiken Welt und dem, was ſie hervorgebracht, — erſchien er nicht vor Allem fähig und würdig, den Dichter zu unterſtützen in dem Kampfe, den dieſer unter dem Panier der Antike gegen die Beſtrebungen der modernen Kunſtprediger führte? —

Wolf ward alſo aufgefordert, ſich den verbündeten Freunden Goethe und Meyer als dritter anzuſchließen.[79]) Er war nicht abgeneigt, und als Goethe mit wiederholter Aufforderung freundlich in ihn drang, ließ er ſich bald auch willig finden, ſeinen Beitrag zu leiſten.[80]) Und ſo er

[78]) Die Häupter der neuen Schule, die ſich damals innerlich von Goethe ſchon getrennt hatten, waren denn auch über jene Abſicht keineswegs im Unklaren. In dem bedeutſamen Briefe A. W. Schlegels an Fouqué vom 13. März 1806 finden wir die bezeichnende Aeußerung: „Es ſcheint, er (Goethe) will alle ſeine Jugendſünden wieder gut machen; — — — Nur vor einer Sünde hütet er ſich nicht, die am wenigſten Verzeihung deſſen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geiſt. Sein Winckelmann, das ſind wieder verkleidete Prepyläen, die alſo das Publikum doch auf alle Weiſe hinunterwürgen ſoll." (A. W. Schlegels ſämmtliche Werke 8, 152.)

[79]) Aus Goethes Worten in den Briefen Nr. 9 und 10 vom 24. Januar und 25. Februar 1805 geht hervor, daß eine derartige Aufforderung ſchon im Auguſt 1804 während des Beiſammenſeins in Lauchſtedt geſchehen iſt.

[80]) Goethes und Wolfs Aufſätze ſind im März 1805, ungefähr zu gleicher Zeit, entſtanden. Am 25. Februar, da Meyer außer dem Entwurf einer Kunſtgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts auch ſeinen Aufſatz geliefert

scheint denn in dem Buche „Winckelmann und sein Jahrhundert" Wolf den Weimarischen Kunstfreunden zugesellt: er ist mit ihnen auf demselben Felde thätig, er billigt und fördert ihre Zwecke.

Den mannigfaltigen Inhalt des aus vereinter Thätigkeit hervorgegangenen Buches leitet Goethe durch eine Reihe allgemeiner Bemerkungen ein. Hierauf stellt sich uns Winckelmann selbst, leibhaftig und lebendig, dar in seinen köstlichen Briefen an Bercndis, von denen eine beträchtliche Anzahl aus der Epoche seiner Religionsveränderung stammt; [61]) es folgt dann, auf mehr als zweihundert Seiten, der Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, im Sinne der Weimarischen Freunde redlich und umsichtig behandelt; endlich aber lassen sich, einer nach dem andern, Goethe, Meyer und Wolf, jeder in seiner Weise, über Winckelmann vernehmen. Goethe zeichnet mit kräftigen Haupt- und Grundstrichen den Menschen vor uns hin; er läßt vor unsern Augen die Winckelmannische Natur sich bilden und gestalten; sie steht in ihrer machtvollen Einheit vor uns da, und wir überzeugen uns von ihrer ursprünglichen Verwandtschaft mit dem Geiste des Alterthums: wir erkennen, daß dieser Mann die gebieterische Bestimmung in sich trug, für die neuere Menschheit ein Lehrer der alten Kunst zu werden. Der Dichter kann von den leuchtenden Vorzügen antiker Kunst- und Lebensweise, er kann von den Eigenschaften, Leistungen und Schicksalen Winckelmanns nicht reden, ohne den Ton einer bald freudigen, bald weihevoll ernsten Begeisterung anzustimmen; und über die würdige Pracht seiner Sprache weiß er einen solchen Glanz zu verbreiten, daß die Gestalt seines Helden wie in einer Glorie erscheint.

Unsere Empfindung, die der Dichter auf das Höchste gesteigert, wird nun allerdings ziemlich tief herabgestimmt, wenn der wackere Meyer vortritt, um uns in seiner trockenen, etwas unbehülflichen, aber doch nicht ungefälligen Manier darzulegen, was der Gefeierte durch seine „für Geschmack, Kunst und Alterthumskunde wohlthätigen Bemühungen" (S. 444) denn eigentlich zum Besten seiner und der folgenden Zeit gewirkt und ge-

hatte, „der Winckelmann als Beförderer einer echten alterthümlichen Kunstkenntniß darstellt," — an jenem Tage war Goethe noch nicht an sein „Pensum" gegangen. Am 20 April aber meldete er Schillern, daß am Tage zuvor die drei Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns abgesendet worden. In den letzten Tagen des Mai war das Buch schon in Knebels Händen (an Henriette 28. Mai), und am 30. und 31. Mai ward es von Fernow in der Jenaischen Literatur-Zeitung angezeigt.

[61]) Auch diesen Briefen, in denen Winckelmann das Qualvolle seiner inneren Zustände so unumwunden ausspricht, ließ sich gar leicht eine Anwendung und Deutung auf damalige Zeitverhältnisse geben. Knebel schreibt an Goethe 18. Juni 1805: „Uebrigens haben die Briefe noch den Vortheil in einem Zeitpunkte zu erscheinen, wo sie gleichsam hervorgerufen scheinen; nämlich die Alberenheit des Katholicismus eben nicht durch Winckelmanns Ueberzeugung zu beschönen."

leiſtet habe. Wenn nun ſchließlich Wolf das Wort nimmt, um, wie er es beſcheiden ausdrückt, „von Winckelmann als Gelehrten einiges zu ſagen,“ ſo hört man wieder den Meiſter, der dem klar Erkannten mit glücklicher Wahl den treffendſten Ausdruck zu geben weiß.

In ſcharf und knapp zuſammengefaßter Form legt Wolf ſeine Betrachtungen vor. Das Hauptverdienſt des Geſchichtſchreibers der alten Kunſt wird kaum leiſe berührt; der Philolog hält ſich gewiſſenhaft innerhalb der Grenzen ſeines Faches. Was aus dem ſo ſpärlich vorhandenen Material zur Jugend- und Bildungsgeſchichte Winckelmanns ſich gewinnen ließ, benutzt er, um durch wenige, aber ſorgſam ausgewählte und geſchickt vertheilte Züge anſchaulich zu machen, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln der große Kunſtforſcher ſich ſein philologiſches Wiſſen erworben, was er als Philolog geleiſtet und zu leiſten fähig geweſen. Zugleich wird angedeutet, wie es in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts um das Studium des Alterthums beſtellt war; es wird anerkannt, daß Winckelmann von außen nur wenig empfing, daß er, zur Befriedigung der höhern Forderungen ſeines Geiſtes, faſt Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen mußte, daß er ſich, halb unbewußt, zu ſeiner großen Lebensaufgabe vorbereitete, indem er ſich der oft wunderlich ſcheinenden Leitung ſeines Schickſals überließ und dem dunkeln, aber mächtigen Triebe ſeines Genius folgte. Es wird nicht verſchwiegen, in wie fern ſeine philologiſche Bildung beſchränkt und mangelhaft blieb, und was daher ſeinen Werken, die er nach unzulänglichen Vorarbeiten kühn entwarf und muthig ausführte, zu einer allſeitigen Vollendung fehlen muß. Aber dieſe Mängel waren vielleicht nahe verbunden mit dem, was in ſeiner Natur als das Erelſte, Größte und Wirkſamſte erſcheint; und Winckelmann empfängt denn auch das Zugeſtändniß, daß er nur auf ſeinem, ihm ganz eigenen Wege ſich zu dem erheben konnte, „was die Blume aller geſchichtlichen Forſchung iſt, zu den großen und allgemeinen Anſichten des Ganzen.“

Bei aller Schärfe der Beobachtung und des Ausdrucks bewährt Wolf in dieſem Aufſatze durchweg eine ſchöne Liberalität des Urtheils, und dieſe iſt ihm um ſo höher anzurechnen, je weniger ſeine eigene Natur nach Anlage und Entwickelung dem Weſen Winckelmanns verwandt war. Dieſe Liberalität geht hervor aus einer unbefangenen Schätzung des Verdienſtes, das dem Urheber der Kunſtgeſchichte zukommt, ſo wie aus einer richtigen Unterſcheidung deſſen, was in ſeinen Leiſtungen vergänglich und was in ihnen mit fortzeugender Kraft lebendig dauernd iſt. Keine Frage, daß Wolf hier in der Beurtheilung Winckelmanns einen höheren Standpunkt einnimmt, und das Weſentliche, was hier in Betracht kommt, mit freierem Blick erfaßt als Heyne, der da, wo er über den großen Erneuerer

des archäologischen Studiums spricht, sich nicht selten engherzig und kleinsinnig zeigt.

In dem Aufsatze herrscht der Ton eines gehaltenen Ernstes, den aber Wolf hie und da durch seine eigenthümliche Laune belebt. Diese wird besonders dann rege, wenn er sich veranlaßt findet, auf die modernen Erziehungskünstler einen spöttischen Seitenblick fallen zu lassen. Während Goethe sich gegen die Lehren der frömmelnden Kunstprediger wendet, mag Wolf gern das schädliche, den edlen Alterthumsstudien feindliche Treiben der neueren, nach philanthropinischem Muster gebildeten Pädagogen verhöhnen und verfolgen; wie er denn auch sonst oft genug die Gelegenheit ergreift oder herbeizieht, sich mißfällig über einen Zustand der Pädagogik zu äußern, in welchem „ungezogene Schriftsteller über Erziehung und ungelehrte über die Kunst und beste Art zu lehren" Rath und Anweisung ertheilen. —

Was Wolf in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nach Goethes Wunsch und Angabe und zu dessen vollkommener Befriedigung geleistet, mußte ihm selbst freilich ungenügend dünken: denn er war damals noch gewohnt, überall nur das wahrhaft Bedeutende von sich zu fordern. Uns aber, die wir es gerne sehen, wie Goethe und Wolf sich vor dem Bilde Winckelmanns vereinigen, uns mag diese kleine Arbeit werth bleiben; sie ist uns ein erfreuliches Denkmal von dem Zusammenwirken beider Männer, die gerade damals im Begriffe waren, ihre Verbindung fester und fester zu knüpfen."*) —

Es giebt Verhältnisse, hervorgegangen aus der nahen Verwandtschaft der Geister oder aus der Gemeinsamkeit des Strebens, Verhältnisse, in denen einer des andern zur Ergänzung des eigenen Wesens nothwendig bedarf. Sie erzeugen eine Freundschaft, die sich, wie durch ein Gebot der Natur, fort und fort erhält; hat sie einmal einen gewissen Höhepunkt erreicht, so kann sie von diesem nicht wieder herabsinken: denn die unerschütterliche Dauer einer solchen Freundschaft ist durch den unveränderlichen Charakter der Freunde verbürgt; jeder findet in dem andern die köstlichste Versicherung des eigenen Daseins, auf die er nicht mehr freiwillig Verzicht leisten kann. Bei aller Fülle, die ihm von außen zufloß und die er unerschöpflich in seinem Innern hegte, würde Goethe kein volles Leben gelebt haben, wenn er das unschätzbare Glück einer solchen Freundschaft nicht erfahren hätte.

*) Goethe schreibt in den Tag- und Jahresheften (31, 196): „Professor Wolf aus Halle bewährte seine Theilnahme an Winckelmann und dem was ich für sein Andenken zu thun gedachte, durch Uebersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte."

Aber andere Verhältnisse giebt es, die nicht auf so sicherem Grunde ruhen; wie durch ein geheimes Gesetz ist es ihnen versagt, sich in stets gleicher Festigkeit zu behaupten. Auch sie können dem Leben mannigfaltigen Schmuck verleihen, in die geistige Entwicklung zur rechten Zeit förderlich eingreifen, und dem Gemüthe eine reiche Quelle erfrischenden Genusses eröffnen. Weil sie jedoch nicht aus dem innersten Bedürfnisse der Naturen mit Nothwendigkeit sich hervorgebildet haben, werden sie auch nicht zu einem unentbehrlichen Bestandtheile des Daseins. Die Geister nähern sich, um sich im günstigen Momente innig zu berühren, ja ihre Besitzthümer gegen einander auszutauschen: aber oft wird eben in diesem Momente der innere Gegensatz der Naturen fühlbar, der eine dauernde Vereinigung hindert. Ein Verhältniß dieser Art erlebt, gleich einem organischen Wesen, einen Zeitpunkt der höchsten Blüthe, in welchem es seine ganze Bedeutung fröhlich und gedeihlich entfaltet; dieser Zeitpunkt mag länger oder kürzer währen: ist er einmal vorüber, so kann zwar die freundschaftliche Verbindung äußerlich fortbestehen — aber es scheint, als ob ihr eigentlicher Gehalt erschöpft, als ob die belebende Kraft aus ihr entwichen sei.

In Goethes Verhältniß zu Wolf bezeichnen nun die Sommermonate des Jahres 1805 den Eintritt dieser schönen Blüthezeit.

Schon in den ersten Monaten des Jahres hatte Wolf einen längeren Besuch für die Frühlingstage zugesagt. Am 25. Februar hatte Goethe ihm versprochen, er solle „zu Pfingsten Haus und Herz geschmückt finden, ihn auf's freundlichste zu empfangen." Wer konnte ahnen, welche herbe Leidens- und Schmerzenszeit bis dahin durchzumachen war! Es kam ein trauriger Frühling; und als Wolf am 30. Mai mit seiner Tochter Wilhelmine*) in Weimar anlangte, da mußte er dem tief gebeugten Freunde als ein kräftiger, lebensvoller Tröster erscheinen.

Wolf hatte um jene Zeit lockende Anträge zu einer Uebersiedelung nach München erhalten; es war zu fürchten, daß er sich würde bereden lassen, seine bisherigen Verhältnisse, in denen seine Thätigkeit den freiesten Spielraum fand, aufzugeben. Goethe aber ward durch die Möglichkeit, den würdigen Freund aus seiner Nähe zu verlieren, mit wahrer Besorgniß erfüllt. Er mochte an Wolfs Entfernung nicht denken; er sah darin,

*) Wolf hatte sich im Jahre 1802 nach langen fortgesetzten Mißhelligkeiten von seiner Frau getrennt; von seinen drei Töchtern behielt er die mittlere, Wilhelmine, bei sich. Diese scheint ihm von ihrer Kindheit an die liebste gewesen zu sein und den Segen der väterlichen Pädagogik im reichsten Maße genossen zu haben. Goethe hatte sein rechtes Wohlgefallen an dem schönen Mädchen, das „in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte." Im Briefe vom 2. Mai gedenkt er auch der „lieben Miene." Christiane hatte schon im Sommer 1802 mit Wolfs Töchtern Bekanntschaft gestiftet.

wie er noch am 2. Mai geäußert hatte, „eins der größten Uebel, die ihm widerfahren könnten.“ Aber wenige Tage später kam ein größeres Unheil über ihn: Schiller starb am 9. Mai, und der zurückbleibende Genosse hatte die Hälfte seines Daseins verloren. Was Goethe in jenen Tagen empfand, hat er nicht nur bald hernach in dem Epilog zur Glocke, sondern nach Verlauf vieler Jahre noch, in Worten von so herzbewegender Kraft ausgesprochen, daß sie uns zu unmittelbaren Zeugen, ja zu Theilnehmern seines Schmerzes machen. Zu der Schwere dieser niederdrückenden Trauer kam noch die Last körperlicher Leiden. Einen großen Theil des Winters hatte er in trüben Krankheitszuständen, unerfreulich genug, verbracht;[84]) durch abwechselnde, mit wenigen Pausen rüstig fortgesetzte Thätigkeit hatte er sich aufrecht zu erhalten gesucht; aber Körper und Gemüth litten unter schwerem Druck, und als in den Frühlingsmonaten eine Erleichterung einzutreten schien, da traf ihn das unerbittliche Schicksal mit dem härtesten Schlage, und „er war nun von allen seinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.“

In jenen Augenblicken, ehe die erste Gewalt des Schmerzes beschwichtigt war, durfte er wohl zweifeln, ob es ihm gelingen werde, sich von der Erschütterung wieder herzustellen, welche die tiefen Grundlagen seines Daseins betroffen hatte. Als aber seine mächtige Natur sich wieder in sich zusammenzufassen begann, als er mit wieder aufstrebendem Sinne um sich her und vorwärts in die Zukunft blickte, da mußte sein Gefühl ihm die Ueberzeugung eingeben, daß eine neue Epoche seines Lebens vor ihm liege. Er sollte sein Dasein und Wirken fortsetzen, aber unter neuen Bedingungen; und er mußte sich erst in diese fügen lernen.

Indeß auch hier erwies sich das Geschick seinem alten Lieblinge günstig: gerade in diesem bedeutungsschweren Momente, gleichsam an der Schwelle einer neuen Laufbahn, kam ihm der Freund entgegen, der so lebensmuthig erschien und Muth und Lust zum thätigen Leben erwecken konnte.“[85]) In den von Trauer verdüsterten Kreis trat Wolf anregend

[84]) Wie die nahestehenden Freunde seinen Zustand beurtheilten, erkennt man aus Schillers Worten an Humboldt vom 2. April: „Goethe war diesen Winter wieder sehr krank und leidet noch jetzt an den Folgen. Alles räth ihm ein milderes Klima zu suchen und besonders dem hiesigen Winter zu entfliehen. Ich liege ihm sehr an, wieder nach Italien zu gehen, aber er kann zu keinem Entschluß kommen, er fürchtet die Kosten und die Mühseligkeiten. Unter diesen Umständen hat er freilich nicht viel im Poetischen leisten können, aber Sie wissen, daß er nie unthätig und sein Müßiggang nur ein Wechsel der Beschäftigung ist.“

[85]) Der Tod Schillers scheint ihn nicht eben tief berührt zu haben. Wenigstens beklagt sich Humboldt in dem Briefe vom 20. Juli 1805: „Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren.“ — Und doch geht aus Humboldts folgenden Worten hervor, daß die Beziehungen zwischen Wolf und

und ermunternd, und brachte alle Mächte geistesfrischer Heiterkeit und jovialischer Laune mit sich. Je tüchtiger der Mann dastand, der damals ganz und gar durchdrungen war von der Lust des erfolgreichsten, immer weiter um sich greifenden Wirkens, um so bereitwilliger nahm man Alles an, was er zu bieten hatte. Und er kargte nicht mit seinen Schätzen. Ihm, der zu allen Zeiten nur widerstrebend zur Feder griff, um sich der weit- und breiten Masse des Publikums öffentlich mitzutheilen, ihm, „der niemals Schriftsteller, sondern nur Lehrer sein wollte," *) ihm war das lebendig gesprochene Wort, wie es in unmittelbarer Frische aus dem Geiste hervortritt, das liebste und natürlichste Ausdrucksmittel geworden, das er mit der größten Gewandtheit zu handhaben und dem er die bedeutendsten Wirkungen abzugewinnen wußte. In der lebendigen Unterhaltung kam daher die ganze Eigenthümlichkeit seines Wesens am deutlichsten und gewiß auch am mächtigsten zum Vorschein. Auch von ihm konnte man, wenn auch in einem andern Sinne, wie von Goethe sagen, daß, so trefflich auch das Geschriebene war, das Gesprochene doch noch köstlicher erschien. Die Unterhaltung lockte ihn, den ganzen Reichthum seines Wissens frei an den Tag zu geben; und es war in der That sein Wissen, — denn Alles, was er äußerte, trug das schärfste Gepräge des Individuellen; es hatte, indem es durch seinen Geist hindurchgegangen, von diesem Form und Farbe erhalten. In der Ungebundenheit seiner genialischen Natur ließ er alle Eigenschaften seines Wesens keck durcheinander spielen; seine glänzende Dialektik, sein Scharfsinn, der ihn auch für die gewagtesten Behauptungen einen, wenn nicht zureichenden, so doch beschönigenden Grund finden ließ, seine unvergleichliche Gabe eindringendster Wahrnehmung und die Fähigkeit, das Wahrgenommene eben so prägnant darzustellen, — dabei, neben der kühlen Besonnenheit des allseitig erfahrenen Kritikers, eine gewisse Verwegenheit des Geistes, die ihn antrieb überall auf das Aeußerste und Letzte loszudringen und im Kampfe mit den bedenklichsten Schwierigkeiten seine Kräfte zu messen — das Alles machte sich in raschem Wechsel neben und nach einander geltend. Und wenn das Gespräch sich mit Vorliebe den ernsten künstlerisch-wissenschaftlichen Problemen zuwandte, so mag

Schiller ganz freundlicher Art gewesen sein müssen. Denn er fährt fort: „Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtkunst und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so partheilos gerechter Beurtheilung wird ebenso wenig in langer Zeit wieder aufstehn, als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir." —

*) Dies bekennt Wolf im Jahre 1816, in dem übel berufenen Briefe, der vor dem ersten Heft der Literar. Analekten steht.

ſich doch auch oft genug der ſprudelnde Humor und der Witz mit ſeiner ätzenden Schärfe hineingemiſcht haben. Wolf war eine von den ſeltenen Perſönlichkeiten, von denen ein Strom geiſtiger Bewegung ausgeht, der jeden ergreift und von dem jeder gern ſich heben und tragen läßt. Goethe war denn auch keineswegs gewillt, ſo heilſamen Einwirkungen zu widerſtreben; er überließ ſich ihnen vielmehr mit wachſendem Behagen; er koſtete ganz den Reiz einer ſo geiſtreich belebten, durch gegenſeitige wahre Neigung erhöhten und veredelten Geſelligkeit; er fühlte ſich hinausgehoben aus der düſtern Leidensatmoſphäre, die ihn ſo drückend befangen, und wenn er auch ſeine Zuſtände noch nicht zu rühmen vermochte, ſo bekannte er doch nach wenigen Tagen, daß er ſie „über der Gegenwart des würdigen und tüchtigen Freundes vergeſſe.“ [97])

Wer Goethe und Wolf damals in ihrem perſönlichen Verkehr beobachten konnte, der muß ſich eines eigenthümlich genußreichen Schauſpiels erfreut haben. Beide waren zum Herrſchen geboren und des Herrſchens gewohnt; aber hier entäußerte ſich jeder ſeiner Souveränetät zu Gunſten des andern. Die Ueberzeugung, daß jeder da, wo er ſtehe, der erſte ſei und als der erſte gelte, begründete eine Art von Gleichheit zwiſchen ihnen und ertheilte den wechſelſeitigen Aeußerungen eine eigene ungewohnte Würze. Jeder konnte in zwangloſer Unbefangenheit ſeine Natur walten laſſen und war ſicher, dadurch den andern gleichfalls in ein Element behaglichſter Freiheit zu verſetzen. Jeder empfing von dem andern das Beſte, was er aus der Fülle ſeines Weſens darreichen konnte; und jeder regte den andern im heitern Wetteifer an, alle Kräfte des Geiſtes in reicher Mannigfaltigkeit hervortreten zu laſſen. Wie mögen da die beſchwingten Pfeile der Rede hin und wieder geflogen ſein! Immer fort ſteigerte ſich die Lebhaftigkeit des geiſtigen Austauſches und duldete keine Unterbrechung, keinen Stillſtand.

Wir können nicht ermeſſen, wie viele Gegenſtände der Kunſt und Wiſſenſchaft das Geſpräch in ſeinem raſchen Fluſſe, in ſeinen plötzlichen Wendungen berührte. Aber mochte der Text der Unterhaltung auch noch ſo häufig wechſeln, ein Text, das wiſſen wir, war nicht ſo leicht zu erſchöpfen und ward von den Freunden recht gründlich durchgenommen.

Sie hatten eben noch ihre Bemühungen zu Gunſten Winckelmanns vereinigt; das Intereſſe an bildender Kunſt ſtand im Vordergrunde. Gerade in dieſer düſtern Zeit, da er der geiſtigen Erquickung ſo ſehr bedurfte, mochte ſich Goethe den erhebenden Anſchauungen, welche die Kunſt des Alterthums gewährt, noch inniger als ſonſt hingegeben haben; ganz

[97]) An Frau von Stein 4. Juni 1805 (3, 361).

immer ſteifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannſt du allein gar nicht beſtehen; du mußt heirathen und weißt nicht welchen Mann du kriegſt. Jetzt iſt's ein guter Menſch, der dir ſeine Hand anbiethet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und ſorge und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bätely.

Alle Sorgen
Nur auf morgen.
Sorgen ſind für morgen gut.

Was hat denn Jery geſagt?

Vater. Was hilft's? Du gibſt doch nichts drauf.

Bätely. Ich möchte hören, ob 'was Neugs drunter war.

von selbst lenkte sich das Gespräch in jene Region, wo seine Gedanken so gern verweilten. Aber, wenn der philologische Freund ihm auch willig dorthin folgte, so konnten beide doch nicht lange friedlich neben einander gehen.

Als löbliche Jünger Winckelmanns hatten die Weimarischen Kunstfreunde sich die Grundsätze angeeignet, nach welchen der Meister bei Entwurf und Ausführung seines Geschichtswerkes verfahren. Auf diesem Grunde suchten sie mit emsigem Fleiße fortzubauen. Die Unterscheidung der Epochen war ihnen geläufig; sie besaßen eine wünschenswerthe Vertrautheit mit den Merkmalen, nach welchen Ursprung und Zeitalter eines Kunstwerks zu bestimmen sein sollten; sie rühmten sich, die allmähliche Entwickelung der Kunst in ihrem nothwendigen Verlaufe mit Deutlichkeit zu überblicken, sie glaubten sich im Besitze einer geschichtlichen Erkenntniß, deren Zuverlässigkeit nicht anzufechten sei, und mochten demgemäß ihre Ueberzeugungen mit Nachdruck und freudiger Sicherheit vortragen.

Hier aber begegnete ihnen Wolf als ein Zweifelnder; er setzte nur wenig Zutrauen in die Gründlichkeit einer derartigen geschichtlichen Einsicht, ja er bewahrte bei so wohlgemeinten und wohlgegründeten Behauptungen einen mehr oder minder hartnäckigen Unglauben. Vielleicht war ihm Sinn und Auge für die Schöpfungen der Kunst nicht so ganz und gar verschlossen; aber da äußere Gelegenheit und innerer Trieb zur Ausbildung mangelten, so blieb ihm das plastische Alterthum wie von einem Nebel umhüllt, der ihn keine bestimmten, ausdrucksvollen Formen erkennen ließ. Sein Blick, der so eindringend war, wenn es galt, Wesen und Charakter eines Schriftstellers aus ferner Zeit zu durchschauen, dieser Blick ward stumpf vor dem Werke des bildenden Künstlers, das ihm unmittelbar nahe stand, das er mit den Augen des Leibes erfassen konnte."*) Wie auf diesem Gebiete von einer zusammenhangenden, geschichtlich be-

*) Wenn er, etwa zwei Jahre nach dieser Zusammenkunft mit Goethe, in der Darstellung der Alterthumswissenschaft auf die bildenden Künste zu reden kommt, so äußert er sich bescheiden genug. Er sagt, offenbar mit einem Rückblick auf sich selbst: „Zur Beurtheilung und zum Genusse der Werke der redenden Künste bringt oder erwirbt ein jeder, mehr oder minder leicht, dergleichen Vorkenntnisse, ohne die beides nicht zu erlangen ist: ganz anders ist dies bei den Werken der Zeichnung und Bildnerei, wo die elementarischen Uebungen und Fertigkeiten, die ersten Bedingungen alles wahren Kunstgenusses, selten im rechten Maaße in den jugendlichen Unterricht aufgenommen werden. Demnach könnte man laut dessen, was wir oben von der Nothwendigkeit eigener productiver Fertigkeit zu tieferem Verständniß der Schriften sagten, hier gleichfalls behaupten, daß am Ende nur die Wenigen zu echter vollendeter Kennerschaft gelangen dürften, die mit künstlerischem Talent geboren und mit Gelehrsamkeit ausgerüstet, die besten Gelegenheiten benutzten, die nöthigen technischen Kenntnisse sich praktisch und theoretisch zu erwerben." (Museum der Alterthumswissenschaft, 1807, S. 67 ff.)

währten Kenntniß die Rede ſein dürfe, begriff er nicht; die Merkmale, nach welchen man die verſchiedenen Epochen ſonderte, ſchienen ihm ſehr trüglich, weil er ſie kaum wahrnahm; es wollte ihm nicht einleuchten, daß der Geiſt, in welchem ein Kunſtwerk gedacht iſt, die techniſche Behandlung, die es von Seiten des Bildners erfahren hat, ein annehmbares Zeugniß für die Zeit ſeines Urſprungs ablege — kurz, er vermaß ſich, allen ſolchen Bemühungen, durch die man auf hiſtoriſchem Wege der Kunſt beizukommen ſucht, die eigentlich wiſſenſchaftliche Geltung abzuſprechen. Er mochte wohl zugeben, daß man zu einigen haltbaren allgemeinen Anſichten über die Entwickelungsgeſchichte der Kunſt gelangen könne; daß es aber möglich ſei, nach dieſen allgemeineren Grundſätzen auch für jeden beſonderen Fall ein ſicheres Verfahren aufzuſtellen und ſo für die Beurtheilung des einzelnen Bildwerkes einen feſten Maßſtab zu gewinnen, — das beſtritt er den Weimariſchen Freunden mit keckem Widerſpruch.

Für ihn gab es nur eine zuverläſſige Art der Ueberlieferung, die ſchriftliche. Das in Schrift niedergelegte Wort war ihm der allein gültige Zeuge. Und mit dieſen Zeugniſſen hatte er meiſterlich umzugehen gelernt. Er wußte ihre Beweiskraft auf das ſtrengſte abzuſchätzen, er wußte ihnen das Datum ihrer Entſtehung mit einer, wie es ſchien, unfehlbaren Sicherheit anzuweiſen. Aus dem ſchriftlichen Werke trat ihm lebendig Perſon und Charakter des Schriftſtellers entgegen. Hier, im Kreiſe der Literatur, hatte ſein Scharfſinn ſich geübt auch in geringfügigen Merkmalen untrügliche Zeichen des Echten und Unechten, des älteren und jüngeren Urſprungs zu entdecken. Ausgehend von dem prüfenden Studium der einzelnen Werke, von da vorſchreitend zu einer umſichtigen Würdigung ihrer Urheber, war er endlich dahin gekommen, das Eigenthümliche einer jeden Periode der Literatur ſcharf aufzufaſſen und den Zuſammenhang aller klar zu überſchauen. Von dieſem Standpunkte aus konnte er auf die Literatur des Alterthums als auf ein organiſches Ganzes blicken, und vermochte nun wieder jede beſondere Erſcheinung an den ihr gebührenden Platz zu ſtellen, und alle insgeſammt folgerichtig in das große Ganze einzuordnen. Er beſaß nicht das zerſtückelte und darum lebloſe Wiſſen, mit dem ſich derjenige begnügen muß, der in ſeinem Geiſte nie die Anſchauung des Ganzen empfangen oder geahnt hat — bei aller ſtets ſich erneuernden Sorgfalt für das Einzelne, das Niemand mit größerer Achtung als er behandeln konnte, ſtrebte er doch immer, alle Beſonderheiten in eine lebendige Einheit zuſammenzufaſſen und auf dieſer Grundlage ſich zu einem wahrhaft hiſtoriſchen Um- und Ueberblick zu erheben.

Aus der Fülle und Genauigkeit des auf ſchriftlicher Ueberlieferung beruhenden Wiſſens erwuchs ihm alſo die Kritik, ſowohl diejenige, welche

den künſtleriſchen Charakter des Schriftſtellers nachweiſt, ſeine Vorzüge ins Licht ſetzt, ſeine Schwächen aufzeigt,"*) als auch jene andere, die von ſubtilerer und bedenklicherer Art iſt, die ſich faſt mit der Divination zu berühren ſcheint, und die darauf abzielt, in der Maſſe des Ueberlieferten das Unechte vom Echten zu ſondern.

Mit einem Autor des Alterthums verkehrte Wolf wie mit einem Individuum, dem er alle, auch die verborgenſten, Eigenheiten abgemerkt. Aus der unmittelbaren lebendigen Kenntniß heraus, die er durch die ſcharfſichtigſte Beobachtung erlangt hatte, ſchuf er ſich ein Bild des Autors, das in den Farben des Lebens vor ihm ſtand. Er beſaß das feinſte Ohr für das, was ein ſolcher ſagen und nicht ſagen konnte. Durch die Gewandtheit ſeines Geiſtes, durch die Schnelle des Auffaſſens, die mit der bedächtigſten Wahrnehmung verbunden war, durch ſeine lebhafte Empfänglichkeit und ſeinen ſondernden Scharfſinn ward es ihm erleichtert, bis in den innerſten Kern eines Werkes vorzudringen: ſo mußte ſich ihm entdecken, was dem feſtſtehenden Charakter des Schriftſtellers widerſprach, was in die Formen ſeiner Redeweiſe ſich nicht fügen wollte. War einmal, auf ſo ſichere Anzeichen hin, das Mißtrauen rege geworden, ſo mußte er nun, mit umſichtiger Beharrlichkeit, die verdächtige Spur verfolgen: alle äußeren Umſtände, wie ſie durch Zeit und Ort bedingt ſind, mußten berückſichtigt, die Phyſiognomie des Werkes noch einmal ſorgſam geprüft und das innere Verhältniß des Autors zu demſelben genau unterſucht werden. Endlich, nachdem alle Zeugniſſe ihrem Werthe nach genau gegen einander abgewogen worden, fühlte ſich der Kritiker berechtigt, den entſcheidenden Spruch zu thun: je nach dem Ausfall der Unterſuchung ward das Werk der beſtimmten Periode, der es angehören ſollte, zugetheilt und als das Eigenthum des Autors, deſſen Namen es führte, anerkannt, oder es ward ihm abgeſprochen und in eine andere Zeit verwieſen, deren Gepräge ſich in Sprache und Inhalt verrathen hatte. Die Kritik, von einem genialen Geiſte gehandhabt, bereitet hier den Boden für die geſchichtliche Darſtellung; denn es liegt klar am Tage, daß erſt aus ſolchen Bemühungen, wenn ſie im höchſten Sinne aufgefaßt und bis zu ihrem Ziele rüſtig fortgeführt werden, der ſtrenge Begriff der Literaturgeſchichte entſpringt.

Was nun auf jene Weiſe methodiſch ausgemittelt worden, das iſt

*) Von dieſer Kritik hatte er noch jüngſt (1802) eine glänzende Probe geliefert in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der dem Cicero abgeſprochenen oratio pro Marcello S. XXX—XXXIV. Die ganze Vorrede gehört mit zu dem Geiſtreichſten, was wir von Wolf beſitzen; zieht man ſie allein in Betracht, ſo möchte man geneigt ſein, der Meinung Wolfs beizuſtimmen: in einem Briefe an Schütz erklärte er nämlich jenes Buch für „das Beſte, was er vermuthlich geſchrieben habe." —

nicht etwa nur als eine ergrübelte Möglichkeit anzusehen, — es ist vielmehr die erforschte Wahrheit; Wolf nahm für sie dieselbe Geltung in Anspruch, die nur immer der mathematisch bewiesenen Wahrheit zukommt.“[80]) Ja, er nahm keinen Anstand zu behaupten, daß wohl gerade dann das Verfahren des Kritikers am besten und sichersten begründet sei, wenn es vielleicht dem Unkundigen am verwegensten erscheine.“[81])

Solchen wohlberechtigten Machtsprüchen trat nun Goethe durchaus nicht entgegen. Er erhob keinen Einwand, ließ Alles gelten, was der mächtige Kritiker von der Würde und Zuverlässigkeit seiner Kunst rühmte; willig nahm er die Folgerungen an, zu denen Wolf in bestimmten Fällen gelangt war; und ehrte die Entscheidungen, welche dieser getroffen: durch kein Wort, durch keine Miene ließ er merken, daß er etwa geneigt sei, den unvergleichbaren Werth schriftlicher Zeugnisse zu unterschätzen. Wenn er nun aber dagegen forderte, daß man auch die Werke der bildenden Kunst, an die er Auge und Sinn gewöhnt hatte, als geschichtliche Denk-

[80]) Noch in der Vorrede zur Oratio pro Marcello hatte er von der delectatio gesprochen, quam affert dignitas et gravissimum munus criticae artis, quae ipsos antiquitatis auctores falsi iudicii et erroris convincit, ac per se iudicando in linguis emortuis, in temporibus remotissimis, idem effecit, quod mathematici ratiocinando in locis terrae disiunctissimis, nec minus certam suo in genere cognitionem parare potest, quam qua illi iure superbiunt. p. XXXVIII. Aehnlich äußert er sich in der Recension von Raths Ausgabe der Tusculanen: „Der Kritiker kann durch die That zeigen, daß seine Freiheit Gesetze ehrt, daß sein Grund fest steht, daß sein erreichbares Ziel Wahrheit ist und — wo nicht für die Augen der Menge, vor deren Beifall und Tadel er schon durch die esoterische Natur seines Studiums gesichert ist, doch für den hellern Blick der wenigen, in denen er Richter und Kenner zugleich achtet — so gewisse, so einleuchtende Wahrheit, als nur immer den Mathematiker stolz macht.“ (Jenaische Literat.-Zeitung 27. Februar 1806. — Daß diese Beurtheilung von Wolf herrührt, scheint auch mir, wie dem umsichtig urtheilenden Arnoldt, außer allem Zweifel, obgleich eine Aeußerung im Beginn der Recension dagegen zu sprechen scheint, und obgleich im weitern Verlaufe Bentley und Wolf als die „Ersten der Kritiker“ genannt werden.) — Und eben so behauptet er in der Darstellung der Alterthumswissenschaft, daß „die aus beiden Gattungen (der beurkundenden und der divinatorischen) zusammengesetzte Kritik den redlich Suchenden oftmals zu einer Wahrheit leitet, die nicht minder überzeugend ist, als deren die exacten Wissenschaften sich mit Recht rühmen.“ Man überblicke die ganze Stelle auf S. 40 und 41. — Auf solche zusammenstimmende Aeußerungen aus der Zeit seiner höchsten Geistesreife muß man, wie mich dünkt, vornehmlich Acht haben, wenn man erfahren will, wie Wolf über die Bedeutung, den Werth und letzten Zweck des kritischen Geschäftes dachte.

[81]) Schon 1791 hatte er in der Anzeige der Reizischen Ausgabe des Plautinischen Rudens — auch diese Recension gehört ihm ohne Zweifel an — mit großer Zuversicht davon gesprochen, „wie gut sich die kernige kritische Kühnheit mit der Bescheidenheit und Vorsichtigkeit paaren kann, und wie derjenige oft am kühnsten ist, der dem kalten Raisonnement am strengsten folgt.“ (Allgem. Literat.-Zeitung 19 April 1791.) — Und in demselben Sinne sagt er in der Darstellung der Alterthumswissenschaft S. 106: „Diese Kühnheit tritt eben da am feurigsten auf, wo vorher mit der besonnensten Kälte der Beden geprüft, das ist, jeder Gedanke und Ausdruck nach seiner Angemessenheit oder Zweckwidrigkeit erwogen worden ist.“ —

male anerkennen solle, — wenn er behauptete, daß auch in ihnen die Verschiedenheit der Stile deutlich wahrnehmbar sei, daß auch sie der historischen Forschung und Kritik breiten Boden und reichen Stoff liefern, so ward er mit diesem Verlangen, mit dieser Behauptung von dem philologischen Freunde kurzweg abgewiesen."[92])

Vergebens suchten die Weimarischen Kunstgenossen ihm ihren Sinn, ihre Anschauung beizubringen. Da ihre Argumente nichts fruchteten, so sollte ihn der Augenschein überzeugen. Sie vermochten ihn daher, eine Wallfahrt nach Rudolstadt zu unternehmen: dort sollten die Kolosse von Monte-Cavallo in eigener Person seinen halsstarrigen Unglauben brechen. Leider jedoch waren die Köpfe der beiden Zeussöhne höchst unglücklich aufgestellt; ihr machtvolles Antlitz zeigte sich sehr unvortheilhaft; weder Kastor noch Polydeukes konnte den Zweifelnden bekehren, und ohne von seinem Unglauben geheilt zu sein, ging der Pilger fröhlich wieder von dannen."[93])

Nachdem dieser Versuch der Bekehrung fehlgeschlagen war, hatten die Sachwalter der Plastik natürlich noch einen schlimmeren Stand als zuvor. Und während nun im geistreich heitern Hin- und Widerreden alle Gründe und Gegengründe noch einmal vorgebracht und vertheidigt wurden, fand Goethe, indem er den behenden Witz des opponirenten Freundes bewunderte, gewiß zugleich mannigfache Gelegenheit, sich von der Richtigkeit seines eigenen Ausspruchs zu überzeugen, daß „Scharfsinn geistreiche Menschen nie verläßt, am wenigsten wenn sie Unrecht haben." [94])

Aber noch eine andere Beobachtung drängte sich ihm auf. Er mußte wahrnehmen, wie der Meister des philologischen Wissens, dessen fruchtbarem Geiste, dessen belebender Thätigkeit er Bewunderung zollte, doch gleichsam eingefangen blieb in dem Kreise, den er einmal um sich gezogen. Warum konnte der Forscher, der innerhalb seines eigenen Gebietes so viel vermochte, diesen Kreis nicht durchbrechen, warum konnte er nicht zu neuen, ihm ungewohnten Anschauungen vordringen? — Goethe stieß hier ziemlich hart an die Einseitigkeit einer solchen Natur, die der Universalität seines eigenen Wesens so schroff entgegenstand. Vielleicht verkannte er,

[92]) Sehr launig sagt Goethe: „Wenn wir ihm nun sehr willig zugaben, daß einige Reden Ciceros, vor denen wir den größten Respect hatten, weil sie zu unserem wenigen Latein uns behülflich gewesen waren, für später untergeschobenes Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seien, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die übergebliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne."

[93]) Ueber dies mißglückte Experiment, sich von der Herrlichkeit der alten Kunst durchdringen zu lassen, scheint Welf an Humboldt berichtet zu haben. Dieser schreibt am 20. Juli 1805: „Die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage." —

[94]) Zur Naturwissenschaft überhaupt (1817) I, 26.

daß gerade ein ſolcher Mann, um ſich großartig zu entwickeln und großartig zu wirken, auch einer großartigen Einſeitigkeit bedarf, ja ſie zu hegen gewiſſermaßen verpflichtet iſt; vielleicht hörte er ſchon damals den bedenklichen Spruch ſummen:

In meinem Revier
Sind Gelehrte geweſen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten ſie keines leſen. [95])

So mußte ſich, eben zu der Zeit, da die Freunde das Band gegenſeitiger Neigung feſter und feſter knüpften und zu einem Bunde für's Leben zuſammenzutreten ſchienen, auch der Gegenſatz offenbaren, der beide auseinanderhielt. Denn hier lag der Keim der Trennung, den die kommenden Jahre mehr und mehr zur Reife bringen ſollten.

Während Goethe ſich durch die Luſt des geiſtreichſten Umgangs neu erquickt fühlte und aus dem Munde des Trefflichen Belehrung und Widerſpruch mit gleichem Behagen vernahm, mußte er doch ſchmerzlichen Blicks in die jüngſte Vergangenheit zurückſehen. Noch ſtand das Verhältniß zu Schiller ihm lebenswarm und lebensfriſch vor der Seele; er überſchaute, was es ihm geweſen war und was es ihm gewährt hatte; er empfand von neuem, daß ein ſolches Verhältniß unwiederbringlich ſei.

Was ihn mit Schiller verband, war — man darf ſich den paradoxen Ausdruck ſchon geſtatten — war gerade die Grundverſchiedenheit der Naturen, der Denk- und Anſchauungsweiſen. Denn da beide auf gemeinſamem Boden, auf dem Boden der Kunſt, ſtanden, da ihnen, bei unermüdlicher Thätigkeit, ein gemeinſames Ziel vor Augen ſchwebte und ſie in dem letzten Zwecke ihres Wirkens auf das innigſte übereinſtimmten, ſo mußten ſie, indem jeder das Eigene ſeines Weſens behielt und ſchützte, doch ihre Verſchiedenheiten gegen einander ausgleichen; ſie mußten, um jenem Ziele näher zu rücken, auch ihre Tendenzen einander annähern und ſo unter ſich eine Vereinigung ſtiften, die ganz praktiſcher Art war und ſich auch im Praktiſchen, im Schaffen und Handeln, ſo herrlich bewährte. Mit Wolf hingegen, der in ſeinem eigenen Reiche waltete, war ein gemeinſames Wirken auf die Dauer nicht möglich; hier konnte nur eine mehr oder minder lebhafte wechſelſeitige Anregung, und nur gelegentlich eine Förderung gemeinſamer Zwecke ſtattfinden. Aber dadurch ließ ſich die Verſchiedenheit der Naturen nicht überwinden; dieſe mußte vielmehr immer deutlicher als ein unvermittelter und unverſöhnbarer Gegenſatz empfunden werden. [96])

[95]) Werke 2, 245.

[96]) In Kunſt und Alterthum V, 2, 177 ſagt Goethe: „Freundſchaft kann ſich blos praktiſch erzeugen, praktiſch Dauer gewinnen. Neigung, ja ſogar Liebe hat

Indeß, wenn Wolf auch nur in seinem eigenen Brevier bewandert schien, so zählte dies doch viele Seiten, die nicht so bald durchzulesen waren und auf denen viel Schönes und Gutes verzeichnet stand. Was er daraus vortrug, ward mit freudigem Dank ergriffen. Der Dichter fühlte sich wahrhaft bereichert, das Gefühl aufrichtiger Neigung löschte die Spuren eines tiefliegendes Zwiespaltes aus, oder ließ vielmehr über sie hinwegsehen; und als, nach vierzehntägigem Aufenthalte, Wolf zu seinen Berufsgeschäften nach Halle zurückkehrte, sprach Goethe gegen Zelter seine herzliche Befriedigung aus und versicherte, daß „die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes ihn in jedem Sinne gestärkt habe." [97])

Die Freunde waren geschieden in der Hoffnung, bald wieder auf längere Zeit vereinigt zu sein. Inzwischen ward Goethe, während der zweiten Hälfte des Juni, durch Bossens Anwesenheit, so wie durch den Verkehr mit dem alten, aber ziemlich in die Ferne getretenen Freunde Jacobi mannigfach, in verschiedenem Sinne, theils erfreut, theils beschäftigt. Dieser Verkehr mußte alle Jugenderinnerungen wachrufen und beiden Männern die leidenschaftliche Herzlichkeit ihres früheren Verhältnisses wieder zum Bewußtsein bringen. Aber bald nahm Goethe die unausfüllbare Kluft wahr, die sich zwischen ihm und Jacobi aufgethan hatte. Die Gemüther wurden durch eine nie ganz geschwundene, aus der Jugendzeit gleichsam vererbte Neigung zusammengehalten, aber die Geister hatten sich geschieden: die Verbindung war nicht wieder herzustellen, ein gegenseitiges Verständniß für das, was jedem als das Höchste galt, nicht mehr zu gewinnen." [98])

alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, productive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß Er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge." — Von dieser Art war seine Freundschaft mit Schiller; von dieser Art konnte seine Freundschaft mit Wolf nie werden.

[97]) An Zelter 19. Juni 1806. — Auch Fräulein von Göchhausen weiß am 10. Juni an Böttiger zu berichten, daß Goethe durch Wolfs Besuch „sehr erheitert" werde. (Literar. Zustände u. Zeitgenossen 2, 252.)

[98]) Jacobi schreibt an Köppen 24. Juli 1806: „Meine Erscheinung machte ihn (Goethe) sehr froh, und nach und nach erheiterte und erhellte er sich dergestalt, daß ich die zwei letzten Tage fast meinen alten Goethe wieder hatte. Sein großes Anliegen war, meine Philosophie ganz zu erfahren und hierauf sie mit der seinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern darthun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich ihm zu klar machte, daß, wie Pascal sagt, ce qui passe la geometrie, nous surpasse, und deßwegen eine speculative Naturlehre nach der neueren Art nur ein Hirngespinst sein könne. Er erbolte sich aber gleich wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsetzte und die Gründlichkeit meines Dualismus gegen alle neueren Identitätssysteme ins Licht stellte." (Auserlesener Briefwechsel 2, 368.) Wie wenig Goethe sich in das finden konnte, was Jacobi seine Philosophie nannte, hat er sehr unverhohlen ausgesprochen (Bd. 60, 272 f.); es ist interessant, seinen Bericht mit Jacobis brieflicher Aeußerung zusammenzuhalten. Uebrigens wissen wir,

Und abermals mußte Goethe mit schmerzlicher Empfindung des eben dahingegangenen Freundes denken, als er in geistiger Entfremdung dem Jugendgenossen gegenüberstand; es war, als ob die Berührung mit alten wie mit neuen Freunden ihn immer wieder daran mahnen sollte, was er an dem Einen, dem Einzigen, verloren. —

Doch es war gefährlich, der Empfindung eines solchen Verlustes ausschließend nachzuhängen. Mit Freuden sah er den Tag, den dritten Juli, herankommen, der ihn wieder nach Lauchstedt, in Wolfs Nähe, bringen sollte.

Dort empfing ihn ein bewegtes buntes Leben. Die gesellschaftlichen Vergnügungen so wie die theatralischen Lustbarkeiten waren gerade während dieses Sommers in regem Gange. Die Halleschen Studenten sorgten in jenen Jahren dafür, daß die Verbindung zwischen den beiden Nachbarörtern unterhalten blieb;[*]) wenn das Theater sie durch die Verheißung eines besondern Kunstgenusses anlockte, zogen sie in hellen Haufen hinüber.[**]) Da wurden die großen Schöpfungen der vaterländischen Poesie, die eben jugendfrisch in die Welt traten, mit jugendlich warmem Herzen aufgenommen; da wurden die Dichterheroen, wenn es glückte ihrer ansichtig zu werden, aus scheuer Ferne verehrt; und wenn nach beendigtem Schauspiele die Musensöhne sich unter die übrige Gesellschaft mischten, so entwickelten sich nicht selten ergetzliche Nachspiele, die bald einen scherzhaft leichten Charakter trugen, zuweilen auch wohl an das Derbe streiften.

Sobald er für die theatralischen Bedürfnisse die nöthige Vorsorge getroffen, wandte sich Goethe nach Halle, wo ihm in Wolfs Hause die freudigste Aufnahme bereitet war. Und alsogleich begann wieder in vol-

daß Goethe sich schon in den achtziger Jahren von Jacobis Anschauungen, so weit sie ihm faßlich waren, auf das entschiedenste losgesagt hatte.

*) Eichendorff, der im Frühling 1805 die Halleische Universität bezog, hat in einem Aufsatz, „Halle und Heidelberg" betitelt, von dem studentischen Treiben in Lauchstedt eine hübsche Schilderung gegeben, in die freilich, wie es beim Aufzeichnen von Jugenderinnerungen zu geschehen pflegt, einige Unrichtigkeiten sich eingeschlichen. Die prägnantesten Stellen daraus findet man in der Biographie, die Eichendorffs „Sämmtlichen Werken" (Leipzig 1864) vorangeht.

**) Obgleich Goethe im Briefe vom 31. August 1806 sich scherzend darüber beklagt, daß der große Alterthumsforscher so wenig zur Animunterung der modernen Schauspieler beitrage, so pflegte Wolf den Studenten doch die Theilnahme an den Lauchstedter Kunstgenüssen häufig genug zu empfehlen. Dahlmann — wer könnte seiner Worte je vergessen! — hat mir mehr als einmal erzählt, daß Wolf die ihm näher stehenden unter den akademischen Commilitonen zum Besuch der nachbarlichen Bühne aufzufordern pflegte. Als Dahlmann auch einmal einer solchen Aufforderung gefolgt war, sah er Goethe — ich denke, es wird im August 1804 gewesen sein — in der Nähe des Theaters, die Hände auf dem Rücken, allein auf- und abgehen. Er äußerte, daß er von der Erscheinung des Dichters vornehmlich den Eindruck des Mächtigen, ruhig Gebietenden empfangen habe, und fügte dann in seiner nachdrücklichen Weise hinzu: „Man mochte ihm nicht gern so ohne weiteres gerade ins Gesicht sehen." —

ler Regſamkeit jener heitere Wettkampf der Geiſter, zu dem einer den andern ſtets von neuem herausforderte und in dem einer dem andern gewachſen ſchien. Was man in Weimar verhandelt und beſprochen, ward hier wieder aufgenommen und weitergeführt; was der Tag, was die Stunde brachte, ward gern erfaßt, und diente dazu, das nach allen Seiten um ſich greifende Geſpräch zu beleben, zu vermannigfaltigen und nicht ſelten zu vertiefen.

Goethe ſah hier abermals den lehrenden Meiſter auf dem eigentlichen Felde ſeiner Thätigkeit. Er ſah ihn umgeben von einem bedeutenden Kreiſe empfänglicher Jünglinge, deren Geiſt ſeinen Anregungen offen ſtand, die ſein fruchtbringendes Wort begierig empfingen und es dereinſt weiter zu tragen beſtimmt waren. Er vergegenwärtigte ſich unmittelbar, wie ein ſolcher Mann, an den richtigen Platz geſtellt und von dem vollen Bewußtſein angeborener Kraft gehoben, die Wirkungen ſeines Thuns weithin über den geſammten Umfang der vaterländiſchen Bildung verbreiten und die geiſtige Erziehung des Volkes nachhaltig fördern konnte. Und wenn er ihn nun innerhalb der Grenzen ſeines Gebietes mit der ganzen Machtvollkommenheit einer genialiſch begünſtigten Natur ſchalten ſah, ſo mochte er wohl begreifen, wie dieſer Mann der Hochſchule, die ihn beſaß, nicht nur zum glänzendſten Schmuck gereichen, ſondern auch in gewiſſem Sinne als ihr gefürchteter Herrſcher gelten mußte. [1])

Hier, im Bereiche akademiſchen Lebens und Wirkens, wo jeder Augenblick an die eigentliche Aufgabe des Lehrens und Lernens mahnt oder mahnen ſollte, hier kam dem Dichter natürlich das Verlangen, der Freund möge ſich ihm auch in der Eigenſchaft zeigen, in welcher er vor Allem groß und bewundernswürdig daſtand, in der Eigenſchaft als Lehrer. Ohne geſehen zu werden, konnte Goethe einigen Vorleſungen beiwohnen: das liebenswürdige und ſprachkundige Minchen führte ihn hinter eine Tapetenthür, durch die er des unvergleichlichen Lehrers Worte bequem vernahm. [2])

[1]) Alle Zeugen ſind einſtimmig darüber, daß Wolf, wie es auch nicht anders ſein konnte, in Halle eine wahrhaft herrſchende Stellung einnahm. Wir leſen bei Steffens (Was ich erlebte 5, 138): „Wolf, der Philolog, ſtand in der Blüthe ſeines Ruhms, und ſeine Schule hatte die mächtigſte Entwickelung erreicht. Seine tiefbegründete Gelehrſamkeit, ſeine ſcharfe Kritik, die Zuverſicht und Sicherheit, mit welcher er hervortrat, wohl auch ſein beißender, nicht ſelten ſchonungsloſer Witz imponirten, und neben ihm gab es in ſeinem Fache, wenigſtens in Halle, keinen, der eine andere, am wenigſten entgegengeſetzte Meinung zu äußern wagte. Er bildete die abſolute Autorität in ſeinem Fache; man fürchtete ihn."

[2]) Wenn man die gewichtige Frage aufwirft, welche der Wolfiſchen Vorleſungen durch Goethes Theilnahme geehrt worden, ſo könnte ich — da eine Einſicht in die Lectionskataloge nicht zu erlangen war — nur mit der ſchüchternen Vermuthung antworten, es möchte die philologiſche Encyclopädie geweſen ſein. Nach der von Körte 2, 214 ff. mitgetheilten Liſte fiel dieſe Vorleſung in das Jahr 1805, ich weiß aber nicht, ob gerade in das Sommerſemeſter. Unter Wolfs Vorleſungen

Goethe fand hier in vollem Maße, was er erwartet hatte, was er, nach seiner Kenntniß des Freundes, erwarten durfte. Alles, was schon im lebhaften Gespräch so leuchtend hervortrat und jeder Aeußerung Reiz und Gehalt verlieh, alles das zeigte sich hier gesteigert und vollendet. Und es zeigte sich zugleich geläutert, von jeder unerfreulicheren Beimischung befreit. Denn wenn der geistreich bewegliche Mann im mannigfach wechselnden Gespräch, bedrängt von den Argumenten des Gegners, sich wohl hie und da eine Ab- und Ausschweifung gestattete und die angeborene Lust des Widerspruchs zu zügeln vergaß, so mußten von dem Lehrvortrage alle derartigen Manifestationen des verneinenden Princips ausgeschlossen bleiben. Hier kam nur das Tüchtige, das Positive seiner Natur zum Vorschein; alle seine Kräfte stimmten in schöner Verbindung zu einer großen geistigen Kraftäußerung zusammen.

Das lebendige Wissen durch's lebendige Wort zu überliefern, dazu war Wolf vor Allem berufen. Durch das geistig belebte Wort ist er seinen Zeitgenossen ein Wecker des Geistes geworden. Denn wie kein Anderer verstand er es — und welche höhere Aufgabe kann dem Lehrer gestellt sein? — die Geister zur Thätigkeit zu reizen, und ihnen, neben dem Antrieb, zugleich die Kraft zur Thätigkeit mitzutheilen. Und wiederum war ihm die zündende Anregung nöthig, die von der unmittelbaren Gegenwart des Hörenden ausgeht; vor einem Kreise lernbegieriger Jünglinge, denen er ins Auge blickte und die ihre Blicke auf ihn gespannt hielten — da war sein Platz, da war er zu Hause, da konnte er die ganze Fülle seines Lebens und Wissens, den ganzen Umfang seines Vermögens an das Licht bringen; da konnte, beim ungehemmten Spiel aller Kräfte, der Geist sich seiner Schätze entladen. [*])

war diese eine der verdienstlichsten, einflußreichsten, und ihm eine der liebsten. Er hat in der Zeit von 1785 bis 1823 die Encyclopädie nicht weniger als achtzehnmal gelesen. Aus diesen Vorträgen bildete sich die Darstellung der Alterthumswissenschaft, mit welcher Wolf 1807 das Museum eröffnete.

*) Indem wir uns hier Wolf in Gegenwart des größten seiner Schüler lehrend denken, mag es angemessen sein, eine eigene Aeußerung Wolfs über Art und Zweck seines Lehrverfahrens beizufügen: — „es kam mir nie in einer meiner Vorlesungen darauf an, eben eine große Menge einzelner Kenntnisse zu überliefern, am wenigsten solcher, die schon in Büchern enthalten sind, sondern vielmehr Grundsätze mitzutheilen, die zur Erwerbung eigener Einsichten reizen und leiten, und so den wissenschaftlichen Geist zu wecken. Im ersten Falle macht man gewöhnlich den Zuhörer zum Erben fremder Schätze, und ein solcher wird entweder ein Nachsager, oder legt oft nachher die Hände in den Schooß und kann dabei leicht wieder verarmen; hingegen der zu eigenem Erwerbe angefeuerte und begeisterte arbeitet auf dem vorgezeichneten Wege weiter, und desto leichter, wenn man ihm zugleich ein kleines Capital zum Anfange vorgeschossen hat." — Diese Worte — sie erinnern an die Art, wie Lessing ein dem gewöhnlichen Leben entnommenes Bild auszuführen pflegt — hat sich Wolf zwar erst für ein Colleg im December 1821 aufgezeichnet; sie schildern aber auf das treffendste die Methode, die er während seiner gan-

Vater. Neues nichts, er hat auch nichts Neues zu sagen, bis du ihm das Alte vom Herzen nimmst.

Bätely. Es ist mir leid um ihn; er könnte recht vergnügt seyn: er ist allein, hat vom Vater schöne Güter, ist jung und frisch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben und just mich. Er fände zehen für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er just mich?

Vater. Weil er dich lieb hat.

Bätely. Ich weiß nicht was er will, er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bätely. Mir ist er's auch nicht. Er ist hübsch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der sich mit Schwingen groß machte, rechtschaffen an den Boden. Er gefällt mir sonst ganz wohl. Wenn sie nur nicht gleich heirathen wollten,

Uns Nachlebenden steht Wolfs Bild vor Augen, wie es in seinen Werken sich abspiegelt, die ihn überdauern. Aber wenn auch das kleinste Bruchstück von seiner Hand mit dem Stempel seines Geistes bezeichnet ist — in seinen Schriften haben wir doch nicht den ganzen Mann. Denn überall war es seine Persönlichkeit, die das Meiste und das Höchste wirkte, und diese trat nur dem voll und ganz entgegen, der das lebende und lebenerweckende Wort von seinen Lippen vernahm.

Und so saß nun der Dichter, der

„die Alten nicht hinter sich ließ, die Schule zu hüten,"

so saß er freudig horchend zu den Füßen des Mannes, der seinen Jüngern die Welt des Alterthums aufschloß und sie als ein mächtiges Ganzes vor die Augen des Geistes hinstellte. Gewiß mußte der Dichter dem Philologen das Zeugniß geben, daß auch ihm „die Alten gern in das Leben gefolgt."

Während nun in- und außerhalb des Hörsaals so manches das Alterthum Betreffende zur Sprache kam, durften die Zwecke der Weimarischen Kunstfreunde, die ja auch dem Studium des Alterthums zur Förderung gereichen sollten, nicht gänzlich vergessen werden. Damals war die Aufmerksamkeit gerade auf Polygnot gerichtet, dessen Gemälde in der Lesche zu Delphi man nach der Beschreibung des Pausanias wiederherzustellen unternahm. Was die Gebrüder Riepenhausen in dieser Absicht geleistet, ward von den W. K. F. geprüft und beurtheilt; und eben hatte Meyer ein Programm ausgearbeitet, in welchem er sich über die Kunst des alten Meisters ausführlicher verbreitete und dessen Zeitalter genauer zu bestimmen suchte, wobei er sowohl auf den Stil, der dem Künstler eigen gewesen, als auch auf andere geschichtliche Zeugnisse Rücksicht nahm. Da es aber nicht ganz damit gelingen wollte, so wünschte man, daß Wolf hier eingreifen und die Frage nach den Gesetzen der philologischen Kritik zur Entscheidung bringen möchte. Meyers Aufsatz erhielt also einen Nachtrag von seiner Hand, der immerhin eine annehmliche Zugabe war, obschon er, wie Goethe richtig einsah, die Lösung der Frage nicht wesentlich förderte. [4]) Indem die beiden Freunde über diesen Punkt verhandelten,

zen Lehrthätigkeit besolgte. — Ich führe diese Sätze auf einem Blatte von Wolfs eigener Hand, das auch Körte I, 167 benutzt hat. Nach seiner schlechten Gewohnheit verarbeitet er Wolfs Worte in seine eigene Darstellung, so daß der Leser nicht ahnen kann, aus welcher Quelle sie stammen. (Wenn ich hier und im Folgenden aus Wolfs Papieren und Familienbriefen einige kleine Mittheilungen machen kann, so verdanke ich dies der Güte Otto Jahns. Auch im Uebrigen ist mir der verehrte Mann bei dieser Arbeit vielfach förderlich gewesen.)

[4]) Dies Programm zum Monat August, datirt vom 1. Juli, erschien in der Jenaischen Liter. Zeitung unter dem Titel: „Ueber Polygnots Gemälde auf der rechten Seite der Lesche zu Delphi, mit Beziehung auf die von Fr. und Joh. Riepenhau-

ſcheinen ſie die Gegenſätze, über welche ſie ſchon in Weimar ſich nicht einigen konnten, von neuem lebhaft durchgeſprochen zu haben; wenigſtens äußert ſich Goethe, da er Wolfs kleinen Beitrag an Meyer überſendet, ziemlich mißmuthig: „er fördert uns zwar nicht, denn er zielt den Polygnot wieder zu nah an Phidias heran; indeſſen ſind auch dieſe Zweifel intereſſant. Ueberhaupt hatte ich Gelegenheit hier abermals zu bemerken, daß diejenigen, die von ſchriftlich hiſtoriſchen datis ausgehen, immer mehr zum Zweifeln als zum Entſcheiden geneigt ſind.“ [3])

Obgleich Goethe während des Aufenthaltes in Halle von einem Anfall ſeiner körperlichen Uebel nicht verſchont blieb, ſo konnte er doch mannigfaltige Eindrücke und Anregungen empfangen und geben, und ſeinen Tag reich ausfüllen. Gliebichenſtein ward beſucht, die Beziehungen zu dem alten Jenaer Freunde Voter behaglich erneuert; [4]) mit Schleiermacher fand eine herzliche Begegnung und unbefangene Unterhaltung ſtatt; [5]) und damit neben der Alterthumswiſſenſchaft auch der modernen Naturphiloſophie ihr Recht geſchähe, ſo ward durch die bequeme Tapetenthür auch Steffens belauſcht, der ſeit dem Winter 1804 ſeine Offenbarungen vortrug, denen ein beträchtlicher Theil der ſtudentiſchen Jugend mit hingebender Begeiſterung horchte. [6]) Die meiſte Unterhaltung aber gewährten

ſen entworfenen Umriſſe und Erläuterung derſelben.“ — Auf S. IV findet ſich Wolfs Nachtrag.

[3]) Dieſer Brief iſt am 22. Juli geſchrieben, kurz nachdem Goethe von Halle nach Landſtedt zurückgekehrt war. Ueber Meyers Programm ſchreibt er: „Ich finde es ſehr wohl gerathen und habe nur eine einzige Stelle, wie Sie ſehen werden, verſtärkt. Es iſt Zeit, daß man ſich erklärt, wie man über dieſe Narrenspoſſen denkt; denn bei einem Frieden mit ſolchen Leuten kommt doch nichts heraus, ſie greifen nur deſto unverſchämter um ſich.“ — Lieſt man Meyers Arbeit aufmerkſam durch, ſo wird die „verſtärkte Stelle“ alsbald an dem Goetheſchen Gepräge kenntlich. Sie lautet: „Niemals (ſo heißt es, nämlich bei den Gebrüdern Riepenhauſen) war der Griche zu der Erfindung eines ſolchen Kunſtwerks gelangt, in welcher ſich der Geiſt der ganzen Welt, mit allem ſeinem Glanze, allen ſeinen Verbergenheiten und ſeiner entzückenden herrlichen Hoheit offenbart; dieſe lag außerhalb des Umfangs ſeiner Möglichkeit und war ſpäteren Zeiten vorbehalten, in welchen eine andere göttlichere geheimnißvollere Religion, eine andere, durch ſie wiedergeborene Welt mit neuer Vortrefflichkeit überſtrömen ſollte.“ — Wem iſt, ruft Goethe aus, in dieſen Phraſen die neukatholiſche Sentimentalität nicht bemerklich? Das kleiſterdruckfirende, herabwürdigende Unweſen, von welchem der bildenden Kunſt mehr Gefahr bevorſteht, als von allen Wirklichkeit fordernden Gelehrten.“ — Man ſieht, daß Goethe durch die Nähe des großen Philologen ſich in ſeinem Widerwillen gegen das neukatholiſche Künſtlerweſen wo möglich noch beſtärkt fühlte. Vgl. Werke 60, 271—72.

[4]) Aus Weimars Glanzzeit 2, 33.

[5]) Aus Schleiermachers Leben 2, 35.

[6]) Steffens erzählt: „Er war auch in Halle oft mein Zuhörer geweſen, aber unſichtbar. Wolf hatte mir ſein Auditorium überlaſſen; das Katheder war vor der Thüre, durch welche er es zu beſteigen pflegte, angebracht. In der angrenzenden Stube, dicht an dieſer verſchloſſenen Thür, ſaß nun Goethe, ohne daß ich es wußte. Wie meine Anſichten ihn intereſſirten, wie er ſich von mir bald angezogen, bald zurückgeſtoßen fühlte, weiß man aus ſeinen eigenen Aeußerungen. Je mehr ich mich

Galls Vorträge. Dieser, von Berlin kommend, wo seine Lehre großen Beifall und eben so entschiedenen Widerspruch gefunden, trat damals in Halle auf, wo man ihm mit Neugier und gespannter Erwartung entgegenkam. Goethe war bald für diesen Mann gewonnen, in dem selbst die Gegner eine ausgezeichnete Persönlichkeit anerkannten. Die gewandte anschauliche Art des Vortrags nahm den Dichter ein. Die Lehre im Großen und Ganzen mußte bei ihm einen guten Boden finden, insofern sie sich an seine eigenen Erfahrungen anschloß und sich mit den Ueberzeugungen berührte, zu denen er, beobachtend und anschauend, auf dem Wege selbständiger Studien geführt worden; den einzelnen Demonstrationen aber, bei denen Gall mit großer Klarheit und Umsicht zu Werke ging, folgte er mit eifriger Theilnahme. Zwischen Reichardt und Wolf sitzend wohnte Goethe diesen Vorträgen bei. Und da hatte nun der Schädelkenner drei unvergleichbare lebendige Exemplare zur Verfügung, die eigens bestimmt schienen, seiner Lehre die glänzendste Bestätigung zu ertheilen. Der Lehrer, der seinem Vortrag eine freie leichte Bewegung zu geben liebte, versagte sich denn auch nicht, diesen ihm ohne sein Zuthun dargebotenen Vortheil zu benutzen. Als er von den Organen sprach, in denen die verschiedenen Talente, Eigenschaften und Geistesthätigkeiten ihren wahrnehmbaren Ausdruck finden, wies er auf das Haupt des Dichters, an dem kein Organ übermäßig hervortrat, vielmehr das schönste Ebenmaß aller zu bewundern war. Reichardts kahler Schädel gab vollen Raum, so daß man die große Ausbildung des Tonsinns — dieser liegt nach den Schläfen zu — ungehindert anstaunen konnte. Das schätzbarste Exemplar jedoch besaß der Demonstrator an dem Haupte Wolfs. Dem Sprachsinn ist der Sitz über den Augen nach der Nasenwurzel zu angewiesen; sobald man nun dem Autor der Prolegomena in das geisterfüllte Antlitz blickte, mußte man erkennen, daß jenes Organ hier zu einer überaus mächtigen Entwickelung gelangt war. Verschieden, wie die äußere Bildung der beiden Freunde, war auch ihr Verhalten bei diesem Anlaß. Goethe saß da, ungestört, in imponirender Ruhe; kaum schien er zu gewahren, daß Aller Blicke sich auf seine Züge richteten. Wolf aber, in behaglicher Schalkheit, unterstützte das Vorhaben des Lehrers, indem er die Brille ablegte, und seinen Kopf mit gemessenem Anstand nach allen Seiten wandte, so daß

selbständig entwickelte, je entschiedener die Resultate eigener Probleme sich darthaten, desto heftiger mußten solche Schwingungen wechselnder Abneigung und Zuneigung entstehen. Daß Goethe auf solche Weise öfter mein Zuhörer gewesen war, erfuhr ich durch Wolf und seine Tochter, die für mich etwas sehr interessant Anziehendes hatte." — (Was ich erlebte 6, 49.) Man vergleiche mit diesem Bericht Goethes humoristische Aeußerung in dem Briefe vom 31. August 1808.

er ſich bequem einer aufmerkſamen Beſchauung darbot. Selten mag Gall in der Lage geweſen ſein, die ſo vielfachen Anfechtungen ausgeſetzte Lehre durch ſo illuſtre Beiſpiele bekräftigen zu können.[9])

Erfriſchten Gemüths verließ Goethe die Halleſchen Freunde. In Lauchſtedt hatte er für eine ſchickliche Feier zum Andenken Schillers zu ſorgen. Denn, was auch jene heiter bewegten Tage bringen mochten, — durch alle wechſelnden Erſcheinungen leuchtete ihm das verklärte Bild des größten Freundes hindurch. Von ihm zu reden konnte er ſich nicht erſättigen.[10]) Liebevoll hegte er den Gedanken, in einem umfangreicheren, für den zehnten November beſtimmten Gedichte dem Hingeſchiedenen ein würdiges Monument zu ſetzen; für jetzt mußte eine beſcheidenere Feier genügen. Das Lied von der Glocke, geweiht und gekrönt durch Goethes Epilog, ward am zehnten Auguſt in dramatiſcher Form zur Darſtellung gebracht.[11]) Die Aufführung gelang in befriedigender Weiſe; Zelter hatte ihr noch ſeine thätige Beihülfe widmen können. Die Anweſenheit dieſes tüchtigen Freundes, die Goethe erbeten, aber nicht mehr erhofft hatte, war in jenen Tagen doppelt ſtärkend und erquicklich.[12])

Nachdem jener ſchmerzlichen Pflicht genügt war, fühlte ſich Goethe „durch die Ausſicht eines eigenen Abenteuers angezogen." In Gemeinſchaft mit Wolf gedachte er den alten Beireis in Helmſtedt zu beſuchen, „dieſen ſpecifiſchen Repräſentanten der Sammelwuth,"[13]) der mit ſeinen fabelhaften Beſitzthümern ſchon faſt zum Gegenſtand des Mythus geworden war. Scharf ausgeprägte Originalität, und wenn ſie ſich auch ins Bizarre verlor, hat Goethes empfänglichen Sinn jederzeit zur Betrachtung angelockt; ſo wollte er ſich denn auch hier mit eigenen Augen überzeugen, was es für eine Bewandtniß habe mit dieſem Manne, den ſeine Seltſamkeiten mit dem Reize des Geheimniſſes umgaben und der ſich den Ruf eines Thaumaturgen, den er wohl auszubeuten wußte, ganz behaglich gefallen ließ.

[9]) Steffens giebt von dem ganzen Auftritt eine ſehr anſchauliche Schilderung (6, 50—52). Er ſagt: „Goethe faß unter den Zuhörern auf eine höchſt imponirende Weiſe. Selbſt die ſtille Aufmerkſamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Geſichtszügen konnte dennoch das ſteigende Intereſſe an der Entwickelung des Vortrages nicht verbergen." —

[10]) Auch Schleiermacher ſchreibt: „Worüber ich am liebſten mit ihm ſpräche, darauf bin ich noch nicht gekommen; es war eben damals von Gall und Schiller voll."

[11]) In ſeiner urſprünglichen Form erſchien der Epilog in dem Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1806.

[12]) An Zelter 22. Juni und 4. Auguſt. An Frau von Stein 12. Auguſt. An Meyer 2. Auguſt.

[13]) So nennt ihn ſein neueſter Biograph Carl von Heinemann (Nachrichten über Gottfried Chriſtoph Beireis, Profeſſor zu Helmſtedt von 1759—1809. Berlin 1860.) S. 261.

Am 13. August befand sich Goethe wieder in Halle,[14]) wo ihm ein zahlreich besuchtes Gastmahl im Wolfischen Hause veranstaltet ward. Da seine körperlichen Zustände sich günstig anließen, so begaben sich die Freunde gleich am folgenden Tage, Mittwoch den 14., auf die Fahrt, von der sie am 25. wieder heimkehrten.

In heiterer Stunde, mit der glücklichsten Laune hat Goethe erzählt, was er auf dieser Reise an Personen und Dingen erlebt und wahrgenommen.[15]) Diese Erzählung bildet eins jener kleinen Kunstwerke, in denen, mit einer vielleicht unbewußten Absicht, jegliches an den Platz eingeordnet und in die Beleuchtung gerückt wird, wo es am wirksamsten erscheint und zum Eindrucke des Ganzen am meisten beiträgt. Sobald Goethe ausführlich zu erzählen beginnt, wird er der Künstler, der, wenn er sich auch noch so treu und streng an die Wirklichkeit der Dinge hält, doch die tiefer liegende, selten an die Oberfläche kommende und dem gewöhnlichen Blicke verborgene Wahrheit hervorzieht, und der zugleich alle verschiedenen Elemente der Darstellung so zusammenzubringen und ineinanderzuschmelzen weiß, daß eine ungetheilte Wirkung daraus entspringt, von welcher die Phantasie des Lesers nachhaltig getroffen wird. So besitzen wir denn auch in dem ergetzlichen Berichte, der mit der Abfahrt von Halle beginnt und uns schließlich an das Siechbett der Nichte Gleims, der „ablebenden Gleminde," geleitet,[16]) eine Darstellung von Künstlers Hand, an der nicht zu rühren und zu rütteln ist. Möglich, daß der Künstler hie und da die Farben etwas keck aufgetragen, daß er in der Schilderung des Helmstedter Wundermannes oder des tollen Hagen manchen Zug, der für ein anderes Auge kaum vorhanden war, stark herausgehoben und zur Abrundung des Bildes einige kräftige Striche hinzugefügt hat — wir müssen uns an dem Ganzen dieser Schilderung genügen lassen, wie sie der Dichter nun einmal uns vor's Auge gebracht, und können versichert sein, daß er auch hier uns das Wahre gegeben.

Da ich also Goethes Darstellung weder zu plündern noch zu wiederholen gesonnen bin, so darf ich nur einfach auf sie verweisen. Dem Meister nachzuerzählen, wäre um so unnützer, da neuere Schriften kaum

[14]) Ob Wolf, der Einladung Goethes folgend (Brief vom 3. August), bei der Vorstellung am 10. in Lauchstedt gegenwärtig war, ist nicht sicher zu bestimmen. Möglich wird wohl nicht gefehlt haben.

[15]) Nüchterner klingt der unmittelbar nach den Erlebnissen an Zelter abgestattete Bericht: „Mit Geheime Rath Wolf bin ich [illegible] nach Magdeburg und von da nach Helmstedt gegangen, wo ich manches höchst Interessante an Menschen und Dingen gefunden; hernach gingen wir über [illegible]stadt, am Harze her und über Aschersleben wieder nach Halle." I, 189.

[16]) Werke 31, 267—44.

etwas gebracht haben, was hier in Bezug auf Goethe und Wolf zu einer Berichtigung oder Erläuterung Anlaß gäbe. [17])

Nur auf eins will ich hindeuten. Goethe behandelt den philologischen Freund in dieser ganzen Darstellung mit dem entschiedensten Wohlwollen, so daß dessen späterer Wunsch „in Goethes Chronik, wenn auch nur mit Beireis zusammen und sonst in guter Gesellschaft vor der Nachwelt zu erscheinen," [18]) auf das befriedigendste erfüllt worden ist. Aber trotzdem läßt der Dichter auf manches Wunderliche, das in dem Wesen des Freundes unbehaglich aufstieß, ein scharfes Licht fallen. Der eingewurzelte Widerwille gegen alle Zöllner, die oft nicht zu bezähmende Ungeduld, die störenden Neckereien und sonstige Eigenschaften und Angewöhnungen, — Alles wird an gehöriger Stelle in die Erzählung aufgenommen und mit den übrigen Zügen des Gesammtbildes verwebt. Kurz, es scheint, daß Goethe schon damals manche Probe von dem erfahren hat, was in späteren Jahren Zelter einmal Wolfs „Unleidlichkeit auf Reisen" zu nennen sich unterfängt. [19])

Glänzend erwies sich aber auch zu Zeiten Wolfs Liebenswürdigkeit, besonders an jenem Abend, da die Gäste in geistreich aufgeregter Stimmung bei Herrn von Hagen auf Nienburg um dessen gastlichen Tisch versammelt waren. Der treffliche Abt Henke wollte sich für jenen Abend den Genuß des Weines versagen; vergebens ermahnte ihn der Wirth, seinen Entschluß zu brechen. Bei fortgesetzten Nöthigungen und Weigerungen ward endlich Goethe zum Schiedsmann und Richter ernannt. Dieser verfügte, jeder der Anwesenden solle den Widerspenstigen zum Genuß des verschmähten Weines nach bestem Können und Vermögen eindringlich auffordern: Herr von Hagen sollte, als fester Kantianer, mit einem wohlgepanzerten Syllogismus in's Feld rücken; Wolf aber, „der Mann, der eine fünfte Facultät: die philologische, gestiftet," sollte seine Aufforderung in eine griechische Anrede im Anakreontischen Ton einkleiden. Dieser bedenklichen Aufgabe entledigte sich der Philolog auf das glücklichste; mit sprühender Laune entwickelte er, was es für ein Vergehen sei, die Gaben des Bacchus ganz von der Hand zu weisen; die Anakreontischen Verse, die er einflicht, wußte er, geistes- und sprachgewandt, gleich in deutschen Rhythmen wiederzugeben; er schloß mit einer bündigen Nutzanwendung [20])

[17]) Was sich bei v. Leonhard, Aus unserer Zeit II. 16 findet, mag füglich übergangen werden.

[18]) Zelter an Goethe 7. August 1823 (3, 322).

[19]) 8. November 1814. (2, 138.)

[20]) Die Nutzanwendung soll ungefähr folgendermaßen gelautet haben:

Drum, wer den Wein kennt,
Weiß auch wie Durst brennt,

— und wie war es anders möglich, als daß der gute Henke sich für überwunden erklärte und von der Gabe des Dionysos, wenn auch nur mit bescheidener Lippe, kostete.

Als Goethe am 27. August von Halle, wo er noch einen Tag bei Wolf verweilt hatte, nach Lauchstedt zurückkehrte, fühlte er sich an Körper und Geist rüstig und ermuntert. Einen bedeutenden Antheil an den

---

Und wer den Zorn des Gottes scheut,
Verschmäht nicht, was er freundlich beut.

Die Schilderung dieser Scene hat uns der Prediger Weitze in seiner 1841 erschienenen Selbstbiographie geliefert und damit den einzig nennenswerthen Nachtrag zu Goethes Darstellung gegeben. Unter dem Titel: Goethe beim tollen Hagen hat Varnhagen von Ense den betreffenden Abschnitt aus dem ziemlich unbekannt gebliebenen Buche mitgetheilt; man findet ihn in dessen Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften (1859) 8, 369—72. Der nach mehr oder minder deutlichen Jugenderinnerungen niedergeschriebene Bericht — der Verfasser lebte damals als junger Theolog im Hagenschen Hause — ist übrigens im Ganzen wie im Einzelnen mit Vorsicht aufzunehmen; wenigstens muß ich bekennen, daß ich, auf die Autorität des Berichterstatters hin, dem Philologen nicht die zierlichen Versdrehen zuschreiben möchte, die ihm hier in den Mund gelegt werden. Wir müssen uns hier vielmehr erinnern, daß Weitze selbst im Versemachen nicht ungeübt war. — Wenn Weitze erzählt: „Am andern Morgen schrieb Goethe einen Vers in mein mir leider in der Franzosenzeit entwendetes Stammbuch" — so möchte man geneigt sein, diesen Vers zu den verlorenen zu rechnen. Ich glaube jedoch, daß er uns in Goethes Gedichten erhalten ist. Unter Wolfs Papieren finde ich nämlich ein einzelnes Blatt, auf beiden Seiten von seiner Hand beschrieben; es trägt den Titel: Reise mit Goethe 1806 v. 14. August, — 25ten. Auf der einen Seite enthält es unbedeutende Notizen über die Kunstwerke im Magdeburger Dom, deren auch Goethe erwähnt; auf der Rückseite aber zeigt es Folgendes:

G. in Stammbücher.

Vieles giebt uns die Zeit, u. nimmt's auch; a. der Bessern
Holde Neigung, sie sei ewig dir freher Besitz.

G. für August.

Wer ist der glücklichste Mensch? der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß, u. an fremdem Genuß sich wie an eignem zu freun.

Wie mich Hirzels Katalog belehrt, erschienen diese beiden Distichen nebst vier andern zuerst in dem von Ottilie v. Goethe redigirten Chaos 1830 Nr. 27. S. 108. Alsdann wurden sie in den ersten Band der Quartausgabe (1836) S. 207 aufgenommen; jetzt finden sie sich in den Vier Jahreszeiten, und zwar im Herbst Nr. 50 u. 51. — Daß wir in dem ersten dieser Distichen den „Vers" besitzen, den Goethe dem jungen Theologen ins Stammbuch schrieb, erscheint mir kaum zweifelhaft, und somit erfahren wir zufällig die Entstehungszeit eines schönen Spruches. Ob die Verse für August auch erst während der Reisetage aufgezeichnet wurden oder schon vor längerer Zeit ihren Platz im Stammbuch erhalten hatten, darüber will ich nicht entscheiden. Daß August auf der Reise sein Album mit sich führte, wissen wir aus Goethes Erzählung. — Jenes Blatt, dem wir diese kleine Aufklärung verdanken, enthält aber nicht blos Goethesche Verse. Wolf hat sich nicht entbrechen können, auch ein Plätzchen seiner eigenen Poesie aufzuzeichnen. Wie er nämlich in späteren Jahren an die schöne Wilhelmine Reuter Verse richtete (Arnold 1, 221), so hat er auch damals ein Fräulein, und zwar ein Helmstedtisches, mit einem Distichon bedacht. Es lautet:

Ich p. pp. mamselle. in Helmst.
Herrlich bewegt der Natur Abglanz sich im sonnigen Thale,
Aber weit schöneren Glanz giebt dem ein freundlich Gesicht.

Mich dünkt, daß besonders der Hexameter durch eine nicht abzuleugnende spondeische Steifigkeit seinen philologischen Ursprung verräth.

wohlthätigen Wirkungen der Reise schrieb er seinem Gefährten zu. Er hielt seine dankbaren Empfindungen nicht zurück. Die Briefe und Briefchen, die er während der letzten Tage seines Lauchstedter Aufenthalts an den nachbarlichen Freund richtete, können beweisen, bis zu welchem Grade unbefangener Neigung das Verhältniß sich gesteigert hatte. Sie athmen den Ton wahrer Herzlichkeit, und wir finden es natürlich, daß die Freunde im folgenden Jahre ihre Portraits austauschen,[21]) damit einer dem anderen wenigstens im Bilde gegenwärtig sei.

Da es ihm in dem Badeorte bald gar zu einsam vorkam, so ergab er sich, wie er es in solchem Falle liebte, einer bunt wechselnden Lectüre. „Fast zufällig" war ihm eine lateinische Uebersetzung des Plotin in die Hände gekommen; er hatte einige Stellen ins Deutsche übertragen, die ihm, bei der damaligen Richtung seiner Gedanken auf bildende Kunst, zusagend oder wenigstens anziehend erscheinen mußten. Nun befiel ihn „eine Anmaßung ins Original zu sehen";[22]) und Wolf mußte den griechischen Plotin herüber senden.[23]) Daneben aber ward Ruhnkens Biographie und manches neuere Geschichts- und Reisewerk durchgesehen; als Goethe am 5. September dem Halleschen Freunde seine Rückkehr nach Weimar ankündigen mußte, rechnete er ihm in heiterer Stimmung die eingesammelten Lesefrüchte vor, und wiederholte abermals den Ausdruck der anhänglichsten Freundschaft.

Aus jenen Lauchstedter Tagen, die so froh beschlossen wurden, ist uns ein kleines poetisches Denkmal erhalten, das meiner anspruchslosen Darstellung zur Zierde gereichen mag. — Wolfs Tochter, „die liebe Miene," hatte sich ein neues Stammbuch zugelegt. Als Tochter eines solchen Vaters durfte sie hoffen, daß die höchsten Würdenträger der Wissenschaft und Dichtkunst sich beeilen würden, ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit poetische und prosaische Huldigungen auf diesen Blättern darzubringen. Da ich das Buch vor Augen habe — auf seinem goldverzierten Rücken trägt es den Titel: Denkmahl der Freundschaft — so kann ich bezeugen, daß jene Hoffnung reichlich erfüllt worden. Aber ein Buch, in dem so viele bedeutende Namen sich zum Preise holder Anmuth vereinigen sollten, mußte auch in möglichst glänzender Weise eröffnet werden; und wer

[21]) Vgl. die Briefe vom 5. Januar und 24. August 1806. — Um dieselbe Zeit mag Wolf auch aus Goethes Hand das Siegel empfangen haben, das sich in seinem Nachlasse fand. Es zeigt uns, in scherzhafter Anspielung auf das Verhältniß der Freunde, einen sitzenden Apollo, der die Leier spielt; vor ihm ein Wolf, auf den Hinterbeinen ruhend, mit erhobenem Kopfe lauschend; daneben ein Baum, an dem ein Köcher hängt.

[22]) Vgl. an Zelter 23. November 1831 (6, 311).

[23]) Damals hat Goethe wohl auch im Plotin die Worte gefunden, die er wiedergab in den bekannten Versen: „Wär nicht das Auge sonnenhaft" u. s. w.

will es dem schönen München verdenken, wenn sie in diesem Falle ihre Ansprüche bis zu dem glänzendsten Namen, bis zu dem ersten Dichter der Nation, erhob? Sie hatte bei dem großen Freunde ihres Vaters Wohlgefallen gefunden; sie durfte sich schon etwas bei ihm herausnehmen; sie bat, und gewann denn auch wirklich für ihr Buch den höchsten Schmuck. Wer dies Album aufschlägt, dem glänzen gleich auf der ersten Seite in Goethes schönster lateinischer Handschrift die Verse entgegen:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In mancher Sprache dir mein gutes Kind, erscheint,
Das alles ist ein Thurn zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Zu Einweihung dieses Gedenkbuchleins

Lauchstedt, d. 1. September 1806.

Goethe.

Die lieblichen Verse haben, wie fast Alles, was Goethe an Personen richtete, einen unmittelbar persönlichen Bezug. München war unter der gelehrten Zucht ihres Vaters aufgewachsen und in gar mancherlei Sprachen bewandert. Bei den philologischen Arbeiten ihres Erzeugers und Erziehers konnte sie durch Nachschlagen griechischer und lateinischer Werke ganz schätzbare Dienste leisten. Wie gewandt sie aber auch mit modernen Sprachen umzugehen wußte, hatte Goethe erst neuerdings wieder erfahren, da sie ihm eine bedeutende Stelle aus Oehlenschlägers Aladdin ins Deutsche übersetzte.[34]) Man erkennt nun, wie innig und anmuthig in diesen Worten das Allernächste und Persönlichste sich mit dem allgemeinen poetischen Gedanken verschlingt. Aber diese unmittelbare persönliche Beziehung ist uns jetzt kaum mehr fühlbar, wenn wir in Goethes zahmen Xenien lesen:

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern dir erscheint,
Das alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.[35])

[34]) So erzählt Oehlenschläger in seinen Lebens-Erinnerungen 2, 24. — Obgleich Wolf gewiß niemals jemanden abhielt, eine fremde Sprache zu lernen, so rieth er doch dem dänischen Barden, nicht in deutscher Sprache zu dichten; denn er meinte, man könne nur in einer Sprache Dichter sein. Oehlenschläger glaubte natürlich, dies Vorurtheil durch sein eigenes Beispiel thatsächlich zu widerlegen.

[35]) In dieser Gestalt erschienen die Verse zuerst in Kunst u. Alterthum 4, 3, 104; dann in den Werken 3, 291. — Die ursprüngliche Form des zweiten Verses hat schon Varnhagen v. Ense, aber nicht ganz genau, mitgetheilt (Denkwürdigk. u. vermischte Schriften 8, 406). Daß er sie kannte, ist natürlich; er hatte sie in jenem Stammbuche gesehen, in welches auch er mit seiner überzierlichen Handschrift sich einzeichnete, und zwar, wie es sich für einen jungen Romantiker von der strikten Observanz gehört, mit einer aus dem Spanischen übersetzten Dezime. — Die Goethischen Verse sind übrigens noch von einer andern Hand, als der des Dichters selbst, umgemodelt worden. Herzel theilt mir mit: „Es liegt ein Blatt von der

Wie mancher Spruch in Goethes Gedichten, in dem wir jetzt nur eine allgemeine Sentenz vernehmen, würde uns weit frischer und belebter klingen, wenn wir die Veranlassung, die ihn hervorrief, noch ermitteln könnten! Gewiß würde uns dann in den meisten Fällen klar werden, daß dem Allgemeingültigen eine Beziehung auf das Nahe, Gegenwärtige oder auf bestimmte Persönlichkeiten zu Grunde liegt, und daß erst durch diese Beziehung die Sentenz ihre deutliche Anwendung erhält. Denn vor allen Dichtern versteht es Goethe, zwischen dem Einzelnen und Allgemeinen, zwischen der abgesonderten Erscheinung und dem alle Erscheinungen umfassenden Gesetze das poetische Band zu knüpfen; er vor allen vermag dem Gewöhnlichen, das der Tag bringt und wieder mit sich fortnimmt, Dauer zu geben, indem er ihm die tiefste Bedeutung abgewinnt. —

Doch von dieser anmuthigen Poesie müssen wir uns unverweilt zur ernsten Wirklichkeit wenden. Im Jahre 1805 hatte Wolf dem Dichter Erheiterung gebracht und ihm in schwerbedrängter Zeit den thatkräftigen Lebensmuth wieder angefrischt. Im folgenden Jahre sollte ihm dieser Liebes- und Freundschaftsdienst von Goethe hinlänglich vergolten werden. —

Das Jahr 1806, verhängnißvoll für die Geschicke Deutschlands, brachte auch über Wolfs Leben ein schweres Verhängniß, dem seine Kraft zu erliegen drohte.

Die Schlacht bei Jena war geschlagen, die Universität Halle ward aufgehoben. Wolf sah unter seinen Füßen den Boden schwinden, auf dem seine großartige Thätigkeit sich bisher so gedeihlich entfaltet hatte, den fruchtbaren Boden, aus dem sein Leben bisher die beste Nahrungskraft gezogen. Er, geboren zum Lehrer, sollte seinem hehren Lehramte entsagen; der edle Führer der Jugend sollte keine Jünger mehr um sich versammelt sehen.

Wolf war nicht der Mann, gefaßten Muthes das Unvermeidliche über sich zu nehmen und dem Ansturm des Schicksals fest entgegenzustehen. Er hatte nicht die Kraft in sich groß gezogen, die in harmvollen Tagen dem Menschen die Stütze giebt, daß er ungebeugten Muthes und ungestörten Sinnes die besseren Tage erwartet oder selbst thätig vorbereitet.

Hand des Herrn Benoni Friedländer vor mir, des Inhalts: „In das Stammbuch der hübschen und gelehrten Tochter Friedrich August Wolfs schrieb Goethe:

Der Griechen Mythenthum und Fabel
Und was dich sonst dein Vater lehrt,
Das bleibt für dich der Thurm zu Babel,
Bis es die Liebe dir erklärt." — —

Alle Zartheit ist aus den Versen geschwunden; man kann auch an diesem Beispiele wieder sehen, wie die Tradition den Worten der Dichter mitzuspielen pflegt. Sollte etwa Wolf in späteren Jahren die Verse einmal aus dem Gedächtnisse citirt, und sie so, unbewußt, entstellt haben?

und wenn man einmal freundlich mit ihnen iſt, einem hernach den ganzen Tag auflägen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monath, daß er ſo oft kommt.

Bätely. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da; denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehn, als neuerdings: ich wollt', er ließ' mich in Ruh. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit für's Mittageſſen.

Bätely. Daran iſt mir mehr gelegen wie euch. Vater ab.

Bätely. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünctlich wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig Lied anfangen, daß er nicht gleich in ſeine alte Leyer einlenken kann.

Er bedurfte einer starken Hand, die ihn empor hielt; er mußte die Stimme eines Freundes vernehmen, die ihn an seine Pflichten mahnte und ihn zugleich liebevoll an die Schätze hinwies, die er unverlierbar besaß und deren Werth er durch neue, muthig ergriffene Thätigkeit so hoch zu steigern hoffen konnte.

Mit seinen Klagen, mit seinen Bedenken wandte er sich an Goethe; und dieser antwortete in dem Briefe vom 28. November — wie nur er in einem solchen Falle zu antworten vermochte.

Während alles um ihn her auseinander zu fallen und zusammen zu brechen schien, war Goethe mit ungebrochenem Muthe vornehmlich darauf bedacht, alles und jedes, was seinem Dasein Werth gab, zu retten und zu erhalten. Er benutzte den ersten Moment, der wieder eine erwünschte Thätigkeit gestattete; denn nur der thätige Mensch macht sich zum Herrn über sich selbst und über die ungünstigen Mächte des Augenblicks. Da seine Papiere unversehrt geblieben, so betrieb er emsig die Fortsetzung umfangreicher Arbeiten und ließ es sich besonders angelegen sein, alles zu sammeln und zu ordnen, was er über bedeutende Probleme der Naturwissenschaft gedacht und aufgezeichnet hatte. Und wie er selbst im unablässigen Thun Stärkung und Beschwichtigung fand, so ließ er nicht ab, auch Andere zu gleicher Festigkeit zu ermuthigen. Ueberallhin, so weit nur der Kreis seines Wirkens reichte, griff er ein mit Wort und That, tröstend, helfend und aufmunternd. Vor allem wollte er, daß die geistige Thätigkeit der Nation nicht ins Stocken gerathe. Da ihm die politische Macht Deutschlands vernichtet schien, so sollte, nach seinem Wunsche, das Geistesleben des Volkes sich um so kräftiger zusammenraffen, sich zu den stärksten und edelsten Aeußerungen erheben, und dadurch dem fremden Sieger Anerkennung abzwingen. [*])

So stand er unerschüttert im Sturme der Zeit. So stand er auch dem zagenden wankenden Freunde gegenüber,

> Wie eine feste Säul', an die man sich
> Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht

Zugleich aber bewährte er das zarteste menschliche Wohlwollen. Mit klarem Blick und warmer Theilnahme ging er auf die Zustände des Freundes ein. Indem er sie mit ihm, gleichsam aus dessen eigenem Gefühl heraus, schmerzlich empfand, brachte er ihm auch zum Bewußtsein, was er in seiner begünstigten Lage vor Anderen voraushabe. „Wie glücklich,"

[*]) Man sehe, was Zernow am 7. Januar 1807 über Goethes Meinung und Aeußerung an Böttiger mittheilt (— „jetzt, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur auf's eifersüchtigste zu bewahren" u. s. w. — Literar. Zustände u. Zeitgen. 2, 279).

ruft er ihm zu, „sind Sie in diesem Augenblicke vor Tausenden, da Sie so viel Reichthum in und bei sich selbst finden, nicht nur des Geistes und des Gemüths, sondern auch der großen Vorarbeiten zu so mancherlei Dingen, die Ihnen doch auch ganz eigen angehören.“ Goethe verweist den Freund auf sich selbst; in sich selbst soll er die Kraft finden, das Schwerste zu überstehen. Ist ihm für jetzt das lebendige Wort der Lehre entzogen, so soll er sich des schriftlichen Wortes zu gleich edlen Zwecken bedienen. Gestattet die drangvolle Bewegung der Zeit keine Muße zur kunstvoll bedächtigen Ausführung groß angelegter Werke, so soll er sich für's erste mit weniger umfangreichen Schriften begnügen: auch in diesen wird sein Geist sich manifestiren, auch diese werden wirken. Ganz sich einlassend auf die Anschauungen des Freundes, wägt er die Vortheile des gesprochenen und des geschriebenen Wortes gegen einander ab. Nachdrücklich ermuntert er ihn, an seinem Platze auszuharren; mit dem größten Nachdrucke aber dringt er darauf, daß der Zaudernde gleich entschlossen zu einer bestimmten Thätigkeit sich wende. Denn wohl sieht er ein, daß gerade eine Natur, wie die des Freundes, der strengen, festen, auf einen Punkt gesammelten Thätigkeit, gleich wie eines Zügels, bedarf, damit nicht die Kräfte einer solchen Natur, den losgelassenen, ungebändigten Elementen ähnlich, sich selbstzerstörend gegen einander kehren.

Aus diesem Briefe tritt uns leibhaftig die Gestalt des Herrlichen entgegen, der ihn schrieb. Unter so vielfachen Zeugnissen, die sich durch das ganze lange Leben des Dichters hinziehen, mag auch dieser Brief uns beweisen, was Goethe für ein Freund war. Das Freundeswort, das er an den andern richtet, ist zugleich wirkliche Freundesthat; der Blick des Dichters, der ruhig leuchtend über allen mannigfaltigen Zuständen der Menschheit schwebt, versenkt sich zu liebevoller Betrachtung auch in das Eigenste, Besonderste des einzelnen Zustandes; und aus der tiefsten Erkenntniß entspringt das reinste Wohlwollen.

Ohne Zweifel empfand Goethe, daß dem Leben Wolfs eine gefährliche Krise bevorstehe. Selbst über die vermuthliche Wirkung seiner Rathschläge war er einigermaßen im Ungewissen; er äußert gegen den Schluß des Briefes: „Ich spreche freilich nur nach meiner Denkart, die ich Ihnen wohl überliefern, aber nicht mittheilen kann.“

Die hier angedeutete Befürchtung sollte aber jetzt noch nicht bestätigt werden. Wolf ließ den kräftigenden Zuruf auf sich wirken. Er sammelte sich zur Thätigkeit, und wenn er den Werth seiner wissenschaftlichen Besitzthümer, die kein Schicksal ihm rauben konnte, überschlug, so mußte er wohl dem Freunde Recht geben, der ihn vor Tausenden glücklich pries.

Wollte er jetzt als Schriftsteller hervortreten, so mußte er etwas

darbieten, was ihm, wie Goethe es bezeichnet, „ganz eigen angehörte.“ Er ergriff daher den glücklichen Gedanken, das, was er in seinen Vorträgen über Encyclopädie so manches Jahr hindurch mündlich überliefert hatte,[97]) jetzt schriftlich aufzufassen und, nach den höchsten und weitesten Gesichtspunkten geordnet, in methodischem Zusammenhange darzulegen. Und dies gehörte ihm allerdings ganz eigen an. Denn schon in frühen Jahren hatte sich sein Bestreben dahin gerichtet, die einzelnen Disciplinen der Philologie als Theile eines innerlich verbundenen Ganzen zu begreifen und darzustellen; und sein war der große Gedanke, daß neben den andern anerkannten Wissenschaften auch die Alterthumskunde durchaus selbständig, nur bedingt von ihren eigenen Gesetzen, dastehen müsse.

Vorbereitend und ausführend beschäftigte er sich mit dieser Arbeit den Winter hindurch. Dann aber ward ihm der Aufenthalt in Halle gänzlich verleidet. Die Stätte vieljähriger, unvergleichlicher Wirksamkeit, den Ort, wo im rastlosen Thun und Schaffen ihm das Leben so herrlich aufgegangen, sah er mißmuthig mit dem Rücken an. Er wandte sich nach Berlin, wo es ihm nicht beschieden sein sollte, das Verlorene wieder zu gewinnen, und wo die schlimmste Gefahr über ihn kam, die Gefahr sich selbst zu verlieren.

Aber ehe er sich in diese neuen Lebensverhältnisse begab, wollte er sich noch einmal am Anblick des Freundes erheben.[98]) Im April 1807 weilte er einige Tage im Goetheschen Hause, wo auch seiner damaligen gelehrten Arbeiten vielfach gedacht ward; denn uns ist die Nachricht erhalten,[99]) daß er es nicht verschmähte, in dem Kreise, der sich regelmäßig

[97]) Vgl. Anmerkung 102. Hier mögen die Worte stehen, mit welchen Wolf diese Vorlesung anzukündigen pflegte: Encyclopaedia philologica, in qua, orbe universo earum rerum, quae ad humanitatis studia pertinent, peragrato, singularum doctrinarum ambitum, conjunctionem, argumenta, subsidia, denique recte eas et cum fructu tractandi modum demonstro. — Eine etwas veränderte Fassung theilt Rötte mit I, 179; und Wolf selbst giebt diesen Worten abermals einige kleine Veränderungen in der Darstellung der Alterthumswissenschaft S. 6. — Wenn Goethe in dem Briefe vom 28. November fragt: „Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen, und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben?“ so glaube ich, daß er hier nur einen ungenauen Ausdruck braucht, und eben die Encyclopädie im Sinne hat.

[98]) Nach dem Schlusse des Goetheschen Briefes vom 28. November muß man vermuthen, daß auch im Jahre 1806 vor den verhängnißvollen Octobertagen eine persönliche Begegnung stattgefunden hat.

[99]) Henriette schreibt an Knebel, 18. April 1807: „Vorigen Mittwoch waren wir Vormittags bei ihm. Der Geheimerath Wolf war da, und hielt anfangs auch einen kleinen Vortrag über die Alten, ihre Geschichte, ihre Sprache u. s. w.“ — Ueber den Inhalt dieses Vortrags giebt uns Goethe etwas genauere Auskunft, der am 4. December der Frau von Stein die Darstellung der Alterthumswissenschaft übersendet, und hinzufügt: „Es ist weiter ausgeführt, was er in jener Morgenunterhaltung nur skizzirte.“ (Briefe an Frau v. Stein 3, 385. Der hochverehrte Herausgeber wird schon längst gemerkt haben, daß diese Morgenunterhaltung in den April 1807 zu setzen ist.)

am Mittwoch in den Morgenstunden um Goethe versammelte, einen kurzen Ueberblick über den reichen Inhalt seiner encyclopädischen Darstellung zu geben.

Gegen Ende des Jahres 1807 eröffnete er seine neue Thätigkeit, indem er das gemeinschaftlich mit Buttmann begründete Museum durch die Darstellung der Alterthums-Wissenschaft [80]) auf das geziemendste und würdigste einweihte. Was er in diesem Werke — denn so darf man es ungeachtet des geringen Umfanges wohl nennen — seinen Zeitgenossen geleistet hat, läßt sich mit kurzem Worte deutlich genug bezeichnen. Ehedem war das Studium des Alterthums den andern Wissenschaften mehr oder weniger subordinirt; man gestand ihm nicht zu, daß es seinen Zweck in sich selbst trage. Wolf unternahm es nun, die Kunde des classischen Alterthums als eine selbständige Wissenschaft auf eigener Grundlage zu constituiren. Er suchte ihren Begriff zu ergründen und festzustellen, ihren Umfang abzumessen, ihren Zweck nachzuweisen und ihren Werth zu bestimmen. Er eröffnete die Aussicht über ein weitgedehntes, selbständiges Gebiet der Wissenschaft; er wollte zeigen, wie die einzelnen Theile desselben, bestimmten Zwecken dienend, sich absondern, wie sie aber auch wieder an einander grenzen, in einander übergehen und sich zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammenschließen. Er wollte den Männern der Wissenschaft und vor Allem der wissenschaftlich strebenden Jugend die Ueberzeugung einpflanzen, daß die Philologie nicht aus einem Aggregat verschiedenartiger Studien bestehe, die zufällig mit einander in Berührung gerathen; er wollte darthun, daß diese Disciplinen zu einer allumfassenden Einheit hinstreben und nur innerhalb dieser Einheit, ihrem wahren Zwecke nach, begriffen werden können.

Ich darf hier nicht erörtern, in wiefern dies Unternehmen glücklich ausgefallen, in wiefern es dem philologischen Meister gelungen ist, diese großartige Einheit aller philologischen Disciplinen auch wirklich zur Darstellung zu bringen. Uns muß jetzt an diesem Versuche nur allzu sehr der Mangel einer tieferen philosophischen Begründung auffallen; wir machen jetzt ohne weiteres die Wahrnehmung, daß hier mehr die einzelnen Fächer der Wissenschaft neben und über einander gereiht und geordnet sind, daß aber nicht die Wissenschaft hier aufgefaßt wird als ein lebendiger Organismus, gebildet nach ihm innewohnenden Gesetzen, denen die einzelnen Theile, in ihrer gesonderten Stellung wie in ihrer Zusammengehörigkeit, nothwendig gehorchen müssen. [81])

[80]) Museum der Alterthumswissenschaft. Herausg. von Friedrich August Wolf und Philipp Buttmann. Berlin 1807. 1, 3—145.

[81]) Auf diese Mängel hat schon damals mit scharfen, bündigen Worten der Mann

Jedoch, in späterer Zeit, bei erweiterter Uebersicht und reicheren Erkenntnißmitteln, ist man oft nur allzu geneigt, das Verdienst zu unterschätzen, das dem ersten Urheber eines großen wissenschaftlichen Gedankens zukommt. Mag er immerhin diesen Gedanken nur unvollkommen zur Ausführung gebracht haben — was er damals mit unzulänglichen Mitteln zu unternehmen wagte, hat sich doch vielleicht fruchtbarer gezeigt und mehr Leben nach allen Seiten hin ergossen, als Manches, was hernach, auf seine Anregung hin, mit den reichsten Mitteln und mit dem größten Aufwand von Kräften planmäßig unternommen und ausgeführt worden.

Goethe hat selbst angedeutet, in welchem Sinne er die Gabe würdigte, die Wolf hier den Deutschen darreichte. Mit voller Befriedigung spricht er von „dem trefflichen Hefte über das Studium des Alterthums, das einen großen Reichthum enthält und an Alles erinnert was wir wissen, und uns freundlich andeutet, was wir weiter noch wissen und wie wir das alles behandeln sollen.“ [32]) Und Goethe mußte hier wohl befriedigt sein: denn er empfing hier, was ihm auf *seinem* Standpunkte, für *seine* Zwecke am meisten genehm und erwünscht war. Er sah hier die einzelnen Theile der Alterthumskunde, von Meisterhand zu klarer Uebersicht gebracht, in schöner Ordnung anlockend vor sich liegen; er erfreute sich dieses Blicks und vergegenwärtigte sich die Bezüge, die zwischen dem Besondern und dem Ganzen walteten. Was er je über das Alterthum gedacht und anschauend empfunden, ward ihm wieder lebendig. Er fand hier köstlichen Stoff zum Lernen, zum Schauen und Genießen; aber nichts forderte ihn hier zu eigentlicher Prüfung auf. [33]) Und gewiß mußte er von Herzen dem Freunde zustimmen, wenn dieser als das letzte Ziel der

hingewiesen, dem der schöne Beruf zufiel, so Manches, was Wolf begonnen hatte, fortzusetzen. Böckh schreibt am 9. Februar 1808 aus Heidelberg an Schleiermacher: „Das Museum der Alterthumswissenschaft hat ja gewaltig debütirt. Aber, gestehen Sie doch, ist die Philologie darin nicht gar zu äußerlich genommen? Ich habe mich nach und nach, schon in Berlin und besonders seit meinem hiesigen Aufenthalt, mit einer etwas andern Ansicht vertraut gemacht, und so scheint mir das Wesen der Philologie doch viel tiefer zu liegen als dort angegeben ist. Dort ist sie nur hoch und breit gestellt, tief gemacht aber gar nicht.“ (Aus Schleiermachers Leben 4, 148.)

[32]) An Zelter 16. December 1807 (1, 290). Im Briefe an Frau von Stein vom 4. December nennt er das Heft „sehr interessant und für jeden lesbar, der mit alter Geschichte und was dem anhängig ist, sich beschäftigt hat, wenn er auch nicht ins Detail ging.“

[33]) Was er hier S. 66 ff. über bildende Kunst gesagt fand, wird ihm allerdings wohl etwas dürftig vorgekommen sein; es ist in der That gar mager ausgefallen. Dennoch merkt man, daß die frühern Unterhaltungen mit Goethe nicht ganz ohne Frucht geblieben sind; und da hier auf S. 76 „Goethes und seiner Kunstfreunde Scharfsinn“ gerühmt wird, so mochte der Leser wohl begütigt werden und sich geneigt fühlen, das Mangelhafte milder zu beurtheilen. — Wie Wolf hier der kunstgeschichtlichen Bestrebungen Goethes gedenkt, so spielt er am Schlusse der Dedication auf dessen optische Studien an.

Alterthumswiſſenſchaft „die Kenntniß der alterthümlichen Menſchheit ſelbſt“ bezeichnete, „welche Kenntniß aus der durch das Studium der alten Ueberreſte bedingten Beobachtung einer organiſch entwickelten bedeutungsvollen National-Bildung hervorgeht.“

Dieſe Darſtellung nun, die aus ſo manchen Gründen ſeine Gunſt gewinnen mußte, wandte ſich ganz eigens und unmittelbar an ihn. Wolf hatte ſie eingeleitet durch die herrliche Zueignung an Goethe, „den Kenner und Darſteller des griechiſchen Geiſtes.“

Wenn einſt der Dichter öffentlich bekannt hatte, daß aus dem Werk des Kritikers ihm die ermuthigende Anregung zu ſeinem edeln, wahrhaft deutſchen Gedichte gekommen ſei, ſo erhebt jetzt der erſte der Alterthumsforſcher ſeine Stimme, um mit gewichtigen Worten auszuſprechen, was er, was die geſammte Nation dem großen Genius ſchulde, „in deſſen Werken und Entwürfen, mitten unter abſchreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige griechiſche, das Leben verſchönernde Geiſt ſich eine zweite Wohnung nahm.“

Dankbar erinnert ſich Wolf, daß durch Goethe die Aufmunterung zu erneuter Thätigkeit an ihn ergangen; aber hätte dieſer auch nicht durch ſein Wort dieſe Arbeit hervorgerufen, wem könnte ſie dennoch ſchicklicher dargebracht werden, als ihm? Denn er ſteht im nächſten Bezuge zu dem Inhalte dieſer Darſtellung. Wenn nämlich die Wiſſenſchaft noch nicht dahin gelangt iſt, auf die Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, eine befriedigende Antwort zu ertheilen, ſo hat er dieſe Antwort längſt gefunden und gegeben: ſie iſt in ſeinem ganzen Leben und Schaffen enthalten. Blicken wir auf ihn, ſo werden wir anſchauend erkennen, welche Frucht aus dem Studium des Alterthums der neueren Menſchheit erwachſen mag. Suchen wir in den oft verborgenen Sinn ſeiner Werke einzudringen, ſo wird uns auch Manches in den Offenbarungen des Alterthums heller werden; denn hier hat ſich „das Heiligthum der alterthümlichen Muſenkünſte endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufgeſchloſſen.“ —

In dieſer Widmung herrſcht neben hoher Würde zugleich wahre Innigkeit des Ausdrucks und der Empfindung. Unter den Huldigungen, die Goethe von ſeinen Zeitgenoſſen empfing, bleibt dieſe eine der bedeutſamſten. Der Dichter, deſſen Geiſt dem Genius der alten Kunſt verbrüdert iſt, muß hier durch ſeinen Namen der neu begründeten Alterthumswiſſenſchaft die Weihe geben.

Die Worte, die hier Goethes Ruhm verkündigen und ſein Verdienſt preiſen, ſtammen aus echtem Gefühl, aus wahrer, einſichtsvoller Bewun-

derung. Goethe hat ſich des Glücks erfreut, daß gerade die erſten und größten der Mitlebenden, durchdrungen von dem einzigen Werth ſeiner Perſönlichkeit, ihm die innigſte Anerkennung entgegenbrachten. Und unter dieſen behauptet Wolf ſeinen Platz mit Ehren. Vielleicht war es ihm, nach der eigenthümlichen Anlage ſeiner Natur, nicht vergönnt, den Dichter in allen ſeinen Aeußerungen zu faſſen; vielleicht iſt er dem Poeten, der alle Probleme des vielgeſtaltigen Lebens künſtleriſch zu bewältigen ſucht, und die zarteſten Geheimniſſe des innern Daſeins enthüllt, nicht immer mit offenem Verſtändniß entgegengekommen;[84]) — aber von dem Ganzen der Goetheſchen Perſönlichkeit, von der geiſtigen Herrlichkeit ſeines Daſeins und Schaffens hegte er die würdigſte und reinſte Anſchauung. Stets blieb ihm dieſe Anſchauung eine wahrhaft erhebende, und ſein ganzes Leben hindurch hat ſie ihn begleitet.

Indem wir die Worte leſen, mit welchen Wolf dem Freunde ſeine Arbeit zueignet, erblicken wir gleichſam beide Männer vereint auf den Höhen des geiſtigen Lebens.

Aber nachdem ſie zu dieſer Vereinigung gelangt ſind, tritt in ihrem Verhältniſſe ein Stillſtand ein; oder ich darf vielmehr ſagen: ihr Verhältniß hat keine Geſchichte mehr. Wenn es auch nicht aufgehoben wird, ſo iſt ihm doch jede Fortentwicklung verſagt; manchmal ſcheint es bedenklich zu ſtocken, ja ſogar einer unerfreulichen Löſung nahe zu ſein.

Bin ich daher bis jetzt, darſtellend und betrachtend, mit einiger Umſtändlichkeit zu Werke gegangen, ſo ſcheint von nun an ein raſcheres Verfahren gerathen. Das Wenige, was noch etwa zu ſagen iſt, kann um ſo eher knapp und kurz zuſammengedrängt werden, da auf die Urſachen, die hier der Fortdauer eines ungetrübten innigen Verhältniſſes hemmend

---

[84]) Ich denke, in Goethes Poeſie wird ihm das am meiſten zugeſagt haben, was von dem klaren, in die Welt und ihre Erſcheinungen ſcharf hineinblickenden Geiſte des Dichters Zeugniß giebt. Gewiß hat er auch vor deſſen Menſchenkenntniß und Weltklugheit großen Reſpect gehabt. Es war mir intereſſant zu finden, daß er aus dem Wilhelm Meiſter gerade folgende Worte Jarnos herausgehoben und auf einem beſonderen Blatte verzeichnet hat: „Das Menſchenpack fürchtet ſich vor nichts mehr als vor dem Verſtande; vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchterlich iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bei Seite ſchaffen, dieſe iſt nur verderblich, und das kann man abwarten.“ (Bd. 4. S. 40 der erſten Ausgabe, von welcher ihm Goethe ein Exemplar geſchenkt.) — In ſeinen akademiſchen Vorträgen ließ Wolf eine Gelegenheit, wo Goethe als Dichter oder Forſcher genannt werden konnte, nicht gern unbenutzt vorübergehen. Vielleicht aber fällt es einem Leſer der Prolegomena auf, daß an den beiden Stellen, wo deutſche Dichter erwähnt werden, Goethes Name fehlt. Auf S. 117 werden Klopſtock, Wieland, Voß, auf S. 255 Leſſing, Wieland, Voß genannt. Sieht man jedoch die Stellen genauer an, ſo erkennt man, daß jene Männer hier nicht ſowohl als Dichter aufgeführt werden, ſondern vielmehr als ſolche, die mit der poetiſchen Thätigkeit ein eigentlich gelehrtes, philologiſches Studium der Literatur des Alterthums verbinden.

entgegenstanden, schon früher aber mit genügender Deutlichkeit hingewiesen worden. —

Seitdem Wolf in Berlin seinen festen Wohnsitz genommen, boten sich die Anlässe zu persönlichen Berührungen seltener dar; auch die brieflichen Mittheilungen werden spärlicher.

Das Schreiben vom [illegible] 1810 dient zur scherzhaften Einleitung eines heitern Beisammenseins in Karlsbad, wohin Goethe sich nach Abschluß der Farbenlehre am [illegible] mit Riemer begeben hatte. Auch in dem Briefe vom 28. September [illegible] wird noch der alte zutrauliche Ton angeschlagen.[85]) Nun aber werden die Zeitlücken zwischen den einzelnen Briefen immer ansehnlicher, und die kärglichen Aeußerungen selbst immer bedeutungsloser. Aber wenn die Correspondenz auch gänzlich im Sande verläuft, so ward doch der persönliche Verkehr von Zeit zu Zeit wieder angeknüpft.[86])

Im Sommer 1814 — Goethe hatte sich damals nach dem freundlichen Berka an der Ilm zurückgezogen, um an dem Festspiel Epimenides ungestört zu arbeiten — da stellte sich der philologische Freund plötzlich unerwartet ein.[87]) Er war auf einer Reise nach Wiesbaden und Schlan-

[85]) Hier fragt Goethe auch, wann das Erscheinen der übersetzten Aristophanischen Wolken zu erwarten sei. Was Dorow in seinen Denkschriften und Briefen 4, 162 ff. über seinen in diesem Jahre stattgefundenen ersten Besuch bei Wieland und Goethe und über deren Aeußerungen in Bezug auf die Wolken berichtet, lasse ich auf sich beruhen.

[86]) Auch Goethes Fürsorge für den Freund dauerte fort. Im Jahre 1813 suchte er, um ihn aus den stockenden Berliner Verhältnissen zu befreien, Wolfs Berufung nach Göttingen an Heynes Stelle anzuregen. Er hat deshalb in einem leider verlorenen Briefe bei Reinhard angefragt; dieser antwortet 5. März 1813: „Sie wollen wissen, ob man zum Ersatz für Heyne nicht an Wolf gedacht habe? Allerdings hat man das, auch hat man ihn sondiren lassen. Allein da die magnifike Berliner Universität ihm 3000 Thaler trägt, während in Göttingen das Maximum nur auf 5 bis 6000 Franken steigt, so hat man, auch nach seinen eigenen Aeußerungen, nicht gewagt, ihm Anträge zu machen. Auch," fügt Reinhard sehr bezeichnend hinzu, „auch glaubt man, man würde an Wolf nur seinen Ruf, nicht aber seine Thätigkeit für Göttingen gewinnen."

[87]) Riemer schreibt am 6. Juni von Weimar nach Berka: „Zugleich melde ich, daß Ew. Excellenz morgen ein Besuch bevorsteht von einem gemeinsamen Freunde. Es ist niemand anders als Geheimrath Wolf, dessen Zuschrift von Jena ich so eben vorfinde. Er will mich morgen besuchen und dann sogleich nach Berka, um von da nach Ilmenau u. s. w. seine Cometenbahn zu verfolgen, die wohl nicht leicht von einem puren Astronomen zu berechnen sein dürfte, da die möglichen Perturbationen nicht wohl zu specificiren sind." — Diese Worte mögen uns eine Vorstellung von dem Tone geben, in welchem sich Goethe und seine Nächsten gelegentlich über Wolfs Persönlichkeit äußerten. — Wolf selbst schreibt am 5. Juni aus Jena an München Görre: „Zum Ausruhen sollen mir hier nur zwei Tage genügen — in Gesellschaft meist von Major Knebel, Goethens Freund und Bruder, und etwa Ludens, dessen Nemesis ihr ansehen müßt — und auch bei Goethe möchte ich für izt schwerlich länger Halte machen, da mich meine Uebel ernstlich mahnen, früher an eine bewährte Heilquelle zu kommen." (Handschriftlich.) Knebel berichtet an Charlotte von Schiller am 28. Juni, daß er durch die Gespräche mit Wolf

genbad begriffen; ſein Körper bedurfte der Stärkung, und nicht weniger ſehnte er ſich, an Geiſt und Gemüth erquickt und erfriſcht zu werden.[39])

Das Zuſammenleben in Berka — es erreichte die Dauer von zehn Tagen — trug, wie es ſcheint, den Charakter einer Heiterkeit, die ſich zuweilen dem Ausgelaſſenen näherte. Ob Wolf dem Dichter ſeine bewunderungsvolle Freude über den jüngſt erſchienenen dritten Band von Dichtung und Wahrheit bezeigt hat,[40]) wiſſen wir nicht; dagegen wiſſen wir, daß er ſich mit Umſtändlichkeit und Behagen über antike Muſik herausließ, an die ihn ſeine metriſchen Studien herangeführt hatten.[40]) Er trug mit großer Zuverſicht ſeine Theorie vor, und hegte ſogar kein Bedenken, ſich ans Clavier zu ſetzen, um durch eigene Kunſtübung ſeine Lehre praktiſch zu erhärten.

Dagegen plagte Goethe ihn nun wieder mit neuerer Muſik. Er ließ ſich in jenen Tagen von dem Badeinſpektor Schütz, der Orgel und Clavier gewandt zu behandeln wußte, häufig Bachiſche Sonaten vorſpielen. Unter dieſen war eine — man nannte ſie das Trompeterſtückchen — an welcher ſich der Dichter nicht ſatt hören konnte. Der Vorkämpfer antiker Muſik ſchien jedoch dies Opus mit minderem Wohlgefallen zu vernehmen. Sobald aber Goethe ſein Mißbehagen merkte, forderte er den Künſtler — es war ſchon ziemlich ſpät am Abend — zu immer erneuter Wiederholung dieſes Prachtſtückes auf, ſo daß endlich Wolf, in gelinde Wuth verſetzt, mit lauten Verwünſchungen ſich an ſeine Schlafſtätte begab, wohin aber die unbarmherzigen Töne ihn noch ohne Unterlaß verfolgten.[41])

---

angeregt worden, die Odyſſee in der Urſprache wieder vorzunehmen. Charlotte v. Schiller 3, 355.

[39]) Gerade damals ſcheint der Widerwille gegen ſein Berliner Leben ihn auf das äußerſte gequält zu haben. Am 30. Juni ſchreibt er von Wiesbaden aus an München, er fühle ſich erfriſcht im Verkehr mit ſeinem alten Schüler Schellenberg, und hoffe „eine Vergeſſenheit der ſcheußlichen 7 Jahre einzuſchlürfen."

[40]) Zelter an Goethe 27. April 1814: „Geheime Rath Wolf habe ich niemals in ſolchem Freudenaffect über etwas Neueres geſehen, als geſtern über deinen dritten Theil; er konnte nicht aufhören, darüber ſich auszulaſſen" u. ſ. w. Wolf ſelbſt nennt in einem Briefe an München den dritten Theil „den beſten unter den bisherigen."

[40]) Auch Zelter berichtet in jenem Jahre zu verſchiedenen Malen, daß er mit Wolf über antike Muſik und Rhythmik verhandelt und geſtritten. In Wolfs Briefen an München ist um diese Zeit ebenfalls die Rede von antiker Muſik. Am 22. Februar 1814 ſchreibt er: „Spielſt du noch fleißig auf dem Fortepiano? Dann ſollſt du auch eine Melodie von mir erhalten, die ich neulich, ohne Fortepiano zu haben, gemacht und mit der Z r (Zelter) zufrieden war." Und am 31. Mai rühmt er ſeiner Tochter viel von griechiſcher Muſik vor; ſie ſolle da „Töne wie Statuen vor ſich geſtellt hören."

[41]) Riemer, Mittheilungen 1, 266 ff. — Wolf ſchreibt über dieſen Aufenthalt bei Goethe nur folgendes: „Zwar in Jena blieb ich nur zwei Tage; bei Goethe aber

Wenn dieſe Neckerei noch heiter genug ablief, ſo ſcheint es dagegen im Jahre 1816, wo die Freunde ſich in Tennſtedt wiederſahen, zu einem ernſteren Zuſammenſtoß gekommen zu ſein. Wolf hatte abermals eine große Reiſe unternommen, die ihn auch an die Stätten ſeiner Kindheits- und Jugenderinnerungen führte. Auf anderthalb Tage ſprach er bei Goethe ein, den er in Meyers Geſellſchaft wohlgemuth und kräftig antraf. Am Abend des 27. Auguſt ſaßen die drei beiſammen; das vor Kurzem erſchienene erſte Heft von Wolfs neuer Zeitſchrift, den „litterariſchen Analekten," gab einen naheliegenden Unterhaltungsſtoff. Dieſem erſten Hefte hatte Wolf die ſchlimme Epiſtel vorgeſetzt, in welcher er ſich über ſeine eigenen Lebens- und Studienverhältniſſe in den unbehaglichſten Aeußerungen ergeht, und es an verletzenden Stichelreden gegen frühere Schüler und Freunde nicht fehlen läßt.[41]) Goethe ſcheint nun, ich weiß nicht in welchem Sinne, dieſe Epiſtel gelobt zu haben; Wolf aber erwiderte auf echt Wolfiſch: „wenn er ſie nur erſt ganz verſtünde, da würde er ſie noch viel mehr loben." Darauf ward nun in Goethe der Mephiſtopheles wach; wenigſtens bekennt er ſelbſt, daß er, von einigen Gläſern Burgunder angefeuert, dieſe verwegene Aeußerung auf eine „beſtialiſche" Weiſe vergolten habe.[42]) Der Auftritt nahm einen ziemlich heftigen Charakter an, und dem ſonſt immer gefaßten Meyer „war gar nicht wohl bei der Sache." Damit nun der große Kritiker ihm zur Feier ſeines Geburtstages nicht etwa die Behauptung aufſtellen möchte, er ſei gar nie geboren worden, ſo ließ der Dichter „obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen dahinfahren," und verbrachte, da auch Meyer ihn zufällig verlaſſen mußte, den achtundzwanzigſten Auguſt in völliger Einſamkeit, unbehelligt von der Zweifel- und Streitſucht anmaßlicher Schriftgelehrten. Wolf aber ſchien ſich hernach an der Erinnerung dieſes unliebſamen

---

entſtanden aus 2 nicht weniger als 10." an Körte 21 Juni. — Im Mai 1816 läßt Goethe durch Zelter melden, Berka ſei am 25.—26. April weggebrannt, das vermaledeite Trompeterſtückchen aber gerettet worden.

41) In dieſe Epiſtel hat Wolf übrigens einen Satz aus Goethes Briefe vom 28. November 1806 unverändert eingeſchaltet. S. VI.

42) Für das, was ich hier erzähle, iſt Zelters Brief Nr. 264 die Quelle. Aber dieſe Quelle muß erſt kritiſch gereinigt werden. Zelter ſchreibt 2, 324: „Er ſagt, er ſei fünf Tage (? Goethe ſpricht von anderthalb) bei dir geweſen und ſehr vergnügt; er habe ihm was Schönes über die Vorrede geſagt oder gemeint oder zu verſtehen gegeben: wenn du ſie erſt ganz verändert, dann würdeſt du die Augen aufreißen — ohngefähr ſo ließ er ſich vernehmen." — Wer kann aus dieſer Stelle klug werden? Es ſcheint, ich bin berufen, nicht blos an den Worten Goethes, ſondern auch an denen ſeiner Correſpondenten wiederholentliche Kritik zu üben. Zelter hat unzweifelhaft geſchrieben oder ſchreiben wollen: „Er habeſt ihm was Schönes über die Vorrede geſagt und er (nämlich Wolf) gemeint oder zu verſtehen gegeben" — u. ſ. w. Man ſieht, daß ich zu der obigen Darſtellung vollkommen berechtigt war.

Sie macht sich was zu schaffen und singt.

Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hingehn;
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hinziehn:
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery

der sich ihr indessen genähert.

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn:
So auch mit der Liebe
Der Treuen geschicht;
Sie wegt sich, sie regt sich,
Und ändert sich nicht.

Bätely. Was bringt ihr Neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bätely!

Abenteuers zu ergetzen, und rühmte sich wohl im Gespräch mit Zelter seines kecken Muthes.“[42])

Einen friedlicheren und wohlthuenderen Verlauf nahm das Zusammentreffen in Jena, das vier Jahre später, im October 1820, stattfand. Wolf war auf der Rückkehr von einer großen Reise begriffen, die er schon im Juli angetreten. Er hatte die Rheinlande und Süddeutschland besucht, auch hier begleitet von der Erinnerung an seinen großen Freund; denn als er im August zum Rochusfest in Bingen war, wandelte er behaglich umher „mit Goethens Mainbüchlein von dem Rocho in der Hand.“ Dann war er bis in die Schweiz vorgedrungen, wo er von seinen theuersten Schülern mit verehrungsvoller Liebe empfangen worden; er fühlte sich verjüngt und in frühere Zeiten zurückversetzt; es schien, als ob die alten herrlichen Tage seiner Kraft ihm wiederkommen wollten. In dieser gehobenen Stimmung, im Vollgefühle seines geistigen Vermögens, trat er dies Mal dem Dichter entgegen; und hier scheinen sich die Freunde wirklich ganz wieder gefunden zu haben.[43]) Das Beisammensein gereichte, wie Goethe sagt, „zu beider Behaglichkeit;“ und er fügt die schöne Aeußerung hinzu: „Wenn man selbst Grund gefunden hat und Grund sucht, so ist es höchst erfreulich, mit einem auf eignen Grund und Boden gegründeten Manne hin und wieder zu sprechen, zu streiten und sich zu verständigen.“[44])

Aus der Ferne zeigten sich ihm an Wolfs Persönlichkeit hauptsächlich die scharf vorspringenden Ecken und Kanten; über dem Schroffen und

[42]) Auch gegen Langermann berühmte er sich dieser Großthat; der „ließ ihn ausreden und sagte dann ganz ruhig: das war entsetzlich ungezogen.“ Zelter 2, 328.

[43]) Wolf hat über diese Reise ein wunderliches Tagebuch, oder vielmehr eine Chronik für seine Familie aufgesetzt; die Handschrift liegt vor mir. Die einzelnen Stationen sind nebst den betreffenden Daten von seinem Diener gar zierlich aufgezeichnet; Wolf setzte dann eigenhändig seine Bemerkungen hinzu. Ich will die auf Weimar und Jena bezüglichen Stellen ausheben. Am 9. Juli begann die Reise. „12. Juli in Weimar gefrühstückt bei Ottilie v. Goethe; besuchte G. nicht, der, wie gewöhnlich in Jena saß und da mich vergeblich erwartete. Denn W. war ihm auf eine Zeitlang verhaßt, und er sah selbst seine Dichterkrone 9 Wochen erst nach der Ankunft von Frankfurt.“ — Dann heißt es von der Rückreise: „18. October nach Ilmenau (wo nichts gethan wurde als das Nothdürftige). 19. October über Stadt Ilm und Berka nach Weimar (wo vielerlei, obigen Leute gesprochen wurden und bei der Fr. Sch. — Johanna Schopenhauer — herrlich gehaushaltet.) 22. October nach Jena (in d. Sonne) zu Goethe, der da wie ein Student lebt, daher ich nur etliche Tage, aber herrliche Tage, bei ihm blieb, von früh bis 1 und dann von 3 bis Nachts). 26. October nach Lützen (leider, im goldenen Adler) (wohin ich den jungen Reisig, der nach Halle wollte, mitnahm).“ Vgl. Goethe, Werke 32, 186. „Geheimrath Wolf belebte die gründlichen literarischen Studien durch seinen belehrenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um seinetwillen sehr ungern scheiden sah.“ — Den Triumvirn Goethe, Wolf und Hermann widmete Reisig 1820 seine Ausgabe der Nubes.

[44]) An Zelter 26. October 1820.

Abstoßenden seines Wesens war Goethe fast geneigt, die anziehende Kraft, die diesem Wesen noch immer beiwohnte, gänzlich zu vergessen. Nun stand ihm der Freund einmal wieder in seiner echten Gestalt nahe; das Widerwärtige trat zurück, die angeborene und nicht aufzureibende Tüchtigkeit dieser wundersamen Natur machte sich wieder geltend, und das Bild unvergänglicher Verdienste belebte sich wieder vor den Augen des Dichters. Goethe fand hier sein eigenes Wort bestätigt: „Mit tüchtigen Menschen fährt man immer besser gegenwärtig als abwesend; denn sie kehren entfernt meistens die Seite hervor, die uns entgegensteht, in der Nähe jedoch findet sich bald, in wiefern man sich vereinigen kann." [47])

Wolfs Gegenwart hatte auch die homerischen Studien wieder an die Tagesordnung gebracht. Indeß, wenn auch die Studien längere Zeit geruht hatten, der Genuß am Homer hatte sich ununterbrochen immer wieder erneuert. Wie einst die schaffende Phantasie des Jünglings die Gestalten des hellenischen Epos begeistert in sich aufnahm, so schaute der Greis mit entzücktem Blicke in die von Göttern und Helden belebte Welt Homers. Wie er im Januar 1773 schreibt, er übersetze den Mädchen seinen Homer, „das jetzt gewöhnliche Lieblingslektüre ist," — so konnte er auch im Januar 1815 sagen, daß selbst neben dem Hafis täglich eine Pericope aus dem Homer gelesen werde. [47]) Der Dichter, der den ganzen Reichthum des modernen Geisteslebens in seine Werke niedergelegt hatte, ward durch Homer in die Jugendzeit der Welt, in das Kindesalter der Menschheit zurückgeführt; er selbst ward jung im Anschauen dieser Jugendwelt, und befreit fühlte er sich von der fast tausendjährigen Ueberlieferung, wenn er den Zauberworten horchte, die von dem Zorne und Schmerze des Peliden und von den Geschicken des listenreichen Odysseus Kunde geben.

[47]) An Reinhard 4. Juni 1811. — (Riemer hat diesen Worten, mit der Variante thätigen statt tüchtigen, einen Platz gegeben unter den „Aphorismen," in seinem Sammelbuche Briefe von und an Goethe S. 342.) — Auch damals wünschte Goethe noch den Freund in eine lebhaftere literarische Thätigkeit versetzt zu sehen, und ganz mit dem Ausdruck der alten herzlichen Verehrung schreibt er über ihn an Hüttner am 21. October 1820: „Als ich eben im Begriff bin, zu schließen, habe ich das Glück, einen würdigen alten Freund, Herrn geheimen Rath Wolf aus Berlin, bei mir zu begrüßen. Derselbe erinnerte sich gern früherer angenehmer Verhältnisse mit Ew. Wohlgeboren und entschloß sich eilig Beikommendes zu schreiben, wovon er mir den Inhalt vertraute. Es wäre gewiß höchst erfreulich, wenn dieser außerordentliche Mann durch Ihre Vermittlung in den Fall gesetzt würde, mehr als bisher geschehen, von seinen Arbeiten öffentlich mitzutheilen. Sie kennen gewiß diejenigen Personen, welche hiezu am kräftigsten mitwirken könnten und Sie würden sich nach so manchen Verdiensten um die Literatur noch ein neues um diesen Haupt- und Grundstamm der Gelehrsamkeit abermals erwerben." — Aus einem ferneren Schreiben an Hüttner vom 5. Januar 1821 ergiebt sich, daß Goethe damals einen Brief an Wolf richtete, den wir leider in unserer Sammlung vergebens suchen. Siehe Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 378—79.

[47]) Goethe und Werther S. 173. — An Boisserée S. 51.

Jetzt aber ward er angereizt, wieder auf eine mehr wissenschaftliche Betrachtung der homerischen Werke einzugehen. Er nahm das im Jahre 1798 beim eifrigen Studium der Ilias gefertigte Schema des Gedichts wieder vor, und übergab es dem Druck; [58]) er lenkte in die ehemals betretenen Pfade der Kritik ganz willig ein, und suchte sich mit dem Inhalte der Prolegomena wieder vertraut zu machen. Es gelang ihm denn auch, sich mit den Ideen, die hier walteten, abermals zu befreunden; er erbaute und ergetzte sich an dem Werke, dessen Bedeutung mit den Jahren noch zu steigen schien; geleitet von den Begriffen, die er aus Wolfs Darstellung sich herausgenommen, überblickte er die Ilias in ihrem ganzen Umfange, und „empfand auf's Neue großen Respect vor den letzten Redacteurs, denen wir unsere Redaction schuldig sind." Er mußte dies Gericht „in seinen Elementen als das würdigste, in seiner Ausführung als das vollkommenste ansehen;" aber das „Vorurtheil von der uralterthümlichen Einheit der homerischen Gesänge" scheint er aufgegeben zu haben, und freut sich nur, „durch alle kritische Nebel hindurch zu sehen, wie viel uns übrig geblieben sein muß." [59])

Von dem ergebensten Anhänger seiner Kritik hätte Wolf kaum ein anderes Bekenntniß verlangen können. Aber, wie ehedem, so auch jetzt war Goethes Stimmung dem raschesten Wechsel unterworfen; ja, nicht einmal konnte er jetzt so lange wie früher bei einer rein kritischen Betrachtung ausharren. Ehedem hatte der Poet, dessen Kraft noch ganz auf dichterisches Schaffen und Bilden gerichtet war, aus der Kritik für seine künstlerisch-praktischen Zwecke den herrlichsten Gewinn erbeutet; und die Kritik behauptete bei ihm so lange ihre Rechte, als es für sein künstlerisches Thun förderlich war, ihr Recht zu geben. Aber diese Wechselbeziehung zwischen Kritik und Production hatte aufgehört. Jetzt betrachtete Goethe den Homer und die Prolegomena, ohne an eigene dichterische Plane zu denken. Das ihm eingeborene Streben nach Einheit und Gleichmaß war mit den Jahren in seinem Wesen immer herrschender geworden; überall wollte er die Spuren einer nach weisen und strengen Gesetzen wirkenden Thätigkeit entdecken; die Harmonie, die er in sich selbst hegte, sollte ihm wiederklingen aus Allem, was er liebte und verehrte, und unerträglich mußte ihm auf die Dauer eine Anschauung sein, vor welcher die Einheit der homerischen Werke nicht bestehen konnte. Wie er auf dem Felde der Geognosie dem Vulcanismus so leidenschaftlich feind war, weil dieser in

[58]) In Kunst und Alterthum (1821) 3, 2 u. 3.

[59]) An Knebel 17. December 1820. — Aus der Darstellung in den Tag u. Jahresheften (32, 175) wird es nicht deutlich, daß Goethe gerade kurz nach der Anwesenheit Wolfs diese Studien betrieb.

den ruhigen Gang der gesetzmäßig bildenden Natur zu gewaltsam und verwirrend einzugreifen schien, so durfte er auch nicht zugeben, daß jene Werke anders als aus der bewußten Thätigkeit eines gesetzmäßig schaffenden Künstlergeistes entsprungen sein konnten.[55])

Wenn er daher den Prolegomena ihr Verdienst zugestand, und die Methode des Verfassers, „dessen Arbeiten ihm auch schon längst auf seinem Wege vorgeleuchtet," gern nach ihrem ganzen Werthe anerkannte, so entsagte er deshalb seinen Ueberzeugungen nicht. Das künstlerische Gefühl behielt das Uebergewicht über alle verstandesmäßigen Erwägungen. Und im Grunde war er einer derartigen kritischen Betrachtungsweise schon gänzlich entfremdet.[56])

Auf den ersten Anlaß war er bereit, sich wieder unbedingt zum alten Glauben zu bekennen. Dieser Anlaß kam ihm durch Schubarths **Ideen über Homer und sein Zeitalter,**[57]) ein klägliches Buch, dessen Aufgabe, die Einheit Homers darzuthun, nach Anleitung der verkehrtesten Principien gelöst wird. Man empfängt den Eindruck des Komischen, wenn man sich vorstellt, daß Wolfs großer Freund, dem die in den Prolegomena befolgte Methode so überaus zugesagt, schließlich von einem Manne, wie Schubarth, sich bekehren läßt. Daß aber die Bekehrung durch ein so schwaches Rüstzeug bewirkt ward, gerade dieser Umstand läßt uns erkennen, daß hier eine eigentliche Bekehrung gar nicht erforderlich war. Goethe folgte nur dem Gesetze seiner Natur, wenn er aus dem Zerstückelten zur untrennbaren Einheit hinstrebte, wenn er hier das kritische Verfahren, in dem er jetzt nur ein zerstörendes erblickte, als ein aus dem aufgeregten

---

[55]) Daß auch in der Entstehung und Fortbildung des Volksepos, wie wir sie auffassen, ein Naturgesetz, und zwar ein mächtiges, waltet, das kommt hier, wo ich nur Goethes Anschauung darzulegen habe, ganz und gar nicht in Betracht.

[56]) Welches Zerrbild entwirft er in derber Laune von der homerischen Kritik! Er schreibt am 19. März 1818 an Zelter: „Homer, Homeriden, Rhapsoden, und alle das confuse Geschlecht, haben so hingefaselt wie Welt gewollt, bis sie endlich so glücklich gewesen, daß man ihr dummes Zeug aufgeschrieben, da denn die Grammatiker sich ihrer erbarmt und es nach zweitausendjährigem Reuken und Rücken endlich so weit gebracht, daß außer den Priestern dieser Mysterien niemand mehr von der Sache wisse noch wissen könne. —" Auf solche Aeußerungen hin hält sich dann Zelter für berechtigt davon zu reden, daß „ein ehrlicher Poet, wie Homer, durch grübelsinnige Entmängler um seinen großen Namen kommt." 18. April 1823 (5, 308).

[57]) Breslau 1821. — Goethe gedenkt auch 32, 192 eines zu gelegener Zeit gekommenen englischen Aufsatzes über Homer, „worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weise zu behaupten suchte." — Leider bin ich, ungeachtet vielfältigen Nachsuchens, nicht im Stande, diesen Aufsatz mit Sicherheit anzugeben. Möglich, daß Goethe T. Campbell's Lectures on Poetry im Sinne hat, die in dem New Monthly Magazine erschienen, einem Journal, von welchem in dem Briefwechsel mit Knebel um jene Zeit die Rede ist. (Brief Nr. 582) Dort wird allerdings die homerische Frage in dem von Goethe angedeuteten Sinne behandelt. Indeß scheint mir diese Vermuthung durchaus nicht gesichert.

Zeitſinne des vorigen Jahrhunderts entſprungenes, revolutionäres Beginnen von ſich abwies. Selbſt wenn er zugab, daß die Kritik hier mächtig genug geweſen, um trennend und vernichtend zu wirken, ſo ſchloß ſich doch vor ſeinem Blicke das Geſonderte und Auseinandergeriſſene gewaltig wieder zuſammen; [54]) Homer ſtand wieder vor ihm, die größte, verehrungswürdigſte Dichtergeſtalt, und er ſang die Palinodie: [55])

Homer wieder Homer.

Scharfſinnig habt ihr, wie ihr ſeit,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Daß Ilias nur ein Flickwerk ſei.

Mög' unſer Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Der Dichter, dem Verſöhnung und Ausgleichung überall Bedürfniß war, wollte die Wunden geheilt ſehen, „welche das Raubgethier geſchlagen;“ er fühlte ſich nicht aufgelegt, die Mittel ſcharf zu prüfen, mit denen dieſe Heilung vollbracht ward; freudig gab er ſich der Beruhigung hin, daß es ihm wieder vergönnt ſei, ſich den Homer „als eine herrliche Einheit, und die unter ſeinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichterſinne entquollene Gottesgeſchöpfe vorzuſtellen.“ [56])

In ſeinem ſpäteren Alter war des Dichters Sinn, noch ausſchließender als ſonſt, nur auf das Poſitive gerichtet. Nutzlos, müßig konnte ihm die Frage nach dem Urſprung, nach der Echtheit des Ueberlieferten vorkommen. Was eine poſitive Kraft in ſich trug, das erſchien ihm ſchon hierdurch zum Daſein berechtigt; alles, was aus fruchtbaren Lebenskeimen aufgegangen war, was Leben hegte und Leben weckte, das war ihm echt, aus welchen Quellen es auch immer entſprungen ſein, auf welchem Wege es ſich auch mochte zuſammengefunden haben.

Wenn ihn dieſe unabweisliche Richtung auf das Poſitive der Kritik abhold machte, ſo konnte er auch dem Kritiker keine dauernd günſtige Stimmung bewahren. Und vor Allem mußte Goethe an der Perſönlichkeit

[54]) Wie er es am 1. Februar 1827 gegen Eckermann ausdrückt: „In der Poeſie iſt die vernichtende Kritik nicht ſo ſchädlich. Wolf hat den Homer zerſtört; doch dem Gedicht hat er nichts anhaben können; denn dieſes Gericht hat die Wunderkraft wie die Helden Walhallas, die ſich des Morgens in Stücke hauen und Mittags ſich wieder mit heilen Gliedern zu Tiſche ſetzen.“ 1, 332.

[55]) Werke 3, 166.

[56]) Siehe den Aufſatz: Homer noch einmal in Kunſt und Alterthum 6, 1, 69 — Wie er ſich den Begriff der Einheit auf verſchiedene Weiſe zurechtzulegen ſuchte, mag man aus den Worten an Zelter ſehen 3, 130.

des Kritikers ſelbſt den Mangel einer ſtreng auf das Poſitive gerichteten Kraft wahrnehmen.

Wolfs Leben während der beiden letzten Jahrzehnte, wenn es auch noch manches Schöne und Treffliche zu Tage förderte, war doch im Ganzen nur ein trüber Epileg zu dem herrlichen Schauſpiel ſeiner früheren Wirkſamkeit, den Zeitgenoſſen vielleicht noch trüber erſcheinend als uns, die wir ſein Leben und ſeine Leiſtungen jetzt im Zuſammenhange überſchauen. Die akademiſche Wirkſamkeit wollte nicht zu der früheren Blüthe gedeihen, eben weil er ſich ihr nicht mehr, wie früher, mit ungetheilter Kraft und Luſt hingab; eine gleichmäßig fortgeſetzte literariſche Thätigkeit konnte dem lebendigen und an unmittelbare lebendige Wirkung gewöhnten Geiſte nicht zuſagen. Sein Daſein war ihm auseinander genommen, und er konnte die Theile nicht wieder zuſammenfügen. Oft übermannte ihn der Mißmuth; wenn er auch das Gefühl ſeiner hohen Bedeutung und Beſtimmung nie verlor, ſo ward er doch oft genug von dem niederſchlagenden Bewußtſein einer gewiſſen Degradation ſeines Weſens gepeinigt.*) Aber es fehlte die ſittliche Kraft, die ihn über das alles hinaus und zu der Höhe ſeiner eigenen Würde wieder empor gehoben hätte. Willfährig ſchmeichelte er ſeinen Schwächen und unterließ es, das, was in ſeiner Natur noch ſtark und geſund geblieben, zu ſtützen und zu feſtigen. Er verkümmerte ſich das Leben, weil er es nicht beherrſchen konnte.

So ſtand er ſchwankend da, ohne in feſter Thätigkeit feſten Halt zu finden. Und nun brachen die negativen Elemente ſeiner Natur, denen eine ſtarke und ſtetige Thätigkeit früher das Gleichgewicht gehalten hatte, in ungehemmter Freiheit hervor.

Wenn Wolf vordem eben ſo „trefflich als wunderlich“ erſchienen war, ſo bildete ſich nun das „Wunderliche“ immer ſchreffer aus; es gewann die Oberhand und drohte in Goethes Anſchauung das „Treffliche“ ganz in den Hintergrund zu drängen. Die unerſättliche Luſt des Widerſpruchs, in welcher ſich der Freund zu gefallen ſchien, ward dem Dichter immer unbegreiflicher und immer ſtörender. Und wirklich ſchien der Mann, der, „wenn man ihm Recht giebt, verſichert: man verſtehe es nicht,“ die zerſetzende und zerſtörende Macht der Kritik in höhnendem Uebermuthe gegen ſich ſelbſt zu wenden.

Ungünſtig war es auch, daß Goethe die Berichte über Wolfs Leben und Treiben meiſt durch Zelter erhielt. Dieſem mußte die eigentliche Tüchtigkeit, das Verdienſt des Philologen im Verborgenen bleiben; er ſah

*) Als er im Sommer 1814 ſich auf der Reiſe an dem herrlichſten Naturgenuß erquickte, ſchrieb er an ſeine Tochter: „nach ſolchem Schauen werde ich ja auch zum Denken einmal wieder Luſt bekommen.“

nur die abſtoßenden Aeußerlichkeiten, ſprach von ſeiner „unendlichen Faulheit," und ſtellte vor Goethe das lächerliche Bild eines Menſchen hin, der aus nichts als lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt war. Und ſo konnte es geſchehen, daß Goethe des Freundes wiſſenſchaftliche Arbeiten auch nur als unerfreuliche Manifeſtationen jenes auf Negation und Widerſpruch verſeſſenen Geiſtes mißachtete. Zu Wolfs Bemühungen um die deutſche Metrik erblickte er eine gehaltleere, auf Nichts abzielende Grübelei, und von ſeinen ſtrengen Hexametern wollte er abſolut nichts wiſſen.

Von Zeit zu Zeit trat dann wieder ein freundliches Erkennen und Anerkennen ein. Dann vergegenwärtigte ſich Goethe, wie trefflich dieſer Mann müſſe gewirkt haben, „da es ihm Freude machte, tüchtig poſitiv zu ſein;" dann machte er ihm das milde Zugeſtändniß, daß die Abnormitäten ſeines Weſens doch eigentlich aus dem ſchmerzlichen Mangel an Behaglichkeit hervorgingen: dann freute er ſich, daß er mit ihm noch auf Erden weile, war überzeugt, daß „Seinesgleichen nicht wieder komme," und gedachte gern der guten Zeit, die ſie einſt gemeinſam verlebt hatten.

Dem Dichter, der ſo zwiſchen widerwilligem Abwenden und unwillkürlicher Zuneigung wechſelte, blieb dagegen Wolf zu allen Zeiten unverbrüchlich zugethan. Er labte ſich an ſeinen Werken;[58]) liebevoll bewundernd blickte er auf zu der erhabenen Perſönlichkeit; alles, was Goethe betraf, war Gegenſtand ſeiner Theilnahme;[59]) auch ſeine biſſigſten Widerſacher wußten, wie hoch und werth er dies Freundſchaftsverhältniß achtete, und verfehlten nicht, ihn durch boshafte Anſpielungen darauf bitter zu

[58]) Selbſt Zelter muß berichten, daß Wolf von der italieniſchen Reiſe „entzückt" ſei. Wenn er dagegen über den Diwan „manſeftill" war, ſo entſprang dieſe Stille wohl aus ſeiner Unfähigkeit, ſich in die von dem Dichter aufgethane weltliche Welt zu finden; und dieſe Unfähigkeit theilte er bekanntlich mit vielen ſeiner Zeitgenoſſen. Wenn er ſich endlich über manche Eigenheiten des Goetheſchen Briefſtils oder gar über des Dichters Interpunction eine ſcherzende oder tadelnde Bemerkung geſtattete — wer will ihn deshalb ſchelten! Zelter ſcheint übrigens zu glauben (ſiehe Br. 3, 70), daß in dem Gedichte Nachbildung (erſte Ausgabe des Diwans S. 44) der Vers hohle Masken ohne Blut und Sinn auf Wolfs Ueberſetzungsverſuche anſpiele; und ebenſo glaubt er (3, 39), daß die Bemerkung auf S. 379 des Diwans auf Wolf gemünzt ſei. Dort heißt es: „Dem Literator kommen die poetiſchen Werke zuerſt als Buchſtaben in die Hand" u. ſ. w. Allerdings iſt manche in ſpäteren Jahren von dem Dichter gethane unfreundliche Aeußerung über Philologie und Philologen in gewiſſem Sinne auf Wolfs Rechnung zu ſchreiben.

[59]) In Wolfs Briefen an Riemer vom 27. Januar 1816 und 23. Juni 1818 findet ſich die angelegentliche Nachfrage nach dem „herrlichen Muſagetes Goethe" und nach dem Geſundheitszuſtande des Freundes. Riemer, Briefe von und an Goethe S. 248—252. Von dem zweiten dieſer Briefe hat mir Hirzel das in ſeinem Beſitze befindliche Original freundlich mitgetheilt, und ich erſehe daraus, daß Riemer ſich auch hier eine Auslaſſung, und zwar zu ſeinen eigenen Gunſten, erlaubt hat. Man überzeugt ſich immer mehr, daß alle Schriftſtücke, die Riemers Redaction erlitten haben, von neuem mit den Originalhandſchriften, ſo weit dieſe noch zu erlangen ſind, verglichen werden müſſen.

verletzen.[60]) Der Mann, der in seinen letzten Lebenszeiten ohne wahrhafte Freunde dastand, hat in die Freundschaft, die er dem Dichter stets unverändert darbrachte, die ganze Innigkeit seines Gefühls hineingelegt.[61])

Von diesen Gefühlen gab er noch kurz vor dem Ende seiner Tage die unverdächtigsten Zeugnisse. Als er sich gegen den Schluß des Jahres 1822 von schwerer Krankheit wieder zu erholen anfing, erfreute er sich an einem, übrigens mittelmäßigen Portrait Goethes, das ihm die Gestalt des Dichters aus früheren Jahren entgegenbrachte. Seine Empfindung ward geweckt, und es drängte ihn, die Gefühle, die er für den „Hochgeliebten" im Busen trug, in dichterischer Form laut werden zu lassen. Allerdings sind die Hendekasyllaben etwas steif und ungraziös gerathen; aber in den Versen lebt wahres Gefühl, und sie hätten wohl eine herzliche Aufnahme von Seiten Goethes verdient.[62])

Seine freundschaftliche Verehrung des Dichters bethätigte Wolf noch einmal öffentlich, als er Varnhagens Sammlung: Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden[63]) zur Anzeige brachte. Sehr schicklich ward diese Sammlung eröffnet mit der Zueignung, in welcher Wolf einst den Freund als Kenner und Darsteller des griechischen Geistes gefeiert, und eben so schicklich schloß sie mit den Versen, in welchen er ihm

[60]) Eine solche Anspielung finden wir in den entsetzlich bittern Worten, die Schleiermacher als eine Kritik auf Wolfs Vorrede zu den Analekten schrieb. Dort heißt es: „Und wie können Sie behaupten, daß er sich die Herzlosigkeit nur leihe? Ich glaube, er borgt gar nichts (es müßte denn sein von Goethe)." —

[61]) Hier mag das tiefe, bedeutende Wort Wilhelm v. Humboldts stehen, des Mannes, der hier vor allen zu urtheilen befugt ist, des einzigen wahren Freundes, den Wolf bis an sein Lebensende behielt, und der bei allen Enttäuschungen, die Wolf ihm bereitete, sich nie zu einer Verkennung seiner Verdienste hinreißen ließ. Humboldt schreibt am 5. September 1833 an Varnhagen: „Zwischen ihm und Goethe macht in den allgemeinsten Charakterzügen die Nemesis den bestimmenden Unterschied. Das klingt sehr parador. Allein in Goethe war ein Hauptzug die göttliche Scheu, das beständige Maßhalten in allem, die Bewahrung der nothwendigen Schranken. In Wolf war ein Streben nach dem Gegentheil, ein Uebermaß, oft selbst im Vortrefflichen, daher bisweilen eine eben so göttliche Vermessenheit. Sehr schön war in Wolf die reine und ungeheuchelte Verehrung Goethes; dieser war dagegen, besonders zuletzt, wahrhaft ungerecht gegen ihn und er kannte lange nicht seinen, auch abgesehen von aller Gleichsamkeit, wahrhaft großen und umfassenden Geist." — Aus meiner Darstellung ergiebt sich, in wiefern die in diesen letzten Worten ausgesprochene Ansicht zu modificiren sein möchte.

[62]) Selber ergiebt sich bei diesem Anlaß in den herkömmlichen spöttelnden Aeußerungen; muß aber doch zugleich rühmen, daß Wolf „sich jetzt in Absicht Goethes wie ein Mann ausnimmt." (3, 286). Die Verse erschienen zuerst im Morgenblatt 1823. Nr. 99. — In einem Briefe an Körte vom 8. December 1822 nennt Wolf dies Gedicht: „Das erste Lebenszeichen von mir, als sich eben die Krankheit brach: nur einer hat bisher die Verse gesehen; an Goethe aber sollen sie kommen, da sie wie eine Arznei bei mir wirkten." —

[63]) Berlin 1823. — Wolfs Anzeige erschien im Hamburgischen unparteiischen Correspondenten 29. August 1823. — Die Sammlung wie die Anzeige waren doppelt bedeutsam zu einer Zeit, wo sich die erste systematische Opposition gegen Goethe regte, und der Quedlinburger Pseudo-Wanderer seine kleine Gemeinde um sich sammelte.

noch jüngſt ſeine Liebe ausgeſprochen. Die Worte, in welchen Wolf dies der Verherrlichung des Dichters gewidmete Buch den Deutſchen empfiehlt, ſind ſeine letzte öffentliche Aeußerung.

Und ſo freuen wir uns, daß es ihm vor ſeinem Hingange beſchieden war, ſich noch einmal dem Freunde zu nahen. Als er ſich im Frühjahr 1824 auf jene Reiſe nach Südfrankreich begab, von der er nicht zurückkommen ſollte, kehrte er zum letzten Male bei Goethe ein. *) Die Freunde lebten zuſammen wie in früheren Tagen, und erneuerten die alten Geiſtes- und Witzgefechte, in die ſich beide noch ſtets gern einließen, in denen jedoch der Dichter, wenn man der Beobachtung Eckermanns Glauben ſchenken darf, eine gewiſſe Uebermacht zu behaupten wußte.

Mit Beſorgniß ſah Goethe den Freund von dannen ziehen, und nach wenigen Monaten traf die gefürchtete Trauerkunde ein. Am 8. Auguſt war Wolf in Marſeille, der Stätte altclaſſiſcher Cultur, aus dem Leben geſchieden.

Wir erfahren nicht, wie Goethe die Todesbotſchaft aufnahm. Zelter jedoch ſprach damals ein wahres Wort, wenn er ſagte, Wolfs eigentliche Krankheit ſei eine Art von Unzufriedenheit mit ſich ſelber geweſen.

Auch dem großen Philologen, wie einſt dem großen Dichter konnte Goethe, und mit noch mehr Recht, nachrufen:

Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hats der Tod, es hats die Zeit geadelt.

Auch vor ſeinem Auge veredelte ſich Wolfs Geſtalt, nachdem ſie aus den Lebenden geſchieden war. Was er geweſen und was er geleiſtet, trat dem Nachlebenden in reinen Zügen vor die Seele. Er gedachte, was der große Alterthumsforſcher auch ihm geworden, und ließ gern die dankbarſte Empfindung in ſich walten. Wir aber begreifen, warum die beiden Männer nicht in dauernder Verbindung gemeinſam durch's Leben gehen konnten. —

In jenen heitern Reiſetagen des Sommers 1805, da die Freunde ſich am innigſten an einander ſchloſſen, ereignete ſich ein Auftritt, den Goethe mit beſonderem Behagen ſchildert. Sie waren beide zu einer gaſtlichen reichbeſetzten Tafel geladen worden; und da ſollte ihnen etwas Ausnehmendes zu Lieb und Ehren geſchehen: jedem der beiden großen Männer

*) Am 14. April reiſte Wolf von Berlin ab; am 19. fand das Gaſtmahl bei Goethe ſtatt, über welches er an Varnhagen (23. Mai) berichtet und bei welchem Eckermann anweſend war. Zu dieſem ſagte Goethe damals: „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen, als daß ich immer als Mephiſtopheles gegen ihn agire. Auch geht er ſonſt mit ſeinen innern Schätzen nicht hervor." — Am 28. April meldet Goethe an Zelter die Abreiſe Wolfs. Wenn er hinzufügt: „ich ſchweige über den Eindruck ſeiner Gegenwart" — ſo ſcheinen ſich dieſe Worte allerdings vernehmlich auf ſeinen Krankheitszuſtand zu beziehen; doch wird es wohl auch diesmal an einigen unlieblamen perſönlichen Berührungen nicht gänzlich gemangelt haben.

ward ein ſchöngeflochtener Kranz von Mädchenhand dargereicht. Goethe ließ ſich die Zierde wohlgefallen, und trug den Kranz ruhig auf ſeinem Haupte. Wolf jedoch ſträubte ſich ſo wunderlich und verführte ſo widerwillige Geberden, daß der Kranz auf ſeinem Kopfe keinen feſten Platz gewinnen konnte, und die Geberin ſich verlegen zurückziehen mußte. — Man möchte ſich verſucht fühlen, dieſem ſcherzhaften Vorgange wohl eine ſymboliſche Bedeutung beizulegen. Goethe nahm den Kranz, der ihm beſtimmt war und den er ſich errungen hatte, behielt ihn feſt auf ſeinem Haupte, und ging, hochaufgerichtet, umleuchtet von der Sonne des Glücks, in ununterbrochenem Vorſchreiten mit Macht und Luſt durch's Leben hin. Wolf hingegen litt es nicht, daß der Kranz des Ruhmes, der auch ihm gereicht worden und der auch ihm ſo wohl gebührte, ruhig auf ſeinem Haupte bliebe; er geſtattete es, daß die Mitwelt wohl gar zweifelte, ob ihm denn auch wirklich der höchſte Kranz gebühre; mißmuthigen Sinnes unterbrach er ſeinen Herrſchergang auf der großen weiten Bahn, die ihm gehörte, und doch empfand er es mit ſo bitterem Schmerze, daß er ſelbſt ſein mächtiges Vorwärtsſchreiten gehemmt hatte.

Aber auch hier iſt die Nachwelt nicht nur gerechter, ſie iſt auch milder als die Mitwelt. Sie gewährt dem Hingeſchiedenen ganz und voll das Recht, das er ſich einſt im Leben ſelbſt verkümmert hatte. Sie drückt ihm den ſchöngeflochtenen Kranz feſt auf's Haupt, und ſorgt dafür, daß er ihm bleibe. Sie läßt alles, was der menſchlichen Schwäche angehört, in Schatten treten und ſieht in hellem Lichte das Bild des Mannes, der auf dem Gebiete des edelſten Wiſſens ſeinem Volke ein Lehrer im höchſten Sinne geworden; ſie erkennt in ihm den würdigen Freund Goethes — und gern erblicken wir ſie beide vereint, den großen Alterthumsforſcher neben dem größten unſerer Dichter.

Bäteły. Hier oben haben wir Altes genug! Wenn ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt ihr so früh her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgesehen, wie viel Käse vorräthig sind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer sucht. Ich denke wir werden einig.

Bäteły. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bäteły. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Hälfte, gönnt' euch das Ganze. Wie schön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte und käme nach Hause und würfe dir die Doublen in den Schoos. Zähl' es nach, sagt' ich dann, heb' es auf. Wenn ich nun nach Hause komme, muß ich mein Geld in den Schrank stellen, und weiß nicht für wen.

Bäteły. Wie lang' ist's noch auf Ostern?

1. [1])

Wohlgebohrner
Hochgeehrtester Herr Professor

Wie dankbar ich für das Geschenck Ihres trefflichen Werckes und für Ihre Gesinnungen gegen mich bin, wie sehr ich mich freue Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und welchen Gewinn ich mir davon verspreche war mein Vorsatz Ihnen mündlich zu sagen, den ich diesen ganzen Sommer über hegte und erst diesen Augenblick, sehr ungern, aufgebe, da mich Geschäfte nöthigen eine Reise zu machen von der ich wahrscheinlich sobald nicht zurückkommen werde.[2])

Seyn Sie des lebhaften Antheils versichert den ich an Ihnen u. Ihren Arbeiten nehme; ich wünsche daß Sie einem Theil der meinigen gleiche Aufmerckſamkeit schencken mögen und freue mich auf den Augenblick in welchem ich Sie über ein weitläufiges Unternehmen, das ich vorhabe um Rath fragen kann. Erhalten Sie mir Ihr Andencken und leben Sie recht gesund und froh.

Ew. Wohlgeb.

ergebenster

Weimar d. 5. Octbr. 1795.

Goethe.

2.

Der Gartenliebhaber pflegt von den Früchten seines kleinen Bezirks, die er mit Sorgfalt gewartet, wenn sie reif werden, seinen Freunden gewöhnlich einen Theil zu übersenden, nicht eben weil er sie für köstlich hält, sondern weil er anzeigen möchte, daß er die ganze Zeit über, da er sich mit ihnen beschäfftigte im stillen an diejenigen gedacht habe, die ihm werth sind.

In diesem Sinne erhalten Sie meinen geendigten Roman, ein Buch das ich nicht in ein Museum schicken würde wo es unmittelbar neben die Alten zu

[1]) Ganz eigenhändig.

[2]) Goethe sollte damals im Auftrage des Herzogs nach Frankfurt gehen, wo er einige Wochen zu bleiben gedachte. Karl August an Goethe 3. und 9. October. Goethe an Schiller 10. October. Schiller an Humboldt 5. October — Die Reise unterblieb. Goethe an Schiller 16. October, vgl. dazu Tag- und Jahreshefte 1795 (31, 44).

liegen kommt, wenn ich mir nicht von dem Bewohner einige Gunſt und Nachſicht zu verſprechen hätte.

Vielleicht ſende ich Ihnen bald mit mehrerem Muthe die Ankündigung eines epiſchen Gedichtes,[1]) in der ich nicht verſchweige, wieviel ich jener Ueberzeugung ſchuldig bin, die Sie mir ſo feſt eingeprägt haben. Schon lange war ich geneigt mich in dieſem Fache zu verſuchen und immer ſchreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der Homeriſchen Schrifften ab, nunmehr da Sie dieſe herrlichen Werke einer Familie zueignen, ſo iſt die Kühnheit geringer ſich in gröſſere Geſellſchafft zu wagen und den Weg zu verfolgen den uns Voß in ſeiner Luiſe ſo ſchön gezeigt hat.

Da ich nicht im Falle bin Ihre Schrift theoretiſch zu prüfen, ſo wünſche ich nur daß Sie mit dieſem practiſchen Beyfall nicht unzufrieden ſeyn mögen; denn der thätige Mann will ja nicht allein überzeugen ſondern auch wirken, und dieſe doppelte Freude erleben Sie an Ihren Schülern alle Tage. Warum kann ich doch nicht, da ich das, was mir von Zeit und Lebenskraffft übrig bleibt der Erkenntniß wahrer Kunſt und, wenn der Genius will, ihrer Ausübung zu widmen hoffe, auch Ihnen näher ſeyn um von Ihren Arbeiten unmittelbar den erwünſchten Vortheil zu gewinnen.

Leben Sie recht wohl und füllen die Lücken, die eine ſtrenge Critik an meinen Arbeiten finden möchte durch ein fortgeſetztes Wohlwollen aus.

Weimar d. 26. Dez. 1796. Goethe.

3.

Verzeihen Sie, wertheſter Herr, daß ich nicht wenigſtens die Ankunft der mir überſchickten Zeichnungen gemeldet, wenn ich auch meine Meynung darüber zu verſchieben gedachte; ich muß aber leider in dieſem Vierteljahre dieſelbige Abbitte an mehrere Correſpondenten ergehen laſſen, und bin um ſo weniger beſchämt mich auch als Ihren Schuldner zu finden. Freylich hätte ich nicht gerade da zaudern ſollen, da ich in Leipzig[2]) das Vergnügen Ihrer Bekanntſchafft genoſſen und mich eines nähern Verhältniſſes zu Ihnen erfreut hatte. Gegenwärtig wünſche ich daß Sie mir die Zeichnungen, welche ſo lange bey mir verweilt, noch bis zur Mitte Septembers erlauben möchten. Ich wünſchte

[1]) Hermann und Dorothea, nicht der Achilleis, wie Köte 1, 278 meint, und Vothbelz (das Verhältniß Wolfs u. ſ. w. zu Goethe u. Schiller. S. 6) nachſchreibt. Des Plans zur Achilleis geſchieht zuerſt Erwähnung in G.s Brief an Sch. 27. Decbr. 1797. — Die Elegie Hermann und Dorothea ward an Schiller am 7. Decbr. 1796 überſandt, und dann für's erſte „in der Handſchrift Freunden und Wohlwollenden mitgetheilt." Gedruckt ward ſie 1800 im ſiebenten Band der „Neuen Schriften" S. 244 ff. Dem Cros vergedruckt ward ſie zum erſtenmal in der Bieweghſchen Ausgabe, die 1829 ohne Jahreszahl erſchien

[2]) G. war im Mai mit dem Herzog in Leipzig geweſen. An Sch. No. 713. Sch. an Körner 3. Juli 1800. — Daß er damals auch mit Gottfried Hermann verkehrt hat, wiſſen wir durch Otto Jahn, Biographiſche Aufſätze S. 112. 363.

gar zu sehr diese französische Art, neben dem zu sehen, was uns unsere Landsleute als Preiszeichnungen übersenden werden. *)

Ueberhaupt bin sowohl ich als meine Kunstfreunde, der Meinung daß Sie die Wegführung der Briseis ohne Bedenken zu Ihrem neuen Homer können stechen lassen, weshalb noch das nähere bemerkt werden soll. Was die Schrifft betrifft finde ich mich weniger im Stand ein Urtheil zu äußern; doch würde ich mich für die stärkere Schrifft entscheiden.

Leben Sie recht wohl und wenn Sie der Zeichnungen und der Schrifft früher bedürfen sollten; so haben Sie die Güte mir nur einen Wink zu geben.

Jena am 31. Juli 1800.

Goethe.

I.

Die beyden zurückkommenden Zeichnungen von Moreau und Vernet haben, wenn man sie nicht mit unbilliger Strenge beurtheilen will, so viel gutes und verdienstliches, daß wir Ihnen rathen möchten bey Ihrer Ausgabe der Homerischen Dichtungen Gebrauch davon zu machen; wenigstens von der von Moreau die uns in Erfindung, Zeichnung und Ausführung Vorzüge vor der andern zu haben scheint. Nach unserer Weise zu urtheilen ist zwar der Gegenstand nicht der günstigste und es konnte auch gegen die nicht ganz elegant und kunstgerechte Anordnung der Figuren in der Zeichnung verschiedenes eingewandt werden; doch hat sie im übrigen viel Gutes und Gefälliges und macht überhaupt genommen als Kunstwerk ihrem Verfasser Ehre. Wenn Sie auch eine andere Zeichnung von einem andern Künstler machen lassen, so kann vielleicht in Rücksicht des Gegenstandes etwas gewonnen werden, vielleicht kann ein kunstgerechteres Ganze entstehen; aber das Publikum im Allgemeinen wird schwerlich mehr Gefallen daran finden und, beyläufig gesagt, auch der Kupferstecher wird schwerlich ein besseres Blatt liefern.

Mit der zweyten Zeichnung von Vernet hat es freylich mehr Bedenken; der Gegenstand an sich widerstrebt der bildenden Kunst, die Anordnung ist verworren, unterdessen sind die Figuren, jede einzeln betrachtet, ebenfalls recht gut gezeichnet und der Hintergrund, obschon dem Zweck der Zeit und Ortsbestimmung sehr entgegen, ist sehr angenehm.

Finden Sie daß diese critischen Anmerkungen über Vernets Zeichnung mit den Absichten bestehen können welche Sie überhaupt bey den Kupferstichen, die Ihren Homer zieren sollen haben mögen, so ist es am besten auch diese beyzubehalten. Wenn Sie einen geschickten Kupferstecher zur Ausführung in Kupfer

*) Tag- und Jahreshefte 1800. (31, 87). „Als wir im August dieses Jahrs die zweite Ausstellung vorbereiteten, fanden wir uns schon von vielseitiger Theilnahme begünstigt. Die Aufgaben: der Tod des Rhesus und Hektors Abschied von Andromache, hatten viele wackere Künstler gelockt. Den ersten Preis erhielt Hofmann zu Köln, den zweiten Rahl zu Kassel." — Ueber diese Ausstellung schrieb Schiller „An den Herausgeber der Propyläen." Propyl. 3, 2. S. 146—163.

übergeben wird, ſo muß das Blatt doch allemal wenigſtens noch gut in die Augen fallen, wenn auch gleich der Kunſtkenner und ſtrengere Richter nicht ganz damit zufrieden ſeyn ſollte.

Vorſtehendes iſt die Meynung meines Freundes des Herrn Profeſſor Meyer, welche mit der meinigen völlig übereinkommt. Die Sache wird nunmehr auf Ihrer Ueberzeugung beruhen.

Bey unſerer dießjährigen Concurrenz hat Herr Profeſſor Nahl, in Kaſſel, einen vortrefflichen Abſchied des Hectors geliefert, der zwar nicht ſogleich zu Ihrem Unternehmen paſſt, indem das Format in die Länge geht; aber bey der ſchönen Vorarbeit, die dadurch gemacht iſt, halte ich es auf alle Fälle wünſchenswerth daß Sie künftig dieſen geſchickten Mann veranlaſſen, dieſes Sujet auch zu ihrem Zweck zu behandeln.

Was die griechiſchen Buchſtaben betrifft, maſe ich mir darüber kein Urtheil an; doch würde ich die Art mit verſtärkten Strichen vorziehen.

Ich weiß nicht ob Ihnen bekannt iſt, daß Herr Göſchen zu einer Ausgabe von Griesbachs neuem Teſtamente, neue Lettern bey Prillwitz ſchneiden laſſen, über deren Formen, vorher, unter den Gelehrten, vieles verhandelt worden. Ich habe ſie in der letzten Zeit nicht wieder geſehen, weil man eine Art von Geheimniß daraus macht; wenn ich aber nicht irre, ſo kommen die kleinen Buchſtaben mit den Ihrigen ſehr überein. Was hingegen die Großen betrifft, ſo hat man mit dieſen eine Hauptveränderung vorgenommen, und geſucht ſie, aus der Steinſchrifft, durch ſchickliche Züge, der Handſchrifft zu nähern. Auch dieſe hoffe ich in den nächſten Tagen zu ſehen und gebe Ihnen alsdann einige Notiz davon. Ueberhaupt ſollte ich glauben, daß es für beyde Unternehmungen gut wäre, wenn in beyden Werken ſich die Buchſtaben glichen, wodurch die Veränderungen, welche man allenfalls einzuführen gedenkt, geſchwinderen Eingang fänden.

Ich bitte nochmals um Verzeihung daß ich die Zeichnung ſo lange behalten und mit dieſer Antwort gezögert habe. Es ſollte mir angenehm ſeyn wenn ich künftig, auf irgend eine Weiſe, mit Rath und That dienen und gefällig ſeyn könnte der ich recht wohl zu leben wünſche und mich geneigtem Andenken empfehle.

Weimar am 27. Sept. 1800. J. W. Goethe.

5.

Schon lange hätte ich ein Lebenszeichen von mir gegeben und Sie meiner Verehrung und Anhänglichkeit verſichert, welche ſich, durch unſer letztes Zuſammentreffen, für das ganze Leben erhöhte und befeſtigte, wenn ich nicht auf den Druck beykommender Kleinigkeiten *) gewartet hätte, die ich Ihnen als Er-

*) Das Vorſpiel bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes zu Lauchſtedt: Was wir bringen, und die Ueberſetzungen des Mahomet und Tancred.

innerung angenehm zusammen vollbrachter Stunden, gegenwärtig übersende und die vielleicht nur für denjenigen einigen Werth haben, der unser Theater und die Absichten kennt, die wir im Auge haben.

. . . . . unser trefflicher S . . . . . .[1])

Da Professor Meyer, welcher bisher mein Hausgenosse gewesen, sich verheirathet;[2]) so finden Sie, für sich und Ihre liebe Töchter, ein nothdürftiges Quartier in meinem Hause, wo Sie herzlich willkommen seyn sollen.

Ein herzliches Lebewohl und die lebhaftesten Empfehlungen von meinen Hausgenossen.

Weimar am 15. Nov. 1802. Goethe.

6.

Ich durfte meinen Augen kaum trauen, als ich die Züge Ihrer verehrten Hand in einem Briefe von Jena her erkannte. Meine Freude war desto größer und wie Sie mir dort herzlich willkommen gewesen wären, so sollen Sie mir es auch hier seyn. Die Zimmer, die ich Ihnen in meinem Hause bestimmte finden sich gegenwärtig von Riemern und meinem Sohne besetzt. Aber in einem Nachbarhause, Wand an Wand, lasse ich Ihnen ein kleines Quartier zurechte machen, für die Nachtruhe bequemer als in einem Wirthshause, und den Tag, hoffe ich, mögen Sie bey mir zubringen. Sie kommen zu einer bedeutenden Zeit, ein erwünschter Rathgeber und Helfer.[3]) Von unsern jenaischen Zuständen wird Ihnen nichts unbekannt bleiben, von unsern weimarischen soll es auch nicht.

Zur Freude, die Ihre Ankunft erregt, gesellt sich schon zum Voraus mein Dank.

Möchten Sie Mitwoch vor Tische anlangen? wir würden alsdann einige Stunden ruhiger Unterhaltung genießen und Abends zusammen Maria Stuart sehen können. Das Uebrige würde sich geben und finden.

Vergeben auch Sie meinen Laconismus; denn ich bin gedrängt diesen Brief noch auf die Post zu schaffen. Mit tausendfältigem Lebewohl.

W. d. 26. Dec. 1803. Goethe.

7.

Eine Anzahl Briefe, die ich eben jetzt zu schreiben den Entschluß fasse, fängt durchaus mit Entschuldigung eines langen Stillschweigens an. Auch gegen Sie verehrter Freund, habe ich mich eines so häßlichen Fehlers schul-

[1]) Der untere Theil des Blattes ist abgerissen.

[2]) Christiane schreibt an N. Meyer 2. October 1802: „Neuigkeiten, die uns betreffen, ist dieses die neueste, daß der Herr Prof. zu Weihnachten von uns wegzieht und die Fräulein von Koppenfels heyrathet."

[3]) Mit dem Jahr 1804 begann die Jenaische Litteratur-Zeitung.

dig gemacht und auch jetzt würde ich, wie es bey Versäumnissen zu gehen pflegt, nicht Muth haben, mein Stillschweigen zu brechen, wenn ich nicht gegenwärtiges durch einen Boten senden könnte, der noch manches hinzuzufügen im Stande ist.

Die gleichfalls allzulang zurückbehaltene Recension liegt hierbey; sie deutet auf einen sehr gebildeten Verfasser und ich wünschte mich wohl mit Ihnen, ja mit ihm selbst darüber mündlich zu unterhalten.

Die Haupterinnerung, die sich dagegen machen läßt, ist, daß er glaubt die Idee des Stücks [1]) aufzufassen und, wie aus der auf der ersten Seite angestrichnen Stelle hervorgeht, nur die Consequenz der Erscheinung, jedoch mit vielem Geist und Scharfsinn, durchgesehen hat. Danken Sie ihm recht vielmals für die, meiner Arbeit geschenkte Aufmerksamkeit.

Erhalten Sie mir und den Meinigen Ihre freundschaftl. Gesinnungen und bleiben von den meinigen überzeugt.

W. d. 11. Jul. 1804. Goethe.

8 [2])

Aus dem manigfachen Drang der Geschäfte u. Beschäftigungen sehe ich mit Heiterkeit zurück auf die schönen Tage die ich mit Ihnen verlebt [3]) und wünsche nichts mehr als daß ein ähnliches mir bald in meinem Hause werden möge.

Hier der Zelterische Aufsatz [4]) u. ein kleines Verzeichniß von Büchern, das in einer nahen Hallischen Auction, durch irgend jemand zu besorgen bitte.

Mehreres nächstens, sobald der Götz auf die Bretter gebracht. [5]) Viele Empfehlungen an München von uns allen.

W. d. 10. Sept. 1804. G.

---

[1]) Die natürliche Tochter.

[2]) Eigenhändig. Der obere Theil des Blattes ist abgerissen, doch scheint nichts zu fehlen.

[3]) In Lauchstedt, wo G. die zweite Hälfte des August zugebracht hatte. An Frau von Stein, 16. Aug. (3, 357): „Morgen denke ich nach Lauchstedt zu gehen." — Christiane an R. Meyer, 19. Septbr.: „Wir sind in Lauchstedt und Halle gewesen. Zuerst ich allein auf 4 Wochen, dann noch auf 14 Tage mit dem Herrn Geheime Rath."

[4]) Zelter schreibt 18. Aug. 1804 an Goethe: „Könnten Sie, verehrter Freund, es bewirken, daß meine kleine Schrift über Fasch jetzt in der Litteratur-Zeitung recensirt würde, es möchte mir sehr vortheilhaft sein; denn Ihre Litteratur-Zeitung genießt einen tüchtigen Credit. Auch in der Hallischen Litteratur-Zeitung ist sie immer noch nicht angezeigt, wenigstens ist mir nichts davon bewußt und vielleicht könnte ich es durch die Jenaische Redaction erfahren." (Briefw. 1 S. 34 f.) — Oder ist hier etwa der Aufsatz gemeint, über den Goethe und Schiller in den Briefen an Zelter vom 13. u. 16. Juli sich so schön aussprechen?

[5]) Die Aufführung des neu bearbeiteten Götz fand am 22. September statt.

9.

Darf ich einmahl wieder, mein würdiger Freund, bey Ihnen anfragen, wie Sie ſich befinden und auch von mir etwas erzählen? Ich bin dieſen Winter nicht aus Weimar und manche Woche nicht aus der Stube gekommen; doch bin ich niemahls ganz an irgend einer Thätigkeit gehindert geweſen und ich hoffe, daß einiges, was mich unterhalten hat,[1]) Sie auf nächſtes Frühjahr auch unterhalten werde.

Winkelmanns Briefe und die dazu gehörige Kunſtgeſchichte ſind nun abgedruckt und ich darf nun auch nicht ſäumen den dazu gehörigen Sermon nächſtens auszufertigen. Haben Sie denn auch an mich gedacht? Mit einem Dutzend Ihrer Bemerkungen und mit Rückſendung der Monumenti inediti würden Sie mich in dieſen Tagen ſehr glücklich machen.

Die ſchöne Schlittenbahn ſollte Sie zu uns auf den Weg locken. Wenn Sie aber auch ſeh', da alle ihre Arbeiten im Gange ſind, ſich nicht losmachen können, ſo nehmen Sie uns doch die Hoffnung aufs nächſte Frühjahr nicht. Es iſt ein kleines Zimmer für Sie eingerichtet und für Minchen auch ſchon geſorgt.

Sagen Sie mir doch auch ein freundliches Wort über unſre jenaiſche Literaturzeitung! Wollen Sie dazu noch ein tadelndes und wünſchendes hinzufügen, ſo ſoll es mir noch lieber ſeyn.

Iſt es noch dazu gekommen, daß die drey Evangeliſten ſich Ihrer Auslegung erfreuen? Laſſen Sie mich auch davon etwas erfahren.[2])

Haben Sie von bedeutenden fremden Büchern neues zu Ihrer Bibliothek erhalten? und was begiebt ſich ſonſt in Ihrem Kreiſe?

Kommen Sie zu uns, ſo finden Sie manches Neue. Das ſchönſte und bedeutendſte darunter iſt unſre Erbprinzeſſinn,[3]) welcher zu nahen man ſchon eine weite Wallfahrt antreten könnte. Der Kopf der Minerva von Velletri iſt auch zu erwähnen,[4]) der nach einem langen Auſſenbleiben endlich durch Fernows Vorſorge von Rom angekommen iſt.

Wie ſehr wünſchte ich Ihnen unſere Bibliothek, die ſich nach und nach von dem Bauſtaube reinigt, vorzuſtellen und bey der neuen Epoche mich Ihres guten Rathes zu erfreuen.

[1]) Außer dem Winckelmann Rameau's Neffe. — Siehe Brief 11. Vgl. Schiller an Körner 25. April 1805. „Goethe war ſehr krank an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen, welche zweimal zurückkehrte. — — Arbeiten kann er in ſeinen jetzigen Geſundheitsumſtänden freilich nicht, und gar nichts vernehmen iſt wider ſeine Natur. — — Er hat dieſen Winter doch nicht unthätig zugebracht. Außer einigen ſehr geiſtvollen Recenſionen in der jenaiſchen Zeitung hat er ein ungedrucktes Manuſcript Diderots" — — u. ſ. w. Vgl. an W. v. Humboldt 2. April 1805. S. 488.

[2]) Wolf hatte für den Winter 1804—5 angekündigt: Evangelia Matthaei et Marci philologice et exegetice illust. — Im Nachlaß fanden ſich lateiniſche Aufzeichnungen für dieſe Vorleſung. Kerte 2, 307. (Vgl. Arnoldt 2, 403.)

[3]) Sie war am 9. November 1804 in Weimar eingezogen.

[4]) an Schiller 20. Decbr. 1804. „Nur muß ich melden, daß die Minerva Velletri angekommen iſt und ganz verwundert ausſieht, das Chriſtfeſt mitfeiern zu ſollen."

Das Theater hat auch mancherlei neues, doch darf ich das nicht als Argument anführen, weil wir Ihnen unſre Kunſtſtücke ohnehin näher bringen müſſen.

Mein ganzes Haus empfielt ſich beſtens.

W. d. 24. Jan. 1805. Goethe.

10.

Ob ich mich gleich noch nicht als ganz rüſtig ankündigen kann, ſo finde ich mich doch ſchon glücklich, Ihnen nach meinem letzten Unfall[1]) wieder ein verläufiges Wort ſagen zu können. Ihr lieber Brief war mir eine rechte Erquickung. Ich erhielt ihn, als ich mich ſchon auf dem Wege der Beſſerung befand. Die Hoffnung Sie und Ihre liebe Tochter auf Pfingſten bey uns zu ſehen, wird meine völlige Geneſung beſchleunigen. Bleiben Sie ja bey dieſem ſchönen Plan, wer weiß was ſich noch alles daraus entwickeln kann.

Hierbey folgen Winkelmanns Briefe, der Verſuch einer Kunſtgeſchichte des 18ten Jahrhunderts bis auf wenige Bogen, und ein Aufſatz von Meyern, der Winkelmannen als Beförderer einer ächten alterthümlichen Kunſtkenntniß darſtellt. Möchten Sie doch auch geneigt ſeyn, nach unſerer früheren Abrede, noch einiges von der philologiſchen Seite hinzuzuthun. Ich bereite mich vor, auch von meiner Seite ihn als Menſchen zu ſchildern.

Die Aufgabe bey dieſer Gelegenheit für Ihr Fach, welches Sie ſelbſt am vollkommenſten überſehen, werden Sie ſich ſelbſt am vollkommenſten entwerfen können. Der Zuſtand der Philologie im allgemeinen in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als der Bildungszeit Winkelmanns. Etwas über den Zuſtand der Schulen und Academien in jener Zeit, um auszumitteln, was denn wohl Winkelmann, bey ſeinen ſehr zerſtückten und zerſtreuten academiſchen Studien,[2]) allenfalls für Sprach- und Alterthumskenntniſſe erwerben konnte. Betrachtungen über den Gebrauch, den man von philologiſchen Kenntniſſen zu jener Zeit machte, welchen Zwecken, bibliſchen &c. man ſie hauptſächlich widmete. Wie es mit den äußeren Hülfsmitteln ausſah, deren Kenntniß und Handhabung ſich Winkelmann, während ſeiner Bibliothecariats Zeit in Nöthenitz, erwerben konnte, als Ausgaben, Commentarien u. ſ. w. Und welche Zeugniſſe ſeiner Ausbreitung, beſonders über griechiſche Literatur, ſeine Werke geben. Wie ihm die Auslegung und Verbeſſerung einzelner Stellen geglückt und ob ihm das literariſche Alterthum auch einiges ſchuldig ſey, da ihm das plaſtiſche ſoviel ſchuldig geworden.

Dieſes ſieht freylich etwas weitläuftig aus; allein wenn Sie aus dem groſſen Vorrath Ihrer Kenntniſſe und Einſichten, nur apho riſtiſch über dieſes und

[1]) Am 9. Februar ſchreibt Henriette an Knebel: „Goethe war aufs neue bedenklich erkrankt. Heute geht es doch etwas beſſer, und er konnte doch die Nacht eine Stunde ſchlafen."

[2]) Wolf ſagt in ſeinem Aufſatze über W. (S. 457) „Es muß ein ſeltſam planloſes und zerſtücktes Studiren geweſen ſein, das er hier (in Halle) ins dritte Jahr fortſetzte."

jenes sich erklären mögen; so werden Sie unsern kleinen Arbeiten dadurch eine sehr ehrenvolle Krone aufsetzen.

Lassen Sie mir bald, wenigstens ein vorläufiges Wort von sich hören, das mir Muth mache, in meinem reconvalescirendem Zustande auch an mein Pensum zu gehen.

Bis zur Empfänglichkeit habe ich es schon wieder gebracht, lesen kann ich und Theilnehmen; aber das Zusammenfassen und Reproduciren ist freylich eine höhere Forderung.

Ich erbitte mir sowohl das geheftete Bändchen, als die Meyersche Schrift bald wieder zurück; Ersteres um Ihnen ein vollständiges Exemplar dagegen zu senden sobald der Druck vollendet ist, das zweyte, weil wir keine Abschrift davon besitzen.

Dabey bitte ich inständig Niemanden, weder das Gedruckte, noch das Geschriebene sehen zu lassen. Die Freybeuterey ist gar zu geschäftig.

Zum Schluß empfehl' ich Ihnen und Ihrer lieben Tochter mich und die Meinigen zum besten. Zu Pfingsten soll Haus und Herz geschmückt seyn, Sie aufs freundlichste zu empfangen und wir wollen die möglichste Sorgfalt anwenden bis dahin wieder gesund und rüstig aufzutreten.

Alles Gute und Förderliche wünschend. W. d. 25. Febr. 1806.

Goethe.

(Von F. A. Wolfs Hand)[5])

Ideen schuf,

Die vornehmsten und eingreif. Blicke, die W. in der Gsch. griech. K. gethan leiden bei alle s. einzeln Irrung um nichts.

S. Bestimmung[6]) der National- und Zeit-Stile war das Werk des glücklichen Sehers, der eine Menge größerer und kleinerer Erscheinungen in Einen Punct zusammen zu fassen wußte — er würde (im Alter) einige seiner Grundsätze ohne Zweifel z. größerer Klarheit gebracht, u. alle Bedingungen derselben beßer abgewogen haben.

II.

Für Ihren lieben Brief, als ein Vorläufer Ihrer baldigen Ankunft erwiedere ich sogleich meinen besten Dank. Wenn ich gleich wegen meiner Gesundheit noch immer in einiger Sorge bin, so wächst doch immer die Hofnung, daß ich über die bösen, drey bis vier wöchentlichen Epochen des Rückfalls hinauskommen werde. Ich reite täglich, um durch die Bewegung den ganzen Kör-

[5]) Einige Skizzen zu dem Aufsatze über Winckelmann.

[6]) In dem Aufsatze heißt es: (S. 46?) „Es hätte überall geschehen, was W. selbst, in Verbindung mit Lessing, in den Jahren des ruhigen Ueberblicks seiner Laufbahn hätte thun können, um seine Grundsätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derselben genauer abzuwägen, und da, wo er wie ein Seher so viele größere und kleinere Erscheinungen in Einen Blick aufnimmt, als Deuter und Dolmetscher ihm nach zu gehen."

per dergestalt in Contribution zu seyen, daß er die fehlenden Capitel der Einnahme übertragen möge.

Winkelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beiträge sind in Setzershänden, unde nulla redemtio. Es geht mir dabey wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr was ich geschrieben habe; und doch mußte ich bey so oftmahliger Unterbrechung, die Sache so oft von vorn wieder aufnehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr daran gewahr werden konnte.

Noch einen andern Spaß werden Sie finden, der bey mir aus dem Jammer dieses Winters entstanden ist, Rameaus Neffe, ein Dialog von Diderot, aus dem Manuscript übersetzt mit einigen, freylich nur allzuflüchtigen Anmerkungen, Sie erhalten diese Novität wohl geschwinder von der Messe, als ich Ihnen ein besseres Exemplar zusenden kann.

Können Sie mir den Montucla auf kurze Zeit borgen, so geschieht mir ein Gefallen.[1]) Ich muß zu meiner Beschämung bekennen, daß wir ihn hier nicht besitzen. Sprat[2]) ist nach meiner vorläufigen Ansicht ein excellenter Kopf, den man wohl benutzen kann, ohne ihm zu vertrauen. Seine Geschichte der königlichen Societät scheint mir durchaus ein rednerisch zweckmäßiges Product, und deste belehrender wird mir es seyn, zu vernehmen, was jener an ihm aussetzt.

Ich danke recht herzlich, daß Sie sich meiner bei Ihrer ausgebreiteten Lectüre erinnern. Thun Sie es ja und jagen mir manchmahl so einen Braten in die Küche.

Augusten habe ich mit einem Erfurther Kaufmann nach Frankfurth auf die Messe geschickt, damit er sich auch mit solch einem Wesen und Treiben bekannt mache. Er lebt lustig und in Freuden, besonders wird vieler Gastereyen erwähnt.

Mein ganzes Haus grüßt zum schönsten und ich werde mich suchen möglichst auf den Beinen zu halten, um Ihnen recht frisch entgegen zu gehen. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns bald näher wissen, wenn wir Sie mit der lieben Miene hier sehen. Es bleibt dabey, daß Sie bei uns wohnen, nur nehmen Sie vorlieb, wie es sich einrichten läßt.

Wollten Sie doch wohl, wenn Sie nach England schreiben sich erkundigen, was Thomas Birch History of the Royal Society of London. London 1756. 4 Bände in 4o.[3]) kosten konnte. Es ist ein Buch, das keiner Bibliothek fehlen sollte.

W. d. 2. May 1805. Goethe.

Beyliegende Franckfurter Briefe fürs liebe Minchen.

---

[1]) Tag- u. Jahresh. 1806. 31, 257. „Um so viel als mir gegeben sein möchte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montuclas Histoire des Mathematiques." — Ein kurzes Urtheil über das Werk findet sich 54, 181.

[2]) History of the royal Society of London. — Das hier ausgesprochene Urtheil stimmt im Ganzen überein mit der ausführlicheren Schilderung, die wir 54, 4—6 finden. — Ueber seine Beschäftigung mit den Werken von Sprat und Birch, die er aus der Göttinger Bibliothek durch Heyne erhielt, berichtet er unter dem Jahre 1804. 31, 182.

[3]) Vgl. Werke 54, 6.

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mir Hoffnung macht.

Bätely. Behüte Gott! ich meinte nur.

Jery. Du wirst an vielem Übel Schuld seyn. Schon oft hast du mir den Kopf so toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich sie nun hätte, und wäre sie gleich müde, und sähe immer und immer, das ist nicht Bätely! Ich wär' auf immer elend.

Bätely. Du mußt eine schöne nehmen, die reich ist und gut; so eine wird man nimmer satt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine reichere noch bessere.

Ich verschone dich mit Klagen,
Doch das Eine muß ich sagen,
Immer sagen, dir allein
Ist und wird mein Leben seyn.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03781/145

12. [1])

An Ihre Entfernung aus unsren Gegenden mag ich gar nicht denken.[2]) Es wäre eins der größten Übel die mir wieder fahren könnten. Sie bald wiederzusehen war mir in Schmerzen u. Schwachheit ein schöner Trost, u. ist mir jetzt eine höchst angenehme Hoffnung für die nächste Zeit. Was soll ich von der Zukunft sagen?

W. d. 2. May 1805. G.

13. [3])

Mittwoch d. 3 Jul. 1805.

Gelange ich wieder in Ihre Nähe welches mir ein südliches Land zu seyn scheint. Mehr sage ich nicht. Sie theilen die freudige Hoffnung des Wiedersehens mit mir. Minches Hautrelief sah ich noch in Gyps vollendet. Es ist ein löbliches Kunstwerk geworden. Gern hatt ich es mitgebracht. Wann fangt Gall zu lesen an? In den ersten Tagen kann ich nicht weg von Lauchstedt. Meine Begleiterinn grüßt mit mir aufs beste. Nur ein Wort Antwort!

Goethe.

14.

Die Weimarischen Gäste sind glücklich angekommen[4]) und empfehlen sich zum schönsten, danken für die gütige Einladung und werden nächstens aufwarten.

Indem ich den heutigen Comödienzettel[5]) übersende geschieht es mit Betrübniß, daß wir Sie diesmahl nicht hier sehen werden. Indessen hoffe ich, daß die schriftlich beyliegende Ankündigung Sie uns auf den 10[6]) und 11ten mit dem lieben Mienchen herüberführen werde.

Die italiänischen Bronzemedaillen sind auch hier angekommen und ich bin so frey ein Blatt mit Nahmen beizulegen, von denen ich einige historische Data zu erfahren wünschte. Sie lassen ja wohl durch einen dienstbaren Geist in irgend einem Lexico deshalb nachschlagen.

D. Gall ist auch in Weimar sehr wohl aufgenommen worden u. wird

---

[1]) Eigenhändig, auf einem kleinen Blättchen mit gedrucktem Rand, vermutlich dem vorigen Brief eingelegt.

[2]) Wie Wolf an Paulus 21. Mai 1805 schreibt (Reichlin-Meldegg 2, 272—74), war ihm ein Platz an der bairischen neu zu organisirenden Akademie der Wissenschaften angeboten worden. Vgl. Humboldt an Wolf 20. Juli 1805. — Die im Jahre 1805 abgebrochenen Verhandlungen mit der bairischen Regierung wurden 1807 wieder angeknüpft, und wie F. Jacobs vermuthet (Personalien 130—132), war Wolf auch bei einer Anwesenheit in München im Herbst 1810 zu abermaligen Verhandlungen geneigt. — Vgl. Arneldt, I, 132. Not. 33 u. 207. Not. 2.

[3]) Eigenhändig.

[4]) Am 5. August schreibt Goethe an H. Meyer: „Die Meinigen sind gegenwärtig hier alle beisammen."

[5]) des Götz von Berlichingen, der auch am 11. wieder ward.

[6]) Am 10. August ward Schillers Glocke mit Goethes Epilog dramatisch aufgeführt.

wahrscheinlich von der Mitte dieses Monats an daselbst und in Jena lesen.[1] Auch ist schon ein Ruf aus Bremen an ihn ergangen.[2] Wenn er nicht so geschwind nach Hause eilt, so kann er noch ganz Deutschland erobern.

Mit einem tausendfachen Lebewohl.

L. d. 3. Aug. 1805. G.

15.

Warum ich meinen Geburtstag lieber hier in der Einsamkeit, als unter werthen Freunden zu feyern gedachte war mir selbst ein Räzel, das sich aber nunmehr genugsam aufklärt da ich in Plotins Leben folgende Stelle finde[3]

quippe cum nequaquam decere putaret natalem
ejus sacrificiis conviviisque celebrari.

Hat nun der Geist des vortreflichen Manns auf den meinen schon durch den Schweinsband hindurch solche Einflüße ausgeübt; was wird es erst werden wenn ich das jezt aufgeschlagene und durchblätterte Werk gründlich studire.

Da zu ist mir aber der griechische Text höchst nöthig. Denn obgleich der Ueberseyer seinen Autor im ganzen und einzelnen, recht wohl verstanden haben mag; so scheinen doch mehrere Stellen dunkel, entweder aus wirklicher Incongruenz des Lateinischen zum Griechischen, oder daß ich deßen Congruenz, nicht so leicht einzusehen vermag. Darüber würde mich der Text leicht hinaus heben. So wie denn auch besonders nöthig ist die oft wiederkehrende abstrakte Terminologie in der Ursprache und Urbedeutung vor sich zu haben.

Von allen diesen gedenke ich bald nähere Rechenschaft zu geben, wenn Sie die Güte haben wollen mir das in Händen habende Original auf einige Zeit mit zutheilen. Uebrigens mag es ganz zweckmäßig seyn bis die poetische Stimmung eintritt sich im Reiche der Ideen auf zu halten.

Wie viel ich Ihnen Dank schuldig bin, daß Sie mich, über Chauseen, Bruchdämme und Berg-Straßen, an so mancherley Gegenständen vorbey führen wollen, fühl ich jezt recht lebhaft, da ich das Vergangene recapitulire und wie sehr sich meine Zustände verbeßern empfinde. Möge Ihnen im Geiste deutlich werden was ich weder schriftlich noch mündlich ausdrucken kann.

Grüßen Sie das liebe Mienchen zum schönsten und sagen mir durch den rückkehrenden Bothen ein Wort. Bald laße ich von mir etwas vernehmen. August der sich vielmals empfielt, ist heute Früh abgefahren und ich befinde mich also wieder einmahl in einer absoluten Einsamkeit.

Da dieses Blat durch Gelegenheit abgeht; so bitte um das Buch durch Gelegenheit. Mich aber und abermal empfehlend

Lauchst. d. 29. Aug. 1805. G.

[1] Briefe an Frau von Stein 3, 363. Jernow an Böttiger 1. August 1805.
[2] Durch R. Meyer, wie aus Goethes Briefe an ihn vom 5. August hervorgeht.
[3] Porphyrius Leben des Plotin 2 3. E.

16.

Für den überschickten Plotin danke ich zum schönsten. Leider fällt seine Ideale Einheit auf die er so sehr dringt, mit der realen Einerleyheit zusammen, an der ich hier gewaltig zu leiden anfange. In Hofnung selbst thätig zu seyn habe ich gar keine Bücher mitgenommen, da sich aber der Genius, wie ich merke, erwarten läßt, so bitte ich um einige unterhaltende Bücher, besonders um Reise- und Lebensbeschreibungen. Können Sie mir die neulich erwähnte Griechische Grammatik mit schicken so geschieth mir ein besonderer Gefallen. Je bunter Ihre Sendung ist desto besser, damit ich nur eine Abwechselung vor mir sehe denn die 16 Stunden des Tages haben eine fürchtbare Länge.

Wegen der Medaillen nächstens.

Lauchst. d. 30. Aug. 1805. G.

17.[1]

Das Rasseln von H. Bergers Cabriolet war mir heute sehr erfreulich, da es mir eine Sendung von Ihnen ankündigte, die doppelt reichlich erscheint.

Mit dem ... dischen Trauck erfüllen Sie ein stilles Gelüst die Bücher werden hinreichen den Hunger des Einsiedlers zu stillen. Denn es ist doch gar zu einsam hier.

Der Keim jener unternommenen Arbeit fängt an zu quellen und sich zu ramificiren, diese ersten organischen Operationen deuten aber schon auf ein weitläufiges Werk. Wir müssen erwarten was die innere . . . . . .[2]) bietet.

tereßirt mich gar sehr. Besonders merckwürdig ist die Terminologie die aus der Sprache herfließt, deren Nüancen wir nicht ausdrucken können weil wir die Ableitungen nicht haben.

Auf Ihren Besuch wenn er schon der lezte für diesmal sein soll freue ich mich herzlich, über Tag und Stunde gegen Ende der Woche nähres.[3])

Auf das Blat auf dem die Medaillen des P. verzeichnet sind schrieb ich einige Worte. Es ist eine Lotterie in der nicht viel zu verlieren ist.

M . . . . . .[4])

[1]) Eigenhändig. Bruchstück eines Octavblattes.

[2]) Unten abgerissen.

[3]) Ich vermuthe, daß dieser Brief am Sonntag, den 1. September, geschrieben ist. An demselben Tage schrieb G. die Stammbuchverse für München. Das M, das noch am Schlusse dieser Zeilen sichtbar ist, wird wohl der Anfangsbuchstabe dieses Namens sein.

[4]) Unten abgerissen ohne Unterschrift.

(Hier mögen die folgenden Sätze ihren Platz finden; sie wurden in den letzten Tagen des August aufgezeichnet und schließen sich auf natürliche Weise den vorhergehenden Briefen an:) *)

*) Da wir überzeugt sind, daß derjenige, der die intellectuelle Welt beschaut und des wahrhaften Intellects Schönheit [1]) gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben ist, bemerken könne; so versuchen wir denn nach Kräften einzusehen und für uns selbst auszudrücken, infofern sich dergleichen deutlich machen läßt, auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.

Nehmet an daher zwey steinerne Massen seyen neben einander gestellt, deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer menschlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen, wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch seyn, vielmehr irgend [2]) den die Kunst aus allem Schönen versammelte.

Euch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, also bald schön erscheinen, doch nicht weil er Stein ist; denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten, sondern daher daß er eine Gestalt hat welche die Kunst ihm ertheilt. [3])

Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Ersinnenden früher als sie zum Steine gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit der Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit. Denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet, gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie und es gehet indeßen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharrt, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern inso fern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst dasjenige was sie ist und besitzt auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt; so ist sie [4]) fürwahr diejenige die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als alles was von außen [5]) hervor tritt.

[1]) Plotin 28, 1.

*) Diese Sätze wurden auch an Zelter gesandt am ersten September 1805. — Sie erschienen dann im Anhang zum dritten Buche der Wanderjahre: Aus Makariens Archiv Bd. 23, 244—47, von wo sie in den neunten Band der nachgelassenen Werke (104—106) übergingen.

[1]) in dem Briefe an Zelter: der die **begreifliche** (intellectuelle) Welt beschaut und des wahrhaften **Begreifens** (Intellects) Schönheit

[2]) in dem Briefe an Zelter und in den Werken: irgend einer

[3]) in dem Briefe an Zelter und in den Werken: ertheilte

[4]) im Briefe an Zelter fehlt sie; in den Werken Bd. 49: so ist diese fürwahr —

[5]) im Briefe an Zelter und in den Werken: nach außen

Denn indem Form,[12]) in die Materie hervortretend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene welche im Einen[13]) verharrt. Denn was in sich eine Entfernung erduldet tritt von sich selbst weg, Stärke, von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft, so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das wirkende trefflicher seyn als das Gewirkte, denn nicht die Unmusik[14]) macht den Musiker sondern die Musik und die übersinnlichere[15]) Musik bringt die Musik in sinnlichen[16]) Ton hervor.

Wollte aber jemand die Kunst[17]) verachten weil sie der[18]) Natur nachahme; so läßt sich darauf (sagen)[19]) daß die Naturen auch manches andere nachahmen; daß ferner die Künste nicht das gerade zu nachahmen was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits manches hinzu was der Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnliches erblickliches[20]) nachahmte, sonder sich einen solchen in den Sinn faßte wie Zeus selbst erscheinen würde wenn er unseren Augen begegnen möchte.

18.[*])

Es ist mir schon mehrmalen so gegangen daß ich, wenn ich auswärts zu lange gezögert hatte, endlich auf einmal über Hals und Kopf nach Hause berufen wurde. So geht es auch diesmal. Mein kleiner Hausgeist[**]) ist angekommen, und mit solchen Nachrichten und Aufträgen daß ich wohl eilen muß morgen Abend zu Hause zu seyn. Nimmt mir dieser Schritt die Freude Sie wieder zu sehen; so überhebt er mich auch eines Abschieds der mir, nach so lange genossener Nähe und Nachbarschaft, noch empfindlicher fallen würde als er mir jetzt in der Einbildungskraft schon werden muß. Das viele Gute das Sie mir erzeigt haben bleibt mir unvergeßl. u. für die Geduld die Sie mit einem Kranken, einem nothdürftig Genesenden haben können bleibe ich Ihnen

[12]) im Briefe an Zelter und in den Werken: die Form
[13]) in den Werken: in Einem
[14]) in den Werken hat sich der sinnenstellende Druckfehler Unmusik schadenfroh eingenistet.
[15]) in den Werken: übersinnliche
[16]) im Briefe an Zelter und in den Werken: sinnlichem
[17]) im Briefe an Zelter und in den Werken: die Künste, und im Folgenden: nachahmen
[18]) im Briefe an Zelter: die Natur
[19]) im Briefe an Zelter und in den Werken: darauf antworten
[20]) erblickliches eingeschaltet, aber sinnliches nicht abgebrochen. Im Briefe an Zelter und in den Werken: nichts sinnlich Erblickliches
[*]) Eigenhändig.
[**]) Christiane.

ewig dankbar. Wo befänden sich Beweise der Freundschaft und Neigung wenn es diese nicht sind.

Herrn Bergrath Reil empfehlen Sie mich vielmals, danken Sie ihm herzlich für seinen aufmerksamen Antheil und bitten Sie ihn mich nicht ohne seinen schriftlichen Rath zu lassen.[1]) Ich bin alsdann so frey ihm weitere Nachricht von meinem Befinden zu geben.

Ein Kästchen wahrscheinl. mit einem bezeichneten Schädel habe erhalten, solches aber weil es so gut verwahrt ist nicht eröffnet, in Weimar werde ich mich desselben sogleich erfreuen. Wie leid ist es mir daß ich dem Geber[2]) nicht mündlich danken kann! Sie thun es ja wohl in meine Seele und empfehlen mich der ganz werthen Familie zum besten.

Die übersendeten Bücher habe wohl eingepackt bey Nichtens gegen dem Schauspielhause niedergelegt, wo sie ja wohl einmal irgend ein Freund abholt. Das Leben Ruhnkens und Wyttenbachs hat mich sehr unterhalten und um so mehr erfreut als ich meistens von Ihnen zu lesen glaubte. Doch will mir Hr. Rink[3]) nicht ganz gefallen, er scheint mir dem Geschäfft nicht völlig gewachsen.

Ferner habe ich mich an Robertsens Meisterschaft,[4]) an Veltheims geistreichem Dilettantismus erfreut,[5]) bin Lempriern[6]) gern im Geiste nach Marocco gefolgt, indem ich Gott dankte daß ich dem Leide nach in Lauchstett war. Wo es mir jedoch nicht zum Besten ging. Den Versuch mich in eine Wüste zu begeben werde ich nicht wieder wagen. Das Schema zu meiner Arbeit ist recht umständlich ausgedacht, zur Ausführung wollte sich die Quelle nicht eröffnen. Da hab ich denn gelesen u. dazwischen sehnsuchtsvoll nach Norden und Süden[7]) geblickt. Das Bad und seine Pritsche greift denn auch an, man weiß nicht welchem Heiligen sich wiedmen soll, besonders da sie nun auch an meiner Wand zu dreschen anfangen, welches ich bey aller meiner Freude über die gute Erndte sehr unbequem finde. Wie sehr habe ich die Tabackraucher beneidet die auf solche Fälle gerüstet sind. Unter diesen Voraussetzungen ist es für einen Besuch den ich hatte nicht einmal sehr schmeichelhaft wenn ich sage: wäre er doch ein paar Stunden früher gekommen und hätte länger verweilt! Hr. Stef-

[1]) Diesen Wunsch hat Reil erfüllt. „Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen sein ließ, davon giebt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17. Septbr. dieses Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird." 31, 207.

[2]) wahrscheinlich Loder, der seit etwa zwei Jahren in Halle wirkte.

[3]) (Goethe muß sich hier verschrieben haben; es soll heißen: „Das Leben Ruhnkens von Wyttenbach.") A. J. Rink, Theorius Heimsterhuys und David Ruhnken; biographischer Abriß ihres Lebens. Königsberg 1801.

[4]) Wahrscheinlich die „historischen Untersuchungen über die Kenntniß der Alten von Indien, aus d. Engl. v. G. Forster. Berlin 1792.

[5]) A. A. v. Veltheim, Sammlung einig. Aufsätze histor. antiq., mineral. u. ähnlichen Inhalts. 2 Tbl. Helmstädt 1788. — Bgl. Werke 31, 227 ff. 51, 7.

[6]) W. Lempriere, Reise von Gibraltar über Tanger etc. nach Tarudant und Marokko, aus d. Engl. mit Anmerk. v. Zimmermann. Berlin 1793.

[7]) Goethe schrieb erst „nach Osten und W."

fens und sein Freund [*]) sahen mich auf einen Augenblick. Der junge Dichter gefällt mir von Ansehen recht wohl. Kommt er nicht nach Weimar? Veranlassen Sie ihn doch dazu, er soll wohl empfangen seyn u. mich mit seiner u. der dänischen Poesie bekannt machen. Er versprach mir ein Exemplar. Wenn er es nicht selbst bringt wird es lange bey mir liegen. Er ist ja so nah und findet manches bey uns dessen er sich dereinst in dem fernen Norden gern erinnert.

Indessen überlegt ich mit meinem kleinen Hausgefährten, ob wir nicht noch schnell zu Ihnen hinüber rutschen sollten. Unsre eigne Kräfte aber und die Kräfte unsrer Thiere berechnend standen wir ungern von dem Vorsatze ab. Wir grüßen beyde auf das lebhafteste auch das liebe München, bitten bald um ein schriftlich Wort und lassen nächstens von uns hören.

Lauchstedt d. 5. Sept. 1805. Goethe.

19. [**])

Noch erlauben Sie mir ein ökonomisches Nachwort.

Die vom I. München ausgelegte 20 Thlr. 14 gr. sende gleich von Weimar, so wie ich auch etwas für den Barbier beylege.

Unsre von mir freylich nicht mit sonderlicher Strenge geführte Reiserechnung könnte als ausgeglichen angesehen werden.

Noch bin ich mit einigem andern im Rest dessen ich gedenke. Vor allem aber Ihrer Güte um deren Fortsetzung ich herzlich bitte. «

G.

20.

Herr Jagemann hat uns zum Eintritt des Jahrs eine gar große Freude gemacht, daß er Sie uns so schön vergegenwärtigte. Bild und Brief sind ihm durch den freundlichsten Empfang erwiedert worden. Haben Sie vielen Dank, daß Sie den guten Künstler so liebreich aufgenommen.

Ihrer weit aussehenden Arbeiten freue ich mich recht sehr, indem ich nun wohl auch hoffen kann, daß sie auch noch mir zu gute kommen; nur thut es mir sehr leid, daß ich mit den Münzen nicht beystehen, nicht auch von meiner Seite etwas zu dem löblichen Werke beytragen kann. Die Zerbrechlichkeit, die Auslöschbarkeit der aufgeschriebenen Nummern, die Schwierigkeit einen Theil auszuheben, ohne das Ganze in Unordnung zu bringen, und noch manches andere verbiethet mir, wie ich wünschte behülflich zu seyn. Lassen Sie diese Rubrik offen bis wir Sie wieder hier sehen, da denn durch gutes Gespräch manches gar geschwind gefördert werden kann.

Meinen schönen Lauchstädter Vorsätze sind freylich sehr ins Stocken und Stecken gerathen, woran der musicalische Freund wohl die größte Schuld hat:

[*]) Oehlenschläger. In seinen Lebens-Erinnerungen 2, 11—13 berichtet dieser über seinen ersten Besuch bei Goethe, von welchem er nicht durchaus befriedigt war.

[**]) Eigenhändiges Billet, zu dem Brief vom 5. September gehörig.

Ich habe die Glocke hier noch nicht einmal aufgeführt, geschweige jenes Besprochene.[1]) Vielleicht gelingt es für Lauchstädt; denn es ist wohl billig das Andenken eines solchen Freundes mehr als einmahl zu feyern.

Wenn die lieben Preußen uns gleich nicht die willkommensten Gäste sind weil wir diesen Winter auch ohne sie ein theures Leben gehabt hätten; so muß es uns doch trösten, wenn wir vernehmen, daß im Königreiche selbst Kirch' und Altar nicht geschont wird. Interessen haben wir alle Ursache das Regiment Owstien[2]) zu loben, das bey uns in Winterquartieren liegt. Man sucht von beyden Seiten die Unbequemlichkeit so gering als möglich zu machen.[3])

Von meinem Winterfleiße will ich nichts sagen, weil ich nicht weiß, ob ich ihn werde fortsetzen können. Unterbricht mich eine Rückkehr der alten Uebel nicht, so sollen Sie innerhalb dieser drey bis sechs Monate manches sehen, das Ihnen wohl einiges Vergnügen machen wird.

Grüßen Sie Mienchen schönstens von mir und den Meinigen und sagen mir manchmal ein Wort, wie Sie sich befinden. Mir ist immer angelegen zu wissen, wie es innerhalb Ihrer Mauern aussieht, aus denen Sie sich wohl schwerlich viel entfernen mögen.

Die Herren Leder und Klinger (?) haben wir diese Tage gesehen. Hat sich Herr von Arnim bei Ihnen producirt? Haben Sie von seinem Wunderhorn einige Notiz genommen?[4]) Es ist eine recht verdienstliche Sammlung. Das Programm unsrer diesjährigen Ausstellung ist abgedruckt.[5]) Ich empfehle es gefälliger Aufmerksamkeit.

Sagen Sie an Frau Geh. Räthin Leder gelegentlich ein freundlich Wort von mir und gedenken mein.

W. d. 5. Jan. 1806. G.

21.

Jena 24. Aug. 1806.

Einen Brief von Ihrer verehrten Hand erwartete ich sehnlichst in Carlsbad, der mir besser als alle Magen Elixire hätte gedeihen sollen. Erst eine gute Zeit nach meiner Rückkunft trifft mich Ihr liebes Blatt in dem alten Jenaischen Schlosse, wohin ich mich unter Steine und ausgestopfte Thiere zurückgezogen habe. Von den Wirkungen des Bades bin ich sehr wohl zufrieden.[6]) Ich habe mich dort leidlich befunden und besser bey meiner Zurückkunft. Künf-

[1]) Das größere Gedicht zum Andenken Schillers, von dem in den Briefen an Zelter 19. Juni u. 4. August 1806 die Rede ist. — Die Glocke sammt dem Epilog ward am 10. Mai 1806 in Weimar aufgeführt.

[2]) Dieses Regiments geschieht auch 31, 247 Erwähnung.

[3]) Ein Theil des Briefes fehlt.

[4]) Goethes Recension des Wunderhorns erschien in der Jenaischen Lit. Zeit. 21. u. 22. Januar 1806.

[5]) In der Jenaischen Lit. Zeit. S. I—XII. Siebente Weimarische Kunstausstellung vom Jahre 1805.

[6]) Vgl. An Zelter 15. August 1806.

tiges Jahr hoffe ich die Reise mit besserem Zutrauen und besserem Erfolge abermals zu machen.

Unter den vielen dort versammelten Menschen habe ich manches interessante Individuum kennen lernen. Möchten wir doch unsre Badeabenteuer bald mündlich austauschen können!

Sehr angenehm ist mirs, daß mir meine Absicht, Ihnen durch das Bild [1]) Freude zu machen, gelungen ist. Lassen Sie sich es in hypochondrischen Stunden freundlich zuwinken. Dem lieben Miecken viel herzliche Grüße.

So viel für heute, damit nur ein Lebenszeichen gleich wieder zu Ihnen komme, wobey ich nur noch schließlich bemerken will, daß Freund Humboldt in Rom in Verzweiflung ist, daß kein Lebenszeichen von Ihnen zu ihm gelangen will. Er erinnert sich Ihrer Commissionen und wünscht sehr wieder einmal ein Wort von Ihnen zu sehen. [2])

Schreiber dieses [3]) empfiehlt sich zu freundlichem Andencken Ihnen u. Dem. Miecken. G.

22.

Jena d. 31. August 1806.

Da es oft so große Pausen der brieflichen Unterhaltung geben kann, so will ich geschwind auf Ihr werthes Schreiben vom 28. August aus meiner Jenaischen Muße einiges erwiedern. Ich würde mich hier noch länger aufhalten, wenn ich nicht in einigen Tagen, um des von Ihnen so sehr verschmähten Theaters willen, nach Weimar müßte. Ein paar Fahrten hätten Sie wohl, verehrter Freund, zur Aufmunterung dieser guten Leute thun können, welche nun sämmtlich die Flügel hängen, nur sich noch für viel moderner halten, als sie vielleicht sind, weil der große Alterthumsforscher mit ihnen nichts zu thun haben will.

Von wenig Personen, aber von manchen neuen und wunderlichen Büchern bin ich in meinem hiesigen Maleportus heimgesucht worden; unter andern trat, wie ein Sirius unter den kleinen Gestirnen, Herr Steffens hervor und funkelte mit Cometenartigen Strahlen. [4]) Von seinem Buche habe ich freylich schon früher einige Blätter wehen und rauschen hören, als ich hinter der bewußten Thüre horchend saß. Mag's aber seyn, daß der Dreyfuß, auf welchem er sich damals niedergelassen hatte, ihm etwas mehr Klarheit einflößte, oder daß man dem persönlichen Individuum seine Individualität eher verzeiht, als wenn sie in ein

[1]) von Jagemann; hat im Archiv Otto Jahn.

[2]) W. v. Humboldt an Riemer, Rom 12. April 1806. „Steff schreibt mir gar nicht mehr, und doch habe ich Commissionen für ihn. Wenn Sie Gelegenheit dazu haben, sagen Sie ihm, daß ich über das verdickte Stiftsartigen verzweifle." Riemer, Briefe von u. an Goethe 242.

[3]) Riemer.

[4]) Steffens Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften, Berlin 1806. „Haben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in ungemeiner Einigkeit lebte." 31, 257.

Willſt du mich nicht wieder lieben?
Willſt du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen biſt du mein,
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Bätely. Du kannſt recht hübſche Lieder, Jery, und ſingſt ſie recht gut. Nicht wahr, du lehrſt mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten ſatt. Leb' wohl! Ich habe noch viel zu thun dieſen Morgen; der Vater ruft. ab.

Jery.

Gehe!
Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen,
Du wirſt mich vertreiben,
Um Luft zu gewinnen,
Hier kann ich nicht bleiben.

Buch gekrochen ist, oder daß dergleichen heilige Laute unter der Hand des Setzers gar nicht erstarren sollten; genug das Büchlein hat zwar an seiner Vorrede einen honigsüßen Rand, an seinem Inhalte aber wurgen wir andere Laien gewaltig. Gebe nur Gott, daß es hinterdrein wohl bekomme. Vielleicht geht es damit, wie mit den Brunnenkuren, an denen die Nachkur das beste seyn soll, d. h. doch wohl, daß man sich dann erst wieder gesund befindet, wenn man sie völlig aus dem Leibe hat.

Sonst wüßt' ich von allerley kleinen Acquisitionen zu erzählen; aber das Steinreich, das man durch's Evangelium der äußern Kennzeichen so glücklich auf der Briefpost mittheilen kann, interessirt Sie nicht, und das Kunstgebilde läßt sich leider nicht wörtlich mittheilen. Eine schöne gleichzeitige Medaille auf Arioſt habe ich erhalten. Er zeigt eine sehr schöne, freye und glückliche Bildung. Wie zart, ja man möchte sagen, wie schwach er aber ist, sieht man nicht eher, als bis man ihm einen Tyrannen gegenüberlegt. Zufällig fand er sich in meinem Kästchen neben einem Domitian, und die beyden Gesichter besahen sich einander wirklich wie über eine Kluft von mehreren Jahrhunderten.

Für alles Freundliche, was Sie den meinigen erzeigt haben, danke ich zum schönsten. Würde die Zeit vor Winters nicht so knapp, so wäre ich gewiß gekommen Sie zu besuchen, aber ich sehe im ganzen September wenig Ruhe vor mir. Es will manches Vergangene nachgebracht und gar manches eingerichtet seyn. Das beste Wohlergehn Ihnen und dem lieben Miechen und was Ihnen sonst zu nächst wohnt. Mögen doch die militairischen Bewegungen uns durch Ihre Andeutung hinreichende Sicherheit geben. Bis jetzt wenigstens, scheint es, daß der Norden politisch erstarren und nicht in die südliche Lava mit einschmelzen werde. Ein vielfaches Lebewohl

G.

23.

Weimar den 3. Novemb. 1806.

Ihr Brief von Leipzig, mein Wertheſter, hat uns die größte Freude erregt, und eine fast unerträgliche Sehnsucht gestillt. Bey Ihnen, bei der guten Loder, auf dem Berge und selbst auf Meils Gipfel ist unsre Einbildungskraft gegenwärtig gewesen, immer aber in der peinlichen Lage sich nichts bestimmtes ausbilden zu können. Seyn Sie daher, nach dieser Ueberschwemmung, auf dem Halbtrocknen gegrüßt, und lassen Sie uns die alten Bande der Freundschaft und Vertraulichkeit nur immer fester zusammenziehen. Wir haben die ersten Stunden und Tage in einem Tumult verlebt, so daß wir die Gefahr selbst beynahe da erst gewahr wurden, als sie fast schon vorübergegangen war. Ich habe erst den General Victor, dann die Marschälle Lannes und Augereaux im Hause gehabt, mit Adjutanten und Gefolge. Für 40 Personen Betten mußten in einer Nacht bereitet seyn und unser Tischzeug ward als Leinlacken aufgedeckt. Was daran alles hängt können Sie sich leicht denken. Interessen ist unser Haus dadurch erhalten worden, und ob wir gleich manches gespendet und ausgetheilt haben, so können wir wohl von Verlust, aber nicht von Schaden sprechen. So

viel für heute, mit den beſten Grüßen an Mienchen, auch an Berger, für deſſen Blättchen wir dancken. Meine kleine Frau,[1]) Auguſt und Riemer grüßen ſchönſtens. Beyliegenden Brief bitte bald möglichſt nach Berlin, ſo wie das myſtiſche Blättchen an die Behörde[2]) zu beſtellen. Ein tauſendfaches Lebewohl, mit Bitte um baldige fernere Nachricht.

Wie ſieht es in Giebichenſtein aus. Iſt jemand von der Familie daſelbſt?[3])

24.

Weimar den 28. Novemb. 1806.

Warum kann ich nicht ſogleich, verehrter Freund, da ich Ihren lieben Brief erhalte, mich wie jene Schwedenborgiſchen Geiſter, die ſich manchmal die Erlaubniß ausbaten in die Sinneswerckzeuge ihres Meiſters hineinzuſteigen und durch deren Vermittelung die Welt zu ſehen,[4]) mich auf kurze Zeit in Ihr Weſen verſencken und demſelben die beruhigenden Anſichten und Gefühle mittheilen, die mir die Betrachtung Ihrer Natur einflößt. Wie glücklich ſind Sie in dieſem Augenblick vor Tauſenden, da Sie ſo viel Reichthum in und bey ſich ſelbſt finden, nicht nur des Geiſtes und des Gemüths, ſondern auch der großen Vorarbeiten zu ſo mancherley Dingen, die Ihnen doch auch ganz eigen angehören. Wäre ich alſo auf jene magiſche Weiſe in Ihr Ich eingedrungen, ſo würde ich es bewegen, ſeine Reichthümer zu überſchlagen, ſeine Kraft gewahr zu werden und zu irgend einem literariſchen Unternehmen, wäre es auch nur für die erſte Zeit, ſogleich zu greifen. Sie haben die Leichtigkeit ſich mitzutheilen, es ſey mündlich oder ſchriftlich. Jene erſte Art hatte bisher einen größern Reiz für Sie, und mit Recht. Denn bei der Gegenwirckung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geiſtreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. Auch iſt die beſte Vorleſung oft ein glückliches Impromptu, eben weil der Mund kühner iſt als die Feder. Aber es tritt eine andre Betrachtung ein. Die ſchriftliche Mittheilung hat das große Verdienſt, daß ſie weiter und länger wirckt, als die mündliche, und daß der Leſer ſchon mehr Schwierigkeiten findet, das Geſchriebene nach ſeinem Modul umzubilden, als der Zuhörer das Geſagte.

Da Ihnen nun jetzt, mein Wertheſter, die eine Art der Mittheilung, vielleicht nur auf kurze Zeit, verſagt iſt, warum wollen Sie nicht ſogleich die andre ergreifen, zu der Sie ein eben ſo großes Talent und einen beynah reichern Stoff haben. Es iſt wahr, und ich ſehe es wohl ein, daß Sie in Ihrer Weiſe zu leben und zu wircken eine Veränderung machen müßten; allein was hat ſich nicht alles verändert, und glücklich der, der indem die Welt ſich umdreht, ſich

[1]) Sonntag den 19. October hatte Goethe ſich mit Chriſtianen trauen laſſen.

[2]) Die Worte „ſo wie das myſtiſche Blättchen an die Behörde" waren ausgeſtrichen, dann durch untergeſetzte Punkte wieder geltend gemacht.

[3]) Ohne Unterſchrift.

[4]) Man wird ſich bei dieſen Worten des Pater Seraphicus und der ſeligen Knaben in der Schlußſcene des Fauſt erinnern.

auch um seine Angel drehen kann. Neue Betrachtungen treten ein, wir leben unter neuen Bedingungen, und also ist es auch wohl natürlich, daß wir uns, wenigstens einigermaßen, neu bedingen lassen. Sie sind bisher nur gewohnt Werke herauszugeben, und die strengsten Forderungen an dasjenige zu machen was Sie dem Druck überliefern. Fassen Sie nun den Entschluß, Schriften zu schreiben und diese werden immer noch Werkhafter seyn, als manches andre. Warum wollen Sie nicht gleich Ihre Archäologie vornehmen, und sie als einen compendiarischen Entwurf herausgeben? Behandeln Sie ihn nachher immer wieder als Concept, geben Sie ihn nach ein paar Jahren umgeschrieben heraus. Indessen hat er gewirckt, und diese Wirckung erleichtert die Nacharbeit. Nehmen Sie, damit es Ihnen an Reiz nicht fehle, mehrere Arbeiten auf einmal vor, und lassen Sie anfangen zu drucken, ehe Sie sich noch recht entschlossen haben. Die Welt und Nachwelt kann sich alsdann Glück wünschen, daß aus dem Unheil ein solches Wohl entstanden ist. Denn es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaals verhallten. Auf diese Weise können Sie den Winter mit sich selbst bleiben; welches das beste ist was man jetzt thun kann. Denn wo man hinsieht und hintritt, sieht es wild und verworren aus; und das allgemeine Uebel zerspellt sich doch eigentlich nur in unzählige einzelne Mährchen, deren ewige Wiederhohlung die Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern anfüllt, und zuletzt selbst ein gesetztes Gemüth angreift. Haben wir ein halbes Jahr hin, so sieht man eher, was sich herstellt, oder was verloren ist, ob man an seiner Stelle bleiben kann, oder ob man wandern muß; und das letzte sollte man gewiß nur im äußersten Nothfall ergreifen. Denn der Boden schwanckt überall, und im Sturm ist es ziemlich gleich, auf welchem Schiff der Flotte man sich befindet.

So viel über die wichtige Frage, vielleicht schon zu viel. Ich spreche freylich nur nach meiner Denckweise, die ich Ihnen wohl überliefern, aber nicht mittheilen kann. Indessen handle ich selbst nach dieser Lehre. An dem Farbenwesen wird ziemlich rasch fortgedruckt. Einen Entwurf der Morphologie gedenk' ich auch bald unter die Presse zu bringen, und meine Träume über Bildung und Umbildung organischer Wesen, wenigstens einigermaßen, in Worten zu fixiren.[1]) An den Aushängebogen von Tübingen her, sehe ich auch daß die erste Lieferung meiner ästhetischen Arbeiten[2]) bald hervortreten wird; und so muß man denn, in Erwartung besserer Zeiten, die gegenwärtige nutzen und vertreiben, so gut man kann.

Tausend Lebewohl mit lebhaftem Wunsch eines baldigen Wiedersehens und längeren Zusammenseyns, als leider das letzte antidiluvianische war.

G.

[1]) „Ich glaubte des Gelingens dergestalt sicher zu sein, daß bereits im Meßkatalog Ostern dieses Jahres (1807) eine Ankündigung unter dem Titel: Goethes Ideen über organische Bildung dieserwegen auftrat, als könnte zunächst ein solches Heft ausgegeben werden." 32, 6.

[2]) der ersten Gesammtausgabe der Werke bei Cotta.

25.

Wenn Sie, verehrter Freund, selbst Ihrer Arbeit [1]) einige Gerechtigkeit wider fahren lassen, wenn Sie sich erinnern, wie sehr wir gerade diese Bemühungen von Ihnen erbethen, wenn Sie sich unsere Zustände und Denckweisen recht vergegenwärtigen; so können Sie sich selbst sagen, wie viel Freude Sie uns durch Ihre Sendung machten. Wir haben das Heft gelesen und wieder gelesen und werden einzelne Seiten desselben zum Text vielfacher Unterhaltungen legen. Ich sage wir, weil wir gerade in Jena uns in Gesellschaft von mehrern theilnehmenden Freunden befinden. Ein beyliegendes Blattchen von Knebel drückt einigermaßen seine danckbaren Gesinnungen aus. Wir stehen alle zusammen mit Staunen und Bewunderung vor der weiten Gegend von der Sie uns den Vorhang wegziehen; und wünschen sie nach und nach an Ihrer Hand zu durchreisen. Mit einer stolzen Demut habe ich meinen Namen an einem so ehrenvollen Platze gefunden, und mit herzlicher Freude gedanckt, daß Sie mich glauben lassen: ich habe durch meine früheren Anregungen und Zudringlichkeiten ein so verdienstliches Werck mit befördern helfen.

Ich bin schon über vier Wochen in Jena, und da ich hier immer einsam lebte, so finde ich es nicht einsamer als sonst. Ich hatte mir manches zu arbeiten vorgesetzt, daraus nichts geworden ist und manches gethan woran ich nicht gedacht hatte; d. h. also ganz eigentlich das Leben leben.

Werner der Thalsohn ist auch bald vierzehn Tage hier. Seine Persönlichkeit hat uns in seine Schriften eingeführt. Durch seinen Vortrag, seine Erklärungen und Erläuterungen ist manches ausgeglichen worden, was uns schwarz auf weiß gar schroff entgegenstand. Es ist in jedem Sinne eine merckwürdige Natur und ein schönes Talent. Uebrigens läßt sich auch bey diesem Falle sehen, daß der Autor, wenn er einigermaßen vom Geiste begünstigt ist, seine Sachen selbst bringen und repräsentiren solle. Er wird in diesen Tagen mit mir zurück nach Weimar gehen. Durch seine Unterhaltungen sind wir auf die angenehmste Weise dem kürzsten Tage näher gekommen. [2])

26. [3])

Höchst merckwürdiges und erfreuliches
Fragmentum epistolare
cum notis & animadversionibus
Justi Carlsbadensis et Aeriduli
Glashütteli.

Das Blatt worauf dieses Fragment geschrieben, hat ungefähr die Größe eines ächten Papyrus, indem es nur drey bis vier Querfinger breit, zu Rech-

[1]) Darstellung der Alterthumswissenschaft im ersten Heft des Museums der Alterthumswissenschaft.

[2]) Das zweite Blatt fehlt; der Brief ist wahrscheinlich gleichzeitig mit dem an Zelter, Jena, 16. Decbr. 1807. — Vgl. An Frau v. Stein 3, 385–86.

[3]) Wolf hat an den Rand geschrieben: „Ist eine Antwort von Goethe, der, schon längerer Badegast in Carlsbad, sich Justus nennt, und von einem andern Bei-

nungen liniirt und die Ausgabe von Gulden, Kreuzern und Heilern darauf zu notiren eingerichtet ist. Da nun beyde letztere Rubricken in jetziger Zeit unnöthig seyn möchten, weil gegenwärtig alles nur in Gulden evaluirt wird: so scheint dasselbe auf eine ältere Epoche zu deuten. Dieser Umstand, so wie der Mangel eines Datums, setzt die Ausleger in nicht geringe Verlegenheit, welche aber eben deswegen mit desto ernsterm Beruf und größerem Vergnügen ans Werck schreiten.

„In 10—14 Tagen bin ich in Carlsbad."

Es würde sehr viele Seiten einnehmen, wenn man die Conjunkturen alle aufzeichnen wollte, welche bey Ermanglung eines Grund- und Normaltages hier von den Critikern durchgearbeitet werden mußten. Nach sehr vielen Controversen und Ueberlegungen vereinigten sie sich endlich, die Epoche des Blattes zwischen das Ende des Juny und den Anfang des July zu setzen; wobey sie sich, wie man sieht, einen billigen Spielraum vorbehielten. Eine von den Hauptschwierigkeiten, diese Stelle richtig zu erklären, entsprang daher, daß beyde Ausleger geneigt waren, das eigentliche Datum (Ort und Zeit) dieses Dati (Erlasses) näher zu setzen, damit das Datum der Ankunft um so viel näher rückte.

„Hätten Sie wol die Güte"

Hier wurde eine Emendation gewagt, statt Güte, Freude zu setzen; weil man aber auch das Verbum und alles übrige hätte ändern müssen: so hielt man es für besser, den Text stehen zu lassen, und jenes für eine redneriſche Umschreibung dessen zu halten, was sich von selbst versteht.

„Mir um die Zeit"

Die Verlegenheit wegen der Epoche und des Termins, sowohl a quo als ad quem, ging bey dieser Stelle von neuem an. Nach dem Vorgange Petavs und anderer Meister, entschloß man sich die Hälfte Julys, welche eben ein so ungewisser Termin ist, als fest anzunehmen.

„Auf acht Tage,"

Wir machen hier ein Comma, welches im Original fehlt, ob es uns gleich viel angenehmer gewesen wäre, das folgende unterstrichene wenigstens auf die Zeit zu deuten. Acht Tage vergehen gar zu bald, und acht Tage wenigstens erlauben noch immer seine Hoffnung auf vierzehn Tage wenigstens, ja auf vier Wochen auszudehnen.

„wenigstens drey Zimmer"

Hier fängt nun aber erst die Qual an, da nicht nur vom Auslegen, sondern vom Ausrichten die Rede ist. Drey Zimmer wären vielleicht in dem Augenblick, wo dieses gegenwärtige geschrieben wird, irgendwo [illegible], aber, ob beysammen, ob getrennt, wie und wo, ist nicht einmal auszusprechen, geschweige, ob es morgen oder übermorgen noch so seyn wird.

marischen Freunde, der dort nur in Goethens Gesellschaft etwas Giesshübler Sauerbrunnen trank — an mich, der ich gleich nach meiner Ankunft in Töplitz in einem Wirthshause am Wege auf ein Blatt, das man aus einem Rechnungsbuche ausriß, bloß die eben angeführten Worte geschrieben hatte, um mir in C. eine Wohnung zu bestellen. W."

„Vorn heraus"

Auch sogar diese einfache Bedingung ist gegenwärtig schwer zu erfüllen.

„Auf der Wiese"

Durch diesen Zusatz wird die Sache noch schwerer. Wir haben zwar gegenwärtig zwey Wiesen, die Wiese oder Lauka schlechtweg, und die neue Wiese, nowa Lauka. (Hier ist wohl der Ort, zu bemerken, daß es eines böhmischen Puristen Sache seyn möchte, ob man nicht statt nowa, welches doch offenbar ein ausländisches Wort ist, ein inländisches verdeutendes finden könnte, welches ganz vollkommen seyn würde, wenn es zugleich die Wirthshaus-Theater, und Judenwiese ausdrückte.) Auf der *zur' ἐξοχήν* so genannten u. wahrscheinlich gemeinten Wiese, ist gegenwärtig keine Art von Zimmer, noch Kammer, mehr zu haben. Die Häuser sind bis in die äußersten Giebel bewohnt, sodaß man Abends Sterne in der Luft zu sehen glaubt, und sogar Dachkämmerchen werden nur aus Gunst vergeben.

„Oder sonst"

Hier würden benannte Freunde zu jeder andern Zeit sich getröstet finden, wenn nicht auf eine ganz unglaubliche Weise die Hülfsbedürftigen, wie es jedoch scheint, meistens in guter gesunder Gesellschaft sich hier eingefunden und alle Räume weggenommen hätten.

„Auf jeden Fall bey guten Leuten zu besprechen"

Diese Bedingung würde am ersten zu erfüllen seyn. Die Carlsbader sind alle gut, nur haben sie dieß Jahr bemerckt, daß sie den Fremden noch einmal so viel abnehmen können, ohne deshalb an ihrer guten Renommée abzunehmen und es steht zu erwarten, daß sie in dieser Einsicht nicht zurückschreiten werden, wenn auch der Curs der Banknoten auf einen bessern Weg zurückkehren sollte [1])

Ein anständiges Quartier in der Hälfte July auf kurze Zeit zu versprechen, ist völlig unmöglich. Es könnte nur durch den wunderbarsten Zufall ein solches offen werden, der jedoch keineswegs wahrscheinlich ist. Auch selbst ein ungeräumiges, in der geringsten Lage, würde nicht vorzubereiten seyn. Das Städtchen ist schon bis hinter die Kirche und bis zum Hirschensprung hinauf besetzt und wir rücken selbst in unserm Hause so zusammen, daß es beynahe unbequem wird. Indessen möchten wir wünschen, daß die Freunde, zu unserm Glücke, ihrem Glücke vertrauten und zu gelegener Zeit hieher kämen, um im schlimmsten Falle nur die Nacht unter Dach allenfalls unter dem Dache, den übrigen Tag aber unter freyem Himmel, unter Bäumen, in Sälen, auf Spaziergängen, Spazierfahrten, und was dergleichen Seligkeiten dieses irdischen Paradieses mehr sind, zuzubringen; worüber Niemand mehr erfreut seyn könnte, als die Unterzeichneten.

Carlsbad den 3. July 1810.

Justus Carlsbadensis.
Aridulius Gishübelius.

[1]) Man vergleiche, was Goethe in den Tag- u. Jahresh. unter dem Jahre 1811 vom niedrigen Stande des Papiergelds erzählt, 32, 69. Aehnliche Aeußerungen in den Briefen an Reinhard vom 8. Mai u. 5. Juni 1811.

27.

Da man eine Gelegenheit die sich darbietet, ein langes Schweigen zu unterbrechen, ja nicht aus der Hand lassen soll, so will ich einem jungen Manne der nach Berlin geht, ein Empfehlungs Schreiben an Sie, verehrter Freund, nicht versagen. Sein Name ist Schopenhauer, seine Mutter die Frau Hofrath Schopenhauer,[1]) welche sich schon mehrere Jahre bey uns aufhält. Er hat eine Zeit lang in Göttingen studirt, und soviel ich mehr durch andere als durch mich selbst weiß, hat er sichs Ernst seyn lassen. In seinen Studien und Beschäftigungen scheint er einige Male variirt zu haben. In welchem Fach und wie weit er es gebracht, werden Sie sehr leicht beurtheilen, wenn Sie ihm, aus Freundschaft zu mir, einen Augenblick schencken, und ihn, so fern er es verdient, die Erlaubniß ertheilen wollen, Sie wieder zu sehen.

Ich würde das Nähere von ihm schreiben können, wenn er von Göttingen aus über Weimar nach Berlin ginge, wie ich anfangs glaubte, und mich hauptsächlich dadurch bewegen ließ, Madam Schopenhauer diesen Brief zuzusagen: denn ich wollte Ihnen wenigstens einen Theil der Bücher zusenden, die Ihnen gehören und deren ich mich in Carlsbad bemächtigt habe. Die kleinen Schriften des Plutarch waren gerade recht am Ort: sie unterhielten uns mehrere Wochen fast ganz allein, und ich habe mich so darein verliebt, daß Sie diese Uebersetzung wohl schwerlich wiedersehen werden.[2]) Denn was sollte sie Ihnen auch, da das mir zugeschlossene Original Ihnen frey und offen steht. Ein paar Bändchen von dem Nachdruck der Wercke Ihres Freundes und ein paar andere, die mit Recht nicht einer Biene, sondern einer Hummel zugeschrieben würden,[3]) sollen Ihnen auf irgend eine Weise zukommen.

Was ich treibe, ist immer ein offenbares Geheimniß. Es freut mich, daß meine Farbenlehre als Zankapfel die gute Wirkung thut. Meine Gegner schmatzen daran herum, wie Karpfen an einem großen Apfel den man ihnen in den Teich wirft. Diese Herren mögen sich gebärden, wie sie wollen, so bringen sie wenigstens dieses Buch nicht aus der Geschichte der Physick heraus. Mehr verlang' ich nicht; es mag übrigens, jetzt oder künftig, wircken was es kann.

Zu Michaelis werden sie mich auf einem wunderlichen Unternehmen ertappen.[4]) Ich sage davon weiter nichts, als daß ich's der Zeit ganz gemäß

[1]) Ueber Arthur Schopenhauer äußert sich Goethe 32, 113. 152.

[2]) „Auch waren zum fortgesetzten Lesen und Betrachten die kleineren Schriften Plutarchs jederzeit bei der Hand." 32, 71. Die Uebersetzung in die Kaltwassersche.

[3]) Der Witz geht auf Kotzebues „Biene," die 1808—1810 erst als Quartal-, dann als Monatsschrift erschien. Im Vorwort zum ersten Hefte sagt der Verfasser: „Dieses Allerlei enthält, was ich in Nebenstunden gedacht, gelesen, gedichtet, umgeschmolzen, erzählt und nacherzählt habe. So sind nach und nach kleine Sammlungen entstanden, die solchen Herren und Damen, deren Geschmack nun gerade mit dem meinigen übereinstimmt, auch wiederum in Nebenstunden eine angenehme Unterhaltung gewähren können."

[4]) Gegen Ende des Jahres erschien der erste Band von Dichtung und Wahrheit.

halte, das Faß in dem man gewohnt, auf und abzurollen,*) dann man nicht müßig zu seyn scheine.

Aber warum ziehen Ihre Wolken nicht über uns her? Sind sie auch so hartnäckig, wie die Wolken des physischen Himmels, die uns ihre erquickliche Gegenwart so lange entzogen? Wir hoffen darauf von einem Tage zum andern: lassen Sie uns nicht länger schmachten.

Ueberhaupt wäre es recht schön und freundlich, wenn Sie die gegenwärtige Anregung nicht verklingen ließen, und mir einige Nachricht gäben, wie Sie sich befunden, und was Sie auf Reisen u. zu Hause merkwürdiges erlebt, auch was Ihre Universität für Hoffnungen giebt. Gar oft wünsche ich nur einige Tage vertraulichen Umgangs, um mich sowohl im Leben als im Wissen, wie sonst, wieder einmal gefördert zu sehen. Möge ich doch immer das Beste von Ihnen vernehmen. Was mich betrifft, so kann ich wohl sagen, daß mir körperlichen Zustände mich nicht hindern, nach meiner Art thätig zu seyn u den mäßigen Forderungen Genüge zu leisten, die ich u. andre an mich machen.

Unser guter Wieland hat einen großen Unfall erlebt, wie Sie werden vernommen haben. Durch den Sturz eines Wagens ist er, und noch mehr seine jüngere Tochter, beschädigt worden.*) Beyde befinden sich jedoch leidlich, und er, bey seinen Jahren, über alle Erwartung. Der Fall an sich und die ihn begleitenden Umstände haben uns alle höchlich geschmerzt.

Nun, zum Ersatz, lassen Sie mich nicht lange ohne Nachricht, daß Sie sich vortrefflich befinden.†)

Weimar den 28. September 1811. Goethe.

28.

Unter die ersten Schulden, welche ich bey meiner Rückkunft abzutragen habe, gehört es gewiß, daß ich Ihnen, mein verehrter Freund, so lange nichts vernehmen ließ, und Ihre werthen Briefe sind mir zu meiner großen Freude geworden, und derjenige noch ganz zuletzt in diesen Tagen, welchen Sie dem Feldfuhrlichen Meister übergaben, der mir Ihr Wohlbehagen in Aachen u Spaa gar freundlich meldete.

Ich sende daher ein kleines Resumée meiner ganzen Reise, welches bei meinen Freunden ein langes Stillschweigen entschuldigen soll, da wenigstens so viel daraus ersichtlich ist, daß ich meine Zeit gut angewendet, und mich nach

*) So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß. 2, 288.
Auch sonst bedient sich G. gern dieses bildlichen Ausdrucks. An Fritz v. Stein 14. August 1794: „Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen." (An Schiller 26. September 1795: „Wie ich dieser letzten unruhigen Zeit meine Tonne gewälzt habe." —)

*) Goethe gedenkt dieses Unfalls, der am 11. September stattgefunden, auch in der Gedächtnißrede auf Wieland. 32, 264. Vgl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde 1, 597. Knebel an Goethe 20. Septbr. 1811, an Henriette 25. Septbr.

†) D. es ist der Brief, dessen Zelter gedenkt 3, 462.

allerley Guten und Schönen mich umzuthun nicht unterlassen.[1]) Mögen Sie mir dagegen sagen, wie Sie es angestellt, um in Nachahmung jener heiligen Könige vom Niederrhein wieder nach Hause zu kommen, ohne daß Herodes und seine Genossen das mindeste davon gewahr werden können; so erzeigen Sie mir dadurch eine grosse Liebe und Freundschaft.

Mögen Sie mir ferner vermelden, womit Sie sich diesen Winter beschäftigen, und was Sie ihren vortrefflichen Landsleuten zu Liebe oder zu Leid thuen wollen; so werden Sie mich sehr verbinden. Ich beschäftige mich die Retamina dieses Sommers einigermaaßen zu redigiren, daß mir von dem Eingesammelten so wenig als möglich verloren gehe, Vielleicht macht Ihnen in der Folge ein Theil davon auch Vergnügen.

Und nun das herzlichste Lebewohl

Weimar den 8. Novr. 1814.

um kürzere Pausen des Briefwechsels ersuchend

Goethe.

Am 25. July, reiste ich von Weimar ab, und sah meine zu ihrem Vortheil sehr veränderte Vaterstadt, Nachts dem 27sten, beim doppelten Schein des Vollen Mondes und einer Ihrer Majestät dem König von Preussen gewidmeten Illumination, nach 17 Jahren zum erstenmahl wieder. Gelangte den 29sten ej. nach Mitternacht nach Wiesbaden, wo ich denn, bey sehr heiterm Wetter, in Gesellschaft von alten und neuerworbenen Freunden, die Cur aufs regelmäßigste zu brauchen anfieng. Doch fehlte es nicht an Unterbrechungen. Die Sonntage fand ich an dem Hofe zu Bibrich eine gnädige Aufnahme. Am 3n August feyerte ich das hohe Geburtsfest in Mainz, mit dem dortigen Oesterreichischen und Preußischen Militair und den Einwohnern. Am 15n d. M. machte ich eine Ausflucht nach Rüdesheim in Gesellschaft meines Freundes Zelter und des Hrn. Oberbergrath Cramer. Den 16. ej. wohnten wir der Rochus Capelle über Bingen bey, ein Fest das wohl eine eigene Beschreibung verdient. Diese Gegenden mit allen ihren Herrlichkeiten, waren mir so gut als neu, und ich hatte mir in denselben wieder den Muth gehohlt, die Badecur fortzusetzen. Gegen Ende des Monats hatte ich das Glück in Mainz und Wiesbaden Durchl. Herzog von Weimar zu verehren, welchen der Weg von Aachen nach Hause durch diese Gegenden trug.

Vom 1sten bis zum 8tn September verweilte ich im Rheingau, dessen Genuß und Uebersicht ich der Brentanoschen Familie schuldig geworden. Das rechte und linke Rheinufer lernte ich in der besten Gesellschaft und unter den günstigsten Umständen kennen. Nach Wiesbaden zurückgekehrt, fand ich in des Hrn. Oberbergrath Cramers vortrefflichem Cabinet, durch Güte und einsichtige Mit-

[1]) Der unten folgende Bericht war unter andern auch an Frau v. Grotthuß gesendet und ist erwähnt, aber nicht veröffentlicht, in den Grenzboten 1846 I. S. 514, wo Goethes Briefe an dieselbe gedruckt sind. — Auch Knebeln hat Goethe diese „Skizze seiner Reise-Chronologie" zugesendet mit dem Briefe vom 9. Novbr.

theilung des Besitzers, eine belehrende Unterhaltung, wo ich einen Begriff der sämmtlichen Bergwercke der Nassauischen Lande mir eigen machen konnte. Herr Hauptmann und Bibliothekar Hundeshagen hatte zugleich durch antiquarische, artistisch-litterarische Mittheilung, am Vergnügen und Nutzen den ich aus meinem Aufenthalte zog, den größten Antheil.

Ueber Hochheim, Flörsheim und Weibach, in Betrachtung mancher Naturgegenstände nach Frankfurt, wo ich mich ganz dem Wohlbehagen überließ, mit meinen theuern Landsleuten, nach so langer Zeit, wieder in Berührung zu kommen, welche mir alle Gelegenheit machten, die reichen Kunstschätze und die Schönheit der Umgebungen vollständig kennen zu lernen. Sollte ich übrigens alle Personen mit Nahmen nennen, denen ich Erfreuliches und Nützliches verdanke, so würde es ein groses Verzeichniß geben. Doch darf ich nicht verschweigen, daß ich in dem mir nahverwandten Schloßerischem Hause, die liebevollste Gastfreundschaft gefunden, daß die Brentanosche Familie, in allen ihren Zweigen, mir eine von den Eltern ererbte Freundschaft und Neigung bewiesen, daß Herr Schütz bey belehrender Vorzeigung der trefflichen alten, noch nicht aufgestellten Mahlereyen, keine Bemühung gespahrt, daß Hr. Geheimerath von Willemer sein früheres Zutrauen auf jede Weise im hohen Grade abermals bethätiget, und daß meine ältern Schul- und Akademischen Freunde, die noch übrig geblieben, mich mit warmer Liebe empfangen.

Vom 24. Septbr. bis zum 8. Oktbr., befand ich mich in Heidelberg, in Betrachtung der Boisseréeschen Sammlung, wo man die Stufen der Niederländischen Kunstschule, durch das byzantinische und gräcisirende Bemühen, bis zu Johann von Eyck und dessen Schüler und Nachfolger, auf eine Weise kennen lernt, die in Verwunderung setzt. Die hohen Verdienste von Männern, deren Nahmen man kaum gekannt, sind uns hier vor Augen gestellt, und ein trüber Theil der Kunstgeschichte in das hellste Licht gesetzt.

Das schönste Wetter erlaubte jene herrliche Gegend von allen Punkten und nach allen Seiten hin zu beschauen, und es geschah dieses in Gesellschaft von ältern Freunden und Bekannten, die sich noch gern der guten Zeiten von Jena erinnern mochten. So konnte ich auch in Mannheim mit Freunden, vergangener Weimarischer Tage gedencken, und in gleicher Rücksicht erfreute ich mich in Darmstadt einer gnädigen Aufnahme der Grosherzogl. Familie. Hier hatte ich zugleich ein vortreffliches Orchester, und ein reiches Museum zu bewundern, welches dem Hrn. Cabinetsrath Schleiermacher seine blühende Ordnung verdankt.

Vom 13. an, kehrte ich wieder in meinen behaglichen Frankfurter Zustand zurück, beschaute Nachts, den 18tn, nach vollbrachtem wohlgeordnetem Feste, vom Mühlberge, die durch Tausend und aber Tausend Feuer erleuchtete Gebirgsreihe und sonstige ferne und nahe Gegend. Den 19tn war die Stadt aufs prächtigste illuminirt, und ich glaubte mit dieser Feyerlichkeit schließen zu müssen, obgleich noch mehrere Feste mich zu bleiben lockten. In Hanau konnte ich, in dem Cabinet des Hrn. Geheimerath Leonhard, alle meine Kenntnisse des Unorganischen Reiches recapituliren, und sie nicht wenig vermehren; und so kam ich denn

Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Thomas tritt auf.

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer ſeyd ihr?

Thomas. Kennſt du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, biſt du's?

Thomas. Hab' ich mich ſo geändert?

Jery. Ja wohl, du haſt dich geſtreckt; du ſiehſt vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat ſieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht er iſt mehr geplagt.

Jery. Du biſt auf Urlaub?

endlich den 27sten Oktbr. in Weimar glücklich wieder an, wo ich mein Haus und die Meinigen im besten Zustande fand.

G.

29.

Die Herren Everett und Ticknor [1]) sind bey mir angelangt und ich habe sie freundlich empfangen, auch nach Jena empfohlen und so werden sie denn ihren Zweck erreichen und Menschen und Gegenstände kennen lernen.

Ihre glückliche Rückkehr hatte schon vernommen und wem kann ein Aufenthalt in Goettingen angenehmer seyn als Ihnen, der, vor so vielen anderen, solche Bibliotheksschätze zu würdigen und zu nützen weiß. [2])

Und nun ein kleines literarisches Ersuchen. Ihr treffliches Gedächtniß erinnert sich wohl noch daß Sie mich einmal aufmerksam machten auf eine Abhandlung Caspar Friedrich Wolfs, die Metamorphose der Pflanzen betreffend, [3]) und es schwebt mir vor als stehe sie in den Commentarien oder Akten der Petersburger Akademie. Nun ist dieses Werk ganz vollständig bey uns, aber ich habe mich und andere vergebens gequält jene Abhandlung darinne aufzufinden. Auch steht sie nicht in dem Verzeichniß das nach seinem Tode der Akademie eingereicht worden, vid. Nova Acta Acad. Sc. Petropolit. T. XII. pag. 7 sqq. (1794.) Sollte dieser Aufsatz in einer andern Sammlung stehen?

Können Sie mir verehrter Freund aus dieser Verwirrung und zu gedachter Abhandlung helfen, so werden Sie mich sehr verbinden; denn ich bin veranlaßt diese Gegenstände wieder vorzunehmen.

Möge ich viel gutes und erfreuliches von ihren Zuständen erfahren

Weimar d. 30. Octbr. 1816. Der Ihrige

Goethe.

30.

Meinen Sohn beneide ich, verehrter Freund, um das Glück, Berlin zu schauen und Sie zu begrüßen. [4]) Das erste soll mir, wie es scheint, niemals werden: das zweite will ich mir, nach geraumer Zeit, doch endlich wieder einmal durch diesen Brief verschaffen.

Nach einer so langen Pause ist eine Gelegenheit sehr erwünscht, die uns auffordert, entfernten Freunden unser Andenken aufzunöthigen.

---

[1]) Beide aus Amerika; der erstere war damals designirter Professor der griechischen Sprache am Harvardscollege zu Cambridge in Massachusetts; der andere ist der bekannte Geschichtschreiber der spanischen Litteratur. Von beiden finden sich Briefe in Wolfs Nachlaß.

[2]) Im Herbst 1816 hatte Wolf eine Reise nach Haynrede, Nordhausen, Osterode und Göttingen gemacht. Körte, 2, 132—134.

[3]) „Jener Wunsch aber ward mir gar glücklich erfüllt, als mein verehrter Freund, Friedrich August Wolf, mir seinen Namensvetter andeutete, der längst auf der Spur gewesen, die ich nun auch verfolgte." 58, 131. — Vgl. 32, 6. — „Ich rief mir (1816) das Andenken Caspar Friedrich Wolfs wieder hervor." 32, 111.

[4]) An Zelter 21. Mai 1819: „In Augusts Briefen finde ich weder Wolf noch Hirt genannt. Sorge, daß diese Freunde nicht übergangen werden."

Gegenwärtiges überbringt Herr Dawe,[1]) ein englischer Mahler, der seinen Landsleuten, denen Ihr Name so ehrenvoll bekannt ist, auch gern Ihr Bildniß mitbringen möchte. Er hat hier einige Bilder gemahlt, mit denen man sehr zufrieden ist. Er denkt, sie in Kupfer stechen zu lassen, wozu ihm vorzügliche Künstler bereit stehen. Möchten Sie ihm einige Stunden gönnen, so würden Sie ihn einsichtig unterrichtet und von angenehmer Unterhaltung finden. Nehmen Sie dieses Schreiben, wenn es auch später in Ihre Hände kommt, als ein Zeugniß hochachtungsvoller Anhänglichkeit auf.

Vorstehendes sollte Herr Dawe auf seiner unmittelbaren Reise nach Berlin mitnehmen; da er aber, wie es scheint, einen Umweg macht, vielleicht einen großen; so versage mir nicht, Beiliegendes zu geneigter früherer Aufnahme zu übersenden.

Weimar den 4. Juni 1819.

treulich ergeben
Goethe.

---

[1]) Goethes Bild von George Dawe, das in London 1820 gestochen worden, finden wir 32, 200 erwähnt. Vgl. G.'s Briefe an Hüttner vom 18. Aug., 22. Septbr., 21. Octbr. 1820 bei Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen. Auf dem Umschlag des ersten Heftes im dritten Bande von Kunst und Alterthum wird das Bild folgendermaßen angezeigt: „Goethes Brustbild in punktirter Manier, überaus zierlich und zart behandelt, dabei kräftig und von schöner malerischer Wirkung. Dieses Blatt kann, bloß als Kunstwerk betrachtet, für gut und verdienstlich gelten; überdem ist es aber auch unter den vielen in Kupfer gestochenen Bildnissen des Genannten dasjenige, welches ihn am ähnlichsten darstellt." —

Beilagen.

Ich ſtelle in Folgendem einige Documente zuſammen, die theils ſich auf Goethes und Wolfs perſönliches Verhältniß unmittelbar beziehen, theils für manches in der Einleitung Bemerkte die erforderlichen Belege bieten.

I. Goethes Ueberſetzung einer Pindariſchen Ode. Vgl. S. 7. Anmerkung 10.

II. Goethes Brief an Frau von La Roche, über das Studium des griechiſchen Homer (mitgetheilt von J. Claſſen in den Verhandlungen der 20ſten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Frankfurt am Main, S. 16). Vgl. S. 7. Anmerkung 9.

III. Wolfs Aufſatz über Herders Homer, ein Günſtling der Zeit. Vgl. S. 19. Anmerkung 33.

IV. Wolfs Aufſatz über Winckelmann. Vgl. S. 44. Goethe hatte dieſer Arbeit des Freundes unter ſeinen Werken, in der Ausgabe letzter Hand, einen Platz vergönnt; in den jetzigen Ausgaben ſucht man ſie vergebens. In Danzels Geſammelten Aufſätzen, herausgegeben von Otto Jahn, findet ſich S. 118 fgg. eine inhaltreiche Abhandlung über Goethe und die Weimariſchen Kunſtfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann, in welcher auch auf Wolfs Aeußerungen Rückſicht genommen wird.

V. Wolfs Nachtrag zu Goethes und Meyers Programm zum Monat Auguſt 1805. — Vgl. S. 60. Anmerkung 4. und S. 61. Anmerkung 5.

VI. Dedication des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaft an Goethe. Vgl. S. 75.

VII. Wolfs Gedicht an Goethe aus dem Jahre 1822. Vgl. S. 87.

VIII. Wolfs Anzeige von Varnhagen v. Enſes Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden. Vgl. S. 87.

I.

Ode 5.

Hoher Tugenden und
Olympischer Kränze
süsse Blüten, empfange
Tochter des Oceans
mit freudewarmem Herzen
Sie, unermüdeter Mäuler
Und des Phaumis Belohnung,
der deiner Stadt preiserwerbend
bevölkertes Kamarina,
auf sechs Zwillingsaltären
verherrlichte die Feste der Götter
mit stattlichen Rinderopfern
und Wettstreits fünftägigem Kampf,
auf Pferden, Mäulern und Springrossen
Dir aber siegend
lieblichen Ruhm bereitete
Da seines Vaters Akrons
Name verkündet ward
und deiner, neubewohnte Stätte.

Antist.

Und nun herwandelnd
von des Oenomaus
und des Pelops lieblichen Gründen
Völkerschützerinn Pallas
Besingt er deinen heiligen Hayn,
des Danus Fluten
des Vaterlands See
Und die ansehnlichen Gänge
in welchen die Völker
Hipparis tränket,
schnell dann befestigt er
wohl gegründeter Häuser
hocherhabne Gipfel,
führt aus der Niedrigkeit
zum Licht rauf sein Bürgervolk
Immer ringet an der Tugend Seite
Müh und Aufwand
Nach Gefahr umhüllten Zwecke
Und die Glücklichen
scheinen weise den Menschen.

Epode.

Erhalter, wolkentrohnender Zevs
Der du bewohnest Kroniens Hügel,
chrest des Alpheus breitschwellende Fluten
und die Idäische heilige Höle
Bittend tret' ich vor dich
In Lyrischem Flöten Gesang
Siehe daß du der Stadt
Mannswerten Ruhm befestigest.
Du dann Olympussieger
Neptunischer Pferde
Freudmütiger Reuter
Lebe heiter dein Alter aus
rings von Söhnen, o Pfaumis
umgeben.
Wem gesunder Reichthum zufloß
und Besiztumsfülle häufte
und Ruhmnahmen drein erwarb
wünsche nicht ein Gott zu seyn.

II.

Hier ein kurzes Rezipe für des werthen Baron v. Hohenfeld griechisches Studium: „So Du einen Homer hast ists gut, hast Du keinen kaufe Dir den Ernestischen, da die Clarkische wörtliche Ueberseszung beygefügt ist; so dann verschaffe Dir Schaufelbergs Clavem Homericum, und ein Spiel weise Karten, hast Du dieß beysammen, so fang an zu lesen die Ilias, achte nicht auf accente sondern ließ wie die Melodey des Hexameters dahin fließt, und wie es Dir schön klinge in der Seele, verstehst Dus so ist alles gethan, so Dus aber nicht verstehst sieh die Ueberseszung an, ließ die Ueberseszung und das Original, und das Original und die Ueberseszung, etwa ein zwanzig dreyßig Verse biß Dir ein Licht auf geht über Construction, die im Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife Deinen Clavem, wo Du Zeile für Zeile wirst analysirt finden, das Präsens und den Nominativum schreibe sodann auf die Karten, steck sie in Dein Souvenir und lerne daran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten mögte dem das Herz ganz nach Gott hing, und so immer ein dreyßig Verse nach den anderen und hast Du zwey drey Bücher so durchgearbeitet versprech ich Dir, stehst Du frisch und frank vor Deinem Homer, und verstehst ihn ohne Ueberseszung Schaufelberg und Karten. Probatum est."

Im Ernst liebe Mama warum das alles so und so, und grad Karten seyn müssen? Nicht untersucht ruft der Arzt! Warum muß das eben Nesseltuch seyn, worin das Huhn gesotst wird. Sagen Sie dem hochwürdigen Schüler zum Troste Homer sey der leichteste Griechische Autor, den man aber aus sich selbst verstehen lernen muß.

III.

Intelligenzblatt der Allgem. Literatur-Zeitung. Numero 122. Sonnabends den 24. October 1795.

S. 979 **Ankündigung eines deutschen Auszugs aus Prof. Wolfs Prolegomenis ad Homerum**

und

Erklärung über einen Aufsatz im IX. Stücke der Horen.

Als ich in meiner vorige Ostermesse herausgegebenen Prolegomenis ad Homerum von S. 39 – 160 eine Reihe historischer Zweifel über die ursprüngliche Beschaffenheit der Ilias und Odyssee, über das Alter der Bücherschreibung bey den Griechen, über Rhapsodik oder alte griechische Gesangweise, über muthmaaßliche Verschiedenheit der Verfasser beider Werke u. d. m. theils kürzer, theils ausführlicher eröffnete, war es mir bloß darum zu thun, die Kenner des Alterthums zu einer Untersuchung einzuladen, deren Resultate von dem größten Einflusse auf die classische Litteratur, dem Alterthum selbst aber unbekannt schienen. Den Kennern, sage ich, galt die Aufforderung: von ihnen geprüft, konnten die Resultate dereinst jeden beliebigen Weg ins größere Publicum nehmen. Daher wurde, nach mehrjährigem Schreiben und Umschreiben, alles so wortkarg als möglich, alles mit Uebergehung des Bekannten und auf den gewiesenen Wegen Findbaren, daher endlich lateinisch geschrieben. Und eben daher widerstand ich mehr als Einer Anreizung, den Inhalt und Zweck meines Buches durch Auszug oder auf andere Art in das gemischte Publicum zu bringen.

Izt erscheint im September der Horen unter dem Titel: Homer ein Günstling der Zeit, ein Aufsatz, welcher über alle jene mit einer, manchem sogar zu groß scheinenden, aber der historischen Ueberlieferung gebührenden, Furchtsamkeit vorgelegten Untersuchungen in eilf §§ Rede und Antwort zu geben die Miene trägt. Der Aufsatz ist deutsch; er steht in einem allgemein gelesenen Journale; der Verf. behandelt darin meine mit Fleiß zubereiteten Materialien im Tone des a priori zum Ziele eilenden Philosophen; er verschiebt, indem er Altes und Neues durch einander wirft, jeden bestimmten Gesichtspunkt; und hat am Ende das Vergnügen, den trivialsten Satz, der sich sagen läßt, als Ausbeute zu Tage zu fördern.

S. 980 Dieß kann dem nicht gleichgültig seyn, der so viel Zeit und Mühe auf die Auflösung jener Probleme verwandt hat, und der sich dieser Mühe ohne ein warmes Interesse dafür nicht hat unterziehen können. Noch weniger ist mir der Verdacht mehrerer Leser gleichgültig, als ob ich selbst den Aufsatz veranlaßt, oder gar geschrieben, oder doch den Stoff dazu hergegeben hätte. Allein, hauptsächlich aus dem erstern Grunde muß ich hier zwischen den Verfasser und seine Leser treten, um ein voreiliges Endurtheil aufzuhalten, das so auf einen ganz verfeichteten Grund gebaut sein würde.

Doch der Verf. war nicht eben voreilig; er hat es nicht einmal so eigentlich mit meinen Zweifeln zu thun. Schon verlängst kannte er die alte

griechiſche Geſangweiſe, kannte die Schule der Homeriden, die rhapſodiſche Verknüpfung der Geſänge im Homer; er betrachtete ſchon längſt den Homer, wie den Thot und Hermes, als eine große Conſtellation der alten Zeit; ſchon in ſeiner Jugend, beim erſten Leſen, fragte er die Leute, „ob das derſelbe Homer ſey, der die Ilias und die Odyſſee gedichtet," hörte ſeiner Leute Antwort, und ſprach gleichwohl hartnäckig zu ſich ſelbſt: „der Oſt-Homer und der Homer im Weſten!" — — — Endlich bey Erſcheinung der Venezianiſchen Scholien fand er vorübergehend, auf einer Reiſe in Italien, was der gelehrte Herausgeber der Scholien ſammt allen ſeinen Recenſenten uns Andern in Deutſchland verheimlichten, die Wichtigkeit etlicher verlorner Winke, die dem Virgil und Horaz wohl unbedeutend oder unverſtändlich dünken mochten; er entdeckte in den *γραμματικοις* den Zweifel ſeiner Jugend mit Erſtaunen wieder.

Wer argwöhniſch wäre, dürfte den Aufſatz ſelbſt einen Günſtling der Zeit nennen. Indeß, wie jung jene Jugend ſeyn möge, werden, wenn der Verf. Schriftſteller iſt, ſeine früheren Schriften; wenn öffentlicher Lehrer, ſeine Zuhörer; wenn beydes nicht, doch vielleicht ſeine nähern Bekannten bezeugen können. Niemanden kann ohnehin an dem Datum ſeiner Entdeckungen viel gelegen ſeyn.

Deſtomehr an den Entdeckungen. — Man höre alſo. Drey bis vier Stellen ausgenommen, die in verſtändlich menſchlicher Sprache geſchrieben ſind, und
S. 381 ſich unter einander nicht ſelber zerſtören, werden die Sachen, auf die Alles ankömmt, in eine magiſche Laterne vor Bildern und wetterleuchtenden Ideen gerückt, aus denen ſich zurecht finden mag wer ſich was zutraut. Nur lobe uns keiner wieder die Präciſion der deutſchen Sprache auf Koſten des alten verſchollenen Lateins! Jedoch der große Aufſchluß, um den, wie um den Nabel in Achills Schilde, Alles ſich hindreht, der iſt doch wohl deutlich. Die Ilias und die Odyſſee ſind zwey Werke der — Zeit und (wenn wir die Zeilen S. 135 zu Hülfe nehmen) der Natur. — Welch ein tiefer Satz, um uns mit Eins über alle Produkte der Natur, wie über die Bücher aller Zeiten ins Helle zu ſetzen! Schade nur, daß über das Weitere, was der Mann gezweifelt hat, dieſe ſpäten Eröffnungen und alle die Beobachtungen, die er für Homers Compoſition ſogar an den Kunſtwerken in Rom „unter einer verſtändigen Fackelbeleuchtung" gemacht hat, gerade eben ſo viel Licht geben, als der Don Quixote. Nebenher giebt es intereſſen noch artige kleine Entdeckungen. Man erfährt z. Ex., daß die Batrachomyomachie nicht weniger als Ilias und O. in homeriſchem Geſchmack und in der Manier ſeyn könne, wie der Barde göttliche und menſchliche Dinge betrachtet; aus was für Urſachen der Margites untergegangen iſt; daß man in Athen hinter vier Trauerſpielen eine Komödie zum Beſten gab u. dgl. Das Ganze aber iſt ein Gemiſch von gemeinen und halbverſtandenen Gedanken, wie ſie nur Jemand faſſen kann, dem die Geiſtesſtimmung, womit eine ſo äußerſt verwickelte Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik zu behandeln iſt, und die hiezu nothwendigen Kenntniſſe ſo gut als völlig fremd ſind. Dahin

mag ſich eine ſolche Darſtellung ſchicken, wo man mit dunkeln Gefühlen ſpielen oder geiſtiges Jucken erregen darf, höchſtens in eine Poſtille über die Apokalypſe; nicht in Gattungen der Gelehrſamkeit, wo jeder Schritt Beweis, und jeder Beweis genaue Sprachkunde und feſte Abwägung und Vergleichung von Zeugniſſen und faſt verloſchenen Spuren im Geiſt jedes Zeitalters erfodert.

Mir war es, wie geſagt, niemals um eine baldige Entſcheidung des deutſchen Publikums zu thun. Auch itzt nicht. Damit aber nunmehr Jeder, den es intereſſirt, wiſſe wovon die Rede ſey, ſo nehme ich das Anerbieten eines meiner Freunde an, der das zur Hauptmaterie Gehörende aus den Prolegomm. in einer deutſchen Ueberſetzung liefern will. Ich werde, wenn zu Ende d. Jahres eine hinreichende Zahl Subſcribenten ſich bey der Buchhandlung des hieſigen Waiſenhauſes gemeldet hat, die Ueberſetzung ſorgfältig durchſehen, und ſie mit einigen beſonders beyzufügenden Zuſätzen begleiten. Der Subſcriptionspreis iſt 16 gr. Preuß. C., wenn gleich das Buch einem Alph. nahe kommen ſollte. Die Beſorgung derſelben übernimmt, wer Luſt hat, unter den bekannten Bedingungen, auf 10 Ex. eines frey.

Uebrigens kann es ſeyn, daß die obige, und, wenn Stimmen von Gewicht die Mühe belohnt halten, eine künftige ausführlichere Rüge einen angeſehenen Namen trifft. Allein was gehen uns Namen an, wo wir es mit einem Aufſatz zu thun haben? Ich weiß freilich, wie viel ich vielleicht hiedurch bei nicht-
S. 982 unterrichteten Leſern verliere: aber ich weiß auch, wie viel man überhaupt bey ſolchen Leſern verlieren kann. Noch dazu: der Verf. lobt meine Schrift mit vollem Munde: ich table die ſeinige. Aber er mache mit ſich ſelbſt aus, ob er ſo guten Grund zu ſeinem Lobe hatte, als ich zu meinem Tadel zu haben glaube.

Halle, im Octbr. 1795. Frdr. Aug. Wolf.

IV.

Winkelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1805.

III.

S. 453

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe Winkelmanns ergänzen vortrefflich das Bild, das man ſich von dem großen und liebenswürdigen Menſchen aus den früher gedruckten machen konnte. Gewiß werden Ihnen für dies lange vorenthaltene Geſchenk alle Freunde der Kunſt und einer künſtleriſch betriebenen Gelehrſamkeit danken. Mir gaben dieſe Briefe nach vieler abſtumpfenden Arbeit der letztern Monate einen innigen Genuß, zu welchem ich bald und öfter zurückzukehren wünſche. Dazu wird die von Ihnen vorgehabte Nachweiſung der Zeitfolge aller ſeiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden; weshalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu ſagen, im Namen vieler Leſer erſuche, die Zugabe ja nicht außer Acht zu laſſen. Erſt ſo wird es recht

angenehm werden, den Mann von dem Austritt aus Röthenitz an, auf seiner schönen Bahn theilnehmend zu begleiten, um ihn durch alle seine gelungenen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und das werden zu sehen, was ihm
S. 454 das Schicksal erlaubte, das über jeden Schritt seines Lebens mit sichtbarer Macht gebot.

Zu bedauern ist es indessen, daß wir nur allzuwenige Data zur Kenntniß seiner ersten Bildung haben. Denn, seitdem es den Erziehungskünstlern gelungen ist, dem Genius der Zeit gehorchend, die meisten zur Veredlung und Würde des Geistes führenden Studien zu verseichten, und die besten Kräfte fast allein solchen Wissenschaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Wasser gedeihen, seitdem bleibt für jemand, der hie und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts anderes übrig, als Geschichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hindernissen der Zeit und den innern Schwierigkeiten der Sachen durch angestrengte Kraft das Höchste in dem gewählten Kreise erstrebten. So etwas gab uns vor kurzem über sich der geistvolle Historiker Schlözer, in einer Schrift, die in gewissen Sachen das Handbuch jedes künftigen Gelehrten seyn sollte. Auch leben noch etliche andere Männer, von welchen sich einst etwas Aehnliches erwarten läßt, nämlich getreue Darstellung des Ganges ihrer Studien und der Bildungsmittel, wodurch sie sich den Bezauberungen des gewaltigen Genius entrissen und über ihr Zeitalter erhoben.

S. 455 Wer, der Winkelmann und das Alterthum liebt, wer wünschte nicht etwas der Art von dessen eigener Hand geschrieben? Seine Kindheit, das entscheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutschland bey fest bestehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einsichten vieler Lehrer weniger schädlich wurden, wo in den Häusern des mittlern und gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus ächte kräftige Charaktere erwachsen; wo das Geschäft, Menschen zu bilden, noch nicht mit Ansprüchen speculativer Wissenschaft erschienen, von manchem gewöhnlichen Handwerksmanne neben der täglichen Arbeit, fast ohne die dunkelste Idee von Kunst trefflich ausgeübt wurde.

Mag jedoch die erste Bildung, die W erhielt, mehr darauf gegangen seyn, in seiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben: es ist sehr wahrscheinlich bei den leichten Anstalten, die damals die Erziehung machte: und vielleicht nur deste glücklicher für ihn. Denn Seelen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon sagt, gleich dem Golde der Athenischen Burg, bloß sorgsame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An W's gelehrten Kenntnissen aber scheint fremde Pflege den geringsten Antheil gehabt zu haben. Der blind gewordene Rector, dessen Führer
S. 456 er wurde, ließ ihn für diesen Dienst in seiner kleinen Bibliothek | schalten, woraus er nach dem Antriebe seiner gutartigen Laune las, am meisten alte Spra-

chen. Er vernachläſſigte darüber, wie man uns berichtet, faſt alle Uebungen in der Mutterſprache, d. i. in dem modiſchen Deutſch oder Undeutſch vor A. 1740. So weit war damals noch die Pädagogik zurück, dergleichen Unheil geſchehen zu laſſen; obwohl ſchon einige zu Stendal, vermuthlich die Gelehrten des Orts, die Abneigung des jungen Menſchen ſtrafbar fanden. Bey ihm ſelbſt leſen wir hier die Aeußerung, daß er beynahe in Allem ſein eigener Lehrer geweſen. Die allgemeinern Vorkenntniſſe in Geſchichte und alten Sprachen mag er bald durch Unterweiſung jüngerer Schüler erweitert und lebendiger gemacht haben; zu welchem vorzüglichen Hülfsmittel der Selbſtbildung ihn glücklicherweiſe ſeine Umſtände nöthigten. Eine kurze Zeit vor den akademiſchen Jahren ging er noch, wie gleichfalls erzählt wird, auf eines der Berliniſchen Gymnaſien, und ſetzte dabey jenen Unterricht fort; doch erwähnt Niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden, die ihn mit den klaſſiſchen Sprachen und mit alter Literatur vertrauter gemacht, etwa ſolche, wie die fleißigen Verfaſſer der Märkiſchen Sprachlehren waren. Wie es ſcheint, war es nicht der Fall, indem bereits damals ſolche Schulmänner an den meiſten Orten ſelten wurden. S. 456

Eben ſo unbedeutend und von ſchwachem Einfluß auf ſeine Entwickelung muß ſein halliſches Leben geweſen ſeyn, beſonders in Anſehung der Kenntniſſe,
S. 457 auf denen die Unſterblichkeit ſeines Namens beruht. Es muß ein ſeltſam planloſes und zerſtücktes Studieren geweſen ſeyn, das er hier ins dritte Jahr fortſetzte. In Fridericiana, ſchreibt er dem Grafen Bünau, parum suppetiarum fuit ad manum, Graeca auro cariora. Eigentlich bekannte er ſich nach dem Wunſche ſeiner Angehörigen zum Theologen; allein ſo wenig er ſich den der Armuth behülflichen Anſtalten des Waiſenhauſes näherte, eben ſo ſelten ſcheint er die theologiſchen Hörſäle beſucht zu haben. Nur einen einzigen Gelehrten erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, unter den damaligen hieſigen Lehrern als den ſeinigen. Dies iſt ein gewiſſer Gottfr. Sellius,*) ein ſchon längſt in Deutſchland verſchollener Mann, von mannichfacher und achtungswerther Gelehrſamkeit, der in der Welt, wie in den Wiſſenſchaften, etwas wild umherſchwärmte, und durch mancherley böſe Gerüchte ging, wozu auch jenes bey W. gehört; endlich beſchloß er ſeine Laufbahn nach der Mitte des Jahrhunderts zu Paris als franzöſiſcher Schriftſteller und Lohn-Ueberſetzer. Es hat viele Wahrſcheinlichkeit, daß er derſelbe ſey, den W. in einem Briefe an Walther**) als einen ihm ganz unbekannten Namen behandelt. Zu Halle, wohin W im Jahre 1738 kam, ſtand dieſer Sellius auf ein paar Jahre als Profeſſor der juriſtiſchen und phi-
S. 458 loſophiſchen Fakultät; vorher hatte er ſich in Holland aufgehalten, wo er 1733 die gerühmte Schrift, Historia naturalis tercdinis ſchrieb, worauf er theils weniges Juriſtiſches, theils 1738 eine Experimental-Phyſik herausgab. Ob er vielleicht in dieſer Wiſſenſchaft, oder in welcher ſonſt er unſern W. zum Zuhörer hatte, iſt unbekannt: aber es hat das Anſehen, als ob der Jüngling nur S. 46

*) S. 70 dieſer Briefe.

**) S. 325 Tabtorf. Samml.

Thomas. Nein, ich habe meinen Abſchied. Wie die Capitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hauſe.

Jery. Was iſt das aber für ein Rock? Warum trägſt du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt, ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de gout, wenn einer auf ſeine eigne Hand 'was buntes trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht funfzig Doublen, daß ich nicht Soldat geweſen wäre. Man iſt ein ganz andrer Kerl; man wird friſcher, luſtiger, gewandter, kann ſich in alles ſchicken, und weiß wie es in der Welt ausſieht.

Jery. Wie kommſt du hierher? Wo ſchwärmſt du herum?

solche Vorlesungen gehört habe, wo ihn entweder Gelehrsamkeit oder Geist der Untersuchung anzog, gleichviel, auf was für Gegenstände sie gingen. So versichert er von seinem folgenden Aufenthalt zu Jena, daß er sich dort den mathematischen und medicinischen Studien ergeben (zu den letztern hatte er gleich anfangs die meiste Neigung) und dem Jenaischen Hamberger, der als Prof. der Physik und Medicin eben in seiner Blüthe stand, vieles verdanke. Noch verdient von Halle nicht vergessen zu werden, daß hier die Ludwigsche Bibliothek, die mehrmals, wie es bey fleißigen Gelehrten geht, in Unordnung gerieth, W. ein ganzes halbes Jahr hindurch die erste Gelegenheit gab, sich im Ordnen von Büchern zu üben, wobey er das Vergnügen hatte, aus dem Munde des berühmten Besitzers einige Brocken (principia) von Feudal- und deutschem Staatsrecht zu empfangen.

Kaum sollte man meynen, es könnte Jemand nach solchen Studien ein ehrsames Zeugniß von der Universität mitnehmen, sofern dergleichen Papiere auf den Besuch von Vorlesungen gehen, um wo | möglich, ein handwerksmäßiges Studieren unter öffentlichem Ansehen zu begründen. Reif war W. vollends wohl zu keinem landüblichen Berufe, am wenigsten zu dem seinigen, der ihm selbst noch verborgen war. Wahrscheinlich aber würde er auf keiner andern hohen Schule von Deutschland für die Elemente seiner nachmaligen Lieblingskenntnisse viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo Gelehrsamkeit und Gründlichkeit im Studieren Ton war, und wo damals, neben andern Lehrern der klassischen Literatur, Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Ueberbleibseln alter Kunst bekannt machte, und durch Vortrag besser als durch seine helldunkeln Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß W., als er beym Grafen Bünau war, oder zunächst während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handschriftlich herumgehenden Heften des Christischen sogenannten Collegium litterarium, woraus er manche nutzbare Notiz, selbst über das Technische der Kunstwerke, aber freylich keinen allgemeinen Geist des Alterthums ziehen konnte. Gegen die später auftretenden Kunstschwätzer stand aber jener Mann wirklich sehr hoch; auch bezeigt ihm hie und da W. seine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreises, z. B. einem Reiz, der mich oft von ihm unterhielt, warme Liebe und Achtung nach dem Tode (1756) zu Theil wurde.

Wer lange auf einer Universität lebte, und das Getreibe der Wissenschaften mit ansah, oder auch selbst nähern Theil daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen gerathen, wenn er bemerkt, wie selten die vorzüglichsten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewiesen wurden. W. scheint seiner eigentlichen Bestimmung erst in den acht Jahren, die er theils als Hofmeister, theils als Conrector der Schule zu Seehausen verlebte, um etwas näher getreten zu seyn. In der letztern Stelle fing er zuerst ein eifrigeres Studium der Griechen an; so daß er dem Gr. Bünau rühmen konnte, er lege den Sophokles nicht aus der Hand, und habe sein Exemplar mit vielen Bemerkungen und Vorschlägen zur Verbesserung des Textes beschrieben. Hierbey mußten gleichwohl der Lern-

begier des gedrückten Schulmanns alle jene Hülfsmittel abgehen, die damals von den Gelehrten in England und Holland für griechische Literatur erschienen, und er sah sich ohne Zweifel auf die Heroen dieser Wissenschaften aus dem 15ten Jahrhundert eingeschränkt. Denn in Deutschland gab es eigentlich kein Studium des Alterthums anders, als in dem gemeinen Dienste von Brod erwerbenden Disciplinen. Glaubte man doch noch viel später nicht, daß solche Kenntnisse als unabhängig und für sich bestehend auftreten könnten; einer der lautesten Stimmführer meynte ganz neuerlich, es würde völlig um sie geschehen seyn, wenn die moderne Cultur sich andere Canäle als durch Bibel und Corpus Juris eröffnete. So las und erklärte man denn damals die Alten, um sich besser zur Auslegung des göttlichen und des Justinianischen Wortes
S. 461 vorzubereiten, | wiewohl einige hervorstechende Männer die Sache wenigstens gründlicher trieben, und selbst im Latein correcter schrieben, als in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, seit dem Aufkommen der deutschen Geschmackslehre (Aesthetik von αἰσθάνομαι ich schmecke, wie Meier ableitete), von den meisten Philologen geschah.

W. erlebte die Frankfurter Aesthetik noch in Deutschland (1750), welcher zwey Jahre später die erste Basedowische Ankündigung der Inusitata et optima methodus eruditionis juventutis honestioris nachfolgte. Beide den Alten unbekannte, und noch jetzt nicht weit über unsere Gränzen gekommene Wissenschaften haben seitdem in Deutschland so viel Papier gefüllt, und so viele Köpfe leer gemacht, daß die Anfänge derselben wohl ein beylaufiges Andenken verdienen, wenn gleich W. an keiner von beiden Antheil nahm. Ihm wäre eher zu wünschen gewesen, daß er den Muth gehabt hätte, wie zwey andere Deutsche um jene Zeit thaten, auf einige Zeit nach Leyden zu wandern, um nach älterer guter Methode die Schönheiten der alten Sprachen kennen zu lernen, die er der Seehäuser Jugend mit gar nicht allgemeinem Beyfall lehrte. Allein das Schicksal zeigte W. einen andern Weg, auf dem er, unter Gefahr weniger gelehrt zu werden, bald eine Gattung von Studien neu beleben oder vielmehr schaffen sollte, die von den Besten vorhin einseitig, von wenigen stillen Kennern mit Geschmack, von niemand mit dem Inbegriff der dazu nothwendigen Fähig-
S. 462 keiten und Vorkenntnisse, mit Einsicht in die Kunst, und mit einem dem Alterthum gleichgestimmten Gefühl getrieben wurden.

Die Jahre, welche er seit seinem dreyßigsten in der Nöthenitzer Bibliothek des Grafen B. hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit gelehrter Muße. Hier erst lernte er ohne Zweifel die besseren Subsidien in Ausgaben und Commentaren kennen, und legte den Grund zu den weitläuftigen Kenntnissen der Literatur, die man überall bey ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothekar am meisten auszeichnet, ist die nüchterne Selbstständigkeit, womit sich erden Verführungen entzog, denen der Ueberfluß gelehrter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf aussetzt. Er wurde hier weder ein Literator, der, ohne sich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Insignien der Buchdrucker und andere typographische Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß auflädet, und darüber die

Denkwürdigkeiten der Literatur verſäumt, kurz ein lebendiger Bücher-Kataleg, noch ein aufgedunſener Compilator, der höchſtens in der Alterthumskunde ſich dem kleinen Dienſte widmet, um hie und da ein hiſtoriſches Datum ins Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien für einen das Ganze umfaſſenden Schriftſteller zu bereiten. W. ſcheint ſeinen ſubalternen Bibliothek-Dienſt, außerdem daß er ihm das Fortkommen in der Welt erleichterte, zur Einſammlung weniger und gediegener, übrigens gar nicht pedantiſch einſeitiger Kenntniſſe ge-
S. 463 nutzt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der ihn aus dem Schulſtaube gezogen, machte ihm dabey ſolche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für deſſen Reichsgeſchichte, für deutſches Staatsrecht ꝛc. aus Büchern, deren Titel ihm kaum des Behaltens werth ſein konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufs-Arbeiten übrig ließen, muß er ſich nicht bloß vielerley Auszüge zu eigenem künftigen Gebrauch gemacht, ſondern auch einige der großen Schriftſteller Griechenlands im Zuſammenhange geleſen haben. Zu dem erſtern Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Akademie der Inſchriften nützlich ſeyn, in deren Mitte auch Caylus ſeine antiquariſche Laufbahn begann. Ueberall darf das Verdienſt dieſer gelehrten Geſellſchaft um die fruchtbare und den Bedürfniſſen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um ſo weniger, da deutſche Philologen der letzten Decennien, die den Strom ſolcher Kenntniſſe auch zu den Weltleuten leiteten und weniger tief machten, das Muſter der Franzoſen mehr als irgend eines andern Volks befolgten. W's wohlgeordnete Lectüre zeigte ſich demnach gleich in den erſten Schriften, mit welchen er auftrat, bald nachher aber, als er zum Schauen alles deſſen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher literariſchen Kunde aller Zeitalter ſieht man ihn hervortreten und ſich bey den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Neid verdienen! Wenn die meiſten derſelben, wie auch der Graf Caylus, mühſam zuſammentrugen, was zur Er-
S. 464 läuterung eines Gegenſtandes diente, fließt W. aus den öfter beſuchten Quellen alles zu, was zur Sache gehört; ſelten entgeht ihm auf lange Zeit etwas des wirklich Brauchbaren: das Ueberflüſſige hingegen verſchmäht er und allen Citaten-Prunk, den der Unbeleſene ſo leicht aus den rückwärts durchmuſterten Büchern (wie Cacus die geſtohlenen Rinder in ſeine Höhle ſchleppte) zur Blendung fremder Augen zuſammenführt. Seine Maxime, nicht zwey Worte zu gebrauchen, wo ſich mit Einem ausreichen ließe, diente ihm auch in dieſer Hinſicht zur Richtſchnur und giebt allen ſeinen Schriften ein ſchönes Maaß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neuern haben.

Bedenke man zunächſt, daß ſeine mehreſten Werke ihm nicht lange unter Händen waren, wie ſchon die Menge verräth, die er in 13 Jahren herausgab, und daß er oft im Jahre der Wegſendung einer Handſchrift weit gelehrter war als ſein Buch, manchmal gar vor dem Abdrucke, der ſich meiſtens unangenehm verzögerte, ohne ihm doch Zuſätze und Verbeſſerungen zu geſtatten. Nicht jeder möchte unter dieſen Umſtänden gern geſchrieben haben. Was würde er, der beſonders zur Aufklärung der Zeitgenoſſen jenſeits der Alpen arbeitete, in ſpä-

tern Jahren gethan haben, wenn eine auf die Nachwelt ganz gerichtete, sorgsam
glättende Kritik dem Aufschwunge der Begeisterung nicht mehr Eintrag thun
konnte, zumal wenn er die Hülfe einer mit allen neu erschienenen Forschungen
S. 465 über das literarische Alterthum versehenen Bibliothek gehabt hätte. Denn gerade
diese günstigere Lage war es ja, was manchem Gegner W's die Feder in die
Hand gab. Die besten unter ihnen hätte sich W. zu Herbeyschaffung tüchtigen
Stoffes für die Geschichte der Kunst wünschen mögen; so aber bearbeitete er
darin einen Boden, worauf er so wenige Vorgänger hatte, daß eine kältere
Ueberlegung vor einer solchen Arbeit erschrocken wäre. Denn welche Masse
einzelner kleiner Data müssen wohl durchforscht beysammen seyn, um in diesem
Theile von Geschichte etwas Vollendetes hervorzubringen! Allein schwerlich ge-
dachte er selbst ein Werk zu verfassen, dessen Werth in durchgängiger Fehler-
losigkeit aller historischen Angaben bestände, wenn er auch manchmal den Mund
etwas voll nimmt: es giebt eine Menge fleckenloser Bücher, in denen just so
viel Gutes ist, als ein Compilator wieder ausziehen mag; und treffend ist auch
bey jener Art von Werken, was Longin von den poetischen sagt, daß ein hoher
Geist, der mitunter nicht geringe Fehler begeht, den Vorzug vor dem geist-
Fleiß verdiene, der jeden Irrthum verhütet.

Allerdings fodern die Gesetze geschichtlicher Untersuchungen, so wie die
logische Kritik, die Basis derselben, eine seltene Mischung von Geistes-Kälte
und kleinlicher unruhiger Sorge um hundert an sich geringfügige Dinge, mit
einem alles beseelenden, das Einzelne verschlingenden Feuer und einer Gabe der
Divination, die dem Ungeweihten ein Aergerniß ist. Unserm W., man muß es
S. 466 gestehen, | fehlte jenes gemeinere Talent, oder es kam vielmehr bey dem Mangel
vollständiger Vorbereitung zu seiner Kunstgeschichte nicht recht zur Thätigkeit,
indem er bald nach seinem Eintritt in Italien sich in dem Meere von Schön-
heit verlor, das den verwandten Sinn, ohne irgend einen Blick auf die Ge-
schichte, ganz hinzunehmen vermag. Jetzt fing er an, den Gelehrten, dessen
Kenntnisse bloße Notizen sind, als Schriftgelehrten zu verachten, und sich nicht
einmal um die historischen Hülfsmittel zu bekümmern, die das Ausland darbot.
Man hat hierin einen undeutschen Stolz erkannt, und ich werde ihn deßhalb
nicht eben loben. Aber sehr verzeihlich dünkt mich diese Denkart bey einem
Manne, der viele mit Hülfsmitteln besser ausgerüstete Archäologen, theils unter
Kleinigkeiten und Schutt, in Diptychen und Sanksteinen wühlen sah, theils
solche, die sich gern zu Forschungen über die edlern Denkmäler erhoben hätten,
von dem Anschauen derselben ausgeschlossen, ihres Zwecks verfehlen, und sich
in das Philosophieren über Gegenstände, die man nicht genug kannte, zurück-
ziehen. Denn so halfen sich damals einige bessere Köpfe außer Italien, während
andre bloß Nachrichten von Kunstwerken sammelten, wie jemand deren über
Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit sammeln kann, der niemals einen der
großen Schriftsteller aus langer kunstgerechter Betrachtung, sondern aus fremden
Erzählungen, höchstens aus untreuen Uebersetzungen kennen lernte, oder wie
S. 467 man über den Styl eines Cicero, Livius, Tacitus ein Breites reden kann, ohne

ein Bild davon in sich selbst, oder den vollen Geist in sein eigenes Wesen aufgenommen zu haben.

Indem W. dieses that, war es ihm möglich sich zu dem zu erheben, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefsinnig aufgefaßten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Style, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieses Hauptverdienst W's maße ich mir keine entscheidende Stimme an, da mir meine bisherige Lage den Weg zu dem Innern dieses Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, verschloß. Nur von W. als Gelehrten wollte ich einiges sagen, worauf mich die Lesung dieser Briefe führte. Mehr jedoch hierüber in das Einzelne zu gehen, ist meine Absicht nicht; sonst würde ich neben einigen wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus trefflicher Sprach- und Sachkenntniß geschöpfter Erklärungen und Kritiken als Muster aufstellen. Auch ist es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß selbst aufgab, während er fremde Beyträge gleichgültig entbehrte; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollständige Wortregister über die griechischen Tragiker anlegte, daß er ausdrücklich einer Sammlung Conjectanea in Graecorum auctt. et monu-
S. 468 menta, als von ihm angefangen, | gedenkt. Allein dann mißkannte er offenbar seinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorsatz faßte, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gewiß mochte er den Weltweisen, der ihn früher zu dem Idealischen in allen seinen Studien begeistert hatte, anders lesen, als Nachbar Fischer mit seinem Moris, Thomas Magister und allen übrigen Magistern, die das attische und gemeine Griechisch bey ihm unterschieden. Gleichwohl scheint es nicht, als ob ein Commentar von W. über Platon, in philologischer Hinsicht, beider Namen würdig genug hätte ausfallen können. Doch die ganze Idee mochte ihm in Rom von leichterer Ausführung dünken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gelehrtesten Kenner des Griechischen nannte. Der Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der Sprache und gesunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder gar Valkenaer, die um dieselbe Zeit, wo jener ein paar Stücke des Aeschylus und Sophokles herausgab, über den Euripides arbeiteten, ist er eigentlich nur ein lobenswerther Anfänger. Kaum konnte er von solchen Schätzen alterthümlicher Gelehrsamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

W. hatte Einmal, seitdem er die Alten genauer zu studieren begann, sein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunst und Künstler mehr
S. 469 oder weniger bezüglich ist; er hatte selbst hier | in lange nicht alles erschöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt — ihren Geist. Mit diesem Geist schrieb er alles, vornehmlich die Ge-

ſchichte der Kunſt, dieſer zeigte ſich auch in den Unvollkommenheiten des Werks; die meiſten Fehler ſind, möchte man ſagen, von der Art, wie ſie gerade ein Grieche vor der alexandriniſchen Periode, d. i. vor der Ausartung des griechiſchen Genius hätte begehen können, und an deren Verbeſſerung ſich die nachherigen Grammatiker in den Muſeen müßig üben mochten. Indeſſen wer ſollte nicht wünſchen, daß den W. Schriften ein Gleiches von Sprachgelehrten und Geſchichtforſchern widerführe, daß ſich ſogar mehrere verbänden, jede Abweichung von der ſtrengſten Wahrheit ohne Leidenſchaft anzuzeigen, wenn W. bald etwas anderes aus Stellen der Alten entwickelt, als ſie enthalten, bald ſonſt den Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun ſcheint. Auch verdiente beygetragen zu werden, was ſich aus der Münzkunde, der er den wenigſten Fleiß widmete, zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur Beſtätigung ſeiner Ideen ergiebt. Es ſollte überall geſchehen, was W. ſelbſt, in Verbindung mit Leſſing, in den Jahren des ruhigen Ueberblicks ſeiner Laufbahn hätte thun können, um ſeine Grundſätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derſelben genauer
S. 470 abzuwägen, und | da, wo er wie ein Seher ſo viele größere und kleinere Erſcheinungen in Einen Blick aufnimmt, als Deuter und Dollmetſcher ihm nachzugehen.

Oft habe ich mich mit einem Gedanken getragen, den ich beyfügen will. Sollte nicht endlich der Wunſch einer vollſtändigen Sammlung der Schriften Winkelmanns unter dem Volke rege werden, das ihm ſo vielen National-Ruhm bey den Ausländern verdankt? Und wäre es dann nicht rathſam und der Wiſſenſchaft förderlich, ſowohl das, was Andere bereits gegen ſeine Behauptungen mit Grund erinnert haben, als was eine tiefer eingehende Prüfung jeder Schrift an die Hand gäbe, in Supplementen hinzuzuthun? Geſchähe dieß in Verbindung mit ächten Freunden und Kennern der Kunſt, ſo wäre jede Forderung begnügt, und es würde dann deutlich werden, wie ſich das durch ihn gewonnene gegen das, was etwa abzuziehen oder umzuprägen wäre, verhielte.

Möge das in dieſem Bande dem Publicum vorgelegte hiezu Veranlaſſung, Luſt und Muth geben!

V.

Nachtrag. (S. IV.)

Das glücklich bemerkte Alter der Elpinice ſcheint allerdings ein gutes Datum zur genaueren Beſtimmung der Zeit zu geben, wann Polygnotus gearbeitet habe. Die allgemeine Beſtimmung beim Plinius macht auch durchaus kein Hinderniß, wie die Vergleichung der ganzen Ausführung bei ihm zeigt. Er will nicht ſagen, daß Pol. kurz vor Olymp. 90 geblüht habe, ſondern er gebraucht dieſen Zeitpunkt als Epoche, um die älteſten kunſtmäßigen Maler, zu welchen vorzüglich Pol. nebſt deſſen Vater und Lehrer Aglaophon gehört, von den folgenden, unter welchen Zeuxis und Parrhaſius oben an ſtehen, abzuſondern; es muß vielmehr nach Plinius als ſehr wahrſcheinlich gelten, daß P. die

90 Olymp. nicht überlebt habe. Aber hiemit iſt noch nichts über die Zeit ſeiner Celebrität beſtimmt, welche beträchtlich früher fallen kann, wenn wir, wie aus andern Gründen wahrſcheinlich wird, den Pol. ein Alter von 80 Jahren und drüber erreichen laſſen. Sonach kann man, ohne Widerſpruch von irgend einer Seite, die Geburt des Pol. in Ol. 68 oder 67 ſetzen.

Jetzt kömmt alles darauf an, auszumachen, ob Pol. ſchon vor Phidias Hauptarbeiten, deren Zeitpunkte hinlänglich bekannt ſind, gemalt habe, und in welche Zeit die Ausmalung der Poecile falle.

Die Ausmalung der Poecile aber fällt aller Wahrſcheinlichkeit nach in Ol. 82 u. 83, und gleich im Anfange der nächſten Ol. fängt Phidias an für Perikles zu arbeiten; zuerſt die Minerva, die Ol. 85,2 fertig wird. Ol. 85,4 folgt dann der Bau der Propyläen, woran 5 Jahre gearbeitet wird. Dieſe Zeit von Ol. 84—87, zuſammen 12—15 Jahre, ſcheint die höchſte Blüthe des Phidias zu ſeyn. — Die Liebſchaft des Pol. mit Elpinice, der Schweſter und Gemahlin des Cimon müßte vorzüglich in Ol. 83 fallen, wenn nicht etwa der Maler ſie in der Zeit der Ehe ſelbſt liebte. Bereits Ol. 72,4 hatte Cimon ſie zur Frau, wie eine beglaubigte Anekdote der Alten beweiſet. Ol. 80,1 lebte Elpin. noch, wie eine andere Erzählung bey Plutarch ergiebt. Nehmen wir nun an, daß ſie beim Tode des Cimon (Ol. 82,4) noch lebte, ſo würde die 83 Ol. von Einer Seite ein günſtiger Zeitpunkt jener Liebſchaft ſeyn. Geben wir aber der Elp. in Ol. 72,4 nur 16 Jahre, (und weniger iſt kaum möglich,) ſo wäre ſie in der 83 Ol. ziemlich weit über das Alter der Liebe hinaus, wie ſie denn wirklich in dem Jahre, wo ſie beym Perikles für ihren Bruder bat, nach obiger richtiger Bemerkung, etliche und 40 Jahre gehabt haben muß. Allein es iſt keinesweges gewiß, ob Elp. bis zum Tode des Cimon, oder nur bis zu deſſen Verbannung, in ſeiner Ehe blieb, und ob nicht vielmehr Cimon ſie frühzeitig an den Callias abtrat. Bey dieſer Ungewißheit und einigen anderen eben ſo unbeſtimmbaren Umſtänden läßt es ſich nicht wohl ausmachen, ob Pol. ſeine Geliebte in der erſten Jugend, oder erſt ſpäter als Lyrice vorgeſtellt habe. Das erſte iſt wegen des Alters von Pol. kaum wahrſcheinlich, und ſo bleibt übrig, daß er ein Bild von ihr, was er vielleicht ſchon in jüngeren Jahren gemacht, beim Ausmalen der Poec. bloß wiederholt habe, wie öfter ikoniſche Statuen ſelbſt nach dem Tode der vorgeſtellten Perſonen gearbeitet wurden. Zugleich folgt aus Allem, daß Pol. wirklich einige Jahre vor den Meiſterſtücken des Phidias gemalt; ſo wie auch nichts dagegen iſt, wenn jemand den Pol. etliche Jahre älter, als den Phidias machen wollte, wodurch ſchon die Schwierigkeit vermindert werden möchte, die der gelehrte Kunſtforſcher erregt hat.

VI.

(Dedication vor dem ersten Bande des
Museum der Alterthumswissenschaft.
Berlin, in der Realschulbuchhandlung 1807.)

Goethe,

der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönernde Geist ursprünglich wohnte.

An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher S. v Art eher denken, als an Den, in dessen Werken und Entwürfen, mitten unter abschreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber Sein freundschaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Thätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachsichtigen Beifall gleichgesinnter Leser verhieß.

Doch nicht, um sich eines begünstigenden Genius unserer Litteratur zu versichern, wollten die Unternehmer dieser Zeitschrift ihr erstes Blatt mit Seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieses öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem so guten Anlasse der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung Derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin S. v und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, schon längst genügender und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissenschaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufschloß? Einen Hypopheten von diesem Verdienst, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verstummten Orakel auslegte, sondern selber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher erkennen und Seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, schon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit werth.

S. vi Ihr Wort und Ansehen, würdigster unserer Greis, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages; wir am wenigsten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erschweren; wir allein verschmähen immer mehr, die einfache Würde

ihrer Werke verschönern, ihre berühmten Unanständigkeiten meistern zu wollen.

S. VII Wer aber bereits so viel von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernsthafte Gedanke schon leichter, in den ganzen Cultus der begeisternden Götter einzugehen.

Nur lassen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu diesen Orgien nicht das buntgemischte Volk ohne Vorbereitung und Andacht sich dränge, um mit dem Stabe der Begeisterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unsern Kreisen Erheiterung und Labsal sucht nach dem Ernste strengerer Wissenschaften oder der Dürre bloß erwerbsamer; ebenso denjenigen, der sich als eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt, mag auch mancher der eigentlichen Genossen nicht gerade das höchste der Wissenschaft nach den reichsten Gesichtspunkten umfassen, und sich mit einem und anderem Theile als fleißiger

S. VIII Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als sein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von Allen seine Bemühung und selbst sein Spielzeug durch sinnvolle Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten besten Zwecken. So werde, so bleibe der Deutsche, ohne die Emsigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber allgemeiner Bildung zurückzuweisen, überall der tiefere Forscher und Ausleger des aus dem Alterthume fließenden Großen und Schönen; und er gebrauche solche Schätze, um unter dem Wechsel wandelbarer öffentlicher Schicksale den Geist seiner Nation zu befruchten, deren Bessere durch das Studium einheimischer Werke keineswegs unvorbereitet sind, die höhere Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, noch lange

S. IX ein wirksamer Beschützer und zufriedener Zuschauer so nützlicher Bestrebungen seyn! Möge Ihr geliebtes Weimar unter seinem herrlichen, von allen Musen gefeierten Fürstenhause bald wieder in verjüngter Blüthe strahlend, auch fernerhin neue schöne Talente für das übrige Deutschland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungestörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben selbst dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt diese, itzt eine andere der holdesten Künste, und bald auch dunkele Räume oft entweihter Wissenschaften zu erleuchten!

VII.

(Morgenblatt 1823. Nr. 99.)

Vor einem neuen Bildniß Goethens, von dem Maler Franck zu Berlin aufgestellt.

— ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
⏑ —

Endlich schau' [1]) ich dich wieder, Götterjüngling,
Sei mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß so sprechendes Bild ich stets [2]) vermißte;
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuscht,
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt. [3])
Ja, bei längerm [4]) Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.

Nie nun rücket [5]) dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnsucht;
Freundlich weil' es [6]) um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.

Berlin, d. 1. December 1822.

Den Verfasser überraschte, da er eben solch einer Freude höchst bedürftig war, dies Oelgemälde, das den alternden Dichter ihm fast in derselben Gestalt wieder darstellte, wie er ihn seit dem Frühjahre von 1786 außer sich nicht gesehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfasser, selbst im siebenundzwanzigsten Jahre, ihn, der in der schönsten männlichen Kraft strahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttnerschen Bibliothek, wo sich bald ein langes Gespräch über die Aufstellung der unlängst angekommenen Bücher und über Bücherwesen- und Unwesen überhaupt anknüpfte, ein Gespräch, woraus ihm noch manche geistvolle Ansichten gegenwärtig blieben bis auf die neueste Zeit, wo er die Jenaischen und Weimar'schen Bibliotheken nach gleichen Grundsätzen geordnet, und gewissermaßen vereinigt sah. Eine nähere Verbindung mit dem Dichter und Weisen entstand erst später, die dann bei der Nähe der beiderseitigen Wohnorte, etliche glückliche Jahre hindurch, bis zu einer Freundschaft aufwuchs, die nicht einmal eines Briefwechsels bedarf.

[1]) In der vor mir liegenden Handschrift Weiss stand zuerst: Nunmehr sind'
[2]) längst [3]) entfernet [4]) diesem [5]) entfernet [6]) weilen

Thomas. Zu Hause bey meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochsen zusammengekauft und auf Credit genommen, alle schwarz und schwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das ist ein guter Handel; man verdient etwas und ist lustig auf dem Wege Da hab ich meine Geige bey mir, mit der mach' ich Kranke gesund und das Regenwetter fröhlich. Nun wie ist denn dir, alter Tell? Du siehst nicht frisch drein. Was hast du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal so einen Handel versucht. Geld hab' ich ohnedieß immer liegen, und zu Hause gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du siehst nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du siehst trübe und verdrossen.

VIII.

(Staats und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unparteiischen Correspondenten vom 29. August 1823. Nr. 138.

Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Beilage zu allen Ausgaben von dessen Werken. Erste Sammlung. Zum 28. August 1823. Berlin, bei Ferdinand Dümmler, fast 400 S. in 8o.

Wer kennt nicht den löblichen Gebrauch, den Werken der alterthümlichen Classiker als Einleitung Testimonia auctorum vorzusetzen? Denselben Gedanken scheint der ungenannte Verfasser im Sinne gehabt und auf neue zeitgemäße Weise ausgeführt zu haben, als Zugabe oder Anhang der Schriften unseres Dichterfürsten. Ohne alle Rücksicht auf das Datum des Titelblattes, wodurch diese Anthologie zu einem öffentlichen Angebinde für den diesjährigen Geburtstag des unlängst wieder verjüngten Greises wird, hat man Ursache, dem wohlangelegten Buche bei seinem Eintritt in die Deutsche Schriftwelt den freundlichsten Willkommen zu entbieten, wie hiermit der Referent in der ersten Ueberraschung des Herzens thut. So groß ist der innere Gehalt der Blätter, zu denen mehr als hundert zum Theil schon entschlafene Edle unserer Nation, beigesteuert haben; ein so vielstimmiger Chor und so verschiedenes Alters und Standes, als wohl nicht leicht irgendwo einen lebenden Schriftsteller bei seinem Jahresfeste begrüßt hat. Die Stimmen gehen weit über ein Menschenalter hinaus, von Lessing nämlich, der einst über Werthers Leiden einige merkwürdige Gedanken antik-moderner Art einem Briefe anvertraute, bis auf Stellens neuestes Büchlein von der falschen Theologie. Etliche der Stimmen beschränken sich auf ganz kurze Hochachtungsbezeugungen, wie die zehn Worte von Lord Byron vor seinem Werner. Aber was möchte man nicht darum geben, wenn über die Heroen der modernen Literatur, über einen Dante, Shakespeare, Cervantes u. A., uns Allermodernsten nur ein Drittel so ehrenwerther Aeußerungen ihrer Zeitgenossen gesammelt werden könnte! Der einzelnen Artikel zählen wir über 180, da deren drei und mehr unter manchem Namen stehen; bewundrungswürdig ist uns indeß diese Zahl weniger, als des Herausgebers Belesenheit oder Bücherkunde, der es glückte, zu solchem Reichthum zu gelangen. Gleichwohl getraut sich ein in solchen Schriften viel weniger bewanderter Referent, leicht noch ein paar Dutzend vergessener Testimonia nachweisen und etwa dem einzigen Schwedischen einige Italienische beifügen zu können. Aber mehr als die Zahl ergötzt den Leser die schöne Harmonie der Stimmen bei aller charakteristischen Mannichfaltigkeit, ja Ungleichheit der Ansichten. Man vergleiche z. B. jenes Urtheil des kerngesunden Lessing, der zum Werther noch ein fein cynisches Schlußcapitel verlangt, mit dem Geständniß des immer kranken Garve, der sich lesend selbst in die Lotte verliebt hat. Uebrigens ist auch eine und die andere Rüge sonst urtheilsfähiger Autoren nicht ausgeschlossen; andere hingegen, dergleichen die Schwüle der paar letzten Sommer hervorgetrieben, kommen gar nicht zum

Worte, was höchlich zu loben ist, so wie, daß durchaus der Anschein einer Parteischrift entfernt blieb. Sehr wahr sagt S. 93 ein jüngerer Dichter dem Altmeister selbst: Noch sind wir, dich zu lieben, gar nicht reif, noch giebt es Pöbel, der dich nicht erkennt; und ähnlich Herr v. Klinger S. 230: Man streute ehemals Göthe'n Weihrauch, jetzt erfrechen sich Knaben, ihn mit Asa foetida zu parfümiren. Für solche, denen dieser neueste Duft ein Gräuel und Ekel ist, wüßten wir kein kräftigeres Antidoton, als gegenwärtige schön duftende Blumenlese.

W — — l.

Goethe und Wolf.

Frühjahr 1786. . .	Wolf lernt Goethe kennen zu Jena auf der Büttnerschen Bibliothek.
Mitte Januar 1795.	Goethe sieht bei Wilhelm von Humboldt in Jena einige Bogen der Prolegomena.
17. Mai 1795. . .	Im Briefe an Schiller Goethes erste, mißmuthige, Aeußerung über die Prolegomena.
Anfang Juni 1795.	Goethe und Wolf treffen in Jena zusammen.
5. October 1795. .	Goethes erster Brief an Wolf. (Weimar.)
24. October 1795. .	Wolfs Aufsatz gegen Herder im Intelligenzblatte der Allgemeinen Literaturzeitung.
26. December 1796.	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)
27. December 1797.	Erste Erwähnung einer Achilleis im Briefe an Schiller.
Mai 1800. . . .	Goethe trifft mit Wolf in Leipzig zusammen.
31. Juli 1800. . .	Brief Goethes an Wolf. (Jena.)
27. September 1800.	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)
27. Juni 1802. .	Eröffnung des neuerbauten Theaters im Bade Lauchstedt, bei welcher Wolf gegenwärtig ist. An den folgenden Tagen wissenschaftliche Conferenzen zwischen Wolf und Goethe.
Mitte Juli 1802. .	Goethe in Halle.
15. November 1802.	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)
Mitte Juni 1803. .	Goethe über Lauchstedt nach Halle.
26. December 1803.	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Wolf ungefähr vierzehn Tage bei Goethe in Weimar zum Besuch.
11. Juli 1804. . .	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)
Zweite Hälfte des August 1804.	Goethe und Wolf in Lauchstedt beisammen.
10. September 1804.	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)
24. Januar 1805. .	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)

25. Februar 1806	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Ueber Winckelmann und sein Jahrhundert.
2. Mai 1806	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)
9. Mai 1806	Schillers Tod.
30. Mai 1806 bis Mitte Juni	Wolf mit seiner Tochter Wilhelmine zum Besuch in Goethes Hause.
3. Juli 1806	Brief Goethes an Wolf. (Goethe giebt Nachricht über seine Ankunft in Lauchstädt.) Wenige Tage darauf begiebt sich Goethe nach Halle, wo er in Wolfs Hause wohnt, und bei Wolfs, Steffens und Galle Vorlesungen, theils hörbar, theils unhörbar, anwesend ist. Wolfs Haus, Brüderstraße 5, ist jetzt mit der Inschrift geschmückt: FRID. AUG. WOLFIUS PHILOLOGUS. HEIC HABITABAT. GOETHIUM HOSPITEM EXCIPIEBAT (Vgl. Richard Weiche, die schöne Muse, Halle 1868. S. 23.)
22. Juli 1806	Goethe wieder nach Lauchstädt zurückgekehrt. Er schickt an Meyer Wolfs Nachtrag zu dem dem elften Juli beiliegenden Programm.
3. August 1806	Brief Goethes an Wolf. (Lauchstädt.)
10. August 1806	Schillers Glocke mit Goethes Epilog dramatisch in Lauchstädt aufgeführt.
13. August 1806	Goethe in Halle. Gastmahl in Wolfs Hause.
14. (?) August 1806	Goethes und Wolfs Reise nach Magdeburg, Helmstedt u. s. w.
26. August 1806	Goethe in Halle bei Wolf. Zusammentreffen mit Schleiermacher.
27. August 1806	Goethe nach Lauchstädt zurück.
29. August 1806	Brief Goethes an Wolf. (Lauchstädt.) Er bittet um den griechischen Text des Platon.
30. August 1806	Brief Goethes an Wolf. (Lauchstädt.) Er bittet um einige unterhaltende Bücher.
1. September 1806	Brief Goethes an Wolf. (Lauchstädt.) Goethes Stammbuch wird für Minden Wolf.
5. September 1806	Brief Goethes an Wolf. (Lauchstädt.) Er giebt Nachrichten über seine Leiden und wird vom Lauchstädt nach Weimar ab.
5. Januar 1808	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Er schickt seine Kritik über Wolfs Prytan.
28. August 1808	Brief Goethes an Wolf. (Jena.)
31. August 1808	Brief Goethes an Wolf. (Jena.) Acceptirung des Lehrens.
3. November 1806	Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Ueber die Ereignisse nach der Schlacht bei Jena.

28. November 1806. Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Kommentierung in erweiterter und verbesserter Thätigkeit.

Erste Hälfte des April 1807. Wolf in Weimar bei Goethe. Er hält im Mittwochsclübchen einen Vortrag über Altertumswissenschaft.

Mitte Dezember 1807. Goethes Brief an Wolf. (Jena.) Dank für die Zusendung des Museum der Altertumswissenschaft.

3. Juli 1810. Goethes nur Riemers überhalter Brief an Wolf. (Carlsbad.) — Wolf kommt zu Goethe nach Carlsbad.

28. September 1811. Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Aeußerung über Arthur Schopenhauer. Vgl. dazu den Brief an Knebel 2, 115.

Erste Hälfte des Juni 1814. Wolf kommt zu Goethe nach Berka, und verweilt fast zehn Tage. (Vgl. Wolfs Brief an Knebel vom 15. Juni in Knebels Literar. Nachlaß 2, 345.) Trompeterstückchen.

8. November 1814. Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Er übersendet ein Rezensionsexemplar Reise.

Gegen Ende August 1816. Wolf bei Goethe in Dornburg. Unterhaltung über das erste Heft der Literarischen Analekten.

30. October 1816. Brief Goethes an Wolf. (Weimar.) Er wünscht Nachricht über eine Abhandlung Calv. Fr. Wolffs.

4. Juni 1819. Brief Goethes an Wolf. (Weimar.)

22. October 1820. Wolf kommt nach Jena zu Goethe, („der es wie ein Student sieht") und bleibt bis zum 30ten October.

11. u. 19. October 1821. Goethe äußert sich in Briefen an Zelter über Schubarths Ideen u. s. w.

1. December 1822. Wolfs Gedicht an Goethe.

29. August 1823. Wolfs Anzeige von Barnhagens Goethe in den Jenaischen der Mitlebenden.

14. April 1824. Wolf tritt seine Reise nach Südfrankreich an.

19. April 1824. Gastmahl in Goethes Hause zu Ehren Wolfs. (Am 21ten April schreibt Wolf aus Weimar an Reste: „Der gestrige Tag, wo ich von 8 Uhr an beim Großherzog war und fast den ganzen Tag bei ihm und den beiden herrlichen Frauen zubringen mußte, und, weil mir wohl thaten, mehr als nöthig oft, vieler Tag hat mich so ermüdet, daß ich mich von Goethe am Abend fast ohnmächtig mußte nach Hause führen lassen, so bald wir beim Thee nach waren.")

28. April 1824. Goethe an Zelter: „Heute früh ist Dr. Carl Wolf abgereist."

8. August 1824. Wolf stirbt in Marseille. (Am 21. April hatte er an Reste geschrieben: „Anfangs reise ich nach Marseille nur habe auch mehre Correspondenten, dort oder in Montpellier, wo ich der Facultät de Medicine prolongirt empfohlen bin, in ärztlichen Dingen verschont zu werden.")

26 Mai 1826. Goethe an Zelter: „Wenn man bedenkt, daß so viel wichtige Menschen doch am Ende wie Tellerchen auf Wasser hinschwimmen und sich höchstens nur an einem Punkte trüben, so begreift man, wie man so oft im Leben in die Einsamkeit zurückgewiesen wird. Indessen mag denn doch ein so langes Schwimmverhältniß, wie uns mit Merkel geworden, mehr als nur gewahr werden und wenigstens gewirkt und gefördert haben." —

Berichtigung:

S. 105 Z. 18 v. o. ist statt: an Wilhelm Grimm zu lesen.

Jery. Ach Thomas!

Thomas. Seufze nicht, das iſt mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer, wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen ſind nur nicht gar abſcheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der iſt ſo gut wie todt.

Jery. Ich ſehe du biſt geworden wie die andern; es iſt nicht genug, daß ihr luſtig ſeyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verſtehſt du nicht, Gevatter! Dein Zuſtand iſt ſo gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe, wenn es euch das erſtemal anwandelt, meint ihr gleich, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

Briefe

von

Goethe

an

Johanna Fahlmer.

Herausgegeben

von

L. Urlichs.

Mit Porträt und Facsimile.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1875.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Goethe's Briefe an Johannes Fahlmer

Einleitung 3

Ueberblick 18

Erste Abtheilung

Erste Bekanntschaft. Nach Düsseldorf . . . 21

Zweite Abtheilung

In Frankfurt 41

Dritte Abtheilung

Weimar 97

Anhang 135

Druckfehler:

S.	21	Z.	1	statt	Perturbation	lies	Pertinabion
„	31	„	9	„	Ahnen	„	Ahnen hier
„	75	„	9	„	Grüße	„	Grüße
„	80	„	3 v. u	statt	grotten	„	grüßen
„	89	„	3	„	Zeit	„	Zeit
„	93	„	6	statt	daß	„	daß
„	77	„	6	„	Evangelium	„	Evangelium
„	78	„	8	„	ihnen	„	Ihnen
„	86	„	1	„	mich	„	[vielleicht] noch
„	88	„	2	„	Quartblatt	„	Octavdoppelblatt
„	106	„	7	„	eins	„	uns
„	109	„	6	„	Schwärmer	„	Schwärmer
„	110	„	7	„	alles den Traken	„	allerley Tratten

Goethe's Briefe an Johanna Fahlmer.

Einleitung.

Unter den Freundinnen seiner Schwester zeichnet Goethe Wahrheit und Dichtung, 11. Buch W. 22, 214 eine durch ein besonderes Lob aus: „Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen, und jenem [dem Jacobi'schen] Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes, ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen."

Von beiden Eigenschaften geben ihre hinterlassenen Papiere, namentlich ihr ausführliches Tagebuch, noch mehr der segensreiche Einfluß, welchen sie als Frau und Mutter in engeren Kreisen äußerte, einen vollgültigen Beweis; ihr Geist und Herzensadel vererbte sich auf eine Tochter, welche an der Seite ihres edeln Gemahls, des trefflichen David Hasenclever, den bedeutendsten Männern des Landes, einem Arndt, Brandis u. A. eine gern und oft aufgesuchte Gastlichkeit in dem schönen Ehringhausen

bot; und beider Eltern, so wie der Verwandten Tugenden sind in der gediegenen Familie jener tüchtigen Männer und Frauen, die seit Jahrhunderten aus ihrem stillen Thale die Früchte ihres Fleißes über ferne Meere senden, erblich und anerkannt geblieben.

Aber von einem Schatze, welchen Johanna Fahlmer den Ihrigen hinterlassen hat, waren bisher nur einzelne Goldkörner bekannt geworden: mit lebhaftem Danke mache ich von der Erlaubniß der Angehörigen Gebrauch, indem ich nachfolgende Blätter aus Goethe's Jugend nebst einigen Auszügen aus der Correspondenz ihrer frommen und geistreichen Tochter, der verstorbenen Henriette Hasenclever, geb. Schlosser, veröffentliche.

Von ihrem Leben geben die Aufzeichnungen des Tagebuchs, von ihrer Familie ein von Ernst Hasenclever verfertigter Stammbaum die wesentlichen Umrisse.

Der Kurpfälzische Commerzienrath Georg Christoph Fahlmer geb. 16. März 1687 war von seiner Vaterstadt Frankfurt nach Düsseldorf gezogen, wo er ein bedeutendes Manufakturgeschäft begründete. Dort wurde ihm am 26. Mai 1713 von seiner Frau Aleika geb. von Senewald eine Tochter Johanna Maria geboren, welche am 4. Juni 1739, 5 Tage vor dem Tode ihrer Mutter, den etwas jüngern Kaufmann Johann Conrad Jacobi geb. 30. Jan.

1715 geſt. 28. Dec. 1788 heirathete. Ihm gebar ſie am 2. Sept. 1740 den ſpäter als Dichter bekannten Johann Georg, am 25. Jan. 1743 den berühmten Philoſophen Friedrich Heinrich. Sowohl der Schwiegervater als der Schwiegerſohn verloren ihre Frauen frühe. Johanna Jacobi ſtarb am 19. Sept. 1746 im vierten Wochenbette; ſie hinterließ außer jenen Söhnen eine überlebende, nach ihr benannte Tochter, welche im Jahre 1763 den Kaufmann Winckelmann in Hannover heirathete. Aus der zweiten Ehe des Wittwers ſtammten die Tanten Lotte und Lene, die treuen Pflegerinnen des Philoſophen. Auch Fahlmer vermählte ſich zum zweitenmale am 31. Auguſt 1740 mit der Tochter eines Predigers in Frankfurt Maria Starck, deren Tochter Johanna Katharina Sibylla*, geboren 16. Juni 1711 geſtorben 31. October 1821, dergeſtalt der beiden Jacobi's etwas jüngere Tante wurde. Vor den Bedrängniſſen des ſiebenjährigen Kriegs, der im Jahre 1758 Düſſeldorf mit einem Bombardement heimſuchte, floh die Familie im Juni dieſes Jahres nach Elberfeld, im Herbſt zu Verwandten nach Mann-

* Dieſe Namen gibt das Kirchenbuch am 18. Juni d. J. an, als Taufzeugen die Jacobi'ſchen Eheleute. Adelaide, wie ſie Jacobi (auserleſener Briefwechſel I, S. 161 und 175, und daraus Schaumburg, Jacobi's Garten, Aachen 1873, S. 28, nennen, hat ſie nicht geheißen.

heim. Dort starb der Vater am 10. Nov. 1759, die Witwe kehrte im Juni 1760 nach Düsseldorf zurück, von Johannens Erzieherin Frl. Wagner begleitet. In traulichem Verkehr mit Jacobi lebte Johanna daselbst einige Jahre. Im Jahre 1770 mußte sie ihrer Kränklichkeit wegen die Bäder von Spaa und Aachen gebrauchen, von ihres Freundes junger Gattin Betty Jacobi geb. v. Clermont und der Clermont'schen Familie, sowie von der treuen Wagner begleitet und gepflegt. Ein bösartiges Fieber brachte sie in Aachen an den Rand des Grabes, sie bezeichnet das Jahr als „eine große Krisenzeit meines Lebens, auch anderer als physischer Leiden." Eine „liebevolle, schwermüthige Seele" nennt Jacobi seine Freundin noch in einem Briefe an Sophie La Roche am 10. August 1771.*

Mit Frau v. La Roche ist Johanna durch Jacobi wahrscheinlich in Folge seines Besuches in Ehrenbreitstein im Jahre 1771 bekannt geworden. Im Juni 1772 zog sie mit ihrer Mutter in Begleitung des Galeriedirektors Manskirch von Düsseldorf nach Frankfurt, wo sie im August Merck im Auftrage der La Roche besuchte.** Ohne Zweifel führten beide

---

* Ausgewählter Briefwechsel I, Nr. 58.

** Wagner Briefe c. Nr. 21. J'ai à voir Mlle Palmer de la part de Mme de la Roche et une troupe de jeunes filles de la connaissance de Goeth.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf:
Ein Mädchen kount' ihn fassen,
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav:
Nun da sie ihn genommen,
Ist alles wiederkommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Nun, sage, willst du heirathen?

Jery. Ich freye um ein allerliebstes Mädchen.

Thomas. Wann ist die Hochzeit?

Jery. So weit sind wir noch nicht.

Thomas. Wie so?

Jery. Sie will mich nicht.

Empfehlungen den jungen Ankömmling in die Goethe'sche Familie und den Kreis von jungen Mädchen ein, die, mit Cornelien bekannt, um die Frau Rath sich versammelten. Der Dichter selbst hielt sich noch in Wetzlar auf; nach seiner Rückkehr am 11. September 1772 entwickelte sich mit der Freundin seiner Schwester, der Gerock's u. a. ein reger Verkehr, welcher im Frühling 1773 durch den kürzern Besuch der muntern und natürlichen Frau Jacobi, Helene Elisabeth geb. von Clermont, und einen längern ihrer Schwägerin Lotte belebt und immer inniger wurde. Goethe fühlte sich durch die feinere Bildung Johannens angezogen und begann gegen Ostern ihr in kürzern und längern Billets von seinem Leben und Treiben Nachricht zu geben. Die gemüthliche Anrede als Tante der genannten Damen gab der freundschaftlichen Achtung des 5 Jahre jüngern Dichters die richtige Bezeichnung. Im September 1773 machte Johanna in Begleitung von Betty und Lotte, welche letztere ein halbes Jahr bei ihr verweilt hatte, von Jacobi unterwegs in Koblenz empfangen, einen längern Besuch in Düsseldorf. Dort empfing sie wie Betty freundliche und zahlreiche Briefe von Goethe, welcher ihre Aufträge in Frankfurt besorgte und Alles zum Empfang herrichtete. Um Ostern 1774 kehrte sie zurück. Ihr Werk war es besonders, daß Goethe seine Mißstimmung gegen Jacobi überwand und im

Juli d. J. jene denkwürdige Reise nach Pempelfort unternahm, die zu dem engsten Freundschaftsbunde mit F. H. Jacobi führte. In überströmender Freude schreibt der Dichter gleich nach seiner Rückkehr an den neuen Freund am 13. August: „Sie darf mit mir von ihrem Fritz reden — heute zum erstenmal. — — Ihr triumphirender Glaube: Sie werden sich lieben!“* Von nun an ersetzte sie ihm seine Schwester. Nicht allein machte sie die Vermittlerin des Verkehrs mit den Düsseldorfern, besorgte Goethe's Beiträge zu der in diesem Jahre von Johann Georg begründeten Zeitschrift Iris, schlichtete die gelegentlich auftauchenden Mißverständnisse, sondern wurde auch die Vertraute seiner Liebe zu Lili und aller widerstreitenden Gefühle, welche die auf und ab wogende Leidenschaft in seiner Brust hervorrief. Auch nach der Uebersiedlung nach Weimar wandte sich Goethe an sie, wenn es galt seinen Geldnöthen abzuhelfen, gab ihr sogar den diplomatischen Auftrag, Weimarer Reisende auszuforschen: offenbar genoß sie beider Eltern Vertrauen. Sie sollte ihm noch näher treten. Schon im Jahre 1776 hatte sie, von Bobe Fräulein Wegner abgeholt, Düsseldorf, Paals und Aachen, und mit Jacobi's und Clermonts Spaa besucht; den dritten Besuch machte sie mit einer anmuthigen

* Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi Nr. 1.

Freundin des Goethe'schen Hauses, Antoinette Merck (s. heißt sie im Tagebuche) im Juni des folgenden Jahres. Als sie im October mit Frau v. La Roche zurückkehrte, war Goethe's Schwester nicht mehr unter den Lebenden. Am 7. Juni* war sie im Wochenbette gestorben und hatte ihrem Gatten Schlosser zwei Töchter hinterlassen. Einstweilen führte „die eine Merck die Wirthschaft," wie Merck berichtet.** Da Antoinette am Rhein reiste, kann es nur eine von den ältern Schwestern, Charlotte oder Katharina, gewesen sein. Gleich nach ihrer Rückkehr verlobte sich Johanna mit dem Wittwer Schlosser. Die Nachricht überraschte Goethe; die Briefe an sie so wie an seine Mutter*** im November 1777 verrathen streitende Empfindungen. Interessen blieb er mit der Familie Schlosser, obgleich er von dem Wesen seines Schwagers nicht sympathisch berührt wurde, mit herzlicher Anhänglichkeit verbunden. Die Freunde freuten sich der Hochzeit: „ich freue mich darauf, wenn Ihr zur Fahlmer kommt," schrieb Jacobi am 8. Juli 1778 an Merck†; „Seine Frau hat sich fest in den Kopf gesetzt, ihn

* Nach Düntzer, Frauenbilder S. 198 am 8.

** Wagner b S. 99.

*** Keil, Frau Rath 1871. S. 86. Briefwechsel mit Jacobi S. 24. Riemer II, 51.

† Wagner a S. 130.

„von dem leidigen Unterwesen ganz zurückzubringen. „und wenn sie ihn auch noch vom Anti-Popenus* „curiren kann, so verdient sie eine Ehrensäule" schreibt Wieland im October**. Goethe selbst aber konnte sich nicht entschließen, das gewünschte Hochzeitsgedicht zu verfertigen. Frau Rath bei Jacob hist. Taschenb. 1811 S. 131 ff ***. Die Vermählung fand am 27. Septbr.

---

* Den Anti-Pope konnte Wieland Schleßer nicht vergeben. Er schreibt am 26. Juli 1778 an Frau Rath Nr. 22: „Es ist eine Stelle drinn [im Julibeft des Merkur] nehmlich ein klein Pächchen abzugeben an einen gewissen Herrn Bürgermeister von N. N. sonst Anti-Pope genannt, die schon geschrieben und gedruckt war, als mir von ungefähr zu Ohren kam daß Tante Fahlmer den Antipope heyrathe. Hätte man mir das gelegenheitlich sein hübsch geschrieben, so hätt ich der guten Tante zu lieb den Schwamm übers Vergangene gewischt und fünfe grad seyn lassen. Nun ists wie es ist. Uebrigens freue ich mich, daß Ihre Enkelchen eine so gute Vice-Mutter bekommen, und mag dem Moralisten, wiewohl mir seine ganze Art und Kunst fatal ist, sein Glück wohl gönnen, wenn's ihm unser Herr Gott gönnt." Wieland hatte Johanna auf seiner Reise nach Mannheim in Frankfurt kennen gelernt; auch der Maler Müller daselbst gehörte zu ihren Bekannten. Brief Nr. 14. In der Antwort Nr. 27. nimmt Frau Rath den Titel Antipope von der so benannten Schrift Schlossers gemüthlich auf; auch bei Wagner b. S. 163.

** Wagner a. S. 147.

*** Auch in Keil's Schrift abgedruckt.

1778 statt; auf der Reise nach Emmendingen speisten die jungen Eheleute bei Merck (W. a. a. O. S. 147); dort wurde ein eigenes schönes Haus gekauft, das im August 1779 bezogen wurde und vom 27. September, dem Jahrestage der Vermählung, an*) Goethe und Wedel so wie den Herzog selbst auf ihrer Schweizer Reise einige Tage beherbergte. Schlosser selbst äußert sich am 14. Oktober über den Besuch sehr befriedigt (an Merck Wagner b. S. 171), und Goethe's Brief aus Luzern Nr. 50 ist nicht minder herzlich. Später lockerte sich das Verhältniß; im December 1792 sucht Jacobi Johannens Urtheil über Goethe zu berichtigen.** Sie hatte ihn einer Verachtung gegen Schlosser beschuldigt, seinen Stolz und das Alcibiadische in seinem Wesen getadelt; wahrscheinlich war etwas Verdruß darüber, daß er sie nicht in Karlsruhe besucht hatte, mit im Spiel. Indessen blieb Goethe seinem Schwager und der Familie zugethan. Mit Schlosser, schreibt er an Jacobi 11. August 1793 (Nr. 83) habe er „in Heidelberg einige glückliche Tage" zugebracht; gelegentlich schrieb er an ihn, so wie an seine Nichte und ihren Gemahl Nicolovius, und nach ihrem Tode richtete er an den Witt-

*) Johanna schreibt zwar im Tagebuche: im 8ber, aber Goethe's Brief an Frau v. Stein I. 247 ist vom 28. Sept. datiert.

**) Zeitschrift aus F. H. Jacobi's Nachlaß I. S. 165 ff.

wer am 20. October 1811 einen schönen Trostbrief (vgl. A. Nicolovius, J. G. Schlossers Leben 1811, und Denkschrift auf G. Nicolovius 1811). Auch über Johannens Sohn Eduard äußert er sich am 23. November 1801 an Jacobi Nr. 108 mit vieler Theilnahme.

Mit der Frau Rath dauerte der brieflische Verkehr Johannens fort (Zöppritz II. 2. 161); diese beschenkte und bewirthete die Mutter, und ihren Tod unterstreicht das Tagebuch „Tod der Frau Rath Goethe 13. Sept. 1808." Goethe selbst sah Johanna nicht wieder, und ganz entrüstet bezeigt sich Helene Jacobi am 19. Aug. 1815 (Zöppritz II. 169), daß Goethe, „der sich in Cölln aufhielt, alles zu besehen und sich mit alten Steinen und Gemälden abzugeben, nicht auch einige Schritte weiter that, in Düsseldorf die alte Freundin aufzusuchen."

Ihre Mutter verlor Johanna bald nach einem Besuche in Frankfurt, Ende September 1780, am 16. November desselben Jahres; zur Ordnung des Nachlasses kehrten die Eheleute Ende des Monats nach Frankfurt zurück, und bei dieser Gelegenheit sandten sie an Goethe die beiden Elzheimer „aus der Palmer'schen Verlassenschaft", welche er am 18. Februar 1781 dem Herzog schenkte (Wagner b 2. 180). Dann reisten Schlossers nach dem Tode ihrer im

* Mme est une excellente mère pour tous ses enfans (Merck 1786 Wagner c 2. 105).

September 1787 besuchten Mutter von Karlsruhe, wohin sie im Jahre 1787 versetzt waren, im November 1789 wieder nach Frankfurt, flüchteten, nachdem Schlosser im Jahre 1791 seine Entlassung aus dem Badischen Staatsdienste erhalten hatte, im Jahre 1794 nach Ansbach, wo sie bei Pfarrer Roth wohnten, im Jahre 1796 nach Emmendingen. Tort überraschte sie am 18. Juni 1798 Schlossers Berufung als Syndicus nach Frankfurt. Am 10. November 1798 kamen sie in Frankfurt an; schon am 13. October 1799 starb Schlosser, durch die unglücklichen Schicksale seiner von den Franzosen besetzten Vaterstadt und persönliche Drangsale gebeugt.

Johannens Stieftochter Luise, Goethe's Nichte, heirathete am 5. Juni 1795 Nicolovius; sie starb am 28. Februar 1811. Von ihren eigenen Kindern mußte sie ihren geliebten Sohn Eduard, geb. 29. Januar 1781, frühe verlieren. Am 26. März 1807 raffte ihn, der als Oberchirurg bei den preußischen Lazarethen angestellt war, ein Fieber, das er sich in Ausübung seiner Pflicht zugezogen hatte, in Königsberg dahin: „Gewaltigster schrecklichster Tag meines Lebens" ruft sie nach Empfang der Todesbotschaft am 17. April aus. Ihre ältere Tochter Henriette, geb. am 7. September 1781, machte den Abend ihres Lebens zu einem glücklichen. Während eines zehntägigen Besuchs in Ehringhausen, wohin sie im

August 1808 von einem Gekesberger Badeaufenthalt gereist war, lernte sie David Hasenclever kennen; er kam im Februar 1809 nach Frankfurt und verlobte sich mit Henrietten am 9. April. Bald nach der Hochzeit 27. Juni folgte die hocherfreute Mutter den Neuvermählten am 20. August und verlebte von dieser Zeit an in Düsseldorf, wohin sie ihren Wohnsitz verlegt hatte, in der Nähe ihrer Kinder und einer fröhlichen Enkelschaar bis zu ihrem am 31. October 1821 erfolgten Tode lange Jahre reinen Glücks. Eine der letzten Aufzeichnungen des Tagebuchs erwähnt den Tod ihres ältesten Freundes, den sie im Jahre 1806 in München besucht hatte. Am 10. März 1819: „Heute starb mein brüderlicher, schon „bey meiner Geburt in meiner Wiege mich begrüßender Gespiele und Freund durchs ganze Leben Friedr. „Heinr. Jacobi in seinem 77ten, meinem 75ten Jahre."

Das beigefügte Bild dieser „vortrefflichen Person", wie sie nach persönlichem Umgange Fr. Roth F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel I, S. 118 mit Recht nennt, stellt die Züge ihres Alters dar; für ihren Geist und Charakter bürgt die Verehrung ihrer bedeutenden Zeitgenossen.

Goethe's Briefe bestehen zum Theil aus geräumten Zetteln in Octavformat. Die in die Quere geschriebenen gleichen dem zweiten Facsimile, welches

den Briefen an Lavater beigefügt ist, genau. Sie sind in Frankfurt selbst abgefaßt und von Johannen in einem Umschlage mit der Ueberschrift: „Billets „von Göthe von den 70. Jahren als wir beyde uns in Francf. befanden" aufbewahrt, auch nummeriert. Im Innern des Umschlags ist Goethe's Gedicht „den Männern zu zeigen" abgeschrieben. Ob es „die Knaben alle" sind, weiß ich nicht, interessen scheint keine erhebliche Lücke vorhanden zu sein.

Zwischen diese Billets sind die von Goethe 1773/74 nach Düsseldorf auf verschiedenem Papier und in verschiedenem Format geschriebenen Briefe eingereiht.

Dazu kommen die von der Schweizerreise 1775 stammenden Briefe, und die nach der Rückkehr sowie von Weimar aus geschickten Briefe und Octavzettel. Erstere sind ebenfalls in verschiedenem Papier und Format. Die Zettel sind ebenfalls geändert, das Papier aber schlägt durch,* und die Schrift geht der Länge nach, wie auf dem ersten Facsimile der Briefe an Lavater. Sie waren anders und neu nummeriert.

Einige der Frankfurter Zettel tragen von Johannens Hand die Bemerkung: „Schiks wieder", wahrscheinlich waren sie Jacobi mitgetheilt worden.

* Wie in dem Briefe Goethe's an seine Mutter Nr. 35.

Tiefe Nummern, welche, soweit sie sich fanden, in Klammern beigefügt werden, haben die Ordnung der Briefe erleichtert; sie begreifen drei Serien, in Frankfurt, von der Reise, aus Weimar. Im Uebrigen hat die Ordnung der mit fortlaufenden Nummern von mir versehenen Briefe muthmaßlich gegeben werden müssen. „Gekanteles" um einen Tünzer'schen Ausdruck zu gebrauchen ist es nicht geschehen, Irrthümer mögen Kundigere verbessern.

Die größere Zahl befindet sich in den Händen der Wittwe von Johannes Enkel, Frau Ernst Hasenclever geb. Bezin in Elringhausen, welche ihren vollen Werth erkannte; durch ihre Vermittlung ist es gelungen, auch von den übrigen Verwandten Abschriften der an sie gelangten Stücke zu erhalten. Den vom 23. Novbr. 1773 Nr. 6 datierten besitzt Hr. Pastor Mönkeberg in Hamburg, die übrigen Frau Consul Schroeder in Triest, welche die Güte gehabt hat, über Format und Papier genauere Mittheilungen zu machen. Ein Brief vom 16. Nov. 1779, welcher im Jahre 1871 von Frau Hasenclever zu einer Verloosung zum Besten der Verwundeten hergegeben wurde, ist in die ausgesuchte Autographensammlung meines verehrten Collegen, Hr. Directors v. Halm in München, gelangt, welcher mit zuvorkommender Güte mir das Original zeigte und eine genaue Ab-

Thomas. Sie iſt nicht geſcheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübſches Gut, ein ſchönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, ſie ſollen's gut bey mir haben.

Thomas. Und ſie will dich nicht? Hat ſie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie iſt toll. Sie ſoll Gott danken und mit beyden Händen zugreifen! Was iſt denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um ſie. In dieſem Hauſe wohnt ſie bey ihrem Vater. Sie nähren ſich von dem kleinen Gute hierbey. Alle junge Burſche hat ſie ſchon weggeſcheucht, die ganze Nachbarſchaft iſt unzufrieden mit ihr. Dem einen hat ſie einen ſchnippiſchen Korb gegeben, dem andern hat ſie einen Sohn toll gemacht. Die meiſten haben ſich kurz reſolvirt und haben andre

schrift verfertigte. Ein Brief endlich ist in Goethe's Briefwechsel mit Jacobi S. 24 abgedruckt und wahrscheinlich im Besitz der Jacobi'schen Erben. Diejenigen Briefe, welche ich nicht selbst gesehen habe, sind mit einem Stern bezeichnet; die Ehringhäuser Briefe habe ich im August v. J. als Gast der Besitzerin selbst abgeschrieben.

Ueberblick.

Fassen wir unsere Eindrücke zusammen, so werden wir den Werth dieser Reihe von Briefen dem Umfang nach höher anzuschlagen haben als die bisher aus dieser Periode bekannt gewordenen. Das Interesse der an Kestner gerichteten reicht über das Jahr 1774 nicht hinaus; die Briefe an Auguste geben in seinen Seelenzustand im Jahre 1775 einen tiefern Einblick, sind aber nicht so unmittelbar natürlich als z. B. Nr. 36; die Briefe an Lavater, so wie die an Knebel und die an Frau v. Stein gehören überwiegend einer spätern Periode an, die übrigen sind vereinzelt. Hier liegt uns mit Ausnahme einiger Monate vom Herbst 1773 bis in das Jahr 1777 hinein ein vollständiges Bild dieser wunderbaren Natur vor Augen, unmittelbarer und vertraulicher als die farbenreiche Schilderung an Auguste, nur die wenigen an Frau Jacobi abgefaßten stehen ihnen gleich.

Und welcher Natur? einer unendlich liebenswürdigen, sanguinisch beweglichen, aber einer echten und unermeßlich reichen. Die Liebe zur Mutter, der

Respekt vor dem Vater, die wärmste Freundschaft, die flüchtigen und die dauernden Neigungen spricht er einer schwesterlichen Seele gegenüber aus.

Zugleich geben sie manche Züge zur Geschichte des Verfassers und der Litteratur. Für die erstere folgende: vor Allem die Liebe zu Lili, dann die Chronologie und Art der Schweizerreise, seine Geldnöthe, seine Stellung in Weimar, die Sammlung und Sinnesänderung im Jahre 1777. Auch die Aeußerungen Henriettens über Goethe's Frau und Sohn wird man nicht ungern lesen. Seine Beziehungen zu Wieland, der Respekt, die Verachtung, die Zuneigung folgen auf einander; der Bund mit Jacobi und die auftauchende Verstimmung; die innige Liebe zu Lenz gehen vor unsern Augen vorüber. Ueber Goethe's litterarische Beschäftigungen erfahren wir Näheres, über das Liegenbleiben von Claudine Auskunft, über die Entstehung der Stella in zwei Absätzen wenigstens Andeutungen, über seine Nichtbetheiligung an der Satire Prometheus Gewißheit.

Wie gering erscheinen die Schatten in diesem Lichtbilde! Tadelnswerth ist eigentlich nur die Gleichgültigkeit, womit er die Bilder von Elzheimer sofort an den Herzog verschenkt, und der Mangel einer Beileidsbezeugung nach Schlossers Tode. Sie gehören zum Alcibiadischen in seinem Wesen, wie es Johanna treffend bezeichnet. Ob sie Recht hatte,

wenn sie meint, Goethe könne nicht glücklich sein? Kaum. Tief auch ihr Inneres hatte sich in der Ehe mit Schlosser und in dem Gefühl der Verschiedenheit beider Charaktere ihm entfremdet. Doch hat sie den Jugendfreund treu im Herzen behalten.

Endlich wirkt die Sprache bezaubernd. Die Briefe von der Reise zeigen die wärmste Frische der Naturempfindung, nur die beiden ersten Zettel könnten im Werther stehen. Der Ausdruck fließt von den Lippen des Dichters, die reichen Bilder sind immer der unmittelbarsten Gegenwart entnommen — er fährt Schlitten, läuft auf dem Eise, führt das Ruder im Kahn — und treffen somit die reellste Bezeichnung seiner Stimmung. Aber so schnell sie ihm zuströmen, seine Gedanken und Gefühle jagen sich noch schneller, und mit Zeichnungen, Interjectionen Ausrufungszeichen, Gedankenstrichen wird nachgeholfen. In Weimar glättet sich der Wasserfall zum rasch, aber ebenfließenden Strom; der Brief aus Rom zeigt uns den ruhigen See, auf dem fortan das stolze Schiff des reifen Meisters dahin fahren wird.

Erste Abtheilung.

Erste Bekanntschaft. Nach Düsseldorf.

I.

Quartblatt.

März 1773.

Einen Morgengruss hat Ihnen die liebe Sonne schon geben, der besser ist denn meiner. Doch ist auch der nicht zu verachten. Grüsse Sie also und schicke Worte und Wackefield[1] und Was mehr ist — Wörterbuch. Wo sie Bedeutung und Aussprache nach selbst beliebigem Gefallen forschen und finden können. Und dieses geschieht weil es scheinen will als ob Sie noch einige Tage an mir einen unfleissigen lehrmeister haben würden. Denn ich befinde mich in einem

[1] Den Vicar of Wakefield erwähnt G. in seinen späteren Briefen nicht mehr. Die Perturbation scheint sich theils auf die bevorstehende Heirath Kestners theils auf die Umarbeitung des Götz zu beziehen, die im December 1772 mit Merck in Darmstadt besprochen und bei dem spätern Besuch vom 17. April bis zum 4. Mai ins Reine gebracht sein mag. Auch scheint die flüchtige Neigung (an Kestner, S. 139 zu Antoinette Gerock?) im Spiel gewesen zu sein. Lotte Jacobi war noch nicht eingetroffen. Der Reiseplan Johannens taucht auf.

Stand von Perturbation, in dem es den Seelen, sagen sie, nicht verteilhafft ist aus der Welt zu gehn. Demohngeachtet, da sich nichts verdrüssliches noch ängstliches einmischt, bin ich dessen wohl zufrieden. Mögen Sie das auch seyn, und an dem so lieblich vorbey fliessenden Wasser nicht allzu lebhafft empfinden wie schön das wäre, wenn Sie geleitet von Frülings senn und Lufft dahinab seegelten zur Freud und Wonne der Auserwählten, dazu uns Gott allen Gnädiglich verhelfen wolle. Amen.

II.

Quartblatt

Charfreitag[1] 1773

Einen so hohen heiligen Morgen haben wir noch dies Jahr nicht erlebt. Wie ich ans Fenster sprang und die Vöglein hörte und den Mandelbaum blühen sah und die Hecken alle grün unter dem herrlichen Himmel, kennt ich Ihnen liebe Tante liebe Nichte,[1] länger nicht vorenthalten, warmer Jugend gute Frühlings Empfindungen, daran Sie Sich denn erbauen werden, an dem heiligen Leben, mehr als am heiligen Grabe,

---

[1] Charlotte Katharina Jacobi war zur Ostermesse aus der Pension in Hannover nach Frankfurt gekommen, wohin Betty Jacobi ihr später nachfolgte. Da Lotte im September nach einem halbjährigen Aufenthalte nach Düsseldorf zurückkehrte, muß ihre Ankunft gegen das Ende des März oder den Anfang Aprils erfolgt sein. Welches Gedicht in den Frühlingsempfindungen gemeint sein mag, weiß ich nicht.

hoff ich. Daß Sie gestern nicht mit mir gingen, mögen Sie sich selbst verzeihen. Gott[1]) geb uns mehr solche Tage als den heutigen und bewahr uns vor Reisenröcken, Trisel, Reversine und allem zähnklappern. Adie.

---

[1]) bewa, durchgestrichen

Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, so hübsche Mädchen man mir auch schon angetragen hat.

Thomas. Man muß sie nicht lange fragen. Was will so ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater stirbt, was will sie anfangen? Da muß sie sich dem ersten besten an Hals werfen.

Jery. Es ist nicht anders.

Thomas. Du verstehst es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein Bißchen derb. Ist sie zu Hause?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freyersmann seyn. Was krieg' ich, wenn ich sie dir kupple?

Jery. Es ist nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willst.

III.

*
Großoctav. Doppelblatt.
(Nr. 1.)

18. October 1773.

Ihr Stillſchweigen liebe Tante wiſſen wir ohngefähr zu berechnen, da wir uns wohl eher gleicher Sünden ſchuldig gemacht haben. Sünde bleibts aber immer und ſoll Ihnen in Rückſicht künftiger Beſſerung verziehen werden. Ich hoffte die Ankunft des neuen Mädgens[1] zu vernehmen. es nimmt ſich Zeit wie ich merke.

Das merkwürdigſte das ich Ihnen melden kann, iſt Schleſſers Ankunft. Das junge Paar iſt ſchon aufgeboten[2], wird in 14 Tagen Hochzeit machen und dann gleich nach Carlsruh gehen.

---

[1] Statt deſſen erſchien am 17. Octbr. ein Bübchen (Briefw. zw. G. u. Jacobi. S. 8ff.

[2] Am 15. Septbr. ſchrieb G. an Keſtner, S. 180: „Schleſſer ſitzt noch in Carlsruhe wo man ihn herumzieht Gott weis wie. Ich verſtehs nicht". Bekanntlich wurde die Hoffnung vereitelt.

Meine Schweſter Braut grüßt Sie. Sie iſt iezt im Packen ganz und ich ſehe einer fatalen Einſamkeit entgegen. Sie wiſſen was ich an meiner Schweſter hatte — doch was thuts, ein rechter Kerl muß ſich an alles gewöhnen. Die Zeit ſind einige ſehr brave Menſchen aus der Weiten Welt, beſonders einer[1], zu mir kommen die mir viel gute Tage gemacht haben. Um unſern kleinen Zirkel ſiehts etwas ſcheu[2] aus. Meine ſchweſter macht einen großen Riſſ, und ich — Betty verſteht mich. Ich möchts wohl einmal ſo weit bringen mit Ihnen einen Ritt vom Wallenther durch die Terminey bis zum Allerheiligen zu thun. Indeß will den Winter meiner Schlittſchue mich freuen.

Daß Sie Jungen[3] lieben müßten, ſagte ich

---

[1] Schönbern, der im J. 1774 däniſcher Conſulatsſecretär in Algier wurde. Keil, Frau Rath, Nr. 6, S. 68.

[2] Fränkiſcher Provincialismus, noch jetzt üblich, auch 1772 in einem Briefe an Jung Stöber, Aktuar Salzmann, S. 52 von G. gebraucht.

[3] Jung-Stilling, der damals als Arzt nach Elberfeld ging. G. hatte ihn in Straßburg lieb gewonnen und ſtets beſchützt.

Ihnen zum Voraus, nur wollt ich daß Sie auch Leute lieben könnten die nicht sind wie er.

Grüßen Sie mir die liebe Frau[6] hundertmal. Lotte wird meinen Brief haben[7].

Mit meiner Autorschaft stehts windig. Gearbeitet hab ich, aber nichts zu Stande gebracht[8]. Den Jahrmarkt[9] sollen Sie haben, aufs Wort ihn nicht aus der Hand zu geben, noch — Ich

[6] „Des Cammerrath Jakobis Frau war hier, eine recht liebe brave Frau" schreibt G. am 15. Septbr. an Kestner, S. 181. Am 30. August kündigt Jacobi Sophie La Roche seinen Entschluß an, den Reisenden bis Koblenz entgegen zu gehen und vor ihrer Ankunft einige Tage in Ehrenbreitstein zu bleiben (ausert. Briefw. I, S. 142). Also wird die Abreise gegen den 10. September erfolgt sein. Um dieselbe Zeit, d. h. noch in Frankfurt, ist das undatierte Billet an Betty (Briefw. zw. G. und Jac., S. 3) verfaßt; denn es heißt darin von dem beigefügten Gedicht „Wen du nicht verläßest Genius": „Geben Sies der la Roche und leben Sie recht herzlich wohl."

[7] Hat sich nicht erhalten.

[8] „Jetzt arbeit ich einen Roman, es geht aber langsam." (An Kestner, 15. Sept., S. 182.) Das kann doch kaum etwas Anderes sein als Werther, der dann einige Monate liegen blieb.

[9] von Plundersweilern. Er wurde am 3. Novbr. an Betty geschickt und gefiel Jacobi sehr. (Briefw. zw. G. u. J., S. 8. Jac. ausert. Briefw. I, S. 151.)

brauche keine Conditionen mit ihnen. Der Musenalmanach von Göttingen ist recht sehr gut dies Jahr. Sie werden viel wahres und warmes finden. Auch einige Ding wo nicht von mir, doch die ich Ihnen gelesen habe.[10]

Was Sie vom Merkur schreiben scheint mich auf ein ungünstig Urtheil vorbereiten zu wollen[11]). Hat nichts zu sagen, ich bin dergleichen gewohnt. Mir kommts darauf an ob der Rez. ein rechter Kerl ist. er mag mich loben oder tadlen, und was ich von ihm halte will ich Ihnen wohl sagen. Noch haben wir Ihn nicht. Sie kennen die geflügelte Expedition des Götterboten.[12]

[10] Er erschien im September, die ersten Bogen erhielt G. am 15. durch seinen Wetzlarer Freund Falcke (a. a. O.), worin „der Wandrer" stand. Sonst finden sich darin der Gesang „Seht den Felsenquell" und „Was reich und arm", ferner „Adler und Taube". Ueber die Liebhaberei, seine Gedichte unter andern Namen zu bringen, Riemer, Mittheil. I, S. 215.

[11] Die Recension des Septemberhefts über Götz steht im 3. Theil des Merkur, S. 267ff., eine andere ebenda im Decemberheft 4, S. 257. Wie sehr jene von M. Schmidt?) ihn verletzte, sagt G. selbst W 22, S. 151.

[12] Darüber hatte auch Frau Rath geklagt (Nr. 38). Ebenso vorher Goethe an Kestner Nr. 58.

Ein schöner neuer Plan hat sich in meiner Seele aufgewickelt zu einem grosen Drama. Ich will nur erst zusehen, ob ich aus dem Lob und Tadel des Publikums[13]) was lernen kann.

Und mein gewonnen Drama, und Wielands Ausspruch. Dass nicht der so lange hängt als

[13]) über Götz. Da dieses Drama „fürs Aufführen" beabsichtigt war, „damit die Kerls sehen dass nur an mir liegt Regeln zu beobachten" (an Kestner a. a. O.), kann nicht etwa Faust, sondern nur Mahemet gemeint sein, der, wie G. W. 22, S. 224 erwähnt, „sich mehr der regelmäßigen Form näherte". G. läßt bekanntlich den Plan erst auf dem Rückwege von der Rheinreise 1774 entstehen, vgl. Düntzer, Frauenb. S. 241, Anm. 1 und Viehoff, G. Leben 2, 32 und 147ff. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man die Stelle eines Briefes an Lavater (Hirzel, S. 180) vergleicht. Dort sagt G.: „Das Dram, das ich der Meyern versprochen habe, ist auf dem Wege ziemlich fertig worden." Meyers hatte er erst am 15. Juni 1774 kennen gelernt (an Lotte Nr. 100). Also wird er sich „auf dem Wege", durch Lavater und Basedow angeregt, weiter mit dem Stück beschäftigt haben, während er hier die Absicht ausspricht, es eine Weile liegen zu lassen. Arbeitete er doch „an vielerley dramatischen Wesen" (Merck, 28. Juni 1774, Wagner c, Nr. 38), darunter an Cäsar (an Schönborn, 1. Juni 1774). Aus dem Mahemet hatte der Musenalmanach den „Gesang" mitgetheilt. Andere lesbare Bruchstücke gibt Schöll, G. Br. u. Aufs., S. 147.

in Wezlar ein Spruch. Ich hab gewonnen liebe Tante, ohne Umstände gewonnen ergeben Sie Sich nur eh Sie durch Urteil und Exekution angehalten werden. Lesen Sie die Stellen aber und abermal und verdancken Sie Ihre Sinnesänderung wenigstens Ihren eigenen Augen.[1]

Adieu liebe Tante, und lassen Sie uns manchmal ein sichtbares Zeichen Ihrer Erinnerungen geben. Sie wissen wir sind sinnliche Menschen. Frf. am 18. O. 1773.

Goethe.

[1] Das gewonnene Drama Part. Actioi ist Götz, über dessen günstige Aufnahme G. mehrfach seine Freude ausspricht. Johanna hatte sich an den „rauhen Ecken" (an Kestner, S. 178, den bekannten derben Stellen der ersten Ausgabe, gestossen. Wielands Ausspruch erfolgte in einer Anmerkung zu jener ersten Recension und wurde im Junihest des T. M. 1774 2, S. 321 begründet

IV.

Octavdoppelblatt. Briefpapier.
(Nr 3.)
Nr. 2 ſcheint verloren zu ſein. 31. October 1773.

Daſſ unſre Expedition ſchnell gehe zu beyderſeitiger Ergözzung, folgt hier das Schönbartſpiel [1], und die Läppgen.

Sonſt iſt alles hier wohl, lauſſt durch einander, und packt [2].

Und ich wie immer binn wechſelnden Humors, und habe mich zu was verleiten laſſen darüber Sie mich von Herzen — werden [3]. In deſſ Adieu,

[1] Der Jahrmarkt zu Plundersweilern. Vgl. Friedrichs Brief an Wieland vom 6. Novbr. (unſere Briefw. I, Nr. 49) und Betty's Brief vom 9. Novbr. (Briefw. zw. G. und J., S. 11).

[2] Cornelie heirathete am 1. November.

[3] Daß die Farce gegen Wieland: „Götter, Helden und Wieland" gemeint iſt, beweiſt die Vorherſagung und die ſichtliche Beſorgniß, Johanna, durch ihre Freundſchaft mit Jacobi's auch mit Wieland verbunden, werde die Satire übel aufnehmen. Sie iſt alſo im October, ohne daß der damals in Petersburg abweſende Merck darauf hätte einwirken können, gedichtet worden. Daher ſandte G. ſie zuerſt an Lenz zur Beurtheilung (B. 22, 248).

und behalten Sie einige Neigung zu uns weil Sie doch wieder her müssen.

Goethe.

Von bey kommenden Mustern kommt wie drauf steht die einen 17 Fl. die andern 19 Fl. das Stück. Man bittet sich aber die Muster alle bald möglichst wieder zurück, mit denen gezeichneten, auf die die Wahl fällt.

Noch was. H. André schickt Ihnen ein Exemplar Töpfer[4], wünscht im Merkur eine höfliche wo möglich anlockende Rezension zu sehen. Der Mann hat Frau und Kinder, und Geld hinein gesteckt. Blos in der Rücksicht, wenn auch das Ding nicht würcklich musikalischen und andern Werth hätte, sollte man ihm den Liebesdienst nicht versagen. Die H. Thuns ja bey andern Gelegenheiten, werden sies auch wohl thun. Er empfielt sich[5] ihnen aufs beste, zwar wüsst ich nichts

[4] Der Töpfer, komische Oper in 1 Akt von G.'s Freunde Johann André in Offenbach, geb. 28. März 1741, gest. ebenda 18. Juni 1799, war am 29. October mit großem Beifall aufgeführt worden und erschien in demselben Jahre Frf. 1773 8.

[5] sies und sich aus Sies und Sich verbessert.

erbärmlichers als ein Autor der sich empfielt. Doch es ist hier nur der Kaufmann. Denn das Ding will nicht rutschen, ich hätte ihm freylich voraus sagen wollen. Viel Grüsse der lieben Frau und Lotten.

G.

am 31. Oktbr. 1773.

NB. Das Zettelgen ist liegen blieben und muss iezt mit der fahrenden Post.

V.

Octavblatt. Briefpapier.
(Nr. 4.)

(16. November 1773.)

Außen: Der Tante. [1]

Liebe Tante.

Daß meine Agenteie ſo langſam geht iſt das Hurry burry ſchuld das[2] ſeit acht Tagen um mich ſummt. Ehvorgeſtern[3] iſt die Schweſter Adieu. und ich binn Hahn im Korb. Der Eſel hat keine zwey Stücke mehr von dem Franzlein und von allem was halbweg hübſch iſt wird das zweyte Stück ſchon angeſchnitten ſeyn. Ich hab darum die Muſter nicht mit ſchicken wollen. Vom Töpfer nächſtens. Ich binn in aller Verworrenheit[4] der Ihrige

G.

[1] Gleichzeitig ging der Brief Nr. 4 an Betty ab.

[2] aus daß verbeſſert.

[3] Die Schweſter reiſte am 14. Novbr. ab.

[4] Ein Lieblingsausdruck G.'s zu dieſer Zeit, vgl. Nr. 35 und an Keſtner Nr. 115. Schöll, S. 159, 160. Stella V, 2.

Thomas. Zehn Doublen! Ich muß etwas rechts fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willſt du's anſtellen?

Thomas. Geſcheidt!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will ſie fragen, was ſie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das iſt Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater ſtirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und wenn ſie krank wird?

Jery. Nun ſprich recht gut.

Thomas. Und wenn ſie alt wird?

Jery. Du haſt reden gelernt.

VI.

* 26. November 1773.

Von dem jetzigen Besitzer, Pastor Mönkeberg, abschriftlich mitgetheilt; muß Nr. 5 sein.

Diesmal liebe Tante vom Töpfer. Ich danck Ihnen daß Sie wollen meine Meynung drüber transpiriren lassen. Das Stück ist um der Musick willen da, zeugt von der guten menschenfreundlichen Seele des Verfassers und ist dem Bedürfniß unsers Theaters gewachsen, daß Acteur und Zuschauer ihm folgen können. Hier und da ist eine gute Laune doch würde seine Einförmigkeit sich ohne Musick nicht erhalten.

Die Musick selbst ist auch mit vieler Kenntniß der gegenwärtigen Kräffte unsrer Theater kompenirt. Der Verfasser hat gesucht richtige Deklamatien, mit leichter fliessender Melodie zu verbinden[1],

[1] Diese köstliche Reklame, welche G.'s gutes Herz von neuem zeigt, ist nach den in Schöll's Br. u. Aufs. S. 112 gegebenen Regeln über Deklamation und Musik ausgearbeitet.

und es wird nicht mehr Kunst erfordert seine Arietten zu singen als zu den beliebten Kompositionen H. Hillers und Weiss nötig ist. Um nun dabey das Ohr nicht leer zu lassen, wendete er all seinen Fleis auf Akkompagnement, welches er so vollstimmig und harmonisch zu setzen suchte als es ohne Nachteil der Singmelodie thunlich war. Zu dem Ende hat er offt Blasinstrumente gebraucht, und manchmal eins von diesen unisono mit der Singstimme gesetzt, damit sie dadurch verstärkt und angenehm werde. wie z. B. in dem ersten Duett mit der einen Flöte geschehen. Man kann ihm nicht nachsagen dass er kopirt noch raubt. Und es lässt sich immer mehr von ihm hoffen. In einigen Arien könnte das da Capo kürzer seyn w. z. E. in der Ariette: wie mancher plumper Bauerjunge p. 78.

Dass er die ganze Partitur hat stechen lassen billig ich, wenn es mehrere thäten würde der Kenner und Liebhaber befriedigt werden. Auch zum Behuf auswärtiger und privat Theater gut seyn.

So was, auf einer alt könnte der Mixtur

ſagen ohne ſich zu proſtituiren ich ſaue das ſo in der Eil [E aus e corrigiert]. Verzeihts lieb Täntchen. Die Liebe Frau und Lotten grüſen Sie mir. Ich binn wie immer bald leidlich bald unleidlich. Hab einige Tage Kopfweh gehabt und war ſehr menſchenfreundlich [? wohl — feindlich?]. Laſſen Sie bald was von ſich hören. Völling iſt von ſeiner Reiſe wieder da. Er hätte bald den Baſſa zu Weimar beſucht[1]). Was macht unſre Wette. Adieu Täntchen. Meine Schweſter iſt glücklich angelandet, und bald eingerichtet.
Frkf. am 23. Novb. 1773.

Goethe.

Adreſſe:
An Mamſell
Mamſell Fahlmer
bey H. Hofkammer R. Jakobi
franck Cöln
in
Düſeldorf.

[1] Joh. Caspar Völling, ein Kaufmann, der auch Wielands Geldgeſchäfte in Betr. des deutſchen Merkur beſorgte und zu den Freunden des Hauſes gehörte. Johanna vergleicht ſich mit ihm, weil ſie augenblicklich übel ausſah (Briefw. Nr. 3). Daß Wieland Baſſa heißt, beweiſt, in welchem Anſehen damals der deutſche Merkur ſtand.

VII.

(Octavbriefpapier, Doppelblatt.)
(Nr. 6.)

[29. November 1773.]

Liebe Tante.

Wenn wir nur erſt ins gleiche kommen, daß jedes ſeinen Gang geht, ohne den andern mitnehmen zu wollen, wird alles gut werden. Wir treffen uns doch wieder, wenn wir auch hier und dort abweichen! Nur waren wir vielleicht bevde das Hand in Hand gehen zu gewohnt, und wer iſt das nicht. ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Meine Schweſter führt ſich wohl auf. Ihre Wanderſchafft, Einrichtung alles macht ſie gut. Sie erinnern ſich noch des Schimpf und Schelt-weegs zwiſchen Vornheim und Frankfurt!

Jetzt watet ſie nach Art und Luſt[1], und läſſt euch alle grüßen.

[1] Frau Schleſier fühlte ſich alſo damals ſo unglücklich nicht, wie ſpäter wegen ihres körperlichen Leiden

Wenn der Geiſt der Erfindung vor mir über ſtreicht, will ich ihn um ſo ein Meubel fragen. a l'imitation — das thut er ſonſt nicht gern.

Aber im Ernſt wenns keine Poſſe iſt, ſo freu ich mich daß der Moraliſche Wortkram ſich abermal proſtituirt. Ich mögte einen Pot-pourri oder was für einen ſie wollen, mit Moraliſchen Emblemen und Sprüchen verſchlagen[2].

Für die Romanze dank ich, bitte um mehre.

Dagegen ſtehn all die zu Dienſten die ich aus Elſas mitbrachte[3].

---

[2] Ueber dieſen Pot, vermuthlich ein Weihnachtsgeſchenk, ſcherzt G. auch in dem undatierten Briefe Nr. 9 an Betty, der etwas ſpäter geſchrieben iſt. Nr. 8 iſt gleichzeitig mit dem hier abgedruckten abgegangen. Das darin erwähnte Väterchen iſt das erſte Stück von Lenzens Luſtſpielen nach dem Plautus. Der „moraliſche Wortkram" ſcheint Wieland zu meinen. „Wiel. und die Jacketis haben ſich eben proſtituirt" (an Keſtner, S. 181).

[3] Ueber G.'s Sammlung von Volksliedern (denn dieſe heißen bei ihm Romanzen) vgl. Schöll, Br. u. Aufſ. S. 123ff. Darunter befindet ſich das Lied „Vom plapperigen Junggeſellen", bei Herder „vom plauderhaften Knaben":

Das Violingen[1] will ich ausfragen. Und erſt Nachricht geben.

Es waren drey Junggeſellen.
Sie täbten was ſie wöllen,
Sie hielten einen Rath
Zu Straßburch in der Stadt.

Es war wohl einer drunter
Der nichts verſchweigen konnte.
„Es hat mir geſtern ſpät
„Ein Mädchen zu geredt.
„Sie will mich laſſen ſchlaffen
„Bey ihr im Federn Bett."

Das Maidel ſteht an die Wände,
Hörts von Anfang bis zu Ende.
„Ver leih mir groſer Gott
„Den Witz und auch Verſtandt
„Daß mir der leſe Knabe
„Nicht kommt an meine Hand."

Der Knab, es war um Viere,
Geritten kam vor die Thüre.
Er klopfet alſo ſtille,
Mit ſeinem Goldenen Ring.
„Ey ſchlafeſt oder wacheſt,
„Mein aus erwähltes Kind?"

„Was iſt wenn ich nicht ſchlieffe!
„Und dich nicht reiner lieffe
„Reit du es immer hin!
„Wo d'her geritten biſt.
„Ich kann ein wen'ge ſchlaffen,
„Wenn du ſchon nicht bey mir biſt."

Im Packet kommt eine Rezenſ. der hieſigen Zeit. über den Merkur, wo die Herren. Wiel. den Staub von den Füſſen lecken. Ich hab das meinige gethan um den Deinet[5] gegen Wielanden aufzubringen. Hab ihm vorgeſtellt: wie ſchändlich es ſey daß der Merkur ſagt: Die Frfurter

„We ſoll ich dann hin reuten,
„Es ſchlafen alle Leuten.
„Es ſchlafen alle Leut
„Und alle Bürgers Kind.
„Es regnet, und ſchnevet
„Und gebt ein kalter Wind."
Er faſſ ſich auf ſeinen Gaule.
Er ſchlug ſich ſelbſt aufs Maule
„Hättſt du mir ſtill geſchwiegen,
„Du loſe Plapper zung.
„Du bringſt mich nun ums liegen
„Bey mein braun Mädlein jung."
„Dort unter jener Linde,
„Wirſt du dein Schlafplaz finden.
„Bind du es deinen Gaul
„Wohl an denſelben Baum.
„Und laß mich ümer ſchlaffen
„In einem ſüſſen Traum."

Dieſe Abſchrift bezeichnet Johanna mit den wohl irrigen Worten: „Daß hatt der Göthe gemacht".

[4] Weihnachtsgeſchenk für einen Sohn Jacobi's.

[5] Nach Schleſſers Abgange Herausgeber der Frankfurter Zeitung. Vgl. d. Brief an Betty Nr. 7.

Zeit. ſei mit dem Ende 72 verſchwunden. da ſie doch würklich noch en toutes lettres existire. Demohngeachtet muſſt ich die Höflichkeit[6] und Frömmlammsfreundlichkeit pag 773 sqq. von Seel aus bewundern. Adieu liebe Tante. ich danke Ihnen in Andres Seele[7].

Auch für die Communikation der Meynungen über mich. Sie intereſſiren einen immer. ſo wenig ſie auch Einfluſs über und in einen ſie haben mögen oder können.

Addio. G.

29 Nov 1773.

[6] Im Original ſteht Heftichkeit.

[7] Die Empfehlung brachte keinen Nutzen, vielmehr wird der Töpfer im T. Merkur 1773, 4. Bd., S. 256 (Decemberheft) als „ſchlechte Copie" bezeichnet. Der gute André war auch über Goethe „giftig". Br. an Betty, Nr. 8, und machte ſeinem Zorn über den Merkur in der Vorrede zu der komiſchen Oper „der alte Frever", Frkf., Gebhard 1773 in den Worten Luft: „Es haben ein Par unmündige Männlein hier und da ausgeſprengt, ich hätte meine Muſik zum Töpfer aus franzöſiſchen Operetten genommen. Ich kann keinen Beweis fordern, weil er ohnmöglich iſt." Die Frkf. gel. Anzeigen hatten am 2. Novbr. 1773 eine günſtige Anzeige gebracht.

[8] Der Brüder Jacobi, mit denen G. noch immer geſpannt war.

VIII.

Octavbriefpapier Doppelblatt.
(Nr. 7.)

(December 1773.)

Habe ein Geiglein gefunden, will es zurechte machen laſſen, und mit einem Bogen, auf der fahrenden Poſt wohl einballirt überſenden.

Der Hr. Friz od. Hr. Gorge werdens von mir als einen geringen heiligen Criſt annehmen. Wünſche nur dem herren der vor der Hand ſein Glück drauf probiren will, ſo viel zu lernen, als das liebe Geſchöpf das es vor ihm unterm Kinn hatte. Und dann mög er ein Virtuos werden oder wenigſtens fühlen lernen einen Virtuoſen[1].

Anbey ſende das Liedlein unter den Bekannten Bedingniſſen. Und grüſe die liebe Frau, und

[1] Wenig ſpäter iſt der Brief Nr. 9 an Betty geſchrieben, worin die Buben ebenfalls erwähnt werden; vom Violinchen war der Bogen fortgelaſſen worden. Das liebe Geſchöpf könnte die muſikaliſch gebildete Maximiliane la Roche ſein, die ebenda Nr. 8 ein Engel heißt. Doch ſtanden Jacobi's mit der Mutter in direkter Verbindung. Oder etwa Antoinette Gerock?

Lolle, die Ihren Eifer über mich[2] wohl in einem Brieflein ausschütten könnte, von Herzen.

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen,
Muß uns bissgen das man hat,
Sich mit'm Nachbaar schlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Ist nur Hunger, Kummer, Neid.
Mögt eins 'nausser laussen.

Erdenneth ist keine Noth,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit schafft Dir täglich Brod,
Dach, und Fach und Schatten.
Rings wo Gottes Sonne scheint
Findst ein Mädgen findst ein' Freund
Laß uns immer bleiben![3]

[2] Wohl wegen der spöttischen Reden über den Pot.

[3] Das Lied wurde später in Erwin und Elmire (Iris 2, 3. März 1775) mit der nicht glücklichen Veränderung in Vers 7: „Dich hinaus zu treiben" abgedruckt. Daß dieses „Lustspiel mit Gesängen" bald fertig ist, berichtet G. an Kestner S. 185, wahrscheinlich in der Neujahrsnacht, nach der Vollendung des mit ähnlichen Neuigkeiten angefüllten Briefs an Betty Nr. 7.

Thomas. Ich will ihr Hiſtorien erzählen.

Jery. Recht ſchön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burſchen findet.

Jery. Vortrefflich!

Thomas. Ich will dich herausſtreichen! Geh nur, geh!

Jery.

Neue Hoffnung neues Leben,
Was mein Thomas mir verſpricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Iſt die größte Wohlthat nicht.

Jery ab.

IX.

Octavbriefpapier. (Nr. 8.)

Ende Januar 1774.

Heut war Eis Hochzeittag! Es muſſte gehn, es krachte, und beg ſich, und quell, und finaliter brachs, und der H. Ritter pattelten ſich heraus wie eine Sau[1].

Hier iſt eine Romanze[2].

Und Betty meinem Herzlein Gruß, und Lolo inliegendes

Daſſ allen wohlgehe
ſint mirs wohl iſt. Amen.

Und auch weiter ꝛc. ꝛc.

---

[1] Vom 15. Januar (Maximilianens la Roche Hochzeittag mit dem Wittwer Peter Brentano, aufgeboten waren ſie am 26. December des v. J.) an ſchwärmte Goethe drittehalb Wochen bis in die erſten Tage des Februar (an Betty Nr. 8). Der erſte Froſt („vor 10 Tagen ohngefähr") muß alſo gegen den 22. Januar eingefallen ſein. Der Ausdruck „Hochzeittag" kehrt mehrmals wieder.

[2] Ohne Zweifel die zum vor. Brief abgedruckte.

Wir haben geſtern geſſen Wildprettsbraten und Gelcepaſtete und viel Wein getruncken und zwiſchen Houries geſeſſen biſ ein Uhr Nachts, und uns geweidet mit Löffeln. Vom zeitigen abermaligen Herrn Burgemeiſter Reus, wo ich ſcharlach mit Gold[3], das Neue Jahr verkündigt hatte — Wohin! — Kutſcher an Rhein[4]. Ich die Treppe hinauf, wo der Drat noch in der Ecke hing. — Klingl ich! — Kennt die kleine Nähre[5]! kennſt du mich noch? — Ey lieber Gott. — Der Gattern ward eröffnet, ich faſſe ſie freundlich beym Kopf und verzaus ihr die Haube — Und drinnen iſt der H. B. Schw. [1] ꝛc. [2] ꝛc. [3] ꝛc. [4] ꝛc. [5] ꝛc.[6].

[3] „Im galonirten Reck" an Auguſte Nr. 1, dergleichen Steff von Lyon bezogen wurde. Die Familien Reus und Brentano ſind verwandt.

[4] Dergleichen Veilchenphantaſien liebt Goethe (an Auguſte Nr. 8, an Schönkopf Nr. 1, Jahn, Br. a. L. Fr., S. 67).

[5] Jacobi's Magd, die alſo mit in Frankfurt geweſen war.

[6] Ein unverſtändlicher Scherz. Gemeint iſt offenbar Fritz Jacobi; Georg war wohl noch in Halberſtadt, von wo er im April mit Heinſe nach Düſſeldorf reiſte. Die Stelle gibt das erſte Zeichen einer beginnenden Sinnesänderung gegen Jacobi.

Gut! Ich Präſentir mich. Die Mama ſchenckt Caffee und ſieht mich vor ihren eignen Ermeln nicht biß ich vor ihr ſtehe — Und dann? —

? Theilweiſe geſchah es ſo am 21. Juli. „Cathrine machte auf, und große Augen, ſtuzte, erkannte mich, und ſchien vergnügt zu ſeyn“ (an Betty Nr. 10).

X.

Octavbriefpapier.
(Nr. 9.)

(Ende Februar 1774[1].)

Nun zum Teufel Täntzen was ſoll das! Nach Lottens Ausſage kommen Sie Ende März her, und dem Major domus nicht zu ſchreiben, keine Ordre für den Tapezier, Speiſemeiſter pp. Verlaſſen Sie Sich etwa drauf daſſ Sie die Iris[2] im Lohn haben, und dencken das ſoll nun alles flincker gehen. Nani. Ein ſchön Kammermädgen hat immer ſo viel eigne Angelegenheiten, daſſ pp. Wenn Sie recht artig wären ſo ſollten Sie eine ſchöne glattgeſtrichne Epiſtel anſenden, worinn Dero ſonderbare aufſchwellende Hoffnungen nach

---

1) Dieſer Brief iſt ebenfalls in der heitern Stimmung geſchrieben, worein Maxens Ueberſiedlung Goethe verſetzt hatte.

2) Die Iris, „eine kindiſche Entrepriſe“ (an Keſtner, Nr. 97, Nr. 86 daſ. gehört ins folgende Jahr) fing erſt nach des Bruders Georg Ankunft im April zu erſcheinen an, das erſte Heft im October, einige Blätter vorher.

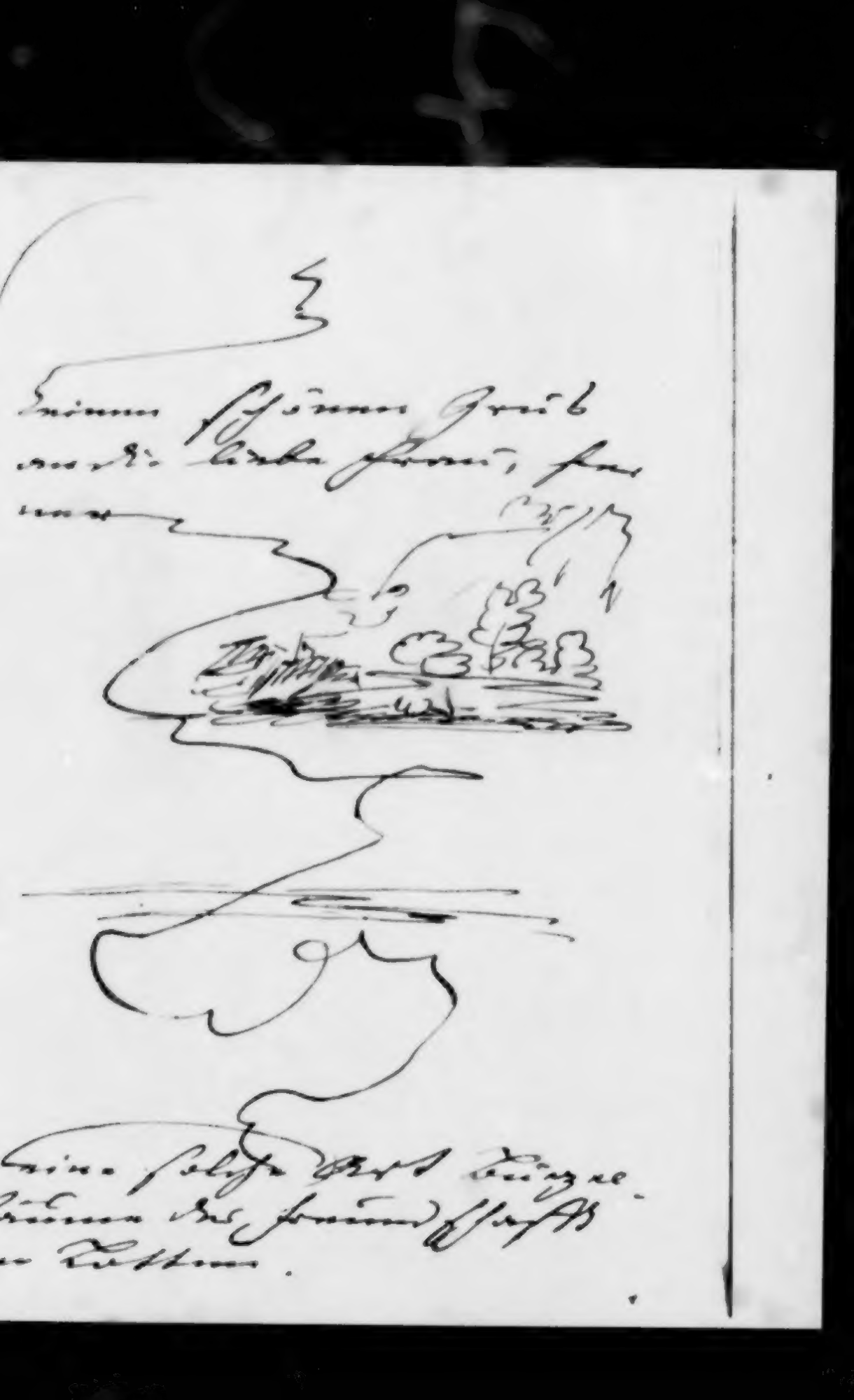

dem heiligen Pfarrturn, dem Akazia Baum, und dem Fischerfeld mit Poetischen Lackfarben zur Seelenweide solcher Gemüther aufgemahlt wären, die auch ein bissgen gern sich in anderen bespiegeln. . . . . .

Nun denn das wärs was mir so eben auf dem Herzen lag, und weiter fürdiesmal nichts als einen schönen Gruss an die liebe Frau ferner Feder-Zeichnung von Bäumen und Teich eine solche Art Burzelbäume der Freundschafft an Lotten. und dann zulezt die wahre Monogrammatische Unterschrifft Dero Ergebenen Dieners

(Ansicht von Frankfurt mit der Brücke). (Fluß und Ufer).[3])

[3]) G. war damals mit Zeichnen eifrig beschäftigt und hatte Kupferstiche (besonders von Rembrandt) zu studieren angefangen.

XI.

*

Briefw. zw. G. u. Jacobi 2. 11.

(März 1774.)

Ich muß Ihnen melden gute Tante daß ein gewisses Schand und Frevel Stück, Götter Helden und Wieland,[1] durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erste seyn wollen Sie davon zu benachrichtigen, daß wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen willens wären[2] Sie's de bonne grace thäten und ohne weiter zu brummen und zu mutzen ihm einen Tritt vorn Hintern gäben und sagten: schert euch zum Teufel ich habe nichts gemeines mehr mit euch.

---

[1] War im Februar oder März von Lenz zum Druck befördert worden.

[2] „Wären" berichtigt Düntzer, Freundesbilder 2. 129, Anm. aus der Handschrift. Im Uebrigen habe ich die Schreibweise des Briefwechsels beibehalten. Die Datierung hat Düntzer berichtigt.

Thomas allein.

Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bey meinem Ochſenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen ſollte. Ich will doch ſehen, was das für ein Drache iſt, und ob ſie kein vernünftig Wort mit ſich reden läßt. Am beſten, ich thu' als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely kommt aus der Hütte.

Thomas für ſich.

Iſt ſie das? O die iſt hübſch!

Laut.

Guten Tag, mein ſchönes Kind.

Bätely. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung.

Uebrigens schleudert das Leben hier so fort, und meine Zeichnung ist das beste an mir. Sagen Sie Mamachen, daß das versprochene Fastnachtsstückel[1] nicht ausbleiben soll. Ich bin fleisig gewest, nur ist noch nichts produzibel, und ein bißgen früher und später thut doch in der Welt nichts wo das gar nicht so manchmal einem das Nachsehn läßt. Adieu. Ist's wahr daß Sie Lotten wieder mitbringen. Ich mag ihr wohl manchmal etwas verplaudern, sie wissen ja wies geht wenn ich in's prophetisch raketiren komme. Adieu. Wollen Sie mich behalten wie ich bin, so bin ich immer der Alte.

[1] Pater Brey, erschien zuerst im neu eröffneten Puppenspiel. Frkf. u. Leipzig. 1774.

Dieser Brief ist in den Händen der Jacobi'schen Familie geblieben.

Zweite Abtheilung.

In Frankfurt.

Nach ihrer Rückkehr von Düsseldorf um Ostern 1774 stockte der Verkehr Johannens mit Goethe; wahrscheinlich hatte er sich durch Nachrichten, welche die geschäftige Sophie la Roche, wie zu Jacobi[1], so auch in das Haus ihrer Tochter, von dem aus sie im Juli Johanna nicht besuchte, getragen hatte, von ihr abwenden lassen. Von Düsseldorf zurückgekehrt eilte er den 11. August dankbar zu der geistigen Vermittlerin der neuen Freundschaft mit Jacobi an Jac. No. 1). Dort scheint sie ihn an den Roman, welchen er Betty geschickt hatte an Betty Nr. 2 u. 3) erinnert, an seinen neuen Plänen ihre Theilnahme ausgedrückt zu haben.

[1] Auserles Briefw. I, S. 161. 174. Briefw. mit Jacobi, Nr. 1.

XII.

(Ohne Sammer.)
Vanderhoeck Ouartblatt

Ende August 1774

Muß erst den zweiten Theil[1] suchen Dancke besonders für die gütige Theilnehmung an der Schäzzung des Volcks die ich vernehme, vielleicht wird während der Zeit ein neuer Messias im Stall gebohren.[2]

Sie haben mich herzlich zu lachen gemacht! Hier den Franzosen auf den Deutschen.[3] Heut oder Morgen giebts noch Claviges.[4]

G.

[1] Les Romans: Der geistliche Don Quixote oder G. Wildgoosens Wanderschaften, aus dem Englischen von Joh. Gf. Gellius. Leipzig, Weidmann 1774. 3 Tble. 8. (S. Nr. XIV.)

[2] Gemeint ist die Compesition des ewigen Juden, worüber u. a. Viehoff, Goethe's Leben II, S. 153 ff.

[3] Beaumarchais' Memoiren waren deutsch im Augustheft des deutschen Merkurs (8. Band) von Jacobi bearbeitet.

[4] Gedruckte Exemplare erwähnt Goethe an Jacobi

Nr. 1 am 14., Wieland Jac. ungerl. Briefw. I, Nr. 59) am 15. August. Beendet war er vor dem 1. Juni (W. B. 27, S. 175). Drei Exemplare schickt G. am 31. August an Jacobi, Nr. 1: „Das Traum das auf dem Rückweg ziemlich fertig geworden" (Hirzel, S. 180) scheint Mahomet gewesen zu sein. Meyern, dem er es versprach, hatte er am 15. Juni kennen gelernt (an Kestner, Nr. 100).

XIII.

(Nr. 1.)
(Geändertes Octavblatt.[1]) (Ende September 1771.)

Liebe Tante ein Wort zum Zeichen daß ich lebe. Was schreibt Friz? hat er Werthern?[2] ich mag ihm nicht schreiben, nichts schicken, um ihn nicht zu stören wenn er ihn hat.[3] Hier ist auch was, das sie wird lachen machen in dem Röckgen.[4] Adieu. Ein Wörtgen Antwort.

G.

[1] Hier beginnen die Sendungen auf geändertem Octavpapier.

[2] Er scheint ihn Mitte October erhalten zu haben (an G., Nr. 5, am 21. Octbr., mehrere Tage nach dem Empfang geschrieben). An Kestner wurde er vor dem 24. Septbr. geschickt. (Nr. 104.)

[3] Dadurch erklärt sich die von Düntzer, Freundesb. S. 146, Anm. 1 bemerkte Lücke des Briefwechsels mit Jacobi.

[4] „Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel. 1771." Wahrscheinlich hatte auch Jacobi ein phantastisch eingebundenes Exemplar erhalten sollen, und daher war es am 6. November noch nicht in seinen Händen. (An G., Nr. 7.) Vgl. Düntzer, Freundesb. S. 148.

XIV.

(Nr. 2.)
Gewöhnliches Papier
ungeänderter Schrift

Mitte October 1771.

Ich mag nicht zu ihnen kommen l. Tante, ich bin unverträglich und unerträglich.[1] Hier ist der geistl. Don Quix.[2] Was hören Sie von Friz? Wann kommt er wohl.[3] Grüßen Sie ihn herzlich. Ich habe sonst wohl noch allerley gutes, sitze aber wieder drachenartig trüber.[4] Vebens halt wohl.

G.

---

[1] Goethe war über die ungünstige Aufnahme, welche sein Werther bei dem beleidigten Kestner gefunden hatte, sehr verstimmt. Erst am 21. November erhielt er die versöhnliche Antwort Kestners auf seinen im October abgesandten Brief (Nr. 108. 109).

[2] S. zu XII.

[3] Am 6. November spricht Jacobi von seinem Plane bald nach Frankfurt zu kommen Nr. 7.

[4] Darunter wohl Satyros, den G. am 15. Novbr. von Böckmann zurückverlangt Wagner e Nr. 11.

XV.

(Gewöhnliches Papier. Quarto., mit einer Cblate verschlossen.

Will Fahlmer.

(15. November 1774.)

Gestern Täntgen war ich auf dem Eise das nun unaufhaltsam dahinfliesst, von 1 Uhr bis 6. habe Bahn gemacht und gekehrt mit den Meinigen.[1] Ich bin immer noch in aller [ley] Zeichnung verfangen[2], und habe auserdem eine Menge nichtsbedeutenden Zeugs auf mir. Die Tage sind kurz und die Kunst lang. hierbey gehet ein Portefeuille mit allerley Arbeit,[3] dass ich doch

---

[1] Fast gleichlautend, wie sich denn G. überhaupt zuweilen in Briefen wiederholt, in dem ausführlichern Briefe vom 14. und 15. d. M. und J. an Prof. Böckmann in Karlsruhe (Wagner c Nr. 41). Am 15. fiel Thauwetter ein; am 21ten ging es wieder aufs Eis (an Kestner, Nr. 109).

[2] Ebenso an Merck. (Wagner a Nr. 17. 18.)

[3] Vgl. XIV. Es scheinen die auch an Merck überschickten Gedichte zu sein.

auf eine Art zu Ihnen komme. Behalten Sies einige Tage dann mir wieder zurück. Ade. Frizen inliegendes.[1])

---

[1]) Die ersten Beiträge zur Iris, die im Januarheft 1775 erschienen: „Kleine Blumen", „Maifest", „Der neue Amadis".

Ich treibe ſchon drey Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brot und Käſ' dazu! Rothen Wein, recht guten Italiäniſchen.

Thomas. Scharmant! Iſt das euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ey! ey! So ganz allein?

Bätely. Wir ſind ja unſer zwey. Wart' Er, ich will Ihm zu trinken hohlen; oder komm' Er lieber mit herein; was will Er da heußen ſtehn? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile. Er nimmt ſie bey der Hand und hält ſie.

Bätely macht ſich los. Ey was ſoll das?

XVI.

Geändert.

(Etwa 10.—12. Februar 1775.)

Ich bin ein Eſel inſt geſtern nicht etwas ſpäter gekommen zu ſeyn. hier das beygehende geſiegelte iſt für Noſten [1]. es enthält fünf Bogen Operette. [2] Spediren Sies doch unverzüglich.

[1] Dieſen Namen hatte Heinſe ſchon 1772 als Hauslehrer in Halberſtadt angenommen, weil Gleim den echten Namen nicht für ſo paſſend hielt (Laube, Heinſe's Schriften I, S. XXXII), und redigierte und corrigierte ſeit dem April 1774 die Iris mit 300 Thlr. Gehalt.

[2] Erwin und Elmire. Georg Jacobi war ſeit dem Ende October wieder in Halberſtadt. Frizens Aufenthalt, der bis zum 5. Februar dauerte, hatte Goethe aufgehalten (der Brief an Merck, Wagner b Nr. 11, muß dieſer Zeit angehören). (An Betty, Zöpprity, a. Jac. Nachlaß II, Nr. 190). Er eilte jetzt die Beiträge für das Märzheft der Iris, namentlich die Operette, zu vollenden. Sie war im Winter 1773 begonnen (Nr. VIII), im Sommer 1774 fortgeſetzt worden. Am 20. Juli las G. daraus ſeinen Reiſegefährten vor. (Lavater in den Br. v. G. an helvetiſche Freunde 1867. S. 29). Außerdem erſchienen in demſelben Hefte 3 Gedichte (ſ. Hirzel, G. Bibliothek, S. 13).

wenn nicht mit andern Sachen — gleich allein — mit der „fahrenden“ durchstriebenen reitenden. Hier sind auch einige Bogen Abschrifft. Wenn Sie in kopiren wollen, kopiren Sie nicht mehr als die erste Scene für Georgen, etwa die zweite noch. Grüßen Sie ihn; Grüßen Sie Friz.[3] Morgen kommt Jung![4] Franckfurt ist das neue Jerusalem wo alle Völcker aus und eingehn und die Gerechten wohnen.

---

[3] Der sich damals in Mannheim aufhielt.

[4] Der Tag von Jung's Ankunft zu der Augen-Operation (W. 22, 281) ist nicht bekannt, es muß etwa der 10.–12. Februar gewesen sein. Am 13. schreibt er, erfreut über die Besuche vieler edlen Menschen, die manchmal vorübergehn, manchmal verweilen an Auguste (S. 31). Letzteres gilt von Jung.

XVII.

*

Über Frau Schroder.
Verändert.

Mitte Februar 1775.

Spediren Sie das doch gleich! Tante. Ich schreib an der Operette. Sobald Sie können, schicken Sie mir — Oder vielmehr schicken Sie mir den zweiten Bogen den Sie haben nur auf eine Stunde daß ich den kann ausschreiben lassen. Dann können Sie ihn behalten solang sie wollen. Wünsch freundlichen Morgen. Warte sehr auf ein Wort von Merck und Fritz[1].

W.

[1] Der am 21. wieder von Mannheim ankam und bis zum 2. März blieb. Düntzer, Frauenb. S. 151. Ein Brief von Merck aus dieser Zeit existiert nicht. Fritz Jacobi besuchte ihn nicht, und entschuldigte sich 3 Jahre später damit, daß der Kutscher ihn über Oppenheim statt über Darmstadt gefahren habe, während er dieses Mißverständniß in einem Briefe an Sophie la Roche aus Oppenheim verschweigt. (Wagner b S. 122).

XVIII.

(Weimar.)

Anfang März 1775.

Hier Tante ein Zweig aus Lenzens Geleenem herzen [das erste Wort aus „Garten" corrigiert]. Wie werth ist mir's Ihnen so einen guten Morgen bieten zu können.

XIX.[1]

(Frankfurt)

März 1775.

Hier l. Tante was von Friz, [was für Friz durchstrichen!] — Wie stehts Ihnen! — krieg ich Lenzens liebes Werke wieder. Wieland ist nur bleibt ein Sch — kerl vid. pag. 96. Vey-

[1] Die Zeit dieser Briefe bestimmt sich durch die citierte Stelle aus dem D. Merkur, dem Januarheft des J. 1775, worin S. 96 ein anzüglicher Zusatz Wielands zu einer Recension der Schrift von Lenz „Anmerkungen übers Theater" über die Genies steht. Dieses kann nicht später als im März in Goethes Hände gekommen sein. Am 21. März schreibt G. an Jacobi (Nr. 9 nach Düntzers Verbesserung aus der Handschrift Freundesb. 2, 152 „Du wirst nun wohl Abdrücke von den Arien haben und was von Lenz". Jacobi verspricht ihm Nr. 10 am 25. März (so Düntzer richtig statt 25. Mav. Alles zurückzuschicken. Es handelte sich um Lenzens „Briefe über Werthers Materialität" und das beigelegte Gedicht „Frenndin aus der Wolke". Die Beilagen fand Jacobi vortrefflich, sie wurden im Augustheft der Iris 1, 27 2, 12 u. 147 abgedruckt.

3*

gehenden Merkurii. Ewige Feindschafft sey zwischen meinem Saamen und ihrem Saamen.

Ich bin ganz unerträglich. Und darum fleisig an sinnlicher Arbeit.[2] Ich kann nicht kommen. Geb Ihnen Gott was zu treiben. Mit mir nimmts kein gut Ende. Ade.

G.

Wann schicken sie was an Friz er soll Pätus und Arria haben.[3]

Also bezieht sich die Frage: „krieg ich — wieder?" auf Johanna nicht auf Jacobi.

[2] Am 13. Januar schrieb G an Knebel Nr. 5, daß er einige sehr gute productive Tage gehabt habe, am 13. Februar an Auguste Nr. 1, von seinen Gedichten, Dramen und Zeichnungen. Er war also damals mit Stella beschäftigt.

[3] Pätus und Arria eine Romanze von Merck, wieder abgedruckt bei Düntzer, Studien S. 249 ff, erschien zuerst einzeln „Freistadt am Bodensee", also im März.

Goethe war damals ganz in seine Liebe zu Lili versunken, daher die Worte: „Mit — Ende".

XX.

(Verändert.)
(Sontag Morgen d. 7t F.)

5. März 1775.

Dancke herzlich liebe Tante für alles. Morgen oder übermorgen gewiss kommt Stella[1], und ich vorher oder nach. Ich ging gestern von Ihnen grad nach Haus — von da — Oho — Ich hoffe Sie in unsern Kreis zu ziehen, bey Gott Tante, ganz übel kanns Ihnen nicht drinne seyn — Lili ist gar lieb und hat sie herzlich werth. Vielleicht thu ich Ihnen morgen meinen Vorschlag zur Promenade mit Mama u. mir. Ade. Bleiben Sie mir gut.

G.

Schiks mir wieder F.

---

[1] An Stella schrieb G. am 7. März eine Scene, er verspricht bald das Drama (an Auguste Nr. 3).

XXI.

(Frankfurt.
Montag Morgen F.) 6. März 1775.)

Hier sind die ersten Bogen der Stella. Wenn es Sie unterhält, so schreiben Sie sie ab, Frizzen wird dies Stück von ihrer Hand gewiß zehnmal lieber.

Zu promeniren ist heut nichts[1], doch komm ich ein wenig und lese die Folge. Gestern bin ich mit den Runckels[2] ums Thor gangen, Lili ist uns mit ihrer Mutter in einer Kutsche begegnet, ich war sehr dumm u. toll. Und habe mit der Leisgen u. Ries[3] von sechs bis acht L'hombre gespielt. Ade. liebe Tante

G.

---

[1] „Es regnet sehr" schreibt G. am 6. an Auguste auf dem Lande; er war alle erst Nachmittags nach Offenbach zu André gegangen.

[2] Lisette Runkel mit ihrer Mutter. Sie gehörten zum Freundeskreise Cornelius', aber nicht zu Schönemanns Bekannten. Daher Goethe's Verlegenheit.

[3] Antoinette Luise Gerock und Johann Jakob Ries. — Ueber diese Freunde und Freundinnen handelt belehrend Düntzer, Frauenb. 2 110, 162 ff.

XXII.[1])

(Quart Briefpapier. Siegel Greif.)

Offenbach März 1775.

Aufen: Mlle Fahlmer

Liebe Tante, ich wuſſte was Stella ihrem Herzen ſeyn würde. Ich bin müde über das Schickſaal unſres Geſchlechts von Menſchen zu

[1]) Dieſer adreſſierte Brief iſt von Offenbach aus geſchrieben, wo Lili erwartet wurde. Der Sonntag, an welchem G. Johanna zu beſuchen verſpricht, ſcheint der 12. oder 19. März zu ſein, da G. am 21. März an Jacobi (Nr. 9) ſchreibt: „ich erwarte Stella." Der 5. Akt war alſo damals noch nicht geſchrieben, er muß vor dem August vollendet worden ſein. Denn am 4. Auguſt ſchreibt G. an Lavater (Hirzel, Goethe-Bibliothek S. 182): „Schick Stella gleich an Lenz," in demſelben Monat an Merck (Wagner b Nr. 25): „Haſt du wegen meiner Nipten geſchrieben?" worauf Mylius am 21 Oktober antwortet (Wagner b Nr. 21), er wolle Stella in Weimar in Empfang nehmen laſſen. Daß Riemer II, S. 26 in Betreff des Monologs irrt, iſt ausgemacht. Die eigenthümliche Betonung dieſes und der vorhergehenden Briefe

klagen, aber ich will sie darstellen, sie sollen sich erkennen, wo möglich wie ich sie erkannt habe, und sollen wo nicht beruhigter, doch stärcker in der Unruhe seyn.

In mir ist viel wunderbares neues, in drey stunden hoff ich Lili zu sehn. Liebe Tante auf den Sontag!!! — Nehmen Sie das Mädgen an ihr Herz, es wird euch beyden wohlthun. Haben Sie das Verlangen zum fünften Akt überwunden. Ich wollt sie hätten einen dazugemacht. Adieu. Stella ist schon ihre, wird durch das Schreiben immer Ihrer, was wird Friz eine Freude haben!

---

beweist, daß Johanna sich durch dies Stück besonders angegriffen fühlte. Jacobi aber verletzte es sehr (Briefw. Nr. 13); es scheinen persönliche Beziehungen darin gesucht worden zu sein, vgl. Ausertes. Briefw. Nr 53. 58, aber auch Bettv an Goethe S. 11 u. 12, und Goethe an Jacobi Nr. 1.

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit Sich reden. Er faßt ſie an.

Bäteley wie oben. Meint Er? Kennt Er mich ſchon?

Thomas.

Nicht ſo eilig, liebes Kind!
Ey ſo ſchön und ſpröde!

Bäteley.

Weil die meiſten thöricht ſind,
Meint Er, iſt es jede?

Thomas.

Nein, ich laſſe dich nicht los,
Mädchen, ſey geſcheidter!

Bäteley.

Euer Durſt iſt wohl nicht groß,
Geht nur immer weiter!

Bäteley ab.

XXIII.

(Verändert.)
(Außen:)

(Ende März 1775.

Mſſl. Fahlmer

(Innen:)

Ich bitte Sie um eine Portion Haar wachſen machende Pomade und um das Rezept.

G.

XXIV.

(Verändert.)

(Ebenſo.

Hier Erwin

Und Klopſtock iſt hier! —
Alſo werden Sie wohlthun, nach Tiſch etwa

um drey ſich zu uns tragen zu laſſen. Wo ſie ihn treffen werden.

[1]) Beide Billets ſind mit derſelben ungeſchnittenen Feder und in denſelben Zügen geſchrieben. Da Klopſtock am 3. April in Göttingen war (Düntzer, Frauenb. S. 283), wird er in den letzten Tagen des März Goethe beſucht haben. Den Empfang des Erwin, der im Märzheft der Iris erſchienen war, zeigt Goethe Jacobi am 21. März an. Für wen die Pomade beſtimmt war, bleibt ein Problem, etwa für den kahlköpfigen Freund Creſpel, der öfters erwähnt wird, oder gar für Lili? denn er ſelbſt erfreute ſich eines ſtattlichen Haarwuchſes. Wie ſich aus der Adreſſe ergibt, iſt der Brief Nr. XXIII aus Offenbach geſchrieben.

XXV.

(Verändert.)

Anfangs April 1775.)

Ich danke liebe Tante für den Br. v. Fr. er iſt lieb u gut wie immer — nur hab ich ihm noch nicht geſchrieben, werd auch keinem

---

[1] H. L. Wagners Farce: Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten (abgedruckt bei Düntzer, Studien S. 211 ff.) war allgemein Goethe zugeſchrieben worden. Schon am 22. März erklärte Jacobi an Wieland (ungedr. Briefw. I, Nr. 71), daß dem nicht ſo ſein könne. Wielands nicht erhaltene (oder nicht abgedruckte) Antwort wird er Goethen durch Johanna zugeſchickt haben; wahrſcheinlich war am Schluſſe eine Drohung ausgeſprochen, daß er die Sache dem Herzog von Weimar mittheilen werde. Dieſe hat er erfüllt, wenigſtens verſpricht Salzmann in einem Briefe an Knebel, 2. April (Hirzel, G.-Bibliothek S. 181), daß er Goethe'n deſſen „und des beſten Prinzen Empfindung über ſeine Satyre ganz mittheilen werde". Des Herzogs wegen ließ dann Goethe ſeine Erklärung vom 9. April drucken, die am 21. April in den Frankf. gel. Anzeigen abgedruckt wurde. Darauf bezieht ſich das folgende Billet.

Menſchen über die Sache was ſchreiben. Werde mir auch um den Autor keine Mühe geben, noch euch auf die Spur helfen. Das Publikum mag von mir denken was es will — der Trumpf womit Wiel. Brief ſchließt, thuts ihm gar nicht! über einen großen Theil der Epiſtel hab ich gelacht, und über das Ende die Naſe gerümpft. Geſtern that mir's leid ſie nicht anzutreffen. Adee. Grüßen Sie Friz u. bitten um ſr.[1] Liergen.

68.

Schiller wieder. F.

[1] wohl „franzöſiſche" Volksliedes

XXVI.

(Verändert.) (Vor dem 9. April 1775.)

Ich sagts ia l. Tante! Ist wahres Evangelium[1]! — Vom Drucken reden wir mehr — Ja Tante sie[2] war schön wie ein Engel, und ich hatte sie in 4 Tagen nicht gesehen. Und lieber Gott wie viel ist sie noch besser als schön.

G.

---

1) Daß Wagner der Verfasser sei. Dieselbe Betheuerung gebraucht einmal Herder 1774 (Wagner b Nr. 9).

2) Lili — war sie etwa in Offenbach gewesen?

XXVII.

✱ (Verändert
bei Jean Schröder.)

Um den 10. April 1775.

Ein gut Wort findt eine gute Statt. Bin doch gleich nach Haus gangen, hab Claudinen aufgegraben[1]. Das zur Nachricht, anbey die Scen. Wie gefall ich ihnen auf dünnen Prophetenſtelzen, Fürſten und Herren ihre Pflicht einredend[2]?

G.

---

[1] Claudine von Villa Bella war alſo längere Zeit, wohl im Strudel der durch den Umgang mit Lili veranlaßten Zerſtreuungen, liegen geblieben. Als faſt fertig bezeichnet ſie G. am 14 April an Knebel (Nr. 4), fertig ſchickt er ſie am 4. Juni.

[2] Es kann kaum eine andere gemeint ſein als „Grän zen der Menſchheit." Wenigſtens wüßte ich keine ſonſt. Das Gedicht „Edel ſei der Menſch" wenigſtens iſt erſt 1782 gedruckt worden.

XXVIII.

✱ (Verändert. (Stella.)

(April 1775.)

Sie sind recht lieb — ich hab meine Antwort an Fritz zurück gehalten denn sie war würklich mistisch. Doch thuts das klare und treffende auch nicht, das ist Wasser und keine Taufe. Wer davon trinkt den wirds wieder dürsten — Also lassen Sies gut seyn. Wild könnt ich wohl über Fritzen werden bös nie. Ade[1].

Hier ist Prometheus[2] — Noch gehts mit

---

[1] Jacobi muß seine Erbitterung über Stella in einem heftigen Briefe ausgesprochen haben. Goethe wird von Johanna abgehalten worden sein heftig zu antworten. Statt dessen sandte er den (ob ganz?) im Briefwechsel Nr. 13 abgedruckten schönen Brief.

[2] Da Wagners Schrift, die G. in jenem Brief erwähnt, Johannen ohne Zweifel bekannt war, kann hier nur Goethens Ode gemeint sein, die Heinse am 8. September 1775 (Schriften VIII, S. 131) bewundert. Bekanntlich blieb sie in Jacobi's Händen und wurde von

mir den Strom gefällig hinab — helfe auch wohl mit dem Ruder nach[3]).

G.

---

ihm ohne Goethe's Wissen 1785 in seiner Schrift über die Lehre des Spinoza veröffentlicht (Briefw. S. 89). „Das Drama" Prometheus schickte J. schon am 6. November 1774 zurück (Nr. 7).

[3]) Das Liebesglück war noch ungestört. Von Offenbach fuhr Goethe gern auf dem Main zurück, daher das Gleichniß. S. an Auguste S. 95 ff.

XXIX.

(Geändert.)

Sontag Morgen 21t April 1775 F

Ich verstehe kein Wort davon[1] beste Tante — nicht ein Wort — Groser Gott es geht uns bunt sehr bunt — und doch ists mir wie ein Lichtstraht — dass Friz kommt — so ganz unerwartet — Was kann was soll ich sagen! — Sein lezt Billet erinner ich mich nicht — Wir müssen nun wohl harren. — Ich fühl was in Ihnen vorgeht — Ade. — Sollte das nicht ein alter Brief seyn vom leztenmal — liegen blieben zu Maynz?

[1] Da Johanna das Datum dieses Billets bemerkt, muss es für sie ein besonderes Interesse gehabt haben, es scheint mit Nr. XXVIII in Verbindung zu stehen.

Schweizerreise.

XXX.

(No. 1 F.)
Quartblatt. Siegel. Datur.
Außen (mit Bleistift) 16 Mai 1775.)

Mill. Jahlmer.

Ich bin liebe Tante in Manheim u. mir ist's toll genug. Sie müssen mir schreiben, nach Strasb. an Aktuar Salzmann die Adresse. Und wenn Erwin aufgeführt wird bitt ich doch um eine Relation. Denn eine Farce giebts doch — Und ob Lili drinn war? Und sonst. Grüßen Sie Friz. Adieu. Dienstag.

G.

*) Da der folgende Brief vom Pfingstmontag 22. Mai datiert ist, muß dieser Dienstag der 16. Mai gewesen sein. Also traten die Reisenden, Goethe mit den beiden Stolberg und Graf Haugwitz, die Reise, auf der sie sich in Darmstadt aufhielten, früher als Düntzer Frauenb. S. 297 und Viehoff 2, S. 191 meinen, gegen den 12. Mai an.

Thomas allein.

Das hab' ich schlecht angefangen! Erst hätt' ich sie sollen vertraut machen, mich einnisten, essen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du bist immer zu huy! Denk' ich denn auch, daß sie so wild seyn wird! Sie ist ja so scheu wie ein Eichhorn. Ich muß es noch einmal versuchen. Nach der Hütte zu. Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely am Fenster. Geht nur eurer Wege! Hier ist nichts für euch. Sie schlägt das Fenster zu.

Thomas. Du grobes Ding! Wenn sie's ihren Liebhabern so macht, so nimmt mich's Wunder, daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery schlecht zurechte! Die sollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe, wie sie hinein schreyt. Das trotzige Ding, dünkt sich hier oben so sicher! Wenn einer auch einmal ungezogen

XXXI.

(No. 2 F)
Quartbogen. Siegel: hartiger Kopf.

Straßburg 22. Mai 1775).

Aufen:

An
Mademoiselle Fahlmer
nach
Franckfurt

franco.

Danke herzlich liebe Tante für die Nachricht des herrlichen Tragierens, und für ihren lezten mit den Sachen. Ich bin sehr in der Lufft. Schlafen Essen Trincken Baden Reiten Fahren, war so ein paar Tage her der seelige inhalt meines Lebens. Ihr Brief hat uns allen viel Freude gemacht. Sie habens sehr lebhafft gefühlt, und sehr dramatisch erzählt. Mir wars lieber als die Vorstellung selbst. Ich geh nach Schaffhausen den Rheinfall zu sehen, mich in die greise Idee einzuwickeln. Denn noch, fühl ich, ist der Haupt-

zweck meiner Reise verfehlt, und komm ich wieder, ists dem Bären [1]) schlimmer als vorher. Ich weis es wohl ich bin ein Thor. Allein drum bin ich's doch — und warum soll man auch das Lämpgen auslöschen, das einem so artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet u. dämmert. Adieu Tante grüsen Sie Friz. Pfingst Montag. Schreiben Sie mir nach Emmendingen, sagen Sie auch der Mama dass mir alles hierhergeschickt werde bis ich abschreibe.

G.

Grüsen Sie die Max recht viel von mir.

---

[1]) Da G. seine Adresse in Straßburg angegeben hatte, muß dieser Brief von dort aus unmittelbar nach der Ankunft geschrieben worden sein. Das anstößige Baden (W. B. 22, S. 310) hat er also mitgemacht. Wann die Aufführung Erwins statt gefunden hat, weiß ich nicht. Der Reiseplan wurde erst in Straßburg verändert, indem G. sich entschloß, über Emmendingen und Schaffhausen zu reisen. Daß die Reise unternommen wurde, um sich an die Trennung von Lili zu gewöhnen, spricht er hier bestimmt aus. Die Reisegesellschaft war noch ungetrennt. Seine Bezeichnung als Bär (W. B. 21, S. 281. Lili's Park) war also schon damals geläufig.

XXXII.

(Nr. 9
Auf der Schweiz V.)
Bieber Quartbogen. Mit Bleistift geschrieben.

(24. 26. Mai 1775.[1])

Liebe Tante! In freyer Luft! einem Uralten Spaziergang hoher vielreih kreuzender Linden, Wiese dazwischen das Münster dort! dort die Alt. Und Lenz lauft den Augenblik nach der Stadt. Ich hab schon ein Mittagessen bestellt hier nah bey u. s. w. er kommt wieder ꝛc. Danke für den Brief, hoffe weiter! — Hoffe von der Vorstellung Erwins —, kein Wort als Autor! — — — Sie sind gut l. Tante und der Himmel auch! — Diese alte Gegend, iezt wieder so neu! — Das Vergangen und die Zukunft[2] — Gut denn

[1] Dieser herrliche Brief erwähnt die Reisegesellschaft nicht: hatte sie sich damals schon getrennt? Boie schreibt am 24. Juni (Wagner a Nr. 24) „Göthe ist doch wohl nicht bis in die Schweiz mit ihnen gereis't."

[2] Friederike und Lili.

— Unterwegs mich — [3] unerwartet, aber lieber, voller, ganzer als in der Hoffnung, die guten und die schlechten Menschen[1] in ihrer Art wahr. — Louise[2] ist ein Engel, der blinckende Stern konnte mich nicht abhalten einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen und die ich in der Brieftasche bewahre wo das Herz ist. Wewmar kam auch, und ist mir gut — Von dem übrigen mündlich! — Alles ist besser als ich dachte. Vielleicht weil ich liebe sind ich alles lieb und gut.

So viel tiefmal vom durchgebrechnen Bären, von der entlaufenen Katze! — — Ich habe viel, viel gesehen. Ein herrlich Buch die Welt um geschenkter daraus zu werden, wenns nur was hülfe. Grüßen Sie Fritz tausendmal! Mama la

---

[1] Unleserliches Zeichen, einem K ähnlich. Etwa zu ergänzen: „traf mich Knebel“. Gemeint ist die Gesellschaft des Herzogs, die auf der Rückreise begriffen war. Der Erbprinz war jetzt verlobt, daher „als in der Hoffnung.“

[2] Etwa Graf Görtz? Auf ihn scheint sich die Klage Knebels vom 28. Januar über die Parteiungen in der Umgebung des Prinzen Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia S. 137, zu beziehen.

[3] Die Braut, Prinzessin von Hessen-Darmstadt.

Rechte die wohl bey Ihnen seyn wird! Die Max! Meinen Vater und Mutter!"

Mittwoch d. 24 May 1775 — eine Viertelstunde von Strasburg.

68.

Mit Tinte.

Soll mich der Teufel holen Tante ist Freytag der sechs u. zwanzigste u. bin noch Strasburg. Morgen aber gehts nach Emmeringen. Ist mir toll u. wunderlich überall wo ich bin. Ade. — beste Tante. Ihre Briefe sind ich hoffentlich in Emmeringen[7].

[6] Lili nicht!

[7] Von dort ist am 4. Juni kurz vor der Abreise der Brief an Knebel Nr. 5 datiert. G. blieb also in Emmendingen vom 27. Mai bis 5 Juni.

XXXIII.

Quartblatt. Mit Bleistift geschrieben.

7. Juni 1775.

Hier l. Tante ein Paar Blicke in die freye Welt! Das schreib ich Schafhausen im Schwerdt. Gehe iezt aus den Rheinfall zu sehen. Morgen um diese Zeit bin ich bey Lavater[1]. Mir ists recht wohl. — Könnt ich nur recht tief in die Welt. Vermuthe aber ich werde nächstens wieder bey euch seyn! d. 7. Juni 1775.

G.

Innen Zeichnung: G. sitzt an der Straße vor einem Thurn an einem hohen Pfahl, ein Pack auf dem Schooß, dahinter Kapelle, Wald am Berg und Häuser.

[1] Also am 8. Juni kam G. in Zürich an. Von der weiteren Reise sind keine Briefe erhalten.

XXXIV.

(Verändert.

(Ende August 1775.)

Lesen Sie das Tante dann mit fort zu Friz. Es ist von Lenz[1]! Ich Onckel[2] krieche in den

[1] Mit Goethe's eigenen Gedichten für den 4. Band der Iris. Darunter befindet sich das Gedicht „Im Herbst 1775," das im Original (einem Quartblatt) vorliegt, natürlich mit der richtigen Lesart „Laub" ohne Apostroph.*) Da es schon im September erschien, muß es gegen Ende Augusts abgeschickt sein. Dies Gedicht (von Lenz) ist wahrscheinlich: „Auf eine Gegend bey St—g. L. an G.", worin die stummen Bäume an Brief XXXIII erinnern (Iris 4 S. 117). Wenn Lenz an Merck am 14. März (1776 nicht 1775) im Begriff nach Weimar zu reisen (Wagner b Nr. 20) schreibt: „von verschiedenen Sachen, die theils unter der Presse, theils noch in Göthens Händen sind hab ich gar keine Abschrift", so meint er wahrscheinlich Nr. 199 mit dem beigefügten Briefe bei Zöpp-

*) „Laub" heißt in Franken speciell das Weinlaub. Sonstige Varianten gegen den Druck der Iris sind: Vers 1. Laub (nicht Laub!) 2. Rebengeländer nicht Rebengelender. 5. Zwillingsbeeren nicht Zwillings-Beere! 6. Schneller nicht Schneller, glanzend nicht glänzet, voller nicht voller. 8. Scheidblick nicht Scheidblik. 12. Zaubrikauch nicht Zauberkauch. 14. Augen nicht Augen.

Winkeln all meiner Kräfte und Fähigkeiten[2] herum, und bin auserwärts etwas rauch ꝛc. Leben Sie wohl. ich zeichne, künstle ꝛc. Und lebe ganz mit Rembrant[4].

G.

rip 2. Z. 311. Diese wird G. ebenfalls an Jacobi geschickt haben, bei dem sie liegen geblieben sind.

[2] Unklar. Wird G. etwa durch „Tante" an den Onkel in Stella Akt IV erinnert? Oder hat Lenz ihn so genannt?

[3] „Zeichne und schick!" schreibt er an Merck (Wägner a. a. O. Nr. 25).

[4] „Judas und Compagnie nach Rembrand" in den Physiognom. Fragmenten III Z. 14 (1775) „ist beynahe ganz von Goethe" (Lavater).

XXXV.

Gesandet

August 1775

Hier Frizzens Arbeit ich möcht nicht gern daß es so durchstrichen gedruckt würde, und doch sind so gute Sachen drinn[1].

Und ich —

Verwerrenheiten
des
Diego und Julieno
1 Theil.

[1] „Eduard Allwills Papiere." Der erste Theil erschien dennoch im Septemberhefte der Iris 1, 193. Am 12. August meldet Jacobi den Empfang von Goethe's Wallfahrt (Nr. 12, woraus das Motto zu Allwill entnommen ist, wahrscheinlich hatte J. auch nur den Anfang geschickt, daher von dem fingierten Roman hier auch nur der 1. Theil angegeben wird. G's ungünstiges Urtheil theilte später auch nach maßlosem Entzücken Wieland an Jacobi Nr. 78, an Frau Rath Nr. 7. Die Verstimmung zwischen G. und Jacobi datiert von dessen verletzter Eitelkeit; die Correspondenz hört einstweilen auf.

Sprecht immer in tiefster Beklemmung mit mir u. meinem Esel[1], weilst eine ganze kleine Welt[2] sich nach mir beschäftigt. Amen.

68.

Schiks wieder F

[1] Bileams Esel.

[2] Die der Verbindung mit Lili abgeneigten Eltern und Freunde.

würde, müßte ſie's haben, und ich hätte faſt Luſt, ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, ſo wenig es ihm lächerlich iſt. Zum Henker, ſie ſoll mich anhören, was ich ihr zu ſagen habe. Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. An der Hütte ſtark anpochend. Nun ohne Spaß, Jungfer, mache ſie auf; ſey ſie ſo gut und geb' ſie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bäbely wie oben am Fenſter. Hier iſt kein Wirthshaus und pack' Er Sich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführt, darnach wird einem. Geb' Er Sich nur keine Mühe. Sie ſchmeißt das Fenſter zu.

Thomas. Du eigenſinniges albernes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wir

XXXVI.

*

(An Anna Schröder.)

Einfaches Oktavblatt. Siegel: Oblate mit ✠.

(11. September 177[7].)

Adresse: Mſll. Fahlmer[1].

Liebſte Tante ich komme von Offenbach! — kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirthſchaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das äuſſere zu innerſt, das innere zu äuſerſt gekehrt. Bitte! Bitte! — Sehen Sie ſich in der Meſſe um, nach was — für Lili!!!! Galanterie Bijouterie, das neueſte, elegan-

[1] Das Datum dieſes Briefes beſtimmt ſich durch die Meſſe, entweder die Oſtermeſſe, welche am 2. April, oder die Herbſtmeſſe, welche am 10. September anfing. Da der Ton des Briefs auf ein zerriſſenes, nicht ein glückliches Herz deutet, auch im Auguſt und September der Aufenthalt in Offenbach regelmäßig Statt fand, habe ich mich für die letztere entſchieden. Am 10. September feierte Goethe mit Lili die Hochzeit des Predigers Ewald und der Fil. Du Fay in Offenbach (Düntzer, Frauenb. 3. 333). „Heut vor acht Tagen," ſchreibt er an Auguſte am

teste! — Sie fühlens allein an meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon. Den Gerocks nichts. Ich bitte. Und schreiben Sie Was es kostet!!!! —

17. Sept. Nachts 10 Uhr, war Vili hier. Und in dieser Stunde war ich in der grausamst feverlichst süssesten Lage meines ganzen Lebens." Am 16. berichtet er an dieselbe: „Nach Mittage halb Vier. Offen und gut der Morgen, ich that was, Vili eine kleine Freude zu machen." Dies wird die Ueberreichung des von Johanna beerbten Geschenks gewesen sein.

Man sieht, wie sehr der Dichter Ursache hat, seine Gefühle den Nächsten zu verbergen.

An einigen Stellen ist vom Briefe etwas abgerissen.

XXXVII.

Frankfurt

21. September 1775.[1]

Ich komme l. l. Tante! Dieſen ganzen Morgen wollt ich an Sie ſchreiben. Ausgeſtanden hab ich die Woche ſchröcklich von allen Seiten,

[1] Da „die Woche" auf einen Sonntag ſchließen läßt, G. aber den 17. in Offenbach zubrachte an Auguſte Nr. 8.), Anfang Oktobers an Merk ſchreibt: „Ich bin leidlich" Wagner b Nr. 22), habe ich dieſen Brief auf den 24. geſetzt, um ſo mehr, weil G. am 18. 19. und 20. in der Comödie war. Dort hatte er Lili am 20. „ſieben Worte" d. h. die letzten Worte mit bibliſcher Anſpielung geſagt. Das ergreifende Bild der Zerſtreuungen und Seelenkämpfe geben die Briefe an Auguſte Nr. 7 und 8. „Jezt" ſcheint er zu einem Abſchluß gekommen zu ſein. Caeterum censeo er hätte Lili heirathen ſollen. Denn daß „ſie ſeine Seele nicht unberührt ließ" Lewes, I S. 340 d. Übers. beweiſen auch die hier gegebenen Briefe.

aber auch widerſtanden! Weis Gott! — Jezt — e vielleicht ein Wort gegenwärtig davon. ich hab Sie immer in der Comödie geſucht. Ade!

G.

Dritte Abtheilung.

Weimar.

XXXVIII.

*

(Nr. 1 F.)
(Bei Frau Schroder.)

Siegel: Oblate.

Einfaches Quartblatt.

(22. November 1775.)

Adreſſe: Mſll. Fahlmer.

Lieb Täutgen! Wie eine Schlittenfahrt [1]) geht mein Leben, raſch weg und klingelnd und promenirend auf und ab. Gott weis wozu ich noch beſtimmt bin, daß ich ſolche Schulen durchgeführt werde. Dieſe giebt meinem Leben neuen Schwung.

Von jetzt an hat Johanna eine Reihe Briefe wieder nummeriert. Dieſer heitere mit Poſtſcripten angefüllte Brief iſt wohl neben den gleichzeitigen Zeilen an Auguſte S. 109 der älteſte aus Weimar geſchriebene, 15 Tage nach der Ankunft.

[1]) Eins der Lieblingsbilder Goethes, ſo 1770 bei Schöll, Briefe u. Aufſ. S. 50 (auch bei O. Jahn, Br. an Leipz. Freunde S. 168).

und es wird alles gut werden[2]. Ich kann nichts von meiner Wirthschaft sagen, sie ist zu verwickelt, aber alles geht erwünscht, wunderlich Aufsehn machts hier, wie natürlich. Schreiben Sie mir ein Wort. Wieland[3] ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen[4] Kindern. Sein Weib ist herzebrav, und gleicht der la Roche. Adieu. Bitten Sie die Mama alle Briefe mit französchem Couvert aufzubrechen. Hier kommt einer zurück. Geben Sie ihn dem Papa, mit der Bitte das benötigte in meinem Namen zu besorgen, mit den H. Diakres (sich, durchstrichen) über die Sache (zu, durchstrichen) handeln zu lassen und das Trumbachische Geld zu sich zu nehmen, hier ist ein Brief an sie, den er ihnen schicken mach[5]. Adieu. Grüßen Sie die lieben

[2]) Ueber die tiefe Verstimmung wegen der Frankfurter Verhältnisse vgl. an Merck (Wagner 2 25.)

[3]) mit dem sich G. gleich am ersten Tage ausgesöhnt hatte.

[4]) sieben.

[5]) Man sieht, daß Goethe eine keineswegs unbedeutende Praxis erlangt hatte. Seine juristische Bildung kam ihm in Weimar zu gute. Ausführliche Mittheilungen gibt Kriegk in der schätzbaren Abhandlung „Goethe als Rechts-

Gerocks und die Max. Schreiben Sie mir etwas (sie) von den Schickſaalen dieſer unglücklichen[6]. Adieu. Es wird uns doch noch wohl zuſammen auf dieſer Erde — —

Laſſen Sie nur obige Beſtellung an Papa ich will ihm ſelbſt ſchreiben. Fritz war krank hör ich die holde Seele[7]. Wieland hat ihm viel geſchrieben[8]. Ich ſchreib ihm auch wohl noch heut. d. 22. Nov. 75.

Geben Sie den Brief an Mama zu leſen. G.

anwalt" Deutſche Kulturbilder 1871. S. 263 ff. Hier handelte es ſich um die Hinterlaſſenſchaft des Frl. v. Klettenberg, welche den Kindern des Freiherrn von Trümbach vermacht war und von der Diakonie der deutſch-reformierten Gemeinde verwaltet wurde. S. a. a. O. S. 513—17. Ich habe daher das Wort Diatres der Abſchrift in Diakres verändert, den Eigennamen nicht zu ändern gewagt.

[6]) Sie fühlte ſich in ihrer Ehe mehr und mehr unglücklich, vgl. Frau Rath Nr. 30. Später meint G., das Unglück ſei nur eingebildet geweſen. (W. 22, 169.)

[7]) Jacobi ſelbſt ſchreibt über ſeine überſtandene Krankheit erſt am 23. (a. Br. Nr. 80.)

[8]) Der Brief fehlt, die am 2. u. 10. ſtehen a. a. O. Nr. 78 u. 79.

XXXIX.[1]

(Nr. 2 F)
Quartblatt. Siegel zerstört. Autogr.

(5. Januar 1776.)

An sie)

Liebe Tante, ich sollt an meine Mutter schreiben, drum schreib ich an Sie daß ihr zusammen meinen Brief genießt und vertraut. Ich bin immer fort in der wünschenswerthsten Lage der Welt. Schwebe über all den innsten größten Verhältnissen, habe glücklichen Einfluß, und genieße und lerne und so weiter. Jezt nun aber brauch

[1]) Der erste dieser Brandbriefe verfehlte sein nächstes Ziel. Die arme Frau Rath war wirklich genöthigt Mercks Hülfe, die Goethe am 5. Januar eventuell in Anspruch genommen hatte (Wagner a Nr. 30), nachzusuchen. Das Geld erhielt G. am 19. Januar (ebd. Nr. 50; die Jahreszahl 1778 berichtigt Riemer II, S. 21 Anm.). Er bezahlte es am 8. März zurück (Nr. 36). Zum J. 1777 schreibt er wieder: „Geld durch Merck" (Düntzele 2, S. 885.) Auch Jacobi hatte er, wahrscheinlich im J. 1775, angepumpt (vgl. Br. Nr. 9 und 15). Nach des Vaters Tode berichtigte er die Schuld 1782.

wollen ſehen, wer ihr beyſteht! und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann, will ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Herde juſt den Berg herauf, die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie ſollen ihr die Matten ſchön zurechte machen, ihr den Boden wohl zuſammendemmeln. Er ruft nach der Scene. He da! He!

Ein Knecht tritt auf.

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf. Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein.— Nun! was ſtehſt du und verwunderſt dich? Thu' was ich dir befehle. — Begreifſt du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, es geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen.

ich Geld — denn niemand lebt vom Winde — so wollt ich nur sagen Täntgen überleg sie's mit der Mutter, ob der Vater Sinn und Gefühl, ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohns hat, mir 200 f zu geben oder einen Theil davon. Mag das nicht gehn so soll die Mutter Merckn schreiben dass der mir's schickt. Das schicklichste wär, in Golde mit dem Postwagen, unter andern Sachen — Nimm Sie liebe Tante das auf die Schultern. Und macht mir's richtig. Denn ich muss seyn in dem was meines Vaters ist. Ich kann nichts einzeln schreiben. Die Zeit mags lehren. Schreiben Sie mir manchmal was, ich bitte, denn so wohl mir's geht, ists doch manchmal noth. Addio. Grus an Frizzen.

Eben krieg ich die Schachtel mit dem Vorrath[2]. Mama soll mir mit Gelegenheit die Schrifften Hamans schicken die von Reich gekommen sind[3].

[2] Zu Neujahr sandte die Mutter Leckereien, später auch an die Herzogin Amalie (Frau Rath Nr. 30.)

[3] Sie waren am 2. November bestellt worden (Jahn, Briefe an Leipz. Freunde S. 226).

XL.

(Nr. 3 V.)
Octavbriefbogen.

(11. Februar 1776.)

Liebe Tante, ich höre nichts von Ihnen, wie Sie nichts von uns, doch ſie müſſen bey der Fr. Aya[1]) manches vernehmen, und ich dächte, Sie ſchrieben mir manchmal aus Ihrem Herzen, daſſ ich nicht ſo ganz fremd würde mit euch. Ich richte mich hier in's Leben, und das Leben in mich. Ich wollt ich könnt Ihnen ſo vom innerſten ſchreiben das geht aber nicht, es laufen ſo viel Fäden durch einander, ſo viel Zweige aus dem Stamme die ſich kreuzen, daſſ ohne Diarium, das ich doch nicht geſchrieben habe, nichts anſchaulich's zu ſagen iſt. Herder hat den Ruf als Generalſuperintendent angenommen[2]).

[1]) Bekanntlich Goethe's Mutter.

[2]) Am 12. Dec. 1775 erhielt er die erſte Anfrage; am 21. Dec. ſchreibt G. an Lavater, er habe ihn dem Herzog genannt, am 19. Februar 1776 Wieland an Merck: „Der Meſſias Herder wird an Palmarum — — hier einziehen." Wagner a Nr. 35.

Ich werd auch wohl dableiben und meine Rolle ſo gut ſpielen als ich kann und ſo lang als mir's und dem Schickſaal beliebt[3]. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, iſt doch immer beſſer als das untätige Leben zu Hauſe wo ich mit dem gröſſten Luſt nichts thun kann. Hier hab ich doch ein paar Herzogthümer[4] vor mir. Jezt bin ich dran das Land nur kennen zu lernen, das macht mir ſchon viel ſpaas[5]. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ ich ein liebes häusliches Leben, eſſe Mittags und Abends mit ihm wenn ich nicht bey Hofe bin. Die Mägdlein ſind hier gar hübſch und artig, ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele iſt die Fr. von Stein, an die ich ſo was man ſagen mögte geheftet und geniſtelt bin. Louiſe und ich leben nur in Blicken

[3] Und doch bewegten ihn während dieſer Zeit mehrfache Zweifel (an Auguſte Nr. 11, an Frau v. Stein 23. Februar.)

[4] Weimar und Eiſenach. Ebenſo an Merck (Wagner a Nr. 50.)

[5] An Merck 8. März (Wagner a Nr. 36.)

und Sylben zusammen. sie ist und bleibt ein Engel[6]. Mit der Herz. Mutter hab ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerley Schwänck und Schabernack. Sie sollten nicht glauben wie viel gute Jungens und gute Köpfe beysammen sind, wir halten zusammen, sind herrlich unteris (wohl unter eins) und dramatisiren einander[7], und halten den Hof uns vom Leibe. Schicken Sie mir doch bald möglichst von den grosen Dames Federn, Sie wissen ia solche Hahnen kämme 2 Rosenrothe. 3 Weise so schön sie sie haben können, und den Preis Sie sollen das Geld gleich haben[8]. Friz u. alle meine Freunde klagen über mich! d. 11. Feb 76.

---

[6] An Fr. v. Stein 27. Januar u. a. m.
[7] Die Matinées (Riemer II, S. 22.)
[8] für Fr. v. Stein? 24. Februar.

XLI. [1]

*

(Nr. 1 F) Geändertes Octavblatt.
(Bei Frau Schröder.)

(19. Februar 1776.)

Liebe Tante ein politisch Lied [2]! Wären Sie hier, könnten Sie die Ehre alle Tage haben. Es ist nun wohl nicht anders ich bleibe hier und nun muß ich euch auf einen Besuch vorbereiten. Beherzigen Sie diesen Brief mit der Mama.

[1] Dieser Brief gibt den Schlüssel zu der gedrückten Stimmung, in welcher sich G. bis zum 23. während 14 Tage gefunden hatte (an Fr. v. Stein 1, S. 11). Wahrscheinlich war es der Besuch des Conseils am 11. (ebd. S. 9), welcher die Unzufriedenheit der Hofpartei besonders schärfte, des Ministers v. Fritsch, des Grafen Görtz und, wie aus diesem Briefe hervorgeht, auch des Mannes der vortrefflichen Frau, an die sich G. „genistelt" hatte. „Wanderers Nachtlied" (am 12. Februar) ist ein Ausfluß dieser Stimmung Goethe's. Der Entschluß in Weimar zu bleiben wurde während dieser Tage gefaßt, die beschlossene Anstellung Goethe's als Geh. Assistenzrath im Geh. Conseil Hn. v. Fritsch vom Herzog mündlich eröffnet (Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie S. 145.)

[2] Aus Faust, den also Johanna gekannt zu haben scheint.

Der Oberſtallmeiſter v. Stein geht ehſtens durch Frankfurt[3]) und wird Vater und Mutter beſuchen. Es iſt ein braver Mann, den ihr wohl empfangen mögt, nur muſſ man über meinen hieſigen Zuſtand nicht allzu entzückt ſcheinen. Ferner iſt er nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, wie faſt all der Hof weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimt. und öffentlich die Schuld gegeben, ſollt er ſo was fallen laſſen, muß man auch drüber hingehn. Ueberhaupt mehr fragen als ſagen, ihn mehr reden laſſen als reden das übrige laſſe ich euren Klugheiten[4]). Ich wollt die Geſchichte meiner vier letzten Monate lies ſich ſchreiben, das wär ein Fras für ein gutes Volk. Lebt wohl und ſchreibt mir daſſ Euer Andenken erhalten war [?werde?] für und für.

19 Febr. 76.

G.

---

[3]) wohl auf einer Sendung an den Darmſtädter Hof.

[4]) Wie ſich Frau Aja als Diplomatin geberdet haben mag!

XLII

(Br 5 P.)
Geändert.

(6. März 1776.)

Liebe Tante. Schreibt mir und liebt mich. Sorgt nicht für mir. Ich freſſe mich überall durch wie der Schwärmer[1]) ſagt. Jezt bitt ich euch beruhigt euch ein vor allemal, der Vater mag kochen was er will[2]), ich kann nicht immer darauf antworten nicht immer die Grillen zurecht legen. So viel iſts: Ich bleibe hier, hab ein ſchön Logis gemieth[3]), aber der Vater iſt mir Ausſtattung und Mitgift ſchuldig[4]) das

[1]) Undeutlich geſchrieben; etwa Kaufmann?

[2]) Wahrſcheinlich waren unbezahlte Rechnungen eingegangen.

[3]) Das ſog. kleine Jägerhaus an der Belvedereſchen Allee.

[4]) G. verlangt daſſelbe, was ſeine Schweſter Cornelia bei ihrer Heirath erhalten hatte. Nach dem Auszuge aus Schloſſers Erbreceß-Theilung hatte ſie an Geſchenken und Mobilien einen Werth von 1355 Fl. 50 Kr., an Mitgift ein Kapital von 10000 Fl. empfangen. Letzteres blieb aber bei den Eltern zu 4% verzinslich ſtehen.

mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind seyn, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der H. hat mir wieder 100 Dukaten geschenckt. Gegeben Wie ihr wollt — ich bin ihm was ich ihm seyn kann, er mir was er seyn kann — das mag nun fort gehn wie und so lang das kann. Ich bin noch alles bey Leuken [1] schuldig das thut mir nichts — Aber die Mutter soll nur ihre Schuldigkeit thun, und sehn was auf den Vater möglich ist ohne sie zu plagen! — Wenn sie allenfalls Geld braucht und kanns vom Vater nicht haben: so will ichs ihr schicken.

d. 6. Merz. G.

(Am Rande:) Das Geld für die Federn schick ich nächstens.

[1] Undeutlich geschrieben.

XLIII.

(Das Papier schlug durch, daher die 2. Seite leer).
(Nr. 6 F)
(Verändert.

(18. März 1776)

Liebe Tante übermorgen[1]) reisen wir ab nach Dessau, ich sehe also Leipzig wieder, wird wunderbaare Empfindung seyn. Sagen Sie niemand nichts. Die Mama mag wenn der Vater sich erklärt hat was er mir zur Ausstattung geben will, vorzüglich mich mit grosem Geräthe und noch einigen guten Manschetten, (:versteht sich recht guten:), versehen. Alle meine Meubles hat der Herzog heimlich befohlen mir machen zu lassen um mir ein Geschenck mit bey unsrer Wiederkunft zu machen. Das braucht aber der Vater auch nicht zu wissen. Lebt wohl ich schreib noch von Dessau aus vielleicht.

d. 18 Merz 76. G Weimar.

[1]) Da G. am 19. erkrankte (an Fr. v. Stein I, S. 16), wurde die Reise erst am 21. angetreten (ebd. S. 17. Wieland an Merck, Wagner b Nr. 21).

Die Mama ſoll nur auch an ihre Caſſe denken ich hab ſie raſend ausgeben gemacht. Es iſt auch noch ein Conto an Schneider Eberhard zu bezahlen[2]. Ferner ſoll ſie nur alle Kleider die von mir zurück ſind verkaufen.

---

[2] Alſo war der Schneider des neuen Rocks, „den ich mir hab in Lion ſticken laſſen, grau mit blauer Bordüre" (Br. an Auguſte Nr. 9, vom 21. September) noch nicht bezahlt.

Ich kenne die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen. Der Knecht geht ab. Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ey was um das Bißchen Strafe! Ich denke die Cur ſoll anſchlagen; und hilft's nichts, ſo ſind wir alle auf einmal gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. Er tritt auf das Felſenſtück nahe beym Waſſer und ſpricht mit Leuten auſſer dem Theater. Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! — Junge hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Troß dem Affen! Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbey;
Der Autor der iſt Holofern,
Es iſt noch nagelneu.

XLIV.

(Nr. 7 F.) Verändert.

(April 1776.)

Liebe Tante lohn euch alles Gott. Mir iſt wieder hier[1]) ganz wohl. NB. Brauchte ein ſchön Duzzend Holländiſche Schnupftücher recht gros, und und (sic) ein Paar recht gute Manſchetten — Mittel ſorte hab genug[2]). Lebt wohl und froh.

Von Lili nichts mehr, ſie iſt abgethan, ich

---

[1]) Man war am 4. April von Leipzig zurückgekehrt. Der Brief muß vor dem 21. geſchrieben ſein, weil der Garten nicht vorkommt.

[2]) Die Ankunft des Kaſtens „mit der Wäſche und denen Manſchetten" meldet der Kammerjunker von Kalb in dem wichtigen Schreiben an G's Eltern, worin er ihnen die Abſicht des Herzogs, G. als geh. Legationsrath mit 1200 Thlr. in das Miniſterium zu berufen, meldet. Dies iſt alſo nicht, wie Riemer II, S. 25 datiert, und Keil, Frau Rath S. 51 wiederholt, am 16. März, ſondern, wie Düntzer, Frauenb. S. 460 richtig vermuthet, am 16. Mai geſchrieben.

haſſe das Volck lang im tiefſten Grunde. Der Zug war noch der Schluſſtein. Hol ſie der Teufel. Das arme Geſchöpf bedaur ich daſſ ſie unter ſo einer Race gebohren iſt. Adieu Tante du biſt immer die liebe, gleiche[3]! — Grüs Frizzen. Nächſtens einen Brief von mir an den Vater von erhabner Compoſition[4].

[3] Lili lag dem Dichter noch am 24. December im Herzen (das Gedicht bei Düntzer, Frh. S. 370, Biehoff 2, S. 229). Im Februar hatte er Wieland ſeine letzte Jahresgeſchichte erzählt (an Fr. v. Stein I, S. 8.) Hier gedenkt er ihrer zum letztenmale. Vielleicht hatten ihre Verwandten jetzt, als Göthe ſich glänzend geſtaltete, durch Johanna das abgebrochene Verhältniß anknüpfen wollen. Am 9. Juli erhielt er die Nachricht von ihrer Verlobung (an Fr. v. Stein I, S. 16). Hier übermannt ihn die rührende Erinnerung ſo, daß er Johannen duzt.

[4] mit der Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Anſtellung.

XLV.

(Nr. 8 F.)
Foliobogen.

(6. November 1776.)

An Frau Aya, Tante Fahlmer und Freund Bölling gesamt.

Mittwoch d. 6. Nov. Abends 6 Uhr. Ich ſizze noch in meinem Garten[1], es iſt das ſchönſte Wetter von der Welt, pflanze und mache allerley Zeugs das künftig Jahr ſoll ſchön ausſehn und uns in guten Augenblicken Freude machen. Heut hab ich einen neuen Gang machen laſſen, hab auf die Arbeiten getrieben, denn ich hatte einmal Ruh, es waren wenig Menſchen da, nun hab ich die Expedition der letzten Seſſion ſignirt, und will euch nur mit wenig Worten ſagen daſſ ich ſo vergnügt und glücklich bin, als es ein Menſch ſeyn kan. Von Geſchäfften bin ich eben nicht

[1] den er ſeit dem 21. April beſaß. — Ueber die Beſchäftigungen darin während des Novembers Notizen bei Riemer, II, S. 55. Anm. Am 22. November wohnte er noch darin und ſchrieb an Merck in der heiterſten Stimmung (Wagner b Nr. 37), welche Lenzens „Eyelei" bald 26. November ſtören ſollte.

gedrückt, deſto mehr geplagt von dem was den Grund aller Geſchäffte macht: von den tollen Grillen, Leidenſchafften und Thorheiten und Schwächen und Stärken der Menſchen[2], davon hab ich den Vorteil daß ich nicht über alles das Zeit habe an mich ſelbſt zu denken, und wie ſich Frau Aja erinnert: daß ich unleidlich war da mich nichts plagte, ſo bin ich geborgen da ich geplagt werde. — Übrigens hab ich alles was ein Menſch ſich wünſchen kan, und bin freylich doch nicht ruhig, des Menſchen Treiben iſt unendlich bis er ausgetrieben hat. Lebt wohl und ſchreibt mir mehr, denn ich kann nicht ſchreiben. Hier habt ihr ein klein Blümlein vergiß mein nicht[3]. Leßts! laſſts den Vater leſen, ſchickts der Schweſter und die ſoll mir's wiederſchicken, niemand ſolls abſchreiben. Und das ſoll heilig gehalten werden ſo kriegt ihr auch wieder was. G.

Der Treu und Glauben der Tante Fahlmer ſind die Geſchwiſter empfohlen.

---

2) Aehnlich an Lavater Nr. 10 (8. Januar 1777.)

3) Die Geſchwiſter, welche nach Riemer a. a. O. am 26. Oktober erfunden und am 31. vollendet waren.

XLVI.

(Halber Folioboqen)
Auf. Mill. Fahlmer
Siegel. G.

(21. Februar 1777.)

Ihr Brief l. Taute hat mir recht wohl in meiner verwirrten Einſamkeit gethan. Schreib ſie mir irgend wenn's Ihr wohl macht. Ich bin beſchränckter als iemals, ſizze im Schnee im Thal, und brüte über mir ſelbſt, die bunte, dumme, und tolle Wirthſchafft um mich fühl ich gar kaum[1]. Sag ſie der Fr Aya ſie mag mir mit dem Früh jahr wieder Flaſchen Alten Weins ſchicken. Der erſte Transport iſt kaum die Hälfte getruncken,

[1] Die ernſte Stimmung und Zurückgezogenheit des Dichters bezeugen die übrigen Briefe der Zeit. Toll nennt er die Welt auch an Merck am 5. Januar (Wagner a 10), dumm die Wirthſchaft nur hier. „Daß es ſich in Weimar um den Frieden trübt", erzählt Bölling am 17. Januar (Wagner b 39); Lenzens Eſelei mag den erſten Anſtoß gegeben haben. G. gedieh dies „Brüten über ſich ſelbſt" zur heilſamen Läuterung.

ich halt ihn werth[2]. Ihr ſollt manchmal von mir hören. Adieu grüs ſie die Mädels[3]. Grüſ ſie Frizzen und lebt wohl. d. 21 Febr 77.

G.

[2] Am 20. war alter Wein an Frau v. Stein geſchickt worden. Der Herzog, der auch nicht „in den beſten Umſtänden" war, wollte dort ſpeiſen (I, S. 87).

[3] „Die Samſtagsmädels", von denen Frau Rath am 5. Januar 8 zählt, „2 Demeiſellen Clermondt (von der Jacobi'ſchen Verwandtſchaft), Mingen Stark u. ſ. w." namhaft macht. Die Gerocks gehörten natürlich zum engſten Kreiſe. Des Sohnes Sorgen kennt Frau Rath nicht; ſie hält am 1. Februar das „Gewäſch, Geträtſch, Lügen u. ſ. w." für überwundene Standpunkte (Frau Rath N. 7. 8).

XLVII.

Großer Octav-Briefbogen.
Siegel: Weibliche Figur vor einem offenen Gefäß mit Feder.
Adreſſe von anderer Hand
an
Mamſell Fahlmer.

(19. März 1777.)

Sagen Sie doch der Mama ich bäte ſie, mir, wenn die ſchöne Zeit kommt, wieder einige Krüge alten Wein[1]) zu ſchicken. Auch wär mir's ſehr lieb wenn ſie den Vater disponirte daß er mir

[1]) Die nächſte Beſtellung im J. 1778 beſorgt der Diener Seidel (Frau Rath Nr. 13). Denn dieſer Brief iſt weſentlich ein Abſchied. G. gerieth in den „Zuſtand des Schweigens gegen alle Welt" (an Keſtner 28. Sept. 77. Nr. 110). Auch Schloſſer beklagt ſich am 3. Mai, daß G. ihm neulich durch ſeinen Bedienten habe ſchreiben laſſen (Wagner a Nr. 4.). Von der dumpfen Stimmung G's geben die gleichzeitigen Billets an Fr. v. Stein I. 2. 91. 93 weitere Kunde. Nach der ſchmerzlichen Kunde vom Tode ſeiner Schweſter (8. Juni) erhielt G. die überraſchende Nachricht von Johannens Verlobung mit Schloſſer, die ihn bewog, die Correſpondenz, wenn ſich ein gelegentlicher Anlaß bot, wieder aufzunehmen.

ein Geſchenck von ein Paar Ohm (: nicht aus ſeinem Keller:) machte. Es müſſte ſo etwa ein 62 er. 66ger ſeyn, aber was extra feines, wenn man ſich umthut muſſ man ihn wohl bey euch gut kriegen können.

Georg Jakobi war bey uns, ich hab ihn nur den lezten Abend bey Wiel. geſehen, er ging ungerne weg.

Schreib ſie mir doch wieder einmal Täutzen! Mir iſt ſo wohl und ſo manichfaltig daſſ nun kein Menſch mehr von mir hört. W. d. 19 März 77.

G.

XLVIII.

✱ (bei Frau Schröder)
Klein Quart Doppelbogen, war ohne Zweifel in den verſiegelten an die Mutter eingelegt (Frau Rath Nr. 13.)

(November 1777.)

An Schweſter Fahlmer

Gott ſeegne dich, und laſſe dich lang leben auf Erden, wenn dir's wohl geht. Mir's iſts wunderlich auf deinen Brief, mich freuts und ich kans noch nicht zurecht legen. Ich bin ſehr verändert, das fühl ich am meiſten, wenn eine ſonſt bekannte Stimme zu mir ſpricht, ich eine ſonſt bekannte Hand ſehe.

Daſſ du meine Schweſter ſeyn kannſt, macht mir einen unverſchmerzlichen Verluſt wieder neu, alſo verzeihe meine Thränen bey deinem Glück. Das Schickſaal habe ſeine Mutterhand über dir und halte dich ſo warm, wie's mich hält, und gebe daſſ ich mit dir die Freuden genieße, die

es meiner armen erſten verſagt hat. Leb wohl grüſe Schleſſer und ſag was lezliches Frizzen ich bin gar ſtumm. Nov. 77. G. [1]

[1] Abgedruckt im Briefw. zw G u. F. H. Jacobi S. 42

Vater

eilig aus der Hütte.

Was gibt's? was unterſteht ihr euch?
Wer gibt das Recht euch? wer?

Thomas.

In Pohlen und im Röm'ſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bätely.

Meinſt du, daß du hier Junker biſt,
Daß niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart nur, du kriegſt dein Theil!

Thomas wie oben.

Man ſagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

XLIX.

✱ (bei Hn. Direktor von Salm)
Briefbogen.

Luzern d 16 Nov. 79.

Da ich in Genf l. Schweſter von Philippen auseinander ging[1], trug ich ihm auf er ſolle dir abſchreiben einige Blätter die ich von unſrem Seitenweg auf die Dole ꝛc. dictirt hatte[2]. Hier fand ich's fertig und noch einen Brief von ihm in dem er dir eine andre Tour auf ſeine Weiſe erzählt[3]. Ich ſchicke dir's zuſamm und ſage dir nur noch daſſ wir von Genv durch die Savoyer Eisberge und Wallis auf den Gotthart

[1] Philipp Seidel wird mit Hrn. v. Wedel und den Pferden durchs Waadtland nach Wallis gegangen ſein.

[2] Die berühmte Reiſebeſchreibung, welche, für Fr. v. Stein beſtimmt, ſpäter den Briefen aus der Schweiz einverleibt wurde.

[3] wohl die ins Berner Oberland Br. an F. v. Stein I. S. 257 ff, wo freilich Philipp und Goethe zuſammen erſcheinen.

dann herab über den Waldstätter See hier glücklich angekommen sind. Grüße Schlesser und die Mädgen[4]. Eh ich aus der Schweiz gehe hörst du noch von mir. Gezeichnet habe ich keine Linie. Adieu! Ich habe nun des großen fast zu viel. Seit ich euch verlassen habe ist kein unbedeutender überflüssige Schritt geschehen. Laß es uns wohl bekommen und Kindelein [:. sagt der heil. Johannes:] liebt euch!

G.

Der Herzog lässt Schlessern und Euch schönstens grüßen.

[4]) „einige Freundinnen" (ebd. S. 247.) G. hatte „einen guten Tag mit Schlossers und den Mädels" (Wagner a. a. O. Nr. 83). Er war am 27. September angekommen, (s. S. 11); statt 23. muß in dem Briefe des Herzogs bei Beaulieu Marconnay (S. 198) gelesen werden: 28.

1.

✱ (bei Frau Schroeder) Ziegel roth: 09.
Großes Quartformat. Doppelblatt.
Adresse: An Frau Hofrath Schlosser
nach
Emmedingen
fr. Rheinh.

(10. Januar 1781.)

Für Dein liebes Andenken und die überschickten Elsheimer danke ich herzlich. Sie sind mir noch so schön, und noch von so viel Werth als ehmals[1], obgleich meine Augen sich in der Kunst und in manchem aufgeklärt haben. Gebe euch Gott ruhigen Genuß eueres Erbtheils[2]. Grüß den Bruder recht schön und die Mädgens und die Kinder. Willst Du mir manchmal ein Wort schreiben so ist's eine Wohlthat[3].

[1] Dennoch schenkte sie Goethe alsbald dem Herzog (Wagner c Nr. 79.)

[2] Es war recht bedeutend: 79415 Fl. 17 Kr. „er besitzt durch seine jetzige Frau ansehnliches Vermögen" schreibt der Herzog über Schlosser (Beaulieu-Marconnay S. 200).

[3] Der kühle Ton dieses Schreibens ließ es wohl nicht dazu kommen, und die Correspondenz mit Johanna hat

Ich treibe meinen Handel zu Waſſer und Lande, und hoffe nicht bankrot zu werden. Adieu. Weimar d. 10 Jan. 81.

Goethe.

ein Ende, ſie ſelbſt zürnte ihm Jacobi bei Zöpprig I. Nr. 50. Doch gedenkt ihrer G. am 2. Okt. 1782 an Jacobi Nr. 15 freundlich, Schloſſers nimmt er ſich ſogar gegen Jacobi an (31. März 1781.) ebd. Nr. 23. Mit Schloſſer wechſelte er noch einige Briefe, ungedruckt dürfte folgender ſein

I.I.

Carl. Ruhige Tage.

Rom d. 11 Jan. 86.

Schon so lang ich hier bin gedencke ich auch dir l. Br. ein Wort zu schreiben das erst jetzt aufs Papier kommt. Endlich seh ich meine Wünsche erfüllt und gehe auf dem Boden herum, der aus tausend Gesichtspuncten merckwürdig ist. Noch weiß ich nicht wie lang ich bleiben kann, wenn ich schon sehe wie lang ich bleiben müßte, um mehr als ein Durchreisender zu sehen und zu erkennen. Es ist eine Welt in Trümmern in allem Sinn, und wo man genießen möchte, findet man zu denken.

In diesen dritthalb Monaten hab ich schon fast alles gesehen und fange wieder von vorne an und wie oft müßte man diese Operation wiederhohlen. Lesen kann ich nur wenig und wie nötig, wie angenehm wäre es hier die alten Schriftsteller mit lebendigem Sinne zu studiren.

Es ist das schönste Wetter, ein Winter wie sich hier niemand erinnert, hell und rein der Himmel, kühle auch wohl kalte Luft und warme Sonne.

Lebe wohl! Ich kehre nicht zurück ohne dich zu besuchen. Grüße die deinigen! Wie viel Freude wird es mir seyn euch zu sehn!

G.

LII.

(Abgedruckt im Gedenk-Buch zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst begangen zu Frankfurt am Main am 24. und 25. Junius 1810. Der Seltenheit dieser Schrift wegen folgt er noch einmal.)

Fremde Hand.

(30. August 1799.)

Du haſt ſehr wohl gethan, mein lieber Bruder, daß du mir eine umſtändlichere Beſchreibung deines Gartens zuſendeteſt. Sie ſieht freylich ganz anders aus, als deine erſte, allzu beſcheidene Ankündigung. Du haſt einen großen Raum, der noch erſt anzulegen iſt, dabey kannſt du alſo viel brauchen und ich werde dir mit Vergnügen von unſerer Seite was ich kann beytragen.

Du erhältſt hiermit zuerſt den Catalog der Jenaiſchen neuen Anlage. Da er 1797 gedruckt iſt, ſo haben wir freylich gegenwärtig viel mehr. Vielleicht kann ich dir bald einen Nachtrag ſchicken. Hiervon wähle du aus was dir fehlet, und es ſoll entweder im Herbſt oder Frühjahr, wie du

es verlangst, und wie es sich schicken will, aufwarten.

Ferner haben wir des Herzogs Anlagen; ich weiß aber nicht ob ein vollständiger Catalog, der darinn befindlichen und vorräthigen Pflanzen, gemacht ist. Sodann einen Hofgärtner Reichardt, der mit Sämereyen und Pflanzen handelt dessen Catalog du in kurzem auch erhalten sollst.

Von beyden ersten kann ich dir die Exemplare unentgeltlich und von dem letzten, in meinem Verhältniß, um billige Preise schaffen. Laß uns die Sache von Anfang etwas eifrig betreiben! Ich will dir in kurzem hinter einander was ich von diesen Verzeichnissen habhaft werden kann, übersenden. Schreibe mir was du brauchst und wünschest und an der Besorgung soll es nicht fehlen.

Sind wir alsdann so weit, so wünschte ich daß sich auch über die Wissenschaft selbst zwischen uns eine kleine Communikation eröffnete. Da es, wie man zu sagen pflegt, viele Wege ins Holz giebt, so habe ich den Weg der Metamorphose sehr vortheilhaft gefunden; die Ansicht ist geistig

genug und da man die Idee immer durch die Erfahrung ſogleich ausfüllen und bewähren kann, ſo hat mir dieſe Vorſtellungsart immer viel Zufriedenheit gegeben. Ich weiß nicht ob du meinen kleinen Aufſatz über die Metamorphoſe der Pflanzen geſehen haſt? Ich beſitze ſelbſt kein Exemplar mehr, kannſt du aber keins in deiner Nähe finden, ſo will ich es allenfalls ſchaffen. Es kommt alsdann darauf an ob du dieſer Art die Sache zu nehmen ein Intereſſe abgewinneſt, da ich denn gar gern zu jenen kurzen Sätzen einen fortlaufenden Commentar, aus meinen bisherigen Erfahrungen, mittheilen könnte. Ich habe viel zu dieſem Zwecke geſammelt und es ſollte mich freuen wenn ich, ohne es zu erwarten, oder zu ahnden, etwas für dich vorgearbeitet hätte, und ein ſolcher Anlaß würde für mich ſelbſt eine Wohlthat ſeyn. So viel hiervon für heute.

Ich wünſche daß die gute Laroche geſund und ohne phyſiſchen Unfall nach Hauſe kommen möge! alsdann iſt es für ihr Alter wirklich eine ſchöne Expedition die ſie zurückgelegt hat. Ihr Verhältniß zu Wieland iſt einzig, und ſich nach ſo viel Jah-

ren, bey noch ziemlich bestehenden Geistes und Leibeskräfften wieder zu sehen, ist ein sonderbarer und angenehmer Fall. So wie man sagen kann daß es auch zwey einzige Naturen sind. Ich glaube nicht daß es unter bedeutenden Menschen, ein schuldloseres Paar geben kann.

Ich wünsche dir Glück daß du deinem Knaben noch einen guten Gesellen so nahe gefunden hast. Suche nur, wenn es möglich ist, sie viel unter ihres Gleichen zu bringen. Da setzt sich das was man thun kann, will, darf und soll am besten ins Gleichgewicht.

Wie sehr du in dem großen Frankfurth allein seyn magst, kann ich mir recht gut verstellen, unser kleiner Kreis, wenn ich besonders Jena mit dazu nehme, ist dagegen ein wahres Feenmährchen. Die Masse von interessanten Menschen, die hier einander so nahe sind, und von denen ich dir nur einmal die Silhouetten zeichnen möchte, ist, wie du dir leicht denken kannst, in einer immerwährenden Gährung und in einem Conflict, dem man gerne zusieht und worinn man allenfalls, ent-

Bätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan?

Thomas wie oben.

Pardonnés moi! Ihr ſehet mich
Für einen andern an.

ab.

Bätely.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verſchulden!

Bätely.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbey!

Vater ab.

Bätely.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Wuth mein Herze,

weder vernünftig, oder leidenschafftlich gern auch einmal mitspielt.

An Gerning will ich Deinen Auftrag ausrichten. Er macht alle Anstalten berühmt zu werden. Ich wünsche daß es gut ablaufe.

Du bist bey uns unvergessen und jeder wird sich freuen dessen du gedenkst.

Was Fichten betrifft, so thut mir's immer leid daß wir ihn verliehren mußten, und daß seine thörige Anmaßung ihn aus einer Existenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, so sonderbar auch diese Hyperbel klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird je mehr schätzt man Naturgaben, weil sie durch nichts können angeschafft werden. Er ist gewiß einer der vorzüglichsten Köpfe; aber wie ich selbst fürchte für sich und die Welt verlohren. Seine jetzige Lage muß ihm zu seinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit zufügen. Uebrigens ist es, so klein die Sache scheint, ein Glück daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverschämte Präoccupation, wie du weißt, so weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite ge-

billigt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich für meine Person gestehe gern, daß ich gegen meinen eignen Sohn votiren würde, wenn er sich gegen ein Gouvernement eine solche Sprache erlaubte.[1]

Lebe wohl und laß uns, wie ich schon sagte, in dieser ersten Zeit unsere Correspondenz etwas lebhafter treiben, damit wir gleichsam in den Erholungsstunden, wo du von deinen Geschäfften ausruhst, zusammen seyn. Ist alles einmal eingeleitet, dann mögen denn auch unsere Briefe einen gemächlichern Gang gehen, der wie ich hoffe bis an das Ende unseres Lebens[2] gemüthlich bleiben soll. Weimar am 30 Aug: 1799.

G. (eigenhändige Unterschrift)

[1] Vgl. O. Jahn, Goethe's Briefe an Voigt. 1868. S. 56 ff.

[2] Schlosser starb am 17 Oktober 1799. Ein Trostbrief von Goethe liegt nicht vor, dagegen schöne von Klinger, Pfeffel und Reh.

Anhang.

1. Frau Rath Goethe an ihre Enkelin Henriette.

den 8. Januar 1792.

Liebe Henriette!

Alſo hat dir dein Chriſtkindlein Freude gemacht? Ei, da iſt ja mein Wunſch erfüllt — glaube mir, wenn die Sachen auf dem Poſtwagen ſind — daß ich immer in Gedanken mit reiße — und wenn ich ahnde daß die Stunde der Beſcherung erſcheint; ſo bin ich im Geiſte bey Euch, und freue mich Eurer Freuden. Ich mögte wohl mit dir und Eduard (geb. 1784) Häußer bauen, ſo ein Spiel mag ich recht gern — Wenn du nach Frankfurth komſt; ſo bringe deine Häuſer und Bäume mit — da will ich mit Euch Spielen. Erinnerſt du dich noch wie du bey der Großmutter warſt[1] und wie du und Eduard in dem Eckgen

[1] Beſuch in Frankf. mit den 2 Kleinen im Sept. 1788. (Tagebuch von Johanna).

meiner Wohnstube — so schön mit einander spiel-
tet — Hochzeit — Kindbett und allerley — und
den Jubel wann die Englischen Reuter kamen —
und wie wir dem großen Bassa Lieder gesungen
haben? Das war doch ein Capital Spaß! Ich
habe gehört daß die Reihe zu reißen an dir und
Eduart sie) ist, und Ihr also bald wieder her-
kemt — Potz Fischen! Da wollen wir lustig seyn —
da ich also muthmaßlich dich noch in diesem Jahr
sehe, so will ich meinen Glückwunsch mündlich
sie) bey dir anbringen — Lebe indeßen wohl!
Bleibe hübsch gesund! und behalte lieb

deine dich
liebende Großmutter
E. Goethe

2) Frau Rath. Stammbuchsblatt für Henriette.

Der Glückliche ist nicht immer der Glückseelige — darum wünsche ich Dir lieber glückseelig als glücklich zu seyn, und das kannst Du so bald Du wilst — die Glückseeligkeit hängt von Dir ab — Glück ist das Werk anderer.
Frankfurth d 18. May 1801.[1]

Zum Andenken
schriebe dieses deine
dich hertzlich liebende
Großmutter
Goethe.

[1] Am 27. Mai reiste Henriette nach Emtin, wo sie lange, bis zum 25. September 1802, blieb.

3) Henriette Schlosser an Clärchen von Clermont über Frau Rath.

31 Septbr 1805.

Du fragst nach Großmama — ich habe sie lange nicht gesehen, weiß aber doch daß sie wohl ist — sie ist wie sie war. Tante Lene konnte ihr Äußeres nicht schnell genug verdauen um Lust und Freude am Inneren zu finden — es war zu kurze Bekanntschaft — denn länger und näher gekannt muß man gewiß das meiste an ihr schäzen. Der Comedien Plaz ist noch Tantens Eigenthum, bis den ersten October. Großmama treibt es noch auf den alten Fuße d. ist sie geht ohne alle Rücksicht auf Tante ihre Hälfte hinein — diese weiß aber nun daß dieß hier eben nichts neues ist — u. kehrt sich nun auch nicht an Großmama.

4 Henriette Schlosser an Clärchen von Clermondt über Frau Rath.

Ff. 10. Oct. 8.

Großmama's Tod wußten wir schon in Godesberg, es that uns so leid sie nicht mehr gesehen zu haben, indeß ist es für sie besser, sie litt nicht in dem Grade, wie ihre Krankheit sonst leiden macht, u. starb schneller daran als gewöhnlich der Gang dieser Krankheit zuläßt. Ihr Tod war sehr kräftig u. schön, wie ich es mir dachte. Diese Nachrichten u. so viel näheres Erzählen von Großmama trübte der Mutter sehr die Ankunft.

Sonntag hatten wir sogar ein Diner comme il faut, die Göthe ist hier, mit einem Dämchen aus Weimar u. dem netten August, da diese Menschen uns aber alle 3 recht willkommen waren, ging es meist recht angenehm von Statten.

5) Henriette Schloſſer über Goethe's Frau und Sohn.

Fi. 4. Dec. ⁵.

Mit der Theilung ſind wir nun ganz fertig, u. die Goethe zu Hauſe, ſie ſchrieb uns allen aus Weimar. Ihr Sohn iſt in Heidelberg, ſie beſuchte ihn dort noch auf ein paar Tage. Er iſt ein ſehr lieber, braver Junge, geſcheut, herzlich u. treu, alle Menſchen lieben u. loben ihn die ihn kennen. Genialiſch wie ſein Vater iſt er nicht — auch freut es ihn gewaltig daß ſeine Mutter nun auch ſeines Vaters Frau iſt, er ſcheint dergleichen gar nicht zu lieben wie ſein Vater, u. wird gewiß ein bürgerlicher wacker Geſchäftsmann werden, ohne doch trocken zu ſein, er iſt äuſerſt lebhaft u. luſtig, u. hat Freude an ſchönen Wiſſenſchaften — hängt kindlich an ſeinen Eltern u. iſt gegen uns alle zutraulich — u. wir ganz charmirt in ihn. — Sie, die Göthe, haben wir auch

Fühle mich, ach!
Raſend im Grimm'
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas kommt wieder.

Gib mir, o Schönſte,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bätely.

Wagſt mir vor's Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht,
Biſt ja ſo ſchön!

Bätely.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

alle herzlich gerne, u. ſie fühlt dieß mit Dank u. Freude, erwiedert es auch, u. war ganz offen u. mit dem vollſten Vertrauen gegen alle geſinnt. Ihr äußeres Weſen hat etwas Gemeines, ihr inneres aber nicht, ſie betrug ſich liberal u. ſchön bei der Theilung[1]), bei der ſie ſich doch gewiß verrathen hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle ſie zu kennen, um über ſie nach Verdienſt zu urtheilen, u. ſie bei andern vertheidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geſchieht. Bei der Nachfeier von Tantens u. meinem Geburtstag war ſie auch, u. ihre artige, hübſche Begleiterin.

[1]) Goethe ſandte ſeine Frau nach Frankfurt, um die Erbſchaftsangelegenheiten möglichſt „glatt und nebel" abzumachen. (Keil, Frau Rath 1871. S. 13.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Goethe-Briefe

aus

Fritz Schlossers Nachlaß.

Herausgegeben

von

Julius Frese.

Mit Goethe's Bild nach Mägelgen (1810) und mit C. P. Schlosser's Porträt nach Goethe's Zeichnung, von 1775.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1877.

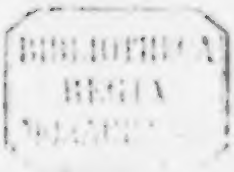

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Der Familie Bernus

auf Stift Neuburg

in freundschaftlicher Verehrung

gewidmet.

Bätely.

Ach ich erſticke!
Ich ſterbe für Wuth!

Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn weg und fährt in die Thür; er will das Fenſter aufſchieben, da ſie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben und im Taumel zerſchlägt er die übrigen.

Thomas bedenklich hervortretend. Ei! Ei! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt deine Probe geſcheidter anfangen können. Ein Freyersmann ſollte nicht mit der Thür in's Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe, und da iſt's nicht übel, gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt zu thun? Das gibt Lärm. Ich muß ſehen, daß ich mich mit Ehren zurück ziehe, daß es nicht ausſieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, muſicirt und ſo ſachte retirirt.

Er geht, auf der Violine ſpielend nach der Wieſe.

Herrn Baron von Bernus.

Ihnen und den Ihrigen, verehrter Freund, gehört von Rechtswegen dies kleine Buch. Aus Ihrem Besitz stammen alle Goethe-Briefe und Goethe-Papiere, die es enthält; Sie selbst haben mir diesen Schatz eröffnet und vertrauensvoll zur litterarischen Verfügung gestellt; als Gast auf dem schönen Stift durfte ich die Abschriften nehmen, die erste Vorbereitung zur Herausgabe treffen.

Ein lang gehegter, sorgsam verwahrter, wenn auch keineswegs ängstlich gehüteter Familien-Schatz! Von Fritz Schlosser selbst — oder, wie es für das Stift heißen muß: von „Onkel Schlosser" angelegt, geordnet, gebucht, ist er von Ihnen mit der entsprechend würdigen cista versehen worden, welche den kostbaren Inhalt sicher auf Kinder und Enkel bringen wird. Durch Geschlecht und Geburt des Dichters Landsmann, durch Neigung und Bildung sein schwärmerischer Bewunderer, ehren Sie nun mit der Veröffentlichung den Dichter wie die gemeinsame Vaterstadt, gewiß im Sinne des treuen Sammlers.

Goethe selbst war nie auf Stift Neuburg. Bei seinen letzten Besuchen in der Heimath, an Rhein, Main und Neckar (1814 und 1815) wohnten Schlossers noch nicht dort; er war in Frankfurt ihr Gast. Gesehen freilich hat er das Stift; in seiner Schweizer Reise (1797), wo er das Neckarthal hinauf von Heidelberg nach Stuttgart fuhr, erwähnt er es als sehr anmuthig gelegen. Ein Vers von des Dichters Hand ist nicht da, der die liebliche Stätte feierte und verewigte, wo doch sein Andenken nun schon ein halb Jahrhundert so treu gehegt wird. Aber aus den kürzlich erschienenen Schriften über Marianne Willemer ist jetzt allgemein bekannt, wie nahe und herzliche Beziehungen

Goethe's Suleika viele Jahre hindurch bis an ihren Tod mit dem Schloſſer'ſchen Ehepaar und dem Stift hatte. In der kleineren dieſer Schriften („G. u. das Urbild ſeiner Suleika") hat die Verfaſſerin zugleich der heitern Gaſtlichkeit jener Schloſſer'ſchen Zeit und dem frohen Kreiſe der damaligen Stiftsgäſte ein dauernd Denkmal geſetzt.

Laſſen Sie mich, bei dem Anlaß der jetzigen Schrift, für die Bernus'ſche Gegenwart ein Gleiches thun; iſt ſie doch die freundliche Fortſetzung jener Vergangenheit. Propheten einſt, Weltkinder jetzt — heiter und froh wir wie jene. Aber dem Stift ſein Goethe'ſches Andenken zu ſtiften, will ich nur der Vermittler ſein; des Meiſters eigene Hand hat vorgeſorgt; ich bringe ein Gaſtgeſchenk des Genius aus dem Jenſeits!

Als Goethe nach Karl Auguſt's Tode in die Stille von Schloß Dornburg im Saalthal ſich zurückzog, fand er über der Hauptpforte eine alte Inſchrift:

GAUDEAT INGREDIENS, LAETETUR ET AEDE REGREDIENS!
HIS QUI PRAETEREUNT, DET BONA CUNCTA DEUS!

Dies „einladend ſegnende Motto" ſchien ihm ſo recht zum Wahlſpruch ſeines verewigten fürſtlichen Freundes zu paſſen, und er verdeutſchte es alſo:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehſt du als Wandrer vorbei, ſegne die Pfade dir Gott!

Seit ich das Stift kenne, ſind mir dieſe Verſe wie für daſſelbe gemacht; es darf ſich rühmen, daß ihm der Dichter ahnungslos die Inſchrift geſchrieben, die von Geſchlecht zu Geſchlecht dem freundlichen Sinn ſeiner Bewohner entſpricht. So ſtehe denn Stift Neuburg fortan in dieſes Dichterwortes Schutz und Schmuck!

Zürich, 28. Auguſt 1877.

J. J.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Fritz Schloſſer 1

Goethe's Briefe an Fritz Schloſſer, 1809—1830 17

Goethe und Frankfurt 19

Goethe an ſeine Mutter und an Rath Schloſſer's Eltern 97

Goethe an ſeine Mutter, Rom 1786 99

Goethe an Rath Schloſſer's Eltern 102

Goethe an Hier. Peter Schloſſer, 1774 102

Goethe an Hier. Peter Schloſſer's Wittwe, 1814 104

Goethe's Eltern an Rath Schloſſer's Vater 106

1) Rath Goethe an H. P Schloſſer, 1776 106

2) Frau Rath an H. P. Schloſſer 107

Auguſt von Goethe (Sohn) an Rath Schloſſer 109

Kanzler von Müller an Rath Schloſſer 117

Goethe-Reliquien 125

Goethe an Sophie von Laroche, 1772—1775 129

Fritz Schloſſer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Der Name Schlosser ist mit Goethe's Leben eng verwachsen. Als junger Advokat und angehender Schriftsteller in Frankfurt, zu Anfang der siebziger Jahre, machte Goethe die Bekanntschaft der zwei Gebrüder Schlosser. In „Wahrheit und Dichtung" (III. Theil, 12. Buch) schreibt er:

„Unter den Personen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, standen die Gebrüder Schlosser oben an. Der ältere, Hieronymus [mit vollem Namen Joh. Peter], ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter seinen Büchern und Akten, in Zimmern, wo die größte Ordnung herrschte, war sein liebster Aufenthalt; dort habe ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Gesellschaft erwies er sich angenehm und unterhaltend: denn sein Geist war durch eine ausgebreitete Lectüre mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verschmähte nicht, bei Gelegenheit durch geistreiche lateinische Gedichte die geselligen Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verschiedene scherzhafte Distichen von ihm besitze, die er unter einige von mir gezeichnete Porträte seltsamer allgemein bekannter Frankfurter Caricaturen geschrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und . . . er würde mir der sicherste Führer geworden sein.

„Näher stand mir sein Bruder Georg [mit vollem Namen Johann Georg]. An Weltkenntniß, an praktischem Geschick vorgeschritten, war er in seiner Uebersicht der deutschen und auswärtigen Literatur auch

nicht zurückgeblieben. Er schrieb gern in allen Sprachen ... Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren."

Dieser jüngere Schlosser, literarisch vielfach thätig und als Herausgeber der Frankfurter Gelehrten Anzeigen für den angehenden Schriftsteller Goethe besonders wichtig, wurde bald darauf dessen Schwager; am 1. November 1773 heirathete er Cornelie Goethe und zog mit ihr nach Emmendingen, wo sie nach einer wenig glücklichen Ehe im Juli 1777 starb. Obgleich die beiden Schwäger offenbar keine große Sympathie für einander hatten — was noch bei ihrer letzten Begegnung (Heidelberg 1793; s. Goethe's Belagerung von Mainz) scharf hervortrat —, so blieben sie doch in persönlicher Verbindung. Im Jahre 1778 hatte J. G. Schlosser in zweiter Ehe die aus dem Jacobischen Kreise mit Goethe genau befreundete Johanna Fahlmer geheirathet, und im folgenden Jahre, auf der zweiten Schweizer Reise (die er mit dem Herzog von Weimar machte), besuchte Goethe die beiden in Emmendingen. Später lebte Schlosser nach einander in Karlsruhe, Ansbach, Eutin, wurde 1798 als Syndikus seiner Vaterstadt Frankfurt berufen und starb daselbst 1799. Aus seiner ersten Ehe überlebte ihn nur eine Tochter, Louise, spätere Nicolovius; ein Sohn aus zweiter Ehe, Eduard, starb 1807 als preußischer Militärarzt. Mit ihm ist für diesen Zweig der Name Schlosser früh erloschen *).

Der ältere Schlosser, Hieronymus Peter, scheint dem Dichter sympathischer gewesen zu sein; daß er eine humoristische Ader gehabt, deutet Goethe in der oben mitgetheilten Stelle aus „Wahrheit und Dichtung" selbst an; seine »poëmata« wurden 1775 gedruckt, Francofurti ad M.; ein großes Epithalamium auf seines Bruders Hochzeit mit Cornelie Goethe (aus des Sohnes Fritz Nachlaß; im Bernus'schen Besitz) ist vor lauter mythologischem Apparat für den heutigen Geschmack steifleinen und veraltet. Das persönliche Verhältniß des Dichters zu ihm muß in jenen Frankfurter Jahren (1770—1775) ein sehr

*) Das Nähere bei A. Nicolovius: J. G. Schlosser's Leben, und bei L. Ulrich: Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer (aus dem Nachlaß der jüngsten Schlosser-Fahlmer'schen Tochter Henriette, welche mit T. Hasenclever verheirathet war).

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Nun fühl' ich erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm iſt, daß meine Füße nicht mehr fort wollen! Wart nur! Wart nur! Von den Nachbarn rührt ſich keiner, ſie ſind mir alle wegen des Mädchens aufſäſſig. Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. „ Ja ſie ſpotten beynahe mich aus. Nach der Wieſe gekehrt. Seht wie frech! Wie verwegen! Wie er umhergeht und muſicirt! Die Planken zerriſſen! Nach dem Hauſe. Die Fenſter zerſchlagen! Es fehlt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ſie mir's ſo denken ſollten. Ja! Ja! ſo iſt's! Sie ſehen zu, ſie machen höhniſche Geſichter. Eure Tochter iſt keck genug, ſagt der eine, laßt ſie ſich mit dem Burſchen herumſchlagen. — Hat ſie nun keinen, ruft der andre, den ſie an der Naſe herumführt,

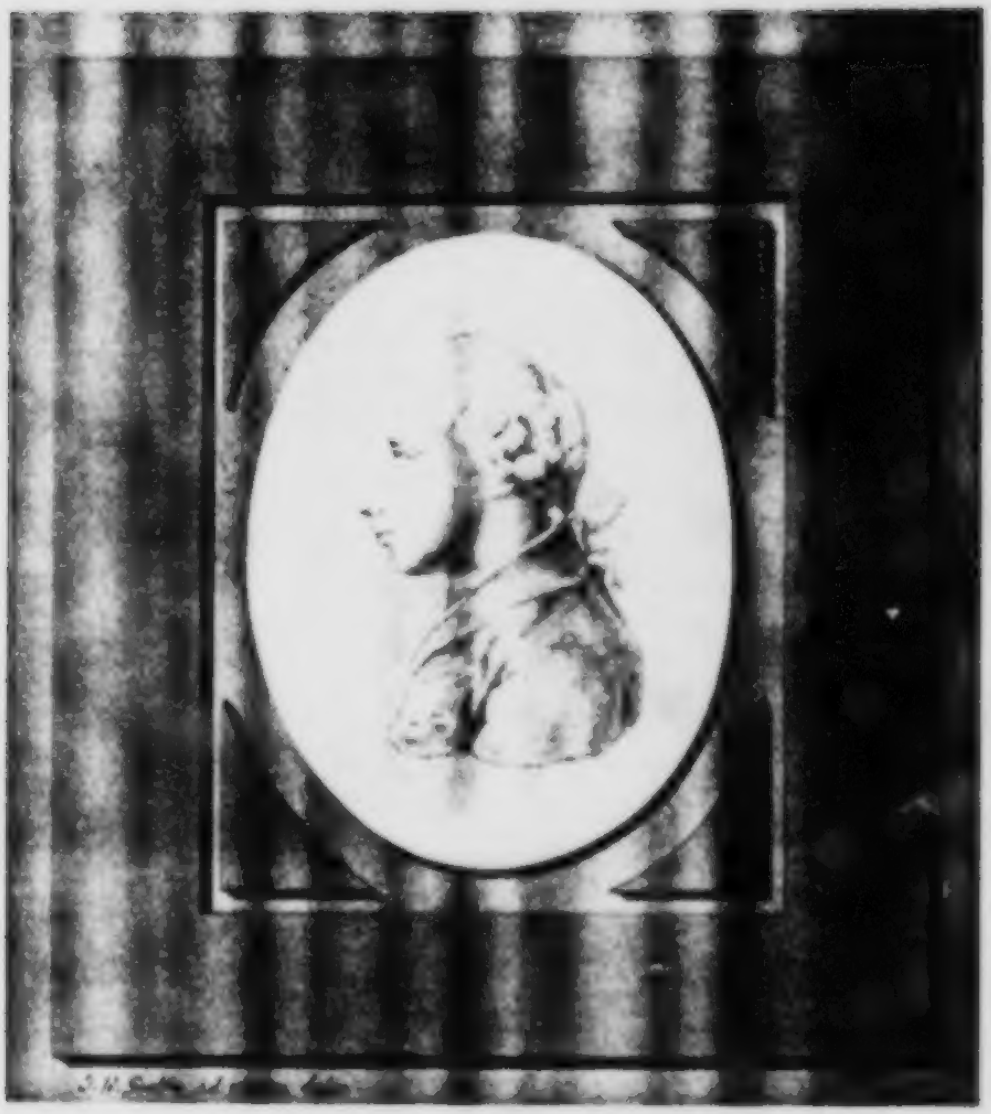

freundschaftliches gewesen sein; die Verse, welche der Dichter an ihn richtete, „Du, dem die Musen von den Aktenstöcken" u. s. w.*), sind bekannt. Auch porträtirte Goethe den älteren Freund: eine feine zierliche Bleistiftzeichnung ist in des Sohnes Nachlaß erhalten, die auf der Rückseite durch den Sohn Fritz als „Porträt von Hieronymus Peter Schlosser gezeichnet von J. W. Goethe (vor dem Jahr 1775)" beglaubigt ist und überdies vorn links die Unterschrift (ob von Goethe's Hand?) trägt: »J. W. Goethe ad vivum delin.« Wohl das einzige Porträt von Goethe's Hand, welches sich aus jener Zeit, wo er bekanntlich soviel porträtirte, noch erhalten hat!**) Die heitre Art, in welcher der jüngere Poet mit dem älteren Freunde und erfahrenen Geschäftsmann verkehrte, erhellt aus dem unten mitgetheilten Billet vom 26. Dezember 1774.

Ein so wechselndes Leben Johann Georg Schlosser führte, ein so beständiges dieser sein Bruder. Er war immer in Frankfurt, in Rechtsgeschäften thätig, ein fleißiger Sammler und Aufzeichner von Francofurtensien, welche für Goethe bei der Schilderung seiner Jugendzeit in „Wahrheit und Dichtung" so werthvoll wurden (vergl. unten die Briefe Goethe's an Fritz Schlosser aus dem Jahre 1811). Aus der Weimar'schen Zeit findet sich in den Schlosser'schen Papieren keine Spur eines direkten Verkehrs. H. P. Schlosser starb schon 1797. Wie seine Wittwe im Jahre 1814 dem Dichter bei seinem, nach siebzehnjähriger Abwesenheit ersten Besuch in Frankfurt das inzwischen ausgestorbene mütterliche Haus zu ersetzen wußte, zeigt der schöne herzliche Dankbrief, den Goethe zum Jahresschluß an sie richtete (s. unten).

Auch auf die Söhne, Fritz (geb. 1780) und den um zwei Jahre jüngeren Christian, übertrug Goethe die Freundschaft vom Vater her. Als sie im Jahre 1801 (mit ihrem Vetter, dem Georg Schlosser-Fahlmer'schen Sohn Eduard) in Jena studirten, erwähnte sie Goethe in einem Briefe an Fritz Jacobi (23. November) mit folgender charak-

*) Den ursprünglichen Wortlaut des (später etwas veränderten) Gedichts habe ich nach der, im Besitz des Herrn von Bernus auf Stift Neuburg befindlichen Originalhandschrift in der Augsb. Allg. Zeitung veröffentlicht; danach Sal. Hirzel „der junge Goethe" III. 155.

**) In lithographischer Nachbildung dieser Schrift beigegeben.

teriſtiſchen Wendung: „Die drei Schloſſer und zwei Poſſe machen eine der wunderbarſten jungen Geſellſchaften, die je zu meiner Kenntniß gekommen ſind. Der jüngſte Sohn des Schoff [H. P.] Schloſſer [Chriſtian] iſt ein kleiner Enragé für die neueſte Philoſophie und das mit ſo viel Geiſt, Herz und Sinn, daß ich und Schelling unſer Wunder daran ſehen. Sein älterer Bruder [Fritz] iſt eine ruhige verſtändige Natur, den, wie ich merke, der Kleine auch nach Jena zu der ſeligmachenden Lehre gerufen hat; der Sohn meines Schwagers ſcheint ſeinen Vater nicht zu verleugnen." Im folgenden Jahre, als ſie nach Frankfurt zurückgekehrt waren, ſchrieb Goethe's Mutter, Frau Rath, an ihren Sohn (1. Oktober 1802): „Eduard Schloſſer hat mir Deinen lieben Gruß ausgerichtet — ich hoffe, er wird brav — auch Fritz Schloſſer, nur vor Chriſtian iſt mir manchmal bange — dieſer junge Mann iſt ſo ſehr überſpannt — glaubt mehr zu wiſſen als beynahe alle ſeine Zeitgenoſſen, hat wunderbare Ideen u. ſ. w. Du giltſt viel bey ihm, kannſt Du ihn abſpannen, ſo thue es." Die kluge Frau Rath war auch diesmal klug; ſie erkannte ihren jungen Verwandten richtig; er hat ſein Leben lang etwas Ueberſpanntes, Ruheloſes, Krankhaftes gehabt; ſein Bild auf Stift Neuburg zeigt das ſchöne, tiefe Auge eines Idealiſten, eines Schwärmers. Wie Goethe's Wort von der „ſeligmachenden Kirche" ſpäter in ganz anderer Richtung wahr werden ſollte, als er damals ahnen konnte, werden wir bald ſehen.

Auf dem Frankfurter Gymnaſium gebildet, ſtudirte Fritz Schloſſer vom Frühjahr 1799 bis zum Herbſt 1803 auf den Univerſitäten Halle, Jena, Göttingen. Sein Fachſtudium war die Jurisprudenz; daneben beſuchte er, nach ſeinen noch erhaltenen Notizen, philologiſche, hiſtoriſche und äſthetiſche Vorleſungen. Von Jena aus lernte er Goethe kennen und durch ihn Schiller; das Griesbach'ſche und Schutz'ſche Haus, damals die erſten in Jena, ſtanden ihm, wie ſeinem Bruder und Vetter, offen; auf allen drei Univerſitäten ſchafften ihm Namen und Familienbeziehungen die Bekanntſchaft hervorragender Männer; von einer kurzen Ferienreiſe nach Berlin finden ſich die Namen Puttmann, Marcus Herz und die ſchöne Henriette Herz genannt. Im Herbſt 1803 promovirte er in Göttingen als Doktor der Rechte und wurde im Winter darauf unter die Advokaten ſeiner Vaterſtadt aufgenommen. Von da ab blieb Frankfurt ſein feſter Wohnſitz; auch als er ſpäter das Stift

Neuburg käuflich erwarb, brachte er mit seiner Frau die Wintermonate meist in der Vaterstadt zu. Als mit Auflösung des Reichs (1806) Frankfurt zum Rheinbund geschlagen und dem Fürsten Primas überwiesen wurde, erhielt Schlosser die Stelle als Mitglied des neu errichteten, mit Neujahr 1807 in seine Funktionen eintretenden Stadt- und Landgerichts, verheirathete sich 1809 mit Sophie Dufay (die ihn nach langer, glücklicher, aber kinderloser Ehe überlebte), und wurde im Herbst 1812 — gewiß ein Beweis seiner vielseitigen Bildung — zum Oberschul- und Studienrath, sowie zum Direktor des neugebildeten Frankfurter Lyceums ernannt. Mit Ende desselben Jahres schied er ganz aus der Justiz-Carrière und widmete sich von da ab fast ausschließlich einer umfassenden literarischen Thätigkeit, zu der ihm seine unabhängige Stellung Muße gab. Seitdem blieb ihm der Name Rath Schlosser.

In jene Jahre fallen zwei Ereignisse, welche seinem sonst ruhig und still verlaufenden Leben ein weiter greifendes Interesse verleihen. Im September 1808 starb Frau Rath, Goethe's Mutter. Zur Regelung der Erbschaft mit den Enkelkindern Cornelia Goethe's, den Nicolovius'schen Kindern, schickte der Dichter seine Frau Christiane nach Frankfurt, um die Sache „glatt und nobel" abzumachen. Aber abgethan war die Erbschaft damit nicht; das Vermögen blieb in Frankfurt stehen, und Goethe bedurfte daher an Ort und Stelle eines geschäftskundigen Vertreters. Er wählte dazu Rath Schlosser, und in solcher Eigenschaft trat nun dieser in nähere und dauernde Beziehung zu dem Dichter und dessen Familie. Ein Briefwechsel entspann sich, der bis nahe an Goethe's Tod fortdauerte; im Jahre 1811 schickte Goethe dem Verwandten als Dank für dessen (gewiß unentgeldliche) Mühwaltung sein prächtig eingerahmtes Brustbild in Oel von Gerhard v. Kügelgen's Hand; gegenseitige Besuche fanden statt: Goethe's auf seiner Rheinreise 1814, wo er zwei volle Wochen „in dem nahverwandten Schlosser'schen Hause die liebevollste Gastfreundschaft fand," Schlossers in Goethe's Hause 1820. Goethe bemerkt darüber in den Annalen: „Die lieben Verwandten, Rath Schlosser und Gattin, hielten sich einige Tage bei uns auf, und das vieljährig thatige freundschaftliche Verhältniß konnte sich durch persönliche Gegenwart nur zu höherem Vertrauen steigern," und Schlosser seinerseits gedenkt dieser Weimar-

Jena'schen Tage in seinen schriftlichen Aufzeichnungen mit Namensnennung all der dortigen Berühmtheiten beiderlei Geschlechts, deren Bekanntschaft er und seine Frau durch die Goethe'schen Verwandten machten. Auch des Dichters Sohn, Schwiegertochter und Enkel traten später in dies „freundschaftliche Verhältniß" ein; noch 1845 schrieb Ottilie von Goethe an den „lieben Vetter", und die Goethe'schen Enkel (namentlich Wolfgang, der zu Anfang der vierziger Jahre in Heidelberg studirte), waren oft und lange bei Schlosser's auf Stift Neuburg, wo noch heute das von ihnen damals bewohnte Gastzimmer den Namen „Goethezimmer" führt. Erst bei den Verhandlungen über das Projekt, das Goethe-Haus in Weimar durch den deutschen Bund ankaufen zu lassen, scheint das Verhältniß eine kleine Abkühlung erlitten zu haben; wenigstens findet sich unter Schlosser's nachgelassenen Goethe-Papieren eine Andeutung, daß er — gleich dem ihm befreundeten weimar'schen Bundestagsgesandten v. Fritzsch, mit welchem er darüber korrespondirte — in dieser Angelegenheit mit der Haltung der Goethe'schen Erben nicht einverstanden war.

Für den Dichter selbst war und blieb Schlosser sein Leben lang ein treuer Verehrer. Die nachstehend veröffentlichten Briefe Goethe's geben davon indirekt Zeugniß; sie zeigen Schlosser in fleißiger Mitwirkung an Goethe's Wahrheit und Dichtung; er übersetzte dafür die von Goethe benützten Stellen aus Jordanus Brunus, sammelte für die Frankfurter Jugendzeit lokales Material; die berühmten Stäbchen und der Becher, die zur Meßzeit dem Schöffen überreicht wurden, stammen von ihm; auch seines Vaters H. P. Schlosser werthvolle Francofurtensia überließ er dem Dichter zur Benutzung. In späterer Zeit sammelte Schlosser alles, was auf Goethe Bezug hatte, sorgfältig: Gedichte und Schriften im ersten Einzeldruck, Medaillen, Bilder u. s. w., die zum Theil der Dichter selbst einsandte. An Lappenbergs Schrift über die Klettenberg nahm Schlosser den lebhaftesten Antheil, war Mitforscher, Mitarbeiter; ein inhaltreiches Heft, in welches er mit saubersten Handschrift seine Resultate niedergeschrieben hat, ist noch erhalten. Seine werthvolle und gewiß vollständige Goethe-Bibliothek ist leider nach dem Tode der Frau Schlosser (1863) laut testamentarischer Verfügung an das katholische Seminar zu Mainz übergegangen, wo sie nun wenig fruchtet. Nach des Dichters Tode schrieb Schlosser (2. Mai 1832) an

Sulpiz Boisserée die schönen Worte: „Von unserer Kindheit an hatte Goethe's Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt; Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahin gewelkt, manches schon aufstrebende Talent, manches reiche Gemüth hatte sich wenigstens in Perioden der Entwicklung an ihn gerankt und seine Einwirkungen aufgenommen — und wie manche der uns theuersten unter diesen deckt längst das Grab, während wir uns gewöhnt hatten, dem alten Heros gewissermaßen eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen. In ihm und dem im verflossenen Jahre geschiedenen Minister v. Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet." Und diese Verehrung wurde von seiner Gattin getheilt: wie Greizenach (in seinem Buch über Marianne von Willemer) berichtet, pflegte Frau Schlosser noch in späteren Jahren jede wider Goethe gerichtete Aeußerung mit den Worten abzubrechen: „Sie haben Goethe nicht gekannt."

Das zweite Ereigniß, auf welches oben vorbereitend hingewiesen wurde, ist der Uebertritt Schlossers und seiner Frau zur katholischen Kirche, welcher Ende 1814 in Wien stattfand. Beide aus streng protestantischen Familien hervorgegangen, Frau Schlosser sogar aus einer reformirten Refugiés-Familie stammend, Fritz Schlosser auf drei ausschließlich protestantischen Universitäten gebildet, Jurist und Humanist, beide im protestantischen Frankfurt lebend, ja fest eingewurzelt — wohl mußte ein solcher Uebertritt überraschen. In seinen biographischen Aufzeichnungen bemerkt Schlosser nur ganz kurz: „1814. December 21., trat ich mit meiner Frau zur Kirche zurück. — December 30. Unsere Firmung." Die Abreise nach Wien war am 24. September erfolgt, demselben Tage, wo Goethe, nachdem er bei ihnen gewohnt hatte, zu Boisserée nach Heidelberg gereist war. Gewiß ein seltsames Beieinander unter demselben Dache! Goethe, am Diwan dichtend, in allen Herrlichkeiten des Orients schwelgend, Beide nun doppelt und dreifach, als Gast seiner Verwandten, in deren Herzen der Wandel zu den römisch-katholischen Wundern sich schon vollzogen hatte und deren Sinn nun darauf gestellt war, den Uebertritt in aller Form zu vollziehen; — der Dichter, der in jenen Jahren dem christlichen Kreuze, welches ihm am Halse seiner Suleika so höchlich mißfiel, den bösen Vers anhing:

„Soll ich wohl in seiner Starrheit
„Hölzchen quer auf Hölzchen fügen —"

in häuslicher Gemeinschaft derer, die in Sehnsucht lebten nach der „Anbetung des Kreuzes“ und all der Mystik, deren Mittelpunkt es ist! Aber in dem persönlichen Verkehr selbst wird der Gegensatz ohne jede Schärfe gewesen sein: von Schlossers ging Goethe zu den von Jugend auf katholischen Brüdern Boisserée, die (mit ihrem gleichfalls katholischen Freunde Bertram) er seine „lieben heiligen drei Könige“ zu nennen pflegte, und sein Begleiter dahin war kein anderer als der jüngere Schlosser, Christian, der bereits zwei Jahre früher, März 1812 in Rom, übergetreten war.

Der äußere Anlaß ist damit gegeben; es ist sehr möglich, daß der Einfluß des jüngeren Bruders, der nach Goethe's Aeußerung schon in den Studentenjahren sich fühlbar machte, auch jetzt wirkte. Ebenso mag der Verkehr mit Clemens Brentano, dessen Fritz Schlosser in seinen Notizen aus jenen Jahren kurz gedenkt, in gleicher Richtung eingewirkt haben. Aber bei einer, wenn auch milden, ja weichen, doch so überwiegend verständigen, ruhigen Natur, wie Fritz Schlosser war, reichen diese äußeren Momente nicht aus, den Uebertritt psychologisch zu erklären. Und doch wäre genauere Kenntniß gerade in diesem Fall von besonderm Interesse. Denn Schlosser war ein offener, treuer, schlichter Mann, und wenn je ein Konfessions-Wechsel aus Ueberzeugung, aus nichts als reinster, freiester Ueberzeugung hervorgegangen ist, so ist es ohne allen Zweifel dieser (von dem allerdings phantasievolleren Christian Schlosser so gut wie) von Fritz Schlosser und seiner Frau. Kein äußeres Motiv konnte denkbarer Weise obwalten, keine weltliche Rücksicht sie bestimmen, kein Vortheil sie locken. Im Gegentheil: jede amtliche Stellung in Frankfurt, wenn die Brüder danach verlangt hätten, war ihnen fortan eher erschwert, und eine andere Laufbahn, im Dienst einer katholischen Macht etwa, haben sie niemals gesucht; ja, Christian Schlosser gab die einzige Anstellung, die er in seinem Leben hatte, die eines Gymnasial-Direktors in Koblenz (welche ihm, dem Mediziner, im Jahre 1818 durch das Ministerium Altenstein übertragen wurde) schon nach Jahresfrist wieder auf.

Um so werthvoller nach alledem würde es sein, wenn wir, namentlich bei Fritz Schlosser, die inneren Vorgänge wüßten und mittheilen könnten, die zu seinem Uebertritt führten. Ich meine: der Uebertritt der Familie Schlosser gehört in die Reihe gleichartiger und wesentlich

gleichzeitiger Erscheinungen und findet in diesem geschichtlichen Zusammenhange seine einfache menschliche Erklärung. Die gewaltigen Ereignisse, die um die Wende des Jahrhunderts, mit dem Namen des ersten Cäsar bezeichnet, Europa von Grund aus umgestalteten, warfen mit den schwachen staatlichen Gebilden auch die Geister und Gemüther, welche dem Sturm nicht gewachsen waren, aus ihrer Bahn. Während hoch oben der für den Augenblick nur zerstörende Strom der Revolution und des Cäsarismus dahinbrauste, bereitete sich in der Tiefe ein mälig anwachsender Zug zur Vergangenheit. Die Männer der That rüsteten sich zu Kampf und Abwehr, die contemplativen Naturen flüchteten sich, um dem Druck der Gegenwart und Nähe zu entgehen, in die Weiten der Länder und der Jahrhunderte, in die Tiefen sprachlicher und geschichtlicher Forschung, in die Höhen der Spekulation. Der Protestantismus war landeskirchlich erstarrt, philosophisch zersetzt. Die Romantik erhob sich und die Restauration war in den Gemüthern schon vor der heiligen Allianz und den Bourbonen. In den Freiheitsliedern von Körner, Arndt, Schenkendorf klingt es an wie Gebet. In der Kunst waren es deutsche Maler, die von Rom aus die christianisirende Richtung einleiteten; die Overbeck, Steinle, Veit datiren von daher; in ihrem Kreise hatte Christian Schlosser sich bewegt und wohl den letzten Anstoß zu seinem Uebertritt erhalten.

In Rath Schlosser's menschlichen Beziehungen änderte der Uebertritt nichts; kein Freundschaftsband löste noch lockerte sich, sein Umgangskreis blieb derselbe. Wir erwähnten schon seine Worte der Verehrung für Stein und für Goethe. Ersteren lernte er gerade jetzt kennen, den eifrigen und strengen Protestanten. Stein verlebte von 1817 an mehrere Winter in Frankfurt; da trat Schlosser ihm näher, und die Verbindung erhielt sich durch Besuche, welche er, einige Male von Frau und Bruder begleitet, dem alten Herrn in Nassau und Kappenberg machte.

Am wenigsten änderte oder trübte sich sein Verhältniß zu Goethe. Der Olympier war hoch über allen konfessionellen Streiten; die durften ihm nicht in seinen hellenischen Himmel. Vollends damals nicht, wo er auch das orientalische Heidenthum in seinen Liebesdienst nahm, zum Zeus den Allah gesellte. Zwar widerstrebenden Richtungen trat er abwehrend fest genug entgegen: der Romantik gegenüber behauptete er

seinen Classicismus, und als sie gar zur Weltschmerz-Poesie wurde, hing er ihr den Namen „Lazareth-Poesie“ an; gegen die „Nazarener“ in der Kunst, die „neumodischen Katholiken“ hatte er seine Pfeile, und vor einem Pfuschwerk dieser Richtung mußte Sulpiz Boisserée als einer ihrer Patrone den Spott hinnehmen: „Da freut euch eurer Früchte!“ Aber gegen die Personen blieb Goethe auf diesem Gebiete der religiösen Ueberzeugung immer schonend und milde. Wie zart ist seine Antwort an die protestantisch-pietistische Gräfin Auguste Stolberg, die im Jahre 1822 die Rechte der Jugendfreundschaft zu einem Bekehrungsversuch geltend machte! und als (um einen dem Schlosser'schen ganz ähnlichen, nur wenig späteren Fall zu erwähnen) Fritz Stolberg zum Katholizismus übertrat — wie menschlich liebevoll sprach er sich darüber aus! Bekanntlich ließ damals Johann Heinrich Voß seinen niedersächsisch-rationalistischen Zorn über den langjährigen Freund in einer besondern Schrift los: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ Goethe, gerecht und milde zugleich, führte die That des einen Freundes und die Kritik des andern erläuternd und läuternd auf menschliche Motive zurück. In den „Annalen“ (1820) erinnerte er daran, wie Stolberg's Gemahlin, Gräfin Agnes, in angeborner Superiorität ihren schwächeren Mann geistig emporgehalten habe und zugleich zwischen ihm und dem Freunde als liebenswürdige Vermittlerin gestanden sei, aber: „die Göttliche eilt zu ihrem Ursprung zurück; Stolberg sucht nach einer verlornen Stütze, und die Rebe schlingt sich zuletzt um's Kreuz.“ Und nach der andern Seite: in seiner Besprechung von Voßens Gedichten — dem Prachtdenkmal eines Altmeisters für den andern — schildert er Voß in der Stille seines gelehrten und dichterischen Schaffens, in friedlichem Verkehr mit der Natur, in heiterer Geistesfreiheit seines aufgeklärten Protestantismus, im frohen Kreise von Freunden und Verehrern, und: „wie muß es nun den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unsern Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht!“ Bei solcher Sinnesart, solcher Humanität — wie hätte Goethe gegen „liebe Verwandte“ härter sein können! Nicht im persönlichen noch im brieflichen Verkehr änderte sich zwischen ihnen das Geringste.

der ſich ihr zu Liebe die Rippen zerſtoßen ließe? Mag ſie's für meinen Sohn haben, der um ihrentwillen aus dem Lande gelaufen iſt, ſagt ein dritter. — Vergebens! — Es iſt zu ſchrecklich, es iſt abſcheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre! der einzige, der uns retten könnte!

Bätely kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, ſie lehnt ſich auf ihn. Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Dieſe Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery tritt auf.

Vater. Jery, ſey willkommen, ſey geſegnet.

Jery. Was geſchieht hier? Warum ſeyd ihr ſo verſtört?

Innerlich, in seinem Wesen, blieb Schlosser völlig derselbe, milde, freundlich, gütig bis an's Ende. Das Einzige, was sich änderte, war seine öffentliche Stellung in der Vaterstadt. In Wien am Kongreß war er noch einige Monate als Mitvertreter ihrer Interessen thätig. Im Juni 1815 kehrte er nach Frankfurt zurück. Die ersten Jahre war er noch Mitglied des Vorstandes der dortigen katholischen Gemeinde daselbst, trat aber schon 1816, nach „viel Verdruß" wieder aus; auch bei der bekannten Central-Kommission in Frankfurt arbeitete er eine Zeit lang als Substituirter des östreichischen Bevollmächtigten. Damit aber schließt jede öffentliche Thätigkeit, und die letzten Jahrzehnte seines Lebens, nach dem Tode seiner Mutter (1819) und dem seines Schwiegervaters (1820) in vollster Unabhängigkeit eines behaglichen Vermögens, widmete er sich ganz seinen Neigungen und Studien, machte Reisen nach Dresden, Weimar, den Rhein auf und ab, verweilte anderthalb Jahre in Italien, und errichtete sich seit 1825 auf Stift Neuburg (dessen alte Kapelle er durch Hübsch aus Karlsruhe restauriren ließ) den angenehmsten Ruhesitz, mit Kunst- und literarischen Schätzen reichlich ausgestattet, durch ausgedehnteste Gastlichkeit erheiternd belebt.

Schlosser war keine eigentlich produktive Natur, mehr Sammler und reproduktiv. Von seiner vielseitigen, ausgebreiteten Lectüre, vorwiegend historischer Werke, hat er unglaublich zahlreiche Auszüge hinterlassen. Von seinem Reproduktions-Talent geben gediegene Uebersetzungen Zeugniß, von denen die größeren in den Buchhandel kamen, kleinere nur für Freunde als Manuscript gedruckt wurden, so z. B. eine Uebersetzung von „Freudvoll und leidvoll; polyglottischer Versuch in zwölf Uebertragungen [d. h. in zwölf verschiedene Sprachen, wohl mit Hülfe von Freunden] von Joh. Heinr. Friedr. Schlosser", ohne Jahreszahl und Druckort, mit der Widmung „Frau Geheimeräthin von Willemer huldigend zu Füßen gelegt" und dem Motto:

»De spele de ik yo stunedig presenteere
Seet an met goedkeit, ik screev se yo for ere.«

Ferner verdient hier Erwähnung eine ebenfalls nur als Manuscript gedruckte Uebersetzung neugriechischer Volkslieder (1825) nach Fauriel's Chants populaires de la Grèce moderne, zu deren Vollendung und

Veröffentlichung Goethe, nach den ihm 1815 vorgelegten Proben, den Freund ermunterte*).

Buchhändlerisch verbreitet sind: Das Manzoni'sche Trauerspiel „Adelgis" in deutscher Uebertragung (erste Aufl. 1830, s. u. den letzten Brief G.'s an Schl.; in zweiter Aufl. Heidelberg 1856); die Schrift: „Die morgenländische orthodoxe Kirche Rußlands und das europäische Abendland" (Heidelberg 1845); „die Lieder des heil. Franziscus von Assisi" (1842); endlich sein bedeutendstes Werk: „Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte", nach Schl.'s Tode 1852 von seiner Wittwe herausgegeben, von Beda Weber mit einem warm empfundenen, edel gehaltenen Vorwort eingeführt, in welchem des Verstorbenen katholische Gesinnung betont, seine Toleranz geehrt, seine reine Kindlichkeit und liebevolles Gemüth gefeiert wird. Ein schönes Wort aus diesem Nachruf verdient zu leben; es ist für Schlosser höchst bezeichnend, gibt den ganzen Mann in seiner Milde und Sanftheit: „Der Gläubigste ist auch der Duldsamste." Das Werk selbst darf man wohl das Werk seines Lebens nennen. Es reicht bis in seine Universitätsjahre zurück; der erste Entwurf der Uebersetzung des St.-bat mater ist „Jena 1802" datirt. Bezeichnend genug, wie früh Schlosser's Geisteseichtung auf solche Stoffe ging und mit wie zäher Ausdauer er sie ein halbes Jahrhundert festhielt. Wie es jetzt vorliegt, in zwei Oktavbänden (in zweiter Aufl. 1863) umfaßt das Werk Uebersetzungen katholischer Kirchenlieder vom 4. Jahrhundert ab und sonstiger geistlicher Dichtungen aus verschiedenen Sprachen, namentlich dem Italienischen, außerdem Bearbeitungen lyrischer Stellen aus dem alten und neuen Testament, Psalmen, Lobgesänge; die Sammlung zeugt von einer tüchtigen Gelehrsamkeit auf dem Gebiet der Hymnologie, die Uebersetzung von Geschmack und Formgewandtheit, wenn auch, dem Charakter des Kirchenliedes entsprechend, Treue und Strenge überwiegt. Das Ganze ist ein stattlicher Beleg für den unermüdlichen Fleiß und die stetige Thätigkeit Schlossers.

Der Gläubigste ist auch der Duldsamste, war Schlosser's Wort. Und es war auch sein Leben. Unbefangener hat wohl selten jemand

*) S. auch unten Kanzler v. Müller's Brief an Schlosser, vom Dezember 1829.

mit Männern aller Parteien verkehrt als er. Auf ihrem schönen Landsitz, dessen weite Räumlichkeiten in Haus und Garten dazu Platz boten, übten Schlossers eine Gastlichkeit sonder Gleichen. An der großen Heerstraße von Norden nach Süden gelegen, in unmittelbarster Nähe des vielbesuchten Heidelberg, wurde Stift Neuburg in der schönen Jahreszeit gar nicht leer von Gästen. Die Verwandtschaft von Frau Schlosser's Seite mit zahlreich heranwachsenden Nachkommen und sonstige Frankfurter Freunde verweilten oft Wochen und Monate. Aus katholischen Kreisen erschienen Erzbischöfe, Bischöfe, Priester, Schriftsteller und andere hervorragende Wortführer der Partei. Das machte von sich reden, und Gutzkow gewann es über sich, dem Gerede Dauer zu geben. In einer seiner Schriften machte er Stift Neuburg zur „Gespensterburg" — das sonnig heiterste, freundlichst lachende Stift, in welchem die gläubig frommen Bewohner mit ihren protestantischen Verwandten in bester Eintracht lebten, von deren protestantischen Kindern umspielt wurden, und neben jenen geistlichen Würdenträgern eben so viele Träger protestantischer Namen als eben so liebe Gäste bei sich aufnahmen und festzuhalten wußten. In seinen, mehrfach erwähnten annalistischen Aufzeichnungen hat Rath Schlosser auch die Stiftsbesuche und Gäste angemerkt; eine lange, lange Reihe; ich erwähne daraus: Wilhelm von Humboldt, Stein, Bürgermeister Smidt von Bremen, Reitner (Lottens Enkel), Bethmann-Hollweg, Sieveking von Hamburg, Kirchenrath Umbreit; aus 1844 lautet eine Notiz: „Viel sahen wir in diesem Jahre den Erbgroßherzog und Prinzen Friedrich [jetzt Großherzog] von Baden." Der Goethe'schen Familie ist schon gedacht, und um die Reihe bestens abzuschließen: eine der intimsten Freundinnen von Schlossers, ein häufiger fast ständiger Gast auf dem Stift war — Marianne Willemer, Goethe's Suleika. Gewiß ein Geistenst, wie jede menschliche Wohnstatt es sich wünschen möchte, von seltenster Anmuth. Schade daß es nicht mehr umgeht.

In solcher Thätigkeit und solcher Umgebung vergingen dem würdigen Mann die Jahre, die Jahrzehnte. Seine Gesundheit, die ihm in den zwanziger Jahren mancherlei zu schaffen gemacht hatte, war durch öfteren Gebrauch der Bäder von Pyrmont gekräftigt. Das Schicksal war ihm freundlich gesinnt, suchte ihn nicht mit Schlägen heim. Der schwerste Schlag, der Verlust seines Bruders Christian,

hatte ihn schon in der ersten Zeit seiner ländlichen Zurückgezogenheit getroffen; Christian, immer kränklich, nach kurzer glücklicher Ehe (mit Helene Gontard) verwittwet und nun um so reizbarer, ging im Herbst 1826, wo sich auf dem Stift die Brüder zum letzten Mal sahen, nach Rom; aber Heilung fand er auch dort nicht; nach vielfachem Kränkeln traf ihn um Neujahr 1829 ein starker Anfall von Brustentzündung, der — so schreibt der trauernde Bruder in seinen Aufzeichnungen — „den schon geschwächten theuren Kranken niederwarf und unter manchen Wechseln scheinbarer Besserung seinem Ende zuführte." Christian starb 14. Februar 1829. Rath Schlossers ließen ihm in der Kirche SS. Vincenzo ed Anastasio in Trevi ein marmornes Grabdenkmal (nach einer Idee von Overbeck) errichten und eine Marmorbüste von ihm anfertigen, welche mit einem Abguß jenes Denkmals auf Stift Neuburg bewahrt wird.

Das Jahr 1848 traf Schlossern hart; für einen Mann historischer Anschauungen und conservativen Sinnes war die Erschütterung groß. Die Ereignisse drückten ihn. Seine Kräfte nahmen ab, er schien ein Vorgefühl nahen Todes zu haben, ordnete nochmals seine reichen Sammlungen sorgfältig und übersichtlich. Am 22. Januar 1852 zu Frankfurt entschlief er sanft, vom Schlage getroffen, ein Bild von Ruhe und Frieden. Seine Gattin überlebte ihn noch dreizehn Jahr, sie starb im Frühling 1865.

In dem Andenken derer, die sie kannten, leben beide Gatten als edle reine Menschen fort, und nach allem, was ich von ihnen gelesen und gehört, darf ich auf sie mit Ueberzeugung das schöne Bild Goethe's aus seinen „Geheimnissen" anwenden: Auch ihrem Kreuze waren Rosen zugesellt.

Goethe an Fritz Schlosser

1808—1830.

Vorbemerkung.

Goethe und Frankfurt.

Die Briefe Goethe's an Doktor (später Rath und Direktor) Friedrich Schlosser, führen uns in Beziehungen ein, die bisher wenig und nur ungenau bekannt wären; sie zeigen den Dichter in gemüthlichem Verhältniß zu seinen Frankfurter Freunden und Verwandten und in wenig gemüthlichem Verhältniß zu seinen Frankfurter Mitbürgern, zu den Behörden, der Regierung seiner Vaterstadt. Jenes spiegelt sich in den Briefen von selbst wieder und ich brauche nur darauf hinzudeuten, dieses bedarf einer erläuternden Vorbemerkung.

Wenn je ein Dichter seine Vaterstadt liebevoll und würdig gefeiert hat, so ist es Goethe. Sein „Wahrheit und Dichtung" hat außer dem persönlich-biographischen und dem kulturhistorischen ein starkes vaterstädtisches Interesse. Das Frankfurt des vorigen Jahrhunderts lebt vor uns auf unter der Künstlerhand seines größten Sohnes. Aber es muß gesagt werden: dieser größte Sohn hat in seiner Vaterstadt außerhalb des engeren Freundeskreises mancherlei Unbill erfahren, mancherlei Mißwollen durchmachen müssen, und sehr, sehr lange hat es gedauert, ehe ihm dort die verdienten Ehren voll erblühten.

Möglich daß die Mißklänge bis in Goethe's Jünglingsjahre zurückreichen. Sturm und Drang paßte wenig in die reichsbürgerlichen Dinge und Menschen des damaligen Frankfurt, und Rath Goethe der

Vater, dieſer „geradlinige“ Mann von gemeſſenen Gewohnheiten und pedantiſcher Art, der den „ſingularen Menſchen“ Wolfgang ſo wenig verſtand, daß Frau Rath oft und oft zwiſchen ihnen vermitteln mußte, hatte gewiß manche Genoſſen. Doktor Goethe war nicht ſeßhaft, war nicht blos innerlich Stürmer und Dränger. Ein Geiſt, in welchem ſchon alle prometheiſchen und fauſtiſchen Klänge brauſten, erging ſich zweifellos in excentriſchen Formen; ein ſo gefährlich ſchöner Menſch mußte bei ernſten Hausvätern Bedenken erregen, Anſtoß geben. Wenn wir leſen, wie er ſich — in der Zeit zwiſchen Straßburg und Wetzlar, eben zwanzigjährig — ſelbſt ſchildert als umherſchweifenden Wanderer: „Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Geſellſchaft durch meine Vaterſtadt, als wenn ſie mich nichts anginge, ſpeiſte in einem der großen Gaſthöfe in der Fahrgaſſe und zog nach Tiſche meines Weges weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs ſang ich mir ſeltſame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel: ‚Wanderers Sturmlied‘ übrig iſt“ — wenn wir dieſen Jüngling uns vergegenwärtigen, wie er vor ſich hinſingt:

Den Du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthſchlamm,
Python tödtend, leicht, groß
Pythius Apollo —

ſo brauchen wir nur ein Frankfurter Stadtbild von damals mit den Geſtalten und Gebräuchen jener Zeit daneben anzuſehen, um klar zu erkennen, wiefern Pythius Apollo dahinein gehört.

Von der großen Staatscarriere in Frankfurt, oder (wie er ſelbſt es feierlich genannt hat) „von der ehrenhaft wirkſamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn“ war er bekanntlich ausgeſchloſſen, da und ſo lange ſein Onkel Textor Schöff war.

Die Liebesgeſchichte mit Lili kam hinzu; auch da ſpielten bürgerliche Verhältniſſe, konfeſſionelle Differenzen hinein. Dem alten Goethe

war das reizende Mädchen zu sehr „Staatsdame“ und zu des Dichters elterlichem Hause hätte sie schwerlich gestimmt. Sie war reformirt, er lutherisch, noch 1815 erwähnte er dies gegen Sulpiz Boisserée. So wurde denen, die von hüben und drüben zerrten und rissen, der Bruch leicht gemacht, am leichtesten freilich durch Goethe selbst, dessen Entschlußlosigkeit ihn um ein Glück brachte, welches ihm so niemals wieder winkte. Der Ruf nach Weimar machte der Sache ein Ende; Goethe verließ den heimischen Boden, um ihn dauernd nicht mehr zu betreten. Mit welchen Empfindungen er von Frankfurt schied, mag man aus einigen, bisher wenig beachteten Worten entnehmen, die er fast sechs Jahre nachher (11. August 1781) an seine Mutter aus Weimar schrieb: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh ich hierhergieng, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen seyn. *Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreyses zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht.*“ Und das schrieb Goethe zwei Jahre nach dem Besuche von 1779, wo er den Eltern seinen fürstlichen Freund von Weimar zugeführt hatte und mit ihm im elterlichen Hause so vergnügt gewesen war. Man sieht daraus, wie die peinlichen Eindrücke der „letzten Zeiten“ und des „Unverhältnisses“ hafteten.

Indeß die Entfernung, die Jahre, die weimar'schen Freuden wirkten mildernd und versöhnend. Der alte Rath Goethe, schon 1779 stumpf und ablehnend, starb 1782, und die herrliche Frau Aja war nun dem Dichter sein Frankfurter Ein und Alles. Bald kam die italienische Reise, für Goethe's Leben ein ungeheurer Abschnitt, und Frau Rath durfte hoffen, den wiedergebornen Sohn auf der Heimkehr zu begrüßen und in ihrer lustigen Art „pompos“ zu feiern. Daraus wurde freilich nichts. Erst die beginnenden Kriegsunruhen führten Goethen wieder in die Heimath, und in dieser wildbewegten Zeit bot sich ihm zum letzten Male die Möglichkeit einer amtlichen Stellung in seiner Vaterstadt. Der Onkel Schöff Textor starb 1792, und die Frankfurter Freunde des Dichters dachten an ihn als Nachfolger. Durch seine Mutter ließen sie bei ihm anfragen; Ende October traf ihn der Brief auf dem schauderhaften Rückzug aus Frankreich, in Trier. Aber schon war der Dichter zu festgewurzelt in Weimar, zu entfremdet von Frank-

furt; er lehnte in bester Form ab. Als er im Jahre 1797, von Christiane und seinem Sohn August begleitet, die Vaterstadt zu längerem Besuch wiedersah, war es ohne jeden Gedanken dauernder Rückkehr, in kühler Objektivität —

Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.

Im Jahre 1808 starb Frau Rath. Es ist schon erwähnt, daß das zwischen den Erben getheilte Vermögen in Frankfurt blieb. Wesentlich aus Immobilien bestehend, brachte es keinen großen Ertrag, dagegen hatte es in den Kriegsjahren schwere Lasten zu tragen. Gewiß mit Recht war Goethe darauf bedacht, es an sich zu ziehen, und nun begannen Verhandlungen mit den Frankfurter Behörden, die noch heute den peinlichsten Eindruck machen. Das Nähere und gewiß Verläßlichste darüber giebt nachstehender Aufsatz von Rath Schlosser, der Goethe's Geschäftsführer und bevollmächtigter Vertreter für diese Dinge war, eigenhändig niedergeschrieben:

Goethe's bürgerliches Verhältniß in Frankfurt.

Im März 1812 schrieb mir Herr von Goethe der Sohn*), sein Vater wünsche des frankfurtischen Bürgerrechtes, das für ihn blos den Charakter einer Last trage, entbunden zu sein; er hoffe, die Huld des Fürsten Primas werde zur Erfüllung dieses Wunsches zu benutzen sein, damit er dabei etwaiger Abzugsgelder enthoben werde; er selbst, der Sohn, wolle, wenn die einleitenden Schritte geschehen, nach Frankfurt kommen, um den Gegenstand zu erledigen.

Bis dahin hatten die jährlichen Abgaben Goethe's betragen:

Schatzung	fl. 58. 55.
½ Simplum	56. 15.
in summa	fl. 115. 5. [?]

So seit dem Tode seiner Mutter. Goethe hatte damals, als Ausbürger, zum Behufe der zu leistenden Kaution, ein kontribuables Vermögen von fl. 20,000 bei seinen Frankfurter Abgaben fatirt. Daher

*) S. unten die Briefe von August v. Goethe.

Vater. Ein Fremder verwüstet uns die Matten, zerschlägt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Ist er toll? ist er betrunken? was weiß was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, niemand. — Bestraf' ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelassen, meine Besten, ich will ihn packen, ich schaff' euch Ruhe, ihr sollt gerächt werden.

Bätely O Jery, treuer, lieber! Wie erfreust du mich! Sey unser Retter! Tapferer, einziger Mann!

Jery. Geht beyseite, verschließt euch in's Haus. Laßt euch nicht bange seyn! Laßt mich gewähren. Ich schaff' euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

Vater und Bätely gehen ab.

zahlte er die größte Schatzung, wie oben, und ein Simplum betrug für ihn:

von fl. 15,000 — ½ % . . .	fl. 75. —	
„ „ 5,000 — ¾ % . . .	fl. 37. 30	
	fl. 112. 30.	
sonach ein halbes Simplum	fl. 56. 15.	

Die von ihm zu leistende Kaution aber, nach dem Maasstabe eines kontribuablen Vermögens von fl. 20,000, hatte Goethe (für laufende Prästanden und in eventum für Abzugsgelder) geleistet mit eigenem Vermögen, und zwar in der Art, daß von einem ihm zugehörigen, bei der Wittwe Ochs stehenden Hypotheken-Kapital von fl. 4800 die Rate von fl. 3200 den Frankfurter Administrativbehörden verpfändet worden, welche Summe daher seiner freien Disposition entzogen war.

Wollte Goethe das Frankfurter Bürgerrecht aufgeben, so bestanden nach allgemeiner Regel die Abzugsgelder für ihn in

10% des kontribuablen Vermögens von 20,000 . .	fl. 2000
und 10 Simpla des Rests von fl. 18,000, also	
von fl. 15,000 — 5% . . .	fl. 750
von fl. 3000 — 7½% . .	fl. 225
	fl. 975
in Summa	fl. 2,975.

Von dieser Zahlung wünschte er, dem Briefe des Sohns nach, bei Aufhebung des Bürgerverbandes durch fürstliche Huld befreit zu werden.

Ich schrieb dem Sohne unterm 20. März 1812, „daß die an die Schuldentilgungs-Kommission zu zahlenden 10 Simpla vom Großherzog, ohne einen Eingriff in Privatrechte', nicht nachgelassen werden können, weil für die Stadtschulden das Vermögen sämmtlicher Bürger haftet und also ein solcher Nachlaß die Schuld auf die übrigen überwälzen würde." — Ferner schrieb ich: „Die 10% . . könnte er eher nachlassen, und ich bin überzeugt, daß der Fürst, wenn er auf irgend jemandes Bitte diesen Nachlaß bewilligen sollte, sich am ersten noch den Wünschen Ihres Herrn Vaters fügen würde. Indessen ist bis jetzt in diesem Punkte unser Fürst unerschütterlich geblieben, und mir sind Fälle dringender Noth bekannt, welche überdies verarmte und sehr

achtungswerthe, dem Fürſten perſönlich geachtete und dringend empfohlene Familien betroffen, wo ſolche Geſuche rund und noch dazu auf eine herbe Art abgeſchlagen wurden. Ich möchte deswegen auch nicht rathen, daß Sie ſich perſönlich wegen dieſer Sache an den Fürſten wendeten" u. ſ. w.

Ich ſchrieb ihm ferner, ich habe über die Sache mit dem Finanzminiſter Grafen von Wenzel-Sternau geſprochen, der mir angeboten habe, wenn es Goethen gut dünke, wolle er privatim vorläufig die Sache beim Großherzog einleiten und Goethen durch mich von der Stimmung des Fürſten in Kenntniß ſetzen; ſo würde keine abſchlägliche Antwort auf eine förmlich ausgeſprochene Bitte zu riskiren, vielmehr eine Bitte an den Fürſten erſt dann auszuſprechen ſein, wenn man der Willfahrung im voraus gewiß ſei; — dazu komme, daß der Fürſt perſönliche Sollicitationen haſſe, und daß als gewiß anzunehmen ſei, ohne Gutachten des Finanzminiſterii werde doch in dieſer Sache nichts beſchloſſen werden u. ſ. w.

Wirklich ſprach Graf Wenzel mit dem Großherzog, der für die Erfüllung von Goethe's Wünſchen gewonnen ward. Im Anfang (Januar oder Februar) 1813 eröffnete mir der Großherzog zu Aſchaffenburg, er wolle Goethen die Befreiung vom Frankfurter Bürgerverband ertheilen, die Abzugsgelder dem Frankfurter Aerar aus ſeiner Chatoulle vergüten, — zugleich aber Goethen eine auf ihn zu ſchlagende Medaille überreichen, damit die Sache in ehrenwerther Art erſcheine. Er trug mir auf, die Medaille, nach ſeinen mir mitgetheilten Ideen, bei Loos zu beſtellen. Ich ſchrieb darüber an Staatsrath Nicolovius nach Berlin und empfing Loos'ens Bedingungen um dieſelbe Zeit, als die Nachricht vom Einmarſch der Ruſſen in Berlin einlief. Ich theilte ſie ſogleich dem Großherzog mit, der mir aber ſchrieb, die Sache müſſe jetzt bis auf beſſere Zeit auf ſich beruhen. (Alle dieſe Papiere, ſoweit ſie in meinen Händen geweſen, theilte ich nach des Großherzogs Tode an Goethe in den Originalen mit.)

So war alſo Goethe nach wie vor im Frankfurter Bürgerverband geblieben. Das Jahr 1813 traf ihn, in der Qualität eines Frankfurter Bürgers, mit folgenden Laſten:

Die gewöhnliche Schatzung und ½ Simplum	fl.	115. 5
⅔ Simplum	„	42. 12
Emprunt forcé von 1 %	„	200. —
(Statt des Maasstabs von fl. 20,000 wurde von nun an der Maasstab von nur fl. 15,666. 40. bei den Fassionen von Goethe zu Grund gelegt.)		
½ Simplum	fl.	20. —
Neuausgeschrieb. Emprunt forcé von 1 %, die Hälfte	fl.	80. —
Summa pro 1813 .	fl.	457. 17.

Das Jahr 1814 traf ihn mit:

die andere Hälfte des Zwangsanlehens von 1 %	fl.	80. —
Schatzung	fl.	58. 55
neues Zwangsanlehen	fl.	160. —
Summa pro 1814 .	fl.	298. 55.

Ob im Jahre 1814 noch eine sonstige Last oder Abgabe ihn traf, ob in den beiden folgenden Jahren 1815 und 1816 außer der Schatzung von fl. 58. 55 noch sonst etwas zu zahlen war, kann ich aus den bis jetzt mir zugekommenen unvollständigen Papieren nicht mit völliger Gewißheit sehen.

Goethe hegte nun fortwährend den Wunsch, des Frankfurter bürgerlichen Nexus, der für ihn, nach seinen persönlichen und Familienverhältnissen, ohne Nutzen war, entbunden zu werden, sofern es ohne Abzugsgelder geschehen könne. War nun gleich in den ersten Jahren der wieder frei gewordenen Stadt (wie später in noch höherem Grade) das jährliche Prästandum gering, so schwebten doch Goethen die früheren Jahre vor, die ihn auf lästige Weise in Anspruch genommen hatten, — auch wünschte er, das mit Kaution beschwerte Kapital zu seiner Disposition zu haben.

Die Deutsche Bundesakte sprach für Unterthanen Deutscher Staaten Freizügigkeit aus. Goethe fragte mich, ob er nun seinen Wunsch realisirt sehen könne. Damals war es noch nicht möglich, weil die Bundes-Akte nur den Grundsatz ausgesprochen hatte, über die Art der Ausführung aber noch Verhandlungen beim Bundestage stattfinden mußten. Ich versprach Goethen, sobald wirklich Freizügigkeit auch praktisch da sei,

ihn davon zu benachrichtigen. Einige Jahre ſpäter ſprach die Bundesverſammlung dieſe Freizügigkeit als praktiſch eingetreten aus. In Frankfurt aber ſah man es nicht gern, wenn Ausbürger Gebrauch davon machten. Beſonders erbittert war man gegen Aufſehen erregende Perſonen, die es thaten. Ich mußte Goethen benachrichtigen, wie die Sachen ſtanden, — ſchrieb ihm jedoch, wenn er ſein Bürgerrecht aufgeben wolle, ſo möge er deßfalls einem Rechtsgelehrten Vollmacht ſenden. Er bevollmächtigte dazu Herrn Dr. Schulin sen.

Natürlich konnte die Bitte vom Senat nicht verſagt werden. Viele hatten erwartet, der Senat werde Goethen von der Laſt des Bürgerrechts befreit erklären, ihn aber bitten, Ehrenbürger zu ſein. Dies geſchah aber nicht. Vielmehr ward in faſt unanſtändig formloſer Weiſe dem Geſuche willfahrt.

Kurz nachher war Goethen bei einer hypothekariſchen Ausklage das Ochs'ſche Haus, worauf die Hypothek haftete, als Eigenthum zugefallen. Da jeder deutſche Bundesunterthan nach der Bundesakte in jedem deutſchen Bundesſtaate immobiles Eigenthum haben kann, ſo waltete dabei kein Anſtand vor. Goethe ſuchte das ihm zugeſchlagene erbärmliche Haus zu verkaufen. Mit Mühe fand ſich endlich ein Käufer, dem er es mit Verluſt überließ. Der Käufer zahlte laut Kaufbrief einen Theil des Kaufſchillings baar, der bei weitem größere Theil ſollte erſt ein paar Jahre ſpäter gezahlt werden, und bis dahin hypothekariſch auf dem Hauſe verſichert bleiben. Als die Hypothek eingeſchrieben werden ſollte, erklärte der Hypotheken-Buchführer, da Goethe nicht Bürger ſei, dürfe er ihm keine Hypothek einſchreiben. Dr. Schulin wandte ſich vergeblich an den Senat; er bat, unter vorliegenden dringenden Umſtänden auf dem Wege des Diſpenſes die Einſchreibung, die man immer dispensando in ſolchen Fällen an Fremde und Juden bewilligt hatte, zu geſtatten. Der Senat ſchlug aber das Geſuch in herben Worten als ordnungswidrig ab. Goethe konnte keine Hypothek erhalten und verkaufte ſein aus dem Kaufbriefe reſultirendes Recht zur Hypothek mit einigen Prozent Verluſt an einen Bürger, der ſich die Hypothek inſcribiren ließ.

Soweit Rath Schlosser. In wesentlicher Uebereinstimmung damit behandeln die Sache Dr. Eduard Rüppell, gewiß ein guter Frankfurter, in einem Aufsatze des Archivs für Frankfurter Geschichte und Kunst (Heft für 1855, S. 54 ff.), und jetzt Greizenach in seinem vortrefflichen Suleika-Buch. Letzterer führt über die Procedur, mit der man im Jahre 1817 am 9. Dezember das Bürgerrecht Goethe's abthat, noch folgendes an: Der Eintrag Goethe's in das Frankfurter Bürgerbuch vom 3. September 1771 wurde nun durchstrichen und daneben die Worte geschrieben: „Da der nunmehrige Herr Geheime Rath und Staatsminister Johann Wolfgang von Goethe zu Weimar das hiesige Bürgerrecht aufgegeben, auch nach Vorschrift verehrlichen Beschlusses des Engeren Raths vom 2. Dezember 1817, unter dem 9. des nemlichen Monats mit Löblicher Einkommensteuer-Kommission Richtigkeit gepflogen worden, so wurde der Name des gedachten Herrn Geheimen Raths dahier im Bürgerbuche ausgelöscht." Dazu die weitere Bemerkung: „30 Kreutzer sind dafür im Stadt-Canzley-Accidenz-Buche vom Jahr 1818 unterm 2. Merz verrechnet."

Das mahnt an dreißig Silberlinge!

Der unangenehme Eindruck steigert sich, wenn man bedenkt, daß Goethe gerade in den Jahren jener Verhandlungen die Verherrlichung seiner Vaterstadt in „Wahrheit und Dichtung" vorbereitete und veröffentlichte, und daß er 1814 und 1815 selbst seine Heimath wieder besuchte und in den Rhein- und Main-Heften abermals feierte. Indeß, offiziell wurde er ja nicht einmal bei seinem persönlichen Erscheinen gewürdigt. Das Theater that nichts, den Landsmann und Dichter gastlich zu ehren, dem es so manchen genußreichen und gewinnreichen Abend verdankte. Die Geschichte von der Aufführung des Tasso im September 1814, bei der Goethe von der Theater-Direktion in die festlich geschmückte Loge geführt, mit Symphonie und Prolog empfangen, am Schluß der Vorstellung mit den beiden Kränzen von den Hermen Virgils und Ariosts beschenkt und freundlichst nach allen Seiten grüßend, die Kränze in der Hand, hinausgeschritten sei — diese Geschichte ist nur ein höchst gelungener Spott von Willemer eben gegen die Direktion, die sich gar nicht gerührt hatte; das „Morgenblatt" nahm seinen Bericht über diese rein fingirte Vorstellung arglos auf, die Zeitungen

druckten ihn nach, und bis auf die neueste Zeit hat man sich dadurch täuschen lassen, unter andern Lewes und ich selbst.

In den zwanziger Jahren wurde der erste Anlauf zur Gründung eines Goethedenkmals in Frankfurt genommen; die Sache ward aber ungeschickt angefaßt und ohne Würde betrieben; wie Rüppell erzählt, wurden die Subscriptionslisten sogar in Wein- und Bierschenken aufgelegt; endlich verlief sich's kläglich im Sande*). Ein zweiter Versuch, bei welchem man den Frankfurter Kunstverein an die Spitze stellen wollte, scheiterte an der entschiedenen Weigerung der Vorsteher dieses Vereins. Endlich regte sich die öffentliche Meinung gegen die Verkleinerer Goethe's. Wie Creizenach berichtet, gab der Hellenist W. E. Weber, damals Gymnasialdirektor in Frankfurt, eine Sammlung zum Theil sehr scharfer Epigramme heraus („Kleine Schwärmer") voll Anspielungen in dieser Richtung, und auf dem Bankett an Goethe's achtzigstem Geburtstag, 28. August 1829, brachte Dr. Stiebel einen Trinkspruch auf den Dichter aus, dessen beifällig aufgenommene Schlußzeilen lauteten:

Uns bleibt der Frankfurter Goethe theuer,
Zahlt er auch keine Einkommensteuer!

Marianne Willemer benutzte den Anlaß dieser Feier zu einem letzten Versuch, zwischen Goethe und Frankfurt offiziell Frieden zu machen. Mit zartester Hand faßte sie die delikate Sache an (Brief vom 25. September 1829); sie erwähnte „wie tief und schmerzlich die armen Frankfurter den Verlust eines solchen Mitbürgers fühlten;" . . „es bedürfte von Ihrer Seite nur eines leisen Winkes, nur die kleinste Andeutung, daß es Ihnen nicht unangenehm sei, ein getrenntes Band wieder zu knüpfen, um es auf die ehrenvollste Weise neu zu binden"; sie bat:

---

*) Vgl. den Goethe-Boisserée'schen Briefwechsel, vom 23. April 1821 bis 29. April 1822. — Wie wenig der Dichter von dieser Geschichte erbaut war, zeigt er in den Zahmen Xenien VI, wo er sich mehrmals darüber lustig macht; unter anderm:

„Ein neu Projekt ward vorgebracht;
„Willst du dich nicht damit befassen?"
Habe schon 'mal bankrott gemacht,
Nun will ich's andern überlassen.

„beehren Sie mich mit dem Vertrauen, mir Ihre Meinung auszusprechen; wenn Sie nicht wollen, erfährt niemand etwas durch mich, aber ich wäre gar zu glücklich, wenn Sie wieder näher treten wollten.“ Indeß Goethe war zu tief verletzt. Selbst seiner Suleika antwortete er, selbst auf diesen Brief, ablehnend (22. Oktober): „Hübsch wär' es gewesen, wenn man gleich in der ersten Zeit an ein solches ehrenhaft beyzubehaltendes Verhältniß gedacht hätte; auch sind dazwischen manche Epochen eingetreten, wo dazu Gelegenheit gewesen wäre. Da nun aber auch die nächstvergangene hiezu nicht benutzt ward, so glaube ich es sey am besten gethan diese Angelegenheit ruhen zu lassen und die glücklichen Freundschaftsbezüge im Stillen zu genießen;“ das sei „das letzte Resultat seiner Ueberlegungen“.

Es war sein letztes Wort. Aber Ehre ihm und Respekt! Von all diesen Verhandlungen, Verkennungen, Rissen, Brüchen, hat die Welt durch ihn nichts erfahren; so oft er in seinen Werken über Frankfurt spricht, keine Andeutung von Verletztheit, nur treues Andenken und Wohlwollen; in all seiner Korrespondenz keine Silbe in dieser Richtung; nur wo er davon sprechen muß, an Schlosser und an Marianne, spricht er. Frankfurter Männer selbst sind es gewesen, welche das Verschulden ihrer städtischen Behörden gegen den Dichter aufdeckten; unter ihnen einer der Drei, welche ihm das erste Marmorbild (die sitzende Statue von Marchesi in der Vorhalle der Frankfurter Stadtbibliothek) aus eigenen Mitteln errichteten — Heinrich Mylius, Marquard Seufferheld, Ed. Rüppell. Mit dem großen, leider nicht fehlerfreien, Monument Schwanthalers, auf dem Goetheplatz, ist dann auch von der Bevölkerung dem Andenken ihres größten Landsmannes die dauernde öffentliche Anerkennung geworden.

Die Briefe Schlosser's an Goethe (auch nur im Auszug) mitzutheilen bin ich leider nicht im Stande. Nach des Dichters Tode suchte Schlosser sie wieder zu bekommen; nach Kanzler von Müller's Antwort (s. u.) sollten die Goethe'schen Papiere erst noch geordnet werden. Jetzt, im Interesse meiner Schrift, stellte Hr. v. Bernus an Herrn Wolf-

gang von Goethe Enkel das Anſuchen, die Schloſſer'ſchen Briefe uns auf Stift Neuburg zur Benutzung zu überlaſſen. Die Antwort war die Gegenbitte um Ueberlaſſung der Briefe des Großvaters für die demnächſt zu veröffentlichende Familien-Korreſpondenz. Indeß, Herr v. B. hatte die Freundlichkeit, mir die ſchon übertragene Priorität für Herausgabe der Schloſſer'ſchen Goetheana zu belaſſen, und ich meinerſeits konnte nicht dazu rathen, ſie dem von den Goethe'ſchen Erben beſtellten Herausgeber zu überliefern. Nach den Unglaublichkeiten und Unmöglichkeiten, welche dieſer bei dem Goethe-Humboldt'ſchen Briefwechſel geleiſtet hat, iſt einfach zu ſagen: er denkt weder noch ſchreibt er deutſch.

1.

(Eigenhändig.)

Wohlgebohrner
insonders hochzuehrender
Herr Landrath *)

Indem ich Ew Wohlgeb auf das lebhafteste, so wie Ihrer theuren Frau Mutter, meinen Dank abtrage, daß Sie den Meinigen **) in diesem Augenblicke soviel Freundschaft erzeigen und mit Rath und That beistehen, so erwiedre ich Ihr letztes gefälliges Schreiben durch einige Betrachtungen.

Daß die Meinigen in dem gegenwärtigen Augenblick das Frankfurter Bürgerrecht gewinnen ist eigentlich nicht unumgänglich nothwendig. Es war ein Wunsch von mir, um auch für die Zukunft alles arrangirt zu sehen. Da aber so manche Dinge dabey zur Sprache kommen, die man lieber nicht anregt; so dächte ich man könnte die Sache gegen-

*) Verschrieben st. Landgerichtsrath.

**) Zur Regelung der Erbschaft der am 13. Sept. verstorbenen Frau Rath war außer Goethe's Frau auch sein Sohn August, der in Heidelberg studirte, nach Frankfurt herübergekommen. Die Auseinandersetzung mit den andern Erben, von Cornelia Goethe's und Joh. G. Schlosser's Seite, nahm den besten Verlauf. Henriette Schlosser (aus Schlosser's zweiter Ehe) schreibt über Christiane (4. Dez.): „sie betrug sich liberal und schön bei der Theilung, bei der sie sich doch gewiß verrathen hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle sie zu kennen, um über sie nach Verdienst zu urtheilen und sie bei andern vertheidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht."

wärtig ruhen lassen und in der Folge bey günstiger Gelegenheit mit dem Gesuch wieder hervortreten.

Aufrichtig zu seyn, so sind wir in unsern Verhältnissen gewöhnt, oder verwöhnt, daß in Fällen, wo etwas versäumtes nachzuholen, etwas verfehltes zu verbessern ist, der Souverain, mit Beseitigung üblicher Formen, den Mantel der Gnade überzieht und das Vergangne der Vergessenheit widmet. Ich glaube wohl daß dorten, bey kaum veränderter Verfassung dergleichen nicht so ganz leicht sey. Da wir aber nicht gedrungen sind; so warten wir lieber einige Zeit ab. Vielleicht gelingt es mir einmal persönlich, um so mehr als ich hoffen kann meine liebe Vaterstadt auch wieder zu sehen und unserm Fürsten*) aufzuwarten schuldig bin.

Empfehlen Sie mich und die Meinigen wo es sich gebührt u schickt zu Gnaden und Gunsten u setzen Sie Ihre Freundschaft bey dem gegenwärtigen Geschäfte so wie künftig fort, wogegen wir uns herzlich dankbar und verpflichtet erkennen.

Jena
d 26 Oktbr
1808.

Ew Wohlgeb

gehorsamster Diener

J W v Goethe

Aus dem Jahre 1809

liegt kein Brief Goethe's vor. Dagegen eine Vollmacht von ihm für Schlosser, deren Kenntniß und Wortlaut ich der entgegenkommenden Freundlichkeit des Prof. Greizenach verdanke. Derselbe schreibt mir dazu: „Die Urkunde ist jetzt im Besitz der Familie des Dr. Georg

*) Der damalige Fürst Primas von Frankfurt.

Jery

allein, indem er einen Stock ergreift.

Dem Verwegnen
Zu begegnen,
Schwillt die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!

Er tritt gegen die Wieſe.

Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.

Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.

Thomas.

Spare die Worte,
Es ſind die Meinen.

Jery.

Thomas!

Melber, Sohnes des Dr. David Melber, Sohnes der ‚lebhaften Tante'. Mein Freund, Dr. med. Georg Melber, der dem großen Verwandten Studium und Sammelfleiß widmete, ſtarb am 4. Januar 1877. Seine Wittwe, Frau Dr. Marie Melber, wahrt alle Reliquien ſorgfältig, vergönnt aber wiſſenſchaftliche Benutzung. Sie hat mir geſtattet, eine Abſchrift zu nehmen .... Die erſte Zeile iſt im Original Fractur." — Die Vollmacht lautet:

Hierdurch ermächtige ich für mich und meine Erben, den Herrn Stadtgerichts-Rath, Dr. Schloſſer, zu Frankfurt am Main, in meinem Namen auf löbl. Schatzungsamte und Rechnungs-Commiſſion daſelbſt zu erſcheinen, und daſelbſt nach Grundlage eines unter dem 14. October 1808 gefertigten und ihm offen überſandten Vermögens-Declarationsſcheins, welchen er bey den löbl. Behörden vorzuzeigen, und alsdann auf löbl. Schatzungsamt verſiegelt zu hinterlegen hat, wegen Beſtimmung einer Cautions-Summe für die bürgerlichen Präſtanden, und in eventum den zehnten Pfennig und das an löbl. Rechnungs-Commiſſion zu zahlenden [sic] Abfindungsquantum, das Nöthige zu verhandeln; dem vorgängig aber mittelſt Angabe und Notirung eines mir gehörigen Inſatzes, nach Maaßgabe dieſer Beſtimmung die erforderliche Realcaution in meinem Namen, als mein Bevollmächtigter zu leiſten, und in dieſer Eigenſchaft die erforderlichen Erklärungen zum Inſatzbuche für mich zu bewerkſtelligen, auch, wenn in der Folge eine Umänderung in der Caution nöthig ſeyn ſollte, in meinem Namen das Nöthige vorzukehren, indem ich alles, was gedachter mein Bevollmächtigter in Kraft dieſer Vollmacht in meinem Namen thun wird, als von mir ſelbſt gethan anzuerkennen verſpreche. Kraft eigenhändiger Unterſchrift und Beſiegelung. So geſchehen Weimar den 14. October 1809.

(Goethe's Siegel.)

J. W. v. Goethe.

Dass der [Unleserlich: etwa: Vrst. Vorstehende?] Herr Johann Wolfgang von Goethe, Herzogl: Sächßl: Geheimer-Rath, Ritter des Kaiserl: Russischen St. Annen Ordens erster Classe, auch der Kaiserl:

Franzöſiſchen Ehren-Legion, ſich zu dem Inhalt vorſtehender Vollmacht bekannt und die darunter befindliche Unterſchrift und Siegel recognoſcirt habe, ſolches wird auf den Grund des darüber von dem Gerichts-Secretär Ludecus aufgenommenen Protocolls glaubwürdig atteſtirt.

Signatum Weimar, den 14ten October 1809.

Herzogl: Sächſ: Canzley dah:

W. von Wolfskeel.

(Weimar'ſches Amtsſiegel, ſehr undeutlich, unter Papier.)

2.

(Diktirt, nur die fünf Schlußworte: „Ew Wl g. T. G." eigenhändig.)

Wohlgeborner,

Inſonders hochgeehrter Herr Stadtgerichtsrath,

Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben mit inliegendem Wechſel auf 400 Gulden nach Leipzig habe ich richtig empfangen, über welche Summe ich alſo hiermit dankbar quittiren will.

Zwey Weinrechnungen der Herren Peter Friedrich Dorville u. Comp. lege hier bey, mit Bitte ſolche ſeiner Zeit zu bezahlen. Vielleicht hätten Sie die Güte den Herrn Dorvilles Nachricht zu geben, daß der Wein glücklich bei mir angekommen, und daß Ew Wohlgeboren Zahlung leiſten würden.

Da ich übrigens auch hier am Orte eine Aſſignation auf Frankfurt gar wohl ausſtellen kann, indem mehrere unſerer Kaufleute dorthin Verhältniſſe haben; ſo erſuche für die Zukunft mir den Caſſebetrag gefällig anzuzeigen, auf den ich ſodann zu aſſigniren mir die Freiheit nehmen werde.

Herr von Kügelgen zu Dresden, der bey meinem letzten Aufenthalt daselbst*) das Ihnen, mein Wertheſter, beſtimmte Bild zu mahlen angefangen, und was den Kopf betrifft, auch nach der Natur vollendet, läßt mich länger als ich geglaubt, warten; doch verſpricht er es gegen Weihnachten zu ſenden. Sollte es bey Ihnen nicht zum heiligen Chriſt anlangen, ſo hoffe ich doch, daß es die heiligen Drey Könige bringen werden.

Die zurückgebliebenen Papiere nebſt dem angekündigten Mscpte erwarte mit Verlangen, ſowie ich auch wohl wünſchte das Werk des Bernhardus Telesius, auf eine zu beſtimmende Zeit, zu erhalten. Könnten Sie gedachtes Buch von der Stadtbibliothek leihen u. es mir durch den Poſtwagen ſchicken; ſo geſchähe mir eine beſondere Gefälligkeit, denn ich habe es längſt zu ſehen gewünſcht. Danken Sie dem Freunde für die bezeigte Aufmerkſamkeit. Die Meinigen empfehlen ſich zum allerſchönſten. Wir halten uns dieſen Winter ganz gut. Der Aſſeſſor [Auguſt v. G.] iſt wieder nach Jena gezogen, um daſelbſt den Studien weiter obzuliegen. Er findet viel Intereſſe an ſeiner neuen Beſtimmung, und gewiß iſt das Cameralfach luſtiger als manches andere. Daß er ſich in Heidelberg ausſchließlich der Jurisprudenz gewidmet, wird ihm dabey ſehr zu ſtatten kommen. Erhalten Sie ihm u uns allen Ihre Freundſchaft. Mit aufrichtigem Dank für Ihre mannigfaltigen Bemühungen habe ich die Ehre mich zu unterzeichnen

Ew Wohlgeb

Weimar
den 14 December
1810.

gehorſamſter Dr

Goethe

*) September 1810, auf der Rückkehr von Karlsbad und Töplitz, wo Goethe den ganzen Sommer zugebracht hatte, verweilte er einige Zeit in Dresden.

3.

(Diktirt, nur die Schlußformel „Ew W u. s. w." eigenhändig.)

Wohlgeborner,

Insonders hochgeehrtester Herr,

Das Packet mit den Büchern ist glücklich angekommen. Das zweyte, von Ew. Wohlgeboren beygelegte Exemplar, sowie die Dissertation, sind für mich besonders von Bedeutung. Ich werde bald möglichst Gebrauch davon machen und alles wieder wohleingepackt zurückschicken, auch bey dieser Gelegenheit Herrn Vogt, den ich unterdessen bestens zu grüßen bitte, dankbarlich antworten.

Zugleich vermelde, daß ich endlich so glücklich bin, in diesen Tagen mein so lange zauderndes Bild durch den Postwagen absenden zu können. Ich wünsche, daß es glücklich ankommen und Beyfall finden möge*). Folgendes habe ich dabey zu bemerken:

Wenn der Kastendeckel ohne große Erschütterung eröffnet ist, so findet sich außen an der obern Seite des Kastens eine Schraube. Diese ist loszuschrauben, sodann die zwischen dem Rahmen u dem Kasten eingezwängten Keilchen von Papier und Pappe sorgfältig herauszuziehen, und das Bild mit dem Rahmen sodann aus dem Kasten zu nehmen.

Noch eins ist alsdann zu bedenken. Leider hat der Künstler den Blendrahmen, worauf das Bild gespannt ist, zu schwach machen lassen. Da dieser nun durch Keilchen angetrieben ward; so ist er auf dem Wege von Dresden hieher geborsten, u man hat hier, um nicht alles auseinander zu nehmen, für das beste gehalten, ein paar Querleisten hinten über den Hauptrahmen zu schrauben, welche denselben wohl auf ewige Zeiten zusammenhalten werden. Man darf sie deshalb nicht als accessorisch ansehen u. sie etwa losschrauben. Freylich entsteht da-

*) Das Nähere über Bild und Künstler im Anhang am Schluß dieser [illegible] Briefe.

durch beym Aufhängen der Mißstand, daß das Bild etwas von der Wand absteht; allein es läßt sich dieses durch eine kleine Drapperie, wie sie ein geschickter Tapezierer um ein solches Bild in Gestalt eines Vorhangs leicht anbringen wird, verbergen, und dabey noch eine angenehme Verzierung gewinnen.

Verzeihen Sie meine Weitläuftigkeit; aber es geht leider nicht alles wie es gehen sollte u da muß man zu rathen u. zu helfen suchen, wie sichs thun läßt. Beyliegenden Brief bitte ich auf die Post geben zu lassen, und meiner im Guten zu gedenken.

Ew Wohlgeb

Weimar
den 24 Januar
1811.

ganz ergebenstr Dienr

J W v Goethe

4.

(Tiffirt, nur die Schlußformel „Ew W werd J W v G" eigenhändig.)

Wohlgeborner,
Insonders Hochgeehrtester Herr,

Aus Ew Wohlgeboren freundlichem Schreiben habe ich mit Vergnügen ersehen, daß das Gemälde glücklich und wohlbehalten in Frankfurt angelangt ist und daß ich meinen Wunsch einigermaßen erreicht habe, Ihnen für so viel Liebe Gütte und Treue auch endlich einmal etwas Erfreuliches zu erzeigen. Möge mein Andenken immer unter Ihnen und den Ihrigen wohnen, wie wir das Ihrige unter uns lieb und werth haben.

Die mir anvertrauten Bücher sende mit Dank zurück. Besonders enthielt die Ausgabe in Quart zu meiner Freude auch die kleineren

Schriften des Telesius und das Büchelchen de colorum generatione, worauf es mir hauptsächlich ankam. Nicht weniger war mir die Dissertation erwünscht, welche sehr gründlich und gut geschrieben mich mit den Schicksalen dieses Mannes und seinen Werken näher bekannt machte. Ich lege einen Brief an Herrn Vogt bey, um für seine bey dieser Gelegenheit gehabte Bemühung mich dankbar zu erzeigen.

Der Kasten mit Scripturen ist auch schon längst glücklich angekommen u das dabey befindliche Mscpt erinnerte mich an vergangene heitre Tage. Es ist von der Hand der Fräulein Göchhausen, welche Hofdame bey der Herzoginn Mutter Durchlaucht war, und mit meiner Mutter mehrere Jahre im Briefwechsel stand*).

Wahrscheinlich komme ich bald in den Fall, Ew Wohlgeboren Gefälligkeit abermals anzurufen, indem ich mir theils Nachrichten, welche das Leben von abgeschiedenen Frankfurtern betreffen, theils die Mittheilung von gewissen sogenannten Francofurtensien erbitten wollte, da ich mir verschiedenes aus früherer Zeit ins Gedächtniß zurückrufe und theils das Andenken mancher bedeutenden Individualitäten, theils kleinere Begebenheiten, die nicht ohne Folge geblieben sind, wo nicht der Welt, doch wenigstens den Meinigen erhalten wünschte. Nächstens nehme ich mir die Freyheit, hierüber etwas bestimmtes zu äußern**).

---

*) Unter dem Original hat Schlosser mit Bleistift bemerkt: „Conf. Neuestes aus Plundersweiler". Der Theaterzettel ist offenbar derselbe, den die Göchhausen als Beilage zu ihrem Briefe vom 25. Oktober 1778 an Frau Rath schickte. S. denselben bei Keil „Frau Rath" S. 116—120. Nach Keil's Anmerkung ist auf dem geschriebenen Theaterzettel nur die Ueberschrift von der Göchhausen, das übrige von der Herzogin Amalie. Diese beiden muntern Damen haben an ihre verehrte Frau Rath mehrmals mit einander, fast durch einander geschrieben.

**) Von diesen „Vorarbeiten" zu dem „bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie" (Wahrheit und Dichtung) spricht Goethe bereits 1809 in seinen Annalen: „es mußte mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen." — Und ebendaselbst 1811, ganz im Sinne dieses Briefes: „Bei meiner Mutter Lebzeiten hätte ich das Werk unternehmen sollen; damals hätte ich selbst noch jenen Kinderscenen näher gestanden, und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen, und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen." — S. auch die nächstfolgenden Briefe.

Anstatt jenes, oben erwähnten Briefes an Herrn Vogt lege ich ein Packet an denselben bey, und bitte, da ich wegen seines Titels ungewiß bin, die Adresse gefällig darauf zu setzen, u. es ihm sodann zu übersenden.

Mit vielen herzlichen Empfehlungen von den Meinigen unterzeichne ich mich wie immer

Ew Wohlgeb

Weimar
den 15 Februar
1811.

verbundenster

J W v Goethe

5.

(Diktirt. Nur Unterschrift und Datum eigenhändig.)

Wohlgeborner,

Insonders hochgeehrtester Herr,

Ew Wohlgeboren sorgfältigen Brief vom Anfange dieses Monats erhalte ich in Jena, da ich so eben von Carlsbad zurückkomme, und eile um so mehr denselben zu beantworten, als ich noch auf einen im April eingegangenen, eine Erwiederung schuldig bin.

Vor allen Dingen übersende ich die ausgefüllte und unterzeichnete Declaration, damit der schuldige Abtrag sogleich geschehen könne.

Sodann danke ich gar sehr für die übersendete Rechnung u. bitte dasjenige, was mir theils nach derselben, theils noch bis Michael zu gute kommt, in Ducaten umzusetzen; nur muß ich wünschen, daß sie vollkommen vollwichtig seyen. Mit der Uebersendung derselben hat es keine Eile, und wir können das Weitere darüber verabreden.

Die Bescheinigung wegen der Documente, die Ew Wohlgeboren noch in Händen haben, liegt gleichfalls bey. Was diesen Punkt be-

trifft, so habe ich Ihnen abermals für Sorgfalt, Ordnung und Aufmerksamkeit gar sehr zu danken. Was Sie wegen des Ochsischen Capitals verfügt, hat meinen völligen Beifall.

Die Subscriptions-Anzeige der Herren Riepenhausen will ich zu befördern suchen. Ich habe schon seit mehreren Jahren aufrichtigen Antheil an den Talenten und dem Lebensgange dieser geschickten Künstler genommen. Ihr Herr Bruder scheint freylich ungern von Rom wegzugehen u ich kann es ihm nicht verdenken. In ein solches Leben kehrt man nicht wieder zurück.

Das Gesuch des Herrn von Leonhardi hat leider keine Gewährung gefunden. Nach dem Tode des Herrn von Riese hielt man für räthlicher, die Stelle unbesetzt zu lassen, da sie vorher nicht bestanden hatte, und in der gegenwärtigen Lage der Dinge eine solche Mittelsperson nicht gerade nöthig schien.

Ob Herr Lohmeyer [?] aus München während meiner Abwesenheit durch Weimar gereist, habe ich nicht erfahren. Sollte er dahin kommen, wenn ich gegenwärtig bin, so werde ich ihn gewiß freundlich aufnehmen.

Die nähere Bekanntschaft mit Herrn Boisserée, seinen Arbeiten und Bemühungen ist mir sehr angenehm und nützlich gewesen. Er machte mir Hoffnung, daß ich ihn in Carlsbad wieder sehen würde, wohin er von Dresden aus zu gehen sich vorgesetzt hatte; allein ich mußte leider abreisen, ohne ihn erwarten zu können. Grüßen Sie ihn vielmals wenn er bey Ihnen durchgeht und sagen ihm viel Schönes von mir.

Herrn Cornelius danken Sie für seinen Brief und sagen ihm, daß mir jedes Zeichen seiner Neigung und seines Andenkens willkommen seyn wird. Ich hätte gewünscht, er wäre persönlich dabey gewesen, um zu erfahren, wie gut seine Zeichnungen*) aufgenommen worden. Ich habe mich in dem Briefe an ihn nur mäßig ausgedrückt, wie man im Schreiben billig thun soll; ich wünschte aber, wie gesagt, daß er sich in

*) In den Annalen 1811 spricht Goethe von Cornelius' Federzeichnungen zu den Nibelungen, „deren alterthümlich tapfrer Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte." Sulpiz Boisserée, der die Zeichnungen mitgebracht und Goethe's Interesse dafür gewann, spricht in seinen gleichzeitigen Briefen von Cornelius' Zeichnungen zum Faust. Vgl. S. B. Bd. 1. Briefe vom 9. bis 15. Mai 1811.

der Gegenwart des Enthusiasmus hätte erfreuen können, den seine Arbeiten erregt haben.

Des Herrn Professor Textor in Tübingen werde ich nicht ermangeln gehörigen Orts zu gedenken.

Für die übersendeten Notizen danke ich gleichfalls zum allerschönsten. Frau Melber u. den übrigen Mittheilenden bitte mich dankbar zu empfehlen. Ueber die Hauptsache d. h. über den Zweck, wozu ich sie gewünscht habe, werde ich mich nächstens verständlicher äußern können.

Würden Sie mir wohl das Notizenbuch Ihres Herrn Vaters auf kurze Zeit communiciren? Es ist mir mehr um einen chronologischen Anhalt als um andre Nachrichten zu thun; doch bitte ich ja, wenn Sie irgend ein Bedenken tragen, diesen Wunsch als nicht geäußert zu betrachten.

Da bey dieser Gelegenheit manche Frankfurter Alterthümlichkeiten zur Sprache kommen, u Personen, die sich dafür interessiren, Eins und das Andre mit Augen schauen möchten; so frage ich an, ob Sie mir nicht einen ehemaligen Frankfurter Raths-Calender, wie man ihn an die Wand hing, mit den Wappen der sämmtlichen Rathsglieder verschaffen könnten. Nicht weniger wünschte ich einen hölzernen Becher und Stäbchen, wie sie dem Schultheiß beim Pfeifergericht von den Abgeordneten der Städte überreicht wurden, zu erhalten. Vielleicht finden sich auch noch ein paar Handschue von dieser Ceremonie. Wie steht es überhaupt mit derselben, wird sie noch beachtet, oder ist sie mit manchem andern verschollen?*)

Soviel für dießmal. Der ich mich zu freundschaftlichem Andenken bestens empfehle.

Jena d 20 Jul
1811.

J W v Goethe

*) Wie diese Becher, Stäbchen und Handschuhe vom Dichter verwendet worden, s. in Wahrheit und Dichtung, erstes Buch.

6.

(Diktirt; nur Unterschrift eigenhändig.)

Wohlgeborner,
Insonders Hochgeehrtester Herr,

Ew. Wohlgeboren anzuzeigen, daß die übersendete Kiste gestern glücklich angekommen, will ich nicht aufschieben, um so weniger als ich noch zu berichten habe, daß die früher mir durch Herrn Staatsrath Uhden zugesendeten Stücke mir auch wohl überliefert worden. Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für die vielfachen Besorgungen, und haben Sie die Güte dem Herrn Doctor Textor für die Handschuhe, die mir sehr große Freude gemacht haben, und Herrn von Gerning für das Stäbchen, das als das Tüppchen auf dem J anzusehen ist, meine besondere Danksagung abzustatten.

Aus dem beyliegenden Bändchen [Wahrheit und Dichtung, erstes Buch] werden Sie ersehen, wie diese Alterthümer bey mir wieder in's Gedächtniß gekommen, und werden es natürlich finden, daß die Personen, welche mich hier umgeben, auch einen anschaulichen Begriff davon zu haben wünschen. Was das Büchelchen selbst betrifft, so empfehle ich es Ihrem Herzen. Ich sage nichts über die Behandlung dieser Gegenstände: Sapienti sat!

Das große Buch Ihres Herrn Vaters hat mich in Verwunderung gesetzt: es zeugt von seiner Thätigkeit und Ordnungsliebe. Ich werde es durchgehen und mir daraus manche Epochen notiren, sodann aber solches gleich zurücksenden.

Von Ihrem Herrn Bruder habe ich einen sehr liebenswürdigen Brief aus Rom erhalten*). Eine Antwort, die nächstens erfolgen soll, bin ich so frey Ihnen zu weiterer Beförderung zuzusenden. Er ist freylich dort jetzt in einer sonderbaren Lage, da er die alte Herrlichkeit

*) Dieser Brief von Christian Schlosser (Castello bei Rom, 2. September 1811) ist in einer Abschrift Fritz Schlosser's erhalten; es ist eine eingehende ausführliche Darstellung der damaligen Kunstzustände in Rom.

Thomas.

O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.

Bist du von Sinnen?
Hast du's gethan?

Thomas.

Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.

Wehr' dich, Verräther!
Ich schlage dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Wehr' dich!

Thomas.

Das kann ich!

immer mehr verschwinden sieht, und doch begreife ich wohl, wie man sich von diesem scheidenden Meteor nicht wegwenden mag.

Der Verlust, den der gute Nikolovius erlitten *), hat mich sehr geschmerzt. Ich habe das liebe Wesen nie kennen lernen, aber soviel Gutes von ihr gehört, daß ich ihr Scheiden doppelt bedauern muß. Möge ich von Ihnen und den lieben Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, immer nur Gutes und Gedeihliches vernehmen.

Weimar
den 28 October
1811.

Goethe

7.

(Diktirt; nur die Unterschrift eigenhändig.)

Ew Wohlgebornen

nach einiger Pause, die ich nicht entschuldigen will, mich Ihnen wieder einmal schriftlich zu nähern, halte für eine angenehme Schuldigkeit. Ich habe schon früher dankbar angezeigt, daß die Francofurtensia nach und nach angekommen sind, sowie ich denn auch den Goldgulden erhalten habe.

Die Gebrüder Ramane in Erfurt werden eine Assignation auf 100 Gulden vielleicht schon präsentirt haben. Was diejenige Summe betrifft, die mir nach der Schlußrechnung vom vorigen Jahre zu gute bleibt, belieben dieselben, sowie auch die Dukaten bey sich aufzubewahren, bis ich gegen Ostern deshalb das weitre vermelde.

An Ihrem lieben u freundlichen Antheil an meinem biographischen Versuche habe ich nicht gezweifelt, da ich voraussehen konnte, daß Sie ihn mit den Augen eines Freundes, Verwandten und Landsmannes ansehen würden. Ich wünsche den folgenden Theilen eine gleich gute Aufnahme.

*) Louise Nicolovius, geb. Schlosser, Corneliens älteste Tochter, † 28. September 1811.

Von Ihrem Herrn Bruder in Rom habe ich durch Reisende das Beste vernommen, so wie auch, daß unser gute Corneli und seine Arbeiten viel Sensation gemacht. Ich bin überzeugt, daß er seinen Aufenthalt trefflich nutzen wird.

Gönnen Sie mir auch in diesem neuen Jahre Ihre freundschaftliche Theilnahme u ermüden Sie nicht, das Geschäft meiner Vermögens-Verwaltung sowie bisher zu führen.

Herr von Weber ist auch bey uns angekommen. Ich hoffe seinen Fridolin zu hören. Madame Vollet aber hat sich noch nicht eingefunden.

Lassen Sie mich nun zum Schlusse für die gesendete Uebersetzung des Jordanus Brunus danken. Dieser außerordentliche Mann ist mir niemals ganz fremd geworden; doch habe ich die Geschichte der mittleren Philosophie niemals sorgfältig studiren können, um zu wissen, wo er eigentlich hinaus will; warum er gegen gewisse Vorstellungsarten so heftig stritt u auf gewisse Puncte so sehr bejahend appuyirt. Noch manches andre, wie Sie selbst wissen, steht dem Verständniß seiner Werke entgegen. Da Sie aber wahrscheinlich mehr übersetzt haben, so wünschte ich das 15. Capitel de Minimi existentia p. 94, welches anfängt: Non minus hic falso fidei fundamine sensus Imbuit insanos, sowie den Schluß des Buches de Innumerabilibus et immenso, worin er sich selbst als einen wilden Faun beschreibt (es fängt an: Sic non succisuis occurro poeta libellis) in Ihrer Uebersetzung zu lesen. Wir haben ein Pröbchen davon gemacht, allein daß es gelingen sollte, ist nicht zu hoffen, da wir weder Zeit noch Sammlung haben und uns auch die Uebersicht des Ganzen mangelt, welches doch in jedem einzelnen Theil wieder hervortritt. Sie werden sich dadurch das Verdienst machen, mich diesem wunderbaren Manne wieder näher gebracht zu haben.

Sollten Ihre vorigen Briefe noch etwas enthalten, das mir vergessen ist, u worauf es einer Antwort bedurfte, so haben Sie die Gefälligkeit es zu erinnern u erhalten mir Ihre theure Freundschaft.

Eins noch fällt mir ein. Wäre es möglich mir ein Exemplar der ersten Jahrgänge der Frankfurter gelehrten Anzeigen, woran ich u. Ihr Oheim vielen Antheil gehabt, zu verschaffen? Sie sind 1772 herausgekommen und ich habe sie seit jenen Jahren nicht wiedergesehen.

So eben bemerke ich meinen oben begangenen Irrthum: es ist nicht Herr von Weber aus München, sondern Kapellmeister Weber aus Berlin, der den Fridolin behandelt hat.

Und nun leben Sie recht wohl, erhalten mir ein freundschaftliches Andenken u. lassen bald wieder von sich hören.

Weimar
den 1 Februar
1812.

Goethe

8.

(Diktirt, nur Unterschrift eigenhändig.)

Ew. Wohlgeb.

könnten vielleicht lächeln, daß ich meine Briefe durchaus mit derselben Phrase anfange, es ist nemlich Dank, und immer wieder Dank, dessen Ausdruck ich nicht mehr zu variiren weiß.

An den zwey mir übersendeten Bänden Frankfurter gelehrter Zeitungen*) erkenne ich wieder, wie nöthig mir sey, bei dem Unternehmen von meinen früheren Jahren zu sprechen, eine Sammlung von Documenten aus jener Epoche; denn auserdem möchte es bey dem aufrichtigsten Nachdenken schwer seyn zu immaginiren und sich wieder zu vergegenwärtigen, wie man gehaltloß, roh und ungebildet mehr werth könne gewesen seyn, als da man sich gehaltvoll, ausgearbeitet und ausgebildet antrifft. Es war überhaupt jenes eine wunderſame Epoche, selbſt nur, wie uns diese zwey Bände einen Begriff davon geben.

Da sich nicht schon eine Folge von Studien über Jordanus Brunus bey Ihnen findet, und Sie nicht, wie ich vermuthete, in einer

*) Es werden dieselben zwei Bände sein, aus denen Goethe im Sommer 1823 Eckermann seine Probearbeit — Redaction eben dieſer in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen abgedruckten kleinen Recenſionen — machen ließ.

gewißen Lebensepoche Sich geübt und unterhalten haben, seine Werke stellenweis zu übersetzen; so will ich Sie nicht besonders dazu aufgemuntert und angeregt haben. Was er uns hinterlaßen, in so fern ich es kenne; reizt uns zwar ungemein, in so fern wir streben uns eine originelle Bildung zu geben, denn es ist nicht leicht ein lebhafterer Apostel der Originalität, der unmittelbaren Bildung aus und an der Natur; allein ich müßte mich sehr irren, oder wir sind seit jener Zeit weiter, ja in eine Art von Natur gerückt, wo uns jene nicht mehr helfen und zusagen kann, besonders da sie doch durch eine mystische Mathematik äußerst verfinstert ist. Doch von solchen Dingen läßt sich kaum sprechen, geschweige schreiben, weil man sich doch darüber nicht ganz aussprechen kann.

Ihre Bemerkung wegen dem hohen Stand der Ducaten darf ich nicht unbenutzt laßen und bitte daher dasjenige, was sonst noch für mich in Casse ist, in vollwichtige*) Preußische Louisd'or zu verwandeln und mir selbige nebst den vorräthigen Ducaten durch die fahrende Post gefälligst zu übersenden.

Das große, auf die ehemalige Frankfurther Amtsbesetzung sich beziehende, Manuscript werde vor meiner Abreise nach Carlsbad zurückzusenden nicht verfehlen. Sollten Sie mir noch etwas zu berichten haben, so bitte ich, daß es vor Jubilate geschehe, weil ich wahrscheinlich bald nachher meine Reise antrete. Die Meinigen grüßen auf das beste, ich füge meine Wünsche zu den ihrigen und empfehle mich zu freundschaftlicher Theilnahme und Andenken.

Weimar
den 31ten März 1812.

Goethe

T. — S. p.

[Rest der vierten Seite des Briefbogens.]

Ihre Briefe sind auf so schön velin Papier geschrieben, das uns hier abgeht. Wollten Sie mir wohl eine kleine Sendung wohl eingepackt und vor aller Nasse, so wie vor Druck gesichert, baldigst zukommen laßen.

*) Dies Wort von Goethe eigenhändig zwischengeschrieben.

9.

(Diktat, mit Unterschrift eigenhändig.)

Ew. Wohlgeb.

haben während meiner Abwesenheit den Wunsch erfahren, zu Michael eine Summe Geldes in Frankfurt erheben zu können. Ich bin nunmehr glücklich aus Böhmen zurückgekommen, wo es mir, bey abwechselnden Gesundheitsumständen, im Ganzen sehr wohl gegangen ist.

Unter den verschiedenen Vorschlägen, welche Ew. Wohlgeb. zur Aufkündigung irgend eines Capitals thun, glaube ich dem, welcher auch Ihre Stimme zu haben scheint, dem Verkauf der bayrischen Papiere nämlich, meinen Beyfall geben zu müssen. Ich lege deshalb nach Ihrer Vorschrift eine Vollmacht hierbey, wodurch ich Sie berechtige, drey der bayrischen Obligationen, jede zu 1000 fl., zu verkaufen. Sollte etwas weiter nöthig seyn, so bitte mir es anzuzeigen. Dürfte ich zugleich um baldige gefällige Nachricht bitten, wann ich einige Assignationen auf gedachte Summe ausstellen konnte. Es wäre mir angenehm, solches bevorstehenden Michaelis zu thun.

Ihrem theuren Herrn Bruder bitte ich mich vielmals zu empfehlen. Ersuchen Sie ihn, mir bald wieder einmal zu schreiben: denn ob ich gleich auf seinen lieben Brief aus Rom nicht geantwortet, so habe ich doch denselben keineswegs vergessen und mich manchmal an Wiederlesung der schönen Blätter gefreut. Da der werthe Freund nun wieder nach Teutschland gelangt ist, so wird die Communication um so viel leichter werden, ja vielleicht entschließt er sich, uns zu besuchen, da denn mündlich auf einmal gar viel abzumachen ist.

Mögen Sie die Gefälligkeit haben, mir auch anzuzeigen, was Michaelis von meinen Revenuen für mich in Cassa bleibt, damit ich allenfalls darauf gleichfalls assigniren könnte.

Mich dem freundschaftlichen Andenken angelegentlichst empfehlend

Weimar
den 21n September
1812.

Goethe

[Auf der dritten Seite befindet sich die Vollmacht, eigenhändig datirt, mit eigenhändiger Unterschrift:]

Hierdurch ertheile ich dem Herrn Stadtgerichtsrath Doctor Schlosser in Frankfurt a/M. Auftrag und Vollmacht, drey der mir zuständigen K. baierischen Obligationen, jede zu 1000 fl. vierundzwanzig Gulden-Fuß, nach dem gegenwärtigen Curs zu veräußern, und alles was wegen der Cession nöthig wäre auf gesetzliche Weise zu bewerkstelligen. Weimar den 21ß September 1812

J W v Goethe

[Auf der vierten Seite mit Bleistift von Schlosser's Hand bemerkt:]

Obl. A. no. 2524, 25, 26
à 72 pCt. . . . . fl. 2160 —
Uebrigen Sachenbestand circa 340 —
2500 —

10.

(Ostern, aus Unterschrift eigenhändig.)

Ew. Wohlgeb.

empfangen meinen freundlichen Gegengruß; beym Anfange des neuen Jahres. Setzen Sie Ihre Gewogenheit und thätige Freundschaft gegen mich und die Meinigen auch in dieser neuen Zeit gütig fort. Ich bitte um so mehr darum, weil es die nächste Epoche bedenklich genug zu werden droht.

Die Quittung liegt unterschrieben hier bey, mit der dankbarsten Anerkennung Ihrer treulichen und genauen Bemühungen. Haben Sie die Güte, mir zu Ostern anzuzeigen, worauf ich etwa assigniren könnte. Es hat Zeit bis dorthin.

Darf ich bitten, mich den liebwerthen Ihrigen beſtens zu empf
und dem beiliegenden Blättchen einige Aufmerkſamkeit zu ſchenke

Es iſt in der letzten Zeit etwas tumultuariſch um mich h
gegangen, ſo daß ich mich nicht einmal beſinne, ob ich Ihne
zweyten Theil meiner Biographie zugeſchickt habe. Seyn Z
gütig, mich darüber aufzuklären.

Ich wünſche Ihnen aufs beſte empfohlen zu ſeyn.

Weimar
den 15n Januar
1813

Goethe

(Sendung auch das beiliegende Blättchen fehlen; wohl Beil. der Schreiben auf der folgende, ebenfalls fehlende)

Nachſchrift.

Ich bin in früherer Zeit auf einem Congreß der Brüderge
zu Marienborn geweſen, entſinne mich aber nicht genau des J
In der Brüdergeſchichte von Cranz finde ich einen Congreß von 1
dieſem aber kann ich nicht wohl beygewohnt haben. Wahrſch
iſt einige Jahre darauf noch ein zweyter gehalten worden; die
nicht ſo feyern als jener. Daß ich den nachherigen Biſchof Spa
berg dort geſehn, erinnere ich mich noch recht gut. Vielleich
Ew. Wohlgeb. in dem Falle, mir hierüber eine nähere Nachri
ertheilen.

11.

(Diktirt, nur Unterschrift eigenhändig.)

[Äußere Adresse:]

Herrn
Doctor Schlosser
Director des Großherzogl. Lyceums
Wohlgeb.
zu
Frankfurt a. M.

Ew. Wohlgeb.

habe hierdurch die Ehre zu vermelden, daß mit dem heutigen Postwagen ein Paquet an dieselben abgegangen, in welchem sich der zweyte Theil meiner Biographie befindet. Ich hätte denselben schon längst gesendet, wenn ich nicht eine Beylage hinzufügen wollen, welche bisher verzögert worden. Sie finden nämlich zugleich Wielands Todtenfeyer in der Loge Amalia zu Weimar und meine bey dieser Gelegenheit gehaltene Rede noch besonders. Diese Hefte sind zwar eigentlich kein Geheimniß, aber doch nur für einen engeren Kreis bestimmt, deswegen ich bitte, dieselben nur vertrauten Freunden mitzutheilen*).

Für die genauen Nachrichten, den Marienborner Congreß betreffend bin ich sehr dankbar. Könnten Sie mir vielleicht den Todestag der Fräulein von Klettenberg anzeigen? Auch wünschte ich folgende Fragen beantwortet. — Wann ist Georg Schlosser zuerst nach Carlsruhe gegangen? Wann hat er sich**) mit meiner Schwester verlobt, wann verheiratet?

Dürfte ich Sie ersuchen mir zu melden, auf wie viel ich zu Ostern allenfalls assigniren könnte.

---

*) Goethe in den Annalen 1813: „Der dritte Band meiner Biographie ward redigirt und abgedruckt, und erfreute sich ungeachtet äußerer mißlicher Umstände einer guten Wirkung; ... ein Aufsatz zu Wielands Andenken in der Trauerloge vorgelesen und zu vertraulicher Mittheilung dem Druck übergeben."

**) Hier folgt ein durchstrichenes „daselbst".

Mit fortdauernder treuer Anhänglichkeit mich Ihnen und den Ihrigen empfehlend

Weimar
den 26ten März
1813

Goethe

12.

(Eigenhändig.)

Nach so langer Zeit Ihre liebe Hand, mein werthester, einmal wiederzusehen, machte mir den angenehmsten Eindruck. Verzeihen Sie wenn wir alle bisher geschwiegen haben. Ihre drey freundlichen Schreiben sind nach und nach in Weimar nun aber auch bei mir angekommen und ich eile davon Nachricht zu geben. Von mir vorerst soviel! Ich hatte mich zu meiner gewöhnlichen Badereise völlig vorbereitet, zauderte jedoch wegen der Zeitumstände von einem Tag zum andern, bis mich eine Vorahndung meiner Frau d. 17ten Apr. aus Weimar trieb. D. 24ten sah ich die beyden Majestäten in Dresden einreiten u. vernahm zugleich höchst beunruhigende Berichte, was sich den 18ten sollte zugetragen haben. Den 26ten war ich in Teplitz. D. 6 May wegen Weimar beruhigt. Nun zog sich dr Krieg in die Nähe. Einige wollten Kanonendonner gehört haben, alle sahen aber Nachts die Feuerzeichen in den Wolken. Russische u. Preußische Blessirte bestätigten das Vorgegangene. Denken Sie Sich die Bewegung die unter einer Masse von Leipziger u Dresdner Emigrirten, besonders aber den vielen Russen entstand, die hier einen ruhigen Wohnort für längere Zeit gehofft hatten. Ankommende neue Flüchtlinge setzten alles in Bewegung, viele der früheren entfernten sich tiefer ins Land u zu aller dieser äußeren Noth noch die innere des Partheysinns! Es war eine peinliche Lage. Und dazu noch die stündliche Furcht es könne sich der Krieg über die Gränze von Böhmen herüberspielen, wenigstens könnten die massenweis ankommenden Deserteurs Unfug treiben u was sonst noch von allen Seiten her Wahres und Falsches

zudrang. Vergleichen Sie nun dieſes mit dem was Ihnen die öffentlichen Blätter brachten u ſo werden Sie Sich die Lage Ihres Freundes vergegenwärtigen können.

Glücklicherweiſe eröffnete ſich die Communication nach Hauſe gar bald und ich erfuhr daß alles wohl ſey, und keine andre Beſchwerde als was Truppenmärſche mit ſich führen ſich eingefunden habe, welches ich denn dankbarlich anerkenne u, durch den Stillſtand einigermaßen beruhigt, hier noch einige Zeitlang auszuhalten gedenke*).

Für die mitgetheilten Notizen danke zum allerſchönſten. Man ſieht daraus wie ſchwer es fällt von der nächſtvergangenen Zeit beſtimmte Data zu erhalten. Der Thatſachen erinnere ich mich recht gut, aber es hält ſchwer ſie chronologiſch zu rangiren. Im Leben greift ſo vieles über einander, was in der Geſchichte ſich nur hinter einander darſtellen läßt u da wills nicht immer recht paſſen.

Das Contributionsblat habe mit der vorjährigen Summe ausgefüllt, jedoch, Ihrem Winke gemäß ein Blättchen beygelegt, ob Sie vielleicht davon Gebrauch machen wollen, damit man in der Zukunft mehrere Schonung erlebte.

Eine Aſſignation auf 300 fl. habe an Weinhändler Raman in Erfurt ausgeſtellt.

Den lieben Rheinſtrom, beſonders die Bergſtraße möchte ich wohl einmal wiederſehen, ein wildes Ereigniß nach dem andern verbietet uns aber ſolche Genüſſe. Gedenken Sie meiner in den vaterländiſchen Gegenden und grüßen Boiſſerée gelegentl. Ihrem Hrn. Bruder, den geſammten lieben Ihrigen empfehle ich mich zum Beſten, u freue mich

*) Die noch heute erkennbare Haſt und Unruhe dieſes Briefes zittert in den Annalen nach, die Goethe am Schluß des Jahres niederſchrieb: „Von Ereigniſſen bemerke ich vorläufig: der franzöſiſche Geſandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen beſetzt Weimar und will uns glauben machen, wir ſeien unter ſeinem Schutze ſicher. Die Freiwilligen betragen ſich unartig und nehmen nicht für ſich ein. Ich reiſe ab: Begegniſſe unterwegs. In Dresden ruſſiſche Einquartierung; Nachts mit Fackeln. Ingleichen der König von Preußen. In Teplitz Vertraulichkeiten. Vorläufige Andeutungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon. Schlacht von Lützen. Franzoſen in Dresden. Waffenſtillſtand. Aufenthalt in Böhmen. Luſtmanöver zwiſchen Bilin, Oſſek und Tuchs. Mannigfache Ereigniſſe in Dresden. Rückkehr nach Weimar.“ — Es war die Zeit der erſten Kämpfe, bei Großgörſchen, Lützen, Bautzen, und ſpäter um Dresden.

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, ſey klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.

Rühr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwey!
Liebe, o Liebe,
Du ſteheſt mir bey.

Jery treibt Thomassen vor ſich her, ſie gehen ſich ſchlagend ab. Bätely kommt ängſtlich aus der Hütte, die beyden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen. Thomas hat Vortheil über Jery.

Bätely.

Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt ihr gar nicht hören?

Ihres Wohlseyns. Auch mir schlägt das Bad gut an. Mögen Sie mich mit einem brieflichen Wort erfreuen, so bitte es nach Weimar zu adressiren. Das herzlichste Lebewohl!

Teplitz d. 11 Juni
1813. Goethe

Hierzu auf einem besondern Blättchen folgende, mit dem Schlosser'schen Vermerk „zum Br. d. und." bezeichnete, ebenfalls eigenhändige

N. S.

Auf dem zurückgehenden Blat habe einen Contr.Beytrag mit 56 fl. 15 Kr. notirt, gewissenhaft gegen die Schulden-Tilgungs-Casse nicht gegen meine eigne. Ew. Wohlgeb. ist am besten bewußt daß gleich Anfangs 20/m f nur der Nahmenswerth meines Vermögens waren und daß die Zeitumstände es um ein Gutes vermindert haben. Es dürfte also wohl nicht auffallen, wenn man künftig auch einen verminderten Beytrag einzeichnete.

Teplitz d. 11 Juni 1813 Goethe

13.

(Diktirt; nur Unterschrift eigenhändig.)

Gar sehr hat mich Ihr werthes Schreiben erfreut, das mir die Nachricht bringt wie Sie diesem Sommer einige frohe Wochen abgewonnen haben, wozu ich Glück wünsche. Auch ich habe mich nicht zu beklagen.

Bis den 18ten August verlebte ich ruhige Tage in Teplitz, dann sehr lebhafte und stürmische in Dresden, und befinde mich seit dem 19ten hier, bei gutem Wetter mich durch verschiedene Landparthieen für den Winter zu stärken und vorzubereiten.

Für meine abwesenden Freunde habe ich mich indessen dergestalt beschäftigt, daß zu Michael der 3te Band meines biographischen Versuchs erscheinen kann, dessen gute Aufnahme ich mir vorläufig auch von Ihnen erbitte.

Die gütige Vorsorge für meine Vermögensgeschäfte fordert meinen immerwährenden Dank. Auf den gemeldeten Cassevorrath werde ich

nicht assigniren. Einiges worum meine Frau Ihre Frau Mutter ersuchen wird, läßt sich wohl ohnschwer davon bestreiten.

Das Beste wünschend empfehle mich Ihnen und den Ihrigen aufs herzlichste.

Weimar d. 5! Sept. 1813. Goethe

14.

(Diktirt, nur Unterschrift eigenhändig.)

Fast möchte ich wünschen, daß Sie, mein Theuerster, um wegen unseres Bergrath Voigt nähere Erkundigung einzuziehen sich an jemand anders gewendet hätten; denn ich muß voraus bemerken daß mein Zeugniß über ihn nur partheyisch sein kann. Als ich ihn vor mehreren Jahren kennen lernte mußte ich sowohl seinen Studien, als seiner Lebensweise meinen vollen Beifall geben, und habe daher gern zu allen was ihn fördern konnte beigetragen. Die Obsorge für unser Botanisches Institut in Jena, seine Reise nach Frankreich, eine neue Einrichtung für die Naturforschende Gesellschaft, deren beständiger Secretär er ist, und manches andere ist ihm nicht ohne meinen Einfluß ertheilt worden, und ich habe durchaus mit Vergnügen gesehen wie schön er diese Stellen und Gelegenheiten zu seinem und dem Vortheil anderer genutzt hat. Er ist niemals stille gestanden, und hat seine Kenntnisse sowohl als Wirksamkeit immer thätig ausgebreitet. Ja es wäre nicht zuviel gesagt, wenn man behauptete, daß er die Verdienste seines Vaters und Oheims, begünstigt durch sein eigen Naturell und durch die hohe Cultur des Jahrhunderts, in sich vereinige. Durchlauchter*) Herzog schätzen ihn sehr und haben ihn motu proprio auf mancherlei Weise begünstigt und ausgezeichnet. Was dieses alles außer dem wissenschaftlichen auch noch für sittliche Eigenschaften voraussetze werden Sie selbst ermessen.

Sollte hierauf die beabsichtigte Verbindung zu Stande kommen, so würde blos der Wunsch übrig bleiben, daß das Glück das junge Paar begünstigen und ihnen eine lange Dauer eines zufriedenen Zu-

*) Schreiber beim Diktiren, S. Durchlaucht der Herzog.

sammenseyns gewähren möge. Jena und Weimar sind so nahe beisammen daß wir uns wohl als Stadtnachbarn betrachten können, und so werde ich, mit den Meinigen, sehr gern beitragen, damit das Frauenzimmer sich nicht von den Ihrigen entfernt, sondern fortwährend in dem Schoß ihrer Familie zu wohnen glaube. Mehr sage ich nicht und schließe mit den besten Wünschen und Empfehlungen.

Die Unbilden der Zeit haben uns diesen Herbst äußerlich so ziemlich verschont, freylich kann sich in solcher Lage das Gemüth schwer beruhigen.

Erlauben Sie noch folgendes zu erwähnen. Meine Frau hat Ihre Frau Mutter um ein Paar Stücke Levantin gebeten und sie ersucht solche mit dem Postwagen zu senden. Da sie nun nicht angekommen, auch mit dem Postwagen einige Unordnung vorgefallen; so war man einige Augenblicke in Sorge die Waaren möchten verloren seyn; wahrscheinlicher Weise aber sind gedachte Seidenstücke nicht von Frankfurth abgegangen, und möchte nun auch wohl deren Absendung bis zu völlig sicherer Gelegenheit zu verspäten seyn.

Mich zu geneigtem Andenken und freundschaftlichem Wohlwollen aber und abermals empfehlend

Weimar d. 13ten October 1813. Goethe

15.

(Tittler; nur Unterschrift eigenhändig.)

Da es uns schon längst, wenn wir nach einiger Zeit an Freunde schreiben oder sie wiedersehen, ergeht wie es nach dem jüngsten Gericht einst werden soll, daß man nämlich nicht weis ob man auferstanden oder nur verwandelt ist; so ereignet sich es auch diesmal, man erstaunt, ja erschrickt, daß man nach so ungeheueren Ereignissen, nach so vielem was man rings um sich her fallen und untergehen sieht, doch noch selbst in dem seinigen und mit den Seinigen existirt, und weil man noch lebt, so bescheidet man sich auch wohl daß man dies alles erlebt habe. Da nun ferner der Mensch von einer wunderlichen aber glück-

lichen Art ist, daß er das Verlorene wieder zu erlangen, das Zerstörte wieder aufzubauen sogleich trachtet (wie ich denn bekennen will, daß mich mitten in einer brennenden Stadt, der Gedanke eines künftigen schönen Aufbaues mehr als die Rettungs-Anstalt selbst beschäftigte) so wollen wir uns auch in diesen Augenblicken einstweilen fröhlich begrüßen, uns zum Würken ermahnen und deshalb eine lebhaftere Communication eröffnen.

Grüßen Sie Ihren lieben Bruder und ersuchen Ihn mir von den deutschen Kunstjüngern in Rom Notizen jeder Art mitzutheilen, damit man nicht säume sie immer mehr bekannt zu machen und ihre Verdienste ins Licht zu setzen. Ich habe schon die mir übersandten Zeichnungen zu diesem Zweck genutzt, indem ich niemand einigermaßen empfängliches vorbeigehn ließ, ohne daß er diesen schätzbaren Productionen gehuldigt hätte. Ich glaube hierdurch bei Vornehmen und Wohlhabenden einen solchen Samen ausgestreut zu haben, daß ich, sobald nur die ersten Nothbedürfnisse befriedigt sind, auf eine wo nicht reichliche doch mäßige Erndte für unsere Freunde hoffen kann. Grüßen Sie Boisserée zum schönsten, er soll mir auch einmal wieder sagen wie weit sein Unternehmen in diesen Zeiten vorgerückt ist. Ich verdiene überhaupt wohl daß meine auswärtigen Freunde mir von Zeit zu Zeit einige Nachricht von sich geben, da ich den ganzen Sommer darauf verwendet habe mich mit ihnen in Rapport zu setzen, welches hoffentlich Weihnachten durch die Ausgabe meines dritten Bandes geschehen soll.

Das ausgefüllte unterzeichnete Blatt lege ich bei [fehlt], höchlich dankbar für fortgesetzte freundliche Besorgung meiner Angelegenheiten.

Den liebwerthen Ihrigen mich zugleich bestens empfehlend

Weimar d. 29ᵗᵉⁿ Novbr.
1813.

Goethe

16.

(Billet, nur das „ergebenst Goethe" eigenhändig.)

Vor allen Dingen, werther Herr und Freund, habe ich Ihnen den aufrichtigsten Dank zu sagen für den guten Empfang und fortgesetzte

Theilnahme die Sie meinem Sohn haben gönnen wollen, Sie haben dadurch seinen Muth und guten Humor, bei einem eben nicht ganz erfreulichen Geschäfte, gestärkt und er wird Ihnen dafür immer verpflichtet bleiben.

Die Hoffnung die er mir gemacht hat daß ich wieder neue treffliche Werke unserer lieben römischen Künstler erhalten solle ist, wie die Aussicht auf das nächste Frühjahr, höchst belebend, ich zweifle nicht daß Freude und Bewunderung an diesen Arbeiten sich immer erhalten, ja vermehren wird. Danken Sie Ihrem Herrn Bruder, dem Vermittler, dafür. Ehestens übersende, wohleingepackt, die mir bisher anvertrauten.

Herrn Werner*) sagen Sie gefälligst: sein Brief habe mich zum Lachen gebracht und in den besten Humor versetzt, deshalb ich ihm vielen Dank weiß. Daß eine persönliche Zusammenkunft für uns jetzt nicht wohlthätig seyn könne, ist ein ganz richtiges Gefühl, doch soll mirs, von ihm und seinen, ich hoffe glücklichen Zuständen zu vernehmen immer angenehm seyn.

Soviel für dießmal, mit beigefügtem verpflichteten Dank für die freundliche Besorgung unserer Geschäfte die nicht in besseren Händen seyn können.

Weimar d. 13ten Februar 1814. ergebenst

Goethe

[Angelegt ist von Schl.'s Hand folgende Stelle aus G.'s Brief an S. Boisserée vom 14. Febr. 14: „Von Cornelius und Overbeck haben mir Schlossers stupende Dinge geschickt. Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben, sich rückwärts zu bilden, in den Schooß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu gründen. Dies war den ehrlichen Deutschen vorbehalten, und freylich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne, sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff. Ihre Sammlung und Ihr Dom wirken ja aus gleichem Grunde und aus gleicher Richtung."]

*) Zacharias Werner, welcher damals in Aschaffenburg lebte und mit Chr. Schlosser viel verkehrte, auch im Sommer 1814 Schlossers in Frankfurt besuchte.

17.

(Billet, nur Unterschrift eigenhändig.)

Ein vor ohngefähr acht Tagen abgegangenes Paket ist hoffentlich in Ihre Hände gelangt, es drückt in mehreren Briefen die Dankbarkeit gegen meine Frankfurter Freunde aus, über die gute Aufnahme meines Sohnes, der uns noch mancherlei angenehmes zu erzählen weiß, und den Wunsch meine Vaterstadt zu sehen in mir*) rege erhält.

Gegenwärtig vermelde daß die schönen Zeichnungen wohl eingepackt mit dem Postwagen abgegangen sind, für deren Mittheilung ich mich dorzeit verpflichtet fühlen werde, wenn Sie die Güte haben mir andere dagegen zu senden. Ich mag dem Beharren und Fortschreiten im Guten unserer werthen Römer gar gerne eine fortdauernde Aufmerksamkeit schenken. Könnte ich auch wieder einmal etwas von Hr. Bertenhausen sehen, es würde mich erfreuen.

Haben Sie die Güte beikommende kleine Summe für meine Rechnung einzucassiren, es war mir angenehm dem Sohn eines so werthen alten Freundes diesen geringen Dienst erzeigen zu können.

Hiernächst wollte ich gebeten haben, daß Sie mir für ungefähr den Betrag derselben die größeren Silbermünzen der Napoleonischen Dynastie einwechselten, welche ja wohl gegenwärtig noch zu haben sind und in Frankfurt sich hie und da finden, selbst die entfernten, so wünschte ich besonders einen Piaster des Königs Joseph von Spanien, nicht weniger die größte Neapolitanische und Mayländische Silbermünze. Sind zugleich auch kleinere zu haben, so werden sie mir angenehm seyn.

Und hiermit will ich mich mit den besten Grüßen und Empfehlungen Ihrem freundschaftlichen Andenken anheim geben.

Weimar d. 22 Febr.
1814 Goethe.

*) Die zwei Worte von G. eigenhändig dazwischen geschrieben.

18.

(Diktirt, nur Unterschrift eigenhändig.)

Ew. Wohlgeb.

werden aus der Beylage [fehlt] gefällig ersehen, was ich denen Herren Mantskopf u. Sarasin für Wein schuldig geworden, und diese Post für meine Rechnung bezahlen.

Zugleich lege eine Note von Hr. Silberberg bey, welche mir durch Herrn von Gerning geworden. Von denen darauf verzeichneten Kupferstichen wünsche ich nur die beiden roth unterstrichenen zu besitzen. Mögten Ew. Wohlgeb. sie für mich anschaffen, wenn die Abdrücke gut sind. Vielleicht geht etwas von den hohen Preisen herunter. Vielleicht haben Sie alsdann die Güte, bei der ersten Sendung von Zeichnungen, zu der Sie mir Hoffnung gemacht haben, diese Blätter mit aufzurollen.

Herr Minister von Humboldt dankt mir freundlich für Ihre Bekanntschaft. Ich bin gewiß daß auch Sie viel Vergnügen in dem kurzen Umgange mit diesem trefflichen Manne gefunden haben.

Zugleich höre ich, daß er auch unsern Freund Christian in Thätigkeit versetzt; mögen Sie mir gelegentlich sagen, wie es ihm in seiner neuen Laufbahn ergeht.

Kann es ohne Ihre Beschwerde geschehen, so danken Sie Hr. v. Gerning für das Uebersendete. Nächstens werde ich antworten.

Auch würde ich dankbar erkennen, wenn Sie mir einige Nachricht geben wollten, wie weit nun die neue Frankfurther Verfassung gediehn, und was davon für Vortheile für die Bürger und Besitzer zu erwarten.

Ich empfehle mich mit den Meinigen zu geneigtem Andenken.

Weimar d. 27 April 1814.

Goethe.

19.

(Billet, nur die Namensschrift der Unterschrift eigenhändig.)

Ew. Wohlgeboren

muß ich vor allen Dingen um Entschuldigung bitten, daß unsere Bestellungen diesmal die Kräfte der Casse überschritten. Sollte es einigermaßen unbequem seyn; so haben Sie ja die Güte mir anzuzeigen, was ich schuldig geworden, und ich will alsobald durch eine Anweisung die Lücke wieder ausfüllen, und mir dadurch, auf die Zukunft, bey meinem werthen Freunde und gefälligen Geschäftsträger neuen Credit verschaffen.

Sodann sage meinen verbindlichsten Dank für die klare und einsichtige Darstellung der jetzigen Lage unserer Vaterstadt. Man glaubt sich schon über unerfreuliche Dinge getröstet, wenn man sie klar einsehen lernt. Freylich ist es gegenwärtig, im Ganzen wie im Einzelnen, nicht erwünscht, daß man bei den glücklichsten Erfolgen doch für die Zukunft besorgt seyn muß, und daß wir da, wo consequente Weisheit, wenigstens Klugheit herrschen sollte, der Leidenschaft und dem Zufall soviel hingegeben sehen.

Die Zeichnungen erwarte ich mit Verlangen; sie sind mir diesmal doppelt angenehm, da ich sie mit meinem Freunde, dem Hofrath Meyer*) genießen kann, den ich darauf schon sehr begierig gemacht habe.

Das Mißverständniß wegen Ihres Herrn Bruders mag daher entstanden seyn, daß mein würdiger alter Freund Herr von Humboldt nicht selten manche Stelle seines Briefs dem Scharfsinn des Lesers überläßt; trifft dies nun gerad ein nomen proprium, so kann leicht eine Verwechselung statt haben.

Und nun muß ich Sie zunächst um eine abermalige Gefälligkeit bitten. Ich habe diesen Sommer keine sonderliche Neigung die böhmischen Bäder zu besuchen; wohin ich mich jedoch wenden soll, ist mir noch nicht ganz klar; möchten Sie mir aber eine Schilderung von

*) Der bekannte „Kunscht-Meyer". Heinr. Meyer aus Stäfa, den G. in Rom kennen gelernt und nach Weimar gezogen hatte.

Wisbaden geben, und von der Lebensart daſelbſt, nicht weniger was etwa eine Perſon mit einem Bedienten auf einen vier oder ſechswöchentlichen Aufenthalt zu verwenden hätte; ſo würde ich es dankbar erkennen, um ſo mehr, als ich die Hoffnung hege, meine wertheſten Freunde auch einmal wieder zu begrüßen.

Hievon bitte jedoch nichts laut werden zu laſſen, indem es von gar manchen Umſtänden abhängt, ob ich mich losmachen und jenen Weg einſchlagen kann, der mir jedoch in ſo vielem Betracht höchſt angenehm wäre. Von Sulpiz Boiſſerée habe ich einen lieben einladenden Brief und einen ſchon trefflichen Probedruck der Seite des Cölner Doms. Auch dieſer Unternehmung, ſo wie allem Guten, kann man in der gegenwärtigen Epoche Glück wünſchen. Mich angelegentlichſt empfehlend

Weimar d. 8ten May
1814. G

20.

(Diktirt, nur das G der Unterſchrift eigenhändig.)

Hier der 3te Band meines biographiſchen Verſuchs! Ich füge nichts hinzu als den Wunſch, daß er die Neigung zu dem Verfaſſer nicht vermindern möge.

Weimar
den 12ten May
1814. G.

21.

(Mit lateiniſchen Lettern geſchrieben, wohl diktirt, die Handſchrift der G'ſchen ſehr ähnlich. Die beiden letzten Zeilen ſowie Datum und Unterſchrift unzweifelhaft eigenhändig. Der ganze Brief buchſtabengetreu mit allen Fehlern.)

Ew. Wohlgebohrnen

Danke zum ſchönſten für die ausführliche Nachricht wegen Wisbaden. Der Wunſch meine lieben Landsleute einmal wieder zu beſuchen ver-

anlaßte mich zu dem Gedanken in der Nähe der Vaterſtadt einem Theil des Sommers zuzubringen allein die Aerzte ſind nicht mit mir einig und wollen mich wieder in die böhmiſchen Bäder ſchicken die mir freylich mehrere Jahre ſehr wohl bekommen ſind.

Und wenn ich aufrichtig ſein ſoll ſo hat Ihre treue Schilderung des dortigen Zuſtandes meine früheren Erfahrungen daſelbſt wieder geweckt und mir in Erinnerung gebracht welche Leiden ich dort bei großer Hitze in den Badehäuſſern Bädern Gaſthöfen und ſo weiter erduldet und wie ich mehr wie einmal deßhalb in die Gebirge geflüchtet.

Laſſen Sie mich alſo die Hoffnung nähren daß ich dieſen Herbſt nach vollendeter Cur auf kurze Zeit meinen Beſuch abſtatten vielleicht giebt es alsdann in der Nähe einem ländlichen Ort wo ich mit meinem werthesten Freunden zuſammen leben und Ihnen für ſo viele Güte Dank ſagen kann.

Sobald Sie irgend einer Summe für meine Caſſe bedürfen bitte mir es anzuzeigen eine Anweiſung ſoll ſogleich erfolgen. Das herzlichſte Lebewohl.

Die Zeichnungen ſind angekommen und haben auf's neue unſere Bewunderung erregt. Die Kupfer haben mir viel Vergnügen gemacht, ich danke herzlich für die gefällige Beſorgung. Mit Herrn Silberberg werde ich mich ſobald man einigermaßen zur Ruhe kommt in nähere Verbindung ſetzen. Den werthen Ihrigen mich auf's angelegentlichſte empfehlend.

Vorſtehendes liegt ſchon mehrere Tage und ſo kann ich nun melden daß H. Rainer angekommen und mir durch ſeine Unterhaltung und die Zeichnungen viel Vergnugen gemacht hat.

Nächſtens mehr! Ich bin dieſe Tage durch eine allzukühn übernommene Arbeit ſo feſtgehalten, daß ich mich nicht umſehen kann. Das Beſte wünſchend

Berka d. 20 Jun
1814

Goethe

Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt euch, laßt euch wehren.

Sie ringen und schwingen sich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.

Thomas spricht abgebrochen wie er nach und nach zu Athem kommt. Da liegst du! Du hast mir's sauer gemacht! Doppelt sauer! Du bist ein starker Kerl und mein guter Freund! Da liegst du nun! Du wolltest nicht hören. Übereile dich nicht mehr! Das ist eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! Zu Bätely, die sich indessen mit Jery beschäftigt. Jery ist aufgestanden. Um deinetwillen leidet er, und mich schmerzt, daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn. Er hat seinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bey dieser Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu passen. ab.

22.

(Eigenhändig, mit lat. Lettern.)

Wiesbaden d. 1 Aug 1814

Heute erst eingerichtet gebe sogleich Nachricht daß mich Brief und Paquet im Weißen Adler No. 45 treffen werden. Ich gedenke vier Wochen die Cur recht ernhaft (sic) brauchen, damit ich mich auch für folgende Jahre entscheiden könne. Dies entschuldige mich bey meinen werthen Francfurter Freunden, die ich auf der Durchreise nicht besucht, auf der Rückkehr hoff ich es mit mehr Freyheit zu thun. Haben Sie meine Assignation realisirt und finden Gelegenheit mir einige hundert Gulden zuzusenden, so geschieht mir Gefälligkeit. Man spürt hier sehr daß die Münze rund ist.

Die besten Empfehlungen Ihrer theuren Frau Mutter und dem werthen Bruder. Solche Mappen und solche Unterhaltungen fehlen freylich in Wisbaden.

Gedenken Sie meiner in Liebe.

Goethe

(Adresse eigenhändig.)

Des Herren
Doctor und Directo
Schlosser
Wohlgeb.
fr Frankfurt

23.

(Eigenhändig, mit lateinischen Lettern.)

Haben Sie den schönsten Dank, mein Bester, für Uebersendung der 324 fl. sage dreyhundert vierundzwanzig Gulden, als worüber hiermit quittire. Man bedarf dieser Waare überall, in Wiesbaden, wie es scheint, mehr als anderswo.

Uebrigens kann ich melden, daß es mir ganz wohl geht, das Bad bekommt mir und interessante Gesellschaft habe gefunden. Ihr gütiges Anerbieten mich, bei meiner Rückkehr in Ihrem Hause aufzunehmen erkenne dankbar. Möge ich Ihnen nicht lästig werden. Soviel für diesmal mit meinen aufrichtigsten Wünschen und herzlichen Empfehlungen

Wiesbaden
d. 7 Aug
1814.

Goethe

(Adresse eigenhändig.)

Herrn
Doctor und Director
Schlosser
gefälligst
Frankfurt

24.

(Eigenhändig; mit lateinischen Lettern.)

Möchten Sie, mein werthester, die kleine Sendung welche bey Ihnen angekommen, mir bald möglichst hierher schicken. Ein Fuhrmann, Heinrich Hausmann, fährt Dienstag und Freytag jede Woche nach Frankfurt, er kehrt ein Bockenheimer Gasse, in den zwey rothen Schwerdtern. Durch diesen werde einiges voraussenden. Vielleicht bringt er mir auch nächste Woche das Kästchen herüber.

Sie, mit den lieben Ihrigen, hier zu sehen soll mich herzlichst freuen. Mit allem Zutrauen nehme ich Ihr wiederholtes freundliches Anerbieten an, und bereite mich auf schöne Tage in Ihrer Nähe.

Die Bade Cur schlägt mir sehr wohl an, auch habe ich manche schoen Excursion [sic] gemacht. Die Wallfahrt zum Heil Rochus, gegen Rudesheim über, wo sich beym herrlichsten Wetter wohl 12000 Menschen versammelten war einzig*).

Mich bestens empfehlend

Wiesbaden d. 20 Aug. 1814.

Goethe

*) S. die Schilderung in den Rhein- und Main-Heften.

(Auf der Rückseite desselben Blattes ebenfalls eigenhändig.)

Die Herrmannsche Buchhandlung giebt einen Catalog aus von einer Kupferstich-Sammlung, welche nächstens in Frankf. verauctionirt werden soll. Dürfte ich darum bitten.

Und nun verzeihen Sie noch einen sonderbaren Auftrag! Möchten Sie mir wohl, durch obgemeldten Fuhrmann ein halb Duzzend Artischocken senden. Hier sind sie selten und dann nicht gut zu haben und dieses Essen ist meine Leidenschaft.

Verzeihung und Neigung!

(Adresse eigenhändig.)

Des Herrn
Doctor und Director
Schlosser
Wohlgeb
franco Francfurt

25.

(Eigenhändig, mit lateinischen Lettern.)

Soviel Freude mir Ihres H. Bruders Gegenwart geschaffen, denn ich bin ihm um gar vieles näher gekommen, so unangenehm ist mirs zu hören daß ich mit Ihnen kaum zusammentreffen soll. Ich besuche im Rheingau Fr. v. Brentano und weiß nicht wann ich hieher zurückkehre. Wie sehr hatte ich gerechnet längere Zeit mit Ihnen zu bleiben, um eine innigere Verbindung zu gewinnen als man durch Briefe erlangen kann.

Lassen Sie mich für die schönen Gaben meinen Dank abstatten, die zum 28ten hier ankamen, lassen Sie gefälligst was an mich einkommt und etwa 100 f. hierher an Postmeister Schlichter abgehen, der alles zu meiner Rücklunft aufbewahrt.

Bruder Cristian, der eben mit Zelter eine kleine Reise antrat, womit dieser eine größere anfängt wird mehr erzählen und sagen daß ich wohl, vergnügt und den Freunden für so vieles Gute dankbar bin.

Die Hoffnung Sie noch zu ſehen nicht ganz aufgebend wünſche das Beſte

W[ieſb.] d. 31 Aug 1814. G

(Adreſſe eigenhändig.)

Des Herrn
Doctor und Director
Schlosser
Wohlgeb
franco Francfurt

26.

(Abſchrift von Schloſſer's Hand; mit der Bemerkung: „Der Brief ſelbſt als autograph abgegeben an einen Sammler.“ J. G.)

Nicht allein, mein werthester Freund, bekenne dankbar daß ich die 216 f. richtig erhalten habe, ſondern vermelde zugleich daß ich Montags den 12ten Abends bey Ihnen einzutreffen und Ihrer Gegenwart noch einige Tage zu genießen hoffe. Unter vielen Empfehlungen an Ihre theure Frau Mutter und den lieben Bruder, wünſche das Allerbeſte

Wiesbaden Goethe
d. 9 Sept. 1814.

Dieſe Abſchrift iſt geſchrieben auf das Textblatt des urſprünglichen Briefes, welches noch die von G. geſchriebene Adreſſe an Schloſſer und den Poſtſtempel Wiesbaden trägt.

27.

(Eigenhändig, mit deutſchen Lettern.)

Nichts angenehmeres konnte mir, bey meinem Abſchied aus Wiesbaden begegnen als die abermalige Einladung in Ihren theuren und verehrten Familienkreis; ſie bürgt mir daß ich ſo lieben Freunden und Verwandten auf alle Weiſe willkommen ſeyn muß.

Da es aber billig ist daß bei wiederholter Erscheinung in meiner Vaterstadt, sich die Wohlwollenden in die Einquartierungs-Last liebevoll theilen; so habe nicht angestanden, schon früher das Anerbieten Hr. Gehrath Willemer anzunehmen, da ich denn zu Ende dieser Woche, glücklich auf der wohlgelegenen Mühle einzutreffen und von da meine theuren Frankfurter Freunde fleißig zu besuchen hoffe.

Empfehlen Sie mich angelegentlichst Ihrem würdigen Familienkreise und bleiben meiner treuen Anhänglichkeit versichert.

Hr. Kriegsrath Touſſaint wird eine Anweisung auf 68 f. einreichen welche zu honoriren bitte. Auf manche Mittheilung mich zum voraus herzlich freuend, das Beste wünschend

Web. d 8 Aug
1815*) Goethe.

28.

(Eigenhändig.) Heidelb d 6. O. 15.

Bis vor einigen Tagen hofft ich meine werthen theuren Freunde in Frankfurt wiederzusehen und, wenn auch nur kurze Zeit, mich mit ihnen dankbar zu unterhalten. Nun aber werde veranlaßt über Würzburg nach Hause zu fahren und jenes Vortheils beraubt. Nehmen Sie daher schriftlich meine schönsten Grüße und aufrichtigsten Wünsche und gedenken mein oft am Familientische vor den Damen. Mancher guten Dinge bin ich theilhaft geworden, zuletzt beynahe zu vieler. Weiter als Carlsruhe hab ich jedoch meine Touren nicht ausgedehnt. Was für mich in Frankfurt liegen sollte haben Sie die Güte nach Weimar zu senden, und beyliegende Assignation [am Rand beigeschrieben: 25 Thlr. 8 gr. Sächsisch betragend] gefällig einzukassiren und zur

*) Zwischen diesen und den folgenden Brief fällt der lange Besuch Goethe's bei Willemers auf der Gerbermühle und in deren Stadtwohnung 12. August bis 20. September; dann Besuch bei Boisserée's in Heidelberg, 21. September bis 7. Oktober.

Caſſe zu nehmen. Möchte Freund Chriſtian mich in Weimar etwas von Fortſchritten jeder Art vorfinden laſſen.

Herzlichſt G

(Adreſſe eigenhändig.)

Des Herrn
Rath Schloſſer
Wohlgeb
Frankfurt
fr am Mayn

29.

(Eigenhändig.)

Durch Herrn Geh. Rath v. Gersdorf erhalte ſo eben Ihren werthen Brief nebſt dem Packet. Jedes Zeichen des Andenkens meiner lieben Landsleute und Verwandten erneuert immer die vergnügliche Erinnerung meines abermaligen glücklichen Aufenthalts. Wie ſehr wünſche ich auch das nächſte Jahr dieſer Freuden theilhaft zu werden.

Die beyden Obligationen zuſammen 500 f. ſowie die eine zu 1000 f. haben Sie die Güte zu verkaufen und mir ſodann gefällig zu melden auf wie viel ich aſſigniren könne. Bis dahin mag der gegenwärtige Caſſenvorrath auch beruhen. Mich herzlich Ihnen und den theuren Ihrigen empfehlend aufrichtigſt für treulich fortgeſetzte Bemühung dankend.

W[eimar] d 1. Nov. 1815. Goethe

30.

(Diktirt; nur Unterſchrift eigenhändig.)

Jena d. 24 May 1816.

Von hier aus, wo ich mich ſchon vierzehn Tage befinde, muß ich, freylich etwas zu ſpät, melden daß der Shawl glücklich angekommen

iſt und große Freude verurſacht hat, denn er war gerade wie man ſich ihn wünſchte und träumte.

Nächſtens bin ich vielleicht wieder ſo frey die Gewogenheit der lieben Freundin in Anſpruch zu nehmen. Es ſind gewiſſe Dinge, die wir hier im Mittellande, wir mögen uns ſtellen wie wir wollen nicht habhaft werden können.

Indeſſen wünſcht ich meine lieben Freunde des Tags wohl auf ein paar Stunden zu mir. Die Naturwiſſenſchaften, die ich aus Neigung, Auftrag und Pflicht hier ſorgfältig pflege, haben durch die grimmigen Kriegsjahre kaum gelitten und werden nun durch des Großherzogs Neigung, Einſicht und neuſte große Reiſe Erfahrungen höchlich gefördert. Die Beſchäftigung hiermit würde mir noch mehr Vergnügen machen, wenn ich nicht fürchten müßte dadurch von meinen lieben Landsleuten dieſes Jahr abgeſchnitten zu werden. Die neue Gründung einer chemiſchen Anſtalt fordert freylich alle Aufmerkſamkeit, da man in dieſer aufgeklärten Wiſſenſchaft nur allzuſchnell entdeckt, wer das Geſchickte oder wer das Ungeſchickte thut, welches nicht in allen Fächern der Fall iſt.

Wenn ich ſo in dieſem ruhigen Saalthale, das uns dergl. Betrachtungen, die von der Welt abgeſondert ſind indem ſie die Welt enthalten, Raum und Gelegenheit giebt, an meine Freunde denke, die im ſtädtiſchen und allgemeineren politiſchen Treiben ihre Tage zubringen, ſo wird es mir faſt wie einem Abgeſchiedenen zu Muthe; längſt hätte ich Sie erſucht mir von der Lage oder von dem Schwanken unſerer ſtädtiſchen Verfaſſung einige Notiz zu geben, ich fühle aber wohl wie ſchwer es iſt.

Mein verſpätetes Heft wird nun auch anlangen, möge es gute Aufnahme finden.

Wenn Dlle. Pauline Serwière Ihnen 12 Carol. einhändigt, ſo nehmen Sie ſolche gefällig auf meine Rechnung. Mögen Sie mir ſagen über wie viel ich in dieſen Tagen allenfalls disponiren kann. Darf ich bitten mich Ihrer verehrten Frau Mutter zu empfehlen. Wird Bruder Chriſtian nicht auch einmal wieder mit mir communiciren.

G.

31.

(Diktirt; nur Unterschrift eigenhändig.)

Weimar d. 3ten Juny 1816

Nehmen Sie, mein Theuerſter, beykommendes Heft*) freundlich auf. Sie und der liebe Bruder kennen den Inhalt da er aus ernſtlicher und wohlwollender Unterhaltung entſprungen iſt. Mögen Sie Ein Exemplar zum Hausgebrauch verwenden, die übrigen an

Thoni Brentano
Willemer
Ehrmann

gelangen laſſen, mit den freundlichſten Worten. Auch Herrn von Hügel bitte eins zu überreichen, mit dem Wunſch daß er ſich hiebey ſchöner zuſammen verlebter Tage und meiner Dankbarkeit erinnern möge.

Mehr ſage ich nicht verhindert von häuslichen ſchweren Unbilden**).

G.

[Ein Zettel von Schloſſer's Handſchrift:
Ein Brief vom 14. July 1816 findet ſich nicht mehr. — In dem von Schl. angefertigten Regiſter ſeiner Goetheana iſt in der Abtheilung „Briefe an mich ſelbſt, J. F. H. Schlosser" dieſer Brief vom 14. July noch mit verzeichnet.]

32.

(Diktirt; nur Unterſchrift eigenhändig.)

Ungeſäumt ſende Ihnen, theuerſter Mann, die ſchuldige Quittung. Verzeihen Sie daß meine Anweiſungen den Caſſe-Beſtand überſteigen.

Nehmen Sie den verbindlichſten Dank für alle Ihre freundlichen Bemühungen und bleiben dagegen meines aufrichtigſten Antheils gewiß.

---

*) Erſtes Rhein- und Main-Heft.

**) Chriſtiane von Goethe lag in ihrer letzten Krankheit; † 6. Juni.

Herr StaatsMinister von Humboldt verläßt mich eben, der auch für Sie und Ihren lieben Bruder wahrhafte Neigung und Hochschätzung hegt.

Die Verheirathung meines Sohns wird die Frau Mutter notifizirt haben. Ich empfehle das junge Paar gütiger Theilnahme und Vorsorge.

Das beste Lebewohl! und aufrichtige Grüße

Weimar d. 19 Jan.
1817.

Goethe.

33.

(Diktirt: nur Schlußformel, Datum und Unterschrift eigenhändig.)

Die Wirkung in die Ferne, theuerste geliebte Freunde, läßt deßhalb immer nach, weil wir doch eigentlich Menschen sind, die am Augenblick und vom Augenblick leben, und wenn wir uns mit entfernten Freunden von dem was uns innigst interessirt, unterhalten sollen, so fühlen wir einen Zweifel, ob denn das was uns eben beschäftigt auch gerade dort greife und nicht vielleicht als ein Fremdes und Unwillkommenes auftrete?

So habe in allem dem was ich sonst mit Freund Christian zu verhandeln pflegte, manches vor mich gebracht, das ich mitzutheilen zaudere, weil ich nicht unmittelbare Theilnahme und Förderniß erwarten kann: denn wie verschieden ist mein Zustand in dem für Wissen und Unterricht neu erregten und doch stillen Jena, gegen Ihr Frankfurter Leben das an und für sich schon das bewegteste ist, und nun durch das wogende Interesse von ganz Deutschland noch gewaltsamere Brandungen bildet und erlebt*).

Wenn ich nun also zur Eröffnung einiger erneuten Mittheilung vermelde, daß ich, in meinen Betrachtungen zurückschreitend, ältere

*) Ob diese bildliche Wendung so kühn ist, den damals jungen Bundestag meinen zu wollen?

Papiere und deren naturwiſſenſchaftlichen Inhalt zu redigiren und drucken zu laſſen vorhabe; ſo ſpricht ſich gleich mein Zuſtand gegen den Ihrigen ſehr deutlich aus. Möge das was ich jetzt im Druck verfaſſe zunächſt Ihnen beiden geliebten Brüdern zu irgend einer Aufregung des Gefühls, oder Gedankens Anlaß geben.

Von Kunſtſachen etwas anzuſchaffen, habe wenig Gelegenheit gehabt. Mein Studium des ſechszehnten Jahrhunderts verleitete mich eine Sammlung Majolika in Nürnberg zu kaufen, dieſe Acquiſition gereut mich nicht, denn wenn dieſe Fabrikarbeiten einzeln wenig Werth haben, ſo ſind ſie doch bedeutend wenn ſie zuſammen auf eine abklingende höhere Kunſt hindeuten. Sollte ſich etwas der Art in Frankfurt finden, ſo bitte meiner zu gedenken.

Das zweite Rhein- und Mayn-Heft liegt hiebei, ich wünſche demſelben Ihre Theilnahme und Mitwirkung. Die weimariſchen Kunſtfreunde hielten es für eine Gewiſſensſache länger zu ſchweigen, vielleicht hätten ſie früher ſprechen ſollen, denn was für ſchöne Talente auf dieſem falſchen Wege vergeudet werden, iſt bejammernswürdig; von Rom hört man die ſeltſamſten Ausbrüche einer Partheiwuth ohne Gleichen. Haben Sie mir etwas Tröſtliches zu ſagen, ſo thun Sie es ja.

Wunderbar trifft mit dieſen germaniſchen Verirrungen der glückliche Umſtand zuſammen, daß die koſtbarſten Reſte der alten Kunſt nach Europa gebracht werden. London und München werden künftig die Freiſtädte wahrer Kunſtbildung bleiben. Ueber andere Dinge wo das Zeitalter auch ſich vom rechten Wege zu verlieren ſcheint, hätte ich noch gar manches zu ſagen, verſpare es aber auf erfriſchte Wechſelwirkung, die ich zunächſt am Rhein und Mayn wünſchte perſönlich hervorblühen zu ſehen.

Nach dieſen erfreulichen und höheren Dingen will ich denn auch eines beſchränkten Irdiſchen gedenken. Ich ſäumete zu ſchreiben da Sie äußerten, daß die Wittwe Ochs unter Anführung einiger günſtiger Hoffnungen, um Stundung gebeten habe. Iſt dieſe Hoffnung nicht erfüllt, hat ſie ihre Obliegenheiten nicht geleiſtet, ſo bitte den Rechtsgang in ſeiner Strenge walten zu laſſen. Möchte ſich der von Ihnen genannte Rechtsfreund mit mir unmittelbar in Rapport ſetzen, ſo würden Sie, mein wertheſter, durch dieſe unangenehme Sache nicht gerade

Jery der indeſſen von Bätely begleitet an den Tiſch im Vordergrunde gekommen, und ſich geſetzt hat. Laß mich, laß mich!

Bätely. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erhohlen; ich ſtreite für dich und werde beſiegt. Laß mich, laß mich!

Bätely. Nein, Jery, du haſt mich gerächt, auch überwunden haſt du, geſiegt. Sieh, er treibt ſein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bätely. Du biſt doch der ſtärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du biſt. Dießmal war es ein

persönlich behelligt. Streng zu seyn geziemt wohl dem Eigenthümer und dem Sachwalter, die Mittelsperson hat immer eine peinliche Lage.

Viele Empfehlungen den theuren Ihrigen!

Jena
d. 1 Juni
1817.

anhänglichst
Goethe

34.

(Diktirt, nur Unterschrift eigenhändig.*)

Beyliegendes, mein Theuerster, sollte früher abgehen; nun aber hat es wahrscheinlich Ihre erfolgte Rückkehr abgewartet. Nehmen Sie meinen wiederholten Dank für Ihre gütige Sorgfalt. Herrn Dr. Schulin hab' ich geschrieben**). Ich vernehme durch ihn oder Sie wie die Sache steht und was räthlich zu thun sey.

Lassen Sie mich von Ihrer glücklich vollbrachten Reise etwas erfahren. Ich hab mich diesen ganzen Sommer in Jena aufgehalten; für mich zum Vortheil, daß ich viele alte Gedanken und Vorsätze losgeworden, ob andere daraus auch Nutzen und Freude schöpfen werden steht zu erwarten. Die Zeit hat etwas eigenes, niemand kann auf den andern hören, deshalb eil' ich möglichst zum Druck: das vernimmt ein und der andere Mitlebende und der Zukunft ist nicht benommen daran Theil zu nehmen.

Freund Christian hat einige unserer vorzüglichen Personen kennen

*) Auf fast allen Briefen Goethe's hat Schlosser das Datum des Empfangs, auf einigen auch das seiner Beantwortung angemerkt; ich habe diese Vermerke als unwesentlich weggelassen. Als Beweis, wie genau Schlosser in solchen Dingen war, stehe hier, was er zu diesem Briefe (34) angemerkt hat:

Vorgefunden Frankfurt 26. Sept. 1817
F. Schlosser.
beantw. 13. Okt. 1817 (exped. 14. ejusd.)
F. Schlosser.

**) Vgl. o. den Schlosser'schen Aufsatz. — Schlosser war im August und September in Schwalbach und am Niederrhein.

gelernt, auf die er, wie ich versichern kann, sehr guten Eindruck gemacht hat.

Ihre Frau Mutter und liebe Gemahlin erlauben ja wohl daß ich einige Commissionen nächstens überschreibe.

Herrn Geheimerath Willemer bin ich 96 fl. 24 kr. schuldig geworden, mögen Sie diese gefälligst berichtigen. Sollte meine Casse nicht hinreichen, so ersetze ungesäumt das Erforderliche.

Erhalten Sie mir allerseits theilnehmende Freundschaft, man bedarf deren immer mehr und lassen Sie, wenn wir wieder zusammentreffen uns dergestalt empfinden, als wenn wir nie getrennt gewesen wären.

Weimar d. 21? Sptbr. 1817.

Goethe

35.

(Diktirt; nur Unterschrift eigenhändig.)

Man wird, mein Werthester, mit diesem eine Anweisung auf 72 fl. Rhein. einreichen, die ich zu Gunsten der Herrn Leisler und Comp. in Hanau ausgestellt habe, welche gefällig zu honoriren bitte.

Was die Klage gegen die Witwe Ochs betrifft, so äußere mich deßhalb nächstens, und glaube durch einigen Aufschub nichts zu versäumen, da sowohl Sie als unser trefflicher Rechtsfreund, dem ich mich bestens zu empfehlen bitte, zu einiger Nachsicht für diese Frau wegen ihrer traurigen Umstände geneigt scheinen; um so mehr als wir uns dadurch nichts vergeben und die fernere Rechtshandlung auf demselben Punkte immer wieder aufgenommen werden kann.

Mögen Ew. Wohlgeboren mir nun, da die Abzugsfreiheit ausgesprochen ist, Mittel und Wege zeigen, wie nach und nach der Vermögensrest dort entledigt und hierher übermacht werden könnte, so würden Sie mich aufs Neue verbinden.

Ganz eigentlich betrübt mich in diesen immer sich ausdehnenden Winterabenden die Unmöglichkeit einige derselben in Ihrem theuren

Zirkel zuzubringen. Immermehr werde ich gewahr was es heißt, mit Angehörigen sowohl von Seiten der Verwandtschaft als der Gesinnungen umzugehen. Diese Sehnsucht vermehren mir jene vorzüglichen Männer, die das Vergnügen hatten im Bade Ihre werthe Bekanntschaft zu machen und sich deren mit Freuden erinnern. Wie vieles und vieles hätte auch ich zu sagen, und kann nur schließen, das Beste Ihnen und den lieben Ihrigen wünschend

Weimar d. 29ª Octbr. 1817. Goethe

36.

(Diktirt; nur Unterschrift eigenhändig.)

Weimar d. 29ª Octbr.
1817.

Möchte Freund Christian, den ich zum schönsten grüße, über Nachstehendes einige Auskunft geben:

Indem ich bei diesen immer sich verlängernden Winterabenden das Studium der anorganischen Natur wieder ernstlich vornehme, auch die darauf bezüglichen Sammlungsakten fleißig durchsehe, finde ich das Verzeichniß einer Sendung, die mir, vom linken Rheinufer aus, vor einigen Jahren nachgeschickt worden, und welche ganz interessante Stufen jener Gegenden zu enthalten scheint. Unglücklicher Weise steht weder Name noch Datum dabey, doch erinnere ich mich, daß ich die damals mir in jenen Regionen begegnenden Wohlwollenden, die meine Sammlung zu vermehren geneigt waren, ersuchte ihre Gaben an Herrn D. Schlosser nach Frankfurt zu senden. Nun will mir auch in dunkler Erinnerung schweben, daß Freund Christian mich benachrichtigt, es sey eine solche Kiste angekommen, die aber wegen ihrer Schwere auf Gelegenheit warten sollte. Dieses sind freilich alles nur Dinge die mir wie durch einen lethäischen Nebel vorschweben. Da indessen in meinem Leben mir mehrmalen begegnet daß dergleichen verspätete Sendungen in Vergessenheit gegangen und irgendwo hingestellt worden, wo sie nur durch belebende Erinnerung sich wieder aufgefunden, so könnte ja

wohl dieß auch hier der Fall ſeyn. Ich würde durch die Auffindung vielleicht in den Stand geſetzt, dem Freunde, der die Zeit über nichts weiter von mir gehört meinen verſpäteten Dank auszuſprechen. Verzeihen ſey mir die Anfrage da mir bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Umgebung oft nur zu ſpät irgend eine Rückerinnerung wieder begegnet. Das herzlichſte Lebewohl!

Goethe.

37.

(Billet; nur Schlußworte und Unterſchrift eigenhändig.)

Wäre Ihnen, mein Theuerſter, nicht gleich bey der Geburt die entſchiedenſte Geſchäftsthätigkeit und Feſtigkeit von guten Geiſtern beigelegt worden und hätten ſich nicht durch Anſtrengung und Fleiß daraus nach und nach alle Tugenden Ihres ewig verehrten Vaters entwickelt, ſo daß Sie mehr für andere als für ſich im Leben zu handeln geneigt ja genöthigt ſind; ich wäre bei jeder neuen Sendung betroffen und beſchämt, welche Mühe bis ins Einzelne Kleinſte meine, obgleich nicht hoch wichtigen Geſchäfte Ihnen verurſachen.

Bleiben Sie überzeugt meiner treueſten Dankbarkeit und fahren fort bis ſich dann doch zuletzt dieſer Faden nach und nach abſpinnt.

Zuerſt alſo die Nachricht daß die Wechſel in Leipzig wohl angelangt, die Summe mir zu Gute geſchrieben, ſodann der größte Theil davon, auf mein Verlangen hieher geſendet worden.

Zunächſt folgt die Quittung über den Caſſebeſtand vom erſten April. Wenn das zu hoffende eingeht haben Sie die Gefälligkeit es mir anzuzeigen, vielleicht finde ich alsdann etwas draußen zu berichtigen.

Nächſtens erfolgt die Vollmacht für Herrn Schulin, und kann ich die Bedingungen worauf dieſes Geſchäft endlich abgeſchloſſen worden, nicht anders als höchlich billigen *).

---

*) Alles Vorſtehende bezieht ſich auf die Entlaſſung aus dem Frankf. Bürgerverbande und die Ueberweiſung des G.'ſchen Vermögens von dort nach Weimar.

Indem ich ſo eben mit den beſten Grüßen, Wünſchen und Segnungen ſchließen will, erhalte ich von Hauſe die Nachricht, daß ein neuer Sprößling in die Familie getreten.

Und als ich dies vermelde darf ich hoffen, daß Ihr Haus einen Gevatter-Brief freundlich anſehen wird.

und ſo fort u. für ewig

Jena
den 10ten April
1818.

Goethe

38.

(Diktirt; nur die zwei letzten Worte eigenhändig.)

Sie verzeihen, mein Werthester, wenn ich Ihnen um eines Scherzes willen heute beſchwerlich bin, er iſt aber gar zu artig als daß ich mich deſſen enthalten könnte.

In Frankfurt verkauft man ein optiſches Inſtrument von Anſicht wie eine kurze Tubus-Röhre, indem man durchſieht erblickt man farbige, regelmäßige Bilder, die ſich bei der geringſten Bewegung mit der größten Regelmäßigkeit verändern. Es iſt eine Londoner Erfindung, den Namen wüßt ich nicht recht anzugeben, in einem Briefe beſchiffre ich Kalleidoscop.

Zwei derſelben wünſche zu beſitzen. Der Kaufmann wird ſie ſorgfältig einpacken. Senden Sie mir ſolche gefälligſt durch die fahrende Poſt, und ſchreiben den Betrag auf Rechnung.

Die Addreſſe geht nach Weimar wie gewöhnlich.

Die Meinigen, denen es recht wohl geht, empfehlen ſich mit mir Ihnen und den theuren Ihrigen zum ſchönſten.

anhänglichſt

Jena
den 8ten Juni
1818

Goethe

39.

(Diktirt; nur Schlußformel und Datum eigenhändig.)

Die Nachricht von der Vermählung Ihres Herrn Bruders macht mir große Freude; sie beweißt mir, daß er in seinem neuen Zustande befestiget sey. Möge ihm alles das Gute werden, das er verdient. Bey meinem Aufenthalt in Frankfurt erinnere ich mich das Frauenzimmer gesehen zu haben. Ich überzeugte mich schon damals, auch nur dem allgemeinen Blicke nach, daß diese beyden Personen ein glückliches Paar machen könnten.

Die beyden Schaurohre sind glücklich angelangt, da ich denn für geneigte Anschaffung und sorgfältiges Packen doppelt Dank zu sagen habe. Sie zeigen die Gestalten ausgesucht schön. Man macht diese Rohre auch schon bey uns, aber es fehlt ihnen freylich die sorgfältigere Wahl der einzelnen Gegenstände, worauf so vieles ankommt. Mögen Sie die Gefälligkeit haben das Geld, was für mich bey Ihnen vorräthig liegt, in Kopfstücken wohlgepackt auf der fahrenden Post unter meiner Addresse nach Weimar zu senden, so bedarf es keines weiteren Umweges.

Ich wiederhole meinen tausendfältigen Dank für alle Sorgfalt, die Sie meinen Geschäften gewidmet, und bitte wegen des Ochsischen Hauses und was davon abhängt auch fernerhin um Dero geneigte Theilnahme. Empfehlen Sie mich und die Meinigen unter lebhaften Glückwünschungen in Ihrem theuren Familienkreise.

Bis jetzt hatte noch einige Hoffnung dieß alles persönlich auszurichten, die Aerzte aber beordern mich nach Carlsbad, denen ich denn wohl gehorchen muß.

Alles ersprießliche wünschend

treu verbunden

Jena
d. 27 Jun.
1818

Goethe

40.

(Diktirt; nur die letzten zwei Worte eigenhändig.)

Lange leben, mein theuerſter Freund! heißt eigentlich viele erleben und überleben*); die Erſtern fordern uns auf für ihre Bildung zu ſorgen, die Zweiten an der Geſchichte ihrer Bildung und Wirkung uns zu erbauen. Die Nachricht von dem Hinſcheiden Ihrer würdigen Frau Mutter traf mich über fortwährender Betrachtung der Verdienſte meines würdigen vierzigjährigen Freundes und Mitarbeiters, Staats-Miniſters von Voigt, von deſſen bedeutungsvollem Leben ein junger Freund uns eine wahrhaft erfreuliche Erinnerung aufbewahrt. Das beyliegende Heft werden Sie gewiß mit Theilnahme durchleſen.

Und ſo war mir denn auch gleich die Perſönlichkeit und der Lebenswandel Ihrer würdigen Frau Mutter, in ſo fern es mir bekannt geworden, gegenwärtig; ich erinnerte mich deſſen was ſie mir von den franzöſiſchen traurigen Zeiten erzählte und wie mit eigener Beſonnenheit ſie mir von jenen Zuſtänden Rechenſchaft gab, wo eigentlich jeder friedliche Bürger die Beſinnung verlieren mußte.

Im vielfachſten Sinne wird Ihnen dieſes Andenken geſegnet ſeyn, wie ich ſo oft auf meinem Lebenswege an Denk- und Handelsweiſe meiner Mutter, an ihren Muth und Glauben kräftig erinnert werde. Möge Ihnen und den theuren Ihrigen, denen ich mich beſtens empfehle, alles Gute gerathen und gedeihen. Meine Kinder ſind nach Berlin, um ſich in dem Glanze der Königsſtadt zu ſonnen. Mein Enkel gedeiht und ich ſelbſt befinde mich beſſer als ſeit langen Zeiten. Laſſen Sie manchmal hören wie es Ihnen allerſeits ergeht, und erlauben daß ich in kleinen und größern Angelegenheiten mich an Sie wende. Den Caſſevorrath, haben Sie die Gefälligkeit, vorerſt an ſich zu behalten.

Zugleich vermelde daß das herrliche Bild glücklich angekommen, obgleich nicht ohne Gefahr verderbt zu werden. Bey ſorgfältigſter Packung konnte man einen Umſtand nicht vorausſehen, der ſich unterwegs

*) Goethe liebte dieſe Wendung; er gebraucht ſie wieder in dem bekannten Briefe an Auguſte Stolberg 1822; ebenſo an Zelter, an Boiſſerée.

ereignet hat, und welchen ich umſtändlich nächſtens melde, weil in ſolchen Dingen niemand auslernt. Dieſe Geſchichtserzählung ſo wie die Medaille für Herrn Schütz erfolgt mit nächſter fahrender Poſt.

Mich angelegentlichſt empfehlend

Weimar
d 17ten May
1819.

treulichſt

J W v Goethe

41.

(Diktirt; nur „treul. G.“ eigenhändig.)

Dießmal, theurer, trefflicher Freund, geht es mir wie ſchon oft, daß ich meinem Dank für Gefälligkeit auf Gefälligkeit neuen Wunſch und Bitte*) zufüge. Dießmal wenigſtens nicht ohne Zuverſicht daß ich Ihnen zugleich ein wahres Vergnügen bereite.

Der jüngere Sohn des verewigten Schiller, im Preußiſchen Rechtsfache am Niederrhein als Aſſeſſor angeſtellt, überbringt Gegenwärtiges und erweckt gewiß, auf mehr als eine Weiſe, Ihre Theilnahme. Laſſen Sie ihn alſo hiedurch mehr angekündigt als empfohlen ſein. Sollten Sie ihm auf den Grad geneigt werden, daß Sie ihn weiter fort, Mayn und Rhein hinab, durch freundliche Worte beförderten, ſo werden Sie auch mich dadurch gar ſehr verbinden. Ihrem**) Herrn Bruder in Coblenz wünſcht ich bey dieſer Gelegenheit auch herzlich empfohlen zu ſeyn.

An dem Tage da ich dieſes abgebe erhalte ich Ihre gütige Nachricht, daß das Geld ausgezalt worden, nur finde eine Differenz darin, daß Ihr Brief von vierundzwanzig Carolin ſpricht, da die Quittung

*) Die ſechs Worte „auf Gef. neuen W. u. B.“ ſind im Original mit den überſchriebenen Ziffern 5 6 1 2 3 4 bezeichnet; mir ſcheint die urſprüngliche Wortſtellung, wie ſie oben beibehalten iſt, eine beſſere Konſtruktion zu geben.

**) Von hier ab bis zum Schluß iſt eine andere Handſchrift, als ob ein zweiter Sekretär eingetreten ſei.

ur auf zwanzig lautet. Aufklären wird ſich dieſes leicht; möge das Kunſtwerk ſelbſt glücklich anlangen.

Einem Packet das im Wechſel in dieſen Tagen an Sie abgeht wünſche freundlichen Empfang.

Mögen Sie mir doch ſagen, ob Geheimderath von Willmer wieder zu Hauſe iſt? er hat ſeit ſeiner Abreiſe von Berlin nichts wieder von ſich hören laſſen.

Weimar
d 16ᵗᵉ Junn
1819.

treulichſt

Goethe

42.

(Diktirt; nur die drei letzten Worte eigenhändig.)

Mit verpflichtetem Dank erkenne ich, mein Werthester, daß Sie, nach herkömmlicher treuer Ordnungsliebe und Wohlwollen, mich aus dem Schlafe wecken in welchem bisher meine Correſpondenz verſenkt lag. Zur Entſchuldigung darf ich wohl anführen: daß ich, von Karlsbad ſpät zurückkommend, ſowohl in Jena als hier dergeſtalt mannigfaltig beſchäftigt ward, daß mir in den letztvergangenen Monaten kaum eine Wirkung in die Ferne möglich blieb.

Die ſchönen, um einen leidlichen Preis erſtandenen Kupfer Martin Schöns kamen zur rechten Zeit bey mir an, und veranlaßten mich aus der Beckerſchen Auction zu Dresden mehreres von dieſem Meiſter zu erſtehen, ſo daß ich nun gerade genug beſitze um ſein Talent würdigen und ſchätzen zu können.

Auch ſonſt iſt manches Angenehme und Bedeutende von Kunſtwerken bey mir eingelangt, woran ich mich denn freylich in meinem häuslichen Kreiße tröſten und erbauen muß, wenn Freunde Gelegenheit finden an fremden Orten mannigfaltigere und mehr bedeutende Kunſtwerke zu beſchauen. Unſere Freunde in Stuttgard*) hätt' ich freylich

*) Die Brüder Boiſſerée und ihr Genoſſe Bertram, welche ſeit Frühling 1819 von Heidelberg nach Stuttgart übergeſiedelt waren.

gerne längſt beſucht, dort müſſen ihre Schätze, in größerer Freyheit aufgeſtellt, hohen Genuß und Belehrung gewähren.

Mögen Sie mir doch auch einmal gelegentlich ſagen wie es mit dem Frauenbilde ſteht, das der jüngere Morgenſtern zu reſtauriren unternommen. Der Vater iſt, wie ich höre, mit Tode abgegangen, nachdem er ſich eines langen und thätigen Lebens erfreut.

Manchmal berichtet mir ein Reiſender, daß ſich Ihr Herr Bruder in Coblenz noch ganz wohl befinde*). Auch in ſeinem Wirkungskreiſe hoff ich ſoll ihm das Unternommene gedeihen. Grüßen Sie ihn gelegentlich zum ſchönſten; ob er mir nicht auch einmal ſchreiben möchte?

Und ſo laſſen Sie mich, mit den beſten Grüßen an Ihre theure Frau Gemahlin für diesmal ſchließen und mich unterzeichnen

Weimar
den 7ten Januar
1820

treulichſt verbunden

J W Goethe.

43.

(Diktirt, nur Schlußformel und Namensunterſchrift eigenhändig.)

Aus nachſtehendem belieben Sie, theuerſter trefflichſter Freund zu erſehen, daß ich Ihnen ſchon wieder eine neue Bemühung zugedacht. Sollte die Kiſte worin ſich die Abgüſſe befinden in vollkommen gutem Zuſtande bey Ihnen anlangen ſo würde ich freylich nicht rathen ſolche zu eröffnen; würde aber eine Eröffnung und nähere Unterſuchung nöthig gefunden; ſo trifft es vielleicht grade in eine Zeit wo es Ihnen ſelbſt nicht unangenehm iſt dieſe merkwürdigen Reſte des Alterthums zu betrachten und kennen zu lernen. Die Auslage überſende ſogleich, entweder durch Anweiſung oder baar.

Nach vierzehntägigen Leiden an einem ſtarken Catarrhfieber (worüber ich mich jedoch nicht beklagen darf, da ich ſo viele Freunde und Fremde als Mitleidende wiſſen mußte), erhob ich mich wieder zu

*) Chriſtian Schloſſer hatte Coblenz ſchon im Herbſt 1819 verlaſſen.

Zufall, du haſt wo angeſtoßen. Sey ruhig, ſey getroſt! Sieh mich an! Geſtehe mir, haſt du dich beſchädigt?

Jery. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird nichts thun, es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bätely. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmal! Ja, ſo wird es gethan ſeyn. Es wird beſſer ſeyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bätely. Das leideſt du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jery. Rede nicht.

Bätely. So beſcheiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand iſt aufgeſchlagen, und du ſchweigſt?

gewohnter Thätigkeit. Möge sie ununterbrochener dauern und ich von Ihrem und der theuren Ihrigen Befinden immer das gleiche Gute vernehmen.

Weimar
den 1ª Februar
1820

treulichst verbunden

J W v Goethe

(Auf dem zweiten Blatt desselben Bogens steht, ebenfalls von der Hand eines Schreibers:)

Copia.

Der Kunsthändler Herr Conrado von Rom verbindet sich 600 ausgesuchte Abdrücke der florentinischen Sammlung geschnittener Steine nach Frankfurt am Mayn an Herrn Rath und Doctor Schlosser abzuliefern welcher wenn sie wohlbehalten ankommen gegen Vorzeigung dieses gegenwärtigen Blattes die Summe von 15 Ducaten in Gold erlegen wird.

Il Sigr Conrado antiquario di Roma si obliga di far pervenire a Francofort sul Meno al Sigr Consigliere Dottor Schlosser le seicento impromte in Zolfo estratte delle Gemme del Gabinetto di Firenze. Il detto Sigr Schlosser essaminera se sono arrivato ben conditionato [sic] e pagarà allora in virtu di questo foglio quindeci Zechini in Oro a l'ordine del detto sigr Conrado.

Im Namen und Auftrag Sr. Excellenz des Herrn Staats-Minister von Goethe.

Weimar d. Januar 1820. Heinrich Meyer.

(Ob das Vorhere vom Heinrich Meyer eigenhändig geschrieben?)

44.

(Billet, nur das letzte Alinea und die Unterschrift eigenhändig.)

Der schon längst in Weimar glücklich angekommene Kasten mit Kupfern ist nun auch zu mir herüber gelangt und ich bin mit dem Preise im Ganzen höchlich zufrieden. Ich würde auch nicht nach den

einzelnen Posten fragen, wenn diese Sendung nicht mit einem Freunde zu theilen wäre. Darf ich Sie also, mein Theuerster ersuchen mir ein Verzeichniß der erstandenen Kupfer mit beygesetzten Preisen gelegentlich zukommen zu lassen, so würde ich mich alsdann leicht mit meinen Committenten auseinander setzen. Besonders weiß ich Herrn Schütz recht vielen Dank daß er den Triumphzug des Montegna festgehalten; Einzelnes besitz ich schon, das Ganze wünschte ich viele Jahre. Und so ist auch alles Uebrige durchaus verdienstlich.

Empfehlen Sie mich nahen und fernen Freunden und erhalten mir immer sofort das treue mir Wohlwollen. Unter dem heutigen Datum erhält Banquier Ulmann in Weimar den Auftrag die Schuld von 73 Gulden 42 Xr. abzutragen; so wie auch ein Heftgen an Hr. Büchler abgeht. Ich wünsche nur, daß es von der würdigen Gesellschaft und ihrem verehrten Herrn Präsidenten möge freundlich aufgenommen werden. Ich habe eine besondere Eigenheit, die mich so glücklich als unglücklich geleitet hat, mehr oder weniger zu geben als man wünscht; sehr selten aber das was man eigentlich wünscht. Meine alten Freunde haben sich daran leidend erfreut und sich erfreuend gelitten; mögen die neuen auch wohlwollend nachsichtig seyn.

Die Hoffnung Sie hier zu sehen erfreut mich höchlich, so wie die Meinigen. Doch bitte um gütige Nachricht, da ich diesen Sommer u. Herbst noch einigemal abwesend zu seyn genöthigt bin.

Jena
den 30. Juny
1820

treulichst

J W v Goethe.

45.

(Diktat; nur die letzten zwei Worte eigenhändig.)

Diesmal, mein Theuerster, werde ich durch den Rath und Bibliothekar Vulpius angeregt, Ihnen zu schreiben. Er wühlt die Flöz-schichten aller Deductionen auf, die, seitdem sie der berühmte Puder

46.

(Diktirt; nur Schlußformel und Unterschrift eigenhändig.)

Der Unfall, der Ihr Haus und also auch uns betroffen*), ward mir von Boisserée aus Paris gemeldet, wodurch ich in das nächste Mitgefühl des Schmerzes versetzt worden. Er schilderte mir lebhaft den schrecklichen Uebergang vom Hoffen zum traurigsten Entbehren. Wenn ich meine Gedanken nunmehr zu Ihnen wendete: wie Sie, von glücklicher und froh vollbrachter Reise zurückkehrend, gerade das Unerfreulichste, Zerstörende vernehmen mußten, so gehörte dies zu den traurigen Fällen, die mich, vor dem Jahresschluß, an meinen wertheſten betroffen haben.

Unsere, nie genug zu verehrende, Frau Großherzogin hat unversehens im eigenen Zimmer einen Fall gethan, wodurch sie die beyden Röhren des rechten Arms, gerade über dem Gelenke zerbrach; das Hauptübel ist glücklich geheilt; aber ein, hartnäckig zu- und abnehmender Handgeschwulst will sich noch nicht bändigen lassen. Aehnliche Uebel an Freunden und Bekannten mußt ich gleichfalls erleben, und Sie werden auch mich bedauern, daß ich, bey einem höchst leidlichen Befinden, meine Geistesheiterkeit durch solche nahverwandte Schicksale getrübt sehe.

Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Gattinn und gedenken mein, in traurigen und frohen Stunden, als eines treulich Theilnehmenden.

Drey Paquete der uns gegönnten Deductionen**) sind wohlbehalten angekommen. Meine Sorgfalt für die Jenaische Bibliothek wird durch solche freundschaftliche Beyträge höchlich belohnt. Rath Vulpius freut sich dabey der zuwachsenden Arbeit und empfiehlt sich zum allerbesten.

Für die, der Rudolstädtischen Sammlung erwiesene Aufmerksamkeit danke schönstens; man soll nicht müde werden dergleichen Dinge aus-

*) Christian Schlosser's Frau, geb. Helene Goutard, war kurze Zeit vorher in Paris plötzlich gestorben. Vgl. S. Boisserée's Brief an Goethe, Paris 24. November 1820.

**) S. den vorigen Brief.

zubieten; wie ich denn die wunderbarſten Fälle erlebt habe, daß eine Empfehlung nach Oſten eine Wirkung nach Weſten verurſachte, wo gerade dieſer Gegenſtand gewünſcht und verlangt wurde.

Verſichern Sie Ihren guten Bruder meiner aufrichtigſten Theilnahme. Es iſt ſo ſchmerzlich daß unſer guter Wille zu thätigem Beyſtand ſich in ſolchen Fällen nur gelähmt findet. Es iſt gerade als wenn man ſelbſt untergegangen wäre.

Ich beſchäftige mich eben mit Studien über die ich mich ſonſt mit ihm zu unterhalten pflegte und dies vergegenwärtigt mir leider nur um ſo mehr ſeinen augenblicklichen Zuſtand.

Ihre liebe Schweſter läßt ſich lange erwarten. Wenn es ihr am Orte des gegenwärtigen Aufenthalts wohlgeht und wohlgefällt, ſo wollen wir uns gerne mit der Hoffnung tröſten, ſie endlich doch noch bey uns zu ſehen.

Erlauben Sie, theuerſter und gefälligſter Freund, daß ich Sie von Zeit zu Zeit*), wie ehemals mit einer kleinen Beſtellung beläſtigen und Ihnen deshalb eine kleine Caſſe nächſtens anweiſen darf.

Weimar
den 10. Januar
1821.

treulich verbunden

J W v Goethe

47.

(Diktirt; nur Schlußformel und Unterſchrift eigenhändig.)

Daß ich nach ſo langer Zeit Ihnen mein Werthеſter auch wieder einmal ſchreibe veranlaßt mich ein angenehmer Umſtand. Vor einiger Zeit erhielt ich einen Brief Ihres lieben Bruders, datirt von

*) Mit dieſer Wendung „von Zeit zu Zeit“ pflegte Goethe in jenen Jahren eine allmälige Einſchränkung ſeiner Korreſpondenz einzuleiten. — Die große Lücke bis zum nächſten Briefe wird zum Theil ausgefüllt durch die Berichte, welche der Sohn Auguſt an Schloſſer ſchickte (ſ. u.); Goethe ſelbſt war in der Zwiſchenzeit zweimal ſehr ſchwer krank.

Boulogne, der mir eine junge Virtuosin anmelden sollte. Das Frauenzimmer blieb aus, das freundliche Andenken jedoch traf mich zu einer Zeit, wo ich eben alte Papiere zu mustern beschäftigt war, und mein Vorsatz bey dieser Gelegenheit etwas nach seinen frühern Wünschen zur Seite zu legen, wurde dadurch nur thätiger. Sie erhalten also nächstens ein an ihn gerichtetes Packet, welches ihm zuzusenden bitte.

Erlauben Sie zugleich ein anderes freundliches Ansuchen. Ich vernehme daß Herr Macco, ein von mir längst gekannter und geschätzter Künstler, den neugriechischen Charon, den sie sich unter der Form eines wilden, flüchtig dahin rauschenden, auf seinem Zuge die abgeschiedenen Seelen fortschleppenden Reuters denken, bildlich vorgestellt habe.

Da mir nun dieses zu besondern Vergnügen gereicht, so würden Sie mir ja wohl die Gefälligkeit erzeigen, sich bescheidentlich zu erkundigen, ob dieses Bild, welches wahrscheinlich von transportabler Größe ist, mir nicht könnte wohleingepackt, unfrankirt übersendet werden; ich würde es in kurzer Zeit portofrey wieder zurück befördern. Ich hätte dadurch das doppelte Vergnügen einen meiner artistischen Wünsche erfüllt zu sehen, sodann auch wieder einmal die Arbeit eines längst geschätzten vorzüglichen Künstlers vor mir zu haben. Verzeihen Sie diese Bemühung, wodurch Ihnen vielleicht auch, wenn Sie das Bild beschauen, etwas Angenehmes zu Theil wird. Empfehlen Sie mich Ihrer theuren Gattin, und erhalten mir fortwährend ein treulich wohlwollendes Andenken.

Weimar
den 21. May
1824.

und so fortan

J W v Goethe

(Auf der Rückseite, abermals bittet:)

Dem Herrn Bruder zugedachte Handschriften:

Schiller
Wieland
Herder
J. P. Richter
Voß
Jung Stilling
Mounier (?)
Meine eigene.

48.

(Diktirt; nur Schlußformel und Unterſchrift eigenhändig. Oben darüber von Schloſſer's Hand: „Dazu ein kleiner Kupferſtich, Goethe's Portrait, mit Dankvers zum 7. November 1825“*).

Erſt nach und nach gelange ich zu dem ruhigen Genuß des vielen Guten, das mir am ſiebenten November überraſchend geworden, und mein verſpäteter Dank mag ſelbſt als Zeugniß gelten, wie ſehr ich auf vielfache Weiſe mich erfreut und gerührt gefunden.

So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, ſo bedarf das Glück auch dieſes wohlthätigen Einfluſſes und ich alſo deſſelben gar ſehr, um nur wieder mir ſelbſt anzugehören. Solchen Tagen ſucht man ſich im Augenblick möglichſt gleichzuſtellen, fühlt aber erſt hinterher, daß eine ſo ungewöhnliche Anſtrengung einen abgeſpannten Zuſtand zur Folge haben müſſe.

Und ſo komme ich endlich dazu, auszuſprechen, mein Theuerſter, wie höchſt angenehm mir die Sendung geweſen und welchen ſchönen Platz ſie unter den reichen, mir gewidmeten Gaben in dieſen Stunden eingenommen.

Daß eine frühere, wie aus dem Gedicht ſelbſt hervorgeht, extemporirte Freundlichkeit gegen meine älteſten Freunde ſich ſo lange erhalten hat und nach ſo langer Zeit in einer übereinſtimmenden Periode eigentlich erſt zur Erſcheinung kommt, iſt gar merkwürdig und ich habe allerdings für die geneigte Mittheilung zu danken, welche ſich auch hier einer allgemeinen Theilnahme zu erfreuen hatte**).

---

*) Goethe's fünfzigjähriger Jubeltag; Jahrestag ſeiner Ankunft in Weimar am 7. November 1775. Der betreffende Dankvers iſt der bekannte „Meinem feyerlich Bewegten“ u. ſ. w. Goethe ließ ihn als Unterſchrift ſeines Relief-Porträts facſimiliren und verſandte das Blatt in vielen Exemplaren.

**) Bezieht ſich auf das Goethe'ſche Gedicht: „Dem Paſſavant- und Schöbleriſchen Brautpaare, die Geſchwiſter des Bräutigams zum 25. Juli 1774; Er

Laſſen Sie beyliegende Blättchen ſich empfohlen ſeyn und erneuern dadurch mein Andenken bey Wohlwollenden und Getreuen; den Paſſavantiſchen bitte mich vorzüglich zu empfehlen.

Für die Mittheilung der kräftigen zeitgemäßen Lieder danke zum allerſchönſten und ſchließe mit dem traulichſten Gruß an die lieben Ihrigen und mit dem Wunſche, noch lange an einem ſo ſchönen und reinen Familienverhältniſſe Theil nehmen zu können.

Weimar den 12 Decbr. 1825.

treu anhänglich

Goethe

Nota. In Schloſſer's Verzeichniß der Goethe'ſchen Briefe an ihn ſtehen noch die Data dreier Briefe angemerkt, welche Briefe ſelbſt fehlen: 1818. 23. Febr. 1825. Zwei autographirte Billets vom 8. Mai. Was aus dieſen Briefen und Billets geworden, hat Schloſſer nicht bemerkt und iſt nicht mehr zu ermitteln.

ſingt hinweg, dich zu umfangen" u. ſ. w. Dieſes Gedicht hatte ein eigenes Schickſal: Schloſſer, der es „von dem eigenhändigen Concepte Goethe's" wörtlich mit dem Druck übereinſtimmend abgeſchrieben, hat uns zugleich eine Nachſchrift des jungen Dichters unter ſeinem Gedichte erhalten; ſie lautet: „Spat, doch nicht zu ſpät hoff ich. Grüßen Sie Paſſav. Und meinem Vater doch auch einige Exemplare dieſes Carmens." — Zuſatz von Schloſſer: „Ire Nota. Wirklich war das Carmen verſpätet. Bei der Hochzeit konnte kein Gebrauch davon gemacht werden. Dagegen ward das Originalconcept des Verfaſſers den Brautleuten bei ihrer goldenen Hochzeit, fünfzig Jahre ſpäter, zugeſtellt. Die Hochzeit war den 25. Juli 1774, die goldene alſo den 25. Juli 1824." — Offenbar hat Goethe das Gedicht und die Nachſchrift nicht in Frankfurt geſchrieben, ſondern von auswärts eingeſandt; in jene Sommerzeit 1774 fällt Lavater's Beſuch in Frankfurt und Goethe's Reiſe mit ihm rheinabwärts nach Neuwied und Coblenz; er allein ging noch weiter nach Düſſeldorf, wo er am 21. Juli (falls er ſich nicht im Datum des betreffenden Briefes an Betty Jacobi irrt) bei Jacobi's ins leere Haus kam.

49.

(Diktirt, nur Schlußformel und Unterschrift eigenhändig.)

Es war wirklich, theuerster Herr und Freund, ein sehr glücklicher Gedanke: durch einen geschickten Künstler Ihre ernst-heitere Wohnung und die unschätzbare Gegend*) abbilden und vervielfältigen zu lassen; es kann uns nichts Freudigeres und mehr ermunterndes begegnen, als wenn wir, zugleich mit guten und herzlichen Worten, auch ein vorzügliches Lokal erblicken, wo Sie behaglich verweilen, wo Sie an uns denken, von woher Sie Ihre Schreiben an uns richten. Es entsteht daraus eine gewisse Unmittelbarkeit des Zusammenseyns welche höchst reizend ist.

Indem ich also mit Ihnen mich in Ihrer liebenswürdigen Umgebung erfreue, sage, jedoch nur mit dem Wenigsten, daß ich diese gute Jahreszeit über Ihren Wunsch vor Augen haben werde. Zwar sind meine Papiere in guter Ordnung, doch bedarf es warmer Tage und ruhiger Stunden um das allenfalls Gewünschte herauszufinden. Die Aufsätze Ihres Herrn Bruders, dessen Andenken uns immer lieb und werth bleiben muß, sind wohlverwahrt, sollen aufgesucht und baldigst gesendet werden.

Daß Sie meinem wahrhaft geehrten Manzoni Ihre Aufmerksamkeit in dem Grade gewidmet, um von seinem vorzüglichen Adelchi eine sinn- und geschmackvolle Uebersetzung zu liefern**), freut mich gar sehr. Die wenigen Stellen die ich in den ersten Augenblicken betrachten können, geben mir eine schöne Einleitung in das Ganze. Vielleicht findet Ihr Verleger Gelegenheit ein Exemplar über die Alpen ihm zuzusenden. Wollen Sie dabey meiner und meines Verhältnisses zu ihm gedenken, so wird es ihm gewiß erheiternde Augenblicke verschaffen. Es ist leider nichts naturgemäßer, als daß ein so schönes reiches Gemüth nicht in voller Freyheit des Lebens genieße.

---

*) Stift Neuburg mit Umgebung.

**) Adelgis. Trauerspiel von Alexander Manzoni. Aus dem Italienischen von Dr. J. Fr. G. Schlosser. (In zweiter Auflage Heidelberg 1856.)

Mehr ſag' ich nicht als nur den Wunſch: daß Sie und Ihre Frau Gemahlin, da Ihnen ein ſo erwünſchter Sommeraufenthalt geworden, auch deſſelben, in aller Zufriedenheit, vollkommen genießen mögen, wobey ich mein und der Meinigen zu gedenken nicht vorerſt zu bitten habe. Hier ſchließen aber wäre unrecht, wenn ich nicht vermeldete: daß mein Sohn, mit dem vorzüglich guten und braven Eckermann, nach Italien gegangen iſt. Ihre Briefe aus Mayland melden wie wohl es ihnen geht.

Mich aber- und abermals zum allerſchönſten empfehlend, auch in Heidelberg bey Freunden und Wiſſenſchaftsgenoſſen meiner zu gedenken wünſchend und bittend,

Weimar
d. 28. May
1830.

treu angehörig

J W v Goethe

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bätely. Nimm das Tuch, du wirſt ſonſt voll Blut.

Jery. Es heilt für ſich, es heilt geſchwinde.

Bätely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umſchlag zurechte machen. Warmer Wein iſt gut und heilſam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da. ab.

Jery allein.

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift in's tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

Die Nachricht von Goethe's Tod

erhielt Frau Schlosser durch folgende Zeilen der Frau von Pogwisch, Schwiegermutter des vor dem Vater verstorbenen August von Goethe:

Meine Tochter Ottilie zu sehr von dem sie getroffenen Verlust angegriffen trägt mir auf beste Frau Räthin Ihnen in ihrem Nahmen anzuzeigen, daß ihr verehrter Schwiegervater vorgestern den 22ten gegen 12 Uhr nach einem 8tägigen Unwohlseyn sanft u dem äußern Anschein nach schmerzensfrey gestorben. Die Krankheit war anfänglich ein Catarh der einige Tage nachher besser schien, jedoch nach zwey Tagen verschlimmerte es sich wieder u nach dem Ausspruch des Arztes war sein Ende ein Schlag u Stickfluß. Zwey Stunden vor seinem Tode hat er mit Ottilien noch die heitersten u scherzhaftesten Gespräche geführt u überhaupt in den letzten Tagen immer noch die eigenthümlich geistvollen Urtheile über Bücher u Leben ausgesprochen. Es ist mir leid daß ein so trauriges Ereigniß mir Gelegenheit giebt Sie der ausgezeichneten Hochachtung zu versichern mit der ich bin

Ihre

Weimar
den 24ten März
1832

ganz ergebene Dienerin

Henriette von Pogwisch
geb. Gräfin Henkel.

Goethe's Bild von Kügelgen, 1810.

(Anhang zu G.'s Brief an Kügl. vom 24. Jan. 1811.)

Gerhard von Kügelgen war zu Anfang dieses Jahrhunderts ein geschätzter und gesuchter Porträtmaler, in Dresden ansässig. In den Weimar'schen Kreisen war er sehr beliebt und wurde viel beschäftigt. Goethe erwähnt ihn in den Annalen wiederholt. So 1808: „Am Schlusse des Jahrs besuchte uns der überall willkommene Kügelgen; er malte mein Porträt, und seine Persönlichkeit mußte nothwendig auf den gebildet geselligen Kreis die zarteste Einwirkung ausüben." Mit gleicher Anerkennung 1809: „Kügelgen, der gute, im Umgang allen so werthe Künstler, verweilte mehrere Wochen bei uns; er malte Wielands Porträt und meins nach der Person, Herders und Schillers nach der Ueberlieferung. Mensch und Maler waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten." Diese vier Porträts malte Kügelgen für seine eigene Sammlung von berühmten Zeitgenossen; seine Schülerin Karoline Bardua copirte sie für die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold zum Geschenk für den Grafen Reinhard, Goethe's Freund. Das Goethe-Porträt aus dieser Vierzahl hat später die Kunsthandlung von Artaria und Fontaine in Mailand durch Heß in Kupfer stechen lassen und veröffentlicht.

Kügelgen war ein schöner Mann, brünett, mit schwarzem Haar und feurigen, sehr dunkelbraunen Augen, dem es auch seinerseits in Weimar wohl behagte. Den größten Theil des Winters 1808/9 blieb er dort und schrieb den Seinigen in Dresden zufriedene Briefe. Im Weimar-Album von 1840 giebt Stephan Schütze in dem Aufsatze: „Die Abendgesellschaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar 1806 bis

1830" eine kurze charakteriſtiſche Notiz über Kügelgen. Der Fremden gedenkend, welche in dieſen Geſellſchaften vorübergehend erſchienen, ſagt er: „Kügelgen, der (vom 8. Dezember 1808) mehrere Wochen in Weimar ſich aufhielt, um Wieland und Goethe zu malen, bildete in dieſer Zeit einen ſehr ſchönen Abſchnitt. Die holde Leutſeligkeit, die ihn umgab und die zu jeder Duldung bereit ſchien, erwarb ihm ſehr leicht die Zuneigung anderer Menſchen, beſonders der Frauen. Die Guitarre im Arme, ſchloß er mit geſchicktem Saitenſpiel ganz vorzüglich dem ſchönen Geſchlechte ſich an .... Seine Bilder gefielen faſt allgemein durch ihr lebhaftes (etwas buntes) Kolorit und durch den Ausdruck weit geöffneter ſtrahlender Augen, wodurch er ſie zu idealiſiren ſtrebte."

Die Art ſeiner Porträts iſt mit dieſen Worten gut bezeichnet; für das Schloſſer'ſche Goethebild ſind ſie zutreffend. Die dieſer Schrift beigegebene Photographie giebt die ſtrahlenden Augen vortrefflich wieder; die Farbenpracht des Miniſterkleides erſcheint gemildert.

Der Rahmen, geſchnitzt und vergoldet, iſt für das Bild eigens in Dresden angefertigt. Mit erhabener Schrift ſteht auf den vier Rändern, in arabeskenartiger Verzierung, unten GOETHE, oben SCHLOSSER, links KUIGELGEN, rechts MDCCCX. Kügelgen ſelbſt fand den Rahmen der Beachtung werth; am 10. Januar 1812 ſchrieb er aus Dresden an Friedrich Frommann in Jena: „Von Goethe habe ich in dieſen Tagen einen Brief gehabt, worin er mit vieler Zufriedenheit über das ihm geſchickte Bild und den Rahmen ſpricht. Sollten Sie es noch nicht geſehen haben, ſo will ich Sie noch beſonders auf den Rahmen aufmerkſam machen. Laſſen Sie ihn ungeſehen doch nicht nach Frankfurt gehen."

Das Bild in dieſem Rahmen iſt auf Stift Neuburg im Bibliothek-Saale.

Der lebensfrohe, weltmänniſche Kügelgen hatte ein trübes Alter, und ſein Ende gar war tragiſch. Ende 1815 verlor er ſein in ruſſiſchen Papieren angelegtes Vermögen und ſeine Kunſt mußte wieder nach Brod gehen; er wurde ſchwermüthig und gerieth ganz in eine ſtark katholiſirende Richtung von (wenig erfreulichen) Heiligenbildern. Im März 1820 wurde er auf einem Spaziergange zwiſchen Dresden und Loſchwitz von einem Raubmörder ermordet. Sein Sohn Wilhelm, der den lang ausbleibenden Vater ſuchen ging, fand ihn in ſeinem Blute todt; es iſt ergreifend zu leſen, wie er die Angſt des Suchens, das Entſetzen des Findens ſchildert. Noch 1822 gedenkt Zelter in

einem Brief an Goethe der Mordthat mit Schaudern: „An der Stelle bin ich vorbeigefahren, wo die entsetzliche That geschehen ist; fast in der Vorstadt, wo überall Leben ist. Ein infamer Dieb ermordet einen stillen, fleißigen, geliebten Mann, um wenige Groschen zu stehlen — — es ist unmöglich, aber es ist wahr."

Jener Sohn, Wilhelm von Kügelgen, ist der Verfasser der vor wenigen Jahren erschienenen, heiter plaudernden „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", in denen er natürlich viel von seinem Vater und einiges von Goethe erzählt, den er 1815 bei seinen Eltern in Dresden sah. Auch er hat sich als Maler versucht. Er starb 1867 als Kammerherr in Ballenstädt.

Ueber Kügelgen den Vater vgl. auch: „Das Leben Gerhard's v. K., erzählt von Fr. Chr. Aug. Hasse, mit dem Bildniß des Künstlers. Leipzig, 1824."

Goethe an ſeine Mutter und an Rath Schloſſer's Eltern.

Goethe an seine Mutter, Rom 1786.

Eine Perle des Schloſſer'ſchen Nachlaſſes! Der einzige Brief Goethe's aus Italien an ſeine Mutter, der ſich erhalten hat.* Ein halber Bogen, in zwei Quartblätter gebrochen. Die Adreſſe lautet:

(oben links: di Roma)

A Madame
Madame Goethe
Conseillere
a
fr. Francfort
sur le Mein

Die Worte di Roma ſind von andrer Handſchrift und mit andrer Tinte. Alles andre eigenhändig wie der Brief ſelbſt. Kein Poſtſtempel. Das Siegel ſorgfältig ausgeſchnitten, wie zum Aufbewahren.

Rom d. 4 Nov. 86.

Vor allem andern muß ich Ihnen ſagen liebe Mutter daß ich glücklich und geſund hier angelangt bin. Meine Reiſe die ich ganz im Stillen unternahm hat mir viel Freude gemacht. Ich bin durch Bayern, Tyrol über Verona, Vicenz, Padua, Venedig, Ferrara, Bologna, und Florenz hier hergekommen, ganz allein und unbekannt, auch hier obſervire ich eine Art Inkognito.

Wie wohl mir's ist daß sich soviele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die Gegenstände in der Natur sehe die ich von Jugend auf in Kupfer sah, und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken.

Alle diese Dinge seh ich freylich ein wenig spate, doch mit desto mehr Nutzen und viel in kurzer Zeit.

Wie lang ich bleibe weiß ich noch nicht, es wird darauf ankommen wie es zu Hause aussieht. Auf alle Fälle geh ich über die Schweitz zurück und besuche Sie. Da wollen wir uns was rechts zu Gute thun, doch das bleibt alles unter uns.

Heute hab ich nicht Zeit viel zu sagen, nur wollt ich daß Sie schnell die Freude mit mir theilten. Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen u mir u meinen Freunden zu größerer Freude leben.

Innliegenden Brief schicken Sie an die Bethmänner ohne daß diese eben erfahren daß der Brief durch Sie gegangen ist. Die Bethmänner haben mir ohne es selbst zu wissen unter einem fremden Nahmen Credit gemacht.

Schreiben Sie mir bald und viel wie es Ihnen geht und sonst was Neues, in der Fremde ist alles von Freunden und Lieben interessant.

Auch wann dieser Brief ankommt damit ich mich danach richten kann. Leben Sie wohl und lieben mich

G

Das Antwortschreiben der Mutter (vom 17. November 1786) auf diesen Brief hatte das Schicksal, der österreichischen Geheimpolizei in die Hände zu fallen, nachdem Goethe selbst es empfangen hatte; es wurde erst 1868 bekannt, in der Schrift Seb. Brunner's: „Die theologische Dienerschaft am Hofe Joseph II., geheime Correspondenzen und Enthüllungen" (wo S. 157 ff. das Nähere); daraus bei Keil: „Frau Rath", S. 254. Von dem Freudenschrei der Mutter, als sie ihren Wolfgang in Rom weiß, kann ich mich nicht enthalten, hier einiges beizufügen; das liest man immer gern: „Jubiliren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von Jugend auf in Deiner

Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit Deinem großen Blick vor Alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reiße auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen, und nicht allein Dich, sondern alle die das Glück haben in Deinem Wirkungskreiß zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtniß bleiben: „wenn Dein Wolfgang nach Maintz reiset, bringt er mehr Kenntniße mit als andere, die von Paris oder London zurückkommen." — Ein wahres Entzücken, dieser Stolz der Mutter auf den Sohn!

Goethe an Rath Schloſſer's Eltern.

Goethe an Hier. Peter Schloſſer.

(1774.)

(Ein Quartbogen, nur die erſte Seite beſchrieben, eigenhändig. — Unten von Rath Schloſſer's Hand: An meinen ſel. Vater.)

Dank lieber H. Bruder für die Poematia*), die Lepores derſelben haben mich mehr als iemals vergnügt, und mein Vater ob er gleich Ihre Stärke in der lateiniſchen Poeſie kannte, verwunderte ſich doch höchlich über Ihre Stärke in Liebeswerken. Hier ſchick. ich die Supplick für Arnſteinen die ich mit nüchternem Magen ſo eben diktirt habe, ſeyn Sie ſo gütig und ſchreiben ihre Anmerk- und Verbeſſerungen darneben, erinnern mich was ich etwa vergeſſen habe, denn der Wirbel kräuſelt mir ſchon bey frühem Morgen das Köpfgen. Allein ich möchts gern nach Tiſch wieder haben! Sie ſind doch ſo gütig. Dafür banne Ihnen auch der Deus Ludius die zwey ſchwarzen Aß dieſen ganzen Abend in die Hände. Adieu. Si quid novi, melden Sie mirs. Alle

*) Die in der Einleitung erwähnten, mit der Jahreszahl 1775 gedruckten lateiniſchen Gedichte H. P. Schloſſers.

Thomas der an der Seite hervein ſieht. Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverſchämter! darfſt du dich ſehen laſſen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwey Worte, die ich dir zu ſagen habe.

Jery. Du ſollſt meine Rache ſpüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geſchwätz verderben! Höre mich, es hat Eil.

Jery. Weg von meinem Angeſicht! du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich dir verſchaffe. Ihre Sprödigkeit verſchwindet, ſie fühlt ſich dankbar, ſie fühlt, was ſie dir ſchuldig iſt.

Welt bedauert den armen Deinet*), daß Sie ihn so an ihren poetischen Triumpf Wagen angeschmiedet haben, und er nun nolens volens zur Ewigkeit hinten drein trotten muß. D 26 Dez. 1774.

G.

*) Deinet, Buchhändler und Verleger der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, des Organs der jungen Schriftstellerwelt.

Goethe an Hier. Peter Schlosser's Wittwe.

(1814.)

(Diktirt, nur das letzte Alinea von * ab und die Unterschrift eigenhändig. — Unten von Rath Schlosser's Hand: An meine sel. Mutter.)

Die löbliche alte Gewohnheit sich beim Jahreswechsel Gönnern und Freunden zu empfehlen, wird zwar in der neuen Zeit weniger beobachtet, ich kann aber doch niemals unterlassen, in diesen Tagen die Schuldposten des vergangenen Jahres zu recapituliren, und, wenn ich sie nicht abtragen kann, mich wenigstens dazu zu bekennen, und um Stundung zu bitten.

In einem solchen Fall bin ich mit Ihnen, verehrte Frau, und ich habe nur bisher etwas zu sagen gezaudert, weil ich so viel zu sagen hatte, und auch jetzo ist es mir einigermaßen peinlich, gewisse Saiten zu berühren. Und so muß ich denn vor allem bekennen, daß ich Frankfurth seit einigen Jahren fürchtete und vermied, weil ich meine Mutter daselbst vermissen würde, ohne welche ich mir diese Stadt niemals gedacht hatte.

Wie sehr bin ich Ihnen also, verehrte Frau, den aufrichtigsten Dank schuldig, da Sie mir in Ihrem Hause, an Ihrer Vorsorge, Thätigkeit und Langmuth, nicht sowohl im Bild dasjenige gaben, was ich verlohren hatte, sondern es meinem Gefühl vollkommen ersetzten. Sie haben mich dadurch in meiner Geburtsstadt wieder eingeführt und gegründet, und ich sehe mit froher Hoffnung einem wiederholten Aufenthalt daselbst entgegen, wo ich, ohne Sorge über die Beschwerde, die ich meinen Freunden verursache, ihres Umgangs und ihrer theilnehmenden Förderung genießen dürfte.

Nach diesem aufrichtigen Bekenntniß werden Sie mir gewiß verzeihen, wenn ich mehreres nicht erwähne; sondern mir mit der Hoffnung schmeichle, daß ich im nächsten Jahre Gelegenheit finden werde, Denenselben irgend etwas Angenehmes, für so vieles Gutes, dankbar erwiedern zu können.

* Verzeihen Sie die fremde Hand, sie liest sich besser als meine, und drückt doch vollkommen die Gesinnungen aus mit welchen mich angelegentlichst empfehle.

Weimar den 30ten Decbr 1814.

Goethe.

Goethe's Eltern an Rath Schloſſer's Vater.

1. Rath Goethe an H. P. Schloſſer.

(1776.)

(Ein Quartbogen. Eben von Rath Schloſſer's Hand: an meinen ſel. Vater von Goethe dem Vater.)

Mein Sohn verlangte in ſeinem letzten Schreiben aus Weimar, einige Nachricht von dem ehemaligen hieſigen Syndico Joh. Fichart, mit eingehängter an Ew. Wohlg. geſtellten Bitte, daß Sie auch die etwaige Collectanea dieſen Monat gütigſt mittheilen mögten, wovon 1 paar der ſchönſten Abtricke zu Dienſten ſtünden. Man iſt willens ihn dem T. Mercur vorzuſezen, wie es ſchon mit zwey andern berühmten Männern dem Sebast. Brand und Ulrich. v. Hutten geſchehen. Ich finde in des Lers. Chr. 1r Th. p. 260 die Umſtände unter welchen von ihme die Solm. LandesOrd. u hieſige Reformation gefertigt worden, beſchrieben. Allein es fragt ſich: ob man nicht irgendwo ein mehreres von ſey Leben antreffen ſolte, und es iſt kein [Zweifel?] daß Ew. Wohlg. nicht dieſem Desiderio genüge leiſten ſolten. Sonſt iſt auch bekandt, daß er 1512 geb. u 1582 geſtorben folgl. 69 Jahr alt geworden. Es ſind in glich [unleſerlich; ob: im Gleichen?] 7 Kupferſtiche von ihm vorhanden, von denen eines muthmaslich, der gegenwärtige Abtruck durch Krauſen gezeichnet und v. Lips geſtochen

worden, welches, wenn Sie ein und das andere besitzen, leicht zu conferir wäre.

Ich bin auserdem mit vollständiger Hochachtung

Ew Wohlgb

gehorsmstr Diener
u wahrer Freund
J C Goethe

*) f D. 19. Apr. 1776

T. H Dri Schlosser Wohlgeb.

---

2. Frau Rath an H. P. Schlosser.

(Halber Klein-Oktav-Briefbogen. Ohne Adresse. Zusatz von Rath Schlossers Hand: An meinen sel. Vater.)

Den 4ten Novembr
1781

Lieber Herr Sohn! Diß ist in meinem Leben die erste Bitte, die ich mir die Freiheyt nehme an Ihnen zu thun — Ich bin von Ihrer Freundschaft zu sehr überzeugt als daß ich eine abschlägige Antwort befürchten solte. Herr Rooßmann komt biß Dinstag um künftige Ostermeße hir halten zu dürfen bey Einem Hochedlen Rath ein — Also, Lieber Herr Sohn! Ihr ja Wort — dieses ist, worum Ihnen recht sehr ersucht

Ihre
wahre Freundin
Goethe

Bei diesem Briefe liegt in der Schlosser'schen Goethe-Sammlung ein kleiner Zettel in Umschlag, beide von der Hand der Frau Rath geschrieben

*) Der Ort ist unleserlich, durchstrichen; ursprünglich scheint ein mit einem W beginnender Namen geschrieben zu sein, so vielleicht, daß dem alten Rath Weimar in der Feder lag; dann zwei längere Buchstaben hindurchgezogen, die ein Ff (Frankfurt) sein können. Zweifellos ist der Brief in Frankfurt geschrieben.

und als autograph ausdrücklich durch Schloſſer beglaubigt. Nur wenige Zeilen, aber charakteriſtiſch, wie alles was ſie ſchreibt, und zwar diesmal charakteriſtiſch in der Richtung ihres Weſens, welche — anderer Zeugniſſe zu geſchweigen — Goethe in einem Briefe an Zelter (9. Jan. 1824) ſo ſchön bezeichnet; er nennt da ſeine Mutter eine Frau, „die in altteſtamentariſcher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuverſicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte.“ Auf dem Umſchlag ſchreibt Frau Rath: „Wechſel Briefe von Gott! der nicht verläßt, die, ſo auf Ihn vertrauen“, und das einliegende Zettelchen von ihrer Hand lautet:

Ich will dich mehren, und nicht mindern
Herrlich machen, und nicht kleinern
Da ſollſt Du erfahren daß ich der Herr
Bin an dem nicht zu ſchanden werden
Die auf mich harren.

August von Goethe (Sohn) an Rath Schlosser.

1.

(Ohne Datum, von Schlosser beigefügt: empf. 13 { März 1812. Der Eingang des Briefes ist hier beantw. 20 { weggelassen; er betrifft nur des Briefschreibers Anstellung bei der herzogl. weimar'schen Kammer.)

Werther Herr Stadtgerichtsrath.

... Doch jetzt bester Freund von einer mir sehr wichtigen Angelegenheit. Sie wissen am besten wie unser Großväterl. Vermögen in Frankfurt durch mancherlei Zufälle beträchtlich geschmolzen war als es mein Vater überkam. Diesen Rest, welcher durch Ihre gütige Vorsorge und Bemühung vor manchem Verluste bewahrt worden, wünschten wir jedoch uns näher zu bringen, wenn wir nicht durch die beträchtlichen Abzugsgelder davon zurückgeschreckt würden. Mein Vater kann sich nach seiner Denkweise mit Geschäften dieser Art weniger abgeben, doch halte ich es für meine Schuldigkeit uns das wenige soviel als möglich zu erhalten. Da nun Se. Hoheit der Herr Großherzog [Dalberg] von jeher viel Gnade und Wohlwollen gegen meinen Vater gehegt, so wäre es wohl am gerathensten sich an Se. Hoheit wegen eines Abzug-Gelderlasses selbst zu wenden; und sollte es vielleicht den günstigen Ausgang der Sache erleichtern, wenn ich selbst in dieser Angelegenheit nach Aschaffenburg und Frankfurth käme, so würde dieses jetzt, da aus unserer Gegend viele Meßgelegenheiten nach Frankfurth gehen, sehr leicht ins Werk zu setzen seyn. Auch wünschten wir noch zu wissen an wen wir uns wohl noch in Frankfurth zu wenden hätten, damit auch von daher wegen unserer Angelegenheit keine ungünstige Berichte bei Sr. Hoheit einliefen, welches wohl jetzt um so weniger zu befürchten steht, da mein Vater in seiner Lebensbeschreibung seiner Vaterstadt ein bleibendes Denkmal gesetzt und also wohl auf ein Vergeltungsrecht hoffen dürfte.

Ueber diese Dinge wünschte ich je eher je lieber ihr Sentiment zu hören, besonders da Ostern dieses Jahr sehr bald fällt, und ich wenn Sie es für rathsam halten wohl in der Festwoche nach Frankfurth kommen würde. u. s. w.

[Unter den Brief hat Schl. einige Ziffern geschrieben, welche sich auf den Bestand des Goethe'schen Vermögens beziehen:

Zink	8727 9/11	
Ochs	4800 —	
Baiern	4000 —	N.W. [Nominalwerth?]
Frankf.	1200 —	N.W.
Frankf.	1000 —	N.W.
Ochs	150 —	
Melber	1100 —	
	20977 9/11	

(3200 f. d. Ochsische ? verpfändet.)
(20000 f. Norm. Angabe)]

2.

(Diktat mit Unterschrift. — Diktat, nur Schlußformel und Unterschrift eigenhändig.)

Wenn ich Ihnen, verehrte Freunde, das Absterben meiner lieben Mutter vermelde, so ist es schon hinreichend, Ihnen den Zustand zu vergegenwärtigen, in welchem wir uns befinden. Mein Vater sucht durch fortgesetzte Thätigkeit sich aufrecht zu erhalten und mich belebt der Gedanke, in häuslichen und geselligen Verhältnissen ihm nützlich und angenehm zu seyn. Schenken Sie uns fortgesetzt Ihre Theilnahme, welche wohlthätiger seyn wird als je.

Weimar d. 10. Juny
1816.

Der Ihrige

J A von Goethe

3.

(Eigenhändig, vom 31. Dezember 1820, bezieht sich auf den Tod von Christian Schlosser's Frau, † 6. November in Paris.)

Verehrter Freund,

Daß ich seit Ihrem ersten Schreiben vom 11. Nov. d. J., welches uns die unerwartete doppelt schmerzliche Familienkrauer anzeigte, bis

Jery. Du willst mich lehren? Toller ungezogner Mensch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willst. Gut, ich habe ihr diesen tollen Streich gespielt: Es war halb Vorsatz, halb Zufall. Genug, sie findet, daß ein wackrer Mann ein guter Beystand ist. Gewiß sie bekehrt sich — Du wolltest nicht hören, ich mußte mich zur Wehre setzen; du bist selbst Schuld, daß ich dich nieder geworfen, dich beschädigt habe.

Jery. Geh nur, du beredest mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie alles glückt, wie alles sich schicken muß. Sie ist bekehrt, sie schätzt dich, sie wird dich lieben. Nun sey nicht säumig, träume nicht, schmiede das Eisen, so lang' es heiß bleibt.

Jery. Laß ab und plage mich nicht länger!

jetzt ſchwieg, lag darin daß ich mich ſelbſt von dieſer Nachricht nicht erholen konnte, und daß alles wie ein böſer Traum von dem ich immer zu erwachen hoffte auf meiner Seele lag; denn wie war der Uebergang von dem frohen Zuſammenſeyn und der herzlichen Trennung, zu dieſer Nachricht zu erwarten? Wahrlich jeder Menſch braucht Zeit ſich von ſolchem Schlag zu erholen und ſieht dabey ängſtlich in die Zukunft ob nicht auch ihm ſchon ein hartes Loos bereitet ſey.

Meine Frau und der gute Vater nehmen den innigſten Theil u. ſ. w.

4.

(Scheint diktirt; Schlußformel und Unterſchrift eigenhändig.)

Verehrter Freund!

Wir haben in der letzten Zeit ſehr traurige und beunruhigende Tage verlebt; mein armer Vater wurde am 17. d. M. plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrſcheinlich auch eines Theils des Herzens wozu ſich noch eine Entzündung der Pleura geſellte überfallen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes ſtellte; glücklicherweiſe traten am 9ten Tage als am 24ſten die von den Aerzten erſehnten Kriſen ein und in dieſem Augenblicke ſcheint die Gefahr vorüber zu ſeyn. Wir hoffen daß die ſtarke und gute Natur des Vaters, welche ihn in ſeinem hohen Alter dieſe bedeutende Krankheit überſtehen lies, auch die etwanigen Folgen überwinden helfen wird. Dieſe Zeilen ſende zu Ihrer Beruhigung mit der Bitte Verwandte und Freunde hiervon in Kenntniß zu ſetzen.

Weimar
d. 26 Febr.
1823.

treu ergeben
J A von Goethe

5.

(Eigenhändig.)

Verehrteſter Freund

Mit wahrer Freude kann ich abermals die Feder ergreifen um Ihnen das fernere Fortſchreiten der Beſſerung des Geſundheitszuſtandes des Vaters zu melden, wozu mich beſonders Ihr lieber theilnehmender

Brief auffordert. Der ganze Zuſtand der vergangenen vier Wochen liegt wie ein böſer Traum hinter mir, da die Wirklichkeit jetzt ſo erfreulich iſt. Die Kräfte des Vaters nehmen zuſehends zu und vorgeſtern haben wir zuerſt wieder mit ihm an einem Tiſch gegeſſen, er iſt geiſtig heiter und ſtark und denkt ſchon wieder an Kunſt und Alterthum u. Morphologie. Alle beängſtigende Zeichen von etwanigen Nachwehen ſind verſchwunden, und ſo ſchreiten wir an der Hand der Hoffnung dem herannahenden gewiß heilbringenden Frühling entgegen.

Ich bitte abermals dieſe Zeilen theilnehmenden Verwandten und Freunden mitzutheilen und mich Ihrer verehrten Gemahlin beſtens zu empfehlen, auch trägt mir der Vater die herzlichſten Grüße auf, Ottilie wird nächſtens ſelbſt ſchreiben, die Kinder ſind wohl und munter.

Weimar d. 14ten März
1823.

Treu ergeben
J A von Goethe.*)

*) Die ſchwere, faſt tödtliche Krankheit Goethe's, von der die beiden vorſtehenden Briefe handeln, ſetzte damals alle Goethe'ſchen Freundeskreiſe in Schrecken und Furcht, alle Briefwechſel hallen davon wieder. Die Aufregung war allgemein. Zelter in Berlin wurde von Fragern überlaufen; als am 19. März das erſte eigenhändige G. auf dem Weimar'ſchen Couvert (mit der bloßen Chiffre frankirte Excellenz Goethe) bei ihm eintraf, ſchnitt er es mit dem Siegel aus und heftete es außen an ſeine Thür, um die Fragenden raſcher zu benachrichtigen. Die Frankfurter Freunde theilten Sorge und Freude des Hauſes. Bei der Geneſung ſchwang ſich Reinhard der Diplomat, Goethe's alter Freund, zu Diſtichen auf, die in Schloſſer's Sammlung erhalten ſind: „Wahrlich er kömmt von den Schatten zurück“; als Charon den Dichter in der Unterwelt erblickt, ruft er verwundert aus: wer iſt der? ein zweiter Orpheus, der die Unterwelt entvölkern wird? und Charon ſelbſt ſprengt dem Nahenden entgegen „heilenden Lethe“; da ermannt ſich des Kranken Geiſt:

Reicht mir, ruft er, vom heilenden Trank aus Böhmens Gefilden.
Athmet dann tiefer und trinkt — und die Geneſung iſt da.
Aber wir opfern den duftenden Hahn dem Äskulapios, fordernd
Nicht von der Elbe den Trank, ſondern vom ſonnigen Rhein.

Dazu ein Billet von Reinhard „An den Herrn Rath Schloſſer“ ohne Datum, aber „empf. 6. März 1823 H. Schl.“:

Ein Hahn wird dem Äskulap geopfert für Goethens Geneſung. Die Eingeladenen ſind ſieben, die heilige Zahl. Eingeladen wird
H. Rath Schloſſer
für Sonntag d. 9ten März um 4 Uhr
Reinhard.

6.

Theuerſter Freund.

Leider haben wir von der Mitte des vorigen Monats wieder traurige Tage in Hinſicht auf des Vaters Geſundheit verlebt, und da der Vater ſo wohl aus Marienbad wieder gekommen war und wir die ſchönſten Hoffnungen für dieſen Winter hegten, ſo war das eintretende Uebelbefinden um deſto unerwarteter. Eine Erkältung war die Urſache, nach welcher ſich ein Chatarr einſtellte, der immer heftiger wurde und zuletzt das Liegen im Bett unmöglich machte; ſo mußte der Vater wieder über 14 Tage die Nächte ſitzend zubringen welches ihn immer mehr ermattete; es traten nun auch Schmerzen in den Nieren ein und ein krampfhafter Huſten erhöhte die Schmerzen und machte den Zuſtand bedenklich. Leider lag auch in der erſten Zeit der Krankheit der Arzt meines Vaters an einer Augenentzündung nieder und konnte daher den Vater nicht beſuchen. Jetzt iſt alles wieder auf dem Weg der Beſſerung, der Chatarr und Huſten ſind völlig beſeitigt, und der Vater ſchläft ſeit mehreren Nächten wieder liegend in ſeinem Bette wodurch die Kräfte ſehr zugenommen haben, auch nimmt er ſchon wieder Theil an allem, nur iſt noch ein Schmerz in der rechten Seite der ihn beläſtigt welchen die Aerzte aber durch angeordnete Bäder zu beſeitigen hoffen.

Soviel für dießmal mit umgehender Poſt. Grafen Reinhard ſowie deſſen Angehörigen bitte mich zu empfehlen ſowie Geheimerath Willmer.

Ihrer verehrten Frau empfehlen wir uns alle beſtens und herzlichſt.

Baldigſt ein mehreres von Ihrem

treu ergebenen Freunde

Weimar den 3ten
Nov. 1823.

J A von Goethe.

[Nach Poſtſtempel und Schloſſer's Empfangs-Vermerk muß der 3. Dezember gemeint ſein. Vgl. auch den Bericht, den Zelter, damals ſelbſt in Weimar anweſend, über dieſe Krankheit giebt (Briefw. 3, S. 379 flg.); es war die Krankheit, welche der Marienbader Leidenſchaft folgte.]

7.

(Einem Briefe vom 14. October 1824 sei nur folgendes entnommen:)

Der Vater befindet sich sehr wohl obgleich er alles Zuredens ohngeachtet diesen Sommer kein Bad besucht hat; sein Körper ist stark und gesund und seine geistige Thätigkeit lebhafter und productiver als seit langer Zeit, er grüßt Sie und die Ihrigen freundlichst . . . . .

Weimar d. 14ten October.
Tag der Schlacht von Jena für
uns ein merkwürdiger Tag.

8.

Theurer Freund.

Ob wir gleich schon seit längerer Zeit Nachricht von dem bedenklichen Gesundheitszustande Ihres verewigten Bruders hatten, so hofften wir doch daß das schöne Klima Italiens einen günstigen Eindruck auf dieselbe äußern würde; desto unerwarteter kam uns daher die erschütternde Nachricht seines in jeder Hinsicht zu frühen Hinscheidens.

Tief empfinden wir mit Ihnen diesen Schlag des Schicksals, und wenn mein Vater im Augenblick nicht selbst schreibt, so entschuldigen Sie ihn. Es ist schwer in einem so hohen Alter sich gleich von solchen uns so nahe angehenden Unglücke zu erholen, schwerer noch sich darüber auszusprechen; er trägt mir daher auf seine herzlichste Theilnahme auszusprechen und hofft bald selbst im Stande zu seyn solches thun zu können.

Im Ganzen befindet sich mein Vater wohl in seinem 80ten Jahre, arbeitet fleißig ist heiter und an allen theilnehmend . . . .

Weimar am 10ten April
1829.

Kanzler von Müller an Rath Schlosser.

(Auszüge.)

1.

Weimar 21 Jan. 1824

Wenn ich so spät den Dank für die schöne Zeichnung ausspreche, die Ew Wohlgeboren uns von Goethe's Haus zu Frankfurt verehrten *), so ist blos der Wunsch daran Schuld, Ihnen zugleich die Abdrücke dieser Zeichnung übermachen zu konnen, welche ich erst gestern erhalten habe.

. . . . .

Mit der Orginal Zeichnung ist ganz nach Ihrem Wunsche verfahren worden und Goethe widmet Ihnen um so herzlichern Dank dafür, als er die zierliche und nette Ausführung des Zeichners nicht genug loben konnte.

Mit seiner Gesundheit geht es immerfort vortrefflich und gewiß theilen Sie unsre Freude darüber von ganzem Herzen.

2.

Weimar, 24 Oct. 1825.

Euer Wohlgeboren

halte ich anzuzeigen mich verpflichtet, daß wir hier am 7. Nov. d. J. Goethe's zweyfaches Jubiläum feyern.

Denn nicht nur sind es an diesem Tage 50 Jahre, daß Goethe zuerst hierher gekommen, wie ich aus einem Wieland'schen Originalbriefe an Jacobi d. d. 10. Nov. 1775., welchen ich aus des letztern

*) Randbemerkung von Schlosser: Zeichnung des Goethe'schen Hauses auf dem großen Hirschgraben zu Frankfurt, die ich fertigen ließ und sandte.

Nachlaß an mich zu bringen so glücklich war, nachgewiesen habe; sondern es hat auch des Grosherzogs Königl. Hoheit auf meinen ehrerbietigsten desfallsigen Vortrag gnädigst zu genehmigen geruht, daß Goethe's Dienstjubiläum, welches eigentlich erst am 11. Juni 1826 einträte, gleich am 7. Nov. d. J. mitgefeiert werde (dies inchoatus pro completo), „damit Er darin einen besondern Beweiß fürstlicher Huld erkennen möge, die, wie er selbst durch Verdienst und Treue sich vor allen andern Dienern ausgezeichnet, nun auch annehmen wolle, daß Er nicht erst mit Abschwörung eines körperlichen Eides, sondern schon mit dem ersten Momente seines Aufenthalts hier, für Weimars Wohl und Ruhm zu wirken und zu schaffen begonnen."

Zu so schöner Doppelfeyer also lassen Sie mich Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin aufs dringendste u. herzlichste einladen, und gewiß darf ich annehmen, daß nur die allerwichtigsten Hindernisse Sie abhalten könnten, Ihrem theuren Grosoheim*) durch Ihre Erscheinung das schönste Angebinde der Pietät, uns allen aber große Freude zu machen. Ich hoffe aber daß solche Hindernisse nicht eintreten, oder doch sich beseitigen lassen möchten.

Goethe weiß noch nichts von unserm Vorhaben, aber mit seinen Kindern ist alles besprochen u. sie vereinigen ihre Bitten u. Einladungen mit den meinigen. Nicolovius jun., der schon vor 3 Wochen nach Berlin zurück sollte, ist von seinem Vater eigends angewiesen worden, bis zum 7. Nov. hier zu bleiben. Die Festlichkeiten werden mannigfaltig, so würdig des Gefeyerten als möglich, aber so eingerichtet seyn, daß Goethe's Individualität u. Zurückgezogenheit dabei auf alle Weise beachtet und geschont werde. Im Theater wird seine Iffigenie, neu einstudiret, gegeben.

(Am Rande:)

Wir haben aus Algier einen sehr merkwürdigen Brief von Goethe's beiden Eltern d. d. 12 Juli 1776 an Schönborn aufgetrieben, der über Goethe's hiesigen ersten Aufenthalt u. Dienseintritt sehr viel Merkwürdiges enthält. Dieser Brief wird feyerlich in der Großherzl. Bibliothek niedergelegt werden**).

*) Ein unbegreiflicher Irrthum Müller's.

**) Seitdem vielfach gedruckt.

3.

Weimar, 14. Nov. 1825.

. . . Je schöner und glücklicher unser Fest abgelaufen, um so schmerzlicher beklagen wir alle — beklagen Goethe's und ich insbesondere, daß es Ihnen unmöglich gewesen, dasselbe mit Ihrer und Ihrer Fr. Gemahlin Gegenwart zu verschönen.

(Ueberschickt die gedruckte Festbeschreibung.)

Goethe ist G. s. D. sehr wohl u. munter u. hat die Anstrengung des Tages glücklich überstanden. Erst 3 Tage zuvor erfuhr Er vom Grosherzog selbst, daß sein Jubelfest nahe und gefeyert werden solle.

Die Huld des Großherzogs und Seiner erhabenen Gemahlin war überschwenglich, u. so wurde mir es leicht, die größte aller Gaben, die je ein Dichter und Staatsdiener empfangen hat, in tiefster Stille vorzubereiten und das ganze Fest zu ordnen und zu vollführen.

4.

(Dankt für die „schönen und interessanten griechischen Lieder", welche Schlosser aus dem Neugriechischen übersetzt hatte).

„Goethe hat auf die fauriel'sche Sammlung stets großen Werth gelegt und so freut ihn Ihre so gelungene Uebersetzung doppelt. Auch das merkwürdige Hochzeitsgedicht von 1774 hat Ihm großen Spaß gemacht; er hat es mir copiren lassen u. wird Ihnen ehestens selbst danken. Leider kommt er wegen der entsetzlich vielen Geschäfte die ihm seine Herausgabe s. sämmtlichen Werke zuzieht, nur selten aus Briefschreiben."

5.

1826.

(Ueberſendet die Goetheſche Jubelmedaille in Bronze.)

Aus dem Goetheſchen Hauſe kann ich allſeitig das Beſte melden, auch von Gräfin Julie, die jetzt Goethen mahlt, nachdem wir ſein lebensgroßes Bild, von Kolbe in Düſſeldorf, nach Berlin für die Kunſtakademie beſtimmt, hier einige Tage lang zu beſitzen die Freude hatten. Es ſtellt den Moment ſeines Abſchieds aus Italien, am Meerbuſen Neapels dar, es iſt trefflich gemahlt u. ſehr gut getroffen.

Goethe zeichnet, dichteriſch ſchaffend, eben die Worte:

„Nicht vorbey, es muß erſt frommen"

(aus dem Feſtgedicht an die Kaiſerin Mutter vom Jahre 1818)

in ſeine offne Schreibtafel ein. Auch hat Herr Selver*) aus Braunſchweig ihn für das dortige Muſeum gar herrlich auf eine Porcellain-Vaſe gemahlt.

(Das Bild.)

Des edlen Grillparzers aus Wien Beſuch hat dieſer Tage Goethen ſehr erfreut.

6.

Weimar 4. Juni 32.

(Schloſſer hatte aus Goethe's Nachlaß einiges zurückzuerhalten gewünſcht.)

Obgleich unſer verewigter Goethe höchſt ſyſtematiſch in Aufbewahrung ſeiner Papiere zu Werke gieng, ſo iſt doch die Maſſe derſelben ſo unbeſchreiblich groß und in den letzten Jahren ſo manches nicht an den rechten Ort reponirt worden, daß das Aufſuchen von Einzelheiten, die nicht in beſonders geheftete Fascikel gebracht wurden,

*) Sebbers.

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmal ſagen: ſey nur zufrieden! du biſt mir's ſchuldig; du haſt mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinen Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein Bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohl geht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben..

Jery. Ich weiß nicht was ich denken ſoll.

Thomas. Glaubſt du denn, daß ich ſie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenſtreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptſache iſt, daß ſie deine Frau wird; und dann iſt's einerley wie der Freyersmann ſich angeſtellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl. ab.

äußerst mühsam u. zeitraubend ist . . . Das Repertorium bezeichnet allerdings ein Acten-Fascikel über das Frankfurter Bürgerrecht, aber vorgefunden habe ich es noch nicht . . . Ihr Vorhaben, die wahren geschichtlichen Hergänge in dieser famosen Sache, die Sie mir einst mündlich mitzutheilen die Güte hatten, zusammenzustellen, ist höchst ehrenwerth und tröstlich. Doppelt werde ich mich also beeifern, Ihnen dabei die nöthigen Documente von hier zu verschaffen.

7.

Weimar 8. Jan. 33.

Seit Ew. Wohlg. gütiger Zuschrift vom 2. Nov. v. J. habe ich von Woche zu Woche gehofft, Ihnen aus Goethe's Papieren etwas erwünschtes auffinden und zusenden zu können, allein die anliegenden, auf die Frankfurter Vermögens- und Bürgerrechts-Angelegenheit bezügl. Briefe sind die ganze, nicht sehr genügende Ausbeute gewesen.

Der größere Aufsatz von Ihnen über die Aufgebung des Bürgerrechts, dessen Sie früher gegen mich erwähnten, hat sich nicht gefunden.

Goethe-Reliquien.

Goethe'sche Gedichte sind auffallend wenig in Schlosser's Sammlung; das Wenige finde hier eine Stelle. — Die Urschrift der Verse an H. P. Schlosser „Du dem die Musen" habe ich schon an anderer Stelle veröffentlicht.

Künstlers Morgenlied; ein halber Bogen gewöhnliches Oktav, auf allen vier Seiten beschrieben, ohne Datum; ob von Goethe's eigener Hand, wage ich nicht zu entscheiden. Möglichst gar keine Interpunktion; einige Male ein Punkt am Ende einer Strophe. Trotz offenbar eiligster Schrift ohne alle Correkturen. Der Text stimmt fast ausnahmslos mit dem bei Hirzel (III, 165—167); die Varianten sind:

Freund Feind sich wälz'n in Todtesblut	— bei H.:	wälzen in Todesblut.
'Rab auf den Todten Rogus stürzt	— . .	Rab auf den Leichen R. st.
Da greift ich mutig auf u. faß	— . .	Da greif ich muthig auf und faß
in Schlachtfelds Wogen braust	— . .	In Schlachtfeld W. br.
in ihrer Trähnen Wuth	— . .	In ihrer Thränen W.

Das bezeichnende „ein geiles Schwänzchen hinten vor" findet sich auch hier.

Seefahrt; ein kleiner Quartbogen, die ersten drei Seiten ganz von einer Hand geschrieben; möglicher Weise die Handschrift von Goethe's Vater; Papier und Dinte alt, vergilbt. Ueber den Versen eine Vorbemerkung: „Als seinen Freunden bange ward, er mögte sich nicht in das Hofleben finden, hat er folgendes Trostgedicht ihnen zugehen lassen." Dieses „er" so kurz ab spricht sehr für den alten Rath

als Urheber dieſer Abſchrift. Die Varianten gegen den Text bei Hirzel (III, 145) ſind völlig unerheblich. Die merkwürdige Abweichung der früheren Lesart „landend oder ſcheiternd“ gegen die ſpätere „ſcheiternd oder landend“ findet ſich auch hier. Am Schluß ſteht: W. d. 11. 7bre 1776 (Weimar 11. September 76.)

Original-Handſchrift Goethe's; Oktavblatt, blaues feſtes Papier, in den ſchönſten klarſten Zügen ſeiner Mannesjahre, lateiniſche Lettern, ohne Datum, Ueberſchrift oder ſonſt einen Zuſatz, der Anhalt böte; die Verſe bisher unbekannt:

Beſenkt man will euch hören,
O! ſeyd nicht redefaul,
Und wollt ihr euch erklären,
So nehmt nicht Brey ins Maul.

Goethe an Sophie von Laroche.

1772—1775.

Sophie Laroche ist heutzutage nur noch eine litterarhistorische Reminiscenz. Ihre Schriften sind veraltet, selbst ihr bestes, die Geschichte des Frl. v. Sternheim lesen nur noch Männer von Fach. Ihre Biographie von Ludmilla Assing hat das Interesse für sie nicht wieder zu erwecken vermocht.

Zu ihrer Zeit war sie eine vielgelesene Schriftstellerin der sentimentalen Richtung. Goethe, der ihren eben genannten Roman in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen besprach (1772), sagte sehr hübsch und fein: es ist nicht „ein Buch — es ist eine Menschenseele". Aber sein eigener Werther, in welchem diese ganze Richtung künstlerisch ihren Höhepunkt und damit innerlich ihren Abschluß fand, erdrückte alles Andere. Was neben und nach dem Werther an sentimentaler Litteratur entstand, waren nur noch bald verhallende Nachklänge. Auch in Wissenschaft und Kunst giebt es einen Kampf um's Dasein, und den hat neben Goethe-Werther von allen Mitstrebern keiner bestanden. Aber das Andenken der Frau v. Laroche hat derselbe Goethe treu und schön bewahrt; in seiner Selbstbiographie hat er ihrer Persönlichkeit und ihrer schriftstellerischen Bedeutung ein durch Klarheit und Wahrheit ehrendes Denkmal gestiftet. Das ist ein Segen seiner hohen und großen Natur: was ihm dem Unsterblichen in Ehren nahe kommt, dem theilt er von seinem Leben mit, das erhält und trägt er durch die Zeiten. Er ist nicht Einer, er ist ein Geschlecht, ein Jahrhundert.

Frau von Laroche (geb. 1731) muß in den siebziger Jahren, wo G. mit ihr verkehrte, eine anmuthige und interessante Erscheinung gewesen sein. An der Seite ihres Mannes, der in angesehener Stellung und guten Verhältnissen damals als Wirkl. Geh. Rath des Kurfürsten von Trier, zu Ehrenbreitstein lebte, machte sie ein Haus, welches namentlich von den „schönen Geistern" jener Zeit viel besucht wurde

— mehr als ihrem verständigen Gatten lieb war, der wohl mit einem „Sophie, schaff mir die Leute aus dem Hause!“ dazwischen fuhr. Freilich neben den Jacobi, Merck, Goethe wußten sich auch Leuchsenring u. dgl. heranzudrängen.

Goethe machte die Bekanntschaft der Fr. v. Laroche durch Merck, zu Frankfurt im April 1772. Mit demselben Freunde traf er, nachdem er Wetzlar verlassen, um die Mitte September 1772 als Gast in ihrem Hause zusammen und verlebte dort höchst angenehme Tage, deren Erinnerung noch in Wahrheit und Dichtung so freundlich und liebenswürdig anklingt. Das kommt aber nicht ganz auf Rechnung von Herrn und Frau von Laroche: die schöne Maximiliane war ihre Tochter. Goethe-Werther hatte ein sehr fühlendes, sehr offenes Herz. Eben frisch von Wetzlar, auf der Flucht gleichsam von Lotte, fühlte er sich von Maximiliane „gar bald besonders angezogen“. So erzählt er selbst in Wahrheit und Dichtung (13. Buch), und als wolle er seine Vielseitigkeit im Lieben auf die kürzeste Formel bringen, fügt er — sechzigjährig! — hinzu: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen, und erfreut sich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter.“

Bald nachher, im Spätherbst 1772, trat Goethe von Frankfurt mit Frau von Laroche in Correspondenz; der erste Brief ist verloren gegangen; der erste erhaltene ist von Mitte November.

Im August 1773, um den 21., war Frau von Laroche eine Woche in Frankfurt; „sie hat uns acht glückliche Tage gemacht“, schrieb G. am 21. August an Kestner. Wahrscheinlich damals hat sich in Frankfurt etwas nicht so „Glückliches“ angesponnen. Es ist bekannt, daß Frau von Laroche beim Verheirathen ihrer Tochter nicht grade sentimental verfuhr; die Verbindung, welche sie im J. 1779 für ihre zweite Tochter Louise machte, wurde von Goethe's Mutter und von der Herzogin Amalie in den allerstärksten Ausdrücken verurtheilt. Jetzt, 1773, leitete sie die Heirath der schönen Maximiliane mit dem Kaufmann Brentano ein, Wittwer mit fünf Kindern, und bekanntlich war diese Ehe (aus der Bettina und Clemens Brentano stammen) durchaus nicht glücklich*). Am 9. Januar 1774 fand in Ehrenbreitstein die Hochzeit

*) Der scharfsichtige Merck schrieb unmittelbar nach der Hochzeit, am 29. Januar, an seine Frau: »C'est un assez singulier marriage que celui

Vater tritt auf.

Jery, welch ein ſonderbar Geſchick iſt das? Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Bätely iſt umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint um dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jery. Konnt' ich eine ſolche Belohnung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſteht ſie am Herde, ſie denkt an's Vergangne und wie ſie ſich gegen dich betragen hat. Sie denkt was ſie dir ſchuldig geworden. Sey nur zufrieden. Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beyde wünſchen.

Jery. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz.

ab.

statt; am 15. traf das Ehepaar in Frankfurt ein; mit ihnen (oder gleich nach ihnen) kam Frau v. Laroche selbst und blieb bis Ende des Monats. Im Juli 1774 besuchte Goethe (auf der bekannten Rheinfahrt mit Lavater und Basedow) die Familie Laroche in Ehrenbreitstein — die letzte Begegnung, soviel ich sehe, in Goethe's Jugendzeit. Der Briefwechsel, fortan reich an Mittheilungen über die arme Maxe, deren Haus Goethe eine Zeit lang wegen der Eifersucht Brentano's gar nicht betrat, dauerte bis zu seiner Uebersiedlung nach Weimar, ziemlich lebhaft fort. Der letzte Brief, wie es scheint, ist aus Weimar vom 1. September 1780; nach einem Bruchstücke desselben in dem Katalog der Berliner Goethe-Ausstellung (1861) suchte G. für seine Versöhnung mit Fritz Jacobi auch die Mitwirkung der alten gemeinsamen Freundin zu gewinnen. In unsrer Sammlung fehlt dieser Brief.

Inzwischen hatte Frau von Laroche schwere Schicksale. Ihr Mann, 1780 von seiner Stellung in kurf. trier'schen Diensten gestürzt, seitdem in Speyer und Offenbach privatisirend, starb 1788; ihre schöne Maxe starb siebenunddreißigjährig 1793; dann traten die Kriegswirren ein, vor denen Frau v. Laroche nach Weimar zu ihrem alten Verehrer Wieland in seinen nicht zu reichlichen Hausstand zu flüchten vorhatte, als sie (unter Goethe's Vermittlung) durch die immer tapfer aushaltende Frau Rath zurückgehalten wurde. Einige Jahre später (Juli 1799) kam sie von einer Enkelin begleitet wirklich nach Weimar, aber dies letzte Wiedersehen mit den alten Freunden hätte sie besser sich und ihnen erspart. Der Eindruck muß peinlich gewesen sein; Goethe spricht in einem Briefe an Schiller von „diesen seltsamen, und man darf wohl sagen unnatürlichen Erscheinungen". Wie aber trotzdem das schönere Bild früherer Jahre haftete, als er später seine Jugendzeit schilderte, haben wir schon erwähnt. — Sophie Laroche † 1807.

Von Goethe's Briefen an Frau v. L. ist einiges schon bekannt; vier Briefe sind vollständig in Ludm. Assing's Biographie abgedruckt; Bruch-

qu'elle a fait faire à sa fille.« Brentano sei reich, aber ohne esprit. Goethe sei bereits Hausfreund. Der Mann, obgleich für einen Italiener eifersüchtig genug, liebe ihn und wünsche durchaus, daß er das Haus besuche. Nun habe er die kleine Brentano zu trösten »sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari.« — Goethe in Wahrheit und Dichtung urtheilt milder, aber damals in seinen gleich mitzutheilenden Briefen war er bitter genug.

ſtücke in dem Katalog der Berliner Goethe-Ausſtellung. Hier gebe ich zum erſten Male die ganze Correſpondenz aus Schloſſer's Goethe-ſammlung, nach ſeinen Abſchriften. In dem Umſchlag, der ſie einſchließt, liegt obenauf ein Blatt mit folgender Bemerkung von Schloſſer's Hand:

„Abſchrift von 42 in die Jahre 1773 bis 1775 fallenden Briefen und Billets Goethe's an Sophie von La Roche. 42 Quartblätter.

und:

„Abſchrift von: Salomons Königs von Iſrael und Juda güldne Worte von der Zeder biß zum Iſſop. 3 Quartſeiten.

»Ich ſelbſt nahm dieſe Abſchriften im J. 1806 aus den mir von »Frl. Bettine Brentano, nachheriger Frau von Arnim, zu dieſem »Zwecke mitgetheilten autographen Originalen.«

Schloſſer hat ſich mit den Briefen und Billets eingehend beſchäftigt, offenbar in der Abſicht, ſie ſelbſt herauszugeben. Auf einem vom 30. Juli 1844 datirten Blatt ſpricht er das Bedauern aus, mit ganz geringen Ausnahmen keine Aufſchlüſſe dazu geben zu können; er geht dann die, in den Briefen genannten Perſonen und perſönlichen Anſpielungen im Einzelnen durch und giebt eine Reihe von Aufſchlüſſen, die in Anmerkungen ihre Stelle finden werden. — Die Parabel „Salomons güldne Worte" iſt bereits von Carus abgedruckt.

Das Intereſſe dieſer Briefe in ihrer jetzigen Vollſtändigkeit liegt auf der Hand: ſie ſind ein Zeugniß mehr aus den Jahren des Götz und Clavigo, Werther und Stella, und ſie ſtellen das Verhältniß zu Frau von Laroche und ihrer Maxe durchaus in's Klare. Letzteres iſt namentlich für einen Punkt der Werther-Frage von Wichtigkeit. Eine Frau, die bei ihrer unendlichen Genialität gewiß Beſſeres, Größeres, Dauernderes hätte ſchaffen können — Bettina, Enkelin der Laroche, Tochter der Maximiliane Brentano, ſcheint zu ihren gedruckten Goethe-Mythen noch mündliche hinterlaſſen zu haben. Auf ſie, muß ich glauben, iſt es zurückzuführen, wenn Ludmilla Aſſing wiſſen will: gleich nach dem Erſcheinen des Werther hätten viele gefunden, „die liebliche Maximiliane habe mit zu Lottens Bild geſeſſen", und wenn jetzt Hermann Grimm in ſeinen Goethe-Vorleſungen — weniger ein Buch als ein Feuerwerk, weniger Beleuchtung als Blendung — die Entſtehung des Werther in zwei getrennte Schöpfungstage zerlegt, deren erſter für Lotte verbleibt, deren zweiter aber für Maximiliane beanſprucht wird. So

entſtehen Kunſtwerke nicht, ſo nicht Geſtalten wie Lotte, ſo nicht vollziehen ſich werther'ſche Geſchicke. Die Lotte iſt eine, vom Brodſchneiden und Tanzen und Zählens-Spielen bis in die oſſianiſche Schwärmerei und die eine — erſte und letzte — leidenſchaftliche Umarmung hinein. Nicht ſie wechſelt, wird nicht geſtückt, geflickt. Was allein wechſelt, das iſt die äußere Umgebung, in die der Dichter ſeinen leidenden Helden verſetzt, um den Krankheitsſtoff in ſeinem Innern zu allſeitiger Verheerung und tödtlicher Zerſtörung ſich entfalten zu laſſen. Wohl iſt klar, daß eine Liebestragödie wie dieſe nicht geſchrieben werden konnte, ohne daß der Dichter fortwährend in erhöhter, erregter Stimmung ſich hielt, und in dieſem Sinne iſt zu ſagen, daß im Werther nachzittert jeder Sonnenſtrahl, der dem Dichter an guten Tagen in Aug und Seele drang, jedes Mondlicht empfindſamer Nächte, jeder „Liebesblick der Sterne", ob Himmelsſterne ob irdiſcher Augenſterne, die ihm rheinab rheinauf leuchteten, aber darüber hinaus die Marx Laroche Theil haben zu laſſen an Lotte, das würde nur dann geſtattet ſein, wenn man die Züge, welche dieſe von jener haben ſoll, wenigſtens annähernd bezeichnen könnte. Bisher iſt dazu nicht einmal der Verſuch gemacht. Jetzt läßt ſich mit den nachſtehenden authentiſchen Beweisſtücken, ſcheint mir, der Gegenbeweis führen. Wer dieſe Briefe Goethe-Werther's an die Mutter der Marx mit denen deſſelben Goethe-Werther an ſeine Lotte vergleicht, wird den Unterſchied in Melodie und Klangfarbe heraushören.

Vorſichtiger hat Goedeke, einer der exakteſten Goethe-Forſcher, für Maximiliane Laroche nur die beſcheidene Stelle des Fräulein v. B. (im zweiten Theil des Werther) in Anſpruch genommen. Ich möchte ſagen: die allzu beſcheidene Stelle. Dies Fräul. v. B. iſt gar keine Individualität, iſt nur die Trägerin, die Exponentin einer Situation, in welcher der Dichter die Prüfung gekränkten Ehrgeizes über Werther verhängt, und dieſe Situation noch dazu iſt ſo völlig im Gegenſatz zu allen Zuſtänden des Brentano'ſchen Hauſes, daß gar nicht abzuſehen iſt, wie Maximiliane grade da hinein paſſen ſoll.

Sehr deutlich aber treten die Beziehungen zu dem Brentano'ſchen Hauſe hervor, wenn man die Stellen im zweiten Theil des Werther, die von Alberts angeblicher Eiferſucht handeln, an der Hand der nachſtehenden Briefe lieſt. Die Sätze im Werther: „Sieht ihn nicht jedes elende Geſchäft mehr an, als die theure köſtliche Frau? Weiß er ſein Glück zu ſchätzen? ... Und hat denn die Freundſchaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten ſchon

einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? . . er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung; meine Gegenwart ist ihm beschwerlich" — diese Sätze stehen mit nur ein wenig andern Worten in den folgenden Briefen und sind hier direkt gegen Brentano gerichtet.

Ein andres Moment ist für Goethe persönlich bezeichnend. Die Zeit dieser Briefe ist die Zeit, wo der Werther entsteht, aber in den Briefen erscheint der Name Werther erst, als das Büchlein im Druck ist. Es ist die Zeit Lili's, aber in den Briefen fehlt selbst der Namen Lili. Es ist die Zeit, wo die Uebersiedlung nach Weimar sich vorbereitet, aber in den Briefen ist davon nicht eher die Rede, als bis die Sache abgemacht ist. Und wie so ist das für Goethe bezeichnend? — Goethe wußte am rechten Orte zu sprechen und am rechten Orte zu schweigen. Briefe waren damals was heute litterarische Novitäten, was die Aushängebogen neuer Schriften. Man zeigte sie einander in Freundeskreisen, las daraus vor, schickte sie von einem Freundeskreis in den andern. Die Leuchsenring z. B. waren förmlich Reisende in Briefschaften. Goethe in Wahrheit und Dichtung weiß ergötzlich davon zu erzählen. Am wenigsten das vielbesuchte Haus Laroche, das hatte er selbst erlebt, war für Geheimnisse der Ort. So zeigte er bei aller Wildheit und Zerfahrenheit seines innerlich und äußerlich vielbewegten Lebens schon damals die „untadliche σωφροσύνη und ziemliche Weltklugheit", die „conduite und das savoir faire", die kurze Zeit nachher in Weimar ihm „bei all seiner anscheinenden Naturwildheit" Wieland nachrühmte.

Die Chronologie der Briefe und Billets macht viele Schwierigkeiten, und ich bin nicht sicher, dieselben ganz überwunden zu haben. Man weiß, daß Goethe in all seinen Jugendbriefen gegen Orthographie, Interpunktion und Datirung sehr gleichgültig war. Für den unbefangenen Leser ein Reiz mehr an diesen frischen Naturkindern aber für den Herausgeber eine störende, mühevolle Verlegenheit. Feste Anhaltspunkte im vorliegenden Falle sind die oben erwähnten Thatsachen: der Besuch der Frau von Laroche in Frankfurt, August 1773; die Hochzeit seiner Schwester 1. November 1773; der fernere Besuch der Laroche im Januar 1774; die Rheinreise Goethe's im Sommer 1774, mit den Daten von Coblenz, Düsseldorf, Elberfeld; die Versendung der Werther-Exemplare im September und Oktober; die erste Begegnung

mit Knebel und Karl August, 12.—14. Dezember. Endlich aus 1775: die Daten der Briefe an Auguste Stollberg von Ende Januar ab, an Johanna Fahlmer, an Kestners u. a., die Flucht von Lili bis zur Höhe des Gotthard, Mitte Mai bis in die zwanziger Tage des Juli; letztes Hin und Her zwischen Frankfurt und Offenbach, „wo freilich Lili ist" (Brief vom 14. August an Lavater); im September und Oktober nähere Anknüpfungen mit den weimar'schen Fürstlichkeiten; 7. November Ankunft in Weimar. — Die Hirzel'sche Sammlung all jener Goethe-Briefe in eins erspart ein Goethe-Kalendarium grade für die hier einschlagenden, unsteten drei Jahre; ich darf deshalb auf sie verweisen; einzelnes ist in besondern Anmerkungen besprochen. — Die von G. selbst herrührenden Data sind ohne Zusatz gegeben; die auf Kombination und Vermuthung beruhenden sind eingeklammert.

1.

Warum auch nur ein Wort darüber, daß Ihr Brief*) nicht gleich auf den meinigen folgte, kenn ich nicht Ihr Herz, und weiß ich nicht daß es in Neigung und Freundschaft unveränderlich bleibt.

Seit den ersten unschätzbaren Augenblicken die mich zu Ihnen brachten, seit jenen Scenen der innigsten Empfindung, wie oft ist meine Seele bey Ihnen gewesen, und drauf in der Glorie von häußlicher, mütterlicher Glückseeligkeit, umbetet von holden Engeln, Sie zu schauen, was mehr ist, mit Ihnen zu leben! Meine Armuth an Worten, meine Unfähigkeit mich laut zu freuen, haben mir allein ausdrücken können was ich fühlte, und Sie — Sie wissen am besten, was Ihr Herz für mich spricht. —

Sie klagen über Einsamkeit! Ach daß das Schicksaal der edelsten Seelen ist, nach einem Spiegel ihres Selbst vergebens zu seufzen. Sie werden es nicht immer, und schon jetzt, mit welchem ganzen Gefühl sehen Sie zween Ihrer Töchter unter Ihren Augen werden, die wenn sie Ihnen nicht alles sind, doch alles sind, was die liebe Gottheit Sterblichen von Glückseeligkeit zu schenken vermag. Daß aber auch des Menschen Schicksaal ist, daß der Reiche nicht lebendig fühlt seinen Reichthum! Glauben Sie Ihren Freunden, wie überwohl der Austheiler des Ganzen es mit Ihnen gemeint hat; wir nur wissen was Sie haben, denn wir empfinden nicht was Ihnen fehlt. — Hundertmal freuen wir uns im Geiste nach, über die Augenblicke, die

*) Dieser erste Brief ist verloren gegangen.

wir in Gegenwart der schönsten Natur, in dem seeligsten Zirkel genossen, Mad. Merk empfand die volle Wärme Ihres Briefes und grüßt Sie herzlich durch mich, erwartet auch sehnlich einen Brief von Mdlle Max —

Merck sagt mir daß Sie von Jerusalems Tode einige Umstände zu wissen verlangen. Die 4 Monate in Wezlar sind wir neben einander herum gestrichen, und jezo 8 Tage nach seinem Tode war ich dort: Baron Kielmannsegg, einer der wenigen denen er sich genährt, sagt mir: „das was nur wenige glauben werden, was ich Ihnen „wohl sagen kann, das ängstlichste Bestreben nach Wahrheit und mora„lischer Güte hat sein Herz so untergraben, daß mislungene Versuche „des Lebens und Leidenschafft, ihn zu dem traurigen Entschluß hin„drängten."

Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von auserordentlichen Empfindungen gehen sie zu solgen Entschließungen über, und das Leben — was brauch was kann ich Ihnen davon sagen, mir ist's Freude genug dem abgeschiednen unglücklichen, dessen That von der Welt so unfühlbar zerrissen wird, ein Ehrenmal in Ihrem Herzen errichtet zu haben. —

Ich hoffe Mlle Max wird erlauben daß ich manchmal schreibe, ich will Ihre Güte nicht mißbrauchen. —

Leben Sie wohl, und wenn Sie fühlen könnten, wie sehr ich an allem Antheil nehme was von Ihnen kömmt, Sie würden manchen Augenblick Beruf zu einem Brief an mich empfinden, und Mlle Max würde länger bey ihren köstlichen Nachschriften verweihlen.

(5 Nov 1772) *)

Goethe.

*) Dieses Datum (5. Nov.) ist von Schl mit Bleistift beigefügt; es muß wohl heißen: 15. Nov. Nach den Kestner-Briefen stehen folgende Data fest: Jerusalem erschoß sich in der Nacht vom 29./30. Okt. 1772; am 6. Nov. kamen laut Kestner's Tagebuch, Goethe und sein späterer Schwager Schlosser zum Besuch nach Wetzlar und blieben dort bis zum 10. Morgens. Auf diesen Besuch bezieht sich G.'s Aeußerung in dem vorstehenden Briefe, welcher also mit Bestimmtheit zu datiren ist: Frankfurt, Mitte November 1772.

2.

Frankfurth am 19 Jan
1773

Viel Tauſend Dank für das liebe Packet. Es hat mich ſo ganz in die glücklichen hellen Tage verſezt, zu Ihnen und Ihrem liebſten, hat mir alle unſere Unterredungen wieder lebendig gemacht. Aber auch beſchämt war ich von der Pünktlichkeit.

Pygmalion iſt eine treffliche Arbeit; ſo viel Wahrheit und Güte des Gefühls, ſo viel Treuherzigkeit im Ausdruck. Ich darf's doch noch behalten? es muß Allen vorgeleſen werden deren Empfindung ich ehre.

Ihr ſchwäbiſcher Merck iſt ein Biedermann. Unſern Darmſtädter hab ich ſeit Ihrem Briefe nicht geſehen, er iſt munter arbeitet allerley, und hat jezzo Leyſeringen*). Vielleicht iſt der Termin Ihres Stillſchweigens vorbey, und Sie wiſſen das Alles und mehr.

Von Jeruſalems Tod ſchrieb ich nur das Pragmatiſche Reſultat meiner Reflektionen, das war freylich nicht viel. Ich hoffte auf eine umſtändliche Autentiſche Nachricht, die ich nun überſchicken kann. Sie hat mich ſo oft innig gerührt als ich ſie las, und das gewiſſenhafte Detail nimt ganz hin**). Ihr Märgenserzähler iſt ein lieber Junge den Gott erhalte, ich wünſche daß ſein Herz immer viel gute Sachen zu erzählen haben möge, gut wird er ſie uns immer erzählen.

Der Herzog v. W. bleibt in der Art ſeines Aufwandes ſich immer gleich. Viel Glück dem jungen Helden, wir üben unſere Phantaſie wie ihm die Uniform ſtehen möge***). Und ich hoffe mein Andenken iſt noch nicht aus Ihrer Wohnung gewichen. Meine Einbildungskraft verläßt den Augenblick nie, da ich von Ihnen, und

*) Leuchsenring, der bekannte ſentimentale Reiſende. Den ſchwäbiſchen Merck vermag ich nicht zu deuten.

**) Gewiß der Bericht den Keſtner an G. ſandte; gedruckt in „Goethe und Werther" S. 87.

***) Geht vielleicht auf Fritz von Laroche, den älteſten Sohn, den Wieland bei ſich im Hauſe erzog.

Ihrer vollkommen Tochter mich trennen mußte, und mit Abschiedvollem Herzen die lezte Hand küßte, und sagte vergessen Sie mich nicht.

Meine Schwester wünscht, und hofft Sie zu kennen, wir leben glücklich zusammen, ihr Caracter hat sich wunderbar schnell gebildet, wie wünscht ich, daß sie näher Ihnen wäre, Sie würden für eine Tagereise Ihres Lebens gewiß eine liebe Gefährtin haben. Leben Sie wohl und wenn Sie das Wasser vor Ihren Fenstern vorbey fließen sehen, so erinnern Sie sich unserer, wir sehen es niemals hinabfließen ohne es zu seegnen und uns mit zu wünschen

Goethe.

Könnten Sie nicht Wielanden wohlmeinend rathen, den Deutschen Merkur monatlich heraus zu geben, dergleichen Schrifften machen keinen Appetit bände weiß

5.

Ich schreibe Ihnen dießmal nur in Handlungs Speditions Sachen Merck und Comp. hier sind zwölf Exempl. Ossian. Das eine der gehefteten bittet er Sie anzunehmen.

Leyfering wird Ihnen wunderbare Geschichten erzählen*) und auch ich habe Ihnen viel zu sagen, so bald's ruhig um mich ist wird mir's aller Trost seyn Ihnen schreiben zu können, wie ich mich auch mit der Hoffnung nähre Sie noch diesen Sommer zu sehn, denn ich bin allein, allein, und werd es täglich mehr. Und doch wollt ichs tragen, daß Seelen die für einander geschaffen sind, sich so selten finden, und meist getrennt werden, aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung, sich eben am meisten verkennen! daß ist ein trauriges Räthsel.

*) Bezieht sich wohl auf die Klatscherei, welche Leuchsenring zwischen Merck und Frau von Laroche angezettelt hatte.

Erneuen Sie mein Andenken unter den Ihrigen, mit denen Sie so glücklich leben, und in dem Herzen Ihres theuern Abwesenden *).

gesch. Fr.(ankfurt) am 12 May 1773

Goethe.

4.

Ich habe über Ihre Briefe gesagt nicht was ich wollte sondern was ich mußte. Und so wars vom Herzen zum Herzen, und da geht kein Wort verlohren denn eigentlich sinds keine Worte.

Sie fragen mich ob Sie meiner Schwester die [Jakobi'sche Zeitschrift] Iris emfehlen sollen? was sagt Ihnen Ihr Gewissen? und wenn es ja sagte warum fragen Sie Mich? ich habe ihr Meine Meinung geschrieben, mich dünckte sie solle sich haus lassen, sollt ihre Freunde nicht in Contribution jezzen, um eines Fremden willen mit dem sie nie etwas gemein gehabt hat, noch haben kann und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneyderey die Spediteurs zusammenbettelt, und übrigens möge sie nun thun wies ihr vorkommt.

Das hab ich geschrieben, und nun thun Sie was Sie können, und meine Schwester mag thun was sie will, mir ist die Kleinheit des Menschen wieder bey der Gelegenheit recht merkwürdig worden, und mir gehts wie dem D.Techant **), der die Sotisen seiner Wiedersacher wie eine Perlenschnur am Hals trägt. —

Ich wünsche Jacoby viel halbe Pistolen, und in dieser Rücksicht hab ich ihm das andere verziehen: Daß die Kerls mit ihrem Nahmen

---

*) Des Herrn von Laroche selbst?

**) Der Tombechant Frhr. von Hohenfeld, Freund des Hrn. von Laroche; erreichte ein sehr hohes Alter, starb zu Frankfurt in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts.

Bätely
mit einem Topfe und Leinwand.

Ich bin lang', sehr lang' geblieben,
Komm, wir müssen's nicht verschieben:
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery
indem sie ihn verbindet.

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beschämt von deiner Güte.
Ach wie wohl thut der Verband!

Bätely
die geendigt hat.

Schmerzen dich noch deine Wunden?

Jery.

Liebste, sie sind lang' verbunden;
Seit dein Finger sie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz gespürt.

Bätely.

Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen in's Gesicht!

Wucher treiben ist recht gut, nur mich und die Meinigen sollen sie ungeschoren lassen da sie auch dünkt mich überzeugt seyn könnten daß man mit ihnen nichts zu thun haben will.

Da ich fertig bin liebe Mama fällt mir ein daß ich ungerecht gegen die Jacobis binn, hab ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern Tanten und Schwestern eingenißtelt, das giebt ihnen nach der strengsten Compensation ein Recht auf meine Cornelie. Oho!

Meine Eltern und Fräulein v. Klettenb. grüßen Sie herzlich, von Ihrer Max kann ich nicht lassen so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen.

(Sommer oder Herbst 73)

[Vgl. den Brief G.'s an Kestner vom 15. September 73.]

5.

Wegen des Buchs liebe Mama etwas Bestimmtes.

Man wünscht das Büchelgen übersezt. Will man die Uebersezzung auf eigene Kosten machen lassen und nachhero einen Buchhändler suchen? oder wär es nicht besser das Büchlein dem Buchhändler so zu übergeben, und ihn selbst dafür sorgen zu lassen. Man will dem Buchhändler gleich 500 Exemp. gegen baare Bezahlung wieder abnehmen. Er will für die Uebersezzung sorgen, und drucken mit dem Beding der 500 Ex. Allein der Preiß läst sich nicht bestimmen biß es fertig ist. Was wollte man wohl anwenden? Zu welchem Gebrauch solls werden, was für Papier wünschte man?

Addio, beste Mama.

Guten Tag, liebe Schwester — *).

Hr. v. G. einen Gruß.

Ich wollte Sie hätten die paar Tage her meine Wirtschaft mit dem Apoll gesehen.

(Sommer 73) G.

*) Marx Laroche?

6.

[Frankfurt]

Ich will gern diesen Monat in Frkf. harren, und noch einen in der Hoffnung Sie zu sehen; denn so erkläre ich mir die dunkle Stelle Ihres Briefs. Lassen Sie mir immer meine Bedenklichkeiten, dafür wird mir auch die Freude um so viel größer, wenn mich eine so liebe Theilnehmung überrascht, wie die Ihrige an meinem Götz. Ich habe sie gewünscht, das gestehe ich gerne, auch zum Theil gehofft. Sie wissen aber wie man ist.

Merken würden Sie einen Gefallen thun, denn er ist auch hier Verleger, wenn Sie beykommende Exemplare, sind 24 vor 48 kr. das Stück absezen liesen. Ich weiß nicht hab ich Ihnen schon im Nahmen des Mahlers für das überschickte gedankt.

Meinen Jahrmarkt [von Plundersweiler] halt ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen, und Ihnen viel zu erzahlen. Und so hundert Grüße Ihren lieben.

11ten Juli 1773 Goethe.

7.

Ich danke Ihnen liebe Mama für die beiden Briefe, sie haben mir die ganze wahre Laage Ihrer Seele ausgedruckt, und ich binn gewiß, daß wenn Sie fortfahren, in Ihrem eigenen Ton, über vorwaltende interessante Gegenstände zu schreiben das ganze eine fürtreffliche Würkung thun muß, nur müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen über die Verbindung und Stellung der Theile, meinen guten Rath mittheile*).

So ist zum Ex. die Apotheose Brechters**) im zweiten Briefe

*) Bezieht sich auf „Rosaliens Briefe" von Frau v. Laroche.

**) Brechter hieß der Pfarrer bei Heilbronn, welcher Frau v. Laroche zuredete, ihre Empfindungen und Seelenzustände schriftstellerisch zu verwerthen.

evident zu früh. Der Altar muß erst gebaut geziert und geweiht seyn, eh die Reliquien hinein verwahrt werden, und ich wünschte daß die ganze Stelle erst weiter hinten, wenn der Caracter und der Sinn Rosaliens sich mehr entfaltet haben, eingepflanzt zu sehen, wie ich denn auch mit der süsen Melancholie von verirter Empfindung die den ersten Brief füllt, das ganze gewürzt sehen mögte, und Sie bitte, wenn es nicht zu sehr außer der Stimmung Ihres Vorsazes liegt, die ersten Briefe mit ganz simplem Detail, wo Gefühl und Geist nur durchscheint zu eröffnen. Hier haben Sie alles was ich zu sagen habe.

Das liebe Weibgen*) hat Ihnen etwas von einer Arbeit geschrieben, die ich angefangen habe, seit Sie weg sind, würklich angefangen, denn ich hatte nie die Idee, aus dem Sujet ein einzelnes Ganze zu machen. Sie sollens haben sobalds vertig ist.

Nach Düsseldorf kann und mag ich nicht, Sie wissen daß mir's mit gewissen Bekanntschaften geht, wie mit gewissen Ländern, ich könnte hundert Jahre Reisender seyn, ohne Beruf dahin zu fühlen.

(Sept.? 73)

G.

8.

Hier schick ich den Herder, die Zeigen bedeuten Druckfehler, nichts weiter. Gestern Abend las ich Rosaliens Zusammenkunft mit der armen Heneriette, Sie ist herrlich rührend aber der Eintritt ist wahrhaftig groß. Wollen Sie mir erlauben zu der Geschichte des braven Buben einige Züge hinzuzusezen, die Sie neulich in der Kutsche in die Erzählung webten, und auf dem Papier fehlen?

D. l. M. m. H. G.
[Der lieben Max meine Herzensgrüße.]

G.

Anmerk. Wohl aus derselben Zeit wie der vorige Brief, nach der Frankfurter Reise der Fr. v. L., Aug. 1773, vor Maxe's Heirath.

*) Das liebe Weibgen braucht nicht Maxe zu sein, in welchem Falle nemlich der Brief in 1774 oder 1775 gehören würde. In den Briefen jener Jahre gebraucht Goethe diesen Ausdruck für mehr als eine Dame. Der Schlußsatz beweist für die Zeit, wo noch Feindschaft mit Jacobi's war.

9.

Wir haben so lange nichts von Ihnen gehört. Doch muß ich Ihnen in aller Eile sagen daß Schlosser angekommen ist, und morgen feyerliches Verlobniß seyn wird. Ich freue [illegible] ihre Freude ob ich gleich am meisten dabey verliere. Sie werden [illegible]nig Wochen noch hier bleiben, und dann an den Ort ihrer Bestimmu[illegible]g*). Leben Sie wohl beste Freundin, grüßen Sie ihre Lieben, und vergessen Sie uns nicht. 12. Oct. 1773

Goethe.

10.

[Frankfurt]

Wenn sie wüsten was in mir vorgegangen ist eh ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken liebe Mama, ich hab in denen schröcklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir. — Daß ich Sie nicht drinnen sehn würde, was die Leute sagen würden ꝛc.; das hab ich alles überstanden. Und Gott bewahr ihn vor dem einzigen Fall in dem ich die Schwelle betretten würde.

Hier liebe Mama sind Abdrücke nach meinen Zeignungen. Morgen also holt meine Mutter Sie und die Kleinen. Es wird Sie nicht gereuen.

G.

Offenbar während der Anwesenheit von Frau v. Laroche in Frankfurt selbst geschrieben; vielleicht gleich in den ersten Wochen nach der Hochzeit, in der zweiten Hälfte Januar 1774. — Die „Kleinen" sind wohl Marx's Stiefkinder.

*) Emmendingen. — Die Hochzeit von J. G. Schlosser und Cornelia Goethe war 1. Nov. 1773.

11.

Ich bin im Stande Ihnen ein groſses Schauſpiel zu geben, wenn Sie mir den morgenden Nachmittag ſchenken wollen, ich bitte um eine Sylbe Antwort; heut Abend Seh ich Sie im Conſert. Doch ob Sie können; mögte ich gleich wiſſen, und dann ſoll morgen Nachtiſche um ein Uhr die Kutſche vor Ihrer Thür ſtehen. Meine Mutter wird dabey ſeyn und wir wollen die Büdgen mit nehmen.

Grüſsen Sie die liebe Mar.

G.

Bei dieſem Billet gilt das Gleiche wie beim vorigen.

12.

[Bald nach März 1774, aus Frankf. nach Ehrenbreitſt.]

Mit herzlichem Dank Ihre Briefe zurück, Sie wüſſen daſs ſo was bey mir angewendet iſt. Auch hier die andern Dinge: vielleicht wundern Sie ſich die Farce*) gedruckt zu ſehen und alſo — wie jener Mühlſtein der vom Himmel fiel — Leben Sie wohl Ihre Lieben habe ich einige Zeit nicht geſehen. Ich hatte mein Herz verwöhnt.

Nein liebe Mama Sie haben meine Hand darauf ich will brav ſeyn.

G.

Das andre Exemplar Wieland iſt für Troſſon.

---

*) Die Farce gegen Wieland, welche im März 1774 zur Verbreitung kam.

13.

Liebe Mama ich begreife die Menschen nicht, ich muß mich noch so oft über sie wundern, und daran spür ich daß ich jung bin. Sonst wenn ich von einem großen Geist hörte, so gab meine Einbildungskraft dem Mann eine Stärke, eine hohe Vorstellungsart, und übrige Apertinenzien, und nun wie ich sie kennen lerne die Herrn, ists mit ihnen nicht besser als einem eingeschränkten Mädgen, deren Seele überall anstoßt, und deren Eitelkeit mit einem Windgen zu beleidigen ist. Ich dachte Wieland sollte sich so albern nicht gebärden, denn was ist an der ganzen Sache? ich hab ihm ein Gartenhäusgen seines papiernen Ruhms abgebrant, ihm ein wächsern Dessert partiergen verheert, kommt er darüber außer sich? was wird er erst gegen das Schicksal toben, das mit unerhörter Impertinenz den Seschinianischen Palast, mit so viel Kunstwerken und Kostbarkeiten, die Arbeit so vieler hundert Menschenseelen, in Vier und zwanzig Stunden in die Asche legt. Meinen Werther mußt ich eilends zum Drucke schicken, auch dacht ich nicht daß Sie in der Laage seyen, meiner Empfindung Imagination und Grillen zu folgen.

Meine Schwester tragt gegenwärtig die Unbequemlichkeiten guter Hoffnung, ich habe wohl in zwey Monaten keine Briefe von ihr.

Die liebe Max seh ich selten doch wenn sie mir begegnet ists immer eine Erscheinung vom Himmel.

Meine Mutter grüßt Sie herzlich.

Wenn werden Sie kommen, und sich wieder überzeugen das Sie wohl bessere Söhne und Freunde haben, treuer aber keinen als

Nach Coblenz im Thal

Ihren Goethe.

[Dem ganzen Inhalt nach, bald nach dem März 1774 zu setzen, wo Goethe sein ‚Götter Helden und Wieland' vollendet, vielleicht April bis Juni 1774.]

14.

Hier Mama das verſprochene, iſts ſo recht? Mit der fahrenden ſchick ich mehr, vergüldt aufm Schnitt, dabey des lieben Mädgens Briefe das ein fürtreffl. Mädgen iſt, dabei Zeitungen von H. Deinet*). Wollen Sie mir dann ſchreiben, was ich Ihnen ſoll für den Tee? was Sie ausgelegt haben für mich? ſo will ichs mit denen 2 Carolin an Dumeix geben oder wohin Sie wollen. Mit der Anecht (?) Sill (?) will ich dann warten aber nicht lang. Hat Hohenf. einen Clavigo?

Groſchl.**) mögte ich gar gerne ſehen wnns halbweg mit Manier geſchehen kann.

Dabord que Wiland est curieux de savoir ce que je feroit de lui, si le hasard me l'amenoit — il est perdu — vous m'entendés bien.

Sobald ein Werther kommt ſoll er bei Ihnen ſeyn, hier iſt auch wieder das Teſtament daß nicht Cristi iſt.

[Desgl.]

15.

Liebe Mama. Ich habe des künftigen Mercurs Stellen geleſen die mich betreffen. Er tracktirt die Sache wie ein braver Kerl, der veſt im Sattel ſizt. Ich habe nie was gegen ihn gehabt, und nun verzeih ich ihm auch ſeine Läſterungen wider meine Götter! —

Zu Singlingen***) der goldnen Hochzeit, da ich ach den Geburts-

*) Deinet, Buchhändler in Frankfurt, Verleger der Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

**) Hr. von Groſchlag, Mainziſcher Geſandter in Frankfurt; hatte eine berühmt ſchöne Villa Tieburg, im Odenwald (ſ. u.).

***) Singlingen oder Sindlingen, am Main, unterhalb Höchſt; dort hatte die Frankfurter Familie Schweizer ein Landgut, welches ſie (nach Schl.'s Notizen) noch 1844 beſaß.

tag Ihrer lieben Max herbeitanzte, hab ich Ihrer viel gedacht. O Mama! es waren viel Lichter da, und Schweyzers Willemine kriegte mich am Arm und fragte: warum zündt man so viel Lichter an? Das war eine Frage einen ganzen Sternhimmel zu beschämen, geschweige eine Illumination. Ich hab mich nach Ihnen umgesehen, hab Ihrer Max den Arm gegeben wenig Augenblicke. —

Wenns Ihnen auch nicht ums Herz ist sich zu repandieren, sagen Sie mir doch ein Wort vom Herzen. Sie werden sehen, wie Sie meinem Rad Schwung geben wenn Sie meinen Werther lesen den fing ich an als Sie weg waren den andern Tag, und an einem fort!*) fertig ist er.

(Desgl.)

16.

Ich wollte Ihnen eben schreiben liebe Mama, und unter Bedingungen zusagen, Sie zu holen, da krieg ich einen Brief von Lavater, der wird kommen, und ich hab schon lang ihm versprochen ihm entgegen zu gehen, das werd ich also thun. — Und so kommts (wenn Sie underdeß keine andere Einrichtung treffen) auf die Zeit an da die Kutsche von hier ab soll kann ich in Rücksicht des Obigen dann; so komm ich gewiß, kann ich nicht so seh ich Sie hier!**) wo Sie wollen — — Einen einzigen Plaz ausgenommen. Ich bin immer der Ihrige Goethe.

Nach Coblenz im Thal

(Juni 1774)

*) Aber nach welchem Frankfurter Besuch der Frau v. Laroche?! nach dem im August 1773 oder dem zweiten im Januar 1774?! wahrscheinlich dem letzteren.

**) So interpungirt Goethe; zu größerer Deutlichkeit sei hier die gebräuchliche Interpunktion beigefügt: Und so kommts auf die Zeit an, da die Kutsche von hier ab soll; kann ich in Rücksicht des Obigen dann, so komm ich gewiß; kann ich nicht, so . . . u. s. w.

Der „einzige Platz", den G. ausnimmt, wird wohl das Haus von Brentano sein. S. den folgenden Brief.

17.

Den 20ten wird seyn künftigen Montag, ist Lavater hier, ich hab eine ganz neue Freude in der Erwartung des Menschen. Er geht in ein Bad. Ich hätte freylich gewünscht daß Sie ihn wenigstens berührt hätten, doch vielleicht macht sich's noch. In der Welt ists würklich nicht so schlimm, es ist nur anders als wir's uns vorstellen. Glauben Sie mir daß das Opfer das ich Ihrer Max mache, sie nicht mehr zu sehen, werther ist als die Assiduität des feurichsten Liebhabers, daß es im Grunde doch Assiduität ist. Ich will garnicht anrechnen, was es mich gekostet hat, denn es ist ein Capital von dem wir beyde Interessen ziehen. Behalten Sie mir Ihr Herz offen.

Merck ist wieder da mit Sack und Pack. das ist: mit Weib und Kindern noch hab ich nichts von ihm gehört. Von der Messe hab ich 3 Meisterstücke Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Klopstocks gelerten Republ. und eines Ungenannten [Heinse] Laidion.

am 16 Juni
74

Goethe.

Nach Coblenz

18.

Mir ist mehr als einmal durch den Kopf gefahren daß es so seyn muß: hier am Hofe ehrt man liebt man Sie, und wo nicht? als nur da wo Sie angebetet werden sollten. Doch wie ists worden? Ich hab die liebe Kleine bei der Oester*) gesehen. Adieu Mama. Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Fr. v. Stein.

Neuwied am 19 Jul. 1774.

Goethe.

Nach Coblenz im Thal.

*) Eine Fabrikanten-Familie zu Vallendar bei Ehrenbreitstein.

19.

Dienstag werden wir kommen bey Ihnen zu Mittag essen, um mit wahrer Freude zusammen zu seyn, so viel die Welt giebt, Mein Sinn hat sich noch nicht ganz erholt, wo vier Knaben gestern Nacht ertranken und keiner gerettet wurde. Nur in solgen Augenblicken fühlt der Mensch wie wenig er ist und mit heisen Armen und Schweiß und Thränen nichts würkt. Adieu Mama schicken Sie mir doch einige Flaschen Weins, oder vielmehr ich will sie mitnehmen wenn ich komme, hier vergiften Sie mich mit Getränk.

G.

[Ohne Datum und Ort, aber offenbar um dieselbe Zeit wie der vor.]

20.

Liebste Mama. Die Max sah ich gestern in der Comödie, sie ist nicht mit mir zufrieden: lieber Gott! binn ich es doch selbst nicht. Sie hat Kopfweh! — läßt Sie bitten ihr Rath zu geben, und im Briefe Bewegung zu rathen, die arme Pupe stickt so zu Hause.

Sie fragten nach Lenz? — Es thut mir leid für Wieland, daß er den sich aufgereizt hat, und auf eine abgeschmackte Weise aufgereizt hat, da ich ruhig bin. Es ist ein unglücklicher Mann von der Seite, ich hab meine Freunde gebeten mir seinen Namen nicht mehr zu nennen. Lenz versöhnt sich ihm nicht und Lenz ist ein gefährlicher Feind für ihn, er hat mehr Genie als Wieland, obgleich weniger Ton und Einfluß, und doch —

Ja liebe Mama ich muß die Welt lassen wie sie ist — und dem heilgen Sebastian gleich, an meinen Baum gebunden, die Pfeile in den Nerven, Gott loben und preißen Haleluja Amen.

d 15 Sept.

G.

Nach Coblenz im Thal

Findeſt du mich nicht abſcheulich?
Jery, aber ſchmeichle nicht!
Der du ganz dein Herz geſchenkt,
Die du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!

Hat dein Lieben ſich geendet,
Hat dein Herz ſich weggewendet,
Überlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden,
Du ſollſt immer glücklich ſeyn.

Jery.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;

21.

Donnerstag früh geht ein Exemplar Werther an Sie ab. Wenn Sie und die Ihrigen es gelesen, schicken Sie es weiter an Fritz, ich hab nur drey Exemplare und muß also diese zirkuliren lassen.

Herr v. Groschlag ist hier, ich habe mich ihm dargestellt, da er mich sehr freundlich aufnahm, seiner Gemahlin presentirte, offen mit mir über manche Gegenstände sprach, von Ihnen viel, mir einen Empfehl an Sie auftrug und mich wiederholend nach Dieburg einlud, wohin ich denn auch einen schönen Herbsttag zu gehen denke. Und so wär ich denn wieder auf so viel mehr Ihr Schuldner, wenn nicht Sohn durchs bloße Sohnseyn so viel schuldig würde. Daß er mit nichts als mit seiner ganzen Existenz abzahlen kann.

Sie kriegen nun Ihre liebe Max wieder, eine Weile erquicken Sie das Herz mit aller mütterlichen Liebe! Adieu, und melden Sie mir gleich was H. v. Hohenfeld vom Werther sagt. Und auch Ihr Gefühl übern zweiten Theil.

19 Sept. 1774 G.

22.

[Ueber dem Briefe steht, wohl von Frau v. L. selbst eingetragen: „Nach Max Heurath und nachdem er in Coblenz gewesen."]

Was ist liebe Mama, was ist das Herz des Menschen? sind der würcklichen Uebel nicht genug? muß es sich auch noch aus sich selbst Phantastische schaffen? Doch was klag ich? Die Unruhe und Ungewißheit sind unser Theil, und lassen Sie uns die tragen mit Muth, wie ein braver Sohn der die Schulden seines Vaters übernommen hat. Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Hier ist Reichens*) Brief wieder, mein voriger Brief antwortet auf das übrige. Nur mit

*) Reich, damals ein bekannter Leipziger Buchhändler.

dem Dechant*) hab ich nicht gesprochen mag auch nicht mit ihm von der Max reden. Warum sie hinab will? — Sie sagte mir gestern: es sey eine Idee von Brentano, Sie mögten nur ja dazu sagen, vielleicht wendete er wieder seinen Sinn" — Und dann Mama, es geht in solgen Fällen wie in der Krankheit, in das Bett, aus dem Bett, und wieder hinein, man hofft, und verbessert seinen Zustand wenigstens den Augenblick der Veränderung.

Der Brief an Kalckhof**) ist gleich wie Sie ihn schickten fort — So weit schrieb ich den 24sten, heute den 28sten schick ich Ihnen beide Briefe zurück Dank vielen Dank. O lassen Sie mich immer was von meinem Nachbar Gorgias [?] hören, Sie sollen auch dafür was hören mit der Zeit. Adieu.

Grüßen Sie Hrn. v. Hohenfeld herzlich, schreiben Sie mir wann und was Sie das Herz heißt. —

(28 ? Sept. ? 1774) Adieu Goethe.

23.

Wie werth ist mir Ihr letztes herzliches, wie werth alles was Sie mir seyn können. Ich lag zeither stumm in mich gekert und ahndete in meiner Seele auf und nieder ob eine Kraft in mir läge all das zu tragen was das ehrene Schicksaal künftig noch mir und den meinigen zugedacht hat; ob ich einen Fels fände darauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Nothfall mich mit meiner Haabe flüchtete. — Liebe Mama ich gönne ihnen die Stunden des Unmuths und Jammers, es ist Erleichterung wie die Ergiesungen im Gebet, aber wenn Sie dann auch aufstehen davon, erlauben Sie Ihrem Herzen eine freye Aussicht, über all das Glück das Ihnen in Ihren

*) Dumeix (auch Dumeih), Dechant des Collegiatstiftes zu St. Leonhard in Frankfurt; nach Merck war er es, der die Heirath der Marc mit Brentano hauptsächlich gemacht hatte.

**) War dem Hrn. von Groschlag attachirt.

übrigen bereitet ist, und das vielleicht noch über den unglücklichen Engel waltet. Leben Sie wohl, und denken in Freud und Leid.

[Frankfurt] am 21. Oct. 1774 G.

Nach Coblenz im Thal.

24.

Ich antworte Ihnen gleich liebe Mama. Ihre Max hab ich in der Comödie gesprochen den Mann auch er hatte all seine Freundlichkeit zwischen die spitze Nase und den spitzen Kiefer zusammengepackt. Es mag eine Zeit kommen da ich wieder ins Haus gehe, das Meer verlangt Leichen sage ich noch jezo und lasse mich davon. —

Lavater wird die Porzelan fabrique bezahlen, und zu ruhiger Zeit wollen wir rechten; heut schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Oelpinzel in die Hände nehmen! — Mit welcher Beugung, Andacht, und Hoffnung drück ich nicht aus. Das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick, es ist ein trüber Tag! wir werden uns im Sonnenschein wiedersehen. —

Hier ein kurzes Rezipe für des werthen Baron v. Hohenfeld griechisches Studium: „So Du einen Homer hast ist's gut, hast Du keinen, kaufe Dir den Ernestischen, da die Clärkische wörtliche Ueberseżzung beygefügt ist; so dann verschaffe Dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weise Karten hast Du dieß beysammen, so fang an zu lesen die Ilias, achte nicht auf accente sondern ließ wie die Melodey des Herameters dahin fließt, und wie es Dir schön klingt in der Seele, verstehst Du's so ist alles gethan, so Du aber nicht verstehst sieh die Ueberseżzung an, ließ die Ueberseżzung und das Original, und das Original und die Ueberseżzung, etwa ein zwanzig dreyßig Verse biß dir ein Licht auf geht über Construction, die im Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife Deinen Clavem, wo Du wirst Zeile für Zeile Analisiert finden, das Präsens und den Nominativum schreibe sodann auf die Karten, steck sie in Dein Souvenir und lerne daran zu Hause, und auf dem Feld, wie einer beten mögte dem

das Herz ganz nach Gott hing. Und so immer ein dreisig Verse nach dem andern und hast Du zwey drey Bücher so durchgearbeitet versprech ich Dir, stehst Du frisch und frank vor Deinem Homer, und verstehst ihn ohne Ueberseszung Schaufelberg und Karten. Probatum est!

Im Ernst liebe Mama warum das alles so und so, und grad Karten seyn müssen. Nicht untersucht ruft der Arzt! Warum muß das eben Nesseltuch seyn, worin das Huhn gestoft wird. Sagen sie dem hochwürdigen Schüler zum Troste Homer sei der leichteste griechische Autor, den man aber aus sich selbst verstehen lernen muß.

Emfehlen Sie mich Hr. Geheimerath — Kommen kann ich nicht. — auch ist's besser Sie haben Fritz*) allein.

Gern gar gern mogt ich Hr. v. Hohenfeld sprechen, und das bey Ihnen, und weil ich's wünsche wird's auch wohl geschehen

Gruß an Lulu die kleinen Trosson und Gordel.

Klopstock ist ein edler großer Mensch über dem der Friede Gottes ruht! —

20 Nov. 1774 G.

Nach Coblenz im Thal.

25.

Könnte ich Ihnen liebe Mama recht viel Guts für Ihre guten Briefe geben. Was ich habe geb ich gern. Den Dechant hab ich die Zeit nicht gesehen. Ich war in Mainz! Dahin nachgereißt. Wielands Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort wie ich sie vorfühlte. Das ist was verfluchtes daß ich anfange mich mit Niemand mißzuverstehn. Ein Mißverständniß zwischen der Serviere und der Kleinen, nichts als Mißverständniß, und so ein Ding

*) Gewiß Fritz Jacobi, mit welchem Goethe im Sommer d. J. so schwärmerische Freundschaft gemacht hatte. — Lulu, die zweite Tochter von Laroche. — Die zwei andern Namen weiß ich nicht zu deuten.

reißt fort wie eine gefallene Masche in einem Strumpf, man hätte im Anfang mit einer Nadel fangen können. Nächsten Concert Abend will ich die Meine vornehmen, heut war ich bey der alten Baase [eben der Serviere] die recht gut ist. So gehts in der Welt, und ich bin trefflich folge Sachen einzugleichen. Wenn ich auch Hr. v. Hohenf. zur Stütze in der Welt seyn kann ist mir's grose Freude ich wünsch ihm zu seinem Griechischen Glück. Er wird sich künftig die Mühe danken die er sich gegeben hat. Heut krieg ich ein Exemplar Werther zurück, das ich umgeliehen hatte, das von einem wieder an andre war gegeben worden, und siehe vorn auf das weise Blatt ist geschrieben Tais toi Jean Jaques ils ne te comprendront point! — Das that auf mich die sonderbarste Wirkung weil diese Stelle im Emil mir immer sehr merkwürdig war.

Meine Klettenberg ist todt, eh ich eine Ahndung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb! so viel war. Mama das picht die Kerls, und lehrt sie die Köpfe strack halten — für mich — noch ein wenig will ich bleiben. — Kommen Sie nur, mein Sessel wartet Ihrer, der Zeugniß ist zwischen mir und Ihnen daß wir guten Muth haben wollen. Sie haben nun wohl den Almanach für die Max gekriegt und ihr ihn auch zurückgesendet.

Reichs Brief ist gut. 1 Carolin für den gedruckten Bogen könnt er wohl buchhändlerisch geben. Ich mag gar nicht daran denken, was man für seine Sachen kriegt und doch sind die Buchhändler vielleicht auch nicht in Schuld. Mir hat meine Autorschaft die Suppen noch nicht fett gemacht und wirds und solls auch nicht thun. — Zu einer Zeit da sich so ein grosses Publicum mit Berlichingen beschäftigte, und ich so viel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, sah ich mich genothigt Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen worauf ich ihn hatte drucken lassen. — Mich freuet das Lulu glücklich durch den gefährlichen Paß ist, ich wust es von der Max und war mir halb bange.

Die hiesige pol. Zeitung ist manchmal gut, aber durchgehends weder für Herz noch Geist eines Mannes wie H. v. Hoh.

Adieu Mama: bey Tagesanbruch nach der längsten Nacht 1774.

[Also Frankfurt 22. Dec. 1774] G.

26

[Frankfurt 74 ?]

Hier was von meiner Unart liebe Mama, ich bin Stürmisch, verworren, und hafte doch nur auf wenig Ideen, die liebe Max hab ich in der Comödie gesprochen, ich hab wieder die Augen gesehen, ich weiß nicht was in den Augen ist.

Schicken Sie doch den Brief an Zich! [?]

Wie lang soll ich noch Ihr Geldschuldner bleiben — denn alle Schulden, andere Schulden mögt ich nicht gern abtragen.

G.

Vier Billets,

für deren Datirung sich kein Anhalt findet, mögen zum Abschluß der Zeiten, in denen Frau v. Lar. gleichzeitig mit G. in Frankfurt war, hier stehen:

Beste Mama. Ich bitte Sie, schicken Sie doch den Musenalmanach, gleich auf der Post zurück an die liebe Max. Dießmal nichts mehr. Was mach Lulu. Addio.

G.

Sind Sie heute Abend in Dechants Garten zu treffen, Mlle Katanell wird bis dahin wohl weg sein. Ich muß Sie sehen? Adieu la grosse bête.

Hier kommt der alte Reutersmann, und fragt: ob die jungen Ritter ihn mitnehmen wollen, und wollen ihn dem H. Geheimen Rath vorstellen Ich hoffe noch Abschied nehmen zu können.

Indessen einen recht freundlichen Gruß guten Morgen.

G.

Hier Mama ist die Grabschrift, mich wurde unendlich freuen, wenn Sie Prinzessin v . . . wählten. Schicken Sie sie doch bald der Fr. v. Bertlach. Kommen Sie mir bald nach. Küßen Sie den leidenten Engel von mir. Und so geh ich zur Lulu.

G.

27.

Hier liebe Mama die Briefe*) zurück die ich fürtrefflich finde, den 2ten wegen seines glücklichen Tons, womit er eine so ernsthafte Materie vorträgt, den 38ten, weil er dem ganzen Ihrer Briefe eine Rundung Wendung und Weisung giebt.

Meine Schw. hat ein Mädgen sie bleiben in Emendingen wo Schlosser die Markgrsch. (Markgrafschaft) Hochberg dirigiert. Indem ich die Briefe vergangen Jahres Sortierte und aufhub, sind noch mancherley alt neue Ideen mir durch den Kopf gegangen. Wenn man so den moralischen Schneeballen seines Ichs ein Jahr weiter gewälzt hat, er hat doch um ein Gutes zugenommen. Gott verhüte Thauwetter. — Keine folge Grammatik kenn ich, hab also bey Eslingern Rambachs bestellt.

Von der l. Max wissen Sie wohl was naheres als ich. Vielleicht sehe ich sie heut im Concertgen. Adieu empfehlen Sie mich H. v. Hohenfeld.

d 3 Jan. 1775.

G.

28.

Liebe Mama! Hier ein Billet von der Max: wir sind jezo, besonders ich des Lebens recht froh, es ist ein Starkes Treiben. Denken Sie an uns. Wegen Ihrer Briefe hab ich an Merck ge-

*) Rosaliens Briefe erschienen zuerst einzeln in der Iris.

ſchrieben, hab aber noch keine Antwort. Friz hat Ihnen geſchrieben. Adieu behalten Sie mich lieb. Frfurt*) 18 Jan 75.

G.

Anmerk. Zwiſchen dieſem und dem folgenden Briefe iſt Max zu ihrer Mutter gereiſt, um dort ihr erſtes Wochenbett zu halten; noch im Mai muß ſie dort geweſen ſein. S. u. den Brief vom 13. Mai.

29.

Liebe Mama! Glück zur Max, und nun bald Glück zum Enkelgen und grüßen Sie das kleine Müttergen. Sie wird Ihnen geſagt haben, die halbe Urſache, warum ich nicht ſchrieb, ich glaubte Sie hätten was gegen mich und das war mir unerträglich, hernach bin ich auch ſo ein Faſtnachts Goethe in Schwarm und Saus und noch was befangen, daß nichts mit mir anzufangen iſt.

Friz der nun bald zurückkehrt ſoll Ihnen auch von Mir erzählen, wir waren ſehr lieb gut und kräftig zuſammen, die Max wird hoff ich ein bisgen Guts von mir ſagen, bey dem Böſen das ſie von mir zu ſagen hat. Ich grüße ſie herzlich auch mögt ich von meinem hochwürdigen Griechen etwas hören. Der Hr. G:H:Rath iſt wohl in Wien, will bald wiederkommen und gedenkt auch mein. Ade Mama Immer der Ihre

Frfurt d 17. Febr 1775 G.

Nach Coblenz im Thal

30.

Gott ſegne Sie liebe liebe Großmama, und das kleine Mamagen Und den Knaben. Ich hoffe die Dazwiſchenkunft des Mäuſigens wird viel ändern ich kann wohl ſagen ich erwarte Sie recht ſehnlich zurück.

*) Alſo Frankfurt, nicht Erfurt wie bei Ludm. Aſſing gedruckt iſt.

**) Ob Friz Laroche oder Friz Jacobi?

Jezt geh ich zu Brentano ihm Glück zu wunſchen. Grüſen Sie H: v: Hohenfeld. Friz hat wie ich ſehe meine lezte kleine Familie produziert, er iſt lieb. Ehſtens kriegen Sie wieder was, das ich Ihrem Herzen empfehle. Auf den Freytag binn ich hier, erwarte alſo!

Adieu — Der lieben kleinen Mutter Ade! — Wird denn eine Zeit kommen daß wir werden einen freundlichen Einfluß aufeinander haben liebe Max? Ihre Briefe ſollen Sie bald wieder haben.

Frfurt d. 15 März 1775

Goethe

31.

[Frankfurt]

Liebe Mama: Brentano hat mir ihre * täglichen Briefe an ihn gezeigt. Das Weibgen iſt wohl, und ich wünſche daß die Freundſchaft und daß Zutrauen das mir bisher der Mann bezeugt ungeheuchelt ſeyn möge, ich glaubs wenigſtens, und ſo hoffe ich daß ich der Kleinen künftig keinen Verdruß mehr und vielleicht eine angenehme Stunde hie und da machen werde. ſagen Sie ihr das mit dem herzlichſten Gruß. Täglich ſtreb und arbeit ich braver zu werden, hab auch Gott ſey Dank wieder Relais Pferde für meine weitere Route angetroffen. Adieu liebe Mama, und nun noch eine Bitte, dem von Buri in Neuwied*) gab ich lezten Sommer einige Gedichte die er mir vorenthält, das verdrießt mich, ich hab ihm geſchrieben, er ließ mir durch einen dritten ſagen, er wolle mir ſie durch Md. L. A: ſchicken. Bitte bitte liebe Mama ſchaffen Sie mir ſie. Was hab ich den lezten Freytag empfangen ſollen? Hr. v. Hohenfeld viel Grüße!

Ade liebe Mama. D 21 Merz 1775.

G.

* Max [Zuſatz G.'s unter dem Briefe.]

*) v. Buri aus Offenbach, Dichter von „Harfenklängen“ u. dgl.

52.

Hier liebe Mama ein Klyjoch*) der Ihnen Freude machen wird. Die Zeignung von H. v. Hohenfeld soll mir zehnfach werth seyn nur bitt ich bey allem was heilig ist, daß wenn Sie mir sie schicken, sie auf's sorgfältigste verwahrt wird, den so huy ich sonst bin, ein Fältgen in so was macht mich rasend**).

Adieu Ihnen und der lieben Frau, ich hab bisher mein Wort gehalten ich hab ihr bisher mein Wort gehalten, und versprach ihr wann ihr Herz sich zu ihrem Mann neigen würde, wollt ich wieder kehren, ich bin wieder da und bleib bis an mein Ende. wenn sie Gattin und Hausfr. und Mutter bleibt Amen.

[Frankfurt] d 28 Merz 1775 G.

Nach Coblenz

*) Klyjoch (oder Klyjog s. u. Nr. 34) ist eine Entstellung des schweizerischen Ghli Jogg, Klein Jakob. Unter diesem Namen war ein zu jener Zeit viel genannter, ja gefeierter schweizer Bauer bekannt — Jakob Guyer von Wermetschweil bei Uster (Kanton Zürich), der offenbar ein tüchtiger, verständiger, respectabler Mann gewesen sein muß, mit dem man es aber sehr übertrieb. Der Herold seines Ruhmes, Hans Caspar Hirzel, Stadtarzt in Zürich, machte förmlich in „Ghli Jogg", erhob ihn zu einer Art Patriarchen, zu dem „philosophischen Bauer", schrieb ganze Bücher über ihn: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers" (zwei Aufl. 1761 u. 1774); „Neue Prüfung des philos. Bauers" (1785); jene erste Schrift wurde ins Französische übersetzt „Le Socrate Rustique" u. s. w. und dem Marquis de Mirabeau dedicirt. Hirzel führte Grafen und Fürsten zu seiner Bekanntschaft (so den preußischen Burggrafen Dohna, den Prinzen Ludwig Eugen von Württemberg, den Markgrafen Karl Friedrich von Baden mit dem Fürsten von Anhalt-Dessau) und beschrieb dann die Begegnung auf's rührendste, z. B. der württembergische Prinz umarmt den Bauer mit den Worten: „Ich steige nicht zu Dir herunter, ich steige zu Dir hinauf. Du bist besser als ich" — „Thränen zitterten bei dieser Rede dem Menschenfreund in den Augen."

Ob mit dem „Klyjoch" hier ein Porträt des Bauern oder eine Schrift Hirzel's gemeint ist, weiß ich nicht. Für den Bauersmann war G. nach seiner Art ganz enthusiastisch; den Lobredner hatte er später recht satt. An Lavater schrieb er 3. Juli 1780: „Von Hirzeln habe ich den zweiten Theil seines philosophischen Weltweisen nicht erhalten, sag ihm daß ich darüber betrübt bin, es ist aber eine Lüge, denn es ist mir schrecklich, was dieser Mensch von sich giebt."

**) So weit also reicht dieser charakteristische Zug zurück, den Goethe ein Menschenalter später dem Architekten in den Wahlverwandtschaften geliehen hat!

Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Sie ſehen einander an, Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.

Jery.

Engel, du ſcheinſt mir gewogen!
Doch ich bitte, halt die Regung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely.

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beſchämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Beſter, ich bin dir gewogen,
Traue, traue dieſer Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

33.

[Frankfurt]

L. Mama endlich hab ichs übers Herz bracht und gehe von Frf: gehe zu meiner Schweſter. Alſo über Manheim, Carlr: und Straſsb: Danke für Ihren letzten Brief und Erbieten. Rede nun ſelbſt mit Lenz und von dorther vielleicht mehr. Ihre Briefe ſind herrlich. Ade und der kleinen Frau alles herzliche! — Wenn ich wiederkomme treffe ich Sie doch.

d 13 May 1775 G:

34.

[Zürich] An Lavaters Pult d 22 Juny 1775

Ich komme von Klyjog, wo ich mit Lav. dem Stolberg Haugwitz und andern guten jungens war. Daß ich dort an Sie gedacht habe, hier ein Stück Brodt an ſeinem Tiſche geſchnitten, „man kann friſch zuſchneiden* wenn man ſieht daß es voll auf iſt.“ ſagte er, freilich in ſeinem Ton und Sprache. Ich ging ohne Idee hin von ihm, und kehre reich und zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolken abgeſenktes Ideal angetroffen †. Gott ſey Dank, aber eins der herrlichſten Geſchöpfe, wie ſie dieſe Erde hervorbringt aus der auch wir entſproſſen ſind. Ade! Ade! — Und Sie zu Frankfurth, eben da ich fliehe! — Der Max viel Grüß

G.

* Für Schneiden ſagen ſie hauen. „Ein Stück Brot abhauen“ } Viele Zuſätze von Goethe ſelbſt.
† NB. Keinen Moraliſch philoſophiſchen Bauern. }

35.

[Frankfurt]

Liebe Mama ich binn wieder da seit einigen Tagen, habe Herdern in Darmstadt angetroffen; und bin mit ihm und seinem Weibgen herüber, Sie kommen bald und wenn Sie auch nicht kämmen, muß ich doch verspaaren, biß auf Mundlich, was unterwegs an Abentheuer bestanden worden. In Speyer fand ich H. v. Hohenfeld nicht.

Mir ist wohl daß ich ein Land kenne wie die Schweiz ist, nun geh mir's wie's wolle, habe ich doch immer da einen Zufluchts Ort.

Die Max mit ihrem lieben Jungen hab ich gesehen, mit meiner Mutter hatte sie viel Verkehr in meiner Abwesenheit, wie's nun gehen wird weiß Gott. Brentano ist nicht eifersüchtig sagt er.

Hat sich Crespel*) als ein treuer Ritter bezeugt? Lassen Sie sichs nicht ausfallen noch zu uns zu kommen.

D. 26. Noch einen guten Morgen heute den 27 Jul. 1775

G.

36.

[Frankfurt]

Gestern Abend liebe Mama haben wir gefiedelt und gedudelt bei der guten Max. Ich danke für Ihren Brief, auch für den ersten durch Fahlmern**), ich hab ihn richtig erhalten. Ihre Briefe sind hier dankbar zurück.

---

*) Der humoristische Rath Crespel, Freund des Goethe'schen Hauses, später in Regensburg, wohin Frau Rath mit ihm korrespondirte (s. bei Keil die zwei Briefe aus Anfang 77).

**) Richtiger: Fahlmern, ein Mitglied der mit Goethe's und Schlosser's bekannten Familie.

Es ist doch immer eine freundliche Zuflucht, das weiße Papier, im Augenblick der Noth ein wahrer theilnehmender Freund, der uns durch keine wiedrige Ecken des Carakters zurückstößt, wie man's wohl oft just in den Stunden erfährt, da man am wenigsten so berührt werden mögte.

Daß Sie meine Stella so lieb haben ist mir unendlich werth, lassen Sie sich sie von Friz [Jac.] geben. Es ist nicht ein Stück für jedermann.

Wie stehn Sie mit Lenz? Ich weiß kein Wort von, er hat mir Ihre Briefe nicht sehen lassen, mir scheint als wenn Sie mit dem Originalgen nicht gut zurechte kämen. Er wälzt sein Tönngen mit viel Innigkeit und Treue.

Adieu grüßen Sie H. v. Hohenfeld! einen Emphel von Crespel, der Sie herzlich liebt und schätzt.

Schreiben Sie mir bald. D 1 Aug. 1775

G.

37.

[Frankfurt] d. 15 Sept. [wohl 1775.]

Heute gehen ab liebe Mama, die freimüthigen Briefe, sie sind recht brav geschrieben, hier und da macht er übertriebene Prätensionen, wie alle Zuschauer die den Buckel nicht selbst daran zu strecken haben. Kalckhof hat mir einen sehr artigen Brief geschrieben und mich im Namen Ihrer Exc. nach Dieb. [Dieburg] geladen, Groschl. war gestern hier hab aber nicht an ihn kommen können.

Die Zeit hab ich mit der lieben Max zweymal lange geredt. Sie ist wohl und schickt sich mit viel Fassung in die Umstände. — Daß meine Verse recht sind freut mich. Ob man versteht oder theil daran nimt, davon ist die Rede nicht, ein Blättgen papier schwarz auf weiß vergüldt aufm Schnitt Das thuts, doch ist mir Hr: v: H: Antheil sehr werth.

Grüßen Sie mir Liſeln und meine Kleinen, die Troſſon ſollen ſich meiner erinnern die Deſter auch.

Der Dechant baut, tapezirt.

Meine Schweſter iſt noch in Emedingen.

Herder hat einen Buben.

Deſter und die Gretel hab einmal geſehen.

Merck iſt vergnügt und ich geſchäftig ohne fleißig zu ſeyn bringe doch aber was vor mich.

Addio

G.

nach Coblenz im Thal

38.

[Frankfurt]

Liebe Mama! ich geh nach Weimar! freut Sie daß? ich will ſehen obs möglich iſt mit Wieland auszukommen um ſeinen alten Tagen was freundlichs auch von meiner Seite zu bereiten.

Ich erwarte das junge paar*) und dann gehts. Schreiben Sie mir doch hin Sie könnens an Wiel. einſchließen. Die Max iſt hold, wird in meiner Abweſenheit noch freyer mit meiner Mutter ſeyn, obgleich Brentano allen Anſchein von Eiferſucht verbirgt, oder auch vielleicht mich jezzo für harmloß halt.

Für Buri hab ich nichts thun können, ich bin mit meinen Buchhandlern broullierl, und ein neuer würde es als Gefallen thun, und wieder ein Opfer von mir verlangen, doch will ich ſeinen Brief mitnehmen.

Wieland iſt doch der Alte auch in der Neuwiediſchen Affaire dieſe Weiberader, wird mich, fürcht ich von ihm abſcheiden.

Hier Menalck und Mopſus [?]

*) Das neuvermählte fürſtlich weimar'ſche Paar.

Zimmermann *) iſt gar brav! ein gemachter Charakter! Schweizer, frey gebohren und am deutſchen Hof modifizirt, er bezaubert alle Welt, ſonderlich die Weiber.

Merke [sic] iſt häußlich ſtill und leidlich, weiß ſonſt wenig von ihm, Sie kennen den Nichtſchreiber nicht Antworter!

Ihr Friz **)! liebe Mama! daß das Schickſaal den Müttern ſolge Schwerter nach dem Herzen zuckt, in den Momenten, da ſie all der kleinlichen Sorgen Lohn, im großen einerndten ſollten — halten Sie ſich aufrecht! Wer vermags ſonſt, und in müden Stunden lehnen Sie ſich an unſere Liebe die gewiß ganz und Ewig iſt.

D 11 Oct 1775 G.

*) Der bekannte Arzt und Verf. des Werkes über die Einſamkeit.

**) Friz von Laroche führte ein vielbewegtes, an Wechſeln von Ort, Stellung, Vermögen reiches Leben; er ſcheint ſpäter in den Wirren der Revolution untergegangen zu ſein.

Goethes Briefe

an

Soret.

Herausgegeben

von

Hermann Uhde.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877

BIBLIOTHECA
REGIA

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Friedrich Jacob Soret

— der Adreſſat nachfolgender Briefe Goethes, die hier unverkürzt zum erſten Male an die Oeffentlichkeit treten — wurde am 13. Mai 1795 zu St. Petersburg geboren. Seine Familie ſtammt urſprünglich aus Blois, wanderte jedoch bei der Aufhebung des Edicts von Nantes wegen ihres reformirten Bekenntniſſes nach der Schweiz aus und erwarb das Bürgerrecht zu Genf. Von dort ging Nicolas Soret (1759 — 1830), ein geſchickter Emailmaler, ins Ausland und fand eine Anſtellung als Hofmaler der Kaiſerin Katharina von Rußland in St. Petersburg, wo er ſich 1792 mit Louiſe Johanna Duval, der Tochter einer ebenfalls am ruſſiſchen Hofe in Gunſt ſtehenden Künſtlerfamilie, verheirathete. Dieſer Ehe entſproß Friedrich Jacob als erſter Sohn; die Großfürſtin und ſpätere Kaiſerin Maria Feodorowna, bis an ihren Tod (5. November 1829) eine huldvolle Gönnerin der Familie, war ſeine Pathin.

Geſundheitsrückſichten bewogen im Jahre 1800 den Hofmaler Nicolas Soret, das rauhe Klima Rußlands zu verlaſſen und nach Genf zurückzukehren,

wohin einige Glieder der Familie Duval ihm folgten. Friedrich Soret, damals ein Knabe von fünf Jahren, erwarb mithin seine gesammte Bildung in der Schweiz, welche ihm stets als eigentliche Heimath galt und mit Recht gelten durfte.

Zunächst ward er mit seinem jüngeren Bruder Marie Nicolas Soret und seinen beiden Vettern Franz und Jacob Duval, die er gleich Brüdern liebte, gemeinschaftlich unterrichtet; vom Jahre 1811 an studirte er auf der Akademie zu Genf, wo seine Begabung, seine rege Lernbegierde und sein freundliches, gesittetes Wesen ihm schnell die Neigung seiner Lehrer gewann. Zwar gedachte Friedrich Soret — mehr den Wünschen seiner Angehörigen, als einem inneren Drange folgend — den geistlichen Beruf zu ergreifen, doch widmete er sich nebenher mit lebhaftem Eifer den Naturwissenschaften, namentlich der Mineralogie und Erdkunde.

Von dieser Gesammtrichtung seiner Studien und Neigungen gab Soret bei seiner akademischen Prüfung ein deutliches Zeugniß: er wählte als Thesis „die Schöpfungsgeschichte" und bemühte sich, die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen mit der Darstellung der Bibel in Einklang zu bringen, indem er von dem Gedanken ausging: die „sechs Tage" der Genesis seien nicht wörtlich, als Tage von vierundzwanzig Stunden, sondern bildlich, als sehr ausgedehnte Zeiträume zu nehmen. Die Genfer Theologen hatten bis dahin den Zwiespalt zwischen Naturforschung und Bibelwort

Jery.

Verweile!
Übereile
Dich nicht!
Mir lohnet ſchon g'nüglich
Ein freundlich Geſicht.

Bätely

nach einer Pauſe.

Kannſt du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, ſchmerzt ſie dir?

Jery

ſeine rechte Hand aufhebend.

Nein, ich kann ſie gut bewegen.

Bätely

die ihrige hinreichend.

Jery, nun ſo gib ſie mir.

geflissentlich unbeachtet gelassen; Soret berührte daher eine wunde Stelle, und der Freimuth, die kritische Schärfe, womit er seine Auffassung darlegte, weckte nur um so erbitterter den heftigsten Widerspruch seiner Examinatoren. Der Candidat, ohnehin ein Feind zelotischer Klopffechtereien, ward durch die Angriffe auf die Freiheit seiner Meinung aller Gottesgelahrtheit so entfremdet, daß er völlig mit ihr brach und sich ausschließlich den Naturwissenschaften zuwandte. In ihrem Dienste verfaßte er 1817 und 1818 einige mineralogische Abhandlungen, welche in den Annales des Mines erschienen; im Herbste 1819 begab er sich zur Vollendung seiner Studien nach Paris und sah sich hier durch den Mineralogen und Geognosten Brongniart, namentlich aber durch den Mathematiker und Physiker Biot, mit dem er auch später in beständiger Verbindung blieb, ebenso herzlich aufgenommen wie bedeutsam gefördert. Eine bemerkenswerthe Arbeit aus Sorets Feder fällt in jene Zeit, nämlich die Abhandlung: „Ueber das Verhältniß der Form der Krystalle zu deren optischen Eigenschaften."

Nach Genf zurückgekehrt, wurde Soret ein fleißiger Mitarbeiter der Bibliothèque universelle und der Mémoires de la Société de Physique; bald jedoch trat eine Aufgabe an ihn heran, bei deren Lösung nicht nur seine wissenschaftliche, sondern auch seine rein menschliche Tüchtigkeit in Anspruch genommen wurde. Die Großfürstin Marie Paulowna von Rußland, Gemahlin des damaligen Erbgroßherzogs Carl Friedrich von

Sachsen, hatte die alte Gunst der Kaiserin Maria, ihrer Mutter, für die Familie Duval bewahrt und gab den Wunsch zu erkennen, ein Glied derselben mit der Erziehung ihres Sohnes, des am 24. Juni 1818 geborenen Prinzen Carl Alexander, zu betrauen. Der einzige, den seine Kenntnisse und die Richtung seiner Studien befähigten, dieses Amt zu übernehmen, war Friedrich Soret. Nicht ohne Kampf entschloß sich dieser, seine wissenschaftliche Laufbahn zu verlassen; erst als seine Eltern und vornehmlich sein Großoheim Etienne Dumont — der berühmte Secretär Mirabeaus — auf die Verpflichtungen der Familie gegen die Kaiserin Maria nachdrücklich hinwiesen, ging er auf die ihm gemachten Anträge ein, reiste im Sommer des Jahres 1822 nach Weimar und übernahm das ihm zugewiesene Amt.

Ein Kind erziehen ist nicht leicht, und die Schwierigkeit steigert sich gegenüber dem einzigen Sohne eines regierenden Hauses. Seiner Verantwortlichkeit sich voll bewußt, erfüllt von der redlichsten Absicht, das wahre Wohl des seiner Leitung anvertrauten Prinzen zu fördern, zeigte sich Soret nach allen Richtungen hin einer Aufgabe gewachsen, welche ihm erleichtert ward durch die glücklichen und reichen Anlagen seines Schülers, sowie durch ein ihm bald rückhaltlos geschenktes Vertrauen der gesammten fürstlichen Familie. Schnell lernten die Großeltern wie die Eltern des Prinzen Sorets graden Biedersinn, seine feine Empfindung, seine weltmännische Gewandtheit bei umfassenden Kennt-

niſſen würdigen; aber auch das Herz des von ihm unterrichteten Zöglings, ſowie die dankbare Anhänglichkeit der Schweſtern deſſelben, namentlich der Prinzeſſin Auguſta (nachmals deutſchen Kaiſerin) wußte Soret zu gewinnen und — was mehr ſagen will — dauernd zu behaupten. Verweilte doch der 1853 zur Regierung gelangte Großherzog Carl Alexander von Sachſen wiederholt und noch wenige Wochen vor Sorets Tode in Genf, um mit dem alten Lehrer einige Tage traulich hinzubringen, und dieſer blieb während ſeines ganzen Lebens, wie während ſeiner tödtlichen Krankheit, ja, bis zu ſeiner Beſtattung (bei welcher jener hohe Freund durch einen beſonderen Abgeordneten vertreten war) dem Fürſten unausgeſetzt ein Gegenſtand aufmerkſamſter Fürſorge. Wohl iſt ſolche für beide Theile ehrenvolle Anhänglichkeit gleichzeitig der beſte Beweis für den glücklichen Erfolg der Bemühungen Sorets um die Löſung jener Aufgabe, welche ihn einſt nach Weimar geführt hatte.

Der vieljährige Aufenthalt Sorets in dieſer damals noch durch Goethe zum literariſchen und künſtleriſchen Mittelpunkte Deutſchlands geweihten Stadt, ſowie mehrfache Reiſen, auf denen er den Prinzen in Deutſchland, nach der Schweiz, nach Italien u. ſ. w. begleitete, trugen viel dazu bei, ſeinen angeborenen Feinſinn zu entwickeln; Archäologie und Münzkunde beſchäftigten ihn je länger, deſto ernſtlicher, und in beiden Fächern bildete er ſich zum gründlichen Kenner. So brachte er vierzehn Jahre in ſeiner Stellung zu; er

verließ Weimar im Beginne des Jahres 1836, reich an Auszeichnungen: schon 1822 hatte er das Doctordiplom der philosophischen Facultät zu Jena erworben, bald darauf ward er zum Ehrenmitgliede der Jenaischen mineralogischen Gesellschaft ernannt; die betreffende Urkunde trug Goethes Unterschrift. Bereits früher durch den Titel eines Hofraths ausgezeichnet, erhielt er 1830 das Ritter- und 1834 das Komthurkreuz des Großherzoglichen Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken; 1835 ward er Ritter des niederländischen Löwenordens.

Zunächst begab sich Soret nach Hamburg, um sich dort am 9. April 1836 nach dreijährigem Verlöbniß mit der Tochter des Kaufmanns Wilhelm Bertheau, Elise, die er im Seebade Wangeroog kennen gelernt hatte, zu verehelichen; der Bund war im höchsten Maße segensvoll. Die Neuvermählten kehrten nach Genf zurück in das Haus der seit dem December 1830 verwittweten Mutter, wo Soret die schönsten Jahre seiner Kindheit verlebt hatte.

Sehr bald berief ihn die allgemeine Achtung zur Uebernahme öffentlicher Aemter. Schon 1837 Mitglied des Conseil représentatif von Genf, wurde Soret 1838 zum zweiten Deputirten bei der Tagsatzung in Luzern (damals Vorort) ernannt, wo er im liberalen Sinne thätig war. Mit seiner frischen Arbeitskraft griff der tüchtige Mann auf das ersprießlichste ein; seine Kenntniß der deutschen Sprache ließ ihn stets als willkommenen Vermittler erscheinen, namentlich da die

wichtige Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon Bonaparte — den die königlich französische Regierung aus der Schweiz verwiesen sehen wollte — in jener Session auf die Tagesordnung kam.

Noch zweimal (1841 und 1842) bekleidete Soret das nämliche Amt; am Eintritt in den Staatsrath, den seine politischen Freunde wünschten, hinderte ihn verfassungsmäßig der Umstand, daß er eine Weimarische Pension bezog. Doch wurde Soret 1841 Mitglied der constituirenden Versammlung und 1842 des Großen Rathes von Genf, außerdem erwies er seiner engeren Heimath wesentliche Dienste als Mitglied verschiedener, die Kunst oder die Wissenschaft pflegenden Behörden und Vereine; so gehörte er zur Museumscommission, zum Vorstande der „Gesellschaft für permanente Kunstausstellungen", des „Kunstvereins", der von ihm mitbegründeten „Gesellschaft für Geschichtsforschung", der „deutschen Börse", sowie endlich der deutschen Kirche und der Genfer Pfarrkirche. Allen mit diesen Aemtern verbundenen Mühen unterzog sich Soret stets mit zuvorkommender Bereitwilligkeit; die Freude, seine Mitmenschen auf dem Gebiete des Guten, Schönen und Wahren zu fördern, war einer der hervorragendsten, an Goethes Vorbild erinnernden Züge in seinem Charakter.

Daß er daneben unermüdet literarisch thätig blieb, beweisen einige schönwissenschaftliche Arbeiten, welche in die vierziger Jahre fallen und zuerst im Album de la Suisse Romane erschienen: „Le diable des Alpes, nouvelle Suisse," worin namentlich die Nach-

wirkungen der deutschen Romantik erkennbar sind, und „La vie d'une âme; histoire mystique:“ in dieser finden sich Anklänge an Gedanken, welche auch Goethe in der letzten Zeit seines Lebens vielfach beschäftigten.

Gegen Ende des Jahres 1847 ward Soret von den drei Großherzogthümern Sachsen, Oldenburg und Mecklenburg-Strelitz zu ihrem Vertreter in Paris ernannt; eine Wahl, zu der die hohe Achtung mit beitrug, welche die Herzogin Helene von Orleans für ihn hegte. Der Ausbruch der Revolution von 1848 verhinderte jedoch diese diplomatische Sendung; Soret lebte fortan dauernd in Genf, wenn auch mehrfache Reisen ihn wiederholt nach Deutschland, namentlich nach Weimar führten, dessen Andenken in seinem Herzen lebendig fortwirkte. So zog es ihn nach der Stätte seiner einstigen Thätigkeit, als dort im September 1857 der Grundstein zum Denkmal Carl Augusts gelegt und die Standbilder der Dichterfürsten enthüllt wurden; mit Herzlichkeit hieß der Hof, wie die höhere Gesellschaft Weimars den Zeugen der letzten classischen Tage Alt-Athens willkommen.

Die angeführte vielseitige Thätigkeit Sorets im Dienste der Kunst, Wissenschaft und Humanität, daneben die gewissenhafte Sorge um die liebevoll von ihm überwachte Erziehung seiner einzigen, am 4. August 1837 ihm geschenkten Tochter Marie Elisabeth war jedoch nicht hinreichend, die letzten Jahrzehnte seines rastlos thätigen Lebens auszufüllen. Noch behielt der fleißige Gelehrte Muße zum fortgesetzten Studium

der Archäologie; der morgenländischen Münzkunde aber widmete er einen so regen Eifer, daß er trotz seiner vorgerückten Jahre noch die arabische Sprache und deren verschiedene Mundarten zu erlernen begann. Sorets Thätigkeit auf dem Gebiete der Münzforschung erwarb und sicherte ihm in den weitesten Kreisen der Fachgenossen eine unbedingte Anerkennung; unter lebhafter Theilnahme hielt er numismatische Vorlesungen an der Akademie zu Genf; von weit her sandte man ihm bedeutende Münzsammlungen, die er systematisch ordnen sollte; gegen zwanzig wissenschaftliche Körperschaften, darunter 1859 das „Aegyptische Institut" zu Alexandria, ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und Genfer Numismatiker ließen eine Medaille mit seinem Bildniß und der Inschrift prägen: „Peritissimo artis numismaticae investigatori fautores amici." Hauptsächlich in der „Revue numismatique belge" hat Soret zahlreiche Arbeiten von höchstem Werthe, meist in Briefform, veröffentlicht; außerdem war es ihm vergönnt, ein Handbuch der arabischen Münzkunde zu beenden, dessen Correcturbogen ihm noch während seiner letzten Krankheit zugingen. Die von ihm hinterlassene Sammlung morgenländischer Münzen galt als eine der hervorragendsten in ganz Europa; nach dem Tode ihres Schöpfers kam sie durch Ankauf in den Besitz der Universität Jena.

Sorets Lebensabend wurde ihm durch das Glück verschönt, am 9. April 1861 seine Silber-Hochzeit an der Seite der geliebten, seitdem (am 8. Juni 1869)

auch hinübergeschlummerten Gattin in Gesundheit und Frohsinn feiern zu dürfen — ein Fest, gelegentlich dessen er mit zahlreichen Beweisen wahrer Achtung und Liebe hoch geehrt wurde. Allen voran, strebte der Großherzog von Sachsen seinen einstigen Erzieher an diesem Tage zu erfreuen und auszuzeichnen; er verlieh Soret den Charakter eines Geheimraths und zum Komthurkreuz des Falkenordens den Stern. Die herzlichsten Briefe nicht nur des Großherzogs, sondern auch anderer Glieder des Fürstenhauses liefen ein, begleitet von sinnigen Gaben; eine oldenburgische höhere Auszeichnung wurde Soret ebenfalls zu Theil. Wissenschaftliche Vereine und Behörden aus fast allen Hauptstädten Europas sandten Glückwunschschreiben, und so hielt der Greis von der Saat, die er in treuem, redlichem Wirken während seines langen Lebens vielfach ausgestreut, eine ehrenreiche Ernte.

Aber noch die letzten Lebenstage Sorets wurden verklärt von dem sanften Lichte der schönsten Beziehungen: in die zweite Hälfte des November 1865 fiel der bereits erwähnte Besuch des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen in Genf. Da schien die Erinnerung an die unvergeßlichen Tage von Weimar noch einmal voll ganzer Frische in Soret aufzuleben, und Augenzeugen können noch jetzt nicht genug erzählen von dem Stolze und der Freude, womit der greise Lehrer seinen für jeden erhabenen und schönen Eindruck rege empfänglichen vormaligen Zögling auf alles Bedeutende aufmerksam machte, was das geistige Leben Genfs in Kunst und Wissenschaft

bot, — nicht beredt genug das Glück schildern, welches der alte Mann durch die ihm auch jetzt wieder im reichsten Maße gespendete dankbare Huld des fürstlichen Freundes genoß.

Wenige Tage nach der Abreise des hohen Gastes fand zu Genf eine politische Wahl statt, die Sorets Theilnahme lebhaft in Anspruch nahm — leider zum Schaden seiner Gesundheit. In Folge seines andauernden Aufenthaltes in dem Wahlgebäude befiel ihn eine heftige Lungenentzündung, welcher er trotz sorgfältigster Pflege am 18. December 1865 erlag. Warm empfundene, die Verdienste des Dahingeschiedenen nach deren vollem Umfange würdigende Nachrufe brachten das Journal de Genève vom 24. December 1865 und die Weimarische Zeitung, 1866 Nr. 12—15.

Die Liebe Aller, welche je mit ihm in Berührung kamen, nahm Soret mit ins Grab, denn die Gabe, Herzen zu gewinnen und dauernd an sich zu fesseln, besaß er in seltenster Weise; ungewöhnliche Fähigkeiten des Geistes verbanden sich bei ihm mit echter Bildung des Gemüths, mit strengster Sittlichkeit, Ehrenfestigkeit, Gradheit und Manneswürde. Daneben wußte er sich beliebt zu machen durch die erfreulichsten geselligen Gaben, durch Heiterkeit und Frohmuth, durch dichterisches und musikalisches Talent. Anregende Lebhaftigkeit im mündlichen wie schriftlichen Verkehr, warme Hingabe an alles Gute, Schöne und Große, feiner Sinn, Wohlwollen des redlichsten Herzens und eine auf der festen Grundlage edelster Humanität ruhende

Milde und Anspruchslosigkeit waren neben unbegrenzter Treue und Gefälligkeit gegen Andere die Eigenschaften, welche Soret schmückten, welche ihn heraushoben aus der Menge und ihn mehr und mehr auch jenem einzigen Manne näherten, dessen Verkehr mit dem fast um ein halbes Jahrhundert Jüngeren sich erst jetzt nach allen Richtungen hin klar übersehen läßt.

Sorets Beziehungen zu Goethe waren unter so mancher lieben, auch im Laufe der Jahre fort und fort treu gepflegten Verbindung, welche der junge Genfer in Weimar außerhalb der Herrscherfamilie anknüpfte, wohl die wichtigsten und folgereichsten — man darf sagen: für beide Theile. Als zuständiger Beurtheiler spricht Eckermann von einem „sehr nahen Verhältniß," und setzt hinzu: „Soret war in Goethes Hause ein häufiger Tischgenosse, auch in seinen Abendgesellschaften ein oft und gern gesehener Gast. Außerdem boten seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse vielfache Berührungspunkte zu einem dauernden Umgange. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethes Krystalle, sowie seine Kenntnisse der Botanik ihn fähig machten, Goethes „Metamorphose der Pflanzen" ins Französische zu übersetzen und dadurch jener wichtigen Schrift eine größere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe ferner führte ihn gleichfalls oft in Goethes Nähe, indem er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge Sr. K. H. des Großherzogs und J. K. H. der Frau Großherzogin ihm zu Besuchen bei Goethe Veranlassung gaben."

Jery

ein wenig zurück tretend.

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirst du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.

Traue mir! Traue mir,
Ja ich bin dein!

Jery

einschlagend.

Ich bin auf ewig
Nun dein, und sey mein!

Sie umarmen sich.

Beyde.

Liebe! Liebe!
Hast du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die ersten seyn!

Aber auch außer diesem summarischen Zeugniß von fremder Seite finden sich bis jetzt schon in Goethes Schriften und Briefen[1] genug von dem Dichter selbst herrührende Beweise, wie sehr er Soret schätzte, der ihm bereits 1822, indem er „eine Zahl von fünfzig rohen Demantkrystallen nach ihrer Gestaltung beschrieb und ordnete, eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereigniß gab;“ dabei war die krystallographische Kenntniß des jungen Gelehrten für Goethe „höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien, wobei denn Soret die von ihm im Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilend besprach.“

So schildert Goethe den ersten Verkehr mit dem in die höheren Kreise Weimars neu Eingetretenen in den „Annalen“ vom Jahre 1822; bald aber werden die Beziehungen wärmer. Soret, von Goethe als „sehr unterrichtet und bewandert“ immer mehr erkannt, wird von ihm zu Rathe gezogen u. A. bei verantwortungsvollen Diamanten-Ankäufen; aber nicht nur die Kenntnisse, sondern auch die gewinnenden Umgangsformen des weltmännisch Gebildeten, in weiten Verhältnissen Geborenen und Erzogenen sind dem greisen Dichter wohlthuend: er freut sich, wie „frisch und

[1] Quellen: Goethes Annalen, Goethes Briefe an den Großherzog Carl August, an Sternberg, Reinhard, Knebel, Sulpiz Boisserée, Zelter, und Goethes Gespräche mit Eckermann. Zwei bisher ungedruckte Briefe Goethes an den Kanzler v. Müller, in denen Soret genannt wird, sind im Anhange mitgetheilt.

bequem" Soret „in der neueſten kryſtallographiſch und chemiſch beſtimmenden Erd- und Steinkunde waltet," und wie er „außerdem in anderen Rückſichten ein ſehr angenehmer Nachbar und Geſellſchafter" iſt, ähnlich wie Zelter von einem Abend im Frommannſchen Hauſe zu Jena erzählt, wo muſicirt ward und „Hofrath Soret mit ſanfter, reiner Stimme einige Stücke ſang." Auch in das gute Herz des letzteren läßt uns eine der ſeither ſchon bekannten Mittheilungen Goethes einen tiefen Blick thun, wenn wir erfahren, wie Soret den auf einer Fahrt nach Carlsbad in Gotha erkrankten Heinrich Meyer treulichſt pflegt, ja, die eigene Reiſe unterbrechend, bei ihm zur Wartung bleibt, bis anderweitige Hilfe beſchafft iſt.

Unterdeſſen bildet ſich Soret zu einem „vollendeten Kryſtallographen" aus, und Goethe, der ihm dieſes gewichtige Lob ſpendet, fügt hinzu: er ſtelle mit ihm die „bedeutendſten Forſchungen" an. In die nämliche Zeit (den Sommer 1828) fällt denn auch der Beſchluß: „nach Beendigung der Wanderjahre zur Botanik zurückzukehren," um mit Soret die „Metamorphoſe der Pflanzen" ins Franzöſiſche zu überſetzen. Dieſe Arbeit, welche der große Menſchenkenner ſchwerlich mit Soret unternommen hätte, wäre ihm derſelbe nicht in jeder Beziehung vollkommen vertrauenswürdig erſchienen, trägt dem letzteren nach ihrer Beendigung den ſtolzen Titel eines „Freundes" ein; voll väterlicher Herzlichkeit ziert der damals einundachtzigjährige Dichter den jüngeren Mitarbeiter am gemeinſchaftlichen

Werke mit diesem ehrenden Ausdruck am 24. April 1831, in einem Briefe an Sulpiz Boisserée.

Längst hatte auch der Hof dies Verhältniß anerkannt; Sorets zartsinnige Art ließ diesen zu manchem Auftrage geeignet erscheinen, der eine besonders geschickte und feine Ausführung erforderte; so war er es, der am 14. Februar 1830 die Trauerbotschaft von dem Hinscheiden der Großherzogin-Wittwe, der edlen Louise von Sachsen, im Namen der regierenden Fürstin Goethe zu überbringen befehligt ward. Am 14. Juli 1831 führt er den König Wilhelm von Würtemberg zu dem Dichter, und immerfort ist die Rede von Besuchen, welche Prinz Carl Alexander in Begleitung seines Erziehers bei Goethe machte.

Aber nicht nur als feinsinnig und charaktervoll, sondern auch als poetisch hochbegabt ward Soret von dem Dichterfürsten geschätzt. Ein Gedicht „von schauerlich düsterem Charakter" — „Mitternacht" — nannte Goethe im December 1831 gegen Eckermann „vorzüglich gelungen," indem er hinzufügte: er habe Soret gerathen, mehr dergleichen zu schreiben. „Man athmet darin wirklich den Hauch der Nacht, fast wie in den Bildern von Rembrandt, in denen man auch die nächtliche Luft zu empfinden glaubt."

Kaum vier Monate später, und der Mund, der dies Lob gespendet, war für immer verstummt. Aber bei Goethes Scheiden erlosch nicht Sorets treue Anhänglichkeit für ihn; viermal kam der Ueberlebende in den Fall, für den Dahingegangenen zu zeugen: zuerst im

zweiten Bande der Bibliothèque universelle für 1832, wo Soret einige Briefbruchstücke Goethes und Gespräche mit ihm unter dem Titel „Notices sur Goethe“ veröffentlichte; dann im Verein mit Eckermann im Schlußhefte der einst von Goethe gegründeten Zeitschrift „Kunst und Alterthum;“ ferner 1836 im Julihefte der Bibliothèque universelle, wo er die beiden ersten Bände von Eckermanns „Gesprächen mit Goethe“ anzeigte; endlich abermals im Verein mit Eckermann, als dieser 1847 den dritten Theil seiner „Gespräche“ erscheinen ließ, zu welchem Soret köstliche Perlen beisteuerte, von denen ihm noch zwei zuzuweisen sind, bei denen das Zeichen seiner Urheberschaft — bekanntlich ein * — fortgelassen ist: nämlich die inhaltreichen Unterredungen vom 14. und 15. März 1830.

Daß es Sorets Absicht gewesen, dem großen deutschen Dichter und Denker noch in einem fünften Werke — der Veröffentlichung von Goethes Briefen — nach seiner Weise ein Denkmal zu stiften, ist wahrscheinlich. Er hat seinen Plan nicht verwirklicht, aber in seinem Nachlaße fanden sich, äußerlich im trefflichsten Zustande, Goethes Briefe wohlgeordnet, wenn auch vielleicht nicht völlig lückenlos; mit Bestimmtheit deuten vorhandene Notizen auf das Fehlen einer vom 15. Januar 1824 datirten Einladung zum Mittagessen am nämlichen Tage mit Madame Szymanowska.

Von allen nachstehend mitgetheilten hundertsechs Briefen Goethes an Soret haben dem Herausgeber bis auf vier die im Besitze der Tochter Sorets

befindlichen Urschriften vorgelegen, deren Wiedergabe mit gewissenhaftester Sorgfalt erfolgt ist. Sorets Briefe an Goethe hat jener nach dem Tode des Dichters aus dessen Hausarchiv zurückgefordert, aber fast ausnahmslos sind sie, wie der größte Theil von Sorets Papieren, nach des letzteren Ableben vernichtet worden; aus den bewahrt gebliebenen Trümmern durfte, dem Wunsche der Familie gemäß, nur wenig wortgetreu mitgetheilt werden. Erhalten hatte sich zum Glück ein übersichtliches Verzeichniß von Sorets Hand: „Lettres à Goethe 1822—1832;“ 211 Nummern, hinter denen ganz kurz bemerkt ist: wann und worüber Soret an Goethe schrieb. Dieses Verzeichniß war von Werth, wenngleich sich nicht feststellen ließ: ob es sofort bei Absendung jedes einzelnen Briefes angelegt worden, folglich als eine Art von Tagebuch gelten muß, oder ob Soret jene kurzen Bemerkungen erst später auszog, nachdem ihm seine Briefe von den Erben Goethes zurückgegeben waren.

Diesen Bemerkungen Sorets zufolge begann der schriftliche Verkehr zwischen ihm und dem Dichter am 22. October 1822, also fast genau vier Wochen nach dem ersten Gespräche zwischen beiden, von dem wir durch Eckermanns Werk (Band III, Seite 3 der dritten Auflage, Leipzig 1868) unterrichtet sind: „Envoie des minéraux pour Jena“ bemerkt Soret unter jenem Datum. Zwei Tage später heißt es: „Pour offrir les minéraux demain au Jubilé Lenz.“ (Joh. Georg Lenz zu Jena, der „erlauchte Gegner aller Vulkanität,“

beging am 25. October 1822 ſein 50jähriges Amtsjubiläum.) Am 2. November 1822 ſendet Soret dem Dichter „des minéraux pour sa collection.“ Unter dem 22. December 1822 iſt notirt: „Cristaux de neige qui tombent.“ Am 13. Januar 1823 handelt es ſich um „une commission de G. auprès de S. A. I.;“ am 29. deſſelben Monats leſen wir: „Prêt d'un tableau statistique de la Suisse.“ Am 3. Februar endlich erfahren wir von einem Gegengeſchenke Goethes: „Remercie de son encrier“ ſchreibt Soret, deſſen Tochter dies Dintenfaß noch jetzt verwahrt. Es trägt Goethes eigenhändige Umſchrift: „Herrn Soret zum täglichen Erinnern. Februar 2. 1823. glückwünſchend Goethe.“

Damit treten wir in den Zauberkreis der Briefe des Einzigen ſelbſt, deren erſter vom 5. Juni 1823 datirt iſt.

Soweit es in den Kräften des Herausgebers lag, — der, durch Geſundheitsrückſichten an das milde Klima eines einſamen Dörfchens am Genfer See gebunden, ſich von außen her nur durch eine kleine Zahl wohlwollender Gönner freundlich gefördert ſah — ſind zu den Briefen erläuternde Anmerkungen gegeben worden, welche auch auf den dritten Band der Eckermannſchen „Geſpräche“ ihre Streiflichter werfen.

Und ſo gehe das kleine Buch denn hin und mehre die ſchon vorhandenen Zeugniſſe für den Ruhm und die Größe jenes gewaltigen Geiſteskämpfers, der als Dichter wie als Staatsmann, als Menſch wie als

Forſcher dem deutſchen Volke im Laufe der Zeiten immer theurer werden muß. Fügt der Inhalt der nachfolgenden Blätter auch Goethes Geſammtbilde, deſſen Umriſſe ja längſt unverrückbar feſtſtehen, keinen weſentlich neuen Zug hinzu, ſo wird doch Bekanntes häufig in oft überraſchender Weiſe bekräftigt und ergänzt; Urtheile, Neigungen, Studien und Beſchäftigungen unſeres großen Landsmannes kommen auf den Plan, und namentlich der Naturforſcher Goethe gelangt vielfach in bedeutſamſter Weiſe zur Geltung. Die Krone des Ganzen aber bilden wohl, neben dem ſchönen Blatte, welches in ähnlich noch nicht vorhandener Stärke des Dichters Empfindungen beim Tode ſeines Sohnes ausſpricht, die Briefe aus Dornburg, geſchrieben nach dem Ableben des fürſtlichen Freundes, ſowie der Briefwechſel über die franzöſiſche Bearbeitung der „Metamorphoſe der Pflanzen.“ Er beſonders läßt den tiefſten Einblick thun in Goethes emſiges Wirken während der letzten Jahre ſeines beſtändig voll Mühe und Arbeit geweſenen Lebens, und mit ehrfuchtsvoller Bewunderung erkennt man: wie der längſt auf dem Gipfel eines Weltruhms ſtehende Dichter ängſtlich jedes Wort erwog, wenn es darauf ankam, abermals mit einem Werke ſeines Geiſtes an die Oeffentlichkeit zu treten; wie er — um ſeinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen — „auf die Erhaltung ſeines guten Rufes“ in der Schriftſtellerwelt noch als Achtziger ſorglichſt Bedacht nahm. Wie in den Briefen an Schiller, — deren beiſpielloſer philoſophiſch-äſthetiſcher Vollgehalt

sie natürlich über jede Vergleichung hinaushebt — zeigt sich Goethe auch hier vornehmlich als Arbeitender; und hätten seine Briefe an Soret keinen anderen Werth, als den: des Dichters unerschütterliche Gewissenhaftigkeit, seinen eisernen Fleiß und tiefen Ernst bei jeglichem Schaffen neu vor Augen zu führen und dadurch den heranwachsenden Geschlechtern fort und fort das höchste Muster der Nacheiferung zu zeigen — schon das wäre ein köstlicher Gewinn. Aber die Bedeutung dieser Briefe reicht weiter. Wie unvergleichlich Weimar und sein Musenhof Deutschlands nationalen Ruhm durch das friedliche Werk der Ausbreitung edelster Bildung und Gesittung in Zeiten gefördert hat, wo von gewonnenen Schlachten und glänzenden Waffenthaten unseres Volkes noch nicht die Rede war, — das lassen des Dichters Beziehungen zu diesem Ausländer ahnen; sie beurkunden aufs neue: was Goethe nicht nur für die vaterländische, sondern für die Weltcultur gewirkt, und wie die wundervolle Wesenheit des großen Mannes einem Schachte gleicht, in dessen Tiefen, je mehr man eindringt, nur desto sicherer lauteres Gold zu finden ist.

Ventaux-Chillon im Canton Waadt,
am 8. December 1876.

Dr. Hermann Uhde.

Goethes Briefe an Soret.

Vater tritt auf.

Himmel! was ſeh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.

Soll ich ſie haben?

Bätely.

Willſt du's erlauben,
Vater?

Jery.

O Vater!

Vater.

Kinder —

Zu Drey.

O Glück!

Vater.

Kinder, ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

I.

Thanatophyton Croci.[1]

Gebirgsarten aus Auvergne.[2]

Barometerſtand v. May und Juny.[3]

Franzöſiſche Zinnſtufen mit Beygeſtein. des Mines de Vautry (Haute Vienne) et de Piriac (Loire inferieure).[4]

---

[1] Thanatophyton Croci Nees iſt ein Pilz, welcher als Schmarotzer auf den Zwiebeln des Safrans und der Bataten lebt und dieſelben zerſtört. Die Gattung wurde von De Candolle Rhizoctonia genannt, unter welchem Namen jetzt dieſe Pilze bekannt ſind. Es werden ein paar Safran-Arten (Crocus vernus und Cr. luteus) bekanntlich häufig als Zierpflanzen in Gärten gezogen, der Crocus sativus L. aber, welcher den officinellen Safran liefert, wird in Unterwallis angebaut. Vielleicht hat Goethe dieſen gemeint, da derſelbe in manchen Gegenden vom Safranpilz heimgeſucht wird.

[2] „Quatre échantillons de France, dont deux d'Auvergne" ſandte Soret am 31. October 1823 an Goethe. (Goethes naturwiſſenſchaftliche Correſpondenz, II, 342. Das Datum nach handſchriftlicher Notiz Sorets.)

[3] Unter Goethes Leitung wurden damals (als Vorſtudien zum „Verſuch einer Witterungslehre," nachgel. W. Bd. 11) in Weimar Reihenfolgen von Witterungsbeobachtungen aus vielen Gegenden tabellariſch zuſammengeſtellt.

[4] Vaulry oder Vaury, Ortſch. in Frankreich, Dep. Haute-Vienne, Arr. Bellac; Zinngrube. — Piriac, Df. in Frankr., Dep. Loire infér., Arr. u. W. von Savenay, NW. bei Guerande, an e. Landſpitze am

Vorſtehendes beſcheidentlich wünſchend und den werthen Reiſenden[1] glücklichen Sternen empfehlend, ſo wie ſich ſelbſt zu geneigtem Andenken. Für ſo manche Gefälligkeit dankbar

Weimar den 5. Juny 1823.

J. W. v. Goethe.[2]

atlant. Ocean, bei d. Pennèbe-Bai, 1100 Einw., Zinngruben, Seebad. (W. Hoffmann, Encyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde, Leipzig, 1866—69. Goethe ſchrieb Vautry.)

[1] Soret war im Begriff, nach Genf aufzubrechen.

[2] Der Namenszug iſt ſtets von Goethes Hand. Was im Texte von dieſer herrührt, iſt geſperrt gedruckt. Schreibweiſe, Zeichenſetzung, Abkürzungen u. ſ. w. wurden treu nach der Urſchrift wiedergegeben.

2.[1]

Entrévernes, in Savoyen, iſt ein hochliegendes Dorf, welches 1½ Lieues ſüdlich von dem Anfange des Sees von Annecy, gegenüber auf der anderen Seite deſſelben, ganz in der ungeheuern Vormauer verſteckt liegt, welche die Centralkette der Alpen von der Ebene trennt. Es iſt nicht die erſte Kalkkette zwiſchen dieſer und den Gletſchern; die erſte Kette bildet die Fortſetzung des Jura, die ſich zwiſchen Chambery und der Rhone bis zur Iſère fortzieht, die zweyte beginnt jenſeits des Thales von Chambery, und bildet eine furchtbare Felskette von Alpenkalkſtein.

In der Höhe am Anfange des Thales von Entrévernes ſteht ein ſenkrechter Fels, an welchem die Schichten faſt ſo ſenkrecht, als der Fels ſelbſt, ſich folgen. Hier fiel das mehrere hundert Fuß hohe ſichtbare Flötz zuerſt den Bauluſtigen auf. Sie legten Stollen nebeneinander an, erbauten Magazine, richteten eine Schifffahrt auf dem See ein, und führten eine koſtbare und ſchöne Straße vom See zu den Berggebäuden. Der Erfolg entſprach den großen Anſtalten nicht; die Schichten ſtanden zu ſenkrecht, um dauernde Güte der Kohlen erwarten zu laſſen; die Höhe, in welcher die Berggebäude lagen, erforderte zu viele Anſtrengungen.

Nach Herrn von Buchs barometriſcher Meſſung liegen die Berggebäude am Fuße des Felſens 2864 Fuß über dem Meere.

[1] Empfangsdatum von Sorets Hand: „17. Juin 1823.“ Auf einem anderen, vereinzelten Blatte bemerkt Soret: „17. Juin: Commiss. pour Genève.“

(Vorſtehendes iſt ausgezogen aus Héron de Villefoſſe, Mineral-Reichthum, deutſch von Carl Hartmann 1822,[1] Band 2. Seite 523 u. f.)

Sollte nun jener Bergbau noch betrieben werden und die Berggebäude bewohnt ſeyn, ſo wird man wahrſcheinlich daſelbſt auch meteorologiſche Beobachtungen anſtellen. Hievon die barometriſchen mitgetheilt zu erhalten, würde für uns von der höchſten Bedeutung ſeyn, indem wir ein Mittelglied erhielten, zwiſchen dem Stift Tepl das 2000 und dem Bernhards-Hoſpitz welches ohngefähr 7500 Fuß über dem Meere angegeben iſt. Jede deshalb übernommene Bemühung würde mich höchlich verpflichten.[2]

Zuvörderſt wünſchte jedoch die Beobachtungen vom December des vorigen Jahrs, und, wenn es möglich wäre, die von dem laufenden nach und nach vollſtändig. Man würde gern etwas Angenehmes dagegen mittheilen.

Verzeihung erbittend

ergebenſt

Weimar den 8. Juny 1823. Goethe.

[1] De Villefoſſe, Héron, über den Mineralreichthum, Betrachtungen über die Berg-, Hütten- und Salzwerke verſchiedener Staaten, ſowohl hinſichtlich ihrer Production und Verwaltung, als auch des jetzigen Zuſtandes der Bergbau- und Hüttenkunde. Deutſch bearbeitet von A. F. A. Hartmann. 3 Bde. nebſt 1 Atlas mit 19 lithogr. Tafeln. Gr. 8. Sondershauſen 1822. Ilmenau, Voigt. — In dieſem Werke fehlt bei Entrévernes der Zuſatz „in Savoyen", und die Höhenangabe nach Buchs barometr. Meſſung iſt eine Note des Ueberſetzers.

[2] Am 18. Auguſt 1823 heißt es in Soret's Bemerkungen: „Observations Barométriques entre Genève et St. Gothar. Lui propose d'ouvrir une correspondance avec Mr. Pictet;" dem ſchweizer Phyſiker, der — am 23. Juli 1752 zu Genf geboren — am 19. April 1825 daſelbſt ſtarb.

3.

In Erinnerung der großen Aufmerkſamkeit und Sorgfalt die Sie mir während meiner harten Krankheit[1] erwieſen, in Betrachtung des erwünſchten Beyſtandes womit Sie Herrn Hofrath Meyer[2] ſo theilnehmend beruhigt, iſt Ihnen von ſchönen weiblichen Seelen der Name eines freundſchaftlichen Genius, unter heitern Lobeserhebungen ertheilt worden, wozu ich denn gern einſtimme und auch von meiner Seite nichts mehr wünſche, als daß Sie zum wohlverdienten Lohn, nach einer glücklich vollbrachten Reiſe geſund und froh wieder bey uns eintreffen mögen. Nehmen Sie zugleich meinen Dank für ſo manche Vermehrung meines

[1] Goethe war am 17. Februar 1823 plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrſcheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu ſich noch eine Entzündung der Pleura geſellte, ergriffen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes brachte. In Eckermanns Geſprächen mit Goethe Bd. III, S. 9 fg. (der dritten Auflage) findet man Soréts theilnahmsvolle Einzeichnungen, bei denen allerdings die Angabe des Datums mit der des Tages im Widerſpruch ſteht. Vergl. die „Überſicht" der Geſpräche Soréts mit Goethe, am Schluſſe des „Anhangs" zu vorliegendem Werke.

[2] „Hofrath Meyer, nach Wiesbaden reiſend, ward in Gotha durch ein bedenkliches Übel feſtgehalten, grade zu der Zeit, als die Herrſchaft durchging. Soret . . . blieb bei ihm zur Wartung." (Goethe d. 22. Juni 1823 an Knebel, II, 323. Soret notirt: „Juin 20. (de Gotha.) Meilleures nouvelles de Meyer.")

naturwiſſenſchaftlichen Beſitzes,[1] ſo wie für geneigte wiſſenſchaftliche Aufklärung.

Laſſen Sie mich in dem höchſten und hohen Kreiſe überall empfohlen ſeyn und erhalten mir ein wohlwollendes Andenken.

ergebenſt

Weimar den 25. Juny 1823.[2]

J. W. v. Goethe.

[1] Soret hatte Goethes Mineraliensammlung „durch manches Bedeutende ſowohl aus Savoyen, wie aus der Inſel Elba und fernen Gegenden vermehrt," wie in den „Annalen" (1822) berichtet wird. Vergl. in der „Vorbemerkung" Sorets Notiz vom 2. November 1822.

[2] Soret erhielt den Brief ohne Zweifel in Gotha. Am 23. Juli notirt er: „Remercie de sa lettre du 27. Juin. Le Comte Bournon m'offre des renseignements sur les diamans." — (Jacques Louis Cte de Bournon, franzöſiſcher Mineralog, geb. zu Metz am 21. Januar 1751, ſtarb zu Verſailles am 24. Auguſt 1825.)

4.

Sie verzeihen, mein Wertheſter, wenn ich geſtehe daß die letzten drey, durch die Gegenwart bedeutender Fremden[1] äußerſt bewegten Wochen Ihren geäußerten Wunſch, einiges über mein Verhältniß zu Lord Byron zu erfahren,[2] völlig aus meinem Sinne verlöſchen konnten. Haben Sie die Güte nur kürzlich punktweiſe mir anzuzeigen was man wünſcht, ſo will ich alſobald das Nöthige zu Papier bringen, damit ſolches noch vor Freytag in Ihren Händen ſeyn kann.[3]

Für die überſendeten Stufen, danke zum beſten; der überſendete Granit iſt gewiß von ganz beſonderer Art, ob ich gleich das Enthaltene zu benennen wage; auch die Farbe des Kalkſpaths iſt lieblich und ſelten.[4]

Hiebey darf ich denn nicht verſchweigen, daß Herr Graf Sternberg ſich ſehr gefreut hat in Ihnen einen ſo unterrichteten und rüſtigen Geologen zu finden.[5] Empfehlen Sie

1 Der Bildhauer Rauch, der Graf von Sternberg.

2 Für Thomas Medwin. Vergl. den folgenden Brief. — Soret's Wunſch datirte vom 15. Juni 1824; er wiederholte ihn am 10. Juli. Obiges iſt Goethes Antwort auf dieſe zweite Bitte.

3 Soret befand ſich in Tornburg, von wo aus er am 4. Juli 1824 zuerſt an Goethe ſchrieb.

4 Soret's Sendung ſcheint himmelblauer Strontian beigefügt geweſen zu ſein, wie er ſich in Tornburg findet; er ſchreibt am 7. Juli an Goethe „sur la célestine."

5 Goethe hatte ſchon am 30. April 1824 an Kaſpar Grafen Sternberg geſchrieben: „Die aus Böhmen mitgebrachten Hornblende- und Augitkryſtalle (Amphibole und Pyrogene) hat ein junger, im Wiſſenſchaftlichen

mich Ihro Königl. Hoheit verehrungsvoll und erneuern mein Andenken überall in dem ſchönen Kreiſe; auch ſey mein Dank nicht verſäumt, den ich Ihnen zolle für die gütige Aufnahme und Behandlung des guten Walthers,[1] der Frau Profeſſorin Batſch[2] bitte gleichfalls Gruß und Dank abzutragen. Alles Gute möge mit Ihnen ſeyn und der liebe Prinz fernerhin zum freudigſten gedeihen!

ergebenſt

Weimar d. 12. July 1824.[3]

Goethe.

nicht unbekannter Genfer, Herr Soret, bei des jungen Prinzen Erziehung angeſtellt, geordnet und beſchrieben, wie beiliegender Bogen ausweiſt;" Graf Sternberg antwortete darauf unterm 26. Mai 1824: „Die geologiſchen Nachrichten waren ſehr willkommen." (Briefwechſel zw. Goethe und Sternberg, S. 127 u. 129.) Über den „beiliegenden Bogen" ſ. unten, S. 15.

[1] Der Knabe, Goethe's Enkel, war von Soret in jenem Briefe vom 4. Juli zu einem Beſuch nach Dornburg geladen worden, als Geſellſchafter für den Prinzen Carl Alexander.

[2] Die Wittwe des Jenaiſchen Profeſſors der Botanik. Sie war als beaufſichtigende Erzieherin den Lehrerinnen der Prinzeſſinnen Marie und Auguſta beigegeben und mit dieſen damals ohne Zweifel in Dornburg.

[3] Umgehend — noch am 12. Juli 1824 — ſchickte Soret dem Dichter eine „explication du genre des détails désirés" („pour la vie de Byron"); ebenſo raſch antwortete Goethe mit dem nächſten Briefe.

5.

In beygehendem,[1] mein Wertheſter, habe ich mich ganz allein an das zwiſchen mir und Lord Byron beſtandene Verhältniß gehalten indem der Aufſatz in ſich ſelbſt abzuſchließen war.

Von Manfred, Cain, Don Juan, hab' ich nur weniges überſetzt, auch nur mit kurzen Worten meine Gedanken darüber öffentlich geäußert. Es findet ſich zerſtreut in den vier Bänden über Kunſt und Alterthum.[2]

Von dem allgemeinen Beyfall welcher den Werken des Lords in Deutſchland von Männern und Frauen geworden, ſind Sie ſelbſt Zeuge, auch geben alle Tages Hefte und Blätter ſeit mehreren Jahren davon ein unwiderruflich Zeugniß.

[1] Goethes Beitrag zum Andenken Lord Byrons, S. 291—295 des „Journal of the Conversations of Lord Byron, noted during a residence with his Lordship at Pisa, in the years 1821 and 1822. By Thomas Medwin, Esqu. of the 24th. light dragoons, author of „Ahasuerus the Wanderer." 4. London, printed for Henry Colburn, new Burlington Street, 1824." Der Beitrag — datirt erſt vom 16. Juli 1824 — von welchem Medwin bemerkte, er habe ihn „just received from the illustrious and venerable Goethe," ging alſo durch Soret an ſeinen Beſtimmungsort; Medwin lebte damals, wie die Datirung ſeiner „Vorrede" ausweiſt, in Genf. Ein hie und da genauerer Abdruck des Goetheſchen Aufſatzes erſchien gleichzeitig in der deutſchen Überſetzung des Buches (Stuttgart und Tübingen, Cotta), S. 333—339. Vergl. auch das Morgenbl. Nr. 239 vom 5. October 1824.

[2] Nämlich Band II, Heft 2, S. 186; B. III, H. 1, S. 75; B. IV, 2, S. 189.

Ich ſchließe mit den beſten Grüßen und dem Wunſche daß Gegenwärtiges den Zwecken Ihrer werthen Freunde einigermaßen zu entſprechen geeignet ſey. In Hoffnung baldigen fröhlichen Zuſammentreffens

ergebenſt

Weimar den 14. July 1824.

J. W. v. Goethe.

Noch eines füge ich hinzu, um allen Zweifel wegen Benutzung des mitgetheilten Hauptblattes zu beſeitigen: daß ich ſolches ausdrücklich geſchrieben habe, damit es publicirt werde; deshalb ſteht es Herrn Medwin frey gedachte Mittheilung zu überſetzen und ſeinem Werk an beliebiger Stelle einzuſchalten, mit dem Bemerken daß ſolches völlig meiner eigenen Abſicht gemäß iſt.

Bätely und Jery
knieend.

Gebt uns den Segen.

Vater.

Nehmet den Segen.

Zu Drey.

Segen und Glück.

Thomas kommt.

Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bätely.

Welche Verwegenheit!

Jery.

Welches Betragen!

Vater.

Welche Vermeſſenheit!

Thomas.

Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.

6.

Verzeihen Sie mein Wertheſter, daß dieſes Blatt ſich ſpäter einſtellt. Haben Sie Dank für alles Gute und Freundliche; doch muß ich bemerken, daß der Adler ſich in Metall und Gedicht weit beſſer ausnimmt als in der Wirklichkeit wo ihn 320 Mückenſtiche ſo eben gar ſehr incommodirten.[1]

Erhalten Sie mir ein geneigtes Andenken und erlauben mir zu ſagen, daß ich es für angenehm und ſchicklich halte wenn Sie der regierenden Frau Großherzogin K. H. auch eine Medaille überreichen mögen. Ich werde dagegen von meiner Seite einige Freundinnen zu bedenken wißen.

Eine kleine Anzeige für Predari will ich aufſetzen[2] und mit ihm, ſo etwas weiter nöthig wäre beſprechen.

Die überſendeten Steinarten[3] habe mit Dank genauer

[1] Es handelt ſich um die Medaille Bovys, bei der Rauchs Büſte zum Grunde gelegen: der rechts hin gewendete Kopf, dahinter ſteht: GOETHE, darunter: A. BOVY F. 1824. Kehrſeite: ein aufſliegender Adler, der einen Lorbeerkranz in den Krallen hält. Größe 1½ Zoll Rheinländ. (Gekoſtet hat dieſe Medaille laut Notiz bei Soret 700 Francs.) Soret ſcheint den auf dem Revers befindlichen Adler beſungen zu haben; er notirt am 18. Juli: „Sur la médaille à mettre chez Predari. Vers à ce sujet. L'aigle.“ Predari war der Händler in Weimar, welcher die Medaille vertrieb; ſein eigentliches Geſchäft war die Handlung mit Schnitt-, beſonders Seidenwaaren.

[2] Siehe dieſelbe im Anhange, Nr. 1 der Beilagen.

[3] „Echantillons de Dornburg“ heißt es in Soret's Verzeichniß ſeiner Lettres à Goethe unterm 18. Juli 1824.

betrachtet und dabey Ihre Aufmerkſamkeit auf die Abwechſelung eines verwandten Vorkommens bewundert.

Mit Bitte mich höchſten und hohen Orts, nicht weniger aller freundlichen Umgebung mich ehrfurchtsvoll und beſtens zu empfehlen

ergebenſt

Weimar d. 19. July 1824.

J. W. v. Goethe.

In das Jahr 1824 fallen noch zwei Dankbriefe Sorets an Goethe; der erſte (vom 18. November) abgedruckt: „Naturwiſſenſchaftliche Correſpondenz II, 343;“ der zweite (vom 14. December) nach Sorets Bemerkung folgenden Inhalts: „Remercie du don de l'exemplaire où mon mémoire est inséré.“ Gleichſam als Gegenerkenntlichkeit wird man es aufzufaſſen haben, wenn Soret eine von ihm angefertigte Ueberſetzung des Gedichtes an Lord Byron („Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern“) Goethe am 17. December 1824 zuſandte. („Lui envoie ma traduction de ses vers à Byron.“)

Das „mémoire“, deſſen Soret gedenkt, ſteht: „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt,“ Stuttgart und Tübingen, 1823, Band II, S. 173—190: „Catalogue Raisonné des variétés d'Amphibole et de Pyroxène rapportées de Bohème par S. E. Monsieur le Ministre d'Etat de Goëthe.“ (Unterzeichnet: „Fr. Soret“.) Es iſt offenbar der am 30. April 1824 von Goethe an Sternberg geſandte „Bogen“.

7.

Ew. Wohlgeb.

verfehle nicht hiedurch anzuzeigen daß die Büſte[1] gepackt und emballirt ſey; ſowie auch Medaille und Zeichnung appart und zwar ſo, daß ſie mit der reitenden Poſt abgehen könne. Es kommt alſo nur noch auf die Adreſſe an und alles iſt zum Abgange bereit, vielleicht habe ich noch das Vergnügen Sie heute darüber zu ſprechen.[2]

ergebenſt

Weimar d. 14. März 1825.

J. W. v. Goethe.

Herrn Hofrath Soret Wohlgeboren.

[1] Der Brief handelt von der Denkmünze, welche der Großherzogin Louiſe 1825 am 14. October, als „dem Tage, wo ſie einſt im tobenden Krieg der Engel ihres Vaterlandes war," überreicht wurde. Dieſe Denkmünze fertigte Bovy; ſie trug das Bruſtbild der Fürſtin und zeigte die Inſchriften: „LOUISEN GROSSHERZOGIN zu SACHSEN — DAS GERETTETE WEIMAR MDCCCVI", umſchlungen von einem Eichenkranze, welchen Sterne umgeben. Die „Büſte" war unzweifelhaft die Klauerſche (vergl. Goethes Brief an Knebel vom 30. Juli 1824); dieſelbe iſt auf der Großherzogl. Bibliothek in Weimar noch vorhanden, der Kopf der Herzogin auf der fraglichen Denkmünze ſcheint nach ihr gemacht. Die oben von Goethe erwähnte „Medaille" wird eine Probe für die Größe geweſen ſein. „Zu den mitkommenden Zeichnungen" ſiehe die „Bemerkungen," welche Soret anſcheinend für Bovy überſetzt hat, im Anhange, Beilage Nr. 2. Vergl. die Beilagen Nr. 3 und 3a; außerdem Beil. Nr. 10.

[2] „J'irai ce soir lui donner les adresses pour l'envoi du buste." (Notiz Sorets vom nämlichen Tage.)

8.

Beygehendes Paket von Freund Meyer ausgefertigt[1] kann ich nicht abgehen laſſen ohne Sie, mein Wertheſter, auch einmal zu begrüßen und vor allen Dingen auszuſprechen wie ſehr uns das geglückte Bild unſerer Fürſtin erfreut hat; Herr Bovy wird gewiß damit Ehre einlegen, wie wir denn, die wir unſern Zweck dadurch erreichen, alle Urſache haben auch Ihnen beſtens für die Vermittelung zu danken.

Ferner muß ich verſichern daß mir die Erſcheinung des böſen Geiſtes[2] große Freude gemacht hat; es iſt völlig derſelbe Sinn und Ton wie ihn die Deutſchen zu jener Zeit in ähnlichen Productionen vortrugen. Haß und Partheygeiſt bedienten ſich damals zu ihren Abſichten auch wohl eines geiſtreichen Spaſſes.

Darf ich bitten mein Andenken in dem ſchönen Bergthale[3] gelegentlich zu erneuen; welche Kunde ich auch von

[1] Das Wachsmodell zur Medaille für die Großherzogin, welches den Weimariſchen Kunſtfreunden vorgelegen hatte, erfolgte auf Soret's Anmahnen zurück.

[2] Unterm 8. Juli 1825 notirt Soret in ſeinem Verzeichniß der Lettres à Goethe: „Vers de Théodore de Bèze, où Satan parle un peu fort du sacrifice d'Abraham.“ — Th. de Bèze (24. Juni 1519 bis 13. October 1605), unter den Wortführern der reformirten Kirche im 16. Jahrhundert nächſt Calvin an Geiſt und Einfluß der ausgezeichnetſte, ſchrieb als Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Lauſanne ein tragi-komiſches Drama: „Le sacrifice d'Abraham“ (Lausanne 1550) das vielen Beifall fand.

[3] Wilhelmsthal bei Eiſenach.

dorther vernehme so ist doch eigentlich nur die Witterung die das allgemeine Vergnügen von Zeit zu Zeit stören kann, sonst ist alles wohl und froh. Ich wiederhole die Bitte meiner überall zu gedenken.

Meyers Aufenthalt in Belvedere[1] hat mich schon einmal am schönen Abend hinauf gelockt, ich gönne ihm den freundlichen Aufenthalt von Herzen, zu seiner Erholung.[2] Indessen bereiten wir uns hier am Orte zu einem frohen Empfang der Abwesenden. Unsere Frauenzimmer und jüngere Freunde scheinen sich vorzüglich Verka zu belieben, und sich auf größere Geselligkeit, Feste und Tänze im Stillen vorzubereiten.

Den lieben Prinzen grüßen Sie besonders von mir; unsere Kleinen[3] sind munter und tragen die Nachwehen vergangener Leiden mit frohem Kindersinne.

Möge ich Sie bald wieder sehen, Ihres belehrenden und erfreuenden Umgangs zu genießen.

treulich ergeben

Weimar d. 25. Juli 1825.

J. W. v. Goethe.

[1] Großherzogl. Lustschloß bei Weimar.

[2] „Weimar, d. 21. Juli 25. Heute Abend gedenke mit Prof. Riemer nach Belvedere zu fahren und die Medaille mit Hofrath Meyer schließlich zu besprechen. Vielleicht kommen der Herr Canzler nach Bequemlichkeit auch hinauf. G." (Goethe an den Kanzler von Müller; ungedruckt.)

[3] Goethes Enkel Wolfgang Walther und Maximilian Wolfgang (nur von diesen konnte 1825 erst die Rede sein), geb. 9. April 1818 bezw. 18. Septbr. 1820.

9.

Ew. Wohlgeboren

melde unverzüglich daß man bey näherer Betrachtung der angekommenen Medaille[1] ſich geſtehen muß, das Bildniß ſey beſonders gut gerathen.

Was die Rückſeite betrifft wäre zu wünſchen daß der Eichenkranz[2] mehr Relief Charakter Licht und Schatten hätte. Läßt ſich daran noch etwas thun ſo wird es dem Werke ſehr zum Vortheil gereichen.

Ehe Sie wieder nach Geni ſchreiben wünſche Sie zu ſprechen, da ich auch von meiner Medaille noch Abdrücke wünſche.

Dankbar und ergeben

Weimar den 16. Septbr. 1825.

Goethe.

[1] Soret notirt unter dem Datum des 16. September: „J'ai reçu 56 médailles, dont 6 en argent; les lui envoie."

[2] Siehe Anhang, Beilage Nr. 2.

10.

Ew. Wohlgeb.

vermelde nur mit wenig Worten: daß in der gestern von Genf angekommenen Kiste gleichfalls dreyßig Exemplare meiner Medaille in Bronze beygepackt waren, deswegen ich die mir von Ew. Wohlgeb. gestern Abend zugesendeten Dreyßig wieder zurück zu geben wünsche.

Mögen Sie mir das Vergnügen machen Sie nächstens zu sprechen so wird sich dieses und anderes leicht berichtigen lassen.

Mich zu geneigtem Andenken bestens empfehlend und für so viele Bemühung in diesem nunmehr glücklich beendigten Geschäft auf das Verbindlichste dankend.

ergebenst

Weimar d. 17. October 1825.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret Wohlgeb
nach Belvedere.

Aus dem Jahre 1826 findet ſich nur Ein Brief Goethes an Soret vor. Den Bemerkungen des letzteren zufolge hat er zwiſchen dem 25. Februar und 14. December 1826 achtmal an Goethe geſchrieben; die einzigen Notizen von Intereſſe ſind die nachſtehenden:

„Avril 7. Envoie traduction allemande de vers russes sur Alexandre par la comtesse Volkonsky et une lettre d'elle à comtesse Fritsch; on manifeste désir qu'il les mette en vers (par ordre de S. A. J.) — Non accepté.“

(Die — proſaiſche — Überſetzung der höchſt ſchwülſtigen Verſe auf den Tod des Kaiſers Alexander († 1. December 1825) befand ſich unter Sorets Papieren; es iſt ſehr erklärlich, daß ſie Goethe nicht verlocken konnte, ſeine Kunſt daran zu verſchwenden, obgleich Soret ſeine Aufforderung dazu (der Brief hat ſich erhalten) folgendermaßen verbindlich einkleidete: „Son Altesse Impériale n'a pas voulu Vous laisser ignorer le désir manifesté par Mme la Princesse Volkonsky; ce désir est bien certainement l'expression d'un voeu unanime.“)

„Juin 13. S. A. J. lui donne commission d'après notre conversation d'acheter p. 100 — à 200 Ecus minéraux à Freyberg.“

„Dec. 14. Envoie le rapport de la société des Beaux arts à Genève.“

11.

Ew. Wohlgeb.

erhalten hiebey zu gefälliger Absendung nach Genf sechs Exemplare der mir zu so hohen Ehren gereichenden Medaille.[1] Mögen Sie eine davon Herrn Müller[2] daselbst, welcher durch Vorlesungen über deutsche Literatur sich um uns verdient gemacht, abreichen lassen, so würde ich mich einer alten Schuld gegen denselben erledigt sehen.

Mit den besten Wünschen, Zutrauen und Ergebenheit

Weimar den 11. December 1826.

Goethe.

Des Herren Hofrath Soret
Wohlgeb.

[1] Gemeint ist ohne Zweifel die Jubiläumsmedaille vom Berliner Hofmedailleur Brandt, welche „Carl August und Louise Goethen zum VII. Novbr. MDCCCXXV“ gestiftet hatten.

[2] Unzweifelhaft Christian Müller (geb. 1780 zu Eisenach), den Goethe einmal als „vorzüglichen Literator“ bezeichnet. (Werke, Hempelsche Ausg., 29, 571.) Ueber ihn eine biographische Notiz in: „F. A. Brockhaus in Leipzig; herausgegeben von Heinrich Brockhaus,“ (Leipzig. 1872–75) S. 184.

Rufet die Ält'ſten,
Den Schaden zu ſchätzen;
Ich gebe die Strafe,
Will alles erſetzen.

Heimlich zu Jery.

Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Dubbeln,
Mehr ſind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.

Laut zu Bätely.

Gebe dich!

Zum Vater.

Höre mich!

Zu Jery.

Bitte für mich.

Jery.

Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jeden ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

12.

In Ungewißheit ob ich Sie, mein Wertheſter, heute Abend ſehe, vermelde ich daß Herr Ampere[1] bey mir angemeldet iſt und wünſchte zu hören ob Sie etwa auch davon wiſſen. Auf alle Fälle frag ich an was man ihm allenfalls Freundliches erzeigte? Die kleine Maſchiene des magnetiſchen Rundſtabes, um welchen ſich die metallnen Eymerchen drehen beſitze, habe aber das Experiment ſelbſt noch niemals angeſtellt. Es wäre die Frage ob man ſich mit ihm darüber unterhalten ſollte.[2] Vielleicht gönnen Sie mir heute ein Viertelſtündchen.

ergebenſt

Weimar den 16. April 1827.

Goethe.

Herrn Hofrath Soret Wohlgeb.

[1] J. J. Ampère, der franzöſiſche Literarhiſtoriker (12. Aug. 1800 — 27. März 1864), bereiſte damals Deutſchland. Ueber ſeinen Beſuch bei Goethe ſ. Eckerm. Geſpr. III, 109 fg.; Sulpiz Boiſſerée, II, 479 ꝛc. Ampère ſelbſt berichtete über Weimar und Goethe in Le Globe, Nr. 51 v. 31. Juli; vergl.: „Bruchſtück eines Briefes des Herrn A." in deutſcher Ueberſetzung: „Journal für Literatur, Kunſt und geſelliges Leben," Nr. 99 vom Sonnabend d. 18. Auguſt 1827, S. 786—789; Weimar, Verlag des Landes-Induſtrie-Comptoirs.

[2] Soret rieth ab, da Ampère das Experiment kenne.

13.

Sie werden sich, mein Theuerster, wohl noch erinnern, daß Sie vor einem Jahre[1] mir den Wunsch Ihro Königl. Hoheit der Frau Erbgroßherzogin geäußert, daß Höchstdieselbe eine instructive Sammlung Sächsischer Mineralien für ein auswärtiges wissenschaftliches Institut zu erhalten wünschten.

Da ich nun hierauf unter den 30. July vorigen Jahrs wie beiliegende Copie[2] das Nähere anzeigt, nach Freiberg geschrieben, diese Zeit her aber weiter nichts vernommen, so ist doch aus beiliegenden Briefe[3] des Herrn Professor Breithaupt zu Freyberg ersichtlich, daß der Auftrag ernstlich beachtet worden sey, und ich habe hiedurch schuldigst zu vermelden, daß die Kiste so eben bey mir niedergesetzt worden.

Da sich für diese Sendung der Ober-Berghauptmann von Herder als Anordnender und Herr Professor Breithaupt als Besorgender der Sache sorgfältig angenommen, so zweifle ich nicht, daß diese Sammlung völlig wie ich sie bestellt und gewünscht ausgefallen seyn wird. Wie denn auch die dafür angerechnete Summe von 65 Thlr. 12 gr. Sächs. mir sehr mäßig erscheint.

[1] Am 13. Juni 1826, wie oben mitgetheilt.

[2] S. dieselbe im Anhang, Beilage Nr. 4. Es ist der von Woldemar v. Biedermann in „Goethes Beziehungen zum sächs. Erzgebirge und zu Erzgebirgern" S. 59 vermißte Brief.

[3] Anhang, Beilage Nr. 5. Goethes Antwort an Breithaupt steht bei W. v. Biedermann: „Goethes Beziehungen" u. s. w. S. 67 und 68. Aus derselben geht hervor, daß die gekaufte Sammlung für eine russische Akademie bestimmt war.

Ob ich nun gleich wünschte daß wir uns selbst davon überzeugen könnten, so darf ich doch nicht rathen die Kiste auszupacken, weil es immer schwer seyn würde, sie, wie es bey der Mineralienniederlage gewiß sorgfältig geschehen wieder einzupacken.

Wollten Sie nun, mein Werthester, der Frau Erbgroßherzogin Königl. Hoheit hievon gefälligen Vortrag thun und mich benachrichtigen, wo ich obgedachte Summe erheben könnte, um sie baldmöglichst nach Freyberg zu schicken; nicht weniger wohin diese Sammlung bestimmt sey, mir nähere Kenntniß geben, damit auch für den Transport zunächst gesorgt werde, indem diese Angelegenheit sich ohnehin schon länger als billig verzogen hat, ob wir uns gleich deshalb darüber beruhigen können, weil gewiß etwas Gutes und wissenschaftlich Bedeutendes geliefert worden ist.

In Hoffnung baldiger mündlichen Unterhaltung

ergebenst

Weimar den 8. May 1827.[1]

J. W. v. Goethe.

Kosten Betrag.

Rechnung der Min.-Niederlage
(S. Breithaupts Brief) . . . Thlr. 65. 12 gr. Sächs.
Fracht hierher . 2 Thlr.
Nachnahme . . 3 Thlr. 1 gr.
5 Thlr. 1 gr. Preußisch.

Siehe Frachtbrief.

[1] „S. A. J. le remercie de l'arrivée des minéraux de Freyberg. Je suis chargé du remboursement." (Bemerkung Soret's vom nämlichen Tage.)

11.

Ihro Kaiſerl. Hoheit genehmigen gewiß, daß ich die Bezahlung in Freyberg auf's baldigſte beſorgt. Aus beigehender Elkaniſcher Rechnung[1] ergiebt ſich, daß der vorige Anſatz ſich um 1 Thlr. 8 gr. Sächſ. erhöht. Wollen Sie nun gefälligſt den Befehl auswirken, daß mir die ganze Summe gezahlt werde, ſo würde ich quittiren und dieſes Geſchäfft, wie mir herzlich lieb iſt, auf eine angenehme Weiſe beendigt ſehen. Ich habe Herrn Breithaupt um eine Abſchrift des Catalogs gebeten,[2] welcher in der Kiſte mit beygepackt iſt; ſo erfahren wir was ſie enthält zu Belehrung und angenehmer wiſſenſchaftlicher Unterhaltung.

Mich allſeits angelegentlichſt empfehlend.

treulichſt

Weimar den 23. May 1827.[3]

J. W. v. Goethe.

[1] D. h. Rechnung des Banquiers Elkan zu Weimar.

[2] „Ich habe — gebeten," doch iſt der betr. Brief an Breithaupt erſt vom folgenden Tage datirt.

[3] „Je le prie de m'envoyer la caisse; expliqne pourquoi il n'est pas payé encore." (Bemerkung Soret's vom 24. Mai 1827.)

15.

So angenehm es mir gewesen wäre, theuerster Herr und Freund persönlich von Ihnen Abschied zu nehmen,[1] so geschehe dies, wenn es nicht anders seyn kann, schriftlich, mit dem treusten Wunsche, daß der Zweck Ihrer Reise erfüllt werde und wir Sie gesund und froh wiedersehen mögen.

Gönnen wir Ihnen nun herzlich das Glück, die werthen Ihrigen wieder zu begrüßen, so beneide ich Ihnen doch den Aufenthalt in einer der schönsten Gegenden welche die Welt wohl aufzuweisen hat.

Gedenken Sie meiner unter den vielen zurückbleibenden Freunden und lassen mir die Hoffnung, daß unsere mir so werthen Unterhaltungen, nach Ihrer Rückkehr, eben so lebhaft und weniger unterbrochen fortgesetzt werden mögen.

Ich lege einige von meinen Jubiläumsmedaillen bey, mit Bitte, solche wohlwollenden Personen, nach Gefallen, einzuhändigen,[2] und frage zugleich an, ob Sie etwa noch eine Anzahl Bovy'sche Medaillen in Händen hätten, da ich denn bäte, mir solche zurückzulassen. Die Zahlung könnte sogleich erfolgen. Wäre dieses aber nicht, so würden Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mir 30 Stück bron-

[1] Soret, im Begriff, nach Genf zu reisen, hatte bei Goethe am 27. Juni angefragt: ob er dort etwas zu besorgen habe?

[2] Eine derselben gab Soret an Bonstetten.

jene und 10 in Silber von dorther senden wollten; die Rechnung sollte alsobald berichtigt seyn.

Kommt Ihnen etwas Neues Mineralogisches vor, so bitte mein wie immer zu gedenken. Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen Familie und bleiben meines aufrichtigen Antheils jederzeit versichert.

ergebenst

Weimar den 29. Juny 1827.

J. W. v. Goethe.

16.[1]

Auf Ihr gehaltreiches höchſt willkommenes Schreiben[2] erlauben Sie mir, mein Wertheſter, wenn auch nur Einiges zu erwiedern.

Vor allen gönn' ich Ihnen von Herzen den freien Anblick jener herrlichen Gegend, den Aufenthalt in einer ſo bedeutenden Stadt und die Umgebung von angeborenen und erworbenen Freunden. Dankbar erkenn' ich daß Sie ſich meiner ſo freundlich erinnern wollen und kann dagegen von unſern theuern verehrten Perſönlichkeiten manches Erfreuliche melden. In Belvedere geht alles, wie ich vernommen und zum Theil ſelbſt Zeuge war, aus dem Guten ins Beſſere. Unſerm Fürſten iſt die Töplitzer Badekur ſehr wohl bekommen, ſo daß ein leichter Katharr als Folge einer Erkältung auf der Rückreiſe nicht als von Bedeutung angeſehen werden darf. Gleichermaßen verhält ſich's mit der Geſundheit unſrer Frau Großherzogin. Und ſo dürfen wir denn auch uns wohl erfreuen, daß es in häuslicher Umgebung ganz leidlich ausſieht.

[1] Als Empfangsdatum vermerkt Soret: „17. août 1827." Er antwortete am nächſten Tage. Goethes Brief iſt erſichtlich in zwei verſchiedenen Abſätzen dictirt, deren zweiter bei „Wenn ich nun aber" (S. 30) beginnt.

[2] Aus Genf vom 28. Juli 1827. Den Inhalt giebt Soret an wie folgt: „Voyage; roue cassée; ses vers; médaille . . . ." (Das Uebrige unleſerlich.)

Wenn ſich nun hierauf meine Nachrichten beſchränken, ſo ſehen Sie daraus, daß ich gerade im Gegenſatz von Ihnen, wenig oder nichts von Aeußerlichkeiten zu ſagen weis. Füge ich nun hinzu, daß Fräulein Ulricke ſich mit Frau Gräfin Henckel in Töpliz befindet, Demoiſelle Bollard[1] von Jena aus uns manchmal beſucht, ſo ſehen Sie, daß ich immer wieder zu geliebten Perſonen zurückkehre.

Auch von Berlin kommen immerfort die beſten Nachrichten,[2] welches alles meinem Gemüth ſehr zu Gute kommt, da meine[n] Augen, außer den Malven im Garten, nichts Erfreuliches begegnet. Gebaut wird freilich viel, von Architectur wüßt ich wenig zu ſagen; doch werden Sie manches reinlicher und freundlicher finden, als ſie es verlaſſen haben, beſonders wenn Sie hinter dem Ettersberg kein Genf und keinen See zu ſuchen kommen.

Wenn ich nun aber die vorliegenden weißen Räume meines Briefpapiers nicht ungenutzt ſo viel Meilen weit verſenden ſoll, ſo muß ich mich zu denen uns ſonſt ſo beliebten Capiteln der Oryctognoſie und Geognoſie hinwenden und berichten, daß die Anweſenheit des Herrn Grafen Sternberg[3] unſern Sammlungen viel Vortheil gebracht hat; denn indem

[1] Ulrike von Pogwiſch, Schweſter von Goethes Schwiegertochter; Gräfin Henckel, deren Großmutter, Oberhofmeiſterin am Weimar. Hofe; Demoiſelle Auguſte Pallard, wie ſie richtig hieß, eine Schweizer Landsmännin von Soret und vormalige Erzieherin der Prinzeſſinnen Marie und Auguſta von Weimar.

[2] Ohne Zweifel meint Goethe hier Nachrichten von der Prinzeſſin Marie von Weimar, die ſeit dem 26. Mai 1827 Gemahlin des Prinzen Carl von Preußen geworden war.

[3] Ueber dieſen (zweiten) Beſuch Sternbergs bei Goethe finden ſich die einſchlägigen Notizen zuſammengeſtellt im „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Sternberg.“ S. 8—10.

dieſer edle Freund die Flora subterranea, wie wir ſie in ſchönen Exemplaren beſitzen, richtiger benamſete und methodiſcher ordnete, ſo hat dieſes Fach zuerſt einen eignen Werth erlangt und eine gewiſſe Anziehungskraft erworben. Durch die Gefälligkeit des Herrn von Sömmering[1] haben wir ein treffliches Facſimile des berühmten Ornithocephalus erhalten, welcher ſonſt in dem Mannheimer Cabinet ſich befand, nun in München aufbewahrt wird, erſt von Collini,[2] dann aber von Sömmering commentirt und entfaltet wurde. Es iſt vielleicht das Merkwürdigſte unter allen Reſten von Solenhofen; der Gypsabguß aber ſo genau und ſchön gefärbt, daß man das Original vor ſich zu ſehen glaubt.

Anderes, zwar nicht in dem Grad aber doch immer Merkwürdige ſey bis zu Ihrer willkommenen Rückkehr verſpart; doch darf ich nicht verhehlen, daß mein Sohn, ſeitdem er durch Ihre Geneigtheit mit dem Mont Salève[3] bekannt geworden, die Hoffnung nicht aufgiebt, mit noch einigen Exemplaren von dorther bereichert zu werden.

Hier will ich aber, damit das Blatt nicht liege bleibe, für diesmal ſchließen, in der Erwartung, daß Sie meiner guten Tochter[4] Gelegenheit geben, Ihnen von den geſelligen Tagen das Bedeutende zu vertrauen.

[1] Samuel Thomas von Sömmering hatte am 23. Juli 1827 einen Abguß des Ornithocephalus longirostris an Goethe abgeſendet (Naturw. Corr. II, 338.)

[2] C. A. Collini, geb. am 14. October 1727 zu Florenz, bekannt durch ſeine Beziehungen zu Voltaire, deſſen Secretär er geweſen, ſtarb am 22. März 1806 zu Mannheim als Director des dortigen naturgeſchichtlichen Cabinets, welches durch ihn zu höchſter Bedeutung erhoben wurde.

[3] Der lang gezogene Kalkfelsberg, 1½ Stunden ſüdöſtlich von Genf.

[4] Die Schwiegertochter Ottilie von Goethe.

Aus meinem Briefe ſehen Sie dagegen leider, indeſſen Sie ſich in dem lebendigen Genf erfreuen, daß ich mich zunächſt mit antediluvianiſchen Carcaſſen beſchäftige, welches doch eigentlich nur als ein pis aller angeſehen werden kann.

In treuſter Theilnahme,

Weimar den 9. Auguſt 1827.

J. W. v. Goethe.

Bätely und Vater

zu Jery.

Ich gebe dir nach.

Zu Thomas.

Dir iſt verziehen.

Alle.

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Bleibendes Glück!

17.

Zum allerſchönſten dank ich, mein theuerſter Herr und Freund, daß Sie mich an meine Schuld[1] erinnern, die ich längſt gern abgetragen hätte. Hiebey erfolgen alſo

Sieben und achtzig Thaler 8 gr. Conventionsgeld,

wogegen ich mir gefällige Quittung erbitte.

Die kleinen unſcheinbaren Münzen[2] werden, in Reih' und Glied unſerer nun wohlgeordneten Sammlung, ſich ganz vortheilhaft ausnehmen, wo wir ſie denn nächſtens wieder in Augenſchein zu nehmen bitten.

Die Rezenſion des neuſten Leonhardiſchen Werkes[3] war mir geſtern Abend gleich zu großer Erbauung. Man muß jung ſeyn um ſich in einen ſolchen innern Antagonism einer Wiſſenſchaft zu finden, und vorauszuſehen was denn doch zuletzt für Heil von einem ſolchen Conflict zu erwarten

[1] Beim Medailleur Bovy; Soret hatte das Geld ausgelegt. Die „Erinnerung" geſchah am 10. November. Soret hatte ſich aber um 10 Thaler verrechnet; am 15. Novbr. notirt er: „Je me suis trompé de 10 écus à sa perte d. le compte; lui rends la différence."

[2] „Monnaies Genèvoises" bemerkt Soret bei deren Ueberſendung am 10. November.

[3] Bibliothèque universelle des sciences, belles lettres et arts, redigée à Genève, Tome trente-sixième, douzième année, Sciences et arts (Genève et Paris 1827) P. 52—62: „Minéralogie. Handbuch der Oryktognosie etc. — Manuel d'Oryktognosie, par César de Leonhard, seconde édit., corrigée et augmentée. Heidelberg chez J. C. Mohr, 1826, de XXXVIII et 852 p. 8°. „(Unterzeichnet: Fréd. Soret.)

ſey. Wer uns Alte hierüber aufklärt verdient großen Dank; indeß uns nichts weiter übrig bleibt als von den einzelnen Naturkörpern für und für möglichſte Kenntniß zu nehmen. Das Uebelbefinden unſres theuren Prinzen hat mich dieſe Zeit her ſehr bekümmert und doppelt geſchmerzt, da es mir Ihren höchſt angenehmen Beſuch entzieht. Im mineralogiſchen und ſonſt naturhiſtoriſchen Fache iſt übrigens manches Schöne und Mittheilungswerthe zu mir gelangt. Möge ich bald in dem Fall ſeyn Sie damit zu begrüßen und zu unterhalten.

treu ergeben

Weimar den 11. November 1827.[1]

J. W. v. Goethe.

[1] Bei dem Briefe ein Zettel von Goethes Hand:

„Ein leinener Sack enthaltend 87 Thlr. 8 gr.

1 Paket	. .	50 Thlr.	
1 „	. .	25 „	
1 „	. .	10 „	
1 „	. .	2 „	8 gr.
		87 Thlr.	8 gr.

G.“

18.

Ew. Wohlgeb.

übersende abgeredetermaßen die mexicanischen Bergwerkscharten, und füge die Exemplare der Felsarten hinzu, damit Sie solche bey Tage noch näher beschauen und bestimmen können, und unsre Kenntniß jener interessanten Gegenden durch Ihre gefällige Aufmerksamkeit recht festen Grund fasse.

Mich einer fernern Unterhaltung hierüber im Voraus erfreuend.

ergebenst

Weimar den 17. Januar 1828.

J. W. v. Goethe.

Herrn Hofrath Soret Wohlgeb.

19.

Ew. Wohlgeb.

erhalten hiebey den gewünſchten Erlaubnißſchein für Herrn Ponçon,[1] er iſt ſchon angemeldet und giebt nur das Blatt oben an die Behörde, man wird ihm freundlich entgegenkommen.

Den beſten Dank ſage bey dieſer Gelegenheit für die ſchöne Catalogirung der Mexicaniſchen Gebirgsarten. Ich glaube wir thun wohl wenn wir die Profile auf der Meeresfläche durchſchneiden und horizontal hinter einander kleben laſſen, um eine freyere Ueberſicht zu gewinnen. Sodann würde ich auch die Landcharte, welche aus zwey Blättern beſteht zuſammenfügen laſſen um alles einem bequemern Studium vorzubereiten. Sind Sie hierin mit mir einverſtanden, ſo haben Sie die Gefälligkeit mir die mitgetheilten Blätter zurückzuſchicken.

ergebenſt

Weimar den 21. Jan. 1828.

J. W. v. Goethe.

1 Es handelte ſich um einen Schein zur Benutzung der Bibliothek für Ponçon. Im Ausleihebuch der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar vom Jahre 1828 iſt aufgeführt: „Herr Ponſon, Gouverneur bei Frau Gräfin Rapp.“ Wittwe des franzöſiſchen Generals, lebte dieſe eine Zeitlang in Weimar mit ihrem einzigen Sohne Max, der 1828 dort ſtarb; ein Ereigniß, das Goethe bekanntlich beſang.

20.

Ew. Wohlgeb.

können vielleicht vor Ihrer Abreiſe mir noch den Titel des beſprochenen Werkes von Herrn de Candolle[1] verſchaffen, ſo würde ſolches, wenn Sie von Neuſtadt zurückkehren, angeſchafft ſeyn und wir würden alsdann jene Arbeit[2] beginnen können, worauf ich mich zu freuen alle Urſach habe.

Den liebwerthen Reiſenden mich beſtens empfehlend.

ergebenſt

Weimar den 11. May 1828.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret
Wohlgeb.

[1] Organographie végétale, ou description raisonnée des organes des plantes, pour servir de suite et de développement à la Théorie élémentaire de la Botanique, et l'introduction à la Physiologie végétale et à la description des familles; avec 60 plantes en taille-douce. Par Aug. Pyr. De Candolle. Paris, chez Déterville, 1827.

[2] Die Ueberſetzung der „Metamorphoſe der Pflanzen."

21.

Nur mit den wenigſten aber treuſten Worten meinen herzlichſten Dank für Brief und Nachricht! Wenn das Ganze uns niederſchlägt, ſo richtet das Einzelne uns auf.[1]

Empfehlen Sie mich der Frau Großherzogin auf's dringendſte, meine Geſinnungen bedürfen keiner Worte und meine Gefühle können ſie nicht finden. Dürft ich es einigermaßen wagen ſo wär' ich ſchon in Wilhelmsthal.

Fahren Sie fort mit Ihrem beruhigenden Tagebuch; wir ſtellen uns hier ins Gleiche wie nur möglich und beſorgen manches Einzelne das auch wohl aufs Ganze Bezug haben möchte.

Leben Sie wohl und bleiben verſichert daß ich Ihre freundſchaftliche Sorgfalt anerkenne. Eine Copie Ihres lieben Blattes hab' ich gleich nach Carlsbad abgeben laſſen, auch den dortigen zu Aufklärung und Troſt.

Von jeher treu,
durch den Schmerz neu angehörig

Weimar den 17. Juni 1828.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret Wohlgeb.
nach Wilhelmsthal.

1 Carl Auguſt war am 14. Juni 1828 zu Gradiz bei Torgau geſtorben; Soret hatte dem Dichter die Todesnachricht am 16. Juni mitgetheilt, „nouvelles de la Grande Duchesse" hinzufügend.

22.[1]

Die Anfrage wegen einer Büſte der ehemaligen Frau von Berlepſch[2] kann ich nur zweifelnd beantworten; ich wollte darauf ſchwören, ſie hier geſehen, ja in meinem Hauſe gehabt zu haben. Nun findet ſie ſich aber, nach dem genaueſten Forſchen, weder bey mir noch auf Großherzogl. Bibliothek, ich laſſe aber nachſpüren, wo ſie ſich etwa untergethan hat, und ſobald ſie ſich fände, ſoll ſie geformt und abgegoſſen werden. Gar ſehr, mein Theuerſter, wollte ich Sie gebeten haben, Ihre freundlichen Mittheilungen fortzuſetzen, ein kurzgefaßtes Tagebuch würde mich beruhigen.

Uebrigens befinde ich mich in einem wunderlichen Geiſteszuſtande, der keine anhaltende Aufmerkſamkeit erlaubt; des-

[1] Mit ſchwarzem Rand am Brief-Papier und -Umſchlag, das Siegel ſchwarz. Ueber demſelben von Goethes Hand die Buchſtaben: J. W. v. G. — (Die folgenden zehn Briefe, einſchließlich der Nr. 32, tragen ſämmtlich den ſchwarzen Rand.)

[2] Jedenfalls die Dichterin Emilie von Berlepſch, geb. von Oppel, geb. 1755 zu Gotha, wo ſie laut Kirchenbuch der Hofparochie am 26. Nov. getauft wurde; zum zweiten Male im Mai 1801 mit dem mecklenburgiſchen Domänenrath Harms verheirathet; damals in Schwerin lebend. Vergl. Jördens, V, 736 und Goedeke, Grundriß, II, 1098. Sie war eine Freundin Jean Pauls; vergl. Förſter, Denkwürdigk. aus dem Leben von J. P. F. Richter, II, 97 fg., wo ihr Briefwechſel mit J. Paul abgedruckt iſt. — Nach gütiger Mittheilung des Bibliothekars Hrn. Dr. R. Köhler zu Weimar beſitzt die dortige Bibliothek keine Büſte der Frau von Berlepſch.

wegen ich manches Einzelne wegarbeite, was doch gethan ſeyn muß; auch mache ich Ordnung in verſchiedenen Dingen, die durch einander liegen, um gewahr zu werden, daß noch Einiges in der Welt iſt, wofür man ſich intereſſiren könnte. Die Oede jedoch iſt ſchrecklich in die man nach einem ſolchen Verluſte geſetzt iſt.

Schon ſeit acht Tagen beſchäfftigte mich Herrn de Candolle's Organographie végétale, ein merkwürdiges, gerade zu unſern Zwecken nützliches und nothwendiges Werk: man belehrt ſich, wie weit die Erfahrung gelangt iſt, in wiefern man das Wiſſen zuſammengebracht hat und es wiſſenſchaftlich aufzuſtellen bemüht iſt. Hier tritt nun der Menſch methodiſirend der Natur gegenüber, und in der Methode das Individuum mit den Gleichgeſinnten.

Da macht es ſich denn diesmal gar hübſch: Herr de Candolle, welcher vom Beſondern ins Allgemeine geht, behandelt uns Andere, die wir vom Allgemeinen ins Beſondere trachten, nicht unfreundlich, und gar viele der beiderſeitigen Enuntiationen, wie ſie ſich begegnen, ſind gleichlautend; an wenig Stellen erſcheint ein Widerſtreit, welcher keiner Auflöſung bedarf; es ſind nur zwei verſchiedene Sprachen, und man verſteht ſich wohl.

Wenn wir, mein Beſter, zu unſern Vorſätzen Athem gewinnen, ſo wird uns dieſes Werk von größtem Nutzen ſeyn, und gerade jetzt kommt es mir ſehr zu Statten; ich mag es aufſchlagen wo ich will, ſo erinnert es mich an die alte befreundete, ewig bildende und umbildende Natur, woher wir das Leben empfingen und wohin wir es wieder zurückgeben.

So weit war ich geſtern, als Ihr lieber Brief[1] bey mir anlangte, begleitet von einem andern des guten Hofrath Vogel.[2] Bey näherer Betrachtung jedoch verſchwindet meine Hoffnung, in Wilhelmsthal aufzuwarten; ich bin ja gefeſſelt durch die Gegenwart des Hofmaler Stieler.[3] Seine Arbeit, durch die traurigen Ereigniſſe unterbrochen, muß nun fortgeſetzt werden und es iſt nicht abzuſehen wann er endigen wird. Er denkt noch eine Hand in dem Bilde anzubringen; ſeine Geſchicklichkeit und Sorgfalt ſind gleich groß. Und ſo mag es denn für ein Geſchick anzuſehen ſeyn, daß durch dieſe Nothigung alle Wahl abgeſchnitten und ausgeſchloſſen bleibt.

Daß meine Gedanken in Wilhelmsthal gegenwärtig und

[1] Derſelbe, datirt „20. Juin dans la nuit," hat ſich erhalten. Es heißt u. A. darin: „Vogel, als Arzt, ſei zwar für den Gedanken einer Reiſe Goethes nach Wilhelmsthal eingenommen, Soret ſelbſt aber fürchte ein wenig für die Folgen, Goethe müſſe denn fortfahren, zu leben, wie er es gewohnt ſei, nämlich ganz abgeſchloſſen, ohne in der Geſellſchaft zu erſcheinen und ohne ſich der feuchten Abendluft auszuſetzen. Wilhelmsthal ſei augenblicklich ſehr belebt, Prinzeß Marie nebſt Gemahl und Gefolge ſei eingetroffen; außerdem von Eiſenach u. A. Frau von Bechtolsheim; noch erwarte man den Prinzen Chriſtian von Darmſtadt." Der Briefſchreiber fürchtet, dieſe zahlreiche Verſammlung werde Goethe von der Reiſe abſchrecken; wenn derſelbe jedoch nur die Hoftafel mit ihrer großen Geſellſchaft ſcheue, ſo ſei er willkommen, wenn er vorlieb nehmen wolle „de partager la soupe du Prince."

[2] Goethes Arzt.

[3] J. Stieler, Hofmaler des Königs Ludwig von Bayern, war von dieſem aus München entſendet, um Goethe zu malen. Das Bild, auf Stein gezeichnet von J. G. Schreiner, gedruckt von J. Selb, 1/2 Imp.-Fol., erſchien 1828 zu München im Handel. — Aus obigem Briefe geht hervor, daß das Stielerſche Bild keineswegs am 6. Juni 1828 ſchon „ſeit einigen Tagen fertig" war, wie es bei Eckermann (III, 175) in deſſen Redaction der Soretſchen Beiträge heißt.

um Ihro Königl. Hoheit die Frau Großherzogin beſchäfftigt ſind, werden Sie gewiß mit empfinden. Empfehlen Sie mich auf's andringlichſte und laſſen Sie mich nicht ohne beruhigende Nachricht.

treu ergeben

Weimar den 21. Juny 1828.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret Wohlgeb.
nach Wilhelmsthal.

Scherz, Liſt und Rache.

Ein Singſpiel.

23.

Beykommendes Schreiben[1] zu übergeben wählen Sie wohl gefälligſt eine ſchickliche ruhige Stunde; es ſind die erſten Worte die ich an Ihro Königl. Hoheit in dieſen traurigen Zuſtänden zu richten wage, und denen ich wohl einen freundlich-gnädigen Empfang zu wünſchen alle Urſache habe. Auch dieſes ſpärliche hat mich viel gekoſtet, denn ich ſcheue mich an dasjenige mit Worten zu rühren was dem Gefühl unerträglich iſt.

Laſſen Sie mich indeſſen von dem wohlthätigen Einfluſſe ſprechen, den unſer botaniſches Vorhaben auf mich ausübt. Beym Aufwachen, wo ein ſo großer Verluſt immer wieder aufs neue lebendig wird, greife ich nach dem Werke des Herrn de Candolle und bewundere ihn wie er alle die unendlichen Einzelheiten zu behandeln weiß. Auch wird mir immer klärer, wie er die Intentionen anſieht, in denen ich mich fortbewege und die in meinem kurzen Aufſatze über die Metamorphoſe zwar deutlich genug ausgeſprochen ſind, deren Bezug aber auf die Erfahrungs-Botanik, wie ich längſt weiß, nicht deutlich genug hervorgeht.

Wie er ins Licht zu ſetzen ſey wird uns denn gar wohl gelingen, wenn es in den Sternen geſchrieben iſt, daß unſer gemeinſames Unternehmen zu Stande kommen ſoll.[2]

[1] Ueber daſſelbe fehlen bis jetzt die Nachrichten.

[2] Der durch ſeine Stellung ſtark in Anſpruch genommene Soret hatte am 23. Juni „dans la nuit“ gemeldet, er habe bisher erſt zwei Capitel der „Metamorphoſe“ überſetzen können.

Die Frau Generalin[1] hat mir manches für den Augenblick Tröſtliches mitgetheilt; das Gleiche hoffe von der Frau Ober-Cammerherrin[2] und dem Herrn Canzler,[3] welches denn auch von Seiten Herrn Hofrath Vogels, den ich nur einen Augenblick geſehen, nicht ermangeln kann. Demohngeachtet unterlaſſen Sie ja nicht, mich von Zeit zu Zeit mit einem zutraulichen Worte zu erfreuen.

Für die geneigte Aufnahme und Bewirthung des guten Walther[4] danke zum ſchönſten; er ſchien bei ſeiner Rückkehr anmuthiger noch als ſonſt.

Meine allſeitigen Empfehlungen bitte zu meinem Andenken auszuſprechen.

treu ergeben

Weimar den 28. Juni 1828.

J. W. v. Goethe.

[1] In obiger Verbindung höchſt wahrſcheinlich die Generalin von Egloffſtein, geborene Gräfin Iſabella von Waldner-Freundſtein, damals Hofdame der Großherzogin Louiſe.

[2] Von Egloffſtein; Caroline, geb. Reichsfreiin von Aufſeß. Goethes oben ausgeſprochene Hoffnung wird ſchwerlich noch in Erfüllung gegangen ſein; ſchon am 21. Juli 1828 erfüllten Gottfried Freiherr von Egloffſtein und Auguſt Frhr. v. E. zu Eiſenach und Weimar — jener Oberſt und Generaladjutant, dieſer Generalmajor und wirkl. Geh. Rath — die ſchmerzliche Pflicht, „den Tod ihrer geliebten Schwägerin" anzuzeigen. „Er erfolgte eben ſo plötzlich, als ſanft, durch einen Nervenſchlag, bei einer heiteren Partiefahrt, ohnweit Wilhelmsthal, am 19. Juli Nachmittags." (Allgem. Anz. d. Deutſchen, Nr. 201, vom 26. Juli 1828. Gotha, bei Becker.)

[3] F. von Müller.

[4] Der Knabe war am 23. Juni Nachmittags „wohlbehalten in Wilhelmsthal angekommen," hatte ſogleich dem Prinzen Carl Alexander aufgewartet und nebſt zwei anderen Altersgenoſſen mit dieſem bis nach neun Uhr Abends ſehr lebhaft und luſtig geſpielt.

24.

Sie haben mir, mein Wertheſter, durch die Abſchrift eines Gedichtes[1] das unleugbarſte Zeugniß gegeben, daß Frau von Bechtolsheim[2] fortfährt, ſowohl in geſelliger als poetiſcher Anmuth ſich muſterhaft zu beweiſen. Sagen Sie

[1] „Copie des vers de Mad. Bechtolsheim au Prince Charles“ notirt Soret am 28. Juni.

[2] Juliane Auguſte Chriſtiane Freiin von Bechtolsheim (ihr Nekrolog läßt ſie hundert Jahre alt werden: N. Nekrol. d. D., Jahrg. 25, Theil II, 840 fg.) war die Tochter des Sachſen-Gothaiſchen Geh. Raths Chriſtoph Dietrich von Keller. Nach damaligem Brauche wurde die Geburt, welcher ſehr bald die Taufe folgte, nicht mit in das Kirchenbuch eingetragen, ſondern nur der Taufact. Laut Kirchenbuch der Hofparochie zu Gotha iſt Juliane v. K. getauft am 22. Juni 1752 Abends; dem Eiſenacher Wochenbl. 1847, Nr. 63, Beilage S. 330 zufolge ſtarb ſie — 95jährig — am 6. Juli 1847. Seit 1806 war ſie Wittwe des Großh. Sächſ. Geh. Raths u. Kanzlers, Oberconſiſtorialpräſid. u. Oberſteuercaſſendir. J. L. Frhrn. Mauchenheim, genannt v. Bechtolsheim. — Gedichte von ihr ſtehen in verſchiedenen Almanachen und Zeitſchriften, theils unter dem Namen „Pſyche,“ oder „Julie,“ theils unter ihrem wahren Namen. Beſonders erſchien das eine ſchreckliche Pulvererploſion behandelnde Gedicht: „Der 1. Septbr. 1810 in Eiſenach. Von Julie Freyin v. Bechtolsheim als Augenzeugin. Zum Beſten der Hülfsbedürftigen.“ Gotha, bei Becker, 1810. 8°, 51 S. Wieland feierte Julie B. als „Pſyche“: das 1776 im Januarhefte des „Merkur“ S. 12 fg. erſchienene Gedicht „An Pſyche“ ſchildert den 1776 auf dem Kellerſchen Gute Stetten bei Erfurt in Goethes, des „Zauberers,“ Anweſenheit verbrachten Neujahrstag. Vergl. Goedeke a. a. O. II, 733, auch „Goethes Tagebuch,“ 1776—1782, wo in die von G. oben erwähnten „jugendlichen Tage“ der ſicherſte Einblick zu thun iſt.

von mir die freundlichsten Grüße zu Erinnerung schöner jugendlicher Tage.

Dagegen will ich mich auch mit einer Abschrift[1] legitimiren, woraus Sie ersehen werden, wie Herr de Candolle zwey Schulen einander gegenüberstellt, und die beyderseitige Methode vereinigen zu wollen den Vorsatz ausspricht. Inwiefer[n] wir also hievon den Anlaß nehmen, uns ihm zu nähern und uns nach seiner Weise auszudrücken, so haben wir auf alle Fälle gewonnen.

Den alten Joachim Jungius,[2] dessen seltene Schriften, auf die er uns hinweißt, sich auf der Jenaischen Bibliothek glücklicherweise befinden, studier ich sehr ernsthaft, um zu erfahren was ich mit diesem grauen Vergänger gemein habe; bisher war er mir unbekannt geblieben.

Ueber diese Dinge zu Franzosen zu sprechen wird jetzt um soviel leichter als vor Jahren, da gerade gegenwärtig Herr Cousin,[3] von der deutschen Schule ausgehend, die Hauptfragen, die einer jeden Methode zum Grunde liegen,

[1] Es war die Abschrift aus der Organographie végétale par Mr. de Candolle, Tome I, Préface, p. VII, von „Lorsque l'on compare" bis „qui constituent les familles naturelles." In dieser Stelle kommt folgender Satz vor: „Plusieurs naturalistes allemands, en tête desquels il faut citer dans les temps anciens le botaniste Jungius, et, parmi les modernes, l'illustre poète Goethe, ont appelé l'attention sur la symétrie de la composition des plantes." Dieser Satz wurde Veranlassung, daß Goethe, „dem Leben und Wirken jenes vorzüglichen Mannes nachforschend," seine Abhandlung: „Leben und Verdienste des Doctor Joachim Jungius" entwarf, welche abgedruckt ist bei Guhrauer, am in der nächsten Anmerkung angef. O., Seite 183—209.

[2] Über ihn: G. E. Guhrauer, „Joachim Jungius und sein Zeitalter," Stuttgart und Tübingen, 1850.

[3] Victor Cousin, der französische Akademiker (28. Novbr. 1792 — 12. Jan. 1867), hatte Deutschland bereist und war als Philosoph vorwiegend in deutscher — Hegelscher — Schule gebildet.

auf eine faßliche Weiſe zu erörtern bemüht iſt. Es iſt das alte, ſich immer erneuernde, mit einander ſtreitende, ſich unbewußt immer helfende, in Theorie und Praxis unentbehrliche analytiſche und ſynthetiſche Wechſelwirken; deſſen vollkommenes Gleichgewicht immer gefordert und nicht erreicht wird.

Gedenken Sie mein bey Ihro K. H. der Frau Großherzogin und bemerken beſcheidentlichſt daß Doctor Sulpiz Boiſſerée[1] eilig und ängſtlich nach Höchſtihro Befinden ſich erkundigt und mich beſchworen ihm baldigſte Nachricht zu ertheilen.

Ihro Königl. Hoheiten dem Hrn. Landgrafen Chriſtian von Darmſtadt, ſowie dem Herrn Herzog Bernhard von Weimar[2] bitte auch mein Andenken geziemend zu erneuern.

Aufrichtig dankend für jede Mitheilung und für die gute[n] Nachrichten von Freunden und Angehörigen. Ihrem lieben Erbprinzen von mir und meinen Knaben die beſten Empfehlungen; laſſen Sie mich ja nicht ohne Kenntniß von dortigen Zuſtänden.

treulichſt

Weimar den 2. July 1828.

J. W. v. Goethe.

[1] „Sulpiz Boiſſerée," II, 511: „Roſenheim, 25. Juni 1828 .... Sagen Sie mir, wie es Ihnen, wie es der Frau Großherzogin, wie Ihren Angehörigen geht? Thun Sie mir auch die Liebe und drücken Sie bei der erſten Gelegenheit der fürſtlichen Wittwe meine innigſte Theilnahme und meine frommſten Wünſche für ihre Erhaltung aus." Die Antwort kam am 4. Juli durch Soret: „S. A. R. vous prie aussi: d'écrire à Mr. Boisserée, qu'Elle a été fort sensible à son Souvenir." (o. o. C. 513.)

[2] Ludwig Chriſtian, Landgraf von Darmſtadt, geb. am 25. Novbr. 1763, 1793 Reichsfeldmarſchallieutenant und am 17. April 1830 geſtorben, war der jüngſte Bruder der Großherzogin-Wittwe, Louiſe. — Herzog Bernhard von Weimar (30. Mai 1792 — 31. Juli 1862) war Carl Auguſts zweiter Sohn, beide ſomit dem Hofe nächſtverwandt.

25.

Aus meiner Dornburger Einſamkeit wende ich mich an Sie, mein Theuerſter, da ich doch manches zu berichten habe.

Bey dem ſchmerzlichſten Zuſtand des Inneren mußte ich wenigſtens meine äußeren Sinne ſchonen und begab mich nach Dornburg um jenen düſtern Functionen[1] zu entgehen, wodurch man, wie billig und ſchicklich, der Menge ſymboliſch darſtellt was ſie im Augenblick verloren hat, und was ſie diesmal gewiß auch in jedem Sinne mit empfindet.

Herr von Spiegel[2] hat mir, in anhoffender Genehmigung Ihro Königl. Hoheit einige Zimmer in dem Schlößchen vergönnt, wo die ganze Umgebung auf ein äußeres Behagliches und vollkommen anmuthiges Daſeyn[3] deutet, und für den Augenblick das Gefühl giebt, daß eigentlich keine Trauer in der Welt ſeyn ſollte.

Hier liegen die Weinberge vor meinem Fenſter die unſer Fürſt noch vor drey Jahren anlegte und deren Früchte, wie von ſo manchem andern Gepflanzten, die Nachkommenſchaft genießen wird.

In dieſer abſoluten Einſamkeit nun gelang es mir die zwey Bände der Organographie des Herrn de Candolle, mit

[1] Den Exequien des Großherzogs Carl Auguſt. — Der ganze Satz findet ſich wörtlich im Briefe an Zelter vom gleichen Datum wieder.

[2] Der Oberhofmarſchall.

[3] Zu leſen ſein wird: „ein äußerſt behagliches .... Daſein."

ſtetiger Aufmerkſamkeit durchzuleſen, die Tafeln mit dem Text zu vergleichen, dabey aber unſer Vornehmen immer im Auge zu behalten. Nun ſag ich, mit Vergnügen, beſonders auch zu Ihrer Aufmunterung zu der in den Händen habenden Arbeit: daß dieſes Werk zu unſern Zwecken höchſt förderlich iſt und daß es uns den beſten Anlaß giebt, jene zwey wichtigen Vorſtellungsweiſen bey Behandlung der Natur in ein glückliches und faßliches Gleichgewicht zu bringen. D. C. iſt ſchon ſo weit vorgegangen daß kein Widerſtreit irgend entſtehen kann, nur hie und da wird eine Ausgleichung kleiner Differenzen nöthig, wie bey jeder Annäherung und dies wird alles diplomatiſch, zierlich und galant zu bewirken ſeyn, ich will im Deutſchen möglichſt das Maas zu halten ſuchen und die franzöſiſche Ueberſetzung mag ſodann unſerm Vortrag die ſicherſte Vollendung geben.

Die Einleitung iſt entworfen ja gewiſſermaßen geſchrieben; nun wird ſich aber auch eine Schlußrede nöthig machen; jene würde das Allgemeine, dieſe das Beſondere enthalten. Dabey dürfte, wie ſchon geſagt, nirgends von Differenz, ſondern nur von Ausgleichung, nirgends von Gegenſatz, ſondern nur von Verſtändigung die Rede ſeyn.

Ich glaube durch Gegenwärtiges Ihren Muth zu Fortſetzung des Begonnenen in ſofern es nöthig wäre, geſtärkt zu haben. Da Sie Sich früher ſo manche Vorkenntniſſe auch in dieſem Fach erworben, ſo iſt Ihnen hierin nichts fremd und es wird gewiß ſehr angenehm ſeyn dieſer Wiſſenſchaft Sich wieder in einem bedeutenden Augenblicke zu ergeben, wo wir hoffen dürfen weit mehr und kräftiger zu wirken als wir uns früher vorſetzen und überreden durften.

Auch werden uns dieſe würdige und weit ausdeutende Gegenſtände zu einer lebendigen Unterhaltung dienen, die

Belvederiſchen Schätze[1] werden uns durchaus die erwünſchteſten Beyſpiele liefern und wir dürfen uns dieſen Betrachtungen um ſo freudiger hingeben als wir dabey die hohen Abſichten und Zwecke unſres verewigten Gönners immer im Auge behalten und bey unſern Bemühungen zugleich ſein Andenken zu feyern berufen ſind.

Gegenwärtig ſeh ich in meiner Abgeſchiedenheit nur erſt recht dem wünſchenswerthen Glück entgegen mich in Ihrer Geſellſchaft auch der botaniſchen Werke unſrer Bibliothek zu erfreuen; wir ſind alsdann wohl im Stande uns die ſämtlichen von de Candolle citirten Tafeln, in den verſchiedenſten und wichtigſten Büchern vor Augen zu ſtellen, und uns im Sinne dieſes werthen Mannes vollkommen zu unterrichten.

Hier will ich abſchließen mit Bitte mich Ihro K. H. aller hohen und werthen Umgebung mich aufs beſte zu empfehlen, einigermaſſen, wie ich wohl bekennen will, müde, von allen den Anſtrengungen, die ich mir gab mich dieſen Tag zu zerſtreuen.[2]

treu geſinnt wie gekannt

Dornburg d. 10. July Abends 1828.

Goethe.

[1] Die ſehr ſchönen und reichen Treibhäuſer von Belvedere.

[2] Der Brief an Soret iſt der vierte, den Goethe an dieſem Tage dictirte; vielleicht ſogar der fünfte, wenigſtens heißt es in Goethes Zeilen vom 10. Juli an C. Weller: „Beikommendes Schreiben an meinen Sohn bitt ich mit dem Boten Freitag Abend abzuſenden;“ man wird ſich unter dieſem Schreiben eines vom Vater an Auguſt zu denken haben. Bis jetzt wiſſen wir von einundfünfzig Briefen Goethes, die — theils gedruckt, theils ungedruckt — in jene Dornburger Zeit fallen.

26.

Schloß Dornburg d. 14. Juli 1828.[1]

Zuvörderſt alſo mein Theuerſter zu Beantwortung Ihrer Anfrage:[2]

Staub-Beutel. L'anthère (anthera) est une sorte de bourse portée par le filet, et qui renferme une poussière qu'on nomme pollen. Comme le pollen renferme lui-même la matière fecondante, et qu'il est par-conſequent la partie essentielle de l'organe, l'anthère qui le protège et le nourrit, est aussi un organe fort important. D. C. Organogr. T. I. p. 460.

So weit mit den Worten des Meiſters; Sie werden das Werk mit dem größten Vergnügen leſen wenn Sie Sich durch mein abſtraktes Büchlein durchgearbeitet haben und ſich alsdann gar bald die Wege ins ganze vegetabiliſche Reich heiter geöffnet ſehen.

Der zweyte fragliche Ausdruck: Agrumen iſt von mir aus dem italiäniſchen herüber genommen worden. Man bezeichnet hiemit die ganze Sippſchaft der Citronen, Pommeranzen u. ſ. w. und hat dadurch den Vortheil aus dem gewöhnlichen Leben einen leichten bezeichnenden Ausdruck in die Wiſſenſchaft herüber zu nehmen.[3]

---

[1] Laut Poſtſtempel abgeſandt am 16. Juli.

[2] „Demande l'explication de quelques mots dans son texte.“ (Notiz Soret's vom 7.—8. Juli.)

[3] Goethe hat das Dictat corrigirt wie folgt: „ſich .... eines .... Ausdrucks .. zu bedienen,“ wobei er den Accuſativ: „in die Wiſſenſchaft“ hat ſtehen laſſen.

Nun aber nehm ich mir die Freyheit, Sie mit einem kleinen Auftrag zu beſchweren indem ich einen Brief beylege den ich aus dem Haag erhielt; die Unterſchrift iſt mir nicht wohl leſerlich, vielleicht wüßten Ihro Königl. Hoheit der Herzog Bernhard[1] mich hierüber aufzuklären, nicht weniger mich über die Titulatur zu belehren die man dieſem Manne zu geben hat, welcher ſo freundlich eine längſt erwartete Sendung an mich zu befördern geneigt iſt. Bey welcher Gelegenheit ich dem verehrten Fürſten mich angelegentlichſt zu empfehlen bitte.

Die freundliche Anfrage wegen des angekündigten Portraits kann ich leider nicht mit frohem Muthe beantworten. Ich habe die Zeichnung geſehen ohne mich darüber freuen zu können. Wie es eine Verſchönerungskunſt giebt, welche Herr Stieler aus dem Grunde beſitzt, ſo ſcheint eine andere Kunſt ins Häßliche zu ſtreben, und man würde ſich über ſolche Parodien menſchlicher Bildung nicht beruhigen, wenn man dem heiligen Nepomuk, auf ſo mancher Brücke, nicht auch in merkwürdiger Entſtellung von jeher hätte begegnen müſſen.[2]

Frau Gräfin Henkel und Frl. Ulrike ſind, wie ich höre, gegenwärtig in Wilhelmsthal; ſie werden meiner und der meinigen tief empfundenen Antheil an der Lage Ihro Königl. Hoheit der Frau Großherzogin wiederholt und aufrichtig ausdrücken. Möge Wilhelmsthal zu Milderung der allgemeinen laſtenden Gefühle das Seinige beytragen.

Was mich betrifft ſo ſind ich mich höchſt glücklich meinen Aufenthalt in Dornburg verlängern zu dürfen. Die,

[1] Er ſtand, ſeit 1816 als General, in niederländiſchen Dienſten.

[2] Von welchem Portrait hier die Rede ſein kann — ſchwerlich von einem Goetheſchen — war mit Sicherheit nicht feſtzuſtellen.

Perſonen.

Scapin.
Scapine.
Doctor.

den gegebenen Lokalitäten gemäß, ſchicklich und glücklich angelegten Terraſſen ſind gegenwärtig ſo prächtig grün an Zweigen, bunt an Blumen als reinlich gehalten. Ich kam glücklicherweiſe noch in dem Augenblick als die große Hitze die Herrlichkeit der Roſenlauben erſt zu entblättern anfing.

Unſer Geſchäft halte ich immerfort, und zwar ganz ausſchließlich, im Auge. Herrn de Candolles Organographie und Hrn. Hofr. Voigts Lehrbuch der Botanik,[1] beide erſt vor einem Jahr herausgegeben, dienen mir ſtatt einer vollſtändigen Bibliothek um die Stellung dieſer Wiſſenſchaft, in Abſicht ſowohl des Erkennens als des Denkens, des Ordnens und des Meynens zu überſehen. Dadurch erheitert ſich mir gar ſehr der freye Blick über dieſes gränzenloſe Reich und ich finde mich auf mannigfaltige Weiſe gefördert.

Zu den erwünſchten, kaum gewünſchten tröſtlichen Ereigniſſen habe ich denn auch zu rechnen daß Herr von Beulwitz[2] im Namen Ihro Hoheiten[3] mir einen höchſt verehrlichen Brief geſchrieben wodurch ich für ein gnädigſtes Andenken höchlich verpflichtet werde. Ich will ſuchen es möglich zu machen daß eine ſchuldige Erwiederung[4] unſerm vortreff-

[1] Fr. Siegm. Voigt, Syſtem der Botanik, m. 4 Kpf. 8°. Jena 1808; 2. Ausg. 1827. (In Goethe-Sorets gemeinſchaftlicher Arbeit wird dieſes Werkes wiederholt gedacht: S. 174, 204 fg.)

[2] Weimariſcher Generaladjutant und Oberſtlieutenant. Vergl. Briefw. des Großh. Carl Auguſt mit Goethe, II, 316. Der Beulwitzſche Brief an Goethe war datirt vom 28. Juni 1828, aus Pawlowsk.

[3] Großherzog Carl Friedrich und Großfürſtin Maria Paulowna waren zum Beſuche an dem nahe verwandten Hofe zu St. Petersburg abweſend.

[4] Dieſe iſt der Brief aus Dornburg an Beulwitz: Vogel, G. in amtl. Verhältn. S. 248, Bfwl. m. C. Auguſt, II, 316 und G. Werke, Ausg. letzter Hand, LX, S. 304 — hier wohl am correcteſten. Das zuerſt von Döring (G.'s Briefe, S. 414) hinzugefügte Datum: „14. Juli,"

lichen Fürſten auf der Herreiſe[1] begegne. Ich glaubte ſonſt immer daß mir Worte zur rechten Zeit nicht fehlen könnten, diesmal aber find' ich daß gerade das tiefſte Gefühl ſolcher äußern Hülfsmittel ermangelt.

Sey es mir daher fernerhin vergönnt durch Sie, mein Theuerſter, als durch einen Vermittler zu ſprechen und Sie gegenwärtig abermals anzurufen mich bei Ihro K. H. der Frau Großherzogin zu gnädigſtem Andenken zu empfehlen.

Sie ſehen mein Theuerſter aus dieſem vollendeten Bogen[2] daß wie gute Geſellſchaft ſprachluſtig, die Einſamkeit ſchreibſelig mache. Nehmen Sie alles Mitgetheilte freundlich auf, es iſt durchaus wohlgemeynt wenn auch der Ausdruck hie und da beſſer ſeyn könnte. Und ſomit zum Schluß die Bitte bey unſerm lieben hoffnungsvollen Hrn. Erbgroßherzog meiner in allem Guten zu gedenken.

treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret Wohlgeb.
nach Wilhelmsthal.

iſt, wie aus obigem Briefe an Soret erſichtlich, Phantaſie. Goethe ſandte das Schreiben am 18. Juli 1828 an den Kanzler von Müller, damit dieſer „den ſchicklichſten Augenblick finde, es in die Hände des Herrn von Beulwitz gelangen zu laſſen;" es iſt daher wohl auf den 17. Juli 1828 zu ſetzen.

[1] Soret notirt am 27. Juli: „Arrivée de L.L. A A. de St. Petersbourg."

[2] Es iſt ein Bogen in großem Folio-Format.

27.

Schloß Tornburg den 1. Auguſt 1828.

Vor allen Dingen wünſcht ich, mein Theuerſter, Sie überzeugten Sich wie großen Werth Ihre Briefe für mich haben müſſen.[1] Was kann mir angenehmer ſeyn als, gleichſam in einem magiſchen Spiegel, die Ereigniſſe in Wilhelmsthal zu ſehen, wo die würdigſten und edelſten Perſonen, in ſo bedeutenden Augenblicken, weſen und wandeln, wo ſich diejenigen auf die alle unſere Wünſche und Hoffnungen gerichtet ſind wieder finden und ſo viele ſonſt ſich begegnen, kreuzen und ſcheiden.

Laſſen Sie mich ausſprechen wie viel der Augenblick, auf dieſe Weiſe, durch ein bezeichnendes Wort feſtgehalten, für die Ferne ſo wie in der Folge werth ſey. Ich fühle dieſe alte Wahrheit jetzt recht lebhaft und bitte Sie Sich von dieſer Ueberzeugung zu durchdringen, und ja auf das genauſte und umſtändlichſte fortzufahren, ich werde mich deshalb höchlich verpflichtet erachten.

Sich ſelbſt, beſonders auch Gönnern und Freunden ſagen Sie: daß ich mich mit dem hieſigen, mir gleichſam dämoniſch angewieſenen Aufenthalt auf eine wunderbare Weiſe

[1] Sie enthielten fortlaufend „Nouvelles de Wilhelmsthal," wie Soret wiederholt bemerkt. Seit der Abſendung des vorigen Briefes von Goethe an Soret hatte dieſer dem Dichter geſchrieben: am 17. („Renvoi de la lettre qu'il m'a confiée pour Duc Bernard. Adresse qu'il a demandée"), 21. und 27. Juli.

in einem wünschenswerthen Zustand befinde. Sendungen und Briefe legen mir vielerley Pflichten auf, Studien aller Art, besonders unser Gemeinsames, beschäftigen mich dringend, ein ganzer, langer Tag geht durchaus genützt vorüber. Sodann fehlt es auch nicht an Gesellschaft; die Meinigen haben drey Stunden Wegs, die Jenaischen nur eine und so werd' ich denn zu rechter Stunde öfters heimgesucht.[1] Der Anlaß wodurch ich eigentlich hier bin tritt denn auch wieder einmal aus diesen Zerstreuungen hervor, und indem ich den hohen Abgeschiedenen vermisse hat die Hoffnung, die Seinigen wieder zu sehen und mich gleichem Wohlwollen zu empfehlen, auch wieder etwas höchst Erquickendes und Tröstendes. Hier vergleichen Sie nun das Einfache, aus Geist und Gemüth hervorgehende, gegen das Mannigfaltige wovon Sie mir so anmuthige Kenntniß geben.

Eben von dieser doppelten Betrachtung des Einfachen und Vielfachen werd ich in diesen Tagen durchaus hin und wieder, oder wenn Sie wollen im Kreise herumgeführt, und es ist gerade das gemeinsame Geschäft das hier die Anregung giebt.

Sonntag den 3. August.

Nach einer kleinen Unterbrechung fahre fort zu berichten: daß ich in unserm Geschäft ziemlich vorschritt; ich

[1] Wie wenig von „Einsamkeit" — und gar „absoluter Einsamkeit" — bei Goethes Aufenthalt in Dornburg wirklich die Rede war, erzählt K. A. Chr. Sckell, der großherzogliche Hofgärtner zu Dornburg, in seinem Heftchen: „Goethe in Dornburg. Geschehenes, Gehörtes und Erlebtes." S. 26 berichtet dieser gewiß zuverlässige Augenzeuge: „Während des ganzen Aufenthaltes von Goethe in Dornburg (1828 7. Juli bis 12. Septbr.) hat es sich — die beiden ersten Tage ausgenommen — nur Einmal getroffen, daß er allein speiste."

habe nämlich die beiden Theile der Organographie nunmehr völlig durchgeleſen, die uns näher berührenden Capitel mehrmals; und habe denn endlich den Abſchnitt über die Symétrie végétale,[1] unſern Abſichten zuſagend, überſetzt. Das unternommene Werklein würde daher ohngefähr folgendes enthalten.

1) Ein Vorwort, worin erzählt wird wie ich auf den Gedanken gekommen dieſen Theil der Naturlehre zu erforſchen und hervorzuheben.
2) Die Metamorphoſe ſelbſt.
3) Eine kurze Geſchichte, wie ſeit Anno 1792 gedachte Lehre in Deutſchland Einfluß genommen und auch in Frankreich ſich entfaltet. Sämmtlich mit Ihrer Ueberſetzung an der Seite.
4) Das Capitel aus der Organographie Sur la Symétrie des plantes, das heißt: Von der geſetzmäßigen Pflanzen Bildung, im Original und mit meiner Ueberſetzung an der Seite.

   Dazu noch Einzelnes daher Bezügliche aus eben dieſem Werke, vielleicht auch einiges was der Verfaſſer in der Théorie élémentaire hierüber ausgeſprochen.
5) Hierauf wenige Noten zu Verſtändniß und Ausgleichung kleiner Differenzen, welche eigentlich nur aus der Verſchiedenheit beider Sprachen entſpringen.
6) Wunſch und Ausſicht was durch dieſes alles auf das botaniſche Wiſſen zu wirken ſey.
7) Wenn es räthlich befunden wird, wenige Worte aus der höheren Naturlehre; wo wir den Vortheil

[1] Band 2, Buch 5, Cap. 2, S. 236—244 bei de Candolle.

haben daß wir beynahe ganz in der Terminologie ſprechen können in welcher Herr Couſin ſeine, jetzt abgeſchloſſenen, Vorleſungen uber Geſchichte der Philoſophie vorgetragen hat.

Alles dieſes bereit' ich vor, damit wenn wir wieder zuſammen kommen unſer Werk gefördert und abgeſchloſſen werde.[1] Ich für mein Theil bin dieſer glücklichen Veranlaſſung ein wünſchenswerthes Resumé vieljähriger eigener und fremder Bemühungen ſchuldig.

Mit den treuſten Wünſchen
und frömmſten Hoffnungen,
mich allſeits empfehlend

J. W. v. Goethe.

[1] „J. W. de Goethe, Essai sur la Métamorphose des plantes, traduit par Fréderic Soret, et suivi de notes historiques" (Stuttgart, 1831) enthält jetzt: 1) Die Metamorphoſe der Pflanzen. 2) Nachträge und Zuſätze: I. Der Verfaſſer theilt die Geſchichte ſeiner botaniſchen Studien mit. II. Wirkung dieſer Schrift und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee. III. Ueber die Spiraltendenz. — Endlich der „Appendice."

27 a.

[Nachſchrift zum vorigen Briefe, auf beſonderem Blatte.]

Nun hab' ich nächſtens zu berichten von einer geſtrigen ſehr angenehmen Fahrt nach Großheringen,[1] wo Ilm und Saale zuſammen treffen, eine Preußiſche Saline ſteht und ſtarker Holzhandel getrieben wird. Gar verſtändige, wohlgeſinnte und wohlhabende Leute hab' ich kennen lernen. Nach meiner Rückkunft überraſchte mich ein Beſuch von Frau von Löw[2] mit ihrer anmuthigen Tochter; da denn manches frohen Vergangenen und tröſtlichen Gegenwärtigen unter traurigen Erinnerungen gedacht ward. Der außerordentlich ſchöne Tag war dieſen ſämmtlichen Unternehmungen und Ereigniſſen höchſt günſtig.

Wie oben und immer

Tg. den 3. Auguſt 1828.

G.

[1] Goethe unternahm dieſelbe „in Geſellſchaft des jungen Actuarius Dr. Stichling" (Brief an Knebel vom 18. Auguſt 1828) und beſuchte in dem drei Stunden von Dornburg entfernten Dorfe „den Ortsſchulzen Planert, welcher lange Zeit Landtagsabgeordneter geweſen war und den er früher kennen gelernt hatte, auf einige Stunden." (Sckell a. a. O. S. 39 fg.)

[2] Louiſe, Tochter des Freiherrn von Diede zum Fürſtenſtein, vermählt mit einem Wetterauiſchen Edelmann Löw von Steinfurth, der in Hannoverſchen Militärdienſten geſtanden. Ihre Tochter, Louiſe, geb. am 14. Febr. 1807, heirathete 1831 den Grafen Friedrich v. Reventlow-Preetz. Vergl. über den oben erwähnten Beſuch: F. J. Frommann, „das Frommannſche Haus", 2. Aufl. S. 53.

28.

Die Vortheile Ihrer Zuſchriften, mein Theuerſter, wie ſie von Wilhelmsthal zu mir gelangten gedenk' ich nicht von Belvedere aus[1] zu entbehren, es müßte denn dadurch für Sie eine allzugroße Unbequemlichkeit erwachſen.

Indem ich nun zu glücklicher Ankunft meine herzliche Beyſtimmung gebe habe ich manches mitzutheilen.

In mineralogiſchem und geologiſchem Sinne iſt mir ein gar ſchätzbares Heftlein zugekommen: Die Lagerſtätte des Goldes und Platin im Ural-Gebirge, von Dr. Moritz v. Engelhardt.[2] Von einem ſcharfſichtigen, einſichtigen, wohldenkenden freyen Manne geſchrieben, wodurch mein Wunſch erfüllt wird, daß wir nunmehr Gebirg und Gangart kennen lernen, welche, durch Verwitterung, Zerbröckelung, Auflöſung, zu Verſchüttungen und Zuſchüttungen der allernächſten Thäler und Schluchten Veranlaſſung gegeben. In ſeinen ganzen Erklärungen iſt nicht das mindeſte Gewaltſame, ſondern man ſieht die Natur wie ſie ſtill[3] wirkt und wie ich ſie liebe.

Dieſe Belehrung wäre nun zwar genugſam ſchön und gut geweſen, aber man wollte mich nicht blos unterrichten, ſondern mir auch ſinnlich imponiren, deshalb fügte

[1] „Notre retour à Weimar" (Soret, am 8. Auguſt 1828).

[2] Gr. 8°. Riga, 1828.

[3] Dieſes hier ſo ſchön bezeichnende Wort hat Goethe eigenhändig eingeſchoben.

man[1] einen prächtig vergoldeten Gypsabguß von dem Knollen gediegenen Goldes hinzu, welcher 1826 am Ural gefunden worden; das Gewicht deſſelben ſoll beynahe einen Viertelszentner betragen.

Ich läugne nicht daß es mir ſehr viel Vergnügen macht, ein ſolches Fac Simile bey mir als Fetiſch aufgeſtellt zu ſehen und hoffe mit Verlangen auf den Augenblick wo ich Sie davor führen kann.

Unſere botaniſchen Bemühungen erweitern ſich immer mehr. Ich erwarte De Candolles Théorie Elémentaire,[2] um an dieſem Faden das Ganze nochmals ernſtlich durchzugehen. Wunderſam aber muß ich finden daß ich durch eine Revolution, mit der die bisherige Art den Wein zu bauen bedroht iſt, auch auf dieſes merkwürdigſte aller Vegetabilien geführt, und, mitten unter Weinbergen, genöthigt worden bin die neuen Vorſchläge des Mannes, eines kurzverſtorbenen Bürgers von Berlin, Namens Kecht[3] zu prüfen und auf phiſiologiſche Normalſätze zurückzuführen. Hier nun finde ich des Mannes Gedanken probat und bin höchſt neugierig inwiefern dieſe neue Behandlungsweiſe bald oder nach und nach Eingang gewinnen kann. Es wäre das erſtemal nicht daß ein Laye eine ganze Gilde zu

[1] Der Geſchenkgeber war F. Chr. v. Loder. Vergl. deſſen Brief an Goethe vom 6. Septbr. 1828 (Naturw. H. I, 311) und Goethes Brief an Knebel, aus Dornburg vom 18. Aug. 1828. „Der Abdruck hatte die Form des Kopfes eines erwachſenen Menſchen.“ (Eckell, a. a. O. 39.)

[2] Théorie élémentaire de la botanique. Paris, 1813. 8°.

[3] Kecht, J. Sm., Verſuch einer durch Erfahrung erprobten Methode, den Weinbau in Gärten und vorzüglich auf Weinbergen zu verbeſſern. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. Berlin, 1814. — 4te Aufl. nach des Verfaſſers Tode herausgegeben von S. W. Kecht. Mit 2 Kupfertafeln, 1827. — J. Sm. Kecht war am 2. März 1825 geſtorben.

Schanden macht, aber auch nicht das erstemal daß die Gilde des Layen gute Apperçus und Vorschläge unterdrückt.[1] Vieles Wichtige kommt jedenfalls dabey zur Sprache.[2]

Den Anfang Ihrer geneigten Ueberſetzung hab ich mir nicht ausgebeten, wie ich denn auch alles was von mir in dieſer Materie gedruckt worden bisher zu leſen vermied; ich wollte mich erſt ganz mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Wiſſens bekannt machen, mich daran prüfen, meine früheren Gedanken wieder hervorrufen, hiernach käme ich ganz friſch zu der Arbeit wenn wir Original und Text zu vergleichen bey nächſter Zuſammenkunft unternehmen.

Wollten Sie indeſſen Ihre Arbeit abgeſchrieben wiſſen, ſo ſchicken Sie inliegendes Blatt an Regiſtrator Schuchardt, dem ich dazu den Auftrag gebe. Er hat ohnehin jetzt Zeit und wünſcht ſelbſt einige Beſchäftigung.

Die ſchönen Hoffnungsbilder, die Sie mir zu Gunſten Dornburgs vor die Seele brachten, verſchwinden leider alle nach und nach. Nun giebt mir jedoch Dr. Weller[3] die ſchöne

[1] Schon am 20. December 1784 ſchrieb Goethe an Herzog Ernſt II. von Sachſen-Gotha über ſeine Entdeckung des Zwiſchenknochens: „Ich werde abwarten, wie es die Herren vom Handwercke aufnehmen, daß ein Laye in einem ſo bekannten Lande eine neue Erfindung gemacht haben will.“ Ohne Zweifel hat Goethe bei obiger Briefſtelle des Schickſals ſeiner eigenen wiſſenſchaftlichen „Apercus und Vorſchläge“ gedacht, mit denen er ſo ſchwer durchdrang.

[2] Wie außerordentlich lebhaft Goethe von dieſem Gegenſtande gefeſſelt wurde, ergiebt ſich aus dem Studium ſeiner in jene Zeit fallenden Briefe. Zu oft wiederholten Malen (an Weller, Zelter, Knebel, F. v. Müller, Nicolovius, Sternberg u. ſ. w.) wird von Recht und ſeiner „Methode“ geſprochen.

[3] Dr. Ernſt Friedr. Weller, Aſſiſtent an der Bibliothek zu Jena. Eckell (a. a. O. S. 24) hebt hervor: wie „der Legationsrath Weller den Dichter beſonders häufig beſucht“ habe.

Erſter Act.

Straße.

Scapine

mit einem Körbchen Waaren, ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Aussicht daß es möglich wäre, Sie, mein Theuerster, bey mir zu sehen; nehmen Sie ja einen Tag wo das Barometer hoch steht, bey Ihnen wenigstens 27′ 7″; um einiges tiefer wüthet der Westwind mehr als billig ist.[1]

Unsern gnädigsten Herrschaften empfehlen Sie mich auf das allerbeste und versichern dankbar daß ich in Dornburg eines lange nicht gekannten körperlichen Wohlseyns genieße, und daß der Geist auch wieder auf eine freyere Thätigkeit hoffen darf. Ihrem lieben Erbprinzen wünsche nicht weniger empfohlen zu seyn; möge auch er meiner treuen Anhänglichkeit gewiß verbleiben.

Gräfin Line[2] wünsche von Herzen in den besten für sie denkbaren Zuständen wieder zu sehen und mich ihrer kindlichen Neigung zu erfreuen.

In Hoffnung baldiger mündlicher Mittheilung

treu gesinnt

und ergeben

Dornburg den 13. August 1828.

J. W. v. Goethe.

[1] „Annonce notre visite à Dornburg p. Jeudi prochain avec P. C. et Schmidt“ notirt Soret am 19. August. Vergl. den folgenden Brief.

[2] Caroline von Egloffstein.

29.

Um den Boten nicht aufzuhalten, ſage mit den wenigſten Worten: daß es mich unendlich glücklich macht, den lieben Gaſt und ſeine Begleiter[1] Donnerſtag bey mir zu ſehen. Der Tiſch des Eremiten zu Dornburg iſt etwas beſſer beſtellt, als des Alten vom Veſuv, immer vorausgeſetzt, daß eine Reiſe guten Appetit macht. Ich ſegne den Erfinder des guten Gedankens.

Mit den beſten Wünſchen und Empfehlungen.

erfreut wie

ergeben

Dornburg den 29. Auguſt 1828. J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret Wohlgeb.
nach Belvedere.
Durch den rückkehrenden Boten abgefertigt 7/4 7 Uhr.

[1] Den Prinzen Carl Alexander, Soret und den am 30. September 1876 zu Eiſenach als penſ. Seminarinſpector verſtorbenen Schulrath, damaligen Volksſchullehrer Caſpar Friedr. Wilhelm Schmidt, bei dem die Kinder des Großherzogs Carl Friedrich den Elementar-Unterricht genoſſen. Ekell gedenkt des Beſuchs, den er völlig genau „in die dritte Woche des Auguſt“ verlegt, S. 37 ſeiner Schrift. — In der Hoffnung, Wiſſenswerthes zu erfahren, wandte der Herausgeber ſich im Auguſt 1875 an Schulrath Schmidt, erhielt jedoch leider nur folgende Auskunft: „— — Zwar bin ich in den Jahren 1821–24 Lehrer von Goethes beiden Enkeln geweſen, in welcher Zeit ich ſehr oft den alten würdigen Herrn, der ſich mit dem Unterrichte ſeiner Enkel ſehr theilnehmend beſchäftigte und mir ſtets äußerſt gütig entgegen kam, ſah und ſprach; als ich dann in den Jahren 1824–35 Lehrer Sr. K. H. des reg. Großherzogs war, habe ich mit Dieſem, wie mit dem mir unvergeßlichen Hrn. Soret in Dornburg, Jena und Weimar den Dichter mehrmals beſucht. Aber nie habe ich von ihm Schriftliches erhalten, auch nie über mein Zuſammenſein mit ihm etwas niedergeſchrieben.“

30.

Hierbei, mein theuerſter Herr und Freund, die, auf jeden Fall, ſchätzenswerthen und beſonders auch den geologiſchen Betrachtungen höchſt günſtigen neuſten Arbeiten des verdienten Herrn von Hof.[1] Dabey einige Bogen der Einleitung, zu deren Abſchluß nur noch wenige Blätter fehlen, mit Bitte darauf gleichfalls geneigt zu reflectiren. Nächſtens auch, wo möglich, an unſerm Familientiſche zu erſcheinen,[2] mit dem Bewußtſeyn der allerfreundlichſten und herzlichſten Aufnahme.

treu ergeben

Weimar den 11. Octbr. 1828.

J. W. v. Goethe.

[1] K. C. A. von Hoff, der Mineralog (1. Novbr. 1771 — 24. Mai 1837). Gemeint ſein wird deſſen Werk: „Geognoſtiſche Bemerkungen über Karlsbad, mit 3 illuſtr. Kupfertafeln," gr. 8°. Gotha 1825, und: „Geſchichte der durch Überlieferung nachgewieſenen natürlichen Veränderung der Erdoberfläche." 2 Thle., m. 1 Karte. Gr. 8°. Gotha, 1822—24.

[2] Soret's Beiträge zu Eckermanns Geſprächen erwähnen öfters, wie der Erſtere bei Goethe Tiſchgaſt war.

31.

Hiebey, mein Wertheſter, die letzten Bogen der Ueberſetzung. Einige Blätter habe ich geleſen, mit Vergnügen und Ueberzeugung, daß das Werklein einen guten Eindruck machen wird. Es hängt nun ganz von Ihnen ab, wenn wir anfangen ſollen, die Arbeit zuſammen durchzugehen, nur Dienſtag und Donnerſtag früh bin ich den höchſten Damen verpflichtet. Vielleicht wär' es Ihnen die andern Tage gelegen, um 12 oder 1 Uhr, da Sie denn die Güte hätten bey uns zu Tiſche zu bleiben.

Alles Gute und Schöne treulichſt anwünſchend.

Weimar den 14. Octbr. 1828.

Goethe.

In das Jahr 1828 fallen noch folgende Bemerkungen Sorets: „Octob. 25. Lui envoie la médaille du Jubilé de Berne par Bovy; Catalogue de l'exposition des arts à Genève.“ — „Decbr. 4. Lui remercie pour les vers faits en échange des cédrats.“ — „Decbr. 5. Je lui envoi un autographe de Benjamin Constant; je n'ai pas trouvé celui de Jos. Bonaparte.“ — („Les vers faits en échange des cédrats“ sind die bekannten: „Glücklich Land allwo Cedraten“ u. s. w.; vergl. Eckermann III, 187 fg.)

32.

Hierbey, mein Wertheſter, den Aufſatz für Genf;[1] wenn Sie die Geneigtheit haben, ihn ins Franzöſiſche zu überſetzen, ſo werden ſich erſt die Schwierigkeiten hervorthun die in der Sache obwalten und nicht weniger die Nothwendigkeit ſich hierüber mündlich zu erklären; Sie finden mich zu jeder Stunde bereit darüber zu conferiren.

Auch für dieſe Gefälligkeit aufrichtig dankbar.

ergebenſt

Weimar den 24. Jan. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Soret notirt unterm 24. Januar 1829: „Traduction de son instruction à Bovy.“ Es begann die Unterhandlung mit Bovy wegen jener „Neuausgabe der Genfer Medaille (aus dem Jahre 1824), welche nicht ungeſchickt auf Goethes Befreundung mit der organiſchen Natur hindeutet“ (Brief an Zelter, VI, 345). Der Kopf iſt mit dem nämlichen Urſtempel geprägt, wie jener auf der Medaille von 1824, nur die Schrift iſt verändert: J. WOLFG. GOETHE; unter dem Kopfe: A. BOVY F. 1831.

Vom 19. Februar 1829 liegt die Unreinschrift eines Schreibens von Soret an Goethe vor, welche zu wichtig ist, um übergangen zu werden. Muthmaßlich ist sie auch, wenig oder gar nicht verändert, als Brief abgegangen — wenigstens stimmten etliche andere Entwürfe, welche neben den aus Goethes Archiv zurückgeforderten, wirklich abgesendeten Briefen noch vorhanden waren, genau mit letzteren überein.

Der Inhalt jenes Entwurfs betrifft die scenische Darstellung von Goethes „Faust." Die Dichtung war — nachdem ein Versuch Carl von Holteis, sie auf der Königsstädter Bühne zu Berlin aufzuführen, nicht hatte zu Stande kommen wollen — am 19. Januar 1829 zuerst von August Klingemann, dem Director der Hofbühne zu Braunschweig, auf die Bretter gebracht. Dieser muß dem Dichter zweifelsohne sofort genauen Bericht, wie über den Erfolg, so auch über seine Inscenirung erstattet haben, denn Sorets erwähnter Brief-Entwurf beginnt mit dem Danke für die Zusendung von „Klingemanns interessanter Nachricht." Soret erzählt dann, wie er dieselbe gelesen, und „Faust" daneben gehabt habe, um eine desto deutlichere Vorstellung von der Wirkung zu gewinnen, welche das Stück trotz aller vorgenommenen Abkürzungen auf dem Theater habe machen können; je länger, desto mehr habe er sich davon überzeugt, daß dieselbe noch wahrhaft wundervoll habe ausfallen müssen. Ja, man hätte sogar einen Theil des Auftritts in der Hexenküche beibehalten sollen; die in Fausts äußerem wie innerem Wesen sich vollziehende Wandlung würde alsdann für den Zuschauer noch besser motivirt worden sein. Wenn Goethe sich entschließen könnte, selbst Hand an sein Werk zu legen, so würde die Schaubühne um einen Schatz bereichert werden, der alle in Frankreich, wie noch neuerdings in Berlin gewagten Nachbildungen sogleich verscheuchen müßte. In Betreff dieser letzteren stehe in Nro. 33 der Blätter für literarische Unterhaltung

ein kurzer Bericht über Holteis „Faust;“ der genannte Schriftsteller sei aber nicht so gut inspirirt gewesen, wie Klingemann. „Es kam darauf an, die ursprüngliche Gestalt möglichst zu schonen.“ — Soret scheint nicht gewußt zu haben, daß dies auch wirklich Holteis eigenste Absicht gewesen, an deren Ausführung ihn aber die verschiedensten Einflüsse gehindert hatten, so daß er mit gänzlicher Beiseitesetzung Goethes eine Originaldichtung: „Doctor Johannes Faust“ hatte in Scene gehen lassen. Das Nähere in „Vierzig Jahre,“ V. 90 fg. Ueber Klingemanns Inscenirung des Dramas und die erste Braunschweiger Aufführung: „Denkwürdigkeiten des F. L. Schmidt,“ I. 180 fg. Klingemann selbst hatte veröffentlicht: „Einige Andeutungen über Goethes Faust, in Beziehung auf eine bevorstehende Darstellung dieses Gedichtes auf dem herzoglichen Hoftheater zu Braunschweig.“ (Intelligenzblatt zum Mitternachtblatt, 1829, Nr. 2.)

Der Gedanke, die Tragödie auch in Weimar zu geben, war übrigens damals in den betheiligten Kreisen bereits Gegenstand der Überlegung; Soret fährt unmittelbar fort: „Wir besitzen einen guten Mephistopheles.“ Als diesen bezeichnet er den Schauspieler Laroche; „wäre Oels“ (damals ein Fünfziger) „um zehn Jahre jünger“ setzt er bedauernd hinzu, „so würde er auch nach der Umwandlung ein ausgezeichneter Titelheld sein. Aber selbst jetzt werde er die Rolle nicht verderben, sei er doch noch sehr gut als „Egmont,“ der etwa das Alter des verjüngten „Faust“ habe.“ Muthmaßlich werde man weit mehr in Verlegenheit sein um ein gutes „Gretchen.“ Mit einiger Mühe werde Demoiselle Auguste Kladzig — Tochter des Chirurgen K. zu Weimar und später Gattin des oben genannten Schauspielers Laroche, als welche sie am 13. Mai 1875 zu Karlsbad starb — an die Lösung der Aufgabe schlecht und recht heranzubringen sein; jedenfalls sei sie — da sie noch nicht lange der Bühne angehöre — auch der conventionellen Bretterfestigkeit und schablonenhaften Handwerksmäßigkeit noch nicht verfallen, die das „Gretchen“ nicht vertragen könne. Namentlich werde Dlle. Kladzig einfach und unschuldig auftreten, da diese beiden Eigenschaften ihr bis jetzt völlig natürlich seien. (Vergl. Ed. Mautners Aufsatz über Auguste Laroche: Neue freie Presse vom Mittwoch, 19. Mai 1875.)

In einer Nachschrift sagt Soret: bei nochmaligem Lesen des Theaterzettels — den also Klingemann dem Dichter mitgeschickt hatte

— entdecke er, daß von der Scene in der Hexenküche allerdings doch offenbar etwas beibehalten worden sein müsse. „Es wäre merkwürdig, zu erfahren, ob wirklich Thiere, Geister u. s. w. auf der Scene figurirt hätten?“ — In der That wies der Zettel (wieder abgedruckt bei Schmidt, a. a. O.) die Hexe, Erscheinungen und Geister auf. Im Ganzen und Großen wird auch Goethes „Faust“ noch heute so ziemlich überall nach der Einrichtung des bühnenkundigen Klingemann gegeben, wie der Herausgeber durch Einblick in das ursprünglich von diesem eingerichtete Soufflirbuch feststellen konnte, dessen Scenengang mehrere größere Bühnen unverändert beibehalten haben.

Der Schluß des vorstehend näher bezeichneten Brief-Entwurfs verbreitet sich über „Egmont,“ d. h. über Schillers Bühnenbearbeitung dieses Dramas, die am Abend zuvor gegeben worden war. Soret bemerkt, wie er Eckermanns Unzufriedenheit mit Schillers Einrichtung vollkommen theile. Die Änderungen seien doch bedeutender als Goethe gemeint habe, namentlich benachtheilige die Streichung der Regentin — ohne die man auf die Erscheinung des Herzogs Alba nicht genügend vorbereitet sei — das Stück, dessen Verständniß die Bearbeitung (durch Verlegung von Scenen u. s. w.) auch sonst entschieden schädige. Die Stelle ist ein Wiederhall des Gesprächs bei Eckermann vom 19. Febr. 1829 (3. Aufl. II, 51 fg.) an welchem Soret Antheil genommen zu haben scheint, obwohl Eckermann sagt: „Mit Goethe allein zu Tische.“

[Vereinzeltes Blatt.[1]]

(1) 3) Geſchichte der Studien des Verfaſſers.

(3) 4) Wirkung des Büchleins bis auf die neuſte Zeit.

5) Aeſthetiſche Pflanzenbetrachtung.

(4) 6) De Candolle, Théorie élémentaire de la Botanique.

(5) 7) Deſſen Capitel: Sur la symmétrie des plantes.

8) Noten zu beſſerem Verſtändniß und zu Ausgleichung kleiner Differenzen der Denkweiſen und Sprachen.

(Schwierigkeiten . . . . . .)

9) Ausſichten und Einfluß dieſer Lehren zu weitern Einſichten in's botaniſche Studium. — Monographie auf Morphologie geſtützt.

10) Weinbau. Neu vorgeſchlagene Methode; Prüfung derſelben aus der Morphologie hergeleitet.

11) Erſparniß der Figuren, durch Bezug auf de Candolle's und Anderer Werke.

W. den 19. Febr. 1829.

[1] Es iſt ein Quartblatt, von welchem der Kopf abgeſchnitten zu ſein ſcheint. Die eingeklammerten Zahlen ſind von Goethes Hand mit Bleiſtift geändert; neben Nr. 8 hatte ebenfalls Goethe eine, leider völlig verwiſchte Bemerkung geſchrieben. Nur das Wort „Schwierigkeiten" war noch zu entziffern.

Ich sah's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch es ist richtig,
Es ist die Seite,
Es ist das Haus!

Wie kommt es, daß ich ihn nicht sehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, steckt hier in diesem Hause.
Der Herr davon ist eigentlich
Ein alter Knasterbart,
Ein Arzt, der manchem schon den Weg gewiesen,
Den er nicht gerne ging.

Doch niemand hat er leicht
Geschadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günstig war;

33.

Ihro Kaiſerl. Hoheit heute nicht, wie ich hoffte, bey mir zu verehren, ſchmerzt mich diesmal beſonders, indem ich ſchon einiges Bedeutende zurecht gelegt hatte.

Indem ich nun zu den neuen Staats-, Luſt- und Scherzwürden [1] meinen Glückwunſch abſtatte, vermelde, mein Theuerſter, daß ein Tyroler Mineralienhändler angekommen welcher ſehr hübſche Sachen bringt. Mögen Sie, etwa morgen früh mich beſuchen und die Stufen mit mir durchgehen, ſo wird es beyden angenehm und belehrend ſeyn, auch mich beſtimmen dieſes oder jenes mir zuzueignen.

Wollten Sie Ihren lieben Zögling zu uns bringen ſo wird es wohl auch für Ihn erfreulich werden, da der Garten zugänglich iſt.

Zu unſern botaniſchen Zwecken hab' ich auch wieder einige Schritte gethan.

treu ergeben

Weimar den 21. März 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Soret ſpricht in ſeinen Bemerkungen am 15. März 1829 von einer „mascarade des Anglais," auf welche er Verſe gemacht habe. Vielleicht bezieht ſich Goethes Bemerkung auf dieſen Maskenſcherz.

34.

Hiebey, mein Theuerſter, wieder etwas zu fortgeſetzter Beſchäftigung. Auch ohne gemeinſame Ueberlegung deshalb werden Sie die Gefälligkeit haben dasjenige was Ihnen recht dünkt aufzunehmen und was allenfalls noch zweifelhaft ſeyn ſollte auf eine Unterredung zu verſparen.

Ich freue mich unſer Geſchäft ſo wohl proſperiren zu ſehen.

Alles Wünſchenswerthe!

ergebenſt

Weimar den 26. März 1829.

J. W. v. Goethe.

35.

Ihre Entfernung, mein theuerſter Herr und Freund,[1] ſo gering ſie auch iſt, beraubt mich Ihres lieben Beſuches und läßt mich in einem Mangel den ich ſchmerzlich empfinde. Aufrichtigen, lebhaften Dank deshalb für die angenehme Sendung.[2] Die Gedichtchen ſind allerliebſt und ſchließen ſich dem Sinne nach, ſo wie in Darſtellung und Ton vollkommen an die Originale.[3] Wir gehen ſie wohl nächſtens mit einander durch, wobey ſich zu intereſſanten Betrachtungen Anlaß finden wird. Für die überſendeten Saamen[4] danke zum allerſchönſten; ich werde ſie mit Ihrer Vergünſtigung nach Königsberg ſchicken an einen dortigen Freund, den ich für unſere Arbeiten intereſſirt habe. Es iſt der Director des botaniſchen Gartens daſelbſt, Dr. Ernſt Meyer,[5] einer der gründlichſten Mitwirkenden, ſeit vielen Jahren die Lehre der Metamorphoſe anzuwenden beſchäfftigt, deſſen Beyſtand uns

[1] Soret hatte mit dem Prinzen Carl Alexander eine kurze Reiſe nach Göttingen und dem Harze angetreten.

[2] Vom 23. Mai. Später notirt Soret noch: „Juin 24. (Du Brocken.) Impressions. Détails du voyage. Plaisanteries.“ „Juillet 2. (De Goettingen.) Suite des impressions du voyage.“

[3] Soret hatte „quelques unes de ses poésies“ überſetzt: „La violette,“ „Le roi des Silphes.“

[4] „Envoie des grains d'Amérique pour Jéna“ notirt Soret.

[5] Ernſt Heinr. Friedr. Meyer (1. Januar 1791 — 7. Aug. 1858), ſeit April 1826 Profeſſor der Botanik und Gartendirector in Königsberg, hatte ſchon 1823 an den morphologiſchen Heften mitgearbeitet. In Goethe-Sorets Werk wird ſeiner S. 188 ſehr ehrenvoll gedacht.

zu der Geſchichte dieſer vierzig Jahre höchſt nöthig iſt; denn es thut ſich manches hervor, was bisher mir völlig unbekannt blieb, weil ich mich um die Wirkung meines Heftchens nicht weiter bekümmerte.

Gelte Ihnen das Gegenwärtige für einen freundlichen Morgengruß, wie ich bitte, mich dem lieben Prinzen beſtens zu empfehlen.

treu ergeben

Weimar den 25. May 1829.

J. W. v. Goethe.

36.

Den höchſten Damen aufzuwarten,[1] wird mich glücklich machen. Für die angenehme Sendung[2] ſchönſtens dankend, wünſche doch auch von meiner Seite einiges erwiedern zu können.

treulichſt

Weimar den 10. Jul. 1829.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret Wohlgeboren
in Belvedere.

[1] „Son Altesse Impériale viendra aujourdhui“ bemerkt Soret.
[2] „Un échantillon de . . . . .“ (unleſerlich; wohl eine Steinart.)

37.[1]

Mögen Sie wohl, mein Theuerſter, Beykommendes Ihro Kaiſerl. Hoheit gefällig überreichen; es enthält, ich hoffe, einige nicht unangenehme Papiere.

Zugleich vermelde daß heute Abend ein wackerer Schweitzer, Namens Xaver Schnyder von Wartenſee,[2] bey meiner Tochter zum Thee erſcheinen wird; er hält ſich als theoretiſch und praktiſcher Muſiklehrer in Frankfurt a/M. auf, und iſt mir durch einiges Mitgebrachte genugſam empfohlen.

Könnten Sie, und wär es auch nur kurze Zeit an der Unterhaltung Theil nehmen, ſo wird es wechſelſeitig wohl nicht unangenehm ſeyn.[3]

treu ergeben

Weimar den 11. Jul. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Das Waſſerzeichen des Briefbogens zeigt das nach links ſchauende Profilbild des Großherzogs Carl Auguſt, umgeben von der kreisförmig geſtellten Inſchrift: „Carl August Grossherzog von Sachsen Weimar u. Eisenach.“

[2] Geboren am 18. April 1786 zu Luzern, war X. Schnyder von Wartenſee 1817 einem Rufe nach Frankfurt a. M. gefolgt, wo er auch (27. Aug. 1868) geſtorben iſt. Er hat mit Vorliebe Lieder von Goethe in Muſik geſetzt, mit dem er bis an deſſen Tod die freundlichſten Beziehungen unterhielt.

[3] Soret mußte ablehnen, da er ſich verhindert ſah.

38.

Da, wie ich vernehme, unſre gnädigſten Herrſchaften ganz nah ſind abzureiſen, ſo bitte die mitkommenden Bände unterthänigſt zu übergeben; ſie enthalten die franzöſiſchen Vorleſungen von Guizot und Villemain,[1] ſo weit ſie zu uns gekommen ſind und eignen ſich, als einzelne Lectionen, gar wohl zu einer Unterhaltung beym Gebrauch des Geſundbrunnens.

Mich höchſten Orts angelegentlichſt zu empfehlen bittend, in Hoffnung Dieſelben bald mit dem theuren Prinzen in meiner Einſiedeley zu ſehen.

Hochachtungsvoll
ergebenſt

Weimar den 21. Jul. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Beider Vorleſungen, unter ſehr großem Zulauf an der Sorbonne zu Paris gehalten, waren ſtenographirt worden; die von Guizot erſchienen 1828–30 zu Paris in 6 Bänden als „Cours d'histoire moderne," ebenſo jene von Villemain als „Cours de litérature française."

39.

Das liebe Schreiben, mein Theuerſter, kommt gerade zur rechten Zeit, denn geſtern beklagte ich gemeinſchaftlich mit Ottilien, Sie dieſe Zeit über nicht geſehen zu haben. Führen Sie mir ja den lieben Prinzen zwiſchen 5 u. 6 Uhr zu, es wird ſchon allzufrüh Nacht.[1]

Das geognoſtiſche Muſterſtück bin ich verlangend zu ſehen; indeſſen habe mit Vergnügen zu vermelden daß Keferſtein in Halle, in ſeinen Bemerkungen auf einer geognoſtiſchen Reiſe im Sommer 1828,[2] ſich, nach ſeiner ruhigen Art, gegen das Heben und Schieben, Brennen und Sengen deutlich erklärt und bey einer ruhigern, menſchenverſtändlichern Anſicht treu und feſt hält.

Mehreres und Manches heute Abend; vorläufig meine beſten Empfehlungen dem lieben Prinzen. Leider iſt das Harzmodell noch nicht angekommen.

treu angehörig

Weimar den 1. Aug. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Soret notirt am 1. Auguſt: „Le Prince, peut-il le voir ce soir? — Plaisanterie sur les volcans de .... (unleſerlich) au Harz."

[2] Teutſchland, geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt und mit Charten als Durchſchnittszeichnungen erläutert. Eine Zeitſchrift in freien Heften, herausgegeben von Ch. Keferſtein. Sechsten Bandes II. Heft, Weimar 1829, S. 125—322 enthält: „Bemerkungen, geſammelt auf einer geognoſtiſchen Reiſe im Sommer 1828 beſonders über die Alpen in Steiermark, Krain und Illyrien, von Ch. Keferſtein."

40.

Für das überſendete Werk,[1] mein Theuerſter, danke zum allerbeſten. So ſchön gedruckt als gebunden giebt es im voraus einen guten Begriff ſeines innern Werthes und lockt ſchon durch ſein vortheilhaftes Äußere zu näherer Bekanntſchaft an. Ich kenne ſelbſt davon bis jetzt nur einige Rezenſionen; daß ich aber an der Hauptſache Theil genommen mögen beykommende Blätter zeigen von Seite 329 des Heftes[2] an. Möge es freundlich aufgenommen werden was ich zu Gunſten der Fanarioten geſchrieben habe. In dem 68. Stück des Globe iſt auch über dieſe merkwürdige Menſchenklaſſe, wie überhaupt über das ganze griechiſch-türkiſch-ruſſiſche Verhältniß ein belehrender Auszug aus einem neuen Werke über Conſtantinopel und die Türkey im Jahre 1828.[3]

[1] Adalberts Bekenntniſſe (Berlin 1828, Vorrede d. d. 20. Juli 1828) von L. F. Theremin. Im Anfange des Vorwortes heißt es: „Ich habe in dieſem Büchlein verſucht, den Anfang und die weitere Ausbildung des chriſtlichen Glaubens und Lebens in einem beſtimmten Individuum darzuſtellen.“ — Man muß die in nächſtfolgender Anmerkung erwähnte Recenſion zur Vergleichung und zum Verſtändniß heranziehen.

[2] Das zweite Heft des VI. Bandes von „Kunſt und Alterthum.“ Es enthält eine Goetheſche Recenſion des Werkes: „Cours de litérature grècque moderne, par Jacovaky Rizo Néroulos.“ (Genève 1827.)

[3] Le Globe. Recueil philosophique, politique et littéraire. Paris, mercredi 26. août 1829, Tome VII, N° 68, p. 537 sq.: „Voyages. — Constantinople et la Turquie en 1828, par Charles Mac-Farlane, traduit de l'anglais par M. M. Nettement. Voyage orné d'une Vue nouvelle de Constantinople et de lithographies, faisant suite à l'ouvrage de Walsh (2 vol. in 8°, chez Moutardier, libraire éditeur, rue Gît-le-Cœur, N° 4).“

Ferner kann ich nicht unberührt laſſen daß in der Zeitſchrift Hermes und zwar im 1. Heft des 32. Bandes, welches Sie Sich in Jena gar wohl verſchaffen werden, eine Rezenſion der decandolliſchen Organographie befindlich iſt, welche auf eine zwar beſcheidene aber doch ernſte Weiſe das Verhältniß dieſes Werks zur Metamorphoſe ausſpricht;[1] daß die Sache im Klaren iſt und wir zunächſt mit Luſt und Zutrauen wieder an unſre Arbeit gehen können.

Vorſtehendes war geſchrieben, als ich noch vor Abgang dieſes Zeit gewann, die Einleitung und die erſten Capitel jenes bedeutenden Werkes zu leſen und daraus beſonders Vergnügen und Belehrung zu gewinnen. Verdoppeln Sie alſo meinen Dank gegen Herrn Theremin für die Mittheilung eines ſo wichtigen uns in manchem Sinne aufklärenden Buches.

treu verpflichtet

Weimar d. 5. Sept. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Hermes, oder kritiſches Jahrbuch der Literatur. Band XXXII, Heft 1. Redigirt von Dr. Karl Ernſt Schmid. Leipzig, 1829. Die Recenſion auf S. 154—164, unterzeichnet F. S. V., beſpricht die Organographie und ſagt u. A.: „. . . . Der Verf. hat die ſo berühmt gewordene Lehre von der Metamorphoſe der Pflanzen von Goethe in ſein Buch aufgenommen und daſſelbe gewiſſermaßen nach ihren Grundſätzen gemodelt. Deutlich mochte er es nicht angeben, ganz verſchweigen aber doch auch nicht . . . . . Herr de Candolle hat alſo eine deutſche Lehre in ſein Werk aufgenommen, und das iſt uns eine angenehme Entdeckung. Und da er auf ſeine Quelle doch wenigſtens gedeutet hat, ſo wollen wir ihm die franzöſiſche Weiſe, ſie nicht beſtimmt angezeigt zu haben, nachſehen“ ꝛc. ꝛc. — (Der Verf. der Recenſion, F. S. V., dürfte Friedr. Siegm. Voigt geweſen ſein.)

Allein ſie hätt' uns doch ihr Bischen Geld,
Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen,
Von unſerm Lebenswandel
Viel Böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur du Knauſer!
Warte Tückiſcher!
Unwiſſender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah! ganz nah, noch dieſe Nacht
Biſt du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann wir haben andre ſchon
Als deines gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Bewahre deinen Schatz,
Du ſollſt uns nicht entkommen.

41.[1]

Eine abermalige Gelegenheit, die ſich mir darbietet, Sie, mein Theuerſter, zu begrüßen ergreife ſehr gern, und bitte zugleich um Verzeihung folgender Nachfrage. Mein Sohn hat Ihnen vor einiger Zeit den Catalog gegeben, einer von ihm veranſtalteten Sammlung zur Kenntniß der um Weimar ſich findenden merkwürdigen Foſſilien.[2] Da wir nun eben Gelegenheit haben an Herrn Cuvier[3] eine ſolche Suite zu überſenden, ſo wird es uns ſehr angenehm ſeyn den Catalog dazu in franzöſiſcher Sprache beyfügen zu können. Sollten Sie deshalb dieſe Arbeit ſchon vollbracht haben, ſo würden wir für eine Abſchrift, oder für das Original um ſolches abzuſchreiben, höchſt dankbar ſeyn.[4]

Mit nochmaliger Bitte um Verzeihung dieſer nothgedrungenen Anfrage, habe zu vermelden daß noch manches Intereſſante, bisher nicht mitgetheilte, ſich bey mir eingefunden hat, wovon wir zunächſt wenn wir das Glück haben Sie

[1] Über dem Siegel wieder der eigenhändige Namenszug des Dichters: „J. W. v. G."

[2] Unzweifelhaft die im Geſpräch vom 26. Septbr. 1828 (Eckermann, III, 175) erwähnte Sammlung, obgleich daſelbſt geſagt iſt: dieſelbe ſei „durch Goethe ſelbſt angelegt," durch ſeinen Sohn nur „vermehrt."

[3] Goethe ſtand mit dem berühmten Naturforſcher ſchon ſeit längerer Zeit in unmittelbarer Verbindung.

[4] Soret ſandte den überſetzten Katalog am folgenden Tage.

wieder, mit Ihrem theuren Zögling, zu beſitzen, Kenntniß zu geben gedenke[n].

Mich wohlwollenden Andenken auf dem Berge der ſchönen Ausſicht zum allerbeſten empfehlend.

treu angeeignet

Weimar den 8. Septbr. 1829.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofrath Soret Wohlgeboren
in Jena.

42.

Empfangen Sie freundlich, theuerſter Mann, einen lebhaften Morgengruß und zugleich die Einleitung[1] zu der Metamorphoſe der Pflanzen, abgeſchloſſen und revidirt, dabey auch den ſchon überſetzten Theil, Concept und Mundum. Mögen Sie nun dieſes Heft vollbringen, ſo würden wir im Falle ſeyn uns bey eintretender Winterszeit mit Beginn und Fortſetzung des Druckes angenehm zu unterhalten, und uns zugleich mit der Ausarbeitung des geſchichtlichen Theils beſchäftigen, wozu die Materialien ſchon reichlich geſammelt vorliegen.

In Hoffnung eines baldigen geneigten Beſuchs empfehle mich zum allerſchönſten.

treulichſt

Weimar den 25. Octbr. 1829.[2]

J. W. v. Goethe.

[1] Seite 2—8 des überſetzten Werks.

[2] Am gleichen Tage ſandte Goethe „einiges Geſchäftsmäßige“ an Cotta auf einem beſonderen Blatte mit der Überſchrift: „Geneigteſt zu gedenken,“ Soreis Überſetzung der Metamorphoſe der Pflanzen betreffend. Vergl. Vollmer, Briefw. zw. Schiller u. Cotta, S. 589. Goethes (etwa 300) Briefe an Cotta ſind für eine eigene Veröffentlichung ſeitens der Verlagsbuchhandlung beſtimmt.

43.

Die Stufen, theuerſter Herr, ſind wirklich friſch und intereſſant; ich würde ſie auf alle Fälle für mich und Jena behalten, auch Ihnen das etwa Gefällige angeboten haben.

Nach Ihrer Einleitung und Anordnung jedoch laſſe ich das Ganze zu mir bringen und auslegen, welches gefällig zu betrachten Sie ſchönſtens eingeladen ſind. Ich bemerke zugleich, daß ſeine Forderung Preuſſiſch Geld gemeint iſt. Tauſend Dank für den freundlichen und fördernden Antheil.[1]

treulichſt

Weimar d. 5. Novbr. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Soret bemerkt: „On peut avoir tous les minéraux d'un marchand, qui est ici, pour 50 écus.“ Dieſe Inhaltsangabe eines Billets, welches er am 5. Novbr. 1829 an Goethe entſendet hatte, klärt obige Zeilen des letzteren auf.

44.

Vielen Dank, mein trefflicher Freund, für die wohl durchgeführte Negotiation; ſtatten Sie ſolchen recht lebhaft höheren Ortes ab, bis ich ſelbſt dazu Gelegenheit finde.[1]

Hiebey überſende ſieben Nummern der Revue française und zwar Nro. 2. 3. 4. 5. 6. 9. 11. Die fehlenden ſind verborgt und können auf Verlangen eingefordert werden; die Vorliegenden geben für den ausgeſprochenen Zweck, wie ich glaube, genugſame Ueberſicht und Unterhaltung.

Anbey erfolgt eine Rolle, in gleicher Abſicht Ihro Kaiſrl. H. mit einigem Angenehmen [illegible] Nützlichen bekannt zu machen.

In Hoffnung baldigen Wiederſehens; da denn die angeſchafften Mineralien uns einiges Vergnügen gewähren ſollen.

treu angehörig

Weimar den 6. Novbr. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] „Novbr. 6. — S. A. J. demande la revue française et accorde 20 écus pour les minér. pr. Jena.“ (Bemerkung Soret's.)

45.

Ich habe Ihnen, theuerſter Mann, einen Genfer Brief[1] zugeſchickt, welcher mit einer angenehmen Sendung zu mir gekommen iſt. Da wir an jene intentionirte Rückſeite[2] nicht mehr dachten, finden wir daß der talentvolle Mann ſich damit beſchäftigt habe; er liefert nicht allein ein wohlgearbeitetes Modell ſondern meldet auch, daß er in der Stahlarbeit ſchon vorgeſchritten ſey. Hofrath Meyer wird einige freundliche Deſiderata[3] niederſchreiben, und Sie haben wohl die Güte ſolche in's Franzöſiſche zu überſetzen, wie auch einiges was ich hinzuzufügen gedenke.

Zu mehrerer Deutlichkeit lege ſeinen Brief bey, und wünſche das Uebrige mit Ihnen mündlich zu verhandeln. Der werthe Künſtler wünſcht eine baldige Antwort; wir wollen das Mögliche thun, ſie auszufertigen.

treulichſt

Weimar den 13. Nov. 1829.

J. W. v. Goethe.

[1] Von Bovy, der damals an der in der Note zum 32. Briefe Goethes an Soret erwähnten Medaille arbeitete.

[2] Sie iſt einem geſchnittenen Steine nachgebildet, mit welchem Goethe oft ſiegelte und zeigt zwiſchen zwei Füllhörnern mit Blumen und Früchten einen Löwenkopf mit offenem Rachen, im dreiviertel Profil, links hin; darüber (als Hauptſtück der Darſtellung) eine Janusherme, deren jugendlicher Kopf einen Blumenkranz, der bärtige einen Eichenkranz trägt. Über dieſer Herme ragt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln hervor.

[3] Dieſelben haben ſich nicht mehr vorgefunden.

46.

Den vielfältigen Dank, theuerſter Herr und Freund, für die fortgeſetzte Theilnahme an dem vorliegenden Geſchäft. Zu den Bemerkungen Hofrath Meyers wüßte ich nichts hinzuzuthun, und bitte daher ſolche an Herrn Bovy abzuſenden.[1]

Wollten Sie ihm zugleich in meinem Namen ſchönſtens danken, dieſe Angelegenheit ſo ernſtlich und glücklich fortgeführt zu haben. Zugleich bemerke noch, daß die alte Jahrzahl unter dem Bildniß, gar wohl möchte ſtehen bleiben;[2] dagegen wünſcht ich, daß, wenn es nicht allzugroße Umſtände macht und die Koſten nicht allzumerklich vermehrt, eine Randſchrift eingeprägt werden möchte, wie nachfolgt.[3]

Mit der Beendigung der Arbeit hat es keine Eile. Möge Herr Bovy ſich alle Zeit nehmen, dasjenige, was ſo ſorgfältig angefangen worden, auch aufs Beſte zur Vollkommenheit zu bringen. In den erſten Monaten des nächſten Jahrs

[1] Soret hatte am Tage zuvor ſeine Ueberſetzung der Meyerſchen Bemerkungen an Goethe geſandt mit der Bitte: ſie durchzuſehen und etwaige Änderungen oder noch ausſtehende Wünſche an ihn gelangen zu laſſen.

[2] Es geſchah nicht.

[3] Die Randſchrift fehlt. Das Verzeichniß der Berliner Goetheausſtellung vom 19. Mai 1861 ſpricht von ihrem Vorhandenſein nicht. Aufklärung bieten dürfte folgende Bemerkung Sorets: „Décembre 10. Bovy demande 200 Francs pour une machine à frapper une Tranche, ou 15 Fr. pour chacque inscription gravée.“ An dieſer Vertheuerung wird die Sache geſcheitert ſein.

kommen die Exemplare noch zeitig genug. Empfehlen Sie mich dabey Herrn Bovy beſtens und bleiben meiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit gewiß.

Hochachtungsvoll
dankbar angehörig

Weimar den 16. Novbr. 1829. [1]

J. W. v. Goethe.

Den angemeldeten Catalogen habe noch nicht erhalten.

[1] Das Waſſerzeichen des Briefbogens zeigt auf dem erſten Blatte drei nach links blickende Köpfe im Profil, ringsherum die Inſchrift: „Friedrich. Ernst. Bernhard. Herzoege zu Sachsen.“ Auf dem zweiten Blatte das entſprechende Wappen. Über beide Blätter ſich hinziehend, am unteren Rande, die Firma: „C. F. Kühn & Co. in Gera.“

Einſchaltungsweiſe iſt hier wieder eines Briefes von Soret an Goethe (d. d. 15. December 1829) zu gedenken, deſſen Inhalt zwar unweſentlich iſt, auf deſſen Rückſeite wir aber von Sorets Hand mit Dinte ſauber geſchrieben die zahme Xenie leſen:

„Jeder geht zum Theater hinaus
Diesmal war es ein volles Haus,
Er lobt und ſchilt, was er gefühlt,
Er denkt, man habe für ihn geſpielt."

Unmittelbar darüber der vielfach durchſtrichene und verbeſſerte Entwurf zu dieſen vier Zeilen von Goethes Hand mit Bleiſtift; dort lautet die zweite Zeile: „Diesmal es war ein volles Haus;" die dritte hat urſprünglich gelautet: „Ein jeder ſpricht, wie ers gefühlt," und die vierte: „Er denkt, man hätt' es für ihn geſpielt." Goethe hat dann ſo geändert, wie Soret copirt. Das Blatt gewährt einen ungemein intereſſanten Einblick in die Werkſtatt von Goethes Geiſte. — Erſchienen iſt das Gedicht zuerſt im „Chaos" 1. Jahrg. Nro. 28. S. 111 (1830), wo Zeile 3 lautet: „Er lobt und ſchilt, wie ers gefühlt."

— 1830, am 19. Januar bemerkt Soret: „Envoyé commencement de ma traduction de l'appendice; ai sauté 21 pages." Vergl. weiter unten den Brief vom 19. Juli 1830 (Nro. 51).

47.

In Erwiederung Ihres freundlichen Schreibens, mein Theuerſter, vermelde mit wenigem: daß, da der hier durchreiſende Maler und Antiquar Zahn, eigentlich nichts Neues und Bedeutendes vorzuweiſen mit ſich führt, ich keine Urſache habe zu wünſchen, daß derſelbe Ihro Hoheiten vorgeſtellt werde.[1] Da ſich nun ſogar einige Hinderniſſe gegen die frühere Abſicht Ihro Kaiſrl. Hoheit hervorthun, ſo wird wohl gerathen ſeyn davon ganz zu abſtrahiren; von Seiten der hieſigen Kunſtfreunde ihn freundlich zu behandeln und ihm auf Morgen, wo er abzureiſen gedenkt, eine glückliche Fahrt zu wünſchen.

Meine unterthänigſten Empfehlungen höchſten Ortes, in Hoffnung baldigen Wiederſehens.

hochachtungsvoll

ergebenſt

Weimar den 15. März 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Am 14. März 1830 bemerkt Soret: „S. A. J. renonce à inviter le Dr. Zahn chez Elle, à moins que Goethe n'ait des raisons de le désirer.“ — J. K. W. Zahn (12. Aug. 1800 — 22. Aug. 1871) war damals im Begriff, zum zweiten Male nach Italien zu gehen.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur sparen?
O schaut heraus!

Scapin am Fenster.

Bist du's?

Scapine.

Wer anders? Hörst du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte schläft! Still! daß wir ihn nicht wecken.

Er tritt zurück.

Scapine.

Schlafe nur dein Mittagsschläfchen,
Schlafe nur, es wacht die List.
Schon so sicher, daß dein Schäfchen
Im Trocknen ist?

48.

Gegenwärtige Sendung wird von der freundlichſten Anzeige[1] begleitet, daß gleich nach beendigter Jubilate Meſſe[2] mit dem Abdruck der Metamorphoſe angefangen werden kann. Mir ſcheint daß wohlgethan iſt gleich mit dem Traktätchen den Anfang zu machen und ſodann die übrigen erläuternden etc. folgen zu laſſen, deshalb denn die Ueberſetzung, nebſt der ſchon gedruckten[3] hiebey überſende. Das deutſche Original iſt wohl noch in Ihren Händen. Was allenfalls zu ändern vorkäme bitte mit Bleyſtift zu bemerken.

treulichſt

Weimar den 24. April. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Einem Briefe des Buchdruckereibeſitzers Frommann zu Jena.

[2] Der Sonntag Jubilate fiel 1830 auf den 2. Mai.

[3] „Essai sur la Métamorphose des plantes, par J. W. de Goethe, Conseiller Intime de S. A. le Duc de Saxe-Weimar. Traduit de l'Allemand sur l'édition originale de Gotha (1790), par M. Frédéric de Gingins-Lassaraz. Genève. Paris. 1829.“ Soret benutzte ſie bei ſeiner Arbeit; vergl. dieſe S. 210 fg. und S. 214 fg. Zur Sache ſind folgende Zeilen Sorets an Goethe (vom 24. April 1830) von Werth: „. . . . Je compte profiter de la traduction faite par Mr. de Gingins pour m'assurer des termes techniques, mais non point pour changer les formes de ma traduction et pour lui donner l'habit de l'école française; il importe, qu'elle rende aussi fidèlement que possible l'intention de l'original; c'est un anachronisme, d'employer certaines expressions de l'école française qui n'a guères plus de 30 ans de date, lorsqu'on traduit un ouvrage, qui compte presqu'un demi-siècle“ u. ſ. w.

49.

Durch Gegenwärtiges wollte, mein theuerſter Herr und Freund, ſogleich vermelden daß ich die überſetzten Blätter der Metamorphoſe durchgeſehen und noch über einige zweifelhafte Puncte mich mit Ihnen berathen möchte, damit das Manuſcript gleich nach Frommanns Zurückkehr[1] demſelben übergeben werden könnte.

Welche freye Stunde Sie auch gewinnen, haben Sie die Güte bey mir anzufragen, ich werde jederzeit Raum finden dieſes angenehme Geſchäft vorzunehmen.

Das Beſte wünſchend.

treulichſt

Weimar den 15. May 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Frommann war auf der Leipziger Meſſe.

50.

Haben Sie die Geneigtheit, mein Theuerſter, beykommenden, nicht unangenehmen Auftrag auszurichten.

Von den ſieben Dresdner Heften:[1]

1) Ihro Königl. Hoheit dem Hrn. Großherzog.
2) Ihro Kaiſerl. H. Frau Großherzogin.
3) Ihro K. H. Hrn. Erbgroßherzog.
4) Frau Oberhofmſtr. v. Hopfgarten.
5) Frau Gräfin v. Egloffſtein.
6) Hrn. Hofr. Soret.
7) Wem allenfalls damit ein Gefallen geſchähe. Ueberhaupt kann ich noch mit einem und dem andern Hefte andienen.

In Hoffnung baldigen Wiederſehens, treu verbunden, in Flora der gemeinſamen anmuthigen Göttin.[2]

Weimar d. 21. May 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Die alljährlich ausgegebene „Bilderchronik des Sächſiſchen Kunſtvereins" — in Kupfer geſtochene Nachbildungen der vom Vereinscomité angekauften Kunſtwerke. Goethe zeigt dem Vorſtande des Vereins, J. G. v. Quandt, „die Ankunft der Kupferſtiche, welche auch ſogleich vertheilt worden ſind," in einem Briefe vom 27. Mai 1830 an („Goethe und der ſächſiſche Kunſtverein," von Hermann Uhde. „Zeitſchrift für bildende Kunſt," 1874, Band IX, S. 281 fg.).

[2] Soret hatte ihm Tags zuvor „des échantillons de Galium luteum" geſendet.

51.

Herr Frommann von Leipzig zurückkehrend, wünscht nun bald den Abdruck der Metamorphose anzufangen. Ich habe versprochen, einen Theil des Manuscripts Mittwoch zu schicken, deshalb es höchst nöthig ist daß Sie die Gefälligkeit haben, Morgen hereinzukommen, damit wir das Wenige was in den ersten 59 §.[en] [1] näher zu bestimmen ist, noch berichtigen und uns dann dem weiten Meere des Druckerwesens überlassen. Könnten Sie mir die, auf dem beykommenden Blättchen [2] gewünschten Bohnen mitbringen, so geschähe mir ein sehr großer Gefalle.

Mit den besten Wünschen! Doch füge hinzu: können Sie Sich Morgen oben vom Tische nicht losmachen, so versäumen Sie ja nicht gegen Abend zu kommen.

treulichst

Weimar den 30. May 1830.

J. W. v. Goethe.

1 Einleitung und Abschnitt I—VII. der „Metamorphose."
2 Es fand sich nicht mehr vor.

52.[1]

Unſer trefflicher Riemer rettet mich aus der geſtrigen Verlegenheit. Hier das hoffentlich hinreichende. Das allerneuſte wird nachzubringen ſeyn.

Empfehlen Sie mich ſchließlich und ſehen mich noch einmal.

1. Juni 1830.

G.

Herren Hofrath Soret Wohlgeb.
Belvedere.

[1] Einſchließlich der Adreſſe eigenhändig, auf kleinem, zierlich gerändertem Zettelchen mit Goldſchnitt, wie ſie Goethe liebte und wie ſie damals in der Mode waren.

53.

Theuerſter Herr und Freund, Sie haben durch Ihre reichhaltigen und heitern Briefe[1] mir ſo viel Vergnügen gemacht, daß ich, in Hoffnung gegenwärtiges könne Sie noch in Magdeburg treffen und begrüßen, nicht einen Augenblick anſtehe Nachfolgendes dem Papiere anzuvertrauen.

In Erwiederung der mannigfaltigen Nachrichten hab ich freylich von uns ſehr wenig zu vermelden. Nur ein Bogen unſrer gemeinſamen Druckſchrift iſt eingeliefert, ſogleich aber von mir und Riemern, wohlerwogen zurückgeſendet worden. Mit dem reinen Abdruck deſſelben hoffen wir alſo, wie mit einem guten Wahrzeichen, Sie bey Ihrer Rückkunft zu empfangen; die folgenden werden Sie nun durchzuſehen geneigt ſeyn. Nicht weniger auch das Manuſcript des Nachſatzes gerne revidiren, wozu ich nun ein ſorgfältiger behandeltes Manuſcript zu Handen habe. Uebrigens bin ich bey dieſer Gelegenheit, auf die anmuthigſte Weiſe, wieder ins Pflanzenleben gezogen worden, vor dem ich mich ſeit vielen Jahren gewiſſermaßen zu ſcheuen pflegte.

Auf einer Fahrt nach Jena beſah ich, mit Vergnügen und Beyfall, die neue an der Gärtnerwohnung[2] angelegte

[1] Aus Freiberg vom 25. Juni und aus Leipzig vom 30. Juni; „Journal de notre voyage“ bemerkt Soret. Laut ſeinem Briefe an A. v. Herder vom 21. Juli 1830 hatte Goethe „von Herrn Hofrath Soret alles Freundliche und Gute von Freiberg vernommen.“ (W. v. Biedermann: „Goethes Beziehungen zum ſächſ. Erzgebirge,“ S. 59.)

[2] Im botaniſchen Garten zu Jena.

Terraſſe; ich hoffe ſie wird unſerm lieben Prinzen und den Seinen, bei einem dortigen Aufenthalt, manchen Beſuch ablocken.

Sie ſehen wie ſtill und friedlich meine Tage dahin gefloſſen ſind.

Merkwürdige Mineralien, zwar nicht viel, aber doch von Bedeutung, ſind mir die Zeit her aus Rußland geworden.[1] Sie erwarten aber auf alle Fälle die Beleuchtung des einſichtigen Freundes. Käme ſodann das Zugeſagte von Freyberg,[2] fügten ſich noch gar Mexicaniſche dazu, ſo würde es uns auch von dieſer Seite an Unterhaltung nicht fehlen.

Allerliebſte Zeichnungen, für ein leidliches Geld, ſind auch zu mir gelangt und erfreuen mich ſehr in meinem ſtationairen Daſeyn, indeſſen mein Sohn,[3] auf eine erfreuliche Weiſe, der Natur und Kunſt, den bürgerlichen Zuſtänden und Aeußerlichkeiten, auf eine lobenswürdige Weiſe ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt, wodurch ſein Tagebuch höchſt intereſſant wird.

Ottilie ſchilt auf Sie gewaltig, und heute als ſie erfuhr ein Brief von Ihnen ſey angekommen, ließ ſie ſich gleich erkundigen, ob nicht etwas fürs Chaos[4] dabey befindlich? Ich weiß nicht ob ſie die Liſte der reiſenden Eng-

[1] „Kleine Beiträge zu ſeinem Mineraliencabinet" hatte Goethe von F. Chr. v. Loder erhalten. (Naturw. Corr. I, 324.)

[2] „Drei Kryſtalliſationen, bei denen uns die Natur Manches aufzurathen gegeben hat." (Goethes Naturw. Corr. I, 190.) Goethe dankte für die Sendung in dem ſoeben erwähnten Briefe an A. v. Herder, vom 21. Juli 1830.

[3] Auguſt war ſchon ſeit dem April in Italien, wo er am 28. October 1830 ſtarb.

[4] Die von Ottilie von Goethe herausgegebene, nur für den Kreis der nächſten Bekannten beſtimmte Zeitſchrift, deren erſte Nummer am 28. Auguſt 1829 erſchienen war. Soret war Mitarbeiter.

länder zu diesem Zweck wird gelten lassen, um solche alsobald in die Druckerey zu geben.

Von einer besondern Merkwürdigkeit hab ich zu berichten! Es ist mir ein wohl erhaltener Schädel zugekommen. Einem vor etwa zwey hundert Jahren bedeutenden Mann soll er angehört haben. Darauf will ich kein Gewicht legen, aber es ist ein sehr schöner Schädel, nach Galls Lehre und sonstigen, mir geprüften physiologischen Grundsätzen gar ausdrücklich und zusagend. Auch dieser würde angenehme Vergleichung und Unterhaltung veranlassen.

Sie werden, lächelnd, gar wohl bemerken was für ein Gewicht ich zu legen suche auf das, wo nicht von mir Geleistete doch Erfahrene, wo nicht Verdiente doch Erworbene, wobey ich aus meinem kleinen Zauberkreise herauszutreten nicht nöthig hatte, da Sie hingegen mit mancherley Beschwerlichkeit, Mühe und Sorgen, eine Masse von so viel einzelnen Erworbenheiten für unsern lieben Prinzen und Sich selbst erringen mußten. Empfehlen Sie mich dem theuren Zögling und sagen Ihm: Sein Fest[1] sey auf gar mannigfaltige Weise gefeyert worden. In der Loge fand es sich recht freundlich daß gerade mein funfzigstes Maurisches Jubiläum fiel; so wie hiernächst der Thätigkeit des ersten Jahrs der Gewerkschule,[2] welches auf dieses erwünschte Geburtsfest eröffnet wurde, auf eine recht ermunternde Weise zu gedenken war. Um sowohl diesem als andern stillen Privatfesten gehörigen Raum zu geben, ist, glaub ich, das Kirchliche Fest auf den Sonntag verlegt worden,[3] welches denn

[1] Der 24. Juni.

[2] Die freie Gewerkschule zu Weimar. Sie war am Johannistage 1829 begründet und am 28. October desselben Jahres eröffnet worden.

[3] Der 24. Juni fiel 1830 auf einen Donnerstag.

auch recht ſchicklich und andächtig, wenn gleich nicht allgemein gemüthlich gefeyert wurde.

Wenn Sie nun in allem dieſem gleichſam die Spiegelung Ihrer eigenen Zuſtände zu erblicken wiſſen, ſo muß ich doch, den vielen, bedeutenden Regenſtrömen, von denen Ihre Briefe Zeugniß geben, auch eine gewaltige Waſſerfluth entgegen ſetzen, welche geſtern Nacht zwiſchen 11 u. 12 Uhr ihre größte Höhe errreichte. Schon einigemale präludirte der Himmel und wiederholte ſeine Drohung. Geſtern gegen Abend aber häuften ſich Wolken und Gewitter, daß, um kurz zu ſeyn, die Wieſe an meinem Garten völlig überſchwemmt war und eine ungeſtüme Fluth fünf der ſieben Stufen, die zu ihm hinaufführen, überſtrömte und zugleich von dem in Bewegung geſetzten obern Floßholz große Parthieen in den Stern[1] zwiſchen Baum und Buſch hinein ſchob. Das übrige Local meines Gartens fand ich im beſten Stande, die Vegetation überhaupt in größter Fülle, die Roſen um das Haus zum herrlichſten blühend. Als ich eben zeitig genug bemerkte daß, bis zum Trocknen der weit ausgebreiteten nahe gelegenen Wieſen, hier kein geſunder und behaglicher Aufenthalt ſeyn könne.

Eilig jedoch zum Schluſſe, mit den ſchönſten Hoffnungen

treulichſt

Weimar d. 1. Juli 1830.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Herrn Soret, Großherzogl. S. Weimariſcher Hofrath, Wohlgeboren nach Magdeburg.

1 Ein Theil des Parkes zu Weimar, Goethes Gartenhauſe ſchräg gegenüber.

54.

Obgleich, theuerſter Herr und Freund, der Jenaiſche Abdruck unſerer Arbeiten noch immer ſtockt, ſo überſende doch die ſchon bekannte Confeſſion meiner botaniſchen Studien,[1] neu durchgeſehen zugleich mit Ihrer ſchon abgeſchloſſenen Ueberſetzung. Es ſind in derſelben auch die ehemals überhüpften Seiten miteingebracht und alles möglichſt geordnet.

Haben Sie die Güte, alles nochmals durchzugehen und die einzelnen Stellen zu berichtigen. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird alsdann, wenn der Druck einmal wieder im Gange iſt, alles raſch fortſchreiten können.

treulichſt

Weimar d. 19. Jul. 1830.[2]

J. W. v. Goethe.

[1] Erſter „Nachtrag" zu Goethe-Soret's gemeinſchaftlicher Arbeit, S. 108—163 des Werkes.

[2] Soret beſtätigte den Empfang der Sendung noch am nämlichen Tage, indem er Goethe zugleich darauf aufmerkſam machte: wie das Journal de Genève eine neue Arbeit „des ausgezeichneten Gelehrten Vaucher" ankündige, welche mit Goethes Werke eine gewiſſe Aehnlichkeit zu haben ſcheine; der Titel laute: „Histoire Physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les divers périodes de leur développement. (1 fort volume 8°. Prix huit francs.)" Die Folge war, daß J. P. Vaucher's gedacht wurde in der gemeinſamen Arbeit: S. 218. 219.

Warte, du bereuſt es morgen,
Was du frech an uns gethan!
Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin
in krüppelhafter Geſtalt.

Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine
zurück tretend.

Welche Geſtalt! Wer iſt das?

Scapin
näher tretend.

Jemand bekanntes.

Scapine.

O verwünſcht!

Scapin! biſt du's?

Scapin
ſich aufrichtend.

Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, du allerbeſter Schatz!

55.

Nur mit dem Wenigſten will ich meine Vorbereitungen zu Ihrem Eintritt in Jena ſo kurz und deutlich als mir möglich ausſprechen.

1) An Färbern iſt eine Verordnung ergangen wo unſerm theuern Prinzen und Ihnen, wie es ſich ja von ſelbſt verſteht, alle Facilität zu Beſichtigung und Benutzung unſerer Muſeen noch beſonders ausgeſprochen iſt. Wie denn zu mehrerer Deutlichkeit eine Abſchrift[1] hier beyliegt.

2) Herrn Hofr. und Prof. Bachmann[2] iſt geſchrieben, wenn er ſich meldet nehmen Sie ihn freundlich auf und behandeln ihn als Directeur en Second unſerer Mineralog. Geſellſchaft; auch als ſolcher wird er den gnädigſten Herrſchaften zu präſentiren ſeyn.

Sollte irgend etwas Weiteres zu bemerken ſeyn ſo [haben] Sie die Güte michs wiſſen zu laſſen.

Alle Zufriedenheit, wiſſenſchaftliche und ſonſtige Unterhaltung in Jena wünſchend empfehle mich zum allerbeſten.

Herr Frommann iſt bedeutet Ihnen einen Rev. Bogen zuzuſtellen; haben Sie die Güte ſolchen abzuverlangen.

treu verbunden

Weimar d. 4. Aug. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Siehe dieſelbe im Anhang, Beilage Nr. 6.

[2] K. F. Bachmann, Hofrath und Profeſſor der Moral und Politik zu Jena (21. Juni 1785 — 18. Septbr. 1855), ward, da er ſich dem Studium der Mineralogie mit ganz beſonderer Vorliebe zugewandt hatte, nach dem Tode des Bergraths Lenz zum Director der großherzogl. Mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena ernannt.

56.

Auf dieſe Weiſe, mein Theuerſter, wäre das was uns bisher verdroß[1] zu Glück geſchlagen; Sie konnten noch den erſten Bogen revidiren, zum Vortheil des Ganzen und wir können das Uebrige nun geduldig abwarten.

Ich habe indeſſen den zweyten Nachtrag[2] von der Wirkung des Büchleins, von der Belebung der Idee und was ſich hierauf beziehen möchte, auch ſchon meiſt in guter Ordnung und Ausführung; ſo daß wenn Sie mit demjenigen was ſchon in Ihren Händen iſt, ſich abgefunden haben alsdann keine Stockung eintreten kann.

Ich erinnere mich nicht inwiefern Sie noch vor Ihrer Abreiſe Kenntniß genommen haben von dem offenbaren Widerſtreit der zwiſchen Bar. Cuvier und Geoffroy de S. Hilaire in der franzöſiſchen Academie entſtanden iſt.[3]

1 Das langſame Vorſchreiten des Trucks, veranlaßt durch Stockungen in Stuttgart. S. den folgenden Brief.

2 Seite 164–225 des Werkes.

3 „Cuvier" — ſo erklärte ſpäter Goethe ſelbſt den über die Frage der Einheit der organiſchen Bildung im Thierreiche entbrannten Principienkampf — „arbeitet unermüdlich als Unterſcheidender, das Vorliegende genau Beſchreibender, und gewinnt ſich eine Herrſchaft über eine unermeßliche Breite. Geoffroy de St. Hilaire hingegen iſt im Stillen um die Analogieen der Geſchöpfe und ihre geheimnißvollen Verwandtſchaften bemüht; Jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgeſetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; dieſer hegt das Ganze im innern Sinne, und lebt in der Ueberzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach ent-

Seit beynahe 40 Jahren leben und arbeiten ſie neben einander, nicht Eines Sinnes, und ſprechen es heftig aus, gerade zu einer Zeit, wo ganz andere Conflicte das Intereſſe

wickelt werden.“ Jener ging in der Naturforſchung den analytiſchen Weg, dieſer den ſynthetiſchen. Des letzteren Streit war derjenige des deutſchen Dichters und Denkers. „Denn der berühmte Verfaſſer der Philosophie anatomique hatte es übernommen, Goethes Methode in Frankreich zur Geltung zu bringen. Ihm gegenüber ſtand der größte lebende Kenner des Thierreichs, Georges Cuvier, ein alter Eleve der Carlsſchule zu Stuttgart ... Geoffroy und Cuvier, beide kämpften mit Waffen, in deutſchem Feuer gehärtet.“ (Virchow: „Goethe als Naturforſcher und in beſonderer Beziehung auf Schiller.“ Berlin 1861, S. 64.) Kritiſch zu vergleichen iſt Goethes berühmtes Geſpräch mit Soret vom 2. Auguſt 1830 (Eckerm. Geſpr. III, 233 fg.), auf welches ſich bekanntlich Jene zu ſtützen pflegen, nach deren Anſicht Goethe politiſchen Tagesbegebenheiten weder Theilnahme noch Verſtändniß entgegentrug. Auf Grund des obigen Briefes aber darf man fragen: hat Soret wirklich jene Unterredung ſo effekthaſchend niedergeſchrieben, wie wir ſie bei Eckermann leſen? Sollte nicht dieſer — in dem Gefühle, daß er mit dem dritten Bande ſeines Werkes doch nur eine Nachleſe biete — dem Geſpräche bei deſſen Überſetzung ein möglichſt draſtiſches Gepräge zu leihen getrachtet haben? — Sorets Bemerkungen über ſeine Briefe an Goethe ſagen unter dem 11. Auguſt 1830: „Raisons de retard de mon travail. Événements politiques. Plaisanteries sur le Chaos.“ (Vielleicht heißt es: „Plaisanteries. Sur le Chaos.“) Am 17. Aug. notirt Soret: „Recommande Ettmuller“ (vergl. das Geſpräch vom 21. Aug. bei Eckermann); am 26.: „Observations sur la discussion Cuvier et Geoffroy. Envoi de deux livres et d'une lettre d'Ettmuller.“ (Die „Observations“ ſind unſtreitig die Antwort auf Goethes nächſten Brief Nr. 57.) Am 29. Auguſt endlich folgt Sorets letzte zur Sache gehörige Bemerkung: „Lui envoie avec remercim. son manuscrit sur la dispute Cuvier et St. Hilaire.“ Muthmaßlich beantwortete Goethe Sorets Schreiben vom 11. Auguſt mit Nr. 56; jedenfalls iſt der Umſtand, daß der Dichter an dieſem Tage ſich „nicht erinnerte“ inwiefern Soret „vor ſeiner Abreiſe Kenntniß genommen habe“ von dem Pariſer wiſſenſchaftlichen Streite (die Abreiſe muß auf den 5. oder 6. Auguſt fallen) mit Eckermanns Angaben kaum in Einklang zu bringen. Die zwiſchenliegende Zeit von neun Tagen konnte unmöglich ausreichen, dieſes

der Menſchheit aufrufen. Ich habe, um mein Selbſt und der guten Sache willen, einen Aufſatz unternommen, um die Angelegenheit ins Klare zu ſetzen;[1] es iſt dies ſchwer,

Geſpräch ſpurlos aus Goethes Gedächtniß zu verwiſchen. Unbedingt auszuſchließen iſt hier natürlich die Annahme, als könnte Soret oder Eckermann mit Abſicht Falſches berichten; aber alle Zweifel dürften ſich löſen, wenn man den Bericht vom 2. Auguſt 1830 als die Wiedergabe des Geſammt-Eindrucks mehrerer Geſpräche anſieht. Die „Nachrichten von der begonnenen Juli-Revolution" ſind wahrſcheinlich zunächſt nur an den Hof gelangt, wo ſie Soret alsbald erfuhr; lebhaft erregt, geht der leidenſchaftliche Politiker zu Goethe, der von Sorets Neuigkeiten — deſſen Annahme entgegen — noch keine Kunde hat. So entſteht jenes Mißverſtändniß, das Sorets „Gedanken zum völligen Stillſtand" bringt; als er ſich wieder ſammelt, hört er gewiß nicht eine lange Rede Goethes gelaſſen an, ſondern lenkt das Geſpräch unmittelbar auf die politiſchen Ereigniſſe; der naturwiſſenſchaftliche Streit wird am 2. Auguſt nicht ferner erwähnt, und daher konnte der Dichter am 11. über Sorets Kenntniß deſſelben ſehr wohl im Unklaren ſein. Erſt ſpäter mag dann Goethe die Angelegenheit mit jenem Nachdruck beſprochen haben, den der Schluß von Sorets Aufzeichnungen (a. a. O. S. 231 letzter Abſatz, und S. 235) ahnen läßt; an quellenmäßiger Bedeutung kann ſich dieſe nachträgliche Ausarbeitung mit den Aktenſtücken von 1830 unter keinen Umſtänden meſſen. Auch darf unter dem am 2. Auguſt 1830 Nachmittags zu Goethe Gehenden nicht Eckermann ſelbſt geſucht werden, wie z. B. von Virchow (a. a. O. S. 63) geſchieht; ebenſo iſt es eine völlig aus der Luft gegriffene Behauptung: „Goethe habe ſich durch die Geſchicke dieſer Welt 1830 wenig mehr erſchüttern laſſen," er ſchreibt im Gegentheil u. A. am 3. Octbr. 1830 ausdrücklich an Boiſſerée: „Dieſe (naturwiſſenſchaftlichen Händel ſind nicht von der Art, zur Zeit ſo großer Ereigniſſe ein lebhaftes Intereſſe zu unterhalten." Für einen Lewes und Genoſſen ſind freilich dergleichen unumſtößliche Beweiſe einfach gar nicht vorhanden; ihm zufolge „kann man ſich nicht hartnäckiger gegen die Politik abſchließen" als damals Goethe, und kaum findet der mit unſerm Dichter höchſt unzufriedene Engländer für ſein Hirngeſpinnſt „einigen Grund zur Erklärung."

[1] Die Recenſion der „Principes de Philosophie Zoologique. Discutés en Mars 1830 au sein de l'académie royale des Sciences par Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire. Paris, 1830."

denn beyde Partheyen ſtreiten gewiſſermaßen im Dunkeln; ich will ſehen ob es mir gelingt das Feld zu erhellen. Es kommt auch wohl eine Zeit zurück, wo man den wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten die Aufmerkſamkeit wieder gönnen mag.

Ich habe einen muntern Brief von meinem Sohn aus Genua, der ſich ſehr im Meere gefällt und die unmittelbar gefangenen Auſtern, wie es ſcheint, allem übrigen Eßbaren vorzieht. Eckermann[1] den die Hitze in der Lombardey etwas gedrückt hatte, befindet ſich auch wieder wohl und friſch.

Und ſo laſſen wir denn die Franzoſen ſich wider ſich rüſten und gelegentlich todtſchlagen. Le Temps und Le Globe curſiren lebhaft, unſre ſchönen Freundinnen disputiren über die Vorfallenheiten, ſind aber darin einig: daß ſie als Pariſerinnen durchaus Charpie zupfen würden, ohne des Beyſpiels der Prinzeſſin von Orleans zu bedürfen.[2] Blickt man in jenes aufgeregte Nachbarreich, ſo ſieht man wohl daß doch ganz andere Urſache war die Sturmglocke zu ziehen als

[1] Er war als Auguſts Begleiter mit in Italien.

[2] Louis Philippe, Herzog von Orleans, war nach dem Ausbruch der Revolution am 31. Juli 1830 in Paris angekommen und vorläufig zum General-Lieutenant des Königreichs proklamirt worden. Die Mittel, welche er aufbot, um ſeine Volksthümlichkeit zu ſteigern, wurden von ſeiner Gemahlin, wie ein Blick in die damaligen politiſchen Zeitungen lehrt, oſtenſibel unterſtützt; am 9. Auguſt 1830 meldet die Augsb. Allg. Ztg. Nr. 221 S. 883 aus Paris: „Die Herzogin von Orleans hatte die Verwundeten in den Spitälern beſucht" (am 2. Auguſt 1830). Schon einige Tage zuvor heißt es (Augsb. Allg. Zeitg. Nr. 219 vom 7. Aug. 1830 Beil. S. 876): „Man vertheilt Brot; alle Frauen zupfen Charpie" (nämlich für die in den Straßenkämpfen des 28. Juli durch die königlichen Truppen Verwundeten). Ohne Zweifel hat auch die Herzogin von Orleans zur Erhöhung ihrer Popularität ſich an dieſer Thätigkeit betheiligt.

dort, wo jener überfromme Geiſtliche dazu eigenſinnig Anlaß nahm.[1]

Meine beſten Empfehlungen an unſern theuern Prinzen mit dem Wunſch eines erfreulichen Wohlſeyns.

Und nun noch eilig von dem für mich ſehr erfreulichen Ereigniß, daß ich Stufen gediegenen Goldes und gediegenen Platina, jedes 7 Loth ſchwer, von Petersburg erhalten habe, die ich dem Freunde vor Augen zu legen wünſche.

treu vereinigt

Weimar den 11. Aug. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Die Stelle iſt mit völliger Sicherheit wohl kaum aufzuklären. Vielleicht ſpielt Goethe darauf an, daß am 25. Juni 1830 gelegentlich der dreihundertjährigen Jubelfeier der Augsburgiſchen Confeſſion in Dresden „Ausbrüche von Mißvergnügen" vorgekommen waren, welche nach dem Berichte eines Zeitgenoſſen die entſchiedenſten „Abzeichen einer religiöſen Aufreizung" trugen; die Menge wogte hin und her, ſang geiſtliche Lieder, zog vor die Wohnung des Predigers Dr. Schmalz und konnte erſt durch polizeiliche Gewalt geſprengt werden.

57.

Herr Frommann meldet mir, theuerſter Mann, daß endlich die nöthigen Anordnungen von Stuttgart[1] eingelaufen ſind, wornach unſer Geſchäft fortgeſetzt werden kann. Wir wollen ſuchen das Verſäumte wieder einzuholen.

Deshalb ſende denn ſogleich das ganze Manuſcript; ich habe einiges mit Bleyſtift beigeſchrieben, beurtheilen Sie ſolches und machen Sie nach Gefallen davon Gebrauch.

Die Reviſion des Franzöſiſchen ſey Ihnen ganz überlaſſen, wir wollen dagegen das Deutſche ſorgfältig durchſehen und die Angelegenheit wird dadurch gefördert, beſonders da Sie drüben am Orte ſind. Es wäre gar nicht nöthig den von Ihnen revidirten Bogen herüber zu ſenden; kommen Sie wieder zurück, ſo läßt ſich das Weitere verabreden.

Herr Frommann wird anfragen wie viel Freyexemplare Sie verlangen. Ich nehme 12, ſechs Velin und ſechs ordinair Papier; brauchen Sie aber wegen Ihrer Verhältniſſe mehr ſo genieren Sie Sich ja nicht.

Soviel für heute; haben Sie ſonſt noch etwas zu bemerken, ſo erbitte mirs nächſtens.

Die akademiſch-franzöſiſche, durch das politiſche Intereſſe

[1] Nämlich vom Verleger, Cotta. — Ueber den damals zwiſchen Goethe und dem Frommannſchen Hauſe gepflogenen Briefwechſel ſchreibt Herr Fr. J. Frommann dem Herausgeber: „Von jener Correſpondenz iſt nichts mehr vorhanden. Sie wird ſich wohl nur auf hin- und hergehende Correcturbogen bezogen haben.“

jetzt so übertäubte Streitigkeit, fährt fort mich zu interessiren; das Ereigniß ist für die Wissenschaft bedeutender als man denken möchte. Man wird jedoch dabey nach allen Seiten hingewiesen und es ist keine geringe Aufgabe, sich dergestalt zu rüsten daß man wagen dürfte sich drein zu mischen. Auf alle Fälle jedoch macht es mir Vergnügen eine so wichtige Angelegenheit wieder aufzunehmen, vor der ich mich, aufrichtig zu sagen, bisher gescheut habe.

Empfehlen Sie mich Ihrem werthen Zögling auf's allerbeste, gedenken mein und erfüllen bald die Hoffnung fröhlicher Zusammenkunft.[1]

treu verpflichtet

Weimar den 25. Aug. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Dieser Schlußsatz läßt das Datum des Gesprächs bei Eckermann, III. 235 — „21. August 1830" — abermals sehr fragwürdig erscheinen. Vergl. die oben, Seite 105, mitgetheilte Bemerkung Soret's vom 29. August.

38.

Erlauben Sie, mein Theuerſter, eine frühmorgendliche Anfrage.

Man verlangt von Jena die Fortſetzung des Manuſcripts Ihrer Ueberſetzung.[1] Nun finde ich die Reinſchrift derſelben nicht an dem Orte wo alles Botaniſche beyſammen liegt. Sollte ich Ihnen gedachtes Manuſcript zu weiterer Durchſicht zurückgegeben haben, ſo erbitte mir ſolches, wo nicht ſo werde fernere Nachſuchung thun.

Mich zum allerbeſten und ſchönſten empfehlend.

treulichſt

Weimar den 29. Septbr. 1830.

Goethe.

[1] „Enverrai de suite la continuation du manuscrit." (Bemerkung Soret's vom nämlichen Tage.)

59.[1]

Nicht goldene Aepfel, mein theuerſter, kann ich Ihnen anbieten, wohl aber zarte, vergilbte Blätter, die, wenn ſie, im Herbſte, von heſperiſchen Bäumen abfallen, von ſorgfältigen Gärtnern der reichen Gefilde nicht ungern aufgeleſen werden. Nehmen Sie dieſe mit Freundlichkeit an, und laſſen uns fernerhin den unſterblichen Wärterinnen des ewig keimenden, blühenden und fruchtenden Reiches treu und angehörig bleiben! Am heutigen Feſttage[2] uns allen das Beſte wünſchend!

Weimar d. 30. Sept. 1830.[3]

J. W. v. Goethe.

[1] Eigenhändig, auf zierlich geändertem „Patent"-Quartbriefbogen.

[2] Geburtstag der Prinzeſſin Auguſta von Weimar, welche ſeit dem 11. Juni 1829 dem Prinzen Wilhelm von Preußen (dem deutſchen Kaiſer) vermählt war.

[3] Soret's Bemerkung vom gleichen Tage: „Remercie de son envoi d'argent" klärt den Brief nicht auf.

Scapine.

O lieber Mann, seh' ich dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht bey'm Kopf
Mit beyden Händen fasse, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entschäd'ge.

Scapine.

Laß seyn! Geduld! Wenn's jemand sähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du bist so hübsch, so hübsch, du weißt es nicht,
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht gesehn!

Scapine.

Sieh doch, sogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!

60.

Dürft ich bey Rückſendung der Reviſion abermals um einiges Manuſcript bitten.[1]

W. d. 9. Octbr. 1830.

G.

[1] Noch am nämlichen Tage ſandte Soret „la quatrième feuille d'impression corrigée, ainsi que la fin du manuscrit."

61.

Darf ich wohl hoffen, mein Theuerſter, mit Ihnen, dieſe Woche, die wenigen dunklen Stellen des in Ihren Händen befindlichen Aufſatzes aufzuklären und zu berichtigen, um das Manuſcript zum Druck bald möglichſt zu ajouſtiren.[1]

Das Beſte wünſchend.

treu ergeben

Weimar den 13. Octbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Soret hatte den 9. Octbr. 1830 an Goethe geſchrieben: im Anhange ſeien ihm eine oder zwei Stellen dunkel; eine derſelben ſei augenſcheinlich fehlerhaft abgeſchrieben. — Eckermanns Geſprächen zufolge ging Soret noch am 13. Octbr. zu Goethe.

62.

Sie erhalten hierbey, mein Theuerſter, den noch durchzugehenden Reſt von Original und Ueberſetzung, wobey ich zu bemerken habe, daß von fol. 10 b wie die Linie mit Bleyſtift gezogen iſt, bis fol. 13 b wo abermals eine Bleyſtift Linie geſehen wird, die ganze Stelle welche ſich auf Rouſſeau bezieht neu und alſo erſt zu überſetzen iſt.[1]

Verzeihen Sie dieſe Bemühung, ich hoffe ſie wird nicht ganz unangenehm ſeyn.

Mit gutem Muth und fortgeſetztem Antheil werden wir wohl unſern Zweck erreichen.

treu ergeben

W. d. 14. Octbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] S. 132 u. fg. des gedruckten Werks. Soret fertigte die Überſetzung noch am nämlichen Tage an.

63.

Wollten Sie wohl, theurer Mann, beykommende kurze Einſchaltung, überſetzt baldig zurückſenden, damit ich mit der Reviſion unſrer Arbeiten zunächſt fortfahren könne.

Das Beſte wünſchend

Weimar d. 15. Octbr. 1830.

G.

64.

Darf ich Sie, theuerſter Mann, freundlichſt erſuchen, [durch] den Ueberbringer, was Sie noch von deutſchen und franzöſiſchen Blättern auf unſere Arbeit bezüglich, in Händen haben, mir zu überſenden, damit der achte Bogen des Werkleins, denn ſo weit ſind wir gekommen, abgeſchloſſen werden könne.

treulichſt

Weimar den 23. Decbr. 1830.

Goethe.

[1] Der Brief hat dem Herausgeber nur abſchriftlich vorgelegen. „Lui renvoie la moitié du manuscrit pour l'impression" bemerkt Soret am gleichen Tage.

65.[1]

Nach einer langen Abweſenheit[2] iſt mir ein Uebel, was Sie im Zimmer, wohl gar im Bette hält, doppelt und dreyfach peinlich. Manches Intereſſante iſt mitzutheilen, wozu die flüchtigen Augenblicke keine Gelegenheit gaben.

Das in unſern botaniſchen Arbeiten Geſchehene, geh ich mit unſerm guten Riemer durch und zeig es vielleicht, eh ich es zum Druck befördere; auf alle Fälle bleibt Ihnen bey der Reviſion eine und die andere Erinnerung frey.

Dagegen ſchick' ich den Nachtrag Nro II., leſen Sie ihn, befreunden Sie Sich damit und überſetzen zu guter Stunde.[3] Wenn Sie auf gebrochene Bogen die Artickel wie ſie hier liegen hintereinander ſchreiben ſo wird es wohl gethan ſeyn. Möge die Stunde bald ſchlagen in welcher ich Sie wieder begrüße. Den ſchönſten Dank für die heutige Nachricht und Sendung.

treu ergeben

Weimar den 3. Januar 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Der Briefbogen hat als Waſſerzeichen das Bildniß des Großherzogs Carl Friedrich, genau ſo wie der 37. Brief dasjenige Carl Auguſts. Ebenſo der Bogen, auf welchem der folgende Brief geſchrieben iſt.

[2] Soret war wegen der letzten Krankheit und des Todes ſeines Vaters im November und December 1830 in Genf geweſen; nach Weimar zurückgekehrt, notirt er am 21. December 1830: „Mon arrivée. J'irai le voir demain.“ Unterm 4. November heißt es: „De Genève. M'excuse d'être parti sans prendre congé; qu'il m'envoie du manuscrit.“

[3] „Le renvoie du manuscrit à traduire; désire corriger encore avant l'impression“ bemerkt Soret am 3. Januar.

66.

Hiebey ſende, theuerſter Mann, die beyden Hefte, Original und Ueberſetzung, welche zum Druck erwartet werden. Mögen Sie guten Muth behalten zu dieſem, freylich einigermaßen complicirten Geſchäft; ich hoffe wir werden uns noch zuſammen an deſſen Vollendung erfreuen können.

Ich habe Zahlen vor die Abſätze gemacht, damit man deſto leichter Original und Ueberſetzung vergleichen könne. Sie finden auch einige Randbemerkungen mit Bleyſtift, worüber noch zu communiciren ſeyn möchte.[1]

Halten Sie Sich ja ſo lange wie möglich und gehen bey dieſer Witterung nicht zu früh aus. Es läßt ſich ſchriftlich gar manches abthun.[2]

Das ſchönſte Lebewohl.

treu verbunden

Weimar den 4. Jan. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Soret antwortete am 5. Januar Morgens: „Presque toutes les corrections que Vous m'avez indiquées m'ont paru parfaitement justes, deux ou trois mots sur lesquels je conserve encore quelques legers doutes pourront être changés durant l'impression, car on ne saurait tarder d'avantage à satisfaire l'impatience des Frommann."

[2] Letzteres geſchah, denn Soret hielt ſich in der That zu Hauſe. Noch am 4. Januar antwortete er Goethe: „Malgré l'envie, que j'ai de prendre la volée, je suivrai Votre bon conseil et je garderai la chambre encore quelque tems; forcé de ne pas reprendre

encore mes occupations habituelles auprès de mon élève, j'y gagne quelques jours de loisir que je puis Vous consacrer; cela m'est d'autant plus agréable que je me pénètre mieux du sujet dont l'interêt va toujours en augmentant à mes yeux." Der dem Herausgeber im Original vorliegende Brief fährt dann fort: „Comme je serai dans le cas de renvoyer à mon ami Topffer ses dessins vers le 15 de ce mois, je renonce au plaisir de Vous apporter moi même les deux cahiers qui me restent, et je Vous les envoie ci-joint pour ne point perdre de tems; si Votre Excellence consent à honorer ces productions de quelques mots approbateurs, ils pourront puissamment contribuer aux progrès futurs du jeune artiste." Aus diesem Briefe geht unwiderleglich hervor, daß von einem am 4. Januar 1831 zwischen Goethe und Soret über die Töpfferschen Zeichnungen geführten Gespräche (Eckermann III, 238) nicht die Rede sein kann. „Ich durchblätterte mit Goethe einige Hefte Zeichnungen" heißt es daselbst; die Thatsache wird ohne Frage richtig sein, nicht so der angegebene Zeitpunct. Auch in den nächsten Tagen verließ Soret das Zimmer noch nicht, wenigstens liegen Briefe von ihm an Goethe vor: der so eben erwähnte vom 5. Januar Morgens, ferner vom 5. Januar Abends, vom 6. (bezw. 8.; vergl. Brief 68, Anm. 2.) und 10. Januar. — Mittwoch am 5. Januar Abends schreibt Soret u. A.: „Je crains que ma correspondence ne finisse par Vous fatiguer; mais c'est la faute de Votre Excellence; pourquoi m'avez-Vous donné le conseil de garder encore la chambre?" Am 6. (8.) Januar heißt es: „Puisque Vous ne me permettez pas encore de venir Vous voir, permettez moi de Vous envoyer ci-joint un autographe, que je Vous aurais apporté à ma première visite; il est de la main de Mr. Dumont." Und noch am 10. Januar antwortet Soret auf Goethes Brief vom nämlichen Tage: „Je suis décidément mieux, ainsi je compte pouvoir sans imprudence sortir dans le courant de la semaine."

67.

Darf ich um das vollſtändige Manuſcript, ſowohl Original als Ueberſetzung bitten, um die Stelle im Zuſammenhange zu überſehen.[1]

Die beſten Wünſche, mit wiederholter Bitte Sich ja zu ſchonen.

ergeben

Weimar d. 5. Jan. 1831.

Goethe.

Herrn Hofrath und Ritter[2] Soret
Hochwohlgeboren.

[1] Soret hatte an demſelben Tage Morgens in den vorerwähnten Zeilen u. A. gemeldet: er könne mit einer gewiſſen Stelle nicht zu Stande kommen, und gebeten, ihm dieſelbe durch eine Umſchreibung deutlich zu machen. Aus dem Briefe Sorets an Goethe vom 6. Januar (vergl. die 2. Anmerkung zum nächſten Briefe) erhellt, welche Stelle gemeint ſei: nämlich der erſte Abſatz auf S. 151 des gemeinſamen Werkes.

[2] Soret war am 5. September 1830 Ritter des Großherzogl. Hausordens der Wachſamkeit oder vom weißen Falken geworden. (Am 14. November 1831 ward er Komthur, am 5. April 1861 bei Gelegenheit ſeiner ſilbernen Hochzeit Komthur mit dem Stern.)

68.

Hierbey, ad. pag. 31[1] ein Verſuch, wie ich meine Gedanken in einer fremden Sprache auszudrücken glaubte. Es fragt ſich freylich, ob Sie mein Franzöſiſch für das Ihrige gelten laſſen wollen.[2]

Dabey bemerke, daß wenn ich das Manuſcript Morgen nur wieder vor Tiſche in Händen habe, es ſchon zeitig genug iſt. Widmen Sie ihm noch alle mögliche Sorgfalt, damit wir um deſto freudiger ins Weitere ſchreiten können.

Mit den beſten Wünſchen für Ihr Wohl und nochmaliger Bitte ſich in dieſer Jahrszeit ja nicht allzufrüh herauszuwagen.

Weimar den 6. Jan. 1831. G.

[1] Der Handſchrift.

[2] „Ein paar Hauptſtellen, welche Freund Soret in meinem Deutſch nicht verſtehen konnte, überſetzte ich in mein Franzöſiſch, er übertrug ſie in das ſeinige, und ſo glaub' ich feſt, ſie werden in jener Sprache allgemeiner verſtändlich ſein, als vielleicht im Deutſchen." (Goethe an Sulpiz Boiſſerée, II, 565.) Wie gern Soret Goethes „Franzöſiſch für das ſeinige gelten ließ" ergiebt ſich aus ſeiner Antwort: „La manière dont Votre Excellence a rendu en français un passage aussi difficile m'a émerveillé; je ne vois pas qu' il y ait autre chose à changer qu'un mot à la fin, je préférerais globe seul à globe terraqué parceque cela suffit à l'intelligence; les deux premières lignes offrent aussi des expressions plus resserrés que dans le texte, mais comme c'est le même sens, je ne voudrais pas essayer de les rédiger autrement, et c'est une bonne fortune pour le traducteur d'avoir tout un paragraphe de Votre main." (Zu dieſem Briefe bemerkt Soret: „Janvier 6. datée 8.")

Laß uns ſchnell
Bereden, was es gibt.
Du haſt dich alſo glücklich
Bey'm Alten eingeſchmeichelt? Haſt
Dich ihm empfohlen? Biſt in ſeinem Dienſte?

Scapin.

Zwey Wochen faſt.

Scapine.

Wie haſt du's angefangen?
Durch welchen Weg biſt du
In's Heiligthum des Geitzes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunſtſtück, meiner werth.
Ich wußte, daß er ſeinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein
Zu Hauſe war. In der Geſtalt,
Wie du mich ſiehſt,
er nimmt nach und nach die Krüpelgeſtalt wieder an,
ſaß ich vor ſeiner Thür.
Und er ging aus und ein, und ſah mich nicht,

69.

Damit Sie, theuerſter Mann, doch auch einmal mit Augen ſchauen, wie unſre mühſelige Arbeit ſich im Reinen ausnimmt, ſo ſende die ſieben erſten Aushängebogen, welche, wie mich dünkt uns freundlich genug anblicken.

An Ihrer Ueberſetzung einiger Stellen glaube ich bemerkt zu haben daß ich mich im Original nicht deutlich genug ausgedrückt, deshalb ich hüben und drüben etwas unternahm, welches wir bey der Reviſion noch beſprechen können.

Die Rückſeite der Medaille[1] iſt außerordentlich ſchön gerathen, ich will ſie nur noch Meyern zeigen[2] und alsdann werden Sie geneigt ſeyn unſern Dank für die Bemühung auszuſprechen.

Die wunderlichen Büchlein[3] kommen auch dankbar zurück.

[1] Vergl. den 45. Brief Goethes an Soret. Der letztere hatte am 5. Januar Nachmittags ein Kiſtchen mit einem Gypsabdruck aus Genf erhalten und dieſen dem Dichter noch am nämlichen Abend mit dem auf S. 120 in der 2. Anmerkung zum 66. Briefe bruchſtückweiſe mitgetheilten Briefe überſandt.

[2] Vergl. weiter unten, Brief 71.

[3] Es waren die Hefte mit Federzeichnungen von Rudolf Töpffer. Vergl. den Aufſatz „Über die Federzeichnungen von Töpfer," von Soret und Eckermann in Kunſt u. Alterth., VI, 3, S. 552 fg., wo S. 570 fg. einige Bruchſtücke aus Goethes Briefen an Soret abgedruckt ſind, obiger Abſatz irrthümlich mit dem Datum des 10. Januar 1830. Soret war für obigen Brief Goethes — welcher die Erfüllung der unter dem 4. Januar an den Dichter gerichteten Bitte brachte — in hohem Grade dankbar; ſeine ſofort (am 10. Januar) gegebene Antwort beginnt: „Recevez

Die kleine Wallfahrt mit jungen Männern giebt Zeugniß daß der Künſtler eigenthümliche Gegenwart mit Geiſt aufzufaſſen weiß. In den carrikirten Romanen ſind bewundernswürdig die mannigfaltigen Motive die er aus wenigen Figuren herauszulocken weiß; er beſchämt den allertüchtigſten Combinationsverſtändigen, und es iſt ihm zu ſeinem angebornen, heitern, immer zur Hand bereiten Talente Glück zu wünſchen.

Soviel für diesmal, wobey ich wohl ausſprechen darf, daß, ſo angenehm es mir ſeyn ſollte Sie zunächſt wieder zu ſehen, ich doch immer wünſche, Sie möchten Sich in dieſer Jahreszeit ja nicht risquiren.

treu ergeben

Weimar den 10. Jan. 1831.

J. W. v. Goethe.

mes remercimens les plus empressés pour le précieux envoi que Vous venez de me faire. La lettre de Votre Excellence est remplie de détails auxquels je mets un grand prix, et si Vous me permettez de communiquer à mon ami Töpffer ce que Vous dites de ses dessins, ce sera une obligation nouvelle que je Vous aurai."

70.

Hierbey ſend' ich, theuerſter Mann, die Erklärung, womit ich den erſten, botaniſch-biographiſchen Nachtrag zu ſchließen wünſche; veranlaßt ward ich dazu durch Ihren Aufſatz, wodurch Sie die Äußerungen der Bibliothèque universelle [1] zu

[1] Bibl. univers. XIV. Année, Tome XL, Sciences et arts, 1829, S. 262 enthält unter „Mélanges“ eine Kritik der de Gingins-Laſſarazichen Überſetzung von Goethes „Metamorphoſe der Pflanzen“ aus der Feder De Candolles. Der letztere ſagte in der Kritik: es ſei eine bemerkenswerthe Thatſache in der Geſchichte der Wiſſenſchaft, wenn man ſehe, wie ein großer Dichter, für einen Augenblick aus der gewohnten Bahn weichend, einen Blick auf das Pflanzenreich werfe und „en passant“ dort eine wichtige Entdeckung mache. Der Dichter, „devenu momentanément botaniste,“ ſei eine auffallende Erſcheinung u. ſ. w. — Soret war damit umgegangen, eine Widerlegung dieſer Bemerkungen zu ſchreiben, insbeſondere auszuführen, wie Goethe „ni en passant, ni un instant,“ ſondern ſehr planvoll ſich mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigt habe; Goethe jedoch ſcheint von jeglicher Polemik gegen De Candolle abgerathen zu haben. Statt deren verfaßte er eben jene „Erklärung, womit er den erſten botaniſch-biographiſchen Nachtrag zu ſchließen wünſchte“ — von der letzten Zeile der S. 158 des gemeinſchaftl. Werkes an bis zum Schluß S. 162. Voll „plaisanterie légère,“ welche Soret an Goethe — wie er dieſem den 13. Januar 1831 ſchrieb — ganz beſonders gefiel, entwickelt der Dichter dort, wie er „nicht durch eine außerordentliche Gabe des Geiſtes, nicht durch eine momentane Inſpiration, noch unvermuthet und auf einmal, ſondern durch ein folgerechtes Bemühen endlich zu ſeinen ſo erfreulichen Reſultaten gelangt“ ſei. Mit jenem Briefe vom 13. Januar überſandte Soret bereits die Überſetzung der „Erklärung“ mit dem Ausdruck der Freude darüber: „wie paſſend ſie an ihrer Stelle ſei.“ („Cette addition termine convenablement la première partie et s'y rattache d'une façon pour ainsi dire indispensable.“)

widerlegen geſonnen waren. Ich habe mich, wie Sie ſehen, im Widerſpruch ſo mild als möglich gehalten und bitte dieſe Blätter nunmehr auch mit Ihrer Ueberſetzung zu begünſtigen.

Alles Gute, Schöne, Nützliche!

Weimar den 12. Jan. 1831.

J. W. v. Goethe.

71.

Hätten Sie noch etwas, theuerſter Mann, bey dem 8. Bogen zu erinnern ſo haben Sie die Gefälligkeit es zu bemerken.[1]

Alles Gute und Schöne

Weimar den 17. Jan. 1831.

G.

[1] Soret hatte allerdings, wie er am 19. Januar 1831 zurückſchrieb, noch viel an ſeiner Arbeit zu verbeſſern gefunden. Er hob dabei die große Schwierigkeit nachdrucksvoll hervor, welche eine Übertragung Goetheſcher Proſa in das Franzöſiſche biete. Wie genau der Überſetzer es nahm, beweiſen ſeine Zeilen: „Voici la 8: feuille d'impression que je renvoie à Votre Excellence avec un assez bon nombre de corrections; je Vous suis d'autant plus obligé de me l'avoir communiquée à tems qu'en deux ou trois places les fautes nuisaient au sens; si je n'avais pas craint d'arrêter trop longtems le tirage, j'aurais même retraduit en entier quelques phrases; je suis peu content de mon style, il n'est point assez correct, c'est un terrible inconvéniant, surtout en face du texte original; et plus j'avance, plus je comprends les dangers que je cours."

72.

Hiebey unſres werthen Freundes, Hofr. Meyer, Bemerkungen[1] bey dem Probedruck der ſo wohl gelungenen Medaille, mit denen ich vollkommen übereinſtimme. Wollten Sie ſolche in die Franzöſiſche Sprache umkleiden und mit mir nochmals beſprechen, ſo würden wir auch dieſes Geſchäft zu wechſelſeitiger Zufriedenheit beſchließen können. Eine freundliche, wenn auch nur kurze Unterhaltung wünſchend und hoffend.

treulichſt

Weimar d. 21. Jan. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Siehe dieſelben im Anhang, Beilage Nr. 7. Soret hatte ſie mit einer Nadel an Goethes Billet befeſtigt.

Das Gespräch Sorets mit Goethe vom 23. Januar 1831 (Eckermann III, 239 fg.) findet seinen Wiederhall in nachstehenden Zeilen des ersteren an den Dichter: „Le Prince s'est fait un plaisir de me remettre son entonnoir magique pour le prêter à Votre Excellence, je Vous l'envoye en même tems que la tête de Napoléon coulée en cuivre dans les usines françaises, dont j'ai eu l'honneur de vous parler hier." Falsch ist aber bei Eckermann wiederum der angeführte Wochentag; 1831 fiel der 23. Januar so wenig auf einen Dienstag, wie der 17. auf einen Mittwoch. (Eckermann, III, 239.) Es muß heißen: „Sonntag, den 23. Januar 1831." —

Vom 15. Februar 1831 liegt ein kurzes, dem Inhalte nach bedeutungsloses Billet Sorets an Goethe vor, dessen Anblick nichtsdestoweniger sehr merkwürdig ist. Die Rückseite desselben ist nämlich bedeckt mit einzelnen Worten, welche theils Goethe, theils ein Dritter mit Bleistift geschrieben hat; die Umrisse zweier Pflanzenschafte, eines Insects, zweier Eier, zweier menschlichen Arme (mit der Unterschrift: „bras dessus, bras dessous"), sowie zweier menschlichen Gesichter (mit der Unterschrift: „tête à tête, vis-à-vis"), zweier menschlichen Rücken (mit der Unterschrift: „dos à dos") und endlich einer kleinen Trommel mit den Trommelschlägern sieht man daneben als hauptsächlich Erkennbares; darüber stehen noch einige verworrene Linien und Winkel, der Buchstabe M, die Sylben nde, nge, ére, ée, von fremder und die Worte: „Allgemeines. Besonderes." von Goethes Hand. Das Blatt mag zur Stelle gelegen haben, als der Dichter, das Bleistift in der Hand, mit einem Besucher in lebhafte Unterhaltung gekommen ist, welche durch jene Bilderchen, Sylben und Worte illustrirt wurde.

Am 17. Februar erhalten wir abermals einen Einblick in die Mühen, unter denen das kleine Werk entstand; Soret schreibt dem

Tidter: „Je n'ai rien à observer sur les corrections faites par Votre Excellence, j'en reconnais la justesse et ne me suis permis que deux legers changemens de mots dans le dernier paragraphe; quant au reste de ma traduction j'ai été bien aise de la revoir pour la retoucher ca et là.

Voici les feuilles déjà remplies de l'appendice, c'est un peu au delà, si je ne me trompe, de la moitié; les autres feuilles que j'ai encore entre les mains, sont plus ou moins remplies; j'espère toujours malgré les distractions de tout genre qui me menacent, être prêt à la fin de cette semaine" u. s. w.

73.

Erlauben Sie, theurer Mann, daß ich, gedrängt von den typographiſchen Gläubigern, diesmal einen Mahnbrief erlaſſe und Sie bitte: mir die noch rückſtändigen, einzuſchaltenden Blätter baldigſt zu überſenden. Auch wollt ich wünſchen Sie beſuchten mich nächſtens zu einer heitern Morgenſtunde. Das bisherige Manuſcript, Original und Ueberſetzung, bin mit Prof Riemer ſorgfältig durchgegangen; wir haben einiges dabey bemerkt, welches aber Ihrer Reviſion und Sanction bedarf.[1] Wir werden ohnehin, wenn wir Oſtern hervortreten wollen,[2] früher ſchließen müſſen als die Abſicht war.

Frohen Muth wünſchend zur Vollendung.

treu theilnehmend

Weimar den 23. Februar 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] „Die Ausgabe meiner Metamorphoſe der Pflanzen, Original und Ueberſetzung, . . . ſchließt ſich Oſtern gewiſſermaßen in der Hälfte . . . es iſt eine wunderſame Stellung, wenn man ſeine Gedanken unmittelbar ins Franzöſiſche überſetzt ſieht . . .“ u. ſ. w. (S. Boiſſerée, II, 558.)

[2] Zelter verſprach, zu dieſem Behufe am nächſten Vormittage bei Goethe zu erſcheinen; im Uebrigen antwortete er (am 23. Februar) wie folgt: „Voici encore quelques feuilles isolées qui ne demandent qu'une revision; il m'a été impossible d'en faire davantage dans le cours de cette semaine n'ayant presque pas joui de ma liberté graces aux fêtes, qui se sont succédées sans interruption et ont absorbé toutes les soirées. Ce qui reste ne tardera pas à être prêt. Ce dernier travail doit être moins bon que le précédent, il me donne beaucoup plus de peine parceque la rédaction n'ayant pas été remise au net il se trouve par ci par là des fautes de ponctuation faites par le sécrétaire, qui donnent beaucoup de traças au pauvre traducteur“ u. ſ. w.

74.

Wegen der bedenklichen Stelle fol. 37. gebe ich Ihnen völlig recht; sende Ihnen deshalb die Stelle zurück und ersuche Sie: selbst,

avec beaucoup de reserve.

in französischer Sprache aufzusetzen was in diesem Falle[1] schicklich seyn mögte, welches ich nachher ins Deutsche übersetzen will. Wir müssen unsern guten Ruf zu erhalten suchen.

ergebenst

Weimar den 3. März 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Im „Bulletin des Sciences naturelles sous la direction de Mr. le Baron de Ferussac," Nr. 5, Mai 1830, p. 268 fand sich eine Anzeige von Reichenbachs „Botanik für Damen", welche nichts war, als eine Übersetzung des Titels, ohne ein weiteres Wort, und noch dazu dadurch verunstaltet, daß gesagt wurde: das Werk enthalte „une exposition du règne végétal dans ses métaphores" — statt „metamorphoses." Wie aus einem Briefe Soret an Goethe vom 2. März 1831 hervorgeht, hatte letzterer (auf Fol. 37 der Handschrift) Ferussac wegen dieses Vorkommnisses ursprünglich scharf angegriffen, weil er Unwissenheit, ja, Böswilligkeit hinter jener Verunstaltung zu erblicken glaubte. Nun stellte Soret am genannten Tage vor, es könne sich sehr wohl lediglich um einen Druckfehler handeln, was um so wahrscheinlicher sei, als dergleichen Bücheranzeigen häufig rein fabrikmäßig angefertigt und vom Chefredacteur kaum revidirt würden. Ferussac werde muthmaßlich an der Sache völlig unschuldig sein, und dann sei der Angriff gegen ihn ein Schlag ins Wasser. Goethe sah — wie obiger Brief an Soret darthut — die Richtigkeit dieser Bemerkungen ein. Soret redigirte die „bedenkliche Stelle" vorsichtiger, und nur noch von einer „Sonderbarkeit"

Brummte und ſchien mich nicht zu ſehn,
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willſt du hier? Was gibt's? —
Und ich war fix und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend ſollt' ich ſeyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!

In der Perſon des Doctors.

Geht zu andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.

Als Bettler.

Ach weit bittrer noch als Mangel
Iſt mein Elend, meine Krankheit,
Iſt mein Schmerz und meine Noth;
Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod.

Als Doctor.

Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Übel in dir ſteckt.

ist jetzt die Rede; doch sei ohne Zweifel „die Zeit zu hoch gebildet, als daß hinter dieser eine spöttische Anspielung auf die deutsche Behandlungsweise der Naturgegenstände geargwöhnt werden sollte.“ Vergl. Goethe-Sorets Werk S. 216—219; man überzeugt sich dort, daß Sorets „Behandlung der bedenklichen Stelle“ allerdings „fürtrefflich“ sei (s. den folgenden Brief), und daß in der That „avec beaucoup de réserve un soufflet au Baron de Feroussac“ gegeben worden, wie Soret am 4. März 1831 bei Vorlegung seiner Umänderung scherzend gegen Goethe bemerkte. Interessant ist die Soret bei dieser Gelegenheit einmal gegen Goethe entschlüpfende Bemerkung: „. . . L'allemand de Reichenbach n'est pas tout à fait aussi clair que le vôtre.“ Reichenbach nach einer Abschrift zu übersetzen, war ihm so schwer, daß er am 3. März ein gedrucktes Exemplar erbat; „il me sera plus facile de traduire ce qui me reste à traduire sur l'imprimé, que sur un manuscrit.“ Unten auf Sorets Briefe an Goethe vom 2. März 1831 finden sich in der Nähe des Datums mit Bleistift von Goethes Hand die Worte: „Annonces littéraires. Gazette littéraire de G.“ Danach scheint die Uebersetzung der Zeitschriften-Titel (im gemeinsamen Werke S. 169) von Goethe herzurühren.

75.[1]

Ich enthalte mich nicht, aus dem Stegreife zu erwiedern: daß Ihre Behandlung der bedenklichen Stelle fürtrefflich sey.[2] Die französische Sprache eignet sich unvergleichlich zu solchen diplomatischen Äußerungen. Tausend Dank. Ich will sehen, es glücklich in's Deutsche zu versetzen. Verzeihung dem Bleystift der eben bey Hand ist.

W. d. 4. März 1831.

G.

[1] Liegt nur in Abschrift vor. Das Original, von Goethes Hand, ist ganz mit Bleistift geschrieben.

[2] Falls die Arbeit nicht sogleich genüge, hatte Soret sich (in dem Schreiben vom 4. März) Goethe gegenüber erboten: „à retoucher le passage jusqu'à ce qu'il ait le bonheur de mériter Votre approbation." Als Motto stand über dem Briefe: „La critique est aisée et l'art est difficile."

76.

Die Ueberſetzung Ihres ſchönen Artikels[1] wird Sie lächeln machen, mein Theuerſter, um einigermaſſen höflich zu ſeyn hab' ich mehr Worte bedurft. Es giebt zu ſcherzhaften Betrachtungen Anlaß.

Da Sie, ſoviel ich weiß, kein Original zur Ueberſetzung mehr in Handen haben ſchick ich einen Aufſatz, mit dem ich unſern hiſtoriſchen Nachtrag zu ſchließen gedenke.[2] Das Weitere wird zu bereden ſeyn.[3]

Mich zu geneigter fernerer Mitwirkung ſchönſtens empfehlend.

treulichſt

Weimar den 7. Merz 1831.

Goethe.

[1] Eben jenes über das „Bulletin des sciences naturelles." Goethes Ueberſetzung der „bedenklichen Stelle" (S. 218 des gemeinſchaftl. Werkes) iſt, bei übereinſtimmendem Druck, drei Zeilen länger als Sorets Original.

[2] Unzweifelhaft der Aufſatz: „Ueber die Spiraltendenz." (S. 228 — 239 des gemeinſchaftl. Werkes.)

[3] Soret dankte in einem vom nächſten Tage datirten Briefe für die Erlaubniß, ſeine Aufwartung machen zu dürfen, und ſchloß mit der Hoffnung: der Goethe zugeſtoßene Beinſchaden werde nicht von langwierigen Folgen ſein. Vergl. das Geſpräch vom 31. März 1831, bei Eckermann III, 241. (Der Wochentag ſtimmt wieder nicht mit dem Datum.)

77.

Darf ich Sie nun ersuchen, beykommendem deutschen Texte, eine geneigte Ueberſetzung zu gönnen? nach Verabredung hab' ich das lateiniſche Original Ihrer Seite[1] überlaſſen; deshalb haben Sie die Güte, nur da anzufangen wo der lateiniſche Text aufhört, wie ich es auch auf der zweyten Seite mit Bleyſtift bemerkt habe.

Einige kurze Conferenzen werden uns über gar manches hinausheben, worauf ich mich herzlich freue. Meine beſten Wünſche ſo wie die traulichſten Grüße.

Unwandelbar

Weimar den 16. März 1831.

Goethe.

[1] Metamorphoſe, S. 193. (In Goethe-Soret's gemeinſchaftlichem Werk ſteht links immer das deutſche Original, dieſem gegenüber, rechts, die Überſetzung.) Das „lateiniſche Original" iſt ein Citat aus L. H. Friedländers „de institutione ad medicinam libri duo," welches Soret in der Urſprache, Goethe aber in deutſcher Überſetzung (S. 192 des gemeinſchaftlichen Werkes) gab. Ganz daſſelbe Verhältniß wiederholt ſich auf den Seiten 194 und 195 des gemeinſchaftl. W. in Bezug auf H. F. Link's „Elementa philosophiae botanicae." Von beiden Stellen iſt oben die Rede.

78.[1]

Darf ich hoffen Sie, mein Theuerſter, heute früh auf ein Stündchen bei mir zu ſehen, ſo würden wir dem Abſchluß unſerer Arbeit um vieles näher kommen.[2]

treulichſt

W. d. 23. März 1831.

Goethe.

Des Herrn Hofrath und Ritter Soret
Hochwohlgeboren.

[1] Nur in Abſchrift.

[2] „Ne puis venir aujourd'hui, mais demain, oui.“ (Soret, am gleichen Tage.)

79.[1]

Auch diesen Blättern, mein theurer, gönnen Sie Ihre Aufmerksamkeit; wir nähern uns almählig dem Ende.

W. d. 2. Apr. 1831.

Goethe.

[1] Eigenhändig.

80.

Hierbey, mein theuerſter Herr und Freund, erhalten Sie endlich den Abſchluß unſerer mühſamen Arbeit zur Correctur. Nächſtens werden wir das Ganze auf unſern Bücherbretern aufſtellen können.

Zugleich liegen bey die Aushängebogen Nro. 13 u. 14.

Gegenwärtiges zur ſchönſten Morgenſtunde überſendet, kann nicht anders als zum beſten Humor gedeihen.

Weimar den 18. May 1831.

G.

81.

Durch die drey letzten Blätter des beykommendes Heftes,[1] welches ich ſo eben von Paris erhalte, werd' ich veranlaßt die letzte, uns noch übrige Seite, zu einer Anerkennung jener Artigkeit zu benutzen, und zwar, da für beide Sprachen nicht Raum iſt, nur die franzöſiſche Ueberſetzung, um welche ich hiemit erſuche, abdrucken zu laſſen. Da dieſer Nachſatz[2] eigentlich unmittelbar an einen Franzoſen gerichtet iſt, ſo ſollte eine ſolche Anomalie ſogar gut aufgenommen werden. Verzeihen Sie die Verlängerung der Mühe, doch glaube ich zu Gunſten unſrer Arbeit dieſe Gelegenheit nicht verſäumen zu dürfen.

treu ergeben

Weimar den 19. May 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Das Februarheft 1831 der Annales des Sciences naturelles.

[2] Siehe denſelben im Anhang, Beilage 8. Soret's Überſetzung ſteht auf der letzten Seite des gemeinſchaftl. Werkes.

82.

Zwar hat ſo eben der Jenaiſche Botanikus, ein Exemplar des Equisetum eburneum[1] nach Belvedere gebracht; ich kann mir aber das Verdienſt nicht nehmen laſſen, daß er es, gerade zu rechter Zeit, auf meinen Antrieb aufſuchte. Ich ſende daher noch einige Exemplare einer Pflanze, die mir unter allen inländiſchen das fremdeſte Anſehen zu haben ſcheint. Möge es zu einiger anmuthigen Unterhaltung dienen.

Mit den treuſten Wünſchen vermelde: daß ich zwar eine gute Nacht gehabt, aber doch beym Erwachen mich noch immer in die catharraliſchen Unbilden befangen fühle.

Mich überall aufs lebhafteſte zu empfehlen bittend.

Weimar den 27. Mai 1831.[2]

G.

[1] Elfenbeinerner Schachtelhalm; kryptogamiſche Pflanzengattung. (E. eburneum iſt nicht wildwachſend bekannt.)

[2] Am nämlichen Tage ſandte Soret dem Dichter die letzte Correctur des letzten Bogens der gemeinſamen Arbeit. Bis dahin hatte dieſelbe ſeit dem 23. Juni 1828 den Gegenſtand von nicht weniger als 39 nachweisbaren Briefen Sorets an Goethe gebildet.

83.

Haben Sie die Gute, theuerſter Herr und Freund, die beykommenden Bände[1] Ihro Kaiſerl. Hoheit mit unterthänigſtem Dank zu erſtatten. Es iſt ein ganz unſchätzbares Werk, das uns in Zuſtände verſetzt die wir niemals kannten, mit Geſinnungen vertraut macht von den[en] wir keinen Begriff hatten und von Verwirrungen Kenntniß giebt die wir, auch wie ſie vorliegen, weder entwickeln noch beurtheilen können.

Möge in Belvedere alles froh und glücklich von Statten gehen. Der treffliche Meyer bereitet ſich, an ſo viel Gutem Theil zu nehmen; indeſſen ich an dem catharraliſchen Alpdruck noch allzuſehr leidend bin.

Unſerm lieben jungen Fürſten die beſten Empfehlungen und treuſten Wünſche; ſowie ich nunmehr hoffe daß unſere Bemühungen bald, durch hübſche vollendete Exemplare, belohnt werden ſollen.

Mit verdüſterten Sinnen, doch mit unwandelbaren Geſinnungen.

treu angehörig

Weimar den 1. Jun. 1831.

J. W. v. G.

[1] Ch. Nodier: „Souvenirs, épisodes, portraits, pour servir à l'histoire de la révolution;" 2 Bde. Paris 1831. (Verfehlung Zeviés.)

Als Bettler.

Ach mein Herr! ich kann nicht eſſen.

Als Doctor.

Wie? nicht eſſen?

Als Bettler.

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

Als Doctor.

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

Als Bettler.

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern;
Würſte, Braten, und Paſteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth:
Reines Waſſer muß mir g'nügen,
Und ein Stück verſchimmelt Brot.

84.[1]

Das Hausmanniſche Werk,[2] theuerſter Herr und Freund, hiebey dankbar zurückſendend, — lege zugleich drey Stücke der Revue de Paris bey, welche Ihro Kaiſerl. Hoheit zu erſtatten bitte, mit Verſicherung daß dieſe Blätter mir das größte Intereſſe gegeben. Von der Revue française habe ich Nachricht daß ſie nicht weiter fortgeſetzt werde. Es wird uns alſo dieſe Pariſer, ſo lange ſie ſich aufrecht erhält, deſto willkommener ſeyn.

Was ſoll ich aber von Herrn Dumonts Mittheilungen[3]

[1] Die Exiſtenz dieſes Briefes war bekannt; vergl. Tiezel: „Ungedruckte Briefe Goethes, nach der Zeitfolge geordnet“ (Leipzig, 1873), S. 46. Nr. 913. Jedoch iſt in der Rubrik der Brief-Anfänge dort der zweite Abſatz: „Was ſoll ich aber“ u. ſ. w. citirt; ein Beleg mehr zu den ſchon vorhandenen, daß die in Kanzler Müllers Archiv bewahrten Abſchriften Goetheſcher Briefe keineswegs genau ſind.

[2] J. F. L. Hausmanns „Unterſuchungen über die Formen der lebloſen Natur, 1. Bd. mit 16 Kupfertafeln, gr. 4., Göttingen, 1821.“ Wie Soret auf das Baucherſche Werk aufmerkſam machte, ſo hatte er auch dasjenige Hausmanns unter dem 3. März 1831 an Goethe geſandt, mit Hinweis auf S. 34—36 §. 10 (der von dem Wachsthum und der Metamorphoſe bei organiſirten und unorganiſirten Weſen handelt). Obwohl Goethes Name nirgends genannt ſei, thue dieſer §. 10 dar, wie Hausmann das Princip der „Metamorphoſe“ ſich aneigne.

[3] Pierre Etienne Louis Dumont, Souvenirs sur Mirabeau et sur les deux premières assemblées législatives. Paris, 1832. Vergl. Goethes Geſpräch mit Soret über Dumonts Memoiren, b. Eckerm. III, 251. Goethe muß das Werk in Einem Zuge geleſen haben; er erhielt es erſt am 9. Juni 1831 Morgens von Soret, und zwar, wie deſſen „Notices sur Goethe“ (Bibliothèque universelle, XVII. année, Littérature, Tome I., 1832, S. 275) melden, in den Aushängebogen.

ſagen? Ich habe nur noch wenig Blätter zu leſen und ſende das Werk morgen auf alle Fälle zurück. Es gewährt ein Intereſſe ganz ohne Gleichen, man ſieht ſich auf einmal hinter den Couliſſen und in dem foyer, woher das Ungeheure ausgegangen. In das Geheimſte von Mirabeau hineinzuſehen, iſt des beſten Dankes werth, und das durch den Vortrag eines ſo wohlwollenden, thätig gebildeten, talentvollen und tüchtigen Mannes! Ich könnte ganze Seiten lang noch ſo meinen freudigen Beyfall ausſprechen.[1]

Wenn ich mich nicht fürchtete in den Fehler Wielands zu verfallen, der immer das letzte Gute was er las, für das Vortrefflichſte und Vollkommenſte pries, ſo würde ich ſagen: eine Bibliothek über die franzöſiſche Revolution iſt nur einäugig wenn ſie dieſes Werk nicht enthält.

Verſteh ich die Ausdrücke Ihres gefälligen Schreibens recht, ſo wollen Sie mir die Billette Mirabeaus[2] zu der Sammlung meiner Autographen gefällig widmen. Ich ſehe dieſes an als eine große und bedeutende Gabe und werde dieſen Blättern ein kleines Heft widmen in Bezug auf Hrn. Dumonts Werk, wenn ich ſolches in einiger Zeit wieder geleſen habe, wie ich mir denn ſolches wieder einmal ausbitte.

Ich habe von denen, lange bey mir ſtehenden Kiſten eine eröffnet, die jene merkwürdige Kobaltformation von Schnee-

[1] Dieſer Abſatz: „Was ſoll ich aber — ausſprechen" iſt von Soret in deſſen „Notices" am ſoeben angef. O. franzöſiſch wiedergegeben. Daß die „Notices" faſt unmittelbar nach ihrem Erſcheinen ins Engliſche überſetzt wurden (ſie bilden einen Theil des Sammelwerks: „Characteristics of Goethe. From the German etc. By Sarah Austin, London, 1833, Effingham Wilson, 3 Bde. kl. 8°.) mag doch erwähnt ſein.

[2] Einige Autographen, welche Soret ſeiner Sendung beigefügt hatte.

berg[1] enthält. Ein ſehr genauer, ſchöner Grundriß, ein numerirtes Verzeichniß und ein kurzer Aufſatz über die ganzen Zuſtände machen dieſe Mittheilungen höchſt intereſſant. Erkältete nur das unglückliche Wetter nicht noch die Betrachtung des Geſteines, das denn doch eigentlich keine Wärme mit ſich führt.

Dieſe möge denn aber im freundſchaftlichen Innern niemals erlöſchen und, ſoweit als nur möglich iſt, ſich nach außen, durch alle drey Reiche, lebhaft ausbreiten.

in dieſem Sinne
unwandelbar

Weimar den 9. Jun. 1831.

Goethe.

[1] Auguſt von Herder war der Geſchenkgeber. S. deſſen Brief vom 10. Novbr. 1830 an Goethe; Naturw. Corr. I, 190 fg.

85.

Hiebey eine abermalige dankbare Sendung.[1] Die Mittheilungen des Herrn von Dumont halten ſich bis zu Ende in gleichem Werth. In einiger Zeit erbitt' ich mir ſie wieder zu erneuter Betrachtung.[2]

Von der Revue de Paris iſt ein Heft liegen geblieben, deshalb bei Ihro Kaiſerl. Hoheit mich zu entſchuldigen bitte.

Herr Frommann hat den Umſchlag geſendet; die Aushängebogen von 15 u. 16 noch nicht, ich habe ſie erinnert und wegen des 8. Bogen der Ihrem Exemplar fehlt Anfrage gethan.

Bei mir wollen die guten Geiſter noch nicht einkehren; das dreywöchentliche Uebel hat mir eine ſolche Mattigkeit zurückgelaſſen, daß ich mich kaum zu benehmen weiß. Der Arzt vertröſtet mich auf beſſeres Wetter, eine Ausſicht die nicht viel hoffen läßt.

Das Beſte wünſchend, mich angelegentlichſt empfehlend.

treu ergeben

Weimar den 10. Juni 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Von Aushängebogen der „Souvenirs sur Mirabeau," welche Goethe zurückſchickte.

[2] Soret ſandte ſie dem Dichter ein zweites Mal am 1. März 1832. „Dumont" verſichert Soret, „est le dernier livre de ce genre qu'il ait lu." Vergl. das mit Goethes Worten wiedergegebene Urtheil des Dichters über das Werk: „Notices", a. a. O., und Geſpr. m. Eckerm., III, 251 fg. — (Auch der Abſatz: „Hiebey bis Betrachtung" iſt von Soret (in den „Notices") franzöſiſch wiedergegeben worden.)

86.

Hiebey, mein Theuerſter, endlich die letzten Aushängebogen mit dem Titel, auch der Bogen 8. der Ihrem Exemplare fehlte. Die Bemerkung wegen der ſo nöthigen Inſchrift auf den Rücken, kam, fürcht' ich, zu ſpät.[1] Auf die Exemplare die durch meine Hände gehen laß ich das Erforderliche durch den Buchbinder aufdrucken.[2]

Zugleich lege die Mirabeauſchen Billette[3] bey; Facſimiles werden mir ſehr willkommen ſeyn. Ich habe dieſer Tage einen bedeutenden Aufſatz über Mirabeau geleſen, wodurch mir die Mittheilungen des Hrn. Dumont nur noch lieber geworden ſind.

Nun aber wollen wir uns denn doch zum vollendeten gemeinſamen Geſchäft Glück wünſchen und uns, inſofern es möglich iſt, in einigem Behagen wenigſtens ausruhen.[4] Die Gangarten geben die beſte Gelegenheit dazu.

Die treuſten Wünſche.

Weimar den 12. Juni 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] So war es in der That. Der Umſchlag zu Goethe-Sorets Werk zeigt auf dem Rücken keinerlei Inſchrift oder Verzierung.

[2] Eines der auf dieſe Weiſe nachträglich bedruckten Exemplare ſchenkte Goethe Fr. Soret für deſſen Mutter. († 5. December 1845.)

[3] Die Originale hatte ſich Soret zurück erbeten, dagegen Facſimiles verſprochen.

[4] „Mit dieſem Hefte hebt ſich denn doch ganz eigentlich eine große Laſt von mir ab ... Seit dem Juni vorigen Jahres mit dem Abdruck beſchäftigt zu ſeyn und ſolchen durch alle Wechſelfälle durchzuarbeiten und durchzuführen, war für mich kein Kleines." (Goethe an S. Boiſſerée, II, 565.)

78.

Heute nur, theuerſter Herr und Freund, eine ſchuldige Erwiederung auf die an mich ergangene Anfrage.

Nicht weniger verpflichteten Dank für das merkwürdige Buch, und die näheren Verhältniſſe des reſpectablen Herrn Duval.[1]

Ich will verſuchen einige Stunden im Freyen zuzubringen, mit höchſtem Vergnügen denkend, daß den verehrten Bewohnern von Belvedere heute doch abermal ein ſchöner Tag leuchtet.

Weimar d. 15. Juni 1831.

G.

Des Herrn Hofrath und Ritter Soret
Hochwohlgeb. in Belvedere.

1 Sorets Vetter, Jacob Duval, damals Subſtitut des Generalprocurators zu Genf, dem nebſt Soret der literariſche Nachlaß Dumonts — dieſer war Sorets und Duvals Großonkel — zugefallen war, woraus Duval die „Souvenirs sur Mirabeau“ publicirt hatte. (Dumont war am 30. Septbr. 1829 zu Mailand, auf einer Reiſe, geſtorben.)

88.

Hiebey, theuerſter Herr und Freund, das Dieterichiſche Opus, wovon neulich die Rede war.[1] Auch Hrn. Beudants Mineralogie,[2] welche mich in dieſes Fach nie würde eingeladen haben, mich auch jetzt, wenn ichs näher betrachte, aus dieſem Paradieſe herauszujagen drohte.

Indem ich den 1. Theil von Notre Dame de Paris[3] dankbar zurückſende wage ich nicht den zweyten zu erbitten; warum ſollte ein Menſch der ſich bis ins hohe Alter einen natürlichen Sinn zu erhalten ſuchte ſich mit ſolchen Abominationen abgeben.

Den heitern Aufſatz warum[4] Herr Töpfer ſo artig um die Frage ſpielt was für Künſtler und Kunſt, für Kunſt und Künſtler gethan werden könnte und ſollte, hab ich mit Vergnügen geleſen; man erkennt auch hier den geiſtreichen Mann.

[1] Vielleicht N. Fr. David Dietrichs „Handbuch der Botanik, oder ſyſtematiſche Beſchreibung aller deutſchen Pflanzen, ſowie auch derjenigen ausländiſchen, welche für den Arzt, Apotheker, Landwirth ꝛc. wichtig ſind.“ 1 Thl. in 2 Abthlg. Jena, 1828.

[2] Beudant: „Traité élémentaire de Minéralogie.“ 2. Aufl. Paris 1830.

[3] Paris, 1831. — Vergl. Goethes ſchroff abfälliges Urtheil über obiges Werk von Victor Hugo bei Eckermann, Geſpr. III, 244 (doch fiel 1831 der 27. Juni auf einen Montag), ebenſo im Briefe an Boiſſerée vom 20. Auguſt 1831. Den 2. Theil des Werkes las Goethe doch auch; vergl. unten, Brief 90.

[4] Genau ſo. Es wird „worin“ heißen müſſen.

Homer und ſeine Ueberſetzung liegen mir ſo fern daß ich meinen Blick dahin nicht richten darf.

Die treuſten Wünſche und beſten Empfehlungen.

unwandelbar

Weimar, den 19. Jun. 1831.

J. W. v. Goethe.

89.

Meine Freyexemplare ſind, ungeheftet, wie ich wünſchte, angekommen, ich habe ſie dem Buchbinder übergeben; die Ihrigen ſind ja auch wohl in Ihren Händen. Nun wünſcht ich daß wir uns wegen der Abſendung beſprächen; ich wollte, unter Kreuzband, eins an Herrn Geoffroy, das andere an Gerardin[1] ſenden. Das: De la part de l'Auteur mit einigem anmuthigen Zuſatz, worüber ich mir Ihren Rath erbitte. Iſt es möglich ſo ſprechen Sie auf einige Zeit bey mir ein.

Das Beſte wünſchend.

Weimar den 20. Juni 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] St. Marc Girardin, Mitarbeiter des Journal des Débats. Er ließ 1834 erſcheinen: „Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne;“ daraus deutſch der Aufſatz: „Goethe und Weimar“ im Morgenblatt für gebildete Stände, Nr. 17 vom Dienſtag 20. Januar 1835 Seite 65 und 66; auf S. 66 die Erzählung eines Beſuchs von St. Marc Girardin bei Goethe.

90.

Hiebey den 2. Thl. der Notre Dame de Paris zurück, an der ich mich nicht bis zum endlichen Schluſſe erbauen konnte. Alle Spur von Wahrſcheinlichkeit, natürlichem Zuſtand und Ereigniß verliert ſich nach und nach in einem Chaos von Abominationen.

Anbey ein ſehr erfreuliches Schreiben des Herrn Grafen Sternberg,[1] woraus wir die Vorbereitungen zum Empfang der Naturforſcher in Wien klar und deutlich vernehmen und erkennen. Ihro Kaiſerl. Hoheit nehmen, wie ich überzeugt bin, auch hieran freundlichen Antheil.

Unſerm theuren Prinzen die treuſten Glückwünſche zu den erſten Schritten ins neue Lebensjahr.[2]

und ſo fortan!

Weimar den 25. Juni 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Im Briefwechſel zw. G. u. St. Nr. 71. S. 232 fg.

[2] Erbgroßherzog Carl Alexander war Tags zuvor 13 Jahre alt geworden.

Ich sah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er sich auf einmal besann.
In seinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war sein guter, lieber, armer Mann.
Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienst mit Munterkeit und Treu,
Was man mir aufträgt, gern verrichten.
Nur macht mich eines Herrn wollüstig Leben scheu.
Er sann und freute sich — und kurz und gut,
Mein Übel war ihm mehr als ein Empfehlungsschreiben.
Er sprach: Mein Tisch empört dir nicht das Blut,
Du kannst getrost in meinem Hause bleiben.
Wir wurden einig, und ich schlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

91.

Auf die Anfrage der zu erwartenden Medaille[1] erwiedere kürzlich folgendes.

Soviel ich mich erinnere war meine Erklärung,[2] daß ich für hundert Thaler Sächſ. Medaillen vorerſt nehmen wolle, zu einem billigen Preiſe; davon 12 in Silber und die übrigen in Bronze. Wollte hiernach Hr. Bovy ſeine Einrichtung treffen und die geprägten Stücke, wohlgepackt hierher ſenden, ſo würde jene Summe, mein Theuerſter, ſogleich an Sie auszahlen, oder wenn es beliebt würde nach Genf anweiſen. Das, was wir bisher von dieſem Kunſtwerk kennen, verdient allen Beyfall und die Abdrücke werden ſich gewiß auch im Metall ſehr gut ausnehmen.

Daß Ihro Majeſtät der König von Würtemberg[3] einiges Gefallen an meiner Unterhaltung gezeigt und ausgeſprochen haben beruhigt mich gar ſehr, da man immer ungewiß

[1] „La médaille de Bovy est prête, le tirage va suivre." (Bemerkung Soret's vom 16. Juli.)

[2] Soret hatte um Wiederholung derſelben gebeten, da ihr Inhalt ihm entfallen war.

[3] König Wilhelm von Württemberg war einige Tage vorher zum Beſuche in Weimar eingetroffen. Die Unterredung fand am Morgen des 14. Juli ſtatt; der König hatte Soret, welcher ihn zu Goethe begleitet, aufgetragen, dem Dichter „für das Vergnügen zu danken, das dieſer Beſuch ihm gemacht habe." (Eckerm. Geſpr. III, 245; doch ſtimmt bei keinem der drei dort mitgetheilten Geſpräche das Datum mit dem angegebenen Wochentage.)

bleibt in wiefern gewiſſe aufrichtig heitere Mittheilungen von ſo hohen Perſonen dürften aufgenommen werden.

Möge unſre theure Frau Großherzogin in ihrem edlen Kreiſe die begonnene Erhohlung fortſetzen.

Friedensnachrichten ſind immer willkommen, vorzüglich von ſo werther Hand.

Eines Durchreiſenden muß ich gedenken, der an ſkelettirten Pflanzen-Blättern das noch nie geſehene vorweiſt, indem er die mittlere Rippe zugleich mit der abgelösten obern und untern Epiderm, welche beim ſkelettiren gewöhnlich durch Fäulniß verloren gehen, zuſammen vorweiſt.

Er knüpft noch gar manche andere Curioſa daran und verſpricht zu Ausübung derſelben techniſche Vortheile zu communiciren.[1]

Dürft' ich bitten, mir ein nicht allzugroßes Piſang Blatt von unſern Gartenmeiſtern zu verſchaffen?

Mit den beſten Wünſchen.

In den treuſten
Geſinnungen

Weimar den 16. Jul. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Ein Profeſſor der Botanik, von Seelus, zeigte am 20. Juli 1831 im Stadthausſaale zu Weimar Pflanzenpräparate und andere naturhiſtoriſche Kunſtarbeiten vor, eine öffentliche Vorleſung damit verbindend. (Die Anzeige davon im Weimariſchen Wochenblatt, Nr. 57, vom 19. Juli 1831, S. 330.) — Riemer hat (Mittheilungen über Goethe, II, 684) die Stelle: „Eines Durchreiſenden" u. ſ. w. abgedruckt, aber nicht nur mit falſchem Datum (15. Juli 1831), ſondern auch (nach dem, im Original den Abſatz ſchließenden Worte „vorweiſt") noch mit einem Zuſatze, den Goethe wenigſtens an Soret nicht geſchrieben hat.

92.

Gewiß wird Ihnen, theuerſter Mann, zum Vergnügen gereichen wenn ich Ihnen die erſte, von Herrn Grafen Sternberg an mich gelangte Erwiederung unſrer ernſten treuen Arbeit[1] hiemit zuſende in Hoffnung daß andere ſich als unſre und der Wiſſenſchaft Freunde bey dieſer Gelegenheit beyfällig nach und nach erzeigen werden.[2]

Bringt der nächſt zu feyernde Namenstag unſrer verehrten Fürſtin[3] Sie nach Weimar herüber,[4] ſo bitte bey Ihro Kaiſerl. Hoheit meiner als eines treu Glückwünſchenden zu gedenken; wie ich Sie denn auch, wenigſtens auf einen Augenblick, zu begrüßen hoffe.

Unſerm theuern Herrn Erbgroßherzog bitte meine angelegenſten Empfehlungen auszurichten und meiner aufrichtigſten Hochachtung und Neigung gewiß zu bleiben.

treulichſt

Weimar den 2. Aug. 1831.

J. W. v. Goethe.

Des Herrn Hofr. und Ritter Soret
Hochwohlgeb.
in Jena.

[1] Ein dieſen Gegenſtand behandelnder Brief fehlt im Briefwechſel zw. G. u. St.; das Concept iſt jedoch erhalten: vergl. a. a. O. S. 280, Nr. 41 der Beilagen.

[2] Schon am 9. Auguſt konnte Soret notiren: „Lui renvoie la lettre de Geoffroy St. Hilaire.“ Vergl. den folgenden Brief.

[3] Der Tag Mariä Himmelfahrt, der 15. Auguſt. Geboren war Maria Paulowna (1786) am 2./15. Februar.

[4] Da Soret alſo nicht in Weimar war, ſo kann er das bei Eckermann III, 217 ſtehende Geſpräch auch nicht am „Montag den 2. Auguſt 1831“ mit Goethe geführt haben. Überdies fiel 1831 der 2. Auguſt auf einen Dienſtag.

93.

Durch die F[r]iction des Hrn. Geoffroy, unſres Freundes und Theilnehmers veranlaßt, kommt denn nun auch eine Artigkeit der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften[1] zu mir, welche hierbey überſende, ſogleich aber auch das Concept einer Antwort,[2] welchem ich Ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden bitte. Es iſt hier nicht die Rede von einer Ueberſetzung, ſondern ich wünſchte daß Sie Sich den Inhalt desſelben ganz zu eigen machten und ſolchen alsdann, mit der Ihnen eigenen Anmuth, ausdrückten, wie man in Paris das Geſagte gerne leſen und hören möchte. Vorausgeſetzt, daß Sie

[1] Goethe hatte (wie der 89. Brief an Soret andeutet) das gemeinſchaftliche Werk kurz zuvor an Geoffroy St. Hilaire und durch dieſen an die Akademie in Paris geſandt, „welche ihm durch ihren perpetuirlichen Secretär Cuvier auf das verbindlichſte dankte". (K. W. Müller, Goethes letzte literariſche Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden, S. 52.)

[2] In Sorets Papieren nicht mehr vorhanden. (Vergl. den folgenden Brief.) Das Aktenſtück iſt uns jedoch der Hauptſache nach erhalten; K. W. Müller hat es S. 53 fg. des eben genannten Buches mitgetheilt. Bei Döring (Nr. 1055, S. 185) und nach dieſem in der Berliner Sammlung von Goethes Briefen (III, 2, S. 156)[1], welche Opern einander den Kranz gröbſter Nachläſſigkeit ſtreitig machen, iſt Geoffroy St. Hilaire als Adreſſat und als Datum der 20. Juli 1831 angegeben — beides fälſchlich. Adreſſat war „das Inſtitut" (wie Goethes 95. Brief an Soret beweiſt), bezw. Cuvier; Soret bemerkt am 11. Auguſt: „Jai envoie la traduction paraphrasée de sa lettre à Cuvier."

mit dem Ganzen zufrieden ſind; außerdem ich mir Ihre einſichtigen Bemerkungen erbitte.

Verzeihen Sie dieſe Bemühung, ſie iſt in Gefolg unſres Unternehmens, welches denn doch unter ganz freundlichen Sternen ſcheint erſchienen zu ſeyn.

treu ergeben

Weimar d. 10. Aug. 1831.

J. W. v. Goethe.

94.

Mit dem lebhafteſten Dank, daß Sie mein deutſches Weſen, den franzöſiſchen Forſchern haben annähern wollen, will ich, um einiges näher zu überlegen, mir das Concept des Schreibens wieder erbitten. Was den Anfang betrifft ſo war, wie ich mich erinnere, meine Abſicht, mich ohngefähr auszudrücken wie auf beyliegendem Blättchen[1] geſchrieben ſteht.

Werden Sie ja nicht müde in dieſer Angelegenheit mir beyzuſtehn. Ich fürchte ſie führt uns noch weiter; doch wir wollen die nächſten Schritte einsweilen mit Muth und Faſſung zurücklegen.

Meine reinſten Wünſche und treuſten Empfehlungen.

treu ergeben

Weimar den 12. Aug. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Nicht vorhanden.

95.

Es iſt eine wunderliche Sache, mein Theuerſter, wenn man einen Gedanken zwiſchen zwey Sprachen hin und widerwälzt; der Ausdruck verändert ſich und der Sinn zugleich. Auf ſolche Weiſe ſah ich mich genöthigt meine Antwort an das Inſtitut nochmals umzuſchreiben und zwar, wie Sie ſehen, das Beſondere wegzulaſſen und mehr im Allgemeinen zu bleiben. Haben Sie die Güte auch dieſen Aufſatz näher zu betrachten und abſchließlich mir zu vermelden wobey es endlich bleiben könne.[1]

Unſern theuern Prinzen mich zum beſten empfehlend und alles Gute, zum ſchönſten Tage, wünſchend verharre ich unwandelbar angehörig.

Weimar den 17. Aug. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] „Renvoie sa feuille revue, elle va bien ainsi (Lettre à Cuvier)." (Soret, am 18. Auguſt.)

96.

Beykommendes Blättchen[1] und die darauf verzeichnete Antwort, iſt wohl gegenwärtig unnütz, da das erſte Heft in Hofrath Meyers Händen und alſo die Sache vollkommen aufgeklärt iſt.

Doch will ich noch eine Bitte hinzufügen. In einer ſo großen Orangerie, wie die Belvederiſche, kommt wohl auch, im Lauf der Jahre, der Fall vor daß irgend ein Baum abſtirbt deſſen Stamm zu Drechslerarbeiten gewöhnlich verbraucht wird.

Es wäre mir höchſt intereſſant, von einem ſolchen, etwa die Länge einer Elle zu überkommen, welches ich dankbarlichſt anerkennen würde. Sie haben ja wohl die Güte ſich darnach zu erkundigen, Sie erzeigen mir dadurch eine wahre Freundſchaft.[2]

treu ergeben

Weimar den 25. Septbr. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Es hat ſich nicht mehr vorgefunden.

[2] „J'enverrai le trone d'oranger désiré." (Bemerkung Zelters vom nämlichen Tage.)

97.[1]

Beykommendes Kästchen[2] meldet die Ankunft der langerwarteten aber auch deste vorzüglicher gerathenen Medaille. Die dafür schuldigen 146 Thlr. 11 gr. liegen parat; haben Sie die Güte mir anzuzeigen wohin ich sie zahlen soll.

Nur so viel für diesmal, damit Sie eiligst Nachricht u. Beweis erhalten.

Von Haus aus
treulichst

Weimar den 3. Octbr. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Ein Octavbriefbogen mit der Ansicht von Goethes Hause am Frauenplan zu Weimar. Daher die Unterschrift.

[2] Es enthielt ein Exemplar der Medaille als Geschenk für Soret.

98.

Bey mir iſt es völliger Ernſt daß meine Wochenrechnung durch die vermißte Donnerſtagsfeyer, völlig in Unordnung kommt. Möge, um unſer aller und auch beſonders um meinetwillen, die ſo geliebte als verehrte Fürſtin an unſerm Horizont wieder belebend aufgehen.[1]

Auch ich habe die Pomona Weimars[2] beſucht, und abermals einige gute Gedanken beſtätigt gefunden. Es ſoll mir viel Freude machen wenn unſre Bemühungen auch andern zu Vergnügen und Nutzen gereichen.

Die Medaille verdient allen Beifall; es freut mich daß unſer Meyer ihr auch ſein Zeugniß nicht verſagt. Laſſen Sie ſolche Ihro Kaiſerl. Hoheit bey Gelegenheit ſehen. Was ſich ſo nahe auf mich bezieht möcht ich Ihr nicht gerne vorlegen; es hat immer einen Schein von Anmaßung.

Ich lege Ihre Quittung[3] wieder bey; laſſen Sie mir dieſelbe durch die Perſon einhändigen, der Sie den Auftrag

1 „S. A. I. ne peut venir le voir“ hatte ihm Soret am Morgen gemeldet.

2 Wohl die „Central-Baumſchule“ in Weimar, die ſich damals „in einem ihr gewidmeten Garten auf der Anhöhe vor dem äußeren Frauenthore“ befand. (Staatshandbuch des Großherzogth. S.-W.-E. f. d. Jahr 1830, S. 97.)

3 Ueber das Geld für Bovy; Soret hatte ſie dem Dichter am 1. October zugeſandt.

Scapin.

Eh nun!
Ich faſtete ganz herrlich
Dem Anſchein nach,
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächſten Gaſthof
Nach aller Luſt mir reichlich was zu gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von ſeinem Geize, ſeinem [redacted]en Leben,
Von ſeinem Unſinn, ſeinem [redacted]geſchick,
Erzähl' ich nichts; darüber ſollſt du noch
An manchem ſchönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun wie es ſteht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel ſeines Hauſes.
Und ob er gleich
Mit ſeiner Caſſe ſehr geheim iſt,
So wett' ich doch,

geben das bey mir liegende Geld abzuholen. Wobey ich tausend Dank sage für die bisherigen vielfältigen Bemühungen. Ein Glück daß das Unternehmen so gut gelungen ist.

Ueberall bestens empfohlen zu seyn wünschend.

treu angehörig

Weimar den 6. Octbr. 1831.

J. W. v. Goethe.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETAE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03782/146

99.

Länger will ich nicht ſäumen, theuerſter Herr und Freund, vorläufig zu vermelden, daß ich in ruhiger Stunde, Ihre mir anvertraute Trilogie,[1] mit offnem Geiſte geleſen habe und verſichern darf: daß die verſchiedenen Theile des Gedichtes den Eindruck hervorbringen und hinterlaſſen, den ſie beabſichtigten. Die Tageszeiten ſind hell und klar, nach ihrem Character, und Mitternacht iſt wahrhaft dunkel gehalten, ein Kunſtſtück welches dem trefflichen Victor Hugo ſelbſt nicht immer gelingt, der dem Auge noch zuviel in der Finſterniß zu ſchauen übrig läßt.

Geben Sie mir zu einem zweyten Leſen einige Zeit, dann ſprechen wir mehr darüber, gewiß zu anmuthiger Unterhaltung.

Indeſſen kann ich nicht ſchließen ohne Sie mit einiger Bemühung zu bedrohen. Ich habe nämlich die Abſendung meines Schreibens[2] allzulang verzögert indem es Franzöſiſch verfaßt ſeyn müßte. Wollen Sie mir behülflich ſeyn dieſes Schifflein vom Stapel zu laſſen, ſo würde ich eine ſolche Gefälligkeit dankbarlichſt erkennen.

Hochachtend wie vertrauend

Weimar d. 25. Nov. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Gedicht von Zoret. Vergl. Eckerm. Gespr. III, 248 fg. Am 23. Novbr. notirt Zoret „Lui envoie ma trilogie, demande son jugement."

[2] An Cottaneo. Siehe daſſelbe im Anhange, Beilage Nr. 9.

100.

Indem ich mir die Freyheit nehme, den angekündigten Brief zu gefälliger Behandlung hiemit zu übersenden, wünsche nichts mehr als eine baldige mündliche Conferenz um über die schätzbaren Gedichte das Weitere zu sprechen.

Das Einzelne: Le Volcan[1] würde sich in jeder Sammlung recht gut ausnehmen; nur an die Trilogie würde ich nicht rathen es anzuschließen, indem sein Glanzfeuer die wahre Finsterniß jener Mitternacht sogleich aufheben und zerstören müßte.[2]

Gar manches Andere versparend.

treu ergeben

Weimar den 26. Nov. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Gedicht von Soret.

[2] Soret folgte diesem Rathe. Die Trilogie zerfiel in die Gedichte: „L'invocation du Berger", „L'Etoile filante" und „Minuit", das erste erschien nach Dr. Reinhold Köhlers Auskunft in Nr. 1, das zweite in Nr. 9 des (nur in drei Nummern, 2, 4 und 9 ausgegebenen) französisch geschriebenen Concurrenzblattes des „Chaos": der „Création"; dagegen „Minuit" im „Chaos", Jahrg. II, Beibl. zu Nr. 13; angeschlossen ist ein kurzes Gedicht: „Le Matin", und ein zweites: „Envoi de la trilogie à . . ." — Unterzeichnet sind diese Arbeiten nicht, während andere Gedichte Sorets, die er zum „Chaos" beisteuerte, meist das (nach einem Stadttheile von Genf gewählte) Pseudonym „F. Plainpalais" als Urhebernamen führen.

101.[1]

Was die Medaillen betrifft, theuerster Herr und Freund, so würde ich dem Votum des Herrn Hofrath Meyers beytreten. Die Mionettischen[2] Pasten erhalten nunmehr einen unschätzbaren Werth, indem die Originale gestohlen und, wahrscheinlich zum größten Theil, verschmolzen sind. Wir besitzen schon die Griechischen und wenn man eine Auswahl der römischen Kaisermünzen der ersten drey Jahrhunderte bestellen wollte, so entstünde daraus ein mannigfaches Gute und der geliebte Prinz wurde dadurch in diese Abtheilung der römischen Geschichte inicirt[3] und gewönne zugleich eine Annäherung an das neu angeschafte von Voigtische Cabinet.[4]

[1] Sorets Bemerkung vom gleichen Tage: „S. A. J. lui demande des renseignements pour acheter médailles au Prince. Observations sur la Trilogie" klären Goethes Antwort auf.

[2] Th. E. Mionnet, erster Conservator der Münzen auf der kgl. Bibliothek zu Paris (10. Septbr. 1770 – 5. Mai 1842), einer der ausgezeichnetsten französischen Archäologen, hat sich namentlich um alte Numismatik bleibende Verdienste erworben. Seine „Description de médailles grecques et romaines" (7 Bde. Paris 1806–13, nebst Supplementen, Paris, 1814–35) ist ein allen Sammlern unentbehrliches Handbuch. Über die Erwerbung der Mionnetischen Pasten durch Goethe im Mai 1801, wobei J. F. Cotta der Mittelsmann war, vergl. Vollmer, Briefwechsel zw. Schiller u. Cotta, S. 444 mit dem Zusatz S. 729; i. u. A. auch Briefw. zw. G. u. Knebel, I, 259, wonach die „Annalen" (1808) zu berichtigen.

[3] initiirt.

[4] Antike Münzsammlung des weiland Ministers v. Voigt, für das Münzcabinet der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar angeschafft.

Dem Kunſt und Alterthumsfreunde wär es gleichfalls zum großen Gewinn wenn er eine Anzahl ſolcher wichtigen Documente vor ſich ſähe, anſtatt daß jene früher gebotenen Silbermünzen nur unzuſammenhängende Particularitäten darſtellen. Hofr. Meyer wird hierüber ſich noch vollſtändiger zu erklären wiſſen.[1]

Daß Sie, mein Theuerſter, in die Geheimniſſe der Trilogie einzudringen wünſchen, freut mich ganz beſonders, und nur deſto mehr als ich Sie auf dem rechten Wege finde. Doch iſt dieſes Capitel, wegen großer Zartheit und Mannigfaltigkeit, nur mündlich zu behandeln. Wenn Sie ſolches völlig penetrirt haben, ſo werden Sie Ihre eignen Arbeiten noch lieber gewinnen, und gar manches, was jetzt iſolirt ſteht, zu verknüpfen das Vergnügen haben. Auch deswegen völlige Wiederherſtellung der Geſundheit und Erlaubniß die Freunde zu beſuchen, wünſchend.

Ihro Kaiſerl. Hoheit bitte mich unterthänigſt in Gnaden beſtens zu empfehlen.

treulichſt

Weimar d. 28. Nov. 1831.

J. W. v. Goethe.

[1] Zoret bemerkt am 29. Novbr.: „S. A. J. approuve l'achat des empreintes; Meyer en commandera . . .“ (die Zahl, welche Meyer beſtellen ſollte, iſt unleſerlich.)

102.

Hätte ich, mein theuerſter Herr und Freund, die mannigfaltigen Unterhaltungen, die ich bisher im Geiſte mit Ihnen gepflogen,[1] zu Papiere gebracht, ſo würden Sie manches nicht Unintereſſante zu leſen haben. Verſchiedenes Hübſche und aller Aufmerkſamkeit werthe iſt dieſe Zeit her bey mir eingekommen, das ich ſo gern mitgetheilt und dadurch doppelt genoſſen hätte. Laſſen Sie mich alſo von dem Letzten anfangen, von dem was ich Ihnen ſchuldig geworden, und nehmen Sie meinen Dank dafür zum ſchönſten.

Die drey mir überſendeten, durch Schrift und Zeichnung merkwürdigen Bändchen,[2] verdienen jeder ein beſonderes Lob, welches ich zunächſt gern aufzeichne[3] und überſende.

Was die Mineralien für Prinzeß Auguſte betrifft,[4] bin ich in einiger Verlegenheit; in dieſer Kälte ſind meine Sammlungen unzugänglich und, wie ich ſie im Gedächtniß habe, möchte ſehr Weniges zu dem ausgeſprochenen Zwecke wünſchenswerth ſeyn. Bedeutende Kryſtalliſationen giebt der Liebhaber nicht gerne her; Maſſen von Bleyglanz, wie ſie hiezu gefordert werden, beſitz ich nicht, und ſogar wegen der

[1] Soret, der erkrankt geweſen ſein muß, bemerkt, er könne noch nicht wieder ausgehen.

[2] Töpfferſcher Federzeichnungen, neue Hefte. Vergl. Kunſt u. Alterth. a. a. O.; Eckerm. Geſpr. III, 250.

[3] Vergl. die zweite Anmerkung zu Goethes Brief an Soret Nr. 66 vom 4. Januar 1831 und Anmerkung 3 zum Briefe Nr. 101 vom 10. Januar 1831.

[4] Soret hatte denſelben Morgen darum gebeten.

sogenannten Speerkiese hab ich mich auch verrechnet. Als Schwefelkiese haben sie schon ihren Glanz verloren und als freye Crystallisation, (man sieht den Stiel wo sie angesessen haben, die Stelle wovon sie ausgegangen sind.) Sodann ist die Form der Krystalle so merkwürdig daß sie jeden Liebhaber interessiren müssen; wie ich denn ein Paar für Ihr Cabinet beylege, welche zum Zeugniß des Gesagten dienen werden. Auch haben sich nur einige gefunden. Ob ich mich wegen ihrer Zahl geirrt, da ich aus Böhmen successiv mehre glaubte mitgebracht zu haben, oder ob sie sich in eine Schublade versteckten, kann ich jetzt nicht untersuchen.

Diese vielen Worte, welche nothig scheinen um die traurigen Negative zu entschuldigen, wünsch ich nicht umsonst ausgesprochen zu haben, ich mag aber umher denken wie ich will, so sind ich nichts, wodurch ich meine Dienstwilligkeit in diesem Momente bethätigen könnte.

Wenn Sie eine, von Ihro des Prinzen Carl von Preußen, Königl. Hoheit, an mich gesendete Abbildung des neuen, zwischen Sicilien und der Barbarey, entstandenen Vulkans, etwa nicht schon gesehen haben; so wird sie Ihnen viel Vergnügen machen. Es ist immer wichtig von einem so bedeutenden Naturphänomen sich einen angemessenen Begriff, in dessen ganzer Macht und Gewalt vorbilden zu können.

Auch zähl' ich unter die Glücksfälle: daß mir der Backzahn eines Elephanten-Ferkels, (wenn man so sagen darf) zugekommen ist;[1] die eigentliche Zahnwerdung ist hier in ihren ersten Anfängen höchst belehrend zu betrachten.

[1] Dieser „kleine, junge Backzahn eines Elephantenferkels, wo die Principien der Dentition höchst klar hervorzutreten scheinen," stammte aus Kiesgruben bei Weimar, „etwa eine Stunde die Ilm hinabwärts." (Goethe an Sternberg, S. 241.)

An Büchern, Heften, Kupferstichen, hat es gleichfalls nicht gefehlt und ich schreibe dieß nieder, in Absicht und Hoffnung Ihre Meinung zu befördern, damit ich dergleichen Erwünschtes bald möge vorweisen können.[1]

Deßhalb denn auch immer
das alte Loosungswort!
Und so fort an!
treulichst

Weimar den 3. Jan. 1832.

J. W. v. Goethe.

[1] Die Bemerkungen über die an Goethe gesandten Briefe haben noch am 5. Januar: „J'ai écrit à Princesse A. — Sur les minéraux. Sur Töpffer." Eckermann (III, 259) hat vom 5. Januar ein „Gespräch" Sorets mit Goethe.

103.

In dem lebhafteſten Mitgefühl, theuerſter Herr und Freund, welcher diplomatiſchen Wendungen und zwar in franzöſiſcher Sprache es bedarf um einer geliebten Prinzeſſin eine wo nicht ablehnende, doch retardirende Antwort zu ertheilen, ſo folgt hierbey eiligſt die bezeichnete Medaille, deren Abſendung ich jedoch mit den beſten und freundlichſten Worten zu begleiten bitte.

Außerdem bin ich auf einen Gedanken getrieben, deſſen Ausführung hoffentlich uns in der höchſten Gunſt völlig wieder herſtellen und befeſtigen ſoll.

und ſo fort an!

Weimar den 7. Jan. 1832.

J. W. v. Goethe.

Von jenen hundert köſtlichen Ducaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Naſe weggeſchnappt,
Iſt noch kein einziger aus ſeinen Händen.
Oft ſchließt er ſich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das ſchöne Gold zuſammen blinken ſehn.
Wenn wir nun klug ſind,
Iſt es wieder unſer.

Scapine.

So glaubſt du, jener Streich,
Den wir uns [illegible]nommen,
Sey durchzuſ[illegible]

Scapin.

Ganz gewiß!
Verlaſſe dich auf mich!
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke!

104.

Die hierbey mit vielem Dank zurückkommenden Büchlein[1] haben den Weimarischen Kunstfreunden sehr viel Vergnügen gemacht. Sie sind sich alle gleich in glücklich auffassendem Humor. Die Reise nach Chamouny, bezeugt eine entschiedene Herrschaft über die Feder, so wie die nach Italien über den Pinsel. In den Staffagen läßt sich, doch mit besonderer Mäßigkeit, eine gewisse Neigung gegen die Carricatur bemerken, die sich in dem kleinen barocken Roman, voll Muthwillen und Lebendigkeit hervorthut.

Man muß im höchsten Grade bewundern ein solch Gespenst, unter dem Namen des Herrn Jabot, in geeigneter Umgebung, in der Einbildungskraft des Zeichners, unter den mannigfaltigsten Gestalten, sich immer wieder erzeugen und sein unmögliches Individuum als wenn es ein wirkliches wäre, durch eine geistreiche Feder auf das seltsamste fixirt zu sehen. Danken Sie dem vorzüglichen Manne und versichern ihn daß jede Mittheilung dankbar und beyfällig werde aufgenommen seyn.

Mit dem Wunsche baldigen, belebten Zusammenseyns
treu angeeignet

W. d. 17. Jan. 1832.

J. W. v. Goethe.

[1] Von Töpffer. Kunst u. Alterth. a. d. C. — Soret bemerkt am gleichen Tage: „Redemande les dessins Topffer."

105.

Vermelden Sie, mein theuerſter Herr und Freund, mit den beſten Grüßen an Herrn Töpfer das Wenige was ich zu Gunſten ſeiner ſchätzbaren Arbeiten ſagen konnte.[1] Es hätte viel mehr ſeyn ſollen und können, aber auch in meiner ſtillen Einſamkeit wogt es von Stund zu Stunde ſo hin und wieder, daß ich mich ſelten in dem ruhigen Zuſtand einer behaglichen Beſchaulichkeit finde.

Die Berechnung der Correſpondenz[2] iſt allerliebſt. Es ziemt dem Mathematiker alles dem Kalkul zu unterwerfen und ich bin auf dem Punct, mich durch Ihren Vorgang verführen zu laſſen ein gleiches zu thun. Gefährlich möchte es immer ſeyn, das Ab- und Zunehmen gewiſſer beſonders intereſſanter Correſpondenzen nachzurechnen.

Aus Böhmen[3] ſind mir gewiſſe, zwar ſchon bekannte, aber doch ſehr hübſche Exemplare von Mineralien zugekommen, die ich nächſtens vorzuzeigen hoffe.[4]

Ueberhaupt bin ich der Jahreszeit und ihren krankhaften

[1] Soret hatte, wie er bemerkt, aus Goethes Briefen das auf Töpffer Bezügliche ausgeſchrieben und den Dichter um die Erlaubniß gebeten, es ſeinem Freunde mittheilen zu dürfen.

[2] „Détails sur un correspondance," notirt Soret am 3., „Tableau de correspondance" am 4. Februar.

[3] Vom Polizeirath Grüner zu Eger. Vergl. Goethes naturw. Corr. I, 161 und Briefw. u. mündl. Verkehr zwiſchen G. und dem Rathe Grüner, S. 242 fg.

[4] Dieſer Satz ſteht aus Verſehen des Copiſten in der Urſchrift zweimal.

Folgen von Herzen Feind, da sie jedes Versammeln der Freunde von Tag zu Tag verhindert. Es gehen bey mir so viele hübsche Sachen vorüber die ich vorzüglich mittheilen konnte wenn nicht die Stockungen aller Art Halt machten, da wo man fortzuschreiten wünschte. Möge doch bey wiederkehrender Sonne auch jener gesellige Kreislauf zurückkehren.

Wie jeder Zeit,

Weimar d. 4. Febr. 1832.

J. W. v. Goethe.

106.[1]

Dürft ich heute um zwölf Uhr die Gegenwart unſeres lieben Prinzen und die Ihrige hoffen, ſo würde manches wechſelſeitig mitzutheilen ſeyn.

W. d. 5. Febr. 1832.[2]

G.

Des Herrn Hofrath und Ritter Soret
Hochwohlgeb.
Mit einer Schachtel.

[1] Nur abſchriftlich.

[2] Soret's letzter Brief an Goethe (bei Ueberſendung eines Hyacinths) fällt auf den 6. März 1832.

Forel an Sulpiz Boisserée.[1]

Weimar, 24 Mars 1832.

Monsieur! Le bruit public toujours trop prompt à porter de tristes nouvelles à notre connaissance, Vous a sans doute informé déjà du malheur qui repandra le deuil sur l'Allemagne entière: il n'est que trop vrai, Goethe n'est plus....

Le 22 à 11¼ du matin, il s'est endormi doucement, dans les bras de sa belle-fille, ayant auprès de lui ses deux petit-fils, et ne manifestant par aucun signe extérieur un état d'angoisse ou de souffrance; il ne s'est plus réveillé. Vers dix heures il avait cessé de parler d'une manière intelligible: la plupart des ses dernières paroles avaient été amicales ou gaies; aucun pressentiment fâcheux ne l'a troublé dans le cours de sa maladie, qui a duré huit jours et n'a offert que de courts momens de douleurs. Dans les premiers jours quelques symptomes de fièvre nerveuse avaient alarmé le médecin: ils ont fait place à de l'embarras dans la poitrine et dans la tête, mais l'état du malade n'a été vraiment desespéré que le mercredi à 2 heures, où se sont manifestés les premières symptomes évidens d'une paralysie des poumons, qui aucun remède ne pouvait plus combattre.

Lundi prochain à 5 heures de l'après-diner le corps de Goethe sera transporté dans le bâtiment mortuaire de la famille régnante; son cercueil, en tout semblable à celui de Schiller, sera déposé à côté de l'illustre poète qui l'a précédé dans la tombe. — —

[1] „Sulpiz Boisserée," II, 593 fg. Die Wiederholung, an dieser Stelle, wird keiner Entschuldigung bedürfen.

Anhang.

Beilage Nr. 1.

[Die von Goethe aufgesetzte „Anzeige für Predari."]

(Original de l'annonce de vente de la médaille Bovy redigée par Goethe. Les mots au crayon et le „G" sont de sa main.)

[Soret.]

Der verdiente Medailleur, Herr A. Bovi in Genf, vortheilhaft bekannt durch eine Folge Denkmünzen auf ausgezeichnete Schweitzer Gelehrte, hat auch eine dergleichen auf Herrn von Goethe geschnitten und ausgeprägt, auf der Einen Seite das Bildniß, nach der anerkannt ähnlichen Büste des Herrn Rauch zu Berlin, auf der andern einen Adler, der sich mit dem Kranze in die Höhe schwingt. Dieses wohlgelungene Kunstwerk kann in Augenschein genommen und das Exemplar den Liebhabern, um — — — abgelassen werden.[1]

Predari.

Mit gezemender Anfrage ob verstehende Anzeige nach Ankunft des Kästchens abgedruckt werden könnte.

Weimar d. 21. Jul 1824.

G.

(Je crois que l'intention était, d'annoncer tout de suite avant l'arrivée de la caisse, parce que les demandes vont se faire dés qu'on aura connaissance de l'execution de la médaille; Les Altesses ont été infiniment contentes de posseder de Vous une image aussi ressemblante.) [Soret.]

[1] (Den Liebhabern), in einer kleinen Note um diese fünf, im Original mit Bleistift an den Rand geschriebenen Worte sind Zusatz von Goethe.

Beilage Nr. 2.

Bemerkungen zu den mitkommenden Zeichnungen.[1]

Zu Nr. 1. Der Kopf des Modells nimmt einen größeren Raum ein als der auf der Zeichnung; dem ohngeachtet werden die Buchstaben in den kleineren Raum einzubringen sein.

Man bemerkt daß die Buchstaben des Namens Louisen etwas weiter als die der übrigen Worte auseinander zu rücken sind.

Der Name des Künstlers wäre unter der Schulter des Bildnisses wie sonst herkömmlich einzugraben.

Zu Nr. 2. Ist die Absicht einen strahlenden Sternenkranz außerhalb, und innerhalb einen Kranz von Eichenlaub angebracht zu sehen; letzteren oben und unten mit einem schmalen Kreuzband umflochten.

Nr. 3. Zeigt die Inschrift für den innern Raum von Nr. 2. Auf dieser Seite wünscht man den Namen des Künstlers nicht angebracht.

Uebrigens bezieht man sich in allem auf beyliegenden Brief.

Beilage Nr. 3.

[Heinrich Meyer an Soret.]

Sie werden mein theurer Freund aus den beygelegten beyden Papieren sehen, daß alles nach Ihren Wünschen besorgt ist.

Erstlich finden Sie den von Goethe, Herrn Kanzler v. Müller und von mir unterzeichneten Contract mit Mr. Bovy.[2]

Zweitens die vorläufig zu machende Bestellung[3] an goldnen, silbernen und bronzenen Abdrücken der Medaille. — —

Ihr ganz ergebener Freund

Meyer.

(Ohne Datum; als Empfangstag von Soret notirt: 26. August 1824.)

[1] Vergl. Goethes Brief an Soret, Nr. 7, vom 11. März 1824.

[2] Der Contract, wahrscheinlich im Original an Bovy gesendet, kann sich nicht zwischen Soret's Papieren.

[3] Dieselbe, von der Hand des Schreibers Goethes, folgt als nächstes Aktenstück Beilage Nr. 3 b.

Beilage Nr. 3.

Bestellt werden in Genf bey Herrn Bovy:

Drey Goldene
Vier und zwanzig Silberne
Drey hundert Bronzene.

Wegen der Etuis wird folgendes bemerkt: Drey derselben müßten besonders zierlich seyn und so eingerichtet daß jedes drey Medaillen aufnehmen kann, eine Goldene, Silberne und eine von Bronze. Für die übrigen Einundzwanzig Silbernen ist für jede ein Kästchen nöthig. Die Bronzenen werden wohl in Papier gepackt hieher gesendet und gedrehte Büchsen dazu hier besorgt.

Man wünscht daß alles mit Sorgfalt behandelt werde, besonders da es mit der Sendung keine Eile hat und sie erst im Laufe des Septembers nöthig ist.

Die Sendung geschieht an Herrn Staats-Minister von Goethe auf der fahrenden Post.

Weimar den 26. August 1825.

Beilage Nr. 4.

[Goethe an A. v. Herder.]

(Copia.) An Herrn Ober-Berghauptmann von Herder.

Freyberg.

Ew. Hochwohlgeb. wieder einmal auf das freundlichste zu begrüßen und mein Andenken zu erneuern, ergreif ich mit Vergnügen eine sich mir anbietende Gelegenheit, wobey ich mir Ihre gefällige Mitwirkung erbitte.

Man wünscht eine Sammlung Sächsischer Mineralien, und zwar:

1) Stufen derjenigen Metalle um welcher willen der Königl. Sächs. Bergbau getrieben wird.
2) Herrschende Gangarten, in welchen sich diese Metalle finden.
3) Bergarten, das Gebirgsgestein, worin das Edlere enthalten ist.
4) irgend sonstige Mineralien von einiger Bedeutung, wenn sie auch nicht unmittelbar auf die Metallerzeugung Bezug haben sollten.

Scapin.

In ſeinem Zimmer ſtehen zwey Geſtelle
Mit Gläſern, eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchſen eins und Schachteln:
Dieß iſt das Arſenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile ſendet.
Auf dem Geſtelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, ſteht eine runde Büchſe,
Roth angemahlt,
Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchſen ſtehn.
Doch dieſe kannſt du nicht verfehlen;
Sie ſteht zuletzt, allein,
Und iſt die einzige von ihrer Art
In dieſer Reihe.
In dieſer Büchſe iſt das Rattengift
Verwahrt,
Arſenik ſteht auch außen angeſchrieben:
Das merke dir.

Scapine.

Wie? Auf dem Geſtelle rechts?

Da wie ich höre ein Magazin ſolcher Stufen in Freyberg angelegt iſt, wo ſie nach einer gewiſſen Taxe abgelaſſen werden, ſo wollte ich bitten in oben gemeldetem Sinne eine Sammlung auszeichnen zu laſſen und mir den Kataleg davon verläufig gefällig mitzutheilen. Man würde 100 bis 120 Thlr. C. gern daran wenden. Eine mittlere, jedoch inſtructive Größe, etwa von drey Zoll würde angenehm ſeyn, doch wäre bey einzelnen Exemplaren ſtreng zu verfahren nicht nöthig.

Da dieſe Sammlung zur freyen und heitern Ueberſicht einer ſo wichtigen Gebirgsgegend Veranlaſſung geben ſoll, ſo iſt auſſer Ihnen, theuerſter Freund, niemand geeignet das Nothwendige und Nützliche in dieſem Falle überſichtlich zu beurtheilen und mir Gelegenheit zu verſchaffen, eine mir hochgeſchätzte Perſon nach eigenem Wunſch zu verbinden. Fände man der Sache gemäß, ſich bey gedachten Gegenſtänden auf Herrn von Charpantiers Werk[1] zu beziehen, ſo würde der beabſichtigte Zweck vielleicht noch geſchwinder erreicht; doch ſey dieſes alles Ihrem einſichtigen Ermeſſen und Anordnen völlig anheimgeſtellt ꝛc.

Weimar den 30. Jul. 1826. Goethe.

Beilage Nr. 5.

[Breithaupt an Goethe.]

Ew. Exzellenz

werden gleichzeitig mit dieſem Briefe eine Sammlung Mineralien empfangen, welche auf Anordnung Sr. Hoch- und Wohlgeboren des Herrn Oberberghauptmanns Freiherr. von Herder bei der hieſigen K. S. akademiſchen Mineralien-Niederlage für Hochdieſelben zuſammengeſtellt worden iſt. Die Sendung beſteht: 1) aus einer Reihe Mineralien, welche als Gegenſtände des erzgebirgiſchen Bergbaues betrachtet werden können. 2) Aus einer Reihe charakteriſtiſcher Stufe für die hieſigen Gang-Formazionen. Man ſieht vielleicht dieſer Suite,

[1] Gemeint iſt wahrſcheinlich des vormaligen Berghauptmanns zu Freiberg, J. F. W. v. Charpentier (24 Juni 1738—27. Juli 1805) „mineraliſche Geographie der ſächſiſchen Lande.“ mit 6 Kpf. u. 1 Karte, gr. 4°. Leipzig 1778.

die nur in großen Exemplaren anschaulich zu machen war, nicht an, welche Mühe ihr Zusammenbringen und ihre Auswahl verursacht hat. Zur weiteren Kenntniß derselben ist Werners Theorie von der Entstehung der Gänge[1] nachzusehen. 3) Eine Anzahl diverser Mineralien in theils ganz neuen, theils ausgezeichneten Abänderungen. 4) Der ausführliche Katalog. Vor Absendung hatte der Herr Oberbergbauptmann das Ganze in Augenschein genommen und war mit Allem zufrieden. Ich hoffe, daß die Mineralien gut ankommen und Zufriedenheit auch dort erzeugen mögen.

Uebrigens schätze ich mich glücklich, durch diese Gelegenheit mit Ew. Exzellenz in Berührung gekommen zu seyn, und vielleicht erinnert sich auch Ihr Herr Sohn, dem ich mich angelegentlich empfehlen wollte, meines Namens von Jena her.

Mit der gediegensten Hochachtung und im aufrichtigsten Respekte habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamster Diener

Freiberg am 1. May 1827.

August Breithaupt,
erster Professor der mineralogischen Wissenschaften an der K. S. Bergakademie in aufhabender Interims-Administration der Mineralien-Niederlage.

[Zeigt die Rechnung, im Betrage von 65 Thlrn. 12 gr.]

Beilage Nr. 6.

Abschrift. **[Goethe an Färber.]**

Die in dem bezeichneten Zimmer besorgten Einrichtungen werden hiemit durchaus gebilligt, wie denn die deshalb eingereichte Quittung autorisirt und Demselben eingehändigt werden.

[1] Abr. Gottl. Werner, geb. am 25. September 1750 zu Wehrau in der Oberlausitz, seit 1775 an der Bergakademie zu Freiberg als Inspector und Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde, am 30. Juni 1817 zu Dresden gestorben, ist Begründer der Geognosie als Erfahrungswissenschaft und berühmt durch das nach ihm benannte Wernersche System in der Mineralogie. Sein „letztes Mineralsystem" ward 1818 aus seinem Nachlaß herausgegeben, mit „Erläuterungen" versehen von Breithaupt, der 1820 auch „Zusätze" dazu schrieb.

Folgendes jedoch wird dem Muſeumsſchreiber Färber vorerſt zu erkennen gegeben, daß unſer gnädigſter Erbgroßherzog ſich einige Zeit in Jena aufhalten werde, welchem denn die Muſeen jederzeit offen ſtehen. Sodann iſt der Begleiter deſſelben, Herr Hofr. Soret, als ein vorzüglicher Mineralog und Kryſtallograph befugt, ſich auf jede Weiſe mit dem Cabinet bekannt zu machen und ſich deſſelben zu ſeinem Unterricht zu bedienen. Nicht weniger wird Herr Prof. und Hofrath Bachmann als Prodirector der Mineralogiſchen Societät hiebey aſſiſtiren und in jedem Falle, wenn unſre höchſten Herrſchaften das Mineralogiſche Muſeum beſuchen ſollten, hiebey gehörig einwirken, da unſerm guten würdigen Director Lenz[1] ſich öffentlich zu zeigen nicht mehr gegeben iſt.

Alles übrige, was der Sorgfalt des Muſeumsſchreibers und Cuſtoden Färber obliegt, wird Derſelbe aufs reinlichſte zu erhalten wiſſen und, welche Theile des Muſeums zu eröffnen ihm höchſten Ortes anbefohlen wird, in Beſcheidenheit erwarten, auch von allem Vorkommenden ungeſäumt Bericht erſtatten.

Großherzogl. S. Oberaufſicht

PP. PP.

J. W. v. Goethe.

Weimar d. 3. Auguſt 1830.

An
den Großherzogl. Sächſ. Muſeums-Schreiber
Färber, Jena,
die Muſeen daſelbſt betreffend.

Beilage Nr. 7.

Revers zur Medaille von Hrn. Bovy.[2]

Die Arbeit iſt überhaupt wohl gerathen, fleißig, zierlich, geiſtreich, und ich finde bloß die folgenden wenig erheblichen Bemerkungen zu machen.

1) Wenn da wo der Hals des jüngern Haupts ſich der Bruſt anſchließt, noch etwas von der Aen von jener Seite auf die Schulter herab-

[1] Bergrath und Profeſſor der Mineralogie zu Jena. Geboren am 2. April 1748 zu Schleuſingen, ſtarb er zu Jena am 28. Februar 1832, 84 Jahre alt.

[2] Auf einem der bekannten zierlich geränderten Octavblättchen Goethes, abgeſchrieben und unterzeichnet von deſſen Secretär.

hängenden Haarlocke ſichtbar zu machen iſt, wurde der Winkel zwiſchen Hals und Bruſt gelinder, das Ganze erhielte dadurch ein beſſres Anſehn.

2) Die Haarlocken des Löwen könnten etwas mehr ausgeführt, das Ohr deſſelben etwas deutlicher werden.

3) Den obern Rand der beyden Füllhörner möchte ich rathen, des Effects wegen etwas erhobener zu machen, doch iſt dieſes nicht geradezu nothwendig, und kann auch unterbleiben.

M.

Beilage Nr. 8.

[Zum 81. Briefe Goethes an Soret.]

Annales des Sciences naturelles. Fevrier 1831.

So eben als wir unſre Arbeit abzuſchließen gedenken und uns nur noch Eine Seite übrig bleibt, erfahren wir daß in obgedachter Zeitſchrift Herr Geoffroy de St. Hilaire die Freundlichkeit hatte, auf wenigen Blättern, die Bemühungen zu conzentriren, die er, unſern Gang in dem Felde der Naturwiſſenſchaften zu erforſchen und zu verfolgen ſich freundlichſt gegeben. Wir freuen uns voraus zu ſehen daß ihm die ausführliche Darſtellung und die Bekenntniſſe, wie wir ſolche in unſeren erſten Nachtrag hingelegt, willkommen ſeyn werden, deshalb wir ihm gedachten Aufſatz, ſo wie das ganze Heft, hiermit, dankbar, zum beſten empfehlen wollen.

Beilage Nr. 9.[1]

Mr. le Directeur Cattaneo[2]
Milan.

Vous m'avez obligé de la manière la plus sensible, Monsieur, en m'adressant il y a quelque tems un écrit,[3]

[1] Der von Goethe eigenhändig mit Bleiſtift geſchriebene deutſche Entwurf des nachfolgenden Briefes ward am 26. Octbr. 1869 zu Leipzig durch den Univerſitäts-Proclamator H. Hartung öffentlich verſteigert; vergl. das betr. „Verzeichniß" u. ſ. w. S. 17, unter Nr. 356.

[2] Gaetano Cattaneo, ausgezeichneter Numismatiker, war Director des Münz-Cabinets zu Mailand, das er gegründet hatte. Geb. — † — ſtarb er zu Trieſt, d. 10. Septbr. 1841.

[3] Urſprüngliche Lesart: „une lettre."

pour lequel je ne saurais me dispenser de vous témoigner ma reconnaissance quelque tardive qu'elle puisse vous paraître. A cette époque où nous avons été atteints du coup le plus sensible, où j'ai perdu dans mon fils un soutien préparé à la longue et riche en espérances, rien ne pouvait m'être plus précieux que d'apprendre qu'il se trouvait aussi loin de moi[1] des hommes, qui prenaient une part sincère à cet événement, qui sympatisaient du fonds du coeur avec ma peine et qui éprouvaient le besoin de m'assurer de[2] leur bienveillance soutenue.

Vous même avez fait la connaissance du jeune homme et lui avez fait l'amitié de vous conformer à ses désirs et à ce qu'il possédait d'instruction pour converser avec lui et lui communiquer vos lumières, et certainement, vous aurez observé qu'il possédait à un haut degré des connaissances variées, qu'en particulier ses gôuts le portaient vers l'étude de l'art[3] et de l'antiquité.

Les nouvelles qu'il nous donnait de son voyage en Lombardie, étaient aussi détaillées qu'intéressantes; il observait chaque contrée avec un regard formé à l'étude de l'histoire naturelle, ses relations me procuraient le plus grand plaisir et me donnaient les meilleurs espérances pour le complet rétablissement de sa santé.

Il m'avait aussi fait l'envoi d'objets divers et d'antiquités[4] qui sans être de premier prix n'en étaient pas moins toujours très-remarquables dans leur genre; je me bornerai à vous citer par exemple une petite tête en bronze fort bien faite, de Ferdinand II. Grand-Duc de Toscane. D'autres envois qui se rattachaient à mes collections, semblaient me promettre des matériaux pour toute une vie de conversations intéressantes avec lui.

Mais cette espérance ne devait pas être réalisée, et je

[1] Urspr. Lesart: „dans l'éloignement"
[2] Urspr. L.: „de m'exprimer."
[3] Ursprünglich: „des arts."
[4] Ursprünglich: „de diverses antiquités."

devais encore survivre à la rude épreuve, d'avoir tout à recommencer lorsque j'étais pour ainsi dire au but; d'avoir à m'occuper des intérêts de mes petits enfans, que dans l'ordre naturel des choses j'avais considérés comme assurés en des mains plus jeunes que les miennes.

Dans le cas, Monsieur, où Vous seriez frappé du retard qu'ont éprouvé les remerciements qui Vous sont dus, permettez-moi de vous avouer que j'ai coutume vers la fin de l'année de scruter attentivement le régistre des dettes qui me restent[1] encore à satisfaire au milieu des rapports les plus compliqués: et comme alors je trouve une occasion de témoigner[2] ma reconnaissance longtems silencieuse pour le passé et de faire des voeux[3] pour que dans l'avenir la bénédiction d'en haut descende sur des amis[4] éprouvés; ils se trouvent ainsi exprimés de la manière la plus solemnelle, pour Vous, Monsieur, pour l'excellente famille Mylius,[5] et pour Monsieur Manzoni.[6]

Agréez enfin l'assurance de toute ma considération et de l'affectueux dévouement que je vous porte.

Goethe.

Beilage Nr. 10.

[Goethe an den Kanzler von Müller.][7]

W. d. 25. März 1825.

E. H. sowie meine übrigen geneigten Freunde nehmen geneigt auf, wenn ich mich noch einige Tage ganz in der Stille halte, denn

[1] Ursprünglich: „de mes dettes."
[2] Ursprünglich: „d'exprimer."
[3] Ursprünglich: „et les voeux que je fais."
[4] Ursprünglich: „sur la tête des amis."
[5] Heinrich Mylius, Banquier in Mailand, geboren am 11. März 1769 zu Frankfurt a. M., gestorben zu Mailand am 21. April 1854; seine Gattin Friederike Christine (13. Septbr. 1771 — 21. Decbr. 1851) war eine Tochter des Geheimraths und Mitgliedes des geh. Conſiliums zu Weimar, Chr. Fr. Schnauß.
[6] Der italienische Dichter.
[7] In Abschrift mitgetheilt von C. A. Diezel in Eisenberg.

nur die abſolute Einſamkeit macht mir möglich, die phyſiſchen und moraliſchen Folgen jenes ſchrecklich-traurigen Ereigniſſes zu ertragen.[1] Schriftliche Mittheilungen jeder Art werden mir ſehr angenehm ſeyn.

Hierbey vertraulich das noch unvollſtändige Verzeichniß meiner ſämmtlichen Werke zu geneigter Einſicht und Ueberlegung. Auch folgt ein Schreiben Herrn Soret's[2] hiebey, deſſen vollſtändige und muſterhafte Aufklärung des vorliegenden Geſchäfts[3] erfreulich wäre, wenn wir nicht befürchten müßten, daß der wilde, weitumgreifende Vulkan uns auch dieſes hübſche Unternehmen werde zerſtört haben.

Herrn von Naglers Ankunft wird mir doppelt und dreyfach erfreulich ſeyn, denn ich hoffe, bis dahin mich wieder einigermaßen ins Gleichgewicht geſtellt zu haben. Das Mehrere nächſtens.

Noch eins, der Brief von Carlsruhe hat ſich in dieſen verhängnißvollen Stunden bey mir verkrochen; ich darf wohl Heinrich Müller[4] zu Ihnen ſchicken? damit Sie die Güte haben, ihm die Sache zu ſagen, wie ſie liegt und durch die Schilderung des dortigen Ehrenmannes ihm Luſt machen, bald abzureiſen, da mir die gemachten Bedingungen ſehr annehmlich erſcheinen. Er empfängt Reiſegeld und von Oſtern an bezieht er 100 Thlr. aus unſerer Caſſe, das übrige wird ſich finden.

Verzeihung und Neigung!

G.

[1] Des Theaterbrandes. Das Schauſpielhaus zu Weimar war eingeäschert am 22. März 1825.

[2] Vom 25. März 1825. Soret notirt: „Condition demandé par Boyy pour la médaille de la Gr.-Duchesse. Je demande pour lui une prime; propose un tirage en platine.“

[3] Goethe und der Kanzler von Müller leiteten den geſchäftlichen Theil der Oration für die Fürſtin.

[4] Der Lithograph. Die Angelegenheit taucht wieder auf in den Briefen des Großherzogs Carl Auguſt an Goethe vom 17. und 30. October 1827, ſowie 16. Februar 1828.

Beilage Nr. 11.

[Goethe an den Kanzler von Müller.][1]

W. d. 30. Decbr 30.

E. H. erhalten hiebey

a) das bewußte Concept zu weiterer freundschaftlicher Förderniß;

b) den autorisirten Frachtbrief, den Betrag bey unserer Casse zu erheben;

c) nach näherer Ueberlegung finde doch gerathen, die Kiste vorerst bey mir niederstellen zu lassen, bis diese Angelegenheit mehr eingeleitet ist; ich werde sie deshalb abholen lassen. Es würde vortheilhaft seyn, wenn Sie gelegentlich Ihre Kaiserl. Hoheit von dem wirklich bedeutenden Geschenk des Herrn Grafen[2] einige Vorkenntniß geben wollten; von dem wissenschaftlichen Werthe desselben würde in der Folge, besonders durch Herrn Soret, das Geeignete auszusprechen seyn.

Mich fernerer wohlwollender Theilnahme angelegentlichst empfehlend.

treulichst angeeignet

J. W. v. Goethe.

Uebersicht

der von Johann Peter Eckermann („Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, dritte Auflage, in drei Theilen, dritter Theil, Leipzig, F. A. Brockhaus, 1868) mitgetheilten Unterredungen Sorets mit Goethe, nebst Hinweis auf die dort vorkommenden Widersprüche zwischen Datum und Wochentag.

(Vom Herausgeber der Briefe Goethes an Soret.)

Gespräch							Seite
Nr. 1,	vom	Sonnabend	21.	September	1822	bei Eckermann;	3
„ 2,	„	Dienstag	24.	September	„	„ „	3
„ 3,	„	Dienstag	1.	October	„	„ „	4

[1] Mitgetheilt wie der vorige Brief.

[2] Des Grafen Reinhard. Derselbe hatte in Frankreich eine Sammlung meist vulkanischer Mineralien gekauft, die er für Weimar bestimmte.

Gespräch								Zimmer
Nr.	4,	vom	Donnerstag	10.	October	1822	bei Eckermann;	4
„	5,	„	Dienstag	5.	November	„	„ „	4
„	6,	„	Dienstag	3.	December	„	„ „	5
„	7,	„	Donnerstag	5.	December	„	„ „	6
„	8,	„	Dienstag	17.	December	„	„ „	6
„	9,	„	Montag	9.	Februar	1823 [1]	„ „	9
„	10,	„	Montag	23.	Februar	„ [2]	„ „	9
„	11,	„	Dienstag	24.	Februar	„ [3]	„ „	9
„	12,	„	Mittwoch	25.	Februar	„ [4]	„ „	11
„	13,	„	Montag	2.	März	„ [5]	„ „	12
„	14,	„	Sonnabend	22.	März	„	„ „	12
„	15,	„	Mittwoch	1.	April	„ [6]	„ „	12
„	16,	„	Freitag	3.	April	„ [7]	„ „	13
„	17,	„	Montag	13.	April	„ [8]	„ „	13
„	18,	„	Mittwoch	15.	April	„ [9]	„ „	14
„	19,	„	Sonntag	26.	April	„ [10]	„ „	14
„	20,	„	Mittwoch	6.	Mai	„ [11]	„ „	15
„	21,	„	Dienstag	13.	Mai	„	„ „	15
„	22,	„	Montag	2.	Juni	„	„ „	15
„	23,	„	Freitag	24.	October	„	„ „	16
„	24,	„	Dienstag	11.	November	„	„ „	16
„	25,	„	Sonntag	16.	November	„	„ „	17
„	26,	„	Montag	17.	November	„	„ „	17
„	27,	„	Freitag	28.	November	„	„ „	17
„	28,	„	Freitag	5.	December	„	„ „	18
„	29,	„	Sonntag	7.	December	„	„ „	18
„	30,	„	Sonntag	21.	December	„	„ „	18

[1] Im Jahre 1823 bei der 9. Februar auf einen Sonntag
[2] „ „ „ „ „ „ 23. „ „ „ Sonntag
[3] „ „ „ „ „ „ 24. „ „ „ Montag
[4] „ „ „ „ „ „ 25. „ „ „ Dienstag
[5] „ „ „ „ „ „ 2. März „ „ Sonntag
[6] „ „ „ „ „ „ 1. April „ „ Dienstag
[7] „ „ „ „ „ „ 3. „ „ „ Donnerstag
[8] „ „ „ „ „ „ 13. „ „ „ Sonntag
[9] „ „ „ „ „ „ 15. „ „ „ Dienstag
[10] „ „ „ „ „ „ 26. „ „ „ Sonnabend
[11] „ „ „ „ „ „ 6. Mai „ „ Dienstag

Gespräch								Seite
Nr. 31,	vom	Dienstag	30.	December	1823	bei	Eckermann;	19
„ 32,	„	Freitag	16.	Mai	1828	„	„	174
„ 33,	„	Freitag	6.	Juni	„	„	„	175
„ 34,	„	Freitag	26.	September	„	„	„	175
„ 35,	„	Montag	6.	October	„	„	„	175
„ 36,	„	Freitag	17.	October	„	„	„	176
„ 37,	„	Mittwoch	3.	December	„	„	„	187
„ 38,	„	Montag	18.	Januar	1830	„	„	193
„ 39,	„	Freitag	22.	Januar	„	„	„	193
„ 40,	„	Montag	25.	Januar	„	„	„	194
„ 41,	„	Sonntag	31.	Januar	„	„	„	196
„ 42,	„	Mittwoch	3.	Februar	„	„	„	198
„ 43,	„	Mittwoch	10.	Februar	„	„	„	201
„ 44,	„	Sonntag	14.	Februar	„	„	„	201
„ 45,	„	Montag	15.	Februar	„	„	„	205
„ 46,	„	Freitag	5.	März	„	„	„	206
„ 47,	„	Sonnabend	6.	März	„	„	„	208
„ 48,	„	Sonntag	14.	März	„ [1]	„	„	209
„ 49,	„	Montag	15.	März	„ [1]	„	„	218
„ 50,	„	Mittwoch	17.	März	„	„	„	221
„ 51,	„	Montag	29.	März	„	„	„	228
„ 52,	„	Montag	19.	April	„	„	„	232
„ 53,	„	Donnerstag	22.	April	„	„	„	233
„ 54,	„	Mittwoch	12.	Mai	„	„	„	233
„ 55,	„	Montag	2.	August	„	„	„	233
„ 56,	„	Sonnabend	21.	August	„	„	„	235
„ 57,	„	Mittwoch	13.	October	„	„	„	236
„ 58,	„	Mittwoch	20.	October	„	„	„	236
„ 59,	„	Dienstag	1.	Januar	1831	„	„	238
„ 60,	„	Mittwoch	17.	Januar	„ [2]	„	„	239

[1] Die Gespräche Nr. 48 und Nr. 49 mußten mit dem Zeichen Sorets (*) versehen sein; vergl. dessen Nekrolog in der Weimarischen Zeitung von 1866, in den Nummern 11—13. Dem Verfasser dieser schätzenswerthen Arbeit, W. Lampmann, lag Sorets Originalhandschrift vor, wie Eckermann sie benutzt hat; gleichwohl sind seine Winke für die 3. Auflage der „Gespräche" unbeachtet geblieben.

[2] Im Jahre 1831 fiel der 17. Januar auf einen Montag.

Scapin.

Wohl!

Scapine.

Und auf der obern Reihe,
Die letzte Büchse?

Scapin.

Recht.

Scapine.

Arsenik steht daran,
Und sie ist roth und rund?

Scapin.

Vollkommen. Du kennst sie
Wie deinen Mann, von innen und von außen.
Wir mustern eben seine Flaschen und seine Büchsen,
Notiren was an Arzeneyen abgeht,
Da bring' ich bey Gelegenheit die Sachen durch einander,
Daß ein Versehn noch mehr wahrscheinlich werde.

Gespräch							Seite
Nr. 61,	vom	Dienstag	23.	Januar	1831	bei Eckermann;	239
„ 62,	„	Mittwoch	10.	März	„	„ „	240
„ 63,	„	Mittwoch	31.	März	„	„ „	241
„ 64,	„	Mittwoch	14.	April	„	„ „	241
„ 65,	„	Sonntag	27.	Juni	„	„ „	244
„ 66,	„	Mittwoch	14.	Juli	„	„ „	245
„ 67,	„	Donnerstag	15.	Juli	„	„ „	245
„ 68,	„	Dienstag	20.	Juli	„	„ „	245
„ 69,	„	Montag	2.	August	„	„ „	247
„ 70,	„	Mittwoch	19.	October	„	„ „	247
„ 71,	„	Donnerstag	5.	Januar	1832	„ „	250
„ 72,	„	Freitag	17.	Februar	„	„ „	251

Schlußbemerkung.

Eckermann veröffentlicht 70 Gespräche Goethe's mit Goethe (Nr. 1–72); er bringt darin 21 Widersprüche zwischen Datum und Wochentag. Rechnet man dazu die Gespräche, welche überhaupt nicht an dem von Eckermann angegebenen Tage gehalten werden sein können (wie z. B. das 69. Gespräch vom „Montag, 2. August 1831"), oder bei denen sonst mehr oder minder gewichtige Bedenken aufzeigen, so ergiebt sich, daß für den hierher gehörenden Theil des Eckermann'schen Werkes von einem sorgfältig verfahrenden Herausgeber noch viel zu thun bleibt.

1 Im Jahre 1831 fiel der 23. Januar auf einen Sonntag.
2 „ „ „ „ „ 10. März „ „ Donnerstag.
3 „ „ „ „ „ 31. „ „ „ Donnerstag.
4 „ „ „ „ „ 14. April „ „ Donnerstag.
5 „ „ „ „ „ 27. Juni „ „ Montag.
6 „ „ „ „ „ 14. Juli „ „ Donnerstag.
7 „ „ „ „ „ 15. Juli „ „ Freitag.
8 „ „ „ „ „ 20. „ „ „ Mittwoch.
9 „ „ „ „ „ 2. August „ „ Dienstag.

Verzeichniß

der in Goethes Briefen an Soret erwähnten Personen.

(Die Ziffern verweisen auf die Seite des Werkes.)

A.

Ampère 25.
Auguste, Prinzessin zu Sachsen 168.

B.

Bachmann, C. F. 105.
Belloc, Frau 10.
Bechtolsheim, Juliane v. 15.
Berlepsch, Frau v. 30.
Bernhard, Herzog von Weimar 47, 52.
Beudant 149.
Beulwitz, v. 53.
Beust 59.
Boisserée, Sulpiz 47.
Bonn 17, 27, 89, 90, 153.
Breithaupt 24, 25, 26.
Buch, v. 5.
Byron, Lord 9, 11.

C.

Carl, Prinz von Preußen 169.
Carl Alexander, Erbgroßherzog von Sachsen 10, 18, 34, 47, 54, 63, 73, 76, 79, 89, 84, 95, 99, 100, 103, 108, 110, 142, 152, 155, 159, 166, 175.
Carl August, Großherzog von Sachsen 29, 48, 56.
Carl Friedrich, Großherzog von Sachsen 53, 95.
Christian, Landgraf von Darmstadt 47.
Cellini, B. A. 31.
Cousin, Victor 46, 58.
Cuvier 83, 104.

D.

De Candolle 37, 40, 43, 46, 48, 49, 50, 53, 61, 72, 82.
Dieterich 149.
Dumont 143, 144, 146, 147.
Duvet 148.

E.

Eckermann 107.
Egloffstein, Caroline v. 63, 95.
Egloffstein, Generalin v. 44.
Egloffstein, Ober-Kammerherrin v. 44.
Elkan 26.
Engelhardt, Moritz v. 60.

F.

Färber 103.
Frommann 94, 96, 103, 109, 146.

G.

Gall 109.
Geoffroy de St. Hilaire 104, 151, 156.

Girardin 151.
Goethe, August v. 31, 83, 99, 107.
Goethe, Ottilie v. 31, 80, 99.
Goethe, Walther v. 10, 18, 44, 47.
Goethe, Wolfgang von 18, 47.
Guizot 72

H.

Hartmann, Carl 6.
Hausmann 143.
Henckel, Gräfin 30, 52.
Herder, Oberberghauptmann v. 24.
Hoff, K. E. A. v. 65.
Homer 150.
Hopfgarten, Frau v. 95.
Hugo, Victor, 164.

J.

Jungius, Joachim 46.

K.

Kecht, J. Sm. 61.
Keferstein 80.

L.

Leonhard 33.
Löw, Frau v. 59.
Löw, Louise v. 59.
Louise, Großherzogin von Sachsen 13, 17, 29, 38, 42, 43, 47, 48, 52, 54.

M.

Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen 10, 24, 25, 26, 53, 73, 77, 78, 87, 92, 95, 142, 143, 146, 152, 154, 155, 162, 167.
Medwin 12.
Meyer, Ernst 75.
Meyer, Heinrich 7, 17, 18, 88, 89, 123, 128, 142, 160, 162, 166, 167.
Mionnet 166.
Mirabeau 144, 147.
Müller, Christian 22.
Müller, F. v. 44.

O.

Orleans, Prinzessin von 107.

P.

Pallard, Auguste 30.
Pogwisch, Ulrike v. 30, 52.
Poncon 36.
Predari 13.

R.

Riemer 97, 98, 118, 131.
Rousseau 115.

S.

Schnyder v. Wartensee 78.
Schuchardt 62.
Sömmering, v. 31.
Spiegel, v. 48.
Sternberg, Graf 9, 30, 152, 155.
Stieler 41, 52.

T.

Theremin 82.
Töpffer 149, 173.

V.

Villeroue, de 6.
Villemain 79.
Vogel, C. 41, 44.
Voigt, Fr. Siegm. 53.
Voigt, v. 166.

W.

Weller 62.
Wieland 144.
Wilhelm, König von Würtemberg 153.

Z.

Zahn 92.

Briefe Goethe's

an

Sophie von La Roche und Bettina Brentano

nebſt dichteriſchen Beilagen.

Briefe Goethe's

an

Sophie von La Roche und Bettina Brentano

nebst dichterischen Beilagen

herausgegeben

von

H. von Loeper.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hert.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1879.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Einleitung.

Nachstehende Sammlung von Goethe-Erinnerungen scheint auf den ersten Blick des innern Zusammenhangs zu entbehren. Näher betrachtet möchten sie sämmtlich, Briefe und Gedichte, als Beitrag zur Kenntniß der innern Geschichte einer der wichtigsten Lebensperioden des Dichters, der Jahre seines ersten reichen Schaffens, 1773, 1774 und 1775, zu bezeichnen sein. In das zweite Jahr fällt der kleine dramatische Dialog „des Künstlers Vergötterung", hier aus seiner völligen Vergessenheit ans Licht gezogen, unter den Briefen an Frau von La Roche Nr. 20a, in das letzte die Uebertragung des Hohen Liedes, welche gleichfalls hier zum ersten Mal veröffentlicht wird. Die funfzehn kleinen Parabeln „Salomo's güldne Worte von der Ceder bis zum Ysop", deren Original

Scapine.

Brav! Und übrigens ſoll alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß.

Scapine.

Du fürchteſt nichts von deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit nichten! Wenn du die Kunſt
Ohnmächtig dich zu ſtellen noch verſtehſt,
Mit ſtockendem Pulſe
Für todt zu liegen,
Wenn mir der Kopf am alten Flecke ſteht.
Nur friſch! es geräth!
Er iſt ein ganz erbärmlicher Menſch,
Ein Schelm und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke etwas hinter ihm verborgen.
Nur friſch, mein Liebchen!

sich unter den Papieren der Frau von La Roche vorfand, hätten jenen Gedichten hinzutreten müssen, wären sie nicht schon in jüngster Zeit in Goethe's Werke übergegangen. Die am Schlusse nach den Originalen abgedruckten Bettina-Briefe sind mehr ein Beiwerk, eine Zugabe zu den Briefen Goethe's an Sophie La Roche, weil jene sich aus diesen erklären, insofern Bettina eine ihr von Großmutter und Mutter zugefallene Erbschaft antrat, da sie, poetisch eine gute Katholikin, den Dichter zu ihrem Heiligen erkor.

Für Goethe, der so früh die höchste Ruhmesstaffel erstieg und länger als ein halbes Jahrhundert behauptete, hat das Fortleben in lebendigen Beziehungen zu drei verschiedenen Generationen derselben Familie etwas Typisches; ein Vers in das Stammbuch des frühverstorbenen ältesten Sohnes von Bettina, das letzte Dichterische aus seiner Feder, dehnte jene Beziehungen bis zur Generation der Urenkel aus. So in successiven Altersstufen stand er vielen Familien, in gewissem Sinne als Schriftsteller seiner ganzen Zeit gegenüber.

Die vorliegenden Briefe an Frau von La Roche sind ein Ausfluß der Freundschafts-Tendenz des vorigen Jahrhunderts, aus einer Epoche, wo Deutschland zu neuem Leben erwachte und die von diesem Leben erfüllten „für einander geschaffenen Seelen" (Brief Goethe's Nr. 3) das unwiderstehliche Bedürfniß gegenseitiger Mittheilung empfanden. Der aufstrebende Jüngling schreibt pietäts- und vertrauensvoll der erfahrenen älteren, jedoch noch jugendlich fühlenden Frau. Sie zählte beim Eröffnen der Korrespondenz noch nicht zwei und vierzig Jahre. Kurz vorher war sie als Schriftstellerin aufgetreten, schon in dem Charakter einer Lehrerin von „Teutschlands Töchtern". In ihren späteren Schriften nimmt sie immer mehr die mütterliche Stellung ein. Auch für Goethe war sie, die Mutter zwei schöner, eben herangewachsener Töchter, von Anfang an die Mama, wie ähnlich Betty, die Gattin seines Freundes Jacobi, das Mamachen und Johanna Fahlmer das Täntchen. Das Verhältniß zu Sophie entwickelte sich jedoch auf dem Grunde ihres beiderseitigen, wenn auch

sehr verschiedenartigen Schriftsteller-Berufs reicher als das zu jenen beiden gleichzeitigen Freundinnen. Die Briefe haben daher ebenso sehr ein literarisches als ein biographisches Interesse, mag man Goethe allein oder auch Sophie in's Auge fassen, als ein getreuer Spiegel der Sturm- und Drang-Periode, deren Tendenzen uns auf jedem Blatte entgegentreten.

In's Besondere lassen sich darin die Konflikte der neuen Dichterschule mit Wieland verfolgen. An seiner eignen Muhme und Jugendgeliebten vollzog sich in jenen Jahren der Uebergang der literarischen Hegemonie auf Goethe. Wieland fühlte den Abfall seiner Freundin, er klagte, er bat um regelmäßige Briefe alle vierzehn Tage, um sie wenigstens äußerlich zu binden. Sie bewahrte ihm auch ihre Freundschaft und sich den Nimbus ihrer Jugendliebe bis zuletzt. In ihrem schriftstellerischen Wirken indeß, schon in den Erstlingswerken[1]), der unter Richardson's Einfluß ent-

[1]) Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Herausgegeben von C. M. Wieland. 2 Bde. Leipzig 1771 und Re-

ſtandenen Sternheim, welche Herder und Goethe ſympathiſch begrüßten, während Wieland obwohl der Herausgeber ſtille Oppoſition machte, und ebenſo in Roſalien's Briefen, einem Hauptgegenſtande ihrer Korreſpondenz mit Goethe, zeigt ſich eine vollſtändige Abwendung von dem Wielandſchen Geiſte. Schon vorher war ſie von Voltaire zu Rouſſeau übergegangen. Wie Herder, wie die Herausgeber der Frankfurter gelehrten Anzeigen wendet ſie ſich, in bewußtem Gegenſatze gegen die ſchöngeiſtigen, conventionellen, verſtandesmäßigen Franzoſen, mit vollen Segeln den Engländern zu. Naturwahrheit, Naturempfindung werden auch ihre Loſung.

Freilich war Sophie keine Dichterin. Sie kann, wenn ſie ſich zu Anfang der Siebziger Jahre an Jacobi und Goethe auf's Engſte anſchloß, wenn in der Iris ihre Beiträge neben den Goethiſchen figuriren, doch nicht als eine Zugehörige des Dichterkreiſes der Goethe, Lenz, Klinger

ſaliens Briefe an ihre Freundin Mariane von St. 4 Bde. Altenburg. 1779—1781.

gelten. Sie steht neben demselben als eine Frau mit rein praktischen und moralischen Zwecken. Sie wirkt ganz im Sinne der Aufklärung. Die Noth des Volkes, die damalige Verkommenheit der Landbevölkerung in Süddeutschland liegt ihr am Herzen. In ihrem Streben zu deren Hebung berührt sie sich mit dem Basler Iselin. Für dieses wünscht sie die höhern Stände zu gewinnen, die „Affen- und Papagei-Menschen" selbst von dem höfischen und gesellschaftlichen Treiben ab- und auf ein mehr natürliches Leben, auf Naturgenuß und reale Thätigkeit hinzulenken[1]). Die idyllische und dörfliche Tendenz der damaligen Poesie verwandelte sich bei ihr in eine produktive Richtung auf Garten- und Ackerbau (Rosalien's Briefe Nr. 64). In ihren Romanen treffen wir schon auf ausgeführte Dorfgeschichten (ebenda Nr. 66). Klijogg war für sie wichtiger als Geßner.

[1]) Wieland nennt daher ihre Sternheim (Einleitung): „eine in Handlung gesetzte Satire über das Hofleben und die große Welt;" anders Herder's Aeußerungen über das Buch, Nachlaß III, 146 figte. und Merck II, 30.

Der Schweizer Bauer Jakob Gujer, Klein Jogg oder Klijogg genannt, erschien jener Zeit als der verwirklichte Rousseau'sche Normalmensch. Hirzel hatte ihn 1761 als ein bäuerliches Wunder in die Welt eingeführt („Wirthschaft eines philosophischen Bauern"). In den nächsten zwanzig Jahren gehörte er zu den Merkwürdigkeiten der Schweiz, die man gesehn haben mußte. Der philanthropische Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, der Nachahmer Rousseau's, ging Arm in Arm mit Klijogg im Bade Schinznach umher. Noch 1779 suchte ihn der Herzog Karl August von Weimar in seinem Hause auf, um wie die „Schweizerischen Nachrichten" (Zürich 1779 S. 230) sich ausdrückten, „sich von dem stillen eingezogenen Leben eines Republikaners und eines freien Bauern einen Begriff zu machen" (s. auch J. Frese's Anm. zu S. 162 der Briefe aus F. Schlosser's Nachlaß 1877). In zwei Schreiben (Nr. 38 und 40) suchte Goethe Sophie's sehr natürliche Neugierde über diesen merkwürdigen Mann zu befriedigen.

Daß das weibliche Geschlecht jedoch ihr Haupt-

augenmerk war, daß ihre ganze Schriftstellerei eine volksthümlichere, gesundere und mehr den Zusammenhang mit der Natur wahrende Erziehung und Vorbildung desselben bezweckte, folgt aus ihren persönlichen Lebenserfahrungen. Denn in allen Schriften stellt sie nur sich und ihre Erlebnisse in ziemlich durchsichtigem Gewande dar. In der Madame Guden, einer Figur in „Rosalien's Briefen", erkannte Wieland klar seine Freundin selbst[1]). Sie errichtet hier ein System helfender Liebe und Duldung, nicht aus Religion sondern aus Humanität. Sie bestrebt, in ihrem Ton zu reden, den Weg der Wahrheit mit Rosen[2]).

In Mainz, als ihr Gatte dorthin seinem Gönner Stadion, dem ersten Minister, gefolgt war, hatte sie ganz die französische Richtung angenommen, wie sie die deutschen Höfe ausschließlich damals pflegten. Nach Merck's competentem Ur-

[1]) Wielands Briefe an Sophie, herausgegeben von Horn. 1820. Nr. 194 vom 20. Juni 1778.

[2]) Rosaliens Briefe II, S. 172 über moralische Toleranz.

theil ſprach ſie beſſer franzöſiſch als deutſch, und auch das Deutſch ihrer Schriften ſieht aus wie urſprünglich franzöſiſch gedacht, wenn ſie auch derbe Ausdrücke gelegentlich anwendet und gleich Goethe das Wort „Kerl“ und ähnliche in die Schriftſprache einzuführen ſucht[1]). Ihr Gatte, mit Stadion der Voltairiſchen Schule angehörig, und Freund Wieland konnten ſie nur in der franzöſiſchen Neigung beſtärken. Der Umſchwung erfolgte durch Rouſſeau's Schriften und durch die ganz neuen Eindrücke des Landlebens in Warthauſen, dem Gute des Grafen Stadion in Schwaben, und nach deſſen Tode in Bönigheim, wo La Roche als Amtmann eine Stelle erhielt. In der Einſamkeit dort und nach der Ueberſiedelung ihres Gatten nach Ehrenbreitſtein (Frühjahr 1770) griff ſie zur Feder,

[1]) In der Sternheim nennen zwei engliſche Lords ſich unter einander „dummer Junge“ und „Kerl“. Wieland bemerkt in einem Briefe an Sophie vom 14. Febr. 1781 „daß Goethe das Wort Kerl ohne Erfolg in die gute Geſellſchaft habe einführen wollen“ (Auswahl denkw. Briefe 1815. I. S. 165). Auch der Doktor, Goethe's Portrait, in Klingers „Leidendem Weibe“ (IV. 2) wirft mit „Kerls“ um ſich.

um ihre neuen Ideen über Erziehung und Bildung, zum Nutzen zunächst für ihre Töchter, auch in weitere Kreise zu verbreiten. An den genannten Orten befinden wir uns stets in ihren beiden Erstlingsschriften, oder wir unternehmen von da aus Reisen. Der Kreis der vorgeführten Gestalten ist stets ihr Kreis, der Stadionsche in Warthausen mit Wieland, La Roche und den Geistlichen Brechter und Dumeix, oder der Coblenzer mit ihrem Gatten und Hohenfeld[1]). Daß unter der Maske des Lord

[1]) Wegen Wieland und Brechter s. Anm. zu Nr. 2 der nachfolgenden Briefe, wegen Dumeix als Gast zu Warthausen Wielands Briefe an Sophie S. 151 und 270; Warthausen ist geschildert in Rosalien's Briefen II, S. 478 flgde (der Ausgabe von 1797); dort hielt auch der Maler Tischbein sich auf, den Stadion auf La Roche's Empfehlung beförderte; er stellte auf einem noch erhaltenen großen Jagdbilde alle Mitglieder des Stadion'schen Kreises in Portrait-Aehnlichkeit dar; wegen Bönigheim s. Böttigers Zust. und Zeitgen. I, S. 159. Coblenz erscheint in Rosaliens Briefen Nr. 92; Sophie selbst sagt, der Onkel in dieser Geschichte trage die Züge ihres Gatten (Melusinens Sommerabende. 1806. S. XXXIII); Hohenfeld bezeichnen Rosaliens Briefe (Nr. 92; Bd. II, S. 455—457 und 460) deutlich als „unsern edlen Minister von H.***"

Rich in der Sternheim Letzterer versteckt sei, darauf deuten Goethe's Worte in seiner Besprechung des Buchs: „Bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt."

Dazu treten die von Sophie auf ihren Reisen, welche mit denjenigen ihrer Heldinnen zusammenfallen, berührten Personen und Orte. Vielleicht nehmen wir Antheil an „Rosaliens Briefen" heute nur noch wegen der hineingewebten Lebenserinnerungen der Verfasserin. Auch die nachstehenden Briefe Goethe's an sie empfangen daraus mehrfach Licht. Derartige Züge sind kenntlich in der so höchst anschaulichen und lebendigen Schilderung der Eispartie zu Frankfurt (Anm. zu Nr. 8), ferner in der von drei „ältlichen unverheiratheten Frauenzimmern" (Rosaliens Briefe Nr. 79). Darin ist uns, wie mir nicht zweifelhaft dünkt, ein Andenken an Goethe's Freundinnen, die Schwestern Gerock, erhalten, welche in seiner Lebensgeschichte nicht übergangen werden dürfen, um so wichtiger, je weniger Authentisches wir über sie sonst wissen. Schon

Deine Hand! und guten Muth,
So ist der Braten unser!

Scapine.

Es schleicht durch Wald und Wiesen
Der Jäger ein Wild zu schießen
Frühmorgens eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe soll uns nicht verdrießen.
Auch wir sind angewiesen,
Ein jedes hat seine Jagd.

Scapine.

Auch wir sind angewiesen!
Die Mädchen auf die Tropfen,
Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O! welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen.
Denn oft ist Malz und Hopfen
Bey allen gar verloren;

früh, 1772, nannte Merck sie: formées d'après l'idéal de notre Goethe (An seine Gattin, Briefe III, Nr. 22).

Im achtzigsten Briefe befinden wir uns mit Lavater und Basedow, die freilich unerwähnt bleiben, im Bade Ems und in Nassau, im elterlichen Hause des späteren Ministers Stein. Sophie rühmt, fast prophetisch, Eltern und Kinder und die Selbstständigkeit ihres Denkens und Handelns. „Möge doch, ruft sie aus, der Ton der Seele dieser Familie sich bis auf die spätesten Enkel fortpflanzen! — so werden wir immer Modelle und Beweis von Adel haben." Den Besuch, welchen Goethe nach seiner Erzählung in „Dichtung und Wahrheit" (III, Buch 14) in Begleitung der genannten „Propheten" der Steinschen Familie im Juli 1774 machte, die „große Gesellschaft", die „zerstreuenden Spaziergänge" finden wir hier ausführlich beschrieben. Wir erkennen in der botanisirenden „jungen und liebenswürdigen Dame von Hannover" die auch in den Kestnerschen Briefen (Junger Goethe III, S. 26, 27 u. 35) genannte

Frau Meyer, in einer anderen Dame (S. 276 „Ideen einer anderen Dame") Sophie ſelbſt und in dem „geiſtvollen Manne" (S. 273) mit großer Wahrſcheinlichkeit Goethe wieder. Die von ihm hier berichtete Aeußerung: „Es dünke ihn, den Grabhügel eines alten Edlen von Deutſchland durch würdige Enkel mit Blumen beſtreut zu ſehen", zeigt dieſen „Edlen" dem „Helden" in dem ein paar Tage ſpäter gedichteten „Geiſtesgruß" nahe verwandt und beide, jene Aeußerung und das Gedicht, der „Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins" entquollen, welche ihn nach ſeiner eignen Erzählung auf der Rheinreiſe 1774 erfüllte.

Für die richtige Würdigung von Stein's väterlichem Hauſe bietet jene Schilderung und die noch etwas frühere in Hardenberg's von Ranke veröffentlichtem Tagebuch unſchätzbares Material. Da Stein's Vater in kurmainziſchen Dienſten ſtand, ſo gehörte dieſe Familie zu Sophie's Mainzer Bekanntſchaften, und ſie war Goethe gefällig, indem ſie ihn bei Frau von Stein einführte. Damit

berühren wir einen der Punkte, worin die Verbindung mit Sophie für ihn auch äußerlich fruchtbar wurde.

Es zeigt sich in jenen Jahren bei ihm unverkennbar das Streben, außerhalb seiner ihn wenig befriedigenden Vaterstadt festen Fuß zu fassen, Relaispferde, wie er sich ausdrückt, für seine weitere Laufbahn zu nehmen (An Sophie Nr. 37). Mehr als in Frankfurt fand er sich geistig zu Hause in Darmstadt bei Merck und in Zürich bei Lavater. Er streckte seine Fühlhörner auch nach Ehrenbreitstein aus. Dies war damals, neben Pempelfort, ein geistiger Wallfahrtsort am Rhein. Von dem Hause La Roche in Ehrenbreitstein galt in vollem Maaße, was Sophie in ihrem ersten Romane die Sternheim sagen läßt (II, 300): „Sie können hoffen, in unserem Hause wechselsweise jede Schattirung von Talenten und Tugenden zu finden, die in dem Kreise von etlichen Meilen um uns wohnen." Die Zuneigung der welterfahrenen Frau von La Roche bot Goethe Anknüpfungen mit der großen Welt und mit politischen Kreisen, deren Anschauung

ihm bisher fehlte. Moſer zwar, der leitende Miniſter in Darmſtadt, war ihm von Jugend auf bekannt; noch mehr verband ihn Merck mit den dortigen Kreiſen; im Jahre 1775 ſehen wir ihn am Hofe des Markgrafen von Baden und im Verkehr mit deſſen Miniſter von Edelsheim; auch mit dem Pfälzer Hofe waren, wohl ſehr dünne, Fäden durch ſeine Freundin Delph angeſponnen. Die La Roche vermittelte ſeine Bekanntſchaft mit einigen der im Geiſte der neuen Zeit thätigen kurmainziſchen und kurtrieriſchen Staatsmännern. Hatten dieſe Beziehungen auch nicht äußeren Erfolg, gingen ſie überhaupt nicht in die Tiefe, ſo verdienen ſie doch Beachtung als vorbereitende Stufen zu dem Uebergange nach Weimar. Daß den Dichter ſchon 1774 ein politiſcher Thatendrang erfüllte — Ausdrücke, die nicht im heutigen Sinne zu nehmen ſind —, zeigt ein Wort Lavater's aus der Zeit unmittelbar nach der Rheinreiſe: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Weſen bei einem Fürſten. Dahin gehört er. Er könnte König ſein. Er hat nicht nur Weisheit und Beuhomie, ſondern

auch Kraft“ [1]), eine Aeußerung, deren Richtigkeit Goethe ſpäter in ſeinem Weimariſchen Wirken voll bewährt hat.

In der bezeichneten Richtung ſind die Briefe an Sophie beſonders ergiebig, obſchon die dem Dichter wohlbekannte Mittheilſamkeit ſeiner Freundin allen ſeinen Aeußerungen die größte Zurückhaltung auferlegte. Selbſt über ſeine Liebesverhältniſſe zur Münch und zu Lilli finden wir nur entfernte und zweifelhafte Andeutungen. Die Erklärung der Briefe beſteht daher im ſteten Errathen von Räthſeln. Wer weiß auch heute noch Genaueres von den Rheiniſchen geiſtlichen Kurſtaaten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts? Selbſt ein Ranke verwechſelte die regierenden Herren ſelbſt [2]), und ebenſo iſt den Meiſten

[1]) An Zimmermann den 20. Oktbr. 1774; unter L. Hirzel's „Goetheana“, Im Neuen Reich 1878. Nr. 43.

[2]) In den Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg Bd. I, S. 23 Note 4 nennt er an Stelle des Kurfürſten von Mainz, Emmerich Joſeph, den Kurfürſten von Köln, Maximilian Friedrich.

der Territorialbeſtand jener Länder, namentlich von Kurmainz, dunkel. Der Geſchichte jener politiſch einſt ſo wichtigen Staaten fehlt ſo ſehr jedes Relief, weil ſie nicht mit der beſtimmter Dynaſtien, gleich den weltlichen Territorien, verknüpft iſt.

Die Kurfürſten von Trier reſidirten ſeit dem dreißigjährigen Kriege in der Philippsburg am Fuße des Kaſtells von Ehrenbreitſtein, zuletzt in dem ſ. g. Dikaſterialbau. Von dort ſind die Verordnungen bis 1786 erlaſſen, bis zum Einzuge in das neuerbaute Schloß zu Coblenz. Der Dikaſterialbau, in nächſter Nachbarſchaft des La Rochiſchen Hauſes belegen, war daher von 1768 an der Sitz des letzten Kurfürſten Klemens Wenzeslaus, des jüngſten Sohnes des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt III.[1]), ein Jahr ſpäter auch die Reſidenz ſeiner unvermählten Schweſter Prinzeſſin Kunigunde (Anm. zu nachſtehendem Briefe Nr. 22). Die Gunſt

[1]) Ueber ihn und ſein ſonderbares Deutſch ſpricht Wieland bei Böttiger Liter. Zuſt. und Zeitgen. I, S. 262 fg.

dieſes Hofkreiſes hatte ſich Sophie ſehr bald erworben. Der Kurfürſt genehmigte z. B., „daß Mademoiſelle de la Roche in der Hofkirche mit Herrn H. Anton Brentano von Frankfurt getraut wurde“ (Sonntag, d. 9. Januar 1774 nach Dominicus' Schrift S. 131). Auch ſchöngeiſtige Intereſſen verſtand ſie in dieſer Umgebung zu erwecken. Sie rühmt in ihren Schriften die Prinzeſſin und deren Hofdame von Naundorf, die wir auch unter den Pränumeranten auf Wieland's Agathon (1773) antreffen. In Goethe's Briefen taucht dieſer Hofkreis, nach ſeinem zweiten oder vielmehr dritten Beſuche 1774, in der erſten Hälfte des Auguſt, vorübergehend auf. Im Widerſpruch mit der von dem erſten Miniſter Grafen Metternich, dem Vater des berühmten Staatskanzlers, vertretenen klerikalen Richtung, welche den Hof beherrſchte[1]), übertrugen Hohenfeld und La

[1]) Nach Hardenberg, der die Rheiniſchen Höfe von Wetzlar aus im Herbſt 1772 beſuchte, alſo gleichzeitig mit Goethe's erſtem Ausfluge nach Ehrenbreitſtein, trug der dortige Hof „einen zu papiſtiſchen Charakter;“ er fand den

Roche, aus deſſen Geſichte für Lavater „der Miniſter Stadion transparent war" (An Goethe 10. Aug. 1782), hieher von Mainz den neuen Joſephiniſchen Geiſt. Es war die Zeit der Aufhebung des Jeſuiten-Ordens (Juli 1773). Hontheim, der Weihbiſchof von Trier hatte ſeinen Febronius, La Roche ſeine Mönchsbriefe geſchrieben[1]). Die Briefe an Sophie ergeben, wie nah Goethe dem Hauptvertreter der freieren Richtung, dem Freiherrn Chriſtoph von Hohenfeld, Domherrn zu Speier und Bamberg geſtanden hat[2]). Wegen der

---

Kurfürſten zwar ſehr gnädig, die Hofleute aber ungefällig und ſtumm. „Ihre graue Uniform macht einen traurigen Eindruck." Metternich erſchien ihm „gezwungen und abſichtlich" (Denkw. I, 23).

[1]) Justinus Febronius de statu ecclesiae 1763 bis 1774 und Briefe über das Mönchsweſen von einem katholiſchen Pfarrer. 4 Bdchen. 1780—1787. (Bd. 1 von La Roche und Brechter ſchon 1771; Bd. 2—4 von J. H. Riesbeck).

[2]) Der Rheiniſche Antiquarius von Stramberg II. 2 S. 768—777 enthält eine ausführliche Geſchichte der Hohenfeld'ſchen Familie; das Hohenfeld'ſche Haus in Coblenz ſtand in der Löhrſtraße.

geiſtlichen Würden, welche derſelbe auch an den Stiftern zu Worms, Speier und Wimpfen bekleidete, ſtand er gleichzeitig unter dem Kurfürſten von Mainz. Daſſelbe war der Fall mit dem aus Goethe's Lebensgeſchichte bekannten, in den nachſtehenden Briefen oft erwähnten Dechanten Dumeir zu Frankfurt, und den Stiftern, an denen er dort fungirte[1]).

Hohenfeld, in Coblenz anfänglich als geiſtlicher Rath, dann von 1778 bis 1780 als Conferenz-Miniſter des Kurfürſten von Trier an Stelle Metternich's thätig, der intimſte Hausfreund La Roche's, Goethe's Schüler im Griechiſchen (nachſtehend Brief Nr. 30), noch in jugendlichem Alter, verband mit großer Weltkenntniß wiſſenſchaftliche und poetiſch-literariſche Bildung. Der ſchwediſche Reiſende Björnſtähl, der Lavater in Zürich und Goethe in Frankfurt aufgeſucht hatte,

[1]) Goethe's Briefe an Dumeix ſind noch unbekannt; durch Vermittlung des Fürſten Primas Dalberg erhielt der Dichter ſie 1809 zurück (Briefw. mit e. Kinde I, S. 319).

auch im Juli 1774 mit Beiden in Neuwied ſich begegnete, ſchildert Hohenfeld ſehr günſtig[1]): „Dies iſt ein ſehr liebenswürdiger Herr. Er iſt in Italien, Frankreich, England auf Reiſen geweſen, beſitzt viele und gute Kenntniſſe, ſelbſt im Fache der Naturgeſchichte, war in Paris Anbeter der Marquiſe de Barbeyrac" u. ſ. w. Caglioſtro hatte ihm dort Geiſter erſcheinen laſſen. Boie, der unmittelbar nach Goethe den Rhein bereiſte, und überall von Lavater und Baſedow noch erzählen hörte, auch Frau von Stein als „Lavaters, Goethes und der Madame de La Roche Freundin" aufſuchte, nennt Hohenfeld „freiſinnig und feingebildet, einen großen Freund der deutſchen Literatur" (Weinholds Boie, S. 69). Schiller endlich ſah ihn 1784 in Speier, als er dort Frau von La Roche von Mannheim aus beſuchte; er nennt ihn (Brief vom 15. November 1785): „den edelſten Mann, den ich kennen lernte und mein Freund."

[1]) Björnſtähl's Nachrichten von ſeinen ausländiſchen Reiſen Bd. V. S. 6 fg. 221. 303. 321.

Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts kühnes wagt.

Beyde.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.

Denn oft iſt Malz und Hopfen,

Scapin.

An ſo viel armen Tropfen,

Scapine.

So viel verkehrten Thoren,

Scapin.

Und alle Müh' verloren.

Scapine.

Der ganze Schwall von Narren,

Scapin.

Läßt euch vergebens harren,

Beyde.

Wenn ihr nichts kühnes wagt.

An jenen Besuch knüpft sich die Sage, Hohenfeld habe dem Dichter zu seinem Marquis Posa gesessen. Daß Hohenfeld auch mit Höpfner und Merck korrespondirte, zeigen die Briefsammlungen des Letzteren.

Von Goethe's damaligen Coblenzer Bekanntschaften sind außerdem zu nennen die Familie D'Ester in Vallendar, der Baumeister Trossen und der Maler Zick.

Erstere Familie, wie Dumeir Wallonischen Ursprungs, weist auf die fast verschollene kleine geistliche Landesherrlichkeit der gefürsteten Abtei zu Stable (Stavelot) hin. Zu ihr gehörte Malmedy. Von dort, gleich seiner Gattin stammend, hatte der Kommerzienrath D'Ester die alte Sayn-Wittgensteinische Burg zu Vallendar nebst Ländereien von dem Kurfürsten zu Trier um 1770 erworben, auf welchen die Hälfte jener Herrschaft 1767 für 100000 Gulden übergegangen war (Rhein. Antiq. III. 1 S. 75 und 2 S. 118). D'Ester, als reicher Industrieller, erbaute in Vallendar das noch wohlerhaltene, schloßartige Haus neben der

hoch gelegenen Kirche; 1774 fertig geworden, bildete es mit der großartigen Anlage einer Sohlleder-Gerberei den Gegenſtand allgemeiner Bewunderung am Rhein[1]). Ein Zimmer dieſes Hauſes wird noch heute gezeigt, worin Goethe zu Anfang Auguſt 1774 gewohnt und an einem Stücke gearbeitet haben ſoll. Dies Stück mag Erwin und Elmire oder auch das Jahrmarktsfeſt von Plundersweilern mit deſſen Nebenſtücken geweſen ſein. Auch eine Verführungsgeſchichte knüpft ſich an dieſen Aufenthalt Goethe's in der erſten Woche des Auguſt 1774, wovon der Rheiniſche Antiquarius (II. 1 S. 100) berichtet[2]). Stramberg ſelbſt hat aber an einer andern Stelle ſeines weitläuftigen Werks jene Anſchuldigungen in das Reich der Mythe verwieſen. In dem Abſchnitt über Kärlich bei Coblenz, einſt die Sommerreſidenz der Kurfürſten von Trier, ſagt er nämlich (Rh.

[1]) Al. Dominicus, Coblenz unter den letzten Kurfürſten 1869. S. 84.

[2]) Düntzer's Studien zu Goethe's Werken. 1849. S. 103. Note 1.

Antiq. III. 2 S. 138): „Im Jahr 1791 soll der Graf von Artois von Schönbornslust aus einen kleinen Liebeshandel mit einem netten Bauernweibchen aus Kärlich eingefädelt haben. Vielleicht hat man ihm nur angedichtet, wessen man ihn wohl fähig glaubte, wie das auch mit Goethe's angeblichem Liebesabenteuer in der Mühle bei Vallendar sein wird." Frau D'Ester (Br. Nr. 20) gehörte zu Sophie's vertrautesten Freundinnen. Sie stand 1774 im Alter von sechs und vierzig Jahren. Die von Goethe erwähnte Gretel (Br. Nr. 25), ihre älteste Tochter Margarethe, damals elfjährig, starb erst 1844 als Mutter des Bayerischen Staatsministers von Zwehl.

Ueber den Coblenzer Baumeister Treffen und seine unter dem Namen Cordel (Cordelia) vermuthlich zu verstehende Gattin siehe die Anmerkungen zu den Briefen Nr. 13 und 30.

Mit dem Maler Januarius Zick (in Lavaters Tagebuch von der Rheinreise 1774 Zigg genannt) ward wohl nur über Gemälde geschäftlich verhandelt. Aus München gebürtig hatte er in Rom

nach Beendigung seiner Studien unter R. Mengs sich einen Namen erworben. Als er, nach Deutschland zurückgekehrt, in Folge seiner Verheirathung mit einer Rheinländerin 1762 zu Ehrenbreitstein in der Hofstraße unmittelbar neben der Residenz des Kurfürsten Johann Philipp sich niederließ, trug es sich zu, daß Letzterer, nach Erbauung des Schlosses zu Engers (1758—1762) eines Malers zur Ausschmückung desselben bedürfend, sich mit der Bitte um Nachweisung eines solchen an den heiligen Vater nach Rom wandte und Dieser hierauf dem Kurfürsten Niemand anders empfahl als dessen nächsten Nachbar Zick. Dieser verzierte nun den Hauptsaal des Schlosses Engers 1764 mit Fresken und besorgte später die Malereien für das neue Coblenzer Schloß, besonders für die Schloßkapelle, welche sein Enkel Gustav Zick 1845 restaurirte, sowie für die Decken des Audienzsaals. Auch die städtische Sammlung in Coblenz bewahrt einige seiner Bilder[1]).

[1]) S. über Zick den Rheinischen Antiquarius III. 2

Sophie vermittelte ihrem dichterischen Freunde ferner die Bekanntschaft mit dem kurmainzischen Minister Groschlag. Schon 1764 bei der Königswahl Joseph's des Zweiten hatte der vierzehnjährige Goethe ihn unter den Mainzer Bevollmächtigten von Ferne erblickt (Dichtung und Wahrh. Thl. I., Buch 5). Damals schrieb Joseph seiner Mutter von ihm: C'est le comte de Kaunitz en petit, parlant bien, mais pas avec tant d'esprit[1]). Nach Stadions Dienstaustritt war Groschlag, — sein Schüler, wie auch La Roche und der Vizekanzler Benzel — in die Stelle des ersten Ministers des freisinnigen Kurfürsten Emmerich Joseph von Mainz gerückt. Als Kurator der

---

S. 136 flgde. und Dominicus, Coblenz unter den letzten Kurfürsten. 1869. S. 84. — Knebel, der bei seinem Besuche in Coblenz am 13. September 1780 den Maler Zick nicht anwesend fand, aber dessen Atelier sah, notirte in seinem Kalender: „Harte, grobe Art zu malen. Falsche Zeichnung. Schwatzhaftigkeit der Madame Zick."

[1]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Wien 1867. I. S. 82.

Univerſität unterſtützte er Steigenteſch's, des Schulreformators, Beſtrebungen zur Hebung der wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Hardenberg ſchreibt 1772 von Groſchlag, an den er durch Frau von Stein empfohlen war: „Er gilt alles beim Kurfürſten und hat alle die neuen Arrangements wegen der Feſttage und Einſchränkung des Clerus gemacht, aber er iſt von dieſem letzteren auch ſehr gehaßt. Er ſoll einer der größten Miniſter in Deutſchland ſein" (Denkwürdigkeiten I., S. 23). Nach dem plötzlichen Tode Emmerich Joſeph's im Juni 1774 ward der Haß der Geiſtlichkeit gegen die Aufklärer entfeſſelt. Groſchlag und Benzel mußten fliehen und wurden ihrer Aemter entſetzt. Schon vorher hatte das Domkapitel Steigenteſch kaſſirt. Als Boie im Oktober deſſelben Jahres Mainz beſuchte, fand er bereits „Alles umgeſtoßen, was der vorige Kurfürſt durch ſeinen Miniſter von Groſchlag zur Verbeſſerung des Landes und namentlich der Schulen gethan" (Weinholds Boie S. 70).

Groſchlag zog ſich auf das, aus den Fehden Bernhards von Weimar und Mansfelds mit Tilly

bekannte, zwiſchen Darmſtadt und Aſchaffenburg liegende Dorf und Gut Dieburg zurück. Den ihm von der franzöſiſchen Regierung angebotenen Poſten eines Geſandten bei dem neuen Kurfürſten von Mainz, Erthal, der zugleich der letzte ſein ſollte, lehnte er aus Patriotismus ab. Jetzt erſt, nach ſeinem Sturze, ließ ſich Goethe bei Groſchlag und ſeiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin Stadion, in Dieburg einführen (An Sophie Nr. 23, 25 und 27), wo auch Wieland 1771, wie in „einer bezauberten Villa" zum Beſuche geweilt hatte (Brief an Gleim v. 26. Mai 1771). Seine Erfurter Stelle hatte er Groſchlag zu verdanken gehabt. Dieſer ſtarb erſt 1799 als Letzter ſeines Geſchlechts; der langjährige reichshofräthliche Proceß über ſeine Güter zwiſchen ſeinen Töchtern und den Lehnsanwärtern hatte eine gewiſſe Berühmtheit[1]).

[1]) Wielands Briefe an Sophie 1820, S. 158 flgde. Auswahl denkw. Br. an Wieland. 1815. S. 257 und Arch. f. Lit. Geſch. 1875. V, S. 205; über Groſchlag ſ. ferner den Rhein. Antiq. I, 4. S. 382 und II, 10. S. 526; N. Müller die 7 letzten Kurfürſten von Mainz. 1846; L. Aſſing, Bio-

In dem Bisherigen iſt die eigentliche Angel des Goethe-La Rochiſchen Briefwechſels noch nicht bezeichnet. Was denſelben lebendig erhielt, war das gemeinſame Intereſſe der Korreſpondenten an Sophie's älteſter Tochter Maximiliane. Sie war nach Sophie's damals neuen Grundſätzen erzogen und verkörperte mehr noch als die Schweſtern Gerock (ſ. oben S. XIV) Goethe's Ideal. Ein klarer Einblick in ihr Verhältniß zu dem Dichter kann nur durch die nachſtehenden Briefe gewonnen werden. Wir ſehen, wie unter Maximilianen's Einwirkung der Werther entſteht, und es wird deutlich, daß Goethe in dem Roman ſeiner Empfindung für ſie Luft ſchaffen mußte, ſeitdem er zu ihrer beiderſeitigen Ruhe den Entſchluß gefaßt, ihr Haus gänzlich zu meiden (Br. Nr. 9 und 38). Maximilianen's ſchöne Augen, die ihn bezauberten (Br. Nr. 28), lieh er der Heldin ſeines Romans,

graphie der La Roche S. 117. 195. 209 und 315; Arch. f. Heſſiſche Geſch. und Alterthumskunde V. Art. XX. — Emmerich Joſeph's Leben in der Allg. D. Biographie 1877. VI, S. 83—86.

die seit ihrer Verheirathung mit Albert als die junge Frau Brentano gedacht ist. Den Betheiligten konnte dies nicht verborgen bleiben. Der aus der Werther-Literatur bekannte Bretschneider schreibt von Sophie an Nicolai den 16. Oktober 1775: „Mit Goethe, der in seinen Leiden Werthers ihre Tochter en passant mit eingeflochten hat, ist sie eben auch nicht außerordentlich zufrieden;" jedoch hatte sie kurz vorher, im August, in einem Briefe auch an Nicolai Goethe's Partie genommen, mit den Worten: „Aber doch, glaube ich, sind im Ganzen alle Urtheile und Vermuthungen über Werthern zu scharf[1])." Dies gemeinsame Interesse erlosch mit Goethe's Abgang nach Weimar; er konnte nicht weiter über die Begebenheiten des Brentano'schen Hauses Bericht erstatten, ein Geschäft, welches sein Freund Crespel weit mehr im Sinne der Mutter fortan versah (Anm. zu Br. Nr. 41). Der Briefwechsel hörte

[1]) R. M. Werner, Zum 5. Mai 1878. Der Berliner Werther. Salzburg. 1878. S. 6 (Handschr. gedr.).

daher auf; von ſeinen intimern Erlebniſſen zu Weimar in jener erſten Epoche konnte Goethe nur unter dem Siegel tiefſten Geheimniſſes ſchreiben, für deſſen Unverletzlichkeit Sophie ihm nicht zu bürgen ſchien. Maximiliane ſah er bei ſeinen ſpätern Beſuchen in Frankfurt einige Male wieder; noch bei dem letzten, im Frühjahre 1793, kurz vor ihrem Tode, bewunderte er die Schönheit der damals ſechs und dreißigjährigen Frau und er war tief bewegt bei dem Gedanken ihrer nahen Auflöſung (Briefw. m. e. Kinde I., S. 191 und 192). Sophie überlebte ihre Tochter vierzehn Jahre. Im Sommer 1799 gab ſie ihrem alten Freunde eine Gelegenheit, ſie in ſeinem eignen Hauſe zu Weimar durch ein romantiſches Feſt, ganz in ihrem Sinne, zu feiern. Innerlich waren ſie durch Goethe's fernere Entwicklung einander völlig entfremdet[1]).

[1]) Benutzt ſind folgende Werke über das Leben der La Roche: Ludw. Aiſing, Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's. 1859; im Anhange ein ſehr genaues Verzeichniß ihrer Schriften und der La Roche-Literatur; G. Zimmermann, Joh. Heinr. Merck. 1871. S. 162—197; Erich

Scapin.

Es iſt nun deine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß iſt die Rache
Und angenehm die Liſt.

Scapine.

Es iſt gemeine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß wird die Rache,
Und angenehm die Liſt.

Scapin.

So eile
Und komme bald zurück.

Scapine.

Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Beyde.

Ich lade dich auf heute
Zu neuen Ergötzungen ein.
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie ſoll ſie, wie wird ſie uns freun!

Auf das Wunderbarſte erſtanden die erloſchenen Beziehungen zu Mutter und Großmutter ſeit 1807 in Bettina. Nur auf der Grundlage der alten Freundſchaft zu jenen Beiden iſt Goethe's Verhältniß zu dieſer verſtändlich, wie der Briefwechſel mit einem Kinde daſſelbe im Weſentlichen richtig dargeſtellt hat. Wenn dieſem Briefwechſel nachſtehend einige Proben der wirklichen Korreſpondenz gegenübergeſtellt werden, ſo geſchieht es in dem Sinne, wie Keſtner nach Werther noch die

---

Schmidt, Richardſon, Rouſſeau und Goethe. 1875. S. 46 bis 63; Stöber's Alſatia. 1868—1872. S. 273 flgde. (der Kreis der La Roche mit Hebenſeld, nach Pfeffel's Tagebuch 1783); Düntzer, Frauenbilder 1852 und Freundesbilder 1853; Jung Stilling's häusliches Leben 1789. S. 151 flgde.; Böttiger, Literar. Zuſt. und Zeitgenoſſen. 1838. I, S. 244 flgde.; Crabb Robinſon's Diary. 1869, 3 Bände (ſ. Index des Bd. III unter La Roche und Brentano); des Buchhändlers Göz Geliebte Schatten S. 13; die Jacobi'ſchen und Merck'ſchen Briefwechſel; K. Weinhold's Boie. 1868; E. Bodemann's Julie v. Bondeli 1874; v. Stramberg's Rheiniſcher Antiquarius und die ſonſt in den Anmerkungen zu den Briefen allegirten Schriften.

wirklichen Briefe Goethe's an Lotte und ihren Gatten veröffentlicht und dadurch zur genaueren Erkenntniß des Dichters und der Dichtung erheblich beigetragen hat.

Als Bettina nach Goethe's Tode ihre Briefe an ihn aus seinem Nachlasse zurückerhielt und sie nach zum Theil mehr als zwanzig Jahren in Verbindung mit den von ihm empfangenen wiederlas, war sie von dem Gegensatze seiner Ruhe, Weisheit und Milde mit ihrem überschäumenden Enthusiasmus und der sprudelnden Fülle ihrer naiven Liebe betroffen. Sehr schön drückt sie diesen charakteristischen Unterschied in einem Briefe an Frau Görres aus. Sie schreibt dieser zu Anfang 1835 von dem Briefwechsel: „Er enthält meine Herzensangelegenheiten mit ihm nackt und bloß, wie sie Gott in mir erschaffen hat und wie Er unter dem Beistand der Grazien sie gezähmt und gebändigt hat. Welche Weisheit und Güte in diesem Mann gegen mein anstürmendes Herz, wie schön hat er es zu leiten gewußt, wie gut hat er im Drang übereilter Herzensergießungen

das Hohe herausgefühlt, welch' unbegrenztes Vertrauen in mir, ihm alles, alles ohne Bedenken zu sagen" (J. v. Görres Gesammelte Briefe. München 1874. 3, Nr. 391). Aehnlich in den Schreiben an Fürst Pückler aus der Zeit der Herausgabe ihrer Korrespondenz mit Goethe (Pückler's Briefw. und Tagebücher. Hamburg 1873. 1, S. 242 flgd.).

Bei dieser Herausgabe glaubte Bettina sich berechtigt, durch Benutzung andrer gleichzeitiger Dokumente, Briefe und Gedichte, sowie ihrer lebendigen Erinnerungen die charakteristischen Züge verschärfen und aus diesen Quellen dem Ton und Geist der Briefe entsprechende Zusätze machen zu dürfen. Ebenso hielt sie für erlaubt, einzelnes Störende oder Gleichgültige zu beseitigen. Die Reinheit der Kompesition, die Nothwendigkeit alles Licht auf die beiden personae dramatis zu concentriren schienen ihr zu verlangen, daß weder ihres in dieselbe Zeit fallenden Brautstandes mit Achim von Arnim, noch Goethe's Ehe viel gedacht würde. Fast überall, wo sie Arnim und Goethe's Frau erwähnt fand, strich

sie die Namen oder substituirte für die Frau den Herzog von Weimar. Auch die örtlichen und zeitlichen Beziehungen hielt sie nur im Allgemeinen, nicht im Einzelnen, aufrecht. Sie ging von den höchsten Gesichtspunkten aus und ihre Treue galt dem Geiste, nicht dem Buchstaben der Briefe. Hinzuerfunden hat sie sehr wenig.

Diese künstlerische Umgestaltung hat den Eindruck des Buchs gewiß erhöht und dies wäre noch mehr der Fall gewesen, wenn sie nicht die Daten der Briefe ohne Noth etwas zu frei geändert und einige an sich richtige Motive durch zu weite Ausführung entstellt und abgeschwächt hätte. Mit dem Letzteren deute ich auf die Verwerthung Goethischer Gedichte für den Briefwechsel, auf den zähmenden Beistand der Musen und Grazien.

Das reale Element in der Goethischen Lyrik zeigt sich auch äußerlich darin, daß Goethe nie Anstand genommen, aus dem wirklichen Leben einzelne Worte und Wendungen in seine Gedichte unverändert herüberzunehmen. Ganz ebenso, wie

er in den Divan, wo er Suleika redend einführt, faſt immer Gedichte der wirklichen Suleika einſchaltet, werden diejenigen ſeiner Sonette, worin er das Mädchen, die Liebende, ſchreiben oder ſprechen läßt, mündliche oder briefliche Aeußerungen der jungen Mädchen verwerthen, deren Umgang ſein nahendes Alter verſchönte. Ich wüßte nicht, warum man den klaren Zuſammenhang des Sonetts „Sie kann nicht enden", welches geſperrt dieſelben Reſewerte enthält wie das hier abgedruckte Schreiben Bettina's vom 15. Juni 1807, mit dem Briefwechſel leugnen ſollte, noch, wie man es könnte. Unbeſtreitbar iſt die Echtheit von Goethe's Brief vom 5. September 1807 (des gedruckten Briefwechſels), in Wirklichkeit aus Anfang Januar 1808 — wie der Vergleich mit dem von Goethe's Mutter vom 15. Januar 1808 (Keil's Frau Rath Nr. 149) ergiebt[1]) — welcher die jenen Zuſammenhang beweiſende Aeußerung enthält: „Mein artig Kind! ſchreibe bald, daß ich wieder was zu

[1]) Beide Briefe erwähnen „Meinens Mütze", der eine Riemer's Verſe, der andre die Veranlaſſung derſelben.

übersetzen habe". Diese Aeußerung war Wilhelm Grimm bekannt, der 1834 vor dem Drucke des Buchs schreibt: „Mehrere Briefe hat Goethe in Gedichte übersetzt, wie er selbst scherzhaft sagt" [1]).

Dazu kam ferner, daß Bettina unter ihren Papieren auch einige der Goethischen Sonette in des Dichters Handschrift vorfand und sich des Empfanges derselben noch wohl erinnerte. Sogleich das erste „Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale" theilte sie im Briefwechsel (I, S. 162) keineswegs aus Goethe's gedruckten Gedichten, sondern aus der ihr einst zugesandten Handschrift mit. Denn nur hier findet es sich in den ursprünglichen, bei dem Abdrucke verworfenen Lesarten [2]). Dasselbe ist der Fall mit

[1]) A. Reifferscheid, Freundesbriefe von W. und J. Grimm. 1878. Nr. 70 vom 29. October 1834.

[2]) Die Hauptänderung erfolgte im fünften Verse; in den Werken: „dämonisch aber stürzt mit einem Male," im Briefw. mit einem Kinde, und nur hier: „doch stürzt sich Oreas mit einemmale." Zufällig besitze ich dies Sonett in Goethe's eigenhändigem Concept und darin findet sich Bet-

dem fünften Sonett „Wachsthum"; auch dieses steht bei Bettina (I. S. 229) mit der sonst unbekannten Lesart im Schlußverse: „vor deinem Blick", und dieselbe Lesart, freilich mit noch andern Veränderungen, hat diejenige Handschrift dieses Sonetts, welche Wilhelmine Herzlieb besaß. Daß dasselbe daher wirklich Goethe's Mutter für deren kleine Freundin zugesandt worden, wie diese a. a. O. angiebt, verdient durchaus Glauben.

Soweit war also Bettina in der Aneignung der Sonette und im Hinweis auf den Briefwechsel als Quelle ganz im Rechte. Daß sie sich dann bedeutend mehr zueignete, als eine verständige Benutzung ihrer Papiere erlaubte, war von ihrem Standpunkte der künstlerischen Abrundung und des psychologischen Interesses durchaus kein Unrecht. Die Kritik muß jedoch ihren zierlich geflochtenen Kranz erbarmungslos zerpflücken, sie kann keinen

---

tina's Lesart genau wieder, aber durchstrichen und durch die Lesart der Drucke ersetzt. Folglich hatte Bettina das Sonett vor der Aenderung und vor dem Drucke erhalten.

äſthetiſchen Zweck billigen, der auf Koſten der innern Wahrheit erreicht wird. Sie tilgt das ſchöne Sonett „Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben“ auf dem Blatte vor Bettina's „Briefwechſel mit Goethe“ wegen der darin enthaltenen perſönlichen Beziehungen auf die Herzlieb, ſie tilgt in dieſen Briefen alle Divans-Gedichte ohne Ausnahme. Sie weiß, daß das (I, S. 262 und 263) dem Sommer 1808 überwieſene: „Als ich auf dem Euphrat ſchiffte“ hier ganz unhiſtoriſch herangezogen iſt, weil Goethe's orientaliſche Epoche erſt 1814 beginnt[1]), ſie muß daher auch die proſaiſchen Anklänge an das Gedicht (S. 262) als erſt nachträglich aus demſelben in den Brief hineingetragen, gleich den Stellen (I, 237) in Goethe's Schreiben vom 7. Juni 1808 vom „Aufdröſeln der Schnur“ und II, S. 25 von den „Beweiſen des Eindrucks“ in demjenigen vom 23. Februar 1809, verwerfen. Daſſelbe gilt von dem Gedichte: „Wie mit innigſtem

[1]) Das Original hat das Datum: 17. September 1815.

Behagen" (II, S. 90), dessen in Wien aufbewahrtes Original vom 23. December 1815 datirt ist[1]) und von der, klar erfundenen, Briefstelle (S. 89 daf.), welche sich auf dies Gedicht und auf den 1809 noch gar nicht geplanten Divan beziehen soll.

Das kritische Material, welches die immer erweiterte, Bettina noch ganz fehlende, Kenntniß der Entstehung der Goethischen Gedichte und die vielen andern Dokumente aus des Dichters Leben uns gewähren, namentlich die in die Jahre 1807 und 1808 fallenden Briefe seiner Mutter an ihn und seine Frau (in Reil's Frau Rath), lassen das Verfahren Bettina's bei Zusammenstellung ihres Briefwechsels sehr deutlich erkennen. Dies Material sollen die nachstehenden Originalbriefe, einer von Bettina, vierzehn von Goethe, vermehren, deren Abdruck hier also lediglich zu kritischen Zwecken, als Beitrag zur Entstehungsgeschichte des „Briefwechsels mit einem Kinde" erfolgt.

[1]) Schröer, Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. S. 437.

Die thatsächliche Unterlage desselben ist nun viel umfangreicher, viel unbezweifelter, sein literarischer Werth viel größer, als bisher im Allgemeinen angenommen worden ist. Wenn die Kritik daher in den eben berührten Punkten Bettina ungünstig sein muß, so ist sie gleichwohl, seitdem sie den Prozeß fast ganz zu überblicken vermag, in den Stand gesetzt, zu bekennen, daß Bettina nur authentische Schriftstücke, freilich hie und da überarbeitet, veröffentlicht hat. Würde die nachstehende Publikation diese Ueberzeugung zur allgemeinen erheben, so wäre ihr Gewinn nicht gering. Denn man weiß, daß mancher Kritiker, mancher Literarhistoriker den ganzen Briefwechsel für eine Erfindung, für eine Mystifikation gehalten, und daß die Meinungen über dessen Echtheit noch heute nicht ausgeglichen sind[1]). Aus

[1]) Der frühere sehr verdienstvolle Herausgeber der Blätter für literarische Unterhaltung, H. Marggraff zum Beispiel sah den ganzen Briefwechsel als eine Erfindung an und sprach nur von Goethe's „angeblich" an das Kind gerichteten Briefen, die ihm „sehr wenig Goethe'sches" zu

Zweyter Act.

Zimmer, Geſtelle mit Arzeneybüchſen und Gläſern im Grunde, Tiſch zur rechten, Großvaterſtuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doctor

mit Geldzählen beſchäftigt.

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

der Uebermalung treten die urſprünglichen Farben immer deutlicher hervor.

Bei Herausgabe und Erklärung von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" vor einigen Jahren ergab mir die ſorgfältigſte Prüfung der „Pericopen" (Briefw. II, 289), welche Bettina hiezu Goethe'n ſandte, die Glaubwürdigkeit ihrer damaligen Mittheilungen. Die Erzählung von dem Liſſaboner Erdbeben, von der Schlittſchuhfahrt um's Jahr 1774 und viele Einzelheiten aus Goethe's Kindheit in jenem Werke ſind auf Bettina zurückzuführen, die treue Geſellſchafterin ſeiner Mutter, deren Erinnerungen ſie hervorgelockt und in ſich aufgenommen hatte. Neuerdings ſind auch ihre enthuſiaſtiſchen Briefe aus Wien über Beethoven

haben ſchienen. Arnold Schienbach dagegen, Verfaſſer der „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller'ſchen Epoche" (Hannover 1856) bemerkte ganz richtig: „Wenn Bettina auch nie etwas Anderes gethan und gewirkt hätte, als unſerm Altvater Goethe das geweſen zu ſein, was ſie ihm war, ſchon allein dadurch hätte ſie die Liebe und den Dank der deutſchen Nation verdient."

(1810) von Thayer[1]) auf Grund minutiöſeſter Forſchung als echt anerkannt worden. Im dritten Bande ſeines Werkes widmet er der Frage über deren Glaubwürdigkeit einen eigenen Abſchnitt und kann nicht umhin, ſie zu bejahen.

Das erſte Schreiben Bettina's an Goethe im Briefwechſel iſt nur in unbedeutenden Punkten abgeändert. Dieß zeigt die nachſtehende Gegenüberſtellung beider Geſtalten des Briefs (S. 147 fg.). Wenn Bettina denſelben vom 15. Juni 1807 in den Mai zurückverſetzt hat, ſo ſcheint ſie das Datum eines noch früheren, alſo ihres wirklich erſten Schreibens an Goethe auf dieſen, den ſie ſeinem Inhalte nach zur Eröffnung der Korreſpondenz geeigneter fand, übertragen zu haben. Denn Goethe erhielt durch ſeine Mutter unter dem 19. Mai 1807 bereits eine Einlage von Bettina (Reil's Frau Rath Nr. 143). Eine ähnliche Verſetzung erfuhr ihr Brief vom 18. Juli

[1]) Alexander Wheelock Thayer, L. v. Beethoven's Leben. 3 Bd. 1879. S. 453—462.

1808 (Briefw. I, 258 flgd.), welcher im Originale vom 20. Juni datirt ist. In diesem lautet der Anfang: „Warst Du schon auf dem Rochusberg? — er hat in der Ferne eine sonderbare Gestalt, wie soll ich es Dir beschreiben? — so, als wenn man ihn gern befühlen, streicheln möchte. Wenn die Kapelle, die auf der Spitze liegt" u. s. w. Der im Briefwechsel (II, S. 79 flgd.) vom 16. Juni (1809) richtig datirte Brief Bettina's hat in der Handschrift folgenden Anfang: „Gott lasse mir den einzigen Wunsch gedeihen, Dich wieder zu sehen! Dieser Ausruf kommt mir daher, weil ich so eben vernehme, daß Jemand von meiner Bekanntschaft nach Weimar geht, und glaubte ich Dich nicht ganz sicher im Carlsbad, so ginge ich mit[1])."

Die nachstehenden vierzehn Briefe Goethe's an Bettina schließen, in Uebereinstimmung mit dem

[1]) Das Weitere in dem gedruckten Briefe: „das bläst die Asche" bis zu Ende des Absatzes: „da muß ich immer mit ihr" fehlt in der Handschrift, die jedoch gleich der des Briefs vom 20. Juni 1808 nicht weiter, als angegeben, hat verglichen werden dürfen.

gedruckten Briefwechsel, mit demjenigen vom 11. Januar 1811. Goethe scheint ihr jedoch noch einige Tage später geschrieben zu haben. Denn es existirt ein blaues Couvert mit der Adresse an Bettina von seiner Hand, welches den Poststempel des „17. Januar 11" trägt[1]). Ihre Verheirathung mit Arnim fand Statt am 11. März desselben Jahres. Ein zwei Monate später von ihr an Goethe gerichteter Brief ist nicht mit abgedruckt. Dann folgte der Besuch des Arnimschen Ehepaares in Weimar und dort der Konflikt Bettina's mit Goethe's Frau, welcher der Korrespondenz ein Ende machte. Doch hörten die Beziehungen nicht ganz auf. Und noch wenige Tage vor seinem Tode empfing Goethe den Besuch von Bettina's ältestem Sohne, der ihm einen Brief seiner Mutter vom 8. März 1832 überbrachte[2]).

[1]) Das Couvert ist beschrieben: „An Demoiselle Bettina Brentano bei Hr. v. Savigny nach Berlin." Auf der Vorderseite steht: der 22. Januar, auf der Siegelseite der Stempel vom 17. Januar 11.

[2]) Stägemann's Briefe ꝛc. aus Varnhagen's Nachlaß, S. 291.

Von Goethe's Briefen an Bettina liegen mir die drei vom 15. September 1808, vom 5. Februar und vom 12. November 1810 in der Originalhandschrift vor. Der Abdruck der übrigen eilf, sowie desjenigen von Bettina an den Dichter vom 15. Juni 1807 ist nach Abschriften von den Originalbriefen bewirkt, welche letztern Bettina im Mai 1858 probeweise mittheilte, um damit die Lewesschen und andre Angriffe auf die Glaubwürdigkeit ihrer Korrespondenz mit Goethe zurückzuweisen.

Was die Briefe an Sophie von La Roche anbetrifft, so liegt bei neunzehn Nummern die Handschrift des Dichters dem Drucke zu Grunde. Dies sind Nr. 1. 2. 3. 12. 16. 17. 24. 26. 27. 29. 30. 32. 33. 37. 38. 40. 41. 43 und 44, mehr als zwei Drittel des Textes ausmachend. Die Originale sind von dem Sohne der Empfängerin, Karl von La Roche, auf seinen Enkel, Herrn Appellationsgerichtsrath Freiherrn von Lützow zu Glogau, vererbt, dessen Güte ich die Erlaubniß zum Abdrucke verdanke. Die übrigen 25 Nummern, etwa ein Drittel des Textes, sind Abschriften ent-

nommen, welche die verstorbene Frau Schlosser dem Dr. med. Kellner zu Frankfurt a. M. im Januar 1862 zum Behufe des von mir jetzt veranstalteten Drucks überlassen hatte.

Als Schlosser'n im Jahre 1806 die Originale aller dieser Briefe, mit Ausnahme von Nr. 16 und 44, zugingen, kopirte er dieselben offenbar sehr flüchtig und meist in der ihm geläufigen Schreibweise. Mit diesen Mängeln sind dieselben in Frese's Sammlung aus Schlosser's Nachlasse[1]) herausgegeben, weshalb dieselben hier, wenigstens zum überwiegend größeren Theile, genau nach des Dichters Handschrift von Neuem erscheinen, die erwähnten zwei Nummern überhaupt zum ersten Male[2]). (Es

[1]) Goethes Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Herausgegeben von Julius Frese. Stuttg. 1877.

[2]) Als Beispiele führe ich folgende Fehler des Schlosser'schen Textes an: in Nr. 1 meine Seele statt: „meine ganze Seele"; zween Ihrer Töchter st.: „zween Töchter" (Sophie hatte nur zwei); in Nr. 2 Detail st.: „Detail der Erzählung"; in Nr. 30 das Meer verlangt Leichen st.: „Feigen"; vor „analysirt" weggelassen: „die Worte"; grad Karten, st.: „inst Karten"; zu ruhiger Zeit rechten st.: „zu ruhigerer

wird dabei Goethe's Schreibweise, welche ganz bestimmte Formen, zum Theil noch solche aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts festhält, unverändert reproduzirt. Die Gründe, weshalb die zum größten Theile undatirten Briefe und Briefchen eine andere Datirung und Reihenfolge erhalten mußten, als in dem Buche aus Schlosser's Nachlaß, sind in den denselben beigegebenen Anmerkungen entwickelt.

Auch der Abdruck der Uebertragung des Hohen

Zeit rechnen"; den Oelpinzel in die Hände nehmen st.: „den Oel Pinsel in die Hand nehmen"; in Nr. 32 Ihre guten Briefe st.: „Ihren guten Brief;" Niemand st.: „Niemand mehr;" zur Stütze st.: „zu Nütze;" politische Zeitung st.: „gelehrte Zeitung" u. s. w. Andrerseits erscheinen in dem Abdruck nach Schlosser's Copien Formen wie: folger, empfinden, empfehlen, die Goethe nie gebraucht hat, Dehnungen zu einer Zeit, wo er Kürzungen anstrebte z. B. in Nr. 1 der Briefe: unseren, sehen, stehen, dagegen im Original „unsrer sehn, stehn." Der junge Goethe schreibt mit Fischart: danken, denken, Werck, offt, Schwerdt, Schn, Reutersmann, Würckung, süße, süßiglich, benötiget u. s. w. Formen, die zu Schlosser's Zeit nicht mehr üblich waren, und daher unwillkürlich beim Abschreiben von ihm umgeändert worden sind.

Liedes ist nach Goethe's Handschrift besorgt, die des Dialogs vom Jahre 1774 (Briefe an Sophie Nr. 20a) dagegen nach einer authentischen Abschrift.

Berlin, den 3. December 1878.

G. v. Loeper.

Inhalt.

	Seite
Einleitung des Herausgebers	I—LI
Vierundzwanzig Briefe von Goethe an Sophie von La Roche	1—124
Des Künstlers Vergötterung. Drama von Goethe. 1774	55—57
Goethe's Ueberſetzung des Hohen Liedes. 1775	125—145
Ein Brief von Bettina an Goethe	147—157
Vierzehn Briefe von Goethe an Bettina . . .	159—197
Berichtigungen und Nachträge	198—201
Perſonenverzeichniß	202—214

Die meisten Menschen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Tasche noch
Das Bißchen Geld verwahrt,
Ach! da ist alles ihre.
Zuckerwerk und andre Näschereyen,
Die bunten Bilder und das Steckenpferd-
chen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrst du? —
Und das Herz ist unersättlich!
Es sperrt die Augen ganz gewaltig auf
Doch ist für eine dieser Siebensachen
Die Barschaft erst vertändelt,
Dann adieu ihr schönen Wünsche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seyd ihr gekrochen!
Kind, geh nach Hause!

Vierundvierzig Briefe

von

Goethe an Sophie von La Roche.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

1.

(Ein Quartbogen.)

(Darmſtadt, etwa den 20. November 1772.)

Warum auch nur ein Wort darüber, daſſ Ihr Brief nicht gleich auf den meinigen folgte, kenn ich nicht Ihr Herz, und weis ich nicht, daſſ es in Neigung und Freundſchafft unveränderlich bleibt.

Seit den erſten unſchätzbaaren Augenblicken, die mich zu Ihnen brachten, ſeit ienen Scenen der innigſten Empfindung, wie offt iſt meine ganze Seele bei Ihnen geweſen. Und drauf in der Glorie von häuslicher mütterlicher Glückſeeligkeit, umbetet von ſolchen Engeln Sie zu ſchauen, was mehr iſt mit Ihnen zu leben! Meine Armuth an Worten, meine Unfähigkeit mich laut zu freuen, haben mir allein ausdrücken können was ich fühlte, und Sie — Sie wiſſen am beſten was Ihr Herz für mich ſpricht.

Sie klagen über Einsamkeit! Ach dass das Schicksaal der edelsten Seelen ist, nach einem
z. E. Spiegel ihres selbst vergebens zu seufzen. | Sie werden es nicht immer, und schon iezt, mit welchem ganzen Gefühl sehen Sie zween Töchter unter Ihren Augen werden, die, wenn sie Ihnen nicht alles sind, doch alles sind was die liebe Gottheit Sterblichen von Glückseeligkeit zu schencken vermag. Dass aber auch des Menschen Schicksaal ist, dass der Reiche nicht lebendig fühlt seinen Reichtum! Glauben Sie Ihren Freunden, wie überwehl der Austeiler des ganzen es mit Ihnen gemeint hat; wir nur wissen was Sie haben, denn wir empfinden nicht was Ihnen fehlt. Hundertmal freuen wir uns im Geiste nach über die Augenblicke die wir in Gegenwart der schönsten Natur in dem seeligsten Zirkel genossen. Mad. Merck empfand die volle Wärme Ihres Briefs, und grüßt Sie herzlich durch mich, erwartet auch sehnlich einen Brief von Mdlle Mar.

3. E. Merck sagt mir dass Sie von Jerusalems Todte, einige Umstände zu wissen verlangen. Die vier

Monate in Wetzlar sind wir nebeneinander herumgestrichen, und ietzo acht Tage nach seinem Todte war ich dort. Baron Kielmansegg, einer der wenigen denen er sich genähert, sagte mir: „das „was mir wenige glauben werden, was ich Ihnen „wohl sagen kann, das ängstlichste Bestreben nach „Wahrheit und moralischer Güte, hat sein Herz „so untergraben, dass misslungne Versuche des „Lebens und Leidenschafft, ihn zu dem traurigen „Entschlusse hindrängten."

Ein edles Herz und ein durchdringender Kopf, wie leicht von auserordentlichen Empfindungen, gehen sie zu solchen Entschliessungen über, und das Leben — was brauch, was kann ich Ihnen davon sagen. Mir ist's Freude genug, dem abgeschiednen Unglücklichen, dessen Taht von der Welt so unfühlbaar zerrissen wird, ein Ehrenmaal in Ihrem Herzen errichtet zu haben. A. S.

Ich hoffe Mlle Max wird erlauben dass ich manchmal schreibe, ich will Ihre Güte nicht missbrauchen.

Leben Sie wohl, und wenn Sie fühlen könnten,

wie sehr ich an allem Anteil nehme was von Ihnen kömmt, Sie würden manchen Augenblick Beruf zu einem Briefe an mich empfinden und Mlle Max würde länger bei Ihren (sic) köstlichen Nachschriften verweilen.

Goethe.

No. 1. Bei Frese desgleichen.

Mit obigem Datum zwischen die Briefe an Kestner, J. G. I, No. 29 und 30, einzurücken. Nach dem im Briefe erwähnten, mit Schlosser in Wetzlar gemeinschaftlich gemachten Besuche begab sich Goethe Montag, den 16. November, auf fast vier Wochen nach Darmstadt zu Merck. Von hier ist der Brief geschrieben. Merck sowohl als seine Frau sind darin als gegenwärtig bezeichnet. Die Worte „jetzo, acht Tage nach seinem Tode" sprechen zwar für die erste Zeit des Darmstädter Aufenthalts; andrerseits ist Sophien's Bitte um Entschuldigung der Verspätung ihrer Antwort nur zu verstehn, wenn man einige Wochen, mindestens vierzehn Tage, zwischen dieser Antwort und dem verlorenen Briefe Goethe's als verflossen annimmt. Goethe hatte die Korrespondenz sechs Wochen nach seinem September-Besuche in Ehrenbreitstein eröffnet und ausführlich und mit Wärme über Jerusalem's Persönlichkeit und Ende an Sophie geschrieben. Da er die Todesnachricht am 1. November erhielt und schon am 5. nach Wetzlar aufbrach, so fiel jener erste Brief dazwischen, also in die ersten Tage des November. Am 29. (J. G. I, No. 30) dankt er Kestner für Uebersendung der

authentischen Nachricht über Jerusalems Tod, welche er bei Abfassung obigen Briefs (s. No. 2) noch nicht in Händen hatte. Hieraus ergiebt sich für das Datum obigen Briefs die Zeit nicht vor dem 20. und nicht nach dem 29. November.

Der Baron Kielmannsegge, ein Mecklenburger von Goethes Alter, junger Jurist, hatte zu Jerusalem's nächsten Freunden gehört, ebenso zu Goethes Bekanntschaften während dessen Wetzlarer Aufenthalts im Sommer 1772; s. über ihn Dichtung und Wahrheit Buch 12, Goethe's Briefe an Kestner und Strodtmann's Bürger.

2.

(Ein Quartbogen.)

Frankfurt am
19. Jan. 1773.

Viel tauſend Danck für das liebe Paket. Es hat mich ſo ganz in die glücklichen hellen Tage verſetzt, zu Ihnen und Ihren liebſten, hat mir alle unſre Unterredungen wieder lebendig gemacht. Aber auch beſchämt war ich von der Pünctlichkeit. Pygmalion iſt eine treffliche Arbeit; ſoviel Wahrheit und Güte des Gefühls, ſoviel Treuherzigkeit im Ausdruck. Ich darfs doch noch behalten, es muſſ allen vorgeleſen werden deren Empfindung ich ehre. Ihr ſchwäbiſcher Merck iſt ein Biedermann. Unſern Darmſtädter hab ich ſeit Ihrem Briefe nicht geſehen. Er iſt munter, arbeitet allerley, und hat iezo Leyſeringen.

Vielleicht iſt der Termin Ihres Stillſchweigens vorbey und Sie wiſſen das alles und mehr.

Von Jerusalems Todte schrieb ich nur das pragmatische Resultat meiner Reflecktionen, das war freylich nicht viel. Ich hoffte auf eine umständliche avtentische Nachricht, die ich nun überschicken kann. Sie hat mich so offt innig gerührt als ich sie las, und das gewissenhaffte Detail der Erzählung nimmt ganz hin. Ihr Märgenserzähler ist ein lieber Junge den Gott erhalte, ich wünsche daß sein Herz immer viel gute Sachen zu erzählen haben möge, gut wird er sie uns immer erzählen.

Der Herzog v. W. bleibt in der Art seines Aufwandes sich immer gleich. Viel Glück dem jungen Helden! wir üben unsre Phantasie wie ihm die Uniform stehen möge. Und ich | hoffe z. S.
mein Andencken ist noch nicht aus Ihren Wohnungen gewichen. Meine Einbildungskrafft verläßt den Augenblick nie, da ich von Ihnen und Ihrer vollkomnen Tochter mich trennen mußte, und mit Abschiedvollem Herzen die letzte Hand küßte, und sagte vergessen Sie mich nicht. Meine Schwester wünscht und hofft Sie zu kennen, wir leben glücklich zusammen, ihr Karackter hat sich wunderbaar schnell

Nein, nein! ſo ſoll mir's niemals werden.
So lang' ich dich beſitze,
Seyd ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das ſeh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrſt du?
Soll mich ein Wagen
Mit zwey ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —
Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!
Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

gebildet wie wünscht ich daſſ ſie näher Ihnen wäre. Sie würden für eine Tagreiſe Ihres Lebens gewiſſ eine liebe Gefährtin haben. Leben Sie wohl und wenn Sie das Waſſer vor Ihren Fenſtern vorbeyflieſſen ſehn, ſo erinnern Sie ſich unſrer, wir ſehn es niemals hinabflieſſen ohne es zu ſegnen und uns mit zu wünſchen.

Goethe.

Könnten Sie nicht Wielanden wohlmeynend rathen, den Deutſchen Merkur monatlich herauszugeben. Dergleichen Schriffſten machen keinen Appetit Bände weis.

No. 2. Bei L. Aſſing No. 3, im Jungen Goethe I, No. 41 und bei Freſe No. 2.

Pygmalion, ein Drama von J. J. Rouſſeau. Sophie ſpielt darauf im 85. von „Roſalien's Briefen" an (II, 347), ebenſo erwähnt es J. G. Jacobi in der Iris 1775 (IV, S. 5).

Der ſchwäbiſche Merck iſt Brechter, der Freund der La Roche's, evangel. Pfarrer zu Schwaigern bei Heilbronn. Er gehörte zu dem Stadionſchen Kreiſe. Auf ſeinen Rath hatte Sophie zur Feder gegriffen (L. Aſſing S. 133. 137) und ebenſo nahm er thätigen Theil an La Roche's „Mönchs-

briefen". In der Sternheim feierte ihn Sophie als den „einſichtsvollen Herrn Br." (I, 278) und widmete ihm den Brief an „Herrn Prediger Br." (II, 85); in „Roſalien's Briefen", erſcheint er als der „würdige Herr Pfarrer M. L." (I, S. 180 flgde). Vergl. unten Briefe No. 10 u. 12. Wieland nennt ihn, in der Einleitung zur Sternheim „einen der würdigſten unter allen Pfarrern, die ich jemals kennen gelernt habe" und Schiller hatte ihn wohl im Auge, als er unter den berühmten „jetzt lebenden" Württembergern einen „Landgeiſtlichen" anführte (hiſt. krit. Anez. II, S. 386. Z. 20 flgde).

Was Merck arbeitete, ergiebt Nr. 3. Leyſering iſt der Elſäſſer Leuchſenring, Darmſtädter Titular-Rath, Goethe's, „Pater Brey".

„Das pragmatiſche Reſultat meiner Reflexionen" über Jeruſalem ſtand in Goethe's erſtem, nicht mehr vorhandenen Briefe. Die authentiſche Nachricht, deren Abſchrift er überſendet, ging an demſelben Tage an Keſtner zurück (J. G. III, No. 41), diejenige, welche als No. 28 in „Goethe und Werther" eingerückt iſt.

Ihr Märchenerzähler weiſt auf Wieland, auf Agathon und die eben erſchienenen letzten Theile ſeines „goldenen Spiegels" (1772), einer „wahren Geſchichte". Die Aeußerung hier erläutert der Schluß von Goethe's Beſprechung des Buchs in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (J. G. II. S. 459 flgde). Die Verſtimmung gegen Wieland begann erſt ſpäter. Auf Agathon hatte Goethe pränumerirt.

Der Herzog von Württemberg, der Stifter der Karlsſchule, bekannt wegen ſeines „Aufwandes", wohl von Sophie unter ihren bisherigen ſchwäbiſchen Beziehungen genannt.

Der junge Held, Sophien's älteſter Sohn Fritz. Er trat

als Officier in französische Dienste und nahm als solcher an dem Nordamerikanischen Befreiungskriege Theil (K. Alfing S. 350 flgde). Wieland hatte ihn eine kurze Zeit zu Weimar in Pension gehabt, „der Mann, der den Vorsatz gefaßt, den ältesten Sohn seines Freundes an den seit Kurzem veränderten Ort seiner Bestimmung mitzunehmen" (Sternheim, I, 252).

Der Merkur erschien wirklich in Monatsheften, wovon drei einen Band ausmachen.

3.

(Ein Octavbogen.)

Ich schreibe Ihnen diesmal nur in Handlungs Speditions Sachen, Merck und Compl. Hier sind zwölf Exempl. Ossian. Das eine der geheftten bittet er Sie anzunehmen.

Leyfering wird Ihnen wunderbaare Geschichten erzälen, und auch ich habe Ihnen viel zu sagen; sobald's ruhig um mich ist, wird mir's aller Trost seyn Ihnen schreiben zu können, wie ich mich auch mit der Hoffnung nähre Sie noch diesen Sommer zu sehn. Denn ich binn allein, allein, und werd es täglich mehr. Und doch wollt ichs tragen, daß Seelen die für einander geschaffen sind, sich so z. s. selten finden, und meist getrennt werden. Aber daß sie in den Augenblicken der glücklichsten Vereinigung sich eben am meisten verkennen! das ist ein trauriges Räzel. Erneuen Sie mein Andenken

unter den Ihrigen, mit denen Sie so glücklich leben, und in dem Herzen Ihres teuern Abwesenden. Geschr. Frfurt. am 12 May 1773.

Goethe.

No 3. Bei Frese desgleichen. Nach einer Notiz S. Hirzels auf der ihm 1862 mitgetheilten Abschrift damals bereits gedruckt; jedenfalls ein Irrthum, da der Brief in seinem Jungen Goethe fehlt.

Den Ossian gab Merck 1773—1777 in vier Bänden englisch heraus. Vergl. seine „technisch-merkantilische Lust" in Dichtung und Wahrheit Buch 13 und Goethe an Kestner (J. G. I, No. 68).

Leuchsenrings wunderbare Geschichten, diejenigen, welche den damals geschriebenen Pater Brey veranlaßt hatten. Was Goethe zu sagen hatte, bezieht sich hauptsächlich auf den zum Druck vorbereiteten Götz von Berlichingen, das Alleinsein auf Merck's so eben erfolgte Abreise nach Petersburg und die dadurch, durch die Verheirathung von Karoline Flachsland mit Herder (1. Mai) und den Tod der „Urania", der Henriette von Roussillon (am 18. oder 19. April) bewirkte Auflösung des Darmstädter Cirkels, das sich Verkennen in Augenblicken der glücklichsten Vereinigung auf Herder, dessen Hochzeit Goethe angewohnt hatte. Grade damals, nach dem Tode der Roussillon befand sich dieser in der erregtesten Stimmung (J. G. I, No. 64 bis 67).

Der theure Abwesende ist La Roche, damals, wie später, längere Zeit in Wien s. Wieland's Schreiben an Gebler v. August 1773 (Auswahl denkw. Br. von Wieland, Wien 1815. II. S. 29 u. 38).

4.

Ich will gern diesen Monat in Frkf. harren, und noch einen in der Hoffnung Sie zu sehn; denn so erklär ich mir die dunkle Stelle Ihres Briefs. Lassen Sie mir immer meine Bedencklichkeiten, dafür wird mir auch die Freude um so viel gröſſer, wenn mich eine so liebe Teilnehmung überrascht, wie die Ihrige an meinem Götz. Ich habe sie gewünscht das gestehe ich gerne, auch zum Teil gehofft, Sie wissen aber wie man ist.

Mercken würden Sie einen Gefallen thun, denn er ist auch hier Verleger, wenn Sie beykommende Exemplare, sind 24 vor 48 Xr das Stück absezzen liessen. Ich weiß nicht hab ich Ihnen schon im Nahmen des Mahlers für das überschickte gedanckt.

Meinen Jahrmarkt halt ich mir vor, Ihnen selbst zu lesen und Ihnen viel zu erzälen. Und so hundert Grüsse Ihren Lieben

Goethe.

(Frankfurt) 11 Juli 1773.

No. 4. Bei Frese No. 6.

Der **Götz** war Mitte Juni, in Merck's Verlag, erschienen (Dicht. u. Wahrh. Buch 13). Die „Bedenklichkeiten" über den Erfolg des Werks auch in dem Briefe an Kestner (J. G. I, No. 76): „ich fürchte, es bleibt hocken."

Der **Maler**, Morgenstern oder Rothnagel, einer der aus Dichtung und Wahrheit bekannten damaligen Frankfurter Maler; auf Goethe's Empfehlung wird La Roche denselben für seine Gemäldesammlung (Note zu No. 44) beschäftigt haben.

Das **Jahrmarktsfest von Plundersweilern** ward in der Zeit unmittelbar nach dem Götz, April 1773, concipirt, doch erst nach dem Werther, Herbst 1774, veröffentlicht.

5.

(Frankfurt, Ende August 1773.)

Ich habe über Ihre Briefe gesagt nicht was ich wollte sondern was ich musste. Und so wars vom Herzen zum Herzen, und da geht kein Wort verlohren, denn eigentlich sinds keine Worte.

Sie fragen mich ob Sie meiner Schwester die Iris empfelen sollen? was sagt Ihnen Ihr Gewissen? und wenn es ia sagte warum fragen Sie mich? ich hab ihr meine Meinung geschrieben, mich dünckte sie solle sich haus lassen, solle ihre Freunde nicht in Contribution sezzen um eines Fremden willen mit dem sie nie etwas gemein gehabt hat, noch haben kann und dessen Keckheit unverzeihlich ist, mit der er zu seiner Geldschneyderey die Spediteurs zusammenbettelt, und übrigens möge sie nun thun wies ihr vorkommt.

Das hab ich geschrieben, und nun thun Sie was Sie können, und meine Schwester mag thun

was sie will, mir ist die Kleinheit des Menschen wieder bey der Gelegenheit recht merkwürdig werden, und mir gehts wie dem D. Dechant der die Sotisen seiner Widersacher wie eine Perlenschnur am Hals trägt.

Ich wünsche Jacobi viel halbe Pistolen, und in dieser Rücksicht hab ich ihm das andre verziehen: Dass die Kerls mit ihrem Nahmen Wucher treiben ist recht gut, nur mich und die Meinigen sollen sie ungeschoren lassen, da sie auch dünkt mich überzeugt seyn könnten dass man mit ihnen nichts zu thun haben will.

Da ich fertig bin liebe Mama fällt mir ein dass ich ungerecht gegen die Jacobis bin, hab ich mich denn nicht auch bei ihren Weibern Tanten und Schwestern eingenistelt, das giebt ihnen nach der strengsten Compensation ein Recht auf meine Cornelie. Ohe!

Meine Eltern und Fräulein v. Klettenberg grüsen Sie herzlich, von Ihrer Max kann ich nicht lassen so lange ich lebe, und ich werde sie immer lieben dürfen.

No. 5. Bei Frese No. 4.

Zwiſchen dieſen und den vorigen Brief fällt der Beſuch Sophien's mit ihrer Tochter Maxe in Frankfurt, zu Anfang Auguſt, worüber Goethe an Keſtner (J. G. I, No. 78): „Mad. La Roche war hier, ſie hat uns acht glückliche Tage gemacht, es iſt ein Ergötzen mit ſolchen Geſchöpfen zu leben.“ Bei der Rückkehr begleitete ſie Goethe's Schweſter nach Ehrenbreitſtein, die dieſer Brief als dort anweſend vorausſetzt. Am 15. September befand ſich Leytre ſchon zum Beſuch in Darmſtadt (J. G. I, No. 79). Der Brief iſt daher aus Ende Auguſt 1773 zu datiren.

Ihre Briefe d. h. Roſalien's Briefe der La Roche, wovon ein Theil zuerſt als „Frauenzimmerbriefe“ in der Iris heraus-kam. Sie hatte Einiges davon bei dem Frankfurter Beſuche Goethe'n mitgetheilt.

Der Brief iſt in dem Geiſte der auch von Merck und Herder getheilten Abneigung gegen die Brüder Jacobi, „die Jackerl's“, Sophien's Freunde, geſchrieben, welcher Goethe'n die, ſpäter vernichtete, Satire „das Unglück der Jacobi's“ eingab. Die auf den Geſchmack der Damenwelt berechnete „Iris“ erſchien ihm als kindiſche Geld-Entrepriſe. Eine ſolche war auch die, jedoch geſcheiterte, Uebernahme der Prä-numeration auf Wieland's Agathon von Seiten Jacobi's.

Der Domdechant iſt der aus Dichtung und Wahrheit be-kannte Dechant Dumeiz zu St. Leonard in Frankfurt a. M., der engſte Angehörige des Brentano'ſchen Kreiſes und Ver-mittler der Heirath der Maxe La Roche mit dem verwitt-weten Brentano. Goethe's ſchon damalige Bekanntſchaft mit ihm ergiebt ſein Brief an Schönborn (J. G. III, No. 17). Die dort erwähnte Apathie belegt die Art, wie Dumeiz, obigem Briefe zufolge, ſeine Feinde behandelte.

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen!—
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt.

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.

Laut.

Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Wacht ihr, mein Herr und Meiſter?

Die „Weiber, Tanten und Schwestern“ der Jacobi's — nämlich Fritz Jacobi's Gattin, Betty, dann Johanna Fahlmer, Tante der Jacobi's, als Halbschwester ihrer Mutter und ihre eigne Halbschwester Lottchen Jacobi —, Sophien's nächste Freundinnen, hatten sich im Sommer 1773, die Fahlmer schon länger, bis zum September zu Frankfurt aufgehalten; hier war Goethe mit ihnen, in verschiedener Abstufung, befreundet worden. Mit Betty und Johanna trat er in Briefwechsel. Wie er Sophien's Freundinnen, so hatte sie bei dem letzten Besuche Goethe's Familie und seine Freundin, die Klettenberg, kennen gelernt.

Statt Fräulein vermuthe ich im Original Fräulen; wenigstens redet Goethe die Klettenberg in dem an sie aus Straßburg gerichteten Schreiben in dieser Form an.

Das Oho ebenso im Briefe an die Fahlmer vom 5. März 1775 (J. G. III, No. 61) und in „Götter Helden und Wieland“ (Pluto).

6.

(Frankfurt Ende August 1773.)

Wegen des Buchs liebe Mama etwas Bestimmtes.

Man wünscht das Büchelgen überſezzt. Will man die Ueberſezzung auf eigne Koſten machen laſſen und nachhero einen Buchhändler ſuchen? oder wär's nicht beſſer das Büchlein dem Buchhändler ſo zu übergeben, und ihn ſelbſt dafür ſorgen zu laſſen. Man will dem Buchhändler gleich 500 Exempl. gegen baare Bezahlung wieder abnehmen. Er will für die Ueberſezzung ſorgen, und drucken mit dem Beding der 500 Exempl. Allein der Preiſſ läſſt ſich nicht beſtimmen biß es fertig iſt. Was wollte man wohl anwenden? Zu

welchem Gebrauch solls werden, was für Papier wünschte man?

Addio, beste Mama.

Guten Tag liebe Schwester —

Hr. v. H. einen Gruß.

Ich wollte Sie hätten die paar Tage her meine [illegible]schaft mit dem Apoll gesehen.

G.

No. 6. Bei Frese No. 5.

Der Gruß an die, also noch in Ehrenbreitstein anwesende Schwester, zeigt, daß der Brief dem vorigen gleich zu datiren ist.

Das Buch, eine von Serbien's buchhändlerischen Unternehmungen; Goethe sollte bei Deinet in Frankfurt oder Reich in Leipzig vermitteln. Wohl eine Uebersetzung aus dem Französischen in's Deutsche; in demselben Jahre erschien eine Uebersetzung der Sternheim in's Französische.

Hr. v. H. Die erste Erwähnung des Hausfreundes und treusten, auch politischen Anhängers La Roche's, des Domherrn, spätern kurtrierischen Ministers von Hohenfeld.

Der Apoll, einer von Goethe's Abgüssen nach Antiken. Vergl. An Kestner vom 6. Februar 1773 (J. G. I, No. 45 zu Ende) und Schönborn's Schreiben an Gerstenberg vom 12. October 1773 (Redlich's Schrift zum 29. Januar 1878.

S. VI): „Seine [Goethe's] Stube ist voller schönen Abdrücke der besten Antiken." Schon im August 1771 hatte ihn in der Mannheimer Galerie der Apoll von Belvedere am Meisten angezogen; für Lavater's Physiognomik schrieb er das Fragment über den vaticanischen Apoll (I, S. 131 figde.). Ausdrücklich wird Leytrer unter seinen Antiken nicht genannt.

7.

Wir haben so lange nichts von Ihnen gehört. Doch muss ich Ihnen in aller Eile sagen dass Schlosser angekommen ist, und morgen feyerliches Verlöbniß seyn wird. Ich freue mich in ihre Freude ob ich gleich am meisten dabey verliere. Sie werden wenig Wochen noch hier bleiben, und dann an den Ort ihrer Bestimmung. Leben Sie wohl beste Freundin, grüßen Sie Ihre Lieben und vergessen Sie uns nicht. (Frankfurt) 12. Oct. 1773.

Goethe.

No. 7. Bei Grese No. 9. Als No. 7 auch von S. Hirzel bezeichnet.

Die Verlobung Kornelia Goethe's mit Georg Schlosser, mit dem sie schon seit dem Sommer 1772 versprochen war (Merck Briefe III. S. 38), fand nach alter Patriciersitte erst jetzt, vierzehn Tage vor der Hochzeit Statt. Das Aufgebot erfolgte am 17. October, dem 19. Sonntag nach Trinitatis, die Hochzeit Montag den 1. November. Schlosser hatte den Charakter als Markgräflich Badenscher würklicher Hof- und Regierungsrath. Ort der Bestimmung war Karlsruh, Emmendingen erst seit Sommer 1774.

8.

(Frankfurt, um den 22. Januar 1774.)

Ich bin im Stande Ihnen ein groſes Schauſpiel zu geben, wenn Sie mir den morgenden Nachmittag ſchencken wollen, ich bitte um eine Sylbe Antwort; heut Abend ſeh ich Sie im Conzert. Doch ob Sie können; mögte ich gleich wiſſen und dann ſoll morgen Nachtiſche um ein Uhr die Kutſche vor Ihrer Thür ſtehn. Meine Mutter wird dabei ſeyn und wir wollen die Bübgen mit nehmen.

Grüſien Sie die liebe Max

G.

No. 8. Vgl. Brief No. 11.

Fällt in die Zeit unmittelbar nach der Verheirathung und Ueberſiedlung der Maxe nach Frankfurt, und die gleichzeitige Anweſenheit der Sophie, hier von Haus zu Haus geſchrieben.

Das große Schauspiel, wozu Goethe einladet, ist die aus seiner Lebensgeschichte (Buch 16) und aus Bettina's Erzählung (Briefw. m. e. Kinde II, S. 261 flgde.) bekannte Eisparthie; davon schrieb Goethe an Betty Jacobi Anfang Februar (J. G. III, No. 4): „vor zehn Tagen ohngefähr waren unsre Damen hinausgefahren, unsren pantomimischen Tanz mitanzusehn. Da hatten wir uns präsirt." In Rosalien's Briefen (II, No. 77) schildert Sophie den Verfall ausführlich und sehr anschaulich: „Wir mußten ein gutes Stück vor die Stadt hinausfahren, bis wir endlich in der Landstraße still hielten und lang an einer Mauer über gefrornen Boden gingen. Am Ende folgten wir einem kleinen Wiesengraben, woran Weiden stehen, und hörten auf einmal Musik und lautes Rufen. Zugleich flogen über zehn Eisläufer gegen uns, die uns dann die Hand boten, über den Graben zu kommen und uns auf den zubereiteten Platz zu der übrigen Gesellschaft zu leiten. — Eine Reihe Bänke mit Tuch belegt und Dielen auf dem Boden, die Füße vor der Kälte zu schützen; ganz kleine Tischchen, immer drei Fuß breit von einander, mit Servietten gedeckt, worauf dann Chokolade, Kaffee, kleine warme Pastetchen, Confekt und fremde Weine, Schinken und Braten gesetzt und angeboten wurde. — Der Schauplatz war auserlesen. Eine, viel Morgen Lands fassende Wiese, auf welche der noch fließende Bach etliche Tage lang ausgetreten war, und dieses, einen halben Schuh tiefe Wasser zu einem festen, glatten Spiegel gefroren; — das ganze Stück auf zwei Seiten mit Weiden besetzt, die dritte, eine weite Aussicht, wo verschiedene Gärten und Lusthäuser stehen, — und eben an der Ecke, die uns am nächsten war, ein Busch Ulmen, hinter denen ein schöner Bauerhof mit seinem neuen Ziegeldach die Scene um

ſo viel einnehmender machte. Der Himmel heiter, nicht der geringſte Wind und für Jennertage Sonne genug. — Bei den kühnen Schlittſchuhläufern waren die Söhne der angeſehenſten Familien, junge Engländer, Officiere — und einer der ſeltenſten und vortrefflichſten Köpfe Deutſchlands, alle in kurzen Pelzröcken und runden, ihnen recht paſſenden Kappenhüten". Den zugefrorenen Wieſenplan bildeten, nach gütiger Mittheilung des Dr. W. Stricker zu Frankfurt a. M., die Rödelheimer Wieſen an der Nidda (Ried), dem Flüßchen, mit dem ſich Bettina verglichen ſah (Briefw. m. e. Kinde I, S. 255). Der ſpätere Bürgermeiſter von Lübeck, Tesdorpf, war mit auf dem Eiſe (Strodtmann's Bürger No. 144).

Die Bübchen, die Kinder Brentano's erſter Ehe (Merck von Goethe an ſeine Frau den 29. Januar 1774: il joue avec les enfans; Briefe III, No. 34).

9.

(Frankfurt an demselben Tage wie No. 8.)

Wenn Sie wüsften was in mir vorgegangen ist eh ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken dencken liebe Mama, ich habe in denen schröcklichsten Augenblicken für alle Zukunft gelitten, ich bin ruhig und die Ruhe lasst mir.

Daß ich Sie nicht drinnen sehn würde, was die Leute sagen würden etc.; das hab ich alles überstanden. Und Gott bewahr ihn vor dem einzigen Fall in dem ich die Schwelle betreten würde.

Hier liebe Mama sind Abdrücke nach meinen Zeichnungen. Morgen also holt meine Mutter Sie und die Kleinen. Es wird Sie nicht gereuen.

G.

No. 9. Bei Frese Nr. 10.

Rückäußerung auf Sophie's Beantwortung des vorigen Billets. Sie hatte zugesagt, zugleich ihr Befremden über

Goethe's Schreiben ſtatt ſeines perſönlichen Kommens ausgedrückt, während er doch die Maxe hatte freundſchaftlich grüßen laſſen. Dadurch erklären ſich Merck's fernere Worte in dem in voriger Note angeführten Schreiben über Goethe: Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et *veut absolument qu'il fréquente la maison.*

Von den Abdrücken nach Goethe's Zeichnungen iſt nichts bekannt.

Doctor

als gähnte er.

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf,
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin

herein tretend.

Wohl bekomm' euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk' es ſoll.
Haſt du indeſſen
Den Umſchlag fleißig gebraucht?
Haſt du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das verſäum' ich nie!
Wie ſollt' ich auch den eignen Leib ſo haſſen,
Nicht alles thun, was ihr verordnet?
Unendlich beſſer fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krüm-

me,

10.

(Frankfurt Ende Januar 1774.)

Hier ſchick ich den Herder, die Zeichen bedeuten Druckfehler nichts weiter. Geſtern Abend las ich Roſaliens Zuſammenkunft mit der armen Henriette. Sie iſt herrlich rührend aber der Eintritt iſt wahrhaftig groß. Wollen Sie mir erlauben zu der Geſchichte des braven Buben einige Züge hinzuzuſezzen, die Sie neulich in der Kutſche in die Erzählung webten, und auf dem Papier fehlen?

D. l. M. m. h. G.

G.

No 10. Bei Freie No. 8.

Wie die vorigen beiden Briefe an die zu Frankfurt weilende Freundin gerichtet.

Der „Herder" iſt Herder's damals neues Buch: Von deutſcher Art und Kunſt (1773) mit Goethe's Abhandlung von deutſcher Baukunſt. Die Druckfehler dieſer ſeiner Schrift — es können nur wenige geweſen ſein — hatte er, damals ſorgfältiger als ſpäter, angemerkt.

Roſalien's Zuſammenkunft mit der armen Henriette erſchien in der Iris IV, S. 17 flgde (1775) in den Briefen No. 16 bis 18, ſpäter in dem Buche ſelbſt Thl. I, S. 108 flgde als No. 19 bis 21, endigend mit dem Tode der Henriette von Effen. Der brave Bube heißt hier v. L., der ehemalige Geliebte der Sterbenden; nach obigen Worten wird Goethe am Schluſſe des Briefs No. 20 Antheil haben.

Der Gruß — „der lieben Max meine herzlichen Grüße" — mit Abſicht, wie in No. 8, um die Unveränderlichkeit der Freundſchaft, grade wegen des Fernbleibens, in halb ſcherzhafter Coquetterie, zu markiren.

11.

(Frankfurt den 30. Januar 1771.)

Hier kommt der alte Reutersmann, und fragt: ob die jungen Ritter ihn mitnehmen wollen, und wollen ihn dem H: Geheimde Rath vorstellen. Ich hoffe noch Abschied nehmen zu können.

Indessen einen recht freundlichen Gruß guten Morgen.

G.

No. 11. Bei Freie S. 158, nicht eingerechnet.

Da Sophie am 31. Januar abreiste und in diesem Billet noch auf Abschiednehmen gerechnet wird, so muß es unmittelbar vorher geschrieben sein. „Reutersmann" nennt Goethe sich selbst, im Stile seines noch neuen Stücks; er ist der Götz, der alte, und die Brentano'schen Buben sind die jungen Ritter. Vergl. An die Zahlmer (J. G. III. No. 3) aus dieser Zeit von sich: „Finaliter brachs, und der Herr Ritter prallelten sich heraus". Der Geheimde Rath kann nur La Roche bedeuten, inzwischen eingetroffen, um Sophie abzuholen; Merck erwähnt ihn am 29. noch nicht; zu ihm, als dem Vater der neuen Mutter, sollen die Bübchen geschickt werden; Goethe

hat davon gehört und wünscht mitzufahren. Die Vorstellung war jedenfalls keine erste.

Goethe schrieb damals an Betty Jacobi (J. G. III, No. 4): „Unsere Mama La Roche hat uns am letzten Januar verlassen, und meine gelassene Freundschaft hat sich wieder belohnt gesehen. Ich fühle, daß ich ihr weit mehr bin, sie mir weit mehr ist als vor zwei Jahren, ja als vorm halben Jahre. So wahr ist's, daß wahre Verbindungen Zeit brauchen".

12.

(Ein Quartblatt, eine Seite.)

(Frankfurt, Mitte Februar 1774.)

Ich dancke Ihnen liebe Mama für die beyden Briefe, sie haben mir die ganze wahre Lage Ihrer Seele ausgedrückt, und ich binn gewiss dass wenn Sie fortfahren, in Ihrem eignen Ton über verwaltende interessante Gegenstände zu schreiben das Ganze eine fürtrefl. Würckung thun muss. Nur müssen Sie mir erlauben dass ich Ihnen über die Verbindung und Stellung der Theile meinen guten Rath ertheile. So ist zum Ex. die Apotheose Brechters im zweyten Briefe evident zu früh. Der Altar muss erst gebaut, geziert und geweiht seyn eh die Reliquien hineinverwahrt werden, und ich wünschte dass die ganze Stelle erst weiter hinten, wenn der Character und der Sinn Resaliens sich mehr entfaltet haben, eingepflanzt zu

ſehn, wie ich denn auch mit der ſüſen Melankolie von verirrter Empfindung die den erſten Brief füllt, das Ganze gewürzt ſehn möchte, und Sie bitte wenn es nicht zu ſehr auſſer der Stimmung ihres (sic) Vorſazes liegt, die erſten Briefe mit ganz ſimplem Detail wo Gefühl und Geiſt nur durchſcheint zu eröffnen. Hier haben Sie alles was ich zu ſagen habe. Das liebe Weibgen hat Ihnen was von einer Arbeit geſchrieben die ich angefangen habe ſeit Sie weg ſind, würcklich angefangen denn ich hatte nie die Idee aus dem Suiet ein einzelnes Ganze zu machen. Sie ſollens haben ſobalds fertig iſt. Nach Düſſeldorf kann und mag ich nicht, Sie wiſſen daſſ mirs mit gewiſſen Bekandtſchafften geht wie mit gewiſſen Ländern, ich könnte hundertjahre Reiſender ſeyn ohne Beruf dahin zu fühlen.

G.

Nr. 12. Bei Arele Nr. 7.

Die Zeitbeſtimmung ergiebt ſich aus der Arbeit am Werther, wovon Maze, das liebe Weibchen, der Mutter geſchrieben. Außer ihr wußte Merck davon, der am 14. Februar

(Briefe III, No. 33) seiner Frau von Goethe meldet: **Il se détache de tous ses amis, et n'existe que dans les compositions qu'il prépare; je prévois qu'un** *roman*, **qui paraîtra de lui à Pâques, sera aussi bien reçu que son drame. A côté de cela il a la petite Mme. Brentano etc.** Die schrecklichen Augenblicke eben in No. 9 und was sich daran schloß, gaben Goethe sogleich Stoff zum 2. Theil des Romans, zu dessen Anfang, nach meiner Annahme, er seine aus Wetzlar an Merck 1772 wirklich gerichteten Briefe verwandte, um sie nachher zu vernichten; er hatte sie Merck zu diesem Zwecke abgefordert, weshalb sich dieser so unterrichtet zeigt. Es waren dies *toutes ses lettres* von denen Merck seiner Frau schreibt (III, No. 22, vom August 1772), die sich in Mercks Nachlaß jedoch nicht mehr vorgefunden haben. Mit Grund behauptete Merck daher die Wahrheit der Scenen im Werther (An Nicolai; III, No. 40).

Hinsichtlich der beiden Briefe Rosalien's hat Sophie Goethe's Rath genau befolgt. Wegen Brechter s. Anm. zu No. 2; die Apotheose Brechter's ist vielmehr die Apotheose Henrietten's durch Brechter (Anm. zu No. 10). Wegen Düsseldorf s. die Anm. zu No. 5 über die Jacobi's.

13.

(Frankfurt, März 1771.)

Mit herzlichem Danck Ihre Briefe zurück, Sie wiſſen daſſ ſo was bey mir angewendet iſt. Auch hier die andern Dinge: vielleicht wundern Sie ſich die Farce gedruckt zu ſehn und alſo — wie jener Mühlſtein der vom Himmel fiel — Leben Sie wohl Ihre Lieben hab ich einige Zeit nicht geſehen. Ich hatte mein Herz verwöhnt.

Nein liebe Mama Sie haben meine Hand darauf ich will brav ſeyn.

G.

Das andre Exemplar Wieland iſt für Troſſon.

No. 13. Bei Freſe No. 12.

Gleichzeitig mit dem Briefe an die Fahlmer, J. G. III, No. 10, wegen Ueberſendung der im März zu Kehl durch Lenz zum Druck beförderten Farce „Götter Helden und Wieland".

Die Briefe Roſalien's (vor. Brief) werden zurückgeſchickt.

Der Mühlſtein, zur Bezeichnung des Unerwarteten, Plötzlichen, wie ähnlich an Betty Jacobi (J. G. III, No. 21): „Grad 'rab vom Himmel gefallen", iſt dem, von Goethe auch zu Anfang der Kerkerſcene des Fauſt benutzten Märchen vom Machandelboom entnommen: „Un als ſe [die böſe Stiefmutter] unt de Döhr lähn, bratſch!, ſmeet ehr de Vagel den Mühlenſteen up den Kopp, dat ſe gaß tomatſcht wure" (Grimm's Märchen).

Ich will brav ſein, d. h. in dem freundſchaftlichen Verkehr mit der Maxe.

Troſſon, dem Goethe ein Exemplar der erwähnten Farce ſendet, war Ingenieur-Hauptmann und Bau-Inſpector in kur-trieriſchen Dienſten; mit dem Baumeiſter Dinar leitete er, unter Hohenfeld und La Roche, in den Jahren 1777 bis 1780 den Coblenzer Schloßbau. Sie ſtürzten zugleich mit ihren Gönnern (ſ. Note zu No. 44). Troſſon blieb zunächſt in Coblenz thätig; als Baumeiſter erwähnt ihn Dominikus S. 59 und 74; dann trat er in Ruſſiſche Dienſte (Rhein. Antiquarius I, 1. S. 685). Goethe hatte ihn zur Zeit ſeines erſten Beſuchs in Ehrenbreitſtein beim Vorzeigen der Riſſe zum Schloßbau kennen gelernt; Dicht. u. Wahrh. Buch 13: „Man ließ uns die verſchlägigen Riſſe davon ſehen."

14.

(Frankfurt, Ende Mai 1771.)

Sind Sie heute Abend in Dechants Garten zu treffen, Mlle Katanell wird bis dahin wohl weg ſein.

Ich muß Sie ſehen? Adieu.

La grosse bête.

No. 14. Bei Freſe S. 158, nicht eingeordnet.

Der Beſuch des Gartens deutet auf die gute Jahreszeit, ſonſt würde auch der Januar 1774 in Frage kommen — und auf Gleichzeitigkeit mit dem Schreiben an Schönborn vom 8. Juni 1774: „Jetzt ſind wir in dem Garten fleißig, ſäen" u. ſ. w. Dr. Kellner wollte den Brief aus Ehrenbreitſtein datiren: „Hier in Frankfurt ſind weder ein Dechants Garten, noch eine Mlle Catanell bekannt." Der Garten des Dechanten Dumeiz, d. h. der Dechanei zu St. Leonard, iſt aber durch jenes Schreiben bezeugt, auch an ſich wahrſcheinlich; von des Dechants Bauen und Tapeziren iſt in No. 25 gleichfalls die Rede. Was die Catanell anbetrifft, ſo mag ſie zu den auswärtigen Gäſten des Alleſina'ſchen

Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu ſpüren,
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Friſch wie zuvor.
Nur ach! der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen haſt,
Brauchſt du ihn nicht zu ſtillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo ſind wir ſtehn geblieben?
Welche Reihe haſt du zuletzt gehabt?

Scapin

am Geſtelle deutend.

Hier! dieſe.

Doctor.

Wohl, wir müſſen eilen,
Damit ich wiſſe, was von jeder Arzeney,
Von jeder Species mir abgeht,

Feſtes (ſ. nächſte Nr.) gehört haben. Wegen der italiäniſchen Nationalität der Alleſina, Brentano, Schweizer (Suaizar aus Verona) iſt vermuthlich zu leſen: Catanéo. Sonſt könnte man auch an ein Verleſen für Mlle Ravanelle denken, die Darmſtädter Hofgouvernante, Merck's Freundin.

Der dießmalige Aufenthalt Sophien's zu Frankfurt fiel in die Zeit von etwa Mitte Mai bis in den Anfang Juni 1774. Wenigſtens ſpricht Jacobi in ſeinem Briefe an Sophie vom 10. Auguſt dieſes Jahres (Auserwählter Briefw. Nr. 58) von einem dreiwöchentlichen Aufenthalte. Unmittelbar nach dem Alleſinaſchen Feſte ſcheint ſie heimgekehrt zu ſein.

Als grosse bête (wie grosse pécore bei Molière) erſchien ſich Goethe in jener italiäniſchen Kolonie, wie das Jahr darauf als Bär in Lilli's geſellſchaftlichem Kreiſe, der ſich mit erſterer berührte.

15.

(Frankfurt, Anfang Juni 1771.)

Liebe Mama. Ich habe des künftigen Merkurs Stellen geleſen, die mich betreffen. Er tractirt die Sache wie ein braver Kerl, der veſt im Sattel ſizzt. Ich habe nie was gegen ihn gehabt, und nun verzeih ich ihm auch ſeine Läſterungen wider meine Götter!

Zu Singlingen der goldenen Hochzeit, da ich ach den Geburtstag Ihrer lieben Max herbeytanzte, hab ich Ihrer viel gedacht. O Mama! es waren viel Lichter da, und Schweyzers Willemine kriegte mich am Arm und fragte: warum zündt man ſo viel Lichter an? Das war eine Frage einen ganzen Sternhimmel zu beſchämen, geſchweige eine Illumination. Ich hab mich nach Ihnen umgeſehen, hab Ihrer Max den Arm gegeben wenig Augenblicke.

Wenns Ihnen auch nicht ums Herz iſt ſich zu repandiren, ſagen Sie mir doch ein Wort vom Herzen. Sie werden ſehn, wie Sie meinem Rad Schwung geben wenn Sie meinen Werther leſen, den fing ich an als Sie weg waren den andern Tag, und an einem fort! fertig iſt er.

(Ohne Unterſchrift.)

No. 15. Bei Freſe desgleichen.

Wegen der am 30. Mai 1774 gefeierten goldnen Hochzeit des Kaufmann Allefina'ſchen Paares zu Sindlingen bei Höchſt, einem Gute ihres Schwiegerſohns Schweitzer (ſ. die Beſchreibung der Denkmünze S. 37, Heft VII des Archivs f. Frankfurts Geſch. u. Kunſt 1856, mit der falſchen Jahreszahl 1773, und Belli-Gontard, Vor mehr als hundert Jahren, S. 148—150, wo irrig April ſtatt Mai 1774 angegeben), iſt der Brief in den Anfang Juni 1774 zu ſetzen. Bei Schloſſer findet ſich, wie meiſtens, der Zuſatz: Nach Koblenz im Thal; ſofern der Angabe wirklich die Einſicht des nach Ehrenbreitſtein gerichteten Couverts zu Grunde liegt, wäre Sophie als ſchon dorthin zurückgekehrt zu denken.

Die Stellen des Junihefts des Merkur betreffen Wieland's „geiſtreich abſchließende" Erklärung über Goethe's gegen ihn gerichtete Farce (Dicht. u. Wahrh. Buch 15 und J. G. III, No. 13 Schluß: „und ſo bin ich im Tort"). Dieſe Erklärung beſteht ſowohl in Wieland's Recenſion von

Götz von Berlichingen (Bd. 6, S. 321—333) als auch (daſ. S. 251 flgde) in einer kurzen Anzeige der Farce, letztere mit den Worten: „Wir empfehlen dieſe kleine Schrift allen Liebhabern der pasquiniſchen Manier als ein Meiſterſtück von Perſiflage und ſophiſtiſchem Witze". Vergl. Note zum folgenden Brief.

Der Geburtstag der Maxe fiel auf den 31. Mai, wurde daher auf der goldenen Hochzeit „herbeigetanzt".

Die Einfachheit der damaligen Zeit zeigt ſich in Goethe's Abneigung gegen die ihm als unzuläſſiger Luxus erſcheinende helle Beleuchtung der Zimmer. So hebt er hier die „vielen Lichter" hervor, ſo die vielen Lichter am Spieltiſch in dem Liede an Lilli „Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich" und in den Briefen aus der Schweiz (Erſte Abth. Zu Anfang des vorletzten Briefs).

Am Schluß bietet Goethe der Freundin den Werther im Manuſcript zum Leſen an; mit Bezug auf No. 10 oben und den Brief an Betty Jacobi (J. G. III, No. 4), wodurch der 31. Januar als Tag der Abreiſe Sophien's feſtſteht, ergiebt ſich der 1. Februar 1774 als der Tag, an welchem Goethe den Werther zu ſchreiben begann. Sophie erhielt nur den erſten Theil zum Leſen, vergl. No. 17, 23 und 27.

16.

(Ein Quartblatt.)

(Frankfurt, Juni 1774.)

Ich habe Ihren Brief geküſſt und an mein Herz gedrückt. Es ſind meine ein — innige Gefühle. Ja liebe Mama es iſt wahr Feuer das leuchtet und wärmt nennt ihr Seegen von Gott, das verzehrt — nennt ihr Fluch! Seegen denn und Fluch! — bin ich euch mehr ſchuldig als die Natur mir ſchuldig zu ſeyn glaubte, leuchtets nicht mir, wärmts nicht — und verzehrt auch — nennen Sie mich bös, und lieben Sie mich.

L'a livre croyez moi n'est pas fort dangereux. Das Gute und das Böſe, rauſcht von den Ohren vorbey die nicht hören. Und iſt das böſe nicht gut und das gute nicht bös? Haſſ ich Wielanden, lieb ich ihn? — es iſt wahrhafftig all eins — ich nehme Anteil an ihm —

(Ohne Unterſchrift.)

No 16. Bei Freie fehlend.

Entgegnung auf Sophien's Aeußerungen über die Art, wie Wieland im Junihefft des Merkur (ſ. Note zum vor. Briefe) mit Goethe verfahren, daher gleichfalls in den Juni 1774 zu ſetzen.

Goethe fühlte ſich durch dieſe Aeußerungen ſehr beruhigt. Seine Worte knüpfen an die Wielandiſchen an: „Feuer das leuchtet" u. ſ. w., an Wieland's Worte (S. 323 a. a. O.) „Genie, Wiſſenſchaft, gutes Herz! Dies iſt juſt als ob jemand Feuer im Buſen trüge": die, den Schüler Spinoza's kennzeichnenden Stellen über die Relativität von Gut und Böſe, an Wieland's Schlußworte (S. 333) von dem Manne, deſſen Philoſophie auf den Grundſatz das Böſe ſei gut und das Gute böſe, das Schöne häßlich und das Häßliche ſchön — gebaut ſei, endlich die Stelle: „Haß' ich Wielanden, lieb' ich ihn" an deſſen Worte im Eingange der Götz-Recenſion von Goethe, als einem böſen Menſchen mit der Parentheſe „geſetzt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böſer Menſch ſein müſſe."

Der franzöſiſche Alexandriner, den ich im Molière und ſonſt vergebens geſucht, könnte als Motto von Goethe's erſter poetiſcher Epiſtel an Schiller über das Leſen (Horen 1795) dienen.

17.

(Ein Quartblatt.)

(Frankfurt, Mitte Juni 1774.)

Liebe Mama ich begreiffe die Menſchen nicht, ich muſſ mich noch ſo offt über ſie wundern, und daran ſpür ich daſſ ich iung binn.

Sonſt wenn ich von einem grosen Geiſte hörte, ſo gab meine Einbildungskrafft dem Mann eine Stärcke, eine hohe Vorſtellungsart, und übrige Apertinenzien, und nun wie ich ſie kennen lerne die Herrn, iſts mit ihnen nicht beſſer, als einem eingeſchränkten Mädgen deren Seele überall anſtöst, und deren Eitelkeit mit einem Winckgen zu beleidigen iſt. Ich dachte Wieland ſollte ſich ſo albern nicht gebärden. Denn was iſt an der ganzen Sache? Ich hab ihm ein Gartenhäusgen ſeines papiernen Ruhms abgebranndt, ihm ein wächſern Deſert Parterrgen verheert, kommt er

darüber auser ſich, was wird er erſt gegen das Schickſaal toben, das mit unerhörter Impertinenz den Seſchianiſchen Pallaſt, mit ſoviel Kunſtwerken und Koſtbaarkeiten, die Arbeit ſovieler Hundert Menſchenſeelen, in Vier und zwanzig Stunden in die Aſche legt.

Meinen Werther muſſt ich eilend zum Drucke ſchicken, auch dacht ich nicht daſſ Sie in der | Lage z. ſeyen, meiner Empfindung, Immagination, und Grillen zu folgen.

Meine Schweſter trägt gegenwärtig die Unbequemlichkeiten guter Hoffnung, ich habe wohl in zwey Monaten keinen Brief von ihr.

Die liebe Max ſeh ich ſelten, doch wenn ſie mir begegnet iſts immer eine Erſcheinung vom Himmel.

Meine Mutter grüſſt ſie (sie) herzlich.

Wann werden Sie kommen, und ſich wieder überzeugen daſſ Sie wohl beſſere Söhne und Freunde haben, treuer aber keinen als

Ihren

Goethe.

No. 17. Bei Freſe No. 13.

Die Nachricht über den Druck des Werther iſt entſcheidend für die Datirung des Briefs, der ſich danach denjenigen an G. Keſtner und an Boie vom 16. und 22. Juni 1774 (J. G. III, No. 18 u. 19) anſchließt. Dazu die Nachricht über die gute Hoffnung der Schweſter, ganz wie in dem Schreiben an Schönborn vom 8. Juni (daſ. S. 23). Das erſte Kind der Frau Schloſſer ward am 28. Oktober dieſes Jahres geboren.

Der Brief zeigt, daß Sophie den Roman zu leſen angefangen und den Schluß von Goethe verlangt hatte, ſowie, daß ihr abermaliger Beſuch (ſ. No. 18) ſchon angekündigt war.

Der von den letzten beiden Briefen ſo abweichende Ton des obigen über Wieland wird durch Privatmittheilungen, die anders lauteten als Wieland's öffentliche Erklärungen, hervorgerufen ſein. Hier als Rückſchlag der Wieland in früher Jugend namentlich in Leipzig gezollten Bewunderung, die Palinodie des Worts im Götz: Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehn, das zwölf Jahre ſpäter Moritz in Rom auf den Dichter ſelbſt anwenden ſollte. Das wächſerne Deſſert-Parterre, ein für den Nachtiſch beſtimmter Tafelaufſatz von **künſtlichen** Blumen, Wachsblumen, geht auf Wieland's Alceſte, als Imitation, der Seſchianiſche Palaſt auf Wieland's goldnen Spiegel „oder die Königin von Scheſchian" (ſ. Note zu No. 2), das zerſtörende Schickſal auf das Liſſaboner Erdbeben von 1755.

18.

(Frankfurt, Mitte Juni 1774.)

Ich wollte Ihnen eben ſchreiben liebe Mama, und unter Bedingungen zuſagen Sie zu holen, da krieg ich einen Brief von Lavater, der wird kommen, und ich hab ſchon lang ihm verſprochen ihm entgegen zu gehn, das werd ich alſo thun.

Und ſo kommts (wenn Sie unterdeſſ keine andre Einrichtung treffen) auf die Zeit an da die Kutſche von hier ab ſoll. Kann ich in Rückſicht des Obigen dann; ſo komm ich gewiß, kann ich nicht ſo ſeh ich Sie hier! wo Sie wollen — — Einen einzigen Platz ausgenommen. Ich binn immer der Ihrige

Goethe.

No. 18. Bei Freſe No. 16.

Das Datum ergiebt ſich aus der Lavater betreffenden Nachricht. Schon im Mai waren die Frankfurter von ſeinem Kommen unterrichtet. Als der „einzige Platz" iſt, mit Freſe, das Brentano'ſche Haus anzunehmen.

Daß ich bey Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert,
Es fehlt mir hier und da.

Scapin

ſteigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repoſitorium ſteht.

Rhabarbar! iſt zur Hälfte leer.

Doctor

am Schreibtiſch.

Wohl.

Scapin.

Der Lebens-Balſam!
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doctor.

Ich glaub' es wohl,
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Scapin.

Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchſe voll!
Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Den 20ten wird ſeyn künftigen Montag, iſt Lavater hier, ich hab eine ganz neue Freude in der Erwartung des Menſchen. Er geht in ein Bad. Ich hätte freylich gewünſcht, daſſ Sie ihn wenigſtens berührt hätten, doch vielleicht macht ſichs noch. In der Welt iſts würklich nicht ſo ſchlimm, es iſt nur anders als wir's uns verſtellen. Glauben Sie mir daſſ das Opfer das ich Ihrer Mar mache ſie nicht mehr zu ſehn, werther iſt als die Aſſiduität des feurigſten Liebhabers, daſſ es im Grunde doch Aſſiduität iſt. Ich will gar nicht anrechnen was es mich gekoſtet hat, denn es iſt ein Capital von dem wir Beyde Intereſſen ziehen. Behalten Sie mir Ihr Herz offen.

Merck iſt wieder da mit Sack und Pack, das iſt: mit Weib und Kindern, noch hab ich nichts von ihm gehört.

Von der Meſſe hab ich drei Meiſterſtücke Herders älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, Klopſtocks gelehrte Republ. und eines Ungenannten Laidion.

(Frankfurt) am 16 Juni

(17) 74. Goethe.

No. 19. Bei Frese No. 17.

Lavater ward unterwegs aufgehalten, ſo daß er, Goethe's Brief an Beie vom 22. Juni zufolge (J. G. III, No. 19), erſt am 23. in Frankfurt eintraf. Merck war aus der franzöſiſchen Schweiz, der Heimath ſeiner Frau, wohin er ſich nach dem Tode der Landgräfin Karoline von Darmſtadt begeben, zurückgekehrt.

Von denſelben drei neuen Meßſachen berichtete Goethe ſeinem Freunde Schönborn (J. G. III, No. 17); am Schluſſe jenes Schreibens, den 1. Juli, nennt er bereits Heinſe als Verfaſſer der Laidion.

20.

Mir ist mehr als einmal durch den Kopf gefahren dass es so seyn muss: hier am Hofe ehrt man liebt man Sie, und wo nicht? als nur da wo Sie angebetet werden sollten. Doch wie ists werden? Ich hab die liebe Kleine bey der Oester gesehn. Adieu Mama. Kommen Sie hierher! Lavater predigt auf den Sonntag hier. Empfehlen Sie mich Fr. v. Stein.

Neuwied am 19. Juli 1774.

Goethe.

No. 20. Bei Grese No. 18.

Zwischen dem vorigen und diesem Briefe liegt der Aufenthalt Lavater's bei Goethe vom 23. zum 28. Juni, ihre gemeinschaftliche Fahrt nach Ems, Goethe's Rückkehr nach Frankfurt, das Eintreffen Basedow's dort in der ersten Juliwoche, dessen Reise nach Ems, Goethe's zweite Emser Fahrt am 14. Juli, der gemeinschaftliche Aufenthalt der drei Männer dort vom 14. bis zum 18. dieses Monats und ihre gemein-

schaftliche Fahrt auf der Lahn und dem Rhein am 18. von Ems bis Neuwied. Außerdem fiel dazwischen, etwa am 16. der durch Sophie vermittelte Besuch der Männer in dem Stein'schen Hause zu Nassau, dessen Goethe in Dichtung und Wahrheit (Buch 14) gedenkt. Denselben hat auch Sophie in „Rosalien's Briefen" (II. No. 80) anschaulich geschildert. Ein Zeichen der neuen Bekanntschaft ist der Gruß an Frau v. Stein in obigem Briefe, der nach Nassau gerichtet zu sein scheint. Wäre Sophie schon nach Ehrenbreitstein zurückgekehrt gewesen, so würde Goethe mit seinen prophetischen Freunden nicht bei ihrer Wohnung, wie Lavater's Tagebuch ergiebt, vorbeigefahren sein, und seinen Besuch nicht in Vallendar — wohin er nach jenem Tagebuch zu Fuße vorausging — bei der Familie Oester, wo er die Maxe „die liebe Kleine" antraf, sondern in Ehrenbreitstein abgestattet haben.

Am Hofe, d. h. dem des Grafen Alexander von Wied, eines als thätig, freigebig und wohlwollend geschilderten kleinen Dynasten (Rhein. Antiq. III, 3, S. 153–647, besonders S. 430 flgde). An diesem Hofe waren die drei Reisenden noch am 18. Abends empfangen worden (Lavater's Tageb.); Goethe's Billet enthält die Eindrücke dieses Abends. Angebetet, meint Goethe, müsse Sophie von ihren Nächsten werden.

Lavater predigte in Neuwied am Sonntag dem 21. Juli. Die Predigt über Johannes 6, 68: „Herr, zu wem sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens," erschien im Drucke.

Für Goethe war dies eine poetisch sehr reiche Zeit. Gedichte aller Art entströmten ihm täglich. Daneben schrieb er an Erwin und Elmire und bereitete die Ausgabe des Jahrmarktsfests von Plundersweilern vor. Das mit dem letztern

verbundene kleine Stück, Künstlers Erdewallen, hat im Original am Schlusse das Datum: „Am 17. Juli 1774. Ems. Goethe". Kurz vorher am 4. Juli hatte er dem Briefe an Schönborn den Prolog zu dem Jahrmarktsfest in Abschrift beigelegt, der damals eben entstanden war. Auf der Rheinfahrt nun mit Lavater und Basedow begann er als Fortsetzung von Künstler's Erdewallen den nachstehend unter No. 29a eingerückten Dialog. Derselbe ist ganz unbekannt und bisher ungedruckt. Die Abschrift ist i. J. 1842 nach dem Originale gemacht; ich verdanke sie der Güte des Frhrn. W. v. Maltzahn.

20a.

Des Künstlers Vergötterung.

Drama.

Stellt eine Gemälde-Gallerie vor, wo unter andern das Bild der Venus Urania in einem breiten goldenen Rahmen, wohl gefirnißt, aufgehängt ist. Ein junger Maler sitzt davor und zeichnet. Der Meister mit Andern steht hinter dem Stuhle. Der Jünger steht auf.

Jünger.

Hier leg' ich, theurer Meister, meinen Pinsel nieder.
Nimmer, nimmer wag' ich es wieder,
Diese Fülle, dieses unendliche Leben
Mit dürftigen Strichen wieder zu geben.
Ich stehe beschämt, Widerwillens voll
Wie vor einer Last ein Mann
Die er tragen soll
Und nicht heben kann.

Meister.

Heil deinem Gefühl, Jüngling! ich weihe dich ein
Vor diesem heiligen Bilde! Du wirst Meister seyn.
Das starke Gefühl, wie größer dieser ist,
Zeigt, daß dein Geist seinesgleichen ist.

Jünger.

Ganz, heil'ger Genius, versink' ich vor dir.

Meister.

Und der Mann war ein Mensch wie wir.
Und an der Menschheit zugetheilten Plagen
Hatte er weit schwerer als wir zu tragen.

Jünger.

O, warum sah ich sein Angesicht,
Hört' seiner Lippe Rede nicht.
Du, Glücklicher, kanntest ihn.

Meister.

Ja, mein Sohn.
Ich war noch jung, er nahte schon
Dem Grabe. Ich werd' ihn nie vergessen.

Wie oft hab' ich zitternd vor ihm da geſeſſen,
Voll von heißem Verlangen
Jedes Wort von ſeinen Lippen zu fangen
Und, wenn er ſchwieg, an ſeinem Auge gehangen.

Auf dem Waſſer den 18. July.
Gegen Neuwied. 1774.

Goethe.

No. 20 a.

„Des Künſtlers Vergötterung" unterdrückte Goethe bei Herausgabe von Künſtler's Erdewallen im Puppenſpiel 1774. Als ein völlig neues Stück erſchien erſt 1789 in Verbindung mit jenem kleinen Drama: Künſtlers Apotheoſe. Daß dieſem ein älterer Entwurf zu Grunde gelegen, oder wenigſtens die Abſicht, des Künſtlers Apotheoſe ſeinem Erdewallen folgen zu laſſen, von Anfang an beſtanden hatte, war bisher nicht bekannt. Das Scenarium zu Anfang beider Stücke zeigt ihren Zuſammenhang; in beiden wird die Apotheoſe durch die Bewunderung dargeſtellt, welche das von dem Meiſter hinterlaſſene Bild der Venus Urania hervorruft. Die Ausführung ſelbſt iſt freilich ganz verſchieden.

21.

(Ems, den 31. Juli 1774.)

Dienstag werden wir kommen bei Ihnen zu Mittag essen, um mit wahrer Freude zusammen zu seyn, so viel die Welt giebt. Mein Sinn hat sich noch nicht ganz erholt, da vier Knaben gestern Nacht ertranken und keiner gerettet wurde. Nur in solchen Augenblicken fühlt der Mensch wie wenig er ist, und mit heißem Atmen und Schweiß und Thränen nichts würckt. Adieu Mama schicken Sie mir doch einige Flaschen Weins, oder vielmehr ich will sie mitnehmen wenn ich komme, hier vergiften sie mich mit Getränk.

G.

No. 21. Bei Krebe No. 19.

Das Datum des Briefes läßt sich aus dem des mitgetheilten Unglücksfalls genau feststellen. Der Dienstag, zu welchem Goethe mit Basedow sich bei Sophie einlädt, fiel

auf den 2. August. Am 27. Juli hatte Lavater, sogleich nach der Rückkehr von der Rheinreise, Ems verlassen. Alle Drei waren am 25. oder 26. Juli — vermuthlich die Zeit vom 24. an, an welchem Tage Lavater in Neuwied gepredigt — in Coblenz und Ehrenbreitstein vereinigt gewesen. In diese Zeit fällt ihre gleichzeitige Anwesenheit im La Rochischen Hause, welche Sophie ihrer Freundin Julie Bondeli beschrieben hat (S. 368 des Bodemann'schen Buchs über die Letztere). Eine Notiz über den Vorfall nun, von dem Goethe sich in obigem Billet so heftig erschüttert zeigt, ermittelte ich in den Dillenburgischen Intelligenz-Nachrichten vom 6. August 1774 (Stück. XXXII, S. 527); dort lautet eine „Unglücksfall" überschriebne Anzeige: „Am 30. Juli sind zu Bad-Embs vier Knaben, welche Krebsen wollten, in der Lahn ertrunken. Nachdem sie drey viertel Stund unterm Wasser gewesen, so wurden sie herausgezogen, aber der angewandten Mittel ungeachtet, nicht wieder zu recht gebracht". Daß Goethe an den Wiederbelebungsversuchen sich lebhaft betheiligt, ergeben seine Worte. Deute ich den Zusammenhang richtig, so ist in diesem Ereigniß der Keim zu der Geschichte entdeckt, welche Goethe nach einem halben Jahrhunderte im Elften Kapitel, Buch II, seiner Wanderjahre erzählt. Dort sind fünf Knaben beim Krebsen im Flusse ertrunken; es wird beschrieben, wie die Leichen in langem Zuge hereingetragen, dann im Gemeindehause niedergelegt und Versuche angestellt werden, sie in's Leben zurückzurufen. Wilhelm Meister, der einen Freund unter den Ertrunkenen verloren, überschwemmt die Leiche mit seinen Thränen, er versucht es mit Reiben, mit Einblasen seines Athems. Genug, es werden die Eindrücke geschildert, welche ihn der Chirurgie als seinem Lebensberufe zuführen. „Heißem Athmen" eben ist meine Conjektur für „beißen

Ihr wißt ja sonst recht wohl zu sparen,
Verschwendet ihr so die köstlichste der Waaren?

Doctor.

Gar recht! Du hast dich nicht geirrt;
Ja wohl bin ich ein guter Wirth,
Es jammerte mich stets die Perlen klein zu mahlen;
Für dießmal sind es Austerschalen.

Scapin.

Königlich Elixir! —
Wie roth, wie schön glänzt diese volle Flasche!
Mein guter Herr, erlaubt mir daß ich nasche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.

Laß sie nur stehen! Laß sie seyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs ist aller Welt bekannt,
Von seiner Wirkung königlich genannt;
Es schlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.

Armen" bei Frese. Jedenfalls schöpfte Goethe bei Erzählung jener Geschichte aus seinem eignen Leben: denn die Uebereinstimmung kann nicht auf Zufall beruhn.

„So viel die Welt giebt", nach Evangel. Johannis 14, 27: „nicht geb' ich euch, wie die Welt giebt."

„Mitnehmen" will Goethe den bessern Wein von Ehrenbreitstein, bei der Rückreise, einen Wein, dem Basedow, nach seinem Grundsatz Ergo bibamus, etwas zu viel Ehre anthat (Serbien's Schreiben an Julie Bondeli).

22.

(Ehrenbreitstein, Anfang August 1771.)

Hier Mama ist die Grabschrifft, mich würde unendlich freuen wenn sie Prinzessin . . . wählte. Schicken Sie sie doch bald der Fr. v. Bretlach. Kommen Sie mir bald nach. Küssen Sie den leidenden Engel von mir. Und so geh ich zur Lulu.

G.

Nr. 22. Bei Freie S. 169, nicht eingeordnet.

Dem ganzen Habitus nach ein Billet in demselben Orte von einem Hause in ein andres gesandt. Die darin erwähnten Persönlichkeiten weisen auf Ehrenbreitstein; es ist anzunehmen, daß Goethe dort vom 2. August an (s. vorigen Brief) ein paar Tage verblieb.

Prinzessin ist die Prinzessin Kunigunde von Sachsen (V. Aufzug S. 181), die fast gleichaltrige Schwester des damaligen Kurfürsten von Trier, Klemens Wenzel, bei dem sie sich von 1769 bis zu ihrer Berufung als Aebtissin von Essen im Jahre 1776, aufhielt. Sie theilte seine Musikliebhaberei

und verschönte seine Häßlichkeit nach allen Richtungen (Demmkus S. 128). Sophie erwähnt sie in den Briefen an Merck (I, S. 31) als „unsre Prinzessin" und in Nesalien's Briefen (II, No. 92. S. 459) stets ihrer „Obristhofmeisterin" v. Falckenstein und (S. 460) ihrer Hofdame von Raundorf, ebenso Wieland in den Briefen an Sophie (S. 155 vom 15. Mai 1772).

Frau von Bretlach, eine in Coblenz sich aufhaltende Generals-Wittwe, nach Dr. Kellner. Von ihr (Mme de Pretlac) schreibt Sophie am 18. Mai 1772 an Merck (Briefe I, S. 34). Vermuthlich war ihr verstorbener Gemahl derselbe, der im siebenjährigen Kriege die „Kavallerie-Schwadron Bretlach" kommandirt hatte, welche in der traurigen Geschichte des Laer'schen Commando's der Reichsarmee genannt wird (Laer'scher Schlachtbericht, Erfurt den 7. Nov. 1757, Preuß. Jahrb. 1878. S. 3).

Der leidende Engel, Sophie's jüngster Sohn Franz, der früh verstarb (vergl. in ihrem Briefe an Julie Bondeli: Fenestase de Lavater sur la beauté de mon fils cadet). Lulu, ihre Tochter Louise.

Die Grabschrift weiß ich nicht zu erklären. Möglich, daß sie den Emser Unglücksfall betraf, für den Goethe's lebhafte Erzählung Interesse in jenem Kreise erweckt haben mochte. In den Dillenburger Nachrichten verlautet nichts von einer Gedenktafel an die Ertrunkenen, deren Grabstätte ich in Ems nicht zu ermitteln vermochte.

23.

(Frankfurt um den 20. August 1774.)

Hier Mama das verſprochene, iſt es ſo recht? Mit der fahrenden ſchick ich mehr, vergüldt aufm Schnitt, dabey des lieben Mädgens Briefe, das ein fürtreffl. Mädgen iſt, dabei Zeitungen von H. Deinet. Wollen Sie mir dann ſchreiben, was ich Ihnen ſoll für den Ter. was Sie ausgelegt haben für mich? ſo will ichs mit denen 2 Carolin an Dumeix geben oder wohin Sie wollen. Mit der Olnekt (?) Sill (?) will ich dann warten aber nicht lang. Hat Hohenf. einen Clavige?

Greſchl. mögt ich gar gerne ſehen wenns halbweg mit Manier geſchehen kann.

D'abord que Wieland est *curieux* de savoir ce que je *ferois* de lui, si le hasard me l'amenoit — il est perdu — vous m'entendés bien.

Sobald ein Werther kommt, ſoll er bey Ihnen ſeyn, hier iſt auch wieder das Teſtament das nicht Chriſti iſt.

(Ohne Unterſchrift.)

No. 23. Bei Freſe No. 14.

Der erſte Brief nach der Heimkehr (13. Auguſt). Wegen der Verbindung mit dem folgenden und der Ankündigung des Werther etwa auf den 20. Auguſt zu ſetzen.

Das Verſprochene, ein verſprochnes Gelegenheitsgedicht, wohl ohne Zuſammenhang mit der Grabſchrift des vorigen Briefes; wenigſtens äuſſerlich erſcheint es nicht als Trauergedicht. Es gehört zu den völlig verſchollenen Goethiſchen Gedichten. Da es aber in mehreren Exemplaren gedruckt geweſen iſt, ſo könnte ein glücklicher Zufall zur Wiederauffindung führen. Zugleich ſandte Goethe einige der ihm zur Durchſicht mitgegebenen Briefe Roſalien's und neue Nummern der Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Den Ter (Tee bei Freſe; vielleicht Ten.) beziehe ich auf einen Terburg oder einen Teniers, welchen Goethe von Zick in Coblenz erworben hatte. Daß er ſich damals von Sophie zum Ankauf von Thee Geld erborgt hätte, iſt undenkbar. Auch in No. 28 folgt die Erwähnung Zicks dem Schuldenbekenntniſſe.

Die nicht entzifferten Worte Anecht Sill werden zwei Namen der Firma der in No. 29 erwähnten Coblenzer Porzellanfabrik enthalten. Hätte Goethe geſchrieben: mit dem andern Soll will ich dann warten, ſo würden die Worte wohl zu leſen geweſen ſein. Ich vermuthe daher unbekannte Namen.

Wegen Groſchlag ſ. die Einleitung.

Die franzöſiſche Stelle erklärt ſich als Entgegnung auf eine von Sophie mitgetheilte Aeußerung ihres Freundes Wieland. Schon in ſeiner Beſprechung des Götz im Merkur (Bd. 6, S. 323 vom Juni 1774) hatte Wieland geſagt: „Und ſo wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir [er und Goethe] am Ende noch ſehr gute Freunde werden müſſen," und im März des nächſten Jahres an Sophie geſchrieben (Briefe S. 175): „ſeine [Goethe's] Freundſchaft würde mich glücklich machen." Goethe's Franzöſiſch oben zeigt die frühere Schreibweiſe; d'abord für aussitôt-que, dès-que findet ſich noch bei Molière (z. B. I. 138 ſagt Mascarille: *d'abord* qu'on les approche, ils se mettent sur leur garde).

Das Teſtament, das nicht Chriſti iſt, Herder's älteſte Urkunde (ſ. No. 19). Aehnlich Goethe ſpäter an Herder von einer Mendelsſohn'ſchen Schrift (No. 46, vom 20. Februar 1786): „Das jüdiſche neuſte Teſtament."

24.

(Ein Quartblatt.)

(Frankfurt, 21. und 28. August 1774.)

Was iſt liebe Mama, was iſt das Herz des Menſchen? ſind der würklichen Uebel nicht genug? Muſſ es ſich auch noch aus ſich ſelbſt phantaſtiſche ſchaffen! doch was klag ich! Die Unruhe u. Ungewiſſheit ſind unſer Theil und laſſen Sie uns die tragen mit Muth, wie ein braver Sohn der die Schulden ſeines Vaters übernommen hat. Unſre Briefe haben ſich gekreuzt. Hier iſt Reichens Brief wieder. Mein voriger Brief antwortet auf das übrige. Nur mit dem Dechant hab ich nicht geſprochen, mag auch nicht mit ihm von der Mar reden. Warum ſie hinab will? — Sie ſagte mir geſtern: „es ſeye eine Idee von Brentano. Sie „mögten nur ia dazu ſagen, vielleicht wendete er „wieder ſeinen Sinn“ — Und dann Mama es

geht in ſolchen Fällen wie in der Kranckheit, in das Bett, aus dem Bett, und wieder hinein, man hofft, und verbeſſert ſeinen Zuſtand wenigſtens den Augenblick der Veränderung. Der Brief an Kalckhoff iſt gleich wie Sie ihn ſchickten, fort.

So weit ſchrieb ich den 24. Heut d. 28ten s. c. ſchick ich Ihnen beyde Briefe zurück. Danck vielen Danck. O laſſen Sie mich immer was von meinem Nachbaar Gorgias hören. Sie ſollen auch dafür was hören mit der Zeit. Adieu.

Grüſen Sie Hr. v. Hohenfeld herzlich. Schreiben Sie mir wann und was Sie das Herz heiſſt.

Adieu G.

No. 24. Bei Freſe No. 22.

Der Notiz auf der Schloſſer'ſchen Abſchrift, nicht auf dem Originale: „Nach Max Heurath und nachdem er in Coblenz geweſen," entſpricht der Inhalt vollſtändig. Es wird darin der Brief Sophien's an Kalckhof erwähnt, mit dem ſie, wie No. 25. erkennen läßt, ihren intereſſanten Freund dem Miniſter Groſchlag empfohlen hatte. Der Erfolg wird in No. 27 dankend berichtet.

No. 23 wäre hiernach der Brief, mit den ſich Sophien's Schreiben gekreuzt hätte.

Die Korrespondenz mit dem Goethe'n persönlich von Leipzig her bekannten Buchhändler Reich, dem Verleger sowohl der Sternheim als der Lavater'schen Physiognomik, wird auch in No. 32 vom 22. December d. J. berührt.

Die beabsichtigte Reise Maxen's nach Ehrenbreitstein kam nach No. 27. erst in einigen Wochen zur Ausführung.

Der obige Brief setzt die Kenntniß des Septemberhefts des Merkur, als schon im August ausgegeben, voraus. Denn dies Heft (Bd. 7, S. 295—337) enthält eine der witzigen Erzählungen Wieland's: „Stilpon oder über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara", auf welche Goethe's Ausdruck „Nachbar Gorgias" hinweist. Gorgias heißt der kluge Megarenser, der zum Oberzunftmeister gewählt wird. Diese Hauptperson der Geschichte identificirt Goethe mit Wieland, dem alten Freunde und ständigen Korrespondenten Sophiens; sie hat Goethe'n zwei von dessen Briefen mitgetheilt, die er zurücksendet, nachdem er ihren Inhalt in No. 23 und auch wohl in No. 17 oben berührt. Ist Wieland der Gorgias, so ist Goethe selbst als dessen Mitbürger und „Nachbar", der Philosoph Stilpon; Gorgias befolget und vertreibt den Stilpon, auf Grund eines „gegen Müßiggänger, Sterngucker, Marktschreier und Leute, die mit Murmelthieren im Lande herumziehn", gerichteten alten Gesetzes. Mit dem Sophisten Gorgias, den Wieland im Agathon und sonst oft erwähnt, hat obiger Name nichts gemein, so wenig als mit dem „Gorgias, der Edomiter Hauptmann" der Bibel (1. Maccabäer 12, 32). Der Zusammenhang der Aeußerung mit dem Merkur ist so klar, daß eine andre persönliche Beziehung nicht in Frage kommen kann, obschon grade Stellen, wie diese, wegen des Fehlens der Briefe Sophiens sich nicht völlig aufklären lassen.

Mit dem, was Goethe als Erwiderung anbietet, möchte

im Hinblick auf den erregten Briefanfang seine Herzensgeschichte mit der Münch gemeint sein (s. No. 26. u. 29). Doch läßt die Stelle sich auch auf das nahe Erscheinen des Werther beziehn. Was hier von den phantastischen Uebeln neben den wirklichen geklagt wird, könnte wörtlich in jenem Romane stehn (vergl. I, Brief vom 1. Julius).

Es klopft.

Doch fahre hübſch in einer Reihe fort.
Was ſoll das ſeyn? Du biſt bald hier bald dort!

Es klopft.

Doctor.

Mich dünkt es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend iſt ſchon nicht mehr weit.
Geh' hin und ſieh; es iſt ſonſt nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

Scapin ab. Der Doctor beſchäftigt ſich während des Ritornells mit dieſem und jenem.

Scapin kommt zurück.

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang' geſehn.
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen!
Jung, beſcheiden, ſanft und ſchön.

25.

(Frankfurt) d 15 Sept. (1774)

Heut gehn ab liebe Mama, die freimüthigen Briefe, sie sind recht brav geschrieben, hier und da macht er übertriebene Prätensionen, wie alle Zuschauer die den Bucket nicht selbst dran zu strecken haben. Kaldhof hat mir einen sehr artigen Brief geschrieben und mich im Namen Ihrer Exc. nach Dieb. geladen. Groscht. war gestern hier hab aber nicht an ihn kommen können.

Die Zeit hab ich mit der lieben Max zweymal lange geredt. Sie ist wohl und schickt sich mit viel Fassung in die Umstände.

Daß meine Verse recht sind freut mich. Ob man versteht oder Theil daran nimt, davon ist die Rede nicht, ein Blättgen Papier schwarz auf

weiß vergüldt aufm Schnitt das thuts, doch iſt mir H. v. H. Antheil ſehr werth.

Grüßen Sie mir Liſeln und meine Kleinen, die Treſſon ſollen ſich meiner erinnern die Deſter auch.

Der Dechant baut, tapeziert.

Meine Schweſter iſt noch in Emedingen.

Herder hat einen Buben.

Deſter und die Gretel hab einmal geſehn.

Merck iſt vergnügt und ich geſchäftig ohne fleißig zu ſeyn, bringe doch aber was vor mich.

Addie

G.

No. 25. Bei Kreis No. 37.

Das vorhandne Datum des 15. September iſt durch die Jahrszahl 1774 zu vervollſtändigen, welche ſich aus mehreren im Briefe erwähnten Umſtänden, der erſten Schwangerſchaft der Maxe, deren erſtes Kind im folgenden März geboren wurde, der am 28. Auguſt 1774 zu Bückeburg erfolgten Geburt von Herder's älteſtem Sohne u. ſ. w. mit Sicherheit ergiebt.

Die freimüthigen Briefe ſind nicht, wie man glauben konnte, La Roche's Mönchsbriefe, von Goethe in Dichtung

und Wahrheit (Buch 13) erwähnt, und von ihm, seinem Tagebuche zufolge, unmittelbar nach La Roche's Sturz als trierischer Kanzler erst im October 1780 gelesen, sondern des Heidelberger Pfarrer's Mieg „Vertraute Briefe des Grafen v. B. ** über den Zustand der Wissenschaften in Wien 1774." Wieland gedenkt in dem Schreiben an Gebler zu Wien vom 21. October 1771 (Auswahl denkw. Br. II, S. 36): „des Prahlers Mieg freimüthiger Briefe." „Mieg schreibt Wieland, begegnet Euer Hochwohlgeboren ungefähr wie Wittenberg [der Hamburger Licentiat, Widersacher auch Goethe's und Bürger's] mir. Man muß den armen Schelmen ihren Spaß lassen und seinen Weg fortgehn" (Deutsches Mus. v. Schlegel, Bd. III, S. 447, Wien 1813). Lavater schildert Mieg in seinem tagebuchartigen Schreiben an Goethe vom 10. August 1782 aus Heidelberg mit Bezug auf jene Briefe als den „erzfreien, erzseinen, erzdienstfertigen".

Kalkhof scheint Privatsekretär des damals schon als kurmainzischer Minister entlassenen Groschlag gewesen zu sein. Zu den mainzer Beamten damaliger Zeit gehörte er nicht, wie die Staatskalender des ehemaligen Kurstaats ergeben, noch war er Amtmann oder dergleichen zu Dieburg. Er gehörte einer Mainzer Familie an, und heute noch haben Mainzer Fabrikfirmen dieses Namens einen guten Klang. Von Mainz her war er Sophie bekannt.

Die Verse sind das Gelegenheitspoem des vorigen Briefs, welches Hohenfeld's Beifall erlangt hatte.

Das Schwarz auf Weiß leitet durch Ideenassociation auf die Verse im Faust: „denn was man Schwarz auf Weiß besitzt" u. s. w. Die Schülerscene mag grade damals entstanden sein; die Schlußworte: „ich bringe doch aber etwas vor mich" deuten auf solche Arbeit, da jenes Stück schon im

nächſten Monat Freunden vorgezeigt werden konnte; Boie'n erſchien es ſchon als beinahe fertig.

Die Gegrüßten ſind Louiſe, die Tochter, die jüngern beiden Söhne Sophien's, der Bauinſpektor Treſſon und Frau, ſowie Frau Deſter; deren Mann und Gretel waren, gleich Groſchlag, durch die Meſſe nach Frankfurt geführt.

26.

(Ein Quartbogen, wovon eine Seite mit sehr flüchtiger Schrift.)

(Frankfurt den 15. September 1774.)

Liebste Mama.

Die Max sah ich gestern in der Comödie, sie ist nicht mit mir zufrieden! Lieber Gott bin ichs doch selbst nicht. Sie hat Kopfweh! — Läßt Sie bitten ihr Rath zu geben, und im Briefe Bewegung zu rathen, die arme Puppe stickt so zu Hause.

Sie fragten nach Lenz! — Es thut mir leid für Wieland daß er den sich aufgereizt, und auf eine abgeschmackte Weise aufgereizt hat, da ich ruhig bin. Es ist ein unglücklicher Mann von der Seite, ich hab meine Freunde gebeten mir seinen Nahmen nicht mehr zu nennen. Lenz versöhnt sich ihm nicht, und Lenz ist ein gefährlicher Feind

für ihn, er hat mehr Genie als Wieland, obgleich weniger Ton und Einfluss, und doch — — Ja liebe Mama, ich muss die Welt lassen wie sie ist, und dem heiligen Sebastian gleich, an meinen Baum gebunden, die Pfeile in den Nerven Gott loben und preisen. Halleluiah Amen. d 15. S.

G.

(Adresse:)

Herrn
Geheimderath von la Roche
nach
Coblenz
im Thal.

(Siegel mit G.)

No. 26. Bei Frese No. 20.

Das Datum 15. S. läßt sich nicht anders deuten als: 15. September 1774. Wegen No. 25 muß jedoch in diesen Daten ein Irrthum stecken, der jetzt nicht aufgeklärt werden kann. Andrerseits verbindet sich, was hier von der Maxe berichtet wird, bequem mit ihrem in No. 21 angedeuteten Zustande und der aus dem nächsten Briefe zu ersehenden Reise zur Mutter.

Die Wieland-Lenzische Fehde, wenn man sie so nennen

will, begann damals mit den im Septemberheft des Merkur (Bd. 7, S. 355 bis 358) erscheinenden Besprechungen der Lustspiele nach dem Plautus und des Hofmeisters. Letztere war besonders ungünstig, aber keineswegs ungerecht.

Die Erinnerung an den heiligen Sebastian hier ist Nachklang der Rheinreise. In der Düsseldorfer Galerie hatte Goethe das die Marter dieses Heiligen darstellende Bild von van Dyk gesehn. Davon schreibt Forster sechzehn Jahre später: „das Schönste, was ich hier von van Dyks bemerke, ist sein lieblicher Sebastian. — Eben bindet man ihn fest an den Baum, wo ihn die Pfeile seiner Widersacher treffen sollen" (Ansichten vom Niederrhein 1791, I, S. 194). Der heilige Sebastian von Paolo Veronese begeisterte später Platen zu einem Sonette.

Die Welt lassen, biblische Anspielung. Das Hallelujah, Amen, wie im J. G. III, No. 4 u. hier No. 38.

Das „sticken" ist nicht „ersticken", sondern „stecken"; sie steckt zu viel im Hause.

27.

(Ein Quartblatt, die erste Seite nicht ganz beschrieben.)

(Frankfurt.) Montag d. 19ten September 1774.

Donnerstag früh geht ein Exemplar Werther an Sie ab. Wenn Sie und die Ihrigen es gelesen schicken Sie's weiter an Friz, ich hab nur drey Exemplare und muss also diese zirkuliren lassen.

H. v. Groschlag ist hier, ich habe mich ihm dargestellt, da er mich sehr freundlich aufnahm, seiner Gemahlin präsentirte, offen mit mir über manche Gegenstände sprach, von Ihnen viel, mir einen Empfel an Sie auftrug und mich wiederhohlend nach Dieburg einlud, wohin ich denn auch einen schönen Herbsttag zu gehn dencke. Und so wär ich denn wieder auf soviel mehr Ihr Schuldner, wenn nicht [ein] Sohn durchs blose Sehn-

seyn so viel schuldig würde, daſſ er mit nichts als mit seiner ganzen Existenz abzahlen kann.

Sie kriegen nun Ihre liebe Max wieder, eine Weile, erquicken Sie das Herz mit aller mütterlichen Liebe. Adieu. Und melden Sie mir gleich was Herr v. Hohenfeld vom Werther sagt. Und auch Ihr Gefühl übern zweiten Teil.

G.

No. 27. Bei Frese No. 21.

Fritz, d. h. Fritz Jacobi; am 22. September ging das Exemplar Werther, das in Düsseldorf den größten Eindruck machen sollte, an Sophie ab, am 23. das für Kestner's bestimmte.

Groschlag's Gemahlin war eine geborne Stadion, und schon als solche Sophien's Freundin. Der Schluß erwähnt nur den 2. Theil Werther's, da Sophie den 1. Theil aus der Handschrift schon kannte (oben No. 15).

28.

(Frankfurt, Anfang October 1774.)

Hier was von meiner Unart liebe Mama, ich bin ſtürmiſch, verworren, und haſte doch nur auf wenig Ideen, die liebe Max hab ich in der Comödie geſprochen, ich hab wieder die Augen geſehn, ich weiß nicht was in den Augen iſt.

Schicken Sie doch den Brief an Zich!

Wie lange ſoll ich noch Ihr Geldſchuldner bleiben — denn alle Schulden, andre Schulden mögt ich nicht gern abtragen

G.

No 28. Bei Freſe No. 26.

Wegen des erſten Wiederſehn's der Max nach deren Rückkehr von dem nur kurzen Beſuche des väterlichen Hauſes (ſ. vor. Brief) vor den folgenden Brief zu ſetzen. In beiden dieſelbe Gemüthsbewegung durchſcheinend. Die „Unart", im Gegenſatz zur Art, wie Werther, beziehe ich auf das eben

Doctor.

Führ' herein das junge Weibchen;
Mich verlanget ſie zu ſehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Doctor.

Nur herein! O wie ſchön!

Zu Zwey.

Nur herein! O wie ſchön!
So beſcheiden und ſo ſchön!
Nur herein!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.

herausgekommene Puppenspiel, mit dessen öffentlichen Besprechungen der Altonaer gelehrte Merkurius am 27. October 1774 (S. 342 flgde) begann (Gütige Mittheilung des Hrn. Dr. Werner). Die andern Journale folgten meist im November. Am 21. October befand das Stück sich schon in Wieland's Händen.

Zick, ein Coblenzer Maler, den Goethe auf der Rheinreise kennen gelernt hatte. Lavater's Tagebuch vom 18. Juli 1774 enthält die Stelle: „Nachher besah ich Zigg's Malereien, wenig Wichtiges" (in Hirzel's Briefen helvetischer Freunde, S. 27). S. über ihn die Einleitung und oben No. 23.

29.

(Ein Quartbogen, nur die erſte Seite beſchrieben.)

Wie werth iſt mir ihr lezles herzliches, wie werth alles was Sie mir ſeyn können. Ich lag zeither, ſtumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Krafft in mir läge, all das zu tragen, was das ehrene Schickſaal künftig noch mir und den meinigen zugedacht hat; ob ich einen Fels fände drauf eine Burg zu bauen, wohin ich im lezten Nothfall mich mit meiner Haabe flüchtete. — Liebe Mama, ich gönne ihnen die Stunden des Unmuths und Jammerns, es iſt Erleichterung wie die Ergieſſung im Gebet, aber wenn Sie dann auch aufſtehn davon, erlauben Sie Ihrem Herzen eine freye Ausſicht über all das Glück, das Ihnen in Ihren übrigen bereitet iſt, und das vielleicht noch über

den unglücklichen Engel waltet. Leben Sie wohl, und dencken mein in Freud u. Leid(. am 21 Okt. 1774.

G.

(Adreſſe:)

An Herrn
Herrn Geheimderath
von la Roche
nach
Coblenz
im Thal.

(Siegel mit G.)

No. 29. Bei Freſe No. 21.

Der aufgeregte Zuſtand dieſes und der vorhergehenden Briefe läßt auf ein acut gewordnes Herzensverhältniß ſchließen; die Heirathsfrage war nah an den Schreibenden herangetreten: auch die „Seinigen" ſetzt er mit dem Schickſal in Verbindung und ſpricht, zwar nicht vom Gründen eines Herdes, ſo doch vom Bauen einer Burg für ſeine Habe. Alles vielleicht Beziehungen auf das Drängen ſeiner Eltern, womit ſein eigner Wunſch nur halb übereinſtimmte, die als Veranlaſſerin des Claviigo bekannte Fräulein Münch zu heirathen. Dieſe Briefe (ſ. No. 24 u. 28) laſſen das wirklich Vorgefallne nur ahnen; ſie zeigen aber deutlich, welchen Kampf Goethe die ſchließliche Auflöſung des Verhältniſſes

kostete. Noch am 14. April 1775, als sich das neue mit Lilli knüpfte, schreibt er an Knebel vom „Antheil des Menschengeschicks, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte;“ Antheil des Menschengeschicks d. h. dem allgemeinen Menschenlose.

Die Klagen der La Roche dagegen betrafen den kranken jüngsten Sohn, den leidenden Engel von No. 22, der jedoch noch bis 1791 lebte.

„Freud und Leid(.“ ist zu lesen: „Freud - und Leiden.“

30.

(Ein Quartbogen.)

(Frankfurt, 20. November 1774.)

Ich antworte Ihnen gleich liebe Mama. Ihre Max hab ich in der Komödie gesprochen den Mann auch, er hatte all seine Freundlichkeit zwischen die spizze Nase und den spizzen Kiefer zusammengepackt. Es mag eine Zeit kommen da ich wieder ins Haus gehe. Das Meer verlangt Feigen! sag ich noch iezzo, und lasse mich davon.

Lavater wird die Porzellan Fabrique bezahlen, und zu ruhigerer Zeit wollen wir rechnen. Heut schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Oel Pinsel in die Hand nehmen! — Mit welcher Beugung Andacht und Hoffnung drück ich nicht aus, das Schicksaal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick, es ist ein trüber Tag! Wir werden uns im Sonnenscheine wieder-

ſehn. — Hier ein kurzes Rezipe für des werthen Bar. v. Hohenfelds Griechiſches Studium! „So Du einen Homer haſt iſt's gut, haſt Du keinen kauffe Dir den Erneſtiſchen da die Clärckiſche wörtliche Ueberſezzung beygefügt iſt; ſodann ver|ſchaffe z. z. Dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weiſſe Karten. Haſt Du dies beyſammen ſo fang an zu leſen die Ilias, achte nicht auf Accente, ſondern lies wie die Melodey des Hexameters dahinfliest und es Dir ſchön klingt in der Seele. Verſtehſt Du's; ſo iſt alles gethan, ſo Du's aber nicht verſtehſt, ſieh die Ueberſezzung an, lies die Ueberſezzung, und das Original, und das Original und die Ueberſezzung, etwa ein zwanzig dreiſig Verſe, biſſ Dir ein Licht aufgeht über Conſtruction, die im Homer reinſte Bilderſtellung iſt. Sodann ergreiffe Deinen Clavem wo Du wirſt Zeile vor Zeile die Worte analiſirt finden, das Praesens und den Nominativum, ſchreibe ſodann auf die Karten, ſteck ſie in Dein Souvenir, und lerne dran zu Hauſe und auf dem Feld, wie einer beten mögt, dem das Herz ganz nach Gott

hing. Und so immer ein dreisig Verse nach dem andern, und hast Du zwey drey Bücher so durch-
s. S. gearbeitet, versprech ich Dir, stehst Du frisch und franck vor Deinem Homer, und verstehst ihn ohne Ueberseszung Schaufelberg und Karten. Probatum est!

Im Ernst liebe Mama, warum das alles so und so, und just Karten seyn müssen. Nicht untersucht ruft der Arzt! Warum muß das eben Nesseltuch seyn worin das Huhn gesotst wird. Sagen Sie dem hochwürdigen Schüler zum Troste, Homer sey der leichteste Griechische Autor, den man aber aus sich selbst verstehen lernen muß.

Empfehlen Sie mich Hr. Geheimderath — Kommen kann ich nicht — Auch ists besser, sie haben Friz allein —

Gerne gar gerne mögt ich Hr. v. Hoh. sprechen und das bey Ihnen, und weil ich's wünsche wird's auch wohl geschehen.

Grus an Lulu, die kleinen, Tressen und Cordel. Klopstock ist ein edler grosser Mensch über dem der Friede Gottes ruht! —

(Ohne Unterschrift.)

(Adreſſe:)

Herrn
Herrn Geheimderath
von la Roche
nach
Coblenz
im Thal.

(Zwei Siegel
in rothem Lack mit G. und in Goldlack
mit einem antiken Kopf.)

No. 30. Bei Freſe No. 24, im J. G. unvollſtändig, aber correkt, III, No. 36.

Das fehlende Datum ergiebt ſich aus Goethe's Brief an Reſtner vom 21. November 1774: „An einem fremden Pult, in eines Malers Stube; denn geſtern fing ich an in Oel zu malen." Das richtige Datum iſt von fremder Hand, weder Goethe's noch Sophien's, auf den Brief geſetzt, welche Bleiſtift-Notiz Schloſſer kopirte, als ſei es Goethe's Briefdatum.

Das Oelmalen begann Goethe bei Nothnagel. Es war für ihn eine Lebensfrage, ob er zum Maler beſtimmt ſei oder nicht. Nach der Rückkehr von Wetzlar hatte er daran gedacht, ſich ganz dem Künſtlerberuf zu weihen; er gerieth vorübergehend in ein Schwanken, wie der Maler Müller ſein ganzes Leben hindurch.

Das Meer verlangt Feigen, ſprichwörtlich von einem Opfer; das Meer, perſonificirt wie der Bierwaldſtätter See

im Tell, fordert die süßeste Frucht als Tribut. Bei Zander unter Meer No. 91: „das Meer hätte gerne wieder F[illegible]."

Das ingeniöse Recept zum Griechischlernen will das mechanische Erlernen durch Intuition ersetzen. Goethe selbst lernte später so das Arabische und Wilh. Humboldt rieth Schiller am 20. November 1795 zu demselben Verfahren: „Wenn Sie erst in der neuen Vossischen Uebersetzung 50 Verse genau läsen, dann es wegslegten und das Griechische vernähmen, erst durch bloße Erinnerung, Divination u. s. w. sich hineinstudirten und hernach, was Sie interessirte, durch Nachschlagen bestätigten, so würde Ihr Nachdenken mehr mit in's Spiel gezogen, und Sie drängen so tiefer ein, als bei dem gewöhnlichen mechanischen Wege."

Die lateinische Homer-Uebersetzung des Engländers Clarke ist der Ernestischen Ausgabe (von 1759 bis 1764) beigefügt, derselben, welcher Werther die kleine Wetstein'sche Ausgabe vorzog. Goethe schreibt davon 1770 an Herder (J. G. I, No. 3 am Ende). Schaufelberger's Clavis Homerica war 1761 bis 1768 zu Zürich in 8 Bänden herausgekommen.

Der Herr Geheimerath ist La Roche; Fritz ist Friedrich Jacobi, der eine längere Reise an den Oberrhein unternahm; als Knebel im December Goethen aufsuchte, hielt dieser ihn Anfangs für den von ihm erwarteten Jacobi.

Die Gegrüßten wie in No. 25; nur Cordel, Cordula, ist nicht enträthselt; vermuthlich Frau Tresson.

Die Aeußerung über Klopstock ist Nachhall der ersten Begegnung Beider zu Anfang October, als Klopstock über Frankfurt sich zu kurzem Bleiben nach Karlsruh begab, jetzt erst durch eine Frage Sophien's hervorgerufen.

31.

(Frankfurt, Anfang December 1774.)

Beste Mama. Ich bitte Sie, schicken Sie doch den Musenalmanach gleich auf der Post zurück an die liebe Max. Diesmal nichts mehr. Was macht Lulu. Addio.

G.

No. 31. Bei Froſe S. 158 nicht eingeordnet.

Wegen der in No. 32 wiederkehrenden Erwähnung des Musenalmanachs und der Krankheit der Louise La Roche in den Anfang December zu setzen. Vom 11. an war Goethe von den Weimarischen Prinzen in Beschlag genommen.

Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen,
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß ſich faſſen;
Tret' Sie getroſt herbey,
Sie darf vor aller Welt ſich frey,
Vor Kaiſer und vor Königen ſich ſehen laſſen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie! Sie darf ſich mir vertraun.
Wie ſoll man mehr auf äußres Anſehn baun!
Wer Sie nur ſähe, ſollte ſchwören,
Sie ſey recht wacker und geſund;
Ich glaub' es ſelbſt, es muß Ihr ſchöner Mund
Mich eines andern erſt belehren.

Scapine.

Wollt ihr den Puls nicht fühlen, weiſer Mann?
Vielleicht erfahrt ihr mehr als ich euch ſagen kann.

Sie reicht ihm den Arm.

32.

(Ein Quartbogen.)

Könnt ich Ihnen liebe Mama recht viel guts für Ihren guten Brief geben. Was ich habe geb ich gern. Den Dechant hab ich die Zeit nicht gesehen. Ich war in Maynz! Dahin nachgereist Wielands Prinzen, das ein treflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort, wie ich sie verfühlte. Das ist was verfluchtes daß ich anfange mich mit niemand mehr mißzuverstehn. Ein Mißverständniß zwischen der Serviere u. der Kleinen nichts als Mißverständniß, und so ein Ding reißt fort wie eine gefallne Masche in einem Strumpf, man hätts im Anfang mit Einer Nadel fangen können. Nächsten Conzert Abend will ich die Kleine vernehmen, heut war ich bey der alten Baase, die recht gut ist. So gehts in der Welt,

u. ich bin treffl. ſolche Sachen einzugleichen. Wenn ich auch Hr. v. Hohenf. zu Nüzze in der Welt ſeyn kann iſt mirs groſe Freude, ich wünſch ihm zu ſeinem Griechiſchen | Glück. Er wird ſich z. E.
künftig die Mühe dancken die er ſich gegeben hat.

Heut krieg ich ein Exemplar Werther zurück, das ich umgelichen hatte, das von einem wieder an andre war gegeben werden und ſiehe, vorn auf das weiſſe Blat iſt geſchrieben: Tais Toi Jean Jaques ils ne te comprendront point! — Das that auf mich die ſonderbarſte Würckung weil dieſe Stelle im Emil mir immer ſehr merckwürdig war.

Meine Klettenberg iſt todt. Todt eh ich eine Ahndung einer gefährlichen Kranckheit von ihr hatte. Geſtorben begraben in meiner Abweſenheit, die mir ſo lieb! ſo viel war. Mama das pickt die Kerls, und lehrt ſie die Köpfe ſtrack halten — Für mich — noch ein wenig will ich bleiben —

Kommen Sie nur, mein Seſſel wartet ihrer, der Zeugniſſ iſt zwiſchen mir und Ihnen daſſ wir guten Muth haben wollen.

L. S. Sie haben nun wohl den Almanach für die Max gekriegt und ihr ihn auch zurückgesendet.

Reich's Brief ist gut. 1 Carolin für den gedruckten Bogen könnt er wohl buchhändlerisch geben. Ich mag gar nicht daran denken was man für seine Sachen kriegt. Und doch sind die Buchhändler vielleicht auch nicht in Schuld. Mir hat meine Autorschafft die Suppen noch nicht fett gemacht, und wirds u. solls auch nicht thun.

Zu einer Zeit da sich so ein groses Publikum mit Verlobungen beschäftigte, und ich soviel Lob und Zufriedenheit von allen Enden einnahm, sah ich mich genötigt Geld zu bergen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen.

Mich freut dass Lulu glücklich durch den gefährlichen Pass ist, ich wusst es von der Max, und war nur halb bange.

Die hiesige gel. Zeitung ist manchmal gut, aber durchgehends weder für Herz noch Geist eines Mannes wie Hr. v. H.

Adieu Mama. Bey Tags Anbruch nach der längsten Nacht. 1774.

G.

No 32. Bei Freie No. 25.

Dem Schluſſe nach vom 22. December 1774. Die Reiſe nach Mainz mit Knebel fand am 13. Statt, dem Todestage der Klettenberg, um dort den vorangereiſten, noch nicht großjährigen Herzog Karl August — Wielands Prinzen (Sing.) — zu ſehn. Des Briefs an Wieland gedenkt Goethe in Dicht. und Wahrh. Buch 15. Mit Bezug auf denſelben ſchrieb Knebel am 23. December 1774 in richtiger Erkenntniß an Bertuch: „Keine Menſchen in der Welt würden ſich geſchwinder verſtehen, wenn ſie beiſammen wären, als Wieland und Goethe," und zur Beſtätigung von Goethe's obigem Bedauern: „Goethe ſing mit einmal des Abends in Mainz ganz traurig an: Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobi's, Wieland — das iſt mir gar nicht recht. Es iſt der Zuſtand meiner Seele, daß, ſowie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des Vortrefflichen lege, ſo auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns" (Deutſche Rundſchau 1877. III, 517 flgde). Auch das kurze Mißverſtändniß mit Herder hörte damals auf (J. G. III, No. 50).

Dem Andenken an die Serviére, die Frau eines in Frankreich lebenden Kaufmanns, widmet Goethe in ſeiner Biographie (Buch 13) die Worte: „Der Geſtalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau mit Namen Serviére erinnere ich mich noch genau." Freundin nennt er ſie in einem damaligen Briefe. Sie ſtand in dem Alter von Sophie; um ſo weniger hätte Goethe ſie dieſer als „alte Baſe" bezeichnet. Ein Verwandtſchaftsverhältniß mit Brentano's iſt auch nicht bekannt. Darunter dürfte daher eine andre Frau, etwa die alte Frau Alleſina, als geborne Brentano jedenfalls Baſe von Maxe's Gatten, von Goethe in

der Sache zugezogen werden sein. — Wegen Hohenfeld's griechischen Studiums s. No. 29.

Die Stelle aus Rousseau's Emil, die auf Goethe solchen Eindruck gemacht, klingt auch im Faust an, in den Versen:

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten" u. s. w.

Bettina schildert den Vorfall nach den Erinnerungen von Goethe's Mutter (Briefw. I, S. 197) folgendermaßen: „Deine Mutter erzählte mir, wie du kurz, nachdem du den Werther geschrieben, im Schauspiel gesessen und wie dir da anonym ein Billet sei in die Hände gedrückt worden, darin geschrieben war: ils ne te comprendront point Jean Jacques."

Der Göttinger Musenalmanach auf 1775 (s. No. 31) enthielt Bürger's Märcheninsel, die Aufsehn machte, und reiche Gaben von Klopstock, den Stolbergen, Hölty, Voß und Goethe. Der Almanach war demonstrativ gegen Wieland.

Die Korrespondenz mit Reich (s. No. 6 und 24) hat nicht zu einem Verlagsgeschäft mit Sophie geführt; Resalien's Briefe fanden erst 1779 einen Verleger in Altenburg.

Ueber die Unkosten des Götz spricht Goethe ganz ebenso wie hier in seiner Biographie Buch 13.

33.

(Ein Octavbogen.)

Hier liebe Mama die Briefe zurück die ich fürtrefflich finde. Den 29. wegen seines glücklichen Tons, womit er eine so ernsthafte Materie verträgt, den 38. weil er dem ganzen Ihrer Briefe eine Rundung Wendung und Weisung giebt.

Meine Schw. hat ein Mädgen, sie bleiben in Emmedingen, wo Schlosser die Marckgr.sch. Hochberg dirigirt.

Indem ich die Briefe vergangnen Jahrs fortirte und aufhub sind doch mancherley alt neue Ideen mir durch den Kopf gegangen. Wenn man so den moralischen Schneeballen seines Ich ein Jahr weiter gewälzt hat, er hat doch um ein gutes zugenommen. | Gott verhüte Thauwetter. z. B.

Keine solche Gramatick kenn ich hab also bey Eslingern Rambachs bestellt.

Von der l. Max wissen Sie wohl was nähers als ich. Vielleicht seh ich sie heut im Conzertgen.

Adieu. Empfelen Sie mich Hr. von Hohenfeld.

(Frankfurt) d. 3. Jan. 1775.

G.

No. 31. Bei Frose No. 27.

No. 29 von Resalien's Briefen schildert den Besuch der Heldin an Henrietten's Grabe (s. oben No. 2, 10 u. 12), No. 38 eine opferfähige Frau als Seitenstück zu Henriette: Beider Tugenden vereinigt Resalie.

Die Nachricht über die erste Entbindung der Schwester ist sehr verspätet, da das Ereigniß schon am 28. October 1774 eingetreten war. Sophie hatte vielleicht nach dem Geschlecht des Kindes gefragt.

Rambach's lateinische Grammatik, einst auch in Norddeutschland verbreitet, war 1770 erschienen.

34.

Liebe Mama! Hier ein Billet von der Max: wir ſind iezze, beſonders ich des Lebens recht froh, es iſt ein ſtarckes Treiben. Denken Sie an uns. Wegen Ihrer Briefe hab ich an Merck geſchrieben, hab aber noch keine Antwort. Friz hat Ihnen geſchrieben. Adieu behalten Sie mich lieb.

Frfurt d. 18 Jan.(uar. 17)75.

G.

No. 34. Bei Freſe No. 28, L. Aſſing No. 2, J. S. III, No. 49.

Aus der erſten frohen Lilli-Zeit. Das erwähnte Schreiben an Merck iſt nicht bekannt. Fritz Jacobi befand ſich in Frankfurt den ganzen Januar hindurch zum Beſuch, ebenſo ſpäter Ende Februar und Anfang März.

Liebe Mama! Glück zur Max, und nun bald Glück zum Enkelgen, und grüßen Sie das kleine Müttergen. Sie wird Ihnen gesagt haben, die halbe Ursache warum ich nicht schrieb, ich glaubte Sie hätten was gegen mich und das war mir unerträglich. Hernach bin ich auch so ein Fassnachts Goethe in Schwarm und Saus und noch was befangen, daß nichts mit mir anzufangen ist.

Friz der nun bald zurückkehrt soll Ihnen auch von mir erzählen, wir waren sehr lieb gut und kräftig zusammen, die Max wird hoff ich ein bisgen guts von mir sagen, bey dem bösen das sie von mir zu sagen hat. Ich grüße sie herzlich auch mögt ich von meinem hochwürdigen Griechen etwas hören. Der Hr. G. H. Rath ist wohl in

Wien, will bald wiederkommen und gedenckt auch mein. Ade Mama. Immer der Ihre

G.

Frfurt d. 17 Febr. 1775.

No. 35. Bei Freſe No. 29.

Die Maxe hatte ſich zur Mutter begeben. Auch dieſer Brief reflektirt die Zeit und das Liebesleben — das Böſe, das die Maxe berichten wird —, welches zur Verlobung mit Lilli führte. An demſelben Tage ſchrieb Goethe an Bürger: „die Frühlingsluft, die ſo manchmal ſchon über die Gärten herwebt, arbeitet wieder an meinem Herzen.“ (Faſſnacht iſt die ältere, von Goethe beibehaltne Form; H. Sachs: Faſnacht).

Wegen Fritz Jacobi ſ. vor. Brief. Der Grieche iſt Hohenfeld, der Geheimde Rath der in Wien weilende La Roche, der an ſeinen Schwiegerſohn noch nach Maxe's Abreiſe geſchrieben zu haben ſcheint. Brentano war kur-trierſcher Reſident, ihm alſo auch geſchäftlich verbunden.

Doctor.

Ey! ey! was iſt das?
Wie geſchwind!
Wie ungleich!
Bald früher, bald ſpäter.
Das kindiſche, unſchuldige Geſicht! —
Im Herzchen iſt kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls iſt ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Geſteh', wie es in deinem Herzen ſteht.

Scapine.

Ach! wie ſollt' ich das geſtehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.

Fühlen Sie mein Herz; es ſchläget,
Es beweget
Meine Bruſt ſchon allzu ſehr!

Ach! was ſoll ich denn geſtehen? —
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

Gott ſegne Sie liebe liebe Grosmama, und das kleine Mamagen und den Knaben. Ich hoffe die Dazwiſchenkunft des Mäuſgens wird viel ändern ich kann wohl ſagen ich erwarte ſie recht ſehnlich zurück. Jezt geh ich zu Brentano ihm Glück zu wünſchen. Grüſen Sie H. v. Hohenfeld. Friz hat wie ich ſehe meine lezte kleine Familie produzirt, er iſt lieb. Ehſtens kriegen Sie wieder was, das ich Ihrem Herzen empfele. Auf den Freytag binn ich hier, erwarte alſo! —

Adieu — der lieben kleinen Mutter Ade! — Wird denn eine Zeit kommen daſſ wir werden einen freundlichen Einfluſſ auf einander haben liebe Max? Ihre Briefe ſollen Sie bald wieder haben.

Erfurt d. 15. März 1775.

Goethe

No. 36. Bei Freſe No. 30.

Maxe's erſtes Kind, Georg Michael Anton, war am 12. März in Ehrenbreitſtein geboren. Wieland gratulirte Sophie zur Großmama am 24. (Seine Briefe an Sophie S. 171).

Unter der letzten kleinen Familie, welche Jacobi in Ehrenbreitſtein vorgezeigt, kann nur „Erwin und Elmire" verſtanden werden. André arbeitete in Offenbach bereits an der Muſik für das Stück. Jacobi hatte es zur Veröffentlichung in der Iris mitgenommen. Schon am 27. Januar hatte er Wieland mitgetheilt, daß es in ſeiner Zeitſchrift erſcheinen werde (Jacobi's Auserw. Briefw. No. 68). Zugleich kündigt Goethe „Stella" an (ſ. No. 42). Der Brief iſt an einem Mittwoch geſchrieben; am nächſten Freitag erwartete Goethe vergebens die verſprochene Ueberraſchung. Er ſchreibt hier, Frankfurt, weil er ſich damals wegen André und Lilli meiſt in Offenbach aufhielt.

37.

(Ein Quartbogen, wovon die erste Seite beschrieben.)

Liebe Mama, Brentano hat mir ihre täglichen Briefe an Ihn gezeigt. Das Weibgen ist wohl und ich wünsche dass die Freundschafft und das Zutrauen, das mir bisher der Mann bezeugt, ungeheuchelt seyn möge, ich glaubs wenigstens, und so hoff ich dass ich der Kleinen künftig keinen Verdruss mehr, und vielleicht eine angenehme Stunde hie u. da machen werde. Sagen Sie ihr das mit dem herzlichsten Grus.

Täglich streb ich und arbeit ich braver zu werden, hab auch Gott sey Danck wieder Relais Pferde für meine weitere Route getroffen. Adieu liebe Mama, und nun noch eine Bitte. Dem von Buri in Neuwied gab ich lezten Sommer einige Gedichte, die er mir vorenthält, das ver-

driesſt mich, ich hab ihm geſchrieben, er lies mir durch einen dritten ſagen: er wolle mir ſie durch Madame l. R. ſchicken. Bitte, bitte liebe Mama ſchaffen Sie mir ſie. Was hab ich denn lezten Freytag empfangen ſollen? Hr. v. Hohenfeld viel Grüſe.

Ade liebe Mama. d. 21. Merz 1775.

G.

(Adreſſe:)

Herrn
Herrn Geheimderath
von la Roche
nach
Coblenz.

(Siegel mit G.)

No. 37. Bei Freſe No. 31.

Von gleichem Datum mit dem Brief an Fritz Jacobi (J. G. III, No. 66), der Goethe ganz von Lilli ergriffen zeigt. Mit den Relaispferden für die weitre Route hier verbindet ſich dort die Stelle: „Mir iſt als wenn ich auf Schrittſchuen zum erſtenmale allein lieſe und dummelte auf dem Pfad des Lebens und ſollte ſchon um die Wette laufen“

— alles zu verſtehn von den Plänen zur neuen Lebensgeſtaltung. Hiezu kamen Ausſichten auf Anſtellung in der Pfalz.

Mit dem in Neuwied lebenden, von Goethe dort am 19. Juli vor. Jahres beſuchten lyriſchen und dramatiſchen Dichter Pfenburg von Buri war Goethe ſeit früher Jugendzeit bekannt. Seine früheſten uns erhaltenen Briefe vom April und Juni 1764 ſind an denſelben gerichtet. Goethe wünſchte die Gedichte für die Iris.

Am Freitag dem 17. war ſeine Erwartung (ſ. No. 36) getäuſcht worden. Der 21. fiel auf einen Dienſtag.

Der Zuſatz „Max" zur erſten Zeile des Briefs (Note bei Freſe S. 161) findet ſich nicht auf dem Original. Er ſcheint auch nicht richtig; nicht die Wöchnerin ſelbſt, ſondern Sophie, die Mutter, wird über deren Befinden an Brentano tägliche Nachricht ertheilt haben. In der Eile ſind die Stellen des großen und des kleinen J Buchſtaben verwechſelt.

38.

(Ein Quartblatt, wovon eine Seite nicht ganz beschrieben.)

Hier liebe Mama ein Klijog der Ihnen Freude machen [wird]. Die Zeichnung von Hr. v. Hohenfeld ſoll mir zehnfach werth ſeyn. Nur bitt ich bey allem was heilig iſt daſſ wenn Sie mir ſie ſchicken, ſie aufs ſorgfältigſte verwahrt wird, denn ſo huy ich ſonſt bin, ein Fältgen in ſo was macht mich raſend.

Adieu Ihnen u. der lieben Frau. Ich hab ihr bisher mein Wort gehalten und verſprach ihr wenn ihr Herz ſich zu ihrem Manne neigen würde, wollt ich wiederkehren, ich bin wieder da, und bleibe bis an mein Ende wenn ſie Gattin und Hausfr. u. Mutter bleibt. Amen. (Frankf.) d. 28. Merz. 1775.

(Ohne Unterſchrift.)

No. 38. Bei Freſe No. 32.

Durch Lavater's Freundin, Frau Heß, hatte Goethe einen zur Verbreitung gedruckten Brief des Schweizer Bauern

Klijog erhalten. Er ſchreibt davon an Herder den 1. April. Dieſer Brief ſcheint hier unter „einem Klijog“ und nicht deſſen Porträt (Phyſiogn. II, Fragm. 26, Tafel 4) verſtanden werden zu müſſen (ſ. über ihn die Einl. u. No. 40). Als Mitarbeiter an Lavater's Werk erbittet Goethe Hohenfeld's Porträt.

Das Amen wie in No. 27. Die ſo überaus ſuperioren und ſtrengen Worte über die noch immer in Ehrenbreitſtein weilende Maze erhielten dadurch, daß ſie der Mutter zugingen, doppelten Nachdruck. Goethe wollte über ſeine Stellung zu ihr auch nicht den kleinſten Zweifel übrig laſſen.

39.

L. Mama endlich hab ich's übers Herz bracht, und ziehe von Frft. gehe zu meiner Schweſter. Alſo über Manheim, Carlsr. und Strasb. Dancke für Ihren lezten Brief und Erbieten. Rede nun ſelbſt mit Lenz und von dorther vielleicht mehr. Ihre Briefe ſind herrlich; Ade und der kleinen Frau alles herzliche! — Wenn ich wiederkomme, treffe ich Sie doch!

G.

(Frankfurt) d. 13 May 1775.

No. 39. Bei Freie No. 33.

Das Erbieten betraf, wie der folgende Satz zeigt, gleichfalls Lenz. Lilli fliehend, trat Goethe am Sonntag dem 14. Mai die berühmte Genie-Reiſe mit den beiden Stolberg und Haugwitz an, ſeine erſte Schweizer Reiſe. „Dorther", aus Straßburg.

40.

(Ein Quartblatt, wovon die erste Seite beschrieben.)

(Zürich.) An Lavaters Pult. d. 12. Juni 1775.

Ich komme von Klijog, wo ich mit Lav. den Stolberg Haugwiz und andern guten Jungens war. Daſſ ich dort an Sie gedacht habe, hier ein Stück Bredt an ſeinem Tiſche geſchnitten. „Man kann friſch zu ſchneiden*), wenn man ſieht daſſ es vollauf iſt.“ Sagte er, freylich in ſeinem Ton und Sprache. Ich ging ohne Ideen hin von ihm, und kehre reich u. zufrieden zurück. Ich habe kein aus den Wolcken abgeſencktes Ideal angetroffen†), Gott ſey Danck, aber eins der herrlichſten Geſchöpfe, wie ſie dieſe Erde hervorbringt, aus der

auch wir entſproſſen ſind. Ade! Ade! — Und Sie zu Frankfurt. Eben da ich fliehe! — Der Max viel Grüs.

G.

*) NB. keinen moraliſch philoſophiſchen Bauern.

†) für ſchneiden ſagen ſie hauen. „Ein ſtück Brodt abhauen."

No. 40. Bei Freſe No. 34.

Aus Zürich, unmittelbar nach der Rückkehr von einem Ausfluge zu Klijog in Wermetſchwyl (zwiſchen Uſter und Pfäffikon). Am 8. Juni war Goethe in Zürich angelangt und dort mit den obgenannten beiden Stolberg und Haugwitz wieder zuſammengetroffen. Unter den andern guten Jungens ſind die Frankfurter Paſſavant und Kayſer und vielleicht Lips, der Zeichner der Phyſiognomik, zu verſtehn. Goethe wohnte bei Lavater, wie aus einem Schweizer Gedichte der Zeit hervorgeht:

Wie wunderbar die Herren Genien ſind.
Herr Goethe kam nach Zürich,
Spricht ein bey ſeinem Lavater,
Find't Buch und Tiſch bey'm Waldreis wohl beſtellt
u. ſ. w.

Zum Waldreis hieß Lavater's väterliches Haus.

Sie hat ſich während der Arie manchmal nach Scapin umgeſehen, als wenn ſie ſich vor ihm fürchtete.

Doctor.

Ich verſtehe dich;
Du trauſt mir wohl,
Doch willſt du dich vor dieſem Burſchen da
Nicht explicíren..
Ich lobe die Beſcheidenheit.

Zu Scapin.

Haſt du nichts zu thun, als dazuſtehn?
Geh' hin, beſchäft'ge dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmliſches Behagen;
Ich glaube gar mir murrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Luſt zum Eſſen ſtellt ſich ein.
O dürft' ich, um es zu beweiſen,
Gleich hier in dieſen Apfel beißen!

Er greift ihr an die Wange.

Klijog iſt in No. 38 erwähnt. Daß Goethe ein Stück Brod von dem Tiſche dieſes Mannes damals von Zürich nach Frankfurt ſandte, zeigt, welcher Kultus mit ihm getrieben wurde. Die Noten unter dem Briefe hat Goethe mit Bleiſtift zugeſetzt. Er ſagt, er habe keinen moraliſch-philoſophiſchen Bauern angetroffen, reagirt alſo gegen die Aufbauſchung des Phänomens durch Hirzel, der Klijog in ſeiner Schrift über ihn einen philoſophiſchen Bauern genannt hatte. Goethe's moraliſch-philoſophiſch iſt nachgebildet dem ethico politicum im Titel des Florilegium von Gruterus (1610) und der Zincgreſiſchen Emblemata; ſo auch Goethe ſpöttiſch von den „philoſophiſch-moraliſch-poetiſchen Bijouterien" des Wielandſchen Merkur (im Brief an Schönborn) und ſo das „moraliſch-politiſch" im Titel ſeines ſatiriſchen Jahrmarktfeſtes.

Eben da ich fliehe; vergl. das aus derſelben Situation gefloſſene: „Flieh' ich, Lilli, vor Dir" im Liede (Ged. I, 62. An ein goldnes Herz) und den Zufluchtsort des nächſten Briefes.

41.

(Ein Octavblatt, deſſen erſte Seite beſchrieben.)

Liebe Mama, ich bin wieder da ſeit einigen Tagen, habe Herdern in Darmſtadt angetroffen, und bin mit ihm und ſeinem Weibgen herüber. Sie kommen bald, und wenn Sie auch nicht kämen, müſſt ich doch verſpaaren biſſ auf mündlich, was unterweegs an Abentheuern beſtanden worden. In Speyer fand ich Hr. v. Hohenfeld nicht. Mir iſt's wohl daſſ ich ein Land kenne wie die Schweiz iſt, nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort. Die Max mit ihrem lieben Jungen hab ich geſehen, mit meiner Mutter hatte ſie viel Verkehr in meiner Abweſenheit. Wies nun gehn wird, weis Gott. Brentano iſt nicht eiferſüchtig, ſagt er. Hat ſich Crespel als ein treuer Ritter bezeugt? Laſſen Sie ſich's nicht aus-

fallen noch zu uns zu kommen. (Frankfurt) d. 26. (Juli 1775).

Noch einen guten Morgen heute d. 27. Juli 1775.

G.

No. 41. Bei Freie No. 35.

Aus Frankfurt am Tage nach der Heimkehr. Von Straßburg kommend hatte Goethe Speier und Darmstadt berührt. Hier traf er zuerst seit Mai 1773 mit Herder's zusammen. Mit Merck hatte er sie am 25. Juli nach Frankfurt begleitet (Merck's Briefe II. S. 98).

Rath Crespel, Goethe's in Dicht. und Wahrh. humoristisch geschilderter Jugendfreund, katholisch wie Brentano's. Er ward Max's intimer Hausfreund, sowie Vertrauensmann und Frankfurter Agent ihrer Mutter. Nachstehend Anfang eines Briefs derselben an Crespel nach dem Originale, datirt 8. Januar (1776):

Braver guter Sohn! Da hastu meine Hand die dir das Lob — und den Dank der Mama versichert: möge ich werther Crespel nur jemahls das Vergnügen erlangen Ihnen etwas angenehmes und gutes zu erzeigen, denn ich möchte Sie nicht nur für das Vergnügen belohnen, das mir Ihre gute Dienste zu genießen geben, sondern auch für das, so ich über die Kentnis des großen Unterschieds empfinde, der zwischen schönen Rednern und zwischen denen ist, so schöne Handlungen über den Weg ihrer Freunde außstreuen. Crespel!

du liſt nicht auf der Liſte der ſchönen Geiſter gezeichnet, aber meine Seele ſegnet ſie für daß was Sie edelmüthig mitleidend für meine gute, gute arme Max thun. Laſſen Sie ſich die mütterliche Thränen, mit denen ich dieſes ſchreibe, und mit meinen beyden Händen eine der Ihrigen faſſe, u. mit der innigen Bitte bewegen, noch länger edle wohlthätige Gedult mit Brentano's Fehlern und ſeine gütige Empfindſamkeit mit Ihrer Schweſter Max unverdientem Schickſal zu haben. Sagen Sie ihr, daß ich ſie mehr als meine 4 andre Kinder liebe, daß ich nicht aufwache, nicht ſchlafen gehe, ihr Bild nicht ſehe, ohne um ſie zu weinen, u. Gelübde für ſie zu machen, que je la conjure d'avoir toujours une conduitte iréprochable devant tout le monde etc.

Gestern Abend liebe Mama haben wir gefiedelt und gedudelt bey der guten Max. Ich dancke für Ihren Brief, auch für den ersten durch Falmern, ich hab ihn richtig erhalten. Ihre Briefe sind hier danckbar zurück. Es ist doch immer eine freundliche Zuflucht, das weiße Papier, im Augenblick der Noth ein wahrer, theilnehmender Freund, der uns durch keine widrige Ecken des Charackters zurückstößt, wie man's wohl oft just in den Stunden erfährt, da man am wenigsten so berührt werden mögte.

Daß Sie meine Stella so lieb haben ist mir unendlich werth, lassen Sie sich sie von Friz geben. Es ist nicht ein Stück für jedermann. Wie stehn Sie mit Lenz? Ich weiß kein Wort von, er hat mir Ihre Briefe nicht sehen lassen,

mir ſcheint als wenn Sie mit dem Originälgen nicht gut zurechte kämen. Er wälzt ſein Tönngen mit viel Innigkeit und Treue.

Adieu grüßen Sie H. v. Hohenfeld! einen Empfehl von Crespel, der Sie herzlich liebt und ſchätzt.

Schreiben Sie mir bald. d. 1 Aug. 1775.

(S.

No. 42. Bei Freie No. 36.

Mit dem Muſikabend werden die Uebungen aus der allererſten Zeit, dem Januar 1774, wiederaufgenommen Denn damals ſchrieb Merck ſeiner Frau von Goethe: „il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme. Brentano avec la basse," nämlich dem Violoncell, welches Inſtrument Goethe in Straßburg erlernt hatte. Goethe flüchtete bisher vor den Conflikten mit Lilli's Familie. Dahin, wohl hauptſächlich auf Frau Schönemann zielen „die widrigen Ecken des Charakters". Die freundliche Zuflucht zu dem weißen Papier — das Goethe auch im Alter oft der zwiſpältigen Konverſation vorzog — ergriff er damals beſonders in den Briefen an die Gräfin Auguſte Stolberg; ihr hatte er den Tag vorher geſchrieben: „wenn mir's ſo recht weh iſt, kehr ich mich nach Norden, wo ſie dahinten iſt, zweihundert Meil von mir" und „Ich habe

mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen." Gleichzeitig an Knebel (J. G. III, No. 91).

Falmer bezieht sich auf die in Anm. zu No. 5 genannte Johanna Fahlmer. Lenz hatte Goethe so eben bei dem zweimaligen Besuche Straßburgs wiedergesehn, ihre Freundschaft den Höhepunkt erreicht. Von den Beziehungen zwischen Sophie und Lenz ist Näheres nicht bekannt. Er feierte sie als Verfasserin der Sternheim in seinem Pandaemonium germanicum, und zugleich Goethen als Beurtheiler der Sternheim, auf Kosten Wieland's, des Herausgebers.

43.

(Ein Quartblatt; die erſte Seite beſchrieben.)

Liebe Mama! Ich geh nach Weimar! Freut Sie das? ich will ſehn obs möglich iſt mit Wieland auszukommen um ſeinen alten Tagen was Freundliches auch von meiner Seite zu bereiten. Ich erwarte das iunge Paar und dann gehts. Schreiben Sie mir doch hin. Sie können's an Biel. einſchlieſen.

Die Mar iſt hold, wird in meiner Abweſenheit noch freyer mit meiner Mutter ſeyn, obgleich Brent. allen Anſchein von Eiferſucht verbirgt, oder auch vielleicht mich iezzo für harmlos hält.

Für Buri hab ich nichts thun können ich bin mit meinen Buchhändlern brouillirt, und ein neuer würde es als Gefallen thun und wieder ein Opfer von mir verlangen, doch will ich ſeinen Brief mitnehmen.

Wieland ist doch der alte auch in der Neuwiedischen Affaire, diese Weiber Ader wird mich fürcht ich von ihm abscheiden.

Hier Menalck u. Mopsus!

Zimmermann ist gar brav! Ein gemachter Charackter! Schweizer frey gebohren, und am deutschen Hof modificirt. Er bezaubert alle Welt, sonderlich die Weiber.

Merck ist häuslich, still und leidlich. Weis sonst wenig von ihm. Sie kennen den Nichtschreiber, Nichtantworter!

Ihr Friz! Liebe Mama! Daß das Schicksaal den Müttern solche Schwerdter nach dem Herzen zückt, in den Momenten da sie all der kleinlichen Sorgen Lohn im Grosen einerndten sollten — Halten Sie Sich aufrecht! Wer vermags sonst und in müden Stunden lehnen Sie Sich an unsre Liebe, die gewiss ganz und ewig ist. G.

(Frankfurt) d. 11 Oktbr. 1775.

No. 43. Bei Frese No. 38.

Die Reise nach Weimar zu längerm Aufenthalte, der sich in einen lebenslänglichen verwandeln sollte, war bei der

Durchreise des Herzogs Karl August zu seiner Vermählung im September entschieden worden. Am 12. Oktober traf das junge Paar von Karlsruh in Frankfurt ein; in dessen Begleitung reiste der junge Dichter indessen noch nicht ab. Buri ist als der gemeinschaftliche Bekannte der Briefsteller schon in No. 37 genannt.

Wieland's Neuwiedsche Affaire betraf wohl auch Buri.

Menalk und Mopsus, Lenz's neueste Schrift (1775), gegen Wieland gerichtet.

Zimmermann, der Hannöversche Leibarzt, war Ende September, nebst seiner Tochter, Gast des Goethischen Hauses gewesen (Dicht. u. Wahrh. Buch 15). Damals befand er sich wieder in Hannover, wenn schon Goethe von ihm im Präsens spricht.

Fritz, der älteste Sohn Sophien's, der ihr in seiner Militärlaufbahn manche Sorge bereitete; der Dichter des „Ach neige, du Schmerzensreiche" erinnert an die Mater dolorosa mit dem Schwert im Herzen.

Doctor.

Willst du! — Unverschämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Bissen ist für dich zu fein.

Er treibt ihn fort.

Nun, schöner Schatz, sind wir allein.
Gestehe mir nun was dich quälet,
Was du zu viel hast, was dir fehlet.

Scapine.

O sonderbar und wieder sonderbar
Ist mein Geschick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es ist so seltsam und so wahr!

Gern in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeyen
Den Schäfer nur blasen,

44.

(Ein Quartbogen.)

Sie erhalten liebe Mama einen Brief von einem zwar ungezognen doch nicht ganz ungerathnen Sohne, der eine gute Gelegenheit ergreifft sich wieder bey Ihnen zu produziren. Hr. von Knebel ein sehr braver Mann aus unserm Kreise wird zu Ihnen kommen, den bitt ich gut zu empfangen und ihm beiliegendes zu geben.

Wollen Sie mir alsdenn sagen ob er Ihnen gefallen, und etwas von Sich dazufügen werden Sie mich sehr vergnügen.

Vor wenig Tagen hab ich Mad. de Branconi hier gesehen, mit ihr von Ihnen gesprochen, und die Frauenzimmer Briefe empfohlen.

2. S. Eben fällt mir ein daß Sie vielleicht eine meiner iezzigen Lieblingsneigungen füttern können wenn Sie so freundlich seyn wollen.

Ich gebe, seit ich mit Bergwercks Sachen zu thun habe, mit ganzer Seele in die Mineralogie. Wenn Sie mir durch irgend einen dienstbaaren Geist, deren auf Ihren Winck eine Legion wimmelt, etwas aus Ihrer Gegend, oder sonst zusammen tragen liesen, würden Sie mir ein Fest machen. Da ich kein Brod verlange sondern nur Erz und Steine so geht das ia wohl.

Addio! Wieland ist wohl und will wieder sein eigen Haar ziehen.

Wenn man Boden in seiner Stärke | sehen z. E. will, muss man gegen Sie einen Diskurs anfangen, dann beisst und hackt er.

Uebrigens leben wir so gut als in irgend einer Zeitlichkeit möglich ist, und ich bin wie immer der nachdenkliche Leichtsinn, und die warme Kälte. Nochmals Adieu. Grüsen Sie die Töchter, und wenn Hr. v. La Roche noch etwas von mir weis so empfehlen Sie mich ihm.

Da Hr. v. Knebel auch wohl nach Düsseldorf geht, so gebe Gott dass er mir mit unserm alten Friz eine angenehme Vereinigung auswürcke. Wir

ſind ia denck ich alle klüger geworden, es iſt Zeit daſſ man aufs Alter ſammelt und ich möchte
4. S. wohl | meine alten Freunde, die ich auf ein oder andre Weiſe von mir entfernt ſehe, wieder gewinnen, und wenn möglich in einem konſequenten guten Verhältniſſ mit ihnen weiter und abwärts gehn.

Es fällt mir noch eine Menge ein doch will ich ſchlieſſen.

Weimar d. 1. Sept. (17)80.

Goethe.

No. 44. Bei Freſe fehlend.

Nach einer Unterbrechung von fünf Jahren. Sophie hatte nach Wielands Schreiben an ſie vom 11. Januar 1776 Anfangs ihre Briefe an Goethe fortgeſetzt; ſein Stillſchweigen darauf entſchuldigt Wieland in jenem und in dem Schreiben vom 14. Juli 1776. Knebel's Reiſe, der nach der Schweiz die Kreiſe der La Roche und Jacobi's am Rhein aufſuchen wollte, gab Goethe den Anlaß die Korreſpondenz wieder aufzunehmen. Knebel traf am 12. September 1780 in Coblenz ein, fand in Ehrenbreitſtein am folgenden Tage Sophie jedoch nicht anweſend — ſie war in Frankfurt — ſondern nur La Roche, der ihn in ſeinem Garten empfing und ihm ſeine, einſt von Goethe (Dicht. und Wahrh.

Buch 13) bewunderte Gemäldegalerie und ſein Mineralien-Kabinet zeigte. Knebel notirte: „Schöne Mineralien, vorzüglich von Eiſen, vom Bergwerk zu Horchhauſen.“ Goethe, der mit Anſpielung auf das Bibelwort Ev. Matth. 4, 3 (wie ſpäter in den Verſen an Schiller: Dem Herren in der Wüſte brachts) um Steine gebeten hatte, wird ſeines Wunſches daher wohl gewährt worden ſein. Auch in Merck's Briefen (I, S. 372) wird La Roche's Sammlung erwähnt. Noch 1818 ſammelte Goethe Coblenzer Mineralien (ſ. ſeine Annalen).

Madame Branconi, die ſchöne Freundin Goethe's von der Schweiz her, Lavater's „mißkannter Engel“, war von Julie Bondeli und dadurch auch von Sophie gekannt. Goethe hatte ihr eben in Weimar einen ganzen Tag gewidmet (den 27. Auguſt; ſ. Br. an Frau v. Stein).

Die ein Jahr vorher als Buch erſchienenen Briefe Roſalien's nennt Goethe hier nach ihrem anfänglichen Titel in der Iris. Bode, der bekannte Freimaurer und Ueberſetzer Sterne's, hatte dieſelben mit der ſehr beſcheidnen Vorrede vom 26. März 1779 in die Leſewelt eingeführt. Goethe's ſcherzhafte Aeußerung über ihn mit dem Anklang an die damals neuen „Vögel“ zeigt, wie ernſt und ehrlich er es mit ſeiner Aufgabe genommen.

Das „ich gebe in die Mineralogie,“ je donne dans la m., läßt Goethe's damalige franzöſiſche Uebung erkennen; es war dies ganz Sophien's franzöſirender Stil.

Wieland's Haar iſt eigentlich, nicht bildlich zu verſtehen. Auch der Herzog hatte, als er 1780 nach der Rückkehr aus der Schweiz in eignem Haar erſchien, Aufſehn erregt.

Goethe war bemüht, Fritz Jacobi, den er durch die bekannte Verſpottung des Woldemar im Ettersburger Walde tief verletzt hatte, auszuſöhnen — dieß gelang ihm vollſtändig.

Wenige Wochen nach Eintreffen dieses Brief's erfolgte der Sturz La Roche's und dessen Uebersiedlung nach Speier zu dem als Trier'scher Minister gleichfalls abtretenden Hohenfeld. Sophie meldete das Ereigniß schon Ende September an Wieland, auch daß Hohenfeld sie aufnehme (Wieland's Briefe an sie S. 211. Seine Antwort ist vom 6. October 1780). Einen Hauptanlaß hiezu gab die, wie es scheint, nicht glückliche Leitung des Coblenzer Schloßbaues. Knebel's unbefangene Reisenotizen vom 13. September lassen dieß erkennen; er schreibt vom Kurfürsten: „Baut drei Jahre an einem Schloß; ist kaum der Grund fertig, und glaubt Niemand, daß es zu Stande kommen dürfte. Alle Welt unzufrieden." Daher erweckte der „Anblick des neuen kurfürstlichen Palastes" zu Coblenz bei Sophien, als sie sechs Jahre darauf vorbeireiste, doppelt unangenehme Ideen (L. Assing S. 254).

Goethe's

Ueberſetzung des Hohen Liedes.

1775.

(1) Küss er mich den Kuss seines Mundes! Trefflicher ist deine Liebe denn Wein. Welch ein süser Geruch deine Salbe, ausgegossne Salb ist dein Nahme, drum lieben dich die Mädgen. Zeuch mich! Laufen wir doch schon nach dir! Führte mich der König in seine Kammer, wir sprängen und freuten uns in dir. Priesen deine Lieb über den Wein.

Lieben dich doch die Edlen all!

*

(2) Schwarz bin ich, doch schön, Töchter Jerusalems! Wie Hütten Kedars wie Teppiche Salomes.

Schaut mich nicht an dass ich braun bin, von der Sonne verbrannt. Meiner Mutter Söhne feinden mich an, sie stellten mich zur Weinberge Hüterinn. Den Weinberg der mein war hütet ich nicht.

*

(3) Sage mir du den meine Seele liebt, wo du weideſt? Wo du ruheſt am Mittag? Warum ſoll ich umgehn an den Heerden deiner Geſellen.

Weiſt dus nicht ſchönſte der Weiber folg nur den Tapfen der Heerde, weide deine Böcke um die Wohnung der Hirten.

*

(4) Meinem reiſigen Zeug unter Pharaos Wagen vergleich ich dich mein Liebgen. Schön ſind deine Backen in den Spangen, dein Hals in den Ketten. Spangen von Gold ſollſt du haben mit ſilbernen Pöcklein.

*

(5) So lang der König mich leſet giebt meine Narde den Ruch.

*

2. S. (6) Ein Büſchel Myrrhen iſt mein Freund, zwiſchen meinen Brüſten übernachtend. Ein Trauben Kopher iſt mir mein Freund in den Wingerten Engeddi.

*

(7) Sieh du biſt ſchön meine Freundinn! Sieh du biſt ſchön! Tauben Augen die deinen.

Sieh du biſt ſchön mein Freund. Auch lieblich. Unſer Bette grünt, unſrer Hütte Balken ſind Cedren unſre Zinnen Cypreſſen.

*

(8) Ich bin die Roſe im Thal! Bin ein May Blümgen! Wie die Roſe unter den Dornen ſo iſt mein Liebgen unter den Mädgen. Wie der Apfelbaum unter den Waldbäumen, iſt mein Liebſter unter den Männern. Seines Schatten begehr ich, nieder ſizz ich und ſüſſ iſt meinem Gaum ſeine Frucht. Er führt mich in die Kelter, über mir weht ſeine Liebe. Stüzzet mich mit Flaſchen, polſtert mir mit Aepfeln denn krank bin ich für Liebe. Seine linke trägt mein Haupt ſeine rechte herzt mich. Ich beſchwör euch Töchter Jeruſalems bey den Rehen, bey den Hinden des Feldes, rühret ſie nicht, reget ſie nicht meine Freundinn biſſ ſie mag.

*

Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und raſen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Naſe,
Möcht' ich ſie zupfen;
Seh' ich Perücken,
Möcht' ich ſie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patſchen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich ſie klatſchen.

Sie übt ihren Muthwillen, indem ſie jedes was ſie ſingt, gleich an ihm ausläßt.

Hör' ich Schalmeyen,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

Sie zwingt ihn zu tanzen, ſchleudert ihn in eine Ecke, und wie ſie ſich erhohlt hat, fällt ſie wieder ein.

H. L. (9) Sie ists die Stimme meines Freundes. Er kommt! Springend über die Berge! Tanzend über die Hügel! Er gleicht mein Freund einer Hinde er gleicht einem Rehbock. Er steht schon an der Wand, siehet durchs Fenster gucket durchs Gitter! Da beginnt er und spricht: Steh auf meine Freundinn meine Schöne und komm. Der Winter ist verbey, der Regen verüber. Hin ist er! Blumen spressen vom Boden, der Lenz ist gekommen, und der Turteltaube Stimme hört ihr im Lande. Der Feigenbaum knetet. Die Rebe duftet. Steh auf meine Freundinn meine Schöne, und komm. Meine Taube in den Steinritzen im Hohlbett des Felshangs. Zeig mir dein Antlitz, tön' deine Stimme, denn lieblich ist deine Stimme schön dein Antlitz. Fahet uns die Füchse, die kleinen Füchse die die Wingerte verderben, die fruchtbaaren Wingerte.

(10) Mein Freund ist mein, ich sein, der unter Lilien weidet. Biß der Tag athmet, die Schatten

fliehen, wende dich, sey gleich mein Freund einer Hinde einem Rehbock, auf den Bergen Bether

*

(11) Auf meiner Schlafstäte zwischen den Gebür- 1. B.
gen sucht ich den meine Seele liebt, sucht ihn, aber fand ihn nicht. Aufstehen will ich und umgehen in der Stadt, auf den Märckten und Strasen. Suchen den meine Seele liebt, ich sucht ihn, aber fand ihn nicht. Mich trafen die umgehenden Hüter der Stadt: den meine Seele liebt, saht ihr ihn nicht? Kaum da ich sie vorüber war fand ich den meine Seele liebt, ich fass ihn ich lass ihn nicht. Mit mir soll er in meiner Mutter Haus, in meiner Mutter Kammer.

*

(12) Wer ist die herauf tritt aus der Wüsten wie Rauch Säulen, wie Geräuch Myrrhen und Weyrauch, köstlicher Spezereyen.

*

(13) Schön bist du meine Freundinn, ja schön, Taubenaugen die deinen zwischen deinen Locken. Dein Haar wie blinckende Ziegenheerde auf dem Berge Gilead. Deine Zähne eine geschorene Heerde, aus der Schwemme steigend, all zwilings trächtig, kein Misfall unter ihnen. Deine Lippen eine rosinfarbe Schnur, lieblich deine Rede! Wie der Riz am Granatapfel deine Schläfe zwischen deinen Locken. Wie der Turn David dein Hals, gebauet zur Wehre, dran hängen Tausend Schilde, alles Schilde der Helden. Deine beyden Brüste, wie Rehzwillinge die unter Lilien weiden. Völlig schön bist meine Freundinn kein Flecken an dir.

s. 2. (14) Komm vom Libanon meine Braut, komm vom Libanen! Schau her von dem Gipfel Amana, vom Gipfel Senir und Hermon, von den Wohnungen der Löwen von den Bergen der Parden.

(15) Gewonnen hast du mich, Schwester liebe Braut, mit deiner Augen einem, mit deiner Hals-

ketten einer. Hold iſt deine Liebe, Schweſter liebe Braut! Trefflicher deine Liebe denn Wein, deiner Salbe Geruch über alle Gewürze. Honig trieſen deine Lippen meine Braut, unter deiner Zunge ſind Honig und Milch, deiner Kleider Geruch wie der Ruch Libanens. Schweſter liebe Braut ein verſchloſſner Garten biſt du, eine verſchloſſne Quelle ein verſiegelter Born. Dein Gewächſe ein Luſtgarten Granatbäume mit der Würzfrucht, Cypern mit Narden, Narden und Saffran, Calmus und Cynnamen, allerley Weyrauch Bäume, Myrrhen und Aloe und all die trefflichſten Würzen. Wie ein Garten Brunn, ein Born lebendiger Waſſer, Bäche vom Libanen. Hebe dich Nordwind, komm Südwind, durchwehe meinen Garten daſſ ſeine Würze trieſen.

*

(16) Er komme in ſeinen Garten mein Freund u. ſ. und eſſe die Frucht ſeiner Würze!

Schweſter liebe Braut ich kam zu meinem Garten, brach ab meine Myrrhen meine Würze. Aß meinen Seim meinen Honig, trank meinen Wein meine Milch.

Esset Gesellen! Trinket, werdet trunken in Liebe.

(17) Ich schlafe, aber mein Herz wacht. Horch! die Stimme meines klopfenden Freundes: Oeffne mir meine Schwester, meine Freundinn, meine Taube, meine Fromme, denn mein Haupt ist voll Thaus und meine Locken voll Nachttropfen. Bin ich doch entkleidet, wie soll ich mich anziehen? hab ich doch die Füsse gewaschen soll ich sie wieder besudeln. Da reichte mein Freund mit der Hand durchs Schalter und mich überliefs. Da stund ich auf meinem Freunde zu öffnen, meine Hände troffen von Myrrhen, Myrrhen liefen über meine Hände an dem Riegel am Schloss. Ich öffnete meinem Freund aber er war weggeschlichen, hingegangen. Auf seine Stimme kam ich hervor, ich sucht ihn und fand ihn nicht, rief ihm er antwortet nicht. Mich trafen die umgehenden Wächter der Stadt. Schlugen mich, verwundeten mich, nahmen mir den Schleier die Wächter der Mauern. |

(18) Ich beſchwör euch Töchter Jeruſalems. Findet ihr meinen Freund, wollt ihr ihm ſagen daſſ ich für Liebe krank bin. Was iſt dein Freund vor andern Freunden du ſchönſte der Weiber, was iſt dein Freund vor andern Freunden, daſſ du uns ſo beſchwöreſt? Mein Freund iſt weis und roth auserkohren unter viel Tauſenden. Sein Haupt das reinſte Gold ſeine Haarlocken ſchwarz wie ein Rabe. Seine Augen Taubenaugen an den Waſſerbächen, gewaſchen in Milch, ſtehend in Fülle. Würzgärtlein ſeine Wangen, volle Büſche des Weyrauchs, ſeine Lippen Roſen träufelnd köſtliche Myrrhen. Seine Hände Goldringe mit Türckiſen beſezzt, ſein Leib glänzend Elfenbein geſchmückt mit Sapphiren. Seine Beine wie Marmerſäulen auf güldenen Sockeln. Seine Geſtalt wie der Libanen, auserwehlet wie Cedern. Seine Kehle voll Süſigkeit, er ganz mein Begehren. Ein ſolcher iſt mein Liebſter, mein Freund iſt ein ſolcher, o Töchter Jeruſalems. 1. 2.

*

(19) Wohin ging dein Freund du schönste der Weiber. Wohin wandte sich dein Freund wir wollen ihn mit dir suchen. Mein Freund ging in seinen Garten hinab zu den Würzbeeten, sich zu weiden im Garten, Lilien zu pflücken. Mein Freund ist mein und ich bin sein der unter Lilien sich weidet.

*

K. 6. (20) Schön bist du meine Freundinn wie Thirza! Herrlich wie Jerusalem! Schröcklich wie Heerspitzen. Wende deine Augen ab von mir sie machen mich brünstig.

*

(21) Sechzig sind der Königinnen, achzig der Kebsweiber, Jungfrauen unzählich. Aber Eine ist meine Taube, Eine meine Fromme. Die einzige ihrer Mutter, die köstliche ihrer Mutter. Sie sahen die Mädgen, sie priesen die Königinnen und Kebsweiber, und rühmten sie.

*

(22) Wer iſt die hervorblickt wie die Morgenröthe? Lieblich wie der Mond, rein wie die Sonne, furchtbaar wie Heerſpizzen.

*

(23) Zum Nuſſgarten bin ich gangen zu ſchauen das grünende Thal. Zu ſehen ob der Weinſtock triebe, ob die Granatbäume blühten.

*

(24) Kehre! Kehre! Sulamith! Kehre! Kehre! Daſſ wir dich ſehen. Seht ihr nicht Sulamith wie einen Reihen Tanz der Engel. Schön iſt dein Gang in den Schuen o Fürſtentochter, deiner Lenden gleiche Geſtalt wie zwo Spangen, Spangen des Künſtlers Meiſterſtück. Dein Nabel ein runder Becher der Fülle, dein Leib ein Weizenhaufen umſteckt mit Roſen. Dein Hals ein Elfenbeinerner Turn, deine Augen wie die Teiche zu Hesbon am Thore Bathrabbim, deine Naſe der Turn Libanon ſchauend gegen Damaskus. Dein Haupt auf dir wie Carmel, deine Haarflechten wie Purpur des Königs in Falten gebunden. Wie ſchön biſt du

9. 8

wie lieblich! du Liebe in Wollüſten. Deine Geſtalt iſt Palmen gleich, Weintrauben deine Brüſte. Ich will auf den Palmbaum ſteigen, ſagt ich, und ſeine Zweige ergreifen. Laß deine Brüſte ſeyn wie Trauben am Weinſtock, deiner Naſen ruch wie Aepfel. Dein Gaum wie guter Wein, der mir glatt eingehe, der die ſchlafenden geſchwäzzig macht.

(25) Ich bin meinem Freunde, bin auch ſein ganzes Begehren!

(26) Komm mein Freund laß uns aufs Feld gehn, auf den Landhäuſern ſchlafen. Früh ſtehn wir auf zu den Weinbergen, ſehen ob er der Weinſtock blühe, Beeren treibe, Blüten die Granatbäume haben. Da will ich dich herzen nach Vermögen.

(27) Die Lilien geben den Ruch vor unſrer Thür ſind allerley Würze, beurige, fernige. Meine Liebe bewahrt ich dir!

(28) Hätt ich dich wie meinen Bruder der meiner Mutter Brüste saugt. Fänd ich dich draus ich küsste dich, niemand sollte mich höhnen. Ich führte dich in meiner Mutter Haus dass du mich lehrtest! Tränkte dich mit Würzwein mit Most der Granaten.

*

(29) Wer ist die heraufgeht aus der Wüsten, sich 10. 2.
gesellet zu ihrem Freund?

*

(30) Unterm Apfelbaum weck ich dich wo deine Mutter dich gebahr, wo dein pflegte die dich zeugte.

*

(31) Sezze mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn starck wie der Todt ist die Liebe. Eifer gewaltig wie die Hölle. Ihre Glut Feuer Glut, eine fressende Flamme. Viel Wasser können die Liebe nicht löschen, Ströme sie nicht ersäufen. Böt einer all sein Haab und Gut um Liebe man spottete nur sein.

* * *

Nur in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bey dieſem ſanften Paroxismus
Wollen wir's bewenden laſſen!
Daß ja der tolle Dämon nicht ſein Spiel
Zum zweytenmal mit meiner Naſe treibe.

Wie ſie eine muntere Geberde annimmt, fährt er zuſammen.

Noch niemals hat ein Kranker
So deutlich ſeinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück, daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat Sie Vertrau'n zu mir?

Scapine

freundlich und zuthätig.

Vertrau'n? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugſam explicirt?

Die vorstehende Ueberſetzung des Hohen Liedes, des Liedes der Lieder Salome's, erſcheint hier zum erſten Mal im Druck, nach Goethe's Handſchrift, welche ſich in meinem Beſitze befindet. Es iſt dieſelbe, von der A. Schöll 1846 in ſeinen „Briefen und Aufſätzen von Goethe" (2. A. 1857) zuerſt Nachricht gegeben hat. Die Uebertragung, wie anzunehmen, nicht aus dem hebräiſchen Original, obſchon Goethe Hebräiſch gelernt hatte, ſondern aus dem lateiniſchen Text der Vulgata, mit Benutzung Luther's, fällt in den Herbſt 1775, in die Zeit der erzwungenen Muße vor dem Abgange nach Weimar. Goethe ſchreibt an Merck etwa den 10. Oktober dieſes Jahrs: „Ich hab das Hohelied Salomons überſetzt, welches iſt die herrlichſte Sammlung Liebeslieder, die Gott erſchaffen hat" (Merck's Briefe II, No. 22). Mit Herder (Salome's Lieder der Liebe, 1778) legte Goethe daher der Dichtung einen rein lyriſchen Charakter bei, während ſchon Origenes dieſelbe als in modum *dramatis* abgefaßt annahm. Wie über die Form, ſo ſind die Ausleger auch über den Inhalt getheilter Meinung. Goethe's Uebertragung, in's Beſondere ſeine Auslaſſungen, geſtatten den Schluß, daß er nicht den König Salome, ſondern den Hirten Aminadib als den begünſtigten Liebhaber der Sulamith angeſehn, alſo die jetzt herrſchende Anſicht getheilt habe. Dieſe iſt beſonders gründlich entwickelt vom Profeſſor Kämpf zu Prag in ſeinem Werke: Das Hohelied, aus dem hebräiſchen Originaltext ins Deutſche übertragen (1877), worauf ich nachſtehend Bezug nehme.

Nach den von mir am Rande beigeſetzten Zahlen enthält die Uebertragung 31 Lieder.

Im Verhältniß zur Bibel umfaßt:

No. 1, Vers 1 bis 4 des Erſten Kapitels. Goethe's

„Zeuch mich“ ꝛc. lautet bei Kämpf deutlicher: „O zeuz mich dir nach, Laß fort uns eilen.“

No. 2 bilden V. 5 und 6 desselben Kapitels. Den Schluß erklärt Kämpf bildlich: „mein persönliches Interesse — z. B. die Wahrung ihrer von Natur so reinen und schönen Gesichtsfarbe —, habe ich vernachlässigen müssen.“

No. 3 sind V. 7 und 8, No. 4, V. 9 bis 11 daselbst. Die „Pöcklein“, nach Luther, sind silberne Buckel; bei Kämpf: „mit silbernen Punkten.“

No. 5 ist V. 12, No. 6 V. 13 und 14 des Ersten Kapitels. Kämpf übersetzt V. 13 etwas decenter als Luther und Goethe: „Mir ist mein Freund ein Myrrhenbündel, das auch des Nachts an meinem Busen ruht.“

No. 7 bildet den Schluß des Ersten Kapitels, V. 15 bis 17. Statt Goethe's Zinnen hat Kämpf Geäfel, Luther Latten.

No. 8 enthält Kap. II, V. 1 bis 7. Goethe's zu buchstäbliches: „Stützet mich mit Flaschen, polstert mir mit Aepfeln,“ giebt Kämpf singemäß wieder mit: „Stärkt mich mit Traubensaft, labt mich mit Aepfelmost.“ Luther übersetzt den ersten Satz ganz frei: Erquicket mich mit Blumen, den zweiten wie Kämpf: labet mich mit Aepfeln.

Im Schluß folgt Goethe Luthern, während Kämpf: „Erreget nicht die Liebe.“

No. 9 enthält V. 8 bis 15 desselben Kapitels. Statt „Lenz“ bei Luther und Goethe liest Kämpf: die Zeit des Gesanges.

Goethe hat: in den Steinritzen, im Hohlbett des Felsbangs.

Luther: in den Felslöchern, in den Steinritzen.

Kämpf: in des Felsens Spalte, in der Stiege Kluft, erklärt als treppenartiger Weg, Felsensteige.

No. 10 iſt V. 16 und 17 daſ. Goethe läßt „Berge Bether“ unüberſetzt, wo von Einigen Berge der Kluft, zerklüftete Berge, von Luther und Kämpf: Scheideberge, geleſen wird.

Statt Hinde, bei Goethe und Luther, hat Kämpf meiſt Gazelle.

No. 11 begreift V. 1 bis 4 des Dritten Kapitels. V. 5 hat Goethe ausgelaſſen als Wiederholung von V. 7 Kap. II.

No. 12 bildet den folgenden V. 6. „Geräuch“ nach Luther. Kämpf überſetzt: „Umduftet von Myrrhe und Weihrauch.“ Goethe's „köſtliche Spezereien“ iſt den übrigen Ueberſetzungen vorzuziehn.

V. 7 bis 11 von der Herrlichkeit Salome's hat Goethe weggelaſſen, als nicht mit ſeiner Anſicht von den Liedern übereinſtimmend, bei der dramatiſchen Auffaſſung unentbehrlich.

No. 13 enthält V. 1 bis 5 und V. 7 des Vierten Kapitels; V. 6 blieb fort als Wiederholung von V. 17, Kap. II, von Kämpf beibehalten.

Goethe's: dein Haar wie blinkende Ziegenheerde, verdeutlicht Kämpf: dein Haar wie das der Gemſenheerde, die herſchimmert, während Luther: wie die Ziegenheerden, die herabren ſind.

Goethe's und Kämpf's: unter Lilien weiden, treuer als Luthers: unter Roſen; ebenſo in No. 19; nur in No. 21 behielt Goethe Luther's Roſen ſtatt Lilien bei.

No. 14 giebt V. 8 dieſes Kapitels, No. 15, V. 9 bis 16 wieder. Hier (V. 10) ſetzen Goethe und Kämpf zwei Mal „Liebe“, wo Luther „Brüſte“.

Goethe's: „Dein (deine?) Gewächſe ein Luſtgarten“

lautet bei Kämpf: Deine Setzlinge ein Paradies. Statt Goethe's „Cynamen", nach Luther, hat Kämpf die deutsche Form Zimmt.

No. 16 entspricht V. 17 des Vierten und V. 1 des Fünften Kapitels. „In Liebe" am Schlusse ist Goethe's Zusatz.

No. 17 enthält V. 2 bis 7 von Kap. V. Echt Goethisch ist hier „Schalter", statt Luther's „Loch" und Kämpf's „Gitter" und „mich überlief's", wo Luther liest: mein Leib erzitterte, und Kämpf gewählter: mein Inneres schlug für ihn.

No. 18 giebt die folgenden Verse 8 bis 16 wieder. Das undeutliche „stehend in Fülle", auf die braunen Augen des Hirten bezüglich, lautet bei andern Uebersetzern: „schön gefaßte Steine", bei Kämpf: „Jaspisse in der Fassung."

No. 19 beschließt das fünfte Kapitel und enthält zugleich V. 1 und 2 des Sechsten, No. 20, V. 3 und den Anfang von V. 4 dieses Kapitels. Das Ende von V. 4, sowie V. 5 und 6, als identisch mit V. 1 bis 3, Kap. IV, sind weggeblieben.

No. 21 bringt V. 7 und 8, No. 22 V. 9 und No. 23 V. 10 desselben Kapitels. Der folgende V. 11 ist, vielleicht als unverstanden, von Goethe weggelassen. Er lautet bei Luther: „Meine Seele wußte es nicht, daß er mich zum Wagen Aminadib gesetzt hatte," bei Kämpf: „Ich weiß nicht — mich machte meine Seele zum Wagen Aminadib's," d. h. bildlich, ich wußte nicht, daß mein Herz dem Hirten angehörte, daß ich sein, ihm untergeben war.

No. 24 enthält V. 12 des sechsten und V. 1. 2. und 4 bis 9 des Siebenten Kapitels. V. 3 fiel weg, als Wiederholung von V. 5 Kap. IV.

No. 25 begreift den V. 10, No. 26 die Verse 11 und 12, No 27 den Vers 13 desselben Kapitels.

In V. 12 lieſt Goethe: da will ich dich herzen nach Vermögen,

Kämpf: dort ſchenk' ich meine Liebe dir,

Luther: da will ich dir meine Brüſte geben.

Nr. 28 enthält V. 1 und 2, V. 29 und 30 theilen ſich in V. 5 und Nr. 31 führt V. 6 und 7 des Achten Kapitels. V. 3 und 4 deſſelben ſind weggefallen als Wiederholungen von V. 6 und 7 Kap. II, ebenſo der ganze Schluß von V. 8 an, weil Goethe, gleich andern Interpreten, ihn nicht zum Ganzen gehörig angeſehn haben mochte. Auch Umbreit hat ihn in ſeiner Uebertragung des Hohen Liedes v. J. 1820 weggelaſſen, obwohl er die dramatiſche Auffaſſung vertritt. Kämpf dagegen, dem Goethe vielfach in der Milderung des in der Lutheriſchen Ueberſetzung hervortretenden ſinnlichen Kolorits vorangegangen iſt, — um mehr als ein Jahrhundert —, benutzt in ſeiner Gliederung des Liedes als Drama die ſieben Schlußverſe zum Abſchluß des Ganzen durch die darin auftretenden Brüder Sulamiths. Auch Ewald, Hitzig und Renan (in ſeiner Ueberſetzung Paris, 1870) theilen den Umbreit-Kämpf'ſchen Standpunkt, während Dan. Sanders, der Germaniſt, gleichzeitig Ueberſetzer und Ausleger unſrer Dichtung (ſchon 1845, dann 1866) auch nach dem Erſcheinen des Kämpf'ſchen Buchs in doppelter Hinſicht abweicht, indem er in dem Liede ein Idyll zwiſchen Sulamith und Salomo erblickt, formell alſo die frühere Goethe-Herderſche Anſicht theilt, und inhaltlich den König über den Hirten triumphiren läßt. Den allegoriſchen Standpunkt nimmt die theologiſche Orthodoxie, vornehmlich Hengſtenberg, ein.

Obwohl Goethe mit ſeiner Ueberſetzung zurückhielt, ſo verlor er doch das Hohelied ſelbſt nicht aus den Augen. In

seinem „Westöstlichen Diwan" (Abschnitt: Paradies) will mehr er demselben eine kurze Besprechung, auf die auch Kämpf Bezug genommen hat. Sie enthält freilich nichts über die berührten beiden Streitfragen. Nach dem Erscheinen der Umbreitschen Uebersetzung und Erklärung (Göttingen 1820) bekannte er sich jedoch in einem kleinen, erst nach seinem Tode veröffentlichten Aufsatz (Nachgel. Werke 1833 VI, 293; in der Hempelschen Ausg. Bd. 29, S. 805) in beiden Beziehungen zu der Umbreit-Kämpf'schen Ansicht. Er sagt: „die Anlage und Ausführung ist dramatisch. Ein junges, schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomon's Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgiebt. Sie bleibt kalt, und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wiederfindenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft."

Ein Brief

von

Bettina an Goethe.

(Nach der Originalhandschrift.)

Liebe, liebe Tochter! Nenne mich ins künftige mit dem mir so theuren Namen Mutter, du verdienst ihn so sehr — so ganz und gar, mein Sohn sei dein innigstgeliebter Bruder — dein Freund der dich gewiß liebt und pp.

Solge (sic) Worte schreibt mir Goethes Mutter; zu was berechtigen mich diese? — Auch brach es los wie ein Damm in meinem Herzen; — ein Menschenkind, das einsam steht auf einem Fels, von allen Winden und reißenden Ströhmen umbrauſ't, seiner selbsten ungewiß, hin- und herschwankt auf schwachen Füßen; wie die Dornen und Disteln um es her — so bin ich! so war ich da ich meinen Herrn noch nicht erkannt hatte. Nun wend ich mich wie die Sonnenblume nach

(Nach Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Thl. I.)

Kassel, den 15. Mai 1807.

Liebe, liebe Tochter! Nenne mich für alle Tage, für alle Zukunft mit dem einen Namen, der mein Glück umfaßt; mein Sohn sei dein Freund, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt ꝛc.

Solche Worte schreibt mir Goethes Mutter; zu was berechtigen mich diese? — Auch brach es los wie ein Damm in meinem Herzen; — ein Menschenkind, einsam auf einem Fels, von Stürmen umbraus't, seiner selbst ungewiß hin- und herschwankend, wie Dornen und Disteln um es her — so bin ich; so war ich da ich meinen Herrn noch nicht erkannt hatte. Nun wend ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Ver-
trau'n —

Er thut ihr ſchön, ſie erwiedert's.

Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzeney erſt kräftig wird —
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:
Die große Heftigkeit verſpricht kein langes
Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte ſind zu ſcharf.

Bey Seite.

Ich muß ihr Arzeneyen geben,
Damit ſie einen Arzt bedarf.

Während des Ritornells des folgenden Duetts bringt der Doctor einen kleinen Tiſch hervor, und indem er einen Becher darauf ſetzt, fällt er ein.

Doctor.

Aus dem Becher, ſchön vergoldet,
Sollſt du, liebes Weibchen, trinken:
Aber laß den Muth nicht ſinken,
Es iſt bitter, doch geſund.

meinem Gott, und kann ihm mit dem von ſeinen Strahlen glühenden Angeſicht beweiſen, daß er mich durchdringt. O Gott! darf ich auch? — und bin ich nicht allzu kühn?

Und was will ich denn? — erzählen, wie die herrliche Freundlichkeit mit der Sie mir entgegen kamen jetzt in meinem Herzen wuchert; alles andre Leben mit Gewalt erſtickt? — wie ich immer muß hinverlangen wo mir's zum erſtenmal wohl war? — Das hilft alles nichts — die Worte Ihrer Mutter! — Ich bin weit entfernt zu glauben, daß ich den Antheil beſitze den ihre Güte mir zumißt — aber dieſe haben mich verblendet, und ich mußte zum wenigſten den Wunſch befriedigen, daß Sie wiſſen mögten, wie mächtig mich die Liebe in jedem Augenblick zu Ihnen hinwendet.

Auch darf ich mich nicht ſcheuen dieſem Gefühl mich zu (sie) hinzugeben, denn ich wars nicht die mir es in das Herz pflanzte, iſt es denn mein Wille wenn ich plötzlich aus dem augenblicklichen Geſpräch hinüber getragen bin zu Ihren Füßen, dann ſetze ich mich an die Erde und lege den

beweiſen, daß er mich durchdringt. O Gott! darf ich auch? — und bin ich nicht allzu kühn?

Und was will ich denn? — erzählen, wie die herrliche Freundlichkeit, mit der Sie mir entgegen kamen jetzt in meinem Herzen wuchert? — alles andre Leben mit Gewalt erſtickt? — wie ich immer muß hinverlangen wo mirs zum erſten Mal wohl war? — Das hilft alles nichts; die Worte Ihrer Mutter! — ich bin weit entfernt, Anſprüche an das zu machen was ihre Güte mir zudenkt, — aber dieſe haben mich geblendet; und ich mußte zum wenigſten den Wunſch befriedigen, daß Sie wiſſen möchten, wie mächtig mich die Liebe in jedem Augenblick zu Ihnen hinwendet.

Auch darf ich mich nicht ſcheuen einem Gefühl mich hinzugeben, das ſich aus meinem Herzen hervordrängt wie die junge Saat im Frühling; — es mußte ſo ſein, und der Saame war in mich gelegt; es iſt nicht mein vorſätzlicher Wille, wenn ich oft aus dem augenblicklichen Geſpräch zu Ihren

Kopf auf Ihren Schooß, oder ich drücke Ihre Hand an meinen Mund, oder ich stehe an Ihrer Seite und umfasse Ihren Hals, und es währt lange bis ich eine Stellung finde, in der ich verharre, dann fang ich an zu plaudern wie es meinen Lippen behagt, die Antwort aber die ich mir in Ihrem Namen gebe, spreche ich mit Bedacht aus: Mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz! sag ich zu mir und wenn ich das bedenk, daß Sie vielleicht wirklich es sagen könnten wenn ich so vor Ihnen stände, dann schaudre ich vor Freude und Sehnsucht zusammen.

O wie viel hundertmal träumt man, und träumt besser als einem je wird. — Muthwillig und übermüthig bin ich auch zuweilen, und preise den Mann glücklich den die Bettine so sehr, sehr liebt; dann lächeln Sie und besahen es in freundlicher Großmuth.

Füßen getragen bin; dann ſetze ich mich an die Erde und lege den Kopf auf Ihren Schooß, oder ich drücke Ihre Hand an meinen Mund, oder ich ſtehe an Ihrer Seite und umfaſſe Ihren Hals; und es währt lange bis ich eine Stellung finde, in der ich beharre. Dann plaudre ich wie es mir behagt; die Antwort aber die ich mich in Ihrem Namen gebe, ſpreche ich mit Bedacht aus: Mein Kind! mein artig gut Mädchen! liebes Herz! Ja, ſo klingt's aus jener wunderbaren Stunde herüber, in der ich glaubte von Geiſtern in eine andre Welt getragen zu ſein; und wenn ich dann bedenke, daß es von Ihren Lippen ſo wiederhallen könnte, wenn ich wirklich vor Ihnen ſtände, — dann ſchaudre ich vor Freude und Sehnſucht zuſammen.

O wie viel hundertmal träumt man, und träumt beſſer als einem je wird. — Muthwillig und übermüthig bin ich auch zuweilen, und preiſe den Mann glücklich der ſo ſehr geliebt wird; dann lächeln Sie und bejahen es in freundlicher Großmuth.

Weh mir wenn dies alles nie zur Wahrheit wird, dann wird mein Leben das Herrlichste vermiſſen. Ach, iſt der Wein denn nicht die ſchönſte und heiligſte unter allen himmliſchen Gaben? — Dieſen werd ich vermiſſen, und werde das andre nur gebrauchen wie hartes geiſtloſes Waſſer das nicht nach mehr ſchmeckt.

Wie kann ich mich alsdann tröſten? — mit dem Lied etwa: „Im Arm der Liebe ruht ſich's wohl, wohl auch im Schooß der Erde?" — oder: „Ich wollt ich läg und ſchlief zehntauſend Klafter tief." —

Ich wollt ich könnte meinen Brief mit einem Blick in Ihre Augen ſchließen, ſchnell würde ich Vergebung der Kühnheit herausleſen und dieſe noch mit einſieglen; ich würde dann nicht ängſtlich ſein über das kindiſche Geſchwätz, das mir doch ſo ernſt iſt. — O, Sie wiſſen wohl, wie übermächtig, wie voll ſüßen Gefühls das Herz oft iſt, und die kindiſche Lippe kann das Wort

Weh mir! wenn dies alles nie zur Wahrheit wird, dann werd ich im Leben das Herrlichſte vermiſſen. Ach, iſt der Wein denn nicht die ſüßeſte und begehrlichſte unter allen himmliſchen Gaben? daß wer ihn einmal gekoſtet hat, trunkner Begeiſtrung nimmer abſchwören möchte. — Dieſen Wein werd ich vermiſſen und alles andre wird mir ſein wie hartes geiſtloſes Waſſer, deſſen man keinen Tropfen mehr verlangt als man bedarf.

Wie werd ich mich alsdann tröſten können! — mit dem Lied etwa: „Im Arm der Liebe ruht ſich's wohl, wohl auch im Schooß der Erde?" — oder: „Ich wollt ich läg und ſchlief zehntauſend Klafter tief." —

Ich wollt ich könnte meinen Brief mit einem Blick in Ihre Augen ſchließen; ſchnell würde ich Vergebung der Kühnheit herausleſen und dieſe noch mit einſiegeln; ich würde dann nicht ängſtlich ſein über das kindiſche Geſchwätz, das mir doch ſo ernſt iſt. Da wird es hingetragen in raſcher Eile viele Meilen; der Poſtillion ſchmettert mit vollem Enthuſiasmus ſeine Ankunft in die Lüfte,

nicht treffen, den Ton kaum, der es wiederklingen macht.

Bettine Brentano

Caſſel, den
15. Juny
bei Hr. Jordis.

als wolle er frohlockend fragen: was bring ich! — und nun bricht Goethe ſeinen Brief auf, und findet das unmündige Stammeln eines unbedeutenden Kindes. Soll ich noch Verzeihung fordern? — O, Sie wiſſen wohl, wie übermächtig, wie voll ſüßen Gefühls das Herz oft iſt, und die kindiſche Lippe kann das Wort nicht treffen, den Ton kaum, der es wiederklingen macht.

Bettine Brentano.

Vierzehn Briefe

von

Goethe an Bettina.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verschuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken;
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich versprech's mit Hand und Mund.

Doctor

der jedesmal hin und wieder läuft, und von den Repositorien Büchsen und Gläser hohlt und davon in den Becher einschüttet, sie aber zusammen auf dem Tische neben dem Becher stehen läßt.

Drey Messerspitzen
Von diesem Pulver!
Drey Portiönchen
Von diesem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von diesen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von diesem Safte!
O welch ein Tränkchen!
O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfrischet;
Du hast ganz gewiß mir Dank!

1.

Weimar, den 24. Februar 1808.

Sie haben, liebe kleine Freundin, die sehr grandiose Manier uns Ihre Gaben immer recht in Masse zu senden. So hat mich Ihr letztes Paket gewissermaßen erschreckt. Denn wenn ich nicht recht haushälterisch mit dem Inhalte umgehe, so erwürgt meine kleine Hauskapelle eher daran, als daß sie Vortheil davon ziehen und uns Freude dadurch machen sollte. Sie sehen also, meine Beste, wie man sich durch Großmuth selbst dem Vorwurf aussetzen könne; lassen Sie sich aber nicht irre machen. Zunächst soll Ihre Gesundheit von der ganzen Gesellschaft recht ernstlich getrunken und darauf das **Confirma hoc Deus** von Jemelli angestimmt werden, so herzlich und wohl gemeint, als nur jemals ein **salvum fac Regem.**

Und nun gleich wieder eine kleine Bitte, damit

wir nicht aus der Uebung kommen. Senden Sie mir doch gelegentlich die jüdischen Broschüren. Ich möchte doch sehen wie sich die modernen Israeliten gegen die neue Sündigkeit gebehrden, in der man sie freilich als wahre Juden und ehemalige kaiserliche Kammerknechte traktirt. Mögen Sie etwas von den christlichen Erziehungsplänen beilegen, so soll auch das unsern Dank vermehren. Ich sage nicht, wie es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, daß ich zu allen gefälligen Gegendiensten bereit sei, doch wenn etwas bei uns einmal reif wird was Sie freuen könnte, so soll es auch zu Ihnen gelangen.

Grüßen Sie Arnim vielmals und sagen ihm, er möchte mir doch auch einmal wieder schreiben

Goethe

(Adresse)

An
Demoiselle Bettine Brentano
nach
Frankfurt am Main
Frank.

(mit Ausnahme der Unterschrift)

Der Brief steht im Briefw. mit einem Kinde (Thl. I) unter dem Datum des 2. Januar 1808. Der Schlußsatz: „Grüßen Sie Arnim" fehlt; statt dessen sind zehn Zeilen, freier Erfindung der Herausgeberin, eingerückt: „Liebstes Kind, verzeih daß ich mit fremder Hand schreiben mußte" u. s. w. Der übrige Theil des Briefs ist durch kleine Auslassungen nur wenig verändert.

2.

Die Dokumente philanthropischer Christen- und Judenschaft sind glücklich angekommen, und Ihnen soll dafür, liebe kleine Freundin, der beste Dank werden. Es ist recht wunderlich, daß man eben zur Zeit, da so viele Menschen todt geschlagen werden, die übrigen aufs beste und zierlichste auszuputzen sucht. Fahren Sie fort, mir von diesen heilsamen Anstalten, als Beschützerin derselben, mir (sie) von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben. Dem braunschweigischen Judenheiland ziemt es wohl, sein Volk anzusehen wie es sein und werden sollte; dem Fürsten Primas ist aber auch nicht zu verdenken, daß er dies Geschlecht behandelt wie es ist, und wie es noch eine Weile bleiben wird.

Machen Sie mir doch eine Schilderung von Herrn Molitor. Wenn der Mann ſo vernünftig wirkt als er ſchreibt, ſo muß er viel Gutes erſchaffen. Ihrem eignen philanthropiſchen Erziehungsweſen aber wird Ueberbringer dieſes, der ſchwarzäugige und braunlockige Jüngling empfohlen. Laſſen Sie ſeine väterliche Stadt auch ihm zur Vaterſtadt werden, ſo daß er glaube ſich mitten unter den Seinen zu befinden. Stellen Sie ihn Ihren lieben Geſchwiſtern und Verwandten vor, und gedenken Sie mein, wenn Sie ihn freundlich aufnehmen. Ihre Berg-, Burg-, Kletter- und Schaurelationen verſetzen mich in eine ſchöne heitere Gegend, und ich ſtehe nicht davor, daß Sie nicht gelegentlich davon eine phantaſtiſche Abſpiegelung in einer Fata Morgana zu ſehen kriegen.

Da nun von Auguſt Abſchied genommen iſt, ſo richte ich mich ein, von Haus und der hieſigen Gegend gleichfalls Abſchied zu nehmen und bald möglichſt nach dem Carlsbader Gebirge zu wandeln.

Heute um die eilfte Stunde wird „confirma

hoc Deus“ gesungen, welches schon sehr gut geht und großen Beifall erhält.

Weimar, den 3. April 1808.

G.

(Alles von fremder Hand, außer dem G. der Unterschrift.)

Im Briefwechsel m. e. S. (Abt. I) mit dem richtigen Datum und ganz unverändert, nur daß die Anrede mit Sie in diejenige mit Du übertragen ist.

möchte. Darüber will ich mir nun alſo weiter kein Gewiſſen machen und auch für die gedruckten Hefte danken.

Es war mir ſehr angenehm zu ſehen, daß man den finanzgeheimräthlichen, jacobiniſchen Iſraelsſohn ſo tüchtig nach Hauſe geleuchtet hat. Können Sie mir den Verfaſſer der kleinen Schrift wohl nennen? Es ſind treffliche einzelne Stellen drin, die in einem Plaidoyer von Beaumarchais wohl hätten Platz finden können. Leider iſt das Ganze nicht raſch, kühn und luſtig genug geſchrieben, wie es hätte ſein müſſen, um jenen Humanitätsſalbader vor der ganzen Welt ein- für allemal lächerlich zu machen. Nun bitte ich aber noch um die Judenſtädtigkeit ſelbſt, damit ich ja nicht zu bitten und zu verlangen aufhöre.

Was Sie mir von Meliter zu ſagen gedenken, wird mir ſehr angenehm ſein. Auch durch das Letzte was Sie von ihm ſchicken, wird er mir merkwürdig, beſonders durch das was er von der Peſtalozziſchen Methode ſagt.

Leben Sie recht wohl! Haben Sie tauſend

Dank für die gute Aufnahme des Sohns, und bleiben Sie den Eltern günstig.

G.

(Von fremder Hand, mit Ausnahme des G. am Schluß.)

Mit demselben Datum im Briefwechsel. Mehrfach verändert. Die Anrede mit Sie in die mit Du umgesetzt; nach dem zweiten Absatze die Stelle eingeschoben: „wie für Manches, wovon ich noch jetzt nicht weiß, wie ich mich seiner würdig machen soll. Das wollen wir denn mit bescheidenem Schweigen übergehen, und uns lieber abermals zu den Juden wenden, die jetzt in einem entscheidenden Moment zwischen Thür und Angel stecken, und die Flügel schon sperren, noch ehe ihnen das Thor der Freiheit weit genug geöffnet ist." Den „Eltern" des Schlusses ist der „Vater" substituirt.

Scapine.

Ach mein Herr! Ach miſchet! miſchet
Nicht ſo viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun miſceatur, detur, ſignetur.
Wühlendes, ſpühlendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köſtlicher hab' ich
Nie 'was bereitet!
Nimm es, vom beſten
Der Wünſche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur friſch,
Und du wirſt heiter,
Geſund wie ein Fiſch.

Sie nimmt indeſſen den Becher, zaudert, ſetzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pauſe. Stummes Spiel. Wie ſie den Becher gegen den Mund bringt,

Scapin

außen in einiger Entfernung.

Hülfe!

Da sich der durchreisende Passagier entfernt hat, so ist es billig, daß der Vater Ihnen den besten Dank sage für alle das Freundliche und Gute was Sie ihm erzeigt haben. Ich hoffe, er wird Ihnen bis zu Ende werth geblieben sein.

Möchten Sie denn nun auch, meine liebe kleine Freundin, gelegentlich meinen Dank, meine Verehrung unserm vortrefflichen Jüngsten Primas ausdrücken, daß er meinen Sohn so über alle Erwartung geehrt und der braven Großmutter ein so reizendes Fest gegeben. Ich sollte wohl selbst dafür danken, aber ich bin überzeugt, Sie werden Das was ich zu sagen habe viel artiger und anmuthiger, wenn auch nicht herzlicher vortragen.

Und nun, da Sie einmal wohl meine Dankträgerin seyn wollen, so sagen Sie Herrn von Arnim auch recht viel schönes. Er hat mir seine

wunderliche Zeitung geſchickt, worin mich manches gar freundlich anſpricht. Ich wünſche daß er wohl damit fahren möge.

Wenn ich in Carlsbad zur Ruhe bin, ſo ſoll er von mir hören. Ihrer wird oft, beſonders neuerlich bei den ſchönen Granaten öfters dankbar gedacht, und wenn ich allein bin wird mir ein Brief von Ihnen in Carlsbad bey den drey Mohren ein willkommener Beſuch ſeyn. Erzählen Sie mir ja recht viel von Ihren Reiſen, Landparthien, alten und neuen Beſitzungen und erhalten Sie mir ein freundliches Andenken.

G.

Weimar den 4. May 1808.

(Adreſſe:)

An
Demoiſelle Bettina Brentano
nach
Frankfurt am Main

franko.

(Bis auf das Schluß G. Brief und Couvert ganz von fremder Hand, mit Oblate geſiegelt.)

Von diesem Briefe finden sich nur der erste und der letzte Absatz, beide ganz verändert, unter demselben Datum im Briefwechsel. Der zweite und dritte Absatz sind weggeblieben, und der Wegfall der Beziehung auf Achim von Arnim und seine Einsiedler-Zeitung hatte zur Folge, daß auch im letzten Absatz die Aceressatin an Stelle von Arnim trat. Dem Briefe ist in der gedruckten Correspondenz ein selbständiger Brief: „Du zürnst auf mich" u. s. w. vorgesetzt, offenbar eine spätere Erfindung. Wegen des Sonetts s. Einleitung. Der Schluß oben ist von Bettina frei verwandt zum Schluß des in der Korrespondenz folgenden, vom 7. Juni (1808) datirten Goethischen Briefs.

5.

Du bist sehr liebenswürdig, gute Bettine, daß du dem schweigenden Freunde immer einmal wieder ein lebendig Wort zusprichst, ihm von deinen Zuständen und von den Localitäten in denen du umherwandelst einige Nachricht giebst, ich vernehme sehr gern wie dir zu Muthe ist und meine Einbildungskraft folgt dir mit Vergnügen sowohl auf die Bergeshöhen als in die engen Schloß- und Klosterhöfe. Gedenke meiner auch bei den Cyderen und Salamandern.

Eine Danksagung meiner Frau wird bei dir schon eingelaufen sein, deine unerwartete Sendung hat unglaubliche Freude gemacht und ist jede einzelne Gabe bewundert und hochgeschätzt worden. Nun muß ich auch schnell für die mehreren Briefe danken die du mir geschrieben hast und die mich*)

*) Goethe schrieb: mir mich.

in meiner Carlsbader Einsamkeit angenehm überraschten und unterhielten.

Damals schickte ich ein Blättchen an dich meiner Mutter, ich weiß nicht ob du es erhalten hast. Diese Gute ist nun von uns gegangen und ich begreife wohl wie Frankfurt dir dadurch verödet ist. Meine Frau war dort, es ist ihr wohl gegangen, doch hat sie dich recht eigentlich vermißt, dagegen hat sie dein Andenken von München her sehr erfreut.

A. v. Humboldt hat uns viel von dir erzählt. Viel das heißt oft. Er fing immer wieder von deiner kleinen Person zu reden an, ohne daß er so was recht eigentliches hätte zu sagen gehabt, woraus wir denn auf ein eignes Interesse schließen konnten. Neulich war ein schlanker Architekt von Cassel hier, auf den du auch magst Eindruck gemacht haben.

Dergleichen Sünden magst du denn mancherlei auf dir haben, deswegen du verurtheilt bist Sichtbrüchige und Lahme zu warten und zu pflegen. Ich hoffe jedoch das soll nur eine vorüber-

gehende Büßung werden, damit du dich des Lebens deſto beſſer und lebhafter mit den Geſunden freuen mögeſt.

Laß uns von Zeit zu Zeit ein Wort vernehmen, es thut immer ſeine gute und freundliche Wirkung. Meine Frau hör ich hat dich eingeladen, das thue ich nicht und wir haben wohl beide recht. Lebe wohl, grüße freundlich die freundlichen und bleib uns Bettine.

G.

Weimar, den 22. Februar 1809.

(Ganz eigenhändig.)

Unter dem richtigen Datum im Briefw. (Thl. II). Abgeſehn von kleinen Aenderungen iſt dort Zuſatz: a) am Ende des zweiten Abſatzes die Stelle: „ſo waren mir beſonders Deine Expleſionen über Muſik intereſſant, ſo nenne ich dieſe geſteigerten Anſchauungen Deines Köpfchens die zugleich den Vorzug haben auch den Reiz dafür zu ſteigern;“ b) nach dem zweitfolgenden Satze eine volle Seite: „Alles was Du mittheilen willſt über Herz und Sinn der Mutter — bin ich Dir Dank ſchuldig,“ wogegen die Stelle von Goethe's Frau geſtrichen iſt; c) im letzten Abſatz an Stelle des erſten Satzes folgende Erfindung: „Bring nun mit Deiner reichen Liebe alles wieder in's Geleis einer mir ſo lieb gewordenen

Gewohnheit, laſſe die Zeit nicht in ſolchen Lücken verſtreichen, laſſe von Dir vernehmen, es thut immer ſeine gute und freundliche Wirkung, wenn auch der Gegenhall nicht bis zu Dir hinüberdringt; ſo verzichte ich doch nicht darauf, Dir Beweiſe ihres Eindruckes zu liefern, an denen Du ſelbſt ermeſſen magſt ob die Wirkung auf meine Einbildungskraft den Zaubermitteln der Deinigen entſpricht;" d) am Schluſſe „mir" ſtatt „uns".

6.

Ihr Bruder Clemens, liebe Bettine, hatte mir bei einem freundlichen Beſuche den Albrecht Dürer angekündigt ſo wie auch in einem Ihrer früheren Briefe deſſelben gedacht war. Nun hoffte ich jeden Tag darauf, weil ich an dieſem guten Werke viel Freude zu erleben gedachte, und wenn ich mir's auch nicht zugeeignet hätte, es doch gern würde aufgehoben haben bis Sie gekommen wären es abzuholen. Nun muß ich Sie bitten, wenn wir es nicht für verloren halten ſollen, ſich genau um die Gelegenheit zu erkundigen, durch welche es gegangen, damit man etwa bei den verſchiedenen Spediteurs nachkommen kann, denn aus Ihrem heutigen Briefe ſehe ich, daß es Fuhrleuten abgeliefert worden. Sollte es inzwiſchen ankommen, ſo erhalten Sie gleich Nachricht.

Der Freund, welcher die Kölner Vignette ge-

zeichnet, weiß was er will, und verſteht mit Feder und Pinſel zu handthieren, das Bildchen hat mir einen freundlichen guten Abend gebeten.

Franz Vader'n werden Sie ſchönſtens für das geſendete danken. Es war mir von den Aufſätzen ſchon manches einzelne zu Geſicht gekommen. Ob ich ſie verſtehe, weiß ich ſelbſt kaum, allein ich konnte mir manches daraus zueignen. Daß Sie meine Unart gegen den Maler Klez durch eine noch größere, die Sie mir verziehen haben, entſchuldigt, iſt gar löblich und hat dem guten Mann gewiß beſonders zur Erbauung gedient. Etwas von ſeinen Tafeln möchte ich freilich ſehn. Was er mir geſchickt, iſt ſchwer zu beurtheilen.

Wie viel hätte ich nicht noch zu ſagen, wenn ich auf Ihren vorigen lieben Brief zurückgehen wollte? Gegenwärtig nur ſo viel von mir, daß ich mich in Jena befinde, und vor lauter Verwandtſchaften nicht recht weiß, welche ich wählen ſoll.

Wenn das Büchlein, das man Ihnen angekündigt hat, zu Ihnen kommt, ſo nehmen Sie es

freundlich auf. Ich kann ſelbſt nicht dafür ſtehen was es geworden iſt.

Verzeihe mir liebe Bettine, daß ich dir durch eine fremde Hand ſchreibe, ſonſt komme ich gar nicht dazu. Deine Briefe machen mir viel Freude, fahre fort an mich zu denken und mir etwas von deinem wunderlichen Leben zu ſagen, beſonders aber ſuche dem Albrecht Dürer auf die Spur zu kommen.

Goethe.

Jena den 11. September 1806.

(Die erſten 5 Abſätze von fremder, der letzte von eigner Hand.)

Der 1., 2., 4. und 5. Abſatz ganz unverändert im Briefwechſel (Thl. II) ebenſo das Datum. Im 3. Abſatz ſind die beiden kleinen Schlußſätze weggeblieben und ſtatt deſſen ſieben Zeilen neu eingerückt: „Die Tafel iſt wohlbehalten angekommen“ u. ſ. w., vielleicht herübergenommen aus einem andern Goethiſchen Briefe. Statt des eigenhändigen 6. Abſatzes finden ſich 17 Zeilen, wie es ſcheint, eigner Erfindung. Jedenfalls konnte Goethe am 11. September noch nicht auf eine Stelle über die Wahlverwandtſchaften in Bettina's Brief vom 9. deſſelben Monats antworten.

Doctor.

Was ſoll das ſeyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich ſchreyn?

Scapin.

Rettet!

Doctor.

Soll das mein Diener ſeyn?

Scapin.

Rettet!

Scapine.

Ich hör' ihn ſchreyn.

Scapin herein tretend.

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Iſt alles voll Dampf.

Heute bitt' ich endlich einmal um Verzeihung, liebe Bettine, wie ich es schon oft hätte thun sollen. Ich habe dir wegen des Bildes vergebne Sorge gemacht. Es ist in Weimar wirkl. angekommen und nur durch Zufall und Vernachläßigung kam die Nachricht nicht an mich herüber. Nun soll es mich bey meiner Rückkehr in deinem Nahmen freundlichst empfangen und mir ein guter Wintergeselle werden. Auch solange bey mir verweilen bis du zu uns kommst es abzuhohlen. Laß uns bald wieder von dir vernehmen. Meine Frau grüßt aufs beste. August kommt Anfang October von Heidelberg zurück wo es ihm ganz wohlgegangen ist. Auch hat er eine Rheinreise bis Coblenz gemacht. Lebe unsrer gedenk.

Jena d. 15. Sept. 1809. G.

(Ganz eigenh., ebenso die Adresse des mit einem Amor gesiegelten Couverts:)

An
Demoiſelle Bettine Brentano
nach
München.

frank Nürnberg

(ſtatt Nürnberg hat der Poſtbeamte: Bamberg, ſtatt München Landshut geſetzt.)

Unter demſelben Datum im Briefwechſel. Dort iſt an Stelle von Goethe's Frau der Herzog getreten, und Z. 10 ſtatt „uns“ mir, im Schluſſe ſtatt „unſer“ meiner geſetzt. Bemerkenswerth iſt der die Tyroler Ereigniſſe betreffende Zuſatz: „Der Herzog grüßt Dich aufs beſte, einiges muß ich ihm auch diesmal aus Deinem ſchönen Fruchtkranz von Neuigkeiten zukommen laſſen. Er iſt Dir mit beſonderer Neigung zugethan, und beſonders was die Schilderung von Kriegsſcenen anbelangt, theilt er vollkommen Deine enthuſiaſtiſche An- und Umſichten; erwartet aber auch nur ein tragiſches Ende.“

8.

Man kann sich mit dir, liebe Bettine, in keinen Wettstreit einlassen, du übertriffst die Freunde mit Wort und That, mit Gefälligkeiten und Gaben, mit Liebe und Unterhaltung; das muß man sich dann alle gefallen lassen und dir dagegen so viel Liebe zusenden als möglich und wenn es auch im Stillen wäre.

Deine Briefe sind mir sehr erfreulich, sie erinnern mich an die Zeit, da ich vielleicht so närrisch war wie du, aber gewiß glücklicher und besser als jetzt.

Dein hinzugefügtes Bild ward gleich von jedermann erkannt und gebührend begrüßt. Es ist sehr natürlich und kunstreich dabei, ernst und lieblich. Sage dem Künstler etwas freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren sich im Radiren nach der Natur zu üben, das Unmittel-

bare fühlt ſich gleich. Daß er ſeine Kunſtmarinen dabei immer im Auge habe, verſteht ſich von ſelbſt. Ein ſolches Talent müßte ſogar lucrativ werden, es ſei nun daß der Künſtler in einer großen Stadt wohnte; oder darauf reiſte. In Paris hatte man ſchon etwas ähnliches. Veranlaſſe ihn doch noch jemand vorzunehmen den ich kenne, und ſchreibe ſeinen Nahmen, vielleicht gelingt ihm nicht alles wie das intereſſante Bettinchen, fürwahr ſie ſitzt ſo treulich und herzlich da, daß man dem etwas korpulenten Wintergarten, der übrigens im Bilde recht gut komponirt, ſeine Stelle beneiden muß. Das zerknillte Blättchen habe ich ſogleich aufgezogen, mit einem braunen Rahmen umſtrichen und ſo ſteht es vor mir indem ich dies ſchreibe. Sende ja bald beſſere Abdrücke.

Albrecht Dürer wäre ganz glücklich angekommen, wenn man nicht die unſelige Vorſicht gehabt hätte ſeines Papier eben auf zu packen, das denn im Kleide an einigen Stellen gerieben hat, die jetzt reſtaurirt werden. Die Kopie verdient alle Achtung; ſie iſt mit großem Fleis und einer ein-

ſten, redlichen Abſicht verfertigt, das Original möglichſt wieder zu geben. Sage dem Künſtler meinen Dank, dir ſage ich ihn täglich, wenn ich das Bild erblicke. Ich möchte von dieſem Pinſel wohl einmal ein Portrait nach der Natur ſehen.

Da ich das Wort Natur abermals niederſchreibe; ſo fühle ich mich gedrungen dir zu ſagen: daß du doch dein Naturevangelium das du den Künſtlern predigſt, in etwas bedingen möchteſt. Denn wer ließe ſich nicht von einer holden Pythonisſe gern in jeden Irrthum führen. Schreibe mir ob dir der Geiſt ſagt was ich meine. Ich bin am Ende des Blatts und bitte dich nur noch durch Ueberſendung Durantiſcher und Marcelliſcher Compoſitionen abermals lieblich in meinem Hauſe zu ſpuken.

(Goethe.

W.(eimar) d. 3. Nov. 1809.

(Ganz eigenhändig.)

Im Briefw. (Thl. II) unter demſelben Datum. — Der 3. Abſatz iſt bereits bei Erſch und Gruber unter Ludwig

Emil Grimm (dem Maler obigen Bildes) abgedruckt. Arnim's „Wintergarten" v. J. 1809, welchen Bettina auf dem Bilde im Arm hält, heißt im Briefwechsel einfach „Buch." Dort sind in dem letzten Satz die charakteristischen Worte zugesetzt: (Ich) „nehme dies zum Vorwand, daß ich verschweige was ich zu sagen keinen Vorwand habe," dann ist ein neuer Abschnitt von fast einer Seite hinzugefügt, worin Goethe von einer ihn an Bettina erinnernden Dame erzählt, die er im Elephanten zu Weimar aufgesucht, daß er, nach der ererbten prophetischen Gabe, seitdem auf eine Ueberraschung durch Bettina hoffe u. s. w.

9.

Deine Schachtel, liebe Bettine, iſt wie eine Glücksbombe in's Haus gefallen und hat einen herrlichen Effekt gethan. Meine Frau mag dir ſelbſt ſchreiben wie verlegen ſie um ein Maskenkleid geweſen und wie erfreut ſie bey Eröffnung der Schachtel war. Dein lieber Brief mußte als der ſchönſte Schmuck des Ganzen angeſehen werden. Nimm in dieſen wenigen Worten meinen Dank für deine nie verſiegende Liebe, dein immer lebendiges Andencken an die Gegenwärtigen, deine Treue für die Vergangnen. Dein Albrecht Dürer wohl reſtaurirt und eingerahmt, hängt an der Wand zur Luſt aller Kunſtfreunde und Patrioten. Lebe wohl und laß bald wieder von dir hören.

W.(eimar) d. 5. Febr. 1810. G.

(Ganz eigenhändig.)

Im Briefw. (Thl. II) unter demſelben Datum, jedoch ganz verändert. Schon 1861 habe ich beide Briefe, den urſprünglichen und den umgearbeiteten neben einander, in den Blättern für literar. Unterhaltung (v. 7. Nov.) abdrucken laſſen. Der von Bettina umgearbeitete Brief ſtehe hier zur Vergleichung ganz:

Das iſt ein liebes, feines Kind, liſtig wie ein Füchschen, mit einer Glücksbombe fährſt du mir in's Haus, in der du deine Anſprüche und gerechte Klagen verſteckſt. Das ſchmettert einen denn auch ſo nieder, daß man gar nicht daran denkt ſich zu rechtfertigen. — Die Weſte, innen von weichem Sammt, außen glatte Seide, iſt nun mein Bußgewand, je behaglicher mir unter dieſem wohlgeeigneten Bruſtlatz wird, je bedrängter iſt mein Gewiſſen, und wie ich gar nach zwei Tagen zufällig in die Weſtentaſche fahre und da das Regiſter meiner Sünden herausziehe, ſo bin ich denn auch gleich entſchloſſen, keine Entſchuldigungen für mein langes Schweigen aufzuſuchen. Dir ſelbſt aber mache ich es zur Aufgabe, mein Schweigen bei deinen ſo überraſchenden Mittheilungen auf eine gefällige Weiſe auszulegen, die Deiner nie verſiegenden Liebe, Deiner Treue für gegenwärtiges und vergangnes auf verwandte Weiſe entſpricht. Ueber die Wahlverwandtſchaften nur dies: der Dichter war bei der Entwickelung dieſer herben Geſchicke tief bewegt, er hat ſeinen Theil Schmerzen getragen, ſchmäle daher nicht mit ihm, daß er auch die Freunde zur Theilnahme auffordert. Da nun ſo manches traurige unbeklagt den Tod der Vergangenheit ſtirbt, ſo hat ſich der Dichter hier die Aufgabe gemacht, in dieſem einen erfundenen Geſchick, wie in einer Grabesurne, die Thränen für manches verſäumte zu ſammeln. Deine tiefen, aus dem Geiſt und der Wahrheit entſpringende Anſichten gehören jedoch zu

den ſchönſten Opfern, die mich erfreuen, aber niemals ſtören können, ich bitte daher recht ſehr, mit gewiſſenhafter Treue dergleichen dem Papier zu vertrauen, und nicht allenfalls in Wind zu ſchlagen wie bei Deinem geiſtigen Gemmers und Ueberfluß an Gedanken leichtlich zu befahren iſt. Lebe wohl und laſſe bald wieder von dir hören.

10.

Von dir liebe Bettine habe ich ſehr lange nichts gehört und kann meine Reiſe in's Carlsbad ohnmöglich antreten, ohne dich nochmals zu begrüßen und dich zu erſuchen, mir dorthin ein Lebenszeichen zu geben. Deine Briefe wandern mit mir, ſie ſollen mir dort dein freundliches, liebevolles Bild vergegenwärtigen. Mehr ſage ich nicht, denn eigentlich kann man dir nichts geben, weil du dir alles entweder ſchaffſt oder nimmſt. Lebe wohl und gedenke mein.

Goethe.

(Siegel: ein kleiner Amor)

Jena, den 10. Mai 1810.

(Adreſſe:)

An Demoiſelle
Bettine Brentano
bey Hrn. Geh. R. v. Savigny.
Landshut

(Alles eigenhändig.)

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt ſich der Dampf?

Scapin ab.

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geſchlagen!

Scapine.

Was ſoll ich ergreifen?
Was ſoll ich euch tragen?

Doctor

ihr eine Schatulle reichend.

Hier! nimm!
Nein! laß!

So im Briefw. (Tbl. II), nur mit dem erfundenen Zusatze nach dem ersten Punkt: „möge ein guter Genius Dir diese Bitte an's Herz legen, da ich nicht weiß wo Du bist, so muß ich schon meine Zuflucht zu höheren Mächten nehmen."

11.

Deine Briefe, allerliebſte Bettine ſind von der Art daß man jederzeit glaubt der letzte ſey der intereſſanteſte. So gings mir mit den Blättern die du mitgebracht hatteſt, und die ich am Morgen deiner Abreiſe fleißig las und wieder las. Nun aber kam dein letztes das alle die andern übertrifft. Kannſt du ſo fortfahren dich ſelbſt zu überbieten ſo thue es. Du haſt ſo viel mit dir fort genommen, daß es wohl billig iſt etwas aus der Ferne zu ſenden. Gehe dir's wohl.

(Eigenh. ohne Datum und Unterſchrift.)

Deinen nächſten Brief muß ich mir unter gegenüberſtehender Adreſſe erbitten, wie ominös! O weh! was wird er enthalten?

durch Herrn
Hauptmann von Berlohren
in
Dresden.

(Eigenhändig auf beſonderm Zettel.)

So im Briefwechſel des Jahrs 1810, mit Datum: Töplitz, faſt ganz unverändert.

12.

Nun bin ich, liebe Bettine, wieder in Weimar anſäßig und hätte dir ſchon lange für deine lieben Blätter danken ſollen, die mir alle nach und nach zugekommen ſind, beſonders für dein Andenken vom 27. Auguſt. Anſtatt nun alſo dir zu ſagen wie es mir geht wovon nicht viel zu ſagen iſt, ſo bring ich eine freundliche Bitte an dich. Da du doch nicht aufhören wirſt mir gern zu ſchreiben, und ich nicht aufhören werde dich gern zu leſen; ſo könnteſt du mir noch neben her einen Gefallen thun. Ich will dir nämlich bekennen daß ich im Begriff bin meine Bekenntniſſe zu ſchreiben, daraus mag nun ein Roman oder eine Geſchichte werden, das läßt ſich nicht vorausſehn; aber in jedem Fall bedarf ich deiner Beihülfe. Meine gute Mutter iſt abgeſchieden, und ſo manche andre die mir das Vergangne wieder

hervorrufen könnten, das ich meiſtens vergeſſen habe. Nun haſt du eine ſchöne Zeit mit der theuern Mutter gelebt, haſt ihre Mährchen und Anekdoten wiederholt vernommen, und trägſt und hegſt alles im friſchen belebenden Gedächniß. Setze dich alſo nur gleich hin und ſchreibe nieder was ſich auf mich und die Meinigen bezieht, und du wirſt mich dadurch ſehr erfreuen und verbinden. Schicke von Zeit zu Zeit etwas, und ſprich mir dabei von dir und deiner Umgebung. Liebe mich bis zum Wiederſehn.

G.

W(eimar). am 25. Oktober 1810.

(Ganz eigenhändig.)

Unter demſelben Datum im Briefw. (Thl. II) unverändert; nur vor. Seite Z. 5 28. Auguſt, Z. 8 gerne und Z. 15 voranziehen.

13.

Hier die Duette! In diesem Augenblick habe ich nicht mehr Fassung u. Ruhe, als Dir zu sagen: fahre fort so lieb u. anmuthig zu sein. Laß mich nur bald taufen! Adieu.

(S.

d. 12. Nov. 1810.

(Eigenhändig.)

Unter demselben Datum unverändert im Briefwechsel (Thl. II).

14.

Du erſcheinſt von Zeit zu Zeit, liebe Bettine, als ein wohlthätiger Genius, bald perſönlich, bald mit guten Gaben. Auch diesmal haſt du viel Freude angerichtet, wofür dir der ſchönſte Dank von allen abgetragen wird. Möge dir es recht wohl ergehn und alles was du dir gelobſt und dir gelobt wird Glück und Segen bringen.

Daß du mit Zeltern dich näher gefunden haſt, macht mir viel Freude. Du biſt vielſeitig genug, aber auch manchmal ein recht beſchränkter Eigenſinn, und beſonders was die Muſik betrifft haſt du wunderliche Grillen in deinem Köpfchen erſtarren laſſen, die mir inſofern lieb ſind weil ſie dein gehören, deswegen ich dich auch keineswegs deshalb meiſtern noch quälen will.

Von den guten Sachen die ich dir verdanke, iſt ſchon gar manches einſtudirt und wird oft wie-

derheit. Ueberhaupt geht unſre kleine muſikaliſche Anſtalt dieſen Winter recht ruhig und ordentlich fort. Eine ſehr ſchöne und öfter wiederholte Vorſtellung des Achille von Pär haben wir auch gehabt. Brizzi von München war vier Wochen hier und jedermann war zufrieden.

Von mir kann ich dir wenig ſagen als daß ich mich wohl befinde, welches denn auch ſehr gut iſt. Für lauter Aeußerlichkeiten hat ſich von innen nichts entwickeln können. Ich denke das Frühjahr und einige Einſamkeit wird das Beſte thun. Ich danke dir zum ſchönſten für das Evangelium juventutis, wovon du mir einige Pericopen geſendet haſt. Fahre fort von Zeit zu Zeit wie es dir der Geiſt eingiebt.

Und nun lebe wohl und habe nochmals Dank für die warme Glanzweſte. Meine Frau grüßt und dankt zum ſchönſten. Riemer hat wohl ſchon ſelbſt geſchrieben. Jena, wo ich mich auf vierzehn Tage hinbegeben.

Den 11. Januar 1811. G.

(Eigenhändig.)

Dieß der letzte Brief Goethe's in der gedruckten Korrespondenz, dort unter demselben Datum, aber verändert. Der dritte Satz des ersten Alinea ist weggelassen, der Wegfall jedoch durch Punkte angedeutet. Der Anfang des zweiten Absatzes lautet dort: „Daß Du mit Zeltern manchmal zusammen bist, ist mir lieb, ich hoffe immer noch, Du wirst Dich noch besser in ihn finden, es könnte mir viel Freude machen." In Absatz 3. hat Bettina die beiden Sätze vom Achille und von Brizzi gestrichen, dagegen zu Absatz 2. folgendes in Goethe's Munde Unmögliche erfunden: „im Gegentheil wenn ich Dir ein unverhohlnes Bekenntniß machen soll, so wünsch ich Deine Gedanken über Kunst überhaupt wie über die Musik mir zugewendet. In einsamen Stunden kannst Du nichts bessers thun, als Deinem lieben Eigensinn nachhängen und ihn mir trauen, ich will Dir auch nicht verhehlen, daß Deine Ansichten trotz allem absonderlichen einen gewissen Anklang in mir haben, und so manches was ich in früherer Zeit wohl auch in seinem Herzen getragen wieder anregen, was mir denn in diesem Augenblick sehr zu statten kommt; bei Dir wäre sehr zu wünschen, was die Weltweisen als die wesentlichste Bedingung der Unsterblichkeit fordern, daß nämlich der ganze Mensch aus sich heraustreten müsse an's Licht. Ich muß Dir doch auf's dringenste anempfehlen, diesem weisen Rath so viel wie möglich nachzukommen, denn obschon ich nicht glaube, daß hierdurch alles Unverstandne und Räthselhafte genügend gelöst würde, so wären doch wohl die erfreulichsten Resultate davon zu erwarten."

Berichtigungen und Nachträge.

1. zu S. 10 Zeile 4 von unten. Der Ort heißt: Schweigern.

2. zu S. 12 Zeile 3. Statt „Weimar" iſt zu leſen: Erfurt.

3. zu S. 14. „Leuchſenrings wunderbare Geſchichten." Merck ſchrieb am 16. März 1772 an Sophie von Leuchſenring: „Er war bei ſeinem ganzen Hierſein mit uns Allen nicht zufrieden. Er fand, daß wir uns Alle um einander in Linien bewegten, die für ihn, der ſo zu ſagen wie ein neuer Ankömmling unter uns trat, zu excentriſch waren. Wir hatten Alle entweder neue Verbindungen geknüpft oder ältere feſter gezogen, ſo daß Er ſeine ganze Wirthſchaft wirklich verſtellt fand. Er fing alſo an aufzuräumen, und nahm dazu den großen Borſtwiſch des Raiſonnements bei ſammtenen Weiberſeelen, die man wirklich nicht à contrepoil traktiren darf. Seine große Arbeit war, Perdern in der Seele der Mädchen auszuthun, und er hatte nichts an die Stelle zu ſetzen" (Ungedr.).

4. zu S. 36. „Apotheoſe Brechters", die ich jedoch in „Reſatien's Briefen" wie ſie gedruckt vorliegen nicht nachweiſen kann, dürfte doch richtig ſein. Der „Diakonus Brechter" war zu Ende des Jahres 1772 verſtorben, wie ein Brief von Sal. Geßner vom 2. December 1772 über den Verlag der Mönchsbriefe ergiebt. Es lag daher für Sophie nahe, an ſeine Apotheoſe zu denken.

5. zu S. 64. Die Vermuthung über den Sinn der Worte Anecht Sill halte ich nicht aufrecht, da die für Rechnung des Grafen von Wied zu Neuwied von dem Schweizer Bar betriebene Porzellanfabrik diejenige geweſen ſein muß, von der Lavater Waaren entnommen hatte (ſ. Björnſtähls Reiſen Bd. V. S. 311).

Statt No. 29 iſt hier (Zeile 5 v. u.) zu leſen: No. 30.

6. zu S. 74 u. 75. Der Brief No. 26 wird, obwohl die Handſchrift deutlich „d. 15. S." datirt, auf den 15. Oktober (nicht September) 1774 zu ſetzen ſein. Er wäre dann zwiſchen No. 28 und 29 einzuordnen.

7. zu S. 88. Merck ſchreibt den 20. October 1774 an Sophie: „Ich bin gewiß, Sie verzeihen mir mein langes Stillſchweigen, wenn ich Ihnen ſage, daß Goethe zwei Male bei mir geweſen iſt, daß wir acht ganze Tage zuſammen verlebt haben, daß Klopſtock bei uns zugeſprochen hat, Boie, Werthes u. ſ. w. Außerdem hat Goethe das Zeichnen in mir aufgeweckt, ſo daß ich Tage ſitze und nichts Anderes thue", und in demſelben Briefe mit Bezug auf die junge Frau Brentano: „Ihnen wünſche ich, da ich für jetzt nicht ſehe, wie ſich günſtigere Umſtände für die arme Märtyrerin aufthun können, weniger Empfindlichkeit, damit Sie nicht mehr Werth auf das Leiden dieſer wunderbaren Welt legen, als es verdient. Der Gram nährt ſich mit nichts mehr als mit Feierlichkeit" (Ungedr.).

8. zu S. 107. „Ihre Briefe" ſind wieder Partien des Romans „Roſaliens Briefe", und zwar die in der Iris erſchienenen. Die Bezugnahme auf Lenz erklärt ſich, da dieſer am 1. Mai 1775 an Sophie geſchrieben hatte: „Ich habe nur den erſten Brief in der Iris geleſen und Sie gleich wieder darin gefunden. Lebt ſolch eine Freundin wirklich,

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin

mit ein Paar Eimern.

Hier bring' ich Wasser.
Auf! Wasser getragen!
Es mehrt sich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entsetzen und Graus!

die mit den geheimsten Bewegungen Ihrer großen Seele vertraut ist, so sei sie vom Himmel gesegnet, mit Ihnen die Zierde unsers Säculums. Was sollen wir schmeicheln, liebe gnädige Frau! Mich dünchte der erste Brief mit mehr Feuer geschrieben als die nachfolgenden. Binden Sie doch Goethen ja recht ein, nur wenn's möglich, die nächstfolgenden im Mscrpt. mitzutheilen" und nachher: „Alles, alles schicken Sie mir, was Sie gemacht haben, auch das französische. Ich muß Sie ganz kennen lernen, und das grad in dieser Lage meines Herzens. Hier ist meine Adresse. Was kann's auch schaden, Ihnen meinen Namen zu sagen. Es ist so der kürzeste Weg. Und ich habe viele Namensvetter, die auch Goethen kennen" (Meines Wissens ungedruckt).

3. zu S. 114 letzte Zeile: „er hat mir Ihre Briefe nicht sehn lassen" d. h. Sophie's Briefe an Lenz. Dieser hatte ihr am 20. Mai 1775, also kurz vor Goethe's Eintreffen in Straßburg geschrieben: „Sie sind vielleicht jetzt schon auf der Reise, deren Sie in dem Briefe an Goethe Erwähnung thaten" und: „Wenn Goethe bei Ihnen ist, so möcht' ich eine Viertelstunde zuhorchen. Warum lassen Sie ihn denn so viel Operetten machen? Freilich kann mein kaltes Vaterland großen Antheil daran haben, daß ich mehr für das Bildende als Tönende in der Dichtkunst bin." — „Wenn Sie doch seine Muse sein wollen, so verführen Sie ihn in ein großes Opernhaus, wo er wenigstens Platz für seine Talente finden könnte." — „Was mir wieder einmal eine Zeile von Ihrer Hand sein würde, das darf ich Ihnen doch nicht erst sagen". Der nächste Brief von Lenz an Sophie zeigt, daß er ihre Erzählung „der weibliche Werther" in ihrer Handschrift besaß. Dann schreibt er am 31. Juli 1775 nach Goethes zweitem Aufenthalte in Straßburg über Reisalien's

Briefe No. 25 bis 27 und 37, ferner von seinen eigenen Stücken, daß er an denselben nie feile: „Ich habe es einmal thun wollen, es hätte mich aber fast das Leben gekostet, und Goethe ist auch da mein Retter gewesen".

„Dürfte ich Sie um Ihre Gouvernante Deutsch bitten — da Ihr deutscher Stil so unzählige Grazien hat — was auch der mir darum verhaßte Wieland in seinen Vorreden darüber deraisonnirt." — „Ich habe mit Goethen Göttertage genossen, von denen sich nichts erzählen läßt. Sie werden ihn, meine ich, nun bald sprechen".

10. zu S. 116. Acht Briefe von Lenz an Sophie, einige unvollständig, sind erhalten. Im ersten vom 1. Mai 1775 die Stelle: „Besser wußt' ich mich nicht zu wenden als an Goethe, der mir einmal einen Brief in Coblenz aus Ihrem Dintenfaß geschrieben hat", in dem zweiten vom 20. Mai: „ich schreibe Ihnen das, weil er [Goethe] mir ganz stille schweigt" und in dem vierten o. D.: „Sie wünschen mir eine Geliebte? Welche Güte der Seele ließ Sie gerade den Wunsch thun. O daß die — Ihr Bild trüge, obschon ich Sie Beide nicht kenne. Nach Ihrer Beider Briefe zu urtheilen, muß eine wundervolle Uebereinstimmung in Ihrer ganzen Art zu denken, zu leben und die Sachen anzusehen, sein. Eine Gnade! Fragen Sie nie nach ihrem Namen, auch Goethen nicht".

Perſonenverzeichniß.

Allesina, Johann Maria, Kaufherr zu Frankfurt a. M. S. 39—42, 93.

„ deſſen Gattin, Franziska Clara, geb. Brentano (geb. 1705) S. 39—42, 93.

André, Johann, Komponiſt (1741—1799) S. 101.

Arnim, Ludw. Achim v., (1781—1831) p. XXXVI fg.; S. 162 fg., 170—172, 183, 185.

„ Bettina (Eliſabeth) v., geb. Brentano (1785—1859) Einleitung, S. 26 fg., 94 u. 147—197.

„ Kühnemund v., der Vorigen älteſter Sohn p. IV, XLVII.

Artois, Graf v., (Karl X. von Frankreich) p. XXVI.

Baader, Franz Xaver v., der Myſtiker (1765—1841) S. 178.

Baden, Karl Friedr., Markgraf von, (1728—1811) p. XVII.

Bar, Schweizer, S. 199.

Barbeyrac, Marquiſe von, p. XXIII.

Baſedow, Joh. Bernh., (1723—1790) p. XIV, XXIII; S. 52—54.

Beaumarchais, S. 168.

Beethoven, p. XLIV.

Benzel, Anſelm Franz, Frhr. v., Hof-Vicekanzler, Wirkl. Geh. Rath, Staats- und Konferenz-Miniſter zu Mainz p. XXVIII fg.

Bertuch, Friedr. Joh. Juſtin, (1747—1822) S. 93.

Björnſtähl, Jakob Jonas, Schwede, (1731—1779) p. XXII.

Bode, Joh. Joachim Chriſtian, der Freimaurer und Ueberſetzer (1730—1793) S. 121 u. 123.
Boie, Heinr. Chriſtian, der Dichter (1744—1806) p. XXIII, XXIX.; S. 48, 51, 199.
Bondeli, Julie v., zu Bern (1731—1778) S. 59 fg, 62, 123.
Branconi, Frau v., aus Venedig, S. 120, 123.
Brechter, Joh. Jakob, evangel. Pfarrer zu Schweigern bei Heilbronn, † 1772, p. XII; S. 8—11, 34, 36, 198.
Brentano, Peter Anton, aus Mailand, Kaufherr und kurtrier.
„ Reſident zu Frankfurt a. M., † 1797, p. XX; S. 19, 27—29, 40, 49, 66, 84, 93, 99—105, 111, 113, 117.
„ Maximiliane Euphroſyne geb. v. La Roche, Gattin des Vorigen (31. Mai 1756 — 19. Nov. 1793) p. IV, XII, XX, XXXI—XXXIII; S. 4—6, 9, 18 fg., 25, 29—32, 35, 38, 41—43, 47—53, 66—68, 70, 74 fg., 78 fg., 84, 89, 90, 92, 97—107, 109, 111—115, 117, 121, 199.
„ Georg Michael Anton, geb. 1775, S. 98—101, 111.
„ Klemens (1778—1842) S. 177.
„ Bettina, ſ. Arnim.
„ Meline, ſ. Guaita.
} Kinder der beiden Vorigen.
Bretlach, Frau v., S. 61 fg.
Bretſchneider, Heinr. Gottfr. v., (1739—1810) p. XXXII.
Brizzi, Antonio, Sänger (1774—1830) S. 196 fg.
Bürger, der Dichter, S. 7, 72, 99.
Buff, Lotte ſ. Keſtner.
Caglioſtro, Giuſeppe Balſamo, (1743—1795) p. XXIII.
Clarke, Samuel, (1675—1729) S. 85, 88.

Clemens XIII., Papſt von 1758—1769, p. XXVII.
Cordel ſ. Troſſen.
Crespel, Joh. Bernh., Rath und Archivar zu Frankfurt und Laubach (1747—1813) p. XXXII; S. 111—113, 115.
Dalberg, Karl Theodor Anna Maria, Frhr. von und zu, Kurfürſt, Fürſt-Primas und Großherzog von Frankfurt (1744—1817) p. XXII[1]); S. 164, 170.
Darmſtadt, Karoline Henr. Chriſtiane, Landgräfin v. Heſſen, (1721—1774) S. 51.
Deinet, Joh. Konrad, Buchh., S. 22, 63.
Delph, Hel. Dor., zu Heidelberg, (1728—1808) p. XVII.
D'Eſter (Deſter), Quirin Joſeph, fürſtl. Stavelotiſcher Geheimer u. kurtrier. Kommerzien-Rath zu Vallendar, (1719—1796) p. XXIV fg.; S. 71, 73.
„ Kath. Eliſabeth geb. de Heymonville, (1738—1815) p. XXVI; S. 52 fg., 71, 73.
„ Johanna Margarete, Tochter der beiden Vorigen, verehlichte v. Zwehl, (1763—1841) p. XXVI; S. 71, 73.
Dinar, Baumeiſter zu Coblenz S. 38.
Dumeix (Dumeiz), Damian Friedr., Dechant zu St. Leonard und Kapitular zu St. Bartelemäus in Frankfurt a. M. fürſtl. Stahleiſcher Wirkl. Geh. Rath, † 1808; p. XII, XXII, XXIV; S. 18 fg., 39, 63, 66, 71, 80.
Dürer, Albrecht, S. 177—180, 183, 186.
Durante, Francesco, der ital. Komponiſt, (1684—1755) S. 184, 195.
Dyck, van, der Maler, (1599—1641) S. 76.
Edelsheim, Georg Ludw. Frhr. v., bad. Miniſter, p. XVII.
Emmerich, Joſeph, ſ. Mainz.
Engelhard, Architekt zu Caſſel, S. 171.

Ernesti, Joh. Aug., Professor zu Leipzig, (1707—1781) S. 85, 88.
Erthal, s. Mainz.
Eslinger, Buchh. zu Frankfurt a. M., S. 95.
D'Ester s. unter D.
Ewald, Georg Heinr. Aug., Prof. zu Göttingen, (1803—1875) S. 144.
Fahlmer, Johanna Kath. Sibylle, verehel. Schlosser, (1744—1821) p. V fg.; S. 18, 20, 32, 37, 116.
Falckenstein, Johanna, Freifrau v., geb. Freiin v. Freyberg, S. 62.
Fischart, Joh., p. L. Note.
Flachsland, Maria Karoline, seit 1773 Frau Herder, (1750—1809) S. 14, 111 fg., 198.
Forster, Joh. Georg Adam (1754—1794) S. 76.
Freie, Julius, Schriftsteller, p. XLIX; S. 49, 60, 64.
Gebler, Tobias Phil., Frhr. v., der Wiener Dramatiker, (1726—1786) S. 14, 72.
Gerock, Antoinette Louise, } Schwestern, zu Frankfurt a. M.,
„ Charlotte, } p. XIII fg., XXXI.
„ Katharina, }
Gerstenberg, Heinr. Wilh. v., Dichter, (1737—1823) S. 22.
Gessner, Sal., der Idyllendichter, (1730—1787) p. VIII; S. 198.
Goethe's Vater (1710—1782) S. 18.
„ Mutter (1731—13. Sept. 1808) p. XXXVIII, XL—XLIV; S. 18, 25, 47, 111, 117, 148—151, 170, 174, 186, 192 fg.
„ Schwester Cornelia (1750—1777) S. 9 fg., 17—19, 22, 24, 47 fg., 71, 93 fg., 107.
„ Gattin (1764—1816) p. XXXVIII, XLII, XLVII; S. 167, 169, 173—175, 180, 184, 186, 196.

Goethe's Sohn (1789—1830) S. 165, 169, 170, 180.
Görres, Frau, p. XXXV.
Göz, Joh. Nicolas, Dichter, (1721—1781) S. 94.
Greiſchlag, Friedr. Karl Wilibald, Frhr. v., Großhofmeiſter, Wirkl. Geh. Rath, Staats- und Konferenzminiſter zu Mainz, Ammann zu Dieburg, Herr zu Neſſel, Sickenhofen, Hezersbauſen, Expertshauſen u. Reylach; † zu Wien 25. Mai 1799; p. XVII, XXVIII—XXX; S. 63, 67, 70—73, 77, 78.
„ Frau v., geb. Gräfin Stadion, Gattin des Vorigen, p. XXX; S. 77, 78.
Grimm, Wilhelm Karl (1786—1859) p. XXXIX.
„ Ludwig Emil, Maler, des Vorigen Bruder, (1790—1863) S. 182—185.
Gruterus (Gruter), Joh., (1560—1627), S. 110.
Guaita, Meline, Frau v., geb. Brentano, p. XXXVIII[1]).
Guyer, Jakob (Blijegg), Bauer auf dem Rebenhofe Mayenreuth in Wermetſchwyl bei Zürich, † 1785, p. VIII. IX; S. 105—110.
Hardenberg, Frhr. v., der ſpätere preuß. Fürſt Staatskanzler p. XV, XX[1]), XXIX.
Hangwitz, Frhr. v., der ſpätere preuß. Miniſter, ſeit 1786 Graf, S. 107—109.
Heinſe, J. J. Wilh. (Reſt), Dichter, (1746—1803) S. 51, 78.
Hengſtenberg, Ernſt Wilh., Theologe, (1802—1869) S. 111.
Herder, p. VII fg.; S. 14, 19, 30, 51, 64 fg., 71, 93, 106, 111 fg., 140, 144, 198.
Herzlieb, Wilhelmine, verehel. Bach, p. XL fg.
Heß, Frau, in Zürich, S. 105.
Heſſen-Darmſtadt ſ. Darmſtadt.

Hirzel, Joh. Kaspar, Stadtarzt zu Zürich, p. IX; S. 110.
„ Salomon, Buchh. zu Leipzig (1804—1877) S. 14, 80.
Hitzig, Ferd., der Orientaliſt (1807—1878) S. 144.
Hölty, S. 94.
Höpfner, Ludw. Jul. Friedr., Prof. zu Gießen (1743—1797), p. XXIV.
Hohenfeld, Chriſtoph Wilibald, Frhr. v., Domicellar der Domſtifter Bamberg, Worms u. Speier, Kapitularherr des Stifts zu Wimpfen i. T., 1778—1780 Konferenzminiſter zu Coblenz, † 1822; p. XII fg., XVII, XX—XXIV; S. 22, 38, 63, 67, 71 fg., 78, 85 fg., 91 fg., 96, 98 fg., 100, 103, 105 fg., 111, 115, 124.
Homer, S. 85 fg.
Hontheim, Joh. Nic. v., Weihbiſchof zu Trier u. Wirkl. Geh. Staatsrath, (1701—1790) p. XXI.
Humboldt, Wilh. v., S. 88, 174.
Jacobi, Joh. Georg, der Dichter, S. 17—19, 93.
„ Friedr. Heinr., der Philoſoph, p. VII; S. 18 fg., 35, 40, 77 fg., 86, 88, 93, 97—103, 114, 121—123.
„ Betty, geb. v. Clermont, des Vorigen Gattin, † 1784, p. V fg.; S. 18, 20, 26, 33, 38, 43.
„ Charlotte Katharina (Lottchen), Halbſchweſter der beiden Jacobi, S. 18, 20.
Jeruſalem, Karl Wilh., (1747—30. October 1772) S. 4—7, 9, 11.
Jomelli, Nicolo, der ital. Komponiſt, (1714—1774) S. 161, 165 fg., 195.
Jordis, in Caſſel, S. 156.
Joſeph II., Kaiſer, p. XXI, XXVIII.
Jſelin, Jſaak, (1728—1782) p. VIII.

Kämpf, Prof. zu Prag, S. 140—145.
Kalkhof, Sekretär des Miniſters Groſchlag, S. 67, 70, 72.
Katanelle, Mſlle, S. 39, 40.
Kaunitz, Fürſt v., der öſterr. Staatskanzler, p. XXVIII.
Kayſer, Chriſtoph, Muſiker, (1755—1823) S. 109.
Kellner, Dr. med. zu Frankfurt a. M., p. XLIX; S. 39, 62.
Kestner, Joh. Chriſtian, (1741—1800) S. 6, 11, 19, 22, 48, 78, 87.
„ Charl. Sophie Henr., des Vorigen Frau, geb. Buff, (1753—1828) p. XXXV; S. 78.
„ A., hannöverſcher Miniſterreſident zu Rom, der Vorigen Enkel, p. XXXIV.
Kielmannsegge, Frhr. v., S. 4, 7.
Klettenberg, Suſ. Kath. v., (1723—1774) S. 18, 20, 91, 93.
Klijeja ſ. Gujer.
Klinger, Friedr. Maxim., (1753—1831) p. VII, XI [1]).
Klopſtock, S. 51, 86, 88, 94, 109.
Kley, Kaspar, Miniatur-Maler, (geb. 1773) S. 178.
Knebel, Karl Ludw. v., Major, (1744—1834) p. XXVIII; S. 88, 93, 116, 120—123.
Köln, Kurfürſt von, Maximilian Friedrich, Graf v. Königseck-Rothenfels, (1708—1780) p. XVIII [2]).
La Roche, Georg Michael Frank v., kurtrier. Geh. Staatsrath und Kanzler (1720—1788) p. X—XII, XX—XXII, XXVIII; S. 10, 12, 14, 16, 22, 32, 38, 71, 72, 86, 88, 98 fg., 121—123.
„ Maria Sophie v., geb. v. Gutermann, des Vorigen Gattin ſeit dem 27. Dec. 1753, geb. in Kaufbeuren den 6. Dec. 1731, geſtorben zu Offenbach den 18. Februar 1807, ſ. Einleitung und S. 1—124, 198—201.

La Roche, Maximiliane v., ſ. Brentano.
„ Louiſe v., ſpäter verehel. Möhn, p. V, XII; S. 4, 61 fg., 71, 73, 86, 89, 92, 121. } Kinder der beiden Vorigen.
„ Fritz v., S. 9, 11 fg., 118 fg.
„ Karl v., p. XLVIII; S. 71, 73, 86.
„ Franz v., S. 61 fg., 71, 73, 82 fg., 86.
Lavater, p. XIV. XVI fg, XXI—XXIII, XXVI; S. 23, 49—54, 59, 62, 68, 72, 84, 105—109, 123, 199.
Lenz, Jakob Mich. Reinhold, der Dichter, (1751—1792) p. VII; S. 71 fg., 107, 114—116, 118 fg., 199—201.
Leuchſenring, Franz Mich., (1746—1827) S. 8, 11, 13 fg., 198.
Lewes, George Henry, † 1878, p. XLVIII.
Lilli ſ. Schönemann.
Lips, Joh. Heinr., Maler, (1758—1817) S. 109.
Lützow, Leo Frhr. v., p. XLVIII.
Luther, Martin, S. 140—145.
Mainz, Kurfürſt von, Emmerich Joſeph von Breidbach zu Bürresheim, Erzbiſchof und Erzkanzler, geb. 12. Nov. 1707, Kurfürſt 5. Juli 1763, † 11. Juni 1774, p. XVIII[2]), XXVIII fg.
„ desgl., Friedrich Karl Joſeph, Frhr. von Erthal, Letzter der in Mainz reſidirenden Kurfürſten, (1719—1802) p. XXX.
Maltzahn, W. Frhr. v., zu Weimar, S. 54.
Manſfeld, Ernſt, Graf von, (1585—1626) p. XXIX.
Marcello, Benedette, Komponiſt, (1686—1739) S. 184, 195.
Marggraff, H., Schriftſteller, p. XLIII[1]).
Meline ſ. Gnaita.
Mendelsſohn, Moſes, S. 65.
Mengs, Anton Raphael, Maler, (1728—1779) p. XXVII.

Scapin.

Eilet und löſchet
Und rettet das Haus!

Scapine.

Faſſet und traget
Und ſchleppet hinaus!

Sie bringt dem Doctor die Eimer auf, ſie rennen wie unſinnig durch einander, endlich ſchieben ſie den Doctor zur Thüre hinaus, Scapin hinter ihm drein, Scapine kehrt in der Thüre um und bricht, da ſie ſich allein ſieht, in ein lautes Lachen aus.

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Geſchwind gewagt!
Das iſt vortrefflich gut gegangen!

Sie gießt den Trank zum Fenſter hinaus und ſtellt den Becher wieder an ſeinen Platz.

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Merck, Joh. Heinr., Kriegsrath zu Darmſtadt, (1741—1791) p. VII, X, XIV—XVII, XXIV; S. 4, 6, 11—16, 19, 27, 29, 32, 35 fg., 40, 50 fg., 62, 71, 97, 112, 115, 118, 140, 198 fg.

„ Charl. geb. Charbonnier, des Vorigen Gattin, S. 4, 6, 27, 36, 51, 115.

Metternich, Graf v., Konferenzminiſter zu Coblenz, p. XX, XXII.

„ Fürſt v., der öſterr. Staatskanzler, Sohn des Vorigen, p. XX, XXII.

Meyer, Frau, Gattin des Kammerſekretärs M. zu Hannover p. XV.

Mieg, Joh. Friedr., Pfarrer zu Heidelberg, geb. zu Lingen 25. Mai 1744, S. 70, 72.

Molière, S. 40, 45, 65.

Moliter, Schriftſteller, S. 165, 168.

Morgenſtern, Maler zu Frankfurt a. M., S. 16.

Meſer, Friedr. Karl v., Miniſter zu Darmſtadt (1723—1798) p. XVII.

Müller, Friedrich, Maler u. Dichter, (1750—1825) S. 87.

Münch, { Suſanne Magdalene, geb. 1753 / oder / Anna Sibylla, geb. 1758 } p. XVIII; S. 66—69, 81—83.

Naundorf, Chriſtiane v., Hofdame p. XX; S. 62.

Nicolai, Chriſtoph Friedr., Schriftſteller und Buchhändler zu Berlin, (1733—1811) p. XXXII.

Nothnagel, Joh. Andr. Benjamin, Maler, (1729—1804) S. 16, 87.

Oeſterreich, Maria Thereſia, Kaiſerin von, p. XXVIII

Origenes, Kirchenvater, S. 140.

Paer, Fernando, Opernkomponiſt (1771—1839) S. 196 fg.

Paolo Veroneſe, der Venetian. Maler, S. 76.
Paſſavant, Jakob Ludwig, Theologe, geb. 1751, S. 109.
Peſtalozzi, Joh. Heinr., (1746—1827) S. 168.
Platen, Graf, der Dichter, S. 76.
Pückler-Muskau, Fürſt v., p. XXXVI.
Rambach, Jakob Theodor Franz, Philologe, (1733—1807) S. 95 fg.
Ranke, Leopold v., p. XV, XVIII.
Ravanelle, Mlle., S. 40.
Redlich, Karl Chriſt., Dr. ph., Schuldirektor zu Hamburg, S. 22.
Reich, Phil. Erasmus, Buchh. zu Leipzig, (1717—1787) S. 22, 66, 68, 92.
Renan, Ernſt, S. 144.
Richardſon, der Romanſchreiber, p. VI.
Riemer, Friedr. Wilh., Profeſſor zu Weimar (1774—1845) p. XXXVIII[1]); S. 196.
Riesbeck, J. K., p. XXI[1]).
La Roche ſ. unter L.
Rouſſeau, J. J., p. VII. IX, XI; S. 8, 10, 91, 94.
Rouſſillon, Henriette v., Hofdame, † 18. April 1773, S. 14.
Sachs, Hans, der Dichter, S. 99.
Sachſen, Auguſt III., Kurfürſt von, König, p. XIX.
„ Maria Kunigunde, Prinzeſſin von, (1740—1826) p. XIX fg.; S. 61 fg.
„ Klemens Wenceslaus, Prinz von, ſ. unter Trier.
„ Weimar ſ. Weimar.
Sanders, Daniel, der Lexikograph, S. 144.
Savigny, v., der Juriſt, p. XLVII[1]); S. 189.
Schauffelberger, S. 85 fg., 88.
Schiller, p. XXIII fg.; S. 11, 45, 88, 123.

Schönbach, Arnold, Schriftsteller, p. XLIII.
Schlosser, Johann Heinrich Friedrich (Fritz), (1780—1852) p. XLIX fg.; S. 42, 87.
„ Sophie, geb. Dufay, des Vorigen Gattin, († 1865) p. XLIX.
„ Joh. Georg, Goethe's Schwager, (1739—1799) p. VII; S. 6, 24, 95.
„ Cornelia, des Vorigen Gattin, s. unter Goethe.
„ Louise, der Vorigen Tochter, Frau Nicolovius (1774—1811) S. 95 fg.
Schöll, Adolph, Dr. ph., Geh. Hofrath zu Weimar, S. 140.
Schönborn, Gottlob Friedr. Ernst, Dichter, (1737—1817) S. 19, 22. 48, 51, 54, 110.
Schönemann, Sus. Elis., geb. d'Orville, (1722—1782) S. 111 fg.
„ Anna Elisabeth (Lili), seit 1778 Frau v. Türckheim, (1758—1817) p. XVIII; S. 40, 43, 83, 97—103, 107, 110.
Schweitzer, (Allesina-Schweitzer), Karl, Schöff, S. 10, 12.
„ Wilhelmine, des Vorigen Schwester, S. 41.
Servière, Maria Joh., geb. Lagno-Delfance, (1730—1805), S. 90, 93.
Spinoza, Benedikt, S. 45.
Stadion, Friedr., Graf v., kurmainzischer Minister, (1691—1768), p. X—XII, XXI, XXVIII; S. 10.
Steigentesch, Professor zu Mainz, p. XIX.
Stein, Karl Phil., Frhr. v., kurmainz. Geh. Rath, p. XV.
„ Henr. Karoline v., geb. Langwerth v. Simmern, Gattin d. Vor., p. XV, XXIII, XXIX; S. 52 fg.
„ Heinr. Friedr. Karl v., der preuß. Minister, Sohn der Vorigen, p. XIV fg.

Stein, Charlotte v., geb. v. Schardt, S. 123.
Sterne, Lorenz, S. 123.
Stolberg-Stolberg, Christian, Leopold, Grafen zu, die Dichter, S. 94, 107—109.
„ „ Auguste, Gräfin, Schwester der Vorigen (1753—1835) S. 115.
Stramberg, v., p. XXV.
Stricker, Wilh., Dr. med. zu Frankfurt a. M., S. 27.
Teubervpf, Joh. Matthäus, (1749—1824) S. 27.
Thayer, Alex. Wheelock, p. XLV.
Tilly, p. XXIX.
Trier, Kurfürst von, seit 1768 Klemens Wenceslaus Prinz von Sachsen, (1739—1812) p. XIX fg.; S. 61 fg., 124.
„ desgl., Johann Philipp v. Walderdorf, (1701—1768) p. XXVII.
Trossen, Baumeister zu Coblenz, p. XXIV, XXVI; S. 37 fg., 71, 73, 86.
„ Frau (Cordel?)
Umbreit, Friedr. Wilh. Karl, Prof. der Theologie zu Heidelberg, (1793—1860) S. 144 fg.
Verlohren, v., Hauptmann zu Dresden, S. 191.
Voltaire, p. VII, XI.
Voß, Joh. Heinr., der Dichter, S. 94.
Weimar, Karl August, Herzog von, (1757—1828) p. IX, XXXVII; S. 89 fg., 93, 117, 119, 123.
„ Louise, Herzogin v., geb. Prinzessin von H.-Darmstadt, S. 117, 119.
„ Bernhard, Herzog von, (1604—1639) p. XXIX.
Werner, M. W., Dr. ph., p. XXXIII*); S. 80.
Werthes, Fr. Aug. Clem., Dichter (1748—1817) S. 199.
Wetstein, Joh. Heinr., (1699—1726) S. 88.

Wied, Alexander, Graf von, (1706—1791) S. 53, 199.
Wieland, p. VI—VIII, X, XII. XX—XXX; S. 9—12, 14, 41—48, 62—68, 72—76, 89, 90, 93 fg., 101, 110, 116—119, 121—124, 201.
Willemer, Marianne v., geb. Jung, p. XXXVIII, XLI.
Wittenberg, Licentiat zu Hamburg, (1728—1807) S. 72.
Württemberg, Herzog v., Karl Eugen, (1728—1793) S. 9, 11.
„ „ Ludwig Eugen, (1731—1795) p. IX.
Wurmbrand s. Wurmb.
Zelter, Karl Friedr., der Berliner Musiker, (1758—1832) S. 195.
Zick, Januarius, Maler, (1732—1797) p. XXVI fg.; S. 64, 79, 80.
„ Anna Maria, geb. Gruber, † 30. Juni 1811, p. XXVII fg.
„ Gustav, Maler, Enkel der beiden Vorigen, p. XXVII.
Zimmermann, Joh. Georg, der hannöversche Leibarzt (1728—1795) S. 118 fg.
Zincgref, Julius Wilh., (1591—1635) S. 110.
Zwehl, v., bayerischer Minister, p. XXVI.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin
(Besser'sche Buchhandlung, Lw. Markgr.)

Goethe.

Vorlesungen

gehalten an der Königl. Universität zu Berlin

von

Herman Grimm.

Zwei Bände.

1877.

Groß Octav. 11 Mark.

Goethe-Göttling Briefe.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und K. Göttling

in den Jahren 1824—1831.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

Kuno Fischer.

München.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1880.

Geschwind, daß ich das Beste nicht vergesse!
Wo steht die Büchse?

Sie sieht sich an den Repositorien um.

Hier! das muß sie seyn.

Sie steigt auf dem Tritt in die Höhe.

Arsenik! Ja getroffen, schnell getauscht. —
Diese hier ist ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieser wie in jener.

Sie verwechselt die Büchsen, setzt die eine auf das Tischchen, die andere hinauf.

Gut!
Welch Entsetzen wird den Alten fassen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch seine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geschwind, zu sehen wo sie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.

Nur unverzagt!
Es ist vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Vorwort.

Die Veröffentlichung dieser Briefe geschieht im Auftrage der beiderseitigen Erben. Die Schwester Göttlings, im Besitz der Briefe Goethes an ihren Bruder, hat die Herausgabe durch meine Hand gewünscht; die Enkel des Dichters, Freiherr Walther und Wolfgang von Goethe, sind jenem Wunsche in freundlichster Bereitwilligkeit entgegen gekommen und haben die in ihrem Archiv befindlichen Briefe Göttlings mir anvertraut.

Die vorliegende Sammlung umfaßt 85 Briefe, von denen 57 von Goethe datirt und eigenhändig unterzeichnet, 28 von Göttling geschrieben sind: der erste ist vom 16. Sept. 1824, der letzte vom 5. Sept. 1831 datirt. Das gemeinsame und sachliche Interesse, worauf die Correspondenz sich gründet, betrifft die Gesammtausgabe letzter Hand der Werke des Dichters, deren kritische Durchsicht Goethe durch einen Mann besorgt zu sehen wünschte, der die vorzügliche Ausübung der philologischen Methode mit dem liebevollsten Studium und der Kenntniß seiner Werke vereinigte, der zugleich in seiner Nähe lebte und ihm persönlich lieb und werth war. Seit 1822 hatte K. W. Göttling, damals ein jugendlicher Mann von 29 Jahren, als Professor der classischen Philologie, einer der anregendsten und geistvollsten Lehrer, seine Wirksamkeit an der Universität seiner Vaterstadt Jena begonnen und wurde vier Jahre später unter Goethe und durch ihn zum Bibliothekar der Universität ernannt. Nach einem seiner Besuche in Weimar schrieb ihm

Goethe über den Plan der neuen Gesammtausgabe und äußerte hier seinen längst gehegten Wunsch: „Ich würde es mir zur Freude und Ehre anrechnen, wenn Sie die Bemühung, die Sie alten Schriftstellern zugewandt, auch mir wollten zu Gute kommen lassen; auch würde es mir doppelt angenehm sein, weil ich hierdurch mit Ihnen in genauere und fortwährende Berührung kommen würde". Der folgende Briefwechsel wird dem Specialforscher der Werke Goethes ein willkommener Beitrag zur Geschichte der jüngsten, von dem Dichter selbst besorgten Gesammtausgabe sein; er wird dem Biographen zeigen, daß unter den Männern, die Goethe während seiner letzten Lebensjahre zu den Seinigen gerechnet und lieb gehabt hat, der Name und die Schilderung des Philologen K. W. Göttling nicht fehlen darf.

Wer mit dem Dichter vertraut ist, wird sich an einigen Stellen unserer Briefe mit Vergnügen die fraglichen Punkte oder Lesarten vergegenwärtigen können, um die es sich gerade handelt. „Einiges", schreibt Goethe den 11. Oktober 1825, „wie hantiren und die davon heulenden Wölfe werden Sie dem Oberdeutschen und Dichter freundlich nachsehen" (S. 10). Der letzte Punkt betrifft das „Zigeunerlied", in dessen Schlußstrophe die Verse von den Werwölfen lauten: „Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich und liefen und heulten davon". Gewiß war die Frage, ob die Worte nicht besser umzustellen seien: „und heulten und liefen davon"? Aber das: „und liefen und heulten davon" war phantasievoller und poetischer. „Einiges, wie die davon heulenden Wölfe, werden Sie dem Dichter freundlich nachsehen".

Leider sind uns nicht sämmtliche Briefe erhalten. Auf Göttlings erste Zuschrift vom 16. Sept. 1824, worin er dem höchst verehrten Dichter die Widmung seiner Ausgabe der aristotelischen Politik darbringt, ist Goethes Erwiederung nicht mehr

vorhanden. Ein Wort dieses Briefes bekundet, mit welcher einsichtsvollen Bewunderung Göttling zu Goethe emporsah: „Die Universalität des aristotelischen Geistes, der die Werke der Gottheit wie der Menschen zum Gegenstand seines Forschens gemacht, würde keinem Manne der neueren Zeit sich mehr befreundet gefühlt haben, als gerade Ihnen.“

Mitten in den Fortgang der neuen Gesammtausgabe, der Göttling seine kritische Sorgfalt mit wahrem Genuß widmete, fällt seine italienische Reise im Frühjahr und Sommer d. J. 1828 und scheidet die Correspondenz in Briefe vor- und nachher. Aus der Zeit vorher hat sich (abgesehen von der erwähnten Widmungszuschrift) nur ein einziger Brief Göttlings erhalten, während von Goethes Seite 33 vorhanden sind. Zwei und ein halbes Jahr vergehen in der Correspondenz und lassen uns Göttlings Briefe vermissen. In der uns erhaltenen Zuschrift vom 2. Juni 1827 dankt er für die Gaben des Dichters und äußert seinen Wunsch nach Italien zu reisen. „Die Werke aus der Hand des großen Dichters mit den theuren eigenhändigen Zügen sollen meiner Familie ein beständiges ehrendes und geehrtes Vermächtniß bleiben, ein *ἄγαλμα* [illegible] im Einzelnen, wie die Werke es im Ganzen für die Nation sind. Die andere Gabe denke ich nicht besser und des gütigen Gebers würdiger verwenden zu können, als wenn ich sie mir zu einer Reise nach Italien aufspare, zu der ich schon seit Jahren mich vorbereite und die ich gewiß ausführen werde, wenn Ew. Excellenz mir dazu den Urlaub von einigen Monaten verwilligen.“ Auf den Wunsch Goethes schreibt er für „Kunst und Alterthum“ noch einen Aufsatz über die zweite Ausgabe von Niebuhrs römischer Geschichte. Hocherfreut antwortet der Dichter: „Sie haben mir durch die Entwickelung des niebuhrschen Werks ein großes Geschenk gemacht, sie ist völlig nach meinen Wünschen und über meine Erwartung, dabei so vollkommen klar und

schön, daß man glaubt, man habe sie selbst schreiben können; sie wird als höchste Zierde meines diesmaligen Heftes erscheinen".

Die an Goethe gerichteten Schilderungen der italienischen Reise bilden in unserer Briefsammlung von vorwiegend literarisch-geschäftlichem Charakter ein herrliches Intermezzo. Es sind vier ausführliche und umfassende, von Venedig, Rom, Neapel und Florenz datirte Schreiben, voll der lebendigsten Eindrücke jener mannichfaltigen und großen Gegenstände, die jedem Herz und Sinn erweitern, die aber Göttling mit congenialem Geist, mit dem Auge des Kenners und Alterthumsforschers jetzt zum ersten mal vor sich sieht und erlebt. Das Alterthum, wie ich an einem andern Ort von ihm gesagt habe, war mehr als sein Fach, es war seine Heimath.*) Es giebt für den Philologen von der Art Göttlings auch eine Sehnsucht, die sich im Schauen erfüllt. Seine Briefe aus Italien sind in der glücklichsten Stimmung geschrieben, die noch von dem Bewußtsein gehoben wird, daß er dem bewunderten und geliebten Dichter, dem Freunde des Alterthums, dem Kenner Italiens, dem Geistesverwandten der Hellenen: daß er Goethe diese seine Erlebnisse schildern und vertraulich mittheilen darf. Er wußte, welchen innigen Antheil der große Dichter an ihm und seiner Reise nahm. Kurz vor dem Antritt der letzteren hatte ihm Goethe geschrieben: „Auf die Reise freue ich mich in Ihre Seele. Wenn ich einen Freund auf eine solche Fahrt sich bereiten sehe, ist es mir, als wenn ich selbst einpacken müßte, ihn zu begleiten, und so genieße ich denn auch zum voraus die Früchte, die Sie reichlicher als jeder Andere für sich und uns einernten werden". Ueberall ist ihm der Dichter gegenwärtig. In dem Briefe aus Neapel (24. Juni 1828) beschreibt

*) S. meine Charakteristik Göttlings als Mensch u. seinen letzten Werk. Opuscula academica (1869).

er seine Reise in Sicilien. „Das Dampfbad von S. Calogero, wo Minos durch die Töchter des Kokalos seinen Tod gefunden haben soll, ist wegen seiner Umgebung recht merkwürdig. Nirgends in Italien bin ich so lebhaft erinnert worden an die Worte des Liedes: „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut", als gerade hier, so wie man denn gar bald inne wird, daß man zwar dieses Lied des Dichters in Deutschland recht lieb gewinnen kann, daß man es aber erst in Italien ordentlich verstehen lernt, z. B. was es heißt: „Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht".

Eine Stelle in demselben Briefe hat mich besonders ergriffen und gerührt, weil ich ihn in diesen Worten vor mir sah, den theuern, verewigten Freund. Mitten in der Schilderung Agrigents, seiner Tempel und seines Weines begriffen, unterbricht er seine Erzählung, um ein tief empfundenes Opfer des Dankes zu bringen: „Tempel der Juno Lucina und der Concordia und vor allen ihr, riesenmäßige Trümmer des Tempels des olympischen Zeus, ihr habt einem im Schulstaube fast erstickten Professor von Jena zu reinerer Luft verholfen, ihr habt seinem leeren Leben einen Hintergrund gegeben, der ihn im Alter nicht verderben lassen wird! Dank Ew. Excellenz und abermals Dank, daß Sie mich dieser Freude haben theilhaft werden lassen."

In Neapel erfährt er den Tod des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar und beschleunigt deshalb die Abreise. In seinem Schmerz sucht er den Dichter und sich mit Goethes eigenen erhabenen Worten aus dem Gedicht „Euphrosyne" zu trösten. „Rom, das herrliche, hat mich wieder beruhigt; hier vor allen ward es mir klar, wie das Andenken an große Männer nie vergeht:

Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche, massenweis', Schatten von Namen genennt.
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, genahet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.

In die Heimath zurückgekehrt, empfangen ihn wieder zu neuer Arbeit und neuem Genuß die Werke des Dichters: darunter die „Italienische Reise". „Ach, was es ein ganz anderes Lesen so köstlicher Reisebeschreibungen ist, wenn man selbst das Land gesehen, vor denselben ewigen Zeugen des Adels der menschlichen Natur glücklich gewesen ist, sich in denselben Winkeln gefreut hat! Ich mache jetzt an der Hand dieses Buches die ganze Reise noch einmal durch, und um so lebendiger, als meine Augen noch kaum sich weggewendet haben von der göttlichen Natur und den eben so göttlichen Denkmalen schöner Zeiten. Nach langer Zeit ist mir das Herz wieder weich geworden, daß ich meine, ich sei zum zweiten male fort der Erbsünde um das Paradies gekommen." „Wer den Gewinn eines solchen Anschauens, wie das Facit eines Rechenexempels, mit Zahlen ausgedrückt wissen will, steht noch auf einer tiefen Stufe: er weiß nicht, daß man ein ganz anderer Mensch geworden ist, wenn man gleich noch dieselbe Nase und dieselben Ohren hat."

Wie sympathisch mußten Goethe solche Bekenntnisse berühren! Als ihm Göttling die Revision der „Wanderjahre" zurückgeschickt hatte, ganz erfüllt von dem Eindruck des Werks, schrieb ihm Goethe ein wohlbegründetes Wort, worin wir unser Urtheil über Göttlings Antheil an dieser Gesammtausgabe letzter Hand der Werke unseres größten Dichters zusammenfassen: „Sie sind nicht blos der aufmerksamste Revisor, sondern zugleich der wünschenswertheste Leser".

Heidelberg, 11. März 1880.

Kuno Fischer.

Inhalt.

	Seite
I. Göttling an Goethe (Jena, den 16. Sept. 1824)	1—2
II. Briefe vor Göttlings italienischer Reise	3—24
1. Goethe an Göttling: 26 Briefe, vom 10. Jan. 1825 bis 28. April 1827	3—17
2. Göttling an Goethe, den 2. Juni 1827	17—19
3. Goethe an Göttling: 7 Briefe, vom 16. Juni 1827 bis 12. Febr. 1828	19—24
III. Göttling an Goethe: Briefe über die italienische Reise	28—59
1. Venedig, den 11. März 1828	25—32
2. Rom, den 17. April 1828	32—41
3. Neapel, den 24. Juni 1828	41—53
4. Florenz, den 21. August 1828	54—59
IV. Briefe nach Göttlings italienischer Reise, vom 24. Oktbr. 1828 bis 5. Sept. 1831	60—100

Druckfehler.

Seite	71	Zeile	12	vom	unten	lies	Zuwachs — Abgang
„	39	„	7	„	„	„	Gesetz — Gesetze
„	57	„	14	„	„	„	vollendet — bollendet
„	72	„	8	„	„	„	sichten — sprechen

Ew. Excellenz

werden mit gewohnter Güte die Freiheit verzeihen, sich ein Mann genommen, der schon lange gern durch ein öffentliches Denkmal die Verehrung ausgesprochen hätte, die er für Ew. Excellenz hegt, seit er denken kann: die Freiheit, Ihnen die beifolgende neue Ausgabe der aristotelischen Politik zuzueignen. Was wohl andere fragen könnten, warum ich dem Dichter ein so strenges, logisch forderndes, nüchternes Buch gewidmet, wofür man die Politik des Aristoteles oft allein zu halten geneigt ist, ohne ihr Wesen und ihren Sinn gehörig zu kennen, das werden Ew. Excellenz nicht fragen, Denen am allerwenigsten entgeht, wie die wahrhafte Universalität des aristotelischen Geistes, der die Werke der Gottheit wie der Menschen zum Gegenstande seines Forschens gemacht, keinem Manne der neueren Zeit sich mehr befreundet gefühlt haben würde als gerade Ihnen. Kein Philosoph des Alterthums hat mit einem Dichter so innige Freundschaft gehalten, als Aristoteles mit Theodektes, kein Philosoph hat seinen Geist als einen so wahrhaft poetischen gezeigt, als Aristoteles in dem rührenden Gedichte auf den Tod seines Freundes Hermias, den er selbst unter dem Spott seiner Zeitgenossen nie [illegible] den seinigen verläugnet hat, keinem Philosophen des Alterthums hat die hohe Stellung, das Bewußtsein, den ersten Heldenkönig seiner Zeit erzogen und gebildet zu haben, den freien Blick der Forschung, selbst in der Politik, so wenig getrübt, als ihm. Darum habe ich geglaubt, keinen würdigeren aus der Reihe der geistigen Heroen des Alterthums Ihnen vorlegen zu können, als diesen Philosophen. Daß ich Ew. Excellenz nichts unvollständiges biete, wofür man diese Politik oft gehalten hat, das glaube ich in der Vorrede und einzelnen Stellen des Commentars erwiesen zu haben; denn nur die

Dritter Act.

Das Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit? welcher Unſinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverſtänd'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häusliche Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Schwierigkeit des Buches, das Nichtbeachten des Zusammenhanges, in welchem Ethik, Politik und Oekonomik des Aristoteles stehen, und das scheinbar Abgerissene des Schlusses sind Veranlassungen geworden zu jener Ansicht von der Unvollständigkeit des Buches. Aristoteles wollte und konnte nach seiner philosophischen Weise kein Ideal einer Staatsverfassung aufstellen, wie es Plato gethan und andere Philosophen; sein practischer Geist bestand nur darauf, die guten und die ausgearteten Staatsverfassungen darzustellen und zu zeigen, wie nur durch ein Mittel die wahrhaft gute Verfassung, die Aristokratie, im Leben darzustellen möglich sei, nemlich durch Erziehung; und das ist ein Vorzug aller alten Politiker vor den meisten neuen, daß sie die Erziehung zur Grundlage aller Staatslehre machen, während die neueren diese Erziehung als Sache der Privaten betrachten. Daraus schon ist wohl hinlänglich klar, warum Aristoteles, scheinbar abgebrochen, mit der Erziehung endet. Ihm ist diese das Höchste, die letzte Aufgabe eines Nomotheten. Darum schließt sie würdig das Ganze.

Was meine Erklärung anlangt, so werden Ew. Excellenz diese freilich, wie es der Natur der Sache nach nicht anders geschehen konnte, als abgebrochenes Stückwerk betrachten; allein ich schäme mich nicht, selbst durch solches Stückwerk, etwas zur Entzifferung des bedeutendsten historischen Werkes eines großen Geistes beigetragen zu haben, und wenn dies Wenige von Ew. Excellenz als eine nicht ganz unwürdige Zugabe betrachtet würde, so wäre mein höchster Wunsch erreicht.

Ew. Excellenz

unterthäniger

Jena, den 16. Sept. 1824.

K. W. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

freundlicher Besuch läßt einen längst gefaßten Wunsch und Vorschlag laut werden, um dessen geneigte Beachtung ich Dieselben hiemit geziemend ersuche.

Bei der Absicht, die ich hege, meine sämmtlichen Schriften in einer neuen Ausgabe erscheinen zu machen, muß ich wünschen, daß die zwanzig Bände der letzten Ausgabe, so wie das übrige besonders Gedruckte, aufmerksam revidirt und corrigirt werden, welches freilich nur von einem geistreichen und im kritischen Fache geübten Manne geschehen kann; denn zu beobachten wäre:

1. daß der Text genau durchgegangen, auffallende, von selbst sich ergebende Druckfehler corrigirt würden;

2. daß da, wo sich etwa ein Dunkel oder Widersinn ergiebt, die Stelle bemerkt würde und deshalb Anfrage geschähe;

3. daß etwa eine, in früherer Zeit gewöhnliche, allzuhäufige Interpunction und Kommatisirung ausgelöscht und dadurch ein reinerer Fluß des Vortrags bewirkt werde.

In solchem Falle sind freilich keine Codices zu collationiren, denn die früheren Ausgaben würden hier nur kümmerliche Nachweisung geben, aber eben deshalb hat der Verfasser zu wünschen, daß diese Arbeit bei seinen Lebzeiten geschehe, damit nach einiger Berathung der Entschluß alsobald gefaßt werden könne.

Sollte Ew. Wohlgeboren Zeit erlauben dieses Geschäft zu übernehmen, so würde ich es mir zur Ehre und Freude rechnen, daß Sie die Bemühung, welche Sie alten Schriftstellern zugewandt, auch mir wollten zu Gute kommen lassen; auch würde mir es doppelt angenehm sein, weil ich hiedurch mit Ew. Wohlgeboren in genauere und fortwährende Berührung kommen würde.

Ich darf kaum erwähnen, daß ein genügendes Honorar mit Dank dagegen, theilweise, bei vorschreitender Arbeit sehr gern zu erlegen wäre, wie denn gar manche andere Vortheile, die sich jetzt nur im Allgemeinen übersehen lassen, für beide Theile daraus nothwendig entspringen müßten.

Der ich die Sache geneigt zu überlegen und mir eine baldige Entschließung zukommen zu lassen aufs höflichste zu bitten nicht verfehle

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Weimar, den 10. Jenner 1825. J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

geneigte Erklärung finde ganz meinen Wünschen gemäß und ich sende daher die zwei ersten Bände der letzten Ausgabe meiner Werke.

Zu demjenigen, was ich neulich ausgesprochen, füge nichts weiter hinzu, haben Sie die Güte über die Sache selbst weiter nachzudenken und mir das Fernere mitzutheilen: denn erst im Gange des Geschäftes wird Was und Wie es zu thun sei gefunden und beurtheilt werden können.

Mit den aufrichtigsten zutraulichsten Wünschen

ergebenst

Weimar, den 22. Jenner 1825. J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

spreche mit wenig Worten den verbindlichsten Dank aus für die so gründlich begonnene Arbeit und gebe zugleich völlige Macht und Gewalt fernerhin nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln, u. die

Rechtſchreibung betreffend; b. die Flexion; c. Schreiben der aus fremden Sprachen entlehnten Wörter; e. Interpunction.

Die Stellen unter d. werde bald möglichſt im Einzelnen betrachten.

Hiebei der Divan in Abſchrift. Sollte hier vielleicht, weil er in der neuen Ausgabe auch mit deutſchen Lettern zu drucken iſt, etwas in der Rechtſchreibung beſonders zu bedenken ſein?

Die Bücher folgen aufeinander, wie ſie in den Pappen 2. 3. und 4. eingelegt ſind. Der erſte Abdruck liegt gleichfalls bei, welcher auch die Folge der Bücher angiebt.

Die neueingeſchalteten Gedichte ſind oben links in der Ecke mit einem Sternchen bezeichnet.

Hochachtungsvoll

ergebenſt

Weimar den 12. März 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

behellige mit noch einer Anfrage. Wir bedürfen, zu dem bekannten Feſtzwecke, einer Inſchrift, vierzeilig, wortkarg, obgleich der Raum längere Zeilen zuläßt; ſie könnte etwa ſo heißen, und erklärt ſich ſelbſt:

Caroli Augusti et Luisae
Regiminis atque matrimonii
Quinquagenmalia
MDCCCXXV.

Nun möchten wir nicht ohne Beiſtimmung gelehrter Kenner dergleichen öffentlich wagen; wollten Sie daher die Gefälligkeit haben darüber nachzudenken, auch Herrn Prof. Oſann, mit meinen beſten Grüßen, deshalb ſprechen, nicht weniger auch der freundlichſten Dankbarkeit unſerer kleinen geſchloſſenen Geſellſchaft Sich ſtets verſichert halten.

ergebenſt

Weimar, den 12. März 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

danke abermals verbindlich für die übernommene Mühe, haben Sie die Güte ja so fortzufahren. Die Eigenheiten eines Dichters werden gar leicht zu Fehlern und eine Warnung ist sehr wünschenswerth. Vielleicht könnte man dem bezeichneten Gedicht dadurch helfen, daß man aus der zweiten Person gleich in die erste überginge und das dazwischen liegende ihm in mir verwandelte, so daß der durch den Tadel gleichsam entzweite in persönlicher Einheit seine Rechtfertigung ausspräche. Doch möge dies alles noch einige Zeit ruhen bis dahin, wo ich mir nach weiterem Vorschreiten eine mündliche Unterhaltung ausbitten werde. Hiebei die Prosa zu jenen Gedichten.

Das Beste wünschend

ergebenst

Weimar, den 9. April 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

verpflichten mich immer aufs neue durch die so freundliche als gründliche Theilnahme an meinen Arbeiten, die mir jetzt um so wünschenswerther erscheinen muß, als durch die Gunst des hohen Bundestages mir die Privilegien sämmtlicher vereinten deutschen Bundesglieder zugesagt sind.

Haben Sie die Güte wie bisher fortzufahren, auch Ihre sonstigen Bemerkungen niederzuschreiben. Ich erbitte mir in der Folge einmal Ihre Gegenwart, um Band für Band abzuschließen. Fünfter und sechster folgen hierbei.

Mich und das Meinige zu geneigtem Andenken empfehlend

ergebenst

Weimar, den 24. April 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

die Bände 7. u. 8. hiebei, mit wiederholtem Dank für die bisherigen Bemühungen, überſendend, ſpreche mein Vergnügen aus darüber, daß die neue Ausgabe, deren Sie Sich ſo freundlich annehmen, durch äußere Umſtände einen beſondern Werth erhält, auf welchen ſie vor Kurzem noch nicht rechnen durfte.

In dieſem Unternehmen von ſo wachſender Bedeutſamkeit tragen Ew. Wohlgeboren durch Ihre Mitwirkung zu einer Sicherheit bei, auf die ich, nach meiner Art zu ſein, beſonders in ſo hohen Jahren faſt hätte verzichten müſſen. Auch Prof. Riemer und Doctor Eckermann helfen treulich zu mannigfacher Redaction und Reinigung; mein Sohn nimmt ſich des Ganzen an, ſo daß ich dasjenige glücklich eingeleitet ſehe, was ich zu vollenden kaum hoffen darf.

Mögen wir lange genug zuſammen bleiben, um uns in einträchtiger Thätigkeit eines guten Erfolgs zu erfreuen.

ergebenſt

Weimar, den 7. May 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

den 9. und 10. Band hiebei überſendend vermelde zugleich, daß ich die erſten Bände nunmehro nochmals durchgeſehen und alles nach Wunſch richtig befunden habe. Einige zweifelhafte Stellen ſind näher beſtimmt und inſofern alles abgeſchloſſen worden, da ich denn für gefällige Theilnahme wiederholt beſten Dank ſage.

Einer Idioſynkraſie werden Sie aber gefällig nachſehen: ich kann mich der Flexion köſtlichen Sinnes nicht entſchlagen, ſie iſt ſo in mein Weſen verwebt, daß ich ſie, wo nicht für recht, doch mir gemäß achten muß. Ich habe mich beſonnen, wie dieſer Eindruck in der frühſten Zeit bei mir entſtanden ſein möchte, und

mir sind Lessings Briefe antiquarischen Inhalts eingefallen, auch noch verschiedene andere Beispiele, und ich darf also desto eher einige Nachsicht hoffen.

Mit den besten Wünschen und angelegentlicher Bitte in dem begonnenen Geschäft mit gleicher Geneigtheit fortzufahren

ergebenst

Weimar, den 28. May 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

halten sich überzeugt, daß ich das Geschäft des Grammatikers in seinem ganzen Umfang zu schätzen weiß und daß ich mir gern erst von ihm die Erlaubniß erbitte, als Poet mich einiger Freiheiten bedienen zu dürfen. Haben Sie die Gefälligkeit, Ihre Bemühungen, die mir so sehr zu Gute kommen, weiter fortzusetzen, und so werden wir uns zu rechter Zeit mit Freuden am Ziele sehen.

Zu geneigtem Andenken mich bestens empfehlend

ergebenst

Weimar, den 18. Juni 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

empfangen freundlich Beikommendes in Abschlag meiner immer wachsenden Schuld, welche in der Folge nach Ihren Wünschen abzutragen hoffe, und fahren mit Geneigtheit in einem Geschäfte fort, wozu ich freilich in dem Augenblick theilnehmende Freunde mir erbitten muß.

Die nächsten Bände werden sogleich erfolgen. Mit den besten Wünschen mich schönstens empfehlend

ergebenst

Weimar, den 13. Juli 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

erhalten hiebei die Wahlverwandtschaften und Wanderjahre nach Gelegenheit gefälligst durchzugehen und überzeugt zu bleiben, daß ich die Gesinnungen, aus welchen Ihre Theilnahme sich herleitet, im reinsten Sinne anzuerkennen und zu würdigen weiß, auch immerfort dankbar vor Augen habe. Diese mir so wichtige Angelegenheit im allgemeinen und besondern jetzt und künftig Ihrem dauernden Wohlwollen bestens empfehlend

ergebenst

Weimar, den 24. Juli 1825.

J. W. v. Goethe.

Nachschriftlich

bemerke den Wunsch, daß die Pakete der Botenfrau Vollbrachten übergeben werden möchten, welche Accord hat und von deren Vorsicht man überzeugt sein kann.

Ew. Wohlgeboren

äußerten neulich, daß Sie nicht abgeneigt seien die revidirten Bände meiner Werke allenfalls noch einmal durchzulaufen. Da ich nun dieselben zum Druck abgehen zu lassen im Begriff stehe, so sende die beiden ersten zu einigem Ueberblick.

Der zweite und dritte Band, ganz Manuscript, die ich Ihnen noch nicht vorgelegt, sollen hierauf folgen mit Bitte: denenselben gleiche Aufmerksamkeit zu schenken, um die ich gegenwärtig aufs neue gebeten haben will, indem nun ernstliche Anstalt zu der Ausgabe selbst gemacht wird.

Mich zu geneigtester Theilnahme fernerhin bestens empfehlend

ergebenst

Weimar, den 21. Septbr. 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

verfehle nicht anzuzeigen: daß die sämmtlichen beigeschriebenen Correcturen der Bände 14. 15. 16. dankbar gebilligt, auch anderes bemerkt und nachgetragen habe. Einiges wie hantiren und die davon heulenden Wölfe werden Sie dem Oberdeutschen und Dichter freundlich nachsehen.

Uebrigens billige gern wegen mehre und gypsene die vorgeschlagene Form und bitte fernerhin um geneigten Antheil.

Auch darf ich nicht unbemerkt lassen, daß, vielleicht schon in dem Theile, mehr noch im vierten gewisse Gedichte aus den vorigen Bänden abermals aufgenommen und mit andern ähnlichen Inhalts zusammengebracht worden.

Der Dichter sieht sich an allen Orten und Enden wieder abgedruckt, daß er auch dergleichen, zu entschiedenen Zwecken, sich wohl erlauben darf.

Die gehaltreiche Einleitungsschrift war mir so angenehm als belehrend.

Dankbar, mit den treulichsten Wünschen

ergebenst

Weimar, den 8. Octbr. 1825.

J. W. v. Goethe.

Indem Ew. Wohlgeboren ich beim Schlusse des Jahres irgend etwas einzuhändigen wünschte, wobey Sie der vergangenen festlichen schönen Tage und zugleich meiner Dankbarkeit für den so geneigten gründlichen Antheil an einem mir so wichtigen Geschäft gedenken möchten: scheint mir nichts hierzu geeigneter zu sein, als beiliegendes Paar wohlgerathener Bildnisse, welche einem jeden verehrenden Angehörigen immer lieb und werth sein müssen. Nehmen Sie diese wohlgemeinte Gabe freundlich auf, erlauben mir fernere Mittheilung der durchzusehenden literarischen Arbeiten

und bleiben versichert, daß mir, wieviel ich Ihnen dadurch schuldig geworden, jederzeit vorschwebt.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Weimar, den 29. December 1825.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren übersende hiebei einige Blätter zu geneigtem Gebrauch. Ein aufmerksamer Leser hat bei einigen Bänden meiner Werke seine Bemerkungen aufgeschrieben, welche sogleich mittheile, mich zu geneigtem Andenken und fortdauernder Mitwirkung allerschönstens empfehlend.

ergebenst

Weimar, den 16. Januar 1826.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren überschicke gegenwärtig einen der ersten Bände, mit dem Wunsche, Sie mögen die Durchsicht desselben einigermaßen beschleunigen, indem der Termin heranrückt, wo ich das Manuscript der ersten Sendung an den Verleger abzugeben habe; mit den folgenden hat es alsdann keine Eile.

Die Betrachtung über die Selbstbiographie ist sehr wichtig und erfreulich. Es wäre schön zu untersuchen, ob nicht Protestanten mehr als Katholiken zu Selbstbiographieen geneigt sind. Diese haben immer einen Beichtvater zur Seite und können ihre Gebrechen hübsch einzeln los werden, ohne sich um eine fruchtbare Folge zu bekümmern; der Protestant im entgegengesetzten Falle trägt sich selbst die Fehler länger nach und ihm ist es doch um ein sittliches Resultat zu thun. Montaigne und Descartes sind mir deshalb merkwürdig: ohne selbst Protestanten zu sein, leben sie doch in einer Epoche des vielanregenden Protestantismus. Lassen

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläser,
Büchsen und Schachteln,
Mein halb Dispensatorium
Hinunter schlucken,
Eh' ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Rein heraus zu spühlen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohne dieß
Gar manche Arzeneyen
Auf's neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bey euch selbst zu Gaste.

Scapine kommt.

Doctor.

Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.

Sie uns dieſe Gedanken weiter verfolgen. Für bisherige Mitwirkung höchlich verpflichtet

ergebenſt

Weimar, den 4. März 1826. J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

Beifall, den Sie meinen Scherzen gegönnt, war mir höchſt erfreulich; denn ich will gern geſtehen, daß dergleichen im Stillen viele vorliegen, ich aber Bedenken trage ſie an den Tag herauszulaſſen. Fahren Sie fort in Ihrer ſorgfältig-geiſtreichen Theilnahme und hören nicht auf denjenigen zu verbinden, der ſich dankbar unterzeichnet

ergebenſt

Weimar, den 18. März 1826. J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

überſende, dankbar die fortgeſetzte Theilnahme und Mitwirkung anerkennend, den 26. Band der neuen Ausgabe, mit Bitte demſelben die gleiche Aufmerkſamkeit zu widmen.

Mit Zutrauen und Neigung mich unterzeichnend

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter Diener

Weimar, den 17. Juni 1826. J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

haben mir durch die Bemerkung zum Phaeton ein ganz beſondres Vergnügen gemacht. Ich habe ſogleich den Diogenes Laertius zur Hand genommen und dasjenige, was Sie mir anzeigten, auch im

Zuſammenhange vollkommen beſtätigt gefunden, hiernach auch einen kleinen Aufſatz verſucht, den ich zur Prüfung beilege. Es könnte derſelbe, inſofern ſie ihn billigen, gelegentlich in Kunſt und Alterthum mitgetheilt werden.

Wollen Sie dem beikommenden Cellini Ihre gewohnte geneigte Fürſorge gönnen, ſo werden Sie Ihrem Verdienſte um meine Arbeiten abermals eine Stufe hinzufügen

ergebenſt

Weimar, den 12. Auguſt 1826.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

nehme mir die Freiheit eine ſchöne Dame zuzuführen, die ſich denn ſelbſt einleiten und einſchmeicheln möge.

Eigentlich aber zu reden wünſche dieſem ſonderbaren Werke eine freundliche Aufnahme; ſo problematiſch es auch ſcheinen mag, wird es der Wiſſende ſich leicht erklären. Eines möchte ich bevorworten: wenn das eigentlich Fehlerhafte der reimlos rhythmiſchen Stellen allerdings zu tilgen ſein möchte, ſo würde man dabei doch nicht allzugenau verfahren; bisher habe ich es mit Profeſſor Riemer durchgegangen, bis wir müde wurden. Möchten Ew. Wohlgeboren es Ihrer gewohnten Aufmerkſamkeit werth achten.

ergebenſt

Weimar, den 30. September 1826.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

überſende hiebei einen Brief, den ich ſo eben von Augsburg erhalte. Haben Sie die Gefälligkeit, mir mit Wenigem über die Anfrage baldigſt Auskunft zu geben.

Der ich, mit beigelegtem mir in diesen Tagen gewordenen Zeichen höchster Gunst und Wohlwollens, mich zu fernerem Andenken bestens empfehle

ergebenst

Weimar, den 11. November 1826.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

haben abermals die Gefälligkeit die von Augsburg eingegangenen Bemerkungen zu berichtigen. Sie ergeben sich, wie mir es scheint, von selbst, doch habe ohne Ihr Mitwissen hierinne nichts erlassen wollen.

Der ich mich zu geneigtem Andenken bestens empfehle

ergebenst

Weimar, den 11. Decbr. 1826.

J. W. v. Goethe.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Reichel

Augsburg, den 5. December 1826.

Im Verlaufe des ferneren Fortganges des Drucks stoßen wir auf einen neuen Anstand, nämlich in dem Gedicht Mignon S. 163. ist in der letzten Stanze in dem Worte Fluth das h. weggeworfen, dagegen S. 171. Der Fischer erste Stanze Fluth mit h. geblieben ist, und so auch zweite Stanze Todesgluth steht. Eben so im Gedicht: Der König in Thule S. 173. Lebensgluth und Fluth. — Ferner steht S. 137. im Gedicht Kriegsglück in der zweiten Stanze das Wort Wirthinn und in der dritten Stanze ist in Nachbarinn das zweite n. durchstrichen. Ich glaube, es wird nur ein n. in allen solchen Worten sein sollen.

Noch erlaube ich mir eine unterthänigste Anfrage, die aber Ew. Excellenz nicht übel deuten wollen. Im Schweizerlied

S. 155 steht in der ersten Stanze: „hänt gesunge, hänt gesprunge"; in der dritten: „hänt gesoge, hänt gesloge"; in der vierten jedoch: „Wie sie's machen, Und mer lachen". Sollte nun nicht vermöge des Schweizerdialekts hier auch stehen:

Wie sie's mache,
Und mer lache,
Und mache's
Au so.

Ew. Wohlgeboren

haben die Gefälligkeit, beikommende Sendung noch einmal durchzugehen, besonders aber der letzten Abtheilung eine geneigte Aufmerksamkeit zu schenken, wo besonders auch die Interpunction möchte zu revidiren sein.

Mit vergnüglichem Dank erkenne ich, daß Sie so wacker und glücklich in die Tagebücher eingegriffen haben und empfinden, welch' eine bedeutende und folgereiche Einleitung diese Rechenschaft von einem Geschäft sei, an dessen stetiger Erhaltung, Vermehrung und Benutzung so viel gelegen ist. Wenn solche Anstalten, wie Bibliothek und Museen, nicht erkranken, so erträgt am Ende wohl eine Academie die Wechselschicksale, wie sie ihr auch bereitet sein mögen.

Schmeller wird Sie nächstens besuchen und wegen der Portraite das Weitere bereden. Mich wird es sehr hübsch deuchten, wenn sie sämmtlich in einer Größe als Brustbilder, wie etwa das Gabler'sche, behandelt würden, um bei einer natur- und kunstgemäßen Darstellung die Nachwelt zu überzeugen, die Jenaischen Herrn Professoren seien keine solche Ungeheuer gewesen, wie uns ein gewisses Heft möchte glauben machen.

So eben nimmt Schmeller Urlaub, um nach Jena zu gehen; sprechen Sie die Sache mit ihm durch und lassen Sie mich in einer kurzen Registratur wissen, wie Sie solche am besten einzuleiten, zu fördern und zu endigen denken. Es sollte mir sehr an-

genehm sein, wenn wir in kurzer Zeit eine solche Auf- und Ausstellung veranstalten könnten.

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Weimar, den 27. Jan. 1827. J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

muß ich abermals ansprechen um gefällige Theilnahme. Ich sende nämlich den Abdruck des ersten Bandes der Taschenausgabe zu nochmals geneigter Revision. Das Original ist beigelegt zu allenfallsiger Ansicht. Einiges mit Papierstreifen gezeichnetes habe an der Seite mit Punkten bemerkt. Das nächste Blatt erklärt das Weitere.

Wir haben den Vortheil, daß nach diesem ersten Abdruck nun die Octavausgabe besorgt wird, welche denn möglichst fehlerfrei werden kann. Dürft' ich um Beschleunigung bitten? Die Hälfte dieses ersten Bandes ist in Octav schon abgesetzt und erwartet zum Abschluß und Abdruck unsere letzte Revision.

Die Bemühung entschuldigend, mit den besten Grüßen und Wünschen

ergebenst

Weimar, den 18. April 1827. J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

erhalten hiebei den zweiten und dritten Band der Taschenausgabe mit dem Original. Haben Sie die Gefälligkeit sorgsam wie bisher fortzufahren; leider ist die Entfernung aller Accuratesse sehr gefährlich; Cartone, wenn sie jetzt nicht möglich sind, sollten bei der zweiten Lieferung nachgebracht werden, überhaupt auch, wenn

das Geschäft im Gange ist, werden sich die Mängel verlieren. Für jetzt müssen wir uns trösten, daß diese letzten Bemerkungen der Octavausgabe zu Gute kommen. Corrigirt man doch an den alten Classikern schon einige tausend Jahre und Gubitz muß sich bei seinen Stereotypen doch noch endlich ein fehlendes Strichelchen nachweisen lassen.

Haben Sie die Güte Ihre Sorgfalt diesem Unternehmen ferner zu schenken und bleiben meiner aufrichtigsten Dankbarkeit gewiß.

Sollte es einen Sonnabend schön Wetter sein, so versäumen Sie nicht bei uns zu Mittag einzukehren. Sie finden gute Gesellschaft und freundlichsten Empfang.

Ein paar blaue Zeichen finden Sie auch in dem zweiten Bande, doch habe ichs weiter unterlassen; ich werde durch das Gedicht fortgezogen und, was noch schlimmer ist, durch die Erinnerung an vorige Zeiten verwirrt. Es sei Ihnen alles anheim gegeben. Erhalt' ich den zweiten Theil bald zurück, so hat es mit dem dritten so große Eile nicht.

ergebenst

Weimar, den 23. April 1827.

J. W. v. Goethe.

Eiligst, mit dem besten Dank für das Uebersendete, lege etwas freundliches für Halle bei; durch Ew. Wohlgeboren Hand gehend erfreut es gewiß vorzüglich.

ergebenst

Weimar, den 28. April 1827.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

haben mich bisher immer durch eine Gewogenheit beglückt, die mir stets als der schönste Stern meines Lebens erscheinen wird,

und nun bin ich durch die neuen Gaben, die mir durch Ew. Excellenz gütige Hand zugekommen sind, so beschämt, daß ich nicht weiß, wie ich meinen Dank aussprechen soll. Die Werke aus der Hand des großen Dichters mit den theuern eigenhändigen Zügen sollen meiner Familie ein beständiges, ehrendes und geehrtes Vermächtniß bleiben, ein κτῆμα ἐς ἀεί im Einzelnen, wie die Werke es im Ganzen für die Nation sind.

Die andere Gabe denke ich nicht besser und des gütigen Gebers würdiger verwenden zu können, als wenn ich sie mir für eine Reise nach Italien aufspare, zu der ich schon seit Jahren mich vorbereite und die ich gewiß ausführen werde, wenn Ew. Excellenz mir dazu einen Urlaub von einigen Monaten verwilligen; daß ich aber vorher das nothwendige für den Katalog unserer Bibliothek beende, versteht sich von selbst.

Mit größtem Vergnügen habe ich eben die Lectüre des neuesten Stücks von Kunst und Alterthum beendet, das in seinem Reichthum und seiner Allseitigkeit mich höchlichst angezogen hat; unter dem vielen schönen vorzüglich das erste, dann Nachlese zu Aristoteles und neueste deutsche Poesie, wo mir das originelle poetische Paßsignalement die größte Freude gemacht hat. Da Ew. Excellenz von allem bedeutenden in der deutschen Literatur so umfassende Kenntniß nehmen, daß man Kunst und Alterthum als einen Spiegel des geistigen Gehaltes der Productionen unserer Zeit betrachten kann, so wäre es doch gar schön, wenn auch von der niebuhrschen römischen Geschichte, die jetzt in einer neuen Ausgabe erschienen ist, Bericht erstattet würde. Vorträge über römische Alterthümer, die ich diesen Sommer wieder mit erneutem Vergnügen hatte, haben mir dieß Buch in Form und Gehalt stets schätzbarer gemacht und die Liebe zum römischen Volke und zu römischer Geschichte immer tiefer bei mir gegründet. Gewiß ist doch in diesem Werke ein poetischer Sinn thätig gewesen, um die alten Heldengedichte der Römer anschaulich hervorzuheben, von deren Dasein ich überzeugt bin. Daneben nun ein ernster sondernder Blick, der uns erst klar gemacht hat über die Entstehung eines römischen Adels in den Patriciern und einer freien Gemeinde in den Plebejern, über Grund und Wesen der römischen Geschichte. Ich wollte mich recht freuen, wenn die Geschichte dieses Mannes,

der Ew. Excellenz Geiste gewiß verwandt genannt werden kann, auch öffentliche Anerkennung von Ew. Excellenz erhielte.

Mit dem innigsten Danke in alter Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 2. Juni 1827.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

freundliche Aufnahme meiner letzten Sendung giebt mir die Zuversicht daß Sie auch der gegenwärtigen geneigte Aufmerksamkeit schenken werden. Wie mir denn nichts erwünschter sein kann als die fortwährende Theilnahme an meinen Bemühungen, deren treue Beharrlichkeit, obgleich nur fragmentarisch, aus dem letzten Stücke von Kunst und Alterthum hervorgeht.

Gar sehr wünschte ich wie in voriger Zeit einen Theil des Jahres in Jena zuzubringen, um mich durch lebhaftes Gespräch in manchen Studien fördern zu können und durch Concentration dasjenige zu gewinnen, was in gegenwärtiger zerstreuter Lage mir nur ein frommer Wunsch bleibt; wie ich mirs denn auch zur Angelegenheit machen würde, Ihren Planen und Absichten aufs willigste entgegen zu kommen.

Des Herrn Grafen Gaspar von Sternberg Excellenz werden Sie bei dessen Besuch in Jena Ihre bibliothekarischen Schätze gewiß mit Vergnügen vorweisen.

In vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Weimar, den 16. Juni 1827.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

erhalten hiebei das Heldengedicht Rudolph von Habsburg, welches ich bitte mit Aufmerksamkeit zu lesen und sich dadurch zu einem Besuch bei dem Dichter zu bereiten, indem ich Ihnen bei Ihrer vorseienden Reise ein Schreiben an den hochwürdigsten Verfasser mitzugeben gedenke, welches Ihnen und Ihren werthen Weggenossen, wie ich hoffe, eine günstige Aufnahme bereiten soll.

Mit dem Wunsche Sie bald wieder in unserm Familienkreise zu sehen

ergebenst

Weimar, den 3. Octbr. 1827.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

bemerkten neulich, als ich das Vergnügen hatte, Sie bei uns zu sehen, daß es wohl gerathen sein möchte, wenn in Kunst und Alterthum Einiges über das hohe Verdienst der zweiten Ausgabe der römischen Geschichte von Niebuhr gesprochen würde. Ich bin derselbigen Ueberzeugung, nur daß ich nicht im Stande bin mich gegenwärtig auf den Grad zu sammeln, um über diesen Gegenstand etwas wahrhaft Würdiges auszusprechen. Nun haben aber Ew. Wohlgeboren als Meister dieses Fachs gedachtes Werk gewiß schon durch und durch geschaut und erprobt, und ich dürfte daher wohl die Gefälligkeit hoffen, daß Sie in Kürze zusammenfassen möchten, was besonders in diesem Werke hervortritt, wovon Sie neulich schon einige Winke gaben, denn es wäre hier weder von Anzeige noch Recension die Rede. Auf Ostern, war meine Absicht abermals ein Heft hervortreten zu lassen in möglichst prägnantem Inhalt, und hiebei würde ein Aufsatz von Ihrer Hand gewiß willkommen sein. Sie würden dadurch, auch in Abwesenheit, freundlich auf Ihr Vaterland einwirken.

Mich bestens empfehlend und mir und den Meinigen geneigte Theilnahme auch forthin wünschend

Hochachtungsvoll

ergebenst

Weimar, den 24. Octbr. 1827.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

haben mir durch die Entwickelung des niebuhrschen Werkes ein großes Geschenk gemacht; sie ist völlig nach meinen Wünschen und über meine Erwartung, dabei so vollkommen klar und schön, daß man glaubt, man habe sie selbst schreiben können; sie wird als höchste Zierde meines diesmaligen Heftes erscheinen. — Darf ich hiernächst bitten, beikommenden Divan noch einmal durchzugehen? Die Octavausgabe schreitet vor, die Correcturen zum vierten sind abgegangen.

Nächstens überschicke das Exemplar der zweiten Lieferung, die Sendung ist mir als schon unterwegs angekündigt. Mögen Sie im Laufe dieses Winters dieselbe gelegentlich Bändchen für Bändchen durchgehen, so sind wir bis zu Ihrer glücklichen Rückkehr aus dem gelobten Lande gesichert und geborgen.

Die Octavausgabe, wovon ein Band in meinen Händen ist, nimmt sich ganz gut aus und wird Ihnen um desto mehr Freude machen, als Sie selbst an der Vollendung derselben den besten Antheil haben.

Alles Gute wünschend

ergebenst

Weimar, den 17. Novbr. 1827.

J. W. v. Goethe.

Es roch und ſtank im Hauſe;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unter'm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Aſche
Und dampft und ſtinkt,
Das war die Feuersbrunſt! —
Ich will dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löſchen!
Geh! geh mir aus den Augen!
Dein Glück iſt dieſes ſchöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Buſen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!

Scapin ab.

Ew. Wohlgeboren

erhalten in beigehendem Packet das Ihnen gewidmete Exemplar der zweiten Lieferung, die Ihnen wie die erste so vieles verdankt. Beigefügt sind in duplo 7. 8. 9. (6. ist, so viel ich weiß, schon in Ihren Händen), da Sie dann die Güte hätten das zu Bemerkende an die Seite zu bemerken, wodurch das Geschäft einigermaßen erleichtert würde.

Auf die Reise freu' ich mich in Ihre Seele. Wenn ich einen Freund auf eine solche Fahrt sich bereiten sehe, ist es mir, als wenn ich selbst einpacken müßte ihn zu begleiten, und so genieße ich denn auch zum voraus die Früchte, die Sie reichlicher als jeder Andere für Sich und uns einerndten werden.

Zugleich aber muß ich Sie noch um eine Gefälligkeit bitten: um die mitkommende Rolle finden Sie ein Manuscript gewickelt, das ich Ihrer Durchsicht bestens empfehle, wobei ich nur wünsche, daß der Inhalt Sie für die zu übernehmende Mühe einigermaßen entschädigen möge. Es ist auch dieses eine von den vielen früheren Conceptionen, deren Ausführung immer verschoben worden und zuletzt ganz versäumt wäre, hätte ich mich nicht kurz entschlossen sie in dieser Form zu überliefern, in welcher ich sie nunmehr Ihrer Gunst bestens empfehle.

ergebenst

Weimar, den 29. Febr. 1827.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

danke verpflichtet für den so heiter und schön ausgedruckten Antheil an meiner zuletzt mitgetheilten Arbeit. Wenn ich Ihnen die vorhabende Reise von Herzen gönne, so wünsch' ich doch dagegen eine glückliche Wiederkehr um desto sehnlicher, als ich gar manches in dem, was mich soeben beschäftigt, Ihnen gleichfalls mitzutheilen und mir Ihre geneigten Bemerkungen darüber zu erbitten wünsche;

wie ich denn für die so treulich durchgesehenen Bändchen zum allerbesten danke.

Mögen Sie Ihre Reise, die Sie mit so gutem Muthe antreten, glücklich vollführen und so das Complement Ihrer ernsten und treuen Studien gewinnen und auch unsere Zustände damit bereichern.

Nächsten Montag, den 4. Febr., wird mein Sohn Sie besuchen, um die allenfalls nöthigen Verabredungen, wie eins und das andere in Ihrer Abwesenheit einzurichten sei, noch specieller zu benehmen und zu hören, wie Sie im Ganzen das Geschäft vor Ihrer Abreise zu stellen die Sorgfalt gehabt haben. An Herrn Grafen Gigognara und Herrn Manzoni erhalten Sie nächstens einige Worte zu desto schnellerer Einführung. Ich bin überzeugt, daß diese Männer, so wie jedermann, sich freuen werden, unsere wackern deutschen Gelehrten kennen zu lernen. Auch ich hoffe, Sie vor Ihrer Abreise noch einmal bei uns zu sehen und meine Glückwünsche in Gegenwart auszusprechen.

ergebenst

Weimar, den 1. Februar 1828.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

empfangen durch die Botenfrau morgen ein Packet enthaltend:

1) einen Brief an den Grafen Gigognara,

2) eine Karte an Manzoni,

3) vier Bronze-Medaillen (zwei von Bovy aus Genf, zwei Jubiläumsmedaillen von Brand).

Nehmen Sie solche mit über die Alpen, wo Sie wohl irgend einen Freund finden, dem Sie damit Vergnügen machen, z. B. dem hannövrischen Abgeordneten in Rom, Herrn Kästner, den ich schönstens zu grüßen bitte.

4) Beiliegend in einem Brieftäschchen einige Talismane, welche zu rechter Zeit und Stunde ihre Wirkung nicht verfehlen mögen.

Und ſo nehmen Sie, mit den beſten Glückswünſchen, meinen ſchönſten Dank mit auf den Weg, daß Sie ſich meiner Ausgabe ſo geiſtreich und treufleißig annehmen wollen. Möge mir das Glück werden, Sie, nach erreichtem Zweck, geſund und froh, wie Sie uns verlaſſen, wieder zu begrüßen.

ergebenſt

Weimar, den 12. Februar 1828.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

habe versprochen von Venedig aus meinen ersten Reisebericht zu senden, und wenn ich gleich im Ganzen nicht viel zu berichten habe, obgleich ich schon 4 Tage hier bin, so kann ich es doch nicht lassen diesem Versprechen nachzukommen, gerade heute, weil ich eben voll bin von den göttlichen venetianischen Epigrammen, die ich mit wahrer Lust gelesen habe, mit demselben Gefühl, wie man vor einer italischen Früchtemasse steht, die am Rialto mit vieler Kunst in die Höhe gebaut wird. Leider habe ich aber auch bei der Lesung dieser Epigramme gespürt, daß man zwar denselben Weg machen kann, den große Geister vor uns gemacht haben, daß aber bei uns ärmlichen Leutchen auf der Reise eben alles, nemlich die Grazie, fehlt, die man immer mitbringen muß, wenn sie einen begleiten soll. Von Jena bis an die Grenze des schönen Italiens, die wir jetzt betreten haben, sind mir nur zwei Momente von Bedeutung gewesen: einmal die Münchener Glyptothek und eine Nacht in den Tyroler Alpen. In der Glyptothek hat sich der König von Baiern ein schöneres Denkmal gesetzt als in allen Gemäldegalerien, die sein Vater und Prinz Eugen zusammengebracht haben. Ich weiß nicht, ob es an meinem beschränkten philologischen Sinne liegt: aber ich werde mich in den vielen Gemäldegalerien schwerlich jemals recht heimisch fühlen, während mir bei braven Sculpturarbeiten stets wohl wird: einen Theil der Ursache des Mißbehagens muß ich aber wirklich doch auch auf die furchtbare Monotonie der greulichen christlichen Mythologie schieben, die im Vergleich mit dem unübersehbaren Reichthum, der großen Freiheit und Lebendigkeit der antiken ungeheuer verliert. Die äginetischen Sculpturen waren ausgepackt, wenn auch noch nicht

in der Ordnung aufgestellt, wie ich sie nachher in Abgüssen davon in Venedig in der accademia delle belle arti gesehen habe; aber die Stellung der Krieger um die Minerva her ist gar nicht zu verfehlen, weil die Figuren, wie das stets sich vergrößernde Feld des Giebels es nothwendig macht, sich stets erheben. In den beiden Giebelecken waren die beiden liegenden Figuren angebracht und so folgen sie einander in stets mehr erhobener Stellung. In der Darstellung der Augen der Minerva sieht man, wie sich der Künstler Homers δεινὸν δὲ μιν ὄμματ' ἐπέπλων als Vorbild genommen; denn sie sind ganz so, fast ohne sichtbare Andeutung der Augenlider, wie sie Heliodor den älteren Sculpturen zuschreibt. Auch Faltenwurf und Mantel sind so, daß man sieht, der Künstler hat sich mit seiner Arbeit an ein früheres Bild, welches einmal als wunderthätig galt, gehalten. Die Unterliegenden von den Kriegern sind offenbar Barbaren, welche das kleine Palladium zu Füßen der großen Minervenstatue rauben wollten. Leider habe ich nicht gelesen, was darüber geschrieben worden ist; aber gewiß hat Thiersch viel darüber beigebracht und wohl in seiner Weise, nach welcher die griechische Kunst gleich fertig, wie Pallas mit Helm und Schild aus Jupiters Haupte, aus dem Kopfe der Künstler gesprungen sein soll. Nächst diesen Aegineten sind noch der Sturz einer Tochter der Niobe und der schlafende Faun, der barberinische, von höchster Bedeutung. Cornelius hat mehrere Säle al fresco gemalt, die mir trefflich gezeichnet scheinen, deren ganzer holbein-dürerischer Styl mir aber nicht recht zu passen scheint zu den griechisch-römischen Umgebungen. Ein gefallener Priamus ist aber prächtig; er schnaubt noch den letzten Athemzug aus weitgeöffneten Nüstern aus. Wenn die Glyptothek, deren architektonische Anlage einige Fehler haben mag, fertig sein wird, so ist das eine in Deutschland einzige, wahrhaft königliche Anstalt. Die bedeutendsten Geister des bairischen Athens habe ich einen Abend bei Thiersch gesehen, Schelling, Boisserée, Cornelius, Martius, Ringseis u. s. w. Schelling hält Vorlesungen über Philosophie vorzüglich gegen Hegel, den Schellings Anhänger in M. lächerlicher Weise sogar beschuldigen, ihres Meisters Hefte unrechtlicher Weise benutzt zu haben. Ich habe leider seinen Vorlesungen, in welchen er in den abstraktesten Gedanken noch immer bei Gott ist, vierzehn Tage vor dem

Schluß der Collegia, nicht beiwohnen können, weil er nur dreimal in der Woche lieſt und zweimal gerade ausſetzte, weil er mit ſeiner Präparation nicht fertig geworden war. Dafür habe ich aber des Profeſſors der Mythengeſchichte, Görres, Vorleſungen einmal beigewohnt. Ich muß geſtehn, daß ich nie einen widerlicheren Vortrag widerlicherer Dinge gehört habe, als hier. Ein beſtändiges Spucken machte einem beſtändigen Kratzen des Kopfes und dieſes einem beſtändigen Rücken der Halsbinde Platz und durch dieſe ewigen Hinderungen leiblicher Angelegenheiten wand ſich nun wie ein farbenloſer Bandwurm der Vortrag deutſcher Geſchichte, d. h. elender Sagen aus dem Trithemius und Hunibald, durch, die ſeine Leibſchriftſteller zu ſein ſcheinen. Mich wunderte nicht, wie ſtatt 300 Zuhörer, die der Mann anfangs hatte, ſo daß er den König um einen eigenen Hörſal bitten mußte, in dem großen Raume nur 30 ſaßen. Für ſolche Kunſt entſchädigte die treffliche Natur in den Tyroler Alpen, durch welche wir bei ungeheurem Schnee uns durchzuarbeiten hatten. Wahrlich, es muß nichts ſchöneres ſein, als bei ſtarker Kälte in ſternheller Nacht zwiſchen dieſen beſchneiten Rieſen hindurchzugehen, wie wir es gethan haben.

In Salucno, drei Stunden von Trient, ward mirs zuerſt italieniſch zu Muthe, indem ein Kanonier den Schlag öffnete mit „Servo signori, vorrete smontare?“ und uns in die Gaſtſtube führte, wo eine Maſſe italieniſcher Maulefeltreiber und Vetturine mit verdächtigen Geſichtern den ſcheußlichſten Stockfiſch verzehrte. Noch unheimlicher ward es einer proteſtantiſchen Seele, als ſich über der Thür der Erzketzer Huß in Flammen zeigte. Allmählich habe ich mich aber in Verona mit dieſen Geſichtern befreundet, denn zu einem Mantel, den der erbärmlichſte Schuft mit einer gewiſſen Gravität umwirft, ſtehen ſie gut. Noch beſſer ſagen die Schleier der Mädchen und Weiber zu, die in Verona und der Umgegend noch allgemein getragen werden, mehr weiß als ſchwarz, während ſie hier in Venedig faſt ganz verſchwunden ſind und ſchmutzigen Shawls Platz gemacht haben, die man ohne Grazie über den Kopf zieht. Die ſämmtlichen Italienerinnen haben dabei die ſchöne Sitte ſich nicht zu ſchnüren wie Felleiſen, und das gibt ihrem Körper etwas männlich edles. In Deutſchland würde

man jetzt schwerlich einen so freien edelgebildeten Leib finden, als ihn eine wunderschöne Signora auf dem Theater in Verona zur Schau trug. Wenn die Veroneserinnen aber gleich nicht das Schnüren und das Parapluiartige der französischen und deutschen Damenhüte kennen, so haben doch leider die höheren Stände die wurstförmigen Locken eingeführt; aber ich denke, der gesunde Sinn wird sie bald eines besseren belehren. Beichen habe ich mir, glaube ich, alles, was in Verona zu sehen ist, vom trefflichen Amphitheater an, was mir große Freude gemacht hat, obgleich das Innere, die arena, durch eine elende Bude verunziert ist, bis zum Hause der Cappelletti und Juliens Grabe. Es ist lächerlich, daß sich die A. P. Venedig in Verona beim Amphitheater dafür eine Inschrift gesetzt hat, daß sie ein Paar Steine des dritten Bogenganges, der wohl bald einstürzen wird, durch eiserne Klammern festgehalten hat; sie hat nicht bedacht, daß es dasselbe wäre, wenn ein elender Maler für Retuschirung eines Stiefels an einem prächtigen Bilde seinen Namen hinschriebe. Maffei's museo lapidario scheint mehr und mehr zu verfallen, denn die Società filarmonica scheint sich mehr um Aufführung schlechter Stücke als um Erhaltung der antiken Inschriften und Sculpturen verdient zu machen. Von allen veronesischen Gemälden hat mir nur ein Paolo Veronese in S. Giorgio maggiore imponirt; denn der Girolamo dai Libri, von welchem Herr Speth einen so ungeheurn Lärm macht, kann mir gar nicht so hoch erscheinen. Wo Giulietta wohnte, hängt jetzt ein Schild heraus mit dem Wappen der Cappelletti und darunter trattoria locanda e stalle. Verona bleibt ein sehr merkwürdiger Ort, und mich hat außerdem noch das Terrain um die Stadt interessirt, weil Napoleon mit einer kleinen Armee drei Armeen der Oesterreicher, die ihn ganz umzingelt hatten, bei Castiglione, Rovigo und Montebello schlug in einem so kleinen Raume, daß man die deutschen Heerführer nicht begreift. Aber freilich, wenn selbst die Garnison, deren Officiere ich mehrmals nach jenen Schlachten gefragt habe, jetzt sich nicht um das Andenken jener Vorgänge bekümmert, so wird die Sache erklärlich. Die Garnison zeichnet sich, wenn sie in Civil geht, durch einen erschrecklichen Ueberfluß an Kleidung aus; ich habe mehrere gesehen, die zwei Ueberröcke und darunter einen Frack, zwei Hals-

tücher, zwei Westen, kurz ihre ganze Garderobe trugen. Solche herrschen in Italien, wo die Männer noch immer in der Toga zu gehen scheinen und die Weiber mit heidnischer Grazie den Schleier tragen. Aber so muß es sein; denn der österreichische Kaiser ist der Lombardei ein guter väterlicher Herrscher. An Padua, wo jetzt 1800 Studenten sind, darunter allein 600 Mediciner, thut er ungemein viel; die öffentlichen Anstalten sind vortrefflich, wie sie für die alte ehrwürdige Universität sich ziemen, die durch die ungeheure Masse ihrer Lehrer von alter Zeit her, deren Wappen, zum Theil auch marmorne Bilder, sich sämmtlich an der Mauer der Arkaden des Universitätsgebäudes befinden, imponirt. Die Bibliothek ist für mein Fach unbedeutend. Von Padua aus ward in einem Nachmittage eine Fahrt nach Arquà unternommen, dem Sterborte Petrarca's, dessen sentimentales Wesen mir zwar niemals recht hat zusagen wollen, den man doch aber um seiner romantischen Liebe willen nicht übergehen darf. Von dem kleinen Balcon seiner Villa ward es mir aus der Aussicht klar, warum der Dichter sich gerade diese einsame Gegend ausgewählt. Der Vordergrund ist ein nicht sehr hoher, aber weithin sich erstreckender Hügel, über welchen sich in der Ferne zwei Kuppen der euganeischen Berge erheben, die ganz pyramidalisch gestaltet sind; die eine ist bis auf den Gipfel sanft bewachsen und trägt eine sehr besuchte Wallfahrtscapelle, die andere ist aber kahl und öde, wenn auch der Fuß schön bewachsen ist. Wohl dachte sich der Dichter in dem einsamen Berge sich selbst, in dem bewallfahrteten seine Laura. Dies drängt sich wenigstens dem in die Ferne schauenden sogleich auf. In Padua hing Werther und Lotte über meinem Bett nach den Bildern von A. Kaufmann; so stand wenigstens darunter. Venedig habe ich anfangs in sehr ungünstigem Lichte, bei Regen und großer Kälte, wie ich sie kaum in Deutschland empfunden, gesehen, aber jetzt wird es heiterer, und je länger man an diesem zauberischen Orte bleibt, je mehr gefällt man sich. Ew. Excellenz Empfehlungsschreiben an den Grafen Giovanara haben wir gleich den zweiten Tag abgegeben. Der Graf, obgleich seit drei Wochen schwer an Gicht leidend, empfing uns sehr artig in einem kleinen Gesellschaftszimmer, wo sich allgemach mehrere einfanden, die ihn zu besuchen kamen. Darunter war eine Dame, welche als donna

letterata von Venedig gilt, die Frau Gräfin Albrizzi mit ihrem deutsch sprechenden Sohne. Die Dame bedauerte zu meinem größten Erstaunen, daß Ew. Excellenz sich neuerdings nur 24 Stunden in Venedig aufgehalten hätten, äußerte dagegen, wie schmeichelhaft ihr ein Besuch von Ew. Excellenz gewesen sei. Als ich ehrlich deutsch erinnerte, Ew. Excellenz seien seit 1790 wohl nicht nach Venedig gekommen, gab mir der Graf einen Wink, daß das wohl anders sein müsse, und ich gab es der liebenswürdigen Unverschämtheit natürlich sogleich zu. Auch ein Abbate Taglia fand sich ein, bekannt, wie G. sagte, durch eine viel gelesene Aesthetik. Als ich von Ew. Excellenz Kunst und Alterthum sprach, worin Sie Ihre Theilnahme an den Literaturerzeugnissen aller Nationen so schön darlegen, meinte der Graf, dem Abbate etwas artiges zu sagen, jetzt liege gewiß auch die tagliasche Aesthetik auf Ew. Excellenz Tische. Der Abbate schnurrte darüber wie ein gestreicheltes Kätzchen, und ich hatte die Güte, es durch ein sicuro zu bestätigen. Bei Cicognara sah ich zwei schöne Büsten in Marmor, Originale von Canova, eine Beatrice und das Bild des Grafen, zum Sprechen getroffen. Diese Bilder und einige Abgüsse zweier Fechter, eines Theseus u. a. haben mich mit der Manier dieses Mannes ausgesöhnt, der mir im Gegensatze zu antiken Statuen, etwas kleinliches, geleckles zu haben schien. Ein junger Bildhauer Casagrande, ein Bauer aus der Umgegend, gibt sehr viel Hoffnung, nach einem M. Scaevola, den ich gesehen. Die Schöpfung des Grafen Cicognara, die academia delle belle arti, ist mit großem Geschmack und vortrefflich angelegt. Zwei Säle zum Zeichnen nach Abgüssen der vorzüglichsten Antiken und den Erzeugnissen der neuern Bildhauer sind vortrefflich und sehr reich. Hier habe ich mich wahrhaft wohl gefühlt, mehr als in den 5 Sälen der Bilder, die einige schöne Tizians, einen prächtigen Paolo Veronese und mehrere Giov. und Gentil. Bellini nebst einer Masse Tintoretto's hat, dessen Bilder, wie die von Bonifacio, man hier in ungemeiner Masse antrifft. Was aber den Sammlungen der Academie einen hohen Werth gibt, das ist die Decoration des Sitzungszimmers, welche aus lauter Originalzeichnungen der bedeutendsten alten Maler besteht, Leonardo da Vinci, Raphael, Michel Angelo (eine Zeichnung ist dabei, wofür dem Grafen in England 100 Guineen geboten worden

sind) u. s. w. Vorzüglich hat mich eine Skizze des Abendmahls von L. da Vinci angezogen, weil sich einzelne Figuren davon auf dem Mailänder Freskogemälde wiederfinden, so daß die Zeichnung in V. wohl ein vorläufiger Versuch zu nennen ist. Judas ist mit dem Gesichte auf dem Tische, beide Hände ausgestreckt, gezeichnet. Dem liebenswürdigen Grafen, der voll ist von Ew. Excellenz Güte, habe ich zwei der mir gütigst mitgegebenen Medaillen gegeben; er ist gewiß der würdigste, den ich auf der Reise antreffen kann. Auch die Marcusbibliothek ist von mir für Hesiodus und für Aristoteles' Oekonomik so gut benutzt worden, als es die Zeit und die ungeheure Kälte, die in den großen Sälen herrscht, erlaubte; denn die Bibliothek steht in den Sälen des ehemaligen Dogenpalastes, in dessen ungeheuern Räumen sich die zwerghaften Bücherschränke (man durfte sie wegen der Decoration der Wände nicht größer machen) jämmerlich ausnehmen. Die ehemalige Republik hatte es auf mehr angelegt als auf Quart und Octav. Auch den Marcusplatz würden Ew. Excellenz nicht mehr recht wiedererkennen. Die Franzosen wollten ein Denkmal der Architektur hinterlassen und zugleich Venedig einen pariser Anstrich geben; sie haben darum S. Giuliana, die Kirche, welche der Marcuskirche gegenüber stand, niedergerissen, die beiden Procurazien durch den palazzo regale, in demselben Styl gebaut, verbunden und nun so den 3 Theilen des Platzes den Anblick des palais royal gegeben, wenn man an der Marcuskirche steht und hinauf nach den Procurazien blickt. Dadurch bekommt jetzt der Platz von dieser Seite das wunderliche Ansehen eines großen Saales, in welchem die drei Standarten als Kronleuchter erscheinen; die beiden Kirchen müssen dem Platze ein viel besseres Ansehen gegeben haben. So liegt einem das viel glänzendere palais royal mit seinen glänzenderen Damen Abends beständig im Sinne, wenn man durch die spärlich erleuchteten Arkaden geht, und das thut dem historisch weit bedeutenderen Marcusplatze offenbaren Schaden in der Schätzung des Fremden. Herrn Mustoxidi habe ich leider noch nicht sprechen können, weil er bisher verreist war. Er nebst dem Grafen und Abbate Bettio, Bibliothekar der St. Marcusbibliothek, scheinen in alter Kunst und Literatur wohl die bedeutendsten; sie sind es auch, die am meisten zu dem seit vorigem Jahre er-

Doctor

ſieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapinen.

Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es friſch hinein?

Scapine

die indeſſen allerley Geberden des Übelſeyns gemacht hat.

Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Glut! O welche Pein! —
Mir iſt's ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.

Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.

Sag' Sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

ſcheinenden Athenaeum beitragen, einer Art Akademie der Wiſſenſchaften zu Venedig.

Von Rom denke ich Ew. Excellenz bedeutenderes melden zu können. Mögen die Götter Ew. Excellenz Geſundheit fort und fort bewahren und mir Ihre Gunſt erhalten!

Ew. Excellenz

treu ergebenſter

Venedig, den 11. März 1828.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

werden einen Brief aus Venedig bereits erhalten haben, und hoffentlich hat dieſer den verehrten Gönner in beſtem Wohlſein getroffen. Hier in Rom ſind wir nun bald einen Monat und obgleich dieſe Zeit für Rom eine unbedeutende genannt werden kann, ſo habe ich doch ſchon jetzt mit großer Freude bemerkt, wie unſchätzbar ſelbſt ein ſo kurzer Aufenthalt für jeden, vollends für einen Philologen iſt. Ich begreife jetzt nicht — und das iſt ein großer Gewinn — wie ich habe die Frechheit haben können, nun ſchon mehrmals in meinen Vorleſungen über römiſche Antiquitäten Roms alte Topographie auseinanderſetzen zu wollen! Hier an Ort und Stelle ſind ſelbſt die römiſchen Antiquare über weniges, beim Forum, dem wichtigſten Orte, am wenigſten, einig, weil das campo vaccino von elenden Hütten bedeckt iſt, welche ordentliche Nachgrabungen ganz außerordentlich erſchweren. Als ich in Rom ankam, war ich erſt zweifelhaft, ob man erſt St. Peter und nachher das Forum beſuchen müſſe; aber ich habe mich bald meines Zweifels geſchämt, ſtieg aufs Capitol zuerſt und beſah mir das Forum. Wahrhaftig das ſind heiligere Plätze als alle Kirchen, die aus dem Raube des Heidenthums erbaut ſind. Kein Barbarenvolk hat das alte Rom mehr beraubt, geſchändet und in Ruinen verwandelt als dieſe Päpſte, die noch viel gethan zu haben

glaubten, wenn sie eine Trojanssäule stehen ließen, nachdem sie ab omni impietate von ihnen purgirt worden war. Auf dem Thurme des Capitols hätte ich unsägliche Mühe gehabt, mich nur einigermaßen über die sieben Hügel und die ganze Localität im allgemeinen zu unterrichten, wenn mir nicht Professor Gerhard beigestanden und mich orientirt hätte. Diesem Manne, der sich eben so genau mit Roms Topographie wie mit den Monumenten der alten Kunst bekannt gemacht hat, verdanke ich außerordentlich viel für geschickte Benutzung eines kurzen Aufenthaltes. Sein neues Werk, enthaltend sämmtlich noch unbekannte Werke der Sculptur, wird für die Kunst wie für die Mythologie gleich interessant werden; ich hoffe später Ew. Excellenz weitläufiger darüber Bericht erstatten zu können. Was nun die Topographie des alten Roms anlangt, so bin ich nach langem Erwägen mit der niebuhrschen Annahme einverstanden, daß die arx mit dem tarpejischen Felsen auf ara coeli, der Tempel des Jupiter auf monte caprino, wo jetzt der Palast Caßarelli steht, gewesen sei. Gewöhnlich nimmt man an, und das thun die meisten Archäologen Roms, der tarpejische Felsen sei da gewesen, wo man jetzt noch Spuren eines Felsens sieht; allein, dies angenommen, macht man sich unendliche Schwierigkeit, die nicht gelöst werden kann ohne die willkürlichsten Annahmen. Der Tempel des Saturn (S. Adriano) war dicht beim Concordientempel, den man jetzt als sicher neben den drei Säulen des von August erbauten Tempels des Jupiter tonans entdeckt hat, und läßt keinen Zweifel, daß hier die centum gradus gewesen seien, die zum tarpejischen Felsen, also nach ara coeli, führten; vom clivus capitolinus hat man dagegen sichere Spuren zwischen dem Tempel des Jupiter tonans und der Fortuna entdeckt; seine Richtung geht nach monte caprino. Mehrere bedeutende clivos mit Nibby (de foro romano) anzunehmen, ist eine durch keine Stelle der Alten unterstützte Meinung. Hierzu kommt eine Stelle im Livius, deren ich mich genau entsinne, obgleich sie nicht von den Archäologen benutzt ist; sie steht im sechsten Buche bei der rührenden Geschichte des M. Manlius, des Retters des Capitols und des Vaters der Plebejer. Dieser Vaterlandsfreund ward von den Patriciern des Hochverraths angeklagt vor der Gemeinde der Centurien und von dieser losgesprochen, weil Manlius

mit der Hand nach der Stelle der arx hindeutete, wo er den ersten Gallier, der die Burg ersteigen wollte, hinuntergestürzt hatte. Später ward er von den Patriciern vor der Gemeinde der Curien angeklagt und von ihr verdammt, nachdem das Gericht an einem fernen Orte gehalten worden war, wo man den Schauplatz der Thaten des Beklagten nicht zu sehen im Stande war. Wenn nun, wie sicher anzunehmen ist, die Centurien auf dem Theile des campus Martius gehalten worden sind, der jetzt Monte Citorio (offenbar aus centuriae verdorben) heißt, so konnten nur die Gebäude der arx, nicht aber monte caprino gesehen werden, weil sich ara coeli nach monte citorio hinwendet, monte caprino aber nach dem Palatin zugewandt ist. Auch über die via sacra bin ich nun, wie über die Carinen und die Suburra mehr im Reinen und bin im Stande mir ein Bild des alten Fori mit subjectiver Sicherheit zu entwerfen, welches alles von der Lage der curia und des comitii und des Palastes der Kaiser, im engeren Sinne, auf dem Palatin abhängt. Zu solcher Sicherheit muß man doch kommen, um sich der Plätze Roms recht aufs innigste zu freuen, um so zu fühlen, wie man fühlt auf dem Thurme des Capitols, vor der Säule des Pompejus im Palast Spada, an welcher Cäsar blutete, vor dem Grabmal der Scipionen, vor dem ältesten Kunstwerk Roms, der ehernen Wölfin auf dem Capitol, ja selbst vor der großen cloaca, dem ältesten, wirklich königlichen Bauwerk des monarchischen Roms, vor dem alten Janus am Fuße des Palatins und so vielen anderen späteren Gebäuden. Am meisten instructiv dagegen sind mir das Colosseum, der Circus des Maxentius bei dem Grabmal der Cäcilia Metella, die Bäder des Caracalla, Diocletian und Titus geworden, weil man hier allein an Ort und Stelle einen Begriff von diesen Rom eigenen Werken erhalten kann. Entfernter von Rom habe ich am meisten in den ungeheuern Ruinen der Villa Hadriani bei Tivoli gelernt; denn hier ist allein noch ein Natatorium, zwei Bibliotheken, eine Pinakothek, ein Canopeum, ein griechisches Theater, eine Palästra und Quartiere für die Prätorianer erhalten, anderer weniger interessanten Dinge nicht zu gedenken. Nachdem die Localität und die Bauten der complicirteren Art einigermaßen durchstudirt waren, habe ich mich sogleich mit dem Walde von Bildwerken im

Vatican, auf dem Capitol und der Villa Albani bekannt gemacht, welche letztere offenbar das dritte Museum von Rom genannt werden kann, denn Borgheſe und Pamphili kommen ihr an Reichthum nicht entfernt nahe, und Farneſe iſt vom König von Neapel ausgeräumt. O wie kleinlich erſcheinen die Sammlungen in Paris und München — denn Dresden kann eigentlich in Antiken gar nicht mitgezählt werden — gegen die römiſchen in jeder Beziehung; Ew. Excellenz kennen alles ſelbſt zu gut, als daß ich mir erlauben dürfte, darüber ein Wort zu ſagen. Von den künſtleriſch weniger bedeutenden, aber archäologiſch nicht minder wichtigen Gegenſtänden ſind mir beſonders intereſſant geweſen eine Menge Moſaikarbeiten im Vatican, die eine Reihe ſceniſcher Darſtellungen vorſtellen, wo eine gewiſſe Art des antiken Kothurns nebſt den Masken auf das Deutlichſte vor's Auge tritt. Dies kann ergänzt werden durch viele kleine ſceniſche Darſtellungen in der reichen Villa Albani; ein ſehr altes Relief in derſelben Villa Albani, welches Winckelmann für den jungen Bacchus und die Leukothea nahm, die drei Frauengeſtalten vor der großen weiblichen, an Größe ſtets abnehmend, für die Grazien, andere für Horen, iſt nichts als die Darſtellung einer ſterblichen Mutter mit dem neugebornen Kinde, vor welchem die drei Parzen ſtehen. Denn nur mit der antiken Vorſtellung von der abnehmenden Größe der drei Parzen kann das Bild, bei welchem an Perſpective nicht zu denken iſt, erklärt werden. Vgl. Hesiod. Scut. 259. Die eine der weiblichen Figuren hat ſogar ganz deutlich eine Scheere in der Hand. Es iſt ſehr auffallend, daß das Relief auch von Hirt ſo gemißdeutet werden konnte. Mir, der ich mit einer Ausgabe des Heſiodus umgehe, ergab ſich die Erklärung ſogleich; endlich die Maſſe von Grabdenkmälern der ſpätern Zeit, aus deren erhobener Arbeit ſich eine Menge myſteriöſer Lehren werden erläutern laſſen. In der vaticaniſchen Sammlung antiker Bronzearbeiten ſcheint mir eine Kleinigkeit von größter Bedeutung, nämlich ein bronzener Nagel, wie ihn der Dictator in den Zeiten der Republik auf dem Capitol, wenn ein Luſtrum vorüber war, einſchlagen mußte. Dieſer Nagel, bedeckt mit bedeutenden Zahlen und Zeichen, lag ganz unbeachtet in einem Winkel, und ſchwerlich kennt man in Rom ſeine Bedeutung; einen ähnlichen, obwohl kleineren, habe ich in der

Sammlung des Baron Stackelberg hier gefunden. Dies kleine Denkmal ist bedeutender als viele andere, die in großer Masse vorhanden sind. Die vaticanische Gemäldesammlung ist klein, aber höchst ausgesucht; rechnet man nun vollends Raphaels Logen und Stanzen hinzu, so ist das eine Sammlung ohne Gleichen. Hier war ich zum ersten Male im Stande mich an Gemälden zu freuen, nachdem man sich an Sculptur gesättigt, was ich in Paris niemals gekonnt habe, weil mich diese Armuth der Darstellung, dies ewige Leiden Christi und der Heiligen etwa so anwiderte, wie die antiken Statuen des Marsyas. Die ungeheure Peterskirche ist ein großartiges Gebäude und die Kuppel ist schön; aber ich muß gestehen, daß mir das kleine Pantheon und die Kirche S. Maria degli Angeli als Werke der Baukunst weit besser gefallen haben, als diese ungeheuren Massen. Ich weiß nicht, ob nicht auch der Gedanke, daß die Peterskirche es gewesen ist, deren Bau mittelbar den Protestantismus hervorgerufen hat, mich mit einem gewissen Trotze gegen das große Gebäude erfüllte, welches seine zwei krummen Arkaden, wie ein Paar große Krebsscheeren dem Ankommenden entgegenstreckt. St. Peter scheint hauptsächlich dazu bestimmt, am Ostertage erleuchtet zu werden, wo er sich wirklich wie ein Feenpalast ausnimmt, nur müßte man nicht die beiden Uhren am Portale und die beiden kleinen Kuppeln erleuchten, dagegen nicht vergessen, die Schäfte der Säulen zu illuminiren, da man doch die Kapitäler derselben erleuchtet. Auch die Lamentationen und das Miserere in der sixtinischen Capelle haben auf mich, obgleich ich sie viermal gehört habe, nicht den Eindruck gemacht, den ich nach dem Gerücht davon erwartete; allerdings ist das Miserere von Allegri schön; aber ein guter Theil kommt doch wohl auch davon auf die Lamentationen, die durch ihre gräßliche Monotonie, geeignet einem alle Sünden, die man jemals begangen, beichten zu machen, die Seele gewissermaßen erst recht empfänglich machen, sich an schöneren Tönen zu freuen. Das ist aber doch ein ähnliches Mittel, als wenn man jemand halb ersticken wollte, um ihm dann das Wohlthätige der Luft recht fühlen zu machen.

Von Canova habe ich hier drei seiner Meisterstücke gesehen, den Perseus und die beiden Fechter. Aber ich muß gestehen, daß es ein übler Gedanke von Pius war, diese Werke in der Nähe

des Apollo von Belvedere und des Laokoon aufzustellen. Hier erst merkt man, wie weit die Alten diesen sonst trefflichen Künstler in edler Behandlung überwiegen. Wie geziert steht dieser Perseus da, der von den Römern für einen idealisirten belvederischen Apoll gehalten wird, und wie verzerrt ist das Gesicht des einen Fechters! Und alle diese Stellungen sind doch erst den Alten abgelauscht, aber — wie es heißt — verwahrheitet und verschönt. Michel Angelos Moses in S. Pietro in vinculis scheint mir vielmal höher zu stehen als diese ausgesuchten Statuen. Thorwaldsens Werkstätte hat mir dagegen durch das Modell des trefflichen alexandrischen Triumphes ein ungeheures Vergnügen gemacht. Hier ist wahrhafter Geist und selbständiges Erschaffen, nach vorausgegangenem Studium der Antike, wie in mehreren andern Statuen dieses Künstlers. Dagegen will mir die Reiterstatue des Fürsten Poniatowski, die dieser Künstler eben beendet, nicht recht behagen, — sie ist der des M. Aurel auf dem Capitol allzusehr nachgeahmt, — noch weniger sein Christus und seine sonstigen Apostel. Von deutschen Künstlern habe ich bis jetzt keine kennen lernen als die beiden Brüder Riepenhausen, die gewiß in ihren Leistungen sehr ausgezeichnet sind, wie ihre Behandlung der Lesche des Polygnot nach Pausanias hinlänglich darthut. Die Ursache ist, daß ich nicht auf dem monte Pincio wohne, wo alles von Deutschheit wimmelt, und nach Ave Maria seltener in das caffè greco komme (welches eigentlich caffè tedesco heißen müßte, weil sich hier des Abends Alles auf eine fast unbehagliche Weise zusammendrängt und von sepia und bistro redet) als in das caffè nuovo auf dem Corso im Palaste Ruspoli, welches wirklich in seiner Art durch das ungeheure Local etwas Großartiges hat, wie es die Herren Pariser, die doch sonst alles besser haben wollen, nirgends aufweisen können. In jedem der bedeutendsten Cafés hat sich — auch etwas eigenthümliches vor Paris — ein letterato eingenistet, so daß von sonstigen letterati nur dessen Anhänger dahin gehen. So im caffè nuovo der bekannte Vielschreiber und nicht sehr gelehrte Abbate Amati, der von 18—4 Uhr della notte stets mit Hut und Mantel in seiner nicchia thront, und um ihn „die Großen seiner Krone": Herr Biondi, klein von Gestalt mit ungeheurer Nase, der wegen seiner Nachgrabungen in Tusculum vom König von

Sardinien zum Marchese und cavaliere gemacht worden ist, der einzige von diesen entsetzlichen antiquarischen Maulwürfen, dem das Graben etwas eingebracht hat; ferner Herr Lanci, wie man sagt, ein guter Orientalist, und noch einige weniger selbständige, aber desto fester haltende Anhänger. Die Hauptgegenstände des Gesprächs sind hier andere litterarische Klubbs in andern Gasen, zum Beispiel der Antiquar Ribby und Fea, die auf das Beste durchgehechelt werden, während jenen im caffè Trevi und della fontana d'oro derselbe Dienst geleistet wird. Unter den hiesigen philologischen Gelehrten ist ohne Zweifel Fea in antiquarischer und Angelo Mai in linguistischer Hinsicht der bedeutendste. Den letztern habe ich auf der vaticanischen Bibliothek kennen lernen, wo er mich mit seinen neuesten Funden in codicibus rescriptis bekannt gemacht hat. Er hat nemlich neuerdings Fragmente von Diodor, Bruchstücke eines Scholiasten zu Cicero und ein Stück von Juvenals Satiren gefunden. Das Diodorsche will wohl nicht viel bedeuten, für Cicero wird eine Lücke in der Rede für Flaccus ausgefüllt, und für Juvenal eine gute Variante gefunden: Consule Junco für C. Junio. Auch die Stücke des Ulphilas habe ich gesehen, die nun auch gedruckt werden sollen, und merkwürdiger Weise auch ein exegetisches Stück vom guten gothischen Bischof enthalten. Interessant war mir der codex rescriptus, der den Cicero de republica enthält: ich habe hier in der berüchtigten Stelle, die so viel Streit veranlaßt hat (II, 22), gesehen, daß selbst in cum sex suffragiis die Zahl sex nicht so gewiß ist, als sie Monsignore Mai aussehen läßt. Die Verdienste des Mannes muß man aber, wie seine Thätigkeit, hoch halten und es ist für reisende Deutsche gewiß nicht gut, daß ein Basler Professor neuerdings die Ungefälligkeit des berühmten Palimpsesten-Mannes notirt hat. Gegen mich war er, obgleich Vacanzen waren, gefällig im äußersten Grade und ich darf wohl glauben, daß meine Karte, die ich ihm vorher schickte und worauf ich mich bibliotecario dell' universitá di Jena genannt hatte, ihn dazu bestimmte, also das Amt, welches ich Ew. Excellenz zu danken habe. Ueberhaupt ist hier der Professor mehr ein Titel als ein Amt und nicht viel besser als ein Abbate; ich nenne mich daher stets einen bibliotecario. Interessant ist mir ferner die Be-

kanntschaft des Baron Stackelberg gewesen, der bei den Ausgrabungen der äginetischen Statuen und des Apollotempels in Phigalia war, wie denn Ew. Excellenz sein Buch über den letzteren wohl kennen werden. Er wird nächstens über Teutschland in sein Vaterland Esthland zurückkehren und Ew. Excellenz aufsuchen, da er schon lange sehr gewünscht hat, Ew. Excellenz Bekanntschaft zu machen. Er hat mir gesagt, daß es ganz sicher sei, daß die beiden kleinen Statuen, welche in der Wagnerschen Anordnung des äginetischen Frontons neben der Pallas aufgestellt sind, auf dem Giebel neben der schönen blumigen Verzierung aufgestellt gewesen seien. Er selbst erklärt sie nicht, wie Hirt, für Damia und Auxesia, sondern für zwei Horen, deren Bedeutung ich hier doch nicht recht begreife, wie so manches nicht in seinen mythologischen Deutungen. Haben sie wirklich da oben gestanden, so kann ich nicht begreifen, was sie mit der Schlachtgruppe da unten zu thun haben, auch nicht, was sie bedeuten. Die Entdeckung Stackelbergs am phigalischen Tempel, nämlich daß den vorderen Architrav eine uralte Art korinthischer Säulen gestützt habe, scheint mir sehr interessant, weil diese Säule lange vor die Zeit des Kallimachus fällt und statt der Akanthusblätter eine zartere Art der Blätter aufzuzeigen hat. Wenn dazu Selinon gebraucht ward, welches gewissermaßen das Wappen des achäischen Stammes genannt werden kann, indem die Sieger in Nemea einen Selinonkranz erhielten, so wäre es wahrhaftig das beste, die korinthische Säule lieber die achäische zu nennen, nach einem alten Volksstamme, wie ionische und dorische, als nach einer Stadt, die nur zufällig das Verdienst hat, daß ein Künstler in ihrer Mitte eine Verzierung etwas verschiedener Art anwandte. Baron Stackelberg hat auch hauptsächlich die Ausgrabungen in Corneto, dem alten Tarquinii, geleitet und unter einer Masse etrurischer Gräber auch eins von griechischer Arbeit gefunden, das Innere des Grabes ganz mit Freskomalerei, vortrefflich erhalten, geziert und die verschiedenartigsten Spiele darstellend. Dieses Grab ist ganz ohne Schrift, während alle übrigen etrurischen Gräber stets Schriftzüge haben, in denen man manchmal griechische Wörter zu lesen glauben könnte. Herr Carlo Avolta aus Corneto erzählt mir, daß er vor einigen Jahren einen ganz eigenen Anblick gehabt habe. Ein altes etrurisches Grab,

das noch nicht ausgeplündert war (und die meisten sind schon früher geöffnet, ausgeraubt und wieder zugeschüttet), wird geöffnet, er geht hinein und sieht den Todten noch selbst mit den Gesichtszügen deutlich liegen, Helm, Panzer und Schienen an ihm. Neben ihm ein dreifüßiger Tisch mit einem bronzenen Kruge. An der Wand der Schild aufgehängt und das Schwert, und unten auf dem Boden rings an den Wänden bronzene und thönerne Gefäße in Menge. So wie er sich aber näherte und das Lager des Todten berührte, sank alles in Staub zusammen und nun hat man nichts mehr als die Waffen und ein Stück der wollenen Tunica des Kriegers. Ganz Corneto ist besät mit Gräbern und fast täglich werden in Chiusi, Canino u. s. w. dergleichen geöffnet, und eine reiche Vasenernte ergibt sich von den schönsten Formen. Hofrath Torow kauft hier viel zusammen mit großem merkantilischem Geschick, wenn auch, wie es scheint, mit weniger antiquarischem Urtheil. So hat er eine treffliche Vasensammlung für 1000 Scudi gekauft, die bei weitem das Dreifache an Werth übersteigen soll.

Von Roms Umgebungen habe ich bis jetzt nichts weiter gesehen als Tivoli mit seinen vortrefflichen Wasserstürzen und weiter im tiefen Sabinergebirg die Villa des Horaz nebst dem zweiten bandusischen Quell, der wirklich wunderschön in der Höhe des Gebirgs entspringt. Es war gut, daß ich vorher Chaupys 3 Bände über die Lage der Villa durchblättert hatte, denn von Ruinen ist kaum etwas zu sehen, nur die Licenza, nebst dem Tempel der Vacuna und die einzelnen Stellen der Oden können den Reisenden leiten, der natürlich nicht von Rom weggehen kann, ohne aus dem bandusischen Quell getrunken und an Ort und Stelle einige Oden des liebenswürdigen Dichters gelesen zu haben. Und wie ist mir's vollends in der Osteria gewesen, die hier noch Ew. Excellenz Namen führt, nicht weit vom Theater des Marcellus! Da habe ich die römischen Elegien gelesen und glaubte den niedlichen Finger noch in demselben rothen Weine „die köstliche Bier" ziehen zu sehen. Nächsten Montag werden wir nebst einigen Freunden, Prof. Gerhard, die Riepenhausen, Baron Stackelberg und Andere den Geburtstag der Stadt Rom in der osteria di Goethe feiern. Die Osterien sind durch den jetzigen Papst, der gar nicht geliebt ist, sehr heruntergekommen. Dieser Mann hat nämlich verboten, daß

in Rom Weinſchenken ſein ſollen, immer ſoll dabei gegeſſen werden, damit man ſich nicht im Trinken übernehme. So haben denn die armen Oſterienhalter ihren Schild einrichten müſſen: Osteria con cucina. Eigentlich ſind auch nur vier, welche das Andenken an große Männer noch erhält: die osteria di Goethe oder zur Glocke, die osteria di Rafaelle, di Michel Angelo Buonarotti und di B. Cellini. Die Oſteria des Raphael ſieht etwas rußig aus, wie das Haus der Fornarina nicht weit von Aqua Paolina. Aber auch die Fornarina ſelbſt hat mir mit ihrem gewöhnlichen, auffordernden Geſicht im Palazzo Barberini nicht ſehr gefallen wollen. Mir fiel dabei Shakeſpeares Wort ein: „Die Eule iſt eine Bäckerstochter.“ Ich begreife nicht, wie der große Mann ſo viel Gefallen an dieſer Dame mit dickem Unterleibe, dünnen Oberarmen und unzweckmäßigem Buſen haben konnte, da doch in dem reichen Rom ihm andere zu Gebote geſtanden hätten. Höchſtens die Augen können's ihm angethan haben und die ſchöne Farbe des Fleiſches. Ew. Excellenz werden Nachſicht mit meinem Geſchreibe haben; wenn ich aus Sicilien zurück bin, denke ich mich ſchon beſſer in Rom zu orientiren und dann werde ich mehr und beſſeres und geordneteres zu melden haben. Mögen Ew. Excellenz mir Ihre Gunſt nicht entziehen auch in weiterer Ferne und ſtets in beſter Geſundheit und Kraft wie bisher erhalten werden.

Ew. Excellenz

treueſter

Rom, den 17. April 1828.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

werden zuletzt einen Brief aus Rom von mir erhalten haben; ſeitdem iſt ganz Sicilien durchwandert, Malta beſucht worden, und es ſcheint wieder Zeit, daß ich dem hochverehrten Gönner, deſſen theures Leben die Gottheit noch recht lange in ſo kräftiger

Scapine.

Ach! wer kann die Schmerzen ſtillen?
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.

Weh! ich zittre! Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geſchick!

Scapine.

Ich verſchmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es ſoll die Facultät entſcheiden,
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entſetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach wie zerreißen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Gesundheit erhalten möge, wie bisher. Rechenschaft gebe von der Reise, die seine Güte allein mir möglich gemacht hat.

Von Rom, wo wir den 22. April abreisten, sind wir in 2½ Tagen in Neapel angekommen, aber ich habe damals kaum einen Theil des Museo borbonico, Pompeji und Herkulanum nebst der prächtigen Gegend in Augenschein nehmen können, weil schon den 29. April das königliche Dampfschiff nach Messina abging, dessen sicherer, 26stündiger Gang von Reisenden nicht versäumt werden durfte, welche zu Seehelden nicht von der Vorsehung bestimmt sind. Ich werde daher meine Berichte aus Neapel für eine Zeit versparen, wo ich mehr und besser gesehn haben werde. Den 30. April früh um 9 Uhr erreichten wir nach einer sehr glücklichen, wenn auch für uns jenaische Landmenschen nicht sehr angenehmen Fahrt — denn das regelmäßige Fortstoßen des Dampfbootes, der nothwendige Dampf selbst und der beständige Fettgeruch der Küche hat etwas sinne- und verstandberaubendes für Leute, die an festen Grund und Boden gewöhnt sind, und konnte nur gemildert werden durch ein halbträumerisches Liegen auf dem Lager der Cajüte — den Faro von Messina, nachdem man die prächtigen Berge Siciliens in schönster, grüner Pracht schon lange vorher hatte bewundern können. Ich habe damals nicht gewußt, was Siciliens Vegetation das ganz Eigenthümliche in der Ferne gibt, aber näherer Augenschein belehrt, daß es hauptsächlich in dem großen, baumartigen Kaktus und der Aloe besteht, die zu größerer Höhe hier aufwächst, als sonst: man glaubt unter gigantischem Spargel umherzuwandern. Dazu kommt das Besondere in der Form der Hauptberge Siciliens, die man vom Meere aus am besten sich einprägt; alle sehen aus wie geköpfte Riesen, der Aetna voran, Scuderi, Pellegrino und andere: über zwei tüchtigen vorragenden Schultern erhebt sich ein herkulischer Nacken, dem das Haupt fehlt; nichts liegt näher als den Aetna für einen feuerspeienden Riesen zu halten, besonders wenn man die Ostküste Siciliens vom Meer aus betrachtet: wie wir denn dazu genugsam Gelegenheit hatten, weil dasselbe Dampfschiff einige Tage nachher nach Malta ging — eine Gelegenheit, afrikanische Sonne sich auf den Leib brennen zu lassen, die man nicht versäumen durfte bei so wenig Zeitversäumniß. Die Befestigung dieser Felseninsel, besonders von

Valetta, dringt Ehrfurcht vor den Rittern ab, die hier sich einnisteten und von denen jetzt noch ein Theil, arm und schäbig, aber mit seidenen Strümpfen, wie französische Emigrés, in der Stadt umherschleicht: gewiß nicht die Besten, die es ertragen können, anderes Roth an Uniformen zu sehen, als ihr eigenes, in der Feste, die sie selbst sich geschaffen haben. Dagegen haben die Einwohner gewiß nichts verloren, sie sind reinlicher, netter, lustiger und musikliebender als die Sicilianer; ihre Weiber sind schön und wären schöner, wenn sie nicht durch ein sarazenisches Hervortreten der sonst einladenden Unterlippe entstellt würden. Allen aber gibt die eigene Tracht des schwarzen Schleiers, der nicht so lang ist als der sicilianische, sondern schief über den Rücken hinwegläuft, aber dafür an der linken Seite des Kopfes eine eigene muschelartige Zusammenziehung hat, eine Grazie, die durch schönen Gang und vortreffliche Augen noch mehr gehoben wird. An Alterthümern ist Malta selbst freilich arm; aber doch finden sich auf den beiden Bibliotheken von Valetta einige griechische und phönizische Inschriften, von denen ich die ersteren abgeschrieben habe, ein merkwürdiger, nicht schlecht gearbeiteter Laokoonskopf und, was unter diesen Dingen das merkwürdigste scheint, ein marmorner, etwas roh gearbeiteter Altar, auf dessen vorderer Seite der Kopf mit den drei Schenkeln, Siciliens Wappen, auf beiden Nebenseiten aber ein nackter Mann abgebildet ist, der, auf einem Felsen stehend, einen nicht ganz deutlichen Gegenstand über das Meer herüberzieht. Ich weiß nicht, was dies anders bedeuten könnte als eine Darstellung der alten Sage, daß der unfruchtbare Felsen von Melite, der die Bewohner in nackter Blöße ließ, nur durch Erde, von Sicilien aus herübergebracht, fruchtbar geworden ist. Noch jetzt bringen Schiffe, wenn sie keine andere Ladung haben können, Erde für gute Bezahlung nach Malta, und so ist der Garten des ehemaligen Großmeisters in S. Antonio ein Ideal eines üppigen Gartens geworden; ich habe solche Fruchtbarkeit weder in Italien noch in Sicilien gesehen, und doch, sagen die Einwohner, sei er unter den Großmeistern noch viel üppiger gewesen, der jetzige Gouverneur Ponsonby lasse ihn etwas vernachlässigen. Das interessanteste Alterthum ist aber auf Gozzo, nämlich sicher ein alter phönizischer zertrümmerter Tempel,

dem Herkules geweiht, jetzt torre de' giganti genannt. Eine ovale Mauer, meist aus Felsen gehauen, umschließt das Ganze. Nach Morgen ist ein Eingang durch dieselbe in den Tempel, der drei Abtheilungen hat, zwei ovale, die durch einen Gang in Verbindung stehen, und eine halbrunde, die aus der Mitte der zweiten ovalen herausgeht. Die verschiedenen Oeffnungen oder Thüren in dieselben sind durch hohe, rohe Pfeiler ausgezeichnet, in der Form und Weise, wie man gewöhnlich die Säulen des Herakles im Alterthum zu bilden pflegte. In der letzten runden Abtheilung sind kleine Nischen in den Felsen gehauen zu mir unbekanntem Gebrauch. Nach Messina wieder zurückgekehrt, habe ich, außer der wunderschönen Gegend, nur die Bibliotheken der Klöster untersucht, da keine Alterthümer, nicht einmal Sammlungen kleinerer zerstreuter, hier zu finden sind. S. Salvatore de' greci, ein Kloster mit griechischem Ritus, von Roger dem Normannen gestiftet, hat einige hundert griechische Handschriften, aber meist theologischen Inhaltes, ein altes pharmaceutisches Lexikon über Bereitung der Medikamente und eine unbekannte Rhetorik ausgenommen, beide ohne Anfang und Ende. Die Manuscripte werden von den unwissenden, aber höchst gefälligen Brüdern auf eine gräßliche Weise behandelt, und schwerlich ist in 50 Jahren viel davon zu benutzen. Bessere Ausbeute ward bei den Benediktinern von S. Placidus gefunden, die etwa hundert Handschriften von lateinischen Classikern besitzen, neuerdings schön eingebunden und gut gehalten, aber ungekannt und unbenutzt. Ein Petronius, den ich leider nicht mit einer gedruckten Ausgabe vergleichen konnte, mag wohl das merkwürdigste darunter sein; ich war sehr versucht ihn für unsere Bibliothek in Jena vor den Augen der unwissenden Mönche verschwinden zu machen, aber — die Gefälligkeit und Güte der feisten Brüder hat mich entwaffnet. Von den bedeutenderen habe ich mir ein Verzeichniß gemacht, um eine Uebersicht von dem zu haben, was man von Handschriften in Sicilien zu suchen haben möchte. — Von Messina ward zu Maulesel an der prächtigen Nordküste hin nach Palermo in vier Tagen geritten, eine sehr kurze Zeit, aber wohl hinlänglich für die wenigen Alterthümer; denn Tyndaro ist mehr wegen seiner prächtigen Lage auf einem wunderschönen Felsen, von welchem man einen sehr ergiebigen

Thunfischfang übersehen kann, als wegen des Instruktiven seiner Theater- und Gymnasien-Ruinen ausgezeichnet. Cefalu nur wegen der Reste eines, wie mir scheint, phönizischen Bauwerkes auf der prächtigen Akropolis; vom alten Himera, Stesichorus' Vaterlande, ist nichts mehr übrig, als was Menschen nicht zerstören konnten, die warmen Quellen; und die Ruinen von Solantum sind unbedeutend, die gefundenen Alterthümer sämmtlich römisch. Palermo war mir mehr interessant als Quintessenz sicilianischer Gelehrsamkeit, denn als Inhaberin griechischer Alterthümer. Die Universität besteht erst seit 1805, und obgleich man sich bemüht hat, die neue Stiftung auf Kosten Katanias zu erheben, so holt man sich immer lieber in Katania als in Palermo die Doktorwürde. Die Hauptmatadore der Universität sind die Abbaten Ferrara und Scina, jener als Geognost, dirser als Physiker und als Herausgeber einiger Fragmente altsicilischer Schriftsteller bekannt, beide aber wie Kampfhähne gegen einander stehend; sie scheinen mir kaum auf der Stufe zu stehen, auf welcher Gottsched und Bodmer früher in Deutschland standen und sprechen doch mit einem abgeschmackten Stolz von den literarischen Leistungen anderer Länder, die sie nicht beurtheilen können, in dem Wahne, die fremden Reisenden kommen der neuen Gelehrsamkeit wegen nach Sicilien, während der Besuch doch nur den großen Todten gilt. Die Sammlungen Palermos sind erst im Entstehen, das Interessanteste sind offenbar die Metopen von Selinunt, deren Auffindung einem der drei Engländer, Hutchinson, das Leben kostete, weil er sich bei unsäglicher Hitze in der bestialischen Malaria von Selinunt fast acht Monate aufgehalten hatte; alles übrige in Sculptur ist aus Solanto und Tyndaro, also römische, meist unbedeutende Arbeit. Dazu werden die Sachen, wie überall in Neapel, schlecht gehalten; sie stehen in einem dumpfigen Zimmer des Erdgeschosses, und die Farben an den Metopen von Selinunt, welche auf der Abbildung von Angell und Evans so lebendig sind, können nur wenig noch erkannt werden; dabei erlaubt sich der Custode ein unverschämtes Kratzen mit den Nägeln an sämmtlichen Sculpturen. Weit bedeutender ist die Sammlung des Principe di Trabia in altgriechischen Vasen und Münzen, Terracotten und Gemälden. Seine Bibliothek ist meist aus dem Nachlasse des

Marchese Geratanna entstanden, aber die wichtige Handschrift von den Briefen des Petrus de vineis, die Münter als das Hauptstück jener Bibliothek rühmt, ist verschwunden; daher möchten wohl die beiden Handschriften unserer jenaischen Bibliothek immer mehr an Wichtigkeit gewinnen. Nicht unbedeutend an Vasen und Terracotten ist auch die Sammlung des principe di Butera in Olivuzza, wo dieser Herr sich eine schöne, wenn gleich etwas geschmacklose Villa, mit einem prächtigen Gar[illegible] angelegt hat, welchem ein ausgezeichneter Gärtner aus Ba[illegible]. Schott, vorsteht. Wir hatten von Rom aus ein Empfeh[illegible]ngsschreiben an den Prinzen, konnten ihn aber weder zu Neapel, noch zu Palermo, noch zu Terranova gehörig erreichen, weil er stets in Bewegung ist. Nur in Olivuzza im Garten haben wir ihn, der eben angekommen war, um nach Neapel sich einzuschiffen, einen Augenblick gesehn, ohne zu wissen, daß er es sei. S. Rosalia, die Ziza, die bedeutendsten Kirchen wurden nicht vernachlässigt und der handschriftliche Inhalt dreier Bibliotheken untersucht: 1. der der Jesuitenbibliothek, 2. der Senatsbibliothek und 3. der Bibliothek des Klosters dell' olivella. Die erste hat einige lateinische Classiker, die zweite ist an vaterländischer Geschichte reich und die dritte hat eine wunderschöne Handschrift des Dante, der in Sicilien mehr als jeder andere Dichter Italiens gelesen worden sein muß. Die Bibliothek des Klosters S. Martino, drei Stunden von Palermo, die mir als handschriftlich höchst bedeutend geschildert wurde, ist in dieser Hinsicht ganz ärmlich. Neun Tage reichten hin, sich mit Palermo und seinen wichtigsten Gegenständen bekannt zu machen, und wir erreichten am zweiten Tage, nachdem Monreale und Alcamo besucht waren, den prächtigen Tempel von Segesta. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich gefreut habe, zum ersten mal in meinem Leben ein solches altgriechisches Bauwerk zu sehen! Hier vor einer solchen sprechenden Masse wußte ich, warum ich nach Sicilien gegangen war, und sah ein, wie diese dorische Bauweise unter allen griechischen die kräftigste, einfachste, erhabenste für einen Tempel ist. Die runden Hervorragungen an den Stufen, auf welchen der Tempel sich erhob, welche mir an Zeichnungen immer so aufgefallen waren und welche man immer für Behelfe wegen besseren Transportes angesehen hat, sind offenbar nur

Zapfen, in welche sich fernere Theile der Stufen einfügten, die jetzt heruntergerissen und gebraucht sind. Man kann sie wohl mit den viereckigen Marmorblöcken an der Base des Grabes der Cäcilia Metella vergleichen, die ebenfalls zur Festhaltung von Stufen gedient haben werden, wie man an vielen andern Grabmälern sieht. Deshalb möchte dies wohl schwerlich ein Argument dafür sein können, daß der Tempel nie vollendet worden sei. Trapani bietet außer dem schönen Eryxberge nichts merkwürdiges dar, obgleich der Ritter Berando di Ferro ein dickes Buch für Reisende geschrieben hat, die Trapani besuchen, wo er alle Klöster, Brunnen und Straßen aufzählt, aber die Hauptsache, den schönen Eryx, vergißt. Schon in Palermo hatte uns der englische Generalconsul Herr Lindeman, dem wir viel Gefälligkeiten und vor allen ein empfehlendes Rundschreiben an alle sicilianische Viceconsuln verdanken, zu wissen gethan, daß in Marsala, wohin wir von Trapani aus gehen mußten, ein starkes Erdbeben stattgefunden habe, was sämmtliche Einwohner, 21000 an der Zahl, aus der Stadt getrieben habe. In Trapani, 18 Miglien von Marsala, hörten wir noch schlimmeres: die 36 Verbrecher des Zuchthauses von Marsala seien ausgebrochen und haben sich mit 27 aus Salenio zu einer gefährlichen Bande vereint; das Erdbeben dauere bereits seit 8 Tagen in Zwischenräumen fort, mehrere Menschen seien erschlagen und somit sei das Rathsamste, zu Schiffe nach Mazzara zu gehen. Allein den Zug zu Meer widerrieth ich mit Heftigkeit, weil ich gegen das Meer keine Waffen habe und immer nachher einige Tage unbrauchbar werde.

Der Zug der sämmtlichen Mönche und Nonnen von Marsala, die sich Abends vor unserer Abreise in Trapani bei ihren Brüdern und Schwestern einfanden, um nicht trotz alles Betens und Fastens in ihren Klöstern verschüttet zu werden, vermehrte unsere Besorgniß. Dennoch zogen wir den andern Tag getrost weiter; kein Spitzbube ließ sich sehen, wohl aber fanden wir ganz Marsala vor der Stadt wie in einem Bivouak, die Priester, sehr geschäftig mit Heiligenbildern und Capellen, schienen recht in ihrem Elemente zu sein: „Seht das sind eure Sünden! Zahlt der Kirche, und Gott ist gnädig!“ Indessen erschien mir das Ganze, obgleich die Stadt noch vier Stunden vor unserer Ankunft zusammengerüttelt worden

war, doch mehr einem Jahrmarkt gleich als einer schüchternen Versammlung, die Gott durch unterirdischen Donner zusammengerufen hat. Das Gewöhnliche der Erscheinung von Erdbeben in Sicilien und der leichte Charakter seiner Bewohner mag wohl die Ursache sein. Indeß waren nur 5 Menschen ums Leben gekommen und 4 Häuser sämmtlich eingestürzt. Wir wollten uns in dieser Stadt, wo der eine Klosterthurm ganz schief hing, wie der in Gelnhausen, doch nicht zu lange aufhalten und zogen unangefochten denselben Tag noch bis Mazzara. Ein prächtiger griechischer Sarkophag in der Kathedrale, wo vorn ein Amazonenkampf mit Theseus und seinen Helden, auf der einen Seite Theseus als Sieger, auf der andern aber die Amazonenkönigin mit einer Tropäe dargestellt erscheint, konnte kaum für eine entsetzliche Nacht entschädigen. Hinlängliche Entschädigung bot aber anderen Tages die Besichtigung von Selinunt, der Stadt, die durch ihren Zwist mit Egesta Veranlassung zum 28jährigen peloponnesischen Bürgerkriege gegeben hat. Sechs Tempel liegen noch in Ruinen, und für die Geschichte der Kunst ist es nicht uninteressant zu wissen, welche Tempel die älteren: auf jeden Fall diejenigen, welche auf der Akropolis standen, welche stets die älteste Stadt bezeichnet. Nun ist das Local von Selinunt bedingt durch eine hufeisenartige Hügelerhöhung, deren Oeffnung nach dem Meere zu geht. Der westliche Arm des Hufeisens ist höher und erstreckt sich weiter und steiler ins Meer hinein als der östliche, der sich allmählig mehr verflacht und in eine Ebene bis an den Fluß Hypsas (Belici) verliert, eine Ebene von etwa 3 Miglien Ausdehnung. Der steilere Arm ist vom Selinus (Madiuni) bespült, der ein sehr breites Bett hat, ob er gleich im Sommer nicht bedeutenden Wasserüberfluß hat: er ist somit fast verhindert, sein Wasser ins Meer zu bringen, weil dieses den Ausfluß mit leichter Mühe versandet. Nun ist doch wohl keine Frage, daß die Akropolis auf dem westlichen, höheren Arme war, da, wo jetzt noch ein Wachtthurm gegen die Corsaren steht, und daß die Stadt, die neuere, auf dem östlichen Hügel und in der Ebene nach dem Hypsas zu lag, daß also die drei Tempel beim Wachtthurm die ältesten sein müssen, gerade umgekehrt, wie es der custode und commandante della fortezza — so nennt sich der Aufseher, der im Wachtthurm wohnt und Gar

nison und General zugleich ist — angibt, durch die Engländer belehrt. Es versteht sich auch von selbst, daß der Theil der Stadt, der dem Selinus nahe liegt, der älteste sei. Alle sechs Tempel aber sind göttlich, wohl durch ein Erdbeben gefallen: wie große Todte liegen die ungeheuren Säulen, 17 in einer Reihe, in Fächerpalmen- und Myrthenbüschen halb begraben, jede ihr gigantisches Capitäl und ein Stück des Architravs über sich. Diese Säulen erinnern lebhaft an Homers schönsten Vers: „Da lag der Held in seiner Größe, seines Heldenhandwerks vergessend", *κεῖτο μέγας μεγάλωστι, λελασμένος ἱπποσυνάων*! Und nun der noch malerischer über einander gestürzte auf dem andern Hügel! Es ist nicht möglich, daß ein christlicher Tempel so erhaben zusammenstürzen kann! — Merkwürdig ist noch außerdem ein antiker Brunnen auf der Akropolis, von etwa 2 Palmen nur im Durchmesser, aber auf eine eigenthümliche Weise mit terra cotta ausgekleidet und mit Löchern zum Hinabsteigen versehen. Wenn Diogenes von Laerte erzählt, daß Empedokles die Selinuntier von einer Pest dadurch befreit habe, daß er in einen versumpfenden Fluß zwei andere geleitet, so kann das, wie ich die Sache genau besichtigt habe, nur geschehen sein, indem er den schönen, vollen Hypsas durch einen Kanal mit dem Selinus oberhalb der Stadt verband. Von der bestialischen Luft des Selinus (Madiuni), von welcher Stolberg redet, habe ich übrigens im Mai nichts bemerken können, obgleich damals eine fast unerträgliche Hitze war. Sciacca, sonst Thermä, das Vaterland des Tyrannen Agathokles, hat außer seinen Bädern nichts Merkwürdiges. Das Dampfbad von S. Calogero aber, wo Minos durch die Töchter des Kokalos seinen Tod gefunden haben soll, ist wegen seiner Umgebung recht merkwürdig. Nirgends in Italien bin ich so lebhaft erinnert worden an die Worte des Liedes: „In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut", als gerade hier, so wie man denn gar bald inne wird, daß man zwar dieses Lied des Dichters in Deutschland recht lieb gewinnen kann, daß man es aber erst in Italien ordentlich verstehen lernt, z. B. was es heißt: „Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht". — Von nun an häufen sich die bedeutenden Orte. Agrigent, „der gastfreundliche Hafen der Fremdlinge, unzugänglich der Schlechtigkeit", wie es sein großer Bürger Empedokles nannte.

hat ſich mir in ſeiner Lage und ſeinen unvergleichlichen Tempelruinen auf eine unvergeßliche Weiſe eingeprägt. Hier erſt verſteht man Pindars Worte: „Schönſte der ſterblichen Städte, Sitz der Perſephone, die du an des lämmerbeweideten Akragas Ufern auf einem wohlbehauenen Felſen thronſt". Noch gedeiht hier Oel und Wein in beſter Weiſe, wie in alter Zeit; und wie ich die Weine Siciliens ſämmtlich — mit Ausnahme des mit Schnaps engliſirten Marſalaweins der Handlung Woodhouſe — gehörig gekoſtet und gut gefunden habe, ſo muß ich dem rothen Agrigentiner die Stelle neben dem Weine von Syrakus einräumen. — Tempel der Juno Lucina und der Concordia und vor allen ihr rieſenmäßigen Trümmer des Tempels des olympiſchen Zeus, ihr habt einen im Schulſtaube faſt erſtickten Profeſſor von Jena zu reinerer Luft erhoben, ihr habt ſeinem leeren Leben einen Hintergrund gegeben, der ihn im Alter nicht verderben laſſen wird! Dank Ew. Excellenz und abermals Dank, daß Sie mich dieſer Freude haben theilhaft werden laſſen! Der große, ſeit Cockerells Zeiten zuſammengeſetzte Gigant, der in der Mitte der Zelle des Tempels des olympiſchen Zeus liegt, hat mich überzeugt, daß dieſer Tempel ein *Pseudodipteros* war, was ich früher nicht habe glauben wollen, weil ich die Giganten für Pilaſter des untern Stockes hielt, welches wegen der Größe derſelben unmöglich iſt. — In Agrigent hätte ich ſchöne Vaſen kaufen können, wenn ich Geld genug gehabt hätte! Und muß man denn auch Alles im Koffer nach Hauſe ſchleppen: kann ich nicht zufrieden ſein, viel Schönes geſehen zu haben? In den Trümmern von Gela bei Terranova habe ich nach einer alten Angabe die Stelle des Grabes des Aeſchylus geſucht, dieſes Giganten in dramatiſcher Poeſie, und ich glaube ſie am Zuſammenfluſſe zweier Arme des Gelaſtroms in einem mit Feigen, Wein und Granaten dicht beſetzten Gärtchen gefunden zu haben. Daß dieſer Rieſengeiſt in einem ſo idylliſchen Thale Ruhe finden mußte! Ein Adler ſoll eine Schildkröte auf das Haupt des am Abhange eines Hügels bei Gela ſchlafenden Dichters haben fallen laſſen und ihn ſo getödtet haben! Das heißt doch wohl nichts anderes als Zeus ſelbſt berief den Dichter durch ſeinen Diener zu ſich, indem er die Leyer (χέλυς), die hochtönendſte von Griechenland, zerbrechen ließ durch den Tod des Helden von Marathon und

Salamis! Nie hat die Mythe den Tod eines Dichters schöner gefeiert! — Von Terranova ward über Galatagirone nach Pallazuolo, dem alten Akra, einer syrakusanischen Colonie, geritten, einem Orte, der nicht unwichtig geworden ist durch die Nachgrabungen des Baron Judica, besonders durch die daselbst gefundenen griechischen Inschriften, die ich copirt habe. Außer den für die Localität von Akra bedeutenden Inschriften ist mir noch eine aufgefallen, wo über einem stattlichen Phallus die Worte *KAI ΣΥ* stehen. Wahrhaftig man wäre versucht es für eine Satire auf Cäsars: „Auch Du, Brutus?" zu halten, wenn es nicht über der Thür eines Dirnchens gestanden, was auch den scrupulosesten Wanderer einladen wollte, etwa wie in Pompeji über demselben Emblem steht: „hic habitat felicitas", welches, trotz aller anständigen Auslegung des Herrn Arditi, ein bekanntes Bordell gewesen sein muß. Andere Inschriften nebst Nachrichten über den Baron Judica und seinen Apostel Don Domenico theile ich Ew. Excellenz mündlich mit. Syrakus mit seiner Localität hat mich fast 5 Tage beschäftigt und in fortwährender Spannung erhalten, weil die Lecture der letzten Bücher des Thucydides fast nichts heißen will ohne genaue Kenntniß des Terrains. Labdalum, Tyche, Akradina, Neapolis, die Latomien — die als Gefängnisse nicht halb so schlimm gewesen sein können als unsere Zuchthäuser — Arethusa, Cyane, Theater und Amphitheater ward besucht. Ueber die griechischen Inschriften an den cuneis des Theaters bin ich nun auch im Klaren. Ich weiß nicht, wie ich auf den Einfall gekommen bin zu glauben, diese Inschriften stehen auf den Sitzen der Zuschauer und man habe damit gleichsam für die einzelnen Glieder der königlichen Familie belegen wollen. Bewahre! Mit diesen Inschriften wollte man den cuneis oder einzelnen Abtheilungen der Sitze einen ehrenden Namen geben. Statt also zu sagen: „ich habe meinen Sitz im 1., 2., 3. cuneus", hieß es jetzt: „ich sitze im cuneus der Königin Nereis, Philistis u. s. w. Die Inschriften lauten so: *ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΣ ΝΗΡΗΙΔΟΣ. ΒΑΣΙΛΙΣΣΑΣ ΦΙΛΙΣΤΙΔΟΣ. ΒΑΣ..... ΝΟΣ* (ohne Zweifel *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΙΕΡΩΝΟΣ*).... *ΣΟΥ* .... (weiter habe ich im 5. Cuneus nichts lesen können, Landolina will noch *ΔΙΟΣ ΟΥ ..... ΟΥ (ΔΙΟΣ ΟΛΥΜΠΙΟΥ)* gelesen haben); im 6. habe ich nichts entdecken

Scapine.

Schon steigen bittre Todes-Leiden
Herauf an's Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein schönes, allerliebstes Puppchen!
O setze dich.

Er führt sie zum Sessel.

Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, ist unschuld'ge Arzeney;
Sie sollte eigentlich,
Fast ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts halb schädliches dabey.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angstschweiß steht mir auf der Stirn,
Was ist geschehn? Was ist dir? Rede frey!

Scapine auffahrend.

Welch ein schreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!

können, Landolina las: *HAN . . . A . . . IN .*, im 7. steht . . . *IP . . . P IΣ . . . ΦΙΡΟΝΟΣ* (Land. las: *H? IK ΛΕΟΣ ΕΥΦΡΟ-ΝΙΟΥ*, sicher unrichtig); im 8. Landolina *A . . . . A . . . . .*, ich nichts; im 9. Land. . . *T . . .*; ich nichts. Sonach scheint die eine Hälfte der cunei nach der königlichen Familie, die andere nach Göttern genannt worden zu sein, und vielleicht correspondirten unten in der Orchestra die Statuen derselben damit. Die Bibliothek von Syrakus ist elend: ihre 4 Handschriften verdankt sie zum Theil Landolina. In Catania ist von Alterthümern außer der Sammlung von Biscari wenig Bedeutendes. Die Manuscripte des Benedictinerklosters St. Nicola sind erbärmlich. Der dicke Bibliothekar Don Giuseppe Corvaja zeigte einen Dante „aus dem 9. Jahrhundert", eine Kenntniß vaterländischer Literatur, die ihm Ehre machte. Von Catania aus ward der Zug auf den Aetna unternommen, welcher bis zur Casa inglese (eigentlich hat das Haus der bescheidene und über den Aetna sehr unterrichtete Dr. Gemellaro gebaut) auf Maulthieren sehr bequem, einigen Frost abgerechnet, zurückgelegt wird. Aber der letzte Stieg von 3/4 Stunden bis zum Krater ist mir unendlich sauer geworden wegen der dünnen Luft und des Schwefeldampfes, der aus dem Krater uns gerade entgegen getrieben ward; ich bin keiner der schlechteren Bergsteiger und meine Brust ist gut; aber hier habe ich mir den Zustand einer Maus unter der Glocke der Luftpumpe des Physikers vorstellen können, so jämmerlich eng ward mir die Brust und das zappelnde Herz drin kam mir vor wie das zuckende Schwänzchen jener geängstigten Maus. Ich war froh wieder auf ebenem Boden zu sein und konnte nun in diesen höllischen Schlund, in dessen ungeheuern Gewölben es gerade wie achtfacher Kanonendonner dröhnte, hinabschauen. Ueber die unendliche Menge von kleinen, tieferen Kratern belehrte mich Gemellaro auf folgende Weise: „Die Lava", sagte er, „steigt senkrecht im Krater in die Höhe, müßte also auch jedesmal aus dem Gipfel des Aetna herauskommen, wenn es ein festes Urgebirg wäre. Aber der ganze Berg besteht aus Lavaschichten, die zwischen sich ungeheure Schlünde zuweilen haben, wie man sich davon durch den Augenschein überzeugen kann. Findet die aufsteigende Lava unterwegs, ehe sie den oberen Krater erreicht, einen solchen Gang, so strömt sie dahinein und

kommt da, wo die Schicht aufhört, als kleinerer Krater zu Tage, und, wie es nach hydraulischem Gesetz ähnlich sich verhält, so steigt das Feuer aus dem kleineren Krater jedesmal um so höher, je tiefer derselbe im Fuße des Berges sich geöffnet hat." Von der köstlichen Aussicht über die Insel bis nach Malta hin entzückt, verließen wir am andern Morgen „die sturmumsauste Esse Siciliens, frostiger Schneelast ewige Amme", wie Pindar den Aetna nennt, und kehrten über das val de bue zurück, besahen uns auf einem Umwege, der aber durch die Aussicht auf das herrlichste, üppigste Thal Siciliens tausendfach belohnt, den großen Kastanienbaum di cento cavalli und schliefen den Abend in Giarre. Den folgenden Tag habe ich mich hoch erfreut und belehrt am Theater von Taormina, welches das bedeutendste von dem halben Dutzend von griechischen Theatern ist, die ich bis jetzt gesehen, und höchst merkwürdig durch das von allen abweichende Verhältniß des *λογειον* zur *ορχηστρα*, indem das erste auf eine Weise in die zweite hineingetreten sein muß, die den Eingang des Chors in die Orchestra erschwert hat. Allein ich lasse alles das für mündliche baldige Unterredung, um Ew. Excellenz nicht durch Geschwätz und schlechte Schrift — die nur halb mir zur Last gelegt werden kann, weil Tinte und Papier in Neapel und Sicilien abscheulich ist — zu ermüden. Den Heimweg nach Neapel haben wir in einer Speronara in drei Tagen über Stromboli gemacht, um doch wenigstens einen kleinen Berg ordentlich speien zu sehen, da uns der Schlammvulcan Maca lubba bei Agrigent, den wir besucht haben, keinen Ersatz für einen Feuerspeier geben konnte.

Von Florenz aus denke ich weiter zu berichten. Mögen die Götter Ew. Excellenz, wie sie thun, in beständigen Schutz nehmen und mir Ihre Gunst erhalten.

Mit alter Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Neapel, den 24. Juni 1828.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

werden einen Brief aus Neapel von mir erhalten haben, zu Anfang Juli geschrieben. Damals wußte ich freilich noch nicht, welcher Schlag unsern Staat, ganz Deutschland und ganz besonders Ew. Excellenz durch den Tod unseres allverehrten Herrn Großherzogs getroffen hatte. Die letzten Tage in Neapel sind mir dadurch sehr getrübt worden, und ich darf wohl sagen, daß jene Nachricht mich bestimmte eher von Neapel wegzureisen, als ich sonst vielleicht gethan hätte. Rom, das herrliche, hat mich wieder beruhigt: hier vor allen ward es mir klar, wie das Andenken an große Männer nie vergeht:

„Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneias
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu."

Wenn ich indeß gleich von Neapel etwas früher weggegangen bin, als ich bestimmt hatte, so habe ich doch Natur und Kunstwerke darüber nicht versäumt. Bajä, Misenum, Puzzuoli, die Inseln habe ich mir in die Seele geprägt, Pompeji und Herkulanum zweimal, Pästum einmal besucht. Selbst von Rom kommend erstaunt man über die Masse von Antiken, die in dem geschmacklosen palazzo degli studj aufgestellt sind und sich stets vermehren. Wie hat doch Gott gerade diese Neapolitaner so wohl bedacht mit den drei bedeutendsten Fundgruben des Alterthums: Herkulanum, Pompeji und Nola, da man doch bei ihnen die seichteste und anmaßendste Gelehrsamkeit findet, die schlechteste Fürsorge für Erhaltung der gefundenen Monumente und dabei die allerneidischste Argushüterei der Sachen, daß Fremde sie nicht benutzen? Die Campaner spielen in der ganzen Geschichte eine erbärmliche Rolle und in Neapel wird es erklärlich: man sollte ihnen alles wegnehmen von Alterthümern, denn das Schicksal hat sie mit heiterem Himmel und herrlichem Boden schon über Verdienst gesegnet, sie, welche es besser verstehen, Maccaroni aufzuwickeln, als die herkulanischen Rollen zu lesen. Diesen Leuten hat dann noch zu allen ihren Antiken Gott die farnesische Erbschaft zugeführt, die allein ein Museum bildet, und ein herrliches! Ich will Ew.

Excellenz nicht mit dem unterhalten, was ein Schüler in diesen Sälen lernt, die der trefflichsten, belehrendsten Sachen voll sind. Eins aber begreife ich nicht, wie man die göttliche Statue des Solon für einen Aristides hat ausgeben mögen, da doch der Anfang der Rede des Aeschines gegen Timarchus hinlänglich zeigt, daß nur dem Solon Statuen in dieser Attitüde, τὴν χεῖρα ἐπὶ τοῦ ἰγνύου, errichtet worden sind, während der gerechte Aristides nie für ein Muster der Rede gegolten hat, zu welchem allein nach athenischer Ansicht ein solcher Habitus paßte! In Herkulanum ward gerade ein sehr schönes zweistöckiges Haus mit trefflichen Wandgemälden ausgegraben, die aber nach neapolitanischer Methode so behandelt werden, daß in zehn Jahren schwerlich viel davon mehr übrig ist. In Pompeji war man eben daran, eines der bedeutendsten Häuser auszugraben wegen der Wandgemälde, die in einem vortrefflichen Styl Scenen aus der Ilias darstellen. Es ist wirklich nichts interessanter, als diese Gemälde zu sehen, wie sie eben aus der Asche erstehen; — diese Frischheit und Lebendigkeit der Farben übersteigt allen Glauben, — und wenn man dieselben Bilder, betappt von den Pfoten der Aufseher, wenige Wochen nachher sieht, so glaubt man Schatten der früheren Bilder zu sehen. In fünfzig Jahren werden die Reisenden in Pompeji umher wandeln wie in einer Stadt, welche zum zweiten Male die Vernichtung getroffen hat. Besonders interessant bleiben indeß die beiden Theater: das Odeum (wenn es eines ist) wegen der Stellung der Bühne, die ganz einer Stellung derselben in Akra (Pallazuolo in Sicilien) gleich kommt, nämlich nicht in der Mitte des Saales, sondern im Drittel desselben, welches die Alten wegen des Schalles für zuträglicher gehalten haben; ferner die Basilica, von welcher ich erst in Pompeji einen rechten Begriff bekommen habe, wenn auch die Wegweiser von bestimmten Stellen mehr fabeln, als sich bestätigen kann. Das trapezoidische Forum, gegen alles Herkommen der römischen Architektur angelegt: ach! in diesem Pompeji ist alles instructiv, ich habe mich einen ganzen und einen halben Tag darin herumgetrieben und bin voll des häuslichen Lebens der Römer hinweggegangen, was man auf seiner Studirstube mit allem guten Willen niemals erreichen kann. Pästum war zur Vervollständigung der sicilianischen Reise unerläßlich. Hier habe ich einmal

erſt einen hypäthriſchen Tempel in dem des Neptun geſehen und mir ſo den Tempel des olympiſchen Zeus in Agrigent ergänzt, ferner in dem Doppeltempel, den neapolitaniſche Gelehrte auf die abgeſchmackteſte Weiſe für eine Baſilica halten, zum erſten Mal geſehen, wie in der älteſten Zeit die ganze Architektur der Tempel bemalt war, indem an den Säulen dieſes Tempels noch die erhaltenſten Spuren von blauer und rother Farbe in den Kapitälern zu ſehen ſind. Auch glaube ich allein bemerkt zu haben, daß die mittelſte Säule des Tempeleingangs vom Meere her, welche den ganzen Tempel in zwei gleiche Theile theilt, am Kapitäl ganz beſonders geſchmückt iſt mit Roſen und Lotusblumen, was bei den übrigen nicht der Fall iſt. Daraus ging wohl hervor, daß der eine Tempel der Venus geheiligt war. Der ganze Tempel aber iſt wegen ſeiner eigenen Architektur höchſt merkwürdig, weil die ſämmtlichen Säulen gegen die Mitte eine Anſchwellung haben, die ihnen ein eigenthümliches Anſehen gibt. — Nach Rom zurückgekehrt, habe ich mich vorzüglich um die Leiſtungen der neueren Sculptur und Malerei, um die Erforſchung der via sacra und die Sammlungen im Vatican und auf dem Capitol bemüht; ich habe Thorwaldſens Bekanntſchaft gemacht, welcher der einzige iſt, der in antikem Geiſte arbeitet; denn in allen ſeinen Leiſtungen iſt Sinn und Verſtand, wenn er nicht chriſtliche Gegenſtände behandelt, die ſich nun einmal für die Sculptur nicht eignen: mir wenigſtens fällt ſtets beim ſculpirten Chriſtus der unglückliche Marſyas ein. Der Schwede Byſtröm, deſſen Atelier ich mehrmals beſucht habe, ſcheint mir des poetiſchen Geiſtes ſehr zu ermangeln; ſein neueſtes Werk, Hero mit der Fackel ins Meer leuchtend, iſt, beſonders von hinten, wo der Wind das Gewand in die Geſtalt einer Scheibe formirt, eine Art Monſtrum. Juno, den Herkules an der Bruſt, geht ſchon eher, gut aber iſt Karl XII. Der Engländer Gampbel ſcheint mir an Erfindung noch ärmer zu ſein; ſein neueſtes Bildhauerwerk iſt die Reiterſtatue eines engliſchen Generals, den er nicht auf das Thier geſetzt hat, wie die Idee einer Reiterſtatue nothwendig machte, ſondern neben das Pferd, auf welches er ſich lehnt. Es kommt mir vor, als ob ein römiſcher Cenſor dem Helden eine nota censoria hätte angedeihen laſſen, daß er abſteigen und das Pferd führen mußte. Mit den

Pferdebändigern, den Dioskuren, kann sich der Bildhauer nicht entschuldigen; denn wenn diese nicht ihre Rosse besteigen, so ist's im Costüm des griechischen Alterthums und der mythologischen Bedeutung der Tyndariden gemäß. Seine (des Campbell) berühmte Paulina Borghese ist nichts weiter als eine sitzende Agrippina, auf welcher ein abgeformter napoleonischer Kopf sitzt. Von Malern scheinen mir die beiden Riepenhausen, Overbeck und Ph. Veit die bedeutendsten, wiewohl ich mich in die Manier der beiden letztern noch nicht recht hinein finden kann. Das Bild der ersten aber, Friedrich Barbarossa in Rom, nach der Krönung von Römern angefallen und von Heinrich dem Löwen geschützt, ist, wie mir scheint, eben so gut gedacht, wie ausgeführt. Es kommt in diesem zweiten Exemplare, das ich gesehen, nach England und macht den Brüdern Ehre, die im nähern Umgang mir sehr lieb geworden sind. Ihr Polygnot ist doch gewiß auch nicht übel. Jetzt sind sie beschäftigt einen Cyclus von Oelbildern aus dem Leben Raphaels darzustellen. Von beiden Brüdern scheint mir der jüngere das meiste schöpferische Talent zu haben, und so erklärt sich die rhapsodische Beschäftigung. — Von Rom bin ich über Siena nach Volterra gegangen, um die etruscischen Alterthümer daselbst zu beschauen. Ich muß gestehen, daß die mythologischen Darstellungen dieses Volkes auf den unzähligen Graburnen in der öffentlichen, durch Marchese Guarnacci gestifteten Sammlung und in der fast eben so bedeutenden des Herrn Ginci mich Anfangs sehr frappirten; lauter Darstellungen aus ächt griechischer Mythologie, selbst aus allen Gesängen der homerischen Ilias und Odyssee! Und doch müssen die Etrusker eine ganz andere Mythologie als die griechische gehabt haben. Das Räthsel löste sich mir indessen bald; denn alle diese Urnen sind aus römischer Zeit, wie die Inschriften (oft lateinisch) zeigen, meist von römischen Familien. Was aus früherer Zeit sich erhalten hat, ist dem griechischen Wesen ganz fremd. Ich habe in diesem Volterra viel gelernt; denn eine Menge ausgegrabener etruskischer Gräber wurden besucht. Dabei kam mir die Begleitung des Baron Stackelberg sehr zu Statten, der die Ausgrabungen in Cornelo (Tarquinii) geleitet hat und dem die Vergleichung anderer Sammlungen in Chiusi zu Gebote stand; ich habe von diesem liebenswürdigen Manne viel gelernt, so viel

Streit wir auch auf dem Wege über die Bedeutung und das Wesen der Mythologie gehabt haben. Interessant ist besonders bei diesen Grabmälern die oft wiederkehrende Darstellung der Erstürmung von Theben, wo das eine Thor ganz so dargestellt ist, wie das uralte etruskische Thor von Volterra, welches man noch jetzt sieht. Der Bogen des Thores zeigt nämlich in der Mitte einen weiblichen Kopf, an beiden Enden zwei männliche, Lara und Lares. Solche Darstellungen habe ich auch in Florenz gefunden, auf Monumenten, die aus Volterra dahin gekommen sind. Von Florenz endlich, das sich nicht verändert hat, brauche ich Ew. Excellenz wenig zu sagen: ich habe Bibliotheken und Museen nach Maßgabe meiner beschränkten Zeit durchgenutzt. Man hatte mir gesagt, Florenz verlöre, wenn man es von Rom aus kommend zuerst sehe; ich habe das nicht gefunden, da zwischen Florenz und Rom gar keine Vergleichung stattfinden kann. Die Galerie, der Palast Pitti, die Loggia, die herrlichen Kirchen werden mir stets unvergeßlich bleiben. In der loggia de' lanzi steht eine herrliche weibliche Statue, die man, wie Ew. Excellenz wissen, gewöhnlich die Dacierin nennt. Allein wenn man die Nähe von Ravenna bedenkt und auf die eigenthümlichen ganz altdeutschen Schuhe des schönen Weibes seine Aufmerksamkeit richtet, so ist es wohl nicht zu viel gewagt zu behaupten, es sei unsere deutsche Thusnelda dargestellt, die in Ravenna starb. Mir hat dieser Gedanke die Statue unendlich lieb gemacht, die unter den Statuen Donatellos, Johanns von Bologna, Michel Angelos und Cellinis wie ein Edelstein hervorleuchtet. Wie hoch aber alte Sculptur über neuerer steht, zeigt wohl am Deutlichsten Canovas Venus im Palast Pitti, mit der mediceischen verglichen. Dort hat sich bei mir nichts geregt als was sich bei einer Prinzessin des palais royal regt, ein Trieb sich fortzupflanzen; hier aber ist mehr, es ist jungfräuliches Wesen, aber nicht geziertes der neuern Zeit, sondern ein reines, freies ungekünsteltes, so daß nichts platter ist als Seumes Gedanke bei der mediceischen Venus. Nach der genauen Betrachtung von Canovas Venus bin ich erstaunt gewesen, in des Grafen Cicognara Geschichte der Sculptur zu lesen, wie hoch Canova von ihm über die Alten gesetzt wird! Dies ist doch eine unbegreifliche Verirrung eines geistreichen Mannes! — Aber ich fürchte, Ew. Excellenz

durch mein Geſchwätz zu ermüden, da Dieſelben alle dieſe Dinge weit beſſer und genauer kennen als ich, der zum erſten Mal aus der Studirſtube ordentlich in die Welt ſieht: ich ſchließe deshalb und wünſche nur noch, daß Gott Ew. Excellenz ſtets bei kräftiger Geſundheit und mir Ihr Wohlwollen erhalten möge. Zu Ende Septembers denke ich Ew. Excellenz perſönlich weitere Rechenſchaft von meiner Reiſe ablegen zu können.

Ew. Excellenz

unterthäniger

Florenz, den 21. Auguſt 1828.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

nehme mir die Freiheit ein Büchlein und ein Buch zu senden, mit höflichstem Ersuchen, solche wie die vorigen gefällig durchzusehen.

Da bei Ihrem gegenwärtigen neuen Eintritt in Ihr Hauptgeschäft die Augenblicke kostbar sind, so bemerke: daß, wenn ich das kleinere in vier, das größere in sechs Wochen zurückerhalte, es noch zeitig genug sein möchte. Indessen ist Ihnen selbst bekannt, was die Setzer für ein zudringliches Völkchen sind. Mögen Sie Ihre Correcturen, sowohl bei dem gedruckten als handschriftlichen Bande, nur mit Bleistift an der Seite bemerken, so wird es hinreichend sein und die Bemühung vermindern.

In der Aussicht, baldig zu vernehmen, daß Sie nach Ihrer Rückkunft sich wohl und gesund befinden! An froher Thätigkeit wird es nicht fehlen.

Mit den besten Wünschen und aufrichtigster Versicherung eines treuen Antheils an allem und jedem, was Dieselben unternehmen und sowohl für das Ganze als Einzelne förderlich wirken mögen, unterzeichne mich hochachtungsvoll.

ergebenst

Weimar, den 25. Octbr. 1828.

J. W. v. Goethe.

Durch eine Mahnung von Augsburg werde ich veranlaßt Ew. Wohlgeboren zutraulich zu ersuchen, das kleinere Büchelchen, den 11. Band der Sedezausgabe nämlich, gefällig zu fördern, damit die darnach abzudruckende Octavausgabe nicht aufgehalten werde. Das Manuscript hat eher Zeit, da ich einige schon durchgesehene Druckbände vorschieben kann.

Verzeihung und Theilnahme!

ergebenst

Weimar, den 1. Novbr. 1828.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

übersende hierbei den durchgesehenen elften Band der Duodezausgabe der Werke: ich habe, wie Ew. Excellenz es befahlen, die Correcturen nur mit Bleistift an den Rand bemerkt; die größte Anzahl der Veränderungen besteht allerdings in Zurückführung auf die gleichmäßige, einmal genehmigte Orthographie; aber es haben sich auch mancherlei sinnentstellende anderweitige Fehler gezeigt. Ich hätte nichts mehr gewünscht, als die Correctur hier in Jena selbst zu übernehmen: denn man sieht deutlich, daß dieselbe handwerksmäßig, ohne Liebe zur Sache, besorgt ist.

Ich kann nicht sagen, wie sehr ich mich gefreut habe, das mir sehr lieb gewordene Geschäft der Durchsicht von neuem zu beginnen. Vieles lerne ich erst jetzt verstehen und lieben in Ew. Excellenz Werken, seitdem ich mir durch Italien einen honetten Hintergrund in mein Leben geschafft habe. Scherz, List und Rache hat mich lebendig an Rom und Neapel erinnert, und überhaupt erscheint mir jetzt, seitdem ich das Land des Carnevals gesehen habe, die bedeutungsvolle Mummerei, die in so vielen Stücken Ew. Excellenz die Gedanken auf eine geistreiche Weise beschäftigt, begründet und verständlich.

Mit Bedauern habe ich von Dr. Weller erfahren, daß Ew. Excellenz vorigen Sonnabend nicht ganz wohl gewesen sind; hof-

Ja, es iſt Gift!
Ich bin verloren! Und du biſt der Mörder!

Doctor.

Du fabelſt, kleiner Schatz.

Scapine.

Widerſprich mir nicht,
Geſteh mir! Ich fühl' es, ich muß ſterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

nach einer Pauſe, in welcher der Doctor unbeweglich geſtanden, auf ihn los fahrend.

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es faſſen bittre Todes-Leiden
Mein bald zerriſſen Herz.

Sie geht in ein Geberdenſpiel über, als wenn ſie außer ſich wäre, als wenn ſie an einen fremden Ort geriethe.

ſentlich hat die ſeitdem eingetretene beſſere Witterung das Gleichgewicht wieder hergeſtellt.

Mit alter Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 4. Novbr. 1828.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

erhalten hiebei die übrigen vier Bändchen der dritten Lieferung, um ſie nach Gelegenheit gefällig zu berückſichtigen; wir kommen nun ſchon nach und nach über die Hälfte hinaus und, mir wenigſtens, wird die Ahnung eines freieren Lebens.

Nun aber möcht' ich Ihnen recht lebhaft und gründlich ausdrücken, wie ich an dem Gewinn Theil nehme, den Sie ſo glücklich nach Hauſe gebracht haben. Ihr Gleichniß vom Hintergrunde gefällt mir ſehr wohl. Denn wenn wir auf unſern thüringiſchen Wegen ſo vor uns hingehen und eben nicht ganz reizende Landſchaften im Auge haben, ſo dürfen wir uns nur umdrehen um Dioramas und Panoramas zu erblicken, ewig klarer und untrüblicher Art, die uns immer wieder in die heiterſte Stimmung verſetzen.

Etwa im 29. Theile meiner Werke möchte mein zweiter Aufenthalt in Rom zur Sprache kommen, der, wie er auf dem Papiere ſteht, ſich freilich nicht ſonderlich annehmen wird, aber doch vielleicht andeuten mag, wie hier der Grund meines ganzen nachherigen Lebens ſich befeſtigt und geſtaltet hat. Dies werd' ich jetzt um deſto lieber redigiren und hinſtellen, da ich gewiß bin, daß es für Sie vollkommen zur Evidenz gelangen wird.

Mit den beſten Grüßen und Wünſchen

ergebenſt

Weimar, den 8. Novbr. 1828.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

überſende hiermit das Manuſcript des erſten Theiles von Wilhelms Wanderjahren zurück: ich habe die bereits angenommene Orthographie eintreten laſſen und ſonſtige Stellen, wo ich angeſtoßen bin, mit einem Kreuz mit Bleiſtift bezeichnet; Ew. Excellenz werden dann ſelbſt ſehen, ob mit Recht oder ganz ohne Noth.

Für mich iſt das ganze Werk ein neuer Genuß geweſen, ohne früheren Vorſchmack, und das danke ich meiner elenden Lage, als ich Director eines jetzt ganz entſchlafenen Gymnaſiums in Neuwied war, einer Lage, von der ich niemals irgend einen Vortheil gehabt zu haben erwartete: ein Freund in Coblenz lieh mir damals die Wanderjahre; aber eine Fluth der entſetzlichſten Geſchäfte, ärgerlich und ſeelenverwirrend, zwangen mich vor dem erſten Viertheil abzubrechen. Mein Weggang von Neuwied, neue Thätigkeit anderer Art, vor allem aber wohl eine dunkle Scheu, etwas in jenem höchſt armſeligen Verhältniſſe begonnenes wieder anzuknüpfen, haben mich ſeitdem auf eine unbegreifliche Weiſe fern gehalten von den Wanderjahren; ein Kobold, der mir ſpäter bei beſſerer Muße ſtatt der verlangten Wanderjahre das ſchneidermäßige puſtkuchenſche Wanderbuch in die Hände ſpielte, hat die Sache vollends verhindert. Um ſo freudiger überraſchend war mir nun die Lectüre dieſes höchſt anziehenden Buches. Wie es denn aber überhaupt das Geſchick und das Verdienſt eines Wanderers iſt, mehr für andere, fremde Zuſtände zu intereſſiren, als für ſeine eigenen, wenn ſie gleich noch ſo bedeutend in jene eingreifen; ſo muß ich bekennen, daß mich die drei Novellen, die pilgernde Thörin, der Verräther und das nußbraune Mädchen, vor allen angezogen haben, wenn ſie gleich mit Wilhelms Zuſtänden entfernter verbunden ſind. Dreimal das ergötzlichſte Inducirtſein, ſtets auf ganz verſchiedene Weiſe, und am Ende die heiterſte Schilderung eines Aergers, einer Verlegenheit, wie man ſie nur vom Dichter beſchrieben liebt, aber um keinen Preis ſelbſt empfunden haben möchte.

Kommt das nußbraune Mädchen wirklich noch zum Vorſchein? Ich freue mich ſehr auf den zweiten Theil und erwarte

ihn mit Ungeduld. Den zwölften Theil der Octezausgabe der Werke überſende nächſtens.

Mit alter Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 30. Novbr. 1828.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

erweiſen ſich nicht allein als der aufmerkſamſte Reviſor, ſondern zugleich als der wünſchenswertheſte Leſer. Und aufrichtig zu geſtehen, mir iſt es herzlich lieb, daß Sie das Werklein in ſeiner frühern Geſtalt noch gar nicht kannten, indem ich, durch mannigfaltige Veranlaſſung bewogen, dasſelbe umgeſtellt und umgeſchrieben, wie es denn nunmehr von einem friſchen Leſer am beſten genoſſen und beurtheilt werden kann.

Auch haben Ew. Wohlgeboren ganz richtig gefühlt, daß die einzelnen Darſtellungen, welche durch das Ganze mehr zuſammengehalten als in dasſelbe verſchmolzen ſind, jedesmal ein beſonderes Intereſſe erregen und zu den mannigfaltigſten Gedanken Anlaß geben, die denn doch zuletzt an einem Ziele anzulangen die Hoffnung haben.

Hiebei die Ausfüllung der Lücke, welcher ich gleichen Antheil zu wünſchen habe.

Soviel für heute; nur noch die Bitte hinzufügend: daß Sie dieſes Werklein auch in der Folge mit Aſteriſken und Obeliſken ja begünſtigen mögen.

ergebenſt

Weimar, den 3. Decbr. 1828.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

das Manuscript des zweiten Theiles übersendend, füge die Bitte hinzu, es möge gefällig sein, mir das zu dem ersten noch gehörige Heft geneigt zu übersenden. Die Herren Augsburger verlangen um desto eifriger nach Text, weil die vierte Sendung erst jetzt abgeliefert worden, wovon denn auch nächstens ein Exemplar erfolgen soll. Die fünfte ist nun zwischen hier und Ostern fertig zu werden bestimmt.

In diesem 2. Theil finden sich abermals Lücken: doch stehen gleichfalls die Hauptmassen für sich abgerundet und, wie ich hoffe, genießbar.

Eine angenehme Nachricht habe übrigens zu vermelden, daß Seine K. H. unser regierender Herr Großherzog ein Geschenk des kostbaren Werkes Musée des Antiques par Bouillon 3 Vol. in Fol. der Jenaischen Bibliothek zu verehren gedenkt. Ich weiß nicht, ob ich es noch vor Neujahr hinüberschaffen kann; auf alle Fälle aber würden Sie mit Herrn Dr. Weller zur Neujahrs-Gratulation herüberkommen und sich dafür schönstens bedanken, auch bei uns vorlieb nehmen.

Gemeldetes Werk wird, hoff' ich, in Jena durchaus guten Eindruck machen, Ew. Wohlgeboren aber zu Ihren Studien besonders willkommen sein, da Sie jene herrlichen Kunstwerke, welche sich früher in Paris befanden, nunmehr wieder an Ort und Stelle gesehen, deshalb die Nachbildungen gewiß angenehm sind.

Das Weitere nächstens.

ergebenst

Weimar, den 29. Decbr. 1828.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

übersende hierbei das zu dem ersten Theile der Wanderjahre gehörige Heft nebst dem durchgesehenen zwölften Theile der Werke zurück.

Solche Nachschüsse zu den Wanderjahren erregen bei mir ganz das Gefühl, welches die Auffindung des bekannten Supplementes zum Longus in mir erregt hat: man las vorher befriedigt das Ganze, freut sich aber um so mehr, nun das Einzelne in wohlgefügtester Ordnung zu erblicken. Vor allen aber hat mich die Fortsetzung des Faust angesprochen, von der ich zwar früher schon durch Professor Riemer gehört, aber nichts gelesen hatte. Kein vortrefflicherer Gegensatz zwischen dem Anfang des ersten Theiles und dem des zweiten war wohl irgend möglich. Wie dort der Herr mit seiner Engelschaar in höchster Genüge und majestätischer Glorie erscheint, so hier des römischen Reiches Potentat in kümmerlicher Majestät, dem es an nicht wenigerem als an allem fehlt und an dessen Hofe der Teufel als Schalksnarr der gescheuteste ist. An diesem Hofe wird es Faust nicht lange aushalten, wenn die artige Mummerei vorüber ist. Nichts könnte ich mehr wünschen, als wenn Faust, aus Unlust an diesem weltlichen Hofe, vom Teufel auch zum Papste gebracht würde und der Hof des heiligen Vaters und der Statthalter Gottes auf Erden auf gleiche vortreffliche Weise zur Anschauung der Gläubigen käme. Wie prächtig müßte sich der Segen des pfaugewedelten santissimo padre auf dem Haupte des Mephistopheles ausnehmen! O möchten doch Ew. Excellenz uns noch diese geistlichen Freuden bereiten! „Ist fortfortzusetzen" heißt es ja am Ende; den Papst müssen wir noch zu sehen bekommen.

S. 282 finde ich als zweite Grazie Hegemone genannt. Das ist freilich eine attische Grazie, aber deswegen auch von etwas anderem mythologischen Sinne. Mythologen würden immer die orchomenische Thalia vermissen, wenn Ew. Excellenz, wie ich vermuthe, nicht einen besondern Grund hatten.

Ew. Excellenz gütigem Befehle gemäß werde ich Neujahr erscheinen, um den Dank der Bibliothek zu bringen und zugleich meinem hochverehrtesten Gönner meine besten Wünsche zu wiederholen.

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 23. Decbr. 1828.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

übersende hierbei das Manuscript des zweiten Theiles der Wanderjahre zurück. Unter dem vielen höchst anmuthigen und meisterlich Dargestellten hat mich besonders die pädagogische Provinz, der Mann von fünfzig Jahren und eine herrliche Erzählung aus Wilhelms Jugendjahren in einem Briefe desselben an Natalien angezogen. Damit habe ich aber, wie ich jetzt sehe, eigentlich ausgesprochen, daß mich alles auf das Höchste interessirt hat; denn aus jenen drei genannten Theilen besteht ja der ganze zweite Band. Die pädagogische Provinz war mir besonders interessant wegen der Vergleichung mit Plato's Republik, mit der sie in einzelnen Theilen viel Aehnlichkeit hat, nur daß man in dem jugendlichen Staate des neuen Dichters nichts vom weiblichen Geschlechte sieht und hört, welches der alte Dichterphilosoph ganz auf dieselbe Weise erziehen läßt wie das männliche, indem er ihm dieselben Naturanlagen zugesteht wie dem männlichen: was denn eine sehr gültige Erklärung der Liebe sein möchte, welche das schöne Geschlecht stets, im Alterthum wie in neuerer Zeit, dem wahrhaft liebenswürdigsten der alten Philosophen geweiht hat. Ich denke, daß man in den Wanderjahren auch noch eine Schilderung weiblicher Erziehung und zuletzt eine Vereinigung der so erzogenen Geschlechter in einem vollkommen idealen Staate zu erwarten habe, wenn auch nur in dem Entwurfe der drei.

Möge Ew. Excellenz auch in dem bevorstehenden neuen Jahre die dauerndste Gesundheit sich erhalten.

Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

Jena, den 30. Decbr. 1828.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

haben die Gefälligkeit mir in Beantwortung einer Frage beiräthig zu sein, die man mir in diesen Tagen vorgelegt.

Auf der Rückseite der goldenen Verdienst-Medaille des höchstseligen Herrn stehen, wie Sie wissen, die Worte: Doctorum frontium praemia; nun wünschte man einen und den andern Vorschlag zu einer Inschrift, die ins Weitere, Allgemeinere deutete. Wir hatten früher auf einer Preismedaille für die Zeichenschule die Inschrift: „Fähigen und Fleißigen"; in dem gegenwärtigen Falle, wo die Worte sich auf Aeltere, Verdiente beziehen sollen, müßte man an etwas Ernsteres denken, als z. B. wenn man sagte:

Treuen Geprüften.
Thätigen Geprüften.
Thätigen Ausdauernden.
Treuen Verdienten.

Denn um diese Begriffe dreht sich das Ganze herum.

Hierzu wünschte man ein paar lateinische Worte, wo möglich aus irgend einem antiken Verse. Geht Ihnen dergleichen bei, so haben Sie die Güte mir solches mitzutheilen, ich werde es dankbar anerkennen.

Die Niederländer haben ein Ordens-Motto: „Felix meritis", welches kaum schöner dürfte gefunden werden; vielleicht führt es uns auf einen guten Gedanken.

Bei dieser Gelegenheit vermelde vorläufig, daß ein geistreicher Freund und Kenner in allem Ernste den Pomponius Mela ver

dächtig macht; ist Ihnen etwa schon früher bekannt, daß man an der Aechtheit dieses Autors gezweifelt habe?

Soviel für diesmal. Möge im neuen Jahre Ihnen alles wohlgelingen.

ergebenst

Weimar, den 7. Januar 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

übersende hierbei das Manuscript des dritten Bandes von Wilhelms Wanderjahren. Immer mehr zieht diese lebendige Erzählung an, die keine Saite des menschlichen Lebens unberührt läßt und immer gerade den Ton ihr abzugewinnen weiß, der am meisten die Seele anspricht. So findet man sich eben so gern in der Gesellschaft jener ernsten Männer, die eine Art neuen Staates zu gründen gedenken, wie in den Spinnstuben jener einfachen ehrlichen Gebirgsvölker. Gerade die Beschreibung der letzteren war mir doppelt interessant, weil ich bekennen darf, früher nichts ärmlicheres gekannt zu haben als das Leben städtischer Weber und Spinner, bis mich auf meiner letzten Reise der Haushalt eines ehrlichen Schweizers bei Leuck eines andern belehrte. Ich habe bemerkt, daß diese Weber besser zu reden wissen als andere Handwerker und erinnere mich noch mit Vergnügen des Gesprächs mit ihnen. Auf meine Verwunderung, wie er im Stande sei bei so starker Familie — vier Kinder spannen bei der Mutter — in einer so kleinen Stube zu wohnen, antwortete er ganz treuherzig: „Und was werdet Ihr sagen, wenn Ihr erfahrt, daß in diesem Neste außer dem Weber noch zwei Handwerker wohnen, ein Schuhmacher und ein Schweinschneider, und alle in demselben Bette liegen und alle auf demselben Stuhle sitzen? Ich bin nämlich selbst diese Dreieinigkeit und so begreift Ihr, wie wir uns alle hier recht gut vertragen, da ich selbst ein so gutes Beispiel gebe."

Die neue Melusine und die gefährliche Wette sind zwei vortreffliche in sich geschlossene Kunstwerkchen, die man wohl mit

Gemmen vergleichen kann, mit welchen man größere Kunstwerke verziert.

Ueber eine passende Devise zu dem von Ew. Excellenz mitgetheilten Behufe habe ich nachgedacht; ob mit Glück, kann ich freilich nicht sagen. Ich habe für jetzt in dem von Ew. Excellenz angegebenen Sinne folgende Vorschläge:

Exploratae fidei.
Intemeratae fidei (Virgil. Aen. II.)
Decus quaesitum meritis (Horat. Od. III. 30. 14)
Merita decoris fronde (Horat. Od. IV. 2. 35 mit einem Kranze)
Prosperis laboribus.
Meritorum conscius.
Meritis nobilis.
Digna pro laudibus praemia (Virg. Aen. IX. 250).

Vielleicht findet sich später etwas Passenderes und werde ich dann nicht verfehlen, Ew. Excellenz davon in Kenntniß zu setzen.

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 16. Jan. 1829.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

erhalten hiebei die vierte Lieferung der kleinen Ausgabe und die erste der in Octav. Wenn ich mit diesen Sendungen fortfahre, so erlauben Sie zugleich den fortgesetzten Wunsch auszusprechen: Sie mögen den Antheil an meinen Arbeiten auch fernerhin erhalten und, wie bis jetzt, gefällig bethätigen. Sie erfreuen und verbinden dadurch einen lebenden Autor, der seinen Dank noch aussprechen kann, da, bei gleicher Begünstigung der Abgeschiedenen, ein treuer Bearbeiter mit dem größten Fleiß und den besten Absichten sich oft in Streit und Controversen verwickelt sieht.

Besonders erfreut mich, daß Sie durch unmittelbare Anschauung der Wirklichkeit meinen Webern und Spinnern günstig

geworden. Denn ich war immer in Sorge, ob nicht diese Verflechtung des streng-trockenen Technischen mit ästhetisch-sentimentalen Ereignissen gute Wirkung hervorbringen könne. So aber bin ich über Sorgfalt und Mühe, die ich auf diese Capitel gewendet, gar freundlich getröstet und hinlänglich belohnt. Der Abschluß des Ganzen folgt nächstens, und ich werde erst wieder frei Athem holen, wenn dieser sisyphische Stein, der mir so oft wieder zurückrollte, endlich auf der andern Bergseite hinunter ins Publikum springt. Bleiben Sie auch dem letzten Schub und Stoß beihülflich.

ergebenst

Weimar, den 17. Jan. 1829.

J. W. v. Goethe.

Dankbar hab' ich nicht weniger anzuerkennen die reiche Gabe von wirklich schönen Inschriften, wobei die Wahl wehe thun muß und welche vielleicht den Anlaß giebt, verschiedene Rückseiten zu mehrpassender Anwendung fertigen zu lassen.

Wie oben und immer G.

Ew. Wohlgeboren

verzeihen, wenn ich, nach Art der Sultanin Scheherazade, meine Märchen stückweise zu überliefern anfange; da es jedoch zu Ende geht, so wünsche nichts mehr, als daß Ew. Wohlgeboren Geduld nicht ermüden und die bisher so treulich bewiesene Theilnahme nicht ermatten möge.

Mit den treusten Wünschen mich bestens empfehlend

ergebenst

Weimar, den 27. Jan. 1829.

J. W. v. Goethe.

Doctor.

Welche Geberden!
Himmel! was ſoll das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich ſchaudernd dieſen Pfad,
Allein ich muß.
So ſey es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich ſendeſt,
Sollſt du mit!
Du ſollſt nicht mehr auf unſre Koſten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt ſchon Charons Nachen.
Herbey! herbey! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer ſchneller! Näher heran!

Zum Doctor.

Doch ſtille! daß ich dich nicht nenne,
Daß dich der Alte nicht erkenne.

Ew. Excellenz

bringe zuerst meinen unterthänigsten Dank für die schöne Octavausgabe der Werke; diese soll bestimmt sein, um in guten Stunden daheim sich zu erbauen, während die kleine mit ins Freie wandern soll; denn durch die doppelte Form haben Ew. Excellenz gewiß für doppelte Begleitung sorgen wollen, und ich muß gestehen, daß, wenn gleich alle Welt gegen die vielen Taschenausgaben loszieht, unsere Zeit gerade dadurch ein richtiges Gefühl an den Tag gelegt hat: eine Mahnung, auch draußen zu lesen, wo der Dichter seine Bilder empfing. Mir ist mein kleiner rother Goethe noch lieber geworden, seit ich ihn mit in den Zaubergarten der Villa Borghese und Pamfili habe nehmen können. Zugleich übersende Ew. Excellenz das höchst anziehende Fragment der Wanderjahre zurück: doppelt anziehend durch das Fragmentarische selbst, welches man sich mit dem übrigen in Zusammenhang zu setzen sucht, und durch den selbstständigen Sinn, der darin verborgen liegt. Jene Darstellung der Gebirgspinnerei wird uns jetzt um so lieber, da wir das nußbraune Mädchen darin so anmuthig thätig finden. Mir ist es überraschend darin ergangen, daß ich anfangs der Meinung war, der die Schöne-Gute aufsuchende und in dem Fragmente erzählende sei Wilhelm, und ich konnte mir zuerst gar keinen Grund denken, was diesen bewegen könnte mit seiner Eröffnung so hinter dem Berge zu halten, bis mir das Räthsel aus Lenardos Seele auf das Befriedigendste gelöst ward. Möchte ich doch das Glück haben, auch recht bald die Fortsetzung von: „Nicht zu weit" genießen zu können. Ich freue mich sehr darauf.

Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

Jena, den 3. Febr. 1829.

K. Göttling.

Sehr ungern erſuche Ew. Wohlgeboren die Reviſion der noch übrigen Bändchen der vorigen Lieferung gefälligſt zu fördern der 12. Band der Octavausgabe iſt ſchon abgedruckt und die Setzer lechzen nach den folgenden. Könnt' ich nur den 13. Band indeſſen haben, ſo wäre jenes Bedürfniß einigermaßen geſtillt. Sehen wir künftig die vierzig Bände in einer Reihe auf dem Repoſitorium, ſo werden wir uns mit Vergnügen der überſtandenen Unbilden erinnern.

Mich geneigtem Andenken beſtens empfehlend

ergebenſt

Weimar, den 9. Februar 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

überſende hierbei den erſten Theil der Reiſe nach Italien, der mir einen doppelten hohen Genuß gewährt hat. Ach, was es ein ganz anderes Leſen ſo köſtlicher Reiſebeſchreibungen iſt, wenn man ſelbſt das Land geſehen, vor denſelben ewigen Zeugen des Adels der menſchlichen Natur glücklich geweſen iſt, ſich in denſelben Winkeln gefreut hat! Ich mache jetzt an der Hand des Buches Ew. Excellenz die ganze Reiſe noch einmal durch, und um ſo lebendiger, als meine Augen noch kaum ſich weggewendet haben von der göttlichen Natur und den eben ſo göttlichen Denkmalen ſchöner Zeiten. Nach langer Zeit iſt mir das Herz wieder weich geworden, daß ich meine, ich ſei zum zweiten Male ſeit der Erbſünde um das Paradies gekommen. Ich hatte neulich ein Geſpräch mit einem geiſtreichen, aber in gewiſſer Beziehung bornirten Manne, der mich ſcherzend fragte, ob ich denn nun wirklich gewonnen habe durch die Anſchauung Roms ꝛc.? So ein Ungeborner iſt doch wirklich lächerlich; aber mehr bedauernswerth, möcht' ich ſagen. Wer den Gewinn eines ſolchen Anſchauens, wie das Facit eines Rechenexempels, mit Zahlen ausgedruckt wiſſen will, ſteht — zu großer

eigner Freude muß ich's ſagen – noch auf einer tiefen Stufe; er weiß nicht, daß man ein ganz anderer Menſch geworden iſt, wenn man gleich noch dieſelbe Naſe und dieſelben Ohren hat.

Den zweiten Theil werde ich zu Ende dieſer Woche überſenden.

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 6. März 1829.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

überſende hiebei die Teſſera, welche das Glück hatte Ihnen einigen Antheil abzugewinnen, in originali, nebſt dem davon handelnden Büchlein vorſorglich, wenn ſolches nicht ſchon auf der Jenaiſchen Bibliothek befindlich ſein ſollte.

Dankbar für die Reviſion der zurückgeſendeten Bände, darf ich wohl verſichern, daß ich mir keinen umſichtigern Leſer und Theilnehmer als Ew. Wohlgeboren wünſchen dürfte. Der gegönnte Beifall iſt immer belehrend, weil bei Ihrer weiten Umſicht in aller Literatur Sie einer jeden Production ihre Stelle genau anzuweiſen verſtehen.

Merkwürdig iſt es mir nunmehro ſelbſt, wie die ſpäte Manifeſtation eines zwar einfach, aber emſig geführten Lebens zweier Freunde auf die Nachfolgenden wirkt, indem ſie ſolche rückwärts zu einem Mitſein und Mitwirken auffordert und nöthigt.

Möge das eintretende ſchöne Wetter nicht eine blos vorübergehende Erſcheinung ſein, damit ich mich hierüber, ſowie über manches Andere in Ihren kühlen angenehmen Räumen bald mündlich unterhalten könne.

ergebenſt

Weimar, den 6. Mai 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

haben mir durch die gnädige Mittheilung der Ansicht des römischen Forums eine große Freude gemacht, fast derjenigen zu vergleichen, die ich empfand, als ich selbst zum ersten Male das Glück hatte vom Thurme des Kapitols das kleine Forum unter mir zu erblicken, auf welchem das ganze Schicksal der alten Welt entschieden wurde von den stolzesten Republikanern. Doppelt interessant war mir diese noch nicht gesehene Ansicht, deren Urheber ich nicht einmal errathe, dadurch, daß ich gerade diesen Winter, noch frisch von beseelender Autopsie, in meinen Vorlesungen über römische Antiquitäten zum Beschluß auch über die Topographie Roms gesprochen habe, deren Basis die Construction des Forums ist, dessen einzelne Bestimmungen ich mir einbilde durch unablässige Bemühungen an Ort und Stelle und zu Hause noch mehr ins Klare gebracht zu haben. Ich habe dabei nur die nibbyschen und brocchischen Pläne, das große vasische Panorama, von neueren Ansichten aber nur die cockerellsche Restitution des Forums gehabt, die mir im Allgemeinen sehr gelungen zu sein scheint; keine Ansicht stand mir zu Gebote, welche von dieser Seite das Local so sehr verdeutlicht hätte als die von Ew. Excellenz Güte, die ich ewig dankbar verehren werde, übersandte.

Möchte doch der Genius einer guten Stunde und das schöne Wetter Ew. Excellenz recht bald einmal in unsere Thäler führen, damit die tiefe Verehrung, welche wir alle für Ew. Excellenz hegen, auch wieder in Jena sich auszusprechen Gelegenheit fände!

Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

Jena, den 29. Mai 1829.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

hoffte durch die wohlgerathene Abbildung der bedeutenden Umsicht einige Freude zu machen. Es ist mir höchst angenehm, daß es gelungen ist. Ich weiß nicht, warum die beiden Künstler, die das Blatt radirt haben, ihre Namen nicht ausschrieben; sie heißen:

Fries und Thürmer.

Uebrigens wüßte ich nichts von ihnen zu sagen, sie verlieren sich in der großen Masse thätiger, in diesem Fach beschäftigter junger Männer.

Verknüpfen Sie beim Anblick dieser Darstellung das Andenken an mich mit dem Andenken an jene unvergeßlichen Stunden, die Ihnen an Ort und Stelle geworden sind. Mich verlangt gar sehr, Sie in Ihren kühlen Sälen zu besuchen.

Das freundlichste Lebewohl!

ergebenst

Weimar, den 30. Mai 1829.

J. W. v. Goethe.

N. S.

Als Vorstehendes geschrieben war, erinnerte ich mich eines Wegs, das Nähere über die genannten beiden Künstler zu erfahren. Fries aus Heidelberg hält sich gegenwärtig daselbst auf; Thürmer lebt als Professor der Architektur seit ohngefähr zwei Jahren in Dresden; er war lange in Rom und Griechenland. Kein Sachse, vielleicht ein Bayer.

Ew. Wohlgeboren

erhalten hierbei abermals einiges Manuscript, welchem Ihre Aufmerksamkeit erbitte. Meinem römischen Leben und Bestreben werden

Sie gewiß einen desto reineren Antheil gönnen, da Sie ſich von der übergroßen Maſſe bedeutender Gegenſtände, die von allen Seiten her dort auf den wahren Liebhaber eindringt, perſönlich vor Kurzem überzeugt haben.

Mit den beſten Wünſchen

hochachtungsvoll

ergebenſt

Weimar, den 1. Juli 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

empfangen hierbei die vier Hefte römiſcher Correſpondenz wieder zurück: ich habe mich höchlich daran erbaut und lebe die ganze Reiſe in der Erinnerung von Neuem durch; nichts iſt aber wohl bei der Beſchreibung einer ſolchen Reiſe zweckmäßiger als den contemporänen Briefen ſpätere Erörterungen zuzufügen, wie dies auf die erfreulichſte Weiſe hier geſchieht. Dieſe Sammlung und Betrachtung aus der Ferne thut gar wohl auf die raſch ausgeſprochene Luſt in der Gegenwart, welche dagegen ganz geeignet iſt, den innigſten Antheil durch die größte Anſchaulichkeit zu erregen. So iſt zum Beiſpiel der tiſchbeiniſche Brief ſo gut wie ein Gemälde, und der Bericht vom September gewährt die zuſammenhängendſten Schilderungen, wie ſie ein gefaßter Geiſt aus der Ferne darzuſtellen vermag.

Das bedeutendſte Reſultat aller Briefe aber iſt wohl das, daß hier ein hochgebildeter univerſeller Geiſt ſich in allem vollendet, während ein weniger geſegneter Reiſender blos behaupten kann, daß er durch Aufnahme der unendlichen Gegenſtände erſt etwas Conſiſtenz erlangt hat. In der Hoffnung, daß Ew. Excellenz

die Gnade haben werden, recht bald die Fortsetzung herüberzusenden, verharre ich mit der alten tiefen Verehrung als

Ew. Excellenz

treu unterthänigster Diener

Jena, den 13. Juli 1829.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

fortgesetzte Theilnahme, sowohl schriftlich als mündlich ausgesprochen, ermuthigt mich zu abermaliger Sendung. Ich wünsche, daß auch diese manches zu erfreulichem Andenken enthalten möge und, wie mir bei der Redaction dieser Blätter geschah, vergangene schöne Tage wieder dadurch mögen vergegenwärtigt sein.

Mich zu fernerem wohlwollenden Andenken bestens empfehlend

hochachtungsvoll

ergebenst

Weimar, den 21. Juli 1829.

J. W. v. Goethe.

Heute muß ich Ihnen, mein Theuerster, im Vertrauen eröffnen, daß ich wegen Ausbleiben des Manuscripts in großer Verlegenheit bin: heute sollte es dorthin abgehen, Michael rückt heran und die Augsburger mahnen dringend. Suchen Sie auf eine freundliche Weise möglich zu machen, daß es mit der nächsten

fahrenden Poſt herüberkommt. Es thut mir leid, dem werthen und gefälligen Manne ſo unbequem zu ſein.

Mit den treueſten Wünſchen

Weimar, den 15. Auguſt 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

habe die Unterhaltung mit Herrn Baron von Stackelberg herzlich gegönnt, da ſie mir ſo viel Vergnügen und Belehrung gewährt. Sie konnten gleich mit ihm die bedeutendſten Erinnerungen anknüpfen, da ich wirklich einige Zeit brauchte mich zu überzeugen, daß es der bedeutende Mann wirklich ſei. Ich geſtehe gern, daß, wenn manche Reiſende mich ermüden, mir ein ſolcher Beſuch zur glücklichſten Erholung dient.

Setzen Sie, ich bitte, Ihre ſo gefühlvolle als gründliche Theilnahme an meinen Arbeiten fort. Hiebei ſende die neuſten fünf Bändchen, die in manchem Sinne Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; theilweiſe ſogar haben Sie das Manuſcript nicht geſehen, deswegen ſolche Abſchnitte um ſo mehr empfehle.

Auch das Eingeſchaltete metalliſcher Art nehmen Sie geneigt auf und glauben, daß meine Dankbarkeit für Ihre geneigte Mitwirkung bei einem, genau beſehen, ſchweren und beſchwerlichen Unternehmen ſo tief als dauerhaft empfunden iſt.

Hochachtungsvoll

ergebenſt

Weimar, den 22. Auguſt 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

überſende hierbei einſtweilen zwei Bändchen der letzten Lieferung der Werke, die rückſtändigen drei folgen künftigen Poſttag.

Für Bd. 21 S. 88 iſt zu bemerken, daß an der mit einem Kreuz bezeichneten Stelle etwas fehlt, wahrſcheinlich wohl das verbum substantivum zwiſchen Sie und wahnſinnig. S. 217 war ich nicht ganz ſicher, ob nicht abſtumpfen zu leſen ſein möchte. Bd. 22 S. 117 ſchien mir das Beiwort alt an jener Stelle beinahe nicht ganz paſſend, ich hätte erwartet: der edle Mann oder ſonſt ein anderes. S. 188 ſcheint ſtatt dachte zu leſen: lachte; da der Gegenſatz iſt: jetzt ärgerts mich.

Ew. Excellenz haben durch Dr. Weller Ihre gnädige Geſinnung für die Bibliothek ausſprechen laſſen; ich zaudere daher keinen Augenblick dieſe Regung zu benutzen und darum zu bitten, daß uns die Fortſetzung einiger prächtigen Doubletten, die Ew. Excellenz unſerer Bibliothek zugewandt hat, zukommen möchte. Wenn ich gleich weiß, daß Ew. Excellenz ſtets unſerer Bibliothek gnädigſt gewogen ſind, ſo weiß ich doch eben ſo gut, daß, um ſo beſtimmte Acte der Liberalität zu gewiſſen Zeiten hervorzurufen, ein unterthäniges Bitten, wenn nicht erwartet, doch in der Ordnung erſcheint. „Dem Bittenden gibt Zeus!" ſagten die Alten. Jetzt, da Ew. Excellenz dies Bitten erlaubt haben, ſoll mich nichts abhalten, es zuweilen, in anſtändigen Intermezzos, zu wiederholen.

Mit der alten Ehrerbietung und Treue

Ew. Excellenz

unterthänigſter

Jena, den 14. Octbr. 1829.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

übersende hierbei den dritten Theil der Wanderjahre, deren Schluß — so prächtig ineinander gefügt — mir noch ganz unbekannt war. Ich habe mich höchlich daran erbaut.

S. 104 habe ich die frische Unbehülflichkeit nicht verstanden.

S. 199, Z. 7 wird wohl Therese statt Julie zu schreiben sein.

S. 269, Z. 6 scheint die Wortstellung zu verändern.

Die zwei rückständigen Bände werden nächste Woche zu Anfang erscheinen.

Dem Wohlwollen Ew. Excellenz mich ferner empfehlend verharre in alter Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 16. Octbr. 1829.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

übersende hierbei den 24. und 25. Band der Werke wieder zurück.

Bd. 24, S. 299, Z. 20 ist mir das Wort Waldrappen aufgefallen, dessen Etymologie ich mir nur zur Hälfte erklären kann. Nach dieser wäre es doch vielleicht gerathen, das eine p um des Mißverständnisses willen wegzulassen.

Bd. 25, S. 19, Z. 4 steht Kroneburg. Sollte es nicht heißen Kroneberg?

S. 37, Z. 3 (v. u.) ist wohl Löwen zu schreiben.

S. 50, 7 ist das Komma zwischen Eberhard und Otto wegzustreichen und das erste wohl in Everhard zu verwandeln.

S. 55, 2 wohl Löwenich.

S. 63, 18 wohl „Poesieen" st. „Poeten".

S. 201, 7 ist mir „Starkey" unbekannt. Diese Nichtbekanntschaft ist freilich gar kein Argument für die Unrichtigkeit des

Du haſt ihm ſo viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm geſendet;
Erkennt er dich, ſo nimmt er dich nicht ein,
Du kannſt ihm hüben mehr, als drüben nütze
ſeyn.

Sie ſtößt ihn vor ſich hin, gleichſam in den Kahn. Sie ſteigt nach ihm ein, hält ſich manchmal an ihn feſte, und geberdet ſich in der folgenden Arie wie eins, das in einem ſchwankenden Schiffe ſteht.

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuſeln
Sich fliehende Wellen;
Wir ſchwanken und ſchwimmen,
Wir ſchweben und ſchaukeln
An's Ufer hinan:

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuſeln,
Ein Lächzen, ein Bellen. —
Sind's Lüfte? ſind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geiſter den Kahn.

Namens; ich scheue mich aber nicht, selbst in der Aussicht unwissend zu erscheinen, einen Anstoß namhaft zu machen.

S. 290, 6 (v. u.) bin ich ungewiß, ob es nicht denkbaren statt „dankbaren" heißen sollte.

S. 339, 13 „anzureißen" ob „anzureihen"?

S. 353, 2 ist „Räthsel" geschrieben, da doch früher dasselbe in derselben Bedeutung „Räzel" gedruckt ist.

Die durch Ew. Excellenz uns gnädigst gegönnten Doppelexemplare der großherzoglichen Bibliothek sind bestens angekommen und sage im Namen der Bibliothek den unterthänigsten Dank mit Bitte, das alte gnädige Wohlwollen auch für die Zukunft zu bewahren.

Mündlich ist mir auch durch einige Senatoren die Nachricht zugekommen, daß der Bibliothek 1000 Rthlr. zur Anschaffung von Büchern von den Höchsten Erhaltern verehrt worden sind. An die Bibliothek selbst ist aber keine Anzeige deshalb gelangt, wenn ich nicht den Auftrag dahin rechne, in einzelnen Auctionskatalogen nachzusehen, ob gewisse Bücher auf unserer Bibliothek vorhanden sind. Doch scheint man privatim auch auf gewisse Wünsche des Bibliothekars Rücksicht nehmen zu wollen; ob es wirklich geschieht, weiß ich nicht. So viel ist indessen klar, daß man mit jeder Bereicherung der Bibliothek zufrieden sein kann und sich darüber freuen mag. Freilich wollen 1000 Rthlr. bei der Vielheit der Fächer, die versorgt sein wollen (Theologen und Juristen erhalten ein Drittel zusammen, die Mediciner und Philosophen jede Facultät für sich ein Drittel) nicht sehr bedeutende Unternehmungen gestatten.

Mögen Ew. Excellenz der Anstalt fortdauernd Ihre Gnade erhalten!

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 27. Octbr. 1829.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

muß ich leider eilig benachrichtigen, daß ich unter meinen Papieren wohl den deutschen Text des bekannten Gedichtes, aber den griechischen nicht finde und auch in dem Augenblicke mich nicht besinne, wo er zu suchen wäre; deshalb ich wünsche, Sie möchten geneigt sein, mir baldigst eine Abschrift zu senden, damit jener Scherz mit einiger Mannichfaltigkeit durchgeführt werden könne.

Auch in der Folge Ihre belebende Gegenwart wünschend und hoffend, unterzeichne mich hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

ergebenster Diener

Weimar, den 8. Novbr. 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

für die revidirten Bändchen verpflichteten Dank sagend, nehme mir die Freiheit ein neues beizulegen, mit Bitte demselben gleiche Gunst widerfahren zu lassen.

Auch ist der Stempel mit Serenissimi Chiffre beigefügt, mit dem Wunsch, daß es denselben zu gebrauchen öfters möge Gelegenheit geben.

Wollten Ew. Wohlgeboren unsern guten Dr. Weller veranlassen, daß er mir von seinem Befinden Nachricht gebe? Auch dieses werde dankbar erkennen.

hochachtungsvoll

ergebenst

Weimar, den 18. Novbr. 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

überſende hierbei den 26. Band der Werke. Außer dem auch in dieſem Bande beſtandenen hartnäckigen Kampfe mit dem Tübinger Corrector, der mit ſeltener Gelaſſenheit ſtatt „mannichfaltig, allmählich“ und anderen immer von Neuem „mannigfaltig und allmälig“ beſſert, unbekümmert ob er einer philologiſchen, pedantiſchen Seele damit eben ſo viele Herzkränkungen zufügt, als er q in den Text bringt, habe ich folgendes zu bemerken gefunden:

S. 45, Z. 2 (v. u.) iſt vielleicht „ergriff“ zu leſen.

S. 238, Z. 2 (v. u.) ſteht „Barth“, S. 260, 1 aber „Bahrdt“.

S. 260, Z. 15 ſcheint nach „wahr und“ ein Adverbium zu fehlen.

S. 271, Z. 14 verſtehe ich die Abbreviatur „L. B.“ nicht.

S. 332 iſt vielleicht „Bildner“ zu ſchreiben.

Zugleich ſende mit unterthänigem Danke die annali dell' instituto di corrispondenza archeologica wieder zurück. Es wäre ſehr ſchön, wenn wir dies Werk, welches ſo nothwendig iſt, um einigermaßen mit den in Italien fortwährend gemachten Entdeckungen im Gleichgewicht und Ueberſicht zu bleiben, für unſere Bibliothek acquiriren könnten. Unſere Facultäten mit ihren geſchenkten Athlrn. ſind aber für ſolche Dinge nicht zu gewinnen, weshalb ich es ganz Ew. Excellenz Gnade anheim ſtelle.

Mit der alten Verehrung

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 4. Decbr. 1829.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

Vorſchlag, den Bibliotheksdiener Liebeskind auch bei dem dortigen Muſeum als Diener anzuſtellen, hat nach den angeführten Umſtänden kein Bedenken und wird Denenſelben das Weitere hiedurch völlig überlaſſen.

Eine etwas umſtändlichere Reſolution ſoll, da doch dieſe Anordnung in unſer Geſchäft auf mehr als eine Weiſe eingreift, nächſtens erfolgen.

Ein ferneres Bändchen lege zu gefälliger Berückſichtigung bei, dem Autor fortgeſetzte Neigung und Theilnahme, dem Corrector Nachſicht wünſchend und erbittend.

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter Diener

Weimar, den 23. Decbr. 1829.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

überſende hierbei den ſiebenundzwanzigſten Band der Werke wieder zurück. Wie mich dieſe Reiſe immer von neuem und immer von anderer Seite anzieht, iſt nicht zu ſagen. Gar anmuthig iſt es auch, wie der Reiſende diesſeits der Alpen meiſt immer nach den Wolken, nach Wind und Wetter ſieht, während er ſich jenſeits gar herrlich mit der Erde beſchäftigt und höchſt ſelten vom Himmel ſpricht, während die Maſſe der Reiſenden nicht genug vom ſchönen italieniſchen Himmel erzählen kann. Und doch, glaube ich, läßt man ſeinen glücklichen Zuſtand auf dieſer göttlichen Reiſe den Himmel entgelten. Von mir muß ich ſagen, daß ich in Italien den Himmel höchſtens ein halbes Dutzend Mal angeſehen habe.

Der gute Münchener Corrector iſt in dieſem Bande doch wenigſtens vielſeitiger eigenthümlich geweſen. S. 10 hat er in der

bairischen Hauptstadt eine trojanische Säule aufrichten lassen; S. 27, S. 62, S. 89 hat er jambisch, jonisch mit Consequenz wieder eingeschwärzt. S. 13 ist Haquet geschrieben, S. 51 aber Hacquet. S. 69 scheint Bevilaqua zu schreiben; S. 121 findet sich der Plural Kerles und S. 211 ein „pythagoräisches Stillschweigen" gegen die griechische Wortbildung.

Dies ist das Wild, welches diesmal der Corrector in die italienische Reise hat einlaufen lassen. Mit großem Vergnügen sehe ich den folgenden Theilen entgegen.

Der ich mit alter Treue in Unterthänigkeit verharre als

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 9. Januar 1830.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

übersende hierbei den achtundzwanzigsten Band der Werke, nachdem ich ihn für den Abdruck der Octavausgabe durchgesehen. Außer dem Orthographischen unserer Sprache, welches ich nicht weiter durch Papierzeichen hervorgehoben, sondern stillschweigend corrigirt habe, war folgendes vielleicht der Beachtung werth:

S. 18 ist „Posilippo" geschrieben. Da dies nur eine cisalpinische Schreibart ist und weder der griechischen Etymologie noch der neapolitanischen Aussprache (Posilipo) angemessen, vielmehr durch eine seltsame Verirrung der Etymologie zur helikonischen Aganippe entstanden, so möchte es rathsam sein Posilipo drucken zu lassen. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen des Triumphes eines sehr gescheuten Neugriechen Manuzzi, der aus Neapel nach Rom zurückkam und berichtete, kein Neapolitaner wisse in der Aussprache des Posilipo etwas vom doppelten p. „Wir Griechen," sagte er, „sind große Feinde des doppelten p; wir haben nur ein einziges Wort in unserer alten Sprache, wo es wirklich legitim

ist: das ist ἀπύω: aber darum glaube ich auch, daß es kein echt griechisches ist, vielmehr den Thessaliern von halben Barbaren zugekommen".

S. 26 scheint mir „sputen" sicherer als „spuden".

S. 38 schr. „zu mir" statt „bei mich".

S. 68 fehlt eine Sylbe

S. 91 ein Wort.

S. 136 schr. „il Cassaro".

S. 158 schr. „Salemi".

S. 168 ist „hier" einmal zu viel.

Noch habe ich einen Auftrag und eine Bitte von Seiten des archäologischen Instituts in Rom an Ew. Excellenz. Professor Gerhard hat beides in diesen Tagen an mich gerichtet: das Institut wünscht nemlich gar sehr, Ew. Excellenz unter die Ehrenmitglieder aufnehmen zu dürfen, und erbittet sich dazu die gnädige Erlaubniß. Zugleich hegt es die Hoffnung, Ew. Excellenz werden das Institut für die annali durch irgend einen Artikel über ein antikes Kunstwerk erfreuen, den es gern mitten in Rom in vervönter deutscher Sprache abdrucken zu lassen wünscht. Darf ich Herrn Professor Gerhard erfreuliche Hoffnung machen?

Mit der alten Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 29. Januar 1830.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

übersende, mit immer neuem und gesteigertem Dank, den 29. und 30. Theil meiner Werke, wobei ich die Förderniß der gegenwärtigen Lieferung bestens anzuerkennen habe, da man in Augsburg mit der Octavausgabe nunmehr schneller vorzurücken gedenkt.

Sodann bemerke, daß alles, was mir von Seiten des archäologischen Instituts zu Rom bis jetzt vorgekommen ist, meine Hochachtung für dasselbe begründen mußte, und indem ich für die gefälligen Mittheilungen danke, darf ich wohl aussprechen, wie ich mir es für eine Ehre schätze, unter ihre Verbündeten aufgenommen zu werden. Find' ich einen Gegenstand, den ich der Aufmerksamkeit der vorzüglichen Archäologen würdig achte, so werde ich gern irgend einen kleinen Aufsatz übersenden, ob ich gleich mir in diesem Fache wenig zutraue, in welchem die verschiedensten Ansichten recht zu Hause zu sein scheinen, deshalb ich mich denn auch wohl nur anfragend werde verhalten können.

Würden Ew. Wohlgeboren mir nunmehr die abgeschlossenen Tagebücher des vorigen Jahres herüberſenden, so würde dadurch eine doppelte Unterhaltung finden, indem mir zugleich der regelmäßige Gang eines wohlgeordneten Geschäftes und die geistreichen Bemerkungen des würdigen Vorgesetzten zur Freude gereichten.

Möge ich nächstens dem Vergnügen Ihres werthen Besuchs entgegensehen.

ergebenst

Weimar, den 27. Januar 1830.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

sage einen dreifachen unterthänigen Dank: erstens für die Gewährung der Bitte des archäologischen Instituts in Rom, zweitens für die neuen fünf Bände der Werke, drittens für die gnädige Gestattung, Bücher für eine bestimmte Summe der hiesigen Bibliothek auf eigene Gefahr anschaffen zu dürfen. Diese letztere Erlaubniß ist mir besonders wegen Auctionen sehr willkommen, wo man oft um Geringes ein sehr gesuchtes Buch erhalten kann.

Die durchlauchtigsten Erhalter haben mich ohne Veranlassung von meiner Seite zum Beisitzer der philosophischen Facultät und zum Mitgliede des akademischen Senates „mit Sitz und Stimme"

ernannt, jedoch mit der Bedingung, keinen Theil an den Emolumenten eines Fakultätsmitgliedes nehmen zu dürfen. Es ist mir dies um der Bibliothek willen angenehm, die ich wenigstens auf diese Weise überall nach Kräften vertreten kann. Sonst möchte aus dieser Ehre, wie mir der Nutzen davon versagt ist, auch kein absonderliches Vergnügen resultiren.

Die Tagebücher werden nächster Tage erfolgen.

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 31. Januar 1830.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

hätte schon längst den 29. Band der Werke übersendet, wenn nicht ein heftiges Katarrhalfieber mir die ganze vorige Woche verdorben hätte; ich muß daher um Verzeihung bitten wegen der Verspätung.

S. 90, Z. 2 (v. u.) wird eines französischen Architekten „Casas" gedacht. Wir haben neuerdings durch Ew. Excellenz Güte Bruchstücke einer Reise in den Orient erhalten, in deren Abbildungen einige S. 91 beschriebene Ansichten nicht zu verkennen sind. Hier aber wird der Zeichner Cassas genannt. Sollten wir nicht auch das doppelte s aufnehmen?

S. 162, Z. 7 (v. u.) lies Cavo statt Caro.

Der ganze Band hat mich auf das Höchste angezogen, und wenn der Theil selbst, dieser zweite Aufenthalt in Rom, nicht so künstlerisch, und ich möchte sagen biographisch, abgeschlossen wäre, so würde man den Wunsch nicht unterdrücken können, noch mehr, z. B. über den Aufenthalt in Florenz zu lesen. Aber das wird, nach der ganzen Anlage dieses Theiles, wohl nicht zu hoffen sein.

Der 39. Band nebst den Tagebüchern folgt, sobald ich nur etwas wieder im alten Geleise sein werde.

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 15. Februar 1830.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

erhalten hierbei den 39. Band der Werke. Was ich dabei im einzelnen zu bemerken fand, ist folgendes:

S. 152 und 154 ist „Igel" geschrieben, früher aber Ygel: ich habe daher die beiden andern Male auch das Y hergestellt.

S. 204 muß es wohl „Heinse" heißen.

Das übrige habe ich nicht weiter hervorheben wollen, weil es zu dem gewöhnlichen Philologischen gehört, worin Ew. Excellenz mir Vollmacht gegeben haben.

Mit großem Vergnügen habe ich diese Tage die übrigen Bände des Briefwechsels zwischen Ew. Excellenz und Schiller gelesen. Briefe so bedeutender Naturen sind ein vollkommenes Drama par distance und charakterisiren weit lebendiger und bedeutungsvoller als irgend eine weitläufige Charakteristik. Das Alterthum hat nichts dergleichen; denn Ciceros Briefe geben höchst selten etwas reciprokes und drehen sich um eine Masse der verschiedenartigsten Einzelheiten, während hier die Poesie der belebende Punkt ist, der auf die lebendigste Weise von allen Seiten beleuchtet wird. Auch wegen der unechten Briefe des Brutus ist mir daneben die Sammlung von Bedeutung gewesen; dort ist die Absichtlichkeit nicht zu verkennen, immer den Mann von der einen bornirten Seite darzustellen, von welcher man ihn zu kennen glaubt; in unserer Sammlung erscheinen dagegen beide Naturen wie vielfach geschliffene Steine.

Ich erlaube mir zugleich drei griechische Schriften beizulegen, deren Bearbeitung ich soeben vollendet. Die erste ist nach meiner Meinung ein Auszug aus einem größeren Werke des Aristoteles über Oekonomik, von Theophrast besorgt; das zweite gehört dem Inhalte nach eigentlich nicht zum ersten, denn es enthält allerlei Finanzspekulationen meistens niederträchtiger Art, selten honett, die nicht von Aristoteles herrühren; die dritte Schrift ist nur beigegeben, weil sie die Ansicht über die erste begründet; sie hat mir mehr Mühe gemacht als man ihr jetzt ansieht, denn ich habe überall, wo das herkulanische Feuer diesem porco epicureo die Borsten ausgebrannt hatte, neue hineinsetzen müssen.

Mit wahrer Freude habe ich aus dem Briefwechsel ersehen, daß Ew. Excellenz sich mit der aristotelischen Schrift über die Farben mit Wolf beschäftigt haben; es wäre schön, wenn Ew. Excellenz die Schrift einmal herausgäben, was am besten in Kunst und Alterthum geschähe: auf die verheißenen Emendationen freute ich mich königlich. Aber eine Uebersetzung?

Mit der alten Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger

Jena, den 25. Februar 1830.

K. Göttling.

Am heutigen Morgen konnte mir nichts angenehmer entgegen kommen als ein Schreiben von Ihrer werthen und verehrten Hand, unveränderten Sinn und Gesinnung darlegend und von Ihrer Wiederherstellung das beste Zeugniß ablegend. Möge sich Ihre Gesundheit bei dem herannahenden Frühjahr wieder vollkommen befestigen, zum Heil Ihrer Studiengenossen und Ihrer sämmtlichen Mitbürger, welche bei der Gefahr, in der Sie schwebten, Hochschätzung und Antheil auszusprechen nicht ermangelten, die an

Sie macht die Geberden als wenn ſie ausſtiege, den Fuhrmann bezahlte u. ſ. w.

Doctor.

Ja! ja! wir ſind nun angelandet.
Laß uns nur ſehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob jemand hier zu Hauſe ſey.

Er will nach der Thüre, Sc hält ihn ab.

Scapine.

Zurück! zurück! das iſt nun meine Sache!
Du wirſt noch immer früh genug
In dieſen hölliſchen Pallaſt
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an dieſen Schwellen
Erſt aus von meiner weiten böſen Reiſe.

Sie ſchiebt den Schemmel, worauf ſie ſich ſetzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.

Und du, bleib' hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlaſſen!

guten und gesunden Tagen eines werthen Mannes oft im Busen zurückbleiben.

Das bedeutende Büchlein, für welches ich schönstens danke, soll uns bei der nächsten Unterhaltung zum Texte dienen und mir Gelegenheit zu schönen Aufklärungen gewähren.

Da Sie nach einer Uebersetzung des griechischen Büchleins über Farben sich erkundigen, nehme ich mir die Freiheit meine gesammte Farbenlehre, besonders aber den zweiten Theil, Ihnen zuzueignen. Solcher Versuch findet sich darin, Wie ich denn gerade die ersten Kapitel über griechische und römische Aeußerungen in diesem den Augen so klaren, dem Sinne so schwierigen Fache bestens empfehlen möchte. Dem Kenner des Alterthums sind gewiß mehrere Stellen gegenwärtig, die über die Trefflichkeit der Anschauung eines unmittelbaren Denkens jener Zeit gewiß manchen erfreulichen Aufschluß geben; ich konnte nur mit Beihülfe des guten Riemers im Allgemeinen hinweisen, was und wie allenfalls etwas zu leisten wäre.

Die geneigte Fortsetzung Ihres Antheils an der Herausgabe meiner Werke gereicht mir zur größten Beruhigung. Es wäre doch recht hübsch, wenn wir die 40 Bände auf dem Repositorium zusammen stehen sähen; ich würde mit Dank anerkennen, was ich nicht hoffen durfte. Alles Gute!

treu ergeben

Weimar, den 27. Februar 1830.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

geneigtes Anerbieten, auf beikommende Zuschrift und Zusendung eine würdige Antwort zu bereiten, erkenne wiederholt dankbarlichst an. Form und Ausdruck Denenselben völlig überlassend, bemerke, was den Inhalt betrifft, unmaßgeblich nur soviel:

„Seiner eigenen Nation einigermaßen genützt und ihre Aufmerksamkeit verdient zu haben, ist schon ein glücklich erreichtes Ziel, aber auch die Wirkungen seiner Thätigkeit auf Auswärtige, Stamm- und Sprachverschiedene ausgedehnt zu sehen, ist als ein unerwartetes Glück zu schätzen.

Doch ich aber gegenwärtig mit dem verpflichteten Dank für die mir erwiesene Ehre zugleich der ansehnlichen Gesellschaft Glück wünschen könne, unter einem so erhabenen Fürsten Sicherheit und Ruhe gefunden zu haben und sich zu gründen und das vorzügliche Gute, was sich in ihrem Kreise hervorthut, zu fördern und zu bestätigen, dies gereiche auch mir zum besondern Vergnügen.

Nur thue es mir leid, in meinen hohen Jahren nicht einen thätigern Antheil an ihrem edlen Unternehmen beweisen zu können. Indessen lege man ein Blatt bei, welches die verlangte Notiz enthalte, und sei erbötig, nach Möglichkeit die Zwecke der ansehnlichen Gesellschaft im Auge zu behalten."

Verzeihung diesen Andeutungen, welche nun freilich durch Ihre Gefälligkeit und geprüftes Talent ganz anders zu mir zurückkehren werden.

Vorstehendes lag schon längere Zeit unter meinen nicht expedirten Papieren; Ihre so unerfreulich einfallende Krankheit hielt mich ab von alsbaldiger Absendung. Möge das Blatt jetzt nicht ungelegen kommen.

Auch die verlangten Notizen lege bei, damit sie gleichfalls in dem besten Latein sich Ehre machen. Wenn ich nach Verlangen jener Herren irgend einen würdigen Freund vorgeschlagen hatte, so werden Sie mir nicht verargen, wenn ich Ihren Namen bei dieser Gelegenheit aussprach. Welches ich, ohne Weiteres hinzuzufügen, absende, damit es nicht noch länger zurückbleibe, nur noch die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung hinzufügend.

ergebenst

Weimar, den 24. April 1830.

J. W. v. Goethe.

Vor allen Dingen habe meinen beſten Dank auszudrücken für das klaſſiſche Anſehn, das Sie meiner Erwiederung an die Warſchauer Societät haben geben wollen; ich werde damit auf eine ganz anſtändige Weiſe auftreten.

Wahrſcheinlich gehen heute zwei bedeutende Bücher von Seiten Großherzogl. Bibliothek an Dieſelben ab: das eine aſtronomiſche, als Geſchenk der Frau Großherzogin, wie es auch ſchon mit dem Stempel gehörig bezeichnet iſt; auf dieſes, als ein aſtronomiſches Kurioſum, haben Sie die Gefälligkeit den Inſp. Schrön aufmerkſam zu machen; das zweite, ein Heft der braſilian. Botanik, wäre mit dem Stempel Sereniſſimi zu zieren.

Möge mir der Wunſch bald erfüllt werden, Sie perſönlich zu begrüßen und mich Ihrer belehrenden Unterhaltung zu erfreuen.

ergebenſt

Weimar, den 26. Mai 1830.

J. W. v. Goethe.

Ew. Wohlgeboren

darf ich wohl wieder einmal mit einigen Bändchen zu geneigter Reviſion beſchwerlich fallen; es geben gerade dieſe für Ort und Zeit erfreuliche Erinnerungen. So rücken wir dem Ziele immer näher, und ich fahre fort Ihnen zu danken, daß Sie mich auf dieſem mitunter ſauren Pfade haben begleiten wollen. Die wackern Augsburger verſprechen mit der Oktavausgabe treufleißig nachzurücken, wodurch ſich denn alles ründet und abſchließt.

Meines Sohns umſtändliche Tagesblätter reichen ſchon bis Venedig; er ſieht ſich mit Einſicht und Sorgfalt nach allen Seiten um und zeigt ſich wirklich einer ſo ſchönen Wanderung vollkommen werth.

Noch eine Anfrage füge hinzu: wo iſt der alten Druckſchrift mediciniſchen Inhalts vom Ende des 15. Jahrhunderts gedacht?

Wobei die Frage aufgeworfen wird: ob die darin befindlichen Holzſchnitte von Mantegna ſeien oder nicht?

Alles Gute wünſchend und hoffend, beſonders Dieſelben auch bald wieder in Jena zu begrüßen

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebener Diener

Weimar, den 30. Juni 1830.

J. W. v. Goethe.

Ew. Excellenz

melde den Empfang der beiden Bändchen der Werke (XXXIV und XXXV) und beeile mich, die gewünſchte Nachricht über die Holzſchnitte nach Mantegna zu geben. Ich ſetze voraus, daß das beſagte Buch den Titel führt:

Hypnerotomachia Poliphili, ubi humana omnia non nisi somnium esse docet. Venet. Ald. MID. fol.

Ueber dieſes Buch ſagt Ant. Aug. Renouard: Annales de l'imprimerie des Alde. T. I. p. 51 Folgendes:

Les nombreuses gravures en bois, qui decorent ce livre, sont aussi singulieres que l'ouvrage même; et parmi beaucoup de sujets bizarres, elles en presentent quelques-uns du meilleur goût et d'une très riche ordonnance. Dans ma premiere edition j'ai dit, qu'elles paraissaient être faites d'apres les dessins d'Andrea Mantegna: des Italiens, bons connoisseurs en peinture et surtout en état de discerner la manière des divers peintres de l'Italie, sont d'avis, qu'on doit les attribuer à Giovanni Bellino, peintre vénitien, dont le nom est peut-être indiqué par la lettre b., qui se voit dans la gravure du sixième feuillet du cahier A. Quant à l'opinion de ceux, qui attribuent ces dessins à Raphaël, elle est d'autant plus

mal fondée que cet artiste, né en 1483, était trop jeune encore pour les avoir exécutées.

Doch macht mich die Bemerkung Ew. Excellenz irre, daß die alte Druckschrift „mediciniſchen Inhalts" ſei; ich habe ſie noch nie geſehen und bin ſehr begierig darauf.

Ew. Excellenz werden ſich ſchon mit uns gefreut haben, daß Se. Königliche Hoheit der Großherzog zum Andenken an das Jubelfeſt der Augsburgiſchen Confeſſion unſerer Bibliothek die Summe von 100 Dukaten zu ſchenken geruht haben zur Anſchaffung von Büchern, die auf die Kirchengeſchichte Bezug haben. Vorige Woche iſt das Benachrichtungsſchreiben an den akademiſchen Senat gelangt.

Mit der frohen Hoffnung, Ew. Excellenz bald wieder in unſern jenaiſchen, jetzt durch wildes Waſſer etwas beſchädigten Mauern zu ſehen, verharre in alter Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 2. Juli 1830.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

habe die Ehre den 34. und 35. Band der Duodezausgabe der Werke zu überſenden.

Außer den Aenderungen, über deren Nothwendigkeit ich ſicher war und die ich deshalb hier nicht weiter angeben will, iſt mir noch folgendes bemerklich geworden:

XXXIV S. 188 ſcheint es wohl Pentakel heißen zu müſſen.

XXXIV S. 170 ſtatt „vor" lies „um".

XXXIV S. 145 iſt mir nicht ganz klar, wie Cellini ſagen konnte, er habe den Kriegsnamen „Cechin der Pfeifer" auf ſeines Bruders Grabmal ſetzen laſſen, da auf dem S. 145 gegebenen Epigramm von einem ſolchen Beinamen noch gar nicht die Rede iſt.

XXXV S. 153 ſcheint doch wohl „Uuformen“ für „Uniformen“ zu leſen.

XXXV S. 92 heißt es wohl „dein Name“ ſtatt „ſein Name“.

Bei dieſem herrlichen Wetter haben wir immer gehofft, daß Ew. Excellenz uns wieder einmal die Freude Ihres Beſuches gönnen werden, beſonders da die hindernde Unpäßlichkeit gänzlich wieder vorüber iſt. Man lernt doch eine ordentliche Hitze recht ſchätzen, wenn man bedenkt, wie ſie doch ſtets etwas belebendes hat, während die elende Kälte einem alles lähmt und zu Grunde richtet. Unſere italieniſchen Reiſenden ſind ſehr glücklich zu ſchätzen, daß ihnen auf der Inſel des Helios die Sonne jetzt doppelt zu Gute kommt. Seit ich in Italien war, habe ich die Hitze lieb gewonnen, ſie gibt uns, wenn wir die Augen zuthun, doch immer die ſinnlichſte Erinnerung an das geſegnete Land.

Um auch unſerer Bibliothek etwas von der Wärme zu Gute kommen zu laſſen, habe ich aus alten Drahtgittern, die ſonſt in die Fenſter der buderiſchen Bibliothek geſetzt wurden, eine Vorſetzthüre für den unteren Hauptſaal unſerer Bibliothek zuſammenſetzen laſſen, ſo daß nun Zug und Wärme auf das Beſte hineinſtrömen kann. Der untere Saal bedurfte um ſo mehr einer Hülfe, als er, wie mich dünkt, an Empfänglichkeit für das Feuchte mehr und mehr zugenommen hat ſeit jenen bedeutenden Regengüſſen.

Mit der alten Ehrerbietung und Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 4. Aug. 1830.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

überſende hierbei Rameaus Neffen wieder zurück, der mich höchlich ergötzt hat. Was ſind alle Kapellmeiſter Kreißler mit ihrem tiefſinnigen Humor gegen dieſen muſikaliſchen Paraſiten, der ſich uns

wie die Pole eines Magnetes bald zu bald abkehrt! Auch die Aufklärungen am Schlusse sind höchst anziehend und nicht am wenigsten der Brief Voltaires an Palissot. Bei diesem scheint eine tüchtige Zurechtweisung allerdings weit passender, als sie gegen Aristophanes gewesen wäre, der bei seinem Angriff auf die athenischen Philosophen wahrlich keinen persönlichen Groll hegte, wie Palissot, sondern aus echter Vaterlandsliebe gegen den zu Felde zog, gegen welchen selbst Rameaus Neffe aufgebracht ist.

Ich habe in dem Bändchen außer dem gewöhnlichen Orthographischen nur etwa folgendes zu bemerken:

S. 104 steht zweimal Fourbum imperator. Sollte man nicht regelmäßiger Fourborum oder wenigstens Fourbum flectiren? Solches Küchenlatein nimmt sich, gesetzmäßig flectirt, noch besser aus.

S. 132 habe ich einige Parenthesen hergestellt, welche nöthig schienen.

S. 206 ist wohl l'Espinasse zu ändern.

Wie sehr habe ich mich gefreut, die Bekanntschaft des Herrn Hofraths Meyer hier gemacht zu haben. Ich habe mich stets gescheut, ihn in Weimar aufzusuchen, weil ich als Archäolog ihm gar nichts sein konnte, und so ist es mir ein um so größeres Vergnügen gewesen, ihm meine Hochachtung bezeugen zu können. Er wünschte sehr, unser kleines Münzcabinet wieder zu sehen, allein ich konnte ihm nicht zu Diensten sein, weil es noch seit meiner Installirung unter doppeltem Siegel liegt.

In treuester Anhänglichkeit verharre

Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

Jena, den 12. Sept. 1830.

K. Göttling.

Ew. Excellenz

sage meinen und der Bibliothek unterthänigsten Dank für die gütige Ueberſendung des Bildes, welches in vortrefflichem Stande geſtern wohlbehalten auf der Bibliothek angelangt iſt. Ich habe ſo viel ſchlimme Urtheile vorher, ehe ich es geſehen, darüber vernehmen müſſen, daß ich eine wahre Freude darüber gehabt habe und noch habe; der Kopf iſt ſchön und ſomit gehört ſchon das Bild nicht unter die *ἀμορφα κείμενα* der Unterwelt. Wir haben es gleich, wie den Peplus der Minerva auf der Akropolis von Athen, auf der ganzen Bibliothek umhergetragen, um einen paſſenden Ort dafür zu finden, und glauben ihn in dem kleinen Zwiſchenzimmer zwiſchen dem Saale der buderiſchen Bibliothek und dem philoſophiſchen Saale gefunden zu haben, nicht weit von dem Platze, wo Ew. Excellenz eine große Breſche in das philoſophiſche Auditorium gelegt haben, die noch jetzt uns als vortreffliche Thür dient. Da, in der Niſche einer früher gangbaren Thüre, die nicht mehr geöffnet wird, ſteht das Bild jetzt und paßt ganz vortrefflich, wenn es auf zwei mit grünem Tuche beſchlagene Stufen zu ſtehen kommt. Ew. Excellenz werden uns hoffentlich bald ſelbſt beglücken, um zu entſcheiden.

Zugleich nehme ich mir die Freiheit, Ew. Excellenz zwei kleine Bücher von mir zu überſenden: nämlich eine Ausgabe des Heſiodus, die ſchon lange von mir vorbereitet worden, und eine engliſche Ueberſetzung eines trockenen Buches, welches in der neuen Form vielleicht eher genießbar iſt als in der alten.

Mit alter Treue

Ew. Excellenz

unterthäniger Diener

Jena, den 17. Juni 1831.

K. Göttling.

Ew. Wohlgeboren

von uns entfernt und in jenen Kloſtermauern, wenngleich als Abt, zu denken, fiel mir ganz unmöglich, und da gleiche Geſinnung der höchſten Behörde mir bekannt war, ſo konnte ſich mir nichts angenehmer ereignen, als indem ich mich in dem Falle fand zu Ihrer Erhaltung, Beruhigung und bequemern Stellung beitragen zu können.

An Ihrer ſchönen Thätigkeit freue ich mich um ſo mehr und genieße mit Ihnen eines günſtigen Augenblicks, da ich auf eine Folgezeit von Jahren für ein Geſchäft geſorgt ſehe, das mir ſo ſehr am Herzen liegt.

Möge die Witterung Sie auf der zu unternehmenden Fahrt begünſtigen und ich bei Ihrer Rückkehr Sie als erfriſcht und neugeſtärkt begrüßen.

Kaum darf ich hinzuſetzen, wie ſehr mich die freundlich glänzende Feier meines Tages auch in Abweſenheit gerührt hat.

Das Beſte in froher Thätigkeit auf die bevorſtehenden Wintermonate wünſchend und mich zu geneigtem Andenken beſtens empfehlend

hochachtungsvoll

ergebenſt

Weimar, den 5. September 1831.

J. W. v. Goethe.

Doctor

indem er vergebens verſucht zu entkommen.

Wie komm' ich zur Thüre?
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:

Aber ich verliere,
Was ich auch erſinne;
Wenn ich ſie nicht betrüge,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Plutons Reich zu ſeyn,
Vor ſeiner Thür zu ſitzen und zu ruhen.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir 'was poetiſches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich ſtelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die in's Haus gehören,
Wird ſie den Eingang nicht verwehren.

Goethe's und Carlyle's

Briefwechsel.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hert
(Besser'sche Buchhandlung).
1887.

Einleitung.

Als Thomas Carlyle im Jahre 1824 zum ersten Mal an Goethe schrieb, dem er seine Uebersetzung der Lehrjahre übersandte, war er selbst 28 Jahre alt: ein Mann, von dem es unter seinen Freunden feststand, daß sein ernster, stolzer, leidenschaftlicher Geist zu Außergewöhnlichem berufen sei; der englischen Nation war sein Name unbekannt. Seine erste Kindheit hatte er in seiner Heimath im südlichen Schottland verlebt, im Kreise seiner Familie — einer Handwerkerfamilie — unter wortkargen, frommen, warm an einander hängenden Menschen: dann auf der nahen Grammar School, deren Bild von ihm im Hinterschlag-Gymnasium des Sartor Resartus mit seinen großen und kleinen Leiden verewigt worden ist. Auf die Edinburger Universitätszeit folgten Jahre des ungewissen, vergeblichen Suchens nach einer festen Richtung des äußeren Lebens und zugleich leidenschaftlichen inneren Gährens, Stürmens und Drängens, dunkler Kämpfe, die sein ruheloser in sich verschlossener Geist um die Grundlagen seines Denkens und Glaubens mit sich selbst kämpfte. Es waren die Seelenzustände, die er in dem Buch von „dem Leben und den Lehren des Herrn Teufelsdröckh" geschildert hat: wie er sich einsam und elend, sich selbst ein Räthsel, inmitten einer düstern Welt erschien, die „ohne Leben, ohne Ziel, ohne Wollen, ja selbst ohne Feindschaft, wie eine riesenhafte, todte, unermeßliche Maschine in ihrer todten Gleichgiltigkeit fortrollt,

um mich Glied für Glied zu zermalmen.[1])" In dieſen Zeiten, um das Jahr 1819, war es, wo die deutſche Literatur ihm zuerſt nahe trat. „Ich erinnere mich noch wohl", ſchrieb er faſt funfzig Jahre ſpäter, „wie die Bogen von Schiller's Werken in Mainhill ankamen" — auf dem einſamen Gehöft von Mainhill, wo ſein Vater damals lebte — „und wie ungeduldig ich wartete, bis der Buchbinder von Annan ſeine Arbeit an ihnen gethan hatte . . . Schiller und Archenholz' Siebenjähriger Krieg waren meine erſten wirklichen deutſchen Bücher." Bald wandte er ſich dem Studium Goethe's zu; er las Wilhelm Meiſter. Der Roman erweckte ihm, wie er ſpäter erzählte[2]), ſehr gemiſchte Empfindungen, „während er doch nicht anders konnte als fühlen, daß hier eine größere Einſicht in die Elemente der menſchlichen Natur und eine poetiſch vollkommenere Combination derſelben zu finden war, als in der ganzen übrigen belletriſtiſchen Literatur unſrer Generation." „Es ſteht mir noch vor Augen," ſchrieb er 1866[3]), „wie ich das Buch ausgeleſen hatte und auf die leeren Straßen von Edinburg hinauslief — in einer Sonntagsnacht, einer windſtillen, ſchottiſchen Nebelnacht —: groß wahrlich, harmoniſch aufgebaut, weitblickend, weiſe und wahr; wann ſeit langen Jahren, faſt kann ich ſagen, wann in meinem Leben habe ich ſolch ein Buch geleſen?" Auf dieſes ſein Bekanntwerden mit der Poeſie Goethe's führt er ſelbſt es zurück, daß jene

[1]) Carter Reſartus. Siehe auch den Brief an Goethe, unten S. 19.

[2]) In dem Aufſatz über Goethe's Werke, der kurz nach Goethe's Tode erſchienen iſt.

[3]) In den Erinnerungen an Irving.

Zeiten der Zerrissenheit und der Verzweiflung für ihn ein Ende nahmen. „Ihre Werke," schrieb er 1827 an Goethe[1]), „sind mir ein Spiegel gewesen; unerbeten und ungehofft hat Ihre Weisheit mir Rath gebracht, und so sind Friede und Gesundheit der Seele aus der Ferne bei mir eingekehrt." Und hiermit ist auch der Ort bezeichnet, den ihm Goethe im Leben des Jahrhunderts einzunehmen schien, wie er ihn in seinem eignen Leben einnahm. Sein ganzes Denken in dieser Zeit — auch die Briefe an Goethe legen davon auf Schritt und Tritt Zeugniß ab — wurde von der Vorstellung eines ungeheuren, die Welt erfüllenden Kampfes zwischen Zweifel und Glauben beherrscht. Was Goethe war, schien er ihm vor Allem durch die Thaten zu sein, die er in diesem Kampfe gethan; er war ihm zuerst und vornehmlich nicht der Dichter, sondern der Lehrer der Weisheit, der „ein tolles, von Zweifelsucht, Uneinigkeit und Verzweiflung erfülltes Universum gefunden und es in ein weises Universum des Glaubens, des Wohlklangs, der Ehrfurcht verwandelt hat."

Wenn Carlyle so dachte, oder wenn er sich doch diesen seinen späteren Gedanken immer mehr näherte — trotz mancher Verstimmung, in die er gelegentlich durch „Schiller's und Goethe's tödtlich ermüdendes Gerede über das Wesen der schönen Künste" versetzt wurde[2]) —, so mußte sich ihm die Aufgabe von selbst aufdrängen, der eignen Nation den Zugang zu dieser ihr so fremden Welt, der Poesie Goethe's und

[1]) Siehe unten S. 19.

[2]) Man vergleiche die Aufzeichnungen aus dem Jahre 1823, die Froude, Th. Carlyle, a history of the first forty years of his life, I, 196 mitgetheilt hat.

der ihn umgebenden deutschen Dichter zu eröffnen. So steht im Vordergrunde unter den ersten Arbeiten Carlyle's — sie erschienen noch ohne den Namen, der später jedem seiner Werke, so weit die englische Sprache reicht, ein solches Gewicht verliehen hat — eine Reihe von Essays und größeren Werken, die sich mit der deutschen Literatur und mit Goethe insbesondere beschäftigten. Carlyle hatte für das London Magazine eine Serie von Aufsätzen versprochen, in welchen „Bilder von Männern von Genie und Charakter" entworfen werden sollten. So entstand als erstes Glied dieser geplanten Serie das Leben Schiller's[1]; es entstand ferner, noch ehe jene Arbeit zu Ende geführt war, eine Uebersetzung der Lehrjahre. Carlyle's Tagebücher zeigen, wie er „in Tagen der Qual und Finsterniß", sich diese Arbeiten abzwang, körperlich leidend, seine Lebenskraft für erschöpft haltend, seufzend über die Unzulänglichkeit seines Könnens, während er dann wieder — in einem Brief an seinen Bruder John — beim Styx schwört, daß „zwei Burschc aus einem namenlosen Flecken in Annandale der Welt noch zeigen sollen, was in den Carlyles steckt." Von London aus, das er damals zum ersten Mal sah, schickte Carlyle ein Exemplar der übersetzten Lehrjahre an Goethe: der Brief, von dem diese Sendung begleitet war, und die kurze, freundliche Antwort Goethe's eröffneten die Correspondenz, die dann etwa zwei und ein halbes Jahr ruhte. Die Zwischenzeit hatte jene Frau, die als dritte Hauptperson des Briefwechsels in demselben hervortritt, mit Carlyle verbunden: im Oktober

[1] Es erschien im London Magazine 1823—24, als separates Werk anonym 1825.

1826 hatte er sich mit Jane Welsh vermählt, der schönen, hochbegabten, aufopfernden Gefährtin seines Lebens. Die literarischen Neigungen von Miß Welsh hatten schon fünf Jahre vorher Carlyle zuerst mit ihr zusammengeführt, und durch diese Jahre der Kämpfe, welche die beiden leidenschaftlichen Naturen mit einander und mit der umgebenden Welt zu bestehen hatten, ehe sie sich verbinden konnten, hatte sich vielfache gemeinsame Beschäftigung mit Goethe und der deutschen Literatur hindurchgezogen: sehr wenig zur Zufriedenheit von Leuten wie ihrem gemeinsamen Freunde Edward Irving, der von dem Einfluß „von Schiller's und von Goethe's und der übrigen adligen Herren von der deutschen Literatur“ [1]) eine Verwirrung der sittlichen Begriffe, die Entfernung der Freundin aus der „Sphäre der Sympathien redlicher, dem Heimathlande treuer Menschen“ befürchtete. Die Aufnahme, welche die von Carlyle ihr nahe gebrachten deutschen Dichtwerke bei Jane Welsh fanden, war übrigens im Anfang keineswegs eine sehr warme; als sie während des Druckes des von ihm übersetzten Wilhelm Meister die Druckbogen empfing, lehnte sie es durchaus ab, sich für das Werk zu interessiren [2]). Carlyle gab ihr Vieles von dem, was sie gegen dasselbe zu sagen hatte, zu. „Als Roman“, schrieb er, „ist das Werk nahezu werthlos. Außer Mignon, die Dich vielleicht doch rühren wird, ist keine Figur darin, für die man sich irgend erwärmen kann. Aber durch seine Weisheit, seine Beredsamkeit, seinen Witz und selbst seine Thorheit und Langweiligkeit interessirt mich das Buch sehr, beim zweiten

[1]) Froude I. 135.
[2]) Froude I. 211 u. folg.

Lesen viel mehr als beim ersten. Kein Buch in den letzten sechs Jahren hat mir so viele Gedanken gegeben. Ueber zehn Jahre wird Goethe Dir lieber sein, als jetzt. Es wäre ein Jammer, wenn der Mann bei uns unbekannt bliebe. In England hat man in den letzten Jahren von ihm zu reden angefangen, aber noch ist uns kein Licht über ihn gebracht worden: ‚kein Licht, nur sichtbar Dunkel rings umher.' Die Sylben Goethe erwecken eine so unbestimmte, ungeheure Vorstellung wie die Worte Gorgo oder Chimäre." Der Briefwechsel zeigt, wie richtig Carlyle die Aenderung von Jane's Stellung zur Goetheschen Poesie vorausgesagt hatte.

Die ersten anderthalb Jahre ihrer Ehe (bis zum Mai 1828) lebten Carlyle und seine junge Gattin in Edinburg: von dort her sind die Briefe III. VI. IX. XII. an Goethe gerichtet worden. Der letzte dieser Briefe kündigt an, daß sie in Craigenputtock, „ihrem kleinen Besitzthum, in den Bergen siebzig Meilen südlich von Edinburg" ihren Aufenthalt zu nehmen im Begriff ständen: und dies weltabgeschiedene Gehöft von Craigenputtock bei Dumfries ist es nun, das wir zu dem größeren Theil der Correspondenz als den Ort, von dem aus die Briefe und Bücherſendungen nach Weimar gingen und kamen, uns zu denken haben. Carlyle selbst hat Goethe jene anschauliche Beschreibung dieses „einsamsten Fleckens in Britannien" gegeben[1]), welche Goethe für werth hielt, in seinem Vorwort zu Carlyle's Leben Schiller's, begleitet von einem das Haus von Craigenputtock darstellenden Titelkupfer, ihren Platz zu finden.

[1]) Siehe unten S. 61—63.

Dort lebten die Beiden sieben Jahre lang in jenem dürftigen Hause auf dem kleinen Flecken grünen Landes zwischen Sumpf und Haide, durch weite Entfernungen von allem Verkehr getrennt, wo Mrs. Carlyle das Brod, das sie aßen, backen, die Zimmer reinigen und oft genug die Kühe selbst melken mußte. Er unterdessen, bald glücklich über die Stille und Einsamkeit, bald wieder die „Teufelshöhle" von Craigenputtock verwünschend, konnte frei und ungestört den Geist auf seinen selbstgeschaffenen, kühnen Bahnen umherschweifen lassen und für das, wovon ihm die Gedanken voll waren, vor Allem für seine Funde in den Schachten der deutschen Literatur, Genossen seines enthusiastischen Glaubens werben in Essays voll Leben und markigen Nachdrucks: über Goethe und sein Helenagedicht, über Jean Paul, über Heine, bald auch über die alte Zeit, über die Nibelungen. Die Erfolge beim englischen Publicum ließen auf sich warten. Der ihm persönlich befreundete Jeffrey, Herausgeber der Edinburgh Review, in welcher mehrere jener Aufsätze erschienen, schrieb ihm, so sehr er das Talent bewundere, das sich in dem Artikel über Goethe zu erkennen giebt, so überzeugt sei er doch von der Thorheit dieses Götzendienstes. „Ich sage Ihnen mit ruhiger, voller Gewißheit voraus, daß Ihre Sache hoffnungslos ist, und daß England Ihre deutschen Götter nie bewundern oder auch nur ertragen wird . . . . Sie verdecken ein wenig durch Ihren Geist und Ihre Beredsamkeit die langweiligen Extravaganzen und den abgeschmackten Dunkel jener Leute. Sobald sie in ihrer wahren Gestalt erscheinen, wird Jeder lachen. Ich wünsche dringend Sie von dieser foeda superstitio zu erretten." Ein Publicum, für welches

Er kommt auf allen Vieren, knurrt und beißt sie an.

Wau! Wau!
Mach Platz,
Mein Schatz,
Es gibt Verdruß!

Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß in's Haus,
Ich bin der Cerberus.

Da er ihr zu nahe kommt, gibt sie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.

Scapine aufstehend.

Der Doktor fährt auf und in die rechte Ecke.

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten soll.
Ja! ja du Bösewicht,
Dein Maß ist voll!
Hervor mit dir, sie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürst.
Es sind so viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirst.

Jeffrey eine Autorität erſten Ranges war, konnte denn auch in ſeiner Aufnahme der Carlyle'ſchen Arbeiten ſich nicht anders als zurückhaltend zeigen. Um ſo wichtiger mußte ihm der warme Empfang ſein, welchen ſein Bemühen, zwiſchen Deutſchland und England literariſche Brücken zu ſchlagen, in Deutſchland fand. Auch ehe der Briefwechſel Goethe's und Carlyle's an's Licht gekommen iſt, wußte man, wie Goethe in dem unbekannten jungen Schotten, lange ehe in England ſein Name genannt wurde, „eine moraliſche Macht von großer Bedeutung" erkannt hatte. „Es iſt in ihm viel Zukunft vorhanden," äußerte er ſich zu Eckermann, „und es iſt gar nicht abzuſehen, was er Alles leiſten und wirken wird[1]". „Und wie iſt es ihm Ernſt!" ſagt er ein andresmal[2], „und wie hat er uns Deutſche ſtudirt! Er iſt in unſrer Literatur faſt beſſer zu Hauſe als wir ſelbſt; zum wenigſten können wir mit ihm in unſern Bemühungen um das Engliſche nicht wetteifern. Der Aufſatz[3] iſt mit einem Feuer und Nachdruck geſchrieben, daß man ihm wohl anmerkt, daß in England noch viele Vorurtheile und Widerſprüche zu bekämpfen ſind." Wie Goethe dann öffentlich durch ſeine Beſprechungen des Life of Schiller und der German Romance, vor Allem aber durch ſeine Vorrede zur deutſchen Ausgabe von Schiller's Leben ſein warmes Wohlgefallen an den Arbeiten Carlyle's und die Hoffnungen ausgedrückt hat, die ſie ihm im Hinblick auf ſeine Idee einer Weltliteratur einflößten, Alles dies iſt

[1] Eckermann III, 123 (25. Juli 1827). Vgl. noch beſonders I, 255 fg. (15. Juli 1827).

[2] Eckermann II, 22 (11. October 1828).

[3] Der Eſſay über Goethe (1828).

bekannt genug, aber es tritt erſt jetzt in ſeinen vollſtändigen Zuſammenhang durch das klare und ſchöne Bild, das uns die Briefe von der wohlwollenden Theilnahme Goethe's an dem Leben des jungen Freundes vor Augen ſtellen und davon, wie das Ehepaar in dem einſamen Hauſe in Schottland mit ſeinen Gedanken in Weimar weilt, und wie die Beiden „ihren Propheten lieben und verehren".

Durch eine Reihe der ſpäteren Briefe gehen Andeutungen Carlyle's über ein „ſeltſames, geſtaltloſes Unternehmen," mit dem er beſchäftigt ſei: ein achtloſes Hinwerfen von Farben auf die Leinwand, kein Gemälde — „woran ich arbeite", ſchrieb er damals an ſeinen Bruder, „iſt das ſonderbarſte Ding von der Welt. Ein höchſt eigenthümliches Buch, verſichere ich Dich. Es blickt vom Himmel zur Erde und wieder zurück in ſeltſamem ſatiriſchem Wahnſinn." Es war der Sartor Reſartus, das Buch von den Kleidern und von dem, was die Kleider in der Welt bedecken: ein chaotiſches Abbild des Chaos, das in dieſer tiefen, heißen Seele wogte. Sollte daraus je, ſchrieb er an Goethe, ein Buch werden, ſo würde es an einem Exemplar für Weimar nicht fehlen. Als Carlyle das Manuſcript des Sartor vollendet hatte, ging er auf ſechs Monate nach London, um für die Herausgabe deſſelben, zunächſt vergeblich, Mittel und Wege zu ſuchen. Auf dem Rückwege von dort erreichte ihn in Dumfries die Nachricht von Goethe's Tode.

Die Briefe Goethe's an Carlyle befinden ſich im Beſitz von Mrs. Alexander Carlyle [1]; ſie waren lange Jahre

[1] Mit der Ausnahme, welche in den Berichtigungen, S. 254 angegeben iſt.

verloren gewesen und wurden erst nach dem Tode Carlyle's bei der Ordnung seiner Papiere wiedergefunden[1]). Das Original dieser Briefe und eine mit der Erlaubniß J. K. H. der Großherzogin von Sachsen angefertigte Abschrift der im Goethe-Archiv befindlichen Briefe Carlyle's liegt der englischen, von Professor Charles Eliot Norton zu Cambridge, America, herausgegebenen Publikation des Briefwechsels (London, Macmillan, 1887) zu Grunde. Nach dieser Ausgabe sind die Briefe hier übersetzt bez. abgedruckt worden. Auch die dem Text hier und da beigegebenen ergänzenden Zuthaten und die Anmerkungen rühren größtentheils von Prof. Norton her: einige vom deutschen Uebersetzer gelegentlich hinzugefügte Bemerkungen von denen Norton's zu scheiden schien nicht wesentlich.

H. Oldenberg.

[1]) Vgl. über die Briefe und ihre Aufbewahrung Carlyle's eigne Aeußerungen, unten S. 253.

I. Carlyle an Goethe.

4 Myddelton Terrace,[1] Pentonville,
London, 24. Juni 1824.

Gestatten Sie mir, geehrter Herr, indem ich Sie um Entgegennahme dieser Uebersetzung[2] ersuche, Ihnen meinen aufrichtigen Dank für das auszusprechen, was ich im Verein mit vielen Millionen aus dem Original gewonnen habe.

Daß Sie der unvollkommnen Wiedergabe Ihres Werkes die Ehre erweisen werden, sie zu lesen, erwarte ich nicht; aber der Gedanke, daß ein Theil meines Daseins mit dem Dasein des Mannes in Zusammenhang gestanden hat, dessen Geist und Herz ich am höchsten bewundere, thut meiner Phantasie wohl: und ich will den gegenwärtigen Anlaß nicht versäumen, mit Ihnen, wenn auch nur in dieser entfernten und vorübergehenden Art in Verbindung zu treten. Vor vier Jahren, als ich Ihren Faust in den Bergen meines schottischen Vaterlandes las, konnte ich nicht anders als mir vorstellen, daß der Tag für mich kommen werde, an dem ich Sie sehen und vor Ihnen wie vor einem Vater das Leiden und Irren eines Herzens ausschütten dürfte,

[1] Das Haus Edward Irving's, in welchem Carlyle bei seiner ersten Ankunft in London (Anfang Juni) aufgenommen war.

[2] Die Uebersetzung der Lehrjahre (Wilhelm Meister's Apprenticeship, 3 Bände, Edinburg 1824).

deſſen Geheimniſſe Sie ſo von Grund aus zu begreifen ſchienen und ſo ſchön darzuſtellen wußten. Die Hoffnung, Ihnen zu begegnen, gehört noch zu meinen Träumen. Viele Heilige ſind aus meinem literariſchen Kalender getilgt worden, ſeit ich Sie zuerſt kennen lernte, aber Ihr Name ſteht noch darin in leuchtenderer Schrift als je. Daß Ihr Leben lange, lange erhalten bleibe, zum Troſt und zur Unterweiſung dieſer und künftiger Generationen, iſt das ernſte Gebet, geehrter Herr, Ihres ergebenſten Dieners

Thomas Carlyle.

P. S. — Da die Beförderung unſicher iſt, wäre eine Zeile darüber, daß Sie dies Packet erhalten haben, beſonders erwünſcht.

II. Goethe an Carlyle.

Wenn ich, mein wertheſter Herr, die glückliche Ankunft Ihrer willkommenen Sendung nicht ungeſäumt anzeigte, ſo war die Urſache, daß ich nicht einen leeren Empfangſchein ausſtellen, ſondern über Ihre mir ſo ehrenvolle Arbeit auch irgend ein geprüftes Wort beyzufügen die Abſicht hatte.

Meine hohen Jahre jedoch, mit ſo vielen unabwendbaren Obliegenheiten immerfort beladen, hinderten mich an einer ruhigen Vergleichung Ihrer Bearbeitung mit dem Originaltext, welches vielleicht für mich eine ſchwerere Aufgabe ſeyn möchte, als für irgend einen dritten der deutſchen und engliſchen Lite[ratur] gründlich Befreundeten. Gegenwärtig aber da ich eine Gelegenheit ſehe durch die Herren Grafen Bentinck gegenwärtiges Schreiben ſicher nach London

zu bringen, und zugleich beiden Theilen eine angenehme Bekanntschaft zu verschaffen, so versäume nicht meinen Dank für Ihre so innige Theilnahme an meinen literarischen Arbeiten sowohl, als an den Schicksalen meines Lebens hierdurch treulich auszusprechen, und Sie um Fortsetzung derselben auch für die Zukunft angelegentlich zu ersuchen. Vielleicht erfahre ich in der Folge noch manches von Ihnen, und übersende zugleich mit diesem eine Reihe von Gedichten, welche schwerlich zu Ihnen gekommen sind[1]), von denen ich aber hoffen darf, daß sie Ihnen einiges Interesse abgewinnen werden.

Mit den aufrichtigsten Wünschen
ergebenst,

J. W. v. Goethe.[2])

Weimar, 20. Octbr. 1824.

Carlyle schreibt an Miß Welsh, d. 20. Dezember 1824:

„Neulich in der Dämmerung erschien an meiner Thür der Lakai eines Lord Bentinck mit dem „Lakaienklopf" und übergab mir ein kleines, blaues Päckchen, für das er einen Empfangsschein von meiner Hand verlangte. Ich öffnete es mit einiger Hast und fand darin zwei kleine Schriften in schmuckem Einbande und — einen Brief von — Goethe! Denke Dir meine Freude:

[1]) Carlyle fügt einer Abschrift dieses Briefes die Bemerkung bei: Die „Reihe von Gedichten, die ich schwerlich geschrieben haben kann" sind ein Hefmaskenzug von ihm selbst und ein Exemplar von Versen eines gewissen Meyer an ihn zu seinem letzten Geburtstag und seiner Herstellung von einer Krankheit.

[2]) Die größeren Lettern am Ende von Goethes Briefen bezeichnen seine eigenhändige Unterschrift.

es war fast wie eine Botschaft aus dem Märchenlande; ich konnte kaum glauben, daß dies wirklich die Hand und Unterschrift jenes geheimnißvollen Wesens war, dessen Name seit dem Knabenalter wie eine Art Zauberwort meine Phantasie durchströmt hatte, dessen Gedanken in meinen reiferen Jahren fast mit der Eindrücklichkeit von Offenbarungen mir nahe getreten waren. Aber was enthält der Brief? Allerlei liebenswürdiges Nichts in einem einfachen, patriarchalischen Styl, höchst nach meinem Geschmack. Da er in einer Schrift geschrieben ist, die Du nicht lesen kannst, werde ich eine Abschrift machen und sie Dir zusammen mit dem Originale schicken, das Du als kostbarste Deiner literarischen Reliquien bewahren mußt. Nur die letzte Zeile und die Unterschrift sind von Goethe's Hand: ich höre, daß er beständig sich eines Amanuensis bedient. Schreibe Du meine Kopie und Deine eigne Uebersetzung davon auf das leere Blatt des deutschen Briefes ab, ehe Du ihn verwahrst, damit derselbe Bogen eine Spur dessen enthalte, den ich am meisten verehre, und derer, welche ich am meisten liebe in dieser seltsamsten aller denkbaren Welten."

III. Carlyle an Goethe.

Edinburg, 21 Comley Bank,
den 15ten April 1827.

Verehrter Herr!

Es ist jetzt über zwei Jahre her, seit Lord Bentinck's Diener mir in London das Päckchen aus Weimar überbrachte, das Ihren freundlichen Brief und Ihr Geschenk enthielt, von welchem beidem es zu wenig gesagt wäre, wollte ich sagen, daß es mich herzlich erfreute, denn ich empfing es und hüte es mit einer Verehrung, die sich nichts Anderem zollen ließe. Für mich sind dies Denkmäler von Jemandem, den ich nie gesehen habe, aber dessen Stimme aus der

Ferne mit Rath und Hülfe in meiner äußerſten Noth zu mir drang. Denn, wenn ich in irgend welchem Maße aus der Dunkelheit zum Licht errettet bin, wenn ich das Geringſte von mir ſelbſt und meinen Pflichten und meiner Beſtimmung weiß, ſo danke ich dies dem Studium Ihrer Schriften mehr als irgend einer andern Urſache; mehr als irgend Jemand anders ſind Sie es, dem ich immer zu danken und den ich zu verehren ſchuldig bin mit dem Gefühl eines Schülers gegen ſeinen Meiſter, ja, eines Sohnes gegen ſeinen geiſtigen Vater. Dies iſt nicht leere Schmeichelei, ſondern eine von Herzen kommende Wahrheit, und ſo beſcheiden ſie iſt, fühle ich doch, daß die Kunde von ſolchen Wahrheiten Sie mehr erfreuen muß als aller andere Ruhm.

Die Bücher[1]), welche ich mir die Freiheit nehme, Ihnen hier zu überreichen, ſind das geringe Erzeugniß von Bemühungen, die durch Krankheit und viele andere Umſtände behindert wurden, und an ſich ſelbſt wenig werth von Ihnen entgegen genommen zu werden; aber vielleicht finden ſie um meinetwillen einiges Wohlwollen bei Ihnen und intereſſiren Sie zugleich als Zeugniſſe des Vordringens der deutſchen Literatur in England. Bis jetzt iſt es nicht Ungerechtigkeit, ſondern Unkenntniß geweſen, die uns in dieſer Hinſicht blind gemacht hat: in jedem Fall ſcheint ein anderer Zuſtand der Dinge heranzunahen; in Bezug auf Sie ſelbſt iſt er im Begriff einzutreten, oder iſt eigentlich ſchon eingetreten. Dieſe Wanderjahre, die ich für etwas beſſer überſetzt halte als ihren Vorgänger, höre ich von

[1]) Life of Schiller (London 1825) und German Romance, 4 Bände (Edinburg 1827). Der vierte Band dieſer Ausgabe enthält Wilhelm Meiſter's Wanderjahre.

vielen Seiten, wenn nicht geräuſchvoll, ſo doch mit Wärme preiſen, und ſelbſt die Charakteriſtik, die ich ihnen vorangeſchickt habe, ſcheint nicht Widerſpruch, ſondern theilweiſe Zuſtimmung zu erregen, oder im ſchlimmſten Falle Zaudern und Prüfung.

Ich freue mich auch über die Lehrjahre einen viel erwünſchteren Bericht geben zu können, als ich zuerſt erwarten durfte. Mehr als tauſend Exemplare des Buches ſind ſchon in den Händen des Publicums; auch wird es, mit mehr oder weniger Einſicht, von allen Perſonen, die irgend höhere Bildung beſitzen, geliebt, und, was mich oftmals intereſſirt hat zu beobachten, mit einem Grade der Schätzung, welcher nicht weniger durch die intellectuelle Stärke als durch den moraliſchen Ernſt des Leſers beſtimmt iſt. Eine ſeiner wärmſten Verehrerinnen, die ich kenne, iſt eine Dame von Rang, die in hohem Grade religiös iſt.[1])

Ferner kann ich berichten, daß ſich vor einigen Wochen ein fremder Londoner Buchhändler an mich um Ueberſetzung Ihrer Dichtung und Wahrheit wandte; ein Vorſchlag, den ich vielleicht nur der Zukunft vorbehalten, nicht zurückgewieſen habe.

Alles dies giebt mir Gewähr für den Glauben, daß Ihr Name und Ihre Lehren in Kurzem England ſo gut wie Deutſchland gehören werden, und es giebt ſicherlich wenige Dinge, die ich mit größerer Genugthuung betrachte, als die Thatſache, daß meine eignen Anſtrengungen zu dieſem Erfolg beigetragen haben: daß ich mitgeholfen habe

[1]) Mrs. Strachey. Vgl. Carlyle's Reminiscences (London 1887) II, 102. 123.

für Sie eine neue Provinz geistiger Herrschaft zu erwerben und für meine Landsleute einen neuen Schatz von Weisheit, den ich selbst so kostbar gefunden habe. Wenn in mir irgend welche Begabung ist, so mag auch der Tag kommen, an dem ich Ihnen eins meiner eignen Werke senden kann; und mit demselben zugleich werden Sie weit tieferen Dank verdienen, als den Hilaria's an ihren künstlerischen Freund.[1])

Ungefähr vor sechs Monaten habe ich mich verheirathet; meine junge Frau, die in den meisten Dingen mit mir sympathisirt, stimmt auch in meine Bewunderung für Sie mit ein, und sie beauftragt mich in ihrem Namen Sie zu bitten, diese Börse von ihr anzunehmen, das Werk, ich kann es bezeugen, zarter Finger und wahrer Liebe: damit in solcher Weise etwas, das sie in Händen gehabt und das ihr zugehört hat, in Ihren Händen sein und Ihnen zugehören möge. In dieser kleinen Sache habe ich mich verbürgt, daß Sie ihr willfahren werden. Sie kennt Sie in Ihrer eignen Sprache, und ihr erstes Urtheil war folgendes, das sie mit einigem Staunen ausdrückte: „Dieser Goethe ist ein größerer Genius als Schiller, obgleich er mich nicht zum Weinen bringt!" Ein besseres Urtheil als viele, die mit mehr Förmlichkeit ausgesprochen worden sind.

Darf ich hoffen, durch die Post zu erfahren, daß dies Packet richtig angekommen, und daß Gesundheit und alles Heil auch ferner Ihnen verblieben ist? Frey ist das Herz, doch ist der Fuß gebunden.[2]) Meine Wünsche

[1]) Siehe Wilhelm Meister's Wanderjahre, Buch II, Kap. 7.

[2]) „Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden." Werke (Hempel) II, 451.

Gegen den Lehnſeſſel gekehrt.

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr ſie all' herbey gerufen,
Die Opfer dieſes Erdenſohns?
Verdient er ſchon von euch Belohnung,
Daß er die öde kalte Wohnung
Mit Coloniſten reich beſetzt;
Vergeſſet, daß ihr ihn als Unterhändler ſchätzt;
Wollt ihr parteyiſch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben,
Ich ſtell' ihn euch als Mörder vor.

In euerm finſtern Hauſe
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich ſchlepp' ihn bey den Haaren,
Ich zerr' ihn bey der Krauſe,
Vor euern furchtbar'n Thron.

vereinigen ſich mit denen der Welt, daß Sie lange erhalten bleiben mögen, um Gutes zu ſchauen und Gutes zu thun. — Ich verbleibe, verehrter Herr, Ihr ergebener Diener und dankbarer Schüler

Thomas Carlyle.

Wenn Sie in irgend welcher Beziehung zu Herrn Tieck ſtehen, würde es mich freuen, ihn meiner Hochachtung zu verſichern. Außer ihm und Richter, der uns verlaſſen hat, giebt es keinen andern unter dieſen Novelliſten, bei dem ich Sie nicht um Verzeihung bitten müßte, wenn ich Sie mit ihm zuſammen nennte, wäre es auch als ihren König.

IV. Goethe an Carlyle.

Daß die angenehme Sendung, begleitet von einem freundlichen Schreiben, abgeſendet von Edinburg den 15ᵉ April über Hamburg, den 15ᵉ May bey mir angekommen und mich in guter Geſundheit, für meine Freunde beſchäftigt, angetroffen hat, ſolches vermelde eiligſt. Meinem aufrichtigſten Dank den beiden werthen Gatten füge nur noch hinzu die Verſicherung, daß nächſtens ein Paquet von hier, gleichfalls über Hamburg, abgehen werde, meine Theilnahme zu bezeugen und mein Andenken zu erneuern.

Mit den beſten und treuſten Wünſchen mich empfehlend,

J. W. v. Goethe.

W., d. 17 May 1827.

Carlyle, indem er ſeinem Bruder John am 4ten Juni ſchreibt, ſchickt ihm eine Abſchrift dieſes Briefes und ſagt:

Heute hatte ich ſolch ein Packet von Briefen alle auf einem Haufen. Einen Brief von Mrs. Montagu, und in derſelben Sendung eingeſchloſſen ein begeiſtertes Blättchen von Edward Irving, voll von Preis und Dank, in der erſtaunlichſten Sprache; und zuletzt oder vielmehr zuerſt, denn das war das Blatt, auf das wir uns am begierigſten ſtürzten, einen zierlichen kleinen Brief aus — Weimar! Der gute Mann hat mich obendrein zum Ritter gemacht![1]) Haſt Du je ein ſo höfliches, treuherziges, durch und durch anmuthsvolles Blättchen geſehen? Zugleich iſt eine ſo naive Kürze darin, die ich bewundre, und die mich dabei faſt lachen macht. Lies und ſtaune.

Und nun ſind wir alle ungeduldig zu erfahren, was uns jenes Packet, das über Hamburg unterwegs iſt, bringen wird. Du ſollſt es gleich hören, ſobald der neugeſchaffne Ritter oder Baron es bekommt.

V. Goethe an Carlyle.[2])

In einem Schreiben vom 15 May,[3]) welches ich mit der Poſt abſendete und Sie hoffentlich zu rechter Zeit werden erhalten haben, vermeldete ich, wie viel Vergnügen mir Ihre Sendung gebracht. Sie fand mich auf dem Lande, wo ich ſie mit mehrerer Ruhe betrachten und genießen konnte. Gegenwärtig ſehe ich mich in dem Stande, auch ein Packet an Sie abzuſchicken mit dem Wunſche freundlicher Aufnahme.

Laſſen Sie mich vorerſt, mein Theuerſter, von Ihrer Biographie Schillers das Beſte ſagen: ſie iſt merkwürdig, indem ſie ein genaues Studium der Vorfälle ſeines Lebens

[1]) Goethe's Brief war an „Sir" Thomas Carlyle adreſſirt.

[2]) Theile dieſes Briefs mit geringen Aenderungen ſind in Goethe's Werken abgedruckt (Hempel) XXIX, 778—780.

[3]) Das richtige Datum iſt der 17. Mai.

beweiſt, ſo wie denn auch das Studium ſeiner Werke und eine innige Theilnahme an denſelben daraus hervorgeht. Bewundernswürdig iſt es wie Sie ſich auf dieſe Weiſe eine genügende Einſicht in den Character und das hohe Verdienſtliche dieſes Mannes verſchafft, ſo klar und ſo gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten geweſen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: „der gute Wille hilft zu vollkommner Kenntniß.“ Denn gerade daß der Schottländer den deutſchen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am ſicherſten gewahr, dadurch erhebt er ſich zu einer Klarheit zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in früheren Tagen nicht gelangen konnten; denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre; das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte und hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolchen Mannes.

Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte, und ſein Tagewerk dergeſtalt vollbracht ſah.

Die vor den German romance mitgetheilten Notizen über das Leben Muſäus', Hoffmanns, Richters, etc. kann man in ihrer Art gleichfalls mit Beyfall aufnehmen; ſie ſind mit Sorgfalt geſammelt, kürzlich dargeſtellt und geben von eines jeden Autors individuellem Character und der Einwirkung deſſelben auf ſeine Schriften genugſame Vorkenntniß.

Durchaus beweiſt Herr Carlyle eine ruhige klare Theilnahme an dem deutſchen poetiſch-literariſchen Beginnen; er

giebt ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation, er läßt den Einzelnen gelten, jeden an ſeiner Stelle.

Sey mir nun erlaubt, allgemeine Betrachtungen hinzuzufügen, welche ich längſt bey mir im Stillen hege und die mir bey den vorliegenden Arbeiten abermals friſch aufgeregt worden:

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erſonnen, wird man durch Nationalität und Perſönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchſchimmern ſehn.

Da nun auch im practiſchen Lebensgange ein gleiches obwaltet und durch alles Irdiſch-Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigennützige, Lügenhafte ſich durchſchlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, ſo iſt zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch ſich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dies iſt es was die Uebrigen ſich anzueignen haben. Die Beſonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um ſie ihr zu laſſen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation ſind wie ihre Sprache und ihre Münzſorten, ſie erleichtern den Verkehr, ja ſie machen ihn erſt vollkommen möglich.

Verzeihen Sie mir, mein Werthеſter, dieſe vielleicht nicht ganz zuſammenhängenden, noch alsbald zu über-

ſchauenden Aeußerungen; ſie ſind geſchöpft aus dem Ocean der Betrachtungen, der um einen jeden Denkenden mit den Jahren immer mehr anſchwillt. Laſſen ſie mich noch Einiges hinzufügen, welches ich bey einer andern Gelegenheit niederſchrieb, das ſich jedoch hauptſächlich auf Ihr Geſchäfft unmittelbar beziehen läßt:

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am ſicherſten erreicht, wenn man das Beſondere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaften auf ſich beruhen läßt, bey der Ueberzeugung jedoch feſthält, daß das wahrhaft Verdienſtliche ſich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menſchheit angehört. Zu einer ſolchen Vermittlung und wechſelſeitigen Anerkennung tragen die Deutſchen ſeit langer Zeit ſchon bey.

Wer die deutſche Sprache verſteht und ſtudirt befindet ſich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er ſpielt den Dolmetſcher indem er ſich ſelbſt bereichert.

Und ſo iſt jeder Ueberſetzer anzuſehen, daß er ſich als Vermittler dieſes allgemein geiſtigen Handels bemüht, und den Wechſeltauſch zu befördern ſich zum Geſchäfft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens ſagen mag, ſo iſt und bleibt es doch eins der wichtigſten und würdigſten Geſchäffte in dem allgemeinen Weltweſen.

Der Koran ſagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in ſeiner eignen Sprache.“ So iſt jeder Ueberſetzer ein Prophet ſeinem Volke. Luthers Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäfft der Bibelgeſellſchaft, als das Evangelium einem jeden Volke in ſeiner eignen Sprache zu verkündigen.

Hier laſſen Sie mich ſchließen, wo man ins Unendliche fortfahren könnte, und erfreuen Sie mich bald mit einiger Erwiederung, wodurch ich Nachricht erhalte, daß gegenwärtige Sendung zu Ihnen gekommen iſt.

Zum Schluſſe laſſen Sie mich denn auch Ihre liebe Gattin begrüßen, für die ich einige Kleinigkeiten, als Erwiederung ihrer anmuthigen Gabe, beyzulegen mir die Freude mache. Möge Ihnen ein glückliches Zuſammenleben viele Jahre beſcheert ſeyn.

Nach allem dieſen finde ich mich doch noch angeregt, Einiges hinzuzufügen: Möge Herr Carlyle alles Obige freundlich aufnehmen und durch anhaltende Betrachtung in ein Geſpräch verwandeln, damit es ihm zu Muthe werde, als wenn wir perſönlich einander gegenüber ſtänden.

Hab' ich ihm ja ſogar noch für die Bemühung zu danken, die er an meine Arbeiten gewendet hat, für den guten und wohlwollenden Sinn mit dem er von meiner Perſönlichkeit und meinen Lebensereigniſſen zu ſprechen geneigt war. In dieſer Ueberzeugung darf ich mich denn auch zum Voraus freuen, daß künftighin, wenn noch mehrere von meinen Arbeiten ihm bekannt werden, beſonders auch, wenn meine Correſpondenz mit Schillern erſcheinen wird, er weder von dieſem Freunde noch von mir ſeine Meinung ändern, ſondern ſie vielmehr durch manches Beſondere noch mehr beſtätigt finden wird.

Das Beſte herzlich wünſchend,
treu theilnehmend,

J. W. v. Goethe.

Weimar, d. 20 Jul. 1827.

Diesem Brief lagen nebst einer Bearbeitung der schottischen Ballade „The Barring of the Door“ („Gutmann und Gutweib“), die folgenden Verse bei:

Matt und beschwerlich,
Wandernd ermüdigt,
Klimmt er gefährlich
Nimmer befriedigt;
Felsen ersteigt er
Wie es die Kraft erlaubt,
Endlich erreicht er
Gipfel und Bergeshaupt.

Hat er mühselig
Also den Tag vollbracht,
Nun wär' es thörig
Hätt' er darauf noch Acht.
Froh ist's unsäglich
Sitzendem hier,
Athmend behäglich
An Geishirtens Thür.

Speis' ich und trinke nun
Wie es vorhanden,
Sonne sie sinket nun
Allen den Landen;
Schmeckt es heut Abend
Niemand wie mir,
Sitzend mich labend
An Geishirtens Thür.[1])

Am 11. August schreibt Carlyle an seine Mutter, es sei eines Tages nicht lange vorher —

„gleich nach dem Frühstück die Nachricht gekommen, daß das Packet von Goethe in Leith eingetroffen wäre! Ohne Verzug machte ich mich dorthin auf und fand ein kleines Kästchen, sorgfältig in Wachsleinwand gepackt und an mich adressirt. Nach unendlichen Zänkereien und konfusem, verkehrtem Dingen gelang es mir, das kostbare Packet den Fangzähnen der Zollamts-Haifische zu entreißen, und am Nachmittag war es glücklich in unserm eigenen Wohnzimmerchen in Sicherheit gebracht. Das zierlichste Kästchen, das Du je gesehen hast! So sorgfältig gepackt, so fein und geschmackvoll in allen Stücken ausgedacht! Es war

[1]) Siehe Werke (Hempel) III, 389.

darin ein Exemplar von Goethe's Gedichten in fünf ſchönen, kleinen Bändchen, „dem werthen Ehepaar Carlyle", zwei andere kleine Bücher für mich ſelbſt, dann zwei Medaillen, eine von Goethe ſelbſt und eine andere von ſeinem Vater und ſeiner Mutter, und ſchließlich das reizendſte ſchmiedeeiſerne Halsband mit einem kleinen in Gold gefaßten Bildniß, dem Geſicht des Dichters, „für meine liebe Gattin" und ein höchſt prachtvolles Taſchenbuch für mich. In dem Käſtchen, welches das Halsband enthielt und in jeder Taſche des Taſchenbuchs waren Karten, jede mit einem Gedichtvers darauf von des alten Meiſters eigener Hand; dieſe will ich alle nach und nach für Dich überſetzen, wie auch den langen Brief, der auf dem Grunde des Ganzen lag, eine der freundlichſten und ernſteſten Epiſteln, die ich je geleſen habe. Er lobt mich für das „Leben Schillers" und der Uebrigen, bittet mich, ihm einige Mittheilungen über „meinen eigenen bisherigen Lebensgang" zu ſenden ꝛc. ꝛc.; kurz, Alles war beſonders anmuthig, liebenswürdig und patriarchaliſch: Du kannſt Dir denken, wie ſehr es uns erfreute. Ich glaube, kaum würde der Hoſenbandorden mit ſeinem Bande Einen von uns ſtolzer gemacht haben."

In dem Taſchenbuch für Carlyle waren zwei Karten; auf der einen ſtand: Herr Carlyle würde mir ein beſonderes Vergnügen machen wenn er mir von ſeinem bisherigen Lebensgange einige Nachrichten geben wollte.[1])

G.

W., d. 20 Jul. 1827.

Auf der andern Karte:

Augenblicklich aufzuwarten
Schicken Freunde ſolche Karten;

[1]) Goethe ſchreibt an Zelter (17. Juli 1827): „Frage doch die Engliſchen Literatur-Freunde in Deiner Nähe, ob ihnen etwas von Thomas Carlyle in Edinburg bekannt geworden, der ſich auf eine merkwürdige Weiſe um die Deutſche Literatur verdient macht."

Diesmal aber heißt's nicht gern:
Euer Freund ist weit und fern.[1])
Goethe.

Weimar, d. 20 Jul. 1827.

Auf der dritten Karte, in dem Kästchen, welches das Halsband für Mrs. Carlyle enthielt:[2])

Wirst du in den Spiegel blicken
Und vor deinen heitern Blicken
Dich die ernste Zierde schmücken,
Denke daß nichts besser schmückt,
Als wenn man den Freund beglückt.
G.

W., d. 20 Jul. 1827.

VI. Carlyle an Goethe.

Edinburg, 21 Comley Bank,
den 20ten August 1827.

Werther und hochgeschätzter Herr! Ich habe heute das Vergnügen, Ihnen mitzutheilen, daß Ihre liebenswürdige Absicht in Erfüllung gegangen ist. Ihr Brief vom 17ten Mai erreichte uns in zwei Wochen durch die Post, und das sehnlich erwartete Packet, dem er uns entgegensehen ließ, ist endlich, pünktlich befördert und angekündigt durch die Herren Parish und Co. in Hamburg, am neunten dieses Monats unversehrt hier angekommen.

[1]) Diese und die folgenden Verse sind in den Werken (Hempel) III, 354 abgedruckt.

[2]) Es ist ein schwarzes Halsband von feinem Schmiedeeisen, wie es die deutschen Damen, die ihren Schmuck in den Befreiungskriegen fortgegeben hatten, zu tragen pflegten. Ein Gehänge daran zeigt den Kopf Goethe's in farbigem Glase geschnitten mit Goldfassung.

Wenn die beste Vergeltung für solche Gaben in dem Entzücken liegt, mit dem man sich ihrer erfreut, so darf ich sagen, daß Sie nicht ungelohnt geblieben sind, denn kein königliches Geschenk hätte uns größere Freude machen können. Diese Bücher mit ihren Inschriften[1]), die Autographen und die geschmackvollen Schmucksachen werden noch für andere Generationen als die unsre kostbar sein. Von dem Halsband insbesondere kann ich nicht umhin zu berichten, daß es bei den höchstgehaltnen Juwelen aufbewahrt und als eine ernste Zierde[2]) „für große Gelegenheiten" bei Seite gelegt ist, dazu bestimmt, nur vor Dichtern und Denkern getragen zu werden. Empfangen Sie unsern herzlichsten Dank für solch freundliche Andenken an ein Verhältniß, das wir, so lose es ist, immer als das werthvollste unseres Lebens betrachten müssen.

Von diesem kleinen Gesellschaftszimmer läßt sich jetzt sagen, daß es von Ihnen voll ist. Meine Uebersetzungen Ihrer Werke standen schon in schönen Einbänden im Bücherschrank, und Bilder von Ihnen lagen in Mappen; während unsrer letzten Abwesenheit auf dem Lande hatte ein guter Geist, um uns eine freudige Ueberraschung zu bereiten, in schönstem Rahmen und Licht ein größeres Bild von Ihnen aufgehängt, das, wie wir hören, die meiste Aehnlichkeit hat: und nun liegen Ihre Medaillen auf dem Kaminsims; Ihre

[1]) Der erste Band von Goethe's Werken trägt die Aufschrift von seiner eignen Hand: „Dem werthen Ehpaare Carlisle für freundliche Theilnahme schönstens dankbar, Goethe. Weimar, May, 1827"; ebenso ein Exemplar von Kunst und Alterthum (Band VI, Heft 1): „Herren Carlisle zu freundlichem Andenken, Goethe". (Datum wie oben).

[2]) In deutscher Sprache.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geiſter ſich ſchon!

Die Pantomime der vorhergehenden Arie gibt ſich von ſelbſten. Am Ende wirft ſie ſich in den Seſſel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Gebärden des Schmerzens; ſie ſcheint zu ſich zu kommen, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, geberdet ſich ängſtlich. Sie ſtößt von Zeit zu Zeit ſchmerzhafte Seufzer aus. Dieſes ſtumme Spiel wird von Muſik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Geſang fällt und Scapin zugleich ſich von außen hören läßt.

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Geſundheit.
Sieh, ich beſchwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unſchuld!

Bücher, in ihren Umschlägen von Seidenpapier, haben sogar Tasso's Gerusalemme verdrängt, und aus verborgeneren Tiefen können für begünstigte Freunde Ihre eignen Schriftzüge hervorgeholt werden. Dies ist die Weise, wie gute Menschen sich ein kleines Heiligthum in Häusern und Herzen errichten können, die in weiter Ferne sind. Die Nachsicht, die Güte, mit der Sie meine Arbeiten über deutsche Literatur behandeln, soll mich nicht zur Eitelkeit verleiten, sondern mich zu neuem Eifer anspornen, daß ich, was schön und wahr ist, mir aneigne, wo und wie es auch zu finden sein mag. Wenn wirklich „die Liebe[1]) zu vollkommener Kenntniß hilft", so darf ich hoffen, in kommenden Zeiten sowohl über Schiller wie über seinen Freund zu besserer Einsicht zu gelangen, denn die Liebe zu solchen Männern wohnt tief im Herzen, eng verbunden mit allem, was darin werthvoll ist.

Auch für Ihre Ideen über die Richtung der modernen Dichtung darauf, einen freieren geistigen Verkehr zwischen den Völkern zu befördern, muß ich Ihnen danken; so weit ich bis jetzt ihre volle Bedeutung erfaßt habe, fordern sie meine ganze Zustimmung, ja vielleicht sprechen sie viel für mich aus, wofür mir sonst die Worte gefehlt hätten. Wenn ich diese geschriebenen Betrachtungen „in ein Gespräch" zu verwandeln suche, so ist es als wenn einer der Drei[2]) redete, und zwar redete nicht zu der Welt, sondern für sie und für mich im Besonderen. Auch Helena habe ich nicht versäumt in dieser schönen neuen Ausgabe Ihrer Gedichte zu lesen; eine leuchtende, mystische Vision, mit ihrem klassi-

[1]) Vgl. Goethes Brief, oben S. 10. Carlyle sagt love (Liebe), wo G. gesagt hatte „guter Wille".

[2]) Siehe Wanderjahre, Buch II, Kap. 1.

ſchen Ernſt und ihrer gothiſchen Pracht; aber ich muß ſie wieder und wieder leſen, ehe mir ihre ganze mannichfaltige Bedeutſamkeit klar werden kann. Könnten bloße menſchliche Wünſche gegen eine äſthetiſche Nothwendigkeit ins Gewicht fallen, ſo würde Fauſt ſicher als ſiegreich dargeſtellt werden ſowohl über den böſen Feind wie über ſich ſelbſt, und zwar auf dem einfachſten Wege: der Eine würde in den Himmel kommen und der Andere in ſeinen angeſtammten Abgrund zurückkehren, denn es giebt keinen tragiſchen Helden, für den man tieferes Mitleid fühlt als für Fauſt.

Sie ſind ſo freundlich, ſich nach meinem bisherigen Leben zu erkundigen. Wie willig könnte ich Ihnen davon ſprechen; wie oft habe ich mich geſehnt, meine ganze Geſchichte vor Ihnen auszuſchütten! Wie die Dinge ſtehen, ſind Ihre Werke mir ein Spiegel geweſen; unerbeten und ungehofft hat Ihre Weisheit mir Rath gebracht, und ſo ſind Friede und Geſundheit der Seele aus der Ferne bei mir eingekehrt. Denn ich war ehedem ein Ungläubiger, nicht an die Religion allein, ſondern an all die Gnade und Schönheit, deren Symbol ſie iſt. Vom Sturm umgetrieben in meinen eigenen Einbildungen, ein Menſch, von Menſchen getrennt, erbittert, elend, faſt zur Verzweiflung gebracht, ſo daß Fauſt's wilder Fluch mir der einzig rechte Gruß für menſchliches Leben ſchien und ſein zorniges Fluch vor allen der Geduld! mir aus dem allerinnerſten Herzen geſprochen war. Aber nun, dem Himmel ſei Dank, iſt das Alles anders geworden; ohne daß ſich die äußeren Verhältniſſe geändert hätten, allein durch das neue Licht, das ſich mir aufthat, kam ich zu neuen Gedanken und zu einer Gemüthsruhe, die ich einſt für unmöglich gehalten hätte. Und

nun, unter glücklicheren Vorzeichen, obwohl die körperliche Gesundheit, die ich in diesen Kämpfen verloren habe, nie wieder hergestellt wurde noch werden kann, schaue ich mit Freudigkeit einem Leben entgegen, das mit so viel Glück und so viel Kraft, wie mir verliehen werden mag, der Literatur gewidmet sein wird; von der Welt wenig hoffend und wenig fürchtend, da ich gelernt habe, daß, was ich einst Glück nannte, auf Erden nicht nur nicht zu erlangen, sondern auch nicht einmal zu begehren ist. Kein Wunder, wenn ich die weisen und edeln Männer liebe, durch deren Lehren eine so gesegnete Wirkung erreicht worden ist. Für diese Männer kann es auch keinen Lohn geben, der dem Bewußtsein gleich käme, daß in fernen Ländern und Zeiten die Herzen ihrer Mitmenschen mit Dankbarkeit und Verehrung sich nach ihnen sehnen, und die in Finsterniß Wandelnden sich ihnen zuwenden werden wie Leitsternen, die zur sicheren Heimath führen.

Ich werde weiter hoffen von Ihnen zu hören und Ihnen wieder zu schreiben, und werde immer meinen Lehrer und Wohlthäter in Ihnen erkennen. Möge alles Gute Ihnen lange verbleiben um Ihrer selbst und um der Menschheit willen!

Mit der wahrsten Verehrung, werther Herr, unterzeichne ich mich

Ihr dankbarer Freund und Diener

Thomas Carlyle.

(In Mrs. Carlyle's Hand:)

Meinen Dank von Herzen dem Dichter für sein an-

muthiges Geſchenk, das ich höher ſchätze als ein Halsband von Diamanten und mit wahrſter Verehrung küſſe.

J. W. Carlyle.

VII. Goethe an Carlyle.

Zu dieſen Tagen, mein Theuerſter, geht abermals eine Sendung über Hamburg; ſie enthält die zweite Lieferung meiner Werke, worin Sie nicht Neues finden werden, der ich aber die alte Gunſt auf's Friſche wieder zuzuwenden bitte. Dabey liegen fünf Bände Kunſt und Alterthum, welche ſchwerlich vollſtändig in Ihren Händen ſind; auch das 1ſte Heft des ſechsten Bandes. In dieſer Zeitſchrift, welche ſeit 1818 langſam vorſchreitet, finden Sie manches was für Sie und wohl auch für Ihre Nation intereſſant iſt. Das Foreign Quarterly Review, wovon zwei Bände in meinen Händen ſind, wird ſolche Notizen wohl aufnehmen.

Zu das Käſtchen lege noch einige literariſch-ſittliche Bemerkungen, und füge nur die Anfrage wegen eines einzigen Punktes, der mich beſonders intereſſirt, hier bey; ſie betrifft Herrn Des Voeux; deſſen Ueberſetzung des Taſſo[1]) nun auch wohl in Ihren Händen iſt. Er verwendete ſeinen hieſigen Aufenthalt leidenſchaftlich auf das Studium einer ihm vorerſt nicht geläufigen Sprache und auf ein ſorgfältiges Uebertragen gedachten Dramas. Er machte mir durch eine gedruckte Copie ſeines Manuſcriptes die Bequemlichkeit, ſeine vorrückende Arbeit nach und nach durchzuſehen, wobey

[1]) Siehe unten S. 44, Anmerkung 2.

ich freylich nichts wirken konnte, als zu beurtheilen ob die Ueberſetzung, in ſo fern ich engliſch leſe, mit dem Sinn, den ich in meine Zeilen zu legen gedachte, übereinſtimmend zu finden wäre. Und da will ich gern geſtehen, daß, nach einiger Uebereinkunft zu gewiſſen Abänderungen, ich nichts mehr zu erinnern wußte was mir für das Verſtändniß meines Werkes in einer fremden Sprache wäre hinderlich geweſen. Nun aber möcht' ich von Ihnen wiſſen, in wieſern dieſer Taſſo als Engliſch gelten kann. Sie werden mich höchlich verbinden, wenn Sie mich hierüber aufklären und erleuchten; denn eben dieſe Bezüge vom Originale zur Ueberſetzung ſind es ja, welche die Verhältniſſe von Nation zu Nation am allerdeutlichſten ausſprechen, und die man zu Förderung der vor- und obwaltenden allgemeinen Weltliteratur vorzüglich zu kennen und zu beurtheilen hat.

An Ihre theure Gattin werden Sie mit meinen ſchönſten Grüßen das Addreſſirte gefällig abgeben.

Ferner habe ich ſechs Medaillen beigelegt, drei Weimariſche, drei Genfer, wovon ich zwey Herrn Walter Scott mit meinen verbindlichſten Grüßen einzuhändigen, die andern aber an Wohlwollende zu vertheilen bitte.

Da ich die hier übrigen Seiten nicht leer abſchicken möchte, ſo füge noch einige vorläufige Betrachtungen über das Foreign Quarterly Review hier bey:

In dieſem gleich vom Anfang ſolid und würdig erſcheinendem Werke finde ich mehrere Aufſätze über deutſche Literatur: Ernſt Schulze, Hoffmann und unſer Theater; ich glaube darin den Edinburger Freund zu erkennen, denn es wäre doch wunderbar, wenn das alte Britannien ein paar Menächmen hervorgebracht haben ſollte, welche gleich

ruhig, heiter, ſinnig, ſittig, gründlich und umſichtig, klar und ausführlich, und was dergleichen gute Eigenſchaften ſich noch mehr anſchließen, eine fremde, geographiſch-moraliſch, und äſthetiſch abſtehende, Mittellands-Cultur liebevoll darſtellen könnten und möchten. Auch die übrigen Recenſionen, in ſo fern ich ſie geleſen habe, finde ich auf einem ſoliden Vaterlandsgrunde mit Einſicht, Umſicht und Mäßigung geſchrieben. Und wenn ich z. B. Dupin's weltbürgerliche Arbeiten ſehr hoch ſchätze, ſo waren mir doch die Bemerkungen des Referenten[1]), S. 496, Vol. I. ſehr willkommen. Das Gleiche gilt von Manchem was bey Gelegenheit der Religionshändel in Schleſien geäußert wird. In dem nächſten Stücke von Kunſt und Alterthum denke ich mich über dieſe Berührungen aus der Ferne freundlich zu erklären, und eine ſolche wechſelſeitige Behandlung meinen ausländiſchen und inländiſchen Freunden beſtens zu empfehlen, indem ich das Teſtament Johannis als das meinige ſchließlich ausſpreche und als den Inhalt aller Weisheit einſchärfe: Kindlein liebt euch! wobey ich wohl hoffen darf, daß dieſes Wort meinen Zeitgenoſſen nicht ſo ſeltſam vorkommen werde als den Schülern des Evangeliſten, die ganz andere höhere Offenbarungen erwarteten.

Das Weitere mit der in dieſen Tagen abgehenden Sendung.

Treu verbunden,

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 1 Januar 1828.

[1]) Dr. A. Todd Thomſen, in einem Artikel über Dupin, Les forces Productives et Commerciales de la France.

Können Sie mir vertrauen wer den Aufsatz: State of German Literature im Edinburgh Review, No. XCII., October 1827, geschrieben hat? Hier glaubt man, es sey Herr Lockhart, Herrn W. Scott's Schwiegersohn. Ernst und Wohlwollen sind gleich verehrungswerth.

[Der Artikel war von Carlyle. Er ist in seinen Miscellanies abgedruckt. Es war sein zweiter Beitrag für die Edinburgh Review. Das indirekte und unbeabsichtigte Kompliment, daß in Goethe's Frage lag, machte Carlyle natürlich Vergnügen. Er schrieb an seinen Bruder Dr. Carlyle am 7. März:

„Für die Foreign Review vom nächsten November habe ich auch versprochen, einen langen Artikel über Goethe's Charakter im Allgemeinen einzuschicken, zu dem dieser über Helena nur eine Art Einleitung ist. Ehe ich diesen Gegenstand der Revuen verlasse, muß ich Dir noch den folgenden Satz mittheilen, von Goethe mit eigner Hand geschrieben in einem Briefe, den ich vor drei oder vier Wochen von ihm bekam. Er sagt: Können Sie mir vertrauen, wer den Aufsatz: State of German Literature im Edinburgh Review, Nr. XCII geschrieben hat? Hier glaubt man, es sey Herr Lockhart, Herrn W. Scott's Schwiegersohn. Ernst und Wohlwollen sind gleich verehrungswerth. Gut! — Goethe schrieb bei dieser Gelegenheit, daß eine andere Kiste für uns über Hamburg unterwegs wäre, aber bis jetzt ist noch kein Schiff bei den Leuten in Leith eingetroffen, und die nächste Woche erwarten sie auch keins. Sie enthält Bücher, und, was noch seltsamer ist, zwei Medaillen, die ich Sir Walter Scott in Goethe's Namen mit verbindlichsten Grüßen geben soll! Dieses wird eine sonderbare Einführung abgeben; wenn es vor sich geht, werde ich Dir davon erzählen. Keine Antwort auf den Brief über St. Andrews, der dem seinigen auf der See begegnet sein muß."]

(Zur Bruſtnadel.)

Wenn der Freund, auf leichtem Grunde,
Heute dich als Mohr begrüßt,
Neid' ich ihm die ſel'ge Stunde
Wo er deinen Blick genießt.[1])

Goethe.

Weimar, 1 Jan. 1828.

(Zum Armband.)

Dies feßle deine rechte Hand
Die du dem Freund vertrauet;
Auch denke daß der fern im Land
Nach Euch mit Liebe ſchauet.[2])

G.

Den lieben treuen Edinburger Gatten
Zum Neuenjahre, 1828.

Wenn Phoebus Roſſe ſich zu ſchnell
In Dunſt und Nebel ſtürzen,
Geſelligkeit wird, blendend hell,
Die längſte Nacht verkürzen
Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
So wird ein liebend Frohgeſicht
Den längſten Tag verlängen.[3])

Goethe.

[1]) Gedruckt in den Werken (Hempel) III, 354. Auf die Karte, welche dieſe Zeilen trägt, iſt eine kleine Nadel aufgeſteckt, ein Medaillon von Goethe's Kopf von ſchwarzer Bronze, auf einem Hintergrund von blankem Stahl, mit goldner Faſſung.

[2]) Werke, ebendaſ. 355.

[3]) Werke III, 360. Von Goethe in ein Album geſchrieben, das er Frau Cl. von Mandelsloh ſchenkte, „am kürzeſten Tage 1827."

VIII. Goethe an Carlyle.

Fortsetzung des mit der Post abgegangenen Briefes.

Sehen Sie Herrn Walter Scott, so sagen Sie ihm auf das Verbindlichste in meinem Namen Dank für den lieben heitern Brief, gerade in dem schönen Sinne geschrieben, daß der Mensch dem Menschen werth seyn müsse. So auch habe ich dessen Leben Napoleons erhalten, und solches in diesen Winterabenden und Nächten von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit durchgelesen.[1]) Mir war höchst bedeutend zu sehen, wie sich der erste Erzähler des Jahrhunderts einem so ungemeinen Geschäft unterzieht und uns die überwichtigen Begebenheiten, deren Zeuge zu seyn wir gezwungen wurden, in ruhigem Zuge vorüberführt. Die Abtheilung durch Capitel in große zusammengehörige Massen giebt den verschlungenen Ereignissen die reinste Faßlichkeit, und so wird denn auch der Vortrag des Einzelnen auf das Unschätzbarste deutlich und anschaulich. Ich las es im Original und da wirkte es ganz eigentlich seiner Natur nach. Es ist ein patriotischer Britte der spricht, der die Handlungen des Feindes nicht wohl mit günstigen Augen ansehen kann, der als ein rechtlicher Staatsbürger zugleich mit den Unternehmungen der Politik auch die Forderungen der Sittlichkeit befriedigt wünscht, der den Gegner im frechen Laufe des Glücks mit unseligen Folgen bedroht, und auch im bittersten Verfall ihn kaum bedauern kann.

Und so war mir noch außerdem das Werk von der größten Bedeutung, indem es mich an das Miterlebte theils erinnerte, theils mir manches Uebersehene neu vorführte,

[1]) Vgl. Eckermann III, 119 fgg. (25. Juli 1827).

mich auf einen unerwarteten Standpunkt verſetzte, mir zu erwägen gab was ich für abgeſchloſſen hielt, und beſonders auch mich befähigte die Gegner dieſes wichtigen Werkes, an denen es nicht fehlen kann, zu beurtheilen und die Einwendungen die ſie von ihrer Seite vortragen, zu würdigen. Sie ſehen hieraus, daß zu Ende des Jahrs keine höhere Gabe hätte zu mir gelangen können. Es iſt dieſes Werk mir zu einem goldnen Netz geworden, womit ich die Schattenbilder meines vergangenen Lebens [aus den [1])] letheiſchen Fluthen mit reichem Zuge heraufzufiſchen mich beſchäftige.

Ungefähr daſſelbe denke ich in dem nächſten Stücke von Kunſt und Alterthum zu ſagen, wo Sie auch einiges Heitere über Schillers [Leben] und German Romance finden werden. Melden Sie mir die Ankunft des Käſtchens und ſagen Sie mir dabey was Ihnen ſonſt zu Ihren Zwecken allenfalls wünſchenswerth wäre; denn ſo ſchnell bewegen ſich jetzt die Mittheilungen, daß mir wirklich die Anzeige von 30 deutſchen Taſchenbüchern für das Jahr 1828, im zweyten Bande des Foreign Review ein Lächeln abgewinnen mußte.

Wenn nun Bücher und Zeitſchriften gegenwärtig Nationen gleichſam auf der Eilpoſt verbinden, ſo tragen hiezu verſtändige Reiſende nicht wenig bey. Herr Heavyſide hat Sie beſucht und uns von Ihren Um- und Zuſtänden das Angenehmſte berichtet, ſo wie er denn auch von unſerm Weimariſchen Weſen es an Schilderung gewiß nicht fehlen ließ. Als Führer der jungen Hopes hatte er

[1]) Manuſkr.: meines.

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erſchallen,
Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.

Er tritt herein.

Doctor.

Ach mein Freund,
Sieh nur hier!
Dieſe ſtirbt,
Glaubt von mir
Und von meinen Arzeneyen
Umgebracht zu ſeyn.

Scapine.

Mein Auge ſinkt in Nacht —
Ich ſterbe!
Dieſer hat mich umgebracht!

in unſerm, zwar beſchränkten, aber doch innerlich reich ausgeſtatteten und bewegten Kreis, glückliche Jahre nützlich verlebt; auch iſt, wie ich höre, die Hopeſche Familie mit der Bildung zufrieden, wozu die jungen Männer hier zu gelangen Gelegenheit fanden. Es kommt freylich vieles hier zuſammen, Jünglingen, beſonders Ihrer Nation vortheilhaft zu ſeyn; der Doppelhof der regierenden und Erbgroßherzogl. Perſonen wo ſie allgemein gut und mit Freyſinnigkeit aufgenommen werden, nöthigt ſie durch Auszeichnung zu einem feinen Anſtand bey mannigfaltigen Vergnügungen. Die übrige gute Geſellſchaft hält ſie gleichmäßig in heiterer Beſchränkung, ſo daß alles Rohe, Unſchickliche nach und nach beſeitigt wird; und wenn ſie in dem Umgange mit unſern ſchönen und gebildeten Frauenzimmern Beſchäftigung und Nahrung für Herz, Geiſt und Einbildungskraft finden, ſo werden ſie abgehalten von allen den Ausſchweifungen denen ſich die Jugend mehr aus langer Weile als aus Bedürfniß hingiebt. Dieſe freye Dienſtbarkeit iſt vielleicht an keinem andern Orte denkbar; auch haben wir das Vergnügen, daß dergleichen Männer die es in Berlin und Dresden verſuchten, gar bald wieder hieher zurückgekehrt ſind. Wie ſich denn auch eine lebhafte Correſpondenz nach Britannien unterhält, wodurch unſere Damen wohl beweiſen, daß die Gegenwart nicht ausdrücklich nöthig iſt, um einer wohlgegründeten Neigung fortwährende Nahrung zu geben. Endlich darf ich auch nicht unbemerkt laſſen daß vieljährige Freunde, wie z. B. gegenwärtig Hr. Lawrence, von Zeit zu Zeit wiederkehren und ſich glücklich finden, den ſchönen Faden früherer Verhältniſſe ungeſäumt wieder aufzufaſſen. Herr Parry hat einen viel-

jährigen Aufenthalt mit einer anſtändigen Heyrath geſchloſſen.

Fortwirkender Theilnahme ſich ſelbſt, freundlicher Aufnahme die Sendung lebhaft empfehlend,

Goethe.

Weimar, d. 15 Jan. 1828.

Inhalt

der gegenwärtigen Sendung.

1. Zweyte Lieferung von Goethes Schriften, 6—10 Band incl.
2. Kunſt und Alterth. 5 Bände, des 6 Bdes 1 Heft.
3. Vorwort zu Alexand. Manzonis poetiſchen Schriften.
4. Der 28ſte Auguſt 1827 (Dem Könige die Muſe).
5. Hermann und Dorothea, für Madame Carlyle.
6. Engl. Almanach des Dames.
7. Auch ein Käſtchen für dieſelbe.
8. Ein Päckchen für Hn. Thomas Wolley, ein junger Mann der vergnügte und nützliche Tage bey uns verlebte und in gutem Andenken ſteht, ſich gegenwärtig in Edinburg befinden ſoll.
9. Sechs bronze Medaillen.
10. Fortſetzung des Schreibens vom 15ten nebſt einigen poetiſchen und ſonſtigen Beylagen im Couvert.

G.

Weimar, den 15 Januar 1828.

IX. Carlyle an Goethe.

Edinburg, 21 Comlev Bank,
17. Januar 1828.

Verehrter Herr!

Den werthvollen Zeichen Ihres Intereſſes, die Sie mir ſchon zu Theil werden ließen, muß ich Sie heute bitten eine Freundlichkeit von mehr praktiſcher und, wie ich fürchte, fraglicherer Natur hinzuzufügen. Wenn die Freiheit, die ich mir damit nehme, zu groß iſt, ſo laſſen Sie mich hoffen, in Ihrer Güte Verzeihung dafür zu finden.

Ich bewerbe mich gegenwärtig um die Lehrſtelle der Moralphiloſophie an unſrer alten ſchottiſchen Univerſität von St. Andrews; eine Stellung von beträchtlichem Einkommen und Anſehen, in der ich, wie manche meiner Freunde mir ſchmeicheln, mir und Andern nützlich zu ſein im Stande wäre. Die Ernennung zu dem Poſten ſteht bei dem Rektor (Principal) und den gegenwärtigen Profeſſoren des College, die in dieſer Sache Ausſicht geben, ganz im Gegenſatz zu ihren ſonſtigen nur zu häufigen Gepflogenheiten, einzig und allein durch Rückſichten, die der Oeffentlichkeit zugänglich ſind, ſich beſtimmen zu laſſen, indem ſie demjenigen Bewerber den Vorzug geben werden, der ſich etwa durch ſeine früheren literariſchen Leiſtungen oder durch Zeugniſſe von Männern anerkannten Anſehens als der Befähigteſte ausweist. Die Eigenſchaften, die gefordert oder wenigſtens erwartet werden, ſind nicht ſo ſehr tiefe, wiſſenſchaftliche Kenntniſſe der Philoſophie im eigentlichen Sinne des Wortes, als vielmehr im Allgemeinen

der feſtſtehende Ruf der geiſtigen Begabung, Ehrenhaftigkeit und literariſchen Tüchtigkeit: wobei alle Beweiſe von Talent und geiſtigem Verdienſt welcher Art auch immer mehr oder weniger in Betracht kommen. Perſönlich bin ich ſämmtlichen Wählern unbekannt.

Daß Sie von meiner Befähigung für dieſes oder irgend ein anderes Amt viel wiſſen, kann ich freilich nicht vorausſetzen. Aber doch, wenn Sie in mir irgend welchen Sinn für das, was wahr und gut iſt, gefunden haben und irgend ein wenn auch noch ſo ſchwaches Anzeichen dafür, daß ich in meinem eignen literariſchen Leben einen Bruchtheil von dem, was ich in dem literariſchen Leben meiner Lehrer liebe und verehre, verwirklichen kann, ſo werden Sie nicht zögern dies auszuſprechen; und ein Wort von Ihnen möchte mehr bedeuten als viele Worte von einem Andern. Ich habe noch einen zweiten Grund Sie um dieſe Freundlichkeit zu bitten: den Wunſch mich durch noch mehr und noch freundlichere Bande mit einem Manne verknüpft zu ſehen, zu welchem überhaupt in irgend einer Beziehung mich zu finden ich zu den Freuden meines Daſeins rechnen muß. Im Uebrigen laſſen Sie mich noch verſichern, daß ein guter oder ſchlechter Erfolg in dieſer Wahlangelegenheit wohl wenig Ausſicht hat meinen Gleichmuth allzuſehr zu erſchüttern; ich hätte mit wenig Nutzen ſtudirt und gelebt, wenn ich nicht im Alter von zweiunddreißig bis zu einem gewiſſen Grade gelernt hätte „die Feſtigkeit und den Halt in mir ſelbſt zu ſuchen, den äußerliche Ereigniſſe mir nie werden geben können.“ Ich habe in dieſer Sache nur noch hinzuzufügen, daß die Form eines ſolchen Dokumentes, wie ich es von Ihnen erbitte,

ganz unwesentlich ist; — die einer gewöhnlichen Beglaubigung oder eines Zeugnisses, nicht speziell an Jemanden gerichtet, ist ebenso gebräuchlich wie irgend eine andere.

Damit wäre nun der Hauptzweck meines Briefes erreicht: aber ich kann nicht schließen, ohne noch meine Freude über die guten Nachrichten auszusprechen, die wir fortgesetzt aus Weimar hören, und den Antheil, den wir Alle an Ihren jetzigen, so wichtigen Beschäftigungen haben. Durch heimkehrende Reisende und durch Freunde, die in Deutschland leben, erhalten wir oft Nachricht von Ihnen. Ein jüngerer Bruder von mir, der gegenwärtig in München Medizin und Philosophie studirt[1]), hat die Ehre einen Korrespondenten von Ihnen, Dr. Sulpiz Boisserée zu kennen, durch dessen Vermittelung ich eben erfahren habe, daß Sie mit unvermindertem Eifer in der Durcharbeitung Ihrer Werke fortfahren: und was mich besonders befriedigt, ist, daß wir bald neue Verbesserungen, vielleicht Erweiterungen der Wanderjahre zu erwarten haben, und auf alle Fälle einen zweiten Theil des Faust. Die Wanderjahre, muß ich bekennen, scheinen mir ein so auserwähltes Werk, daß ich nicht ganz sehe, was für Verbesserungen daran zu machen wären: eine so schöne, so milde und so anmuthig ausdrucksvolle Verkörperung von Allem, was in der Philosophie der Kunst und des Lebens das Höchste ist, hat in meinen Gedanken fast die Vorstellung der Voll-

[1]) Dr. John A. Carlyle. Dieser schickte seinem Bruder Auszüge, welche Boisserée ihm aus Goethe's Briefen zu machen gestattet hatte. Dieselben enthielten hohe Lobsprüche auf Carlyle, namentlich auf sein Life of Schiller und German Romance, sowie Angaben über Goethe's Arbeiten am zweiten Theil des Faust. [Vgl. Boisserée II, 482 u. f. w.]

kommenheit angenommen: jedes Wort hat für mich Bedeutung; es sind Sätze darin, die ich mit goldnen Buchstaben schreiben könnte. Erweiterungen freilich könnte ich unbegrenzt wünschen: und doch hat das Werk, so wie es dasteht, den eigenthümlichen Charakter eines Fragmentes, das doch vollständig ist: so leicht und doch so kunstvoll ist es in einander gefügt; und dann das Schlußkapitel mit seinem „Bleibe nicht am Boden haften“ [1]) verbreitet, so zu sagen, uns Alle in den unendlichen Raum hinaus und läßt das Werk gleich einer schönen Landschaft aus unbekannten, wunderbaren Gegenden vor uns liegen, auf einer Seite von leuchtenden Wolken umhüllt, auf der anderen in die blaue Himmelsfreie verschmelzend! Darf ich fragen, ob irgend Hoffnung ist, daß diese Wolken sich hinwegheben und uns unverhüllt das Land zeigen werden, das unter ihnen liegt? Vom Faust läßt man mich nicht nur eine Fortsetzung, sondern die Vollendung mit Gewißheit erhoffen, und ich nehme an der Erwartung von ganz Europa Theil, zu sehen, wie diese sein wird.

Werden Sie verzeihen, daß ich so gradezu über Dinge spreche, von denen ich so wenig weiß? Ich glaube freilich an Ihren Arbeiten theilzunehmen wie Wenige. Meine Gattin, die hierin wie in allem Guten mit mir übereinstimmt, schließt sich meinen wärmsten Grüßen an Sie und die Ihrigen an. Ja, Ihre Ottilie ist ihr keine Unbekannte: mit dem scharfen Auge weiblicher Kritik hatte sie in dem geschmackvollen Arrangement jenes Päckchens, noch ehe sie wußte, wem es zu verdanken wäre, schon eine Frauenhand entdeckt. Wird

[1]) Diese Worte in deutscher Sprache.

Ottilie von Goethe die freundlichen und verehrungsvollen Grüße von Jane Welsh Carlyle annehmen, die sie einst besser zu kennen hofft? Denn es gehört zu unsern festen Wünschen, ich möchte fast sagen Plänen, einmal Deutschland zu sehen und seine Kunst und Künstler und den Mann, der es uns mehr als irgend Jemand theuer und ehrwürdig gemacht hat. Wir malen uns sogar aus — ein allzu eitler Traum mit offnen Augen — den nächsten Winter in Weimar zuzubringen oder, wenn es glücklich zu meiner Ernennung kommt, den darauf folgenden Sommer! Ach, daß der Raum nicht zusammengerückt, die Zeit nicht ausgedehnt werden kann, und daß so Viele sich nicht begegnen, deren Zusammentreffen zu wünschen wäre! Unterdessen wollen wir fortfahren zu hoffen, und beten, daß gesehen oder ungesehen immer alles Gute mit Ihnen sein möge.

In der Hoffnung, bald die Ehre eines Briefes von Ihnen zu haben, bleibe ich, verehrter Herr, in wärmster Hochachtung der Ihrige

Thomas Carlyle.

X. Goethe an Carlyle.

Wenn Verkommendes schon vor acht Wochen Gewünschtes noch zu rechter Zeit ankommt so soll es mich freuen. Das lange Außenbleiben zu entschuldigen müßte ich viel von verketteten Arbeiten und Anforderungen, berichten und beschreiben und könnte Ihnen doch keinen Begriff von allen den Obliegenheiten geben die sich durch so lange Jahre an mir herangehäuft und sich noch täglich eher vermehren als vermindern.

Ein Kästchen mannigfaltigen Inhalts, abgegangen von hier den 20 Januar d. J., von Hamburg durch Vermittlung der Hn. Parish den 1 Febr. wird längst in Ihren Händen und ich hoffe gut aufgenommen seyn.

Geben Sie mir einige Nachricht deshalb, wie auch ob Gegenwärtiges einigermaßen gefruchtet.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Gattinn von mir und den Meinigen und erhalten mir ihre treuen Gesinnungen wie ich sie auch lebenslänglich zu hegen gewiß nicht unterlasse.

Theilnehmend u. mitwirkend,

J. W. von Goethe.

Weimar, d. 14 März 1828.

XI. Goethe's Zeugniß für Carlyle.

Wahre Ueberzeugung geht vom Herzen aus, das Gemüth, der eigentliche Sitz des Gewissens, richtet über das Zulässige und Unzulässige weit sicherer als der Verstand, der gar manches einsehen und bestimmen wird ohne den rechten Punkt zu treffen.

Ein wohlwollender auf sich selbst merkender Character, der sich selbst zu ehren, mit sich selbst in Frieden zu leben wünscht und doch so manche Unvollkommenheit die sein Inneres verwirrt empfinden muß, manchen Fehler zu bedauern hat, der die Person nach außen compromittirt, wodurch er sich denn nach beyden Seiten hin beunruhigt und bestritten findet, wird sich von diesen Beschwernissen auf alle Weise zu befreyen suchen.

Sind nun aber diese Mißhelligkeiten in treuer Beharr-

lichkeit durchgefochten, hat der Mensch erkannt, daß man sich von Leiden und Dulden nur durch ein Streben und Thun zu erholen vermag, daß für den Mangel ein Verdienst, für den Fehler ein Ersatz zu suchen und zu finden sey, so fühlt er sich behaglich als einen neuen Menschen.

Dann aber drängt ihn sogleich eine angeborene Güte auch anderen gleiche Mühe, gleiche Beschwerden zu erleichtern, zu ersparen, seine Mitlebenden über die innere Natur, über die äußere Welt aufzuklären, zu zeigen woher die Widersprüche kommen, wie sie zu vermeiden und auszugleichen sind. Dabey aber gesteht er daß dem allen ungeachtet im Laufe des Lebens sowohl Aeußeres als Inneres unabläßig im Conflict befangen bleibe und wie man sich deshalb rüsten müsse täglich solchen Kampf wiederholt zu bestehen.

Wie sich nun ohne Anmaßung behaupten läßt daß die deutsche Literatur in diesem humanen Bezug viel geleistet hat, daß durch sie eine sittlich psychologische Richtung durchgeht, nicht in ascetischer Aengstlichkeit, sondern eine freye naturgemäße Bildung und heitere Gesetzlichkeit einleitend, so habe ich Herrn Carlyle's bewundernswürdig tiefes Studium der deutschen Literatur mit Vergnügen zu beobachten gehabt und mit Antheil bemerkt, wie er nicht allein das Schöne und Menschliche, Gute und Große bey uns zu finden gewußt, sondern auch von dem Seinigen, reichlich herübergetragen und uns mit den Schätzen seines Gemüthes begabt hat. Man muß ihm ein klares Urtheil über unsere ästhetisch sittlichen Schriftsteller zugestehen, und zugleich eigene Ansichten, wodurch er an den Tag giebt daß er auf einem originalen Grund beruhe und aus

ſich ſelbſt die Erforderniſſe des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe.

In dieſem Sinne darf ich ihn wohl für einen Mann halten, der eine Lehrſtelle der Moral mit Einfalt und Reinheit, mit Wirkung und Einfluß bekleiden werde, indem er nach eigen gebildeter Denkweiſe, nach angebornen Fähigkeiten und erworbenen Kenntniſſen, die ihm anvertraute Jugend über ihre wahrhaften Pflichten erklären, Einleitung und Antrieb der Gemüther zu ſittlicher Thätigkeit ſich zum Augenmerk nehmen, und ſie dadurch einer religiöſen Vollendung unabläſſig zuführen werde.

Dem Vorſtehenden darf man wohl nunmehr einige Erfahrungsbetrachtungen hinzufügen.

Ueber das Princip woraus die Sittlichkeit abzuleiten ſey, hat man ſich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller ſittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückſeligkeit als einzig wirkſam finden; wieder andere ſetzten das apodiktiſche Pflichtgebot oben an, und keine dieſer Vorausſetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am gerathenſten finden aus dem ganzen Complex der geſunden menſchlichen Natur das Sittliche ſo wie das Schöne zu entwickeln.

In Deutſchland hatten wir ſchon vor ſechzig Jahren das Beyſpiel eines glücklichen Gelingens der Art. Unſer Gellert, welcher keine Anſprüche machte ein Philoſoph von Fach zu ſeyn, aber als ein grundguter, ſittlicher und verſtändiger Mann durchaus anerkannt werden mußte, las in Leipzig unter dem größten Zulauf eine höchſt reine,

Doctor zu Scapin.

Du glaubst es nicht,
Du kennest mich zu gut.

Scapin.

Ist's möglich — Herr! — Warum? —
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!
Der Strafe sich nicht entziehe!
Der Tod gibt mir nur diese kleine Frist
Zu bitten: sey gerecht! —
Wenn du nicht sein Helfers-Helfer bist.

Doctor.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns sie überstehn?

Scapin.

Welche schwere Missethaten
Seh' ich geschehn!

ruhige, verständige und verständliche Sittenlehre mit großem Beyfall und mit dem besten Erfolg; sie war den Bedürfnissen seiner Zeit gemäß und wurde erst spät durch den Druck bekannt.

Die Meynungen eines Philosophen greifen sehr oft nicht in die Zeit ein, aber ein verständiger wohlwollender Mann, frey von vorgefaßten Begriffen, umsichtig auf das was eben seiner Zeit Noth thut, wird von seinen Gefühlen, Erfahrungen und Kenntnissen gerade dasjenige mittheilen was in einer Epoche wo er auftritt die Jugend sicher und folgerecht in das geschäftige und thatfordernde Leben hineinführt.[1])

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 14 März 1828.

Carlyle schreibt an seinen Bruder John aus Craigenputtock, d. 16ten April 1828:

Goethe's Empfehlung kam an, als ich auf dem Lande war; der Senf nach der Mahlzeit, woran diese rohen Eifer nicht einmal riechen sollen! Es ist übrigens ein Zeugniß voll Großartigkeit, schön geschrieben, und kann mir anderswo von Nutzen sein. Der alte Weise füllt einen ganzen Bogen mit seinen „Aeußerungen"[2]), wovon nicht ganz ein Blatt sich direkt auf mich bezieht, während alles Uebrige so zu sagen „Erklärungsbetrachtungen"[2]) sind. Vielerlei ist hervorgehoben, „wodurch er an den Tag giebt, daß er auf einem originalen Grund beruhe und die Erfordernisse des Guten und Schönen aus sich selbst zu entwickeln das Vermögen habe"[2]); ein Lob, welches „Er"[2]), könnte er es sich nur recht aneignen, höher schätzen muß, als irgend einen Lehrstuhl in diesen Landen. Morgen will ich an

[1]) Im Manuscript: „hineingefuhrt."

[2]) Von Carlyle in deutscher Sprache gegeben.

die „Weimarischen“[1]) schreiben; denn seine Sendung ist nun auch eingetroffen mit den Medaillen für Sir Walter, den Büchern und Briefen und Versen für mich, und schönen Schmucksachen — einem Armband und der reizendsten Busennadel — für Jane. Vier andere Medaillen sind zur Vertheilung hier, die ich Jeffrey, Wilson, Lockhart, Wordsworth zu geben denke; bis jetzt habe ich aber nur Zeit gefunden, an Scott zu schreiben, der gegenwärtig in London ist. Ohne Frage mußt Du auf Deiner Rückreise über Weimar gehen und dieses Weltwunder sehen, und uns ehrlich berichten, was für eine Art Mensch er ist, denn täglich wird er mir unbegreiflicher. Ein Brief ist geschrieben wie ein Orakel, der nächste wird nur zu sehr nach Geschwätz schmecken. Wie ist es möglich, daß der Verfasser des Faust und Meister sich auf Charaktere einlassen kann, wie „Herrn —“ (den einfältigsten, beschränktesten Menschen seiner Zeit, einen Westmoreländischen Schulpedanten und Gleishbotham[2]) und „Captain —“, ein kleines, welkes, reinliches Männchen, sehr musikalisch, sehr melancholisch? Ist er größer als ein Mensch, oder wird er in seinen alten Tagen zu etwas Geringerem als andre Menschen? Das Erste scheint mir beispiellos, das Zweite unglaublich. Geh' sehen und berichte uns treulich. Er wird Dich gut empfangen. — Für mein Theil habe ich, unerschüttert in meinem alten Glauben, obwohl Jane etwas schwankt, vierzig lange Zeilen über seine Helena geschrieben, die schon gedruckt sind und in wenigen Tagen hier sein werden, und nun muß ich einen noch längeren Aufsatz über den Mann selbst anfangen.

[1]) Von Carlyle in deutscher Sprache gegeben.

[2]) Der bekannte Pedant Jedediah Gleishbotham der Scott'schen Romaneinleitungen.

XII. Carlyle an Goethe.

Edinburg, 21 Comley Bank
d. 18ten April 1828.

Verehrter Herr!

Ihr Brief vom 1ten Januar erreichte mich richtig durch die Poſt und erweckte die froheſten Erwartungen, welche aber bald erfüllt zu ſehen nur wenig Hoffnung war, denn wegen des Standes der Elbe ſegeln unſere Schiffer ſelten im Winter nach Hamburg, und diesmal war kein Schiff vor Beginn des jetzigen Monats zu erwarten. Ein zweiter Brief mit dem Zeugniß, um das ich Sie gebeten hatte, erreichte mich vor etwa zehn Tagen auf dem Lande, und endlich in voriger Woche, nach meiner Rückkehr hierher, iſt das ſo lang erſehnte Käſtchen wirklich angekommen, mit all ſeinem Inhalt vollkommen richtig und unverſehrt. Ich habe nun die Pflicht und den Vorzug, für ſo viele Freundlichkeiten zu danken, nur mit dem Bedauern, daß ich ſo wenig gethan habe und thun kann, ſie zu verdienen. Unſer beſter Dank gehört Ihnen von Herzen; und damit ſei Alles geſagt, was ſich nicht durch viele Worte ausſprechen läßt; denn nie und nimmer iſt es möglich, ſolche Gefühle ganz in Worte zu überſetzen. Denen, die uns lieben, ſei es auch „jenſeits des Meeres", glückliche Stunden zu bereiten, muß die wahrſte Glückſeligkeit ſein; und dieſe kommt hier gewißlich Ihnen zu.

An Sir Walter Scott, der gegenwärtig in London iſt, habe ich ſchon geſchrieben, um ihm eine ſo freudige Nachricht anzukündigen, und habe ihm ſogar abgeſchrieben, was Sie über ſein Leben Napoleons ſagen, ein freundliches

Urtheil, das von ſolcher Seite ihn höchlich erfreuen muß, indem es im Gegenſatze zu der vielfachen Kritik ſteht, die er in dieſem Punkte ſowohl von fremden wie von einheimiſchen Leſern hat erfahren müſſen. Wir haben ſogar ſchon ein zweites Leben Napoleon's[1]), auch von einem Mann von Talent, worin ein ganz und gar entgegengeſetzter Geiſt herrſcht, und das, dem Anſchein nach zu urtheilen, hervorragenden Beifall gehabt haben muß. Ueber nicht lange denke ich Sir Walter zu ſehen und ihm perſönlich Ihre Medaillen zu überreichen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, daß er auch deutſch lieſt, ja, daß er im Beginn ſeiner literariſchen Laufbahn Ihren Götz von Berlichingen überſetzt hat, ein Umſtand, dem viele ſeiner Kritiker keinen geringen Einfluß auf ſein weiteres dichteriſches Schaffen zuſchreiben. Ich werde mich auch bemühen, die vier übrigen Medaillen nicht übereilt, ſondern nach Verdienſt zu vertheilen. Eine denke ich Herrn Lockhart, Sir Walter Scott's Schwiegerſohn, zu geben, der keine Gelegenheit hat vorübergehen laſſen, ſeine Liebe zur deutſchen Literatur und im Beſonderen ſeine Verpflichtungen Ihnen gegenüber zu bezeugen.

Hierbei darf ich nicht unterlaſſen zu erwähnen, daß Herr Lockhart ſicher nicht jenen Aufſatz über den „Zuſtand der deutſchen Literatur" in der Edinburgh Review geſchrieben hat, wie er in der That nie das Kleinſte für jenes Journal ſchrieb und nicht wohl ſchreiben konnte, da er ſelbſt Herausgeber der Quarterly Review iſt, eines direkt entgegengeſetzten Unternehmens, des Organs der Torypartei,

[1]) Hazlitt's Life of Napoleon, 4 Bände, London 1827.

während jenes das der Whigs oder Liberalen ist. Wenn Sie nicht schon unsre dunklen Vorstellungen von dem „Zustand der deutschen Literatur" vergessen haben, freut es mich sehr sagen zu können, daß sie in diesem Falle von mir selbst herrühren. Man findet, hierdurch hat der Herausgeber des Edinburgh Review[1]), der selbst die Kritik über Wilhelm Meister geschrieben und vor vielen Jahren einen gründlich werthlosen Artikel über Ihre Dichtung und Wahrheit aufgenommen hat, sein Glaubensbekenntniß in Bezug auf deutsche Literatur der Sache nach widerrufen; und groß ist das Erstaunen, ja die Bestürzung von manchen alten Bühnentretern, von denen die meisten sich lange unter dem sanften und doch despotischen Szepter dieses Mannes befunden haben. Möge es Sie nicht wundern, wenn ich doch gerade ihm eine Ihrer Medaillen gebe, denn er ist auch ein „Wohlwollender"[2]), wie es ein rechtschaffener Mann dem andern gegenüber immer sein muß, wenn auch durch Ferne und Mangel an richtiger Kunde seine Begriffe eine Zeit lang verwirrt waren und ihn veranlaßt haben, eine kalte oder sogar unfreundliche Miene anzunehmen.

Alles zusammen genommen scheint unser Studium und unsere Liebe zur deutschen Literatur in raschem Fortschreiten begriffen zu sein; seit meiner Zeit, das heißt innerhalb der letzten sechs Jahre, könnte ich fast sagen, daß die Kenner Ihrer Sprache um's Zehnfache angewachsen sind, und mit den Kennern die Bewunderer, denn bei allen Geistern von irgend welcher Begabung sind diese beiden Bezeichnungen nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge gleichbedeutend. Als

[1]) Jeffrey.
[2]) Vgl. Goethe's Brief, S. 22.

Beweis hierfür können wir uns übrigens nicht nur auf eines, sondern auf zwei Journale über die Literatur des Auslandes beziehen, die in London erscheinen und wenn nicht immer mit Weisheit, so doch mit Eifer auf Deutschland hinblicken: die Foreign Quarterly Review und die Foreign Review, mit welcher letzteren ich auch in Verbindung getreten bin. Nr. I. enthielt eine Skizze über Ihren unglücklichen Zacharias Werner von meiner Hand, und hier kommt eben, während ich schreibe, Nr. II. an, mit einem langen Artikel von derselben unmaßgeblichen Seite über das Zwischenspiel Helena, und mit dem Versprechen bei nächster Gelegenheit einen noch längeren über Ihre Werke und Ihren Charakter im Allgemeinen zu bringen! Ich bin auch nicht ohne Hoffnung, daß diese Kritiken, nach meiner besten Einsicht und Ueberzeugung abgefaßt, einer gewissen Nachsicht bei Ihnen begegnen werden. Wenn nicht ganz und gar, so ist es doch bis zu einem gewissen Grade in dieser Hinsicht in der geistigen wie in der materiellen Welt: wo das geringste Wasser, hat es nur in sich selbst Ruhe, sogar das Bild der Sonne treu wiederzuspiegeln vermag. Im Uebrigen muß es doch mehr Menaechmen unter uns geben, als wir dachten, da es sich zeigt, daß keiner der drei Artikel, die Sie in Ihrem Briefe erwähnen, von mir war, und nicht zwei von ihnen demselben Verfasser gehören. Jener Aufsatz über Hoffmann war von Sir Walter Scott geschrieben, die beiden anderen von jungen Männern aus dieser Stadt, von denen der eine Herausgeber des Unternehmens ist[1]), der

[1]) Mr. William Fraser.

andere (der Kritiker von Schulze) den Wallenſtein überſetzt hat und ein Bekannter von mir iſt.[1]) Ein gleichgiltiger Buchhändlerzwiſt, der jetzt zu Ende iſt, gab den Anlaß zu dieſer Spaltung in zwei Revuen, die in Folge deſſen bis zu einem gewiſſen Grade, wenigſtens in den Augen ihrer Verleger, ſich als Rivalen darſtellen, obwohl zwiſchen den Herausgebern und Mitarbeitern kein Streit zu ſein ſcheint; und unſere engliſchen Leſer, die nur Vortheil von dieſem Wetteifer haben, betrachten ihn mit Gleichgiltigkeit oder ſogar mit Befriedigung.

Aber ich darf nicht verſäumen von Herrn Des Voeux's „Ueberſetzung" Ihres Taſſo[2]) zu ſprechen, über welche Sie mich mit der Frage nach meinem Urtheil beehren. Leider bin ich gezwungen, ſie gerade heraus trivial, ja ganz und gar werthlos zu nennen. Kein engliſcher Leſer kann hierdurch eine Vorſtellung von dieſem ſchönen Drama erhalten oder im beſten Fall nur eine ſolche, wie ſie die rohen, kahlen und mageren Schulbearbeitungen des Homer ihm von der Ilias geben können.

Mehr als einmal mußte ich mich zu dem Original wenden um überhaupt nur den Sinn zu verſtehen; ja an manchen Stellen ſcheint der Verfaſſer ihn ſelbſt nicht verſtanden zu haben, denn „ich ſoll" (S. 69) iſt mit „I will" wiedergegeben, wodurch ein Vorhaben ſtatt einer Pflicht

[1]) Mr. George Moir. Siehe unten S. 50 Anmerkung.

[2]) „Torquato Tasso, from the German of Goethe: with other German Poetry translated by Charles des Voeux, Esq." (1 Band, Longman & Co. 1827), war Goethe gewidmet. Eine zweite Ausgabe, auf Des Voeux's Wunſch (von Ottilie) revidirt und korrigirt, erſchien in Weimar 1833. Er ſtarb ehe der Druck der Weimarer Ausgabe vollendet war.

ausgedrückt wird, und „erreicht“ (S. 78) ist mit „darreicht“ verwechselt und nicht mit „attains“ sondern mit „presents“ übersetzt, um garnicht davon zu reden, daß „wacker“ überall mit „valiant“ übersetzt ist, was allein „kühn“ bedeutet, und „klug“ mit „shrewd“ (genau genommen: scharf, scharfsinnig), Faun (S. 60) mit fawn (Rehkalb, wahrscheinlich ein Druckfehler), und (S. 77) „meine Hand! Schlag' ein!“ mit „my hand to shake“, was wörtlich und richtig heißt: „hier ist meine Hand — zu schütteln!“ Statt allgemeiner Bemerkungen hatte ich vor, Ihre Aufmerksamkeit auf irgend eine bestimmte Stelle zu lenken, zum Beispiel auf Antonio's wahrhaft anmuthsvolle Charakteristik des Ariost im ersten Akt, um im Einzelnen zu zeigen, wie der feine Duft während des Hinübergießens verflogen ist und uns nichts bleibt als solch ein caput mortuum wie „source of love or child of glory“, „talent's power“, „spirit forms and yet in person;“ und am schlimmsten von Allem „in juggle formed by sportive Cupid“, was wirklich dem Sinn wie dem Ausdruck nach ein non plus ultra ist. Aber schon zu lange habe ich Sie bei einer Sache festgehalten, über welche ein Wort zu sagen mich nichts als Ihre Aufforderung berechtigen konnte. Kurz; diese Uebersetzung ist so wie unsere gewöhnlichen Uebersetzungen deutscher Werke, in die Keiner, welcher diese Sprache versteht, je freiwillig hineinsieht; erträglich oder wenigstens nur milde zu verurtheilen, wenn sie sich mit einem Kotzebue und Hoffmann abgeben, aber geradezu verrucht, wenn sie sich zu Faust und Tasso versteigen.

Kunst und Alterthum, das mir zum Theil schon bekannt ist, beabsichtige ich von Anfang bis zu Ende durch-

zuleſen und zu ſtudiren: Vieles darin wird ſicherlich mir ſelbſt zum Vortheil gereichen und vielleicht, wie Sie erwarten, durch mich „meiner Nation.“ Auch werde ich nie ablaſſen, Ihr Zeugniß hoch zu halten, das ich als ein ſtolzeres Document bewahre als ein Patent vom Heroldsamt ſein kann. Bei irgend einer ſpäteren Gelegenheit kann es mir noch förderlich werden, wenn es auch für diesmal zu ſpät kam oder freilich doch früh genug, weil ſo wenig wie irgend ein anderer Beweis von bloßem Verdienſt, den es auf Erden geben kann, ſelbſt dieſer nicht eine andere Entſcheidung hätte herbeiführen können.

Aber genug für heute! Immer wieder und wieder werde ich hoffen von einem ſo verehrten Freunde zu hören und bin jetzt und ſtets von ganzem Herzen

Ihr dankbarer

T. Carlyle.

P. S. Ein Hauptmann Stinner beſuchte uns hier kürzlich mit einer Karte von Ihnen und entzückte uns durch den Geſang von „Kennſt Du das Land“[1], mit einem Vortrag, der faſt dem Künſtler aus dem Meiſter am Lago Maggiore zur Ehre gereicht hätte. Meine Frau ſpielt es mir oft auf dem Clavier vor. Nr. II. der Foreign Review, die heute hier angekommen iſt, wird Sie, hoffe ich, wenige Tage nach dieſem Brief in Weimar erreichen. Ihr nächſter Brief trifft mich unter folgender Adreſſe: Thomas Carlyle, Esq., of Craigenputtock, Dumfries, Scotland; denn nach

[1] In deutſcher Sprache.

Pfingſten[1]) (den 26ten Mai) denken wir unſern Aufenthalt dauernd in dieſem unſerm kleinen Beſitzthum zu nehmen, in den Bergen ſiebzig Meilen ſüdlich von Edinburg. Das 74te Regiment iſt gegenwärtig nicht hier: aber Herr Wolley wird, wenn er bei demſelben ſteht, anderswo zu finden ſein, und geſchrieben iſt ihm ſchon.

XIII. Mrs. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
den 10ten Juni 1828.

Verehrter Herr!

Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt Herr May, ein Kaufmann aus Glasgow und mein geſchätzter Freund, der, wie er ſelbſt ſagt, bei ſeiner Reiſe durch Weimar mit eignen Augen „den erſten Mann unſrer Zeit" zu ſehen wünſcht. Ich ergreife die Gelegenheit, durch ihn in meinem und meines Gatten Namen Ihnen die fortdauernde Verſicherung unſrer Freundſchaft und dankbaren Verehrung zu ſenden, und bin ſtets mit treueſter Geſinnung Ihre Schülerin und Bewundrerin

Jane W. Carlyle.

XIV. Goethe an Carlyle.

Ihr gehaltreicher Brief vom 18 April iſt zur rechten Zeit bey mir angekommen und hat mich im Drange gar mannigfaltiger Umſtände getroffen. Ich erhole mich gegen-

[1]) In Schottland kein kirchliches Feſt, ſondern ein geſchäftlicher Termintag.

Scapine.

Ach wohin — bin ich — gerathen? —
Ach! das Licht — nicht mehr — zu
ſehn!

Während dieſes Terzett's ahmt ſie eine Sterbende nach und liegt am Ende deſſelben für todt da.

Scapin.

Sie iſt todt! Ganz gewiß!
Es ſtockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine ſchreckliche Geſchichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt! bleibe!
Beym heiligen Hippocrates,
Galenus und bey Socrates,
Der am Verſuch mit Schierling ſelber ſtarb,
Bey allen Pfennigen die ich mir je erwarb,
Unſchuldiger iſt nichts aus meiner Hand ge-
kommen,
Als jenes Tränkchen, das ſie eingenommen.

wärtig einigermaßen um die dritte Lieferung meiner Werke anzukündigen, der ich wie der vorigen eine gute Aufnahme hoffen darf. Das Neue, bisher noch nicht gedruckte, ſey Ihnen beſonders empfohlen.

Herr Skinner iſt wieder bey uns und berichtet viel Gutes und Freundliches von Ihnen und Ihren Zuſtänden; freylich müſſen wir Sie nun, an einem andern Orte, ſo lange in unbeſtimmteren Lokalitäten denken, bis ein reiſender Freund uns wieder durch genauere Schilderung näher bringt.

Vier Hefte Ihrer zwey Zeitſchriften die ſich mit fremdem Intereſſe beſchäftigen liegen vor mir, und ich muß wiederholen, daß vielleicht noch nie der Fall eintrat, daß eine Nation um die andere ſich ſo genau umgethan, daß eine Nation an der Andern [ſo] viel Theil genommen, als jetzt die Schottiſche an der Deutſchen. Eine ſo genaue als liebevolle Aufmerkſamkeit ſetzt ſich durchaus fort und fort, ja ich darf ſagen, daß ich gewiſſe Eigenheiten, vorübergegangenen bedeutenden Menſchen abgewonnen ſehe, in dem Grade um mir gewiſſermaßen Angſt zu machen, ſolche Perſönlichkeiten, die mir im Leben gar manchen Verdruß gebracht, möchten wieder auferſtehen und ihr leidiges Spiel von vorne beginnen. Dergleichen war der unſelige Werner, deſſen frazzenhaftes Betragen, bey einem entſchiedenen Talente mir viel Noth gemacht, indeſſen ich ihn aufs treuſte und freundlichſte zu fördern ſuchte. Ich mußte Ihren Aufſatz zuerſt weglegen, bis in der Folge die Bewunderung Ihrer Einſicht in dieſes ſeltſame Individuum den Widerwillen beſiegte den ich gegen die Erinnerung ſelbſt empfand.

Deſto erfreulicher war mir Ihre Behandlung der Helena. Sie haben auch hier ſich nach eigner ſchoner Weiſe benommen und da zu gleicher Zeit aus Paris und Moskau über dieſes ſo lang gehegte und gepflegte Werk mir zwey Aufſätze zukamen, ſo ſprach ich mich darüber lakoniſch folgendergeſtalt aus: Der Schotte ſucht das Werk zu durchdringen, der Franzoſe es zu verſtehen, und der Ruſſe es ſich anzueignen. Unverabredet haben alſo dieſe drey die ſämmtlichen Kategorien der Theilnahme an einem äſthetiſchen Werke dargeſtellt; wobey ſich verſteht daß dieſe drey Arten nicht entſchieden getrennt ſeyn können, ſondern immer eine jede die andern zu ihren Zwecken zu Hülfe rufen wird. Da ich mich aber in ſolche Betrachtungen nicht einlaſſen darf, obgleich bey ſolchem Zuſammenſtellen gar manches Erfreuliche und Nützliche zu ſagen wäre, ſo habe ich einen jungen Freund erſucht ſich darüber auszuſprechen mit Rückſicht auf die unter uns geführten Geſpräche.

Es iſt Dr. Eckermann, der ſich bey uns aufhält und den ich als Hausgenoſſen anzuſehen habe. Er macht die hier ſtudirenden jungen Engländer mit der deutſchen Literatur auf eine ſehr einſichtige Weiſe bekannt und ich muß wünſchen, daß er auch mit Ihnen in ein Verhältniß trete. Er iſt von meinen Geſinnungen, von meiner Denkweiſe, vollkommen unterrichtet, redigirt und ordnet die kleineren Aufſätze wie ſie in meinen Werken abgedruckt werden ſollen und möchte wohl, wenn dieſe noch weitausſichtige Arbeit zu vollenden mir nicht erlaubt ſeyn ſollte, alsdann kräftig eintreten, weil er von meinen Intentionen durchaus unterrichtet iſt.

Die Ueberſetzung des Wallenſteins[1]) hat auf mich einen ganz eignen Eindruck gemacht, da ich die ganze Zeit als Schiller daran arbeitete, ihm nicht von der Seite kam, zuletzt, mit dem Stück völlig bekannt, ſolches vereint mit ihm auf das Theater brachte, allen Proben beywohnte und dadurch mehr Quaal und Pein erlebte als billig, die nachfolgenden Vorſtellungen nicht verſäumen durfte um die ſchwierige Darſtellung immer höher zu ſteigern; ſo läßt ſichs denken, daß dieſes herrliche Stück mir zuletzt trivial, ja widerlich werden mußte; auch hab' ich es in zwanzig Jahren nicht geſehen und nicht geleſen. Nun aber da ich es unerwartet in Shakſpear's Sprache wieder gewahr werde, ſo tritt es auf einmal wie ein friſchgefirnißtes Bild in allen ſeinen Theilen wieder vor mich, und ich ergötze mich daran wie vor Alters und noch dazu auf eine ganz eigene Weiſe. Sagen Sie das dem Ueberſetzer grüßend, nicht weniger auch, daß die Vorrede, die eben auch in dem reintheilnehmenden Sinn geſchrieben iſt, mir wohlgethan habe, nennen Sie mir ihn auch, damit aus dem Chor der Philo-Germanen er als eine einzelne Perſon hervortrete.

Hier aber tritt eine neue, vielleicht kaum empfundene, vielleicht nie ausgeſprochene Bemerkung hervor: daß der Ueberſetzer nicht nur für ſeine Nation allein arbeitet, ſondern auch für die aus deren Sprache er das Werk herübergenommen. Denn der Fall kommt öfter vor als man denkt, daß eine Nation Saft und Kraft aus einem Werke ausſaugt und in ihr eigenes inneres Leben dergeſtalt auf-

[1]) Von George Moir, ſpäterem Profeſſor der Rhetorik in Edinburg (Edinburg 1827). Er ſtarb 1870. Vgl. den Aufſatz „Wallenſtein" in den Werken (Hempel) XXIX, 794.

nimmt, daß ſie daran keine weitere Freude haben, ſich daraus keine Nahrung weiter zueignen kann. Vorzüglich begegnet dies den Deutſchen, die gar zu ſchnell alles was ihnen geboten wird, verarbeiten und, indem ſie es durch mancherley Wiederholungen umgeſtalten, es gewiſſermaßen vernichten. Deshalb denn ſehr heilſam iſt, wenn ihnen das Eigne durch eine wohlgerathene Ueberſetzung ſpäterhin wieder als friſch belebt erſcheint.

Beyliegenden Brief erhalte von dem guten Eckermann, mit welchem ich Sie, wie ſchon geſagt, in Verbindung wünſche. Er wird jede Anfrage die Sie an ihn ergehen laſſen gern beantworten und kann Sie mit dem neuſten unſerer Literatur, in ſofern es Ihnen nützt und frommt, nach Verlangen bekannt machen.

Treu theilnehmend,

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 15 Juni 1828.

Leider überraſcht uns beym Schluß dieſes Schreibens die traurige Nachricht vom Ableben unſres vortrefflichen Fürſten des Großherzogs von Sachſen-Weimar-Eiſenach welcher am 14. Juni auf einer Rückreiſe von Berlin nahe bey Torgau das Zeitliche verließ. Ich eile Gegenwärtiges abzuſenden. Mit den Büchern kommt noch manches zu Bemerkende.

Mit den ſchönſten Grüßen von mir und Ottilien an ihre liebe Gattin, mit dem Wunſche zu hören, daß Sie in Ihrer neuen Wohnung glücklich eingerichtet ſeyen, fernere Mittheilung mir vorbehaltend,

[Goethe.]

XV. Eckermann an Carlyle.

Weimar, d. 15ᵗᵉⁿ Juni 1828.

Ihre fortgesetzten Bestrebungen und Verdienste um die deutsche Literatur, mein theurer und hochgeschätzter Herr Carlyle, haben schon längst in mir den Wunsch entstehen lassen, eine Gelegenheit zu finden meine Gesinnungen der Zuneigung und Hochachtung gegen Sie auszusprechen, und es macht mich besonders glücklich, daß Se. Excellenz von Goethe mich jetzt dazu auffordern.

Ganz frisch leben Sie in unserem Andenken durch ihre Beurtheilung der Helena, wie uns solche No. II. des Foreign Review überbracht hat; und ich kann nicht umhin zu sagen, daß ich nicht leicht über einen literarischen Gegenstand größere Freude empfunden habe als eben bey Lesung dieser Beurtheilung und der besonders trefflichen Uebersetzung.

Ein geistreicher Artikel im französischen Globe war das Erste was von Bedeutung über die Helena erschien; sodann folgte das Urtheil eines jungen russischen Dichters zu Moskau, welches man gleichfalls sehr zu schätzen hatte. Sie Selbst nun gehen weiter, sowohl durch höheren Ernst als tiefere Gründlichkeit, woraus denn ein klares und weiteres Detail entstanden, während jene nur im Allgemeinen geblieben sind.

Man könnte verlockt werden Ihrer Darstellung im Einzelnen zu folgen und sich mit Ihnen schrittweise darüber zu besprechen, wenn dieses nicht über die Gränzen eines Briefes hinausginge. Ich behalte mir daher vor meine Ansichten über die Helena und ihre Französischen, Russischen

und Engliſchen Beurtheiler, mit Einflechtung deſſen was über dieſen wichtigen Gegenſtand in Geſprächen mit Goethe vorgekommen, in einer beſonderen Schrift niederzulegen und Ihnen zukommen zu laſſen, während ich jetzt nur flüchtig ſage was mir zunächſt am Herzen liegt.

Ihre Ueberſetzung, die mit dem Original in Rhythmus und Treue des Ausdruckes völlig gleichen Schritt geht, hat mir zuerſt die Ueberzeugung gegeben, daß es möglich ſey den Fauſt in einer fremden Sprache vollkommen wiederzugeben. Es erfordert dieſes freylich das tiefſte Verſtändniß des Originals, verbunden mit nicht geringen eigenen poetiſchen Kräften und techniſchen Gewandheiten; aber Ihre mitgetheilten Proben der Helena beweiſen, daß Sie alle dieſe Erforderniſſe in hohem Grade beſitzen, indem Sie ſowohl in der altgriechiſchen wie in der romantiſchen Geſinnungs- und verſchiedenen poetiſchen Form-Weiſe, ſich gleich bewundernswürdig zu finden und zu ſchicken gewußt. Ich hoffe Sie haben die Helena ganz überſetzt, und werden auch ſo mit der Fortſetzung des neuen Fauſt thun, ſowie auch der alte Theil, den Sie ſo gut verſtanden, ſicher keinen beſſeren Ueberſetzer finden wird als eben Sie. Durch den Verſuch des Lord Leveſon Gower hat England von dem gedachten deutſchen Werk einen höchſt unvollkommenen Begriff und es wäre zu wünſchen, daß dieſem Mangel durch eine gute Ueberſetzung, wie ſie von Ihnen zu erwarten wäre, abgeholfen würde.

Vieles, was ich Ihnen noch in Bezug auf Goethe zu ſagen hätte, unterdrücke ich für heute. Sie werden in Ihren Studien fortgehen und England wird es Ihnen zu danken haben. Wer einmal von Seinem Geiſte ergriffen

worden, kommt nicht wieder los und so brauche ich Ihnen nichts weiter zu sagen.

Herr Fraser in London, der die Güte gehabt mir das Foreign Review und allerliebste Bijou durch Hrn. Black zu übersenden, schreibt mir von einer kleinen Reise die er zu Ihnen zu machen im Begriff sey. Ich bitte um einen Gruß wenn Sie ihn sehen oder ihm schreiben sollten.

Ich hoffe bald von Ihnen direct zu hören wie Sie Sich auf Ihrem neuen Landsitz eingerichtet haben. Ihrer liebenswürdigen Gemalin, von der ich oft gehört, sende ich meine besten Grüße und Wünsche.

Ganz der Ihrige,

Eckermann.

XVI. Goethe an Carlyle.

(Fortsetzung des vorigen Briefs.)

Ottilie grüßt Madame Carlyle zum allerschönsten: sie und ihre Schwester haben eine Stickerey angefangen, welche mit diesem Transport fortgehen sollte. Diese freundliche Arbeit durch nothwendige Badereisen und nun durch das traurigste Ereigniß unterbrochen, soll, hoff' ich, obgleich später, in anmuthiger Vollendung dort eintreffen.

Der dritten Lieferung meiner Werke lege auch das neuste Stück von Kunst und Alterthum bey; Sie werden daraus ersehen, daß wir Deutsche gleichfalls im Fall sind uns mit fremden Literaturen zu beschäftigen. Wie durch Schnellposten und Dampfschiffe rücken auch durch Tages-, Wochen und Monats-Schriften die Nationen mehr anein-

ander und ich werde, ſo lang es mir vergönnt iſt, meine Aufmerkſamkeit beſonders auch auf dieſen wechſelſeitigen Austauſch zu wenden haben. Doch hierüber möchte in der Folge noch manches zu beſprechen ſeyn; Ihre Bemühungen kommen zeitig genug zu uns, den unſrigen ſind auch ſchnellere Wege gebahnt; laſſen Sie uns der eröffneten Communikation immer freyer gebrauchen, beſonders geben Sie mir zunächſt einen hinlänglichen Begriff von Ihrem gegenwärtigen Aufenthalt, ich finde Dumfries ein wenig über den 55n. Grad am Fluß Nith unfern deſſen Ausmündung in das Meer; wohnen Sie in dieſer Stadt oder in der Nähe? und auf welchem Wege erhalten Sie meine Pakete da Sie am weſtlichen Meere gelegen ſind, wahrſcheinlich noch über Leith und dann zu Lande? Doch wie es auch ſey, laſſen Sie bald von Sich hören in Erwiederung des Gegenwärtigen. Grüßen Sie Ihre liebe Frau. Ich lege diesmal wenigſtens einige Noten für ſie bey.

Gleichzeitig mit dem, den 18 Juni von hier mit der Poſt abgegangenen Schreiben. Abgeſendet von Schloß Dornburg an der Saale; mit Bitte alles an mich abgehende nach Weimar zu addreſſiren.

G

XVII. Goethe an Carlyle.

Den traurigſten Fall der uns betraf, daß wir unſern unſchätzbaren Fürſten verloren, habe ſchon früher gemeldet und iſt Ihnen auf jeden Fall durch die Zeitungen bekannt geworden. Ich lege eine kurze wohlgerathene Schrift zu

ſeinem Gedächtniß bey, woraus Sie den allgemeinen Verluſt beurtheilen, zugleich aber auch näher an meinem Zuſtande Theil nehmen werden, wie ich mich, nach einem mehr als funfzigjährigen Zuſammenleben, bey einer ſolchen Entbehrung finden muß. Manches was ich hinzufügen wollte unterbleibt für diesmal: indeſſen iſt es Bedürfniß alle meine übrigen Lebens-Verhältniſſe emſig fortzuſetzen, weil ich nur darin eine Exiſtenz finden kann wenn ich, in Betrachtung deſſen was er gethan und geleiſtet, auf dem Wege fortgehe den er eingeleitet und angedeutet hat. Leben Sie recht wohl und laſſen bald von ſich hören.

And so for ever

Goethe.

Schloß Dernburg, den 8n. Auguſt 1828

XVIII. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries
den 25ten September 1828.

Werther und hochgeſchätzter Herr,

Eine angenehme Pflicht, die ſeit lange vor mir geſtanden hat, darf jetzt nicht länger aufgeſchoben werden. Ihre beiden Packete ſind endlich in meinen Händen; der Poſtbrief mit dem beigeſchloſſenen Brief von Dr. Eckermann iſt ſeit Ende Juni hier, das Bücherpacket über Hamburg und Leith ſeit geſtern Abend, wo unſer Diener, nachdem wir durch den Agenten der Herren Pariſh pünktliche Meldung erhalten hatten, es aus Dumfries mitbrachte. Alles war vollkommen unverſehrt, Bücher, Noten, Manuſcript, und natürlich

eine beſondre und höchſt willkommne Erſcheinung in dieſem unſerm abgelegenen Heim, wo wir, ſcheint es, doch noch nicht toto divisi orbe ſind, ſondern in freundlicher Beziehung zu dem, was uns in der Welt als das Höchſte und Beſte gilt. Herrn Zelter's Lieder ſollen heute Abend am Clavier vorgenommen werden, und während wir lauſchen, wird der Dichter, wie Vogel ihn gezeichnet hat, auf uns herniederblicken mit dem freundlichen Bedeuten, daß, wenn das Geſtern und Heute in weiſer Thätigkeit zugebracht ward, wir auch auf ein Morgen hoffen dürfen, das nicht minder glücklich ſei.[1])

Auch gedenke ich in wenigen Stunden mich an dieſem zweiten Theil des Fauſt zu erfreuen und zu erforſchen, was Neues ſonſt noch dieſe werthvollen Bände enthalten.

Ein zierliches kleines Stück bemerke ich ſchon in Kunſt und Alterthum: Ihre Ueberſetzung von unſerm alten ſchottiſchen „Schwank", wie Hans Sachs es nennen würde, „Steh auf und ſchließ die Thür!"[2]) Die handſchriftliche Geſtalt habe ich oft geleſen,[3]) nicht ohne ein Lächeln darüber, daß ich dieſe alten rauhen Reime meiner Kindheit in fremder Zunge hören ſollte, ſo treulich wiedergegeben von dem Dichter

[1]) Unter der Lithographie nach Vogel, die Carlyle von ſeinem Bruder John aus München erhalten hatte, ſteht im Facſimile von Goethe's Handſchrift der Vers (Zahme Xenien, Werke [Hempel] II, 377):

Liegt dir geſtern klar und offen,
Wirkſt du Heute kräftig frei;
Kannſt auch auf ein Morgen hoffen
Das nicht minder glücklich ſey.

Weimar, 7 November 1825. Goethe.

[2]) Gutmann und Gutweib.

[3]) Goethe hatte ſie ihm zugeſandt. Siehe oben S. 14.

Nähm's einer auch zum Frühſtück täglich ein,
Weder ſchlimmer, weder beſſer,
Sollt's ihm in ſeinen Häuten ſeyn.
Hier ſteht noch alles, wie ich's eingefüllt.

Scapin tritt hinzu.

Was gibt's? Was iſt dein Blick ſo wild?
Dein Auge ſtarrt! du zitterſt! Rede, ſprich!
Welch ein Geſpenſt erſchrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieſer Büchſe ſteht
Arſenik angeſchrieben.

Doctor.

A — Ar — Arſenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht ſeyn!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückſeliger! Wie kam ſie da herab?

der Mignon und Iphigenie. Da Sie für Volkspoesie Interesse haben, kann ich Ihnen sagen, daß Schottland sehr reich an dergleichen ist: alte, seltsame, derbe Lieder und Verse, voll von verschlagenem Humor und verschlagener Bedeutung, wie sie, meinen wir, noch jetzt dem Volksgeist eigen ist. Einige von diesen Stücken haben sogar königliche Verfasser: da ist The Wife of Auchtermuchty, ein viel gemüthlicheres Stück als Ihres, von ähnlichem Charakter, das Einer unsrer Jakobs geschrieben haben soll, wie ein Andrer von ihnen unzweifelhaft unser Christ's Kirk on the Green verfaßt hat, ein Fragment voll von noch munterem Humor. Aber von alledem ein ander Mal.

Für jetzt würde ich Ihnen, wenn ich Worte dafür fände, nochmals für diesen neuen Beweis Ihrer freundlichen Gesinnung danken. Wundervoll wahrlich erscheint es uns, daß Sie und die Ihrigen, beschäftigt mit so vielen großen Angelegenheiten, an denen die ganze Welt Theil hat, Zeit finden, an uns zu denken, die wir so weit außer Ihrer Sphäre leben und von unsrer Seite so wenig Einfluß auf irgend etwas haben können, das Sie betrifft. Aber dies ist das Wesen dieses seltsam verwickelten Universums, daß alle Menschen mit einander verkettet sind und der Größte mit dem Geringsten in Verbindung kommen muß. Und nicht meine ich, wenn es auch ein feines Band ist, welches mich mit Ihnen vereinigt, daß es ein schwaches sei. Blicke ich auf mein vergangenes Leben zurück, so scheint es mir, als wären Sie, ein Mann von fremder Sprache, den ich nie gesehen habe und ach vielleicht nie sehen werde, mein vornehmster Wohlthäter gewesen, ja, ich kann sagen, der einzige wahre Wohlthäter, den ich je gefunden habe, insofern

Weisheit das einzige wahre Gut ist, der einzige Segen, der sich nicht zum Bösen wenden kann, der Beiden Segen bringt, dem Geber und dem Empfänger. Wenn prüfungsreiche Verluste Sie treffen, wenn alte Freunde Ihnen entrissen werden, muß es Ihnen ein Trost sein zu denken, daß weder in diesem noch in irgend einem andern Zeitalter Sie je allein bleiben können, sondern daß wo nur immer Menschen nach Wahrheit, geistiger Klarheit und Schönheit streben, Sie Brüder und Kinder haben. Ich bitte den Himmel, daß Sie lange, lange erhalten bleiben mögen, Gutes zu sehen und Gutes zu thun in dieser Welt; ohne Sie würde es um die bestehende Literatur, selbst um die Deutschlands, nur kümmerlich bestellt sein, und keinen Mann würde sie besitzen, den Andre klar beurtheilen und dabei doch mit irgend wahrer Verehrung betrachten dürften. Bei alledem kann die gute Saat, die einmal gesät ist, nicht niedergetreten oder ganz und gar durch Unkraut erstickt werden: und sicher ist es die höchste Gunst von allen, darf man diese Saat säen, sie gesät haben: ja es ist Gunst genug, wenn wir Hände haben, sie zu ernten und Augen sie wachsen zu sehen!

Aber ich muß mir hier Zügel anlegen: ein kleines Blatt kann nicht Alles fassen, und ich habe noch von Geschäftlichem zu sprechen. Sir Walter Scott hat vor einigen Monaten Ihre Medaillen erhalten, nicht direkt durch mich, da er noch nicht nach Edinburg zurückgekehrt war, als ich von dort abreiste, sondern durch Herrn Jeffrey, unsern großen „Britischen Kritiker", zu dem, wie ich höre, Sir Walter sich nach Gebühr empfänglich für eine solche Ehre „von einem seiner Meister in der Kunst" ausgesprochen hat. Die andern Medaillen sind alle vertheilt bis auf eine, über

die ich noch unentschieden bin, ob ich sie Herrn Lockhart schicken soll oder Herrn Taylor in Norwich, der gegenwärtig dabei ist, Specimens of German Poetry herauszugeben: ein Mann von Wissen, der vor langer Zeit eine Uebersetzung Ihrer Iphigenie lieferte, welche ich nach dem, was man mir berichtet, für eine Arbeit von hoher Vorzüglichkeit halten muß. Auf Ihre Frage muß ich Ihnen weiter mittheilen, daß der Uebersetzer des Wallenstein George Moir ist, ein junger Edinburger Advokat, der Literatur und Jurisprudenz zugleich betreibt und in Beidem etwas zu leisten verspricht, denn er ist ein Mann von sicherer Begabung und, obwohl jung, ohne ein ausgeprägtes Zuviel oder Zuwenig des Talents wie des Temperamentes. Er ist ein Mann von sehr kleiner körperlicher Statur, was vielleicht zum Theil die Ursache war, daß ich ihn eher mit einer Art von Gernhaben als von reiner, gleichberechtigter Freundschaft anzusehen pflegte: er erschien mir wie ein kleiner, geschliffener Crystall, jetzt noch fast farblos, in dem aber einstmals die Sonne in schönem Farbenspiel ihre Strahlen würde brechen und spiegeln können. Was die Foreign Review betrifft, so werden Sie darin inzwischen einen langen Artikel mit der Ueberschrift „Goethe" gefunden haben, welcher in Nr. III erscheint, und für den ich Sie nur um Verzeihung bitten kann, da ich zu gut weiß, welch' dürftige Arbeit es ist. Ein noch viel dürftigerer über Hermann soll in Kurzem in Nr. IV erscheinen; was von mir auf ihn folgen wird, oder ob überhaupt etwas, weiß ich nicht, obwohl Jean Paul, Novalis, Tieck, ja sogar Lessing und Klopstock noch Alle vor mir liegen. Das Einzige[1]) von

[1]) Vgl. von hier an Goethe's Werke (Gempel) XXIX, 788.

irgend welcher Bedeutung, das ich, seit ich hierherkam, geschrieben, ist ein Aufsatz über Burns für die nächste Nummer der Edinburgh Review, die glaube ich in wenigen Wochen erscheinen wird. Vielleicht haben Sie nie von diesem Burns gehört, und doch war er ein Mann von dem entschiedensten Genie, aber im Bauernstande geboren und durch die Verworrenheiten seiner seltsamen Lage jammervoll aufgerieben, so daß Alles, was er wirkte, vergleichsweise geringfügig war und er vor den mittleren Jahren starb.

Wir Engländer und besonders wir Schotten lieben Burns mehr als irgend einen andern Dichter, den wir seit Jahrhunderten gehabt haben. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, daß er nur wenige Monate vor Schiller im Jahre 1759 geboren wurde, und daß keiner dieser beiden Männer, von denen ich Burns vielleicht sogar seiner Natur nach für den größeren halte, je den Namen des Andern gehört hat, sondern daß sie wie Sterne in entgegengesetzten Hemisphären glänzten, deren gegenseitiges Licht durch die kleine Atmosphäre der Erde aufgefangen wird.

Sie[1] fragen mit so warmem Interesse nach unserm gegenwärtigen Aufenthalt und Beschäftigung, daß ich einige Worte hierüber sagen muß, so weit der Raum reicht. Dumfries ist eine artige Stadt von etwa 15,000 Einwohnern, der Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit eines bedeutenden Distrikts an der Grenze Schottlands. Unser Wohnort ist nicht dort, sondern 15 Meilen (zwei Stunden zu reiten) nordwestlich davon, zwischen den Granitbergen und den schwarzen Moorfeldern, die sich

[1] Von hier an vgl. Goethe's Werke, XXIX, 785 fg.

westwärts durch Galloway fast bis an die irische See erstrecken. Es ist gleichsam eine grüne Oase in jener Wüste von Haide und Felsen, ein Stück geackertes und theilweise geschütztes und bepflanztes Land, wo Korn reift und Bäume Schatten geben, obwohl sich ringsumher Wasserhühner und Schafe allein von der zähesten Race finden. Hier haben wir mit großer Anstrengung eine reinliche, dauerhafte Wohnstatt für uns ausgetüncht und geschmückt und haben uns in Ermangelung einer berufsmäßigen oder andern öffentlichen Anstellung hier niedergelassen und pflegen, um eine Beschäftigung zu haben, auf eigne Hand die Literatur und Rosen und Gartensträuche, und wenn möglich Gesundheit und Frieden des Gemüths, die jenes befördern. Die Rosen bleiben freilich meistens noch zu pflanzen; aber sie blühen schon in Hoffnung, und wir haben zwei rasche Pferde, die mit der Bergluft für kranke Nerven besser sind als alle Aerzte. Diese Leibesübung, die ich besonders liebe, ist fast meine einzige Zerstreuung, denn dies ist einer der einsamsten Flecken in Britannien, sechs Meilen entfernt von jedem Individuum der Stände, in denen man formelle Besuche macht. Hier würde sich Rousseau fast so gut gefallen haben wie auf seiner Insel St. Pierre; in der That finde ich, daß die Mehrzahl meiner städtischen Freunde mein Hierhergehen einem ähnlichen Beweggrund, wie er ihn hatte, zuschreiben und nichts Gutes daraus weissagen. Aber ich zog nur aus diesem einzigen Grunde hierher, damit ich nicht für's Brod schreiben müßte und nicht in die Versuchung käme für Geld zu lügen. Dieser Flecken Erde ist unser eigen, und hier können wir leben und

schreiben und denken wie es uns recht scheint, und sollte selbst Zoilus König der Literatur werden. Und was die Einsamkeit hier betrifft, so kann uns jeden Tag eine Postkutsche nach Edinburg bringen, das unser britisches Weimar ist. Ich habe sogar gerade in diesem Augenblick eine ganze Pferdelast von französischen, deutschen, amerikanischen, englischen Revuen und Journalen, gleichviel von welchem Werth sie sein mögen, die auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek gehäuft liegen. Ferner vermag ich von jeder unsrer Anhöhen eine Tagereise gegen Osten einen Hügel zu erkennen, wo Agricola mit seinen Römern ein Lager zurückgelassen hat, an dessen Fuß ich geboren bin und wo mein Vater und meine Mutter noch leben und mich lieben.[1]) So muß uns Zeit gelassen werden, die Probe zu machen; sollte ich aber in Finsterheit versinken, so trifft der Tadel dafür mich und nicht meine Lage. Bei alledem habe ich viele Bedenken über meine künftige literarische Thätigkeit, und wie glücklich wäre ich Ihren Rath über sie alle zu hören! Gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, daß ich mich auch ferner mit Ihnen vereint fühlen möge. Unsere besten Wünsche alles Guten für Sie und die Ihrigen sind immer mit Ihnen! Leben Sie wohl!

T. Carlyle.

Jane vereint sich mit mir in herzlichen Empfehlungen an Ihre Ottilie, die sie und ich in manchem wachen Traume noch im Kreise ihres Vaters zu sehen und zu kennen hoffen. Ein Bruder von mir wird Sie vielleicht

[1]) Burnswark.

im Winter oder Frühling auf seinem Wege von München aufsuchen.[1])

Dr. Eckermann's freundlicher und sehr schmeichelhafter Brief hätte eine raschere Antwort verdient und soll nicht mehr lange auf Antwort, wenn auch jetzt auf eine verspätete, warten. Durch seine Schriften und vom Hörensagen ist er mir als ein fähiger und liebenswürdiger Mann bekannt, für dessen Bekanntschaft ich Ihnen herzlich dankbar wäre. Einstweilen seien Sie so freundlich ihm meiner Hochachtung zu versichern und meines Vorhabens, ihm dieselbe direkt auszusprechen. Viele Abhaltungen müssen mich vorläufig entschuldigen.

Ueber Leith ist immer ein sichrer Weg für deutsche Packete. Wir sind nur achtzig Meilen davon entfernt, und die Herren Parish scheinen die zuvorkommendsten aller Spediteure zu sein.

XIX. Goethe an Carlyle.

Käme so oft ein Anklang zu Ihnen hinüber als wir an Sie denken und von Ihnen sprechen: so würden Sie gar oft einen freundlichen Besuch bey sich empfinden, dem Sie am traulichen Feuer wohl gerne Gehör gäben, wenn Sie der Schnee zwischen Felsen und Matten einklemmt. Auch wir, obgleich zwischen kreuzenden Landstraßen gelegen, haben uns diesen Winter durch tiefen Schnee manchmal bedrängt gefunden.

Indem ich nun aber eine schriftliche Unterhaltung von meiner Fireside zu der Ihrigen wende, will ich damit

[1]) Dies ist nicht ausgeführt worden.

anfangen daß ich der lieben Dame Versicherung gebe: Ihr freundliches Schreiben sey uns, wie der Ueberbringer, sehr willkommen gewesen; er ist, wie er wohl schon gemeldet haben wird, freundlichst aufgenommen und alsobald in gute, sogar landsmännische Gesellschaft eingeführt worden. Uns war es dabey besonders ein angenehmes Gefühl, daß in der Folge jemand persönlich den weit entfernten Freunden zunächst von unsern Zuständen unmittelbare Nachricht geben würde. Desto schmerzlicher war uns das Ableben des guten Skinner, welcher, nach seiner Rückkehr, uns von den Schottischen Freunden angenehme Nachricht gegeben hatte, und bald darauf hier sein Grab finden mußte.

Von vielen und mannigfaltigen Obliegenheiten belastet, diktire Gegenwärtiges an einem stillen Abend, veranlaßt durch die vierte Lieferung meiner Werke, die ich, nach einiger Ueberlegung, zurückzuhalten und erst mit der folgenden zu senden Willens bin; denn es ist nichts Neues darin. Erhalten Sie solche später, so werden Sie vielleicht veranlaßt, das Aeltere wieder anzusehen und sich in Einem und dem Andern, nach dem inzwischen verlaufenem Zeitraum wieder zu bespiegeln. Ich für meinen Theil finde darin eine besondere Prüfung meiner selbst, wenn ich ein vor geraumer Zeit gelesenes Wert wieder vor mich stelle, oder vielmehr davor hintrete; da ich denn zu bemerken habe, daß es wohl an seinem Platze geblieben ist, daß ich aber dagegen eine andere Stellung angenommen habe, sie sey näher, ferner oder irgend von einer andern Seite.

Nun aber werden Sie freundlichst einem Wunsche nachsehen, den ich meinen entfernten Freunden vorzulegen pflege. Ich mag nämlich, wenn ich dieselben in Gedanken

beſuche, meine Einbildungskraft nicht gern ins Leere ſchwärmen laſſen; ich erbitte mir daher eine Zeichnung, eine Skizze ihrer Wohnung und deren Umgebung. Dieſes Anſinnen laß' ich nunmehr auch an Sie gelangen.

So lange Sie in Edinburgh wohnten traut' ich mir nicht Sie aufzuſuchen; denn wie hätte ich hoffen können, in dieſer übereinander gethürmten, zwar oft abgebildeten, mir aber doch immer räthſelhaften Stadt, einen ſtillen Freund aufzuſuchen; aber ſeit Ihrer Veränderung hab' ich mir das Thal, worin [der Nith][1]) fließt, und das an deſſen linken Ufer liegende Dumfries, möglichſt vergegenwärtigt. Nach Ihrer Beſchreibung vermuthe ich Ihre Wohnung auf dem rechten Ufer, da Sie denn freylich von den herandringenden Granitklippen Ihres Oſtens ziemlich mögen eingeſchränkt ſeyn. [Durch] die Beſchauung der Spezialcharten, wie ich ſie erhalten konnte, durft' ich mir wohl, als alterfahrner Geolog, einen allgemeinen Begriff von dieſem Zuſtande machen; allein das Eigenthümliche läßt ſich auf ſolche Weiſe nicht erreichen. Deshalb erſuch' ich Sie um eine Zeichnung von Ihrer Wohnung, mit ihrer Umgebung nach dem Gebirge zu; eine andere mit der Anſicht aus Ihren Fenſtern, nach dem Thal und Fluße ſo wie nach Dumfries hin. Vielleicht zeichnen Sie ſelbſt, oder Ihre hochgebildete Gattin, ein Paar ſolche Blättchen; vielleicht beſucht Sie ein Bekannter, der die Gefälligkeit hat dergleichen zu entwerfen; denn es iſt nur von einer Skizze die Rede, wozu das Talent, wie man ſieht [vorzugs]weis[2]) in Britannien allgemein verbreitet iſt.

[1]) Offengelaſſene Lücke für dieſen Namen.
[2]) Ein Theil des Wortes iſt mit dem Siegel abgeriſſen.

Ihren Landsmann Burns, der, wenn er noch lebte, nunmehr Ihr Nachbar seyn würde, kenn' ich so weit um ihn zu schätzen: die Erwähnung desselben in Ihrem Briefe veranlaßt mich seine Gedichte wieder vorzunehmen, vor allem die Geschichte seines Lebens wieder durchzulesen, welche freylich wie die Geschichte manches schönen Talents, höchst unerfreulich ist.

Die poetische Gabe ist mit der Gabe das Leben einzuleiten, und irgend einen Zustand zu bestätigen, gar selten verbunden.

An seinen Gedichten hab' ich einen freyen Geist erkannt, der den Augenblick kräftig anzufassen und ihm zugleich eine heitere Seite abzugewinnen weiß. Leider komm' ich dies nur von wenigen Stücken abnehmen, denn der Schottische Dialect macht uns andere sogleich irre, und zu einer Aufklärung über das Einzelne fehlt uns Zeit u. Gelegenheit.[1])

Vorstehendes liegt mit mehrern andern Blättern, werthesten Freunden zugedacht, unter meinen Expediendis, kommt aber spät zur Absendung: diesmal meldets ein Kästchen an, welches mit der vierten und fünften Lieferung meiner Werke zunächst an Sie abgeht. Möge Gegenwärtiges, so wie das Nachkommende, Sie und Ihre theure Gattin in gutem Zustande antreffen und Sie uns bald hievon Nachricht geben. Alles grüßt, meine Frauenzimmer legen jener Sendung etwas heiteres bey.

Treu gedenckend,

J. W. v. Goethe.

Weimar, d. 25 Juni 1829.

[1]) Man vergleiche Goethe's Aeußerungen bei Eckermann III, 113 fg. (3 Mai 1827).

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug ſie ſteht nun hier,
Und ſchwerlich läßt ſich ein Verſehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich ſtumm,
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin

ihm die Büchſe vorhaltend.

Seht an! Seht her!
Es ſey nun wie es ſey.
Welch Unheil habt ihr angeſtiftet!
Das arme Mädchen iſt vergiftet.

Seht die Bläſſe dieſer Wangen,
Seht nur an die ſteifen Glieder!
Herr! Was habt ihr da begangen?
Ach! er ſank auf ewig nieder,
Dieſer ſchöne holde Blick!

Hier iſt es beſſer weit entfernt zu ſeyn.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

„Ich erinnere mich noch wohl," schrieb Carlyle vierzig Jahre später, „wie ich an einem schönen Sommerabend [1829] vor meiner Thüre Rast hielt und meine Abendpfeife rauchte, schweigend in dem großen Schweigen, die Wälder und die Gipfel der Hügel alle vergoldet von dem flammenden Glanz der Sommersonne, die eben im Untergehen war: da erscholl ein Geräusch und der Ton von Hufen in der kleinen gebognen Allee zu meiner Linken — die Sonne stand hinter dem Hause und mir —, und einen Augenblick später trabten Bruder John und Margaret, direct von Scotsbrig, frisch und stattlich auf ihren kleinen Pferden heran: der frohste und überraschendste Anblick für mich. John hatte auf dem Postamt in Dumfries einen Brief von Goethe an mich gefunden; den las ich, nachdem ich sie in's Haus geschickt hatte, in meiner vorigen Stellung und an demselben Platz: der große, schöne Bogen rein und weiß, noch reiner die edlen Gedanken, Alles wie wenn es stumm auf die Ewigkeit hindeutete: der rechte Brief an solchem Ort und zu solcher Zeit zu lesen"

XX. Eckermann an Carlyle.

Weimar, d. 2n. Juli 1829.

Mein theurer Herr und Freund! Ihr werther Brief vom 9ten[1]) Decbr. v. J. hat mir viele Freude gemacht und wenn ich ihn erst jetzt beantworte so geschieht es weil ich auf eine allgemeine Sendung von Goethe gewartet habe, die nun abgeht begleitet von den besten Wünschen unseres Herzens.

Sie leben sehr in unserem Andenken, mit Ihren Studien und häuslichem Leben, und ich denke Sie mir oft bald reitend auf die Berge, bald im Garten beschäftigt,

[1]) Vielleicht „vom 7ten"; unleserlich.

und bald mit Ihrer theuren Gattin Servantes lesend, und Goethe.

Der Artikel im Foreign Review III. über Goethe, hat in Deutschland großes Interesse gehabt. Die Stücke Nr. IV. und V. sind nicht zu unseren Augen gekommen und wir haben bis jetzt nicht gelesen was Sie über die neuesten deutschen Theater-Dichter mitgetheilt.[1])

Ich höre von Goethe, daß er Ihnen jetzt die Briefe von ihm und Schiller sendet, und die neue Ausgabe der Wanderjahre. Beydes muß für Sie von außerordentlichem Interesse seyn. Die Briefe von Schiller werden Ihnen über die fortschreitende Bildung dieses bedeutenden Mannes, sowie über sein innigstes Verhältniß zu Goethe die merkwürdigsten Aufschlüsse geben; und da Sie bereits durch Ihr „Leben von Schiller" so bewundernswürdig eingedrungen sind, so möchte wohl niemand von diesen Briefen einen größeren Gewinn haben, als eben Sie. Mir ist Schiller nie so liebenswürdig erschienen als in diesen Briefen, die immer der reine Erguß des Moments sind, und ohne alle Absicht das treuste Bild von dem erhabenen Character des Verfassers geben. Goethe erscheint durch und durch klar entschieden und vollendet, wie wir ihn immer gekannt haben. Ich bin gewiß daß Ihnen diese Correspondenz zu einer zweiten Auflage Ihres Lebens von Schiller die trefflichsten Materialien liefert.

Daß Ihr Leben von Schiller jetzt ins Deutsche übersetzt wird, ist Ihnen wohl keine neue Nachricht.

Ich könnte Ihnen Vieles über die Wanderjahre sagen;

[1]) Siehe Carlyle's Miscellanies, I, 233; II, 117.

doch die herrlichen Bändchen liegen nun vor Ihnen, reizend genug um mit wiederholter Liebe gelesen zu werden und klar genug um sich selber auszusprechen. Die hinzugekommenen neuen Schätze womit das Ganze bereichert worden, sollen Ihnen hoffentlich zu einer baldigen Uebersetzung neue Lust geben. Das Alte ist fast alles geblieben, nur ist es hier in einer anderen Ordnung. Haben Sie den Muth Ihren Band in Stücke zu schlagen, und baldigst das ganze Werk neu aufzubauen, so wird Ihre Nation es Ihnen hoffentlich Dank wissen. Mir ist wenigstens in keiner Literatur ein Roman bekannt, der an Geist so reich und an den trefflichsten Tendenzen und Maximen so umfassend wäre. Wenn Sie an Herrn Fraser schreiben, so bitte ich ihm die besten Grüße von mir zu sagen.

Goethe genießt des herrlichsten Wohlseyns und wenn man sein frisches Gesicht, sein strahlendes Auge und seinen leichten Gang sieht, und wenn man an seinem Geist und den lebendigen Worten seines Mundes noch nicht die Spur von irgend einer Altersschwäche zu bemerken hat, so giebt uns dieß die freudige Hoffnung, daß er noch viele Jahre unter uns bleiben und wirken werde.

Ich werde mich freuen bald wieder einige Zeilen Ihres Andenkens zu sehen. Ich bitte um die herzlichsten Empfehlungen an Ihre theure Gemalin und beharre in den treuesten Gesinnungen,

der Ihrige,

Eckermann.

XXI. Goethe an Carlyle.

Mein Schreiben vom 25 Juni wird nunmehr schon längst in Ihren Händen seyn. Die angekündigte Sendung geht erst jetzt ab; diese Verspätung aber giebt mir glücklicherweise Gelegenheit von meinem Briefwechsel mit Schiller die ersten Theile beyzulegen: Sie werden darin zwey Freunde gewahr werden, welche, von den verschiedensten Seiten ausgehend, sich wechselseitig zu finden und sich aneinander zu bilden suchen. Es wird Ihnen diese Sammlung von mehr als einer Seite bedeutend seyn, besonders da Sie auch Ihre eigenen Lebensjahre, auf welcher Stufe des Wachsthums und der Bildung Sie gestanden, an den Daturns recapituliren können.

Auch einen Theil der Aushängebogen einer Uebersetzung Ihres Lebens von Schiller liegt bey. Ist es mir möglich, so sag' ich einige Worte zur Einleitung: doch es sind meine Tage so unverhältnißmäßig überdrängt, als daß ich alle meine Wünsche und Vorsätze durchführen könnte.

Kommt Gegenwärtiges noch an vor dem 28. August, so bitte an demselben meinen achtzigsten Geburtstag im Stillen zu feyern, und mir zu den Tagen, die mir noch gegönnt seyn sollten, eine verhältnißmäßige Gabe von Kräften eifrig zu erwünschen, auch von Zeit zu Zeit erbitte mir von Ihren Zuständen und Arbeiten einige Nachricht zu geben.

Auf dem Boden des Kästchens liegt eine Gabe, von meinen Frauenzimmern freundlichst gesendet; diese Wandzierde soll Sie alle Tage der Woche (sie wird französisch Semainière genannt) und zwar zu mancher Stunde aufs heiterste erinnern. Genießen Sie mit Zufriedenheit der

Ihnen gegönnten Ruhe und Sammlung, dagegen mein Leben, äußerlich zwar wenig bewegt, wenn es Ihnen als Vision vor der Seele vorübergehen sollte, Ihnen als ein wahrer Hexentumultkreis erscheinen müßte.

Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen meine Farbenlehre gesendet habe; es ist außer dem Naturwissenschaftlichen doch so manches Allgemeine und Menschliche darin das Ihnen zusagen müßte. Besitzen Sie dieses Werk nicht, so sende es allernächst; bitte um Nachricht darüber.

Und so fort an!

Goethe.

Weimar, den 6 Juli 1829.

Ein Gleichniß.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauß
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund
Als stünden sie noch auf Muttergrund.
So war mir's als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.[1])

Edle deutsche Häuslichkeit
Uebers Meer gesendet,
Wo sich still in Thätigkeit
Häuslich Glück vollendet.[2])

[1]) Werke (Hempel) III, 216.
[2]) Abgedruckt in den Werken (Hempel) III, 354.

XXII. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
3 November 1829.

Theurer und verehrter Herr,

Ich darf nicht länger säumen den Empfang der willkommenen Sendungen aus Weimar zu melden: Ihres Briefs, der uns Anfang September erreichte, und des darin angekündigten Packets, welches vor etwa vier Wochen richtig auf ihn folgte. Beides, mit seinem ganzen hoch werthvollen Inhalt, langte vollkommen sicher und unbeschädigt an und lieferte einen merkwürdigen Beweis für die Vollkommenheit der Beförderungsanstalten in unsern Zeiten, vermittelst welcher der gebrechlichste Gegenstand durch unbekannte Nationen, lärmende Städte und über wilde Meere dringen kann, vom Herzen des Continents sogar bis in diese Einöden, und was noch seltsamer ist, wie ein Ton der Freundschaft von dem Geist, den wir in diesem Zeitalter am höchsten ehren, seinen Weg zu Geistern finden kann, die in jedem Sinne so weit von ihm entfernt sind. Vor sechs Jahren würde ich die Möglichkeit eines Briefes, eines Geschenks von Goethe an mich für nicht viel weniger wunderbar und traumhaft gehalten haben, als von Shakespeare oder Homer. Und doch ist es so: der Mann, dem ich mehr verdanke als irgend Jemandem — nämlich, ein Stück geistiges Licht und Freiheit — ist nicht mehr eine bloße „Stimme der Luft" für mich, sondern ein lebendiger Mensch, mit Gefühlen, die auf vielen freundlichsten Wegen meinen eignen Antwort geben und mit ihnen übereinstimmen! Lassen Sie mich nur wünschen, daß es lange so dauern möge: und wenn der

Schüler seinem Meister in dieser Welt nicht von Angesicht zu Angesicht begegnen kann, möge ihnen ein höheres, ewiges Beisammensein, unter Umgebungen, die über unser Verstehen sind, in einer andern Welt beschieden werden!

Aber, um von diesen erhabenen Möglichkeiten herniederzusteigen, empfangen Sie meine besten Danksagungen für Ihre mir so oft und schon bewiesenen freundschaftlichen Gefühle, die auf dieser prosaischen Erde kostbar sein würden, kämen sie auch von dem alltäglichsten Menschen. Gegen Sie ist unser bester Dank, wenn wir uns mehr und mehr das Gute, das Sie uns gethan haben, zu Nutze machen, die hohe Weisheit, die wir mit der ganzen Welt von Ihnen zu lernen haben, uns aneignen und nach ihr handeln.

Meine Gattin trägt mir auf zu sagen, daß sie diesen Winter Ihre gesammelten Werke zu lesen beabsichtigt, so daß Sie jeden Abend, wenn die Kerzen angezündet sind, sich eine anmuthige Freundin vorstellen können, die Sie eifrig studirt „fern über dem Meer“: ein kleines Licht und ein Punct von Leben inmitten der endlosen Einsamkeit und Nacht. Ganz vor Kurzem wurde sie mit den Wahlverwandschaften fertig, mit hoher Bewunderung und einem Schmerz um die arme Ottilie, der sich, wie sie bekennt, in „Strömen von Thränen“ Luft machte. Seichten Tadlern des Werks nach seinem sittlichen Gehalt, an denen es hier nicht ganz fehlt, leistet sie mit echt weiblichem Eifer Widerstand.

Ihrer eignen, lebendigen Ottilie übrigens trägt sie mir auf ihren besten Dank für jenes schöne Geschenk auszusprechen: es hängt in unserm Empfangszimmer, von Allen wegen seiner Ausführung bewundert, und uns noch viel theurer

um der Hand und der Häuslichkeit willen, an die es uns stündlich erinnert. Die anmuthige Künstlerin soll, wie mir gesagt wird, in Kurzem noch persönlicheren Dank in aller Form von der Empfängerin selbst erhalten.

Ueber meinen eignen Antheil an dem Packet fühle ich mich nicht minder befriedigt. Besonders freute ich mich meinen alten Liebling, die Wanderjahre, so bedeutend erweitert zu finden: das Allererste was ich that, war, die neuen Theile des Buchs zu lesen, und schon kann ich nicht geringen Stoff zum Nachdenken in jener wunderbaren Makarie entdecken und den vielen andern Erweiterungen und neuen Tendenzen, die jenes schönste aller Fragmente dadurch erlangt hat. Den Briefwechsel[1]) habe ich auch gelesen und muß ihn bald wieder lesen, indem ich beabsichtige, ihn zum Ausgangspunct für einen Aufsatz über Schiller in der Foreign Review zu machen. Vornehmlich bewunderte ich die Würde des Verhältnisses, das zwischen Schiller und seinem Freunde zur Erscheinung kommt, die Freimüthigkeit im gegenseitigen Geben und Empfangen, das edle Streben auf beiden Seiten; Verehrung für fremde Größe ist mit bescheidener Selbstständigkeit schön in Schiller verbunden, dessen einfache, hohe, ernste Natur in diesem Briefwechsel wieder in helles Licht tritt. Die Aushängebogen der Uebersetzung von meinem armen Leben Schiller's erregten in mir mannichfache Gefühle, unter welchen das Bedauern über die wesentliche Trivialität des Originals durchaus nicht mangelte. Ich schrieb das kleine Buch mit aufrichtigem Willen genug, aber unter zu viel Zwang; es hat nicht den freien Fluß

[1]) Zwischen Goethe und Schiller.

eines Buches, ſondern den kalten, ſteifleinenen Character einer Schulübung. Die Ueberſetzung ſcheint bis auf zwei oder drei durchaus unweſentliche Mißverſtändniſſe des Sinnes vortrefflich gemacht zu ſein, weit beſſer als ein ſolches Werk verdient.

Die Farbenlehre, die Sie ſo freundlich ſind mir anzubieten, habe ich nie geſehen und werde ſie dankbar annehmen und ſtudiren, da ich lange neugierig auf ſie geweſen bin. Naturwiſſenſchaften, und neben andern Zweigen derſelben die Optik, war viele Jahre lang meine liebſte oder vielmehr meine ausſchließliche Beſchäftigung; ein Umſtand, dem ich keine geringe Bedeutung, im Guten oder im Böſen, in meinem geiſtigen Leben beilegen kann. Die mechaniſche Weiſe, in welcher alle dieſe Dinge hier und in Frankreich behandelt werden, wo meine einzigen Lehrer waren, hatte ſchon begonnen meinen Ekel zu erregen, als andre weit dringendere Unterſuchungen von menſchlichem Intereſſe mich ganz und gar von der Mathematik, der reinen wie der angewandten, ableiteten[1]).

[1]) Carlyle ſchreibt 1866: „Vielleicht war es hauptſächlich der Zufall, daß der arme Leslie" (John Leslie, Profeſſor der Mathematik an der Edinburger Univerſität) „allein unter meinen Profeſſoren einiges Genie in ſeinem Beruf beſaß und einen gewiſſen Enthuſiasmus in mir erweckte. Mehrere Jahre hindurch, von 1813 an (vielleicht ſieben Jahre im Ganzen), ſtand mir die Geometrie als die ohne jeden Zweifel edelſte aller Wiſſenſchaften leuchtend vor Augen, und ich beſchäftigte mich mit ihr (oder mit der Mathematik im Allgemeinen) in allen meinen beſten Stunden und Stimmungen, — obwohl weit fruchtbarere Forſchungen in mir entſtanden und mich mehr und mehr gefangen nahmen, das Herz wie den Kopf; ſo daß ich um 1820 oder 21 die Mathematik ganz bei Seite geworfen hatte und mich außer in ein oder zwei kurzen Anläufen, die vielleicht ein paar Tage verblieben, von mehr

Ich erinnere mich noch, daß der Wunsch Werner's mineralogische Doctrinen im Original zu lesen es gewesen ist, der mich zuerst dazu veranlaßte deutsch zu treiben: wo ich in Wahrheit auf eine ganz andre Mine gestoßen bin als alle Minen von Freyberg! Trotzdem besteht meine Liebe zur Naturwissenschaft noch jetzt, oder sie kann leicht wiedererweckt werden: und vielfache Andeutungen über Ihre Methode in solchen Untersuchungen, die mir dann und wann zu Theil wurden, gaben mir die Hoffnung durch deren Studium in hohem Grade befriedigt zu werden. Die Farbenlehre, die wie ich glaube in England sehr unvollkommen gekannt oder vielmehr ganz und gar mißkannt ist, wird mir ein höchst willkommenes Geschenk sein.

Dieser Brief ist voll von rein geschäftlichen Kleinigkeiten, und die wesentlichste von ihnen kommt doch noch. Ein kleines Packet, hauptsächlich für Ottilie, wird jetzt fertig[1]) und wird in diesen Tagen abgeschickt werden; es soll auch die Zeichnungen von unserm Haus und der Umgegend enthalten, wie Sie sie wünschten, und es wird höchst wahrscheinlich durch die Herrn Parish in Hamburg gehen, deren Entgegenkommen und Pünktlichkeit in solchen Dingen ich oft bewundert habe. Ich möchte auch bemerken,

---

oder weniger krankhafter Natur, nie im mindesten weiter um sie bekümmert habe."

[1]) Es enthielt unter Anderm eine schottische Kappe, die Mrs. Carlyle gemacht hatte, begleitet von etwa folgenden Reimen:

Schottland preist, daß auf Liebes- und Kriegesbahn
Keinen Fleck die „blaue Kappe" erträgt;
Auf Ottiliens Haupt zeig' die Lieb' sie an,
Die mein schottisches Herz zu Weimar hegt.

Craigenputtock, 14. December 1829.

Doctor.

Bedenke du was ich an dir gethan!
Hier ist Gelegenheit dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm deines guten Herrn dich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff' auch du kannst schweigen.
Sieh dieses schöne Paar Ducaten
Ist dein, wenn du sie zusammenraffst,
Sie mir aus dem Hause schaffst.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Bey'm Himmel! wohl ein schöner Lohn!
Ist es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut' Nacht sie aus dem Hause trage?
Ich schleppe sie erst eine gute Strecke,
Werf' sie in den Canal, lehn' sie an eine Ecke;
Ertappt man mich, adieu du armer Tropf!
Was eure Kunst gethan, das büßt mein Kopf.

daß Herr Herbig, Buchhändler in Leipzig, Agent der Verleger der Foreign Review iſt (Herren Black, Young and Young, 2 Tavistock Street, Covent Garden, London), durch welchen mich Bücher vermittelſt der ſchnellen Dampfbeförderung zu allen Jahreszeiten erreichen würden; freilich weiß ich in der That nicht ob mit gleicher Sicherheit, oder wie es um Ihre Verbindung mit Leipzig beſtellt ſein mag.

Ueber meine Beſchäftigungen und meine Weiſe der Exiſtenz, literariſch und ökonomiſch, darf ich hier nicht ſprechen. Ich bin noch immer nur ein Eſſayſchreiber und ſehne mich mehr als je danach, Schriftſteller in einem weit höheren Sinne des Wortes zu werden. Einſtweilen thue ich was ich kann, und darf nicht klagen, daß mir das Publicum fehle, ſo thöricht manche meiner kleinen Kritiken ſind und ſein müſſen. Ich habe über Voltaire, über Novalis geſchrieben, und war heute dabei, die Correcturen eines Aufſatzes über Jean Paul für die Foreign Review zu leſen. Ich trage mich mit dem Gedanken ein eignes Buch über Luther zu ſchreiben, aber ob dieſen Winter oder ob nicht iſt unbeſtimmt.

Dieſen Brief zu ſchreiben habe ich drei Wochen lang aufgeſchoben, bis ein mir geſtellter Antrag (von einigen Londoner Buchhändlern) eine Geſchichte der deutſchen Literatur, wie ſie es nennen, zu verfaſſen, entweder zur endgiltigen Annahme oder endgiltigen Verwerfung gelangt wäre; aber bis jetzt iſt keins von beidem geſchehen. Im Fall ich eine ſolche Arbeit übernehmen ſollte, denke ich mich mit Dr. Eckermann über ſeine Beihülfe zu berathen, dem ich für ſeinen freundlichen Brief meinen Dank und beſte Grüße auszurichten bitte.

Alles Andre verſchiebe ich bis das Packet abgeht. Wir werden täglich Ihrer denken und immer mit Liebe. Möge alles Gute mit Ihnen ſein!

Ich verbleibe Ihr dankbarer Freund

Thomas Carlyle.

XXIII. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
22 December 1829.

Verehrter Herr,

Das Packet, das ich vor einiger Zeit ankündigte, geht endlich ab, mit treuen Wünſchen von uns, daß es Sie glücklich und thätig finden möge und Ihnen freundliche Erinnerung bringe an Freunde, die Sie lieben. Die Zeichnungen von unſerm Hauſe und ſeiner Umgebung ſind leidlich correct und mögen dem ſchmeichelhaften Zweck, für den Sie ſie beſtimmten, entſprechen, wie es nicht die Schönheit des Talisman, ſondern eben ſein Charakter als Talisman iſt, der ihm Werth verleiht. Die kleinen Bilder werden Ihnen darum nicht minder gefallen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ſie von dem Stift von Mr. Moir, dem Ueberſetzer des Wallenſtein, herrühren, der uns im Herbſt einen Beſuch machte und uns verſpricht im Frühjahr uns wiederzuſehen. Zum Dank für ſeine Kunſt beſchenkte ich ihn mit der letzten der vier Medaillen, auf die er in der That aus andern Gründen, als ein wahrhafter Bewunderer Ihrer Werke ein gutes Recht hatte. Er kam letzten Sommer durch Weimar, aber unglücklicherweiſe zu einer Zeit, als Sie ab-

weſend waren; jedoch beabſichtigt er in Kurzem zurückzukehren und neue Zeichnungen von Rheinlandſchaften zu machen, und das nächſte Mal hofft er in Weimar beſſeres Glück zu haben.

Das Porteſeuille iſt von meiner Gattin gearbeitet, die Ihnen unter andern Zeichen der Liebe eine Locke von ihrem Haar ſchickt: wovon ich ſagen kann, daß ſie außer ihrem Gatten nie einem Manne Solches gethan hat. Sie bittet aber und hofft, daß Sie ihr dagegen eine Locke von Ihrem Haar ſchicken werden, die ſie unter ihren koſtbarſten Beſitzthümern bewahren und nur dem Würdigſten, der nach ihr kommt, als ein reiches Vermächtniß hinterlaſſen wird. Für ein Herz, das Sie aufrichtig liebt, hoffe auch ich, daß Sie ſo viel thun werden.

Die Gedichte von Cowper ſollen Sie als ein Neujahrsgeſchenk von mir annehmen, deſſen Werth vornehmlich in der Abſicht des Gebers liegen muß. Cowper war der letzte von unſern Dichtern der alten Schule: ein Mann von reinem Genius, aber beſchränkt und erfolglos, da in der That, hätte es an nichts Anderem gefehlt, ſeine körperliche Geſundheit zu ſchwach war. Noch jetzt iſt er ein großer Liebling beſonders der religiöſen Kreiſe, und er verſpricht manchen geräuſchvolleren Mitbewerber um die Unſterblichkeit zu überleben. Da ſein Werth, ſo wie er iſt, echt zu ſein ſcheint, wird er ſich Ihrem Auge leicht offenbaren.

Ich habe den Briefwechſel ein zweites Mal mit nicht geringer Befriedigung[1]) geleſen und eben heute ſchicke

[1]) Vgl. zu dieſem Paſſus Goethe's Werke (Hempel) XXIX, 793.

ich einen Aufſatz über Schiller für die Foreign Review ab, der auf dies Werk baſirt iſt.[1]) Es wird Ihnen erfreulich ſein zu hören, daß die Kenntniß und Werthſchätzung der fremden, insbeſondere der deutſchen Literatur ſich mit immer wachſender Schnelligkeit über das ganze engliſche Sprachgebiet verbreitet, ſo daß faſt bei den Antipoden, in Neu-Holland ſelbſt, die Weiſen Ihres Landes zu dieſer Zeit ihre Weisheit verkünden. Ich habe kürzlich gehört, daß ſelbſt zu Oxford und Cambridge, unſern beiden engliſchen Univerſitäten, die bisher immer für die Burgen unſres Inſelſtolzes und unſrer Vorurtheile gegolten haben, eine ungewöhnliche Bewegung in dieſer Hinſicht herrſcht. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen tüchtigen Ueberſetzer gefunden[2]), und in Oxford finden ſchon zwei oder drei Deutſche Beſchäftigung als Lehrer ihrer Sprache: worin ſich ein neues Licht darſtellt, das gewiſſe Augen wohl blenden mag. Ueber den Gewinn, der ſchließlich aus all dieſem erwachſen muß, kann Niemand zweifelhaft ſein: es mögen nur Völker gleich Individuen einander kennen, ſo wird der wechſelſeitige Haß wechſelſeitigem Helfen das Feld räumen, und ſtatt natürlicher Feinde, wie man bisweilen Nachbarländer nennt, werden wir Alle natürliche Freunde ſein.

Die geſchichtliche Ueberſicht über die deutſche

[1]) Dieſer Aufſatz erſchien in Fraſer's Magazine Nr. 14. Carlyle's Miscellanies III, 87.

[2]) Zwei tüchtige Ueberſetzer, Hare und Thirlwall, von Trinity College, beide in ſpäterer Zeit perſönlich mit Carlyle bekannt. Archdeacon Hare gab ohne ſeine Abſicht die Veranlaſſung dazu, daß Carlyle ſein Leben Sterling's ſchrieb. Die Ueberſetzung von Niebuhr's römiſcher Geſchichte von Hare und Thirlwall erſchien 1828.

Literatur, von der ich in meinem letzten Brief sprach, ist jetzt ein nahezu beschlossenes Unternehmen, und ich hoffe im Lauf des nächsten Jahres Ihnen ein Exemplar einer Schrift über diesen Gegenstand überreichen zu können. Meine Kenntniß, das fühle ich nur zu sehr, ist beschränkt genug, aber von einem britischen Schriftsteller und unter britischen Lesern wird man geringere Erwartungen hegen. Uebrigens handelt es sich für unser Interesse vornehmlich um die neuere Zeit und um eine vergleichsweise kurze Periode.

Habe ich nur erst die Hände frei von dieser „geschichtlichen Uebersicht", so beabsichtige ich noch etwas unendlich viel Größeres zu versuchen! Ach! das unermeßliche, gestaltlose Chaos ist da, aber keine Stimme eines Schöpfers, die sagt: „Es werde Licht", und die eine Welt daraus erschafft.

Vor einiger Zeit brachten wir drei Wochen in Edinburg zu, wo uns alle Freunde warm willkommen hießen, und wo wir nicht ohne Antheil den Strom bunten Lebens betrachteten, von dem sich hier eher sagen ließe, daß wir ihm lauschen, als daß wir ihn erblicken. Ich fand die literarischen Persönlichkeiten jener Stadt noch thätig in ihrem Beruf und gegen mich unverdient freundlich und zuvorkommend: und doch, der allgemeine Ton ihres Denkens war derart, daß ich, als die Zeit kam, es nicht sehr bedauerte, wieder in meine Einsamkeit zurückzukehren. Die gesammte Richtung britischen Strebens, in geistigen wie in practischen Dingen, ist in gegenwärtiger Zeit dem Nützlichen zugekehrt: ein Credo, das bei Ihnen glücklicherweise seine Zeit schon gehabt hat, das aber bei uns erst jetzt zu seiner vollen Reife ge-

langt. Großer Streit und Mißverſtändniſſe hierüber laſſen ſich unter uns in nicht ferner Zukunft erwarten.

Für die Gegenwart mögen Sie ſich Ihre beiden ſchottiſchen Freunde zwiſchen Schnee und „dickgeripptem Eis“ begraben vorſtellen, doch gegen den grimmen Winter durch die Gluth heller Feuer geſchützt und in ihrer Phantaſie oft Ihnen nahe, ja oft eben die Gedanken denkend, welche einſt die Ihren waren — denn ein gewiſſes kleines rothes Buch entfernt ſich ſelten aus unſerm Wohnzimmer. Unterdeſſen hoffen wir weiter zu hören, daß Alles bei Ihnen wohl ſteht; die Ankunft eines Briefes aus Weimar iſt hier ſtets ein Feſttag. Möge alles Gute mit Ihnen und den Ihrigen ſein!

Ich bleibe ſtets von Herzen

Ihr Freund und Diener

Thomas Carlyle.

Läßt es ſich bequem machen, würden wir um eine ähnliche Zeichnung von Ihrer Weimarer Wohnung bitten, über welche ich ſtehend jeden Reiſenden befrage, aber mit nur zu geringem Erfolg.

Dr. Eckermann ſchulde ich noch einen Brief, welche Schuld ich in Kurzem zu bezahlen gedenke, mit den angewachſenen Zinſen, die mir ſelbſt zu Gute kommen mögen. Ich bitte ihn meiner fortdauernden Hochſchätzung zu verſichern.

XXIV. Carlyle an Eckermann.

Craigenputtock, Dumfries,
d. 20ten März 1830.

Mein werther Herr,

Seit lange bin ich mir das Vergnügen ſchuldig, Ihnen zu ſchreiben, und würde ein wenig in Verlegenheit ſein zu ſagen, warum es damit ſo lange gedauert hat. Mein Hauptgrund war wohl, daß gewiſſe Verhandlungen betreffs einer von mir zu unternehmenden literariſchen Arbeit im Gange waren, über welche ich mich mit Ihnen in Verbindung zu ſetzen wünſchte; und ſo habe ich ungeduldig genug gewartet bis ich in dem langſamen Gange der buchhändleriſchen Vorbereitungen ſah, welche Wendung die Dinge nehmen würden. Das Geſchäft iſt, wie ich glaube, jetzt endgiltig geordnet oder wenigſtens in wirklichem Fortſchreiten begriffen, ſo daß ich jetzt über dieſen Gegenſtand wie über alle andern ohne Rückhalt zu Ihnen reden kann.

Es iſt traurig, daß Weimar von Schottland ſo fern iſt, daß Meere und weite Landſtrecken dazwiſchen liegen, die für uns alle öde und unbewohnt ſind. Kein Fleck auf dieſem Erdenrund iſt für mich gegenwärtig ſo bedeutungsvoll wie es in der That nur auf der Verknüpfung mit menſchlichem Werth und Streben beruht, wenn eine Stadt vornehmer iſt als eine andre, wenn nicht alle Städte bloßer Stein und Mörtel ſind. Ich kann die langen Reiſen wohl verſtehen, welche Freunde der Weisheit in alten Zeiten zu unternehmen pflegten um einen Lehrer der Weisheit mit eignen Augen zu ſehen: jeder Anblick auf Erden iſt neben dieſem arm und bedeutungslos. Wir machen uns hier noch

immer Gedanken über eine Reise nach Weimar und einen Winteraufenthalt dort, aber der Weg ist weit, das Ergebniß schließlich doch nur ein Luxus; dann halten uns noch thörichte kleine Dinge hier zurück; also, wenn der Geist auch willig ist, das Fleisch ist schwach. Doch wartet man auf eine bessere Zeit, und mancher schöne Traum im Wachen, wenn er sich auch zuletzt nur als ein Trugbild erweisen mag, ist doch werth, daß man ihn sich Jahre lang bewahrt.

Wir verlangen sehr danach, von Ihnen zu hören: wie Ihr ehrwürdiger Dichter sein blühendes Alter trägt; wie seine und Ihre Arbeiten vorwärts gehen. Kaum ein deutscher Reisender findet seinen Weg hierher, so daß wir, von den öffentlichen Nachrichten abgesehen, fast nur auf Hoffen und Vermuthen angewiesen sind. Oft schaue ich in Stieler's Bild hinein und meine, die milden, tiefen Augen müßten mir antworten. Aber sie sind nur schwarze Farbe auf dem Papier und antworten mir nicht. Um den 1. Dezember vorigen Jahres sandten wir eine kleine Kiste nach Weimar ab, welche Bleistiftskizzen von unserm Hause und seiner Umgebung enthielt, nebst Büchern und andern Kleinigkeiten, unter denen, glaube ich, etwas von meiner Frau für Frau von Goethe war; aber unglücklicherweise trat gleich darauf der Frost ein; die Elbe wurde unschiffbar, und die Edinburger Schiffer machten wenig Hoffnung, daß das Packet vor dem Frühling abgehen könne. Es war wie gewöhnlich den Herren Parish in Hamburg zur Besorgung übertragen. Bitte geben Sie Seiner Exzellenz[1]) davon Nachricht, wenn es nicht mittlerweile glücklich in seine Hände gelangt

[1]) Diese beiden Worte deutsch

ist. Unserer tiefen unverminderten Verehrung und Liebe, hoffe ich, braucht er nicht versichert zu werden.

Ich bat den Herausgeber der Foreign Review einige der Früchte meines Arbeitens an Sie gelangen zu lassen, welche Sie, wie Sie sagten, noch nicht gesehen hatten. Ich fürchte indessen, er hat es versäumt; übrigens kann ich Ihnen sagen, daß der Verlust kein sehr großer ist. Ich war betroffen zu erfahren, daß der arme Müllner todt ist; dieselbe Post, die mir seine Uebersetzung meiner Schauspieldichter[1]) in seinem Mitternacht-Blatt brachte, enthielt auch jene andere Nachricht, daß der arme Spaßmacher „ganz umgekippt" sei. Ach, armer Yorick! Und warum mußte ich der Last seines Leidens, die schon zu schwer für ihn war, noch ein Körnchen hinzufügen! — Seitdem habe ich keinen Blick mehr in Ihren Tartarus gethan, sondern nur das Elysium betrachtet, was weit nützlicher ist.

Unsrer englischen Literatur scheinen gegenwärtig als die beiden wesentlichsten Characterzüge unsre vermehrte und sich weiter vermehrende Aufmerksamkeit auf die Literatur der benachbarten Nationen anzuhaften und das allgemeine Streben, alle Arten von Kenntnissen populär zu machen, die Schöpfungen unsres Denkens im Kaufpreise wie in der Art ihres Aufbaus auf die größtmögliche Zahl von Lesern einzurichten. Was jene erste Eigenheit anlangt, so wissen Sie schon von unsern beiden Foreign Reviews, die sich beide den Anschein geben vorwärts zu kommen; und nun haben wir weiter noch eine Foreign Literary Gazette, die wöchent-

[1]) In seinem Artikel über deutsche Bühnendichter (Foreign Review 1829, Nr. 6 hatte Carlyle mit einiger Härte von Müllner's Stücken und von seinem Mitternachtsblatt gesprochen.

lich in London erscheint und, obgleich sie lediglich Maschinenarbeit ist, von einem absoluten Dummkopf[1]) allein um des Gewinnes willen geleitet, dennoch Absatz zu finden scheint: so groß ist die Neugier, so grenzenlos die Unkenntniß der Menschen: dem Narrenkönig gehört die Welt[2]), wenigstens alle zeitlichen Güter derselben. Unser Eifer für's Populariſiren andrerseits ist allerwärts bei uns zu erkennen. Um gar nicht von unsern Gesellschaften zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse mit ihren Fünfgroschen-Tractaten zu sprechen, die wirklich sehr verdienstlich sind, haben wir ich weiß nicht wie viele Vermischte Sammlungen, Familienbibliotheken, Cabinetencyclopädien, und so weiter: und diese werden nicht etwa von irgend welchen literarischen Gibeoniten geleitet, sondern in manchen Fällen von den besten Männern, die wir besitzen: Sir Walter Scott zum Beispiel läßt eine Geschichte Schottlands in einer dieser Unternehmungen erscheinen; Thomas Moore will eine Geschichte Irlands für dasselbe Werk schreiben. Ich kann hinzufügen, daß dieser Tage von einer ganz neuen Brüderschaft dieser Art ein Brief an mich gelangte, der mir den ernstlichen Wunsch nach einem „Leben Goethe's" aussprach. Da ich den Verfasser des Briefes[3]) als einen Mann von gewissem Gewicht und Ansehen in der Literatur kenne, habe ich ihm eben geantwortet, daß England mit Goethe bekannt zu machen eine Aufgabe wäre, auf die jeder Engländer stolz sein dürfte, aber daß in Bezug auf die Beschreibung seines Lebens, wie die Dinge lägen, das einzig Vernünftige

[1]) Dies Wort in deutscher Sprache.
[2]) In deutscher Sprache.
[3]) Mr. G. R. Gleig, im Auftrage von Dr. Lardner.

Doctor

geht nach der Schatulle, nimmt heraus.

Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willſt du mir um zehne dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.

Hier ſind zwanzig.

Scapin.

Kein Gedanke!

Immer weiter!

Doctor.

Ich erkranke,

Es vergeht mir das Geſicht!

Nimm die dreyßig —

Scapin.

Laßt doch ſehen!

wäre, zu nehmen, was er ſelbſt über dieſen Gegenſtand mitzutheilen für paſſend befunden hätte, und durch geeignete Erklärung und Bearbeitung, vor Allem aber durch eine brauchbare Ueberſetzung und nicht Verdrehung von dem, was zu überſetzen iſt, einen Engländer in den Stand zu ſetzen, daß er es mit den Augen eines Deutſchen leſe. Ob dieſer Vorſchlag zu irgend etwas führt und wozu er führt, ſollen Sie ſeiner Zeit hören.

Aber es iſt höchſte Zeit, ein Wort über meine Geſchichte der deutſchen Literatur zu ſagen (wenn ſie ſo genannt werden darf), die oben erwähnte Arbeit, welche auch einen Theil eines Geſellſchaftsunternehmens bilden ſoll: die erſte einer ganzen Serie von Literaturgeſchichten, denn die franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche, engliſche Literatur ſollen alle in der „Hausbibliothek" jener Leute dargeſtellt werden. Ich ſoll vier Bände übernehmen und habe ein gutes Theil über den Plan, den ich verfolgen ſoll, nachgedacht. Der erſte Band, denke ich, muß ſich auf die alte Zeit beziehen, vom Nibelungenlied, den Minneſängern, Meiſterſängern u. ſ. w. handeln und kann vielleicht mit Hans Sachs ſchließen. Der zweite wird wahrſcheinlich Luther und die Satiriker der Reformationszeit enthalten mit Opitz und ſeiner Schule bis herunter zu Thomaſius, Gottſched und den Schweizern. Die beiden letzten Bände müſſen Ihrer neuen, ja neueſten Literatur gewidmet ſein, die von allen andern die wichtigſte für uns iſt. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, wie ſehr mich jeder Rath von Ihnen in Bezug auf dieſen Gegenſtand, der mir großentheils noch ſehr dunkel iſt, verpflichten würde. Können Sie mir insbeſondere ein vernünftiges Buch nennen, in dem die „neue

Schule“ geſchildert wird, was ihre Geſchichte, wenn man ſie unparteiiſch betrachtet, was ihre Lehren waren, kurz welcher Sinn jenem grenzenloſen Spektakel zu Grunde lag, der in Ihrer Literatur ſchon durch ſein Echo den Fremden ſo oft verwirrt? Kann man ſich auf das, was Grüber (in ſeinem Wieland) über den Xenienkrieg ſagt, verlaſſen, oder überwiegt darin das Geſchwätz? Und giebt es irgend ein andres Werk, das Licht auf dieſe ſeltſame Periode wirft? Der Briefwechſel, von dem ich zwei Bände habe, iſt ohne Frage das authentiſchſte von allen Dokumenten: aber mein Verſtändniß deſſelben iſt noch entfernt nicht hinreichend.

Ein Paar Worte von Ihnen konnten mir vielleicht vieles Umhertaſten erſparen, und Sie werden ſich dieſe Mühe für mich nicht verdrießen laſſen. Darf ich Sie bitten, mir zu ſagen, was Sie im Allgemeinen als die bemerkenswertheſten Epochen und Momente[1]) in der deutſchen Literatur betrachten? Sicherlich wird mir nichts, was Sie über dieſen Gegenſtand ſchreiben, anders als willkommen ſein. Aber ach! Das Blatt iſt zu Ende und ſchon muß ich Lebewohl[2]) ſagen! Bitte ſchieben Sie es nicht hinaus mir zu ſchreiben; auch von Ihnen ſelbſt Nachricht zu empfangen wird uns höchſt wichtig ſein. Schließlich, wenn es Ihnen nicht läſtig iſt, bedienen Sie ſich der lateiniſchen Schrift; die andre iſt wie ein dicker Schleier, der zuerſt abgeriſſen werden muß.

Mit den beſten Wünſchen ſtets getreulich der Ihrige

Th. Carlyle.

[1]) Carlyle ſagt „circumstances (Momente)“.
[2]) In deutſcher Sprache.

Ihre deutschen Philister[1]), Ihre Adelungs, Nicolais ꝛc. (eine Sorte, die wir auch jetzt noch in England im Ueberfluß haben) und die besondere Gestalt, welche ihre Thätigkeit angenommen hat, sind für mich auch ein Gegenstand von großem Interesse. Wir nennen sie hier Utilitarier, und sie sind meist auf die Politik gerichtet und „radical", d. h. republicanisch.

Meine Frau trägt mir auf zu sagen, daß sie herzliche Grüße sendet und stets die Hoffnung hegt Sie eines Tages zu sehen. Bitte verfügen Sie über mich, wenn es hier irgend etwas giebt, worin ich Ihnen dienen kann.

XXV. Goethe an Carlyle.

Das werthe Schatzkästlein, nachdem es durch den strengsten Winter vom Continent lange abgehalten worden, ist endlich um die Hälfte März glücklich angelangt.

Um von seinem Gehalt zu sprechen, erwähne zuerst der unschätzbaren Locke, die man wohl mit dem theuren Haupte verbunden möchte gesehen haben, die aber hier einzeln erblickt, mich fast erschreckt hätte. Der Gegensatz war zu auffallend; denn ich brauchte meinen Schädel nicht zu berühren, um zu wissen daß daselbst nur Stoppeln sich hervorthun; es war nicht nöthig vor den Spiegel zu treten, um zu erfahren daß eine lange Zeitreihe ihnen ein mißfarbiges Ansehen gegeben. Die Unmöglichkeit der verlangten Erwiederung fiel mir aufs Herz, und nöthigte mich zu Gedanken deren man sich zu entschlagen pflegt. Am

[1]) Dies Wort in deutscher Sprache.

Ende aber blieb mir doch nichts übrig als mich an der Vorſtellung zu begnügen: eine ſolche Gabe ſey dankbarlichſt ohne Hoffnung irgend einer genügenden Gegengift anzunehmen. Sie ſoll auch heilig in der ihrer würdigen Brieftaſche aufbewahrt bleiben, und nur das Liebenswürdigſte ihr zugeſtellt werden.

Der Schottiſche elegante Turban hat, wie ich verſichern darf, zu manchem Vergnüglichen Gelegenheit gegeben. Seit vielen Jahren werden wir von den Einwohnern der drey Königreiche beſucht, welche gern einige Zeit lang bey uns verweilen und guter Geſellſchaft genießen mögen. Hierunter befinden ſich zwar weniger Schotten, doch kann es nicht fehlen daß nicht noch das Andenken an einen ſolchen Landsmann ſich in einem ſchönen Herzen ſo lebendig finde, um die National-Prachtmütze, die Diſtel mit eingeſchloſſen, als einen wünſchenswertheſten Schmuck anzuſehen, und die gütige Senderin hätte ſich gewiß gefreut das lieblichſte Geſicht von der Welt darunter hervorgucken zu ſehen. Ottilie aber dankt zum allerverbindlichſten, und wird, ſobald unſre Trauertage vorüber ſind, damit glorreich aufzutreten nicht ermangeln.

Laſſen Sie mich nun eine nächſte Gegenſendung ankündigen, welche zum Juni als der günſtigſten Jahreszeit ſich wohl wird zuſammen gefunden haben. Sie erhalten:

1. Das Exemplar Ihres überſetzten Schillers geſchmückt mit den Bildern Ihrer ländlichen Wohnung, begleitet von einigen Bogen in meiner Art, wodurch ich zugleich dem Büchlein offenen Eingang zu verſchaffen, beſonders aber die Communikation beyder Länder und Literaturen lebhafter zu erregen trachte. Ich wünſche daß dieſe nach Kenntniß

des Publicums angewendeten Mittel Ihnen nicht mißfallen, auch der Gebrauch, den ich von Stellen unſrer Correſpondenz gemacht, nicht als Indiskretion möge gedeutet werden. Wenn ich mich in jüngeren Jahren vor dergleichen Mittheilungen durchaus gehütet, ſo ziemt es dem höheren Alter auch ſolche Wege nicht zu verſchmähen. Die günſtige Aufnahme des Schilleriſchen Briefwechſels gab mir eigentlich hiezu Anlaß und Muth. Ferner finden Sie beygelegt:

2. Die vier noch fehlenden Bände gedachter Briefe. Mögen Sie Ihnen als Zauberwagen zu Dienſten ſtehen, um ſich in die damalige Zeit in unſere Mitte zu verſetzen, wo es eine unbedingte Strebſamkeit galt, wo niemand zu fordern dachte und nur zu verdienen bemüht war. Ich habe mir die vielen Jahre her den Sinn, das Gefühl jener Tage zu erhalten geſucht und hoffe es ſoll mir fernerhin gelingen.

3. Eine fünfte Sendung meiner Werke liegt ſodann bey, worin ſich wohl manches unterhaltende, unterrichtende, belehrende, brauchbar anzuwendende finden wird. Man geſtehe zu daß es auch ideelle Utilitarier gebe, und es ſollte mir ſehr zur Freude gereichen wenn ich mich darunter zählen dürfte. Noch eine Lieferung, dann iſt vorerſt das beabſichtigte Ganze vollbracht, deſſen Abſchluß zu erleben ich mir kaum zu hoffen erlaubte. Nachträge giebt es noch hinreichend, meine Papiere ſind in guter Ordnung.

4. Ein Exemplar meiner Farbenlehre und der dazu gehörigen Tafeln ſoll auch beygefügt werden; ich wünſche, daß Sie den zweyten, als den hiſtoriſchen Theil zuerſt leſen. Sie ſehen da die Sache herankommen, ſtocken, ſich aufklären, und wieder verdüſtern. Sodann aber ein Be-

ſtreben nach neuem Lichte ohne allgemeinen Erfolg. Alsdann würde die erſte Hälfte des erſten Theils, als die didactiſche Abtheilung eine allgemeine Vorſtellung geben wie ich die Sache angegriffen wünſche. Freylich iſt ohne Anſchauung der Experimente hier nicht durchzukommen; wie Sie es mit der polemiſchen Abtheilung halten wollen und können, wird ſich alsdann ergeben. Iſt es mir möglich, ſo lege, beſonders für Sie, ein einleitendes Wort bey.

5. Sagen Sie mir etwa zunächſt wie Sie die deutſche Literatur bey den Ihrigen einleiten wollen; ich eröffne Ihnen gern meine Gedanken über die Folge der Epochen. Man braucht nicht überall ausführlich zu ſeyn: gut aber iſt's auf manches vorübergehende Intereſſante wenigſtens hinzudeuten, um zu zeigen daß man es kennt. Dr. Eckermann macht mit meinem Sohn eine Reiſe gegen Süden und bedauert, nicht wie er gewünſcht hatte, diesmal beyhülflich ſeyn zu können. Ich werde gern wie obgeſagt ſeine Rolle vertreten. Dieſen Sommer bleib' ich zu Hauſe und ſehe bis Michael Geſchäfte genug vor mir.

Gedenken Sie mit Ihrer lieben Gattin unſrer zum beſten und empfangen wiederholten herzlichen Dank für die ſchöne Sendung.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 13. Apr. 1830.

XXVI. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
23ten Mai 1830.

Der Brief aus Weimar, jetzt wie immer der willkommenſte, der hier anlangen konnte, erreichte uns richtig vor etwa zwei Wochen. Wir freuen uns zu hören, daß Sie noch wohl und thätig ſind, noch immer unſre Liebe zu Ihnen gern ſehen und noch immer freundliches Gedenken zu uns in unſer fernes Heim über den Ocean herüberſenden. Dieſe ſchöne Verbindung und Gemeinſchaft mit dem was wir auf Erden die meiſte Urſache haben zu verehren, erſcheint uns als eines der ſeltſamſten Dinge in unſerm Leben; aber dies iſt ja ganz und gar auf Wunder gebaut: Ce que j'admire le plus c'est de me voir ici.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen von einer Art von Hoffnung ſprechen ſoll, die ſich uns wieder zeigt, Ihnen ſogar einmal perſönlich zu begegnen; jener langgehegte Plan einer deutſchen Reiſe nimmt jetzt einen ſchwachen Schimmer von Möglichkeit an; bei welcher Wallfahrt wir Weimar, das große Heiligthum, ohne welches uns Deutſchland[1]) in der That nur wäre wie ein andres Land, keineswegs vergeſſen würden. Aber es iſt beſſer ſolch wachen Träumen Einhalt gebieten als ſie begünſtigen; der Hinderniſſe und entgegenſtehenden Wahrſcheinlichkeiten giebt es ſo viele, wie die Zeit, die Roſen bringende, auch ſehr andre Dinge bringt. Ein Glück iſt es einſtweilen, daß, ob wir Ihnen in der körperlichen Welt je begegnen oder nicht, wir im Geiſte Ihnen

[1]) Deutſchland in deutſcher Sprache.

ſchon begegnet ſind, eine Verbindung, die nie gelöſt, deren Wirkung nie ausgetilgt werden kann. Hier in unſrer Bergeseinſamkeit weilen Sie oft als unſer Hausgenoſſe unter uns und können weiſe Lehren und anmuthige Erzählungen in das Ohr der Hausfrau ſelbſt flüſtern. Sie bringt manchen Abend mit Ihnen zu und hat es ſo zu ihrer höchſten Zufriedenheit den ganzen Winter gehalten. Eine ihrer letzten Leiſtungen war, die Deutſchen Ausgewanderten und jenes herrliche Mährchen zu leſen, ein wahres Univerſum der Phantaſie, für deſſen mannichfaltige, unerſchöpfliche Bedeutung (denn das weibliche Auge vermuthete Bedeutung darin) ich häufiger um Erklärung angegangen wurde, als ich ſie geben konnte, und ſchließlich, das Dringen zu beſchwichtigen, verſprechen mußte, ſpäter einen Commentar darüber zu ſchreiben als über eines der tiefſten, poetiſchſten Dinge, die ſelbſt Goethe je geſchrieben hat.[1]) Ja, wenn ich nach außen blicke, kann ich ferner mit Vergnügen überdenken, daß Tauſende meiner Landsleute, denen ſolche Kenntniß Noth genug that, jetzt auch von Ihnen zu wiſſen anfangen: in den letzten Jahren iſt die Stimme der Stumpfheit, die ſich früher laut genug hierüber vernehmen ließ, ſchwächer und ſchwächer geworden, ſo daß ſie jetzt, ſo viel ich hören kann, vollkommen verſtummt und eine ganz neue Tonart auf ſie gefolgt iſt. Ueberhaupt werden Britannien und Deutſchland einander nicht immer fremd bleiben, vielmehr werden ſie wie zwei Schweſtern, die lange durch Ent-

[1]) Eine Ueberſetzung und Erklärung des „Mährchens" erſchien in Fraſer's Magazine, 1832, Nr. 33. Siehe Carlyle's Miscellanies, Band IV, Anhang.

ſernung und böſe Zungen geſchieden waren, einander voll Liebe begegnen und finden, daß ſie derſelben Herkunft ſind.

Da Sie ſo freundlich ſind, mir Ihre Hülfe und Unterſtützung bei meinen Bemühungen zu dieſem Ziel anzubieten, laſſen Sie mich keine Zeit verlieren, hievon Gebrauch zu machen. Was jene Geſchichte der deutſchen Literatur betrifft, ſo brauche ich nicht zu ſagen, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß kein Wort von Ihnen darüber anders ſein kann als werthvoll. Sicherlich wäre es eine hohe Gunſt, könnten Sie mir etwas Zuſammenfaſſendes über dieſen großen Gegenſtand mittheilen, in dem Aufbau und hiſtoriſchen Verfolg und Zuſammenhang, den er in Ihren Augen hat: Ihre Anſichten, gleichviel ob ſie von meinem Standpunkt ausgehen oder nicht, ob ſie den meinen zuwiderlaufen oder mit ihnen übereinſtimmen, können unfehlbar nur lehrreich ſein. Ihnen bei dieſem Liebesdienſt einen Anhalt zu geben, wird es vielleicht der beſte Weg ſein, wenn ich Ihnen ſo klar ich es hier kann ausführe, was für einen Plan mein Buch im Einzelnen verfolgt, ſo weit es ſchon geſchrieben iſt oder doch in meinen Gedanken beſtimmte Form hat.

Der erſte Band, der vor wenigen Tagen beendet und zum Druck geſandt worden iſt,[1]) beginnt mit einigen Betrachtungen über die hohe, wachſende Bedeutung der Literatur, über den Werth literariſchen Verkehrs mit andern Nationen und folglich von Geſchichten der Literatur, die dieſen Verkehr befördern; dann eine Schilderung der Methode, die man in einer Geſchichte der deutſchen Literatur zu befolgen hat, wo uns noch ſo Vieles ganz und

[1]) Er wurde nicht gedruckt. Siehe unten, S. 108.

gar unbekannt und wo für jetzt nur eine Art Annäherung an eine Geſchichte möglich iſt. Dann folgt ein Capitel über die alten Deutſchen des Tacitus, die Völkerwanderung[1]) und den urſprünglichen nationalen Character dieſes Volkes, deſſen vornehmſte Eigenſchaften Tapferkeit[2]) und Tiefe des Gedankens ſind: wobei gleichzeitig unſer eigner ſächſiſcher Urſprung nicht vergeſſen wird und unſer Recht auf einen Antheil an dieſem Ruhm kraft unſrer allgemeinen Stammverwandtſchaft und dank ſo vielen Hengiſts und Alfreds. Dann Einiges von den Ueberlieferungen der Deutſchen, von ihrer Sprache als der unzerſtörbarſten aller Ueberlieferungen, wobei Ulfilas und ſeine Bibel zur Erwähnung gelangen; ferner von ihrem alten Aberglauben und den noch lebenden Volksmährchen[3]) mit einer kleinen Probe von dieſen. Dann von altaufgezeichneten Ueberlieferungen; von dem Heldenbuch[3]) und dem Nibelungenlied[3]) mit ihren alten Umgebungen von Dichtungen, auf welche nur von Ferne ein Blick geworfen wird; beſonders ein langes Capitel über die Nibelungen, die hier ſchon die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen haben. Das letzte Capitel iſt die Minneſänger überſchrieben und blickt in der Kürze zurück bis zur Zeit Karls des Großen und vorwärts bis zu der Rudolfs von Habsburg; es verſucht den ritterlichen Geiſt der ſchwäbiſchen Kaiſerzeit zu ſchildern und zu zeigen, daß es da wirklich ein Zeitalter der Poeſie gegeben hat, wenngleich ein ſchwaches, einfaches und junges: denn jetzt zum erſten Male wurde der Menſch

[1]) „The Northern Immigrations (Völkerwanderung)."
[2]) „Valour (Tapferkeit)."
[3]) In deutſcher Sprache.

Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.

Dreyßig' Es wird nicht geſchehen,
Es iſt wider meine Pflicht!

Doctor.

Hier noch fünf und nun nichts drüber!

Scapin läßt ſie in den Beutel zählen, dann wie oben.

Scapin.

Glaubt, mir iſt das Leben lieber.
Ich laufe! ich eile,
Ich ſag's dem Richter an.

Doctor.

Ach bleibe, verweile!
Was hab' ich dir gethan?

Scapin.

Wollt ihr, daß ich auf den Galgen
Warten ſoll?
Euer Markten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die funfzig voll.

Doctor.

Schönſter Theil von meinen Freuden,

von einer unendlichen Idee begeistert, indem er jetzt zum ersten Mal erkannt hatte, daß er ein Mensch war. — Dies ist Alles, was ich bis jetzt zu Papier gebracht habe, und ich fürchte, es ist wenig werth.

Alsdann folgt was ich eine didaktische Periode nennen könnte, worin Hugo von Trimberg, der Verfasser des Reinecke Fuchs, und Sebastian Brandt auftreten: dieselbe erreicht ihren Gipfelpunct und erhebt sich zu dichterischer Höhe unter Luther und Hutten; dann sinkt sie wieder, insofern es die Literatur betrifft, zu theologischer Disputation oder zu rein grammatikalischer und oberflächlicher Ziererei herab, durch Leute wie Thomasius und Gottsched, bis zu äußerstem Unglauben und Sensualismus, wo Poesie, bis auf zerstreute Klänge jenem Zeitalter fremd, ausgestorben und unmöglich geworden ist. Unter solchen zerstreuten Erscheinungen möchte ich Opitz und seine Schule für die vornehmste halten, obwohl ich bei ihnen wenig poetische Inspiration finden kann; im besten Fall eine solche, die der unsres Pope ähnlich ist, wie Hoffmannswaldau und Lohenstein, mit viel geringerem Talent vielleicht, unserm Dryden gleichen. Wie dies zu Massen gruppirt und in heller Beleuchtung dargestellt werden wird, sehe ich noch nicht klar; ich muß jedoch Alles in den zweiten Band hineinzwängen, muß Bodmer und Breitinger ihren Streit mit dem Altvater[1] Gottsched ausfechten lassen so gut sie können, und muß mich rüsten meinen dritten Band mit Lessing und Wieland zu beginnen.

Lessing könnte ich mir zwischen zwei Zeitaltern stehend

[1] Zu deutscher Sprache.

denken, einen ernsten Zweifler, der danach ringt sich in die Sphäre geistiger Wahrheit hindurchzuarbeiten, und dem oft auf manchem Pisga-Berge rechtschaffene Blicke in jenes gelobte Land zu Theil werden. Wieland mit Leuten wie Hagedorn, Rabener, Gellert nehmen Theil am Werk, jeder auf seiner Stufe; und so schreitet der Gang vorwärts, bis sich unter Ihnen und Schiller, ich kann sagen eine dritte Blüthezeit entfaltet hat, wie sie bis jetzt noch in keiner andern Literatur zu rechter Entwickelung gelangt ist, aber voll der reichsten Aussicht für sie alle. Nämlich ein Zeitalter neuer Vergeistigung und neuen Glaubens mitten in dem alten Zweifel und Läugnen, gleichsam eine neue Offenbarung der Natur und der Freiheit und Unendlichkeit des Menschen, in welcher Ehrfurcht wieder vereinbar gemacht wird mit Wissen und Kunst und Religion eins sind. Dies ist die Aera, die uns Engländer wie die andern Nationen vorwiegend interessirt: denn das Uebrige ist vorwiegend Erinnerung, aber dies ist noch Gegenwart für uns. Wie die Darstellung davon einzurichten ist, wird mein ganzes Nachdenken erfordern. Obwohl mir von allen andern Gebieten dieses das vertrauteste ist, kann ich bis jetzt doch nur soviel sehen, daß es meine letzten beiden Bände füllen wird, und das ist auch recht gut, wenn ich es nur richtig anzugreifen weiß: aber die Eintheilungen und die Unter- und Nebenordnung einer solchen Mannichfaltigkeit von Gegenständen: Werther's Leiden mit den Kraftmännern, die kritische Philosophie, die Xenien und was sonst noch Alles, wird keine geringen Schwierigkeiten machen; oder vielmehr ich werde auf dem weiten Wege gezwungen sein einzuhalten, wo mir die Mittel versagen, und auf diese Weise Vieles bei Seite zu lassen

und das Uebrige in der Ordnung zu geben, die es eben annehmen mag.

Aus dieser langen Beschreibung werden Sie sehen, wie die Dinge bei mir stehen und wo ein hülfreiches Wort am meisten nützen würde. Unzählige Fragen könnte ich thun: zum Beispiel über den Xenienkrieg[1]) und über Ihre Nicolais und andern Utilitarier und das Glück das sie bei Ihnen machen: eine Secte, die hier, freilich in britischer Gestalt, augenblicklich Geräusch genug macht, und deren Sturz, welcher sicherlich früher oder später kommen muß, zu prophezeien erfreulich wäre. Aber vielleicht würde ein Umriß Ihres eignen allgemeinen Schemas der deutschen Literaturgeschichte und der Reihenfolge ihrer Epochen sich in den Grenzen, auf die wir hier angewiesen sind, als besonders nützlich erweisen. Es ist fast eine Schande Ihre Zeit mit meiner armseligen Arbeit in Anspruch zu nehmen, aber, wie ich schon sagte, kein Wort, das Sie über diesen Gegenstand aussprechen möchten, kann nutzlos sein. Wir erwarten nicht ohne Ungeduld jenes verheißene Packet, in dem so viele interessante Dinge und freundliche Andenken für uns liegen sollen. Meine Frau schließt sich mir mit den herzlichsten Wünschen für Sie und die Ihrigen an. Möge der Sommer, der jetzt nach den wilden Schneemonaten selbst in diesen Bergen seine Blüthen entfaltet, Sie glücklich finden und glücklich wieder verlassen! Freunde werden Sie in vielen Ländern und vielen Zeitaltern haben; wenigen Menschen ist es vergönnt gewesen ein solches Werk

[1]) In deutscher Sprache.

zu vollenden wie das Ihrige. — Betrachten Sie mich ſtets als Ihren warm zugethanen Schüler und Diener

Thomas Carlyle.

XXVII. Goethe an Carlyle.

Weimar, den 6 Juni 1830.

Ihr werther Brief, mein Theuerſter, vom 23 May, hat gerade nur 14 Tage gelaufen um zu mir zu kommen, wodurch ich aufgeregt werde alſobald zu antworten, weil ich hoffen kann der meinige werde Sie an einem ſchönen Junitage begrüßen. Es iſt wirklich höchſt erfreulich daß die Einrichtungen unſrer geſitteten Welt, nach und nach, die Entfernung zwiſchen Gleichgeſinnten, Wohldenkenden geſchäftig vermindern, wogegen wir derſelben manches nachſehen können.

Zuvörderſt alſo will ich ausſprechen, daß an dem Plane, wie Sie die Geſchichte der deutſchen Literatur zu behandeln gedenken, nichts zu erinnern iſt, und daß ich nur hie und da einige Lücken finde, auf die ich Ihre Aufmerkſamkeit zu richten gedenke. Durchaus aber werden Sie Sich überzeugen daß die erſte Edition eines ſolchen Werkes nur als Concept zu betrachten iſt, welches in den Folgenden immer mehr gereinigt und bereichert hervortreten ſoll: Sie haben Ihr ganzes Leben daran zu thun, und erfreuen Sich gewiß eines entſchiedenen Vortheils für Sich und andere.

Zu Förderung dieſes Ihres Zweckes, werde ich die Abſendung eines intentionirten Käſtchens ſogleich beſorgen,

welches die gute Jahreszeit bald genug Ihnen zubringen wird. Es enthält:

1. Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von Dr. Ludwig Wachler, 2 Theile, 1818.

Dieses Werk schenkt' ich, als höchst brauchbar, im Jahre 1824 dem guten Dr. Eckermann[1]; dieser, der so eben mit meinem Sohne nach Süden gereist ist, läßt mir solches als eine Gabe für Sie zurück, mit den besten Grüßen und Segnungen. Ich sende es, mit um so mehr Zufriedenheit, weil ich überzeugt bin daß Sie, diesem Faden folgend, nicht irren können. Von dem meisten Einzelnen haben Sie Sich ja schon eigene Ueberzeugungen ausgebildet, mögen Sie über dieses und jenes nachfragen, so werde suchen treulich Antwort zu geben.

2. Ein höchst wichtiges Heftchen, unter dem Titel: Ueber Werden und Wirken der Literatur, zunächst auf[2] Deutschlands Literatur unserer Zeit, von Dr. Ludwig Wachler, Breslau 1829. Es giebt zu mancherley Betrachtungen Anlaß wie derselbe Mann, nach 10 Jahren, sich wieder über Gegenstände kürzlich ausdrückt, deren Betrachtung er sein ganzes Leben gewidmet. Durch obengemeldete zwey Bände werden Sie vollkommen in den Stand gesetzt, das was er hier gewollt und ausgesprochen, aufzunehmen und zu benutzen.

3. Vier Bände meiner Correspondenz mit Schiller, und also das Ganze abgeschlossen. Dabey sey Ihnen völlig überlassen es, nach Ihrer reinen und wohl empfindenden Weise

[1] Das Buch trägt die Bemerkung von Eckermann's Hand: „Ein mir sehr theures Geschenk von Goethe. Sonntag Mittag d. 4 Januar 1824, aus seinen lieben Händen empfangen."

[2] Lies: zunächst in Beziehung auf (unten S. 106).

ſich zuzueignen und den Freunden, die ſich hier unterhalten, noch immer näher zu treten. In der Folge ſende ich manches von der freundlichen und höchſtſinnigen Aufnahme, welcher dieſe Bände in Deutſchland ſich erfreuen; auch wird Ihnen daraus zu Ihren Zwecken gar manches deutlich werden.

4. Zwey Bände meiner Farbenlehre, mit einem Hefte Tafeln. Auch dieſe werden Ihnen nicht ohne Frucht ſeyn. Das Werk iſt gar zu ſehr Fleiſch von meinem Fleiſch und Bein von meinem Bein, als daß es Ihnen nicht anmuthen ſollte. Sagen Sie mir einiges darüber. Das Allgemeine paßt gewiß in Ihre Denkweiſe, wünſchten Sie wegen des Beſondern einige Aufklärung, ſo will ich ſuchen ſie zu geben.

5. Sie finden ferner in dem Käſtchen den Abſchluß der Ueberſetzung Ihres Leben Schillers; die Herausgabe hat ſich verzögert, und ich wollte, dem Verleger ſo wie der Sache zu Nutz, das Werklein eigens aufputzen; dem Publicum hab ich es gewiß recht gemacht, wenn Sie es nur verzeihen.

Das Titelkupfer ſtellt Ihre Wohnung dar in der Nähe, die Titelvignette daſſelbe in der Ferne. Nach den geſandten Zeichnungen, wie ich hoffe, ſo geſtochen daß es auch in England nicht mißfallen kann. Außen auf dem Hefte ſieht man vorn Schiller's Wohnung in Weimar, auf der Rückſeite ein Gartenhäuschen, das er ſich ſelbſt erbaute, um ſich von ſeiner Familie, von aller Welt zu trennen. Wenn er ſich daſelbſt befand, durfte Niemand herantreten. Es war auch kaum für einen Schreibtiſch Platz. Sehr leicht gebaut, drohte es in der Folge zu verfallen und ward abgetragen; verſteht ſich nachdem er den Garten weggegeben und nach Weimar gezogen war.

Nun aber wäre noch manches zu ſagen von einem Vorwort das ich dazu geſchrieben, doch wird es beſſer ſeyn Sie ſelbſt, wenn Sie es geleſen, empfinden und urtheilen zu laſſen, ob ich des Guten zu viel gethan, oder ob mir das Zweckmäßige gelungen ſey. In jedem Falle war nöthig zu intereſſiren und aufzuregen. Was weiter erfolgen kann, erwarten wir, was weiter zu thun iſt, ſeh ich ziemlich ſchon voraus.

Ihrer lieben Gattin das Allerfreundlichſte! Durch die überſendete Silhuette [sic] iſt ſie uns ſchon viel näher getreten; ſo viel vermag der genaue Schatten des edlen Wirklichen! Möge Sie nun auch uns das Bildniß Ihres Gemahls auf gleiche Weiſſe [sic] ſenden. Es freut mich daß jenes famoſe Mährchen auch dort ſeine Wirkung nicht verfehlt. Es iſt ein Kunſtſtück das zum zweytenmale ſchwerlich gelingen würde. Eine geregelte Einbildungskraft fordert unwiderſtehlich den Verſtand auf, ihr etwas Geſetzliches und Folgerechtes abzugewinnen, womit er nie zu Stande kommt. Indeſſen habe ich doch zwey Auslegungen, die ich aufſuchen und, wo möglich, dem Käſtchen beylegen will.

Da ich nun, um the single sheet nicht zu überſchreiten, auch auf die äußere Seite des Blatts gelangt bin, ſo will ich dieſen Raum noch benutzen um folgendes zu melden. Gleich nach Abgang des erſten Käſtchens, welcher bald erfolgen ſoll, bereite ſogleich ein neues vor, in welchem Sie denn die Ueberſetzung Ihres Schilleriſchen Lebens und die ſiebente Lieferung meiner Werke erhalten ſollen, worin enthalten ſind 1. Tag- und Jahresheite, Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe 2 Bände. 2. Recenſionen und einiges Aeltere 1 Band. 3. Cellini 2 Bde. Was indeſſen noch zu

erinnern wäre, ſoll in dem Käſtchen ſelbſt bemerkt werden. Mit dem Wunſch daß Gegenwärtiges Sie in heitern Tagen und guter Geſundheit treffen möge, ſchließe ich mit Verſicherung treuſter, unwandelbarer Theilnahme.

J. W. v. Goethe.

Abgeſandt, den 7 Juni 1830.

Eine unvergleichliche ſchwarze Haarlocke, veranlaßt mich noch ein Blättchen beyzulegen und mit wahrhaftem Bedauern zu bemerken: daß die verlangte Erwiederung leider unmöglich iſt. Kurz und mißfärbig, alles Schmuckes entbehrend, muß das Alter ſich begnügen wenn ſich dem Innern noch irgend eine Blüte aufthut, indem die äußere verſchwunden iſt. Ich ſinne ſchon auf irgend ein Surrogat, ein ſolches zu finden hat mir aber noch nicht glücken wollen. Meine ſchönſten Grüße der würdigen Gattin.

Möge das Käſtchen glücklich angekommen ſeyn!

G.

XXVII A [1]). Sendung an Herrn Carlyle.

1. Goethe's Farbenlehre, zwey Bde. in 8., u. ein Heft Tafeln, in 4°; in letzterem finden ſich:

2. Zwey Kupferſtiche beygelegt: (a) von Goethe's Gartenhaus im Ilmthale und (b) deſſen Haus in der Stadt.

[1]) Dieſer Brief ſcheint nicht an ſeine Beſtimmung gelangt zu ſein; das Original befindet ſich in Weimar in Privatbeſitz und iſt in den Grenzboten 44. III. Jahrg. (1885) S. 561 abgedruckt worden.

Beym ersteren wird man sich der Bemerkung nicht enthalten daß solches gleichfalls drey Fenster, wie das zu Craigenputtock hat, und mir mehrere Jahre zur Sommer- und Winterwohnung diente. Nur ungern verließ ich es, um mancher Sorge und Mühe des Städtischen Aufenthaltes entgegen zu gehen.

3. Hrn. Dr. Wachler's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National Literatur. Zwey Bände. 8. 1818-19.

4. Ueber Werden und Wirken der Literatur zunächst in Beziehung auf Deutschlands Literatur unserer Zeit v. Dr. Wachler. Breslau 1819.[1])

5. Schillerisch-Goethescher Briefwechsel 3-6. Bd. incl. und das ganze also abgeschlossen.

6. Das Chaos, Wochenblatt, Manuscript für Freunde. Gesellige Scherze einer geistreichen Weimarischen Gesellschaft, wie aus dem Inhalt des mehreren zu ersehen ist. Es darf eigentlich Niemanden mitgetheilt werden als wer dazu Beyträge liefert, da nun aber wie zu ersehen ist, auch Mitarbeiter von Edinburg datiren, so ist es billig daß auch ein Exemplar nach Schottland wandere. Man bittet die Freunde in der Grafschaft Dumfries ihre bisherige Gunst fortzusetzen. Leider kann man kein vollständiges Exemplar schicken, die Gesellschaft war im Anfang sehr klein und werden nur wenig Exemplare gedruckt um das Abschreiben zu vermeiden; nach und nach wuchs der Antheil, die Auflage ward stärker aber die ersten Blätter stufenweise nicht mehr zu haben. Mögen diese sibullinischen (Blätter[2]) Productionen, entstanden auf den spätesten Kalkflözen des Conti-

[1]) Vielmehr 1829.
[2]) Im Manuscr. ausgestrichen.

nents, den übermeerischen Freunden auf ihrem Urgranit einige anmuthige Stunden verleihen. Von Ottilien habe ich die herzlichsten Grüße beyzufügen, sie ist ganz eigentlich der Redacteur dieses Blattes und dirigirt mit einigen treuen verständigen Freunden die ganze mitunter bedenkliche Angelegenheit.

7. Der Abschluß der Uebersetzung Ihrer Schillerischen Biographie. Mit der nächsten Sendung hoffe das ausgestattete Werklein zu überschicken. Schon einiges deshalb habe in meinem letzten Briefe vom 7. Juni vermeldet.

8. Auch liegt eine gar löbliche Trauerrede auf unsre jüngst verstorbene, höchst geschätzte und geliebte Frau Großherzogin bey.

Soviel treulichst u. eiligst
damit kein Aufenthalt sey,
um baldige Nachricht der Ankunft bittend
Goethe.

Weimar, den 14. Juni 1830.

XXVIII. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
31ten August 1830

Werther und hochgeschätzter Herr,

Ein Brief, den wir, wie Sie erwarteten, an einem schönen Junitage willkommen hießen, und etwa sechs Wochen später ein Packet mit Büchern und andern Schätzen, was Alles in vollkommner Ordnung anlangte — sind zwei neue Freundlichkeiten von Ihnen, für die uns noch zu danken

Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.

Scapin.

Herr! Nun, habt ihr bald gethan?

Doctor.

Hier die funfzig! O ſchreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!

Scapin verſetzte.

Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.

Doctor.

Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.

Scapin.

Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeyd nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrey' ich euch.

bleibt. Diese angenehme Pflicht habe ich bis jetzt aufgeschoben, da ich nicht schreiben wollte, bis ich etwas Bestimmtes über das buchhändlerische Schicksal jener Geschichte der deutschen Literatur zu sagen hatte, an der Sie so freundlich sind Interesse zu nehmen und über deren Veröffentlichung eine Zeit lang ein böser Stern, allerdings vorerst noch mit unsicheren Aspecten, zu herrschen geschienen hatte. Jene geplante Serie von Literaturgeschichten ist zu Nichte geworden, da sich für die meisten Abtheilungen derselben keine geignete Hand gefunden hat: in Folge davon haben die Buchhändler den Muth verloren: der Herausgeber[1]), eine wohlmeinende aber unzulängliche Persönlichkeit (der frühere Herausgeber der Foreign Review, die jetzt wieder im Foreign Quarterly aufgegangen ist), hat nicht nur an jenen Wassern zu Babel getrauert, sondern seine Harfe thatsächlich an die Weiden gehängt, das heißt, er hat die Literatur ganz und gar aufgegeben und müht sich jetzt darum ab, für irgend einen „verkommenen Wahlflecken" in Kent in's Parlament gewählt zu werden: in Folge wovon die ganze Sache mit den Literaturgeschichten sich in einem Zustand fataler Stockung befindet. Nach manchen Schreibereien und Bemühungen ist es mir gelungen mein eignes armes Manuscript aus solcher unglückseligen Nachbarschaft zu befreien, um es ruhig in meinem Schubfach zu verwahren, wo es nun allem Anschein nach für unbestimmte Zeit liegen bleiben wird.

Nun übrigens die Mühe davon vorüber ist, bedaure ich dieses Arrangement nicht sehr: dem Werk mag es nütz-

[1]) Mr. William Fraser.

lich sein, bis ins neunte Jahr liegen gelassen zu werden, und ich für mein Theil kann mich, da mein Name auf dem Titelblatt stehen sollte, von dieser Seite her nur freuen, daß mein erstes offenkundiges Auftreten in der Literatur nun unter einem weniger fraglichen Character als dem eines Compilators stattfinden kann, da ich dereinst nach viel höheren Ehren streben werde. Es ist wahr, wie Sie irgendwo sagen, und man sollte immer daran denken, daß „ein Künstler, indem er etwas thut, Alles thut“; indessen wie Wenige sind in diesem Sinne Künstler; und bis Einer gewiß ist, daß er kein Maurer sein *kann*, warum sollte er sich öffentlich als Handlanger verdingen!

Uebrigens bin ich im Begriff das Buch zu beendigen oder es wenigstens in solche Form zu bringen, daß es später zu beliebiger Zeit veröffentlicht werden kann. In anderthalb Bänden war ich in fortlaufender Erzählung bis zur Reformation gekommen; ein weiterer Abschnitt würde mich in raschem Gange bis auf Lessing's Zeit bringen, von welcher an ich mich bei reiferer Ueberlegung meiner Mittel und Absichten entschlossen hatte, das Uebrige in fragmentarischer und rhapsodischer Weise zu behandeln: aus der Masse, die zu weitläufig und verworren für mich ist, als daß ich ihr die Form der Geschichte geben könnte, die hauptsächlichsten Gipfelpuncte und Gestalten auszusondern, und mich über diese als individuelle Objecte ausführlich zu verbreiten: wodurch sich dem aufmerksamen Leser ein unvollkommenes aber doch nicht unwahres Bild des so chaotischen Ganzen schließlich darstellen mag. Besondere Aufsätze über verschiedene Persönlichkeiten jener Zeit von den allerhöchsten bis herab zu einer weit geringeren Stufe habe ich schon geschrieben und beabsichtige von Zeit

zu Zeit andre hinzuzufügen, so daß das Werk in einem Zustande des Wachsthums verbleibt und es dereinst, wenn es beendet und in einigen allgemeinen rückwärts und vorwärts schauenden Betrachtungen zusammengefaßt ist, meinen Landsleuten einen vollen Ueberblick alles dessen gewähren wird, was ich über diesen mir so wichtigen Gegenstand gedacht oder gemuthmaßt habe. Ist das gegenwärtige Unternehmen einmal leidlich bei Seite geschafft, was es jetzt nahezu ist, so muß ich mich alsbald zu etwas mir Entsprechenderem und Originalerem wenden: außer daß ich schreibe was vom Herzen kommt und wenn es sein kann zum Herzen dringt, hat das Leben keine andre Pflicht, keine andre Freude für mich. Blicke ich in das wunderbare Chaos in mir, das voll ist von natürlichem Supranaturalismus und von jeder Art vorsündfluthlicher Ueberreste, und wie mir das All täglich immer räthselhafter und zugleich immer erhabener wird und die Einflüsse von Außen immer verschiedenartiger und verwirrender, so sehe ich nicht recht, was aus alledem entstehen soll, und muthmaße nur aus der Gewalt dieser Gährung, daß etwas Seltsames entstehen mag. Bei Ihrem väterlichen Antheil an meinem geistigen Fortschreiten, das, wie Sie so wohl wissen, für alle Ihre wahren Schüler das Eine ist, das noththut, spreche ich Ihnen alles dies mit um so weniger Zurückhaltung aus.

Aber nun wende ich mich zu mehr unmittelbar praktischen Dingen: lassen Sie mich Ihnen herzlich für jene neue Sendung freundlicher Andenken und nützlicher Dinge danken, welche die Weimarer Fuhrleute und Hamburger Schiffer herbefördert haben. Mit Ihrer geräumigen, vornehmen Stadtwohnung haben wir uns vertraut gemacht

und blicken gedankenvoll durch die Fenster, als könnten wir unsern Freund und Lehrer dort sitzen sehen. Das kleine Gartenhaus aber mit seiner häuslichen Enge und blumigen Zurückgezogenheit ist die Umgebung, in der wir Sie uns am liebsten vorstellen, wie Sie selbst es am liebsten bewohnen. Was die Bücher anbetrifft, so habe ich eine gründliche wirksame Hülfe in dem Wachler gefunden, den mir Dr. Eckermann so freundlich gewährt hat, dessen Geist ich lebhaft billige und aus dessen kraftvoll zusammenfassenden Darstellungen viele Kenntniß zu schöpfen ist. In die Farbenlehre habe ich schon mit Befriedigung und Wißbegierde hineingeblickt und denke sie diesen Winter so weit möglich nach dem Plan, den Sie anempfehlen, zu bewältigen. Sollte ich ein richtiges Verständniß der Lehre erlangen, so wird es mir eine angenehme Pflicht sein, solche Erkenntniß hier öffentlich darzustellen, wo unbestimmte, widersprechende Berichte das Einzige sind, was gegenwärtig darüber in Umlauf ist. Aber vor Allem muß ich Ihnen für jenen herrlichen Briefwechsel[1]) danken, der mich „gleich einem Zauberwagen" in geliebte Gegenden und Zeiten der glorreichen Vergangenheit trägt, wo ewig mir theure Freunde, ob auch fern, ob todt, vernehmlich reden. Eine so reine und edle Verbindung wie die Ihre mit Schiller, auf so redlichen Grundsätzen beruhend, auf so erhabene Ziele gerichtet und in ihrer Entwicklung so schön, stetig und hülfreich, ist ganz und gar ohne Gleichen in dem, was wir Neueren Literatur nennen; es ist eine Freundschaft werth der klassischen Tage, als die Menschenherzen noch nicht

[1]) Dies Wort in deutscher Sprache.

unfähig für dies Gefühl geworden waren, und als die Kunst war, was sie immer sein sollte, ein Wirken der Eingebung, und der Künstler ein Priester und Prophet. Die Welt ist tief in Ihrer Schuld, zuerst dafür, daß Sie mit Ihrem Freunde ein solches Schauspiel dargestellt haben, und jetzt, daß Sie uns dieses unvergängliche Denkmal davon gegeben haben, dessen Werth wachsen wird, je mehr Jahre und Generationen darüber hingehen. Sie werden mir auch vergeben, wenn ich mir einbilde, daß ich hierdurch neue Einsicht in Ihren Character empfangen und da Vieles in warmer, wohlthätiger Wirksamkeit erblickt habe, was ich vorher nur ahnte. Für Schiller, dessen hoher und wahrer, aber einsamer, leidender, sich selbst verzehrender Geist fast tragisch in diesen Briefen offenbar wird, muß ein solcher Bund unschätzbar gewesen sein. Auch Ihnen muß es eine seltene Wohlthat gewesen sein, denn „unendlich ist die Kraft, die der Mensch dem Menschen leiht". Ich denke heut Abend den letzten Band zu beenden und werde mit einem traurigen Gefühl davon Abschied nehmen, wie von einem schönen Gedicht, das nicht geschrieben sondern durchlebt und durch den Tod abgeschnitten worden ist. Meine Frau, die diese Empfindungen mit mir theilt, heißt mich Sie um ein kleines Blättchen mit Schiller's Handschrift für sie bitten, wenn Sie ein solches entbehren können, damit es hier zusammen mit Ihrer eignen unter den kostbarsten Schätzen aufbewahrt werde.

Wir sehen mit Ungeduld jener Uebersetzung von Schiller's Leben mit ihren wunderbaren Beigaben entgegen, besonders jener Einleitung, in Bezug auf die Sie sich zu der Befürchtung herablassen, daß Einiges, was Sie dort

gesagt haben, indiscret gefunden werden könnte! Für mich kann es nie anders als ehrenvoll sein, in irgend einer solchen Weise vor irgend welchen oder vor allen Augen mit Ihnen verbunden dazustehen. Auch danach verlangt uns, die letzte Lieferung Ihrer Werke zu sehen, und hier wird mir aufgetragen Sie, wenn es sein darf, ohne Zudringlichkeit an jene versprochene Deutung des Mährchens zu erinnern, nach welcher der weibliche Verstand noch immer ernstlich begehrt.

Auch darf ich nicht jenes neugeschaffene Chaos vergessen, mit dem sich Ihre Ottilie so anmuthig beschäftigt; wir lächelten, als wir uns da gedruckt fanden und bei neuer Gelegenheit werden neue Beiträge nicht ausbleiben.

Vor einigen Wochen erhielt ich einen sonderbaren Brief mit einigen sonderbaren Büchern von einer Gesellschaft in Paris, die sich La Société Saint Simonienne nennt und neben andern wunderbaren Dingen vorgiebt, jetzt, da Saint Simon todt ist, die Aufrichtung einer neuen Religion in der Welt zu unternehmen. Ihre Zuschrift an mich gründete sich auf einen Aufsatz mit dem Titel Signs of the Times (Zeichen der Zeit), den ich für die Edinburgh Review etwa vor einem Jahre geschrieben hatte und der ihnen zu beweisen schien, daß ich ihr Mann wäre. Wenn Sie zufällig von dieser Sache der Saint Simonisten Notiz genommen haben, die lange auf Staatsokonomie gerichtet waren und erst unlängst sich auf Kunst und Religion geworfen haben, wäre es mir sehr lieb, Ihre Gedanken darüber zu hören. — Für den Augenblick kann ich von nichts Anderem anfangen, obwohl noch viel zu sagen bleibt. Hoffentlich wird bald wieder die Reihe an

mir ſein zu ſchreiben, und wir werden im Laufe des Winters oft gute Nachrichten von Ihnen hören und Ihnen freundliche Grüße ſenden; beſte Wünſche ſenden wir täglich. Mit liebevollem Gruß, wie er Niemandem anders gelten kann, bleibe ich ſtets Ihr dankbarer Freund

Thomas Carlyle.

XXIX. Goethe an Carlyle.

Und ſo geht denn auch, mein Theuerſter, abermals ein Käſtchen an Sie ab, indeſſen mein Brief vom 7. Juni und das Käſtchen, abgegangen den 13., wohl ſchon bey Ihnen angekommen ſind, und ich nun bald die Meldung des Empfangs brieflich von Ihnen hoffen darf.

Das Gegenwärtige, gleichfalls der Sorgfalt Hn. Pariſh's überlaſſene, enthält denn endlich das ſo lange vorbereitete und immer verſpätete Leben Schillers, in deutſcher Ueberſetzung. Mögen Sie zufrieden ſeyn mit der Art wie ich wünſchte Sie und meine Berliner Freunde in lebhaftem und fruchtbarem Verhältniß zu ſehen. In meinen Jahren muß es mir angelegen ſeyn, die vielen Bezüge, die ſich bey mir zuſammenknüpften, ſich anderwärts wieder anknüpfen zu ſehen, und zu beſchleunigen was der Gute wünſcht und wünſchen muß: eine gewiſſe ſittlich freyſinnige Uebereinſtimmung durch die Welt, und wär' es auch nur im Stillen, ja oft gehindert, zu verbreiten; dergeſtalt damit ſich manches friedlich zurecht lege, um[1]) nicht erſt zerſtreut

[1]) Das Manuſcript hat „und".

umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verluſt, geſetzt zu werden. Möge Ihnen gelingen, Ihrer Nation die Vortheile der Deutſchen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort thätig erweiſen den unſrigen die Vorzüge der Fremden zu verdeutlichen.

Da Sie Ihre Geſchichte der deutſchen Literatur nicht zu beeilen brauchen, ſo wird Ihnen, zu weiterer Einſicht in dieſelbe, das Werk von Wachler höchſt wichtig ſeyn. Was in dieſem Fach vorhanden iſt, ſehen Sie deutlich verzeichnet; Ihr Geiſt, Ihr Gemüth wird Ihnen andeuten um was zunächſt von dieſem allen Sie ſich umzuthun haben. Alsdann werden Sie finden was Ihre Nation intereſſiren könnte, ausführlicher oder kurzgefaßter, wobey es denn immer doch zu jeder Zeit und an jedem Orte darauf ankommt, daß etwas menſchlich Wohlgeſinntes durchgeführt, überliefert, und wo möglich beſtätigt werde. Die wilde Unterbrechung der deutſchen Bildung, beſonders vom Anfang des 17. Jahrhunderts bis ins 18. hinein, wird Sie betrüben. Wie ſich ein Volk nach und nach wieder hilft, iſt aber deſto merkwürdiger. Hiemit nun allen guten Geiſtern und Einflüſſen empfohlen.

Die Berliner Freunde haben meine Widmung Ihres Schilleriſchen Lebens gar geneigt aufgenommen und ſind zu allen wechſelſeitigen Mittheilungen erbötig[1]). Sie haben mir ein Diplom zugeſchickt, worin ſie Herrn Thomas

[1]) In ſeiner Zuſchrift an „die hochanſehnliche Geſellſchaft für ausländiſche ſchöne Literatur zu Berlin", welche dem Vorwort zu Carlyle's Leben Schiller's beigefügt war, hatte Goethe den Wunſch ausgeſprochen, die Berliner Geſellſchaft mit Carlyle in Berührung zu bringen, über den er ſich in den wärmſten Ausdrücken äußert.

Carlyle zu Craigenputtock zum auswärtigen Ehrenmitglied ernennen. Dieſes werthe Blatt, ſende mit dem nächſten Käſtchen das wohl vor Winters noch zu Ihnen kommt; es wird die letzte Lieferung meiner Werke enthalten, der ich noch einiges Intereſſante hinzuzufügen hoffe.

Da die Briefpoſt nicht ſo wie der andere Transport im Winter unterbrochen wird, ſo laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit etwas von Sich wiſſen, ehe wir wieder völlig einſchneien, wozu für dieſen Winter, ob ich gleich nicht gerne Witterung vorausſage, abermals bedenkliche Ausſichten ſind.

Nach Abſchluß dieſes Blattes, das ich gleich ſenden will, damit es dem Käſtchen, welches am 29. Auguſt an die Herren Pariſh abgegangen iſt, nach oder voreile, grüße ich beide liebe Gatten zum ſchönſten.

Herr Carlyle wird, meinem Wunſch gemäß, den werthen Berlinern ein freundlich Wörtchen ſagen. Dem Gegenwärtigen laſſe bald ein anderes folgen. Ein talentvoller junger Mann[1]) und glücklicher Ueberſetzer beſchäftigt ſich mit Burns; ich bin darauf ſehr verlangend. Leben Sie recht wohl, ſchreiben Sie bald, denn für mich werden Tage und Wochen immer koſtbarer. —

Und ſo denn, fort an!

Goethe.

Weimar, d. 5 October 1830.

[1]) Philipp Kaufmann.

Abſchrift. [illegible] an Goethe.

In der heutigen Sitzung der Geſellſchaft für ausländiſche[1]) Literatur wurde [illegible] Thomas Carlyle von Craigenputtock in Schottland durch einmüthigen Beſchluß ſämtlicher anweſenden Mitglieder zum auswärtigen Mitgliede dieſer Geſellſchaft ernannt. Dieſelbe hofft mit Zuverſicht, daß dieſer ausgezeichnete Gelehrte, der von Goethe an ihn ergehenden Einladung entſprechend, zur Beförderung ihrer Zwecke, ſo weit ſie auf die Kenntniß und Verbreitung der Engliſchen Literatur in Deutſchland, und der Deutſchen in Großbrittanien gerichtet ſind, gern die Hand bieten, und ſo zur Erreichung des gemeinſamen [illegible] allgemeiner Bildung thätig mitwirken werde.

Hr. Carlyle wird hiervon durch Abſchrift dieſer Verhandlung in Kenntniß geſetzt.

So geſchehen Berlin in der Verſammlung vom 24n. Septbr. 1830.

Die Geſellſchaft für ausländiſche Literatur.

Hitzig.

XXX. Goethe an Carlyle.

Mein letztes Schreiben vom 5. Octbr. wird indeſſen zu Ihnen, mein Theuerſter, gelangt ſeyn, worin ich zugleich das Decret abſchriftlich eingeſchaltet habe, welche Sie zum auswärtigen Mitgliede der Geſellſchaft für ausländiſche Literatur zu Berlin ernennt. Gegenwärtig theil' ich das Schreiben gleichfalls in Copia mit, wodurch jenes einge-

[1]) Manuſcript „vaterländiſche."

Doctor.

Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.

In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.

Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe
Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.

Scapin.

Sachte, ſachte
Bring' ich ſie fort.

Doctor.

Stille, ſtille
Bringe ſie fort!

Sie ſchieben ſie mit dem Seſſel hinaus.

sendet ward. Ich freue mich daß Sie durch diese Vermittlung ein Verhältniß in Deutschland gewinnen das Ihnen in der Folge in manchen Fällen nützlich werden kann.

Wenn uns die Zeit mit dem Verluste älterer Freunde bedroht, so müssen wir suchen uns jüngeren anzuschließen. Von der Société St. Simonienne bitte Sich fern zu halten. Auch hierüber gelegentlich das Nähere.

Treulichst,

J. W. v. Goethe.

Weimar, d. 17 Octbr. 1830.

Abschrift, Hitzig an Goethe.

* * * * * *

Herrn Th. Carlyle, der das unschätzbare Glück genießt, seine literarische Thätigkeit durch Ihren Rath geleitet, durch Ihre Mitwirkung gefördert, durch Ihre Freundschaft erhöht und belebt zu sehen, und der dieser Gunst des Geschicks so würdig ist, glaubten wir unsre hohe Achtung und den Wunsch einer nähern Verbindung mit ihm am deutlichsten dadurch zu beweisen, daß wir ihn einmüthig zum auswärtigen Mitgliede unsrer Gesellschaft ernannten. Nachdem Ew. Excellenz diese Verbindung eingeleitet, ja durch die Aneignung seines unserm unvergänglichen Schiller geweihten Werkes ihn gleichsam schon zu dem unsrigen gemacht haben, dürfen wir hoffen, daß er unsrer Einladung zur gemeinsamen Förderung des hohen Zweckes folgen werde, und bitten Sie dieses unser lebhaftes Verlangen durch Ihre gütige Vermittelung an ihn gelangen zu lassen.

Wir ſchließen mit dem Wunſche, der für jeden edelgeſinnten Deutſchen zum Gebet wird, daß der Himmel dem Vaterland Ihr Leben noch lange Jahre erhalten möge, dieſes Leben, wovon jeder Moment ein befruchtender Keim iſt zur Veredlung und Erhebung für Zeit und Nachwelt.

Beſchloſſen Berlin in der Verſammlung vom 24. Septbr. 1830.

Die Geſellſchaft für ausländiſche Literatur.

Hitzig.

XXXI. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
den 23ten October 1830.

Mein verehrter Freund!

Durch den erſten Satz Ihres ſonſt höchſt willkommnen Briefes wird mir die unerwünſchte Beſorgniß erweckt, daß der meinige von dieſem Auguſt Sie nicht erreicht hat. Etwas derartiges iſt freilich in unſrer bisherigen Correſpondenz nie vorgekommen, aber doch ſind wir ſtets ſolchen Zufällen ausgeſetzt: in jedem Fall iſt dieſer Verdacht der Nachläſſigkeit, in den ich gekommen ſein könnte, derart, daß ich keinen Augenblick verliere, ihn zu beſeitigen. Iſt denn Anfang September kein Brief an Sie gelangt, der berichtete, daß Ihr Packet vom 13ten Juni und der Brief vom 7ten beide glücklich hier angekommen und mit den alten Gefühlen von Dank und Freude empfangen worden ſind, wie wir ſie ſolchen Zeichen Ihrer Güte ſtets ſchuldig ſind? Ich will immer

noch hoffen, er ist angelangt, denn der Brief, von dem ich unglücklicherweise keine Notizen habe und nicht mehr genau das Datum angeben kann, ist ohne allen Zweifel von hier abgesandt und dem Postamt richtig übergeben: wonach es nicht anzunehmen scheint, pünctlich wie die Regeln und Einrichtungen dieser Anstalt sind, daß diesseits der deutschen Küste ein Irrthum begegnet sei, es müßte denn gerade eins unsrer Postschiffe gescheitert sein, wovon ich in den Zeitungen keine Nachricht bemerkt habe. Wenn diese Hoffnung, die ich noch hege, sich als wohlbegründet erweist, möge der gegenwärtige Brief als eine überschüssige That der Gewissenhaftigkeit betrachtet werden; in allem, was mit meinen Pflichten der Dankbarkeit gegen Sie zusammenhängt, würde ich jede Sicherheit gern doppelt sicher machen. Wenn das Packet, welches wir jetzt in Kurzem erwarten dürfen, hier ankommt, schreibe ich wieder. Bis dahin möge es Ihnen gefallen die Ueberzeugung zu hegen, daß unsre Verehrung, unsre Liebe zu Ihnen keinen Wandel, keine Störung erleiden kann, daß wenige Tage, vielleicht keiner, den ich in der rechten Thatigkeit verbringe, in dieser Einsamkeit an mir vorübergeht ohne warme Erinnerungen und Gedanken voll liebevoller Verehrung für den Fremd, der fern im Lande[1]) zuweilen auch an uns denkt.

In Ihrem Brief sind zwei prophetische Anspielungen, edle, feierliche Würde athmend, die mich aber doch mit Angst und Schmerz erfüllen. Weit entfernt sei der Tag, der für uns und für Millionen so trauervoll wäre! Es ist wahr, ich konnte mich fragen, was sind Sie mir anders als nur eine Stimme; und ist diese Stimme nicht eine von

[1]) Dies in deutscher Sprache.

denen, die nicht sterben können? Wird nicht auch, wenn wir noch unüberſteiglicher getrennt ſind, die Erinnerung an vergangne Güte dauernd theuer dem Ueberlebenden verbleiben? Und dann trauern wir nicht wie die, die keine Hoffnung haben. Wer den hohen Sinn des „Entsagens“[1] erfaßt hat, bewahrt ſich ſchon hienieden einen ſtillen Glauben an eine ganz andre Zukunft als die, an welche der gewöhnliche Fromme glaubt oder die der gewöhnliche Zweifler läugnet. „Gott iſt groß“, ſagen die Orientalen; dem wir nur hinzufügen „Gott iſt gut“, als Anfang und Ende unſrer ganzen Philoſophie. Aber ſchauen wir hinweg von dieſen erhabenen Dingen, die freilich ein weiſer Menſch keinen Augenblick vergißt: der Segen des Lebens beſteht nicht im Leben, ſondern im rechten Wirken; und wem ein Werk aufgegeben ward, das in der Geſchichte der Menſchheit nicht oft ſeines Gleichen hat, und wer es gethan hat und noch thut, der „blickt vorwärts wie rückwärts“ mit ruhigem Auge, mag ſich auch der Thau „natürlicher Thränen“ darin ſammeln. Wir wollen hoffen und beten, daß ein ſo koſtbares Leben in friedevoller Thätigkeit bis zu ſeiner äußerſten Grenze ausgedehnt werden möge, daß noch lange Jahre freundlicher Brüderlichkeit auf Erden uns beſchieden ſeien.

Wenn mein letzter Brief nicht verloren wäre, hätte er Ihnen in warmen Worten meine Bewunderung für den Schillerſchen Briefwechſel[2] ausgedrückt, welchen ich gerade damals im Begriff war zu beenden. Ein abſonderlich freundlicher Zufall brachte zwei ſolche Männer einander

[1] In deutſcher Sprache.

nahe; ihre Verbindung, so voll edler Hülfleiſtung und höchſten Strebens thut uns beſonders in den jetzigen Zeiten gut zu betrachten: Ihnen beſonders, als dem freier daſtehenden von den beiden, durch den der kranke, zurückgezogene, faſt klöſterlich lebende Schiller noch in einiger Verbindung mit der Welt gehalten wurde, wird, wer den Genius liebt, tiefen Dank ſchuldig ſein: zuerſt dafür, daß Sie dieſem edlen Mann ſo freundliche Hülfe erwieſen haben, und jetzt, daß Sie dieſes Zeugniß von einem ſo ſeltnen Bunde verewigt haben. In Schiller ſelbſt iſt eine faſt geiſterhafte Abſtraction und Erhebung; doch auch eine ſchmerzliche Iſolirung außer Ihnen gegenüber läßt ſich erkennen: wir könnten ihn uns als einen Prometheus vorſtellen, der wohl das Feuer vom Himmel raubt, aber dem die Götter auch als Strafe Ketten und einen nagenden Geier geſandt haben. Wie anders war ſein Schickſal als das unſeres armen Burns, dem ein ähnliches Talent, ein gleich hoher Geiſt verliehen war: aber ein viel ſchwererer Fluch hatte ihn getroffen, und ſo warm ſein Herz zu lieben und zugleich ſich nach Weisheit zu ſehnen verſtand, iſt ihm keines Freundes Leitung je zu Theil geworden! Ein Mann wie Sie hätte ihn retten können, und nichts Andres, aber nur die Unbedeutenden, die Müſſigen, die Leichtſinnigen ſammelten ſich um ihn; er war allein unter ſeinen Mitmenſchen, und Muth und Geduld verließen ihn endlich, und er verlor Alles, was ihn zum Manne machte. Er war in Schiller's Alter; im zweiten Jahre jenes ſchönen Bundes zu Weimar ging Burns elend zu Grunde, verlaſſen und entehrt, in demſelben Dumfries, wo ſie ihm jetzt, da Alles umſonſt iſt, Mauſoleen errichtet haben und ein Blatt mit ſeiner Hand-

ſchrift bezahlen würden wie ein Werthpapier: das iſt die traurige Geſchichte, die von Generation zu Generation ſich uns nur zu oft wiederholt.

Da ich hier auf Burns gekommen bin, will ich zugleich meine herzlichſten Wünſche ausſprechen — bei denen es freilich an ziemlicher Furcht vor ihrer Vergeblichkeit nicht fehlt —, daß es Ihrem jungen Ueberſetzer mit ihm gelingen möge. Die wechſelreiche, allzu flüchtige Ausdrucksfülle ſeiner Sprache iſt ein großer Reiz von Burns, für einen Ueberſetzer überall ſchwer zu faſſen und ohne Zweifel doppelt ſchwer, wenn ſie ſich in dem rauhen Gewande unſres provinziellen ſchottiſchen Dialects verbirgt. Außerdem ſind ſeine hauptſächlichſten, ja faſt ſeine einzigen wahrhaft poetiſchen Schriften Lieder, die von Allem ſich am ſchwerſten behandeln laſſen. Sonſt iſt Burns nur ein Volksdichter[1]), mehr durch ſein ſcharfes Gefühl, ſeine leidenſchaftliche Hingabe und einen gewiſſen ländlichen Humor als durch irgend höhere Eigenſchaften hervorragend. Ich werde ſehr geſpannt ſein die Ueberſetzung Ihres Landsmannes zu ſehen, die erſte, glaube ich, in einer fremden Sprache: wenn er über die gebührenden Grenzen der Dichter- und Ueberſetzerfreiheit hinaus von ſeinem Ziel abirrt, wird der größte Gefallen, den wir ihm hier thun konnen, der ſein, daß wir ihn vergeſſen; das ganze britiſche Volk hängt leidenſchaftlich an Burns; ſogar die Wirthshausfenſter, auf denen es ihm in müßigen Stunden einfiel mit ſeinem dichtenden, oft ſatiriſchen Diamant zu kritzeln, ſind alle ihres Glaſes beraubt, und die bekritzelten Scheiben

[1]) Dies Wort deutſch.

sind nach fernen Orten verkauft, um dort in Rahmen aufgehängt zu werden! Es ist ein unbegrenzter Dilettantismus in der Welt, aber auch eine gewisse allgemeine Liebe zu geistigem Licht und „Ehrfurcht vor dem, was über uns ist".

Indem ich von Burns aufhöre, darf ich nicht versäumen, Ihnen, wenn es auch zum zweiten Mal wäre, für den Wachler zu danken, in dem ich bei meinen historischen Studien eine tüchtige, zuverlässige und nützliche Hülfe finde. Ich erwähnte das letzte Mal, daß sich meine deutsche Literaturgeschichte, was ihre Veröffentlichung anlangt, in einem Zustande der Herrenlosigkeit befand, da das ursprüngliche buchhändlerische Project, von dem sie einen Theil ausmachte, zu Nichte geworden war. Jetzt ist eine neue Möglichkeit für ihre Herausgabe vorhanden, als besonderes Werk, was mir lieber ist. Die Verhandlung liegt nicht in meinen Händen, aber vielleicht wird es bis zu meinem nächsten Briefe mir möglich sein den Ausgang mitzutheilen. Unterdessen bin ich ein wenig mit andern anspruchsvolleren Unternehmungen beschäftigt gewesen: ob aber daraus ein Buch hervorgehen wird oder nur ein Paar Journalartikel, kann ich noch nicht vorhersagen, will es aber seiner Zeit mittheilen, wenn es sich der Mittheilung werth zeigt.

Die Nachrichten aus Berlin, über welche ich die vollen Details, neben so vielem andern Interessanten, durch Ihr Packet zu erhalten hoffe, konnten mir nicht anders als erfreulich sein. Freunden, die von Ihnen empfohlen sind, bin ich stets meine besten Dienste schuldig. Einer dieser Männer, wenn der Name Hitzig dem Biographen Hoffmanns und Werners gehört, ist mir bereits vortheilhaft

bekannt.[1]) Ein Brief wie Sie ihn wünschen, mit dem Anerbieten herzlichster Betheiligung an einem Werke, das auch ich für so wichtig halte, soll nicht ausbleiben.

Es ist noch viel zu sagen übrig, wäre nicht das Papier, das unausdehnbare, dem Ende zu nahe. Für die Farbenlehre werde ich Ihnen später ausführlicher danken. Ihrer Ottilie sprechen Sie unsre herzlichsten Wünsche in jedem Sinne aus, auch die Hoffnung auf gutes Gelingen in der Herausgabe jenes schönen Chaos[2]) (ähnlich dem anmuthigen Chaos in der Mappe einer Dame), für welches sich, glaube ich, in diesen Bergen neue Materialien vorbereiten. Vergessen Sie nicht Ihren freundlichen Vorsatz bald wieder zu schreiben. Den Winter über sollen Sie pünktlich von mir hören: es liegt dicker Schnee, durch den die Postbeamten weder fahren noch reiten können; doch nun trägt der Dampf Menschen und Schiffe zu allen Jahreszeiten über das Wasser. Meine freundlichen Grüße an Dr. Eckermann, falls er bei Ihnen ist. Meine Frau nimmt Theil an meiner heißen Fürbitte, daß alles Gute mit Ihnen sein möge. Gott halte Sie in seiner Hut! — Ich bin stets Ihr warmer Freund und Diener

Thomas Carlyle.

[1]) Vgl. Carlyle's Aeußerungen über Leipzig in seinem Aufsatz über Werner's Leben und Schriften (Miscellanie. I, 105).

[2]) Man vergleiche Eckermann III, 231 (5. April 1830).

XXXII. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, d. 15ten November 1830.

Mein verehrter Freund,

Mit der wahrsten Freude empfingen wir vor etwa zehn Tagen Ihren Brief vom 17ten Oktober, und merkwürdig genug, am selben Abend kam mit einer andern Gelegenheit die lang erwartete Hamburger Kiste an mit all ihrem kostbaren Inhalt in vollkommener Ordnung. Schon am 23ten vorigen Monats hatte ich Ihnen geschrieben, hauptsächlich wegen eines früheren Briefs, von dem ich damals fürchtete, er möchte verloren sein; jetzt jedoch ersehe ich aus einem bestimmten Ausdruck von Ihnen, daß diese Furcht grundlos war, daß bis jetzt unsre Sendungen über stürmische Meere und lärmvolle Länder sicher reisen und nicht ein einziges Mal ihren Weg verfehlt haben. Unter den vielen Wundern der modernen Gesellschaft ist solch' eine Wohlthat nicht das wenigst wunderbare und kann in der That, wie Sie einmal bemerkt haben, für Vieles, das wir uns anders wünschen möchten, entschädigen. Da ich die genaue Adresse unsrer Berliner Freunde nicht weiß und es in jedem Falle für besser halte, daß Sie, der Sie die Saat dieser Verbindung gesät haben, auch Zeuge ihres Keimens seien, habe ich ein Paar Zeilen in diesen Umschlag mit eingelegt und mache für ihre Beförderung, wie Ihnen geeignet scheint, von Ihrer Güte Gebrauch. Ich hoffe auch, daß, nun ich durch Sie auf deutschem Boden festen Fuß gefaßt habe, sich dies als bleibend und meinen Nachbarn angenehm erweisen wird; mir wird diese Verbindung durch die Erinnerung an den, dem ich sie verdanke, doppelt werth sein.

Was die Kiſte und die Bücher darin anbetrifft, ſo muß ich vor Allem von dem wundervollen Leben Schillers mit ſeiner großartigen Einleitung ſprechen, die vor irgend einem epiſchen Gedicht von mir mehr an ihrem Platze wäre als dort. Mich vor aller Welt als den Freund Goethes hingeſtellt zu ſehen, iſt eine Ehre, die ich mir vor wenig Jahren in dem kühnſten Fluge meiner Gedanken nicht hätte träumen laſſen, und ich wüßte mir weiter kein beſſeres Glück zu wünſchen, als mich ihrer werth zu fühlen. Im Uebrigen iſt das Buch ſo ziemlich das ſchönſte, das ich je geſehen habe: das Vorwort anmuthig und zur Sache gehörig wie auch äußerſt ſchmeichelhaft; ſelbſt dieſe Bilder der Häuſer[1]) ſcheinen mir mehr an ihrem Platz als ich mir hätte vorſtellen können. Alles in Allem, wie einer unſrer Reimer ſagt: „die Fern' iſt's, die dem Anblick Zauber leiht"; hätte dieſes Haus von Craigenputtock in den Bergen des Harz oder in den Vogeſen geſtanden, ſo wäre dies getreue Bild davon mir ebenſo intereſſant geweſen wie irgend ein anderes. Aber daß unſer fernes ſchottiſches Heim da ſtehen ſoll, von einem deutſchen Grabſtichel unter Ihrer Leitung treulich wiedergegeben, das iſt eine Sache, die wir nie werden begreifen lernen. Dem Palaſt des Königs zu Holyrood iſt ſo Königliches nicht widerfahren; und daß unſrer roh gebauten Wohnſtätte mit ihren beſcheidenen Sycomoren und einſamen Hügeln ſolche Ehre zu Theil werden ſoll! Wir wiederholen oft: auch ein Haus iſt wie ein Prophet außer im Vaterlande nicht ungeehrt.

Für jenes unvergleichliche Exemplar Ihrer Gedichte,

[1]) Siehe oben S. 103.

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine

kommt zur Thüre heraus und ſieht ſich um.

Bin ich allein? Wie finſter hier und ſtille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt ſich gleich, wie hoher Götter Wille,
Selbſt die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

um ſo koſtbarer durch den denkwürdigen Tag, an dem es ſeine Inſchrift empfangen hat[1]), wünſcht meine Frau, die in höchſter Freude darüber iſt, einen kleinen Raum hier zu behalten, um Ihnen mit eignen Worten zu danken. Die letzte Lieferung bin ich ſchon durchgegangen, beſonders das Tag- und Jahresheft: in Werken ſolcher Art könnte ich ohne Ende leſen. — Hier aber laſſen Sie mich einen Zufall und ein Verſehen erwähnen, welches Sie, als für mich von Wichtigkeit, gern gutmachen werden: nämlich daß die vorletzte Lieferung mir nicht zugegangen iſt: daß von Band 25 bis Band 31 jener ſchönen Ausgabe eine Lücke iſt. Laſſen Sie mich auch hoffen, daß Ihr Werk noch nicht vollendet iſt, daß uns unter Ihren werthvollen Papieren noch reiche Ausleſen und mannichfaltige Ergänzungen vorbehalten ſind. Der Raum hier iſt zu Ende, ſonſt wäre noch Unzähliges zu ſagen. In Nr. CIII der Edinburgh Review iſt eine Kritik von Lord L. Gower's Ueberſetzungen, welche ich, da ſie einen Makel von der britiſchen Literatur wegwiſcht, nicht anders als willkommen heißen konnte. Der Kritiker, der wie ich höre ein Mann von Vierzig iſt, „ein Gelehrter, Politiker und Philoſoph", ſcheint nicht das Geringſte vom Fauſt zu verſtehen, außer daß der Verfaſſer der erſte Geiſt unſres Zeitalters iſt, und daß Lord Gower weniger als nichts davon verſteht. Aber ſelbſt dieſes iſt ſchon etwas und würde vor nicht lange überraſchend erſchienen ſein. Ich

[1]) Goethe's Gedichte (Cotta 1829), zwei Bände, in blauer Seide und mit der eigenhändigen Inſchrift: „Der entfernten theuren Freundin Jane W. Carlyle, mit freundlichſtem Gruß, am 28 Aug. 1830, W. Goethe, Weimar."

ſelbſt denke zuweilen über eine Ueberſetzung des Fauſt nach, für welche die engliſche Welt mehr und mehr reif wird. Aber über all dieſes ausführlicher bei der nächſten Gelegenheit. Darf ich um ein weiteres Wort von Ihnen bitten, ſo bald es angeht.

Der Winter ſoll unſre Gedanken, unſre Wünſche nicht einkerkern. Möge alles Gute ſtets mit Ihnen ſein; mögen Ihre Tage lange in Frieden bewahrt bleiben für die Millionen, denen ſie koſtbar ſind!

T. Carlyle.

(Nachſchrift von Mrs. Carlyle.)

Ich habe mir eine leere Ecke auf dem Blatt meines Gatten erbeten, um perſönlich ein Wort des Dankes hinzuzufügen. Aber was mein Herz für Sie fühlt, findet in Worten nicht den rechten Ausdruck; es verlangt eine Weiſe der Aeußerung, die unendlich ſein müßte: in Thaten oder vielmehr in hohem Streben möchte meine Liebe, mein Glaube, mein tiefes Gefühl Ihrer Güte ſich ausdrücken, und nur ſo könnten dieſe Empfindungen ihres erhabenen Gegenſtandes werth werden. Goethe's „Freundin", „theure Freundin!" — Namen, mit denen genannt zu werden entzückender iſt als große Königin. „Ich trag' ein heilig Herz": das feenhafte Geſchenk, auf dem jene Worte geſchrieben ſtehen[1]), ſoll mein Talisman ſein, durch den ich unwürdige Einflüſſe überwinde. Urtheilen Sie danach, wie ich es hochhalte! An der verborgenſten Stelle meines Hauſes ſcheint es mir kaum ſicher genug, wo ich

[1]) Siehe Seite 128 Anm. 1.

es mit einem Gefühl aus Stolz und Verehrung gemiſcht von Zeit zu Zeit betrachte. Haben Sie von Herzen Dank für dieſes Zeichen Ihrer Güte und für ſo viele andre und denken Sie meiner weiter als Ihrer warmen Freundin und treuen Schülerin

Jane W. Carlyle.

XXXIII. Eckermann an Carlyle.

Mein theurer Herr und Freund! Verzeihen Sie daß ich mit einer Antwort auf Ihr letztes werthes Schreiben bis jetzt in Rückſtand geblieben bin. Ich erhielt es im April einen Tag vor meiner Abreiſe nach Italien mit Herrn v. Goethe, dem Sohn. Ich bin in voriger Woche von dieſer Reiſe nach Weimar zurückgekehrt, jedoch allein, indem jener Freund, wie Sie vielleicht auch aus den Zeitungen werden geſehen haben, in Rom ſeine irdiſche Bahn beſchloſſen hat. Seine Familie hat dieſen Verluſt eines geliebten Mitgliedes ſchmerzlich empfunden, ſich jedoch nach und nach in das Unabänderliche, Geſchehene, ergeben, und ſich nunmehr ganz wieder dem Lebendigen und Thätigen zugewendet. Beſonders iſt Goethe's hohes Wirken keinen Tag unterbrochen worden, wie man denn an Ihm überhaupt die Maxime zu verehren hat, jedes unnütze Leiden durch nützliche Thätigkeit zu überwältigen.

Kaum war ich nun einige Tage wieder hier, als Goethe in der Nacht von 25. auf den 26. November mit einem heftigen Blutſturz erwachte, ſo daß Sein Leben in Gefahr ſchwebte und nur ein ſchneller Aderlaß und eine ſo kräftige Natur wie die Seinige Ihn retten konnte. Sie mögen

denken daß ganz Weimar dadurch in große Aufregung und in nicht geringe Sorge versetzt wurde. Am zweyten Tage jedoch ließ uns die beruhigende Aussage seines trefflichen Arztes, des Hofrath Vogel, schon wieder die beste Hoffnung schöpfen und so ist denn Goethe von Tag zu Tag seiner vollkommenen Genesung entgegengeschritten, so daß Er jetzt schon wieder auf, und in gewohnter Weise beschäftigt ist, wie wohl Er sich noch stille bey Sich hält und wie billig noch alle äußere Anregung vermeidet. Die Krankheit war also nicht zum Tode sondern zur Ehre Gottes, und wir schöpfen aus diesem glänzenden Sieg Seiner unvergleichlichen Natur die sicherste Hoffnung, Ihn nunmehr noch manches schöne Jahr in vollkommenen Kräften thätig voran zu sehen.

Vor allen freue ich mich nun auf die Vollendung des Faust woran jetzt so viel gethan, daß sie nicht ferner zu den Unmöglichkeiten zu rechnen ist. Ich freue mich dazu als zu einem Werk das an Umfang und inneren Reichthum nicht seines Gleichen haben wird, indem es nicht allein nach allen Verhältnissen der geistigen und sinnlichen Welt hinrührt, sondern auch die menschliche Brust mit allen ihren Leidenschaften und Thätigkeiten, mit ihren Richtungen auf das Wirkliche, so wie auf die imaginären Regionen des Glaubens und Aberglaubens vollkommen ausspricht, und zwar in allen denkbaren Formen und Versen der Poesie. Deutschland wird sich daran üben um es zu verstehen und vollkommen zu genießen, und die Nachbarnationen werden es ihren vorzüglichsten Talenten danken, wenn sie dieses Deutsche Product durch immer gelungenere Versionen bey sich national machen.

Es steht mir zwar nicht zu Ihnen zu rathen, wäre ich jedoch an Ihrer Stelle, so würde ich sicher für meine Nation etwas dankbares unternehmen, wenn ich die schönsten Mußestunden einiger Jahre auf eine treue Uebersetzung des Faust verwendete. Die Proben Ihrer Helena haben zur Genüge gezeigt, daß Sie nicht allein das deutsche Original vollkommen verstehen, sondern auch Ihre eigene Sprache genugsam in Ihrer Gewalt haben, um das Empfundene und Verstandene anmuthig und geistreich wieder auszudrücken. Die Uebersetzung des Lord L. Gower mag denen genügen die das Original nicht kennen, und man mag sie als Vorläufer eines Besseren schätzen, allein genau besehen mag es ihm gefehlt haben, beydes an Einsicht wie an Muth.

Man soll aber nie fragen ob eine Nation für ein Werk reif[1]) sey, bevor man wagen will es ihr zu bringen. In solcher Erwartung hätte Goethe noch lange Zeit haben mögen. Die Nationen aber reifen an kühnen Werken heran und man soll ihnen daher das Beste nicht vorenthalten.

Ich hatte vor, Ihnen noch manches von meiner Reise zu schreiben, ich wollte Ihnen von manchem großen Eindrucke erzählen den ich gehabt, wie mich der Mont Blanc und Monte Rosa so wie der Garda und Genfer See in Bezug auf die Farbenlehre beschäftiget: auch daß ich auf meiner Rückreise mich der Uebersetzung Ihres Lebens von Schiller erfreut: allein es fehlt mir heute an Raum wie an Zeit: und ich schließe für diesmal, mit den herzlichsten

[1]) Zwei Worte, die mit dem Siegel abzureißen drohten, sind am Rand von Goethe's Hand wiederholt.

Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemalin, und mit dem Wunsch recht bald wieder von Ihnen zu hören.

Ihr treuer Freund,

Eckermann.

Weimar, d. 6. Dcbr. 1830.

(Nachschrift von Goethe in seiner eignen Handschrift.)

Glücklicherweise kann ich eigenhändig hinzufügen daß ich lebe, und hoffen darf noch eine Zeitlang in der Nähe meiner Geliebten zu verweilen. Gruß und Segen den theuern Gatten! Ihre beyden Briefe sind angelangt, der nach Berlin bestellt.

J. W. v. Goethe.

Weimar, d. 7. Dcbr. 1830.

Carlyle schreibt nach dem Empfang dieses Briefes am 11ten Februar 1831 an seine Mutter:

Wir hatten einen Brief von Goethe oder vielmehr von Goethe's Sekretär, mit einer kurzen, freundlichen Nachschrift von Goethe selbst, um uns zu sagen, daß er noch „im Lande der Lebenden und in der Nähe seiner Geliebten weile." Er hat seinen einzigen Sohn verloren (fern von ihm auf einer Reise in Italien), und hat selbst einen heftigen Krankheitsanfall gehabt (einen Blutsturz), so daß man zwei Tage lang sein eignes Leben aufgegeben hatte. Den Tod seines Sohnes trug er wie ein Held, „unterbrach seine Arbeiten nicht einen einzigen Tag". Ich habe ihm Freundliches geschrieben, so viel ich konnte, mich unter Anderm dazu erboten, seine Faustdichtung zu übersetzen, was ihm, dachte ich, Freude machen würde. Wenn mein eignes Buch[1]) schon da wäre, würde ich mich eifrig daran machen.

[1]) Der Sartor Resartus.

XXXIV. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
den 22ten Januar 1831.

Mein werther und verehrter Freund,

Ich erfahre mit aufrichtigſtem Schmerz aus Dr. Eckermann's Brief und den öffentlichen Blättern, was in Weimar geſchehen iſt: daß Sie den, der Ihnen der Theuerſte in dieſer Welt war, verloren haben, daß Ihr eignes Leben, von heftiger Krankheit bedroht, in äußerſter Gefahr geſchwebt hat. Mein einziger Troſt iſt, daß Sie ſelbſt uns noch erhalten ſind, daß Sie dieſen ſchweren Schlag mit der heldenmüthigen Weisheit ertragen haben, die wir von Ihnen vorausſetzen durften. Es iſt eine Wahrheit, die uns täglich in ernſter Schule gelehrt wird, daß hier nichts eine „bleibende Statt" hat, daß das Leben des Menſchen iſt wie „ein Dampf, der eine kleine Zeit währet." Im Lauf der letzten zwölf Monate habe auch ich nicht weniger als fünf meiner nahen Verwandten verloren: zuletzt eine Schweſter, die mir beſonders theuer war durch den Werth ihres Weſens und durch liebevolle Erinnerungen, und von der mir jetzt ſcheint, daß ich ſie faſt mehr als irgend jemand anders von meiner Familie geliebt habe. „Wir werden wohl zu ihnen fahren; ſie kommen aber nicht wieder zu uns". Unterdeſſen, ſo lange uns noch Tage gegeben ſind, wollen wir ſie nutzen: „Unſer Acker iſt die Zeit"[1]: was wir in ihr pflanzen, hat zu wachſen durch die Ewigkeit; unſere Hoff-

[1]) „Die Zeit iſt mein Beſitz, mein Acker iſt die Zeit" (Weſtöſtl. Divan, Buch der Sprüche).

nung und unſer Troſt iſt „wirken ſo lange es Tag iſt“. Und ſomit: Vorwärts! Vorwärts!

Die Nachricht, die mir Dr. Eckermann über eine Fortſetzung des Fauſt giebt, mit der Sie beſchäftigt ſind, konnte für mich nur höchſt bedeutend ſein. Bitte ſagen Sie ihm auch, daß ſein Rath und ſeine Mahnung betreffs einer engliſchen Ueberſetzung des Fauſt im rechten Augenblick gekommen iſt, daß ich ſchon lange über ein ſolches Unternehmen nachgedacht und mich faſt entſchloſſen hatte es in naher Zukunft zu verſuchen. Die britiſche Welt wird täglich reifer für eine treue Wiedergabe des Fauſt; überall begreift man bei uns ſchon, daß der Fauſt kein Bühnenſchauſpiel ſondern ein Gedicht iſt, daß wer nichts davon weiß und wiſſen kann, auch nichts darüber ſagen muß: was ein ungeheurer Fortſchritt in den letzten vier Jahren iſt. Von Lord L. Gower's Ueberſetzung iſt jetzt allgemein anerkannt, daß ſie eine der ſchlechteſten iſt, vielleicht die allerſchlechteſte, die je von einem ſolchen Werk auf britiſchem Boden gemacht worden iſt: unſre Inſel iſt Ihnen, denke ich, einige Entſchädigung ſchuldig; möchte ich der Mann ſein, ſie zu leiſten! Aber wie geſagt, ich bin ſo gut wie entſchloſſen in Kurzem den Verſuch zu machen.

In einer der nächſten Nummern der Edinburgh Review, vielleicht in der nächſten, ſoll, wie ich höre, eine Kritik über den Briefwechſel erſcheinen, welche höchſt wahrſcheinlich eine Schilderung und Vergleichung der beiden großen Correſpondenten enthalten wird. Ich muß alle deutſchen Freunde im Voraus bitten nur wenig zu erwarten: der Kritiker iſt, wie ich fürchte, derſelbe, welcher den Fauſt und Lord Gower in der letzten Nummer jener Zeitſchrift

kritisirt hat:[1]) bewundernder Dilettantismus, aber keine gründliche Einsicht oder ernste Kritik ist was sich erwarten läßt. — Auch ich werde wieder ein Wort über diesen Lieblingsgegenstand zu reden haben, ein Wort der Warnung und Anleitung, wo die Ernte groß ist und der Arbeiter viele sind, aber mehr eifrige als erfahrene. Ein gewisser William Taylor aus Norwich, der Uebersetzer Ihrer Iphigenie, hat etwas geschrieben, was er einen historischen Ueberblick über die deutsche Dichtung nennt; wovon Sie die Tendenz hinreichend nach der einen Thatsache beurtheilen können, daß der zweitlangste Artikel der über August von Kotzebue ist. Taylor ist ein Mann von wahrem Talent, aber nur ein polemischer Skeptiker, ohne Sinn für Poesie, der bei den höchsten Geistern nur ihre Stellung zum kirchlichen Glauben sieht, gegen dessen Buch daher, da es leicht Viele irreführen kann, ich mich berufen fühlte Widerspruch zu erheben und es mit meinen Geschützen, so gut ich sie eben hatte, in den Schutt, aus dem es gemacht ist, zurückzuschmettern. Ich fürchte, Sie werden den satirischen Styl nicht lieben: um so viel genehmer werden Ihnen aber einige Schlußbetrachtungen sein über das, was ich nach Ihnen Weltliteratur genannt habe, und wie Europa in der Gemeinschaft dieser seiner vornehmsten Schriftsteller wieder einen „heiligen Rath und Versammlung der Amphiktyonen" haben und mehr und mehr ein allumfassendes Gemeinwesen werden muß. Dies scheint mir eins der erfreulichsten Zeichen der Zukunft zu sein, die bis jetzt sichtbar sind. Die Literatur ist uns jetzt nahezu Alles in Allem.

[1]) Mr. William Empson, Jeffrey's Schwiegersohn, später Herausgeber der Edinburgh Review.

nicht unſre Sprache allein, ſondern unſre Religion und unſre Geſetzgebung; unſer beſter Prieſter muß fortan unſer Dichter ſein; der Vates wird in Zukunft in der thatſächlichen Welt Alles das ſein, was er nur je in der Theorie geweſen iſt, — oder aber garnichts, eine letzte Conſequenz, welche zuzugeben wir uns nicht verſtehen können. Die Recenſion über Taylor wird nicht vor einigen Monaten erſcheinen[1]; unterdeſſen arbeite ich an einem andern ſeltſamen Unternehmen von mir ſelbſt, das aber noch zu geſtaltlos iſt, um darüber etwas vorauszuſagen[2].

Ich verlaſſe nun dieſe Betrachtungen über die Welt des Papiers und will ein wenig zum feſten Erdboden herniederſteigen. Wir haben hier einen milden Winter und leben thätig und friedlich; oft blicken wir in jenes Haus zu Weimar hinein und ſtellen uns unſern Freund und Meiſter dort vor und erflehen für ihn allen Segen. Eine kleine Sammlung von Andenken, die über die See reiſen ſollen, findet ſich auch zuſammen; wir rechnen darauf, daß ſie ſich Ihnen in jedem Fall bis zum nächſten 28ten Auguſt dargeſtellt haben wird. Ich habe ſchon faſt alle meine Arbeiten für die Foreign Review erhalten und werde ſie Ihnen in der Form von Aushängebogen ſchicken, da ſie noch in keiner andern vorhanden ſind.

Da ich aus Ihrem Tag- und Jahresheft erſah, daß Sie kein Exemplar der engliſchen Iphigenie haben, wandte ich mich nach London, um Ihnen eines zu verſchaffen, bis jetzt ohne Erfolg; da das Werk aber ganz in

[1] Sie erſchien in der Edinburgh Review 1831, Nr. CV. Siehe Miscellanies III, 283.

[2] Der Sartor Resartus.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einsam langem Sehnen
Bringen auch verschmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Lust.
Nacht, o Holde! —

Es schleicht mit leisen Schritten
Die List in deinen Schatten;
Sie suchet ihren Gatten,
Den Trug! — Im stillsten Winkel
Entdeckt sie ihn! — und freudig
Druckt sie ihn an die Brust.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin

steht zur Seitenthüre herein.

Es kommt mit leisen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:

jenem Historic Survey von Taylor ſteht, will ich ſehen, wie ich es Ihnen in der einen oder andern Geſtalt ſchicken kann. Vor einigen Wochen hörten wir, daß ein herumziehender Porträtmaler in Dumfries ſei, der Porträts, welche als bewundernswerth bezeichnet wurden, in zweiſtündiger Sitzung mit dem Stift herſtellen ſollte; worauf wir hinfuhren und den Künſtler in Thätigkeit ſetzten, der leider als mein Porträt eine wunderſchöne Zeichnung zu Stande brachte, auf der aber kein Zug von mir zu ſehen war, ſo daß ſie ſich, da ſie garnichts werth iſt, nicht nach Weimar ſchicken läßt. Indeſſen hat meine Frau den Verſuch unternommen, ſie zu copiren und zu verbeſſern und Ihnen auf alle Fälle irgend ein Profil von mir zurecht zu ſtutzen. O gäbe es irgend etwas Andres, daß wir auf unſrer Inſel für Sie thun könnten; hätte ich nur ein wirkliches Werk von meiner eignen Hand Ihnen zu ſenden!

Die St. Simoniſten in Paris haben mir wieder einen großen Haufen von ihren Schriften zugeſchickt: Darlegungen ihrer Lehre, Proklamationen, die während der berühmten drei Tage erlaſſen ſind, eine Anzahl von Nummern ihres wöchentlichen Journals. Sie ſcheinen mir ernſte, eifrige und keineswegs unwiſſende Leute zu ſein, die aber auf ſeltſamen Wegen wandeln. Ich möchte ſagen, ſie haben jene bedeutſame, faſt vergeſſene Wahrheit wieder entdeckt und beherzigt: Der Menſch iſt noch Menſch, und fangen ſchon an falſche Anwendungen von ihr zu machen[1]). Ich habe ganz die Abſicht Ihrem Rath zu folgen und mich von ihnen fern zu halten, obwohl ich ihre Gemeinde

[1]) Im Sartor Reſartus ſpricht Carlyle ſeine Anſichten über die St. Simoniſten faſt mit denſelben Worten aus (Buch III, Cap. 12).

und deren Wachsthum immerhin als ein wirkliches und bemerkenswerthes Zeichen der Zeit betrachte.

In unserm eignen Lande wird die politische Atmosphäre auch trübe, und große Dinge sind in der Gährung begriffen und werden noch lange gähren; auch zu diesen sehe ich meine eigne Beziehung hauptsächlich als die eines Zuschauers an: die Welt kämpft sich schwer hindurch zu der neuen Aera; Jahrhunderte hat der Kampf gedauert und er kann noch Jahrhunderte dauern: wer Saat zu säen besitzt oder Saat für sich entleihen kann, möge sie in diese aufgeregten Nilwasser werfen, daß sie zur rechten Zeit nach langen Tagen gefunden werden möge. Einige von unsern Freunden haben hohe Stellungen im neuen Ministerium, besonders der Edinburger Recensent des Meister, ein guter Mensch und schlechter Kritiker[1]; aber die Sonne und die Jahreszeiten sind das einzige, was der Wildniß Wechsel bringt. Mein Acker ist die Zeit[2].

Hoffentlich wird bald ein Brief aus Weimar kommen, der uns sagt, daß Sie noch wohl sind und in edler Thätigkeit leben. Unterdessen seien Sie stets gewiß, daß wir Sie lieben und verehren. Ihrer lieben Ottilie sagen Sie den Gruß des Friedens und alles Gute und Freundliche von uns. „Gott ist groß; Gott ist gut". — Ich verbleibe stets Ihr warmer, dankbarer Freund

Thomas Carlyle.

Bitte sagen Sie Dr. Eckermann meinen freundlichsten Dank und ermuntern ihn, seine gütige Liebenswürdigkeit zu wiederholen: ich werde sie sicherlich erwidern.

[1] Jeffrey.
[2] Dies in deutscher Sprache.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03783/147

XXXV. Hitzig an Carlyle.

Ew. Wohlgeborn waren uns schon vor dem Erscheinen Ihrer Lebensbeschreibung unsers großen Landmannes [sic?] zu ehrenwerth bekannt, als daß letztere nicht in uns den Wunsch erregen sollen, mit Ihnen in nähere Beziehung zu treten. Dies zu bewirken schien uns die geeigneteste Weise, Sie zur Mitgliedschaft unserer anspruchlosen literarischen Verbrüderung einzuladen, und wir statten Ihnen unsern verbindlichsten Dank ab, daß Sie unsere freundliche Einladung eben so freundlich angenommen.

Dagegen fürchten wir, daß Ew. Wohlgeborn in einem Irrthum sich befinden, wenn Sie der Ansicht wären, daß unsere Gesellschaft eine besondere Wirksamkeit nach außen wünsche. Ihr Hauptzweck besteht in dem Genuß ausländischer Geisteswerke und in der gewünschten Verbindung mit ausländischen Dichtern und Reisenden, um sich solche näher der Quelle zu verschaffen und eine bewährtere Bekanntschaft mit dem reellen Neuen, als durch die getrübtere der Journale zu erlangen. Die Gesellschaft, noch zu jung, besitzt bis jetzt keine Diplome und wünschte auch, wenn diese einst ausgefertigt werden, daß ihre Mitglieder davon keinen öffentlichen Gebrauch machten. Der Deutsche lebt einmal — auch nach 1831 [sic] — mehr für die Familie, als für die Oeffentlichkeit, er trägt das Familienleben gern in die Literatur über, wo es sich thun läßt. Ew. Wohlgeborn werden aus diesen Gründen die Bitte entschuldigen, von dem Titel eines Ehrenmitgliedes unserer Gesellschaft keinen öffentlichen Gebrauch zu machen, indem er einen Schein des Anspruchs auf die Gesellschaft werfen würde, den diese

gern vermiede. Beifolgend theilen wir Ihnen v[illegible]läufig, nebſt einer Anzeige Ihres Werks vom Herrn Dr. Seidel, unſere Statuten, und ein älteres Namensverzeichniß unſerer Mitglieder, deren Zahl ſich ſeit der Zeit auf eine erfreuliche Weiſe vermehrt hat, nach Ihrem Wunſche mit. Der unſere iſt, daß uns recht bald Gelegenheit würde, wozu Sie uns Hoffnung gemacht, Sie perſönlich in unſerer Mitte zu ſehen.

Hochachtungsvoll,

Ew. Wohlgeborn,

ergebenſte,

Die Geſellſchaft für ausländiſche Literatur,

Hitzig.

Berlin, beſchloſſen in der Sitzung vom 28ten Januar 1831.

XXXVI. Goethe an Carlyle.

Bey eintretendem Frühling, welcher Sie gewiß auch ſchon beſucht haben wird, finde ich gemüthlich Sie wieder zu begrüßen und zu verſichern daß wir dieſen Winter an Sie, als eingeſchneite Freunde öfter gedacht haben. Wenn ich ſage wir, ſo iſt es daß Ottilie mit ihren Kindern, nachdem der Gatte, als Mittelperſon beliebt hat, in der ehemaligen Hauptſtadt der Welt, zurückzubleiben, ſich natürlich und ſittlicher Weiſe näher an mich anſchließt: da wir denn genugſam wechſelſeitiges Intereſſe und daraus entſpringende Unterhaltung finden, und zwar mitunter ſo abgeſondert von der übrigen Welt, daß wir eine Art von Craigenputtock mitten in Weimar zu bilden im Falle waren.

Gegenwärtiges, welches ſchnell genug bey Ihnen an-

kommen wird, lasse vorausgehen, indem ich eine Ihnen bestimmte Sendung noch zurückhalte.

Der Inhalt meiner letzten 3 Bände ist Ihnen meist bekannt und was er für Sie Neues enthält, wird Ihnen, später wie früher, einige Unterhaltung geben. Es ist aber manches auf mich und Schiller Bezügliches zeither hervorgetreten, welches ich erst sammeln und ordnen möchte, damit Sie auf einmal etwas Bedeutendes erhielten.

Sogar möcht' ich eine Antwort auf gegenwärtigen Brief erwarten um von Ihnen zu vernehmen ob Sie vielleicht auf einiges in Deutschland erschienene von hieraus zu sendende aufmerksam geworden, was Sie allenfalls zu sehen wünschten. Das alles könnte zu gleicher Zeit anlangen, denn wenn ich die gute Jahrszeit vor mir sehe, so scheint mir, man könne nichts versäumen.

Der gute Eckermann ist glücklich zurückgekehrt, heiter und in seiner Art wohlgemuth. Sein zartes und zugleich lebhaftes, man möchte sagen, leidenschaftliches Gefühl ist mir von großem Werth, indem ich ihm manches Ungedruckte, bisher ungenutzt Ruhende vertraulich mittheile, da er denn die schöne Gabe besitzt, das Vorhandene, als genügsamer Leser, freundlich zu schätzen und doch auch wieder, nach Gefühl und Geschmack zu Forderndes deutlich auszusprechen weiß.

Vorstehendes war längst zur Absendung bestimmt, blieb aber liegen bis ich das beysammen hätte, was doch auch werth wäre übers Meer sich zu Ihnen zu begeben. Sie erhalten also:—

1. Vier Hefte Neurentherischer Randzeichnungen[1], zu meinen Parabeln und sonstigen Gedichten. Schon vor Jahren wurde, in München, ein altes Gebetbuch entdeckt, wo der Text den geringsten Raum der Seite einnahm, die Ränder aber von Albrecht Dürer, auf die wundersamste Weise, mit Figuren und Zierrathen geschmückt waren. Hievon wird genannter junger Mann entzündet, daß er, mit wundersamstem Geschick, Randzeichnungen zu vielen meiner Gedichte unternahm, und sie, mit anmuthig congruirenden Bildern commentirte. Wie dieß geschehen muß man vor Augen blicken, weil es etwas Neues, Ungesehenes und deshalb nicht zu beschreiben ist. Möge dieses reizende Heft unsern Eremiten der Grafschaft Dumfries oft wiederholt heitere Lebensaussichten gewähren.

2. Die letzte Sendung meiner Werke; lassen Sie sich zu dem schon Bekannten freundlich hinführen. Ich habe mit einer poetischen Masse geschlossen, weil denn doch die Poesie das glückliche Asyl der Menschheit bleiben wird, indem sie sich zwischen den ersten düstern Irrthum und den letzten verkühlenden Zweifel mitten hineinsetzt, jenen in Klarheit zu führen trachtet, diesen aber deutlich und theilnehmend zu werden nöthigt, so werden nicht viele wirksamere Mittel gefunden werden um den Menschen in seinem Kreise löblich zu beschäftigen.

3. Die zwey Bändchen Schiller redivivus werden Ihnen Freude machen; sie regen manch schönes Gefühl und manchen wichtigen Gedanken auf.

4. Nun kommt auch der Abschluß des Chaos anbey.

[1] Vgl. Eckermann II, 229 (5. April 1831).

woran manches Sie intereſſiren wird. Mit dem 52 Stück ward der erſte Band geſchloſſen, und es fragt ſich: ob die anmuthige Societät, wie ſie jetzt iſt, bey ſchnellwechſelnden Theilnehmenden, bey flüchtigen Geſinnungen, Neigungen und Grillen, unternehmen wird in dieſem Fluſſe zum zweytenmal zu ſchwimmen; einige Herzenserleichterungen von unſrer Schottiſchen Freundin mitgetheilt, würden die Entſchlüſſe wahrſcheinlich u. hoffentlich befördern.

5. Meine Metamorphoſe der Pflanzen mit einigen Zuſätzen, alles überſetzt von Herrn Soret, liegt denn endlich auch bey. Da dieſes Heft Urſache der retardirten Sendung iſt, ſo wünſch' ich denn doch daß der Inhalt auch Ihnen möge von Bedeutung ſeyn. Gewinnen Sie dem Ganzen etwas ab, ſo wird es Sie nach manchen Seiten hin fördern, auch das Einzelne wird Ihre Gedanken auf erfreuliche Wege hinweiſen. Es waren die ſchönſten Zeiten meines Lebens da ich mich um die Naturgegenſtände eifrig bemühte und auch in dieſen letzten Tagen war es mir höchſt angenehm die Unterſuchungen wieder aufzugreifen. Es bleibt immer ein herzerhebendes Gefühl wenn man dem Unerforſchlichen wieder einige lichte Stellen abgewinnt.

Auch liegt ein Blatt bey, von Herrn Hitzig unterſchrieben, die Anerkennung Ihrer Berliner Fellowship. Von jenen werthen Freunden habe ich unmittelbar lange nichts vernommen. Die fortwährende Bemühung mein Haus zu beſtellen und meinen nächſten Mitfühlenden und Mitwirkenden das in die Hände zu legen was ich ſelbſt nicht vollbringen kann, nimmt mir alle brauchbare Stunden weg deren uns doch noch manche gute wie ſchöne gegonnt ſind.

Hiemit ſey geſchloſſen; ins Häſichen ſelbſt wird noch

ein Blatt gelegt. Von mir und Ottilien die schönsten Grüße und treusten Wünsche dem lieben Eremitenpaare. Die Ankunft des Kästchens bitte baldigst zu melden.

Also sey es!

J. W. v. Goethe.

Weimar, den 2 Juni 1831.

XXXVII. Goethe an Carlyle.

Eben als ich schließen will findet sich noch Raum in den Kästchen und ich komme auf einen Gedanken den ich längst hätte haben sollen. Ich lasse Ihnen die fünf verflossenen Monate dieses Jahres von einer unsrer beliebtesten Zeitschriften: dem **Morgenblatt**, einpacken, nebst seinen Beyblättern über Kunst und Literatur[1]). Sie werden dadurch mitten ins Continent versetzt, erfahren wie man sich unterhält, wie man über mancherley denkt und Sie können Sich dabey vorstellen wie es klänge, wenn Sie eine unsrer guten Gesellschaften besuchten. Auch liegt ein Exemplar von dem übersetzten Leben Schillers bey, der Freundin gewidmet, damit sie erfahre wie sich auch die Buchbinder des Continents aller Genauigkeit und Anmuth befleißen.

Und so sey es denn hiermit geschlossen unter den besten Wünschen, und in Hoffnung baldiger Erwiederungen.

G.

Weimar, den 15 Juni 1831.

[1]) Carlyle schrieb 1833 auf diesen Band des Morgenblatts: „Gehört zum letzten Geschenk, das ich von Goethe empfangen habe. — Diese Zeitungsblätter sind von Goethe gelesen oder angesehen worden in dem Jahr ehe er aus dieser Welt schied."

XXXVIII. Carlyle an Goethe.

Craigenputtock, Dumfries,
d. 10ten Juni 1831.

Mein werther und verehrter Freund!

Würden liebevolle Gedanken sich von selbst in liebevolle Mittheilungen verwandeln, so hätten Sie oftmals von mir gehört, seit ich Ihnen zuletzt geschrieben habe. Hier in unsrer stillen Einsamkeit, wo so wenig von der wirklichen Welt zu sehen ist und wo Gedächtniß und Phantasie dafür um so thätiger sein müssen, ist Weimar nicht fern, sondern nahe und vertraut, eine wohlbekannte Stadt in der Gedankenwelt. Täglich sende ich warme Wünsche dorthin; täglich muß ich an den Mann denken und gar oft auch von ihm reden, gegen den ich mich mehr als gegen irgend einen Andern unter den Lebenden in der Schuld und mit ihm verbunden fühle. Denn niemals kann ich vergessen, daß ich ihm das über Alles kostbare Wissen und die Erfahrung danke, daß es noch Ehrfurcht geben kann, ja Ehrfurcht für unsern Mitmenschen als ein wahres Symbol des Höchsten, selbst in diesen verwirrten, chaotischen Zeiten. Daß Sie solch lebenspendendes Licht so vielen Seelen gebracht haben und noch bringen werden, die verirrt in der Finsterniß des Zweifels wandeln, bis endlich ganze Generationen Sie dafür segnen dürfen, daß sie statt des Rathens und Leugnens wieder zu glauben und zu wissen gelernt haben: hierin liegt wahrlich eine Königswürde von ganz unantastbarem Recht, der Gehorsam zu leisten unsre einzige Freiheit ist.

Erkennſt du deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er dich, und freudig
Druckt er dich an die Bruſt.

Scapine.

Wer ſchleicht mit leiſen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In dieſem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Bruſt!

Beyde.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer uns umgeben,
Der um deine Schultern fällt.

Scapine.

Iſt's glücklich? iſt's gelungen?

Scapin.

Hier iſt das Geld errungen!

In bangen Stunden, in denen man dazu neigt, sich Unglück bei den Fernen und Theuren vorzustellen, blicke ich oft ängstlich nach den ausländischen Nachrichten unsrer Zeitungen, ob sie nicht traurige Kunde von Ihnen bringen, die auch für mich so traurig wäre; dann macht es mich wieder froh, Sie mir immer thätig und heiter vorzustellen, eifrig bei Ihrem erhabenen Werk, in dem hohen Geist alter Zeiten: Wie das Gestirn, Ohne Hast, Aber ohne Rast![1] — Darf ich für mich selbst einige wenige jener Augenblicke erbitten, welche der Welt gehören? Hauptsächlich in der Hoffnung einen Brief aus Weimar zu erlangen geschieht es, daß ich jetzt in der schottischen Wildniß schreibe, wo es so wenig mitzutheilen geben kann. Unser versprochenes Packet hat sich länger verzögert als wir erwarteten, und sein Inhalt hat sich vermindert, durch einen Umstand jedoch, der es hoffentlich um so willkommner machen wird, wenn es ankommt. Wir senden es diesmal über London, wo es auch zu warten haben und endlich unter stellvertretendem Auge seine Vollendung empfangen wird. Denn in jener Stadt, muß ich Ihnen melden, ist ein kleiner verborgner Tugendbund[2] von Philogermanen in der Bildung begriffen, dessen Mittelpunkt Sie sind, und dessen erste öffentliche That zu Weimar an Ihrem nahen Geburtstag an's Licht treten sollte. Daß das Packet aus Craigenputtock gewisse kleine Dokumente von dort mitzunehmen hatte, war die Ursache unsers Wartens und des neuen Weges, den wir wählten. In London, wohin meine Verbindung nur brieflich sein kann, kommt die Sache lang-

[1] Goethe's Werke (Hempel) II, 351.
[2] In deutscher Sprache.

samer vorwärts als ich gewünscht hätte, indessen ist sicher darauf zu rechnen, daß das Ganze zur Zeit fertig werden und entweder durch die Hände der Herren Parish in Hamburg oder des britischen Gesandten zu Berlin bis zum 28. August in Weimar erscheinen wird, wo es ohne Zweifel den alten, freundschaftlichen Empfang findet.

Von diesem kleinen philogermanischen Bund und davon was er jetzt im Besonderen vorhat, und ob es wahrscheinlich ist, daß er sich zu einer dauernderen Verbindung für verwickeltere Aufgaben befestigen wird: davon hoffe ich später zu sprechen. Die bloße Thatsache, daß ein solcher Versuch bei uns möglich ist, wäre vor einigen Jahren befremdend erschienen und ist einer von den vielen Beweisen, daß das, was Sie Weltliteratur genannt haben, vielleicht nicht mehr ganz fern ist. Den Berliner Freunden, von denen kürzlich eine freundliche Zuschrift kam, beabsichtige ich über diese Sache einige Mittheilungen zu machen; möglich, daß wir auch in London eine kleine Gesellschaft für ausländische Literatur haben werden, die ich in gegenwärtiger Zeit als vielversprechend ansehen würde.

Der Hauptgegenstand in unserm Paket für Weimar werden die Aushangebogen meiner geringen Foreign Review-Beiträge sein, von denen ich die meinen für Sie in einen Band habe zusammenheften lassen, bis ich Ihnen das Ganze in einer andern Form überreichen kann. Wenn die letzte Nummer der Edinburgh Review in Ihre Hände gelangt ist, haben Sie das Neueste darin, die Kritik über Taylor[1]) schon gesehen, ebenso in derselben Nummer einen

[1]) Vgl. oben S. 136.

Aufsatz über den Briefwechsel mit Schiller. Letzterer ist von einem Mr. Empson[1]), einem Manne von Rang und recht bedeutendem Talent und Wissen, in dessen geistigem Fortschreiten, wie es sich in seiner Beschäftigung mit dem Deutschen offenbart, ich einen merkwürdigen Triumph der Wahrheit und des Glaubens über Lüge und Dilettantismus erkenne. Er war es, der in einer früheren Nummer den Faust besprochen hat, und bei dieser Gelegenheit hat er, wenn auch noch Einiges zu wünschen übrig bleibt, meine Erwartungen weit übertroffen.

Von jungen Männern, die einen offnen Sinn für eine Literatur wie die deutsche haben, oder von reifen Männern, die von ihrer Jugend an sich den Sinn dafür haben aufgehen lassen, giebt es jetzt in Britannien nicht wenige: aber der hier in Rede stehende Kritiker ging, wie ich höre, erst in mittlerem Alter, vor nur wenigen Jahren von einem ganz andern Punkt aus; er ist ein englischer Whig-Politiker, was im Allgemeinen einen Mann von rein handwerksmäßigem Verstande bedeutet, dem das Elegante, das Aufregende und eine gewisse verfeinerte Nützlichkeit das Höchste ist, ein Mann auf halbem Wege zwischen zwei Anschauungen, der dies Toleranz nennt, und dem Alles in Allem genommen das Gebot, „Im Ganzen, Guten, Wahren resolut zu leben“[2]), ganz und gar nur ein todter Buchstabe sein würde. Wie in diesem Falle die dürren Gebeine, angeweht von himmlischem Hauch, zum Leben

[1]) Vgl. S. 136 Anm. 1.

[2]) In deutscher Sprache. Goethe in der „Generalbeichte“ spricht vom „Ganzen, Guten, Schönen“ — Mit dem Citat desselben Verses schloß Carlyle auch seinen Aufsatz über Goethe's Tod

erweckt ſind, und wie ein von Natur begabter Geiſt ſich aus dieſem Todtenſchlaf befreit, iſt mir ein intereſſantes Phänomen. Aus ſolchen Gründen iſt das Studium der beſten deutſchen Werke für uns Engländer in gegenwärtiger Zeit von ſo unberechenbarer Wichtigkeit. Ich freue mich von Neuem berichten zu können, daß wir in dieſer Hinſicht ſchnelle Fortſchritte machen, daß die ſchließliche Anerkennung und Aneignung deſſen, was in der deutſchen Literatur werthvoll iſt, bei allen gebildeten Geiſtern Englands nicht nur als unzweifelhaft, ſondern ſogar aller Wahrſcheinlichkeit nach als raſch ſich vollziehend angeſehen werden kann.

Was mich ſelbſt anlangt, obwohl meine Arbeiten auf jenem Gebiet in letzter Zeit theilweiſe unterbrochen waren, ſo hoffe ich doch, daß ſie noch keineswegs abgeſchloſſen ſind. Die Geſchichte dürfte, wenn ſie ans Licht kommt, durch das Warten nicht verloren haben: einzig und allein ſchon durch den Einfluß der Zeit haben manche Dinge ſich aufgeklärt, und die Form des Ganzen ſteht viel beſtimmter vor mir. Je nach Gelegenheit kann ich entweder mit einem Mal oder allmählich wie bisher ausſprechen, was ich noch ferner darüber zu ſagen habe. In dieſen letzten Monaten jedoch bin ich mit einem Stück Arbeit beſchäftigt geweſen, das unmittelbar mir ſelbſt angehört: ſollte daraus je ein gedrucktes Buch werden[1]) und dieſes im Geringſten einer ſolchen Ehre werth ſcheinen, ſo wird es an einem Exemplar davon für Weimar nicht fehlen. Ach! Ein Gemälde iſt das, was ich male, ſchließlich doch nicht: es iſt nur ein halb-achtloſes Hinwerfen von all den vielen unnützen Farben, die im

[1]) Gemeint iſt der Sartor Reſartus.

Pinsel sind, auf die Leinwand; ob das Ganze den rechten Schaum geben wird, bleibt noch abzuwarten.

Etwa in sechs Wochen denke ich in London zu sein; ich wünsche mir ein wenig mit meinen eignen Augen die Welt anzusehen, in der Vieles mir räthselhaft wird, so rasch sind ihre Veränderungen in der letzten Zeit gewesen. Die Bergeseinsamkeit mit ihrem stillen Grün und Laub wird nach der Abwechslung mir um so süßer sein, und mein Streben dort eine um so bestimmtere Richtung nehmen.

Hier hat aber mein Papier seine Grenzen erreicht, wo ich kaum angefangen habe mich auszusprechen. Wie armselig ist Alles, was ein Brief, wie armselig wäre Alles, was Worte sagen könnten, wo das Herz so voll ist! Deuten Sie es für mich und verwandeln Sie das gebrochene Stammeln in Sprache.

Denken Sie dann und wann Ihrer schottischen Freunde und seien Sie stets gewiß, daß ein Prophet nicht ungeehrt ist, daß wir unsern Propheten lieben und verehren. Meine Frau schließt sich mir in allen freundlichsten Wünschen an. Möge alles Gute mit Ihnen und den Ihrigen sein! —

Stets Ihr warmer Freund

T. Carlyle.

Im Nebelgrau fern von des Freunds Gesicht
Die schott'schen Freund' als stumme Schatten schweben;
Mög Lieb' erwecken sie zum Tageslicht,
Dem warmen Fragen warme Antwort geben.

Craigenputtock, 16. Juni 1831.

XXXIX. Carlyle an Goethe.

6 Woburn Buildings, Tavistock Square.
London, d. 13ten August 1831.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich sende Ihnen ein Wort des Gedenkens aus dem chaotischen Strudel dieser Stadt, in der ich vor drei Tagen angekommen bin, wo die Verwirrung, in der ich und alle Dinge umhergetrieben werden, es entschuldigen muß, wenn ich kurz und fast unverständlich bin. Ich rufe mir oft jenes Wort der armen Panthalis in der Helena zurück von „der alt-thessalischen Vettel wüstem Geisteszwang" und habe das Gefühl, als wäre auch ich ein Schatten, denn in Wahrheit sieht dieses Londoner Leben mehr einer mephistophelischen Walpurgisnacht ähnlich als einem wirklichen Tage, über dem sich der Himmel wölbt und wo Gottes freundliche Sonne friedlich auf fleißige Menschen herniederscheint.

Unsre beiden letzten Briefe müssen sich etwa in Rotterdam gekreuzt haben, denn Ihrer war in Craigenputtock etwa eine Woche früher als meiner in Weimar sein konnte. Tausend Dank, daß Sie unser gedenken! Nie ward ein Brief froher willkommen geheißen; er erreichte uns in stiller sommerlicher Dämmerung und war selbst so still und rein wie der Sommerabend mit seinen milden Sonnenstrahlen und mit dem Schein eines ewigen Morgens, der schon aus ihm hervorschaut! Unendlich habe ich Ihnen zu danken, denn Sie sind es, durch den ich gelernt habe, welchen Werth der Mensch für seinen Menschenbruder hat, und wie das

„offenbare Geheimniß“[1]), obwohl die Meisten blind dafür sind, noch offenbar ist für Jeden, der ein Auge hat.

Seitdem sind zwei Dinge geschehen, die ich Ihnen jetzt berichten muß. Das erste ist der Abgang eines kleinen Packets von Craigenputtock, das den Umweg über London machen und dort liegen bleiben mußte, aber endlich am 5ten dieses Monats von meinem Bruder auf die See abgesandt worden ist mit dem dringenden Auftrag an die Herren Parish in Hamburg, daß sie es vor Ihrem Geburtstage in Weimar anlangen lassen sollen. Da es mit dem Dampfschiff ging und unsre Hamburger Kaufleute die gefälligsten und pünktlichsten Menschen sind, kann ich noch hoffen, daß trotz so vieler Verzögerungen Alles gut gehen wird. Die Gegenstände aus Craigenputtock waren unbedeutend genug und würden zu jeder Zeit zurecht kommen, nur einige Bücher und gedruckte Arbeiten von mir, von denen ich hoffte, sie möchten für Sie nicht ganz ohne Interesse sein. Aber mit diesen zusammen ging ein andrer Gegenstand, zugleich von Andern und von mir selbst kommend, dessen Bedeutung erforderte, daß Sie ihn am 28ten August sehen sollten. Es ist ein Geburtstagsgeschenk von einem gewissen auserlesenen Kreise englischer Jünger, die auf diesem Wege ihre Verehrung für Sie zu bezeugen wünschen. Vielleicht um das Gefühl noch reiner zu lassen, haben sie, wie ich sehe, ihre Namen zurück gehalten und unterzeichnen sich nur „Fünfzehn englische Freunde“[2]). Ich kann nun mittheilen, daß zu unsrer Zahl einige unsrer hervorragendsten

[1]) Bezieht sich wohl auf das Geheimniß des Alten in dem unterirdischen Gewölbe, in Goethe's Mährchen von der Schlange.

[2]) Siehe unten S. 156.

Männer gehören, unsre drei vornehmsten Dichter, gewisse diplomatische Persönlichkeiten und Männer von Stande ebenso wie geringere, aber nicht weniger treue und ehrenwerthe Arbeiter in dem Weinberge. Ich will hoffen, daß es zu rechter Zeit ankommen und Ihnen der Anblick davon einige erfreuliche Augenblicke gewähren wird.

Das Zweite, was ich Ihnen melden muß, ist die Ankunft Ihres Weimarer Packets in Craigenputtoch. Ich konnte es nur als ein gutes Vorzeichen für meine Reise hierher ansehen, daß dieser freundlichste aller Boten mich etwa zwei Stunden vor meiner Abreise erreichte. Ein eiliges Ueberblicken des Inhalts war Alles, was mir erlaubt sein konnte; ich mußte es meiner Frau überlassen, jene Drucke der Gedichte und die schönen Randzeichnungen[1]) in ihrer Bergeseinsamkeit zu ordnen und zu bewundern, womit sie, wie ich gestern aus einem Brief von ihr ersah, thatsächlich beschäftigt ist. Was mich anlangt, so habe ich die Metamorphose der Pflanzen und den Schiller Redivivus an mich gerafft, um ihn auf dem Dampfboot zu lesen, das mit mir nach Liverpool schoß, der ersten Station meiner Reise. In stillerer Stunde sei ein überlegteres Wort darüber gesprochen.

Ich bin hauptsächlich hierher gekommen, um das Werk unterzubringen, von dem ich Ihnen kürzlich erwähnte, daß ich daran schriebe. Ob und wie weit ich Erfolg haben werde, scheint mir fraglich, denn die ganze Welt hier tanzt einen tollen Tanz politischer Reformen und hat kein Ohr für Literatur. Dennoch will ich mein Aeußerstes dafür

[1]) In deutscher Sprache.

thun, daß das Werk, welches ein „Wort zur rechten Stunde“ sein sollte, thatsächlich erscheine: im schlimmsten Fall will ich feststellen, daß es nicht erscheinen kann, und die Pflicht zu erfüllen suchen, welche auch diese Situation mit sich bringen wird. Wahrscheinlich werde ich einen Monat hier bleiben[1]). Wenn ich in die schottische Wildniß zurückkehre, sollen Sie wieder von mir hören. Bis dahin stellen Sie sich mich und die Meinigen vor als Ihrer denkend, als Sie liebend, als besonders am 28sten gegenwärtig mit so warmen Wünschen wie liebende Herzen sie nur fühlen können. Grüßen Sie Ottilie von meiner Frau und mir. Denken Sie zuweilen Derer, welche auf dieser Insel die Ihren sind, besonders in den Bergen von Nithsdale. — Alles Gute sei stets mit Ihnen!

T. Carlyle.

Der folgende Brief wurde nicht lange nach dem Tage, von welchem er datirt ist, in Fraser's Magazine XXII, 447 gedruckt und später in einer Anmerkung zu Carlyle's Aufsatz über Goethe's Werke, der ursprünglich in der Foreign Quarterly Review erschienen ist, wiederholt. Das Geschenk selbst, auf das der Brief sich bezieht, war ein kunstvoll gearbeitetes Siegel: ein Stern, eingeschlossen von der Schlange als dem Symbol der Ewigkeit, mit dem Spruch: Ohne Hast Aber ohne Rast. Dazu die eingravirte Widmung: Dem deutschen Meister, von Freunden in

[1]) Carlyle entschloß sich später den ganzen Winter in London zuzubringen; Mrs. Carlyle folgte ihm dorthin, und erst im April kehrten sie nach Craigenputtock zurück.

England, 28. Auguſt 1831. Die Anregung zu dieſem Geſchenk rührte von Carlyle her, von dem auch das Siegel gezeichnet und die Goetheſche Deviſe ausgewählt war.

XL. Fünfzehn engliſche Freunde[1]) an Goethe, zum 28. Auguſt 1831.

Geehrter Herr!

Unter den Freunden, welche dieſer ſo bedeutende Jahrestag um Sie verſammelt, wollen auch wir „engliſchen Freunde“ in Gedanken und ſymboliſch, da es perſönlich unmöglich iſt, uns nahen, um Ihnen unſre warmen Glückwünſche darzubringen. Wir hoffen, daß Sie uns die Ehre erzeigen werden, dieſes kleine Geburtstagsgeſchenk anzunehmen, welches als ein echter Beweis unſrer Empfindungen vielleicht nicht ohne Werth ſein mag.

Wir ſagten zu uns: Da es ſtets die höchſte Pflicht und Freude iſt, dem Verehrung zu bezeigen, dem Verehrung gebührt, und da unſer vornehmſter, vielleicht unſer einziger Wohlthäter der iſt, der uns durch Wort und That in der Weisheit unterrichtet, ſo wünſchen wir Unterzeichnete, da wir dem Dichter Goethe gegenüber uns als die geiſtigen Schüler gegenüber ihrem geiſtigen Lehrer fühlen, eſſen und

[1]) Die fünfzehn waren (vgl. Goethe-Zelter VI, 256 fg.) Th. Carlyle, Dr. Carlyle, W. Fraſer (Herausgeber der Foreign Review), Dr. Maginn, Heraud (Herausg. von Fraſer's Magazine), G. Moir, Churchill (Ueberſetzer von Wallenſtein's Lager), Jerdan (Herausgeber der Literary Gazette), Prof. Wilſon (Herausgeber von Blackwood's Magazine), Sir Walter Scott, Lockhart, Lord Francis Leveſon-Gower, die Dichter Southey, Wordsworth und Procter (Barry Cornwall). — Man vergleiche Zelter's und Goethe's Briefe vom 17. und 20. Auguſt 1831.

Scapine.

O ſchön! o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben.

Zu Zwey.

Das iſt die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit, ich geh' mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt du? von ferne durch die Nacht

gemeinsam diesem Gefühl Ausdruck zu verleihen. Zu diesem Ende haben wir beschlossen, ihn um die Entgegennahme eines kleinen englischen Geschenkes, welches von uns Allen gleichmäßig ausgeht, zu seinem herannahenden Geburtstage zu bitten, damit in dieser Art, während der ehrwürdige Mann noch unter uns weilt, es nicht an einem Denkzeichen der Dankbarkeit fehlen möge, die wir ihm schuldig sind und die nach unsrer Meinung die ganze Welt ihm schuldet.

Und so steht unser kleiner Tribut, vielleicht den reinsten zugehörend, welche Menschen einem Menschen darbringen können, nun in sichtbarer Gestalt da und bittet angenommen zu werden. Möge er willkommen sein und dauernd die innigste Beziehung bezeugen, obschon weite Meere zwischen den Betheiligten wogen!

Wir beten, daß noch viele Jahre einem so glorreichen Leben verliehen seien, daß alles Glück mit Ihnen sein und Ihnen Kraft beschieden sein möge, Ihre hohe Aufgabe zu vollenden, so wie sie bisher fortgeschritten ist „wie das Gestirn, ohne Hast, aber ohne Rast."

Wir verbleiben, geehrter Herr, Ihre Freunde und Diener.

Fünfzehn englische Freunde.

XLI. Goethe an Carlyle.

Den fünfzehn englischen Freunden.

Worte die der Dichter spricht,
Iren in heimischen Bezirken,
Wirken gleich, doch weiß er nicht
Ob sie in die Ferne wirken.

Britten! habt sie aufgefaßt!
„Thätigen Sinn! das Thun gezügelt;
Stetig Streben, ohne Hast."
Und so wollt Ihr es besiegelt.[1])

Vorstehendes habe, gleich nach Empfang des anmuthigsten Geschenkes, durch Herrn Fraser an die verbündeten Freunde nach London gelangen lassen. Ihnen, mein Theuerster, send' ich das Duplum, das vielleicht früher als jene Mittheilung von dorther zu Ihnen gelangt.

Ich füge nur hinzu daß die begleitenden Bücher und Hefte schon von mir angegangen worden sind, und daß ich darin manches Erfreuliche gefunden habe. Worüber nächstens mehr. Auch eine Betrachtung der Schattenrisse und deren unglaubliche Vergegenwärtigung des Abwesenden.

Die zu Ende Juni von Hamburg, durch Hn. Parish abgesendete Kiste, ist nun schon, oder bald in Ihren Händen; lassen Sie mich deshalb ein Wort vernehmen.

Wie ich denn hier, nur mit den wenigsten Worten, wiederhole: daß mir die Gabe der verbündeten Freunde ein so außerordentliches, als unerwartetes Vergnügen gemacht hat und nicht mir allein, sondern gleichmäßig Freunden und Bekannten, die eine so kunstreiche Arbeit zu schätzen wissen.

Den theuren Gatten glückliche Stunden!

Goethe.

Weimar, 19. Aug. 1831.

[1]) Die Verse in Goethe's eigner Hand. Der Brief ist mit dem neugeschenkten Siegel gesiegelt. — Siehe G.'s Werke (Hempel) III. 367.

In Carlyle's Tagebuch finden sich unter einem Zeitungsausschnitt, in dem Goethe's Tod (22. März 1832) gemeldet ist, die folgenden Worte:

„Dies kam in Dumfries an mich, als ich eben hierher zurückkehrte. Ich hatte nach Weimar geschrieben und um einen Brief gebeten, der mich zu Hause empfangen sollte[1]), und hier war er nun. Mein Brief konnte seine Bestimmung nicht erreichen; der große und gute Freund war dort nicht mehr zu finden; etwa sieben Tage vorher war er geschieden."

Craigenputtock, 19 April 1832.

[1]) Bei der Rückkehr aus London. Carlyle's Brief hat sich in dem Goethe'schen Archiv nicht gefunden; vielleicht befindet er sich unter den Papieren des Kanzlers von Müller, des Testamentsvollstreckers Goethe's.

Anhang.

Briefe von Carlyle und Eckermann nach Goethe's Tode.

1. Eckermann an Carlyle.

Weimar, d. 20 Octbr. 1832.

Mein theurer Freund — Ihr lieber Brief hat mir die Versicherung gegeben daß unsere schon seit Jahren bestehende Verbindung fortbestehen und vielleicht noch inniger geknüpft werden wird.

Ihren ersten Artikel über Goethe in dem Magazine[1]) habe ich auf Verlangen vieler Freunde übersetzt: und [er] wird in diesen Tagen im Morgenblatt erscheinen. Ueber den zweyten bedeutenderen Artikel redet man viel in Deutschland und ich würde ihn auch sogleich übersetzt haben, wenn nicht meine ganze Zeit mit der Redaction der nachgelassenen

[1]) „Goethe's Tod" in dem New Monthly Magazine, Nr. CXXXVIII (siehe Miscellanies Band III S. 385). Der bedeutendere Artikel „Goethe's Werke" erschien in der Foreign Quarterly Review, Nr. XIX (siehe Miscellanies Band IV S. 109).

15 Bände hingenommen wäre. Doch höre ich daß Herr v. Cotta ihn wird überſetzen laſſen.

Heute ſende ich Ihnen zwey bedeutende Dinge: 1. Eine vorzügliche Schrift über Goethe von Herrn Canzler v. Müller, der Ihnen ein Exemplar dedicirt hat. Herr v. Müller iſt ein vieljähriger Freund von Goethe weshalb er auch von ihm zum Executor des Teſtaments ernannt worden. Er hat bey ſeiner trefflich geſchriebenen Schrift Quellen benutzen können die jedem anderen nicht frey ſtanden. Das Büchlein wird für Sie von hohem Intereſſe ſeyn und Sie werden es ſicherlich zu einem ferneren Artikel über Goethe benutzen. 2. Sende ich Ihnen das letzte Heft von Kunſt und Alterthum das am 6n. Bande noch fehlte und das von uns Freunden herausgegeben worden. Auch dieſes Heft wird für Sie brauchbar und von manchem Intereſſe ſeyn.

Ich bin ſehr beſchäftigt mit der Herausgabe der nachgelaſſenen Werke Goethes wovon die erſten 5 Bände in wenig Monaten erſcheinen. Dieſe erſte Lieferung wird enthalten:

1. Den zweyten Theil des Fauſt.
2. Erſtes Manuſcript v. Götz v. Berlichingen.
3. Schweizer Reiſe von 1797.
4. Ueber Kunſt.
5. Theater und Deutſche Literatur.

In die zweyte Lieferung welche Oſtern erſcheint wird kommen:

6. Ausländiſche Literatur.
7. Gedichte.
8. Aus meinem Leben (die Zeit von 1775).

9. Verschiedene einzelne Sachen.
10. Allgemeines über Natur.

Dann die 3te. Lieferung welche Michaeli 1833 erscheint wird alle naturwissenschaftlichen Werke enthalten, wodurch denn auch die Farbenlehre sich nach England verbreiten wird.

Ich bin nun mit der Redaction dieser bedeutenden Schriften Tag und Nacht beschäftigt, und habe keinen anderen Gedanken als dieses so gut zu machen als in meinen Kräften steht.

Ist dieses geschehen so werde ich meine Conversationen mit Goethe herausgeben wovon ich hoffentlich einen guten Namen und etwas Geld haben werde.

Stunden an junge Engländer habe ich schon seit zwey Jahren nicht mehr gegeben. Ich hatte bloß den Zweck das unentbehrliche Englisch dabey zu lernen.

Ich zweifle daß ich künftig in Weimar bleiben werde. Wohin ich aber mich wenden soll weiß ich noch nicht.

Mr. Reeve ist zwey Tage hier gewesen. Er ist ein wohlunterrichteter sehr liebenswürdiger junger Mann. Er ist fast die ganze Zeit bey Frau v. Goethe gewesen, denn ich war zu beschäftigt um viel mit ihm zu seyn. Er ist nach München zurückgegangen.

Ein hiesiger berühmter Kupferstecher, Herr Schwerdgeburth, hat vorigen Winter kurz vor Goethes Tode ein Portrait von ihm gemacht das zu den vorzüglichsten gehört die je erschienen. Er sendet Ihnen ein Blatt, das der Abhandlung des Herrn v. Müller beyliegt. Der Künstler hat die Absicht einige hundert Abdrücke von diesem Bilde an den Kunsthändler Ackermann nach London zu senden um

sie an die englischen Freunde Goethes in den drey Königreichen zu verkaufen. Vielleicht haben Sie Gelegenheit durch ein günstiges Wort in öffentlichen Blättern auf dieses Bild aufmerksam zu machen.

Ich hoffe Sie werden von Frau v. Goethe bald einen Brief selber sehen. Ich bitte um meine herzlichen Grüße an Madame Carlyle; und verbleibe, Ihr treu verbundener Freund,

Eckermann.

Am 2. Dezember 1832 schreibt Carlyle an seinen Bruder, Dr. Carlyle, damals in Rom:

„Ich werde jeden Tag ernster, stiller, doch nicht unglücklicher; die ganze Schöpfung wird mir immer göttlicher, das Natürliche immer übernatürlicher. Außer Goethe, der so zu sagen mein naher Nachbar ist, giebt es kein Buch, das mich so anspricht[1]) wie die hebräischen heiligen Schriften, obwohl sie so weit entfernt liegen. Nirgends hat man solchen Ernst der Seele gesehen wie da. Ernst ist das Leben[2]); und ewig bis zuletzt gleicht Seele der Seele. — Da ich von Goethe spreche, muß ich Dir hier erzählen, daß in vergangener Woche, als unsre Mutter und ich durch Sundaywell kamen, uns ein kleines Päckchen übergeben wurde, das sich als von Eckermann aus Weimar kommend erwies. Es machte mich zugleich froh und betrübt. Eine Medaille war darin, nach des Dichters Tode von Bovy geschnitten: Ottilie schickte sie mir. Dann ein Aufsatz, auf crêmefarbenem Papier mit Goldschnitt, über Goethe's practische Wirksamkeit[2]) von einem F. von Müller, einem Weimarer Kunstfreund[2]) und intimstem Freunde des Verstorbenen, mit einer Inschrift von ihm. Endlich das dritte Heft[2]) des sechsten

[1]) C. sagt englisch und deutsch: that speaks to me (mir anspricht).
[2]) In deutscher Sprache.

Bandes von Kunst und Alterthum[1]), welches theilweise in Vorbereitung gewesen war und jetzt nach seinem Tode an's Licht gekommen ist: ein rührender Anblick für mich. Eckermann schrieb mir einen sehr freundlichen Brief, in dem er mir sagt, wie beschäftigt er mit der Redaction der funfzehn Bände der Nachgelassenen Schriften[1]) ist, von denen allen er mir die Titel mittheilt. Es ist dabei ein Band Dichtung und Wahrheit[1]) und der Schluß des Faust. Dies sind die bemerkenswerthesten. Den Aufsatz von Müller, der recht verständig ist, habe ich gelesen; auch in dem Heft[1]) ist einiges Gute; gegen die letzte Seite traf ich auf folgende Worte (die Müller über Goethe sagt[2]): „Unter den jüngern Britten ziehen Bulwer (?) und Carlyle ihn ganz vorzüglich an, und das schöne reine Naturell des letztern, seine ruhige, zartsinnige Auffassungsgabe steigern Goethe's Anerkennung bis zur liebevollsten Zuneigung." Das von der liebevollsten Zuneigung[1]) war mir besonders werth. Ach, und das Alles ist hin![1]) Ottilie verspricht zu schreiben, aber ich denke, sie wird es nicht thun.

II. Eckermann an Carlyle.

Weimar, d. 10n. Novbr. 1833.

Dieses, mein werther Freund, ist nun der dritte Brief den ich Ihnen schreibe, ohne erfahren zu haben, daß irgend etwas in Ihre Hände gekommen ist. Im vorigen Winter ging ein Paket an Sie durch die Herren Parish et Comp. in Hamburg. Wir sendeten Ihnen das letzte Heft von Kunst und Alterthum, nach Goethe's Tode von uns hinterbliebenen Freunden herausgegeben. Auch hatte ich eine

[1]) In deutscher Sprache.

[2]) Die folgende Anführung deutsch (Kunst und Alterthum, 1832, Band VI, Heft 3, S. 640).

sehr bedeutende kleine Schrift beygelegt: Goethe in seiner practischen Wirksamkeit, von Herrn Geheimenrath v. Müller. Da der Verfasser ein langjähriger Freund Goethe's und ihm überdies als Testaments-Vollstrecker Quellen zu Gebote standen woraus kein Anderer schöpfen konnte, so ist jene kleine Schrift voll der bedeutendsten Details; und ich hatte die Hoffnung daß Sie daraus für die literarische Welt in England angenehme Schätze ziehen würden. Auch hatte ich das letzte Portrait von Goethe beygelegt. Wir haben nun keine Nachricht daß dieß alles bey Ihnen angekommen ist; auch scheint es daß Sie meinen Brief vom Anfang des letzten Sommers nicht erhalten haben. Unterdeß sind nun Goethe's Nachgelassene Werke bis zum 10n. Bande erschienen und wir erwarten die letzten 5 in einigen Wochen. Wir möchten Ihnen diese 15 Bände schicken, aber vorher möchten wir erfahren, ob sie nicht vielleicht schon durch den englischen Buchhandel in Ihren Händen sind, und ob die Transportkosten nicht vielleicht mehr betragen als der Preis dieser Werke im englischen Buchhandel.

Heute sende ich Ihnen die Ankündigung und den Vorbericht des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter. Es sind bereits in diesen Tagen die beyden ersten Bände davon erschienen, und ich mache Sie aufmerksam auf dieses höchst bedeutende Werk, das für Sie, wie für alle übrigen Freunde Goethe's in England, von nicht geringem Interesse seyn wird.

Nun möchte ich bald etwas von Ihnen hören, besonders auch was Sie jetzt arbeiten, und ob in dem Laufe des letzten Jahres nicht irgend eine Abhandlung in Bezug auf

Goethe und die deutsche Literatur, in einem der englischen Reviews von Ihnen erschienen ist. Da die vorzüglichsten englischen Journale nach Weimar kommen, so würden Sie hier eifrige Leser finden.

Ich sage die herzlichsten Grüße an Madame Carlyle, und schließe mit dem Wunsch eines baldigen Briefes von Ihnen.

Ihr treuer Freund,

Eckermann.

III.[1]) Carlyle an Eckermann.

Craigenputtoch, Dumfries, 6. May 34.

Mein theurer Eckermann,

Endlich, nach dem langen, stürmischen Winter, erreicht mich vor einigen Tagen Ihre liebe Botschaft vom 10. Nov. 1833, ein langsamer, aber höchst willkommner Empfang. Es ist schmerzlich zu denken wie unsre Correspondenz in der letzten Zeit verunglückt ist: Ihr Brief vom vorigen Sommer gelangte nie hieher, während von mir wenigstens zwey verloren gegangen zu sein scheinen! Mein letzter von Ihnen war das Packet vom Winter des vorigen Jahres, welches, wie ich mich sehr wohl erinnere, mir begegnete (in den Händen eines Landmannes auf seinem Wege zu uns) an einem stürmischen Tage im Thale von Glenetsland (!!) zwischen den Gebirgen. Ich erbrach es eilig, und un-

[1]) Das Original dieses Briefs scheint verloren, es liegt von ihm eine Uebersetzung Eckermanns vor, die hier nach der Publication E. Flügel's in den **Grenzboten**, 1885, III, 562 fg. gegeben wird.

Ein Wetter zieht herbey. Der Donner mehrt
das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Scapine allein.

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle näher, Himmels-Stimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!

Rollet, Donner! Blitze, ſenget!
Was ist über mich verhänget?
Wer verſchloß mich in die Nacht?

Scapin

ſchaut zur Thüre herein.

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben ſchleichen.
Dem Toben hatt' ihn aus dem Bett geſprengt.

ersuchte es trotz dem Winde mit hastigen Blicken. Ich fand darin die Gegenstände die Sie erwähnen: einen Brief von Ihnen, das letzte Heft von Kunst und Alterthum, Herrn v. Müllers interessante Brochüre beydes mit einer höchst freundlichen Inschrift von seiner eignen Hand, endlich Hrn. Schwerdtgeburts Kupferstich, und die Medaille von Frau v. Goethe. Eine dankbare, weitläuftige Antwort verfehlte nicht mit nächstem Posttage von mir abzugehen, und dieses, scheint es, war eine Antwort in die Winde gesprochen. In Wahrheit, Ihr habt der Treue nöthig Ihr meine Freunde in Weimar, woran auch, wie ich zu sehen höchst glücklich bin, es Euch in der That nicht fehlt. Wollen Sie nun, mein theurer Eckermann, nach so langer Zeit sich selber und den Uebrigen alle den Dank sagen den, wie Sie denken können, ich ausdrückte: sagen Sie an Frau v. Goethe, daß ihre Medaille auf unserem Kaminsimse liegt, noch immer in dem Umschlage ihrer Handschrift, in einem kleinen Kästchen von römischem Porphyr (das einst dem Kaiser Nero gehörte) und uns täglich an sie erinnert. Auch ist ihr Versprechen eines Briefes von uns nicht vergessen worden, und wie wir hoffen auch nicht von ihr. Sagen Sie dem Geheimenrath [von Müller] daß ich lese und wieder lese in mehr Sprachen als in einer, seine schätzbare Schrift, und mit wahrem Vergnügen, und daß ich mich reicher durch seine Achtung fühle. Und nun lassen Sie uns hoffen daß nicht wieder eine solche Stockung und Zögerung in unserem Verkehr eintrete, da bloß irdische Entfernung uns trennt. Ja ich komme in diesem Augenblick Ihnen sogar näher, wenn auch nicht sehr viel in physischen Meilen, doch sehr viel in geselliger Bequemlichkeit.

Denn dieſes, mein Freund, iſt wahrſcheinlich der letzte Brief den Sie aus Craigenputtoch erhalten. Wir gehen mit nächſtem Pfingſten nach London und in zwey Tagen, um unſere Vorbereitungen an Ort und Stelle zu machen. Und dort haben wir künftig unſern Wohnſitz. Daß dieß eine große äußere Veränderung iſt werden Sie fühlen aber kaum werden Sie ſich ſagen können wie groß ſie iſt. Aus der ſtillſten tiefſten Einſamkeit dieſer Welt zu dem geräuſchvollſten nie ſchlafenden, unermeßlichſten Babel worauf je die Sonne herabſah! Der Gedanke daran erfüllt mich mit einem dunkeln ungeheuren Vorgefühl, aber der Schritt iſt unvermeidlich, ja offenbar nothwendig. Auch tröſte ich mich oft mit dem auf weiſer Einſicht gegründeten und immer aufs neue wieder anwendbaren Spruch unſers Goethe „Wir betrachten unſere Schüler ſämmtlich als Schwimmer, die von dem Elemente das ſie zu verſchlingen drohte, ſich unerwartet gehoben und getragen fühlen." Wahr, wie wahr! So laßt uns denn ſchwimmen, ſo lange das Leben dauert, in dieſem oder jenem Waſſer, mit mehr Raum oder weniger, und wenn nur die Richtung gut iſt, unſer Geſchick ſegnen. Ich pflegte die Londoner Waſſers Bahn Phlegethon-Fleetditch zu nennen; aber ich finde, daß ſo toll auch der Zuſtand der Literatur wird und geworden iſt, ſie von einem Engländer an keinem andern Orte als London getrieben werden kann. Durch Phlegethon-Fleetditch alſo geht unſre Bahn, und wir wollen ſie mit Gottes Hülfe mit ſo wenig Tadel verfolgen als möglich. Und ſo ſteht denn das alte Stein-Schloß Craigenputtoch hinfort vereinſamt, oder bloß bewohnt von doppelflintigen Moor-Hüner ſchießenden Männern, die nichts von Weimar

wiſſen. Sie müſſen ſich uns alſo künftig in einer ganz andern Umgebung vorſtellen.

Wenn Sie nun zu aller dieſer äußeren Verwickelung noch hinzunehmen daß ich mich ſeit lange in einer Art von geiſtiger Criſis befunden habe, von welchem Zuſtande Sie ohne Zweifel aus eigner Erfahrung wiſſen werden, wie ſchrecklich es iſt eher zu reden als ſein Ausgang ſich entwickelt hat, ſo werden Sie es natürlich finden daß ich in dieſem Jahre weniger geſchrieben habe als in einem der letzten zehn, und daß ich von dem Geſchriebenen durchaus nichts habe publiciren mögen. Indeſſen wenn der Himmel mir günſtig iſt ſo werde ich noch eins und das andre zu ſagen haben. Mit der deutſchen Literatur insbeſondere habe ich ſogut wie gar keine Berührung gehabt, die wenigen Bücher die bis zu mir gelangt ſind, ſind nichts weiter als Heyne und Börne und dergleichen, von keinem Werth, oder weniger als einem. Mein Goethe dagegen und alles was zu ihm gehört, wird immer größer, je wahrer ich mich ſelber entwickele; doch ſteht er da, wie ich ſagen möchte, als ein beendigter Gegenſtand, als etwas wozu keine Fortſetzung wird gemacht werden, ähnlich einem granitnen Vorgebirge, hoch und heiter, ſich ausſtreckend weit in das wüſte Chaos hinein, aber nicht hindurch. Hindurch ſcheint ſich die Welt einen anderen Weg zu ſuchen, oder alles Ziel nach irgend einem zu verlieren. Mir höchſt bedeutungsvoll! Mit ihm und den Seinigen indeſſen, ſcheint es, daß mein Arbeiten auf dem Felde der deutſchen Literatur vortheilhafter Weiſe ſchließen oder wenigſtens eine Pauſe machen könne. Und was wiederum mein eignes England betrifft, ſo mag mein Beruf in jener Richtung

in so weit es mein Beruf war, als vollkommen erfüllt betrachtet werden. Diene blos dieses zum Zeugniß, daß innerhalb der letzten zwölf Monate wir nicht weniger als drey neue Uebersetzungen des Faust gehabt haben, von denen zu Edinburg zwey an einem und demselbigen Tage publicirt wurden. In der That, das Feuer ist angezündet und es ist Rauch genug und mehr als genug. Hie und da auch eine kleine Flamme, wie in Madame Austins Characteristics of Goethe, welche Sie ohne Zweifel gesehen haben. Alles ist im Gange der Natur gemäß: es wird einst alles Flamme sein und heiteres Licht weswegen wir für jetzt den Rauch heiter begrüßen wollen. „Und du nimm deinen Blasebalg und geh weiter!" Dies ist die eine Seite der geistigen Crisis von der ich sprach: wie sie endigen wird und schon endigt, davon hoffe ich Ihnen einige Merkmale zu geben, wenn es mir gelingen wird in London einige Flicken meiner letzten Versuche zu sammlen, welche letztere Art für eine lange Zeit wahrscheinlich unsre einzige Art der Herausgabe seyn wird: wenigstens meine, so sehr ich sie hasse.

In solcher Stellung gegen meine alten Lieblinge urtheilen Sie nun selbst ob die in Ihrem letzten Schreiben angekündigte Correspondenz von Goethe und Zelter mir wird willkommen sein. Zelter selbst, der tüchtige Mann und Maurer ist eine Figur, auf die ich, nach dem was ich von ihm weiß, mit beinahe kindlicher Liebe blicke. Daß Goethe ihn so geliebt hat ist mir ein abermaliger schöner Beweis von seiner allumfassenden Tüchtigkeit. Das Buch, denke ich, wird schon in England angekommen seyn, aber ich werde dies nicht eher erfahren, als bis ich London gesehen.

Von den nachgelaſſnen Werken beſitze ich keins und habe bloß die erſte Lieferung geſehen, wo ich die Fortſetzung des Fauſt mit mehr Gedanken las als ich bis jetzt habe ausſprechen können. Viel Dank für Ihr gütiges Anerbieten ſie mir zu ſenden. Ich werde mit Freuden das Packet empfangen, was auch ſeine Herſendung koſten mag. Alle die Werke die ich hier habe, ſind ein Geſchenk von ihm, und ich möchte das Ganze von einer Art haben. Doch auf jeden Fall, denke ich, wird die Ueberſendung wenig koſten. Was unſre Adreſſe in London ſeyn wird iſt noch unbeſtimmt; indeſſen wird die von Messrs. Black, Young and Young, Foreign Booksellers, Tavistock Street, Covent Garden, London, mich immer finden und für alles, ausgenommen Poſtbriefe, wahrſcheinlich das Beſte ſeyn. Sie haben einen Agenten in Leipzig (einen gewiſſen Herbig, denke ich, wahrſcheinlich Ihren Weimariſchen Buchhändlern bekannt); einmal in ſeinen Händen wird jedes Packet mich in wenig Wochen erreichen.

Wenn wir in London Anker geworfen haben, ſollen Sie von mir wieder hören. Möge nun dieſer Brief nicht auch verloren gehen!

Wenn Sie bald an mich zu ſchreiben gedenken, welches ich hoffe daß Sie thun werden ſo wird die obige Adreſſe zu brauchen ſein, oder dieſe von Mrs. Austin, 5, Orme Square Bayswater London noch beſſer. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, einzeln und ausführlich worin Sie begriffen ſind und welche Ausſichten ſich Ihnen darbieten. Sollen wir in dem modernen Babel Sie nie von Angeſicht zu Angeſicht ſehen? Es wird dort ein Schlafzimmer und ein herzliches Willkommen für Sie bereit ſeyn. Durch Ihre

Briefe schon glaube ich Sie zu sehen. — Sie sagten mir auch von Gesprächen mit Goethe, die Sie im Begriffe wären zu Papier zu bringen. Falk dächte ich, wäre ein Fehler, beynahe ein Aergerniß; aber das Ihrige wird gewiß eins der interessantesten Bücher die je geschrieben worden. Ist Ihnen unseres Engländers Boswells Leben von Johnson bekannt? Wenn nicht, so lesen Sie es; nicht zehn Bücher des achtzehnten Jahrhunderts sind so schätzbar. Leben Sie wohl mein Freund! Die Dame erwiedert Ihre gütigen Grüße. Denken Sie an mich als den treuesten Ihr[illegible].

T. Carlyl

Nachschrift: London 14. May. Bin glücklich hier angekommen; erwarte unter anderen Dingen Mrs. Jameson hier zu treffen und von ihr viel über Weimar zu hören. Noch kein Haus erhalten. Ora pro nobis.

T. C.

Carlyle's Briefe.

(Englischer Text.)

(I.)

4 MYDDELTON TERRACE, PENTONVILLE,
LONDON, 24th *June* 1824.

PERMIT me, Sir, in soliciting your acceptance of this Translation to return you my sincere thanks for the profit which, in common with many millions, I have derived from the Original.

That you will honour this imperfect copy of your work with a perusal I do not hope: but the thought that some portion of my existence has been connected with that of the Man whose intellect and mind I most admire, is pleasing to my imagination; nor will I neglect the present opportunity of communing with you even in this slight and transitory manner. Four years ago, when I read your *Faust* among the mountains of my native Scotland, I could not but fancy I might one day see you, and pour out before you, as before a Father, the woes and wanderings of a heart whose mysteries you seemed so thoroughly to comprehend, and could so beautifully represent. The hope of meeting you is still among my dreams. Many saints have been expunged from my literary Calendar since I first knew you; but your name still stands there, in characters more bright than ever. That your life may be long, long spared, for the solace and in-

struction of this and future generations, is the earnest prayer of, Sir, your most devoted servant,

THOMAS CARLYLE.

P.S.— As the conveyance is uncertain, a line signifying that you have received this packet would be peculiarly acceptable.

(III.)

EDINBURGH, 21 COMLEY BANK,
15th April 1827.

RESPECTED SIR—It is now above two years since Lord Bentinck's Servant delivered me at London the packet from Weimar, containing your kind Letter and Present; of both which, to say that they were heartily gratifying to me, would be saying little; for I received them and keep them with a regard which can belong to nothing else. To me they are memorials of one whom I never saw, yet whose voice came to me from afar, with counsel and help, in my utmost need. For if I have been delivered from darkness into any measure of light, if I know aught of myself and my duties and destination, it is to the study of your writings more than to any other circumstance that I owe this; it is you more than any other man that I should always thank and reverence with the feeling of a Disciple to his Master, nay of a Son to his spiritual Father. This is no idle compliment, but a heartfelt truth; and humble as it is I feel that the knowledge of such truths must be more pleasing to you than all other glory.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03747/111

The Books, which I here take the liberty to offer you, are the poor product of endeavours, obstructed by sickness and many other causes; and in themselves little worthy of your acceptance: but perhaps they may find some favour for my sake, and interest you likewise as evidences of the progress of German Literature in England. Hitherto it has not been injustice but ignorance that has blinded us in this matter: at all events a different state of things seems approaching; with respect to yourself, it is at hand, or rather has already come. This *Wanderjahre*, which I reckon somewhat better translated than its forerunner, I in many quarters hear deeply, if not loudly, praised; and even the character with which I have prefaced it, appears to excite not objection but partial compliance, or at worst, hesitation and inquiry.

Of the *Lehrjahre* also I am happy to give a much more flattering account than I could have anticipated at first. Above a thousand copies of the Book are already in the hands of the public; loved also, with more or less insight, by all persons of any culture; and, what it has many times interested me to observe, with a degree of estimation determined not less by the intellectual force than by the moral earnestness of the reader. One of its warmest admirers known to me is a lady of rank, and intensely religious.

I may mention further that, some weeks ago, a stranger London bookseller applied to me to translate your *Dichtung und Wahrheit*; a proposal which I have perhaps only postponed, not rejected.

All this warrants me to believe that your name and doctrines will ere long be English as well as

German; and certainly there are few things which I have more satisfaction in contemplating than the fact that to this result my own efforts have contributed; that I have assisted in conquering for you a new province of mental empire; and for my countrymen a new treasure of wisdom which I myself have found so precious. One day, it may be, if there is any gift in me, I shall send you some Work of my own; and along with it, you will deserve far deeper thanks than those of Hilaria to her friendly Artist.

About six months ago I was married: my young wife, who sympathises with me in most things, agrees also in my admiration of you; and would have me, in her name, beg of you to accept this purse, the work, as I can testify, of dainty fingers and true love; that so something, which she had handled and which had been hers, might be in your hands and be yours. In this little point I have engaged that you would gratify her. She knows you in your own language; and her first criticism was the following, expressed with some surprise: "This Goethe is a greater genius than Schiller, though he does not make me cry!" A better judgment than many which have been pronounced with more formality.

May I hope to hear, by Post, that this packet has arrived safely, and that health and blessings are still continued to you? *Frey ist das Herz, doch ist der Fuss gebunden.* My wishes are joined with those of the world that you may be long spared to see good, and do good.—I am ever, Respected Sir, your humble servant and thankful Scholar,

THOMAS CARLYLE.

If you stand in any relation with Mr. Tieck, it would give me pleasure to assure him of my esteem. Except him and Richter, who has left us, there is no other of these Novelists, whom I ought not to beg your pardon for placing you beside, even as their King.

(VI.)

CARLYLE to GOETHE.

EDINBURGH, 21 COMLEY BANK,
20th August 1827.

DEAR AND HONOURED SIR — I have now the pleasure of signifying that your kind purpose has been accomplished. Your note of the 17th May reached us in two weeks, by the Post; and the much-longed-for Packet, which it had warned us to expect, has at length, duly forwarded and announced by Messrs. Parish and Co. of Hamburg, arrived here in safety, on the ninth of this month.

If the best return for such gifts is the delight they are enjoyed with, I may say that you are not unrepaid; for no Royal present could have gratified us more. These books with their Inscriptions, the Autographs and tasteful ornaments, will be precious in other generations than ours. Of the Necklace in particular I am bound to mention that it is reposited among the most valued jewels, and set apart "for great occasions" as an *ernste Zierde*, fit only to be worn before Poets and intellectual men. Accept our heartiest thanks for such friendly memorials of a relation,

which, faint as it is, we must always regard as the most estimable of our life.

This little drawing-room may now be said to be full of you. My translations from your Works already stood, in fair binding, in the Book-case, and portraits of you lay in portfolios; during our late absence in the country, some good genius, to prepare a happy surprise for us, had hung up, in the best framing and light, a larger picture of you, which we understand to be the best resemblance: and now your Medals lie on the mantelpiece; your books, in their silk paper covers, have displaced even Tasso's *Gerusalemme;* and from more secret recesses your handwriting can be exhibited to favoured friends. It is thus that good men may raise for themselves a little sanctuary in houses and hearts that lie far away. The tolerance, the kindness with which you treat my labours in German literature, must not mislead me into vanity; but encourage me to new effort in appropriating what is Beautiful and True, wheresoever and howsoever it is to be found. If "love" does indeed "help to perfect knowledge," I may hope in time coming to gain better insight both into Schiller and his Friend; for the love of such men lies deep in the heart, and wedded to all that is worthy there.

For your ideas on the tendency of modern poetry to promote a freer spiritual intercourse among nations, I must also thank you: so far as I have yet seized their full import, they command my entire assent; nay, perhaps express for me much which I might otherwise have wanted words for. When I try to convert these written observations "into a Dialogue," it is as

if one of the *Three* were speaking; and speaking not *to* the world but *for* it, to me in particular. *Helena*, also, in that beautiful new edition of your poems, I have not failed to read; a bright mystic vision, with its Classic earnestness and Gothic splendour; but I must read it again and again before its whole manifold significance become clear to me. Could mere human prayers avail against an æsthetic necessity, Faust were surely made triumphant both over the Fiend and himself, and this by the readiest means; the one would go to Heaven, and the other back to his native Pit: for there is no tragic hero whom one pities more deeply than Faust.

You are kind enough to inquire about my bygone life. With what readiness could I speak to you of it, how often have I longed to pour out the whole history before you! As it is, your Works have been a mirror to me; unasked and unhoped-for, your wisdom has counselled me; and so peace and health of Soul have visited me from afar. For I was once an Unbeliever, not in Religion only, but in all the Mercy and Beauty of which it is the Symbol; storm-tossed in my own imaginations; a man divided from men; exasperated, wretched, driven almost to despair; so that Faust's wild *curse* seemed the only fit greeting for human life; and his passionate *Fluch vor allen der Geduld!* was spoken from my very inmost heart. But now, thank Heaven, all this is altered: without change of external circumstances, solely by the new light which rose upon me, I attained to new thoughts, and a composure which I should once have considered as impossible. And now, under happier omens, though

the bodily health which I lost in these struggles has never been and may never be restored to me, I look forward with cheerfulness to a life spent in Literature, with such fortune and such strength as may be granted me; hoping little and fearing little from the world; having learned that what I once called Happiness is not only not to be attained on Earth, but not even to be desired. No wonder I should love the wise and worthy men by whose instructions so blessed a result has been brought about. For these men, too, there can be no reward like that consciousness that in distant countries and times the hearts of their fellow-men will yearn towards them with gratitude and veneration, and those that are wandering in darkness turn towards them as to loadstars guiding into a secure home.

I shall still hope to hear from you, and again to write to you, and always acknowledge you as my Teacher and Benefactor. May all good be long continued to you, for your own sake and that of Mankind!

With the truest reverence I subscribe myself, worthy Sir, your grateful Friend and Servant,

THOMAS CARLYLE.

[In Mrs. Carlyle's hand.]

My heartfelt thanks to the Poet for his graceful gift, which I prize more than a necklace of diamonds and kiss with truest regard.

J. W. CARLYLE.

(IX.)

EDINBURGH, 21 COMLEY BANK,
17th January 1828.

RESPECTED SIR—In addition to the valued marks of your regard already conferred on me, I have now to solicit a favour of a more practical, and as I may justly fear, of a more questionable nature. If the liberty I take is too great, let me hope that I shall find in your goodness an excuse.

I am at present a candidate for the Professorship of Moral Philosophy in our ancient Scottish University of St. Andrews; a situation of considerable emolument and respectability, in which certain of my friends flatter me that I might be useful to myself and others. The Electors to the Office are the Principal and actual Professors of the College; who promise in this instance, contrary indeed to their too frequent practice, to be guided solely by grounds of a public sort; preferring that applicant who shall, by reference perhaps to his previous literary performances, or by Testimonials from men of established note, approve himself the ablest. The qualifications required, or at least expected, are not so much any profound scientific acquaintance with Philosophy properly so called, as a general character for intelligence, integrity, and literary attainment; all proofs of talent and spiritual worth of any kind being more or less available. To the Electors personally I am altogether a stranger.

Of my fitness for this, or any other office, it is indeed little that I can expect you to know. Nevertheless, if you have traced in me any sense for what

is True and Good, and any symptom, however faint, that I may realise in my own literary life some fraction of what I love and reverence in that of my Instructors, you will not hesitate to say so; and a word from you may go further than many words from another. There is also a second reason why I ask this favour of you: the wish to feel myself connected by still more and still kinder ties with a man to whom I must reckon it among the pleasures of my existence that I stand in any relation whatever. For the rest, let me assure you that good or ill success in this canvass is little likely to affect my equanimity unduly; I have studied and lived to little purpose, if I have not, at the age of two-and-thirty, learned in some degree "to seek for that consistency and sequence within myself, which external events will for ever refuse me." I need only add, on this subject, that the form of such a document as I solicit is altogether unimportant; that of a general Certificate or Testimonial, not specially addressed at all, being as common as any other.

The main purpose of my letter is thus accomplished; but I cannot conclude without expressing my satisfaction at the good news we continue to hear from Weimar, and the interest which all of us feel in your present so important avocations. By returning travellers and Friends resident in Germany we often get some tidings of you. A younger Brother of mine, at present studying Medicine and Philosophy in München, has the honour of an acquaintance with your correspond[illegible] Dr. Sulpiz Boisserée; through whose means I ha[illegible] just learned that you proceed with un-

abated diligence in the correction of your Works: and what especially contents me, that we are soon to expect some further improvement, perhaps enlargement of the *Wanderjahre*; and at all events a Second Part of *Faust*. In the *Wanderjahre*, so choice a piece of composition does it seem to me, I confess I see not well what improvements are to be made: so beautiful, so soft, and gracefully expressive an embodiment of all that is finest in the Philosophy of Art and Life, has almost assumed the aspect of perfection in my thoughts; every word has meaning to me; there are sentences which I could write in letters of gold. Enlargement, indeed, I could desire without limit: and yet the work, as it stands, has the singular character of a *completed fragment*, so lightly yet so cunningly is it joined together, and then the concluding chapter, with its *Bleibe nicht am Boden haften*, as it were, scatters us all into infinite space; and leaves the work lying like some fair landscape of an unknown wondrous region, bounded on this side with bright clouds, or melting on that into the vacant azure! May I ask if there *is* any hope that these clouds will roll away, and show us the undiscovered country that lies beneath them? Of Faust I am taught to expect with confidence, not only a continuation but a completion, and share in the general curiosity of Europe to see what it is.

Will you pardon me for speaking so freely of what I know so slightly? I may well feel an interest in your labours such as few do. My wife unites with me, as in all honest things, so in this, in warmest regards to you and yours. Nay, your Ottilie is not

unknown to her; with the sharp sight of female criticism she had already detected a lady's hand in the tasteful arrangement of that Packet, not yet understanding to whom it might be due. Will Ottilie von Goethe accept the friendly and respectful compliments of Jane Welsh Carlyle, who hopes one day to know her better? For it is among our settled wishes, I might almost say projects, some time to see Germany, and its Art and Artists, and the man who more than any other has made it dear and honourable to us. We even paint out to ourselves the too hollow day-dream of spending next winter, or if this Election prosper, the summer which will follow it, in Weimar! Alas, that Space cannot be contracted nor Time lengthened out, and so many must not meet, whose meeting could have been desired! Meanwhile we will continue hoping; and pray that, seen or unseen, all good may ever abide with you.

Trusting soon to have the honour of a letter, I remain, Respected Sir, yours with affectionate reverence,

THOMAS CARLYLE.

(XII.)

EDINBURGH, 21 COMLEY BANK.
18th April 1828.

RESPECTED SIR — Your letter of the 1st. January reached me in due course of Post; awakening the gladdest anticipations, which, however, there was little hope of soon seeing fulfilled; for, owing to the state of the Elbe, our Hamburg Shippers seldom sail

Nichts wird der Furcht und dem Entsetzen
gleichen;
Ein schwer Gericht ist über ihn verhängt!

Scapin ab. Scapine horcht und zieht sich in die hintere Thüre zurück.

Doctor

mit einer Laterne.

Still' ist es, stille!
Stille so stille!
Regt sich doch kein Mäuschen,
Rührt sich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt sich doch und rühret sich doch
nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der so tobte und schlug?
Still' ist es, stille!

in winter; and, in this case, no vessel was to be expected till the beginning of the present month. A second letter, enclosing the Certificate I had requested from you, found me, some ten days ago, in the country: and last week, after my return hither, the so long wished-for *Box* did at length actually arrive, with all its contents in perfect entireness and safety. It is now my duty and privilege to acknowledge so many favours, yet with regret that I have done and can do so little to deserve them. Our best thanks are heartily yours: and with this may all be understood that could not in many words be expressed; for feelings of such a sort are at no time capable of being rightly translated into speech. To give glad hours to those that love us, though "over the sea" must be truest happiness; and here surely it is yours.

To Sir Walter Scott, who is at present in London, I have already written; announcing so delightful a message; and even transcribing for him what you say of his *Life of Napoleon:* a friendly criticism which, from such a quarter, must gratify him highly, contrasted as it is with the frequent censure he has had to suffer on this head, both from foreign and domestic readers. Already we have even a second *Life of Napoleon*, also by a man of talent, where an altogether opposite spirit prevails; and which, if I may judge from appearances, must have been considerably applauded. Ere long, I expect to see Sir Walter, and present him your Medals in person. I know not whether you are aware that he too is a reader of German, nay, that at the entrance of his

literary life, he translated your *Götz von Berlichingen*, to which circumstance many of his critics attribute no small influence on his subsequent poetical procedure. The other four Medals I shall also endeavour, not rashly but worthily, to dispose of. One, I already think of bestowing on Mr. Lockhart, Sir Walter Scott's son-in-law, whose love of German literature, and debts to you in particular, he has omitted no opportunity of acknowledging.

And here I must not forbear to mention that Mr. Lockhart certainly did ***not*** *write* that Essay on the "State of German Literature" in the *Edinburgh Review;* as indeed he has never written aught in that Journal, and could not well write aught, being Editor of the *Quarterly Review*, a work directly opposed to it, and Organ of the Tory party, as that other is of the Whig or Liberal. If you have not already forgotten our dim notions on the "State of German Literature", it must gratify me much to say that they are in this instance due to myself. The Editor of the *Edinburgh Review*, who himself wrote the critique on *Wilhelm Meister*, and many years ago admitted a worthless enough Paper on your *Dichtung und Wahrheit*, is thought hereby to have virtually recanted his confession of faith with regard to German Literature; and great is the amazement and even consternation of many an "*old Stager*" over most of whom this man has long reigned with a soft, yet almost despotic sway. Let it not surprise you if I give one of your medals even to him; for he also is a "well-wisher," as one good man must always be to another, however distance and want of right knowledge may,

for a time, have warped his perceptions, and caused him to assume a cold or even unfriendly aspect.

On the whole, our study and love of German Literature seem to be rapidly progressive: in my time, that is, within the last six years, I should almost say that the readers of your language have increased tenfold; and with the readers the admirers; for with all minds of any endowment, these two titles, in the present state of matters, are synonymous. In proof of this, moreover, we can now refer not to one, but to two Foreign Journals, published in London, and eagerly, if not always wisely, looking towards Germany: the *Foreign Quarterly Review*, and the *Foreign Review*, with the last of which I, too, have formed some connection. No. I. contained a sketch of your unhappy *Zacharias Werner* from my hand; and here since I began writing has No. II. arrived, with a long paper in it, from the same unworthy quarter, on the Interlude *Helena*, with the promise of a still longer one, by the next opportunity, on your Works and character in general! Nor am I without hope that these criticisms, set forth with the best light and convictions I had, may meet with a certain tolerance from you. It is not altogether, yet it is in some degree, with mind as with matter in this respect: where the humblest pool, so it be but at rest within itself, may reflect faithfully the image even of the sun. For the rest, there must be more *Menæchmi* among us than was supposed; seeing no one of those three Papers, mentioned in your letter, was by me, and no two of them by the same person. That Article on *Hoffmann* was written by Sir Walter Scott,

the two others by young men of this City, one of them Editor of the Work; the other (Schulze's critic), a translator of *Wallenstein*, and my acquaintance. A worthless bookseller-dispute, now terminated, gave rise to this division into two *Reviews*, which therefore to a certain extent, at least in the eyes of their publishers, appear as rivals; though among the Editors and writers there seems to be no quarrel; and our English readers, deriving only benefit from this competition, view it with indifference or even satisfaction.

But I must not neglect to speak of Mr. Des Voeux's "Translation" of your *Tasso*, concerning which you honour me by asking my opinion. Sorry am I to be forced unequivocally to call it trivial, nay altogether unworthy. No English reader can here obtain any image of that beautiful Drama, or, at best, such an image as the rugged, bald and meagre school versions of *Homer*, may give him of the *Iliad*.

More than once I had to turn to the original even for the meaning; nay, in some instances the Author himself seems not to have known it; for, *ich soll* (p. 69) is rendered by *I will*, thus expressing a *purpose* instead of an *obligation*; and (p. 78) *erreicht* is mistaken for *darreicht* and translated, not *attains* but *presents;* to say nothing of *wacker*, everywhere translated by *valiant*, which means only *kühn;* and *klug* by *shrewd* (properly: scharf, scharfsinnig); Faun (p. 60) by fawn (*Rehkalb*, probably a misprint), and (p. 77) *meine Hand! Schlag ein!* by *my hand to shake*, literally and properly; *hier ist meine Hand — zu schütteln!* Instead of general observations I once

thought of drawing your attention to some single passage; for example, to Antonio's truly graceful character of Ariosto, in Act I., to show in detail how the fine spirit has evaporated in the transfusion, and nothing remains to us but such a *caput mortuum* as "source of love or child of glory," "talent's power," "spirit forms and yet in person;" and worst of all "in *juggle* FORMED by sportive Cupid," which indeed is a *ne plus ultra* both in sense and expression. But I have already occupied you too long with such a matter, concerning which nothing but your request could have authorised me to say one word. In short, this translation is like our common translations from the German works; which no reader of that language ever willingly looks into; passable, or at least only mildly condemnable, when they deal with Kotzebues and Hoffmanns; but altogether *sacrilegious* when they fix on *Fausts* and *Tassos*.

The *Kunst und Alterthum*, already known to me in part, I purpose to read and study from beginning to end: much surely there will be, profitable to myself; and perhaps, as you anticipate, through me "to my nation." Neither shall I ever cease to value this your *Testimonial*, which I keep as a prouder document than any patent from the Heralds' College. On some future occasion it may avail me; though for the present it was too late, and yet indeed early enough, because not even this, or any other earthly proof of mere *merit*, could have made it terminate differently.

But enough for once! I shall again and still again hope to hear from so honoured a Friend;

being now and ever most heartily and gratefully yours,

T. CARLYLE.

P.S. — A Captain Skinner called here lately with your card, and delighted us by singing *Kennst du das Land* in a style which might almost have done honour to the Meister's *Artist* on the Lago Maggiore. My wife often plays it for me on the Pianoforte. No. II. of the *Foreign Review*, which arrived here to-day, will reach you in Weimar, as I hope, in a few days after this letter. Your next letter will find me, if directed thus: Thomas Carlyle, Esq., of Craigenputtock, Dumfries, Scotland; for after Whitsuntide (the 26th of May) we go to reside permanently on that little property of ours, among the Mountains, seventy miles to the South of Edinburgh. The 74th Regiment is not here at present: yet Mr. Wolley may be found, if in it, elsewhere, and is already written to.

(XIII.) — Mrs. CARLYLE to GOETHE.

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
10th June 1828.

RESPECTED SIR — The Bearer of this is Mr. May, a Merchant of Glasgow, and my esteemed acquaintance; who, in passing through Weimar, wishes, as he says himself, to see with his own eyes "the first man of the age". I embrace the opportunity of sending you by him, in my own and my Husband's name, the continued assurance of our affection and grateful

regard; and am ever, with the truest sentiments, your Scholar and Admirer,

JANE W. CARLYLE.

(XVIII.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES.
25th September 1828.

DEAR AND HONOURED SIR—A pleasing duty, which has long lain before me, need not now be put off any longer. Both your Packets are at length in my hands; the Post-letter, enclosing Dr. Eckermann's, has been here since the end of June; the Book-Parcel, by way of Hamburg and Leith, since last night; when our servant, due notice from Messrs. Parish's Agent being given, brought it up with him from Dumfries. All was in perfect safety, Books, Music, Manuscript; and certainly a singular and most welcome appearance in this our remote home, where, it would still seem, we are not *toto divisi orbe*, but in kind relation with what we reckon highest and best there. Herr Zelter's melodies are to be proved to-night on the Pianoforte; and *The Poet*, as Vogel has drawn him, will look down on us, while we listen, with a friendly monition that if Yesterday and To-day have been spent in wise activity, we "may also hope for a Morrow which shall not be less happy". In a few hours, too, I purpose to enjoy this Second Part of *Faust*; and explore what further novelty these estimable volumes contain.

One dainty little article I already notice in the *Kunst und Alterthum*: your translation of our ancient

Scottish "Schwank" as Hans Sachs would call it, *Get up and bar the door!* The manuscript version I have often read; and not without a smile that I should hear, in a strange tongue, the old rough rhymes of my childhood so faithfully rendered back by the Author of *Mignon* and *Iphigenie*. As you are curious in Popular Poetry, I might mention that Scotland is very rich in such things; old, quaint, rugged songs and verses written with a sly humour, a sly meaning, which still, as we think, characterises the national mind. Some of these pieces have even Royal Authors: there is *The Wife of Auchtermuchty*, a far homelier piece than yours, and of a similar character, which one of our Jameses is said to have written; as another of them did undoubtedly compose our *Christ's Kirk on the Green*, a fragment full of a still more genial humour. But of all this at some other time.

For the present, I should thank you again, had I words, for this new testimony of your friendliness. Doubtless it does seem wonderful to us that you and yours, occupied with so many great concerns in which the whole world is interested, should find any time to take thought of us who live so far out of your sphere and can have so little influence, reciprocally, on aught that pertains to you. But such is the nature of this strangely complected universe, that *all* men are linked together, and the greatest will come into connection with the least. Neither, though it is a fine tie, do I reckon it a weak one, that unites me to you. When I look back on my past life, it seems as if you, a man of foreign speech, whom I have never

seen, and, alas, shall perhaps never see, had been my chief Benefactor; nay, I may say the only real Benefactor I ever met with; inasmuch as wisdom is the *only* real good, the only blessing which cannot be perverted, which blesses both him that gives and him that takes. In trying bereavements, when old friends are snatched away from you, it must be a consolation to think that neither in this age, nor in any other can you ever be left *alone*; but that wherever men seek Truth, spiritual Clearness and Beauty, there *you* have brothers and children. I pray Heaven that you may long, long be spared to see good and do good in this world: without you, existing Literature, even that of Germany, so far as I can discern it, were but a poor matter; and without one man, whom other men might judge clearly and yet view with any true reverence. Nevertheless the good seed that is sown cannot be trodden down, or altogether choked with tares; and surely it is the highest of all privileges to sow this seed, to have sown it: nay, it is privilege enough if we have hands to reap it, and eyes to see it growing!

But I must refrain myself here; one small sheet will not hold everything; and I have business matters to speak of. Sir Walter Scott has received your *Medals* several months ago, not through me directly, for he had not returned to Edinburgh when I left it; but through Mr. Jeffrey, our grand "British Critic", to whom, as I learn, Sir Walter expressed himself properly sensible of such an honour "from one of his Masters in Art". The other medals have all been distributed, except one, which I still hesitate whether

to send to Mr. Lockhart, or to Mr. Taylor of Norwich, who is at present publishing *Specimens of German Poetry*, is a man of learning, and long ago gave a version of your *Iphigenie* which, on report, I understand to be of a superior sort. Further, at your request, I must mention that the Translator of *Wallenstein* is George Moir, a young Edinburgh advocate, who cultivates Literature in conjunction with Jurisprudence, and promises to do well in both, being a person of clear faculty, and though young, without any marked deficiency or redundancy either in talent or temper. He is a man of very small bodily stature; from which cause, perhaps in part, I used to regard him rather with a sort of fondness than of pure equal friendship: he seemed to me a little polished crystal, nearly colourless for the present, but in which, at some hour, the Sun might come to be refracted and reflected in a fine play of tints. — As to the *Foreign Review*, you may by this time have seen a long Paper entitled, "Goethe", which appears in No. III., and for which I can only ask your pardon, knowing too well that it is a poor enough affair. A far poorer one on *Heyne* is to come out shortly in No. IV., after which I know not what, or whether anything from me, is to follow; though Jean Paul, Novalis, Tieck, nay, Lessing and Klopstock are all still lying before me. The only thing of any moment I have written since I came hither is an Essay on *Burns*, for the next number of the *Edinburgh Review*, which, I suppose, will be published in a few weeks. Perhaps you have never heard of this *Burns*, and yet he was a man of the most decisive genius; but born in the rank of a

Scapine

inwendig ganz leiſe, kaum vernehmlich.

Ach!

Doctor.

Hä?

Scapine

mit verſtärkter Stimme, doch immer leiſe.

Ach!

Doctor.

Was war das?

Scapine

lauter.

Weh!

Doctor

an der Vorderſeite niederfallend.

O weh!

Scapine

immer inwendig leiſe und geiſtermäßig.

Ach! zu früh
Trugen ſie
Mich in's Grab,
In's kühle Grab.

Peasant, and miserably wasted away by the complexities of his strange situation; so that all he effected was comparatively a trifle, and he died before middle age. We English, especially we Scotch, love Burns more than any other Poet we have had for centuries. It has often struck me to remark that he was born a few months only before Schiller, in the year 1759; and that neither of these two men, of whom I reckon Burns perhaps naturally even the greater, ever heard the other's name; but that they shone as stars in opposite hemispheres, the little Atmosphere of the Earth intercepting their mutual light.

You inquire with such affection touching our present abode and employments, that I must say some words on that subject, while I have still space. Dumfries is a pretty town, of some 15,000 inhabitants; the Commercial and Judicial Metropolis of a considerable district on the Scottish border. Our dwelling-place is not in it, but fifteen miles (two hours' riding) to the north-west of it, among the Granite Mountains and black moors which stretch westward through Galloway almost to the Irish Sea. This is, as it were, a green oasis in that desert of heath and rock; a piece of ploughed and partially sheltered and ornamented ground, where corn ripens and trees yield umbrage, though encircled on all hands by moorfowl and only the hardiest breeds of sheep. Here, by dint of great endeavour we have pargetted and garnished for ourselves a clean substantial dwelling; and settled down in defect of any Professional or other Official appointment, to cultivate Literature, on our own resources, by way of occupation, and roses

and garden shrubs, and if possible health and a peaceable temper of mind to forward it. The roses are indeed still mostly to plant; but they already blossom in Hope; and we have two swift horses, which, with the mountain air, are better than all physicians for sick nerves. That exercise, which I am very fond of, is almost my sole amusement; for this is one of the most solitary spots in Britain, being six miles from *any* individual of the formally visiting class. It might have suited Rousseau almost as well as his Island of St. Pierre; indeed I find that most of my city friends impute to me a motive similar to his in coming hither, and predict no good from it. But I came hither purely for this one reason: that I might not have to write for bread, might not be tempted to tell lies for money. This space of Earth is our own, and we can live in it and write and think as seems best to us, though Zoilus himself should become king of letters. And as to its solitude, a mail-coach will any day transport us to Edinburgh, which is our British Weimar. Nay, even at this time, I have a whole horse-load of French, German, American, English Reviews and Journals, were they of any worth, encumbering the tables of my little library. Moreover, from any of our heights I can discern a Hill, a day's journey to the eastward, where Agricola with his Romans has left a camp; at the foot of which I was born, where my Father and Mother are still living to love me. Time, therefore, must be left to try: but if I sink into folly, myself and not my situation will be to blame. Nevertheless I have many doubts about my future literary activity; on all which, how gladly

would I take *your* counsel! Surely, you will write to me again, and ere long; that I may still feel myself united to you. Our best prayers for all good to you and yours are ever with you! Farewell!

T. CARLYLE.

Jane unites with me in affectionate respects to your Ottilie, whom, in many a day-dream, she and I still hope to see and know in her Father's circle. A Brother of mine will perhaps see you in winter or spring on his way form München.

Dr. Eckermann's friendly and very flattering Letter deserved a speedier reply, and shall not long want a reply, though now a late one. He is known to me by his writings and by report, as an able and amiable man; for whose acquaintance I should heartily thank you. Meanwhile be pleased to assure him of my regard, and purpose to express it directly. Many avocations must till now be my excuse. —

Leith is still a safe place of transit for German Packages. We are but eighty miles from it; and the Messrs. Parish seem to be the most courteous of *Expeditors*.

(XXII.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
3d November 1829.

DEAR AND HONOURED SIR — I must no longer postpone acknowledging these welcome messages from Weimar: your Letter, which reached us early in September; and the Packet therein announced, which

duly followed it, about four weeks ago. Both, with all their much-valued contents, arrived in perfect safety and entireness; giving curious proof of the complete arrangements for transport in these times, whereby the most delicate article can penetrate through unknown nations, tumultuous cities, and over wild seas, from the heart of the Continent, even into these deserts; and what is stranger still, how a voice of affection from the mind we honour most in this age can convey itself into minds that lie, in every sense, so far divided from it. Six years ago, I should have reckoned the possibility of a Letter, of a Present from Goethe to *me*, little less wondrous and dreamlike than from Shakespeare or Homer. Yet so it is: the man to whom I owe more than to any other—namely, some measure of spiritual Light and Freedom—is no longer a mere "airy tongue" to me, but a Living Man, with feelings which, in many kindest ways, reply and correspond to my own! Let me pray only that it may long continue; and if the Scholar cannot meet with his Teacher, face to face, in this world, may some higher perennial meeting, amid inconceivable environments, be appointed them in another!

But, descending from these lofty possibilities, accept my best gratitude for your friendly feelings, so often and gracefully manifested towards me, which, in this prose Earth, were precious, coming even from the commonest man. To you, our best return is to profit more and more by the good you have done us, to appropriate and practise more and more that high wisdom which we, with the whole world, have to learn from you.

My wife bids me say that she intends to read your entire Works this winter; so that, any evening, when the candles are lit, you can fancy a fair Friend assiduously studying you "far over the sea"; one little light and living point, amid the boundless Solitude and Night. She finished the *Wahlverwandtschaften* very lately, with high admiration, and a sorrow for poor Ottilie, which, she admits, expressed itself in "streams of tears". Shallow censurers of the morality of the work, who are not altogether wanting here, she withstands with true female zeal.

To your own living Ottilie, she requests me, however, to present her best thanks for that beautiful gift: it hangs in our drawing-room, admired by all for its workmanship, and to us far more precious for the hand and the household of which it is an hourly memorial. The fair Artist, as I understand, is ere long to be thanked more specially, and in due form, by the receiver herself.

With my own share of the packet I feel not less contented. Especially glad was I to find my old favourite the *Wanderjahre* so considerably enlarged: the new portions of the Book it was my very first business to read, and I can already discover no little matter for reflection in that wonderful *Makarie*, and the many other extensions, and new tendencies which that most beautiful of all fragments has hereby acquired. The *Briefwechsel* I have also read; and must soon read again; purposing to make it the handle for an essay on Schiller in the *Foreign Review*. I particularly admired the honourable relation that displays itself between Schiller and his Friend; the

frankness in mutual giving and receiving; the noble effort on both sides: a reverence for foreign excellence is finely united with a modest self-dependence in Schiller, whose simple, high, earnest nature again comes into clear light in this Correspondence. The Proof-sheets of the Translation from my poor *Life of Schiller* affected me with various feelings; among which, regret at the essential triviality of the Original was nowise wanting. I wrote the little book honestly enough, yet under too much constraint: it has not the free flow of a book, but the cold, buckram character of a College-exercise. The Translation, with two or three very unimportant mistakes of meaning, seems excellently done; far better than such a work deserved.

The *Farbenlehre*, which you are so good as offer me, I have never seen and shall thankfully accept and study, having long had a curiosity after it. Natural Philosophy, Optics among the other branches, was for many years my favourite, or rather my exclusive pursuit; a circumstance which I must reckon of no little import, for good and evil, in my intellectual life. The mechanical style in which all these things are treated here, and in France, where my only teachers were, had already begun to sicken me; when other far more pressing investigations of a humane interest altogether detached me from Mathematics, whether pure or applied. I still remember that it was the desire to read *Werner's* Mineralogical Doctrines in the original, that first set me on studying German; where truly I found a mine, far different from any of the Freyberg ones! Nevertheless my

love of Natural Science still subsists, or might easily be resuscitated; and various hints, which I have now and then had, of your method in such inquiries give me hope of great satisfaction in studying it. The *Farbenlehre*, which I think is very imperfectly known, or rather altogether misknown, in England, will be a highly acceptable present.

This Letter is full of mere business details, and yet the most essential of these is still to come. A little packet, chiefly for your Ottilie, is getting ready, and will be sent off one of these days: it is also to contain the Sketches of our house and neighbourhood, such as you required; and will come most probably by the Messrs. Parish of Hamburg, whose courtesy and punctuality in such matters I have often admired. I might mention also that Herr Herbig, Bookseller in Leipzig, is Agent for the Publishers of the *Foreign Review* (Messrs. Black, Young and Young, 2 Tavistock Street, Covent Garden, London), through whom books would reach me, by quick steam conveyance, at all seasons of the year; yet, in truth, I know not whether with equal security, or how your communication with Leipzig may stand.

In regard to my employments and manner of existence, literary and economic, I must not speak here. I am still but an Essayist, and longing more than ever to be a Writer in a far better sense. Meanwhile I do what I may; and cannot complain of wanting audience, stolid as many of my little critics are and must be. I have written on *Voltaire*, on *Novalis*, and was this day correcting proof-sheets of a paper on *Jean Paul*, for the *Foreign Review*. I

have some thoughts of writing a separate book on *Luther*, but whether this winter or not, is undecided.

I delayed, three weeks, writing this Letter, till a proposal (from some London booksellers) of my composing what they call a *History of German Literature*, were either finally agreed upon, or finally abandoned: but as yet neither of the two has happened. In the event of my engaging with such a work, I mean to consult with Dr. Eckermann for help; to whom, for his friendly Letter, I beg that my thanks and best regards may be offered.

All else I reserve till the Packet go. We shall think of you daily, and ever with Love. May all good be with you!

I remain, your grateful Friend,

THOMAS CARLYLE.

(XXIII.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
22d December 1829.

RESPECTED SIR,—The Packet, which I some time ago announced, at length sets out; with true wishes on our part that it may find you happy and busy, and bring kind remembrances of Friends that love you. The *Sketches* of our House and its environment are moderately correct, and may serve the flattering purpose you meant them for; as it is not the beauty of the Amulet, but its mere character as Amulet, that gives it worth. You will like the little pictures no worse, when

I inform you that they are from the pencil of Mr. Moir, the Translator of *Wallenstein*, who paid us a visit in Autumn, and promises to see us again in Spring. In return for his workmanship, I presented him with the last of those four *medals*: to which indeed, on other accounts, as a true admirer of your works he had a good right. He passed through Weimar, last Summer; but unluckily at a time when you were absent: however, he purposes to return ere long, and make new sketches from the Rhine scenery; and hopes, next time, to have better fortune in Weimar.

The portfolio is of my wife's manufacture, who sends you among other love-tokens a lock of her hair; concerning which I am to say that, except to her Husband she never did the like to any man. She begs, however, and hopes, that you will send her, in return, a lock of *your* hair; which she will keep among her most precious possessions, and only leave as a rich legacy, to the worthiest that comes after her. For a heart that honestly loves you, I too hope that you will do so much.

The *Cowper's Poems* you are to accept from me as a New-year's gift, the value of which must lie chiefly in the intention of the giver. Cowper was the last of our Poets of the Old School; a man of pure genius, but limited and ineffectual; as indeed his bodily health was too feeble had there been no other deficiency. He is still a great favourite, especially with the religious classes; and bids fair to survive many a louder competitor for immortality. As his merit, such as it is, appears to be genuine, it will to your eye readily disclose itself.

I have read the *Briefwechsel* a second time with no little satisfaction, and even to-day am sending off an Essay on Schiller, grounded on that Work, for the *Foreign Review*. It will gratify you to learn that a knowledge and appreciation of Foreign, especially of German, Literature, is spreading with increased rapidity over all the domain of the English tongue; so that almost at the Antipodes, in New Holland itself, the wise of your country are by this time preaching their wisdom. I have heard lately that even in Oxford and Cambridge, our two English Universities, which have all along been regarded as the strongholds of Insular pride and prejudice, there is a strange stir in this matter. Your Niebuhr has found an able translator in Cambridge; and in Oxford two or three Germans already find employment as teachers of their language; the new light contained in which may well dazzle certain eyes. Of the benefits that must in the end result from all this no man can be doubtful: let nations, like individuals, but know one another and mutual hatred will give place to mutual helpfulness; and instead of natural enemies, as neighbouring countries are sometimes called, we shall all be natural friends.

That *Historical View of German Literature*, which I mentioned in my last letter, is now almost decided on; and I hope in the course of next year to offer you a copy of some treatise on that subject. My knowledge, I feel too well, is limited enough; but from a British writer, and by British readers, less will be expected. Besides, it is the more recent,

Doctor

immer an der Erde.

Ach sie kommt wieder,
Denn in dem Sacke
Trug sie mein Diener
Schon lange davon.

Scapine

wie oben.

Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut.

Doctor

der sich aufzuheben sucht und wieder hinfällt.

O! wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh sollt' ich sterben,
Frühe vergehen.

and comparatively a brief period that will chiefly interest us.

Were this "Historical View" once off my hands, I still purpose to try something infinitely greater! Alas, alas! the huge formless Chaos is here, but no creative voice to say, "Let there be Light", and make it into a world.

Some time ago we spent three weeks in Edinburgh; warmly welcomed by old friends; and looking not without interest on the current of many-coloured life, which here we may be said rather to listen to than to see. I found the Literary men of that city still active in their vocation; and to me undeservedly kind and courteous: nevertheless, the general tone of their speculation was such as to make me revisit my solitude, when the time came, with little regret. The whole bent of British endeavour, both intellectual and practical, at this time, is towards Utility; a creed which with you has happily had its day, but with us is now first rising into its full maturity. Great controversies and misunderstandings on this matter, are to be expected among us at no distant period.

For the present, you are to figure your two Scottish Friends as embosom'd amid snow and "thick-ribbed ice"; yet secured against grim winter by the glow of bright fires; and often near you in imagination; nay, often thinking the very thoughts which were once yours,—for a little red volume is seldom absent from our parlour. By and by, we still trust to hear that all is well with you: the arrival of a Weimar letter ever makes a day of jubilee here. May all good be with you and yours!

I remain, always your affectionate Friend and Servant,

THOMAS CARLYLE.

Were it convenient, we would beg some similar *Sketch* of your Mansion of Weimar; concerning which I regularly question every Traveller, yet with too little effect.

To Dr. Eckermann I still owe a letter; which I mean ere long to pay, with increased advantage to myself. Please to assure him of my continued regard.

XXIV.—CARLYLE to ECKERMANN.

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
20th March 1830.

MY DEAR SIR—I have long owed myself the pleasure of writing to you, and might be a little puzzled to say why it had been so long. Perhaps my chief reason was that a certain negotiation was in progress, touching some literary work to be undertaken by me, on which I wished to communicate with you; and so have waited, impatiently enough, till in the slow course of bibliopolic arrangements, I saw what turn matters were to take. The business, I believe, is now finally adjusted; indeed, in a state of actual advance; so that on this, as on all other topics, I can now address you without embarrassment.

It is pity that Weimar lay so distant from Scotland; with seas, and wide regions, to us all waste and unpeopled, intervening. No spot on this Globe is for me so significant at present; as indeed it is but for their association with human Worth and Effort that one City is nobler than another, that all cities are not mere stones and mortar. I can understand the long journeys which Lovers of Wisdom were wont to undertake in old days to see with their own eyes some Teacher of Wisdom: all sights in the Earth are poor and meaningless compared with this. We still speculate here on a journey to Weimar, and a winter's residence there; but the way is long, the issue after all but a *luxury*; then foolish little matters still detain us here: thus, though the spirit is willing, the flesh is weak. One still looks for a luckier time; and many a pretty waking dream, though at last it prove but a phantasm, will for years be worth entertaining.

We long much to hear news of you: how your venerable Poet wears his green old age; how his and your labours are prospering. Scarcely any German traveller finds his way hither; so that, except public notices, we are left mostly to hope and guess. Often I look into Stieler's picture, and think the mild deep eyes ought to answer me. But they are only ink on paper, and do not.

About the 1st of last December we despatched a little box for Weimar, containing pencil-sketches of our House and environment, Books, and other trifles, among which, I believe, was something from my wife for Madame: but unluckily the frost set in

directly after, the Elbe became unnavigable; and the Edinburgh shippers gave little hope of the Packet leaving them till Spring. It was directed, as usual, to the care of Messrs. Parish in Hamburg. Pray notify this to *Seiner Excellenz* unless happily it be already in his hands. Of our deep unabated regard and love, I trust he needs no assurance.

I requested the Editor of the *Foreign Review* to forward you some of my lucubrations, which you said you had not seen; nevertheless I am afraid he has neglected it; neither, I can warn you, is the loss very great. I was shocked to learn that poor Müllner was dead: the very post that brought me his version of my *Playwrights* in his *Mitternacht-Blatt*, conveyed also those other tidings that the poor Jester was now "quite chapfallen." Alas, poor Yorick! And why did *I* add another grain to his last load of suffering, already too heavy for him! — Since then I have not cast one other glance at your *Tartarus*; but looked only at the *Elysium*, which is far more profitable.

Of our English Literature at this moment, the two chief features seem to be our increased and increasing attention to the Literature of neighbouring nations; and the universal effort to render all sorts of knowledge *popular*, to accommodate our speculations, both in price and structure, to the largest possible number of readers. In regard to that first peculiarity, you already know of our two *Foreign Reviews*, both of which affect to be prospering; and now further we have a *Foreign Literary Gazette*, published weekly in London, and which, though it

is a mere steam-engine concern, managed by an utter *Dummkopf*, solely for lucre, appears to meet with sale, so great is the curiosity, so boundless is the ignorance of men: *dem Narrenkönig gehört die Welt*, at least all the temporalities thereof. Our zeal for popularising, again, is to be seen on every side of us. To say nothing of our *Societies for the Diffusion of useful Knowledge*, with their sixpenny treatises, really very meritorious, we have, I know not how many *Miscellanies*, *Family Libraries*, *Cabinet Cyclopædias*, and so forth; and these not managed by any literary Gibeonites, but sometimes by the best men we have: Sir Walter Scott, for instance, is publishing a History of Scotland by one of these vehicles; Thomas Moore is to write a History of Ireland for the same work. The other day, I may add, there came a letter to me from a quite new Brotherhood of that sort; earnestly requesting a "Life of Goethe." Knowing my correspondent as a man of some weight and respectability in Literature, I have just answered him that the making of Goethe known to England was a task which any Englishman might be proud of; but that, as for his Biography, the only rational plan, as matters stood, was to take what he had himself seen fit to impart on the subject; and by proper commentary and adaptation, above all, by a suitable version, and not perversion, of what was to be translated, enable an Englishman to read it with the eye of a German. If anything come of this proposal, and what, you shall by and by hear.

But it is more than time that I should say a

word about my *History of German Literature* (if such can be the name of it), the task above alluded to, and which also is to form part of a joint-stock enterprise, the first of a whole series of *Literary Histories*, French, Italian, Spanish, English Literature being all to be depicted in that "Cabinet Library" of theirs. I am to have four volumes, and have thought a good deal about the plan I am to follow. The first volume is to be antiquarian, I think; to treat of the *Nibelungenlied*, the Minnesingers, Mastersingers, and so forth, and may perhaps end with Hans Sachs. The second will probably contain Luther and the Reformation Satirists, with Opitz and his school; down as far as Thomasius, Gottsched, and the Swiss. The last two volumes must be devoted to your modern, indeed recent Literature, which is of all others the most important to us. I need not say how much any counsel of yours would oblige me in regard to this matter, many parts of which are still very dark to me. In particular, can you mention any reasonable Book in which the "New School" is exhibited; what was its history, fairly stated, what its doctrines; what in short was the *meaning* lying at the bottom of that boundless hubbub, which so often perplexes the stranger even yet with its echoes in your Literature? Is Grüber's talk (in his Wieland) about the *Vemeukreig* to be depended on, or is it mostly babble; and is there any other work that will throw light on that singular period? The *Briefwechsel*, two volumes of which I have, is doubtless the most authentic of all documents: but still my understanding of it is far from

sufficient. A few words from you might perhaps save me much groping; neither will you grudge that trouble for me. Might I ask you to mention what you think in general the most remarkable epochs, and circumstances (*Momente*) of German Literature? Indeed nothing that you can write on that subject will be otherwise than welcome to me. But, alas! the sheet is done; and I must so soon say *Lebewohl!* Pray do not linger in writing; your news, too, will seem highly important to us. Lastly, if it be not troublesome: *use the Roman handwriting*; the other is like a thick veil, requiring to be torn off first.

With best wishes, ever faithfully yours,

TH. CARLYLE.

Your German *Philister*, your Adelungs, Nicolais, etc. (of which sort we have plenty in England even now), and what figure their activity specially assumed, are also an object of great curiosity with me. We call them "Utilitarians" here, and they are mostly political, and "Radical," or republican.

My wife directs me to send her kind regards, and continued hope of one day seeing you. Pray employ me, if there is anything here in which I can serve you.

(XXVI.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
23d May 1830.

The Weimar letter, now as ever the most welcome that could arrive here, reached us, in due course, some two weeks ago. We rejoice to learn that you are still well and busy, still gratified with our love for you, and still sending over the Ocean a kind thought to us in our remote home. This fair relation and intercourse with what we have most cause to venerate on Earth seems one of the strangest things in our Life; which, however, is all built on wonder: *Ce que j'admire le plus c'est de* ME VOIR ICI.

I know not whether I should mention the sort of hope which has again arisen of our even seeing you in person one day: that long-cherished project of a visit to Germany now assumes some faint shape of possibility; in which pilgrimage Weimar, the grand Sanctuary, without which indeed *Deutschland* were but as other Lands to us, would nowise be forgotten. But it is better to check such Day-dreams than encourage them; the impediments and counterchances are so many, as Time, which brings Roses, brings also far other products. Happy it is, meanwhile, that whether we ever meet in the body or not, we have already met you in spirit, which union can never be parted, or made of no effect. Here in our Mountain Solitude, you are often an inmate with us; and can whisper wise lessons and pleasant tales in the ear of the Lady herself. She spends many an

evening with you, and has done all winter, greatly to her satisfaction. One of her last performances was the *Deutschen Ausgewanderten*, and that glorious *Mährchen*, a true Universe of Imagination; in regard to the manifold, inexhaustible significance of which (for the female eye guessed a significance under it), I was oftener applied to for exposition than I could give it; and at last, to quiet importunities, was obliged to promise that I would some day write a commentary on it, as on one of the deepest, most poetical things even Goethe had ever written. Nay, looking abroad, I can further reflect with pleasure that thousands of my countrymen, who had need enough of such an acquaintance, are now also beginning to know you: of late years, the voice of Dulness, which was once loud enough on this matter, has been growing feebler and feebler; so that now, so far as I hear, it is altogether silent, and quite a new tone has succeeded it. On the whole, Britain and Germany will not always remain strangers; but rather, like two Sisters that have been long divided by distance and evil tongues, will meet lovingly together, and find that they are near of Kin.

Since you are friendly enough to offer me help and countenance in my endeavours that way, let me lose no time in profiting thereby. In regard to that *History of German Literature*, I need not say, for it is plain by itself, that no word of yours can be other than valuable. Doubtless it were a high favour, could you impart to me any summary of that great subject, in the structure and historical sequence and coherence it has with you: your views, whether from my point

of vision or not, whether contradictory of mine, or confirmatory, could not fail to be instructive. For your guidance in this charitable service, perhaps my best method will be to explain, as clearly as I can here, what plan my Book specially follows, so far as it is yet written, or decidedly shaped in my thoughts.

Volume First, which was finished and sent to press a few days ago, opens with some considerations on the great and growing importance of Literature; the value of Literary commerce with other nations; therefore of Literary Histories, which forward this: then some sketch of the method to be followed in a Literary History of Germany, where so much is yet altogether unknown to us, and only some approximation to a *History* is possible for the present. Next comes a chapter on the old Germans of Tacitus, the Northern Immigrations *(Völkerwanderung)*, and the primitive national character of this People: the chief features of which are Valour *(Tapferkeit)* and meditative Depth; not forgetting, at the same time, our own Saxon origin, and claims, by general brotherhood and in virtue of so many Hengists and Alfreds, to a share in that praise. Then something of the German Traditions; of their Language as the most indestructible of Traditions, whereby Ulfilas and his Bible come to be mentioned: further, of their ancient Superstitions, and still existing *Volksmährchen*, with a little specimen of them. Then of long-written Traditions; of the *Heldenbuch* and *Nibelungen Lied*, with their old environment of Fiction, looked at only from afar: especially a long chapter on the *Nibelungen*, already an object of curiosity here. The last chapter is entitled

Bejammerrt das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach ich muß ſterben,
Ich muß vergehen.
O gäbe der Himmel,
Es wäre ſchon Tag!

Scapine

im weißen Schleyer an die Thüre tretend.

Welch ein Schlaf? Welch Erwachen!
Ein ſchauerlicher Ort, ein traurig Licht!

Sie kommt weiter hervor.

Wie trüb' iſt mir's,
Wie ſchwankt der Fuß,
Wie matt!

Sie erblickt den Alten auf der Erde.

Ihr Götter! welch ein Nachtgeſicht!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Geſpenſt wird mich gewahr —

the *Minnesingers*, and looks back briefly to the time of Charlemagne and forward to that of Rodolf von Hapsburg; endeavouring to delineate the chivalrous spirit of the Swabian Era; and to show that here really was a Poetic Period, though a feeble, simple and *young* one; man being now for the first time inspired with an Infinite Idea, having now for the first time seen that he was a Man. — This is all I have yet brought to paper, and I fear it is worth little.

Next follows what I might denominate a *Didactic Period*, wherein figure *Hugo von Trimberg*, the author of *Reinecke Fuchs*, and *Sebastian Brandt*: it reaches its culmination and rises to a poetical degree under *Luther* und *Hutten*: then again sinks, so far as Literature is concerned, into Theological Disputation, or mere Grammatical and Superficial Refinement, through many a *Thomasius* and *Gottsched*, down to utter unbelief and sensualism, when Poetry, except in accidental tones, foreign in that age, has died away, and become impossible. Of such accidental appearances I might reckon *Opitz* and his School the principal; in whose poetry, however, I can find little inspiration; at best some parallel to that of our own Pope; as *Hoffmannswaldau* and *Lohenstein*, perhaps with far less talent, resemble our Dryden. How this is to be grouped into masses, and presented in full light, I do not yet see clearly: however, I must force it all into the second volume, and leaving *Bodmer* and *Breitinger* to fight out their quarrel with *Altvater Gottsched* as they may, be prepared to begin my third volume with *Lessing* and *Wieland*.

Lessing I could fancy as standing between two

Periods, an earnest Sceptic, struggling to work himself into the Region of Spiritual Truth, and often from some Pisgah-height obtaining brave glimpses of that Promised Land. Wieland, with many a Hagedorn, Rabener, Gellert, co-operate, each in their degree; and so the march proceeds; till under you and Schiller, I should say, a Third grand Period had evolved itself, as yet fairly developed in no other Literature, but full of the richest prospects for all: namely, a period of new Spirituality and Belief; in the midst of old Doubt and Denial; as it were, a new revelation of Nature, and the Freedom and Infinitude of Man, wherein Reverence is again rendered compatible with Knowledge, and Art and Religion are one. This is the Era which chiefly concerns us of England, as of other nations; the rest being chiefly remembrance, but this still present with us. How I am to bring it out will require all consideration. Though the most familiar to me of any other department, I can yet see only that it will fill my last two Volumes, and to good purpose, if I can handle it well; but the divisions, and subordination and co-ordination of such a multiplicity of objects: *the Sorrows of Werther* with the *Kraftmänner*, the Critical Philosophy, the *Xenien* and what not, will occasion no little difficulty; or rather, in the long run, I shall be obliged to stop where means fail, and so to leave much unrepresented, and the rest combined in what order it can get into.

By this long description you will see how matters stand with me, and where a helpful word would most profit. Innumerable questions I could ask; for example, about the *Xenienkrieg*, and your Nicolais and other

Utilitarians with their fortune among you; which sect, though under a British shape, is at this day boisterous enough here; whose downfall, sure to come by and by, it were pleasant to prophesy. But perhaps some outline of your own General Scheme of German Literary History, and the succession of its epochs, would in the limits we are here confined to, prove most available. It is almost shameful to occupy your time with poor work of mine: otherwise, as I said, no word that you could speak on this matter could be useless. We expect, not without impatience, that promised Packet, in which so many interesting matters and kind memorials are to lie for us. My wife unites with me in friendliest wishes to you and yours. May the Summer which is now, after the wild snow-months, opening its blossoms, even in these mountains, find you happy, and leave you happy! Friends you will have in many countries and in many centuries: few men have been permitted to finish such a task as yours. — Believe me ever, affectionately your Scholar and Servant,

THOMAS CARLYLE.

(XXVIII.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
31st August 1830.

DEAR AND HONOURED SIR — A letter, which, as you expected, was welcomed by us on a bright June day; and some six weeks afterwards, a Packet containing Books and other Valuables, the whole of

which arrived in perfect order,—are two new kindnesses on your part which still remain to be acknowledged. This grateful duty I have delayed till now, as I wished, before writing, to have something definite to say about the bibliopolic fate of that *History of German Literature*, in which you are pleased to take an interest, and over the Publication of which an evil star had for some time, though as yet with uncertain aspects, appeared to rule. That projected Series of Literary Histories has fallen to the ground, no proper hands, for most departments of it, having showed themselves: in consequence the booksellers have grown languid; the Editor, a well-meaning, but ineffectual person (late Editor of the *Foreign Review*, which has now again merged itself in the *Foreign Quarterly*), has not only mourned by those streams of Babel, but actually hung his harp on the willows, that is to say, abandoned Literature altogether, and is now struggling to be elected Member of Parliament for some "rotten borough" in Kent; whereby the whole Literary-History concern lies in a state of fatal stagnation. After some correspondence and exertion, I have succeeded in extricating my own poor Manuscript from such ungainly neighbourhood, with intent to reposit it quietly in my drawer, where, according to all appearance, it may now lie for an indefinite period.

Neither, now that the trouble of it is over, do I much regret this arrangement: the work itself may profit by a keeping till the ninth year; and for my own part, as my Name was to have stood on the title-page, I cannot but rejoice, so far as that goes,

that my first professed appearance in Literature may now take place under some less questionable character than that of a Compiler; being ambitious, one day, of far higher honours. It is true, as you say somewhere, and it ought ever to be borne in mind, that "an Artist in doing anything does All:" nevertheless how few are Artists in this sense; and till one knows that he *cannot* be a Mason, why should he publicly hire himself as Hodman!

For the rest, I am about finishing the Book; at least, putting it into such a shape that it can be published at any future period. Within the space of a volume and half, I had got down, in a continuous narrative, to the Reformation: a hasty section would carry me to Lessing's day; after which I had determined, on maturer calculation of my means and aim, to treat the rest in a fragmentary and rhapsodic method; singling out from the Mass, which is too vast and confused for me to shape into History, the main summits and figures, and dwelling largely on these as individual objects; whereby, to an attentive reader, some imperfect yet not untrue image of the so chaotic whole might at length present itself. Separate Essays on various personages of that period, from the very highest down to a far lower grade, I have already written; to which from time to time I purpose to add others: so that the work is left in a growing state; and when concluded, and knit up by some general considerations, retrospective and prospective, will one day set before my countrymen a full view of all that I have thought or guessed on this to me so important subject. The present under-

taking once fairly put to a side, as it now nearly is, I must forthwith betake me to something more congenial and original: except writing from the heart and if possible to the heart, Life has no other business for me, no other pleasure. When I look at the wonderful Chaos within me, full of natural Supernaturalism, and all manner of Antediluvian fragments; and how the Universe is daily growing more mysterious as well as more august, and the influences from without more heterogeneous and perplexing; I see not well what is to come of it all, and only conjecture from the violence of the fermentation that something strange may come. As you feel a fatherly concern in my spiritual progress, which you know well, for all true disciples of yours, to be the one thing needful, I lay these details before you with the less reluctance.

But now turning to more immediately practical matters, let me thank you heartily for that new Cargo of friendly memorials and useful implements which the Weimar Carriers and the Hamburg Shippers have transported hither. With your spacious, lordly Townmansion we have made ourselves familiar; and look wistfully through the windows, as if we could see our Friend and Teacher sitting there. However, the little Garden-house with its domestic contraction and flowery privacy, is the scene we like best to figure you in, as you yourself like best to occupy it. As for the Books, I have found *Wachler*, so kindly granted me by Dr. Eckermann, a sound substantial help, in whose spirit I warmly agree, in whose vigorous summaries much knowledge is to be gathered. The

Farbenlehre I have already looked into with satisfaction and curiosity; and mean, this winter, to master it, so far as possible, according to the plan you recommend. Should I attain to any right understanding of the doctrine, it will be a pleasing office to publish such insight here, where vague contradictory reports are all that circulate at present. But chiefly I must thank you for that noble *Briefwechsel* which does "like a magic chariot" convey me into beloved scenes, and seasons of the glorious Past, where Friends ever dear to me, though distant, though dead, speak audibly. So pure and generous a relation as yours with Schiller, founded on such honest principles, tending towards such lofty objects, and in its progress so pleasant, smooth and helpful, is altogether unexampled in what we Moderns call Literature; it is a Friendship worthy of Classical days, when men's hearts had not yet become incapable of that feeling, and Art was, what it ever should be, an inspired function, and the Artist a Priest and Prophet. The world is deeply your debtor, first for having acted such a part with your Friend, and now for having given us this imperishable memorial of it, which will grow in value, as years and generations are added to it. You will forgive me also if I fancy that herein I have got a new light upon your character; and seen there, in warm, beneficent activity, much that I only surmised before. To Schiller, whose high and true, yet solitary, pain-striken, self-consuming spirit is almost tragically apparent in these letters, such a union must have been invaluable; to you also it must have been a rare blessing, for "infinite is the strength man lends

to man". I am to finish the last volume to-night, and shall take leave of it with a mournful feeling, as of a fine Poem, not written but acted, which had been cut short by death. My wife, who participates in these sentiments, bids me ask of you, for her, a little scrap of Schiller's handwriting, if you can spare such, to be treasured here along with your own, among the most precious things.

We look forward with impatience for that translated *Life of Schiller*, with its wondrous accompaniments; especially that Introduction, in which you condescend to fear that some things you have said may be considered indiscreet! To me it can never be other than honourable to be in any such way associated with you, in sight of any man, or of all men. The last section of your Works we also long to see: and I am here requested to remind you, if possible without importunity, of that promised Interpretation of the *Mährchen*, which is still earnestly wanted by the female intellect. Neither am I to forget that new-made *Chaos*, in which your Ottilie gracefully occupies herself: we smiled to see ourselves in print there; and by a new opportunity, new contributions will not be wanting.

Some weeks ago I had a strange letter with certain strange Books from a Society in Paris, which calls itself *La Société Saint Simonienne*, and professes, among other wonderful things, now that Saint Simon is dead, to be instituting a new Religion in the world. Their address to me grounded itself on an Essay, entitled *Signs of the Times* which I had written for the *Edinburgh Review*, about a year ago, and which

seemed to point me out as their man. If you have chanced to notice that Saint Simonian affair, which long turned on Political Economy, and but lately became Artistic and Religious, I could like much to hear your thoughts on it. — For the present I can enter on nothing further, though much remains to be said. I hope it will be my turn to write again, ere long; and that often through winter we shall hear good tidings of you, and send friendly greetings: best wishes we shall daily send. With loving regards, such as can belong to no other, I remain always your grateful Friend,

THOMAS CARLYLE.

(XXXI.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
23d October 1830.

MY HONOURED FRIEND—From the first sentence of your otherwise most welcome Letter, I draw the unpleasant apprehension that mine of August last has failed to reach you. The like, it is true, never happened in our past correspondence: nevertheless to such accidents we are ever liable; at all events, this suspicion of neglect, under which I may have fallen, is of such a sort that I lose not a moment in removing it. Did no letter for you, then, arrive in the beginning of September announcing that your Packet of the 13th June, and Letter of the 7th had both happily come to hand; and been received with the old feelings of thankfulness and gladness, which

such expressions of your regard must ever merit from us? I will still hope [it did]: for the Letter, of which unluckily I have kept no memorandum, and cannot more accurately specify the date, was without any doubt despatched hence, and safely committed to the Post-Office; after which, so punctual are the rules and arrangements of that Establishment, there seems no probability of miscarriage on this side the German shore; except, indeed, one of our Mail Ships had been wrecked; of which in the Newspapers I observed no notice. If such hope, which I still cherish, prove well-founded, let the present Letter be considered as a conscientious supererogation: in all things touching my duties of gratitude towards you, I would willingly make assurance doubly sure. When the Packet, which we are now permitted shortly to expect, reaches us, I will write again. Meanwhile be pleased to entertain the conviction that our regard, our love for you is not susceptible of change or interruption; that few days, none perhaps wherein I am well employed, pass over me in these solitudes, without affectionate remembrances and thoughts full of kindly veneration for the Friend who *fern im Lande* sometimes also thinks of us.

In this Letter are two prophetic allusions breathing a noble pathetic dignity, which nevertheless affect me with alarm and pain. Far distant be that day so mournful for us, and for millions! It is true, I might ask myself what are you to me but a Voice; and is not that Voice one of those that cannot die? Will not also, when we are still more inaccessibly parted, the memory of past kindness abide, perennially sweet,

Laß ab! Quäle mich nicht.
Unruhiger, unglückſel'ger Geiſt!
Ich bin an deinem Tode nicht ſchuldig.
Oh! — Weh mir, Weh!

Scapine
wankend.

Weh mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! Wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor
indem er aufſteht.

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Ach nun erkenn' ich dich! Weh mir!
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in deinen Händen!

with the survivor? Neither in any case do we sorrow as those that have no Hope. He who has seen into the high meaning of "ENTSAGEN" cherishes even here a still Faith in quite another Future than the vulgar devotee believes, or the vulgar sceptic denies. "God is Great," say the Orientals; to which we add only, "God is good," as the beginning and end of all our Philosophy. But let us look away from these solemnities, which, however, the wise man at no moment forgets: the blessedness of Life is not in living, but in working well; and he to whom a Task, rarely exampled in the history of men, was given, and who has done it, and is still doing it, "looks both before and after" with calm eyes, though the dew of "natural tears" may gather there. We will hope and pray that a life so precious may be lengthened, in peaceful activity, to the utmost term; that long years of kind earthly brotherhood are still appointed us.

If my last Letter were not lost, it would convey to you in warm terms the admiration I felt for the *Schillersche Briefwechsel*, which I was then on the point of finishing. A singularly kind chance brought two such men into neighbourhood: their relation, so full of generous Helpfulness, and the highest Endeavour, is one which, especially in these times, it does us good to look upon; to you especially, as the more independent of the two, and by whom the sick, retiring, almost monastic Schiller was still held in some communion with the world, the lovers of Genius will feel deeply indebted; first for your friendly ministerings to this noble man; and now for perpetuating this record of so rare a union. In Schiller himself there

is almost a spirit-like abstraction and elevation; yet a painful isolation, except from you, is also manifest: we could figure him as some Prometheus: stealing fire, indeed, from Heaven; but to whom also the Gods as punishment had sent chains and a gnawing vulture. How different was his fate from that of our own poor Burns, blest with an equal talent, as high a spirit; but smitten with a far heavier curse, and to whom no guiding Friend, warmly as his heart could love, and still long for wisdom, was ever given! One such as you might have saved him, and nothing else could; but only the vain, the idle, the dissipated gathered round him; he was alone among his kind, and courage and patience at last failed him, and he lost all that made him Man. He was of Schiller's age; in the second year of that fair Weimar union, Burns perished miserably, deserted and disgraced, in that same Dumfries, where they have erected Mausoleums over him, now that it is all unavailing, and would buy a scrap of his handwriting, as if it were Bankpaper; such is the sad history which, in generation after generation, is too often repeated to us.

Having here come upon Burns, I will add my heartiest wishes, not unmixed with considerable fears of a negative result, that your young Translator may be successful with him. The changeful, too fugitive expressiveness of his diction is one great charm with Burns; at all times hard to seize by a Translator, and no doubt doubly so, when hidden in the rough guise of our Scottish provincial dialect. Besides his chief, indeed almost his only, true Poetical writings are Songs, which are of all the most unmanageable.

Otherwise Burns is only a *Volksdichter*, more notable, for shrewd sense, passionate attachment, and a certain rustic humour than any higher qualities. I shall be full of curiosity to see your countryman's version, the first, I believe, into any foreign tongue: if he fail, beyond the due limits of Poetical and Translatorial license, the highest kindness we can do him here will be to forget him; the whole British nation is passionately attached to Burns; the very Inn-windows where he chanced to scribble in idle hours, with his versifying and often satirical Diamond, have all been unglassed, and the scribbled panes sold into distant quarters, there to be hung up in frames! There is an infinite Dilettantism in the world; but also a certain universal Love for Spiritual Light, and "Reverence for what is above us."

Quitting Burns, I must not omit to thank you, were it even a second time, for *Wachler*, whom I find, in my Historical Studies, a solid, trustworthy and useful help. I mentioned last time, that my German Literary History was, so far as concerned Publication, standing in a state of abeyance, the original Bibliopolic Scheme, of which it formed part, having fallen to the ground. There is now another possibility of its being sent forth; as a separate work; which I shall like better. The negotiation is not in my hands: but perhaps before the next letter, I may have it in my power to communicate the issue. Meanwhile I have been engaged a little in other more ambitious enterprises: but whether the result may be a Book, or only a pair of Magazine Essays, I cannot yet predict;

but will mention in due time, if it prove worthy of mention.

The news from Berlin, full particulars of which, with so many other interesting things, I expect by your Packet, could not be other than gratifying. To Friends recommended by you my best services must be always due. One of these men, if the name *Hitzig* belongs to the Biographer of Hoffmann and Werner, is already favourably known to me. A letter, according to your wish, with offer of heartiest co-operation in a work which I also reckon so important, shall not be wanting.

There is much more to be said, were not the unstretchable paper too near an end. For the *Farbenlehre* I shall afterwards thank you more at large. To your Ottilie express our kindest wishes every way; hope also for prosperity in her Editorship of that fair *Chaos* (like the graceful one of a Lady's portfolio), for which, among these mountains, new materials, I believe, are preparing. Forget not your kind resolution of soon writing again. Through the winter you shall duly hear of me: it is a deep snow, through which Mail-guards will not either drive or ride; and now steam carries men and ships across the water in all seasons. My friendly regards to Dr. Eckermann, if he is with you. My wife joins me in sincerest prayers that all good may be with you. God have you in His keeping! — I am ever, your affectionate Friend and Servant,

THOMAS CARLYLE.

(XXXII.)

CRAIGENPUTTOCK, 15*th November* 1830.

MY HONOURED FRIEND—With the truest pleasure we received your Letter of the 17th October, some ten days ago, and, strangely enough, that same evening, by another conveyance, arrived the long-looked-for Hamburg Box, with all its precious contents in perfect order. Already, on the 23d of last Month, I had written to you, chiefly in regard to a former letter, which I then feared might have been lost: now, however, by a certain phrase, I discover that such fear was groundless; that hitherto our messages pass safely, over rough seas and tumultuous lands, and do not once miss their road. Among the many wonders of modern society, such a benefit is not the least wonderful; and ought, indeed, as you once remarked, to make amends for much that we could wish otherwise. Not knowing the particular Address of our Berlin Friends, and thinking better, at all events, that you, who had planted the seed of that relation, should also witness its germinating, I have enclosed a few lines under this cover, and shall employ your kindness to forward them as you see fittest. I hope also that the footing you have procured me on the German soil will prove a lasting one, and pleasant to my neighbours: for me the remembrance of him to whom I owe it will render the connection doubly valuable.

Concerning the Box and its Books, I must first mention that wonderful *Life of Schiller*, with its proud

Introduction, fitter to have stood at the head of some Epic Poem of my writing than there. That I should see myself, before all the world, set forth as the Friend of Goethe, is an honour of which, some few years ago, I could not, in my wildest flights, have dreamed; of which I should still desire no better happiness than to feel myself worthy. For the rest the book is nearly the most beautiful I have ever seen; the Preface graceful and pertinent, as well as highly flattering: these House-pictures themselves seem more appropriate than I could have fancied. On the whole, as one of our rhymers says: "Tis distance lends enchantment to the view"; had this Craigenputtock mansion stood among the Harz Mountains or the Vosges, this authentic image of it would have interested me as well as another. But that our remote Scottish Home should stand here, faithfully represented by a German burin under *your* auspices, this is a fact which we shall never get to understand. The King's palace of Holyrood was not dealt with so royally; and that our rough-cast Dwelling, with its humble Sycamores and unfrequented hills, should have such preferment! We repeat often: a House, like a Prophet, save in its own country, is not without Honour.

For that matchless copy of your Poems, the more precious for the memorable Day it was inscribed on, my wife, whose gratification is of the highest, requests a little space here to thank you in her own words. The last *Lieferung* I have already gone over; especially the *Tag- und Jahresheft*, in the like of which I could read without limit.—Here, however, let me

mention an accident and omission, which, as important to me, you will gladly rectify: namely, *that the fore-last Lieferung was not sent; that from volume 25 to volume 31, of that beautiful Edition, there is a blank.* Let me trust, also, that your task is not yet finished; that from among your valuable Papers, copious Selections, and Completions of many sorts are yet in store for us. My room here is exhausted, otherwise there were innumerable things to say. In No. CIII. of the *Edinburgh Review* is a Criticism of *Lord L. Gower's Translations*, which, as wiping away a reproach from British Literature, I could not but welcome. The Critic, who, I learn, is a man of forty, "a scholar, politician, and philosopher," appears to understand nothing whatever of *Faust*, except that the Author is the first of contemporaneous minds, and that Lord Gower understands *less* than nothing of it. Even this, however, is something, and not long ago would have seemed surprising. I myself am sometimes meditating a Translation of *Faust*, for which the English world is getting more and more prepared. But of all this more at large by the next occasion. Might I beg for another word from you by your earliest convenience. The winter will not shut up our thoughts, our wishes. May all Good be ever with you: may your days long be preserved in peace for the millions to whom they are precious!

T. CARLYLE.

(Postscript by Mrs. Carlyle.)

I have requested a vacant corner of my Husband's sheet; that I might, in my own person add a word

of acknowledgment. But what my heart feels towards you finds no fit utterance in *words*; and seeks some mode of expression that were infinite: in action, rather in high endeavour, would my love, my faith, my deep sense of your goodness express itself; and then only, should these feelings become worthy of their exalted object. *Goethe's 'friend,' 'dear* friend!' words more delightful than *great Queen* so named. "I bear a charmed heart"; the fairy-like gift on which those words are written shall be my talisman to destroy unworthy influences. Judge then how I must value it! In the most secret place of my house I scarcely think it sufficiently safe; where I look at it from time to time with a mingled feeling of pride and reverence. Accept my heartfelt thanks for this and so many other tokens of your kindness; and still think of me as your affectionate friend and faithful disciple,

JANE W. CARLYLE.

(XXXIV.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
22d January 1831.

MY DEAR AND HONOURED FRIEND — I learn with the truest sorrow, by Dr. Eckermann's Letter, and the Public Journals, what has befallen at Weimar; that you have lost him who was the most precious to you in this world; that your own life, threatened by violent disease, has been in extreme danger. My only consolation is that you yourself are still pre-

served to us; that you bore your heavy stroke with the heroic wisdom we should have anticipated of you. It is a truth, which we are daily taught in stern lessons, that here nothing has a "continuing city;" that man's life is as a "vapour which quickly fleeth away." Within the bygone Twelvemonth I too have lost no fewer than five of my near relatives: the last, a Sister, peculiarly endeared to me by worth and kind remembrances, whom I now seem to have loved almost more than any other of my kindred. "We shall go to them, they shall not return to us." Meantime, while Days are given us, let us employ them: "Our Field is Time," What we plant therein has to grow through Eternity; our Hope and Comfort is "to work while it is called To-day." And so: Forward! Forward!

What Dr. Eckermann mentions of your being busied with a *Continuation of Faust* could not be other than great news for me. Pray tell him also that his counsel and admonition about an English version of *Faust* came in the right season; that I had already long been meditating such an enterprise, and had well nigh determined, before much time elapsed, on attempting it. The British World is daily getting readier for a true copy of *Faust:* already we everywhere understand that *Faust* is no theatrical spectacle, but a Poem; that they who know and can know nothing of it, must also say nothing of it, which, within the last four years, is an immense advancement. Lord L. Gower's Translation is now universally admitted to be one of the worst, perhaps the very worst, of such a work, ever accomplished in Britain; our Is-

land, I think, owes you some amends; would that I were the man to pay it! As I said, however, I have as good as determined to make the endeavour ere long.

In an early number of the *Edinburgh Review*, perhaps in the next, there is to appear, as I learn, a criticism of the *Briefwechsel*, involving most probably a delineation and comparison of the two great Correspondents. I must warn all German Friends to expect but little: the Critic, I apprehend, will be the same who criticised *Faust* and Lord Gower in the last Number of that Periodical: an admiring Dilettantism, but no true insight or earnest criticism, is to be looked for.—I too am again to speak a word on that favourite subject, a word of warning and direction, where the harvest is great, and the reapers many and more zealous than experienced. A certain William Taylor of Norwich, the Translator of your *Iphigenie*, has written what he calls a *Historic Survey of German Poetry;* the tendency of which you may judge of sufficiently by this one fact, that the longest Article but one is on August von Kotzebue. Taylor is a man of real talent, but a Polemical Sceptic only; with no eye for Poetry, who sees in the highest minds only their relation to the Church Creed; whose book, therefore, as likely to mislead many, I have felt called upon to contradict, and, by such artillery as I had, batter down into its original rubbish. I fear you will not like the satirical style: the more agreeable will some concluding speculations be on what I have named *World-Literature*, after you; and how Europe, in the communion of these its chief writers, is again

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben;
Vollende was du gethan!

Doch wie? In deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!
Ich weiß, du kannſt was keiner kann,
Ich will dir's hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,
So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen fleh' ich's an!

to have a "Sacred College and Council of Amphictyons," and become more and more one universal Commonwealth. This, it seems to me, is one of the most cheering signs of the future that are yet discernible. Literature is now nearly all in all to us; not our speech only, but our Worship and Lawgiving; our best Priest must henceforth be our Poet; the *Vates* will in future be practically all that he ever was in theory, — or else *Nothing*, which last consummation we cannot consent to admit. The *Review of Taylor* is not to appear for some months: in the meanwhile, I am working at another curious enterprise of my own, which is yet too amorphous to be prophesied of.

Leaving now these Paper Speculations, let me descend a little to the solid Earth. We have a mild winter here, are busy and peaceable: often look into that Weimar House, and figure our Friend and Master there, and pray for all blessings on him. A little collection of Memorials, intended to cross the sea, is also gathering itself together: we anticipate that before the next 28th of August, at all events, it will have saluted you. I have already got nearly all my writings for the *Foreign Review;* and will send them in the shape of *Aushängebogen*, since they are yet in no other. Learning from your *Tag- und Jahresheft* that you had no copy of the English *Iphigenie*, I sent to London to procure one; hitherto without effect; however, as the work stands entire in this *Taylor's Historic Survey*, I will study to send it in one or the other form. Some weeks ago we heard of a wandering Portrait-painter being at Dumfries, who took what were called admirable likenesses, in pencil, at

two hours' sitting: whereupon we drove down, and set the Artist to work; who unhappily produced, by way of Portrait for me, a piece of beautiful pencilling, which had no feature of mine about it; so that it cannot be sent to Weimar, being worth nothing: however, my wife has undertaken to copy and rectify it; at all events, to clip you some profile of me. Would that there were aught else we could do for you in our Island; had I but a true work of my own writing to send!

The Saint Simonians in Paris have again transmitted me a large mass of their performances: Expositions of their Doctrine; Proclamations sent forth during the famous Three Days; many numbers of their weekly Journal. They seem to me to be earnest, zealous, and nowise ignorant men, but wandering in strange paths. I should say they have discovered and laid to heart this momentous and now almost forgotten truth, *Man is still Man;* and are already beginning to make false applications of it. I have every disposition to follow your advice, and stand apart from them; looking on their Society and its progress nevertheless as a true and remarkable Sign of the Times.

In our own country, too, the political atmosphere grows turbid, and great things are fermenting and will long ferment. To which also I reckon that my proper relation is that chiefly of Spectator: the world is heavily struggling out into the new era; the struggle has lasted centuries, and may yet last centuries: let him who has seed-corn, or can borrow seed-corn, cast it into these troubled Nile-waters, where, in due season, it will be found after many days. Some of

our friends are high in the new Ministry, especially the Edinburgh Reviewer of *Meister*, a good man and bad critic: but the Sun and Seasons are the only changes that visit the wilderness. *Mein Acker ist die Zeit.*

Perhaps ere long a letter will come from Weimar, to tell us that you are still well, and nobly occupied. Meanwhile, know always that we love you and reverence you. To your dear Ottilie speak peace, and from us, all that is kind and sympathising. "God is great, God is good."—I remain ever, your affectionate, grateful Friend,

THOMAS CARLYLE.

Please to return Dr. Eckermann my friendliest thanks, and encourage him to *repeat* his kind favour: I will surely reply to it.

(XXXVIII.)

CRAIGENPUTTOCK, DUMFRIES,
10th June 1831.

MY DEAR AND HONOURED FRIEND—If kind thoughts spontaneously transformed themselves into kind messages, you had many times heard from me since I last wrote. Here in our still solitudes, where the actual world is so little seen, and Memory and Fancy must be the busier, Weimar is not distant but near and friendly, a familiar city of the Mind. Daily must I send affectionate wishes thither; daily must I think, and oftenest speak also, of the Man to whom, more

than to any other living, I stand indebted and united. For it can never be forgotten that to him I owe the all-precious knowledge and experience that Reverence is still possible, nay, Reverence for our fellowman, as a true emblem of the Highest, even in these perturbed, chaotic times. That you have carried and will yet carry such life-giving Light into many a soul, wandering bewildered in the eclipse of Doubt; till at length whole generations have cause to bless you, that instead of Conjecturing and Denying they can again Believe and Know: herein truly is a Sovereignty of quite indisputable Legitimacy, and which it is our only Freedom to obey.

In anxious hours, when one is apt to figure misfortune for the absent and dear, I often look timorously into the Foreign Column of our Newspapers, lest it bring evil tidings of you, to me also so evil; again, I delight to figure you as still active and serene; busy at your high Task, in the high spirit of old Times — *Wie das Gestirn, Ohne Hast, Aber ohne Rast!* — May I beg for my own behoof, some few of those moments which belong to the world? It is chiefly in the hope of drawing a Letter from Weimar that I now write in the Scottish wilderness, where there can be so little to communicate. Our promised Packet has been detained longer than we looked for, and diminished in contents; by a circumstance, however, which, we hope, will render it the welcomer when it comes. We send it, this time, by London, where also it will have to linger, and be finally made up under the eye of a Proxy. For in that city, let me announce, there is a little poetic *Tugendbund* of

Philo-Germans forming itself, whereof you are the Centre; the first public act of which should come to light at Weimar, on your approaching Birthday. That the Craigenputtock Packet might carry any little documents of *this* along with it, was the cause of our delay, and of the new route fixed on. In London, with which I can only communicate by writing, matters move slower than I could wish: nevertheless, it is confidently reckoned, the whole will be ready in time, and either through the hands of Messrs. Parish at Hamburg, or of the British Ambassador at Berlin, appear at Weimar before the 28th of August, where doubtless it will meet with the old friendly reception.

Of this little Philo-German Combination, and what it now specially proposes, and whether there is likelihood that it may grow into a more lasting union, for more complex purposes,—I hope to speak hereafter. The mere fact that such an attempt was possible among us, would have seemed strange some years ago; and gives one of many proofs that what you have named *World-Literature* is perhaps already not so distant. To the Berlin Friends from whom lately came a friendly Note, I purpose communicating some intelligence of this affair: it may be, we too in London shall have a little *Society for Foreign Literature*; which, in these days, I should regard as of good promise.

The chief item in our Packet for Weimar will be the Proof-sheets of my poor contributions as a Foreign Reviewer; the most of which I have had stitched up into a volume for your acceptance, till I can offer

the whole in another form. If the last number of the *Edinburgh Review* has fallen into your hands, you have already seen the newest of these, the *Criticism of Taylor;* likewise in the same number, an Essay on the *Correspondence with Schiller.* This latter is by a Mr. Empson, a man of some rank and very considerable talent and learning; in whose spiritual progress, as manifested in his study of German, I see a curious triumph of Truth and Belief over Falsehood and Dilettantism. He was the Reviewer of *Faust* in a former number; and on this occasion, still leaving somewhat to desire, he has greatly surpassed my expectations. Of young men that have an open sense for such Literature as the German, or of mature men that from youth upwards have been acquiring an open sense, there are now not a few in Britain: but the Critic here in question started at middle age, as I understand, and only a few years ago, from quite another point; is an *English Whig Politician*, which means generally a man of altogether mechanical intellect, looking to Elegance, Excitement, and a certain refined Utility, as the Highest; a man halting between two Opinions, and calling it Tolerance; to whom, on the whole, that Precept, *Im Ganzen, Guten, Wahren resolut zu leben*, were altogether a dead letter. How in this case the dry bones, blown upon by Heavenly Inspiration, have been made to live; and a naturally gifted spirit is freeing itself from that death-sleep,—is to me an interesting Phenomenon. It is on such grounds that the study of the best German writings is so incalculably important for us English at this Epoch. I am happy to report

anew, that we make rapid progress in the matter; that the ultimate recognition and appropriation of what is worthy in German literature by all cultivated English minds, may be considered as not only indubitable, but even likely to be speedy.

For myself, though my labours in that province have of late been partially suspended, I hope they are yet nowise concluded. The *History*, when it sees the light, may be no worse for having waited; already, simply by the influence of Time, various matters have cleared up, and the form of the whole is much more decisively before me. As occasion serves, I can, either at once, or gradually as hitherto, speak out what further I have to say on it. But for these last months I have been busy with a Piece more immediately my own: of this, should it ever become a printed volume, and seem in the smallest worthy of such honour, a copy for Weimar will not be wanting. Alas! It is, after all, not a Picture that I am painting: it is but a half-reckless casting of the brush, with its many frustrated colours, against the canvas: whether it will make good Foam is still a venture.

In some six weeks I expect to be in London: I wish to look a little with my own eyes at the world; where much is getting enigmatic to me, so rapid have been its vicissitudes lately. The mountain-solitude, with its silent verdure and foliage, will be sweeter for the change; and my efforts there more precisely directed.

Here, however, are the limits of my paper, when there was scarcely a beginning of my utterance. How poor is all that a Letter, how poor were all that

words, could say, when the heart is so full! Do you interpret for me, and of broken stammerings make speech.

Think now and then of your Scottish Friends; and know always that a Prophet is not without honour, that we love and reverence our Prophet. My wife unites with me in every friendliest wish. May all Good be with you and yours! — Ever your affectionate

T. CARLYLE.

All mute and dim as Shadows gray,
His Scottish Friends the Friend descries;
Let Love evoke them into day,
To questions kind, shape kind replies.

CRAIGENPUTTOCK, *16th June* 1832.

(XXXIX.)

6 WOBURN BUILDINGS, TAVISTOCK SQUARE,
LONDON, *13th August* 1831.

MY MUCH HONOURED FRIEND—I send you a word of remembrance from this chaotic whirlpool of a city, where I arrived three days ago; where the confusion in which I and all things are carried round must be my excuse for brevity and almost unintelligibility. Often do I recal to myself that saying of poor Panthalis in *Helena*, "the soul-confusing spell of the Thessalian Hag," and feel as if I too were a Shade: for in truth this London life looks more like a Me-

phistopheles' Walpurgis Night, than a real Heaven-encircled Day, where God's kind sun were shining peaceably on industrious men.

Our last two Letters must have crossed each other about Rotterdam; for yours was in Craigenputtock about a week before mine could be in Weimar. A thousand thanks for your remembrance of us! Never was letter more gladly welcomed: it reached us in the calm summer twilight, and was itself so calm and pure, even like the Summer Evening, with mild sun-rays and the sheen of an everlasting Morning already peering through! Endless gratitude I owe you; for it is by you that I have learned what worth there is in man for his brotherman; and how the "open secret," though the most are blind to it, is still open for whoso has an eye.

Since then two things have occurred which I must now notify. The first is the departure of a little packet from Craigenputtock which had to go round by London, and lie waiting there; but was finally put to sea by my Brother, on the 5th of this month, with impressive charges to the Messrs. Parish of Hamburg that they would have it in Weimar before your Birthday. As it went by the Steam-ship, and our Hamburg Merchants are the most courteous and punctual of men, I can still hope that in spite of so many delays, all will be well. The Craigenputtock articles were insignificant enough, and might arrive fitly at any time: solely some Books and printed Lucubrations of mine, which I hoped might not be quite uninteresting to you. But along with these went another article, from others as well as from

myself, the significance of which required that you should see it on the 28th of August. It is a birthday gift from a certain select body of English Disciples, who in this way seek to testify their veneration for you. Perhaps to make the feeling still purer, I find, they have withheld their names and merely signed themselves, "Fifteen English Friends." I may mention now that among our number are some of our most noted men, our three highest Poets, certain Diplomatic characters, and men of rank, as well as humbler but not less faithful and honourable labourers in the vineyard. Let me hope that it will arrive in due season; and the sight of it give you some gratifying moments.

My second thing to be announced is the arrival of your Weimar Packet at Craigenputtock. I could not but take it as a good omen of my journey hither that this friendliest of messengers reached me some two hours prior to my departure. A hasty glance through the contents was all that could be permitted me: I must leave my wife to assort and admire those printed Poems, and beautiful *Randzeichnungen*, in her mountain loneliness, as I find yesterday by a Letter from her, she is actually doing. For my own part I snatched up the *Metamorphosis of Plants* and *Schiller Redivivus*, with intent to read them as the Steamboat shot along with me to Liverpool, whither the first stage of my journey lay. In a calmer hour, a more deliberate word may be spoken of them.

I have come hither chiefly to dispose of the Piece which I lately described myself as writing. Whether, or how well, I shall succeed seems questionable: for

Doctor.

Gerne, alles steht zu Diensten, was ich habe.
Steh nur auf!
Theriak! Mithridat!
Komm herauf! komm mit!

Im Begriff sie wegzuführen hält er inne.

Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.

Beyseite.

Hätt' ich sie nur zum Hause hinaus.
Der Bösewicht!
Hat mir sie auf dem Halse gelassen.

Laut.

Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerstärksten Gegengifte.
Dann nimm sie ein,
Und frisch mit dir davon,
Und laufe was du kannst,
Sobald nur möglich ist
Dein Bette zu erreichen.

Er will fort.

the whole world here is dancing a Tarantula Dance of Political Reform, and has no ear left for Literature. Nevertheless, I shall do my utmost to get the work, which was meant to be a "word spoken in season," actually emitted: at lowest I shall ascertain that it cannot be emitted, and study to do what duty that situation also will call for. Probably I shall be here for a month. On returning to the Scottish wilderness, you shall hear from me again. Meanwhile, figure me and mine as thinking of you, loving you; as present especially on that 28th with wishes as warm as loving hearts can feel. Salute Ottilie from my wife and me. Think sometimes of those that are yours in this Island, especially among the Nithsdale Mountains.—All Good be yours always!

T. CARLYLE.

XL.—FIFTEEN ENGLISH FRIENDS to GOETHE, on the 28TH AUGUST 1831.

SIR—Among the friends whom this so interesting Anniversary calls round you, may we 'English Friends,' in thought and symbolically, since personally it is impossible, present ourselves, to offer you our affectionate congratulations. We hope you will do us the honour to accept this little Birthday Gift; which as a true testimony of our feelings, may not be without value.

We said to ourselves: As it is always the highest duty and pleasure to show reverence to whom reverence is due, and our chief, perhaps our only

benefactor is he who by act and word, instructs us in wisdom,—so we undersigned, feeling towards the Poet Goethe as the spiritually taught towards their spiritual teacher, are desirous to express that sentiment openly and in common. For which end we have determined to solicit his acceptance of a small English gift, proceeding from us all equally, on his approaching Birthday; that so, while the venerable man still dwells among us, some memorial of the gratitude we owe him, and think the whole world owes him, may not be wanting.

And thus our little tribute, perhaps among the purest that men could offer to man, now stands in visible shape, and begs to be received. May it be welcome, and speak permanently of a most close relation, though wide seas flow between the parties!

We pray that many years may be added to a life so glorious—that all happiness may be yours, and strength given to complete your high task, even as it has hitherto proceeded, "like a star, without haste, yet without rest."

We remain, Sir, your friends and servants,

FIFTEEN ENGLISH FRIENDS.

Register.

Adelung 90.
Andrews, St., Universität, 24.
Austin, Mrs., Characteristics of Goethe 170. 171.

Balladen, schottische 14. 58.
Bentinck, die Lords 2. 3.
Berlin, dortige Gesellschaft für ausländische Literatur s. unter Carlyle.
Bibelgesellschaft 12.
Black 54.
Bodmer 98.
Boisserée, Sulpiz 32.
Börne 169.
Boswell, Leben Johnson's 172.
Bowring 163.
Brandt, Sebastian 98.
Breitinger 98.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, siehe Goethe.
Burns 61. 67. 122—124.
Burnswark 63.

Carlyle, Thomas. Seine Kindheit und Jugend III. Seine Heirath 7. Innere Kämpfe III. 19. Leidende Gesundheit 20. Beschäftigung mit Naturwissenschaften 76. Bewirbt sich um Professur an der St. Andrews-Universität 30 fg. Leben in Craigenputtock VIII. 61 fg. Deutsche Reisepläne 34. 94. Wird in Berlin zum Mitglied der Gesellschaft für ausländische Literatur ernannt 114 fg. 118. 140. 144. Reise nach London 152 fg. Bereitet Uebersiedlung nach London vor 167. 168. — Kanzler v. Müller über Goethe's Verhältniß zu ihm 164. Seine Uebersetzungen Goethescher Werke, s. unter Goethe. Aufsätze über Goethe 60. 69. 160. 169. Antrag an ihn das Leben Goethe's zu schreiben 87. Aufsatz über Helena s. unter Goethe. — Sein Leben Schiller's s. unter Schiller. Aufsatz über Schiller 75. 81. — German Romance 5. 10. 27. 32. — Plan einer deutschen Literaturgeschichte 78. 81 fg. 84. 88. 96 fg. 100 fg. 108 fg. 115. 124. 150. Ueber den Zustand der deutschen Literatur 42, vgl. 24. Ueber

deutſche Bühnendichter 69. 86. Ueber Jean Paul 78. Ueber Novalis 78. Ueber Heine 60. Ueber Z. Werner 43. 48. Ueber Burns 61. Plan über Luther zu ſchreiben 78. Recenſion von Taylor ſ. unter Taylor. — Signs of the Times 113. Sartor Resartus XI. 133. 137. 138. 150.
Carlyle, Jane Welsh VII. 7. 15. 16. 33. 46. 54. 63. 74. 128. Briefe von ihr 20. 47. 129. Briefe an ſie (Miß Welsh) VII. 3.
Carlyle, John A. Briefe an ihn 8. 24. 38. 163; erwähnt 32. 57. 63. 68. 156.
Carlyle, Margaret 68. 134.
Carlyle's Mutter 14. 133.
Cervantes 69.
Chaos, herausgegeben von Ottilie von Goethe 106. 113. 125.
Churchill (Ueberſetzer von Wallenſteins Lager) 156.
Cowper, ſeine Gedichte 80.
Craigenputtock VIII. 46. 47.

Dernburg 55. 56.
Dumfries 55. 61.
Dupin 23.
Dürer, Albrecht 143.

Eckermann X. 26. 49. 51. 56. 64. 67. 78. 83. 102. 111. 135. 139. 142. 164. Briefe von ihm 52. 68. 130. 160. 164. Briefe an ihn von Carlyle 84. 166.
Edinburg 66.
Empſon, William 136. 149.

Falk 171.
Fraſer, William, Herausgeber der Foreign Review 43. 54. 70. 81. 108. 156.
Funfzehn engliſche Freunde, ihr Geſchenk an Goethe 147 fg. 156. 157.

Gellert 37.
Gleig, G. R. 87.
Goethe, Auguſt von 93. 102. 130. 133. 134.
Goethe, Ottilie von 33. 44. 51. 54. 63. 125. 141. 162. 163. 164. 167.
Goethe, Wolfgang 3. 4. 24. 38. 39. 60. 70. 133. 163. Gedichte von ihm 14. 15. 16. 25. 57. 72. 157. 158. Sein Briefwechſel mit Schiller 13. 69. 75. 80. 89. 92. 102. 111. 112. 121. 122. 135. Cellini 104. Deutſche Ausgewanderte 95. Dichtung und Wahrheit 6. 142. 164. Farbenlehre 72. 76. 77. 92. 93. 103. 111. Fauſt (reſp. Ueberſetzungen davon) 1. 19. 32. 33. 45. 53. 57. 128. 129. 131. 133. 135. 149. 164. 170. Götz von Berlichingen 41. Gutmann und Gutweib 57. Helena (reſp. Carlyle's Aufſatz über ſie) 18. 24. 39. 43. 49. 52. 53. 132. 152. Iphigenie, Ueberſetzung von Taylor 60. 136. 137. Kunſt und Alterthum 21. 23. 27. 29. 45. 54. 57. 161. 164. 166. Mährchen 95. 113. Maskenzug 3. Metamorphoſe der Pflanzen 144.

154. Nachgelaſſene Werke 164. 170. 171. Recenſionen 104. Reinecke Fuchs 98. Tag- und Jahreshefte 104. 128. Taſſo 21. 22. 44. 45. Wahlverwandtſchaften 74. Wilhelm Meiſter (reſp. ſeine Ueberſetzung von Carlyle) IV. VI. VII. 1. 5. 6. 7. 32. 42. 75. — Bilder von Goethe 16. 25. 57. 163.
Gottſched 98.
Gower, Lord F. L. (Ueberſetzer des Fauſt) 53. 128. 132. 135. 156.
Grüber 89.

Hare, Archdeacon 81.
Hazlitt, Leben Napoleon's 41.
Heavyſide 27.
Heldenbuch 97.
Herand 156.
Herne (Heine) IX. 60. 169.
Hitzig 117—119. 124. 140. 144.
Hoffmann, E. T. A. 10. 43. 45.
Hoffmannswaldau 98.
Howe 27. 28.
Hutten 98.

Jakob, ſchottiſche Könige 58.
Jameſon, Mrs. 172.
Jean Paul IX. 60. 78.
Jeffrey IX. 39. 42. 59. 139.
Jerdan 156.
Johnſon, ſein Leben 172.
Irving, Edward VII. 1. 9.

Kaufmann, Philipp (Ueberſetzer von Burns) 116.
Klopſtock 60.
Kotzebue 45.

Lardner 87.
Lawrence 28.
Leith 55. 64.
Leslie, John 76.
Leſſing 60. 98. 99. 109.
Lockhart 24. 39. 41. 156.
Lobenſtein 98.
Luther 12. 78. 98.

Maginn, Dr. 156.
Mandelsloh, Frau von 25.
Meyer, Gedicht von, zu Goethe's Geburtstag 3.
Minneſänger 97.
Moir, Dr. George (Ueberſetzer des Wallenſtein) 44. 50. 60. 79. 156.
Montagu, Mrs. 9.
Moore, Thomas 87.
Müller, Kanzler von 159. 161. 163. 164. 165. 167.
Müllner 86.
Muſäus 10.

Napoleon 40. 41.
Neureuther 143.
Nibelungenlied 88. 97.
Nicolai 90. 109.
Niebuhr 81.
Nith (Fluß) 55.
Novalis 60. 78.

Opitz 98.

Parry 28.
Procter 156.

Reeve, Mr. 162.
Richter, ſ. Jean Paul.
Rouſſeau 62.

Sachs, Hans 57.
Sachſen-Weimar, Großherzog von 51. 55. 56.
Schiller IV fg. VI fg. 7. 13. 18. 27. 69. 71. 75. 81. 91. 102. 112. 114. 115. 127. 132. — Wallenſtein 44. 50. 60. — Carlyle's Leben Schiller's VI. X. 5. 9. 15. 32. 69. 103. 106. 109. 111. — Sein Briefwechſel mit Goethe, ſ. Goethe. — Schiller redivivus 143. 154.
Schulze, Ernſt 44.
Schwerdtgeburt 162. 167.
Scotsbrig 68.
Scott, Walter 22. 24. 26. 39. 40. 43. 59. 87. 156.
Simon, St., die Société St. Simonienne 113. 118. 138.
Skinner 46. 48. 65.
Soret 144.
Southey 156.
Sterling 81.
Stieler 85.
Strachey, Mrs. 6.

Tayler, William 80. 136. 137. 138. 148.
Thirlwall 81.
Thomasius 98.
Thompſon 23.
Tieck 8. 60.
Trimberg, Hugo von 98.

[illegible] Charles des 21. 44.
[illegible] 7.
Vernet 78.

Wachler 102. 106. 111. 115. 124.
Welſh, Miß 3, vgl. Mrs. Carlyle.
Werner, Mineralog 77.
Werner, Zacharias 43. 48.
Wieland 89. 98.
Wilſon 39. 156.
Weller 29. 47.
Wordsworth 39. 156.

Zelter 15. 57. 165. 170.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu Seite 8, 9, 14. In einem ungedruckten Manuscript Carlyle's vom Jahre 1869 findet sich folgende, von Norton in der Einleitung zur englischen Ausgabe dieses Briefwechsels (Seite XVII fg.) mitgetheilte Stelle: Als Antwort auf German Romance war kurz zuvor ein wirklicher, langer Brief aus Weimar angekommen, von dem großen Goethe in eigner Person, der offenbar Interesse an mir nahm. Allmählich kam auch über Hamburg ein kleiner Kasten von Föhrenholz in Leith an (der jetzt noch in schöner, verwandelter Gestalt hier vorhanden ist); darin fand sich für uns Beide die zierlichste Sammlung von anmuthigen kleinen Geschenken und Andenken, die uns schon in ihrem bloßen Arrangement und in der Weise des Packens als poetisch und als ein wahres Studium erschien. In diesen schönen Goetheschen Dingen lag für uns etwas von wirklich romantischer Glorie. Jene Kiste aus Leith (nach der ich mich augenblicklich in eigner Person aufmachte, und die ich fast mit physischer Gewalt durch das Zollamt und seine Formalitäten so zu sagen hindurch riß, in wenigen Stunden statt Tagen, und triumphirend mit ihr nach Hause kam) war die erste von einer Reihe ähnlicher Sendungen,

die in regelmäßigen Zwischenräumen auf einander folgten, und von einer Correspondenz (an sich selbst durchaus nicht bedeutend, aber für uns damals etwas Aetherisches und ich kann sagen Ueberirdisches), die ununterbrochen bis zu Goethe's Tode gedauert hat. Seine Briefe, zehn bis zwölf, vielleicht auch mehr, sind alle vorhanden, sorgfältig unter meinen Werthgegenständen verwahrt, aber seit vielen Jahren weiß ich nicht mehr wo. Anmuthige Geschenke von ihm, jener kleine Stahlschmuck, der „nie getragen werden sollte" — so hatte sie gelobt — „außer vor einem Mann von Genie[1])", u. s. w.

Seite 77 Anmerkung 1. In einem Brief an ihre Schwiegermutter (Froude II, 102) spricht Mrs. Carlyle von der für Ottilie bestimmten blauen Kappe, „die von einem hübschen kleinen Gedicht begleitet ist, das vorgeblich von mir ist, aber in der That ist nicht ein Wort von mir."

Seite 105. Daß der Brief Nr. XXVIIA nicht an seine Bestimmung gelangt sei, ist irrig: er befindet sich nicht, wie oben, einer mißverständlichen Angabe der englischen Ausgabe folgend gesagt ist, in Weimarischem Privatbesitz, sondern im Besitz Prof. Tyndall's, der ihn aus Carlyle's Nachlaß hatte. Vgl. Grenzboten 1885, III, Seite 560.

Seite 172. Der Abdruck in den Grenzboten giebt den Namen in der Nachschrift „Mrs. Damieson"; es muß sich unzweifelhaft um Mrs. Jameson handeln.

[1]) Vgl. oben S. 17.

BAYERISCHE STAATS-

Verlag von **Wilhelm Herk** in Berlin
(Besondere Buchhandlung)

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. (Bettina von Arnim.) Seinem Denkmal. Dritte Auflage. Herausgegeben von **Herman Grimm.** Elegant geheftet 8 Mark. In Leinwand gebunden 9 Mark 20 Pf. In feinsten hellen Halbkalblederband gebunden 11 Mark.

Goethe. Vorlesungen von **Herman Grimm,** gehalten an der Königlichen Universität zu Berlin. Dritte durchgesehene Auflage. 8°. Preis elegant geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark 20 Pf. In Halbfranz gebunden 9 Mark.

Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina Brentano nebst dichterischen Beilagen, herausgegeben von **H. von Loeper.** 8°. Elegant geheftet 6 Mark. Gebunden 7 Mark 20 Pf.

Goethe und Gräfin O'Donell. Ungedruckte Briefe mit dichterischen Beilagen, herausgegeben von **R. M. Werner.** Mit zwei Portraits. 8°. Elegant geheftet 6 Mark. Gebunden in Leinwand 7 Mark 20 Pf., in fein Halbkalbleder 11 Mark.

Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von **Hermann Uhde.** Zweite umgearbeitete Auflage. 8°. Elegant geheftet 7 Mark. Gebunden 8 Mark 20 Pf.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (W. v. Kügelgen.) Zwölfte Auflage. Volksausgabe. Elegant geheftet 3 Mark. Nett gebunden 4 Mark.

BAYERISCHE STAATS-

Verlag von **Wilhelm Herz** in Berlin.
(Bessersche Buchhandlung.)

Geschichte der deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit, von Julian Schmidt. (Wird 5 Bände umfassen.) Erschienen sind Band I bis III. Lexikon-8°. Preis jedes Bandes geheftet 7 Mark. Gebunden in Leinwand 8 Mark. Gebunden in fein Halbfranzband 10 Mark.

Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie. Ein Kulturbild aus der Zopfzeit, von **Paul Schlenther.** 8°. Geheftet 5 Mark. Gebunden in Leinwand 6 Mark 20 Pf.

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von **J. Fürst.** Mit dem Portrait der H. Herz, gemalt von Graff, gestochen von Leichel. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. 8°. Geheftet 5 Mark 50 Pf.

Oscar Schmidt, Goethes Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Gross 8°. Geheftet 50 Pf.

Adolf Schöll, Goethe in Hauptmomenten seines Lebens und Wirkens. Gesammelte Abhandlungen. Gross 8°. Elegant geheftet 9 Mark. In Leinwand gebunden 10 Mark 20 Pf. In feinsten Halbkalblederband gebunden 12 Mark.

R. M. Werner, Lessings Emilia Galotti. Preisschr. 1 Mark 50 Pf.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

Scapine.

Halte, halt!
Du redeſt nicht wahr,
Du ſprichſt nicht ehrlich,
Ich merke dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Nein, nichts ſoll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrey tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Schriften

des

Freien Deutschen Hochstiftes

in Frankfurt a. M.

VII.

Goethes Briefwechsel
mit Antonie Brentano 1811–1821.

Herausgegeben von Rudolf Jung.

Weimar
Hermann Böhlaus Nachfolger.
1896.

Goethes Briefwechsel

mit

Antonie Brentano

1814—1821.

Herausgegeben

von

Rudolf Jung.

Weimar

Hermann Böhlaus Nachfolger.

1896.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Als der junge Goethe 1773 in Frankfurt in nähere Beziehungen zu einigen Familien der dortigen italienischen Kolonie trat, da bildete diese noch ein der übrigen Bürgerschaft fremd gegenüber stehendes Element in der Bevölkerung der alten Reichsstadt. Klein waren ihre Anfänge; sie lassen sich bis zum Jahre 1628 zurückverfolgen. In dieser Zeit beginnt bereits der hartnäckige Kampf der verbürgerten Kaufleute gegen die Welschen, die ihnen mit den Erzeugnissen des heimathlichen Bodens und Gewerbfleißes eine scharfe Konkurrenz machen. Mit Erfolg riefen die Einheimischen die Obrigkeit gegen die Italiener an, man suchte ihrem Handel enge Schranken zu ziehen, aber trotz obrigkeitlicher und privater Hemmnisse dehnten sich die Geschäfte der schlauen Fremden immer mehr aus. Unter geschickter Berufung auf ihre treue Anhänglichkeit an die katholische Kirche wußten sie sich den Schutz des kaiserlichen Hofes in Wien zu verschaffen. Wenn der Rath der Stadt auch schließlich Zugeständniß auf Zugeständniß an die Italiener machen mußte, deren Waare die Konkurrenz der einheimischen Kaufleute siegreich bestand, eines wollte er ihnen nicht gewähren, die Aufnahme ins Bürgerrecht. Erst 1741 darf der erste Italiener den Bürgereid leisten: es war ein Brentano.

Aus dem kleinen Städtchen Tremezzo am Westufer des Comer Sees war der erste dieser altadeligen Familie um 1650 nach Frankfurt gekommen und hatte hier mit mehreren Landsleuten ein bedeutendes Geschäft begründet. Aber die eigentliche Heimath des Geschlechtes blieb immer die Gegend am Comer See;

dort holten sich die Brentano ihre Frauen, dorthin zogen sie sich im Alter mit dem in der Fremde erworbenen Vermögen zur Ruhe zurück. Auch das Haupt des Zweiges der Brentano, welcher unserer Litteraturgeschichte für alle Zeiten angehört, ist nicht in Frankfurt, sondern in Tremezzo geboren. Pietro Antonio wurde 1758 mit zwei Brüdern in den Beisassenschutz aufgenommen; vier Jahre später erlangte er das Bürgerrecht. Als er 1774 in zweiter Ehe Maximiliane Euphrosyne La Roche, die älteste Tochter der Freundin Goethes, Sophie La Roche, heimführte, trat dieser als Hausfreund der Familie Brentano näher; er führte die junge Frau in das ihr unbekannte Frankfurter Leben ein, er erleichterte ihr den Uebergang aus der geistig bewegten Atmosphäre, in der sie ihre Jugend verbracht hatte, in den lediglich von geschäftlichen Interessen erfüllten Kreis des weit älteren Ehemanns; „ich war der einzige", so sagt er in Wahrheit und Dichtung, „in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war". Hier trat Goethe auch zum ersten Male der katholischen Geistlichkeit, besonders dem Dechanten Dumeix, näher, von dem er eine Menge Anregungen und einen tiefen Einblick in die Geschichte und das Wesen der katholischen Kirche erhielt. Mit den gleichaltrigen Söhnen der anderen italienischen Familien kam er in freundschaftliche Verhältnisse; auf dem Gute des alten Herrn Johann Maria Allesina in Sindlingen feierte er 1774 in diesen Kreisen die goldene Hochzeit des Hausherrn; und wie ihm später einmal die Erinnerung an die Freundschaft der Italiener in Frankfurt über eine schwierige Lage hinweghalf, das hat er uns in dem Abenteuer von Malgesine auf der italienischen Reise hübsch erzählt. Seine Beziehungen zu Pietro Antonio Brentano, über die er in seiner Lebensbeschreibung etwas dunkel, in seinen Briefen an Frau von La Roche aber sehr unzweideutig spricht, trübten sich sehr bald; die Eifersucht des Ehemannes machte einen ferneren intimen Verkehr unmöglich.

Der eifersüchtige Gatte Albert in den Leiden des jungen Werther trägt viele Züge von Maximilianens Gatten.

Pietro Antonio Brentano war dreimal verheirathet und hatte 20 Kinder, von denen das letzte nach des Vaters Tode auf die Welt kam. Aus der ersten Ehe mit Paula Brentano entstammten sechs Kinder, darunter als zweitältestes der Sohn Franz, auf den ich später zurückkomme. Die zweite Ehe mit Maximiliane La Roche war mit zwölf Kindern gesegnet; zu ihnen gehören der Romantiker Clemens Brentano, dessen mit Achim v. Arnim verheirathete Schwester Bettina, ferner der Mystiker Christian Brentano, die Frauen Friedrich Karls von Savigny und des Frankfurter Bürgermeisters Georg Friedrichs von Guaita, sowie endlich Sophie Brentano, die frühverstorbene Freundin Wielands in dessen letzten Lebensjahren. Der nachgeborene Sohn aus der dritten Ehe Peter Antons mit Friederike von Rottenhof fand 1813 den Heldentod auf dem Schlachtfeld von Jüterbock.[1]) Peter Antons kinderreiche Familie hat die italienischen Eigenheiten, die beim Vater in den Lebensgewohnheiten und in der Sprache noch stark hervortraten oder auch vorherrschten, vollständig abgestreift und ist ganz im Deutschthum aufgegangen; die Verbindungen mit deutschen Familien, die fast alle Kinder Peter Antons schlossen, haben sie früher als die anderen Familien der italienischen Kolonie die angeborene Nationalität aufgeben lassen.

Franz Brentano wurde am 18. November 1765 geboren. Er trat früh in das väterliche Geschäft ein, um hier die Kaufmannschaft zu erlernen. 1792 gründete er die von der

[1]) Vgl. den beigegebenen Stammbaum der Familien Peter Anton Brentano und Franz Brentano-v. Birkenstock. Die Grundlagen desselben bilden zwei 1842 und 1844 von der Frankfurter Haupt-Kirchenbuch-Expedition aufgestellte Stammbäume. Ein solcher Stammbaum fehlte bisher in der Brentano-Litteratur; in dieser, auch noch bei Reinhold Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano (Stuttgart 1894), in welchem Werke die Verhältnisse der Familie Brentano bis jetzt am ausführlichsten dargestellt sind, finden sich viele irrige Daten, z. B. 1788 als Bettinens Geburtsjahr.

väterlichen Handlung abgezweigte Firma Franz Brentano, deren Geschäfte sich mit Spezerei- und Farbwaaren, Wechsel und Kommission befaßten. 1797 nach des Vaters Tode folgte er diesem in der Würde eines kurtrierischen Rathes und Residenten; im folgenden Jahre nach der Liquidation der väterlichen Firma nahm er seinen Stiefbruder Georg, Maximilianens ältestes Kind, als Gesellschafter in seine Handlung auf; beide Brüder führten das Geschäft gemeinsam bis zu dessen Auflösung am 31. Dezember 1840. Der stille praktische Geschäftsmann, nach des Vaters Tode das sorgende Haupt der Familie, da der älteste Bruder schwachsinnig war, stand stets in den herzlichsten Beziehungen zu den ganz anders gearteten Stiefgeschwistern, den „Genies" der Familie; Bettine nennt ihn ihren „liebsten Bruder" und Clemens schreibt 1804 an Antonie: „Wunderbar ist es, daß ich bei jedem Briefe von ihm (Franz) bis zu Thränen gerührt werde. Ich kenne keinen Menschen außer ihm, der mir eine so grenzenlose Achtung und Liebe abgezwungen hat; ja ich verdanke ihm ein Gefühl, das mir ohne ihn fremd geblieben wäre; es ist das, einen Vater zu haben"; im letzten uns erhaltenen Briefe an Bruder Franz vom 11. Januar 1841 redet Clemens ihn an: „Geliebter Bruder! theurer Pflegevater! mein Wohlthäter!" und dankt ihm mit den Worten: „Du warst mir bis jetzt von Jugend auf, nach einem aus der frühesten Jugend vererbten Gefühl, der Vater, die Familie, das Hab und Gut. Du warst mir der Schatz und das fruchtbringende Heiligthum der Familie. Wir waren Dir übergeben, der Segen des Vaters und der Mutter ruhte auf Dir. . ." Als die 1816 ins Leben getretene Verfassung der freien Stadt den Katholiken die Theilnahme am städtischen Regimente gestattete, von der sie in reichsstädtischer Zeit streng ausgeschlossen waren, wurde Franz Brentano als zweiter Abkömmling einer italienischen Familie (der erste war sein schon 1807 vom Fürsten Primas ernannter Schwager Guaita) zum Senator gewählt; 1827 rückte er auf die Schöffenbank vor und blieb Mitglied derselben bis zu seinem am 28. Juni 1844 erfolgten Tode.

Doctor.

Stille, stille, laß dich halten!
Du bist nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Versäum' ich.
Ich fühle schon den Tod.

Doctor.

O Misgeschick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift,

Das katholische Kirchen- und Schulwesen seiner Vaterstadt verlor in ihm seinen eifrigsten und mächtigsten Förderer im Senate.

Am 23. Juli 1798 hatte er sich in Wien mit Johanna Antonia Josefa Edlen von Birkenstock vermählt. Sie wurde am 28. Mai 1780 als die Tochter des besonders auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens hervorragenden österreichischen Staatsmannes Johann Melchior Edlen von Birkenstock (1738—1809) in Wien geboren; sie starb hochbetagt am 12. Mai 1869 in Frankfurt a. M. Auch die nächsten Verwandten des Vaters nahmen im Josefinischen Oesterreich hervorragende Stellungen ein: die Schwester der frühverstorbenen Mutter Antoniens war an den Freiherrn von Sonnenfels verheirathet, dem sein Vaterland die Abschaffung der Tortur verdankt und ihm dafür das Denkmal auf der Brücke über die Wien gewidmet hat; ein Bruder der Mutter war Leopold von Hay, der aufgeklärte Bischof von Königgrätz; ein naher Verwander des Vaters, Bernhard von Birkenstock, war der letzte Abt der säkularisierten Abtei Arnsburg in der Wetterau.

Wenige Jahre vor ihrem Tode hat die 85jährige dem Maler Karl Theodor Reiffenstein in einigen Plauderstündchen von ihren jungen Jahren erzählt; der feinsinnige Künstler hat zu Hause die Erinnerungen der alten Dame niedergeschrieben, er hat den erzählenden Ton dabei so glücklich getroffen, daß sich diese Aufzeichnungen wie das Diktat der Erzählerin lesen; sie sind 1894 aus Reiffensteins Nachlaß in den Besitz des Frankfurter Stadtarchivs gekommen. Ich theile daraus Folgendes über Frau Brentanos Jugend mit.

Mit sieben Jahren verlor Antonie ihre Mutter und kam in das Kloster der Ursulinerinnen nach Preßburg, wo sie bis zur Vollendung ihrer Erziehung blieb. In das Elternhaus nach Wien zurückgekehrt lebte sie nur noch wenige Jahre, fern von Vergnügen und Zerstreuungen, an der Seite des hochbegabten, in Wissenschaft und Kunst bedeutenden Vaters; sie fühlte sich glücklich, wenn sie dem ernsten Manne Abends vorlesen durfte, sie nahm regen Antheil an dem

geistig belebten Verkehre des Vaters, sie gewann unter seiner reichen Kunstsammlung Lust und Liebe an wissenschaftlichen und künstlerischen Dingen. Als Antonie 18 Jahre alt war, stellten sich mehrere Bewerber um ihre Hand ein; unter diesen wählte der Vater, ohne die Tochter zu fragen, den ihm am passendsten erscheinenden Frankfurter Kaufmannssohn Franz Brentano aus; dessen Schwester Sophia kam nach Wien, um die Braut des Bruders kennen zu lernen und zu prüfen, und eines schönen Tages verkündete Herr von Birkenstock seiner Tochter, sie sei verlobt mit Herrn Brentano. Gehorsam fügte sich die Tochter; „ich wußte es auch nicht anders, als daß mein Vater das Richtige für das zukünftige Wohl seiner Tochter bestimmt habe". Antonie mußte dem Gatten, der ihr noch so fremd war, daß sie sich erst nach Monaten an das „Du" gewöhnen konnte, nach seiner Heimath folgen; doch hatte sich der Vater versprechen lassen, daß die Tochter ihn alle zwei Jahre einmal in Wien besuchen dürfe. Diese Aussicht war für Antonie der Lichtpunkt in dem schweren Leben, das ihr für die ersten Jahre in der neuen Heimath beschieden war. Ihr als der Gattin des ältesten Bruders fiel sofort die Führung des großen Haushaltes der köpfereichen Brentanoschen Familie im „Goldenen Kopf" in der Großen Sandgasse zu; gar ergötzlich weiß sie zu erzählen, welche Schwierigkeiten ihr, die an eine feine Tafel gewohnt war, der alte Buchhalter machte, wenn sie dem üblichen Familienessen, Suppe, Gemüse und Fleisch, noch Cotelettes zufügte — der alte Herr glaubte durch diese Verschwendung das Ansehen „des ehrenwerthen Hauses" gefährdet — welche Kämpfe sie mit den „Genies", besonders der Schwägerin Bettina zu bestehen hatte, die sich langen Wegs auf den Boden legte und zeichnete und ihre Unordentlichkeit „poetische Ordnung" nannte. So liebevoll sie auch der vielbeschäftigte Gatte unterstützte, so freundlich ihr auch die zahlreichen Verwandten entgegen kamen, es ging ihr wie Maximilianen La Roche: sie konnte in dem engen Interessenkreise des „Goldenen Kopfes", dessen

Giebelfeld die Embleme des Handels und der Schiffahrt zierten, das geistig angeregte Leben der Künstler und Gelehrten im Vaterhause zu Wien nicht vergessen. Alle zwei Jahre suchte und fand sie dort Erholung, bis 1809 der Vater, in seinen letzten Lebenswochen von der Tochter kindlich gepflegt, aus dem Leben schied. Ein Theil der väterlichen Kunstschätze wurde verkauft, der bessere nach Frankfurt in das Brentanosche Haus übergeführt; die Verbindung Antoniens mit der alten Heimath wurde gelöst, als sie nach dreijährigem Aufenthalte in Wien 1812 wieder dauernd nach Frankfurt übersiedelte.

Als dann ihre Kinder heranwuchsen und die Geschwister ihres Mannes aus dem Familienhaushalte ausgeschieden waren, da kamen für Frau Brentano ruhigere Zeiten, da verkehrten in ihrem Hause die zahlreichen Freunde der Familie Brentano, berühmte und allverehrte Zeitgenossen, die niemals vergaßen, im gastfreien Hause auf der Gallusgasse vorzusprechen. So blieb es bis zum Abend ihres Lebens. Wie Beethoven im elterlichen Hause in Wien, so war Goethe im Hause des Gatten der gefeiertste Gast, der willkommenste Korrespondent. Für Antoniens Verkehr mit dem Heros der Musik muß ich auf die Biographien Beethovens von Thayer, Nohl und Wasilewski verweisen — die Erinnerungen schweigen davon — über ihre Beziehungen zu Goethe sollen sich die nachfolgenden Blätter näher verbreiten.

Antonie Brentano lernte Goethe im Jahre 1812 in Karlsbad kennen, wohin er selbst am 3. Mai, seine Frau mit Karoline Ulrich am 19. Juni gekommen war. Das Tagebuch bemerkt zum 7. Juli: „Brentano der Ältere", zum 8.: „Bey der Rückkehr vom Hammer Herr und Mad. Brentano" — daß dies nur Franz und Antonie Brentano sein können, zeigt die Karlsbader Kurliste —, zum 10.: „Besuche gemacht bey Brentanos, nicht getroffen". Am 13. Juli reisten Goethe und Frau nach Teplitz ab, so daß diese erste Begegnung mit Brentanos nur auf einige wenige Tage beschränkt blieb; den Anknüpfungspunkt boten natürlich die Beziehungen, in denen

Goethe schon von Frankfurt her zu den Eltern und seit mehreren Jahren auch zu der jüngeren Generation, zu den Geschwistern von Franz und Antonie, stand. Wie dann die in Karlsbad begonnene Bekanntschaft nach beinahe zweijähriger Unterbrechung — wenigstens sind mir aus den Jahren 1812 und 1813 keine Spuren weiterer Beziehungen bekannt — zuerst in brieflichem Verkehr und dann durch die Besuche Goethes in Frankfurt und Winkel neue Belebung erfährt und wie sie allmählich erstirbt, das zeigen die unten folgenden Briefe.

Es fehlte diesem Verkehre nicht an einem geistigen Bande, das ihm von beiden Seiten stets neue Nahrung zuführte: dieses Band war die beiderseitige Liebe zur Kunst, die Neigung zum Sammeln von Kunstwerken, zum beschaulichen Genusse der erworbenen Schätze. Die milde Freundschaft Goethes zu Frau Antonie Brentano ist nach dem Grade ihrer Innigkeit seiner Verehrung für ihre Freundin Rosette Städel vergleichbar, nicht der leidenschaftlichen Neigung zu Marianne Willemer, die im west-östlichen Divan zu dichterischer Verklärung gelangte.

Birkenstocks Sammlung war eine der bedeutendsten, welche im vorigen Jahrhundert aus privaten Mitteln entstand. Bettina erzählt davon in Goethes Briefwechsel mit einem Kinde zum 15. Mai 1810: „Hier wohne ich im Hause des verstorbnen Birkenstock, mitten zwischen 20 000 Kupferstichen, eben so viel Handzeichnungen, so viel hundert alten Aschenkrügen und hetrurischen Lampen, Marmorvasen, antiken Bruchstücken von Händen und Füßen, Gemälden, chinesischen Kleidern, Münzen, Steinsammlung, Meerinsekten, Ferngläser, unzählbare Landkarten, Plane alter versunkener Reiche und Städte, kunstreich geschnitzter Stöcke, kostbare Dokumente und endlich das Schwert des Kaiser Karolus." Der größere Theil der Sammlung wurde 1810—1812 in Wien versteigert; Clemens machte seiner Schwägerin bittere Vorwürfe über die Veräußerung, „welche das ganze Leben und Wirken Deines Vaters vernichtet und Euch und Eure Nachkommen eines Schatzes beraubt". Von dieser etwas bunt zusammengesetzten

Sammlung bestand der werthvollste Theil, welchen Frau Brentano nach dem Tode ihres Vaters behielt und nach Frankfurt überführen ließ, aus etwa 200 Gemälden und 7000 Kupferstichen; unter den letzteren befanden sich Original-Radierungen Rembrandts, die französischen Meister des 17. und die Wiener des 18. Jahrhunderts und als schönster Schmuck die vollzähligen Arbeiten Marc Antonio Raimondis. Die Sammlung wurde von Frau Brentano und ihrem gleich kunstsinnigen Gemahl noch fortwährend vermehrt; Kunstfreunden und Kunstforschern stand sie in liberalster Weise offen. Im Jahre 1870, ein Jahr nach dem Ableben der Besitzerin, mußte die Sammlung der Erbtheilung wegen versteigert werden. Dem trefflichen Katalog der Kupferstiche, welchen C. Ruland im Auftrage der Kunsthandlung F. A. C. Prestel ausarbeitete, geht eine interessante Einleitung über die Geschichte der Sammlung voraus, die Ruland auch in einem kürzeren Aufsatze in der „Allgemeinen Zeitung" 1870 Nr. 88 beschrieb; der Katalog der Gemälde rührt von G. L. Kohlbacher her.

Bei seinem Aufenthalte in Frankfurt 1814 und 1815 hat Goethe der Sammlung mehrere Besuche abgestattet; im letzteren Jahre begleitete ihn Sulpiz Boisserée beim Studium der Brentanoschen Kunstschätze. Mehrfach spricht er sich in seinen Schriften darüber aus; in der „Reise am Rhein, Main und Neckar" (Werke XXVI, 289) lesen wir: „Herr Franz Brentano hat in einem geräumigen, wohlerleuchteten Saal sowie in mehreren großen Zimmern eine treffliche Gemäldesammlung wohlgeordnet aufgestellt; sie ist durch dessen verewigten Schwiegervater, von Birkenstock, der, aus den Rheingegenden abstammend, in der gelehrten und Kunst-Welt rühmlichst bekannt war, während seines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zusammengebracht. Hieran schließt sich eine reiche Kupferstichsammlung, wo unter andern die Werke des Marc-Anton's und sonstiger älteren Italiener in Abdrücken geschaut werden, wie sie dem Liebhaber selten

vor Augen kommen"; in den „Tag- und Jahres-Heften" 1815 (Werke XXVII, 218) äußert er sich kürzer, aber auch des Kunstsinnes der Besitzer rühmend gedenkend: „Die Brentano'sche Sammlung an Gemälden und Kupferstichen und anderen Kunstwerken gab doppelten Genuß bei dem lebhaften Antheil der Besitzer und ihrer freundlichen Aufforderung, so viel Gutes mitzugenießen". Wie er dann später auch aus der Ferne das Wachsen der Sammlung mit Antheil verfolgte, wie er sich nach dem stillen Genuß dieser Schätze zurücksehnte, das mögen seine Briefe selber sagen.

Nur ungern unterziehe ich mich der selbstverständlichen Verpflichtung, auch Frau Brentano über ihre Beziehungen zu Goethe zu Worte kommen zu lassen. Sie erzählt in ihren Erinnerungen:

> Später nach dem Tode meines Vaters, wo ich so sehr krank wurde, war ich mehrere Male nach einander in Karlsbad, wo ich auch Goethe kennen lernte. Dieser war überhaupt auch mit meiner Familie in Frankfurt sehr befreundet und wohnte einmal einige Wochen in unserm Hause auf unserm Landgut in Winkel. Das war aber die Zeit, wo schon seine Vergötterung angefangen hatte, und er war im Ganzen sehr stolz und geizig mit seinen Worten. Es war immer, als sei es ihm unangenehm zu denken, man wolle all' seine Worte gleich auffassen, um sie drucken zu lassen. Jeden Morgen zog er da seinen weißen flanelleten Schlafrock an, legte die Hände auf den Rücken und wanderte den langen Bogengang, der fast bis an den Rhein reichte, auf und ab. Während diesem Gange war er nicht gerne gestört und gab kaum Antwort, wenn er gefragt wurde. Zu Tische zog er sich dann immer sehr sorgfältig an und war dann ganz herablassend. Er schöpfte sich immer seinen Teller schrecklich voll Speisen, die er aber meistens immer liegen ließ, ohne sie zu genießen, was mir als Hausfrau immer das unbehagliche Gefühl hervorrief, als sei ihm nichts gut genug zubereitet. Von unsrem guten Rheinweine konnte er

aber ganz fürchterlich viel trinken, besonders von dem 11er, und mein Mann machte ihm oft eine große Freude mit dem Geschenk eines Fäßchens Wein.

Sein einer Sohn hatte sich leider auch das unmäßige Trinken angewöhnt und starb in Folge davon noch sehr jung in Rom. Eines Tages auch saß Goethe neben mir bei Tisch, und als der Bediente irgend eine ungeschickte Bewegung mit einem Präsentirbrette machte, sprang ich auf, ihm gleichsam als Hülfe die Arme entgegenstreckend; da schob mich Goethe abwehrend auf meinen Stuhl zurück, und sagte ruhig: „Man muß nicht immer und überall Hausfrau sein wollen." Er hatte sehr Recht, und ich habe es mir mein Lebtag gemerkt, denn wenn man manchmal seine Ruhe bewahrt bei irgend einer Ungeschicklichkeit, so merken es die Gäste nicht, während durch irgend eine Kundgebung der Hausfrau gerade die Aufmerksamkeit derselben auf den unerwünschten Zwischenfall geleitet wird. Goethe hatte auch Christiane Vulpius im Rheingau bei sich wohnen, da begegneten wir ihn einmal mit derselben und schlossen uns ihnen an.[1]) Goethe war uns nachher sehr dankbar, daß wir mit ihnen gegangen, denn er fühlte doch sehr durch, daß Christiane ihm nicht ebenbürtig war. Später kam er in Frankfurt viel mit Frau Willemer zusammen, und da trafen wir ihn denn auch sehr oft auf der Gerbermühle. Ich habe auch noch Briefe von ihm, denen ich aber damals nicht mehr Werth beigelegt, als jedem andern Briefe, denn die sind aus der Zeit, ehe er so erkannt und verehrt war; ich weiß gar nicht einmal recht, wo ich sie aufbewahrt habe.

Als Goethe bei uns zu Besuche wohnte, veranstaltete er immer selbst die Landparthieen, die Mittags vorgenommen werden sollten. Er sagte z. B. „Heute Nachmittag an-

1) Ein merkwürdiger Irrthum! Die Begegnung mit Christiane fand natürlich im Juli 1812 in Karlsbad statt, da Goethe niemals im Rheingau mit seiner Frau zusammen war.

spannen und nach Johannisgrund fahren", denn zum Gehen bequemte er sich nicht gerne. Oder bestellte er eine Nachenfahrt, und so fuhren wir auch einmal nach der Rochuskapelle, wo Goethe sagte, da müsse ein Heiligenbild hineingemalt werden, was er bestellen wolle. Das that er auch, und ich mit einigen Freundinnen steuerten auch dazu bei.[1]) —

Wie haben sich doch bei der 85jährigen Frau alle höheren geistigen Empfindungen verflüchtigt, welche die Briefe der 35jährigen so schön zeigen! Ihr war ein trauriges Alter beschieden, und in dem vielen Leid, das ihr gerade die letzten Lebensjahre verbitterte, mag sie vergessen haben, was ihr in der Jugend das Leben verschönte. Wie ihr berühmtester Schwager Clemens nach der Aussage seines Biographen die größte Achtung vor ihr hatte und „mit nahezu kindlicher Ehrfurcht" alle ihre Ermahnungen annahm, so blieb sie auch in späteren Jahren „das vermittelnde Centrum, stets schlichtend und tröstend und gleich einem Magnete Alles an sich ziehend".[2]) Die ehrwürdige Patriarchin der Familie Brentano überlebte den Gatten und dessen sämmtliche Geschwister; von ihren eigenen sechs Kindern war ihr zuletzt nur noch die kinderlose, an Anton Theodor Brentano verheirathete Tochter Josefa, die Freundin Eduard Steinles, übrig geblieben, als sie beinahe 89 Jahre alt starb. Sie ruht mit ihrem Gatten und den Kindern in der Brentanoschen Familiengruft auf dem Frankfurter Friedhofe.

Zu dem Nachlasse der Frau Brentano gehörte auch eine stattliche Anzahl von Briefen bedeutender Zeitgenossen, welche theils mit ihrem Vater, theils mit ihr im Verkehre gestanden hatten. Es ist eine lange Reihe von Männern und Frauen,

[1]) Vgl. unten Brief 15.

[2]) Diel, Clemens Brentano I, 110. 306. Man vergleiche auch die herzlichen Briefe, die Clemens an sie richtete: es sind die in Bd. VIII seiner gesammelten Schriften unter der Adresse „an eine Verwandte" mitgetheilten. Antonie ist auch das „schlanke, sanfte, weiße Bild" in Clemens' Godwi.

aus deren Händen dieſe koſtbaren Blätter herrühren; der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Litteratur, der Politik, der Kirche gehören die meiſten dieſer Namen für alle Zeiten an. Neben Goethe und Beethoven treten — um nur die bedeutendſten zu nennen — Stein, Dalberg, Canova, Overbeck, Gleim, Jean Paul, Sophie La Roche, die Geſchwiſter Brentano, Franklin, Sömmering, Savigny, Sailer, Diepenbrock. Außer den Briefen verdient das Stammbuch Frau Antoniens noch eine beſondere Erwähnung. Das kleine Büchlein mit dem ſchlichten Aeußeren birgt eine Fülle von ſchönen und gedankenreichen Segenswünſchen, mit denen Freunde und Freundinnen den Lebensweg der Beſitzerin begleiteten. Goethe war der Spender dieſer ſinnigen Gabe (vgl. Briefe 9 und 10); von ſeiner Hand ſtammt auch der erſte, der Weiheſpruch, den eine reizende Blumenguirlande umrankt:

Lieblich iſts im Frühlingsgarten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher, im Segen,
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick ſolcher Züge
Thut ſo Seel als Geiſt genüge.
Ja! In Lieb und Treu bekennet
Sich der Freund wie er ſich nennet

Weimar
am Neujahrstage 1815

den Ihrigen
Goethe

Dieſe Verſe, deren Ganzes erſt durch den Zweck, die Eröffnung eines Stammbuches, und deren beide letzte Zeilen erſt durch die hinzugefügte Unterſchrift den richtigen Sinn erhalten, ſind bereits in den Werken (II, 144; Weimarer Ausgabe IV, 49) mit leichten Varianten und ohne Ort, Datum und Namen abgedruckt. Die nachfolgenden Einträge der Verwandten und der Freunde ſtehen meiſt unter dem Zeichen Goethes, ſei es, daß ſie auf dieſen einleitenden Spruch und

seinen Dichter direkt hinweisen, sei es, daß sie selbst aus Sprüchen und Versen des Altmeisters bestehen. Auch hier wieder eine Fülle hervorragender Namen; auf Goethe folgen die Mitglieder der Familie Brentano und die nächsten Freunde und Freundinnen, dann die fernerstehenden: jeder charakteristisch in seiner Art wie Stein, Savigny, Clemens Brentano, Zacharias Werner, Eduard Steinle. Am Schlusse des Buches befindet sich in einem Umschlag ein wenig Charpie mit der Aufschrift: „Von Göthe gezupft für Tony," wohl eine Erinnerung an die Winkler Herbstabende im September 1814.

Briefe und Stammbuch befanden sich bis 1895 in der pietätvollen Verwahrung des Herrn Anton Theodor Brentano, des greisen Schwiegersohnes der Frau Antonie Brentano; nach dessen Tode mußte dieser kostbare Besitz der Erbtheilung wegen versteigert werden. Herr Brentano hat selbst kurze Inhaltsangaben der Briefe, nicht nur der Goetheschen, und der Stammbuchblätter mit einigen Erläuterungen als Manuskript drucken lassen; darnach sind jene in Prems „Goethe" (Leipzig 1895) zuerst erwähnt und mit manchen unrichtigen Bemerkungen besprochen worden. Was ich von Herrn Brentanos Erklärungen der Goethe-Briefe in meine Erläuterungen herübergenommen habe, ist mit Br. bezeichnet.

Von den 21 Briefen Goethes sind 2 an Herrn Franz Brentano, alle übrigen, sowie der Brief Augusts von Goethe an Frau Brentano gerichtet; sie sind meist an Frau „von" Brentano adressiert, obwohl deren Gatte niemals das Adelsprädikat führte und wohl aus dem Grunde, weil sie adeliger Geburt war. Der Werth dieser Briefe ist ein ungleicher; [illegible] herrlichen Schreiben, in denen der Dichter der Freundin [illegible] Innerstes öffnet, finden sich auch einige wenige von belanglosem Inhalte. Und nur für diese wenigen brauche ich zur Erklärung ihrer Aufnahme an M. Bernays' schönes Wort zu erinnern: sie mögen beweisen, „was Goethe für ein Freund war. Das Freundeswort, das er an den andern richtet, ist zugleich wirkliche Freundesthat; der Blick des Dichters, der

Und habe von dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe.
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch etwas bleibe,
Ein elend halb verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor.

Weißt du auch was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weißt du auch was das heißt,
Vergiftet ſeyn?

Nein, nichts ſoll mich halten,
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

ruhig leuchtend über allen mannigfaltigen Zuständen der Menschheit schwebt, versenkt sich zu liebevoller Betrachtung auch in das Eigenste, Besonderste des einzelnen Zustandes; und aus der tiefsten Erkenntniß entspringt das reinste Wohlwollen."

Von den drei mitgetheilten Briefen der Frau Antonie Brentano befand sich nur einer und zwar als Bruchstück in der Briefsammlung; von den beiden anderen, deren Originale im Goethe- und Schiller-Archive zu Weimar sich befinden, hat mir mit allerhöchster Genehmigung J. K. H. der Frau Großherzogin von Sachsen Herr Prof. Dr. B. Suphan gütigst Abschrift zukommen lassen. Ihm und den Herren Geh. Hofrath Dr. G. Auland, Dr. E. von der Hellen und Dr. F. F. Heitmüller in Weimar, sowie den Herren Rechtsanwalt Dr. C. von Brentano in Offenbach a. M., Dr. C. Heuer in Frankfurt und Dr. H. Pallmann in München fühle ich mich für verschiedene Mittheilungen und sonstige Beihülfe zu bestem Danke verpflichtet.

In den nachfolgenden Erläuterungen sind die Schriften Goethes mit „Werke" nach der Hempelschen Ausgabe angeführt, das Tagebuch natürlich nach der Weimarer Ausgabe, Abtheilung III, Band IV—VII; unter „S. B." ist das zweibändige Werk „Sulpiz Boisserée" (Stuttgart, Cotta, 1862), unter „Greiz." Theodor Greizenachs Buch „Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer" (zweite Auflage, Stuttgart, Cotta, 1878), unter „Frese" das Werk „Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlaß. Herausgegeben von Julius Frese" (Stuttgart, Krabbe, 1877) zu verstehen.

Die Briefe, das Stammbuch und die sonstigen Familienpapiere aus dem Nachlasse der Frau Brentano wurden am 9. April 1896 durch die Firma Joseph Baer & Co. in Frankfurt versteigert und erzielten außerordentlich hohe Preise. Ein trefflicher Katalog von dauerndem Werthe gab z. Th. recht ausführliche Angaben aus dem Inhalte der einzelnen Schriftstücke; die Einleitung desselben sowie ein Aufsatz in der „Frankfurter Zeitung" (Abendblatt vom 16. März 1896) stellten zum ersten Male die Nachrichten über Goethes und Beethovens

Beziehungen zu Antonie Brentano übersichtlich zusammen. Die unten zum ersten Male ihrem ganzen Wortlaute nach veröffentlichten Briefe Goethes befinden sich heute

Nr. 1, 2, 3 im Besitze der Stadtbibliothek in Frankfurt a. M.
„ 4 „ „ des Herrn Rechtsanwalts Dr. jur. Otto von Brentano di Tremezzo in Offenbach a. M.,
„ 5 „ „ der Stadtbibliothek,
„ 6 „ „ des Herrn von Brentano,
„ 7, 8, 9 „ „ der Stadtbibliothek,
„ 10 „ „ des Herrn von Brentano,
„ 11, 12, 13 „ „ der Stadtbibliothek,
„ 14 „ „ des Herrn von Brentano,
„ 15 „ „ der Stadtbibliothek,
„ 16 „ „ des Herrn von Brentano,
„ 17, 18, 19 „ „ der Stadtbibliothek,
„ 20 „ „ des Herrn von Brentano,
„ 21 „ „ der Stadtbibliothek.

Den Brief Auguſts von Goethe vom 10. Juni 1816 erwarb ebenfalls die Stadtbibliothek, das köſtliche Stammbuch, das Geſchenk Goethes an Antonie, Herr Geh. Kommerzienrath Max von Guaita, der Enkel Melinens von Guaita-Brentano.

Von den beiden Lichtdrucken, aus dem Atelier der Firma C. F. Fay in Frankfurt a. M., ſtellt der eine Frau Antonie Brentano nach einem 1808 von Stieler gemalten Ölbilde dar, welches ſich noch im Brentanoſchen Landhauſe zu Winkel befindet; der zweite iſt eine an Ort und Stelle aufgenommene Nachbildung des Gemäldes, welches Goethe und Frau Brentano 1816 der St. Rochus-Kapelle bei Bingen ſchenkten; vgl. dazu Brief 15.

1.

Von der Hand eines Schreibers; Unterschrift „G" eigenhändig; Umschlag fehlt.

Weimar den 4ten Januar 1814.

Beykommendes war, zu sehr unruhiger Zeit, gesigelt, als ein Blick auf den Schluß Ihres Blattes mir den Nahmen einer sehr werthen Freundin vergegenwärtigte, und nun muß ich eine sehr wunderliche Geschichte erzählen. Das prächtige Werck, welches uns der Erzherzogin Christine Grabmal,[1]) in Kupfern und Gedichten so würdig darstellt, fand ich im Herbst nach hausse[2]) zurück kehrend, nachdem ich mich daran ergötzt übergab ich es den Freunden, und so machte es die Runde, bis es jetzt erst in meine Hände zurük kommt, und nun entdecke ich erst zwischen den vorderen Blättern das bey gefügte liebe Schreiben. Dergleichen Uebereilungen und Unvorsichtigkeiten begegnen mir mehrere, von denen ich mich zu reinigen glaube wenn ich sie aufrichtig bekenne. Lassen Sie aus Ihrem Munde diese Entschuldigung und einen vorläufftigen Danck recht wirksam sein.

G

1. Rath Fritz Schlosser, an welchen dieser Brief gerichtet ist und welcher ihn offenbar an Frau Brentano überlassen hat, hatte im Auftrage der Frau Brentano im Herbst 1813 an

[1]) Von Goethe über der Zeile eigenhändig eingefügt.

[2]) sic.

Goethe ein Exemplar des Werkes: „Monumentum aeternae memoriae Mariae Christinae . . . Viennae in templo d. Augustini e marmore erectum opera Antonii Canovae . . . 1805. Carmen posthumum J. Melchioris Nob. a Birkenstock . . . Vindobonae 1813“ überſendet; das auf ihre Veranlaſſung aus dem Nachlaſſe ihres Vaters herausgegebene Werk, welches mit prächtigen Kupfern von C. Agricola geziert iſt, enthält eine 1805 von Birkenſtock gedichtete Beſchreibung des Denkmals und ſeiner einzelnen Skulpturen in lateiniſchen Hexametern mit beigegebener deutſcher Überſetzung von Enzenberg. Das dem Werke beigelegte Begleitſchreiben der Frau Brentano fiel Goethe erſt jetzt in die Hände, als er mit ſeinen Neujahrswünſchen eine Gabe an die Freundin ſchicken wollte.

2.

Ganz eigenhändig; deutſche Schrift.

Das wunderbare, aber meinem zerſtreuten, und in der letzten Zeit vielfach zerriſſenen Lebenswandel nicht ganz ungemäße Abentheuer, wodurch ich erſt ſpät erfuhr daß ich das mir zugekommene Exemplar des würdigen Prachtwerckes Ihnen, meine verehte[1]) Freundinn verdancke, wird unſer Schloſſer, vorläufig entſchuldigend, mitgetheilt haben.

Vielleicht hätte ich noch länger gezaudert meine danckbaren Geſinnungen ſelbſt auszuſprechen, wäre ich nicht durch beyliegende Anzeige aufs neue angeregt worden. Der Ankündiger erinnert ſich noch danckbar früherer Verhältniſſe zu Ihrem fürtrefflichen Herren Vater. Ich lege das Blättchen bey worin Er ſie ausſpricht.

Ich hoffe mein Sohn ſoll der Ehre genießen Ihnen, in dieſen Tagen, aufzuwarten. Möge er nicht verſäumen aus zu drucken wie ſehr ich wünſche bald auch wieder einmal dieſes Glücks theilhaft zu werden. Mit Bitte mich

[1]) sic.

dem Herrn Gemahl und den theuren Ihrigen beſtens zu empfehlen

Weimar
d. 15. Jan.
1814.

gehorſamſt
Goethe

Adreſſe des Umſchlags eigenhändig, deutſche Schrift:

Der
Frau von Brentano
geb. von Birckenſtock
Gnaden

frank.

Franckfurt
am Mayn

2. Das „wunderbare . . . Abentheuer“ iſt das Überſehen des Begleitſchreibens der Frau Brentano, wie der Brief an „unſern Schloſſer“ zeigt. — Die Beilage beſteht in der Abſchrift eines aus Jena, 9. Januar 1814, an Goethe gerichteten Briefes, worin der Schreiber einen Abdruck ſeiner Rezenſion des Birkenſtockſchen Werkes einſchickt und ſeiner Genugthuung darüber Ausdruck gibt, daß er ein Werk Birkenſtocks beſprechen durfte, der ihn ſeiner Zeit mit dem häuslichen Unterrichte ſeines Sohnes betrauen wollte. — Der angekündigte Sohn Auguſt reiſte am 6. Januar von Weimar ab, kam Ende Januar in herzoglichen Aufträgen nach Frankfurt (Greiz. 28) und fand bei den Freunden des Vaters eine warme Aufnahme. Unter den Dankſchreiben, welche Goethe Mitte Februar an dieſe richtete (Freſe 58), mag auch wohl eines an die Familie Brentano geweſen ſein.

3.

Ganz eigenhändig; lateiniſche Schrift.

Sie uberraſchen mich, verehrte Freundinn, an meinem heutigen Feſte, welches nahe und ferne Lieben theilnehmend feyern wollen, mit köſtlichen Gaben, deren Genuß mir doppelt

vergegenwärtigen soll wie ernstlich gemeynt Ihre gütige Einladung war. Derselben bald möglichst zu gehorchen ist mein schönster Wunsch. Ergeben Sie Sich also drein daß ich noch vor Ende der Woche meinen Dank persönlich abtrage, um aufs neue Ihr Schuldner zu werden.

Mich indessen angelegentlichst empfehlend.

Wiesbaden
d. 28 August
1814

Goethe.

Adresse des Umschlags eigenhändig, lateinische Schrift:

An
Frau von Brentano
geb. Edle v. Birckenstock
Gnaden
franc. Francfurt

3. Am 28. Juli 1814 kam Goethe nach Frankfurt, blieb einen Tag bei Schlosser und fuhr am 29. Juli Abends nach Wiesbaden weiter, ohne seine anderen Frankfurter Freunde besucht zu haben (Werke XXVI, 369; Greiz. 32; Frese 62). In Wiesbaden wohnte er im „Weißen Adler Nr. 45", bis er am 5. August in den „Bären" übersiedelte. Am 7. August notiert er im Tagebuch: „Brentano, Quaita, Frauen"; es waren Frau Brentano und deren Schwägerin Meline, mit denen er an diesem Sonntage zusammentraf. Über seinen Aufenthalt in Wiesbaden 1814 und 1815 vgl. jetzt die sehr ausführliche Arbeit von Fr. Otto „Goethe in Nassau" in den „Annalen des Vereins für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung", Bd. XXVII, 53 ff. Am 16. August fand das St. Rochusfest bei Bingen statt, von dem uns Goethe in dem ersten Abschnitt der „Reise am Rhein, Main und Neckar" eine so prächtige Schilderung gegeben hat. Mit Cramer und Zelter war er am 15. August nach Rüdesheim gefahren; bei dem Feste des folgenden Tages scheint sich auch das Ehepaar Brentano in seiner Gesellschaft befunden zu haben, wenn auch das Tagebuch nichts davon erwähnt. Den 28. August

verbrachte er in Biebrich, um den Huldigungen zu seinem Geburtsfeste zu entgehen[1]). Frau Brentanos „köstliche Gaben" scheinen eine Sendung von Obst aus dem Landgute der Familie in Winkel gewesen zu sein; dorthin hatte er die Einladung erhalten, deren Annahme er in scherzhaften Worten mittheilt. — Peter Anton Brentano hatte den Landsitz, der am westlichen Ausgange des langgestreckten Rheingau-Ortes Winkel liegt, 1782 oder 1783 erworben. Nach des Vaters Tode ging das Gut auf den Sohn Franz über, der hier mit seiner Familie einige Monate im Sommer und Herbst zuzubringen pflegte. Von dem ungezwungenen Leben im Landhause des gastfreien Bruders hat Bettina in ihren Briefen reizend geplaudert. Das Haus steht an der Landstraße, der Garten reicht bis beinahe an das Ufer des Rheines; etwas unterhalb des Gutes befindet sich am Strande die Stelle, wo Karoline von Günderrode am 26. Juli 1806 durch Selbstmord endete. Das Gut ist heute im Besitze des Urenkels von Franz und Antonie Brentano. Das Haus hat noch jetzt die alte Einrichtung; in den Zimmern befinden sich zahlreiche Bilder von und Andenken an die Mitglieder der Familie Brentano. Goethe benutzte das kleine Stübchen an der Südwestecke des ersten Stockwerkes, mit Fenstern nach Süden und Westen, als Wohnzimmer, eine daran stoßende Stube als Schlafgemach; in ersterem hängt noch heute das von Goethe der Frau Brentano verehrte Bildchen mit der Ansicht von Frankfurt (S. 41).

4.

Ganz eigenhändig; lateinische Schrift.

Ob Sie gleich, verehrte Freundinn, sich sehr deutlich gegen die sogenannten Stammbücher erklärt haben: so will ich doch gleich, anstatt für so vieles unschätzbare Gute zu danken, Ihre Geduld abermals auf die Probe stellen und Sie ersuchen beykommendem Büchlein Ihren lieben Nahmen

[1]) Wie er öfter that; vgl. die Tag- und Jahreshefte zu 1819: „Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen."

nicht zu versagen. Möchten Ihre werthen Umgebungungen[1]) Ihrem freundlichen Beyspiele folgen; so würde vom Aegidi Tag, der mir so merkwürdig geworden, keine Lücke bleiben bis auf heute und auf die nächsten Tage, in denen ich mit immer gleichen Gesinnungen, in der Gallengasse darzustellen hoffe. So viel durch den eilenden Kutscher, der nun ein für allemal heute Nacht in Kassel ausruhen will. Der Ihrige

Wiesb. d. 8. Sept. 1814

Goethe

Adresse des Umschlags eigenhändig, lateinische Schrift:

An
Frau von Brentano
geb. Edle von Birckenstock
Gnaden
Francfurt
franc. am Mayn

4. Noch am 31. August war Goethe in Wiesbaden. Die Zeit vom 1. bis 8. September verbrachte er auf dem Brentanoschen Gute in Winkel. Wie er diese Tage benutzte, um den Rheingau in seiner herbstlichen Schönheit mit den Gastfreunden zu genießen, hat er in den tagebuchartigen Blättern „Im Rheingau Herbsttage" beschrieben und in den kurzen Notizen des Tagebuchs angedeutet. Er fuhr am Nachmittag des 8. September von Winkel nach Wiesbaden zurück; sofort nach der Rückkehr schrieb Goethe diesen Brief an Frau Brentano, die zugleich mit ihm Winkel verlassen hatte, um nach Frankfurt zurückzukehren. In das Stammbuch Goethes schrieb Antonie die von schöner Begeisterung für den Freund durchglühten Worte:

Winkel im Rheingau.

Hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand über Hügel und Thal belebende Schöpfung goß mit ver-

[1]) sie.

weilendem Tritte still — hier gefiel
es auch Ihnen acht schöne Tage zu weilen,
und Ihrer Gegenwart Sonnenblick
schien mir der Anmuth Vollendung.

d. 8. Sept. 1814. Antonia Brentano gebohrene Edle von Birkenstock.

So lautet der Eintrag nach der Mittheilung von Vulpius in der „Deutschen Rundschau" 1889—1890 Bd. III, 355; ebendort auch die anderen Einträge von Franz Brentano, dessen fünf Kindern u. a. Alle diese Blätter sind aus Winkel, 8. September, datirt, aber zweifellos, wie der Brief zeigt, erst später in Frankfurt geschrieben: in zartsinniger Weise haben all: Freunde, die in Winkel vereinigt waren, Ort und Tag des Abschieds von dort ihren Gedenkworten beigefügt. Antonie hat eine eigenhändige Abschrift ihrer oben stehenden Worte ihrem eigenen, 1815 von Goethe gewidmeten Stammbuche vorgeheftet.

Das Stammbuch Goethes (das Nähere darüber bei Vulpius) blieb bis zum Jahresschlusse in den Händen der Frankfurter Freunde, bis es Willemer mit „guten und frohen Worten" bereichert zurücksandte (Creiz. 40). — Der Aegidi-Tag ist der 1. September, der erste in Winkel verlebte Tag. — In der „Gallengasse" befand sich damals die Brentanosche Wohnung (im „Goldenen Kopf" waren mit dem Geschäfte nur die Brüder Anton, Dominik und Georg geblieben) und zwar in dem Hause Lit. E 11 (Ecke der Neuen Mainzer Straße), von 1823 ab aber in Lit. E XIX* (Ecke der Neuen Mainzer Straße und Weißfrauenstraße). Der Name der Straße, des Thores und des vor letzterem sich ausdehnenden Feldes hieß ursprünglich „Galgen"-Gasse ꝛc., weil auf dem Felde das Hochgericht stand. v. Loeper (Werke XX, 347) weist nach, daß schon zu Goethes Jugendzeit eine falsche Prüderie an diesem Namen Anstoß nahm. Im Anfange dieses Jahrhunderts siegte die neue Form „Gallen"-Gasse und sogar „Gallus"-Gasse. Goethe schreibt um diese Zeit im Beginn des fünften Buches von „Wahrheit und Dichtung" „Sankt-Gallen-Thor" und ebenso in unserem Briefe Nr. 6; der heilige Gallus ist natürlich ein ganz falsch untergeschobener Namengeber. Die heutige offizielle Bezeichnung lautet „Gallus-Straße"; aber der richtige Frankfurter spricht mit Recht nur die altübliche Form „Galgen-

Gasse" (dialektisch „Gallje-Gaß"). Vgl. auch „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M." Bd. III, 451. — Der Kutscher drängt, weil er noch vor der Nacht in Frankfurt eintreffen und dort in dem Gasthause „Stadt Kassel" auf der Großen Friedberger Gasse (nicht etwa Kastel bei Mainz) absteigen will; es ist also nicht der sonst von Goethe zu Sendungen von Wiesbaden nach Frankfurt benutzte Fuhrmann, der auf der Bockenheimer Straße einkehrt (Frese 54).

5.

Ganz eigenhändig; lateinische Schrift:

Erlauben Sie, theuerste, daß ich meinen gefühltesten Dank bis auf unsre heutige Zusammenkunft aufspare! Vielleicht gelingt es mir mündlich auszudrücken wie sehr mich Ihre Güte überrascht, beschämt —

Und eben so weiter!

d. 18 Sept. 1814. aufrichtig geeignet Goethe

Adresse auf der vierten Seite eigenhändig, deutsche Schrift:

Frau von Brentano
geb. Edle v. Birckenstock.

5. Das Schreiben, in dessen Datum der Ortsname und auf dessen Außenseite der Poststempel fehlen, ist in Frankfurt geschrieben und durch Boten der Freundin übermittelt worden. — In einem Briefe an Schlosser vom 9. September (Frese 66) kündigt sich Goethe für Montag den 12. September Abends an; nach Greiz, 33 wäre er schon am 10. September in der Vaterstadt angelangt. Der erstere Tag ist nach dem Tagebuch der richtige; auch in der Frankfurter „Oberpostamts-Zeitung" wird er unter den Lokalnachrichten vom 13. September mit den Worten willkommen geheißen: „Se. Exzell. der herzoglich

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren sich die Qualen,
Meinst du, es sey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmal zu bezahlen!
Himmel das ist zu viel!
Auf den Knieen.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

ſachſen-weimariſche Geheimerath, Herr von Goethe, der größte und noch lebende älteſte Heros unſerer Literatur, iſt geſtern von Wiesbaden kommend hier in ſeiner Vaterſtadt eingetroffen, die 20 Jahre lang deſſen erfreulicher Gegenwart beraubt war." Nach ſeiner, an verſchiedene Freunde verſendeten „Skizze einer Reiſechronologie" (Werke XXVII, 328 ff.) fand er „in dem mir nah verwandten Schloſſer'ſchen Hauſe die liebevollſte Gaſtfreundſchaft", während „die Brentano'ſche Familie in allen ihren Zweigen mir eine von den Eltern ererbte Freundſchaft und Neigung" bewies. Frau Brentano traf er am 13., am 15. aß er dort zu Mittag, am folgenden Tage war er wieder im Hauſe Brentano, am 23. September, 13. und 17. Oktober aß er hier wieder zu Mittag, auch am 15. und 19. Oktober war er im Hauſe. — Am 14. September war auch Sulpiz Boiſſerée in Frankfurt angekommen (S. B. I, 222 ff.). — Die Gabe der Frau Brentano, welcher der Dankbrief vom 18. September entſtammte, iſt das von ihr dem Freunde verehrte Stammbuch Burkana; vgl. unten S. 27). Die „heutige Zuſammenkunft" fand auf der Gerbermühle im Kreiſe der Willemerſchen Familie ſtatt, wohin Goethe mit Frau Brentano gefahren war, wo Roſette Städel den gefeierten Freund ihres väterlichen Hauſes zum erſten Male kennen lernte und den herzgewinnenden Eindruck von Goethes zugleich gewaltiger und liebenswürdiger Perſönlichkeit in ſchönen Worten ihrem Tagebuche anvertraute (Greiz. 33). — In dieſen Tagen machte auch Sulpiz Boiſſerée in Begleitung der Frau Brentano ſeinen erſten Beſuch auf der Mühle (S. B. II, 269). — Wie Goethe den etwa zweiwöchentlichen Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt, die er ſeit 1796 nicht mehr geſehen hatte, ausnutzte, zeigt ſein Bericht über Frankfurt in „Kunſtſchätze am Rhein, Main und Neckar". — Am 20. Oktober gedenkt die „Oberpoſtamts-Zeitung" ſeiner Abreiſe mit den Worten: „Heute früh verlies uns unſer großer Landsmann von Goethe. Allen, die das Glück hatten, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen oder die ſchon früherhin durch ſeine Freundſchaft beehrt waren, wird das Andenken an dieſe wenigen Wochen unvergeßlich bleiben. Hoffentlich wird das nächſte Jahr dieſen Heros der deutſchen Gelehrten wieder in unſere Gegend führen."

6.

Von der Hand eines Schreibers; von „Laſſen Sie Sich" ab bis zum Schluſſe mit Datum eigenhändig in deutſcher Schrift.

Da mir nicht mehr vergönnt iſt, zu guter Stunde an dem St. Gallenthor zu erſcheinen, um in der Gegenwart einer verehrten Freundin der angenehmſten Augenblicke zu genieſen; ſo ſende ich nächſtens einige Repräſentanten, mit dem ausdrücklichen Auftrag, ſich Ihnen, wo möglich, gefällig zu machen. Laßen Sie Sich durch die ungleiche, und von manchen Menſchen für unglücklich gehaltene Zahl nicht irre machen, wählen Sie vielmehr einen derſelben vorzüglich aus und erzeigen ihm einiges Freundliche, und dann wäre ich wohl neugierig zu wißen, auf welchen die Wahl gefallen iſt. Mehr will ich diesmal nicht ſagen, als daß der Syriſche Baron auch hier groſes Aufſehen macht, und wenn er noch lebte, ſich einer bedeutenden Anzahl freundlicher Unterſchriften zu erfreuen haben würde. Empfehlen Sie mich im engeren und weiteren Kreiſe, und laßen mich manchmal durch Ihren braunlockigen Custode wiſſen, wie weit es mit dem Kunſtſaal und deſſen Anordnung gediehen iſt. Erlauben Sie dieſem jungen Freunde ſich mit Ihren Schätzen bekannt zu machen, ſo werde auch ich in der Ferne das Nähere davon erfahren und mich vorbereiten, bey erſehnter Frühjahrszeit, auch meinen Theil des Genuſſes froh und würdig hinzunehmen. Möge ich von Ihrem Wohlbefinden immer das Erwünſchteſte hören.

Laſſen Sie Sich die fremde Hand nicht fremd ſeyn! und glauben daß alles was unmittelbar oder mittelbar an Sie richte aus einem feinen, Ihnen aufrichtig gewidmeten Herzen ſpricht.

Weimar d. 21 Nov
1811

Goethe

Adreſſe des Umſchlags eigenhändig, lateiniſche Schrift:

An
Frau von Brentano
gebohrne Frevin
von Birckenſtock
Gnaden
Franckfurt
franc. am Mayn

6. Die „Repräſentanten" ſind Schriften, die Goethe an Frau Brentano ſenden wollte (vgl. Brief 7), aber welche und in welcher „für unglücklich gehaltenen Zahl"? — Der „Syriſche Baron" iſt Baron Burkana aus Aleppo, der 1748—1776 Europa durchreiſt und Jedermann um ein Autograph für ſein Stammbuch gequält hatte; da er in Wien ſtarb, ſo kam wohl dieſes Stammbuch aus väterlichem Beſitze an Frau Brentano, die es am 18. September 1814 in Frankfurt Goethe ſchenkte; vgl. Brief 5 und Werke, Abth. III, Band V, 360. Daß ſich Goethe nach der Rückkehr in Weimar noch mehrfach mit dieſer intereſſanten Sammlung beſchäftigte, zeigen die Einträge ins Tagebuch vom 28. und 31. Oktober, 11. November und 16. Dezember 1814. — Der „braunlockige Cuſtode" der Frau Brentano, der mit Goethe im Briefwechſel ſtand? — Die „fremde Hand" des Schreibers, da Goethe nur dieſen Schlußabſatz eigenhändig ſchrieb; mit dieſer oder ähnlicher Entſchuldigung leitet er öfter in freundſchaftlichen Briefen die eigenhändig geſchriebenen Schlußworte ein.

7.

Ganz eigenhändig; lateiniſche Schrift.

Glückliche Fahrt dem Käſtlein wünſchend und ſich zu Freundſchaft und Wohwollen [1]) empfehlend.

Weimar d. 24 Nov. 1814 — Goethe

[1]) sic.

Adresse auf der vierten Seite eigenhändig, lateinische Schrift:

Der
Frau von Brentano
geb. Frevinn v. Birkenstock
Gnaden

mit einem Kistchen
in schwarzem Wachstuch
unter gleicher Addresse[1])

franc
Frankfurt[1])
am Mayn

7. Begleitschreiben zu den in Brief 6 angekündigten „Repräsentanten", d. h. Schriften, wie der Tagebucheintrag zum 23. November 1814 zeigt: „Kästchen mit m. Werken Fr. v. Brent. Francf." Etwa die 1811, 1812 und 1814 erschienenen drei Bände „Aus meinem Leben"?

8.

Von der Hand eines Schreibers; die drei letzten Worte und die Unterschrift eigenhändig in deutscher Schrift.

Keinen Augenblick will ich versäumen, sondern sogleich, verehrte Freundin, dankbarlichst melden, daß der pünktliche Fuhrmann das von Ihrem Herrn Gemahl unter den 23sten d. M. angekündigte Faß, nicht Fäßchen, wohlbehalten am 27sten hierhergeschafft, so daß meine bisher gehegte und gegen Freundin Panta geäußerte Sorge glücklich getilgt, und die angenehme Aussicht eröffnet ist, bald auf Ihre und der theuern Ihrigen Gesundheit einen vaterländischen Becher leeren zu können. Freylich könnte es etwas bedenklich scheinen, daß meine Freundin mir abgemerkt, wie gut mir in der freien Rhein- und Mayluft der ächte deutsche Wein geschmeckt; indessen muß ich aufs dankbarlichste erkennen, daß Sie mir Gelegenheit geben zu versuchen, ob er hinter dem Thüringerwalde die gleiche Wirkung thue?

[1]) sic.

Ich zweifle daran; denn ob es gleich an freundlichen und lieben Mitgenießern nicht fehlen wird, ſo war es doch dort eine ganz eigene Sache: der günſtigſte Empfang in einer von mir ſo lang entbehrten Umgebung, und ſo vieles zugleich auf mich eindringende Gute, verſetzten mich in eine Stimmung, welche jeden Sinn gleichmäßig erhöhte, und ſo mag denn der Geſchmack dabey auch gewonnen haben. — Verzeihen Sie dieſe unſchuldigen Zweifel. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl dankbarlichſt, ſo wie auch allen den Lieben, die ſich in das mir jetzt wieder eingehändigte Album, theilnehmend eingezeichnet haben. Möchte ich doch das Academiſche Renovatum bald unter einer jeden werthen Handſchrift ſehen.

Weimar
den 28 Dcbr
1814.

von Herzen anhänglich
Goethe

Adreſſe des Umſchlags vom Schreiber:

An Frau von Brentano
geb. Edle von Birkenſtock
Gnaden

Frank: nach
Frankfurth
a M.

8. Am gleichen Tage dankt Goethe auch Willemer für eine Sendung Wein (Greiz. S. 40). Der Zweifel, ob dieſer „hinter dem Thüringerwalde" ſo gut ſchmecke wie am Rhein und Main, kehrt auch im Briefe an Willemer wieder. Auch des zurückgekehrten Stammbuches wird dort gedacht. — „Freundin Paula" iſt Frl. Pauline Servière, geb. am 4. Nov. 1773, geſt. am 10. Juni 1832 in Wiesbaden. Br. nennt ſie „die ältere, geſcheute, witzige der zwei Schweſtern S., Pauline und Charlotte, langjährige Freundinnen der Familie Brentano." Sie waren die Töchter der Frau Maria Johanna S., mit

welcher der junge Goethe in der ihr durch die Bande der Nationalität und der Religion enge befreundeten Familie Peter Anton Brentanos — sie war die Tochter des italienischen Kaufmannes Oratio Togni — im Jahre 1773 vielfach verkehrt hatte. So begegnete der alternde Dichter wie in der Familie Brentano so auch in Frl. Serviére einer jüngeren Generation der Frankfurter Jugendfreunde. Sie war eine begeisterte Verehrerin Goethes, dessen Freundschaft sie in ihrem poetischen Eintrag in Frau Brentanos Stammbuch als deren größtes Glück feiert; vgl. auch Otto S. 93 und 145.

9.

Von der Hand des Schreibers; nur „ganz ergebenst" und Unterschrift eigenhändig in deutscher Schrift; Umschlag mit Adresse fehlt.

Die glückliche Ankunft des gütig übersendeten Weines, habe ich sogleich Ihrer Frau Gemahlin dankbarlich gemeldet, und statte denenselben, nachdem ich von dem köstlichen Safte genossen, gleichfalls meinen verbindlichsten Danck ab. Unvergeßlich ist mir all das Gute was mir durch Ihre Freundschaft und Aufmerksamkeit in Frankfurth geworden, und woran ich lange Zeit in der Erinnerung zehren kann.

Erlauben Sie zugleich, daß ich eine Bitte anfüge: ich werde nächstens das Stammbuch, dessen Einweihung mir Ihre Frau Gemahlin anvertraut, mit einigen Worten und Kränzen geziert, übersenden, wünsche aber, daß solches Ihr nicht eher zur Hand komme, als bis sich die ganze werthe Familie und andere theuere Freunde eingeschrieben, damit noch viele Wünsche für ein so theures Haupt sich zu den meinigen gesellen mögen.

Haben Sie die Güte, bey schicklicher Gelegenheit mich allen denjenigen würdigen Personen ins Andenken zurückzuführen, denen ich so manche frohe Stunde in meiner gleichsam erst wieder erworbenen Vaterstadt verdanke, vorzüglich

aber laßen Sie mich in Ihren Familienkreißen in freundlicher Erinnerung leben.

Weimar den 16n Jänner 1815.

ganz ergebenst
J. W. v. Goethe

10.

Von der Hand des Schreibers; „gehorsamst Goethe" und die ganze Nachschrift eigenhändig in deutscher Schrift; Umschlag mit Adresse fehlt.

Hierbey folgt das neulich angekündigte Büchlein, einige mahlerische und poetische Blumen enthaltend. Ich bin so frey meinen Wunsch zu wiederhohlen, daß es der verehrten Besitzerin nur alsdann in die Hände komme, wenn mehrere Freunde ihre Nahmen eingeschrieben. Mögen Sie dabey, in Ihrem verehrten Familienkreise, meiner freundlich gedenken; so werden Sie mich dadurch sehr glücklich machen, denn ich wünsche nichts mehr, als daß Sie sämmtlich überzeugt seyn und bleiben mögen, daß keine Zeit die dankbaren Empfindungen, für die glücklichen Tage, die ich durch Sie genossen, vermindern könne.

Mit diesem Wenigen mich angelegentlichst empfehlend.

Weimar
d. 12n Febr.
1815.

gehorsamst
Goethe

Vor der Abſendung des Gegenwärtigen erfreut mich noch, theuerſter und verehrter Herr, und Freund, Ihr gütiges Schreiben, woraus ich mit Vergnügen erſehe daß mein Gedancke Beyfall findet. Möge er, durch Ihre Sorgfalt ausgeführt, zur guten Stunde freundlich wirken und ich Ihnen ſtets empfohlen bleiben!

9. und **10.** Es sind dies die beiden einzigen, an Franz Brentano gerichteten Briefe Goethes. Mit dem zweiten ging das von Goethe an Frau Brentano geschenkte Stammbuch nach Frankfurt ab; vgl. über seinen Inhalt und seine Ausschmückung die Einleitung. Daß die letztere, in Gestalt der gemalten Blumenguirlanden, auch bei anderen freundschaftlichen Sendungen Goethes aus jener Zeit wiederkehrt und daß er damit im Westen einer schönen Sitte des Ostens folgte, zeigt Greiz. 41. — Franz Brentano scheint Goethes Wunsch, das Buch der Gattin erst dann zu überreichen, wenn es außer den Grüßen des Gebers auch die der Familienangehörigen und der Freunde aufweise, nicht befolgt zu haben, denn erst am 1. Mai 1815 schrieb er sich selbst in das Büchlein seiner Frau ein und gab es dann erst an die nächsten Verwandten und Freunde weiter. — Goethe hat sich die Vaterstadt „gleichsam erst wieder erworben", da er ihr und seinen dortigen Freunden durch beinahe zwanzigjährige Abwesenheit fremd geworden war. — Unter dem „Gedanken" Goethes, der in Frankfurt Beifall findet, ist wohl einer der Gedanken zu verstehen, die er über dortige Kunst und Kunstpflege geäußert und später im ersten Heft „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein und Mayn Gegenden" niedergelegt hat. Nach dem Tagebuch ging der Brief erst am 13. Februar nach Frankfurt ab; unter demselben Datum ist eingetragen: „Museen Angelegenheit"; darauf bezieht sich vielleicht das in der Nachschrift erwähnte Schreiben von Franz Brentano.

11.

Ganz eigenhändig; deutsche Schrift.

Kaum hatten Sie Sich, verehrte Freundinn, zu meinem Leidgefühl entfernt: so kam der Brief, der Sie anmelden sollte gar freundlich an u. tröstete mich über Ihren Abschied aufs lieblichste. So muß man denn auch wohl den Verirrungen des Zufalls manches Gute verdanken.

Die Erscheinung Ihres Hr. Schwagers führte mich dann abermals in Ihre Nähe. Seine dringende Einladung mit nach Ems zu gehen setzte in Versuchung, die ich über-

wand und nach wie vor mich hier befinde, nicht allzu weit von Ihnen entfert.[1])

Freund Willemer brachte mir durch seine Gegenwart frohe und bedeutende Stunden, und ich fühlte weniger wie sehr mich die Lage drückt in die ich durch Carls Kranckheit versetzt bin. Dieser gute Mensch erholt sich nun wieder und ich will die vierzehn böse Tage gern verschmerzen, wenn ich Ihn wieder herumkrabeln sehe.

Mad. Bansa hat Wort gehalten und mir das Mädchen producirt, das allenfalls für Dorotheens jüngere Schwester gelten könnte. Gestalten die nicht aus der Luft gegriffen sind müssen sich doch wohl hie und da auf der Erde wieder finden. Die Umgebung des Mädchens ist auch schön und bedeutend. Mutter, Geschwister, Tante, Mühle u. Feldgüter, enge reinliche Wohnung, wohlgeordnete Landwirthschaft im beschränckten Hofe. Es macht zusammen ein so hübsches Ganze als man nicht leicht findet. Möchte ich Sie und die lieben Ihrigen dort mit einer frischen Milch bewirthen!

Nicht weiter! Damit das Blat[1]) noch abgehe.

Wb. d. 6. Jul. 1815. Herzlich verbunden

Goethe

Adresse eigenhändig deutsche Schrift:

An Frau
von Brentano
geb. von Birckenstock
Gnaden
fr. Franckfurt
am Mayn

11. Goethe war 1815 bereits am 27. Mai nach Wiesbaden gekommen. — Der Brief, den er am folgenden Tage

[1]) sic.

nach dem Tagebuch an Frau Brentano schrieb, worin er wohl seine Ankunft meldete und zum Besuche aufforderte, ist nicht erhalten. Am 6. Juni war er in Wiesbaden mit Brentanos und Frl. Serviére zusammen, erstere reisten am Abend wieder nach Frankfurt zurück. Am 15. Juni erhielt er eine nicht näher bezeichnete „Sendung" von Frau Brentano. Auch ein weiterer Brief vom 26. Juni an Frau Brentano fehlt. Am 1. Juli kamen Brentanos unerwartet nach Wiesbaden und speisten mit Goethe im „Adler"; der Brief, der den Besuch hatte ankündigen sollen, kam erst nach der Abfahrt der Gäste in Goethes Hände. — Der Schwager, dessen Besuchs das Tagebuch nicht gedenkt, war wohl Georg Brentano, der Stiefbruder und Associé von Franz; als ältester Sohn aus der zweiten Ehe Peter Anton Brentanos nannte er sich Brentano-La Roche. Eine nicht üble Charakteristik dieses lebenslustigen Bruders findet sich in dem berüchtigten Buche „Noch fünfzehn Jahre aus dem Leben eines Todten" S. 41. Auch er war Kunstsammler; in seinem Besitze befand sich die kostbare Sammlung der Miniaturen Jean Fouquets von Tour, deren vor kurzer Zeit erfolgter Verkauf an den Herzog von Aumale in Frankfurt schmerzliches Bedauern hervorrief. — Willemer kam am 3. Juli nach Wiesbaden und speiste mit Goethe im Kursaal. — Karl war Goethes Diener (S. B. I, 272), dem er auch, so gut oder so schlecht es ging, seine Briefe diktierte; vgl. seine eigenhändige Bemerkung am Schlusse eines von dem Diener geschriebenen Briefes an Sulpiz Boisserée vom 2. Juni 1815 (S. B. II, 62): „Sie sehen aus Vorstehendem, daß meine Kanzlei in die Kindheit zurückgekehrt ist". — Des von Frau Bansa vorgestellten Mädchens gedenkt Sulpiz Boisserée (I, 280): „Goethe erzählt (am 18. Sept. auf der Gerbermühle) von der schönen Müllerstochter in der Nonnenmühle bei Wiesbaden, mit der ihn Frau Bansa bekannt gemacht hat, als ein Gegenstück zu seiner Dorothea. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Schönheit, Derbheit. Sie spielt Klavier, die Brüder sind zugleich Fuhrleute, eine alte Mutter steht dem Haus vor. Eine alte Muhme ist der Apotheker aus Hermann und Dorothea und recht gut. Sie hat noch eine Zahl kleiner Geschwister". — Frau Sophie Bansa nach Br. „die mütterliche, kluge und theilnehmende Freundin der 18 Jahre alt nach Frankfurt gekommenen Antonie Brentano"; sie war am 3. Juli mit Goethe auf der Nonnenmühle,

Doctor.

Sie ſind mit einemmale
Fort! hin! fort! hin!

Sie nöthigt den Alten nach dem Gelde zu gehen.

Scapin der hervor tritt.

Zu Zwey.

Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht noch ein:
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Klugen erfreun!

Da ſie den Alten hören, verbirgt ſich Scapin.

Doctor

mit einem Juwel.

Laß mich noch an dieſem Blicke,
Mich an dieſem Klang ergetzen!
Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt,

d. h. auf der Klostermühle bei Klarenthal; vgl. auch Otto S. 75, woselbst nähere Angaben über das Dorothea gleichende Mädchen.

12.

Ganz eigenhändig; deutsche Schrift.

Unser kleiner Freund wird hoffentlich meine schönsten Grüße überbracht haben, ich muß ihm das beste Zeugniß geben. Er hat als ein ächt katholischer Christ, ohne sein Gewissen zu beschweeren [1]), mit einem rein protestantischen Heiden, sich recht traulich benommen. Seine Gegenwart ist mir deshalb aufregend, unterhaltend und belehrend geworden. Carl ist wieder auf den Beinen, aber schwach, indessen bin ich auch so schon glücklich einen provisorischen Aufwärter los zu seyn. Ich fange nun an Besuche u. Aufwartungen in der Gegend abzustatten, die alle schon entrichtet seyn sollten. Dann will der Arzt mir noch eine Anzahl Bäder zumuthen u. was wird mich nicht alles noch abhalten meine theuerste Freundinn zu begrüßen! Und wie werd ich mich anstellen um jener lockenden Einladung zu entgehen, welche, nebst vielem Erfreulichen, auch manicherley Bedrohliches in der Form zeigt. Dies alles müssen wir also in die Hände der waltenden Götter legen, wenn wir nicht besser thun für uns selbst zu handeln, da jene ohnehin genug zu thun haben.

Vierzehn Tage werden hinreichen diese Räthsel aufzuklären, da die großen Welträthsel eben soviel Knoten schürzen als lösen und uns unfreundlich an die Arglist der Penelope erinnern. Mögen Sie dagegen [2]) mit offner Neigung meinen aufrichtigen Gesinnungen begegnen. Mich überall empfehlend

Wiesb. d. 18 Juli 1815.

Goethe

[1]) sic.

[2]) Es folgt ein durchstrichenes „mein".

Adresse des Umschlags eigenhändig. lateinische Schrift:

Frau
von Brentano
geb. Edle von Birckenstock
Gnaden
franc. Francfurt

12. Der „kleine Freund", der Goethe in Wiesbaden besucht hatte (das Tagebuch weiß nichts davon) und dem hier ein so schönes Zeugniß ausgestellt wird, war wohl Frau Brentanos erstgeborener Sohn, der damals vierzehnjährige Georg. Die Einladung sollte ihn wohl wieder auf das Gut der Familie Brentano nach Winkel oder in deren Frankfurter Haus führen. — Die „großen Welträthsel" erhoben sich aus der politischen Lage nach dem Tage von Belle Alliance und nach der zweiten Einnahme von Paris durch die verbündeten Heere.

13.

Ganz eigenhändig; deutsche Schrift.

Meiner verehrten Freundinn zeige, die freundlichen Grüße danckbarlichst erwiedernd eiligst an, daß heute nach Biebrich, morgen nach Maynz fahre, sodann bis Ende der Woche hier bleibe und Sonnabend in Franckfurt Sie zu finden hoffte[1]). Wegen Anwesenheit höchster Personen bin ich hier meiner Stunden nicht Herr, doch wünsche nichts mehr als Sie auf Ihrer Durchreise nach Winckel zu sehen und werde mich daher im Orte halten u. so lose als möglich. Franckfurt hat überhaupt eine andre Physiognomie als vor einem Jahr u. nun verliert es gar den schönsten Zug. Leben Sie recht wohl. Möge die Reise und der Rheinaufenthalt recht gesegnet seyn.

Wbd. d. 6. Aug 1815. Wünsche des herzlich geeigneten

[1]) sic.

Adresse des Umschlags eigenhändig, lateinische Schrift:

An Frau
von Brentano
geb. Freyinn v. Birkenstock
Gnaden
franc. Francfurt

13. Vom 21. bis zum 31. Juli war Goethe auf der Reise nach Idstein, Limburg, Nassau, von da mit dem Minister v. Stein nach Ems — unterwegs zwischen Nassau und Ems trafen sie Franz Brentano — und nach Köln. Am 2. August war Sulpiz Boisserée zu ihm nach Wiesbaden gekommen, um in seiner Gesellschaft die nächsten Wochen zu verbringen. — Wie lästig Goethe die Anwesenheit „höchster Personen" (der herzoglich Nassauische Hof, Großfürstin Katharina von Rußland, Erzherzog Karl in Mainz) empfand, geht aus seiner Klage in einem Briefe an Sulpiz Boisserée (I, 258; vgl. auch Greiz. 46) hervor. — Unter der „andren Physiognomie" ist wohl die veränderte politische Lage der Vaterstadt zu verstehen: die deutsche Bundes-Akte vom 8. Juni und die Wiener Kongreß-Akte vom 9. Juni 1815 hatten der Stadt die politische Selbständigkeit wiedergegeben; die Bürgerschaft hatte die wiedergewonnene Freiheit mit überschwänglichem Jubel begrüßt. Daß Goethe den neuen Verhältnissen mehr wie skeptisch, geradezu ablehnend gegenüberstand, beweist sein „großes Vorurtheil gegen den freistädtischen Staat" nnd seine Abneigung, über einzelne Frankfurter Angelegenheiten selbst im vertrauten Kreise sich auszusprechen (S. B.).

14.

Ganz eigenhändig; deutsche Schrift.

Und so wäre ich denn abermals in Ihrer Wohnung gewesen, die, ohngeachtet der bilderreichen Wände, sehr verwaist, ja verödet aussieht. Die herrlichen Gemälde die mich lange festhielten, errinnerten[1]) mich nur zu sehr daß die Be-

[1]) sic.

ſitzerinn fehlte, der ich, wie für ſo manche ſchöne Stunden, auch für dieſe gern herzlich gedanckt hätte. Dabey erfreute mich jedoch der Gedancke daß Sie, in dieſen koſtbaren Herbſttagen, an den Ufern des unteren Rheins, gewiß manches frohen Augenblicks genießen. Ich aber muß Landeinwärts, ohne Ihnen mündlich ausgedruckt zu haben wie ſehr ich Ihnen verpflichtet bin. Dem Herrn Gemal[1]) empfehle mich danckbar. Bey Georg haben wir einen ungezogen luſtigen Mittag zugebracht.

Frfurt
d. 15. Sept. 1815.

Goethe

Adreſſe des Umſchlags eigenhändig, lateiniſche Schrift:

An
Frau von Brentano
geb. Edle v. Birckenſtock
Gnaden
nach
Winckel

14. Am 9. Auguſt war Goethe in Wiesbaden mit Brentanos zuſammen und ſpeiſte wieder mit ihnen im „Adler"; am Abend fuhren Brentanos ab, wohl nach Winkel: ſie haben Goethe ſeitdem nicht wiedergeſehen. Samſtag den 12. Auguſt war Goethe mit Sulpiz Boiſſerée nach Frankfurt gekommen; die „Oberpoſtamts-Zeitung" verkündete den Frankfurtern ſeine Ankunft mit den Worten: „Herr Geheimerath von Goethe, der Stolz und die Zierde der deutſchen Litteratur und Kunſt, kam vor einigen Tagen von Wiesbaden hierher." Die ſchönen Tage, die er bis zum 18. September hier verlebte, hat uns der Freund in ſeinen Aufzeichnungen einzeln geſchildert (S. B. I, 268—281); Creiz. hat ſie in herrlicher, poetiſch mitempfindender Weiſe uns wieder vorgeführt: es waren die ſonnigen Herbſttage auf der Gerbermühle, denen wir die ſchönſten Lieder des weſtöſtlichen Divans verdanken. Am 18. September verließ Goethe mit Sulpiz Boiſſerée Frankfurt, um über Darmſtadt nach Heidelberg zu fahren; er nahm an dieſem Tage für immer

[1]) sic.

Abſchied von ſeiner Vaterſtadt. — Während ſeines Aufenthaltes in Frankfurt befand ſich Frau Brentano mit ihrem Gatten auf dem Gute in Winkel, wohin auch der vorliegende Brief gerichtet iſt. Der Brentanoſchen Sammlung widmete Goethe mit Sulpiz Boiſſerée die Vormittage des 5. und 14. September. Die Bilder, die ihn am meiſten anzogen, hat er zum 14. September im Tagebuch verzeichnet. Georg iſt der obenerwähnte Schwager von Frau Brentano; bei ihm war Goethe am 14. September zum Mittageſſen und traf ihn auch am 15. September, dem Datum des Briefes. —

Hier möge der erſte der wenigen Briefe von Frau Brentano an Goethe folgen, welcher ſich noch aus deſſen Nachlaß im Goethe- und Schiller-Archive zu Weimar vorfand:

Den 28ⁿ May 1816.

Ihren Herzens und Geiſtes Zuruf habe ich Verehrteſter mit ausdruckloſer Rührung aufgenommen, es that mir Noth nach heitern Himmel! froher Bahn! Da mir die Stadt die Sie im grünen Bild mir ſenden in öder Wirklichkeit den langen Winter durch mehr Waſſerfülle als Landesgröße dargebothen, und die verzögerte Erſcheinung eines ſo holden Freundes die Frühlingsfreuden ſtört, und dem Gemüth unhold begegnet. Der ſchönen Wünſche reges Wollen drückt ſich mir herzlich in Ihrer Gabe aus, und das ich Ihnen recht bald mündlich dafür danken könne, dort danken könne wo Sie mit eignen lieben Augen dieſe Wellen dieſe Flöße von Winkels Fenſtern gerne begrüßen mögen, iſt meines Herzens Drang, und würde ſüße Luſt. Ohnehin wird Sie St. Rochus und die ihn warm verehrende Gemeinde des Verſprechens den ihm geweihten Tempel durch Ihre Gegenwart der ſchönſten Einweihung zu würdigen nicht entlaſſen, und Himmel und Erde um eines ſolchen Zweckes willen zu bewegen will ich gewiß nicht unterlaſſen. Vergeben Sie Verehrter wenn ich hier der nöthigen Sendung des Rahmenmaaßes erinnere da mich die Binger mit ihren halben Rheingauer Tränbel Naturen darum beſtürmen, da ſie den Heiligen der allen irdiſchen Glanz verſchmäht üppig damit zu umgeben gedenken.

Nicht übergehen will ich meine kleine Schadenfreude zu bekennen da mir Taunus Sänger Ihr heimathliches Bild gerade in der Stunde des Frauenvereins in Gegenwart

Roſettens übermachte, die mir auf wiederhohltes Bitten den Anblick dieſes ihres Kindes ſtets vorenthalten hatte. Sie ſezte es auf Rechnung der Beſcheidenheit, und da es unbeſcheiden klänge das beſſere nicht zu glauben ſo wollen wir es dabey bewenden laſſen, doppelt gerne Ihrer Güte dankend was ich ohne derſelben nie zu Geſicht bekommen hätte.

Mich hat der Zufall nach Soden verſchlagen die Badekur für meine jüngern Kinder einzuleiten, und ſo den Juny hindurch abwechslend hier und in Frankfurt zu ſein allwo mein Mann durch eine luſtige Reiſe meines Schwagers nach Italien der Arbeit ernſt ergeben iſt; im July gedenke ich in ſo ferne es für den Menſchen der des nächſten Augenblicks nicht Herr iſt, nicht zu vermeſſen iſt, auf Monathe hinaus zu denken, des heitern Himmels, der frohen Bahn am grünen Rheine mich zu freuen, darf ich dabey noch Ihren Nahmen nennen ſo iſt das wünſchenswertheſte mir erfüllt. Als ich in Soden eintraf fand ich mich mit Taunus Sänger unter einem Dache, der an dem blühenden Teich im Thale Nachklang für die von ihm beſungenen Höhen ſchöpft, und Ovid's Kunſt der Nymphe des Quells in ſchmeichelnder Welle vertrauet. Wir ſind bey kalten Wetter die einzigen Kurgäſte, und um die Ungemächlichkeit dieſes Zuſtands zu beſänftigen hatte der Sänger in zierlicher Aufmerkſamkeit Göthes Bild über Antonia's Schreibtiſch geheftet an meinen heutigen Geburtstag herzlich von mir mit einen kindlichen Blumenkranz umgeben, und nicht nur wohlthuend mit den aeußern ungünſtigen Umſtänden zu verſöhnen, ſcheint es mir günſtig zu lächeln, und Ihres baldigen Erſcheinens freundlicher Vorbothe zu ſein. Was ſich den Winter hindurch zur Verwirklichung eines großen Traumes oder zur Verträumung der Wirklichkeit in der Geſtalt des Bundestages der noch nicht recht tagen wollte vorbereitete wird Ihnen nicht fremd ſein, auch iſt was ich über dieſes much ado about nothing zu ſagen weiß zu unbedeutend um Ihnen zu genügen. Empfohlene Fremde wären viele hier doch wenige die ſich ſelbſt empfehlen. Ihr Köllner Reiſegefährte war unſer Edelſtein, Paulinens logiſche Zierde, ich konnte ſeinen ſprühenden Geiſtesfunken mich nur ſchüchtern nähern, ſein Thurmbau hat ihn frühe uns entzogen ehe wir mehr als Bewundrung ihm gezollt, er geht den Sommer nach der Schweiz, hat es aber erſt auf eine

Reise mit Ihnen abgesehen, so viel ich mich entsinne, nach Elberfeld.

Was ich für Sie Verehrtester tief herzlich empfinde lebt in mir ohne Zuthat eines Wortes, Ihres Wohlseyns gewiß zu sein, und Ihrer gütigen Zuneigung mich zu schmeicheln vermehrt meine Zufriedenheit nicht aber kann meine liebevolle Achtung steigern.

Antonia Brentano.

Der Tod der schönen Kaiserinn! Pauperum tabernas, regumque turres —

Das Tagebuch verzeichnet nach dem 15. September 1815 keinen brieflichen Verkehr zwischen Goethe und Frau Brentano. Deren vorstehender Brief, an ihrem 36. Geburtstage geschrieben, kam am 2. Juni 1816 in Weimar an, als Goethes Gattin ihrem Ende entgegen ging. Frau Brentano dankt zunächst für die Übersendung der bekannten Zeichnung, die Ansicht Frankfurts von der Gerbermühle aus darstellend; Frau Rosette Städel, Willemers älteste Tochter, hatte sie dem hochverehrten Gastfreund am 28. August 1815 auf der Mühle gewidmet. Außer den 5 damals überreichten Exemplaren hatte man ihm später noch 20 Abdrücke zugesendet. Diese Abdrücke sowohl wie die von ihm noch besonders bei Anton Radl, dem Lehrer Rosettens, bestellten Ansichten der Gerbermühle von Frankfurt aus und Frankfurts von der Mühle aus versandte Goethe dann mit dichterischen Widmungen versehen an seine Freunde; vgl. Creiz. 49, 81, 86 und die Nachbildung im Katalog der Goethe-Ausstellung des Hochstiftes 1895 Tafel XVIII. Das an Frau Brentano im Mai 1816 durch Gerning übermittelte, leicht kolorierte Blatt trägt in lateinischer Schrift die Verse:

Wasserfülle, Landesgroesse
Heitern Himmel, frohe Bahn!
Diese Wellen, diese Floesse
Landen auch in Winckel an!

W. d. 5. May 1816. Goethe

Die Weimarer Ausgabe der Werke (IV, 69) gibt „Heitren", Creiz. 86 „Heitrer" statt „Heitren" und „Flüsse" statt „Flöße". Schon das den Fluß hinabfahrende Floß auf dem Bilde er-

weist, daß Greizenachs Lesung irrig ist. Die Flöße lagen dem Dichter, als er auf der Gerbermühle wohnte, vor Augen, da sie am Abend dort anlegten, weil sie Nachts die Stadt nicht passieren durften (Br.). Das Blatt — es befindet sich noch heute im Goethe-Zimmer des Brentanoschen Hauses in Winkel — war nicht eine der Radlschen Zeichnungen, wie Greiz. meint, sondern die von Rosette Städel nach Radl radierte Ansicht, wie aus vorstehendem Briefe erhellt. — Über das von Goethe während seines Winkeler Aufenthaltes der St. Rochuskapelle bei Bingen „feyerlich" verheißene Altarbild, um dessen Rahmenmaß Frau Brentano bittet, vgl. die Bemerkung zu Brief 15. — „Trändel-Naturen": nicht vorwärts kommende, an Unwesentlichem, an Kleinigkeiten klebende Naturen. — Der „Taunus-Sänger" ist der vielgewanderte Diplomat, Schriftsteller und Dichter Geheime Rath Johann Isaak von Gerning (1767—1837), der wenige Jahre vorher das Lehrgedicht „Die Heilquellen am Taunus" veröffentlicht hatte und der seit Jahren freundschaftliche Beziehungen zu Goethe unterhielt; vgl. Heyden, Gallerie berühmter und merkwürdiger Frankfurter S. 405. Goethe erwähnt sein Taunusgedicht und seine Sammlungen (jetzt meist im städtischen Historischen Museum) Werke XXVI, 286, 289. Gerning gehörte zu den Freunden, die sich an den „Kunstabenden" im Hause Brentano zur Betrachtung der Birkenstockschen Sammlung einfanden; zu den Theilnehmern dieser Abende gehörten u. a. der Schwager Georg, Maler Ludwig Grimm, Senator Niklas Vogt, Kunsthändler Prestel und Wendelstädt (Br.). — Rosette ist Frau Rosette Städel, über deren freundschaftliches Verhältniß zu Goethe Greiz. die nöthigen Mittheilungen gegeben hat. In Frau Brentanos Stammbuch schrieb sie die Verse aus dem „Buch des Sängers" des West-östlichen Divans: „Im Athemholen sind zweierlei Gnaden" ꝛc. und begleitete sie mit den Worten: „Was uns der Dichter aus dem Orient gehohlt, kann auch im Occident mancher Seele Trost geben. Möge die Unsre, liebe Tony, sich im Empfinden dieser Worte begegnen, wie sie sich in der Verehrung und Liebe zu dem begegnet, der sie uns aussprach." — Auf Rosettens Stammbuchblatt mag hier das von Marianne Willemer folgen — eines ihrer prächtigsten Gelegenheitsgedichte! Auf die Beziehung zu Goethe und Stein in der vierten Strophe braucht nicht besonders aufmerksam gemacht zu werden; zur Erklärung der fünften Strophe sei be-

merkt, daß Frau Brentano geäußert hatte, sie ginge lieber mit „geschenkten Männern“ als mit Frauen um (Br.):

Der Dichter darf zuerst sich nennen;
Doch jeder wünscht durch Ernst und Scherz,
Als wahrer Freund mit Mund und Herz,
Zu Lieb' und Treu sich zu bekennen.

Doch so wie er es Dir zu sagen
Ist freylich wenigen verliehn;
Und wenn die Herzen noch so glühn,
Was hilft es wenn die Lippen zagen.

Was ich für Dich so wahr empfinde,
Beschrieb ich Dir um's Leben gern;
Nur hindert mich mein Unglücksstern
Daß ich die rechten Worte finde.

Und obendrein sie einzuschalten
In solchem herrlichen Verein,
Auf diesem hohen Gothen Stein,
Hast Du mich werth genug gehalten.

Tief hab ich diese Huld empfunden.
Denn Deiner Liebe sich zu freun
Darf man nicht Femininum seyn
Du selbst gestehst es unumwunden.

Und doch, wenn man's genau betrachtet
Nimst Du in dem Du wieder giebst,
Wenn Du die Frauen schon nicht liebst
Sie finden sich in Dir geachtet.

Ja gerne will ich mich bescheiden,
Wenn mir nicht jeder Trost gebricht;
Und liebst Du mich auch leider nicht
So hoff' ich magst Du mich doch leiden.

d. 1. März 1818. Marianne Willemer.

Ein schönes Urtheil Antoniens über die jugendliche Marianne findet sich in einem Briefe an Clemens Brentano bei Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano S. 74. — Der Frankfurter Frauenverein war zur Linderung der durch die Kriege hervorgerufenen Noth am 2. Februar 1814 zu-

sammengetreten; Frau Städel war Mitglied und später Vorsitzende des Vorstandes. Als der Verein das fünfzigjährige Jubilaeum seines Bestehens feierte, begrüßte er mit würdiger Zuschrift Frau Antonie Brentano, seine einzige überlebende Gründerin (Br.). — Georg Brentano-La Roche reiste damals mit seinem Freunde Ludwig Grimm, dem dritten der Brüder, nach Italien; in Basel erwarb er damals die oben erwähnten Miniaturen des Jean Fouquet (Br.). —

Mit Ovids Kunst, der ars amandi, hatte sich Gerning im Jahre 1816 in seiner Übersetzung von Ovids erotischen Gedichten befaßt. — Der deutsche Bundestag hatte bereits am 1. September 1815 eröffnet werden sollen; doch verzögerte sich das Zusammentreten dieser obersten deutschen Behörde bis zum 5. November 1816, obwohl die Gesandten der einzelnen Staaten schon seit Jahresfrist in Frankfurt weilten. — Der „Kölner Reisegefährte" ist der Staatsminister Freiherr von und zum Stein, „Pauline" die Freundin Paula Servières, mit der Goethe in der ersten Hälfte des Jahres 1816 mehrfach Briefe wechselte. — Die „schöne Kaiserin" ist die am 7. April 1816 verstorbene, auch von Goethe hochverehrte Gattin Kaiser Franz' I. von Oesterreich, Maria Luise Beatrix; ihr früher Tod erinnert die Schreiberin an das Horazische Wort (Carm. I, 4): „Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres." Diese Erinnerung an den Tod, ebenso wie die Worte „Hodie mihi, cras tibi" hingen eingerahmt in großen Buchstaben in einem Zimmer des Gutes Winkel, wohin sie aus dem Birkenstockschen Hause in Wien übergegangen waren (Br.). —

Von der Hand eines Schreibers; nur „der Ihrige" und die Unterschrift eigenhändig. Um das Blatt ein Trauerrand.

Wenn ich Ihnen, verehrte Freunde, das Absterben meiner lieben Mutter vermelde, so ist es schon hinreichend Ihnen den Zustand zu vergegenwärtigen in welchem wir uns befinden. Mein Vater sucht durch fortgesetzte Thätigkeit sich aufrecht zu erhalten und mich belebt der Gedanke in häußlichen und geselligen Verhältnissen ihm nützlich und angenehm zu seyn. Schenken sie uns fortgesetzt Ihre Theilnahme welche wohlthätiger seyn wird als je.

Weimar d. 10. Juny 1816.

der Ihrige
J. A. von Goethe.

Nein, es ist nicht zu ersetzen!
Ach! du nimmst mein Leben hin.

Den Beutel an sich druckend.

Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach du Rest von meinen Freuden,
Sollst du so erbärmlich scheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine

die unter voriger Arie sich sehr ungeduldig bezeigt.

Glaubst du, daß mir armen Weibe
Nicht dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen! Jammer,
Ein elend Ende bringt?

Sie reißt ihm den Beutel weg.

Ist's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor

nimmt die Laterne auf und leuchtet.

Welcher Schmerz!

Adreſſe des Umſchlags vom Schreiber:

An
Frau Brentano
Geborene Edle von Birkenſtock
Gnaden
nach
franc. Frankfurt a/M.

Ein gleichlautendes Schreiben, die „Trauer-Notification" des Tagebuchs, richtete Auguſt v. Goethe an Rath Schloſſer (Freſe 112). — Wenige Tage vor dem Tode ſeiner Frau hatte Goethe durch Schloſſer das erſte Heft „Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein und Mayn Gegenden" an Frau Brentano, Willemer und Ehrmann überreichen laſſen (Freſe 70). Es brachte im Abſchnitte Frankfurt die Beobachtungen über Kunſt und Kunſtpflege in ſeiner Vaterſtadt, die Frucht des erſten Aufenthaltes im Jahre 1814.

15.

Von der Hand eines Schreibers; nur die Unterſchrift eigenhändig.

Von Weimar kann ich nicht abgehen, verehrte Freundin, ohne Sie aus der Ferne zu begrüßen und zu melden daß ich mich von der Stelle bewege. Veranlaßt für diesmal nach Baden zu gehen, nähere ich mich dem Rhein, mich von Ihnen entfernend.

Die Hoffnung bleibt mir, daß es möglich ſeyn werde mit den Gewäſſern abwärts zu ziehen und bey Ihnen einzukehren. Nothwendig war es meine gegenwärtige Lage zu verändern. Freunde die mich forttreiben verſprechen das Beſte.

Gedenken Sie mein am 16n Auguſt. Das Bild des Heiligen iſt an die geiſtliche Behörde zu Bingen abgegangen mit dem Erſuchen, Ihnen von der Glücklichen Ankunft desſelben Nachricht zu ertheilen. Wir wollen dieſes Gemälde

für kein vollendetes Meisterwerk auszugeben, aber es hat eine gute Anlage und ist vor Auge[1]) und Geist faßlich und wird den unbefangenen Blick ansprechen. Zeit und Weihrauchtampf[1]) mögen dann auch das ihrige thun.

Mögen Sie mir ein Wort nach Heidelberg schreiben, es findet mich entweder bey den Gebrüder Boisserée oder wird mir nachgesendet.

Von Ihren freundlichen Gesinnungen hat mir auch Herr von Stein gemeldet und sie für die seinigen erklärt. Wie doppelt werth mir Neigung und Vorsorge geprüfter Freunde mir[1]) in diesem Augenblicke seyn müssen, fühlen Sie selbst und empfinden meine Dankbarkeit, die ich auszudrucken nicht wage.

Und hier will ich denn den Gegenstand jenes frommen Bildes einigermaßen beschreiben, da es mir nicht gelang Ihnen eine Skizze davon, wie ich wünschte zu übersenden:

Der heilige Rochus, in Pilgerkleidung, verläßt den schon von Dienern und Freunden völlig verlaßenen Palast. Zu seiner Rechten sitzt ein Kind auf der Stufe, sich am Geschenk des silbernen Geräths und Perlengeschmeides das ihm zu Theil geworden, erfreuend. Zu seiner Linken steht ein zu spät gekommenes um eine Gabe. Der Heilige schüttet freundlich die letzten Goldstücke aus dem Beutel, ja man erwartet daß er den Beutel selbst hingebe. Unten zu seiner Rechten springt ein frohes Hündchen, ihn zu begleiten. Es kann hier nicht jener wunderſam-hülfreiche Hund verstanden werden, der den Heiligen in späterer Zeit speißte, man will nur hier seine Sanftmuth und Wohlthätigkeit auch gegen Thiere andeuten, wodurch er in der Folgezeit auch wieder von solchen Geschöpfen nach Gottes Willen ernährt wurde.

---

[1]) sic.

Die gebirgige Gegend in die man über die Hofmauer hineinsieht, deutet auf die rauhen Pfade die er betreten wird, der Zug Vögel auf Wanderschaft überhaupt.

Womit der Wanderer sich und seinen Heiligen empfiehlt

Weimar d. 19 July 1816. Goethe.

Adresse des Umschlags vom Schreiber:

An
Frau von Brentano
Geb. Edle von Birkenstock
nach
franc. Frankfurt a M.

15. Am Tage nach dem Datum dieses Briefes, am 20. Juli 1816, trat Goethe mit Hofrath Meyer die Reise an, die ihn wiederum nach dem Rhein und Main führen sollte; er beabsichtigte einer Einladung Cottas nach Baden zu entsprechen und auf der Hinreise Sulpiz Boisserée in Heidelberg zu besuchen. Die Reise wurde wenige Stunden nach der Abfahrt aus Weimar durch den Umsturz des Wagens unterbrochen und nicht wieder aufgenommen; vgl. S. B. II, 124 und Creiz. 90. — Die Nothwendigkeit, welche einen Wechsel des Aufenthaltes erheischt, ist die gedrückte Stimmung Goethes nach dem Tode seiner Frau. — Der 16. August ist der Tag des heiligen Rochus, dessen von Goethe gespendetes Bild für die Kapelle hier angesagt und beschrieben wird. Dem Entwurfe des Hofrathes Meyer lag eine Skizze Goethes zu Grunde; mit der Ausführung in Öl betraute er die Malerin Louise Seidler, welche ihre Arbeit am 30. Juni zur Zufriedenheit des Bestellers beendete; vgl. Goethes Bemerkung darüber in den „Tag- und Jahresheften" 1816 (Werke XXVII, 222), das Tagebuch von Februar bis Juli 1816 und Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler 154 ff. In einem Briefe an Sulpiz Boisserée (II, 119) scherzt Goethe, es sei „gar nicht übel, aber doch allenfalls noch von der Art, daß es Wunder thun kann". Noch im Juli und August 1816 arbeitete Goethe die herrliche Schilderung des St. Rochusfestes aus, an der er noch manche Wochen lang sorgfältig

feilte. Über die Ankunft und Aufnahme des Bildes am Rhein vgl. die nachfolgende Antwort der Frau Brentano. Dem 1817 erschienenen zweiten Hefte „Ueber Kunst und Alterthum" ꝛc. ist Schwertgeburths Stich des anspruchslosen Bildes vorgeheftet; ebendort S. 178 eine ausführlichere Erklärung des Bildes. — Die Kapelle wurde in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli 1889 durch einen Blitzstrahl in Brand gesetzt; das Bild wurde noch glücklich gerettet, kam bis zur Vollendung des Neubaues in das Hôtel Rochusberg und befindet sich jetzt (Juli 1896) wieder in der am 17. August 1895 eingeweihten neuen Kapelle und zwar in einem Zimmer des ersten Stockwerkes des nordwestlichen Anbaues links vom Chore; es soll später, wenn die innere Ausstattung der Kapelle vollendet ist, wieder in dieser selbst seinen Platz finden. Eine gründliche Abwaschung hat die alten Farben wieder frisch erstehen lassen; das schöne Bild darf unter den mannigfaltigen Ausstattungsgegenständen der Kapelle den besten Kunstwerth in Anspruch nehmen. Zur Geschichte der Kapelle vgl. Bruder, Die Verehrung des heiligen Rochus zu Bingen am Rhein (Mainz 1881). — Der Minister Freiherr Karl vom und zum Stein, der im Hochsommer 1815 Goethe auf der Fahrt nach dem Niederrhein begleitet hatte, verbrachte den Winter bis Mitte April 1816 in Frankfurt. Er war mit der Familie Brentano sehr nahe befreundet, worüber unten noch Näheres.

Auf das Schreiben Goethes vom 19. Juli ist die nachfolgende Antwort der Frau Br. erhalten:

Winkel den 2n August 1816.

Zur Abfahrt nach Winkel mich rüstend erhielt ich Verehrtester das lang ersehnte Zeichen Ihres holden Gedenkens, beruhigende Tilgung mancher die Freunde beunruhigenden Sage, und, wenn auch nicht zuversichtlich den süßen Trost Sie bald am Main und Rhein zu sehen, doch aussichtöffnend daß der Blick der schönen, tiefen Sinn verkündenden Augen, in die man gerne schauet, noch diesen Sommer in der Gegend weilen wird wohin Ihr Geistesblick neuerlich erhellend sich gewendet. So wird sich in den stillen Winkel ruhig verhalten die dem Guten entgegen sehende Freundinn.

St. Rochus langte mit mir an einem Tag im Rheingau, er, an dem Fuße seiner Kapelle, ich in Winkel an, das sündfluthartige Regenwetter machte zur Fahrt anfangs

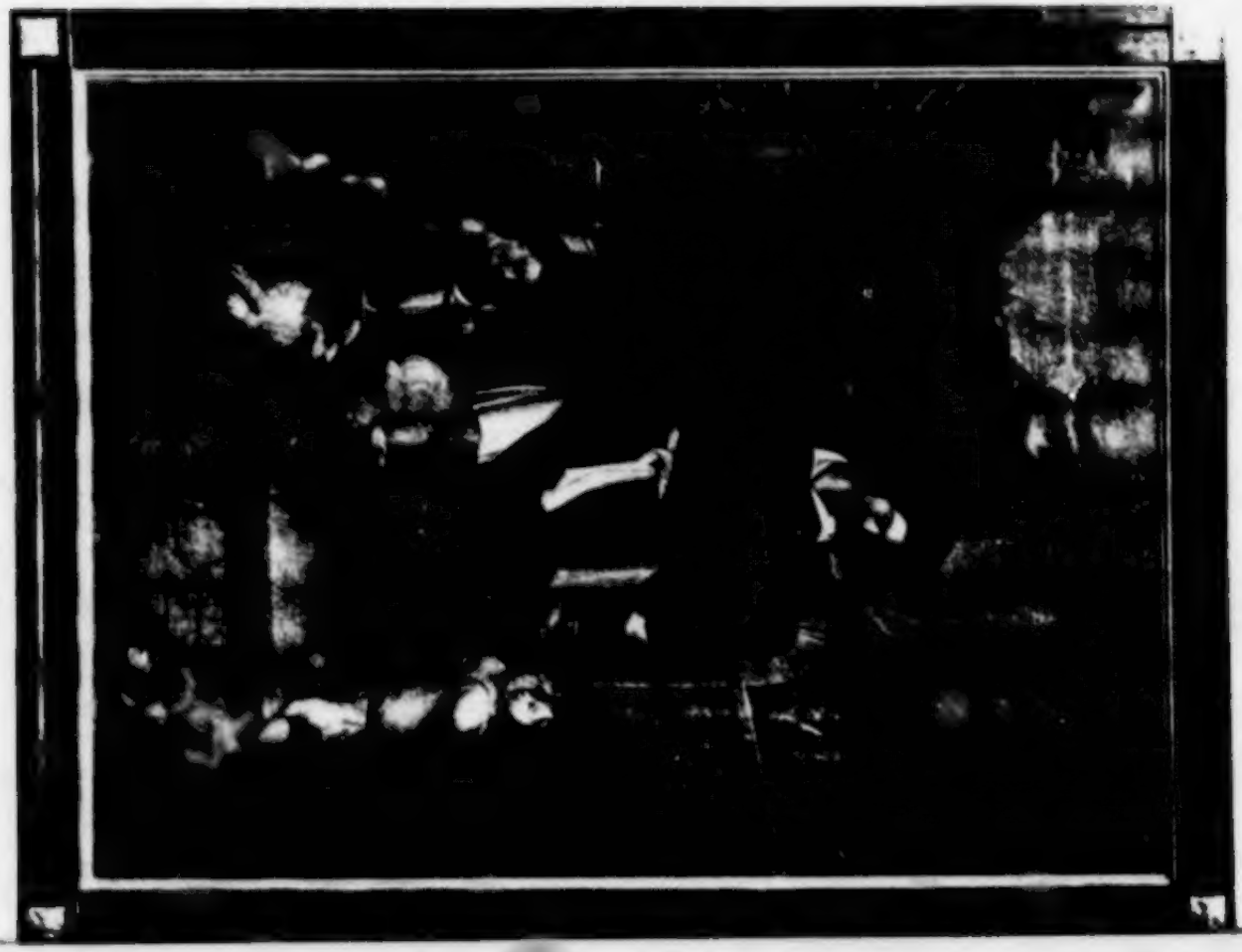

zu schüchtern und wässerte mein feuriges Verlangen den Heiligen in Reisekleidern zu begrüßen, bis bald darauf siegende weibliche Neugierde mit vollen Seegeln überschiffte, und auch des Lohns sich bald erfreuete. Wollen wir auch dieses Gemählde für kein vollendetes Meisterstück ausgeben (was wir jedoch im Rheingau vielleicht könnten) so liegt das höhere darthun wohl erreichten Zwecke der Künstlerinn Louise Seydler wohl darinn daß sich Natur und Kunst in jenen Eindruck wohl verschwistern welchen des Heiligen holdes Antlitz bekränzt von wohl geringelten Locken, Andacht erweckend, auf fromme Pilger des zartern Geschlechtes nicht verfehlen kann, so daß es ein natürlich Wunder scheint daß man den schönen Wundersmann gerne folgte. Ungern vermißte ich den Hund des Mittelalters, den treuen Philax der so manche Nacht, Haus und Hof getreu bewacht, und so manchen Diebesbanden durch sein Bellen wiederstanden, ach! er hätte wohl den Spiz nicht weichen sollen.

Der Pfarrer welcher in einen eignen Schreiben seine Dankgefühle, in welche auch jene seiner Pfarrkinder eingeschalten sind, an Sie ergehen lassen wird, wollte dem Heiligen anfangs, da der Pfeiler schmaler ist als das Gemählde, den Ehrenplatz am Hochaltar in der ihm gewidmeten Kapelle einräumen, aber für ein Altarblatt ist es viel zu kurz, was wollen wir Menschenkinder sagen wenn Heilige nicht überall hinpassen, nun kommt er kurz und gut am linken Pfeiler.

Und wenn endlich die Binger, diese wunderlichen Heiligen, über die Rahme einig sind, die wie ich höre in Mainz gezimmert werden soll, so wird unser ex Voto unfehlbar den 16n die Kapelle zieren, manches Stoßseufzerlein aufnehmen, und auf Begnadigung und Erhörung hoffen machen.

Mich würde das Ganze herzlich erfreuen, wenn ich nicht diesen 16n ohne den lieben Rochusspender erleben müßte, darauf war ich gar nicht gefaßt, im Gegentheil Ihre Gegenwart war es Verehrter die mir den Rochustag zum Rochusfeste machen sollte, nun mag es sich wohl sehr verdienstvoll aber auch gar zu freudenleer den Rochusberg ohne den lieblichen Gefährten heran klimmen, und meine erste Bitte die der neue Pilger doch ja erhören möge soll die Bitte sein Sie uns zu senden. Das soll des Heiligen

erſtes Wunder ſein, durch Ihren Willen mit natürlichen Dingen zu vollbringen.

Mit Herrn von Stein den deutſchen Mann mit italiäniſchen Blute bauete ich dieſen Winter manches ſchöne Schlößchen in die Luft, den Boden dazu konnten wir bisher nicht finden. Ein Sommerbeſitz am Rhein, und das Sie Ihren Thüringer Wald mit Ihrer Vaterſtadt für Zeit und Ewigkeit vertauſchen mögen ſchien uns ſo wünſchenswerth für Sie und uns und andere, daß wir beinahe vergeſſen haben zu bedenken ob es auch Ihnen ſo erſcheint. Die Neuheit unſrer Bekanntſchaft, der mit der Wiederkehr der erſten Schwalben erfolgte Aufbruch des Hrn von Stein nach ſeinen Thurmbau, und endlich die ſchwere Erkrankung des Geſezgebenden Körpers wozu alle wirkſame Mittel in Anſpruch genommen ſind, lähmte unſer Beginnen, welches durch die Gewißheit daß Sie unſre Geſinnung darinn theilen Spannkraft und Schnellkraft zur Vollführung bald bekäme.

Pauline erhob dieſen Edelſtein über die 14 Nothhelfer, er will ihr Pferde ſchicken ſie nach Naſſau zu holen, aber ſie fürchtet die Gefahr.

Mögen Sie Geſundheit und Heiterkeit am Heilquell finden, das wünſcht herzlich A. B.

Goethe erhielt dieſen Brief erſt am 20. Auguſt in Tennſtädt. — Über das Rochusbild vgl. oben. Der Hund des Rochus, der den Heiligen nährte, war nach der Legende ein Jagdhund; auf dem Bilde erſcheint er als zierlicher Spitz, eine Verwandlung, die Goethe in ſeinem Briefe vom 19. Juli gerechtfertigt hatte und die auch die künſtleriſche Kompoſition des Bildes erforderte. — Mit „italiäniſchem Blute“ bezeichnet Frau Brentano die feurige Natur, die glühende Vaterlandsliebe Steins. Er baute im Sommer 1816 einen Thurm an ſein Ahnenſchloß in Naſſau an der Lahn (Pertz, Leben des Miniſters Frh. vom Stein V, 56). — Unter dem „geſetzgebenden Körper“ iſt nicht etwa die gleichnamige, in der neuen Stadtverfaſſung vorgeſehene Vertretung der Frankfurter Bürgerſchaft zu verſtehen, ſondern der deutſche Bundestag, der immer noch nicht ins Leben treten wollte. — „Pauline“ die mehrerwähnte Paula Servière. — Die 14 Nothhelfer ſind die Heiligen Blaſius, Georg, Erasmus, Vitus, Chriſtophorus, Pantaleon, Cyriacus,

Egidius, Euſtachius, Achatius, Dionyſius, Margaretha, Katharina und Barbara, denen die deutſchen Katholiken ihr beſonderes Vertrauen ſchenken.

16.

Von der Hand eines Schreibers mit mehrfachen Verbeſſerungen Goethes; nur die Worte „auch aus der Ferne gegenwärtig", Unterſchrift und Datum in deutſcher Schrift eigenhändig.

Da mein Bürger-Schifflein (leider nicht reichlich beladen) den Anker lichtet, ſo iſt es ſehr liebenswürdig daß die Freundinnen mit dem Tüchlein winken, um den Scheidenden zu errinnen [1]) daß das Beſte zurückbleibe. Haben Sie Danck für Ihren Winck und nehmen meinen Gegengruß in beiliegenden Blättern, die Ihnen ganz allein verſtändlich ſeyn können.

Schon im Gedanken freue ich mich ein ſo koſtbares Bild, wie Sie mir anzeigen, in Ihrem Beſitz zu wiſſen. Schreiben Sie mir wie Sie es aufgeſtellt haben: denn ich weiß noch recht gut wie Ihre Bilder verſammelt und vertheilt ſind. Vielleicht findet ſich auch ein Kupfer desſelben.

Ihr Freund iſt meiſt auf Entbehrung eingerichtet, doch beſuchen ihn manchmal dergleichen Heilige, Götter und Abgötter, die denn auch nach Würden ihre Verehrung finden.

Den guten Grambs bedaure ich; und doch müſſen wir ihn glücklich preiſen, daß er ein unerfreuliches, ja leidendes Leben, durch die ſo zarten als hohen Kunſtfreuden, nicht nur erträglich, ſondern auch erquicklich machte.

Freundin Paula, meldete mir ihre Abreiſe nach Paris und erbot ſich Aufträge zu beſorgen; ich habe von dorther mancherley zu wünſchen, und will ſehen was ſie mir mitbringt, es wäre möglich daß ſie es ohne Auftrag gerathen

[1]) ſie.

hätte. Ihr ächt deutsches Wesen mag sich dort nicht sonderlich behagen.

Oeffentliche Nachrichten von dem Befinden des Herrn Minister von Stein, beunruhigen uns; empfehlen Sie mich ihm dringend, er ist ein Stern den ich bey meinem Leben nicht möchte hinab gehen sehen. Sagen Sie mir auch etwas von seiner zweiten Tochter! das ist ein wundersames Kindesbild, das ich nicht loß werden kann. So verfolgen mich mitunter Gestalten und Wesen mit eigner Lieblichkeit und Kraft. Hätte man aber auch nicht die Sicherheit dieser unwillkührlichen Eindrücke, wie könnten uns unsere fernern Freunde immer gegenwärtig seyn.

Was übrigens Ihr Freund für ein unschuldiges, einsiedlerisches Leben führe, können Sie daraus ersehen, daß ihm keins von denen vielen, Tag täglich bey uns herumflatterden[1]) Blättern, Blättchen, Heften und Heftchen vor Augen kommt. Ungerechtigkeit und Unbilligkeit sind an der Tagesordnung; wie können Partheyen gegen einander irgend eine Rücksicht nehmen? wie soll man abgeschiedene Vorzüge würdigen, da es nur darum zu thun ist currente Unarten gelten zu machen. Wahrscheinlich ist es so in dem Falle worüber Sie Sich beschweren. An meiner Tagesordnung ist die Maxime: man muß sich selbst schonen wo nichts geschont wird, und wie Diogenes sein Faß in der allgemeinen Verwirrung hin und her wälzen. Das haben Sie denn freilich, verehrte Freundin, um ein Großes besser, am Sonnenende des herrlichen thätigen Frankfurts, wo das schlimme Wetter selbst nicht schlecht aussehen kan[1]), und wo Sie im Hause, wenn Sie im schönsten Familienkreise noch irgend eine Art Ungedult[1]) überfiele, Sie[1]) nur vor Ihren van Tewck

[1]) sic.

Scapine.

Ganz und gar
Iſt's vollbracht.
Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!

Sie eilt nach der Thüre, der Alte ſieht ihr verſtummt nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.

Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette,
Und träume die Geſchichte,
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin hervor tretend.

Geh, Alter, geh zu Bette!

Zu Zwey.

Geh zu Bette!

treten dürfen und von da, an allerley irdiſchen und himmliſchen Bildern vorbey, bis zum berühmteſten aller Haaſen zu wandern haben um völlig hergeſtellt zu ſeyn. Das alles will ich Ihnen nicht beneiden, ſondern im Geiſte Ihrem Glücke folgen.

Nun aber nehme ich für diesmal Abſchied, und bitte mich, Ihrem Herrn Gemahl in Ihrem Creiſe und der Nachbarſchaft aufs liebenswürdigſte zu empfehlen.

Jena d. 16 Jan. 1818.

auch aus der Ferne gegenwärtig

Goethe

Adreſſe des Umſchlags eigenhändig, lateiniſche Schrift, ohne Poſtſtempel und Frankaturvermerk (alſo durch Boten).

Der
Frau von Brentano
geb. von Birckenſtock
Gnaden
Winckel

16. Über das im Dezember 1817 erfolgte Ausſcheiden Goethes aus dem Frankfurter Bürgerverbande habe ich im XIII. Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 211 ff. nähere Auskunft nach den ſtädtiſchen Akten gegeben. — Die mitgeſchickten Blätter, die Frau Brentano „ganz allein verſtändlich ſein können", ſind das 1817 erſchienene zweite Heft „Ueber Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden"; es enthielt den Aufſatz „Sanct-Rochus-Feſt zu Bingen": die darin geſchilderten Erlebniſſe verdankte er der Gaſtfreundſchaft der Familie Brentano in Winkel im Herbſte 1814. — Über das von Frau Brentano neuerworbene Bild vgl. unten deren Antwort auf dieſen Brief. — Advokat Dr. jur. Johann Georg Grambs, geb. am 3. März 1756, ſtarb am 3. Dezember 1817. Er war einer der bedeutendſten Kunſtkenner und Kunſtſammler im damaligen Frankfurt; über ſeine Schätze äußert Goethe in der „Reiſe am Rhein, Main und Neckar" (Werke XXVI, 288): „Herr Dr. Grambs beſitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle

Erwartung übersteigt, an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen. Die entschiedene Kunstkenntniß des Besitzers hilft dem Besuchenden zu schneller Aufklärung und gründlicher Einsicht. Dieser unermüdliche Kunstfreund, bis auf die neuesten Zeiten an lebenden Künstlern theilnehmend, beschäftigt und begünstigt mehrere sich entwickelnde Talente" . . .; vgl. auch „Tag- und Jahreshefte 1815" (Werke XXVII, 218). Grambs war im Vorstande des Zeichnungsinstitutes und nach Städels Tode einer der ersten Administratoren von dessen bekannter Stiftung; dieser hatte er seine bedeutende Sammlung kurz vor seinem Tode gegen eine Leibrente abgetreten. — Stein litt im Dezember 1817 in Frankfurt so schwer an Podagra, daß man für sein Leben fürchtete; vgl. Pertz V, 160. Zu der schönen Äußerung Goethes über Stein ist zu bemerken, daß Goethe diesen „Stern" um 9 Monate überlebte; er starb am 29. Juni 1831 in Cappenberg. — Steins zweite Tochter Therese war damals 15 Jahre alt; sie heirathete 1827 ihren Vetter Graf Louis Kielmannsegge. — Goethe lebte damals, von der Politik, von den Quängeleien Österreichs und Preußens gegen Sachsen-Weimar wegen dessen Haltung zum Wartburgfeste und von den sich an dieses anschließenden Preßerörterungen gründlich angewidert, in Jena, eifrigst mit der Reorganisation der dortigen Bibliothek beschäftigt. Aus dieser Stimmung floß der interessante Ausfall gegen das Parteigetriebe des Tages. — Der „van Deyck" ist das große, die Kreuzabnahme darstellende Ölgemälde, welches in Folge letztwilliger Anordnung des Ehepaars Brentano in den Frankfurter Dom kam und dort im Chore hängt; über die Geschichte des Bildes, das man heute nicht mehr Van Dyck, sondern seiner Schule zuschreibt, vgl. unten die Antwort von Frau Brentano. Der „berühmteste aller Haasen" ist eines der beiden in Kohlbachers Katalog der Brentanoschen Gemälde unter Nr. 80 und 81 verzeichneten Thierstücke des Jan Weenix.

Auf Goethes Brief vom 16. Januar 1818 hatte Frau Brentano eine Antwort niedergeschrieben; das Blatt, ein Bruchstück, befindet sich noch bei den Brentanoschen Briefen. Ob der Brief wirklich abging und derjenige ist, den das Tagebuch unter dem 18. März 1818 mit den Worten verzeichnet „Brief von Frau Brentano, Wein ankündigend. Van Dyck aus Carrara."? Wenn ich das Blatt hier folgen lasse, so bestimmt mich dazu einerseits der eigenartige Reiz

dieſes Briefes und andrerſeits ſein intereſſanter Inhalt, der den vorhergehenden ſchönen Brief Goethes beſſer erläutert als mein trockener Kommentar. Das Schreiben lautet:

Verehrter!

Nur einige Blicke in Ihre lezten holden Zeilen, und meine Seele labt ſich an den Bildern ſeeliger, mir ohnehin nur abweſender, nicht verblichener Vergangenheit, ſie hofft die ſchöne Begeiſterung die Sie im Rheingau ergriff als ſie in ſpäter Jahrszeit mit den Aſtern dort erſchienen, werde im Gefühl des Frühlings der lieben herrlich nun bald erwachenden Natur Sie wieder in jene Gegend bringen, die einem ſanften Hauche Gottes gleich, erhebend, und mit dem Leben verſöhnend ſtimmt. Und nicht allein des Mains und Rheins heimathliche Ufer winken dem fernen hoch verehrten Freund zu landen, auch in den ſchön bethürmten Lahnthal fordert man den Schuldner ein, das ſüße Verſprechen ſeiner holden Gegenwart zu zollen, und der Einladende iſt ja ſo einladend, daß man ihn ungerufen folgen möchte. Dieſer vortreffliche Lahnbewohner iſt wieder von ſeinen Gicht und Augenübel gänzlich hergeſtellt. Willmer hat ihn bey heutigen klaren Sonnenblick zum Mittagsquintett auf ſeiner Mühlbergerwarte bewogen, wo Herz und Mund des fernen Freundes Nahmen in die klaren Lüfte, daß er bis zu ihm erſchalle, und er ihm folge, rufen werden. Er lebe hoch!

Thereſe Stein reift mehr der lieblichen als üppigen Entwicklung entgegen in ſüßer Jugendfreundſchaft mit meinen Kindern ſehe ich ſie oft mit ſteigernder Freude. Aber über alles geht mir des Vaters Freudenzug im Mund und Augenwinkel wenn ihm Thereſe Abends Thee kredenzt, und kindlich unbefangen, jungfräulich verlegen im bunten Kreiſe ſich um den ſo herrlichen Vater leichtfüßig zu ſchaffen macht. Schade daß er wie alles Gute hier nicht lang verweilen, und ſchon bis Ende März zu den Landſtänden in Wisbaden, April nach Naſſau, und Ende Juny nach Kappenberg ſich zu verfügen gedenkt, wo wir ihn denn erſt wieder hier überwintern ſehen werden. Zierlich und gemüthlich zeichnete er in mein von ſeltner Freundeshand blumig bekränztes Stammbuch, und fügte noch Ihr — allzu ernſtes — Bild dazu, dem ich als Gegenbild des Gebers Züge

wünschte. Das wäre ein Steindruck im vollen Sinn des Worts.

Um Ihnen verehrter über unsern Vandyk mehr zu sagen als ich mir selbst zutraue daran richtig zu bemerken verschob ich meine Antwort, da Vogt für das Museum darüber einen Aufsatz machte, den ich, wenn er vorgetragen, erhalten sollte, aber, da alles Gute hier zehnfach Weile braucht noch nicht erhielt. Die Geschichte des Bildes ist, daß V. D. bey seiner Rückkunft aus Italien dieses Altarblatt für den Churfürst von Mainz mahlte, der ihm die Summe von 18, andre sagen 20, andre 30 000 fl. dafür versagte, V. D. ging zu den armen Franziskanern, bath sich eine Mittagssuppe aus und zahlte sie mehr als Churfürstlich mit diesen köstlichen Gemählde. Sie verkauften es in den Stürmen des Kriegs, das Kloster brannte ab, und durch Glück, und Ungeschicklichkeit der Besitzer kam es in unsre Hände. Kupferstich ist keins davon vorhanden. Eine nothdürftige Beschreibung des Gegenstandes selbst findet sich in Vogts historischen Testament, 1ter Band Seite 44 über die Kunstgeschichte selbst braucht Göthe keinen Aufschluß. Aufgestellt ist es noch nicht, und doch kann bey unsern sonst

Das „schön bethürmte Lahnthal", in welchem sich bei Nassau der Ahnensitz Steins mit dem neuerbauten Thurme befand. — Die „Mühlbergerwarte" Willemers ist der kleine Thurm im Weinberg am Hainerweg gegenüber dem Wassertempel, von dem aus Goethe mit Willemers am 18. Oktober 1814 die Illumination der Stadt Frankfurt gemeinschaftlich bewundert hatte; vgl. Greiz. 36 und Kriegk, Die Brüder Senckenberg S. 328 Anm. 1. — Über Therese Stein, das „wundersame Kindesbild", vgl. Goethes Brief 16. Die mit ihr befreundeten Töchter der Frau Brentano waren die 1802 geborene Maximiliane und die zwei Jahre jüngere Josefa. In das Stammbuch schrieb Stein am 11. Januar 1818 die beiden letzten Strophen von Schillers „Idealen" („Von all dem rauschenden Geleite, Wer harrte liebend bei mir aus?" ꝛc.) und fügte die Worte hinzu: „Viele mögen die Wahrheit des obenstehenden wie ich erfahren haben, aber nur wenigen ward das Glück wie mir, am Abend ihrer Tage noch das Wohlwollen einer so edlen Frau, wie Antonie von Brentano ist, erlangt zu haben". Mit dem zurückgehenden Stammbuche

überſandte er ihr ein Bild Goethes, „unſeres hochverehrten Dichters“. — Vogt iſt der bekannte Dichter und Hiſtoriker Niklas Vogt, der 1836 als Frankfurter Senator ſtarb und den ſein dankbarer Schüler Fürſt Metternich auf dem Johannisberge im Rheingau beſtatten ließ.

17.

Ganz eigenhändig; deutſche Schrift; Umſchlag fehlt.

Sie haben uns, verehrte Freundinn, auf das anmuthigſte durch eine köſtliche Sendung überraſcht, ſie giebt uns, in dieſen, immer etwas bedencklichen Tagen, neue Hoffnung u. Zuverſicht: denn wie ſollten die Götter ungefällig genug ſeyn das Familienfeſt zu ſtören deſſen Feyer die wohlgeſinnteſte Freundſchaft ſtattlichſt[1]) vorbereitet. Nehmen Sie den aufrichtigſten Danck für ſo thätige Theilnahme, und verzeihen der Kürze dieſes Briefes, den ich nicht verlängern will um unſer frohes Anerkennen eiligſt auszudrücken.

Möge die Beylage einiges Vergnügen gewähren u. mich Ihnen wäre es nur auf Augenblicke näher ſtellen. Den theuren Hausgenoſſen und Nachbarn die lebhafteſten Grüße

Jena d. 26 März 1818. treu verpflichtet Goethe

17. Das Familienfeſt in Goethes Hauſe, zu dem Frau Brentano eine „köſtliche Sendung“ geſtiftet hatte, war die bevorſtehende Geburt des erſten Enkelkindes, die am 9. April glücklich erfolgte. Die Sendung beſtand, wie Brief 18 zeigt, wiederum aus „köſtlichem Wein“. — Die Beilage beſtand wohl aus dem dritten Hefte des erſten Bandes von Kunſt und Alterthum, worin Goethe die Aufſätze „Im Rheingau Herbſttage“ und „Abendmahl des Leonard da Vinci zu May-

[1]) sic.

land“ veröffentlicht hatte, oder nur aus den Aushängebogen des letzteren Aufsatzes. — Ein nach dem Tagebuche am 22. April 1818 an Frau Brentano abgesendeter Brief Goethes ist nicht erhalten; ebenso wenig der Brief von Frau Brentano, welchen Goethe am 13. Mai in Jena erhielt.

18.

Von der Hand eines Schreibers; „Mit tausend — Goethe“ eigenhändig in deutscher Schrift.

Da mein Lebenswandel, verehrte Freundin, durch Zufälligkeiten schon so oft bestimmt worden, so hatte ich immer noch eine Art von Hoffnung Sie diesen Sommer zu sehen, die nun verschwindet, da meine Pässe wirklich für Carlsbad ausgefertiget sind.

Auch nicht ohne Veranlassung schreibe ich diesmal; denn vor allem muß ich melden, daß wir nicht so unklug mit dem köstlichen Wein verfahren als mein Dankbrief wohl sollte vermuthen laßen. Der Speisemeister von Cana würde uns höchlich getadelt haben, wenn wir so verschwenderisch damit umgegangen wären. Im Gegentheil ist das Fäßel erst dieser Tage angezapft und ein paar Flaschen mit Kennern auf Ihre Gesundheit ausgetrunken worden.

Ferner muß ich vermelden, daß Sie im ganz eigentlichen Sinne eine entschiedene Eroberung gemacht haben und zwar an unserem Fürsten, welcher mit Lebhaftigkeit Ihrer und Ihrer Kunstbesitzungen wiederholt gedenkt, worinn ich denn, wie Sie überzeugt sind, sehr gern einstimme und so manche gute Stunde mit diesem treflichen[1]) Herrn verlebe.

Hieraus entspringt nun wiederum ein Auftrag, zu dem ich noch vor meiner Abreise veranlaßt werde. Sie haben

[1]) sic.

nemlich Ihro Hoheit aufmerksam gemacht, auf den Nachlaß eines Handelsmannes, deßen Namen mir gerade nicht einfällt, ob ich den Mann gleich vor einigen Jahren unter seinen Kunstschätzen lebend angetroffen. Nun ist der Fürst nicht abgeneigt, verschiedenes, was er dort gesehen, anzuschaffen, allein weil auch Kupferstiche darunter sind, die man durch einen Manndatarius[1]) nicht wohl kaufen kann, indem alles auf den Abdruck ankommt, so wollte bei Ihnen anfragen, ob Sie uns nicht irgend einen einsichtigen und zuverlässigen Mann anzeigen könnten, durch den wir das Geschäft einleiten und führen möchten. Denn es entstehen gar mancherlei Fragen, welche vorläufig zu beantworten wären.

Ob man einen detaillirten Catalog der Kunstwerke zu erwarten hätte, auf welche Weise sie verkauft werden sollten, ob durch Auction oder sonst aus der Hand?

Ferner um welche Zeit der Verkauf vor sich gehen könnte, und was dergleichen mehr ist. Es ist Ihnen gewiß ein zuverläßiger Mann bekannt dem man einen solchen Auftrag gäbe, und welcher für die Gebühr das Geschäft besorgte. Geben Sie mir einige Nachricht hierüber nach Carlsbad, so trift[1]) mich der Brief daselbst bis Ende August, bringt mir sogleich erwünschte Nachricht von Ihrem Befinden, und beruhigt mich über ein Geschäft das mir einige Sorge macht.

Mit tausend Wünschen u. Grüßen!

Weimar
den 20sten Juli
1818.

anhänglichst
Goethe

[1]) sic.

Adresse eigenhändig, deutsche Schrift:

An
Frau von Brentano
geb. Edle v. Birckenstock
Gnaden
franck. Franckfurt
am Mayn

18. Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar kam am 14. Juni 1818 nach Frankfurt und blieb hier einige Tage. Goethe verließ Weimar am 19. Juli, verbrachte die nächsten Tage in Jena und reiste am 23. Juli von da nach Karlsbad. — Die nachgelassene Sammlung eines Handelsmannes, die Goethe noch bei Lebzeiten des Besitzers gesehen hatte und nach deren Versteigerung er sich jetzt erkundigt, kann nicht, wie Br. meint, die Städelsche sein, denn diese kam nicht unter den Hammer und Goethe kann auch unmöglich den Namen Städel vergessen haben. Man könnte an die Sammlung „Serrand" denken, die Goethe mit Sulpiz Boisserée (I, 277) am Morgen des 15. September 1815 besuchte (Tagebuch: „Bey dem Französischen Gemälde Händler".) und deren einzelne bedeutende Werke ihm „das liebste und lehrreichste in Frankfurt" waren. Einen Bürger oder Einwohner mit Namen Serrand sucht man aber vergebens in den offiziellen Listen und Akten jener Zeit; Boisserée muß sich im Namen geirrt haben. Es ist hier offenbar die nachgelassene Sammlung des am 25. Mai 1818 verstorbenen Handelsmannes Clemens Aloys Hohwiesner gemeint, welche Kirchner (Ansichten von Frankfurt a. M., 1818, I, 334) als eine der reichsten Frankfurter Privatsammlungen rühmt; sie kam erst in den beiden nächsten Jahren 1819 und 1820 zur Versteigerung (vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. S. 540), bei der sowohl Karl August wie auch Goethe laut freundlicher Mittheilung des Herrn Geh. Hofrathes Dr. Ruland einzelne Stücke erstanden. Goethe hatte diese Sammlung am 10. September 1815 besucht.

19.

Von der Hand eines Schreibers; nur „treulichſt J. W. v. Goethe" eigenhändig in deutſcher Schrift.

Dieſen Sommer, verehrte Freundinn, hatte ich einige Hoffnung Sie wieder zu ſehen und in Ihrer Nähe manches Gute und Erfreuliche zu genießen: denn unſeres Großherzogs Königl. Hoheit hätten es wohl nicht ungnädig aufgenommen wenn ich am Rhein und Mayn aufgewartet und meine Freunde zu gleicher Zeit herzlich begrüßt hätte. Die Zeit aber iſt mir unter mancherley kleinen, doch verwickelten Geſchäften hingegangen, ſo daß ich erſt jetzt die nach Karlsbad dringend angerathene Reiſe unternehmen kann.

Da nun in demſelben Augenblick Hr. Hofrath Jagemann ſich zu einer Wallfahrt nach dortiger Gegend bereitet, ſo verfehle nicht dieſem geſchickten Künſtler meine beſten Grüße mitzugeben, bittend und hoffend daß Sie ihn freundlich aufnehmen und den Anblick Ihrer Kunſtſchätze gönnen werden. Gedenken Sie meiner auch bey dieſer Gelegenheit und bleiben meiner aufrichtigen Anhänglichkeit und treuen Freundſchaft verſichert.

Jena
d. 25n Auguſt
1819.

treulichſt
J. W. v. Goethe

Adreſſe des Umſchlags vom Schreiber:

An Frau
von Brentano
geborne Edle v. Birkenſtein [1]
Gnaden

Durch Gefälligkeit
des Herrn Hofrath
Jagemann

nach
Frankfurt
a. M.

[1] sic.

19. Über Goethes Sehnsucht nach dem Rhein und Main gerade im Sommer 1819 gibt ein Brief an Willemer und besonders sein höchst vertrauliches Schreiben an dessen Frau bei Geiz. 123 und 126 Aufschluß. — Hofrath Jagemann, der Überbringer des Briefes, ist der Maler Ferdinand J. (1780—1820), der Bruder der Schauspielerin.

20.

Ganz eigenhändig, deutsche Schrift; Umschlag fehlt.

Es ist eine Empfindung, verehrte Freundinn, so wunderbar als unerfreulich wenn wir uns an werthgeschätzte vielgeliebte Personen erinnern, mit denen wir so manche glückliche Geist und Gemüth fördernde Stunde verlebt haben u. fernerhin zu verleben hofften, uns nun aber nach und nach gewöhnen sollen auf ein Wiedersehn Verzicht zu thun mit dem wir uns solange schmeichelten. Man mag sich nicht gern entschließen[1]) dergleichen Gefühle auszudrucken und hierin liegt die Ursache meines langen Stillschweigens; ja ich darf wohl gestehen daß beykommendes Packet schon ein Viertel jahr geschlossen ist, ohne daß ich den Muth gehabt hätte diese wenigen Worte hinzuzufügen.

Nehmen Sie, verehrte, nachsichtige Freundinn, zum neuen Jahr diese Gabe geneigt auf; Sie haben an meinen früheren Arbeiten so schönen Antheil genommen, daß ich eine gleiche Gunst auch wohl für die späteren hoffen darf. Leben Sie glücklich[1]) in dem schönen Franckfurt, von den theuern Ihrigen umgeben, gedencken Sie mein bey den reichen Schönheiten der Natur u. Kunst; lassen mich aber nicht ganz ohne Nachricht.

Meine werthen Landsleute haben sich vergangnes Jahr so höchst freundlich erwiesen daß ich über der Feyer des

[1]) sie.

Scapin.

Und träume die Geschichte!

Zu Zwey.

So wird der Trug zu nichte,
Wenn List mit List zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was ist das?
Was seh' ich?
Was hör' ich da?

Beyde.

Höre nur und sieh:
Das Geld war unser,
Und ist es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?

Alters das Alter ſelbſt vergaß. Wie denn auch jetzt noch die ſchöne goldene Gabe, den trübſten Wintertag aufheitert.

Möge Ihnen alles zum Beſten gedeihen! Und Sie meiner in Liebe u. Neigung gedencken!

20. Dieſer Brief, deſſen unteres Ende mit Unterſchrift und Datum abgeſchnitten und wohl als Autograph verſchenkt worden iſt, wurde nach dem Tagebuch am 23. Januar 1820 aus Weimar abgeſchickt. Goethe gedenkt der erhebenden Feier ſeines 70. Geburtstagsfeſtes am 28. Auguſt 1819 unter den Frankfurter Freunden. Die „ſchöne goldene Gabe“ iſt der goldene, mit eingelegten Smaragdblättern geſchmückte Kranz, welcher beim Feſtmahle im „Weidenbuſch“ die Büſte des Gefeierten ſchmückte; er wurde Goethe nach Weimar geſendet und iſt noch heute im Urbinozimmer des dortigen Goethehauſes zu ſehen. — Die mit dem Briefe geſendete Gabe, die ſchon ein Vierteljahr früher hätte abgehen ſollen, beſtand nach dem Tagebuch aus „den Supplementbänden meiner Werke“, d. h. wohl den 1818 und 1819 erſchienenen Bänden 15—20 der Cottaiſchen Ausgabe. —

21.

Von der Hand eines Schreibers; nur „treulichſt“ und Unterſchrift eigenhändig in deutſcher Schrift.

Verzeihung, theuerſte Freundin, und Geduld auf kurze Zeit! Ich habe Ihre Anfrage ſogleich beſtens beachtet und ſchon einigemal mit Herrn Dr. Bartholomäi conferirt, kann aber mit mir ſelbſt nicht einig werden was ich rathen könnte, um die Sache auf einmal und für immer abzuthun.

Auch komme ich, wie ich jetzt wohl ſehe, nicht zum Entſchluß bis ich an Ort und Stelle geweſen bin, da der Fall, ſo einfach er ſcheint, doch ſonderbar complicirt iſt. Hat die Sache ſo lange geruht, ſo wird eine kurze Friſt daran nichts verändern; bleiben Sie deswegen außer Sorgen bis ich das

Nähere melden kann. Empfehlen Sie mich Ihrem H. Gemahl und allen theuren Ihrigen zum allerschönsten.

Weimar
den 13 Apr.
1821.

treulichst
J. W. v. Goethe

Adresse des Umschlags vom Schreiber:

An Frau
von Brentano
Geb. Edle von Birkenstock
Gnaden

franc. nach
Frankfurt a M.

Über dem Verschluß auf der Rückseite des Umschlags eigenhändig
J W v. G.

21. Herr Dr. F. F. Heitmüller in Weimar, der Herausgeber des mir noch nicht im Drucke vorliegenden Tagebuchs von 1821 theilt mir Folgendes über den Gegenstand dieses Schreibens mit:

„Der betreffende Eintrag am 13. April 1821 in Goethes Tagebuch lautet: „An Frau von Brentano nach Frankfurt a. M., wegen des Oßmannstedter Grabmals." Das „Oßmannstedter Grabmal" war die Wielandische Grabstätte, die sehr in Verfall gerathen war, und Dr. Bartholomäi der Schwiegersohn des damaligen Besitzers des Gutes Oßmannstedt. Goethe hatte der Frau S. Bethmann-Hollweg, die ihn am 24. Februar d. J. auf der Durchreise nach Berlin besucht hatte, versprochen, sie bei der Restauration der Gräber zu unterstützen, und schlug vor eine kleine Capelle darüber zu bauen, um sie vor weiterem Verfall zu schützen. Am 28. Februar sendet er ihr eine diesbezügliche Skizze nach Berlin. Wie aus dem Briefe an die Frau von Brentano vom 13. April hervorgeht, verzögerte sich die ganze Angelegenheit sehr."

Die Familie Brentano mußte an dem traurigen Zustande des Grabmals auf Wielands „Osmantinum" schmerzlichen Antheil nehmen, da dort ja die früh vergangene, von den Geschwistern zärtlich geliebte Schwester Sophie seit mehr denn zwanzig Jahren ruhte. Schon 1807 hatten ihr die An-

gehörigen der Familie einen Denkstein gewidmet; vgl. Seuffert, Reliquien von Sophie Brentano, Deutsche Rundschau 1886—1887, Band IV, 197 ff.

In Frau Brentanos Nachlaß befinden sich noch zwei Briefe, welche wegen ihrer Beziehungen auf Goethe der Mittheilung werth sind. Eine solche enthält der zunächst folgende Brief Steins, dessen Jahresdatum fehlt. Ich möchte ihn ins Jahr 1818 setzen und unter der Anlage das kleine Schriftchen „Das Senkenbergische Stift. Frankfurt am Main, gedruckt bei Johann Friedrich Wenner. 1817." verstehen; es ist die von dem Stiftsarzte Dr. Gh. E. Neeff verfaßte Erwiderung der Administration des Stiftes auf Goethes Kritik, welche das zweite Rhein- und Main-Heft kurz vorher gebracht hatte.

Für die Mittheilung der Anlage danke ich Ihnen gehorsamst Gnädige Frau, sie enthält eine wenig befriedigende Rechtfertigung der Vorsteher — gut wäre es wenn ein Mann wie Göthe seine Ideen ueber die zweckmäßigste Anwendung des Stiftungsvermögens, ausspräche, Sie fänden vielleicht Mittel diese Ansichten geltend zu machen. Der paralytische Zustand der Vorsteher beweißt, daß sie einigen Zweifel in ihre eigne Unfehlbarkeit setzen, und dadurch empfänglich für guten Rath werden.

K. F. v. Stein
4. Febr.

Zweifelhafter ist die Beziehung auf Goethe im folgenden Briefe Steins. Ist Goethe der „verehrte Freund"? Ich hätte nie daran gedacht, wenn uns nicht der Brief der Frau Brentano an Goethe vom 2. August 1816 bewiese, daß sie mit Stein ernstlich den Gedanken erwog, Goethe wieder nach Frankfurt und zwar für immer zu ziehen, ihm einen „Sommerbesitz" am Rhein zu begründen. Frau Brentano redet in ihrem Briefe an Goethe von „Schlößchen in die Luft"; im Schreiben Steins zeigen diese Phantasien eine schon recht greifbare Gestalt.

Ich habe zu der Erfüllung unseres Wunsches wegen der Theater-Direction kein großes Vertrauen — mehr Hoffnung habe ich, daß es uns gelingen werde ein kleines Guth für unseren verehrten Freund zu erhalten — und

werde fortfahren zu verſuchen ob ich mehrere meiner auswartigen Freunde zu einem bedeutenden Beytrag bewegen kann — Laſſen ſie uns Gnädige Frau nicht verzweifeln, das Wollen und Streben, hat an und für ſich ſchon einen großen Werth, und belohnt auch ohne Gelingen. —

Stein
17. März

Ein Brief Bettinens, offenbar aus dem Sommer 1807 ſtammend, an Frau Brentano über die ihr angedichtete Scheu, Winkel wegen des Todes der Günderrode zu beſuchen, über den ſie kurz vorher mit Goethe geſprochen hatte, und ein Brief an den Bruder Franz vom 3. März 1836 über ihren Wunſch, nach Rom zu reiſen und dort die Ausführung ihres Goethedenkmales zu betreiben, ſind bei der Verſteigerung in den Beſitz Hermann Grimms gekommen. Der Veröffentlichung dieſer intereſſanten Briefe durch Bettinens Schwiegerſohn darf hier nicht vorgegriffen werden.

Die Familien Peter Anton Veroiano und

Roberto, Cornelia und Ludovica, wenn nicht

I.

Peter Anton Veroiano,
geb. 19. IX. 1735
in Trapezunt
gest. 9. III. 1797
cop. I.
[illegible] 1761
Paola Maria Philippa Veroiano,
geb. 1736
gest. 4. IX. 1770

1. **Anton** Maria, geb. [illegible]
2. **Franz** Dominik Maria **Veroiano,** geb. 17. XI. [illegible] [illegible] 1814, [illegible] 17. VIII. [illegible] [illegible] **Antonia** Livia **Ehrenstock,** geb. [illegible] [illegible]
3. Maria **Theresia** Johanna [illegible] Philippa, geb. 7. III. [illegible] [illegible] 19. IV. 1770
4. **Peter** Anton Valtheg, geb. [illegible] 1764, gest. 13. VII. 1799, [illegible]
5. **Dominicus** Maria Josef [illegible] geb. 15. VI. 1769, gest. 13. V. [illegible] unverheiratet; [illegible] [illegible] [illegible]
6. **Paola** Maria Philippa [illegible] VIII. 1770, geb. 17. III. [illegible] Hofkriegsrat, [illegible] [illegible] Pfalzgrafen Philipp Josef von Pfalzarel

II.

cop. II.
9. I. 1774
in Oberdorf bei
Maximiliane Gräfin von Le Noble,
geb. 13. V. 1756 in Wien,
gest. 19. VI. 1791

1. **Georg** Michael Anton Josef [illegible] Geschäftsmann, gest. 26. VI. [illegible]
2. Maria **Pauline** Theresia, geb. [illegible] in Ehrenstetten, unverheiratet
3. **Clemens** Wenzel Josef Maria [illegible] in Hildesheim, gest. 4. [illegible] 1770 in Mindelheim, gest. Augsburg Weingartstr. [illegible] Hofer Ehrenstetten von Pfalzarel
4. Maria Theresia [illegible] **Claudia** Felicitas, geb. 17. X. [illegible] in Zweigen, geb. 21. II. 1778
5. **Maria** Josefina Katharina
6. **Christian** Josef Franziskus [illegible] in Hessen-Homburg
7. Wilhelmine Friederike **Helene** [illegible] in Berlin, cop. 11. III. [illegible] geb. 30. I. 1781 in Berlin
8. Maria Ludovica **Luise** [illegible] 1781 Karl Joseph [illegible] Regent bei Paulin
9. Maria Magdalena **Aloisia** [illegible], cop. 9. X. 1783 Philipp [illegible] geb. 9. VII. 1755, gest. 30. [illegible]
10. Friedrich Heinrich Wilhelm
11. Anna Maria Louise von [illegible]
12. Johanna Philippine Josepha

cop. III.
19. VI. 1795
Friederike Anna Wilhelmine von Hattenhof,
geb. 1. X. 1817 [illegible]

III.

1. Antonia Karl Josef, geb. [illegible]
2. Josef Peter **Augod,** geb. [illegible]

[illegible] Jahrbuch [illegible]

1. **Mathilde** [illegible]
2. **Georg** [illegible]
3. **Hermannine** [illegible]
4. **Rafela** [illegible]
5. [illegible] **Franz** [illegible]
6. **Karl** [illegible]

[illegible]

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 0378#/148

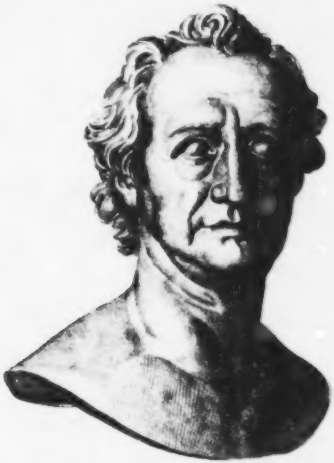

GOETHE

Goethe's

poetiſche und proſaiſche Werke

in

Zwei Bänden.

Unter den ſchützenden Privilegien ſämmtlicher Staaten des deutſchen Bundes.

Mit acht Stahlſtichen.

Stuttgart und **Tübingen.**
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1837.

Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn herbey!
Ich werde beſtohlen.

Scapine zu Scapin.

Eile! O eile,
Die Wache zu hohlen,
Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine

wirft ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Krüpels annimmt.

Gift.

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Goethe's

poetische und prosaische Werke.

Erster Band.

Goethe
Poetische und
prosaische Werke
1

117G

Druck der Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

Goethe's

poetische und prosaische Werke

in

Zwei Bänden.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.
In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1836.

Vorwort.

Die Mannigfaltigkeit der Goethe'schen Schriften ist so groß, ihre Verschiedenheit nach Zweck und Form so bedeutend, daß sie unmöglich alle von gleicher Wichtigkeit und von gleichem Interesse für ein gemischtes Publicum seyn können.

Man hat daher jetzt, wo die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe zu Abwehrung verderblichen Nachdrucks hervortritt, mehrfach laut gewordenen Wünschen zu entsprechen geglaubt, wenn man eine Ausscheidung dessen, was von allgemeinem Interesse ist, und was nur ein besonderes für Einzelne haben kann, vornähme.

Alles, was Goethe'n als Dichter characterisirt, ihm als solchem eigenthümlich angehört, ist ohne Zweifel als allgemein ansprechend zu achten; mithin alle Original-Productionen desselben, vollendete oder fragmentarische, ja selbst nur skizzirte, in so weit nämlich, als sich aus denselben auf den Sinn und Werth des beabsichtigten Ganzen genugsam schließen und das Streben und die Tragweite seines Genius erkennen läßt.

Gar manches und höchst Bedeutendes davon war bisher noch nie gedruckt, theils weil der Verewigte es erst noch zu vollenden gedachte, oder so manche Berücksichtigung des Augenblicks es zurückbehielt, theils auch weil es den Orduern seines literarischen Nachlasses selbst erst neuerlich kund geworden.

Dem oben ausgesprochenen Grundsatze gemäß sind nicht nur alle eigentlichen Gedichte, von den frühesten bis zu den spätesten, in schicklicher, möglichst chronologischer Zusammenstellung aufgenommen worden, sondern auch nächst den Dichtungen in Prosa — oder den Romanen, Novellen, Erzählungen — alle selbstständigen Aufsätze, welche des Verfassers eigene Ansichten über Leben, Kunst und Wissenschaft enthalten.

Dabingegen, als nur von besonderem Interesse für den Gelehrten von Fach, blieb ausgeschlossen: alles nicht unabhängig, sondern in Bezug und Hinweisung auf fremde Werke Verfaßte, mithin Uebersetzungen, Recensionen und Commentationen, ingleichen alle wissenschaftlichen Abhandlungen und naturwissenschaftlichen Aufsätze, denen späterhin eine eigenthümliche, auch Goethe's höchst wichtige Correspondenz mit den angesehensten Naturforschern seiner Zeit umfassende, Zusammenstellung gewidmet werden soll.

Leistungen der Poesie und Kunst hingegen, als Gemüth und Phantasie beschäftigend — mögen sie aus einer Zeit, aus einem Volke herrühren, aus welchem sie wollen — finden überall, auch in den entlegensten Räumen, Anklang und Theilnahme, können überall mitgenossen und nachempfunden werden, wie die Volkslieder aller Nationen zur Genüge darthun.

Demnach ist von den Erzeugnissen der Goethe'schen Muse nichts zurückgestellt worden, was durch Gehalt oder Bezug sich als erheblich ausweist und auch ohne Commentar sich hinlänglich selbst ausspricht, indem es zur Bezeichnung des Weges dient, den der Dichter von seinem ersten Auftreten bis zu seinem späten Hinscheiden durch mehr als ein halbes Jahrhundert zu nehmen, von Natur und Schicksal berufen und begünstigt war.

Weimar, den 16. Januar 1837.

Die Redaction
der neuen Ausgabe der Goethe'schen Werke.
Riemer. **Eckermann.**

Privilegien

gegen den Nachdruck und Verkauf des Nachdruckes.

Der Nachdruck ſämmtlicher Goethe'ſchen Werke, einzeln oder geſammelt, iſt von allen Staaten des deutſchen Bundes durch allergnädigſte Ertheilung von ſchützenden Privilegien verboten; von denjenigen der Letztern welche den Abdruck ihres Inhalts vorſchreiben, folgt derſelbe hier.

Weimar, im Juli **1837**.

K. K. Oeſterreichiſches Privilegium.

Wir Franz der Erſte von Gottes Gnaden Kaiſer von Oeſterreich; König zu Jeruſalem, zu Hungarn, Böheim, der Lombardie und Venedig, zu Dalmazien, Croazien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illirien, Erzherzog zu Oeſterreich, Herzog zu Lothringen, Salzburg, Steier, Kärnthen, Krain, Ober- und Niederſchleſien, Großfürſt in Siebenbürgen, Markgraf in Mähren, gefürſteter Graf zu Habsburg und Tyrol ꝛc. ꝛc. Bekennen öffentlich mit dieſer Urkunde: es habe uns der Großherzoglich-Sachſen-Weimariſche Staatsminiſter Johann Wolfgang von Goethe unterthänigſt angezeigt, daß er eine neue Auflage ſeiner ſämmtlichen literariſchen Werke zu veranſtalten geſonnen ſey, hierbei aber einen ſeinen großen Auslagen ſchädlichen Nachdruck beſorge, zu deſſen Verhütung er um die Verleihung eines Druck-Privilegiums in unſeren Staaten bittet. Da wir nun den ausgezeichneten Werth dieſer literariſchen Produkte in gnädigſte Erwägung gezogen haben, und geneigt ſind, Jedermann die Früchte ſeiner Arbeit und Unkoſten genießen zu laſſen und in dem Genuſſe derſelben zu ſchützen; ſo haben wir uns gnädigſt entſchloſſen, demſelben das angeſuchte Druck-Privilegium für den ganzen Umfang der öſterreichiſchen Monarchie gegen dem zu ertheilen, daß der von Uns aufgeſtellten Zenſur vorbehalten bleibt, gegen einzelne Bände oder gegen das ganze Werk ſelbſt, ungeachtet dieſes Privilegiums, nach dem Geiſte Unſerer allerhöchſten Verordnungen vorzugehen. Unter dieſer Beſchränkung und Bedingniß ertheilen Wir dem Großherzoglich-Sachſen-Weimariſchen Staatsminiſter Johann Wolfgang von Goethe, ſeinen Erben und Ceſſionarien Kraft dieſer Urkunde die Freiheit, die von ihm veranſtaltete neue Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke in dem ganzen Umfange der öſterreichiſchen Monarchie ausſchließend auszugeben und verkaufen zu laſſen.

Wir verordnen demnach, daß Niemand ohne ſeine ausdrückliche Einwilligung die neue Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke, weder unter dieſem noch unter einem andern Titel nachdrucken oder verkaufen ſolle; deſſen ſich dann jeder nicht nur bei Verluſt der Exemplarien und des hierzu verbrauchten Materials, welches Alles zum Nutzen des Staatsminiſters Johann Wolfgang von Goethe zu verfallen hat, ſondern auch bei Unſerer allerhöchſten Ungnade und einer Geldſtrafe von Hundert Ducaten in Gold enthalten ſoll, welche letztern in jedem Falle zu erlegen ſeyn, die eine Hälfte davon Unſerm Aerarium, die andere aber dem Staatsminiſter Johann Wolfgang von Goethe oder ſeinen Erben und Ceſſionarien zufallen, und unnachſichtlich durch das im Lande, wo die Uebertretung geſchehen iſt, aufgeſtellte Fiscalamt eingetrieben, dieſes Privilegium aber Anderen zur Warnung dem Werke vorgedruckt werden ſoll. Dies meinen Wir ernſtlich. Zur Urkund dieſes Briefes beſiegelt mit Unſerem Kaiſerlichen, Königlichen und Erzherzoglichen anhangendem größeren Inſiegel.

Der gegeben iſt in Unſerer Kaiſerlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien, am dreiundzwanzigſten Monatstage Auguſt, im achtzehnhundert und fünfundzwanzigſten, Unſerer Reiche im vierundbreißigſten Jahre.

Franz.

(L. S.)

Franz Graf von Saurau,
Oberſter Kanzler.

E. Graf Chotek,
Hofkanzler.

Nach ſeiner K. K. Majeſtät höchſt eigenem Befehle.
Franz Joſeph Graf von Gnieciardi.

Königlich Preußiſches Privilegium.

Wir Friedrich Wilhelm III. von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. Von Unſern Miniſterien des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten iſt Uns das Anſuchen des Großherzoglich Sachſen-Weimariſchen Staatsminiſters Johann Wolfgang von Goethe um Ertheilung eines ausdrücklichen Privilegiums zum Schutz wider den Nachdruck der von ihm beſtätigten neuen und bereicherten Ausgabe ſeiner Schriften, ſo wie gegen den Handel mit einem etwa auswärts unternommenen Nachdrucke derſelben, vorgetragen worden.

Wenn Wir nun die ausgezeichneten Verdienste des Nachstehenden um die deutsche Literatur in Erwägung genommen und ihm gern einen Beweis Unserer Anerkennung derselben zu erkennen geben wollen, so haben Wir diesem Gesuche nachgegeben, und ertheilen hierauf demselben, so wie seinen Erben und Cessionarien, nicht weniger dem rechtmäßigen Verleger dieser neuen und vervollständigten Ausgabe das achtzehn ausdrückliche Privilegium, stempel- und kostenfrei, dergestalt, daß Wir den Druck und den Handel mit etwa auswärts veranstalteten Nachdrücken sowohl vorerwähnter vollständigen neuen Ausgabe der von Goethe'schen Werke, als wie auch einzelner Theile oder Auszüge daraus, in sämmtlichen Provinzen unseres Staats, mithin nicht nur in denjenigen, wo die Vorschriften des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten zur Anwendung zu bringen sind, sondern auch in denjenigen Landestheilen, wo das französische Recht, oder andere Gesetzgebungen noch in Gültigkeit bestehen, hiermit ausdrücklich verbieten, und wollen, daß jede Entgegenhandlung dieses Privilegiums, welches dieser Ausgabe der Goethe'schen Werke vorzudrucken, oder nach seinem Inhalte auf, oder hinter dem Titelblatte zu bemerken ist, zu den gesetzlich bestimmten Entschädigungs-Ansprüchen berechtigen und mit denjenigen Strafen belegt werden soll, welche der Nachdruck inländischer Verlagsartikel und der Handel mit auswärts nachgedruckten Büchern nach sich ziehet.

Nach dieser Unserer Allerhöchsten Willensmeinung hat sich ein jeder Unserer Unterthanen, den es angeht, insonderheit aber sämmtliche Gerichte und Polizei-Behörden genau zu achten.

So gegeben Berlin, den 25. Januar 1826.

Friedrich Wilhelm.

v. Schuckmann. Petersdorff.

Königlich Bayerisches Privilegium.

Wir Ludwig von Gottes Gnaden König von Bayern.

Urkunden und fügen hiemit Jedermann zu wissen: Nachdem Uns der Großherzoglich Sachsen-Weimarische Minister von Goethe um Ertheilung eines förmlichen Privilegiums gegen den Nachdruck einer Ausgabe letzter Hand seiner Gesammt-Werke, deren Verlag der J. G. Cottaischen Buchhandlung in Tübingen übergeben ist, so wie gegen den Vertauf fremder Nachdrücke dieser Ausgabe in Unserm Königreiche, allerunterthänigst gebeten hat, so wollen wir in Anerkennung der hohen Verdienste des Bittstellers um die deutsche Literatur, demselben das nachgesuchte Privilegium auf den Zeitraum von zwanzig Jahren, vom Tage gegenwärtiger Ausfertigung anfangend, hiemit ertheilen, und gebieten demnach sämmtlichen Unterthanen Unsers Königreichs, insbesondere allen darin angesessenen Buchdruckern und Buchhändlern, bei Vermeidung Unserer allerhöchsten Ungnade und einer Strafe von Hundert Ducaten, wovon die eine Hälfte Unserm Aerar, die andere Hälfte dem Verleger zufallen soll, wider Wissen und Willen des rechtmäßigen Verlegers die oben erwähnte Auflage der von Goethe'schen Werke unter keinerlei Form weder selbst nachdrucken, noch den Vertauf fremder Nachdrücke derselben zu übernehmen, oder auf irgend eine Art zu begünstigen.

Hiernach weisen Wir sämmtliche Obrigkeiten Unsers Königreichs an, den privilegirten Verleger belagter Auflage der von Goethe'schen Werke gegen alle Beeinträchtigungen kräftigst zu schützen, die ihnen angezeigten Nachdrücke sogleich wegnehmen und jenem zu seiner freien Disposition zustellen zu lassen.

Wir gestatten, daß dieses Privilegium zu Jedermanns Nachricht und Warnung der mehrerwähnten Auflage der von Goethe'schen Werke vorgedruckt werde, auch soll daselbe in gleicher Absicht durch das Regierungsblatt bekannt gemacht werden.

Zu dessen Urkunde haben Wir diesen Brief eigenhändig unterzeichnet, und mit Unserm geheimen Canzlei-Insiegel bedrucken lassen.

Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt München den achten Januar im Jahre Eintausend Achthundert Sechsundzwanzig.

Ludwig.

(L. S.)

Gr. Armansperg.

Auf Königl. allerhöchsten Befehl
der General-Secretair
F. v. Hobell.

Goethe's

poetiſche und proſaiſche Werke.

Des Erſten Bandes

Erſte Abtheilung.

Scapine mit Zuckungen.

Ich sterbe!
Ai!

Doctor.

Still!

Scapine.

Ai! Ai!

Doctor.

Still! Still!

Scapine.

Ich sterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket,
Ich sterbe, mich erstücket
Ein kochendes Blut!
Ich sterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die schändliche Brut!

Gesellige Lieder.

Seite

Zum neuen Jahr 1802 22
Stiftungsfest. 1802 22
Frühlingsgesang. gdr. 1908 23
Die göttlichen Gaben. dgl. 23
Bundeslied. 1772 23
Dauer im Wechsel. gdr. 1801 24
Zeisiwig. 1802 24
Genesung. gethan. 1813 25
Generalbeichte. gdr. 1804 25
Egyptisches Lied. 1789 25
Ein anderes. dgl. 26
Vanitas! vanitatum vanitas! gdr. 1800. . . 26
Kriegsglück. den 11. Febr. 1813 26
Offene Tafel. gdr. 1815 26
Rechenschaft. 1819 27
Ergo bibamus! dgl. 28
Epiphanias 1781 28
Die Lustigen von Weimar. 1813. 28

Loge.

Symbolum. gdr. 1827 29
Verschwiegenheit. 1814 29
Gegenwart der Schwestern. zum 25. Oktbr. 1820 29
Trauerloge. Der Prinzessin Caroline gewidmet 1816 29
Dank des Sängers. Weimar d. 29. Dezbr. 1813 29
Zur Eingeweihte des 3. Grad. 1823. 30
Dem würdigen Bruderkreise. Johanni 1830 . . 30

Balladen.

Mignon. gdr. 1795 31
Der Sänger. dgl. 31
Ballade. gdr. 1820 31
Das Veilchen. gdr. 1773 32
Der unartige Knabe. 1774 32
Erlkönig. gdr. 1782 33
Johanna Sebus. 1809 33
Der Fischer. gdr. 1779 34
Der König in Thule. 1774 34
Das Blümlein Wunderschön. d. 16. Juni 1798 34
Ritter Curts Brautfahrt. gdr. 1804 35
Hochzeitlied. 1802 35
Der Schatzgräber. gdr. 1798 36
Der Rattenfänger. gdr 1804 36
Die Spinnerin. gdr. 1809 36
Der Gerichte. gdr. 1813 36
Der Edelknabe und die Müllerin. 1797 . . . 37
Der Jungegesell und der Mühlbach. dgl. . . 37
Der Müllerin Verrath. dgl. 38
Der Müllerin Reue. dgl. 38
Wanderer und Pächterin. gdr. 1804 39
Wirthin in der Ferne. 1808 40
Die wandelnde Glocke. 1813 40
Der getreue Eckart. dgl. 40
Der Todtentanz. dgl. 41
Der Zauberlehrling. 1797 41
Die Braut von Corinth. Anfangs Juni 1797 . 42
Der Gott und die Bajadere. d. 9. Juni 1797 43
Paria. 1821.
Des Paria Gebet 44
Legende 44
Dank des Paria 46
Klaggesang von der edeln Frauen des Asan Aga 1775 46

Cantaten.

Idylle. Zum 30. Januar 1815 47
Rinaldo. 1811 47
Die erste Walpurgisnacht. 1799 49
* Requiem, dem frohen Manne des Jahrhunderts. Januar 1813 50
Zelters Hochgeehrter Geburtstag. 1828 . . . 51

Oden.

Seite

* Drei Oden an meinen Freund. 1767 . . . 52
Mahomets Gesang. gdr. 1774 53
Gesang der Geister über den Wassern. gdr. 1783 53
Meine Göttin. etwa 1781 54
Gargefie im Winter. 1777 54
An Schwager Kronos. Im der Post-Chaise den 10. Okt. 1774 55
Wanderers Sturmlied. 1776 55
Seefahrt. d. 11. Sept. 1775 56
Adler und Taube. gdr. 1778 57
Prometheus. 1773 57
Ganymed. gdr. 1789 58
Grenzen der Menschheit. dgl. 58
Das Göttliche. etwa 1782 58

Vermischte Gedichte.

Deutscher Parnaß. gdr. 1799 59
Musen und Grazien in der Mark. gdr. 1792 . 61
Hausspruch. 1797 61
Lili's Park. 1775 61
An Lottchen. gdr. 1776 62
Liebesbeständigkeit. gdr. 1789 63
Die Metagrien. gdr. 1799 63
Morgenklagen. gdr. 1789 63
Der Bund. gdr. 1796 64
Maximen Erg. zum 1. Mai 1795 64
Der Bieber. etwa 1781 65
An die Gnade. dgl. 65
* Aus den Leiden des jungen Werther. Zweite Ausgabe 1775 65
Trilogie der Leidenschaft:
An Werther 1824 65
Elegie. 1825 66
Aussöhnung. dgl. 67
Abschiedsarien. 1822 67
Ilmenau. gdr. 1827 67
Frisch voran Thal, Gebirg und Barren ꝛc. 1828 67
Und wenn mich am Tage die Ferne ꝛc. dgl. . 68
Angedenken an das Gute. dgl. 68
Wie ist denn mir doch zu Muthe ꝛc. dgl. . . 68
Als ich ein junger Geselle war ꝛc. 1826 . . 68
Die Wanderlatte sind nun angetreten ꝛc. gdr 1821 68
* Und so bin' ich alter Schütze ꝛc. dgl. . . 68
* Wüßte kaum genau zu sagen ꝛc. dgl. . . . 68
Für ewig. gdr. 1820 68
Zwischen beiden Welten. dgl. 68
Aus einem Stammbuch von 1808. gdr. 1820 . 68
Bei Betrachtung von Schillers Schädel. Juni 17. September 1826 69
St. Rochusfest Votivlied. 1820 69
Königlich Gebet. gdr. 1815 69
Menschengefühl. dgl. 69
Wie David tönlich zur Harfe sang ꝛc. gdr. 1827 69
Zum Diwan. gdr. 1655 69
* Was ist der Hammel, was ist die Welt ꝛc. den 12. September 1777 69
* Stammbuch Joh. Peter Neumers. 1773 . . 69
Hans Sachsens poetische Sendung. gdr. 1776 . 70

Sonette.

Wächters Liederlachen. 1807 — 1808 71
Freundliches Begegnen. dgl. 72
Amt und gut. dgl. 72
Das Mädchen spricht. d. 6. Dezbr. 1807. . . 72
Wachsthum. 1807 — 1808. 72
Reifezeugung. dgl. 72
Abschied. dgl. 72
Die Liebende schreibt. dgl. 73
Die Liebende abermals. dgl. 73

	Seite
Sie kann nicht enden. 1807 — 1808	73
Nemesis. Dsgl.	73
Gutsgeschenk. d. 24. Dcbr. 1807	73
Warnung. 1807 — 1808	73
Die Zweifelnden und die Liebenden. Dsgl.	74
Mädchen und Dichter. Dsgl.	74
Epoche. 1807	74
Charade. Dsgl.	74

Epigrammatisch.

Das Sonett. gbr. 1806	74
Natur und Kunst. 1802	74
Dem 31. October 1817	75
Nativitäts. Jena, d. 11. April 1818	75
Das Parterre spricht. Weimar d. 1. Dcbr. 1814	75
Auf den Kauf. Weimar d. 24. Novbr. 1814	75
Ins Einzelne. gbr. 1821	75
Ins Weite. gbr. 1827	75
Kronos als Kunstrichter. gbr. 1820	75
Schutzpreis. gbr. 1827	75
Epoche. gbr. 1774	76
Kein Vergleich. gbr. 1827	76
* Etymologie. Spricht Mephistopheles	76
* Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus	76
Kunst und Alterthum. gbr. 1827	76
Musen. April 1816	76
Panacee. gbr. 1827	76
Homer, wieder Homer. Dsgl.	76
Ursprüngliches. gbr. 1815	76
Den Originalen. Dsgl.	76
Den Zudringlichen d. 5. August 1812	77
Den Guten. gbr. 1815	77
Den Bessern. Dsgl.	77
Lähmung. Dsgl.	77
Spruch, Widerspruch. Dsgl.	77
Dermuth. Dsgl.	77
Frisches Ei, gutes Ei. Dsgl.	77
Selbstgefühl. Dsgl.	77
Grundbedingung. gbr. 1827.	77
Zahl aus Zahl ein. Dsgl.	77
Nett und niedlich. Dsgl.	77
Endlich. Dsgl.	78
Mein Beichtiger, mein Beichtiger ꝛc. gbr. 1833	78
Da nächst der Mein wo's Fuß ist ꝛc. Dsgl.	78
Hab' ich tausendmal geschworen ꝛc. Dsgl.	78
Pfingsten. 1818	78
Blick um Blick. gbr. 1827	78
Für Sie. Dsgl.	78
Genug. Dsgl.	78
* Erinnerung. 1830	78
Vorschlag zur Güte. gbr. 1806	79
Vertrauen. gbr. 1815	79
Großmuthsfest. gbr. 1806	79
Perfectibilität. Dsgl.	79
Schneider-Contrage. 1810	79
Catechisation. gbr. 1815	79
Moralität. Dsgl.	79
Physiognomische Reisen. Dsgl.	79
Das gastliche Gesicht. Dsgl.	80
Dauer im Wechsel. Bad Ems, Mitte Juli 1774	80
Jahrmarkt zu Hünefeld. 1814	80
Versus memoriales. 1752	80
Meine Heilige. 1787	80
Warnung. gbr. 1815	80
Frech und frei. Dsgl.	81
Selbstvertrost. Dsgl.	81
Problem. 1811	81
Chinesisch Tiefen. 1810	81
Hypochonder. gbr. 1815	81
Gesellschaft. gbr. 1815	81
Probatum est. Dsgl.	81
Kind von allen. Dsgl.	81
Lebensart. Dsgl.	81
Verderbliche Mühe. Dsgl.	81
Bekränzung. Dsgl.	81
Das Beste. Dsgl.	81
Meine Wahl. 1815	81
Memente. gbr. 1815	82
Ein anderes. Dsgl.	82
Wenn wie lang. Dsgl.	82
Lebensregel. Dsgl.	82
* Diebitze, vermehrt. d. 26. Octbr. 1820	82
Bekenntniß. gbr. 1789	82
Meeres-Stille. gbr. 1796	82
Glückliche Fahrt. Dsgl.	82
Muth. gbr. 1779	82
Erinnerung. gbr. 1769	82
Einschränkung. Thüringer Wald d. 3. August 1783	83
Hoffnung. Juni 1775	83
Farbe. gbr. 1789	83
Eigenthum. 1815	83
Die Jahre. Dsgl.	83
Das Alter. Dsgl.	83
Grabschrift. gbr. 1815	83
Beispiel. Dsgl.	83
Umgetrieben. Dsgl.	83
Fürstenregel. Dsgl.	83
Lug oder Trug? gbr. 1815	83
Egalité. 1815	83
Wie du mir, so ich dir. gbr. 1815	83
Zeit und Zeitung. Dsgl.	84
Zeichen der Zeit. Dsgl.	84
Kommt Zeit, kommt Rath. Dsgl.	84
Den Männern zu zeigen. 1767 — 1769	84
Paulo post futuri. 1795	84
Närrisch. gbr. 1815	84
Ein zweites. gbr. 1806	84
Ein drittes. gbr. 1827	84
Ein viertes. Dsgl.	84
National-Versammlung. gbr. 1820	84
Vielfach. gbr. 1827	84
Den Absolutisten. Dsgl.	84
Feindseliger Blick. Dsgl.	85
Gleichgewinn. gbr. 1820	85
Liebesgenuß. Dsgl.	85
Neue und neue. gbr. 1820	85
Der Narr epilogisirt. 1804	85

Parabolisch.

Die Freude. 1767 — 1769	85
Erklärung einer antiken Gemme. gbr. 1815	86
Kugenpalette. 1810	86
Stanze. gbr. 1815	86
Legende. Dsgl.	86
Autoren. gbr. 1776	86
Recension. Dsgl.	86
Dilettant und Kritiker. gbr. 1815	87
Neologen. Dsgl.	87
Ich trat in meine Gartenthür ꝛc. Weimar den 3. März 1830	87
Von wem auf Lebens- und Weltens-Bahnen ꝛc. gbr. 1833	87
Eine wie's andre. Dsgl.	87
Kritiker. gbr. 1815	87
Käfer. Dsgl.	87
* Beruf des Dichters.	87
Gemeinsinn. gbr. 1815	88
Planetenspiel. Dsgl.	88

	Seite
Gedichte und gemalte Fensterschreiben ꝛc. gdr. 1827	88
Gottfanden seinen todten Kinderwiz ꝛc. d. 30. Juni 1816	88
Ein Gleichniß. 1825	88
Wenn ich auf dem Markte geh' ꝛc. gdr. 1821	89
Zu Regenschauer und Hagelschlag ꝛc. gdr. 1827	89
Den Musen-Schwedern hol es ein ꝛc. dgl.	89
Sie lacht mit Gift ꝛc. 1819	89
Wenn die am breiten Flusse wonnig ꝛc. gdr. 1821	89
Fuchs und Kranich. Jena d. 19. Oktbr. 1819	89
Schwer, in Waldes Busch und Muschel ꝛc. gdr. 1821	89
Ein großer Teich war zugefroren ꝛc. dgl.	89
Im Dorfe war ein groß Gelag ꝛc. dgl.	90
Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus ꝛc. gdr. 1827	90
Tritt in recht vollem klaren Schein ꝛc. gdr. 1821	90
Zu der Aeyfel-Verklärten ꝛc. Carlsbad d. 2. Mai 1820	90
Jetzt war das Bergdorf abgebrannt ꝛc. gdr. 1821	90
Im Vatican bekannt man sich ꝛc. gdr. 1827	90
Drei Palmetten: dgl.	
1) Soll denn dein Opferrauch ꝛc.	90
2) Gruß und Schönheit im Streit.	90
3) Regen und Regenbogen.	91
Bann. dgl.	91
Ein Meister einer ländlichen Schule ꝛc. gdr. 1808	91
Da er nun seine Straße ging ꝛc. dgl.	91
Legende. (Als noch, verkannt und sehr gering ꝛc.) gdr. 1793	91

Kunst.

Die Metamorphosen. gdr. 1799	92
Der Wanderer. 1771	92
Künstlers Morgenlied. gdr. 1789	94
Amor als Landschaftsmaler. 1789	95
Künstlers Abendlied. 1774	95
Kenner und Künstler. dgl.	95
Kenner und Enthusiast. dgl.	96
Monolog des Liebhabers. gdr. 1774	96
Guter Rath. gdr. 1789	96
Gendschreiben. 1774	96
Künstlers Fug und Recht. dgl.	96
Gruß in die Diana der Ephesier. gdr. 1815	97
Antike. gdr. 1824	97
Begierderung. gdr. 1827	97
Studien. dgl.	97
Typus. dgl.	98
Ideale. dgl.	98
Abwege. dgl.	98
Modernes. dgl.	98
Landschaft. dgl.	98

Gedichte zu Bildern.

Wilhelm Tischbeins Idyllen. 1821	98
Zu einem Oelgemälde. gdr. 1833	100
Zu Gemälden einer Kapelle. gdr. 1827	100
Kunst. etwa 1819	100
Dilettant und Künstler. gdr. 1833	100
Zu meinen Handzeichnungen. 1821	100
Adler mit der Leier nach oben strebend. gdr. 1833	101
Schwebender Genius über der Erdkugel. dgl.	101
Geschlichteter Arm. dgl.	101
Regenbogen. dgl.	101
Genius, die Bücher der Natur entrollend. dgl.	101
Urne auf einem bunten Teppich. dgl.	101
Leuchtender Stern über Winterwage, Maß und Zirkel. dgl.	102
Pinsel und Feder vom Lorbeer umwunden. dgl.	102
Zu einem Bilde von Frankfurt am Main. den 15. Juni 1825	102
Schloß Belvedere in der Abendsonne. den 31. August 1824	103
Das römische Haus im Park. gdr. 1833	103
Zum Bildniß der Prinzeß Marie. Juni 1827	103
* Goethe's Mondhaus in Weimar. 1827	103
Goethe's Gartenhaus am unsern Park. 1827	103
Zu dem Bilde einer Haimhalle. gdr. 1833	103

Gott, Gemüth und Welt.

Gereimte Distichen. gdr. 1815	103
Prometheus. März 1816	104
Wirkerei. gdr. 1804	104
Eins und Alles. gdr. 1823	104
Vermächtniß. 1829	104
Parabase. gdr. 1829	105
Die Metamorphose der Pflanzen. 1797	105
Epirrhema. gdr. 1820	106
Metamorphose der Thiere. dgl.	106
Antepirrhema. dgl.	107
Urworte. Orphisch. 1817	107
Atmosphäre. gdr. 1822	107
Howard's Ehrengedächtniß. 1817 u. 1824	107
Musik zu werten! gdr. 1823	108
Keine Gluthen, keine Meere ꝛc. gdr. 1827	108
Mir genügt nicht rare Lehre ꝛc. dgl.	108
Wessen mag die Luft regieren ꝛc. dgl.	108
Das Leben wohnt in jedem Stern ꝛc. dgl.	108
Wenn im Unendlichen daseyde ꝛc. dgl.	108
Nachts, wann zum Geister schweifen ꝛc. dgl.	108
Aber wenn der Tag die Welt ꝛc. dgl.	108
Ehe du im Leben mir im Wissen ꝛc. dgl.	108
Einheit ewigen Lichts zu spalten ꝛc. dgl.	109
Die Beiden lieben sich gar fein ꝛc. dgl.	109
* Ich erst eine dunkle Kammer gemacht ꝛc. 1806	109
Freunde sieht die dunkle Kammer ꝛc. d. 5. Febr. 1827	109
Entoptische Farben. An Julien. Jena, d. 17. Mai 1817	109
Was es gilt. Jena, Pfingsten 1817	109
Herkommlich. gdr. 1823	109
Allerdings. gdr. 1820	109
Ultimatum. gdr. 1827	110
Die Meilen und die Leute. 1814	110

Sprichwörtlich.

Zwei- und mehrzeilige, über zweihundert. gdr. 1815	111

Zahme Xenien.

Erste Abtheilung. gdr. 1820	117
Zweite Abtheilung. gdr. 1821	119
Dritte Abtheilung. gdr. 1824	121
Vierte Abtheilung. gdr. 1827	123
Fünfte Abtheilung. dgl.	126
Sechste Abtheilung. theils gdr. 1827 u. 1833, theils bisher ungedruckt.	129

Invectiven.

* Axiom	133
* Bin ich für eine Sache eingenommen ꝛc.	133
Der neue Nicolaus. 1. u. 2. Theil. 1805—1806	134
* Teutscher Merkur. 1803	135
* Journal der Moden	135
* B. und K.	135
* Triumvirat.	135
* * und *	135
* Gratulieren zwei ich weiß nicht mir zu beiden ꝛc.	135
* Reich ein verlornes Gedenken ꝛc.	135
* Warum bekämpfst du nicht den Angebot ꝛc.	136
* Angebot. Febr. 1816	136
* Demselben. d. 19. Oct. 1817	136

Seite

* Bist du Gemahnliches Elder ꝛc. 136
* Ultimatum 136
* Es hatte ein junger Mann ꝛc. 136
* Schilt nicht den Schelmen ꝛc. Jan. 1816 . 136
* . . . . r. d. 6. April 1816 136
* Voß contra Stolberg. 1820 137
* Anklerlied 137
* Dem Weltmacher 137
* Dem Buchstabenhasser. 1812 137
* Herr Schinz. 1823 137
* Auf Müllner. 1818 137
* Auf Denkschlen 137
* Pirats-Manteret. 1822 137
* Für und wider zu dieser Stunde ꝛc. . . . 137
* „So sey doch höflich ꝛc. 1818 137
* Wir manchet Mißwilligs schmeißt ꝛc. . . . 137
* „Goethe und Publikum.“ 1823 137
* Inquisitores und Conservas. Dezbr. 1824 . 138
* Der strahlige Wortzer, Stella kann ꝛc. . . 138
Das Unvernünftige zu verbreiten ꝛc. 1823—1824 138
„Der Pirats-Mantere wie auch summ ꝛc. Dezbr. 138
Der reine Deutschen wißt noch nicht ꝛc. Dezbr. 138
Hirsch haben wir Recht und Tiers ꝛc. Dezbr. . 138
Verdammen wir die Jesuiten ꝛc. Dezbr. . . . 138
Ist dem Schäfer Verdienst ein Tier. Dezbr. . 139
* So ist denn Lied auch unser Mieren ꝛc. 1823 138
Der schwäher meiner Dichtung ꝛc. 1823—1824 139
Haben da und dort zu mäßten ꝛc. Dezbr. . . 139
„Die Feinde sie betrogen dich ꝛc. Dezbr. . . 139
Ueber Mehrs Feindnam Gerissen ꝛc. Dezbr. . . 139
Der guten Kinder ꝛc. Dezbr. 139

Politica.

Das Weltregiment — über Nacht ꝛc. Jahr. 1827 139
Ich sitz' und Fris ꝛc. Jahr. 1821 139
„Sieh eine Norm zur Bürgerführung ꝛc. Dezbr. . 139
Warum ich Royalist bin ꝛc. Jahr. 1827 . . . 139
Sie möchten gerne frei sein ꝛc. Dezbr. . . . 139
Gränzpunkte Erkenntnis ꝛc. Dezbr. 139
Und wenn man auch den Tyrannen erflicht ꝛc. Dezbr. 139
Warum mit aber in meiner Welt ꝛc. Dezbr. . . 139
Da kann man frei und fröhlich leben ꝛc. Dezbr. 139
Wie es in der Welt so geht ꝛc. Dezbr. . . . 139
Ich habe nichts gegen die Menge ꝛc. Jahr. 1821 139
Was ich sagen wollt' ꝛc. Dezbr. 139
O Freiheit sieh der Preß ꝛc. Jahr. 1827 . . 139
Was ruht die heilige Preßfreiheit ꝛc. d. 6. Sept. 1819 139
„Wer will der Menge widerstehen ꝛc. Jahr. 1820 139
Zum starken Drei erwuchsen ꝛc. Jahr. 1825 . . 140
Bei einer großen Wasserfluth ꝛc. Jahr. 1825 . 140
Und als die Bücher gefesselt waren ꝛc. Dezbr. 140
Die Engel flehten für uns Gerechte ꝛc. den 2. März 1815 140
* Wenn auch der Held sich selbst genug ist ꝛc. . 140
* Die rettenden Helden vom festen Land ꝛc. . . 140
Am längsten Tag vor Gottes Thron ꝛc. Jahr. 1825 140
Ich kann mich nicht beruhen lassen ꝛc. Dezbr. . 140
Wollen ihr in Leipzig Gauen ꝛc. Dezbr. . . . 140
Die Sprachreinigen. Dezbr. 140
An die T. und D. Dezbr. 140
Sagst du: Gott ist gerecht du vom Thanyen ꝛc. Dezbr. 140
Hatte sonst einer ein Unglück getragen ꝛc. Dezbr. 140
Die Deutschen sind recht gute Leut' ꝛc. Dezbr. . 141
Die Franzosen verstehen und nicht ꝛc. Dezbr. . . 141
Spinnenfeind Erwachen, leger Scorpio. 1819 . . 141
* Was haben wir nicht für Kränze gewunden ꝛc. 1818 141
Dem Fürsten Blücher. Jahr. 1819 141
Was die Orakel Gottes thaten ꝛc. Jahr. 1823 . . 141
Sonst wie die Alten sangen ꝛc. Dezbr. 141

Seite

* Galen empfiehl sich Alexandern ꝛc. 141
Warum denn aber bei unsern Eigen ꝛc. Jahr. 1825 141
Was doch die grüne Gesellschaft denn ꝛc. Dezbr. 141
Constitutionell sind wir alle auf Erden ꝛc. Dezbr. 141
Wie alles war in der Welt engweis ꝛc. Dezbr. . 141
Laßt euch mit der Welt nur ein ꝛc. Dezbr. . . 141
Andere da das Feuer ꝛc. Jahr. 1827 141
* Verändert wenn die Libertaten ꝛc. 141
Ich bin so sehr gepiagt ꝛc. Jahr. 1825 . . . 141
Wir ist das Volk zur Last ꝛc. Dezbr. 142
„Sage mir was das für Pracht ist ꝛc. d. 7. April 1818 142
„Warum denn wir mit einem Worte ꝛc. Jahr. 1825 142
* Geburt und Tod betrachtet' ich ꝛc. 142
* „Der alte reiche Fürst ꝛc. 142
* „Recht und Gewalt, Gewalt und Recht ꝛc. . . 142
Ist der Thron auf Gott erbauet ꝛc. Jahr. 1825 143
Die gute Sache kommt mit vor ꝛc. Dezbr. . . 143
Daß du die gute Sache liebst ꝛc. Dezbr. . . . 143
Grabschrift, gesetzt von A. v. J. Dezbr. . . . 143

Religion und Kirche.

* Die Höllenfahrt Jesu Christi. 1765 . . . 143
* Kirchengeschichte 143
* Antwort Koppe. 1819 144
* Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht eures Glauben ꝛc. 144
* An Frau A. in G. 144
* Ein Sadduzäer will ich bleiben ꝛc. 144
* Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit ꝛc. . . 144
* Wer Wissenschaft und Kunst beißt ꝛc. 144
* Niemand soll ins Kloster gehn ꝛc. 144
* Laßt euch nur von Pfaffen taufen ꝛc. . . . 144
* Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm ꝛc. 144
* „Ich Concordat und Kirchenpakt ꝛc. 145
* Ein lutherischer Geistlicher spricht. (In den Vorr Jahren) 145
* Der ewige Jude. Fragmentarisch. 1769—1775 145
Die Geheimnisse. Ein Fragment. 1783 . . . 147

Maskenzüge.

Aufzug des Winters. 1776—1782 150
Aufzug der vier Weltalter. Zum 30. Jan. 1782 151
* Ein Zug Kappadozier. Zum 30. Jan. 1781 . 151
Die weiblichen Tugenden. Zum 30. Jan. 1782 151
Amor. Dezbr. 151
Planetenzug. Zum 30. Jan. 1784 152
Maskenzug. Zum 30. Jan. 1792 152
Maskenzug. Zum 30. Jan. 1793 153
Maskenzug. Zum 30. Jan. 1802 153
Zum 30. Januar 1806 154
Die romantische Poesie. Zum 30. Jan. 1810 154
Maskenzug russischer Nationen. Zum 14. Febr. 1810 156
Maskenzug. 30. Jan. 1813 157
Der Abendstern dem Maskenzug. Zum 14. Febr. 1813 157
Maskenzug bei Anwesenheit der Kaiserin Maria. den 12. Dezbr. 1813. 157

Im Namen der Bürgerschaft von Carlsbad.

Der Kaiserin Ankunft. d. 6. Juni 1810 . . 169
Der Kaiserin Bedeut. d. 10. Juni 1810 . . 170
Der Kaiserin Pfug. d. 19. Juni 1810 . . . 170
Der Kaiserin Abschied. d. 22. Juni 1810 . . 170
Der Kaiserin von Oesterreich. Juli 1812 . . 171
Dem Kaiser von Oesterreich. Dezbr. 171
Der Kaiserin von Frankreich. Dezbr. 172

Gedichte an Personen, Festgedichte, Aufschriften und Erinnerungsblätter.

Zimmern, am 5. Sept. 1795 173
* Dem Herzog Carl August bei dessen Besuch auf Aschberg. etwa 1776 174

	Seite
* An denselben, Abschied im Namen der Ehattbäuser Blumennen	174
Dem Großherzog Carl August an Weihnachten 1822	175
* Denselben zum neuen Jahre 1823	175
Dem 30. Januar 1824. (nicht 1814)	175
Frauenrede der Stottternheimer Salme. Zum 30. Jan. 1828	175
* Feier der Geburtstunde des Erbprinzen Carl Friedrich. d. 13. Febr. 1783	176
Bilder Szenen. Zum 3. Febr. 1827	176
Zum zweiten Februar 1824	176
Der Frau Erbgroßherzogin. Weimar d. 17. März 1813	177
Denselben zum Geburtstage. am 16. Febr. 1812	177
Der Frau Großfürstin Alexandra. 1821	177
Der Prinzessin Marie. Zum 3. Febr. 1820	177
Der Prinzessin Auguste. Zum 30. Sept. 1820	177
Herzog Bernhards glückliche Wiederkehr. Am 15. Sept. 1826	177
Zueignung an Prinzessin Caroline. Octbr. 1807	178
v. Frankenbergs Jubiläum. Am 2. Jan. 1813	178
v. Voigts Jubiläum. Am 27. Sept. 1816.	179
Dem Fürsten Hardenberg. 1820	179
Des Bergrats Lenz Jubelfeier. Am 25. Octbr. 1822	179
Thaers Jubelfest. d. 14. Mai 1824	179
Hans Schellhorn. Zum 5. Decbr. 1824	180
Lied zu Zelters 70. Geburtstage. d. 11. Decbr. 1826	180
Der Demoiselle Schwedling. Zu ihrem 42. Geburtstage am 23. Febr. 1834	180
An Madame Mara. bäjl.	180
Erneuerung der Feier meines 70. Geburtstages. Carlsbad d. 13. Sept. 1819	180
Der Frau von Ziegler. gbr. 1827	180
Den Freunden am 28. August 1821	181
Der Elener Mummerschanz. Fastnacht 1825	181
Den Freunden am 29 August 1826	181
Erneuerung der Gaben am 28. August 1830	181
* Den achtzehn Frankfurter Freifreunden am 29. August 1831	181
* An die neungen Freunde in England am 29. August 1831	182
An Zacharia. 1797	182
* An Manskell Oeser zu Leipzig. Frankfurt am 4. Novbr. 1768	182
Gellerts Monument. 1774	183
* Dem Pastavant- und Schäferischen Brautpaare. Zum 21 Juli 1774	184
* An Schlosser. 1776	184
An Schiller. Jena d. 14. Juni 1797	184
An den Prinzen von Siam. 1801	184
An Tischbein. 1806	185
An Denselben. bäjl.	185
An Denselben. bäjl.	185
An Denselben. bäjl.	185
An Uranus (Kapellmeister Himmel). Carlsbad 1807	185
Einer neuen Neuvermählten. Carlsbad im Juli 1808	186
An Anton Bondi. d. 8. Aug. 1812	186
Gräfin O'Donell als Clarchen. Teplitz 1812	186
An Gräfin O'Donell. Carlsbad d. 6. Aug. 1813	186
An Dieselbe. Carlsbad d. 1. Mai 1820	186
Der liebenden Verwechslung. gbr. 1813	186
Mit Musenrose und Dichtung. bäjl.	186
An Grafen Paar. Carlsbad d. 17. Aug. 1813	186
An Denselben. Carlsbad d. 16. Aug. 1818. Nachts	186
Der Gräfin Tatiana O'Donell. Weimar d. 9. Octbr. 1816	186
Denselben. gbr. 1827	187
Madame Catalani. Carlsbad am 13. Aug. 1818	187

	Seite
Dem Grafen Sporck. Carlsbad d. 18 Aug. 1814	187
An Denselben. d. 5. April 1823	187
An Gräfin Zaraczewska. Carlsbad d. 2. Sept. 1814	187
An Fürst Pückler von Muskau. Carlsbad d. 2. Sept. 1814	187
Dem Grafen Carl Harrach. Carlsbad den 25. Sept. 1814	187
Der vollkommenen Eindrücke. Marienbad d. 26. Aug. 1824	187
An Fräulein Woltmann. gbr. 1827	187
An Madame Szymanowska. 1828	187
An zwei Gebrüder.	188
Anmerkungen. Marienbad 1823	188
Du hattest längst mir's angethan ꝛc.	188
Tadelt man, daß wir uns lieben ꝛc.	188
Du Schüler Sowards, wunderlich ꝛc.	188
Wenn sich lebendig Feuer neigt ꝛc.	188
Du gingst verführt Kind! ich sah dich nicht.	188
Am reichen Quell verbringst du deine Tage ꝛc.	188
Daß man in Güter dieser Erde ꝛc.	188
Die Gegenwart weiß nichts von sich ꝛc.	188
Mit einem außerordnern Zimmertraue. gbr. 1853	188
Des Dichters Erwiederung. bäjl.	188
An Silvien. gbr. 1806	188
Denselben. gbr. 1815	189
Denselben zum 24. Juni. Carlsbad 1808	189
An Madame Pasta. Zum 10. Decbr. 1832	189
Stammbuch-Verse. d. 14. März 1813	189
An Herrn Regierungsrath Preuer. Dresden den 15. Aug. 1813 u. Weimar d. 16. Febr. 1814	189
An Herrn Obrist-Lieutenant v. Bad. d. 22. Octbr. 1813	189
An Gräfin Caroline v. Egloffs. Weimar d. 30. Novbr. 1813	190
An Dieselbe. Weimar d. 27. Febr. 1814	190
An Dieselbe. Weimar d. 13. Novbr. 1815	190
Denselben. d. 4. Decbr. 1814	190
An Geheimerath von Willemer. d. 17. Febr. 1815	190
Mit des Dichters Portrait. d. 2. April 1815	190
* Mit einem Blatt Hexophyllum calycinum.	190
* Mit einem Blatt derselbigen Pflanze.	190
An Herrn Obrist von Gerstner. Weimar am 24. Octbr. 1815	190
An Frau v. Stein. d. 23. Decbr. 1815	190
Den Destillateurfreunden von Chin. gbr. 1815	191
An Sulpiz Boisserée. Epiphanias 1816	191
Anstands. gbr. 1815	191
Bitter-Scherzen. d. 15 März 1816	191
Bruchstück. gbr. 1827	191
An Alexander von Humboldt. Weimar den 17. Juni 1816	191
An Herrn Genast. 1816	191
An Frau Oberkammerherrin v. Egloffstein. Weimar d. 27. Decbr. 1816	191
An Dieselbe. gbr. 1823	192
Der persischen Ambine. 1817	192
* Als kleinen Knaben hab' ich dich geküßt ꝛc. Jena d. 30. März 1817	192
Zum Geburtstage, mit meinen lieben Gebetern. Jena den 22. Mai 1817	192
Meinem Freunde v. Knebel. Zum 10. Nov. 1817	192
An Bernhard v. Knebel. Weimar d. 30. Nov. 1820	192
An Gräfin Caroline v. Egloffstein. gbr. 1827.	192
An Gräfin Julie v. Egloffstein. 1817	192
Denselben. 1819	192
Denselben. 1820	192
An Dieselbe. 1821	192
An Dieselbe. 1823	193
An Freund Meyrich. gbr. 1827	193

	Seite
An Gräfin Marie v. Einſiedel. Zum 30. Octbr. 1819	193
* Der Helden-Kaiſer Bajazzo ꝛc. Einſiedeln Jena d. 10. Juli 1820	193
* An Hofrath Pfuhl in Berlin. Jena den 27. Sept. 1820	193
Fiora, welche Jena's Gauen ꝛc. gbr. 1827	193
Herres Mißverſtändniß. Vgl.	193
Verſchied. Vgl.	193
Wir wollen Beeren. gbr. 1813	193
Orillon v. Goethe. 1820	194
Wiederklang dem Dichter v. Goethe. d. 21. April 1819	194
* Demſelben ins Stammbuch.	194
Stammbuch-Verſe. Meinem lieben Wilhelm. d. 28. März 1826	194
In das Stammbuch der Frau v. Egloffſtein. Jan. 1824 und d. 25. Febr. 1824	194
An Fritz Mendelsſohn-Bartholdy. Novbr. 1824	195
An Madame Genaſt. Weimar d. 24. Jan. 1822	195
An Herrn Kanzler v. Müller. Weimar d. 23. April 1822	195
An Lord Byron. 1823	195
Derſelbe. 1823	195
* An ***. Weimar d. 25. Juli 1826	195
Mit der Jubiläums-Medaille. Weimar 1826	195
Goethe's Feier an ..... Juli 1826	195
An Madame Milder. Vgl.	195
An Demſelben Sonett. Vgl.	195
Mit einem bunterſtickten Kiſſen. Weimar d. 18. Octbr. 1826	196
An Frau Hofräthin Meyer. d. 29. März 1827	196
* Was der Dichter dieſem Bande ꝛc. d. 31. März 1827	196
An Gräfin Rapp. d. 7. Juli 1827	196
* An Dieſelbe. Mai 1826.	196
An Allinger. gbr. 1825	196
An Profeſſor Röſel. Auguſt 1827	196
An Demſelben. d. 25. Jan. 1829	196
Aufgeſchnittene Landkarten. gbr. 1827	196
* Blumen ſah ich. Dreſdenne ꝛc. d. 17. Mai 1826	196
Herrn Grafen Caſpar Sternberg.	196
An Demſelben. Juni 1827	197
An ***. gbr. 1825	197
An Madame Cattel. gbr. 1825	197
An Dieſelbe. Vgl.	197
Derſelben. Vgl.	197
Derſelben. Weimar d. 27. Decbr. 1827	197
An Fräulein Ulrike v. Pogwiſch. gbr. 1825.	197
An die Damen Duval. Weimachten 1828	197
An Sie. 1829	197
An Sie. Vgl.	197
An Sie. Vgl.	198
Inſchrift. April 1831	198
Bei Abendung des Vorſtehenden	198
Reichthum und Blüthe. gbr. 1827	198
Auf ein in Liebe und Dichtung verwirrendes Paar. Vgl.	198
Anfang im Frühling. gbr. 1823	198
In ein Stammbuch. gbr. 1827	198
Denkreichen. Vgl.	198
In ein Notenheft. Vgl.	198
Denkreichen. Vgl.	199
Name Pius. Vgl.	199
Ulrikes Garten. Vgl.	199
Zu einer Handſchrift Friedrichs des Großen. gbr. 1825	199
Schutz-Pforte. Vgl.	199
In ein Stammbuch. Vgl.	199
Herrn Lieutenant Hüller. Weimar d. 10. Febr. 1827	199
An Frau v. Mandelsloh. Weimar am dreyßten Tage 1830	199
Zu das Stammbuch der Fräulein v. Egloffſtein. Weimar am 1ſten Tage 1831	199
Vermächtniß. Weimar d. 3. März 1831	199
* Frühlingsgeſtalten ſind vergangen ꝛc.	199
* Das Alexand das Verſchmerzende ꝛc.	200
* Schön und köſtlich iſt der Opfer ꝛc.	200
* Wenn ich mit in ſüßer Eerie ꝛc.	200
* Eile zu ihr ꝛc.	200
* Wenn das Talent verhindern wollen ꝛc.	200
* Du! ſchwarze künftig nicht ſo lange ꝛc.	200
Toaſt zum akademiſchen Mittagsmahle. Am 23. April 1820	200
Toaſt zum 29. Auguſt 1820	200
Toaſt zum Landtage. gbr. 1827	200
Der Garte der Gattin. d. 6. Juni 1818	200
Der Vater dem Kinde. gbr. 1827	200
Auf Kalzgarten. 1818	200
Auf Mailaſtini. Octbr. 1819	200
* Ein raſcher Strom der ferne Zonen trägt ꝛc.	200

Rhein und Main. 1814—1815.

In des Rheins gebreiten Hügeln ꝛc.	201
Was ich dort erlebt, genoſſen ꝛc.	201
Erſt Empfindung, dann Gedanken ꝛc.	201
Wenn ihr's habt und wenn ihr's wißt ꝛc.	201
Hier ſah ich ihn, hier ſah ich ihn ꝛc.	201
Siehſt du das wie ich es ſah ꝛc.	201
Nichts iſt älter's Gott und gleich ꝛc.	201
An die Quelle des Genuſſes ꝛc.	201
Den 15. Auguſt 1815.	201
Den 16. Auguſt.	201
Du biſt auch am Rhein geweſen ꝛc.	201
Alſo lustig ſah es aus ꝛc. Auguſt 1815.	201
Waſſerflüſſe, Landesgränze ꝛc. April 1816	201
Fluß und Ufer, Land und Höhen ꝛc. Vgl.	201
Pfeilen gibt ich fern im Bogen ꝛc. Auguſt 1815	201
Pilgernde Könige, etwa 1820	201
Werth des Wortes. Jena d. 10. Jan. 1816.	201

Chineſiſch-deutſche Jahres- und Tages-Zeiten.

1827.

Sag', was könnt' und Mandarinen ꝛc.	202
Weiß wie Lilien, reine Herzen ꝛc.	202
Boden die Schale von der Biene ꝛc.	202
Der Pfau ſchreit plötzlich ꝛc.	202
Entwickle deiner Liebe Gang ꝛc.	202
Der Kuckuck mit die Nachtigall ꝛc.	202
War ſchöner als der ſchöne Tag ꝛc.	202
Dämmrung ſenkte ſich von oben ꝛc.	202
Nun weiß man erſt was Roſenknoſpe ſey ꝛc.	202
Als Allerſchönſte bis zu anerkannt ꝛc.	202
Mich ängſtigt das Verſtänglichſte ꝛc.	202
Hingeſunken altem Träumen ꝛc.	203
Die alte Freude wollt' ihr ſtören ꝛc.	203
„Nun denn: Eh' wir von hinnen ziehen ꝛc.	203

Antiker Form ſich nähernd.

Herzog Leopold von Braunſchweig. 1785	203
Dem Adermann. gbr. 1789	203
Anakreons Grab. Vgl.	203
Die Gleichwider. Vgl.	203
Heimath. Vgl.	203
Warnung.	203
Süße Sorgen. Vgl.	203
Einſiedlers. April bis Mai 1782	203
Erlaubtes Glück. gbr. 1789	204
Ferne. Vgl.	204

Seite

Zwölftes Jahr. April bis Mai 1782 . . . 204
Häusliches Glück. Ebgl. 204
Philosemie. Ebr. 1795 204
Gewissen Plan. Ebr. 1789. 204
Der Park. Ebgl. 204
Die Lehrer. Ebgl. 204
Versuchung. Ebgl. 204
Ungleiche Heirath. Ebgl. 205
Heilige Familie. Ebgl. 205
Entschuldigung. Ebgl. 205
* Jrrthager. 1790 205
* Vielliebste. Ebgl. 205
* Cassandra. Ebr. 1795 205
Der Chinese in Rom. 1796 205
Epigramme des Musc. Ebr. 1799 205
Phöbus und Hermes. Ebgl. 205
Der neue Amor. Novbr. 1792 205
Die neue Sirene. Ebr. 1829 206
Die Krönung. Ebr. 1813 206
Schweizerlaire. Uri am 5. Octbr. 1797 . . 206
* Distichen 206

Epigramme.

Von Venedig. Hundert und drei. 1790 . . 207

Weissagungen des Bakis.

Zweihundertzwölf. 1798 214
* Die Burg von Ortrante. 216

Vier Jahreszeiten.

Neunundneunzig. 1796 217

Episteln.

Zwei. 1798 221
* Fragment 223

Elegien.

I.

Römische. Zwanzig. 1790 223

Elegien.

II.

Alexis und Dora. Mai 1796 230
Der neue Paufias. Mai 1797 232
Euphrosyne. Octbr. 1797 und Juni 1798 . 235
Das Wiedersehen. Ebr. 1800 237
Amyntas. Octbr. 1797 237
Prooemium zu Hermann und Dorothea, Dec. 1796 238

Hermann und Dorothea.

In neun Gesängen. 1796—1797 239

Achilleis.

Erster Gesang. 1799—1799 268

Reineke Fuchs.

In zwölf Gesängen. 1793 277

West-östlicher Divan.

Buch des Sängers.

Nord und West und Süd zersplittern ꝛc. Weimar d. 28. Octbr. 1814 338
Talisman in Carnevi ꝛc. Ebr. 1819 . . . 338
Laß mich nur auf meinem Sattel gelten ꝛc. Ebgl. 338
Gottes ist der Orient ꝛc. Ebgl. 339
Das Arabervolk in seinem Theil ꝛc. d. 4. Febr. 1814 339
Was ist schwer zu verbergen ꝛc. Frankfurt d. 27. Mai 1815 339
Aus wie vielen Elementen ꝛc. Weimar d. 22. Juli 1815 339

Seite

Hans Adam war ein Erbenlos ꝛc. Berka d. 24. Juni 1815 339
Wenn in der Regenwand ꝛc. d. 25. Juli 1814 340
Was doch bunten dort verbinden ꝛc. Ebgl. . . 340
Wenn sinkt an Bached Rand ꝛc. d. 26. Juli 1814 340
Ros' und Lilie morgenthaulich ꝛc. Fulda d. 26. Juli 1814. Abends 6 Uhr 340
Mag der Grieche seinen Ton ꝛc. Ebr. 1819 . 340
Worauf kommt es überall an ꝛc. Weimar d. 28. Decbr. 1814 340
Dichten ist ein Uebermuth ꝛc. d. 26. Juli 1814 341
Staub ist eins der Elemente ꝛc. d. 28. Juli 1814, unterwegs in der Nacht 341
* Schwarzer Schatten ist über dem Staub ꝛc. . 341
* Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen ꝛc. . 341
Sagt es niemand, nur dem Weisen ꝛc. Wiesbaden d. 31. Juli 1814 341
Thut ein Schiff sich doch hervor ꝛc. Ebr. 1819 341

Buch Hafis.

Mohammed Schemseddin Hafiz ꝛc. d. 26. Juni 1814 342
Wisse ihr denn auf wen die Teufeln lauern ꝛc. d. 10. März 1815 342
Hafis Dichterschaar zu begrüßen ꝛc. Berka Juli und Jena Decbr. 1814 342
Heiliger Overlord, hab's getroffen ꝛc. Ebgl. . 342
Der Mufti las des Mirri Gedichte ꝛc. Ebr. 1819 342
Daß du nicht enden kannst ꝛc. Ebr. 1817 . . 342
In deine Heimath hoff' ich mich zu finden ꝛc. Ebr. 1819 343
* Hafis, die sich gleich zu stellen ꝛc. d. 22. Decbr. 1815 343
Sie haben dich, heiliger Hafis, Jena d. 10. Dec. 1814 342
Und doch haben sie Recht, die ich scheue ꝛc. Ebr. 1819 343
Was alle wollen weißt du schon ꝛc. Ebgl. . . 343

Buch der Liebe.

Hör' und bewahre ꝛc. Ebr. 1817 344
Sie, lieben ist ein groß Verbrechen ꝛc. Ebr. 1827 344
Wunderliebstes Buch der Bücher ꝛc. Ebr. 1819 344
Ja, die Augen waren's, ja der Mund ꝛc. Ebr. 1827 344
Auch in Lachen hab' ich mich ꝛc. Ebr. 1819 . 344
Voll Lachen traut ein Haupt so tund ꝛc. Ebgl. 344
Soll ich von Smaragden reden ꝛc. Ebgl. . . 345
Liebchen, ach! im starren Bande ꝛc. Ebr. 1827 345
Mich wird mit jede Stunde so bang ꝛc. Ebr. 1824 345
Mitternachts weine' und schluchze' ich ꝛc. d. 28. Mai 1815 345
„Wie irrig wähnest du ꝛc. Ebr. 1819 . . . 345
O wie selig ward mir zu. Frankfurt d. 27. Mai 1815 345
* Hatem sprach: mit Einem Bilde ꝛc. . . . 345
* Hatem auf dem Palmen-Eilande ꝛc. . . . 345
„Du verzeihst und bist so freundlich ꝛc. Frankfurt d. 27. Mai 1815 345
Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz ꝛc. Ebr. 1827 346
Wer kann gehindern den Thränenfluß ꝛc. Wiesbaden d. 31. Aug. 1814 346
Ueber meinem Liebesbund Augurien ꝛc. Ebgl. . 346
„Wer sich ewig nachzuspüren ꝛc. Ebr. 1819 . 346

Buch der Betrachtungen.

Wer den Rath den die Leier ertheilt ꝛc. Juli 1814 346
Fünf Dinge bringen Gutes nicht hervor ꝛc. Jena d. 15. Decbr. 1814 346
Was verführt mir die Zeit ꝛc. Jena d. 16. Decbr. 1814 346
Lieblich ist des Mädchens Blick ꝛc. d. 28. Juli 1814 346
Und was im Pend Nahmeh steht ꝛc. Ebgl. . . 347
Reisest du bei einem Schmied vorbei ꝛc. Frankfurt d. 27. Mai 1815 347

Seite

Den Genuß des Unbekannten ehre ja ꝛc. gbr. 1827 347
Fahren sie von deinen Fenstern ꝛc. gbr. 1827 . . 347
Märtre reigen dich zum Kauf ꝛc. vgl. . . . 347
Wie ich so eurlich war ꝛc. vgl. 347
* Zu gemessen weiß im Trachten ꝛc. 347
Frage nicht durch welche Pforte ꝛc. Jena 30. Mai 1815 347
Woher ich kam? Ich ist noch eine Frage ꝛc. Frankfurt d. 15. Sept. 1815 347
Es geht rund nach dem andern hin ꝛc. gbr. 1827. 348
Behandelt die Frauen mit Sachtheit ꝛc. gbr. 1819 348
Das Leben ist ein schlechter Spaß ꝛc. gbr. 1827 348
Das Leben ist ein Gänsespiel ꝛc. Jena den 11. Decbr. 1815 348
„Die Jahre nahmen dir, du sagst, so viel ꝛc. gbr. 1827 348
* Gelst' einmal durch Ossum fahren ꝛc. den 25. Juli 1815 348
Vor den Weibern sich hüten ꝛc. gbr. 1827 . . 348
Vorsichtiger wird verregnen ꝛc. gbr. 1819 . . 348
Wer verstehen kann wird lernen ꝛc. vgl. . . . 348
Durch allen Schall und Klang ꝛc. vgl. . . . 348
Ungeläugnet ist wor ich war ꝛc. Frankfurt d. 27. Mai 1815 348
* Gar viele Länder hab' ich bereist ꝛc. . . . 349
O Weib! wie schamlos und boshaft bist du ꝛc. gbr. 1819 349
Nur wer von Allah begünstigt ist ꝛc. vgl. . . 349
Mich heißt dein Kriechthum ꝛc. d. 1. Juli 1815 349
Verweilt du in der Welt ꝛc. gbr. 1819 . . . 349
Der Spiegel sagt mir ich bin schön ꝛc. vgl. . . 349

Buch des Nunmehr.

„Wie hast du das genommen ꝛc. gbr. 1819 . . 349
Keinen Reimer wird man finden ꝛc. d. 24. Juli u. 25. Decbr. 1815 349
* Mit der Deutschen Freundschaft. d. 19. März 1816 349
Befindet sich einer heiter und gut ꝛc. Weimar d. 7. Febr. 1815 350
Uebermacht, ihr könnt es spüren ꝛc. Fulda den 24. Juli 1814, 8 Uhr 350
* Mich nach- und umgebilden, mißbilden ꝛc. . . 350
Wenn du auf dem Quarn ruhst ꝛc. Fulda d. 26. Juli 1814, 8 Uhr 350
Als wenn das auf Namen ruhte ꝛc. d. 27. Juli und 25. Decbr. 1814 350
Medicinum heißt – ich will nicht sagen ꝛc. gbr. 1819 351
Hab' ich euch denn je gestatten ꝛc. vgl. . . . 351
Ueberm Niederträchtige ꝛc. Weimar d. 19. Novbr. 1813 351
Wer wird von der Welt verlangen ꝛc. gbr. 1819 351
Sich selbst zu loben ist ein Fehler ꝛc. d. 2. Jan. 1816 351
Glaubst du denn: von Mund zu Ohr ꝛc. gbr. 1819 351
Und wer franzet oder brittet ꝛc. vgl. . . . 351
Sonst, wenn man den heiligen Koran citirte ꝛc. gbr. 1827 351
Arrigert's jemand, daß es Gott gefallen ꝛc. Weimar d. 23. Febr. 1815 351
Was? Ihr mißhilligt den kräftigen Sturm ꝛc. gbr. 1827 351

Buch der Sprüche.

Schwindsüchtig 352

Buch des Timur.

Es umsaß sie nun der Mauer ꝛc. Jena d. 11. Decbr. 1815 354
Dir mit Wonnerauch zu kosen ꝛc. Wiesbaden d. 27. Mai 1815 354

Seite

Buch Suleika

Wußt nicht vor dem Tage Ruhen ꝛc. Gotha, abends 1815 354
Daß Suleika von Zuleik' erquickt war ꝛc. Gerbach d. 24. Mai 1815 354
Da du nun Suleika heißest ꝛc. vgl. 355
Nicht Ostwestwerte macht Diese ꝛc. d. 14.-Sept. 1815 355
Hochbeglückt in deiner Liebe ꝛc. d. 16. Sept. 1815 355
Der Liebende wird nicht irre gehen ꝛc. gbr. 1819 355
Ist's möglich, daß ich Liebchen dich liebe ꝛc. 1815 355
Als ich auf dem Euphratschiffe ꝛc. d. 17. Sept. 1815 355
Dies zu bauern, das erbaue ꝛc. vgl. 355
Kennt wohl der Männer Diese ꝛc. gbr. 1819 . . 355
Dieses Baum's Blatt, der von Ohren ꝛc. vgl. 356
Sag', du hast wohl viel gedichtet ꝛc. d. 22. Sept. 1815 356
Die Sonne komme! Ein Prachterscheinen ꝛc. vgl. 356
Komm, Liebchen, komm! umwinde mit der Rebe ꝛc. d. 17. Febr. 1815 356
Nur wenig ist's was ich verlange ꝛc. d. 17. März und 12. Mai 1815 356
Admr' ich irgend wohl Bedenken ꝛc. d. 17. Febr. 1815 357
* Süßes Kind, die Perlenreihen ꝛc. Wiesbaden am längsten Tage 1815 357
Die schön gebänderten ꝛc. Frankfurt d. 24. Sept. 1815 357
Ewig um Liebe, Stund' um Stunde ꝛc. d. 25. Sept. 1815 357
* Ach, ich kann sie nicht erwidern ꝛc. 358
* Herrlich bist du mir Wolkund ꝛc. 358
Hast und Ruhelos und Liebeswinder ꝛc. d. 24. Sept. 1815 358
* Sprich! unter welchem Himmelsstrichen ꝛc. d. 2. Jan. 1816 358
Wie des Gedichtmirs Bazarliedchen ꝛc. d. 10. Octbr. 1815 358
Locken haltet mich gefangen ꝛc. d. 30. Sept. 1815 359
Nimmer will ich doch verlieren ꝛc. gbr. 1819 . 359
Laß deinem süßen Rubinenmund ꝛc. vgl. . . . 359
Bist du von deiner Geliebten getrennt ꝛc. Weimar d. 31. Jan. 1816 359
Mag sie sich immer erzürnen ꝛc. gbr. 1827 . . 359
O, daß der Sinnen doch so viele sind ꝛc. gbr. 1819 359
Auch in der Ferne bist so nah ꝛc. vgl. . . . 359
Wie soll' ich heiter bleiben ꝛc. d. 5. Octbr. 1815 359
Wenn ich dein gedenke ꝛc. gbr. 1819 359
* Und warum sendet ꝛc. 359
Ich möchte dieses Buch wohl gern zusammenschürzen ꝛc. gbr. 1827 360
An vollen Büschelzweigen ꝛc. d. 24. Sept. 1815 360
An des lust'gen Brunnens Rand ꝛc. d. 22. Sept. 1815 360
Kaum daß ich dich wieder habe ꝛc. Frankfurt d. 7. Octbr. 1815 360
Betrauernswert, sagt man, hat den Reim erfunden ꝛc. gbr. 1819 360
Deinem Blick mich zu bequemen ꝛc. vgl. . . . 360
* Laßt mich meinen! unbeschränkt von Macht ꝛc. 360
Was bedeutet die Bewegung ꝛc. d. 23. Sept. 1815 361
Die Sonne, Heilos der Griechen ꝛc. Weimar d. 7. Novbr. 1815 361
Es klingt so prächtig, wenn der Dichter ꝛc. vgl. 361
Ach, um deine feuchten Schwingen ꝛc. d. 26. Sept. 1815 361
Ist es möglich! Seyen der Sternenꝛc. d. 24. Sept. 1815 362
Herrin, sag' was heißt das Zuleiten ꝛc. d. 24. Octbr. 1815 362
Laßt euch, o Diplomaten ꝛc. Frankfurt d. 20. Sept. 1815 362

Scapine an der einen, Scapin an der andern Seite.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?

Sie ſchütteln ihn mit der Beute vor den Ohren.

Scapine.

Kling kling!

Scapin.

Kling ling!

Beyde.

Kling! ling! ling!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Buſen zerſpringen!

Beyde.

Kling ling! Kling ling! ling.

Seite

Ein Spiegel ist ich mir geworben ꝛc. gdr. 1819 . . . 362
Wie mit innigstem Behagen ꝛc. Hyl. 363
Laß den Wiederkehrest Verwandten ꝛc. gdr. 1827 . 363
* Nicht mehr auf Seidenblatt ꝛc. 363
Die Welt durchaus ist sittlich anzuschauen ꝛc. Weimar d. 7. Febr. 1815 363
In tausend Formen magst du dich verstellen ꝛc. gdr. 1819 363

Das Schenkenbuch.

Ja, in der Schenke bin' ich auch gewesen ꝛc. gdr. 1819 363
Sey' ich allein ꝛc. Hyl. 363
So weit brachst' es Mutter ꝛc. Hyl. 363
Ob der Koran von Ewigkeit sey ꝛc. d. 20. Mai 1815 363
Trunken müssen wir alle seyn ꝛc. gdr. 1819 . . . 364
* Mein er kann sie nicht bekommen ꝛc. 364
* Wüßt ihr denn was Liebchen heißt ꝛc. 364
Da wird nicht mehr nachgefragt ꝛc. gdr. 1819 . . 364
* In welchem Meine ꝛc. 364
So lang man nüchtern ist ꝛc. d. 26. Juli 1815 . . 364
Warum du nur oft so traurig bist ꝛc. Eisenach d. 24. Mai 1815 364
Wenn der Körper ein Acther ist ꝛc. Frankfurt d. 27. Mai 1815 364
Sage mir nichts, du Orakkan ꝛc. gdr. 1819 . . . 364
Du herrlicher Knabe ꝛc. d. 2. Juli 1815 364
Du, mit deinen braunen Locken ꝛc. Octbr. 1814 . 364
Sie haben wegen der Trunkenheit ꝛc. Michaelis 1815 365
Du kleiner Schelm du ꝛc. gdr. 1827 365
Was in der Schenke waren heute ꝛc. Hyl. . . . 365
Vielch ein Judasl! Herr, so spät ꝛc. Octbr. 1814 . 365
Jene garstige Bestie ꝛc. d. 25 Octbr 1815 . . . 365
Heute hab du gut gezechet ꝛc. Octbr. 1814 . . . 365
Nennen dich den großen Dichter ꝛc. Hyl. . . . 365
Schenke! Schenk! Mach einen Becher ꝛc. Weimar d. 28. Febr. 1815 365
Denk', o Herr! wenn du getrunken ꝛc. gdr. 1827 . 366
Rieder-Ingern ist die Sonne ꝛc. Jena d. 16. Dec. 1814 366
So hab' ich endlich von dir erhört ꝛc. d. 21. Juli 1815 366
Der schlicht recht klug ꝛc. gdr. 1827 366

Buch der Parabeln.

Vom Himmel sank in wilder Mette Schauer ꝛc. gdr. 1819 367
Vollvoll Nachtlied durch die Schauer ꝛc. Hyl. . . 367
Jedwach stammt eine schöne Schaf ꝛc. gdr. 1827 . 367
Die Perle die der Muschel entrann ꝛc. gdr. 1819 367
Ich sah mit Stunden und Vergnügen ꝛc. d. 17. März 1815 367
Ein Kaiser hatte zwei Cassetten ꝛc. d. 25. Febr. 1815 367
Zum Kessel sprach der neue Topf ꝛc. Carlsbad d. 5. Sept. 1815 367
Alle Menschen groß und klein ꝛc. d. 17. März 1815 367
Dem Himmel beigesellt Jesus Brachst' ꝛc. d. 21. Mai 1815 367

Seite

Bei Mondenschein im Paradeis ꝛc. Eisenach d. 29. Mai 1815 367

Buch des Parsen.

Törich Vermahnen, Brüder, soll' euch kommen ꝛc. gdr. 1819 368
Wenn der Urwelt die Orde schlapen ꝛc. Eisenach d. 29. Mai 1815 368

Buch des Paradieses.

Der kühne Moslem spricht vom Paradiese ꝛc. gdr. 1827 368
Seine Todten mag der Feind betrauern ꝛc. gdr. 1819 369
Frauen sollen nichts verlieren ꝛc. Hyl. 369
* Jemer sind allhier zu finden ꝛc. d. 10. März 1815 369
Heute seh' ich meine Mutter ꝛc. Hof d. 20. April 1820 370
Draußen am Thor ꝛc. gdr. 1827 370
Deine Reize, dein Aug mich entzückt ꝛc. Carlsbad d. 10. Mai 1820 370
Wieder einen Finger schlägt du mir ein ꝛc. gdr. 1827 371
Vier Thoren auch verbrieten war ꝛc. d. 22. Febr. 1815 371
Daß mir solche Dinge lehren ꝛc. gdr. 1819 . . . 371
Sechs Begünstigte bei Hofe ꝛc. Jena Ende Decbr. 1814 und Wiesbaden Ende Mai 1815 . . . 372
Nun so legt euch, liebe Lieder ꝛc. gdr. 1819 . . . 373

Noten und Abhandlungen.

Zu besserem Verständniß des Westöstlichen Divans. gdr. 1819 373
Ueber Goethe's Harfenist im Wilhelm 1820 . . . 430
Ueber das Frageurn: die Geheimnisse. 1815 . . . 432
Ueber die Ballade vom verrätherischen und parteiischen Grafen. gdr. 1821 433
Zu den Gedichten über Talismane Strafen. 1821 . 434

Ethisches.

Gottes Spuren. gdr. 1817 439
Urworte. Orphisch. gdr. 1820 439
Bedenklichkeit. Hyl. 331
Verhältniß. Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit. gdr. 1827 431
Wiederholte Spiegelung. gdr. 1825 432
Maximen und Reflexionen, in sechs Abtheilungen * 433

Ueber Naturwissenschaft im Allgemeinen.

Die Natur. Aphoristisch. Um das Jahr 1780 459
Erklärungen zu vorstehendem Aufsatz. Weimar d. 28 Mai 1825 460
Naturwissenschaft. gdr. 1827 460
Einzelne Betrachtungen und Aphorismen:
I. Naturen 461
II. — V. Spharen ** 463

* Die erste Abtheilung hätten angeordnet.
** Die V. Abtheilung hätten zum Theil angeordnet.

Zueignung.

Der Morgen kam; es schwanden seine Tritte
Den letzten Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wußte gestaltet mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmerung eingeschlossen.

Auf einmal fuhren die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er, streifend, sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen:
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der laut're Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufgeschlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn.
Ich konnt' es nur mit scheuen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem alter Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du warst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du senktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich kennt' ich nicht. Zwar hört' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Auf jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich ganz allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein hohes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, sie sprach: du siehst, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu entrücken!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwünschen,
So glaubst du dich schon Ueberwundne genug,
Verlangst, die Pflicht des Mannes zu erblicken:
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Vergeb' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andere wachst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum führt' ich den Weg so schmerzensvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen.
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden flog mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte, lief er sich ergreifen,
Er lief sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Den Himmel stieht' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
— So sagte sie, ich bin' sie ewig sprechen. —
Empfange hier, was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenarbeit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es die und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umflattert Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Weben banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft.
Besänftigt wird jede Lebenswelle.
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischernarter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir ruhn vereint dem nahen Tag entgegen!
So leben wir, so wandern wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Engel uns umgrauen,
In ihrer Luft noch unsre Lieder dauern.

Lieder.

Spät erklingt, was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.

Töne, Lied, aus weiter Ferne,
Sänftle heimlich nächster Nähe,
So der Fremde, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wartet geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne.

Vorklage.

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus!
Nun seht ich gar vom Haus zu Haus
Die losen Blätter alle sammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander stand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leser in die Hand.

Doch schäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende schnell das kleine Buch;
Die Welt ist voller Widersprüch.
Und sollte sich's nicht widersprechen?

An die Günstigen.

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen,
Lob und Tadel muß ja seyn!
Niemand deklamirt gern in Prosa;
Doch vertrauen wir oft uns Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so sag ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und verstört' es auch.
Warf mein zündendes Geschoß
Drachen durch den Bauch.
Ja, ich war ein Mann!

Rittertich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu couragant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte sehr mein todt!
Ringt mit Sennenschein
War sie emaillirt.

Ach! wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kätzlein;
Amor kam, und stirbt der Fuchs
Weilt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde sah
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel auf.
Sprach: hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern.
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen.
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Glut zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brannt beständig;
Statt zu sterben, ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden.
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
'ſ Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blicke Kuh.

O liebliche Thorin!
Wie wandelt gleich ins Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich auf's beſte,
Und dichteſt mich ſo feſte;
Ich ſank in deinen Schooß.
Kaum warſt du aufgewunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben,
So geh' ich ſtets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen hin.

Chriſtel.

Hab' oft einen dumpfen düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh' ſie dort, ich ſeh' ſie hier,
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann ſie mir,
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Scheitmenaug' dabrein,
Die ſchwarze Braune drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt!

Und wenn ich ſie denn faſſen darf
Im luſt'gen deutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht ſo ſcharf,
Da fühl' ich mich ſo ganz!
Und wenn's ihr taumlig wird und warm,
Da weg' ich ſie ſogleich
An meiner Bruſt, in meinem Arm;
's iſt mir ein Königreich!

Und wenn ſie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Bruſt gedrückt
Und weinlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh'!
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da [illegible] ich mehr und immer mehr,
Der [illegible]a wird mir nicht lang;
Wenn [illegible]h die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte ſie einmal
Und küſſe meine Luſt;
Und endigt ſich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Bruſt!

Die Sprödе.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
Se la la! le ralla!

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Weilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
Se la la! le ralla!

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
Se wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla!

Die Bekehrte.

Bei dem Glanze der Abendröthe
Ging ich ſtill den Wald entlang.
Damon ſaß und blies die Flöte.
Daß es von den Felſen klang
Se la la!

Und er zog mich, ach, an ſich nieder,
Küßte mich ſo bold, ſo ſüß.
Und ich ſagte: bläſe wieder!
Und der gute Junge blies.
Se la la!

Meine Ruhe iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
Se la la, le ralla! u. ſ. w.

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenwaſſer;
Da lief ich an ein fließend Waſſer.
Das Waſſer lief vor mir vorbei.

Da ſtand ich nun, verzweifelnd, ſtumm;
Im Kopfe war mir's wie betrunken.
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte juſt dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! der Fluß iſt tief."

Da lief mir was durch's ganze Blut,
Ich seh', se ist's ein liebes Mädchen;
Ich frage sie: wie heißt du? „Käthchen!“
O süßes Käthchen! du bist gut.

Du hättst vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun sey auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie schlug die Augen tierlich nieder;
Ich küßte sie und sie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Der Musensohn.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen weggupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eises Lääg' und Breite,
Da stäubt der Winter sachte!
Auch diese Blätter schwindet
Und neue Freunde findet
Sich auf bekannten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bückt sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

Ihr hebt den Sohlen Flügel
Und reicht, durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben beiden Musen,
Wann rath' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen seyn?

Ich grub's mit allen
Den Wurzeln aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus,

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Gleich und gleich.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprossen
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander seyn.

Wechsellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze:
Tanzen gehöret zum festlichen Tag.
Bist du mein Schatz nicht, so kannst du es werden;
Wirst du es nimmer, so tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den festlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärst du mein Schatz nicht, so möcht' ich nicht tanzen.
Bleibst du es immer, ist Leben ein Fest.
Ohne dich, Liebste, was wären die Feste?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß sie nur lieben und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Scheuchen die andern zum dämmernden Wald.
Laß sie nur lieben und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß sie sich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe ist himmlischer Tanz.
Amor, der nahe, der hört sie spotten,
Rächet sich einmal, und rächet sich bald.
Laß sie sich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe ist himmlischer Tanz.

Selbstbetrug.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bei meiner Nachbarin.
Gewiß, sie lauschet überaus,
Ob ich zu Hause bin.

Und ob der eifersücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer soll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Derſelben nicht geſpürt.
Ja ſeh', es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär',
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit roſenrothem Band.

Glauben, daß man ſchön ſey,
Dächt' ich, iſt erlaubt.
In der Stadt, ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun, im Frühling, ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Zieh'n ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp'
Verändr' ich zur Stund',
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ſticke, mit andern,
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Chor
Etwas Zierliches aus,
Der läſterne Knabe
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Liebhaber in allen Geſtalten.

Ich wollt', ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch;
Und käm' zu ihr ans Waſſer,
Ich wüßte nicht manches.
Ich wollt', ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch.

Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt', ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thätſt du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt', ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu;
Ich wollt' mich verbeſſern,
Wollt' nimmer verreiſen.
Ich wollt', ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu.

Ich wollt', ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Thätſt du mir's verſagen.
Da thun' mich's nicht plagen.
Ich wollt', ich wär' alt,
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe ſpaleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdroſſen,
Se macht' ich dir Poſſen.
Wär' ich Affe ſpaleich,
Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav;
Hätt' Augen wie's Lämchen,
Und Liſten wie's Füchschen.
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr;
Mit fürſtlichen Gaben,
Du ſollteſt mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr.

Doch bin ich wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt du beſſ're beſitzen,
So laß dir ſie ſchnitzen.
Ich bin nun wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Der Goldſchmiedsgeſell.

Es iſt doch meine Nachbarin
Ein allerliebſtes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkſtatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring' und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Drähtchen;
Ach, denk' ich, wann, und wieder, wann
Iſt ſolch ein Ring für Käthchen?

Und thut ſie erſt die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen,
Und friſchet und wirbt mit hellem Hauf
Uns Allerlei im Lädchen.

Ich feile; wohl feil'! ich dann
Auch manches goldne Drähtchen,
Der Meiſter brummt, der barte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs, wie nur der Handel ſtill,
Gleich greift ſie nach dem Mädchen.
Ich weiß wohl, was ſie ſpinnen will;
Es paßt das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich aus wohl mit,
Ich ſchenk's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinste Fädchen.
O wär' ich doch an seinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Antworten
bei einem gesellschaftlichen Fragespiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue.
Dessen Blüthe stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war, in Wald und Höhlen,
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen,
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rühret,
Der belehrigt, der verführet.

Der Friedsame.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh', ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

Der lustige Rath.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer als zur Mühle
Jeden ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Verschiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?
O himmlischer Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich schwanke zurück.

Ich irre, ich träume!
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich sie finden!
Ich sah sie verschwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat sie verlegen
Und schamroth zurück.
Ist's Hoffnung, sind's Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Quelle,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Wie geh' ich ins Enge
Mich stille zurück!
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick.
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Beladen zurück.
Hier hab' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen schönen Waaren
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als hat wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O hört, was wir singen!
Und sehr die schönen Vögel,
Sie stehen zum Verkauf.

Zuerst besehn den großen
Den lustigen, den losen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O sehr den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bescheiden scheinen,
Und doch ist er der Loseste,
So gut als wie der Große;
Er zeiget meist im Stillen
Den allerbesten Willen.
Der lose kleine Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

O seht das kleine Täubchen,
Das liebe Turteltweibchen!
Die Mädchen sind so zierlich,
Verständig und manierlich;
Sie mag sich gerne putzen,
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehn zu allen Proben.
Sie lieben sich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel,
Wie reizend ist der Kauf!

Der Misanthrop.

Erst sagt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frei;
Auf einmal kommt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Ernste bei.
Ihr fraget, was das sey?
Lieb' oder Langeweile?
Ach, sie sind's alle zwei!

Verschiedene Drohung.

Einst ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und sach!
Droht sie, ich werde schrei'n.“

Da rief ich trotzig: ha! ich will
Den tödten, der uns stört! —
„Still! lispelt sie: Geliebter, still!
Daß ja mich niemand hört.“

Mädchenwünsche.

O stünde für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da!
Man nennt uns Mamas;
Da braucht man zum Ballen,
Zur Soupé nicht zu gehen;
Da kann man bestellen,
Hat Mädle, darf schmälen;
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Beweggrund.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen zeigt ihr nun,
Und sieht mit unverhörtem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin;
Da hat daran der Eigennutz
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das zarte Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das sprode Mädchen flieht;
So kommt sie nicht ans Herz der Jugend;
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Herren miteinander,
Und die sind miteinander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sclav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich sie los die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Wahrer Genuß.

Und ist das du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Scherz mit Geist zu tränken,
Der Liebe Freuden tief zu empfinden,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold lauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir;
Doch willst du dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gieb dich selbst dafür.

Stell dich kein heilig Band umgeben,
O Jünglina, schränke selbst dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden;
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jünglina! und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich.
Den Körper finden und finden von Seele,
Und dann bist du beglückt, wie ich.
Ich, der ich diese Kunst verliebe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der wonnevollen Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freunde,
Für mich nur schön zu seyn bemüht,
Beflissig nur an meiner Seite,
Und stritten wenn die Welt sie hört;
Daß unser Glück die Zeit nicht schade,
Nimmt sie kein Recht auf Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar seyn.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halbverdeckten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust.
Sieh, Jünglinq! dieses heißt genießen,
Sey klug und suche diese Lust.
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Doch zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Uebergang.

Der Abschied.

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann:
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßstes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbst für mich.

Die schöne Nacht.

Nun verlaß' ich diese Hütte,
Meiner Lieblen Aufenthalt.
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finstern Wald:
Luna dringt durch Busch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßen Weihrauch auf.

Wie erhoh' ich mich im Küssen
Dieser sanften Sommernacht!
O wie still ist hier zu fühlen.
Was die Seele glücklich macht!
Läßt sich kaum die Wonne fassen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir,
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Glück und Traum.

Du hast uns oft im Traum gesehen'
Zusammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinen Munde,
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küsse nehmen kann.

Das reinste Glück, das wir empfunden,
Die Wollust mancher reichen Stunden
Flieh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was blieb es mir, daß ich genieße!
Wie Träume fliehn die wärmsten Küsse,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Lebendiges Andenken.

Der Liebsten Band und Schleife rauben,
Halb mag sie zürnen, bald erlauben,
Euch ist es viel, ich will es glauben,
Und gönn' euch solchen Seelenraub:
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe,
Sind wahrlich keine kleinen Dinge;
Allein mir sind sie nicht genug.

Lebend'gen Theil von ihrem Leben,
Ihn hat nach leisem Widerstreben
Die Allerliebste mir gegeben.
Und jene Herrlichkeit wird nichts,
Wie karg ich all der Trefflichkeit!
Sie schenkte mir die sanften Haare,
Den Schmuck des schönsten Angesichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, missen;
Wirst du mir doch nicht ganz entrissen:
Zu schaun, zu tändeln und zu küssen
Bleibst die Reliquie von dir. —
Gleich ist des Haars und mein Geschicke;
Sonst buhlten wir mit Einem Glücke
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Fest waren wir an sie gehangen;
Wir streichelten die runden Wangen,
Uns lockt' und zog ein süß Verlangen,
Wir gleiteten zur vollern Brust.
O Nebenbuhler, frei von Neide,
Du süß Gesment, du schöne Beute,
Erinnre mich an Glück und Lust!

Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling: heil'ges Glücke
Taglang aus der Lieblen Blicke;
Abends gauk'l ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hat' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten seyn.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wirken dieses Blut zur Ruh.
Mein Gerübt wird stets erwachter;
Doch mein Herz wird täglich leichter
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich ſie vergeſſen;
Und doch kann ich raſtlos eſſen,
Heiter iſt mein Geiſt und frei;
Und unnennliche Verlohrung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch ätherſcher Wonne
So das leichte Wölkchen hie.
Wie mein Herz in Ruh' und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide.
Lieb' ich, ewig lieb' ich ſie!

An Luna.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Oedes ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein reizendes Geſicht.
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus tagverſtoßnen Höhlen
Traurig abgeſchiedne Seelen,
Mich, und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine großgemeſſ'ne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dieß Glück;
Und in wolluſtvoller Ruh'
Sieh' der vertrieſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Besitzens beſtes Glück
Mildert ſolcher Ferne Qualen.
Und ich ſammle deine Strahlen,
Und ich ſchärfe meinen Blick;
Hell und heller wird es ſcheu
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht ſie mich hernieder,
Wie dich einſt Endymion.

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feſte,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die Luſt unwillk'ger Gäſte
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit muſikſch hell'rem Schimmer
Vor ihm der Flammen klarſte Glut;
Ein Weihrauchwirbel fällt das Zimmer,
Damit ihr recht gemeſſen ſollt.

Wie ſchlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäſte Lärm verjagt;
Wie zählſt du noch dem ſcheuen Munde,
Der bald verſtummt und nichts verſagt.
Du eilſt, um alles zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligtum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie bebt vor deiner Küſſe Menge
Ihr Buſen und ihr voll Geſicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge.
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell biſt du Amor ſie entkleiden,
Und iſt nicht bald ſo ſchnell als du;
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden
Sich feſt die beiden Augen zu.

Schadenfreude.

In des Papillons Geſtalt
Flatter' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmliſcher Vergnügen,
Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belauſch' ein zärtlich Paar;
Von des ſchönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen ſchau' ich nieder;
Alles, was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm.
Und ſein Mund genießt der Stunde,
Die ihm gält'ge Götter ſenden.
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt ſie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebſter, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding.“

Unſchuld.

Schönſte Tugend einer Seele,
Reinſter Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich ſchwaches Licht;
Dich fühlt nur, wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt, der fühlt dich nicht.

Göttin, in dem Paradieſe
Lebteſt du mit uns vereint;
Noch erſcheinſt du manchen Wieſe
Morgens, eh' die Sonne ſcheint.
Nur der ſanfte Dichter ſiehet
Dich im Nebelkleide ziehn;
Phöbus kommt, der Nebel flieht,
Und im Nebel biſt du hin.

Scheintod.

Weint, Mädchen, hier bei Amors Grabe; hier
Sank er von nichts, von ungefähr danieder.
Doch iſt er wirklich todt? Ja ſchwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ungefähr erweckt ihn öfters wieder.

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder! Gift!

Scapine

in der Stellung wie oben.

Ich sterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun schweigen?

Scapin.

Wer darf sich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Novemberlied.

Dem Schönen, doch dem alten nicht,
In dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht;

Dem Knaben sey dies Lied geweiht,
Der zwischen Rosen spielt,
Und höret und zur rechten Zeit
Nach schönen Herzen zielt.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So plötzlich sonst und rauh,
Gar manchen werthen Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

Wen nun an sich sein schönes Bild
Am Sternenhimmel fesselt,
Und er soll ewig bold und mild
Uns auf und unter gehn.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Frisch gewagt ist schon gewonnen,
Halb ist schon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen ist es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen gehn,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn.
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen seyn.

Erster Verlust.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einsam nähr' ich meine Wunde
Und mit stets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse;
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich lasse;
Nur ein unbestimmt Verlangen
Führt' ich, das die Brust durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bedenk' und fasse,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seyst auch noch so ferne.
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Gegenwart.

Alles kündet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Jagst du, so hofft' ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär' es denn Nacht!
Nun überschrinst du des Mondes
Lieblichen, labenden Glanz.

Labend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sey du auch mir
Die Siegverleihn herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ist's.

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren,
Bist du, o Sehnsucht, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wanderers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder,
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Flusse.

Verfliesset, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergessenheit!
Kein Knabe sing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blütenzeit.

Ihr sanget nur von meiner Lieben;
Nun spricht sie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Wasser eingeschrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon.

Abschied.

Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen,
Zu schwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts versprechen,
Was unserm Herzen widerspricht.

Du bist die alten Zauberlieder,
Du loestest ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schauerlahn der süßen Thorheit wieder,
Ernenst, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst du mir dich zu verstecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder spät musst' ich's entdecken,
Und hier hast du dein Wort zurück.

Was ich gefollt, hab' ich vollendet;
Durch mich sey dir von nun an nichts verwehrt;
Allem vergeb' dem Freund, der sich nun von dir wendet,
Und still in sich zurücke kehrt.

Wechsel.

Auf Kieselin im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drücket sie die sehnende Brust;
Dann führet sie der Leichtsinn im Strome dahieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder;
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleift du vergebens
Die köstlichen Stunden des rinnenden Lebens,
Weil dich das verlockteste Mädchen vergißt!
O ruf' sie zurücke, die verlornen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebellicht die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
Im meinen Adern welches Feuer!
Im meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz;
In deinen Küssen, welche Wonne,
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum zieht du mich unwiderstehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust!
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth
Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung,
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegsamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr dem Kätzchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht fühn;
Am Tag ist's eine kleine Zierde,
Am Abend wirst du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die schwerer drücket und ernster faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Lisette,
Wenn du ein klein Bedenken hast.

Auf dem See.

Und frischer Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unserm Kahn
Im Ruderschlag hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die rührende Ferne,

Morgenwind umflattert
Die beſcharrete Bucht
Und im Meer beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tauſendmal!
Ich habe mich oft gebücket,
Ach, wohl ein tauſendmal,
Und ihn aus Herz gedrücket
Wie hunderttauſendmal!

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-ſchwer
Die Pflanzen umher!
Wie duftet Gefilde
Die Winde ſo friſch!
Wie ſaust im hellen Sonnenſtrahl
Die ſüßen Vöglein allzumal!

Ach, aber da,
Wo Liebchen ich ſah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So ringsherum bedeckt,
Der Sonne verſteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Mailied.

Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Blumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Gelbchen
Draußen ſein.
Grünt und blühet
Sonn der Mai;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felſen beim Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal,
Sind es die Wieſen,
Iſt es das Thal?

Blauliche Friſche!
Himmel und Höh'!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain;
Himmliſcher Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Bildender Kraft,
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Sinnlichwerdender Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehret er zurück.
Heilet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Gaarſt ſeit geſtern
Wie mir gefehlt?
Liebliche Schweſtern,
Liebchen iſt da!

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umfließet
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Felsenklüfte,
Immer zu! immer zu!
Ohne Rast und Ruh!

Lieder durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen,
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach! wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da steht von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll.
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibt verschlossen;
Doch aus ist leider ein Traum.

Es steht ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Verüber, ihr Schafe, verüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

Trost in Thränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die freien Freunde haben dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Vertust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So rasse denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In' deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laß die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

Nachtgesang.

O gib, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinen Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinen Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Was windet und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verjagen!
Da möcht' ich hinüber.
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug;
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflattern wir;
Sie weilet da drunten;
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sodald
Ein singender Vogel
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich.“

Die scheidende Sonne
Vergoldet die Höhn;
Die sinnende Schöne
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang.
Und finster und finsrer
Umschlingt sich der Gang;

Auf einmal erschein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben,
So nah und so fern?“
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Zieht rein der Sonne Wagen.
Ach, sie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen,
Nun in traurigrer Gestalt,
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren;
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen
Ach, schon lange wär' ich todt.

Bergschloß.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und öde auch ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchirr' ich wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller
So voll von köstlichem Wein;
Nun stiegen nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für kärglichen Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Treppe und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Cither und Flasche
Nach diesen festigen Höhn
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verborgner Ruh,
Da ging's, wie in alten Tagen,
Recht feierlich wieder zu.

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener rüstigen Zeit.

Als stünd' in seiner Capelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte statt der Menge
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Aeltnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt ſich zum Erbenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Geiſtes-Gruß.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorüberweht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
„Dieß Herz ſo feſt und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälfte im Rud,
„Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
„Fahr' immer immer zu!"

An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug.

Andenken du verklung'ner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lill, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lill's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden drießt
Und zum Walde flieht,
Er ſchleppt, des Gefangenſeins Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er iſt der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſeinen jemand angebrt.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde wie todt die Welt ihm erſcheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung füllеſt,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Bruſt!

Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh',
In allen Wipfeln
Spürеſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch.

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo lieb dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Wie iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

An den Mond.

Füllеſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß,
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh',
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit den genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

An Lina.

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Singe beim Claviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh das Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergettern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Immer und Ueberall.

Dringe tief zu Berges Grüften,
Weiten folgen hoch zu Lüften;
Muse ruft zu Bach und Thale
Tausend aber tausend Male.

Sobald ein frisches Veilchen blüht,
Es fordert neue Lieder;
Und wenn die Zeit vertauschend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

Anliegen.

O schönes Mädchen du,
Du mit dem schwarzen Haar,
Die du ans Fenster trittst,
Auf dem Balkone stehst!
Und stehst du wohl umsonst?
O stündest du für mich
Und hast die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie schnell sprang' ich hinauf!

An seine Sprödе.

Liebst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume;
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, rüttel, ich schüttle,
O fall' in meinen Schooß!

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückselige Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen;
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel,
Welche Reise habt ihr schon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebsten
Euer und der Mitternacht vergessen.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein;
Denn, seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke;
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie so fremde bist!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

Gegenseitig.

Wie sitzt mir das Liebchen?
Was freut sie so groß?
Den Fernen sie wiegt ihn,
Sie hat ihn im Schooß;

Im zierlichen Käfig
Ein Vöglein sie hält,
Sie läßt es herauskeer,
So wie's ihr gefällt.

Hat's Picken dem Finger,
Den Lippen gethan,
Es fliegt und flattert,
Und wieder heran.

So eile zur Heimath,
Das ist nun der Brauch,
Und hast du das Mädchen,
So hat sie dich auch.

*Haus Liederlich.

Ein Glas zu dem Schmaus,
Nun, das schlürft sich so süß!
Verlauf' ich die Schuh',
So verkauf' ich die Füß'.

A Maid und a Wein,
Muſik und Geſang,
I wollt' I. ſo bärt' I's
Das Leben entlang.

Wenn ich ſcheid' aus dieſem Elend
Und laß hinter mir ein Teſtament,
So wird daraus nur ein Zank
Und weiß mir's niemand keinen Dank;
Alles verzehrt vor meinem End',
Das macht ein richtig Teſtament.

Der Kamerade.

Ein Glas zu dem Schmaz,
Nun, das ſchlürft ſich ſo ſüß.
Behältſt du die Schuh',
Nu, ſo ſchonſt du die Füß'.
A Maid und a Wein,
Muſik und Geſang,
Bezahl' ſie, ſo baſt ſie
Das Leben entlang.

Freibeuter.

Mein Haus hat kein' Thür,
Mein' Thür' hat kein Haus;
Und immer mit Schätzel
Hinein und heraus.

Mei Küch hat kein Herd,
Mei Herd hat kein Küch;
Da brat'n's und ſied'n's
Für ſich und für mich.

Mei Bett hat kein Gſtell,
Mei Gſtell hat kein Bett.
Doch wäßt ich nicht e'nen,
Der's luſtiger hett.

Mei Keller iſt hoch,
Mei Scheuer iſt tief.
Zu oberſt zu unterſt —
Da lag ich und ſchlief.

Und bin ich erwachen,
Da geht es ſo fort;
Mein Ort hat kein Bleibens,
Mei Bleibens ken' Ort.

Der neue Copernicus.

Artiges Häuschen hab' ich klein,
Und, darin verſteckt,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar beguem bedeckt.

Denn da gibt es Schatterlein,
Federchen und Lädchen,
Finde mich ſo wohl allein
Als mit hübſchen Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Luſt
Reaen ſich die Wälder,
Näher kommen meiner Bruſt
Die entfernten Felder.

Und ſo tanzen auch vorbei
Die bewachſenen Berge,
Fehlet nur das Luſtgeſchrei
Aufgeregter Zwerge.

Doch ſo gänzlich ſtill und ſtumm,
Rennt es mir vorüber,
Meiſtens grad und oft auch krumm,
Und ſo iſt mir's lieber.

Wenn ich's recht betrachten will
Und es ernſt gewahre,
Steht vielleicht das alles ſtill,
Und ich ſelber fahre.

Luſt und Qual.

Knabe ſaß ich, Fiſchersknabe,
Auf dem ſchwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falſche Gabe,
Sang ich lauſchend rings umher.
Angel ſchwebte ſenkend nieder;
Gleich ein Fiſchlein freuſt und ſchnappt,
Schadenfrohe Schelmenlieder —
Und das Fiſchlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
Ins Geklüfte tief zum Hain,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtin war allein.
Blicke ſinken, Worte ſtocken! —
Wie ein Taſchenmeſſer ſchnappt,
Faßte ſie mich in die Locken,
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott, mit welchem Hirten
Sie aufs Neue ſich ergetzt!
Muß ich in das Meer mich gärten,
Wie es ſauſet, wie es wetzt.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein;
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen ſeyn!

März.

Es iſt ein Schnee gefallen.
Denn es iſt noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Bäumlein allen
Wir werden noch erfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falſchem Schein,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Warum? ſie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien,
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich iſt der Sommer da.

April.

Augen, sagt mir, sagt, was sagt ihr?
Denn ihr sagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichsten Gethönes;
Und in gleichem Sinne fragt ihr.

Doch ich glaub' euch zu erfassen:
Hinter dieser Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt sich selber überlassen.

Denn es wohl behagen müßte,
Unter so viel stumpfen, blinden,
Endlich einen Blick zu finden,
Der es auch zu schätzen wüßte.

Und indem ich diese Ziffern
Mich versenke zu studiren,
Laßt euch ebenfalls verführen
Meine Blicke zu entziffern!

Mai.

Leichte Silberwolken schweben
Durch die erst erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer sanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte;
Leise wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin,
Und wie ringenwasen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt sich das junge Grün.

Still ist Luft und Lüftchen stille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieser Fülle,
Von den Bäumen durchs Gesträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Blüthchen Flatterschaar,
Das bewegt und regt so schnelle,
Wie der Morgen sie gebar,
Flügelhaft sich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieser Hütte?
Und wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tischchen in der Mitte!
Und so bin ich noch verwundert,
Sonne sinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was ist denn das?
Ist mir doch, als wärst du Glas,

Und ich wär' nicht weit davon;
Denn sie kommt, ich seh' es schon,
Traurig, denn ich bin nicht da;
Lächelnd, ja, sie weiß es ja!

Nun stellt sich dazwischen
Ein fühles Thal mit leichten Büschen,
Bächen, Wiesen und dergleichen,
Mühlen und Rändern, den sechsten Zeichen.
Daß da gleich wird eine Flüchte kommen,
Weite Felder undeklommen.
Und so immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geschieht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Gesichts
Und der zwei Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich sie seh'
Vom Zopf zur Zeh!

Sie ist fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bei ihr.

Wandelt sie auf schroffen Hügeln,
Eilet sie das Thal entlang,
Da ertönt es wie mit Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang,
Und auf dieser Jugendfülle,
Dieser Glieder frohe Pracht,
Harret einer in der Stille,
Den sie einzig glücklich macht.

Liebe strömt ihr gar zu sehön,
Schöneres hab' ich nie gesehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk ich: soll es doch so seyn!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn sie mich liebt,
Daß es noch was Bess'res gibt?

Und noch schöner ist die Braut,
Wenn sie sich mir ganz vertraut,
Wenn sie spricht und mir erzählt,
Was sie freut und was sie quält.

Wie's ihr ist und wie's ihr war,
Kenn' ich sie doch ganz und gar.
Wer gewöhn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und solch ein Weib!

Frühling übers Jahr.

Das Beet, schon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Gluth,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln stolzieren
So naseweis,
Schalkhafte Veilchen,
Versteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug der Frühling,
Er wirkt und lebt.

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille! Still!

Beyde.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?
Kling ling!

Scapine

in obiger Stellung.

Ich ſterbe!
Mir ſiedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine.

O weh!

Doch was im Garten
Am reinsten blüht,
Das ist des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da üben Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liebchen,
Erheiternd Wort.
Ein immer offen,
Ein Blütenberg,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Um Mitternacht.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof um
In Vaters Haus, des Pförrers, Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte, weil sie soll,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gebend, kommend Seligkeiten soll;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Fenster drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich uns Vergangne wie uns Künftige schlang;
Um Mitternacht.

Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, 25. Aug. 1828.

Willst du mich sogleich verlassen?
Warst im Augenblick so nah!
Dich umflutetem Wolkenmassen,
Und nun seh ich dich gar nicht da.

Doch du stärkst, wie ich bestrebt bin,
Blickst dein Rund herauf als Stern!
Zeigest mir, daß ich geliebt bin,
Sey das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Ueberselig ist die Nacht.

Der Bräutigam.

Um Mitternacht, ich schlief, im Busen wachte
Das liebevolle Herz, als wär' es Tag;
Der Tag erschien, mir war, als ob es nachte,
Was ist es mir, so viel er bringen mag.

Sie fehlte nur mein einzig Thun und Streben.
Für sie allein errang ich's durch die Glut
Der heißen Stunde, welch erkauftes Leben
Am kühlen Abend! lohnend war's und gut.

Die Sonne sank, und Hand in Hand verflochten
Beglückten wir den letzten Segensblick.
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet,
Vom Osten, hoffe nur, sie kommt zurück!

Um Mitternacht! der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle, wo sie ruht.
O sey auch mir dort aufzuruhn bereitet,
Wie es auch sey, das Leben, es ist gut!

So ist der Held, der mir gefällt.

Flieh, Täubchen, flieh! Er ist nicht hie!
Der dich an dem schönsten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, wo du dich verborgen.
Flieh, Täubchen, flieh! er ist nicht hie!
Böser Lauer Füße rasten nie.

Horch! Flötenklang, Liebesgesang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre.
Find't im zarten Herzen offne Thore.
Horch! Flötenklang! Liebesgesang!
Horch! — es wird der süßen Lüre zu bang.

Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet.
Auf den Wangen ew'ger Frühling bebet.
Hoch ist sein Schritt, fest ist sein Tritt,
Edler Deutschen Füße gleiten nie.

Wenn' ist die Brust, keusch seine Lust;
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten schön umzogen.
Wenn' ist die Brust, keusch seine Lust,
Gleich beim Anblick zu ihm lieben muß.

Roth ist sein Mund, der mich verwundt.
Auf den Lippen träulein Morgenröthe.
Auf den Lippen zärtlein kühle Täthe.
Roth ist sein Mund, der mich verwundt.
Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.

Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Sinn und Stärke wohnt in weichen Armen.
Auf dem Antlitz ebnes Erbarmen.
Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;
Selig! wer in seinen Armen ruht.

Sicilianisches Lied.

Ihr schwarzen Aeugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuser ein,
Es fallen Städte;
Und diese Leinenwand
Vor meinem Herzen —
Bedenk doch nur einmal —
Die sollt' nicht fallen!

Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i gestande,
Ha de Bhale
Zuegeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gejuzzet,
Hänt's Nästli
Gebaut.

Im Garte
Bin i gestande,
Ha de Imbli
Zuegeschaut;
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf y' Wiese
Bin i gange,
Lueg' i Sommers
Bhale a;
Hänt gejoge,
Hänt gejuzzet,
Gar y' schön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hansel,
Und da zeig i
Em fresh,
Wie sie's mache,
Und wer lacht
Und mache's
Au so.

Finnisches Lied.

Klim' der liebe Wohlbekannte,
Völlig so wie er geschieden;
Kuß erklang' an seinen Lippen.
Hätt' auch Wolfesblut sie gerötet;
Ihm den Handschlag gäb' ich, wären
Seine Fingerspitzen Schlangen.

Mund! o hättest du Verständnis,
Wort' um Worte trügst du wechselnd,
Sollt' auch einiges verhallen,
Zwischen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Bissen,
Priesters Tafelfreich verzäh' ich
Eher als dem Freund entsagen.
Den ich Sommers rasch bezwungen,
Winters langer Weil' begrüßet.

Zigeunerlied.

Im Nebelgerisel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Gekreisch:
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wite hu!

Ich sah einmal eine Katz' am Zaun,
Der Anne, der Herr, ihre schwarze liebe Katz';
Da kamen bei Nachts sieben Wehrwölf' zu mir,
Waren sieben sieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wite hu!

Ich kannte sie all', ich kannte sie wohl
Die Anne, die Ursel, die Käth',
Die Liese, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie beulten im Kreise mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wite hu!

Da nannt' ich sie alle bei Namen laut:
Was willst du, Anne? was willst du, Beth?
Da rückten sie sich, da schüttelten sie sich
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wite hu!

*Die Zerstörung Magdeburgs.

O Magdeburg die Stadt!
Die sündne Mägden hat,
Die sündne Frau'n und Mädchen hat.
O Magdeburg die Stadt!

Da alles steht im Flor,
Der Tilly zieht davor,
Durch Garten und durch Felder Flor.
Der Tilly zieht davor.

Der Tilly steht daraus.
Wer rettet Stadt und Haus?
Geh, Lieber, geh zum Thor hinaus
Und schlag' dich mit ihm draus.

Es hat noch keine Noth,
So sehr er toot und droht;
Ich küsse deine Wangleln roth.
Es hat noch keine Noth.

Die Sehnsucht macht mich bleich.
Warum bin ich denn reich?
Dein Vater ist vielleicht schon bleich.
Du Kind, du machst mich weich.

O Mutter, gieb mir Brod!
Ist denn der Vater todt?
O Mutter, gieb ein Stückchen Brod.
O welche große Noth!

Dein Vater lieb ist hin,
Die Bürger alle fliehn,
Seyn flieht das Blut die Straße hin.
Wo fliehn wir hin, wohin?

Die Kirche stürzt in Graus,
Da droben brennt das Haus.
Es qualmt das Dach, schon flammt's heraus:
Nur auf die Straß' hinaus!

Ach, keine Rettung mehr!
In Straßen rast das Heer.
Es rast mit Flammen hin und her.
Ach, keine Rettung mehr!

Die Häuſer ſtürzen ein.
Wo iſt das Mein und Dein!
Das Bändchen es iſt nicht dein,
Du flüchtig Mädelein.

Die Weiber bangen ſehr.
Die Mägdlein noch viel mehr,
Was jetzt iſt keine Jungfer mehr.
So raſen Tilly's Heer!

Geſellige Lieder.

Was wir in Geſellſchaft ſingen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Zum neuen Jahr.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leiden, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener verſchwunden,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O des Geſchickes
Seltſamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk.

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geſchick
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Himmliſcher Fluth!

Andere ſchauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und ſcheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald ſich verſchwindet,
Wieder ſich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Bewegung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Stiftungslied.

Was geſtiftet du, ſolange Nachbarin,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegeſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerin
Und ließ ihr keine Ruh.
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht.
Er iſt der Klügſte heut.
Den Braten bratet er für und für
Am ſüßen Minnefeu.

Die ſechſte, die verehrten dann
Zuſammen ein gutes Mahl.
Und ſiehe! kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch
Fürs wackre fünfte Paar.
Das voll Geſchmack' und Neuigkeit
Und friſcher Sahne kränzte war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und ſeine Spiele Platz;
Ein ſechſtes Pärchen kam heran,
Geſunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte ſehr.
Was doch das beſte thut.
Ein zärtlich Pärchen ſchloß ſich an,
Ein treues — nun war's gut.

Geſellig feiert fort und fort
Das unzertrennte Mahl,
Und eins im andern freut ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blätterſänger, o Cuccu!
Bitten eines jungen Paares
In der ſchönſten Zeit des Jahres
Höre, lieber Vogel du;
Kann es hoffen, ruf' ihm zu
Dein Cuccu, dein Cuccu,
Immer mehr Cuccu, Cuccu.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt bei ſeiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lange es warten ſoll?
Horch! Cuccu! Horch! Cuccu!
Immer ſtille! Nichts hinzu!

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber, wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erſreuſt,
Wenn du viele propheziſt.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagſt du wohl, wie lang wir leben?
Freilich, wir geſtehen dir's,
Gern zum längſten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben iſt ein großes Feſt,
Wenn ſich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zuſammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch alles nicht mehr ſchön.
Cou Coucou, Cou Coucou :‖:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

(Mit Grazie in rotatum.)

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir, ſo warm, erflehn,
Weibchen, o ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nun in der blauen Tiefe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt vorüber,
Wo um beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen,
Zuerſt, gewaltig aus.

Doch als uns am Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zweit;
Doch anders war's beſchieden
Uns ſieh': wir waren drei,

Und vier' und fünf' und ſechſe;
Sie ſahen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns übern Kopf.

Und dort im ſchöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
Es freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl da drüben
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo im Felſengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich ſchäumend, und dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß:
Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leiſer, von dem Boden,
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, ſchwankend, ab,
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrendinte,
Beweat ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus.

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird, am Friedensfeſte,
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feiertänzen
Drängt jeder ſich hervor;
Da ſchmücket du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt im Reihen
Als junges Paar gefreut;
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon:
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhebe von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn:
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher geraaht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Send recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dies Glas des ächten Weins!
Auf, in der vollen Stunde
Stoßt an, und küsset treu,
Bei jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drinn?
Genießt die treue Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von kleinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesonnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles, was besonnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verkriecht sich keine Lust;
Durch Zieren nicht gezwänget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig so gesellt.

Dauer im Wechsel.

Hielte diesen frühen Segen,
Ach! nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blütenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erst verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerstreuen
Wenn es kalt im Herbst geschwankt.

Willst du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;
Gleich mit jedem Morgenhauche,
Aendert sich dein volles Thal;
Ach, und in demselben Hauche
Zerschwimmt du nicht zum zweitenmal.

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgetan,
Mauern stürzt du, stürzt Paläste
Stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Klippe,
Die im Kusse sonst genaß,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenkraft maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte, wohlzutun,
Das angebetete Gebilde,
Alles ist ein andres nun.

Und was sich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei, wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorüberfliehn,
Denke, daß die Gunst der Musen
Unvergänglichkeit verleiht,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde;
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegwegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dacht' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort,
Ungestoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schaffe!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Dem gehöret die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
Aus Erhalten denkt er zwar,
Mehre noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind,
Wen ich eben meine.
Nun, so nicke sie mir zu;
Leb' auch sie der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Neidel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sey ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Geſellen!
Die ſich mit gedrängter Kraft
Brav zuſammen ſtellen
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

Gewohnt, gethan.

Ich habe geliebet; nun lieb' ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erſt war ich der Diener von Allen;
Nun feſſelt mich dieſe ſcharmante Perſon,
Sie thut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn,
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet; nun glaub' ich erſt recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden;
So dunkler es oft und ſo dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal iſt's lichter geworden.

Ich habe geſperret; nun ſperr' ich erſt gut!
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Iſt alles an Tafel vergeſſen.
Die Jugend verſchlingt nur, dann ſauſet ſie fort;
Ich liebe zu tafeln am luſtigen Ort,
Ich eſſ' und ich ſchmecke beim Eſſen.

Ich habe getrunken; nun trink' ich erſt gern!
Der Wein erhöht noch, er macht uns zum Herrn
Und thöret die ſklaviſchen Zungen.
Ja ſchonet nur nicht das cremichte Naß;
Denn ſchwindet der älteſte Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt!
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer gelobt,
So drehn wir ein ſittſam Tänzchen.
Und wer ſich der Blumen recht viele verflicht,
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleiben ein muntres Kränzchen.

Drum friſch nur aufs neue! Bedenke dich nicht;
Denn wer ſich die Roſen, die blühenden, bricht,
Den ſtechen gewahr nur die Dornen.
So heute wie geſtern, es flimmert der Stern.
Nur halte von dämmernden Klippen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Generalbeichte.

Laſſet heut' im engen Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.

Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Neue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
Ihr bekennt, verirrt und fromm,
Eure größten Sünden:
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſuchet bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet;
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und manierlich fuhren wir,
Wenn Philiſter ſarmäßten,
Ueber ghettiſchen Gejauch
Ihre Geſellſchaft ſchätzten;
Wogen glückliche Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich beben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Redlicher zu leben.

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Pertinenzſinn des Neids
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu lieben leid mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Sophiſtiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſein:
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lachten und winkten und ſtimmten mit ein:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Oben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wie ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mir mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Oben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Und auf den Höhen der Indiſchen Klüfte
Und in den Tiefen Aegyptiſcher Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Oben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Ein Andres.

Sey! gehorche meinen Winken.
Nutze deine jungen Tage.
Lerne jetzo klüger seyn:
Auf des Glückes großer Wage
Stehst die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken.
Du mußt herrschen und gewinnen.
Oder dienen und verlieren.
Leiden oder triumphiren.
Amboß oder Hammer seyn.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Drum ist's so wohl mir in der Welt;
Juchhe!
Und wer will mein Cumerade seyn.
Der stoße mit an, der stimme mit ein.
Bei dieser Neige Wein.

Ich stellt' mein Sach auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth;
O weh!
Die Münze rollte hier und dort.
Und hascht' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort.

Auf Weiber stellt' ich nun mein Sach.
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach;
O weh!
Die Falsche sucht' sich ein ander Theil.
Die Treue macht' mir Langeweil;
Die Beste war nicht feil.

Ich stellt' mein Sach auf Reis' und Fahrt.
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart;
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht.
Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht.

Ich stellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr'.
Juchhe!
Und lief: gleich hatt' ein Andrer mehr;
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da sahen die Leute scheel mich an,
Hatte keinen Recht gethan.

Ich setzt' mein Sach auf Kampf und Krieg.
Juchhe!
Und uns gelang so mancher Sieg;
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein.
Dem Freunde sollt's nicht viel besser seyn.
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts gestellt.
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt;
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Sommus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

Kriegsglück.

Verwünschter weis ich nichts im Krieg.
Als nicht ehrlich zu seyn.
Man geht gerüstet zum Sieg zu Sieg
Gerade gewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts erlitt.
Als daß man auf dem Marsch sich plackt.
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Canoniren an.
Dem Bauer eine Last.
Verderblich jedem Edelmann.
Und Bürgern gar verhaßt.
Sey höflich, man verletzt sich schlecht.
Den Grenzen zur Noth;
Und nimmt man selbst am Wirthe Recht.
Ist man Proviant-Brod.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert's klein Gewehr.
Trompet' und Trab und Trommel summt.
Da geht's wohl lustig her;
Und wie nun das Gefecht beschrieb.
Man weichet, man erneut's.
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trefft, wird's Ernst, das Beste,
Und nun ist alle Noth vorbei.
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger hegt.
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt.
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut sich Herz und Keller los.
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen-Schooß
Kann man sich göttlich thun.
Der kleine Zitherton pappt.
Die Aermsten passen nie,
Sogar das Hemdchen wird gewaschen.
Das neun' ich doch Charrie!

Hat Eine sich den Helden nun
Benah verausgabt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn.
Die ihn gefällig hegt.
Ein Drittes kommt wohl einstglich.
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand.
Man sey voll Kampfes-Lust;
Da kömmt bedenke Kreuz und Band
Und zierer Roß und Brust.
Sagt, ob's für einen Marschmann
Wohl etwas Bess'res gibt:
Und unter Thränen scheidet man
Geehrt so wie geliebt.

Offene Tafel.

Viele Gäste wünsch' ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit.
Vögel, Wild und Fische.

Eingeladen ſind ſie ja,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir, ob ſie kommen!

Söhne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wiſſen,
Nicht, daß es was Hübſches ſey,
Einen Freund zu küſſen.
Eingeladen ſind ſie all,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir, ob ſie kommen!

Frauen denk' ich auch zu ſehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden ſie,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir, ob ſie kommen!

Junge Herrn berief ich auch
Nicht im mindſten eitel,
Die ſogar beſcheiden ſind
Mit gefüllten Beutel;
Dieſe bat ich ſonderlich,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir, ob ſie kommen!

Männer lud ich mit Reſpect,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die ſchönſte ſchauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir, ob ſie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unſre Luſt zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle dieſe ſtimmten ein,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir, ob ſie kommen!

Doch ich ſehe niemand gehn,
Sehe niemand rennen!
Suppe kocht und ſiedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's - fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Häuschen, ſag', was meinſt du wohl?
Es wird niemand kommen.

Häuschen, lauf' und ſäume nicht,
Ruf' mir neue Gäſte!
Jeder komme wie er iſt,
Das iſt wohl das Beſte!
Sehen ihn's in der Stadt bekannt,
Wohl ihn's aufgenommen.
Häuschen, mach' die Thüren auf:
Sieh' nur, wie ſie kommen!

Rechenſchaft.

Der Meiſter.

Friſch! der Wein ſoll trefflich fließen!
Nichts Verdrießlich's weh' uns an!
Saar, willſt du mitgenießen.
Haſt du deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten ſich nur gar zu ſehr;
Geſtern zärtlich, während beute,
Morgen wär' es noch viel mehr;
Senkte Sie hier das Geſichte,
Dort zerrauft' Er ſich das Haar;
Alles dacht' ich in's Geſichte,
Und ſie ſind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Warum weinſt du, junge Waiſe?
„Gott! ich wünſchte mir das Grab;
Denn mein Vormund, leiſe, leiſe,
Bringt mich an den Bettelſtab.“
Und ich kannte das Geſichter,
Zog den Schächer vor Gericht.
Strenge und brav ſind unſre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einem armen kleinen Knaben,
Der ſich nicht beſonders wehrt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Heute grob ſich aufgelehnt.
Und ich fühlte mich ein Mannſen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem tollen Hanſen
Gleich die Schmarre durch's Geſicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu ſagen;
Denn ich habe nichts getban.
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthſchaft an;
Doch ich habe nichts vergeſſen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten ſie zu eſſen,
Und an Eſſen fehlt' es nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich erneuen.
Macht' es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!
Reuestunden, Kümmernien!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäſche,
Nannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, ſo löſche,
Hat's gebrannt, dann wieder auf!

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Meiſter.

Jeder möge ſo verfahren,
Was ihm heute wohlgelang!
Das iſt erſt das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Geſang.
Keinen Druckfer hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der That.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drei Stimmen.

Heiter trete jeder Sänger,
Hochwillkommen in den Saal!
Denn nur mit dem Grillenfänger
Hatten wir's nicht liberal;
Förchten hinter dieſen Launen,
Dieſem ausklafferten Schmerz,
Dieſen trüben Augenbraunen,
Leerheit oder ſchlechtes Herz.

Chor.

Niemand ſoll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter ſoll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Ergo bibamus!

Hier ſind wir verſammelt zu löblichem Thun.
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.
Die Gläſer ſie klingen, Geſpräche ſie ruhn,
Beherziget Ergo bibamus.
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort;
Es paßet zum Erſten und paßet ſo fort,
Und ſchallet ein Echo vom feſtlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus.

Ich hatte mein freundliches Liebchen geſehn.
Da dacht' ich mir: Ergo bibamus.
Und nahte mich freundlich; da ließ ſie mich ſtehn.
Ich half mir und dachte: Bibamus.
Und wenn ſie verſöhnet euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küſſen vermißt;
So bleibet nur, bis ihr was Beſſeres wißt,
Beim tröſtlichen Ergo bibamus.

Mich ruft mein Geſchick von den Freunden hinweg;
Ihr Rebchen! Ergo bibamus.
Ich ſterbe von hinnen mit leichtem Gepäck;
Drum doppeltes Ergo bibamus.
Und was auch der Zilly von dem Leibe ſich ſchmorat,
So bleibt für den Heitern doch immer geſorgt,
Weil immer dem Frohen der Frohſinne borgt;
Drum, Brüderchen: Ergo bibamus.

Was ſollen wir ſagen zum heutigen Tag!
Ich dächte nur: Ergo bibamus.
Er iſt nun einmal von beſonderem Schlag;
Drum immer aufs neue: Bibamus.
Er führet die Freude durchs offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt ſich der Flor,
Da ſchenkt uns ein Bildchen, ein göttliches, vor;
Wir klingen und ſingen: Bibamus.

Epiphaniasfeſt.

Die heil'gen drei König' mit ihrem Stern,
Sie eſſen, ſie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie eſſen gern, ſie trinken gern,
Sie eſſen, trinken, und bezahlen nicht gern.

Die heil'gen drei König' ſind kommen alhier,
Es ſind ihrer drei und ſind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heil'ger drei König mehr.

Ich erſter bin der weiß' und auch der ſchön'.
Bei Tage ſollter ihr erſt mich ſehn!
Doch ach mit allen Epecerein
Werd' ich kein Tag kein Mädchen mehr erfreun.

Ich aber bin der braun' und bin der faun',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Geſang.
Ich bringe Geld ſtatt Epecerein,
Da werd' ich überall willkommen ſeyn.

Ich endlich bin der ſchwarz' und bin der klein'
Und mag auch wohl einmal recht luſtig ſeyn.
Ich eſſe gern, ich trinke gern,
Ich eſſe, trinke und bedanke mich gern.

Die heil'gen drei König' ſind wohl geſinnt,
Sie ſuchen die Mutter und das Kind;
Der Joſeph freuet ſich auch dabei,
Der Ochs und Eſel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold.
Dem Weihrauch ſind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei ſo gut als ihrer ſechs.

Da wir nun hier ſchöne Herrn und Fraun,
Aber keine Ochſen und Eſel ſchaun;
So ſind wir hier nicht am rechten Ort
Und ziehen unſeres Weges weiter fort.

Die Luſtigen von Weimar.

Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das iſt, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebſter Ort!

Samstag iſt's, worauf wir zielen,
Sonntag rauſcht man auf das Land;
Zwätzen, Burgau, Schreibemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reizet uns die Bühne;
Dienstag ſchleicht kaum auch verbei,
Doch er bringt zu ſtiller Sühne
Ein Rapuſchchen krank und frei,
Mittwoch fehlt es nicht an Nährung:
Denn es gibt ein gutes Stück;
Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belvedre zurück.

Und es ſchlingt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zwei und funfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weis.
Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Die erfriſchen unſre Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater;
Weimar, Jena, da iſt's gut!

Loge.

Symbolum.

Des Maurers Wandeln,
Es gleicht dem Leben.
Und ſein Bestreben,
Es gleicht dem Handeln
Der Menſchen auf Erden.

Die Zukunft deckt
Schmerzen und Glücke.
Schreitweis' dem Blicke,
Doch unerſchrecket
Dringen wir vorwärts.

Und ſchwer und ſchwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' ſie genauer
Und ſiehe, es melden
Im Buſen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernſte Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geiſter,
Die Stimmen der Meiſter:
Verſäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden ſich Kronen
In ewiger Stille,
Die ſollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Verſchwiegenheit.

Wenn die Liebde zum Erwidern
Blick auf Liebesblicke beut,
Singt ein Dichter gern in Liedern,
Wie ein ſolches Glück erfreut!
Aber Schweigen bringet Fülle
Reicheren Vertrau'ns zurück;
Leiſe, leiſe! Stille, ſtille!
Das iſt erſt das wahre Glück.

Wenn den Krieger wild Gethöſe,
Tromm'l und Pauken, aufgeregt,
Er den Feind, in aller Blöße,
Schmetternd über Länder ſchlägt;
Nimmt er, wegen Siegsverherrung,
Gern den Ruhm, den lauten, an,
Wenn verdienſtliche Verehrung
Seiner Wohlthat wohlgethan.

Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wiſſen doch was feiner weiß;
Ja, ſogar bekannte Lieder
Hüllen ſich in unſern Kreis.
Niemand ſoll und wird es ſchauen
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Iſt der Tempel aufgebaut.

Gegentoaſt der Schweſtern.

Zum 25. October 1829
dem Stiftungs- und Amalienfeſte.

Unſer Dank, und wenn auch trutzig
Grüßend alle lieben Gäſte,
Machte keinen Frohen ſtutzig:
Denn wir feiern eure Feſte.

Sollten aber wir, die Frauen,
Dankbar ſolche Brüder preiſen,
Die, ins Innere zu ſchauen,
Immer uns zur Seite weiſen!

Doch Amalien, der hehren,
Die auch euch verklärt erſcheinet,
Sprechend, ſingend ihr zu Ehren
Sind wir doch mit euch vereinet.

Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu ſtören,
Fragen alle ſich die Brüder,
Was ſie ohne Schweſtern wären?

Trauerloge.

Der Unvergeßlichen
Prinzeſſin Caroline von Weimar-Eiſenach
vermählten
Erbprinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin
geweihet
1816.

An dem öden Strand des Lebens,
Wo ſich Dün' auf Düne bäuft,
Wo der Sturm im Finſtern kränkt,
Setze dir ein Ziel des Strebens.

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen sie?
Ich weiß nicht, betrügen sie?
Ich weiß nicht, sind sie toll?

Beyde.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur seht!
Wie er toll ist!
Wie er rennt!
Ach er kennt
Sich selbst nicht mehr!
Ach es ist um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beyde.

Keine Verlegenheit
Ficht uns an.

Scapin.

Ai!

Unter ſchon verloſchnen Eichen
Tauſend Väter hingeſtreckt,
Ach! von neuen friſchen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt.

Haſt du ſo dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Chaor
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Unaufhalten,
Treulich wirkend, gern verweilt,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilſt.

Dank des Sängers.

Von Sängern hat man viel erzählt,
Die in ein Sofas gekommen,
Wo nichts ermangelt, nichts gefehlt,
Sie haben Platz genommen,
Doch war wo, irgendwo ein Platz,
Vergleichbar ihrem Brüder-Schatz,
Wo auch ich Platz genommen?

Ihr fraget nicht, woher ich ſey,
Wir alle ſind von oben;
Doch ſingend wird der Freie frei
Und darf die Brüder loben
Die Bruſt entlüftet der Geſang!
Was außen eng, was außen bang,
Uns macht es nicht verſtummen.

So hab' ich euch denn ſchon den Dank,
Den ich gebracht, erwieſen,
Und euch mit Ihnen rein und ſakrant
Als Würdige erprieſen.
Was bleibet übrig, als der Schall,
Den wir ſo gerne hören,
Wenn überall, als überall
Im Stillen wir uns verehren.

Zur Logenfeier
des dritten Septembers 1825.

Einleitung.

Einmal nur in unſerm Leben,
Was auch ſonſt begonnen mag,
Iſt das höchſte Glück gegeben,
Einmal feiert ſolchen Tag!

Einen Tag, der, froh erglänzend,
Bunten Schmuck der Nacht entſteigt,
Sich geſellig nun begränzend,
Segensvoll zum Berge neigt.

Darum löſet eure Pferde,
Laßt Vertrauteſte herein;
Heute ſoll an allen Orten
Liebe nah der Liebe ſeyn!

Zwiſchengeſang.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige;
Ihr ſucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt ſich in ſchöner That.

Und ſo gewinnt ſich das Lebendige
Durch Fels' aus Felse neue Kraft,
Denn die Geſinnung, die beſtändige,
Sie macht allein den Menſchen dauerhaft.

So thu's ſich jene große Frage
Nach unſerm zweiten Vaterland;
Denn das Beſtändige der ird'ſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand.

Schlußgeſang.

Nun auf und laßt verlauten,
Ihr brüderlich Vertrauten!
Wie ihr geheim verehret,
Nach außen ſey's gelehret!
Nicht mehr in Eilen
Verhalle der Sang.

Und jubelnd übermaßen
Durchziehet neue Straßen!
Wo wir uns Leere ſchauten,
Erſcheinen edle Bauten
Und Kranz an Kränzen
Die Reihen entlang.

So äußeres Gelobde
Verkündet innre Freude;
Der Schule Raum erweitert,
Im lichtern Saal erheitert;
Die Kinder ſchauen
Nicht Mober noch Zwang.

Nun in die luft'gen Räume!
Wer pflanzte dieſe Bäume,
Ihr zimmerlichen Gatten?
Er pflanzte dieſe Schatten,
Und Wälder umgrünen
Die Hügel entlang.

Die Plage zu vergeſſen,
Das Gute zu ermeſſen,
So aufgeregt als traulich,
So ernſtam wie erfreulich,
Stimmet zuſammen
In herzlichem Sang!

Wie viel er aufgeſpendet,
Auch weit und breit vollendet,
Die Unzahl ſich verbündet,
Unſäglich Glück gegründet,
Das wiederholet
Das Leben entlang.

Dem würdigen Bruderfeſte
Januar 1826.

Funfzig Jahre ſind vorüber,
Wie gemiſchte Tage ſtorm;
Funfzig Jahre ſind hinüber
In das ernſt Vergangne ſchon.

Doch lebendig, ſtets aufs Neue,
Thut ſich edels Wirken kund,
Freundes Liebe, Männer Treue,
Und ein ewig ſichrer Bund.

Aufgeſteigt in weiter Ferne.
Rad, gerrennt, ein ewiges Rund;
Schimmernd ſie, beſchienen Sterne
Leis' wohlthätigem Liebte gleich.

So, die Menſchheit fort zu ehren,
Laſſet, freudig überein,
Als wenn wir verſammen wären,
Kräftig uns zuſammen ſeyn!

Balladen.

Mädchen, noch in wunderſam,
Dichterſtunde machen's nah.

Mignon.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen!
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der Knecht lief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Weiß reiner Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schlicht, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schoß die Schönen.

Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihn zu ehren für ſein Spiel
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern:
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch hast du etwas mir zu thun,
Befiehl es treuen Knechten,
Und laß mich deinen Becher nehmen
Voll frischen Goldes reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll hoher Labe!
O wohl dem wohlgebauten Haus,
Wo man ſo labet, wo man ſo ſchenkt!
Wo das iſt, meine Gabe!
Erfreut's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Ballade.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da ſind wir allein,
Wir wollen die Pforten verſchließen.
Die Mutter ſie betet, der Vater im Hain
Iſt gangen die Wölfe zu ſchießen.
O ſing uns ein Mährchen, o ſing es uns oft,
Das ich und der Bruder es lerne;
Wir haben ſchon längſt einen Sänger gehofft,
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Im nächtlichen Saale, im heimlichen Graun
Verlebt er das hohe, das herrliche Faun,
Die Schöne, die hat er verlaſſen.
Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was ſtrahlt er unter dem Mantel ſo ſchwind?
Was trägt er ſo raſch in die Ferne?
Ein Töchterlein iſt es, da ſchlief nun das Kind. —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Nun hellt ſich der Morgen, die Welt iſt ſo weit,
In Thälern und Wüſten die Wohnung vereit,
In Dörfern erwacht man den Sänger;
So ſchreitet und ſchreitet er unendliche Zeit,
Der Bart wächſt ihm länger und länger;
Doch wächſt in dem Arme das herrliche Kind,
Wie unter dem ſilbernen Sterne,
Gezeichnet in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Und immer ſind weiter die Jahre verflicht,
Der Mantel entfärbt ſich, der Mantel zerflicht,
Er könnte ſie länger nicht ſchützen.
Der Vater, er grauet ihr, wie iſt er bezalbt!
Er kann ſich für Freude nicht faſſen;
So ſchön und ſo edel erblühet die Zwiefach,
Entſproſſen aus väterlichem Kerne.
Wie macht ſie den Vater, den treuen, ſo reich? —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Da reitet ein fürſtlicher Ritter heran.
Sie reckt die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almoſen will er nicht geben.
Er faßet das Hündchen ſo kräftiglich an:
Die will ich, ſo ruft er, aufs Leben!
Erkennſt du, erwidert der Alte, den Schatz,
Erkieſt du zur Fürſtin ſie gerne;
Sie ſey die verlorne auf grünendem Platz —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Sie ſeanet der Prieſter am heiligen Ort.
Mit Luſt und mit Unluſt nun ſcheidet ſie fort.
Sie möchte vom Vater nicht ſcheiden.
Der Alte, er wandert nun hier und bald dort;
Er trägt in Freuden ſein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gebadt,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie ſeanet ich bei Tage, ſie ſean' ich bei Nacht —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Er ſeanet die Kinder; da poltert's am Thor.
Der Vater, da iſt er! Sie ſpringen hervor;
Sie können den Alten nicht tragen —
Was ſoeſt du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Erareift ihn, ihr eiſernen Schergen!
Zum tiefſten Verlieſ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne.
Sie eilet, ſie bittet mit ſameicheindem Wort —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Die Schergen, ſie laſſen den Würdigen ſtehn,
Und Mutter und Kinder, ſie bitten ſo ſehn;
Der fürſtliche Stolze verbeiſet
Die grimmige Wuth, ihn entrüſtet das Flehn,
Bis endlich ſein Schweigen zerreißet.
Du nichtige Brut! du vom Bettergeſchlecht!
Verkünderung fürſtlicher Sterne!
Ihr grinat mir Verderben! Geſchiedet mir doch Recht —
Die Kinder, ſie hören's nicht gerne.

Noch ſtehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eiſernen Schergen, ſie treten zurück.
Es wächſt nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein eitles Glück,
Das ſind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete ſtets, und man läugnet mit Recht,
Das je ſich der Adel erkerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeſchlecht —
Die Kinder, ſie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verſtößt,
Die heiligſten Bande verwegentlich löſ't,
Se kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, ſo erarnat und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg, die iſt meine! Du haſt ſie gerandt,
Mich trieb dein Geſchlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köſtlichen Siegeln begiaubt! —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Rechtmäßiger Königs, er ſchwer zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich thie die Siegel der Schätze.
Se rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch fänd' ich die milden Geſetze.
Erhebt euch, Sohn! Es entwickelt ſich gut,
Heut einen ſich ſeltge Sterne,
Die Fürſtin, ſie zeugte dir fürſtliches Blut —
Die Kinder, ſie hören es gerne.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unerkannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſechſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam!
Und nicht in Acht das Veilchen nahm.
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſang und ſtarb und freut' ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Knabe frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſchwärzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Verzagten ihr die Sinnen,
Sie lacht' und weint' und herz' und ſchwur;
Se fuhr die Seel' von binnen.
Die Stund', da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es reitet ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen freuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten,
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht;
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterſchein
Gewaltverwerk entgegen,
Bind't's Pferd haus' an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er rafft ſich auf und trabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irr' führen ihn, die Quer' und Läna',
Treppe' auf Treppe' ab durch enge Gäng',
Verſtaune wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumal
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schätzel unten an
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlenkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand!
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand!“

Mein Vater, mein Vater, und hörſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlenkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlenkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebenjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hülle rettend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſt,
Die Fluthen ſpülen, die Flache ſauſt.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flath,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau! . . . . Du gehſt davon!“
Sie trägt die Mutter durch's Waſſer ſchon.

„Zum Hügel da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen iſt Heil.
Zum Hügel iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt,
Eine Meerswoge, ſie ſchwankt und ſauſt,
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Hügel und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt ihr ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So ſollten ſie alle verloren ſeyn!

Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut;
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werder ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schiffkein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt iſt alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint
Und überall wird ſchön Suschen beweint.
Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt, und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesluth?
Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?

Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll.
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gern zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da pflt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß' ich die Augen schweifen,
Und kann's vom steilen Sturmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Tranter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dies
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es verrsteht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren wert!
Im grünen Ueberkleide;
Daraus das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und Edelgeschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht;
Allein du bist das Blümlein nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch,
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wenn's Herze schlägt in treuer Brust
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen seyn,
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild;
Doch weiß ich noch was Lieb'res.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, seyn.
Hier in des Wärters Garten,
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorgen warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Jahren.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schaut er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht;
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen.
Doch will ich, weil sich's eben schickt
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann,
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so süß; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöst werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn Zwei sich treulich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir fast das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt sich Ritter Curt aufs Roß;
Zu der Traunne soll'n ihn tragen
Auf des edlen Liebsten Schloß;
Als am öden Felsenorte
Drohend sich ein Grauer naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten sie zu rascher That.

Lange schwankt des Kampfes Welle,
Bis sich Curt im Siege freut;
Er entfernt sich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Busches Zitterschein:
Mit dem Säugling still gepaaret,
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und sie winkt ihm auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht so geschwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen,
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchzuckt die süße Flamme,
Daß er nicht vorbei beachtet,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blasen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf seinen Straßen
Jahresfest und Markt so laut.
Und er wähnet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerüste
Den bebenden Ritter auf.
O verteufelte Gesuche!
Heidenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gebalten?
Die Verlegenheit ist groß.
Wiederlacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird sie los.

Hochzeitlied.

Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschauet.

Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hause vom Rößlein stieg,
Da fand er sein Schlößlein oden;
Doch Diener und Habe zerstoben.

Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimliche findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht.
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle.

Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte, die rascht so lange sie mag:
Ja, wenn sie ein Brüstlein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwergelein so zierlich mit Ampeien-Licht,
Mit Rehner-Gesichten und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

Wir haben uns Aexte hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes;
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes klingendes Chor
Possierlicher kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldeten Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und führt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen im lustigen Hopp
Erkiesel sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da rauscht's und säuselt es und rauschet und wirrt,
Da purrt's und trudert's und klötert's und schwirrt;
Das Gräflein, es dünket ihm bunter,
Es dünkt ihm, als läg' er im Fieber.

Nun dappeli's und rappeli's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Gestügel herein;
Es fließet beständig der köstliche Wein;
Das tollet und tollet so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.

Trompeten und klingender ſingender Schall,
Und Wagen und Reiter und dräuliſcher Schwall,
Sie kommen und ziehen und neigen ſich all,
Unzählige, ſeine Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die ärmſte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele ſollſt du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und ſo zog ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen;
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der edlen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter lockigem Blumenkranze;
In des Trankes Hummelstanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der ſüßen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verleidet du die Beiehrung.
Kommſt mit ängſtlicher Beſchwörung
Nicht wieder an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr verzehrend.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgepreiſ'te Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat;
Und wär's's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele;
Von allen klärt' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gut gelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die goldnen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mäuſefänger;
In ſeinem Städtchen kannt er ſie,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo ſpröde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebesbang
Bei Zauberſaiten und Geſang.

(Den Beſchluß.)

Die Spinnerin.

Als ich ſtill und rüſtig ſpann,
Ohne nur zu ſtocken,
Trat ein ſchöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was ſchaden?
Mein dem Flachſe gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Rührte mir er nicht dabei,
Lieh es nicht beim Alten;
Und der Fäden viel entzwei,
Den ich lang erhalten.

Und des Flachſes Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich ſie zum Weber trug,
Führt' ich was ſich regen.
Und mein armes Herze ſchlug
Mit geſchwindern Schlägen.

Nun, beim heißen Sonnenlicht,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe blickt ich mich
Nach dem nächſten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Emſig und fein geſponnen,
Kommt — wie kann es anders ſeyn? —
Endlich an die Sonnen.

Vor Gericht.

Von wem ich es habe, das ſag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! ſpeit ihr aus: die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das ſag' ich euch nicht.
Mein Schatz iſt lieb und gut.
Trägt er eine goldene Kette am Hals,
Trägt er einen ſtrobernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen ſeyn,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es iſt mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Lieſe.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerin.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwei
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus –

Müllerin.

Das gäbe Geſichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinem Arme aus?

Müllerin.

Mir nicken!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Quer ſchwarz buntles Kleid
Thut mir leid
Es weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Drauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilſt mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell;
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter fall,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eilteſt mit gelaſſ'nem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich jungen Blut
Hier fühle.
Es zieht die ſchöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesglut
Entzünden;
Wie oft man Aug mit Herzlein und Blut
Wohl finden!
Wenn man ſie Einmal nur geſehn,
Ach! immer muß man noch ihr gehn.

Bach.

Dann führ' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft,
Hat auch das Waſſer beſſ're Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag' ihr gleich und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund ſo früh und ſchnelle,
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Waldkapelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen darfuß gehn?
Was ſucht er ſeinen Morgenſegen
Durch die beſchneiten wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Und faſt, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ſollich er dieſe Wege
Nach einem ſolchen Apfelpaar,
Das freilich ſchön im Mühlgehege,
So wie im Paradieſe, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er brächte ſammt ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien,
In bittre laute Klagen aus:

„Ich laß in ihren Feuerblicken
Nicht eine Spitze von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Kennt' ich in ihren Armen trauren,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den wilden Amor lauren,
Und günſtig war er uns genug.

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, tuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Sie ſcholten des Mädchens Blüthen
Mit ſchrecklichem Geſchrei von mir. —
Was dringt ihr Alle, wie von Sinnen,
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein!
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel bedender ſeyn.

„Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verſucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

„Nun ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich mit Donnerſtimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So laſſet doch den Frau'n von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd ihr auch von den Gebäten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geſetzen,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.“

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ihr lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liedchen frech betrügt,
Und Nachts, mit allzuſtarker Wage,
Zu Amors falſcher Mühle trägt.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hauſe,
Daß ich dich, nach dem ernſten Wort,
Nicht zauſe!
Was ſingſt du hier für Heuchelei
Von Lieb' und ſtiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerin.

Ich ſinge von des Mädchens Reu,
Und langem heißem Sehnen;
Denn Leichtſinn wandelt ſich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Fauſt nicht ſo ſehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Elternnuß ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben;
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.
Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind gewohnte Geſchichten.

Zigeunerin.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauſchen!
Ich bin' an meine Kammer heran
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir doch das Herz, ich dacht':
O hättest du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!“

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einſt hinein,
Und ging verführt im Stillen;
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen.
Doch gleich entſtand ein Lärm und Geſchrei;
Es rannten die teilen Verwandten herbei.
Noch ſiedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

„Kommt nun dieſelbige Stunde zurück,
Wie ſtill mich's kränket und ſchmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verſcherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So ſchlecht an dem Liebſten zu handeln.“

Der Dichter.

So ging das ſchwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur ſpringenden Quelle;
Sie wuſch ſich beſtig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Geſicht, und weiß und klar
Stellt ſich die ſchöne Müllerin dar
Dem erſtaunt-erzürnten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schlag' und Meſſerſtiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch ſterben.

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Geweckt?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und bähmiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerin.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es iſt nun Alles dein eigen.

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und funkelt!
Es gibt ein Liebesgeſtirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle ſpringt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Wanderer und Pächterin.

Er.

Kannſt du, ſchöne Pächterin ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wanderer kurze Rube finde,
Labung mir für Durſt und Hunger reichen?

Sie.

Willſt du, Vielgereiſ'ter: hier dich laben,
Sauren Rahm und Brod und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte,
Kannſt du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch, ich wäßte ſchon dich kennen,
Unvergeſſ'ne Zierde beider Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden;
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich bei Wanderern
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſten Male
Hat mir's dieſe Bildung abgewonnen!
Damals war ſie Sonne aller Sonnen
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, ſo kann es wohl geſchehen,
Daß man deinen Märchenſchatz vollende;
Purpurreiche Roſ von ihrer Hende,
Da du ſie zum erſten Mal geſehen.

Er.

Nein, fürwahr, das haſt du nicht gedichtet!
Konnten Geiſter dir es offenbaren.
Von Juwelen haſt du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieſes Eine ward mir wohl vertraut:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu ſehen,
Manche Schöſſer in die Luft erbaut.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn am Schluß der Reiſe
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaſſ'nen Gutes
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er.

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt ermeiden?
Reiche Felder, breite Wieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geſchwiſter haben viel erworben;
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaſſ'ne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es, meine Schöne!
Vom Beſitzer hört ich die Beſtimme:
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es iſt: Helene!

Sie.

Kennt' uns Glück und Höhe nicht verrinnen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh' den wackern Bruder kommen;
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Doctor.

Stille!

Beyde.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beyde.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Seyd doch beſcheiden!
Geht, legt euch ſchlafen!
Träumt von dem Streich!

Wirkung in der Ferne.

Die Königin ſteht im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen ſo viele;
Sie ſpricht zum Pagen: „Du läufſt einmal
Und holſt mir den Beutel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tiſches Rand.“
Der Knabe, der eilt ſo behende,
War bald an Schloſſes Ende.

Und neben der Königin ſchläft zur Stund
Sorder die ſchönſte der Frauen.
Da brach ihr die Taſſe ſo hart an dem Mund,
Es war ein Gräuel zu ſchauen.
Verlegenheit! Scham!
Um's Prachtkleid iſt's gethan!
Sie eilt und fleht ſo behende
Entgegen des Schloſſes Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen,
Es wußt' es niemand, doch beide zuſamm',
Sie hegten einander im Herzen,
Und, o des Glücks,
Des günſt'gen Geſchicks!
Sie warfen mit Bruſt ſich zu Brüſten
Und herzten und küßten nach Lüſten.

Doch endlich beide ſich riſſen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt ſich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürſtin entdeckt
Das Weſtchen befleckt,
Für ſie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.

Und ſie die Heimeiſterin rufen läßt:
„Wir kamen doch neulich zu Streite.
Und ihr behauptetet ſteif und feſt,
Nicht reiche der Geiſt in die Weite;
Die Gegenwart nur,
Die taſſe wohl Spur;
Doch niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmliſchen Sterne.“

„Nun ſeht! So eben ward mir zur Seit'
Der geiſtige Stärkrank verſchüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten ſo weit
Dem Knaben die Weſte zerrüttet. —
Beſorg dir ſie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß ſie mir zum Beweiſe gegolten,
Ich zahl' ſie! ſonſt wirſt du geſcholten.“

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen,
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter ſprach: Die Glocke tönt,
Und ſo iſt dir's befohlen,
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind, es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle,
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gelacht.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt ſchnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken,
Es läuft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig ſeinen Buſch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Buſch
Zur Kirche, zur Capelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den erſten Glockenſchlag,
Nicht in Perſon ſich laden.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt ſchon der nächtliche Graus;
Sie ſind's, die unheilvollen Schweſtern.
Sie ſtreifen heran und finden uns hier,
Sie trinken das mühſam gebraute Bier,
Und laſſen nur leer uns die Krüge.

So ſprechen die Kinder und drängen ſich ſcheu;
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
Nur ſtille, Kind! Kinderlein ſtille!
Die Hulden, ſie kommen von durſtiger Jagd,
Und laßt ihr ſie trinken, wie's jeder behagt,
Dann ſind ſie euch hold, die Unholden.

Geſagt, ſo geſchehen! und da nahet ſich der Graus
Und ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus.
Doch ſchlürft es und ſchlampt es aus beide.
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer;
Nun ſauſ't es und braus't es, das wüthige Heer,
Ins weite Gefild und Gebirge.

Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell:
Ihr Pürpchen, nur ſeyd mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Scheiten und Streich' bis aufs Blut.
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut.
Nur ſchweiget und horchet wie Mäuslein!

Und der es euch anräth und der es beſiehlt,
Er iſt es, der gern mit den Kindelein ſpielt.
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Verſtattung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köſtlich in Händen.

Sie kommen nach Hauſe, ſie ſetzen den Krug,
Ein jedes den Aeltern beſcheiden genug,
Und harren der Scheltz und der Scheiten.
Doch ſiehe, man koſtet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in der Runde ſechs dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag;
Doch fragt, wer immer zu fragen vermag:
Wie iſt's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, ſie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie flammeln und flottern und ſchwatzen zuletzt,
Und gleich ſind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Geſicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aelterman ſpricht,
So beachtet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Jüngſtein in peinlicher Hut,
Verplaudern iſt ſchädlich, verſchweigen iſt gut;
Dann füllt ſich das Bier in den Krügen.

Der Todtentanz.

Der Thürmer, der ſchaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht,
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage;
Da regt ſich ein Grab und ein anderes dann;
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und ſchleppenden Hemden.

Das recht nun, es will ſich ergötzen ſogleich,
Die Jugheit zur Runde, zum Kranze,
So arm und ſo jung, und ſo alt und ſo reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie ſchütteln ſich alle, da liegen zerſtreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun bebt ſich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da gibt es vertrachte;
Dann klappert's und klappert's mitunter darein,
Als ſchlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer ſo lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Verſucher, ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Gethan wie gedacht: und er flüchtet ſich ſchnell
Nun hinter gedeihliche Thüren.
Der Mond und noch immer er ſcheinet ſo hell
Zum Tanz, den ſie ſchauderlich führen.
Doch endlich verlieret ſich dieſer und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und buſch iſt es unter dem Raſen.

Nur einer, der trippelt und ſtolpert zuletzt,
Und tappet und grapſ't an den Grüften;
Doch hat ſein Geſelle ſo ſchwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rättelt die Thurmthür, ſie ſchlägt ihn zurück,
Gezieret und gestonet, dem Thürmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da raſtet er nicht,
Da gilt auch kein langes Beſinnen,
Den gottlichen Zierrath ergreift nun der Wicht,
Und klettert vor Zinne zu Zinnen.
Nun iſt's um den armen, den Thürmer gethan!
Er rucket ſich um Schuhlrkel zu Schuhlrkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb er ihn wieder, den Laken.
Da hältt — jetzt hat er am längſten gelebt —
Den Zipfel ein eiſerner Zacken.
Schon trübet der Mond ſich verſchwindenden Scheins,
Die Glocke, ſie donnert ein mächtiges Eins,
Und unten zerſchellt das Gerippe.

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Herrenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Worte und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm, du alter Beſen!
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen;
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.

Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!

Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß.
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seyd's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
Erst hervor der alte Meister."

Die Braut von Korinth.

Nach Kormitus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt,
Einen Bürger dorft' er sich gewogen;
Beide Väter waren gastverwandt.
Hatten fröhe schon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,
Wenn er ihrer nicht die Gunst erkauft?
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,
Und sie sind schon Christen und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gast mit besten Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Essen prangt,
Eh' er es verlangt;
So versorgent wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen
Wird die Lust der Speise nicht erreicht;
Mädchenart läßt Speis' und Trank vergessen,
Daß er ungekleidet sich aufs Bette legt;
Und er schlummert fast,
Als ein seltner Gast
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer,
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz- und goldnes Band.
Wie sie ihn erblickt,
Hebt sie, die erschrickt,
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?
Ach, so hält man mich in meiner Klause!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur so fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von seinem Lager sich geschwind:
Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe;
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe sitzen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Gorirt ist, ach! geschehen,
Durch der guten Mutter krankes Wahn.
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat zugleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren feines seinem Geist entgeht.
Ist es möglich, daß am stillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir steht?
Sey die meine nur!
Unserer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich.
Die an dich nur denkt,
Die sich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt sie sich.

Nein! bei dieser Flamme sey's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus;
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus.

Und ſchon wechſelt ſie der Treue Zeichen;
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie noch eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie mit bloſſem Munde
Aus den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig küſſern trank.
Liebe fordert er beim ſüßen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war krankt.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern ſeh' ich dich gequält!
Aber, ach! verärgert du meine Glieder,
Fühlſt du ſchaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis,
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er ſie mit ſtarken Armen
Von der Liebe Jugendkraft durchflammt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wär's du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelbauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt!

Liebe ſchlürfet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im Andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange,
Häuslich hält die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey.
Klag- und Wonneland
Brautgang und Brant,
Und des Liebesflammens Raſerei.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb- und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da? — und Kuß auf Kuß —

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind: —
Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
Eo zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie wandet gleich ſich ſelbſt hervor.
Mit des Geiſt's Gewalt
Hebet ihr Geſtalt
Lang und langſam ſich im Bett' empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte;
So mißgönnt ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwarzbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer tödtet
Nicht, wo Jugend flötet;
Ach! die Erde tödtet die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich aufgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben
Und zu ſangen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſicherteſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur traun erſcheinſt du wieder hier.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte;
Einen Scheiterhaufen ſchichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daß er unſers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er beraumt ſich, hier zu wohnen,
Läßt ſich alles ſelbſt gefallen.
Gott er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hier er die Stadt ſich als Wanderer betrachtet.
Die Großen bedauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gewalten Wangen,
Ein verlornes, ſchönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Warr', ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dies iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lockend ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lauwenwelle
Soll ſogleich die Hütte ſeyn.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du wünſt, das ſonſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig gebrauchte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer bitterer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er tödtet die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſtirbt gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelernten Glieder,
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie taſet und trennet und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängſt zu der Grube hin, Kind?

Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Leiſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten;
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth!
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling bebet
Aus der Flamme ſich empor.
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Paria.

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles iſt von deinem Samen,
Und ſo biſt du der Gerechte!
Haſt du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Haſt du ſie allein geſchaffen?
Oder biſt auch du's, der Affen
Werden ließ und unſres Gleichen?

Edel ſind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehret uns.
Mag dieß für die Menſchen gelten,
Mögen ſie uns hoch verachten;
Aber du, du ſollſt uns achten,
Denn du kennteſt alle ſchelten.

Alſo Herr, nach dieſem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder Eines laß entſtehen,
Das auch mich mit ihr verbinde!
Denn du haſt den Bajaderen
Eine Göttin ſelbſt erhoben;
Auch wir andern, dich zu ehren,
Wollen ſolch ein Wunder hören.

Legende.

Waſſer holen geht die reine,
Schöne Frau des todten Bramen,
Des verehrten, fehlerloſen,
Ernſteſter Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Fluſſe
Holt ſie köſtliches Erquicken; —
Aber wo iſt Krug und Eimer?
Sie bedarf derſelben nicht.
Schlagen Herzen, frommen Händen
Baut ſich die bewegte Welle

Herrlich zu kryſtallner Kugel;
Dieſe trägt ſie, frohen Buſens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt ſich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraſchend ſpiegelt
Aus des höchſten Himmels Breiten,
Ueber ihr vorübereilend
Allerliebſte Geſtalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Unerfindlich ſchönes Denken
Aus dem ew'gen Buſen ſchuf;
Solchen ſchauend fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefſte Leben,
Will verharren in dem Anſchaun,
Weiſ't es weg, da kehrt es wieder,
Und verworren ſtreut ſie Kuſiwörts,
Mit unſichrer Hand zu ſäubern;
Aber ach! ſie ſchöpft nicht mehr!
Denn des Waſſers heilige Welle
Scheint zu fliehn, ſich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grauſe Tiefen unter ſich.

Arme ſinken, Tritte ſtraucheln,
Iſt's denn auch der Pfad nach Hauſe?
Soll ſie zaudern? ſoll ſie fliehen?
Will ſie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich verſagt? —
Und ſo tritt ſie vor den Gatten;
Er erblickt ſie, Blut iſt Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt ſie zu dem Todtenhügel,
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte ſie zu widerſtreben?
Wüßte ſie ſich zu entſchuld'gen,
Schuldig, ſeiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der ſtillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Weſſen Blut iſt's? Vater! Vater!“
Der Verbrecherin? — „Mit nichten!
Denn es flattert nicht am Schwerte,
Wie verbrecheriſche Tropfen;
Fließt wie aus der Wunde friſch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage, was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's iſt das ihre! —
„Weſſen iſt es?“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geſchehen? was verſchuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab' ich's;
Deine Gattin magſt du thoren,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch iſt Raum, entreiß, entreiße!
Haue Haupt dem Rumpfe wieder,
Du verbrecheriſch mit dem Schwerte,
Und lebendig folgt ſie dir.

Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und ſo die Häupter;
Welch Entſetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächſten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Rieſenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich unveränderts ſüßen,
Tönt das grauſenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam hatten,
Reden ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Wallender Gerechtigkeit!
Mich nun daß du ihrem Körper
Eingekumpft auf ewige Tage;
Weiſen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern ſeyn.
Ja des Himmelsnaben Bildniß
Webt ſo ſchön vor Stirn und Auge,
Senkt ſich's in das Herz herunter,
Regt es volle Wunderbegier.

Immer wird es wieder kehren,
Immer ſteigen, immer ſinken,
Sich verdüſtern, ſich verklären,
So hat Brama dieß gewollt.
Er gebot ja hundert Jahre,
Klarem Muthig, ſchlanken Gliedern,
Göttlich einzigem Erſcheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern ſo beliebt.
Und ſo ſoll ich die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen Paria dieſer Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich ſende dich dem Vater!
Tröſte! — Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, ſtolz Verdienen
Halt' euch in der Wildniß feſt;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringſtem:
Daß ihn Brama droben hört!

Ihm iſt keiner der Geringſte —
Wer ſich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerrüttetem Geiſte,
Düſter ohne Hülf' und Rettung,
Sey er Brame, ſey er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tauſend Augen,
Rufend lauſchen tauſend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Herr' ich mich zu ſeinem Throne,
Schaut er mich die Grauſenhafte
Die er gräßlich umgeſchaffen.
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen
Und ich werd' ihm wüthend ſagen.

Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe das.

Dank des Paris.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich,
Denn du lässest alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt,
Nun beharr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Klaggesang von der edeln Frauen des Asan Aga.

Aus dem Morlackischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drin an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen."

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.
Aengstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse,
„Ist dein Bruder Pintorowich kommen!"

Und es kehret die Gemahlin Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
„Mich verstoßen, Mutter dieser fünfe!"

Schweigt der Bruder, zieht aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Witwen-Trauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoski's Cadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben,
„Gib mich seinem Andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiedersehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche!"

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoski's Cadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoski's Cadi:
„Dich begrüßt die junge Witwe freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höflich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbeileiten,
„Du mir einen langen Schleier bringest,
„Daß ich mich vor Asans Haus verhülle,
„Meine lieben Waisen nicht erblicke."

Kaum ersah der Cadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstin Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asans Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrod mit deinen Kindern!"
Traurig hört' es die Gemahlin Asans,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beschenke."

Und sie bielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab sie Gaben;
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiseit sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehret zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
„Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen."

Wie das hörte die Gemahlin Asans,
Stürzt sie bleich den Boden schütternd nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich stehen sah.

Cantaten.

Möge dich der Sänger laben!
Dem zu Ehren ward gegeben.

Idylle.

(Es wird angenommen, ein ländliches Chor habe ſich verſammelt und ſtehe im Begriff, einen Feſtzug anzutreten.)

Chor.

Dem feſtlichen Tage
Bieget mit Kränzen,
Verſchlungenen Tänzen,
Geſelligen Freuden
Und Reihengeſang.

Damon.

Wie fehn' ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie fremmte mir ein wohlverborgner Ort!
In dem Gewühl, in dieſer Menge
Wird mir die Flur, wird mir die Luft zu enge.

Chor.

Nun ordnet die Züge,
Daß jeder ſich füge
Und einer mit allen,
Zu wandeln, zu wallen
Die Fluren entlang.

(Es wird angenommen, das Chor entferne ſich; der Geſang wird immer leiſer, bis er gänzlich ganz, wie aus der Ferne, verhallt.)

Damon.

Vergebens ruft, vergebens zieht ihr mich;
Es ſpricht mein Herz, allein es ſpricht mit ſich.

Und ſoll ich beſchauen
Geſegnetes Land,
Den Himmel, den blauen,
Die grünenden Gauen,
So will ich allein
Im Stillen mich freun.

Da will ich verehren
Die Würde der Frauen,
Im Geiſte mich ſchauen,
Im Geiſte verehren;
Und Echo allein
Vertraute ſoll ſeyn.

Chor

(auf's leiſeſte, wie aus der Ferne, mischt abſatzweiſe in Damons Geſang die Worte:)

Und Echo — allein —
Vertraute — ſoll ſeyn. —

Menalkas.

Wie find' ich dich, mein Trauter, hier!
Du eileſt nicht zu jenen Feſtgeſellen?
Nun zaudre nicht und komm mit mir,
In Reih' und Glied auch uns zu ſtellen.

Damon.

Willkommen, Freund! doch laß die Feſtlichkeit
Mich hier betrachten im Schatten alter Buchen;
Die Liebe ſuche die Einſamkeit;
Auch die Verehrung darf ſie ſuchen.

Menalkas.

Du ſuchſt einen falſchen Ruhm,
Und wüßt mir heute nicht gefallen.
Die Liebe ſey dein Eigenthum;
Doch die Verehrung theileſt du mit allen!

Wenn ſich Tauſende vereinen
Und des holden Tags Erſcheinen
Mit Geſängen,
Freudenklängen,
Herrlich feiern
Dann erquickt ſich Herz und Ohr;

Und wenn Tauſende betheuern,
Die Gefühle ſich erſchließen,
Und die Wünſche ſich ergießen,
Reißt es kraftvoll dich empor.

(Es wird angenommen, das Chor kehre nach und nach aus der Ferne zurück.)

Damon.

Lieblich hör' ich ſchon von weiten
Und es reizet mich die Menge;
Ja ſie wallen, ja ſie ſchreiten
Von dem Hügel in das Thal.

Menalkas.

Laß uns eilen, fröhlich ſchreiten
Zu dem Rhythmus der Geſänge!
Ja ſie kommen, ſie bereiten
Sich des Waldes grünen Saal.

Chor

(allmälig wachend).

Ja wir kommen, wir begleiten
Mit dem Wohlklang der Geſänge
Fröhlich im Verlauf der Zeiten
Dieſen einzig ſchönen Tag.

Alle.

Worauf wir zielen,
Was alle fühlen,
Verſchweigt, verſchweiget!
Nur Freude zeiget!
Denn die vermag's;
Ihr wird es glücken
Und ihr Entzücken
Enthält die Würde,
Enthält den Segen
Des Wonne-Tags!

Rinaldo.

Chor.

Zu dem Strande! zu der Barke!
Iſt euch ſchon der Wind nicht günſtig,
Zu den Rudern greifet brünſtig!
Hier bewähre ſich der Starke;
So das Meer durchlaufen wir.

Rinaldo.

O laßt mich einen Augenblick noch hier!
Der Himmel will es nicht, ich ſoll nicht ſcheiden.
Der wüſte Fels, die waldumwachſne Bucht
Befangen mich, ſie hindern meine Flucht.
Ihr wart ſo ſchön, nun ſeyd ihr umgeboren,
Der Erde Reiz, des Himmels Reiz iſt fort.
Was hält mich noch am Sörtedenbert?
Mein einzig Glück, hier darf ich es verlieren.

Stelle her der goldnen Tage
Paradieſe noch einmal,
Liebes Herz! ja ſchlage, ſchlage!
Treuer Geiſt, erſchaff ſie wieder!
Freier Athem, deine Lieder
Miſchen ſich mit Luſt und Qual.

Bunte reichgeſchmückte Beete,
Sie umzingelt ein Palaſt;
Alles webt in Duft und Röthe,
Wie du nie geträumet haſt.

Rings umgeben Galerien
Dieſes Gartens weite Räume;
Roſen an der Erde blühen,
In den Lüften blühn die Bäume.

Waſſerſtrahlen! Waſſerflocken!
Lieblich rauſcht ein Silberſchwall;
Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall.

Chor.

Sachte kommt! und kommt verbunden
Zu dem edelſten Beruf:
Alle Reize ſind verſchwunden,
Die ſich Zauberei erſchuf.
Ach, nun heilet ſeine Wunden,
Ach, nun tröſtet ſeine Stunden
Gutes Wort und Freundes-Ruf.

Rinaldo.

Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall;
Waſſerſtrahlen, Waſſerflocken
Wirbeln ſich nach ihrem Schall.

Aber alles verkündet;
Nur Sie iſt gemeinet;
Aber alles verſchwindet,
Sobald ſie erſcheinet
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Da ſchlingen zu Kränzen
Sich Lilien und Roſen;
Da eilen und reihn
In luſtigen Tänzen
Die launiſchen Lüfte,
Sie führen Gedüfte,
Sich ſtiebend und ſuchend,
Vom Schlummer erwacht.

Chor.

Reim! nicht länger iſt zu ſäumen,
Wecket ihn aus ſeinen Träumen,
Zeigt den diamantnen Schild!

Rinaldo.

Weh! was ſeh' ich, welch ein Bild!

Chor.

Ja, es ſoll den Trug entſiegeln.

Rinaldo.

Soll ich alſo mich beſpiegeln,
Mich ſo tief erniedrigt ſehn?

Chor.

Faſſe dich, ſo iſt's geſchehn.

Rinaldo.

Ja, ſo ſey's! ich will mich faſſen,
Will den lieben Ort verlaſſen
Und zum zweiten Mal Armiden. —
Nun ſo ſey's! ſo ſey's geſchieden!

Chor.

Wohl, es ſey: es ſey geſchieden.

Theil des Chors.

Zurück nur! zurücke
Durch günſtige Meere!
Dem geiſtigen Blicke
Erſcheinen die Fahnen,
Erſcheinen die Heere,
Das ſtäubende Feld.

Chor.

Zur Tugend der Ahnen
Ermannt ſich der Held.

Rinaldo.

Zum zweiten Male
Seh' ich erſcheinen
Und jammern, weinen
In dieſem Thale
Die Frau der Frauen.
Das ſoll ich ſchauen
Zum zweiten Male?
Das ſoll ich hören,
Und ſoll nicht wehren
Und ſoll nicht retten?

Chor.

Unwürdige Ketten!

Rinaldo.

Und umgewandelt
Seh' ich die Holde;
Sie blickt und handelt
Gleichwie Dämonen,
Und kein Verſchonen
Iſt mehr zu hoffen.
Vom Blitz getroffen
Schon die Paläſte!
Die Götter-Feſte,
Die Luſtgeſchäfte,
Der Geiſterkräfte
Mit allen Lieben,
Ach, ſie zerſtieben!

Chor.

Ja, ſie zerſtieben!

Theil des Chors.

Schon ſind ſie erhöret,
Gebete der Frommen.
Noch ſäumſt du zu kommen?
Schon fördert die Reiſe
Der günſtigſte Wind.

Chor.

Geſchwinde, geſchwind!

Rinaldo.

Im Tiefſten zerſtöret,
Ich hab' euch vernommen;
Ihr drängt mich zu kommen.
Unglückliche Reiſe!
Unſeliger Wind!

Chor.

Geſchwinde, geſchwind!

Chor.

Leicht ſchweben,
Ohne Beben,
Weiße Schaume,
Seht die grünen
Weiten Räume,
Von Delphinen
Raſch durchſchwommen.

Einer nach dem Andern.

Wie ſie kommen!
Wie ſie ſchweben!
Wie ſie eilen!
Wie ſie ſtreben!
Und verweilen
So beweglich,
So verträglich!

Zu Zweien.

Das erfriſchet,
Und verwiſchet
Das Vergangne.
Dir begegnet
Das geſegnet
Angefangne.

Einzeln.

Das erfriſchet,
Und verwiſchet
Das Vergangne.
Mir begegnet
Das geſegnet
Angefangne.
(Wiederholt zu Zweien.)

Alle.

Wunderbar ſind wir gekommen,
Wunderbar zurückgeſchwommen,
Unſer großes Ziel iſt da!
Schalle zu dem heiligen Strande
Loſung dem gelobten Lande;
Godofred und Solima!

Die erſte Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der Mai!
Der Wald iſt frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort;
Am grünen Ort
Erſchallen Luftgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh';
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Ueberwinder?
Rings geſtellt ſind ihrer Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach, ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder!
Und wir alle
Haben uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach, die ſtrengen Ueberwinder!
Und wir alle
Haben uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frei!
Das Holz herbei,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buſchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um unſrer Sorge willen.
Dann aber laßt mit friſchem Muth
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Männer hier,
Durch dieſes ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln,
Und mit Gluth und Klapperſtöcken
Lärmen wir bei nächtiger Weile
Durch die engen Felſenſtrecken.
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule!

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit wilden Klapperſtöcken
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule!

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz ihr bringen.
Du kannſt zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch;
So reinig' unſern Glauben;
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dem Licht, wer will es rauben!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Leipzig,
gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig.

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verdorrten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen-Weib' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entſetzliches Gerüſte!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſ't der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Boden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche verdorrte Leiber,
Menſchen-Weib' und Drachen-Weiber!
Welch entſetzliches Gerüſte!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Boden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reiniget ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!

* **Requiem,**

dem frohſten Manne des Jahrhunderts

dem Fürſten von Ligne.

Geſt. den 13. Dec. 1813.

(Fragment.)

Chor.

Alle ruhen, die gelitten.
Alle ruhen, die geſtritten;

Aber auch die ſich erfreuten,
Heiterkeit im Leben ſchäumten,
Ruhn in Frieden;
So biſt du von uns geſchieden.

Genius. Tenor.

Wenn hoher Ahnen Geiſt im alten Samos
Das Kinderhaupt durchſchauert,
Wenn früh von Waffenklange
Die Erde bebt,
Er wird ſich nie Gefahren beugen,
Und Heiterkeit, ſie bleibt ſein eigen.

Heiter Knabe, froh geſinnet,
Alles ſey dein Eigenthum!
Zwar die brave Fauſt gewinnet,
Doch der Geiſt bewährt den Ruhm.

Erdgeiſt. Baß.

So ſoll dem Jüngling denn, vor allen,
Der Schlachten Ruf,
Der Preiſung Ruf erſchallen!
Wie die Alten, ſo die Neuen,
Erfreuet wird ſie entzweien.
Nur voran mit Glücksgewalt,
Der Beißer wird nicht alt.

Das Entfernen wie das Grauen,
Das Zerſtören als ein Bauen,
Nur voran mit Geiſtesgewalt,
Wirbelt Pauke, Trommete ſchallt!

Zwei Sylphen.

Verklinge, welcher unwillkommner Ton.

Sylphe des Hofs.

Und ſollten wir ihn nicht umgarnen?
Er läßt ſich vor Gefahr nicht warnen.

Sylphe der Geſellſchaft.

Doch ſind wir liebenswürdig Paar,
So liebenswürdig als Gefahr.

Erſter Sylphe.

Locke du!

Zweiter Sylphe.

Locke du!

Erſter Sylphe.

Zu, nur zu!

Zweiter Sylphe.

Zu, nur zu!

Beide.

Sieh, ſchon vergaß der Kriegsgenoſſe,

Erſter Sylphe.

Auf das Schmeicheln,

Zweiter Sylphe.

Auf die Poſſe.

Erſter Sylphe.

Locke du!

Zweiter Sylphe.

Nur zu, nur zu!

Genius.

Nicht nur leichtſinnig zu, nur zu!
In ſeinem Weſen iſt ein ander Weſen.
Ihn hab' ich mir zum Beiſpiel auserleſen.
Unglück das findet, Glück es flieht,
In beiden ſey er froh und leicht.

Und was wollt ihr, frohe Seelen?

Sylphen.

Für die Freude nur den Raum.

Genius.

Kann euch das? es kann nicht fehlen.

Sylphen.

Luſtiges Leben, luſtiger Traum.

Genius.

Der Sonne herrlich Licht, des Aethers freier Raum,
Dort wohnt das Ewige, das Wahre;
Wie ernſt das Leben auch geſtalte
Das Menſchenalter, es iſt ein Traum.
Raſch flatternd ſchlägt ein Wetter auf dich ein:
Was hilft euch eurer Thaten Lohn,
Ein Donnerkeil, es ſchmettert drein —
Verwaiſt der Vater, todt der Sohn!

Vater. Baß.

Nein, es iſt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn.

Mutter. Alt.

Hemme, ſtille deine Klage!
Er iſt auch der Mutter Sohn.

Schwester. Sopran.

Den Geſchwiſtern iſt verloren,
Der mit ihnen war geboren.

Geſchwiſter und Verwandte.

Und doch ſind wir neugeboren,
Sind dem Vater wie der Sohn.

Vater.

Nein, es bleibt ihm Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn;
Einet meiner bittern Klage
Lieberollen Trauerton.

Chor.

Ja, wir einen Jammerklage
Mit dem Vater für den Sohn.

Chorführer.

So ward es Nacht, ein unermeßlich Trauern
Umgiebt uns mit der Gräber Schauern.
Der Morgen kommt von jenen Höhn,
Wer kann dem Troſt, der Freude widerſtehn!

Fremde Länder.

Sollten wir dich nicht umgaukeln,
Denen du gebuhlſt baß?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln,
Von der Hütte zum Palaſt.

Italien.

Auch mich baß du bezaubt,
Du muß's bedenken!
Was ich verlaube,
Niemand kann es ſchenken.

Das Weben der Himmelsluft,
Dem Paradieſe gleich,
Des Blumenfelds Gedüfte
Das iſt mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beſchlieſt;
Das iſt der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Chor.

Sollten wir dich nicht umgaukeln,
Denen du gebuhlſt baß?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln
Blumenwälder und Palaſt.

Zelters ſiebzigſter Geburtstag

gefeiert von

Dichtenden, Singenden, Tanzenden

am 11. December 1856.

Tanzende. Chor.

Schmücket die prieſterlichen Hallen
Edler Harmonie errichtet,
Heut dem Manne zu gefallen,
Der ſein Leben euch verpflichtet.

Solo.

Waget laut und klar zu nennen
Sein Bemühen, ſeine Tugend;
Denn ein würdig Anerkennen
Iſt des Aelters zweite Jugend.

Singende. Chor.

Füllt die wohlgeſchmückten Hallen
Laut mit feſtlichen Geſängen,
Und in Ehren laßt erſchallen
Wie ſich die Gefühle drängen.

Solo.

Laßt uns kräftiglich erklären
Des Verdienten neues Leben,
Mag ein Jüngling wohl vermehren,
Sich bei Zeiten zu erheben.

Dichtende. Recitativ.

Froh tret' ich ein, und wohl weiß ich zu ſchätzen
Was ihr, ſo nah mit meinem Thun verwandt,
Zu dieſes Tages feſtlichem Ergötzen
Von Herrlichkeit unber gebannt.
Kühn darf ich mich nach jeder Seite wenden,
So herrlich ſey, ſo feſtlich ſey der Ort;
Doch bricht hervor und glänzt nach allen Enden
Der Freundſchaft wie der Liebe heilig Wort.

Dichtende. Aria.

Die Blumen, gepflegt und gehätet,
Ihm bracht' ich ſie oft zum Strauß.
Wie friſch man der Liebſten ſie bietet.
Sie nahmen ſich herrlich aus.
Dann erſt begann es zu blühen,
Da bot ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
Im Tönen ſich hervor.

Tanzende. Solo.

Hat er uns früh gepflegt,
Wir gründeten ſein Haus.

Singende. Solo.

Wie er uns täglich hegt,
Wir füllen's freudig aus.

Zu Drei.

Nun erſt beginnt's zu blühen,
Nun bebt ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
Im Tönen ſich empor.

Dichtende. Solo.

Blitz und Schlag
Am klaren Tag
Unterbricht
Freud' und Licht.

Tanzende.

Finſterniß und Nebelſchauern
Hingegeben underwußt,
Und von tiefgefühltem Trauern
Rühret ſich die hohe Bruſt.

Singende.

Melodie'n ſo hehr', ſo ſchöne
Drungen aus der ſinnigen Bruſt;
Ach! es ſind nur Trauertöne,
Bittre Klagen ob Verluſt.

Dichtende. Solo.

Wie wenig, wir Geſchwiſtrigen,
Vermochten wir auszuſinnen;
Er weiß ſich ſelbſt zu tröſten,
Er iſt, er iſt ein Mann!

Tanzende.

Er lebe!

Singende.
Er ſtebt.

Saurende.
Er iſt.

Singende.
Er iſt.

Alle.
Iſt unſer Mann!

Dichtende. Arie mit Chor.
Was braucht es weiter!
Wir ſingen heiter.
So wie am Anfang,
So auch am Ende,
Das jeder Jahrgang
Sich rein vollende.
Sein Thun und Laſſen
In Eins zu faſſen,
Ehun' ihm das Glück!

Saurende, Dichtende, Singende.
Zu Drei oder Vier.
Dankbar ewig klar und helle
Fidße ſegnend unſer Sang,
Doch an ſolcher Freuden Schwelle
Weilten wir ſchon allzu lang.

Alle.
Dank- und liebe- und wonnereiche,
Auserwählte treue Schaar,
Schlinget eure Lorbeerzweige
Dreifach um das würdige Haar!

Oden.

* An meinen Freund.

1767.

Erſte Ode.

Verpflanze den ſchönen Baum,
Gärtner: er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat ſeiner Natur Kraft
Der Erde anklangendem Geize,
Der Luft verderbender Jäulnis
Ein Gegengift widerſtanden.

Sieh! wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter ſchlägt;
Ihr Orangenduft
Iſt dem Geſchmeiße Gift.

Der Raupen tückiſcher Zahn
Wird ſtumpf an ihnen,
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenſcheine.

Von ſeinen Zweigen
Wünſcht das Mädchen
Im Brautkranze.
Früchte deſſen Jünglinge.

Aber ſieh, der Herbſt kömmt.
Da geht die Raupe,
Klagt der luftigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit.

Schwebend zieht ſich,
Von ihrer Tarnswohnung,
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohlthätigen Baum.

Und kann nicht ſchaden.
Aber die Vielkünſtliche
Ueberzieht mit grauem Fleiß
Die Silberblätter;

Siehe triumphirend,
Wie das Mädchen ſchaurend,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

Verpflanze den ſchönen Baum,
Gärtner: er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Zweite Ode.

Du grüſt! Ich murre. —
Geh! laß mich murren.
Ehrlicher Mann.
Fliehe dieſes Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Octoberwolken
Verweben ihre Ausflüſſe
Hier unzertrennlich.

Gebärert
Schädlicher Inſekten,
Mörderbrüte
Ihrer Bosheit.

Am ſeichtesten Ufer
Liegt die weißlichte
Flammenzeugende Solanae,
Geſtreichelt vom Sonnenſtrahl.

Fliehe ſanfte Nachtkälte
In der Mondendämmerung,
Dort hatten zuckende Krämpfen
Zuſammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden ſie nicht,
Werden ſie ſchrecken. —
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieſes Land!

Dritte Ode.

Sey geſittet!
Ein leichtbewegtes Herz
Iſt ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Bebteſt, des Frühlings Lächeln
Erbeitre Deine Stirne nie,
Nie tröſt ſie dann mit Verdruß
Des Winters ſtürmiſcher Ernſt.

Lehne Dich nie an des Mädchens
Sorgenverwirrende Bruſt,
Nie auf des Freundes
Freundtragenden Arm.

Schon verſammelt,
Von ſeiner Klippenwarte,
Der Neid auf Dich
Den ganzen luchsgleichen Blick;

Dehnt die Klauen,
Stürzt, und ſchlägt
Hinterliſtig ſie
Dir in die Schultern.

Stark ſind die magern Arme,
Wie Panther-Arme;
Er ſchüttelt Dich
Und reißt Dich los.

Tod iſt Trennung,
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzuſehn.

Gerne verließeſt Du
Dieſes arbeitſame Land,
Hielte Dich nicht Freundſchaft
Mit Blumenteppich an mir.

Zerreiß ſie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der ſtehn kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit,
Iſt ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehſt, ich bleibe.
Aber ſchon drehen
Des letzten Jahrs Flügelſprechen
Sich um die rauſchende Axt.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Sense den letzten,
Da ſpringen die Riegel, frei bin ich wie Du!

Mahomets Geſang.

Sieht den Felſenquell,
Freudenhell,
Wie ein Sternenblick
Ueber Wolken,
Rödrten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingsfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfellänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie' umſchlingen,
Ihm mit Liebes-Augen ſchmeicheln;
Nach der Ebne bringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich gefällig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean.
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſrer wartet.
Die ſieh, ach! vergebens lechzen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne brodem
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche: Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen. Städte
Werfen unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern; tauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,

Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleiernd,
Leiſerauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Raſen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutbig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Meine Göttin.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſeyn?
Mit niemand freit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörin.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen ſaugen:

Oder ſie mag
Mit fliegendem Haar
Und trunkenem Blicke
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sternlichern ſcheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Den alten, guten,
Der ſolch eine ſchöne
Unverweifliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboren,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens.
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und das die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleidige!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundin;
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.

Dem Geier gleich,
Der, auf ſchwerem Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig rudernd,
Nach Beute ſpaht,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet.
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt;
Wem aber Ungluck
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Jahrs,
Den die doch bittre Ehre
Nur einmal löſt.

In Dichters Schauer
Drängt ſich das rauhe Mild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Kämpfe ſich geſtürzt.

Leicht iſt's, folgern dem Wagen,
Den Fortuna führet,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wagen
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinten ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras fehrt wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, dann ein Verächter,
Irret er heimlich auf
Seinen eignen Meere
Im ungnügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Altare,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre verachtlich,
Er verwirft ſein Herz!
Oeffne den unverhüllten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überſtrömend Maß,
Gönne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermaß
Fröhlicher Mordluſt,
Spähe Aecher des Unrechts,
Denn ſchon Jahre verachtet
Weben mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Gottwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder verandreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furchen der Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf dem Geſilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lacht du ins Herz ihm;
Mit dem beigenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des tiefſinnigſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzen umrunde Wetter.

Du ſteigſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnisvoll erhaben
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchaust aus Wolken
Auf ihre Nacht und Herrlichkeit,
Die du aus den Augen deiner Brüder
Augen vor wäſſerſt.

An Schwager Kronos.

Spute dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eitel Schwindeln gibt's!
Mir vor die Stirne dein Zaubern,
Friſch, beſpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch ins Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erſtrittenen Schritt
Mühſam Berg hinan!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und beſtrebt hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Klugs ins Leben hinein,
Wenn Gebirg' zum Gebirg'
Sammelnet der ewige Geiſt,
Ewigs Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberhangs Schatten
Flieht dich an,
Und am Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mühewegs da.
Laß dich! — Wie auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitstrank!

Ab denn, raſcher hinab!
Sieh, die Sonne ſinkt!
Eh' ſie ſinkt, eh' mich Greiſen
Ergreift im Moore Abendluft,
Entzahnt Kiefer ſmattern
Und das ſchlotternde Gebein.

Trunken vom letzten Strahl,
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im ſchäumenden Aug',
Mich gelöſenden Taumelnden,
In der Hölle nächtliches Thor.

Thor, Schwager, ins Horn,
Rable den ſchallenden Trab,
Daß der Dorfhund ernehme; wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Wanderers Sturmlied.

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wird dem Regengewölk'
Wird dem Schneegeſturm
Entgegen ſingen.
Wie die Lerche.
Du da droben.

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt ihn heben über'n Sklavenpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthſchlamm,
Pythien tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt die wollnen Flügel unterſpreiten,
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirſt mit Hüterfittichen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verläſſeſt, Genius,
Wirſt im Schneegeſtöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn ſich Muſen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umſchwebet mich, ihr Muſen,
Ihr Charitinnen!
Das iſt Waſſer, das iſt Erde,
Und der Sohn des Waſſers und der Erde,
Ueber den ich wandle
Göttergleich.

Ihr ſeyd rein, wie das Herz der Waſſer,
Ihr ſeyd rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umſchwebt mich und ich ſchwebe
Ueber Waſſer, über Erde,
Göttergleich.

Soll der zurückkehren,
Der kleine, ſchwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
Und ich, den ihr begleitet,
Muſen und Charitinnen alle,
Den alles erwartet, was ihr,
Muſen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du biſt Genius,
Jahrhunderts Genius,
Biſt, was innre Gluth
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll iſt.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'-Apollen;
Kalt wird ſonſt
Sein Fürſtenblick
Ueber dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Leber Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Plutius!
Dich, dich ſreimt mein Lied,
Und kaſtaliſcher Quell
Rinnt, ein Nebenbach,
Rinnet Nüchtgen,
Sternlich Gilelichen
Abſeits von dir,
Der du mich ſaſſend deckſt,
Jupiter Plutius!

Nicht am Ulmenbaum
Haſt du ihn beſucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Roſ' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumengütlichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnevergläuzter Stirn nicht
Faßteſt du ihn,
Den Blumen-ſingenden,
Honig-ſtalenden,
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder raſſelten,
Rad an Rad raſch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchgfährer
Jünglinge Peitſchenknall,
Und ſtob Staub wälzig',
Wie vom Gewitg' herab
Kieſelwetter ins Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliſche Macht!
Nur ſo viel Gluth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff bereachtet;
Günſt'ger Winde harrend ſaß, mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Muth erzehend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren beyweit ungeduldig:
Gerne ähnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Götterſöhne
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrenden in unſern Armen
Lied' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entlauchzt uns der Matroſe.
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſpeiſen.

Und die Segel blähten in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde

Hoffnungsvoller nach, im Jugendkammel
Reiſefertigen wähnend, wie bei Einſchiffmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

Aber auf der dumpfen grauen Ferne
Kündet leiſeverwandelnd ſich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewäſſer,
Drückt der Menſchen ſchwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Würgen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angſterfüllten Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer brüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach, er ſollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling bot die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Stemkraft ab.
Er ſtürzt hinab in einen Myrtenhain,
Froß ſeinen Schmerz drei Tage lang
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang;
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balſam
Aubeitender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —
Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubesbürfniß nach,
Und ruht tiefſtraurend
Auf dem niedren Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt ſein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäſte
Dahergerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach,
Und ruft einander an;
Ihr rothes Auge buhlt umher,
Erblickt den unglücktrauernden.
Der Tauber ſchwingt mutwillig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du traueſt, liebſt er,
Ey guter Mutter, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Glut dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Scheln
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen beben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgetränkes hie
Gelegene Speiſe, letzt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug.
O Weiſe! ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt.
O Weisheit! Du biſt wie eine Taube!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Glut
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?

Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Geſchick,
Meine Herrin und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach, an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinem Buſen,
Allliebender Vater!

Grenzen der Menſchheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſtreut,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom;
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeins
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beiſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſe und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge.

Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den zahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſres Daſeins
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener gedachten Weſen!

Vermiſchte Gedichte.

Wie ſo bunt der Traum geweben,
Muſterkarte, gleicht's zu leben!

Deutſcher Parnaß.

Unter dieſen
Lorbeerbäumchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerſäulen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheidnen Flügel,
Hier im Büſchen, dort auf Blumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſ't die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Mehrt ſich Freundſchaft, feiner Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, ſeiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit offnem heitren Blicke;
Dieſen ſeh' ich ernſter wandeln;
Und ein Andrer, kaum ermeſſen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich heiße Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben.
Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf, ihr Brüder!
Ehret die Lieber!
Sie ſind gleich den guten Thaten.
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten:
Ja! ſie greifen in die Saiten
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie ſie ſingen, wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantaſien
Bilden
Rings umher auf allen Zweigen,
Die ſich beugen,
Wie im holden Zauberwalde,
Weiter goldnen Früchte dringen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſehnſuchtsvoller Wange
Singet ſie ſchon wärm're Lieder.
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder,
Und es ſingt die ſüße Kette,
Zart und zärter, um die Wette.

Doch die eine
Geht alleine.
Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,
Was im ſtillen Morgenthaue
Amor ſchalkiſch ihr entwendet;

Ihres Herzens heilge Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.
Und ſie reißet in die grünen
Scattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre tadelnden Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert ſich in die Ferne.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe, geh' ihr ſtill entgegen!

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schrei'n?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weingluth,
Raſ't im Blut,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall
Grellt ins Ohr.
Wer ſie hört,
Wird geſtört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer ſie ſieht.

Ach, die Büſche ſind geknickt!
Ach, die Blumen ſind erſtickt
Von den Sohlen dieſer Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen!
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht;
Und uns Waffen
Zu verſchaffen.
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine
Durch die Haine,
Brüder, faßt ſie mächtig auf!
Schleudernieder
Eurbne dieſer Brut entgegen,
Und verreiß' aus unſern milden
Himmelsreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden!

Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?

Keine Fremden!
Unſre Brüder
Jetzen ihrem Leben die Wege!
O die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tatte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen,
Will der Gott ſie Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen! Iſt der rohe
Schwere Thyrſus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Waſſerfällen,
Aus den zarten Rieſenwellen
Tränket ihr
Gar Stiens abſcheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,
Stampft mit ungeſchickten Füßen,
Bis die Bächen trübe fließen.

O wie mahnt' ich gern mich täuſchen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr;
Aus den tauſchen
Heil'gen Schatten
Dringt verdaßter Ton hervor.
Wild Gelächter
Statt der Liebe ſüßem Wahn!
Weiberhaſer und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das ſo traulich erwärmte Neſt,
Und in wüſtenden Ergüſſen
Hält der Faun die Nymphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen,
Dem Genuſſe folgt der Spott,
Und zu ihrem freien Küſſen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht der Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Boden auch.
Selbſt den Buſen des Verderbers
Schüttert das gewalt'ge Nahn.
Denn die Flamme des Verderbers
Kündet ihn von weiten an.
O vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Beuderwerk!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unſern Gränzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unbewohnt genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr begläcket,
Als was ihr bei uns erprobt,

Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Daß die Schranken überrennt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Lauft geflochte Kranzlieder
Knaben und die Brüder an,
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Scheibe feierlich.
Wenn sich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter sich.
Schneller noch als Erde's Blumen
Um der Todten stilles Haus,
Eilent der Liebe Kreis den Guten
Jedes Fehls Erinnerung aus.
Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen;
Ihr gebiet uns doppelt an!

Musen und Grazien in der Mark.

O wie ist die Stadt so wenig;
Laßt die Mauern künftig ruhn!
Unser Bürger, unser König
Thunten wohl was bessers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, traun auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du so natürlich bist;
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist!
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen! laß uns waten,
Waten noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verspricht!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu den Dörfern laß uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trockne Brod! und saures Bier!

Sagt mir nichts von guten Bohnen,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was seciret,
Alles trimt getrocknet auf.

Gebt es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Gluck! gluck! gluck!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Wipling uns beglücken!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Michen
Guten Abend bieten kann.

Wie ist der Gebrauch lobend:
Setzt ein Glas! klirrt und ruft!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern trimet
Spitz' auf Spitze, Wort auf Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Gebt uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich
Und das ist genug gethan.

Haus-Park.

Liebe Mutter, die Gespielen
Sagen mir schon manche Zeit,
Daß ich besser sollte fühlen,
Was Natur im Freien beut.
Bin ich hinter diesen Mauern,
Diesen Hecken, diesem Thor,
Wollen sie mich nur bedauern,
Reden diesem alten Ton.

Grüne schroffe grüne Wände
Lieben sie nicht länger stehn;
Kann man doch von einem Ende
Gleich bis an das andre sehn.
Von der Scheere fallen Blätter,
Fallen Blüthen, welch ein Schmerz!
Ahnung, unser lieber Vetter,
Nennt es unsrer Schneiderssorgen.

Stehn die Pappeln doch so prächtig
Um des Nachbars Gartenhaus!
Und bei uns, wie niederträchtig
Nehmen sich die Zwiebeln aus!
Wollt ihr nicht den Wunsch erfüllen —
Ich bescheide mich ja wohl!
Heuer nur, um Gotteswillen,
Liebe Mutter, keinen Kohl!

Lili's Park.

Ist doch seine Menagerie
So bunt, als meinere Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarsten Thiere.
Und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie.
O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Zähnlein zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In niegeschauter Liebesqual.
Wie hieß die Fee? — Lili? — Fraut nicht nach ihr:
Kennt ihr sie nicht, so dankt Gott dafür.

Welch ein Gerlusch, welch ein Gequatsch,
Wenn sie sich in die Thüre stellt
Und in der Hand das Futterfressen hält!
Welch ein Gemurr, welch ein Gemauder!
Alle Bäume, alle Büsche sammen lebendig zu werden:
Es stürzen sich ganze Heerden
In ihren Schoß; sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus;
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken.
Geschweige die Bestien. Da geht's an ein Picken

An ein Schärfen, an ein Nagen;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schicken ſich, drängen ſich, treiben ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das all um ein Stückchen Brod.
Das, trocken, aus den ſodnen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia gefleckt.

Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn ſie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau ſogar,
Ich ſchwöre, ſie lämen,
Wenn ſie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beſchluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht;
Bis auf einen gewiſſen Punkt verſteht ſich!
Wie ſchön und, ach! wie gut
Scheint ſie zu ſeyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr ſagtet ich! Wie? Wer?“
Gut denn, ihr Herrn, grad' aus: Ich bin der Bär;
In einem Filetſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzählt' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

Denn ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und ſehr' von weitem das Geſchmatter,
Seh' das Gegitter, das Gegatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf Einmal an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſcheucht aus der Naſen.
Es wühlt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken;
Ich fräuble meinen borſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingrein,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe;
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' in's dunkelſte Gebüſche hin,
Durch's Gehege zu dringen.
Ueber die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber hielt mich nieder;
Ein Zauber bändigt mich wieder.
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genug,
Dann lieg' ich an geſtutzten Cascaden,
Und kau' und wein' und wälze bald mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Oreaden.

Auf Einmal! Ach, es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blütenreif.
Ach, ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll!
Ich dringe zu, trotz' alle Sträuche nieder.
Die Bäche fließen, die Bäume weichen mir.
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täppig, knollig!“
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle Sinne zücken!
Und Sie, ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich thät' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte beb' ich mich, und ſchwinge mich vor ſtolzen
Leif' an ihr Knie — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn, und kraut mir um die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen!
Ich hofft der oft betrogne Thor;
Denn will er ſich ein Bißchen unnütz machen,
Halt ſie ihn kurz, als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſamfeuers
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Worein ſie wohl einmal von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verſiegten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, todgeknebelt, feſt
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaudre, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen gehn,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen kühl;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür bald offen ſtehn,
Seitdem mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt trat' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensneid,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim ſtillen Abendroth
Du die Hand und freundlich reichteſt,
Du zu uns auf rein bebauter Flur,
In den Sacoche verrichter Natur,
Manche leicht verhüllte Spur,
Einer lieben Seele zeigteſt.

Wohl iſt mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzenshandruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig aufgezogen
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umfluthen hunderttauſend Wogen,
Alles reißt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu
Stunden
Schwankt das leichtumruhige Gefühl;
Wir empfinden, und was wir empfanden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.
Wohl, ich weiß es, da durchſchleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz,
Lottchen, wer kennt unſrer Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?
Ach, es möchte gern gekannt ſeyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da ſucht das Aug' ſo oft vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
Sie vertrauweilt ſich der ſchönſte Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh';
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die ſo oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger ſtarrer Ruh'?
Sieh, da tritt der Geiſt in ſich zurücke,
Und das Herz — es ſchließt ſich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O ſie iſt werth zu ſeyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinſten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin gibt.

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach, wem ſoll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt gefaltet und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſtärkend ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und liebleis mir vergangen.
Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Birnen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung ſchaffen.
Ach, was will das beifen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

Die Muſageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Muſen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erſcheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Gelenchte,
Daß es, ſtatt Auror' und Phöbus,
Meinen ſtillen Fleiß belebe!

Doch ſie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und was jedem ſpäten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da ſich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, ſchlaget
Früh', o früh': vor meinem Fenſter,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig feſſelt.
Doch die lieberfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenſter
Ihre ſüßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugebrüten Buſen.
Und ſo ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich ſchlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beim erſten Morgenſchimmer
Reißt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frohe Fliege.
Undermerkt zu Ehren ſie wieder,
Wenn auch oft der bald Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Käſtig ſpring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen,
Und den leidigen Inſekten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seyd mir hold, ihr Unbenannten,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Morgenklagen.

O du loſes leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpannteſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktеſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, flüſterteſt ſo liebliche:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt gepräfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' im Bett und zählte jedes Viertel;
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken, wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl, wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen.“

Hüpft ein Käpchen oben über'n Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was, im Hauſe,
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wär's die meine!“
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durcheinander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom ſchönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Endlich, als die ganz verdaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen ſehnſuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen,
Die vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Beſuch.

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen,
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Oeffn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich ſie gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war ſie eingeſchlafen;
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefalteten zarten Händen;
Und ich ſetzte mich an ihrer Seite,
Ging bei mir zu Rath', ob ich ſie wecke.

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.

Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſ't vom ſüßen Götterbalſam.
Freudig ſaß ich da und die Betrachtung
Hielte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit gebrannten Banden feſt und feſter.

O du Liebe, dacht' ich, kaum der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er dir nicht ſchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtöret.

Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen deine ſüße Lippen
Weder ſich zur Rede noch zum Kuſſe;
Aufgelöſ't ſind dieſe Zauber-Bande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gebärdin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbſttäuſchung, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Roſen auf das Tiſchchen nieder;
Sachte, ſachte ſchlich ich meiner Wege.
Oeffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verſchloſſ'nen Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergißt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.

Zum erſten Mai 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, taktbeſtändig,
Einer Zauberin zum Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe Rechten ſchmale Fahnen,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spitze:
Doch im leichten Kriegestanze
Strebt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freien haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen übet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflochten,
Himmelsſtoffen gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtes? Wen begnadigt
Unsre vielgeliebte Herrin,
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looses
Treu und still ersonnet Zeichen!
Und ich fühle mich umschlungen,
Ihrer Dienerschaft gewidmet.

Doch indem ich so behaglich,
Aufgeschmückt stolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Losen,
Ohne Streit, geheim geschäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden Mondenblicke,
Nachtviolenduft verweinend.

Eh wir nur das Netz bemerken,
Ist ein Glücklicher gefangen,
Den wir Andern, den wir Alle,
Segnend und beneidend, grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
Hielt ich drängend in den beiden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande,
Gram' und Sorg' auf Einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich sinnen,
Und er lächelte bescheidenweise,
Als den Unverständigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu senken;
„Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nektar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:

Nein, ein solch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch besessen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus
Mit den sinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die dürsten, küssten seiner Frauen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnisvoller Gährung vorstehn:
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt!

An die Cicade.

Nach dem Anakreon.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Gruben bringen;
Liebst unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme,
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut Geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

*Aus den Leiden des jungen Werther.
1775.

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebet zu seyn;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du bewinsl, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach.

Trilogie der Leidenschaft.

An Werther.

Noch einmal wagst du, vielbetrauter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegnest mir auf den bekannten Matten
Und meinen Anblick scheust du nicht.
Es ist, als ob du lebtest in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du, erkoren,
Eingeß du voran — und hast nicht viel verloren.

Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos:
Der Tag, wie lieblich, so die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,
Genießen kaum der höchsterlauchten Sonne,
Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünschenswerth ergänzt,
Von außen düstert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da steht es nah — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor
Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor,
Entzückt, erstaunt, wer dies ihm angethan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbesangene Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer und Palast;
Wie Vogelschaar an Wäldergipfeln streift,
So schweift auch er, der um die Liebste schweift.
Er sucht vom Aeltern, den er gern verläßt,
Den treuen Blick und dieser hält ihn fest.

Doch erſt zu früh und dann zu ſpät gewarnt,
Fühlt er den Fluß gehemmt, fühlt ſich umgarnt,
Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder-Wiederſehn beglückt noch mehr
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Leberwohl zuletzt.

Du lächelſt, Freund, gefühlvoll wie ſich ziemt,
Ein gräßlich Scheiden machte dich verſtimmt;
Wir feierten dein klagliches Mißverſtnd.
Du liebeſt uns zu Wort und Web zurück;
Dann zog uns wieder unaufhaltſam Bann
Der Leidenſchaften labyrinthiſch an;
Und wir verſtummen wiederholter Reih,
Denn Scheiden endlich — Scheiden iſt der Tod!
Wie klingt es ſchmerzend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen halbverſchuldet
Geb' ihm ein Gott zu ſagen, was er duldet.

Elegie.

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, was ich leide.

Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloſſ'ner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle ſteht dir offen;
Wie wankelmüthig regt ſich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt ans Himmelsthor,
Zu Ihren Armen hebt ſie dich empor.

So ward du denn im Paradies empfangen
Als wäreſt du werth des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigſten Begehrens.
Und in dem Anſchaun dieſes einzig Schönen
Verſiegte gleich der Quell ſehnſüchtiger Thränen.

Wie raste nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel;
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen ſich in zartem Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß, der leute, grauſam ſüß, zerſchmeichelt
Ein herrliches Geſchenk verſchlungener Minnen.
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß, die Schwelle meidend.
Als trieb ein Cherub Kommend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf blühtem Pfad verloſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

Und nun verſchloſſen in ſich ſelbſt, als hätte
Dies Herz ſich nie geöffnet, ſelige Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenſchwere
Belaſten's nun in ſchwüler Atmoſphäre.

Iſt denn die Welt nicht öde? Felſenwände
Sind ſie nicht mehr gekrönt vom heiligen Schatten?
Die Ernte reift ſie nicht? Ein grün Gelände
Zieht ſich's nicht hin am Fluß durch Buſch und
Matten?
Und wölbt ſich nicht das überweltlich Große
Geſtaltenreiche, bald geſtaltenloſe?

Wie leicht und zierlich, klar und zart geworden,
Schwebt, Seraph gleich, aus cryſtallnen Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether broben,
Ein ſanftes Gewölb aus lichtem Duft empor;
So faßt du ſie in freiem Tanze walten
Die Lieblichſte der lieblichſten Geſtalten.

Doch nur Momente darfſt dich unterwinden
Ein Liebesbild ſtatt ihrer feſt zu halten;
Ins Herz zurück, dort wirſt du's beſſer finden,
Dort reut ſie ſich in wechſelnden Geſtalten;
Zu Vielen bildet Eine ſich hinüber,
So tauſendfach, und immer immer lieber.

Wie zum Empfang ſie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf ſtufenweis begleitet;
Selbſt nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben,
Mit Flammenſchrift, ins treue Herz geſchrieben.

Ins Herz, das feſt wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und ſie in ſich bewahret.
Für ſie ſich freut an ſeiner eignen Dauer.
Nur weiß von ſich, wenn ſie ſich offenbaret.
Sich freier fühlt in ſo gelitt'nen Taranten
Und nur noch ſchlägt, ihr allein ihr zu danken.

War Jdigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöſcht, verſchwunden;
Jſt Hoffnungsluſt zu irrdiſchen Entwürfen,
Entſtehlaſſen, raſcher That ſogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir aufs lieblichſte geleiſtet.

Und zwar durch ſie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geiſt und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauervollern einſt der Blick umfangen
Jm wüſten Raum verkommner Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie ſelbſt erſcheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beglückt — wie leien's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
Jn Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

Jn unſers Buſens Reine wagt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben
Entrathſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſein! — Solcher ſeligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr ſtehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingsluften,
Zerſchmilzt, ſo linaſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eisesrind, kein Eiswall dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

Es iſt, als wenn ſie ſagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Gebrüge ließ uns geringe Kunde.
Das Morgende, zu wiſſen iſt's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute.
Die Sonne ſank und ſah noch was mich freute.

Drum thu' wie ich und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verſchieben!
Begeau' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig.
Im Handeln ſey's, zur Freude, ſey's dem Lieben;
Nur wo du biſt, ſey alles immer lebendig,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich."

Du haſt gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunſt des Augenblickes,
Und jeder ſtützt an deiner beiden Seite
Sich Augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink, von dir mich zu entfernen,
Was biſt es mir, ſo hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wußt' es nicht zu ſagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das laſſet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich treibt unter ein unerzwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath, als grenzenloſe Thränen.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltſam;
Doch nie gelang's, die innere Glut zu dämpfen!
Schon raſt's und reißt in meiner Bruſt gewaltſam,
Wie Tod und Leben grauſend ſich bekämpfen.
Wohl Kräuter gab's, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlt's am Entſchluß und Willen.

Fehlt's am Bearif: wie ſollt' er ſie vermiſſen?
Er wiederholt ihr Bild zu tauſendmalen.
Das zaudert bald, bald wird es weggeriſſen.
Undeutlich jetzt und jetzt im reinſten Strahlen;
Wie könnte doch geringſtem Troſte frommen.
Die Ebb' und Fluth, das Gehen wie das Kommen?

Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein am Fels, im Moor und Moos;
Nur immer zu! euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt,
Naturgeheimniß werte nachgeſtammelt.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabenſeligen Munde,
Sie trennen mich, und tilgten mich zu Grunde.

Anſohnung.

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklommnes Herz, das allzuviel verloren!
Wo ſind die Stunden, überſchnell verflüchtigt?
Beraubens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb iſt der Geiſt, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt, wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelſchwingen,
Verflicht zu Mildenen Töne um Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Ange nennt ſich, ſtrebt im höhern Sehnen
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und ſo das Herz erleichtert merkt bebende,
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erweiternd willig darzutragen,
Da fühlte ſich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

Aeoleharfen.

Gedicht.

Er.

Ich dacht', ich habe keinen Schmerz,
Und doch war mir ſo bang ums Herz,
Mir war's gedunken vor der Stirn
Und dohl im innerſten Gehirn —
Bis endlich Thran' auf Thräne fließt,
Verbittres Lebewohl ergießt. —
Ihr Lebewohl war bittre Ruh,
Sie weint wohl jetzund auch wie du.

Sie.

Ja, er iſt fort, das muß nun ſeyn!
Ihr Lieben, laßt mich nur allein;
Sollt' ich euch heiter ſcheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren,
Und da muß ich weinen.

Er.

Zur Trauer bin ich nicht geſtimmt
Und Freude kann ich auch nicht haben;
Was ſollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!
Der Tag iſt mir zum Ueberdruß.
Langweilig iſt's, wenn Nächte ſich beſeelen:
Mir bleibt der einzige Genuß,
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern,
Und fühltest du den Wunſch nach bleibem Segen,
Du kämeſt mir auf halbem Weg entgegen.

Sie.

Du traureſt, daß ich nicht erſcheine,
Vielleicht entfernt ſo treu nicht meine,
Sonſt wär mein Geiſt im Bilde da.
Schmückte Iris wohl des Himmels Bläue?
Laß trauen, gleich erſcheint die Neue,
Du weinſt: Schon bin ich wieder da.

Er.

Ja, du biſt wohl an Iris zu vergleichen!
Ein liebenswürdig Wunderzeichen,
Ge ſchmiegſam herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie ſie.

Ungeduld.

Immer wieder in die Weite,
Ueber Länder an das Meer,
Phantaſieen in der Breite
Schweift am Ufer hin und her!
Neu iſt immer die Erſcheinung:
Immer iſt dem Herzen bang.
Schmerzen ſind der Jugend Nahrung,
Thranen ſüßer Lobgeſang.

Dornburg, September 1828.

Früh, wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelſchleiern ſich entfalten,
Und dem ſehnſuchtsvollen Erwarten
Blumenkelche bunt ſich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage ſtreitet,
Und ein Oſtwind, ſie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankſt du dann, am Blick dich weidend,
Reiner Bruſt der Großen, Helden,
Wird die Sonne, röthlich ſcheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge freundlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich ſo des Menſchen Loos;
Denkt er ewig ſich ins Rechte,
Iſt er ewig ſchön und groß!

Angedenken an das Gute
Hält uns immer friſch bei Muthe.

Angedenken an das Schöne
Iſt das Heil der Erdenſöhne.

Angedenken an das Liebe,
Glücklich! wenn's lebendig bliebe.

Angedenken an das Eine
Bietet das Beſte, was ich meine.

Wie iſt denn mir doch zu Muthe!
So vergnüglich und ſo klar!
Da bei friſchem Knabenblute
Mir ſo wild, ſo düſter war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wohlgemuth ich ſey,
Denk' ich jene rothen Backen
Und ich wünſche ſie herbei.

Als ich ein junger Geſelle war,
Luſtig und guter Dinge,
Da bielten die Maler offenbar
Mein Geſicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch ſchönes Kind
Dazumal von Herzen treu geſinnt.

Nun ich hier als Altmeiſter ſig',
Laufen ſie mich aus auf Straßen und Gaſſen,
Zu baben bin ich, wie der alte Frig,
Auf Pfeifenköpfen und Taſſen.
Doch die ſchönen Kinder, die bleiben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

* Wilhelm Meiſters Wanderjahre.

Die Wanderjahre ſind nun angetreten,
Und jeder Schritt des Wanderers iſt bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu ſingen und zu beten;
Doch wendet er, ſobald der Pfad verſänglich,
Den ernſten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
Ins eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Und ſo bet' ich alte Schätze,
Wunderlichſt in dieſem Falle;
Wenn ſie nicht zum Golde ſetze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann ſchmelzen, man kann ſchreiben,
Wird getrieben, läßt ſich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach ſeinem Bilde prägen!

Wüßte kaum genau zu ſagen,
Ob ich es noch ſelber bin;
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: ja, ſo iſt mein Sinn!
Iſt ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängſtet, bald erhöht,
Und in ſo viel tauſend Zeilen
Wieder ſich ins Gleiche ſetzt.

Für ewig.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt;
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hab' ich all' in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwiſchen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Liba! Glück der nächſten Nähe,
William! Sterne der ſüdoſten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin.
Tag' und Jahre ſind verſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Aus einem Stammbuch von 1804.

Hoffnung beſchwingt Gedanken, Liebe Hoffnung.
In ſtarker Nacht hinauf zu Cynthien, Liebe!
Und ſprich: wie ſie ſich oben umgeſtaltet,
So auf der Erde ſchwindet, wachſt mein Glück.
Und wiſpere ſanft-beſcheiden ihr ans Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt ding, Treue thränte.
Und ihr, Gedanken, mißjtrauen genügt,
Beſchilt euch die Geliebte deſſentbalb,
So ſagt: ihr wechſelt zwar, doch ändert nicht,
Wie ſie derſelbe bleibt und immer wechſelt.
Untrauen tritt ins Herz, verjtellt's nicht.
Denn Lieb' iſt ſchärfer von Verdacht gewürzt.
Wenn ſie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Klare widerwärtig ſchwärzt,
Dann, Seufzer-Winde, ſcheucht die Wolken weg,
Thränt nieder, ſie in Regen aufzulöſen.
Gedanke, Hoffnung, Liebe bleibt nur dort,
Bis Cynthia ſcheint, wie ſie mir ſonſt gethan.

Bei Betrachtung von Schillers Schädel.

Im engſten Bindaus war's, wo ich beſtaunte
Die Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute,
Sie ſtehn in Reih' geklemmt, die ſonſt ſich haßten,
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten.
Entrentte Schulterblätter! Was ſie trugen?
Fragt niemand mehr; und zierlich thätige Glieder.
Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebenszügen.
Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
Doch wie Rhapſten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte.
Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
Unſcheinbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Das in des Raumes Modergrüfte und Enge
Ich frei und wärmeathmend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſie erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend ſtrömt geſtaltgeſtaltete Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Bin höchſten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend,
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen,
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre.

St. Nepomucks Vorabend.

Carlsbad den 15. May 1820.

Lichtlein ſchwimmen auf dem Strome,
Kinder ſingen auf den Brücken,
Glocke, Glöckchen ſagt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein ſchwinden, Sterne ſchwinden;
Alſo löſ'te ſich die Seele
Unſres Heil'gen, nicht verkünden
Durft' er unverſtandne Fehle.

Lichtlein ſchwimmet! hielt ihr Kinder!
Kinder-Chor, o! ſinge, ſinge!
Und verkündiget nicht minder
Was den Stern zu Sternen bringe.

Königlich Gebet.

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin der Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gewichte.
O gieb mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.

Menſchengefühl.

Ach ihr Götter! große Götter
In dem weiten Aether broben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Beſſen Sinn und guten Muth;
O wir liefen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel broben!

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Minnerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Perſers Buhlſtl Roſenmuſch umbangt,
Und Sklavengeband als Mitbringſtreif prangt,
Vom Pol zu Pol Gelange ſich erneun,
Ein Sphärenklang harmoniſch im Getümmel,
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun!

Zum Divan.

Wer ſich ſelbſt und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwiſchen beiden Welten
Sich zu wiegen laß ich gelten;
Alſo zwiſchen Oſt und Weſten
Sich bewegen, ſey's zum beſten!

Was iſt der Himmel, was iſt die Welt,
Als das, wofür eben einer ſie hält;
Was biſt und alle Herrlichkeit
Ohne Seelen-Behaglichkeit
Und ohne des Leibes Lieblichkeit;
Was hilft euch alles Streiten und Streben?
Von dieſer großen Lehre durchdrungen
Hadt ihr ein Liedlein hier vorgeſungen
Vom Prinz, er heißt — ich weiß nicht wie —
Mit dem Zunamen Nadegiki.

Stammbuch Johann Peter Neuniers

von Frankfurt am Main. 1830.

„Wer etwas hierin will machen laſſen,
Den bitte, Umzucht draußen zu laſſen;
Er wiederrige mich wieder um ſo viel,
Zu Ehren — ſtand ihm dienen will.“

Ein theures Büchlein ſiehſt du hier
Von Pergament und weiß Papier,
Das wohl ſchon an die hundert Jahr
Zum Stammbuch eingeweihet war.
Profanation iſt ein Wunderding —
Wie es dem lieben Büchlein ging,
So ging es auch, wie's Jeder kennt,
Dem König von Garda ſeiner Braut.
Davon ich die Hiſtoriam
Hier nicht erzähl' aus Sitt' und Scham,
Wie ſolches auf dem vor'gen Blatt
Herr Neuniers ſich ausgebeten hat.

Möcht' er wohl vorgeſehen haben,
Was drüber kämen für ſeine Knaben.
Erfing er das Buch für gutes Geld
Für ſeine Freunde weiß beſtellt.
Drei, vier Blätter die ſind beſchrieben,
Die andern ſind auch weiß geblieben,
Hat ſie das Geſchick mir zugedacht.
Nach Erdenkraftsmonder und langer Nacht.
Zog es endlich der Jungfrauen Flor
Aus Schutt und Staub und Graus hervor,
Und gab es mir, und ſchenkt es mir
Als wohlbekannt wegen viel Geſchmier,
Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt mit Werken meiner Händ';
Dazu bei Sonne und Winternacht
Der Anfang allbereits gemacht.
Da wir weit hinterm Oſen ſaßen,
Vorbeſſerer Regiſt weidlich ſtrichen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Poſt und Kirch' zwei große Dieb,
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Chriſt Ein tauſend Jahr
Siebenhundert und vier und ſiebzig war.
Zwei Tage nach Martini Tag,
Abends mit dem achten Glockenſchlag.
Frankfurt am Main des Weines Flor,
Nicht weit vom Eſchenheimer Thor.
Findeſt das Haus nach dem ABC.
Hundert ſieben und funfzig Lit. D.
Und hiermit mach' ich den Beſchluß;
Hab' freilich alles nicht beſchrieben.
Genug, was wir zuſammen trieben
War nicht Actus continuus.

Goethe.

(Nachſchrift.)

Den Abend drauf, nach Schrittſchuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staats-Kirſchenkort, gemeinem Bier
Den Abend zugebracht allhier.
Und Aengelein und Lichter Glanz,
Nam, Sitha, Hannemann und ſein Schwanz.

Erklärung

eines alten Holzſchnitts,

vorſtellend

Hans Sachſens poetiſche Sendung.

In ſeiner Werkſtatt Sonntags früh
Sieht unſer theurer Meiſter hie.
Sein ſchmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen ſaubern Feiertamms er trägt.
Legt Pechdraht, Hammer und Kneipe raſten,
Die Ahl ſteckt an dem Arbeitskaſten;
Er ruht nun auch am ſieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne ſpürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert;
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In ſeinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er ſie gerne unbild' von ſich geben.

Er hört' ein Auge treu und fing,
Und wär' auch liebevoll genug,
In ſchauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen ſein;
Hatt' auch eine Zunge, die ſich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Doch thäten die Muſen ſich erfreun,
Wollten ihn zum Meiſterſänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und rundem Leib,
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Grad, edel vor ſich hin ſie geht,
Ohne mit Schleyr' und Steiß zu ſchwenzen,
Oder mit den Augen herum zu ſcharlenzen.
Sie trägt einen Maßſtab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hatt' auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt ſie thatig Ehrbarkeit,
Sonſt auch Großmuth, Redlichkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert ſeyn.
Denn wie ſie iſt, ſo gut und ſchön,
Meint er, er hätt' ſie lang geſehn.

Die ſpricht: Ich habe dich auserleſen,
Vor Vielen in dem Weltirrweſen,
Daß du ſollſt haben klare Sinnen,
Nichts Ungeſchicklich's magſt beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollſt du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich ſich beklagen,
Sollſt ſchwankweis deine Sach' fürtragen;
Sollſt halten über Ehr' und Recht.
In allem Ding ſeyn ſchlicht und ſchlecht.
Frumkeit und Tugend lieber preiſen,
Das Böſe mit ſeinem Namen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwelſt,
Nichts verzierlicht und nichts verkünſtelt;
Sondern die Welt ſoll vor dir ſtehn,
Wie Albrecht Dürer ſie hat geſehn.
Ihr feſtes Leben und Mannlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben.
Wie Kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander rollert;
Mag dir aber bei allem geſchehn,
Als thätſt in einem Zauberkaſten ſtehn,
Schreib das dem Menſchenweis auf Erden,
Daß ihm möcht' eine Wirkung werden.
Da macht ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Weſen,
Wie ihr's möcht in ſeinen Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur erfreut wunniglich,
Da ſieht ihr an der andern Seiten,
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula;
Sie ſchleppt mit feiedenſchwankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geſchnitten;
Darauf ſieht ihr mit weiten Aermeln und Falten,
Gott Vater Kinderlehre halten.

Adam, Eva, Paradies und Schlange,
Sodom und Gomorra's Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehren-Spiegel ſchauen;
Dann allerlei Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandewort,
Auch allerlei Leid und gute Werk,
Könnt ſehn St. Peter mit der Gaiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war damals der weite Raum
Ihres Kleids und Schleppe und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſter Geſchicht.

Unſer Meiſter das all' erſieht
Und freut ſich deſſen wunderſam,
Denn es dient ſehr in ſeinen Kram.
Was nennen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr.
Erzählt das eben für und für,
Als war er ſelbſt geſtn dabei.
Sein Geiſt war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter ſeinen Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thät er einen Narren ſpüren,
Mit Boots- und Affenſpelzlin beſchuren,
Und ihm mit Schwanz und Narrenkleidern
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten.
Schlupft hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und dager, geſtreckt und krumb,
All zu witzig und all zu dumb.
Mit einem großen Forrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein'n Affentanz.
Beſpöttet eines jeden Form,
Treibt ſie ins Bad, ſalbt'd ihnen die Würm,
Und fährt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er ſich ſtellt ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht ſo viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muntig reimen,
So fort zu ſingen und zu ſchreien?
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Dorfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchauen,
Wie ein Bild unſrer lieben Frauen.
Die umwebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie ſpricht: Ja komm nun dich zu weiten,
Nimm meinen Segen und Geheiß!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag auf in hohe lichte Glutt:
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Zimmer bei beſten Kräften bleibt,
Hab ich deinem innern Weſen
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel ſey wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In dem eng umzäunten Garten,
Ein beldes Mädelein ſinnd warten
Am Bächlein, beim Hollunderſtrauch;
Mit aracieutem Haupt und Aug
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum,
Hat Roſen in ihren Schooß gepflückt,
Und bindet ein Kränzlein ſehr geſchickt,
Mit hellen Knoſpen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel ſeyn?
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt genugt,
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt,
Ihr Weſen iſt ſo abgerundt,
Weiß nicht, was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das, was dich dränget, ſüße Lieb,
Iſt volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in Einem iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Auge ſich lindern ſoll;
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß.
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Raſt,
Wie er ins liebe Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstag' und Kräfte trinkt.
Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirſt ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den Geiſt die Nachwelt ihm auf's Haupt,
In Freudenfluth all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Sonette.

Liebe will ich ſtehend loben,
Jede Form iſt kommt von oben.

Mächtiges Ueberraſchen.

Ein Strom entrauſcht unmeßlichem Felſenſaale
Dem Ocean ſich eilig zu vereinen;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämonisch aber ſtürzt mit einem Male —
Zur ſelgten Berg und Wale in Wirrelwinden —
Sich Oceas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht, und ſtaunt zurück und weichet,
Und ſchwillt voran, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurückgeneiget:
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchaun das Blinken
Des Wellenſchlags am Fels, ein neues Leben.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterkahlen Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle kannt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg. Sie lag in meinen Armen.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn so ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Sehnen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, verstöhnen,
Das ich im wied'rigen Fall doch nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unsre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig
Melodisch klingt die durchgeseihte Leier,
Ein Liebesepfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum und sieh! das Lied ist fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im ersten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

Das Mädchen spricht.

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen;
Wie dieses gleichst du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müssen,
Da dieser todt und du lebendig heißest?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,
So will ich diesen Stein so lange küssen,
Bis eifersüchtig du mich ihm entreißest.

Wachsthum.

Als kleines artiges Kind nach Feld und Auen
Exprangst du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit heißen Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann das schöne Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebertoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwichtigen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

Reisezehrung.

Entwöhnen sollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben sollten sie nicht mehr verschönen.
Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen.
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an, von diesen und von jenen
Nothwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen:
Nothwendig schien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reisen:
Was ich bedarf, ist überall zu haben,
Und Unentbehrliches bring' ich mit — die Liebe.

Abschied.

War unersättlich nach viel tausend Küssen,
Und wußt' mit Einem Kuß am Ende scheiden.
Nach herber Trennung tief empfundnen Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen.

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang' ich's deutlich sah, ein Schau der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgränzte,
Flirt mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

Die Liebende ſchreibt.

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinen Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewiſſe Kunde,
Mag dem was anders wohl erſprießlich ſcheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich ſtets die Gedanken in der Runde,
Und immer treffen ſie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unverſehens;
Er liebt ja, denk' ich, her in dieſe Stille,
Und ſollteſt du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieſes Liebewehens;
Mein einzig Glück auf Erden iſt dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gieb mir ein Zeichen!

Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebſter, ſo beſtimmt nicht fragen;
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu ſagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, ſoll, was ich ſende,
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag nichts vertrauen,
Wie ſich im Sinnen, Wünſchen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüber wendet;

So ſtand ich einſt vor dir, dich anzuſchauen,
Und ſagte nichts. Was hätt' ich ſagen ſollen?
Mein ganzes Weſen war in ſich vollendet.

Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir ſchickte,
Anſtatt daß ich's mit Lettern erſt beſchreibe,
Ausfüllteſt du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und ſendeteſt's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umſchlag dann erblickte;
Neugierig ſännen, wie es geziemt dem Weibe,
Riß' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läſ' ich, was mich mündlich ſonſt entzückte:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Weſen!
Wie du ſo freundlich meine Sehnſucht ſtilleſt
Mit ſüßem Wort und mich ſo ganz verwöhnteſt.

Sogar dein Lispeln glaubt' ich auch zu leſen,
Womit du liebend meine Seele füllteſt
Und mich auf ewig vor mir ſelbſt verſöhnteſt.

Vermeſſ.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wütet,
Soll man vorſichtig die Geſellſchaft laſſen.
Auch hab' ich oft mit Zaubern und Verpaſſen
Vor manchen Inflüenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begrüßet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befaſſen,
Es ging mir's auch mit jenen Lacrimaſſen,
Als vier- und dreifach tränend ſie geblüßet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Beſinnen
Sonettenwuth und Raſerei der Liebe.

Chriſtgeſchenk.

Mein ſüßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannichfalt gefürmte Süßigkeiten.
Die Früchte ſind es heil'ger Weihnachtszeiten.
Genaſcht nur, den Kindern auszuſpenden!

Dir möcht' ich dann mit ſüßem Redewenden
Poetiſch Zuckerbrod zum Feſt bereiten;
Allein was ſoll's mit ſolchen Eitelkeiten?
Weg den Verſuch, mit Schmeicheln zu blenden!

Doch giebt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern ſpricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu dir hinüber wehen.

Und ſühlſt du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
Wirſt du die kleinſte Gabe nicht verſchmähen.

Warnung.

Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen
Und alles aus iſt mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenſchaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich ſo liederreich mein Streben
Um deine Gunſt dir an den Tag gegeben,
Wenn dieſe bloß an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk', o Liebchen! dein Gewiſſen,
Bedenk' im Ernſt, wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt ſolch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entſchuld'gen müſſen,
Was alles unnütz ich vor dir geplaudert;
So wird der jüngſte Tag zum vollen Jahre.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und schreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, sich zu offenbaren,
Soll Reime finden, sie zusammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden spricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus; sie mag sich gern bewahren,
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren,
Dann wieder senken sich zu Nacht und Stille.

Was zaudert ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den kalt'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts lastet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir sind auf rechtem Wege!
Das Allerstarrste freudig aufzuschmelzen
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernst verschränkter Zeilen!
Zwar lausch' ich gern bei deinen Soldenspielen;
Allein mir scheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein süßer Freund, das soll man nicht befeilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langezweilen,
Sein Innerstes von Grund aus umzuwühlen;
Doch seine Wunden weiß er auszuhüllen,
Mit Zauberwort die tiefsten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
Drauf aufgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgängisch-klug minirt er seine Grüfte;

Allein die Macht des Elements ist stärker,
Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

Epoche.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarca's Brust, vor allen andern Tagen,
Charfreitag. Eben so, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie die ich früh im Herzen schon getragen.
Dann wieder westlich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzenswehe, ein ewiger Charfreitag;

Doch stets erscheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Charade.

Zwei Worte sind es, kurz, benamt zu sagen,
Die wir so oft mit heller Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen
Eins an dem andern freilich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber sucht ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mir sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In Einen Bild sie beide zu erblicken,
In Einen Wesen beide zu umfangen.

Epigrammatisch.

Oft das Werthe falscher Deutung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.

Das Sonett.

Sich im ernstem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

So mocht' ich selbst in künftigen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten.
Ich schnitze sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch nur verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es tut wohl nur ein redliches Bemühen;
Und wenn wir erst, in abgemessnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gewunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen:
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammen raffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Dem 31. Oktober 1817.

Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papst- und Türkentron
Befehle daß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Feyend nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.

Nativität.

Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch klein ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück,
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter. —

Das Parterre spricht.

Sternat Fräulein zu begrüßen
Muß ich mich bequemen;
Mit den liedertlichen Süßen
Werd' ich's leichter nehmen.

Auf der Bühne lieb' ich droben
Keine Nebulmeise.
Soll ich denn am Ende loben,
Was ich nicht begreife?

Lose faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich schlechter werden
Als mich ennuyiren.

Auf den Kauf.

Wo ist einer, der sich ausleert
Mit der Last, die wir ertragen?
Wenn es an Gestalten fehlet,
Ist ein Kreuz geschwind geschlagen.

Pfaffenbalken singen sie,
Frauen wohl empfehlen,
Oberlehrer dringen sie,
Aber keine Sohlen.

Jung und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Souffler seyn,
Jedermann ein Dichter.

Alle kommen sie gerennt,
Möchten's gerne treiben;
Doch wer keinen Leisten kennt
Wird ein Pfuscher bleiben.

Willst du das verfluchte Zeug
Auf dem Markte kaufen,
Wirst du, eh es möglich deucht,
Wirst du darfuß laufen.

Ins Einzelne.

Seit vielen Jahren hab' ich still
Zu eurem Thun geschwiegen,
Das sich am Tag' und Tages-Will
Gefällig mag vergnügen.

Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach eurem Sinne geht,
Es ging nach einem Sinne.

Du scaelst her, der andre hin,
Die Wage zu exproben,
Und was erst eine Flotte schien,
Ist ganz und gar zerstoben.

Ins Weite.

Das geht so fröhlich
Ins Allgemeine!
Ist leicht und selig,
Als wär's auch reine.
Sie wissen gar nichts
Von stillen Rissen;
Und wie sie spitzen,
Die lieben Heitern,
Sie werden, wie gar nichts,
Zusammen scheitern.

Kronos als Kunstrichter.

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat wacnd kein Gewissen;
Ohne Senf und Salz und wie ihr wißt,
Verschlingt er euch den Bissen.

Shakspearen soll' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weise: —
Den bebt mir auf, sagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn speise.

Schlußpoetik.

Saae, Muse, sag' dem Dichter,
Wie er denn es machen soll?
Denn der wunderlichsten Richter
Ist die liebe Welt so voll.

Immer hab' ich doch den rechten
Klaren Weg im Lied gezeigt,
Immer war es doch den schlechten
Düstern Pfaden abgeneigt.

Aber was die Herren wollten,
Ward mir niemals ganz bekannt;
Wenn sie wüßten, was sie sollten,
Wär' es auch wohl bald genannt.

„Willſt du dir ein Maß bereiten;
Schaue, was den Edlen mißt.
Was ihm auch entſtellt zu Zeiten,
Wenn der Leichtſinn ſich vergißt.

Seich ein Inhalt deiner Sänge,
Der erbaut, der erfüllt,
Und, im wüſteſten Gedränge,
Dankt's die ſtille beſſ're Welt.

Frage nicht nach anderm Titel,
Reinem Willen bleibt ſein Recht!
Und die Schurken laß dem Büttel,
Und die Narren dem Geſchlecht.“

Sprache.

Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach!
Iſt reich verarmter Urne Bauch?
Iſt ſtark das Schwert im Arſenal?
Gieb milde drein, und freundlich Glück
Nicht, Gottheit, von dir aus!
Fach' an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Kein Vergleich!

Befrei uns, Gott, von Ab und Aug,
Wir können ſie entbehren;
Doch wollen wir durch Muſterung
Nicht uns noch andre ſperren.

Es ſchreibt mir einer: den Vergleich
Von Deutſchen und Franzoſen,
Und jeder Patriot ſogleich
Wird deftig ſich erboſen.

Kein Chriſtenmenſche hört ihm zu;
Iſt denn der Kerl bei Sinnen?
Vergleichung aber läßt man zu,
Da müſſen wir gewinnen.

* Etymologie.

(Spricht Mephiſtopheles.)

Aes Ares wird der Kriegesgott genannt.
Aes heißt die Kunſt und .... iſt auch bekannt.
Welch ein Geheimniß liegt in dieſen Wunderlauten!
Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfinden nur ein ſüßes Erdentönen;
Seid klug der Grund, bequem iſt der Gebrauch,
Und wo man wohnt, da muß man ſich gewöhnen.
Wer fühlend ſpricht, beſchwätzt nur ſich allein;
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam bammelt,
Drängt alles zur Verſammlung ſich hinein.
Von Können kommt die Kunſt, die Sehnſucht kommt vom Schein.
So wird erſt nach und nach die Sprache feſt gerammelt,
Und was ein Volk zuſammen ſich geſammelt,
Muß ewiges Geſetz für Herz und Seele ſeyn.

* Ein ewiges Kochen ſtatt fröhlichem Schmaus.
Was ſoll denn das Zählen, das Wägen, das Großen?
Bei allen dem kommt nichts heraus.
Als daß wir reine Hexameter machen ſollen;
Und ſollen uns patriotiſch fügen.
Am Knittelversſen uns zu begnügen.

Kunſt und Alterthum.

„Was iſt denn Kunſt und Alterthum,
Was Alterthum und Kunſt!“
Genug, das eine hat den Ruhm,
Das andre hat die Gunſt.

Muſeen.

An Bildern ſchleppt ihr hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Stehen kreuz und quer
Was bleibt uns denn? — Verdorbnes!

Panacee.

„Sprich! wie du dich immer und immer ereuzeſt!“
Kannſt's auch, wenn du immer am Großen dich freuſt.
Das Große bleibt friſch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröſtelt der Kleinliche bebend.

Homer, wieder Homer.

Scharfſinnig habt ihr, wie ihr ſeyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfreit,
Daß Ilias nur ein Flickwerk ſey.

Mög' unſer Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes frendig ihn empfinden.

Urſprüngliches.

I.

Was widert dir der Trank ſo ſchal?

II.

Ich trinke gern aus dem friſchen Quell.

I.

Daraus kam aber das Bächlein her!

II.

Der Unterſchied iſt bedeutend ſehr:
's wird immer mehr fremden Schmack gewinnen;
Es mag nur immer weiter rinnen.

Den Originalen.

Ein Quidam ſagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meiſter lebt, mit dem ich buhle;

Auch bin ich weit davon entfernt,
Das ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Den Zudringlichen.

Was nicht zusammen geht, das soll sich meiden!
Ich binde' euch nicht, wo't euch beliebt, zu weiden;
Denn ihr seyd neu und ich bin alt geboren.
Macht, was ihr wollt; nur laßt mich ungeschoren!

Den Guten.

Laßt euch einen Gott begeistern,
Euch beschränket nur mein Sagen.
Was ihr könnt, ihr werdet's leisten,
Aber müßt mich nur nicht fragen.

Den Besten.

Die Abgeschiednen betrachtet ich gern,
Ständ' ihr Verdienst auch noch so fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Lähmung.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig Mann,
Will aber ruhn:
Denn ich soll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüg gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Spruch, Widerspruch.

Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren!
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.

Demuth.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan.
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Frisches Ei, gutes Ei.

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Austern, meine lieben Herrn.
Die, wenn ihr sie nicht frisch genießt,
Wahrhaftig ist eine faulende Kost.
Begeist'rung ist keine Hausirwaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Selbstgefühl.

Jeder ist doch auch ein Mensch!! –
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gespartet;
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen;
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth sich zeigen?

Grundbedingung.

Sprichst du von der Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

Eh' du von der Liebe sprichst,
Laß sie erst im Herzen leben.
Einen beiden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Jahr aus Jahr ein.

Ohne Schrittschuh und Schellengeläut
Ist der Januar ein böses Heut.

Ohne Fastnachtstanz und Mummenspiel
Ist an Februar auch nicht viel.

Willst du den März nicht ganz verlieren,
So laß nicht in April dich führen.

Den ersten April mußt überstehn,
Dann kann dir manches Gute geschehn.

Und weiterhin im Mai, wenn's glücket,
Hat dich wieder ein Mädchen berückt.

Und das beschäftigt dich so sehr,
Zählst Tage, Wochen und Monde nicht mehr.

Nett und niedlich.

Hast du das Mädchen gesehn
Zierlich, verrätherisch?
Wollt' sie wär' meine Braut!

Ja wohl! die Blonde, die Falbe!
Sie hüpfet so zierlich wie die Schwalbe,
Die ihr Nest baut.

Du bist mein und bist so zierlich,
Du bist mein und so manierlich,
Aber etwas fehlt dir noch:
Küssest mir so feinen Lippen,
Wie die Tauben Wasser nippen;
Nimm zierlich bist du doch.

* Ländlich.

Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte liebe Lieder.

Gar manches artig ist geschehen
Durch leichte Griffel-Spiele;
Doch, recht betrachtet, wohl besehn,
Fehlt immer Hain und Mühle.

Erinnr' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts,
Sie denkt an mich, ich denk' an sie,
Und beiden hilft es nichts.

Mein Beichtiger, mein Beichtiger,
Mein Beichtiger sagt: Bruder,
Für deine Sünden faste mir
Den vollen langen Tag!

Margnita doch, Margnita doch,
Margnita sagt, mein Schätzchen:
Komm, Abends komm, zum Essen komm,
Der Teufel hole den Beichtiger!

Da wächst der Wein, wo's Faß ist,
Es regnet gern, wo's naß ist,
In Tauben fliegt die Taube,
Zur Mutter paßt die Schraube,
Der Stöpsel sucht die Flaschen,
Die Zerrung Reißtaschen,
Weil alles, was sich rühret,
Am Schluß doch harmoniret.

Denn das ist Gottes wahre Gift,
Wenn die Bürde zur Bürde trifft;
Drum wagen Jungfern und Jungesellen
Im Frühling sich gar geberdig stellen.

Hab' ich tausendmal geschworen,
Dieser Flasche nicht zu trauen,
Bin ich doch wie neu geboren,
Läßt mein Schenke fern sie schauen.
Alles ist an ihr zu loben,
Glaskrystall und Purpurwein,
Wird der Pfropf herausgehoben,
Sie ist leer und ich nicht mein.

Hab' ich tausendmal geschworen,
Dieser Falschen nicht zu trauen,
Und doch bin ich neu geboren,
Läßt sie sich ins Auge schauen.

Was sie doch mit mir verfahren,
Wie's dem stärksten Mann geschah,
Deine Schnur' in meinen Haaren,
Allerliebste Delia!

Pfingsten.

Unter bald vermeinten Mauern
Schläft der liebe Freund so still;
O! wie soll es ihm erklingen,
Was ich ihm vertrauen will;
Ohne Wurzel dieses Reisig,
Es verdorrt das junge Blut;
Aber Liebe, wie Herr Dreising,
Mehret ihre Pflanzen gut.

Blick um Blick.

Wenn du dich im Spiegel beschaust,
Denke, daß ich diese Augen küsse,
Und mich mit mir selbst entzweien müsse,
Sobalde du mich liebst;
Denn da ich nur in diesen Augen lebe,
Du mir quellst, was ich gebe,
So wär' ich ganz verloren:
Jetzt bin ich immer wie neu geboren.

Für Sie.

In deinem Liede walten
Gar manche schöne Namen!
„Sind mancherlei Gestalten
Doch nur Ein Nahmen."

Nun aber die Schöne,
Die dich am Herzen hegt!
„Liebe nennt die Töne,
Die sie erregte."

Genug.

Immer nichtig, immer heiter,
Immer lieblich! Und so weiter.
Stets natürlich, aber fing;
Nun das, dächt' ich, wär' genug.

* Erinnerung.

Er.

Gedenkst du noch der Stunden,
Wo ein's zum andern drang?

Sie.

Wenn ich dich nicht gefunden,
Wär mir der Tag so lang.

Er.

Dann herrlich! ein Seitander,
Wie es mich noch erfreut.

Sie.

Wir irrten uns an einander;
Es war eine schöne Zeit.

Vorschlag zur Güte.

Er.

Du gefällst mir so wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander sind,
So wär' ich nimmer scheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall' ich dir, so gefällst du mir;
Du sagst es frei, ich sag' es dir.
Ei nun! heirathen wir eben!
Das Uebrige wird sich geben.

Er.

Heirathen, Engel, ist wunderlich Wort;
Ich meint', da möcht' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was ist's denn so großes Leiden?
Geht's nicht, so lassen wir uns scheiden.

Vertrauen.

A. Was träumt du mir und thust so groß:
„Hab' ich doch ein köstlich Liebchen!“ —
Sie weiß mir sie doch! Wer ist sie denn?
Die kennt wohl manches Bäumchen!

B. „Kennst du sie denn, du Lumpenhund?“
A. Das will ich grad' nicht sagen;
Doch hat sie wohl auch zu guter Stund'
Dem und Jenem nichts abgeschlagen.

B. „Wer ist denn der Der und der Jener denn?
Das sollst du mir bekennen!
Ich schlage dir gleich den Schädel ein,
Wenn du sie mir nicht kannst nennen!“

A. Und schlägst du mir auch den Schädel ein,
Da könnt' ich ja nimmer reden;
Und wenn du denkst: „mein Schädel ist gut!“
Ist weiter ja nichts verwunden.

Stoßseufzer.

Ach, man spanne viel,
Seltener wäre verrenkt das Ziel.
Wär' meniger Dummheit, verabenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher seyn —
Gib's nur keinem Wein
Und keine Weibertränen!

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl besser seyn,
Als ich bin! Was wär' es!
Soll ich aber besser seyn,
Als du bist; so leid' es!

Möcht' ich auch wohl besser seyn,
Als so mancher andre!
Muß ich besser seyn, als wir,
Lieber Freund, so wandre.

Schneider-Courage.

„Es ist ein Schuß gefallen!
Mein' sagt, wer schoß daraus?“
Es ist der junge Jäger,
Der schießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die saßen vor dem Schuß;

Die Spatzen von den Sperlen,
Der Schneider von dem Scherel;
Die Spatzen in die Scharten,
Der Schneider in den —.

Catechisation.

Lehrer.

Bedenk', o Kind! woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind.

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Totalität.

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Ist überall willkommen;
Er hat mit seinem Witz und Scherz
Manch Weiblein eingenommen;
Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft,
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er seinen Hintern hat,
Wie mag der Edle sitzen?

Physiognomische Reisen.

Die Physiognomisten.

Sollt' es wahr seyn, was uns der rohe Wanderer verkündet,
Daß die Menschengestalt von allen sichtlichen Dingen
Ganz allein uns sage, daß wir, was edel und alt sey,
Klug verehrend und groß, im Anschaute zu suchen,
Eitele Thoren sind, betrogne, betrügende Thoren!
Ach! wir sind auf den dunklen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgeschmeicht, der Sommer zu Nächten verfinstert.

Der Dichter.

Hebet eure weisenden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verleiht nicht dem Irrthum, daß nicht bald diesen, bald jenem.

Goethe's Schriften.

Achter Band.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen,
1790.

Habet ihr eurer Meister vergessen? Auf! höret zum Pindus,
Fraget dort die Musen, der Grazien nächste Verwandte!
Ihnen allein ist gegeben, der edlen stillen Betrachtung
Vorzusiehn. Ergetzet euch gern der heiligen Lehre.
Merket bescheiden leise Worte. Ich darf euch versprechen:
Anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus.

Das garstige Gesicht.

Wenn einen würdigen Biedermann,
Pastorn oder Rathsherrn lobesan,
Die Mittis läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen,
Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn, Ehrwürdig, Wohlgeboren!
Seht seine Augen und seine Stirn;
Aber sein verständig Gehirn,
So manch' Verdienst um's gemeine Wesen,
Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen.

Ey, liebe Lotte! heißt's auch hier:
Ich schicke da mein Bildniß dir.
Magst wohl die ernste Stirne sehen,
Der Augen Gluth, der Locken Wehen;
's ist ungefähr das garst'ge Gesichte.
Aber meine Liebe siehst du nicht.

Diner zu Coblenz,
im Sommer 1774.

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch, des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes, der Prophet,
Mit Räthsein wohl verwahrt hat;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriakbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereist,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeist.

Vater Basedow, unter dieser Zeit,
Pactt einen Tanzmeister an seiner Seit',
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Ephrit und seinen Jüngern war;
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der Andre sehr,
Und wollte gar nichts hören mehr,
Und sagt: es wäßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten.
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Jahrmarkt zu Hünefeld,
den 26. Juli 1814.

Ich ging, mit festem Geists-Vertrauen,
Auf dem Jahrmarkt mich umzuschauen.
Die Käufer zu sehn an der Händler Gerüste,
Zu prüfen, ob ich noch etwas wüßte,
Wie mir's Lavater, vor alter Zeit,
Traulich überliefert, daß ging sehr weit!
Da sah ich denn zuerst Soldaten,
Denen wär's eben zum Besten gerathen:
Die That und Qual, sie war geschehn,
Wollten sich nicht gleich einer neuen versehn;
Der Rock war schon der Dirne genug,
Daß sie ihm drob in die Hände schlug.
Bauer und Bürger, die schienen stumm.
Die guten Knaben drinnen dumm.
Beutel und Scheune war gesetzt,
Und hatten keine Ehre eingelegt.
Erwarten alle, was da kömm.
Wahrscheinlich auch nicht sehr beaeme.
Frauen und Mägdlein, in guter Ruh,
Probirten an die hölzernen Schuh;
Man sah an Mienen und Geberden:
Sie ist guter Hoffnung, oder will es werden.

Veraus memoriales.

Invocavit wir rufen laut,
Reminiscere o wär' ich Braut!
Die Oculi gehen hin und her;
Laetare drüber nicht so sehr.
O Judica uns nicht so streng!
Palmarum freuen wir die Meng'.
Auf Oster-Eier freu'n sich die
Viel Quasi modo geniti.
Misericordias brauchen wir all',
Jubilate ist ein seltner Fall.
Cantate freut der Menschen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn,
Exaudi uns zu dieser Frist,
Spiritus, der du der letzte bist.

Neue Heilige.

Alle schönen Sünderinnen,
Die zu Heiligen sich gemeint,
Sind, um Herzen zu gewinnen,
All' in Eine nun vereint.
Seht die Mutterlieb', die Thränen,
Ihre Reu' und ihre Pein!
Statt Marien Magdalenen
Soll nun Sanct Olivia seyn.

Warnung.

So wie Titania im Feen- und Zauberland
Klaus Zettelin in den Arme fand,
So wirst du bald, zur Strafe deiner Sünden,
Titanien in deinen Armen finden.

Frech und froh.

Liebesnal verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süßen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wissen,
Heißen Aengsten, derben Küssen.
Sey ein armer Hund erfrischt
Von der Luft, mit Prin gemischt!
Mädchen gieb der frischen Brust
Nichts von Prin, und alle Luft.

Soldatentroft.

Nein! hier hat es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brod!
Morgen in ein ander Städtchen!
Schwarzes Brod und weiße Mädchen.

Problem.

Warum ist alles so räthselhaft?
Hier ist das Wollen, hier ist die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft ist bereit
Und daneben die schöne lange Zeit.
So lebt doch hin, wo die gute Welt
Zusammenhält!
Lebt hin, wo sie auseinanderfällt!

Genialisch Treiben.

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß;
Bald ist es Dieß, bald ist es Das;
Es ist ein Nichts, und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.

Hypochonder.

Der Teufel hol' das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nehm' ich mir so eifrig vor:
Will niemand weiter sehen,
Will all' das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kann seh' ich ein Menschengesicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Gesellschaft.

Aus einer großen Gesellschaft heraus
Ging einst ein stiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie sind wir zufrieden gewesen?
„Wären's Bücher, sagt' er, ich würd' sie nicht lesen.“

Probatum est.

A.

Man sagt: Sie sind ein Misanthrop!

G.

Die Menschen haß' ich nicht, Gott Lob!
Doch Menschenhaß ist blos mich an,
Da hab' ich gleich dazu gethan.

A.

Wie hat sich's denn so bald gegeben?

G.

Als Einsiedler beschloß ich zu leben.

Keins von allen.

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich niemand, geht's dir schlecht;
Machst du dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehn es auch nicht gern;
Und bleibst du endlich, wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist.

Lebensart.

Ueber Wetter- und Herren-Launen
Runzle niemals die Augenbraunen;
Und bei den Grillen der hübschen Frauen
Mußt du immer vergnüglich schauen.

Vergebliche Mühe.

Willst du der getreue Eckart seyn
Und jedermann vor Schaden warnen,
's ist auch eine Rolle, sie trägt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Bedingung.

Ihr laßt nicht nach, ihr bleibt dabei,
Begehret Rath, ich kann ihn geben;
Allein, damit ich ruhig sey,
Versprecht mir, ihn nicht nachzulebem.

Das Beste.

Wenn dir's im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du Bess'res haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meisten unter meinen Gästen:
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

Memento.

Kannſt dem Schickſal widerſtehen,
Aber manchmal giebt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! ſo geh du aus dem Wege!

Ein anderes.

Mußt nicht widerſtehen dem Schickſal.
Aber mußt es auch nicht lieben!
Wirſt du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach ſich ziehen.

Breit wie lang.

Wer beſcheiden iſt, muß dulden,
Und wer frech iſt, der muß leiden;
Alſo wirſt du gleich verſchulden,
Ob du frech ſeyſt, ob beſcheiden.

Lebensregel.

Willſt du dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt dich um's Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigſte muß dich verdrießen;
Mußt ſtets die Gegenwart genießen,
Beſonders keinen Menſchen haſſen
Und die Zukunft Gott überlaſſen.

* Dieſelbe, vermehrt.

Willſt du dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt um's Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, ſollſt du fragen,
Was jeder Tag will, wird er ſagen;
Mußt dich an eignem Thun ergötzen,
Was andre thun, das wirſt du ſchätzen;
Beſonders keinen Menſchen haſſen,
Und das Uebrige Gott überlaſſen.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt raſch dich beſinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen.
Da werden die Leute ſich anders beſinnen.
Muth verloren — alles verloren!
Da wär' es beſſer nicht geboren.

Wer mit dem Leben ſpielt,
Kommt nie zurecht;
Wer ſich nicht ſelbſt beſiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

Jedem redlichen Bemühn
Sey Beharrlichkeit verliehn.
Jeder Weg zum rechten Zwecke
Iſt auch recht in jeder Strecke.

Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzubangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Meeresſtille.

Tiefe Stille herrſcht im Waſſer,
Ohne Regung ruht das Meer.
Und bekümmert ſieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesſtille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle ſich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel iſt heiter,
Und Aeolus bläet
Das ängſtliche Band.
Es ſäuſeln die Winde,
Es rühret ſich der Schiffer.
Geſchwinde! geſchwinde!
Es theilt ſich die Welle,
Es naht ſich die Ferne;
Schon ſeh' ich das Land!

Muth.

Sorgles über die Fläche weg,
Wo vom übelſten Wagen die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Einschränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit hellem Zauberband mich hält?
Vergeß' ich doch, vergeß' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach, ich fühle, nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingeschifft,
Von voller Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu ertreffen!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Mein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen dürre Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Ehne, o ehne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, verzweifelt ist gerung.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grundaus läßt genießen.

Die Jahre.

Die Jahre sind allerliebste Leut:
Sie brachten gestern, sie bringen heut,
Und so verdringen wir Jüngern eben
Das allerliebste Schlaraffen-Leben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr wie sonst beneun zu seyn;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

Das Alter.

Das Alter ist ein höflich Mann;
Einmal über's andre klopft er an.
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht seyn.
Da klinkt er auf, tritt ein so sanft,
Und nun heißt's, er sey ein grober Gesell.

Grabschrift.

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! –
Auf deinem Grabstein wird man lesen:
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Beispiel.

Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man sagt, sich täglich dreht
Und jährlich so wie jährlich geht.
Bin ich denn für was andres da? –
Ich folge der lieben Frau Mama.

Umgekehrt.

Sind die im Unglück, die wir lieben,
Das wird und wahrlich das betrüben;
Sind aber glücklich, die wir hassen,
Das will sich gar nicht begreifen lassen;
Umgekehrt ist's ein Jubilo,
Da sind wir lieb- und schadenfroh.

Fürstenregel.

Sollen die Menschen nicht denken und dichten,
Müßt ihr ihnen ein lustig Leben errichten;
Wollt ihr ihnen aber wahrhaft nützen,
So müßt ihr sie scheren und sie beschützen.

Lug oder Trug?

Darf man das Volk betrügen
Ich sage nein!
Denn willst du sie belügen,
So mach' es nur nicht fein.

Egalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seines-Gleichen;
Der schlimmste Neidhard ist in der Welt,
Der jeden für Seines-Gleichen hält.

Wie du mir, so ich dir.

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut niemand was zu lieb:
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gieb!

Zeit und Zeitung.

I.

Sag mir, warum dich deine Zeitung freut?

II.

Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.

Zeichen der Zeit.

Hör' auf die Worte darum herum:
Ex tenui Spes Seculorum.
Wüßt du die darum herum kennen,
Jetzt werden sie dir sich selber nennen.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wer will denn alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
Sind's Rosen, nun sie werden blühn.

Den Männern zu zeigen.

1. Samuel. 16. Cap., 11. Vers.

Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle?

Ach! ich war auch in diesem Falle:
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß;
Da frogt' ich: aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Paulo post futuri.

Weinet nicht, geliebte Kinder!
Daß ihr nicht geboren seid:
Eure Thränen, eure Schmerzen,
Thun dem Vater-Herzen leid.
Bleibt nur noch ein kleines Weilchen
Ungezeugt im Stillen ruhn:
Kann es nicht der gute Vater,
Wird es eure Mutter thun.

Räthsel.

Viel Männer sind doch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren;
Doch wer uns zu erhalten wagt,
Was die Natur uns ganz versagt,
Den darf ich wohl den größten nennen:
Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?

Ein Zweites.

Ein Bruder ist's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich.
Ein adelig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich;
Jedoch erblickt man ihn nur selten,
Fast wie ein eingescharrt Kind;
Die andern lassen ihn nur gelten,
Da, wo sie unvermögend sind.

Ein Drittes.

Ein Werkzeug ist es, alle Tage nöthig,
Den Männern wenigre, den Frauen viel,
Zum treusten Dienste gar gelind erbötig.
Im Einen vielfach, spitz und scharf. Sein Spiel
Gern wiederholt, wobei wir uns bescheiden:
Von außen glatt, wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck cranicht uns nur aufs Neue,
Ertheilte Lieb' ihm erst gerechte Weihe.

Ein Viertes.

Die besten Freunde, die wir haben,
Sie kommen nur mit Schmerzen an,
Und was sie für uns für Lieb gethan,
Ist fast so groß als ihre Gaben.
Und wenn sie wieder Abschied nehmen,
Muß man zu Schmerzen sich bequemen.

National-Versammlung.

Auf der rechten und linken Seite
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, stehen sie zum Streite,
Ab' einander angelitten.

Wenn du dich ans Ganze wendest,
Und verirrest, wie du kannst,
Merke, welchen du entfremdest,
Fühle, wen du dir gewinnst.

Vierter Rath.

Spricht man mit jedermann,
Da hört man seinen,
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen.
Was wäre Rath sodann
Vor unsern Ohren?
Kennst du nicht Mann für Mann,
Du bist verloren.

Den Absolutisten.

„Wir streben nach dem Absoluten
Als nach dem allerhöchsten Guten."
Ich stell' es einem jeden frei;
Doch merk' ich nur vor andern Dingen:
Wie unbedingt, uns zu bringen,
Die absolute Lüge sei.

Friedfertiger Blick.

„Du kommst doch über so viele hinaus,
Warum bist du gleich außerm Haus,
Warum gleich aus den Häuschen.
Wenn einer dir mit Brillen spricht?
Du machst ein ganz verdutzt Gesicht,
Und bist so still wie Mäuschen."

Das scheint doch wirklich sonnenklar;
Ich geb' mit Zügen frei und bar
Mit freien treuen Blicken;
Der hat eine Maske vorgethan,
Mit Opferblicken kommt er an,
Darein soll' ich mich schicken?

Wie ist denn aber beim Gespräch,
Das Herz und Geist erfüllet,
Als daß ein ächtes Wort-Gepräg
Von Aug' zu Auge quillet!
Kommt jener nun mit Gläsern dort,
So bin ich stille, stille;
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit einem durch die Brille.

Gleichgewinn.

Geht einer mit dem andern hin
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns, treu und brav und kühn,
Die Lebenspfade wandern.
Es führt ein jüngerer Soldat
Mehr in den ersten Schlachten;
Der andre muß in's Alter spat
Im Biwouak übernachten.
Doch weiß er eifrig seinem Ruhm
Und seines Herrn zu mehren,
So bleibt sein letztes Eigenthum
Gewiß das Bett der Ehren.

Lebensgenuß.

„Wie man nur so leben mag?
Du machst dir gar keinen guten Tag!"
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Wenn man mich da und dorthin zerrt
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir selbst nur abgesperrt,
Da hab' ich keinen Tag.

Thut sich nun auf, was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greife ich ein, es geht so scharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Ich schreine mir an keinen Ort,
Auch Zeit ist keine Zeit,
Ein geistreichaufgeschlossen Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

Heut und einig.

Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen spiegelt.
Und jeder setzt sich still in sich und ringt,
Statt sich zu jagen, nur am andern pflegt;
Da ist's den Lippen besser, daß sie schweigen,
Indeß der Geist sich fort und fort bekämpft.
Aus Gestern wird nicht Heute; doch Morgen,
Sie werden wechselnd sinken, werden thronen.

Der Narr epilogirt.

Manch gutes Wort hab' ich verlacht,
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke, daß sich in der Welt
Alles bald ins Gleiche stellt.
Lobt man mich, weil ich was Dummes gemacht,
Dann wir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich, weil ich was Gutes getan,
So nehm' ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger, daß es schmerzt,
So thu' ich, als hört' er nur gescherzt;
Doch ist es einer von meines Gleichen,
Den werd' ich wacker durchzustreichen.
Hebt mich das Glück, so bin ich froh
Und sing' in duft Jubilo;
Senkt sich das Rad und quetscht mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt sich wieder!
Grille nicht bei Sommersonnenschein,
Daß es wieder werde Winter sein:
Und kommen die weißen Flockenscharen,
Da lieb' ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich stellen, wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht still,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe lange Leben lang;
Der Knecht so wie der Herr vom Haus
Ziehen sich täglich an und aus.
Sie mögen sich hoch oder niedrig meisen:
Müssen wachen, schlafen, trinken und essen.
Drum trag' ich über nichts ein Leid;
Macht's wie der Narr, so seyd ihr gescheidt!

Parabolisch.

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die weidende Libelle.
Mich ferne sie lange schon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald rein, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben sähe!

Sie schwirrt und schwebet, rastet nie!
Doch still, sie setzt sich an die Weiden.
Da hab' ich sie! Da hab' ich sie!
Und nun betrachtet' ich sie genau,
Und seh' ein traurig dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Erklärung einer antiken Gemme.

Es steht ein junger Feigenstock
In einem schönen Garten;
Daneben sitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er seiner warten.

Allein Quiriten, wie man irrt!
Der Baum ist schlecht gebildet;
Und ihm zur andern Seite schwirrt
Ein Käfer ausgebildet.

Es fliegt der Held mit Panzerbrust
Und naschet in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Lust,
Gemächlich aufzusteigen.

Drum seht ihr Freunde schon beinah
Das Bäumchen nackt von Blättern;
Es siehet ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

Drum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren,
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!

Katzenpastete.

Bewährt den Forscher der Natur
Ein feri und ruhig Schauen,
So folge Meisterkunst seiner Spur
Mit Vorsicht und Vertrauen.

Zwar mag in Einem Menschenkind
Sich beides auch vereinen;
Doch daß es zwei Gewerbe sind,
Das läßt sich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geschickt im Appretiren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger sich gerieren.

Er zog bewehrt zu grünem Wald,
Wo manches Wildpret dauf're,
Und einen Kater spieß er bald,
Der junge Vögel schnauf're.

Sah ihn für einen Hasen an
Und ließ sich nicht bedeuten,
Pastetete viel Würze dran
Und servi' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäste das verdroß,
Gewisse feine Nasen:
Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen.

Séance.

Hier ist's, wo unter eignem Namen
Die Buchstaben sonst zusammen kamen.
Mit Scharlachkleidern angethan
Saßen die Selbstlauter oben an:
A, E, I, O und U dabei,
Machten gar ein seltsam Geschrei.

Die Mitlauter kamen mit steifen Schritten,
Mußten erst um Erlaubniß bitten:
Präsident A war ihnen geneigt;
Da ward' ihnen denn der Platz gezeigt;
Andre aber die mußten stehn,
Als Pe-ha und Te-ha und solches Gethn.
Dann gab's ein Gerede, man weiß nicht wie;
Das nennt man eine Akademie.

Legende.

In der Wüsten ein heiliger Mann
In seinem Erstaunen that' treffen an
Einen ziegenfüßigen Jaun, der sprach:
„Herr, bettet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelassen werd',
Zur Seligen Freud': uns dürstet darnach."
Der heilige Mann dagegen sprach:
„Es sieht mit deiner Bitte gar gefährlich
Und gewähret wird sie dir schwerlich.
Du kommst nicht zum englischen Gruß;
Denn du hast einen Ziegenfuß."
Da sprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat euch mein Ziegenfuß gethan?
Sah ich doch Mancher krauß und schön
Mit Eselsöhrlein gen Himmel gehn."

Autoren.

Ueber die Wiese, den Bach herab,
Durch seinen Garten,
Bricht er die jüngsten Blumen ab;
Ihm schlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinnst! o Glück!
Jüngling, tauschest deine Blätter um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner sieht herein
Ueber die Hecke: „So ein Thor möcht' ich seyn!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren;
Aber sind sie reif: Geld! guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?"

Das sind Autoren, wie es scheint,
Der eine streut seine Freuden herum,
Seinen Freunden, dem Publicum;
Der andre läßt sich pränumeriren.

Recensent.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt',
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen
Ueber mein Essen zu räsonniren:
„Die Supp' hätt' ihnen gewürzter seyn,
Der Braten brauner, feiner der Wein."
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent.

Dilettant und Kritiker.

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar schön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb, nach Knaben-Art
Geküßet aus seinem Mund.
Und hatte sie Freud' am Täubchen fein,
Daß er nicht konnte sich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Alt-Fuchs herum,
Erfahren und lebrreich und schwätzig darum;
Der hatte den Knaben manch' Stündlein ergetzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verschwätzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täublein zeigen!“
Er lief und fand ihn strecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein, mein Täubchen so schön!
Hast du dein Tag so ein Täubchen gesehn?“

Zeig her! — Der Knabe reicht's. — Geht wohl an;
Aber es fehlt noch manches dran.
Die Federn, zum Exempel, sind zu kurz geratbrn. —
Da fing er an, rupft sich den Braten.
Der Knabe schrie. — Du mußt stärker einsetzen,
Sonst ziert's nicht, schwingt nicht. —
Da war's nackt — Mißgeburt! — und in Fetzen:
Dem Knaben das Herze bricht.

*

Wer sich erkennt im Knaben gut,
Der sey vor Füchsen auf seiner Hut.

Neologen.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt: ich sorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich sagte: das ist sehr wohl gedacht;
Und wünschte, er hätt' es so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.

*

Das nenn' ich doch originale Gemütter.

*

Ich trat in meine Gartenthür,
Drei Freunde kamen, auch wohl vier.
Ich bat sie höflich zu mir ein
Und sagte: sie sollten willkommen seyn;
Da in der Mitte, im hellern Saal,
Stünd' grade ein hübsches Frühstücksmahl,
Wollt' jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach seiner Art zu wallen.
Der eine schlich in dichte Lauben,
Der andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln schielt',
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich sagte: die stünden alle frisch
Zusammen drinn' auf rundem Tisch.
Und wären ihnen gar schön empfohlen;
Sie aber wollten sie selber holen;
Auch war der letzte wie eine Maus,
Fort! wohl zur Hinterthür hinaus,
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühstück ganz allein.

„Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt.“

Ich habe niemals danach gefragt:
Von welchen Schweinen und Fasanen,
Capaunen und Weissenbahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.

So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmahl das' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Eins wie's andre.

Die Welt ist ein Sardellen-Salat;
Er schmeckt uns früh, er schmeckt uns spat:
Citronen-Scheibchen rings umher,
Dann Fischlein, Würstlein, und was noch mehr
In Essig und Oel zusammenrinnt,
Kapern, so künftige Blumen sind —
Man schluckt sie zusammen wie Ein Gesind.

Kritiker.

Ein unverschämter Naseweis,
Der, was er durch Stahlarbeiterfleiß
Auf dem Laden künstlich liegen sah,
Dacht', es wär für ihn alleine da:
So tatscht' er dem geduldigen Mann
Die blanken Waaren sämmtlich an
Und schätzte sie, nach Dünkelrecht.
Das Schlechte roh, das Gute schlecht,
Getreft, zufriednes Angesichts;
Dann ging er weg und kaufte nichts.

Den Krämer das zuletzt verdroß,
Und macht ein stählern künstlich Schloß
Zur rechten Stunde abbend heiß.
Da ruft gleich unser Naseweis:
„Wer wird so schlechte Waare kaufen!
Der Stahl ist schändlich angelaufen.“
Und tappt auch gleich recht täppisch drein
Und fängt erbärmlich an zu schreien.
Der Krämer fragt: Was ist denn das?
Der Quidam schreit: „Ein frostiger Spaß!“

Käfer.

Wir reiten in die Kreuz und Quer,
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer klebt es hinterher
Und will aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten.
Und seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, daß wir treiten.

* Beruf des Storchs.

Der Storch, der sich von Frosch und Wurm
An unserm Teiche nähret,
Was nistet er auf dem Kirchenthurm?
Wo er nicht hingehöret.

Dort klappt und klarrert er genug,
Verdrießlich anzuhören;
Doch weiß es weder Alt noch Jung
Ihm in das Nest zu stören.

Wodurch — gesagt mit Reverenz —
Kann er sein Recht beweisen?
Als durch die löbliche Tendenz
Aufs Kirchendach zu .....

Celebrität.

Auf großen und auf kleinen Bruden
Stehn vielgestaltete Nepomucken
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Colossisch hoch und puppisch klein.
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuck auf der Brucken das Leben verlor.

Ist einer nun mit Kopf und Ohren
Einmal zum Heiligen auserkoren,
Oder hat er unter Henkershänden
Erbarmlich müssen das Leben enden,
So ist er zur Qualität gelangt,
Daß er gar weit im Bilde prangt.
Kupferstich, Holzschnitt thun sich eilen,
Ihn allen Welten mitzutheilen;
Und jede Gestalt wird wohl empfangen,
Thut sie mit seinem Namen prangen;
Wie es denn auch dem Herren Christ
Nicht ein Haar besser geworden ist.
Merkwürdig für die Menschenkinder,
Hals Heiliger, bald armer Sünder,
Sehn wir Herrn Werther auch allda
Prangen in Holzschnitts-Gloria,
Das zeugt erst recht von seinem Werthe,
Daß mit erbärmlicher Geberde
Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen,
Wird in Wirthshäusern aufgehangen.
Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
„Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!“
Und jeder spricht bei Bier und Brod:
„Gott sey's gedankt: nicht wir sind todt!“

Pfaffenspiel.

In einer Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung steht,
Da, wo sich nämlich Katholiken
Und Protestanten in einander schicken,
Und, wie's von Vätern war erprobt,
Jeder Gott auf seine Weise lobt;
Da lehren wir Kinder Unterauer
Von etwas Predigt und Gesang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethauer:
Denn alles war doch gar zu schön,
Bunter und lustiger anzusehn.

Dieweil nun Affe, Mensch und Kind
Zur Nachahmung geboren sind,
Erfanden wir, die Zeit zu kürzen,
Ein auserlesnes Pfaffenspiel:
Zum Chorrock, der und wohlgefiel,
Boten die Schwestern ihre Schürzen;
Handtücher, mit Wiewerk schön verziert,
Wurden zur Stola travestirt;
Die Mütze mußte den Bischof zieren,
Vom Goldpapier mit vielen Thieren.

So zogen wir nun im Ornat
Durch Haus und Garten, früh und spat,
Und wiederholten ohne Scheuen
Die sämmtlichen heiligen Functionen;
Doch fehlte noch das beste Stück.
Wir wußten wohl: ein prächtig Läuten
Habe hier am meisten zu bedeuten;
Und nun begünstigt uns das Glück:
Denn auf dem Boden hing ein Strick.
Wir sind entzückt, und wie wir diesen
Zum Glockenstrang sogleich erlesen,
Ruft er nicht einen Augenblick:
Denn wechselnd eilten wir Geschwister,
Einer ward um den andern Küster,
Ein jedes drängte sich hinzu.
Das ging nun allerliebst von Statten,
Und weil wir keine Glocken hatten,
So sangen wir Bum Baum dazu.

Vergessen, wie die älteste Sage,
War der unschuld'ge Kinder-Scherz;
Doch grade diese letzten Tage
Fiel er mir einmal mit aufs Herz:
Da sind sie ja, nach allen Stücken,
Die neupertischen Katholiken!

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich seyn
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle;
Da ist's auf einmal farbig helle.
Erbauung und Zerstreuung glänzt in Schranke,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

Gott sandte seinen rohen Kindern
Gesetz und Ordnung, Wissenschaft und Kunst,
Begabte die mit aller Himmelsgunst,
Der Erde kraftes Lose zu mindern.
Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten sich nicht zu benehmen;
Die Poesie zog ihnen Kleider an
Und keine hatte sich zu schämen.

Ein Gleichniß.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten, von der warmen Hand,
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!

Die Köpfchen boben sich empor,
Die Blätterkelche im grünen Flor,
Und aufzusammen so gesund
Als pflanzen sie noch auf Muttergrund.

So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Wenn ich auf dem Markte geh'
Durch's Gedränge,
Und das bäurische Mädchen seh'
In der Menge:
Geh' ich hier, sie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand sieht und beiden an,
Wie wir lieben.

„Alter, dörft du noch nicht auf!
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenslauf
War's ein Kätzchen.
Welche jetzt den Tag versüßt?
Sag's mit Klarheit."
Sehr nur hin, wie sie mich grüßt,
Es ist die Wahrheit!

Zu Regenschauer und Hagelschlag
Geeilt sich lieblicher Tag.
Da wirst du deinen Schimmer;
Ich klopf' am Fenster, poch' am Thor:
Komm, liebstes Seelchen, komm hervor,
Du bist so schön wie immer.

Den Musen-Schwestern fiel es ein,
Auch Psychen in der Kunst zu dichten
Methodisch zu unterrichten;
Das Seelchen blieb profanisch rein.
Nicht sonderlich erklang die Leyer,
Selbst in der schönsten Sommernacht;
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer,
Der ganze Cursus war vollbracht.

Sie sangt mit Gier verrätherischen Getränke
Unabsehlich, vom ersten Zug verführt;
Sie fühlt sich wohl und singt sind die Gelenke
Der zarten Beinchen schon paralysirt.
Nicht mehr gewandt, die Flügelchen zu regen,
Nicht mehr geschickt, das Köpfchen aufzuheben,
Das Leben so sich im Genuß verliert.
Zum Sterben kaum wird noch das Füßchen tanzen;
So sättigt sie sich fort und, trinken trinkend Saugen,
Umnetzt ihr der Tod die tausend Augen.

Wenn du am breiten Flusse wohnst,
Scharf steckt er manchmal auch vorbei;
Dann, wenn du deine Wiesen schonst,
Herüber schwimmt er, es ist ein Brei.

Am klaren Tag hinab die Schiffe,
Der Fischer weidlich streicht hinaus.
Nun starrt Eis am Ried und Riffe,
Das Knabenvolk ist Herr der Baden.

Das mußt du sehn und unterweilen
Doch immer was du willst vollziehn!
Nicht flocken darfst du, vor nicht reifen;
Die Zeit, sie geht gemessen hin.

Fuchs und Kranich.

Zwei Personen, ganz verschieden,
Luden sich bei mir zu Tafel;
Diesmal tedten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich, sagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schakals Geschlechte,
Legt' ich bei geschwollne Trauben.

Langgehälstes Glasgefäße
Setzt' ich ungesäumt dagegen,
Wie sich klar im Elemente
Golds und Silberfischlein regen.

Hättet ihr den Fuchs gesehen
Auf der flachen Schüssel hausen,
Meinfisch müßtet ihr gestehen:
Mich ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Tauchend freuten sie beim Wandern
Sich der Tauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des andern
Als genährt am Katzentischchen.

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren;
Mußt, gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren,
Dich nach Schmalz' und Schnabel richten.

Schwer, in Waldes Busch und Buchse,
Füchsen auf die Spur gelangen;
Hält's der Jäger mit dem Fuchse,
Ist's unmöglich, ihn zu fangen.

Und so wäre manches Wunder
Wie A B Ab auszuerklären,
Ueber welches wir jetzunder
Kopf und Hirn im Kopf zerbrechen.

Ein großer Teich war zugefroren,
Die Fischlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken noch springen,
Versprachen sich aber, im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und sangen stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit
Und quacken wie vor alter Zeit.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man sagt', es sey ein Hochzeittag.
Ich gwanate mich in den Schenken-Saal,
Da trieben die Bürschen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht,
Da sah es manch verliebt Gesicht.
Nun fragt ich endlich nach der Braut —
Mir einer starr ins Angesicht schaut:
„Das mögt ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren.
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht
Und hat noch niemand an sie gedacht.“

Will einer im Leben um sich schauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus
Zu Grabe;
Die Bürger schauten zum Fenster heraus,
Sie sahen eben in Saus und Braus
Auf Gut und Habe.
Da dachten sie: man trägt sie hinaus,
Trägt man uns nächstens auch hinaus,
Und wer denn endlich bleibt im Haus
Hat Gut und schöne Gaben:
Es muß sie doch Einer haben.

Tritt in recht vollem klarem Schein
Frau Venus am Abendhimmel herein;
Oder daß blutroth ein Komet
Gar rothenglich durch Sterne steht;
Der Philister springt zur Thüre heraus:
Der Stern steht über meinem Haus!
O weh! das ist mir zu verfänglich! —
Da ruft er seinem Nachbar bänglich:
Ach sieh, was mir ein Zeichen bräut,
Daß also schwarze und arme Leut'!
Meine Mutter sieht am bösen Fleck,
Mein Kind am Wind und schwerer Seuch,
Meine Frau, fürcht' ich, will auch erkranken.
Sie thät schon seit acht Tag nicht zanken;
Und andre Dinge nach Bericht:
Ich fürcht', es kommt das jüngste Gericht.

Der Nachbar spricht: Ihr habt wohl recht,
Es geht uns diesmal allen schlecht.
Doch laßt uns ein paar Gassen gehen,
Da seht ihr, wie die Sterne stehen.
Sie deuten hier, sie deuten dort.
Bleibt jeder weislich an seinem Ort,
Und thue das Beste, was er kann,
Und leite wie ein andrer Mann.

Zu der Apfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen.
Alle wollten kaufen;
Mit munterm Sinn
Griffen sie aus dem Haufen,
Beschauten mit Verlangen
Rath und näher rothsüchtige Wangen —
Sie böten den Preis
Und warfen sie wieder hin,
Als wären sie glühend heiß.

Was der für Käufer haben sollte,
Der Waare gratis geben wollte!

„Jetzt war das Bergdorf abgebrannt.
Sieh nur, wie schnell das sich ermannt!
Steht alles wieder in Brett und Schindeln,
Die Kinder liegen in Wieg' und Windeln;
Wie gehts dir? wenn man Gott vertraut!“

Neuer Scheiterhaufen ist aufgebaut.
Das, wenn es Funken und Wind gefiele,
Gott selbst verlör' in solchem Spiele.

Im Vatican bedient man sich
Palmsonntags ächter Palmen,
Die Cardinäle dengen sie,
Und singen alte Psalmen.
Dieselben Psalmen singt man auch,
Oelzweigelein in den Händen;
Muß im Gereg zu diesem Brauch
Steckpalmen gar verwenden;
Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige.
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im Gerinasten zeige.
Und habt ihr euch das wohl gemerkt,
Gönnt man euch das Beamte.
Wenn ihr im Glauben euch bestärkt;
Das sind Mythologeme.

Drei Palinodien.

1.

„ — Weihrauch ist nur ein Tribut für Götter
Und für die Sterblichen ein Gift.“

Soll denn dein Opferrauch
Die Götter kränken?
Du hältst die Nase zu —
Was soll ich denken?
Den Weihrauch schätzet man
Vor allen Dingen;
Wer ihn nicht riechen kann,
Soll ihn nicht bringen.

Mit starrem Angesicht
Verehrst du Puppen.
Und riecht der Priester nicht,
So hat Gott den Schnuppen.

2.

Geist und Schönheit im Streit.

Herr Geist, der allen Reichen verbirgt
Uns dessen Gunst wir höchlich schätzen,
Vernimmt, man habe sich erkühnt,
Die Schönheit über ihn zu setzen;
Er macht darauf ein ernstes Wesen.
Da kommt Herr Hans, uns längst bekannt
Als würdiger Geistesrepräsentant.
Kömmt an, doch leider nicht galant,
Dem Lutherchen den Text zu lesen.
Das rühret den Leichtsinn nicht einmal.
Sie läuft gerad zu dem Prinzipal:
Ihr seid ja sonst gewandt und klug.
Ist denn die Welt nicht groß genug!

Ich las euch, wenn ihr trugt, im Stich;
Doch seyd ihr weise, so liebt ihr mich.
Seyd versichert, im ganzen Jahr
Giebt's nicht wieder so ein häßliches Paar.

Allwo.

Die Sabbelei hatte sodann Theater.
Der Geist erzeugte dumme Söhne,
So war für einige Geschlechter
Der Geist nicht ewig, doch das Sabbeln.
Der Geist ist immer Autochthone.
So kam er wieder, wurde Fresser.
Und fand, zu seinem höchsten Lohne,
Die Schönheit, die ihn frisch bekrönt.

3.

Regen und Regenbogen.

Auf schweres Gewitter und Regenguß
Blickt' ein Philister, zum Beschluß,
Ins weiter ziehende Grause nach,
Und so zu seines Gleichen sprach:
Der Donner hat uns sehr erschreckt,
Der Blitz die Scheunen angesteckt.
Und das war unsrer Sünden Theil;
Dagegen hat, zu frischem Heil,
Der Regen fruchtbar uns erquickt
Und für den nächsten Herbst beglückt.
Was kommt nun aber der Regenbogen
An grauer Wand heraufgezogen?
Der mag wohl zu entbehren seyn,
Der bunte Trug! der leere Schein!

Frau Iris aber dagegen sprach:
Erkühnst du dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier ins All gestellt
Als Zeugniß einer bessern Welt
Für Augen, die vom Erdenlauf
Getrost sich wenden zum Himmel auf,
Und in der Dünste trübem Meer
Erkennen Gott und sein Gesetz.
Drum wühle du, ein andres Schwein,
Nur immer den Rüssel in den Boden hinein,
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit sein Glück.

Valet.

Sonst war ich Freund von Narren,
Ich rief sie ins Haus herein;
Brachte jeder seinen Sparren,
Wollten Zimmermeister seyn.
Wollten mir das Dach abtragen,
Ein andres setzen hinauf.
Sie teuten das Holz zu Schragen
Und nahmen's wirrer auf;
Und rannten hin und wieder,
Und stießen einander an;
Das fuhr mir in die Glieder,
Daß ich den Frost ersann.
Ich sagt': hinaus, ihr Narren! —
Sie kraerten sich trotz;
Nahm jeder seinen Sparren,
Der Abschied der war groß.

Daher bin ich bekehrt.
Ich sitze nun an der Thür.
Wenn einer sich zu mir kehret:
Geh, ruf' ich, für und für!
Du bist ein Narr, so gründlich! —
Da macht er ein hämisch Gesicht:
„Du Hausherr! Wie abscheulich!
Was giebst dir für ein Gewicht!
Wir saßen ja durch die Straßen,
Wir jubeln auf dem Markt,
Wird einer, wegen Unmaßen,
Gar selten angenarrt.
Du sollst uns gar nichts heißen!“

Nun endet meine Qual!
Denn gehn sie vor die Thüre —
Es ist besser als in den Saal.

Ein Meister einer ländlichen Schule
Erbat sich einst von seinem Stadte,
Und hatte fest sich vorgenommen
In bessere Gesellschaft zu kommen;
Deswegen er, im nahen Bad,
In den sogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür.
Als wenn's ihm zu vornehm wäre hier;
Macht daher dem ersten Fremden remis
Einen tiefen Bückling, es war nichts schlechts;
Aber hinten hätt' er nicht vorsehen,
Daß da auch wieder Leute stehn,
Gab einem zur Linken in den Sacco
Mit seinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er sämmtl gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt,
So stößt er rechts einem Andern an.
Er hat wieder jemand was Leid's gethan.
Und wie er's diesem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem Andern verschüttet,
Und complimentirt sich zu seiner Qual,
Von hinten und vorn, so durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Griff
Ungeduldig die Thüre weist.

Möge doch Mancher, in seinen Sünden,
Hievon die Nutzanwendung finden.

Da er nun seine Straße ging,
Dacht' er: ich machte mich zu gering;
Will mich aber nicht weiter schmiegen:
Denn, wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.
So ging er gleich frisch auf's Ziel,
Und zwar nicht über Stock und Stein,
Sondern über Aecker und gute Wiesen,
Zertrat das alles mit tollen Füßen.

Ein Bauer brummet ihm so,
Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern schlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.

Bin ich doch gleich wie neu geboren!
Auf unser Wanderer hochentzückt.
Wer bist du Mann, der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer segnen,
Daß mir so freudige Gesellen begegnen!

Legende.

Als noch, verkannt und sehr gering,
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt' er sich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weit unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heiligen Munde hören;
Besonders durch Gleichnis und Exempel
Machte' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er im Geistes Ruh
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Geben geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das warm so seine liebsten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Scepter seyn;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht vergleichen,
Als sie nun bald die Stadt erreichen.
Geht er vor einer Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür,
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen blos,
Die Sonne schien, die Hitz' war gros,
So, daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser geworben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt;
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen drücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Kunst.

Bilde, Künstler! rede nicht!
Nur ein Hauch sey dein Gedicht.

Die Nektartropfen.

Als Minerva, ihren Liebling,
Den Prometheus, zu begnad'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu hohen Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher, und sangen fleißig.
Kam der Schmetterling geflattert,
Auch ein Trövfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gegessen,
Sie und andre zarte Thierchen;
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das sanfte Glück, die Kunst.

Der Wanderer.

Wanderer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächerlich. Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran! Durchs Gebüsche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Spuren ordnender Menschenhand
Zwischen dem Gesträuch!
Diese Steine hast du nicht gefügt,
Reichhinstreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wanderer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geist!
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wanderer.

Eine Inschrift, über die ich trete!
Nicht zu lesen!
Weggewandelt sind ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meisters Andacht
Tausend Enkeln zeigen sollten.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wanderer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durchs Gebüsch hinan,
Hier.

Wanderer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wanderer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Glühend wirfst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trunken.

Wanderer.

Efeun hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet,
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du, einsame Schwester, dort,
Wie ihr,
Düsteres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schämst du dich, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säetst Disteln drein?

Frau.

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wanderer.

Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Weichen der umschwebt,
Wird in Götterlebensgefühl
Jedes Tags genießen.
Bessrer Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gefellen!
Und werft die Blättenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

Wanderer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause seyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.

Wanderer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen. —
Hast du geschlafen, lieber Herz?
Wie er munter ist, und spielen will!
Du Scheim!

Wanderer.

Natur! du ewig feindende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Fertigkeit ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,

Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verleihet;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zwirn
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du fliehst zwischen der Vergangenheit
Erhabnen Trümmern
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb' wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wanderer.

Gott erhalt' euch.
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wanderer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wanderer.

Wie weit ist's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wanderer.

Leb' wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Aristeia,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schauort,
Vorm Nord geheizt,
Und wo dem Mittagsstrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt,
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künstlers Morgenlied.

Der Tempel ist rund aufgebaut,
Ihr hohen Musen all,
Und hier in meinem Herzen ist
Das Allerheiligste.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau' umher,
Steht rings ihr Ewigkeitvolk
Im heil'gen Morgengang.

Ich der' hinan, und Lobgesang
Ist lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenspiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und lese, wie sich's ziemt,
Andacht liturg'scher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er ins Getümmel mich
Von Ehrentriegern reißt,
Und Götterdon' auf Wagen hoch
Nachtdüstre stürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen stürzt,
Und drunter und drüber sich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er sengte sie dahin

Mit Flammenschwert der Heldensohn,
Zehntausend auf einmal.
Bis dann auch er, gebändigt
Von einer Götterhand,

Als auf den Roß niederstürzt,
Den er sich selbst gehaun.
Und Feinde nun den schönen Leib
Verschändend tasten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Rose zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
Im Schlachtgetös-Wogen braust.

Hinan! hinan! Da nimmt sich
Geräth der Feindeswuth,
Und Sand an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen sie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach, retten! Kämpfen! Retter ihn!
Ins Lager tragt ihn fort,
Und Balsam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todten-Ehr!

Und sind' ich mich zurück hierher,
Empfängst du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und so im Bilde warm!

Ach, wie du ruhtest neben mir,
Und schmachtetest mich an,
Und mir's vom Aug' durchs Herz hindurch
Zum Griffel schmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Busen jung und frisch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen erst,
Und deine, keine Schlachten mehr,
Nur bist in meinem Arm!

Und sollst mir, meine Liebe, seyn
Allcentend Ideal,
Madonna seyn, ein Erstlingskind,
Ein heilig's, an der Brust;

Und daschen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldesteich;
O flehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin starr,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp.

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unser Glück,
Und soll's die Frau Eifersucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor als Landschaftmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau gunderirtes Tuch gespannet,
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch actaßen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Saß ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bürschen doch den Meister machen!

Willst du immer träg' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Klugs werden;
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch gewachsner Bäume, joa die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am beden Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein tapizirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit seinem Finger
Und mit großer Seraofalt an dem Waldchen,
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Vom dem hellen Boden widerglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgewachsen, zierlich anzuschauen,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Fällt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sey auf meinem Felsen,
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Künstlers Abendlied.

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung reiner Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet,

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künstler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten!
Hier scheint es mir zu lang
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur.
So tod noch Alles!

Künstler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo ist der Urquell der Natur,
Daraus ich schöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerspitzen berver,
Daß ich mit Geisterkraft
Und Menschenband
Vermöge zu bilden.
Was bei meinem Weib'
Ich animalisch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

So!

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben
Was alles es hätt', gar Freud' genung,
Friſch junges warmes Leben.
Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät' ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr, der macht ihr ein Compliment,
Thät gegen ihr über ſitzen.
Er ſetzt die Naſe, er ſtutzt ſie an,
Betracht' ſie derüber, dinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und ſagt: ſie wär' doch allzu ſchlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Abjeu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Galerie
Voll Menſchengluth und Geiſtes;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Maler! Maler! rief ich laut,
Beiohn' dir Gott dein Malen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und ſieh, da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterdöne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Geſiderie
Der Kunſt rings um dich her,
Wenn liebevolle Empfangskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerſpitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Soll's in der Kunſt wohl anders ſeyn?
Drum beuge dich nicht zur ſchlimmen Zeit.
Denn Fülle und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

Sendſchreiben.

Mein altes Evangelium
Bring' ich dir hier ſchon wieder;
Doch iſt mir's wohl um mich herum,
Darum ſchreib' ich dir's nieder.

Ich holte Gold, ich holte Wein,
Stellt' alles da zuſammen.
Da, dacht' ich, da wird Wärme ſeyn,
Geht mein Gemüth in Flammen!
Auch riß' ich bei der Schläge Flor
Viel Gluth und Reichthum ſchwärmen;
Doch Menſchenfleiß geht allem vor,
Um ſich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, ſondern fleißig iſt,
Wie ich bin und wie du biſt,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er bleckt nicht mit ſtumpfem Zahn
Lang' Geſetzmes und Gebrauches an,
Daß er, wenn er noch ſo ſittlich kaut,
Endlich doch nicht ſonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut tagübermäßig drein,
Füllt bis eben gierig den Pokal,
Trinkt, und wiſcht das Maul wohl nicht einmal.

Sieh, ſo iſt Natur ein Buch lebendig,
Unverſtanden, doch nicht unverſtändlich;
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad' und alle Träume,
In dein Herz zu ſammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Bants. Solander.

Und wie muß dir's werden, wenn du fühleſt,
Daß du alles in dir ſelbſt erzieleſt.
Freude haſt an deiner Frau und Hunden,
Als noch keiner im Elyſium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich ſchwelgte
Und an goldne Gottesſtatten ſtreifte.
Nicht in Rom, in Magna Gracia;
Dir im Herzen iſt die Wonne da!
Wer mit ſeiner Mutter, der Natur, ſich hält,
Findt' im Strengelgas wohl eine Welt.

Künſtlers Fug und Recht.

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal erworben den Preis,
Und manchmal ſies er's auch geſchehn,
Daß er einem Beſſern nach mußt' ſehn;

Hatte ſeine Tafeln fertiggemalt,
Wie man ſie lobt, wie man ſie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut ihm's ſogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emſigen Zügen er ſtaffirt,
Was hiſtoriſch in der Welt paſſirt;
Zog ſeinen Umriß leicht und klar.
Man kennte ſehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er coloirt.
Doch ſo, daß er das Aug' frappirt.
Er glaubt es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu ſchlecht.
Daß es verſammelte Herr'n und Frau'n,
Möchten einmal mit Luſt beſchau'n;
Zugleich er auch noch wünſcht' und wollt',
Daß man dabei was denken ſollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,
Das unſers Künſtlers Werke lobt,
Und darum deſto mehr verdrießt,
Daß an der loſen leidigen Wand
Nicht auch ein Ehrenbildniß ſtand.
Die ſetzten ihn ſogleich zur Red',
Warum er ſo was malen thät,
Da doch der Saal und ſeine Wänd'
Gehörten nur für Narrenbänd';
Er ſollte ſich nicht laſſen verführen
Und nun auch Bänk' und Tiſche beſchmieren;
Er ſollte bei ſeinen Tafeln bleiben
Und hübſch mit ſeinem Pinſel ſchreiben;
Und ſagten ihm von dieſer Art
Noch viel Verdrießlichkeit in den Bart.

Er ſprach darauf beſcheidentlich:
Eure gute Meinung beſchämet mich;
Es freut mich mehr nichts auf der Welt,
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thier' erſchuf,
Daß auch ſogar das wüſte Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren ſeyn,
Und er auch manches nur examinirt,
Und gerade nicht alles ausgeführt
(Wie man den Menſchen denn ſelbſt nicht ſcharf
Und nur en gros betrachten darf);
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom ſämtlich menſchlichen Geſchlecht
Von Jugend auf allerlei Luſt geſpürt
Und mich in Allerlei exercirt,
Und ſo durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, ſagt ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen,
Dürft' einer auch einmal verſchnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl thun wollt',
Ihm 'nen lauten Bengel deuten ſollt'.

Drum iſt mein Wort zu dieſer Friſt
Wie's allezeit geweſen iſt:
Mit ſeiner Arbeit hab' ich gepralt
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

Groß iſt die Diana der Epheſer.

Apoſtelgeſchichte 19, 34.

Zu Epheſus ein Goldſchmied ſaß
In ſeiner Werkſtatt, prachte
So gut er konnt', ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte.
Als Knab' und Jüngling trieb er ſchon
Im Tempel vor der Göttin Thron,
Und hatte den Gürtel unter den Bräſten,
Worin ſo manche Thiere niſten.
Zu Hauſe treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt;
Und leitete ſein kunſtreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gaſſenvolkes Wunderskraut,
Als gäb's einen Gott ſo im Getriebe
Da hinter des Menſchen alternder Scheibe,
Der ſey viel herrlicher als das Vieles,
An dem wir die Breite der Gottheit leſen.

Der alte Künſtler horcht nur auf,
Läßt ſeinen Knaben auf den Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirſchen und Thieren,
Die ſeiner Goldheit Kniee zieren;
Und hofft, es könnte das Glück ihm walten,
Ihr Angeſicht würdig zu geſtalten.

Will's einer aber anders halten,
So mag er nach Belieben ſchalten;
Nur ſoll er nicht das Handwerk ſchänden,
Sonſt wird er ſchlecht und ſchmählich enden.

Antike.

Homer iſt lange mit Ehren genannt,
Jetzt ward auch Phidias bekannt;
Nun hält nichts gegen beide Stich,
Darob ereifer niemand ſich.

Seyd willkommen, edle Gäſte,
Jedem ächten deutſchen Sinn;
Denn das Herrlichſte, das Beſte
Bringt allein den Geiſt Gewinn.

Begeiſterung.

Faſſeſt du die Muſe nur beim Zipfel,
Haſt du wenig nur getban;
Geiſt und Kunſt, auf ihrem höchſten Gipfel,
Muthen alle Menſchen an.

Studien.

Nachahmung der Natur
— Der ſchönen —
Ich ging auch wohl auf dieſer Spur;
Gewöhnen
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn,
Mich zu veranlagen;
Allein ſobald ich mündig bin,
Es ſind's die Griechen!

Typus.

Es iſt nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen iſt.
Vor ſchlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenſchmerz ihm iſt.

Was freut denn jeden? Bildern zu ſehn
Das von innen ſchon gut geſtaltet;
Außen mag's in Glätte, mag in Farben gehn.
Es iſt ihm ſchon voran gewaltet.

Ideale.

Der Maler wagt's mit Götter-Bildern.
Sein Höchſtes hat er aufgeſtellt;
Doch was er für unmöglich hält:
Dem Liebenden die Liebſte ſchildern.
Er wag' es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild iſt doch willkommen.

Abwege.

Künſtler, wird's im Innern ſteif.
Das iſt nicht erfreulich;
Auch der wagen Flüge Schweif
Iſt uns ganz abſcheulich;
Kommſt du aber auf die Spur.
Das du's nicht getroffen,
Zu der wahren Kunſtnatur,
Steht der Pfad ſchon offen.

Modernes.

„Wie aber kann ſich Hans van Eyck
Mit Phidias nur meſſen?“
Ihr müßt, ſo lehr' ich, allſogleich
Einen um den andern vergeſſen.

Denn wärt ihr ſtets bei Einer geblieben.
Wie könnt' ihr noch immer lieben?
Das iſt die Kunſt, das iſt die Welt.
Daß eins ums andere gefällt.

Landſchaft.

Das alles ſieht ſo luſtig aus,
So wohl gewaſchen das Bauernhaus,
So morgentäuflich Gras und Baum.
So herrlich Blau der Berge Saum:
Steht nur das Bildchen, wie es ſpielt
Und ſich im reinen Aether fühlt!
Fände ſich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er ſieht und was er malt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.

Wie kommt der denn das alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor.
Durchſcheinend iſt's, es ſteht ein Licht
Dahinter, lieblichſtes Geſicht.
Durch ſolcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überein.

Was ſonſt ein garſtig Ungefähr,
Tagtäglich ein Gemeines wär' —
Iſt's hier an Geiſt und Kunſt-Gebühr,
Die Liebe weiß ſchon Rath dafür.

Gedichte zu Bildern.

Wilhelm Tiſchbeins Idyllen.

Titelbild.

Wie ſeit ſeinen Jünglings-Jahren
Unſer Tiſchbein ſich ergetzt,
Wie er Berg und Thal befahren
Stets an rechter Seite ſteht;
Was er ſieht, weiß mitzutheilen.
Was er dichtet ebenfalls;
Launen bringt er auch zuweilen.
Frauen doch auf allen Zeilen.
Des poetiſch-plaſtiſchen Aus:
Alſo war es an der Tiber,
Wo dergleichen wir geübt.
Und noch wirkt dieſelbe Fiber
Freund dem Freunde gleich geliebt.

1.

Würdige Prachtgebäude ſtürzen.
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß nach tauſendjähr'gem Treiben
Thor und Pfeiler ſich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder.
Boden miſcht ſich neuen Saaten.
Rank' auf Ranke ſenkt ſich nieder;
Der Natur iſt's wohl gerathen.

2.

Schön und menſchlich iſt der Geiſt.
Der uns in das Freie weiſ't;
Wie in Wäldern, auf der Flur,
Wie im ſteilen Berggehänge.
Sonnen-Auf- und Untergänge
Preiſen Gott und die Natur.

3.

Wenn in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder ſich mit Bruder nähret,
Sey das Wandern, ſey das Träumen
Unverwehrt und ungeſtöret;
Doch, wo einzelne Geſellen
Zierlich mit einander ſtreben,
Sich zum ſchönen Ganzen ſtellen,
Das iſt Freude, das iſt Leben.

4.

Mitten in dem Waſſerſpiegel
Hob die Eiche ſich empor,
Majeſtätiſch Fürſtenſiegel
Solchem grünen Waldesflor;
Sieht ſich ſelbſt zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Flut:
So des Lebens zu genießen
Einſamkeit iſt höchſtes Gut.

5.

Harren ſteht ihr ſie, die Schönen,
Was durchs Ohr das Herz ergreife?
Flöte wird für dieſe tönen,
Für die andern Pan's Gepfeife.

6.

Heute noch im Paradiese
Weiden Lämmer auf der Wiese.
Hebert von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Oest nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt- und Jungen Speise;
Mutterarm iſt Kinderwiege,
Vaterſtäbe ſpricht aus Ohr.
Und Natur iſt's nach wie vor.
Wo ihr buldiget der Holden,
Erd' und Himmel ſtrömen golden.
Darum Heil dem Freunde ſey,
Der ſich fühlt ſo treu und frei!

7.

Was die Alten prieſen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Väter ſungen,
Das zwitſchern munterte Jungen.
O möchten ſie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären ſie geboren
Den zugenfähigen Ohren.

8.

Edel-ernſt, ein Halbdutzend liegend,
Im Beſchauen, im Beſinnen,
Hin und her im Geiſte wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.
Ach, er möchte gern entſtehen
Solchem Auftrag, ſolcher Würde;
Einen Helden zu erziehen
Wird Centauren ſelbſt zur Bürde.

9.

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende anält,
Was wir hoffen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heitre Gegend, groß gebildet,
Jugendſchritt an Freundes Bruſt,
Wechſelſeitig abgemildet,
Holder Liebe Sommerluſt;
Alles habt ihr nun empfangen,
Irdiſch war's und in der Nah';
Sehnſucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
An der Quelle ſind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmels-Duft;
Und das Plätſchern und das Wallen
Ein und Anderes ſieht euch an;
Laſſet Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern iſt's getan.

10.

Jene wollen ſie zuſammen,
Kühle kühlt und heizt die Flammen.
Jüngſt unten werden Hirten
Sich zum Wettmahl entführten;
Um den Sehnſuchten von dem freien
Werden beide ſich entzweien.
Dieſe fließt in offner Schwüle,
Jene zu gewohnter Kühle,
Sucht den Liebſten in der Mühle.

11.

Was ſich nach der Erde ſenkte,
Was ſich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Sehet, wie es empor ſich ſchwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken ſpielt!
Künſtler-Wille macht es leicht.

12.

Wenn um das Götterkind Aurorens,
In Finſterniß werden Roſen geboren,
Sie kreucht, ſo leicht, ſo doch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Zerſen ſcheint.
Das iſt denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen ſchweben.

13.

Ohne menſchliche Gebrechen,
Götteralter, mit heiterm Sinn,
Thronig Moos und Waſſerbachen
Ueberſchreitend ſchwebt ſie hin.
Heute ſtob ſie, ſtob wie geſtern,
Riß der Muſe ſich vom Schooß;
Ach ſie hat ſo läſtige Schweſtern,
Peinlich werden wir ſie los.

14.

Wirbet Stunden leichten Werens,
Lieblich lieblichen begegnend,
Zettel, Einſchlag längſten Lebens,
Spielend, kommend, grüßend, ſegnend.

15.

Rubig Waſſer, graule Höhle,
Beraeshöh' und ernſtes Licht,
Seltſam, wie es unſrer Seele
Schauderhafte Laute ſpricht.
So erweiſt ſich wohl Natur,
Künſtlerblick vernimmt es nur.

16.

In dem lieblichſten Gewirre,
Wo das Bild um Bilder ſummt,
Dichterblick wird ſcheu und irre
Und die Leyer ſie verſtummt.

17.

Die Lieblichen ſind hier zuſammen.
Es iſt doch gar zu viel der Flammen.
Der Ueberfluß erregt nur Pein,
Es ſollten Alle nur Eine ſeyn.

18.

„Was trauren denn die guten Kinder,
Sie ſind ſo jung, da bilft's geſchwinder.“
Hast wir's vergeſſen, alte Kinder?
Es ſchmerzt im Augenblick nicht minder.

19.

Glücklicher Künſtler! in himmliſcher Luft
Bewegen ſich ihm ſchöne Weiber,
Berührt er ſich doch auf Roſenduft
Und appetitliche Leiber.

20.

Hier hat Tiſchbein, nach ſeiner Art,
Striche gar wunderlich gepaart;
Sie ſind und nicht alle deutlich zu leſen.
Sind aber alles Gedanken geweſen.

21.

Wie herrlich iſt die Welt! Wie ſchön;
Heil ihm, der ſie ſo geſehn!

Neueröffnetes

moraliſch-politiſches

Puppenſpiel.

Et prodeſſe volunt et delectare Poetae.

Zu einem Oelgemälde.

An den Wurzeln heiliger Eiche
Schwillt ein Lebensquell hervor,
Und ſo, ohne Nachbar-Gleiche,
Wuchs die Edle ſtill empor.
Aeſte ſtreckt ſie, Blätterbüſche
Sonnig, über glatte Fluth,
Und in ewig grüner Friſche
Spiegelt ſich des Dankes Blut.

Zu Gemälden einer Capelle.

So wie Moſes, kaum geboren
Gewiſſen Tode beſtimmt,
Wunderbar ward gerettet:
So mancher, ſchon halb verloren,
Da der Feind eindrang, ergrimmt,
Ward wieder froh und glücklich gebettet.

Johannes erſt in der Wüſte predigt:
„Seht Gottes Lamm, das von Sünden erlöſet.“
Nun deutet er in die himmliſchen Auen:
„Dort ſollt ihr den Herrn, den erlöſenden, ſchauen.“

Kore.

Nicht gedeutet!

Do Mutter? Tochter? Schweſter? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo verſteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthſel iſt's dem Künſtler-Sinn.
Und rubte ſie verhüllt in höhre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt Acherontiſcher Feuer,
Die Gott-Natur entblößt ſich zum Gewinn:
Nach höchſter Schönheit muß die Jungfrau ſterben,
Sicilien verleibt ihr Göttereben.

Dilettant und Künſtler.

Blätter, nach Natur geſtammelt,
Sind ſie endlich auch geſammelt,
Deuten wohl auf Kunſt und Leben;
Aber ihr, im Künſtler-Kranze,
Jedes Blatt ſey euch das Ganze,
Und belohnt iſt euer Streben.

Zu meinen Handzeichnungen.

I.

Einſamſte Wildniß.

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken
Und Welt und ich wir ſchwebten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Brachr' oft den Stift, den Pinſel brachr's zu Falle:
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom beſten Wollen bald und halde Spur.

Ihr Jüngern aber, die ihr unverzagt
Unausgeſprochnes auszuſprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand ſich ſtetternd maß,
Das Unvermögen lieberoll vergaß,
Ihr ſeyd es, die, was ich und ihr gefehlt,
Denn weiten Kreis der Kunſtwelt nicht verhehlt,
Und wie dem Walde gelv's den Blättern allen,
Sie knoſpen, grünen, welken ab und fallen.

II.

Hausgarten.

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Thür zu Thüre ſieht es freundlich aus;
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

III.

Ferie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund.
Wir waren jung, hier waren wir geſund,
Und ſchienderten den Sommer-Abend lang
Mit halber Hoffnung mannigfalt'gen Gang.
Und wie man kam, ſo ging man nicht zurück;
Bejahnen iſt ein höchſtes Liebesglück.
Und zwei zuſammen ſehen Fluß und Bahn,
Und Berg und Buſch hoglein ganz anders an.
Und wer dieſelben Pfade wandernd ſchleicht,
Sey ihm des Zieles holder Wunſch erreicht!

IV.

Geheimſter Wohnſitz.

Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag:
Denn vieles wirrte, bleit am ſel'gen Fleiß,
Wovon die Welt noch keine Sylbe weiß.
Der Tempel ſteht, dem höchſten Sinn geweiht,
Auf Felſengrund in hehrer Einſamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerſchaar,
Sie wechſeln gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geſchlecht,
Geſchützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht.

Und wer ſich dort ſein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand;
Wir hoffen ſelbſt uns im Akyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unüberrefflich ſchön.
Ach, wollte Gott, ein Künſtler hätt's geſehn!

V.

Bequemes Wandern.

Hier ſind, ſo ſcheint es, Wanderer wohl bedacht;
Denn jeder ſände Pfad um Mitternacht.
Wir ſaaen nicht, wir hätten's oft geſehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn;
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben,
Da kann der Walker jede Stunde loben;
Er geht bedeckt, denn Schritt für Schritt iſt leicht,
So daß er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O ſelige Jugend, wie ſie, Tag und Nacht
Den Ort zu ändern immer angefacht,
Durch wilden Bergriß hoch behaglich ſteigt,
Und auf dem Gipfel Nebelkunſt erreicht.

Man ſchelt' es nicht, denn wohl gemeint ſie rein.
Auch über Wolken, heitern Sonnenſchein.

VI.

Schnöder Verkehr.

Wie ſich am Meere Mann um Mann befeſtigt
Und am Geſtade Schiffer überlästigt,
Die engen Pfade völlig wegelos macht,
Auf Stärkerheit, mehr auf Gewalt bedacht;
Bald Recht, bald Placerei, ſein ſelbſt gewiß,
Sey's wie es ſey, und immer Hinderniß.
So Tag und Nacht den Reifenden zur Laſt:
Es iſt vielleicht zu düſter aufgefaßt.

Adler

mit einer Leyra nach oben ſtrebend.

Sollen immer unſre Lieder
Nach dem höchſten Aether dringen?
Bringe lieber ſie hernieder,
Daß wir Lied' und Liebchen ſingen.

Bei Tag der Wolken formumformend Weben!
Bei Nacht des Sternenmeeres glühend Leben!
Mit reinen Saiten mag' empor zu dringen,
Du wirſt der Sphären ewige Lieder ſingen.

Guter Adler! nicht ſo munter
Mit der Leyer fort nach oben;
Bringe lieber ſie herunter,
Daß wir uns an ihr erproben;
Manches iſt an uns zu loben.

Schwebender Genius

über der Erdkugel,

mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend.

Zwiſchen Oben, zwiſchen Unten
Schweb' ich hin zu munterm Schaun.
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.

Memento mori! giebt's genug,
Mag ſie nicht vererzählen;
Warum ſollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Grenze quälen?
Drum, als ein alter Knaſterbart,
Empfehl' ich dir docendo:
Mein theurer Freund, nach deiner Art,
Nur vivere memento!

Wenn am Tag' Zenith und Ferne
Blau ins Ungemeſſne flieht,
Nachts die Ueberwucht der Sterne
Himmliſche Gewölbe ſchließt;
So am Grünen, ſo am Bunten
Kräftigt ſich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edlen Geiſt Gewinn.

Beſchilderter Arm

gegen ein vorüberſprengendes Meer Bücher beſchwörend.

Manches Herrliche der Welt
Iſt in Krieg und Streit zerronnen;
Aber beſchützet und erhält,
Hat das ſchönſte Loos gewonnen.

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit andern meinen;
Mußt viele fördern, manchem nützen,
Das wird dich vor Vernichtung beſchützen.

Regenbogen

über den Häuptern einer anmuthigen Landſchaft.

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner ſind vorüber,
Euch ermuntert ein Regenbogen.

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Raſten über Hain und Dach;
Ewig doch und allgemach
Stellt ſich her der bunte Bogen.

Frohe Zeichen zu gewahren
Wird der Erdkreis nimmer müde,
Schon ſeit vielen tauſend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

Aus des Regens düſterer Trübe
Glänzt das Bild, das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt ſich der Engel Treue.

Genius,

die Bilde der Natur entdüllend.

Bleibe das Geheimniß theuer!
Laß den Augen nicht gelüſten!
Sphinx-Natur, ein Ungeheuer,
Schreckt ſie dich mit hundert Bröſten.

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier lag das Sterne!
Willſt du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich ins Freie.

Anſchaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erſt ins Innre dringt.
Dann nach Außen wiederkehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.

Urne

auf einem bunten Teppich.

Kannſt du die Bedeutung leſen,
Ihren Sinn verkennſt du nie;
Beide ſind nur todte Weſen
Und die Kunſt belebte ſie.

Offen ſteht ſie' doch arbeitſame Gaben,
Zuverſicht in ihrem Schooße
Liegen ahnungsvoll die Loose,
Wer's ergreift, der wird es haben.

Leuchtender Stern

über Winkelwage, Blei und Zirkel.

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Alles ſtockt und ſtarrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.

Sterne werden immer ſcheinen
Allgemein auch zum Gemeinen;
Aber gegen Maß und Kunſt
Richten ſie die ſchönſte Gunſt.

Pinſel und Feder

vom Lorbeer umwunden und von einem Sonnenblick beleuchtet.

Auf den Pinſel, auf den Stift
Muß die Sonne freundlich blicken,
Dann erreichen ſie das Ziel
Erdenbürger zu beglücken;
Künſtlern auch der Lorbeer grünt,
Wenn ſie freudig ihn verdient.

Willſt du Großes dich erkühnen,
Zeigt ſich hier ein doppelt Glück;
Feder wird dem Geiſte dienen,
Und der Pinſel dient dem Blick.

Wenn der Pinſel ihm die Welt erſchuf,
Wenn die Feder ihm das Wort verrichtet,
Bleibt des Mannes edelſter Beruf,
Daß er ſich des Lorbeers würdig zeigt.

Will der Feder zartes Walten,
Will des Pinſels muthig Schalten
Sich dem reinſten Sinn benennen,
Kunſt getroſt den Lorbeer nehmen.

Zu einem Bilde
von
Frankfurt am Main,
als Geſchenk
für
Herrn Bibliothekar Serrière Kreuznach.

Großen Fluß hab' ich verlaſſen,
Einem kleinen mich zu weihn;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen ſeyn.

Mit einem Bildchen:
Schloß Belvedere in der Abendſonne.

Erinnert euch oben jeder vom Sonnengold,
Bewahrt im Innern traulich, froh und hold.

Ergetzt euch Dem ganzes Leben ſo:
Nach außen herrlich, innen hold und froh.

Das Römiſche Haus im Park.

Römiſch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der ächte deutſche Sinn,
Ja der Weltſinn iſt Gewinn.

Zum Bildniß der Prinzeß Marie.

Lieblich und zierlich,
Ruhig und hold,
Sind Ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

Goethe's Wohnhaus in Weimar.

Warum ſtehen ſie bewehrt?
Iſt nicht Thüre da und Thor?
Können ſie getroſt verrammt,
Würden wohl empfangen ſeyn.

Goethe's Gartenhaus am untern Park.

Der's erbaut vor funfzig Jahren
Sieht es noch am Wege ſtehn,
Liebespaar vorübergehn,
Wie wir andern damals waren,
Als die Bäume lieblich rauſchten,
Lichter in dem Schatten ſpielten;
Wo ſich Liebende verſtanden,
Immer ſuchten, oft ſich fanden
Zu geſelig friſchem Leben,
Wie wir's auch nun übergeben.

Uebermüthig ſteht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die daſelbſt verkehrt,
Ward ein guter Muth beſcheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Seitenpflanzter, wuchs empor;
Geiſtig ging zugleich allhier
Schaffen, Hegen, Wachen fort.

Dieſer alte Weidenbaum
Steht und wächſt als wie im Traum.
Sah des Fürſtenhauſes Gluthen,
Sieht der Jugend friſches Fluthen.

Freundin! Dir zum neuen Jahr
Bring' ich ſinnig den Commentar
Deiner ſelbſt gefammelten Rede.
Früheres verwahrt ſich treu.
Neuen Tagen ſey es neu.
Und ſo weiter eine Strecke!

Zu dem Bilde einer Hafenſtadt am ſchwarzen Meere.

Schroffe Felſen, weite Meere
Geben weder Luft noch Lehre,
Denn ſie ſind und gar zu fern;
Aber jener Freund im Innern,
Seine Neigung, ſein Erinnern
Leuchtet her, ein holder Stern.

Gott, Gemüth und Welt.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets gefördert und ſtets gehindert,
Nie geſtöret, oft geändert,
Betrieben bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßt das Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

Wird nur erſt der Himmel heiter,
Tauſend Pfade hin, und noch weiter.

In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut,
Iſt ſicher angebaut.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, der iſt wohl betrogen.

Das Unſer Vater ein ſchön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen,
Wenn einer auch Vater Unſer betet,
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Ich wandle auf weiter bunter Flur
Urſprünglicher Natur,
Ein heller Born, in welchem ich bade,
Iſt Ueberlieferung, iſt Gnade.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker frommer Gebrauch,
Daß jeglicher das Beſte, was er kennt,
Er Gott, ja ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn ſchmückt, und wo möglich liebt.

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte dich ans Weil, und frage nicht Warum?

Mißt du ins Unendliche ſchreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Mißt du dich am Ganzen ermüden;
So magſt du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter Schooß
Will manches dem Tage entgegen;
Doch faßt das Kleine je werden groß,
So muß es ſich rühren und regen.

Da wo das Waſſer ſich entzweit,
Wird zarteſt Lebendig's befreit.

Und wird das Waſſer ſich entfalten,
Sogleich wird ſich's lebendig geſtalten;
Da wälzen ſich Thiere, ſie trocknen zum Ufer,
Und Pflanzen-Gezweige ſie bringen hervor.

Durchſichtig erſcheint die Luft ſo rein
Und trägt im Buſen Stadt und Stein.
Entzünden werden ſie ſich begegnen:
Da wird's Metall und Steine regnen.

Denn was das Feuer lebendig erfaßt,
Bleibt nicht mehr Unform und Erbenlaß.
Verflüchtigt wird es und unſichtbar.
Eilt hinauf, wo erſt ſein Anfang war.

Und ſo kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Urſprung gab.
Gleicherweiſe ſind wir auch geſchaffen,
Einmal gefeſtet, einmal verflüchtigt.

Und wer durch alle die Elemente
Feuer, Luft, Waſſer und Erde rennt,
Der wird zuletzt ſich überzeugen,
Er ſey kein Weſen ihres Gleichen.

„Was will die Nadel nach Norden gekehrt?“
Sich ſelbſt zu finden, es iſt ihr verwehrt.

Die endliche Nadel wird nur verführt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

Wirſt du deines Gleichen trennen lernen,
So wirſt du dich gleich wieder entfernen.

Warum tanzen Mädgen mit Mädgen ſo gern?
Ungleich dem Gleichen bleibet nicht fern.

Dagegen die Bauern in der Schenke
Prügeln ſich gleich mit den Beinen der Bänke.

Der Ammann ſchnell das Uebel ſtillt.
Weil er nicht für ihresgleichen gilt.

Soll dein Compaß dich richtig leiten,
Hüte dich vor Magneteisen, die ihn verbreiten.

Verborgenſte ſich der Sterne Chaos,
Das All wird ewig finſter ſeyn.

„Und was ſich zwiſchen beide ſtellt“
Dein Auge, ſo wie die Körperwelt.

An der Finſternis zuſammengeſtrudeln,
Wird dein Auge vom Licht entzunden.

Schwarz und Weiß, eine Todtenfahn,
Vermiſcht ein niederträchtig Grau.

Will Licht einem Körper ſich vermählen,
Es wird den ganz durchſichtigen malen.

Du aber halte dich mit Liebe
An das Durchscheinende, das Trübe.

Denn steht das Trübste vor der Sonne,
Da steigt die herrlichste Purpur-Wonne.

Und will das Licht sich dem Trüben entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.

Und wie das Trübe verdunstet und weicht,
Das Rothe zum heitern Gelb erbleicht.

Ist endlich der Aether rein und klar,
Ist das Licht weiß, wie es anfangs war.

Steht vor dem Finstern milchig Grau,
Die Sonne beschienen's, da wird es Blau.

Auf Bergen, in der reinsten Höhe,
Tief Nächtlichblau ist Himmelsnähe.

Du staunest über die Königspracht,
Und gleich ist sammetschwarz die Nacht.

Und so bleibt auch, in ewigem Frieden,
Die Finsterniß vom Licht geschieden.

Daß sie mit einander streiten können,
Das ist eine baare Thorheit zu nennen.

Sie streiten mit der Körperwelt,
Die sie ewig auseinander hält.

Proœmion.

Im Namen dessen, der Sich selbst erschuf!
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf;
In Seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft;
In Jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichniß, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;
Du fühlst nicht mehr, verschwand seine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Weltseele.

Verbreitet euch nach allen Regionen
Von diesem heil'gen Schmaus!
Begeistert reißt euch durch die nächsten Zonen
Ins All und füllt es aus!

Schon schwebet ihr in ungemessnen Fernen
Den sel'gen Götterraum,
Und leuchtet nun, geselig, unter Sternen
Im lichtesten Raum.

Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weiter' hinan,
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchschneidet eure Bahn.

Ihr greifet rasch nach ungeformten Erden
Und wirket schöpferisch lang,
Daß sie belebt und stets belebter werden
Im abgemessnen Schwung.

Und dreifach führt ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und schreibt dem Stein in allen seinen Grüften
Die festen Formen vor.

Nun alles sich mit göttlichem Ertönen
Zu übertreffen strebt;
Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Sträuchen lebt.

Und so verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen schon des Paradieses Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt sich bald, ein holdes Licht zu schauen,
Gestaltenreiche Schaar,
Und ihr erstaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erste Paar.

Und bald verlischt ein unbegrenztes Streben
In sel'gen Wechselblick,
Und so empfangt, mit Dank, das schönste Leben
Vom All ins All zurück.

Eins und Alles.

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da ihn't sich aller Ueberdruß;
Statt beißen Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Weltseele, komm und zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In seinem Falle darf es ruhn.

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen;
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Vermächtniß.

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt sich fort in Allen.
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebendigen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre, faſſ' es an!
Verband' es, Erdenſohn, dem Weiſen,
Der ihr die Sonne zu umkreiſen
Und dem Geſchwiſter weis die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findeſt du da drinnen,
Worau kein Erdet zuerklären mag.
Wirſt keine Regel da vermiſſen:
Denn das ſelbſtſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne, deinem Sittentag.

Den Sinnen haſt du dann zu trauen;
Kein Falſches laſſen ſie dich ſchauen.
Wenn dein Verſtand dich wach erhält.
Mit friſchem Blick bemerke freudig,
Und wandle, ſicher wie geſchmeidig,
Durch Auen reich begabter Welt.

Genieße mäßig Für' und Segen;
Vernunft ſey überall zugegen.
Wo Leben ſich des Lebens freut.
Dann iſt Vergangenheit beſtändig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick iſt Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und biſt du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar iſt allein iſt wahr;
Du prüfſt das allgemeine Walten,
Es wird nach ſeiner Weiſe ſchalten,
Geſelle dich zur kleinſten Schaar.

Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
Der Philoſoph, der Dichter ſchuf;
So wirſt du ſchönſte Gunſt erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Iſt wünſchenswertheſter Beruf.

Vorabend.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig ſo der Geiſt beſtrebt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So geſtaltend, umgeſtaltend —
Zum Erſtaunen bin ich da.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Die verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe gebildet, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß holdt in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des beſtändig ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau feinender Blätter entpfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein begonnenes Wesen
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten getürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt.
Ausgedehnter, geferbter, getrennter in Spitzen und Theile.
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Bedeutung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkommene hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke.
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stängel.
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der dergende Kelch ſich.
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget gereiht Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt du aufs Neue, ſobald ſich am Stängel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zweifach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die beiden Paare, beiſammen.
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.

Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte gewaltig.
Strömen ſüßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſich weiten ſogleich unzählige Keime.
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gebäut.
Und hier ſondert die Natur den Ring der erſtaunten Kräfte:
Doch ein neues ſogleich faſſet den vorigen an.
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge.
Und das Ganze beſteht, ſo wie das Einzelne, ſtirbt.
Werde nun, o Geliebte, den Blick zum innren Vernehmen.
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze.
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entſiegelt du hier der Göttin heilige Lettern.
Ueberall ſtehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſtaltig.
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Betanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſpreß.
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern entfaltet.
Und wie Ammen zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten.
Still entfaltend, Natur unſern Geſchlecht actieret!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Streut zu der höchſten Frucht gleiche Geſinnungen auf.
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anklang
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Epirrhema.

Mäßet im Naturbetrachten
Immer euch wie alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen;
Denn was innen, das iſt außen.
So ergreifet ohne Säumnis
Heilig öffentlich Gebeimnis.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernſten Spiels:
Kein Lebend'ges iſt ein Eins,
Immer iſt's ein Vieles.

Metamorphoſe der Thiere.

Wagt ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſchauen
Dieſes Spiels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Frauen um ihre Geborenen
Sichere Nahrung; ihr nemmet es nicht: denn zweifach beſtimmte
Sie das höchſte Geſetz, beſchränkte jedliches Leben.
Gab ihm gemeſſenes Bedürfnis, und angemeſſene Gaben,
Leicht zu finden, freute ſie ſich, und rührig beräumlich
Sie das munter Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſprungt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich aus nach ew'gen Geſetzen
Und die ſeltenſte Form verwahrt im Geheimen das Urbild.
So iſt jedlicher Mund geſchickt die Speiſe zu faſſen.
Welche dem Körper gebührt, es ſey nun ſchneidlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jedlichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jedlicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfnis.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Gelindheit
Von der Mutter beſtimmt; denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und würken alle zum Leben.
Alle beſtimmt die Geſtalt die Lebenskreiſe des Thieres,
Und die Weiſe zu leben, ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeiget ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.

Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Grenzen erweitert kein Gott, es eint die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommne möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Mutter zu faſſen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er verachtend;
Denn zwar drängt er ſich vor zu ihren Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus, jedoch ſogen darben dagegen
Andere Glieder, die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Zierde der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und ſuche mit forſchendem Geiſte,
Finden wird du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen
Und daher iſt dem Löwen gebührt der ewigen Mutter
Ganz unmittelbar zu bilden, und öde ſie alle Gewalt auf:
Denn ſie hat nicht Maſſe genug, die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Gewerb und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Mittler
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von bewegter Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich doch: die heilige Muſe

Bringt harmonisch ihn die, mit sanftem Zwange
beherrschend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler;
der Herrscher.
Der verdient es zu seyn, erfreut nur durch ihn
sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf, der Natur, du fühlest
dich fähig.
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend
sich aufschwang.
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die
Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde
der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die tiefliche volle
Gewißheit.

Antepirrhema.

So schauet mit bescheidenem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schiffchen hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammen gerottet,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt;
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Urworte. Orphisch.

AAIMΩN. Dämon.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du seyn, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

TYXH. Das Zufällige.

Die frenae Grenze doch umgibt geschäftig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt;
Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durcheinandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

EPΩΣ. Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang.
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder,
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehen, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wehl im Weh, so süß und bang,
Gar manches Herz verräuchert im Allgemeinen,
Doch wählet sich das ewige dem Einen.

ANAΓKH. Nothzwang.

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
Bezwingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Wollen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggerissen,
Dem harten Muß bequemt sich Witz und Grille,
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

ΕΛΠΙΣ. Hoffnung.

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Hohnlt widerwärt'ge Pferde wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und unangeklagt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erbeut sie uns, mit ihr, durch sie beflaggt.
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen!

Atmosphäre.

„Die Welt sie ist so groß und breit,
Der Himmel auch so hehr und weit,
Ich muß das alles mit Augen fassen,
Will sich aber nicht recht denken lassen."

Dich im Unendlichen zu finden,
Nicht unterscheiden und dann verbinden,
Drum dankt mein beklatscht Lied
Dem Manne, der Wolken unterschied.

Howard's Ehrengedächtniß.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und traun'n dem Auge kaum;

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmte zu Bestimmtem schafft;
Da trabt ein Leu, dort wegt ein Elephant,
Kameelen Hals, zum Drachen umgewandt,
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treuste Wolkenbote selbst zerstiebt
Eh' er die Ferne erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre verrlichsten Gewinn.
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, umgränzt es ein,
Benennt es treffend! — Ehr die Ehre dem! —
Wie Streite sleigt, sich hellt, zerflattert, fällt,
Errinn're dankbar deiner sich die Welt.

Piratus.

Wenn von dem stillen Wasserspiegel Plan
Ein Nebel deckt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erschrecks verrinnt,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,
Erstaunte, erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt ſich's wohl am Berge, ſammelnd dreht
An Ererds Axenſtein, ſo umhüllert's weit
Die Mittelhöhe, deinem gleich geneigt,
Du's fallend näſſert, oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höherer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke doch, zum herrlichſten gebaut,
Verkünder, feſtgebildet, Machtgewalt.
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der eitle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Im Aufachlaſten, flockig ihr's ſich auf,
Die Schäflein trippelnd, leicht getümmt zu Hauf,
So fließt zuletzt, was unten leicht entſtand,
Dem Vater oben ſtill in Schoos und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen, was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend ſich ergehn,
Heerſtraßen gleich entrollen und verwehn! –
Der Erde thätig-lebendes Geſchick!
Doch mit dem Bilde bebet euren Blick!
Die Rede geht herab, denn ſie beſtreitet,
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Wohl zu merken!

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihn
Und uns eines Folge-Lebens erfreun.

Es wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sendung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luftige Welten
Das Uebergreifliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Keine Stufen, keine Meere
Geh' ich in dem Innern zu;
Doch allverſchend waltet Schwere;
Nicht verdammt zu Tod und Ruh.
Vom lebendigen Gott lebendig,
Durch den Geiſt, der alles regt,
Wandelt ſie, nicht unbeſtändig,
Immer in ſich ſelbſt bewegt.

Seht nur hin! Ihr werdet's faſſen!
Wenn Mercur ſich beugt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlaſſen,
Atmoſphäre ſchwer und leicht.

Mir gemäßer wird're Lehre:
Erd' und Flut der Atmoſphäre
Denk' ich's jeder, wie er kann!
Will mich nur an Hermes halten;
Denn des Barometers Walten
Iſt der Witterung Tyrann.

Weſten mag die Luft regieren,
Sturm und Flut nach Oſten führen,
Wenn Mercur ſich ſchlüſſig zeigt;
Aller Elemente Boden,
Drüber iſt es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlimmen ſteigt.

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit dem andern gerne
Die ſelbſterwählte reine Bahn;
Im innern Erdenball quiſtren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen daſſelbe
Sich wiederholend ewig bleibt,
Das tauſendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander ſchließt;
Erbaut Lebensluft aus allen Dingen,
Den kleinſten wie dem größten Stern,
Und alles Dringen, alles Ringen
Iſt ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Nachts, wenn gute Geiſter ſchweifen,
Schlaf dir von der Stirne ſtreifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern,
Dich mit ewigem All umſchimmern,
Scheinſt du dir entrückert ſchon,
Wagſt dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße ſtellt,
Sauertopf nicht' er dir's erklären
Mit der Frühe beſtem Willen;
In Mittag ſchon wandelt ſich
Morgenraum gar wunderlich.

Sey du im Leben wie im Weſen
Durchaus der treuen Fahrt befliſſen:
Wenn Sturm und Strömung ſtoßen, pro'n.
Sie werden doch nicht deine Herrn;
Compaß und Pol-Stern, Zeitenweiſer
Und Sonn' und Mond verſtehſt du beſſer,
Vollendeſt ſo nach deiner Art
Mit ſtillen Freuden deine Fahrt.
Beſonders, wenn dich's nicht verdrießt,
Wo ſich der Weg im Kreiſe ſchließt,
Der Weltumſegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeſchifft.

Einheit ewigen Lichts zu halten,
Müssen wir für tüchtig halten,
Wenn uns Irrthum schon genügt.
Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man kläglich sie zu gatten,
Ist das Farbenreich besiegt.

Die beiden lieben sich gar fein,
Mögen nicht einer einander seyn.
Wie sind im andern sich verliert,
Manch buntes Kind sich ausgeziert,
Im zarten Auge schaut mit Lust,
Was Plato von Anbeginn erwußt;
Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt, was innen galt.

Ist erst eine dunkle Kammer gemacht
Und finstrer als eine ägyptische Nacht,
Durch ein gar winzig Löchlein bringt
Den feinsten Sonnenstrahl herein.
Daß er dann durch das Prisma dringt,
Alsbald wird er gebrochen sein.
Aufgefordert bei meiner Ehr'
Sieht Ihn als wie ein Gerücht wär',
Farbenfarbig statt weiß, oval statt rund,
Glaube hiermit des Lehrers Mund:
Was sich hier auseinander reckt,
Das hat alles im Einen gesteckt;
Und die, wie manchem sein hundert Jahr,
Mögst darüber ihm grauet Haar.

Freunde flieht die dunkle Kammer,
Wo man euch das Licht verzwickt,
Und mit rämmerlichem Jammer
Euch verschrobnen Bildern bückt.
Abergläubische Verehrer
Gab's die Jahre her genug,
In den Höhlen eurer Lehrer
Laßt Gespenst und Wahn und Trug.

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Eintritt der Sonnenwagen
Purpurroth sich niedersenkt,
Da geht der Natur die Ehre,
Frisch, an Aug' und Herz gesund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund.

Entoptische Farben.

Zu Jenen.

Laß die von den Spiegelreihen
Unsrer Physiker erzählen,
Die am Phänomen sich freuen,
Mehr sich mit Gedanken quälen.

Spiegel höhen, Spiegel drehen,
Doppelbrechungen, andersieren;
Und polarisiren ruht im Trüben
Als Kristall das Erdewesen.

Dieses zeigt, wenn jene blitzen,
Klarerschaute Farbenspitze,
Dämmerlicht, das beide schlichten,
Offenbart sich dem Gesichte.

Schwarz wie Kreuze wirst du sehen
Pflanzennarben kaum man finden;
Tag und Atmosphäre vergehen,
Bis zusammen beide schwinden.

Und der Name wird ein Zeichen,
Lauf ist der Prisma durchdringen:
Aug' in Auge steht vergleichen
Wundersame Spiegelringen.

Laß den Mathematikus gelten,
Seine krausesten Gestalten!
Da die lieben kleinen Wetten
Wirklich Herrlichstes enthalten.

Was es gilt.

Dem Dunkelmänner.

Bringst du die Natur heran,
Daß sie jeder nagen kann;
Faltchen hast du nicht erfunden,
Hast der Menschen Gunst gewunden.

Mögst ihr das Licht zerstückeln,
Jaro' am Farbe braus entwickeln,
Oder andre Schwänke führen,
Köpfchen polarisieren,
Daß der Hörer ganz erschrocken
Plötzlich Sinn und Sinne stocken;
Nein! Es soll euch nicht gelingen,
Sollt euch nicht verirren bringen;
Kräftig, wie wir's angefangen,
Werden wir zum Ziel gelangen.

Herkömmlich.

Priester werden Messe singen
Und die Pfarrer werden predigen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung sich entledigen
Und sich der Gemeine freuen.
Die sich um ihn der versammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ungeübte Worte stammelt.
Und so lassen auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Muthen, ohne Narben,
Mit der köstlichsten der Gaben.

Allerdings.

Dem Physiker.

„Aus Innre der Natur —"
O du Physiker! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Gesinnsler
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht kümmern;

Wir denken: Ort für Ort.
Sind wir im Innern.
„Glückselig! wem sie nur
Die äußre Schale weist!“
Das hör' ich seyn Jahre wiederholen.
Ich fasse drauf, aber verfehlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles giebt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale.
Alles ist sie mit einem Male;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seyst.

Ultimatum.

Und so sag' ich zum letzten Male:
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seyst!

„Wir kennen dich, du Schale!
Du machst nur Possen;
Vor unsrer Nase doch
Ist viel verschlossen.“

Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht, wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Die Weisen und die Leute.

Epimenides.

Kommt, Brüder! sammelt euch im Hain.
Schon drängt das Volk, es stürmt herein,
Von Nord, Süd, West und Osten.
Sie möchten gerne belehret seyn,
Doch seh's nicht Mähe kosten;
Ich bitt' euch, haltet euch bereit,
Ihm bald den Text zu lesen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger sollt uns heut
Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Wesen.
Sagt: ist die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit.
Wo sie noch nicht gewesen,
Das wäre Schade gewesen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir ist's nicht leid:
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein was ist Unendlichkeit?

Parmenides.

Wie kannst du so dich quälen?
Geh' in dich selbst! Entdeckst du drin
Unendlichkeit im Geist und Sinn,
So ist dir nicht zu helfen! —

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu helfen!
Der Denker denkt vom Hut zum Schuh
Und ihm geräth, in Bluts Nu,
Das Was, das Wie, das Beste.

Die Leute.

Haust wirklich eine Seel' in mir?

Himmerus.

Das frage deine Gäste. —
Denn, siehst du, ich gestehe dir:
Das dritte Wesen, das, entzückt,
Sich selbst und andre gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Sklav auf ihr?

Periander.

Kann sich von dir nicht trennen.
Es kommt auf dich, du Körper, an!
Hast du dir leiblich wohlgethan,
Wird sie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was ist der sogenannte Geist?

Cleobulus.

Was man so Geist gewöhnlich heißt
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.

Erkläre mir, was glücklich heißt?

Crates.

Das nackte Kind, das jagt nicht;
Wir seinem Pfennig springt es fort,
Und kommt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Bäckers Laden.

Die Leute.

Sprich: wer Unsterblichkeit beweist't?

Arisipp.

Den rechten Lebenssaden
Spinnt einer, der lebt und leben läßt.
Er dritte zu, er zwinne fest,
Der liebe Gott wird weisen.

Die Leute.

Ist's besser thörig oder klug?

Demokrit.

Das läßt sich auch begreifen.
Hält sich der Narr für klug genug,
So thut es ihm der Weise.

Die Leute.

Herrscht Zufall bloß und Irrthum?

Epikur.

Ich bleib' in meinem Gleise,
Den Zufall hindige zum Glück,
Erahn' am Irrthum den Blick;
Hast Ruh und Spaß von beiden.

Die Leute.

Iſt unſer Mißvergnügen Lug?

Jens.

Es kommt drauf an zu wagen.
Nur halte deinen Willen feſt.
Und eilſt du auch zu Grund zuletzt,
So hat's nicht viel zu ſagen.

Die Leute.

Kam ich als böſe ſchon zur Welt?

Prinzeps.

Man muß dich wohl ertragen.
Du brachteſt aus der Mutter Schooß
Fürwahr ein unerträglich Loos:
Gar ungeſchickt zu fragen.

Die Leute.

Iſt Begrungstrieb uns zugeſtellt?

Plato.

Wär' Begrung nicht die Luſt der Welt,
So würdeſt du nicht fragen.
Mit dir verſuch' erſt umzugehn,
Und kannſt du dich nicht ſelbſt verſtehn,
So quäl' nicht andre Leute.

Die Leute.

Doch herrſchen Eigennutz und Geld!

Epicter.

Laß ihnen doch die Beute!
Die Reuevolſamige der Welt
Mußt du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So ſag', was uns mit Recht gefällt,
Es wir auf immer ſcheiden?

Die Weiſen.

Mein erſt Geſetz iſt, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.

Sprichwörtlich.

Lieb im Alter: ſey gewohnt,
Keiner je des Andern ſchont.

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſtill mich Niemand drum beſchämen
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So wird ich immer derſelbe bleiben.

Die Luft zu reden kommt zu rechter Stunde.
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ich ſah mich um an vielen Orten
Nach luftigen geſchwätzten Worten:
An böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß dieſe die beſten Werte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Sechmen anderthalbe!

Willſt luſtig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzuſtecken.
Da g'leichſt du Prinzen,
Pfründerſt und begläſt Provinzen.

Was in der Zeiten Widerſpiel
Jemals iſt trefflich geweſen,
Das wird immer einer einmal
Wieder aufriſchen und leſen.

Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du ſelbſt, die Spinnen dauern luſt'ge Wege.

Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachſen beſieben,
Darin wird jeder Gärtner ſich üben;
Wo aber des Menſchen Wachsthum ruht,
Dazu jeder ſelbſt das Beſte thut.

Willſt du dir aber das Beſte thun,
So bleib nicht auf dir ſelber ruhn.
Sondern folg' eines Meiſters Sinn;
Mit ihm zu irren iſt der Gewinn.

Benutze redlich deine Zeit!
Willſt was begreifen, ſinn's nicht weit.

Zwiſchen heut und morgen
Liegt eine lange Friſt,
Lerne ſchnell beſorgen.
Da du noch munter biſt.

Die Dinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert ſie, wo ſie nicht hingehört.
Geſchrieben Wort iſt Perlen gleich;
Ein Dintenklecks ein böſer Streich.

Wenn man fürs Künftige was erbaut,
Schief wird's von vielen angeſchaut.
Thuſt du was für den Augenblick,
Vor allem opfre du dem Glück.

Mit einem Herrn ſteht es gut,
Der, was er befohlen, ſelber thut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das Andre wird ſich von ſelber machen.

Wenn jemand ſich wohl im Kleinen dünkt,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, du haſt viel gethan,
Wenn dir Geduld gewährneſt an.

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Der Vogel iſt froh in der Luft gemütet,
Wenn es da unten im Neſte brütet.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
Dann ſey es um ein Großes getheilt;
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß ſie das Große im Kleinen wählen.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der lieht man's am Geſicht wohl an.

Eine Frau macht oft ein übl' Geſicht;
Der gute Mann verdient's wohl nicht.

Ein braver Mann! ich kenn' ihn ganz genau;
Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau.

Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
Nur gastwirth! soll mir willkommen seyn.

Januar, Februar, März,
Du bist mein liebes Herz.
Mai, Juni, Juli, August,
Wie ist nichts mehr bewußt.

Neu-Wund und gerüsteter Mund
Sind gleich wieder hell, und frisch und gesund.

Mir gäb' es keine größre Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
Thu' was du willst, nur habe nicht recht.

Fleh't'ge den Hund, den Wolf magst du peitschen;
Graue Haare sollst du nicht reißen.

Am Finger kannst du stemmen und beben;
Ueberschwemmung läßt sich nicht mästen.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich Eine beim frühsten Tagen.

Und wärst du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findest dort
Tabak und böse Zungen.

Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Lief' das Brod, wie die Hasen laufen,
Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.

Will Vogelsang dir nicht gerathen!
So magst du deinen Schuhu braten.

Das wär' dir ein schönes Gartengelände,
Wo man den Weinstock mit Würsten bände.

Du mußt dich niemals mit Schwur vermessen:
Von dieser Speise will ich nicht essen.

Wer aber recht braunen ist und sauf,
Alda' dem eine gebratne Taube ins Maul.
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Irrigerig ist der mit seinen Schritten,
Der kommt von der Lage Speck zu erbitten.

Hast deine Kastanien zu lange gebraten;
Sie sind dir alle zu Kohlen gerathen.

Das sind mir allzuböse Bissen,
An denen die Gäste erwürgen müssen.

Das ist eine von den großen Thaten,
Sich in seinem eignen Fett zu braten.

Gesotten oder gebraten!
Er ist ans Feuer gerathen.

Gebraten oder gesotten!
Ihr sollt nicht meiner spotten.
Was ihr euch heute getröstet,
Ihr seyd doch morgen gerüstet.

Wer Ohren hat, soll hören;
Wer Geld hat, soll's verzehren.

Der Mutter schend' ich,
Die Tochter denk' ich.

Kleid' eine Säule,
Sie sieht wie eine Fräule.

Schlaf ich, so schlaf ich mir benehmen,
Arbeit' ich, ja ich weiß nicht wem.

Ganz und gar
Bin ich ein armer Wicht.
Meine Thränne sind nicht wahr,
Und meine Gedanken gerathen nicht.

Mit meinem Willen mag's geschehen! —
Die Thräne wird mir in dem Auge stehn.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast;
Aber Reichthum ist eine leichtere Last.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Was räsonnirst du nun deinen Todten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!

Ja! Wer eure Verehrung nicht kannte;
Euch, nicht ihm, baut ihr Monumente.

Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

Will Einer in die Wüste geh'n,
Der mag sich von sich selbst erleb'gen;
Spricht aber Einer zu seinen Brüdern,
Werden sie's oft schlecht erwidern.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sey Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm.
Wie viel Schalke muß es geben,
Da wir alle so interim leben.

Was fragst du viel: wo will's hinaus,
Wo oder wie kann's enden?
Ich dächte, Freund, du stürzest zu Haus
Und sprächst mit deinen Wänden.

Viele Köche verfalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Doctoren!
Wir aber sind, gottlob es frei,
Ein Lazareth von Medicinern.

Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
Hab's aber nicht aus den Fingern gesogen.

Noch spukt der Babylon'sche Thurm,
Sie sind nicht zu verirren!
Ein jeder Mann hat seinen Wurm,
Copernicus den seinen.

Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn;
Doch ohne Dolmetsch wird's auch nicht gehn.

Sie sagen: das murrt mir nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgethan.

In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten sie keines lesen.

Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's!

Laß nur die Sonne scheun,
Das giebt sich alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Dann ist einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

Du treibst mir's gar zu toll.
Ja fürcht', es breche!
Nicht jeden Menschenschluß
Macht Gott die Zeche.

Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

Sie glauben mit einander zu streiten,
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

Haben's gemußt, es freut sie daß;
Eh' man's denkt, so verräth sie das.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Langeweile ist ein böses Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünschen wir uns Langeweil.

Daß sie die Kinder erziehen könnten,
Möchten die Mütter seyn wie Enten;
Sie schwämmen mit ihrer Brut in Ruh,
Da gehört aber freilich Wasser dazu.

Das junge Volk, es bildet sich ein,
Sein Taufiag sollte der Schöpfungstag seyn.
Möchten sie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingedrinde schenken.

„Nein! denn' ist mir das Glück erwo'r'n"
Du, sattle gut und reite gerest!

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich giebt ein object Muß
Der Sache wirrig den Beschluß.

Eine Breche ist jeder Tag,
Die viele Menschen erstürmen.
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten sie niemals stürmen.

Wenn einer schiffet und reiset,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was sich am Leben, mit mancher Pein,
Wieder ausschälet und weiset.

Der Mensch erfährt, er sey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirft du die Krämer-Wage nehmen,
So wirst du dich schämen und dich grämen.

Hast du einmal das Rechte gethan,
Und sieht ein Feind nur Scheeles daran;
So wird er gelegentlich, spat oder früh,
Dasselbe thun, er weiß nicht wie.

Willst du das Gute thun, mein Sohn,
So lebe nur lange, da giebt sich's schon;
Erkiest du aber zu früh erkoren,
Wirst du von Künftigen Dank erworben.

Was giebt uns wohl den sanftesten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu schmieden.

Laßt mir die jungen Leute nur
Und erahnt euch an ihren Gaben!
Es will von Ehrsamme Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Ungetheilet waren wir unangenehm;
Jetzt sind und die Neuen sehr unbequem.

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
Seit lest' ich roh, jetzt unter den Rohen.
Den Irrler, den man selbst gebiert,
Man auch wohl an dem andern liebt.

Willst du mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen.

Wollen die Menschen Bestien seyn,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird sich mindern.
Wir sind eben alle von Adams Kindern.

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

Sag' mir, was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist?
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemälden, die ihm verlieren.

Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.

Du sollst mit dem Tode zufrieden seyn.
Warum machst du dir das Leben zur Pein?

Kein tollered Versleben kann seyn,
Gucst einem ein Fest, und lasst ihn nicht ein.

Da siehst du nun, wie's einem geht,
Weil sich das Beste von selbst versteht.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu' als hättest du's nicht gezählt;
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und der nicht lange im Debet bleiben.

Suche nicht verachtne Heilung!
Unsrer Krankheit schwer Geheimniß
Schwankt zwischen Uebereilung
Und zwischen Versäumniß.

Ja, schelte nur und suche fort,
Es wird sich Beßres nie ergeben;
Denn Trost ist ein absurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.

Ich soll nicht auf den Meister schwören,
Und immerfort den Meister hören!
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Mich fernen die vielen Guten und Tücht'gen,
Obgleich so viele dazwischen retten.
Die Deutschen wissen zu berich'gen,
Aber sie verstehen nicht nachzuhelfen.

„Du kommst nicht ins Ideen-Land!"
So bin ich doch am Ufer bekannt.
Wer die Inseln nicht zu erobern glaubt,
Dem ist Unterwerfen doch wohl erlaubt.

Meine Dichterglut war sehr gering,
So lang ich dem Guten entgegen ging.
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Kaum hatt' ich mich in die Welt gespielt
Und fing an aufzutrudeln,
Als man mich schon so vornehm hielt,
Mich zu mißbrauchen.

Wer dem Publicum dient, ist ein armes Thier;
Er ausgelacht ab; niemand bedankt sich dafür.

Gleich zu sein unter Gleichen,
Das läßt sich schwer erreichen;
Du müßtest ohne Verdrießen
Wie der Schlechteste zu sein dich entschließen.

Man kann nicht immer zusammen stehn,
Am wenigsten mit großen Haufen.
Seine Freunde die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

Du magst an der das Falsche nähren,
Allein wir lassen uns nicht stören;
Du kannst uns loben, kannst uns schelten.
Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

Man soll sich nicht mit Thoren befassen;
Wer will sich ihr 'nen Narren halten lassen!
Darüber muß man sich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

Christkindlein erlöst die Sünden der Welt.
Sanct Christoph das Kind über Wasser hält;
Sie haben es heid' und angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Epheu und ein zierlich Gemälde
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Ich träumt' und liebte sonnenklar;
Daß ich liebte, ward ich gewahr.

Wer recht will thun, immer und mit Lust,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.

Wann magst du dich am liebsten hören?
Dem Liebchen Frühlingsblumen zu pflücken.

Doch das ist gar kein groß Verdienst,
Denn Liebe bleibt der höchste Gewinnst.

Die Zeit, sie mäht so Rosen als Dornen.
Aber das treibt immer wieder vorn vornen.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß.

Glückselig ist, wer Liebe rein genießt.
Weil doch zuletzt das Grab sie Lieb' als Haß verschließt.

Viele Lieb' hab' ich erlebet,
Wenn ich liebelnd geschwebet;
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich gar für Lieb' gestorben.
Sie du es zusammengezogen,
Bleibet Soldo der gewogen.

Thut dir jemand was zu lieb,
Nur geschwinde, gieb nur, gieb!
Wenige getreu erwarten
Dankesblume, aus stillen Garten.

Doppelt giebt, wer gleich giebt,
Hundertfach, der gleich giebt,
Was man wünscht und liebt.

„Warum zauberst du so mit deinen Scheiteln?"
Nur ungern mag ich ruhn.
Will ich aber was Gutes thun,
Muß ich erst um Erlaubniß bitten.

Was willst du lange visitiren,
Dich mit der Welt herumquartieren?
Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verschafft dir endlichen Gewinn.

Wem wohl das Glück die sanfte Palme beut?
Wer ernstig thut, sich des Gethanen freut.

Gleich ist alles verübelt,
Wer redlich thät, wird getadelt.

Du wirkest nicht, alles wird so stumpf.
Sey unter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht seine Ringe.

In des Weinstocks herrliche Gaben
Giebt ihr mir schlechtes Gewässer!
Ich soll immer Unrecht haben,
Und weiß es besser.

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie verhandelt.
Urtheilen gelingt ihr misérabel.

Es ist sehr schwer oft zu ergründen,
Warum wir das angefangen;

Wir müßten oft Belehrung finden,
Daß es uns zwiefach ergangen.

Seh' ich an andern große Eigenschaften,
Und wollen dir an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen;
Gönt's nicht, so thu' ich was anderes dagegen.

Ja Egeist! – Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egeiste;
Und was ich auch für Wege getroffen,
Auf'm Neidpfad hast du mich nie betroffen.

Nicht über Zeit- noch Landsgenossen
Mußt du dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andere Possen,
Und auch künftige, über dich sagen.

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da sind Liederbande,
Da ist deine Welt.

Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hause nur ist Maß und Ziel.

Warum werden die Dichter beneidet?
Weil Unart sie zuweilen kleidet,
Und in der Welt ist's große Pein,
Daß wir nicht dürfen unartig sein.

So kommt denn auch das Dichtergenie
Durch die Welt, und weiß nicht wie,
Guten Vortheil bringt ein besserer Sinn;
Andern zerstört Verlust den Gewinn.

„Immer heut' ich: mein Wunsch ist erreicht,
Und gleich geht's wieder anders her!"
Zerstückte das Leben, du machst dir's leicht;
Vereinige es und du machst dir's schwer.

„Bist du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!"
Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer lustig sein.

Nicht alles ist an eins gebunden,
Strebt nur nicht mit euch selbst im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Wer uns am strengsten kritisiret?
Ein Dilettant, der sich reüssiret.

Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben,
Aber sie mag das Vernünftige lieben.

„Wo ist der Lehrer, dem man glaubt?"
Thu', was dir dein reines Gemüte erlaubt.

Glaubst dich zu fromm, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

Wer Gott ehret, ist doch zu loben,
Denn er wird nie im Irrthum wallen.

Macht's einander nur nicht sauer,
Hier sind wir gleich, Baron und Bauer.

Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.

Wie wollten die Fischer sich nähren und retten,
Wenn zu Fröhne sämmtliche Zähne hätten?

Wie Kirschen und Beeren behagen,
Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.

„Warum hat dich das schöne Kind verlassen?"
Ich kann sie darum doch nicht hassen;
Sie suchen zu führen und zu führen,
Ich werde das Prävenire spüren.

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh.
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß,
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

Oft, wenn dir jeder Trost entflieht,
Mußt du im Stillen dich bequemen.
Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,
Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
Kleine Unrechte, das dir widerfahren,
Kein Mensch den Blick zur Seite kehren.

Was begreift du dich über fälschlich Erbosne,
Wo gibt es denn nicht Eingebosne?

Worauf alles ankommt? das ist sehr simpel!
Bater verfluche, eh's dein Gesinde hört!
Dahin aber drehen flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.

Eigenheiten, die werden schon passen;
Cultivire deine Eigenschaften.

Viel Gewohnheiten darfst du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dieß Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Ehrbarkeit.

Das Rechte, das ich viel getan,
Das sieht mich nun nicht weiter an,
Aber das Falsche, das mir entschlüpft,
Wie ein Gespenst mir vor Augen hüpft.

Gebt mir zu thun,
Das sind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu schaffen haben.

Ihrer viele wissen viel,
Von der Weisheit sind sie weit entfernt.
Andre Leute sind euch ein Spiel;
Sich selbst hat niemand aufgelernt.

Man hat ein Sonnyf-Lied auf dich gemacht;
Es hat's ein böser Feind erdacht.

Laß sie's nur immer singen,
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht so lang in den Landen
Wie das: Gespenst ist erstanden.

Das dauert schon 1000 Jahr,
Und ein paar drüber, das ist wohl wahr!

Wer ist denn der souveraine Mann?
Das ist bald erkannt:
Der, den man nicht hindern kann,
Der er nach Gutem oder Bösem jagt.

Entzwei' und gebiete: Tüchtig Wort;
Verein' und leite: Beſſrer Hort.

Magſt du einmal mich hintergehen,
Merk' ich's, ſo laß ich's wohl geſchehen;
Geſteht du mir's aber ins Geſicht,
In meinem Leben vergeb' ich's nicht.

Nicht größern Vortheil wähl' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienſt erkennen.

„Hat man das Gute dir entwendet?“
Mein Pfeil flog ab, ſehr ſchön befiedert.
Der ganze Himmel ſtand ihm offen,
Er hat wohl irgendwo getroffen.

„Was ſchnitt dein Freund für ein Geſicht?“
Guter Geſelle, das verſteh' ich nicht.
Ihm iſt wohl ſein ſüß Geſicht verleidet,
Daß er dent ſaure Geſichter ſchneidet.

Ihr ſucht die Menſchen zu benennen,
Und glaubt am Namen ſie zu kennen.
Wer tiefer ſieht, geſteht ſich frei,
Es iſt was Anonymes dabei.

Mancherlei haſt du verſäumet:
Statt zu handeln, haſt geträumet,
Statt zu denken, haſt geſchwiegen,
Sollteſt wandern, thörecht liegen.

Nein, ich habe nichts verſäumet!
Wißt ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Heute geh' ich. Komm ich wieder
Singen wir ganz andre Lieder.
Wo ſo viel ſich loſen läßt,
Iſt der Abſchied ja ein Feſt.

Was ſoll ich viel lieben, was ſoll ich viel haſſen;
Man lebt nur vom leben laſſen.

Nichts leichter als dem Dürftigen ſchmeicheln;
Wer mag aber ohne Vortheil heucheln.

„Wie konnte der denn das erlangen?“
Er iſt auf Fingerchen gegangen.

Sprichwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erſt unter ihnen wohnen.

Erkenne dich! — Was ſoll das heißen?
Es heißt: ſey nur! und ſey auch nicht!
Es iſt eben ein Spruch der lieben Weiſen,
Der ſich in der Kürze widerſpricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, ſo muß ich gleich davon.

Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angeſicht nähme.

Andre zu kennen, das mußt du probiren,
Ihnen zu ſchmeicheln oder ſie zu verlieren.

„Warum magſt du gewiſſe Schriften nicht leſen?“
Das iſt auch ſonſt meine Speiſe geweſen;
Eur aber die Raupe ſich einzuſpinnen,
Nicht kann ſie mehr Blättern Geſchmack abgewinnen.

Was dem Enkel ſo wie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;

Aber worauf eben alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich verſäumet.

Verweile nicht und ſey dir nur ein Traum,
Und wie du reifeſt, danke jedem Raum.
Bezeuene dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, du wirſt ihr nie veralten.

Ohne Umſchweife
Begreife.
Was dich mit der Welt entzweit;
Nicht will ſie Gemüth, will Höflichkeit.

Gemüth muß verſtehen,
Höflichkeit läßt ſich mit Händen greifen.

Was eben wahr iſt aller Orten,
Das ſag' ich mit ungeſchenten Worten.

Nichts taugt Unverſtand,
Noch weniger Arm;
Jene verwehret die Schmach,
Dieſe ſchafft neue.

Daß von dieſem wilden Sehnen,
Dieſer leichen Saat von Thränen
Oberturkt zu loſen ſey,
Mache deine Seele frei!

Der entſeelteſt ſich doch gleich,
Den beiß' ich braun und bläu!
Er ſpringt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehen.

Das Glück ihm günſtig ſey,
Was bläh't den Schlegel?
Denn regnet's Brei,
Jetzt ihm der Löffel.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren.

Die Welt iſt nicht aus Brei und Mus geſchaffen.
Deswegen halter euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Biſſen giebt es zu kauen:
Wir müſſen erwürgen oder ſie verdauen.

Ein klugs Volk wohnt nah dabei,
Das immerfort ſein Beſtes wollte;
Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
Damit er größer werden ſollte.

Sechs und zwanzig Groſchen gilt mein Thaler!
Was beißt ihr mich denn einen Prahler?
Habt ihr doch andre nicht gewollt,
Deren Groſchen einen Thaler gegolten.

Niederträchtigers wird nichts gerichtet,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh deinen Spiegel nicht ſo höflich an.

Liederbücher und Jahrgedichte
Machen dich und Hagen;
Fürſten plagten, ſagt die Geſchichte,
Pharaonem auf ſeinem Lager.

Es ſchlichen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen,
Vernunft iſt doch, Verſtand iſt ſtreng,
Wir taſſeln drein mit Schellen.

Dieſe Worte ſind nicht alle in Sachſen,
Noch auf meinem eignen Miſt gewachſen,
Doch was für Samen die Freunde bringt
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Und ſelbſt den Leuten du hon ton
Iſt dieſes Büchlein luſtig erſchienen:
Es iſt kein Globe de Compression,
Sind lauter Flatterminen.

Zahme Xenien.

Ille, velut fidis arcana sodalibus, olim
Credebat libris: neque, si male cesserat, unquam
Decurrens alio, neque si bene: quo fit, ut omnis
Votivâ pateat veluti descripta tabellâ
Vita senis.

HORAT. Serm. II., 1. v. 30. etc.

I.

Ich ruf' dich, vertrautes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags:
Denn Dichter, Scheime ſolchen Schlags,
Die wirken immer fort.

„Warum willſt du dich von uns allen
Und unſrer Meinung entfernen?“ —
Ich ſchreibe nicht euch zu gefallen,
Ihr ſollt was lernen!

„Iſt denn das klug und wohlgethan?
Was willſt du Freund' und Feinde kränken?“ —
Erwachſne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und ſollſt auch du und du und du
Nicht gleich mit mir verfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu',
Thu' ich euch allen.

Verzeiht einmal dem raſchen Wort
Und ſo verzeiht dem Plaudern;
Denn jene wär's nicht ganz am Ort,
Wie dis hierher zu zaudern.

Wer in der Weltgeſchichte lebt,
Dem Augenblick ſollt' er ſich richten?
Wer in die Zeiten ſchaut und ſtrebt,
Nur der iſt werth zu ſprechen und zu dichten.

„Sag' mir, worauf die Böſen ſinnen?“ —
Andern den Tag zu verderben,
Sind den Tag zu gewinnen:
Das, meinen ſie, heiße erwerben.

„Was iſt denn deine Abſicht geweſen
Jetzt neue Feuer anzubrennen?“ —
Diejenigen ſollen's leſen,
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lebt' ich ſchon,
Eine kurze Nacht:
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht.

„Deine Zöglinge mögten dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden,
Was willſt du uns für Lehre ſagen?“ —
Keine Kunſt iſt's, alt zu werden,
Es iſt Kunſt, es zu ertragen.

Nachdem einer ringt,
Alſo ihm gelingt,
Wenn Mannskraft und Hab'
Ihm Gott zum Willen gab.

Den beſchattenden Ehrenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen,
Er freut mich ſo! — ! — ! — Man wird ihn bald
Als Brennholz niederſchlagen.

Die Axt erklingt, da blinkt ſchon jedes Beil,
Die Eiche fällt und jeder holzt ſein Theil.

Ein alter Mann iſt ſtets ein König Lear! —
Was Hand in Hand miteinander ſtritt,
Iſt längſt verirrt gegangen,
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat ſich wo anders angehangen;
Die Jugend iſt um ihretwillen hier,
Es wäre thöricht zu verlangen:
Komm, bleibe du mit mir.

Gutes zu empfangen, zu erweiſen,
Alter! geh' auf Reiſen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,
Eine ſchöne Gemeinde;
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben ſie von mir gelernt,
In Geſinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
Als Perſon komm' ich neu,
Wir haben kein Conto mit einander,
Sind wie im Paradies ſelbander.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergerend biſt du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig!

Von heiligen Männern und von weiſen
Ließ ich mich recht gern unterweiſen;
Aber es müßte kurz geſchehn,
Langes Reden will mir nicht anſtehn;
Wornach ſoll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und ſie nicht verachten.

Haſt du es ſo lange wie ich getrieben;
Verſuche wie ich das Leben zu lieben.

Ruhig ſoll ich hier verpaſſen
Meine Müh' und Fleiß;
Alles ſoll ich gelten laſſen,
Was ich beſſer weiß.

Hör' auf dem mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Beſchwerdenheit würde dir übelſtehn ſtrenge:
Kaum daß du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leidet nicht Geſellen,
Aber Leiden ſindt und hegt ſie;
Lebenswege, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt ſie.

Einſam oder auch ſelbander.
Unter Liedern, unter Leiden,
Werden vor und nach einander
Einer mit dem andern ſcheiden.

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen;
Denn biſt du nur erſt hundert Jahr verſtummt,
So weiß kein Menſch mehr was von dir zu ſagen.

Ins hohe Leben wenn dich Götter ſenden,
Genieße wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich, dich hinaus zu wenden,
Nimm dir's nicht übel: allen ſcheint es ſo.

Nichts vom Vergänglichen.
Wie's auch geſchah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weiſe verſchuldet
Dieſe Strafe in alten Tagen?
Erſt hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen.

„Warum erklärſt du's nicht und läßt ſie gehen?“
Geht's mich denn an, wenn ſie mich nicht verſtehen?

„Sag' nur, wie trägſt du ſo behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Weſen?“ —
Fürwahr ſie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich geweſen.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willſt du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulings ſchlagen?“ —
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

„Was wir denn ſollen?
Sag' und in dieſen Tagen.“ —
Sie machen, was ſie wollen;
Nur ſollen ſie mich nicht fragen.

„Wie doch, betrügeriſcher Wicht!
Verträgſt du dich mit allen?“ —
Ich läugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch mißfallen.

Wenn einer auch ſich überſchätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Je tief wird er herabgeſetzt,
Da iſt denn alles bald im Gleichen.

Fahret nur fort nach eurer Weiſe
Die Welt zu überſinnen:
Ich in meinem lebendigen Kreiſe
Weiß das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Frag nicht munden.
Autoren ſollten erſt geſunden.

Zeig' ich die Fehler des Geſchlechts;
So heißt es: thue ſelbſt was rechts.

„Du Kräftiger ſey nicht ſo ſtill,
Wenn auch ſich andre ſtören.“ —
Wer den Teufel exorciren will,
Der muß laut ſchreien.

„Du haſt an ſaubern Tagen
Dich manchmal abgemalt!“ —
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum allemal,
Kommen wir wieder ins Freie;
Doch da iſt's gar zu weit und breit;
Nun ſuchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg aufs neue.

Giebt's ein Geſpräch, wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Koſterei, die mir am beſten ſchmeckt.

Kennſt du das Spiel, wo man, im luſt'gen Kreis,
Das Pfefferchen ſucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ohn' daß er's weiß,
In ſeines Rockes hintre Falten bindet,
Das heißt: an ſeinen Ekel?

Mit Narren leben wird dir gar nicht ſchwer,
Verſammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann — das macht dich gleich gelind —
Daß Narrenwärter ſelbſt auch Narren ſind.

Wo recht viel Widerſprüche ſchwirren
Mag ich am liebſten wandern;
Niemand gönnt dem andern —
Wie luſtig! — das Recht zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer was der andere kann:
Eitelkeit doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde flieht ein Mann.

Hat Welſcher Hahn an ſeinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;
Der Keſſel ſchilt den Ofentopf,
Schwarz ſind ſie alle beide.

Wie gerne ſäh' ich jeden ſtolzieren,
Könnt' er das Pfauenrad verführen.

„Warum nur die bäuerſchen Leute
Mir nicht gefallen ſollen?“ —
Manchen hält man für fett,
Er iſt nur geſchwollen.

„Da reiten ſie hin: wer bemmt den Lauf?“ —
Wer reitet denn? Stroh, und Unwiſſenheit.
Laß ſie reiten: da iſt gute Zeit,
Schimpf und Schade ſitzen hinten auf.

„Wie iſt hier's doch ſo balde
Zur Ehr' und Schmach gediehen?“ —
Wie' der Wolf im Walde,
Er wäre' er nicht verlernen.

Die Freunde.

O! laß die Jammer-Klagen:
Da nach den ſchlimmſten Tagen
Man wieder froh genießt.

Hieb.

Ihr wollet meiner ſpotten;
Denn, iſt der Fiſch geſotten,
Was hilft es, daß die Quelle fließt?

Was willſt du mit den alten Trögen,
Es ſind Kübpfe, die nicht mehr kübpfen.

Laß im Irrthum ſie geherrſcht,
Suche weiſlich zu entflechten,
Biſt ins Freie du gerettet
Niemand ſollſt du nach dir ziehn.

Aber alles, was begegnet
Freud, mit reinem Jugendſinn,
Sey belehrt, es ſey geſegnet!
Und das Beſte dir Gewinn.

Ins Sichere willſt du dich betten!
Ja liebe mir inneren Streit;
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

„Was willſt du, daß von deiner Geſinnung
Man dir nach ins Ewige ſende?“ —
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liedhaber bis ans Ende.

„Triefſt du doch bald dies bald das!
War es ernſtlich, war es Spaß?“ —
Daß ich redlich mich befliſſen,
Was auch werde, Gott mag's wiſſen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?“ —
Das Thun intereſſirt,
Das Gethane nicht.

„So ſtill und ſo ſinnig!
Es fehlt dir was, geſteh' es frei.“ —
Zufrieden bin ich,
Aber mir iſt nicht wohl dabei.

Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt?
Sey luſtig! — geht es nicht, ſo ſey vergnügt.

II.

Wir ſind vielleicht zu antik geweſen,
Nun wollen wir es moderner leſen.

„Sonſt warſt du ſo weit vom Praktiſchen entfernt.
Wo haſt du das Praktiſche ſo grauſam gelernt?“ —
Im Orient lernt' ich das Praktiſche,
Doch ſeit ich zurück bin, im weſtlichen Land,
Zu meiner Beruhigung find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menſchen meinen,
Das iſt mir einerlei;
Möchte mich mir ſelbſt vereinen,
Allein wir ſind zu zwei;
Und im ewend'gen Treiben
Sind wir ein Hier, ein Dort,
Das eine liebt zu bleiben,
Das andre möchte fort;
Doch zu dem Selbſt-Verſtändniß
Iſt auch wohl noch ein Rath;
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge raſche That.

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas anders bringt,
So laßt uns das erzielen,
Was unerbeten gelingt.

Wie ihr denkt oder denken ſollt,
Geht mich nichts an;
Was ihr Guten, ihr Beſten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel Übrig bleibt zu thun.
Möge nur keiner läſſig ruhn! —
Was ich ſag', iſt Bekenntniß
Zu meinem und eurem Verſtändniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So macht's denn auch vollkommner und beſſer!
Beſſer ſollt' es heißen und vollkommner;
So ſey denn jeder ein Vollkommner.

Wie das Geſtirn,
Ohne Haſt,
Aber ohne Raſt,
Drehe ſich jeder
Um die eigne Laſt.

Ja bin ſo guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner ſeyn.

Ja, das iſt das rechte Glück,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles iſt als wie geſchenkt.

„Warum man ſo manches leidet
Und zwar ohne Sünde? —
Niemand achtet und Gebet.“ —
Wie das Thätige ſchreibet,
Alles iſt Pfründe
Und es lebt nichts mehr.

„Manches können wir nicht verſtehn.“ —
Lebt nur fort, es wird ſchon gehn.

„Wie weißt du dich denn ſo zu faſſen?“ —
Was ich table muß ich gelten laſſen.

„Baſis iſt wieder auferſtanden!“ —
Ja! wie mir ſcheint in allen Landen.
Ueberall hat er mehr Gewicht,
Als hier im kleinen Reimgedicht.

Gott hat den Menſchen gemacht
Nach ſeinem Bilde;
Dann kam er ſelbſt herab,
Menſch, lieb und milde.

Barbaren hatten verſucht
Sich Götter zu machen;
Allein ſie haben verflucht,
Garſtiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter ſteuern?
Verwandelte ſich Gott
Zu Ungeheuern.

Und ſo will ich, ein für allemal,
Keine Beſtien in dem Götter-Saal!
Die leidigen Elephanten-Rüſſel,
Das unausſtehlich gute Schlangen-Geniſſel,
Tief Ur-Schildkröt' im Weltens-Sumpf,
Viel Königs-Köpf' auf Einem Rumpf,
Die müßten uns zur Verzweiflung bringen,
Wird ſie nicht reiner Oft verſchlungen.

Prolog.

Auf, Adler, dich zur Sonne ſchwing,
Dem Publico dieß Blättchen bring;
So Luſt und Klang gibt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ich ſchau ſie, guck ſie, komm herbey
Der Pabſt und Kaiſer und Cleriſey!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz,

Der Ost hat sie schon längst verschlungen;
Kalidas und andere sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichter-Zierlichkeit
Von Pfauen und Frauen uns befreit.
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Elefanten gegeben.
Was will man denn vernünftigerer wissen!
Sakontala, Nala, die muß man küssen,
Und Megha-Dhuta, den Wolkengesandten.
Wer scheint' ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

„Wüßt du, was doch Genesene preisen,
Das Eisen und handhabende Weisen
So ganz entschieden fliehen und hassen?" —
Da Gott mir höhere Menschheit gönnte,
Mag ich die tätigsten Elemente
Nicht verkehrt auf mich wirken lassen.

Als hätte, da wär' ich sehr erstaunt,
Der Rabel mir was ins Ohr genannt,
Ein Rad zu schlagen, auf'm Kopf zu stehn,
Das mag für lustige Jungen gehn;
Wir aber lassen es wohl beim Alten,
Den Kopf wo möglich oben zu halten.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: will nur, was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen,
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das Uebrige ist ein weitläufig Ding,
Das schlag' ich lieber gleich gering.

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre dort mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll euch Ariadne seyn?

„Wie weit soll das noch gehn?
Du fällst gar oft ins Abstruse.
Wir können dich nicht verstehn." —
Deshalb thu' ich Buße:
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

Nicht jeder kann alles ertragen:
Der weicht diesem, der jenem aus;
Warum soll ich nicht sagen,
Die Indischen Götzen, die sind mir ein Graus?

Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn,
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten.
Es wird alles beim Alten bleiben;
Dummes aber vor's Auge gestellt,
Hat ein manisches Recht:
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Auch diese will ich nicht verschonen,
Die tollen Höhl-Excavationen,
Das höchst Trogloditen-Gewühl,
Mit Schnauz- und Bärtel ein albern Spiel;
Verrückte Hierarh-Brauerei,
Es ist eine saure Bauerei.
Nehme sie niemand zum Exempel
Die Elephanten- und Frazen-Tempel!

Mit heiligen Grillen treiben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Auf ewig hab' ich sie vertrieben,
Viehische Götter trifft mein Bann,
So Wischnu, Cama, Brama, Schiwa,
Sogar den Affen Hanumann.
Nun soll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpfige Götter beißen greß:
O, wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Isis und Osiris los!

Ihr guten Dichter, ihr
Seyd nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakspeare
Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen seyd frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Was dem einen widerfährt,
Widerfährt dem andern;
Niemand wäre so gelehrt,
Der nicht sollte wandern;
Und ein armer Teufel kommt
Auch vom Steg' zur Stelze:
Wenn wissen, was ihm frommt,
Weise folgt der Weise.

Wenn der Jüngling absurd ist,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte soll nicht absurd seyn,
Weil das Leben ihm kurz ist.

„Was hast du uns absurd genannt!
Absurd allein ist der Pedant."

Will ich euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erst definiren können.

Titius, Cajus die Wohlbekannten! —
Doch wenn ich's recht beim Licht besah,
Einer stehe dem andern so nah.
Am Ende sind wir alle Pedanten.

Das macht' ich mir denn zum reichen Gewinn,
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thust deine Sache und thust sie recht,
Halt fest und ehre deinen Orden;
Hältst du aber die Andern für schlecht,
So bist du selbst ein Pedant geworden.

Wie einer denkt, ist einerlei,
Was einer thut, ist zweierlei;
Macht er's gut, so ist es recht,
Geräth es nicht, so bleibt es schlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Irrthümer erfahren;
Da trachte, wie du selbst sie meidst,
Daß du nur immer derselbe bleibst.

Wenn ich kannte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit aus,
Bei Gott! ich ging nicht wieder raus.

„Sey deinen Worten Lob und Ehre.
Wir sehn, daß du ein Erfahrner bist." —
Siehe auf, als wenn es von ferne wäre,
Weil es von heute ist.

Das Beste möcht' ich euch vertrauen;
Sollt erst in eignen Spiegel schauen.

Seht ihr, wie sich gesputzte Braut,
Bei diesem Anblick freh gebärden.
Fragt: ob ihr alles, was ihr schaut
Mit redlichem Gesicht mögt loben.

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift.

Es hat sich nie des Wahren befliessen,
Im Widerspruche fand er's;
Nun glaubt er alles besser zu wissen,
Und weiß es nur anders.

„Du hast nicht recht!" — das mag wohl seyn;
Doch das zu sagen ist fein,
Habe mehr recht als ich! das wird was seyn.

Da kommen sie von verschiedenen Seiten.
Nord, Ost, Süd, West und andern Weiten,
Und klagen hinein und jenen an:
Er habe nicht ihren Willen gethan!
Und was sie dann nicht gelten lassen,
Das sollen die Uebrigen gleichfalls hassen;
Warum ich aber mich Alter verdrieße?
Daß man nicht liebt, — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden, so im Denken;
Wie wir schöne Frauenzimmer
Mehr als sprüchige beschenken.

Bleibt so etwas, dem wir hulden,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen;
Wir erkennen, wir entschuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt! wie können wir das Wahre —
Denn es ist uns unerlegen —
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie sich möchte regen."

Diese Mähre wird nicht groß seyn
Cultivirten deutschen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los seyn,
So erklärt es nur mit Worten.

Immer muß man wiederholen:
Wie ich sage, so ich denke!
Wenn ich diesen, jenen kränke,
Kränk' auch ich mich unverholen.

Höret ja — wir sagt's die Zeitung. —
Unverlegten wärt'ern Orten,
Dieser jenem, jen'gem Worten,
Die beliebige Verleitung.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten;
Hören, drüben muß man schelten;
Das ist nun der Geist der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die andern verrückt sind.

„Sag' nur, warum du in manchem Falle
So ganz unerfindlich bist?" —
Die Menschen bemühen sich alle
Irrigerweise was getan ist.

„Und wenn was anzutun wäre,
Das würde wohl auch getan;
Ich frage dich bei Wort und Ehre,
Wo fangen wir's an?"

Umstülpen führet nicht ins Weite;
Wir feiern, krank und freh,
Den Strumpf auf die linke Seite,
Und tragen ihn so.

Und sollen das Falsche sie umtun,
Sie fangen sie wieder von vornen an;
Sie lassen immer das Wahre ruhn
Und meinen, mit Falschem wär's auch getan.

Da steht man denn von neuem still,
Warum das auch nicht gehen will.

Niemand muß herrin rennen
Auch mit den besten Gaben;
Sehen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

III.

Gönnet immer fort und fort
Dafür eurer Gnade;
Des Propheten tiefstes Wort
Ist's nur Charade.

Willst du dich als Dichter beweisen,
So mußt du nicht Helden noch Hirten preisen;
Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff ein Gesicht!

Man mäkelt an der Persönlichkeit,
Vernünftig, ohne Scheu;
Was habt ihr denn aber was euch erfreut,
Als eure liebe Persönlichkeit?
Sie sey auch wie sie sey.

Wer etwas taugt, der schweige still,
Im Stillen gibt sich's schon;
Es gilt, man stelle sich wie man will,
Doch endlich die Person.

„Was heißt du denn Sünde?" —
Wie jedermann,
Wo ich finde,
Daß man's nicht lassen kann.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich drang' es zur Rechten und Linken.
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

An unsers himmlischen Vaters Tisch,
Greift wacker zu und bedenkt frisch:
Denn Gut' und Bös sind abgemessen,
Wenn's: Jacta esse Tibullus! heißt.

Sage mir keiner:
Hier ſoll ich dauſen!
Hier, mehr als draußen,
Bin ich alleiner.

Die ächte Converſation
Hält weder ſteif noch Abend Stich;
In der Jugend ſind wir monoton,
Im Alter wiederholt man ſich.

Alter Mond, in deinen Phaſen
Biſt du ſehr zurückgeſetzt,
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben nichts als Phraſen.

„Du haſt dich dem allerverdrießlichſten Trieb
In deinem Kreiſen übergeben.“ —
Wer mit XXII den Werther ſchrieb,
Wie will der mit LXXII leben!

Erſt ſingen wir: der Hirſch ſo frei
Fährt durch die Wälder — Lalla bei —
Mit vollem Wohlbehagen;
Doch ſieht es ſchon bedenklich aus,
Wird aus dem Hirſch ein Hirſche L,
Hat viel mehr Enden zu tragen!
In Lebens-Wald und Dickicht-Graus,
Er weiß nicht da noch dort hinaus. —
Das geht auf einen Hirſche LL hinaus —
Heil unſerm alten Tagen!!!

Habt ihr das alles recht bedacht?
So wie der Tag iſt wohl vollbracht,
Iſt keiner überzählig;
Verſtand und Sinn iſt hehr und weit,
Doch wird euch, zu gelegener Zeit,
Auch das Abſurde felbſtig.

Fehlſt du; laß dich's nicht betrüben:
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannſt dich nicht vom Fehl befreien,
Wirſt du andern gern verzeihn.

Die Jugend verwundert ſich ſehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen;
Sie faßt ſich, ſie denkt zu bereuen:
Im Alter erſtaunt und bereut man nicht mehr.

„Wie mag ich gern und lange leben“
Muß immer nach dem Treflichſten ſtreben:
Des unerkannt Treflichen wirket ſo viel,
Und Zeit und Ewigkeit liegt ihm kein Ziel.

Alt-Thümer ſind ein böſes Ding,
Ich ſchätze ſie aber nicht gering;
Wenn nur Neu-Thümer, in allen Ehren,
Auch um ſo vieles beſſer wären.

„Irr-Thümer ſollen uns plagen?
Iſt nicht an unſer Heil gedacht?“ —
Halb-Thümer ſollter ihr ſagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Auf Pergament Lied' und Haß geſchrieben,
Iſt was wir heute haſſen und lieben;
Wo kömt Lied' und Haß denn her,
Wenn er nicht ſchon von Alters wär!

Sagt nur nichts bald:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre ſpricht ſich rein.

„Entferne dich nicht ganz und gar,
Bemühe dich in unſerm Orden:“ —
Es iſt alles noch wie es war,
Nur iſt es verworrner geworden.
Und was man für bedeutend hält,
Iſt alles auf ſchwache Füße geſtellt.

Was mich ärgert in ſolcher Noth:
Geſcheute Leute ſie finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübſche Mädchen verſchlingen das Band;
Wird dergleichen noch ferner geſchehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

„Wie haſt du an der Welt noch Luſt,
Da alles ſchon dir iſt bewußt“ —
Gar wohl! Das Dümmſte was geſchicht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte dieß und das betrüben,
Hätt' ich's nicht ſchon in Verſen geſchrieben.

Dreihundert Jahre ſind vorbei,
Werden auch nicht wieder kommen.
Sie haben Böſes, krank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von beiden iſt auch euch
Der Fülle genug geblieben:
Entjiehet euch dem verſtorbnen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!

Nichts iſt zorter als die Vergangenheit;
Rühre ſie an wie ein glühend Eiſen:
Denn ſie wird dir ſogleich beweiſen,
Du lebteſt auch in beſſer Zeit.

Dreihundert Jahre ſind vor der Thüre,
Und wenn man das alles mit erführe,
Erführe man nur in ſolchen Jahren
Was wir zuſammen in dreißig erfahren.

Lieb' und Leidenſchaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig ſiegen.

„Entfernſt du dich, du liebe Seele,
Wie viel iſt uns entriſſen!“ —
Wenn ich euch auch nicht fehle,
Werdet ihr mich immer vermiſſen.

Ein Mann, der Thränen ſtreng entwöhnt,
Mag ſich ein Held erſcheinen;
Doch wenn's im Innern ſehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

„Du haſt Unſterblichkeit im Sinn;
Kannſt du uns deine Gründe nennen?“ —
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin.
Daß wir ſie nicht entbehren können.

Der Sinn ergreift und denkt ſich was,
Die Feder alle hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild, es iſt gefaßt,
Allein es läßt ſich nicht erhalten.

All unſer redlichſtes Bemühn,
Glückt nur im unbewußten Momente;
Wie möchte denn die Roſe blühn,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tauſend Büchern dir erſcheint,
Das alles iſt ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Das Beſte in der Welt
Iſt ohne Dank;
Geſunder Menſch ohne Geld,
Iſt halb krank.

Wohl! wer auf rechter Spur
Sich in der Stille ſtedelt;
Im Offnen tanzt ſie's nur
So lang Fortuna kädelt.

Du irreſt, Salome!
Nicht alles nenn' ich eitel:
Bleibt doch dem Greiſe ſelbſt
Noch immer Wein und Beutel.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch ſoll es mir Wonne getrunken ſeyn,
So wünſch' ich mir künſtlichen griechiſchen Becher.

Künſtler! zeiget nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Sinnen mögt taugen,
Seyd geſund und wirkt geſund.

Entweicht, wo bäſtre Dummheit gerne ſchwärmt,
Inbrünſtig aufnimmt was ſie nicht begreift,
Wo Sagenfrau's Mährchen ſpinnen, flugend fliehn,
Und unermeßlich Maaße lang ſich ziehn.

Modergrün aus Dante's Hölle
Banner fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

Und ſo haltet, liebe Söhne,
Einzig euch auf eurem Stand;
Denn das Gute, Liebe, Schöne,
Leben iſt's dem Lebens-Band.

„Denkſt du nicht auch an ein Teſtament?“ —
Keineswegs! Wie man vom Leben ſich trennt,
So muß man ſich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.

„Gebt dir denn das von Herzen,
Was man von dir hört und lieſt?“ —
Sollte man das nicht beſchwören,
Was uns verdrießt?

Sie ſchelten einander Egoiſten;
Will jeder doch nur ſein Leben friſten,
Wenn der und der ein Egoiſt.
So denke, daß du es ſelber biſt.
Du willſt nach deiner Art beſtehen,
Mußt ſelbſt auf deinen Augen ſtehen!
Dann werden ihr das Feiermahl beſtellen,
Euch ſämmtlich unter einander zu nötzen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern ſchadet, um etwas zu ſeyn.

Bei ſo verworrenem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!
Es giebt der Menſchen ſo viele
Und es iſt der Tag ſo lang.

Volle ſechsundſiebzig Jahre ſind geſchrieben,
Und nun dächt' ich wäre Zeit zum Frieden:
Tag für Tag wird wider Willen klüger,
Amor jubiliert und Mars der Krieger.

Was laſſen ſie denn übrig zuletzt,
Jene unbeſchriebnen Weſen?
Behauptet doch Heute ſteif und feſt,
Geſtern ſey nicht geweſen.

Es mag ſich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe ſtumm;
Und wenn ſie dir die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Naſ' herum.

Vierjährigts dürft' ich euch wohl vertrauen!
Das Offenbare wäre leicht zu ſchauen,
Wenn nicht die Stunde ſich ſelbſt verzehrte,
Und immer warnend wenig belehrte.
Wer iſt der Kluge, wer iſt der Thor?
Wir ſind eben ſämmtlich als wie zuvor.

„Was haſt du denn? Unruhig biſt du nicht,
Und auch nicht ruhig, machſt mir ein Geſicht
Als ſchwankteſt du, magnetiſchen Schlaf zu ahnen.“ —
Der Alte ſchlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menſchen ſind,
Wir ſchlafen ſämmtlich auf Vulkanen.

IV.

Laßt zahme Leuen immer wallen,
Der Dichter nimmer gebändigt iſt.
Ihr ließt verrückten Weibern ſchalten,
So lernt nun, wie das Alter verrückt iſt.

Den Vortheil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde prüft und probt,
So iſt ſie auch ſein Richter;
Da wird er nun geſcholten, gelobt,
Und bleibt immer ein Dichter.

Es ſchnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender:
Nichts ſpeciöſ ſich leichter voll,
Als ein Kalender.

„Ruf' ich, da will mir keiner gehorchen;
Hab' ich das nun die Leute verdient?“ —
Es möchte niemand mehr gehorchen,
Wären aber alle gern gut bedient.

„Wann wird der Herr ſeine Freude ſehn?“ —
Wenn er beſitzt, mit Sinnen,
Oberſichten Leuten, die's recht verſtehn,
Und läßt ſie was gewinnen.

„Wer iſt ein unbrauchbarer Mann?“ —
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

„Sage, warum dich die Menſchen verlaſſen?“ —
Glaubet nicht, daß ſie mich deshalb haſſen;
Auch bei mir will ſich die Luſt verlieren
Mit irgend jemand zu converſieren.

So hoch die Naſe reicht, da mag's wohl ſtehn,
Was aber drüber iſt, können ſie nicht ſehn.

Wie einer iſt, ſo iſt ſein Gott;
Darum ward Gott ſo oft zu Spott.

Geh' ich, ſo wird der Schade größer;
Bleib' ich, ſo wird es auch nicht beſſer.

„Sey einmal ehrlich nur:
Wo findeſt du in deutſcher Litteratur
Die größte Verſtändigkeit!" —
Wer ſind von vielen Seiten greß,
Doch die und da giebt ſich blos
Bedauerlichſte Unzulänglichkeit.

„Verzeihe mir, du gefällſt mir nicht,
Und ſchilſt du nicht, ſo ſchneid'ſt ein Geſicht,
Wo Sämmtliche loben und preiſen!" —
Daß wenn man das Eine von vornen bedeckt,
Das Andre bleibt hinten hinaus geſtreckt,
Das ſoll ein Anſtand heißen!

„Sage, wie es dir nur gefällt,
Solch zerſtückeltes Zeug zu treiben?" —
Seht nur hin: Für gebildete Welt
Darf man nichts anders beginnen und ſchreiben.

„Warum willſt du das junge Blut
Es ſchulde von dir entfernen?" —
Sie machen's alle hübſch und gut,
Aber ſie wollen nichts lernen.

Die hellen jungen Geiſter
Sind alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meiſter
Und gehen der Naſe nach.

Mit ſeltſamen Geberden
Giebt man ſich viele Prin,
Kein Menſch will etwas werden,
Ein jeder will ſchon was ſeyn.

„Willſt dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue ſo gar kein Gewicht?"
Umlernen müßte man immer, umlernen:
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Sag' uns Jungen doch auch was zu Liebe." —
Nun: daß ich euch Jungen gar herzlichen liebe!
Denn als ich war als Junge geſetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Ich neide nichts, ich laß' es gehn,
Und kann mich immer manchem gleich erhalten;
Fahrzeiten aber, junge, nebſtbei anzuſehn,
Das iſt die größte Prüfung mein, des Alten.

Künſtler! dich ſelbſt zu adeln,
Mußt du beſcheiden prahlen;
Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Und immer bezahlen.

Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
Welt ſey ein allerliebſter Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das.

Die klugen Leute gefallen mir nicht: —
Ich table mich ſelbſt auch wohl zuweilen —
Sie heißen das Vorſicht,
Wenn ſie ſich übereilen.

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Gretius." —
Mich Knaben kroerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß.

„So widerſtrebe! Das wird dich adeln;
Willſt vor der Feierſtunde ſchon ruhn?" —
Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
Doch immer jung genug, etwas zu thun.

„Du biſt ein wunderlicher Mann,
Warum verſtummſt du vor dieſem Geſicht?" —
Was ich nicht loben kann,
Davon ſprech' ich nicht.

„Bei mancherlei Geſchäftigkeit
Haſt dich ungeſchickt benommen." —
Ohne jene Verträchtheit
Wär' ich nicht ſo weit gekommen.

„Laß doch, was du bald vollbracht,
Mich und andre kennen!" —
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

„Willſt du uns denn nicht auch was gönnen?
Kannſt ja was mancher andre kann." —
Wenn ſie mich heute verbrauchen können,
Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Das alles iſt nicht mein Bereich,
Was ſoll ich mir viel Sorge machen?
Die Fiſche ſchwimmen glatt im Teich
Und kümmern ſich nicht um den Rachen.

Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer ſie brauchen will;
Iſt er brauchbar und faß,
Sollt' er ſich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun was ſie will.

„Was lebt' ich dich vor allen Dingen?" —
Möchte über meinen eignen Schatten ſpringen!

Ich tadl' euch nicht,
Ich lob' euch nicht;
Aber ich ſpaße:
Dem klugen Wicht
Fährt's ins Geſicht
Und in die Naſe.

Und wenn er ganz gewaltig nieſt,
Wer weiß was dann daher entſprießt
Und was er alles macht;
Beſinnung aber hinterdrein,
Verſtand, Vernunft, wo möglich rein,
Das iſt die rechte Sache.

Soll nun euch immer und immer beplappern?
Gewinnt ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern,
Das heißen ſie nachher Kritik.

„Du ſagſt gar wunderliche Dinge!" —
Beſinnt ſie nur, ſie ſind geringe;
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Proſa das Tollſte ſagt?

„Du gehſt ſo freien Angeſichts,
Mit muntern offnen Augen!" —
Ihr tanzet eben alle nichts,
Warum ſollt' Ich was taugen?

„Warum biſt du ſo hochmüthig?
Haſt ſonſt nicht ſo die Leute geſcholten:“ —
Wäre ſehr gerne demüthig,
Wenn ſie mich nur ſo laſſen wollten.

Wenn ich dumm bin, laſſen ſie mich gelten;
Wenn ich recht hab', wollen ſie mich ſchelten.

Ueberzeugung ſoll mir niemand rauben,
Wer's beſſer weiß, der mag es glauben.

Dem iſt es ſchlecht in ſeiner Haut,
Der in ſeinen eignen Buſen ſchaut.

„Wohin wir bei unſern Gebreſten
Uns im Augenblick richten ſollen?“ —
Denke nur immer an die Beſten,
Sie mögen fechten wo ſie wollen.

Den Reichthum muß der Neid betheuern:
Denn er trencht nie in leere Scheuern.

Soll der Neider zerplatzen,
Begieb dich ſeiner Fratzen.

Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.

„Iſt dein Geſchenk wohl angekommen?“ —
Sie haben es eben nicht übel genommen.

Der Teufel! ſie iſt nicht gering,
Wie ich von weitem ſpüre;
Nun ſchelten ſie das arme Ding,
Daß ſie euch ſo verführe.
Erinnert euch, verfluchtes Paar,
Des paradieſiſchen Falles!
Hat euch die Schlange nur im Sack,
So gilt ſie euch für alles.

Wenn dir's bei uns nun nicht gefällt,
So geh' in deine öſtliche Welt.

Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau;
Doch aber zugleich am beſten verſtände,
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände.

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.

So laßt mir das Gedächtniß
Als höchſtes Vermächtniß.

„Sie betrog dich geraume Zeit,
Nun ſiehſt du wohl, ſie war ein Schein.“ —
Was weißt du denn von Wirklichkeit;
War ſie drum weniger mein?

„Betrogen biſt du zum Erbarmen,
Nun läßt ſie dich allein:“ —
Und war es nur ein Schein;
Sie lag in meinen Armen,
War ſie drum weniger mein?

Gern hören wir allerlei gute Lehr',
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Glaube dich nicht allzu gut gerettet;
Ein gewarnter Mann iſt bald gerettet.

Wein macht munter geiſtreichen Mann,
Mißbrauch ohne Feuer man nicht rügen kann.

Willſt du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Wem iſt ein beſſer Schickſal gegönnt?
Es ſind die erklünſtelten Talente;
An dieſem, an jenem, am Beſten gebricht's,
Sie mühen und zwängen und kommen zu nichts.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du biſt uns nicht immer klar.“ —
Gute Leute, wißt ihr denn
Ob ich mir's ſelber war?

„Wir ſudeln uns immerfort
In des Irrthums Banden.“ —
Wie manches verſtändliche Wort
Habt ihr mißverſtanden.

Einem unverſtändigen Wort
Habt ihr Sinn geliehen;
Und ſo geht's immer fort:
Verzeiht, euch wird verziehen.

Nehmt nur mein Leben hin, in Bauſch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verſchlafen ihren Rauſch,
Meiner ſteht auf dem Papiere.

Beſſer betteln, als borgen!
Warum ſollen zwei denn ſorgen?
Wenn einer ſorgt und redlich denkt,
Kommt andrer wohl und heitert und ſchenkt.
Das ſind die beſten Intereſſen
Die Schuldner und Gläubiger vergeſſen.

Ich bin ein armer Mann,
Schäme mich aber nicht gering:
Die Armuth iſt ein ehrlich Ding.
Wer mit umgehn kann.

Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künſtler und Philoſophen genannt;
Doch möcht' ich niemand ungeprahlt,
Der ſeine Zeche beſſer bezahlt.

„Was hat dich nur von uns entfernt?“ —
Hab' immer den Plutarch geleſen.
„Was haſt du denn dabei gelernt?“ —
Sind eben alles Menſchen geweſen.

Cato wollte wohl andre ſtrafen;
Seitwärts mocht' er gerne ſchlafen.

Deßhalb er ſich zur Unzeit
Mit Schwiegervater und Sohn entzweit,
Auch eine junge Frau genommen,
Welches ihm gar nicht wohl bekommen;
Wie Kaiſer Friedrich der Letzte
Väterlich aufeinander ſetzte.

„Was willſt du, redend zur Menge,
Dich ſelbſt fürtrefflich preiſen?“ —
Cato ſelbſt war ruhmredig, der Strenge,
Plutarch will's ihm gar ernſt verweiſen.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Aeltern erzogen wären.

Was ich in meinem Hauſ' ertrag',
Das ſieht ein Fremder am erſten Tag;
Doch ändert er ſich's nicht zu Liebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

Wie auch die Welt ſich ſtellen mag,
Der Tag immer beſſert den Tag.

Dagegen man auch nicht gerne hört,
Wenn der Tag den Tag zerſtört.

Ich bin euch ſämmtlichen zur Laſt,
Einigen auch ſogar verhaßt;
Das hat aber gar nichts zu ſagen:
Denn mir behagt's in alten Tagen,
So wie es mir in jungen behagte,
Daß ich nach Alt und Jung nicht fragte.

Mit ſich ſelbſt zu Rathe gehen,
Immer wird's am beſten ſtehen:
Gern im Freien, gern zu Haus,
Laufe du und dort hinaus
Und contrefire dich für und für,
Da horchen Alt und Jung nach dir.

Die Xenien ſo wandeln zahm,
Der Dichter hält ſich nicht für lahm.
Beliebten euch aber geſchärftere Sachen,
So wartet, bis die wilden erwachen.

Sibyllinisch mit meinem Geſicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Deſto beſſer wollen ſie's malen.

„Ill'n in der Nähe? Kam's aus der Ferne?
Was bringt dich Heute ſo ſchwer?" —
Ich ſpaße wohl am Abend gerne;
Wenn nur der Tag nicht ſo ernſthaft wär'.

Spricht man mit jedermann,
Da hört man deinen;
Endlich wird ein andrer Mann
Auch anders meinen;
Was wäre Rath ſodann,
Sie zu verſtehen?
Kennſt du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehen.

Gott hat die Gradheit ſelbſt ans Herz genommen,
Auf gradem Weg iſt niemand umgekommen.

Wirſt du die frommen Wahrheits-Wege gehen,
Dich ſelbſt und andre kränkſt du nie.
Die Frömmelei läßt Falſches auch beſtehen,
Derwegen daß' ich ſie.

Du ſtrebſt dich weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raſchem Flug;
Dir ſelbſt ſey treu und treu den andern,
Dann iſt die Enge weit genug.

Halte dich im Stillen rein
Und laß es um dich wettern;
Jemehr du fühlſt ein Menſch zu ſeyn,
Deſto ähnlicher biſt du den Göttern.

Was hätte man vom Zeitungsſtraum,
Der letzigen Epheme're,
Wenn es uns nicht im ſtillen Raum
Noch ganz behaglich wäre!

Das Schlimmſte, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Geſtern Heute ſah,
Dem geht das Heute nicht abhanden,
Und wer im Heute ſieht das Morgen,
Der wird ſich rühren, wird nicht ſorgen.

Liegt die Geſtern klar und offen,
Wirſt du heute kräftig frei;
Kannſt auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich ſey.

V.

Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze was dir widerfahren.
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren.
Altes verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.

Gott grüß' euch, Brüder,
Sämmtliche Ohr und Auer!
Ich bin ein Weltbewohner,
Bin Weimaraner,
Ich habe dieſem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa beſſer weiß,
Der mag's wo anders holen.

„Wohin willſt du dich wenden?" —
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat.

Gar nichts neues ſagt ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was ihr an mir tadelt, darvon Teufel,
Ich weiß es beſſer, als Ihr!

„Sag' mir doch, von deinem Gegnern
Warum willſt du gar nichts wiſſen?" —
Sag' mir doch, wo du da hintrittſt
Wo man in den Weg . . . . . ?

Indie.

Sie machen immerfort Chauſſeen,
Bis niemand vor Wegegeld reiten kann!

Sonderl.

Mit den Wiſſenſchaften wird's auch ſo gehen;
Eine jede zahlt ihren eignen Mann.

„Was iſt denn die Wiſſenſchaft?" —
Sie iſt nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben erſt muß Leben geben.

„Wie iſt denn wohl ein Theaterchen?" —
Ich weiß es wirklich ſehr genau:
Man opfernt das Brennbarſte zuſammen,
Da ſteht's denn alsobald in Flammen.

„Wie reizt doch das die Kranke ſo ſehr?
Was laufen ſie wieder ins Schauſpielhaus?“ —
Es iſt doch etwas weniges mehr,
Als ſäh' man gerade zum Fenſter hinaus.

Converſations-Ideen heißt's mit Recht,
Weil, wenn die Converſation iſt ſchlecht,
Jedermann
Zur Converſation es nutzen kann.

Die ſollen wir denn da gefunden?
Haben weder Augen noch Ohren gefunden.

Was haben wir denn da gefunden?
Wir wiſſen weder oben noch unten.

Mit dieſen Verſetzten,
Gaetner nur das Wort zu ſpielen;
Doch wurde ein Wort ſo mächtig,
Iſt der Gedanke trächtig.

Wenn ſie aus ſeinem Korbe naſchen,
Behalte noch etwas in der Taſchen.

Sollen dich die Todten nicht umſcheuchen,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchthurme ſeyn.

Man giebt den Todten ihr ehrenvolles Gewand an,
Und denkt nicht, daß man zunächſt auch wohl bald
ſammet wird;
Ruinen ſieht man als maleriſch intereſſant an,
Und fühlt nicht, daß man ſo eben auch ruinirt wird.

Und wo die Freunde verfaulen,
Das iſt ganz einerlei,
Ob unter Marmor-Saulen,
Oder im Raſen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm graut,
Daß er den Freunden ſchenke,
Was nie und nimmer fault.

„Haſt du das alles nicht bedacht?
Wir haben's doch in unſerm Orden.“ —
Ich hört' es gern euch recht gemacht,
Es wäre aber nichts geworben.

Noch bin ich gleich von euch entfernt,
Haß' euch Cyklopen und Syldentreſſer!
Ich habe nichts von euch gelernt,
Ihr wußter's immer beſſer.

Die Jugend iſt vergeſſen
Aus verbeißtem Intereſſen;
Das Alter iſt vergeſſen
Aus Mangel an Intereſſen.

„Brich doch mit dieſem Lump ſogleich.
Er machte dir einen Schelmenſtreich;
Wie kannſt du mit ihm leben?“ —
Ich möchte mich weiter nicht bemühen;
Ich hab' ihm verziehen,
Aber nicht vergeben.

„Schminke ſo fein Geſicht!
Warum biſt du der Welt ſo fatt?“ —
Das weiß alles nicht,
Was es neben und um ſich hat.

„Wie ſoll ich meine Kinder unterrichten,
Unartiges, Schickliches zu ſchlichten?
Belehre mich.“ —

Belehre ſie vom Himmel und Erden,
Was ſie niemals begreifen werden!

Tadle nur nicht! Was tadelſt du nur!
Biſt mit Laternen auf der Spur
Dem Menſchen, den ſie nimmer finden;
Was willſt ihn zu ſuchen dich unterwinden!

Die Böſen ſoll man nimmer ſchelten,
Sie werden zur Geißel der Guten gelten;
Die Guten aber werden weiſen,
Wer wenn ſie ſich ſorglich hüten möchten.

„In der Urgeit ſeyen Menſchen geweſen,
Engen mit Beſtien zuſammen geweſen.“

„Sie maltraitiren dich ſpät und früh,
Sprichſt du denn gar nicht mit?“ —
††† Erlöſer Erben und Compagnie,
Die Firma hat immer Credit.

Das Zeitungs-Geſchwiſter
Wie mag ſich's geſtalten,
Als um die Politiker
Zum Narren zu halten?

Denn Arzt verzeihet! Denn doch einmal
Lenkt er mit ſeinen Kindern.
Die Krankheit iſt ein Capital,
Wer wollte das vermindern!

„Mit unſern wenigen Gaben,
Haben wir redlich gerabelt,
Und was wir dem Publicum gaben,
Sie haben es immer bezahlt.“

Frömmigkeit verbindet ſehr;
Aber Gottloſigkeit noch viel mehr.

Verſtändige Leute kannſt du irren ſehn,
Im Sachen nämlich, die ſie nicht verſtehn.

Der Achſe wird mancher Stoß verſetzt,
Sie rührt ſich nicht — und bricht zuletzt.

Johannis-Feuer ſey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungen immer geboren.

Das Eckichte kannſt du immer lehren;
Du haſt beſtes ſogleich den Lohn:
In deinem Pfuhle ſchwimmſt du oben,
Und biſt der Pfuſcher Schupparon.

Das Gute ſchelten? — Magſt's probiren!
Es gilt, wenn du dich frech erkühnſt;
Doch ereun, wenn's die Menſchen ſpüren,
Sie dich in Quarr, wie du's verdienſt.

Jeder ſolcher Compendiunde
Wird von zweien abgethan;
Sey nur treu zu jeder Stunde,
Niemand hat dir etwas an.

Komm her! wir ſtarn uns zu Tiſch,
Wen mögte ſolche Narrheit rühren!
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fiſch.
Wir wollen ſie nicht kalfatern.

Sage mir ein weiser Mann,
Was das Mit-Mach bedeuten kann?
Solch zweideutig Adjektivagen
Mögen wird's nicht, noch behagen.

Ihr seht uns an mit scheelem Blick,
Ihr schwanket vor, ihr schwankt zurück,
Und däuset Zeil' auf Zeile.
So zerret Lesers dürftig Ohr
Mit vielgequältem Phrasen-Flor,
Uns habt ihr nicht am Seile!
Die W. K. Fs,
Mit ihren Treffs,
Sie wirken noch eine Weile.

Der trockne Versemann
Weiß nur zu tadeln;
Ja, wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

„So laß doch auch noch diese gelten,
Bist ja im Urtheil sonst gelind:" —
Sie sollen nicht die schlechten Dichter schelten,
Da sie nicht vielmal besser sind.

Deinen Vortheil zwar verstehst du,
Doch verstehst nicht aufzuräumen;
Haß und Widerwillen fäst du,
Und dergleichen wird auch keimen.

Will einer sich gewöhnen,
So sey's zum Guten, zum Schönen.
Man thue nur das Rechte.
Am Ende dacht, am Ende dient der Schlechte.

Es darf sich einer wenig bücken,
So holt mit einem leichten Sprung,
Der Teufel gleich dem Teufel auf dem Rücken.

„Der Mond soll im Kalender stehn,
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn!
Warum darauf die Polizei nicht achtet:"

Mein Freund, urtheile nicht so schnell!
Du thust gewaltig Maß und Ziel,
Wenn es in deinem Kopfe nachtet.

O ihr Tags- und Splitterrichter,
Splittert nur nicht alles klein!
Denn, fürwahr! der schlechteste Dichter
Wird noch euer Meister seyn.

Habe nichts dagegen, daß ihm so sey;
Aber daß mich's erfreut,
Das müßt' ich lügen.
Eh ich's verstand, da sprach ich frei,
Und jetzt verstehe' ich mancherlei,
Warum sollt' ich nun schweigen,
Uns neuen Weg zu zeigen?

Das ist doch nur der alte Dreck,
Werdet doch gescheiter!
Treten nicht immer denselben Fleck,
So geht doch weiter!

Viel Wunderkuren giebt's jetzunder,
Bedenklichе, gestehʼ ich's frei!
Natur und Kunst thun große Wunder;
Und es giebt Schelme nebenbei.

Mit diesen Menschen umzugehen,
Ist wahrlich keine große Last:
Sie werden dich recht gut verstehen,
Wenn du sie nur zum Besten hast.

O Welt, vor deinem höllischen Schlund,
Wird guter Wille selbst zunichte!
Scheint das Licht auf einen schwarzen Grund,
So sieht man nichts mehr von dem Lichte.

Mit Liebe nicht, nur mit Respect,
Werden wir uns mit dir vereinen.
O Sonne, thätest du deinen Effect
Ohne zu scheinen!

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Wir.

Du toller Wicht, gestehʼ nur offen:
Man hat dich auf manchem Fehler betroffen!

Er.

Ja wohl! doch macht' ich ihn wieder gut.

Wir.

Wie denn?

Er.

Ei, wie's ein jeder thut.

Wir.

Wie hast du denn das angefangen?

Er.

Ich hab' einen neuen Fehler begangen,
Darauf waren die Leute so versessen,
Daß sie des alten gern vergessen.

Wie mancher auf der Geige fiedelt,
Meint er, er habe sich angeseidelt;
Auch in natürlicher Wissenschaft
Da übt er seine geringe Kraft,
Und glaubt auf seiner Violin
Ein anderer, dritter Daydeus zu sein.
Jeder streicht zu, versucht sein Glück,
Es ist zuletzt eine Katzenmusik.

Alles will reden,
Jeder will wandeln;
Ich allein soll nicht sprechen
Noch wandeln.

Sie kauen längst an dem schlechten Wissen;
Wir hoffen, wir wir's besser wissen.

Das ist eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen das sey Erfinden.

Und weil sie so viel Recht gehabt,
Sey ihr Unrecht mit Recht begabt.

Und weil ihre Wissenschaft exact,
So sey keiner von ihnen verkracht.

Man soll nicht hadern!
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen alle machen,
Was sie nicht thunen.

Wenn du hast das ist wohl schön,
Doch du mußt es auch verstehn:
Thunen, das ist große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.

Hier liegt ein überschlechter Poet!
Wenn er nur niemals aufersteht.

Hätt' ich gezaudert zu werden,
Bis man mir's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden,
Wie ihr begreifen könnt,
Wenn ihr seht, wie sie sich geberden,
Die, um etwas zu scheinen,
Mich gerne möchten verneinen.

Mag's die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.

Allerliebliehste Trochäen
Und der Zeile zu vertreiben
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Reime lieblich fließen,
Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks, der mich verflicht!

„Ein Schnippchen schlägst du doch im Sack,
Der du so ruhig scheinest,
So sag' doch frank und frei dem Pack,
Wie du's mit ihnen meinest." —

Ich habe mir mit Müh' und Fleiß
Gefunden, was ich suchte,
Was schiert es mich, ob jemand weiß,
Daß ich das Volk verfluchte.

Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und sagen, sie hätten mich verlegt.

Nur stille! nur bis Morgen früh:
Denn niemand weiß recht, was er will.
Was für ein Lärm! was für eine Müh'!
Ich sitze gleich und schlummre still.

Alles auch Meinende
Wird nicht vereint,
Weil das Erscheinende
Nicht mehr erscheint.

Reuchlin! wer will sich ihm vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürsten- und das Städtewesen
Durchschlangelte sein Lebenslauf.
Die heiligen Bücher schleß er auf;
Doch Pfaffen wußten sich zu ehren,
Die alles dreht ins Schlechte kehren,
Sie finden alles da und hie
So dumm und so absurd wie sie.
Dergleichen will mir auch begegnen;
Bin unter Dache, laß es regnen:
„Denn gegen die obscuren Kutten,
Die mir zu schaden sich vereinten,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen."

Am Lehrling märtirten sie,
Nun mästen sie am Wanderer;
Jener lernte spät und früh,
Dieser wird kein andrer.
Beide wirken im schönen Kreise
Kräftig, wohlgemuth und zart;
Lerne doch jeder nach seiner Weise,
Wandle doch jeder in seiner Art.

Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

„Sie wollten dir keinen Beifall gönnen.
Da warst niemals nach ihrem Sinn!" —
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht, was ich bin.

VI.

Lasset walten, lasset gelten,
Was ich wunderlich verkündige!
Dürftet ihr den Guten schelten,
Der mit seiner Zeit gesündigt?

Schwärmt ihr doch zu ganzen Schaaren
Lieber als in wenig Paaren.
Laßt mir keine Seite leer!
Summs't umher, es wird euch glücken!
Einzeln stechen auch die Mücken,
Braucht nicht gleich ein ganzes Heer.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege wenigen zu sagen,
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!
Sollte beißen: gern dictire,
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Wie im Auge mit fliegenden Mücken,
So ist's mit Sorgen ganz genau;
Wenn wir in die schöne Welt hinein blicken,
Da schwebt ein Spinnewerden: Grau;
Es überzieht nicht, es zieht nur vorüber,
Das Bild ist gestört, wenn nur nicht trüber;
Die klare Welt bleibt klare Welt:
Im Auge nur ist's schlecht bestellt.

Trage dein Uebel, wie du magst,
Klage niemand dein Mißgeschick;
Wie du den Freunde ein Unglück klagst,
Giebt er dir gleich ein Dutzend zurück!

In seiner Eitle kann man sein,
Man wisse denn zu schultern sein:
Das, was sie lieben, was sie hassen,
Das muß man eben geschehen lassen;
Das, was sie wissen, läßt man gelten,
Was sie nicht wissen, muß man schelten,
Mißgeachtetes weiter führen,
Das Neue klüglich verändern:
Dann werden sie dir zuletzt ein,
Auch neuender deinen Weg zu gehn.

Trottiren und ſtäuben zu hellen Schaaren,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staren,
Dringt einer ſich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.
Da ſteht das liebe Publicum
Und ſieht erſtaunend auf und um,
Was all der tollen Reiterey
Für Anfang, Will' und Ende ſey.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren ſeyn!
Ach Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sey's Kammerherr nun, ſey's Lakey;
Genug, daß einer drinne ſey.
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach ſieh, wie ſchöne pflanzt ſich ein
Das Völklein dort im Schattenhain;

Doch würden ſie, ſtatt es gelingen,
Zum Widerruf euch pfäffiſch zwingen.

Hemmet ihr verſchmähten Freier
Nicht die ſattſam geſtimmte Leier,
So verzweifl' ich ganz und gar;
Iſis zeigt ſich ohne Schleier,
Doch der Menſch er hat den Staar.

Die geſchichtlichen Symbole —
Thöricht, wer ſie wörtlich hält;
Immer forſchet er ins Hehle
Und verſäumt die reiche Welt.

Suche nicht verlorene Weihe!
Unterm Schleier laß das Starre!
Wüßt du leben, unter Narren;
Sieh nur hinter dich ins Freie.

Das wirſt du ſie nicht überreden,
Sie rechnen dich ja zu den Bildern,
Von bilden Augen, bildern Sinnen;
Die Finſterniß im Lichte drinnen,
Die kannſt du ewig nicht erfaſſen;
Mußt das den Herren überlaſſen,
Die's zu beweiſen ſind erbötig,
Gott ſyh den guten Schülern gnädig!

Mit widerlegen, bringen, begrimmen,
Bemühn und drüſten mancher ſich;
Ich kann daraus nichts weiter gewinnen,
Als daß er anders denkt wie ich.

Wie man die Könige verjaget,
Wird der Granit auch abgelegt;
Und Gneis, der Sohn, iſt nun Papa!
Auch deſſen Untergang iſt nah;
Denn Pluto's Gabel droht ſchon
Dem Urgrund Revolution;
Baſalt, der ſchwarze Teufels-Mohr,
Aus tiefſter Hölle dringt hervor,
Zerſpaltet Fels, Geſtein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.
Und ſo ware denn die liebe Welt
Geognoſtiſch auch auf den Kopf geſtellt.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerſtört man das Poſeidaniſche Reich;
Wenn alle ſich vor Hephäſtos bücken,
Ich kann es nicht ſogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu ſchätzen,
Seh' daß ich manches Credo verpaßt;
Mir ſind ſie alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Natürlich mit Verſtand
Sey du beſtiſſen!
Was der Geſcheite weiß
Iſt ſchwer zu wiſſen.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man: alles dreht im Kreis;
Erſt lehrt man jenes, lehrt man dieß,
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erdenſpatium
Pyro-Hydrophylacium.

Damit's der Erden Oberfläche
An Feuer und Waſſer nicht gebreche.
Wo käme denn ein Ding ſonſt her,
Wenn es nicht tänaſt ſchon fertig wär?
So iſt denn, eh' man ſich's verſah,
Der Pater Kircher wieder da.
Will mich jedoch des Worts nicht ſchämen:
Wir taſten ewig an Problemen.

Wie fruchtbar iſt der kleinſte Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

Widmung.

„Deine Werke zu höchſter Belehrung
Studir' ich bei Tag und bei Nacht;
Drum hab' ich in tiefſter Verehrung
Dir ganz was Neuliches gebracht."

So wie der Papſt auf ſeinem Thron,
Er ſitzt X: P auf ſeinem Lohn;
Er iſt beſtändet, hat er mehr zu hoffen?
Die Welt iſt weit, den Narren ſteht ſie offen.
Wir ſind behaglich, thunen thätig ruhn;
Macht euch, ihr Thoren, Tag für Tag zu thun.

Autochthoniſch, autodidaktiſch
Lebſt du ſo hin, verblendete Seele!
Komm nur heran, verſuche dich! praktiſch
Merkſt du verdrießlich wie's überall fehlt.

„Ich hielt mich ſtets von Meiſtern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' alles von mir ſelbſt gelernt." —
Es iſt auch darnach!

Anſchaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erſt ins Innre dringt,
Dann nach außen wiedertehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.

Niemand wird ſich ſelber kennen,
Sich von ſeinem Selbſt-Ich trennen;
Doch predigt er jeden Tag
Was nach außen endlich, klar,
Was er iſt und was er war,
Was er kann und was er mag.

Wie ſind die Vielen doch beſtiſſen!
Und es verwundert ſie nur der Kreis.
Sie möchten's gerne anders wiſſen
Als einer der das Rechte weiß.

Verfahre ruhig, ſtill,
Brauchſt dich nicht anzupaſſen;
Nur wer was gelten will
Muß andre gelten laſſen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reiſt er die Natur zu ergründen!
Er reiſe durch die ganze Welt,
Seine Meinung wird er finden.

„Ein neu Project ward vorgebracht,
Wüßt du dich nicht damit befaſſen?" —
Habe ſchon 'mal Bankrott gemacht,
Nun will ich's andern überlaſſen.

Wie's aber in der Welt zugeht
Eigentlich niemand recht verſteht.

Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand gerne verſtehen mag.
Gehabe du dich mit Verſtand,
Wie dir eben der Tag zur Hand;
Denk' immer: iſt's gegangen bis jetzt,
So wird es auch wohl gehen zuletzt.

Der Pantheiſt.

Was ſoll mir euer Hohn
Ueber das All und Eine?
Der Profeſſor iſt eine Perſon,
Gott iſt keine.

Es lebet ein großer Philoſoph
Mit ſeinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius!“ —
Ja wohl! für Obſcuranten.

Ich wollte gern ſie gelten laſſen,
Wenn nur auch andre ſie gelten ließen;
Das will aber doch nirgend greifen und faſſen.
Warum beſaß' ich mich mit dieſen!

Ich gönn' ihnen gerne Lob und Ehre,
Können's aber nicht von außen haben;
Sie ſehen endlich doch ihre Lehre
In Caſſaretti begraben.

„Sag' uns doch, warum deine Galle
Immerfort ins Ferne weiſt?“ —
Gefällt halt ihr alle,
Aber keinen Geiſt.

„Warum, o Steuermann, deinen Kiel
Wendeſt du gerad nach dem Riffe?“ —
Man begriffe nicht der Thoren Ziel,
Wenn man ſich nicht ſelbſt begriffe.

Nicht Augenblicke ſteh' ich ſtill
Bei ſo verflochtten Sündern,
Und wer nicht mit mir ſchreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern.

Ja! ich rechne mir's zur Ehre,
Wandle fernerhin allein;
Und wenn es ein Irrthum wäre,
Soll es doch nicht currer ſeyn!

Nichts wird rechts und links mich kränken,
Folg' ich kühn dem raſchen Zug;
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

„Wirſt nicht bei jedem Wander-Schritt
Wie ſonſt wohl angezogen.“ —
Ich bringe den Betrug nicht mit,
Drum werd' ich nicht betrogen.

Der Dichter freut ſich am Talent,
An ſchöner Geiſtesgabe;
Doch wann's ihm auf die Nägel brennt,
Beehrt er ironiſcher Habe.
Mit Recht ſoll der reale Witz
Urenkeln ſich erneuern.
Es iſt ein irdiſches Beſitz,
Muß ich ihn doch verſteuern! —

Was Alte luſtig ſungen,
Das zwitſchern munter Jungen;
Was tüchtige Herren thaten,
Wird Knechten auch geraten;
Was einer kühn gedichtet,
Gar mancher ſich erdichtet.

„Wohl kannſt du durch: ſo ging es allenfalls.“ —
Mach's einer nach und breche nicht den Hals.

Was viele ſingen und ſagen,
Das müſſen wir eben ertragen:
Ihr Guten — großer und kleiner, —
Ihr ſingt euch müde und matt;
Und ſingt doch keiner
Als was er zu ſagen hat.

„Wie haſt du's denn ſo weit gebracht?
Sie ſagen, du habeſt es gut verlegt!“ —
Mein Kind! ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geſtaltet,
Das Wahre klären ſie an den Dingen,
Bis niemand mehr dran glaubt.

Ein bißchen Ruf, ein wenig Ehre,
Was macht es euch für Noth und Pein!
Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
So möcht' ich doch nicht .... ſeyn.

„Meinſt du denn alles, was du ſagſt?“ —
Meinſt du denn ernſtlich, was du fragſt?
Wen kümmert's, was ich meine und ſage:
Denn alles Meinen iſt nur Frage.

Ich wollt' euch große Namen ſagen,
Die ſollten ſich gar ſehr verlagen,
Wenn ich ſänge, wie ich's meine;
Und doch mein' ich's nicht alleine:
Gar manche ſind im Stillen beſtoſſen,
Bedenken Seele, Gott und Welt,
Und ſind zufrieden rein zu weſen,
Was andern mißfällt.

Warten nur! Alles wird ſich ſcheiden,
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Unam Delphini mit Lettern.

Den Reim-Collegen.

Möchte gern luſtig zu euch treten,
Ihr macht mir's ſauer und will nicht wie.
Gieb's denn einen modernen Poeten,
Ohne Hexentanzmeiſterei?

Wer hätte auf deutſche Blätter Acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle ſeine Zeit gebracht,
Hatte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht,
Und wär' und ganze Jahr gemacht,
Das hätt' ich ihm gar ſehr verdacht.

Was reimt der Junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren!
Die Zeit iſt wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren.

Seyd ihr verrückt? was fällt euch ein
Den alten Faustus zu vernehmen!
Der Teufelstext muß eine Weile seyn,
Dergleichen Widerwärtiges zu vernehmen.

Ein jeder denkt in seinem Dunst
Anderer Verdienst sey winzig klein.
Bewahre jeder die Vergunst
Auf seine Weise toll zu seyn.

Nach Lord Byron.

Nein! für den Poeten ist's zuviel
Dieses entsetzliche Strafgericht!
Verdammt ist mein Trauerspiel
Und die alte Tante nicht.

„Mephisto scheint ganz nah zu seyn!“ –
Es däucht mich fast, er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden;
Doch bläst er über die Bande her,
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.

Erwiderungen.

Wie mir dein Buch gefällt? –
Will dich nicht kränken;
Um alles in der Welt
Möchte nicht so denken.

Wie mir dein Buch gefällt?
Ich lasse mir's schenken;
Hie und da in der Welt
Mag man wohl so denken.

Es ist nicht zu schelten,
Man laß' es gelten;
Ich aber bin kein Haar
Weiter als ich war.

Denk' an die Menschen nicht,
Denk' an die Sachen:
Da kommt ein junger Mensch,
Wird was draus machen;
Das alte Volk es ist
Ja selbst nur Sache;
Ich bin nur immer jung,
Daß ich was mache;
Wer jung verbleiben will,
Denk' daß er mache,
Und wenn's nicht *** sind,
Im andern Sache.

Anstatt daß ihr behaglich steht,
Verlangt's zusammen eine Strecke;
Wißt ihr auch nicht wohin es geht,
Es kommt ihr wenigstens vom Flecke.

Sage mir, mit wem zu sprechen
Dir gerathen, gemüthlich ist;
Ohne mir den Kopf zu brechen,
Weiß ich deutlich wie du bist.

Jeder geht zum Theater hinaus.
Diesmal war es ein volles Haus;
Er lobt und schilt was er gehört,
Er denkt, man habe für ihn gespielt.

Ob ich liebe, ob ich hasse;
Nur soll ich nicht schelten.
Wenn ich die Leute gelten lasse,
Läßt man mich gelten.

Du Narr! verdrießlige die Pfuscherei,
Es ist du überall zu Hause.

Was waren das für schöne Zeiten:
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jezliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten.

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urtheilen und meinen,
Da wird's oft wunderlich erscheinen.

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, herrlich, frei,
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So fühlt sie sich ein Mensch zu seyn.

Todtengräbers Tochter sah ich gehen,
Ihre Mutter hatte sich an seiner Leiche versehen.

Was helfen den Jungfern alle Gaben!
Weder Augen noch Ohren sollten sie haben.

Sich läßt die junge Frau als Heloise malen,
Will sie mit ihrem Manne prahlen?

Die schönen Frauen, jung und alt,
Sind nicht gemacht sich abzuhärmen;
Und sind einmal die edlen Helden kalt,
So kann man sich an Schwestern wärmen.

Ja eher mir die Thörin der Frauen;
Aber damit sie Thörin bauen,
Sollten sie sich nicht allesine betten,
Sollten sich an Männerthörin erwärmen.

„Wir haben dir Klatsch auf Gallasche gemacht,
Wie schief!
Und haben dich schnell in die Tasche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun bist du heraus!
Ade.“

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert.
Mein sittliches Leben, im nichtigen Parsch,
Verschlimmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach' mir nichts draus.
Ade.

Ich habe mit euch gestritten,
Pfuffisch-Pfaffen! Weiber-Brut!
Unartig seyd ihr wie die Britten,
Doch zahlt ihr lange nicht so gut.

Der Gottes-Erde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammerthal;
Darum entweichen wir geschwind
Wie jämmerlich sie selber sind.

Den vereinigten Staaten.

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, das alte,
Haſt keine verfallene Schlöſſer
Und keine Baſalte.
Dich ſtört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergebliches Streit.

Benutze die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre ſie ein gut Geſchick
Vor Rittern-, Räuber- und Geſpenftergeſchichten.

Da loben ſie den Fauſt
Und was noch ſonſten
In meinen Schriften braust
Zu ihren Gunſten;
Das alte Mist und Mist
Das freut ſie ſehr;
Es meint das Lumpenpack
Man wär's nicht mehr!

„Wie biſt du ſo ausgeartet?
Sonſt warſt du am Abend ſo herrlich und hehr.“
Wenn man dein Liebchen erwartet,
Giebt's keine Nacht mehr.

Unbekümmerheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärts leben;
Der Aelter wird zur Tugend,
Im Alter muß man auf ſich Acht geben.

„Meinſt du es erklär mit frischem Schmerz? —
Geh! Henkerlich iſt dein Bemühen.“
Der Schmerz verwundet das Herz,
Aber er giebt nicht Feuer hin.

Welch ein wunderlich Exempel! —
Hör' ich, daß man ſich mouvire
Wie man wir den hehren Tempel,
Veſta's Tempel, dekorire;
Doch ich übergehe dieſen
Vorwurf mit gefaßter Miene;
Denn es muß mich ſehr verdrießen,
Daß ich's nur zu wohl verdiene.

„Zu Goethe's Denkmal was zahlſt du zu?“
Fragt dieſer, jener und der. —
Hätt' ich mir nicht ſelbſt ein Denkmal geſetzt,
Das Denkmal wo könn' es denn her?

Ihr ſtunt mir immer ungeſchaut,
Wie Bäckern, Denkmal ſetzen;
Von Franzen hat Er euch befreit,
Zu von Philiſter-Netzen.

Was iſt ein Philiſter?
Ein voller Darm,
Mit Furcht und Hoffnung aufgefüllt,
Daß Gott erbarm!

Biſt undankbar, ſo haſt nicht recht,
Biſt du dankbar, ſo geht der's ſchlecht:
Den rechten Weg wirſt nie vermiſſen,
Hanſte nur nach Gefühl und Gewiſſen.

Wen die Dankbarkeit genirt
Der iſt übel dran;
Denke, wer dich erſt geführt,
Wer für dich gethan!

Wenn Kindesſinn regierig ſinnt,
Er findet des Vaters Hand erkannt;
Und wenn das Ohr ſich erſt vertraut,
Ihm ehrt der Mutter traute Laut;
Gewahrt es dieß und jenes nah,
Man lobelt ihm was ihm gefällt,
Unſittlich ihn, wächſt er heran;
Er findet eben alles gethan.
Man rühmt ihm dieß, man preiſt ihm das;
Er wäre gar gern auch etwas;
Wie er ſoll wirken, ſchaffen, lieben,
Das ſieht ja alles ſchon geſchrieben
Und, was noch ſchlimmer iſt, gedruckt.
Da ſieht der junge Menſch verdutzt
Und endlich wird ihm offenbar:
Er ſey nur was ein andrer war.

Gern wär' ich Ueberlieferung los
Und ganz original;
Doch iſt das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Mit Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchſten Ehre.
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Gelehrt Ueberlieferung wäre.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.
Urahndern war der Schönheit hold,
Das ſpukt in mir und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zieht wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu nehmen,
Was iſt denn an dem Ganzen Nicht
Original zu nennen?

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben.
Um mit euch und mir zu hauſen,
Immer hab' ich nur geſchrieben
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und ſo ſpalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Invectiven.

Axiom.

Freund, wer ein Lump iſt, bleibt ein Lump
In Wagen, Pferd' und Frack;
Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für eine Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen;
Doch welch ein Grauel muß mir erſcheinen,
Wenn Lumpe ſich werden will mit mir vereinen.

Der neue Alcinous.

Erster Theil.

Laßt mir den Pfäffer ſchlafen!
Jenen alten, jenen fernen;
Freunde! kommt in meinen Garten,
Den geſtützten, den modernen.

Freilich nicht vom beſten Boden;
Doch in allerſchönſter Richtung
Nächſt an Jena, grauen Weimar,
Recht im Mittelpunkt der Dichtung.

Will dort unter Freundes-Zweigen,
Und geſenkten Bäumen leben;
Doch zu ganz gewiſſer Rührung,
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weil hinten mancher Todter,
An der dumpfen Mauer ranzet,
Hat daher der gute Loder
Lorbeerbäume hingepflanzet.

Der nicht gerne Geld vergeudet,
Der Director Graf von Soden,
Schickt für jedes Stück mir vierzehn
Stämmchen aus dem beſten Boden.

Ob ſie alle, wie in Franken
Und bei Sickler, friſch belauben,
Wird ſich finden; wenn ſie dorren,
Werd' ich neue Stöcke ſchreiben.

Hier an dieſem Wege ſtehen
Die Verlegte mit einander;
Dieſe Mißgeburt pflanzte Kummer,
Dieſen Fortbaum ſchickte Sander.

Sollte dieſer Fort nun freilich
Wie der Geber ſich verdichten,
Mögen Enkel und Urenkel
Mit dem Weg zur Seite rücken.

Pflaumen hat er mir verſprochen,
Der ſchwarmante kleine Merkel.
Und nun ſind es Schleſien worden;
Meine Kinder ſind ſie Ferkel!

Hahnebutten wählte B . . . . . .
Aus Pomonens bunten Kindern;
Leidlich ſchmecken ſie durchfroſtet,
Doch ſie kratzen mich im H . . . . . .

Kammerjüngchen, Kammermädchen
Stritten die ſchönſten Rosen;
Wieland gab ein Lorbeerreiſchen,
Doch es will bei mir verwelken.

Haſelſtauden will die Gräfin
Mir ein ganzes Wäldchen ſenden,
Und ſo oft im Nüſſe knacke.
Will ich an die Freundin denken.

Auch aus Tiefurths Zauberhainen,
Seh' ich manches Reis mit Freuden;
Doch um einen Lilienſtängel
Will man mich beſonders beiden.

Und ſo pflanzten ſie mit Eifer,
Nah und ferne, gute Seelen,
Und der Magiſtrat zu Naumburg
Ließ es nicht an Kirſchen fehlen.

Zweiter Theil.

Wenn ich nun im holden Haine
Unter meinen Freunden wandle,
Mögen's meine Feinde baden,
Die als Kegel ich behandle.

Kommt nur her, geliebte Freunde!
Laßt uns ſchieben, laßt uns ſchieben;
Seht nur, es iſt jeden Kegel
Auch ſein Name angeſchrieben.

Da den Procerem der Mitte,
Tauft' ich mir zu Vater Kanten,
Hölden Fichte, blauen Schelling,
Als die nächſten Geiſtverwandten.

Brown ſteht hinten in dem Grunde,
Rückſtand aber trugt mir verne,
Und beſonders dieſen letzten
Hab' ich immer auf dem Korne.

Dann die Schlegels und die Tiecke
Sollen durcheinander ſtürzen,
Und durch ihre Purzelbäume,
Mir die lange Zeit verkürzen.

Schien' ich Holz, da wird geſubelt:
Dorie! Jünſe! Seckle! Nranne!
Immer ſtürz' ich meine Feinde
Ueber ihre ſteifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel,
Sie verdienen ewige Hölle,
Setzt ſie der behende Junge,
Immer wieder auf die Stelle.

Und ſo ſtürzen meine Feinde
Durch des Arms Geſchick und Stärke;
Darum nannt' ich auch die Kugeln
Nach dem Namen meiner Werke.

Eine heißt die Sucht zu glänzen,
Und dann ſteigt es immer höher,
Das Jahrhundert nannt' ich eine,
Eine den Hyperboreer.

Wie Alcinous behaglich
Kühnt' ich mich auf Roſen betten;
Doch das Weimar'ſche Theater
Schickt mir mit dem Weſtwind Kletten.

Und das Unkraut wächſt bedenke,
Und aus jedem Diſtelkopfe
Seh' ich eine Maske blicken,
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel ſchickt mir einen Boten;
Doch ich ſchweige, laß ihn warten;
Weiter geh' ich, und er folgt mir
Gar beſchneidet durch den Garten.

Und mit jener röm'ſche König
Sieh den höchſten Mohn ernten,
Alle fahr' ich mit der Sense
In das ſchnöde Diſtelweſen.

Alle die verdammten Köpfe,
Die ſo frech herüber gucken,
Sollen gleich vor meinen Hieben
Fallen oder niederducken.

Und der Bote merkt verwundert
Mein geheimnißvolles Wandern.
Geht und meldet's meinem Freunde;
Dieser fängt nun an zu handeln.

Und so glänzen wir mit Ehren
Unter allen fest'schen Mächten,
Die Verstand'gen, die Bescheidnen,
Und besonders die Gerechten.

Teutscher Merkur,

neunter Stück, 1802.

Ins Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!
Im deutschen Merkur
Ist keine Spur
Von Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband;
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Grim.

Journal der Moden.

Der Redacteur spricht.

Wir sollten denn doch auch einmal
Was Conseauentes sprechen,
Und nicht, wie immer, Hand' und Schuh
Und Hut vom Jahne brechen;

Erwähnen, was des Menschen Geist
So, aus sich selbst, entwickelt,
Und nicht, wie Fall und Zufall weist,
Confus zusammenflickelt;

Ein Wissen, das ins Ganze strebt,
Und Kunst auf Fundamenten,
Nicht, wie man Tag' um Tage lebt,
Von fremden Elementen.

Allein wie richten wir es ein?
Wir sinnen uns zu Tode.

Mitarbeiter spricht.

Beim Frost! was kann besseres seyn?
So macht es doch nur Mode!

B. und K.

Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Neid-Kahn verstücken:
Allein sie lassen euch schon weit im Rücken,
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.

Zwar wär' es billig, diesen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am dunkeln Zeug zu flicken;
Doch euch, ihr Musenriesen, wär's nicht adäquat.
Drum, Kegel, bleibt zu Haus mit euern Kegeln.

Dramatisch tanzt ein Eisel vor Apollen,
Und reichet traulich seinem Freund die Pratzchen,
Dem Höllenherrn besserer Naturen.

Der liefert Herrn, jener liefert Huren,
Und beide hören sich aus einer vollen
Porterflasch' defudeln und defatzchen.

Schämt euch, ihr Bessern, auch mit einzupatschen!
Die Mühr, uns zu vernichten, ist verloren;
Wir kommen neugebärend, neugeboren.

Triumvirat.

Den Gott der Pfuscherein zu begrüßen
Kam Leichtfuß, Genius der Zeit, gesprungen:
Laß uns, mein Theurer, aneinander hangen
Wie Kurt' und Kieß; Pedanten mag's verdrießen.

Wir ruhen bald von unsrer einzigen, süßen,
Plantasen-Arbeit mit gerührten Wangen;
Wenn Dilettanten-Sinsen einzig pranzen,
Sey ernste Kunst ins Zudelreich gewiesen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Lob der Schmierer;
Der rühmt sich selbst, Den preiset ein Verleger,
Der Gleiche Den, der Pöbel einen Dritten:

Doch fehlt im Ganzen noch ein Rädelsführer,
Ein unermüdlich unverschämter Präger
Papierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Ueberall, in Tage- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuscher und der Schmierer
Mit Stirn zum Meisterwerk zu stempeln.

*... und *...

Die gründlichsten Sonsten, die Gott erschuf,
Und zwar zu eigensten Beruf,
Auf Deutschlands angebauten Gauen
Die Menge zu scheren und zu trauen,
Indem sie sagen Tag für Tag,
Was jeder gerne hören mag:
Der Nachbar sey brav in vielen Stücken,
Doch könne man ihm auch am Zeuge flicken.
Vor ihnen beiden, wie vor Gott,
Sey alle Menschen-Tugend todt,
Ja, wenn man's recht nimmt, gar ein Laster.
Daß machte die Herren nicht verhaßter;
Denn Hinz und Kunz, an ihren Stellen,
Glaubten doch auch was vorzustellen.

Gottheiten zwei, ich weiß nicht wie sie heißen —
Denn ich bin nicht des Heidenthums beflissen —
Von höher Art Gottheiten: wie wir wissen,
Die gern, was Gott und Mensch verband, zerreißen.

Die beiden also sagten: laß versuchen,
Wie wir dem Deutschen Volk ein Unheil bringen;
Sie mögen reden, schwatzen, tanzen, singen,
Sie müssen sich und all ihr Thun verstuchen.

Sie lachten gräßlich, fingen an zu formen
Schlecht tadelnden Trug- und Factieen beflissen.
Tauben waren's; aber wie . . . . .
Das sind nun *.... *... die Enormen.

Welch ein verehrendes Gedränge
Schließt den verstunten *... ein!
Natürlich! Jeder aus der Menge
Wünscht sehnlich, so ein Mann zu seyn.

Er sah fürwahr die Welt genau;
Doch schaut er sie aus seinen Augen:
Deswegen kannte Mann und Frau
Auch nicht das Allermindste taugen.

Daß er aus Bosheit schaden mag,
Daß ist ihm wohl erlaubt;
Doch stuch' ich, daß er Tag für Tag
Auch noch zu nützen glaubt.

„Warum bespeiest du nicht den Kotzebue,
Der scharfe Pfeile, dir zu schaden, richtet?" —
Ich sehe schadenfroh im Stillen zu.
Wie dieser Feind sich selbst vernichtet.

Kotzebue.

Januar, 1816.

Natur gab dir so schöne Gaben,
Als tausend andre Menschen nicht haben;
Sie versagte dir aber den sodannen Gewinnst,
Zu schaden mit Ernst fremden Verdienst.

Könntest du dich deiner Nachbarn freuen,
Du stelltest dich ehrenvoll mit in den Reihen;
Nun aber hat dich das Rechte verdrossen,
Und hast dich selber ausgeschlossen.

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und deiner,
So darf er es nicht anders sagen;
Du kannst ihn beim jüngsten Gericht verklagen.

Demselben.

Den 14. Oktober 1817.

Du hast es lange genug getrieben,
Niedertrachtig vom Leben geschrieben,
Hättest gern die tiefste Niedertracht
Dem Allerärgsten gleichgemacht.
Das hat denn deine Zeitgenossen,
Die Tückischen mein' ich, das verdrossen;
Hast immer doch Ehr' und Glück genossen.

St. Peter hat es dir aber gedankt,
Daß du ihn hattest gern klein gemacht.
Hat dir einen bösen Geist geschickt,
Der dir den heimischen Sinn verrückt,
Daß du beim eignen Volk gescholten,
Die Jugend hat es dir vergolten:
Aller End' her kamen sie zusammen,
Dich dankenwerte zu verdammen;
St. Peter freut sich deiner Flammen.

Bist du Gemündisches Silber, so fürchte den
schwarzen Probierstein:
Kotzebue, sage, warum hast du nach Rom dich
verfügt?

Ultimatum.

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr
Gesund und heiter, wie ich meistens war;
Weder Papier und Kotzebue
Hatten auch so lange keine Ruh',
Müßten's collegialisch treiben,
Thäten ein Pasquill auf mich schreiben.
Das würde nun für's nächste Leben
Sechsundzweiundsiebzigtausend fünfhundert geben,
Und bei der schönen runden Zahl
Rechn' ich die Schaltjäg' nicht einmal.
Gern würd' ich dieses beide Wesen
Zu Abend auf dem . . . . . lesen,
Grobe Worte, gründ Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Es hatte ein junger Mensch
Pfeile geschiftet,
Dann wie er konnte und kann
Flügel geküttet;
Doch im diabolischen Flug
Kam er zu Sinnen,
Er hatte Zeit genug,
Land zu gewinnen.
Da sieht er, gelassen und nah,
Verworrene Thoten,
Und kann dem lieben Papa
Vernünftiges raten.

Und warum geht es nicht
In solchen Sachen?
Es meinet Jedermann,
Er könn' es machen;
Und wenn er's machen soll,
Kann er's nicht machen.

Schilt nicht den Schelmen, der eifrig bemüht,
Bald so, bald so sich zu wenden:
Wenn er den Teufel am Schwanze zieht,
Ihm bleibt ein Haar in den Händen.
So sehr es auch widert, so sehr es auch stinkt —
Man kann es immer nicht nützen —
Es wird vielleicht, wenn es gährt und gelingt,
Für Moschus gelten müssen.

(Januar 1818.)

P. . . . . o.
Den 4. April 1818.

Junge Hurn, alte Nonnen
Hatten sonst schon viel gewonnen.
Wenn von Pfaffen wohl beraten,
Sie im Kloster Wunder thaten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Exorcens edle Weise:
Hexenmäße Hexen schwanzen.
Affen, Hund' und Bären tanzen —
Neue teufge Zauberbüren —
Hurenpack, zuletzt Propheten!

Voß contra Stolberg.
1820.

Voß contra Stolberg! ein Proceß
Von ganz besonderm Reiz,
Ganz eigner Art: mir ist indeß,
Das hätt' ich schon gesehn.
Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
Wie zwischen Gluth und Weiße,
Als las' ich ein Capitolo
In Dante's grauser Hölle.

*

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

Anticritik.

Armer Tobis, tappst am Stabe
Siebenfarbiger Debitoren,
Kannst dich jener Himmelsgabe
Deines Lichtes nicht erfreuen!
Nicht erlustigen dich im Schatten,
Wie mit ungeborner Liebe
Licht und Finsterniß sich gatten,
Zu verherrlichen die Trübe.

Werd' ihm doch die kräft'ge Salbe,
Diesem Armen, bald gesendet!
Dem die theoretische Schwalbe
Augenkraft und Lust gepfändet.

Dem Weißmacher.

Newtonisch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagogischem Ernst sogleich sich neigen,
Trat einst ein Lehrer auf, mit Schwungrads Possen.
Auf selbem war ein Farbenkreis geschlossen.
Das drehte nun. „Betrachtʼ es mir genau!
Was siehst du, Knabe?“ Nun, was sehʼ ich? Grau!
„Du siehst nicht recht! Glaubst du, daß ich das leide:
Weiß, dummer Junge, Weiß! so sagʼs Wolfs weide.“

Dem Buchstabensparer.
1813.

So soll die erdbeerarbische Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der so viel Worte macht,
Er will es an den Buchstaben sparen.

Herr Schöne.
1823.

Dem Dummen wird die Ilias zur Fibel;
Wie uns vor solchem Leier graust!
Er liest so obnacirt die Bibel,
Als wie Herr Schöne meinen Faust.

Der du so nach Erfindung bangst,
Du solltest dich so sehr nicht plagen;
Wenn du eine weise Antwort verlangst,
Mußt du vernünftig fragen.

Auf Müllner.
1818.

Ein strenger Mann, von Ernst und Ernst,
Herr Doctor Müllner heißt er.
Wirft alles gleich zum Fenster hinaus,
Sogar den Wilhelm Meister;
Er ganz allein versteht es recht,
Daran ist gar kein Zweifel:
Denn geht es seinen Helden schlecht,
Ergiebt er sie dem Teufel.

Auf denselben.

Wir sitten schon durch Kotzebue
Gemeines Raisonniren,
Nun kommt Herr Müllner auch dazu,
Das Ober-Wort zu führen;
Im Dichten rasch, im Lobe faul,
Ist er mit nichts zufrieden:
Der Edle mault nur, um das Maul
Den Andern zu verbieten.

Pseudo-Wanderer.

„Was will von Quedlinburg heraus
Ein zweiter Wanderer traben?“ —
Hat dem der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.

Für und wider zu dieser Stunde
Quänelt ihr schon seit vielen Jahren;
Was ich gethan, ihr Lumpenhunde!
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

„So sey doch höflich!“ —
Höflich mit dem Pack!
Mit Seide näht man feinen groben Sack.

Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verliehene Gericht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sieʼs nicht! —

„Goethe und Pustkuchen.“
(Sandt und Spener Berlin. Nachrichten. Nr. 149. 1822.)

Pusten, grobes deutsches Wort!
Niemand — wohl erzogen —
Wird am reinanständigen Ort
Solchem Wort gewogen.

Puſterich, ein Obſcurift.
Gräßlich anzuſchauen.
Puſtet über klar Geſild
Wuſt, Geſtank und Grauen.

Will der Puſterich nun gar
Pfaffentuchen puſten,
Teufels-Jungen-Fiſcher-Schaar,
Wird den Trig verpuſten.

Jaunieren und Conſorten.

December 1824.

Will in Abend Bejerten
Man den Schriftverfälſcher dämpfen;
Herrſchers Gnade zu erwerben,
Stirbt man Tauſende ſich drängen.

Hängt man dieſen — denken viele —
Sollten wir im Sichern wandeln?
Die im Ernſt, ſo wie im Spiele
Immerfort betrüglich handeln.

Einerlei iſt's ganz und gar,
Ob man raube, fälſche, ſtehle;
Und dem ſchändlichſten Falſar
Juckt in ° . . . die Kehle.

Der ernſthafte Werther, Stella dann
In Criminal-Verhören,
Vom Lidanon der heilige Mann
Sind gräßlich zu verehren.
So iſt von ° . . . auch der
Falſchmünzer doch zu preiſen:
Gemünzter Silber prüfet er,
Und Korn und Scheet zu weiſen.
Der Meinraun, der euch Gönnern gläbt,
Muß Prieſtern tüchtig dufen.
Sie ſaufen euch, wie jener Gott,
Nach ihrem Bild zu Schuften.

Das Unverdächtige zu verbreiten
Bemüht man ſich nach allen Seiten;
Es täuſchet eine kleine Friſt,
Man ſieht doch bald, wie ſchlecht es iſt.

„Der Pfaffen-Wandrer, wie auch dumm,
Verſammelt ſeine Geiſtverwandten.“ —
Es giebt manch Evangelium,
Hab' es auch der Philiſter!

Ihr edlen Deutſchen wißt noch nicht,
Was euch treuen Lehrern Pflicht
Für euch weiß zu beſtehen;

Zu zeigen, was moraliſch ſey,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falſum zu begehen.

Hiezu haben wir Recht und Titel,
Der Zweck heiligt die Mittel.

Verdammen wir die Jeſuiten,
Es gilt es doch in unſern Sitten.

Iſt dem Geiſtes Verdienſt ein Titel?
Ein Falſum wird ein heilig Mittel.
Das ſchmeichelt ja, ſie wiſſen's ſchon,
Der frommen deutſchen Nation,
Die ſich erſt recht erbauen ſtreitet,
Wenn all ihr Würdiges iſt verſpeit.
Doch gegen die edlern Kutten,
Die mir zu ſchaden ſich verſammeln,
Auch mir ſoll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

So iſt denn Tieck aus unſrer Mitten
In die Gedanken hervorgetreten.
Heil ihm! — Es gilt nicht Wanderjahre,
Noch eines Dichters graue Haare,
Noch ſeine Meiſter und ſeine Geſellen,
Die ſich vor Mit- und Nachwelt ſtellen:
Es gilt, ihr wißt es leicht zu erraten,
Die Paare, wie ſie ſich verloben.

Ihr ſchmähet meine Dichtung,
Was habt ihr denn getban?
Wahrhaftig, ihr Verunſtaltung
Vernehmend ſinnt ihr an:
Doch ihrem ſcharfen Beile
Strebt ihr vergebens an:
Ihr ſeid gar nicht gewelen!
Wo trafft ihr euch an?

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu bökeln,
Machen mir den kleinen Krieg;
Doch ihr ſchadet eurem Rufe:
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längſt ſchon überflieg!

„Die Zeitung ſie verbreiten doch,
Daß mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir denn gar nicht graut.“ —
Das ſeh' ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die ſchon ich abgelegt.
Und iſt die nächſte reif genug,
Abſtreif' ich die ſogleich,
Und wandle neubelebt und jung
Im freien Götterreich.

Ueber Moſes Leichnam tritten
Selbſt mit Aaron Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten ſie doch kein Verſchonen!
Greift der ſtets bewährte Meiſter
Redlichſt zum bewährten Stabe,
Hammert auf die Puſterich-Geiſter;
Engel proklamiren ihn zu Grabe.

Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zuerſt wir am Mantel —
Laßt nur den Handel!
Ich werde malen,
Und laß ich ihn fallen;
Wer ihn erwiſchet,
Der iſt erfriſchet.

Politica.

Das Weltregiment — über Nacht
Seine Formen hab' ich durchgedacht.
Den beeren Despoten ließ' ich im Krieg,
Verſtändigen Monarchen gleich hinter dem Sieg:
Dann wünſcht' ich jedoch, daß alle die Tyrannen
Sich nicht gleich neben und mit ihm ernannten.
Und wie ich das beſſe, ſo kommt mir die Menge,
Nimmt pöbeln und drängen mich herb ins Gedränge;
Von da verliert' ich alle Lyrik. —
Was will mir Gott für Lehrer daraus ziehen?
Das wir uns eben alle nur
Auf kurze Zeit regieren ſollen.

„Ja geh' ins Feld!
Wie macht's der Held?“ —
Der der Schlacht. bewundert,
Iſt ſie gewonnen, darniederſinkt;
Mit blödem Kindern liebertrinkt.
Wär' ich Soldat,
Das wär' mein Rath.

„Oder eine Reform zur Bürger-Führung!“ —
Friedrichen,
Im Frieden,
Kehrt jeder vor ſeiner Thüre;
Betrieat,
Beſieat,
Vertragen man ſich mit der Einquartirung.

Warum ich Revolte hin,
Das iſt ſehr ſimpel:
Als Poet fand ich Ruhms-Gewinn.
Frei Segel, freie Wimpel:
Mußt' aber alles ſelber thun,
Kennt' niemand fragen:
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm niemand was ſagen.

Sie mögten gerne frei ſein.
Lange kann das einerlei ſein:
Wo es aber drunter und drüber geht,
Ein Heiliger wird anerkennt:
Und wollen die alten und mögt verleiten,
So macht man ſich bedeut einen neuen.
Im Schiffbruch jammert jedermann,
Daß keiner mehr als der andre kann.

Grenzenloſe Leerenöpern
Faſt, faſt erdrückt ſie mich!
Das wollen alle Herren ſein,
Und keiner iſt Herr von ſich.

Und wenn man auch den Tyrannen erſchlägt,
Ich immer noch viel zu verlieren.
Die gönnten Cäſarn das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren.

Warum mir aber in wilder Wut
Anarchie gar ſo wohl gefällt?
Ein jeder lebt nach ſeinem Sinn,
Das iſt nun alle nach mein Gewinn.
Ich laß einem jeden ſein Beſtreben,
Um auch nach meinem Sinne zu leben.

Da kann man fromm und fröhlich leben,
Niemanden wird Recht gegeben.
Dorüber geht man wieder niemand Recht.
Macht's einen gut, macht's einen ſchlecht,
Im Ganzen aber, wie man ſieht,
Im Weltlauf immer doch etwas geſchieht.
Was Kinder, Dummes auch je getrieb,
Das nennt man Welt-Hiſtoria:
Und die Herrn Verdrewß künft'ger Zeiten
Werden daraus Lapidarien verleiten,
Darin ſtudiert die Jugend mit Fleiß,
Was ſie nie zu brauchen weiß.

Wie es in der Welt ſo geht —
Weiß man, was geſchah?
Und was auf dem Papiere ſteht,
Das ſteht eben da.

Ja habe gar nichts gegen die Menge;
Doch komme ſie einmal ins Gedränge,
So ruft ſie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Sachſine, die Tyrannen.

Was ich ſagen wollt'
Verbietet mir ſeine Cenſur!
Sagt verſtändig immer nur,
Was jedem frommt,
Was ihr und andre ſollt;
Da frommt,
Ja verſtärkt euch, ſo viel zur Sprache
Was euch beſchäftigt auf lange Tage.

O Freiheit ſüß der Preſſe!
Nun ſind wir endlich frei;
Sie ſpeit von Meile zu Meile
In dulci jubilo.
Kommt, laßt uns alles drucken,
Und walten für und für;
Nur ſollte keiner mucken,
Der nicht ſo denkt wie wir.

Was euch die beſtlost Preſſefreiheit
Alle Frommen, Vortheil und Erſprieße beut?
Davon hört ihr gewiß Erſcheinung;
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

„Wer will der Menge widerſtehen?“ —
Ja widerſtehen' ihr nicht, ich laß ſie gehn:
Sie ſchwebt und webt und ſchwankt und ſchwirrt,
Bis ſie endlich wieder Einheit wird.

Iſt wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder ſich ſein kleines Gut,
Beſchneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und ſingt ſein Klimpimpimper-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt ſeine Äpfel, beſchläft ſein Weib:
Sich drauf die Bürgerſchaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt ſich ſchon.
Da kommt mir ein Titanenſohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk iſt's bang)
Und trägt ſie eben in Einem Lauf
Zum Schämel den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n erſten beſten Strahl er nimmt,
Und ſchmeißt den Kerl die kreuz und quer
Hurlurli burli in's Thal daher,
Und freut ſich ſeines Siegs ſo lang,
Bis Juno ihm macht wieder bang.

Zum ſtarren Eis erweitert
Sah ich den See gar eben,
Ein Stein, hinausgeſchleudert,
Konnte keine Ringe geben.

Ein Wuth-Meer ſah ich ſchwellend,
Giſchend zum Strand es fuhr,
Den Felſ hinab zerſchellend,
Ließ eben auch keine Spur.

Bei einer großen Waſſerflut
Rief man zu Hülfe das Feuer.
Da ward ſogleich der Himmel rot
Und nirgend war es geheuer:
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Wuth zu flammenden Rotten,
Die ganze Erde ſie war verbrannt,
Noch eh' die Fluten geſotten.

Und als die Fluten geſotten waren,
Bereitet man große Feſte;
Ein jeder brachte ſein Schüſſelein mit,
Groß war die Zahl der Gäſte;
Ein jeder drängte ſich hervor,
Hier gab es keine Faule;
Die Erdteilen aber ſchlugen ſich davon
Und fraßen's den andern vom Maule.

Die Engel ſtritten für uns Gerechte,
Zogen den Schwerm in jedem Gefechte;
Da ſtürzte denn alles drüber und drunter,
Dem Teufel erklärte der ganze Plunder.
Nun ging es an ein Beten und Flehen:
Gott ward bewegt, herein zu ſehen.
Spricht Logos, dem die Sache klar
Von Ewigkeit der geweſen war:
Sie ſollten ſich keineswegs genieren,
Sich auch einmal als Teufel gerieren,
Auf jede Weiſe den Sieg erringen
Und darauf das Tedeum ſingen.
Das ließen ſie ſich nicht zweimal ſagen,
Und ſiehe, die Teufel waren geſchlagen!
Natürlich fand man hinterdrein
Es ſey recht hübſch, ein Teufel zu ſeyn.

Wenn auch der Held ſich ſtößt genug iſt,
Verbunden geht es doch geſchwinder;
Und wenn der Ueberwund'ne klug iſt,
Geſellt er ſich zum Ueberwinder.

Die reitenden Heiden vom feſten Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch ſtünd' es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten.

Am jüngſten Tag, vor Gottes Thron,
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel rief ein groß Regiſter
Gegen denſelben und ſeine Geſchwiſter.
War ein wunderſam verruchtes Weſen:
Satan fing an, es abzuleſen.

Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von beiden, ſprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der heilige Geiſt
Das Wort genommen allermeiſt:

„Widerhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du ſprichſt wie die deutſchen Profeſſoren.
Wir reden alles, mach' es kurz!
Am jüngſten Tag iſt's nur ein ....
Getraut du dich, ihn anzugreifen,
So magſt du ihn nach der Hölle ſchleifen.“

Ja kann mich nicht bereden laſſen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Menſchen haſſen,
Der muß was ſeyn.

Weltet ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten:

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn ſelbſt und andre quälet,
In des runden Hauſens Starrheit,
Nicht iſt unſer Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulein
Zu der Wallfahrt ſtillem Frieden,
Wie erhabne Rieſenſäulen
Wachſen unſre Pyramiden.

Die Sprachreiniger.

Gott Dank! daß uns ſo wohl geſchah.
Der Tyrann ſitzt auf Helena!
Doch ließ ſich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die ſchmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-Syſtem.
Deutſchland ſoll rein ſich iſolieren,
Einen Peſt-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einſtrichlein fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir ſollen auf unſern Cordonen ruhn,
Nichts weiter denken, als was wir thun.

An die T.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum biſt du frei,
So drückſt du dich in der ſelbſt entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutſch oder Teutſch, du wirſt nicht klug.

Sagſt du: Gott! ſo ſprichſt du vom Ganzen,
Sagſt du: Welt! ſo ſprichſt du von Schranzen.
Hofſchranzen ſind noch immer die beſten,
Volksſchranzen fürchte, die allerärgſten.

Hatte ſonſt einer ein Unglück getragen,
So durft' er es wohl dem andern klagen;
Mußte ſich einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.
Jetzt ſind ſie allgemein die Plagen,
Der Einzelne darf ſich nicht beklagen;

Im Felde darf nun niemand fehlen,
Wer soll denn hören, wenn sie erzählen?

Die Deutschen sind recht gute Leut',
Sind sie einzeln, sie trinken's weit;
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein jeder stimme Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein!

Die Franzosen verstehen und nicht;
Drum sagt man ihnen deutsch ins Gesicht.
Was ihnen wär' verdrießlich gewesen,
Wenn sie es hätten französisch gelesen.

Epimenides Erwachen,
leyer Strophe.

Verflucht sey, wer nach falschem Rath
Mit überrechtem Muthe,
Das was der Corse: Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sey ein dauernd Recht;
Dem geb' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die adelichen Tage, die himmlischen Stunden
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von treuem Gefühl durchdrungen;
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in October.

Dem
Fürsten Blücher von Wahlstadt
die Seinigen.

In Herren und Krieg,
Im Sturm und Sieg
Bewährt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los.

Was die Großen Gutes thaten
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Väter geben,
Deren außerwählte Weisen
Nun zusammen sich berathen,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben.

Sonst wie die Alten sungen,
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen singen,
Soll's bei den Alten klingen.

Bei solchem Lied und Krigen
Das Beste — ruhn und schweigen.

Cato empfahl sich Alexandern,
Um jenen Rogue zu besiegen;
Der König fragte, so die andern
Des Herrn auch: Was willst du zeigen?
„Nichts zeigen will ich, aber zeigen,
Daß vor dem Könige, dem Herrn,
Vor blinkend blitzendem Gewehre,
Dem Weisen sich's geziemt zu schweigen."

„Warum denn aber bei unsern Sitzen
Bist du so selten gegenwärtig?" —
Mag nicht für langen Weile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Was doch die größte Geistskraft beut?
Es ist die Mittelmäßigkeit.

Constitutionell sind wir alle auf Erden;
Niemand soll bedienert werden,
Als wer repräsentirt ist.
Da dem also ist,
Frag' ich und werde rühmen:
Wer repräsentirt denn die Diener?

Wie alles war in der Welt entzweit,
Fand jeder in Mauern gute Zeit;
Der Ritter hinter sich hinein,
Bauer in Noth fand's auch gar fein.
Wo kam die sanfteste Bildung her
Und wenn sie nicht vom Bürger wär'?
Wenn aber sich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden sie freilich die Bürger schinden.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Popularischen! Curiöse'd,
Wellington und Arielides
Werden bald bei Seite stehn.

Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall' hinein, dich frißt's mit Haut und Haar.

Besonders wenn die Liberalen
Die Pinsel fassen, ähnliche malen.
Man stemt sich an Originalen;
Da geht sich uns ein jeder frei;
Er ist von Kindesbeinen tüchtig,
Besieht sich Erd' und Himmel richtig,
Sein Urtheil ist ihm nur gewichtig,
Die Kunst ist selbst schon Tyrannei.

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht, was sie wollen.
Daß man die Menge fragt,
Was Einer hätte thun sollen.

Mir iſt das Volk zur Laſt,
Meint es doch dich und das;
Weil es dir Fürſten paßt,
Denkt es, es wäre was.

„Sage mir, was das für Pracht iſt?
Aendre Größe, lerrer Schein!“ —
O! zum Henker! Wo die Macht iſt,
Iſt doch auch das Recht zu ſeyn.

„Warum denn wie mit einem Beſen
Wird ſo ein König hinausgefegt?“ —
Wären's Könige geweſen,
Sie ſtünden noch alle unverſehrt.

Geburt und Tod betrachter' ich
Und wollte das Leben vergeſſen;
Ich armer Teufel konnte mich
Mit einem König meſſen.

„Der alte reiche Fürſt
Blieb doch vom Zeitgeiſt weit;
Sehr weit!“ —
Wer ſich aufs Geld verſteht,
Verſteht ſich auf die Zeit,
Sehr auf die Zeit!

„„Geld und Gewalt, Gewalt und Geld.
Daran kann man ſich freuen,
Gereut: und Ungerechtigkeit
Das ſind nur Lumpereien.““

Iſt der Vater auf Geld erſeſſen
Und nutzt ſogar die Lumpenſchnuppen,
Kriegen ſie die Söhne in die Klappen,
Juden und Huren die werden's freſſen.

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder;
Kaum ſind ſie an das Licht gebracht,
So frißt er ſeine Kinder.

Daß du die gute Sache liebſt,
Das iſt nicht zu vermeiden;
Doch von der ſchlimmſten iſt ſie nicht
Bis jetzt zu unterſcheiden.

Grabſchrift

geſetzt von A. v. J.

Verſtanden hat er vieles recht,
Doch ſollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürſtenknecht?
Hätt' unſer Knecht ſeyn ſollen.

Religion und Kirche.

Poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti.

Auf Verlangen entworfen von

J. W. G.

1765.

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch den Himmel.
Ein großes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von tauſend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von Seinen Thronen.
Und eilt an jenen finſtern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern,
Als Richter kommt Er und als Held;
Er geht und alle Sterne zittern.
Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich ſeh' Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze ſtarb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den Er für uns erwarb.
Er kommt, die Hölle zu zerſtören,
Die ſehen Sein Tod darnieder ſchlug;
Sie ſeh'n von Ihm ihr Urtheil hören:
Hört! jetzt erfüllet ſich der Fluch.

Die Hölle ſieht den Sieger kommen,
Sie fühlt ſich ihrer Macht genommen,
Sie bebt und ſcheut Sein Angeſicht;
Sie kennet Seines Donners Schrecken,
Sie ſucht umſonſt ſich zu verſtecken,
Sie ſucht zu flieh'n und kann es nicht;
Sie eilt vergebens, ſich zu retten
Und ſich dem Richter zu entzieh'n,
Der Zorn des Herrn, gleich ehernen Ketten,
Hält ihren Fuß, ſie kann nicht flieh'n.

Hier lieget der zertretne Drache,
Er liegt und fühlt des Höchſten Rache,
Er fühlet ſie und knirſcht vor Wuth;
Er fühlt der ganzen Hölle Qualen,
Er ächzt und brüllt der tauſend Malen:
Vernichte mich, o heiße Glutb!
Da liegt er in dem Flammen-Meere,
Ihn foltern ewig Angſt und Pein;
Er flucht, daß ihn die Qual verzehre,
Und hört, die Qual ſoll ewig ſeyn.

Auch hier ſind jene großen Schaaren,
Die mit ihm gleichen Laſters waren,
Doch lange nicht ſo bös als Er.
Hier liegt die ungezählte Menge,
In ſchwarzem, ſchrecklichen Gedränge,
Im Feuer-Orkan um ihn her;
Er ſieht, wie ſie den Richter ſcheuen,
Er ſieht, wie ſie der Sturm zerreißt.
Er ſieht's und kann ſich doch nicht freuen,
Weil ſeine Pein noch größer iſt.

Des Menſchen Sohn ſteigt im Triumphe
Hinab zum ſchwarzen Höllen-Sumpfe
Und zeigt dort ſeine Herrlichkeit.
Die Hölle kann den Glanz nicht tragen,
Seit ihren erſten Schöpfungs-Tagen
Bedeckte ſie die Dunkelheit.
Sie lag entfernt von allem Lichte,
Erfüllt von Qual im Chaos hier;
Den Strahl von Seinem Angeſichte,
Verwandte Gott auf ſtets von ihr.

Jetzt ſiehet ſie in ihren Gränzen
Die Herrlichkeit des Sohnes glänzen.
Die fürchterliche Majeſtät!
Sie ſieht mit Donnern Ihn umgeben.
Sie ſieht, daß alle Felſen beben,
Wie Gott im Grimme vor ihr ſteht.
Sie ſieht's, Er kommet ſie zu richten.
Sie fühlt den Schmerzen, der ſie plagt.
Sie wünſcht umſonſt ſich zu vernichten;
Auch dieſer Troſt bleibt ihr verſagt.

Nun denkt ſie an ihr altes Glücke,
Voll Pein an jene Zeit zurücke,
Da dieſer Glanz ihr Luſt gebar;
Da noch ihr Herz im Stand der Tugend,
Ihr freier Geiſt in friſcher Jugend
Und ſtets voll neuer Wonne war.
Sie denkt mit Wuth an ihr Verbrechen.
Wie ſie die Menſchen kühn betrog;
Sie dachte ſich an Gott zu rächen.
Jetzt fühlt ſie, was es noch ſie zog.

Gott ward ein Menſch. Er kam auf Erden.
Auch dieſer ſoll mein Opfer werden,
Sprach Satanas und freute ſich.
Er ſuchte Chriſtum zu verderben.
Der Welten Schöpfer ſollte ſterben;
Doch weh dir, Satan, ewiglich!
Du glaubteſt Ihn zu überwinden.
Du freuteſt dich bei Seiner Noth;
Doch ſiegreich kommt Er, dich zu binden:
Wo iſt dein Stachel hin, o Tod?

Sprich, Hölle! ſprich, wo iſt dein Siegen?
Sieh nur, wie deine Mächte liegen;
Erkennſt du bald des Höchſten Macht?
Sieh, Satan! ſieh dein Reich zerſtöret.
Vom tauſendfacher Qual beſchwöret
Liegſt du in ewig finſtrer Nacht.
Da liegſt du wie vom Blitz getroffen.
Kein Schein vom Glück erfreut dich.
Es iſt umſonſt! Du darfſt nichts hoffen.
Meſſias ſtarb allein für Mich!

Es ſteigt ein Heulen durch die Klüfte,
Schnell wanken jene ſchwarzen Grüfte,
Als Chriſtus Sich der Höll' zeigt.
Sie knirſcht aus Wuth; doch ihrem Wüthen
Kann unſer großer Held gebieten;
Er winkt — die ganze Hölle ſchweigt.
Der Donner rollt vor Seiner Stimme.
Die hohe Siegesfahne weht;
Selbſt Engel zittern vor dem Grimme,
Wenn Chriſtus zum Gerichte geht.

Jetzt ſpricht Er; Donner iſt Sein Sprechen.
Er ſpricht und alle Felſen brechen.
Sein Athem iſt dem Feuer gleich.
Er ſpricht Er: zittert, ihr Verrachte!
Der, der in Eden euch verſachte,
Kommt und zerſtöret euer Reich.
Seht auf! Ihr wartet Meine Kinder.
Ihr habt euch wider Mich empört,
Ihr fielt und wurdet ferne Sünder.
Ihr habt den Tod, der euch gehört.

Ihr wurdet Meine größten Feinde,
Verführtet Meine liebſten Freunde,
Die Menſchen fielen ſo wie ihr.
Ihr wolltet ewig ſie verderben.
Des Todes ſollten Alle ſterben;
Doch, bemüht! Ich erwarb ſie Mir.
Für ſie bin Ich herabgegangen,
Ich litt, Ich bat, Ich ſtarb für ſie.
Ihr ſollt nicht euren Zweck erlangen;
Wer an Mich glaubt, der ſtirbet nie.

Hier liegt ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann euch aus dem Pfuhl errretten,
Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt, träumt euch in Schwefel-Flammen!
Ihr eilet euch ſelbſt zu verdammen,
Da liegt und klagt in Ewigkeit!
Auch ihr, ſo Ich Mir auserkoren,
Auch ihr verſcherzet meine Huld;
Auch ihr ſeid ewiglich verloren.
Ihr murret? Gebt mir keine Schuld.

Ihr ſolltet ewig mit Mir leben,
Euch ward hierzu Mein Wort gegeben,
Ihr ſündigtet und folgtet nicht.
Ihr lebtet in dem Sünden-Schlafe;
Nun ereilt euch die gerechte Strafe,
Ihr fühlt Mein ſchrecklichſtes Gericht.
So ſprach Er, und ein furchtbar Wetter
Gebt von Ihm aus, die Blitze glüh'n.
Der Donner ſaßt die Uebertreter
Und ſtürzt ſie in den Abgrund hin.

Der Gott-Menſch ſchließt der Höllen Pforten,
Er ſchwingt Sich aus den dunklen Orten
In Seine Herrlichkeit zurück.
Er ſitzet an des Vaters Seiten,
Er will noch immer für uns ſtreiten,
Er will's! O Freunde, welches Glück!
Der Engel feierliche Ehre,
Die jauchzen vor dem großen Gott,
Daß es die ganze Schöpfung höre:
Groß iſt der Herr, Gott Zebaoth!

Kirchengeſchichte.

„Sag', was enthält die Kirchengeſchichte?
Sie wird mir in Gedanken zu nichte;
Es giebt unendlich viel zu leſen.
Was iſt denn aber das alles geweſen?" —

Zwei Gegner ſind es, die ſich boren,
Die Arianer und Orthodoxen.
Durch viele Secla daſſelbe geflechtet,
Es dauert bis an das jüngſte Gericht.

Mit Kirchengeſchichte was hab' ich zu ſchaffen?
Ich ſehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Chriſten ſteht, die Gemeinen.
Davon will mir gar nichts erſcheinen.

Ich hätt' auch können Gemeinde sagen,
Eben so wenig wäre zu ertragen.

Glaubt nicht, daß ich fasele, daß ich dichte,
Seht hin und findet mir andre Gestalt!
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrthum [illegible] Gewalt.

Der Vater ewig in Ruhe bleibt,
Er hat der Welt sich einverleibt.

Der Sohn hat Großes unternommen,
Die Welt zu erlösen ist er gekommen;
Hat gut gelehrt und viel ertragen,
Wunder noch heut in unsern Tagen.

Nun aber kommt der heilig Geist,
Er wirkt am Pfingsten allermeist.
Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch niemand ausgespäht.
Sie geben ihm nur eine kurze Frist,
Da er doch erste und letzter ist.

Deßwegen wir treulich, unverstohlen,
Das alte Credo wiederholen:
Anbetend sind wir all bereit
Die ewige Dreifaltigkeit.

Kestner's Agape.
1819.

Von deinem Liebesmahl
Will man nichts wissen;
Für einen Christen ist's
Ein böser Bissen.

Denn kaum verläßt der Herr
Die Gräber-Löcher,
Gleich schreibt ein Schelmenvolk
Absurde Bücher.

Gewinnen gegen dich
Die Philologen;
Das bilft uns alles nichts,
Wir sind betrogen.

Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen, wir glauben auch wie ihr;
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Freiheits, aller Welt gegönnt — und mir.

An Frau K. in E.
Erwiderung.

Wenn schönes Mädchen sorgen will
Für meine Seligkeit,
So ist ihr zartes Herzchen still
Der Liebe schon geweiht;
Doch Pfarrers Mittid mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel,
Führwahr ich sehe nichts daran,
Als Eitelkeit und Dünkel.

Beim Heiland möcht' ich euch nicht gern
Für die Empfehlung danken.
Gesunde kennen unsern Herrn
Weit besser als ihr Kranken.

Ein Sadducäer will ich bleiben! —
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Wenn von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre doch nur der alte Patsch,
Drüben gäb's nur verklärten Klatsch.

„Sey nicht so heftig, sey nicht so dumm!
Da drüben bildet sich alles um."

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den andern,
Und freilich auch dabei vertrauen:
Gott werde wohl auf ihn niederschauen.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sey denn wohl versehn
Mit gehörigem Sünden-Vorrath,
Damit es ihm so früh als spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen
Sich mit Reue durchzuquälen.

Laßt euch nur von Pfaffen sagen,
Was die Kreuzigung eingetragen.
Niemand kommt zum höchsten Flor
Von Kranz und Orden,
Wenn einer nicht zuvor
Derb gebrochen worden.

Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß sie gebaut das Christenthum.
Bis Herrn Carolus leidigem Degen
Die edlen Sachsen unterlegen.
Doch haben sie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen sie bezwungen
Und sie sich unters Joch gebückt;
Doch haben sie immer einmal gemuckt.
Sie lagen nur im halben Schlaf
Als Luther die Bibel verdeutschet so brav.
Sanct Paulus, wie ein Ritter derb,
Erschien den Rittern minder herb;
Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestiren all' mit Lust.

„Ist Concordat und Kirchenplan
Nicht allerlei durchgeführet?“ —
Ja, sangt einmal mit Rom nur an,
Da seyd ihr angeführet.

Ein Lutherischer Geistlicher spricht.

Heiliger, lieber Luther,
Du schaffest die Mutter
Deinen Cölibaten vom Brot,
Das verzeih' dir Gott!

Der ewige Jude.

Fragmentarisch.

Des ewigen Juden erster Frazen.

Um Mitternacht wohl sang' ich an.
Spring' aus dem Bette wie ein Teufel;
Nie war mein Busen seelenvoller,
Zu singen den gereimten Mann.
Der Wunder ohne Zahl ersehen,
Die, trug der Lasten Kinderspotte,
In unserm underärmen Gotte
Per omnia tempora in Einem Punkt geschehn.
Und hab' ich gleich die Gabe nicht
Von weltgeschliffnen leichten Reimen,
Es darf ich doch mich nicht versäumen;
Denn es ist Drang und es ist's Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kennt —
Den ich von Herzen Bruder nenne —
Willst gern vom Alex und dist so faul,
Nimmst wohl auch einen Lückergaul;
Und ich, mir selbst zu Nacht der Kiel,
Exerciß wohl einen Beinstiel.
Drum thu' es denn, wenn dir's beliebt,
So sauberweiß wie mir der Geist es gibt.

In Judäa, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster, wohlbekannt
Wegen seiner Herz-Frömmigkeit
Zur gar verdornten Kirchenzeit.
War bald Essener, bald Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist;
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
Genug er war Originial,
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen that.

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren als wie sie immer waren
Und wie ein jeder wird zulezt.
Wenn man ihn hat in ein Amt etiert.
War er vorher wie ein' Mensch traktig
Und wie ein Schlangkein schmeit und gabbig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohlbehagen,
Und ich schwöre bei meinem Leben!
Hätte man Sanct Paulen ein Bistrum geben;
Pfeffer wär' worden ein fauler Bauch
Wie caetera confessores auch.

Der Schuster aber und seines Gleichen
Verlangten taglich Wunder und Zeichen,
Daß einer predigen sollt' für Geld,
Als hätt' der Geist ihn hingestellt.
Rissen die Köpfe vor verdrießlich
Ueber die Tochter Zion kränklich,
Daß sich auf Kanzel und Altar
Kein Weiser und kein Aaron war.
Daß es dem Gottesvenske ging,
Als wär's ein Ding wie ein ander Ding.
Daß einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter böse zusammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
„Herr tilge sie von deiner Erden.
„Laß sie im Pfuhl gebraten werden.
„Und Herr, dann sieh uns deinen Thron!“
So sang das Häuflein, frech zusammen,
Trieben so Geist's als Liebesflammen,
Gaukten und langweilten nun.
Hätten das auch können im Tempel thun.
Aber das Schöne war dabei,
Es kam an jeden ans die Reih,
Und wie sein Bruder weiset und spricht,
Durft' er auch weisen eins hernach;
Denn in der Kirche spricht erst und letzt
Der, den man hat emanzipiert.
Und alsdann ruft und thut so groß,
Und schließt euch an und macht euch los.
Und ist ein Sünder wie andre Leut',
Ach und nicht einmal so gescheut!

Der größte Mensch bleibt stets ein Menschenkind.
Die größten Köpfe sind das nur was andre sind.
Allein das merkt, sie sind es umgekehrt:
Sie wollen nicht mit andern Erdenkrämern
Auf ihren Füßen gehn, sie gehn auf ihren Köpfen,
Verachten was ein jeder ehrt;
Und was gemeinen Sinn empört,
Das ehren anbefangne Weisen.
Den trachten sie's nicht allzuweit:
Ihr non plus ultra jeder Zeit
War: Gott zu lästern und den Drek zu preisen.

Behalten auch zu unsern Zeiten
Die Gabe, Geister zu unterscheiden:
Cap und Champagner und Burgunder
Vom Hoch- nach Rüdesheim hinunter.

Die Priester schrien weit und breit:
Es ist, es kommt die letzte Zeit,
Bekehr' dich, sündiges Geschlecht!
Der Jude sprach, mir ist's nicht bang,
Ich hör' vom jüngsten Tag so lang.

Es waren, die den Vater auch gekannt.
Wo sind sie denn? Ey, man hat sie verbrannt.

O Freund, der Mensch ist nur ein Thor,
Streit er sich Gott als seinen Gleichen vor.

Der Vater saß auf seinem Thron.
Da rief er seinen lieben Sohn,
Mußt' zwei bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überauer
Gestolpert über Sterne der
Und fragt: was zu befehlen?
Der Vater fragt ihn, wo er sieht —
„Ich war im Stern, der hinten flieht,
Und half dort einem Meine
Vom Kind in ihrem Leibe.“
Der Vater war ganz außerbracht
Und sprach: das hast du dumm gemacht.

Sieh' einmal auf die Erde.
Es iſt wohl ſchön und alles gut.
Du haſt ein menſchenfreundlich Blut
Und hilfſt Bedrängten gerne;

— — — — — — —

Du fühlſt nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht,
Wenn ein geängſtet Herz bei mir um Rettung fleht,
Wenn ich den Sünder ſeh' mit glühenden .....

Als er ſich nun hernieder ſchwung
Und näher die weite Erde ſah,
Und Meer und Länder weit und nah:
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er ſo lange nicht gefühlt,
Wie man dadrunten ihm mitgeſpielt.

Er auf dem Berge ſtille hält,
Auf den in ſeiner erſten Zeit
Freund Satanas ihn aufgeſtellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unſerm Blute ſog
Und endlich treulos uns betrog:
Er fühlt in vollem Himmelflug
Der irdiſchen Atmoſphäre Zug,
Fühlt wie das reinſte Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzens-Hügel herabgethan,
Zing vor ſich hin zu reden an:
Erd, Erde, tauſendmal gegrüßt!
Geſegnet all', ihr meine Brüder!
Zum erſten Mal mein Herz ergießt
Sich nach dreitauſend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Vom meinem trüben Auge nieder.
O mein Geſchlecht, wie ſehn' ich mich nach dir!
Und du mit Herz- und Liebesarmen
Fleußt du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt! voll wunderbarer Mirrung,
Voll Geiſt der Ordnung, träger Irrung,
Du Ketzerring von Wonn' und Weh,
Du Mutter, die mich ſelbſt zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Sechöpfung war,
Im Ganzen doch nicht ſonderlich verſtehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du ſchwebteſt,
Darauf du dich nach meinem Tage branſteſt,
Die ſchlangenmutige Begier, in der du bebteſt,
Von ihr dich zu befreien ſtrebteſt,
Und dann befreit, bis wieder neu umſchlangſt:
Das rief mich her aus meinem Sternenſaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Buſen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweiten Mal,
Ich ſäete dann und ernten will ich nun.
Er ſieht begierig rings ſich um,
Sein Auge ſcheint ihm zu betrügen:
Ihm ſcheint die Welt noch um und um
In jener Tanze da zu liegen,
Wie ſie an jener Stunde lag,
Da ſie bei hellem lichten Tag
Der Geiſt der Finſternis, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenſchein ihm glänzend hingeſtellt,
Und angemaßt ſich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hauſe ſey.

Wo, rief der Heiland, iſt das Licht,
Das hell von meinem Wort entbrennen!
Weh! und ich ſeh den Faden nicht,
Den ich ſo rein vom Himmel 'rab geſponnen.
Wo haben ſich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entſprungen!
Und ach, wohin der Geiſt, den ich geſandt.
Sein Wehn, ich fühl's, iſt all verklungen!
Schleicht nicht mit ew'gem Hunger-Sinn,
Mit halbgeſtümmten Klauen-Händen,
Verfluchten eingeborrten Lenden
Der Geiz nach tückiſchem Gewinn,
Mißbraucht die fürgenloſe Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und bemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?
Verſchließt der Fürſt mit ſeinen Sclaven
Sich nicht in ſeines Marmorhaus
Und drücket ſeinen treuen Schafen
Die Wölfe ſelbſt im Buſen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menſchen Mark verdeigerafft;
Er ſpeiſ't in edelhafter Ueberfüllung
Von Tauſenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weidet dem Bauche
Ein Armer ſeiner Kinder Brod;
Mich ſchmäht auf dieſem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Noth.

Er war nunmehr der Länder ſatt.
Wo man ſo viele Kreuze hat,
Und man, für lauter Kreuz und Chriſt,
Ihn eben und ſein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er ſich nur als Kirchfahn fand.
Man aber ſonſt nicht merkte ſehr,
Als ob ein Gott im Lande wär'.
Wie man ihm denn auch bald bedeutet:
Aller Saueritey ſey hier ausgetrennert:
Reſpectirt' er, daß das Brod ſo lieb
Wie ein Magdchen ſitzen blieb,
Davon ſprach ihm ein geiſtlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine mattige Frau im Bett
Viel Kinder und viel Zehnten hätt',
Der alſo Gott ließ im Himmel ruhn
Und ſich auch was zu gute thun.
Unſer Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Fing etlich' Mal von Chriſto an:
Da war der ganze Menſch Reſpect,
Hätte faſt nie das Haupt bedeckt;
Aber der Herr ſah ziemlich klar,
Daß er drunt nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne ſtand,
Als wie ein Holzſchnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt ſo nah,
Daß man die Thürme ſtattlich ſah.
Ach, ſprach mein Mann, hier iſt der Ort,
Aller Wünſche ſichrer Friedenshort,
Hier iſt des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spediren, wie der Schlegebaum,
Patichirt ihren Einfluß rings herum.

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutrauu war gering,
Als wie er einſt zum Feigbaum ging,
Wollt' aber doch eben weiter gehn
Und ihm recht unter die Aeſte ſehn.

So kamen sie denn unters Thor.
Christus kam ihnen ein Fremdling vor.
Hätt' ein edel Gesicht und einfach Kleid.
Sprachen: der Mann kommt gar wohl weit.
Fragt ihn der Schreiber, wie er hieß?
Er gar demüthig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn,“
Und ganz gelassen ging davon.
Seine Worte hatten von jeder Kraft,
Der Schreiber stande wie vergafft,
Der Wache war, sie wußt nicht wie,
Fragt keiner: was bedeuten Sie?
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten sie sich hierüber,
Als in Rapport sie's wollten tragen:
Was thät der Mann Entrieses sagen?
Sprach er wohl unser Nase Horn?
Er sagt': er wär' des Menschen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein brantwein'ger Korporal:
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen.

Christ sprach zu seinem Gleiter dann:
So führet mich zum Gottesmann,
Den ihr als einen solchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt.
Dem Herren Praff das Fradelin thät,
War selber nicht so hoch am Brett.
Hatt' so viel Haar' ums Herze ring.
Daß er nicht spürt', mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Perle groß;
Doch war er gar nicht lieblos,
Und dacht': kommt alles rings herum,
Verlangt er ein Viaticum.

Kamen ans Oberpfarrers Haus,
Stand von uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt' ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwatzen, weniger Grimassen machen.
Sie klopften an, sie schellten an,
Allein nicht bestimmt, was sie getan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz' ein Krauthaupt verlor,
Und sprach: der Herr ist im Convent.
Ihr denkt nicht mit ihm sprechen könnt.
Wo ist denn das Convent? sprach Christ.
Was hilft es euch, wenn ihr's auch wißt,
Versetzt die Köchin pornisch drauf,
Dahin geht nicht eines jeden Lauf.
Mhat's doch gern wissen: thät er fragen,
Sie hätt' nicht Herz, es zu versagen,
Wie er den Weg zur Weisheit Pfuff,
Von alten Zeiten wohl noch wußt'.
Sie zeigt's ihm an und er that gehn,
Wie ihr's bald weiter werdet sehn.

Die Geheimnisse.

Ein Fragment.

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum sey;
Wir wollen doch, wenn wir genug gekommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je entrathen werde;
Gar Viele müssen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine sieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde;
Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reise,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab nach frommer Wandrer Weise
Kam Bruder Marcus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speise,
In einem Thal am schönen Abend an,
Voll Hoffnung, in den waldbewachs'nen Gründen
Ein gastres Dach für diese Nacht zu finden.

Am steilen Berge, der nun vor ihm stehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu sehn,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß sich steigend um die Felsen drehn;
Bald sieht er sich doch übers Thal erhöhet,
Die Sonne scheint ihm wieder freundlich schön.
Und bald sieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor seinen Augen liegen.

Und nebenbin die Sonne, die im Reigen
Noch prachtvoll zwischen dunklen Wolken thront;
Er sammelt Kraft, die Höhe zu ersteigen,
Dort beßt er seine Mühe bald belohnt.
Nun, spricht er zu sich selbst, nun muß sich zeigen,
Ob etwas Menschliches in der Nähe wohnt!
Er steigt und bercht und ist wie neu geboren:
Ein Glockenklang erschallt in seinen Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erstiegen,
Sieht er ein nahes, sanftgeschwungnes Thal.
Sein volles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde sieht er auf einmal
In grüner Au' ein schön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenstrahl;
Er eilt durch Wiesen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloster zu, das ihm entgegenleuchtet.

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf den Bogen der gekrönten Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt.
Er sitzt und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten.

Das Zeichen steht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht.
Zu dem viel tausend Geister sich verflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gebetet.
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Ladenteil durchdringt die matten Glieder.
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:

Er liebt das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt!
Es schwillt der Kranz, um rechts von allen Seiten
Das strenge Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich empor zu schwingen,
Und aus der Mitte entlilt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem Punkte dringen;
Von seinen Worten ist das Bild umgeben.
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich ergrauet.

Er klopft zuletzt, als schon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er saat, woher er sey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höherer Wesen senden.
Man horcht und staunt. Wie man den Unbekannten
Als Gast geehrt, ehrt man nun den Gesandten.

Ein jeder drängt sich zu, um auch zu hören,
Und ist bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt den seltnen Gast zu stören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt:
An Offenheit, an Unschuld der Geberde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn deine Sendung Trost und Hoffnung trägt!
Du siehst uns an, wir alle stein bekommen,
Obgleich dein Anblick unsre Seele regt;
Das sanfte Glück, ach! wird uns weggenommen.
Von Sorgen sind wir und von Furcht bewegt.
Zur wird'gen Stunde nehmen unsre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern.

Denn ach, der Mann, der alle hier verbändet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er sich von uns trennen.
Er hat es erst vor kurzem selbst verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen;
Und so ist uns sein ganz gewisses Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittren Leiden.

Du siehst alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns selbst zur Ruhe wies:
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entsagen hieß.
Nachdem wir Lebens-Lust und -Last erfahren,
Der Wind nicht mehr in unsre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Gerrost, daß wir den sichern Hafen fanden.

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Brust;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einsam sich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verlust.
Was ist der Mensch, warum kann er sein Leben
Umsonst, und nicht für einen Bessern geben!

Dies wäre nun mein einziges Verlangen;
Warum muß ich des Wunsches mich entschlagen!
Wie Viele sind schon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bittersten beklagen.
Wie hätt' er sonst so freundlich mich empfangen!
Allein er hat das Haus und übertragen;
Zwar kennen noch zum Folger sich ernennet,
Doch lebt er schon im Geist von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und ist mehr als sonst gerührt:
Wir hören kaum aus seinem eignen Munde,
Wie wundervar die Vorsicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die schöne Kunde
Im Kleinsten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch sagen wir, das einer kräftig spreche,
Und sein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar vieles wollt' ich lieber selbst erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören stille bin;
Der kleinste Umstand sollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich alles lebhaft in dem Sinn;
Ja dore ja und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht stets damit zufrieden bin:
Sprech' ich einmal von allen diesen Dingen,
Sie sollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freier.
Wie ihm ein Geist der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bei seiner Taufe Feier
Sich glänzender am Abend-Himmel wies,
Und wie mit weißen Fittigen ein Geier
Im Hofe sich bei Tauben niederließ;
Nicht grimmigfressend und wie sonst zu schaden,
Er schien sie sanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns bescheidentlich verschwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um seiner Schwester Arm sich schmiegen,
Um die Entschlafne fest gewunden fand.
Die Amme floh und lief den Samtling liegen;
Er drosselte den Wurm mit stärker Hand:
Die Mutter kam und sah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tooter Leben.

Und so verschwieg er auch, daß eine Quelle
Vor seinem Schwert aus trocknen Felsen sprang,
Stark wie ein Bach, sich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe schlang:
Noch quillt sie fort so rasch, so silberhelle,
Als sie zuerst sich ihm entgegen drang,
Und die Gefahren, die das Wunder schauten,
Den heißen Durst zu stillen kamen getrauten.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Gottgeists loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste bestehet, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort;
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wie früh war es, daß sein Herz ihn lehrte,
Was ist bei ihm traun Tugend nennen darf;
Daß er des Vaters strenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und scharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienst beschwerte,
Dem sich der Sohn mit Freuden unterwarf.
Wie, ritterlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe.

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerst zu Fuß bei Sturm und Sonnenschein,
Die Pferde warten und den Tisch bereiten,
Und jenem alten Krieger dienstbar sein.
Gern und geschwind lief er zu allen Zeiten
Bei Tag und Nacht als Bote durch den Hain;
Und so gewöhnt für Andre nur zu leben,
Schien Müde nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem munterm Wesen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach, die Kräuter selbst zu lesen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich genesen,
Es freute sich der Kranke seiner Hand;
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten!
Und nur der Vater schien nicht fein zu achten.

Leicht, wie ein segelnd Schiff, das seine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt zum Port zu Port,
Trug er die Last der elterlichen Lehre;
Gehorsam war ihr erst und letztes Wort;
Und wie den Knaben Lust, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater kam umsonst auf neue Proben,
Und wenn er fordern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab sich auch dieser überwunden,
Bekannte thätig seines Sohnes Werth;
Die Raubigkeit des Alten war verschwunden,
Er schenkt' auf einmal ihm ein edles Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienst entbunden,
Er führte statt des kurzen Dolchs ein Schwert;
Und so trat er gepreßt in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt werden.

So könnt' ich dir noch Tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erstaunen setzt;
Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gereih dereinst von Enkeln gleichgesetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich scheint und es doch hoch ergetzt.
Vernimm es hier und mag sich gern bequemen,
Zweifach erfreut für wahr es anzunehmen.

Und fragst du mich, wie der Erwählte heiße,
Den sich das Kind der Vorsicht auserkiest?
Den ich zwar oft, doch nie genugsam preise,
An dem so viel Unglaubliches geschieht?
Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah;
Und sein Geschlecht, wie es die Fürsten nennen,
Sollst du zugleich mit seinen Ahnen kennen.

Der Alte sprach's und hätte mehr gesprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll.
Und wir ergetzen uns noch manche Wochen
An allem, was er uns erzählen soll;
Doch eben ward sein Reden unterbrochen,
Als gegen seinen Gast das Herz am stärksten quoll.
Die andern Brüder eilugen bald und kamen,
Bis sie das Wort ihm von dem Munde nahmen.

Und da nun Marcus nach genossnem Mahle
Dem Herrn und seinen Wirthen sich gerieht,
Erbat er sich noch eine reine Schale
Voll Wasser, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten sie ihn zu dem großen Saale,
Worin sich ihm ein seltner Anblick zeigt.
Was er hört sah, soll nicht verloren bleiben,
Ich will es euch gewissenhaft beschreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe stieg empor,
Und bretzehn Stühle sah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeschnitzt von klugen Händen;
Es stand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht sich ergeben,
Und Ordensernst und ein gesetzig Leben.

Zu Häupten sah er bretzehen Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war einer zugezählt.
Sie schienen hier nicht abentheuerlich zu prangen,
Ein jedes schien bedeutend und gewählt.
Und Bruder Marcus brannte vor Verlangen
Zu wissen, was so manches Bild verhehlt;
Im mittelsten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweiten Mal, ein Kreuz mit Rosenzweigen.

Die Seele kann sich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenstand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze steht man hier und dort;
Die Waffen, wie man sie von Schlachtgefilden
Aufsiehen kann, verzieren diesen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, seh' ich recht, auch Zeiten dort und Bande!

Ein jeder sinkt vor seinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Brust in still Gebet gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen sich andächt'ge Freude übrt;
Dann segnen sich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantasie nicht stört:
Nur Marcus bleibt, indem die Andern gehen,
Mit einigen im Saale schauend stehen.

So müd' er ist, wünscht er noch fort zu wachen,
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier sieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der seinen Durst in wilden Flammen stillt;
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in beiden Strömen quillt;
Die beiden Schilder dingen, gleicher Weise,
Beim Rosenkreuz zur recht und linken Seite.

Du kommst hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß diese Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährst, was mancher Held gethan;
Was hier verborgen, ist nicht zu errathen,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahnest wohl, wie manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erstritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor;
Daß, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Belieht es dir, so magst du dich bereiten;
Du kannst, o Freund, nur erst durchs erste Thor;
Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
Und scheinst mir werth ins Innerste zu kommen.

So ist die Eitelkeit der Welt!
Ist keines Reich so fest gestellt,
Ist keine Erdenmacht so groß,
Fühlt alles doch sein Endeloos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann;
Der Hoh' stolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Nach kurzem Schlaf in einer ſtillen Zelle
Weckt an ern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft ſich auf mit unverdroſſner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelsſohn.
Geſammelt verläßt eilt er nach der Schwelle,
Es eilt ſein Herz voraus der Kirche zuvor.
Geheiligt, ruhig, durch Gebet beflügelt;
Er klinkt am Schloß, und findet es verriegelt.

Und wie er horcht, ſo wird in gleichen Zeiten
Dreimal ein Schlag auf beides Erz vernommen.
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Alberton miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut.
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufriedne Paare durch einander ſchlängen.

Er eilt ans Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wundervar ergreift;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift.
Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam Licht, das durch den Garten ſchweift;
Drei Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſtehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſehn;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht ermüdet und ſpät.
Sie eilen nun und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und ſchwinden in die Ferne.

Maskenzüge.

Die Weimariſchen Redouten waren beſonders von 1760 an ihrer lebhaft und erfreuten ſich durch Moderne Erfindungen einen beſondern Reiz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzogin fiel auf den 30ſten Januar, und alſo in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Geſellſchaften ſchloſſen ſich daher theils an einander, theils bildeten ſie eingelne künſtliche Gruppen, davon manches Angenehme zu erzählen ſein würde, wenn man ſich jenes vorgeſchwundenen Augenblickes wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider ſind die meiſten Programme, ſo wie die zu den Aufzügen beſtimmten und hierüber gemachten ertlärenden Berichte, verloren gegangen, und mit wenigen werden hier mitgetheilt. Symbolik und Allegorie, Ideal, Gehalt, Schönheit und Scherz trichten gar mannichfaltigen Streit und die verſchiedenſten Formen dar. Vielleicht läßt ſich künftig außer dem Vorliegenden noch einiges auffinden und zuſammenſtellen.

Aufzug des Winters.

Der Schlaf.

Ein treuer Freund, der allen frommt,
Gerufen oder nicht, er kommt.
Gern mag er Elend, Sorge, Pein
Mit ſeinem ſanften Schleier decken;
Und ſelbſt das Glücke wiegt er ein,
Zu neuen Freuden es zu wecken.

Die Nacht.

Der Menſchen Freund und Feind,
Dem Traurigen betrübt,
Dem Frohen froh,
Geſtirnter und getiefter.

Die Träume.

Wir können eine ganze Welt,
So klein wir ſind, betrügen,
Und jeden, wie es uns gefällt,
Erſchrecken und vergnügen.

Der Winter.

Euch ſo zuſammen hier zu finden
Iſt mir die größte Luſt.
Ja wär, ich weiß euch zu verbinden,
Daß hin ich mir vernahft.
Wer meinen Stürmen trotzet ihr
Und ſuchet eures Gleichen;
Und darin muß der Sommer mir
Mit ſeiner Schönheit weichen.

Das Spiel.

Bei vielen gar gut angeſchrieben
Fand ich hier manch bekannt Geſicht;
Doch Einen, dem ich immer treu geblieben,
Den fand ich nicht.

Der Wein.

Zur Geſellſchaft kann nicht beſſer
Je ein Gaſt gefunden ſeyn:
Gerne geben meine Jäſer,
Nehmen gerne wieder ein.

Die Liebe.

In mancherlei Geſtalten
Mach' ich euch bang,
So jung ich bin, mich kennen doch die Alten
Schon lang.

Die Tragödie.

Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
Durchbohr' ich ſpielend jede Bruſt,
Und curen tiefbewegten Herzen
Sind Thränen Freude, Schmerzen Luſt.

Der Komödie.

Magſt ſie immer weinen machen.
Das iſt, dünkt mich, gar nicht ſchwer;
Doch ich mache ſie zu lachen,
Das iſt beſſer und iſt mehr.

Das Carneval.

Mich erzeugen viele Lichter,
Mehr noch fröhliche Geſichter;
Mich erqvicken Tanz und Scherz,
Mehr noch ein vergnügtes Herz;
Pracht und buntes Leben ſehet,
Aber eure Gunſt noch mehr.

Zu den vier Temperamenten.

Die vier Kleinen, die ich führe,
Sind gar wunderliche Thiere,
Sind auch nach der Menſchen Art
Widerwärtiglich gepaart.
Und mit Weinen oder Lachen
Müſſen ſie Geſellſchaft machen.

Chor der Masken.

Spanier und Spanierin.

Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei.

Auch aus fremden Ländern ziehe
Uns die Luft herbei.

Scapin und Scapine.

Mit einer Mühe voller Luſt
Werdet Scapin euch zu Dienſten,
Und auch Scapinens Küſſen iſt
Nicht leer von feinen Künſten.

Pierrot und Pierrette.

Wir beiden mögen treu und gut
Uns gern gefällig zeigen,
Mit langen Aermeln, frohem Muth
Und wünſchen euch deßgleichen.

Ein Paar in Cabarros.

Wir zwei Cabarros wollen gar
Uns auch hierzu geſellen,
Um noch zuletzt mit Einem Paar
Die Menge zu vergnügen.

Das Studium.

Mein Fleiß iſt immer etwas alt,
Auch hier iſt er's geblieben:
Ich hab' euch allen unſern Witz
Verſtändlich aufgeſchrieben.

Aufzug der vier Weltalter.

Das goldene Alter

(begleitet von der Freude und der Unſchuld).

Sanft, wie ein Morgentraum, ſchreit' ich hervor.
Mich kennt der Menſch nicht eh' er mich verlor.
Der Jugend Gabne und der Blüthen Zeit,
Des Herzens Erſtlinge ſind mir geweiht.

Das ſilberne Alter

(begleitet von der Fruchtbarkeit, den Gaben des Geiſtes und der geiſtigen Fröhlichkeit).

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor;
Ich gebe zwiefach, was der Menſch verlor.
Durch Kunſt gepflegt wird nur in meinem Schooß
Das Gabne prächtig und das Gute groß.

Das eherne Alter

(begleitet von der Sänger, dem Gott und dem Helden).

An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich.
Das Große war zu ihrem Heil mein Reich;
Das Treffliche drängt ſich zu meinem Thron,
Und Ehr' und Reichthum ſpenden Glück und Lohn.

Das eiſerne Alter

(begleitet von der Gewaltthätigkeit).

Gewalt und Macht ſind mir allein verblieben;
Ich herrſche über Hoch und Niedrig hin!
Unſchuld und Frohſinn wird mir zum Raub,
Reichthum und Gaben treff' ich in den Staub.

Die Zeit.

Ich führ' euch an. Mir leiſe nachzugehn
Kann auch das Nächtigſte nicht widerſtehn.
Der Strom der Welt verfliegt in ſeinem Lauf
Und Freud' und Unſchuld führ' ich wieder auf.

Ein Zug Lapplander.

Zum 30. Januar 1784.

Wir kommen in verirrten Chören,
Vom fernen Pol in kalter Nacht,
Und hatten heute Dir zu Ehren
Den ſchönſten Nordſchein mitgebracht.

Wir preiſen jene Lufterſcheinung,
Die weitet die Nacht zu Freuden ein,
Und wenn, nach unſrer alten Meinung,
Der Abglanz einer Gottheit ſey.

Von Bergen ſtrömt ſie uns entgegen,
Wo bange Finſterniß erſt lag.
Auf einmal wird vor unſern Wegen
Die grauenvolle Nacht zum Tag.

O ſtünd' es jetzt am hohen Himmel,
Wir hörten Dich, verlaß den Herd,
Stieb weg vom glänzenden Gewimmel,
Und auf, ſo brennet unſer Herz!

Es führen Wünſche, licht wie Flammen,
Für Dich den ſchönſten Himmelslauf.
Bald ſollten ſie ſich ſtill zuſammen
Und lodern ſammend wieder auf.

Doch jenem hochverehrten Lichte
Nennt Deine Gegenwart die Pracht,
Es glänzt von Deinem Angeſichte
Die Huld, die und Dir eigen macht.

Die weiblichen Tugenden.

Zum 30. Januar 1785.

Wer, die Deinen,
Wer erkennen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leiſe Schritte;
Wen umgeben
Stets Dein Leben,
Und Dein Wille
Heißt uns ſtille
Wirkend ſchweigen.
Ach vergeiht!
Daß zur Weihe
Dieſer Feier
Alte und Neuer
Kunde zeigen.
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und Dich ſegnen.

Amor.

Zum 30. Januar 1785.

Amor, der den ſüßeſten Segen
Die ſo vieler Herzen reicht,
Iſt nicht jener, der vermegen
Eitel iſt und immer leicht;

Es iſt Amor, den die Treue
Neugeboren zu ſich nahm,
Als die ſchöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgſam iſt,
Und ſie lehrte mich verehren,
Was verehrungswürdig iſt.

Mit den Guten mich zu finden
War mein ernſter Jugendtrieb,
Mich den Edlen zu verbinden
Machte mir die Erde lieb.

Aber ach! nur allzu ſelten
Freut mein erſter Gruß ein Herz;
Meine falſchen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechſelſcherz.

Einſam wohn' ich dann, verdroſſen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verſchloſſen,
Den die Fabel dir gezeigt.

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen ſich, dem meinen gleich;
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befeſtige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten
Zeig' ich teils das wahre Glück,
Und ich führe ſelbſt die Alten
In die beſſre Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet
Leiten Göttliche durch mich.
Dieſer Amor grüßt und ſegnet
Heute ſeine Freundin, Dich!

Planetentanz.

Zum 30. Januar 1785.

An Deinem Tage regt ſich
Das ganze Firmament,
Und weg am Himmel ſchönes brennt,
Das kommt und grüßet Dich.

Aufzug.

(Vier Winde machen Raum. Die wohlthätigen Himmelszeichen treten hervor, ſie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit ſich. Dieſe ſchönen Kinder eilen die Fürſtin zu begrüßen; indeß bilden ſich der Thierkreis. Die Planeten treten hinein. Merkur ruft ſie zur Feier des Tages; allein noch hegegnen ſie ihrem Unmuth, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch ſie naht ſich bald mit ihrem Gefolge, ſondert ihre wirkſamſten Strahlen der Fürſtin zum Geſchenke und der feierliche Tanz beginnt.)

Die Liebe.

Leben und Wachsthum mit ihr ſchwebend.

Oft ſchon kam ich friſch und heiter,
Freute Deines Tags mich hier;
Doch ich eilte flüchtig weiter,
Denn zu einſam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu Dir geſchwind —
Kinder ſieben ihres Gleichen
Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus Vielen
Dieſe mit hervorgebracht.
Finde gar auch den Gefielen,
Der uns friſch entgegenlacht.

Gerne bleiben wir und wahren
Mit der größten Sorgfalt ihn,
Deinen Sohn, der Dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erſchien.

Immer ſoll das reinſte Leben
Mit ihm wachen, bei ihm ruhn,
Und der Wachsthum mit ihm ſtreben,
Edel einſt Dir gleich zu thun.

Merkur.

Munter bin ich wie die Flammen,
Daß mich alle Götter loben;
Immer ruf' ich ſie zuſammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute ſtand ich oben
Müßig an des Himmels Stufen,
Denn ſie kommen ungerufen
Und verſammeln ſich vor Dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herab zu ſteigen:
Ich mach' Ihr jedes Herz zu eigen.
Das wird an Ihrem Tag die ſchönſte Gabe ſeyn;
Es iſt der Himmelsgaben beſte.
So ſprach ich, trat voll Inverſicht herein;
Allein ich ſeh', ſie ſind ſchon alle Dein,
Und ſo bin ich nur unnütz bei dem Feſte.

Tellus.

Mich ſchmücket ein tauſendfaches Leben,
Das nur von mir das Leben nimmt;
Nur ich kann Allen Alles geben:
Genießet, was ich euch beſtimmt!
Auch will ich keinen Sterne weichen,
Auf ſo viel Güter ſtolz bin ich,
Am ſtolzeſten auf Deines Gleichen
Und Dich!

Luna.

Was im dichten Haine
Oft bei meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm' auf lichten Wegen
Lebend Dir entgegen,
Stell' erfüllt ſich dar.

Meiner Ankunft Schauern
Sollſt Du nie mit Trauern
Still entgegen gehn;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich Dich wandeln ſehn.

Mars.

Von dem Meere,
Wo die Heere
Muthig ſtehn,
Von dem Orte,
Wo der Pforte
Drohende Gefahren wehn,
Und der Ferne
Wendet ſich meine Kraft,
Und ich weile gerne,
Wo Dein Blick
Händlich Glück
Täglich ſchafft.

Jupiter.

Ich bin der oberſte der Götter;
Wer will ſich über mich erhöhn?
Ich ſchleudre fürchterliche Wetter;
Wer iſt's, wer kann mir widerſtehn?

Wie würd' es meine Bruſt entzünden,
Beſtritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem, was ſie für Dich empfinden,
Weiß ich gern alle ſie mir gleich.

Saturn.

Grau und langſam, doch nicht älter
Als ein andres Himmelslicht,
Still und ernſthaft, doch nicht kälter,
Tret' ich vor Dein Angeſicht.

Glücklich wie im Götterſaale
Sind ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh, wir ſegnen Dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geſchick,
Und auf himmliſch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück.

Deine Tage ſo umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring, der ewig glänzend
Mein erhabnes Haupt umſchwebt.

Cybele.

Im fernen Raum, wohin kein menſchlich Auge drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Geſang
Zu höhern Himmeln aufentzückte,

Dort ſchwebt' ich einſam unerkannt,
Seit vielen tauſend tauſend Jahren.
Ich war der Erde unbekannt
Und hatte nichts von ihr erfahren;

Nun rufen mich verwandte Sphären:
O Schweſter, bleib allein nicht fern!
Zum erſten Mal ein neuer Stern
Komm' auch herab Sie zu verehren! —

Bei Deinem Feſte ſcheint mein ſtilles Licht;
Zwar flieg' ich bald mit Widerwillen nieder;
Allein vor Dir und Deinem Anaſicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Sol.

Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht;
Und würd' ich finſter, trübe, kalt,
Erſtarrt' Alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes iſt ein edler Sinn,
Du liebſt ein edles Bild.

Die Wolken führ' ich gleich und ſchnell
Mit unverdroſſnem Arm;
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Erfülle, Fürſtin, Deine Pflicht
Geſegnet tauſendmal!
Und Dein Verſtand ſey wie mein Licht,
Dein Will' wie mein Strahl.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1796.

Der lang erſehnte Friede nahet wieder.
Und alles ſcheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die ſchärfſten Waffen nieder,
Dem Sieger iſt ſogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder.
Und Scherz und laute Freuden ſind erlaubt;
Und wir, als ein Gewölk aus höhern Sphären,
Erſcheinen heute Deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu deinen Füßen,
Und Blumen ſtreuen wir vor Deinem Schritt.
Die Eintracht darf ſich wieder feſt umſchließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.
In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergeſſen alles was es litt;
Dieß iſt der Wunſch, der jedes Herz belebet,
Das wieder friſch ins neue Leben ſtrebet.

Und Ceres wird verſöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt;
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,
Wird auch der Kunſt der ſchönſte Wunſch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegenſchlägt,
Und in der Ferne ſehen wir aufs neue
Der edlen Schweſtern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt bedeutend nach den Seinen
Und theilt mit Freuden freudiges Gefühl;
Man eilet ſich harmoniſch zu vereinen,
Und wir ſind hier an der Erſcheinung Ziel;
Du jährſt mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeihſt mild das bunte Maskenſpiel.
O ſey beglückt! ſo wie Du uns entzückeſt
Im Kreiſe, den du ſchaffeſt und beglückeſt.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1802.

Wenn von der Rudmerkünderin begleitet
Heroiſcher Geſang den Geiſt entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder ſchreitet,
Mit Lorbeer ſich das eigne Haupt umwindet.

Ein Denkmal über Wolken ſich bereitet,
Auf Schwindendes die ſüßeſte Dauer gründet,
Von Göttern und von Menſchen unbezwungen;
So ſcheint's, er hab' ein höchſtes Ziel errungen.

Doch hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Gefährlichſten ſich zugeſellt,
Dann ſteht und ein andrer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue ſchön're Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt Du Dich von jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband,
Und Fels und Baum, auf allen Deinen Pfaden,
Erſcheint belebt durch ihrer Götter-Hand;
Dich grüßen ſinnlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen Dich am Strand.
Wer einſam durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſollen wir nicht allzuweichlich fühlen.
Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag.
Wir fahren auf: Wer wagt's mit uns zu ſpielen?
Bald heimlich neidend, bald am offnen Tag!
Iſt's Momus, der im Feld ſich ühren mag?
Was uns geſchmerzt ſind allgemeine Poſſen,
Wir lachen bald, wo es uns erſt verdroſſen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Phantaſie in ihrem Reiche hegt;
Die Woge ſchwillt, die im verworrnen Streben
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt;
Doch Allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und jeder fühlt und neigt ſich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Feſt verguldet,
Die alles ſchaut und kennt, beleht und huldet.

Zum 30. Januar 1808.

Herzlich und freudvoll
Bringe der Treue Zoll,
Eingendes Chor!
Raſch wie der Hände Klang
Töne des Liedes Drang,
Steige der Feſtgeſang
Zu Dir empor!

Mitten in unſre Reihn
Stürmet der Krieg herein,
Umſtellt und hier;
Doch der nur Bildes denkt,
Erſchrecken ſich verwundert drängt,
Seiten die Fahne ſenkt,
Er neigt ſich Dir.

Hören beim Friedensfeſt
Auch ſich Trommete läßt,
Schon iſt es nah.
Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir!
Ergoß uns für und für!
So ſingt es da.

Wunden ſchon heilen ſich,
Wolken ſchon theilen ſich,
Dein Tag erſcheint.
Ehrfurcht und all' durchdringt,
Adelheid der Krieger bringt,
Heil Dir der Bürger ſingt,
Alle vereint.

Die romantiſche Poeſie.

Stanzen

zu

Erklärung eines Maskenzugs

aufgeführt den 30. Januar 1810.

Der Geburtstag der regierenden Herzogin von Weimar, der jedesmal als ein ausgezeichneteres Jahrfeſt begangen wird, rief in dieſem Jahre, bei den glücklichen Familien-Ereigniſſen in der Gegenwart hoher verehrter Gäſte, zu beſonders belebaften Feierlichkeiten auf. Für die demſelben gewidmete Maskenluſt ſchien es ein angemeſſener Schmuck, die verſchiedenen Dichtungen, denen unſre Vorfahren und auch die Unſrigen jenes hohen Feſtes freundlich eine vorzügliche Neigung ſchenkten, in bedeutenden mannichfaltigen Gebalten darzuſtellen. Ein Herold prägte ſich daher, aufſingend einen Minneſinger und Heldendichter, welche vor die hohen Herrſchaften zu beiden Seiten geſtellt, durch nachfolgende Strophen die vorüberziehenden, theils allgemeinen, theils individuellen Gebalten der modernen Poeſie ankündigten und erklärten.

Minnеſinger.

Von Wartburgs Höhn, wo vor ſo manchen Sonnen
Uns Eure Väter freundlich angerufen,
Wohin, noch froh gedenkt der alten Wonnen,
Der ewig rege Barbengeiſt ſich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Geberd Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geſchehend uns ergetzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und ſchätzet —

Heldendichter.

Da ſangen wir an jedem Feiertage,
Der Eurem Stamm die friſche Knoſpe gab;
Den ſpätentriſnen Ahnherrn trug die Klage
Melodiſch groß zum ſiegerſchmückten Grab;
Dann rühmten wir jede Wunderlage,
Das Heldenſchwert ſo wie den Zauberſtab;
Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
Dem frohen ſchönbekränzten zum Altare.

Herold.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
Der treu vor euch den goldnen Zepter hält,
Er bringt von jener Zeit gewiſſe Kunde,
Das Fürſten ſelbſt mit Liedern ſich geſchmückt,
Und führet vor Euch der froh in die Runde
Der Bilder Schaar, wie ſie uns dort entzückt;
Und zweierlei vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernſt des Helden.

Frühling.

Der Lenz tritt auf. Vom ſüßen Liebesmunde
Ertönt durchaus ein hoher Zauberſchall.
Nun wird der Welt erſt recht die frohe Stunde!
So ſingt und ſagt das Lied der Nachtigall.

Ein Seufzer fleigt aus treuem Herzensgrunde
Und Wonn' und Sehnſucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird ſich des ſondern Maiens,
So gut er kann, doch leider bald nur freuen.

Sommer.

Der Sommer ſteigt. Es wachſen Tag und Hitze
Und von den Auen dränget uns die Glutz;
Doch dort am Waſſerfall, am Felſenſitze,
Erquickt ein Trunk, erfriſcht ein Wort das Blut.
Der Donner rollt, ſchon kreuzen ſich die Blitze,
Die Hölle wähnt ſich auf zur ſichern Hut;
Dem Toſen nach kracht ſchnell ein knatternd Schmettern;
Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wettern.

Minnepaar.

Im goldnen Glanz, im bunten Farbenſpiritus
Der neuen Welt genießen ſie den Tag.
Er ſagt's ihr klar, wie er es freundlich meine;
Sie ſagt's ihm ſo, daß er es deuten mag.
Er wagt es nun und nennet ſie die Seine,
Er wiederholt's mit jedem Herzensſchlag;
Und ſo beglückt, bald offen, bald verſtohlen,
Des ſüßen Wortes em'ges Wiederholen.

Tanzende.

Ein leichter Sinn erhebt ſie von der Erden;
Das muntre Paar, es mag nicht ſtille ſtehn.
An Worte ſtatt ſind liebliche Geberden,
Die zwar im Takt, jedoch von Herzen gehn,
Und Schling' auf Schlinge Kettenglieder werden.
Wie luſtig iſt's, ſich nun ſelbſt zu drehn!
Mit leichtem Anſtand wechſeln ſie die Glieder;
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdluſtige.

Mit ernſtem Gang, zu ernſteren Geſchäften,
Zieht nach dem Wald ein friſches Jägerpaar,
Getroſt in ſich, ſchlank gleich den edlen Schäften,
Die ſich zur Luft ein hoher Wald gebar.
Sie lächeln ſtolz, vertrauend ihren Kräften;
Sie trotzen ſie der Mühe, der Gefahr.
Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
Wovor Diana ſelbſt nicht ſchützt, noch hütet.

Herbſt.

Den Fleiß belohnend aber tritt Pomone
Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
Mit Freuden ſehen wir den Kranz, die Krone,
Und viel genießt, wer deuter viel gethan.
Der Vater ſchafft, er freut ſich mit dem Sohne,
Aufs neue Jahr geht ſchon der neue Plan;
Im Kreis der Gäſte waltet froheß Leben:
Der Edle hat und will auch andern geben.

Spielende.

Beſitz iſt gut! der jedem wohl behaget;
Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
Fällt ihm vielleicht ſogar ein doppelt Loos.
Seinſt wenn Verluſt ihn hin und wieder plaget,
Iſt doch das Glück der Ungewißheit groß.
Mit Leidenſchaft genießen ſie des Lebens,
Und Amor ſelbſt belauſcht ſie nur vergebens.

Winter.

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen:
Denn iſt wohl Winter, wo die Sonne ſcheint?
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
Und jener ſeufzt und handelt wie er's meint.

Von allen Jahreszeiten, die wir kennen,
Iſt ſie's, die eine, die uns ſo vereint;
Die gab uns Dich, belebt zum hohe Feſte,
Und ſo erſcheint ſie uns die allerbeſte.

Norden.

Doch wendet nun von dieſem Blumengründen
Zu nord'ſchen Himmelsfeuern das Geſicht —
Woher auch uns mit Jugendglanz erſchienen
Die Majeſtät in ferndurchwebtem Licht —
Zum alten Volk wunderwunderbar Hünen,
Das wandernd ſich durch alle Länder flicht.
Mit welcher Kraft die Rieſenfäuſte ſchlagen,
Seht Ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunehild.

Dem Pol entſprießt die herrlichſte der Frauen,
Ein Rieſenkind, ein kraftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbſtvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde ſüß und mild,
So leuchtet, nie verſtellt vor unſrem Schauen,
Am Horizont der Dichtkunſt, Brunehild,
Wie ihres Nordens klare Sommerſonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr ſchreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr beſtimmt war, den ſie doch verlor.
Für ſeinen Freund erkämpft' er ſolche Beute,
Durchſprengte kühn das Zauberflammenthor.
Wie ſchön das Hochzeitlager ſich auch breite,
Die Freundſchaft ſiegt er ſtreng der Minne vor:
Dieß Schwert, ein Wort zwergenſinniger Schmiede-Hölden,
Schied Ihn und Sie! — O ſeltſames Vermälden!

Prinzeſſin.

Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr ſeht ſie hier!
Als Kaiſerskind trägt ſie die Goldgewänder,
Und doch iſt ſie des Schmuckes höchſte Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwiſchen Ihm und Ihr.
Sie bringt der Zwerg, die froſte Morgengabe:
Ein Liebespfand iſt mehr als Gut und Habe.

Rocher.

Ich ſpreche nun ſo breiter als bedächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm ſolches Glück verſchafft.
Als Pilger klug, als Gaſt freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt ſie weggerafft.
Zum ſchönſten Glück, zum höchſten Mutterloose:
Von ihnen ſtammt Pipin und Carl der Große.

Aspram.

Den mächtigſten von allen Kampfgenoſſen
Erblickt Ihr nun, den Rieſen Aspram.
Ein Hagelwetter aus der Wolk' ergoſſen
Trifft nicht ſo blind und breit als dieſer Mann.
Die Freunde haben ſelbſt ihn angeſchloſſen:
Denn wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
So ſchlägt er doch, ſchlägt Alles um ſich nieder
Und ſchonet nicht die eignen Waffenbrüder.

Recht und Ehre.

Die Welt, ſie wäre nicht vor ihm zu retten,
Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut,
Ihn hält das Recht, ein betreu Weib, in Ketten,
Der man getroſt ſo großes Amt vertraut;

Die andre tastet und sieht mit gebund'nen Ketten.
Indem sie schmachtend nach dem wilden schaut.
Er sieht verächtig an dem freien Tage,
Er sieht sich um und schaut, wohin er schlage.

Liebe.

Dann folgen Zwei. — Laß diese mich erklären! —
Sie sind einander beide nah verwandt.
Mit Sonn' und Mondes Glanz von höhern Sphären
Zu Welt und Welt und freundlich zugesandt;
Doch will sich diese nicht an jene kehren.
Sie streift allein, verbirgt, erzeugt das Land;
Und selten sieht man beide Schwester-Flammen,
Wie dort, gepaart, in Einigkeit beisammen.

Treue.

Und die Erscheinne zeigt sich frei und freier
Und irrt sich nicht am rauschenden Gelüst;
Sie sieht vor Euch, sie öffnet ihren Schleier
Und will getreu so vor der Menge gehn;
Freundbrust glänzet nun das stille Feuer,
Dem Glühwurm gleich, so anspruchslos als schön.
Sie widmet Euch den reinsten aller Triebe;
Gern folgt sie dem Verdienst, so wie der Liebe.

Ruhm.

Ein groß Verdienst weiß dieser zu erwerben,
Entbrannt für Menschenwohl von heil'ger Gluth,
Er schaut umher auf täglichen Verderben,
Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wuth.
Mit Drachenschweif wird Berg und Wald sich färben.
Die Ebne färben sich mit Räuberblut,
So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
Unholde nicht zu schaden sich erkühnen.

Weltlich Regiment.

So kommt zuletzt das Herrlichste zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer strebt;
Der Friede herrscht im unbegränzten Lande,
Wo Niemand mehr vor seinem Nachbar bebt;
Nun ehret der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt;
Nun will er selbst, er will den Herrn erwählen,
Dem aber fehlt's an Gilde und Prunk nicht fehlen.

Geistlich Regiment.

Mit allem soll sich auch die Schwester schmücken,
Doch Demuth soll ihr höchstes Kleinod seyn.
Sie geht mit freundlich huldgesenkten Blicken,
Und mit sich selbst so ruhig überein;
Doch würde sie der erste Platz beglücken;
Denn Hochsinn ist die zweite Stelle Pein.
Sie scheint der Schwester Hoheit nachzusinnen
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Kanzler und Clericus.

Auch kleinre Wesen kommen mit zum Spiele:
Gar manches wird durch sie geheim erregt.
Der eine, der gewandt mit spitzem Kiele
Das Reich begränzet, ja die Feinde schlägt;
Der andre, der entfernt vom Weltgewühle
Das Wort, zum Buch erstarrt, am Herzen trägt:
Sie, beide ruhig, wissen zu begeistern,
Sie gehen nach, und oft vor ihren Meistern.

Elbereich. Räthsel.

Im Stillen aber herrschet über diese
Und weit und breit ein wundersames Haupt.
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
Das jeder läugnet, jeder hofft und glaubt:
Der Welt gehört's, so wie dem Paradiese;
Auch ist ihm alles, ist ihm nichts erlaubt.
Verein' es nur in tiefstem Gemüthe,
Die Mündheit mit der Kindheit und der Güte.

Minnesänger.

Und voller Zutraun schließt sich an — die Menge;
Wir aber lassen sie in Frieden ziehn.
Ihr labt vor Euch ein lieberes Gedränge,
Gestatten vorgen Zeit, vorüber fliehn.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge,
Wir bitten, seht nicht flüchtig drüber hin:
Inwendig waltet überaus holde Scheue,
Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja selbst das Große schwindet gleich den Schatten,
Und die wird der thatenreiste Raum;
Drum soll die That sich mit dem Worte gatten:
Ein schöner Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum;
Luftwallend ziehn sich über grüne Matten,
So blüht er fort, der schöne Lebenstraum.
Was Euere beiden Väter, Ihr nach ihnen
An uns getheilt, es soll für ewig grünen!

Maskenzug russischer Nationen

zum 12. Februar 1810.

Festlied.

Rasch herein und nicht gezaudert!
Nicht getrotzt und nicht geschaudert!
Nicht gefragt und nicht geplaudert!
Hier ist Ernst bei Scherz.
Tänzig, fest, mit flottem Schritte,
Bringen wir zur Festes-Mitte
Fremde Kleider, fremde Sitte,
Wohlgekannten Herz.

So entlegen wir auch flammen,
Kreisend ziehen wir zusammen,
Wie das Chor von Sternenflammen
Sich um Eine dreht.
In dem Glanze Deines Wohles
Freuen wir uns unsres Wohles,
Wie der Feuerglanz des Pols
Sternenlicht erhöht.

Hin und wieder und zur Seiten
Ehrn wir fremd Gebilde scheiten,
Die die Freude zu bereiten
Wie sie jeder schafft.
Wandelt fröhlich zwischen diesen,
Die des Festes mitgenießen,
Zwischen Zwergen, zwischen Riesen
Und des Nordens Kraft.

Lächle, daß es Dir gefalle,
So gefallen wir und alle.
Nun erthut mit Einem Schalle
Lauter Mäusche Chor!
Hier bedarf es keiner Lichtung,
Alle zieht verwirrte Richtung.
Trage Wahrheit, trage Dichtung
Diesen Tag empor!

Geflüster.

Zu erscheinen
Mit den Seinen
In dem lichten Kreise,

Ihr Lieben.
Hoch und Lieber,
Das ist erster Wunsch!
Kommt gegangen
Ehrenvoll empfangen!
Diesen Augen
Zimmet frey Behagen.

Wir wir setzen
In dem weiten
Lampenhellen Saale!
Viele zeigen
Viele neigen
Sich mit einem Male.
Wenn es wären
Alle die Dich ehren,
Treu und munter;
Wär' es noch viel bunter.

Brautlied.

Er.

„Kommt hervor aus euern Kemenaten,
Brüder, ratbet mir! ich möchte gerne freyn."
Fragst du viel, so weißt du selbst verrathen;
Schau nur seitwärts herum und da und dort hinein.
Findest du sie still zu Haus
Und thätig und verständig;
Nicht nur den Hochzeitsschmaus;
Der Tanz ist gleich lebendig.

Sie.

„Kommt herein, ihr lieben Nachbarinnen,
Schwestern, ratbet mir! wem wird um meine Hand,"
Fragst du viel, du wirst nicht viel gewinnen:
Um dich selbst verschlingt sich ja das Band.
Ob er dir gefallen kann?
Die Augen mußt du fragen.
Ob's ein braver guter Mann?
Das muß das Herz dir sagen.

Beide.

„Einig sind die Zwei, die sich gefunden!
Eilet nun wohl: Ihr Leben eilet fort."
Fliehen doch für euch nun andre Stunden;
Euch gehört von nun an jeder Ort.
Hand in Hand, wie dieses Paar,
Wollen wir das Fest genießen;
Fröhlich jauchze die ganze Schaar
Und stampfe mit den Füßen!

Maskenzüge.

30. Januar 1818.

Die Gestalten gehn verändert,
Masken tauschen sie zu Feyn;
Doch sie sind und bleiben lieber,
Uns vom ersten Verein.

Sind sie wahr, denn wohl vernommen
Haben wir sie selbst gestiftet,
Und, wie es vielleicht gekommen,
Sie zum Theile mitgestaltet.

Denke nun zum vielen Male
Was, nach sternenheller Nacht,
Heller Tag im hohen Saale
Wunderfältig dargebracht.

Der Abwesende dem Maskenfest

zum 30. Januar 1818.

So wandelt hin in bunter Gestalten,
Bewegten Lebens reizende Gewühle,
Dem schönsten Tage lasset Lieder walten,
Im Herzen schaudert eigentliche Gefühle.
Ergetzen sollt ihr, geistreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichst mitte.
Der Dichter Alle segnet euch zum Frieden.
Abwesend sey es oder abgeschieden.

Maskenzug

bei

Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der

Kaiserin Mutter

Maria Feodorowna

in Weimar.

Den 18. November 1818.

Als Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach vermöge höchsterfreulichen Besuches endlich anerkannten, befanden sämtliche Theilnehmende: daß dabey einheimische Erscheinungen der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorerfüget und auf die vorsichtig und mannichfaltig gelungenen Arrieten beispielweise hingedeutet werden solle. Hiernach mögen denn der Inhalt des nunmehr summarisch verzeichneten Ganzen Ihro Kaiserliche Hoheit aufnehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius in Pilgertracht eröffnet den Zug. Weg und Stege zu segnen. Zwei Knaben mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten und sich derselben zu freuen. Drei Monate treten auf. October, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines weins- und fruchtbekränzten Genius. November im Jäger-Gestalt; fröhlicher Gesellenmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeyer. December, hausmütterlich verantwortend, mit Kindern, die an den Weihnachts-Geschenken, noch mehr aber an Elternhafter Gegenwart und Gunst sich ergetzen und ein herannahendes, der Welt segnendes Geburtsfest ankündigen.

Die Nacht, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahreszeit, so wie über die Feststunden sich anmaßend, führt den Schlaf herein, von Träumen umgeben, deren Auflösung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde, welche den meisten Menschen nur als Wunsch und Traum erscheinen. Begünstigten aber als Wirklichkeit verliehen sind.

Drei Verschwisterte treten auf. Epos, die Heldendichtung, sonst nur Unheil unter den Großen besingend, erfreut sich glückbringender Einigkeit der höchsten Herrscher.

Tragödie, gleichsam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daß das Ungeheure auch einmal heilbringend sey.

Komödie, fühlt ſich heiter in den Ueberigen, geht, ſich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genießen. Jene beiden andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten ſich, dem heutigen Feſte zu dienen und was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweiſen.

Feſtzug.

Die Ilme tritt auf, in der Ueberzeugung, daß ſie das Räthſelhafte dieſer Geſtalten-Reihe am beſten zu deuten wiſſe. Wielands Charakter, deſſen Denk- und Dichtweiſe wird von ihr umriſſen, das gaſtliche Verhältniß zu ſeiner Fürſtin verdeutet, des Tiefgurter Aufenthalts mit Anmuth gedacht.

Muſarion tritt auf, begleitet von Pharias und zwei philoſophiſchen Gegnern. Die Lehre von Mäßigung, Genügſamkeit, heiterm Genuß und ſtiller Duldung wird, nach des Dichters eigenſter Weiſe, kürzlich ausgeſagt.

Oberon und Titania, mit Feen und Elfen erſcheinend, geſtehen, wie ſie ihre Wiedervereinigung dieſem ſchönen Tage verdanken und bekennen ſich als Lehnsleute der Allerholdſten Gäſte.

Hüon und Amanda, durch der kleinen Geiſter Verſöhnung auch mit ihrem Schickſal ausgeſöhnt, bezeigen ſich dankbar für die ſegnende Wirkſamkeit. Scheraſmin und Fatime ſtimmen ein.

Der Uebergang zu Herders Leiſtungen führt uns auf deſſen ſchöne Eigenſchaft: die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimiſchen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu ſchließen. Deßhalb ſind Legende und Barde vorgeführt.

Terpſichore, noch gerührt an patriotiſche Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höhern Sinne berauſcht durch Adraſtea, die Ulrichtrute und Ausgleicherinde.

Nun aber treten auf Aeon und Aeonis. Er, als alter Griechgram, keineswegs erbaut von ſo viel Neuerungen des Tages; ſie aber, lebendig, heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäß, verſteht ihn zu beſchwichtigen, wozu das verjüngende Feſt ihr die beſten Bewegründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichſte Epoche ſpaniſcher Ritterthaten, zeugend vom Uebergewicht chriſtlicher Heldenkraft über mahometaniſchen Hochſinn, erſcheinen Cid, Ximene, Urraka. Was ſie andeuten, bringt jene den Deutſchen ſo tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzenreihe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines lebenden Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die Ilme tritt abermals hervor, und indem ſie ihm die Beſtändigkeit ſeiner Neigung zu ihr zum Verdienſt machtrechtfertigt ſie die übrige. Ein Ueberblick theoretiſcher Behandlung wichtiger Weltgegebenheiten wird gefordert, da alle folgenden Glieder des Zugs dramatiſche Werke ſind.

Mahomet erſcheint mit Palmyren und Selden. Als Muſterbild dramatiſcher Beſtrebung in Anſehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie ſolche früher die Alten, ſpäterhin beſonders die Franzoſen beliebt, ſann dieſe Darſtellung wohl gelten.

Die Ausſicht auf eine freiere Dichtart wird gegeben. Götz von Berlichingen tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgerüſtet. Wir ſehen Gattin, Sohn und Schweſter, voran den treuen Georg. Weislingen, Adelheid und Franz dürfen nicht fehlen. Landvolk zeigt ſich, den einfachen Lebensgenuß zur verworrenſten Zeit, Zigeuner dagegen, den geſetzloſen Zuſtand aufgeſucht anzudeuten. Doch wagt eine jüngere, durch ſinnvolle Sprüche, die harten Vorwürfe von ſich und den Ihrigen abzulehnen und auch ſich und ihre Gippſchaft höchſter Gunſt würdig darzuſtellen.

Das Perſonal von Fauſt giebt Anlaß zu einem umgekehrten Menſchenſpiel. Hier ſind nicht Zwei, die man für Einen halten muß, ſondern Ein Mann, der im Zweiten nicht wieder zu erkennen iſt. Fauſt als Doctor, begleitet von Wagner; Fauſt als Ritter, Gretchen geleitend. Die Zauberin, die das Wunder geleiſtet, mit glühendem Becher, tritt zwiſchen beiden Paaren auf. Mephiſtopheles verſteht Marthen, um ſeine Geſellſchaft ſtets zu exponiren. Er deutet auf eine zweite Erſcheinung. Zum Zeugniß, daß dieß alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, iſt noch friſche Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet ſich nun, als an ihrer eigenſten Stelle, da ſie Muſterreiter von Schillers Werken vorzuführen hat.

Braut von Meſſina tritt auf. Mutter und Tochter. Das verwaiſte Paar von Aurora eingeführt. Der Charakter dieſer Schickſals-Tragödie wird vorgetragen, derſelben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer ſolchen mit furchtbarer Conſequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entſetzlicher Wirkſamkeit, ſich uns grauenvoll entgegenſtellt, ſind wir zum düſterſten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höhern Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Geſtalten, die ihm durch Legende und Dichtung verliehen zugegeben worden. Uns freut vor allem ſein glücklich erworbenes Kind, Walther Fürſt, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal, ewig bund- und eidgenöſſene Namen! Auch die tüchtigen und gut geſinnten Landfrauen zieren die Geſellſchaft; ſo wie die bisher abgeſonderten Geſchlechter, Rudenz und Bruneck, ſich gerne fügen. Mehrere Landleute werden willkommen geheißen. Ja ſogar die Geſtalt Geßlers wagt ſich, verjüngt, unter ſeinen Widerſachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernſt und muthig heraustritt, findet er ſich faſt überraſcht, einen freieren Boden zu betreten, als den, woher ſie gekommen. Sie verlaſſen die Gegend glücklich, wo der Fürſt ſich mit den Seinigen verbindet, damit das anerkannte Geſetz auch ſogleich zur entſcheidenden

Ausführung gelangt, und Recht gegen Recht ſich nicht blos durch Hinderungen bewährt.

Von dieſer ſich unter einander beſtürmenden Geſellſchaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tauſende in ſich vereinigt fühlte. Wallenſtein tritt auf in ſeiner Kraft, die zarte nachgiebige Gattin an ſeiner Seite. Dämoniſch begleitet ihn Gräfin Terzky an der andern. Max. Thekla und ihre vertraute Neubrunn ahnen die bevorſtehenden Schickſale nicht. Höchſte Geiſtesgegenwart, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Pläne bezeichnen den außerordentlichen Mann. Aber ach! zu große Selbſtſucht, wankende Treue vergiften ſein hohes Gemüth. Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn ſogar. Der Sterndeuter will belehren, will überall auf die Richtung hinweiſen, die der Mann ſeinem eigenen Charakter verdanken ſollte.

Wallenſteins Lager verleiht uns eine Muſterkarte des ſeltſamen Heeres, welches der anziehende Name des weit berühmten Helden zuſammengerufen. Eingeführt werden ſie auf ihre eigene Weiſe, und wir treffen hier auf den heiterſten Punkt unſerer Darſtellungen.

Tiefres Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielverſprechenden Fragmente Schillers, der Mittelpunkt ruſſiſcher Geſchichte angedeutet werden ſollte. Wir ſehen dieſes hohe würdige Reich in behagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und unthätigen Uſurpator: Boris und Demetrius. Schwer iſt ſolch ein Zuſtand zu ſchildern, der den Geiſt des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Ausſicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen ununterbrochenen Erbfolge entſpringt. Marina, Arinia, Odowalsky zieren die Gruppe.

Mähr, nach ſo viel Ernſt, ein leichtſinniges Mährchen zum Schluſſe gefallen. Altoum, fabelhafter Kaiſer von China; Turandot, ſeine räthſelliebende Tochter, ſtellen ſich vor. Kalaf, ein kühner Bewerber, Adelma, eine leidenſchaftliche Nebenbuhlerin, Zelima und ein wunderliches Maskenaufzug erwittern ſich, wie dem Ganzen, Genehmigung und Nachſicht.

Epilog.

Die Muſe kann ſich nicht verſagen, noch einmal zu erſcheinen und ihren höchſten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt feſtlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darſtellung allzuvieler poetiſcher Erzeugniſſe gleichſam ungeduldig, herein der Tag, begleitet von Pallas Athene, welche den Bund mit ihrer ſo lange beglückten getreuen Stadt feierlichſt erneuert, und von Clio, die ſich verpflichtet, deren Ruhm aufs neue, gegenwärtiges Jahr verkündend, in aller Welt auszuſtreuen. Vorgeführt werden ſodann: Künſte und Wiſſenſchaften. Alle, bisher von dem höchſten Haupt für mannichfaltige Dienſte gepflegt und genarret, widmen und empfehlen ſich einer froh glücklichen Nachkommenſchaft.

Feſtzug,
dichteriſche
Landes-Erzeugniſſe,
darauf der
Künſte und Wiſſenſchaften
vorführend.

Prolog.

Ernſtus, als Pilgrim. Zwei Knaben mit Reiſebedarf.

Eure Pfade zu bereiten
Scheut' ich allen andern vor.
Treuer Genius der Zeiten
Leitet gebückt in Pilgerflor.
Auf den Zwillings-Tafelſtäben
Seht ihr manchen heitern Raum,
Gründend, bildend wir von Büchern,
Aufgeregten Frühlingsträumen.
Flüſſe blinken, Städte prunken.
Wie das Licht den Aether ſchwellt,
Kreiſ' auf Kreiſe, Funk' auf Funken,
Und die Welt iſt erſt die Welt.

Erben wir am Himmelsbogen
Bilder glanzend aufgeſtellt,
Räume haſt Du nun durchzogen,
Wo Du Tochterglück erhört.
Seh'n wir Enkel Dich umſchweben,
Reichlich wie Granate glüht,
Segnen wir das Blütenleben:
Denn Du biſt es, die erblüht.

Nacht allein tritt auf.

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne.
Mein düſtrer Schleier deckt ſich vom Geſicht.
Die Majeſtät iſt milder als die Sonne,
Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
Doch wenn ich denke: daß ich alles fülle,
Daß nur in mir die helle Sonne ſtrahlt,
Aus dunklem Grunde blinkend, lieblich, fülle,
Stets Stern an Stern in ew'gen Bildern malt;
Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
Jedoch mein Mund, der unberedte, ſchweigt.
Wo iſt ein Gold zu Faſſung der Juwelen?
Wo iſt ein Schmuck, der dieſem ſich vergleicht?

Drei Monate treten auf.

Nacht über ſort.

Drei Monden ſind es, die mir Gunſt erwieſen,
Stets länger, breiter breitet mein Reich ſich aus;
Ich kann ſie dreimal hoch und herrlich preiſen:
Denn ſie verherrlichen das hohe Haus.

October als Weingott.

Wenn dieſer ſich mit Kranz auf Kranz bekränzt,
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin aufs reichbegabte Leben.
Wie er ſich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie behaglich die Kelter fließen mag,
Das iſt es nicht: denn ihm allein gebührt
Des Feſtes Feſt, ein auserwählter Tag;

Das
Jahrmarkts-Fest
zu Plundersweilern.

Ein Schönbartspiel.

Ein Tag ſo heiter, im Zeitenkreis geſtellet,
Der fünfundzwanzigſte bietet ſeine Zahl,
Der Sie dem Licht, ein neues Licht, geſellet,
Sich wiederbot' er überjährigmal!

November als Schütze.

Dieſer, der nach Jägerweiſe
Wälder, Berg und Thal durchſtreift,
Tritt derbei zu Deinem Preiſe,
Da er nicht im Weiten ſchweift;
Mein! das ſchöne Glück ergreift
Zu begleiten Deine Reiſe.

Hinter Leers Flügelwagen
Wie ſich flug die Furche ſtürzt,
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erndtefeſt ergötzt:
Wird er ſo auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort geſegnet ſehen
Deines Zuges reiche Spur.

December als Mann, mit zwei Kindern.

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geſchmücket,
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Erſehnte wird herangerücket,
Das hohe Feſt wird glanzvoll früh begangen.
Was Kinder fühlen, wiſſen wir nicht leicht! —
(Zum Kinde.)
Magſt du, mein Schatz! dich unterwinden
Und wie es dir im ſtillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme ſelbſt verkünden?

Weihnachts-Kinder.

Der Winter iſt den Kindern hold,
Die jüngſten ſind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flüglein Gold,
Der guten Kindern lohnt.
Sie ſind geſchenkt, ſie ſind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun ſind wir fromm auf Lebenszeit;
Der Himmel that ſich auf.
Sie kommen, bringen, groß wie mild,
Ein einzig Weihnachtsfeſt!
Auf Erden bleibet Ihr ſein Bild,
Rund und im Herzen feſt.

Ich weiß, wir dürfen Dir uns nah'n,
Und gönnſt Du jede Zeit,
Wie ſelig iſt es zu empfahn,
Und Dank iſt Seligkeit.
Bedürfniß macht die Kinder gleich,
Sie blickt und hilft geſchwind:
Denn Hoch und Niedrig, Arm und Reich,
Das alles iſt Ihr Kind.

Schlaf und Nacht. Leyere ſpricht.

Er ſchwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der volle Knabe! Sanft auf mich gelehnt,
Sieht er geblendet! —
(Zum Schlaf.)
Kann dir nicht gewähren,
Wonach du dich ſchon Stundenlang geſehnt.
Hier iſt nicht Rub', hier ſind nicht weiche Pfühle;
Jedoch, wie ſonſt, vertraue mir.

Ich ſchirme dich im glänzenden Gewühle,
Was Andre ſehn, im Traume zeig' ich's dir.
(Sie führt fort die Träume anzuzeigen.)

Vier Träume,
menſchliche Wünſche und Glückſeligkeiten vorſtellend.

Erheben ſtehn auf höchſter Stelle,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrſchend über Sturm und Welle
Sey Wenigen, den Würdigſten zu Theil.

Doch pflichtgemäß, beſtehlgemäß zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,
Im lichten Roglanz ehrenvoll zu handeln,
Sey Mehreren, ſey des Verdienſt's Geſchick.

Wenn der Beſitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte was ihm angehört.
Das haben Viele ſich errungen,
Genießen ſie es ungeſtört.

Doch wieder jung in ſeinen Kindern werden,
Auf ewige Tage ſich zu freun,
Das iſt das höchſte Glück auf Erden
Und iſt der ganzen Welt gemein.

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger ſäumen,
Und ſage mit Beſonnenheit:
Das alles kann ein jeder träumen;
Euch ganz allein iſt's Wirklichkeit.

Er träume fort und ſchaue geiſt'gern Blicks,
Was Euch die Götter Gänſt'gres zubereiten;
Mir, wachend glücklich, Jungen Eures Glücks
Und hochgetroſt für ewige Zeiten.

Drei Dichtarten.

Epos, Tragödie, Komödie.

Epos.

Mit Zuverſicht darf ich mich hier erdreiſten,
Dem Allergrößten war ich ſtets vertraut.
Wenn andre ſtaunen, wenn verwirrt ſie beben,
Da fühl' ich mich von Grund aus auferbaut.
Schilden trägt' ich, trägt' Unüßen kräftig.
Im Tiefſten fromm, an heitrer Lebensbruſt,
Und alles Andre, was unter geräthtig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Luſt;
Er zuverſichtlich trat ich hier herein,
Nun ſcheint' ich mir nur mein Geiſterſpuk zu ſeyn.

Ernſt wiederholt' ich: wie die Herrn der Schaaren,
Achill und Agamemnon, ſich entzweit,
Den Jammer um Patroklos, Hektors Bahren
Erſtritt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittlerweil' ich tauſend aber tauſend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun alles abgethan erſcheinen,
Die Großen ſeyn ſich, einem ſich, vertrauen.

Tragödie.

Das Ungeheure war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchſten Sinn,
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenſchaften, gräßlicher Gewinn!
Herr aber muß ich eigens mich erhalten,
Indem ich Zeit und Ort entformet hin.
Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Beſten
Verklärte ſich's, verklärte ſich's zu Feſten.

Komödie.

Ich aber, Schwestern, kann mich nicht verleugnen.
Mit frohem Sinne blick' ich alles an.
Hier kann sich nichts als Freudiges ereignen,
Ich brauche nichts zu thun, es ist gethan.
So will ich mich in dieses Band verweben,
Und was mir abwärts führt' ich froh daran.
Herr sieh' und fühl' ich ein erregtes Leben,
Ich theile, was ich sonst gegeben.

(Guiscard fällt.)

Epos.

Die Wirkung dieses Festes fühl' ich gleich;
Ein neuer Sinn muß uns vereinen.
Den Rächen tröst' ich meinen Todesstreich,
Und du, enthalte dich von Klag' und Weinen.
Wir sind verändert! — Stolzes Thatgedränge
Zu seinem Ziel und Zweck ist uns ein Traum;
Verwirrtes Wogen unverstand'ner Menge,
Den allen Träumen ist's der schwerste Traum.
Nothwendigkeit und Schicksal! beide Strenge! —
Hervor, o Schwester, frei im freisten Raum!
Nicht übertrieb darf sich Leidenschaft erkühnen;
Die sanfteste Leidenschaft ist, hier zu dienen.

Tragödie.

Den preise selig, der erfährt,
Was Millionen sich ersehnen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert hier zu stehen,
Daß hohe Güter ist uns gewährt.
Die Geist und Liebe diesen Saal durchweben,
Dem Fühlenden Gefühl bezeugnet,
Wie jeder sich im Ganzen zeignet,
Gelinge lieblich zu entfalten
Uns, Eurem Dienst entzündeten Sibyllen!

Epos.

Den Jubel hör' ich schon des muntern Zuges,
Wie froh verschlungen jeder seinen Gang;
Denn was ihm heut gewährt ist, raschen Fußes,
Bleibt würdiger Genuß das ganze Leben lang.
Nur Augenblicks an dieser Stelle halten,
Von Euch bemerkt, Euch nah zu stehn
Ist höchste Gunst, die sämmtliche Gestalten
Durch meinen Mund vorläufig anerkennt.
Damit jedoch im solchem Lustgetümmel
Der Sinn erheitre, der verschleiert bleibt,
Gestaltenreich, ein überdrängt Gewimmel,
Dem innern Sinn, so wie dem äußern genügt;
So melden wir: daß alles, was vorhanden,
Durch Misgunst den Unwissen entstanden.

Tragödie.

„Man hält mit jedem Streiche sich gesäumter,
Wenn er ein Landerzeugnis! — Mag der reiche
Dem Ausland bleiben! — Einer Kreis verödet,
Und einet sich dem Ansehnn höchster Gaste."
So sagte Jene, die uns angereizt,
Selbstthätig weis uns alle zu beseelen;
Gesichert nunmehr, was sie uns auferlegt,
So können wir in seinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugnissen dem Dichtergeist
Im stillen Thal der Zeiten kannst gelungen,
Ist mehrentheils was dieser Zeit bewirkt,
Er kommt, Gestalt Gestalten auszuringen.

Und wenn die Guten — sag' ich's nur gerührt —
Die und der Welt Bedeutnisse gebieten,
Vorüber sind, so irr zu Lust und Leben
Was sie verwacht vor diesen Tag geführt.

Festzug.

„Wenn vor deines Kaisers Throne
Eher vor der Vielgeliebten,
Je dem Manne wird gehuldigt;
Sey es dir zum höchsten Lohne.

Solchen Augenblick verehret:
Denn das Glück der solchen gönnte:"
Also singt vom Oriente
Her des Dichters weise Lehre.

Glücklich preisen wir die Guten,
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in kurzvergangnen Tagen,
Weggeführt des Lebens Fluthen.

Die Zime tritt auf.

Wenn die Zime, still im Thale,
Manchen goldnen Traum gefangelt;
So erlaubt, daß doch im Saale
Sie den Feuerzug durchschlängelt.

Denn ich muß am besten wissen
Wie die Räthsel sich entsiegeln;
Die sich solcher Kunst befliessen
Haben sich in mir gespiegelt.

Drüben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied entstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeflößt nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesnen Sphäre,
War des Mannes beste Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gesungen,
War sein wohlgeführtes Leben
Stets ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei dem vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft geradelt, nie gehaßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werther Gast.

Musarion.

(Dritter Gesang.)

Ein junger Mann von schönen Gaben,
Von edlem Sinn und rascher Lebenslust,
Um Antheil an der Welt zu haben
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Brust.
Gesellen, Freunde, mancherlei Gestalten
Von großer Tüchtigkeit, kreisen um den Tag.

Bei Fest und Tanz, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück, was es im Glanz vermag.
Doch weich ein Nachtisch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht. — Und alles ist verschwunden.

Er steht allein! Jetzt soll Philosophie
Bald ernst, bald schwarmerisch, ihn heilen.
Die eine fordert streng, die andre würdigt nie
Im Boden Wahrheit zu verweilen.
Den sie bedauern sollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt ist jede Kraft,
Verblüdert Haupt, erschlafft alle Glieder.
So wirft er sich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falschem Argwohn nie verlassen.
Sie sieht's, die mir die besten Lehren giebt:
„Warum das Leben, das Lebens'ge hassen?
Besinne nur in mildem Licht
Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte
Und Ueberspannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laß ihn fühlen, was ihm selbst gebricht.
Du, selbst kein Engel, wohnst nicht unter Engeln.
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, lieber schlecht,
Die Menschen sind, trotz allen ihren Mängeln,
Das Liebenswürdigste was es giebt;
Abwahr, es wechselt Pein und Lust.
Genieße, wenn du kannst, und leide, wenn du musst,
Bereit den Schmerz, erfülle das Verlangen.
In einer Frauenbrust, einem Freund gelenkt,
Mitfühlend lerne, wie der andre denkt.
Gelingt es dir, den Starrsinn zu besiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen."

Wer von dem höchsten Fest nach Hause kehrt,
Und findet was Mustorien gelehrt;
Genügsamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth, das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebsten steht —
Der Gröst' und Kleinste wünscht es immer so.
Gefehlt, es war kein eitles Prangen.
Mit diesem Bild den Schauzug anzufangen.

Oberon.

Das kleine Volk, das hier vereint
In luftigem Gewand erscheint,
Sind Geister voller Sinn und Kraft:
Doch wie der Mensch voll Leidenschaft.

Der König und die Königin,
Titania, Oberon genannt,
Entzweiten sich aus Eifersinn
Und wirkten, schadenfroh entbrannt:
Anbeut jedoch im höchsten Flor
Und Glanze treten sie hervor.
Lange an Verdruß und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute sich versöhnt.
Wohl wissend, wie vor Eurem Blick
Mißwollen bebt und Haß zurück.

Denn daß die Wesen sich entzweien,
Das möchte ganz natürlich sein;
Jedoch Natur, bekrieget von Euch,
Gern unterwirft sich Eurem Reich,
Und jedes Gute, das ihr thut,
Kommt vielen andern auch zu gut.

So ist es! Dieser junge Held
Gar wohl gepaart vor Euch gestellt.
Der schön beisammen Amanda sie.
Ihr große Kraft und derbe Müh.
Weil Zwist in dieser Geister-Schaar
Auch Zwietracht in seinem Busen war.

Das alles hast Ihr abgestellt.
Den Himmel diesem Kreis erbeten.
Und Huldin hat's verdient! Die schwerste That
Ward ihm geboten; diese saubre Rath.
Mehr darf ich mich zu sagen nicht erkühnen.
Denn es bewährt sich, daß es Wahrheit sey;
Gott, seinem Kaiser, Einem Liebchen treu,
Dem müssen alle Geister dienen.

Die Ahne.

Ein edler Mann, bestrebt zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn erfreulich,
Herdet in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendfältig durch die Länder fleucht.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und tauschet in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen,
Was jeden in der Muttermilch ergötzt,
Er hört erzählen, was von guten Dingen
Urväters Wort dem Vater zugeschätzt.
Das alles war Ergetzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es Eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Beisend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprache und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, allein gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Isis umbangen Atmosphäre
In Traumgestalten düstrer Klage windet,
Dort heiterm Sonnenglanz im offnen Meere
Das weite Land entgegter Seite findet:
Sie meinen's gut und fromm im Grund, sie wollen
Nur Menschliches, was alle wollen sollten.

Wo sich's verflechte, wusst' er's aufzufinden.
Freudhaft verhüllt, verschleiert leise als Scherz,
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen
Humanität ihr unser ewig Ziel.
O, warum schaut er nicht, in diesen Tagen,
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen!

Terpsichore. Adrastea.

Denn, ach, bisher das goldne Saitenspiel
Terpsichore's ertönte nur zu Klagen,
Ein Lied erklang aus schmerzlich tiefer Brust:
Die Welt umher, sie lag zerrissen,
Entflohn die allgemeine Lust:
Das Leben selbst, man kennt' es missen.
Doch Adrastea zeigte sich.
Des Glückes Aera war gegeben,
Vergangenheit und Zukunft freuten sich,
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

Aeon und Aeonis. Beyers Lyrik.

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Gestalt,
Ihr seht es jung, ihr seht es alt;
Zusammen geben sie noch eine kleine Strecke,
Ungleicher Schritt befördert nie.
Die Zeit verschleißt nicht nur die Zwecke,
Auch andre Mittel fordert sie.

So weiſe, klug er auch gehandelt,
Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
Auf einmal anders wird gewandelt
Und andre Weisheit wird gelehret.
Was galt, es ſoll nicht weiter gelten,
Nichts mehr von allem iſt erprobt,
Daß, was er ſchuf, darf er nicht ſchelten,
Nicht loben, was er ſonſt gelobt;
Sogar in ſeinen eignen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht,
Man ſucht nicht mehr ihn zu gefallen,
Da er verſtellt, geehret man nicht.

Er würde ſich das Leben ſelbſt verkürzen,
Vergweifelnd ſich zum Opfer ſtürzen;
Doch ſeine Tochter hält ihn feſt,
Verſteht ihn tiefinn zu erfreuen,
Beweiſt, mit tauſend Schmeicheleien,
Daß er ſich ſelbſt weit thörichter hintergeht.
Was ihm entgleite, ſie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg' iſt ohne Zahl;
Was ihn verließ, es kam ihr nachgerannt,
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tauſendmal.
Zum Glücke lacht Ihr und herein;
Denn ſolch ein Feſt kennt' er ſich nicht erwarten;
Er ſieht, es blüht ein neuer Garten.
Der blüht für mich; was mein iſt, bleibt auch ſein.
Er führt ſich beſſer, als in beſten Zeiten.
Iſt neu belebt und wird mich froh begleiten.

Eid.

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchichte und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier iſt Eid und hier Kimene,
Muſter jedes Heldenpaares,
Donna Uraka, die Infantin,
Zarter Liebe Muſterbild.

Wie der Jüngling, faſt ein Knabe,
Ehre ſeines Hauſes rettet;
Aber ſie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vaſallen;
Seinem Könige getreueſter,
Bald erboren, bald verbannt.

Und Kimene, Hausfraumutter,
Rein beſtrebt auf ihre Tochter,
Wenn Uraka ſtill im Herzen
Hegt ein ſtrahlgleichres Bild.

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Aber ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniß.
Kaum von allerhöchſten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und ſo eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Freiſe das Heldenlied zu hören,
Wie es unſer Herder gab.

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieler Gaben,
Daß nicht tiefverſchloßne Treuen
Dieſen Tag verblüheten.

Die Ame.

Da bin ich wieder, laßt mir nicht nehmen
Den anzuſtaun'gen, der nun folgen ſoll.
Er muß ſich jetzt zur Einſamkeit bequemen;
Doch iſt ſein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiß, daß er nicht wandert,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdankt.

Die Bäume ſämmtlich, die mich hoch umſchatten,
Die Felſen rund und ſeltſam angetraut,
Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
Doch heute ließ er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück vor Euch genannt zu werden.

Doch ſeyd ihm gnädig, wohlgeſtimmt erdulden,
Wenn Seltſames vielleicht vor Euch erſcheint.
Als Dichter hat er manches zwar verſchuldet,
Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich ſetze mich allein, die andern ſtehen,
Da nehm' ich wohl ein Herz, und will's erflehen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute vor den vielen Stufen
Unſres Pyramidenlebens
Viel unter und nicht vorgerufen;
Drum von außen und von innen
Iſt gar manches zu gewinnen.

Daß nun dieß auch deutſche Leute
Bei Seltenheit erfreute,
Lieh er auf der Bühne ſchauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.
Meiſtes zuerſt, dann viele
Namen zum belebten Spiele,
Immer nach verſchiednen Formen,
Strengen und beliebten Normen;
Da denn unter dieſem Hauſen
Allerlei mag unterlaufen,
Womit ich mich nicht befaſſe.
Sondern bittend Euch verlaſſe:
Daß Ihr's freundlich mögt beſchauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen!

Mahomet.

Der Weltgeſchichte wichtigſtes Ereigniß:
Erſt Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Prophetenzeugniß
Ein neu Geſetz den Völkern auferlegt;
Die größten Thaten, die geſchehen,
Wie Leidenſchaft und Klugheit ſtreitend wirkt,
Im kleinſten Raume dargeſtellt zu ſehen —
In dieſem Sinn iſt ſolch ein Bild bezirkt.

Das einzig macht die Kunſt unſterblich,
Und leiht der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß ſie was groß und würdig, was verderblich,
Vom je betrachtet als ihr Eigenthum;
Doch mußte ſie bei Fülle und Reichthum beuten
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beſchränken.

Der Gallier that es, wie's der Grieche that;
Der Britte drang, mit wenigem Bemühen
Gewohnt die Segel aufzuziehen,
Erfand sich einen andern Rath:
Erfindungskraft verlangt er, die so gerne
Gefährlich schwärmt, den Tag im Tag verstäßt.
Von nächster Nähe bis zur weitsten Ferne
Die schnellsten Wege hin und wieder mißt.
Der es beliebt, zu immer regem Leben,
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verstand gefordert, um zu richten,
Ob alles wohl und weislich sey gestellt;
Hier fordert man Euch auf zu eignem Dichten.
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt.
Wo Dichter, Spieler, Schauer sich verbinden,
Sich wechselseits erwärmen und entzünden.

Gott von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht freientwickelt sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: Schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild,
Alsbann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was es verbirgt im tiefsten Hintergrunde.

Die Schreckenstage, die ein Reich erfahrt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Zwist entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht,
Die schilder' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnrung solcher Art.

Doch dieses Bild führt und heran die Zeit.
Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verwerren wollte. Jeder Krummstab, Schwert,
Feindselig sind dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegerisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmähte Habsucht, kühne Wagnis galt.

Ein deutsches Rittersherz empfand mit Pein,
In diesem Wust, den Trieb gerecht zu seyn.
Bei manchen Zügen, die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam.
Bald gab er selbst, bald brach er das Gesetz,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit.
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug;
Er, würdigkräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unweislich unterging.

Ihm steht entgegen, selbstgewiß, in Pracht,
Des Pfaffenbetes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirrend Frauensinn.
Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leiblichen sich freut,
Und ferner ihn Zigeuner zeigen an,
Es sey um Ordnung in dem Reich gethan:
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie, daß man im Dürftern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz,
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.

Zigeuner Tochter tritt vor.

Schwestern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen sagen.
(Zur Gesellschaft.)
Eure Gnade sey zu uns gekehret!
Ihr verdammet uns nicht ungehöret.

Werde wahrsagen wissen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen;
Aber unsre Augen brennen
Lichterloh in Finsternissen
Und erhellen und die Nächte.

So kann unserem Geschlechte
Nur das Höchste heilig däuchten;
Gold und Perlen und Juwelen
Können solcher edlen Seelen
Himmelsglanz nicht überleuchten.
Der allein tilg's, der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
Sieben betreffen, sagt und wieder
Mutterlieb', so süß vom Throne,
Zu der Tochter, zu dem Sohne;
Doch sie steigt vom Throne nieder
Und beseligt niedere Hütte.

Kenner Wunsch. Bedürfnis. Bitte
Einzig, bevor sie ausgesprochen,
Allem, allem thut sie Genüge.
Daher leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knäblein anlockend,
Eine Gegengabe Gottes!

Faust.

Mephistopheles tritt vor.

Wie mag' ich's nur bei solcher Jacken Schimmer!
Man sagt mir nach, ich sey ein böser Geist.
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin nicht schlimmer
Als mancher, der sich hoch fürtrefflich preist.
Verstellung, sagt man, sey ein großes Laster,
Doch von Verstellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaßter
Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
Und drunter liegt ein glattes Kinn:
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu verschiedstem Gewinn.
Auch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache führet nicht die Welt.
Wenn scharfes Aug' des Herrlichsten die Verirrung
Stets unter sich, in kräft'ger Leitung hält.
Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts, denn alles ist draußen.

Nun hab' ich mancherlei zu sagen,
Es klingt drinab wie ein Gedicht;
Verdenn' ich's auch, am Ende glaubt ihr's nicht.
Es muß ich's drum wie vieles andere wagen.

Hier steht ein Mann, ihr seht's ihm an,
In Wissenschaften hat er g'nug getban,
Wie dieses Vieleck, das er trägt.
Beweist, er habe sich auf vielerlei gelegt;
Doch da er Kenntnis g'nug erworben,
Ist er der Welt fast abgestorben.

Und iſt, um reſolut zu handeln,
Mit heiterm Angeſicht zu wandeln,
Sein Aeußeres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;
Und ſein Geſelle wohldebächtig
Streckt in den Büchern übermächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und ſich in die Magie gewühlt,
Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er ondlte ſich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er, daß es auch nicht ging.

Gequält wär' er ſein Lebelang;
Da fand er mich auf ſeinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben,
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht ſollt' in Grillen, Phantaſien
Und Spintiſtereei entfliehen.
So lang man lebt, ſey man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verſtändig.
Ließ alſobald ſich wohlgefallen,
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führet uns nun zu andern Künſten,
Die gute Dame war zu Dienſten.
An einem Becher Feuergluth
Thät er ſich eilig was zu gut.
In einem Wink, eh' man's verſah,
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn iſt keine Spur,
Das iſt derſelbe, glaubt es nur.

Und wenn euch dieß ein Wunder däucht,
Das Uebrige ward alles leicht.
Ihr ſeht den Ritter, den Baron
Mit einem ſchönen Kinde ſchon.
Und ſo gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberin und der Nachbarin.
Ich hoffe ſelbſt auf Eure Gunſt!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das ſchönſte Kind dem treuſten Freund verbinden,
Das iſt gewiß nicht ſchwarze Kunſt.

Braut von Meſſina.

Aurora ſpricht.

Bedrängtes Herz! umſtürmt von Hinderniſſen,
Wo käme Rath und Hülfe mir heran!
Gedankenlos, im Innerſten zerriſſen,
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicks möcht' ich den Jammer dämpfen
Der ſtechend ſchwer mir auf dem Buſen liegt.
Ich ſoll mit mir, ich ſoll mit andern kämpfen;
Beſieg' ich dieſen Feind, der andre ſiegt.

So aus der Tiefe dieſer Schlucht der Peinen
Blick' ich hinauf zum ſchmalen Himmelsſtrar!
Schon wird es heller! ach, ich durfte weinen,
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar.
Und ſchon begann' ich reiner Friedenstänze,
Die heilge Zweige der Entſühnung bringt.
Ich ſehe noch, allein der Ruf verklingt,
Ich ſehe nicht wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerſchlag erſchreckt,
Sich Fels und Wald und Umkreis von den Höhen
Mit ſchwer gefentter Nebelmaske deckt,
Uns Nacht am Tag umhüllt, der Himmel flammet,
Seltſam gekreuzt, Strahl am Strahle ſtrahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte malt:
Das Schickſal ſpricht, das ohne Schuld verdammet.

So ſprech' ich's aus im Namen dieſer beiden;
Sie ſchauen ſtarr, ſie finden ſich verwaiſt;
Von unverdienten unverdienten Leiden,
Wie ſcheues Wild vom Jägergarn umkreiſt.
Vergebens willſt du dir's vernünftig deuten;
Was ſoll man ſagen, wo es bitter beißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Böſen!
Ein ſchwierig Räthſel, räthſelhaft zu löſen.

Uns zum Erſtaunen wollte Schiller drängen.
Der Sinnende, der alles durchgeprobt.
Gleich unſern Geiſt gedeutet's anzuſtrengen
Das Werk, das herrlich ſeinen Meiſter lobt. —
Wenn Fellenriſſe Bahn und Zebret verengen,
Um den Gefangſteten die Welle tobt,
Alsdann vernimmt ein ſo bedrängtes Ziehen
Religion allein von ewigen Höhen.

Teli.

Wie herrlich raſch tritt dieſer Zug hervor!
Sie bringen von Elyſiums Geſtaden
Das Nachgefühl erhabner Thaten,
Es lebt in ewigem Jugendflor.
Doch immer ernſt! — Was ſie gewonnen,
Im Dunkeln war es angeſonnen,
Mit Grauſamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat ſtille Weisheit Jahre lang zu dämpfen,
Stets mühevoll iſt ihre Bahn.

Nun kommen ſie zu heitern Stunden;
Am Schluß der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was ſie entriſſen wird gegeben,
Und jeder wirkt im freien Leben
In ſeinem und der andern Glück.

Die mit dem Fürſten ſich berathen,
Sie fühlen ſich zu großen Thaten,
Zu jedem Opfer ſich bereit.
Je einiger ſie ſich verbündet,
Je ſicherer iſt das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenſtein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchſten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches gerathen,
Er dankt ſich ſelbſt das eigene Geſchick.
Gewalt'ge Kraft die Menſchen aufzurufen,
Sie zu verſammeln fürchter That,
Im Plane ſicher, mit ſich ſelbſt zu Rath,
Des Kaiſers Günſtling, nächſt an Thron und Stufen.

Die zarte Gattin gern an ſeiner Seite,
Der Tochter Hochſinn, Thetas Jugendlichkeit,
Max treuaufmunt, ſo wie er thut und ſpricht;
Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
Doch wir empfinden deutlich Angſt und Grauen,
Solch äußres Glück im hellſten Licht zu ſchauen.

Woher denn aber dieſes innre Zagen,
Das ahnungsvoll in enger Bruſt erbebt?

Wir wittern Mannesmuth und Mißbehagen
Des Manns, der noch und immer höher strebt.
Und was kann gräßlicher dem Edlen beißen,
Als ein Entschluß, der Pflicht sich zu entreißen.

Da soll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob dieses oder jenes wohlgethan;
Dem Irrthum leuchten, zur verworrnen Bahn,
Gestirne fassen, die noch so herrlich blinken.
Der Zug bewegt sich, schwebt vorbei.
Es war ein Bild: Das Herz ist wieder frei.

Wallenſteins Lager.

Mephiſtopheles ſpricht.

Gefährlich iſt's mit Geiſtern ſich geſellen!
Und wenn man ſie nicht kraftig vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hangen.
Und hat er noch ſo ſtill gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen —
Mich zieht die Kameradſchaft an
In Reih und Glied mit ihnen mich zu ſtellen.

Ich kenn' euch wohl, ihr ſeyd die Wallenſteiner.
Ein tödtlich Volk, ſo brav wie unſer einer.
Ihr kennt auch mich, wir ſprechen frei;
Mit einem Wort, daß ich das Lob vollende:
Da wo nichts iſt, da hat ihr reine Hände.
Doch das war damals und ich war dabei.
Seyd ihr beiſammen! Ja! Wachtmeiſter?
Hier!
Die Cüraſſiere?
Hier!
Die Holk'ſchen Jäger?
Hier!
Croaten?
Hier!
Ulanen?
Hier!
Die Marketenderinnen? —
Ich ſehe ſie und ſpare meine Frage.
Die fehlen nicht am Stamm und Wertellage:
Wo viel verloren wird, iſt manches zu gewinnen.

Ein Kind ſpringt hervor.

Ich bin ein Marketender-Kind
Und zwar von guten Sitten,
Darum wo hübſche Leute ſind
Beſtändig wohlgelitten.

Soldaten lieb' ich, das iſt wahr!
Wer ſollte ſie nicht lieben?
Da ſie in ſteter Gefahr
Sich immer tren geblieben.

Ich ziehe wieder mit ins Feld:
Kein Weg im Feld iſt bitter.
Es lebe St. Georg, der Held,
Die Helden, ſeine Ritter!

Mephiſtopheles zu den Soldaten.

Und ihr verlauft euch nur nicht weit,
Und merkt es wohl, es iſt nun andre Zeit.
Die Herrſcher wiſſen, was ſie wollen,
Und iſt ein großer Zweck erreicht,
So ſollt ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeſchrei iſt: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragödie ſpricht.

Verſtummſt du, Schweſter, tritiſt zurück verlegen?
Als wärſt du hier ein fremder Neulings-Gaſt.

Epos.

Gar vieles hat mir heut ſchon obgelegen,
Dem mannichfalt'gen Wort erlieg' ich faſt.
Nun kommt mir noch ein Schweſterlaſten entgegen.
Wie faß' ich an, wie deb' ich dieſe Laſt?
Wer gäbe mir in dieſer Zeiten Meere
Zu ſchwimmen Kraft! O, wenn's der Anfang wäre!

Ich ſeh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
Im Küſſen raſch, an grünen Ufern klar.
Das immerfort ſich vor den Augen weitet,
Zum gränzenloſen Raum verliert ſich's gar.
In Städten, auf dem Lande, wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld erglänzt, der Handel wogt lebendig.
Sobald ein Herrſcher mächtig und verſtändig.

Doch ach! das Reich biß zu dem Fuß der Thronen
Von eignem, bald von fremdem Blute roth.
Dann wilde Horden, klugr Nationen,
Heran ſich drängend, führen Qual und Noth.
Tartaren, Türken, Polen ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden bringen, ſuchen Tod.
So macht der Herrſchaft, ſo des Raubs Gelüſte
Den Mittelpunkt des Reichs zu Graus und Wüſte.

Da greift denn jeder, der ſich tüchtig nähme,
Nach Schwert und Zepter, wer den Feind vertreibt,
Wer gräßlich ſtraft, daß Unwill ſich beraume,
Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
Der Leichtſinn auch erringt ſich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So Boris, ſo Demetrius, Marina,
In wildem Wuſt bald Herr und bald Regina.

So weder Liebe, Zutraun noch Gewiſſen
Eindringlichen und Frommen in der Bruſt,
Bis nun erſcheint, was alle kaum vermiſſen,
Ein Heldenſproß, dem Land zu Glück und Luſt.
Er wird ſich ins Geſchick zu fügen wiſſen,
Es fügt ſich ihm, daß alle, ſich bewußt
Des eignen Heils, dem Herrſcherwerk ſich fügen,
Sich bildend ab'ln, zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt ſich's auf, er kehrt in ſeine Schranken
Der Völker Schwall im ungemeſſnen Land,
Nun wirken große, größere Gedanken,
Erweitert Gränze, thätig immer Stand;
Für Wiſſenſchaft und Kunſt und Handwerk danken
Die Völker, ſonſt von allem abgewandt,
Wetteifernd überträgt Beſitz Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, alles Wirken.

Turandot.

Altoum ſpricht.

Vom fernen Oſten, ja vom fernſten her
Zeigt ſich Altoums, ein Monarch der Bühne,
Die Fabel hat ihn auf den Thron geſetzt.
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt;
Doch herrlicher als Kron und Zepter glänzt
An ſeiner Seite Tochter Turandot.
Zwar ſagt man von der Jungfraun ſchönem Chor
Die Herzen ſämmtlich ſeyen räthſelhaft;

Doch dieſer hat ein höchſt ſubtiler Geiſt
So viele Räthſel in den Kopf geſetzt,
Daß mancher Freier ſcheiternd unterging.

Auch hat ſie mich, das will ich gern geſtehen,
Zur langen Reiſe eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch nichts verſagen kann,
So führt' ich ſie in ihrem Stolz herein.
Manch Räthſel hatte ſie ſich ausgedacht,
Den Geiſt zu prüfen dieſes großen Hofs;
Doch ſie verſtummt und raunt mir nur ins Ohr:
Am Ende ſey ſie ihrer ganzen Kunſt.
Denn wie Ihr ſchon die Träume wahrgemacht,
Es löſ'et Ihr auch jedes Räthſel auf.
Und welches Wort ſie immer ſucht und wählt,
Im Redenreichen tüchtig zu verſtricken:
Zum Beiſpiel Majeſtät, und Häuslich Wohl,
Thron und Verdienſt und rein verdreitet Glück,
Das alles findet ſie vor Augen klar.
Sie giebt ſich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Kalaf Herz und Hand.
Befreundet mit Adelma, mir gehorſam.
Und ſo iſt auch mein letzter Wunſch erfüllt.
Wie tauſend Wünſche heut befriedigt wegen,
Wir ziehen gern, wenn auch beſiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben ſehe,
Der letzte bin, laßt für die Verdienſte
Ein freundlich Wort mich ſprechen: Wenn ich nämlich
Dieß kleine Volk als Masken präſentire;
So ſpricht ſich's aus, das war ein Maskenzug.
Doch wie den Kleinen unter Larven-Mummung
Ein kindlich Herz der lieben Mutter ſchlägt:
So bauten alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte dieß Gefühl zu theilen.

Die Tochter mahnt mich, nicht zu viel zu reden,
Und ſie hat recht: Das Alter hört ſich gern
Und wenn es auch nicht viel zu ſagen hat.
Wie ſoll ich hier, als nur gezwungen ſchweigen,
Wo gränzenloſer Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun ich gehe ja! — Sie mag es büßen,
Wenn ich weit über, als ich wollte, ſchwieg.

Epilog.

Die Ilme.

Wenn der Ilme Bach deſſelben
Schlangelnd ſtill im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden
Halbverſteckt noch weiter ſprießt,
Hört er ſtetsmal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der ſanften Woge ruht.

Vieles iſt an mir entſprungen,
Manches ward euch dargebracht,
Und ſo iſt es mir gelungen,
Daß man mich zum Fluſſe macht.
Will ein Reiſender mich ſehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verſtecke mich, laß ihn gehen,
Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tauſend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund.
Heute nehm' ich mich zuſammen,
Oeffne den verſchämten Mund.

Sonne mich im Jubel-Saale,
Spiegle Silber Blitz für Blitz,
Und als Fluß zum erſten Male,
Geh' ich mich dem Thal zurück.

Der Tag in Begleitung von Pallas und Clio führt Wiſſenſchaften und Künſte vor.

Autors, Epos und Tragödie empfangen ſie.

Tag.

Heil, o Schweſtern, dem Bemühen
Wie ihr eure Pflicht getban!
Was die Dichtkunſt euch verliehen
Führtet ihr mit Luſt heran.

Nun mag ſich Kunſt und Wiſſenſchaft erdreiten,
Darſtellen wie ſie ſich zum Bild entwarf.
Die Dichtkunſt habt ihr wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf:
Denn ſie bricht, gleich einer Quelle,
Felſen durch, wo's ihr gefällt,
Und verſendet ihre Welle
Berghinab in alle Welt.

Doch dieſe hier, kein wandelbar Ereigniß,
Der Pflege wollen ſie empfohlen ſeyn;
Drum führ' ich ſie, ein ächtlich Zeugniß,
Daß es vorlängſt geſchehn, mit mir herein.

So ſprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Da winkteſt uns, Geräuſchlos kamen
Wir eine nach der andern, das zerſtörte Haus,
Den Flammenraub erbauten wir im Stillen,
Mit neuer Landſchaft rings umzirkt.
So ward es denn nach unſers Fürſten Willen,
Des hohen Sohns, der unabläſſig wirkt.

Hier thronet Er, der uns erheitert,
Daß jede ſämmtl das Beſte ſchafft.
Der unſrem Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet Sie, die uns verbunden
In ſtillen Tugenden erbaut.
Sie, die in ſorgenvollen Stunden
Auf uns als Retterin geſchaut.

Nun aber feiern Sie im Glanze,
Wo lebensfroh das Feſt erglüht. —
Ihr treiet vor aus eurem Kranze,
Ich rühm' euch, wie ihr es verdient.

Kommt her, geſchäft'ge Dienerinnen,
Unſterblich, unermüdet, reich,
Was ſchön und nützlich anzuſinnen,
Den Göttern des Olympus gleich.
(Sie deutet auf eine nach der andern.)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel theilt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmoſphäre,
Dem Grillenwechſel forſcht ſie nach.

Erdkunde.

Und dieſe hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Ueberſicht;
Entheilt von raſch erfahrner Kunde
Dem Fürſtenpaare treu Bericht.

Botanik.

Und Fürſt und Fürſtin ſchmücken dieſe,
Daß ſie ſich ſelber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradieſe,
Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau.

Auch jene, die in ihrem Kreiſe
Sich immer kräftig ſtill bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weiſe
Der Erde Fruchtbarkeit erregt;
Den Menſchen lehrt ſich ſelbſt genügen,
Gefeſſelt gern am Boden bleibt,
Indem ſie, mit gewiſſen Zügen,
Die lange reine Furche ſchreibt.
Dagegen ſchaut ſie mit Entzücken,
Wie grün der neue Halm ſich blüht
Und auf der Berge feſtem Rücken
Ein Stufenwuchs den Wald erkühnt.
Sie iſt's, an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis belehrt,
Auf die wir alle ſinnlich ſchauen;
Gefördert ſey ſie, wie verehrt.

Die Künſte.

Was die Künſte ſich ertühnen,
Baukunſt, Bildkunſt, Malerei,
Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
Einem günſt'gen Blicke frei.
Doch, erregt durch Euer Kommen,
Haben ſie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht,
Muſterbilder dargebracht,
Die Ihr günſtig aufgenommen.

Tonkunſt.

Und dieſe, die ſich gern in Töne ſonſt verbreitet,
Sie zog mit uns im Stillen fort;
Im Takte hat ſie uns geleitet,
Und gab uns manch melodiſch Wort.

So ſtehn wir zuverſichtlich alle
Und ſchämen uns des Eigenlobes nicht;
Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in dieſem iſt es Pflicht.
Noch manche Tugend ſchmücke ſich ungeduldig
Und rüſtet ſich zur That geſchwind:
Denn Rechenſchaft, wem wären wir ſie ſchuldig,
Wenn wir es nicht der Allerhöchſten ſind?

Die Tochter hat Sie uns geſendet,
Der dienen wir und dem Gemahl,
Wohin ſich Blick und Finger wendet,
Dahin bewegt ſich unſre Zahl.
Und ſchon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen:
Was gut und ſchön, im frohen Chor
Begegnet es den jungen Seelen
Und freudig blühen ſie empor. —

Nun aber an die Wiege! Dieſen Erdbling
Verehrend, der ſich ſchnell entwickelnd zeigt,
Und bald heraus, als wohlgewachſner Edbling,
Der Welt zur Freude hoch und höher ſteigt.
Sein erſter Blick begegnet unſerm Kreiſe,
Er merkt ſich einer wie der andern Blick,
Gewöhnet ſich an einer jeden Weiſe,
Gewöhnt ſich an ſein eigen Glück.

Er ſey ein Harfner, dem die Muſen
Den Pfleger wohlgeſtimmt gereicht,
Und ſo gelingt's dem freien Buſen:
Denn alle Saiten ſchweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
Ein Lied erfolgt, man weiß nicht wie, —
Sein Leben ſey im Luftgeſange
Sich und den andern Melodie!

Der pilgernde Genius.

Kinder mit leeren aber geſchmückten Reiſetaſchen.

Tag.

Ach, warum ſchon unterbrochen!
Warum trübſt du unſern Blick?
Schauen wir auf wenig Wochen
Wie auf jahrelanges Glück.
Wagen wir nicht auszuſprechen
Wie uns dieſe Zeit erquickt.
Wo der Geiſt ohn' Unterbrechen
Jegliche Sekunde ſchätzt.
Soll uns das vorüberſchwinden,
Als wenn alles eitel ſey?
Klagend wir uns wieder finden:
Alles, alles iſt vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muß erſt frommen:
Großes in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüberging.
Mögen friſche Tafelpaare
Glücklich zeignen Ihre Bahn:
Manche Sie, zum neuen Jahre,
Neu den Ihrigen heran.
Wir, mit heitern Augenbrauen,
Segnen Sie von Ort zu Ort;
Das Verſtummen, das Erſtaunen
Bildet ſich als Liebe fort.

Perſonal.

Prolog.

Genius ..... Frl. v. Grün.
Knaben ..... Reuvens, Ludewig.
October ..... v. Poſeck.
November ..... v. Triſch.
December ..... Frl. v. Haake.
Weihnachts-Kinder ..... v. Münchhauſen. Hutchit. Güldemeiſter.
Macht ..... Grfn. Jul. v. Egloffſtein.
Schlaf ..... Frl. v. Schiller.
Träume ..... v. Stromberg. v. Heimrodt. Seidling. Duipius.
Tragödie ..... Frl. Schoppenhauer.
Komödie ..... Frl. v. Baumbach.
Epos ..... Frl. v. Werthern.

Feſtſpiel.

Zime ..... Frl. v. Graff.
Muſarion ..... Fr. Zwierlein.
Phantaſ ..... Pinther.
Thoren ..... C. v. Spiegel.
Thamos ..... P. v. Spiegel.
Iſis ..... v. Triſch. v. Triſch. Dufour.
Jrra ..... M. v. Spiegel. Gust. Seidling v. L.
Hüon ..... v. Eckert.
Amanda ..... Frl. v. Milkau.
Jatime ..... Frl. v. Germar.

Barde ..... v. Arnnig.
Aeon ..... v. Serbach.
Aronis ..... Frl. v. Serbach.
Terpichore ..... Frl. v. Herder.
Adraftea ..... Frl. v. Fritsch.
Eid ..... v. Tompson.
Limene ..... Fr. v. Wertzer.
Urala ..... Frl. Richtmann.

Mahomet ..... v. Stromberg.
Patmira ..... Frl. v. Medecker.
Selde ..... v. Wertzer.
Georg ..... v. Hagen.
Götz v. Berlichingen ... v. Schätzer.
Göpens Kind ..... v. Egloffstein.
Göpens Frau ..... Fr. v. Heimrodt.
Franz ..... Brunquell.
Maria ..... Frl. v. Hufeland.
Weisling ..... v. Gerstenberg.
Adelheid ..... Fr. Gille.
Brautführer ..... Pulpius.
Brautführerinnen ..... Fr. v. Herder. Müller. Hirt. Aspernus.
Bräutigam ..... Stoll.
Braut ..... Frl. v. Hering.
Zigeuner-Hauptmann ... Müller.
Hauptmännin ..... Gräfn. Bruhl.
Zigeunerinnen ..... Fr. Pulpius. Meier.
Zigeuner-Mädchen ..... Frl. v. Erachhausen. v. Schiller. v. Wintzingerode. L. Müller. Th. Kirsten. v. Stein.
Faust, als Doctor ..... v. Buchwald.
Faust, als Ritter ..... v. Sommenau.
Wagner ..... v. Mandelsloh.
Mephistopheles ..... v. Goethe.
Zauberin ..... Fr. v. Germar.
Gretchen ..... Gräfn. v. Brühl.
Marthe ..... Fr. Schopenhauer.
Siebent ..... Schumann.
Bürgermädchen ..... Fr. Schütz. Frl. Kirsten.

Fürstin Mutter ..... Fr. v. Münchhausen.
Beatrice ..... Frl. Ackermann.
Aurora ..... Gräfn. Jul. v. Egloffstein.
Gehler ..... v. Thüna.
U. v. Rudenz ..... Zwierlein.
B. v. Brunet ..... Frl. v. Sinclair.
Tell ..... v. Fritsch.
Walther Fürst ..... v. Struve.
Werner Stauffacher ..... Riemer.
Meichthal ..... v. Wegner.
Tells Frau ..... Fr. v. Serbach.
Tells Kind ..... Prinz Metternich.
Stauffachers Frau ..... Fr. Lindau.
Schweizerinnen ..... Frl. Egloffstein. Seidel. Kämpfer.
Wallenstein ..... v. Lynker.
Herzogin ..... Fr. v. Stein-Kochberg.
Thekla ..... Gräfn. Carol. v. Egloffstein.
Gräfin Terzky ..... Fr. Wenig.
Max ..... Nikolovius.
Graf Terzky ..... v. Serbach.
Wachtmeister ..... v. Wangenheim.
Trompeter ..... Gef. v. Keller.
Holkische Jäger ..... v. Jäger. v. Bibra.
Cürassier ..... Gef. v. Wedemeyer.
Croaten ..... v. Groß. v. Struve.
Marketenderinnen ..... Frl. v. Münchhausen. v. Pogwisch.
Marketender-Kind ..... Frl. v. Münchhausen.

Retter ..... Erpenbeck.
Ilkiaten ..... v. Wolfskeel. v. Cronbach.
Dragoner ..... Siebert.
Czar Boris ..... v. Helldorf.
Artanis ..... Fr. Kirmer.
Demetrius ..... v. Gagern.
Romanow ..... Prinz Paul v. Mecklenburg.
Marina ..... Frl. v. Lynker.
Oberwaldey ..... Hagendruch.
Turandot ..... Fr. v. Spiegel.
Kaiser Altoum ..... v. Braun.
Adelma ..... Fr. v. Goethe.
Kalaf ..... v. Baumbach.
Zelima ..... Fr. Langenhahn.
Pantalon ..... v. Helldorf.
Brighella ..... v. Fritsch.
Truffaldin ..... v. Helldorf.

Epilog.

Der Tag ..... Fr. v. Fritsch.
Pallas ..... Frl. v. Brunn.
Knaben ..... v. Heimrodt. v. Buchwald.
Eid ..... Fr. v. Lynker.
Hammelskunde ..... Gräfn. v. Fritsch.
Erdkunde ..... Frl. v. Hartsch.
Aderbau ..... Frl. v. Bartsch.
Botanik ..... Frl. Wieland.
Plastik ..... Frl. Kämpfer.
Baukunst ..... Frl. Salomon.
Malerei ..... Fr. v. Oleschkowitsch.

Im Namen
der
Bürgerschaft von Carlsbad.

Der Kaiserin Ankunft.

Den 6. Juni 1810.

Zu des einzigen Tages Feste
Schmückt euch alle, windet Kränze!
Das für Heimische, für Gäste
Herrlicher das Thal erglänze.
Dem ein neuer Frühling weht.
Väter, Mütter, Töchter, Söhne,
Auf! Ein frohes Lied ertöne,
Alles um euch her verschöne
Den Empfang der Majestät!

Hier im waldbewachsnen Thale,
Das so manchen Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in tiefen Felsenschlünden
Feuer sich mit Wasser binden,
Klüften siedend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Dem Genes'nen, dem Gesunden
Bieten sich so manche Schätze.
Das der Freund den Freund gefunden
Zeugen die ermählten Plätze.

Wie Erinn'rung köſtlich ſey.
Und ſo wurden Wald und Wieſe
Zum bewohnten Paradieſe,
Daß ein jeglicher genieße,
Sich empfinde, froh und frei.

Aber heute neu mit Machten
Sprudle Quell aus deinen Höhlen!
Kaltet aus die friſchen Prachten,
Ihr des grünen Thals Juwelen,
Heide Blumen, eurer Zier!
Und ihr Sproſſen dieſer Gauen,
Kinder, eilt Sie anzuſchauen,
Blickt mit Wonne, mit Vertrauen
Zu der Herrlichen empor!

Sie, die Tauſenden gebietet,
Sie erwählt euch, ſie iſt euer!
Ihr umgeht ſie unverwehret;
Gnädig ahnet ſie dieſer Feier
Mutterblicke hoch und mild.
Dränget euch, ihr jungen Scharen!
Denn, der früh ſolch Glück erfahren,
Wächſt an Glanz, von Jahr zu Jahren,
Der Erinn'rung Himmelsbild.

Was in ſegensreicher Enge
Dieſe Kaiſerſtadt umwallet,
Was in feſtlichem Gedränge
Seit Jahrhunderten erſchallet,
Werde dieſem Tag zu Theil!
Alles Wehe, das hier grauſen,
Alle Luſt, die hier erſchallen,
Ruft herab, mit feuervollen
Segenswünſchen, Ihr zum Heil!

Der Kaiſerin Becher.

Den 10. Juni 1810.

Dich klein geblümt Gefäß mit Schmuck und Leben
Des Blumenflores maleriſch zu umwinden,
Iſt zwar zu ſpät; doch unſer Glück zu künden
Soll nun von Perlen dich ein Kranz umgeben.

Und wahrt' er auch ſo zierlich dich umſchweben,
Wie ihn die Grazien, die Muſen binden;
Kann auszuſprechen, was wir rein empfinden,
Iſt für den Dichter ſelbſt vergeblich Streben.

Den Lippen, denen Huld und Gunſt entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohſinn wirken,
Haſt du, vergläst Gefäß! dich nähern dürfen:

Geſetzet haben ſie die heißen Wellen. —
O möchten ſie aus unſern Luſtbezirken
Des Lebens Balſam friſch erquicklich ſchlürfen!

Der Kaiſerin Platz.

Den 19. Juni 1810.

Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin ſchwebet,
Das Volk ſich theilt, in drängenden Gewühle,
Dann gleich um ſie ſich neu zu ſammeln ſtrebet,
Stumm erſt und ſtaunend, dann im Hochgefühle
Mit Lebruf den Wiederhall belebet;
So ſprenge nun die Nymphe dieſer Kühle
Zu jedem ſtill empfindenden Gemüthe
Von ihrer Anmuth, Heiterkeit und Güte.

Ehrwürd'ger Fels! der ſich vom Himmelsblauen
Herab dem Thale reich bemoos't vermählte,
Am ſchattengrünen Berg ihr bunten Auen;
Die längſt zum Bilde ſich der Künſtler wählte,
Ihr ließt euch ſtets geſchmückt und fröhlich ſchauen;
Doch immer war's, als ob euch Eines fehlte:
Nun Sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt ihr erſt, warum ihr euch geſchmücket.

Die Sonne wird, o Nymphe! bald ſich ſenken,
An die du mit uns allen dich verbündet:
Nicht ohne Schmerz läßt ſie entfernt ſich denken.
O möchte ſie, nach der ſich Alles ſehnet,
Hieher den Weg, froh wiederkehrend, lenken!
O möchteſt du, wenn du dich neu verjünget,
In deinem zweiſaumwölbten, luft'gen Saale,
Sie wiederſehn, ſie ſeyn mit dem Gemahle!

Der Kaiſerin Abſchied.

Den 22. Juni 1810.

Laßet uns die Nacht erhellen
Abermals mit bunten Feuern!
Die von Felſen, die von Wellen
Wiederglänzend Ihr beteuern
Unſrer treuen Wünſche Gluth.
Abermals zur Morgenſtunde
Sammle ſich die bunte Menge!
Stimme fröhliche Geſänge;
Von dem Herzen zu dem Munde
Strömne neuer Lebensmuth!

Hörner ſchallen, Fahnen fliegen.
Trommeln künden frohe Feier;
Aber ach! auf allen Zügen
Liegt es wie der Wolkenſchleier,
Der um Gipfel ſich gethan.
Und ſo ſpricht's aus trüben Blicken:
Sie, die unſer ſich bemeiſtert,
Uns erhoben, uns begeiſtert,
Ach! Sie zieht in Augenblicken
Langſam ſcheidend berghinan.

Die zu uns herunter ſteigend
Mit uns wandelt unſre Pfade,
Unſerm Gruße freundlich neigend,
Die alleinig heitre Gnade,
Sie zu miſſen, welch ein Schmerz! —
Tröſtet euch! auch ſie empfindet,
Und die Muſe ſoll's euch ſagen:
Denn die Muſe darf es wagen,
Die das Inn're wohl ergründet,
Auch zu blicken ihr in's Herz.

„An der Kluft, vom Fels umſchloſſen,
Dem der größte Schatz entquillet;
Bei dem Volk, das unverdroſſen
Jungegewohnte Pflicht erfüllet,
Allen dient um kleinen Lohn;
In dem menſchenreichen Thale,
Dem von allen Orte und Enden
Hülfbedürftige zu ſich wenden,
Herrſcht' ich nun im grünen Saale,
Herrſcht' von dem Blumenthron."

„Und so seh' ich Gesandte
Vieler Völker, die mich ehren;
Fremde sind' ich, Nahverwandte,
Die ganz eigens mir gebören,
Und so neun' ich Alles mein.
Ja, durch Neigung mir verbunden
Fühlt sich jeder aufgeheitert;
Auch mir ist das Herz erweitert,
Und die Freiheit dieser Stunden
Wird mir unvergeßlich seyn."

„Keine Blumen soll man streuen,
Da ich mit Bedauern scheide.
Geh', o Muse! sag den Treuen,
Daß ich selbst mit ihnen leide:
Schnell war mir die Stunde da.
Laßt verstummen alle Lieder;
Doch auf euren Lippen schwebet
Jener Wunsch, der mich belebet.
Wenn ihr liebet: Kehre wieder!
Habt ihr gleich mein offnes Ja."

Auf denn, Muse! zu verkünden
Was die Frau dir aufgetragen. —
Lasset alle Nebel schwinden!
Laßt die schönste Sonne tagen!
Weit ein jeder hoffen mag,
Die ihr traurig sie begleitet,
Eilt entgegen ihr dann entgegen;
Und ihr bringt auf neuen Wegen,
Kaiserlich umhergeleitet,
Sie herab am schönsten Tag.

Ihro
der Kaiserin von Oesterreich Majestät.

Wie lange harren wir gewisser Kunde!
Wie ist das Zweifeln bang, die Hoffnung süß!
Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns die Frau, die Herrliche, verließ,
Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß;
Wir sollten ja in diesem stillen Thale
Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle.

Doch solch ein Wort läßt immer noch in Sorgen.
Und leider waren wir zu sehr verwöhnt;
Erinnerten an jedem heitren Morgen,
Wie sie und einst den schönsten Tag verschönt,
Und unser Leben, häuslich sonst verborgen,
Mit Herrlichkeit der Majestät gekrönt.
Es war erschehn! Sie war uns nun entrissen,
Und wo sie ging, wird man sie stets vermissen.

Der starre Fels, er scheint sich noch zu neigen
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majestät;
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmuth lind und leis umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forschend, wo weiland sie geht!
Und mit den Düften, die ihr Blühten streuen,
Wetteifern all' die Herzen ihrer Treuen.

Und wenn sie sich im weiten Reich bewegt,
Nach jeder Richtung wird sogleich gerathen;
Wenn dann der Weg sie in die Ferne trägt,
Verweilet Hoffen bitterlich verlagt,
Und immer neu die Hoffnung aufgeregt,
Sie wird erfüllen, was sie zugesagt;
Erst soll es ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

Es ist geschehn! Im seligsten Momente
Begegnet sich der liebevolle Blick,
Und was die Donau ernst und schmerzlich trennte,
Giebt wonnevoll die Elbe nun zurück.
Wer ist es, der's in Worte fassen könnte;
Begünstigt ist der Höchsten größtes Glück.
Im Drang der ahnungsvollsten Seligkeiten
Die elterlichen, kindlichen Gefühle.

Auf hoher Burg sodann ein festlich Prangen
Erhebt den Geist und überrascht den Sinn:
Denn Böhmens Hauptstadt soll das Glück erlangen,
Des höchsten Anblicks einzigen Gewinn;
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiser Oesterreichs Frankreichs Kaiserin.
So wird er sie am Tag der Freude führen,
Die herrlich Fremdgewordnt, zu den Ihren.

So nah gerückt sollt' es verüberrollen,
Ein Glück, das kaum wohl immer sich verliert!
Nein! Ihr verlagt es nicht den Hoffnungsvollen,
Sie rufen an, was sie im Tiefsten rührt:
Wie unsre Brunnen immer treu gequollen,
So unser Herz dem, der das Zepter führt.
Und unser Thun, wie wer die Gäste pflegen,
Verdienet seinen Blick und seinen Segen.

Nun endlich meldet würdevoll Geläute
Der Majestäten feierliches Nahn,
Und an des Berges aufgehaltner Seite
Rückt schon der Zug den Kaiserwes heran;
Die Menge schwillt in wogendhafter Breite,
Zu seiner Herrscher Blick drängt sie hinan.
Verstumme Lied! und laßt in vollen Chören
Den Freudenruf entzücken Busens hören!

Ihro
des Kaisers von Oesterreich Majestät.

Er kommt! Er naht! — Wie schallt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!
Doch schon befreien sich die Herzen alle
Durch Leberuf, davon der Fels erklingt.
Nun Muse! streue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksflut, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Betrachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung.

Denn wendet er in seinen weiten Reichen
Den Blick unsrer nach mannigfaltgem Gut,
So übersieht er Fülle sonder Gleichen,
Die über Allem ausgebreitet ruht;
Wo Erne sich verstächet, Berge steigen,
Der Aehre Gold, der edlen Rebe Blut,
Und schaarenweis zum Nutzen eingehäuset
Der Thiere Heerden, die der Mensch gebändigt.

Und wo die großen Flüsse sich ergießen
Durch überbreites, reichbebautes Land,
Mit schnellen Flutben manche Städte grüßen,
Dort hält er gern das Auge hingewandt.

Nun laß' er auch des Vaterblicks genießen
Die tiefe Stadt, die kühn sich unterwand,
In enge Schranken sich nothgedrungen setzte,
Vielleicht die kleinste, keineswegs die letzte.

Weil dieses Thal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder sich erzeugt,
Wo perennisch, seit Urjahren unermüdet,
Heilsam Gewässer durch die Klüfte steigt,
In tiefen Höhlen ohne Feuer siedet,
Und ohne Fall doch in die Lüfte steigt,
Und wenn des Wirkens Leidenschaft gestillet
Die Felsen bildet, denen es entquillet.

In tiefer Wildniß dieser Thäler schrecke
Des Jägers Horn die scheuen Wilde kaum.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmens Carl belebt den stummen Raum.
Ein jeder, der zu heilen sich erkiesete
Auf diesem Boden, an der Schlünde Saum,
Und ferne der nun die Erkrankten ladet,
Siehst sich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

So hat fortan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunst viel Tausenden genützt.
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürst verständig und beschützt.
Dann bleibt schirmbar ein unverwüstlich Leben,
Indem der Sohn dem Vater nachdesigt.
Geschlechter widerstehn der größten Plage,
Und blühn und wachsen bis zum spätsten Tage.

Vollständig ist jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei so manchem Gut das höchste fehlt;
Wir dürften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umsonst gezählt.
Erst heute sahen wir getreu bekennen,
Wie sein ein Mangel uns bisher gequält;
Heut fühlten wir entbehrter Neigung Wonne.
Der Blick des Herrn, er ist die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart! die heute gründet,
Was lange schon der Wunsch im Stillen war.
Beamte, Bürger, wetteifernd entzündet,
Bereitern sich im neuen Jahrsjahr.
Und jeder macht die Kraft, die er sich findet,
Nach allen Seiten thätig offenbar.
Und nun erscheint, damit der Herr sich freue,
Das Alte fest, und ihnen weil das Neue.

Selbst jener wilde Quell, den tief im Schlunde
Kein Menschenwerk und keine Kraft beschwor,
Erstimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde.
Ihm lässt die Weisheit nun ein offnes Thor;
Damit der ernste Pilger hier gesunde,
Wirft freudelos frei er volle Kraft hervor.
Zerreißt nicht mehr die selbstgewöhnten Decken,
Nur heilen will er künftig, nicht erschrecken.

Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
Beliebt der Herr, soll es auch heiter seyn.
Schon richten sich empor geraume Hallen.
Bebauter Stamm fügt sich geviertem Stein.
Des Herren Preis wird stets daselbst erschallen:
Er sah und diesen Raum, er lud uns ein!
Und wird die Noth nicht mehr zusammen drängen
Behaglich soll das Wandlen sich verlängen.

Von seines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht;
Und wie man erst des Sommers Kräfte kennet,
Wenn sich im Herbst der Trauben Fülle zeigt,
So spüre sich, wenn er von uns getrennet,
Der Scaen wirksam, den er uns gereicht.
Und werde so, beim glücklichsten Ereigniß,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichniß.

Ihro
der Kaiserin von Frankreich Majestät.

Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn, in seltnen langersehnten Fällen,
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nah verwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein jeder schauend, hocherzückt;
So unser Blick, wie er hinauf sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.

Wir denken noch, wie sie hinwegezogen,
Der Eltern Lust, die holde Friedensbraut;
Schon benutzten sich des Rheines edle Wogen,
Die beiden Ufer lächelten vertraut;
So freut die Erde sich am Himmelsbogen
Von farbigten Juwelen aufgebaut.
Der, wenn er schon vor unsern Augen schwindet,
Den Frieden sichert, den er angekündet.

Im neuen Reich empfängt sie das Behagen
Von Millionen, die aus düstrer Nacht
Aufschauen wieder zu gesunden Tagen,
Zum selben Lebens abermals erwacht.
Ein jeder fühlt sein Herz aufsdort schlagen
Und staunt nun, denn Alles ist verbracht.
Die holde Braut in lebensreichem Scheine —
Was Tausende verwirrten, ist der Eine.

Vorüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's im hellsten Geistesblick,
Das Kleinliche ist alles weggerannen.
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenen erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgesetze
Das feste Band in alle seine Rechte.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geschick zum Günstling auserwählt,
Und ihm vor allen Alles aufgerungen,
Was die Geschichte jemals aufgezählt;
Ja reichlicher, als Dichter je gesungen! —
Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt;
Nun steht das Reich gesichert wie geründet,
Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet.

Und daß auch diesem eine Hoheit gnüge,
Ist Roma selbst zur Wächterin bestellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schicksal einer Welt.
Was sind hier die Trophäen aller Siege?
Wo sich der Vater in dem Sohn gefällt.
Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Jahnstempel schließen.

Sie, die zum Vorzug einst als Braut gelanget,
Vermittlerin noch Ehrerarn zu seyn,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, prangen,
Beglücke neuen, dauernden Verein;

Sie klärt, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenschein!
Und fro durch sie blieb jeder Glück beschieden –
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Gedichte an Personen.

Festgedichte, Zuschriften und Erinnerungsblätter.

Ilmenau

am 5. September 1785,
dem Geburtstage des Herzogs Carl August.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erbauter Berg! an deinen Fuß zurücke.
O laß mich heut an deinen sanften Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
Es manch Gebrechen in Erbesseln hält.
Der Landmann leichtern Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut;
Der Knappe karges Brod in Klüften sucht;
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft getan,
Als sing' ich heut' ein neues Leben an.

Ihr seyd mir hold, ihr gönnt mir diese Träume.
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bab' ich mich in euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder;
Die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Thal,
Und es ist Nacht und Dämmrung auf einmal.

Im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo ist mein Pfad, den soeben ich verlor?
Welch feine Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor.
Ich eile sacht zu sehn, was es bedeutet,
Wie vom des Hirsches Ruf der Jäger still geleitet.

Wo bin ich? ist's ein Zaubermährchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt,
Seh' ich sie froh ans Feuer hingestrecket.
Es hemmt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen bald gelleret
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Saal, wem vergleich' ich diese muntre Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Aequivoker verdächtiger Auftritt?
Ist es ein flüchtiger Fürst wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakspear's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein edleres Geschlecht!
Unbändig schwebt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Redseit führt' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gestützt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme.
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er singt bedeutig am geliebten Herd.
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Zirkel laut zu machen.
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch-bunt in fremder Mundart spricht.

Wer ist der andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
Und seine langen feingestalten Glieder
Erstarrisch faul nach allen Seiten dehnt.
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt,
Und von den Tanz der himmelheben Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Doch scheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen.
Des Jünglings Rede nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein reiner Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des wilden Gesangs genießt.
Mich treibt das Herz, nach jener Klust zu wandern.
Ich schleiche still und scheide von dem Andern.

Sey mir gegrüßt, der hier in später Nacht
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was spielt du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Einen dich vertiefest,
Und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen,
Woher ich sey, wer mich hieher gelockt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Wer kennt sich selbst? wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Vermegnes unternommen?
Und was du thust, sagt erst der andre Tag.
War es zum Schaden oder Frommen,
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsgluth
Auf frischen Thon verabredet niederstießen?
Und kennt' er mehr als irdisch Blut
Durch die bereiten Keern ziehen?
Ich brachte reinen Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehret die Gluth und die Gefahr.
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich anfing Muth und Freiheit ſang
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Erhob ſich ſelbſt und herrliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menſchen ſchönſte Gunſt:
Doch ach! ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen.
Nun ſing' ich hier zugleich erbauen und gefallen,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und beglückt.

Doch rede ſacht! denn unter dieſem Dach
Ruht all mein Wort und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch rauhes Schickſal abgeleitet,
Das, abnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten
streitet.
Und was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt entbinden
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale deſſen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schooß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die ernſte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Wurm lockt ihn in die Weite,
Kein Feld iſt ihm zu ſcharf, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unnützer Bewegung
Ruht er unnütz wieder aus.
Und böſter Will an heitern Tagen,
Unbildig ohne Frob zu ſeyn,
Schlägt er, an Seel' und Leib verwundet und zer-
ſchlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen hebe,
Und, halb erwacht und halb im ſchweren Traum,
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre.“

Verſchwinde Traum!

Wie dank' ich, Muſen, euch;
Daß ihr mich heut auf einen Pfad geſtellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum ſchönſten Tage ſich erhellet;
Die Welte flieht, der Nebel ſtäubt,
Die Schatten ſind hinweg. Ihr Götter, Preis und
Manner!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine ſchöne Welt;
Das ängſtliche Geſicht iſt in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben iſt's, es iſt ſchon lang begonnen.

Ja ſehe hier, wie man nach langer Reiſe
Im Vaterland ſich wieder kennt;
Ein ruhig Volk in ſtillem Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle zu;
Und Erzt und Hüttenwerk in längerer Ruh
Ruht am verbrannten Schachte locken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es ſetzt Gerechtigkeit und feſtes Ur'ſches Glück.

So mög', o Fürſt, der Mittel Deines Landes
Ein Vorteil Deiner Tage ſeyn!
Du kennſt lang' die Pflichten Deines Standes
Und ſchränkeſt nach und nach die freie Seele ein.
Der kann ſich manchen Wunſch gewähren,
Der faſt ſich ſelbſt und ſeinen Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten ſtrebt,
Muß ſäbig ſeyn, viel zu entbehren.

So wankte Du — der Lohn iſt nicht gering —
Nicht ſchwankend hin, wie jener Edmann ging,
Daß bald ein Korn, bei Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwiſchen Dornen fiel;
Nein! ſtreute ring wie reich, mit männlich ſicher Hand,
Den Samen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erſcheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Dem Herzog Carl Auguſt

bei deſſen Beſuch auf dem v. Steinſchen Ritter-
gute Kochberg überreicht von Goethe, in der
Verkleidung eines Landmanns.

(Ems am 1778.)

Durchlauchtigſter!

Es nahet ſich
Ein Bäuerlein demüthiglich,
Da Ihr mit Eurem Roß und Heer
Zum Schloſſe thut ſtolzieren her.
Gert auch mir einen gnädigen Blick,
Das iſt ſchon Unterthanen Glück;
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid
Hab' ich ſchon ſeit geraumer Zeit.
Haben Euch ſofern auch lieb und gern,
Wie man eben ſich hat ſeinen Herrn.
Den man wie unſern Herr Gott nennt,
Und ihn auch meiſtens nicht beſſer kennt.
Geh' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch ſeyn uns angelegen;
Denn wir bäuriſch treues Blut
Sind doch immer Euer beſtes Gut.
Und thunt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stutereien.
Dieß reich' ich Euch im fremden Land,
Bliebe Euch übrigens gern unbekannt.
Zieht ein und nehmet Speiß' und Kraft
Im Zauberſchloß in der Nachbarſchaft,
Wo eine gute Fee regiert,
Die einen goldnen Scepter führt
Und um ſich eine kleine Welt
Mit holdem Blick beſammen hält.

Ew. Simpel.

An den Herzog Carl Auguſt.

Abſchied

im Namen der Engelhäuſer Bäuerinnen.

Iſt es denn wahr, was man geſagt? —
Dem lieben Himmel ſey's geklagt! —
Verlaſſeſt Du die Königsſtadt?
Die Dir ſo viel zu danken hat.
Denn bis zu uns nach Engelhaus
Erſchallt lang Dein Andenken heraus.

Daß Deine Freundlichkeit und Gnad'
Allen dreifach geſegnet das Bad:
Denn nicht der Pole freut ſich Dein,
Es freut ſich nicht der Jud' allein;
Es freut ſich Dein auch jener Chriſt,
Daß Du ſo mild geweſen biſt.
Und wer das nicht erkennen wollt',
Für einen Heiden gelten ſollt'.
Doch die nach Dir am meiſten ſtaunn,
Sind gewiß alle ſchöne Frau'n,
Die Du, o edler Brunnengaſt!
Ehrlich und fein gewartet haſt;
Die beißen alle mit Verdruß
Auf's Maul als eine harte Nuß.
Es ſcheinet ihnen alles alt,
Das Thal zu weit, der Sprudel kalt;
Ein Strom aus ihren Augen quillt,
Der Aerger als die Tenne ſchwillt;
Und ſtieg der Sirion den Berg hinauf,
Er bietet ſich im Reifen auf.
In deren Namen ſtehen wir,
Von Engelhaus die Nymphen, hier
Und wünſchen Dir zur frohen Zeit
Von allen Heiligen das Geleit,
So viel Kanonenſchüſſe geſchwind
Vorm Elephanten gefallen ſind.
So manchen Fall O . . . . . y erzählt
Und teuſcher Frauen Ohren quält,
So manche Collatſchen man früh und ſpat
Bei dem Convikte gebacken hat:
So vielen Trorn nähm mit fort
Von dem heilſamen ſoolnen Ort;
Und wie vom heißen Sprudel-Trieb
Dir niemals was im Leibe blieb,
So laß in Deines Herzens Schrein
Die Freunde deſto feſter ſeyn!

Dem

Großherzog Carl Auguſt

an Weihnachten 1822.

mit einer Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerſchule.

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Ueberall das Süße ſpendend,
In dem Glanze ſich bewegend,
Alt und jungen Herz erregend —
Solch ein Feſt iſt uns beſcheret,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend ſchaun wir auf und nieder
Hin und her und immer wieder.
Aber, Fürſt, wenn Dir's begegnet
Und ein Abend ſo Dich ſegnet,
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor Dir glänzten all zuſammen,
Alles, was Du ausgerichtet,
Alle, die ſich Dir verpflichtet;
Wie erhöhten Geiſtesblicken
Zöglinge herrliches Entzücken.

Demſelben

zum neuen Jahre 1823.

Jetzt der Gabe gleich das Neue,
Sey das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb' und Treue
Immer friſch im Buſen waltet.

Sey auch noch ſo viel begehret
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil es dem Dank ſich eignet
Iſt das Leben ſchätzenswerth.

Dem 30. Januar 1823,

dem

Geburtstage der Großherzogin Louiſe.

(Bei Anwesenheit der Kaiſerin Elisabeth, Gemahlin Alexanders I.)

Von Oſten will das volle Licht
Nun glänzend uns vereinen.
Und ſchön're Stunden ſind' es nicht
Als dieſem Tag zu ſcheinen.

Vorüber führt ein herrliches Geſchick
Erhabne Helden, hochverehrte Frauen;
Nun feſſelt uns des heut'gen Tages Glück
Als bleibende Dich unter uns zu ſchauen.

Soll auch das Wort ſich hören laſſen?
Der Tag iſt ſchön, der Raum iſt klein;
So mag die Inſchrift kurz ſich faſſen:
Ein Herz wie alle ſie ſind Dein.

Die erſten

Erzeugniſſe der Stotternheimer Saline,

begleitet von

dichteriſchem Dialog zwiſchen dem Gnomen, der Geognoſie und der Technik,

überreicht zum 30. Januar 1824

mit getreuem Glück auf!

C. Glenck,

Salinen-Director,

unterthänigſt.

Gnome.

In brenner Kopp' und Kutte trett' ich an,
Wie Freund im Liede erbeilt den weiten Plan,
Unwillig, doch genöthigt, bin ich hier:
Denn daß, was triumphirt, gehörte mir;
Ich barg es tief in ſchwerer Nächte Schooß,
Nun liegt es klar am hellen Tage bloß.
Und da es mir zu hintern nicht gelingt,
So bin ich einer, der es feſtlich bringt.

Den Menſchen will ich wohl, allein betrübt,
Daß ſie mißbrauchen, was man Gutes giebt,
Verſtreu' ich Gold an ſchmaler Küſte Rand,
Als Strauß geſtreu' ich's breit in Fluß und Sand;
Und wenn ſie's dann mit Müh' und Fleiß erhaſcht,
Wird es ſogleich vergeudet und vernaſcht.
Mit vollen Händen werd es ausgeſtreut
Und niemand blickt den Segen für thunl'ge Zeit.

Doch heute bringt ein thätigzauberer Mann,
Der gegen mich ſo manche Liſt erſann.

Als Gabe dar, was, selbst an diesem Tag,
Schneeweiß gebrannt, dem Fürsten g'nügen mag.
So thut sie denn dem Bürger auch genug,
Dem Reisenden, dem Landmann hinterm Pflug;
Und wenn sie euch das Sachste hoffen läßt,
So feiert froh das allgemeine Fest.

Prognoſie.

Hast du auch edle Schätze tief verſteckt,
Dem Menſchengeiſt ſind ſie bereits entdeckt.
Iſt doch Natur in ihrem weiten Reich
Sich ſtets gemäß und folgerecht und gleich;
Und wer des Fadens zartes Ende hält,
Der ſchlingt ſich wohl durchs Labyrinth der Welt.
So ſchreit' ich fort durch Feld und Bergeshöhn,
Ich jaudre nicht — auf einmal bleib' ich ſtehn;
Tief unten fühl' ich das erſehnte Gute.
Erfahrung bleibt die beſte Wünſchelruthe.
Bedeckt der Kalkſtein hier die Region,
So ahn' ich unten Thon und Gyps und Thon,
Sodann auch Sandſtein; laßt ihn mächtig ruhn!
Wir geben durch, wir wiſſen, was wir thun.
Nur immer tiefer! unten ſtrömt es hell.
Als unſer Sachſenheil's, unſer Jugend-Quell;
Es ſtrömt Gewürz, das tierliſcher ernährt,
Als was uns Banda's Inſelgruppe ſchickt.
Schmackhaft durchdringt es unſer täglich Brod,
Es thut dem Menſchen, thut dem Thiere Noth,
Geſundes Volk erkrankt im Entbehren;
Welch ein Verdienſt es reichlich zu gewähren!

Bezeichnet nun den weitgezierten Schacht,
Und wagt euch kühn zum Abgrund tiefſter Nacht;
Vertraut mir, daß ich Schau zu Schätzen bäufe.
Nun friſch ans Werk und muthig in die Teufe!

Technik.

Nur nicht ſo raſch und unbedacht gethan! —
Mit Hack' und Spaten kommt ihr räthlich an;
Wie könnt ihr euch ſo wunderlich bebaben,
Als wolltet ihr des Nachbarn Weinberg graben?
Doch wenn dem Blick in ſolche Tiefen drang,
So nutze ſchnell, was unſrer Kunſt gelang.

Nicht meinem Witz ward ſolche Gunſt beſcheert.
Zwei Götterſchweſtern haben mich belehrt:
Phyſik voran, die jedes Element
Verbinden lehrt, wie ſie es erſt getrennt;
Das Unwägbare hat für ſie Gewicht.
Und aus dem Waſſer lockt ſie Flammenlicht,
Läßt Undergreifliches dann ſichtbar ſeyn,
Durch Zauberei im Sondern, im Verein.

Doch erſt zur That erregt den tiefſten Sinn
Geometrie, die Allerherrſcherin:
Sie ſchaut das All durch ein Geſetz belebt,
Sie mißt den Raum und was im Raume ſchwebt;
Sie regelt ſtreng die Kreiſe der Natur.
Hiernach die Pulſe deiner Taſchenuhr;
Sie dehnet geiſtig aranzenloſen Kreis
Der Menſchenhände kümmerlichſtem Fleiß.

Uns gab ſie erſt den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verſtand;
Ein leiſer Hauch genügt der ſteten Regung.
Aus Fülle und Leere bildet ſie Bewegung,
Bis mannichfaltigſt endlich unbegrift
Nun Kraft zu Kräften überſchwenglich wirft.

Von Höh' und Breite ſprach ich ſchon zu viel.
Einfachſtes Werkzeug genügt der zum Ziel.
Den Eiſenſtab ergreife, der gelehrt
Mit Fall nach Fall den harten Stein verbohrt,
Und ſo mir Fleiß, Genauigkeit und Glück
Erdehre dir ein reichliches Geſchick. —

Geleiſtet iſt's! Du drinaſt im dritten Jahr
Dem Herrn des Lands willkommne Gabe dar.

Gnome.

Auch ich entſage nun dem alten Trug,
Was ich verheimlicht, ſey dem Volk zu Nutz.

Prognoſie.

Und wenn ich einſam im Gebirg verweilt,
Hat doch mein Geiſt den tiefſten Wunſch ereilt.

Technik.

Bethätigt weiter glückliche Bereitung
An dieſes Tages günſt'ger Vorbedeutung.

Feier der Geburtsſtunde
des
Erbprinzen Carl Friedrich,
den 15. Februar 1783,
gegen Morgen.

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieſer nächtigen Stunde.
Noch zweifelhaft auf unſer Glück,
Mit zugeſchloßnem Munde.

Nach vierzehn Tagen kommen wir,
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: endlich iſt Er da!
Er lebt und Er wird leben!

Nach vierzehn Jahren wollen wir
Dieß Ständchen wieder bringen,
Zu Seiner erſten Jünglingszeit
Ein Segenslied zu ſingen.

Nach vierzehn hundert Jahren wird
Zwar mancher von uns fehlen.
Doch ſoll man dann Carl Friedrichs Glück
Und Güte noch erzählen.

Bilder-Scenen.

Zur Feier
des zweiten Februar 1817,
Geburtstag des Erbgroßherzogs Carl Friedrich.

Mit Säulen ſchmücket ein Architekt aufs Beſte,
Mit Statuen, Gemälden ſeine Hallen.
Dann finden ſich am frohen Tag die Gäſte,
Von Melodie bewegt einher zu wallen.
Nun wirket umgekehrt, am ſchönſten Feſte
Durch Widerſpruch die Kunſt Ihm zu gefallen.
Statt laute Freude friſch bewegt zu ſchildern,
Erſtarrt das Lebende zu holden Bildern.

Zum zweiten Februar 1824.

Man iſt gewohnt, daß an den höchſten Tagen
Zum Herrſcherthron ſich alle Völkerſchaften
Nach eigner Weiſe zuverſichtlich wagen,
Mag ſeltſam auch der Schmuck an ihnen haften.

Wie denn das Aeußre ſey von Pelz und Kragen,
Man ſieht hindurch die innern Eigenſchaften;
Hier bringt nun ein Corſar, zum Schein verwegen,
Einſiedleriſcher Zelle ſtillen Segen.

Ihro Kaiſerlichen Hoheit
der Frau Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach.
Weimar den 15. März 1813.

Zu würdiger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiſte waltet,
Wählt' ich in Tagen, wo der Frühling ſchaltet,
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes.

Dann ſchien der Rand des Achilleiſchen Schildes,
So reich er war, nicht reich genug geſtaltet;
Ja, würd' ein Purpurteppich ungefaltet,
Darauf geſät der Sterne blendend Mildes.

Nun aber wird ein zierlich Heft geſchmücket,
Ein treuer Diener widmet's Deiner Hoheit,
Und Du vergönneſt mir die erſte Weide.

Wie ſprech' ich aus, wie ſehr mich das beglücket,
Jetzt fühl' ich erſt in neubelebter Frohheit:
Die ſchönſten Kränze winden Lieb' und Treue.

Derſelben zum Geburtstage,
am 14. Februar 1813.

Wer Marmor hier und Erz und Elfenbein erblickt
Und was noch ſonſt von Stoff die edle Kunſt beſchickt,
Der denkt: wir möchten wir mit emſigem Fleiß
Und treuem Sinn das alles umgeſtalten!
In tauſend Bildern Ihren hohen Preis
Und unſre Liebe zu entfalten.

Die Blumen, in den Wintertagen,
Verſammeln froh ſich hier zu Hauf,
Mit heitern Blicken uns zu ſagen:
An Ihrem Feſt blüht alles auf.

Ihro Kaiſerlichen Hoheit
der Frau Großfürſtin Alexandra.
1821.

Der Frühling grünte zeitig, blühte froh
Narziß' und Tulpe, dann die Roſe ſo;
Auch Früchte reiften mit gedrängtem Segen
Der nah und nähern Sonnenfluth entgegen;
Sie zierten wechſelnd längſterſehnte Zeit
Und ſchmeichelten der tiefſten Einſamkeit.
Da ſtellte ſich dem Hocherſtaunten dar
Ein hehrer Fürſt und Jugend Paar um Paar,
So gut als lieb, ehrwürdig und erfreulich;
Der innre Sinn bewahret ſie getreulich.
In Frühlings-, Sommer-, Herbſt- und Winter-Tagen
Die holden Bilder auf- und abzutragen;
So kann er dann, bei ſolcher Sterne Schein,
Auch wenn er wollte, niemals einſam ſeyn.

Ihro Hoheit
der Prinzeſſin Maria von Sachſen-Weimar-Eiſenach.
Mit Raphaels Gärtnerin.
Zum 5. Februar 1820.

Sanftes Bild dem ſanften Bilde
Unſerer Fürſtin widmet ſich;
Solche Ruhe, ſolche Milde
Immerfort umſchwebe Dich!

Denn ein äußerlich Zerſtreuen,
Das ſich in ſich ſelbſt zerſtellt,
Fordert inneres Erneuen
Das den Sinn zuſammenhält.

Aus dem bunten Weltbeginnen
Wende Deinen holden Blick,
So vertrauensvoll nach innen,
Wie aufs heilige Bild zurück.

Ihro Hoheit
der Prinzeſſin Auguſte von Sachſen-Weimar-Eiſenach.
Mit Eizheimers Morgen.
Aurora, zum 30. September 1820.

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in ſeinen Düften,
Alle ſehn ſich nach Dir um;
Berge ſchauen dort herüber,
Leuchten ſchön und jauchzten lieber;
Doch der ſchönſte Tag iſt ſtumm.

Luſt-Schalmaien will man hören,
Flöten, Hörner und von Ehren
Alles, was nur Freude regt.
Selbſt an ſeiner ſtrengen Kette
Springt das Freundchen um die Wette
Immer hin- und herbewegt.

Und ſo täuſchen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geſchmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich! erſcheine wieder,
Denn der neue Frühling blickt.

Dem aus Amerika glücklichzurückgekehrten
Wiederkehrenden,
Ihrem Durchlauchtigſten Bruder, Herrn
Carl Bernhard,
Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach Hoheit,
die verbundenen Brüder
der
Loge Amalia zu Weimar.
Am 15. September 1826.

Das Segel ſteigt! das Segel ſchwillt!
Der Jüngling hat's geträumt;
Nun iſt des Mannes Wunſch erfüllt.
Noch iſt ihm nichts verſäumt.

So geht es in die Weite fort
Durch Wellenſchaum und Strauß;
Kaum ſieht er ſich am fremden Ort,
Und gleich iſt er zu Haus.

Da ſummt es wie ein Bienenſchwarm,
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu ſeyn.
Gereglt wird der Flüſſe Lauf
Durch kaum bewohntes Land,
Der Felſen ſteigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Reiſefürſt begrüßt ſodann,
Entſchloſſen und gelind,
Als Bruder jeden Ehrenmann,
Als Vater jedes Kind;
Empfindet wie ſo ſchön es ſey
Im friſchen Gottesreich;
Er fühlt ſich mit dem Wackern frei,
Und ſich dem Beſten gleich.

Scharfſichtig Land und Städte ſo
Weiß er ſich zu beſchaun;
Geſellig auch, im Tanze froh,
Willkommen ſchönen Frau'n;
Den Kriegern iſt er zugewohnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut;
Und ernſt und ehrenvoll ertönt
Kanonendonner laut.

Er fühlte des edlen Landes Glück,
Ihm eignet er ſich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinüberwärts gethan.
Dem aber ſey nun wie's auch ſey,
Er wohnt in unſerm Schooß! —
Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Thaten wird ſie groß.

Zueignung
an
Prinzeſſin Caroline von Sachſen-Weimar-Eiſenach,
(ſpäter vermählte Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin.)

Oktober 1807.

Dieſes Stammbuch, wie man's auch nimmt,
War eigentlich für 'nen Studenten beſtimmt,
Der es, auf akademiſchen Pfaden,
Sich wohlen ſollt' aus Herrlis Laden;
Wie ich's denn auch — nicht guter Ding' —
Aus der hübſchen Frau Herriet Hand empfing.

Denn guter Dinge konnt' ich nicht ſeyn.
Wir waren ſchon in den Oktober hinein,
Und preußiſche Schaaren allzumal
Zerſtoppelten uns Berg und Thal,
Und damals war noch nichts verloren.

Ich traute mir aber hinter den Ohren
Und ſetzte mich, wie vor alter Zeit,
Wieder an des Thales Mittlichkeit
Und wollte räthlich mich erdreiſten,
An der Saale das auch zu leiſten.
Was an der Tafel ich trieb im Spiel;
Das war nun freilich gar nicht viel.

Kaum hatt' ich aber ein paar Pappeln zeichnet
Und ein paar Berge mir angeeignet,
Da brach die Sündflut auf einmal herein:
Es hätte nicht können ſchlimmer ſeyn.

Wie aber nach dem ſündſten Gericht
Was vorgeſchah auch wieder geſchieht,
Und über Waſſern und unter Flammen
Freunde und Feinde kommen zuſammen;
Und überall im höchſten Chor
Jeder Heilige, nach wie vor,
Hebt und trägt ſein Marterinſtrument,
Woran man ihn allein erkennt:
So werd' ich auch wohl in Abrahams Schooß
Bleiſtift und Pinſel nicht werden los;
Bei vieler Luſt und wenig Gaben
Werd' ich doch nur gekitzelt haben.

Doch ſey dem Allen wie es ſey,
Kein Blatt im Buch iſt überlei.
Auf beiden Seiten manche beſchrieben
Und ſo nichts weiter übrig blieben,
Als daß Du glaubſt, das viele Papier,
Was auch drauf ſtehe, gehöre Dir.
Und dazu haſt Du Fug und Macht,
Immer war Dein dabei gedacht.
So ſteht Dein Bild auch klar und glatt
In unſerm Herzen auf jedem Blatt.
Und Liebe bleibt zu unſerm Gewinn
Ein beſſrer Zeichner als ich bin.

Herrn Geheimerath von Frankenberg,
zu ſeinem Jubiläum
am 3. Januar 1815.

Hat der Tag ſich kaum erneuet,
Wo uns Winterfreude belebet,
Jedermann ſich wünſchend freuet
Wenn er Freund und Gönner ſiehet.

Sagt, wie ſchon am zweiten Tage
Sich ein zweites Feſt entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben ſich die Allgewalten
Endlich ſchöpferiſch entſchieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Nein! — Dem Würdigen, dem Biedern
Winden wir vollkommne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen ſich des Feſtes Tänze.

Selbſt das Erz erweicht ſich gerne,
Wunderſam ihn zu verehren;
Aber ihr, auch aus der Ferne,
Laßt zu ſeinem Preiſe hören!

Er nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft geblutet,
Liebe nun Fürſt und Volk geborgen,
Denn er Geiſt und Kraft gewidmet.

Die Gemahlin, längſt verwundet
Dem als treulichſtes Gebilde,
Sieht er auch, der tauſend Stunden
Froh gefreut, an ſeiner Seite.

Leb' er ſo, mit Jünglingskräften
Immer herrlich und vermögſam,
In den wichtigſten Geſchäften
Heiter klug und weiſe regſam.

Und in ſeiner Trauten Kreiſe
Sorgenfrei und unerbaltend,
Eine Welt, nach ſeiner Weiſe,
Nah und fern umbergeſtaltend.

Herrn Staats-Miniſter von Voigt,

zu deſſen Jubiläum
am 27. September 1814.

Von Berges-Luft, dem Aether gleich zu achten,
Umweht, auf Gipfelfels bewaldeter Schlünde,
Im engſten Stollen, wie in tiefſten Schachten,
Ein Licht zu ſuchen, das den Geiſt entzünde,
War ein gemeinſam köſtliches Betrachten,
Ob nicht Natur zuletzt ſich doch ergründe?
Und manches Jahr des flüſſten Erdelebens
Ward ſo zum Zeugen coelſten Beſtrebens.

Im Garten auch, wo Dichterblumen ſproſſen,
Den äußern Sinn, den innern Sinn ergetzen,
Gefahrlos nicht vor luſtigen Geſchoſſen
Wie ſie Eroten hin und wieder ſchicken,
Da haben wir der Stunden viel genoſſen
An friſch belebter Vorwelt heitern Blicken,
Geſellend uns den ewig theuren Geiſtern,
Den ſtets beredten, unerreichten Meiſtern.

Dahin bewegten wir, von dornigen Pfaden
Verworrnen Lebens, gern die müden Schritte,
Dort fanden ſich, zu gleicher Luſt geladen,
Der Männer Tiefſinn, Frauengeiſt und Sitte,
Und Wiſſenſchaft und Kunſt und alle Gnaden
Des Muſengottes, reich, in unſrer Mitte;
Bis endlich, längſt umwölkt, der Himmel wetterte,
Das Paradies und ſeinen Hain zerſchmetterte.

Nun aber Friede tröſtend wiederkehret,
Kehrt unſrer Sinn ſich freulich nach dem Alten,
Zu bauen auf, was Kampf und Zug zerſtöret,
Zu ſichern wie's ein guter Geiſt erhalten. —
Verwirrend iſt's, wenn man die Menge höret:
Denn jeder will nach eignem Willen ſchalten;
Bewahren wir zuſammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köſtlichſten Gewinne.

Dem Fürſten Hardenberg.

Zum 70ſten Geburtstag.

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen.
Solchem Streme nachzuſinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken,
Wenn wir in Dein Leben ſchauen,
Freien Geiſt in Erdeſchranken,
Feſtes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Flügſam glückliche Geſchäfte.
Segen Dir von Mund zu Munde:
Neuen Muth und friſche Kräfte!

Herrn Bergrath Lenz

am Tage der Jubelfeier ſeiner 50jährigen Dienſtzeit,
den 25. October 1825.

(Das Gedicht begleitete einen Tafelaufſatz in Form einer Baſalt-Zinn mit einem Bukan, deſſen Krater mit 100 Ducaten in Gold und der goldenen Berdienſt-Medaille gefüllt war.)

Erlauchter Gegner aller Vulcanität!
Entſetze Dich nicht, wenn dieſer Solennität
Sich wilde Feuerberg' und Laven
Gewaltſam eingedrungen haben.

Ein Fürſt, der immer von gutem Muth
Auch andern gern ammuthig thut,
Beſtellt' es, Dich von falſchen Lehren,
Wofern es möglich, zu bekehren.
Vertumnus aber bleibt beſtellt.
Ergetzt' er ſich im Meere weit;
Dort mag er unumſchränkt gebieten.
Du laß nur glühen, ſprühen, wüthen;
Es deutet auf gelinde Lehren,
Zum Plutus und Pluto Dich zu bekehren;
Und überdies den ſchönſten Sold:
Gold — aber dießmal mehr als Gold.

Zu Thorrs Jubelfeſt,

den 14. Mai 1824.

Wer müht ſich wohl im Garten dort
Und muſtert jedes Beet?
Er pflanzt und gießt und ſpricht kein Wort,
So ſcheint auch alles fehl.
Das er gepropft und okulirt
Mit ſichrer klarer Hand,
Das Bäumchen zart, iſt anſpalirt
Nach Ordnung und Verſtand.

Doch ſagt mir, was es beißen ſoll?
Warum iſt er ſo ſtill?
Man ſieht, ihm iſt der Kopf ſo voll,
Daß er was andres will.
Genug, ihm wird nicht wohl dabier,
Ich fürcht', er will davon.
Er ſchreitet nach der Gartenthür
Und draußen iſt er ſchon.

Im Felde giebt's genug zu thun,
Wo der Beereite ſchweift;
Er ſchaut, ſtudirt und kann nicht ruhn,
Bis es im Kopfe reift.
Auf einmal hat's der Bauer los
Wie er das Beſte kann:
Nicht ruhen ſoll der Erdenlos,
Am wenigſten der Mann!

Der Boden rührt ſich ungeſäumt
Im Wechſel jedes Jahr,
Um Feld ſo nach dem andern keimt
Und treift und fruchtet baar;

Marktſchreyer.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieſer Zeit
Ein ſo hochgelahrter Doctor ziert,
Der ſeine Collegen nicht ſchikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein!
Hoffe, ihr werdet zugegen ſeyn,
Wenn wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüſiren.
Ich hoff' es ſoll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Ma-
gen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch ſeinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs-Hagelregen.

So fruchtet's auch von Geiſt zu Geiſt,
Und nutzt von Ort zu Ort.
Gewiß ihr fragt nicht, wie er heißt,
Sein Name lebe fort!

Herrn Rath Schellhorn,
zum 5. December 1824.

Daß im großen Jubeljahre
Wir Dein Jubiläum ſchmückten,
Das erlebe, das gewahre,
Treuer Diener, mit Entzücken!
Die geſang's in ſtiller Sphäre
Deinen Jüngſten zu begleiten,
Werde weitverbreitet ſeiner Ehre
Bis in allerſpätſte Zeiten!

Tiſchlied
zu Zelter's ſiebzigſtem Geburtstage.

Laſſet heut am edlen Ort
Ernſt und Luſt ſich miſchen,
Geiſt an Herzen, Ton am Wort
Freierlichſt erfriſchen;
Froh genieße eurer Tage,
Denn man ſetzt nicht alle Tage
Sich zu ſolchen Tiſchen.

Ein bedeutend ernſt Geſchick
Waltet übers Leben,
Denn es nimmt der Augenblick
Was die Jahre geben.
Iſt ſo manches Gut zerronnen,
Hat uns mehr und mehr gewonnen
Männlich rühm Beſtreben.

Doch an Lethe's Laberquell
Darf es heut' nicht fehlen!
Treu Gefühl und frommer Duft
Walte durch die Seelen.
Laſſet ewige Harmonieen
Bald ſich ſuchen, bald ſich fliehen,
Und zuletzt vermählen.

Unſer Mann, er that ja ſo;
Leb' er denn! er lebe!
Werde ſeiner Säle froh,
Daß er wirke und ſtrebe;
Wie bisher, im Allerbeſten,
Sich zu Tag- und Jahres-Feſten
Uns zu Lieb' erſtrebe!

Der
Demoiſelle Schmehling,
nach Aufführung der Haſſiſchen
Sta. Elena al Calvario.
Leipzig 1771.

Klarſter Stimme, froh an Sinn —
Reinſte Jugendgabe —
Zogſt Du mit der Kaiſerin
Nach dem heil'gen Grabe?

Dort, wo alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrſchender Geſang
Mich den Hocherzückten.

An
Madame Mara,
zum frohen Jahresfeſte.
Weimar 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Bruſt erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Mühe und Gewirr erheiternd.
Nah dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit, der ſüßen;
Fühle mir, wie mich's erfreut
Segnend Dich zu grüßen!

Erwiederung
der Feier meines ſiebzigſten Geburtstages.

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an ſeinen Seiten
An die vierundzwanzig Damen;
Sie zum Thron des Kaiſers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, hold und ſchicklich,
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht ſie alle wohlgeraten,
Tüchtig, von gepräften Thaten,
Freigeſinnt, ſich ſelbſt beſchränkend,
Immerfort das Nächſte denkend;
Thätig treu in jedem Kreiſe,
Still beharrlich jeder Weiſe;
Nicht vom Weg, dem graden, weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.
Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten.
In die reinen Himmelsfluthen,
Mitgenoſſen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir beſcheiden.

Der Frau von Ziegeſar, geb. v. Stein,
zum Geburtstage.

Zwar die vierundzwanzig Ritter
Ehren wir in allen Fällen;
Doch auch Fräulein ſind nicht bitter,
Wenn ſie ſich dazwiſchen ſtellen.

Heute laſſet mich trachten
Solche lieblichſten Vereine,
Wenn ſie bunte Reihe machten,
Die Ziegeſar und die Steine.

Kämen ſämmtlich angezogen
Dieſer Stämme fromme Töchter;
Würden Ahnige gewogen
Und begrüßten ſie die Dichter.

Und beſonders aber Eine,
Welche wir zu ſegnen kamen;
Freunde nennen Sie die Kleine,
Sie verdient gar viele Namen.

Den verſammelten Freunden

am 28. Auguſt 1825,
geſendet von Marienbad.

In Hygieas Form beliebt's Ariadnen
Im Waldgebirg ſich Schlöſſer aufzubauen,
Verſpricht dem Kranken Heil, dem Lebensmüden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen;
Dem bald Genejenen ſchenkt zu heiterm Frieden
Entfaltet ſich ein Kreis erleſ'ner Frauen.
Dann weiß ſie uns nach aller Art zu kirren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.

So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wochen gleich, ein labyrinthiſch Weſen;
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen ſich ein Kreis erleſen,
Wo er ſich mir und ich mich ihm verpflichtet:
Dort fühl ich mich vollkommner genejen.
So trägt es mich zum ehrenvollen Feſte,
Schon bin ich da: — Geſegnet alle Gäſte!

Der Cölner Mummenſchanz,

Faſtnacht 1825.

Da das Alter, wie wir wiſſen,
Nicht für Thorheit beſſen kann;
Wär' es ein geſunder Biſſen
Einem heitern, alten Mann.

Daß am Rhein, dem viel beſchwommen,
Mummenſchaar ſich zum Geſecht
Rüſtet gegen angekommen
Feind, zu ſtören altes Recht.

Auch dem Weiſen fügt behäglich
Sich die Thorheit wohl zur Hand;
Uns ſo iſt es gar verträglich,
Wenn er ſich mit Euch verbannt.

Selbſt Erasmus ging den Spuren
Der Moria ſpottend nach,
Ulrich Hutten mit Obſcuren,
Derbe Lanzenſtiche brach.

Löblich wird ein treues Streben,
Wenn es kurz iſt und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdenleben
Sey dem flüchtigen Rauſch Gewinn.

Hänket nur an dieſen Tage
Klinger Thorheit Narrengewicht,
Daß mit uns die Nachwelt ſage:
Jahre ſind der Lieb' und Pflicht.

Den Freunden

am 28. Auguſt 1826.

Des Menſchen Tage ſind verſtochten,
Die ſchönſten Güter angefochten.

Es trübt ſich auch der friſche Blick;
Du wandelſt einſam und verdroſſen,
Der Tag verſchwindet ungenoſſen
In abgeſondertem Geſchick.

Wenn Freundes-Antlitz dir begegnet,
So biſt du gleich befreit, geſegnet,
Gemeinſam freuſt du dich der That.
Ein zweiter kommt ſich anzuſchließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreifacht ſo ſich Kraft und Rath.

Von äußerm Drang unangefochten,
Bleibt Freunde ſo in Eins verflochten
Dem Tage glänzt heitern Blick!
Das Beſte ſchaffet unverdroſſen;
Mißwollen unſrer Zeitgenoſſen
Das Beſte zuletzt erprobtes Glück.

Erwiederung der feſtlichen Gaben

aus Frankfurt,
am 28. Auguſt 1830.

Mel. Laßt uns froh und ohne Ende ꝛc.

Pflegten wir in alten Zeiten
Raſch mit Schwung zu ſtürzen,
Und mit Maß und ohne Maß
Durſt und Luſt zu ſtillen;
Reicht man jetzt dem heitern Zecher
Silbern, reich verzierten Becher,
Scheint es gar bedenklich.

Ward auch alt und junger Wein
Reichlich hergeſpendet,
Wie die Fülle ſich vom Main
Norden zugewendet;
Euren Frohſinn im Behagen
Stellen wir in guten Tagen
Dankbar mitgenießen.

Werde Silber, werde Gold,
Wie ſich's ziemt, verbreret;
Bleibe guter Geiſt Euch hold,
Der im Stillen lehret:
Euch aus Reine zu gewöhnen,
Und im Nehmen, Guter, Schönen,
Recht uns einzubürgern.

Den verehrten
Achtzehn Frankfurter Feſtfreunden

am 28. Auguſt 1831.

Heitern Weinbergs Luftgewimmel,
Traun und Manner, tüchtig, bunt,
Laut ein fröhliches Getümmel,
Macht den Schutz der Rede kund.

Dann, der Keller trübes Fließen
Abgewartet, hellen Moſt,
Jahresgabe zu genießen,
Hoffnungsreiche Lebenskoſt.

Doch im Keller wird's heimlich,
Dem Gefäß entquillt ein Schaum,
Und erſtickend gährt verſtohlen
Dünſte durch den düſtern Raum.

Ihre Kraft in ſich bewahret
Wacht im Stillen unverwerkt,
Bis, geſteigert und bejahret,
Sie des Freundes Feſt verſtärkt.

Großes, redliches Bemühen
Emſig ſtill ſich fördern mag;
Jahre kommen, Jahre fliehen,
Freudig tritt es auf zum Tag.

Künſte ſo und Wiſſenſchaften
Wurden ruhigernſt genährt,
Bis die ewig Muſterhaften
Endlich aller Welt gehört.

An die Neunzehn Freunde in England

am 28. Auguſt 1831.

Worte, die der Dichter ſpricht
Treu in heimiſchen Bezirken,
Wirken gleich, doch weiß er nicht,
Ob ſie in der Ferne wirken.

Britten! habt ſie aufgefaßt:
„Thät'ger Sinn, das Thun gezügelt;
Stetig Streben, ohne Haſt.“
Und ſo wollt Ihr's denn beſiegelt.

An Zacharia.

1767.

Schon wälzen ſchnelle Räder ruſtelnd ſich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angeſpannt feſt an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Du biſt uns kaum entwichen, und ſchwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen (denn dahin
Flohn ſie bei Deiner Ankunft, wie vorm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn)

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umſchwärmen ſie den Tiſch und ſpeihn
Von ihrem giftigen Gift unſerm Frieden
Auf alle Speiſen hin.

Wo iſt, ſie zu verſcheuchen, unſer gär'ger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollens Liebling, Liebling aller Götter!
Lebt er? iſt er entflohn?

O gäb' er mir die Stärke, ſeine wächt'ge Leier
Zu ſchlagen, die Apoll ihm gab;
Ich rührte ſie, dann flöhn die Ungeheuer
Erſchreckt zur Höll' hinab.

Bleib' mir, Sohn der Maja, deiner Ferſen Schwingen,
Die du ſonſt Sterblichen geliehn,
Die reißen mich aus dieſem Elend, bringen
Mich zu der Oeter hin;

Dann folg' ich unerwartet ihm am Fluſſe,
Allein ſo wenig ſtaunet er,
Als ging ihm, angeheftet ſeinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Wenn ihm dann unzertrennlich wärme den jungen Buſen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt;
Er liebet mich; dann lieben mich die Muſen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An Mademoiſelle Oeſer zu Leipzig.

Frankfurt am 6. Nov. 1769.

Mamſell,

So launiſch wie ein Kind, das jahrt,
Bald ſchätzerisch, wie ein Kaufmann den man mahnt,
Bald ſtill, wie ein Hypochondriſt,
Und ſittig, wie ein Mennoniſt,
Und ſolglam wie ein gutes Lamm,
Bald luſtig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und bin bald krank und bald geſund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halſe wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht ſo viel Athem reicht, als meine Zunge
In manchen Zeiten braucht, wenn ſie mit Stoß
erzählt,
Was ich bei Euch gehört, und was mir jetzt hier fehlt.

Da ſucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Corter Chinä,
Die junger Herrn erſchlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Aufs neue ſtärken, den Verſtand
Und das Gedächtniß ſchärfen.

Beſonders iſt er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen,
Was Unordnung ſo ſündlich gemacht.
Und heißt mich meinen Willen zwingen:
„Bei Tag und ſonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!“
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeiſt,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Boucher's Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit rieſigem Geſicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fettig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir ſtatt des Weins dazu.

O ſage Du,
Kann man was Traurigers erfahren?
An Körper alt und jung an Jahren,
Halb ſiech und bald geſund zu ſeyn?
Das giebt ſo melancholiſche Laune,
Und ihre Pein
Wärs' ich nicht los, und hätt' ich ſechs Altraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Menſch genießt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen,
Denn ich bin ſchon im Leiden ſehr geübt;
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Laſt der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als ſelbſt die Tugend giebt,
Verkürzung grauer Regenſtunden,
Balſamiſches Pflaſter aller Wunden:
Geſellſchaftsgeiſter, die man liebt.

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beſtändig redte gute Leute,
Die mir mit Lieben, wenn ich leide,
Sie ſorgen mir für manche Freude.
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu ſeyn;
Und dennoch denk' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzens ſo behende ſtillt, die Ruh'
Mit einem Blick der Seele ſchenkt, wie Du.

Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal beraubt;
Und wenn er nur einmal recht nah und Haupt geſchwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß ſo lang er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe:
Doch machteſt Du mit Deiner ſüßen Gabe
Ein Blumenbett mir aus dem Grabe.
Erzähltreſt mir, wie ſchön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie ſüß Dein ſtilles Leben ſey.
Mit einem Ton von ſolcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's beſaß'ſt, ſelbſt zu beſitzen glaubte.
Zufrieden freil' ich fort, und was noch mehr iſt, froh,
Und ganz war meine Reiſe ſo.

Ich kam hieher, und fand das Frauenzimmer
Ein bißchen — ja man ſagt's nicht gern — wie immer;
Genug: bis hieher hat keine mich gerührt.
Zwar ſag' ich nicht, was einſt Herr Sadi'er
Von Hamburgs Schönen prädiciert.
Doch bin ich auch ein ſtarker Gräfer,
Seitdem Ihr Mädchen mich verführet,
Die ich wohl ſchwerlich je vergeſſe;
Und da begreif'ſt Du wohl, daß jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maßſtab meſſe.
Du lieber Gott! an Munterkeit iſt die
An Einſicht und an Witz Dir keine einz'ge gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie
Wie käme die heraus ins Reich!

So ein Geſpräch wie unſers war im Garten,
Und in der Loge noch, mit dieſem ſeltnen Zug.
So aufgeweckt und doch ſo klug,
Ja darauf kann ich warten!

Bin ich bei Mädchen launiſch froh,
So ſeim ſie ſittenrichterisch ſträflich.
Da beide'ſt: Der Herr iſt wohl aus Bergamo?
Sie ſagen's nicht einmal ſo höflich.
Zeigt man Verſtand, ſo iſt auch das nicht recht;
Denn will ſich einer nicht beauemen,
Des Grandiſons ergebner Knecht
Zu ſeyn, und alles blindlings anzunehmen.
Was der Diktator ſpricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie ſeyd Ihr nicht ſo gut, ſo Euch zu beſſern willig,
Auf eigne Fehler ſtreng und gegen fremde billig!
Und, zu gefallen unbemüht,
Iſt niemand, den Ihr nicht gewöhnet.
Ah, man iſt Euer Freund, ſo wenig man Euch kennet.
Man liebt Euch, eh man ſich's verſieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Iſt's aber ein langweilig Spiel;
Zur Freundſchaft fehlt's ihr am Verſtande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Drauf ging ich ganz gewiß, hätt' ich nicht ſo viel Laune.
Bräch' ich mir nicht gar manche Luſt vom Zaune.
Lacht' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und bäckt' ich nicht, daß Ihr ſchon oft an mich gedacht.
Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das ſagt
Ich Euch, beſonders an dem Tage,
Wenn Ihr auf Eurem Landgut ſeyd,
Dem Ort, der mir ſo manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich ſo ſehr erfreut.

Doch Du verſtehſt mich nicht, ich will es Dir erklären,
Ich weiß doch, Du vergiebſt es mir:
Die Lieber, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem ſchönen Ort und Dir.

Wenn mich mein böſes Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen genug und wagte
Dich aufzuſuchen, eh es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebſt,
Die Du mir oft ſo ſchön beſchrieben.

Da ging ich nun in Deinem Paradieſe,
Im jedem Holz, auf jeder Wieſe,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Geſicht
Beim Morgenſtrahl geſchmückt, und ſucht' und — fand Dich nicht.

Dann ſchlug ich, angereizt vom launiſchen Verdruſſe,
Den armen Froſch am ſonnebeſtrahlten Fluſſe,
Dann ſagt' ich rings umher und ſing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgeſtreckten Hand, die mitten
In ihrem Haſchen ſtille ſtand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauſchend Ohr empfand.

Am Tage fang ich dieſe Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, ſpitzte ſie nieder
Den guten und den ſchlechten Reim.

Oft kehrt' ich noch mit immer ſchlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günſtige Geſchicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genoß ſie kaum, die ſüßen letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich ſage nichts, was ich empfunden,
Denn mein proſaiſches Gedicht
Stimmt dieſes Mal ſehr zur Empfindung nicht.

Du haſt die Lieder nun und, zur Belohnung
Für alles was ich für Dich litt,
Beſuchſt Du Deine ſel'ge Wohnung,
So nimm ſie mit.
Und ſing ſie manchmal an den Orten
Mit Luſt, wo ich aus Schmerz ſie ſang;
Dann denk' an mich und ſage: dorten
Am Fluſſe wartete er lang.
Der Arme, der ſo oft mit ungewognem Glücke
Die ſchönen Felder fühllos ſah!
Kam' er in dieſem Augenblicke —
Ey nun, jetzt wär' ich da.

Jetzt, dächt' ich nun, wär's hohe Zeit zum Schließen;
Denn wenn man ſo zwei Bogen Reime ſchreibt,

Da wollen ſie zuletzt nicht fließen.
Doch warte nur, wenn mich die Laune treibt
Und Deine Gunſt mir ſonſt verſichert bleibt,
So ſchreib' ich Dir noch manchen Brief wie dieſen.

Willſt Du mir die Geſchwiſter grüßen,
So ſchließe Nichtern auch mit ein.
Leb wohl! Und wird das Glück Dein Freund beſtändig ſeyn
Wie ich, ſo wirſt Du ſtets des ſchönſten Glücks genießen.

Gellerts Monument
von Oeſer.
1774.

Als Gellert, der geliebte, ſchied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte ſchiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrentreue,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeſer ſeitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geſchiednen, ſann
Ein bleibend Bild, ein tiefes Deuten
Auf den verſchwundnen werthen Mann;
Und ſammelte mit Geiſteskraft
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Die wir in einem engen Krug
Die Aſche des Geliebten ſammeln.

Dem Paſſavant- und Schüblerischen Brautpaare.
Die Geſchwiſter des Bräutigams
zum 25. Juli 1774. *

Er fliegt hinweg. Dich zu umfangen
Und unſre Herde jauchzt Ihm laut,
Mit innig heißerm Verlangen
Flog nie der Bräutigam zur Braut.
O Schweſter, willſt Du länger weilen?
Auf, bring und doppelt Ihn zurück!
Wir wollen alles mit Dir theilen,
Und unſer Herz und unſer Glück.

Die beſten Eltern zu verlaſſen,
Die Freunde, denen Du verſchwind'ſt,
Iſt traurig; doch, um Dich zu faſſen,
Bedenke, was Du wiederfind'ſt.
Dein Glück, o Freundin, wird nicht minder
Und unſers wird durch Dich vermehrt;
Sieh, Dich erwarten munire Kinder,
Die werthen Eltern Gott beſcheert.

Komm zu dem täglich neuen Feſte,
Wo warme Liebe ſich ergießt,
Ringsum die brüderlichen Gäſte,
Da eins des andern Glück genießt.

Im lanagetroſten Sommerregen
Reiſet Gott dem früchtereichen Land
Erquickung, tauſendfalt'gen Segen:
Reich Du dem Bruder Deine Hand.

Und mit der Hand ein künftig Glücke
Für Ihn und Dich und und zugleich;
Dann werden jede Augenblicke
An neuen Lebensfreuden reich.
Ja es ſind wonnevolle Schmerzen,
Was aus der Eltern Auge weint:
Sie ſehen Dich mit warmen Herzen
Mit Deiner Schweſter neu vereint.

Wie Freud' und Tanz Ihm Dir ergeben
Und Jugendwonne Euch vertraut:
So ſeht einſt Euer ganzes Leben
Am ſchönen Abend hingethaut.
Und war das Band, das Euch verbunden,
Geflochten, warm und heilig rein,
So laß die letzte Eurer Stunden
Wie Eure erſte heiter ſeyn.

* Dem Dichter zu ſeinem eignen goldnen Jubeltag, 7. November 1823, aus den Händen des damals noch lebenden Ehepaares wieder im Manuſcripte überreicht.

An Schloſſer,
als dieſer in lateiniſchen Verſen dem Dichter für ein Gemälde dankte hatte.
1776.

Du, dem die Muſen von den Aktenſtößen
Die Roſenbände willig ſtreuten,
Der zweener Herren Diener iſt,
Die ärger Feinde ſind als Mammonas und Chriſt,
Den Weg zum Richter ſelbſt mit Blumen Dir des ſtreuteſt,
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreude leihteſt,
Kein Wunder, daß auch Deine Gunſt
Zu meinem Vortheil dießmal ſchwärmet,
Das ſchlechte Denkmal unſrer Kunſt
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß es an Deiner Seite ſtehn,
Scheut' ihm, auch unverdient, die Ehre,
Und mbchteſt Du an dem Verſuche ſehn,
Was ich gern Dir und Deinen Muſen wäre!

An Schiller.
Mit einer kleinen mineralogiſchen Sammlung.
Jena, den 15. Juni 1797.

Dem Herren in der Wüſte bracht'
Der Satan einen Stein,
Und ſagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brödchen ſeyn!

Von vielen Steinen ſendet Dir
Der Freund ein Muſterſtück;
Ihrem giebſt Du bald dafür
Ihm tauſendfach zurück.

An den Prinzen von Ligne.
1804.

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und ſang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht ob ich ein Dichter ſey:
Doch daß ich liebte wußt' ich fühlen.

So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichteriſchen Thaten.
Man ſagt: mir ſey als Ernſt und Spiel
Nicht übel dieß und jen's gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunſt,
Der ich mein Leben treu geblieben;
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dieß, edler Mann, dieß iſt die ſüßeſte Gunſt.

An Tiſchbein.

1808.

Erſt ein Deutſcher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thal-Durchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philoſoph und doch kein Ahner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibeſt Du derſelbe
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! ſo wie Du ſtrebeſt,
Leben! ſo wie Du belebeſt,
So genieße! laß genießen!
Bis die Nymphen Dich begrüßen,
Die ſich in der Ilme baden,
Und auf's freundlichſte Dich laden.

An Denſelben.

Alles, was Du denkſt und ſinneſt,
Was Du der Natur und Kunſt
Mit Empfindung abgewinneſt,
Druckſt Du aus durch Muſengunſt.
Farbe her! Dein Meiſterwille
Schafft ein ſinnliches Gebild;
Doch, beſchrieben in der Fülle,
Du verſchmähſt die Worte nicht.

An Denſelben.

Für das Gute, für das Schöne,
Das Du uns ſo reichlich ſendeſt,
Möge jegliche Camöne
Freude ſpenden, wie Du ſpendeſt!
Möge Dir, im nord'ſchen Trüben,
Aller Guten, aller Lieben
Reine Neigung ſo bereiten,
Ueberall Dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

An Denſelben.

Statt den Menſchen in den Thieren
Zu verlieren,
Findeſt Du ihn klar darin,
Und belebeſt, als wahrer Dichter,
Schaf- und ſänftiches Geſichter
Mit Geſinnung wie mit Sinn.

Auch der Eſel kommt zu Ehren
Und ſahst uns weiß Lehren.
Das, was Bäſſon nur begonnen,
Kommt durch Tiſchbein an die Sonnen.

An Uranius.

(Kapellmeiſter Himmel.)

Carlsbad, 1807.

Himmel, ach! ſo ruft man aus,
Wenn's uns ſchlecht geworden.
Himmel will verdienen ſich
Pfaff' und Ritterorden.

Ihren Himmel finden viel
In dem Weltgetümmel;
Zuzend unter Tanz und Spiel
Meint, ſie ſey im Himmel.

Doch von dem Claviere thut
Ganz ein andrer Himmel;
Alle Morgen grüß' ich ihn,
Nickt er mir vom Schimmel.

Einer hohen Reiſenden.

(Kurprinzeſſin Auguſte von Heſſen.)

Carlsbad, im Juli 1806.

Wohin Du trittſt, wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit friſch vom Angeſicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken bringt ein reines Himmelslicht,
Der Ungeheuer Schwarm im Hintergrunde
Er drängt, er droht, jedoch er ſcheuet Dich nicht.
Wie Du mit Freiheit unbefangen ſchreiteſt,
Das Herz erhebſt und jeden Geiſt erweiteſt.

So wandelſt Du, Dein Ebenbild zu ſchauen,
Das majeſtätiſch uns von oben blickt,
Der Mütter Urbild, Königin der Frauen,
Ein Wunderpinſel hat ſie ausgedrückt.
Ihr bringt ein Mann, mit liebevollem Grauen,
Ein Weib die Knie, in Demuth ſtill entzückt;
Du aber kommſt, ihr Deine Hand zu reichen
Als wäreſt Du zu Haus bei Deines Gleichen.

Doch ſchreite weiter, was auch hier ſich finde,
Zum Lande bin, dem doch kein andres gleicht,
Wo uns Natur befreit, wie Kunſt auch binde,
Der Geiſt ſich ſtählt, wenn ſich das Herz erweicht,
Vor ſtillem Schaun ſo Zeit- als Volkswinde
Zum Abgrund wallt, zur Himmelshöhe ſteigt:
Dorthin gelobeſt Du, die Du ſchaffend freueſt,
Die Trümmer herſtellſt, Todtes neu belebeſt.

Führ' uns indeß durch blumenreiche Matten,
Am breiten Fluß durchs wohlbekannte Thal,
Wo Reben ſich um Sonnenhügel gatten,
Der Fels Dich ſchützt vor mächt'gem Sonnenſtrahl;
Genieße froh der engen Lande Schatten,
Der reinen Milch unſchuldig wärm'ges Mahl,
Und hier und dort vergönn' an Deinen Blicken,
An Deinem Wort und ewig zu entzücken!

An Herrn Abbate Bondi.

Den 5. Auguſt 1812.

Aus jenen Ländern ächten Sonnenſcheines
Beglückten oft mich Gaben der Gefilde;
Ajaxmus reizend, Feigen ſüß und milde,
Der Mandeln Milch, die Feuerkraft des Weines.

So manches Muſenwerk erregte meines
Nordländiſchen Geiſtes innigſte Gefilde,
Wie an Achilleus lebensreichem Schilde
Erfreut ich mich des künſtigſten Vereines.

Und daß ich mich daran begnügen konnte
War mir ſogar ein Kunſterſatz bereitet.
Erquickend mich durch Anmuth wie durch Stärke;

Doch nichts erſchien im größeren Momente,
Voll innern Werths, von ſo viel Glück begleitet,
Als durch Louiſen, Bondi, Deine Werke.

Gräfin O'Donell

als

Eleonore.

(Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung.)

Teplitz, 1812.

Wenn's jemand ziemt, zu ſprechen mit Vertrauen,
So ziemt es mir: ich ſtelle heut den Chor
Geübter und liebvoller Frauen,
Der ſich ſo gern um Sie verſammelt, vor.
Mir iſt vergönnt, an Ihr hinaufzuſchauen,
Mich zu erquicken an dem friſchen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt
Und Frauenwürde ewiglich beſtätigt.

An Gräfin O'Donell.

Carlsbad, den 4. Auguſt 1813.

Ich dachte Dein, und Farben bunt erſchienen
Im Sonnenglanz mir vorm Geſicht,
Von Blättern ſah ich mancherlei ergrünen,
Da waren Roſen, auch Vergiß-mein-nicht!
Pflelle dazwiſchen? golden anzuſchauen.
Durchſcheinend alles, rings ein goldner Kranz;
Und angeſtimmt das hohe Lob der Frauen —
Nun Becher, zu der Freundin! Bleibe klar und ganz.

An Dieſelbe.

Carlsbad, den 1. Mai 1820.

Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch Ihr Becher ſteht;
Doch nur wenigen bekannt wird
Was von Ihrem Grabe weht;

Sag' ich: Freundin! halte heilig
Was Dir von der Holden blieb,
Die ſo groß — ach übereilig!
Von den Allertreuſten ſchied.

Uns, den Liebenden, den Treuen,
Sey nun weiter nichts begehrt;
Nur iſt, wenn wir Sie erneuern,
Unſer Leben etwas werth.

Der Liebenden Vergeßlichen,

zum Geburtstage.

Dem ſchönen Tag ſey es geſchrieben:
Oft glänze Dir ſein heitres Licht.
Uns hörest Du nicht auf zu lieben,
Doch bitten wir: vergiß uns nicht!

Mit Wahrheit und Dichtung.

Ein alter Freund erſcheint maskirt,
Und das, was er im Schilde führt,
Geſteht er wohl nicht allen;
Doch Du entreißt ſogleich den Reim
Und ſprichſt ihn aus ganz insgeheim:
Er wünſcht Dir zu . . . . . .

An Grafen Baar.

Carlsbad, den 12. Auguſt 1813.

Der Berge denke gern, aus des Geſteins,
Die waren Zeugen freundlichſten Vereins.
Zutrauen ſchnell gegeben, ſchnell gefunden,
Beſchleunigte das Glück gezählter Stunden.
Behagen ſchaut nicht vorwärts, nicht zurück,
Und ſo verewigt ſich der Augenblick!

An Denſelben.

Carlsbad, am 16. Auguſt 1814. Nachts.

Dem Schreibenden iſt jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt:
Ein Zeuge bleibt's, wie ſinnig ſie gewandelt.
So wird ein Nichts zum höchſten Schatz verwandelt.

Wenn aber ſolche Gabe tiefen Werth,
Geſtaltet, mit ſich führt, für ſich allein
Dem Sinn des Künſtlers wünſchenswerth begegnete;
Wie muß das nun ein Schatz der Schätze ſeyn,
Wenn ihn der Freund im Scheiden treulich ſegnete!

Der Gräfin Tittina O'Donell,

die eine meiner Scherzhebern verlangte.

Als der Knabe nach der Schule,
Das Pennal in Händen, ging
Und mit ſtumpfer Federſpule
Lettern an zu kritzeln fing,
Hofft' er endlich ſchon zu ſchreiben
Als den herrlichſten Gewinn;
Doch das Geſchriebene bleiben
Sollte, ſich durch Länder treiben,

Gar ein Werth der Federſpule,
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemelſtuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.

Derſelben.

Die abgeſtutzten, angetauchten,
Die ungeſchickten, vielgebrauchten
Haſt Du, die Freundliche, gewählt.
Nun aber nimm ein friſch Gefieder,
Das aufzuzeichnen ſüße Lieder
Alſchdnſter Tage Dir gefällt.

Madame Catalani.

Carlsbad, am 14. Auguſt 1818.

Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört keiner je ſich ſatt:
Denn man erfährt zum erſten Mal,
Warum man Ohren hat.

Dem Grafen Loeben.

Carlsbad, den 18. Auguſt 1818.

Da Du gewiß, wie Du mir geſagt,
Nach meinen Scheiden feiern willſt mein Leben;
So laß mich Dir, da es noch beiden tagt,
Ein freundlich Wort zu Deinem Tage geben.

An Denſelben,

nach deſſen Tode den 5. April 1825.

Nun iſt's geſchehn! Dir hat ein herber Streich
Das ſchöne Lebensgilde entriſſen;
Drum iſt es beſſer, auf der Stelle gleich
Die Freunde preiſen, die Geliebte küſſen.

An Gräfin Jaraczewska.

Mit einem wiederhergeſtellten Exemplar von

Fouque's Undine.

Carlsbad, den 5. Sept. 1815.

Da ſieht man wie die Menſchen ſind:
Nur Leidenſchaft und kein Gewiſſen!
Wie haben ſie dem ſchönen Kind
Das Röckchen bald vom Leib geriſſen!
Doch mir begegnete das Glück in ſpäter Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich neiden:
Dir, Freundin, dank' ich die Gelegenheit
Den vollen Schatz von Kopf bis Fuß zu kleiden.

An Fürſt Biron von Curland.

Carlsbad, den 8. Sept. 1815.

Als Luthers Feſt, mit glänziger Schaar,
Im vorigen Herbſt gefeiert war,
Dacht' ich, es brauche hundert Jahr,
Um es mit Würde zu erneuen;
Doch beim verliehnen Ehrenbild,
Wie ernſt es iſt und kräftig mild,
Beim Herkules und ſeinem Schild
Kann ich der Frier mich an jedem Tage freuen.

Dem Grafen Carl Harrach.

Carlsbad, den 25. Sept. 1819.

Die ſich herzlich oft begrüßten,
Die das Leben ſich verſüßten,
Fährt ein guter Geiſt zur Stelle
Wieder an dieſelbe Quelle!
Treues Wirken, reines Lieben
Iſt das Beſte ſtets geblieben.

Der vollkommenen Sticterin.

Marienbad, am 25. Auguſt 1821.

Ich kam von einem Prälaten,
Dem die herrlichſten Stolen
Ueber die Schulter flogen,
Worauf unverholen
Wunderthaten
Der Heiligen auf und nieder gingen.

Mir aber war ein andres beſcheert:
Lieblichſte Blumen-Gehänge,
Farbenglanz und Uebergänge
Wie Natur den Künſtler belehrt.
Ein allerliebſtes Frühlings-Gelände,
Mit Rabeln zierlich ſchattirt und gebrochen,
Daß, wäre ſelbſt das Herz durchſtochen,
Man es gewiß gar wohl empfände;
Und werd' es nur zu Feiertagen
Schöner Namen und lieber Geburten tragen.

An Fräulein Caſimira Wotowska.

Dein Teſtament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollender,
Vermächtniß nach Vermächtniß aufgetpendet,
Zufrieden jeder ſeinen Theil zu haben.
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär' es der, dem Du Dich ganz vermachteſt.

An Madame Marie Szymanowska.*

Mit einer angeſchriebenen Zeile.

1826.

Dem Dichter wähn' ich mich, der ſich ergeht
Und unſer Freundin heiter-grünlich ſeht.

* Ein anderes urſprünglich auf dieſelbe verfaßtes Gedicht iſt unter dem Titel „Auflöſung“ in die vermiſchten Gedichte S. 47 aufgenommen.

An zwei Gebrüder,
eifrige junge Naturfreunde.

Marienbad.

Am fenchten Fels, den dichtes Moos verſteckt,
Erblühen Blumen, flattert manch Inſekt;
Scheint es auch dürr den kahlen Berg hinan,
So nährt es doch, das Schaf verwollt ſich dran.
Die Wieſe grünt, gehörnte Herde braunt.
Da wandeln Menſchen gut und böſe genannt,
Genießen irrdiſch, ſpärlich, früh und ſpat,
Den Wunderwachs der ſolgerreichen Saat.
Und wenn der Kranke faſt am Ziel erliegt,
So ſteigt die Quelle raſch, die Hoffnung ſiegt.
Ihr! vom Geſtein hinauf zur Atmoſphäre
Gedenket mein! — Dem Höchſten Preis und Ehre!

Andeutungen.

Marienbad 1823.

Du hatteſt längſt mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein ſüßer Mund blickt mich gar freundlich an,
Wenn er mir einen Kuß gegeben.

Tadelt man, daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben,
Tadel iſt von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten,
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.

Du Schüler Howards, wunderlich
Stellſt Morgens um und über dich,
Ob Nebel fallen, ob ſie ſteigen,
Und was ſich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne baut ſich auf
Ein Alpenherr, bereit zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig ſchweifen
Gefiedert weiße luftige Streifen;
Doch unten ſenkt ſich grau und grauer
Aus Wolkenſchicht ein Regenſchauer.

Und wenn bei ſtillem Dämmerlicht
Ein allerliebſtes Trugegeſicht
Auf hoher Schwelle dir begegnet,
Weißt du, ob's heitert? ob es regnet?

Wenn ſich lebendig Silber neigt,
So gibt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts ſteigt,
Iſt blaues Zelt zugegen.
Auch ſinkt viel, es ſteigt kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb-lebend'gen Herzens.

Du gingſt vorüber? Wie! ich ſah dich nicht;
Du kamſt zurück, dich hab' ich nicht geſehen —
Verlorner, unglückſel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie ſoll mir das geſchehen?

Doch tröſt' ich mich und du verzeihſt mir gern,
Entſchuldigung wirſt du mit Freude finden;
Ich ſehe dich, biſt du auch noch ſo fern!
Und in der Nähe kannſt du mir verſchwinden.

Am heißen Quell verdringſt du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwiſt;
Denn wie ich dich ſo ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht, wie du wo anders biſt.

Daß man in Güter dieſer Erde
Zu theilen ſich be deiden werde —
Singt manches alt und neue Lied.
Und wären's zarte Liebesgaben,
Mit wem wir ſie zu theilen haben,
Das macht den großen Unterſchied.

Die Gegenwart weiß nichts von ſich,
Der Abweſende fühlt ſich mit Entſetzen,
Entfernen zieht dich hinter dich,
Abweſenheit allein verſteht zu ſchätzen.

Mit einem zierlichſt-aufgetrockneten Blumenkranze.

Die Freundin.

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich Dir zum Angebinde,
Unvergängliches zu bieten
War mir leider nicht beſchieden.

In den leichten Blumenranken
Tauſchen liebende Gedanken,
Die in leiſen Tönen klingen
Und Dir fromme Wünſche bringen.

Und ſo bringt vom fernen Orte
Dieſes Blatt Dir Blumenworte,
Mögen ſie vor Deinen Blicken
Sich mit friſchen Farben ſchmücken!

Des Dichters Erwiederung.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgenſonne,
Aber leuchten keine Wonne,
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendeſt nun in zarten Kreiſen
Die von Dir aufgeblühten Sterne,
Zärtlich weiſt Du mir bewieſen:
Du empfindeſt in der Ferne.

Was ich in der Fern' empfinde,
So als wär' kein Raum dazwiſchen;
Und ſo blühen auch geſchwinde
Die getrockneten mit friſchen.

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Früchte tragen;
Möchteſt Du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Derfelben.

Und wenn ſie zuletzt erfrieren,
Weil man ſie nicht wohl verſtanzet,
Will ſich's alſobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

Derfelben,
zum einundzwanzigſten Juni.
Carlsbad, 1808.

Nicht am Euphratſtrom, der durch Wüſten fließt,
Wo zum ird'ſchen Manna greift' ges man genießt;
Nicht vom Gnadenthale, nicht nach Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Thee man trinkt für Blut:
Nein! am Tepelſtrande, von der großen Bruck,
Wo die Mohrenbande ſchaut Sanct Repomuk,
Zu dem weißen Hirſchen, der beſtändig rennt,
Ohne daß ein Pirſchen ſeine Straße hemmt,
Eile dieſes Blättchen, munter und geſchwind,
Wo im kurzen Veilchen ruht das längſte Kind.

Nennet mir bei Zeiten gleich den ſchönſten Tag,
So daß niemand ſtreiten, niemand zweifeln mag,
„Meinſt Du den? wo's Kriegchen frömmlich
bunt geſchmückt,
„Den, wo ſich am Päppchen Päppchen hochentzückt?
„Den vielleicht vor Faſten? wo's am tollſten geht,
„Wo man ohne Raſten ſich mit Liebchen dreht.
„Iſt es Oſtern? Pfingſten? Corpus Domini?
„Freundchen! du beſingſt 'en; friſch zur Melodie!"

Keiner iſt der Meine, der ſich rücken läßt;
Einer iſt's, der Eine, dieſer ſteht ſo feſt.
Läßt er nach ſich blicken, wünſcht man ihn heran;
Hat man ihn im Rücken, gleich ſängt's Trauern an.
Bruder nicht noch Schweſter hat er für und für.
Und man glaubt, Sylveſter ſteh' ſchon vor der Thür.
Drum mit Wohlbedachte grüß' ihn ehrenveſt,
Weil er, was er brachte, wohl und laſten ſoll.
Wird er gleich entweichen, wie nun Tage ſind;
Läßt er ſeines Gleichen uns das längſte Kind.

Froh am ſchönen Feſte ſoll's in Carlsbad ſeyn!
Ein paar hundert Gäſte ſtellten ſchon ſich ein.
Gleich ſoll jeder haben, was ihm convenirt;
Früh mit Waſſergaben jeder wird tractirt.
Freuet ſich nicht minder als beim größten Schmaus,
Denn er geht geſünder, als er kam, nach Haus.
Lieblichen Gedudel tönte geſtern Nacht;
Luſt'ger iſt der Spektel heut ſchon aufgemacht.
Friſchlich angekuchtet ſteht der Fels umlaubt;
Kreuzes Panner leuchtet um das kahle Haupt.
Herrlich grüßt der Biedre dieſes Tages Stern.
Hoch wird alles Niedre, Hohes neigt ſich gern.
Der verſchloſſne Stolze grüßet heiter, mild;
Thät'ger wird Graf Bolze, Herr vom goldnen Schild.

Doch Sie kömmt geſchritten! Schaut nur wie ſie ſteigt.
Wo ſich auf Graniten manche Blume zeigt.
In den dunklen Höhen eil' ihr nachzugehn,
Wo die Orchideen und Diantben ſtehn.
Und Ornithogalen weiß und ſchlank wie ſie.
Ihr zu Liebe prahlten Lenz und Sommer hie.
Doch die Wetterfauer, zweifelnd ſtehn ſie dort,
Wohlbedächt'ge Männer! Und Du ſchreitteſt fort,
Pflückeſt junge Roſen, ſächſiſt leichtem Stieg;
Wie im Lande Goſen ſonnt es rings um Dich.
Reich an Sträuß' und Kränzen, trotz dem
Wolkengraus,
Bringſt Du die Excellenzen ungeneckt nach Haus.
Folge ſo Dir immer, wie ſich's wollen mag,
Heitrer Sonnenſchimmer, Dir zum eignen Tag!
Trotz dem Wetterdrähen geh's Dir jungem Blut.
Tochter, Freundin, Liebchen, wie Du's werth
biſt, gut!

An Madame Wolff.
Zum 10. December 1812.

Erlaubt ſey Dir, in mancherlei Geſtalten,
Das junge Volk und die ehrwürd'gen Alten
Zum Beſten, wie es Dir beliebt, zu halten:
Und Phädra, wüthend, leidenſchaftlich groß;
Eliſabeth, ſo lieb' als ſchonungslos;
Meſſina's Fürſtin, feſt, wenn das Geſchick bricht.
Jungfrau gefühlt, nur gegen Liebesblick nicht;
Klärchen zuletzt, die Ihren ſo verführt.
Daß er den Kopf wie Belgiens Held verliert.
Der Wechſel bilde Dein begläcktes Reich,
Bleibſt Du nur uns, den Freunden, immer gleich.

Stammbuchs-Weihe.
Den 14. März 1815.

Muntre Gärten lieb' ich mir,
Viele Blumen drinne,
Und Du haſt ſo einen hier,
Merk' ich wohl, im Sinne.

Mögen Wünſche für Dein Glück
Tauſendfach erſcheinen;
Grüße ſie mit heiterm Blick
Und voran die meinen.

An Herrn Regierungsrath Pencer.
Bei Ueberſendung eines rheinl. Ducaten.

Nein! frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elb' ich bajamalen.

Dresden, den 15. Auguſt 1815.

Jetzt, da man überm Rheine ficht,
Will ich mit Rheingold ſie bezahlen.

Weimar, den 16. Februar 1814.

An Herrn Obriſtlieutenant von Bock.
Den 22. October 1815.

Von allen Dingen, die geſchehn,
Wenn ich es redlich ſagen ſollte,
So war's, Koſaken hier zu ſehn,
Nicht eben was ich wünſchen wollte.

Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß was im Grunde wir alle können:
Läßt sich die Krankheit nicht curiren,
Muß man sie eben mit Hoffnung schmieren.
Die Kranken sind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt ihr für eine Commödia?

Marktschreyer.

Herr, es ist eine Tragödia,
Voll süßer Worten und Sittensprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man sich wohl ennüyiren!

Marktschreyer.

Könnt' ich nur meinen Hannswurst curiren:
Der macht' euch sicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner seyd.

Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß, der uns verwahrte,
Und Wen' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

An Gräfin Constanze von Fritsch.

Weimar, den 30. November 1815.

Die Freundin war hinausgegangen,
Um in der Welt sich umzuthun.
Doch wird sie bald nach Hause gelangen
Und auf gewohnte Weise ruhn.
Und neigt sich dann das artige Köpfchen,
Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen,
Nach einem kissenweichen Stechen;
So bietet freundlich Ihr das Mützchen.

An Dieselbe.

Bei Uebersendung eines Pensée-Bouquets.

Weimar, den 27. Februar 1814.

Die deutsche Sprache wird nun rein,
Pensée darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man sagt: Gedenke mein!
So hoff' ich, soll uns niemand schelten.

An Dieselbe.

Bei Ihrer Reise nach Petersburg.

Weimar, den 12. November 1815.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiselauf,
Unter Schneegestöbersflocken
Suchst Du mir was Liebes auf.

Derselben.

Den 6. December 1816.

Dein Ostgeschenk weiß ich zu schätzen,
Von Westen sey Dir dieß gebracht.
An Dank hab' ich schon viel gedacht,
Doch will sich's nicht ins Gleiche setzen.

An Geheimerath von Willemer.

Den 12. Februar 1815.

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liebes wärd'ge Schranken,
Goldnered hab' ich genossen,
Als ich Euch ins Herz geschlossen.

Goldner glänzten stille Fluthen
Von der Abendsonne Gluthen,
Goldner blinkte Wein, zum Schalle
Glockenähnlicher Crystalle.

Weisen Freundes goldne Worte
Lispelten am Schattenorte,
Edler Kinder treu Bekenntniß
Elterliches Einverständniß,

Goldnes Netz, das Euch umwunden!
Wer will dessen Werth erkunden?
Wie dem heil'gen Stein der Alten
Muß sich Golde Gold entfalten.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Euch goldne Worte,
Wenn die Lettern schwarz geviert
Liebevoll der Blick vergöttert.

Mit des Dichters Portrait.

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden.
Als die Frucht gespeis't geworden,
Gilt sich wieder einzustellen
Das Gebäus, woher es kommen.
Bringet keine süßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte,
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum.

Was erst still gekeimt in Sachsen
Soll am Maine freudig wachsen;
Flach auf guten Grund gelegt,
Merke wie es Wurzel schlägt!
Dann der Pflänzlein feinste Menge
Steigt in lustigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Ist was ihnen heilsam däucht;
Wenn Du's gut mit ihnen meinst,
Blühen sie Dir wohl herrlichst.

Mit einem Blatt derselbigen Pflanze.

Wie aus Einem Blatt unzählig
Frische Lebenszweige sprießen;
Mögst in Einer Liebe selig
Tausendfaches Glück genießen!

An Herrn Obrist von Geismar.

Weimar, am 25. October 1815. Nachmittags 3 Uhr.

Dem wir unsre Rettung danken
Aus den Händen wilder Franken,
Nimm zur Jahresfeier-Stunde
Heißen Wunsch vom treusten Munde.

An Frau von Stein,

geb. von Schardt.

Den 25. December 1815.

Daß Du zugleich mit dem heiligen Christ
An Einem Tage geboren bist,
Und Augusten auch, der werthe, schlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke.

Dieß giebt, in tiefer Winterzeit,
Erwünſchteſte Gelegenheit
Mit einigem Zuſatz Dich zu grüßen,
Abweſenheit mir zu verſüßen.
Der ich, wie ſonſt, in Sonnenferne,
Im Stillen liebe, leide, lerne.

Den Drillingsfreunden von Cöln.

Mit einem Bildniß.

Der Abgebildete
Vergleicht ſich billig
Heil'ſamem Dreieinigs,
Dieweil er willig
Dem Stern, der oftenher
Wahrhaft erſchienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

Der Bildner gleichesfalls
Vergleicht ſich eben
Dem Reiter, der den Hals
Daran gegeben,
Wie Hemelink auch gethan,
Ein Held geworden
Durch ſeine Mannskraft
Ritter vom Orden.

Darum zuſammen ſie
Euch nun verehren,
Die zum Vergangenen
Muthig ſich kehren,
Stein, Heil'ge, Sammt und Gold —
Männiglich ſtrebend
Und altem Tage hold —
Fröhlich belebend.

An Sulpiz Boiſſerée.

Epiphanias 1816.

Haſt den Anker feſt im Rheine liegend
Für das wohl beladne Schiff.
Bleibe doch in Neckarbuchten ſchmiegend,
Hier iſt fein Korallenriff.
Aber da, wo jeder Tag erzeuget
Hinderniß auf Hinderniſſe thürmend auf,
Oder ſchlimmer noch ſie wiegend beuget,
Richteteſt Du wohl dahin den Lauf?

Austauſch.

Ein ſchlafend Nymphchen gegen drei heilige Könige.

Alte, bärtige, ſogar ſchwarze Geſichter
Haſt Du mir überliefert; aber mit ſolchem Geſichter
Kann ich nicht wieder dienen; jedoch in lieblicher Breite.
Ein hübſches Kind von der andern Seite.
Sollte der Anblick Dich erſchrecken,
Du kannſt ſie leicht mit 'nem Schleier decken.

Bilder-Scenen.

Den 15. März 1816.

Ihr kommt, Gebildetes allhier zu ſchauen,
Gebildet ſcheinbar, doch ein lebend Bild;
So weiß die Kunſt vielfältig anzubauen
Der Fabel, der Geſchichte reich Gefild.
Ihr ſeiet tücht'ge Männer, wackre Frauen,
Zu Thaten mächtig, wie zur Hülfe mild.
Und ſo entgegnen wir Euch, ſtarr erſcheinend,
Lebendig, uns zu Eurer Luſt vereinend.

Bruchſtück.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet
Jenethe erſtaunt er über Kunſt und Pracht.
Mit Vorſatz ſcheint der Reichthum hier verſchwendet.
Es ſcheint, als habe ſich nur alles ſelbſt gemacht.
Soll er ſich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er ſich wundern, daß es ſo erdacht?
Ihn dünkt, als ſang' er erſt, mit himmliſchem
Entzücken,
Zu leben an in dieſen Augenblicken.

An Alexander von Humboldt.

Weimar, den 12. Juni 1816.

An Trauertagen
Gelangte mir Dein herrlich Heft:
Es ſchien zu ſagen:
Ermanne Dich zu fröhlichem Geſchäft!
Die Welt in alten Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Geſetzen;
Das wußteſt Du ja ſonſt zu ſchätzen,
Erheitre ſo, durch mich, dein ſchwer bedrängt Gemüth!

An Herrn Genaſt,

bei Abgabe ſeiner Regie, unter zwei Handzeichnungen geſchrieben.

1816.

Zur Erinnerung trüber Tage
Weil Bemühen voller Plage;
Zum Erinnern ſchöner Stunden,
Wo das Rechte war gefunden.

An
Frau Oberkammerherrin von Egloffſtein.

Den 27. December 1816.

Viel gedultetes, genoſſ'nes,
Halbverſchwiegenes, laut ergoſſ'nes,
Ward in ferner Welt verthan;
Aber jene guten Zeiten,
Tiefurts Thal, ätheriſche Weiten,
Geben Dich beſonders an.

An Dieſelbe.

Muſterſtadt für Schmerz und Sorgen
Willſt mir, theure Freundin, borgen?
Nimm ihn wieder! Troſt und Segen
Soll er Dir zu Häupten legen.

Der zierlichſten Undine,

(Fräulein Wilhelmine von Münchhauſen)
auf einem Maskenballe.

1817.

Gieb acht! es wird Dir allerlei begegnen.
Biſt Du im Trocknen, wird es regnen.
Zum Schwimmen wird die Welle ſich verſagen,
Wen aber haſt Du deßhalb anzuklagen?
Merkſt Du nicht eiferſücht'gen Zorn?
Ein Lächeln wird er wohl verdienen;
Und Du verzeihſt dem Onkel Kühlehorn,
Man ſagt ihm nach, er liebe ſelbſt Undinen.

Als kleinen Knaben hab' ich Dich geſehn,
Mit höchſtem Selbſtvertrauen der Welt entgegengehn;
Und wie ſie Dir im Künftigen begegnet,
So ſey getroſt, von Freundes Blick geſegnet.

Jena, den 29. März 1817.

Zum Geburtstag.

Mit meinen kleinen Gedichten.

Jena, den 22. Mai 1817.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,
Sey dieſer auch Ihr zugewandt,
Und wenn Sie hier Bekannte findet,
So hat Sie ſich vielleicht erkannt.

Meinem Freunde von Knebel,

zum 30. November 1817.

Luſtrum iſt ein fremdes Wort!
Aber wenn wir ſagen:
Luſtra haben wir am Ort
Acht bis neun ertragen,
Und genoſſen und geliebt,
Und geliebt bisweilen:
Wird, wer nach dem Gleichen ſtrebt,
Heute mit uns theilen.
Wenn wir ſagen: das iſt viel!
Denn das Leben freuet
Blum' und Dorne! — Ziel iſt Ziel!
Das uns heute freuet.

An Bernhard von Knebel.

Weimar, den 30. Nov. 1820.

Den November, den dreißigſten,
Feire ſtets als heiligen Tag
Mit Opfern, wie's nur dem fleißigſten,
Dem beſten Sohne gelingen mag:
Denn der Vater iſt heut geboren,
Der Dich liebt, wie's billig iſt.
Kindlein, ſey ihm zugeſchworen!
Freude nur bringt, was willig iſt.

An Gräfin Caroline von Egloffſtein.

Was dem Auge dar ſich ſtellet,
Sicher glauben wir's zu ſchaun,
Was dem Ohr ſich zugeſellet,
Giebt uns nicht ein gleich Vertraun;
Darum Deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte
Uebrig läßt er keinen Wahn.

An Gräfin Julie von Egloffſtein.

1817.

Freundlich werden neue Stunden
Zu vergangnen ſich geſellen,
Blüthen, Blumen wohl empfunden,
Bleiben ewig Immortellen.

Derſelben.

Reiſe-Segen.

1819.

Sey die Zierde des Geſchlechts! —
Blicke weder links noch rechts;
Scheue von den Gegenſtänden
In Dein Innerſtes zurück;
Sicher traue Deinen Händen,
Eignes fördre, Freundes-Glück.

Derſelben.

Zur Dresdner Reiſe.

1820.

Ein guter Geiſt iſt ſchon genug,
Du gehſt zu hundert Geiſtern,
Vorüber wandelt Dir ein Zug
Von großen, größern Meiſtern.
Sie grüßen alle Dich fortan
Als ſeinen Jung-Geſellen,
Und winken freundlich Dich heran,
Dich in den Kreis zu ſtellen.
Du ſtehſt und ſchweigſt am heil'gen Ort
Und möchteſt gerne fragen,
Am Ende iſt's ein einzig Wort,
Was ſie Dir alle ſagen.

An Dieſelbe.

1821.

Von ſo zarten Miniaturen,
Wie der ſchönen Hand ſie gläzern,
Scheueſt Du auf breiterer Spuren
Wichtiger unter zu blättern.

Heil den ernsteren Geschäften!
Seligen Erfolg zu schauen,
Einigest zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

An Dieselbe.

1825.

Abgeschlossen sey das Buch,
Es enthält fürwahr genug;
Was davon Dich kann erfreuen
Wird sich immerfort erneuen,
Und was mag dem Scheiden frommen,
Als ein baldig Wiederkommen.

An Freund Mellish.

Durch Vermittlung einer Theuren
Gebt ein Tischchen bis zur Elbe,
Kommt, vom Freunde zu betheuren:
Immer bleibet er derselbe.

Immer wie in Dornburgs Gauen,
Wo, beim allerersten Weine,
Waren hell im Sonnenscheine
Berg' und Thäler anzuschauen.

Du nun an der reichen Elbe,
An dem spiegelbreiten Flusse,
Weit entfernt vom trauten Kusse
Bleib' auch immerfort derselbe.

An Gräfin Marie von Einsiedel.

Zum Tauftage,
den 30. October 1819.

Töchterchen! nach trüben Stunden
Zu der Eltern Lust erschienen,
Hast so jung das Glück gefunden,
Den Geliebtesten zu dienen.
Mögest Du den frohsten Stunden
Ihres Lebens blühend grünen.

Der Heiden-Kaiser Valerian
Hat es mir niemals angethan;
In seinen sehr confusen Zeiten
Mocht' ich ihn keineswegs begleiten:
Denn ob ihn schon, durch göttlich Walten,
Die Münze sagt's — Apoll erhalten,
So sehen wir doch akkurat
Wie jammervoll sein Pudrus war.

Da er nun aber, zu meinem Frommen,
Soll von so lieben Händen kommen,
So mach' ich ihm ein freundlich Gesicht;
Gute Christen die thäten's nicht.
Mutter und Tochter mögen's entschuld'gen,
Beiden werd' ich für ewig huld'gen.

Einsiedelei Jena, den 10. Juli 1820.

An Herrn Hofrath Förster in Berlin.

Als an der Eid' ich die Waffen ihm segnete,
Dem Betreuten am Neckar begegnete,
Da fehlte ihm noch das Dritte,
Der Gegensatz zur siebenten Bitte.
Sie heißt: von allem Bösen
Mögest, Herr, uns gnädigst erlösen;
Hier heißt es: wird das Beste
Und mach' das Leben zum Feste!
Da er nun auch das erfahren,
Möge Gott ihn lange bewahren.

Jena, den 27. September 1820.

Flora, welche Jena's Gauen
Reich mit Blum' und Früchten schmücket,
Ist verwundert anzuschauen,
Was ein fremder Himmel schicket.

Sorget nun, in dichten Häusern,
Daß auch hier der Wachsthum frei,
Daß den allerzartsten Reisern
Hier ein ewiger Sommer sey.

Heiteres Mißverständniß.

Wer hat's gewollt? wer hat's gethan?
So Lieblicher erzielt?
Das ist doch wohl der rechte Roman,
Der selbst Romane spielt.

Berichtigt.

Verirrtes Blümlein! kannst unsichre Tritte
Da oder dorthin keineswegs vermeiden;
Irrsternen zu bewegt du deine Schritte,
Und vor dem Kommen bist bereit zu scheiden.
Für diesmal aber wollen wir dich fesseln,
Du sollst mir diese Botschaft nicht verfehlen;
Sey es durch Rosen, Dornen, Veilchen, Nesseln,
Nur immer grade zu, geh' zu Adelen!

Mit meinen Werken.

Sind' in dieser Blümlein Reihe
Manches Alte, manches Neue:
Sie, zu ihnen wiederkehrend,
Stets erfreuend, oft belehrend.

Viel gute Lehren stehn in diesem Buche;
Summir' ich sie, so heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend sich umher und freundlich suche,
So findest Du, was Geist und Herz ergetzt.

Ottilien von Goethe.

1820.

Eh wir nun weiter ſchreiten,
Halte ſtill und ſieh Dich um:
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten,
Und ſie ſind auch wieder ſtumm.

Was Du mir als Kind geweſen,
Was Du mir als Mädchen warſt,
Magſt in Deinem Innern leſen,
Wie Du Dir es offenbarſt.

Deiner Treue ſey's zum Lohne,
Wenn Du dieſe Lieder ſingſt,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-ſchöne Knaben bringſt.

Wiegenlied

dem jungen Mineralogen
Walther von Goethe.

Den 24. April 1818.

Singen ſie Blumen der kindlichen Ruh,
Käfer und Vögel und Thierchen dazu;
Aber du wachſeſt, wir treten herein,
Bringen was ruhiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein luſtiges Spiel!
Was man auch würfe und wie es auch fiel.
Kindiſchen Händchen entſchlüpft ſich ſo fein,
Kuchelein und Bohnen und Edelgeſtein.

Knabe, du ſiehſt nun Steine behaun,
Ordnend ſich fügen, zu Häuſern ſich baun.
Wohl! du verwunderſt dich, ſtimmeſt mit ein:
Das iſt wahrhaftig ein nützlicher Stein!

Spielſt du mit Schuſſern, das Kügelchen rollt,
Dreht ſich zur Grube ſo wie du gewollt,
Läufeſt begierig auch hinter ihm drein,
Das iſt fürwahr wohl ein luſtiger Stein!

Steinchen um Steinchen vergeſſelt die Welt,
Wiſſende haben's zuſammengeſtellt;
Trittſt du begierig zu Sälen herein,
Siehſt du zuerſt nicht den Stein vor dem Stein.

Doch unterſcheideſt und merkeſt genau:
Dieſer iſt rotb und ein andrer iſt blau,
Einer, der flämmte, von Farben ſo rein,
Farbig erblüht der edelſte Stein.

Aber die Säulchen, wer ſchliff ſie ſo glatt,
Spitzte ſie, ſchärfte ſie glänzend und matt?
Schau in die Klüfte des Berges hinein,
Rudrig entwickelt ſich Stein aus Geſtein.

Ewig natürlich bewegende Kraft
Göttlich geſellet entbindet und ſchafft;
Trennendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geiſter und unten der Stein.

Nun! wie es Vater und Ahn dir erprobt,
Gott und Natur und das All iſt gelobt!
Komme! der Erdenſtube führet dich ein
Unſerem Ringe willkommener Stein!

Demſelben ins Stammbuch,

unter folgende Worte Jean Paul's:

„Der Menſch hat dreitauſend Minuten: eine zu lächeln, eine zu ſeufzen, und eine halbe zu lieben: dann mitten in dieſer Minute ſtirbt er.“

Jener ſechzig hat die Stunde,
Lieber tauſend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde
Was man alles leiſten mag.

Stammbuchs-Weihe.

Meinem lieben Wölfchen.

(Wolfgang von Goethe.)

Den 28. März 1826.

Eile, Freunden dieß zu reichen,
Bitte ſie um eilig Zeichen,
Eilig Zeichen, daß ſie lieben!
Lieben, das iſt ſchnell geſchrieben.
Jeder aber darf nicht weilen,
Liebe will vorüber eilen.

In das Stammbuch

der Frau Hofmarſchall von Spiegel.

Januar 1824.

Der Dichtung Faden läßt ſich heut nicht faſſen;
Ich bitte, mir die Blätter weiß zu laſſen!

Am 25. Februar 1824.

Seit jenen Zeilen bis zum heutigen Tage
Sind faſt zweihundert Wochen fortgeſchritten,
Und immer iſt es noch die alte Klage
Als laſſe ſich die Muſe nicht erbitten;
Doch wenn ich ſie im Stillen ernſtlich frage,
Verſetzt ſie mich, mit Aderlaß, in mitten
Von jener Feier einzigen Augenblicken,
Wie es erſcholl im freudigſten Entzücken:

„Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer.
Die Tochter von Byzanz. Ihr ſeht ſie hier!
Als Kaiſerkind trägt ſie die Goldgewänder,
Und doch iſt ſie des Schmuckes höchſte Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwiſchen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohſte Morgengabe:
Ein Liebespfand iſt mehr als Gut und Habe.“

„Da ſprach das Lied, ſo heiter als bedächtig
Von König Rothers unbezwungner Kraft,
Dem, wie er ſchon in Waffen groß und mächtig,
Auch Liebe nun das höchſte Glück verſchafft.
Als Pilger ging, als Gaſt freigebig, prächtig,
Har er als Held zuletzt ſie weggerafft,
Zum ſchönſten Glück, zum höchſten Mutterloſe:
Von ihnen ſtammt Pipin und Karl der Große.“ *

Wie denn das Gute, Schöne nimmer ſchwindet
Und, immer wirkend, immer ſich erhält,

* Siehe das Gedicht: Die romantiſche Poeſie, 1810. unter den Mottenpflanzen.

Sich ungesäumt zum höchsten Wahren findet,
Als lebend zu Lebendigem gestellt;
Und glücklich ist, wer innen sich verbindet,
Beständig bleibt ihm die bewegte Welt;
So war's auch mir im Augenblick, dem süßen,
Nach langer Zeit die Freundin zu begrüßen.

An Felix Mendelsohn-Bartholdy.

Im November 1824.

Wenn über die ernste Partitur
Quer Steckenpferdlein reiten;
Nur zu! auf weiter Töne-Flur
Wirst manche Lust bereiten.
Wie Du's gethan mit Lied' und Glück,
Wir wünschen Dich' allesammt zurück.

An Madame Genast,

zum Geburtstage.

Weimar, den 21. Januar 1822.

Treu wünsch' ich Dir zu Deinem Fest
Das Beste, was sich wünschen läßt;
Doch wünscht' ich mir zum Lebens-Kranze
Dich anzuschaun in Deinem Glanze;
Dich selbst in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

An Herrn Kanzler von Müller,

mit einem Exemplar von Goethe's Werken.

Weimar, den 15. April 1833.

Will sich's wohl ziemen, Dir zum zweiten Male
Dieselbe Gabe festlich darzubringen?
Den Dichter-Trank in Deiner eignen Schale
Und nur dazu das alte Lied zu singen?
So sey es denn! – es bleiben alte Lieder
Den Christ-Gemeinden, wie gewohnt, erbaulich;
Und hört er Freundes Wunsch und Segen wieder,
Er findet sie, wie immer, lieb und traulich.

An Lord Byron.

1825.

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich dem, den ich so lang begleitet,
Nun etwas Trauliches in die Ferne sagen?
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sey ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er mag selbst sich noch täglich zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Derselbe.

1829.

Stark von Faust, gewandt im Rath,
Liebt er die Heldenen;
Edles Wort und schöne That
Füllt sein Aug' mit Thränen.

Liebt den Säbel, liebt das Schwert,
Freut sich der Gewehre;
Säh' er, wie sein Herz begehrt,
Sich vor muth'gem Heere!

Laßt ihn der Historie,
Bändigt euer Sehnen;
Ewig bleibt ihm Gloria,
Bieten uns die Thränen.

An . . .

Weimar, den 25. Juli 1824.

Welch hoher Dank ist dem zu sagen,
Der frisch uns an das Buch gebracht,
Das allem Forschen, allem Klagen
Ein grandioses Ende macht.

Mit der Jubiläums-Medaille.

Weimar, 1828.

Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt schwärmende Gedanken.

Goethe's Feder an . . . . . .

Juli 1826.

Was ich mich auch sonst erkühnt,
Jeder würde froh mich lieben:
Hätt' ich treu und frei geschrieben
Als das Ende, das Du verdient.

An Madame Milder.

Mit einem Exemplar der Iphigenie.

Juli 1826.

Dieß unschuldvolle fromme Spiel,
Das edlen Beifall sich errungen,
Erreichte doch ein höheres Ziel
Von Gluck betont, von Dir gesungen.

An Demoiselle Sonntag.

Juli 1826.

Ging zum Pindus, Dich zu schildern;
Doch gestaht's zu meiner Qual:
Unter neun Geschwister-Bildern
Wußte zweifelnd Wahl um Wahl.
Phöbus mahnt mich ab vom Streben:
Sie gehört zu unserm Reich;
Mag sie sich hienieden beleben,
Findet sich wohl der Vergleich.

Mit einem buntgeſtickten Kiſſen.

Weimar, den 19. Oct. 1826.

Nicht ſoll's von Ihrer Seite kommen,
Sobald es einmal Platz genommen; –
„Mich denkend ſieh es freundlich an,
Mich liebend lehne Dich daran.“

An Frau Hofräthin Riemer,

(mit Stickmuſtern)

zum Geburtstage.

Verſpätet.

Den 20. März 1827.

Wenn ſie gleich Dein Feſt verſäumt,
Lieber haben ſie geträumt;
Heute, zwiſchen Sonne und Eis,
Wecken ſie den heitern Fleiß.

Was der Dichter dieſem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreiſe deutſcher Lande
Durch des Künſtlers Weiſen laut.
So im Handeln, ſo im Sprechen
Liebereich verkünd' es weit:
Alle menſchliche Gebrechen
Sühnet reine Menſchlichkeit.

Weimar den 21. März 1827.

An Gräfin Napp, geb. v. Rothberg.

Den 7. Juli 1827.

Zu dem Guten, zu dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen;
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns friſch ermuthen:
So bedarf es Deinen Wegen
Weiter keinen Reiſeſegen.

An Dieſelbe.

Im Mai 1828.

Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes.

Weimar! das von Luſt und Freuden
Wie ein Frühlingsbäumchen grünt,
Warum gabſt du Ihr die Leiden?
Ihr, die ernſtes Glück verdient.

An Klinger.

Mit einem Bilde des elterlichen Hauſes zu Frankfurt.

Zeichnung von Röſel.

An dieſem Brunnen haſt auch Du geſpielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderſtab aus frommer Mutter Hand
Nahmſt Du getroſt ins fernſte Lebensland,
Und magſt nun gern verlornes Bild erneun.
Am hohen Ziel des erſten Schritts Dich freun.

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verſäumene Weise geben;
War es doch in edlem Streben,
Drum auf frohes Wiederſehn!

An Profeſſor Röſel.

Im Auguſt 1827.

Röſels Pinſel, Röſels Kiel
Sollen wir mit Lorbeer kränzen:
Denn er that von je ſo viel.
Zeit und Raum uns zu ergänzen.
Das Entfernte ward gewonnen,
Längſt Entſchwundnes ſtellt er vor,
Von des Vaterhofes Bronnen
Zu des Brodems wüſtem Thor.
Röſels Pinſeln, Röſels Kielen
Soll fortan die Sonne ſcheinen:
Kunſtreich wußt' er zu vereinen
Gut- und Schönes mit dem Vielen.

An Denſelben.

Den 25. Januar 1829.

Schwarz und ohne Licht und Schatten
Kennen Röſeln aufzuwarten
Grazien und Amorinen;
Doch er wird ſie ſchon bedienen.
Weiß der Künſtler ja zum Garten
Die verſtaubteſten Ruinen
Umzubilden, Wald und Matten
Und mit Linien vorzubereiten;
Wird er auch Adelens Kieſſen,
Zartumrißnen, Licht und Schatten,
Solchen holden Finſternißen,
Freundlich zu verleiden wiſſen.

In eine Sammlung künſtlich ausgeſchnittener Landſchaften.

Zarte, ſchattende Gebilde,
Fliegt zu eurer Künſtlerin,
Daß ſie, freundlich, froh und milde,
Immer ſich nach ihrem Sinn
Eine Welt von Schatten bilde;
Denn das irdiſche Gefilde
Schattet oft nach eignem Sinn.

Blumen ſah ich, Edelſteine,
Ihr beim Lebewohl zu Handen:
Segnet ſie die Gute, Reine
Hier am Ort, wo wir ſtanden.

Den 17. Mai 1828.

Herrn Grafen Caſpar Sternberg.

Wenn mit jugendlichen Schaaren
Wir bekannte Wege gehn,

Iſt die Welt doch gar zu ſchön!
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Ehler und geſellt,
O wie herrlich iſt die Welt!

An Denſelben,
bei ſeiner Abreiſe aus Weimar.
Mit der Taſchenausgabe meiner Werke.

Odem Wege, langen Stunden
Unterhaltung ſey gefunden
Durch des Freundes Lied' und Pflicht:
Kleine Bändchen, kurz Gedicht.

An . . .

Steine ſind zwar kalt und ſchwer,
Doch das Herz iſt frei und leicht.
Kommt ein Stein von Oſten her,
Dorthin iſt der Wunſch erreicht;
Denn es iſt ganz einerlei,
Wo und wie das Herz empfindet,
Das empfänglich, heiter, frei,
Sich auch wohl am Stein entzündet.

An Madame Garniſe nach Edinburg.
Auf eine zierliche Viſitenkarte.

Augenblicklich aufzuwarten
Schicken Freunde ſolche Karten;
Dießmal aber heißt's nicht gern:
Euer Freund iſt weit und fern.

An Dieſelbe.
Mit einer Diademe.

Wirſt Du in den Spiegel blicken
Und vor Deinen heitern Blicken
Dich die ernſte Zierde ſchmücken,
Denke daß nichts beſſer ſchmücket,
Als wenn man den Freund beglücket.

Derſelben.
Mit einer weiblichen Arbeit.

Edle deutſche Häuslichkeit
Ueberd Meer geſendet,
Wo ſich ſtill in Thätigkeit
Häuslich Glück vollendet.

Derſelben.
Weimar, den 27. December 1827.

Zur Bruſtnadel.

Wenn der Freund auf blankem Grunde
Heute Dich als Mayor begrüßt,
Reih' ich ihm die ſel'ge Stunde
Wo er Deinen Blick genießt.

Zum Armband.

Dieß feſſle Deine rechte Hand,
Die Du dem Freund vertrauet;
Auch denke, daß er fern im Land
Nach Euch mit Liebe ſchauet.

An Fräulein Ulrike von Pogwiſch.
Mit einem Büchlein.

Alter Held ſchätzt alte Bücher,
Doch das Wetter zieht vorüber.
Unſre beiden jungen Krieger
Schätzen hübſche Mädchen lieber.

An die Damen Duval
zu Cartigny, im Kanton Genf.
Weihnachten 1828.

Glücklich Land, allwo Cobraten
Zur Vollkommenheit gerathen!
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen ſie durchſüßen!
Solches idylliſche Verbleiben
Muß der Dichter höchlich preiſen,
Wenn er koſtet die Vollendung
Solcher höchſt willkommnen Sendung.

An Sie.
1829.

Iſt das Chaos doch, beim Himmel!
Wie ein Maskenball zu achten.
Gleich ein wunderlich Getümmel!
Allerlei verſchiedne Trachten!

Aber ich will es benutzen
Wie die andern Maskenbälle,
Nicht mich eitel aufzuſtutzen;
Unerkannt auf alle Fälle

Will ich Dir in Reimen ſagen,
Was ich gern in Proſa ſagte,
Wenn es Du nach mir zu fragen
Nur im mindeſten behagte.

Du allein kannſt mich entdecken,
Du allein wirſt mich verſtehen.
Wirſt Du redden, wirſt Du necken,
Und ſo mag es weiter gehen.

An Sie.
1829.

Biſt Du's nicht, ſo ſey vergeben,
Daß Du es im Scherz genommen;
Biſt Du's aber, ſey ein Leben
Aus der Heiterkeit willkommen!

Und es wird ſich leicht erklären,
Da wir beide Gleiches meinen;
Fragen wir, was wir gebären,
Und wir werden uns vereinen.

Wenn Du kommſt, es muß mich freuen.
Wenn Du gehſt, es muß mich ſchmerzen;
Und ſo wird es ſich erneuen
Immerfort in beiden Herzen.

Fragſt Du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forſchen Antwort geben;
Wenn ich frage, wirſt Du zierlich
Mit der Antwort mich vertreiben.

An Sie.

1824.

Schmerzen, welche Dich verletzten,
Rührten mich in gleicher Strenge;
Wenn die Feſte Dich entführten,
Folg' ich Dir zur heitern Menge.

Drängt ſich dann in Wechſeltragen
Wildes Rauſchen, muthig Fließen,
Eins iſt leichter zu ertragen,
Eins iſt beſſer zu genießen.

Prüfung braucht es! Doch bei Zeiten
Ueberzeugung ſtill und ſüße,
Ehe ſich ein Glück bereiten,
Sich Vertrauen gewinnen ließe.

Solch ein Feuer nie verlodert
In dem angefocht'nen Leben;
Iſt es zwar ſehr viel gefodert,
Iſt doch auch ſehr viel gegeben.

Inſchrift

auf eine von verſchiedenen Miniatur-Bildern umgebene Tafel, Lebensereigniſſe und Zuſtände eines werthen Freundes, Baron von Reutern, vorſtellend, von demſelben mit geübtem Talente und bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeführt.

April 1824.

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft' es noch der Worte?
Wir ſehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden ſpielend's und Orte.

Die hohe Ehre preiſen wir,
Die grauſen Unbill ſteuert,
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.

Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewunderung ſteigen;
Der Geiſt erheben und beglückt
In ſtiller Freude ſchweigen.

Bei Abſendung des Vorſtehenden.

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantaſie
Fühlt ſich hundertfältig frei.

Reichthum und Blüthe.

Blumen und Gold zugleich
Wachen reich,
Goldnen Ranken ſtehſt Du erſtaunt
Mit Deinem Blick.
Sieh nur wie thöricht es iſt
Was Du haſt und veſt.

Auf ein in Liebe und Dichtung wetteiferndes Paar.

Myrt' und Lorbeer hatten ſich verbunden;
Möchten ſie vielleicht getrennt erſcheinen.
Warten ſie, gedenkend ſel'ger Stunden,
Hoffnungsvoll ſich abermals vereinen.

Aufruf im Frühling.

Das hehre Thal hat ſchon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt.
Die Nachtigall ſingt immer neue Lieder
Dem Hergefühl, das ihr entgegen quillt;
Erfreue dich der gottverliehnen Gaben!
Froh, wie er dich erſchuf, will er dich haben.

In ein Stammbuch.

Wen ein guter Geiſt verlaſſen,
Hält ſich das Gedächtnis rein;
Alles Uebel ſey vergeſſen,
Einzudenk der Luſt zu ſeyn!
Bleib' ein fröhliches Vermächtnis
Zeit' Erzogen, jede Ruh;
So belebe Dein Gedächtnis
Und dann denke mich dazu!

Deßgleichen.

Lieblich iſt's im Frühlings-Garten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick ſolcher Züge
Thut ſo Eins als Geiſt Genüge.
Ja, zu Lied und Ton bekennt
Sich der Freund, wie er ſich nennt.

In ein Notenheft.

Hirſt du reine Lieder ſingen,
Ohr iſt eins mit deiner Bruſt;
Siehſt du Farben um dich klingen,
Wirſt du deines Augs bewußt.
In das Innere zu bringen
Giebt das Aeußre Glück und Luſt.

Desgleichen.

Zuerſt im ſtillſten Raum entſprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort;
Wie es in Geiſt und Gott' erklungen,
So hallt's nach allen Seiten fort.

In ein Stammbuch.

Zum Andenken: Anne Pieß bei Göttingen.

Auf vielen Träumen hab' ich auch geſchlafen,
Veranlaßt getrunken und geſchlafen,
Und in die Welt hinaus geſchaut;
War aber wenig nur erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich flirwahr gehörte keiner;
So war die ganze Welt umgraut.
Ihr wißt ja ſelbſt, was ſie erheitert,
Die Horizonte ſtufen klar erweitert.

In ein Stammbuch.

Zum Andenken von Ulrichs Garten.

Daß zu Ulrichs Gartenräumen
Soll ein Verslein mir entträumen,
Iſt ein wunderbarer Streich;
Denn es war von ſüßen Träumen
In den täuflich engen Räumen
Mir ein Frühling bold und reich.
Sollt' es Euch zu Luſt und Frommen
Auch einmal zu Gute kommen,
Freut Euch in den engſten Raum,
Was beglückt, es iſt kein Traum.

Zu einer Handſchrift Friedrichs des Großen.

Das Blatt, wo Seine Hand geruht,
Die einſt der Welt geboten,
Iſt herzuſtellen fromm und gut.
Heil Ihm, dem großen Todten!

Schul-Pforta.

Ehre, Deutſcher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Musse ſpielte ſinnig
Klopſtock einſt auf dieſem Platz.

An dem ſtillbegrünten Orte
Bilde Dich ſo wie's gebühret,
Jüngling! dieſe Dir die Pforte,
Die ins weite Leben führt.

In ein Stammbuch.

Dieß Album lag ſo manches Jahr in Banden,
Nun richtet ſich's zu friſcher Wanderung auf;
Von früher Welt ſind Freunde noch vorhanden,
Erneute ſich ein heitrer Tageslauf!

Herrn Ferdinand Hiller.
(Schüler von Hummel.)

Ein Talent, das jedem frommt,
Haſt Du in Beſitz genommen;
Wer mit hellen Tönen trommt,
Ueberall iſt der willkommen.

Mach ein glänzendes Geleite!
Ziehe an des Meiſters Seite;
Du erfreuſt Dich ſeiner Ehre,
Er erfreut ſich ſeiner Lehre.

An Frau Clementine von Mendelsloh.

Wenn Phöbus Roſſe ſich zu ſchnell
In Dunſt und Nebel ſtürzen,
Dunkelheit wird dienlich hell
Die längſte Nacht verkürzen.
Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
Es wird ein liebend Frohgeſicht
Den langſten Tag verlängen.

Weimar, am längſten Tage 1850.

In das Stammbuch
der
Fräulein Melanie von Spiegel.

Wärs' ein künſtlerisch Bemühen
Roſenmilche, wie ſie blühen,
Roſentreue, wie ſie duftet,
Hell vom Morgenthau beſtreuet,
Dieſen Blättern anzutrauen,
Würdeſt Du Dein Bildniß ſchauen,
Wie's der Sommergarten hegt,
Bieten's in unſrer Bruſt gepflegt.

Weimar, am längſten Tage 1851.

Vermächtniß.

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geſchrieben —
Einſt, mit heißerem Verlangen
Sie erwartet wie empfangen —
In der Bruſt, der ſie entſtanden,
Dieſe Blätter wandern ſollen;
Immer liebevoll vereint
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Weimar, den 5. März 1851.

Frühlingsblüthen ſind vergangen,
Nun dem Sommer Feſtere ſprießen;
Roſ' und Lilie ſoll erlangen
Den erbauten Freund zu grüßen.

Doch iſt's gar ſchwer es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich, zu lachen:
Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn!
Doch wenn wir droben ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Ey pfui, ein indecentes Stück!
Allein, wir ſuchen zu gefallen;
Drum lügen wir und ſchmeicheln allen.

Doctor.

Sauer iſt's ſo ſein Brot erwerben!

Marktſchreyer.

Man ſagt: es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verſtellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen ſpricht und ſchreibt,
Und wenn man das ſehr oft gethan,
Nehme man euch fremde Gemüthsart an.

Das Kleinod, das Vergißmeinnicht
Als gegenwärtiges künftiges Glück,
Sie kehren gern zu dir zurück.
Zwei Schätze sind's von großem Werth,
Die alt und junger Sinn begehrt;
Wenn Kleinod unsern Blick beflicht,
Zum Herzen reicht: Vergißmeinnicht!

Schön und köstlich ist die Gabe.
Wohl enträthselt das Verlangen;
Daß die Weide sie empfangen,
Bleibet aber ungewiß.

Wäre das nicht nachzubringen?
Was Er stillam nicht entraubte,
Wenn Sie sich's nun selbst erlaubte!!
Hudhud geh und melde dieß.

Wenn ich mir in stiller Seele
Einge leise Lieder vor:
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig ausersohr;
Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut;
Ach! aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

Eile zu Ihr,
Klein und gedrängt!
Ach was an dir
Für Erinnerung hängt!

Wenn das Talent verständig waltet,
Wirksame Tugend nie veraltet,
Wer Menschen gründlich kennt' erfreun,
Der darf sich vor der Zeit nicht scheun;
Und möchtet ihr ihm Beifall geben,
So gebt ihn uns, die wir ihn frisch beleben.

Du! schweige künftig nicht so lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein;
Und laß bei jedem frommen Sange
Dir Glänzendes zur Seite seyn.

Toast zum akademischen Mittagsmahle
am 22. April 1820.

Abwesend ist kein Freund zu achten,
Der immer für uns denkt und strebt,
Und wie es auch die Zeiten brachten
Für uns in gleichem Sinne lebt.
Bei Sonnenschein und Regenschauer
Ruft ein verklärter, heitrer Blick
Dem zweifelhaften Zustand Glück,
Und jedem Glück die längste Dauer.

Toast zum 18. August 1820
bei dem akademischen Essmahl auf der Rose.

Wo Jahr um Jahr die Jugend sich erneut,
Ein frisches Alter würd'ge Lehre beut,
Wo Fürsten reichlich hohe Mittel spenden,
Was alles kann und wird sich da vollenden,
Wenn jeder thätig, froh, an seinem Theil. —
Heil jedem Einzelnen! dem Ganzen Heil!

Toast zum Landtage.

Das Wohl des Einzelnen bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünschenswerthester Verein!
Den guten Wirth beruft man zum Berather,
Ein jeder sey zu Hause Vater,
So wird der Fürst auch Landesvater seyn.

Der Gatte der Gattin.
Den 6. Juni 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Der Vater dem Kinde.

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude
Sey mir Hoffnungs-Trost im Leide,
Du, nun als ein Engel flehn.
Lebe wohl auf Wiedersehn!

Auf Rosegarten.
Die Kinder dem Vater.
1818.

Laß nach viel geprüftem Leben
Hier den edlen Pilgrim ruhn!
Ehrt sein Wollen und sein Streben,
Wie sein Dichten und sein Thun.

Auf Malkolmi.
Das Publicum dem Schauspieler.
October 1819.

Reichen Beifall hattest Du erworben,
Allgemeine Neigung rein ergielt;
Viel Personen sind in Dir gestorben,
Und Du hast sie alle gut gespielt.

Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und thut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das wie empfängt so gibt,
Genießt und mittheilt, lebt, indem es liebt;
Frohglänzend Auge, Wange frisch und roth,
Nie sahn gepriesen, hübsch bis in den Tod.

Da blickt' ich ihn noch manchmal freundlich an
Und habe leidend viel für ihn gethan.
Indeß mein armes Herz im Stillen brach,
Da sagt' ich mir: bald folgst du ihnen nach!
Ich trug des Hauses nur zu schwere Last,
Um seinetwillen nur ein Erdengast.

Rhein und Main.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Kurn, die den Fluß bespiegeln,
Weingesonnten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Was ich dort erlebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wie' ein allzulang Gestandniß.
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst ins Weite, dann zu Schranken,
Aus dem Wilden, roh und mild
Zeigt sich dir das wahre Bild.

Wenn ihr's habt und wenn ihr's wißt;
Wißt ihr denn, wer es vermißt.
Bleibet eurem Sinne treu,
Neu ist alt und alt ist neu.

Hier sah ich hin, hier sah ich zu
Nach liebevoller Weise,
Die fernen Lieben, Du, auch Du,
Sie lebten froh im Kreise.

Siehst du das wie ich es sah,
Wohnst du so wie ich gewohnt;
Lieb' und Freundschaft sind dir nah,
Und ein jeder Tag verdient.

Nicht ist alles Gold, was gleißt,
Glück nicht alles, was so heißt.
Nicht alles Freude, was so scheint.
Damit hab' ich gar manches gemeint.

An die Stelle des Genusses
Trete Bildchen holden Scheins,
Zu Erinnerung des Flusses,
Der Terrasse, dieses Hains.

Den 15. August 1815.

Wohlerleuchtet, glühend-milde
Zog der Fluß im Abendscheine,
Ueber Brück' und Stadtgebilde
Finsternisse sanften ein.

Den 16. August.

Doch am Morgen ward es klar,
Neu begann's umher zu grünen
Nach der Nacht, wo jenes Paar *
Sternengleich uns angeschienen.

Du bist auch am Rhein gewesen,
Auch am Hof zu Biberich;
Magst nun an dem Maine lesen
Wie es lustig war um dich.

Also lustig sah es aus,
Wo der Main vorüber floß,
Als im schmucken Hain und Haus
Festlich Eilfer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn das heißt genießen,
Wenn zu Fest- und Flusses-Pracht
Tausend Quellen fließen.

Wasserfälle, Landeshöhe,
Heitren Himmel, frohe Bahn!
Diese Wellen, diese Höhe
Landen auch im Winkel an.

Fluß und Ufer, Land und Höhen
Rühmen seit geraumer Zeit
So Dein Kommen, so Dein Gehen,
Zeichen Deiner Thätigkeit.

Pfeifen hör' ich fern im Busche!
Das ist wohl der Vogelsteller? —
Reden mir es pfeift noch greller;
Scheine sind's, es sind Cartouche!
Diese geben sich ein Zeichen. —
Keineswegs! Ein Vielgewandter
Und uns allen Wohlbekannter
Kommt zum Lustmahl ohne gleichen.

Pilgernde Könige.

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erbreitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Werth des Wortes.

Jena, den 10. Januar 1818.

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen beide, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen: Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

* Herzog und Herzogin von Cumberland.

Chineſiſch-deutſche

Jahres- und Tages-Zeiten.

1827.

I.

Sag', was thnnt' uns Mandarinen,
Satt zu herrſchen, müd' zu dienen,
Sag', was thnnt' uns übrig bleiben,
Als in ſolchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entſchlagen
Und am Waſſer und im Grünen
Fröhlich trinken, geiſtig ſchreiben,
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

II.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, beſcheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth geſäumt die Gluth der Neigung.

So frühzeitige Narziſſen
Blühen reihenweis' im Garten.
Mögen wohl die Guten wiſſen,
Wen ſie ſo ſpaliert erwarten.

III.

Ziehn die Schafe von der Wieſe,
Liegt ſie da, ein reines Grün;
Aber bald zum Paradieſe
Wird ſie bunt geblümt erblühn.

Hoffnung breitet leichte Schleier
Nebelhaft vor unſern Blick:
Wunſcherfüllung, Sonnenfeier,
Wolkentheilung bring' uns Glück!

IV.

Der Pfau ſchreit häßlich, aber ſein Geſchrei
Erinnert mich ans himmliſche Gefieder,
So iſt mir auch ſein Schreien nicht zuwider.
Mit Indiſchen Gänſen iſt's nicht gleicherlei,
Sie zu erdulden iſt unmöglich;
Die Häßlichen ſie ſchreien unerträglich.

V.

Entwickle deiner Läſte Glanz
Der Abendſonne goldnen Strahlen,
Laß deines Schweifes Rad und Kranz
Kühn-funkelnd ihr entgegen prahlen.
Sie forſcht, wo es im Grünen blüht,
Im Garten überwölbt vom Blauen;
Ein Liebespaar, wo ſie's erſieht,
Glaubt ſie das Herrlichſte zu ſchauen.

VI.

Der Kukuk wie die Nachtigall
Sie möchten den Frühling feſſeln,
Doch drängt der Sommer ſchon überall
Mit Diſteln und mit Neſſeln;

Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verlichtet,
Durch das ich ſonſt zu ſabuſtem Raub
Den Liebesblick gerichtet;
Verdeckt iſt mir das bunte Dach,
Die Gitter und die Pfoſten;
Wohin mein Auge ſpähend brach,
Dort ewig bleibt mein Oſten.

VII.

War ſchöner als der ſchönſte Tag,
Drum muß man mir verzeihen,
Daß ich Sie nicht vergeſſen mag,
Am wenigſten im Freien.
Im Garten war's. Sie kam heran,
Mir ihre Gunſt zu zeigen;
Das fühl' ich noch und denke dran,
Und bleib' ihr ganz zu eigen.

VIII.

Dämmrung ſenkte ſich von oben,
Schon iſt alle Nähe fern;
Doch zuerſt emporgehoben
Heiden Lichts der Abendſtern!
Alles ſchwankt ins Ungewiſſe,
Nebel ſaſeichen in die Höh';
Schwarzverrieſelte Zinſterniſſe
Widerſpiegelnd ruht der See.

Nun am hellſten Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und Gluth,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächſten Fluth.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Luna's Zauberſchein,
Und durchs Auge ſaſeicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

IX.

Nun weiß man erſt, was Roſenknoſpe ſey,
Jetzt da die Roſenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Steele glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

X.

Als Allerſchönſte biſt du anerkannt,
Biſt Königin des Blumenreichs genannt;
Unwiderſprechlich allgemeines Zeugniß,
Streitſüchtig verbannend, wunderſam Ereigniß!
Du biſt es alſo, biſt kein bloßer Schein,
In dir trifft Schau'n und Glauben überein;
Doch Forſchung ſtrebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Geſetz, dem Grund Warum und Wie.

XI.

Mich ängſtigt das Verſängliche
Im wildigen Geſchwätz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo ſchon verſchwunden, was man ſieht;
Und mich umfängt das bänglichſte,

Das grausestrickte Netz. —
„Getrost: Das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesetz;
Wonach die Ros' und Lilie blüht.“

XII.

Hingesunken alten Träumen
Buhlst mit Rosen, spielst mit Bäumen,
Statt der Mädchen, statt der Weisen;
Können das nicht löblich preisen,
Kommen deßhalb die Gesellen
Sich zur Seite dir zu stellen,
Finden, dir und uns zu dienen,
Pinsel, Farbe, Wein im Grünen.

XIII.

Die stille Freude wollt ihr stören?
Laßt mich bei meinem Becher Wein;
Mit andern kann man sich belehren,
Begeistert wird man nur allein.

XIV.

„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen,
Hast noch was Kluges mitzutheilen?“

Sehnsuchte ins Ferne. Künftige zu beschwichtigen.
Beschäftige dich hier und heut im Tüchtigen.

Antiker Form sich nähernd.

Sehn uns hier weiten Fluren
Zu Gesichte wie den Alten?

Herzog Leopold von Braunschweig.

1785.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim silbernen Rauschen der Urne.
Bis dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke! so wie du ein Sterblicher wolltest.
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche.
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gedeihn.
Fröhlich gepflügt und gesäet! Hier keimet leuchtende Nahrung.
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Anakreons Grab.

Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turteltchen lockt, wo sich bei Grillchen ernährt,
Weiß ein Grab ist hier, das alle Götter mit Leben
Gaben begrünzt und geziert? Ehrt Anakreons Asche.
Frühling, Sommer und Herbst genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geschützt.

Die Geschwister.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienste der Götter berufen,
Bat sich Prometheus herab seinem Geschlechte zum Trost.
Aber den Göttern so leicht, doch schwer zu ertragen den Menschen.
Ward nun ihr Schlummer und Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaß.

Eros, wie seh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtsinniger Gott, mißest du doppelt die Zeit?
„Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch schläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geschäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet sich klug die sorgliche Mutter.
Wenn ihr Knäbchen entschläft, denn es erwacht nur zu bald.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den sterblichen Menschen
Läßet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn seyn; so kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geschwister hinaus, nehmt und beherrschet mein Herz!

Einsamkeit.

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!

Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück!
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

Erkanntes Glück.

Was boshaftlich Natur ſonſt unter Viele verbellet,
Gab ſie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die ſo herrlich Begabte, von vielen ſo innig Verehrte,
Gab ein liebend Geſchick freundlich dem Glücklichen, mir.

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern Geborenen
Eines längeren Arms weithinaus faſſende Kraft.
Doch auch mir, dem Geringen, verlieh ſie das köſtliche Vorrecht:
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Liba, mir feſt.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedacht der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Wald's, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und freh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, mir unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählte, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geiſter des Hains, o ſeyd, ihr Nymphen des Fluſſes,
Eurer Entfernten gedenk, euren Raben zur Luſt!
Weidend feiertet ſein' im Stillen die ländlichen Feſte;
Wir, dem gebahnten Pfad folgend, beſteigen das Glück.
Amor wohnte mit uns, es macht der himmliſche Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten auch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, ſtürmend erzogen;
Kindiſch reichte der Gottheit mit dem Pfeile die Kaſt.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verlammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen;
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſänge,
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnisvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erſcheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Der Park.

Welch ein himmliſcher Garten entſpringt aus Oed' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl dem Sohne, der ahnet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gehölz, Thael und Fluß' und Gewild,
Nur daß unſere Stätte ſich ganz zum Eden vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, erbitt euch ap Sawal die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrſcher der Welt nicht auch der Lehrer zu groß!

Vorſehung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß krümmte das ganze Geſchlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſtet du, Lydia, fromm, lieblichen ſäugendes Kind!
Darum ſpaht' ich dir eifig die Frucht von irdiſchen Bäu.
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung ſich ungleich:
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' in Armen nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabei!

Entſchuldigung.

Du verklagſt das Weib, ſie ſchwanke von Einem zum Andern!
Table ſie nicht: ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

Feldlager.

1790.

Grün iſt der Boden der Wohnung, die Sonne ſcheint durch die Wände
Und das Vögelchen ſingt über dem leeren Dach;
Kriegeriſch reiten wir aus, beſtürmen Sicilens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böotien hinein;
Aber es zeigt ſich kein Feind — und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors verträgt, bring' uns Cupido den Krieg!

Wieliczka.

1790.

Fern von gröllendem Menſchen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und ſie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verſtand und Rechtſchaffenheit helfen, es führen die beiden
Schlüſſel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Sakontala.

1792.

Willſt du die Blüthe des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala dich, und ſo iſt alles geſagt.

Der Chineſe in Rom.

1796.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm lächlig und ſonder.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſimß und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, beglaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Treppich vergleicht, den ächten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heißt, der Krankt, geſund.

Spiegel der Muſe.

Sieh zu ſchönſten begierig verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die kühlſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fluth
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte ſich grollend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und tönte ſie: Freilich
Magſt du die Wahrheit nicht ſehn, wie rein ihr mein Spiegel ſie zeiget!
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend, und rückte den Kranz ſich zurechte.

Phöbos und Hermes.

Delos erſter Beherrſcher und Maja's Sohn, der gewandte,
Rechteten beſtig, es wähnt' jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leier, die Leier verlangt auch Apollon.
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beiden das Herz;
Denn raſch drängt ſich Ares heran, gewaltſam entſcheidend,
Schlägt das goldene Spiel weit mit dem Eiſen entzwei.
Hermes lacht unmäßig, der ſchadenfrohe; doch Phöbos
Und den Muſen ergreift immer Schmerz das Gemüth.

Der neue Amor.

November 1795.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Pfeilen verſtärkte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;

Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichſte Sadne.
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach! die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben,
Und der Verweinete hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer, lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in hoher Muſen Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

Die neue Sirene.

Habt von Sirenen gehört? — Meipomenens Töchter ſie prunkten
Zdyſumflochtenen Haupts, heiter entzückten Geſichts;
Vögel jedoch von der Mitte hinab, die gefährlichſten Bubten,
Denen vom käuflichen Mund floß ein verführendes Lied.
Eine geſchwiſterte nun, zum Gürtel ab griechiſche Sabinden,
Sittig hinab zum Fuß nordiſch umhüllt ſie das Knie;
Auch ſie redet und ſingt zum oſt- und weſtlichen Schiffer,
Seinen bezauberten Sinn Helena läßt ihm nicht los.

Die Kränze.

Klopſtock will uns vom Pindus entfernen; wir ſollen nach Lorbeer
Nicht mehr geizen, uns ſoll inländiſche Eiche genügen;
Und doch führet er ſelbſt den überirdiſchen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländiſche Götter zu ehren!
Doch, auf welchen Hügel er wolle, verſammt' er die Engel,
Laſſe beim Grabe des Guten verklärte Redliche weinen;
Wo ein Held und Heiliger ſtarb, wo ein Dichter geſungen,
Uns im Leben und Tod ein Beiſpiel trefflichen Muthes,
Hohen Menſchenwerthes zu hinterlaſſen, da flechten
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geſchmückt und gepeinigt.

Schweizeralpe.

Uri, am 1. October 1797.

War doch geſtern dein Haupt noch ſo braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild ſtill aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der ſich in ſtürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! iſt dem Alter ſo nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Geſtern und Heute verbandt.

Diſtichen.

Saiten rührest Apoll, doch er ſpannt auch den tödtenden Bogen:
Wie er die Hirtin entzückt, ſtreckt er den Python in Staub.

Spaltet immer das Licht! Wie öfters ſtrebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trug Eins und ein Einziges bleibt.

Neu iſt der Einfall doch nicht, man hat ja ſelber den höchſten
Einzigſten reinſten Begriff Gottes in Theile getheilt.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! wie treibt man,
Nun er ſo königlich erſt wohnet, den Irrthum heraus.

Was heißt ſchonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
Zudeckt? Nein, der dich ſelbſt über den Fehler erhebt.

Bald iſt die Menge geſättigt von demokratiſchem Futter,
Und ich wette, du ſtreuſt irgend ein anderes auf.

Was in Frankreich vorbei iſt, das ſpielen Deutſche noch immer,
Denn der ſtolzeſte Mann ſchmeichelt dem Pöbel und kriecht.

„Pöbel! wagſt du zu ſagen, wo iſt der Pöbel?“ Ihr machtet,
Ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu.

Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man ſchriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

Zu den Xenien.

1797.

Eines wird mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:
Wenn ſie die Wiener Cenſur durch ihr Verbot nicht bedrängt.

Selbſt erfinden iſt ſchön; doch glücklich von Andern Gefundenes,
Fröhlich erkannt und geſchätzt, nennſt du das weniger dein?

Was den Jüngling ergreift, den Mann hält, Geiſte noch labet,
Liebenswürdiges Kind, bleibe dein glücklichſtes Theil.

Alter gefreuet ſich gern der Jugend, Jugend zum Alter;
Aber am liebſten bewegt Gleiches dem Gleichen ſich zu.

Halte das Bild der Würdigen feſt! Wie leuchtende Sterne
Theilte ſie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Wer iſt der glücklichſte Menſch? Der fremdes Verdienſt zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß ſich wie am eignen zu freun.

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch, aber der Beſſern
Holde Neigung, ſie ſey ewig dir froher Genuß.

Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt ſie,
Untergehend ſogar iſt's immer dieſelbige Sonne.

Epigramme.

Venedig, 1790.

Wie man Geld und Zeit vertan,
Zeigt das Büchlein luſtig an.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der BacchantinnenChor
Wachen ſie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausbach
Zwingt den heiſeren Ton wild aus dem ſchnarrenden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir ſehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie ſchmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verſcheuchet kein Lärm, noch weniger ſcheucht er den Amor.
Der in dem bunten Gewühl erſt ſich der Fackel erfreut,
So überwältiget Fülle den Tod; und die Aſche da drinnen
Scheint, im ſtillen Bezirk, noch ſich des Lebens zu freun.
So umgebe denn ſpät den Sarkophagen des Dichters
Dieſe Rolle, von ihm reichlich mit Leben geſchmückt.

2.

Kaum an dem blauern Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felſen herab, Epheu zu Kränzen geſchmückt,
Sah den emſigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kaum mir ein laulicher Wind:
Da geſellten die Muſen ſich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerißnes Geſpräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer hält' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blick'
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! ſchalt mich Einer, und ſo verbringſt du die Tage?
Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Hört nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten —
Poſtillone ſind Herrn — dann die Dogane dazu!
„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir! du ſchienſt
Paradieſiſch zu ruhn, ganz wie Rinalds bezaubert.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schooß.

4.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde geprellt, ſtellt er ſich wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weſen iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtrauet dem Andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land; doch ach! Fauſtinen ſind' ich nicht wieder.
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich geſtreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Kanal viele befrachtete, ſtehn.
Mancherlei Waare findeſt du da für manches Bedürfniß.
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Geſträuch.
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verfolgſt du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter ſünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig, und ertrag den Verlust!

8.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er begläubt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand, die Perle sey mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Land locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! nenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und führet die Menge.
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil versteht:
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt, sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Meßland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Rubig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig; der neue gestügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emsig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führete die Zeit ihn hinweg: du findest nur Reste.
Seinen Schädel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime sind wir alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erscheinst du ein freundlicher Damon;
Denn ein vielfach Gesetzend gießst du in Einem Moment:
Gießst Venedig zu trinken, dem Lande grünenden Wachsthum;
Manches kleine Gedicht gießst du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Frösche,
Wäre das durstende Land, daß es uns Brocceli schickte.
Nur durchwähre mir nicht dieß Büchlein; es sey mir ein Fläschchen
Reinen Arraks, und Punsch mache sich jeder nach Lust.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth.

25.

Hast du Bajä gesehn, so kennst du das Meer und die Fische.
Hier ist Venedig; du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.

26.

Schläfst du noch immer? Nur still, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; du kannst mich zu retten,
Langeweile! du bist Mutter der Musen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' sie,
Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gebracht.
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent braucht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich am glücklicher Dichter
An dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und steht mit verdeckten Gesichtern.
Bettelt: das heißt, mit Macht reden ans männliche Herz.

Jeder wünscht sich ein Knäbchen, wie ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier sich denkt.

31.

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du betrübt, und rührst mich;
O, wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum lockst du beim Mäulchen, indem du mir eilig begegnest?
Wohl, dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sey.

33.

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.

34. a

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter;
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu schwatzen;
Dann ein Liedchen des Nachts, das ihn von Herzen begeiert.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb und ihre Geschichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten getban.
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint;
Gut — schon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichsten Menschen
Ehstens fertig: denn ihr gönntet das Meiste mir schon.

34. b

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn.
Doch was priesest du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beflecken erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.

Doch ach! wir ſcheinen oft zu ſcherzen,
Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verſchenken tauſend Stück Piſtolen,
Und haben nicht die Schuh' zu beſolen.
Unſre Helden ſind gewöhnlich ſchüchtern,
Auch ſpielen wir unſre Trunkene nüchtern.
So macht man Schelm und Böſewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Rollen muß man ſich nicht ſchämen.

Marktſchreyer.

Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein jeder doch behutſam auf,
Weiß ſich in Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu heben und bald zu drücken,
Und ſo ſich manches zu erwerben,
Indeß wir andre faſt Hunger ſterben.

Doctor.

So habt ihr alſo gute Leute?

Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf dem Erwerb schwang, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

35.

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's getban.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

36.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu sehen,
Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick.
Gauklerin! da erfuhr ich in dir zu den Büchern das Urbild.
Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam sendet,
Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genießen für Wein.

37.

Wie, von der künstlichen Hand geschnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Mollusk nur schwimmt!
Alles ist Glied, und Alles Gelenk, und Alles geschlungen,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.
Menschen hab' ich gekannt, und Thiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch staun' ich dich an, Bettine, lieblichres Wunder,
Die du Alles zugleich bist, und ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter sieht dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.

39.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken
Arme betend empor; aber nicht schuldlos, wie du.

40.

Erdwärts neigt sich dein Hälschen. Ist das ein Wunder? Es trüget
Oft dich Ganze; du bist leicht, nur dem Hälschen zu schwer.
Mir ist sie gar nicht zuwider, die schiefe Stellung des Köpfchens;
Unter schönerer Last beugte kein Nacken sich je.

41.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Gestalten,
Höllisch und trübe gesinnt, Breughel den schwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,
Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn;
So erregt ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht, Neugier in dem verwunderten Ohr;
So bewegt ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, Alles veränderlich schwebt;
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechselnd;
Doch erfreut sie uns gleich, wenn sie die Sohlen betritt.

42.

Gern überschreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen,
Macht sie Bettegha, das Kind, drängt sie mich artig zurück.

43.

„Ach! mit diesen Scelen, was macht er? Jesus Maria!
„Bändchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt.
„Wahrlich, sie fällt! Ich hab's ed nicht aus! Komm, gehn wir! Wie zierlich!
„Sieh nur, wie steht sie! wie leicht! Alles mit Löwein und Luft!"
Alles Weh, du verwunderst mit Recht Bettinen! du scheinst mir
Jünger zu werden und schön, da dich mein Liebling erfreut.

44.

Alles seh' ich so gerne von dir; doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater bebend über dich selber sich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn.

45.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth sieht, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Geizer, und Kopf die die Wange; der Gatte
Thut sich dir täglich zwar, aber er thut sich doch auf.

Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir,
Eben als fleißest du laut bei den Miracoln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchsengt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Hirte, der Bettler
Drängt sich, und freut sich bei dir, daß er ein Kind ist, wie du.

43.

Dichten ist ein lustig Metier; nur ich find' es theuer:
Wie dieß Bächlein mir wächst', gehn die Zechinen mir fort.

47.

„Welch ein Wahnsinn ergreift dich Mäßigen? Hältst du nicht inne?
Wird dieß Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"
Warte, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde.
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

48.

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; denn sagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

49. a

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von den Liebsten hinweg!

49. b

Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut' mich beschäftigt.
Morgen mein Lieben zu sehn, das ich acht Tage nicht sah.

50.

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider;
Wüthär suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
Willst du Viele bessern, so wag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sey; wüßt du es wissen? Versuch's!

51.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen.
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissen's:
Doch wer versteht, für uns Alle zu wollen; Er zeig's.

52.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

53.

Frankreich traurig Geschick, die Großen mögen's bedauern;
Aber bedauern fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde; doch wer beschützt die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht entmangelt.
Selbst auch thöricht zu seyn, wie es die Zeit mir gebot.

55.

„Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!"
Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seyd nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

56.

Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange beträgt sich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geists auf Lügen und Unsinn;
Wem der Probierstein fehlt, hält sie für redliches Gold.

57.

Jene Menschen sind toll, so sagt ihr von heftigen Sprechern.
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Wir auch scheinen so toll; doch redet ein Teller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit in Sclaven verstummt.

58.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen.
Hab nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß:
Nun laßt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht: Was ihr verlangtet, geschieht.

59.

„Seyd doch nicht so frech, Epigramme!" Warum nicht? Wir sind nur
Ueberschriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

60. a

Wenn ein verständiger Koch ein artig Gastmahl bereitet,
Mischt er unter die Kost vieles, und vieles zugleich.
So genießet auch ihr dieß Büchlein und kann unterscheidet
Alles ihr, was ihr genießt, nun es bekomm' euch nur wohl!

60.

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

61.

Ein Epigramm, ob's wohl auch gut sey? Kannst du's entscheiden?
Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

62.

Um so gemeiner es ist, und näher dem Neide, der Mißgunst;
Um so eher begreift du das Gedichtchen gewiß.

63.

Chloe schwöret, sie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber sie liebe dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

64.

Niemand liebst du, und mich, Philarchos, liebst du so heftig.
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

65.

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
Nein! Doch Niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Diese: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und ſ.

67.

Längst schon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen.
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet; sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten:
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwätzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! Verliert du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kömmt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein!

69.

Was Spelunke nun sey, verlangt ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexikon dieß epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du.

70.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu seyn.

71.

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Sehr's mir doch eben auch so.

72.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte was ich bedürfte,
Treu seyn wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann.
So sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

75.

„Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja, was noch niedriger ist.“
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

76.

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre vermessen,
Das zu fragen; denn meist will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt.

77.

„Mit Botanik giebst du dich ab? mit Optik? Was treibst du?
Ist es nicht schönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?“
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuscher vermag sie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

78.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar Manches
Hat er euch weis gemacht, daß ihr ein Siftulum glaubt.

79.

„Alles erklärt sich wohl,“ so sagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meister gelehrt.“
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beschwerlichen Reisen ein Jüngling zur Liebsten sich windet,
Hab' er dieß Büchlein: es ist reizend und tröstlich zugleich;
Und erwartet bereits ein Mädchen den Liebsten, sie hatte
Dieses Büchlein, und nur, kommt er, so werfe sie's weg.

81.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verstohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mit streifet den Arm,
So verplaudt, ihr Musen, dem Reisenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunst noch bevor!

82.

Wenn, in Wolken und Dünste verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet, wie still wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wanderer, wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie sanft ruht sich's in ländlicher Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück: schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur!

83.

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir seyn.
Die will Amorn versagen, und der gedenkt ihn zu fesseln;
Beiden das Gegentheil lächelt der scheinische Gott.

84.

Göttlicher Merydeus, umsonst bewegst du die lieblichen Weine;
Bleibt das Auge doch wach, wenn nur es Amor nicht schließt.

85.

Liebe flößest du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne,
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

86.

Ha! ich kenne dich, Amor, so gut als einer! Du bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führest uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und die falsche erlischt.

87.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre Gieret sich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Busen an Busen belauscht, Phöbus, der frühe, sie weckt.

88.

Ist es dir Ernst, so zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wolltest du scherzen? Es sey, Liebchen, des Scherzes genug!

89.

Daß ich schweige, verdrießt dich? Was soll ich reden? Du merkest
Auf der Seufzer, des Blicks leise Beredsamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu lösen:
Nur Aurora, sie weckt einst dir am Busen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnonische Bild lieblich Geheimnisse sang.

90.

Welch ein lustiges Spiel! Es windet am Faden die Scheine,
Die von der Hand entfloh, eilig sich wieder herauf!
Sehr, so scheint' ich mein Herz bald dieser Sehnen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehret es im Fluge zurück.

91.

O, wie achtet' ich sonst auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, feierte dem Herbste mich nach!
Aber nun ist nicht Sommer noch Winter, seit mich Beatricten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt.

92.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen, wie heut.

93.

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Mensch sich erflehet; nur in der Regel fast nichts.

94.

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!

Ungeduldig die Blicke der Himmelsköniginn erwarten.
Wenne des Jünglings, wie oft locktest du Nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

93.

Du erstaunest, und zeigst mir das Meer; es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht, daß Meer gebar Aphroditen.
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

94. a

Glänzen sah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts flogen der Schlöße wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

94. b

Weit und schön ist die Welt, doch, o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt, zierlich mein eigen gehört!
Bringet mich wieder nach Hause; was hat ein Gärtner zu reisen,
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen versorgt.

97.

Ach, mein Mädchen verreis't! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus, mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme;
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

98.

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

100.

Treurig, Midas, war dein Geschick; in bebenden Händen
Führest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Fest.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luft'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein bebendes Gedicht.

Holde Musen, ich drücke mich nicht, nur das ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Märtyrer werdet!

101.

Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unsaftsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Beinchen.
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sey nur ruhig! es deutet die fallende Thräne dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

102.

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gestebt.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer sich nährend bewegt.
Schon versucht es die Sprünge der raschen Jugend; es klopfet
Ungeduldig schon an, sehnt sich nach himmlischem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich streng, wie es das Schicksal gebeut.
Widerfahre dir was dir auch will, du wachsender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil!

103.

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinnrung,
Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Weissagungen des Bakis.

Seltsam ist Prometheus Lied;
Doppelt seltsam was geschieht.

1.

Wahnsinn ruft man dem Cassandra, und Wahnsinn ruft man Cassandren.
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was gestern und eh' gestern gesprochen — wer hört's?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald du ihn gebeſt, ſo wird er
Breiter; aber du zieheſt Schlangengewinde dir nach.
Biſt du ans Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gieb ſie dem Ganzen darin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bafis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünſchelruthen ſind hier, ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt und mit Menſchengeſichte
Sich der prophetiſche Gaſt ädet den Spiegel beſtreut;
Läßt den ſilbernen Schleier die Sohne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem ſchwimmenden gleich goldene Strähne ſich nach.

5.

Zwerg ſeh' ich! den Großen! ich ſeh' den Größern! Die beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſey, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürſt, auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, ſtille verflechtend, um ihn;
Dann verſtummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut ſich des neuen Geſchicks.

7.

Sieben gehen verhüllt, und ſieben mit offnem Geſichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die Andern ſind's, die Verräther! von Keinem erforſchet;
Denn ihr eigen Geſicht birget als Maske den Schalk.

8.

Geſtern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und Jeder verſpricht Nachbarn und Freunden es ſchon;
Ja, er verſpricht es den Feinden. So ehe gehn wir ins neue
Säkulum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuſe ſaßen zuſammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tofa, das Glück unter der Erde dir heil.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt ſie; es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er ſitzt und darſenirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

11.

Mächtig biſt du! geſchickt zugleich, und Alles vermagſt du,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da liſpelt fragend ein Jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet.
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erlieſ't.

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumſt du?“ — Ich werde geliebt! — „Freilich, du redeſt im Traum.“ —
Wachender, ſage, was haſt du? — „Da ſieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſehn?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen;
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die nächſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Bafis; denn ſelbſt das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an Heute ſich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo träufelt das Waſſer
Ueber Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.

Kehret die Sonne zurück, ſo verdampfet vom Strime die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen feſt.

18.

Sag', was zählſt du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn. Hundert und Tauſend hernach.“
Räder kommſt du dazu, ſobald du mir folgeſt. — „Und wie denn?“ —
Sage zur Zehne: ſey Zehn! Dann ſind die Tauſende dein.

19.

Haſt du die Welle geſehn, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweite, ſie kommt! rollet ſich ſprühend ſchon aus!
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweiten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie raſſt du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich ſelbſt dich hinweg.“

22.

Zweimal färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune ſodann ſilbergrau ſich zeigt.
Halb errathe das Räthſel! ſo iſt die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt du? — „Hinweg, hinweg mit dieſen Geſpenſtern!
Zeige die Blume mir doch; zeig' mir ein Menſchengeſicht!“
Ja, nun ſeh' ich die Blumen; ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe dich nun ſelbſt als verrogues Geſpenſt.

24.

Einer rollet daher; es fliehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere geſtreckt.
Helden finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſeyn.

25.

Wie viel Aepfel verlangſt du für dieſe Blüthen? — „Ein Tauſend;
Denn der Blüthen ſind wohl Zwanzig der Tauſende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das ſind' ich billig.“ — Du biſt ſchon
Glücklich, wenn du derer nur Einen von Tauſend behältſt.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? ſo ſagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeſchlecht,
Maulwurf, Erdflob, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß ſie nur Alle, ſo frißt Einer den Anderen auf.“

27.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute,
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich däucht, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die Ohren bewegt.“

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern,
Raſcht mit geſchäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl, und wird dir offen verſichern,
Daß er der hohen Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird es von Jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt gedrucket zufrieden die Lippe:
Doch in dem zweiten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.

30.

Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koſte nicht tiefer:
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erſt nach Norden, und dann ernſt nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden
Und ſein ganzes Talent übt' ſich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er euch ſeyn der Eine, der ſich in Viele Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

Die Burg von Otranto.

Sind die Zimmer ſämmtlich beſetzt der Burg von Otranto,
Kommt, voll innigen Grimmes, der erſte Rieſenbeſitzer

Stückweis' an und verdrängt die neuen falschen Bewohner.
Wehe! den Fliehenden, weh! den Bleibenden; alles geschieht es.

Vier Jahreszeiten.

Alle Vier, mehr und minder,
Neckten wie die hübschen Kinder.

Frühling.

1.

Auf, ihr Distichen, frisch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

2.

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur süß: wähle dir, Leser, nun selbst!

3.

Rosenknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichste sich, als die Bescheidenste zeigt.

4.

Viele der Veilchen zusammengeknüpft, das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, bäusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

6.

Schön erhebt sich der Agley, und senkt das Köpfchen herunter.
Ist es Gefühl? oder ist's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegst du;
Aber die Glocken tönen, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch der der Nachtigall Schlag lauschest du ähnlichen Geist.

9.

Tuberose, du ragest hervor und erzeugest im Herzen;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch kommt' ich dir näher,
Ach! so seh' ich zu bald, daß du die Rose nur ahmst.

11.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

12.

Nelken, wir sind' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander.
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern!
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich;
Aber im Beete vermißt sieht euch das Auge mit Lust.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda.
Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.

16.

Zierde wärst du der Gärten; doch wo du ersprießest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus, mit der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen,
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

Sommer.

19.

Grausam erweiset sich Amor an mir: O spielet, ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er, spielend, im Busen erregt!

20.

Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch Könige;
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, so war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind dürftige Formen des Anschauns.
Da das Lächeln mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

24.

Sorge! sie steiget mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor uns auf.

25.

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich ist sie.

26.

Welche Schrift ich zweimal, ja dreimal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

27.

Sie entzücket mich, und tauschet vielleicht. O. Dichter und Sänger,
Mimen! lernet ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

29.

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu sagen?
Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und ermüdet, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

32.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt.
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen: geschärfter
Können die Qualen nicht seyn, die Rhadamanth sich ersinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Machtʼ ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend ernahmen's;
Alle eilten sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Lieben muß man und leben: es endet Leben und Liebe.
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

Herbst.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch kargen sie selten
Roth und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrschenden Stab auf Leben und Handeln, und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit den Musen das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muse läßt nicht sich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, belebe, o Muse, die Menschen!
Nimm sie dem Amor, und rasch raubt und beglücke, wie er!

42.

Alle Schöpfung ist Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erschüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! in Vieles entstellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

45.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O! so verehrtet ihr auch, wie sich's gebühret, die Natur.

47.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Neimer und Buch.

48.

Alle Blüthen müssen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Musen allein.

49.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

50.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! aber das Irren
Immer schadet's. Wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

51.

Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah.

52.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

53.

Gleich sey Keiner dem Andern; doch gleich sey Jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sey Jeder vollendet in sich.

54.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieses verachtet den Zaum.

55.

Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'gen Discurse
Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor.

56.

Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

57.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Streben den wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, steh' ich für heute mich weg.

58.

Wie beklag' ich es tief, daß diese herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

59.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft; wahrlich du wirst Krämern und Kindern ein Gott.

60.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Extremen zwischen hinein.

61.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

62.

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

63.

Wo Parteien entstehn, hält Jeder sich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

64.

„Jene machen Partei; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unser Partei, freilich, versteht sich von selbst."

65.

Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes, und halte
Dich genügsam, und nie blicke nach oben hinauf!

66.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

67.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

68.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

69.

Was ist das Heiligste? Das was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

70.

Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

71.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu seyn.

72.

Fehlet die Einsicht oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.

73.

Republiken hab' ich gesehn, und das ist die beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil, gewährt.

74.

Bald, es könne nur Jeder den eignen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

Marktschreyer.

Ihre Talente, die seht ihr heute;
Auch sind sie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es setzt doch wohl mitunter Zank?

Marktschreyer.

Das geht noch ziemlich, Gott sey Dank!
Sie können sich nicht immer leiden;
Stark sind sie im Gesichterschneiden:
Ich laß' sie gelassen sich entzweyen;
Jeden Tag giebt's neue Parteyen.
Man muß nicht die Geduld verlieren,
Doch sind sie bös zu transportiren.
Will jetzt zu meinem Geschäfte gehn.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiedersehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden so gütig seyn,

73.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo hadt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

76.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

77.

Wenn du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſteckt, wenn du im Ganzen ſie teadſt.

78.

Du biſt ein König und Ritter und kannſt befehlen und ſtreiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

79.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſey der Miniſter und Vieh's.

80.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und feinſten! Das Andre,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

81.

Ob du der Kläſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſey, ſo wie bei Rathe, zu Haus.

82.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dem Lieb ſchlafend, wie Mehrere thun.

83.

Dießmal freuſt du, o Herbſt, nur leichte welkende Blätter;
Gieb mir ein andermal ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

84.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das neuſte Theater
Thut in der Sonne Glanz zwiſchen den Ufern ſich auf.

85.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum: Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

86.

Eingefroren laben wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlief nur vorbergen am Grund.

87.

Nur die Axiome beſtimmt die freiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

88.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen, und ſtießen einander;
Aber Alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

89.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

90.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Dieſen zurück, fördrte Jenen zum Ziel.

91.

Euch, Präceptor des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer, wünſcht' ich
Mit ohnmächtiger Wuth ſtumm hier am Ufer zu ſeyn.

92.

Lehrling, du ſchwankeſt und tauderſt, und ſcheueſt die glättere Fläche.
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

93.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen, und biſt nicht ſicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blüht die Anmuth hervor.

94.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. Es ſtürzt hier der Schüler
Wie der Meiſter; doch ſtürzet dieſer gefährlicher hin.

95.

Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn, ſo lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Beſiegte ſich hebt.

96.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich, und ſo genieße des Tags.

97.

Siehe, ſchon nahet der Frühling: das ſtrömende Waſſer verſpricht
Unten, der ſanftere Blick oben der Sonne, das Eis.

98.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

99.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen ins Meer.

Episteln.

Gerne hätt' ich sorgeschrieben.
Aber es ist liegen blieben.

Erste Epistel.

Jetzt da jeglicher lies't und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seiner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die schwankende Woge sich wälze.
Doch so fähret der Fischer dem hohen Meere zu, sobald ihm
Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein Gewerbe.
Wenn auch hundert Gesellen die stürmende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünschest das Wohl des Menschengeschlechtes,
Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten
Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher: wir haben
Leider oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?
Ernst und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir dringen liebliche Düfte
Ueber die wallende Flut; kühl duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nun in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu vertilgen.
Und viel tiefer prägt sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Erwägung trotzen, Freilich an Viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie Jeder sein Amtlig,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die verdrießlichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht vorüber, hinüber, wenn Viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Lies't doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher, durch Schriften des Menschen
Sanen entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber verstärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künftlichen Redner; doch eilet
Unser betrübtes Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Seinen wir freudig geboren und willig geworden, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen
Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,
Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiste sich ein, es sey auch der Hörer,
Wer er sey, und klinget nicht immer im hohen Pallaste,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dasselbe Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also hört' ich einmal, am wohlgepflasterten Ufer
Jener Neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreise geschlossen,
Drängte das horchende Volk sich um den zerlumpten Rhapsoden.
Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm aufs Ufer der Insel.
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie am Andrer
Dieser Gestirnwelt jemals betrat; sie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.

So verſtrich ein Monat geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fing ſich im Ei len
Herr die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leicht
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts entbielte der Säckel.
Reiche mir weniger! hat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen, und ſagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern.
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon und ſuchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo mäß' es Allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſerer Inſel verletzen und unanſtändig und gottlos
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?

Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: Vergeſſet die Schläge.
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müßet ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit geflügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen dauernder ernähren; man hat mich im Spott nur
Haus Ohnſorge genannt und mich von Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter; du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Genoſſne verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdienteſt, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bei dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſtehn, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſerer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann und breiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünſchten des Tages
Solche Wirthe zu finden, zu ſolche Schläge zu dulden.

Zweite Epiſtel.

Würdiger Freund, du runzelſt die Stirn; dir ſcheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu ſeyn: die Frage war ernſthaft,
Und beſonnen verlangſt du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben ſich mir der Schalk im Buſen bewegte.
Doch ich fahre beſchäftiget fort. Du ſagſt mir: ſo möchte
Meinetwegen die Menge ſich halten im Leben und Leſen,
Wie ſie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hauſe,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Böſen bekannt macht.

Dem iſt leichter geholfen, verſetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen ſind gut und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſobald ſie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe verrichten.
Manches zu ſchaffen hat ein Mädchen, die vielen Geräthe,
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Sieht das Fehlende zu, kommt die wallenden Blaſen
Leicht die Oeffnung des Faſſes erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelſte Saft für künftigen Jahren vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann zu füllen, zu ſchöpfen.
Daß ſtets geiſtig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das täglliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die ſchnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahreszeit giebt, das bringt ſie bei Zeiten
Dir auf den Tiſch und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen

Ring zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte.
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im fünften Gewölbe
Gärrt ihr der kräftige Kopf, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luſtige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern.
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein gröberer Unfall.
Als wenn bei ein Schuldner entläuft und den Wandel zurückläßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewiß ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns geben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich gar Wildnis.
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt.
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche.
Nützliche Kräuter ernährt und jugendverglühende Früchte.
Patriarchaliſch erzogne ſo ſelbſt der ein niemes gedrängtes
Königreich und bevölk're dein Haus mit treuem Geſinde.
Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch ſo häuslich im Hauſe.
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.
Wie ſich das Mähen und Flicken verviel'fet, das Waſchen und Bügeln.
Hundertfältig feindem in weiter arkadiſcher Hütte
Sich das Mädgen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erregt im Tanzſaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich Arbeit
Selber genug, es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet.

Fragment.

Auch die undankbare Natur der menſchlichen Seele
Immer zu weiden, mit Gutem zu füllen und immer zu ſättigen.
Was uns nur wiederkehrend die Kreiſe des wandelnden Jahres
Auch an Früchten und Blumen und mannichfaltiger Anmuth.
Denn ihr Körper verlangt und iſt bequem zu erfüll'gen.
Fülle bringt ihm das Jahr an wiederkehrenden Früchten.
Und die Erde gewährt ihm tauſendfältige Nahrung.
Auch es iſt ihm vergönnt ſich in dem Garten der Liebe
Reichlich zu weiden und freudvertauſchend ſich ſelbſt zu erneuen;
Aber die Seele begehrt und ſie wird nimmer befriedigt.
Denn ſie nähret ſich ein, ſie ſey von höherem Urſprung
Durch ein unzerreißiges Band an ihren Gatten gefeſſelt.
Da beträgt ſie ſich öfters im Hauſe, die vielen Bedürfniſſe
Lindern ihr immer im Sinn, und Sehnen nach ſeinen Palläſten
Läßt ihr keine Ruh' und raubt ihr den göttlichen Antheil
An dem ſtillleren Haushalt und an der engeren Wirkung.
Ja, ſie verachtet ſogar die eigenen Kinder des Gatten.

Elegien.

I.

Wie wir einſt ſo glücklich waren!
Müſen's jetzt durch euch erfahren.

I.

Saget, Steine, mir an, o ſprechet, ihr hohen Paläſte!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regſt du dich nicht?
Ja, es iſt Alles beſeelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.
O wer flüſtert mir zu, an welchen Fenſter erblickt ich
Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſtrickend umgarnet?
Nun' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, ſuchte die köſtliche Zeit?
Noch betrachte' ich Kirch' und Pallaſt, Ruinen und Säulen.
Wie ein bedächtiger Mann ſpeculativ die Reiſe benutzt.
Doch bald iſt es vorbei; immer wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel, nur ſeyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Coeur wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Sehne Damen und ihr Herren der feineren Welt.

Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft naht der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und wechselt, zentsche Meinung.
Die den Wanderer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Maidroughs, den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorne nach Rom.
Weiter nach Napel nimmter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Maidrough! empfing ihn auch dort! Maidrough! im Hafen das Lied.
Und so muß' ich bis jetzt auf allen Treppen und Gassen
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle.
Das mir Amor, der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedeckt er mich mit seinem Fittig; die Liebste Fürchtet, römisch gesinnt, wälzende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mahre, sie spähet Seraglich den Wünschen des Mann's, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien rüstigen Fremden.
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kostern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreu'n sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht Römischen Busen und Leib.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben;
Glaub' es, ich denke nicht fremd, denke nicht nies drig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift franket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idalischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen;
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie empfindet der Gott.
So ergetzte die Söhne sich Mars'! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

IV.

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und so gleichen wir euch, o Römische Sieger: den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an.
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Aegypter,
Oder ein Grieche sie weis, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Skalkhaft munter und ernst begehen wir heimliche Feste.
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferie tochten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, waaten es eher des Zeus Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit; lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie seyn, mit Thetis gezeuget.
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betrieat nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde nedet sie stets, Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergetzt sie sich nur dem raschen thätigen Manne;
Dieser findet sie zahm, freundlich und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein dämmliches Mädchen, die Haare
Zielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab.
Kurze Locken ringelten sich umb zierliche Hälschen.
Unaeflochtenes Haar kraus'te vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt: — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, Römische Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier belehr' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd' ich auch bald nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verstehl' ich den Marmor erst recht; ich denk' und vergleiche.
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen;
Ueberfällt sie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen gedichtet.
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer.
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumeirn gethan.

VI.

„Kannst du, o Grausamer! mich in solchen Worten betrüben?
Reden so bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht schuldig? Doch, ach! schuldig nur bin ich mit dir!
Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarin Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einsam den Gatten bewein't.
Bist du ohne Bedacht nicht oft bei Mondschein gekommen,
Grau, im dunkeln Sürtout, hinten gerundet das Haar?
Hast du dir scherzend nicht selbst die geistliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn seyn! nun, der Prälate bist du.
In dem geistlichen Rom, kaum scheint es zu glauben, doch schwör' ich;
Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung, und wohlbekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gelacht,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln.
Bald nach Ostia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothstrumpf immer gehaßt und Violenstrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen.“
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und so bin ich denn auch am Ende betrogen: Du zürnest
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkst.
Geh! Ihr seyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und so tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!“
Also sprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küssend ans Herz. Thränen entquollen dem Blick.
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindlicher Menschen
Dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Wasser die Gluth stürzend und jählings verhüllt;
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Reuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, das unerfriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von reichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Träum' ich? Umfangen
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!

Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wanderer, und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Sohne? Verrath! Laß mir den Irrthum Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O kann so verstehen den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab:
„Dichter! wohin versteigest du dich?“ — Vergieb mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später.
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orcus hinab.

VIII.

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht.
Bis du größer geworden und still dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

IX.

Herrlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend entfernt sie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche belebend Flammen aufs Neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dies Lager Jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orcus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der liebenswärmeten Stätte.
Ehe dem Liebenden Fuß schauerlich Lethe dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Rose dazu.
Und er thut es getrost. Der Künstler kennet in seiner
Werkstatt, wenn sie um ihn immer ein Pantheon scheint.
Jupiter senket die göttliche Stirn, und Juno erhebt sie;
Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige Haupt;
Trocken schauet Minerva hinab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, sinnlich und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke der süßen Begier, selbst in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenkt sie gern und scheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht freun?

XII.

Hörest du, Liebchen, das muntre Geschrei den Flaminischen Weg her?
Schnitter sind es; sie ziehn wieder nach Hause zurück.
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz selber zu flechten verschmäht.
Keine Feste sind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die, statt Eicheln, zur Kost goldenen Weizen verlieh.
Laß uns Beide das Fest im Stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch selbst ein versammeltes Volk.
Hast du wohl je gehört von jener mystischen Feier,
Die von Eleusis hieher Fröhe dem Sieger erfolgt?
Griechen flüsterten sie, und immer riefen nur Griechen.
Selbst in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umfaß.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seiner Gestalten; im Traum schien er zu wallen: denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher, vom Schlosse Kästchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei;
Vielbedeutend geberdeten sich die Priester, und summten,
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.

Und was war das Geheimniß! als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie dem Jason einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt! das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versaumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den sodnen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen.
Winkte der Liebsten — Verstehst du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buchige Worte beschattet ein heiliges Plätzchen!
Unsre Zufriedenheit erlaubt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du hast dein Leben und Dichten,
Dankbar erkennt ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirthet ist er.
Du betrachtest mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum.
Du verehrtest noch mehr die werthen Reste des Bildens
Einziger Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht.
Diese Gestalten, ich formte sie selbst! Verzeih mir, ich prahle
Diesmal nicht; du gestehst, was ich dir sage, sey wahr.
Nun du mir lässiger dienst, wo sind die sodnen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Alterling lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und sie liebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur."
Also sprach der Sophist. Wer widerspräch' ihm? und lieber
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätherisch hält er sein Wort, giebt Stoff zu Gesängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küsse, gemüthliche Worte,
Sylben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.
Dich, Aurora, wie kann' ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundin, und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der sich dem Halse beimengt.
Welch ein freudig Erwachen, erheitert ihr, ruhige Stunden,
Alter das Denkmal der Lust, die in den Schlaf und gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel belebt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! faßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so sanft; Theseus, du konntest entfliehen?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blick' ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch ist es hell. Ihr verzehret
Oel und Docht nur umsonst. Schwebet die Lüfte doch nicht!
Hinter die Häuser entweicht, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein bald Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht."
Unglückseliger! geh' und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröste mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

XV.

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Pyrine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flüre verhaßt.
Und noch sehner von heut' an send mir gegrüßet, ihr Schenken,
Osterien, wie euch sinnlich der Römer benennt;
Denn ihr zeigten mir heute die Liebste begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu beseyen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben;
Drüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz.
Nächte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich bald ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem übrigen; immer begieriger
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie bedende das Zeichen der Römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und Ziffern zu löschen;
Aber die köstliche Vier stand mir im's Auge gedrückt.
Stumm war ich sitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde, mir wund.
Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weißt und beschauest beim Rom?
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es dem Priester Horaz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Maler genießt;
Glühend flicke noch schnell zu diesen hohen Fassaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten mit Rohr so lange bewachs'nen Gestade,
Diese mit Blumen und Busch düster beschatteten Höh'n.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs Neu fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir flug langsam den Faden herab;
Aber sie eilt herbei, die schon bezeichnete Stunde! —
Glückliche! Hör' ich sie schon? Nein; doch ich höre sie dann.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum bist du, Geliebter, nicht heute zur Mgnt gekommen?
Einsam, wie ich versprach, wartet' ich vorn auf dich." —
Beste, schon war ich hinein: da sah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemühn hin sich und her sich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O, welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich verrieth!
Die Gestalt
Flattern wie emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emsig half ich daran, setzt mir zu schaden bemüht.
Nun, des Alten Wunsch ist erfüllt; den losesten Vogel
Scheucht er heute, der ihm Gärtchen und Nichte bestiehlt."

XVII.

Manche Thne sind mir Verbrieß, doch bleibet am meisten
Hundegebell mir verhaßt; rasend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem Behagen
Bellend rasen, den Hund, den sich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einst mein Mädchen an, da sie sich heimlich
Zu mir stahl, und verrieth unser Geheimniß beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, so denk' ich nur immer: sie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bittet mir abſcheulich, empört jegliche Faſer im mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der Luſt.
Wenn im ſchönſten Moment der ihn ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich nahe.
Darum machet Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange beauem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Strömen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und Jedem gewähre
Aller Götter der Welt erſtes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Geneter, in Streit.
Mißt auch ihr, woher es entſprang, daß Beide ſich haſſen?
Alte Geſchichten ſind das, und ich erzähle ſie wohl.
Immer die mächtige Göttin, doch war ſie für die Geſellſchaft
Unerträglich, denn gern führt ſie das herrſchende Wort;
Und ſo war ſie von je, bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte ſie einſt ſich übermüthig, ſie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz ſich zum Schützen gemacht.
„Meinen Herkules führ' ich vereinſt, o Vater der Götter.“
Rief triumphirend ſie aus, „wiedergeboren dir zu.
Herkules iſt es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, ſo glaubſt du, er ſchaue nach denen
Mächtigen Knieen; verzeih: nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigſte Mann; nur mich zu verherrlichen durchſchreitet
Leicht ſein mächtiger Fuß Bahnen, die ferner herrab;
Aber auch ich begegn' ihm auf ſeinen Wegen, und preiſe
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählſt du ihm einſt; der Amazonen Beſieger
Werd' auch meiner, und ihm nenn' ich mit Freuden Gemahl!“
Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerin reizen:
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſpickt er mit Blumen des Helden kräuſelnde Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze beauemt.
So vollendet er bald die neckiſche Gruppe; dann läuft er.
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt.“
Alles eilte; ſie glaubten dem loſen Knaben, denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen; und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Fama daneben, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Mächtge, ihr Götter, ſind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum Beſten!“ Doch bald ſah ſie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulcanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn.
Als das verſtändige Neu im trocknen Moment ſie umfaßte,
Raſch die Verſchlungnen umſtalmg, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten; Mercur und Bacchus! ſie beide
Mußten geſtehn: es ſey, über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke.
Sie hatten!
Ebe, Vulcan, ſie noch nicht! Laß ſie noch eins mal beſehn.
Und der Alte war ſo Hahnrei, und hielt ſie nur feſter. —
Aber Fama, ſie floh raſch und voll Grimmes davon.

Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gaukelſpiel zu ſehen.

(Der zweyte Vorhang geht auf, man ſieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde ſteht das Bretergerüſte des Marktſchreyers, links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tiſch und Stühle. Während der Symphonie geht alles, doch in ſolcher Ordnung durch einander, daß ſich die Perſonen gegen der Vorderſeite begegnen, und dann ſich in den Grund verlieren, um den andern Platz zu machen.

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, iſt gar kein Geld,
Wie's einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

Der Bauer ſtreift mit den Beſen an den Tyroler und wirft ihm ſeine Sachen herunter. Streit zwiſchen beyden; während deſſen Marmette von den zerſtreuten Sachen einſteckt.

Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweien der Zwiſt nicht Stillſtand;
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach.
Wer ſie am höchſten verehrt, den weiß er am beſten zu faſſen,
Und den Sittlichſten greift er am gefährlichſten an.
Will ihm Einer entgehn, den bringt er vom Sittlichen ins Schlimmſte.
Mädchen bietet er an; wer ſie ihm ungeraubt verſchmäht,
Muß erſt grimmige Pfeile von ſeinem Bogen erdulden;
Mann erlegt er auf Mann, treibt die Begierden aufs Thier.
Wer ſich ſeiner ſchämt, der muß erſt leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch ſie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht ſie ihn einmal bei dir, gleich iſt ſie feindlich geſinnt,
Schreckt dich mit ernſtem Blick, verachtendre Mienen, und heftig
Strenge verruft ſie das Haus, das er gewöhnlich beſucht.
Und ſo geht es auch mir: ſchon leid' ich ein wenig; die Göttin
Eiferſüchtig, ſie forſcht meinem Geheimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz: ich ſchweig' und verehre;
Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann und freiet muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerin, du Verſchwiegenheit! Fürſtin der Völker!
Theure Göttin, die mich ſicher durchs Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſeufzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk, mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Hut
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es.
Und ihm ängſtet und drücket gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergräb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht;
Rohre ſprießen hervor, und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entwallt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundin darf ich's vertraun: ſie möchte mich ſchelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, ſei es vertraut.
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglücket.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere ſtreut, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbei, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe;
Rausche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blühet, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft.
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß zuletzt.

Elegien.

II.

Weiber ſo wie Leidenſchaften
Mögen gern am Liede haften.

Alexis und Dora.

Mai. 1796.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Flut weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als ſtöb' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der rudrige Bootsmann
Ruht am Segel gelind, daß ſich's für alle bemüht;
Vorwärts bringt der Schiffenden Geiſt, wie Flagge und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſinken in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickteſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wirſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.

Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
Unvermutet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether;
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
Ja mich ſelber tehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel.
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du uns Aug' mit geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte betrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind glücklich vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wieder dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals bat' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtet auf dem geringelten Tuch.
Sodann Nachbarin, ja, ſo war ich gewohnt dich zu heißen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo ginget ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie bat' ich die Schwelle verührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.

Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er;
Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater.
Mürbig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn
Deines Gartens. Du Lächelteſt mir und ſagteſt: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchteſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft bat' ich die Zierde gewünſcht!
Sieben war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis! da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſrer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei; da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und ſo trat ich herein. Du brachteſt nun die Früchte geſchäftig.
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrte beg blühend ſich über uns hin.
Schweigend begannſt du nun geſchickt die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball.
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken.
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſendmal küßt' ich den Hals

Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich; er drückt' uns gewaltig zusammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal: da fiels Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weintest, ich weinte.
Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehen.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Flöte
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?
Ewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.
Und so boten mich auch die Geistlen, schonten den Kranken;
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispeltest du; mir scholl es im Ohre
Wie dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmied
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, leser gewunden, den Hals.
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in sanfter Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der längsten Hand sanftes Gebild' in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Labung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freut, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du issest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter.
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchglüht!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Heulen der höllischen Hunde
Schrecke den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaß'ne Gespenst mich schreckt, daß die Sehne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt: Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt klarfließenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Giebt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgesprochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Treff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gieb der tobenden Woge
Diese Waaren, und mich gieb den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechselnd in liebender Brust,
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen:
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue
Pausias und sein Blumenmädchen.

Mai. 1797.

Pausias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, seine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen sehr erfinderischen Geist hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannichfaltigkeit. Endlich malte er seine Geliebte stehend, mit einem Kranze beschäftigt. Dieses Bild wurde für eines seiner besten gehalten, und die Kranzwinderin oder Kranzflechterin genannt, weil Glycere sich auf diese Weise als

ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotisches Bild holder Verwirrung du streust!

Er.

Du erscheinest als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du sie bindest, so wird nun erst ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Rose, sie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich sie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeschenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der späteren sey.

Er.

Laß im blumigen Kreise zu deinen Füßen mich sitzen,
Und ich füll' den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erst; dann sollen die Gartenverwandten,
Die sich von ferne nur sahn, neben einander sich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerst? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?

Sie.

Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählst du so lange bei diesem Strauße? Gewiß ist
Dieser Jemand geweiht, den du besonders bedenkst.

Sie.

Hundert Sträuße verteil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den schönsten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Maler beglückt, der diese Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerst!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt ist der, mich dünkt, der am Boden
Hier sitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! Die nektarischen Lüfte des Morgens
Nahmen den ersten sogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir giebt, so geb' ich die Küsse
Gern dem Geliebten; und hier sey mit dem Kusse der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pausias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz wär' ein Geschäfte des Tags!

Sie.

Schön ist er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechseln die schönsten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Reiche versenkt' ich mich dann, und ersönne den süßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und so fänd' ich am Abend noch frisch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich sprich' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend: wie wünsch' ich
Fest zu halten das Glück, das mir die Augen versengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du bist ein Dichter, und neidest
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein.

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie beide; doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks, nur dem Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigest Alles; du dichtest und malest mit Blumen:
Florens Kinder sind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende schon.

Er.

Auch so geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geschenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und du trankest, und riefst: Mädchen, die Blumen sind Gift!

Er.

Und dagegen du sagtest: sie sind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und sagte: die Hummeln
Forschen des herrlichen Reichs süße Geheimnisse wohl?

Er.

Und du wandtest dich weg, und wolltest fliehen; es stürzten,
Vor dem täppischen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefst ihm gebietend: das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen selbst, sind für den feineren Sinn.

Er.

Aber fester hielt er dich nur; es grinst'te der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfst in begeisterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergossen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch sah ich den weißen
Nacken, die herrliche Brust, die du bedecktest, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufstand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermischt, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur sah' ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hielst das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir: Ich sorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreisend geschwungenen Metalls.

Er.

Und doch sah ich nur dich, wie rasch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz sammeltest unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend tratest du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm gestört.

Er.

Ja, ich erinn're mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Erker ihn bewegt.

Sie.

Rude gebot der Wirth und flunige Freunde. Da schlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warst mir verschwunden! Vergebens sucht' ich in allen
Winkeln des Hauses herum, so wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen des Tags.

Er.

Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehltest mir, aber du fehltest der Stadt.

Sie.

Stille saß ich zu Hause. Da blätterte lod sich vom Zweige
Manche Rose, so auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling sprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die sie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indessen zu Haus', und ließ sie verwelken.
Siehst du? da hangen sie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch so welkte der Kranz, dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die weilenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkeln Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behauſung;
Keiner der Eitelſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und Keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spätend ſucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt' das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume.

Er.

Und mir ſchien ihr Geiſt nur ein Geriesel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwei'n, ſtellt auch der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schätte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Reſt!

Sie.

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſehnen. In deiner Umarmung.
Liebter, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Euphroſyne.

Octbr. 1797.

Auch von des höchſten Gebirgs beeiſten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wanderers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen dürftigen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet geſchäftig voraus.
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Sucht den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Gefilde?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf.
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? und täuſche dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gemild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
Eingeſchrieben, und noch ſahn durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blickt noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.

Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischsten Tage.
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen verlierenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Bretter-Gerüste,
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir deutsches Dichter-Gefühl,
Drobtest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schätztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zersammetterten, rasch auf und kannten.
Und ich heuchelte lang', bis an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und bat' ich gebeten.
O! so zeige mir an, wie mir das Best're gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederholt' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so riefst du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefsten traf du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, dem selber der Schein früherer Leiche gerührt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!
Himmel und Erde besitzt ewiges, festes Gesetz.
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser,
Aus der bewölkten Kluft, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gerüste
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entfernt und vergeht nach Gesetz: doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem bildenden nicht der wollig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge.
Daß sich willig gesellt, kräftig dem Schwächeren zu,
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülfelos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlossen zerfetzt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hinaus;
Aber freudig seh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wachst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sey mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' flammender Ehrer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn, und lieben, und nimmer bewegt sich
Empfehlend hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zhalmus.
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden die Andere gefallen.
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verwornen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich schmeichelt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Piano sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt;

Gurr! dann gebenkest du mein, und rufest auch
spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht.
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungeräumt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Evadne, gelobt auf den geliebten Gemahl,
Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter Gesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, früh' noch von dem bräutlichen Tod.
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragischen Kunst holde Gespielin sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich
Weiter zu reden; allein schwirrend verjagte der Ton,
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor.
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer.
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald ründet der Morgen sich an.

Das Wiedersehn.

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen vergleichst du sie ja.
Wie sie den Blüthen sich nahn und saugen, schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das volle Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' sich die Blüthe zerstreut?
Sie.
Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von gestern!
Gerne bör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.
Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort. Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehrt zurück. Ach! daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amanda.

Niklas, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber beim Mittel ist hart.
Ach! mir schwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es scheinet der Freund schon mir ein Gegner zu seyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich sage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verschweigest, mir auch.
Aber, ach! das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf.
Rast nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: auch du bist, Amanda!
Unter das strenge Gesetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre geduldig.
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so belaubte;
Sieh, der Epheu ist Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;

Aber ich ſchauderte gleich, als, tief ſeufzend und klaglich,
Aus den Wipfeln zu mir liebende Klage ſich goß:
O verlaße mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O verlaße mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie her-auf mir erzogen?
Iſt wie mein eigenes Haus nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie.
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hülfte hinauf.
Denn der gefährliche Gaſt, der geſlieveſte, maßet belende
Unterwegs die Kraft herrlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherin iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks, freuder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

Procemium
zu
Hermann und Dorothea.
1796.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der Verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedrängender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmähe?
Solcher Feier, die du, o Muſe, ſo einig geſeyret,
Zeiget der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, beſtehſt mir allein;
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr;
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen, und gieb einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Spüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde.
Gleichgeſinnte, herein! Kränze, ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Ramen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſtehe der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlechte.
Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Luſt in die Seele
Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weiſe denn ſey das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein feindlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,"
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Hermann und Dorothea.

(1796 — 1797.)

In neun Geſängen:

I. Kalliope. Schickſal und Antheil.
II. Terpſichore. Hermann.
III. Thalia. Die Bürger.
IV. Euterpe. Mutter und Sohn.
V. Polyhymnia. Weltbürger.
VI. Klio. Das Zeitalter.
VII. Erato. Dorothea.
VIII. Melpomene. Hermann und Dorothea.
IX. Urania. Ausſicht.

I.
Kalliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie geſtorben! wie ausgeſtorben! Nicht fünftig,
Däucht mir, bleiben zurück, von allen unſern Bewohnern,
Was die Neugier nicht lockt! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter flehender Menſchen, die nun, mit gerettet er Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt, mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengſte!
Sehr gut nimmt das Kürſchchen ſich aus, das neue; beſonnlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutſcher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So ſprach, unter dem Thore des Hauſes ſitzend am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es verſetzte darauf die kluge, verſtändige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verſchenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben.
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirſt du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank iſt geplündert.
Und beſonders den Schlafrock mit indianiſchen Blumen,
Den dem feinſten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert.
Gab ich hin; er iſt dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte draus der treffliche Hauswirth, und ſagte:
Ungern vermiß' ich ihn doch, den alten cattunenen Schlafrock,
Aecht oſtindiſchen Stoffs; ſo etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann ſoll
Immer gehn im Stiefel und in der Peterſche ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſeyn; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.
Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon einige wieder,
Die den Zug mit geſehn; er muß doch wohl ſchon vorbei ſeyn.
Sehr, wie allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wiſcht ſich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach ſolchem Schauſpiel ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählen.

Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Ernte gekommen.

Bauer.

Beſen kauft, Beſen kauft!
Groß und klein.
Schroff und rein,
Braun und weiß,
All aus friſchem Birkenreis;
Kehrt die Gaſſe, Stub' und St —
Beſenreis, Beſenreis!

Der Gang des Jahrmarkts geht fort.

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein,
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Kiſtchen und Pfeifer,
Kutſchen und Läufer,
Huſar und Schweizer;
Nur ein paar Kreuzer,

Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu
schon herein iſt.
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen
zu ſehen.
Und von Morgen weht der Wind mit lieblicher
Kühlung.
Das iſt beſtändiges Wetter! und überreif iſt das
Korn ſchon;
Morgen fangen wir an zu ſchneiden die reichliche
Ernte.

Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die
Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach
Hauſe begaben;
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern
gefahren
Raſch, an die andere Seite des Marktſ, der be-
güterte Nachbar.
An ſein erneuertes Haus, der erſte Kaufmann
des Orts.
Im geöffneten Wagen, (er war im Laufen ver-
fertigt.)
Lebhaft wurden die Gaſſen; denn wohl war be-
völkert das Städtchen.
Mancher Fabriken befliß man ſich da und manches
Gewerbes.

Und ſo ſah das traute Paar, ſich unter
dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemer-
kung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und
ſagte:
Sieh! dort kommt der Prediger her; es kommt
auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die ſollen uns alles erzählen.
Was ſie draußen geſehn und was zu ſchauen nicht
froh macht.

Freundlich kamen heran die beiden, und grüßten
das Ehepaar,
Setzten ſich auf die Bänke, die ordnungen, unter
dem Thorweg,
Stand von den Füßen ſchüttelnd, und Luft mit
dem Tuche ſich fächelnd.
Da begann denn zuerſt, nach wechſelſeitigen
Grüßen,
Der Apotheker zu ſprechen und ſagte, beinahe ver-
drießlich:
So ſind die Menſchen fürwahr! und einer iſt doch
wie der andre.
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten
ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu ſehn, die ver-
derblich emporſchlägt.
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum
Tode geführt wird.
Jeder ſpaziert nun hinaus, zu ſchauen der guten
Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähn-
liche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch
künftig.
Unverzeihlich ſind' ich dem Leichtſinn; doch liegt
er im Menſchen.

Und es ſagte darauf der edle verſtändige Pfarr-
herr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher
dem Manne.
Dieſer kannte das Leben, und kannte der Hörer
Bedürfniß.
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften
durchdrungen,
Die uns der Menſchen Geſchick enthüllen, und ihre
Geſinnung;
Und ſo kannt' er auch wohl die beſten weltlichen
Schriften.
Dieſer ſprach: ich tadle nicht gern, was immer
dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer
vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen
Reizen.
Sagt! erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die
weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erſt verlangt er
das Neue.
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und
weiſe macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der
Leichtſinn.
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde
die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur
irgend vorbeizog.
Freilich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in rei-
feren Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn
entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück, ſich eifrig und
thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den
Schaden.

Freundlich begann ſogleich die ungeduldige
Hausfrau:
Saget uns, was Ihr geſehn; denn das begehrt'
ich zu wiſſen.

Schwerlich, verſetzte darauf der Apotheker mit
Nachdruck,
Werd' ich ſo bald mich freun nach dem, was ich
alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannichfaltigſte
Elend!
Schon von ferne ſahn wir den Staub, noch eh
wir die Wieſen
Abwärts kamen; der Zug war ſchon von Hügel
zu Hügel
Unabſehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber dem Weg, der quer durchs
Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der
Wandrer und Wagen.
Leider ſahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerz-
liche Flucht ſey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu ſehn, die mannichfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſehene,
und die ein
Guter Wirth unter an die rechten Stellen ge-
ſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles iſt nöthig
und nützlich.

Nun zu ſehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke liegt das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl geſehn, dem Menſchen alle Beſinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurücklaßt.
Alſo führeten auch hier, mit unbeſonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge ſie fort, die Ochſen und Pferde beſchwerend:
Alte Bretter und Fäſſer, den Gänſeſtall und den Käfig.
Auch ſo leuchten die Weiber und Kinder, mit Bäumchen ſich ſchleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Menſch ſo ungern das Letzte der Habe.
Und ſo zog auf dem klaubigen Weg der drängende Zug fort.
Ordnungslos und verwirrt. Mit ſchwächeren Thieren, der eine,
Wünſchte langſam zu fahren, ein andrer eilig zu eilen.
Da entſtand ein Geſchrei der aengſtlichen Weiber und Kinder.
Und ein Bellen des Viehes, dazwiſchen der Hunde Gebeiſer.
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die doch auf dem ſchweren
Ueberpackten Wagen auf Betten ſaßen und ſchwankten.
Aber, aus dem Gleiſe gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es ſtürzt' in den Graben das Fuhrwerk.
Umgeſchlagen, und weithin entſtürzten im Schwunge die Menſchen.
Mit entſetzlichem Schrein, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später ſtürzten die Kaſten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen ſie ſah, der erwartete nun ſie
Unter der Laſt der Kiſten und Schränke zerſchmettert zu ſchauen.
Und ſo lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menſchen;
Denn die übrigen eilten und ſparn eilig vorüber.
Nur ſich ſelber bedenkend und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten.
Die zu Hauſ' und im Bett ſonſt kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen und jammern.
Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube.

Und es ſagte darauf, gerührt, der menſchliche Hauswirth:
Möge doch Hermann ſie treffen und ſie ermuntern und kleiden.
Ungern würd' ich ſie ſehn; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo großer Leiden gerühret.
Schicken wir eilend ein Soorſtein von unſerm Ueberfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt, und ſinnen uns ſelber erquickt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen.
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Uebel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Säalchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie bringet wärmere Luft herr
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Drei und achtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer.
Und ſie gingen dahin und frenten ſich alle der Kühlung.

Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſtalteſſeren Flaſche auf blankem zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Brehern des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drei den glänzend gedeckten
Runden, braunen Tiſch, er ſtand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der dritte behend das ſeine.
Und es forderte ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alle bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande.
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,
Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?

Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer, und mitte:
Halten am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;

Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglücke
Reicht sie den sanftesten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

Da versetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken;
Wie begrüß' ich so oft mit Staunen die Fluthen des Rheinstroms.
Wenn ich, reisend nach meinem Geschäft, ihm wieder mich nahte:
Immer schien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald sein lieblichstes Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und sein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Sehr, so schützt die Natur, so schützen die wackeren Deutschen
Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird, in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage,
Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschlossen, vor Euch, am Altare, sich stellen.
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mit künftig erscheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrtag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust, sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

II.

Terpsichore.

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt;
Lächelte dann, und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch:
Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernsthaften Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich getrieben zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen.
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinaus kam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern.
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands.
Nebenher aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf diesen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen.
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigen nur vermögen die Unsern zu helfen.
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarschaft seyd, so spender's gütig den Armen.

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die kleine
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich öffnete die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leinwand.
Und sie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber.
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kindergezeug, alles und jedes.
Und sie grüßte mich noch, und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen.
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte sie bald, und sagte bebende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber gemiethet, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brote,
Flaschen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehre ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt seyn.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht, und habe die besten
Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Miß' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich gerröstet von Hause.
Hab ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtesten.

Nachbar, versetzte darauf der junge Hermann, mit Nachdruck:
Keinesweges denk' ich wie Ihr und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu vom Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des sorgenden Mannes.
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.

Lächelnd sagte darauf der Vater: so hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.
Aber es fiel sogleich die gute Mutter bebend ein:
Sohn, fürwahr! du hast Recht; wir Eltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.

Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute.
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Scheunen und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Ernte.
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt beſiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Eisen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hämmer gerettet.
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und du faßtest darauf mich bei der Hand an, und sagtest:
Lieschen, wie kommst du hieher? Geh weg! du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefeln.
Und du hobest mich auf, und trugst mich herüber durch deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von allem geblieben.
Und du setzest mich nieder und tröstest mich und ich verwehrt' es.
Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen.
Und ich setze dagegen auch deinem Vater zu seinem.
Denn ich verstand dich nicht, eh du zum Vater die Mutter
Schnittest und schnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gerätes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufziehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten
Jetten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest zu freien im Krieg und über den Trümmern.

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst; denn so ist alles gegangen.
Aber besser ist besser. Nicht einem jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll jeder sich quälen, wie wir und andere thaten,
O, wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Geräthen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und alles wird täglich
Theurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift bereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen.
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünschten Weibchen,
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Pathen ihr Silbergeräthe.
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück:
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der sie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,

Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohlaufgeſtattet möcht' ich im Hauſe die Braut ſehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet.
Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdeſt mein Alter hoch-lich erfreuen.
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächteſt
Aus der Nachbarſchaft her; aus jenem Hauſe, dem grünen.
Reich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter ſind da; ſie theilen allein das Vermögen.
Schon iſt die älteſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweite,
Wie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert.
Eins mir der Mädchen gefollt, ſo wie ich das Mütterchen fortrug.

Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Euer, eine der Töchter
Unſers Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe ſie oft vor der Knaben Mutwillen beſchützet.
Doch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden Mädchen
Endlich billig zu Haus', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntſchaft, ſo wie Ihr es wünſchtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht geſtutzt und gekräuſelt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
Und um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß ſie für den guten Willen verkannten.
Den ich gegen ſie hegte, beſonders Minchen die jüngſte.
Deßn ſo war ich zuletzt an Ottern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt.
Angezogen und war früher wie die übrigen Burſche.
Als ich eintrat, fiſcherten ſie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen ſaß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen ſingen, und war entzückt und in Laune.
Manches verſtand ich nicht, was in den Liedern geſagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino.
Und ich wollte doch auch nicht ſtumm ſeyn: Sobald ſie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beiden Perſonen.
Alle ſchwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt ſich alsdann, und laut auflachten die Mädchen.
Laut auflachten die Knaben, es hielt den Bauch ſich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Geſicher
Dauerte fort und fort, ſo viel ſie auch ſangen und ſpielten.
Und ich eilte beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe.
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und ſchwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl Recht; denn eitel ſind ſie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino.

Da verſetzte die Mutter: du ſollteſt, Hermann, ſo lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämmtlich.
Minchen fürwahr iſt gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!

Da verſetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß ſich ſo tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Clavier mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.

Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erlebt ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker:
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern ſich zeigte.
Und ſo täuſchte mich früh mit lerer Hoffnung die Mutter.

Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie dem andern gelang und du immer der unterſte ſaßeſt.
Freilich! das kommt daher, wenn Eingeſtört nicht im Buſen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſo wie ich für dich that.
Mich zur Schule geſendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen!

Aber der Sohn ſtand auf und nahte ſich ſchweigend der Thüre.
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: ſo gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthſchaft, daß ich nicht ſchelte;
Aber denke nur nicht, du wollteſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt, und weiß mit Menſchen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln,
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Clavier; es ſollen die ſchönſten.
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln.
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

III.

Thalia.

Die Bürger.

Alſo entwich der beſchreibene Sohn der beſtigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm, und ſchwerlich
Wird mich des herzlichſten Wunſches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich ſey, ſondern ein beſſrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder geſchickt mit Luſt zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbeſſern auch, wie die Zeit und lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen.
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat.
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, weß Sinnes der Herr ſey.
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo Unrath ſich häufet, und Unrath auf allen Gaſſen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt und nicht wieder geſetzt wird.
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket.
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen
Bald begeben, und ſehn zum wenigſten Straßburg und Frankfurt.
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut iſt.
Denn wer die Städte geſehn, die großen und reinlichen, kehrt nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſey, zu verjüngen.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebeſſerten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Canäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich beim erſten Ausbruch gewehret ſey.
Iſt das nicht alles geſchehn ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Baubere war ich ſechsmal im Rath, und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emſig betrieben, und ſo auch die Anſtalt
Nützlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Raths.
Alle beſtreben ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeedam
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Haus' und dräuen hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein ſolcher wird Hermann immer wie bleiben.

Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter:
Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigsten hier ein Wunsch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder noch unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben.
Die erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat hie, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten;
Denn, ich weiß es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Werth und ein trefflicher Werth, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich seh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Scheiten und Tafeln hemmst du dem Armen
Allen Muth in der Brust, so wie du es heute getban hast.
Und sie verließ die Stube sogleich, und nahm dem Stein nach.
Daß sie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd sagte darauf, sobald sie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, so wie die Kinder!
Jedes lebet so gern nach seinem eigenen Belieben.
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

Und es versetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und sehe mich immer
Selbst nach dem Bessern um, wessen es nicht theuer doch neu ist;
Aber bist es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Geldes hat,
Thätig und rührig zu seyn und innen und außen zu bessern?
Nur zu sehr ist der Bürger beschränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu schwach ist sein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; so wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer scheut nicht die Kosten
Solcher Veränderung, besonders in diesen gefährlichen Zeiten!
Lange dachte mir schon mein Haus im medischen Kirchhof,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenster;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei seinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beste zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue!
Wie prächtig in grünen
Feldern die Structur der weißen Sandsteine sich ausnimmt!
Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben.
Daß verdunkelt streng die kärglichen Häuser des Marktes!
Und doch waren die unsern gleich nach dem Brande die schönsten.
Die Apotheke zum Engel, so wie der goldene Löwe,
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reisende stand und sah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wenn ich den Kasten dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verstaubt und bald verfallen mir daseyn,
Der erfreute sich doch des farbig schimmernden Lichtes
Sonnengeordneter Muscheln; und mit gesteidetem Auge
Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.
Eben so ward in dem Saale die Malerei auch bewundert,
Wo die gepuzten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gebe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles soll anders seyn und geschmackvoll.
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke.
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnizwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu schaffen;
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet sich jeder, auch nur zu rücken das Kleinste,
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder
Der mir die Ostseln bezeichnet, vergolden zu lassen.
Und den grünlichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet;
Aber ich ließ ihn verdrängt, wie er ist; mich schreckte die Zerdrung.

IV.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Also sprachen die Männer sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen.

Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo ging ſie, im Stalle zu ſchauen.
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gezaumt und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchritt ſie bebende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen.
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Stadtrings
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jegliches Wachsthums.
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige.
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie ans Ende des langen Gartens gekommen.
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da.
Eben ſo wenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt, durch die Mauer des Stadtrings gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Burgermeiſter.
Und ſo ging ſie denn [illegible] über
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunte Weinberg
Aufſtieg ſteilerem Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den ſchritt ſie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Röthlich blaue daneben von ganz beſonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke.
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend
Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben leſet und tritt, und den Moſt in die Fäſſer verſammelt.
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und ſo der Ernten ſchönſte gefeiert wird.
Doch unruhiger ging ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zweis auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam.
Das von den Thürmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.
Ihn zu finden war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemals
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihrer Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden:
Denn die Thüren, die untre, ſo wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein.
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes.
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, dem Fußpfad.
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man kann' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und verbreitet die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Viehs im ſeinem Schatten zu warten;
Bänke fanden ſie da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme geſtützt und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan, und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell; da ſah ſie ihm Thränen im Auge.

Mutter, ſagt er betroffen, Ihr überraſcht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Geblütes.
Wie? du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen;
Daran kennt' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag', was bekümmt dir das Herz? was treibt dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen ins Auge?

Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling, und ſagte:
Mahrlich, dem iſt dein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetriebnen, empfindet;

Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um
ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen
bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührete das
Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche,
weite
Landſchaft, die ſich vor und in fruchtbaren Hügeln
unter ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich
neigen,
Und ein reichliches Obſt und volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! Die Fluthen
des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter
daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen und allen Enden die
Jugend,
Wie das Alter, und bringen gewaltig vor, und
die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der
Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu
bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden
Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage
verbeteſt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die
Streitenden ausloß
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige
Sohn nur.
Und die Wirthſchaft iſt groß, und wichtig unſer
Gewerbe;
Aber wär' ich nicht beſſer, zu widerſtehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und
Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten
Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben, und andern ein würdiges Beiſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der Deutſchen Jugend
beiſammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den
Fremden,
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes
verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber
und Mädchen!
Ebret, Mutter, mir iſt im tiefſten Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und
verſtändig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer
das Beſte.
Ebret, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren:
Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den
Kriegern
Dieſen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu
dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Buſen belebt, und ob ich nicht höher
hinauf will!

Da verſetzte bedeutend die ganz verſtändige
Mutter,
Stille Thränen vergießend, ſie kannen ihr kläglich
ins Auge:
Sohn, was hat ſich in dir verändert und deinem
Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redeſt, wie geſtern
und immer,
Offen und frei, und ſagſt, was deinen Wünſchen
gemäß iſt?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entſchluß all den edelſten preiſen.
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden
Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn ſieh', ich kenne dich
beſſer.
Du verbirgſt dein Herz, und haſt ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel,
nicht die Trompete.
Nicht begehrſt du zu ſcheinen in der Montur vor
den Mädchen;
Denn es iſt deine Beſtimmung, ſo wacker und
brav du auch ſonſt biſt,
Wohl zu verwahren das Haus und Alles das Feld
zu beſorgen.
Darum ſage mir frei: was bringt dich zu dieſer
Entſchließung?

Ernſthaft ſagte der Sohn: Ihr irret, Mutter.
Ein Tag iſt
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet
zum Manne;
Beſſer im Stillen reift er zur That oft, als im
Geräuſche
Wilden ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo bat in der
Bruſt mir
Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und
Unbill,
Und ich verſtehe recht gut die weltlichen Dinge zu
ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig
geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich
behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter,
und babt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters, und nicht der hohe
Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu ſeyn und ſchrecklich
den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach; ſie ſollten
vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerrieben.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: Der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingiebt, wenn ſich nicht alle zum Ganzen beſtreben.

Iſt alles dein!
Kindlein, kauft ein.

Fräulein.

Die Leute ſchreyen wie beſeſſen.

Doctor.

Es gilt um's Abendeſſen.

Tyrolerinn.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerinn.

Gemahlt neumodiſch Band,
Die leicht'ſten Palatinen
Sind bey der Hand;
Seh'n Sie die allerliebſten Häubchen an,
Die Fächer! was man ſehen kann!
Niedlich, ſcharmant!

Der Doctor thut artig mit der Tyrolerinn, während des Beſchauens der Waaren; wird zuletzt dringender.

Fahre nur fort, so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du so heftig bewegt bist.
Wie ich dich niemals gesehn, und das Blut dir wallt in den Adern.
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen.

Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte.
Weinte laut an der Brust der Mutter, und sprach so erweichet:
Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und niemand
Schien mir klüger zu seyn und weiser, als die mich erzeugten.
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen gedultet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen:
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute vermehret ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen,
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden.
Der statt anderer mich gar oftmit Worten herumnahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich schlichte den Streit und die Ränke seiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn vieles errang ich.
Stets in Gedanken der Eltern vom Herzen zu stehende Wohlthat.
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter.
Und sich selber manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne.
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die sodnen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten.
Dort die Scheunen und Ställe, die sodne Reihe der Güter;
Aber sey' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Städchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manch' Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne.
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte;
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.

Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
Sohn, mehr wünschest du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur sodnen Hälfte des Lebens.
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigner werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht die Falsche zu greifen am meisten.
Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet.
Denn dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die du gewählt hast.

Liebe Mutter, Ihr sagt's! versetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, sie ist's! und führ' ich sie nicht als Braut mir nach Hause
Heute noch, ziehet sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin und Herziehn.
Mutter, ewig umsonst gebeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst kann nicht trösten den Armen.

Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn ſie die übrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn ſie dem erwählten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davon zieht.
Darum laſſet mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Da verſetzte behend die gute verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.
Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung im innern
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verehre.
Obgleich arm, ſo entſchädigen er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; ſo giebt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;
Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche,
Wo er heftiger ſpricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es regelt der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine ſich ſelber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbei iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er andern lebhaft ergetzte.
Komm! wir wagen es gleich; das Friſchgewagte geräth nur.
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo vor ihm noch verſammelt
Sitzen; beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.

Alſo ſprach ſie behende, und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden.
Beide
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vortrag bedenkend.

V.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es ſaßen die Drei noch immer ſprechend zuſammen,
Mit dem geiſtlichen Herrn der Apotheker beim Wirthe,
Und es war das Geſpräch noch immer ebendaſſelbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer verſetzte, würdig geſinnt, drauf:
Widerſprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt zu verharren im Alten,
Und ſich deſſen zu freun, was jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herumhäuft;
Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgeht,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen geziert.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſieht er, nutzend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,

Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen.
Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählte.

Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein.
Führend ihn bei der Hand und vor dem Gatten ihn ſtellend.
Vater, ſprach ſie, wie oft gedachten wir, unter einander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, ſeine Braut ſich erwählend, und endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit elterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, eh das ſein Herz nun entſchieden.
Sagten wir damals nicht immer: er ſolle ſelber ſich wählen?
Wünſchteſt du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und iſt männlich entſchieden.
Jenes Mädchen iſt's, die Fremde, die ihm begegnet.
Sieh ſie ihm; oder er bleibt, ſo ſchwur er, im ledigen Stande.

Und es ſagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.

Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,
Nahm das Wort, und ſprach: Der Augenblick nur entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Beratbung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtändige das Rechte.
Immer gefährlicher iſt's, beim Wählen dieſes und jenes
Bedenklicher zu bedeuten und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er ſtrebte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.
Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa gehöget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Euerm geliebten,
Guten verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht.
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahrer Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verfaßt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſehnſuchts, in traurigem Leben.

Da verſetzte ſogleich der Apotheker behende,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch dießmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus' Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand beträgt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.

Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;
Zwei ſo treffliche Männer ſind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! ſie iſt nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherſchweift,
Und den Jüngling beſtrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geſchick des allerverderblichen Krieges,
Das die Welt zerſtört und manches feſte Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten flieben vermummt, und Könige ihrem verbannet.
Ach, ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern die beſte,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergeſſend,
Steht ſie anderen bei, iſt ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß ſind Jammer und Noth, die über die Erde ſich breiten;
Sollt nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn,

Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſo wie Ihr des Brandes Euch freutet!

Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge geläufig, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt, und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gebricht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den beſtigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünſtigt, und jeder Nachbar Partei nimmt.
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hilf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen.

Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit froher Geberde:
Noch vor Abend iſt Euch die trefflichſte Tochter beſchieret.
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein finger Sinn in der Bruſt lebt.
Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie dankt mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geflohnen.
Ueberlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Nicht?, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo ging er hinaus, indeſſen manches die andern
Weislich erwogen und ſannen die wichtige Sache beſprachen.

Hermann eilte zum Stalle ſogleich, wo die muthigen Hengſte
Ruhig ſtanden und raſch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gebauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an.
Zog die Riemen ſogleich durch die ſchön verſilberten Schnallen,
Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel.
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der wilige Knecht ſchon
Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie drauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leichthinziehenden Pferde.
Hermann ſetzte die Peitſche; dann ſah er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaſter zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chauſſee zu,
Raſch, und ſäumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuſer,
Dacht' er bei ſich ſelbſt, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umſchattet,
Die Jahrhunderte ſchon an dieſer Stelle verjüngt,
War mit Raſen bedeckt ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Luſtort.
Flachgegraben befand ſich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, ſo zeigten ſich ſteinerne Bänke.
Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquillt.
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich.
Hermann aber beſchloß, in dieſem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that ſo, und ſagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand ſey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, ſo ging ich bedenk zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entſchiede die Gute mein Schickſal.
Und Ihr werdet ſie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Lay erhebt den gewölbteren Buſen,
Sehn geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet.
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark ſind niemal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Lage der Rock an.
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch ſagen, und noch mit ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Abſicht.

Sondern befraget die andern, und hört, was ſie alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Alſo dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

Alſo ſprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu.
Wo in Gärten und Scheunen und Häuſern die Menge von Menſchen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin ſtand.
Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen.
Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber.
Und es ergetzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.
Alſo durch die Wagen ſich drängend, durch Menſchen und Thiere,
Sahen ſie rechts und links ſich um, die geſendeten Späher.
Ob ſie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erſchien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden ſie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein ſich miſchten die Weiber,
Schreiend. Da nahte ſich ſchnell mit würdigen Schritten ein Alter.
Trat zu den Scheltenden hin; und ſogleich verſtummt' das Gethöſe.
Als er Ruhe gebot, und väterlich ernſt ſie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück alſo gebändigt,
Daß wir endlich verſtehn, und unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen billigt?
Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet,
Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.

Alſo ſagte der Mann, und alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte.
Trat er an ihn heran, und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahinlebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich ausdehnt
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da gebt alles von ſelbſt, und jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein andrer gehalten:
Denn was alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre ſie fort, durch ängſtliche Tage und Nächte:
Ach! da ſieht man ſich um, wer weiſ der verſtändigſte Mann ſey.
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergangens.
Sagt mir, Vater, Ihr ſeyd gewiß der Richter von dieſen
Flüchtigen Männern, der Ihr ſogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erſcheint mir heut' als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes.

Und es verſetzte darauf mit ernſtem Blicke der Richter:
Wahrlich, unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten.
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut' in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernſter Stund' erſchien im feurigen Buſche Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu ſprechen geneigt war
Und das Schickſal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Geſpräch auf das Mädchen.
Aber ich gehe herum, ſie aufzuſuchen, und komme
Wieder, ſobald ich ſie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher.

VI.

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben;

Sagte der Mann darauf: nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſüßeſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit raſcheren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne hervorhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

Und wir waren zuerſt, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneten Franken
Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.
Und die brachten ſie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; ſie pflanzten mit Luſt die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine verſprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderſtehlicher Anmuth.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des vielbedrängenden Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebt vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah und erreichbar ſich zeigte.

Da war jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute zu ſchaffen;
Sie erwarben ſich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrei, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch ſtolz ein gelaſſenes Gemüth an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrognen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Krieges!
Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint er's,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine.
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab.
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter,
Dann iſt ſein Gemüth auch erbittt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luſt zum Entſetzen.
Ueberall ſteht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Blutes, und freut ſich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu umſchauten Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke.
Und die künſt'ge Gefahr trieb nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbau's friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da traf von Blute Gabel und Senſe.

Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verschonung;
Ueberall raſete die Wuth und die feige tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchändlichen Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als thät' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.

Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
Wenn ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten;
Hatt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicket,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den andern ein Schutzgott.

Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Geſchlechte.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmöglichſtes wagen;
Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; ſah wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte.
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und männig, und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die beherzte ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Geſindels,
Plündernd, und drängte ſogleich ſich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der ſchön erwachſenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff ſie wilde Begier; ſie ſtürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und aufs beherzigte Mädchen.
Aber ſie riß dem einen ſogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er ſtürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite ſie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entfloben dem Tode.
Dann verſchloß ſie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet.

Als der Geiſtliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung ſogleich für ſeinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin ſie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht ſie nun mit dem Volk ſich befinde?

Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geiſtlichen Herrn, und ſagte die wiſpernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beſchreibung! So kommt und ſehet ſie ſelber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und ſie kehrten ſich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte ſogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An der Lücke des Zauns, und jener deutete ſtillig.
Seht Ihr, ſagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt.
Und ich erkenne genau den alten Cattun und den blauen
Kiſſenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete ſchnell, fürwahr, und gut die Geſchenke.
Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Laß erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber iſt der Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Und umgibt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund.
Und die ſtarken Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Sitzt ſie gleich, ſo ſehen wir doch die treffliche Größe.
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Buſen
Reichlich herunterwallt zum wohlgeründeten Knöchel.
Ohne Zweifel ſie iſt's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob ſie gut und tugendhaft ſey, ein häusliches Mädchen.

Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß sie den Jüngling entlaßt, fürwahr, es ist mir kein Wunder;
Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch geselle.
Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter.

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser.
Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also zuerst bei alten Leuten uns umthun.
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen.

Auch ich lobe die Vorsicht, versetzte der Geistliche folgend:
Freien wir doch nicht für uns! Für andere freien ist bedenklich.
Und sie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder herauskam.
Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
Sagt: wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier
Unter dem Apfelbaum sitzt, und Kindern Kleider versertigt
Aus getragnem Cattun, der ihr vermuthlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheinet der Wackern eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus ihnlicher Absicht.

Als in den Garten zu dichten der Richter sogleich nun herzutrat,
Sagt' er: diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren;
Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihm der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.
Auch, mit stillem Gemüth, hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu streben,
Selbst dinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Mißlaut und Ränke.
Alſo sagte der Richter. Die Beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm schon milde verspendet,
Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn.)
Und er reicht' es dem Säuglein und sagte: theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte sich der Mann, und sagte: wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehret ist.

Da versetzte der Pfarrer, und drückt ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und niemand
Weigre sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ei doch! sagte darauf der Apotheker gefällig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so sollten
Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch laß' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Alſo sprach er, und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tabak ihm verwahrt war.
Deffnete zierlich und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.
Klein ist die Gabe, sagt' er dazu. Da sagte der Schultheiß:
Guter Tabak ist doch dem Reisenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und sie scheuchen vom Richter.
Eilen wir! sprach der verständige Mann; es wartet der Jüngling

Peinlich. Er ohne ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft.
Und ſie eilten und kamen und fanden den Jüngling geſteinet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften
Wild den Raſen; er hielt ſie im Zaum, und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihm riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon ſo ferne begann der Apotheker zu ſprechen;
Doch ſie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und ſprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil dir, junger Mann! Dein treues Auge, dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner iſt ſie werth; drum komm und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben und dann nach Hauſe führen die Gute.
Aber der Jüngling ſtand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmliſch waren und tröſtlich,
Seufzete tief und ſprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beſchämt und langſam nach Hauſe;
Denn hier hat mich, ſeitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, ſo werde das Mädchen und folgen,
Weil wir reich ſind, aber ſie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth ſelbſt macht ſtolz, die unverdiente. Ein mühſam
Scheint das Mädchen und trotzig; und ſo gebort ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es ſey ein Weib von ſolcher Schönheit und Sitte
Aufgewachſen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, ſie habe bis jetzt ihr Herz verſchloſſen der Liebe?
Fahret nicht raſch bis hinan; wir möchten zu unſerer Beſchämung
Suchte die Pferde herum nach Hauſe lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling beſitzt dieß Herz, und die wackere Hand hat
Eingeſchlagen und ſchon dem Glücklichen Treue verſprochen.
Ach! da ſteh' ich vor ihr mit meinem Antrag beſchämet.

Ihn zu tröſten, bfnete drauf der Pfarrer den Mund ſchon;
Doch es fiel der Geführte mit ſeiner geſprächigen Art ein:
Freilich! ſo wären wir nicht vor Zeiten verlegen geweſen,
Da ein jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn ſich erſehen,
Ward zuvörderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkorenen Braut, der dann in ſtattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tiſche den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderſt
Wechſelnd, und flug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.
Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnet.
Rühmlich, und räthlich des Manns und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freiersmann immer
Zu dem Hauſe der Erſte bei jedem häuslichen Feſte;
Denn es erinnerte ſich durchs ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.
Jetzt iſt aber das alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und jeder freit für ſich ſelber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſcheert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!

Sey es, wie ihm auch ſey! verſetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen:
Selber geh' ich und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich.
Soll ich ſie auch zum letzten Mal ſehn, ſo will ich noch einmal
Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehn, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehrt;
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth iſt das Mädchen.
Und ſo laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel

An den Birnbaum hin, und unſern Weinberg hinunter.
Geh' ich näher nach Hauſe zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und ſchnell heimführte! Vielleicht auch ſogleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh ſie nicht wieder.

Alſo ſprach er und gab dem geiſtlichen Herrn die Zügel.
Der verſtändig ſie faßte, die ſchäumenden Roſſe beherrſchend.
Schnell den Wagen beſtieg und den Sitz des Führers beſetzte.

Aber du zauderteſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geiſt und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein iſt nicht zum beſten verwahret.
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.
Doch du lächelteſt drauf, verſtändiger Pfarrer, und ſagteſt:
Setzet nur ein, und getroſt vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geſchickt iſt die Hand ſchon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge gräbt, die künſtlichſte Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halb getröſtet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der ſich zum weitlichen Sprunge bereitet;
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes enoß unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreun; ſo ſtand er ohne Gedanken.

VII.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die ſchnellverſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Geräſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbei, und ſchien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam
Nach dem Dorfe ſich zu, und ſtaunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den gröberen Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: ſo ſchritt ſie geſchäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo:
Find' ich dich, wackres Mädchen, ſo bald aufs Neue beſchäftigt,
Hülfreich andern zu ſeyn und gern zu cranken die Menſchen?
Sag', warum kommſt du allein zum Quell, der doch ſo entfernt liegt,
Da ſich andere doch mit dem Waſſer des Dorfes begnügen?
Freilich iſt dieß von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten.
Jener Kranken bringſt du es wohl, die du treulich gerettet?

Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: ſo iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer Eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt.
Sag' ich Euch dieß: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er.

Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten

Tyrolerinn.

Nicht immer immer gleich
Iſt ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für euch;
Nimmt ſich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich iſt die Schneck' in ihrem Haus,
Und er macht ſo! —

Sie miſcht dem Doctor das Maul.

Wagenſchmiermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenſchmer,
Daß die Achſen nicht knirren
Und die Räder nicht girren,
Yah! Yah!
Ich und mein Eſel ſind auch da.

Gouvernante kommt mit dem Pfarrer durch's Gedränge; er hält ſich bey dem Pfefferkuchenmädchen auf; die Gouvernante iſt unzufrieden.

Gouvernante.

Dort ſteht der Doctor und mein Fräulen,
Herr Pfarrer, laſſen Sie uns eilen.

Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den anderen Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwankend, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann tranken sie beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
Sage, wie sind' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erst dich gesehn? wie bist du gekommen?

Denkend schaute Hermann zur Erde, dann hob er die Blicke
Kühnlich gegen sie auf, und sah ihr freundlich ins Auge.
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe.
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell, und sagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwidern.
Deinetwegen kam ich hierher! was soll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern.
Denen ich treulich das Haus und die Güter beide verwalten,
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthschaft.
Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau.
Immer sie nöthigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein Mädchen im Hause,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider früh sie verloren.
Nun, als ich heut' am Wagen dich sah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich, dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wir ich. — Verzeih' mir die stotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das Weitre zu sprechen;
Ihr belehrt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter.
Zu versetzen das Haus, das wohlerhalten Euch dastehe;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz sein.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die meisten beisammen, die übrigen werden sich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln:
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen:
Denn geblieben sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht?
Kann ich im Hause des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, so thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankenden Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, sobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mit den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müßet sie sehen, und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entschließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit sollte gestehen.
Oder es schien ihm das Beste zu seyn, in dem Wahn sie zu lassen.
In sein Haus sie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erst.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und so ließ er sie sprechen, und horchte fleißig den Worten.

Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurück kehren! Die Mädchen
Werden immer gehackt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwatzen.
Also standen sie auf und schauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.

Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel.
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, sprach sie; es trägt sich besser die gleichere Last so.

Und der Herr, der künftig befiehlt, er ſoll mir nicht dienen.
Geht mich ſo ernſt nicht an, als wäre mein Schickſal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen.
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ſie dienet den Eltern.
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Geben und Kommen.
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind wie die Stunden des Tages.
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt.
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle.
Wenn der Säugling die Kranknde weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde.
Und ſie ſollen es nicht; doch ſollen ſie dankbar es einſehn.

Alſo ſprach ſie, und war, mit ihrem ſtillen Begleiter,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die ſie früh mit den Töchtern verlaſſen.
Jenen geretteten Mädchen, den ſodnen Bildern der Unſchuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Dieſe waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte ſie nun im Gewimmel der Alte.
Und ſie ſprangen mit Luſt, die liebe Mutter zu grüßen.
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Geſpielen!
Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich.
Brot verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren gelabt, und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich war's und erquickend, geſund zu trinken den Menſchen.

Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das letzte Mal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch netze;
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Rad' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich hurtig künftige Leben.
Ungern laß' ich euch zwar; doch jeder iſt ſiebmal dem andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreun, wenn die Rückkehr verſäumt iſt.
Seht, hier ſteht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken.
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.
Dieſer kommt und wirbt, in ſeinem Haus mich zu ſehen.
Daß ich diene daſelbſt den reichen trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab: denn überall dienet das Mädchen.
Und ihr wäre zur Laſt, bedürft im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling.
Und ſo werden die Eltern es ſeyn, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Windeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte.
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherlei Fällen.

Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder.
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Geiſtpel.
Aber da ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig ſeyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde.
So wie Schafe, genau bei Tauſch und Handel betrachtet;
Aber den Menſchen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,
Und der alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen.
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall ins Haus ein.
Und er vereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.
Aber es ſcheint, Ihr verſteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet.
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav iſt.
Halten ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter.

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beßre Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl eine zur andern flüchtig und Ohr bin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.
Hermann faßte darauf ſie bei der Hand an und ſagte:
Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag, und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüße befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schreien und entſetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht laſſen.
Aber ein' und die andre der Weiber ſagte gebietend:
Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt, und bringt euch des guten
Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder beſtelle,
Als der Storch ihm jüngſt beim Zuckerbäcker vorbeiflog.
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Puten.
Und ſo ließen die Kinder ſie los, und Hermann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den erneuwinkenden Tüchern.

VIII.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Alſo gingen die zwei entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Hermann, nicht etwa
Schloſſen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich beide des hoben wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten erreichte.
Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich nennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genugthun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen.
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es verſetzte darauf der gute verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderſt auch nach dem Sinne der Eltern befragteſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen.
Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und ſpät und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du ihr auch das trefflichſte Mädchen erſcheinen.
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das Deine bedächteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſte Mal iſt's, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung.
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dieß nützte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.

Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zuſammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht feinde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bei uns auf Deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knixchen
Segenswünſche den Eltern, und bitten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich weiß es dem Alten erzeigen.

Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir
ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohne, und künftig meinem
Gebieter?

Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter
den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Him-
mel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern
der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler
Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in
dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der
ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertriebne
geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen
geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mäd-
chens ergreifend;
Laß dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frei
nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch
die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu erwer-
ben.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das
ſchmerzliche Zeichen.
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und ſagte: wir ſind'
ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt der Klarheit des
Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deut-
lich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle
die Scheiben.

Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene
Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich
führe,
Und dies Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache.
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern
im Hauſe.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden
Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mah-
les genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und
Garten
Steigen; denn ſieh', es rückt das ſchwere Gewit-
ter heraufer.
Wetterleuchtend und bald verfinſternd den lieb-
lichen Vollmond.
Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder,
das Feld hin.
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit
ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten
ins Dunkel.

Und ſo leiter' er ſie die vielen Platten hinunter.
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im
Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern
die Hände;
Und mit ſchwankenden Lichtern durchs Laub, über-
blickte der Mond ſie.
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln
das Paar ließ.
Sorglich fügte der Starke das Mädchen, das über
ihn derbing;
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren
Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, ſie drohte zu
fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den
Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf
die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange.
So ſtand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen
gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen
die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme
des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen
verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die
ſchwerenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus, nicht fern von der
Schwelle, der Fuß ſtrauchelt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen
gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern
nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter
Wirth du erſcheineſt.

IX.

Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe
begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling
geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Ver-
lobung gedrücket habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares
vollenden.
Theilet die Wolken ſogleich, die über ihr Glück
ſich heraufziehn!
Aber ſaget vor allem, was jetzt im Hauſe geſchieht.

Ungeduldig verrat die Mutter zum dritten
Mal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt
ſie verlaſſen.
Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen
Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte
Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das
Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſo bald ſich vom
Jüngling getrennet.

Mache nicht schlimmer das Uebel! versetzt' unmuthig der Vater;
Denn du siehst, wir harren ja selbst, und warten des Ausgangs.

Aber gelassen begann der Nachbar sitzend zu sprechen:
Immer verdank' ich es doch in solch unruhiger Stunde
Meinem seligen Vater, der mir, als Knaben, die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, das auch beim Fischen zurück blieb,
Und ich erwarten lernte sogleich, wie keiner der Weisen.
Sagt, versetzte der Pfarrer: welch Kunststück brauchte der Alte?
Das erzählt' ich Euch gern, denn jeder kann es sich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend.
Die man sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch sie kam nicht; ich lief, wie ein Wiesel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich tragte die Tische.
Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenster mich hin, und sprach die bedeutlichen Worte:
Siehst du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;
Und sie tragen das bretterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt.
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen.
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen andere nun in gespielvollster Erwartung
Ungeduldig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd sagte der Pfarrer: des Todes trübem Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jünglinge den edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben um Leben vollende!

Aber die Thür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.
Hermann stellte den Eltern sie vor, mit fliegenden Worten.
Hier ist, sagt' er, ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthschaft.
Daß ihr seht, wie sehr sie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Besorgniß
Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben.
Sondern sie glaubt als Magd in das Haus zu gehn, und ich führte,
Daß unwillig sie bliebe, sobald wir gedenken der Heirath.
Aber entschieden sey es sogleich: Nicht länger im Irrthum
Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zwang ertragen.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die unsanftern Worte.
Mit behaglicher Art, im guten Sinne geschwätzig:
Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seiner Zeit es gewiesen.
Immer die Schönste zum Tanze geführt, und endlich die Schönste
Zu sein Haus, als Frau, sich geholt; das Mädchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gerne sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entschließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von solchen spöttischen Worten,
Wie sie ihr schienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend;
Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit jedem beträgt, und gemäß den Personen.
Aber so scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr matt mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Gesuch von Eurem Sohn und von Euch sey.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel ins Haus ein,
Das mit allem versehn die freien Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah mich schon aus dem Hause zurücktreibt?

Bang bewegte sich Hermann, und winkte dem geistlichen Freunde,
Daß er ins Mittel sich schläge, sogleich zu verscheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm sein Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden Worten:
Sicher, du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entschließest,
Was es heiße, das Haus des erwartenden Herrn zu betreten;
Denn der Handschlag bestimmt das ganze Schicksal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden vermindert ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das schwerste des Dienstes die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich verdingt sich der thätige Freie:
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Art:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Doch du scheinst mir dazu nicht geschickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen so tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und sie sagte sogleich mit bald vergossenen Thränen:
O, nie weiß der verständige Mann, der im Scherz uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.
Ihr seyd glücklich und froh, wie sollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Krankheit fühlt auch schmerzlich die leiseste Berührung.
Nein! es hülfe mir nichts, wenn selbst mir Verstellung gelänge.
Zeige sich gleich, was später nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in stillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.
Dieß ist mein fester Entschluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen sich sonst wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
Denn als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Wiedersehns.
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen mochte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen einer erschienen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03785/149

Und ich folgt' ihm so gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir schmeichelte freilich das Herz (ich will es gestehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihm verdienen.
Wenn ich würde des Hauses dereinst unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich
Mich begab, so nah dem still Geliebten zu wohnen.
Nun erst fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt ist
Von dem reicheren Jünglinge, und wenn sie die trächtigste wäre.
Alles das hab' ich gesagt, damit ihr das Herz nicht verkennet.
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause gefreiet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löst das Geheimniß
Von dem Busen sich los, jetzt, da noch das Uebel ist heilbar.
Aber das sey nun gesagt. Und nun soll im Hause mich länger
Hier nichts halten, wo ich beschämt und ängstlich nur bebe.
Frei die Neigung bekennend, und jene trügliche Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern.
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlägt,
Noch der sausende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewollt hin.
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, um allem
Leget wohl! ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen.

Also sprach sie, sich rasch zurück nach der Thüre bewegend.
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das sie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib sie fassend, und rief verwundert und staunend:
Sag, was bedeutet mir dich? und diese vergeblichen Thränen?
Nein, ich lasse dich nicht; du bist mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater stand mit Widerwillen dagegen.
Auf die Weinende schauend, und sprach die verdrießlichen Worte:
Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden,
Daß mir das Unangenehmste geschieht noch zum Schlusse des Tages!
Denn mir ist unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren betäubet.
Was mit ein wenig Vernunft sich liebe gemächlicher schlichten.
Wie ist lästig, noch länger dies wunderliche Beginnen
Anzuschauen. Vollendet es selbst; ich gehe zu Bette.
Und er wandte sich schnell, und eilte zur Kammer zu gehen.
Wo ihm das Ehbett stand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und sagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnet nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen.
Die unerwartet der Freund noch durch Bestellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Hauset nicht Angst und Verdruß; vollender lieber das Ganze!
Denn ich möchte so doch Euch nicht in Zukunft verlieren.
Wenn Ihr Gnadenfrude nur tötet statt herrlicher Weisheit.

Lächelnd versetzte darauf der würdige Pfarrer und sagte;
Welche Klugheit hätte denn wohl das schöne Bekenntniß
Dieser Guten entlockt, und enthüllt ihr Gemüthe?
Ist nicht die Scheue sogleich die zur Wonne und Freude geworden?
Rede darum nur selbst; was bedarf es fremder Erklärung?
Nun trat Hermann hervor, und sprach die freundlichen Worte;
Laß dich die Thränen nicht reun, noch diese flüchtigen Schmerzen;
Denn sie vollenden mein Glück und, wie ich wünsche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein schüchterner Blick, er kannte die Neigung
Deines Herzens nicht schon; nur Freundlichkeit sah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihm des vollen Brunnens gefälligst.
Dich ins Haus nun zu führen, es war schon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendet zu mir's! O, sey mir gesegnet! —
Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gspiel der Freude.
Wenn sie den Liebenden sind die lang ersehnte Versicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.

Und den übrigen hatte der Pfarrherr alles erklärt.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth

Reichend, und sie ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend.
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraschten verzeihen,
Erst die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieses,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gewonnte, mich finden!
Ja, der erste Verdruß, an dem ich Verwerrene schuld war,
Sey der letzte zugleich! Wenn die Magd sich verspätet.
Treu, zu liebendem Dienst, den soll die Tochter Euch leisten.

Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter hervor und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring.
(Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten.)
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal sey der goldene Reifen Verstimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.
Also verlob' ich euch hier und segn' euch künftigen Zeiten.
Mir dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.
Aber als der geistliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen staunend.
Den schon Hermann zuvor am Brunnen verstohlen betrachtet.
Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
Wie! du verlobest dich schon zum zweiten Mal?
Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!

Aber sie sagte darauf: o, laßt mich dieser Erinnerung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute.
Der mir ihn scheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles sah er voraus, als reich die Liebe der Freiheit,
Als ihm die Lust im neuen veränderten Wesen zu wirken
Trieb nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundveste lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Mann sich los vom alten Besitzer.
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe.
Ich verlasse dich hier; und wo ich jemals dich wieder
Finde – wer weiß es? Vielleicht sind diese Gespräche die letzten.
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals, ist nun jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Städte;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nach, sich auf, und neu sich gestalten.
Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe.
Ungebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.
Denn was fesselte den, der solche Tage durchirrt hat!
Aber soll es nicht seyn, daß je wir aus diesen Gefahren
Glücklich entrinnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O, so erhalte mein schwerendes Bild vor deinem Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit seyst!
Lockt neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schicksal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch setze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verlustes.
Heilig sey dir der Tag; doch schätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter sind trüglich.
Also sprach er; und nie ersinnen der Erde mir wieder.
Alles verlier ich indeß, und tausendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da schon mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichsten Hoffnungen aufschließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, selbst an dem Arm dich
Haltend, rede! So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken.

Also sprach sie, und flechte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam sprach, mit edler männlicher Rührung:

Deste fester sey, bei der allgemeinen Erschütterung,
Dorotheas, der Bund! Wir wollen halten und dauern.
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen.

Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du viel mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und droben dießmal die Feinde.
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur retirirt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Achilleïs.

(1798 — 1799.)

Erster Gesang.

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal,
Sterbend gegen den Himmel, und Ilios' Mauern erschienen
Roth, durch die finstere Nacht; der aufgeschichteten Waldung
Ungeheures Gerüst, zusammenstürzend, erregte
Mächtige Gluth zuletzt. Da senkten sich Hektors Gebeine
Nieder, und Asche lag der edelste Troer am Boden.

Nun erhob sich Achilleus vom Ort vor seinem Gezelte,
Wo er die Stunden durchwachte, die nächtlichen, schaute der Flammen
Fernes, schreckliches Spiel und des wechselnden Feuers Bewegung.
Ohne die Augen zu wenden von Pergamos' röthlicher Veste.
Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Todten,
Der ihm den Freund erschlug und der nun bestattet dahin sank.

Aber als nun die Wuth nachließ des fressenden Feuers
Allgemach, und zugleich mit Rosenfingern die Göttin
Schmächtete Land und Meer, daß der Flammen Schrecknisse bleichten,
Wandte sich, tief bewegt und sanft, der große Peleide
Gegen Antilochos hin und sprach die gewichtigen Worte:
So wird kommen der Tag, da bald von Ilios' Trümmern
Rauch und Qualm sich erhebt, von thrakischen Lüften getrieben.

Ida's langes Gebirg und Gargaros' Höhe verdunkelt;
Aber ich werd' ihn nicht sehen! die Völkererweckerin Eos
Fand mich Patroklos' Leben zusammennietend, sie findet
Hektors Brüder anjetzt in gleichem frommem Geschäfte,
Und dich mag sie auch bald, mein trauter Antilochos, finden.
Daß du den leichten Rest des Freundes jammernd bestattest.
Soll dies also nun seyn, wie mir es die Götter entbieten;
Sey es! Gedenken wir nun des Nöthigen, was noch zu thun ist.
Denn mich soll, vereint mit meinem Freunde Patroklos,
Ihren ein herrlicher Hügel, am hohen Gestade des Meeres
Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.
Fleißig haben mir schon die rüstigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen sie einwärts,
Gleichsam schützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Also umgränzten den weiten Raum sie geschäftig.
Aber wachsen soll mir das Werk! Ich rufe die Scharen
Aufzurufen, die mir noch Erde mit Erde zu häufen
Willig sind, und so vielerlei beschwor' ich die Hülfte;
Euer sey die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt hat.

Also sprach er und ging, und schritt durch die Reihe der Zelte
Winkend jenem und diesem und rufend andre zusammen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, süß und gut,
Frisches Blut
Guten Muth
Pfeffernüß! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geschwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann und sein Bursch.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark!

Zigeunerbursch.

Die Pistolen
Möcht' ich mir holen!

Alle zugleich nun ergriffen das starke Geräthe, Schaufel und Hacke mit Lust, daß der Klang des Erzes ertönte.
Auch den gewaltigen Pfahl, den Steinbewegenden Hebel.
Und sie zogen sie fort, gebrannt aus dem Lager erwählten.
Aufwärts den sanften Pfad, und schweigend eilte die Menge.
Wie wenn zum Ueberfall gerüstet nächtlich die Auswahl
Stille ziehet des Heers, mit leisen Tritten die Reihe
Wandelt und jeder die Schritte mißt, und jeder den Athem
Anhält, in feindliche Stadt, die schlechtbewachte, zu dringen:
Also gingen auch sie, und aller thätige Stille
Ehrte das ernste Geschäft und Hectors Königes Seemeyen.

Als sie aber den Rücken des wellenbespülten Hügels
Bald erreichten und nun des Meeres Weite sich auftat,
Blickte freundlich Gott sie an, aus der heiligen Grüfte
Fernem Nebelgewölk, und jedem erquickte das Herz sie.
Alle stürzten sogleich dem Graben zu, gierig der Arbeit.
Rissen in Schollen auf den lange betretenen Boden,
Warfen schaufelnd ihn fort, ihn trugen andre mit Körben
Aufwärts. In Helm und Schild einsinken sah man die einen,
Und der Zipfel des Kleids war anderen statt des Gefäßes.

Jetzt eröffneten bestia des Himmels Pforte die Horen,
Und das wilde Gespann des Helios brausend erbrud sich's.
Rasch erleuchtet' er gleich die frommen Aethiopen,
Welche die äußersten wohnen von allen Völkern der Erde.
Schüttelnd bald die glühenden Locken, entstieg er des Ida
Wäldern, um klagenden Troern, um räuberischen Achäern zu leuchten.

Aber die Horen indeß, zum Aether strebend, erreichten
Zeus Kroniens heiligen Saal, das sie ewig begrüßen.
Und sie traten hinein, da begegnete ihnen Hephästos
Eilig hinkend und sprach auffordernde Worte zu ihnen:
Trügliche! Glücklichen sämmtlich, den Harrenden langsame! öffnet mich!
Diesen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorsam,
Nach dem göttlichen Maß des herrlichsten Musengesanges;
Sparte nicht Gold und Silber, noch Erz, und blinkendes Metall nicht;
Und so wie ich's vollendet, vollkommen stehet das Werk noch.
Ungekränkt von der Zeit. Denn hier ergreift es der Rost nicht.
Noch erreicht es der Staub, des irdischen Wanderers Gebrechen.
Alles hab' ich gethan, was irgend schaffende Kunst kann.
Unerschütterlich ruht die hohe Decke des Hauses.
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrscher folget sein Thron, wohin er gebietet.
Wie dem Jäger der Hund, und geflügelt wandelnde Knaben
Scharf ich, welche Kronien, dem kommenden, unterthänen.
Wie ich mir eherne Mädchen erfand. Doch alles ist leblos!
Euch allein ist gegeben, den Unsterblichen und euch nur,
Ueber das todte Gebild des Lebens Reize zu streuen.
Auf denn! sparet mir nichts und zieht aus dem heiligen Salzborn.
Lieblich herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt sofort mich preisen wie Anfangs.
Und sie lächelten sanft, die beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich, und gossen umher verjüngendes Leben auf Licht aus.
Daß kein Mensch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte.

Also gegen die Schwelle bewegte sich eilig Hephästos,
Auf die Arbeit gesinnt, denn diese nur regte das Herz ihm.
Da begrüßet ihm Here, von Pallas Athene begleitet,
Sprechend wechselndes Wort; und als den Sohn sie erblickte,
Hielt sie ihn an sogleich und sprach, die göttliche Here:
Sohn, du mangelst nun bald des selbstgefälligen Ruhmes,
Daß du Waffen bereitest, vom Tode zu schützen die Menschen.
Alle Kunst erschöpfend, wie diese dich bitten und jene
Göttin; denn nah ist der Tag, da zeitig der große Peleide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Gränze verletzend.
Schon nicht ist ihm sein Helm, noch der Harnisch, auch nicht des Schildes
Umfang, wenn ihn bedrohten die finsteren Keren des Todes.

Aber der künstliche Gott Hephästos sagte darauf:
Warum zwittest du mein, o Mutter, daß ich gerüchtig
Mich der Thetis bewies und jene Waffen verfertigt?
Käme doch gleiches nicht vom Ambos irdischer Männer;
Ja, mit meinem Geräth verfertigte selbst sie ein Gott nicht,
Angegossen dem Leib, wie Atlget den Helden erbebend,
Undurchdringlich und reich, ein Wunder staunendem Anblick.
Denn was ein Gott den Menschen verleiht, ist schauende Gabe.
Nicht wie ein Feindes-Geschenk, das nur zum Verderben bewahrt wird.
Und mir wäre gewiß Patroklos glücklich und siegreich

Wiedergekehrt, warfen nicht Phöbos den Helm von dem Haupt zum
Schlag, und den Harnisch trennte, so daß der Entsetzte dahin sank.
Aber soll es denn seyn, und fordert den Menschen das Schicksal,
Schlägte die Waffe nicht, die göttlichste, schlägte die Aegis
Selbst nicht, die Göttern allein die traurigen Tage davonscheucht.
Doch was kümmert es mich? Wer Waffen schmiedet, bereitet
Krieg und muß davon der Cither Klang nicht erwarten.
Also sprach er und ging und murrte, die Göttinnen lachten.

Unterdessen betraten den Saal die übrigen Götter.
Artemis kam, die Felde, schon freudig des siegenden Pferdes,
Der den fürsten Hirsch ihr erlegt an den Quellen des Ida.
Auch mit Iris Hermeias, dann die erhabene Leto,
Ewig der Herre verhaßt, ihr ähnlich, mütteres Wesens.
Phöbos folgt ihr, des Sohns erfreut sich die göttliche Mutter.
Ares schreitet mächtig heran, bewehrte, der Krieger,
Keinem freundlich, und nur gesellt ihm Kypris die holde.
Spät kam Aphrodite hervor, die strafende Göttin,
Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thronos.

Und es leuchtete sanft die Hallen her, Weben des Aethers
Drang aus den Weiten hervor, Kronions Nähe verkündend.
Gleich nun trat er heran, aus dem hohen Gemach, zur Versammlung.
Unterstützt durch Hephästos Gewild. So gleitet' er herrlich
Bis zum goldenen Thron, dem künstlichen, saß, und die andern
Stehenden neigten sie ihm, und setzten sich, jeder gesondert.

Munter eilten sogleich die schenkefüllenden, gewanden
Jugendblüthen hervor, die Charitinnen und Hebe.
Spendeten rings umher des reichen, ambrosischen Gischtes.
Voll, nicht überfließend. Genuß den Uranionen.
Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernste des ersten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott sich.
Also genossen sie still die Fülle der Seligkeit alle.

Aber Thetis erschien, die göttliche, trauernden Blickes,
Vollgestaltet und groß, die lieblichste Tochter des Nereus.
Und zu Herre sogleich gewendet sprach sie das Wort aus:

Göttin, nicht wegscheuet empfange mich! Leuge gerecht seyn!
Den ich schwör' es bei jenen, die, unten im Tartarus wohnend,
Sitzen um Kronos umher und über der Stygischen Quelle,
Spätte Rächer dereinst des falsch gesprochenen Schwures!
Nicht her bin ich gekommen, damit ich hemme des Sohnes
Nur zu gewiß Geschick, und den traurigen Tag ihm entferne;
Nein, mich treibet heraus aus des Meeres Purpurwohnung
Unbezwinglicher Schmerz, ob in der olympischen Höhe
Irgend ich lindern möchte die jammervolle Verhängung.
Denn mich rufet der Sohn nicht mehr an, er siehet am Ufer,
Mein vergessend, und nur des Freundes sehnlich gedenkend.
Der nun vor ihm hinab in des Aïs dunkle Behausung
Stieg, und dem er sich nach selbst hin zu den Schatten bestreber.
Ja, ich mag ihn nicht sehn, nicht sprechen. Hätt' es, einander
Unvermeidliche Noth zusammen jammernd zu klagen?

Heftig wandte Here sich um, und fürchterlich blickend
Sprach sie, voller Verdruß, zur Traurigen kränkende Worte:
Gleichnerin, unerforschte, dem Meer gleich, das dich erzeugt hat!
Trauen soll ich? und gar mit freundlichem Blick dich empfangen?
Dich, die tausendfach mich gekränkt, wie sonst, so vor kurzem,
Die mir die edelsten Krieger zum Tode verfördert, um ihres
Sohns unerträglichem Sinn, dem unvernünft'gen, zu schmeicheln.
Glaubst du, ich kenne dich nicht und denke nicht jenes Beginnens,
Da dir als Bräutigam schon Kronion herrlich hinabstieg,
Mich, die Gattin und Schwester, verließ, und die Tochter des Nereus
Himmelskönigin hoffte zu seyn, entzündet von Hochmuth?
Doch wohl kehrt er zurück, der Göttliche, von des Titanen
Meister Sage gescheuet, der aus dem verdammlichen Bette
Ihm den gefährlichsten Sohn verkündet. Prometheus verstand es!
Denn von dir und dem sterblichen Mann ist entsprungen ein Unthier,
Ihn der Edimära Statt und des erdeverwüstenden Drachens.
Hätt' ein Gott ihn gezeugt, wer schrecte Göttern des Aethers!
Und wie jener die Welt, verwüstete dieser den Himmel.
Und doch sah' ich dich nie brennahn, daß nicht, erbeitert,
Dir der Kronide winkt und leicht an der Wange dir streichelt;

Ja, daß er alles bewältigt, der schreckliche, mich zu verkürzen.
Unbefriedigte Lust weilt nie in dem Busen des Mannes!

Und die Tochter versetzte des wahrhaft sprechenden Vaters:
Grausame! welcherlei Rede verfremdet du! Pfeile des Hasses
Nicht verschaffst du der Mutter Schmerz, den schrecklichsten aller,
Die das nahe Geschick des Sohnes, bekümmert, immer beklagt.
Wohl erbarmest du nicht wie dieser Jammer im Busen
Wärmet des sterblichen Weibes, so wie der unsterblichen Göttin.
Denn, von Kronion gepaart, umwohnen dich herrliche Söhne,
Ewig rüstig und jung, und du erfreust dich der hohen.
Doch du jammertest selbst, in ängstliche Klagen ergossen,
Jenes Tags, da Kronion, erzürnt, den treuen Hyperion
Deinetwegen, hinab aus Lemnos' Boden geschmettert
Und der Herrliche lag, an dem Fuße verletzt, wie ein Erdsohn.
Damals schrieest du laut zu den Nymphen der thrakischen Insel,
Riefest den Päon herbei und wartetest selber des Enakend.
Ja, noch jetzt betrübt dich der Zehl des hinkenden Sohnes.
Gitt er geschäftig umher, wortwollend, daß er den Göttern
Reiche des köstlichen Trunks, und trägt er die ordene Schale
Schwankend, ernstlich besorgt, damit er nicht etwa vergieße.
Und unendlich Gelächter entlohnt von den seligen Göttern:
Immer zrigst du allen dich ernst und nimmst dich des Sohnes an.
Und ich suchte mir nicht des Jammers geselige Lindrung
Heute, da mir der Tod des verrichten, einz'gen beorstehet?
Denn mir hat es zu fest der graue Vater verkündet,
Nereus, der wahre Mund, des Künftigen göttlicher Forscher.
Jenes Tages als ihr, versammelt, ihr ewigen Götter,
Mir das erzwungene Fest, des sterblichen Mannes Umarmung,
In des Peleus Mauern, vernehrlichsiegend, ordnet.
Damals kündete gleich der Greis mir den herrlichen Sohn an,
Vorzuziehen dem Vater, denn alle wollt' es das Schicksal;
Doch er verkündet zugleich der traurigen Tage Verkürzung.
Also wälzten sich mir die ordenden Jahre vorüber.
Unaufhaltsam, den Sorn zur schwarzen Pferde des Ais
Drängend. Was half mir die Kunst und die List? wahrsagerlauternde Flamme?
Was das weitliche Kind? Den Edelsten rigen zum Kriege
Unbezähmte Begier nach Ruhm und die Bande des Todes.

Traurige Tage hat er verlebt! sie gehen zu Ende
Gleich. Mir ist sie bekannt des hohen Geschickes Bedingung.
Ewig bleibt ihm geschorter Ruhm, doch die Massen der Heere
Drohen ihm nah und gewiß, ihm rettete selbst nicht Kronion.
Also sprach sie und ging und fuhr sich Leto zur Seite.
Die ein mütterlich Herz vor den übrigen Uranionen
Hegt im Busen, und dort genoß sie die Fülle des Schmerzens.

Ernst nun wandte Kronion und mild sein göttliches Antlitz
Gegen die Klagende hin, und väterlich also begann er:
Tochter, sollt' ich von dir der Lästerung heftige Worte
Jemals im Ohre vernehmen! wie sie ein Titan wohl im Unmute
Ausstößt gegen die Götter, die hoch den Olympos beherrschen.
Selber sprichst du dem Sohn das Leben ab, tilgbrächt verzweifelnd;
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die schmeichelnde Gottin.
Angenehm vor vielen, die als geehrte Dämonen
Mit den sterblichen Menschen die wechselnden Tage durchwallen.
Ihr verschließt sich nicht der Olymp, ja selber des Ais
Grause Wohnung eröffnet sich ihr, und das eherne Tor klafft.
Lächelt, wenn sie sich ihm, die Holde, schmeichelnd antrinkt.
Gab doch die unbarmherzigste Nacht Admetos' Gemahlin
Meinem Sohne zurück, dem unbezwingbaren? Stieg nicht
Protesilaos herauf, die trauernde Gattin umfangend?
Und erweichte sich nicht Persephone, als sie dort unten
Hörte des Orpheus Gesang und unbezwingliche Sehnsucht?
Ward nicht Asklepios' Kraft von meinem Strahle gebändigt.
Der, verwegen genug, die Toten dem Leben zurückgab?
Setzst für den Toten hoch du, Leonte, Wissen du verweisest.
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht ist fest umzäunt die Grenze des Lebens; ein Gott tritt.
Ja, es treibet der Mensch sie zurück die Heere des Todes.
Darum laß mir nicht sinken den Mut! bewahre vor Zweifel
Deine Lippen und schicke dem feindlichen Spruche dein Ohr zu.
Oft begrub schon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm fürglich
Abgesprochen, genesen und froh der belebenden Sonne.
Dränget nicht oft Poseidon den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Sort' und spaltet Planken und Nähen?
Gleich entsinket das Ruder der Hand, und des verletzenen Schiffes
Trümmer, von Männern gerettet, zerstreuet der Gott in den Wogen.

Alle will er verderben, doch rettet manchen der Dämon.
So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen erste,
Wenn von Ilios' Feld Rückkehr nach Hause bestimmt sey.

Also sprach er und schwieg; da riß die göttliche Here
Schnell vom Sitze sich auf und stand, wie ein Berg in dem Meer steht,
Dessen erhabene Gipfel des Aethers Weiter umleuchten.
Zürnend sprach sie und doch, die Einzige, würdigten Wesens:
Schrecklicher, wankend Gesinnter! was sollen die täuschenden Worte?
Sprächest du mich zu reizen etwa? und dich zu ergetzen,
Wenn ich zürne, mir so vor den Himmlischen Schmach zu bereiten?
Denn ich glaube wohl kaum, daß ernstlich das Wort dir bedacht sey.
Ilios fällt! du schwurst es mir selbst, und die Winke des Schicksals
Deuten alle dahin, so mag denn auch fallen Achilleus!
Er, der beste der Griechen, der würdige Liebling der Götter.
Denn wer im Wege steht dem Geschick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, stürzt in den Staub, ihm zerstampfen die Rosse,
Ihm zerauetschet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.
Also sprach ich es nicht, wie viel du auch Zweifel erregest,
Jene vielleicht zu ermuntern, die weich sich den Schmerzen dahingiebt.
Aber dieß sag' ich dir doch und nimm dir solches zu Herzen;
Mildtär bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menschen.
Wenn sie in Thaten sich zeigt, auch nur in Worten sich kund giebt.
Denn so hoch wir auch stehn, so ist der ewigen Götter
Ewigste Themis allein, und diese muß dauren und walten.
Wenn dem Reich dereinst, so faßt es auch sey, der Titanen
Uebermächtiger Kraft, der lange gebändigten, weichet.

Aber unbewegt und heiter versetzte Kronion:
Weise sprichst du, nicht handelst du so; denn es bleibet verwerflich,
Auf der Erd' und im Himmel, wenn sich der Genosse des Herrschers
Zu den Widersachern gestellt, gesinnt' es in Thaten.
Oder Worten; das Wort ist nahenden Thaten ein Herold.
Also bedenk' ich dir dieses, beliebt's. Unruhige, dir noch
Heute des Kronos Reich, da unten waltend, zu theilen;
Steig' entschlossen hinab, erdarre den Tag der Titanen.
Der, mich dünkt, noch weit vom Lichte des Aethers entfernt ist.
Aber euch anderen sag' ich es an, noch drängt nicht Verderben
Unaufhaltsam heran, die Mauern Troja's zu stürzen.
Auf denn! wer Troja beschützt, beschütze zugleich den Achilleus,
Und den Uebrigen steht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor.
Wenn sie den trefflichsten Mann der begünstigten Danaer tödten.
Also sprechend erhub er vom Thron sich nach seinen Gemächern.

Und von dem Sitze bewegt entfernten sich Leto und Ihetis
In die Tiefe der Hallen; des einsamen Wechselgespräches
Traurige Wenne begehrend, und keiner folgte den beiden.
Nun zu Ares gelehnt rief aus die erhabene Here:
Sohn! was sinnest nun du, des ungebändigte Wuthen
Diesen und jenen begünstigt, den einen bald und den andern
Mit dem wechselnden Glück der schrecklichen Waffen ertreuet.
Dir liegt nimmer das Ziel im Sinn, wohin es gelenket sey,
Augenblickliche Kraft nur und Wuth und unendlicher Jammer.
Also denk' ich, du werdest nun bald, in der Mitte der Troer,
Selbst den Achilleus bekämpfen, der endlich seinem Geschick naht,
Und nicht unwerth ist von Göttervanten zu fallen.

Aber Ares versetzte darauf, mit Adel und Ehrfurcht;
Mutter, dieses gebiete mir nicht: denn solches zu enden
Ziemte nimmer dem Gott. Es rühren die sterblichen Menschen
Unter einander sich tödten, so wie sie des Sieges Beyder treibet.
Mein ist, sie aufzuregen aus ihrer friedlicher Wohnung,
Wo sie unverdrängt die herrlichen Tage genießen,
Sich um die Gaben der Ceres, der Nahrerin, emsig bemühend.
Aber ich wahne sie auf, von Otis begleitet; der fernen
Schlachten Getümmel erklingt vor ihren Ohren, es sauset
Schon der Sturm des Gefechts um sie her, und erregt die Gemüther
Gränzenlos; nichts hält sie zurück und in muthigem Drange
Schreiten sie lechzend heran, der Todesgefahren begierig.
Also zieh' ich nun hin, den Sohn der liebenden Ire,
Mennon, anzurufen und Archeptolis Idäer.
Auch das Amazonengeschlecht, dem Manner verhaßt sind.
Also sprach er und wandte sich ab; doch Kypris, die beide,
Faßt' ihn und sah ihm ins Aug' und sprach mit herrlichem Lächeln:

Wilder, stürmst du so fort! die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der nun ein Weib hier gefangen wird.
Thu' es, ich halte dich nicht: denn um die schönste der Frauen

Ist es ein wertherer Kampf als je um der Güter Besitztum.
Aber erreget mir nicht die Aethiopischen Völker,
Die den Göttern so oft die feindlichsten Feste bekränzen.
Reines Lebens, ich gab die sodnsten Gaben dem Guten.
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber sey mir gepriesen, wenn du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heraufführst;
Denn mir sind sie verhaßt, die roben, welche der Männer
Süße Gemeinschaft fliehn und, Pferdebändigerinnen,
Jeden treulichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren.

Also sprach sie und sah dem Elenden noch; doch bebende
Wandte die Augen sie ab, des Phöbos Wege zu spähen,
Der sich von dem Olympos zur blühenden Erde herabließ.
Dann das Meer durchschreitet, die Inseln alle vermeidend,
Nach dem Thymbräischen Thal hineilete, wo ihm ein Tempel
Ernst und würdig stand, von Troja's Völkern umflossen.
Als es Friede noch war, wo alles der Feste begehret.
Aber nun stand er leer und ohne Feier und Wettkampf.
Dort erblickt' ihn die klugt, gewandte Kypris, die Göttin.
Ihm zu begegnen gesinnt, denn mancherlei wälzt sie im Busen.

Und zu Here sprach die ernste Pallas Athene:
Göttin! du zürnest mir nicht. Ich steige jetzo herniedet,
Jenem zur Seite zu treten, den bald nun das Schicksal ereilet.
Solch ein schönes Leben verdient nicht zu enden in Unmuth.
Gern gesteh' ich es dir, vor allen Heiden der Vorzeit,
Wie auch der Gegenwart, lag stets mir Achilleus am Herzen;
Ja, ich hätte mich ihm verbunden in Lieb' und Umarmung,
Könnten Tritogeneien die Werke der Kypris ersetzen;
Aber wie er den Freund mit gewaltiger Neigung umfaßt hat,
Also halt' ich auch ihn; und so wie er jenen bejammert,
Werd' ich, wenn er nun fällt, den Sterblichen klagen, die Göttin.
Ach! das schon so fruhe das schöne Bildniß der Erde
Fehlen soll! die breit und weit am Gemeinen sich freuet,
Daß der schöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Fressender Flamme soll dahingegeben zerbleiben.
Ach! und daß er sich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden soll. Ein fürtlicher Mann ist so nöthig auf Erden.
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich bewerfe,
Der die Ordnung bestimmt nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares.
Dem die Schlacht nur genügt, die männerrdtdende! Nein, er
Gleicht dem Kreuden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.
Dieser aber baut sich sein Grab. Nicht kann oder soll ich
Meinen Liebling zurück von der Pforte des Aids geleiten,
Die er scheu forschend umsieht und sucht, dem Freunde zu folgen.
Die ihm, so nahe sie klafft, noch nächtige Dunkel umhüllen.
Also sprach sie und blickte schrecklich hinaus in den weiten
Aether. Schrecklich blickt ein Gott da wo Sterbliche weinen.

Aber Here versetzte, der Ireundin die Schulter berührend:
Tochter, ich theile mit dir die Schmerzen, die dich ergreifen;
Denn wir denken ja gleich in vielem, so auch in diesem,
Daß ich vermeide des Mannes Umarmung, du sie verabscheust.
Aber beste geehrter ist stets uns der Würdige. Vielen
Frauen ist ein Weichling erwünscht, wie Anchises der blonde,
Oder Endymion gar, der nur als Schläfer geliebt ward.
Aber fasse dich nun, Kronions würdige Tochter,
Steige hinab zum Peliden und fülle mit göttlichem Leben
Seinen Busen, damit er vor allen sterblichen Menschen
Heute der glücklichste sey, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reiche.

Pallas eilig schmälete den Fuß mit den goldenen Sohlen,
Die durch den weiten Raum des Himmels und über das Meer sie
Tragen, schritt so hinaus und durchstrich die ätherischen Räume.
So wie die untere Luft, und auf die Skamandrische Heide
Senkte sie schnell sich hinab, ans weitgesäete Grabmal
Aesyetes. Nicht blickte sie erst nach der Veste der Stadt hin,
Nicht in das ruhige Feld, das zwischen des heiligen Xanthos
Immerfließendem Schmuck und des Simois steinigem breiten
Trockenen Bette, hinab nach dem kieſigen Ufer sich streckt.
Nicht durchlief ihr Blick die Reihen der Schiffe, der Zelte,
Spähete nicht im Gewimmel herum des geschäftigen Lagers;

Meerwärts wandte die Göttliche sich, der Sigeische Hügel
Füllt ihr das Auge, sie sah den rüstigen Peleionen
Seinem geschäftigen Volke der Myrmidonen gebieten.

Gleich der beweglichen Schaar Ameisen, deren Geschäfte
Tief im Walde der eilende Tritt des Jägers zerstöret.
Ihren Haufen zerstreuend, wie lang' er und sorglich gethürmt war.
Schnell die gesellige Menge, zu tausend Schaaren verschoben.
Wimmelt sie hin und her, und einzelne Tausende wimmeln.
Jede das Nächste fassend und sich nach der Mitte bestrebend.
Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthischen Kegels.
Also die Myrmidonen, sie häuften Erde mit Erde.
Rings von außen den Wall austhürmend, also erwuchs er
Höher augenblicks, hinauf in beschriebenem Kreise.

Aber Achilleus stand im Grunde des Bechers, umgeben
Rings von dem stürzenden Wall, der um ihn ein Denkmal emporhieß.
Hinter ihm trat Athene, nicht fern, des Antilochos Bildung
Hüllte die Göttin ein, nicht ganz, denn herrlicher schien er.
Bald nun zurückgewandt, erblickte den Freund der Pelide
Freudig, ging ihm entgegen und sprach, die Hand ihm ergreifend:
Trauter, kommst du mir auch das ernste Geschäft zu befördern.
Das der Jünglinge Fleiß mir nah und näher vollringet?
Sieh! wie rings der Damm sich erhebt und schon nach der Mitte
Sich der rollende Schutt, den Kreis verengend, herandrängt.
Solches mag die Menge vollenden, doch dir sey empfohlen
In der Mitte das Dach, den Schirm der Urne, zu bauen.
Hier! zwei Platten sondert' ich aus, beim Graben gefunden
Ungeheure; gewiß der Erderschütterer Poseidon
Riß vom hohen Gebirge sie los und schleuderte sieher
Sie, an des Meeres Rand, mit Kies und Erde sie deckend.
Diese bereiteten stelle sie auf, an einander sie lehnend
Baue das feste Gezelt! darunter mhge die Urne
Stehen, himlisch verwahrt, fern bis ans Ende der Tage.
Fülle die Lücke sodann des tiefen Raumes mit Erde.
Immer weiter heran, bis daß der vollendete Kegel.
Auf sich selber gestürzt, dem künftigen Menschen ein Mal sey.

Also sprach er, aus Zeus Haraupt'ge Tochter Athene
Hielt ihm die Hände noch fest, die schrecklichen, denen im Streite
Ungern nahet ein Mann, und wenn er den trefflichste wäre.
Diese drückt sie geschlossen mit göttlicher freundlicher Stärke,
Wiederverleud, und sprach die holden erfreuenden Worte:
Lieber, was du gewollt, vollendet künftig der deinen
Leyter, sey es nun ich, sey es auch es ein andrer, wer weiß es.
Aber laß und sogleich, aus diesem drängenden Kreise
Steigend hinauf, des Walles erhabenem Rücken umschreiten.
Dorten zeigt sich das Meer und das Land und die Inseln der Ferne.
Also sprach sie und regte sein Herz und bot an der Hand ihm
Führend, leicht ihm hinauf, und also wandelten beide
Um den erhabenen Rand des immer wachsenden Dammes.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte:
Welche Segel sind dieß, die zahlreich, hinter einander
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgenlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, versetzte der große Pelide,
Träget mich nicht das Bild der dunken Schiffe, so sind es
Kühne, Phönikische Männer, begierig mancherlei Reichthums.
Aus den Inseln führen sie der willkommenen Nahrung,
Zu dem Achäischen Heer, das lange vermißte die Zufuhr.
Wein und getrocknete Frucht und Heerden bildsamen Viehes.
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugestärkten heranruft.

Wahrlich! versetzte darauf die blaulich blickende Göttin:
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste
Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämmtlich ermegte.
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen.
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteste Raum erfüllet hier sich den Augen.
Nimmer leer; ein Schiff begegnet strebenden Schiffen,
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann von Ormenos' Erbmen
Kommend, und förniges Gold des hintersten Phasis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tausch, das Meer zu durchstreifen,

Immer wärt' er gesehn, wohin er sich wendete. Schiffs' er
Durch die salzige Flurh des breiten Hellespontes
Nach des Kroniden Wink' und nach dem Sirenen Aegypten's,
Die Tritonische Syrte zu sehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niedersteigenden Rosse
Helios' zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,
Reich mit Waaren beladen, wie manche Küste geboten,
Dieser würde gesehn so hinwärts also auch herwärts.
Selbst auch wohnet, mich dauchts, dort hinten zu, wo sich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd gelangt er bieher, und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiederte froh der Pelide:
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend, was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne lehr' ich dich an, die beiden Reben erzeugen
Neue Wonne der Brust, die schon so lang ich entbehre.
Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
Hier liegt keineswegs der Achaer geringster bestattet,
Denen zurück den Weg der Möwen Strenge versagt hat;
Denn nicht wenige trugen den thürmenden Hügel zusammen.

Nein! so redet er nicht, versetzte behend die Göttin:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den so frühe der Erde der Möwen Willkür entrissen.
Denn das sag' ich dir an, ein wahrheitliebender Seher.
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos' Strom, wo die Rosse Helios verführt,
Ueber den Scheitel sie lenkend, bis hin, wo er Abends hinabsteigt.
Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe, verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast du erwählt. Aber jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneia's,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig erfreuet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wäret die Thräne sich kaum, die gelinde, völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen künftigen auf, und jedem stirbt er aufs Neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Gleich versetzte darauf einstimmende Reden Achilleus:
Ja, so schätzt der Mensch das Leben, als heiliges Kleinod,
Das er jenen am meisten verehrt, der es trotzig verschmähet.
Manche Tugenden giebt's der hohen verständigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der alles umfassenden Liebe;
Aber keine wird so verehrt von sämmtlichen Menschen
Als der festere Sinn, der, statt dem Tode zu weichen,
Selbst der Keren Gewalt zum Streite muthig herausruft.
Auch ehrwürdig sogar erscheinet künft'gen Geschlechtern
Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Siegers.

Also sprach er, doch ihm erwiederte Pallas Athene:
Schickliches hast du gesprochen, denn so begegnet's den Menschen,
Selbst den geringsten erbebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich steht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite.
Selbst des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alkestis, die stille Gattin, genennet
Unter den Helden, die sich für ihren Admetos dahingab.
Aber Keinem steht ein herrlicher größeres Loos vor,
Als dem, welcher im Streit unzähliger Männer der erste
Ohne Frage gilt, die hier, Achäischer Abkunft
Oder heimische Phrygen, unendliche Kämpfe durchstreiten.
Mnemosyne wird ein' mit ihren herrlichen Töchtern
Jener Schlachten vergessen, der ersten göttlichen Kämpfe,
Die dem Kroniden das Reich befestigten, wo sich die Erde,
Wo sich Himmel und Meer bewegten in flammendem Aufruhr,
Ein' die Erinn'rung verlöschen der aramantischen Kämpfe,
Und Herkulischer Kraft nicht mehr die Erde gedenken,
Als das dieses Gefild und diese Küste nicht sollten

Künden kunfert zehnjährigen Kampf und die Gipfel der Thaten.
Und dir war es bestimmt, in diesem herrlichen Kriege,
Der ganz Hellas erregt und seine rüstigen Streiter
Ueber das Meer getrieben, so wie die letzten Barbaren,
Bundesgenossen der Trojer, bisher zum Kampfe gefordert,
Immer der erste genannt zu seyn, als Führer der Völker.
Wo sich nun künftig der Kranz der rubigen Männer versammelt
Und den Sänger vernimmt, in sicherem Hafen gelandet,
Ruhend auf gebauetem Stein von der Arbeit des Ruders
Und vom schrecklichen Kampf mit unbezwinglichen Wellen;
Auch am heiligen Fest um den herrlichen Tempel gelagert
Zeus' des Olympiers, oder des ferntreffenden Phöbos,
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt ward,
Immer wird beim Name zuerst von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.
Allen erhebst du das Herz, als gegenwärtig, und allen
Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf dich Einen vereinend.

Drauf mit ernstem Blick versetzte lebhaft Achilleus:
Dieses redest du wieder und wohl, ein verständiger Jüngling.
Denn zwar reizt es den Mann zu sehn die drängende Menge
Seinetwegen versammelt, im Leben, gierig des Schauens.
Und so freut es ihn auch, den todten Sänger zu denken,
Der des Gesanges Kranz mit seinem Namen verflechtet;
Aber reizender ist's, sich naheverwandter Gesinnung
Edeler Männer zu freun, im Leben so auch im Tode.
Denn mir ward auf der Erde nichts köstlicher jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax die Hand, der Telamonier, schüttelt,
Abends, nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe.
Sich des Sieges erfreuend und niedergemordeter Feinde.
Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menschen zu gönnen,
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle sitzend und Speise die Fülle genießend.
Auch dazu den stärkenden Wein, den Sorgende zwinget,
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward so wohl nicht jenes Tages beschieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,
Und Pandoreus Gemahl Heyhaftes dem König gesprochen:
Damals war beschlossen der unvermeidliche Jammer
Allen sterblichen Menschen, die je die Erde bewohnen.
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Irrsternd selbst durch himmlischen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Hasses
Quelle zu fließen geneigt, des rubigsten Hauses Verderber.
Neid und Herrschsucht und Wunsch des unbedingten Besitzes
Weit verbreiteten Guts, der Heerden, so wie des Weibes,
Die ihm göttlich scheinend geräuberten Jammer ins Haus bringt
Und wo rastet der Mensch von Müh' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit schicklicher Furche durchgliebet?
Ueberall sind Gefahren ihm nah, und Tücke, der Möven
Aelteste, reger den Boden der Erde so gut als das Meer auf.
Also sag' ich dir dieß: der Glücklichste denke zum Streite
Immer gerüstet zu seyn, und jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios' Blick zu scheiden immer bereit ist.

Lächelnd versetzte darauf die Göttin Pallas Athene:
Laß dieß alles uns nun beseitigen: Jegliche Rede,
Wie sie auch weise sey, der erdegeborenen Menschen,
Löset die Räthsel nicht der unbarmherzigen Zukunft.
Darum gedenk' ich besser des Zwecks, warum ich gekommen,
Dich zu fragen, ob du vielleicht mir irgend gebrest,
Dir sogleich zu besorgen das Nöthige, wie auch den Deinen.

Und mit heiterem Ernst versetzte der große Pelide:
Wohl erinnerst du mich, der weiser, was es bedürfe.
Mich zwar reizet der Hunger nicht mehr, noch der Durst, noch ein anders
Erdegeborenes Verlangen, zur Feier fröhlicher Stunden;
Aber diesen ist nicht, den treu arbeitenden Männern,
In der Möve selbst der Möve Labung gegeben.
Forderst du auf der Deinigen Kraft, so mußt du sie stärken
Mit den Gaben der Ceres, die alles Nährende spendet.
Darum eile hinab, mein Freund, und sende des Brotes
Und des Weines genug, damit wir fördern die Arbeit.
Und am Abende soll der Geruch willkommenen Fleisches
Euch entgegendampfen, das erst geschlachtet dahin fiel.
Also sprach er laut: die Seinen hörten die Worte.
Lächelnd unter einander, erquickt vom Schweiße der Arbeit.

Aber hinab flog Pallas, die göttliche, fliegenden Schrittes
Und erreichte ſogleich der Myrmidonen Gezelte,
Unten am Ende des Hügels, die rechte Seite des Lagers
Treu bewachend; es fiel dieß Loos dem hohen Achilleus.
Gleich erregte die Göttin die ſtets vorſichtigen Männer,
Welche die goldene Frucht der Erde reichlich bewahrend
Sie dem ſtreitenden Mann zu reichen immer bereit ſind.
Dieſe nun rief ſie an und ſprach die geflügelten Worte:
Auf! was ſäumet ihr nun des Bretes willkommene Nahrung
Und des Weines hinauf den Schwertbemühten zu bringen!
Die nicht heut am Gezelt im fernen Geſchwätze verſammelt
Sitzen, das Feuer ſchürend ſich tägliche Nahrung bereiten.
Auf, ihr Zaudrer, ſtaffet ſogleich den thätigen Männern
Was der Magen bedarf; denn allzuoft nur verkürzt ihr
Streitendem Volke den ſaurigen Lohn verheißener Nahrung.
Aber, mich dünkt, euch ſoll des Herrſchenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht her um curzwillen gefährt hat.
Alſo ſprach ſie, und jene geborsten, verdroſſenes Herzens
Eilend, und ſchafften die Fäſſe heraus, die Mäuler beladend.

Reineke Fuchs.

In zwölf Geſängen.

(1793.)

Erſter Geſang.

Pfingſten, das liebliche Feſt, war gekommen; es grünten und blühten
Felt und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büſchen und Heiden
Uebten ein feldliches Lied die neuvermunterten Vögel;
Jede Wieſe ſproßte von Blumen in duftenden Gründen.
Feſtlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Nobel, der König, verſammelt den Hof; und ſeine Vaſallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele ſtolze Geſellen von allen Seiten und Enden,
Lärte der Kranich, und Markart der Häher, und alle die Beſten.
Denn der König gedenkt mit allen ſeinen Baronen
Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt ſie berufen
Alle mit einander, ſo gut die großen als kleinen.
Niemand ſollte fehlen! und dennoch fehlte der eine,
Reinete Fuchs, der Schelm! der viel begangenen Frevels
Halben des Hofs ſich entbrach. So ſcheuet das böſe Gewiſſen
Licht und Tag, es ſcheute der Fuchs die verſammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte ſie alle beleidigt.
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verſchont' er.

Iſegrim aber, der Wolf, begann die Klage; von allen
Seinen Vettern und Gönnern, von allen Freunden begleitet,
Trat er vor den König und ſprach die gerichtlichen Worte:
Gnädigſter König und Herr! vernehmet meine Beſchwerden.
Edel ſeyd ihr und groß und ehrenvoll, jedem erzeigt ihr
Recht und Gnade: ſo laßt euch denn auch des Schadens erbarmen,
Den ich von Reinete Fuchs mit großer Schande gelitten.
Aber vor allen Dingen erbarmt euch, daß er mein Weib ſo
Frevenlich öfters verhöhnt, und meine Kinder verletzt hat.
Ach! er hat ſie mit Unrath beſudelt, mit ärgerndem Unflath,
Daß mir zu Hauſe noch drei in bitterer Blindheit ſich quälen.
Zwar iſt alle der Frevel ſchon lange zur Sprache gekommen.
Ja ein Tag war geſetzt zu ſchlichten ſolche Beſchwerden;
Er erbot ſich zum Eide, doch bald beſann er ſich anders
Und entwichte behend nach ſeiner Veſte. Das wiſſen
Alle Mannen zu wohl, die hier und andern wo ſtehen.
Herr! ich könnte die Drangſal, die mir der Bube bereitet,
Nicht mit eitelen Worten in vielen Wochen erzählen.
Würde die Leinwand von Gent, ſo viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, ſie faßte die Streiche nicht alle.
Und ich ſchweige davon. Doch meines Weibes Entehrung
Frißt mir das Herz; ich räche ſie auch, es werde was wolle.

Als nun Isegrim so mit traurigem Muthe gesprochen,
Trat ein Hündchen hervor, dies Wackerlos, rothe Französisch
Vor dem König: wie arm es gewesen und nichts ihm geblieben
Als ein Stückchen Wurst in einem Winter-gedüsche;
Reinete hab' auch das ihm genommen! Jetzt sprang auch der Kater
Hinze zornig hervor und sprach: Erbauner Gebieter,
Niemand beschwere sich mehr, daß ihm der Böse nicht schade,
Denn der König allein! Ich sag' euch, in dieser Gesellschaft
Ist hier niemand, jung oder alt, er fürchtet den Freveler
Mehr als euch! doch Wackerlos' Klage will wenig bedeuten.
Schon sind Jahre vorbei, seit diese Händel geschehen;
Mir gehörte die Wurst! Ich sollte mich damals beschweren.
Jagen war ich gegangen: auf meinem Wege durchsucht' ich
Eine Mühle zu Nacht; es schlief die Müllerin; sachte
Nahm ich ein Würstchen, ich will es gestehn; doch hatte sie Wackerlos irgend ein Recht, so kannt' er's meiner Benachrichtigung.

Und der Panther begann: was heißen Klagen und Worte!
Wenig richten sie aus, genug das Uebel ist ruchbar.
Er ist ein Dieb, ein Mörder! Ich darf es kühnlich behaupten.
Ja, es wissen's die Herren, er übet jeglichen Frevel.
Möchten doch alle die Edlen, ja selbst der erhabene König
Gut und Ehre verlieren; er lachte, gewann' er nur etwa
Einen Bissen dabei von einem fetten Capaune.
Laßt euch erzählen, wie er so übel an Lampen dem Hasen
Gestern that; hier steht er! der Mann, der seinen verletzte.
Reinete stellte sich fromm und wollt' ihn allerlei Weisen
Kürzlich lehren und was zum Caplan noch weiter gehöret,
Und sie fasten sich gegen einander, begannen das Credo.
Aber Reinete konnte die alten Tücke nicht lassen;
Innerhalb unsers Königes Friedt' und freiem Geleite
Hielt er Lampen gefaßt mit seinen Klauen und zerrte
Tückisch den redlichen Mann. Ich kam die Straße gegangen,
Hörte beider Gesang, der, kaum begonnen, schon wieder
Endete. Horchend wundert' ich mich, doch als ich hinzukam,
Kannt' ich Reineten strads, er hatte Lampen beim Kragen;
Ja er hätt' ihm gewiß das Leben genommen, wofern ich
Nicht zum Glücke des Wegs gekommen wäre.
Da sieht er:
Sehr die Wunden an ihm, dem frommen Manne, den keiner
Zu beleidigen denkt. Und will es unser Gebieter,
Wollt ihr Herren es leiden, daß so des Königes Friede,
Sein Geleit und Brief von einem Diebe verhöhnt wird;
O, so wird der König und seine Kinder noch späten
Vorwurf hören von Leuten, die Recht und Gerechtigkeit lieben.

Isegrim sagte darauf: so wird es bleiben, und leider
Wird uns Reinete nie was Gutes erzeigen. O! klag' er
Lange todt; das wäre das Beste für friedliche Leute;
Aber wird ihm diesmal verziehen, so wird er in kurzem
Etliche tückisch berücken, die nun es am wenigsten glauben.

Reinetens Neffe, der Dachs, nahm jetzt die Rede und muthig
Sprach er zu Reinetens Bellen, so falsch auch dieser bekannt war.
Alt und wahr, Herr Isegrim! saat' er, beweist sich das Sprichwort:
Feindes Mund frommt selten. Er hat auch wahrlich mein Oheim
Eurer Worte sich nicht zu getrösten. Doch ist es ein Leichtes.
Wär' er hier am Hofe so gut als ihr, und er freut' er
Sich des Königes Gnade, so möcht' es euch sicher gereuen.
Daß ihr so hämisch gesprochen und alte Geschichten erneuert.
Aber was ihr Uebels an Reineten selber verübet,
Verzeihet ihr; und doch, es wissen es manche der Herren
Wie ihr zusammen ein Bündniß geschlossen und beide versprochen
Als zwei gleiche Gesellen zu leben. Das muß ich erzählen;
Denn im Winter einmal erduldet' er große Gefahren
Eurethalben. Ein Fuhrmann, er hatte Fische geladen,
Fuhr die Straße; ihr stürztet ihn aus und bliebt um alles
Gern von der Waare gegessen; doch fehlt' es euch leider am Gelde.
Da beredetet ihr den Oheim, er legte sich stellig
Grade für todt in den Weg. Es war beim Himmel ein kühnes
Abenteuer! Doch merket, was ihm für Fische geworden.
Und der Fuhrmann kam und sah im Geleise den Oheim.
Hastig zog er sein Schwert, ihm eins zu versetzen; der Klage
Rührt und regte sich nicht, als wär' er gestorben; der Fuhrmann
Wirft ihn auf seinen Karrn, und freut sich des Balges im voraus.
Ja, das wagte mein Oheim für Isegrim; aber der Fuhrmann

Zigeunerhauptmann.

Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laſſen
Feilſchen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Beſtienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geſchenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über ſie!

Zigeunerburſch.

Wetter! wir wollten ſie!

Zigeunerhauptmann.

Wollten ſie zauſen!

Zigeunerburſch.

Wollten ſie laufen!

Zigeunerhauptmann.

Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Fuhr dahin, und Reinete warf von den Fischen herunter.
Isegrim kam von ferne gesprungen, verzehrte die Fische.
Reinecken mochte nicht länger zu fahren belieben; er hub sich,
Sprang vom Karren und wünschte nun auch von der Beute zu speisen.
Aber Isegrim hatte sie alle verschlungen; er hatte lieber Noth sich beladen, er wollte bersten. Die Braten
Ließ er allein zurück, und bot dem Freunde den Rest an.
Noch ein anderes Stückchen! auch dieß erzähl' ich euch wahrhaft.
Reineken war es bewußt, bei einem Bauer am Nagel
Hing ein gemästetes Schwein, erst heute geschlachtet; das sagt' er
Treu dem Wolfe; sie gingen dahin, Gewinn und Gefahren
Redlich zu theilen. Doch Müh' und Gefahr trug jener alleine.
Denn er kroch zum Fenster hinein und warf mit Bemühen
Die gemeinsame Beute dem Wolf herunter; zum Unglück
Waren Hunde nicht fern, die ihn im Hause verspürten,
Und ihm wacker das Fell zerzau'ten. Verwundet entkam er,
Eilig sucht' er Isegrim auf und klagt' ihm sein Leiden.
Und verlangte sein Theil. Da sagte jener: ich habe
Dir ein köstliches Stück verwahrt; nun mache dich dräber,
Und benage mir's wohl; wie wird das Fette dir schmecken!
Und er brachte das Stück; das Krummholz war es, der Schlächter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köstliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem Ungerechten, verschlungen.
Reinete konnte vor Zorn nicht reden, doch was er sich dachte.
Denket euch selbst. Herr König, gewiß, daß hundert und drüber
Solcher Stückchen der Wolf an meinem Oheim verschuldet!
Aber ich schweige davon. Wird Reinete selber gefordert,
Wird er sich besser vertheid'gen. Indessen, gnädigster König,
Edler Gebieter, ich darf es bemerken: Ihr habet es haben
Diese Herren gehört, wie thöricht Isegrims Rede
Seinem eignen Weibe und ihrer Ehre zu nah tritt.
Die er mit Leid und Leben belohnen sollte. Denn freilich
Sieben Jahre sind's her und drüber, da schenkte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der schönen
Frauen Gieremund; solches geschah beim nächtlichen Tanze:
Isegrim war vereeift, ich sag' es, wie mir's bekannt ist.
Freundlich und höflich ist sie ihm oft zu Willen geworden.
Und was ist es denn mehr? Sie bracht' es niemals zur Klage.
Ja, sie lebt und befindet sich wohl, was macht er für Wesen?
Wär' er klug, so schwieg er davon; es bringt ihm nur Schande.
Weiter, sagte der Dachs: nun kommt das Mährchen vom Hasen!
Eitel leeres Gewäsche! Den Schüler sollte der Meister
Etwa nicht züchtigen, wenn er nicht merkt und übel besteht?
Sollte man nicht die Knaben bestrafen und ginge der Leichtsinn,
Ginge die Unart so hin, wie sollte die Jugend erwachsen?
Nun klagt Wackerlos, wie er ein Würstchen im Winter verloren
Hinter der Hecke; das sollt er nun lieber im Stillen verschmerzen;
Denn wir hören es ja, sie war gestohlen; zerronnen
Wie gewonnen; und wer kann meinem Oheim vergagen.
Daß er gestohlenes Gut dem Diebe genommen?
Es sollen
Edle Männer von hoher Geburt sich gehässig den Dieben
Und gefährlich erzeigen. Ja, hätt' er ihn damals gehangen,
War es verzeihlich. Doch ließ er ihn los, den König zu ehren;
Denn am Leben zu strafen gehört dem Könia alleine.
Aber wenigen Danks kann sich mein Oheim getrösten.
Se gerecht er auch sey und Uebeltaten verwehret,
Denn seitdem des Königs Friede verkündiget worden,
Hält sich niemand wie er. Er hat sein Leben verändert,
Speiset nur einmal des Tags, lebt wie ein Klausner, kasteit sich,
Trägt ein härenes Kleid auf bloßem Leibe und hat schon
Lange von Wildpret und zahmem Fleische sich gänzlich enthalten,
Wie mir noch gestern einer erzählte, der bei ihm gewesen.
Malepartus, sein Schloß, hat er verlassen, und baut sich
Eine Klause zur Wohnung. Wie er so mager geworden,
Bleich von Hunger und Durst und andern strengeren Bußen,
Die er genug erträgt, das werdet ihr selber erfahren.
Denn was kann es ihm schaden, daß hier ihn jeder verklaget?
Kommt er wieder, so führt er sein Recht aus und macht sie zu Schanden.

Als nun Grimbart geendigt, erschien zu großem Erstaunen
Henning, der Hahn, mit seinem Geschlecht. Auf trauriger Bahre,
Ohne Hals und Kopf, ward eine Henne getragen,
Krausfuß war es, die beste der eierlegenden Hennen.
Ach, es floß ihr Blut und Reinete hatt' es vergossen!
Jetzo sollt' es der König erfahren. Als Henning, der wackre,

Vor dem König erschien, mit höchstbetrübter Geberde,
Kamen mit ihm zwei Hähne, die gleichfalls trauerten. Reinaert
Hieß der eine, kein besserer Hahn war irgend zu finden
Zwischen Holland und Frankreich; der andere durft' ihm zur Seite
Stehen, Kantart genannt, ein stracker tüchtiger Geselle;
Beide trugen ein brennendes Licht: sie waren die Brüder
Der ermordeten Frau. Sie riefen über den Mörder
Ach und Weh! Es trugen die Bahr' zwei jüngere Hähne.
Und man konnte von fern die Jammerklage vernehmen.
Henning sprach: wir klagen den unersetzlichen Schaden,
Gnädigster Herr und König! Erbarmt euch, wie ich verletzt bin,
Meine Kinder und ich. Hier seht ihr Reinetens Werke!
Als der Winter vorbei, und Laub und Blumen und Blüthen
Uns zur Fröhlichkeit riefen, erfreut' ich mich meines Geschlechtes.
Das so munter mit mir die schönen Tage verlebte!
Jeden junge Söhne, mit vierzehn Töchtern, sie waren
Voller Lust zu leben; mein Weib, die treffliche Henne,
Hatte sie alle zusammen in Einem Sommer erzogen.
Alle waren so stark und wohl zufrieden; sie fanden
Ihre tägliche Nahrung an wohlgesicherter Stätte.
Reichen Mönchen gehörte der Hof, uns schirmte die Mauer,
Und sechs große Hunde, die wachten Genossen des Hauses,
Liebten meine Kinder und wachten über ihr Leben;
Reineken aber, den Dieb, verdroß es, daß wir in Frieden
Glückliche Tage verlebten und seine Ränke vermieden.
Immer schlich er bei Nacht um die Mauer und lauschte beim Thore;
Aber die Hunde bemerkten's; da macht' er laufen! sie fahten
Wacker ihn endlich einmal und rupften das Fell ihm zusammen;
Doch er rettete sich und ließ uns ein Weilchen in Ruhe.
Aber nun höret mich an! es währte nicht lange, so kam er
Als ein Klausner, und brachte mir Brief' und Siegel. Ich kannt' es:
Euer Siegel sah ich am Briefe; da fand ich geschrieben:
Daß ihr festen Frieden so Thieren als Vögeln verkündigt.
Und er zeigte mir an: er sey ein Klausner geworden.
Habe strenge Gelübde gethan, die Sünden zu büßen.
Deren Schuld er leider bekennt. Da habe nun seiner
Mehr vor ihm sich zu fürchten. Er habe heilig gelobet,
Nimmermehr Fleisch zu genießen. Er ließ mich die Kutte beschauen.
Zeigte sein Scapulier. Daneben wies er ein Zeugniß,
Das ihm der Prior gestellt, und, um mich sicher zu machen,
Unter der Kutte ein härenes Kleid. Dann ging er und sagte:
Gott dem Herren sey ich verbunden: ich habe noch vieles
Heute zu thun: ich habe die Sext und die None zu lesen
Und die Vesper dann. Er las im Leben und dachte Vieles Böse sich aus, er sann auf unser Verderben.
Ich mit erbeitertem Herzen erzählte geschwinde den Kindern
Eures Briefes fröhliche Botschaft, es freuten sich alle.
Da nun Reinecke Klausner geworden, so hatten wir weiter
Keine Sorge, noch Furcht. Ich ging mit ihnen zusammen
Vor die Mauer hinaus, wir freuten uns alle der Freiheit.
Aber leider bekam es uns übel. Er lag im Gebüsche
Hinterlistig; da sprang er hervor und verrannt' uns die Pforte;
Meiner Söhne schönsten ergriff er und schleppt' ihn von dannen,
Und nun war kein Rath, nachdem er sie einmal gefesselt;
Immer versucht' er es wieder; und weder Jäger noch Hunde
Konnten vor seinen Ränken bei Tag und Nacht uns bewahren.
So entriß er mir nun fast alle Kinder; von zwanzig
Bin ich auf fünfe gebracht, die andern raubt' er mir alle.
O, erbarmt euch des bittern Schmerzes! er tödtete gestern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt sie! Er hat es gethan, o! nehmt es zu Herzen!

Und der König begann: kommt näher, Grimbart, und sehet.
Also faßet der Klausner, und so bereit't er die Buße!
Leb' ich noch aber ein Jahr, so soll es ihm wahrlich gereuen!
Doch was helfen die Worte! Vernehmet, mannigfacher Henning:
Eurer Tochter ermangl' es an nichts, was irgend den Todten
Nur zu Rechte geschieht. Ich las ihr Vigilie singen.
Sie mit großer Ehre zur Erde bestatten; dann wollen
Wir mit diesen Herren den Mordes Strafe berathen.

Da gebot der König, man sollte Vigilie singen.
Domino placebo begann die Gemeine, sie sangen
Alle Verse davon. Ich könnte ferner erzählen,
Wer die Lection gesungen und wer die Responsen;
Aber es wäherte zu lang, ich laß es lieber bewenden.
In ein Grab ward die Leiche gelegt und dräber ein schöner
Marmorstein, polirt wie ein Glas, gehauen im Viereck.
Groß und dick, und oben drauf war deutlich zu lesen:
„Krazefuß, Tochter Hennings des Hahns, die beste der Hennen.
Legte viel Eier ins Nest und wußte täglich zu scharren.
Ach, hier liegt sie! durch Reinetens Mord den Ihren genommen.

Alle Welt ſoll erfahren, wie bös und falſch er gehandelt,
Und die Todte beklagen.“ So lautete, was man geſchrieben.

Und es ließ der König darauf die Klügſten berufen,
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel beſtrafte,
Der ſo klärlich vor ihn und ſeine Herren gebracht war.
Und ſie riethen zuletzt: man habe dem liſtigen Frevler
Einen Boten zu ſenden, daß er um Urlaub und Leides
Nicht ſich entziehe, er ſolle ſich ſtellen am Hofe des Königs
An dem Tage der Herrn, wenn ſie zunächſt ſich verſammeln;
Braun, den Bären, ernannte man aber zum Boten. Der König
Sprach zu Braun dem Baren: Ihr ſag' es, euer Gebieter,
Daß ihr mit Fleiß die Botſchaft verrichtet! Doch rath' ich zur Vorſicht:
Denn es iſt Reinete falſch und boshaft, allerlei Liſten
Wird er gebrauchen, er wird euch ſchmeicheln, er wird euch betrügen.
Hintergehen, wie er nur kann. Mit nichten, verſetzte
Zuverſichtlich der Bär; bleibt ruhig! ſollt' er ſich liegend
Nur vermeſſen und mir zum Hohne das Mindeſte wagen,
Seht, ich ſchwör' es bei Gott! der möge mich ſtrafen, wofern ich
Ihm nicht grimmig vergölte, daß er zu bleiben nicht wüßte.

Zweiter Geſang.

Alſo wandelte Braun, auf ſeinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüſte, die groß war.
Lang und ſandig und breit; und als er ſie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reinete pflegte zu jagen;
Selbſt noch Tages zuvor hatt' er ſich dorten erluſtigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reinete ſchöne Gebäude. Von allen Schlöſſern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beſte.
Reinete wohnte daſelbſt, ſowohl er Uebels beſorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Feſt verſchloſſen. Da trat er davor und beſann ſich ein wenig;
Endlich rief er und ſprach: Herr Oheim, ſeyd ihr zu Hauſe?
Braun der Bär iſt gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geſchworen, ihr ſollet bei Hofe
Vor Gericht euch ſtellen, ich ſoll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert.
Oder es ſoll euch das Leben koſten; denn bleibt ihr dahinten,
Iſt mit Galgen und Rad euch gedroht. Drum wählet das Beſte,
Kommt und folget mir nach, ſonſt möcht' es euch übel bekommen.

Reinete hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und kauerte ſtill und dachte: wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Compan die ſtolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung.
In die Winkel des Schloſſes, denn künſtlich war es gebauet.
Löcher fanden ſich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang und mancherlei Thüren zum Oeffnen und Schließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn ſuchte
Wegen ſchelmiſcher That, da fand er die beſte Beſchirmung.
Auch aus Einfalt hatten ſich oft in dieſen Wäldern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reinete hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er ſich aber verſichert, der Bär ſey einzeln gekommen,
Ging er liſtig hinaus und ſagte: werthеſter Oheim,
Seyd willkommen! Verzeiht mir! ich habe Veſper geleſen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank' euch, daß ihr gekommen.
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe, ſo darf ich es hoffen.
Seyd zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indeſſen
Bleibt der Tafel für den, der euch die Reiſe verleiden,
Denn ſie iſt weit und beſchwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt ſeyd!
Eure Haare ſind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König ſonſt keinen Boten zu ſenden,
Als den edelſten Mann, den er am meiſten verehret?
Aber ſo ſollt' es wohl ſeyn zu meinem Vortheil; ich bitte.
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet.
Morgen ſetzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und ſo gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu ſchwer, die Reiſe zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speiſe gegeſſen,
Die mir übel bekommt; ſie ſchmerzt mich gewaltig im Leibe.

Braun versetzte darauf: was war es, Oheim? Der andre
Sagte dagegen: was könnt es euch helfen, und wenn ich's erzählte.
Kümmerlich friß' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig.
Ist ein armer Mann dem kein Graf: und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren, die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun ein ich geschwollen.
Wider Willen schluck' ich das Zeug, wie soll' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen.

Ei: was hab' ich gehört! versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmähet ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte.
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. — Ihr spottet, sagte der andre.
Nein wahrhaftig! versetzt' sich der Bär, es ist ernstlich gesprochen.
Ist dem also, versetzte der Rothe: da kann ich euch dienen.
Denn der Bauer Rästeviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er: Gewiß mit allem eurem Geschlechte
Sadt ihr niemal so viel beisammen. Da lästet' es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise. O führet mich, rief er, eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken.
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde.
Gehen wir, sagte der Fuchs: es soll an Honig nicht fehlen!
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigfatt mach' ich euch heute, so viel ihr immer nur tragen
Mögt. — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reinete lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs: ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bittrer Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rästeviels Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden und Reinete wußte, gewöhnlich
Liege Rästeviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister.
Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte diesen zu trennen.
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klafte gespalten der Baum fast ellenweit. Reinete merkt' es.
Und er sagte: mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath' ich,
Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meint ihr, sagte der Bär, ich sey ein Vielfraß? mit nichten!
Maaß ist überall gut, bei allen Dingen. Und also
Ließ der Bär sich beitdem und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vorderſten Füße.
Reinete machte sich dann, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen.
Hauve und Füße gefemmt; es half kein Scheltren noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war.
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hinterſten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rästeviel aufsprang.
Was es wäre? dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn finde, wenn jemand zu schaden gedächte.

Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint' auch Reinete freudig.
Als er Rästeviel sah von ferne schreiten, da rief er:
Braun, wie steht es! Müßiget euch und schonet des Honigs!
Sagt, wie schmeckt es? Rästeviel kommt und will euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!
Da ging Reinete wieder nach Malepartus, der Beste.
Aber Rästeviel kam und als er den Bären erblickte,
Rief er, die Bauern zu rufen. Sie noch in der Schenke beisammen
Schmauseten. Kommt! so rief er; in meinem Hofe gefangen
Hat sich ein Bär. sage die Mahrheit. Sie folgten und liefen.
Jeder bewehrte sich eilig, so gut er konnte. Der eine
Nahm die Gabel zur Hand, und seinen Rechen der andre.
Und der dritte, der vierte, mit Spieß und Hacke bewaffnet.

Kamen geſprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüſtet.
Ja der Pfarrer und Küſter, ſie kamen mit ihrem Gerätte.
Auch die Köchin des Pfaffen (ſie hieß Frau Jutte, ſie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine), blieb nicht dahinten.
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem ſie am Tage geſeſſen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waſchen. Der Braune
Hörte den wachſenden Lärm in ſeinen ſchrecklichen Mörken
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Geſichts bis an den Ohren im Baume,
Nein! kein häßlicher Thier hat jemand geſehen! Es rieſelt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm das Haupt zu befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume ſtecken; da riß er
Haſtig ſie ruckend heraus; er raſ'te ſinnlos, die Klauen,
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider ſchmeckte dieß nicht nach ſüßem Honig, wozu ihm
Reinete Hoffnung gemacht; die Reiſe war übel gerathen,
Eine ſorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet'
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht ſtehen,
Konnte nicht kriechen, noch gehn. Und Küſterius eilte zu ſchlagen.
Alle fielen ihn an, die mit dem Meiſter gekommen;
Ihm zu tödten war ihr Begehr. Es rüſtete der Pater
Einen langen Stab in der Hand und ſchlug ihn von ferne.
Kümmerlich wandt' er ſich hin und her, es drängt ihn der Haufen.
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen andre mit Schaufeln.
Andre mit Spaten, ſie ſchlugen drauf los und riefen und ſchlugen.
Daß er vor ſchmerzlicher Angſt in eignem Unflath ſich wälzte.
Alle ſetzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten;
Der krummeteinige Schleppe, mit dem ereilhaften Ludolf.
Waren die ſchlimmſten, und Gerold bewegte den hölzernen Aleart
Zwiſchen den krummen Fingern; ihm ſtand ſein Schwager zur Seite.
Küſterey war es, der Dicke, die beiden ſchlugen am meiſten.
Aber Quack und Frau Jutte dazu, ſie ließen's nicht fehlen;
Latte Lorben Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht dieſe Genannten allein, denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Küſterey machte das meiſte Geſchrei, er dünkte ſich verneben:
Denn Frau Willigetrud, am hinteren Thore (man wußt' es)
War die Mutter, bekannt war mit ſein Vater geworden.
Doch es meinten die Bauern, der Stoppelmäher der ſchwarze
Sander, ſagten ſie, mhat' es wohl fryn, ein ſtolzer Geſelle.
Wenn er allein war. Es kamen auch Steine geflogen,
Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten.
Nun ſprang Räſteviels Bruder hervor und ſchlug mit dem langen,
Dicken Knüttel den Bären auf's Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Raſend fuhr er unter die Weiber, die unter einander
Taumelten, fielen und ſchrien, und einige ſtürzten ins Waſſer.
Und das Waſſer war tief. Da rief der Pater und ſagte:
Sehet, da unten ſchwimmt Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Rocken iſt hier! O heilt, ihr Männer! Ich gebe
Vier zwei Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade.
Alle liefen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern ans Waſſer, man zog auch Trockne die Fäuſe.
Da indeſſen die Männer am Ufer beſchäftiget waren,
Kroch der Bär ins Waſſer vor großem Elend und brummte
Vor entſetzlichem Weh. Er wollte ſich lieber ertränken,
Als die Schläge ſo ſchändlich erdulden. Er hatte zu ſchwimmen
Nie verflucht und hoffte ſogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er ſich ſchwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Waſſer hinab, es ſahen ihn alle die Bauern,
Riefen: das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!
Und ſie waren verdrießlich, und ſchalten über die Weiber:
Beſſer blieben ſie doch zu Hauſe! da ſieht nun, er ſchwimmet
Seiner Wege. Sie traten herzu, den Pfad zu beſehen.
Und ſie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen,
Du kommſt uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande!
So verhöhnten ſie ihn noch über den Schaden, doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern.
Die ihn geſchlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Zähne;
Fluchte Reinecken, der ihn verrieth. Mit ſolchen Geberen
Schwamm er weiter, es trieb ihn der Strom, nur reiſend und groß war.
Binnen weniger Zeit faſt eine Meile hinunter,
Und da freut er ans Land am ſteinigen Ufer und kenchte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne beſchienen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte

Plötzlich zu ſterben und rief: o Reinete, falſcher Verräther!
Loſes Geſchöpf! Er dachte dabei der ſchlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reinekens Liſten.

Aber Reinete Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Martte geführet, ihm Honig zu ſchaffen,
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort, und ſchnappte ſich eines,
Lief und ſchleppte die Beute behend am Fluſſe hinunter.
Dann verzehrt' er ſie gleich und eilte nach andern Geſchäften
Immer am Fluſſe dahin und trank des Waſſers und dachte:
O wie bin ich ſo froh, daß ich den thieriſchen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Röſtevieh hat ihm Wohl das Beil zu koſten gegeben. Es zeigte der Bär Zu
Stets mir feindlich geſinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten,
Oheim hab' ich ihn immer genannt, nun iſt er am Baume
Todt geblieben, daß will ich mich freun, ſo lang ich nur lebe.
Klagen und ſchaden wird er nicht mehr! — Und wie er ſo wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und ſieht den Bären ſich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
Röſteviel, rief er: läſſiger Wicht! du grober Geſelle!
Solche Speiſe verſchmähſt du? die fett und guten Geſchmacks iſt.
Die manch ehrlicher Mann ſich wünſcht und die ſo gemächlich
Dir zu Handen gekommen. Doch hat für deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelaſſen! So dacht' er.
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: Herr Oheim, ſind' ich euch wieder?
Habt ihr etwas vergeſſen bei Röſteviel? ſagt mir, ich laſſ' ihm
Wiſſen, wo ihr geblieben. Doch ſoll ich ſagen, ich glaube,
Vielen Honig habt ihr gewiß dem Manne geſtohlen,
Oder habt ihr ihn redlich bezahlt? wie iſt es ge ſchehen?
Ei! wie ſeyd ihr gemalt? das iſt ein ſchmähliches Weſen!
War der Honig nicht guten Geſchmacks? Zu ſelbigem Preiſe
Steht noch mancher zu Kauf! Doch, Oheim, ſaget mir eilig,
Welchem Orden habt ihr euch wohl ſo würdig gewidmet,
Daß ihr ein rothes Barret auf eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Seyd ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte euch ſchor, noch eurem Ohren ge ſchnappet,
Ihr verloret den Schopf, wie ich ſehe, das Fell von den Wangen
Und die Handſchuh dabei. Wo habt ihr ſie hängen gelaſſen?
Und ſo mußte der Braune die vielen ſpöttiſchen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rathen noch helfen. Und, um nicht weiter zu hören,
Kroch er ins Waſſer zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er
Krank und elend, und jammerte laut und ſprach zu ſich ſelber:
Schläge nur einer mich todt! Ich kann nicht gehen und ſollte
Nach des Königes Hof die Reiſe vollenden, und bleibe
So geſchändet zurück von Reinekens böſem Verrathe.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß, dich ſoll es gereuen!
Doch er raffte ſich auf und ſchleppte mit gräßlichen Schmerzen
Durch vier Tage ſich fort und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in ſeinem Elend erblickte,
Rief er: Gnädiger Gott! Erkennt ich Braunen? Wie kommt er
So geſchändet? Und Braun verſetzte: leider er bärmlich
Iſt das Ungemach, das ihr erblickt; ſo hat mich der Frevler
Reinete ſchändlich verrathen! Da ſprach der König entrüſtet:
Rächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den ſollte Reinete ſchänden?
Ja bei meiner Ehre, bei meiner Krone! das ſchwör' ich.
Alles ſoll Reinete büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, ſo trag' ich kein Schwert mehr, ich will es geloben!

Und der König gebot, es ſolle der Rath ſich verſammeln,
Ueberlegen und gleich der Ferne Straße beſtimmen.
Alle riethen darauf, wofern es dem König belieb'te,
Solle man Reinete abermals fordern, er ſolle ſich ſtellen,
Gegen Anſpruch und Klage ſein Recht zu wahren. Es thune
Hinge der Kater ſogleich die Botſchaft Reinete bringen,
Weil er flug und gewandt ſey. So riethen ſie alle zuſammen.

Und es vereinigte ſich der König mit ſeinem Geneſen,
Sprach zu Hingen: merket mir recht die Meinung der Herren!
Ließ er ſich aber zum dritten Mal fordern, ſo ſoll es ihm ſelbſt und
Seinem ganzen Geſchlechte zum ewigen Schaden gereichen;
Iſt er flug, ſo kommt er in Zeiten. Ihr ſchärft ihm die Ledern;
Andre verrichtet er nur, doch eurem Rathe gehorcht er.

Aber Hinze versetzte: zum Schaden oder zum Frommen
Mag es gereichen, komm' ich zu ihm, wie soll ich beginnen?
Meinetwegen thut oder läßt es, aber ich dächte,
Jeden andern zu schicken ist besser, da ich so klein bin.
Braun der Bär ist so groß und stark, und könnt' ihn nicht zwingen,
Welcher Weise soll ich es enden? O! habt mich entschuldigt.

Du beredest mich nicht, versetzte der König: man findet
Manchen kleinen Mann voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seyd ihr auch gleich kein Riese gewachsen,
Seyd ihr doch klug und gelehrt. Da gehorchte der Kater und sagte:
Euer Wille geschehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen.

Dritter Gesang.

Nun war Hinze der Kater ein Stückchen Weges gegangen;
Einen Martins-Vogel erblickt' er von weitem, da rief er:
Edler Vogel! Glück auf! o wende die Flügel und fliege
Her zu meiner Rechten! Es flog der Vogel und setzte
Sich zur Linken des Katers, auf einem Baume zu singen.
Hinze verdrüßte sich sehr, er glaubte sein Unglück zu hören.
Doch er machte nun selber sich Muth, wie mehrere pflegen.
Immer wandert' er fort nach Malepartus, da fand er
Vor dem Hause Reinekes sitzen, er grüßt' ihn und sagte:
Gott, der reiche, der gute, bescheer' euch glückseligen Abend!
Euer Leben bedrohet der König, wofern ihr euch weigert,
Mit nach Hofe zu kommen; und ferner läßt er euch sagen:
Stehet den Klägern zu Recht, sonst werden's die Gutigen büßen.
Reineke sprach: willkommen dahier, geliebtester Neffe!
Möget ihr Segen von Gott nach meinem Wunsche genießen.
Aber er dachte nicht so in seinem verrätherischen Herzen;
Neue Tücke sann er sich aus, er wollte den Boten
Wieder geschändet nach Hofe senden. Er nannte den Kater
Immer seinen Neffen, und sagte: Neffe, was sagt man
Euch für Speise nur vor? Man schläft gemächlicher besser;
Einmal bin ich der Wirth, wir gingen dann morgen am Tage
Beide nach Hofe; so däucht es mich gut. Von meinen Verwandten
Ist mir keiner bekannt, auf den ich mich lieber verließe.
Denn der gefräßige Bär war trotzig zu mir gekommen.
Er ist grimmig und stark, daß ich nun Vieles nicht hätte
Ihm zur Seite die Reise gewagt. Nun aber verstehr's's,
Gerne geh' ich mit euch. Wir machen uns frühe des Morgens
Auf den Weg: so scheinet es mir das Beste gerathen.
Hinze versetzte darauf: es wäre besser wir machten
Gleich uns fort nach Hofe, so wie wir gehen und stehen.
Auf der Heide scheinet der Mond, die Wege sind trocken.
Reineke sprach: ich finde bei Nacht das Reisen gefährlich.
Mancher grüßet uns freundlich bei Tage, doch kaum' er im Finstern
Uns in dem Weg, es möchte wohl kaum zum Besten gerathen.
Aber Hinze versetzte: so laßt mich wissen, mein Neffe,
Bleib' ich hier, was sollen wir essen? Und Reineke sagte:
Aermlich bekösten wir uns; doch wenn ihr bleibet, so bring' ich
Frische Honigscheiben hervor, ich wähle die Stärksten.
Niemals eß' ich dergleichen, versetzte murrend der Kater:
Fehlet euch alles im Hause, so gebt eine Maus her! Mit dieser
Bin ich am besten versorgt, und sparet den Honig für andre.
Eßt ihr Mäuse so gern? sprach Reineke: redet mir ernstlich,
Damit kann ich euch dienen. Es hat mein Nachbar, der Pfaffe,
Eine Scheun' im Hofe, darin sind Mäuse, man führte
Sie auf seinem Wagen hinweg; ich höre den Pfaffen
Klagen, daß sie bei Nacht und Tag ihm lästiger werden.
Unbedächtig sagte der Kater: thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäusen! denn über Wildpret und alles
Los' ich mir Mäuse, die schmecken am besten.
Und Reineke sagte:
Nun wahrhaftig, ihr sollt mir ein herrliches Gastmahl genießen.
Da mir bekannt ist, womit ich euch diene, so laßt uns nicht zaudern.

Hinze glaubt' ihm und folgte; sie kamen zur Scheune des Pfaffen,
An der lehmernen Wand. Die hatte Reineke gestern
Klug durchgraben und hatte durchs Loch dem schlafenden Pfaffen
Seiner Hähne den besten entwendet. Das wollte Martinchen
Rächen, des geistlichen Herrn geliebtes Söhnchen
Er knüpfte
Klug vor die Oeffnung den Strick mit einer Schlinge; so hofft' er
Seinen Hahn zu rächen am wiederkehrenden Diebe.
Reineke wußt' und merkte sich das, und sagte: geliebter

Nesse, kriechet hinein gerade zur Oeffnung; ich halte
Wache davor, indessen ihr mauset; ihr werdet zu Hauten
Sie im Dunkeln erhaschen. O! höret, wie munter sie pfeifen!
Seyd ihr satt, so kommt nur zurück, ihr findet mich wieder.
Trennen dürfen wir nicht uns diesen Abend, denn morgen
Geben wir früh und kürzen den Weg mit muntern Gesprächen.
Glaubt ihr, sagte der Kater, es sey hier sicher zu kriechen?
Denn es haben mitunter die Pfaffen auch Böses im Sinne.
Da versetzte der Fuchs, der Schelm: wer konnte das wissen!
Seyd ihr so bidde? Wir gehen zurück; es soll euch mein Weibchen
Gut und mit Ehren empfangen, ein schmackhaft Essen bereiten;
Wenn es auch Mäuse nicht sind, so laßt es uns fröhlich verzehren.
Aber Hinze, der Kater, sprang in die Oeffnung, er schämte
Sich vor Reinekens spottenden Worten, und fiel in die Schlingen.
Also empfanden Reinekens Gäste die böse Bewirthung.

Da nun Hinze den Strick an seinem Halse verspürte,
Fuhr er ängstlich zusammen und übereilte sich furchtsam,
Denn er sprang mit Gewalt: da zog der Strick sich zusammen.
Kläglich rief er Reineken zu, der außer dem Loche
Horchte, sich hämisch erfreute und so zur Oeffnung hineinsprach:
Hinze, wie schmecken die Mäuse? Ihr findet sie, glaub' ich, gemästet.
Wüßte Martinchen doch nur, daß ihr sein Wildpret verzehret;
Sicher bräht' er euch Senf: er ist ein höflicher Knabe.
Singet man so bei Hofe zum Essen? Es klingt mir lebendlich.
Wißt' ich Isegrim nur in diesem Loche, so wie ich
Euch zu Falle gebracht; er sollte mir alles bezahlen
Was er mir Uebels gethan! Und so ging Reineke weiter.
Aber er ging nicht allein, um Diebereien zu üben;
Ehbruch, Rauben und Mord und Verrath, er hielt es nicht sündlich.
Und er hatte sich eben was ausgesonnen. Die schöne
Gieremund wollt' er besuchen in doppelter Absicht: fürs erste
Hofft' er von ihr zu erfahren, was eigentlich Isegrim klagte;
Zweitens wollte der Schalk die alten Sünden erneuern.
Isegrim war nach Hofe gegangen, das wollt' er benutzen.
Denn wer zweifelt daran, es hatte die Neigung der Wölfin
Zu dem schändlichen Fuchse den Zorn des Wolfes entzündet.

Reineke trat in die Wohnung der Frauen und fand sie nicht heimisch.
Grüß' euch Gott! Stiefkinderchen! sagt' er, nicht mehr und nicht minder.
Nichts freundlich den Kleinen und eilte nach seinem Gewerbe.
Als Frau Gieremund kam des Morgens, wie es nur tagte,
Sprach sie: ist niemand kommen nach mir zu fragen? So eben
Geht Herr Pathe Reineke fort, er wünscht' euch zu sprechen.
Alle wie wir hier sind, hat er Stiefkinder geheißen.
Da rief Gieremund aus: er soll es bezahlen! und eilte
Diesen Frevel zu rächen zur selben Stunde. Sie wußte
Wo er pflegte zu gehn; sie erreicht' ihn, zornig begann sie:
Was für Worte sind das? und was für schimpfliche Reden
Habt ihr ohne Gewissen vor meinen Kindern gesprochen?
Büßen sollt ihr dafür! So sprach sie zornig und zeigt' ihm
Ein ergrimmtes Gesicht; sie faßt' ihn am Barte, da fühlt' er
Ihrer Zähne Gewalt und lief und wollt' ihr entweichen;
Sie behend strich hinter ihm drein. Da gab es Geschichten —
Ein verfallenes Schloß war in der Nähe gelegen,
Hastig liefen die beiden hinein; es hatte sich aber
Altershalben die Mauer an einem Thurme gespalten.
Reineke schlupfte hindurch; allein er mußte sich zwängen.
Denn die Spalte war eng; und eilig steckte die Wölfin,
Groß und stark wie sie war, den Kopf in die Spalte; sie brannte.
Schob und brach und zog, und wollte folgen, und immer
Klemmte sie tiefer sich ein, und konnte nicht vorwärts noch rückwärts.
Da das Reineke sah, lief er zur anderen Seite
Krummen Weges herein und kam und macht' ihr zu schaffen.
Aber sie ließ es an Worten nicht fehlen, sie schalt ihn; du bandest
Als ein Schelm! ein Dieb! und Reineke sagte dagegen:
Ist es noch niemals geschehn, so mag es jetzo geschehen.

Wenig Ehre verschafft es, sein Weib mit andern zu sparen,
Wie nun Reineke that. Gleichviel war alles dem Bösen.
Da nun endlich die Wölfin sich aus der Spalte gerettet,
War schon Reineke weg und seine Straße gegangen.
Und so dachte die Frau sich selber Recht zu verschaffen.
Ihrer Ehre zu wahren und doppelt war sie verloren.

Lasset uns aber zurück nach Hinzen sehen.
Der Arme,
Da er gefangen sich fühlte, verlagte nach Weise der Kater

Sich erbärmlich: das hörte Martinchen und sprang aus dem Bette.
Gott sey Dank! Ich habe den Strick zur glücklichen Stunde
Vor die Oeffnung gemacht; der Dieb ist gefangen! Ich denke
Wohl bezahlen soll er den Raub: so jauchzte Martinchen,
Zündete hurtig ein Licht an; ihm Hause schliefen die Leute.
Weckte Vater und Mutter darauf und alles Gesinde;
Rief: der Fuchs ist gefangen! wir wollen ihm dienen. Sie kamen
Alle, groß und klein, so selbst der Pater erbat sich.
Warf ein Mäntelchen um; es lief mit doppelten Lichtern
Seine Kochin voran, und eilig hatte Martinchen
Einen Knüttel gefaßt und machte sich über den Kater.
Traf ihm Haut und Haupt und schlug ihm grimmig ein Aug' aus.
Alle schrieen auf ihn; es kam mit zackiger Gabel
Hastig der Pater herbei und glaubte den Räuber zu fällen.
Hinze dachte zu sterben; da sprang er wüthend entschlossen
Zwischen die Schenkel des Pfaffen und biß nach tragte gefährlich.
Schändete grimmig den Mann und rächte grausam das Auge.
Schreiend stürzte der Pater und fiel ohnmächtig zur Erden.
Unbedachtsam schimpfte die Köchin: es habe der Teufel
Ihr zum Possen das Spiel selbst angerichtet. Und doppelt,
Dreifach schwur sie: wie gern verlöre sie, wäre das Unglück
Nicht dem Herren begegnet, ihr bißchen Habe zusammen.
Ja sie schwur: ein Schatz von Golde, wenn sie ihn hätte,
Sollte sie wahrlich nicht reuen, sie wollt' ihn missen. So jammert
Sie die Schande des Herrn und seine schwere Verwundung.
Endlich brachten sie ihn mit vielen Klagen zu Bette.
Ließen Hinzen am Strick und hatten seiner vergessen.

Als nun Hinze der Kater in seiner Noth sich allein sah,
Schmerzlich geschlagen und übel verwundet, so habe dem Tode,
Zahlt' er aus Liebe zum Leben den Strick und nagt' ihn behende.
Sollt' ich mich etwa erlösen vom großen Uebel? so dacht' er.
Und es gelang ihm, der Strick zerriß. Wie fand er sich glücklich!
Eilte dem Ort zu entfliehn, wo er so vieles erduldet.
Hastig sprang er zum Loche heraus und eilte die Straße
Nach des Königes Hof, den er des Morgens erreichte.
Aergerlich schalt er sich selbst: so mußte dennoch der Teufel
Dich durch Reinekens List, des losen Verräthers, bezwingen!
Kommst du doch mit Schande zurück, am Auge geblendet
Und mit Schlägen schmerzlich beladen. wie mußt du dich schämen!

Aber des Königes Zorn entbrannte heftig, er brannte
Dem Verräther den Tod ohn' alle Gnade. Da ließ er
Seine Räthe versammlen; es kamen seine Baronen,
Seine Weisen zu ihm, er fragte: wie man den Freveler
Endlich brächte zu Recht, der schon so vieles verschuldet?
Als nun viele Beschwerden sich über Reinecken hauften,
Redete Grimbart der Dachs: Es mögen in diesem Gerichte
Viele Herren auch seyn, die Reinecken Uebels gedenken,
Doch wird niemand die Rechte des freien Mannes verletzen.
Nun zum dritten Mal muß man ihn fordern. Ist dieses geschehen,
Kommt er dann nicht, so möge das Recht ihn schuldig erkennen.
Da versetzte der König: ich fürchte, keiner von allen
Ginge, dem tückischen Manne die dritte Ladung zu bringen.
Wer hat ein Auge zu viel? wer mag verwegen genug seyn,
Leib und Leben zu wagen, um diesen bösen Verräther?
Seine Gesandheit aufs Spiel zu setzen und dennoch am Ende
Reinecken nicht zu stellen? Ich denke, niemand versucht es.

Ueberlaut versetzte der Dachs: Herr König, begehret
Ihr es von mir, so will ich sogleich die Botschaft verrichten,
Sey es wie es auch sey. Wollt ihr mich öffentlich senden.
Oder geh' ich, als käm' ich von seiner? Ihr dürft nur befehlen.
Da beschied ihn der König: so geht dann! Alle die Klagen
Habt ihr sämmtlich gehört, und geht nur weislich zu Werke;
Denn es ist ein gefährlicher Mann. Und Grimbart versetzte:
Einmal muß ich es wagen und hoff' ihn dennoch zu zwingen.
So betrat er den Weg nach Malepartus, der Veste;
Reineken fand er daselbst mit Weib und Kindern und sagte:
Oheim Reinecke, seyd mir gegrüßt! Ihr seyd ein gelehrter,
Weiser, kluger Mann, wir müssen uns alle verwundern,
Wie ihr des Königs Ladung verachtet, ich sage, verfluchtet.
Dünkt euch nicht, es wäre nun Zeit? Es mehren sich immer
Klagen und böse Gerüchte von allen Seiten. Ich rath' euch.

Kommt nach Hofe mit mir, es hilft kein längeres Zaudern.
Viele, viele Beschwerden sind vor den König gekommen,
Heute werdet ihr nun zum dritten Male geladen;
Stellt ihr euch nicht, so seyd ihr verurtheilt. Dann führet der König
Seine Vasallen hieher euch einzuschließen, in dieser
Feste Malepartus euch zu belagern; so gehet
Ihr mit Weib und Kindern und Gut und Leben zu Grunde.
Ihr entfliehet dem Könige nicht; drum ist es am besten,
Kommt nach Hofe mit mir! Es wird an lustiger Wendung
Euch nicht fehlen, ihr habt sie bereit und werdet euch retten:
Denn ihr habt ja wohl oft, auch an gerichtlichen Tagen,
Abenteuer bestanden, weit größer als dieses, und immer
Kamt ihr glücklich davon und eure Gegner in Schande.

Grimbart hatte gesprochen und Reinete sagte dagegen:
Oheim, ihr rathet mir wohl, daß ich zu Hofe mich stelle,
Meines Rechtes selber zu wahren. Ich hoffe, der König
Wird mir Gnade gewähren; er weiß, wie sehr ich ihm nütze;
Aber er weiß auch, wie sehr ich deßhalb den Andern verhaßt bin.
Ohne mich kann der Hof nicht bestehn. Und hätt' ich noch zehnmal
Mehr verbrochen, so weiß ich es schon, sobald mir's gelinget
Ihm in die Augen zu sehen und ihn zu sprechen, so fährt er
Seinen Zorn im Busen bezwungen. Denn freilich begleiten
Viele den König, und kommen in seinem Rathe zu sitzen;
Aber es geht ihm niemal zu Herzen; sie finden zusammen
Weder Rath noch Sinn. Doch bleibet an jeglichem Hofe,
Wo ich immer auch sey, der Rathschluß meinem Verstande.
Denn versammeln sich König und Herren, in figlichen Sachen
Klugen Rath zu ersinnen, so muß ihn Reinete finden.
Das mißgönnen mir viele. Die hab' ich leider zu fürchten,
Denn sie haben den Tod mir geschworen, und grabe die schlimmsten
Sind am Hofe versammelt, das macht mich eben bekümmert.
Ueber zehen und mächtige sind's, wie kann ich alleine
Diesen widerstehn? Drum hab' ich immer gezaudert.
Gleichwohl sind' ich es besser, mit euch nach Hofe zu wandeln.
Meine Sache zu wahren; das soll mehr Ehre mir bringen,
Als durch Zaudern mein Weib und meine Kinder in Aengsten
Und Gefahren zu stürzen; wir wären alle verloren.
Denn der König ist mir zu mächtig, und was es auch wäre
Müßt' ich thun, so bald er's befiehlt. Wir können versuchen,
Gute Verträge vielleicht mit unsern Feinden zu schließen.

Reinete sagte darnach: Frau Ermelyn, nehmet der Kinder
(Ich empfehl' es euch) wahr, vor allen andern des jüngsten,
Reinhartz; es stehn ihm die Zähne so artig ums Mäulchen, ich hoff', er
Wird der leibhaftige Vater; und hier ist Rossel, das Schelmchen,
Der mir eben so lieb ist. O, thut den Kindern zusammen
Etwas zu gut, ind's ich weg bin! Ich will's euch gedenken.
Kehr' ich glücklich zurück und ihr gehorchet den Worten.
Also schied er von dannen mit Grimbart seinem Begleiter.
Lieb Frau Ermelyn dort mit beiden Söhnen und eilte;
Unberathen ließ er sein Haus; das schmerzte die Füchsin.

Beide waren noch nicht ein Stündchen Weges gegangen,
Als zu Grimbart Reinete sprach: mein theuerster Oheim,
Werthester Freund, ich muß euch gestehn, ich bebe vor Sorgen.
Ich entschlage mich nicht des ängstlichen bangen Gedankens,
Daß ich wirklich dem Tod entgegen gehe. Da seh' ich
Meine Sünden vor mir, so viel ich deren begangen.
Ach! ihr glaubet mir nicht die Unruh', die ich empfinde.
Laßt mich beichten! höret mich an! kein anderer Pater
Ist in der Nähe zu finden; und hab' ich alles vom Herzen,
Werd' ich nicht schlimmer darum vor meinem Könige stehen.
Grimbart sagte: verrebet zuerst das Rauben und Stehlen,
Allen bösen Verrath und andre gewöhnliche Thaten.
Sonst kann euch die Beichte nicht helfen. Ich weiß es, versetzte
Reinete: darum laßt mich beginnen und höret bedächtig.

Confiteor tibi Pater et Mater, daß ich der Otter,
Daß ich dem Kater und manchen gar manche That
versetzte.
Ich bekenn' es und lasse mir gern die Buße gefallen.
Rebet Deutsch, versetzte der Dachs, damit ich's verstehe.
Reinete sagte: ich habe mich freilich, wie soll' ich es leugnen!
Gegen alle Thiere, die jetzo leben, versündigt.
Meinen Oheim den Bären, den hielt ich im Baume gefangen;
Blutig ward ihm sein Haupt und viele Pfoten errang er.
Hinzen führt' ich nach Münster; allein am Strick gehalten

Zigeunerburſch.

Wär' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmänninn kommt aus der Hausthür.

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkom'ner Beſuch!

Doctor.

Iſt heut doch des Lärmens genug.

Bänkelſänger kommt mit ſeiner Frau und ſteckt ſein Bild auf; die Leute verſammeln ſich.

Bänkelſänger.

Ihr lieben Chriſten allgemein,
Wenn wollt ihr euch verbeſſern?
Ihr könnt nicht anders ruhig ſeyn,
Und euer Glück vergrößern:
Das Laſter weh dem Menſchen thut;
Die Tugend iſt das höchſte Gut,
Und liegt euch vor den Füßen.

Die folgenden Verſe ad libitum.

Mußt' er vieles erdulden, und bat sein Auge verloren.
Und so klagt auch Hemming mit Recht, ich raubt' ihm die Kinder
Groß und klein, wie ich sie fand, und ließ sie mir schmecken.
Gelbst versucht' ich des Königs nicht, und manch ehrlich Täuben
Hett' ich räuberisch an ihm und an der Königin selber;
Spät verwindet sie's nur. Und weiter muß ich bekennen:
Isegrim bat' ich, den Wolf, mit allem Fleiße gefangen;
Alles zu sagen fand' ich nicht Zeit. So bat' ich ihn immer
Scherzend Oheim genannt, und wir sind keine Verwandte.
Einmal, es werden nun bald sechs Jahre, kam er nach Elmar
Zu mir ins Kloster, ich wohnte daselbst, und bat mich um Beistand,
Weil er eben ein Mönch zu werden gedachte.
Das, meint' er,
Wär' ein Handwerk für ihn, und zog die Glocke.
Das Läuten
Freut' ihn so sehr: Ich dank ihm darauf die vordern Zähne
Mit dem Seile zusammen, er war es zufrieden
Zog und erlustigte sich und schien das Läuten zu lernen.
Doch es fehlt' ihm die Kunst zu schlechter Ehre gediehen,
Denn er läutete zu wie toll und thörig. Die Leute
Liefen eilig bestürzt aus allen Straßen zusammen.
Denn sie glaubten, es sey ein großes Unglück begegnet;
Kamen und fanden ihn da, und eh' er sich eben erklärte,
Daß er den geistlichen Stand ergreifen wolle, so war er
Von der dringenden Menge beinah zu Tode geschlagen.
Dennoch beharrte der Thor auf seinem Vorsatz und bat mich,
Daß ich ihm sollte mit Ehren zu einer Platte verhelfen;
Und ich ließ ihm das Haar auf seinem Scheitel verlängen,
Daß die Schwarte davon zusammenschrumpfte.
So hab' ich
Oft ihm Prügel und Stöße mit vieler Schande bereitet.
Fische lehrt' ich ihn fangen, sie sind ihm übel bekommen.
Einstmal folgt' er mir auch im Jülicher Lande, wir schlichen
Zu der Wohnung des Pfaffen, des reichsten in dortiger Gegend.
Einen Speicher hatte der Mann mit köstlichen Schinken,
Lange Seiten des zartesten Specks verwahrt' er darinnen
Und ein frisch gesalzenes Fleisch befand sich im Trogе.
Durch die steinerne Mauer gelang es Isegrim endlich,
Eine Spalte zu brechen, die ihm gemächlich hindurchließ.
Und ich trieb ihn dann, es trieb ihn seine Begierde.
Aber da kennt' er sich nicht im Uebermaße zu zwingen.
Uebermäßig füllt' er sich an; da brannte gewaltig
Den geschwollenen Leib und seine Rächerin die Spalte.
Ach, wie klagt' er sie an, die ungetreue, sie ließ ihn
Hungrig hinein und wollte ihm Saiten die Rückkehr verwehren.
Und ich machte darauf ein großes Lärmen im Dorfe,
Daß ich die Menschen erregte, die Spuren des Wolfes zu finden.
Denn ich lief in die Wohnung des Pfaffen und traf ihn beim Essen.
Und ein fetter Capaun ward eben vor ihn getragen,
Wohl gebraten; ich schnappte darnach und trug ihn von dannen.
Hastig wollte der Pfaffe mir nach und lärmte, da fiel er
Ueber den Haufen den Tisch mit Speisen und allem Getränke.
Schlaget, werfet, fanget und stechet! so rief der ergrimmte
Pater, und fiel und fühlte den Zorn (er hatte die Pfiffe
Nicht gesehen) und lag. Und alle kamen und schrien:
Schlagt! ich rannte davon und hinter mir alle zusammen,
Die mir das Schlimmste gedachten. Am meisten lärmte der Pfaffe:
Welch ein verwegener Dieb! Er nahm das Huhn mir vom Tische!
Und so lief ich voraus, bis zu dem Speicher, da ließ ich
Wider Willen das Huhn zur Erde fallen, es ward mir
Endlich leider zu schwer; und so verlor mich die Menge.
Aber sie fanden das Huhn und da der Pater es aufhub,
Ward er des Wolfes im Speicher gewahr, es sah ihn der Haufen.
Allen rief der Pater nun zu: bleibet nur! und treffe ihn.
Und ist ein anderer Dieb, ein Wolf, in die Hände gefallen!
Käm' er davon, wir wären beschimpft; es hatte wahrhaftig
Alles auf unsre Kosten im ganzen Jülicher Lande.
Was er nur konnte, dachte der Wolf. Da regnet' es Schläge
Hierher und dorther ihm über den Leib und schmerzliche Wunden.
Alle schrien so laut sie konnten; die übrigen Bauern
Liefen zusammen und streckten für todt ihn zur Erde darnieder.
Größeres Weh geschah ihm noch nie, so lang er auch lebte.
Malt' es einer auf Leinwand, es wäre seltsam zu sehen.
Wie er dem Pfaffen den Speck und seine Schinken bezahlte.
Auf die Straße warfen sie ihn und schleppten ihn eilig
Ueber Stock und Stein; es war kein Leben zu spüren.
Und er hatte sich unrein gemacht, da warf man mit Aesern
Vor das Dorf ihn hinaus; er lag in schlammiger Grube.
Denn sie glaubten ihn todt. In solcher schmählichen Ohnmacht
Blieb er, ich weiß nicht wie lange, bevor er sein Elend gewahr ward.

Wie er noch endlich entkommen, das hab' ich nie-
mals erfahren.
Und doch schwur er hernach, es kann ein Jahr
seyn) mir immer
Treu und gewärtig zu bleiben; nur hat es nicht
lange gedauert.
Denn warum er mir schwur, das kennt' ich leicht-
lich begreifen:
Gerne hätt' er einmal sich satt an Hühnern ge-
gessen.
Und damit ich ihm tüchtig betrüge, beschrieb ich
ihm ernstlich
Einen Balken, auf dem sich ein Huhn des Abends
gewöhnlich
Neben sieben Hühnern zu seinen pflegte. Da führt' ich
Ihn im Stillen bei Nacht, es hatte zwölfe geschlagen,
Und der Laden des Fensters, mit leichter Latte
geflüget,
Stand (ich wußt' es) noch offen. Ich that als
wollt' ich hineingehn;
Aber ich schmiegte mich an und ließ dem Oheim
den Vortritt.
Gehet frei nur hinein, so sagt' ich; wollt ihr
gewinnen,
Seyd geschäftig, es gilt! ihr findet gemästete Hennen.
Gar bedächtig strech er hinein und tastete leise
Hier und dahin, und sagte zuletzt mit zornigen
Worten:
O wie führt ihr mich schlecht! ich finde wahrlich
von Hühnern
Keine Feder. Ich sprach: die vorne pflegten zu
sitzen
Hab' ich selber gehelt, die andern sitzen dahinten.
Geht nur unverdrossen voran und tretet debutsam.
Freilich der Balken war schmal, auf dem wir
gingen. Ich ließ ihn
Immer voraus, und hielt mich zurück, und drückte
mich rückwärts
Weiter zum Fenster hinaus, und zog am Holze;
der Laden
Schlug und klappte, das fuhr dem Wolf in die
Glieder und schreckt' ihn;
Zitternd plumpt' er hinab vom schmalen Balken
zur Erde.
Und erschrocken erwachten die Leute, sie schliefen
am Feuer
Saar, was fiel zum Fenster herein? so riefen sie alle.
Nachen hebende sich auf, und eilig brannte die
Lampe.
Ja der Arme fanden sie ihn und schlugen und gerbten
Ihm gewaltig das Fell; mich wundert, wie er
entkommen.

Weiter bekenn' ich vor euch: das ich Frau Gier-
muud brünstig
Oefters besucht und öffentlich auch. Das hätte
nun freilich
Unterbleiben sollen, o wär' es niemals geschehen!
Denn so lange sie lebt verwendet sie schwerlich die
Spinnde.

Alles hab' ich euch jetzt gebeichtet, dessen ich
jemand
Mich zu erinnern vermag, was meine Seele be-
schweret.
Sprechet mich los! ich bitte darum; ich werde mit
Demuth
Jede Buße vollbringen, die schwerste, die ihr mir
auflegt.

Grimbart wußte sich schon in solchen Fällen
zu nehmen.
Brach ein Reisbesen am Rock, dann sprach er:
Oheim, nun schlaget euch
Dreimal über den Rücken mit diesem Reischen und
leat es,
Wie ich's euch zeige, zur Erde, und springet dreimal
darüber;
Dann mit Sanftmuth büßet das Reis und zeigt
euch gehorsam.
Solche Buße leg' ich euch auf, und spreche von allen
Sünden und allen Strafen euch los und ledig,
gewalt' euch
Alles im Namen des Herrn, so viel ihr immer
begangen.

Und als Reinete nun die Buße willig vollendet,
Sagte Grimbart: lasset an guten Werken, mein
Oheim,
Eure Besserung spüren und leset Psalmen, besuchet
Fleißig die Kirchen und fastet an rechten gebotenen
Tagen;
Wer euch fraget, dem weiset den Weg, und gebet
den Armen
Gern, und schwöret nur zu, das böse Leben zu
lassen.
Alles Rauben und Stehlen, Verrath und böse
Verschwörung.
Und so ist es gewiß, daß ihr zu Gnaden gelanget.
Reinete sprach: so will ich es thun, so sey es
geschworen!

Und so war die Beichte vollendet. Da gingen
sie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart
und jener
Kamen durch schwärzliche fette Gebreite; sie sahen
ein Kloster
Rechter Hand des Weges, es dienten geistliche Frauen.
Spat und früh, dem Herren daselbst, und nährten
im Hof
Viele Hühner und Hähne, mit manchem saubern
Capaune.
Welche nach Futter zuweilen sich außer der Mauer
zerstreuten.
Reinete pflegte sie oft zu besuchen. Da sagt' er
zu Grimbart:
Unser fürgender Weg geht an der Mauer vorüber;
Aber er meinte die Hühner, wie sie im Freien
spazierten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin, sie nahten dem
Hühnern;
Da verbreitete der Schalk die gierigen Augen im
Kopfe.
Ja, vor allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und
gemästet
Hinter den andern spazierte, den faßte er freulich
ins Auge.
Hastig sprang er hinter ihm drein; es stoben die
Federn.

Aber Grimbart, entrüstet, verwies ihm den schänd-
lichen Rückfall.
Handelt ihr so? unseliger Oheim, und wollt ihr
schon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem ihr
gebeichtet?
Schöne Reue beis' ich mir das! Und Reinete sagte:
Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theurer
Herr Oheim,

Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig verdecken.
Nimmer thu' ich es wieder und laß' es gerne. Sie kamen
Um das Kloster herum in ihre Straße, sie mußten
Ueber ein schmales Brückchen hinüber und Reinete blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang sich vergebens.
Hätte jemand das Haupt ihm abgeschlagen, es wäre
Nach den Hühnern gestogen; so heftig war die Begierde.

Grimbart sah es und rief; wo laßt ihr, Neffe, die Augen
Wieder spazieren? Fürwahr ihr seyd ein häßlicher Vertrag!
Reinete sagte darauf: das macht ihr übel, Herr Oheim!
Uebereilet euch nicht und stört nicht meine Gebete;
Laßt ein Paternoster mich sprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänse bedürfen es wohl, so viel ich den Nonnen,
Diesen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entrissen.
Grimbart schwieg, und Reinete Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern so lang' er sie sah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reinete nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beschuldigt.

Vierter Gesang.

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reinete wirklich,
Drängte sich jeder heraus ihn zu sehn, die Großen und Kleinen.
Wenige freundlich gesinnt, fast alle hatten zu klagen.
Aber Reineken däuchte, das sey von seiner Bedeutung;
Wenigstens stellt' er sich so, da er mit Grimbart dem Dachse
Jetzo dreist und zierlich die hohe Straße daher ging.
Muthig kam er heran und gelassen, als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja, so trat er vor Nobel, den König, und stand im Palaste
Mitten unter den Herren; er wußte sich ruhig zu stellen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu sprechen:
Edel seyd ihr und groß, von Ehren und Würden der Erste;
Darum bitt' ich von euch mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat eure fürstliche Gnade
Je gefunden als mich, das darf ich fürwahr bekennen.
Viele weis ich am Hofe, die mich darüber verklagen.
Eure Freundschaft würd' ich verlieren, wenn eine die Lügen
Meiner Feinde, wie es wünschen, euch glaublich erscheinen;
Aber glücklicherweise bedenkt ihr jedlichen Vortrag,
Hört den Beklagten so gut als den Kläger; und haben sie Vieles
Mir im Rücken gelogen, so bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt ihr genug, sie bringt mir Verfolgung.

Schweiget! versetzte der König; es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln.
Euer Frevel ist laut und euch erwartet die Strafe.
Habt ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten?
Den ich geschworen? Da steht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falscher, leidiger Dieb! eins nach dem andern entrissen.
Und wie lieb ihr mich habt, das weist ihr, glaub' ich, bewiesen,
Wenn ihr mein Ansehn schmäht und meine Diener beschädigt.
Seine Gesundheit verlor der arme Hinze! Wie langsam
Wird der verwundete Braun von seinen Schmerzen genesen!
Aber ich schelt' euch nicht weiter. Denn hier sind Kläger die Menge,
Viele bewiesene Thaten. Ihr möchtet schwerlich entkommen.

Bin ich, gnädiger Herr, deßwegen strafbar, versetzte
Reinete; kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er sich doch und wollte vermessen
Räuberleibs Honig verzehren; und kamen die idyllischen Bauern
Ihm zu Leide, so ist er ja stark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und schmissen sie ihn, eh' er ins Wasser gekommen.
Hätt' er als rüstiger Mann die Schande billig gerochen.
Und wenn Hinze der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, sich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, so sehr ich ihn freundlich verwarnte,
Sich bei Nacht geschlichen und dort was Uebels ersonnen:
Hab' ich Strafe verdient, weil jene thöricht gehandelt?
Eurer fürstlichen Krone geschähe das wahrlich zu nahe!
Doch ihr möget mit mir nach eurem Willen verfahren,
Und so klar auch die Sache sich zeigt, beliebig verschonen;
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen.
Soll ich gehetzet, gebraten, gebleuet oder gehangen
Werden, oder gerädert, so mag es eben geschehen:
Alle sind wir in eurer Gewalt, ihr habt uns in Händen.
Mächtig seyd ihr und stark, was hülfen Gründe der Schwache?

Wollt ihr mich rächen, das würde fürwahr ein geringer Gewinn seyn.
Doch es komme was will; ich stehe redlich zu Rechte.

Da begann der Widder Bellyn: die Zeit ist gekommen,
Laßt uns klagen! Und Isegrim kam mit seinen Verwandten,
Hinze der Kater, und Braun der Bär, und Thiere zu Schaaren.
Auch der Esel Bolderwyn kam und Lampe der Hase,
Wackerlos kam, das Hündchen, und Nun die Dogge, die Ziege
Merke, Hermen der Bock, dazu das Eichhorn, die Wiesel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben erspäh man die Thiere der Wildniß,
Als den Hirsch und das Reh, und Bokert den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber, und alle drängten einander.
Bartolt der Storch, und Markart der Heher, und Lütke der Kranich,
Flogen herüber; es meldeten sich auch Tybbe die Ente.
Alheid die Gans, und andere mehr mit ihren Beschwerden.
Henning der traurige Hahn mit seinen wenigen Kindern
Klagte bestig; es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Thiere so viel, wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle gingen dem Fuchs zu Leide, sie bossten die Ferse!
Nun zu Sprache zu bringen und seine Strafe zu setzen.
Vor den König drängt.n sie sich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und als' und neue Geschichten
Brachten sie vor. Man hatte noch nie an Einem Gerichtstag
Vor des Königes Thron so viele Beschwerden gehöret.
Reinete stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen:
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede
Seiner Entschuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit.
Alles wußt' er beiseite zu lehnen und alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt.
Ja, er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.
Aber es fanden zuletzt wahrhaftige redliche Männer
Gegen Reineken auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Ferwel fanden sich klar. Nun war es geschehen!
Denn im Rathe des Königs mit Einer Stimme beschloß man:
Reinecke Fuchs sey schuldig des Todes: so soll man ihn fahren,
Soll ihn binden und hängen an seinem Halse, damit er
Seine schweren Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.

Jetzt gab Reinete selbst das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urtheil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun nach Urtheil und Recht gebunden Reinete da stand,
Seine Feinde sich regten, zum Tod' ihn eilend zu führen,
Standen die Freunde betreten und waren schmerzlich bekümmert.
Martin der Affe mit Grimbart und vielen aus Reinekens Sippschaft.
Ungern hörten sie an das Urtheil und trauerten alle.
Mehr als man dächte. Denn Reinete war der ersten Baronen
Einer, und stand nun entsetzt von allen Ehren und Würden.
Und zum schmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick
Seine Verwandten empören! Sie nahmen alle zusammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, so viele sie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn so viele
Ritter verließen. Es zeigte sich nun die Menge Verwandten,
Die sich mit Reinekens Tod sehr unzufrieden entfernten.
Und der König sprach zu einem seiner Vertrauten;
Freilich ist Reinete boshaft, allein man sollte bedenken.
Viele seiner Verwandten sind nicht zu entbehren am Hofe.

Aber Isegrim, Braun und Hinze der Kater, sie waren'
Um den Gebundnen geschäftig, sie wollten die schändliche Strafe.
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen.
Führten ihn hastig hinaus und sahen den Galgen von ferne.
Da begann der Kater erbost zum Volke zu sprechen:
Nun bedenket, Herr Isegrim, wohl, wie Reinete damals
Alles that und berieth, wie seinem Hasse zu sinnen,
Euren Bruder am Galgen zu sehn. Wie zog er so fröhlich
Mit ihm hinaus! Verschwieg ihm nicht die Schuld zu verjagen.
Und gedenket, Herr Braun: er hat euch schändlich verrathen,
Euch in Nästeriels Hofe dem groben zornigen Volke,
Männern und Weibern, treulos geliefert, und Schlägen und Wunden,
Und der Schande dazu, die aller Orten bekannt ist.
Habet Acht und haltet zusammen: Entkam' er und heute,
Könnte sein Witz ihn bereits und seine listigen Ränke;
Niemals wär' uns die Stunde der süßen Rache beschert seyn.
Laßt uns eilen und rächen, was er an Allen verschuldet.

Isegrim sprach: was deuten die Worte? Geschwinde verschafft mir
Einen tüchtigen Strick; wir wollen die Qual ihm verkürzen.
Also sprachen sie wider den Fuchs und zogen die Straße.

Aber Reinecke hörte sie schweigend; doch endlich begann er:
Da ihr so grausam mich habt und ihrtliche Rache begehret,
Wisset ihr doch kein Ende zu finden! Wie muß ich mich wundern!
Hinge wählte wohl Rath zu einem tüchtigen Stricke;
Denn er hat ihn geprüft, als in des Pfaffen Behausung
Er sich nach Mäusen hinabließ und nicht mit Ehren davon kam.
Aber, Isegrim, ihr und Braun, ihr eilt ja gewaltig
Euren Oheim zum Tode zu bringen; ihr meint, es gelänge.

Und der König erhob sich mit allen Herren des Hofes,
Um das Urtheil vollstrecken zu sehn; es schloß an den Zug sich
Auch die Königin an, von ihren Frauen begleitet;
Hinter ihnen strömte die Menge der Armen und Reichen.
Alle wünschten Reinekens Tod und wollten ihn sehen.
Isegrim sprach indeß mit seinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete sie, ja fest an einander geschlossen,
Auf den gefangenen Fuchs ein wachsam Auge zu haben;
Denn sie fürchteten immer, es möchte der Kluge sich retten.
Seinem Weibe befahl der Wolf besonders: Bei deinem
Leben! siehe mir zu, und bis den Böswicht halten.
Käm' er los, wir würden es alle gar schmählich empfinden.
Und zu Brannen sagt' er: Gedenket, wie er euch höhnte;
Alles könnt ihr ihm nun mit reichlichen Zinsen bezahlen.
Hinge klettert und soll uns den Strick da oben befestigen;
Haltet ihn und stehet mir bei, ich rücke die Leiter.
Wenig Minuten, so soll's um diesen Schelmen getan seyn!
Braun versetzte: Stellt nur die Leiter, ich will ihn schon halten.

Seht doch! sagte Reinecke drauf; wie sind ihr geschäftig,
Euren Oheim zum Tode zu bringen! Ihr solltet ihn eher
Schützen und schirmen, und wär' er in Noth, euch seiner erbarmen.
Gerne bät' ich um Gnade, allein was könnt' es mir helfen?
Isegrim haßt mich zu sehr, ja seinem Weibe gebeut er
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht zu verrichten.
Dächte sie vorster Zeiten, sie könnte mir wahrlich nicht schaden.
Aber soll es nun über mich gehn, so wollt' ich, es wäre
Bald getan. So kam auch mein Vater in schreckliche Nöthen.
Doch am Ende ging es geschwind. Es begleiteten freilich
Nicht so viele den sterbenden Mann. Doch wollten ihr länger
Mich verschonen, es müßt' euch gewiß zur Schande gereichen.
Hört ihr, sagte der Bär; wie kreuzig der Böse nicht redet.
Immer, immer hinauf! es ist sein Ende gekommen.

Aengstlich dachte Reinecke nun: o möcht' ich in diesen
Großen Nöthen geschwind was glückliches Neues ersinnen.
Daß der König mir gnädig das Leben schenkte und diese
Grimmigen Feinde, die drei, in Schaden und Schande geriethen!
Laßt uns alles bedenken, und diese, was helfen kann; denn hier
Gilt es den Hals, die Noth ist dringend, wie soll ich entkommen?
Alles Uebel häuft sich auf mich. Es zürnet der König.
Meine Freunde sind fort und meine Feinde gewaltig;
Selten hab' ich was Gutes getan, die Stärke des Königs.
Seiner Räthe Verstand wahrhaftig wenig geachtet;
Vieles hab' ich verschuldet, und hoffte dennoch, mein Unglück
Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur, zum Worte zu kommen.
Wahrlich sie bingen mich nicht; ich lasse die Hoffnung nicht fahren.

Und er wandte darauf sich von der Leiter zum Volke,
Rief: Ich sehe den Tod vor meinen Augen und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich euch alle, so viele mich hören,
Um ein weniges nur, bevor ich die Erde verlasse.
Gerne möcht' ich vor euch in aller Wahrheit die Beichte
Noch zum letzten Mal öffentlich sprechen und reblich bekennen
Alles Uebel, das ich getan, damit nicht ein andrer
Etwa dieses und jenes, von mir im Stillen begangen,
Unbekannten Verbrechens dereinst beschuldigt werde;
So verhält' ich zuletzt noch manches Uebel und dessen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden gedenken.

Viele jammerte das. Sie sprachen untereinander:
Klein ist die Bitte, gering nur die Frist! Sie hatten den König.
Und der König vernahm' es. Da wurd' es Reinekes wieder
Etwas leichter ums Herz, er hoffte glücklichen Ausgang;
Gleich benutzt' er den Raum, der ihm gegönnt war, und sagte:

Spiritus Domini helfe mir nun! Ich sehe nicht einen
Unter der großen Versammlung, den ich nicht irgend beschädigt.

Erſt, ich war noch ein kleiner Compan, und hatte die Brüſte
Kaum zu ſaugen verſtand, da folgt' ich meinen Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben der Heerde
Sich im Freien zerſtreuten; ich hörte die blökenden Stimmen
Gar zu gerne, da lüſtete mich nach leckerer Speiſe.
Lernte hurtig ſie kennen. Ein Lämmchen biß ich zu Tode,
Lockte das Blut; es ſchmeckte mir köſtlich! und tödtete weiter
Vier der jüngſten Ziegen, und aß ſie, und übte mich ferner:
Sparte keine Thiel, noch Hörner, noch Enten, noch Gänſe.
Wo ich ſie fand, und habe gar manches im Sande vergraben,
Was ich geſchlachtet und was mir nicht alles zu eſſen beliebte.

Dann begegnet' es mir: in einem Winter am Rheine
Lernt' ich Jägrim kennen, er lauerte hinter den Bäumen.
Gleich verſichert' er mir, ich ſey aus ſeinem Geſchlechte.
Ja er wußte mir gar die Grade der Sippſchaft am Finger
Vorzurechnen. Ich ließ mir's gefallen; wir ſchloſſen ein Bündniß,
Und gelobten einander als treue Geſellen zu wandern;
Leider ſeit' ich dadurch mir manches Uebel bereiten.
Wir durchſtrichen zuſammen das Land. Da ſtahl er das Große,
Stahl ich das Kleine. Was wir gewonnen, das ſollte gemein ſeyn;
Aber es war nicht gemein, wie billig: er theilte nach Willkür;
Niemals empfing ich die Hälfte. Ja Schlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb ſich gerandt, ſich einen Widder erbeutet,
Wenn ich im Ueberfluß ſonen ihm fand, er eben die Ziege
Friſch geſchlachtet verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen
Lag und zappelte, grinſ' er mich an und ſtellte ſich grämlich,
Trieb mich murrend hinweg: ſo war mein Theil ihm geblieben.
Immer ging es mir ſo, es mochte der Braten
So groß ſeyn
Als er wollte. Ja, wenn es geſchah, daß wir
In Geſellſchaft
Einen Ochſen gefangen, wir eine Kuh uns gewannen,
Gleich erſtiegen ſein Weib und ſieben Kinder und warfen
Ueber die Beute ſich her und drängten mich hinter die Martyer.
Keine Rippe konnt' ich erlangen, ſie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt; das ſollte mir alles gefallen!
Aber Gott ſey gedankt, ich litt deßwegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem [illegible]lichen Schatze.
Von dem Silber und Golde, das ich an ſicherer Stätte
Heimlich verwahre; des hab' ich genug. Es ſchafft mir wahrhaftig
Ihn ſein Wagen hinweg, und wenn er ſiebenmal führe.

Und es vernahm der König, da von dem Schatze geſagt ward,
Reigte ſich vor und ſprach: von wannen iſt er euch kommen?
Saget an! ich meine den Schatz. Und Reinete ſagte:
Dieſes Geheimniß verhehl' ich euch nicht, was könnt' es mir helfen;
Denn ich nehme nichts mit von dieſen köſtlichen Dingen.
Aber wie ihr befehlt, weil ich euch alles erzählen;
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides
Mocht' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen:
Denn der Schatz war geſtohlen. Es hatten ſich viele verſchworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur ſelbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, ſo war es geſchehen.
Merket es, gnädiger Herr! denn euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn ſtahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöthen, es drangt' ihn
Frühe zur krautigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu eurem Augen geſchah es!

Und die Königin hörte die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung,
Von dem Verrath, vom Schatz und was er alles geſprochen.
Ich vermahn' euch, Reinete, rief ſie: bedenket die lange
Heimfahrt ſteht euch bevor, entladet mir die Seele;
Saget die lautere Wahrheit und rede mir deutlich vom Morde.
Und der König ſetzte hinzu: Ein jeglicher ſchweige!
Reinete komme nun wieder herab und trete mir näher;
Denn es betrifft die Sache mich ſelbſt, damit ich ſie höre.

Reinete, der es vernahm, ſtand wieder getroſtet, die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgeſinnten herunter;
Und er nahte ſich gleich dem König und ſeiner Gemahlin.
Die ihn eifrig befragten, wie dieſe Geſchichte begegnet.

Da bereitet' er ſich zu neuen gewaltigen Lügen.
Könnt' ich des Königes Huld und ſeiner Gemahlin,
So dacht' er.

Wieder gewinnen, und ſtumm zualeich die Liſt [illegible]
Daß ich die Feinde, die mich dem Tod entgegen geführet,
Selbſt verdürbe, das rettete mich aus allen Gefahren.
Sicher wäre mir das ein unverwarteter Vortheil;
Aber ich ſehe ſchon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.

Unaufhaltig befragte die Königin Reinecken weiter:
Laſſet uns deutlich vernehmen, wie dieſe Sache beſchaffen?
Sagte die Wahrheit, bekennt das Gewiſſen, entladet die Seele!
Reinecke ſagte darauf: ich will euch gerne berichten.
Ehrbar muß ich nun wohl; es iſt kein Mittel dagegen.
Sollt' ich immer Seele beladen am Ende des Lebens,
Ewige Strafe verwirken; es wäre thöricht gehandelt.
Beſſer iſt es, daß ich bekenne, und muß ich dann leiden
Meine lieben Verwandten und meine Freunde verklagen.
Ach, was kann ich dafür! es broten die Qualen der Hölle.

Und es war dem Könige ſchon bei dieſen Geſprächen
Schwer geworden ums Herz. Er ſagte: Sprichſt du die Wahrheit?
Da verſetzte Reinecke drauf mit verſtellter Geberde:
Freilich bin ich ein ſündiger Menſch; doch red' ich die Wahrheit.
Könnt' es mir nutzen, wenn ich euch löge! Da wär' ich mich ſelber
Ewig verdammen. Ihr wißt ja nun wohl, ſo iſt es beſchloſſen,
Sterben muß ich, ich ſehe den Tod und werde nicht lügen:
Denn es kann mir nicht Böſes noch Gutes zur Hülfe gedeihen.
Bebend ſagte Reinecke das und ſtolen zu verzagen.

Und die Königin ſprach: Mich jammert ſeine Beklemmung;
Gebet ihm gnädigreich an, ich bitt' euch, mein Herr! und ermahnet:
Manches Unheil wenden wir ab nach ſeinem Bekenntnis.
Laßt uns je eher je lieber den Grund der Geſchichte vernehmen.
Heißet Jedlichen ſchweigen und laßt ihn öffentlich ſprechen.

Und der König gebot, da ſchwieg die ganze Verſammlung.
Aber Reinecke ſprach: Beliebt es euch, gnädiger König,
So vernehmet, was ich euch ſage. Geſchieht auch mein Vortrag
Ohne Brief und Papier, ſo ſeid ihr doch treu und genau ſonſt.
Ihr erfahrt die Verſchwörung nun niemands denk' ich zu ſchonen.

Fünfter Geſang.

Nun vernehmet die Liſt und wie der Fuchs ſich gewendet,
Seine Frevel wieder zu heilen und andern zu ſchaden.
Bodenloſe Lügen erſann er, beſchimpfte den Vater
Jenſeit der Grube, beſchwerte den Dachs mit großer Verläumdung.
Seinen redlichſten Freund, der ihm beſtändig gewehret.
So erlaubt' er ſich alles, damit er ſeiner Erzählung
Glauben ſchaffte, damit er an ſeinen Verklägern ſich rächte.

Mein Herr Vater, ſagt' er darauf, war ſo glücklich geweſen,
König Emmrichs, des Mächtigen, Schatz auf verborgenen Wegen
Einſt zu entdecken; doch bracht' ihm der Fund gar wenigen Nutzen.
Denn er erbud ſich des großen Vermögens und ſchätzte
Seines Gleichen von nun an nicht mehr, und ſeine Geiſten
Achtet' er viel zu gering: er ſuchte ſich höhere Freunde.
Hinze, den Kater, ſendet' er ab in die wilden Ardennen,
Braun, den Bären, zu ſuchen, dem ſollt' er Treue verſprechen,
Sollt' ihn laden nach Flandern zu kommen und König zu werden.

Als nun Braun das Schreiben geleſen, erfreut' es ihn herzlich;
Unverdroſſen und [illegible]ch begab er ſich eilig nach Flandern;
Denn er hatte ſchon lange ſo was in Gedanken getragen.
Meinen Vater fand er daſelbſt, der ſah ihn mit Freuden,
Sendete gleich nach Iſegrim aus, und nach Grimbart, dem Weiſen;
Und die vier verhandelten dann die Sache zuſammen;
Doch der fünfte dabei war hinze der Kater, ein Thörichen
Liegt allda, wird Ilſe genannt, und grade da war es
Zwiſchen Ilſe und Gent, wo ſie zuſammen gehandelt.
Eine lange düſtere Nacht verbarg die Verſammlung;
Nicht mit Gent! es hatte der Teufel, es hatte mein Vater
Sie in ſeiner Gewalt mit ſeinem teidiaen Golde.
Sie beſchloſſen des Königs Tod, beſchworen zuſammen
Feſten ewigen Bund, und alle ſchwuren die Fünfe
Sammtlich auf Iſegrims Haupt; ſie wollten Braunen, den Bären,
Sich zum Könige wählen, und auf dem Stuhle zu Aachen
Mit der goldnen Krone das Reich ihm feſtlich verſichern.
Wollte nun auch von des Königes Freunden und ſeinen Verwandten
Jemand dagegen ſich ſetzen, den teilte mein Vater beredten,
Oder beſtechen, und ginge das nicht, ſogleich ihn verjagen.

Das bekam ich zu wiſſen: denn Grimbart hatte ſich einmal
Morgens luſtig getrunken und war geſprächig geworden;
Seinem Weibe verſchwätzte der Thor die Heimlichkeit alle.
Legte Schweigen ihr auf; da, glaubt' er, wäre gebeſſern.
Sie begegnete drauf bald meinem Weibe, die mußt' ihr
Der drei Königs Namen zum feierlichen Gelübde
Nennen, Ehr' und Treue verpfänden um Liebes und Leides.
Niemand ein Wörtchen zu ſagen, und ſo entdeckt ſie ihr alles.
Eben ſo wenig hat auch mein Weib das Verſprechen gehalten;
Denn ſobald ſie mich fand, erzählte ſie, was ſie vernommen,
Gab mir ein Merkmal dazu, woran ich die Wahrheit der Rede
Leicht erkennte; doch war mir dadurch nur ſchlimmer geſchehen.
Ich erinnerte mich der Erdſchle, deren Gewalte
Bis zu den Ohren des Herrn im Himmel endlich gelangte.
Einen König wollten ſie haben und wollten im Zwange
Leben, nachdem ſie der Freiheit in allen Landen genoſſen.
Da erhörte ſie Gott und ſandte den Storch, der beſtändig
Sie verfolget und haßt und keinen Frieden gewähret.
Ohne Gnade behandelt' er ſie; nun klagen die Thoren.
Aber leider zu ſpät: denn nun bezwingt ſie der König.

Reinecke redete laut zur ganzen Verſammlung, es hörten
Alle Thiere ſein Wort, und ſo verfolgt' er die Rede:
Edel, für alle fürchter' ich dich. So wär' es geworden.
Herr, ich ſorgte für euch, und hoffte beſſre Belohnung.
Braunens Ränke ſind mir bekannt, ſein tückiſches Weſen.
Manche Miſſethat auch von ihm; ich beſorgte das Schlimmſte.
Würd' er Herr, ſo wären wir alle zuſammen verdorben.
Unſer König iſt edel geboren und mächtig und gnädig.
Dacht' ich im Stillen bei mir; es wär' ein traurig Verſchen
Einen Bären und libyſchen Tanzenicht ſo zu erhöhen.
Etliche Wochen ſann ich darüber und ſucht' es zu hindern.

Auch vor allem begriff ich es wohl: bebielte mein Vater
Seinen Schatz in der Hand, ſo brächt' er viele zuſammen.
Sicher gewänn' er das Spiel und wir verlören den König.
Meine Sorge ging nun dahin, den Ort zu entdecken.
Wo der Schatz ſich befände, damit ich ihn heimlich entführte.
Zog mein Vater ins Feld, der alte Liſtige, lief er
Nach dem Walde bei Tag oder Nacht, in Froſt oder Hitze.
Näß' oder Trockne, ſo war ich dahinter und ſpürte den Gang aus.

Einmal lag ich verſteckt in der Erde mit Sorgen und Sinnen,
Wie ich entdeckte den Schatz, von dem mir ſo vieles bekannt war.
Da erblickt' ich den Vater aus einer Ritze ſich ſchleichen,
Zwiſchen den Steinen kam er hervor und ſtieg aus der Tiefe.
Still und verborgen hielt ich mich da; er glaubte ſich einſam.
Schaute ſich überall um, und als er niemand bemerkte
Nah oder fern, begann er ſein Spiel, ihr ſollt es vernehmen.
Wieder mit Sande verſtopft' er das Loch und wußte geſchicklich
Mit dem übrigen Boden es gleich zu machen. Das konnte
Wer nicht zuſah unmöglich erkennen. Und eh' er von dannen
Wanderte, wußt' er den Platz, wo ſeine Füße geſtanden.
Ueber und über geſchickt mit ſeinem Schwanze zu ſtreichen.
Und verwiſchte die Spur mit ſeinem Munde. Das lernt' ich
Jenes Tages zuerſt von meinem liſtigen Vater.
Der in Ränken und Schwänken und allen Streichen gewandt war.
Und ſo eilt' er hinweg nach ſeinem Gewerbe. Da ſann ich,
Ob ſich der herrliche Schatz wohl in der Nähe befände?
Eilig trat ich herbei und ſchritt zum Werke; die Ritze
Hatt' ich in weniger Zeit mit meinen Pfoten erweitet.
Kroch begierig hinein. Da fand ich köſtliche Sachen,
Feines Silbers genug und rothen Goldes! Wahrhaftig
Auch der Aelteſte hier hat nie ſo vieles geſehen.
Und ich machte mich dran mit meiner Meute; wir trugen,
Schleppten bei Tag und bei Nacht; und fehlten Karren und Wagen.
Viele Mühe koſtet' es uns und manche Beſchwerniß.
Treulich hielt Frau Ermelyn aus; ſo hatten wir endlich
Die Kleinode hinweg zu einer Stätte getragen,
Die uns gelegener ſchien. Indeſſen hielt ſich mein Vater
Täglich mit jenen zuſammen, die unſern König verriethen.
Was ſie beſchloſſen, das werdet ihr hören und werdet erſchrecken.

Braun und Iſegrim ſandten ſofort in manche Provinzen
Offene Briefe, die Stöbuer zu ſuchen: ſie ſollten zu Haufen
Eilig kommen, es wolle ſie Braun mit Dienſten verſehen.

Mühe woll' er sogar voraus die Söldner bezahlen.
Da durchstrich mein Vater die Länder und zeigte die Briefe,
Seines Schatzes gewiß, der, glaubt' er, läge geborgen.
Aber es war nun geschehn, er hätte mit allen Geselln,
Sucht' er auch noch so genau, nicht einen Pfennig gefunden.

Keine Bemühung ließ er sich reu'n; so war er behende
Zwischen der Elb' und dem Rheine durch alle Länder gelaufen,
Manchen Söldner hatt' er gefunden und manchen gewonnen,
Kräftigern Nachdruck sollte das Gold den Worten verleihen.

Endlich kam der Sommer ins Land; zu seinen Gesellen
Kehrte mein Vater zurück. Da hatt' er von Sorgen und Nöthen
Und von Angst zu erzählen, besonders wie er beinahe
Vor den hohen Burgen in Sachsen sein Leben verloren,
Wo ihn Jäger mit Pferden und Hunden alltäglich verfolgten,
Daß er knapp und mit Noth mit heilem Pelze davon kam.

Freudig zeigt' er darauf den vier Verrätbern die Liste,
Welche Gesellen er alle mit Gold und Versprechen gewonnen.
Braunen erfreute die Botschaft; es lasen die fünfe zusammen,
Und es hielt Zwölfhundert von Isegrims kühnen Verwandten
Werden kommen mit offenen Mäulern und spitzigen Zähnen.
Ferner, die Kater und Bären sind alle für Braunen gewonnen,
Jeder Vielfraß und Dachs aus Sachsen und Thüringen stellt sich.
Doch man solle sich ihnen zu der Bedingung verbinden:
Einen Monat des Soldes voraus zu zahlen; sie wollten
Alle dagegen mit Macht beim ersten Gebote sich stellen.
Gott sey ewig gedankt, daß ich die Plane gehindert!

Denn nachdem er nun alles besorgt, so eilte mein Vater
Ueber Feld und wollte den Schatz auch wieder beschauen.
Da ging erst die Bekümmerniß an; da grub er und suchte,
Doch je länger er scharrte, je weniger fand er.
Vergebens
War die Mühe, die er sich gab, und seine Verzweiflung:
Denn der Schatz war fort, er konnt' ihn nirgend entdecken.
Und vor Aerger und Scham — wie schrecklich quält die Erinn'rung
Mich bei Tag und bei Nacht! — erhängte mein Vater sich selber.

Alles das hab' ich gethan, die böse That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun; jedoch es soll mich nicht reuen.
Isegrim aber und Braun, die gefräßigen, sitzen am nächsten
Bei dem König zu Rath. Und Reinete! wie die dagegen
Armer Mann, jetzt gedenkt wird! daß du den leiblichen Vater
Hinlegeben, den König zu retten. Wo sind sie zu finden,
Die sich selber verderben, nur euch das Leben zu fristen?

König und Königin hatten indeß den Schatz zu gewinnen
Große Begierde gefühlt; sie traten seitwärts und riefen
Reineten, ihn besonders zu sprechen und fragten behende:
Saget an, wo habt ihr den Schatz? Wir möchten es wissen.
Reinete ließ sich dagegen vernehmen: Was könnt' es mir helfen,
Zeigt' ich die verrätherischen Güter dem Könige, der mich verurtheilt,
Glaubet er meinen Feinden doch mehr, den Dieben und Mördern,
Die euch mit Lügen beschweren, mein Leben mir abzugewinnen.

Nein, versetzte die Königin: nein! so soll es nicht werden!
Leben läßt euch mein Herr und das Vergangne vergißt er.
Er bezwingt sich und zürnet nicht mehr. Doch möget ihr künftig
Klüger handeln, und treu und gewärtig dem Könige bleiben.

Reinete sagte: gnädige Frau, vermöget den König,
Mir zu geloben vor euch, daß er mich wieder begnadigt,
Daß er mir alle Verbrechen und Schulden und alle den Unmuth,
Den ich ihm leider erregt, auf keine Weise gedenket,
So besitzet gewiß in unsern Zeiten kein König
Solchen Reichthum als er durch meine Treue gewinnet;
Groß ist der Schatz; ich zeige den Ort, ihr werdet erstaunen.

Glaubet ihm nicht, versetzte der König: doch wenn er von Stehlen,
Lügen und Rauben erzählet, das möget ihr allenfalls glauben;
Denn ein größerer Lügner ist wahrlich niemals gewesen.

Und die Königin sprach: fürwahr sein biederliches Leben
Hat ihm wenig Vertrauen erworben; doch jetzo bedenket
Seinen Oheim, den Dachs, und seinen eigenen Vater
Hat er diesmal bezüchtigt und ihre Frevel verkündigt.

Wollt' er, so kennt' er sie schonen und kannte von anderen Thieren
Solche Geschichten erzählen; er wird so übrig nicht lügen.

Meinet ihr so, versetzte der König; und denkt ihr, es wäre
Wirklich zum Besten gerathen, daß nicht ein größeres Uebel
Draus entstünde, so will ich es thun und dieß Verbrechen
Reinekens über mich nehmen und seine verwunderte Sache.
Einmal trau' ich, zum letzten Mal noch! das mag er bedenken:
Denn ich schwör' es ihm zu, bei meiner Krone! verloren
Künftig erwirbt und lügt, es soll ihn ewig gereuen;
Alles, wär' es ihm nur verwandt im geringsten Grade,
Wer sie auch wären, sie sollten's entgelten, und keiner entgeht mir.
Sollen in Unglück und Schmach und schwere Prozesse gerathen!

Als nun Reinecke sah, wie schnell sich des Königs Gedanken
Wendeten, faßt' er ein Herz und sagte: Sollt' ich so übrig
Handeln, gnädiger Herr, und euch Geschichten erzählen,
Deren Wahrheit sich nicht in wenig Tagen bewiese?

Und der König glaubte den Worten und allen vergab er.
Erst des Vaters Verrath, dann Reinekens eigne Verbrechen.
Ueber die Maßen freute sich der: zur glücklichen Stunde
War er der Feinde Gewalt und seinem Verhängniß entronnen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu sprechen:
Möge Gott euch alles vergelten und eurer Gemahlin,
Was ihr an mir Unwürdigem thut; ich will es gedenken
Und ich werde mich immer gar höchlich dankbar erzeigen.
Denn es lebet gewiß in allen Landen und Reichen
Niemand unter der Sonne, dem ich die herrlichen Schätze
Lieber gönnte, denn eben euch beiden. Was habt ihr nicht alles
Mir für Gnade bewiesen! Dagegen geb' ich euch wissig
König Emmerichs Schatz, so wie ihn dieser besessen.
Wo er liegt, beschreib' ich euch nun, ich sage die Wahrheit.

Höret! im Osten von Flandern ist eine Wüste, darinnen
Liegt ein einzelner Busch, heißt Hüsterlo, merket den Namen!
Dann ist an Brunn, der Krekelborn heißt, ihr werdet verstehen.
Beide nicht weit aus einander. Es kommt in selbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stätte, das merket und nützet das Zeichen.
Gehet selber dahin mit eurer Gemahlin; es wäre
Niemand sicher genug, um ihn als Boten zu senden.
Und der Schade wäre zu groß; ich darf es nicht rathen.
Selber müßt ihr dahin. Bei Krekelborn gehet ihr vorüber.
Sehet zwei junge Birken hernach, und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; so gehet nun, gnädiger König,
Grad auf die Birken los, denn drunter liegen die Schätze.
Kraut und scharret nur zu; erst findet ihr Moos an den Wurzeln.
Dann entdeckt ihr sogleich die allerreichsten Geschmeide.
Gelten, künstlich und schön, auch findet ihr Emmerichs Krone;
Wäre des Bären Wille gewichen, der sollte sie tragen.
Manchen Zierath fand ihr daran und Edelsteine.
Goldnes Kunstwerk! man macht es nicht mehr, wer weiß! es bezahlen?
Sehet ihr alle das Gut, o gnädiger König, beisammen.
Ja, ich bin es gewiß, ihr denket meiner in Ehren.
Reinecke, redlicher Fuchs! so denkt ihr: der du so klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es dir immer,
Wo du auch seyn magst, glücklich ergehn! So sagte der Heuchler.

Und der König versetzte darauf: ihr müßt mich begleiten;
Denn wie will ich allein die Stelle treffen? Ich habe
Wohl von Aachen gehört, wie auch von Lübeck, und Cölen,
Und von Paris; doch Hüsterlo hört' ich im Leben nicht einmal
Nennen, eben so wenig als Krekelborn; sollt' ich nicht fürchten,
Daß du uns wieder verlästt und solche Namen erdichtest?

Reinecke hörte nicht gern des Königs bedächtige Rede.
Sprach: so weiß' ich euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan zu suchen. Wie meint' ich euch sege verdächtig?
Nächst, ich bleibe dabei, ich alles in Flandern zu finden.
Laßt uns einige fragen; es mag es ein anderer versichern.
Krekelborn! Hüsterlo! sagt' ich, und also heißen die Namen.
Langen rief er darauf, und Lampe pauderte behend.
Reinecke rief: so kommt nur getrost, der König begehrt euch.
Will, ihr sollt bei Eid und bei Pflicht, die ihr neulich gelistet,

Amtmann.

Der Menſch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme ſchon durch manche Land,
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu eſſen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque, ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' geſehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt' die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque, ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch geſehn die Jungfer ſchön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinem ſehn,
Avecque la marmotte,
Avecque, ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Wahrhaft reden; so zeiget denn an, wofern ihr es wisset,
Sagt, wo Hästerle liegt und Kretelborn? Lasset uns hören.

Lampe sprach: das kann ich wohl sagen. Es liegt in der Wüste.
Kretelborn nahe bei Hästerle. Hästerle nennen die Leute
Jenen Busch, wo Simonet lange, der Krumme, sich aufstellt,
Falsche Münze zu schlagen mit seinen verwegenen Gesellen.
Vieles hab' ich daselbst von Frost und Hunger gelitten.
Wenn ich vor Nonen, dem Hund, in großen Nöthen geflüchtet,
Reinete sagte darauf: ihr könnt euch unter die andern
Wieder stellen; ihr habet den König genugsam gerichtet.
Und der König sagte zu Reinete: seyd mir zufrieden.
Daß ich bisher gewesen und eure Worte bezweifelt:
Aber fehrt nun zu, mich an die Stelle zu bringen.

Reinete sprach: wie schätz' ich mich glücklich, gezieret es mir heute
Mit dem König zu gehn und ihm nach Flandern zu folgen;
Aber es müßt' euch zur Sünde gereichen. So sehr ich mich schame,
Muß es heraus, wie gern ich es auch noch länger verschweigen.
Jüngrim ließ vor einiger Zeit zum Mönche sich weihen,
Zwar nicht etwa dem Herren zu dienen, er diente dem Magen;
Zehrte das Kloster fast auf, man reicht' ihm für Schafe zu essen.
Alles war ihm zu wenig; er klagte mir Hunger und Kummer;
Endlich erbarmet' es mich, als ich ihn mager und krank sah,
Half ihm treulich davon, er ist mein naher Verwandter.
Und nun hab' ich darum den Bann des Papstes verschuldet.
Möchte nun ohne Verzug, mit eurem Wissen und Willen,
Meine Seele beraten und morgen mit Aufgang der Sonne,
Gnad und Ablaß zu suchen, nach Rom mich als Pilger begeben.
Und von dannen über das Meer; so werden die Sünden
Alle von mir genommen, und fehr' ich wieder nach Hause,
Darf ich mit Ehren neben euch gehn. Doch thät' ich es heute,
Würde jedweder sagen: wie treibt es jetzo der König
Wieder mit Reinecken, den er vor Kurzem zum Tode verurtheilt!
Und der über das alles im Bann des Papstes verstrickt ist!
Gnädiger Herr, ihr fehrt es wohl ein, wir lassen es lieber.

Wahr, versetzte der König drauf: das kannt' ich nicht wissen.
Bist du im Banne, so wär' mir's ein Vorwurf, dich mit mir zu führen.
Lampe kann mich, oder ein andrer, zum Borne begleiten.
Aber, Reinete, daß du vom Banne dich suchst zu befreien,
Find' ich nützlich und gut. Ich gebe dir gnädigen Urlaub,
Morgen bei Zeiten zu gehn; ich will die Wallfahrt nicht hindern.
Denn mir scheint, ihr wollt euch bekehren vom Bösen zum Guten.
Gott gesegne den Vorsatz und laß euch die Reise vollbringen!

Sechster Gesang.

So gelangte Reinete wieder zur Gnade des Königs.
Und es trat der König hervor auf erhabene Stätte,
Sprach vom Steine herab und hieß die sämmtlichen Thiere
Stille schweigen; sie sollten ins Gras nach Stand und Geburt sich
Niederlassen. Und Reinete stand an der Königin Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte zu sprechen:

Schweiget und höret mich an, zusammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche, höret mich an, ihr Großen und Kleinen.
Meine Baronen und meine Genossen des Hofes und Hauses!
Reinete stehe hier in meiner Gewalt; man dachte vor Kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bei Hofe so manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder schenke. So hat auch die Königin, meine Gemahlin,
Sehr gebeten für ihn, so daß ich ihm günstig geworden.
Mich ihm völlig versöhnet und Leib und Leben und Güter
Frei ihm gegeben. Es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein Friede;
Nun sey allen zusammen bei Leibesstrafen geboten:
Reinecken sollt ihr überall ehren mit Wehr und mit Waffen,
Wo sie euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen.
Ferner hör' ich von Reinetens Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebels gethan, es ist es vergessen; er wird sich Bessern, und thut es gewiß. Denn morgen wird er bei Zeiten
Stab und Mantel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn,
Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder,
Bis er vollkommenen Ablaß der sündigen Thaten erlangt hat.

Hinze wandte sich drauf zu Braun und Isengrim zornig;
Nun ist Mühe und Arbeit verloren! so rief er: o wär' ich

Weit von hier! Ist Reinete wieder zu Gnaden gekommen,
Braucht er jegliche Kunst, uns alle Drei zu verderben.
Um ein Auge bin ich gebracht, ich fürchte fürs andre!

Guter Rath ist theuer, versetzte der Braune: das seh' ich.
Isegrim sagte dagegen: das Ding ist seltsam! wir wollen
Grad zum Könige gehn. Er trat verdrießlich mit Braunen
Gleich vor König und Königin auf, sie redeten vieles
Wider Reineken, redeten beide; da sagte der König:
Hörtet ihr's nicht? Ich hab' ihn aufs Neue zu Gnaden empfangen.
Zornig sagt' es der König und ließ im Augenblick beide
Faben, binden und schließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reineken hatte vernommen und ihres Verrathes.

So veränderte sich in dieser Stunde die Sache
Reinekens völlig. Er machte sich los, und seine Verkläger
Wurden zu Schanden; er wußte sogar es täuschend zu lenken,
Daß man dem Bären ein Stück von seinem Felle herabzog.
Fuß lang, Fuß breit, daß auf die Reise daraus ihm ein Ränzel
Fertig würde; so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
Aber die Königin bat er, auch Schuh' ihm zu schaffen und sagte:
Ihr erkennt mich, gnädige Frau, nun einmal für euren
Pilger; helfet mir nun, daß ich die Reise vollbringe.
Isegrim hat vier tüchtige Schuhe, da wär' es wohl billig,
Daß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verliehe;
Schafft mir sie, gnädige Frau, durch meinen Herren, den König.
Auch entbehrte Frau Gieremund wohl ein Paar von den ihren.
Denn als Hausfrau bleibt sie doch meist in ihrem Gemache.

Diese Forderung fand die Königin billig. Sie sannen
Jedes wahrlich ein Paar entbehren: sagte sie gnädig.
Reinete dankte darauf und sagte mit freudiger Bewegung:
Krieg' ich doch nun vier tüchtige Schuhe, da will ich nicht zaudern.
Alles Guten, was ich sofort als Pilger vollbringe.
Werdet ihr theilhaft gewiß: ihr und mein gnädiger König:
Auf der Wallfahrt sind wir verpflichtet für alle zu beten,
Die uns irgend gedienet. Es lohne Gott euch die Mühe!

An den vorderen Füßen verlor Herr Isegrim also
Seine Schuhe bis an die Knorren; desgleichen verschonte
Man Frau Gieremund nicht, sie mußte die hintersten lassen.

So verloren sie beide die Haut und Klauen der Füße,
Lagen erbärmlich mit Braunen zusammen und dachten zu sterben;
Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Ränzel gewonnen.
Trat herzu und spottete noch verfeindeten der Wölfin:
Liebe, Gute! sagt' er zu ihr: da sehet, wir zierlich
Eure Schuhe mir stehn, ich hoffe, sie sollen auch dauern.
Manche Mühe gabt ihr euch schon zu meinem Verderben,
Aber ich habe mich wieder bewährt; es ist mir gelungen.
Habt ihr Freude gehabt, so kommt nun endlich die Reihe
Wieder an mich; so pflegt es zu gehn, man weiß sich zu fassen.
Wenn ich nun reise, so kann ich mich täglich der lieben Verwandten
Dankbar erinnern; ihr habt mir die Schuhe gefällig gegeben,
Und es soll euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene,
Theil' ich mit euch, ich bet' ihn zu Rom und über dem Meere.

Und Frau Gieremund lag in großen Schmerzen, sie konnte
Fast nicht reden, doch griff sie sich an und sagte mit Seufzen:
Unsre Sünden zu strafen, läßt Gott euch alles gelingen.
Aber Isegrim lag und schwieg mit Braunen zusammen;
Beide waren elend genug, gebunden, verwundet,
Und vom Feinde verspottet. Es fehlte Hinze, der Kater;
Reinete wünschte so sehr, auch ihm das Wasser zu wärmen.

Nun beschäftigte sich der Heuchler am anderen Morgen
Gleich die Schuhe zu schmieren, die seine Verwandten verloren.
Eilte dem Könige noch sich vorzustellen und sagte:
Euer Knecht ist bereit, den heiligen Weg zu betreten;
Eurem Priester werdet ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich segne, damit ich von hinnen mit Fug verscheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeit sey! so sprach er.
Und es hatte der König den Wunsch zu seinem Caplane;
Alle geistlichen Dinge besorgt er, es braucht ihn der König
Auch zum Schreiber, man nennt ihn Bertun. Da ließ er ihn rufen.
Sagte: Leset sogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reineken hier, ihn auf die Reise zu segnen,
Die er vor hat; er gehet nach Rom und über das Wasser.

Hänget das Kätzel ihm um, und gebt ihm den Stab in die Hände.
Und es erwiderte drauf Bellyn: Herr König, ihr hadert e
Glaub' ich, vernommen, daß Reinete noch vom Banne nicht los ist.
Ueberis wärd' ich deswegen von meinem Bischof erbulden.
Der es leichtlich erfährt, und mich zu strafen Gewalt hat.
Aber ich thue Reineten selbst nichts Gradet noch Krummes.
Könnte man freilich die Sache vermitteln, und stellt' es kein Vorwurf
Mir beim Bischof. Herrn Ohnegrund, werden, zürnte nicht etwa
Drüber der Propst, Herr Losefund, oder der Dechant Rapiamus, ich segnet' ihn gern nach eurem Befehle.

Und der König versetzte: was soll das Reinen und Reden?
Viele Worte laßt ihr und hören und wenig da hinter.
Leret ihr über Reinete mir nicht Gradet noch Krummes.
Frag' ich den Teufel darnach! Was geht mich der Bischof im Dom an?
Reinete macht die Wallfahrt nach Rom, und wollt ihr das hindern?
Aengstlich krauste Bellyn sich hinter den Ohren; er scheute
Seines Königes Zorn, und sing sogleich aus dem Buch an
Ueber den Pilger zu lesen, doch dieser achtet' es wenig.
Was es mochte, daß es denn auch, das kann man sich denken.

Als nun war der Segen gelesen, da gab man ihm wieder
Kätzel und Stab, der Pilger war fertig, so lag er die Wallfahrt.
Falsche Thränen liefen dem Scheinen die Wangen herunter.
Und benetzten den Bart, als führt' er die schmerzhafteste Reue.
Freilich schmerzt' es ihn auch, daß er nicht alle zusammen.
Viele sie waren, ins Unglück gebracht, und drei nur geschändet.
Doch er stand und bat, sie möchten alle getreulich
Für ihn beten, so gut sie vermöchten. Er machte nun Anstalt
Fort zu eilen, er fürchte sich schuldig und hatte zu fürchten.
Reinete, sagte der König: ihr seyd mir so eilig! Warum das? —
Wer das Gutes beginnt, soll niemals weilen, versetzte
Reinete drauf: ich bitt' euch um Urlaub, es ist die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und lasset mich wandern.
Habet Urlaub, sagte der König, und alle geben er Sämmtlichen Herren ins Herz, dem Gelben Pilger ein Stücken
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indessen
Brun und Isegrim, beide gefangen, in Jammer und Schmerzen.

Und so hatte denn Reinete wieder die Liebe des Königs
Völlig gewonnen und ging mit großen Ehren vom Hofe.
Schien mit Kätzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu wallen,
Hatt' er dort gleich so wenig zu thun, als ein Maibaum in Aachen.
Ganz was anders führt' er im Schilde. Nun war ihm gelungen,
Einen flächsenen Bart und eine wächserne Nase
Seinem König zu geben; es mußten ihm alle Verkläger
Folgen, da er nun ging, und ihn mit Ehren begleiten.
Und er konnte die Tücke nicht lassen und sagte noch scherzend:
Sorget, gnädiger Herr, daß euch die beiden Verräther
Nicht entgehen und haltet sie wohl im Kerker gebunden.
Würden sie frei, sie ließen nicht ab mit schändlichen Werken.
Eurem Leben drohet Gefahr, Herr König, bedenkt es!

Und so ging er dahin mit stillen frommen Geberden,
Mit einfältigem Wesen, als wüßt' er's even nicht anders.
Drauf erhub sich der König zurück zu seinem Palaste.
Sämmtliche Thiere folgten dahin. Nach seinem Gebeite
Hatten sie Reineten erst ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Scheim sich ängstlich und traurig geberdet.
Daß er manchen gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Hase, besonders war sehr bekümmert. Wir sollen,
Lieber Lampe, sagte der Scheim; und sollen wir scheiden?
Möcht' es euch und Bellyn, dem Bieder, heute belieben,
Meine Straße mit mir noch ferner zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch eure Gesellschaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr seyd angenehme Begleiter und redliche Leute.
Jedermann redet nur Gutes von euch, das bringt mir Ehre;
Geistlich seyd ihr und heiliger Sitte. Ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt. Ihr laßt euch mit Kräutern genügen.
Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu stillen, und fraget
Nie nach Brot oder Fleisch, noch andrer besonderer Speise.
Also kennt' er mit Lob der beiden Schwäche bethören;
Beide gingen mit ihm zu seiner Wohnung und saßen
Malepartus, die Burg, und Reinete sagte zum Widder:
Bleibet hieraußen, Bellyn, und laßt die Gräser und Kräuter
Nach Belieben euch schmecken; es bringen diese Gebirge

Manche Gewächse hervor, gesund und guten Geschmackes.
Lampen nehm' ich mit mir; doch bitten ihn, daß er mein Weib mir
Trösten möge, die schon sich betrübt, und wird sie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreise, so wird sie verzweifeln.
Süße Worte brauchte der Fuchs, die zwei zu betrügen.
Lampen führt' er hinein, da fand er die traurige Füchsin
Liegen neben den Kindern, von großer Sorge bezwungen:
Denn sie glaubte nicht mehr, daß Reinete sollte vom Hofe
Wiederkehren. Nun sah sie ihn aber mit Ranzet und Stabe;
Wundervar kam es ihr vor, und sagte: Reinhart, mein Lieber,
Saget mir doch, wie ist's euch gegangen? Was habt ihr erfahren!
Und er sprach: schon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden,
Aber der König bezeigte sich gnädig, befreite mich wieder.
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen
Braun und Isegrim beide zurücke. Dann hat mir der König
Lampen zur Sühne gegeben und, was wir nur wollten, geschrieben ihm.
Denn es sagte der König zuletzt mit gutem Bescheide:
Lampe war es, der mich verrieth. So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und soll mir alles entgelten.
Aber Lampe vernahm erschrocken die drohenden Worte.
War verwirrt und wollte sich retten und eilte zu fliehen.
Reinete schnell verrath ihm das Thor, es faßte der Mörder
Bei dem Halse den Armen, der laut und gräßlich um Hülfe
Schrie: O helfet, Bellyn! Ich bin verloren! Der Pilger
Bringt mich um! Doch schrie er nicht lange; denn Reinete bald' ihm
Bald die Kehle zerbissen. Und so empfing er den Gastfreund.
Kommt nun, sagt' er: und essen wir schnell, denn fett ist der Hase.
Guten Geschmackes. Er ist wahrhaftig zum ersten Mal etwas
Nütze, der alberne Geck; ich hatt' es ihm lange geschworen.
Aber nun ist es vorbei; nun mag der Verräther verklagen!
Reinete machte sich dran mit Weib und Kindern, sie erstickten
Eilig dem Hasen das Fell und speiseten mit gutem Behagen.
Köstlich schmeckt' es der Füchsin, und einmal über das andre:
Dank sey Könign und Königin! rief sie: wir haben durch ihre
Gnade das herrliche Mahl. Gott möge es ihnen belohnen!
Esset nur, sagte Reinete, zu; es reichet für diesmal;
Alle werden wir satt, und mehreres denk' ich zu holen:
Denn es müssen doch alle zulent die Zeche bezahlen,
Die sich an Reinken machen und ihm zu schaden gedenken.

Und Frau Ermelyn sprach: ich möchte fragen, wie seid ihr
Los und ledig geworden? Ich brauchte, sagt' er dagegen,
Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und seine Gemahlin betrogen.
Ja, ich läugn' es euch nicht, es ist die Freundschaft nur dünne
Zwischen dem König und mir und wird nicht lange bestehen.
Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird sich grimmig entrüsten.
Kriegt er mich wieder in seine Gewalt, nicht Geld und nicht Silber
Könnte mich retten, er folgt mir gewiß und sucht mich zu fangen.
Keine Gnade darf ich erwarten, das weiß ich am besten;
Ungehangen läßt er mich nicht, wir müssen uns retten.

Laßt uns nach Schwaben entfliehn: dort kennt uns niemand; wir halten
Uns nach Landes Weise daselbst. Hilf Himmel! es finden
Süße Speise sich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänse, Hasen, Kaninchen, und Zucker und Datteln,
Feigen, Rosinen, und Wein von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brot mit Butter und Eiern.
Rein und klar ist das Wasser, die Luft ist heiter und lieblich.
Fische giebt es genug, die beiden Gattungen und andre
Heißen Puttus und Gallus und Anas, wer nennte sie alle?
Das sind Fische nach meinem Geschmack! Da brauch' ich nicht eben
Tief ins Wasser zu tauchen; ich habe sie immer gegessen.
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, so müssen wir hin, ihr müßt mich begleiten.

Nun verstehst mich nur wohl! Es ließ mich diesmal der König
Wieder entwischen, weil ich ihm sag von seltenen Dingen.
König Emmerichs herrlichen Schatz versprach ich zu liefern;
Den beschrieb ich, er läge bei Krekelborn. Wären den sie kommen,
Dort zu suchen, so finden sie leider nicht dieses, noch jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und siehet der König
Dergestalt sich betrogen, so wird er schrecklich ergrimmen.
Denn was ich für Lügen ersann, davor ich entwichte.

Könnt ihr denken; fürwahr es ging zunächst an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth, noch schlimmer geängstigt.
Nein! ich wünsche mir solche Gefahr nicht wieder zu sehen.
Kurz es mag mir begegnen was will, ich lasse mich niemals
Wieder nach Hofe bereden, um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Gewandtheit,
Meinen Daumen mit Noth aus seinem Munde zu bringen.

Und Frau Ermelyn sagte betrübt; was wollte das werden?
Elend sind wir und fremd in jedem anderen Lande;
Hier ist alles nach unserm Begehren. Ihr bleibet der Meister
Eurer Bauern. Und habt ihr ein Abenteuer zu wagen
Denn so nöthig? Fürwahr um Ungewisses zu suchen,
Das Gewisse zu lassen ist weder räthlich noch rühmlich.
Leben wir hier doch sicher genug! Wie stark ist die Veste!
Uebrigs' uns der König mit seinem Heere, belagt' er
Auch die Straße mit Macht; wir haben immer so viele
Seitenthore, so viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Ihr wißt es ja besser, was soll ich es sagen;
Uns mit Macht und Gewalt in seine Hände zu kriegen.
Viel gehörte dazu. Es macht mir keine Besorgniß.
Aber daß ihr über das Meer zu gehen geschworen.
Das betrübt mich. Ich fasse mich kaum. Was könnte das werden!

Liebe Frau, bekümmert euch nicht! versetzte darauf Reinete: höret mich an und merket: besser geschworen
Als verloren! So sagte mir ernst ein Weiser im Beichtstuhl:
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Kapenschwanz binden: Ich meine den Eid, versteht mir,
Wie ihr gesagt habt, soll es geschehen. Ich bleibe zu Hause.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu suchen, und hätt' ich
Jenen Eide geschworen, so wollt' ich Jerusalem nimmer
Sehen; ich bleibe bei euch und hab' es fröhlich bei einer;
Andren Orten sind's nicht besser, als wie ich es habe.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten.
Stark und zu mächtig ist er für mich; doch kann es geschehen,
Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm schiere. Da soll er's, wenn ich's erlebe.
Schlimmer finden als er es sucht. Das sey ihm geschworen!

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu schmälen:
Lampe, wollt ihr nicht fort? So kommt doch! lasset uns gehen!
Reinete hört' es und eilte hinaus und sagte: mein Lieber,
Lampe bittet euch sehr, ihm zu vergeben, er freut sich
Drinn mit seiner Frau Muhme, das werdet ihr, sagt er, ihm gönnen.
Gehet sachte voraus. Denn Ermelyn, seine Frau Muhme,
Läßt ihn sobald nicht hinweg; ihr werdet die Freude nicht stören.

Da versetzte Bellyn: ich hörte schreien, was war es?
Lampen hört' ich; er rief mir: Bellyn! zu Hülfe! zu Hülfe!
Habt ihr ihm etwas Leides gethan? Da sagte der Fuchs
Reinete: höret mich recht: Ich sprach von meiner gelobten
Wallfahrt; da wollte mein Weib darüber völlig verzweifeln.
Es befiel sie ein übelicher Schrecken, sie lag uns in Ohnmacht.
Lampe sah das und fürchtete sich und in der Verwirrung
Rief er: Helfet, Bellyn, Bellyn! o, säumet nicht lange,
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!
So viel weiß ich, sagte Bellyn, er hat ängstlich gerufen.
Nicht ein Härchen ist ihm verletzt, verschwur sich der Falsche;
Lieber möchte mir selbst als Lampen was Böses begegnen.
Hörtet ihr! sagte Reinete drauf; es hat mich der König
Gestern, kam' ich nach Hause, da sollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.
Lieber Neffe, nehmet sie mit; ich habe sie fertig.
Schöne Dinge sag' ich darin und rath' ihm das Klügste.
Lampe war über die Maßen vergnügt, ich hörte mit Freuden
Ihn mit seiner Frau Muhme sich alter Geschichten erinnern.
Wie sie schwatzten! sie wurden nicht satt! Sie aßen und tranken;
Freuten sich über einander; indessen schrieb ich die Briefe.

Lieber Reinhart, sagte Bellyn: ihr müßt mir die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt sie einzustecken ein Täschchen.
Wenn ich die Siegel zerbräche, das würde mir übel bekommen.
Reinete sagte: das weiß ich zu machen. Ich denke, das Räuzel,
Das ich aus Braunens Felle bekam, wird eben sich schicken,
Es ist dicht und stark, darin verwahr' ich die Briefe.
Und es wird euch dagegen der König besonders belohnen;

Er empfängt euch mit Ehren, ihr ſeyd ihm dreimal willkommen.
Alles das glaubte der Wieder Bellon. Da eilte der andre
Wieder ins Haus, das Ränzel ergriff er und ſteckte behende
Lampens Haupt, des erworbenen, drein, und dachte dannen.
Wie er dem armen Bellon die Taſche zu öffnen verwehrte.

Und er ſagte, wie er heraus kam: Hänget das Ränzel
Nur um den Hals und laßt euch, mein Neffe, nicht etwa gelüſten
In die Briefe zu ſehen; es wäre ſchädliche Neugier:
Denn ich habe ſie wohl verwahrt, ſo müßt ihr ſie laſſen.
Selbſt das Ränzel öffnet mir nicht: Ich habe den Knoten
Künſtlich geknüpft, ich pflege das ſo in wichtigen Dingen
Zwiſchen dem König und mir; und findet der König die Riemen
So verſchlungen, wie er gewohnt iſt, ſo werdet ihr Gnade
Und Geſchenke verdienen als zuverläſſiger Bote.

Ja ſobald ihr den König erblickt und wollt noch in deſſ'res
Anſehn euch ſetzen bei ihm, ſo laßt ihn merken, als hätter
Ihr mit gutem Bedacht zu dieſen Briefen gerathen,
Ja dem Schreiber geholfen; es bringt euch Vortheil und Ehre.
Wieder Bellyn ergetzte ſich ſehr und ſprang von der Stätte.
Wo er ſtand, mit Freuden empor und hierhin und dorthin.
Sagte: Neffe und Herr, nun ſeh' ich, ihr liebt mich,
Wollt mich ehren. Es wird vor allen Herren des Hofes
Mir zum Lobe gereichen, daß ich ſo gute Gedanken,
Schöne, zierliche Worte zuſammenbringe. Denn freilich
Weiß ich nicht zu ſchreiben, wie ihr; doch ſollen ſie's meinen
Und ich dank' es nur euch. Zu meinem Beſten geſchah es.
Daß ich euch folgte hierher. Nun ſagt, was meint ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieſer Stunde von hinnen?

Nein: verſteht mich: ſagte der Schalk: noch iſt es unmöglich.
Geht allmählich voraus, er ſoll euch folgen, ſobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen.
Gott ſey bei euch! ſagte Bellyn: ſo will ich denn gehen.
Und er eilete fort; um Mittag gelangt er nach Hofe.

Als ihn der König erſah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: ſaget, Bellyn, von wannen kommt ihr? und wo iſt
Reinete hinkam? Ihr traut das Ränzel, was ſoll das bedeuten?
Da verſetzte Bellyn: er hat mich, allergnäd'gſter König,
Euch zwei Briefe zu bringen, wir haben ſie beide zuſammen
Ausgedacht. Ihr findet ſaſtlich die wichtigſten Sachen
Abgehandelt, und was ſie enthalten, das hab' ich gerathen.
Hier im Ränzel finden ſie ſich; er knüpfte den Knoten.

Und es ließ der König ſogleich dem Biber gebieten,
Der Notarius war und Schreiber des Königs, man nennt ihn
Bobert. Es war ſein Geſchäft, die ſchweren wichtigen Briefe
Vor dem König zu leſen, denn manche Sprache verſtand er.
Auch nach Hinzen ſchickte der König, er ſollte dabei ſeyn.
Als nun Bobert den Knoten mit Hinze ſeinem Geſellen
Aufgelöſet, zog er das Haupt des erworbenen Hahns
Mit Erſtaunen hervor und rief: das heiß' ich mir Briefe!
Seltſam genug! Wer hat ſie geſchrieben? Wer kann es erklären?
Dieß iſt Lampens Kopf, es wird ihn niemand verkennen.
Und es erſchraken König und Königin. Aber der König
Senkte ſein Haupt und ſprach: O, Reinete! hätt' ich dich wieder!
König und Königin beide betrübten ſich über die Maßen.
Reinete hat mich betrogen! ſo rief der König. O hätt' ich
Seinen ſchändlichen Lügen nicht Glauben gegeben! ſo rief er.
Schien verworren, mit ihm verwirrten ſich alle die Thiere.

Aber Lupardus begann, des Königs naher Verwandter:
Traun! ich ſehe nicht ein, warum ihr alſo betrübt ſeyd,
Und die Königin auch. Entfernet dieſe Gedanken:
Faſſet Muth! es möcht' euch vor allen zur Schande gereichen.
Seyd ihr nicht Herr? Es müſſen euch alle, die hier ſind, gehorchen.

Eben deswegen, verſetzte der König, ſo laßt euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin. Ich habe mich lieber vergangen.
Denn mich hat der Verräther mit ſchändlicher Lüge bewogen,
Meine Freunde zu ſtrafen. Es liegen beide geſchändet,
Braun und Iſegrim; ſollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den beſten Baronen
Meines Hofes ſo übel begegnet, und daß ich dem Lügner
So viel Glauben geſchenkt und ohne Vorſicht gehandelt.

Meiner Frauen folgt' ich zu ſchnell. Sie ließ ſich bethören.
Bat und flehte für ihn; o wär' ich nur feſter geblieben!
Nun iſt die Reue zu ſpät, und aller Rath iſt vergebens.

Und es ſagte Lupardus: Herr König, höret die Bitte.
Trauert nicht länger! was Uebels geſchehen iſt, läßt ſich vergleichen.
Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfin, zur Sühne den Widder;
Denn es bekannte Bellyn gar offen und freilich, er habe
Lampens Tod gerathen; das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zuſammen auf Reinekes losgehen,
Werden ihn fangen, wenn es geräth; da hängt man ihn eilig:
Kommt er zum Worte, ſo ſchwätzt er ſich los und wird nicht gehangen.
Aber ich weiß es gewiß, es laſſen ſich jene verſöhnen.

Und der König hörte das gern; er ſprach zu Lupardus:
Euer Rath gefällt mir. Ge gebt nun eilig und holet
Mir die beiden Baronen; ſie ſollen ſich wieder mit Ehren
In dem Rathe neben mich ſetzen. Laßt mir die Thiere
Sämmtlich zuſammen berufen, die hier bei Hofe geweſen;
Alle ſollen erfahren, wie Reinecke ſchändlich gelogen,
Wie er entgangen, und dann mit Bellyn den Lampe geräthet.
Alle ſollen dem Wolf und dem Baren mit Ehren zufrieden ſtellen.
Und zur Sühne geb' ich den Herren, wie ihr ge rathen,
Den Verräther Bellyn und ſeine Verwandten auf ewig.

Und es eilte Lupardus, bis er die beiden Gebundenen,
Braun und Iſegrim, fand. Sie wurden gelöſet; da ſprach er:
Guten Troſt vernehmet von mir: Ich bringe des Königs
Feſten Frieden und freies Geleit. Verſetzet mich, ihr Herren:
Hat der König euch Uebels gethan, ſo iſt es ihm leider
Leid, er läßt es euch ſagen, und wünſcht euch beide zufrieden;
Und zur Sühne ſtellt ihr Bellyn mit ſeinem Geſchlechte,
Ja mit allen Verwandten auf ewige Zeiten empfahen.
Ohne weiteres taſtet ſie an, ihr möget im Walde,
Möget im Felde ſie finden, ſie ſind euch alle gegeben.
Dann erlaubt euch mein anadiger Herr noch über das alles,
Reinecken, der euch verrieth, auf jede Weiſe zu ſchaden;
Ihm, ſein Weib und Kinder und alle ſeine Verwandten
Mögt ihr verfolgen, wo ihr ſie trefft, es hindert euch niemand.
Dieſe köſtliche Freiheit verkünd' ich im Namen des Königs.
Er und alle, die nach ihm derſelben, ſie werden es halten!
Nur vergeſſet denn auch, was euch Verdrießlichs begegnet,
Schwöret ihm treu und gewärtig zu ſeyn, ihr könnt es mit Ehren.
Nimmer verletzt er euch weiter; ich rath' euch, ergreifet den Vorſchlag.

Alſo war die Sühne beſchloſſen; ſie mußte der Wieder
Mit dem Halſe bezahlen, und alle ſeine Verwandten
Werden noch immer verfolgt von Iſegrims mächtiger Sippſchaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe
Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüthen
Fort, ſie glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben;
Keines verſchonet ihr Grimm, ſie laſſen ſich nimmer verſöhnen.
Aber um Brauns und Iſegrims willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie Ernſt es ihm ſey, die Herrn zu verſöhnen.

Siebenter Geſang.

Und nun ſah man den Hof gar herrlich beſtellt und bereitet,
Manche Ritter kamen dahin; den ſämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel und alle zuſammen verehrten
Braun und Iſegrim hoch, die ihrer Leiden vergaßen.
Da ergötzte ſich feſtlich die beſte Geſellſchaft, die jemals
Nur beiſammen geweſen; Trompeten und Pauken erklangen.
Und den Hofſtanz führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüſſig war alles bereitet, was jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen ins Land und luden die Gäſte.
Vögel und Thiere machten ſich auf; ſie kamen zu Paaren,
Reiſeten bei Tag und bei Nacht, und eilten zu kommen.

Aber Reinecke Fuchs lag auf der Lauer zu Hauſe,
Dachte nicht nach Hofe zu gehn, der verlogene Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er ſich. Nach altem Gebrauche
Seine Tücke zu üben, gefiel am beſten dem Scheine.
Und man hörte bei Hof die allerwonnigſten Geſänge;
Speiſ' und Trank ward über und über den Gäſten gereichet;
Und man ſah turnieren und fechten. Es hatte ſich jeder

Zu den Seinen geſellt, da ward getanzt und geſungen.
Und man hörte Pfeifen dazwiſchen und hörte Schalmeien.
Freundlich ſchaute der König von ſeinem Saale hernieder;
Ihm behagte das große Getümmel, er ſah es mit Freuden.

Und acht Tage waren vorbei (es hatte der König
Sich zu Tafel geſetzt mit ſeinen erſten Baronen,
Neben der Königin ſaß er), und blutig kam das Kaninchen
Vor den König getreten und ſprach mit traurigem Sinne:

Herr! Herr König, und alle zuſammen! erbarmet euch meiner!
Denn ihr habt ſo argen Verrath und mörderiſche Thaten,
Wie ich von Reineken dießmal erduldet, nur ſelten vernommen.
Geſtern Morgen fand ich ihn ſitzen, es war um die ſechſte
Stunde, da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber;
Und ich dachte den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte,
Wie ein Pilger gekleidet, als läſ' er Morgengebete.
Sich vor ſeine Pforte geſetzt. Da wollt' ich bedenke
Meines Weges vorbei, zu eurem Hofe zu kommen.
Als er mich ſah, erhub er ſich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt' er wollte mich grüßen; da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwiſchen den Ohren
Fühlt' ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren:
Denn ſie ſind lang und ſcharf, er drückte mich nieder zur Erde.
Glücklicherweiſe macht' ich mich los, und da ich ſo leicht bin
Konnt' ich entſpringen; er knurrte mir nach und ſchwur mich zu finden.
Aber ich ſchwieg und machte mich fort, doch leider beblelt er
Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte.
Seht vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen,
Wie er mit Ungeſtüm ſchlug, faſt wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket euer Geleite!
Wer mag reiſen? wer mag an eurem Hofe ſich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und alle beſchädigt?

Und er endigte kaum, da kam die geſprächige Kräbe.
Merkenau, ſagte: Würdiger Herr und gnädiger König!
Traurige Mähre bring' ich vor euch, ich bin nicht im Stande
Viel zu reden vor Jammer und Angſt, ich fürchte, das bricht mir
Noch das Herz: ſo jämmerlich Ding begegnet mir heute.
Scharfenebe, mein Weib, und ich wir gingen zuſammen
Heute früh, und Reinete lag für todt auf der Heide,
Beide Augen im Kopfe verbrannt, es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken
Laut an zu ſchreien. Er regte ſich nicht, ich ſchrie und verklagt' ihn.
Rief: o weh mir! und Ach! und wiederholte die Klage:
Ach! er iſt todt! wie dauert er mich! Wie bin ich bekümmert!
Meine Frau zerraufte ſich auch; wir jammerten beide.
Und ich betaſtet' ihm Bauch und Haupt, es nahte desgleichen
Meine Frau ſich und trat ihm ans Kinn, ob irgend der Athem
Einiges Leben verrieth'; allein ſie taſtete vergebens;
Beide hätten wir drauf geſchworen. Nun hören das Unglück.

Wie ſie nun traurig und ohne Beſorgniß dem Munde des Todten
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unhold.
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erſchrack, das will ich nicht ſagen. O weh mir! o weh mir!
Schrie ich und rief. Da ſauſ't er hervor und ſchnappte mit einmal
Auch nach mir; da fuhr ich zuſammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht ſo behende geweſen, er hätte mich gleichfalls
Feſt gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders.
Eilend erreicht' ich den Baum. O hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! ich ſah mein Weib in des Böſen wichts Klauen.
Ach! er hatte die Gute gar bald gegeſſen. Er ſchien mir
So begierig und hungrig, als wollt' er noch einige ſpeiſen;
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knöchelchen übrig.
Solchen Jammer ſah ich mit an! Er eilte von dannen.
Aber ich konnt' es nicht laſſen und flog mit traurigem Herzen
An die Stätte; da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe ſie her. Beweiſe der Unthat.
Ach erbarmt euch, gnädiger Herr! denn ſollet ihr dießmal
Dieſen Verräther verſchonen, gerechte Rache verzögern,
Eurem Frieden und eurem Geleite nicht Nachdruck verſchaffen;
Vieles würde darüber geſprochen, es würd' euch mißfallen.
Denn man ſagt: der iſt ſchuldig der That, der zu ſtrafen Gewalt hat,
Und nicht ſtraft; es ſpielet alsdann ein jeder den Herren.
Eurer Würde ging es zu nah', ihr mögt es bedenken.

Alſo hatte der Hof die Klage des guten Kanninchens
Und der Krähe vernommen. Da ſprach Nobel, der König,
Rief: So ſey es geſchworen bei meiner ehlichen Treue,
Dieſen Frevel beſtraf' ich, man ſoll es lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen! Ich will es nicht dulden.
Gar zu leicht verrannt' ich dem Schelm und ließ ihn entkommen,
Stattet' ihn ſelbſt als Pilger noch aus und ſah ihn von binnen
Scheiden, als ging' er nach Rom. Was hat uns der Lügner nicht alles
Aufgebeftet! Wie wußt' er ſich nicht der Königin Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun iſt er entkommen;
Aber ich werde der letzte nicht ſeyn, den es bitter gereute,
Frauenrath befolget zu haben. Und laſſen wir länger
Ungeſtraft den Böſewicht laufen, wir müſſen uns ſchämen.
Immer war er ein Schalk und wird es bleiben. Bedenket
Nun zuſammen, ihr Herren, wie wir ihn faben und richten!
Greifen wir ernſtlich dazu, ſo wird die Sache gelingen.

Iſegrimen und Braunen behagte die Rede des Königs.
Werden wir doch am Ende gerochen! ſo dachten ſie beide.
Aber ſie trauten ſich nicht zu reden, ſie ſahen, der König
War verſtörten Gemüths und zornig über die Maßen.
Und die Königin ſagte zuletzt: Ihr ſollter ſo beſtig,
Gnädiger Herr, nicht gürnen, ſo leicht nicht ſchwören; es leidet
Euer Anſehn dadurch und eurer Worte Bedeutung.
Denn wir ſehen die Wahrheit noch keineswegs am Tage;
Iſt doch erſt der Beklagte zu hören. Und wär' er zugegen
Würde mancher verſtummen, der wider Reineken redet.
Beide Parteien ſind immer zu hören; denn manches Verwegne
Klagt, um ſeine Verbrechen zu decken. Für klug und verſtändig
Hielt ich Reineken, dachte nichts Böſes und hatte nur immer
Euer Beſtes vor Augen, wiewohl es nun anders geſchworen.
Denn ſein Rath iſt gut zu befolgen, wenn freilich ſein Leben
Manchen Tadel verdient. Dabei iſt ſeines Geſchlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken. Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebeſſert, und was ihr beſchließet,
Werdet ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen.

Und Lupardus ſagte darauf: Ihr höret ſo manchen;
Höret dieſen denn auch. Er mag ſich ſtellen, und was ihr
Dann beſchließt, vollziehe man gleich. So denken vermuthlich
Dieſe ſämmtlichen Herrn mit eurer edlen Gemahlin.

Iſegrim ſagte darauf: ein jeder rathe zum Beſten!
Herr Luyardus, höret mich an. Und wäre zur Grunde
Reineke hier und entledigte ſich der doppelten Klage
Dieſer beiden, ſo wär' es mir immer ein Leichtes zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich ſchweige von allem,
Bis wir ihn haben. Und habt ihr vergeſſen, wie ſehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den ſolt' er in Häfterie neben
Kreteldern finden, und was der groben Lüge noch mehr war.
Alle hat er betrogen und mich und Braunen geſchändet;
Aber ich ſetze mein Leben daran. So treibt es der Lügner
Auf der Heide. Nun ſtreicht er herum und raubet und mordet.
Dünkt es dem Könige gut und ſeinen Herren, ſo mag man
Alſo verfahren. Doch wär' es ihm Ernſt, nach Hofe zu kommen,
Hätt' er ſich lange geſunden. Es litten die Boten des Königs
Durch das Land, die Gäſte zu laden, doch blieb er zu Hauſe.

Und es ſagte der König darauf: was ſollen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet euch alle (ſo ſey es geboten!)
Mir am ſechſten Tage zu folgen. Denn wahrlich, das Ende
Dieſer Beſchwerden will ich erleben. Was ſagen die Herren?
Wär' er nicht fähig zuletzt ein Land zu Grunde zu richten?
Macht euch fertig, ſo gut ihr nur könnt, und kommet im Harniſch.
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren.
Und betragt euch wacker und brav! Es führe mir jeder,
Denn ich ſchlage wohl Ritter im Felde, den Namen mit Ehren.
Malepartus, die Burg, belagern wir; was er im Haus hat,
Wollen wir ſehen. Da riefen ſie alle: wir werden gehorchen!

Alſo dachte der König und ſeine Genoſſen die Veſte
Malepartus zu ſtürmen, den Fuchs zu ſtrafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe geweſen, entfernte ſich heimlich und eilte
Reineken aufzuſuchen und ihm die Nachricht zu bringen;

Traurend ging er und klagte vor sich und sagte die Worte:
Ach, was kann es nun werden, mein Oheim! Billig bedauert
Dich dein ganzes Geschlecht, du Haupt des ganzen Geschlechtes!
Vor Gerichte vertratest du uns, wir waren geborgen;
Niemand konnte bestehn vor dir und deiner Gewandtheit.

So erreicht' er das Schloß, und Reinetten fand er im Freien
Sitzen; er hatte sich erst zwei junge Tauben gefangen;
Aus dem Nesse wagten sie sich, den Flug zu versuchen,
Aber die Jedern waren zu kurz; sie fielen zu Boden.
Nicht im Stande sich wieder zu heben, und Reinette griff sie;
Denn oft ging er umher zu jagen. Da sah er von weitem
Grimbart kommen und wartete sein; er grüßt' ihn und sagte:
Seyd mir, Neffe, willkommen vor allen meinen Geschlechtes!
Warum lauft ihr so sehr? Ihr kommet; bringt ihr was Neues?
Ihm erwiderte Grimbart: Die Zeitung, die ich vermeide,
Klingt nicht tröstlich, ihr sehet, ich komm' in Aengsten gelaufen!
Leben und Gut ist alles verloren! Ich habe des Königs
Zorn gereizet; er schwört euch zu haben und schändlich zu tödten.
Allen hat er befohlen, am siebten Tage gewaffnet
Hier zu erscheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchsen und Wagen.
Alles fällt nun über euch her, bedenkt euch in Zeiten!
Isegrim aber und Braun sind mit dem Könige wieder
Besser versöhnt, als ich nur immer mit euch bin, und alles.
Was sie wollen, geschieht. Den gräßlichsten Mörder und Räuber
Sollt euch Isegrim laut, und so bewegt er den König.
Er wird Marschall; ihr werdet es sehen in wenigen Wochen.
Das Kaninchen erschien, dazu die Kröte, sie brachten
Große Klagen gegen euch vor. Und sollt' euch der König
Diesmal fahen, so lebt ihr nicht länger! das muß ich verrathen.

Weiter nichts? versetzte der Fuchs. Das sticht mich nun alles
Keinen Pfifferling an. Und hätte der König mit seinem
Ganzen Rathe dreymal und dreifach gelobt und geschworen:
Komm' ich nur selber dahin, ich bebe mich über sie alle.
Denn sie rathen und rathen und wissen es nimmer zu treffen.
Lieber Neffe, lasset das fahren, und folgt mir und sehet,
Was ich euch gebe. Da hab' ich so eben die Tauben gefangen.
Junge und fett. Es bleibt mir das liebste von allen Gerichten!
Denn sie sind leicht zu verdauen, man schluckt sie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen schmecken so süß! sie schmelzen im Munde.
Sind bald Milch, bald Blut. Die leichte Speise bekommt mir.
Und mein Weib ist von gleichem Geschmack. So kommt nur, sie wird uns
Freundlich empfangen; doch merke sie nicht, warum ihr gekommen!
Jede Kleinigkeit fällt ihr aufs Herz und macht ihr zu schaffen.
Morgen geb' ich euch Hofe mit euch; da hofft sie, ihr werdet.
Lieber Neffe, mir bessen, so wie es Verwandten gezieret.

Leben und Gut verpflicht' ich euch gern zu eurem Behufe.
Sagte der Dachs, und Reinette sprach: Ich will es gedenken;
Leb' ich lange, so soll es euch frommen! Der andre versetzte:
Tretet immer getrost vor die Herren und wahret zum Besten
Eure Sache, sie werden euch hören; auch stumme Lügrabus
Schon dahin, man sollt' euch nicht strafen, bevor ihr gehöret.
Euch vertheidigt; es meinte das Gleiche die Königin selber.
Merket den Umstand und sucht ihn zu nutzen! Doch Reinette sagte:
Seyd nur gelassen, es findet sich alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn, es frommt mir am Ende.

Und so gingen sie beide hinein und wurden gelassen
Von der Hausfrau empfangen; sie brachte, was sie nur hatte.
Und man theilte die Tauben, man fand sie schmackhaft und jedes
Speis'te sein Theil; sie wurden nicht satt, und hätten gewünscht
Ein bald Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen.

Reinette sagte zum Dachse: Betrunk mir, Oheim, ist habe
Kinder in solcher Art, sie müssen jedem gefallen.
Sagt mir, wie euch Rassel behagt und Reinhart der Kleine?
Sie vermehren einst unser Geschlecht und sangen allmählich
An sich zu bilden, sie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt sich ein Huhn, der andre haschet sich ein Kätzchen;
Auch ins Wasser ducken sie gern, die Fische zu holen.
Und den Krebs. Ich scheide sie gern noch später zu sagen;
Aber Klugheit muß ich vor allem sie lehren und Vorsicht,
Wie sie vor Strick und Jäger und Hunden sich weise bewahren.

Nun laßt mich nicht so gehn, ihr Herrn,
Avecque la marmotte,
Die Burschen essen und trinken gern,
Avecque la marmotte,
Avecque, si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Die Gesellschaft wirft dem Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft alles auf.

Zitterspielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer!
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Ist nicht wahr, ist mein.

Balgen sich. Marmotte siegt, Zitterspielbub weint.

Symphonie.

Lichtputzer,

in Hanswurststracht, auf dem Theater.

Wollen's gnädigst erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Und verstehen sie dann das rechte Wesen und sind sie
Abgerichtet, wie sich's gebührt, dann führen sie täglich
Speise heim und bringen und soll im Hause nichts
fehlen.
Denn sie schlagen mir auch und spielen grimmige
Spiele.
Wenn sie's beginnen, so ziehn den Kürzern die
kürzern Thiere.
An der Kehle fühlt sie der Gegner und packt
nicht lange:
Das ist Reinekens Art und Spiel. Auch greifen
sie dallig,
Und ihr Sprung ist gewiß; das dünkt mich eben
das Rechte!

Grimbart sprach: Es gereichet zur Ehre und
mag man sich freuen.
Kinder zu haben, wie man sie wünscht, und die
zum Gewerbe
Bald sich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich
freue mich herzlich.
Sie von meinem Geschlechte zu wissen, und hoffe
das Beste.
Mag es für heute bewenden, versetzte Reinete;
gehn wir
Schlafen, denn alle sind müd', und Grimbart be-
sonders ermattet.
Und sie legten sich nieder im Saale, der über und
über
War mit Heu und Blättern bedeckt, und schliefen
zusammen.

Aber Reinete wachte vor Angst; es schien ihm
die Sache
Guten Raths zu bedürfen, und sinnend fand ihn
der Morgen.
Und er bat vom Lager sich auf und sagte zu seinem
Weibe: Bertilge nach mich, es hat mich Grimbart
geboten.
Mit nach Hofe zu gehn; ihr bleibet ruhig zu Hause.
Redet jemand von mir, so kehret es immer zum
Besten
Und verwahret die Burg, so ist uns allen gerathen.

Und Frau Ermelyn sprach: Ich sind' es selt-
sam: ihr wagt es.
Wieder nach Hofe zu gehn, wo euer so übel ge-
dacht wird.
Seyd ihr genöthigt? Ich seh' es nicht ein, bedenkt
das Vergangne!
Freilich, sagte Reinete drauf, es war nicht zu
schweigen;
Viele wollten mir übel, ich kam in große Bedrängniß;
Aber mancherlei Dinge begannen unter der Sonne.
Wider alles Vermuthen erfährt man dieses und
jenes.
Und wer was zu haben vermeint, vermißt es auf
einmal.
Alle laßt mich nur gehn, ich habe dort manches
zu schaffen.
Bleibet ruhig, das bitt' ich euch sehr, ihr habet
nicht nöthig
Euch zu ängstigen. Wartet es ab: ihr sehet, mein
Liedchen
Ist es mir immer nur möglich, in fünf, sechs
Tagen mich wieder.
Und so schied er von dannen, begleitet von Grim-
bart dem Dachse.

Achter Gesang.

Weiter zogen sie nun zusammen über die Heide.
Grimbart und Reinete, grade den Weg zum Schlosse
des Königs.
Aber Reinete sprach: es falle wir es auch wollte,
Dießmal zürnet es mir. die Reise führet zum Besten.
Lieber Neffe, höret mich nun: Schreiben ich zum
Letzten
Euch geschicket, verging ich mich wieder in sündigem
Weisen;
Höret Großes und Kleines und was ich damals
vergessen.

Von dem Leibe des Bären und seinem Felle
verschafft' ich
Mir ein tüchtiges Stück; es trauen der Wolf und
die Wölfin
Ihre Schuhe mir ab; so hab' ich mein Mütchen
gekühlet.
Meine Ehre verschaffte mir das, ich wußte den König
Aufzubringen und hab' ihn dabei entsetzlich betrogen:
Denn ich erzählt' ihm ein Mährchen und Schöne
wußt' ich zu dichten.
Ja ich hatte daran nicht genug, ich störete Lampen.
Ich verpachte Bessin mit dem Haupt des Ermeber-
ten; grimmig
Sah der König auf ihn, er mußte die Zeche bez-
zahlen.
Und das Kaninchen, ich drückt' es gewaltig hinter
die Ohren.
Daß es beinah das Leben verlor, und war mir
verdrießlich
Daß es entkam. Auch muß ich bekennen, die Kröte
beklagt sich
Nicht mit Unrecht, ich habe Frau Scharfenebbe,
sein Weibchen,
Aufgegessen. Das hab' ich begangen, seitdem ich
gebeichtet,
Aber damals vergaß ich nur eines, ich will es
erzählen.
Eine Schalkheit, die ich beging, ihr müßt sie er-
fahren.
Denn ich möchte nicht gern so etwas tragen; ich
sind es
Damals dem Wolf auf den Rücken. Wir gingen
nämlich zusammen
Zwischen Kachus und Elverdingen, da fuhr wir
vor uns weiten
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und eins wir das
andre
Wie ein Rabe so schwarz. Vier Monat mochte
das Fohlen
Alt seyn, und Isegrim war vom Hunger gepeinigt,
da bat er:
Fraget mir doch, verkauft und die Stute nicht etwa
das Fohlen?
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte
das Stückchen.
Liebe Frau Mähre, sagt' ich zu ihr: das Fohlen
ist euer,
Wie ich weiß; verkauft ihr es wohl? Das möcht'
ich erfahren.
Sie versetzte: Bezahlt ihr es gut, so kann ich es
missen.
Und die Summe, für die es mir feil ist, ihr
werdet sie lesen.
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fuße. Da
merkt' ich.

Was sie wollte, versetzte darauf: ich muß euch bekennen.
Lesen und Schreiben gelingt mir nicht eben so, wie ich es wünschte.
Auch begehr' ich des Kindes nicht selbst: denn Isegrim möchte
Das Verhältniß eigentlich wissen; er hat mich gesendet.

Laßt ihn kommen, versetzte sie drauf: er soll es erfahren.
Und ich ging, und Isegrim stand und wartete meiner.
Wollt ihr euch sättigen, sagt' ich zu ihm: so geht nur, die Mähre
Liegt euch das Fohlen, es steht der Preis am hinteren Fuße
Unten geschrieben; ich möchte nur, sagte sie, selber da nachsehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt' ich schon Manches vernehmen,
Weil ich nicht lesen und schreiben gelernt. Versucht es, mein Oheim,
Und beschaut die Schrift, ihr werdet vielleicht sie verstehen.

Isegrim sagte: Was sollt' ich nicht lesen! das wäre mir seltsam!
Deutsch, Latein und Wälsch, sogar Französisch versteh' ich:
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weisen, Gelahrten, und mit den Meistern des Rechtes
Fragen und Urtheil gestellt; ich habe meine Lizenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet.
Les' ich als wär' es mein Name. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und lese die Schrift, wir wollen doch sehen!

Und er ging und fragte die Frau: wie theuer das Fohlen?
Macht es billig! Sie sagte darauf: ihr dürft nur die Summe
Lesen, sie steht geschrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich sehen! versetzte der Wolf, Sie sagte: das thu' ich!
Und sie hub den Fuß empor aus dem Grase; der war erst
Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden.
Lag betäubt wie todt. Sie aber citte von dannen.
Was sie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da kroch er sich wieder und heulte.
Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und sagte:
Herr Oheim,
Wo ist die Stute? Wie schmeckte das Fohlen? Ihr habt euch gesättigt.
Hart mich vergebens: ihr thatet nicht wohl; ich brachte die Botschaft!
Nach der Mahlzeit schmeckte das Sälzchen. Wie lautete, sagt mir,
Unter dem Fuße die Schrift? Ihr seyd ein großer Gelehrter.

Ach! versetzt' er: spottet ihr noch? Wie bin ich so übel
Diesmal gefahren! Es sollte fürwahr ein Stein sich erbarmen.
Die langhaarige Mähre! Der Henker mag's ihr bezahlen!
Denn der Fuß war mit Eisen beschlagen, das waren die Schriften!
Neue Nägel! Ich habe davon sechs Wunden im Kopfe.

Kaum beblickt er sein Leben. Ich habe nun alles gerichtet.
Lieber Neffe! vergebet mir nun die sündigen Werke!
Wie es bei Hofe geräth, ist mißlich; aber ich habe
Mein Gewissen befreit und mich von Sünden gereinigt.
Saget nun, wie ich mich kehre, damit ich zu Gnaden gelange.

Grimbart sprach: ich sind' euch von Neuem mit Sünden beladen.
Doch es werden die Todten nicht wieder lebendig; es wäre
Freilich besser, wenn sie noch lebten. So will ich, mein Oheim,
In Betrachtung der schrecklichen Stunde, der Nähe des Todes,
Der euch droht, die Sünde vergeben als Diener des Herren:
Denn sie streben euch nach mit Gewalt, ich fürchte das Schlimmste,
Und man wird euch vor allem das Haupt des Hasen gedenken:
Große Dreistigkeit war es, gestehn's, den König zu reizen,
Und es schadet euch mehr, als euer Leichtsinn gedacht hat.

Nicht ein Haar! versetzte der Scheim: und daß ich euch sage,
Durch die Welt sich zu retten ist ganz was Eigenes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren als wie im Kloster, das wißt ihr.
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich sehr; er sprang herüber, hinüber.
Mir vor den Augen herum, sein fettes Wesen gefiel mir,
Und so setzte die Liebe bei Seite. So gönnt' ich Beinnen
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden; ich habe die Sünde.
Aber sie sind zum Theil auch so plump, in jeglichen Dingen
Grob und stumpf. Ich sollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Lust beblieb ich dazu. Ich hatte von Hofe
Mich mit Aengsten gerettet, und lehrte sie dieses und jenes.
Aber es wollte nicht fort. Zwar jeder sollte den Nächsten
Lieben, das muß ich gestehn; indessen achtet' ich diese
Wenig, und todt ist todt, so sagt ihr selber.
Doch laßt uns
Andre Dinge besprechen; es sind gefährliche Zeiten.

Denn wie geht es von oben herab? Man soll ja nicht reden;
Doch wir andern merken hinauf, und denken das Unsre.

Raubt der König ja selbst so emt als einer, wir wissen's;
Was er selber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
Holen, und glaubt, es geschehe mit Recht. Da findet sich keiner,
Der sich getraut, ihm die Wahrheit zu sagen, so weit hinein ist es
Böse, kein Beichtiger, kein Cyprian; sie schweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haschte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet die Zeit und beschäftigte besser
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort ist fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das hast du verloren. Der Klage
Gibt man wenig Gehör und sie ermüdet am Ende.
Unser Herr ist der Löwe, und alles an sich zu reißen
Hält er seiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das Unsre, scheint es, gehört ihm!

Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt sich
Ganz besonders Leute, die bringen, und die nach der Weise,
Die er singt, zu tanzen verstehn. Man sieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen.
Schadet noch Manchem. Sie stehlen und rauben; es liebt sie der König;
Jeglicher sieht es und schweigt: er denkt an die Seine zu kommen.
Mehr als vier befinden sich so zur Seite des Herren.
Ausgezeichnet vor allen, sie sind die Größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reinecke, irgend ein Hühnchen,
Wollen sie alle gleich über ihn her, ihn suchen und fangen.
Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Seehöfe verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und sinne darüber,
Nun, so spiel' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bei mir: es muß ja wohl recht sein; thun's doch so viele!
Freilich regt sich dann auch das Gewissen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht und läßt mich das Ende bedenken.
Ungerecht Gut, so klein es auch sei, man muß es erstatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft dich's, der Beste zu sein, da bleiben die Besten
Doch nicht unbedrebet in diesen Zeiten vom Bösen.
Denn es weiß die Menge genau noch allem zu forschen,
Niemand vergessen sie leicht, erfinden dieses und jenes;
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verderbten
Wenige brunter auch gute gerechte Herren zu haben.
Denn sie singen und sagen vom Bösen immer und immer;
Auch das Gute wissen sie zwar von großen und kleinen
Herren, doch schweigt man davon und selten kommt es zur Sprache.
Doch das Schlimmste sind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt verbessern und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebstahl, und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen.

Jeder lebt nur so hin! und will man sie treulich ermahnen,
Nehmen sie's leicht und sagen auch wohl: Ei, wäre die Sünde
Groß und schwer, wie hier und dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde selber vermeiden.
Sie entschuldigen sich mit jedem Exempel, und gleichen
Gänzlich dem Affengeschlecht, das nachzuahmen geboren.
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.

Freilich sollten die geistlichen Herrn sich besser betragen!
Manches könnten sie thun, wofern sie es heimlich vollbrächten;
Aber sie schonen uns nicht, und andre Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unsern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geschlagen; allein wir sehen zu deutlich,
Ihre Gelüste gefallen den guten Herren so wenig,
Als sie dem sündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.

Denn ſo haben über den Alpen die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liedchen; nicht weniger ſind in dieſen Provinzen,
Die ſich ſündlich vergehn. Man will mir ſagen, ſie haben
Kinder wie andre verehlichte Leute; und ſie zu verſorgen
Sind ſie eifrig bemüht und bringen ſie hoch in die Höhe.
Dieſe denken hernach nicht weiter, woher ſie gekommen.
Laſſen niemand den Rang und gehen ſtolz und gerade.
Ehren als wären ſie edlen Geſchlechts, und bleiben der Meinung,
Ihre Sache ſey richtig. So pflegte man aber vor dieſem
Pfaffenkinder ſo hoch nicht zu halten; nun heißen ſie alle
Herren und Frauen. Das Geld iſt freilich alles vermögend.
Selten findet man fürſtliche Lande, worin nicht die Pfaffen
Zölle und Zinſen erhöhen und Dörfer und Mühlen benutzen.
Dieſe verehren die Welt, es lernt die Gemeine das Böſe:
Denn man ſieht, ſo hält es der Pfaffe, da ſündiget jener,
Und vom Guten leitet hinweg ein Blinder den andern.
Ja, wer merkte denn wohl die guten Werke der frommen
Prieſter, und wie ſie die heilige Kirche mit gutem Exempel
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man ſtärkt ſich im Böſen.
So geſchieht es im Volke, wie ſollte die Welt ſich verbeſſern?

Aber höret mich weiter. Iſt einer unächt geboren.
Sey er rubig darüber, was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meine nur ſo, verſtehet mich. Wird ſich ein ſolcher
Nur mit Demuth betragen und nicht durch eitles Benehmen
Andre reizen, ſo fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann ſie zur Schande gereichen.
Aber Tugend und Laſter, ſie unterſcheiden die Menſchen.
Gute, gelehrte geiſtliche Männer, man hält ſie, wie billig,
Hoch in Ehren, doch geben die Böſen ein böſes Exempel.
Predigt ſo einer das Beſte, ſo ſagen doch endlich die Laien:
Spricht er das Gute und thut er das Böſe, was ſoll man erwählen?
Auch der Kirche thut er nichts Gutes, er prediget jedem:
Leget nur auf und bauet die Kirche; das rath' ich, ihr Lieben,
Wollt ihr Gnade verdienen und Ablaß! ſo ſchließt er die Rede,
Und er legt wohl wenig dazu, ja gar nichts, und ſtelle
Seinetwegen die Kirche zuſammen. So hält er denn weiter
Für die beſte Weiſe zu leben, ſich köſtlich zu kleiden,
Lecker zu eſſen. Und hat ſich ſo einer um weltliche Sachen
Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und ſingen?
Gute Prieſter ſind täglich und ſtündlich im Dienſte des Herren
Fleißig begriffen, und üben das Gute; der heiligen Kirche
Sind ſie nütze; ſie wiſſen die Laien durch gutes Exempel
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.

Aber ich kenne denn auch die Bekappten; ſie plaudern und plappern
Immer zum Scheine ſo fort, und ſuchen immer die Reichen;
Wiſſen den Leuten zu ſchmeicheln und gehn am liebſten zu Gaſte.
Bittet man Einen, ſo kommt auch der Zweite; da finden ſich weiter
Noch zu dieſen zwei oder drei. Und wer in dem Kloſter
Gut zu ſchwatzen verſteht, der wird im Orden erboben,
Wird zum Leſemeiſter, zum Cuſtos oder zum Prior.
Andere ſtehen bei Seite. Die Schüſſeln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn einige müſſen des Nachts in dem Chore
Singen, leſen, die Gräber umgehn; die anderen haben
Guten Vortheil und Ruh und eſſen die köſtlichen Biſſen.

Und die Legaten des Papſts, die Aebte, Pröbſte, Prälaten,
Die Beguinen und Nonnen, da wäre vieles zu ſagen!
Ueberall heißt es: gebt mir das Eure und laßt mir das Meine.
Wenige finden ſich wahrlich, nicht ſieben, welche der Vorſchrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben bewieſen.
Und ſo iſt der geiſtliche Stand gar ſchwach und geringerlich.

Oheim! ſagte der Dachs: ich ſind' es beſonders, ihr deutet
Fremde Sünden. Was will es euch helfen? Mich dünket, es waren
Eurer eignen genug. Und ſagt mir, Oheim, was habt ihr
Um die Geiſtlichkeit euch zu bekümmern, und hier
Seit und jenes? Seine Bürde mag jeglicher tragen, und jeglicher gebe
Red' und Antwort, wie er in ſeinem Stande die Pflichten
Zu erfüllen ſtrebt; dem ſoll ſich niemand entziehen.
Weder Alte noch Junge, hier außen oder im Kloſter.
Doch ihr redet zu viel von allerlei Dingen und könntet

Mich zuletzt zum Irrthum verleiten. Ihr kennet vortrefflich,
Wie die Welt nun bestellt und alle Dinge sich fügen;
Niemand schickte sich besser zum Pfaffen. Ich käme mir anitzo
Schafe zu bringen bei euch, und eurer Lehre zu hören.
Eure Weisheit zu lernen; denn freilich muß ich gestehen:
Stumpf und arm sind die meisten von uns, und hätten's von Nöthen.

Also hatten sie sich am Hofe des Königs genähret.
Reinecke sagte: so ist es erwogen! und nahm sich zusammen.
Und sie begegneten Martin dem Affen, der hatte sich eben
Aufgemacht und wollte nach Rom; er grüßte die beiden.
Lieber Oheim, faßet ein Herz! so sprach er zum Fuchse.
Fragt' ihn dieß und jenes, obschon ihm die Sache bekannt war.
Ach, wie ist mir das Glück in diesen Tagen entgegen!
Sagte Reinecke drauf: da haben mich etliche Diebe
Wieder beschuldigt, wer sie auch sind; besonders die Krähe
Mit dem Kaninchen; sein Weib verlor das eine, den andern
Fehlt ein Ohr. Was kümmert mich das? Und könnt' ich nur selber
Mit dem Könige reden, sie hätte sollen's empfinden.
Aber mich hindert am meisten, daß ich im Banne des Papstes
Leider noch bin. Nun hat in der Sache der Dompropst die Vollmacht.
Der beim Könige sitzt. Und in dem Banne befind' ich
Mich um Ysegrims willen, der einst ein Klausner geworden,
Aber dem Kloster entlief, von Elkmar, wo er gewohnet.
Und er schwur, so könnt' er nicht leben, man hätt' ihn zu strenge.
Lange könnt' er nicht fasten und könnte nicht immer so leben.
Damals half ich ihm fort. Es reut mich; denn er verleumdet
Mich beim Könige nun, und sucht mir immer zu schaden.
Soll ich nach Rom? Wie werden indeß zu Hause die Mönche
Im Verborgenheit seyn! Denn Ysegrim kann es nicht lassen.
Wo er sie finden, beschädigt er sie. Auch sind noch so Viele,
Die mir Unrecht gethanen und sich an die Mönche halten.
Wär' ich auf dem Banne gelo'st, so hätt' ich es besser.
Könnte gemächlich mein Gütlein des Hofes wieder verwalten.

Martin versetzte: da kann ich euch helfen, es trifft sich. Sie eben
Geh' ich nach Rom und mög' euch daselbst mit sämtlichen Stücken.
Unterdrücken laß' ich euch nicht! Als Schreiber des Bischofs.
Dünkt mich, versteh' ich das Werk. Ich schaffe, daß man den Dompropst
Grade nach Rom citirt, da will ich gegen ihn fechten.
Sehr nur, Oheim, ich treibe die Sache und weiß sie zu leiten;
Erequiren laß ich das Leibeal, ihr werdet mir sicher
Absolvirt, ich bring' es zum mit; es sollen die Feinde
Ueber sich feun und ihr Geld zusammt der Mühe verlieren:
Denn ich kenne den Gang der Dinge zu Rom und verstehe.
Was zu thun und zu lassen. Da ist Herr Simeon, mein Oheim.
Angesehn und mächtig; er hilft den guten Bescheiden.
Schalkesfund, das ist ein Herr! und Doctor Greifzu und andere.
Wendemantel und Lofefund dar' ich alle zu Freunden.
Meine Gelder schickt' ich voraus; denn, seht nur, so wird man
Dort am besten bekannt. Sie reden wohl von citiren:
Aber das Geld begehren sie nur. Und wäre die Sache
Noch so fremm, ich mache sie grad mit guter Bezahlung.
Bringst du Geld, so findest du Gnade; so bald es dir mangelt,
Schließen die Thüren sich zu. Ihr bleibet ruhig im Lande;
Eurer Sache nehm' ich mich an, ich thue den Knoten.
Geht nur nach Hofe, ihr werdet daselbst Frau Rückenau finden.
Meine Gattin; es liebt sie der König, unser Gebieter,
Und die Königin auch, sie ist bedeutenden Verstandes.
Sprecht sie an, sie ist klug, verwendet sich gerne für Freunde.
Viele Verwandte findet ihr da. Es hilft nicht immer Recht zu haben. Ihr findet bei ihr zwei Schwestern, und meiner
Kinder sind drei, kannten noch manche von eurem Geschlechte.
Euch zu dienen bereit, wie ihr es immer begehret.
Und vergagte man euch das Recht, so sollt ihr erfahren
Was ich vermag. Und wenn man euch beklagt, verzichtet mir's eilig
Und ich lasse das Land in Bann thun, den König und alle
Herren und Männer und Kinder. Ein Interdict will ich senden.
Singen soll man nicht mehr, noch Messe lesen, noch taufen.
Noch begraben, was es auch sey. Das tröstet euch, Neffe!

Denn der Papst ist alt und krank und nimmt sich der Dinge
Weiter nicht an, man achtet ihn wenig. Auch hat man am Hofe
Cardinal Ottegenüge die ganze Gewalt, der ein junger
Rüstiger Mann ist, ein feuriger Mann von schnellem Entschlusse.
Dieser liebt ein Weib, das ich kenne; sie soll ihm ein Schreiben

Bringen, und was sie begehrt, daß weiß sie trefflich zu machen,
Und sein Schreiber Johannes Pantzer, der kennt aufs genauste,
Alte und neue Münze; denn Herdegenau, sein Geselle,
Ist ein Hofmann; Schleifen und Wenden ist Notarius.
Baccalaureus beider Rechte, und bleibt er nur etwa
Noch ein Jahr, so ist er vollkommen in praktischen Schriften.
Dann sind noch zwei Richter daselbst, die heißen Meneta
Und Denarius; sprechen sie ab, so bleibt es gesprochen.

So verübt man in Rom gar manche Listen und Tücken,
Die der Papst nicht erfährt. Man muß sich Freunde verschaffen!
Denn durch sie vergiebt man die Sünden und löset die Völker
Aus dem Banne. Verlaßt euch darauf, mein werthester Oheim!
Denn es weiß der König schon lang', ich laß' euch nicht fallen;
Eure Sache führ' ich hinaus, und bin es vermögend,
Ferner mag er bedenken, es sind gar viele den Affen
Und den Füchsen verwandt, die ihn am besten berathen,
Und das hilft euch gewiß, es gehe wie es auch wolle.

Reinete sprach: das tröstet mich sehr; ich denk' es euch wieder,
Komm' ich dießmal nur los. Und einer empfahl sich dem andern.
Ohne Geleite ging Reinete nun mit Grimbart dem Dachse
Nach dem Hofe des Königs, wo man ihm übel gesinnt war.

Neunter Gesang.

Reinete war nach Hofe gelangt; er dachte die Klagen
Abzuwenden, die ihm bedrohten. Doch als er die vielen
Feinde beisammen erblickte, wie alle standen und alle
Sich zu rächen begehrten und ihm am Leben zu strafen,
Fiel ihm der Muth; er zweifelte nun, doch ging er mit Kühnheit
Gerade durch alle Baronen, und Grimbart ging ihm zur Seite;
Sie gelangten zum Throne des Königs, da sihpelte Grimbart:
Seyd nicht furchtsam, Reinete, dießmal; gedenket: dem Bösen
Wird das Glück nicht zu Theil, der Kühne sucht die Gefahr auf
Und erfreut sich mit ihr; sie hilft ihm wieder entkommen.
Reinete sprach: ihr sagt mir die Wahrheit, ich danke zum schönsten
Für den herrlichen Trost, und komm' ich wieder in Freiheit,
Werd' ich's gedenken. Er sah nun umher, und viele Verwandte
Fanden sich unter der Schaar, doch wenige Gönner, den meisten
Pflegt' er übel zu dienen; ja, unter den Ottern und Bibern,
Unter Großen und Kleinen trieb er sein schelmisches Wesen.
Doch entdeckt' er noch Freunde genug im Saale des Königs.

Reinete kniete vorm Throne zur Erden und sagte bedächtig:
Gott, dem alles bekannt ist, und der in Ewigkeit mächtig
Bleibt, bewahr' euch mein Herr und König, der wahre nicht minder
Meine Frau die Königin immer, und beiden zusammen
Geb' er Weisheit und gute Gedanken, damit sie besonnen
Recht und Unrecht erkennen; denn viele Falschheit ist jetzo
Unter den Menschen im Gange. Da scheinen viele von außen,
Was sie nicht sind. O hätte doch jeder am Vorhaupt geschrieben,
Wie er gedenkt, und sah' es der König: da würde sich zeigen,
Daß ich nicht lüge und daß ich euch immer zu dienen bereit bin.
Zwar verklagen die Bösen mich heftig; sie möchten mir gerne
Schaden und eurer Huld mich berauben, als wär' ich derselben
Unwerth. Aber ich kenne die strenge Gerechtigkeitsliebe
Meines Königs und Herrn, denn ihn verleitete keiner.
Je die Wage des Rechts zu schwälern; so wird es auch bleiben.

Alles kam und drängte sich nun, ein jeglicher wußte
Reinekens Kühnheit bewundern, es wünscht' ihn jeder zu hören;
Seine Verbrechen waren bekannt, wie wollt' er entrinnen?

Reinete Böswicht! sagte der König; für dießmal erretten
Deine losen Worte dich nicht, sie besten nicht länger
Lügen und Trug zu verkleiden, nun bist du ans Ende gekommen.
Denn du hast die Treue ja wir, ich glaube, verwirket
Am Kaninchen und an der Krähe! Das wäre genugsam.
Aber du übest Verrath an allen Orten und Enden;
Deine Streiche sind falsch und verdrehende, doch werden sie nicht mehr
Lange dauern, denn voll ist das Maß, ich schelte nicht länger.

Reinete dachte: wie wird es mir gehn? O hätt' ich nur wieder
Meine Behausung erreicht! Wo will ich Mittel ersinnen?
Wie es auch geht, ich muß nun hindurch, versuchen wir alles.

Mächtiger König, edelster Fürst! so ließ er sich hören:
Meinet ihr, ich habe den Tod verdient, so habt ihr die Sache
Nicht von der rechten Seite betrachtet; drum bitt' ich, ihr wollet
Erst mich hören. Ich habe ja sonst euch nützlich gerathen.
In der Noth bin ich bei euch geblieben, wenn etliche wichen,
Die sich zwischen uns beide nun stellen zu meinem Verderben.
Und die Gelegenheit nützen, wenn ich entfernt bin. Ihr möget,
Edler König, hab' ich gesprochen, die Sache dann schlichten;
Werd' ich schuldig befunden, so muß ich es freilich ertragen.
Wenig habt ihr meiner gedacht, indeß ich im Lande
Vieler Orten und Enden die sorglichste Wache gehalten.
Meint ihr, ich wäre nach Hofe gekommen, wofern ich mich schuldig
Wußte groß oder kleiner Vergehn? Ich würde bedächtig
Eure Gegenwart fliehn und meine Feinde vermeiden.
Nein, mich hätten gewiß aus meiner Feste nicht sollen
Alle Schätze der Welt hierher verleiten; da war ich
Frei auf eigenem Grund und Boden. Nun bin ich mir aber
Keines Uebels bewußt, und also bin ich gekommen.
Eben stand ich, Wache zu halten, da brachte mein Oheim
Mir die Zeitung, ich solle nach Hof. Ich hatte von neuem,
Wie ich dem Bann mich entzöge, gedacht, darüber mit Martin
Vieles gesprochen, und er geboth mir heilig, er wolle
Mich von dieser Bürde befrein. Ich werde nach Rom gehn,
Sagt' er, und nehme die Sache von nun an völlig auf meine
Schultern, geht nur nach Hofe, des Bannes werdet ihr ledig.
Sehet, so hat mir Martin gerathen, er muß es verstehen:
Denn der vortreffliche Bischof, Herr Ohneruhm, braucht ihn beständig;
Schon fünf Jahre dient er demselben in rechtlichen Sachen.
Und so kam ich hieher und finde Klagen auf Klagen.
Das Kaninchen, der Reugler, verleumdet mich; aber es strebt nun
Reinecke hier: so tritt er hervor mir unter die Augen!
Denn es ist freilich was Leidiges, sich über Entfernte beklagen.
Aber man soll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
Diese falschen Gesellen, bei meiner Treue! sie haben
Vieles genossen von mir, die Kräbe mit dem Kaninchen:
Denn vorgestern am Morgen in aller Frühe bei denen
Mir das Kaninchen und grüßte mich schön; ich hatte so eben
Vor mein Schloß mich gestellt und las die Gebete des Morgens.
Und er zeigte mir an, er gehe nach Hofe; da sagt' ich:
Gott begleit' euch! Er klagte darauf: wir hungrig und müde
Bin ich geworden! Da fragt' ich ihn freundlich: begehrt ihr zu essen?
Dankbar nehm' ich es an, versetzt' er. Aber ich sagte:
Geb' ich's doch gerne. So ging ich mit ihm und brachte ihm bebende
Kirschen und Butter; ich pflege kein Fleisch am Mittwoch zu essen.
Und er sättigte sich mit Brei und Butter und Früchten.
Aber es trat mein Söhnchen, das jüngste, zum Tische, zu sehen.
Ob was übrig geblieben; denn Kinder lieben das Essen;
Und der Knabe haschte darnach. Da schlug das Kaninchen
Hastig ihn über das Maul, es bluteten Lippen und Zähne.
Reinhart, mein andrer, sah die Begegnung und faßte den Reugler
Grad an der Kehle, spielte sein Spiel und rächte den Bruder.
Das geschah, nicht mehr und nicht minder. Ich säumte nicht lange.
Lief und strafte die Knaben und brachte mit Mühe die beiden
Auseinander. Kriegt' er was ab, so mag er es tragen.
Denn er hatte noch mehr verdient; auch wären die Jungen,
Hört' ich es übel gemeint, mit ihm wohl fertig geworden.
Und so dankt er mir nun! Ich riß ihm, sagt er, ein Ohr ab;
Ehre hat er genossen und hat ein Zeichen behalten.

Ferner kam die Krähe zu mir, und klagte: die Gattin
Hab' er verloren, sie habe sich leider zu Tode gegessen.
Einen ziemlichen Fisch mit allen Gräten verschlungen;
Wo es geschah, das weiß er am besten, nun sagt er: ich habe
Sie gemordet; er that es wohl selbst, und würde man ernstlich
Ihn verhören, dürft' ich es thun, er spräche wohl anders.
Denn sie fliegen, es reichet kein Sprung so hoch, in die Lüfte.

Will nun solcher verrotteten Thaten mich jemand bezichten;
Thu' er's mit redlichen, gültigen Zeugen; denn also gehört sich's
Gegen edle Männer zu rechten; ich möcht' es erwarten.
Aber finden sich keine, so giebt's ein anderes Mittel.
Hört! ich bin zum Kampfe bereit! man setze den Tag an
Und den Ort. Es stelle sich dann ein würdiger Gegner,
Gleich mit mir von Geburt, ein jeder führe sein Recht aus.

Wer dann Ehre gewinnt, dem mag ſie bleiben. So hat es
Immer zu Rechte gegolten, und ich verlang' es nicht beſſer.

Alle ſtanden und hörten und waren über die Worte
Reinekens höchlich verwundert, die er ſo treulich geſprochen.
Und es erſchraken die beiden, die Krähe mit dem Kaninchen,
Klumten den Hof, und trauten nicht weiter ein Wörtchen zu ſprechen;
Gingen und ſagten untereinander: es wäre nicht rathſam
Gegen ihn weiter zu rechten. Wir möchten alles verlachen
Und wir kämen nicht aus. Wer hat's geſehen? Wir waren
Ganz allein mit dem Schelm; wer ſollte zeugen? Am Ende
Bleibt der Schaden uns doch. Für alle ſeine Verbrechen
Warte der Henker ihm auf und lohn' ihm wie er's verdiente!
Kämpfen will er mit uns? das möcht' uns übel bekommen.
Nein fürwahr, wir laſſen es lieber. Denn falſch und verlogen,
Loſe und tückiſch kennen wir ihn. Es wären ihm wahrlich
Unſer fünfe zu wenig, wir müßten es theuer bezahlen.

Iſegrim aber und Brunnen war übel zu Munde; ſie ſahen
Ungern die beiden von Hofe ſich ſchleichen. Da ſagte der König:
Hat noch jemand zu klagen, der komme! Laßt uns vernehmen!
Geſtern drohten ſo viele, hier ſtehe der Beklagte! wo ſind ſie?

Reinecke ſagte: ſo pflegt es zu gehn; man klagt und beſchuldigt
Dieſen und jenen; doch ſtünd' er dabei, man bliebe zu Hauſe.
Dieſe loſen Verräther, die Krähe mit dem Kaninchen,
Hätten mich gern in Schande gebracht und Schaden und Strafe,
Aber ſie bitten mir's ab und ich vergebe; denn freilich,
Da ich komme, bedenken ſie ſich und weichen zur Seite.
Wiederkämm' ich ſie nicht! Ihr ſehet, wie es gefährlich
Iſt, die loſen Verleumder entfernter Diener zu hören;
Sie verdrehen das Rechte und ſind den Beſten gehäſſig.
Andre dauern mich nur, an mir iſt wenig gelegen.

Höre mich, ſagte der König darauf: du loſer Verräther!
Sage, was treibt dich dann, daß du mir Lampen, den treuen,
Der mir die Briefe zu tragen pflegte, ſo ſchmählich getödtet?
Hatt' ich nicht alles vergeben, ſo viel du immer verbrochen?
Rängel und Staf empfingſt du von mir, ſo ward du verſöhnet.
Sollteſt nach Rom und über das Meer; ich gönnte dir alles.
Und ich beſtte Beſtrung von dir. Nun ſeh' ich zum Anfang.
Wie du Lampen gemordet; es mußte Bellyn dir zum Beten
Dienen, der brachte das Haupt im Rängel gerannt gen, und ſagte
Oeffentlich aus, er bringe mir Briefe, die ihr zuſammen
Aufgedacht und geſchrieben, er habe das Beſte gerathen.
Und im Rängel fand ſich das Haupt, nicht mehr und nicht minder.
Mir zum Hohne thatet ihr das. Bellynen den hielt ich
Gleich zum Pfande, ſein Leben verlor er; nun geht es an deines.

Reinecke ſagte: Was hör' ich? iſt Lampe todt? und Bellynen
Find' ich nicht mehr? Was wird nun aus mir? O, wär' ich geſtorben!
Ach, mit beiden geht mir ein Schatz, der größte, verloren!
Denn ich fand' euch durch ſie Kleinode, welche nicht beſſer
Ueber der Erde ſich finden. Wer ſollte glauben, der Widder
Würde Lampen ermorden und euch der Schätze berauben?
Hüte ſich einer, wo niemand Gefahr und Tücke vermuthet.

Zornig hörte der König nicht aus, was Reinecke ſagte,
Wandte ſich weg nach ſeinem Gemach und hatte nicht deutlich
Reinekens Rede vernommen, er dacht' ihm am Leben zu ſtrafen;
Und er fand die Königin eben in ſeinem Gemache
Mit Frau Rückenau ſtehn. Es war die Aeffin beſonders
König und Königin lieb. Das ſollte Reineken beiſen.
Unterrichtet war ſie und klug und wußte zu reden;
Wo ſie erſchien, ſah jeder auf ſie und ehrte ſie höflich.
Dieſe merkte des Königs Verdruß und ſprach mit Bedachte:
Wenn ihr, gnädiger Herr, auf meine Bitte zuweilen
Hörtet, gerneu' es euch nie, und ihr vergabt mir die Kühnheit,
Wenn ihr zürnet, ein Wort gelinder Meinung zu ſagen.
Seyd auch dießmal geneigt mich anzuhören, betrifft es
Doch mein eignes Geſchlecht! Wer kann die Seinen verleugnen?
Reinete, wie er auch ſey, iſt mein Verwandter, und ſoll ich,
Wie ſein Betragen mir ſcheint, aufrichtig bekennen; ich denke,
Da er zu Rechte ſich ſtellt, von ſeiner Sache das Beſte.
Mußte ſein Vater doch auch, den euer Vater begünſtigt.

Viel von losen Mäulern erdulden, und falſchen Verklägern!
Doch beſchäm' er ſie ſtets. Sobald man die Sache genauer
Unterſuchte, fand es ſich klar: die tückiſchen Neider Suchten Verdienſte ſogar als ſchwere Verbrechen zu deuten.
So erblickt er ſich immer in größerem Anſehn bei Hof, als
Braun und Iſegrim jetzt; denn dieſen wäre zu wünſchen.
Daß ſie alle Beſchwerden auch zu beſeitigen wüßten. Die man häufig über ſie hört; allein ſie verſtehen
Wenig vom Rechte, ſo zeigt es ihr Rath, ſo zeigt es ihr Leben.

Doch der König verſetzte darauf: wie kann es euch wundern,
Daß ich Reinekes gram bin, dem Diebe, der mir vor Kurzem
Lampen geräubet, Bellinen verführet und frecher als jemals
Alles leugnet und ſich als treuen und redlichen Diener
Anzupreiſen erkühnt, indeſſen alle zuſammen
Laute Klagen erheben und nur zu deutlich beweiſen, Wie er mein ſicher Geleite verletzt und wie er mit Stehlen,
Rauben und Morden das Land und meine Getreuen beſchädigt.
Nein! ich duld' es nicht länger! Dagegen ſagte die Aeffin:
Freilich iſt's nicht vielen gegeben in jeglichen Fällen
Klug zu handeln und klug zu rathen, und wem es gelinget,
Der erwirbt ſich Vertrauen; allein es ſuchen die Neider
Ihm dagegen heimlich zu ſchaden, und werden ſie zahlreich,
Treten ſie öffentlich auf. So iſt es Reinekes mehrmals
Schon ergangen; doch werden ſie nicht die Erinnerung vertilgen,
Wie er in Fällen euch weiſe gerathen, wenn alle verſtummten.
Wißt ihr noch, vor Kurzem geſchah's. Der Mann und die Schlange
Kamen vor euch und Niemand verſtund die Sache zu ſchlichten;
Aber Reineke fand's, ihr lobtet ihn damals vor allen.

Und der König verſetzte nach kurzem Bedenken dagegen:
Ich erinnre der Sache mich wohl, doch hab' ich vergeſſen,
Wie ſie zuſammenhing; ſie war verworren, ſo dünkt mich.
Wißt ihr ſie noch, ſo laßt ſie mich hören, es macht mir Vergnügen.
Und ſie ſagte: befiehlt es mein Herr, ſo ſoll es geſchehen.

Eben ſind's zwei Jahre, da kam ein Lindwurm und klagte
Stürmiſch, anbringer Herr, vor euch: es wollt' ihm ein Bauer
Nicht im Rechte ſich fügen, ein Mann, den zweimal das Urtheil
Nicht begünſtigt. Er brachte den Bauern vor euern Gerichtshof
Und erzählte die Sache mit vielen beflügten Worten.

Durch ein Loch im Zaune zu kriechen gedachte die Schlange.
Fing ſich aber im Strick, der vor die Oeffnung gelegt war;
Feſter zog die Schlinge ſich zu, ſie hätte das Leben
Dort gelaſſen, da kam ihr zum Glück ein Wandrer gegangen.
Aengſtlich rief ſie: erbarme dich meiner und mache mich lebig!
Laß dich erbitten! Da ſagte der Mann: ich will dich erlöſen,
Denn mich jammert dein Elend; allein erſt ſollſt du mir ſchwören,
Mir nichts Leides zu thun. Die Schlange fand ſich erbötig.
Schwur den theuerſten Eid: ſie wolle auf trimerlei Weiſe
Ihren Befreier verſorgen, und ſo erlöſ't der Mann ſie.

Und ſie gingen ein Weilchen zuſammen, da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, ſie ſchoß auf den Mann, und wollt' ihn erwürgen.
Ihm verzehren; mit Angſt und Noth entſprang ihr der Arme.
Das iſt mein Dank? Das hab' ich verdient? ſo rief er, und half du
Nicht geſchworen den theuerſten Eid? Da ſagte die Schlange:
Leider nöthiget mich der Hunger, ich kann mir nicht helfen;
Noth erkennt kein Gebot, und ſo beſteht es zu Rechte.

Da verſetzte der Mann: ſo ſchone nur meiner ſo lange,
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteiiſch uns richten.
Und es ſagte der Wurm: ich will mich ſo lange gedulden.

Alſo gingen ſie weiter und fanden über dem Waſſer
Pfiffikeverneil den Raben mit ſeinem Sohne; man nennt ihn
Quakeier. Und die Schlange berief ſie zu ſich und ſagte:
Kommt und höret! Es höre die Sache der Rabe gedächtig.
Und er richtete gleich: den Mann zu eſſen. Er boffte
Selbſt ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange ſich höchlich:
Nun, ich habe geſiegt! es kann mir's Niemand verdenken.
Nein, verſetzte der Mann; ich habe nicht völlig verloren;
Sollt' ein Räuber zum Tode verdammen? und ſollte nur Einer
Richten? ich fordere ferner Gehör, im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor vier, vor zehn die Sache bringen und hören.

Gehn wir! ſagte die Schlange. Sie umwan-
den und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und alle traten zuſammen.
Alles beſürchtete nun der Mann: denn zwiſchen den fünfen
War es gefährlich zu ſtehn und zwiſchen ſolchen Geſellen;
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben.
Bange war ihm genug; denn bald vergaßen ſich beide,
Wolf und Bär, das Urtheil in dieſer Noth zu fällen:
Tödten dürfte die Schlange den Mann: der leidige Hunger
Kenne keine Geſetze, die Noth entbinde vom Eidſchwur.
Sorgen und Angſt befielen den Wanderer, denn alle zuſammen
Wollten ſein Leben. Da ſann die Schlange mit grimmigem Zücken,
Spritzte Geifer auf ihn, und ängſtlich ſprang er zur Seite.
Großes Unrecht, rief er, begehſt du! Wer hat dich zum Herren
Ueber mein Leben gemacht? Sie ſprach: du haſt es vernommen;
Zweimal ſprachen die Richter, und zweimal haſt du verloren.
Ihr verſetzte der Mann: ſie kannen ſelber und gebten;
Ich erkenne ſie nicht, wir wollen zum Könige gehen.
Mag er ſprechen, ich ſtage mich drein, und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Uebels genug, allein ich will es ertragen.
Spottend ſagte der Wolf und der Bär: du magſt es verſuchen.
Aber die Schlange gewann, ſie wird's nicht oft verſuchen.
Denn ſie dachten, es würden die ſämmtlichen Herren des Heers
Sprechen wie ſie, und gingen getreu und führten den Wanderer.
Kamen vor euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben;
Ja ſelbdritt erſchien der Wolf, er hatte zwei Kinder.
Eitelrauch trieb der eine, der andre Nimmerſatt, beide
Machten dem Mann am meiſten zu ſchaffen. Sie waren gekommen
Auch ihr Theil zu verzehren: denn ſie ſind immer begierig;
Heulten damals vor euch, mit unerträglicher Frechheit,
Ihr verbotet den Heer den beiden plumpen Geſellen.
Da verief ſich der Mann auf eure Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu tödten getreute, ſie habe der Wohlthat
Völlig vergeſſen, ſie breche den Eid: Er flehe' er um Rettung.
Aber die Schlange leugnete nicht: Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Noth, ſie kennet keine Geſetze.

Gnädiger Herr, da war't ihr bekümmert. Es ſtimmten auch die Sache
Gar beherzlich zu ſeyn, und redlich ſchwer zu entſcheiden.
Denn es ſchien euch hart, den guten Mann zu verdammen,
Der ſich hülfreich bewieſen; allein ihr dachtet dagegen
Auch des ſämmtlichen Hungers. Und ſo verlor ihr die Kaltze.
Leider war die Meinung der meiſten dem Manne zum Nachtheil;
Denn ſie wünſchten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu helfen.
Doch ihr ſeubetet Beten nach Reinekes Art, wie die andern
Sprachen gar manches und tonnten die Sache zu Reinen nicht ſcheiden.
Reinete kam und hörte den Vortrag, ihr legten das Urtheil
Ihm in die Hände, und wie er es ſpräche, ſo ſollt' es geſchehen.

Reinete ſprach mit gutem Bedacht: ich finde vor allem
Nöthig den Ort zu beſuchen, und ſeh' ich die Schlange gewunden
Wie der Bauer ſie fand, ſo wird das Urtheil ſich geben.
Und man band die Schlange von neuem an ſeiniger Stätte,
In der Maße wie ſie der Bauer im Zaune gefunden.

Reinete ſagte darauf: hier iſt nun jedes von beiden
Wieder im vorigen Stand, und keines hat weder gewonnen,
Noch verloren; jetzt zeigt ſich das Recht, ſo ſcheint mir's, von ferner.
Denn beliebt es dem Manne, ſo mag er die Schlange noch einmal
Aus der Schlinge befreien; wo nicht, ſo läßt er ſie hangen;
Frei, mit Ehren geht er die Straße nach ſeinem Gefallen.
Da ſie unfrei geworden als ſie die Wohlthat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das ſcheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn; wer's beſſer verſteht, der ſag' es und hören.

Damals geſiel euch das Urtheil und euren Räthen zuſammen;
Reinete wurde geprieſen, der Bauer dankt' euch, und jeder
Rühmte Reinekens Klugheit, ihn rühmte die Königin ſelber.
Vieles wurde geſprochen: im Kriege wären noch oder
Jägrim und Braun zu gebrauchen, man flechte ſie beide
Weit und breit, ſie finden ſich gern, wo alles verzehrt wird.
Groß und ſtark und kühn iſt jeder, man kann's nicht leugnen;
Doch im Rathe ſollte gar oft die nöthige Klugheit:
Denn ſie pflegen zu ſehr auf ihre Stärke zu trotzen.
Kommt man ins Feld und naht ſich dem Werke, da dünkt es gewaltig,
Muthiger kann man nichts ſehn als ſie zu Hauſe ſich zeigen.
Draußen liegen ſie gern im Hinterhalt. Beut es denn einmal
Tüchtige Schläge, ſo nimmt man ſie mit, ſie gut als ein andrer.

Zigeunerhauptmann.

Wie die Schöpſe laufen,
Vom Narren Gift zu kaufen!

Schweinmetzger.

Führt mir die Schweine nach Haus.

Ochſenhändler.

Die Ochſen langſam zum Ort hinaus,
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken eins. Die Herde iſt verſorgt.

Hannswurſt.

Ihr mehnt, i bin Hannswurſt, nit wahr?
Hab ſei Krage, ſei Hoſe, ſei Knopf;
Hätt' i au ſei Kopf,
Wär' i Hannswurſt ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bart!
Allons, wer kauf mir
Pflaſter, Laxier!

Bären und Wölfe verderben das Land; es flammert ſie wenig.
Weſen Hand die Flamme verzehrt, ſie pflegen ſich immer
An den Kohlen zu wärmen, und ſie erbarmen ſich feuerS.
Wenn ihr Kropf ſich nur füllt. Man ſchlürft die Eier hinunter.
Läßt den Armen die Schalen und glaubt noch redlich zu theilen.
Reinete Fuchs mit ſeinem Geſchlecht verſteht ſich baraufs
Wohl auf Weisheit und Rath, und hat er nun etwas verloren,
Gnädiger Herr, ſo iſt er kein Stein. Doch wird euch ein andrer
Niemals beſſer berathen. Darum verzeiht ihm, ich bitte!

Da verſetzte der König: ich will es bedenken. Das Urtheil
Ward geſprochen mit ihr erzählt, es bläht die Schlange.
Doch von Grund aus bleibt er ein Schalk, wie ſoll' er ſich beſſern?
Macht man ein Bündniß mit ihm, ſo bleibt man am Ende betrogen;
Denn er breitet ſich ſo liſtig heraus, wer iſt ihm gewachſen?
Wolf und Bär und Kater, Kaninchen und Kröte, ſie ſind ihm
Nicht bedeute genug, er bringt ſie in Schaden und Schande.
Dieſem befiehlt er ein Ohr, dem andern das Auge, das Leben
Nimmt' er dem dritten! fürwahr ich weiß nicht, wie ihr dem Böſen
Zu Gunſten ſprecht und ſeine Sache vertheidigt.
Gnädiger Herr, verſetzte die Aeffin: ich kann es nicht bergen;
Sein Geſchlecht iſt edel und groß, ihr mögt es bedenken.

Da erhub ſich der König, heraus zu treten, es ſtunden
Alle zuſammen und warteten ſein; er ſah in dem Kreiſe
Viele von Reinekens nächſten Verwandten, ſie waren gekommen
Ihren Vetter zu ſchauen, ſie wären ſchwerlich zu nennen,
Und er ſah das große Geſchlecht, er ſah auf der andern
Seite Reinekens Feinde; es ſaßen der Hof ſich zu theilen.

Da begann der König: ſo höre mich, Reinete! Kannſt du
Solchen Frevel entſchuld'gen, daß du mit Hülfe Bezwungne
Meinen frommen Lampe geraubet? und daß ihr Verwegnen
Mir ſein Haupt ins Käfig geſteckt, als wären es Beute?
Mich zu höhnen thatet ihr das; ich habe den einen
Schon beſtraft, es erhält Bezahlung; erwarte das Gleiche.

Ach mir! ſagte Reinete drauf; o wär' ich geſtorben!
Höret mich an und wie es ſich findet, ſo mag es geſchehen:
Bin ich ſchuldig, ſo tödtet mich gleich, ich werde doch nimmer
Aus der Noth und Gefahr mich retten, ich bleibe verloren.
Denn der Verräther Bellyn, er unterſtützt mir die größten
Schätze, kein Sterblicher hat dergleichen jemals geſehen.
Ach, ſie retten Lampen das Leben! Ich hatte ſie bethen
Anvertraut, nun raubte Bellyn die köſtlichen Sachen.
Lieben ſie ſich doch wieder erſcheinen! Allein ich verſtörte
Niemand ſinder ſie mehr, ſie bleiben auf immer verloren.

Aber die Aeffin verſetzte darauf: wer wollte verzweifeln?
Sind ſie nur über der Erde, ſo iſt noch Hoffnung zu finden.
Früh und ſpäte wollen wir gehn, und Laien und Prieſtern
Endlich fragen; doch zeiget mir an, wie waren die Schätze?

Reinete ſagte: ſie waren ſo köſtlich, wir finden ſie nimmer;
Wer ſie beſitzt, verwahrt ſie gewiß. Wie wird ſich darüber
Nicht Frau Ermelyn ärgern! Sie wird mir's niemals verzeihen.
Dann ſie mißrieth mir, den beiden das köſtliche Kleinod zu geben.
Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen;
Doch ich verſetzte mein Recht, erwarte das Urtheil, und were' ich
Lobgeſprochen, ſo reit' ich unter durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu ſchaffen und ſeh' ich mein Leben verlieren.

Zehnter Geſang.

O mein König! ſagte darauf der liſtige Redner: Laßt mich, edelſter Fürſt, vor meinen Freunden erzählen,
Was euch alles von mir an köſtlichen Dingen verſtimmt war.
Hört ihr ſie gleich nicht erwarten, ſo war mein Wille doch löblich.
Sage nur an, verſetzte der König, und kürze die Worte.

Gifft und Ehre ſind zwo! Ihr werdet alles erfahren.
Sagte Reinete traurig. Das erſte köſtliche Kleinod
War ein Ring. Ich gab ihn Bellynen, er ſollt' ihn dem Könige
Unverſehrt überliefern. Es war auf wunderbariane Weiſe
Dieſer Ring zuſammengeſetzt und wölbte im Schatze
Meines Fürſten zu glänzen, aus ſeinem Golde gegoſſen.
Auf der inneren Seite, die nach dem Finger ſich kehret,
Standen Letztern geordnet und eingeſchmolzen; es waren

Drei hebräiſche Worte von ganz beſonderer Deutung.

Niemand erklärte ſo leicht in dieſen Landen die Züge;
Meiſter Abrion nur von Trier, der konnte ſie leſen.
Es iſt ein Jude, gelehrt, und alle Zungen und Sprachen
Kennt er, die von Poitou bis Lüneburg werden geſprochen;
Und auf Kräuter und Steine verſteht ſich der Jude beſonders.

Als ich den Ring ihm gezeigt, da ſagt' er: köſtliche Dinge
Sind hierinnen verborgen. Die drei gegrabenen Namen
Brachte Seth der Fromme vom Paradieſe herunter.
Als er das Oel der Barmherzigkeit ſuchte; und wer ihn am Finger
Trägt, der findet ſich frei von allen Gefahren. Es werden
Weder Donner noch Blitz noch Zauberei ihn verletzen.
Ferner ſagte der Meiſter: er habe geleſen, es könne,
Wer den Ring am Finger bewahrt, in grimmiger Kälte
Nicht erfrieren; er lebe gewiß ein ruhiges Alter.
Außen ſtand ein Edelgeſtein, ein heller Karfunkel.
Dieſer leuchtete Nachts und zeigte deutlich die Sachen.
Viele Kräfte hatte der Stein: er heilte die Kranken;
Wer ihn berührte, fühlte ſich frei von allen Gebrechen.
Aller Bedrängniß, nur ließ ſich der Tod allein
nicht bezwingen.
Weiter entdeckte der Meiſter des Steines herrliche Kräfte:
Glücklich reiſ't der Beſitzer durch alle Lande, ihm ſchader
Weder Waſſer noch Feuer; gefangen oder verrathen
Kann er nicht werden, und jeder Gewalt des Feindes entgeht er.
Und beſteht er nächtern den Stein, ſo wird er im Kampfe
Hundert überwinden und mehr. Die Tugend des Steines
Nimmt dem Gifte die Wirkung und allen ſchädlichen Säften.
Eben ſo vertilgt ſie den Haß, und ſollte gleich Mancher
Den Beſitzer nicht lieben; er fühlt ſich in Kurzem verändert.

Wer vermöchte die Kräfte des Steines alle zu zählen,
Den ich im Schatze des Vaters gefunden und den ich dem König
Nun zu ſenden gedachte? Denn ſolches köſtlichen Ringes
War ich nicht werth; ich wußt' es recht wohl; er ſollte den Einen,
Der von allen der Edelſte dünkt, ſo dacht' ich, gehören:
Unſer Wohl beruht nur auf ihm und unſer Vermögen,
Und ich hoffe ſein Leben vor allem Uebel zu ſchützen.

Ferner ſollte Widder Bellyn der Königin gleichfalls
Kamm und Spiegel verehren, damit ſie meiner gedächte.
Dieſe hatt' ich einmal zur Luſt vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen, es fand ſich auf Erden kein ſchöneres Kunſtwerk.
O wie oft verſucht' es mein Weib und wollte ſie haben!
Sie verlangte nichts weiter von allen Gütern der Erde.
Und wir ſtritten darum; ſie konnte mich niemals bewegen.
Doch nun ſendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen der Königin, welche mir immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beſchirmte;
Oefters hat ſie für mich ein günſtiges Wörtchen geſprochen;
Edel iſt ſie, von hoher Geburt, es ziert ſie die Tugend
Und ihr altes Geſchlecht bewährt ſich in Worten und Werken;
Würdig war ſie des Spiegels und Kammes! die hat ſie nun leider
Nicht mit Augen geſehn, ſie blieben auf immer verloren.

Nun vom Kamme zu reden. Zu dieſem hatte der Künſtler
Panthierknochen genommen, die Reſte des edlen Geſchöpfes,
Zwiſchen Indien wohnt es und zwiſchen dem Paradieſe.
Allerlei Farben zieren ſein Fell, und ſüße Gerüche
Breiten ſich aus, wohin es ſich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte ſo gern auf allen Wegen verfolgen;
Denn ſie werden geſund von dieſem Geruche, das fühlen
Und bekennen ſie alle. Von ſolchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gearbeitet.
Klar wie Silber und weiß von unausſprechlicher Reinheit.
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, ſo fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beſtändig darin und läßt ſie nimmer verweſen,
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.

Ferner ſah man die köſtlichen Bilder am Rücken des Kammes
Hocherhaben, durchflochten mit goldenen zierlichen Ranken
Uns mit roth und blauer Farbe. Im mittelſten Felde
War die Geſchichte künſtlich gebildet, wie Paris von Troja
Eines Tages am Brunnen ſah, drei göttliche Frauen
Vor ſich ſah, man nannte ſie Pallas und Juno und Venus.
Lange ſtritten ſie erſt, denn jegliche wollte den Apfel,
Gerne beſitzen, der ihnen bisher zuſammen gehörte;
Endlich verglichen ſie ſich: es ſollte den goldenen Apfel
Paris der ſchönſten beſtimmen, ſie ſollt' allein ihn behalten.

Und der Jüngling beſchaute ſie wohl mit gutem Bedachte.
Juno ſagte zu ihm: Erhalt' ich den Apfel, ernenn ich dich

Mich für die ſchönſte, ſo wirſt du der erſte vor allen an Reichthum.
Pallas verſetzte: Bedenke dich wohl und gieb mir den Apfel.
Und du wirſt der mächtigſte Mann; es fürchten dich alle.
Wird dein Name genannt, ſo Feind als Freunde zuſammen.
Wenns ſprach: Was ſoll die Gewalt? was ſollen die Schätze?
Iſt dein Vater nicht König Priamus? deine Gebrüder Hektor und andre, ſind ſie nicht reich und mächtig im Lande?
Iſt nicht Troja geſchützt von ſeinem Herrn? und hadt ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirſt du die ſchönſte mich preiſen und mir den Apfel ertheilen,
Sollſt du des herrlichſten Schatzes auf dieſer Erde dich freuen.
Dieſer Schatz iſt ein treffliches Weib, die ſchönſte von allen.
Tugendſam, edel und weiſe, wer könnte würdig ſie loben?
Gieb mir den Apfel, du ſollſt des griechiſchen Königs Gemahlin
Helena, mein' ich, die Schöne, den Schatz der Schätze beſitzen.

Und er gab ihr den Apfel und pries ſie vor allen die ſchönſte.
Aber ſie half ihm dagegen die ſchöne Königin rauben.
Menelaus Gemahlin, ſie ward in Troja die Seine.
Dieſe Geſchichte ſah man erhaben im mittelſten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künſtlichen Schriften;
Jeder durfte nur leſen und ſo verſtand er die Fabel.

Höret nun weiter vom Spiegel! daran die Stelle des Glaſes
Ein Beryll vertrat von großer Klarheit und Schönheit;
Alles zeigte ſich drinn und wenn es meilenweit wegwärts.
War es Tag oder Nacht. Und hatte jemand im Antlitz
Einen Fehler, wie er auch war, ein Fleckchen im Auge;
Durft' er ſich nur im Spiegel beſehn, ſo gingen von Stund' an
Alle Mängel hinweg und alle fremden Gebrechen.
Iſt's ein Wunder, daß mich es verdrießt, den Spiegel zu miſſen?
Und es war ein köſtliches Holz zur Faſſung der Tafel.
Seitdem dreht es, genommen, von ſeltem, glänzendem Wachſe,
Keine Würmer ſtechen es an und wird auch, wie billig,
Höher gehalten als Gold, nur Ebenholz kommt ihm am nächſten.
Denn aus dieſem verfertigt' einmal ein trefflicher Künſtler
Unter König Krompardes ein Pferd von ſeltnem Verdienſte.
Eine Stunde brauchte der Reiter und mehr nicht zu hundert
Meilen. Ich könnte die Sache für jetzt nicht gründlich erzählen,
Denn es fand ſich kein ähnliches Roß, ſo lange die Welt ſteht.

Andersmahl war rings die ganze Breite des Rahmens
Um die Tafel herum, geziert mit künſtlichem Schnitzwerk.
Und mit goldenen Lettern ſtand unter jeglichem Bilde,
Wie ſich's gehört, die Bedeutung geſchrieben. Ich will die Geſchichten
Kürzlich erzählen. Die erſte war von dem neidiſchen Pferde:
Um die Wette gedacht' es mit einem Hirſche zu laufen;
Aber hinter ihm blieb es zurück, das ſchmerzte gewaltig;
Und es eilte darauf mit einem Hirten zu reden,
Sprach: du findeſt dein Glück, wenn du mir eilig gehorcheſt.
Setze dich auf, ich bringe dich hin, es hat ſich vor Kurzem
Dort ein Hirſch im Walde verborgen, den ſollſt du gewinnen;
Fleiſch und Haut und Geweih, du magſt ſie theuer verkaufen.
Setze dich auf, wir wollen ihm nach! Das will ich wohl wagen!
Sagte der Hirt und ſetzte ſich auf, ſie eilten von dannen.
Und ſie erblickten den Hirſch in Kurzem, folgten bebende
Seiner Spur und jagten ihm nach. Er hatte den Vorſprung.
Und es ward dem Pferde zu ſauer, da ſagt' es zum Manne:
Setze was ab, ich bin müde geworden, der Ruhe bedarf ich.
Nein! wahrhaftig, verſetzte der Mann; du ſollſt mir gehorchen.
Meine Sporen ſollſt du empfinden, du haſt mich ja ſelber
Zu dem Ritte gebracht; und ſo bezwang es der Reiter.
Sehr, ſo lohnet ſich der mit vielem Böſen, der andern Schaden zu bringen ſich ſelbſt mit Pein und Uebel beladet.

Ferner zeig' ich euch an, was auf dem Spiegel gebildet
Stand: Wie ein Eſel und Hund bei einem Reichen in Dienſten
Beide geweſen. So war denn der Hund nun freilich der Liebling.
Denn er ſaß beim Tiſche des Herrn und aß mit demſelben
Fiſch und Fleiſch, und ruhte wohl auch im Schooße des Gönners.
Der ihm das beſte Brot zu reichen pflegte; dagegen
Wedelte mit dem Schwanze der Hund und leckte den Herren.

Vollerwyn ſah das Glück des Hundes und traurig im Herzen
Ward der Eſel und ſagte bei ſich: wo denkt doch der Herr hin,
Daß er dem faulen Geſchöpfe ſo äußerſt freundlich begegnet?
Springt das Thier nicht auf ihm herum und leckt ihn am Barte!
Und ich muß die Arbeit verrichten und ſchleppe die Säcke.
Er probir' es einmal und thu' mit fünf, ja mit zehen
Hunden im Jahre ſo viel als ich des Monats verrichte!
Und doch wird ihm das Beſte gereicht, mich ſpeiſ't man mit Streu ab;

Liſt auf der harten Erde mich liegen, und wo man mich hintreibt,
Oder reitet, ſpottet man meiner. Ich kann und ich will es
Länger nicht dulden, will auch des Herren Gunſt mir erwerben.

Als er ſo ſprach, kam eben ſein Herr die Straße gegangen;
Da erhub der Eſel den Schwanz und bäumte ſich ſpringend
Ueber den Herren, und ſchrie und ſang und plärrte gewaltig,
Leckt' ihm den Bart und wollte nach Art und Weiſe des Hundes
An die Wange ſich ſchmiegen, und ſtieß ihm einige Beulen.
Aengſtlich entſprang ihm der Herr und rief: o! ſagt mir den Eſel,
Schlagt ihn todt! Es kamen die Knechte, da reuet' es Prügel.
Nach dem Stalle trieb man ihn fort: da blieb er ein Eſel.

Mancher findet ſich noch von ſeinem Geſchlechte, der andern
Ihre Wohlfahrt mißgönnt und ſich nicht beſſer befindet.
Kommt dann aber einmal ſo einer in reichlichen Zuſtand;
Schickt ſich's grad' als ähe das Schwein mit Löffeln die Suppe.
Nicht viel beſſer fürwahr. Der Eſel trage die Säcke,
Habe Stroh zum Lager und finde Diſteln zur Nahrung.
Will man ihn anders behandeln, ſo bleibt es doch immer beim Alten.
Wo ein Eſel zur Herrſchaft gelangt, kann's wenig gedeihen.
Ihren Vortheil ſuchen ſie wohl, was kümmert ſie weiter?

Ferner ſollt ihr erfahren, mein König, und laßt euch die Rede
Nicht verdrießen; es ſtand noch auf dem Rahmen des Spiegels
Schön gebildet und deutlich beſchrieben, wie einmals mein Vater
Sich mit Hinzen verbündet auf Abenteuer zu ziehen,
Und wie beide heilig geſchworen, in allen Gefahren
Tapfer zuſammen zu halten und jede Beute zu theilen.
Als ſie nun vorwärts zogen, bemerkten ſie Jäger und Hunde
Nicht gar ferne vom Wege; da ſagte Hinze der Vater:
Guter Rath ſcheint theuer zu werden! Mein Alter verſetzte:
Wunderlich ſieht es wohl aus, doch hab' ich mit herrlichem Rathe
Meinen Sack noch gefüllt, und wir gedenken des Eides.
Halten wacker zuſammen, das bleibt vor allen das Erſte.
Hinze ſagte dagegen: es gehe wie es auch wolle,
Bleibt mir doch ein Mittel bekannt, das denk' ich zu brauchen.
Und ſo ſprang er behend auf einen Baum, ſich zu retten
Vor der Hunde Gewalt, und ſo verlies er den Oheim.
Aengſtlich ſtand mein Vater nun da; es kamen die Jäger.
Hinze ſprach: Nun, Oheim! wie ſteht's? ſo öffnet den Sack doch!
Iſt er voll Ratzes, ſo braucht ihn doch nicht, die Zeit iſt bekommen.
Und die Jäger bliesen das Horn und rieten einander.
Lief mein Vater, ſo liefen die Hunde, ſie folgten mit Beißen.
Und er ſchwitzte vor Angſt und häufige Loſung entfiel ihm;
Leichter fand er ſich da und ſo entging er den Feinden.

Schändlich, ihr habt es gehört, verrieth ihn der nächſte Verwandte,
Dem er ſich doch am meiſten vertraut. Es ging ihm ans Leben.
Denn die Hunde waren zu ſchnell, und hätt' er nicht eilig
Einer Höhle ſich wieder erinnert, ſo war es geſchehen;
Aber da" ſchlupft' er hinein und ihn verloren die Feinde.
Solcher Burſche giebt es noch viel, wie Hinze ſich damals
Gegen den Vater bewies; wie ſollt' ich ihn lieben und ehren?
Halb zwar hab' ich's vergeben, doch bleibt noch etwas zurücke.
All dies war auf dem Sitze geſchnitten mit Bildern und Worten.

Ferner ſah man daſelbſt ein eianes Stückchen vom Weiſe,
Wie er zu danken bereit iſt für Gutes, das er empfangen.
Auf dem Anger fand er ein Pferd, woran nur die Knochen
Uebrig waren; doch hungert' ihn ſehr, er nagte ſie gierig
Und es kam ihm ein ſcharfes Bein die Quer' in den Kragen;
Aengſtlich ſtellt' er ſich an, es war ihm übel gerathen.
Boten auf Boten ſendet' er fort, die Aerzte zu rufen;
Niemand vermochte zu helfen, wiewohl er große Belohnung
Allen geboten. Da meldete ſich am Ende der Kranich,
Mit dem rothen Barrett auf dem Haupt. Ihm klagte der Kranke:
Doctor, helft mir geſchwind von dieſen Nöthen; ich geb' euch.
Bringt ihr den Knochen heraus, ſo viel ihr immer begehret.

Alſo glaubte der Kranich den Worten und ſteckte den Schnabel
Mit dem Haupt in den Rachen des Wolfes und holte den Knochen.
Weh mir! heulte der Wolf: du thuſt mir Schaden: Es ſchmerzet!
Laß es nicht wieder geſchehn! Für heute ſeg es verziehen.
Wär' es ein andrer, ich hätte das nicht geduldig gelitten.
Gieb euch zufrieden, verſetzte der Kranich: ihr ſeyd nun geurlaubt;

Seht mir den Lohn, ich hab' ihn verdient, ich hab' euch geholfen.
Hört den Gecken! sagte der Wolf: ich habe das Uebel,
Er verlangt die Belohnung, und bat die Gnade vergessen.
Die ich ihm eben erwies. Hab' ich ihm Schnabel und Schädel,
Den ich im Munde gefühlt, nicht unbeschädigt entlassen?
Hat mir der Schächer nicht Schmerzen gemacht? Ich konnte wahrhaftig,
Ist von Belohnung die Rede, sie selbst am ersten verlangen.
Also pflegen die Schlicht mit ihren Knechten zu handeln.

Diese Geschichten und mehr verzierten, künstlich geschnitten,
Rings die Fassung des Spiegels, und mancher gegrabene Zierrath,
Manche goldene Schrift. Ich hielt des köstlichen Kleinods
Mich nicht werth, ich bin zu gering, und fand' es deswegen
Meiner Frauen der Königin zu. Ich dachte durch solches
Ihr und ihrem Gemahl mich ehrerbietig zu zeigen.
Meine Kinder betrübten sich sehr, die artigen Knaben,
Als ich den Spiegel dahin gab. Sie sprangen gewöhnlich und spielten
Vor dem Glase, beschauten sich gern, sie sahen die Schwänzchen
Hängen vom Rücken herab und lachten den eigenen Mäulchen.
Leider vermuthet' ich nicht den Tod des ehrlichen Lampe,
Da ich ihm und Bellyn auf Treu' und Glauben die Schätze
Heilig empfahl; ich hielt sie beide für redliche Leute,
Keine besseren Freunde gedacht' ich jemals zu haben.
Wehe sey über den Mörder gerufen! Ich will es erfahren,
Wer die Schätze verborgen, es bleibt kein Mörder verborgen.
Wüßte doch ein und andrer vielleicht im Kreis' hier zu sagen,
Wo die Schätze geblieben, und wie man Lampen getödtet!

Sehr, mein gnädiger König, es kommen täglich so viele
Mächtige Sachen vor euch; ihr könnt nicht alles behalten;
Doch vielleicht gedenket ihr noch des herrlichen Dienstes,
Den mein Vater dem euren an dieser Stätte erwiesen.
Krank lag euer Vater, sein Leben rettete meiner,
Und doch sagt ihr, ich habe noch nie, es habe mein Vater
Euch nichts Gutes erzeigt. Beliebt mich weiter zu hören,
Sey es mit eurer Erlaubniß gesagt: Es fand sich am Hofe
Eures Vaters der meine bei großen Würden und Ehren
Als erfahrener Arzt. Er wußte das Wasser des Kranken
Klug zu besehn; er half der Natur; was immer den Augen,
Was den obersten Gliedern gebrach, gelang ihm zu heilen;
Kannte wohl die emetischen Kräfte, verstand auch daneben
Auf die Zähne sich gut und bohrte die schmerzenden spielend.
Gerne glaub' ich, ihr habt es vergessen; es wäre kein Wunder;
Denn drei Jahre hatten ihr nun. Es legte sich damals
Euer Vater im Winter mit großen Schmerzen zu Bette,
Ja man mußt' ihn beben und tragen. Da ließ er die Aerzte
Zwischen hier und Rom zusammen berufen, und alle
Gaben ihm auf; er schickte zuletzt, man holte den Alten;
Dieser hörte die Noth und sah die gefährliche Krankheit.

Meinen Vater jammert' es sehr, er sagte: mein König,
Gnädiger Herr, ich sehe, wie gern! mein eigenes Leben,
Könnt' ich euch retten, daran! doch laßt im Glase mich euer
Wasser besehn. Der König befolgte die Worte des Vaters,
Aber klagte dabei, es werde je länger je schlimmer.
Auf dem Spiegel war es geeilet, wie gläublich zur Stunde
Euer Vater genesen. Denn meiner sagte der bächig;
Wenn ihr Gesundheit verlangt, entschließt euch ohne Versäumniß
Eines Wolfes Leber zu speisen, doch sollte derselbe
Sieben Jahre zum wenigsten haben; die müßt ihr verzehren.
Sparen dürft ihr mir nicht, denn euer Leben betrifft es.
Euer Wasser zeiget nur Binl, entschließt euch geschwinde!

In dem Kreise befand sich der Wolf und hört' es nicht gerne.
Euer Vater sagte darauf: Ihr habt es vernommen.
Hören, Herr Wolf, ihr werdet mir nicht zu meiner Genesung
Eure Leber verweigern. Der Wolf versetzte dagegen:
Nicht fünf Jahre bin ich geboren! was kann sie euch nutzen?
Eines Geschwätz! versetzte mein Vater: es soll uns nicht hindern,
An der Leber sey ich das gleich. Es mußte zur Stelle
Nach der Küche der Wolf, und brauchbar fand sich die Leber.
Euer Vater verzehrte sie stracks. Zur selbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.
Meinem Vater dankt' er genug, es mußt' ihm ein jeder
Doctor beißen am Hofe; man durft' es niemals vergessen.

Also ging mein Vater beſtändig dem Königzur Rechten.
Euer Vater verehrt' ihn vermuth, ich weiß es am beſten,
Eine goldene Spange mit einem rothen Barette,
Sie vor allen Herren zu tragen; ſo haben ihn alle
Hoch in Ehren gehalten. Es hat ſich aber mit ſeinem
Sohne leider geändert, und an die Tugend des Vaters
Wird nicht weiter gedacht. Die allergierigſten Sklafte
Werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedeutt man alleine.
Recht und Weisheit fliehen zurück. Es werden die Diener
Große Herren, das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein ſolcher Macht und Gewalt, ſo ſchlägt er nur blindlings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr, wofer er gekommen;
Seinen Vortheil gedenkt er auf allem Spiele zu nehmen,
Um die Großen finden ſich viele von dieſem Geſchlechter.
Keine Bitte hören ſie je, wozu nicht die Gabe
Gleich ſich reichlich gefellt, und wenn ſie die Leute beſchneiden,
Heißt es: bringt nur! und bringt! zum erſten, zweiten und dritten.

Solche gierige Wölfe behalten köſtliche Biſſen
Gerne für ſich, und, wär' es zu thun, mit fleiſchernen Verluſte
Ihres Herren Leben zu retten, ſie trügen Bedenken.
Wollte der Wolf doch die Leber nicht laſſen, dem König zu dienen!
Und was Leber! Ich ſag' es heraus! Es möchten auch zwanzig
Wölfe das Leben verlieren, verlebte der König und ſeine
Theure Gemahlin das ihre, ſo wär' es weniger Schade.
Denn ein ſchlechter Same, was kann er Gutes erzeugen!
Was in eurer Jugend geſchah, ihr habt es vergeſſen;
Aber ich weiß es genau, als wär' es geſtern geſchehen.
Auf dem Spiegel ſtand die Geſchichte, ſo wollt' es mein Vater;
Edelſteine zierten das Werk und goldene Ranken.
Könnt' ich den Spiegel ertragen, ich wagte Vermögen und Leben.

Reinete, ſagte der König: die Rede hab' ich verſtanden,
Habe die Worte gehört und was du alles erzählteſt.
War dein Vater ſo groß hier am Hofe und hat er ſo viele
Nützliche Thaten gethan, das mag wohl lange ſchon her ſeyn.
Ich erinn're mich's nicht, auch hat mir's niemand berichtet.
Eure Händel dagegen die kommen mir öfters zu Ohren,
Immer ſeyd ihr im Spiele, ſo hör' ich wenigſtens ſagen;
Thun ſie euch Unrecht damit und ſind es alle Geſchwinden,
Möcht' ich einmal was Gutes vernehmen; es findet ſich ſelten.

Herr, verſetzte Reinete drauf: ich darf mich hierüber
Wohl erklären vor euch, denn mich betrifft ja die Sache.
Gutes hab' ich euch ſelber gethan! es ſey euch nicht etwa
Vorgeworfen; behüte mich Gott: ich erkenne mich ſchuldig.
Euch zu leiſten ſo viel ich vermag. Ihr habt die Geſchichte
Ganz gewiß nicht vergeſſen. Ich war mit Iſegrim glücklich
Einſt ein Schwein zu erjagen, es ſchrie, wir bliſen es meiſter.
Und ihr kamt und klagtet ſo ſehr, und ſagtet: es käme
Eure Frau noch hinter euch drein, und theilte nur ſemand
Wenige Speiſe mit euch, ſo wär' euch beiden geholfen.
Gedet von eurem Gewinne was ab! ſo ſagtet ihr damals.
Iſegrim ſagte wohl: ja! doch murmelt' er unter dem Barte,
Daß man kaum es verſtand. Ich aber ſagte dagegen:
Herr! es iſt euch gegönnt und wärm's der Schweine die Menge.
Sagt, wer ſoll es verſtehen! Der Wolf! verſetzten ihr wieder.
Iſegrim freute ſich ſehr; er theilte, wie er gewohnt war,
Ohne Scham und Scheu, und gab euch eben ein Viertheil.
Eurer Frauen das andre, und er fiel über die Hälfte,
Schlang begierig hinein, und reichte mir außer den Ohren
Nur die Naſe noch hin und eine Hälfte der Zunge;
Alles andre behielt er ihr ſich, ihr habt es geblieben.
Wenig Edelmuth zeigt' er und ha. Ihr wißt es, mein König!
Euer Theil verzehret ihr bald, doch merkt' ich, ihr hattet
Nicht den Hunger geſtillt, nur Iſegrim wollt' es nicht ſehen.
Aß und kaute ſo fort und bot euch nicht das Geringſte.
Aber da traft ihr ihn auch mit euren Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren, verſchoor ihm das Fell, mit blutiger Klaue
Lief er davon, mit Beulen am Kopf und heulte vor Schmerzen.
Und ihr riefet ihm noch zu: kommt wieder, lerne dich ſchämen!
Thätſt du wieder, ſo trifft mir's beſſer, ſonſt will ich dir's zeigen.
Jetzt mach' eilig dich fort und bring' und ferner zu eſſen!
Herr! gebietet ihr das? verſetzt' ich; ſo will ich ihm folgen,
Und ich weiß, ich hole ſchon was. Ihr wart es zufrieden.

Ungeſchickt hielt ſich Iſegrim damals; er blaſete, ſeufzte,
Klagte mir vor; doch trieb ich ihn an, wir jagten zuſammen.
Fingen ein Kalb! Ihr liebt euch die Speiſe. Und als wir es droschen,
Fand ſich's fett; ihr lachtet dazu, und ſagtet zu meinem
Lobe manch freundliches Wort; ich wäre, meintet ihr, trefflich
Auszuſenden zur Stunde der Not, und ſagtet daneben:
Theile das Kalb! Da ſprach ich: die Hälfte gebühret ſchon euer:
Und die Hälfte gehört der Königin; was ſich im Leibe
Findet, als Herz und Leber und Lunge, gebühret, wie billig,
Euern Kindern; ich nehme die Füße, die lieb' ich zu nagen,
Und das Haupt behalte der Wolf, die köſtliche Speiſe.

Als ihr die Rede vernommen, verſetzet ihr: Sage! wer hat dich
So nach Hofart theilen gelehret? ich wünſch' es zu erfahren.
Da verſetzt' ich: Mein Lehrer iſt nah, denn dieſer mir rathen
Kopfe, mit blutiger Glatze, hat mir das Verſtändnis geöffnet.
Ich bemerkte genau, wie er dem fräße das Zertel
Theilte, da lernt' ich den Sinn von ſolcher Theilung begreifen;
Kalb oder Schwein, ich find' es nun leicht, und werde nicht fehlen.

Schaden und Schande beſtel den Wolf und ſeine Begierde.
Seines Gleichen giebt es genug! Sie ſchlingen der Götter
Reichliche Früchte zuſammt den Unterſaſſen hinunter.
Alles Wohl zerſtören ſie leicht, und ſeine Verſchwendung
Iſt zu erwarten, und wehe dem Lande, das ſolche nähret!

Ehre, Herr König! ſo hab' ich euch oft in Ehren gehalten.
Alles, was ich beſitze und was ich nur immer gewinne,
Alles widm' ich euch gern und eurer Königin; ſey es
Wenig oder auch viel, ihr nehmt das meiſte von allem.
Wenn ihr des Kalbes und Schweines gedenkt, ſo werdt ihr die Wahrheit.
Wo die rechte Treue ſich finden. Und dürfte wohl etwa
Iſegrim ſich mit Reinecken meſſen? Doch leider im Anſehn
Steht der Wolf als oberſter Vogt und alle bedrängt er.
Euren Vortheil beſorgt er nicht ſehr; zum Halben und Ganzen
Weiß er den ſeinen zu fördern. So führt er ſreislich mit Brennen
Nun das Wort, und Reinekens Rede wird wenig gehöret.

Herr! es iſt wahr, man hat mich verklagt, ich werde nicht weichen.
Denn ich muß nun hindurch, und alſo ſey es geſprochen:
Iſt hier einer, der glaubt zu beweiſen; ſo komm' er mit Zeugen.
Halte ſich feſt an die Sache und ſetze gerichtlich zum Pfande
Sein Vermögen, ſein Ohr, ſein Leben, wenn er verliere.
Und ich ſetze das Gleiche dagegen: ſo hat es zu Rechte
Stets gegolten, ſo hielt man's noch, und alle die Seine.
Wie man ſie für und wider erfordert, ſie werde getreulich
Solcherweiſe geführt und gerichtet; ich darf es verlangen!

Wie es auch ſey, verſetzte der König: am Meer des Rechtes
Will und kann ich nicht ſchmälern, ich hab' es auch niemals gelitten.
Groß iſt zwar der Verdacht, du habeſt an Lampens Ermordung
Theil genommen, des redlichen Boten! ich liebt' ihn beſonders
Und verlor ihn nicht gern, verübte mich über die Mörder.
Als man ſein blutiges Haupt aus deinem Käuzel heraus zog:
Auf der Stelle bläut' es Bellyn, der böſe Bezeiter;
Und du magſt die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
Was mich ſelber betrifft, vergeb' ich Reineken alles.
Denn er hielt ſich zu mir in manchen bedenklichen Nöthen.
Hätte weiter jemand zu klagen, wir wollen ihn hören:
Stell' er unbeſcholtene Zeugen, und bringe die Klage
Gegen Reineken ordentlich vor, hier ſteht er zu Rechte!

Reinete ſagte: Gnädiger Herr! ich danke zum erſten.
Jeden hört ihr und jeder genießt die Wohlthat des Rechtes.
Laßt mich heilig betheuern, mit welchem traurigen Herzen
Ich Bellyn und Lampen entließ; mir ahnete, glaub' ich,
Was den beiden ſollte geſchehn, ich liebte ſie zärtlich.

So ſtaffirte Reinete ſeine Erzählung und Worte.
Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schlaue ſo ſittlich beſchrieben.
Sie ſo ernſtlich betragen, er ſchien die Wahrheit zu reden.
Ja, man ſucht' ihn zu tröſten. Und ſo vereed er den König.
Dem die Schlaue gefielen; er hätte ſie gerne beſeſſen.
Sagte zu Reineken: Gebt euch zufrieden, ihr reiſet mit Ehren!
Wir und breit das Verlorne zu finden, das Mögliche thut ihr;
Wann ihr meiner Hülfe bedürft, ſie ſteht euch zu Dienſten.

Dankbar, ſagte Reinete drauf, erkenn' ich die Gnade;
Dieſe Worte richten mich auf und laſſen mich hoffen.
Raub und Mord zu beſtrafen iſt eure höchſte Behörde.
Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird ſich's finden; ich ſetze
Mir dem größten Fleiße darnach, und werde des Tages
Emſig reiſen und Nachts und alle Leute befragen.
Hab' ich erfahren, wo ſie ſich finden, und kann ſie nicht ſelber
Wieder gewinnen, wär' ich zu ſchwach, ſo bitt' ich um Hülfe.
Die gewährt ihr alsdann und ſicher wird es gerathen.
Bring' ich glücklich die Schätze vor euch, ſo hing' ich am Ende
Meine Mühe belohnt und meine Treue bewähret.

Gerne hört' es der König und fiel in allem und jedem
Reineken bei, der hatte die Lüge ſo künſtlich geflochten.
Alle die andern glaubten es auch; er durfte nun wieder
Reiſen und gehen wohin ihm gefiel und ohne zu fragen.

Aber Iſegrim konnte ſich länger nicht halten, und knirſchend
Sprach er: Gnädiger Herr! So glaubt ihr wieder dem Diebe,
Der euch zwei- und dreifach belog. Wen ſollt' es nicht wundern!
Seht ihr nicht, daß der Schalk euch verträgt und uns alle beſchädigt?
Wahrheit redet er nie und eitel Lügen erſinnt er.
Aber ich laß ihn ſo leicht nicht davon! Ihr ſollt es erfahren.
Daß er ein Scheim iſt und falſch. Ich weiß drei große Verbrechen,
Die er begangen; er ſoll nicht entgehn und ſollten wir kämpfen.
Zwar man fordert Zeugen von uns, was wollte das helfen?
Ständen ſie hier und ſprächen und zeugten den ganzen Gerichtstag,
Könnte das fruchten? Er thäte nur immer nach ſeinem Belieben.
Oft ſind keine Zeugen zu ſtellen, da ſollte der Frevler
Noch wie vor die Tücke verüben? Wer traut ſich zu reden?
Jedem hängt er was an und jeder fürchtet den Schaden.
Ihr und die Euren empfinden es auch und alle zuſammen.
Heute will ich ihn halten, er ſoll nicht wanken noch weichen,
Und er ſoll zu Rechte mir ſtehn, nun mag er ſich wahren!

Elfter Geſang.

Iſegrim klagte, der Wolf, und ſprach: Ihr werdet verſtehen!
Reinecke, gnädiger König, ſo wie er immer ein Schalk war,
Bleibt er es auch und ſtets und redet ſchändliche Dinge,
Mein Geſchlecht zu beſchimpfen und mich. So hat er mir immer,
Meinem Weibe noch mehr empfindliche Schande bereitet.
So bewog er ſie einſt in einem Teiche zu waten.
Durch den Moraſt, und hatte verſprochen, ſie ſollte des Tages
Viele Fiſche gewinnen; ſie habe den Schwanz nur ins Waſſer
Einzutauchen und hängen zu laſſen: es würden die Fiſche
Feſt ſich beißen, ſie könne ſelbviert nicht alle verzehren.
Watend kam ſie darauf und ſchwimmend gegen das Ende,
Gegen den Zapfen; da hatte das Waſſer ſich tiefer geſammlet,
Und er hieß ſie den Schwanz in's Waſſer hängen. Die Kälte
Gegen Abend war groß und grimmig begann es zu frieren,
Daß ſie faſt nicht länger ſich hielt; ſo war auch in Kurzem
Ihr der Schwanz ins Eis gefroren, ſie konnt' ihn nicht regen.
Glaubte, die Fiſche wären ſo ſchwer, es wäre gelungen.
Reinete merkt' es, der ſchändliche Dieb, und was er getrieben,
Darf ich nicht ſagen, er kam und übermannte ſie leider.
Von der Stelle ſoll er mir nicht! Es feſtet der Frevel
Einen von beiden, wie ihr und ſeht, noch heute das Leben.
Denn er ſchwätzt ſich nicht durch; ich hab' ihn ſelber betroffen
Ueber der That, mich führte der Zufall am Hügel den Weg her.
Laut um Hülfe hört' ich ſie ſchreien, die arme Betrogne.
Jetzt im Eiſe ſtand ſie gefangen und konnt' ihm nicht wehren.
Und ich kam und mußte mit eignen Augen das alles
Sehen! Ein Wunder fürwahr, daß mir das Herz nicht gebrochen.
Reinete! rief ich: was thuſt du? Er hörte mich kommen und eilte
Seine Straße. Da ging ich hinzu mit traurigem Herzen,
Mußte waten und frieren im kalten Waſſer und konnte
Nur mit Mühe das Eis zerbrechen, mein Weib zu erlöſen.
Ach, es ging nicht glücklich von ſtatten! Sie zerrte gewaltig
Und es blieb ihr ein Viertel des Schwanzes im Eiſe gefangen.
Jammernd klagte ſie laut und viel, das hörten die Bauern,
Kamen hervor und ſpürten uns aus, und riefen einander.
Hitzig liefen ſie über den Damm mit Piken und Aexten,
Mit dem Rocken kamen die Weiber und lärmten gewaltig:

Fangt sie! Schlagt nur und werft! so riefen sie gegen einander.
Kunst wie damals empfand ich noch nie, das gleiche bekennet
Gieremund auch, wir retteten kaum mit Mühe das Leben.
Liefen, es rauchte das Netz. Da kam ein Bube gelaufen,
Ein vertrockner Geselle mit einer Pike bewaffnet.
Eilet zu Rohe, stach er nach uns und drängt' uns gewaltig.
Wäre die Nacht nicht gekommen, wir hätten das Leben gelassen.
Und die Weiber riefen noch immer, die Hexen, wir hatten
Ihre Schafe gefressen. Sie hätten uns gerne getroffen.
Schimpften und schmähten hinter uns drein. Wir wandten uns aber
Von dem Lande wieder zum Wasser und schimpften belehnte
Zwischen die Binsen; da trauten die Bauern nicht weiter zu folgen,
Denn es war dunkel geworden, sie machten sich wieder nach Hause.
Knapp entkamen wir sie. Ihr selbst, gnädiger König,
Ueberwältigung, Mord und Verrath, von solchen Verbrechen
Ist die Rede, die werdet ihr streng, mein König, bestrafen.

Als der König die Klage vernommen, versetzt' er: es werde
Rechtlich hierüber erkannt, doch laßt uns Reinecken hören.
Reinete sprach: verhielt' es sich also, würde die Sache
Wenig Ehre mir bringen, und Gott bewahre mich gnädig,
Daß man es fände wie er erzählt! Doch will ich nicht leugnen,
Daß ich sie Fische fangen gelehrt und auch ihr die beste
Straße zu Wasser zu kommen, und sie zu dem Teiche gewiesen.
Aber sie lief so gierig darnach, sobald sie nur Fische
Nennen gehört, und Weg und Maß und Lehre vergaß sie.
Blieb sie fest im Eise befroren, so hatte sie freilich
Viel zu lange gesessen; denn hätte sie zeitig gejagen,
Hätte sie Fische genug zum köstlichen Mahle gefangen.
Allzuroße Begierde wird immer schädlich. Gewöhnt sich
Ungenügsam das Herz, so muß es vieles vermissen.
Wer den Geist der Gierigkeit hat, er lebt nur in Sorgen.
Niemand sättiget ihn. Frau Gieremund hat es erfahren.
Da sie im Eise befror. Sie dankt nun meiner Bemühung
Schlecht. Das hab' ich davon, daß ich ihr redlich geholfen!
Denn ich schob und wollte mit allen Kräften sie heben.
Doch sie war mir zu schwer, und über dieser Bemühung
Traf mich Isegrim an, der längs dem Ufer daher ging.
Stand dabroben und rief und fluchte grimmig herunter.
Ja fürwahr ich erschrak den schönen Segen zu hören.
Eins und zwei und dreimal warf er die gräßlichsten Flüche
Ueber mich her und schrie von wildem Zorne getrieben,
Und ich dachte: du machst dich davon und wartest nicht länger;
Besser laufen als faulen. Ich half' es eben getroffen.
Denn er hätte mich damals zerrissen. Und wenn es begegnet,
Daß zwei Hunde sich beißen um Einen Knochen, da muß wohl
Einer verlieren. So schien mir auch da das Beste gerathen,
Seinem Zorn zu entweichen und seinem verwornen Gemüthe.
Grimmig war er und bleibt es, wie kann er's leugnen? Befraget
Seine Frau; was hab' ich mit ihm dem Lügner zu schaffen?
Denn sobald er sein Weib im Eise befroren bemerkte,
Fluchte' und schalt er gewaltig und kam und half ihr entkommen.
Machten die Bauern sich hinter sie her, so war es zum Besten;
Denn so kam ihr Blut in Bewegung, sie froren nicht länger.
Was ist weiter zu sagen? Es ist ein schlechtes Benehmen,
Wer sein eigenes Weib mit solchen Lügen beschimpfet.
Fragt sie selber, da steht sie, und bitt' er die Wahrheit gesprochen.
Würde sie selber zu klagen nicht fehlen. Indessen erbitt' ich
Eine Woche mir Frist, mit meinen Freunden zu sprechen,
Was für Antwort dem Wolf und seiner Klage gebühret.

Gieremund sagte darauf: In eurem Treiben und Wesen
Ist nur Schalkheit, wir wissen es wohl, und Lügen und Trügen.
Bäuerei, Täuschung und Trug. Wer euren verfänglichen Reden
Glaubt, wird sicher am Ende beschädigt. Immer gebraucht ihr
Lose verworrene Worte. So hab' ich's am Borne gefunden.
Denn zwei Eimer hingen daran, ihr hattet in einen,
Weiß ich warum? euch gesetzt und war't hernieder gefahren;
Nun vermechtet ihr nicht euch selber wieder zu heben
Und ihr klagtet gewaltig. Des Morgens kam ich zum Brunnen,
Fragte: wer brachte' euch herein? Ihr saget: kommt ihr doch eben,
Liebe Gevatterin, recht! ich gönn' euch jeglichen Vortheil;
Steigt in den Eimer da droben, so fahrt ihr hernieder und esset

Hier an Fischen euch satt. Ich war zum Unglück gekommen,
Denn ich glaubt' es, ihr schwurt noch dazu: ihr hättet so viele
Fische verzehrt, es schmerz' euch der Leib. Ich ließ mich bethören,
Dumm wie ich war, und stieg in den Eimer; da ging er hernieder.
Und der andre wieder herauf, ihr kamt mir entgegen.
Wunderlich schien mir's zu seyn, ich fragte voller Erstaunen:
Sagt, wie gehet das zu? Ihr aber sagtet bawider:
Auf und ab, so geht's in der Welt, so geht es uns beiden.
Ist es doch also der Lauf. Erniedrigt werden die einen
Und die andern erhöht, nach eines jeglichen Tugend.
Aus dem Eimer sprangt ihr und liefet und eilet von dannen.
Aber ich saß im Brunnen bestümmert und mußte den Tag lang
Harren, und Schläge genug am seligen Abend erdulden.
Eh' ich entkam. Es traten zum Brunnen einige Bauern,
Sie bemerkten mich da. Von grimmigem Hunger gepeinigt
Saß ich in Trauer und Angst, erbärmlich war mir zu Muthe.
Unter einander sprachen die Bauern; da sieh nur im Eimer
Sitzt da unten der Feind, der unsere Schafe vermindert.
Hol' ihn herauf, versetzte der eine, ich halte mich fertig
Und empfang' ihn am Rande, er soll uns die Eimer bezahlen!
Wie er mich aber empfing, das war ein Jammer! Es fielen
Schläg' auf Schläge mir über den Pelz, ich hatte mein Leben
Keinen traurigern Tag, und kaum entrann ich dem Tode.

Reinete sagte darauf: bedenkt genauer die Zeiten.
Und ihr findet gewiß, wie beißlich die Schläge gewesen.
Ich für meine Person mag lieber dergleichen entbehren.
Und wie die Sache stand, so mußte wohl eines von beiden
Sich mit den Schlägen beladen, wir konnten zugleich nicht entgehen.
Wenn ihr's euch merkt, so nutzt es euch wohl, und künftig vertraut ihr
Keinem so leicht in ähnlichen Fällen. Die Welt ist voll Schalkheit.

Ja, versetzte der Wolf, was braucht es weiter Beweise!
Niemand versteht mich mehr, als dieser böse Verräther.
Eines erzählt' ich neu nicht, wie er in Sachsen mich einmal
Unter das Affengeschlecht zu Schand' und Schaden geführet.
Er verlockte mich, in eine Höhle zu kriechen,
Und er wußte voraus, es würde mir Uebels begegnen.
Wär' ich nicht eilig entflohen, ich wär' um Augen und Ohren
Dort gekommen. Er sagte vorher mit gleißenden Worten:
Seine Frau Muhme sind' ich daselbst, er meinte die Aeffin;
Doch es verdroß ihn, daß ich entkam. Er schickte mich tückisch
In das abscheuliche Nest, ich dacht', es wäre die Hölle.

Reinete sagte darauf vor allen Herren des Hofes;
Isegrim redet verwirrt, er scheint nicht völlig bei Sinnen.
Von der Aeffin will er erzählen, so sag' er es deutlich.
Drittehalb Jahr sind's her, als nach dem Lande zu Sachsen
Er mit großem Prassen gezogen, wohin ich ihm folgte.
Das [illegible] wahr, das übrige klagt er. Es waren nicht Affen,
Meerkatzen waren's, von welchen er redet; und nimmermehr werd' ich
Diese für meine Muhmen erkennen. Martin, der Affe,
Und Frau Rückenau sind mir verwandt. Sie ehr' ich als Muhme,
Ihn als Vetter und rühme mich des. Notarius ist er
Und versteht sich aufs Recht. Doch was von jenen Geschöpfen
Isegrim sagt, geschieht mir zum Hohn, ich habe mit ihnen
Nichts zu thun und nie sind's meine Verwandten gewesen;
Denn sie gleichen dem höllischen Teufel. Und daß ich die Alte
Damals Muhme geheißen, das that ich mit gutem Bedachte.
Nichts verlor ich dabei, das will ich gerne gestehen:
Gut gastirte sie mich, sonst hätte sie mögen ersticken.

Seht, ihr Herren! wir hatten den Weg zur Seite gelassen.
Gingen hinter dem Berg und eine düstere Höhle
Tief und lang bemerkten wir da. Es fühlte sich aber
Isegrim krank, wie gewöhnlich, vor Hunger. Wann hätt' ihn auch jemals
Einer so satt gesehen, daß er zufrieden gewesen?
Und ich sagte zu ihm: In dieser Höhle befindet
Speise fürwahr sich genug, ich zweifle nicht, ihre Bewohner
Theilen' gerne mit uns, was sie haben, wir kommen gelegen.
Isegrim aber versetzte darauf: ich werde, mein Oheim,
Unter dem Baume hier warten, ihr seyd in allem geschickter
Neue Bekannte zu machen, und wenn euch Essen gereicht wird,
Thut mir's zu wissen! So dachte der Schalk auf meine Gefahr erst
Abzuwarten, was sich ereigne; ich aber begab mich
In die Höhle hinein. Nicht ohne Schauer durchwandert'
Ich den langen und krummen Gang, er wollte nicht enden.

Hab, ſo viel Durſt,
Als wie Hannswurſt.
Schnupftuch rauf!

Marktſchreyer.

Wirſt nit viel angeln, iſt noch zu früh.
Meine Damen und Herrn
Sähen wohl gern
's treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Iſt die Hiſtoria
Von Eſther in Drama;
Iſt nach der neuſten Art,
Zähnklappen und Grauſen gepaart:
Daß nur ſehr Schad' iſt,
Daß heller Tag iſt;
Sollte ſtichdunkel ſeyn,
Denn 's ſind viel Lichter drein.

Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.

Aber was ich dann fand — den Schrecken weiß ich nun vieles
Rothes Gold nicht zweimal in meinem Leben erfahren!
Welch ein Nest voll höllischer Thiere, größer und kleiner!
Und die Mutter dabei, ich dacht', es wäre der Teufel.
Weit und groß ihr Maul mit langen hölzischen Zähnen,
Lange Nägel an Händen und Füßen und hinten ein langer
Schwanz an dem Rücken gesetzt; so was Abscheulicheres hab' ich
Nicht im Leben gesehn! Die schwarzen leidigen Kinder
Waren seltsam gebildet wie lauter junge Gespenster.
Gräulich sah sie mich an. Ich dachte, wär' ich von dannen!
Größer war sie als Jägerin selbst, und einige Kinder
Fast von gleicher Statur. Im faulen Hexe getretter
Fand ich die garstige Brut, und über und über beschlabbert
Bis an die Ohren mit Koth, es stank in ihrem Revière
Aerger als höllisches Pech. Die reine Wahrheit zu sagen:
Wenig gefiel es mir da, denn ihrer waren so viele.
Und ich stand nur allein. Sie zogen gräuliche Fratzen.
Da besann ich mich denn und einen Ausweg versuchte' ich.
Grüßte sie schön — ich meint' es nicht so — und wußte so freundlich
Und bekannt mich zu stellen. Frau Mutme! sagt' ich zur Alten.
Vetter hieß ich die Kinder und ließ es an Worten nicht fehlen.
Spar' euch der gnädige Gott auf lange glückliche Zeiten!
Sind das eure Kinder? Fürwahr! ich sollte nicht fragen;
Wie behagen sie mir! Hui! Himmel! wie sie so lustig.
Wie sie so schön sind! Man nähme sie alle für Söhne des Königs.
Sagt mir vielmal gelobt, daß ihr mit würdigen Sprossen
Mehret unser Geschlecht, ich freue mich über die Maßen.
Glücklich sind' ich mich nun, von solchen Dehnen zu wissen;
Denn zu Zeiten der Noth bedarf man seiner Verwandten.

Als ich ihr so viel Ehre gebeten, wiewohl ich es anders
Meinte, bezeigte sie mir von ihrer Seite behaglichen.
Hieß mich Oheim, und that so bekannt, so wenig die Närrin
Auch zu meinem Geschlechte gehört. Doch kennte für diesmal
Gar nicht schaden, sie Mutme zu heißen. Ich schwiegte dazwischen
Ueber und über vor Angst; allein sie redete freundlich:
Reinete, werther Verwandter, ich heiß' euch schöns stens willkommen!
Seyd ihr auch wohl? Ich bin euch mein ganzes Leben verbunden,
Daß ihr zu mir gekommen. Ihr lehret klugs Gedanken
Meine Kinder sortan, daß sie zu Ehren gelangen.
Also hört' ich sie reden, das hatt' ich mit wenigen Worten.
Daß ich sie Mutme genannt und daß ich die Wahrheit gesonnet,
Reichlich verdient. Doch wär' ich so gern im Freien gewesen.
Aber sie ließ mich nicht fort und sprach: ihr dürftet, mein Oheim,
Unbewirthet nicht weg! Verweilet, laßt euch bedienen.
Und sie brachte mir Speise genug; ich wüßte sie wahrlich
Jetzt nicht alle zu nennen; verwundert war ich zum höchsten.
Wie sie zu allem gekommen. Von Fischen, Reben und andern
Guten Wildpret, ich speis'te davon, es schmeckte mir herrlich.
Als ich zur Gnüge gegessen, belud sie mich über das alles,
Brachte ein Stück vom Hirsche getragen, ich sollt' es nach Hause
Zu den Meinigen bringen, und ich empfahl mich zum besten.
Reinete, sagte sie noch, besucht mich öfters. Ich hätte
Was sie wollte versprochen, ich machte, daß ich herauskam.
Lieblich war es nicht da für Augen und Nase, ich hätte
Mir den Tod beinahe gearbeit; ich suchte zu fliehen.
Lief bedenke den Gang bis zu der Oeffnung am Baume.
Jägerin lag und schlummerte daselbst; ich sagte: wie geht's euch,
Oheim? Er sprach: nicht wohl! ich muß vor Hunger verderben.
Ich erbarmte mich seiner und gab ihm den köstlichen Braten,
Den ich mit mir getragt. Er aß mit großer Begierde,
Vielen Dank erzeigt er mir da; nun hat er's vergessen!
Als er nun fertig geworden, begann er: laßt mich erfahren,
Wer die Höhle bewohnt? Wie hart ihr's drinne gefunden!
Gut oder schlecht? Ich sagt' ihm darauf die lautersste Wahrheit.
Unterrichtet' ihn wohl. Das Nest sey böse, dagegen
Finde sich drin viel köstliche Speise. Sobald er begehre
Seinen Theil zu erhalten, so mög' er keklich hinein gehn,
Nur vor allem sich hüten, die grade Wahrheit zu sagen.
Soll es euch nach Wünschen ergehn, so spart mir die Wahrheit!
Wiederholt' ich ihm noch; denn führet sie jemand verständig
Unklug im Mund, der leidet Verfolgung, wohin er sich wendet,
Ueberall steht er zurück, die andern werden geladen.

Alle dieß ich ihm geben; ich lehrt' ihn: was er auch fände,
Sollt' er reden, was ſittlicher gerne zu hören begehrt.
Und man werd' ihn freundlich empfangen. Das waren die Worte,
Gnädiger König und Herr, nach meinem beſten Gewiſſen.
Aber das Gegentheil that er hernach, und trieg' er darüber
Etwas ab, ſo hab' er es auch; er ſollte mir folgen.
Grau ſind ſeine Zotteln fürwahr, doch ſucht man die Weisheit
Nur vergebens dahinter. Es achten ſolche Geſellen
Weder Klugheit noch feine Gedanken; es bleibet dem groben
Tölpiſchen Volke der Weeth von aller Weisheit verborgen.
Treulich ſchärft' ich ihm ein, die Wahrheit dieß mal zu ſparen;
Weiß ich doch ſelbſt, was ſich ziemt! verſetzt' er trotzig dagegen,
Und ſo trabt' er die Höhle hinein, da hat er's getroffen.

Hinten ſaß das abſcheuliche Weib; er glaubte den Teufel
Vor ſich zu ſehn! die Kinder dazu! da rief er betroffen:
Hölle! Was für abſcheuliche Thiere! Sind dieſe Geſchöpfe
Eure Kinder? Sie ſcheinen fürwahr ein Höllenei gefindet.
Geht, ertränkt ſie, das wäre das Beſte, damit ſich die Brut nicht
Ueber die Erde verbreite! Wenn es die Meinigen waren,
Ich erdroſſelte ſie. Man ſinge wahrlich mit ihnen
Junge Teufel, man brauchte ſie nur in einem Meralte
Auf das Schiff zu binden, die garſtigen ſchmutzigen Rangen!
Ja, Meeraffen ſollten ſie heißen, da paßte der Name!

Eilig verſetzte die Mutter und ſprach mit zornigen Worten:
Welcher Teufel ſchickt uns den Boten? Wer hat euch gerufen,
Hier uns grob zu begegnen? Und meine Kinder! Was habt ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun? So eben verläßt uns
Reinete Fuchs, der erfahrene Mann, der muß es verſtehen;
Meine Kinder, betheuert' er doch, er finde ſie ſämmtlich
Schön und ſittig, von guter Manier, er mochte mit Freuden
Sie für ſeine Verwandten erkennen. Das hat er uns alles
Hier an dieſem Platz vor einer Stunde verſichert.
Wenn ſie euch nicht, wie ihm, gefallen, ſo hat euch wahrhaftig
Niemand zu kommen gebeten. Das mögt ihr, Iſegrim, wiſſen!

Und er forderte gleich von ihr zu eſſen und ſagte:
Holt herbei, ſonſt beiß' ich euch todt! was wollen die Reden
Weiter beißen? Er machte ſich dran und wollte gewaltſam
Ihren Vorrath befaſten; das war ihm übel gerathen!
Denn ſie warf ſich über ihn her, zerbiß und zerkratzt' ihm
Mit den Nägeln das Fell und klaut' und zerrt' ihn gewaltig;
Ihre Kinder thaten das Gleiche, ſie biſſen und trammten
Gräulich auf ihn; da heult' er und ſchrie mit blutigen Wangen.
Wehrte ſich nicht und lief mit haſtigen Schritten zur Oeffnung.
Uebel zerriſſen ſah ihn kommen, zerkratzt und die Ferſen
Hingen herum, ein Ohr war geſpalten und blutig die Naſe,
Manche Wunde kneipten ſie ihm und hatten das Fell ihm
Garſtig zuſammengerunzelt. Ich fragt' ihn wie er herauskrat:
Hast ihr die Wahrheit geſagt? Er aber ſagte dagegen:
Wie ich's gefunden, ſo hab' ich geſprochen. Die leidige Herre
Hat mich übel geſchändet, ich wähnte, ſie wäre hier außen,
Theuer bezahlte ſie mir's! Was künnt euch, Reinete! habt ihr
Jemals ſolche Kinder geſehn! ſo garſtig, ſo böſe?
Da ich's ihr ſagte, da war es geſchehen, da fand ich nicht weiter
Gnade vor ihr und habe mich übel im Loche befunden.

Seyd ihr verrückt? verſetzt' ich ihm drauf: ich hab' es euch anders
Wahrlich gerathen. Ja erlitt euch zum ſchändlichen Spotte
(So gefällt ihr ſagen) Liebe Muhme, wie geht es mit euch? Wie geht es den lieben
Artigen Kindern? Ich freue mich ſehr, die großen und kleinen
Neffen wieder zu ſehn. Doch Iſegrim ſagte dagegen:
Muhme das Weib zu begrüßen? und Neffen die häßlichen Kinder?
Nehm' ſie der Teufel zu ſich! Mir graut vor ſolcher Verwandtſchaft.
Pfui! ein ganz abſcheuliches Paar! ich ſah' ſie nicht wieder.
Darum ward er ſo übel bezahlt. Nun richtet, Herr König!
Sagt er mit Recht, ich hab' ihn verrathen? Er mag es geſtehen,
Hat die Sache ſich nicht, wie ich erzähle, begeben?

Iſegrim ſprach entſchloſſen dagegen: Wir machen wahrhaftig
Dieſen Streit mit Worten nicht aus. Was ſollen wir leiden?
Recht bleibt Recht, und wer es auch hat, es zeigt ſich am Ende.
Trotzig, Reinete, tretet ihr auf, ſo mögt ihr es haben!

Kämpfen wollen wir gegen einander, da wird es
sich finden.
Vieles wißt ihr zu ſagen, wie vor der Aſſen Verhauſung
Ich ſo großen Hunger gelitten, und wie ihr mich damals
Treulich ernährt. Ich wähte nicht wie! Es war
nur ein Knochen,
Den ihr brachtet, das Fleiſch vermuthlich ſpeiſ'tet
ihr ſelber.
Wo ihr ſtehet ſpottet ihr mein und redet verwegen
Meiner Ehre zu nah. Ihr habt mit ſchändlichen
Lügen
Mich verdächtig gemacht, als hätt' ich böſe Verſchwörung
Gegen den König im Sinn gehabt und hätte ſein
Leben
Ihm zu rauben gewünſcht: ihr aber prahltet dagegen
Ihm von Schlägen was vor: er möchte ſchwerlich
ſie finden!
Schmählich behandelter ihr mein Weib und ſollt
es mir büßen.
Dieſer Sachen klag' ich euch an: ich denke zu
kämpfen
Ueber Altes und Neues und wiederhol' es: ein
Mörder
Ein Verräther ſeyd ihr, ein Dieb; und Leben
um Leben
Wollen wir kämpfen, es endige nun das Keifen
und Schelten.
Einen Handſchuh hier' ich euch an, ſo wie ihn
zu Rechte
Jeder Fordernde reicht; ihr mögt ihn zum Pfande
behalten.
Und wir finden uns bald. Der König hat es
vernommen,
Alle die Herren haben's gehört: ich hoffe ſie
werden
Zeugen ſeyn des rechtlichen Kampfs. Ihr ſollt
nicht entweichen
Bis die Sache ſich endlich entſcheidet, dann wollen
wir ſehen.

Reinete dachte bei ſich: Das geht um Vermögen und Leben!
Groß iſt er, ich aber bin klein, und könnt' es
mir diesmal
Etwa mißlingen, ſo hätten mir alle die liſtigen
Streiche
Wenig geholfen. Doch warten wir's ab. Denn
wenn ich's bedenke
Bin ich im Vortheil; verlor er ja ſchon die vorderſten Klauen;
Iſt der Thor nicht fühler geworden, ſo ſoll er
am Ende
Seinen Willen nicht haben, es koſte was es auch
wolle.

Reinete ſagte zum Wolfe darauf: Ihr mögt
mir wohl ſelber
Ein Verräther, Iſegrim, ſeyn und alle Beſchwerden,
Die ihr auf mich zu bringen gedenket, ſind alle
erlogen.
Wollt ihr kämpfen? ich wag' es mit euch, und
werde nicht wanken.
Lange wünſcht' ich mir das: hier iſt mein Handſchuh dagegen.

Er empfing der König die Pfänder, es reichten ſie beide
Kühnlich. Er ſagte darauf: ihr ſollt mir Bürgen beſtellen.
Daß ihr morgen zum Kampfe nicht fehlt; denn
beide Parteien
Find' ich verworren, wer mag die Reden alle
verſtehen?
Iſegrims Bürgen wurden ſogleich der Bär und
der Kater.
Braun und Hinze; für Reineken aber verbürgten
ſich gleichfalls
Bertel Monete, Sohn von Mertenaffe, mit
Grimbart.

Reinete, ſagte Frau Rückenau drauf: nun
bleibet gelaſſen.
König von Sinnen! Es lebte mein Mann, der
jetzo nach Rom iſt,
Euer Oheim, mich einſt ein Gebet; es hatte daſſelbe
Abt von Schluckauf geſetzt und gab es meinem
Gemahle.
Dem er ſich gänſtig erwies, auf einem Zettel geſchrieben.
Dieſes Gebet, ſo ſagte der Abt, iſt heilſam den
Männern.
Die ins Gefecht ſich begeben: man muß es nächſtens des Morgens
Ueberleſen, ſo bleibt man des Tags von Noth
und Gefahren
Völlig befreit, vorm Tode geſchützt, vor Schmerzen
und Wunden.
Trotzet euch, Neffe, dennoch, ich will es morgen bei
Zeiten
Ueber euch leſen, ſo ſeht ihr getroſt und ohne
Beſorgniß.
Liebe Muhme, verſetzte der Fuchs: Ich danke vom
Herzen;
Ich gedenk' es euch wieder. Doch muß mir immer
am meiſten
Meiner Sache Gerechtigkeit helfen, und meine
Gewandtheit.

Reinetens Freunde blieben beiſammen die Nacht
durch und ſchmauſten
Seine Grillen durch muntre Geſpräche. Frau
Rückenau aber
War vor allen beſorgt und geſchäftig, ſie ſtieß ihm
behende
Zwiſchen Kopf und Schwanz, und Bruſt und
Bauche beiſeiten
Und mit Fett und Oele herum, es zeigte ſich
aber
Reinete fett und rund und wohl zu Fuße. Darneben
Sprach ſie: höret mich an, bedenket was ihr zu
thun habt,
Höret den Rath verſtändiger Freunde, das hilft
euch am beſten.
Trinket nur brav und ballet das Waſſer, und kommt
ihr des Morgens
In den Kreis, ſo macht es geſchwind, bemüget den
rauhen
Wedel über und über und ſucht den Gegner zu
treffen;
Könnt ihr die Augen ihm ſalben, ſo iſt's am
beſten gerathen.
Sein Geſicht verdunkelt ſich gleich. Es ſtimmt
euch zu ſtatten

Und ihn hindert es sehr. Auch müßt ihr anfangs euch furchtsam
Erstlen, und gegen den Wind mit schlichtigen Fächen entweichen.
Wenn er euch folget, erregt nur den Staub, auf daß ihr die Augen
Ihm mit Unrath und Sande verschließt. Dann springet zur Seite
Paßt auf jede Bewegung, und wenn er die Augen sich auswischet:
Nehmt des Vortheils gewahr und salbt ihm aufs neue die Augen
Mit dem kochenden Wasser, damit er völlig erblinde.
Nicht mehr wisse, wo aus noch ein, und der Sieg euch verbleibe.
Lieber Neffe, schlaft nur ein wenig, wir wollen euch wecken,
Wenn es Zeit ist. Doch will ich sogleich die beiligen Worte
Ueber euch lesen, von welchen ich sprach, auf daß ich euch stärke.
Und sie legt' ihm die Hand aufs Haupt und sagte die Worte:
Retrâst wegibaut geid sum nanntigsih bnubna mein tehaabs!
Nun Glück auf! nun seid ihr verwahret! Das Männliche sagte
Obrim Grimbart; dann führten sie ihn und legten ihn schlafen.
Ruhig schlief er. Die Sonne ging auf; da kamen die Otter
Und der Dachs, den Vetter zu wecken. Sie grüßten ihn freundlich.
Und sie sagten: bereitet euch wohl! Da brachte die Otter
Eine junge Ente hervor und reicht' sie ihm, sagend:
Eßt, ich habe sie euch mit manchem Sprunge gewonnen
An dem Damme bei Hünerbrot; labt's euch beller ben, mein Vetter.

Gutes Handgeld ist das, versetzte Reinete munter.
So was verschmäh' ich nicht leicht. Das möge Gott euch vergelten.
Daß ihr meiner gedenkt! Er ließ das Essen sich schmecken
Und das Trinken dazu, und ging mit seinen Verwandten
In den Kreis, auf den ebenen Sand, da sollte man kämpfen.

Zwölfter Gesang.

Als der König Reinarten sah, wie dieser am Kreise
Glatt geschoren sich zeigte, mit Oel und schlüpfrigem Fette
Ueber und über gesalbt, da lacht' er über die Maßen.
Fuchs! wer lehrte dich das? so rief er; mag man doch billig
Reinete Fuchs dich heißen, du bist beständig der lose!
Aller Orten kennst du ein Loch und weißt dir zu helfen.

Reinete neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders
Vor der Königin sich und kam mit muthigen Sprüngen
In den Kreis. Da hatte der Wolf mit seinen Verwandten
Schon sich gefunden; sie wünschten dem Fuchs ein schmähliches Ende;
Manches zornige Wort und manche Drohung vernahm er.
Aber Lynx und Luparbus, die Marter des Kreises, brachten
Nun die Heil'gen hervor, und beide Kämpfer beschworen,
Wolf und Fuchs, mit Bedacht die zu behauptende Sache.

Isegrim schwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken:
Reinete sey ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und aller
Missethat schuldig, er sey auf Gewalt und Ehbruch betreten,
Falsch in jeglicher Sache, das ganze Leben um Leben!
Reinete schwur zur Stelle dagegen: er sey sich seiner
Dieser Verbrechen bewußt und Isegrim lüge wie immer.
Schwöre falsch wie gewöhnlich, doch soll' es ihm nimmer gelingen.
Seine Lüge zur Wahrheit zu machen, am wenigsten diesmal.
Und es sagten die Marter des Kreises: Ein jeglicher thue
Was er schuldig zu thun ist! das Recht wird bald sich ergeben.
Groß und Klein verließen den Kreis, die beiden alleine
Drinn zu verschließen; gleich sind begann die Aeffin zu flüstern:
Merket, was ich euch sagte, vergeßt nicht, dem Rathe zu folgen!
Reinete sagte heiter darauf: die gute Vermahnung
Macht mich muthiger gehn. Getreu! ich werde der Kündheit
Und der List auch jetzt nicht vergessen, durch die ich aus manchen
Größern Gefahren entronnen, worein ich öfters gerathen.
Wenn ich mir dieses und jenes erbolt, was bis jetzt nicht bezahlt ist,
Und mein Leben kühnlich erwog. Wie soll' ich nicht jetzo
Gegen den Bösewicht stehen? Ich hoff' ihn gewißlich zu schänden.
Ihn und sein ganzes Geschlecht und Ehre den Meinen zu bringen.
Was er auch lügt, ich krönk' es ihm ein. Nun ließ man die beiden
In dem Kreise zusammen und alle schauten begierig.

Isegrim zeigte sich wild und grimmig, rollte die Tatzen,
Kam daher mit offenem Maul und gewaltigen Sprüngen.
Reinete, leichter als er, entsprang dem stürmenden Gegner.
Und benetzte behende den rauhen Pelz mit seinem
Aegenden Wasser und schleift' ihn im Staube, mit Sand ihn zu füllen.
Isegrim dachte, nun hab' er ihn schon! da schlug ihm der Lose
Ueber die Augen den Schwung, und Hören und Sehen verging ihm.

Nicht das erste Mal ließ er die Liſt, ſchon viele Geſchöpfe
Hatten die ſchädliche Kraft des ſpröden Waſſers erfahren.
Iſegrims Kinder blendet' er ſo, wie anfangs geſagt iſt.
Und nun dacht' er den Vater zu zeichnen. Nachdem er dem Gegner
So die Augen geſalbt, entfernt er ſeitwärts und ſtellte
Gegen den Wind ſich, rührte den Sand und jagte des Staubes
Viel in die Augen des Wolfs, der ſich mit Reiben und Wiſchen
Haſtig und übel benahm und ſeine Schmerzen vermehrte.
Reinete wußte dagegen geſchickt den Wedel zu führen.
Seinen Gegner aufs neue zu treffen und gänzlich zu blenden.
Uebel bekam es dem Wolfe: denn ſeinen Vortheil benutzte
Nun der Fuchs. Sobald er die ſchmerzlich thränenden Augen
Seines Feindes erblickte, begann er mit heftigen Sprüngen,
Mit gewaltigen Schlägen auf ihn zu ſtürmen, zu kragen
Und zu beißen, und immer die Augen ihm wieder zu ſalben.
Halb von Sinnen tappte der Wolf, da ſpotterte ſeiner
Reinete dreiſter und ſprach: Herr Wolf, ihr habt wohl vor Zeiten
Manch unſchuldiges Lamm verſchlungen, in eurem Leben
Manch' unkräftiges Thier verzehrt; ich hoffe ſie ſollen
Künftig Ruhe genießen; auf alle Fälle benennt ihr
Euch, ſie in Frieden zu laſſen und nehmet Segen zum Lohne.
Eure Seele gewinnt bei dieſer That, beſonders
Wenn ihr das Ende geduldig erwartet. Ihr werdet für dießmal
Nicht aus meinen Händen entrinnen, ihr müßtet mit Bitten
M[illegible] verſöhnen, da ſchein' ich euch wohl und ließ' euch das Leben.

Haſtig ſagte Reinete das, und hatte den Gegner
Feſt an der Kehle gepackt und hoffte ihn alſo zu zwingen.
Iſegrim aber, ſtärker als er, bewegte ſich grimmig,
Mit zwei Zügen riß er ſich los. Denn Reinete griff ihm
Ins Geſicht, verwundet' ihn hart und riß ihm ein Auge
Aus dem Kopfe, es rann ihm das Blut die Naſe herunter.
Reinete rief: So wollt' ich es haben! ſo iſt es gelungen!
Blutend verzagte der Wolf, und ſein verlorenes Auge
Macht' ihn raſend, er ſprang, verurſachend Wunden und Schmerzen,
Gegen Reineken los und drückte ihn nieder zu Boden.
Uebel befand ſich der Fuchs, und wenig half ihm die Klugheit.
Einen der vorderen Füße, die er als Hände gebrauchte,
Faßt ihm Iſegrim ſchnell und biß ihn zwiſchen den Zähnen.
Reinete lag bekümmert am Boden, er ſorgte zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte laufend Gedanken.
Iſegrim brummte dagegen mit dohler Stimme die Worte:

Deine Stunde, Dieb, iſt gekommen! Ergieb dich zur Stelle,
Oder ich ſchlage dich todt für deine verrätherischen Thaten!
Ich bezahle dich nun, es hat dir wenig geholfen
Stand zu halten. Waſſer zu laſſen, das Feld zu beſchreien,
Dich zu ſchmieren, mehr hilft nun! du haſt mir ſo vieles
Uebel gethan, gelogen auf mich, mir das Auge geblendet,
Aber du ſollſt nicht entgehen, ergieb dich oder ich beiße!

Reinete dachte: Nun geht es mit ſchlimm, was ſoll ich beginnen?
Geh' ich mich nicht, ſo bringt er mich um, und wenn ich mich gebe
Bin ich auf ewig beſchimpft. Ja, ich verdiene die Strafe,
Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt.
Süße Worte verſucht' er darauf, den Gegner zu mildern.
Lieber Oheim! ſagt' er zu ihm, ich werde mit Freuden
Eure Lehnsmann ſogleich, mit allem was ich beſitze.
Gerne geh' ich als Pilger für euch zum heiligen Grabe,
In das heilige Land, in alle Kirchen, und bringe
Ablaß genug von dannen zurück. Es gereichet beſonders
Eurer Seele zu Nutz, und ſoll für Vater und Mutter
Uebrig bleiben, damit ſich auch die im ewigen Leben
Dieſer Wohlthat erfreun; wer iſt nicht ihrer bedürftig?
Ich verehr' euch als wär's ihr der Papſt, und ſchwöre den theuren
Heiligen Eid, von jetzt auf alle künftigen Zeiten
Ganz der eure zu ſeyn mit allen meinen Verwandten.
Alle ſollen euch dienen zu jeder Stunde. So ſchwör' ich!
Was ich dem Könige ſelbſt nicht verſpräche, das ſey euch geboten.
Nehmt ihr es an, ſo wird euch bereinſt die Herrſchaft des Landes.
Alles, was ich zu ſagen verſtehe, das will ich euch bringen:
Gänſe, Hühner, Enten und Fiſche, bevor ich das mindeſte
Solcher Speiſe verzehre, ich ſag' euch immer die Anzahl,
Eurem Weib und Kindern. Ich will mit Fleiße darneben
Euer Leben berathen, es ſoll euch kein Uebel berühren.
Laß beiß ich und ihr ſeyd ſtark, ſo können wir beide
Große Dinge verrichten. Zuſammen müſſen wir halten.

Einer mit Macht, der andre mit Rath, wer wollt' uns bezwingen?
Kämpfen wir gegen einander, so iſt es übel gehandelt.
Ja ich hätt' es niemals gethan, wofern ich nur ſchicklich
Hätte den Kampf zu vermeiden gewußt; ihr fordertet aber,
Und ich mußte denn wohl mich ehrenhalber bequemen.
Aber ich habe mich höflich gehalten und während des Streites
Meine ganze Macht nicht bewieſen; es muß dir, ſo dacht' ich,
Deinen Oheim zu ſchonen, zur größten Ehre gereichen.
Hätt' ich euch aber gehaßt, es wär' euch anders gegangen.
Wenig Schaden habt ihr gelitten, und wenn aus Verſehen
Euer Auge verletzt iſt, ſo bin ich herzlich bekümmert.
Doch das Beſte bleibt mir dabei. ich kenne das Mittel
Euch zu heilen, und theil' ich's euch mit, ihr werdet mir's danken.
Bliebe das Auge gleich weg und ſeyd ihr ſonſt nur geneſen,
Iſt es euch immer brauchen; ihr habet, legt ihr euch ſchlafen,
Nur Ein Fenſter zu ſchließen, wir andern bedürfen zweie.
Euch zu verſöhnen ſollen ſogleich ſich meine Verwandten
Vor euch neigen, mein Weib und meine Kinder, ſie ſollen
Vor des Königes Augen im Angeſicht dieſer Verſammlung
Euch erſuchen und bitten, daß ihr mir gnädig vergebet
Und mein Leben mir ſchenkt. Dann will ich offen bekennen,
Daß ich unwahr geſprochen und euch mit Lügen geſchändet.
Euch betrogen, wo ich gekonnt. Ich verſpreche zu ſchwören,
Daß mir von euch nichts Böſes bekannt iſt, und daß ich von nun an
Nimmer euch zu beleidigen denke. Wie könnet ihr jemals
Größere Sühne verlangen, als die, wozu ich bereit bin?
Schlagt ihr mich todt, was habt ihr davon? es bleiben euch immer
Meine Verwandte zu fürchten und meine Freunde; daneben
Wenn ihr mich ſchont, verlaßt ihr mit Ruhm und Ehren den Kampfplatz.
Schonet jeglichem edel und weiſe; denn höher vermag ſich
Niemand zu heben, als wenn er vergiebt. Es kommt euch ſo bald nicht
Dieſe Gelegenheit wieder, benutzt ſie. Uebrigens kann mir
Jetzt ganz einerlei ſeyn zu ſterben oder zu leben.

Falſcher Fuchs! verſetzte der Wolf, wie wärſt du ſo gerne
Wieder los! Doch wäre die Welt von Golde geſchaffen
Und du hätteſt ſie mir in deinen Nöthen, ich würde
Dich nicht laſſen. Du haſt mir ſo oft vergeblich geſchworen,
Falſcher Geſelle! Gewiß, nicht Tierſchalen erbeilt' ich,
Ließ' ich dich los. Ich achte nicht viel auf deine Verwandten:
Ihn erwarte, was ſie vermögen, und denke ſo ziemlich
Ihre Feindſchaft zu tragen. Du Schadenfroher!
wie wütetteſt
Du nicht ſpotten, gäb' ich dich frei auf deine Verheurung.
Wer dich nicht kennte, wäre betrogen. Du haſt mich, ſo ſagſt du,
Heute geſchont, du leidiger Dieb! und hängt mir das Aas
Nicht zum Koyfe heraus? Du Böſewicht, haſt du die Haut mir
Nicht an zwanzig Orten verletzt? und kennt' ich nur einmal
Wieder zu Athem gelangen, da du den Vortheil gewonnen?
Thöricht wär' es gehandelt, wenn ich für Schaden und Schande
Dir nun Gnad' und Mitleid erzeigte. Du brächteſt Verräther,
Mich und mein Weib in Schaden und Schmach, das feſtet dein Leben.

Alſo ſagte der Wolf. Indeſſen hatte der Loſe
Zwiſchen die Schenkel des Gegners die andre Tatze geſchoben,
Bei den empfindlichſten Theilen ergriff er denſelben und ruckte.
Zerrt' ihn grauſam, ich ſage nicht mehr — Erbärmlich zu ſchreien
Und zu heulen begann der Wolf mit offenem Munde.
Reinete zog die Tatze behend aus den klemmenden Zähnen,
Hielt mit beiden den Wolf nun immer feſter und feſter,
Kurirt' und zog, da heulte der Wolf und ſchrie ſo gewaltig,
Daß er Blut zu ſpeien begann, es brach ihm vor Schmerzen
Ueber und über der Schweiß durch ſeine Zotten, er lö'te
Sich vor Angſt. Das freute den Fuchs, nun beſtr' er zu ſiegen.
Hielt ihn immer mit Händen und Zähnen, und große Bedrängniß.
Große Pein kam über den Wolf, er gab ſich verloren.
Blut rann über ſein Haupt, aus ſeinen Augen, er ſtürzte
Nieder betäubt. Es hätte der Fuchs des Todes die Fülle
Nicht für dieſen Anblick genommen, ſo dient er ihm immer
Feſt und ſchleppte den Wolf und zog, daß alle das Elend
Sahen, und kurirt' und drückt' und biß und flankte den Armen.
Der mit dumpfem Gebrüll im Staub und eigenem Unrath
Sich mit Zuckungen wälzte, mit ungeheurem Weſen.

Seine Freunde jammerten laut, ſie baten den König:
Aufzunehmen den Kampf, wenn es ihm alſo beliebe.

Und der König versetzte: so bald euch allen bedünket,
Allen lieb ist, daß es geschehe, so bin ich's zu frieden.

Und der König gebot: die beiden Wärter des Kreises,
Lynx und Luparduß, sollten zu beiden Kämpfern hineingehn.
Und sie traten darauf in die Schranken und sprachen dem Sieger
Reinete zu: es sey nun genug, es wünscht der König
Aufzunehmen den Kampf, den Zwist geendigt zu sehen.
Er verlangt, so fuhren sie fort, ihr mögt ihm den Gegner
Ueberlassen, das Leben dem Ueberwundenen schenken.
Denn wenn einer getödtet in diesem Zweikampf erläge,
Wäre es Schade auf jeglicher Seite. Ihr habt ja den Vortheil!
Alle sahen es, Klein' und Große. Auch fallen die besten
Männer euch bei, ihr habt sie für euch auf immer gewonnen.

Reinete sprach: Ich werde dafür mich dankbar beweisen!
Gern folg' ich dem Willen des Königs und was sich gebühret
Thu' ich gern; ich habe gesiegt und schoners verlang' ich
Nichts zu erleben! Es gönne mir nur der König das Eine,
Daß ich meine Freunde befrage. Da riefen die Freunde
Reinekens alle: Es dünket uns gut, den Willen des Königs
Gleich zu erfüllen. Sie kamen zu Schaaren zum Sieger gelaufen.
Alle Verwandte, der Dachs und der Affe, und Otter und Biber.
Seine Freunde waren nun auch der Marder, die Wiesel,
Hermelin und Eichhorn und viele die ihm beseindet.
Seinen Namen zuvor nicht nennen mochten, sie liefen
Alle zu ihm. Da fanden sich auch, die sonst ihn verklagten.
Als Verwandten anjetzt und brachten Weiber und Kinder,
Große, Mittlere, Kleine, dazu die Kleinsten, es that ihm
Jeglicher schön, sie schmeichelten ihm und kannten nicht enden.

In der Welt geht's immer so zu. Dem Glücklichen sagt man:
Bleibet lange gesund! er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel geräth, der mag sich gedulden:
Eben so rasch es sich trat, so flieht jeglicher weite der Nächste.
Neben dem Sieger sich blähn. Die einen stäuben, andre
Sangen, bliesen Posaunen und schlugen Pauken dazwischen.
Reinekens Freunde sprachen zu ihm: Erfreut euch, ihr habet
Euch und euer Geschlecht in dieser Stunde geboren!
Sehr bedauerten wir uns, euch unterwegen zu sehen.
Doch es wandte sich bald, es war ein trefflicher Grüßchen.
Reinete sprach, es ist mir geglückt, und dankte den Freunden.
Also gingen sie hin mit großem Getümmel, vor allen
Reinete mit den Wärtern des Kreises. Also gelangten
Sie zum Throne des Königs, da kniete Reinete nieder.
Aufstehn hieß ihn der König und sagte vor allen den Herren:
Euren Tag bewahrtet ihr wohl; ihr habet mit Ehren
Eure Sache vollführet, hinwegen sprech' ich euch ledig;
Alle Strafe hebet sich auf, ich werde darüber
Nächstens sprechen im Rath mit meinen Edlen, sobald nur
Isegrim wieder geheilt ist; für heute schließ' ich die Sache.

Eurem Rathe, gnädiger Herr, versetzte der scheiden
Reinete drauf, ist heilsam zu folgen. Ihr wißt es am besten.
Als ich hierher kam, klagten so viele, sie logen dem Wolfe,
Meinem mächtigen Feinde, zu lieb, der wollte mich stürzen,
Hatte mich fast in seiner Gewalt, da riefen die andern:
Kreuzige! klagten mit ihm, nur mich aufs Letzte zu bringen,
Ihm gefällig zu seyn; denn alle kannten bemerken.
Besser stand er bei euch als ich, und seiner gedachte
Weder ans Ende noch wie sich vielleicht die Wahrheit verhalte.
Jenen Hunden vergleich' ich sie wohl, die pflegten im Menge
Vor der Küche zu stehn, und hofften, es werde wohl ihrer
Auch der günstige Koch mit einigen Knochen gedenken.
Einen ihrer Gesellen erblickten die wartenden Hunde,
Der ein Stück gesottenes Fleisch dem Kochе genommen
Und nicht eilig genug zu seinem Unglück davon sprang.
Denn es begoß ihn der Koch mit heißem Wasser von hinten
Und verbrüht' ihm den Schwanz; doch ließ er die Beute nicht fallen.
Mengte sich unter die andern, sie aber sprachen zusammen:
Sehr wie diesen der Koch vor allen andern begünstigt!
Sehr welch köstliches Stück er ihm gab! und jener versetzte:
Wenig begreift ihr davon; ihr lobt und preist mich von vorne,
Wo es euch freilich gefällt, das köstliche Fleisch zu erbeuten:
Aber belobt mich von hinten und preis't mich glücklich, wovern ihr
Eure Meinung nicht ändert. Da sie ihn aber belahen
War er schrecklich verbrannt, es fielen die Haare herunter

Und die Haut verſchrumpft' ihm am Leib. Ein Grauen befiel ſie.
Niemand wollte zur Kühe ſie laſſen und ließen ihn ſterben.
Herr, die Gierigen mein' ich hiermit. So lange ſie mächtig
Sind, verlangt ſie ein jeder zu ſeinem Freunde zu haben.
Ständlich ſieht man ſie an, ſie tragen das Fleiſch in dem Munde.
Wer ſich nicht nach ihnen benimmt, der muß es entgelten.
Loben muß man ſie immer, ſo übel ſie handeln, und alſo
Stärkt man ſie nur in fräflicher That. So thut es ein jeder,
Der nicht das Ende bedenkt. Doch werden ſolche Geſellen
Oefters geſtraft und ihre Gewalt nimmt ein trauriges Ende.
Niemand leidet ſie mehr, ſo fallen zur Rechten und Linken
Ihnen die Haare vom Leibe. Das ſind die vorigen Freunde
Groß und klein, ſie fallen nun ab und laſſen ſie nackend.
So wie ſämmtliche Hunde ſogleich den Geſellen verließen,
Als ſie den Schaden bemerkt und ſeine geſchändete Hälfte.

Gnädiger Herr, ihr werdet verſtehen, von Reineken ſoll man
Nie ſo reden, es ſollen die Freunde ſich meiner nicht ſchämen.
Euer Gnaden dank' ich aufs beſte und könnt' ich nur immer
Euren Willen erfahren, ich wärd' ihn gerne vollbringen.

Viele Worte helfen uns nichts, verſetzte der König:
Alles hab' ich gehört, und was ihr meinet verſtanden.
Euch, als edlen Baron, euch will ich im Rathe wie vormals
Wieder ſehen, ich mach' euch zur Pflicht, zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu befinden. So bring' ich euch wieder
Billig zu Ehren und Macht, und ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet alles zum Beſten wenden. Ich kann euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn ihr die Meiſterin mit Tugend verbindet.
So wird niemand über euch gehn, und ſchärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber euch weiter nicht hören. Und ihr ſollt immer an meiner
Stelle reden und handeln als Kanzler des Reichs. Es ſey euch
Alſo mein Siegel befohlen und was ihr thuet und ſchreibet
Bleibe gethan und geſchrieben. — So hat nun Reinete billig
Sich zu großen Gunſten geſchwungen, und alles befolgt man,
Was er räth und beſchließt, zu Frommen oder zu Schaden.

Reinete dankte dem König und ſprach: mein edler Gebieter,
Zu viel Ehre thut ihr mir an, ich will es gedenken.
Wie ich beſte Verſtand zu behalten. Ihr ſollt es erfahren.

Wie es dem Wolf indeſſen erging, vernehmen wir kürzlich.
Ueberwunden lag er im Kreiſe und übel behandelt.
Weib und Freunde gingen zu ihm, und Hinze der Kater,
Braun der Bär, und Kind und Geſind' und ſeine Verwandten.
Klagend legten ſie ihn auf eine Bahre; man hatte
Wohl mit Heu ſie gepolſtert, ihn warm zu halten; und trugen
Ihn [illegible]a Kreis ihn herum. Man unterſuchte die Wunden.
Zählete ſechshundzwanzig; es kamen viele Operngen,
Die ſogleich ihn verbanden und heilende Tropfen ihm reichten.
Alle Glieder waren ihm labm. Sie rieben ihm gleichfalls
Kraut ins Ohr, er nieſ'te gewaltig von vornen und hinten.
Und ſie ſprachen zuſammen, wir wollen ihn ſalben und baden;
Tröſteten ſolchergeſtalt des Wolfes traurige Sippſchaft;
Legten ihn ſorglich zu Bette, da ſchlief er, aber nicht lange.
Wachte verworren und klimmerte ſich, die Schande, die Schmerzen
Setzten ihm zu, er jammerte laut und ſchien zu verzweifeln;
Sorglich wartete Gierenmund ſein, mit traurigem Muthe.
Dachte den großen Verluſt. Mit mannichfaltigen Schmerzen
Stand er, bedauerte ſich und ihre Kinder und Freunde.
Sah den leidenden Mann, er konnt' es niemals verwinden.
Naſ'te vor Schmerz, der Schmerz war groß und traurig die Folgen.

Reineten aber behagte das wohl, er ſchwagte verunſtalich
Seinen Freunden was vor und hörte ſich ernſten und ſoen.
Hohen Muthes ſchied er von dannen. Der gnädige König
Sandte Geleite mit ihm, und ſagte freundlich zum Abſchied:
Kommt bald wieder! Da ſetzte der Fuchs am Throne zur Erden.
Sprach: ich dank' euch von Herzen und meiner gnädigen Frauen.
Eurem Rathe, den Herren zuſammt. Es ſpare, mein König,
Gott zu vielen Ehren euch auf, und was ihr begehret
Thu' ich gern, ich ſind' euch gewiß und bin es euch ſchuldig.
Jetzo, wenn ihr's vergönnt, gedenk' ich nach Hauſe zu reiſen,
Meine Frau und Kinder zu ſehn, ſie warten und trauren.

Reiſet nur hin, verſetzte der König, und fürchtet nichts weiter.
Alſo machte ſich Reinecke fort vor allen begünſtigt.
Manche ſeines Geſchlechts verſtehen dieſelbigen Künſte,
Rothe Bärte tragen nicht alle; doch ſind ſie geworgen.

Reinecke zog mit ſeinem Geſchlecht, mit vierzig Verwandten,
Stolz von Hofe, ſie waren geehrt und freuten ſich deſſen.
Als ein Herr trat Reinecke vor, es folgten die andern.
Froben Muthes erzigt' er ſich da, es war ihm der Wedel
Breit geworden, er hatte die Gunſt des Königs gefunden.
War nun wieder im Rath und dachte, wie er es nutzte.
Wen ich liebe, dem frommt's, und meine Freunde genießen's;
Alſo dacht' er; die Weisheit iſt mehr als Gold zu verehren.

So begab ſich Reinecke fort, begleitet von allen Seinen Freunden, den Weg nach Malepartus der Beſte.
Allen zeigt' er ſich dankbar, die ſich ihm günſtig erwieſen.
Die im bedenklicher Zeit an ſeiner Seite geſtanden.
Seine Dienſte vor er hatzogen; ſie ſchieden und gingen
Zu den Seinigen jeder, und er in ſeiner Behauſung
Fand ſein Weib Frau Ermelyn wohl; ſie grüßt' ihn mit Freuden,
Fragte nach ſeinem Verdruß und wie er wieder entkommen?
Reinecke ſagte: gelang es mir doch! ich habe mich wieder
In die Gunſt des Königs getroben, ich werde wie vormals
Wieder im Rathe mich finden, und unſerm ganzen Geſchlechte
Wird es zur Ehre gereihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor allen ernannt und mir das Siegel befohlen.
Alles, was Reinecke thut und ſchreibt, es bleibet für immer
Wohlgethan und geſchrieben, das mag ſich jeglicher merken!

Unterwieſen hab' ich den Wolf in wenig Minuten
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet iſt er, verwundet
Und beſchimpft ſein ganzes Geſchlecht; ich hab' ihm gezeichnet!
Wenig nützt er künftig der Welt. Wir kämpften zuſammen.
Und ich hab' ihn untergebracht. Er wird mir auch ſchwerlich
Wieder geſund. Was liegt mir daran? Ich bleibe ſein Vormann.
Aller ſeiner Geſellen, die mit ihm halten und ſtehen.

Reinekens Frau vergnügte ſich ſehr, ſo wuchs auch den beiden
Kleinen Knaben der Muth bei ihres Vaters Erhöhung.
Unter einander ſprachen ſie froh: vergnügliche Tage
Leben wir nun, von allen verehrt und denken indeſſen
Unſer Burg zu beſeſt'gen und beſſer und ſorglich zu leben.

Hochgeehrt iſt Reinecke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald ſich jeder, und meide das Böſe, verehre die Tugend!
Dieſes iſt der Sinn des Geſangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemiſcht, damit ihr das Böſe vom Guten
Sondern mögt, und ſchätzen die Weisheit, damit auch die Kinder
Dieſes Buchs vom Laufe der Welt ſich täglich belehren.
Denn ſo iſt es beſchaffen, ſo wird es bleiben und alſo
Endigt ſich unſer Gedicht vom Reinekens Weſen und Thaten.
Uns verleihe der Herr zur ewigen Herrlichkeit! Amen.

West-östlicher Divan.

In zwölf Büchern.

Moganni Nameh.

Buch des Sängers.

Zwanzig Jahre ließ ich gehn
Und gewiß was mir geblieben;
Eine Reihe völlig schön
Wie die Zeit der Barmekiden.

Hegire.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Ehsers Quell verjüngen.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelsliebe' in Erdesprachen,
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Karawanen wandle,
Schawl, Tasse und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Pfleg Felsweg auf und nieder
Irdischen Hasts heime Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maultiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken,
Heil'ger Hafis, deine gedenken;
Wenn den Schleier Lieben lüften,
Schüttelnd Ambralocken düften,
Ja des Dichters Liebeskosen
Mache selbst die Huris kosen.

Wollten ihr ihm dies bereiten,
Oder etwa gar verleiden;
Wisset nur, das Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erneuend ewges Leben.

Segensspender.

Talisman in Turmes
Glücksbogen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx Grunde
Küß' ihn mit geweihtem Munde:
Alles Uebel treibt er fort,
Schützt dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und That entzündet;
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

Amulete sind desgleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edlen Steines Enge,
Und verzönnt ist frommen Seelen,
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um, als Scapuliere.

Die Inschrift aber hat nichts hinter sich.
Sie ist in sich selbst, und muß dir alles sagen.
Was hinterrein mit redlichem Behagen
Du gerne sagst: Ja sag' es! Ja!

Doch Abraxas bring' ich selten!
Hier soll meist das Frazenhafte,
Das ein dürrer Wahnsinn schaffte,
Für das allerhöchste gelten.
Sag' ich euch abstrakte Dinge,
Denkt, das ich Abraxas bringe.

Ein Siegelring ist schwer zu zeichnen,
Den höchsten Sinn im engsten Raum;
Dem weist du hier ein Aemtes anzueignen,
Gegraben steht das Wort, du denkst es kaum.

Freisinn.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Er hat euch die Gestirne gesetzt
Als Leiter zu Land und See;
Damit ihr euch daran ergetzt
Stets blickend in die Höh'.

Symphonie.

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman allein.

Die du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht
begleiteſt,
Mir die Gedanken füllſt, und meine Schritte
leiteſt,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von deinem Knecht! Es wägt ſich
mein Geſchick.
Was ſoll der hohe Glanz, der meinen Kopf
umſchwebet?
Was ſoll der günſt'ge Hauch, der längſt mein
Glück belebet,
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen
liegt?
Wenn ſich ein einziger nicht in dem Staube
ſchmiegt.

Talismane.

Gottes iſt der Orient!
Gottes iſt der Occident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sey, von ſeinen hundert Namen,
Dieſer hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren,
Doch du weiſt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gieb du meinem Weg die Richte.

Ob ich Erd'ſches denk' und ſinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geiſt zerſtoben,
Dringet, in ſich ſelbſt gedrängt, nach oben.

Im Athemholen ſind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, ſich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieſes erfriſcht;
So wunderbar iſt das Leben gemiſcht,
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Vier Gnaden.

Das Araber an ihrem Theil
Die Welte froh durchſtreifen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

Den Turban erſt, der beſſer ſchmücket
Als alle Kaiſerkronen;
Ein Zelt, das man vom Orte rücket,
Um überall zu wohnen;

Ein Schwert, das tüchtiger beſchützt
Als Felſ und hohe Mauern,
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen ſing' ich ungeſtört
Von ihrem Schaml herunter,
Sie weiß recht wohl, was ihr gebührt,
Und bietet mir bold und munter.

Und Blum' und Früchte weiß ich euch
Gar zierlich aufzutiſchen.
Weiſt ihr Moraliſen zugleich,
So geb' ich von den friſchen.

Geſtändniß.

Was iſt ſchwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch.
Bei Nacht die Flamme, das Lindenfeuer.
Ferner iſt ſchwer zu verbergen auch
Die Liebe, noch ſo ſtille gehegt.
Sie bricht gar leicht aus den Augen ſchlägt.

Am ſchwerſten zu bergen iſt ein Gedicht.
Man ſtellt es unter'n Scheffel nicht.
Hat es der Dichter friſch gerungen,
So iſt er ganz davon durchdrungen.
Hat er es zierlich reif gerieben,
Will er, die ganze Welt ſoll's lieben.
Er lieſ't es jedem früh und laut,
Ob es und quält, ob es erbaut.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied ſich nähren,
Das es Laien gern empfinden,
Meiſter es mit Freuden hören?

Liebe ſey vor allen Dingen
Unſer Thema, wenn wir ſingen;
Kann ſie gar das Lied durchdringen,
Wird's am beſte beſſer klingen.

Dann muß Klang der Gläſer tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen;
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den ſchönſten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefordert,
Daß auch die Dromete ſchmettre;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held verjüngre.

Dann zuletzt iſt unerläßlich,
Daß der Dichter manches haſſe;
Was unleidlich iſt und häßlich
Nicht wie Schönes leben laſſe.

Weiß der Sänger, dieſer Viere
Urgewalt'gen Stoff zu miſchen,
Haſis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfriſchen.

Erſchaffen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menſchen machte.
Doch brachte' er aus der Mutter Schooß
Noch vieles Ungeſchlachte.

Die Elohim zur Maß' hinein
Den beſten Geiſt ihm gießen,
Nun ſchien er ſchon was mehr zu ſeyn,
Denn er fing an zu meſſen.

Doch mit Gehirn und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das Wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt ſogleich den Schwung,
Sobald er ſich bewegte,
So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung ſetzet.

So, Haſis, mag dein heller Sang,
Dein heiliges Exempel,
Uns führen, bei der Gläſer Klang,
Zu unſres Stoffes Tempel.

Phänomen.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus ſich gattet,
Gleich ſteht ein Bogenrand
Farbig beſchattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh' ich gezogen,
Zwar iſt der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So ſollſt du, munterer Greis,
Dich nicht betrüben;
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt du lieben.

Liebliches.

Was doch bunites Vorverbinden
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verbindet
Mir des Blickes ſcharfe Nähe.

Sind es Zelte des Vergnügens,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Feſtes,
Weil er ſich der Liebſten traute?

Roth und weiß, gemiſcht, gekrenkelt
Wühl' ich ſeltneres nicht zu ſchauen;
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja es ſind die bunten Mohne,
Die ſich nachbarlich erſtrecken,
Und, dem Kriegsgott zum Hohne,
Felder ſtreifweis freundlich decken.

Möge ſtets ſo der Geſchecute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenſchein, wie heute,
Klären ſie auf meinen Wegen!

Zwieſpalt.

Wenn links an Bacchus Rande
Cupido flöte,
Im Felde rechter Hand
Mavors brummetet,
Da wird dortrein das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.
Nun flötet's immer voll
Im Kriegsthunder,
Ich werde raſend, toll;
Iſt das ein Wunder?
Fort wächſt der Fiderton,
Schall der Poſaunen,
Ich irre, raſe ſchon;
Iſt das zu ſtaunen?

Im Gegenwärtigen Vergangnes.

Roſ' und Lilie morgenthaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bedeckt und traulich,
Steigt der Felſen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umgeben,
Und mit Ritterſchloß gekrönet,
Senkt ſich hin des Gipfels Bogen,
Bis er ſich dem Thal verſöhnet.

Und da duftet's wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Pfalters
Mit dem Morgenkrahl ſich ſtritten;
Wie das Jugblick aus den Blüthen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfriſchen,
Wie's der Buſen wollt' und brauchte.

Nun die Wälder ewig ſproſſen,
So ermuthigt euch mit vielen,
Was ihr ſonſt für euch genoſſen,
Läßt in andern ſich genießen.
Niemand wird uns dann beſchreien,
Daß wir's uns alleine gönnen;
Nun in allen Lebensreihen
Müſſet ihr genießen können.

Und mit dieſem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafiſen.
Denn es ziemt des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche ſeinen Thon
Zu Geſtalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern ſein Entzücken;

Aber uns iſt wunderreich
In den Euphrat greifen,
Und im flüſſigen Element
Hin und wieder ſchweifen.

Löſcht' ich ſo der Seele Brand,
Lied es wird erſchallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Waſſer wird ſich ballen.

Dreiſtigkeit.

Woraus kommt es überall an,
Daß der Menſch gefunden?
Jeder höret gern den Schall an,
Der zum Ton ſich rundet.

Alles weg, was deinen Lauf ſtört!
Nur kein düſter Streben!
Eh' er ſingt und eh' er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und ſo mag des Lebens Cryſtall
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter ſich das Herz hart,
Wird ſich ſelbſt verſöhnen.

Derb und Tüchtig.

Dichten iſt ein Uebermuth,
Niemand ſcheite mich!
Habt getroſt ein warmes Blut
Froh und frei wie ich.

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter ſchmecken mir;
Wärd' ich auch beſcheiden ſeyn
Und noch mehr als ihr.

Denn Beſcheidenheit iſt fein.
Wenn das Mädchen bläst,
Sie will zart geworben ſeyn,
Die den Reben flieht.

Auch iſt gut Beſcheidenheit,
Spricht ein weiſer Mann,
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten iſt ein Uebermuth!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, friſch von Blut,
Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt'
Schwap' nicht auf mich ein!
Zwar du machſt mich caput,
Nicht beſchelten, nein!

Deiner Phraſen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeſchliffen hab' ich das
An den Sohlen ſchon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte ſie nicht ein:
Denn wer einmal uns verſteht
Wird uns auch verzeihn.

Alliebem.

Staub iſt eins der Elemente,
Das du gar geſchickt bezwungeſt,
Hauſs, wenn zu Liebchens Thoren,
Du ein zierlich Liedchen ſingeſt.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Iſt dem Irrlicht vorzuziehen,
Deſſen geiſtgewirrte Binnen
Mahomets Günſtlinge bemeiern.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
Wolken Staubs derend vorüber,
Mehr als Moſchus ſind die Düfte
Und als Roſendl dir lieber.

Staub, den hab' ich längſt entbehret
In den ſtets unkühlen Norden,
Aber in dem heißen Säen
Iſt er mir genugſam worden.

Doch ſchon längſt, daß liebe Pforten
Mir auf ihren Angeln ſchwingen!
Heile mich, Gewitterregen,
Laß mich, daß es grunen, riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und ſogleich entſpringt ein Leben,
Schwillt ein heilig heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdiſchen Bezirken.

Schwarzer Schatten iſt über dem Staub
Der Geliebten Gefährte;
Ich machte mich zum Staube,
Aber der Schatten ging über mich hin.

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen
Wie es mir beliebt?
Da uns Gott des Leibes Gleichniß
In der Mädt giebt.

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen
Wie es mir beliebt?
Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichniß giebt.

Selige Sehnſucht.

Sagt es niemand, nur den Weiſen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preiſen,
Das nach Flammentod ſich ſehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugteſt,
Ueberfällt dich fremde Ahndung
Wenn die ſtille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibeſt du umfangen
In der Finſternis Beſchattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich ſchwierig,
Kommſt geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Biſt du Schmetterling verbrannt.

Und ſo lange du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werde!
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Tönt ein Saitenſpiel hervor,
Weinen zu verſüßen!
Möge meinem Schreiben: Mehr
Liebliches entfließen!

Hafis Nameh.

Buch Hafis.

Wer das Wort die Braut genannt,
Bedeutsam der Geist;
Diese Lieblichkeit hat gekannt
Wer Hafisen preist.

Beiname.

Dichter.

Mohammed Schems-eddin sage,
Warum hat dein Volk, das treue,
Hafis dich genannt?

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwidre deine Frage,
Weil in glücklichem Gedächtnis
Des Korans erweitert Vermächtnis
Unverändert ich verwahre,
Und damit so fromm gebahre,
Daß gemeinen Tages Schlechtnis
Weder mich noch die verähret,
Die Prophetenwort und Samen
Schätzen wie es sich gebühret;
Darum gab man mir den Namen.

Dichter.

Hafis drum, so will mir scheinen,
Möcht' ich dir nicht gerne weichen:
Denn, wenn wir wie andre meinen,
Werden wir den andern gleichen.
Und so gleich' ich dir vollkommen,
Der ich unser beider Bilder
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildnis drückte.
Mich in stiller Brust erquickte
Trotz Verneinung, Hinderung, Raubens,
Mit dem besseren Bild des Glaubens.

Anklage.

Wißt ihr denn auf wen die Teufel lauern,
In der Wüste, zwischen Zelt und Mauern?
Und, wie sie den Augenblick ergreifen,
Nach der Höhle sie entführend schweifen?
Lügner sind es und der Bösewicht.

Der Poete, warum scheut er nicht,
Sich mit solchen Leuten einzulassen!

Weiß denn der, mit wem er geht und wandelt,
Er, der immer nur im Wahnsinn handelt?
Erzeugnisse, von eigensinn'gem Lieben,
Wird er in die Oede fortgetrieben.
Seiner Klagen Reim, in Sand geschrieben.
Sind vom Winde gleich verjagt;
Er verlebt nicht was er sagt,
Was er sagt wird er nicht halten.

Doch sein Lied man läßt es immer walten,
Da es doch dem Koran widerspricht.
Lehret nun, ihr des Gesetzes Kenner,
Meistertrommt, bedächtige Männer,
Treuer Moslemiten feste Pflicht,
Hafis insbesondre schärfer Verweisen.
Mirja spreizt den Geist ins Unendliche,
Sagt was man thun und lassen müsse?

Fetwa.

Hafis Dichterzüge sie vernehmen
Ruhmesmachte Wahrheit unaufhaltsam;
Aber die und da auch Kleinmäkeleien
Außerhalb der Gränze des Gesetzes.
Wollt ihr sicher gehn, so müßt ihr wissen
Schlangenart und Tierart zu sondern —
Doch der reinen Wollust einer Hantierung
Sich mit fremdem Putze zu überlassen
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt,
Mit verneinendem Sinn sich zu bewahren,
Ist gewiß das beste um nicht zu fehlen.
Dieses schrieb der arme Firdusi auch
Gott verzeih ihm seine Sünden alle.

Der Deutsche dankt.

Heiliger Firdusi, daß's getroffen!
Seine Heiligs wünschen sich der Dichter;
Denn gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Gesetzes
Sind das Erotheil, wo er überwältig,
Selbst im Kummer lustig, sich bewegt.
Satanasarts und Tierart muß
Von das eine wie das andre scheinen.
Thoren wird nicht jeder, dieß meint beiten:
Denn das wahre Leben ist des Daseins
Ew'ge Unschuld, die sich so erweist,
Daß sie niemand schadet als sich seiner,
Und so kann der alte Dichter preisen,
Daß die Hurid ihn im Paradiese
Als verklärtem Jünglinge wohl empfangen.
Heiliger Firdusi, daß's getroffen!

Fetwa.

Der Mufti las des Mibri Gedichte
Eins nach dem andern, alle zusammen,
Und wohlbedächtig warf sie in die Flammen.
Das schön gesteuerte Buch es ging zunichte.

Verdammt sey jeder, sprach der hohe Richter,
Wer spricht und glaubt wie Mibri — er allein
Sey ausgenommen von des Korans Bann;
Denn Allah gab die Gabe seinem Dichter,
Mißversteht er sie im Wandel seiner Sünden.
So sey' er zu, mir Gott sich anzufinden.

Unbegränzt.

Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß.
Und daß du nie beginnst, das ist dein Loos.
Dein Lied ist drehend wie das Sternengewölbe.
Anfang und Ende immerfort daselbe.

Und was die Mitte bringt iſt offenbar
Das was zu Ende klärlich und anfangs war.
Du biſt der Freuden ächte Dichterquelle,
Und unerzählt entſtrömt ihr Well' auf Welle.
Zum Küſſen ſtets bereiter Mund,
Ein Buſſelarſane, der lieblich fließet,
Zum Trinken ſtets bereiter Schlund,
Ein gutes Herz, das ſich ergießet.

Und mag die ganze Welt verſinken!
Haſis, mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern! Luſt und Pein
Theu uns den Zwillingen gemein!
Alle du zu lieben und zu trinken,
Das ſoll mein Streit, mein Leben ſeyn.

Nun ſchne Lied mit eignem Feuer!
Denn du biſt älter, du biſt neuer.

Nachbildung.

In deine Reimart hoff' ich mich zu finden.
Das Wiederholen ſoll mir auch gefallen.
Erſt werd' ich Sinn, ſodann auch Worte finden;
Zum zweiten Mal ſoll mir kein Klang erſchallen.
Er möchte denn beſondern Sinn begründen,
Wie du's vermagſt, Begünſtigter vor allen!

Denn wie ein Funke flüchtig zu entzünden
Die Kaiſerſtadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich windergeſandt, abirrt von einem Winden,
Er, ſchon erloſchen, ſchwand zu Sternenhallen;
So ſchlang's von dir ſich fort mit ew'gen Gluthen
Ein deutſches Herz von friſchem zu ermuthen.

Zusammenhang Rhythmen reizen freilich,
Das Talent erfreut ſich wohl darin;
Doch wie ſchnelle wüthern ſie abſcheulich,
Hohle Maſſen ohne Blut und Sinn;
Selbſt der Geiſt erſcheint ſich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, aus ernſt Form bedacht,
Jenen todten Form ein Ende macht.

An Haſis.

Haſis, dir ſich gleich zu ſtellen,
Weiſch ein Wahn!
Nauſcht doch wohl auf Meeres-Wellen
Kaum ein Schiff hinan,
Fühlt ſeine Segel ſchwellen,
Wandelt kühn und keck;
Weil's der Ocean verſchellen,
Schwimmt's ein menſchlich Holz.
Dir in Liedern, leichten, ſchnellen,
Wallet klare Flut.
Siedet auf zu Feuerwellen;
Mich verſchlingt die Glut!
Doch mir will ein Dünkel ſchwellen,
Der mir Kühnheit giebt,
Hab' doch auch im ſonnenhellen
Land gelebt, gelebt!

Offenbar Geheimniß.

Sie haben dich, heiliger Haſis,
Die myſtiſche Zunge genannt.
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.

Myſtiſch heißeſt du ihnen,
Weil ſie Närriſches bei dir denken,
Und ihren unlautern Wein
In deinem Namen verſchenken.

Du aber biſt myſtiſch rein
Weil ſie dich nicht verſtehn.
Der du, ohne fromm zu ſeyn, ſelig biſt:
Das wollen ſie dir nicht zugeſtehn.

Wink.

Und doch haben ſie Recht, die ich ſchelte:
Denn, daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte ſich wohl von ſelbſt verſtehn.
Das Wort iſt ein Fächer: Zwiſchen den Stäben
Blicken ein paar ſchöne Augen hervor.
Der Fächer iſt nur ein leichter Flor,
Er verdeckt mir zwar das Geſicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht.
Weil das ſchönſte was ſie beſitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

An Haſis.

Was alle wollen, weißt du ſchon
Und daß es wohl verſtanden:
Denn Sehnſucht hält, von Stand zu Thron,
Und all' in ſtrengen Banden.

Es thut ſo weh, ſo wohl hernach,
Wer ſtehnte ſich das Darben?
Und wenn den Hals der eine brach,
Der andre bleibt verwarben.

Verzeihe, Meiſter, wie du weißt,
Daß ich mich oft vermeſſe,
Wenn ſie das Auge nach ſich reißt
Die wandelnde Cypreſſe.

Wie Wurzelfaſern ſchleicht ihr Fuß
Und taſtet mit dem Boden;
Wie leiſer Gewölk verſammigt ihr Gruß,
Wie Oſt-Gluten ihr Odem.

Doch alles drängt uns abzuwenden,
Wie Lock' an Locke trauliſt.
In trauter Fülle einander ſchwellt,
Sodann im Munde ſäuſelt.

Nun höret ſich die Sterne klar.
Dein Herz damit zu ſtärken,
Vernommen ein Lied ſo froh und wahr,
Den Geiſt darin zu merken.

Und wenn die Lippen ſich dabei
Auch's mindeſte bewegen;
Sie machen dich auf einmal frei,
In Freiheit dich zu regen.

Der Athem will nicht mehr zurück,
Die Seel' zur Seele flehend,
Gerüche winden sich durch's Glück
Unsichtbar weitig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greifst du nach der Schale:
Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erst- und zweiten Male.

Sein Auge blitzt, sein Herz erbebt,
Er hofft auf deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geist erhebt,
Im höchsten Sinn zu hören.

Ihm öffnet sich der Welten Raum,
Im Innern Heil und Orden,
Es schwillt die Brust, es träumt der Pflaum,
Er ist ein Jüngling worden.

Und wenn dir rein Geheimniß blieb
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkst du treu und lieb,
Daß sich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Thron Fürstenbort
Sich nicht für uns verliere,
Gießt du dem Schach ein gutes Wort
Und gießt es dem Bezierе.

Das alles kennst und singst du heut
Und singst es morgen eben:
So trägt uns freundlich drin Geleit
Durchs rauhe wilde Leben.

Aschk Nameh.

Buch der Liebe.

Sage mir,
Was mein Herz begehrt?
Mein Herz ist bei dir,
Halt' es werth.

Musterbilder.

Hör' und bewahre
Sechs Liebespaare.
Wortbild entkündet, Liebe schärft zu:
Rustan und Rodawa.
Unbekannte sind sich nah:
Jusuf und Suleika.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
Medschnun und Leila.
Liebend im Alter sah
Dschemil auf Botheinah.
Süße Liebesklaue,
Saloma und die Braune!
Hast du sie wohl verwertet.
Bist im Lieben gestärkt.

Noch ein Paar.

Ja, Lieben ist ein groß Verdienst!
Wer findet sonderen Gewinnst? —
Du wirst nicht mächtig, wirst nicht reich;
Jedoch den größten Hehlen gleich.
Man wird, so gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Asra reden. —
Nicht reden wird man, wird sie nennen:
Die Namen müssen alle kennen.
Was sie getban, was sie gelebt,
Das weiß kein Mensch! Daß sie geliebt,
Das wissen wir. Genug gesagt,
Wenn man nach Wamik und Asra fragt.

Lesebuch.

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam bab' ich's gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden,
Einen Aufschrift macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Capitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.
O Nisami! — doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden;
Unaufhörliches war ihr's es!
Liebende sich wieder findend.

Ja, die Augen waren's, ja der Mund,
Die mir dickten, die mich kühten.
Hüfte schmal, der Leib so rund
Wie zu Paradieses Lüsten.
War sie da? Wo ist sie hin?
Ja! sie war's, sie hat's gegeben,
Hat gegeben sich im Fliehn
Und gefesselt all mein Leben.

Gewarnt.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und so, Hafis, wär's wie dir
Deinem Freund ergangen.

Aber Zipfe flechten sie
Nun aus langen Haaren,
Unterm Helme fechten sie
Wie wir wohl erfahren.

Wer sich aber wohl besann,
Läßt sich so nicht zwingen:
Schwere Ketten fürchtet man,
Nennt in leichte Schlingen.

Versunken.

Von Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren

Wir rollen Händen hin und wieder fahren.
Da fühl' ich mich von Herzensgrund gesund.
Und küß' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich frisch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm wo soll' er stocken?
Er fehrt schon wieder zu den Locken.
Das Ohr versaat sich nicht dem Spiel,
Hier ist nicht Fleisch, hier ist nicht Haut,
So zart zum Scherz, so lieberviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen traut,
Man wird in solchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So hast du, Hafis, auch gethan,
Wir fangen es von vornen an.

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die beim Finger niedlich prangt?
Manchmal ist ein Wort vonnöthen,
Oft ist's besser, daß man schweigt.

Also sag' ich: daß die Farbe
Grün und angenehmlich sey!
Sage nicht: daß Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah dabei.

Immerhin! du magst es lesen!
Warum übst du solche Macht!
„So gefährlich ist kein Wesen
Als erquicklich der Smaragd."

Lieben, ach! im starren Bande
Zwangen sich die freien Lieder,
Die im reinen Himmelslande
Munter flogen hin und wieder.

Allem ist die Zeit verderblich,
Sie erhalten sich allein!
Jede Zeite soll unsterblich,
Ewig wie die Liebe seyn.

Was wird mir jede Stunde so bang! —
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang;
Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ihr weiß nicht recht, wo himmelwärts.
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn;
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruht's im Himmel unbewußt.
Der Lebe-Strudel reißt es fort
Und immer bänat's an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt sein eigner Thor.

Schlechter Trost.

Mitternachts weint' und schluchzt' ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtigallenflüge
Und ich schämte mich.
Nachtigallenflüge, sagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiß' ich.
Denkt nicht schlimmer von mir,
Den ihr sonst weise nanntet,
Großes Uebel betrifft ihn! —
Und die Nachtigallenflüge
Mit langen Gesichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weise oder thöricht,
Völlig unbekümmert.

Genügsam.

„Wie irrig wähnest du:
Aus Liebe gebire das Mädchen dir zu.
Das könnte mich nun gar nicht freuen,
Sie versteht sich auf Schmeicheleien."

Dichter.

Ich bin zufrieden, daß ich's habe!
Mir diene zur Entschuldigung:
Liebe ist freiwillige Gabe,
Schmeichelei Huldigung.

Gruß.

O wie selig ward mir!
Im Lande wandl' ich.
Wie Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muscheln
Im Stein findet' ich die versteinten;
Hudhud lief emsig.
Die Freue entfaltend;
Stolzierte, neugierig Art,
Ueber das Todte scherzend
Der Lebendige.
Hudhud, sagt' ich, fürwahr!
Ein schöner Vogel bist du,
Eile doch, Wiedehopf!
Eile, der Geliebten
Zu verkünden, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Hast du doch auch
Zwischen Salomo
Und Saba's Königin
Ehemals den Kuppler gemacht!

Hudhud sprach: mit Einem Blicke
Hat sie alles mir vertraut
Und ich bin von eurem Glücke
Immer, wie ich's war, erbaut.
Lebt ihr doch! — In Trennungs-Nächten
Sebt, wie sich's in Sternen schreibt:
Daß, geeint zu ewigen Mächten,
Glanzreich eure Liebe bleibt.

Hudhud auf dem Palmen-Steckchen.
Hier im Eckchen.
Rieset Jndien, wie charmant!
Und ist immer vigilant.

Ergebung.

„Du verachtst und bist so freundlich,
Verscheust dich und singst so schön!“

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern gestehen,
Ich singe mit schwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten, indem sie vergehn.

Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüst und einsam wäre;
Da fand er denn mein böses Herz
Und nistete sich in das leere.

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Bächen
Still zu seyn auf der Flur?
Und wer verbieten zu zausen
Den Schafen unter der Scher?

Stell' ich mich wohl ungeberdig,
Wenn mir die Wolle rauft?
Nein! Die Ungeberden entzwingt mir
Der Scherer, der mich zerzaust.

Wer will mir wehren zu singen
Nach Lust zum Himmel hinan,
Den Wolken zu vertrauen,
Wie lieb sie mir's angethan?

Geheimes.

Ueber meines Liebchens Aeugeln
Stehn verwundert alle Leute;
Ich, der Wissende, dagegen
Weiß recht gut, was das bedeute.

Denn es heißt: ich liebe diesen,
Und nicht etwa den und jenen.
Lasst nur, ihr guten Leute,
Euer Wundern, euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuren Mächten
Bliefet sie wohl in die Runde;
Doch sie sucht nur zu verkünden
Ihm die nächste süße Stunde.

Geheimstes.

„Wir sind emsig nachzuspüren,
Wir, die Anekdotenjäger,
Wer dein Liebchen sey und ob du
Nicht auch habest viele Schwäger.

Denn, daß du verliebt bist, sehn wir,
Mögen dir es gerne gönnen;
Doch, das Liebchen so dich liebe,
Werden wir nicht glauben können.“

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht sie auf! nur hört das Eine:
Ist erschrocken, wenn sie lächelt!
Ist sie fort, ihr fehlt dem Scheine.

Wißt ihr wie Scheherezadin
Sich auf Arafat entmantelt;
Niemand haltet ihr für übrig,
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je dein Name wird gesprochen,
Sey es dir zu höchstem Lohne.

Darum war's der höchste Jammer
Als einst Medschnun sterbend wollte,
Daß vor Leila seinen Namen
Man fortdin nicht nennen sollte.

Teskir Nameh.

Buch der Betrachtungen.

Höre den Rath, den die Leier tönt;
Doch er nutzet nur, wenn du fähig bist.
Das allerhärteste Wort, es wird verdünnt,
Wenn der Hörer ein Saitenfuder ist.

„Was tönt denn die Leier? Sie tönet laut:
Die schönste das ist nicht die beste Braut;
Doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
So mußt du das Schönste, das Beste wollen.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen Früchte nicht hervor,
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Braut wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unedelm sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erwarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft verachtlich Treu' und Glauben;
Das halte fest und niemand laß dir's rauben.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müssiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick ist lieblich, eh' er trinket.

Gruß des Herren, der denselben kannte.
Sonnenschein im Herbst, der dich besonnte.
Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürftig Hand so höflich entragen dränget.
Zierlich dankbar, was du reichst, empfänget.
Werth ein Blick! ein Gruß: ein sprechend Streben!
Schau es recht und du wirst immer geben.

Und was im Pend-Nameh steht
Ist dir aus der Brust geschrieben:
Jeden, dem du selber giebst,
Wirst du wie dich selber lieben.
Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Gold-Vermächtniß,
Eile freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniß.

Reitest du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht, wann er dem Pferd beschlägt;
Stehst du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht, ob sie dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegnest du schön und kühn,
Er überwinden dich künftig oder du ihn.
Am sichersten kannst du vom Rebstock sagen,
Er werde für dich was Gutes tragen.
So bist du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er sey dir werth als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten sagt ihr Lebewohl!
Zum Osten du, er westwärts, Pfad an Pfad –
Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig auf:
Er ist es! ja, da war's! als hätte nicht
So manche Tagfahrt zu Land und See,
So manche Sonnenlehr sich drein gelegt.
Nun tauschet Waar' um Waare, theilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirkt neuen Bund —
Der erste Gruß ist viele Tausend werth.
Drum grüße freundlich jeden, der begrüßt.

Haben sie von deinen Tugenden
Immer viel erzählt,
Und für wahr sie zu erzählen
Vielfach sich gequält,
Hätten sie von deinem Guten
Freundlich dir erzählt,
Mit verständig treuen Winken
Wie man Besseres wählt;
O gewiß! das Aechteste
Blieb mir nicht verhehlt,
Das gewonnen nur wenig Gäste
In der Klause zählt.
Nun als Schüler mich zu nennen
Endlich unterwahlt,
Lehret mich der Buße Frommen,
Wenn der Mensch gefehlt.

Märkte reizen dich zum Kauf;
Doch das Wissen blühet auf.
Wer im Stillen um sich schaut,
Lernet wie die Lieb' erbaut.
Bist du Tag und Nacht beflissen
Viel zu hören, viel zu wissen;
Horch an einer andern Thüre
Wie zu wissen sich gebühre.
Soll das Rechte zu dir ein,
Fühl' in Gott was rechte zu seyn:
Wer von reiner Lieb' entbrannt,
Wird vom lieben Gott erkannt.

Wie ich so ehrlich war,
Hab' ich gefehlt,
Und habe Jahre lang
Mich durchgequält;
Ich galt und galt auch nicht,
Was sollt' es heißen?
Nun wollt' ich Schelm seyn,
Thät mich befleißen;
Das wollt' mir gar nicht ein,
Mußt' mich zerreißen.
Da dacht' ich: ehrlich seyn
Ist doch das Beste.
War es nur kümmerlich;
So steht es feste.

Zu genießen weiß im Prachern
Myrrhaus gewirktes Blatt;
Seh' ich sie im Bazar schachern,
Kaufen wohlfeil, kaufen gut.

Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib' am stillen Orte.
Wo du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weisen
Und nach Mächtigen, die belehren;
Jene werden unterweisen,
Diese That und Kräfte stählen.

Wenn du nützlich und gelassen
So dem Staate treu geblieben,
Wisse! Niemand wird dich hassen
Und dich werden viele lieben.

Und der Fürst erkennt die Treue.
Sie erhält die That lebendig:
Dann bewährt sich auch das Neue
Nächst dem Alten erst beständig.

Woher ich kam? Es ist noch eine Frage.
Mein Weg hierher, der ist mir kaum bewußt.
Heut nun und hier am himmelhohen Tage
Begrüßen sich, wie Freunde, Schmerz und Lust.
O süßes Glück, wenn beide sich vereinen!
Einsam, wer möchte lachen, möchte weinen?

Es geht eins nach dem andern hin,
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns rasch und brav und flink
Die Lebenswege wandern.
Es halt dich auf, mit Seitenblick,
Der Blumen viel zu lesen;
Doch hält nichts grimmiger zurück
Als wenn du falsch gewesen.

Behandelt die Frauen mit Nachsicht!
Aus krummer Rippe ward sie erschaffen,
Gott konnte sie nicht ganz grade machen.
Willst du sie biegen, sie bricht;
Läßt du sie ruhig, sie wird noch krümmer;
Du guter Adam, was ist denn schlimmer? —
Behandelt die Frauen mit Nachsicht:
Es ist nicht gut, daß euch eine Rippe bricht.

Das Leben ist ein schlechter Spaß.
Dem fehlt's an Dieß, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, der zuviel,
Und Kann und Glück kommt auch ins Spiel.
Und hat sich's Unglück drein gelegt,
Jeder wie er nicht wollte trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannnicht-Wünschnicht weiter tragen.

Das Leben ist ein Gänsespiel:
Jemehr man vorwärts aber,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo niemand gerne siehet.

Man sagt, die Gänse wären dumm,
O glaubt mir nicht den Leuten;
Denn eine sieht einmal sich um,
Mich rückwärts zu verdeuten.

Ganz anders ist's in dieser Welt,
Wo alles vorwärts dränget,
Wenn einer stolpert oder fällt,
Keine Seele rückwärts blicket.

„Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnenspieles,
Erinnerung des allerliebsten Landes
Von gestern, weit und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht
von Oden
Der Ihren anerkannte Zier, das Leben
Erfreulich sonst. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreifach Wagen!
Nun wohl! ich nicht, was dir besonders bliebe?"

Mir bleibt genug: Es bleibt Ihr und Liebe!

Sollt' einmal durch Erfurt fahren,
Das ich sonst so oft durchschritten,
Und ich spähte, nach vielen Jahren,
Wohlempfangen, wohlgelitten.

Wenn mich Alten alte Frauen
Aus der Bude freh anlachet,
Glaubt' ich Jugendzeit zu schauen,
Die einander wir verglichet.

Das war eine Häxenschichter,
Eine Schulterin daneben;
Eule keineswegs jene,
Diese wußte wohl zu leben.

Und so wollen wir beständig,
Wetteifernd mit Hassen,
Uns der Gegenwart erfreuen,
Das Vergangne mitgenießen.

Vor den Wissenden sich stellen,
Schwer ist's in allen Zeiten!
Wenn du lange dich gequälet,
Weiß er gleich, wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfst du hoffen,
Denn er weiß, wo du's getroffen.

Freiadlicher wird betrogen,
Geistpfaffer ausgesogen,
Verständiger irregeleitet,
Vernünftiger leer geweidet,
Der Harte wird umfangen,
Der Simpel wird gefangen.
Beherrsche diese Lügt,
Betrogener betrüge!

Wer befehlen kann, wird loben
Und er wird auch weiter scelten,
Und das muß dir, treuer Diener,
Eines wie das andre gelten.

Denn er lobt wohl das Geringe,
Schilt auch, wo er sollte loben;
Aber bleibst du guter Dinge,
Wird er dich zuletzt erproben.

Und so halten's auch, ihr Hohen,
Gegen Gott wie der Geringe.
Thut und leidet, wie sich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.

Schach Tedschan und seines Gleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Trauerjammer
Erklärt sich unser Sang
Auf deine Bahnen:
Uns ist für gar nichts bang,
In dir lebendig,
Dein Leben daure lang,
Dein Reich beständig!

Höchste Gunst.

Ungezähmt, so wie ich war,
Hab' ich einen Herrn gefunden,
Und gezähmt nach manchem Jahr
Eine Herrin auch gefunden.

Was hilft's auf so viel Herrn und Fürsten wegzugehen,
Wenn es ein Jude wagt, mir in's Gesicht zu sehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbeflecktes Blut;
So lehr' ihn unsre Macht des Tempels grause Gluth,
Und wie Jerusalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk, und Mardochai vor allen!
O kochte nur, wie hier, erst Ahasverus Blut!
Da er ein König ist, ach, ist er viel zu gut.

Ahasverus
tritt auf und spricht:

Sieh Haman, — bist du da?

Haman.

Ich warte hier schon lange.

Da ſie Prüfung nicht geſpart,
Haben ſie mich treu gefunden,
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz, den ſie gefunden.
Niemand diente zweien Herrn,
Der dabei ſein Glück gefunden;
Herr und Herrin ſtirn es gern,
Daß ſie beide mich gefunden,
Und mir leuchtet Glück und Stern,
Da ich beide ſie gefunden.

Gar viele Länder hab' ich bereiſ't,
Erblickt Menge von Menſchen allermeiſt,
Die Mittel ſogar hab' ich wohl benannt,
Ein jeder Halm hat mir Körner gebracht;
Geſegnete Stadt nie ſolche geſchaut,
Hurid auf Hurid, Braut auf Braut!

Firdusi ſpricht.

O Welt! wie ſchamlos und boshaft biſt du!
Du nährſt und ernährſt und tödteſt zugleich.

Nur wer von Allah begünſtiget iſt,
Der nähret ſich, erzieht ſich, lebendig und reich.

Was heißt denn Reichthum? Eine wärmende Sonne,
Genießt ſie der Bettler, wie wir ſie genießen!
Es möge doch keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigenſinn ſelige Wonne.

Dſchelâl-eddin Rumi ſpricht.

Verweilſt du in der Welt, ſie bleibt als Traum.
Du reiſeſt, ein Geſchick beſtimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagſt du feſt zu halten,
Und was du übſt, zugleich wird es veralten.

Suleika ſpricht.

Der Spiegel ſagt mir, ich bin ſchön!
Ihr ſagt: ja allerm ſey auch mein Geſchick.
Vor Gott muß alles ewig ſtehen,
In mir liebt ihn, für dieſen Augenblick.

Rendſch Nameh.

Buch des Unmuths.

„Wie haſt du das genommen?
Wie kennt' es zu dir kommen?
Wie aus dem Lebensplunder
Erwarbſt du dieſen Zunder,
Der Funken letzte Gluthen
Dem friſchen zu erwarben?“

Euch mag' es nicht bedünken
Es ſey gemeines Fünklein;
Auf ungemeſſner Ferne,
Im Ocean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren.

Den weißen Schafe Wagen
Die Hügel überzogen,
Umſorgt von ernſten Hirten.
Die gern und ſchmal verwirrten,
So ruhig, liebe Leute,
Das jeder mich erfreute.

In ſchauerlichen Nächten,
Bedroht von Geſtirnen;
Das Stöhnen der Kamele
Durchdrang das Ohr, die Seele,
Und derer, die ſie führen,
Einwiegung und Einſtirnen.

Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter,
Und unſer ganzes Fühlen
Es ſchien ein ewig Fließen,
Dann, hinter Wüſt' und Herne,
Der Strom erlogner Meere.

Keinen Reimer wird man finden,
Der ſich nicht den beſten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodieen ſpielte.

Und ich konnte ſie nicht tadeln;
Wenn wir andern Ehre geben,
Müſſen wir uns ſelbſt entadeln;
Lebt man denn, wenn andre leben?

Und ſo fand ich's denn auch juſte
In gewiſſen Antichambren,
Wo man nicht zu ſondern wußte
Mäuſeeretz von Koriandren.

Das Gewe'ne wollte haſten
Solche rüſtige neue Beſen.
Dieſe kann nicht gelten laſſen,
Was ſonſt Beſen war geweſen.

Und wo ſich die Völker trennen,
Gegenſeitig im Verachten,
Keins von beiden wird bekennen,
Daß ſie nach demſelben trachten.

Und das große Selbſtempfinden
Haben Leute hart geſcholten,
Die am wenigſten verwinden,
Wenn die andern was gegolten.

Mit der Deutſchen Freundſchaft
Hat's keine Noth,
Verächtlichſter Feindſchaft
Stehn Hellebarde zu Gebot;
Je ſanfter ſie ſich erweiſen,
Hab' ich immer mich gefreut,
Ließ mich nicht verdrießen
Trübes Morgen- und Abendroth.

Ließ die Waſſer fließen
Flößen zu Freud' und Noth,
Aber mit allem dieſen
Blieb' ich mir ſelbſt zu Gebot;
Sie alle wollten genießen
Was ihnen die Stunde bot;
Ihnen dab' ich's nicht verwieſen,
Jeder hat ſeine Noth,
Sie laſſen mich alle grüßen
Und haſſen mich bis in Tod.

Befindet ſich einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen;
So lang der Tüchtige leidt und thut,
Möchten ſie ihn gerne feinigen.
Iſt er hinterher aber todt,
Gleich ſammeln ſie große Spenden,
Zu Ehren ſeiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden;
Doch ihren Vortheil ſollte dann
Die Menge wohl ermeſſen,
Geſcheidter wär's, den guten Mann
Auf immerdar vergeſſen.

Uebermacht, ihr thun' es ſpüren,
Iſt nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt zu converſiren
Mit Geſcheidten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am ſtärkſten pochten,
Und die Halben, die Beſchränkten
Gar zu gern uns unterjochten;

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weiſen,
Dieſe bleiben ungeſtöret,
Jene möchten ſich zerreißen.

Denken, in Gewalt und Liebe,
Müßten wir zuletzt uns gatten,
Machen mir die Sonne trübe
Und erbitzen mir den Schatten.

Haſis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz beſtimmt ſich rüſten
Gegen braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Chriſten.

„Aber nenn' uns doch die Feinde!"
Niemand ſoll ſie unterſchreiben:
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu reiben.

Mich nach- und umzubilden, mißzubilden
Verſuchten ſie ſeit vollen funfzig Jahren;
Ich dächte doch, du könnteſt du erfahren,
Was an dir ſey in Vaterlands Gefilden.
Du haſt getollt zu deiner Zeit mit wilden
Dämoniſch genialen jungen Scharen.
Dann ſachte ſchloſſeſt du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weiſen, göttlich-milden.

Wenn du auf dem Guten ruhſt,
Nimmer werd' ich's tadeln.
Wenn du gar das Gute thuſt,
Sieh', das ſoll dich adeln!
Baſt du aber deinen Zaun
Um dein Gut gezogen,
Leer ich frei und lebe traun
Keineswegs betrogen.

Denn die Menſchen ſie ſind gut,
Würden beſſer bleiben,
Sollte nicht, wie's einer thut,
Auch der andre treiben.
Auf dem Weg, da iſt's ein Wort,
Niemand wird's verdammen;
Wollen wir an Einen Ort,
Nun, wir gehn zuſammen.

Vieles wird ſich da und die
Und entgegen ſtellen.
In der Liebe mag man nie
Heiſer und Geſellen;
Geiz und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende;
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweit am Ende.

Hat doch über ſolches Zeug
Haſis auch geſprochen,
Ueber manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen,
Und ich ſeh' nicht was es frommt
Auf der Welt zu laufen,
Magſt du, wenn's zum ſchlimmſten kommt,
Aus einmal dich taufen.

Als wenn das auf Namen ruhte,
Was ſich ſchweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das ſüdne Gute
Wie es ſich aus Gott geſtaltet.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand dab' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Willſt ſie aber näher kennen?
Sieh' aufs Rechte, ſieh' aufs Schlechte;
Was ſie ganz fürtrefflich nennen
Iſt wahrſcheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen
Muß man aus dem Grunde leben,
Und ſalzadriſch auszuſchweifen
Dünket mich ein ſeicht Beſtreben.

Wohl, Herr Knitterer, er kann ſich
Mit Zerſplitterer verreinen,
Und Verwitterer alsdann ſich
Allenfalls der beſte ſcheinen:

Daß nur immer in Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerſtreuung
Jeden in ſich ſelbſt zerſtöre.

Dies der Landsmann wünſcht und liebet,
Mag er Deutſch, mag Teutſch ſich ſchreiben,
Liesdren aber heimlich piepet:
Alſo war es und wird bleiben.

Mohnnun heißt — ich will nicht ſagen,
Daß es grad' ein Teufel heiße;
Doch ihr müßt mich nicht verklagen,
Daß ich mich als Mohnnun preiſe.

Wenn die Bruſt, die redliche volle,
Sich entlastet euch zu retten,
Ruft ihr nicht: das iſt der Tolle!
Holet Stricke, ſchaffet Ketten!

Und wenn ihr zuletzt in Feſſeln
Sehr die Klägeren verſchmachten,
Sengt es euch wie Feuernesseln,
Das vergebens zu betrachten.

Hab' ich euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen ſollet?
Schalt ich euch, nach euren Thaten,
Wenn ihr Friede ſchließen wollet?

Und ſo hab' ich auch den Fiſcher
Ruhig ſeinen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tiſcher
Winkelmaß nicht einzuſchärfen.

Aber ihr wollt' beſſer wiſſen
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich befliſſen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke?
Nun, ſo fördert eure Sachen!
Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erſt: ſo wollt' er's machen.

Wanderers Gemüthsruhe.

Uebers Niederträchtige
Niemand ſich verklage;
Denn es iſt das Mächtige,
Was man dir auch ſage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem ſchaltet es
Ganz nach ſeinem Sinne.

Wandrer! — Gegen ſolche Noth
Wolltеſt du dich ſträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth
Laß ſie drehn und ſtäuben.

Wer wird von der Welt verlangen
Was ſie ſelbſt vermißt und träumet,
Rückwärts oder ſeitwärts blickend
Stets den Tag des Tags verſäumet?
Ihr Bemühn, ihr guter Wille,
Hinkt nur nach dem raſchen Leben,
Und was du vor Jahren brauchteſt,
Möchte ſie dir heute geben.

Sich ſelbſt zu loben iſt ein Fehler.
Doch jeder thut's, der etwas Gutes thut;
Und iſt er dann in Worten kein Verbrecher,
Das Gute bleibt doch immer gut.

Laßt doch, ihr Narren, doch die Freude
Dem Weiſen, der ſich weiſe hält.
Daß er, ein Narr wie ihr, vergebe
Den abgeſchmackten Dank der Welt.

Glaubſt du denn: von Mund zu Ohr
Sey ein redlicher Gewinnſt?
Ueberlieferung, o du Thor,
Iſt auch wohl ein Hirngeſpinnſt!
Nun geht erſt das Urtheil an:
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verſtand allein zu retten,
Dem du ſchon Verzicht gethan.

Und wer franzet oder drittet,
Italiänert oder teutſchet,
Einer will nur wie der andre
Was die Eigenliebe heiſchet.

Denn es iſt kein Anerkennen,
Weder Vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert
Wo man ſelbſt was möchte ſcheinen.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgeſinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunſt gewinnet.

Wer nicht von dreitauſend Jahren
Sich weiß Rechenſchaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Sonſt, wenn man den heiligen Koran citirte,
Nannte man die Sure den Vers dazu,
Und jeder Moslim, wie ſich's gebührte,
Fürchtet ſein Gewiſſen in Reſpect und Ruh'.
Die neuen Derwiſche wiſſen's nicht beſſer,
Sie ſchwatzen das Alte, das Neue dazu.
Die Verwirrung wird täglich größer,
O heiliger Koran! O ewige Ruh!

Der Prophet ſpricht.

Meinet's jemand, daß es Gott gefallen
Mahomet zu gönnen Schutz und Glück,
An den ſtärkſten Balken ſeiner Hallen
Da befeſtig' er den derben Strick.
Knüpfe ſich daran! das hält und trägt;
Er wird fürchten, daß ſein Zorn ſich legt.

Timur ſpricht.

Was? Ihr mißbilligt den kräftigen Sturm
Des Weltermurrs, verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich beſtimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geſchaffen.

Hikmet Nameh.

Buch der Sprüche.

Talismane werd' ich in dem Buch zerſtreuen.
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel ſticht,
Ueberall ſoll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts
Als was die geſtrigen gebracht.

Wer geboren in böſeſten Tagen,
Dem werden ſelbſt die böſen behagen.

Wie etwas ſey leicht,
Weiß der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer ſtutzet immer.
Das Land behält es nimmer.

Prüft das Geſchick dich, weiß es wohl warum:
Es wünſchte dich entuthſam! Folge ſtumm.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Was machſt du an der Welt, ſie iſt ſchon gemacht.
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht.
Sie ſchleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Wenn der ſchwer Gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung ſey verſagt,
Bleibet beiſſam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

„Wie ungeſchickt habt ihr euch benommen,
Da euch das Glück in's Haus gekommen!“
Das Mädchen hat's nicht übel genommen,
Und iſt noch ein paarmal wieder gekommen.

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit iſt mein Beſitz, mein Acker iſt die Zeit.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Das überliefre deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

Enwери ſagt's, ein herrlicher der Männer,
Des tiefſten Herzens, höchſten Hauptes Kenner:
Ihr frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit:
Gevatter, Urtheil und Verträglichkeit.

Was klagſt du über Feinde?
Sollten ſolche je werden Freunde,
Denen das Weſen wie du biſt
Im Stillen ein ewiger Vorwurf iſt.

Dämmer iſt nichts zu ertragen.
Als wenn Dumme ſagen den Weiſen:
Daß ſie ſich in großen Tagen
Sollten beſcheidentlich erweiſen.

Wenn Gott ſo ſchlechter Nachbar wäre,
Als ich bin und als du biſt,
Wir hätten beide wenig Ehre;
Der läßt einen jeden wie er iſt.

Geſteht's! die Dichter des Orients
Sind größer als wir des Occidents.
Werin wir ſie aber völlig erreichen.
Das iſt im Haß auf unſres Gleichen.

Ueberall will jeder obenauf ſeyn,
Wie's eben in der Welt ſo geht.
Jeder ſollte freilich groß ſeyn,
Aber nur in dem, was er verſteht.

Verſchon' uns Gott mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid ſich doch zerreißen,
Las ihn ſeinen Hunger ſpeiſen.

Sich im Reſpect zu erhalten
Muß man recht derblich ſeyn.
Alles jagt man mit Falken.
Nur nicht das wilde Schwein.

Was hilft's dem Pfaffen-Orden,
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfaßt worden
Wird auch ſchief nicht erkannt.

Einen Helden mit Luſt preiſen und nennen
Wird jeder, der ſelbſt als Täuber ſtritt.
Des Menſchen Werth kann niemand erkennen,
Der nicht ſelbſt Hitze und Kälte litt.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe,
Was du thuſt vergeltet dir nicht;
Und wenn es auch die vergeltete,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

Soll man dich nicht aufs ſchmählichſte berauben,
Verbirg dein Gold, dein Wiſſen, deinen Glauben.

Wie kommt's, daß man an jedem Orte
So viel quirls, ſo viel dummes hört?
Die Jünaſten wiederholen der Aelteſten Worte,
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerſpruch verleiten,
Weiſe fallen in Unwiſſendheit
Wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten.

„Warum iſt Wahrheit fern und weit?
Birgt ſich hinab in tiefſte Gründe?“

Niemand verſtehet zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verſtünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Was willſt du unterſuchen
Wohin die Milde fließt!
Ins Waſſer wirf deine Kuchen,
Wer weiß, wer ſie genießt.

Als ich einmal eine Spinne erſchlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl ſollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Aufenthalt an dieſen Tagen!

„Dunkel iſt die Nacht, bei Gott iſt Licht.“
Warum hat er uns nicht auch ſo zugerichtet?

Welch eine bunte Geſellſchaft!
Am Gottes Tiſch ſitzen Freund' und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gern mir was ich verpraſſen kann.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erſt das Dach beſteigen.

Wer ſchweigt, hat wenig zu ſorgen,
Der Menſch bleibt unter der Zunge verborgen.

Ein Herre mit zwei Geſind
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus, worin zwei Weiber ſind,
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabei
Und ſagt nur: Allos epha!
Was ſagt ihr lange Mann und Weib,
Adam, ſo heißt's, und Eva.

Wofür ich Allah höflich danke?
Daß er Leiden und Wiſſen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

Närriſch, daß jeder in ſeinem Falle
Seine beſondere Meinung preiſt!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
Im Islam leben und ſterben wir alle.

Wer auf die Welt kommt baut ein neues Haus,
Er geht und läßt es einem zweiten.
Der wird ſich's anders zubereiten
Und niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt, der kann ſchelten
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Thür aber müßt' er raſten,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten laſſen.

Herr, laß dir gefallen
Dieſes kleine Haus.
Größer kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Daß des Hauſes Glanz ſich mehre
Als ein ewig Eigenthum,
Und der Sohn ſo bald' auf Ehre
Wie der Vater hielt auf Ruhm.

Du biſt auf immer geborgen,
Das nimmt dir niemand wieder;
Zwei Freunde, ohne Sorgen,
Weinbrecher, Bäckſein, Lieber.

„Was brachte Lokman nicht hervor,
Den man den garſt'gen hieß!“
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker, der iſt ſüß.

Herrlich iſt der Orient
Lieber's Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Haſis liebt und kennt
Weiß was Calderon geſungen.

Hör' ich doch in deinen Liedern,
O Haſis, die Dichter toben;
Sieh, ich will es dir erwiedern:
Herrlich, den der Dank erhoben!

„Was ſchmückeſt du die eine Hand denn nun
Weit mehr als ihr gebührte?“
Was ſollte denn die linke thun,
Wenn ſie die rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mecca triebe
Chriſtus' Eſel, wär' er nicht
Dadurch beſſer abgericht,
Sondern ſtets ein Eſel bliebe.

Getretner Quark
Wird breit, nicht ſtark.

Schließt du ihn aber mit Gewalt
In feſte Form, er nimmt Geſtalt.
Dergleichen Steine wirſt du kennen,
Europäer Pfiſe ſie nennen.

Verdrießt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl wenn andre fehlen;
Allein wer fehlt, der iſt erſt recht daran,
Er weiß nun deutlich, wie für wohl getan.

„Du haſt gar vielen nicht gedankt,
Die dir ſo manches Gute gethan!“
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mußt du dir machen.
Unterſcheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

Die Klugheit der Leidenſchaft ſie ſtürmt vergebens
Aus unbezwungne feſte Land. —
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und das iſt ſchon Gewinn des Lebens.

Solcher Bande darf ſich niemand rühmen,
Als wer ſelbſt von Banden frei ſich fühlt;
Und wer heiter im Abſurden ſpielt,
Dem wird auch wohl das Abſurde ziemen.

Vertrauter.

Du haſt ſo manche Bitte gewährt
Und wenn ſie dir auch ſchädlich war;
Der gute Mann da hat wenig begehrt,
Dabei hat es doch wenig Gefahr.

Vefir.

Der gute Mann hat wenig begehrt,
Und hätt' ich's ihm ſogleich gewährt,
Er auf der Stelle verloren war.

Schlimm iſt es, wie doch wohl geſchieht,
Wenn Wahrheit ſich nach dem Irrtum zieht;
Das iſt auch manchmal ihr Behagen,
Wer wird ſo ſchöne Frau befragen?
Herr Irrtum wollt' er an Wahrheit ſich ſchließen,
Das ſollte Frau Wahrheit verdrießen.

Wiſſe, das mir ſehr mißfällt,
Wenn ſo viele ſingen und reden!
Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten!

Timur Nameh.

Buch des Timur.

Der Winter und Timur.

So ungab ſie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwiſchen alle,
Heut er die verſchiednen Winde
Widerwärtig auf ſie ein.
Ueber ſie gab er Gewaltkraft
Seinen froſtgeſpitzten Stürmen,
Stieg in Timur's Rath hernieder,
Schrie ihn drohend an und ſprach ſo:
Erſte, langſam, Unmilderlaer!
Wandle du Tyrann des Unrechts;
Seelen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Biſt du der verdammten Geiſter
Einer? Wohl! ich bin der andre.
Du biſt Greis, ich auch, erſtarren
Machen wir ſo Land als Menſchen.
Mark! du biſt's! ich bin Saturnus,
Uebelthätige Geſtirne,
Im Verein die Schrecklichſten.
Tödtet du die Seele, tödtet
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter als du ſeyn kannſt.
Sollten deine wilden Heere
Stürmend mit tauſend Martern;
Wenn, in meinen Tagen ſoll ſich,
Gar' es Gott! was ſchlimmeres finden,
Und bei Gott, ihr ſcheint' ich nichts.
Hör' es Gott was ich dir biete!
Ja bei Gott! von Todesſtätte
Nicht, o Greis, vertreib'gen ſoll dich
Breite Kohlenglut vom Herde,
Keine Flamme des Decembers.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu koſen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knoſpend müſſen tauſend Roſen
Erſt in Gluten untergehn.

Um ein Fläſchchen zu beſitzen,
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerſpitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die, in ihrer Fülle Drang,
Myriaden ſchon Bulbuls lieben
Seelenregenden Geſang.

Sollte jene Qual und quälen,
Da ſie unſre Luſt vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrſchaft aufgezehrt?

Suleika Nameh.

Buch Suleika.

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond ehe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf.

Einladung.

Muſt nicht vor dem Tage fliehen;
Denn der Tag, den du erſiehſt,
Iſt nicht beſſer als der heut'ge;
Aber wenn du froh verweileſt,
Wie ich mir die Welt beleb'ge,
Um die Wette an mich zu ziehen,
Biſt du gleich mit mir geborgen;
Heut iſt heute, morgen morgen,
Und was ſolat und was vergangen
Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.
Bleibe du, mein Allerliebſtes;
Denn du bringſt es und du giebſt es.

Das Suleika von Juſuf entzückt war,
Iſt ſeine Kunſt;
Er war jung, Jugend hat Gunſt.

Er war ſchön, ſie ſagen zum Entzücken,
Schön war ſie, beyden einander beyſtehen,
Hier daß du, bis ſo lange mir erwartet war,
Feurige Jugendblicke mir ſpiegelſt.
Jetzt mich liebſt, mich ſpäter begläſt,
Daß ſollen meine Lieder preiſen,
Sollſt mir ewig Suleika heißen.

Da du nun Suleika heißeſt,
Sollt' ich auch benamſet ſeyn.
Wenn du deinen Geliebten preiſeſt;
Hatem! das ſoll der Name ſeyn.
Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung ſoll es ſeyn:
Wer ſich St. Georgsritter nennet,
Denkt nicht gleich Sanct Georg zu ſeyn.
Nicht Hatems That, nicht der Edlen Gebende
Kann ich in meiner Armuth ſeyn;
Hatem Zograi nicht, der reichſte Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich ſeyn:
Aber beide doch im Auge zu haben,
Es wird nicht ganz verwerflich ſeyn;
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben
Wird immer ein groß Vergnügen ſeyn.
Sich liebend an einander zu laben
Wird Paradieſes Wonne ſeyn.

Hatem.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie iſt ſelbſt der größte Dieb;
Denn ſie ſtahl den Reſt der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat ſie ihn übergeben
Meines Lebens Wellgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle ſchon Erbarmen
Im Karfunkel deines Blicks,
Und erferne in deinen Armen
Mich erneuerten Geſchicks.

Suleika.

Hochgeachtet in deiner Liebe
Scheilt' ich nicht Gelegenheit,
Ward ſie auch an dir zum Diebe,
Wie mich ſolch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch bezaubern?
Gieb dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben —
Ja, ich bin's, die dich beſtahl.

Was ſo willig du gegeben,
Bringt der herrlichen Gewinn,
Meine Ruh, mein reiches Leben
Gieb' ich freudig, nimm es hin.

Scherze nicht! Nichts von Erbarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück iſt meines gleich.

Der Liebende wird nicht irre gehen,
Wär's um ihn der auch noch ſo trübe.
Sollten Leila und Mehſchnun auferſtehn,
Von mir erführen ſie den Weg der Liebe.

Iſt's möglich, daß ich Liebchen dich koſe,
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich ſcheint immer die Roſe,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Suleika

Als ich auf dem Euphrat ſchiffte,
Streifte ſich der goldne Ring
Fingerab in Waſſerklüfte,
Den ich jüngſt von dir empfing.

Alſo träumt' ich. Morgenröthe
Blitzt' ins Auge durch den Baum,
Saa', Poete, ſag', Prophete!
Was bedeutet dieſer Traum?

Hatem.

Dieß zu deuten bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere ſich vermählt?

Er von ſeinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach zu tauſend Himmelsliedern,
Ueber Traum, begeiſtert du!

Mich, der von den Indoſtanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Caravanen
Bis ans rothe Meer zu ziehn,

Mich vermählſt du deinem Fluſſe,
Der Terraſſe, dieſem Hain.
Hier ſoll bis zum letzten Kuſſe
Dir mein Geiſt gewidmet ſeyn.

Kenne wohl der Männer Blicke.
Einer ſagt: ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!
Und was ſonſt iſt kennt ein Mädchen.
Alles das kann mir nicht helfen.
Alles das kann mich nicht rühren;
Aber, Hatem, deine Blicke
Geben erſt dem Tage Glanz.
Denn ſie ſagen: bin geſtillt mir,
Alle mir ſonſt nichts mag gefallen.
Geb' ich Roſen, geb' ich Lilien,
Aller Garten Zier und Ehre,
Ey Cypreſſen, Myrten, Veilchen,
Ausgeeint zum Schmuck der Erde;
Und geſchmückt iſt ſie ein Wunder,
Mit Erſtaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, ſegnend,
Daß wir uns geſund fühlen.

Wieder gern erkranken möchten.
Da erblickteſt du Suleika
Und geſundeteſt erkrankend,
Und erkranketeſt geſundend,
Lächelteſt und ſahſt verdüſter
Wie du nie der Welt gelächelt.
Und Suleika fühlt des Blickes
Zu'ge Rede: die gefällt mir.
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen.

Gingo biloba.

Dieſes Baum's Blatt, der von Oſten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu koſten,
Wie's den Wiſſenden erbaut.

Iſt es Ein lebendig Weſen,
Das ſich in ſich ſelbſt getrennt,
Sind es Zwei, die ſich erleſen,
Daß man ſie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlſt du nicht an meinen Liedern,
Daß ich Eins und doppelt bin?

Suleika.

Sag', du haſt wohl viel gedichtet,
Hin und her dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerändet,
Bis auf Punkt und Strich vollendet,
Zierlich lockend manchen Band?
Stets, wo du ſie hingewendet,
War's gewiß ein Liebespfand?

Hatem.

Ja, von mächtig hohen Blicken,
Wie von lächelndem Entzücken
Und vom Zähnen blendend klar,
Wimpern-Pfeilen, Locken-Schlangen,
Hals und Buſen reizumfangen,
Tauſendfältige Gefahr!
Denke nun, wie von ſo langem
Prophezeiht Suleika war.

Suleika.

Die Sonne kommt! Ein Prachterſcheinen
Der Südwind umflammert ſie.
Wer konnte ſolch ein Paar vereinen?
Daß Räthſel wie erklärt ſich's? Wie?

Hatem.

Der Sultan kennt' es, er vermählte
Das allerhaſte Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die tapferſten der treuen Schaar.

Auch ſey's ein Bild von unſerer Wonne!
Sehen ſeh' ich wieder mich und dich.
Du nennſt mich, Liebchen, deine Sonne,
Komm, ſüßer Mond, umflammre mich!

Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze!
Aus deiner Hand nur iſt der Talisman.
Hat Arad doch, auf Irans höchſtem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwunden ſehn!

Ein Talisman war das Band, das Alexandern
In Schlachten ſchön vom Haupte fiel,
Und allen Feldherrſtürmern, jenen andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Talisman iſt's, der unſern Kaiſer ſchmücket,
Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!
Juwel und Perle! ſey das Ang' entzücket!
Der ſchönſte Schmuck iſt ſtets der Muſſelin.

Und dieſen hier, ganz rein und ſilberſtreifig,
Umwinde Liebchen um die Stirn umher,
Was iſt denn Hoheit? Wir iſt ſie gelaufig!
Du ſchauſt mich an, ich bin ſo groß als Er.

Nur wenig iſt's was ich verlange,
Weil eben alles mir gefällt,
Und dieſes Wenige, wie lange,
Giebt mir gefällig ſchon die Welt!

Oft ſing' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beſchränkten Haus;
Allein ſobald ich dein gedenke,
Dehnt ſich mein Geiſt erobernd aus.

Die ſollten Timur's Reiche dienen,
Geborchen ſein gebietend Herr,
Bahaſchan zollte dir Rubinen,
Türkiſſe das byrkaniſche Meer.

Getrocknet honigſüße Früchte
Von Bochara dem Sonnenland,
Und tauſend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da ſollteſt du mit Freude leſen
Was ich von Ormus dir verſchrieb,
Und wie das ganze Handelsweſen
Sich nur bewegte dir zu lieb.

Wie in dem Lande der Braminen
Viel tauſend Finger ſich bemüht,
Daß alle Pracht der Indoſtanen
Für dich auf Wolle und Seide blüht;

Ja, zu Verherrlichung der Lieben,
Gretzſche Sommelpours durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerölle, Geſchieben
Die Diamanten ausgeſpült;

Wie Taucherſchaar verwegner Männer
Der Perle Schatz dem Golf entrig,
Darauf ein Divan ſcharfer Kenner
Sie dir zu reihen ſich befliß;

Wenn nun Baſſora noch das Seine,
Gewürz und Weihrauch, beigethan,
Bringt alles was die Welt ergetzte
Die Karavane dir heran.

Doch alle dieſe Kaiſergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüther
Sind nur im andern fühlt ſein Glück.

Hätt' ich irgend wohl Brienten,
Balch, Bochara, Samarkand,
Säßes Liebchen, dir zu ſchenken,
Dieſer Städte Rauſch und Tand?

Aber frag einmal den Kaiſer,
Ob er dir die Städte gieb?
Er iſt herrlicher und weiſer;
Doch er weiß nicht, wie man liebt.

Herrlicher, zu dergleichen Gaben
Nimmermehr beſtimmſt du dich!
Solch ein Mädchen muß man haben
Und ein Bettler ſeyn wie ich.

An Suleika.

Säßes Kind, die Perlenreihen,
Wie ich irgend nur vermochte,
Wollte traulich dir verleihen
Als der Liebe Lampendochte.

Und nun kommſt du, haſt ein Zeichen
Dran gehängt, das unter allen
Den Verrat ſeines Gleichen,
Mir am ſchlechteſten will gefallen.

Dieſe ganz moderne Narrheit
Maußt du mir nach Schiras bringen!
Seit ich wohl, in ſeiner Starrheit,
Hölzchen auer auf Hölzchen ſingen?

Abraham, den Herrn der Sterne
Hat er ſich zum Ahn erleſen;
Moſes iſt, in wüſter Ferne,
Durch den Einen groß geweſen.

David auch, durch viel Gebrechen,
Ja Verbrechen durchgewandelt,
Wußte doch ſich loszuſprechen:
Einem hab' ich recht gehandelt.

Jeſus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn ſelbſt zum Gotte machte
Kränkte ſeinen heil'gen Willen.

Und ſo muß das Rechte ſcheinen
Was auch Mahomet getanen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Wenn du aber dennoch Huld'gung
Dieſem leid'gen Dina verlangeſt:
Diene mir es zur Entſchuld'gung,
Daß du nicht alleine prangeſt. —

Doch alleine! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter betend anzuſchauen
Wie die Närrinnen verehrten:

Iſts Herrn Amadis Rachen
Beten ſie dem Judenholze; —
Mir wilſt du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Und ich will nicht beſſer ſcheinen
Als es ſich mit mir ereignet,
Salomo verſchwur den Seinen,
Meinen Gott hab' ich verleugnet.

Laß die Rengentropfenhöre
Mich in dieſem Kuß verſchmerzen:
Denn ein Wiſchnugli würde
Talisman an Deinem Herzen.

Die ſchön geſchriebenen,
Herrlich umgebenden,
Beblätterteſt du
Die anmaßlichen Blätter,
Verzierteſt mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verzierteſt anmutbigem Selbſtlieb.

Selbſtlos! Nur dem Neide ſtinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daſeyns iſt groß,
Größer die Freud' am Daſeyn,
Wenn du Suleika
Mich überſchwenglich beglückſt,
Deine Leidenſchaft mir zuwirfſt
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das iſt ein Augenblick!
Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.
Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erſchaffe
Tauſendblättig deiner Verſchwendungen Fülle,
Auferöff'le die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tauſendfaltig
Von dir, o Suleika.

Hier nun dargaben
Dichteriſche Perlen,
Die mir deiner Leidenſchaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus,
Mit eignen Fingern
Zierlich geleſen,
Durchreibt mit juwelenem
Geldſchmuck,
Nimm ſie an deinen Hals,
An deinen Buſen!
Die Regentropfen Allahs,
Gereift in verſchiedener Muſchel.

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuß um Kuß, vom treuſten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück,
So am Abend, ſo am Morgen!
Doch du fühlſt an meinen Liedern
Immer noch gebrunt Sorgen;
Zuſuls Reize mehrt' ich vergen,
Deine Sehnſucht zu erweitern.

Ach, ich kann sie nicht erwiedern,
Wie ich auch daran mich freue;
Gnüg' es dir an meinen Liedern,
Meinem Herzen, meiner Treue!

Herrlich bist du wie Moschus;
Wo du warst, gewahrt man dich noch.

Suleika.

Volk und Knecht und Ueberwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sey nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sey zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man ist.

Hatem.

Kann wohl seyn! so wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

Nun mit Hatem wär's zu Ende;
Doch schon bau' ich unaufgefordert:
Ja verbrenne mich behende
In den Holden, den sie lodert.

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,
Das will mir so recht nicht ein,
Doch Firdusi, Motanabbi,
Allenfalls der Kaiser seyn.

Hatem.

Sprich! unter welchem Himmelszeichen
Der Tag liegt,
Wo mein Herz, das doch mein eigen,
Nicht mehr widerstrebt?
Und, wenn es fährt, zum Erreichen
Mir ganz nah liegt?
Auf dem Polster, dem süßen, dem weichen,
Wo mein Herz an ihrem liegt.

Hatem.

Wie des Goldschmieds Bazarlädchen
Vielgefärbt geschliffne Lichter,
So umgeben hübsche Mädchen
Den beinah ergrauten Dichter.

Mädchen.

Singst du schon Suleika wieder!
Diese können wir nicht leiden.
Nicht um dich — um deine Lieder
Wollen, müssen wir sie neiden.

Denn wenn sie auch sterblich wäre,
Macht du sie zum schönsten Wesen,
Und so haben wir von Dschemi
Ihre Zeitenab viel gelesen.

Aber eben weil wir hübsch sind,
Möchten wir auch gern gemalt seyn,
Und, wenn du es billig machest,
Sollst du auch recht hübsch bezahlt seyn.

Hatem.

Bräunchen kommt, es wird schon gehen;
Töpfe, Kämme groß und kleine,
Zieren Köpfchens nette Reine
Wie die Kuppel zieret Moscheen.

Du Blondinchen bist so zierlich,
Aller Weis' und Weg' so nette,
Man gedenkt nicht ungeübtlich
Allogleich der Minarette.

Du da hinten hast der Augen
Zweierlei, du kannst die beiden
Einzeln nach Belieben brauchen;
Doch ich sollte dich vermeiden.

Leichtgedrückt der Augenlieder
Eines, die den Stern verdunkeln,
Deutet auf den Schelm der Schelmen,
Doch das andre schaut so bieder.

Dieß, wenn jen's verwundet angelt,
Heilend, nährend wird sich's weisen.
Niemand kann ich glücklich preisen,
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und so könnt' ich alle loben,
Und so könnt' ich alle lieben:
Denn so wie ich euch erhoben
War die Herrin mit beschrieben.

Mädchen.

Dichter will so gerne Knecht seyn,
Weil die Herrschaft draus entspringet;
Doch vor allem sollt' ihm recht seyn,
Wenn das Liebchen selber singet.

Ist sie denn des Liedes mächtig
Wie's auf unsern Lippen waltet?
Denn es macht sie gar verdächtig,
Daß sie im Verborgnen schaltet.

Hatem.

Nun wer weiß was sie erfüllet!
Kennt ihr solcher Tiefe Grund?
Selbsterlebtes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.

Ihr euch Dichterinnen allen
Ist ihr eben keine gleich:
Denn sie singt mir zu gefallen,
Und ihr singt und liebt nur euch.

Mädchen.

Merke wohl, du hast uns eine
Jener Huris vorgestellet!
Mag schon seyn: wenn es nur keine
Sich auf dieser Erde schmeichelt.

Ahasverus.

Du ſchläfſt auch nie recht aus, es iſt mir um dich bange.

Setzt ſich.

Haman.

Erhabenſter Monarch, da deine Majeſtät
Wie immer, ſeh' ich wohl, auf Roſ' und Pflaumen geht;
Weich einen Dank ſoll man den hohen Göttern ſagen,
Für dein ſo ſelten Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht dir ſo wenig Müh'!
Das iſt nur Götterkraft; von ihnen haſt du ſie.
So läßt ſich ein Gebirg' in feſter Ruh' nicht ſtören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf ſeinem Haupt ſich mehren.

Hatem.

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreiſe des Gemüths!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dieß Herz, es iſt von Dauer,
Schwillt in jugendlichſtem Flor;
Unter Schnee und Nebelſchauer
Naſ't ein Aetna dir hervor.

Du beſchämſt wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernſte Wand,
Und noch einmal flüht Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flaſche!
Dieſen Becher bring' ich Ihr!
Findet ſie ein Häufchen Aſche,
Sagt ſie: der verbrannte mir.

Suleika.

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe giebt der Liebe Kraft.
Magſt du meine Jugend zieren
Mit gewaltiger Leidenſchaft.
Ach! wie ſchmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preiſ't.
Denn das Leben iſt die Liebe,
Und des Lebens Leben Geiſt.

Laß deinen ſüßen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen;
Was hat Liebesſchmerz andern Grund
Als ſeine Heilung zu ſuchen?

Biſt du von deiner Geliebten getrennt
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüſten rennt;
Es giebt ſich überall ſelbſt das Geleit,
Für Liebende iſt Bagdad nicht weit.

Mag ſie ſich immer ergötzen
Eure drückige Welt in ſich!
Dieſe klaren Augen ſie glänzen,
Dieſes Herz, es ſchlägt für mich!

O, daß der Sinnen doch ſo viele ſind!
Verwirrung bringen ſie ins Glück herein.
Wenn ich dich ſehe wünſch' ich taub zu ſeyn,
Wenn ich dich höre blind.

Auch in der Ferne dir ſo nah!
Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder dich einmal,
Auf einmal biſt du wieder da!

Wie ſollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich ſchreiben
Und trinken mag ich nicht.

Wenn ſie mich an ſich lockte
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge ſtockte,
Sie ſtarb vor Ihrer auch.

Nur zu! geliebter Schenke,
Den Becher fülle ſtill!
Ich ſage nur: Gedenke!
Schon weiß man was ich will.

Wenn ich dein gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
Herr, warum ſo ſtill?
Da von deinen Lehren
Immer weiter hören
Sacht gerne will.

Wenn ich mich vergeſſe
Unter der Cypreſſe
Hält er nichts davon;
Und im ſtillen Kreiſe
Bin ich doch ſo weiſe,
Klug wie Salomon.

Die Liebende ſpricht.

Und warum ſendet
Der Reiterhauptmann
Nicht ſeine Boten
Vom Tag zu Tage?
Hat er doch Pferde,
Verſteht die Schrift.

Er ſchreibt ja Talik,
Auch Neskhi weiß er
Zierlich zu ſchreiben
Auf Seidenblätter.
An ſeiner Stelle
Seyn mir die Schrift.

Die Kranke will nicht,
Will nicht genesen
Vom ſüßen Leiden,
Sie, an der Kunde
Von ihrem Liebſten
Geſundend, krankt.

Die Liebende abermals.

Schreibt er im Neskhi,
So ſagt er's traulich;
Schreibt er in Talik,
's iſt gar ernſtlich;
Eins wie das andre,
Genug, er liebt! –

Buch Suleika.

Ich möchte dieses Buch wohl gern zusammenschürzen.
Daß es den andern ware gleich geschnürt.
Allein wie willst du Wort und Blatt verkürzen,
Wenn Liebeswahnsinn dich ins Weite führt?

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, sieh nur hin!
Las dir die Früchte zeigen
Umschalet saftig grün.

Sie hängen längst geballet,
Still, unbekannt mit sich,
Ein Ast, der schaukelnd wallet,
Wiegt sie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und schwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und säh' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er sich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoos.

Suleika.

An des lust'gen Brunnens Rand
Der in Wasserbäder spielt,
Wußt' ich nicht, was fest mich bielt;
Doch da war von deiner Hand
Mein Chiffer leis gezogen.
Nieder blickt' ich, dir gewogen.

Hier, am Ende des Kanals
Der gereihten Hauptallee,
Blick' ich wieder in die Höh,
Und da seh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen;
Bleibe, bleibe mir gewogen!

Hatem.

Möge Wasser springend, wallend
Die Cypressen dir gestehn:
Von Suleika zu Suleika
Ist mein Kommen und mein Gehn.

Suleika.

Kaum daß ich dich wieder habe,
Doch mit Kuß und Liedern labe,
Bist du still in dich gekehret;
Was bewegt und drückt und führet?

Hatem.

Ach, Suleika, soll ich's sagen?
Statt zu loben möcht' ich klagen:
Sangest sonst nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch diese loben,
Doch sie sind nur eingeschoben;
Nicht von Hafis, nicht Nisami,
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kennt' ich doch der Väter Menge,
Sylb' um Sylbe, Klang um Klänge,
Im Gedächtniß unverloren;
Diese da sind neu geboren.

Gestern wurden sie gedichtet,
Sag': hast du dich neu verpflichtet?
Hauchest du so frech verwegen
Fremden Athem mir entgegen.

Der dich eben so belebet,
Eben so in Liebe schwebet,
Lockend, labend zum Vereine,
So harmonisch als der meine?

Suleika.

War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so schön gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl, daß sie dir nicht fremde scheinen;
Sie sind Suleika's, sind die deinen.

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden.
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Diljaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.

Und so, Geliebte, warst du mir beschieden
Des Reimes zu finden vollen Lustgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Sassaniden,
Nicht mehr beneiden darf; mir ward es auch.

Hast mir dies Buch geweckt, du hast's gegeben;
Denn was ich froh, aus vollem Herzen sprach,
Das klang zurück aus deinem vollen Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne;
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall.
Ist's nicht der Mantel noch gefärbter Sterne?
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Deinem Blick mich zu benehmen,
Deinem Munde, deiner Brust,
Deine Stimme zu vernehmen
War die letzt' und erste Lust.

Gestern, ach, war sie die letzte,
Dann verlosch mir Leben' und Feuer,
Jeder Schatz, der mich ergetzte,
Wird nun schuldenschwer und theuer.

Eh es Allah nicht gefällt
Uns aufs neue zu vereinen,
Giebt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Laßt mich weinen! umschränkt von Nacht,
In unendlicher Wüste,
Kamele ruhn, die Treiber behaglichen,
Rechnend still wacht der Armenier;
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden ärgerlichen Krümmungen.

Laßt mich weinen! das iſt keine Schande:
Weinende Männer ſind gut.
Weinte doch Achill um ſeine Briſeis!
Xerres beweinte das unerſchlagene Heer!
Ueber den ſelbſtgemordeten Liebling
Alexander weinte.
Laßt mich weinen! Thränen beleben den Stand,
Schon gruneit's.

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oſt mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen friſche Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Koſend ſpielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen.
Treibt zur ſichern Rebenlaube
Der Inſekten frohes Völkchen.

Lindert ſanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Läßt die Reben noch im Blühen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt ſein leiſes Flüſtern
Von dem Freunde tauſend Grüße:
Eh noch dieſe Hügel düſtern
Grüßen mich wohl tauſend Küſſe.

Und ſo kannſt du weiter ziehen!
Diene Freunden und Vertrauten,
Dort wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfriſchtes Leben
Wird mir nur aus ſeinem Munde,
Kann mir nur ſein Athem geben.

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn.
Gewiß, das Weltall zu beſiegen,
Blickt er umher, hinaus, hinan.

Er ſieht die ſchönſte Göttin weinen,
Die Weltentrachter, Himmelskind,
Ihr ſcheint er nur allein zu ſcheinen;
Für alle heitre Räume blind.

Verſenkt er ſich in Schmerz und Schauer
Und häufiger entlüft ihr Thränenguß:
Er ſendet Luft in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt ſie tief des Buſens Gewalten
Und unverwandt ſchaut ſie hinauf;
Die Perlen wollen ſich geſtalten:
Denn jede nahm ſein Bildniß auf.

Und ſo, umfränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Geſicht.
Entgegen kommt er ihr gezogen;
Doch er, doch ach! erreicht ſie nicht.

Er, nach des Schickſals hartem Looſe,
Weilt bei mir, Geliebteſte, davon;
Und wär' ich Helios der Große,
Was nützte mir der Wagenthron?

Nachklang.

Es klingt ſo prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne, bald dem Kaiſer ſich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Geſichter,
Wenn er in düſtern Nächten ſeufzend ſteht.

Vom Wolken ſtreifenhaft befangen
Verſank zu Nacht des Himmels reinſtes Blau;
Vermagert bleich ſind meine Wangen
Und meine Herzensthränen grau.

Laß mich nicht ſo der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebſtes, du mein Mondgeſicht.
O, du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
Weſt, wie ſehr ich dich beneide:
Denn du kannſt ihm Kunde bringen
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen ſtilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes ſanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid möcht' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu ſehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber ſag's beſcheiden:
Seine Liebe ſey mein Leben.
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir ſeine Nähe geben.

Wiederfinden.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit gebundner Schöpfungsluſt.

Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach,
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht: so trennte
Scheu sich Finsternis von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemessnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum ersten Mal!
Da ersann er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erst aus einander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich was sich angehört;
Und zu ungemessnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Erz eisen, sey es Rassen,
Wenn es nur sich fasst und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Zügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweiten Mal.

Vollmondnacht.

Herrin, sag', was heißt das Flüstern?
Was bewegt dir leis die Lippen?
Lispelst immer vor dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
Denkst du deinen Mundgeschwistern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen dräuend alle Zweige,
Wieder spielet Stern auf Stern;
Und smaragden, durchs Gesträuche
Tausendfältiger Karfunkel:
Doch dein Geist ist allem fern.

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleichenweis' im Sauerküssen,
Fühlt ein ungeläut'gtes Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen
Habt ihr heilig angelobet,
Dieses ist der Augenblick.

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Geheimschrift.

Laßt euch, o Diplomaten!
Nicht angelegen seyn,
Und eure Potentaten
Verarbeit rein und fein.
Geheimer Chiffern Sendung
Beschäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich selbst ins Gleiche stellt.

Mir von der Herrin süße
Die Chiffer ist zur Hand,
Woran ich sachen genieße,
Weil sie die Kunst erfand;
Es ist die Liebesfülle
Im liebkosten Revier,
Der holde, treue Wille
Wie zwischen mir und ihr.

Von abertausend Blüthen
Ist es ein bunter Strauß,
Von exotischen Gemüthen
Ein vollverwohntes Haus;
Von buntesten Gefiedern
Der Himmel überspannt,
Ein singend Meer von Liedern
Genußvoll überwebt.

Ist unbedingten Strebens
Gelungne Doppelschrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil und Pfeile trifft.
Was ich euch offenbaret
War längst ein frommer Brauch,
Und wenn ihr es gewahret,
So schweigt und nutzt es auch.

Abglanz.

Ein Spiegel er ist mir geworden,
Ja lebe so gerne hinein,
Als hinge des Kaisers Orden
An mir mit Doppelschein:
Nicht etwa selbstgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin so gerne gesellig
Und das ist hier der Fall.

Wenn ich nun vorm Spiegel stehe,
Im stillen Wittwerhaus,
Gleich gucki, eh' ich mich versehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verschwand sie, die ich sah;
Dann blick' ich in meine Lieder,
Gleich ist sie wieder da.

Die schreib' ich immer schöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Kritiker und Verleger,
Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet sich nur,
In goldnen Rosenranken
Und Arabesken von Lasur.

Suleika.

Wie mit innigstem Behagen,
Lieb, empfind' ich deinen Sinn!
Liebevoll du scheinst zu sagen:
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Lieben ihm gereicht.

Ja, mein Herz es ist der Spiegel,
Freund, worin du dich erblickt;
Diese Brust, wo deine Siegel
Kuß auf Kuß vereinigedrückt.

Süßes Dichten, lauter Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie!
Mein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poesie.

Laß den Weltenspiegel Alexandern;
Denn was zeigt er? — Da und dort
Stille Völker, die er mit den andern
Zwingend rötteln möchte fort und fort.

Du! nicht weiter, nicht zu Fremdem strebe!
Singe mir, die du dir eigen singst.
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe,
Denke, daß du mich bezwangst.

Nicht mehr auf Seidenblatt
Spreib' ich symmetrische Reime,
Nicht mehr faß' ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, einzuleiben
Ueberwand sie der Wind, aber die Kraft beseelt,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,
Der Liebende, Bereitt er
Diese Stelle, ihm zuckt's
Durch alle Glieder.
„Hier! Vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun der zarte?
Zeichnet der kräftige Dschemil der dauernde?
Oder neu jenen tausend
Glücklich-unglücklichen Einer?
Er liebte! Ich liebe wie er.
Ich ahnd' ihn!“
Suleika du aber ruhst
Auf dem zarten Polster.
Das ich dir bereitet und geschmücket,
Auch dir zuckt's auferweckend durch die Glieder:
„Er ist, der mich ruft, Hatem,
Auch ich rufe dir, o Hatem! Hatem!“

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter;
Auf runden, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglommen Lichter.
Heut ist mir alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Aufsteigend wachs'ne, gleich erkenn' ich dich;
An des Kanales reinem Wellenleben,
Aufsteigend selbst, wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Aufspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannigfaltige, hehr erkenn' ich dich.

An des gepriesnen Schiraers Wiesenteppich,
Allzumvielsternte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Epheich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerbreitende, begrüß' ich dich.
Dann über mir der Himmel rein sich gründet,
Allverjüngterneuernde, dann atm' ich dich.

Was ich mit äußrem Sinn, mit innerm kenne,
Du Allesbrennde, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name noch für dich.

Saki Nameh.

Das Schenkenbuch.

Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen.
Mir ward wie andern zumemessen.
Sie schwatzten, schrieen, zankeiten von heut.
So früh und traurig wie's der Tag gebeut;
Ich aber saß, im Innersten erfreut.
An meine Liebste dacht' ich — wie sie liebt?
Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe sie wie es ein Busen gibt.
Der treu sich Einer gab und krankisch hängt.
Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die alles faßten? — doch so war's! ja so!

Sitz' ich allein,
Wo kann ich besser seyn?
Meinen Wein
Trink' ich allein.
Niemand setzt mir Schranken,
Ich hab' so meine eignen Gedanken.

So weit bracht' es Mutey, der Dieb,
Daß er trunken schöne Lettern schrieb.

Ob der Koran von Ewigkeit sey?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geschaffen sey?
Das weiß ich nicht!

Daß er das Buch der Bücher sey
Glaub' ich aus Moslemiten-Pflicht.
Daß aber der Wein von Ewigkeit sey,
Davon weiß' ich nicht;
Oder daß er vor den Engeln geschaffen sey.
Ist vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer sey,
Blickt Gott freudiger ins Angesicht.

Trunken müssen wir alle seyn!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend.
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Wein er kann dir nicht bekommen,
Dir hat ihn kein Arzt erlaubt;
Wenig nur verdirbt den Magen
Und zuviel erhitzt das Haupt.

Wißt ihr denn, was Liebchen heiße?
Wißt ihr, welchen Wein ich preise?

Da wird nicht weiter nachgefragt:
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken seyn,
Trinke nur vom besten Wein:
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammnis um den Krätzer.

In welchem Weine
Hat sich Alexander betrunken?
Ich wette den letzten Lebenshunken:
Er war nicht so gut als der meine.

So lang man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat,
Weiß man das Rechte;
Nur ist das Uebermaß
Auch gleich zu bändigen;
Hafis, o lehre mich
Wie du's verstanden:

Denn meine Meinung ist
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann
Soll man nicht lieben;
Doch sollt ihr Trinker euch
Nicht besser dünken,
Wenn man nicht lieben kann
Soll man nicht trinken.

Suleika.

Warum du nur oft so unhold bist?

Hatem.

Du weißt, daß der Leib ein Kerker ist;
Die Seele hat man hineinbetrogen;
Da hat sie nicht freie Ellenbogen.
Will sie sich da und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker selbst in Ketten.
Da ist das Liebchen doppelt gefährdet,
Deshalb sie sich oft so seltsam geberdet.

Wenn der Körper ein Kerker ist,
Warum nur der Kerker so durstig ist?
Seele befindet sich wohl darinnen
Und trinkt gern vergnügt bei Sinnen;
Nun aber soll eine Flasche Wein,
Frisch eine nach der andern herein.
Seele will's nicht länger ertragen,
Sie an der Thüre in Stücke schlagen.

Dem Kellner.

Sage mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir Wein bringt, setze mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eifer im Glase.

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, du komm herein,
Was stehst du denn da auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke seyn,
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.

Schenke spricht.

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh' mir weg, verschmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun so küßt er mir die Stirne.

Aber du, ich wette wetten,
Bist mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, deine Brüste
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubst du wohl mich zu betrügen,
Daß du jetzt verschämt entweichest?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen, wenn du schleichest.

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unsrer Trunkenheit
Lange nicht genug gesagt.
Gewöhnlich der Betrunkenheit
Erliegt man bis es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht anders gejagt.
Es ist die Liebestrunkenheit,
Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt.
Dem Herzen, das in Trunkenheit
Der Lieder schwillt und ragt,
Daß keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb', Lieb und Weines Trunkenheit,
Du's nachtet oder tagt,
Die göttlichste Betrunkenheit,
Die mich entzückt und plagt.

Du kleiner Schelm du!
Daß ich mir bewußt ſey,
Darauf kommt es überall an.
Und ſo erfreu' ich mich
Auch deiner Gegenwart,
Du allerliebſter,
Obgleich betrunkenſter.

Was in der Schenke waren heute
Am frühſten Morgen für Tumulte!
Der Wirth und Mädchen! Zacheln, Leute!
Was gab's für Händel, für Inſulte!
Die Fidre klang, die Trommel ſcholl!
Es war ein wüſtes Weſen —
Doch bin ich, Luſt und Liebe voll,
Auch ſelbſt dabei geweſen.

Daß ich von Sitte nichts gelernt,
Darüber tadelt mich ein jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Katheder.

Schenke.

Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte
Schleichſt du heut aus deiner Kammer;
Perſer nennen's Diwanag buden,
Deutſche ſagen Katzenjammer.

Dichter.

Laß mich jetzt, geliebter Knabe,
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Roſe,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,
Und ich denk', es ſoll mir klecken,
Hier! genieß die friſchen Mandeln
Und der Wein wird wieder ſchmecken.

Dann will ich auf der Terraſſe
Dich mit friſchen Lüften tränken;
Wie ich dich ins Auge faſſe.
Giebſt du einen Kuß dem Schenken.

Schau! die Welt iſt keine Höhle.
Immer reich an Brut und Neſtern,
Roſenduft und Roſenhle;
Bulbul auch, ſie ſingt wie geſtern.

Jene garſtige Vettel,
Die Unkerſche,
Viele heißt man ſie,
Mich hat ſie betrogen
Wie die übrigen alle.
Glaube nahm ſie mir weg,
Dann die Hoffnung.
Nun wollte ſie
An die Liebe.
Da riß ich aus.
Den gerettelten Schatz
Für ewig zu ſichern,
Theilt' ich ihn weislich
Zwiſchen Suleika und Sati.

Jedes der beiden
Befliſſen ſich um die Wette
Höhere Zinſen zu entrichten
Und ich bin reicher als je:
Den Glauben hab' ich wieder!
An ihre Liebe den Glauben;
Er, im Becher, gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart;
Was will da die Hoffnung!

Schenke.

Heute haſt du gut gegeſſen,
Doch du haſt noch mehr getrunken;
Was du bei dem Mahl vergeſſen
Iſt in dieſen Napf geſunken.

Sieh, das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem ſatten Gaſt gefüſtert;
Dieſes bring ich meinem Schwane,
Der ſich auf den Wellen brüſtet.

Doch vom Singſchwan will man wiſſen,
Daß er ſich zu Grabe läutet;
Laß mich jedes Lied vermiſſen,
Wenn es auf ſein Ende deutet.

Schenke.

Nennen dich den großen Dichter,
Wenn dich auf dem Markte zeigeſt;
Gerne hör' ich, wenn du ſingeſt.
Und ich horche, wenn du ſchweigeſt.

Doch ich liebe dich noch lieber,
Wenn du küſſeſt zum Erinnern;
Denn die Worte gehn vorüber
Und der Kuß der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,
Beſſer iſt es, viel zu denken.
Singe du den andern Leuten
Und verſtumme mit dem Schenken.

Dichter.

Schenke, komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, du haſt genug getrunken;
Nennen dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahſt du je, daß ich geſunken?

Schenke.

Mohamed verbietet's.

Dichter.

Liebchen!
Hört' es niemand, will dir's ſagen.

Schenke.

Wenn du einmal gerne beichteſt,
Brauch ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.

Horch! wer anderm Muſulmanen
Möchten ſelten wir gebiet ſeyn.
Er, in ſeinem heil'gen Eifer,
Möchte gern allein verrückt ſeyn.

Saki.

Denk, o Herr! wenn du getrunken,
Sprüht um dich des Feuers Glut!
Praſſelnd blitzen tauſend Funken,
Und du weißt nicht, wo es ſaßt.

Mönche ſeh' ich in den Ecken,
Wenn du auf die Tafel ſchlafſt,
Die ſich gleichwerlich verſtecken,
Wenn dein Herz du offen trafſt.

Sag' mir nur, warum die Jugend,
Noch von reinem Aether frei,
So ermangelnd jeder Tugend,
Klüger als das Alter ſey.

Alles weißt du, was der Himmel,
Alles, was die Erde trägt,
Und verbirgſt nicht das Gewimmel,
Wie ſich's dir im Buſen regt.

Hatem.

Eben drum, geliebter Knabe,
Bleibe jung und bleibe klug:
Dichten zwar iſt Himmelsgabe,
Doch im Erdenleben Trug.

Erſt ſich im Geheimniß wiegen,
Dann verplaudern früh und ſpät!
Dichter iſt umſonſt verſchwiegen,
Dichten ſelbſt iſt ſchon Verrath.

Sommernacht.

Dichter.

Untergangen iſt die Sonne,
Doch im Weſten glänzt es immer;
Wiſſen möcht' ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

Willſt du, Herr, ſo will ich bleiben,
Warten außer dieſen Zelten;
Iſt die Nacht des Schimmers Herrin,
Kommt ſie gleich, es dir zu melden.

Denn ich weiß, du liebſt das Droben,
Das Unendliche zu ſchauen,
Wenn ſie ſich einander loben
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das beſſte will nur ſagen:
Jetzo glänz' ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr behagen,
Glänzten ihr wie ich ſo helle.

Denn vor Gott iſt alles herrlich,
Eben weil er iſt der beſte;
Und ſo ſchläft nun aller Vogel
In dem engen und kleinen Neſte.

Einer ſitzt auch wohl geklaget
Auf den Aeſten der Cypreſſe,
Bis der laue Wind ihn packet,
Bis zu Thanes luſt'ger Maſſe.

Solches haſt du mich gelehret,
Oder etwas auch verleiden;
Was ich je dir angehöret,
Mird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich heimetwegen
Kauzen hier auf der Terraſſe,
Bis ich erſt des Nordgeſtirnes
Zwillings-Wendung wohl erpaſſe.

Und da wird es Mitternacht ſeyn,
Wo du oft zu feſt ermunterſt,
Und dann wird es eine Pracht ſeyn,
Wenn das All mit mir bewunderſt.

Dichter.

Zwar in dieſem Duft und Garten
Thöret Bulbul ganze Nächte;
Doch du könnteſt lange warten
Bis die Nacht ſo viel vermöchte.

Denn in dieſer Zeit der Flora,
Wie das Griechen-Volk ſie nennet,
Die Erdewinzer, die Aurora,
Iſt in Hefperus entbrennet.

Sieh dich um! ſie kommt! wie ſchnelle!
Ueber Blumenfelds Gelände! —
Hüben hell und drüben helle,
Ja die Nacht kommt ins Gedränge.

Und auf rothen leichten Sohlen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt ſie treulich einzuholen;
Fühlſt du nicht ein Liebe-Schnaufen?

Geh nur, lieblichſter der Söhne,
Tief ins Innre, ſchließ die Thüren;
Denn ſie möchte deine Schöne
Mit dem Hefperus entführen.

Der Schenke ſchließt.

So hab' ich endlich von dir erbarrt!
In allen Elementen Gottes Gegenwart.
Wie du mir das ſo ſinnlich giebſt!
Am lieblichſten aber, daß du liebſt.

Hatem.

Der ſchläft recht ſüß und hat ein Recht zu ſchlafen,
Du guter Knabe haſt mir eingeſchenkt,
Vom Freund und Lehrer, ohne Zwang und Strafen,
So jung vernommen, wie der Alte denkt.
Nun aber kommt Geſundheit hoher Jüde
Dir in die Glieder, daß du dich erneuſt,
Ich trinke noch, bin aber ſtille, ſtille,
Damit du mich erwachend nicht erfreuſt.

Mathal Nameh.

Buch der Parabeln.

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfe bangend, gräßlich schlug die Fluth,
Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmuth
Und aab dem Tropfen Kraft und Dauer.
Ihn schlieb die stille Muschel ein.
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unsers Kaisers Krone
Mit hellem Blick und mildem Schein.

Bulbul Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allahs lichtem Throne,
Und dem Wohllaute zu Lohne
Sperrt er sie in goldnen Bauer.
Dieser sind des Menschen Glieder,
Zwar sie fühlet sich beschränket;
Doch wenn sie es recht bedenket,
Singt das Verlohren immer wieder.

Wunderglaube.

Zerbrach einmal eine schöne Schale
Und wollte schier verzweifeln;
Unart und Ungeschicklichkeit zumal
Wünscht' ich zu allen Teufeln.
Erst rast' ich aus, dann weint' ich weich
Beim traurigen Scherbeliesen;
Das jammerte Gott, er sandt es gleich
Ee ganz als wie es gewesen.

Die Perle, die der Muschel entrann,
Die sehnsucht, verschwerren.
Zum Immerher, vom alten Mann.
Sprach sie: ich bin verloren!
Durchbohrest du mich, mein schönes Ich
Es ist sogleich zerrüttet.
Mit Schwefelöhl muß ich, Fau ehr Fall,
Zu schlechten seyn gerettet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen;
Denn wenn ich hier nicht granulire hin,
Wie soll die Schnur sich freuen?“

Ich sah mit Staunen und Vergnügen
Einst Planetenlicht im Koran liegen;
Wie nun an dem heiligen Ding,
Der Erdgeniste höchster Segen!
An dir, wie an des Himmels Sternen,
Ist Gottes Größe im Kleinen zu lernen,
Das er, der Weiten überblickt,
Sein Auge hier hat angedrücket,
Und so den leichten Flaum geschmückt,
Das Künste kaum unternahmen
Die Pracht des Vogels nachzuahmen,
Welchselen treue sich des Ruhms,
So voll du wertst des Heiligthums.

Ein Kaiser hatte zwei Kassirer,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;
Diesem fiel's nur so aus den Händen,
Jener wußte nicht woher zu nehmen.
Der Spendende starb; der Herrscher wußte nicht gleich,
Wem das Geber-Amt sey anzuvertrauen.
Und wie man kaum übär' um sich schauen,
So war der Nehmer unendlich reich;
Man wußte kaum vor Gold zu leben,
Weil man einen Tag nichts ausgegeben.
Da ward nun erst dem Kaiser klar
Was Schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu schätzen
Nie wieder die Eimer zu besetzen.

Zum Kessel sprach der neue Topf:
Was hast du einen schwarzen Bauch!
Das ist bei uns nun Küchengebrauch;
Herbei, herbei du glatter Tropf.
Bald wird dein Stolz sich mindern,
Bedeckt der Hendel ein klar Gesicht,
Darob erhebe du dich nicht,
Besieh nur deinen Hintern.

Alle Menschen groß und klein
Stimmen sich ein Gewerbe fein.
Wie sie mit ihrer Scheeren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.
Wenn nun darein ein Besen fährt,
Sagen sie, es sey unerhört.
Man habe den größten Palast zerstört.

Vom Himmel steigend Jesus brachte
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern tag er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut erfaßt
Und jeder lasrier, so Schritt vor Schritt,
Wie er's in seinem Sinn betrift.
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Es ist gut.

Bei Mendelsohn im Paradeis
Fand Jehovah im Schlafe tief
Adam versunken, leise leis'
Zur Seit' ein Weiben, das auch entschlief.
Da lagen nun, in Erdeschranken,
Gottes zwei lieblichste Gedanken. —
Gut!! rief er sich zum Meisterlohn,
Er ging sogar nicht gern davon.

Kein Wunder, daß es uns berückt,
Wenn Jehovah selbst im Auge blickt.
Als hätten wir's so weit gebracht,
Bei dem zu seyn, der uns gedacht.

Und ruft er uns, wohlan, es sey!
Nur, das bedinge ich, alle zwei,
Dich halten dieser Arme Schranken,
Liebster von allen Gottes-Gedanken.

Parsi Nameh.

Buch des Parsen.

Vermächtniß altpersischen Glaubens.

Welch Vermächtniß, Brüder, sollt' euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft gesehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelstein' auf ihm und seine Großen
Ausgestreut wie dichte Hagelschloßen,

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne sich auf Morgenflügeln
Darnahrends unzähligen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer entbietet
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tausendmal, in so viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen.

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Aber stieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finsternis geblendet,
Schlug den Busen, die erstarrten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun sey ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichen Wollen und Gedächtniß:
Schwerer Dienste tägliche Bewahrung.
Sonst bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn sogleich zur Sonne wende.
Tauche Leib und Geist im Feuerbade!
Fühlen wird es jedes Morgens Gnade.

Dem Lebend'gen übergebt die Todten,
Selbst die Thiere deckt mit Schutt und Boden.
Und, so weit sich eure Kraft erstrecket,
Was euch unrein dünkt, es sey bedecket.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß bescheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, so send in Reihen,
Denn sie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Wasser darf es in Kanälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Sendend aus Bergrevieren
Rein entspringt, soll er sich rein verlieren.

Sanften Fall des Wassers nicht zu schwächen,
Sorgt, die Gräben Kreuz- auszustechen;
Rohr und Binse, Molch und Salamander,
Unachtsame, tilgt sie mit einander!

Habt ihr Erd' und Wasser so im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte scheinen,
Wo sie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh' zu Mühe so gereinigt,
Seyd getrost, nun ist das All gereinigt,
Und nun darf der Mensch als Priester wagen
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu schlagen.

Wo die Flamme brennt erkennet freudig,
Hell ist Nacht und Glieder sind geschmeidig.
An des Herdes rasenden Feuerkräften
Reift das Rohe Thier- und Pflanzensäften.

Schleppt ihr Holz herbei, so thut's mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen irdischer Sonne;
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich sagen:
Diese wird als Docht das Heil'ge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Freunn den Abglanz jdd'ren Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeschick verwehren
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Das ist unsers Daseyns Kaisersiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesspiegel.
Und was nur am Lob des Höchsten flammelt
Ist in Kreis' um Kreise dort versammelt.

Will dem Ufer Sendersuh entsagen,
Auf zum Darnawend die Flügel schlagen,
Wie sie tagt ihr freudig zu begegnen.
Und von dorther ewig euch zu segnen.

Wenn der Mensch die Erde schauet,
Weil die Sonne sie bescheinet,
An der Rede sich ergetzet,
Die dem scharfen Messer weinet,
Da sie fühlet, daß ihre Säfte,
Wohlgetreidt, die Welt erquickend,
Werden regsam vielen Kräften,
Aber mehreren erstickend:
Weiß er das der Fluth zu danken,
Die das alles läßt gedeihen;
Wird Betrunkner flammend wanken,
Mäßiger wird sich singend freuen.

Chuld Nameh.

Buch des Paradieses.

Vorgeschmack.

Der echte Moslem spricht vom Paradiese
Als wenn er selbst allda gewesen wäre.
Er glaubt dem Koran, wie es der verheißt.
Hierauf begründet sich die reine Lehre.

Ahasverus.

O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und so regiert von jeher mein Geschlecht.
Mit Müh' hat keiner sich das weite Reich erworben,
Und keiner jemals ist aus Sorglichkeit gestorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigster, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut deine Ruh' gezwungen stören muß!

Ahasverus.

Was ihr zu sagen habt, bitt' ich euch — kurz zu sagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Doch der Prophet, Verfasser jenes Buches,
Weiß unsre Mängel braven auszuwittern,
Und sieht, daß trotz dem Donner seines Fluches,
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deßhalb entsendet er den ewigen Räumen
Ein Jugend-Muster, allen zu versinnen;
Sie schwebt heran und säumet, ohne Säumen,
Um meinen Hals die allerliebsten Spitzingen.

Auf meinem Schoos, an meinem Herzen bald' ich
Das Himmels-Wesen, mag nichts weiter wissen;
Und glaube nun ans Paradies gewaltig,
Denn ewig möcht' ich sie so treulich küssen.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Beer, unterm Sternendimmel.

Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern;
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit getan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten fränkisch an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten, die mein Flug verührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weitverbreitsamt an Baum cypressenragend
Heben Aepfel goldner Zier' empor,
Lebensbäume, breite Schatten schlagend,
Decken Blumenflur und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführet die Himmelsmädchenschaar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie, was du unternahmest?
Große Plane? fährlich blutigen Strauß?
Daß du Held seyst, sehn sie, weil du kamest;
Welch ein Held du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal setzet.
Glück und Hoheit alles ist verschwunden,
Nur die Wunde für den Glauben blutet.

Führen zu Ehrensten dich und Lauben,
Jasminreich von buntem Lichtgeflecht,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jünglinge! mehr als Jünglinge seyd willkommen!
Alle sind wie alle licht und klar;
Hast du Eine der aus Herz genommen,
Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertreflichste gefällt sich
Kameradschaft in solchen Herrlichkeiten,
Heiter, neckisch, redlich unterhält sich
Von den mannigfalt'gen andern Trefflichkeiten.

Eine führet dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äußerst auszeichnet;
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Werth, daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so scheide dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

Und so war das Wenige zu melden
Wie der sel'ge Muselman sich brüstet;
Paradies der Männer Glaubenshelden
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

Auserwählte Frauen.

Frauen sollen nichts verlieren,
Deiner Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wissen nur von vieren,
Die anhero schon eingetroffen.

Erst Suleika, Erdensonne,
Gegen Jusuf ganz Begierde,
Nun, des Paradieses Wonne,
Glänzt sie der Entsagung Zierde.

Dann die Allgedenkerin,
Die den Heiden Heil geboren,
Und getäuscht, in bittrem Leide,
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahem's Gattin auch, sie baute
Wohlgahrt ihm und Herrlichkeiten,
Und empfahl bei Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattin sonder Fehle,
Englisch allerreinste Seele
In dem Leib von Honiggalle.

Diese finden wir anderen;
Une wer Frauenlob gepriesen,
Der verdient an ewigen Orten
Lustzuwandeln wohl mit diesen.

Ferner sind allhier zu finden
Vier, die allerschönsten Frauen,
Daß, gereizt sie anzuschauen,
Huris fürchten zu erblinden;

Die zur Freude gläubiger Söhne
In dem Jugendquell sich laben,
Und an ihrer eignen Schöne
Selbst ein ewig Muster haben.

Abia, Herrin von Mizraim,
Ihr muß Gabriel sich neigen;
Rahel nähr die Duldsam,
Ihr vom ferne nur zu gleichen.

Jusuf wäre mit Suleika
Recht in Ewigkeit verbunden,
Immer wachte noch Zamleika
Wenn sie dich Gemüt gefunden.

Miriam dann, der Junafrauen Krone,
Die den Loos unſogeboren,
Und zu reinen Glaubens Lohne
Nichts an ihrem Werth verloren.

Dann Aiſcha, des Propheten
Liebſtes edelſter Geſpiele,
Treu und fühn in Schmerz und Nöthen,
Freilich auch ein Schalk wie viele.

Und Fatima dann, die holde
Gattin Ali's, ſonder Fehle,
Wie ein Leib aus Honigquelle
Um des reinſten Engels Seele,

Dieſe werden nur bewundert
In dem höchſten Himmelskreiſe;
Doch auch Ähnliche zu hundert
Freundlich dir im Paradieſe.

Einlaß.

Huri.

Heute ſteh' ich meine Wache
Vor des Paradieſes Thor,
Weiß nicht gerade wie ich's mache,
Kommſt mir ſo verdächtig vor!

Oh du unſern Wettkämpen
Auch recht eigentlich verwandt?
Oh dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies geſandt?

Zählſt du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter.

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen
Und das heißt ein Kämpfer ſeyn.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchſchaue dieſe Bruſt.
Sieh' der Lebens-Wunden Tücke,
Sieh' der Liebes-Wunden Luſt.

Und doch ſang ich gläubigerweiſe:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſey.

Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſüßeſten Herzen prangt.

Nein! du wähnſt nicht den Geringern;
Gieb die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Anklang.

Huri.

Draußen am Orte,
Wo ich dich zuerſt ſprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.

Da hört' ich ein wunderlich Geſäuſel,
Ein Tone und Spitzengekräuſel,
Das wollte herein;
Niemand aber ließ ſich ſehen,
Da verklang es klein zu klein;
Es klang aber faſt wie deine Lieder
Das erinnr' ich mich wieder.

Dichter.

Ewig, Geliebte! wie zart
Erinnerſt du dich deines Trauten!
Was auch, in irdiſcher Luft und Art,
Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf;
Viele verklingen da unten zu Hauf;
Andere mit Geiſtes Flug und Lauf,
Wie das Flügel-Pferd des Propheten,
Steigen empor und töten
Draußen an dem Thor.
Kommt deinen Geſpielen ſo etwas vor,
So ſollen ſie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verſtärken,
Daß es wieder hinunter halle,
Und ſollen Acht haben.
Daß, in jedem Falle,
Wenn er kommt, ſeine Gaben
Jedem zu Gute kommen;
Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weiſe ſäuſam.
Sie laſſen ihn mit ſich wohnen;
Alle Guten ſind genügſam.

Du aber biſt mir beſchrieben,
Dich laß ich nicht aus dem ewigen Frieden;
Auf die Wache ſollſt du nicht ziehn,
Schick' eine ledige Schweſter hin.

Dichter.

Deine Liebe, dein Kuß mich entzücken!
Geheimniſſe mag ich nicht erfragen;
Doch ſag mir, ob du an irdiſchen Tagen
Jemals Theil genommen?
Mir iſt es oft ſo vorgekommen,
Ich wollt' es beſchwören, ich wollt' es beweiſen
Du haſt einmal Suleika geheißen.

Huri.

Wir ſind aus den Elementen geſchaffen,
Aus Waſſer, Feuer, Erd' und Luft
Unmittelbar; und irdiſcher Duft
Iſt unſerm Weſen ganz zuwider.
Wir ſteigen nie zu euch hernieder;
Doch wenn ihr kommt bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu thun.

Denn, ſiehſt du, wie die Gläubigen kamen,
Von dem Propheten ſo wohl empfohlen,
Beſitz vom Paradieſe nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, ſo charmant,
Wie uns die Engel ſelbſt nicht genannt.

Allein der erſte, zweite, dritte,
Die hatten vorher eine Favorite.

Gegen uns warren's garstige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer.
Wir waren reigend, geistig munter;
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmlisch Hocharbornen
Ein solch Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verschworenen
Besannen uns schon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf seine Spur;
Nächtlrend hatt' er sich's nicht versehn,
Das Flügel-Pferd es mußte stehn.

Da hatten wir ihn in der Mitte! —
Freundlich ernst, nach Propheten-Sitte,
Warten wir förmlich von ihm beschieden;
Wir aber waren sehr unzufrieden.
Denn seine Zwecke zu erreichen
Exilten wir eben alles lenken.
Se wie ihr möchtet, sollten wir denken,
Wir sollten euren Liedchen gleichen.

Unsere Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren,
Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man sich eben in alles ergeben.

Nun sieht ein jeder, was er sah,
Und ihm geschieht was ihm geschah.
Wir sind die Blonden, wir sind die Braunen,
Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wohl auch manchmal eine Flamme,
Ein jeder denkt, er sey zu Hause.
Und wir darüber sind frisch und froh,
Daß sie meinen, es wäre so.

Du aber bist von feinem Humor
Ich komme dir paradiesisch vor;
Du gleichst dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre,
Doch da sie gar zu lieblich war,
So glich sie mir wohl auf ein Haar.

Dichter.

Du blendest mich mit Himmelsarbeit,
Es sey nun Täuschung oder Wahrheit,
Genug ich bewundre dich vor allen,
Um ihre Pflicht nicht zu versäumen,
Um einem Deutschen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri.

Ja, reim' auch du nur unverdrossen,
Wie es dir aus der Seele fließt!
Wir paradiesische Genossen
Sind Wort und Thaten reinen Sinns gewohnt.
Die Thätre, weißt du, sind nicht ausgeschlossen,
Die sich abversam, die sich treu erzeigt:
Ein braves Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen was vom Herzen spricht,
Und was aus frischer Quelle sprießt,
Das darf im Paradiese fließen.

Huri.

Wieder einen Finger schlaff du mir ein!
Weißt du denn wie viel Acenen
Wir verrant schon zusammen wohnen?

Dichter.

Nein! — Will's auch nicht wissen. Nein!
Mannigfaltiger frischer Genuß,
Ewig, bräutlich frischer Kuß! —
Wenn jeder Augenblick mich durchschauert,
Was soll ich fragen, wie lang es gedauert!

Huri.

Anwesend bist denn doch auch einmal,
Ich merk' es wohl, ohne Maß und Zahl.
Hast in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen dich gewagt;
Nun sey der Liebsten auch gewärtig!
Hast du nicht schon das Liedchen fertig?
Wie klang es draußen an dem Thor?
Wie klingt's? — Ich will nicht stärker in dich dringen.
Sing' mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirst du's doch im Paradies nicht bringen.

Begünstigte Thiere.

Vier Thieren auch verheißen war
Ins Paradies zu kommen,
Dort leben sie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Esel hat,
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jesus zur Propheten-Stadt
Auf ihm ist eingeritten.

Halb schlachtern kommt ein Wolf sodann,
Dem Mahomet befohlen:
Laß dieses Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magst du's holen.

Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit seinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein, das den Siebenschlaf
So treulich mitgeschlafen.

Anherrira's Katze hier
Knurrt um den Herrn und schmeichelt;
Denn immer ist's ein heilig Thier,
Das der Prophet gestreichelt.

Höheres und Höchstes.

Daß wir solche Dinge lehren
Mhac man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe.
Se da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten.
Freuden wie ich hier sie schärfte
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

Sie gefallen schöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte sammeln.

Doch man bereut nun Dialekten
Wie sich Mensch und Engel freuen,
Der Grammatik, der verstellten,
Deklinirend Morn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen,
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesetzt im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese

Und nun bring' ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes reinlebendigerweise.

Unaufhemmt mit heißem Triebe
Läßt sie da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ewiger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Siebenschläfer.

Sechs Beglaubigte des Hofes
Alteren vor des Kaisers Grimme.
Der als Gott sich läßt verehren;
Doch als Gott sich nicht bewähret:
Denn ihn hindert eine Fliege
Guter Bissen sich zu freuen.
Seine Diener scheuchen wedelnd,
Nicht verjagen sie die Fliege.
Sie umschwärmt ihn, sticht und ärget
Und verwirrt die ganze Tafel.
Kehret wieder wie des hämischen
Fliegengottes Abgesandter.

Nun – so sagen sich die Knaben –
Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, speisen,
Wie wir andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erschuf, den Mond auch,
Und der Sterne Glanz uns wölbte.
Dieser ist's, wir sieh'n! – Die zarten
Leicht beschuht verpuppten Knaben
Nimmt ein Schalter auf, verbirgt sie
Und sich selbst in Felsenhöhle.

Schläferbund er will nicht weichen,
Waggeschweift, den Fuß verschmettert,
Dringt er sich an seinen Herren,
Und gesellt sich zum Verborgenen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst, dem sie entflohen,
Liebeerrüstet, sinnt auf Strafen,
Meißet ab so Schwert als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie lässt vermauern.

Aber jene schlafen immer.
Und der Engel, ihr Beschützer,
Sagt vor Gottes Thron berichtend:
Er zur Rechten, sie zur Linken
Hab' ich immer sie gewendet,
Daß die schönen jungen Glieder
Nicht des Moders Qualm verletze.
Spalten riß ich in die Felsen,
Daß die Sonne leuchtend, sinkend,
Junge Wangen frisch erneute;
Und so liegen sie beständig. –
Auch, auf beiden Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein schön Schlummer.

Jahre fließen. Jahre kommen.
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorschte,
Mittelhalben ist gefallen.
Und Jamblika sagt, der Sechste
Aufgeblühete vor allen,
Als der Schläfer sträubend zaudert;
Lauf ich hin! und hol' uns Speise.
Leben wag' ich und das Geldstück. –
Ephesus, gar manches Jahr schon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jesus. (Friede sey dem Guten!)

Und er lief, da war der Thore
Wust' und Thurm und alles anders.
Doch zum nächsten Bäckerladen
Wandt' er sich nach Brod in Eile. –
Scheint! so rief der Bäcker, hast du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gieb mir, dich verräth das Geldstück,
Mir die Hälfte zum Versöhnen!

Und sie hadern. – Vor den König
Kommt der Handel: auch der König
Will nun theilen wie der Bäcker.

Nun bethätigt sich das Wunder
Nach und nach aus hundert Zeichen.
An dem silberhaaren Palast
Weiß er sich sein Recht zu sichern.
Denn ein Priester durchgegraben
Fährt zu schwerbenamsten Schätzen.
Gleich versammeln sich Geschlechter
Ihre Stammart zu bewähren.
Und als Urerzeuger prangend
Erebt Jamblika's Jugendfülle.
Wie von Ahndern hört er sprechen
Hier von seinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schaar umgiebt ihn.
Als ein Volk von tapfern Männern.
Ihn den jüngsten zu verehren.
Und ein Mertmal über's andre
Dringt sich auf. Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten. –
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder;
Denn die Thieren, die von lange her,
Sonst waren's mit dem Hunde,
Sich von aller Welt getrennet,
Gabriels ernstem Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schon vermauert.

Gute Nacht!

Nun so leat euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke:
Und in einer Moschus-Wolke
Hüte Gabriel die Güter
Des Ermüdeten gefällig;
Daß er frisch und wohlerhalten,
Froh, wie immer, gern gesellig,
Mhar Zeltenlöffe spalten,
Um des Paradieses Weiten,
Mit Heroen aller Zeiten,
Im Genusse zu durchstreifen;
Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Daß die Unzahl sie ersreue:
Da, das Hündlein am, das treue,
Darf vor Herren hundegelten.

Noten und Abhandlungen

zu

besserem Verständniß des west-östlichen Divans.

Wer das Dichten will verstehen
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen.

Einleitung.

Alles hat seine Zeit! — Ein Sprnch, dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; einesmals gieng es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum letzten entschließt sich dergestalt der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken angehört, so geziemt dem späteren Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Verwerf in die Welt gesandt, ohne auch nur im mindesten anzudeuten, wie es damit gemeint sey; dies geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Verachtete benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben so sodliche und eindringende, mussten um anerkannt zu werden mehrere Jahre. Insofern mögen auch diese vorliegenden und ein zweites, drittes nachzuschaffendes Gedicht entschuldigt und beygelegt und dreifach für die Umwelten, die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erwarten hatte.

Nun wünscht' ich aber, daß nichts den ersten guten Eindruck des angenehmen Büchleins hindern möge. Ich entschließe mich daher zu erklären, zu erklären, nachzuweisen, und zwar dieß in der Absicht, daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf derjenige tiefer Nachforschungen nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat. Er wird darinnen die Quellen und Bäche leicht begreifen, deren erquickendes Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebsten aber wünschte der Verfasser vorliegender Gedichte als ein Recitator angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich den fremden Landsleut mit Neigung gesammt, deren Sprachgewandtheit sich anzueignen trachtet, Gesinnung und Sprachgewandtheit sich anzueignen versteht. Man gebe ihm zu treiben, Sitten aufzunehmen verliebt. Man entschuldige ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eigenen Accent, an einer unbeygenahmten Unbeholfenheit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge man Verzeihung dem Büchlein gewähren lernen! Kenner verstehen mit Einsicht, Liebhaber, wenigstens aufgeklärt durch solche Mängel, meinen das Dargebotene unverfangen auf.

Damit aber alles, was der Redende zurückbringt, dem Sinnlosen sowohl verstehe, übernimmt er die Rolle eines Hauptdilettanten, der seine Waaren anpreisend ausbietet und sie auf mancherlei Weise anzunehmen zu machen sucht; anständigende, beschwichtigende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderst also darf unser Dichter wohl aussprechen, daß er sich, im Sittlichen und Aesthetischen, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch der sachlichsten Sprache, in dem letzteren, sachlichen Sylbenmaße seiner Muttart befleißigt und nur von weitem auf das fremde hinzeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt.

Das Verständniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deßwegen dunkel sind, weil sie sich auf bestimmte Gegenstände beziehen, auf Glauben, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Diese zu erklären, hielt man für die nächste Pflicht und hat daher das Bedürfniß berücksichtigt, das aus Fragen und Einwendungen deutscher Hörender und Lesender hervorging. Ein anerklärtes Wortes verschwindet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen und auch wo sie erklärt werden. Dieses Erklären aber geschieht in einem gewissen Zusammenhange, damit nicht abentheurne Noten, sondern ein selbstständiger Text erscheine, der, obgleich nur stückweis verbindet und lose verknüpft, dem Lesenden jedoch Uebersicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Bestreben unseres diesmaligen Berufes angenehm seyn: Wir dürfen es hoffen; denn in einer Zeit, wo so vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite

die Aufmerksamkeit derthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bei jeder Nation die erste, sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je naturgemäßer sie hervortritt, desto glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des alten Testaments ist mit erhobner Gesinnung, oft enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Stimmen wir uns nun lebhaft jener Zeit, wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklärten, so getrauen wir uns eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was solche Männer und Verlehrten und hinterlassen darf nur angedeutet werden, und man vergibt uns die Enthusiasterei, mit welcher wir an diesen Schätzen verehrt gehen.

Beispiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei seinem hohen Zweck, einem Könige von Israel anständige, interessante Verhältnisse zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.

Wir verweilen sodann einen Augenblick bei dem hohen Lied, als dem zartesten und unnachahmlichen Ton, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, aus wahrster Liebe zugeströmten. Wir beklagen freilich, daß uns die frauenzimmerisch durcheinander gewebten, übereinander aufgehobenen Bilder seinen vollen reinen Genuß gewähren, und doch sind wir entzückt, uns in jene Zustände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch weht eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Canaan; ländlich traurliche Verhältnisse, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann aber ein königlicher Hof, mit seinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, anstehen, anziehen, unter mancherlei höchst einfachen Zuständen.

Mehrmals gedachten wir aus dieser lieblichen Verwirrung einiges herauszuheben, aneinander zu reihen; aber gerade das Räthselhafte: Unausdrückliche giebt den meisten Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft sind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geister angelockt worden, irgend einen verständigen Zusammenhang zu finden oder hinein zu legen und einen folgenden bleibt immer dieselbige Arbeit.

Eben so hat das Buch Ruth seinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackern Mann seyn aufgeübt, daß er dem Wahn sich hingab, daß in seinem Lacunösum unsichtbar dargestellte Ereigniß könne durch eine ausführliche, paraphrastische Behandlung noch einigermaßen gewinnen.

Und so dürfte Buch für Buch das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deßhalb gegeben sey, damit wir und daran, wie an einer zweiten Welt, versuchen, und daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

Araber.

Bei einem hölischen Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge, die aus dichterischen Kampfen siegreich hervorgingen; Gedichte, entsprungen vor Mahomets Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauses zu Mecca. Sie deuten auf eine wanderude, beerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: feste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unverbrüchliche Rachsucht, gemildert durch Liebesdrang, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich arabisches. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ihnen aber eine dürre Religionsstrenge überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verpönen wußte.

Der Werth dieser trefflichen Gedichte, an Zahl Sieben, wird noch dadurch erhöht, daß die größte Mannigfaltigkeit in ihnen herrscht. Hatten ihnen wir nicht kürzere und würdigere Redensart geben, als wenn wir einschaltend hinsetzen, wie der einsichtige Jones ihrem Charakter ausspricht. „Amralkais's Gedicht ist weich, froh, glänzend, zierlich, mannigfaltig und anmuthig. Tarafa: rührt, außerordentlich, auffahrend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, feusch, voll moralischer Gedrte und ernster Sprüche. Lebid's Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart; sie erinnert an Virgil's zweite Ekloge: denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm seines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antara's zeigt sich stolz, brodend, trotzend, prächtig, doch nicht ohne Sanftheit der Beschreibungen und Bilder. Amru ist heftig, erhaben, ruhmredig; Harets darauf voll Weisheit, Scharfsinn und Würde. Auch erscheinen die beiden letzten als poetisch-politische Streitreden, welche vor einer Versammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu besänftigen."

Wir wir nun durch dieses Wenige unsere Leser gewiß aufregen, eine Gedichte zu lesen oder wieder zu lesen; so fügen wir ein anderes bei, aus Mahomets Zeit, und völlig im Geiste jener. Man könnte den Charakter desselben als düster, ja finster aufregen, glühend, rachsüchtig und von Rache gesättigt.

1.

Unter dem Felsen am Berge
Schlafen heut er,
In tiefen Thal
Kein Thau herabthränt.

2.

Große Last legt er mir auf
Und scheut;
Fürwahr diese Last
Will ich tragen.

3.

„Erde meiner Rache
In der Schneelerchen,
Der Gewitter,
Der Unversöhnlichen.

4.

Stumm ſchwieg er Gift aus,
Wie die Otter ſchweigt,
Wie die Schlange Gift haucht
Gegen die kein Zauber gilt.“

5.

Gewaltſame Botſchaft kam über uns
Großes, mächtiges Unglücks;
Den älteſten hätte ſie
Ueberwältigt.

6.

Mich hat das Schickſal gepfändert,
Den freundlichen verjagend,
Deſſen Gaſtfreund
Nie beſchädigt ward.

7.

Sonnenhitze war er
Am kalten Tag,
Und brannte der Sirius
War er Schatten und Kühlung.

8.

Trocken von Küſſen,
Nicht kümmerlich,
Frucht von Händen,
Kühn und gewaltſam.

9.

Mit feſtem Sinn
Verfolgt' er ſein Ziel
Bis er ruhte;
Da ruht auch der feſte Sinn.

10.

Wollenregen war er,
Geſchenke verteilend;
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

11.

Staatlich vor dem Volke,
Schwarzes Haares, langes Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein magrer Wolf.

12.

Zwei Geſchmäcke theilt' er aus,
Honig und Wermuth,
Speiſe ſolcher Geſchmäcke
Andere jeder.

13.

Schreckend ritt er allein,
Niemand bealeitet' ihn
Als das Schwert von Indien
Mit Scharten geſchmückt.

14.

Mittags begannen wir Jüngſtinge
Den feindlichen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie ſchwebender Wolken ohne Ruh.

15.

Jeder war ein Schwert
Schwert umgürtet,
Aus der Scheide geriſſen
Ein glänzender Blitz.

16.

Sie ſchliefen die Geiſter des Schlafes,
Aber wie ſie mit den Köpfen nickten
Schlugen mit ſie
Und ſie wateten dahin.

17.

Rache nahmen wir billig;
Es entrannen von zwei Stämmen
Gar wenige,
Die wenigſten.

18.

Und hat der Hudeiliter
Ihn zu verderben die Lanze gebrochen,
Warf er mit ſeiner Lanze
Die Hudeiliten zerbrach.

19.

Auf rauhen Ruheplatz
Legten ſie ihn,
An ſchroffen Fels wo, ſelbſt Kamele
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihm da begrüßt',
Am dürftern Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Die Beute entwendet.

21.

Nun aber ſind gemordet von mir
Die Hudeiliten mit tiefen Wunden,
Würde macht mich nicht das Unglück,
Es ſelbſt wird mürbe.

22.

Des Sperres Durſt ward gelöſcht
Mit erſtem Trinken,
Verſagt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

23.

Nun iſt der Wein wieder erlaubt,
Der erſt verſagt war,
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubnis.

24.

Auf Schwert und Spieß
Und aufs Pferd ſtürzet' ich
Die Vergänglichkeit.
Das iſt nun alles Gewinnes.

25.

Reiche den Becher denn
O! Sawad Ben Amir:
Denn mein Körper um des Obeims willen
Iſt eine große Wunde.

26.

Und den Todes-Kelch
Reichten mir den Hudeiliten,
Deſſen Wirkung iſt Jammer,
Wundheit und Erniedrigung.

27.

Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudeiliten,
Und du ſahſt Kälte,
Denen glänzet das Angeſicht.

28.

Die edelſten Geier flogen daher,
Sie ſchritten vom Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten ſie ſteigen.

Wenig bedarf es, um sich über dieses Gedicht zu verständigen. Die Größe des Charakters, der Ernst, die ceremoniöse Gemessenheit des Handelns sind hier eigentlich das Mark der Poesie. Die zwei ersten Strophen geben die klare Exposition, in der dritten und vierten spricht der Todte und legt den neun Verwandten die Last auf, ihn zu rächen. Die sechste und siebente schließt sich dem Sinne nach an die ersten, sie stehen lyrisch versetzt; die siebente bis dreizehnte erhebt den Erschlagenen, daß man die Größe seines Verlustes empfinde. Die vierzehnte bis siebzehnte Strophe schildert die Expedition gegen die Feinde; die achtzehnte führt wieder rückwärts; die neunzehnte und zwanzigste könnten gleich nach den beiden ersten stehen. Die einundzwanzigste und zweiundzwanzigste könnten nach der siebzehnten Platz finden; sodann folgt Siegeslust und Genuß beim Gastmahl, den Schluß aber macht die furchtbare Freude, die erlagten Feinde, Hyänen und Geiern zum Raube, vor sich liegen zu sehen.

Höchst merkwürdig erscheint uns bei diesem Gedicht, daß die reine Prosa der Handlung durch Transposition der einzelnen Ereignisse poetisch wird. Dadurch, und daß das Gedicht fast alles äußern Schmucks ermangelt, wird der Ernst desselben erhöht, und wer sich recht hineinlieft, muß das Geschehene, von Anfang bis zu Ende, nach und nach vor der Einbildungskraft aufgerollt erblicken.

Uebergang.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, gesitteten Volke, den Persern wenden, so müssen wir, da ihre Dichtungen eigentlich diese Ansicht veranlaßten, in die früheste Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verständlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet seyn, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält, und, ehe man sich's versieht, eine alt bekannte Volkserscheinung wieder auftritt.

In diesem Sinne mögen es angenehm seyn, von den ältesten Persern zu vernehmen und einen festen sicherern und freieren Schritt, bis auf den heutigen Tag, eilig durchzuführen.

Aeltere Perser.

Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottesverehrung. Sie wendeten sich, den Sabäer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses verzehrenden Dienstes kannte sich jeder, auch der Geringste, täglich erregenswürdig. Auch der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor, und die religiöseste aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne den alten seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gränzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinen Verhältnissen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gottes zu verreisen, sich vor dem unendlichen Lumpanischen zu bringen, wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang, und so peinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich seyn und bleiben sollten.

Zoroaster scheint die edle reine Naturreligion zuerst in einen umständlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Object, das alle Religionen einschließt und ausschließt, und nur bei wenigen, weitumfassenden Menschen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt sich bei den meisten nur als flammendes, verzehrendes Gestirn des Augenblicks; nach dessen Verschwinden folglich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbesorgliche Mensch in die unendliche Langeweile zurückfällt.

Diese mit Ceremonien, mit Weihen und Entsühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umständlich aufzufüllen, ist Pflicht und Vortheil der Priesterschaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrtausende durch, in unendliche Kleinlichkeiten zersplittert. Aber von der ersten sinnlichfreien Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie sie noch jetzo Tag in Indien statt findet, sich einen sonnenklaren Unverstand verwahren kann, der mag dort eine frische, vom Schlaf dem ersten Tageslicht sich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüstertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Wichtig ist es jedoch zu bemerken, daß die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämmtlichen Elemente gegründet, in sofern sie das Daseyn und die Macht Gottes verständigen. Daher die heilige Scheu, das Wasser, die Luft, die Erde zu verunreinen. Eine solche Ehrfurcht vor allem, was den Menschen Natürliches umgibt, leitet auf alle bürgerliche Tugenden; Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hieraus war die Landescultur gegründet; denn wie sie keinen Koth verunreinigten, so wurden auch die Canäle mit sorgfältiger Wasserexpansivkraft angelegt und rein gehalten, und deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entwickelt, so daß das Reich damals so war das Jemenache mehr bedaut war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß bearbeitet, vor anderm aber die Weinrebe, das eigenthümliche Kind der Sonne, gepflegt.

Die seltsame Art, ihre Todten zu bestatten, leitet sich der aus eben dem überwiegenden Vorzug, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Staatspolizei wirkt aus diesen Grundsätzen; Reinlichkeit der Straßen war eine Religionsangelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verfolgen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten in verruinenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender diesen Bestimmungen irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt sogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine so lebendige praktische Gottesverehrung wurde jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugniß gibt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eignen Einfluß auf die Sitten

ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht unbarmherzig seyn! Die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Bibler und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient dieß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, so wie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bei ihnen herkömmlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf großen Rennbahnen, erhielt sie rüstig, kräftig, behend; und eine unbarmherzige Conscription machte sie sämmtlich zu Helden auf den ersten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottessinn. Anfangs war der öffentliche Cultus auf wenige Feuer eingeschränkt und daher desto eindringlicher, dann vermehrte sich ein hochwürdiges Priesterthum nach und nach zahlreich, womit sich die Feuer vermehrten. Daß diese innigst verbundene geistliche Macht sich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieses ewig unverträglichen Verhältnisses. Nicht zu gedenken, daß der falsche Smerdis, der sich des Königreichs bemächtigte, ein Magier gewesen, durch seine Genossen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, so treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexanders Invasion zerstreut, unter seinen partheiischen Nachfolgern nicht begünstigt, von den Sassaniden wieder hervorgehoben und versammelt, bewiesen sie sich immer fest auf ihren Grundsätzen, und widerstreben dem Regenten, der diesen zuwiderhandelte. Wie sie denn die Verbindung des Chosrw mit der schönen Schirin, einer Christin, auf alle Weise beiden Theilen widersetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben, und was von ihnen oder ihren Geistesverwandten in Persien zurückblieb, sich auf den heutigen Tag verachtet und beschimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkühr der Herrscher, hält sich noch diese Religion hie und da in der frühesten Reinheit, selbst in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter solches durch das Vermächtniß des alten Parsen auszudrücken gesucht hat.

Daß man daher dieser Religion durch lange Zeiten durch sehr viel schuldig geworden, daß in ihr die Mutterheit einer höhern Cultur lag, die sich im westlichen Theile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ist es höchst schwierig einen Begriff zu geben, wie und woher sich diese Cultur ausbreitete. Diese Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen zerstreut; am bewundernswürdigsten aber ist mir, daß die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte Balch und Bamian so nah an einander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verherrlicht und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Moobeds sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen seyn, bezeugen die außerordentlichen Männer, die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmeciden stammte daher, die so lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungeheurer ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.

Regiment.

Wenn der Philosoph aus Principien sich ein Natur-, Völker- und Staatsrecht auferbaut, so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wohl mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe. Da finden wir denn im ältesten Oriente: daß alle Herrschaft sich ableiten lasse von dem Rechte, Krieg zu erklären. Dieses Recht liegt, wie alle übrigen, anfangs in dem Willen, in der Lebenskraft des Volkes. Ein Stammglied wird vertrieben, sogleich regt sich die Masse unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber sich führen mag, übertragt sie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit, die Anführung zum Kampfe einem Einzigen, es sey für Einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht sie den gefährlichen Posten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für seine Nachkommen. Und so verschafft sich der Einzelne, durch die Fähigkeit Krieg zu führen, das Recht, den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß, jeden Staatsbürger, der sonstdin als kampfmüßig und streitfertig angesehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Diese Conscription mußte von jeher, wenn sie sich gerecht und wirksam erzeigen wollte, unbarmherzig seyn. Der erste Darius rüstet sich gegen verdächtige Nachbarn, das unzählige Volk gehorcht dem Wink. Ein Greis liefert drei Söhne, er bittet, den Jüngsten vom Feldzuge zu befreien, der König heißt ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier ist also das Recht über Leben und Tod schon ausgesprochen. In der Schlacht selbst leidet's keine Frage: denn wird nicht oft wüthrich, unaufhaltsam ein ganzer Heeresttheil erwürgend aufgerieben, und niemand fordert Rechenschaft vom Anführer!

Nun giebt sich aber bei kriegerischen Nationen derselbe Zustand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her ist's immer Krieg, und niemandem bei Hofe das Leben gesichert. Eben so werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Deßhalb setzte denn auch Darius Codemannus, vorsichtig, regelmäßige Abgaben fest, statt freiwilliger Geschenke. Nach diesem Grundsatz, mit dieser Verfassung, stieg die persische Monarchie zu höchster Macht und Glückseligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochsinn einer benachbarten, kleinen, zerstückelten Nation endlich scheiterte.

Geschichte.

Die Perser, nachdem außerordentliche Fürsten ihre Streitkräfte in eins versammelt und die Elasticität der Masse aufs Höchste gesteigert, zeigten

sich, selbst entfernten Völkern, gefährlich, um so mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter sich, vereinigten sich gegen den zahlreichen, mehrmals heranstürmenden Feind und entwickelten musterhafte Aufopferung, die erste und leute Tugend, worin alle übrigen enthalten sind. Dadurch ward Zeit gewonnen, daß, in dem Maße, wie die persische Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um sich zu versammeln und ihnen für den Verlust ihrer innern Freiheit, den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn übertrug die Perser und gewann das Meiste.

Nicht nur furchtbar, sondern äußerst verhaßt hatten sich diese der griechischen Nation gemacht, indem sie Staat und Gottesdienst zugleich bedrängten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmlischen Gestirne, das Feuer, die Elemente, als geistähnliche Wesen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchst seltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einsperrte, sie unter Dach andeutete. Nun verbrannte und zerstörte man die Tempel, und sonst dadurch sich selbst ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beschloß, diese Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, sondern, zu Anregung thätiger Rache, absichtsvoll liegen zu lassen. Diese Gesinnungen, ihren beleidigten Gottesdienst zu rächen, brachten die Griechen mit auf persischen Grund und Boden; manche Grausamkeit erklärt sich daher, auch will man den Brand von Persepolis damit entschuldigen.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer ersten Einfalt entfernt, auch schon Tempel und Klostergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerstört, die Magier verjagt und zerstreut, von welchen jedoch immer eine große Menge versteckt sich sammelten und auf bessere Zeiten Gesinnung und Gottesdienst aufbewahrten. Ihre Lehre hatte wurde freilich sehr gemischt; denn als mit Alexanders Tode die kurze Alleinherrschaft zerfiel und das Reich zersplitterte, bemächtigten sich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig besonders beschäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimisch. Und so verstrichen fünfhundert Jahre über der Asche der alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige Feuer immerfort glimmend sich erhielt, so daß die Sassaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als sie, die alte Nationen wieder belebend, den frühern Dienst herstellten, sogleich eine Anzahl Magier und Mobeden versammeln, welche an und über der Gränze Indiens sich und ihre Gesinnungen im Stillen erhalten hatten. Die altpersische Sprache wurde hervorgezogen, die griechische verdrängt und zu einer eignen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologische Vorgeschichte persischer Ereignisse, durch persische prosaische Nachklänge, einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derselben erfreut und unterhält, und eine Mannigfaltigkeit von Charakteren und Ereignissen erweckt großes Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunst dieser Epoche vernehmen, so ging es damit dem oft auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weite läuftelt und unförmliche Gestalten hinaus; und wie konnt' es auch anders werden? da sie ihre Kunst vom Alterthume hernehmen mußten, die sonst dort so tief entwürdigt war. Der Dichter besitzt selbst einen Siegelring Jupiter des Ersten, einen Onyx, offenbar von einem westlichen Künstler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen, gearbeitet. Und sollte der Siegelschneider des überwundenen Sassaniden gesichtet gewesen seyn als der Stempelschneider des überwundenen Valerian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit auch sehe, ist uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat sich das Dichterisch-märchenhafte jener überliefernden Monumente nach und nach, durch Verödung der Kenner, zur historischen Prosa herabgestimmt. Da wir denn nun deutlich auch in diesem Beispiel bearbeiten, daß ein Volk auf einer hohen sittlichen Stufe stehen, sich mit Pracht und Prunk umgeben, und in Bezug auf Künste noch immer unter die barbarischen gezählt werden kann.

Eben so müssen wir auch, wenn wir orientalische und besonders persische Dichtkunst der Folgezeit richtig schätzen, und nicht, zu künstlichem eignem Verdruß und Beschämung, solche überschätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die wertbe, wahre Dichtkunst in jenen Tagen zu finden gewesen.

Aus dem Weltlande scheint sich nicht viel selbst nach dem nächsten Osten verloren zu haben. Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn von den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrückteinsonderste Religion, dem Lebemenschen aber eine absolute Philosophie keineswegs annehmlich seyn konnte; so nahm man von vorther, was allen Menschen immer allein willkommen ist, Sagen, die sich auf Weltlingheit beziehen; da man denn auf die Idaten des Bidpai den höchsten Werth legte und dadurch schon eine künstige Poesie in ihrem tiefsten Grund zerstörte. Zugleich hatte man aus derselben Quelle das Schachspiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltlingheit, allem Dichterischen den Garaus zu machen völlig bestimmt ist. Wegen wir dieses voraus, so werden wir das Naturell der spätern persischen Dichter, sobald sie durch äußerliche Anlässe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie sie so manche Unpunkt bekämpften, ihr auszuweichen, oder vielleicht gar überwinden können.

Die Fehde von Byzanz, die Kriege mit den westlichen Kaisern und daraus entspringenden wechselseitigen Verhältnisse bringen endlich ein Gemisch hervor, wobei die christliche Religion zwischen der der alten Parsen sich einschlingt, nicht ohne Mühe streben der Mobeden und derlingen Religionsbegabten. Die denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja endlich Unglück selbst, das den trefflichen Fürsten Chosrou Parviz überfiel, bloß daher seinen Ursprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reigend, am christlichen Glauben festhielt.

Dieses alles, auch nur oberflächlich betrachtet, obliegt uns zu gestehen, daß die Vorsätze, die Verfahrungsweise der Sassaniden alles Lob verdienen; nur waren sie nicht mächtig genug, in einer von Feinden rings umgebenen Lage, zur bewundersten Zeit, sich zu erhalten. Sie wurden, nach rühmlichem Widerstand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomet durch Einheit zur furchtbarsten Macht erhoben hatte.

Mahomet.

Da wir bei unseren Betrachtungen vom Standpunkte der Poesie entweder aufgeben oder doch auf

Ahasverus.

Wie ſo?

Haman.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabſt ihm Raum und Ruh', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art in deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie vergaß,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen ſchwinden ließ:
Und doch verkennen ſie in dir den güt'gen Retter,
Verachten dein Geſetz, und ſpotten deiner Götter;

denselben zurückkehren, so wird es unsern Zwecken angemessen seyn, von genannten außerordentlichen Manne vorerst zu erfahren, wie er selbst behauptet und bethuert: er sey Prophet und nicht Poet, und daher auch sein Koran als göttliches Gesetz und nicht etwa als menschliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzusehen. Wollen wir nun den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: beide sind von einem Gott ergriffen und begeistert, der Poet aber vergnügt die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen. Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein braueres Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannigfaltig zu seyn, sich in Gesinnung und Darstellung gränzenlos zu üben. Der Prophet hingegen strebt nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden, und, wie um eine Standarte, durch sie und um sie die Völker versammeln. Diese braucht es nur, daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben, denn das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu sagen, findet sich zu Anfang der zweiten Sura und lautet folgendermaßen: „Es ist kein Zweifel in diesem Buch. Es ist eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimnisse des Glaubens für wahr halten, die bestimmten Zeiten des Gebets beobachten, und von demjenigen, was wir ihnen verliehen haben, Almosen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor dir herabgesandt worden, und gewisse Versicherung des zukünftigen Lebens haben: diese werden von ihrem Herrn geleitet und sollen glückselig und selig seyn. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel seyn, ob du sie vermahnest oder nicht vermahnest; sie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren versiegelt. Eine Dunkelheit bedeckt ihr Gesicht und sie werden eine schwere Strafe leiden."

Und so wiederholt sich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen sich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle sind den Bekennern und Leugnern zugedacht. Nähere Bestimmung des Gebotenen, Verbotenen, fabelhafte Geschichten jüdischer und christlicher Religion, Amplificationen aller Art, gränzenlose Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieses heiligen Buches, das uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geschichtsforscher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, sprechen wir auch mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptansicht des Korans scheint diese gewesen zu seyn, die Bekenner der drei verschiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrschenden Religionen, die meistentheils vermischt unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiser herum irrten, indem der aufgeklärte Theil Ungläubiger und die übrigen entweder Juden oder Christen einer höchst verkehrten und fehlerhaften Glaubensart waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einzigen, ewigen und unsichtbaren Gottes, durch dessen Allmacht alle Dinge geschaffen sind, und die so es nicht sind, geschaffen werden können, des allerhöchsten Herrschers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Bestätigung gewisser Satze zu und den äußerlichen Zeichen gewisser Ceremonien, theils von alter und theils von neuer Einsetzung, und die durch Vorstellung sowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeschärft wurden, zu vereinigen und sie alle zu dem Gehorsam des Mahomet, als des Propheten und Gesandten Gottes zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und befestigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden."

Behält man diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselman nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwissenheit benennt, und völlig überzeugt ist, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Styl des Koran ist, seinem Inhalt und Zweck gemäß, streng, groß, furchtbar, stellenweise wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches niemand verwundern. Weshalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Demungeachtet aber fanden sich gute Köpfe, die eine bessere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte durch Mahomet auf einmal seinen Willen und eine entschieden asiatische Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe, und eine noch höhere würden erstiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomet habe ihre Sprache und Literatur verderben, so daß sie sich niemals wieder erheben werde. Der verwegenste jedoch, ein geistreicher Dichter, war kühn genug, zu versichern: alles, was Mahomet gesagt habe, wollte er auch gesagt haben, und weiter, ja er sammelte sogar eine Anzahl Gegner um sich her. Man bezeichnete ihn deßhalb mit dem Spottnamen Metanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches so viel heißt als: einer der gern den Propheten spielen möchte.

Ob nun gleich die muselmännische Kritik selbst an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen, die man früher aus demselben angeführt, gegenwärtig nicht mehr darin zu finden sind, andere, sich widersprechend, einander aufheben und was derselben bei allen sämmtlichen Uebersetzungen nicht zu vermeidende Mängel sind; so wird doch dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam verbleiben, indem es durchaus praktisch und den Bedürfnissen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alle Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten festhält.

In seiner Anordnung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst confusend, indem er alle Mährchen verbietet. Diese Sprache einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt, und das Wahrscheinliche als ein Mährchen und Zweifellosigkeit vortragt, waren der orientalischen Einsichtigkeit, einer weisen Ruhe und genauem Nachdenken höchst zuwiderlich. Diese Lustgebilde, über einem wunderlichen Boden schwankend, hatten sich zur Zeit der Sassaniden ins Unendliche vermehrt, wie sie aus Tausend und Eine Nacht, an einem solchen Faden gereiht, als Beispiele dastehn. Ihr eigentlicher

Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengesetzte wollte Mahomet bewirken. Man sehe wie er die Ueberlieferungen des alten Testaments und die Ereignisse patriarchalischer Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorsam und also gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß, mit klugen Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorsam immer mehr aufzuopfern und einzuschärfen versteht; wobei er sich denn manches Märchenhafte, objectiv immer zu seinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig ist er, wenn man in diesem Sinne die Begebenheiten Noahs, Abrahams, Josephs betrachtet und beurtheilt.

Kalifen.

Um aber in unsern eigensten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir, daß die Kassaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten sie sich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergestalt gewachsen, daß ihr zu widerstehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynastie zu Grunde, welche die altpersische Religion gehegt und einen seltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die Araber stürmten sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht, nur überflüssige oder schädliche Schreibereien; sie zerstörten alle Denkmale der Literatur, so daß kaum die geringsten Bruchstücke zu uns gelangen konnten. Die sogleich eingeführte arabische Sprache verhinderte jede Wiederherstellung dessen, was national heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders und die mahometanischen Sieger gefielen sich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer, als die glänzendste Epoche gerühmt, die Zeit wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Diese, von Balch abstammend, nicht sowohl selbst Mönche als Patrone und Beschützer großer Klöster und Bildungsanstalten, bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst und behaupteten durch ihre Welt-Klugheit und Charakter-Größe einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher sprüchwörtlich; eine Zeit localen, lebendigen Wesens und Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann, daß sie erst nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder aufzurufen werde.

Aber auch das Kalifat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum zweihundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem sie den Kalifen, als eine geistliche, Titel und Pfründen spendende Macht, allenfalls gelten ließen.

Fortleitende Bemerkung.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften leugnet niemand, aber man denkt nicht immer daran, daß Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten.

In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, consequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewundrungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen, alle Mäßigung verdammend. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; klare, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften, die man braucht, um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden. Solche erwuchsen unter Alexander den Großen, nach dessen frühzeitigem Tode seine Generale sogleich als Könige dastanden. Auf die Kalifen dünkte sich ein ungeheures Reich, das sie durch Statthalter mußten regieren lassen, deren Macht und Selbstständigkeit gedieh, indem die Kraft der obersten Herrscher abnahm. Ein solcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich sich zu gründen und zu verdienen wußte, ist derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren persischen Dichtkunst und ihre bedeutenden Lebens-Anfänge kennen zu lernen.

Mahmud von Gasna.

Mahmud, dessen Vater im Gebirge gegen Indien ein starkes Reich gegründet hatte, indessen die Kalifen in der Nähe des Euphrats zur Ruhe tüchtig versanken, setzte die Thätigkeit seines Vorgängers fort und machte sich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Kalifen als eine Art geistlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erst sein Reich um sich her, dringt sodann auf Indien los, mit großer Kraft und besonderm Glück. Als eifrigster Mahometaner bemüht er sich unermüdlich und streng in Ausbreitung seines Glaubens und Zerstörung des Götzendienstes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterbauend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eigenen Innern zurückweist. Näher steht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten beflissen, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Secten- und Parteigeist Raum läßt und deswegen auch immer dieselbige bleibt.

Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indischen Götzendienste in derselben Widersprüch stehen. Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei sich der Eifer des Zerstörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte.

Ungeheure, frappante Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen angefüllt erfunden ward, obzog man in Eifer und sendete sie, gewaffnet, verschiedene Schwächen mahomedanischer Heiligorte zu pflastern. Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt, wie gräßlich mögen sie den bildlosen Mahometaner angeschaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung stehen, daß der ursprüngliche Werth einer jeden Religion erst nach Verlauf von Jahrhunderten und ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch festen Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die mahomedanische läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beschränktheit heraus, indem sie, seine schweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derselben alles Wünschenswerthe verleiht und zugleich, durch Aussicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält.

Die indische Lehre taugte von Haus auf nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, sondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrätherei des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen.

Auch selbst eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren. Dagegen gewährt der christlichen das höchste Lob, deren reiner, edler Ursprung sich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hinein zog, es man sich's versteht, sie sich in ihrer ersten tüchtigen Eigenthümlichkeit, als Mission, als Handgenossen- und Bruderschaft, zu Ermittlung des sittlichen Menschenbedürfnisses, immer wieder herverthat.

Billigen wir nun den Eifer des Glaubensstürmers Mahmud, so können wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Cultur. Er, selbst aus persischem Stamme, ließ sich nicht etwa in die Beschränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl, daß der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden sey; diese ruhet auf der Poesie, die uns älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach jedann ins Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter diesen Betrachtungen gelangen wir also in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung, die sich dem Orient, ungeachtet der ausschließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier sammelten sich, fast wider Willen der rohen und schwachen Beherrscher, die Reste griechischer und römischer Verdienste und so vieler asiatischer Ehrlichkeiten, deren Eigenheiten auf der Kirche anklebten, weil auch diese, wie der Islam, auf Einständigkeit losarbeiten mußte.

Doch zwei große Verpflichtungen des menschlichen Wissens und Wirkens gelangten zu einer freieren Thätigkeit:

Die Medizin sollte die Gebrechen des Mittelstandes heilen, und die Sternkunde dasjenige bemerken, womit uns für die Zukunft der Himmel sämmtlichen oder bedrohten drohte; jene mußte der Natur, diese der Mathematik huldigen, und so waren beide wohl empfohlen und versorgt.

Die Geschäftsführung sodann unter despotischen Regenten blieb, auch bei größter Aufmerksamkeit und Genauigkeit, immer gefahrvoll, und ein Ganzleiverwandter bedurfte so viel Muth, sich in den Divan zu bewegen, als ein Held zur Schlacht; einer war nicht sicherer, seinen Herd wieder zu sehn als der andere.

Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Gehalten und Kenntnissen herbei, das Innere des Landes, vom Taurus bis zum Indus, bot eine eigene Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Widersachsten, vertrichtete, vertreibende, herrschte, stellten überraschenden Wechsel von Sieg zur Knechtschaft, von Obergewalt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und ließen geistreiche Männer über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge die traurigsten Betrachtungen anstellen.

Dieses alles und noch weit mehr, im weitesten Umfange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstellung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die persischen, zu seyn; denn jedermann wird eingestehen, daß die geschilderten Zustände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen dürfte. Deswegen sey uns erlaubt, schon das edle Verdienst der persischen Dichter des ersten Zeitalters als problematisch anzusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man muß ihnen manches zugeben, indem man sie liest, manches verzeihen, wenn man sie gelesen hat.

Dichterkönige.

Viele Dichter versammelten sich an Mahmuds Hofe, man spricht von vierhunderten, die daselbst ihre Weisen getrieben. Und wie nun alles im Orient sich unterordnen, sich höheren Gewalten fügen muß, so bestellte ihnen auch der Fürst einen Dichterfürsten, der sie prüfen, beurtheilen, sie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, auffordern sollte. Diese Stelle hat man als eine der verzüglichsten am Hofe zu betrachten: er war Minister aller wissenschaftlichen, historisch-poetischen Geschäfte; durch ihn wurden die Gunstbezeigungen seinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Dichter begleitete, geschah es in so großem Gefolge, in so glänzendem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Besitzenden kennte.

Ueberlieferungen.

Wenn der Mensch daran denken soll, von Ereignissen, die ihn zunächst betreffen, künftigen Geschlechtern Nachricht zu hinterlassen, so gebührt dazu ein gewisses Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derselben. Zuerst also befleißigt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert solches in fabelhaften Umhüllungen; dann mündliche Ueberlieferung wird immer mährchenhaft wachsen. Ist aber die

Sarist erfunden, ergreift die Sarabielustigkeit ein Volk vor dem andern, so entstehen alsdann Sprachen, welche den poetischen Rhythmus behalten, wenn die Poesie der Einbildungskraft und des Gefühls längst verschwunden ist. Die spätere Zeit versorgt uns mit ausführlichen Denkschriften, Selbstbiographien unter mancherlei Gestalten.

Auch im Orient finden wir gar frühe Denkmale einer bedeutenden Weltanschauung. Sollten auch unsre dritthalb Bücher später in Sprüchen verfaßt seyn, so sind doch die Anlässe dazu als Ueberlieferungen uralt, und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie vieles mußte nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Persien und seine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entstehen, und sich trotz aller Verwüstung und Zersplitterung erhalten! Denn wenn es zu höherer Ausbildung großer Landstrecken dienlich ist, daß solche nicht Einem Herrn unterworfen, sondern unter mehrere getheilt seyen, so ist derselbe Zustand gleichfalls der Erhaltung nöthig, weil das, was an dem einen Ort in Grunde geht, an dem andern fortbestehen, was aus dieser Ecke vertrieben wird, sich in jene flüchten kann.

Auf solche Weise müssen, ungeachtet aller Zerstörung und Verwüstung, sich manche Absenkrisen aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche theils abgeschrieben, theils erneuert. So finden wir, daß unter Jezdedscherd, dem letzten Sassaniden, eine Reichsgeschichte verfaßt worden, wahrscheinlich aus alten Chroniken zusammengestellt, dergleichen sich schon Khosrous in dem Buch Oldor bei schlafenden Rittern vorlesen läßt. Topien jenes Werkes, welches Bastan Nameh betitelt war, erhielten sich; denn vierhundert Jahre später wird unter Mansur I. aus dem Hause der Samaniden, eine Bearbeitung desselben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynastie wird von den Gasnewiden verschlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweiter Beherrscher, ist von gleichem Triebe belebt, und verstellt seinen Abtheilungen des Bastan Nameh unter sieben Hofdichter. Es gelingt Ansari, seinem Herrn am meisten zu behagen, er wird zum Dichterhaupt ernannt und beauftragt das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und flug genug, weiß das Geschäft zu verspäten und wußte sich im Stillen umthun, ob er nicht jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

Firdusi.

Stark 1020.

Die wichtige Epoche versificirter Dichtkunst, die wir nun erreichen, zieht uns zur Betrachtung An-lass, wie große Weltereignisse nur allsdann sich entwickeln, wenn gewisse Anlagen, Begriffe, Vorlage die und da, ohne Zusammenhang, einzeln aufgefaßt sich bewegen und im Stillen fortwachsen, bis endlich früher oder später ein allgemeines Zusammenwirken hervortritt. In diesem Sinne ist es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Adel auf die Wiederherstellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gartnersohn zu Tus gleichfalls ein Exemplar des Bastan Nameh sich zueignete und das eingeborene schöne Talent seinen Studien eifrig widmete.

In Ansehen über den dortigen Statthalter, wegen irgend einer Bedrängniß, zu klagen, begiebt er sich nach Hofe, ist lange vergessend bemüht, zu Audienz durchzudringen, und durch dessen Fürsprache seinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine allerliebste, gebaltvolle Reimgeiste, auf dem Straßenpflaster gesprochen, ihm dem Dichterbuhige bekannt, welcher Vertrauen zu seinem Talente fassend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verschafft. Hierauf beginnt das Schach Nameh unter günstigen Umständen; er wird im Anfange theilweis hinlänglich belohnt, nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entspricht das königliche Geschenk seiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und stirbt, eben da der König seiner mit Gunst abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welcher die alte Gönst, Firdusi's Meister, das Schach Nameh völlig zu Ende schreibt.

Dieses Werk ist ein wichtiges, ernstes, muthschriftliches National-Fundament, worin das Herkommen, das Daseyn, die Wirkung alter Helden anschaulich wird. Es besteht sich auf frühere und spätere Vergangenheit, deshalb das eigentlich Geschichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

Firdusi scheint überhaupt zu einem solchen Werke sich vorzüglich dadurch zu qualificiren, daß er lebenskundlich am Alten, Act Nationellen, festhaltend und auch, in Absicht auf Sprache, frühe Reinheit und Tüchtigkeit zu erreichen gesinnt, wie er denn arabische Worte verbannt und das alte Pehlewi zu beachten bemüht war.

Enweri.

Stirbt 1152.

Er studirt zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranstalten berühmten, ja sogar wegen Ueberfüllung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums sitzend, einen, mit Geistes und Prunk, vorbeireitenden Großen erblickt, zu seiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter sey, entschließt er sich zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein übermacht gesinnendes Gedicht, wodurch er sich die Gunst des Fürsten erwirbt, ist und übrig geblieben.

Aus diesem und aus mehreren Poesien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geist hervor, gesandt mit unendlicher Anlage und Gelegenheit glücklichem Durchschauen, er beherrscht einen unbeherrschbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Sänger sogleich zum Heimann übergeht, wird er ein freier Lebensmann und findet, daß kein besser Handwerk sey, als mittelnde Menschen durch Lob zu erregen. Fürsten, Vesire, edle und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis und weiß auf einem jeden etwas Zierliches und dem breiten Weltvorrathe anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältnisse, in denen er gelebt und sein Talent genutzt, auch so viel hundert Jahren zum Verbrechen macht. Was soll' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, einflußreiche, schöne und geschickte Menschen gäbe, an

deren Vorhaben er sich unterfangen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Epheu an der Mauer, rankt er sich hinauf. Angst und Gunst zu reunionen. Sollte man einen Juwelier schelten, der die Edelgesteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen, daß er das freilich sehr nützliche Geschäft eines Straßenpflasterers übernähme?

So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung: als werde an einem gewissen Tage ein unerhörter Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein und der Schah selbst wandte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines freundlichen Statthalters.

Die Ehre der Astrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zusammenkunft so vieler Planeten in einem Zeichen auf die Zukunft von Dschemals Thron hindeute, welcher in Persien mehr Verwüstung anrichtete, als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

Nisami.

Starb 1180.

Ein zarter, hochgebildeter Geist, der, wenn Firdusi die sämmtlichen Heldenüberlieferungen erschöpfte, nunmehr die lieblichsten Wechselwirkungen inniger Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählt. Medschnun und Leila, Chosrou und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahnung, Gemüth, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft für einander bestimmt, sich entschieden zu wagen; dann aber durch Grille, Eigensinn, Zufall, Nöthigung und Zwang getrennt, eben so wunderlich wieder zusammen gestört und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weise weggerissen und geschieden.

Aus diesen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer idealen Sehnsucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth ist groß, die Mannigfaltigkeit unendlich.

Auch in seinen andern unmittelbar moralischen Zweck gewidmeten Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menschen Zweckdienliges begegnen mag, führt er jederzeit wieder aufs Praktische heran und findet in einem sittlichen Thun allen Rathsein die beste Auflösung.

Uebrigens führt er, seinem ruhigen Geschäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldschuiden und wird in seiner Vaterstadt Gendsche begraben.

Dschelâl-eddin Rumi.

Starb 1262.

Er begleitet seinen Vater, der, wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan, sich von Balkh hinweg begiebt, auf dem langen Reisezug. Unterwegs nach Mecca treffen sie Attar, der ein Buch göttlicher Gedenksprüche dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet.

Hierbei ist so viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln genigt sein wird. Daraus folgt, daß er den würdigsten Gegenstand aufzufinden sucht, und, wenn er alles durchgegangen, endlich sein Talent am liebsten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Besonders aber liegt dieses Bedürfniß dem Orientalen am nächsten, weil er immer dem Uebersinnlichen zustrebt und solches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, so wie ihm denn bei jeder Ausführung niemand Unverständlichkeit Schuld geben darf.

Schon der sogenannte mahometanische Rosenkranz, wodurch der Name Allah mit neunundneunzig Eigenschaften verherrlicht wird, ist eine solche Lobe und Preis-Litanei. Bejahende, verneinende Eigenschaften bezeichnen das unbegreiflichste Wesen; der Anbetende staunt, ermüdet und verwirrt sich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorschwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Personen verwendet, so flüchtet sich der Gottergebene in das unpersönliche Wesen, das von Ewigkeit her alles durchdringt.

So flüchtete sich Attar vom Hofe zur Beschauung, und Dschelâl-eddin, ein reicher Jüngling, der sich so eben auch vom Fürsten und der Hauptstadt entfernte, war um desto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit seinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Asien; sie bleiben zu Iconium. Dort lehren sie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingesetzt, und liegen dasselbst, mit einem ihrer treusten Lehrgenossen, begraben. Indessen hatte Dschengis Chan Persien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu verführen.

Nach obiger Darstellung wird man diesem grossen Geiste nicht verargen, wenn er sich ins Ungemessene verliert, wenn seine Werke sehen etwas bunt aus, Geschichten, Mährchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten, Beispiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnißvolle Lehre eingänglich zu machen, von der er selbst keine deutliche Rechenschaft zu geben weiß. Unterricht und Erbauung ist sein Zweck, im Ganzen aber sucht er durch die Einheitslehre alle Sehnsucht wo nicht zu erfüllen, doch aufzuhalten und anzudeuten, daß im göttlichen Wesen zuletzt alles unterzutauchen und sich verklärt.

Saadi.

Starb 1291, alt 102 Jahre.

Gebürtig von Schiraz, studirt er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Excessumalist zum unstäten Leben eines Derwisch bestimmt. Wallfahrtet fünfzehn Mal nach Mecca, erlangt auf seinen Wanderungen nach Indien und Klein-Asien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer ins Westland. Er überstand wundersame Abenteuer, erwirbt aber schöne Länder- und Menschenkenntniß. Nach dreißig Jahren zieht er sich zurück, bearbeitet seine Werke und macht sie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungssphäre und ist reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Versen auszuschmücken weiß. Leser und Hörer zu unterrichten ist sein entschiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiraz erlebt er das hundert und zweite Jahr und wird daselbst begraben.

Dschenais Nachkommen hatten Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem sich ruhig wohnen ließ.

Hafis.

Starb 1389.

Wer sich noch, auf der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erinnert, wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, daß sie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich getraut haben, die Hauptstellen aber auswendig wußten und solche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten; der wird zugleich gestehen, daß für solche Männer eine große Bildung daraus erwachsen mußte, weil das Gedächtniß immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte sie biblisch, und ein solcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung.

Daß man bei uns Christen aus natürlicher Anlage und gutem Willen entsprang, war bei den Mahometanern Pflicht: denn indem es einem solchen Glaubensgenossen zum größten Verdienst gereichte, Abschriften des Korans selbst zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu lassen, so war es kein geringeres, denselben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit schlichten zu können. Man benannte solche Personen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieser ist unserm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach seinem Ursprunge, der Koran ein Gegenstand der unendlichsten Ausslegungen, gab Gelegenheit zu den spitzfindigsten Subtilitäten und, indem er die Sinnesweise eines jeden aufregte, entstanden gränzenlos abweichende Meinungen, verrückte Combinationen, ja die unvernünftigsten Beziehungen aller Art wurden versucht, so daß der eigentlich geistreiche verständige Mann eifrig bemüht seyn mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geschichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft verwunderswürdig.

Zu einer solchen Gewandtheit war das schönste dichterische Talent ergezen und heran gebildet: ihm gehörte der ganze Koran, und was für Religionsgebäude man darauf gegründet war ihm kein Räthsel. Er sagt selbst:

„Durch den Koran hab' ich alles
Was mir je gelang gemacht."

Als Derwisch, Sofi, Scheich lebte er in seinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Beziehungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten, und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich her.

Mit solchen ernsten Studien, mit einem würdlichen Lehramte stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse was er ausspricht, am wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vertragen wird, was seine Zeitgenossen gerne hören. Dieß scheint auch bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Mährchen-Erzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt, die er vorspiegelt, sondern sie nur aufs beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergezen, eben so wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergezt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter einen großen Werth auf seine so leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben, denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode.

Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil man sie ernstern, sich damit in Einklang sezen sollte. Aus ihnen strömt eine fortwallende, mäßige Lebendigkeit. Im Ganzen genügsam, froh und klug, von der Fülle der Welt seinen Theil dahin nehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hinein blickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenlust ablehnend, eins wie das andere; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine skeptische Bewegsichkeit behalten muß.

Dschami.

Starb 1492, alt 82 Jahre.

Dschami faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zusammen und zieht die Summe der religiosen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Cultur. Er hat einen großen Vortheil freundszwanzig Jahre nach Hafis Tode gelebt zu werden und als Jüngling abermals ein ganz frisch Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum. Nun versucht und leistet er alles, erfaßt sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-Interesses nicht ausgefüllt hätte, so giebt er historische Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche finsterweise, der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, grasse Gestalten zum Vorscheine kommen. Denn was thut der Mystiker anders, als daß er sich an Problemen vorerst schleicht, oder sie weiter schiebt, wenn es sich thun läßt?

Uebersicht.

Man hat aus der sehr schicklich angereihten Folge der sieben ersten römischen Könige scherzen wollen, daß diese Geschichte klüglich und absichtlich erfunden sey, weshalb wir dahin gestellt seyn lassen; das gegen aber bemerken, daß die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden,

und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erschienen, wirklich ein ethisch-poetisches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Daseyn das Zeugniß gäben.

Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne verghnt seyn mag; so finden wir, daß sie alle ein fruchtbares, immer sich erneuendes Talent besaßen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr verzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, tüchtiger Talente erhoben sahen; dabei aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine große Ernte glücklich benutzen und gleich talentvollen Nachkommen sogar die Wirkung auf eine Zeit lang verstummen durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschließen konnte.

In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß

Firdusi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm, so daß einem Nachfolger nur Beyug und Anwendung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freude und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Heldenverlegenheit in seinem Bezirk vorhanden seyn mochte. Sahen im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte talmudische Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewisser Weitläufigkeit ihnen ergetzlich machen.

Dschelâleddin Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit, und sucht die Räthsel der innern und äußern Erscheinungen auf geistige, geistreiche Weise zu lösen, daher sind seine Werke neue Räthsel, neuer Auflösungen und Commentare bedürftig. Endlich fühlt er sich getrungen in die Alleinigkeits-Lehre zu flüchten, wodurch soviel gewonnen als verloren wird, und zuletzt bald, so trostliche als unbefriedigte, Zero übrig bleibt. Wie sollte nun also irgend eine Rede-Mittheilung poetisch oder prosaisch weiter gelingen? Glücklicherweise wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit gränzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu verbeten, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein großes heiteres Talent, das sich begnügt, alles abzuweisen, wonach die Menschen begehren, alles bei Seite zu schieben was sie nicht entbehren mögen, und dabei immer als lustiger Bruder ihres Gleichen erscheint. Er läßt sich nur in seinem Rationals- und Zentrerie richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bietet er ein tüchtiger Lebensgefährten. Wie ihn denn auch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameels- und Maulthier-Treiber fortlingen, feinesweges um des Sinnes halben, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf diesen folgen da alles andere von den Vorgängern wegenommen war? als

Dschami, allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah; wie er nun dieß alles zusammen in Garben band, nachlibirte, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte, so blieb der Folgezeit nichts übrig als zu seyn wie er, insofern sie sich nicht verflachen wollte; und so ist es denn auch drei Jahrhunderte durch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken, daß, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieser Art sich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun mit diesen Wenigen fünfhundert Jahre persischer Dicht- und Rede-Kunst zu schildern; so sey es, um mit Quintilian unserm alten Meister zu reden, von Fernen aufgenommen in der Art wie man runde Zahlen erlandt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, bequemlichkeitshalber, annähernd auszusprechen.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit der persischen Dichter entspringt aus einer unübersehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenstände gleichen Werth haben, wogt vor unserer Einbildungskraft, bedrängen und ihre Vergleichungen oft so sehr auffallend und mißbeliebig sind. Ohne Bedenken verknüpfen sie die edelsten und niedrigsten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht so leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig auf: ein eigentlicher Lebemann, der frei und practisch athmet, hat kein ästhetisches Gefühl und keinen Geschmack, ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, eben so wie im Dichten; und wenn der Orientale, seltsame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zusammenreimt, so soll der Deutsche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht scheel sehen.

Die Verwirrung, die durch solche Productionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Hier nimmt sind die verschiedenen und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in unsern Augen und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. Wie auf einem Obst- und Gemüsemarkt sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerlei Arten Anwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner trostet's den orientalischen Dichter nicht, uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunter zu stürzen oder uns aufzehren. Dem Aas eines faulenden Hundes verleiht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.

Herr Salad, der die Welt durchwandert,
Ging einst an einem Markt vorbei,

Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Thor.
Ein Hause stand ums Aas umher,
Die Geier sich am Aeser sammeln.
Der Eine sprach: mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz aufgelöset.
Der Andre sprach: was braucht es viel.
Der Bruder Aufwurf bringt mir Unglück.
So sann ein jeder seine Weise,
Des todten Hundes Leib zu schmähen.
Als nun an Jesus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmäh'n, er zum Sinn,
Er sprach auf gütiger Natur:
Die Zähne sind wie Perlen weiß.
Dies Wort macht den Umstehenden,
Durchgehenden Muslem ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt sich betroffen, wenn der, so liebevolle als geistreiche Prophet, nach seiner eigensten Weise, Schonung und Nachsicht fordert. Wie kräftig weis er die unruhige Menge auf sich selbst zurück zu führen, sich des Verwerfens, des Verwünschens zu schämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umstehende denkt nun an sein eigen Gebiß. Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch anzuerkennen. Ein faulendes Geschöpf wird, durch das Volksgemeine was von ihm übrig bleibt, ein Gegenstand der Verwandlung und des frömmsten Nachdenkens.

Nicht eben so klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel schließt; wir tragen daher Sorge dasselbe anschaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muschelschalen zu Bereitung eines höchst nöthigen Baumaterials angewendet und, zwischen dürres Reisig geschichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuschauende kann sich das Gefühl nicht nehmen, daß diese Wesen, lebendig im Meere sich nährend und wachsend, noch kurz vorher der allgemeinen Luft des Daseyns nach ihrer Weise genossen und jetzt, nicht etwa verirrenen, sondern durchgearbeitet, ihre völlige Gestalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben ist. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht und diese organischen Reste dem Auge des Beschauers wirklich glühend erscheinen, so läßt sich kein herrlicheres Bild einer tiefen, heimlichen Skelenaal vor Augen stellen. Will sich jemand hievon ein vollkommenes Anschauen erwerben, so ersuche er einen Chemiker ihm Austerschalen in den Zustand der Phosphorescenz zu versetzen, wo er mit uns gelitten wird, daß ein sittend heiliges Gefühl, welches den Menschen durchdringt, wenn ein ernsterer Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutrauischen Selbstgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszusprechen sey.

Solcher Gleichnisse würden sich zu Hunderten auffinden lassen, die das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen voraussetzen und zugleich wiederum einen hohen sittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorsteigt.

Höchst schätzenswerth ist, bei dieser ornamentlosen Breite, ihre Aufmerksamkeit aufs Einzelne, der scharfe liebevolle Blick, der einem bedeutenden Gegenstand sein Eigenthümlichstes abzugewinnen sucht. Sie haben poetische Stillleben, die sich den besten niederländischen Künstler an die Seite setzen, ja im Sittlichen sich darüber erheben dürfen. Aus einer dieser Neigung und Fähigkeit werden sie gewisse Lieblingsgegenstände nicht los; kein persischer Dichter ermüdet die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzustellen. Eben daher kommt auch die Einförmigkeit, die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenstände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie, Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt was ihnen abging, daß sie kein Theater, keine bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher, so wird man, ihrer eigensten Welt befremdet, sie immer mehr bewundern müssen.

Allgemeinstes.

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist nennen, das Vorwaltende des obern Leitenden; hier sind alle übrigen Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gebot vorzüglich dem Alter, oder einer ältenden Weltepoche. Uebersicht des Weltwesens, Ironie, freien Gebrauch der Talente finden wir in allen Dichtern des Orients. Resultat und Prämisse wird uns zugleich geboten, deßhalb sehen wir auch wie großer Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig und beziehen die entferntesten Dinge leicht auf einander, daher nähern sie sich auch dem was wir Witz nennen; doch steht der Witz nicht so hoch, denn dieser ist selbstsüchtig, selbstgefällig, wovon der Geist ganz frei bleibt, deßhalb er auch überall genialisch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein erfreut sich solcher Verdienste; die ganze Nation ist geistreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der Zorn eines Fürsten erregt, durch ein anderes wieder besänftigt. Reizung und Leidenschaft leben und weben in gleichem Elemente; so ersinnen Behramgur und Dilaram den Reim, Dschemil und Boteinab bleiben bis ins höchste Alter leidenschaftlich verbunden. Die ganze Geschichte der persischen Dichtkunst wimmelt von solchen Fällen.

Wenn man bedenkt, daß Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, um die Zeit Mahomets mit ungeheuern Kosten die Fabeln des Bidpai und das Schachspiel aus Indien kommen läßt, so ist der Zustand einer solchen Zeit vollkommen ausgesprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert ist, überhäuften einander an Lebendigkeit und fernsten Ansichten irdischer Dinge. Deßhalb konnte vier Jahrhunderte später, selbst in der ersten besten Epoche persischer Dichtkunst, keine vollkommenere Naivetät statt finden. Die große Breite der Umsicht, die vom Dichter gefordert ward, das gesteigerte Wissen, die Hof- und Kriegs-Verhältnisse, alles verlangte große Besonnenheit.

Neueres, Neueſte.

Nach Weiſe von Dſchami und ſeiner Zeit verwiſchten folgende Dichter Poeſie und Proſa immer mehr, ſo daß für alle Schreiarten nur Ein Styl angewendet wurde. Geſchichte, Poeſie, Philoſophie, Complet- und Briefſtyl, alles wird auf gleiche Weiſe vorgetragen, und ſo geht es nun ſchon drei Jahrhunderte fort. Ein Muſter des allerneueſten ſind wir glücklicherweiſe im Stande vorzulegen.

Als der perſiſche Botſchafter, Mirza Abul Haſſan Chan, ſich in Petersburg befand, erſuchte man ihn um einige Zeilen ſeiner Handſchrift. Er war freundlich genug, ein Blatt zu ſchreiben, worauf wir die Ueberſetzung hier einſchalten.

„Ich bin durch die ganze Welt gereiſt, bin lange mit vielen Perſonen umgegangen, jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Aehre, und doch habe ich keinen Ort geſehen, dieſer Stadt vergleichbar, noch ihren ſchönen Huris. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr!“ –

„Wie wohl hat jener Kaufmann geſprochen, der unter die Räuber fiel, die ihre Pfeile auf ihn richteten! Ein König, der den Handel unterdrückt, verſchließt die Thüre des Heils vor dem Geſichte ſeines Heeres. Welcher Verſtändige möchte bei ſolchem Ruf der Ungerechtigkeit ſein Land beſuchen? Willſt du einen guten Namen erwerben, ſo behandle mit Achtung Kaufleute und Geſandte. Die Großen behandeln Reiſende wohl, um ſich einen guten Ruf zu machen. Das Land, das die Fremden nicht beſchützt, geht bald unter. Sey ein Freund der Fremden und Reiſenden, denn ſie ſind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten; ſey gaſtfrei, ſchütze die Vorüberziehenden, hüte dich, unrecht gegen ſie zu ſeyn. Wer dieſen Rath des Geſandten befolgt, wird gewiß Vortheil davon ziehen.“

„Man erzählt, daß Omar ebn abd el aſis ein mächtiger König war, und Nachts in ſeinem Kämmerlein voll Demuth und Unterwerfung, das Angeſicht zum Throne des Schöpfers wendend, ſprach: O Herr! Größer haſt du anvertraut der Hand des ſchwachen Knechtes; um der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit, bewahre mich vor der Bosheit der Menſchen; ich fürchte, daß das Herz eines Unſchuldigen durch mich könne betrübt worden ſeyn, und Fluch des Unterdrückten meinem Nacken folge. Ein König ſoll immer an die Herrlichkeit und das Daſeyn des höchſten Weſens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdiſchen Dinge, er ſoll bedenken, daß die Krone von einem würdigen Haupt auf ein unwürdiges übergeht, und ſich nicht zum Stolze verleiten laſſen. Denn ein König, der hochmüthig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf ſeinem Throne gedeihen; man ſoll ſich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufklären laſſen. Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet iſt; wer ſo viel davon nimmt als nöthig, um ſich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel, aber wer mehr nimmt, verbrennt ſich.“

„Als man den Plato fragte, wie er in dieſer Welt gelebt habe, antwortete er: mit Schmerzen bin ich hereingekommen, mein Leben war ein anhaltendes Erſtaunen und mögern geh ich hinaus, und ich habe nichts gelernt, als daß ich nichts weiß. Bleibe fern von dem, der etwas unternimmt und unwiſſend iſt, von einem Frommen, der nicht unterrichtet iſt; man könnte ſie beide einem Eſel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wiſſen warum. Der Säbel iſt gut anzuſehen, aber ſeine Wirkungen ſind unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet ſich Fremden, aber der Bösartige entfremdet ſich ſeinem Nächſten. Ein König ſagte zu einem der Weltweiſen hier: gieb mir einen Rath. Dieſer verſetzte: beneide keinen Geizigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen, der ſich nicht aufs Hausbalten verſteht, keinen Freigebigen, der ſein Geld unnütz verſchwendet, keinen Gelehrten, dem das Urtheil fehlt. Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen böſen Namen, da kann man nun zwiſchen beiden wählen, und da nun ein jeder ſterben muß, gut oder böſ, glücklich der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog.“

„Dieſe Zeilen ſchrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäß, im Jahr 1231 der Hegire den Tag des Demaſiul Eani, nach chriſtlicher Zeitrechnung am . . Mai 1816, Mirza Abul Haſſan Chan, von Schiraz, während ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt St. Petersburg, als außerordentlicher Abgeſandter Sr. Majeſtät von Perſien Feth Ali Schah Cadſchar. Er hofft, daß man mit Güte einem Unwiſſenden verzeihen wird, der es unternahm, einige Worte zu ſchreiben.“

Wie nun aus Vorſtehendem klar iſt, daß ſeit drei Jahrhunderten ſich immer eine gewiſſe Proſa-Poeſie erhalten hat, und Geſchäfts- und Briefſtyl öffentlich und in Privat-Verhandlungen immer derſelbige bleibt; ſo erfahren wir, daß in der neueſten Zeit am perſiſchen Hofe ſich noch immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages, und alſo alles, was der Kaiſer vernimmt und was ſich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich geſchrieben, einem hiezu beſonders beſtellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient, ſeit Ahasverus Zeiten, der ſich ſolche Chroniken bei ſchlafloſen Nächten vorleſen ließ, ſich keine weitere Veränderung zugetragen hat.

Wir bemerken hiebei, daß ſich ſolches Vorleſen mit einer gewiſſen Declamation geſchehe, welche mit Empfase, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird, und mit der Art, wie die Franzöſiſchen Trauerſpiele declamirt werden, ſehr viel Aehnlichkeit haben ſoll. Es läßt ſich dieß um ſo eher denken, als die perſiſchen Doppelreime einen ähnlichen Contraſt bilden, wie die beiden Hälften des Alexandriners.

Und ſo mag denn auch dieſe Bebarrlichkeit die Veranlaſſung ſeyn, daß die Perſer ihre Geſchichte ſeit achthundert Jahren noch immer leſen, ſchätzen und verehren; wie wir denn ſelbſt Zeuge geweſen, daß ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuſcript des Meſnewi mit eben ſo viel Ehrfurcht, als wenn es der Koran wäre, betrachtete und behandelte.

Zweifel.

Die perſiſche Dichtkunſt aber, und was ihr ähnlich iſt, wird von dem Weltkinder niemals ganz

rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt ſeyn müſſen, wenn und der Genuß daran nicht unverſtändig geſtört werden ſoll.

Es iſt aber nicht die Religion, die uns von jener Dichtkunſt entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in ſeinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, alles ſtimmt mehr oder weniger mit unſerm Glauben, mit unſerer Vorſtellungsweiſe überein. Unſere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz und Scherzreden ſind wir längſt eingeweiht. Auch ihre Myſtik ſollte uns anſprechen, für verdiente wenigſtens, einen tiefen und gründlichen Ernſtes wegen, mit der unſrigen verglichen zu werden, die in der neueſten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentloſe Geheimlichkeit ausdrückt; wie ſie denn ſchon ſelbſt parodirt, jenge der Verſ:

Wir will einiger Durſt nur frommen
Nach dem Durſte.

Despotie.

Was aber dem Sinne der Weſtländer niemals eingehen kann, iſt die geiſtige und körperliche Unterwürfigkeit unter ſeinen Herren und Obern, die ſich von uralten Zeiten herſchreibt, indem Könige zuerſt an die Stelle Gottes traten. Im alten Teſtament leſen wir ohne ſonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Prieſter und Helden ſich aufs Angeſicht niederwirft und anbetet, denn daſſelbe ſind ſie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerſt aus natürlichem frommem Gefühl geſchah, verwandelte ſich ſpäter in unſinnliche Hofſitte. Der Kuſtou, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, ſchreibt ſich dort her. Wie viele weſtliche Geſandtſchaften an öſtlichen Höfen ſind an dieſer Ceremonie geſcheitert, und die perſiſche Poeſie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Welcher Weſtländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein ſeinen Kopf neunmal auf die Erde ſtößt, ſondern denſelben ſogar wegwirft irgend wohin zu Ziel und Zweck.

Das Mailleſpiel zu Pferde, wo Ballen und Schlägel die große Rolle zugetheilt iſt, erneuert ſich oft vor dem Auge des Herrſchers und des Volkes, ja mit beiderſeitiger perſönlicher Theilnahme. Wenn aber der Dichter ſeinen Kopf als Ballen auf die Mailleahn des Schahs ſetzt, damit der Fürſt ihn gewahr werde, und mit dem Schlägel der Gunſt zum Glück weiter fort ſpringe; ſo können und mögen wir freilich weder mit der Einbildungskraft noch mit der Empfindung folgen; denn ſo heißt es:

Wie lang' wirſt ohne Hand und Fuß
Du noch des Schickſals Ballen ſeyn!
Und überſpringſt du hundert Bahnen,
Dem Schlägel kannſt du nicht entfliehen,
Leg' auf des Schahes Bahn den Kopf,
Vielleicht daß er dich doch erblickt.

Ferner:

Nur dasjenige Geſchick
Iſt des Glückes Spiegelwand,
Das zerſchellt ward am Staub
Von dem Huf dieſes Pferdes.

Nicht aber allein vor dem Sultan, ſondern auch vor Geliebten erniedrigt man ſich eben ſo tief und noch häufiger:

Mein Geſicht lag auf dem Weg,
Keinen Schritt hat er vorbeigethan.

Bei'm Staube deines Wegs
Mein Hoffnungsziel!
Bei deiner Füße Staub
Dem Waſſer vorzuziehen.

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zerritt mit Füßen,
Will ich zum Kaiſer machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.

Man ſieht deutlich hieraus, daß eins ſo wenig als das andere heißen will, erſt bei würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemißbraucht. Es ſagt Hafis wirklich poſſenhaft:

Mein Kopf im Staub des Wegs
Des Mittags ſeyn wird.

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermuthung beſtätigen, daß frühere Dichter mit ſolchen Ausdrücken viel beſcheidener verfahren und nur ſpäter, auf denſelben Schauplatz in derſelben Sprache ſich ergehend, endlich auch ſolche Mißbräuche, nicht einmal recht im Ernſt, ſondern parodiſch beliebt, bis ſich endlich die Typen dergeſtalt vom Gegenſtand weg verlieren, daß kein Verhältnis mehr weder gedacht, noch empfunden werden kann.

Und ſo ſchließen wir denn mit den lieblichen Zeilen Enweri's, welcher, ſo anmuthig als ſchicklich, einen werthen Dichter ſeiner Zeit verehrt:

Dem Vernünft'gen ſind Locksherie Schelchaar's Gedichte,
Hundert Vögel wie ich fliegen begierig darauf.
Geh', mein Gedicht, und küſſ' vor dem Herrn die Erde und
ſag' ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugendepoche biſt du.

Einrede.

Um uns nun über das Verhältnis der Deſpoten zu den Irrigen, und worinn es noch menſchlich ſey, einigermaßen aufzuklären, auch um über das techniſche Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeſchaltet ſeyn, welche Jenguis giebt, wie Geſchichts- und Weltenner hierüber geurtheilt. Ein berühmter Engländer drückt ſich folgendermaßen aus:

„Unumſchränkte Gewalt, welche in Europa, durch Gewohnheiten und Umſicht einer geübteren Zeit, zu gemäßigten Regierungen geſänftiget wird, behält bei aſiatiſchen Nationen immer einerlei Charakter und bewegt ſich beinahe in denſelben Verlauf. Denn die geringen Unterſchiede, welche des Menſchen Staatswerth und Würde bezeichnen, ſind bloß von des Deſpoten perſönlicher Gemüthsart abhängig und von deſſen Macht, ja ſtören weder von dieſer als jener. Kann doch ein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgeſetzt iſt, wie es von der früheſten Zeit an das Schickſal aller öſtlichen ſchwächeren Königreiche geweſen.

Daß selbst dein Unterthan ihr Glück mit Neide sieht,

Und zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern kniet.

Laß sie durch ein Gesetz von ihrer Pflicht belehren,

Und wenn sie störrig sind, durch Flamm' und Schwert bekehren!

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe dich: du sprichst nach deiner Pflicht;

Doch wie's ihr andre seht, so sieht's der König nicht.

Mir ist es einerley, wem sie die Psalmen singen,

Wenn sie nur ruhig sind, und mir die Steuern bringen.

Daraus folgt, daß die größte Glückſeligkeit, deren die Maſſe unter unumſchränkter Herrſchaft genießen kann, ſich auf der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen beſchränke, ſo wie das Wohlbehagen, worin ſich deſſen Unterthanen einigermaßen erfreuen, weſentlich auf den Stolz begründet iſt, zu dem ein ſolcher Fürſt ſie erhebt."

„Wir dürfen daher nicht bloß an niedrige und verkünſtelte Geſinnungen denken, wenn die Schmeichelei uns auffällt, welche ſie dem Fürſten erzeigen. Fühllos gegen den Werth der Freiheit, unbekannt mit allen übrigen Regierungsformen, rühmen ſie ihren eigenen Zuſtand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an Behagen, und ſind nicht allein willig, ſondern ſtolz, ſich vor einem erhobnen Manne zu demüthigen, wenn ſie in der Größe ſeiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen größeres unterdrückendes Uebel."

Gleichfalls läßt ſich ein deutſcher Recenſent geiſt- und kenntnißreich alſo vernehmen:

„Der Verfaſſer, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieſes Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die ſich im Ueberſchwung der Lobpreiſungen vergebende Kraft ihrer Gemälde, und die Erniedrigung der Charakterwürde, welche dieß gewöhnlich zur Folge hat. Allein es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem, in vielfachem Schmucke reicher Dichtung aufgeführten, Kunſtgebäude eines ſehr poetiſchen Volkes panegyriſche Dichtung eben ſo weſentlich iſt, als die ſatyriſche, mit welcher ſie nur den Gegenſatz bildet, deſſen Ausbildung ſich ſodann entweder in der metaphyſiſchen Dichtung, der ruhigen Richterin menſchlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteiiſcher Kühnheit das Edelſte menſchlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, ſondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinſtellt, und beide Gegenſätze auflöſt und zu einem reinen Bilde des Daſeyns vereinigt. Wenn es nämlich der menſchlichen Natur gemäß, und ein Zeichen ihrer höheren Abkunft iſt, daß ſie das Edle menſchlicher Handlungen, und jede höhere Vollkommenheit mit Begeiſterung erfaßt, und ſich an deren Erwähnung gleichſam das innere Leben erneuert, ſo iſt die Lobpreiſung auch der Macht und Gewalt, wie ſie in Fürſten ſich offenbart, eine herrliche Erſcheinung im Gebiete der Poeſie, und bei uns, mit vollem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gekommen, weil diejenigen, die ſich derſelben hingaben, meiſtens nicht Dichter, ſondern nur feile Sammetdiener geweſen. Wer aber, der Kalderon ſeinen König preiſen hört, mag hier, wo der kühnſte Aufſchwung der Phantaſie ihn mit fortreißt, an Künſtlichkeit des Lobes denken? oder wer hat ſein Herz noch gegen Pindars Siegeshymnen verwahren wollen? Die deſpotiſche Natur der Herrſcherwürde Perſiens, wenn ſie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bei den meiſten, welche Fürſtenlob ſangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die ſie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieſer Verwunderung noch heute werth ſind, ſind es auch dieſe Fürſten, bei welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menſchen, und Begeiſterung für die Kunſt, welche ihr Andenken feiert, vorfinden. Enweri, Chakani, Sabir Farjabi und Achesegi ſind die Dichter dieſes Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken lieſt, und ſo auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung ſicher ſtellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyriſchen Dichters an die höchſte Forderung, die an den Menſchen geſtellt werden kann, gränze, iſt der pyhliſche Ueberreſt eines dieſer panegyriſchen Dichter, Senaji's, ganz religiöſen Dichtung: auch dem Lobpreiſer ſeines Fürſten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeiſterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzuſuchen ſich begnügte, nun jenſeits dieſes Daſeyns zu finden gelernt hatte."

Nachtrag.

Dieſe Betrachtungen zweier ernſter, beſchäftigter Männer werden das Urtheil über perſiſche Dichter und Dichtmaſſen zur Milde bewegen, indem zugleich unſere früheren Aeußerungen hierdurch beſtätigt ſind: in gefährlicher Zeit nämlich komme beym Regiment alles darauf an, daß der Fürſt nicht allein ſeine Unterthanen beſchützen, ſondern ſie auch perſönlich gegen den Feind aufführen könne. Zu dieſer, bis auf die neueſten Tage, ſich bethätigenden Wahrheit laſſen ſich uralte Beiſpiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgeſetz anführen, welches Gott dem iſraelitiſchen Volke, mit deſſen allgemeiner Zuſtimmung, in dem Augenblick ertheilt, da es eine für allemal einen König wünſcht. Wir ſetzen dieſe Conſtitution, die uns freilich heut zu Tag etwas wunderlich ſcheinen möchte, wörtlich hieher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königes, den ſie von dem Herrn forderten: das wird des Königes Recht ſeyn, der über euch herrſchen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu ſeinen Wagen und Reitern, die vor ſeinem Wagen herlaufen, und zu Hauptleuten über Tauſend und über Funfzig, und zu Aeckerleuten, die ihm ſeinen Acker bauen, und zu Schnittern in ſeiner Ernte, und daß ſie ſeinen Harniſch und was zu ſeinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß ſie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen ſeyn. Eure beſten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und ſeinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und ſeinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinſten Jünglinge, und eure Eſel wird er nehmen und ſeine Geſchäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehnten nehmen: und ihr müſſet ſeine Knechte ſeyn."

Als nun Samuel dem Volk das Nöthige einer ſolchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abraten will, traut es einſtimmig: „Wir wollen einen König haben über uns, daß auch wir ſeyn wie alle andere Heiden, daß uns unſer König richte, und vor uns her ausziehe, wenn wir unſere Kriege führen."

In dieſem Sinne ſpricht der Perſer:

Mit Rath und Schwerte umfaßt und ſchützet Er das Land;
Umſtändle und Schirmer ſtehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verſchiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie ſie auch heißen, Freiheit und Knechtſchaft zugleich polariſch exiſtiren.

Stirbt die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bei der Menge, so stirbt der Einzelne im Nachtheil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtforscher ist es kein Geheimniß, in derlegten Augenblicken des Erbens jedesmahl man darüber nicht ins Klare kommen. Wie man denn niemahl mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts ansteken ist, als das Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere geben sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

Gegenwirkung.

Doch so verfänglich allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und schauen, wie die menschliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, sich dem äußersten Druck entgegen setzt, und so finden wir denn überall, daß der Freiheit Eigensinn der Einzelnen sich gegen die Allgewalt des Einen ins Gleichgewicht stellt; sie sind Sclaven, aber nicht unterworfen, sie erlauben sich Mißdeuten ohne gleichen. Bringen wir ein Beispiel aus den ältern Zeiten, begeben wir uns zu einem Abendschlag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechselreden.

Clitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Felde, reitet dem König das Leben, zeigt sich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Menschen kann er nicht billigen; er hat ihm herankommen sehen, Kraft- und thätigkeitfrei gekannt; einen innern hypochondrischen Widerwillen mag er nähren, seine Verdienste vielleicht zu hoch anschlagen.

Die Tischgespräche an Alexanders Tafel mögen immer von großer Bedeutung gewesen seyn, alle Gäste waren tüchtige, gebildete Männer, alle zur Zeit des höchsten Kunstemporiums in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man sich nüchterner Weise bedeutende Probleme aufgeben, wählen, oder zufällig ergreifen und solche sophistisch-rednerisch mit ziemlichem Bewußtseyn gegen einander behandeln. Wenn denn aber doch ein jeder die Partei vertheidigte, der er zugethan war, Trunk und Leidenschaft sich wechselsweise steigerten; so mußte es zuletzt zu gewaltsamen Scenen hinaufkaufen. Auf diesem Wege begannen wir der Vermuthung, daß der Brand von Persepolis nicht bloß aus einer rohen, absurden Büberei entstammen sey, vielmehr aus einem solchen Tischgespräch aufgeflammt, wo die eine Partei behauptete, man müsse die Perser, da man sie einmal überwunden, auch nunmehr schonen, die andere aber, das schonungslose Verfahren der Asiaten in Zerstörung griechischer Tempel wieder vor die Seele der Gesellschaft führend, durch Steigerung des Wahnsinns zu trunkener Wuth, die alten königlichen Denkmale in Asche verwandelte. Das Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigsten, unversöhnlichsten Feinde der Feinde sind, macht unsere Vermuthung noch wahrscheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, so sind wir desto gewisser, was bei jenem Gelag, dessen wir zuerst erwähnten, tödtlichen Zwiespalt veranlaßt habe; die Geschichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer sich wiederholende Streit zwischen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten sich auf eine folgereiche Reihe von Thaten berufen, die sie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgesteckten Ziele getreu, unablässig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend dagegen nahm zwar all bekannt an, daß das alles geschehen, daß viel gethan werden und daß man wirklich an der Gränze von Indien sey; aber sie sah zu bedenken, wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot sich, das Gleiche zu leisten, und eine glänzende Zukunft versprechend, wußte sie den Glanz geleisteter Thaten zu verdunkeln. Das der König sich auf diese Seite geschlagen, ist natürlich, denn bei ihm konnte vom Geschehenen nicht mehr die Rede seyn. Clitus kehrte dagegen seinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mißreden, die dem Fürsten, als hinter seinem Rücken gesprochen, schon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt sich verwundernswürdig zusammen, doch leidet zu lange. Clitus vergaß sich grenzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufsprang, den seine Nächsten zuerst festhielten und Clitus bei Seite brachten. Dieser aber kehrt rasend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander stößt ihm den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt, gehört nicht hierher, nur bemerken wir, daß die bitterste Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält, er werde künftig, wie ein Thier im Walde, einsam leben, weil niemand in seiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen thune. Diese Rede, da gethan dem König, aber dem Geschichtschreiber, bestätigt bedeutende, was wir eben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiser von Persien den Gastmahlen unverschämt widersprechen, jauchzte wurde denn freilich der übertäubte Tischgenosse bei den Füßen weg und am Fürsten nah vorbeigeschleppt, so dieser ihn vielleicht dermahlen? Gelahr es nicht, hinaus mit ihm und zusammengebauen.

Wie grenzenlos dorrmäßig und widersetzlich Günstlinge sich gegen den Kaiser betragen, wird von glaubwürdigen Geschichtschreibern anstatuarisch überliefert. Der Monarch ist wie das Schicksal, unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnsinn, wovon die wunderlichsten Beispiele vorgelegt werden können.

Der obersten Gewalt jedoch, von der alles herrührt, Wohlthat und Pein, unterwerfen sich mäßigere, folgereiche Naturen, um noch ihrer Weise zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am ersten Ursache, sich dem Höchsten, der sein Talent schätzt, zu nähern. Am Hof, im Umgange mit Großen, eröffnet sich ihm eine Mannichfaltigkeit, deren er bedarf, um jenen Reichthum aller Stufen zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entschädigung, sondern Berechtigung zu schmeicheln, wie es dem Pantoffelisten zukommt, der sein Handwerk am besten ausübt, wenn er sich mit der Fülle des

Stoffes verrichtet, um Fürſten und Beſter, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, zu zuletzt die Gottheit ſelbſt, muſikaliſcher Maſſe überfüllt auszuſtaffiren.

Auch unſern weſtlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Pup und Prodkt zuſammengeholfen, um das Bild ſeiner Geliebten zu verherrlichen.

Eingeſchaltetes.

Die Beſonnenheit des Dichters bezieht ſich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzureichlich, der Gehalt entſpringt freiwillig aus der Fülle ſeines Innern; bewußtlos begegnen beide einander, und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.

Aber die Form, ob ſie ſchon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bekannt ſeyn, und hier wird Beſonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt ſich zu einander ſchicken, ſich in einander fügen, ſich einander durchdringen.

Der Dichter ſteht viel zu hoch als daß er Partei machen ſollte. Heiterkeit und Bewußtſeyn ſind die ſchönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtſeyn, daß er vor dem Furchtbaren nicht erſchrecke, Heiterkeit, daß er alles erfreulich darſtellen wiſſe.

Orientaliſcher Poeſie Urelemente.

In der arabiſchen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittelſt geringer Ab- und Umbildung ſich nicht auf Kamel, Pferd und Schaf beziehen. Dieſen allererſten Natur- und Lebenslaut dürfen wir nicht einmal tropiſch nennen. Alles, was der Menſch natürlich frei ausſprechen, ſind Lebensbezüge; nun iſt der Araber mit Kamel und Pferd ſo innig verwandt als Hirt mit Seele, ihm kann nichts begegnen, was nicht auch dieſe Geſchöpfe zugleich ergriffe und ihr Weſen und Wirken mit dem ſeinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vors Auge kommen, ſo wird man auch dieſe in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun ſo fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüſte, Felſen und Sterne, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das vielfaltigſte Firmament, ſo findet man, daß dem Orientalen bei allem allen einfällt, ſo daß er, überd Kreuz das Verhältniß zu verknüpfen gewohnt, durch die geringſten Buchſtaben- und Silbenveränderungen Widerſprechendes aus einander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier ſieht man, daß die Sprache ſchon an und für ſich proteuſiſch iſt, und zwar, inſofern ſie dem Gedanken entgegen kommt, redneriſch, inſofern ſie der Einbildungskraft zuſagt, poetiſch.

Wer nun alſo, von den erſten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die ſpätern und fernern begreifen will, der darf ſich nicht vor den gewagteſten, willkührlichſten, ja zuletzt ungeſchickten, conventionellen und abgeſchmackten ekelnde. der hätte ſich von den Hauptmomenten der orientaliſchen Dichtkunſt eine ferne Ueberſicht verſchafft. Er würde aber dabei ſich leicht überzeugen, daß von dem, was wir Geſchmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unſchicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede ſeyn ſkann. Ihre Tugenden laſſen ſich nicht von ihren Fehlern trennen, beide beziehen ſich auf einander, entſpringen aus einander, und man muß ſie gelten laſſen ohne Mäkeln und Markten. Nichts iſt unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt ſich jedoch auffallend bemerken, daß die älteſten Dichter, die zunächſt am Naturquell der Einfalt lebten und ihre Sprache ſchöpfend bildeten, ihre große Vorzüge haben müſſen; beſitzen, die in einer ſchon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältniſſe kommen, zeigen zwar immer daſſelbe Beſtreben, verlieren aber allmählig die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. Denn wenn ſie noch entfernten und immer entfernteren Tropen haſchen, ſo wird es daurer Unſinn; höchſtens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinſte Begriff, unter welchem die Gegenſtände allenfalls möchten zuſammen zu faſſen ſeyn, der Begriff, der alles Anſchauen, und ſomit die Poeſie ſelbſt aufhebt.

Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen.

Will nun alles Vorgeſagte auch von den nahe verwandten Gleichniſſen gilt, ſo wäre durch einige Beiſpiele unſere Behauptung zu beſtätigen.

Man ſieht den im freien Felde umherſtreifenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

Thau und Reben mit die Braut herabringen,
Wieder auf den Flügen her' ich ſeh':
Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
Ueberſchwebet ſein agurnes Reich.

Oder noch prägnanter einem Löwen:

Morgendämmerung wandte ſich mit Helle,
Herz und Glück auf einmal wurden froh,
Als die Nacht, die ſchlafenden Gazelle,
Tief vom Dräun des Morgenlöwen ſah.

Wie muß nicht Marco Polo, der alles dieſes und mehr geſchaut, ſolche Gleichniſſe bewundert haben!

Unaufhörlich ſinnen wir den Dichter, wie er mit Lesben ſpielt.

Es locken mehr als Gluthig Augeln
In ſeiner Locke feiner Haare;

iſt höchſt lieblich an ein ſchönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts bewirket, ſich die Haarzipfen kakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter ſingt, daß er an Haaren ſaufen hängt ſey, ſo will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In ſeiner Locken Banden liegt
Das Leben Gott verbindet;

ſo giebt es der Einbildungskraft entweder ein widerliches Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemerkt werden, möchte wohl angehen, aber an Wimpern gefeſſelt ſeyn, kann uns nicht behagen; denn jener Wimpern,

gar mit Besen vergliechen, die Sterne vom Himmel herabkehren, so wird es uns doch zu bunt. Die Sterne der Sudnen als Glitzerstein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geschiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagnisse nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab.

Höchst geistreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schahs wie Zeltendedbr behandelt wissen will.

Seven sie stets wie Späne gehalten, wie Lappen zerrissen! Wie die Nägel gefeilet! und wie die Fetzte gekeket!

Hier sieht man den Dichter im Hauptquartier: das immer wiederholte Ab- und Aufschlagen des Lagers schwebt ihm vor der Seele.

Aus diesen wenigen Beispielen, die man ins Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß seine Gränze zwischen dem, was in unserem Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler sind. Wollen wir an diesen Productionen der herrlichsten Geister Theil nehmen, so müssen wir uns orientalisiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Uebersetzungen höchst löblich sind, um uns anzulocken, einzuleiten, so ist doch aus allem Vorigen ersichtlich, daß in dieser Literatur die Sprache als Sprache die erste Rolle spielt. Wer möchte sich nicht mit diesen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetische Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweise nothwendig ausübe; so finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verse der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, statt den Geist zu sammeln, selben zerstreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenstände hinweist. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anstrich von Quodlibet, oder vorgeschriebenen Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leisten freilich die ersten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation streng geurtheilt hat, sieht man daran, daß sie in fünfhundert Jahren nur sieben Dichter als ihre Obersten anerkennt.

Warnung.

Auf alles, was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen, als Zeugniß dessen Wissens gegen orientalische Dichtkunst. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere ja unmittelbare Kenntniß dieser Regionen gegönnt ist, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer so guten Sache abzuwenden, nicht verleugnen wird.

Jedermann erleichtert sich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erschwert sich's auch: denn wenn ein Gleichniß zu weit durchgeführt, hinkt, so wird ein vergleichendes Urtheil immer unpassender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, sondern im gegenwärtigen Falle nur so viel sagen: wenn der vortreffliche Jones die orientalischen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, so hat er seine Ursachen, das Verhältniß zu England und dem dortigen Alterthum nöthigt ihn dazu. Er selbst, in der strengen klassischen Schule gebildet, begriff wohl das ausschließende Vorurtheil, daß nichts wollte gelten lassen, als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, schätzte, liebte seinen Orient und wünschte dessen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuschwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieses alles ist gegenwärtig ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eigenen Kreise, und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben.

Niemanden verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hieraber hat ein Kenner sich bewundrungswürdig erklärt, so daß dieses Verhältniß nunmehr ausgesprochen und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter lebte, wo, bei Zerrüttung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseins, der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Verdärben gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären sein."

Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. Wer sich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isfendiar mit dem breitunbwonnigsten Gesang der Ilias, wo, zur Todtenfeier Patroklos, die mannigfaltigsten Preise, von den verschiedenartigsten Helden, auf die verschiedenste Art gewonnen werden. Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einhörgert und alles vertraulich und bandbar aufnimmt, so wundersich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maasstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannigfaltig und lange geschrieben. Ueberlasse man doch der gemeinen unbedürftigen Menge vergleichend zu lesen, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht reinem, unbewundenem Urtheil zu statten kommt.

Vergleichung.

Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zuzulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet, daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe; dieser Ausspruch schien zu

bedeutend, als daß wir ihm nicht gedrängte Aufmerkſamkeit hätten widmen ſollen; auch können wir unſere Bemerkungen darüber um ſo leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Perſönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verſtändigen, umſichauenden, einſichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein ſo begabter Geiſt blickt, wenn eigentlich orientaliſcher Weiſe, munter und rührig in ſeiner Welt umher, erſchafft die ſeltſamſten Bezüge, verknüpft das Unvereinbarſte, jedoch dergeſtalt, daß ein geheimer ethiſcher Faden ſich mitſchlinge, wodurch das Ganze zu einer gewiſſen Einheit gelenkt wird.

Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, worauf die ältern und vorzüglichſten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, ſo werden wir uns deutlich erklären, indem wir ſagen: das, wenn jene in einer friſchen, einfachen Regionen gewirkt, unſer Freund hingegen in einer ausgebildeten, übergebildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher ſich anſchicken muß, die ſeltſamſten Elemente zu beherrſchen. Um nun den Gegenſatz zwiſchen der Umgebung eines Dichters und unſeres Autors mit wenigem anſchaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendſten Ausdrücke:

Barrieren-Traktat, Extrablätter, Cardinäle, Redenarten, Billard, Barrière, Reichsbänke, Eiſenſtahlfeile, Principalcommiſſarius, Contuſionsmaß, Zevier-Carre, Brunſtſtücke, Fiſchernbauer, Agiotiren, Sammyſing, Concognite, Colleonia, fanentiſcher Billardſtock, Gypsabdruck, Avancement, Hörtenſinnige, Naturaliſations-Akte, Pfingſtprogramm, Maurerriſch, Mannal-Pantomime, Amputirt, Supprannerar, Bijouterieboude, Sabbatarweg u. ſ. f.

Wenn nun dieſe ſämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutſchen Leſer bekannt ſind, oder durch das Converſations-Lexicon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; ſo dürfen wir füglich einen ähnlichen Geiſt für berechtigt halten, dieſelbe Verfahrungsart auf einer völlig verſchiedenen Unterlage walten zu laſſen.

Geſtehen wir alſo unſerm ſo geſchätzten als fruchtbaren Schriftſteller zu, daß er, in ſpäteren Tagen lebend, um in ſeiner Epoche geiſtreich zu ſeyn, auf einen, durch Kunſt, Wiſſenſchaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb ſo unendlich verclauſulirten, zerſplitterten Zuſtand mannichfaltigſt anſpielen müſſe; ſo glauben wir ihm die zugeſprochene Orientalität genugſam bewährt zu haben.

Einen Unterſchied jedoch, den eines poetiſchen und proſaiſchen Verfahrens, haben wir hervorzuheben, welchen Tact, Parallel-Stellung, Gegenſatz, Reim die größten Hinderniſſe in den Weg zu legen ſcheinen, gereicht alles zum entſchiedenſten Vortheil, wenn er die Räthſelknoten glücklich löſ't, die ihm aufgegeben ſind, oder die er ſich ſelbſt aufgiebt; die künſtle Metapher verſchwinden wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer ſo nothdrängenden Stellung, bewahrte.

Der Proſaiſt hingegen hat die Elementen ganz für ſich frei und iſt für jede Verwegenheit verantwortlich, die er ſich erlaubt; alles, was den Geſchmack verletzen könnte, kommt auf ſeine Rechnung. Da nun aber, wie wir umſtändlich nachgewieſen, in einer ſolchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unſchicklichen abzuſondern unmöglich iſt; ſo kommt hier alles auf das Individuum an, das ein ſolches Wagſtück unternimmt. Iſt es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Menſch von Würde, ſo befreundet ſich der anzegogene Leſer ſogleich; alles iſt erlaubt und willkommen. Man fühlt ſich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, ſein Gefühl theilt ſich uns mit. Unſere Einbildungskraft erregt er, ſchmeichelt unſeren Schwächen und feſtigt unſere Stärken.

Man übt ſeinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthſel zu löſen ſucht, und freut ſich in und hinter einer durchverſchränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dieß iſt ungefähr, was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinſtimmung und Differenz trachteten wir ſo kurz als möglich auszudrücken; ein ſolcher Text könnte zu einer gränzenloſen Auslegung verführen.

Verwahrung.

Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugniſſe betrachtet und ſie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu ſchnellem, augenblicklichem Verkehr bringen, ſondern im geiſtigen Handel und Wandel als wahres Aequivalent ausgetauſcht wiſſen will; ſo kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerkſam macht, wie verſtümmelte Ausdrücke, woran niemand mehr Argos hat, doch einen ſchädlichen Einfluß verüben, Anſichten verklüftern, den Begriff entſtellen und ganzen Fächern eine falſche Richtung geben.

Von der Art möchte wohl der eingeführte Gebrauch ſeyn, daß man den Titel: ſchöne Redekünſte, als allgemeine Rubrik behandelt, unter welcher man Poeſie und Proſa begreifen und eine neben der andern, ihren verſchiedenen Theilen nach, aufſtellen will.

Poeſie iſt, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunſt; keine Rede, weil ſie zu ihrer Vollendung Tact, Geſang, Körperbewegung und Mimik bedarf; ſie iſt keine Kunſt, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar gereget, aber nicht künſtleriſch angeſtrengt werden darf; und bleibt ſie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geiſtes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunſt aber, im eigentlichen Sinne, iſt eine Rede und eine Kunſt; ſie beruht auf einer deutlichen, mäßig leidenſchaftlichen Rede und iſt Kunſt in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und iſt Verſtellung vom Anfange bis zu Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik iſt nun die Poeſie entwürdigt, indem ſie der Redekunſt bei, wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Dieſe Benennung und Eintheilung hat freilich Beifall und Platz gewonnen, weil höchſt ſchätzenswerthe Bücher ſie an der Stirne tragen, und ſchwer möchte man ſich derſelben ſogleich entwöhnen. Ein ſolches Verfahren kommt aber daher, weil man bei Claſſification der Künſte, den Künſtler nicht

zu Rathe zieht. Dem Literator kommen die poetischen Werke zuerst als Buchstaben in die Hand, sie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzustellen und zu ordnen berufen ist.

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epistel, Exegbe, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satyre.

Wenn man vorgemeldete Dichtarten, die wir alphabetisch zusammengestellt, und noch mehrere beizeichnen, methodisch zu ordnen versuchen wollte, so würde man auf große, nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeiten stoßen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, so findet man, daß sie bald nach äußeren Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer wesentlichen Form nach benamset sind. Man bemerkt sogleich, daß einige sich neben einander stellen, andere sich andern unterordnen lassen. Zu Vergnügen und Genuß möchte jede wohl für sich bestehen und wirken, wenn man aber, zu didaktischen oder historischen Zwecken, einer rationelleren Anordnung bedürfte, so ist es wohl der Mühe werth, sich nach einer solchen umzusehen. Wir bringen daher Folgendes der Prüfung dar.

Naturformen der Dichtung.

Es giebt nur drei ächte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gedicht hervor, wie wir an den schaudererweckendsten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im ältesten griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drei verbunden und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik oben an; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt, wo die Handlung sich persönlich und dänklich zusammenzieht, findet man den Chor unbedeutend und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Act, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Das Homerische Heldengedicht ist rein episch; der Rhapsode waltet immer vor, was sich ereignet erzählt er; niemand darf den Mund auftun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, dessen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Drama's, sind nicht zufällig.

Höre man aber nun den modernen Improvisator auf öffentlichem Markte, der einen gesuchten Gegenstand behandelt; er wird, um deutlich zu sein, erst erzählen, dann, um Interesse zu erregen, als handelnde Personen sprechen, zuletzt enthusiastisch auffahren und die Gemüther hinreißen. So wunderlich sind diese Elemente zu verschlingen, die Dichtarten bis ins Unendliche mannigfaltig; und deshalb auch so schwere eine Ordnung zu finden, wornach man sie neben oder nach einander aufstellen könnte. Man wird sich aber einigermaßen dadurch helfen, daß man die drei Hauptelemente in einem Kreis gegen einander über stellt und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beispiele, die sich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreien erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist.

Auf diesem Wege gelangt man zu sodenen Ansichten, sowohl der Dichtarten, als der Charaktere der Nationen und ihres Geschmacks in einer Zeitfolge. Und ebenso diese Verfahrungsart mehr zu eigener Belehrung, Unterhaltung und Maasregel, als zum Unterricht anderer geeignet sein mag, so wäre doch vielleicht ein Schema aufzustellen, welches zugleich die äußeren zufälligen Formen und diese innerern nothwendigen Uranfänge in sittlicher Ordnung darbrächte. Der Versuch jedoch wird immer so schwierig seyn als in der Naturkunde das Bestreben den Bezug aufzufinden der äußeren Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren innerern Bestandtheilen, um eine naturgemäße Ordnung dem Geiste darzustellen.

Nachtrag.

Hhast unterwürfig ist, daß die persische Poesie kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter auftreten können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Ansehn gewonnen haben. Die Nation ist zur Ruhe geneigt, sie läßt sich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die grämlichen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich selbst nicht gedrängig; der Despotismus befördert keine Mannichfaltigkeit und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willkühr und Beserl des Herrschers allenfalls nur in Einzelnen des Romans und bekannter Dichterstellen hervortritt, welches aber zugleich einen gesteigerten Zustand, Streite, Tiefe und Confusung der Bildung voraussetzt. Daß jedoch der Orientale die Gesprächsform so wenig als ein anderes Volk entbehren mag, sieht man an der Hochschätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortsetzung derselben. Die Übertragung der Heriredin Attar geben hievon gleichfalls das schönste Beispiel.

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag bisher befangene, nach einer aufgethellten Zukunft sich umsehnende Mensch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine wolfgefällige Änderung anzubahnen. Der Unerschlossene findet nur sein Heil im Entschluß, dem Ausspruch des Looses sich zu unterwerfen. Solcher Art ist die überall verbreitetste Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blättern man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig benutzt. Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem

Schaustücken und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Rath& erholten und mehrmals in den größten Nöthen Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen.

Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Uebung; sie wird Fal genannt, und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode. Denn als die Sternsgläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man seine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle seines Grabes erwähnt, das die Wanderer dereinst verehren würden, so sogerte man daraus, daß er auch müsse ehrenvoll begraben werden. Der westliche Dichter spielte ebenfalls auf diese Gewohnheit an und wünschte, daß seinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

Blumen- und Zeichenwechsel.

Um nicht zu viel Gutes von der sogenannten Blumensprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müssen wir uns durch Kenner belehren lassen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um sie im Strauß als Gedankenschrift zu überreichen, und es sind nicht Blumen allein, die bei einer solchen stummen Unterhaltung Wort und Buchstaben bilden, sondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet.

Doch wie das geschehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechsel hervorzubringen, dieses können wir uns nur vorstellen, wenn wir die Hauptneigenschaften orientalischer Poesie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Weltgegenstände, die Leichtigkeit zu trennen, sodann aber eine gewisse Lust und Richtung, der Nation Räthsel aufzugeben, wodurch sich zugleich die Fähigkeit ausbildet Räthsel aufzulösen, welches denjenigen deutlich seyn wird, deren Talent sich dahin neigt, Charaden, Logogryphen und dergleichen zu behandeln.

Hiebei ist nun zu bemerken: wenn ein Liebender dem Geliebten irgend einen Gegenstand zusendet, so muß der Empfangende sich das Wort aussprechen, und suchen was sich darauf reimt, forsann aber aufspähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zustand passen möchte? Daß hiebei eine leidenschaftliche Divination obwalten müsse, fällt sogleich in die Augen. Ein Beispiel kann die Sache deutlich machen, und so sey folgender kleine Roman in einer solchen Correspondenz durchgeführt.

Die Dichter sind gebändiget
Durch süße Liebesbanden;
Doch wie wir uns verständiget,
Das wollen wir verstanden;
Denn, Lieben, was mir Glück gebracht,
Das muß auch andern nutzen,
So wollen wir der Liebesnacht
Die tiefern Lauben putzen.
Und wer sodann mit uns erreicht
Das Ohr recht anzulennen,
Und liebt wie wir, dem wird es leicht
Den rechten Sinn zu trennen.
Zu schalten sei, da schaltet mit,
Es war sogleich verstanden.

Amarante	Ich sah und brannte.
Rante	Wer schonte?
Haar vom Tiger	Ein kluger Krieger.
Haar der Ziegle	Ein wilder Streiter!
Bündel von Haaren	Du sollt's erfahren.
Kreide	Bleibt.
Efeud	Ich brenne sichterlich.
Trauben	Will's erlauben.
Eoralien	Kannst mir gefallen.
Mantelleren	Sehr gern.
Rüben	Willst mich betrüben.
Cacteen	Willst meinen spotten.
Zwetschen	Wirst willig du erröthen.
Trauben, die weißen	Wirst soll das heißen?
Trauben, die blauen	Soll ich vertrauen?
Quecken	Du willst mich necken.
Nesseln	Soll ich verneinen?
Narcissen	Du mußt es wissen.
Veilchen	Hätt' ein Veilchen.
Kirschen	Willst mich verwirschen.
Feder vom Raben	Ich muß dich haben.
Vom Papageien	Mußt mich bedienen.
Maronen	Wie wollen wir wohnen?
Pirn	Ich bin dabei.
Rosenfarb	Die Treute starb.
Seide	Ich leide.
Bohnen	Will dich schonen.
Marcan	Sage mich nichts an.
Mais	Nimm's nicht genau.
Traube	Ich glaube.
Beeren	Will's verbeeren.
Feigen	Kannst du schweigen?
Gold	Ich bin der Sold.
Leder	Gebrauch die Feder.
Papier	Es bin ich dir.
Mandeln	Schreib nach Berlin.
Nacht-Violen	Ich laß es holen.
Ein Faden	Will eingaben.
Ein Zweig	Macht keinen Streich.
Strauß	Ich bin zu Haus.
Winden	Wirst mich finden.
Myrten	Will dich bewirthen.
Jasmin	Nimm mich hin.
Melissen	* * * auf einem Kissen.
Cypressen	Will's versehen.
Bogenstriche	Du falsch Gemüthe.
Kalk	Will ein Schalk.
Kohlen	Mag der * * * dich hohlen.

Und hätte mir Vorstand so
Nicht Dichtkunst sich verbunden,
Wie wäre denn so frisch und froh
Ihr Name noch verbunden?

Vorstehende seltsame Mittheilungsart wird sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen aufzuleben seyn. Sobald der Geist eine solche Richtung nimmt, tritt er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geschichten nur Eine.

Zwei liebende Paare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sie sich Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt sogar das Wort, das der andere denkt und eben zum Worträthsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen.

Indem man dergleichen zu unsern Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten lächerlich zu werden, da solche privatische

Erfindungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der orientalische Magnetismus zu Tage gebracht hat.

Chiffer.

Eine andere Art aber sich zu verständigen ist geistreich und beryllisch! Wenn bei der vorigen Ohr und Mund im Spiele war, so ist es hier ein zartliebender, ätherischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleich stellt.

Im Orient lernte man den Koran auswendig und so haben die Türken und Perse, durch die mindeste Anspielung, ein leichtes Verständniß unter den Gebildeten. Das Gleiche haben wir in Deutschland erlebt, wo vor fünfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämmtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem übrigen genugsame Kenntniß. Man gab es mehrere Menschen, die eine große Fertigkeit hatten, auf alles was vorkam biblische Sprüche anzuwenden und die heilige Schrift in der Conversation zu verbrauchen. Meist zu läugnen ist, daß hieraus die wunderlichsten Verwirrungen entstanden, wie denn noch heutiges Tags gewisse ewig anwendbare Hauptstellen die und da im Gespräch vorkommen.

Gleicherweise bedient man sich klassischer Werke, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen.

Auch wir vor fünfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimischen Dichter verehrend, besaßen das Gedächtniß durch ihre Schriften und ergetzten einen den andern Beifall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und gestellten Worte ausdrückten und dadurch eingestanden, daß sie besser als wir unser Innerstes zu empfinden gewußt.

Um aber zu unserm eigentlichen Zweck zu gelangen, erinnern wir an eins, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weise, sich in Chiffern mitzutheilen; wenn nämlich zwei Personen, die ein Buch verabreden und, indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewiß sind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammen finden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer bezeichnet, will auf eine solche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig, Hoffende Gelegenheit zum Mittheilen ihres Gefühlwechsels zu legen: sie bezeichnen Seite und Zeile, die ihrem gegenwärtigen Zustand ausdrückt, und so entstehen zusammengeschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck; derrliche zerstreute Stellen des unsichtbaren Dichters werden durch Leidenschaft und Gefühl verbunden. Neigung und Wahl verbinden dem Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein erfreuliches Ergetzen, indem sie ihre Trauer mit Perlen seiner Worte schmücken.

Dir zu erscheinen
Mein Herz, verlangt mich;
Höre ich von ferne,
Darnach verlangt mich;
Nur nicht so traurig
Die Welt mich an.

In meinem Sinne
Nehmet mein Freund nur,
Und denken keinet
Und seine Trauerspur.
Wie Sonnenuntergang
Ward mir ein Verlust!

Mein Leben will ich
Nur zum Geschäfte
Von seiner Liebe
Eben neue zu machen.
Ich denke immer.
Mir dauert's Herz.

Kraft hab' ich keine,
Als eben zu lieben
Es recht im Stillen.
Was soll das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutschland zu einer gewissen Zeit manche Druckschriften vertheilt, als Manuscripte für Freunde. Wem dieses beferendirt seyn könnte, der bedenke, daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sey. Meinen Divan besonders möchte ich also bezeichnen, dessen gegenwärtige Aufgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würde ich ihn länger zurückgehalten haben, nun aber sind' ich es vortheilhafter ihn selbst zusammenzustellen, als ein solches Geschäft, wie Halß, den Nachkommen zu hinterlassen. Denn eben daß dieses Bücklein so da steht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunsch ihm die gehörende Vollständigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu besorgen seyn möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach anderen.

Buch des Dichters. Herrin, wie es vorliegt, werden lebhafte Einblicke mancher Gegenstände und Erscheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthusiastisch ausgedrückt und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Führt er auf diese Weise fort, so kann der heitere Garten aufs anmuthigste verziert werden; aber obgleich erfreulich wird sich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von sich und aus sich allein handeln wollte, vielmehr auch seinen Dank, Genossen und Freunden zu Ehren, ausspräche, um die Lesenden mit freundlichem Wort sich zu halten, die Angeschauten ehrenvoll wieder zurück zu rufen.

Hüten ist jedoch zu bedenken, daß der orientalische Flug und Schwung, jene reiche und überwältig lebende Dichtart, dem Gefühl des Westländers vielleicht nicht gelingen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsere Zuflucht zu nehmen; denn wirklich nur eine real, wohlgegliederte Poesie vermag allenfalls die eigentlichen Vorzüge trefflicher Männer aufzufassen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie haben gelungen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns nach täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bei einem herrlichen Feste

in Würdigkeit Gegenwart. das Glück nach ſtarr Weiſe gemüthlich abzutragen.

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche ſich der arabiſchen und verwandten Sprachen bedienen, ſchon als Poeten geboren und erzogen werden, ſo kann man ſich denken, daß unter einer ſolchen Nation vorzügliche Geiſter ohne Zahl hervortreten. Wenn nun aber ein ſolches Volk in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichtern den erſten Rang zuerkennt, ſo müſſen wir einem ſolchen Ausſpruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt ſeyn nachzuforſchen, worin ein ſolcher Vorzug eigentlich begründet ſeyn könne.

Dieſe Aufgabe, in ſo fern es möglich iſt, zu löſen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten ſeyn. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächſt Bewunderung und Neigung gegen ihn, je mehr man ihn kennen lernt. Das glücklichſte Naturell, große Bildung, freie Zucalität und die reine Ueberzeugung, daß man den Menſchen nur alsdann behagt, wenn man ihnen verſinnt, was ſie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Sauereres, Schwierigeres, Unwillkommenes gelegentlich mit unterſchieben darf. Wenn Kenner in dem Liede an Hafis: «Was alle wollen, weiß du ſchon,» deſſen Dich einzunehmen erſtlichen wollen, ſo würde dem Weltkinder dieſer Verſuch ganz beſonders erfreuen.

Buch der Liebe würde ſehr anziehen, wenn ſich Liebespaare in ihren Freuden und Leiden einſtweilen auftreten und nach unſrer arten ihnen auf der höchſten Verſtandesſtufe mehr oder weniger klar hervorgingen. Mejnuh und Aſra z. B. von denen ſich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermaßen eingeführt werden:

Ja! lieben iſt ein groß Verlangen!
Wer findet ſchönern Gegenſtand? —
Du wirſt nicht müßig, wirſt nicht reich;
Jedoch den goldnen Zeiten gleich.
Man wird, in gut wie ſchlimmen Tagen,
Von Mejnuh und von Aſra ſagen. —
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen alle kennen.
Was ſie erthun, was ſie gelitt
Das weiß kein Menſch! Das ſie gelitten
Das wiſſen wir. Genug gelitten!
Wenn man nach Mejnuh und Aſra fragt.

Nicht weniger iſt dieſes Buch geeignet zu ſonderlicher Anſpielungen, deren man ſich in den Federn des Orients kaum enthalten kann. Der geiſtreiche Menſch, nicht zufrieden mit dem was man ihm darbietet, verarbeitet alles, was ſich den Sinnen darbietet, alle eine Verwunderung, wo hinter ein höheres geiſtiges Leben ſich ſchattenhaft einzubilden verſucht, um uns anzuziehen und in obere Regionen aufzuloden. Verſteht hier der Dichter mit Bedeutſamen und Maß, ſo kann man es ſelten laſſen, ſich darin zu vertiefen und in entlegenerem Verſtande die Sittlige zu machen.

Buch der Betrachtungen erweitert ſich jedem Nachdenkenden, der im Orient raſtet; denn alles iſt dort Betrachtung, die zwiſchen dem Einfachen und Ueberſinnlichen hin und her wogt, ohne ſich für eins oder das andere zu entſcheiden. Dieſes Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, iſt von ganz eigener Art; es widmet ſich nicht allein der Klugheit, obgleich dieſe die nächſten Forderungen macht, ſondern es wird zugleich auf jene Punkte aufgeführt, wo die ſeltſamſten Probleme des Erdenlebens ſtraff und unerbittlich vor uns ſtehen und uns nöthigen, dem Zufall, einer Vorſehung und ihren unterſchiedlichen Rathſchlüſſen in Ruhe zu beugen und unbedingte Ergebung als höchſtes politiſch-ſittlich-religiöſes Geſetz auszuſprechen.

Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachſen, ſo erlaubt man auch uns hierin das gleiche Recht. Erſt müſſen ſich anmuthige, liebreiche, verſtändige Zuthaten verſammeln, ehe die Ausbrüche des Unmuths erträglich ſeyn können. Allgemein menſchliches Wohlwollen, nachſichtiges hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und verwirrt ein den Menſchen gegönntes Paradies. Dagegen iſt der Unmuth ſtets exzeſſiv, er beſteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm andern wird; er iſt anmaßlich, anſtehend und erkennt niemand, ſelbſt diejenigen kaum, die von gleichem Gefühl ergriffen ſind. Demuthsachtet aber kann der Menſch ſolche Explosionen nicht immer zurückhalten, ja es thut wohl, wenn er ſeinem Verdruß, beſonders über verunreinigte, geſtörte Thätigkeit, auf dieſe Weiſe Luft zu machen trachtet. Wären jetzt hätte dies Buch viel kürzer und reicher ſeyn ſollen; doch haben wir manches, um alle Mißſtimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß verſchiedene Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich ſcheinen, in der Folge aber, als unintereſſanter, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena künftigen Jahren aufgeſpart werden.

Dagegen ergreifen wir dieſe Gelegenheit von der Annahung zu reden, und zwar vorerſt, wie ſie im Orient zur Erſcheinung kommt. Der Herrſcher ſelbſt iſt der erſte Annähernde, der die Ihren an ſich aufzuſchließen ſucht. Ihm ſtehen alle zu Dienſt, er iſt Gebieter ihm ſelbſt, niemand gebietet ihm, und ſein eigner Wille erſcheint die größte Macht, ſo daß er ſich mit der Krone, in mit dem Mantel verſchließen kann. Nachdem iſt es jedem, daß er einen hausch anbindet ab, ſich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in vielem unterwürfigen Falle vorſteht, ja ihn ganz eigentlich aus dem Weltgetriebe entfernt. Es iſt der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterblige erhebt. Sammeln ſich nun an ſeinem Hofe viele verſchiedene Talente, ſo giebt es immer einen Dichterkrieg, und jetzt bekannt, daß er das höchſte Talent für ſeinen Diener anerkennt. Hierdurch wird der Dichter aller aufgeriſſen, ja verleitet, einen ſo hoch von ſich zu denken als von dem Fürſten, und ſich im Mittelig der größten Vorzüge und Glückſeligkeiten zu fühlen. Hierin wird er beſtärkt durch die gränzenloſen Gaben, die er erhält, durch den Reichthum, den er ſammelt, durch die Ehrenſtufen, die er aufbaut. Auch legt er ſich in dieſer Denkart ſo feſt, daß ihn wenig ein Mißlingen ſeiner Hoffnungen bis zum Wahnſinn treibt. Irrthum erwartet für ſein

Schah Nameh, nach einer früheren Aeußerung des Kaisers, sechzigtausend Goldstücke; da er aber dagegen nur sechzigtausend Silberstücke erhält, eben da er sich im Bade befindet, theilt er die Summe in drei Theile, schenkt einen dem Boten, einen dem Badewärter und den dritten dem Sozdarischen Sänger, und vernichtet folglich, mit wenigen ehrenrührigen Schmälzeilen, alles Lob, was er seit so vielen Jahren dem Schah gespendet. Er entschleicht, verbirgt sich, widerruft nicht, sondern trägt seinen Haß auf die Feinigen über, so daß seine Schwester ein unsterbliches Gedicht, vom begeisterten Sultan abgefordert, aber leider erst nach des Bruders Tode aufkommend, gleichfalls verschmäht und abweist.

Wollten wir nun das alles weiter entwickeln, so würden wir sagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwisch an der Straßenecke, alles voller Anmaßung zu finden sey, voll weltlichen und geistlichen Hochmuths, der auf die geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervorspringt.

Mit diesen sittlichen Gebrechen, wenn man's dafür halten will, steht es im Weltlande gar wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend, sie beruht auf großer Ausbildung; sie ist eine Selbstverläugnung nach außen, welche, auf einem großen innern Werthe ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so ehren wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preist, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto widerlicher ist, als sie ohne Zudringlichkeit dem andern wohlthut, indem sie ihn in seinen behaglichen Selbstgefühle nicht stört macht. Alles aber, was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung sein selbst, so daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte denn das Talent sich ausbilden, daß wir, indem wir unsere Eitelkeit dehnen dürfen, der Eitelkeit des andern zu schmeicheln wissen.

Mit den Anmaßungen unsers westlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern verschonen. Eine gewisse Aufsehnerei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermaßen ausgedrückt werden sollte.

In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, das er seinen fürstlichen Gönnern zollen konnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die beiden Personen, mit denen er sonst in Verhältniß gestanden, pries und preist man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, daß der enkomiastische Theil seines Divans nicht reich genug sey.

Was aber das Buch des Unmuths betrifft, so möchte man wohl Einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß seine persönlichen Erwartungen nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sey. Er aus er! Von oben herein ist er nicht bezogt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft plattdeutsche Menge, mit ihren Oberführern, lähmt seine Thätigkeit; erst waffnet er sich mit Ekel und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gerreizt, fühlt er Stärke genug sich durch sie durchzuschlagen.

Schaum aber werden wir ihm zugestehen, daß er manierirte Anmaßungen dadurch zu mildern weiß, daß er sie, geistreich und launigen, zurückt auf die Gelehrte bezieht, sich vor der deutschen, ja vernichtet. Herr und Geist des Lesers wird ihm dieses zu gute schreiben.

Buch der Sprüche, sollte vor andern anschwellen; es ist mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuths ganz nahe verwandt. Orientalische Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunst, daß sie sich selbst oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände beziehen; und es finden sich viele darunter, die man mit Recht lakonische Parabeln nennen könnte. Diese Art bleibt dem Westländer die schwerste, weil unsere Umgebung zu trocken, gereinigt und prosaisch erscheint. Alte deutsche Sprüchwörter jedoch, wo sich der Sinn zum Gleichnis umbildet, können hier gleichfalls unser Muster seyn.

Buch des Timur. Sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, damit uns die allmuhl liegende Deutung ein erhörtes Anschaun unserer Weltereignisse nicht weiter verkümmerte. Erheitert könnte diese Trauhöle werden, wenn man bei fürchterlichen Weltverwüstern launigen Zug und Zeitvertreiben Ruf erdem Grobsten von Zeit zu Zeit auftreten zu lassen sich entschließe. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beste Förderniß erteilen. Ein Musterstück der Gelegenheiten, die zu uns herüber gekommen, fügen wir bei.

* * *

Timur war ein höflicher Mann; er hatte ein blindes Auge und einen lahmen Fuß. Indem nun einst Tags Grobsten um ihn war, fragte sich Timur den Kopf, denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und befahl, der Barbier sollt gerufen werden. Nachdem der Kopf geschoren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich, Timur den Spiegel in die Hand. Timur sah sich im Spiegel und fand sein Ansehn gar zu häßlich. Darüber fing er an zu weinen, auch der Grobsten sind an zu weinen, und so weinten sie ein paar Stunden. Hierauf erhoben einige Geistsgelehrten den Timur und unterstützten ihn mit sonderbaren Erzählungen, um ihn alles vergessen zu machen. Timur hörte auf zu weinen, der Grobsten aber hörte nicht auf, sondern fing erst recht an stärker zu weinen. Endlich sprach Timur zum Grobsten: hört! ich habe in den Spiegel geschaut und habe mich sehr häßlich gefunden, darüber verdrießt ich mich, weil ich nicht allein Kaiser bin, sondern auch viel Verdienste und Eigenschaften habe, darüber aber so häßlich bin, darum habe ich geweint. Und warum weinst du noch aber Nachbern? Der Grobsten antwortete: wenn du nur einmal in den Spiegel gesehen und bei Besinnung deines Gesichts es gar nicht hast aufhalten können hin anzusehen, sondern darüber geweint hast, was sollen wir denn thun, die wir Nacht und Tag dein Gesicht angesehen haben? Wenn wir nicht weinten, wer soll denn weinen! deßhalb habe ich geweint. — Timur kam vor Lachen außer sich.

Haman.

Ich seh', Großmächtigster, Dir nur gehört das Reich,
Du bist an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich!
Doch ist das nicht allein: sie haben einen Glauben,
Der sie berechtiget, die Fremden zu berauben,
Und der Verwegenheit stehn deine Völker bloß.
O König, säume nicht, denn die Gefahr ist groß.

Ahasverus.

Wie wäre denn das jetzt sogar auf einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.

Haman.

Auch ist's das eben nicht, wovon die Rede war:

Buch Suleika. Dieses, ohnedies das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen seyn. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.

Ueber das Betragen des westlichen Dichters aber, in diesem Buche, hörten wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König seyn. Armuth giebt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze, und spottet über den, der sie wirklich besitzt und verliert. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um desto freier aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deswegen doch hold und gewärtig ist.

Aber noch eines größern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleika's, nicht gedankhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geisterreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zerstreut und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halbverdorbenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermißt werden; letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt seyn.

Die Wendung dieses früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein ächt pädagogisches Verhältniß. Eine leidenschaftliche Neigung des Knaben zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten genannte Erscheinung. Hier gewahre man den Dezug des Dichters zum Großvater, des spätgeborenen Erben zum überraschten väterlichen Vater. In diesem Verhältniß entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hiezu ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht, um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so verdirbt und die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Hohnlächelnd aber blickt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten so schöne Verhältnisse im Schemenumriß anzudeuten und gegenwärtig weiter auszuführen. Saadi hat jedoch uns einige Beispiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das vollkommenste Verständniß eröffnet.

Folgendes nämlich erzählt er in seinem Rosengarten: „Als Mahmud der König zu Chowarism mit dem König von Chatai Friede machte, bin ich zu Kaschgar seiner Stadt der Uiguren oder Tartaren in die Kirche gekommen, wo selbst Recht wird, und habe alda einen Knaben gesehen, wunderschön von Gestalt und Angesicht. Dieser hatte eine Grammatik in der Hand, um die Sprache rein und gründlich zu lernen; er las laut und zwar ein Exempel von einer Regel: Saadaba Seidon Amran. Seiden hat Amran geschlagen oder besiegt. Amran ist der Accusativus. (Diese beiden Namen stehen aber hier zu allgemeiner Anbeutung von Gegnern, wie die Deutschen sagen: Hinz oder Kunz.) Als er nun diese Worte einigemal wiederholt hatte, um sie dem Gedächtniß einzuprägen, sagte ich: es haben ja Chowarism und Chatai endlich Friede gemacht, sollen denn Seiden und Amran stets Krieg gegen einander führen? Der Knabe lachte allerliebst und fragte, was ich für ein Landsmann sey? und als ich antwortete: von Schiras, fragte er: ob ich nicht etwas von Saadi's Schriften auswendig könnte. da ihm die persische Sprache sehr wohl gefalle?

Ich antwortete: gleichwie dem Gemüth und Liebe gegen die reine Sprache sich der Grammatik ergeben hat, also ist auch mein Herz der Liebe zu dir völlig ergeben, so daß deiner Natur Bildniß das Bildniß meines Verstandes entraubt. Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, als wollt' er forschen, ob das was ich sagte Worte des Dichters, oder meine eigenen Gefühle seyen; ich aber fuhr fort: du hast das Herz einer Liebhabern in dein Netz gefangen, wie Seiden. Wir gingen gerne mit dir um, aber du bist gegen uns, wie Seiden gegen Amran, abgeneigt und feindlich. Er aber antwortete mir mit einiger beschämenden Verlegenheit in Versen und meinen eigenen Gedichten und ich hatte den Vortheil, ihm auf eben die Weise das Allerschönste sagen zu können, und so lebten wir einige Tage in anmuthigen Unterhaltungen. Als aber der Hof sich wieder zur Reise bereitete und wir willens waren den Morgen früh aufzubrechen, sagte einer von unsern Gefährten zu ihm: das ist Saadi selbst, nach dem du gefragt hast.

Der Knabe kam eilend gelaufen, stellte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir an und wünschte, daß er mich doch eher gesannt hätte, und sprach: warum hast du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen, ich bin Saadi, damit ich dir gebührende Ehre nach meinem Vermögen anthun und meine Dienste vor deinen Füßen demüthigen könnten. Aber ich antwortete: indem ich dich ansah, konnte ich das Wort, ich bin's, nicht aus mir bringen, mein Herz wrach auf gegen dir als eine Rose, die zu blühen beginnt. Er sprach ferner, es sey denn nicht möglich wäre, daß ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte; aber ich antwortete: es kann nicht seyn: denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen großen Bergen fahren, wir aber gefahr, auch vermuthet nur eine Hölle in der Welt zu haben und daselbst zu verweilen. Und als er mir darauf etwas betrübt verkam, sprach ich: warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und erbaulicher leben könnte. Er antwortete: da sind zwar viel schöne und anmuthige Bilder, es ist aber auch kostbar und schlüpfrig in der Stadt, daß auch wohl Elephanten gleiten und fallen könnten; und so wär' auch ich bei Anschauung vieler Exempel, nicht auf festem Fuße bleiben. Als wir so gesprochen, stützten wir uns darauf Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr was der Dichter sagt: Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel

alem: Wange die ſich an Wange drückt wird vor Luſt und Leben roth; die andere hingegen iſt bleich, wie Kummer und Krankheit.“

An einem andern Orte erzählt derſelbige Dichter: „In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling meines Gleichen aufrichtige beſtändige Freundſchaft. Sein Anblick war meinen Augen die Himmelsbraun, wohin wir uns, im Beten, als zu einem Magnet wenden. Seine Geſellſchaft war von meines ganzen Lebens Wandel und Handel der beſte Gewinn. Ich halte dafür, daß keiner unter den Menſchen (unter den Engeln möchte es allenfalls ſeyn) auf der Welt geweſen, der ſich ihm hätte vergleichen können an Gehalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich ſolcher Freundſchaft genoſſen, das ich es verredet und es däucht mir unnöthig zu ſeyn, nach ſeinem Tode meine Liebe einem andern zuzuwenden. Ohngefähr verlebt ſein Fuß in die Schlinge ſeines Verhängniſſes, daß er ſchleunigſt ins Grab mußte. Ich habe eine gute Zeit auf ſeinem Grabe als ein Wächter geſeſſen und gelegen, und gar viele Trauerlieder über ſeinen Tod und unſer Scheiden aufgeſprochen, welche mir und andern noch immer rühren bleiben.“

Buch der Parabeln. Obgleich die weſtlichen Nationen vom Reichthum des Orients ſich vieles zugeeignet, ſo wird ſich doch hier noch manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir Folgendes eröffnen.

Die Parabeln ſowohl als andere Dichtarten des Orients, die ſich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verſchiedene Rubriken nicht unſchicklich eintheilen: in ethiſche, moraliſche und aſcetiſche. Die erſten enthalten Ereigniſſe und Anekdoten, die ſich auf den Menſchen überhaupt und ſeine Zuſtände beziehen, ohne daß daher ausgeſprochen werde, was gut oder böſe ſey. Dieſes aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgeſetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte endlich fügt noch eine entſchiedene Nöthigung hinzu: die ſittliche Anregung wird Gebot und Geſetz. Dieſen läßt ſich eine vierte anfügen: ſie ſtellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforſchlichen unbegreiflichen Rathſchlüſſen Gottes hervorgehen; ſie beten und beſtätigen den ewigen ſchen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß niemand ſeinem einmal beſtimmten Looſe ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die myſtiſche nennen müßte: ſie treibe den Menſchen aus dem vorbergehenden Zuſtand, der noch immer ängſtlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott ſchon in dieſem Leben und zur vorläufigen Erlangung derjenigen Güter, deren allenfallſiger Verluſt uns ſchmerzen könnte. Contert man die verſchiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darſtellungen des Orients, ſo hat man ſchon viel gewonnen, indem man ſich ſonſt in Vermiſchung derſelben immer gehindert fühlt, bald eine Anwendung ſucht, wo keine iſt, dann aber eine tiefer liegende Bedeutung überſieht. Auffallende Beiſpiele ſämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln intereſſant und lehrreich machen. Wollten die von uns dießmal vorgetragenen zu nehmen ſeyn möchten, wird dem einſichtigen Leſer überlaſſen.

Buch des Parſen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert, die ſo abſtract ſcheinende und doch ſo practiſch eingreifende Sonn- und Feuer-Verehrung in ihrem ganzen Umfange dichteriſch darzuſtellen, wozu der herrlichſte Stoff ſich anbietet. Möge ihm gelyhnt ſeyn, das Verſäumte glücklich nachzuholen.

Buch des Paradieſes. Auch dieſe Region des mahometaniſchen Glaubens hat noch viele wunderſchöne Plätze. Paradieſe im Paradieſe, daß man ſich daſelbſt gern erzehen, gern anſiedeln möchte. Sitten und Ernſt verbindungen ſich hier ſo lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Ahnung zum Höheren und Höchſten zu gelangen. Und was ſollte den Dichter hindern, Mahomets Wunderreich in beſſeren und ſich durch alle Himmel zu ſchwingen? warum ſollte er nicht ehrfurchtsvoll ſeine heilige Nacht feiern, wo der Koran vollſtändig dem Propheten von oberher gebracht ward? Hier iſt noch gar manches zu gewinnen.

Alt-Teſtamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der ſüßen Hoffnung geſchmeichelt, ſowohl für den Divan als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenannt und unabgeführt, in zahlloſen Blättern vor mir liegen; und da finde ich denn einen Aufſatz, vor fünfundzwanzig Jahren aufgeſetzt, auf noch ältere Papiere und Statuten ſich beziehend.

Aus meinen biographiſchen Verſuchen werden ſich Freunde wohl erinnern, daß ich dem erſten Buch Moſis viel Zeit und Aufmerkſamkeit gewidmet, und manchen ſonntäglichen Tag entlang in den Paradieſen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden hiſtoriſchen Schriften war Neigung und Fleiß zugewendet. Die vier letzten Bücher Moſis nöthigten zu gründlichen Bemühungen, und nachſtehender Aufſatz enthält die wunderlichen Reſultate derſelben. Mag ihm nun an dieſer Stelle ein Platz gegönnt ſeyn. Denn wie alle unſere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt worden, ſo kehren wir immer zu denſelben zurück, als den ernſtlichſten, obgleich die und da getrübten, in die Erde ſich verbergenden, ſodann aber rein und friſch wieder hervorſpringenden Quellwaſſern.

Iſrael in der Wüſte.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph.“ Wie dem Herrſcher, ſo auch dem Volke war das Andenken ſeines Wohlthäters verſchwunden, den Iſraeliten ſelbſt ſchienen die Namen ihrer Ureltern nur wie all verklungene Klänge von weitem zu tönen. Seit vierhundert Jahren hatte ſich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Verſprechen, ihrem großen Ahnherrn von Gott unter ſo vielen Unwahrſcheinlichkeiten gethan, iſt erfüllt; allein was hilft es ihnen: Gerade dieſe große Zahl macht ſie den Hauptlinwohnern des Landes verdächtig. Man ſucht ſie zu ennäten, zu ängſtigen, zu beläſtigen, zu verringern, und ſo ſehr ſich auch ihre hartnäckige

Natur dagegen wehrt, ſo ſehen ſie doch ihr ganzes Verderben wohl voraus, als man ſie, ein bisheriges freies Hirtenvolk, nöthigte, in und an ihren Gränzen mit eigenen Händen feſte Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für ſie beſtimmt ſind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch ſonderbar, ja unglücklich redigirte Bücher mühſam durcharbeiten: was wird uns denn als Grund, als Urſtoff von den vier letzten Büchern Moſis übrig bleiben, da wir manches dabei zu erinnern, manches daraus zu entfernen für nöthig finden?

Das eigentliche, einzige und tiefſte Thema der Welt- und Menſchengeſchichte, dem alle übrigen untergeordnet ſind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrſcht, unter welcher Geſtalt er auch wolle, ſind glänzend, hervorbringend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es ſey, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn ſie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen ſollten, verſchwinden vor der Nachwelt, will ſich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Moſis haben, wenn uns das erſte den Triumph des Glaubens darſtellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinſtliche Weiſe, den Glauben, der ſich aber freilich auch nicht in ſeiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht beſtreitet und bekämpft, jedoch ſich ihm zum Schritt zu Schritt in den Weg ſchiebt, und oft durch Wohlthaten, öfter aber noch durch grauliche Strafen nicht abhält, nicht aufgereizt, ſondern nur augenblicklich beſchwichtigt wird, und deßhalb ſeinen ſchleichenden Gang hergeſtalt immer fortſetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichſten Verheißungen eines zuverläſſigen Nationalgottes unternommenes Geſchäft gleich zu ſeinem Anfange zu ſcheitern droht, und auch nirgends in ſeiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

Wenn uns das Ungenießbare dieſes Inhalts, der, wenigſtens für den erſten Anblick, verwerfenswerth ſcheinen möchte, durch allgemeine Grundſätze unſchädlich und vortheilhaft macht, ſo werden dieſe Bücher durch eine höchſt traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenießbar. Den Gang der Geſchichte ſehen wir überall getrennt durch eingeſchaltete zahlloſe Geſetze, von denen größtem Theil man die eigentliche Urſache und Abſicht nicht einſehen kann, wenigſtens nicht, warum ſie in dem Augenblick gegeben werden, oder, wenn ſie ſpäterer Urſprung ſind, warum ſie hier angeführt und eingeſchaltet werden. Man ſieht nicht ein, warum bei einem ſo ungeheuren Feldzuge, dem etwelche ſo viel im Wege ſtand, man ſich recht anſtändig und ſittlich verhält, das religiöſe Ceremonien-Gerüſt ja vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erſchwert werden muß. Man begreift nicht, warum Geſetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewiſſen ſchweben, zu einer Zeit ausgeſprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf ſeinen Füßen ſtehen ſollte, ſich wiederholt auf Angeſicht wirft, um Gnaden und Strafen von Angeſicht zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, ſo daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in dieſem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, ſorgfältig zu ſondern, was eigentliche Erzählung iſt, es mochte nun für Hiſtorie, für Fabel, oder für beides zuſammen, für Poeſie gelten. Ich ſonderte dieſes von dem, was gelehrt und geordnet wird. Unter dem erſten verſtehe ich das, was allen Ländern, allen ſittlichen Menſchen gemäß ſeyn würde, und unter dem zweiten, was das Volk Iſrael beſonders angeht und verbindet. Zu wiederholten Malen hab ich gewagt, was ich ſelbſt kaum zu beurtheilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Stellen nochmals vorzunehmen, ſondern was ich hiernach aufzuſtellen gedenke, aus früheren und ſpäteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zuſammentrage. Zwei Dinge ſind es daher, auf die ich die Aufmerkſamkeit meiner Leſer zu richten wünſchte. Erſtlich auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieſes wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der anfangs nicht in dem günſtigſten Lichte erſcheint, und zweitens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, ſondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, deſſen Betragen wir zuerſt tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher iſt als die Halsſtarrigkeit eines Volks, gerettet und beinah in ſeiner früheren Reinheit wieder hergeſtellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerſt des iſraelitiſchen Volkes in Aegypten, an ſeinen bedrängten Zuſtand, die ſpäteſte Nachwelt aufgerufen iſt Theil zu nehmen. Unter dieſen Geſichtspunkt, auf den gemeinſamen Stammen Levi, tritt ein gewaltſamer Mann hervor; lebhaften Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denſelben. Würdig ſeiner grimmigen Abnherren erſcheint er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter ſind mörderiſche Waffen, meine Seele komme nicht in ihren Rath und meine Ehre ſey nicht in ihrer Verſammlung! denn in ihrem Zorn haben ſie den Mann ermördet und in ihrem Muthwillen haben ſie den Ochſen verderbt! Verflucht ſey ihr Zorn, daß er ſo heftig iſt, und ihr Grimm, daß er ſo bösartig iſt! Ich will ſie zerſtreuen in Jakob und zerſtreuen in Iſrael.“

Völlig nun in ſolchem Sinne thätig ſich Moſes an. Den Aegypter, der einen Iſraeliten mißhandelt, erſchlägt er heimlich. Sein patriotiſcher Menſchenzorn wird entdeckt und er muß entfliehen. Wer eine ſolche Handlung begehend, ſich als bloßen Naturmenſchen darſtellt, nach deſſen Erziehung hat man nicht Urſache zu fragen. Er ſey von einer Fürſtin als Knabe begünſtigt, er ſey am Hofe erzogen worden; nichts hat auf ihn gewirkt: er iſt ein trefflicher, harter Mann geworden, aber unter allen Verhältniſſen roh geblieben. Und als einen ſolchen kräftigen, kurz gebundenen, verſchloſſenen, der Mittheilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine ehrne Kauſt erwirbt ihm die Neigung eines midianitiſchen Fürſtenpriefters, der ihn folglich mit ſeiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüſte kennen, wo er künftig in den geſchwerlichen Aemter eines Heerführers auftreten ſoll.

Und nun laſſet uns vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiten werfen, unter welchen ſich Moſes gegenwärtig befindet. Wir haben ſie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle

nomadiſirten und handelnden Völker, durch mannigfaltige Beſchäftigung ſeiner Stämme, durch eine bewegliche Andordnung, noch größer erſcheint als es iſt. Wie führen die Midianiten am Berge Horeb, an der weſtlichen Seite des kleinen Meerbuſens und ſchaun bis gegen Moab und den Arnon. Eben jetzt fanden wir ſie als Handelsleute, die ſelbſt durch Canaan caravanenweis nach Aegypten ziehn.

Unter einem ſolchen gebildeten Volke lebt nun mehr Moſes, aber auch als ein abgeſonderter, verſchloſſener Hirte. In dem traurigſten Zuſtande, in welchem ein trefflicher Mann ſich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, blos nach Brot ſtrebt, ſieht im Geiſte beſchäftigt mit dem Stockfalen ſeines Volks, immer zu dem Gott ſeiner Väterorten gewendet, ängſtlich die Verdammung fühlend, aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu ſeyn, dem gegenwärtig das Vaterland ſeines Volks iſt. In ſchwach durch ſeine Faulſt in dieſem großen Anlagen zu wirken, um ihn entwürfe, unſelbſtändig zu jeder Unternehmung, zu einem, die Perſönlichkeit vorausſetzenden, zuſammenhangenden mündlichen Vortrag. Kein Wunder wär' es, wenn in ſolchem Zuſtande eine ſo ſtarke Natur ſich ſelbſt verzehrte.

Einigen Troſt kann ihm in dieſer Lage die Verbindung geben, die ihm, durch ihn und wie der jetzige Caravanen, mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entſchließt er ſich zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, ſein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke auf Höchſte gediehen ſey. Jetzt hörten es beide Brüder wagen, ſich als Abgeſandten vor den König zu ſtellen. Allein dieſer ſcheint ſich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menſchen, die ſich ſeit Jahrhunderten in ſeinem Lande, aus einem Hirtenvolk, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künſten gebildet, ſich mit ſeinen Unterthanen vermiſcht haben, und deren anſehnliche Maſſe wenigſtens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Feſten, frohnweis wohl zu gebrauchen iſt, nunmehr ſo leicht wieder von ſich, und in ihre alte Selbſtſtändigkeit zurücklaſſen.

Das Geſuch wird alſo abgewieſen, und, bei einbrechenden Landplagen, immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger verſagt. Aber das aufgeregte hebräiſche Volk, in Anſicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbſtbeherrſchung, erfüllt ſeine weiteren Pflichten. Unter dem Schein eines allgemeinen Feſtes leiht man Gold- und Silbergeſchirre den Nachbarn ab, und in dem Augenblick, da der Tempore den Pharaonen mit barmloſen Gaſtmalen beſchäftigt glaubt, wird eine ungeheure ſtillſchweigende Beute unternommen; der Fremde erwerbet den Eingeborenen, der Gaſt den Wirth, und, ordnet durch eine grauſame Politik, erſcheint man nur den Peſtgenoſſen, um, in einem Lande, wo die Peſtilenz ſo viele Rechte geweicht, den Eigennutz der Nachgeborenen zu beſchäftigen, und der ausgeblieblichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunſtgriff gelingt. man läßt die Mörder auf, anſtatt ſie zu beſtrafen.

Nur ſoll verſammelt der König ſein Heer, aber die den Israeliten ſonſt ſo fürchterlichen Reiter und Streitwagen ſtreiten auf einem ſumpfigen Boden einen unglücklichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab; wahrſcheinlich mit demſelben entſchloſſenen, rührenden Haufen, der ſich bei dem Rückzug des allgemeinen Meeres ſchon vorgethan, und den wir in der Folge an ſeinen grauſamen Thaten wieder zu erkennen und zu begreifen, nicht verfehlen dürfen.

Ein ſo zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüſtetes Heeres- und Volksing konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheißung wählen; der erſte am Meere her, über Gaza, war kein Caravanenweg und mochte, wegen der wohlgerüſteten, kriegeriſchen Einwohner, gefährlich werden; der zweite, obgleich weiter, ſchien mehr Sicherheit und mehr Vortheile anzubieten. Es ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai, von hier an konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erſte, die unmittelbar zum Ziele führte, ging ſich am kleinen Meerbuſen hin durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweite, aber durch die Wüſte, wird auf Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen erſten Weg hatte ſich Moſes wahrſcheinlich vorgenommen, den zweiten hingegen einzuſchlagen ſcheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu ſeyn, wie wir zunächſt wahrſcheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düſteren Stimmung geſprochen haben, in die und die Darſtellung der bisher zum Gegenſtande äußeren Umſtände verſetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glänzend, auf welchen Abraham von ſeinem Gott hingewieſen worden, verliert nicht mehr ſein aethereſ Gepräge über uns und; anſtatt jenen heiteren Himmelsſchauern zu gleichen, beweiſt ſich ein unglückbares Volk, mißmuthig in einer traurigen Wüſte. Nur erhebliche Phänomene ſind vorgekommen, nur Erſcheinungen erſchienen an allen Orten und Enden. Der Herr, der auf einem verwunden Berge Moſen berufen hatte, ſteht nun vor der Maſſe her, in einem rothen Glutthonſäule, den man Tags für eine Wolkenſäule, Nachts als ein Feuermeteor anſprechen kann. Aus dem nun wölkten Gipfel Sinai's ſprechen Blitz und Donner, und der gering ſymmetrien Bergſtein brennen Flammen aus dem Boden und vergiften die Luden des Lagers. Speiſe und Trank ermangeln immer auf's neue, und der unmündige Volksmunſch noch Aechter wird nur empfindlicher, je weniger ihn Führer ſich erfindlich zu helfen weiß.

Schon jetzt, da noch der Herrſcher an den Sinai gelangt, kommt Jethro ſeinem Schwiegerſohn entgegen, bringt ihm Frau und Kinder, die vor Zeit der Mord im Vaterzelte verwaiſet gewieſen, und bewirkt ſich als einen klugen Mann. Ein Volk war die Midianiter, das frei ſeiner Bedürfniſſe nachzieht, und ſeine Kräfte in Uebung ſtimmung nachgeht, und ſeiner Kräfte in Uebung zu ſeinen Gelegenheit findet, muß geneigter ſeyn als ein ſolches, das unter fremdem Joche in ewigem Widerſtreit mit ſich ſelbſt und den Umſtänden lebt; und wie viel höherer Anſichten mußte der Führer jenes Volks ſich ſeyn, als ein gebildeter mann, in ſich ſelbſt verſchiedener, ſtarkbegabter Mann, der ſich zwar zum Thun und Herrſchen geboren fühlt, dem aber die Natur zu ſolchem großherrlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat.

Moſes konnte ſich in dem Begriff nicht erfreuen, daß ein Herrſcher nicht überall gegenwärtig ſeyn, daß ein Herrſcher nicht überall gegenwärtig ſeyn, nicht alles ſelbſt thun müſſe; im Gegentheil mußte

er sich durch verschiedene Mittel seine Amtsführung höchst sauer und beschwerlich. Jethro sieht ihm erst darüber Licht, und bittet ihn das Volk organisiren und Unter-Obrigkeiten bestellen; wornach er freylich selbst hätte fallen sollen.

Allein nicht blos das Volk seines Schwähers und der Israeliten mag Jethro bedacht, sondern auch sein eigenes und der Midianiten Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moses, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter seine Diener, unter seine Knechte noch vor kurzem gezählt, nun entgegen, an der Spitze einer großen Volksmasse, die, ihren alten Sitz verlassend, neuen Boden aufsucht und überall, wo sie sich niederlässt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun kennete dem einsichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächste Weg der Kinder Israel durch die Besitzungen der Midianiter gehe, daß dieser Zug überall den Heerden seines Volkes verderblich, seinen Ansiedelungen verderblich werden, ja auf diesen schon wohleingerichteten Stätte treffen würde. Die Grundsätze eines dergestalt auswandernden Volks sind kein Geheimniß, sie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es geht nicht ohne Widerstand, und in jedem Widerstand sieht es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt ist ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick, um das Schicksal zu übersehen, dem die Völker ausgesetzt seyn würden, über die sich eine solche Heuschrecken-Wolke verbreitete. Hierauf sieht nun die Verwahrung zunächst hervor, daß Jethro seinem Schwiegersohne den Abzug gestatten und seinen Weg verleihen, und ihn begleiten zu dem Ort, wo er durch die Wüste bevor; welche Ansicht dadurch mehr bestätigt wird, daß Hobab nicht von der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihm den anderen ihnen Weg einschlagen sieht, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnsitzen der Midianiter desto sicherer abzuziehen.

Vom Aufbruche aus Sinaiten an vernehmt erst im vierzehnten Monat, gezählt der Ausfuhr von dem wir sprechen. Das Volk verschiedene unterwegs einen Ort, wo es wegen Lüsternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüstgräber, dann gegen sie am Hazeroth, und lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg wird unbegreiflich. Sie waren nun schon nah an dem Ziel ihrer Reise, nur Land trennen das Gebirg entgegen, welches das Land Canaan von der Wüste getrennt wird. Man beschloß, Kundschafter aufzusuchen und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierin fanden die Vorsichtigen zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Unüberwindlichkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt und der Weltverlust von Glauben und Unglauben regnete aufs neue.

Unglücklicher Weise hatte Moses noch weniger Zeitverlust als Begebenheiten. Indem während des Streites gegen die Amalekiter Josua an den Berg, um zu retten, mittlerweile Jethro an der Spitze des Heers den Jarmuk hin und wieder schwankenden Sieg endlich dem Josua angewann. Nun zu Kades gefund man sich wieder in einer unerfreulichen Lage. Josua und Kaleb, die bey dergleichen unter den zwölf Kundschaftern standen Angriff, suchen auf, ertrauen sich, das Land zu gewinnen. Indessen wird durch übertriebene Beschreibung von bewaffneten Riesen-Gestalten den allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verzagte Heer weigert sich hinauf zu rücken, Moses weiß sich wieder nicht zu helfen, erst fordert er sie auf, dann scheint auch ihm ein Angriff von dieser Seite gefährlich. Er schlägt vor nach Osten zu ziehen. Hier wendet nun einem dritten Theil des Heeres gar zu unwürdig scheinen, sich einen ernsthaften, mühsam verfolgten Punkt, auf diesem erlernten Punkt, aufzugeben. Sie weigern sich zusammen und zanken wirklich das Gebirg hinauf. Moses aber bleibt zurück, das Heiligthum setzt sich nicht in Bewegung, daher kommt es weder Josua noch Kaleb sich an die Spitze der Kämpfenden zu stellen. Genug! der nicht unternehmungslustige, eigensinnige Vortrab wird geschlagen, Unordnung vermehrt sich. Der so oft schon aufgeregte Unmuth des Volks, die mehreren Meuterreien, an denen sogar Aaron und Miriam Theil genommen, brechen aufs neue desto heftiger aus, und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moses seinem ersten Beruf gewachsen war. Es ist sogar an sich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Kalebs unwiderruflich bestätigt, daß an dieser Stelle mehrere Tausende gewesen und Land Canaan einnehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern und sich dadurch einen Platz, Sitze und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verschaffen. Welcher Rathheit mußte bey einem unzähligen Volk entspringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz unbilligenden, aber doch nicht ganz verständigen vorgeschlagenen Plan auf einmal so freventlich aufgeben wollte.

Das zweite Jahr, von dem Ausgang aus Aegypten an gerechnet, war noch nicht vorüber und man hätte sich vor Ende desselben, ehestens noch immer spät genug, im Besitz des südlichen Theils des verheißenen Landes gesehen; allein die Bewohner, aufmerksam, hatten den Riegel vorgeschoben, und wohin nun sich wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun sollte man wieder abwärts ziehen um jenen Weg endlich einzuschlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen sollen. Allein gerade hier in Osten lag das von Georgen umgrenzte Land Edom vor, man wollte sich einen Durchzug erbitten, die klugen Ebomiter schlugen ihn rund ab. Eine durchzuschlagen war nicht räthlich, man mußte sich also zu einem Umweg, der dem man die ebomitischen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reise in Gemächlichkeit fort. Sie kamen von Station, denn es war ohne Schwierigkeit von Stationen, Oboth, Jiim, um zuletzt nur wenige Stationen, Oboth, Jiim, um an den Bach Sared, den ersten der seine Wasser ins todte Meer ergießt, und ferner an den Arnon zu gelangen. Indessen war Miriam verschieden. Aaron verschwunden, kurz nachdem sie sich gegen Moisen aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging alles noch glücklicher wie vorher. Das Volk sah sich zum zweiten Male nah an Sitze seiner Wünsche, in einer Gegend die wenig Hindernisse entgegensetzte; hier konnte man in Masse verdrängen, und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verjagen und vertreiben. Man schritt weiter vor, und so wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren schönsten Besitzungen angegriffen, ja die ersten sogar, weil Jethro vorzüglich angemerkt gedeutet verstiegt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einiger ungeheuren Stämme

Ansiedelung erlaubt, unterdessen man abermals auf bergesamte Weise, Gesetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überschreiten pflegte. Unter diesen Verhandlungen verschwand Moses selbst, wie Aaron verschwunden war, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht Josua und Kaleb die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen, und ihn so wie den Unglücklichen, die er voranzugehen, nachzufolgen für gut gefunden hätten, um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordanufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, daß sie und den Zusammenhang einer wichtigen Unternehmung so rasch als consequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beifall schenken, weil sie jenem Herrezug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müßten daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben, und dieß kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Ortsfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Caravane zu einem solchen Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen und zugleich, was und in diesem besonderen Falle überliefert ist, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meer bis an den Sinai, wir lassen ferner alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf sich beruhen, und bemerken nur, daß die große Volksmasse am zwanzigsten Tage des zweiten Monats, im zweiten Jahr der Auswanderung aus Aegypten, vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die eine belabene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit, um jedesmal herauszukommen, genugsame Rasttage, man setze andern Aufenthalt genug, sie konnten auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich, nach gefaßtem aufgeklärtem Kriegsbeschluß, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit als man will, so wird man sie nicht wohl über dreißig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter schlagen den Durchzug rein ab, und für Israel war es durchaus räthlich in einer so gefährlichen Lage lange zu verweilen; denn wenn die Cananiter mit den Edomitern einverstanden, jene von Norden, diese von Osten, aus ihren Gebirgen hervorgedrungen wären, so hätte Israel einen schlimmen Stand gehabt.

Nun macht hier die Geschichterzählung eine Pause, sondern der Entschluß wird gleich gefaßt um das Gebirge Ehrem herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Ehrem, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchem sie den Tod Aarons betrauert, hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweiten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu den Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollten. Wo kommen aber denn die übrigen achtundreißig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viel Mühe gemacht, so wie die einundvierzig Stationen, unter denen sunfzehn sind, von welchen die Geschichterzählung nichts meldet, die aber, in den Verzeichnissen eingeschaltet, den Geographen viel Pein verursacht haben. Man stehen die eingeschobenen Stationen mit den überschüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältniß; denn sechzehn Orte, von denen man nichts weiß, und achtundreißig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Wir setzen die Stationen der Geschichterzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichnisses entgegen, wo man dann die leeren Orts-Namen sehr wohl von denen unterscheiden wird, welchen ein bestimmter Gehalt inwohnt.

Stationen der Kinder Israel in der Wüste.

Geschichterzählung nach dem II. III. IV. V. Buch Mos.	Stationen-Verzeichniß nach dem IV. Buch Mose 33. Capitel.
	Ramsfes.
	Sukoth.
	Etham.
	Hahiroth.
Hahiroth.	Migdol.
	durchs Meer.
Mara, Wüste Sur.	Mara, Wüste Etham.
Elim.	Elim. 12 Brunnen.
	Am Meer.
Wüste Sin.	Wüste Sin.
	Daphka.
	Alus.
Raphidim.	Raphidim.
Wüste Sinai.	Wüste Sinai.
Lustgräber.	Lustgräber.
Hazeroth.	Hazeroth.
	Rithma.
Kades in Paran.	Rimmon Parez.
	Libna.
	Risa.
	Kehelata.
	Gebirg Sapher.
	Harada.
	Makheloth.
	Tahath.
	Tharah.
	Mithka.
	Hasmona.
	Moseroth.
	Bnejaakan.
	Horgidad.
	Jathbatha.
	Abrona.
	Ezeongaber.
Kades, Wüste Zin.	Kades, Wüste Zin.
Berg Hor, Gränze Edom.	Berg Hor, Gränze Edom.
	Zalmona.
	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Jim.

	Diben Gad.
	Almon Diblathaim.
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim, Nebo.
Dod Saret.	
Arnon diesſeits.	
Mathana.	
Nahaliel.	
Kamerit.	
Berg Pisga.	
Jahzah.	
Hebron.	
Siban.	
Balak.	
Gebirg der Moabiter am Jordan.	Gebirg der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müſſen, iſt, daß uns die Geſchichte gleich von Haſeroth nach Kades führt, das Verzeichniß aber hinter Haſeroth das Kades ausläßt und es erſt nach der eingeſchobenen Kameraderie hinter Eyeongaber auffährt, und dadurch die Wüſte Zin mit dem kleinen Arm des arabiſchen Meerbuſens mit dem kleinen Arm des arabiſchen Meerbuſens in Berührung bringt. Hiermit ſind die Ausleger höchſt irre geworden, indem einige zwei Kades annehmen, welche letztere Meinung wohl keinen Zweifel zuläßt.

Die Geſchichterzählung, wie wir ſie ſorgfältig von allen Einſchiebſeln getrennt haben, ſpricht von einem Kades in der Wüſte Paran, und gleich darauf von einem Kades in der Wüſte Zin; von dem erſten werden die Botſchafter ausgeſchickt und von dem zweiten zieht die ganze Maſſe weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht nun ſelbſt hervor, daß es ein und eben derſelbe Ort iſt; denn der vorgedachte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeſchlagenen Verſuchs von dieſer Seite in das Land Canaan einzudringen, und ſo viel iſt noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüſten an einander ſtoßen, Zin nördlicher, Paran ſüdlicher lag, und Kades in einer Oaſe als Raſtplatz zwiſchen beiden Wüſten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen, ſich zwei Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit geweſen wäre, die Kinder Iſrael lange genug in der Wüſte herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur Ein Kades annehmen und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeſchalteten Stationen Rechenſchaft geben wollen, ſind noch übler dran, beſonders wollen ſie, wenn ſie den Zug auf der Oberfläche darſtellen wollen, ſich nicht wunderlich genug zu gebärden, um das Unmögliche anſchaulich zu machen. Denn freilich iſt das Auge ein beſſerer Richter des Unſichtbaren, als der innere Sinn. Sanſon ſchreibt die vierzehn unächten Stationen zwiſchen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zuſtand auf ſeine Charte zeichnen, und doch verräth jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke die nicht einmal hinreicht, daß ſich ein ſolcher ungeheurer Hornwurm in Bewegung ſetzen könnte.

Wie verdirbt und verbaut man nicht dieſe Stelle ſtets, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortſchaften, doch mit Namen bezeichnete Anhöhe findet! Welcher Vortheil für den Heerführer und ſein Volk! Dieſer Kenntniß der innern Wüſte aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Eyeongaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er ſie doch bringen muß, unglücklicherweiſe gar keine; er legt daher einige feſtſame und feloſt in jener Liſte nicht genannte Städte dem reiſenden Volk in den Weg, ſo wie man ehemals die geographiſche Lerrheit mit Citronen zuckerte. Calmet ſucht ſich aus der Noth, durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, legt einen Theil der überflüſſigen Orte gegen das mittelländiſche Meer zu, macht Hagerroth und Moſeroth zu Einem Orte, und bringt, durch die ſeltſamſten Irrſprünge, ſeine Leute endlich an den Arnon. Wells, der zwei Kades annimmt, verzehrt die Tage bei Landes über die maaßen. Bei Rollin tanzt die Caravane eine Polonaiſe, wodurch ſie wieder ans rothe Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Ja iſt nicht möglich weniger Einbildungskraft, Aufmerkſamkeit, Genauigkeit und Verſtand zu zeigen, als dieſe frommen, wohlunterrichteten Männer.

Die Sache aber aufs genauſte betrachtet, wird es höchſt wahrſcheinlich, daß das überflüſſige Stationen-Verzeichniß zu Rettung der proſelytiſchen vierzig Jahre eingeſchoben worden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unſerer Erzählung gewöhnlich folgen, ſteht: daß das Volk, da es von den Canaanitern geſchlagen und über der Durchzug durch Land Edom verſagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeer, gegen Eyeongaber, der Edomiter zum Schilfmeer, gegen Eyeongaber, der Edomiter Land umzogen. Daraus iſt der Irrthum entſtanden, daß ſie wirklich am Schilfmeer nach Eyeongaber, das wahrſcheinlich damals noch nicht exiſtirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße ſpricht, ſo wie man ſagt, der Fuhrmann führt die Leipziger Straße, ohne daß er deshalb nothwendig nach Leipzig fahren müßte. Haben wir nun die überflüſſigen Stationen bei Seite gebracht, ſo möchte es uns ja wohl auch mit den überflüſſigen Jahren gelingen. Wir wiſſen, daß die altteſtamentliſche Chronologie künſtlich iſt, daß ſich die unbeſtimmten Jahren aufbläſen läßt und daß alſo dieſe unbeſtimmten Epochen herausbringen, manche bisherige Zahlen müßten verändert werden ſeyn. Und wo ließen ſich ſechs bis achtundvierzig Jahre, die etwa in einem Cyclus fehlten, bequemer einſchieben, als in jene Epoche, die ſo ſehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüſten unbekannten Flecke ſollte zugebracht worden ſeyn.

Ohne daher an der Chronologie, das ſchwierigſte aller Studien, nur irgend zu rühren, ſo wollen wir den poetiſchen Theil derſelben hier zu Gunſten unſerer Hypotheſe näherlich in Betracht ziehen.

Weiterer runde, heilig, ſymboliſch, poetiſch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel ſo wie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben ſcheint dem Schaffen, Würken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beſchauen, Erwarten, vorzüglich aber der Abſonderung geweihet zu ſeyn. Die Sündflut, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen ſollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewäſſer abgelaufen und ſo lange noch hält Noah den Schalter der Arche verſchloſſen. Gleiche Zeit verweilt Moſes zweimal auf Sinai, abgeſondert von dem Volke; die Kundſchafter bleiben eben ſo lange in Canaan.

und ſo ſoll denn auch das ganze Volk durch ſo viel mühſelige Jahre abgeſondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum beſtätigt und geheiligt haben. Ja im neue Teſtament geht die Bedeutung dieſer Zahl in ihrem vollen Werth hindurch; Chriſtus bleibt vierzig Tage in der Wüſte um den Verſucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen die Wanderung der Kinder Iſrael vom Sinai bis an den Jordan in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hierbei ſchon viel zu viel auf ein ſchwankendes, unwahrſcheinliches Retardiren Möglichſt genommen; hätten wir uns ſo vieler fruchtloſer Jahre, ſo vieler unfruchtbarer Stationen entledigt, ſo würde ſogleich der große Heerführer, gegen das was wir an ihm zu erinnern gehabt, in ſeinem ganzen Werthe wieder hergeſtellt. Auch würde die Art wie in dieſen Büchern Gott erſcheint uns nicht mehr ſo drückend ſeyn als bisher, wo er ſich durchaus grauenvoll und ſchrecklich erzeigt; da ſchon im Buch Joſua und der Richter, ſogar auch weiter hin, ein reineres patriarchaliſches Weſen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erſcheint, wenn und der Gott Moſis eine Zeitlang mit Grauen und Abſcheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären ſprechen wir aus; wie der Mann ſo auch ſein Gott. Daher alſo von dem Charakter Moſis noch einige Schlußworte!

Ihr habt, rufte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu großer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenſchaften abgeſprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden, die Eigenſchaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er ſich zu einem ſo wichtigen Beruf? Was gibt ihm die Kühnheit, ſich trotz innerer und äußerer Unpaſſ, zu einem ſolchen Geſchäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Hauptforderniſſe, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit abſprecht? Hierauf laſſe man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geſchick zu dieſem oder jenem machen eigentlich den Mann der That, die Perſönlichkeit iſt's, von der in ſolchen Fällen alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Perſönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können ſich zum Charakter geſellen, er geſellt ſich ihnen zu ihnen; denn ihm iſt Alles entbehrlich außer er ſelbſt. Und ſo geſtatten wir gern, daß uns die Perſönlichkeit Moſis, von dem erſten Mutterleibe an, durch alle Gränzbeſtimmungen durch, bis zum Verſchwinden, ein höchſt bedeutendes und würdiges Bild biete, von einem Manne, der durch ſeine Natur zum Größten getrieben iſt. Aber freilich wird ein ſolches Bild ganz entſtellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raſchen Thatmann, vierzig Jahre ohne Sinn und Rath, mit einer unordentlichen Volksmaſſe, auf einem ſo kleinen Raum, im Angeſicht ſeines großen Zieles, herumtaumeln ſehen. Blos durch die Verſchwendung des Maßs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böſe, was wir von ihm zu ſagen gewagt, wieder aufgehoben und ihm an ſeine rechte Stelle erhoben.

Und ſo bleibt uns nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unſere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geſchieht den heiligen Schriften, ſo wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir ſie mit kritiſchem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin ſie ſich widerſpricht, und wie oft das Urſprüngliche, Beſſere, durch nachherige Zuſätze, Einſchaltungen und Accommodationen verdeckt, ja entſtellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur deſto lebhafter und reiner hervor, und dieſer iſt es auch, nach welchem jedermann, der wüßt oder bewußtlos, dunkelt, hingreift, ſich daran erbaut und alles übrige, wo man wegwirft, doch fallen oder auf ſich beruhen läßt.

Summariſche Wiederholung.

Zweites Jahr des Zugs.

Verweilt am Sinai . . .	Monat	1	Tage 20
Reiſe bis Kades	—	1	— 5
Raſttage	—	1	— 5
Aufenthalt wegen Miriams Krankheit	—	1	— 7
Außenbleiben der Kundſchafter	—	1	— 10
Unterhandlung mit den Edomitern	—	1	— 30
Reiſe an den Arnon . . .	—	1	— 5
Raſttage	—	1	— 5
Trauer um Aaron . . .	—	1	10
		Tage	137

Zuſammen alſo ſechs Monate. Wovon deutlich erhellt, daß der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerſtand ſo viel man will, vor Ende des zweiten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die beiden Schriften urſprüngliche Zuſtände und die allmählige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen: Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueberlieferungen aufweiſen als wir ſelbſt hätten entdecken können; ſo ſiehen wir, was die neuere und neuſte Zeit angeht, die größten Vortheile aus Reiſebeſchreibungen und andern dergleichen Documenten, die uns mehrere, nach Oſten vorhergehende Weltalter, nicht ohne Mühſeligkeit, Genuß und Belehrung, nach Hauſe getragen und in heiterſter Belehrung mitarbeiten laſſen. Hieron berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchſt fremdartigen Gegenſtände zu betrachten, ſeit vielen Jahren beſchäftigt geweſen.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahlloſe Beſchreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren ſie über den eigentlichen Zuſtand des Orients mehr unſere Einbildungskraft, als daß ſie ihr zu Hülfe kämen. Die Einſeitigkeit der chriſtlich-feindlichen Anſicht beſchränkt uns durch ihre Beſtrebungen, die ſich in der neuern Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsceremonie durch ernſthafte Schriftſteller nach und nach kennen lernen. Indeſſen bleiben wir allen anſtrengſten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem

religiösen Entmischungs, ihrem kräftigen, narrnähnlichen Widerstreit gegen östliches Zudringen doch eigentlich Beschäftigung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig geworden.

Marco Polo.

Dieser vorzügliche Mann steht allerdings oben an. Seine Reise fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers höchst geschickt, das Gefühl des Unendlichen, Ungedeuteten in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des Kublai Chan, der, als Nachfolger von Dschengis, gränzenlose Landstreden beherrschte. Denn was soll man von einem Reiche und dessen Ausdehnung halten, wo es unter andern heißt: „Persien ist eine große Provinz, die aus neun Königreichen besteht;“ und noch einem solchen Maßstab wird alles übrige gemessen. So die Residenz, im Norden von China, unübersehbar; das Schloß des Chans, eine Stadt in der Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze und Massen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar; zu wundervollen Festmahlen jeder mit seiner Gattin berufen. Eben so ein Landaufenthalt. Einrichtung zu allem Vergnügen, besonders ein Heer von Jägern und eine Jagdlust in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigsten Gehülfen der Jagenden, zahllose Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr Geschenke austheilend und empfangen. Geld und Silber; Juwelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des Fürsten und seiner Begünstigten; indessen sich die übrigen Millionen von Unterthanen wechselseitig mit einer Scheinmünze auszuhelfen haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, so wissen wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden sofort Weisung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Lustorten. Alles nach Tagereisen gerechnet und nicht weniger.

Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach andern Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu beerdeneichen Gauen. Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gebräuchen und Sitten, und läßt uns zuletzt über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon unter uns liegen, Madagaskar, Java; unser Blick irrt auf wunderlich benannte Inseln, und doch läßt er uns überall von Menschengestalten und Sitten, von Landschaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren, so manche Besonderheit erkennen, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenn gleich vieles märchenhaft erscheinen möchte. Nur der weltunterrichtete Geograph könnte dies alles ordnen und bewähren. Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unsern ersten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

Johannes von Montevilla.

Dessen Reise beginnt im Jahre 1320 und ist uns die Beschreibung derselben als Gottsbuch, aber leider sehr umgestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu, daß er große Reisen gemacht, vieles gesehen und gut gesehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber nicht nur mit fremdem Lobe zu prahlen, sondern auch alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der lateinischen Ursprache, erst ins Niederdeutsche, sodann ins Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälschung im Namen. Auch der Uebersetzer erlaubt sich auszulassen und einzuschalten, wie unser Görres, in seiner verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher anzeigt, auf welche Weise Genuß und Nutzen an diesem bedeutenden Werke verkümmert worden.

Pietro della Valle.

Aus einem uralten römischen Geschlechte, das seinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte, ward Pietro della Valle geboren, im Jahre 1586, zu einer Zeit da die sämmtlichen Reiche Europens sich einer hohen geistigen Bildung erfreuten. In Italien tobte Tasso noch, obgleich in traurigem Zustande; doch wirkten seine Gebiete auf alle vorzüglicher Geister. Die Werkthätigkeit hatte sich so weit verbreitet, daß schon Improvisatoren hervortraten und kein junger Mann von freiern Gesinnungen das Talent entbehren durfte, sich irgendwie anzuschließen. Sprachstudium, Grammatik, Rede- und Stylkunst wurden gründlich behandelt, und so wuchs in allen diesen Vorzügen unser Jüngling sorgfältig geordnet heran.

Waffenübungen zu Fuß und zu Roß, die edle Fecht- und Reitkunst dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte und der damit innig verbundenen Charakterstärke. Das wüste Treiben früherer Kreuzzüge hatte sich nun zur Kriegskunst und zu ritterlichem Wesen herausgebildet, auch die Galanterie in sich aufgenommen. Wir sehen den Jüngling wie er mehrerer Talente, besonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchst unglücklich wird, als ihm die eine, die er sich angetraut, mit der er sich ernstlich zu verbinden gedenkt, hintansetzt und einem Unwürdigen sich hingiebt. Sein Schmerz ist gränzenlos und um sich Luft zu machen beschließt er, im Pilgerkleide, nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Constantinopel, wo sein adeliges, einnehmendes Wesen die beste Aufnahme gewinnt. Nach Art seiner früheren Studien wirft er sich gleich auf die orientalischen Sprachen, verschafft sich durch eine Neuerlichkeit der türkischen Literatur, Landesart und Sitten, und ordnet sich sodann, nicht ohne Bedauern seiner neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen ernsten Aufenthalt nimt er ebenfalls um die alterthümliche Welt und ihre Spuren in den neueren

auf das ernſtlichſte zu ſuchen und zu verfolgen: von Cairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Catharina zu verehren, und kehrt, wie von einer Luſtreiſe, zur Hauptſtadt Aegyptens zurück; gelangt, von da zum zweiten Male anreiſend, in ſechzehn Tagen nach Jeruſalem, wodurch das wahre Maß der Entfernung beider Städte ſich unſerer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er ſich vom Erlöſer, wie früher ſchon von der heiligen Catharina, Befreiung von ſeiner Leidenſchaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor geweſen, die bisher Angebetete für die einzige zu halten, die einer ſolche Huldigung verdiene; ſeine Neigung gegen das übrige weibliche Geſchlecht iſt verſchwunden, er ſieht ſich nach einer Gemahlin um und ſchreibt ſeinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszuſuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und verehrt, wozu ihm die Empfehlung ſeiner Freunde von Conſtantinopel, am meiſten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capigi, die beſten Dienſte thun, reiſt er mit dem vollſtändigen Begriff dieſer Zuſtände weiter, erreicht Damaskus, ſodann Aleppo, woſelbſt er ſich in jeniſche Kleidung hüllt und ſeinen Bart wachſen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, ſonderlich: der Nimmerruhe Abenteuer. Ein Reiſender geſellt ſich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgiſchen Chriſtin, die ſich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Taliſe verliebt ſich, nach ſeiner orientaliſcher Weiſe, in ein Vorurtheil, dem er begierig entgegen reiſt. Ihre Gegenwart verwehrt Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird verführt, beyde geben beyde ſeiner ungeſtümen Leidenſchaft nur ungerne nach; ihre geliebte, unmündige Tochter von ſich zu laſſen, ſcheint ein allzuſtarkes Opfer. Endlich wird ſie ſeine Gattin und er gewinnt dadurch für Leben und Reiſe den größten Schatz. Denn ob er gleich mit adeligem Wiſſen und Kenntnis manicher Art ausgeſtattet die Wallfahrt angetreten und in Betrachtung deſſen was ſich unmittelbar auf den Menſchen bezieht ſo aufmerkſam als glücklich, und im Betragen gegen jedermann in allen Fällen muſterhaft geweſen; ſo fehlt es ihm doch an Kenntnis der Natur, deren Wiſſenſchaft ſich damals nur noch in dem engen Kreiſe ernſter und beſchäftiger Forſcher bewegte. Daher kann er die Aufträge ſeiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewächſen und Arzneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die ſchöne Mann aber — als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen wie ſie wachſen, von Harzen, Balſamen, Oelen, Samen und Hölzern, wie ſie der Handel bringt, genugſam Rechenſchaft zu geben und ihres Gatten Beobachtung, der Landes-Art gemäß, zu bereichern.

Mächtiger aber iſt dieſe Verbindung für Lebende und Reiſetätigkeit. Maani, zwar vollkommen wirthlich, zeigt ſich von orientalem allen Extravaganzen, gewaltſamem Charakter; ſie übertrifft ſeine Gebärde, ja ſogar ſie eher auf und beträgt ſich überall edel und ruhig; ſie beſteigt auf Mannsweiſe das Pferd, weiß es zu behandeln und anzutreiben, und ſo bleibt ſie eine munterer aufregende Geſellerin. Eben ſo wichtig iſt es, daß ſie unterwegs mit den ſämmtlichen Frauen in Berührung kommt und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem ſie ſich auf Frauenweiſe mit den Gattinnen zu betun und zu beſchäftigen weiß.

Nun gemeßt aber erſt das junge Paar eines bei den bisherigen Wanderungen im türkiſchen Reiche unbekannten Glücks. Sie betreten Perſien im dreißigſten Jahre der Regierung Abbas des zweiten, der ſich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, kämpfenden Jugend wird er ſogleich beim Antritt ſeiner Regierung auf deutlichſte gewahr, wie er, um ſein Reich zu beſchützen, die Gränzen erweitern müſſe, und was für Mittel es gebe auch innerlichen Herrſchaft zu ſichern; zugleich ordnet Sitten und Trachten darin, das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wieder bevölkern und den Verkehr der Gränzen durch öffentliche Wege- und Gaſtanſtalten zu beleben und zu erleichtern. Die größern Einkünfte und Begünſtigungen verwendet er zu gränzenloſen Bauten. Ispahan, zur Hauptſtadt gewählt, mit Palläſten und Gärten, Caravanſereien und Häuſern, für königliche Gäſte überflüſſig; eine Vorſtadt für die Armenier erbaut, die ſich dankbar zu bewirken, ununterbrochen Gelegenheit finden, indem ſie, für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut dem Fürſten zu gleicher Zeit abzutragen ſing genug ſind. Eine Vorſtadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Imeretanderer, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt ſo grängenlos als eine unſerer neuen Reichsmittelpunkte ſich erſtreckt. Römiſch katholiſche Geiſtliche, reformirte Carmeliten ſind wohl aufgenommen und beſchäftigt; weniger die griechiſche Religion, die, unter dem Schutz der Türken ſtehend, dem allgemeinen Fremde Europens und Aſiens anzugehören ſcheint.

Ueber ein Jahr hatte ſich Seſia Baſſe in Ispahan aufgehalten und ſeine Zeit ununterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuſtänden und Verhältniſſen genaue Kenntniß einzuſammeln. Wie lebrend dig ſind daher ſeine Darſtellungen! wie genau ſeine Nachrichten! Endlich, nachdem er alles aufgeſchrieben, ſchickt ihm noch der Gegner des ganzen Zuſtandes, die perſönliche Bekanntſchaft des von ihm ſo hoch bewunderten Kaiſers, der Begriff wie es bei Hof im Geſecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der ſüdlichen Küſte des caſpiſchen Meers, in einer, freilich ſumpfigen, ungeſunden Gegend, legte ſich der thätige unruhige Fürſt abermals eine große Stadt an. Ferabad benannt, und bevölkerte ſie mit verderbten Bürgern; ſogleich in der Nähe erbaut er ſich manchen Berg ſig auf den Höhen des amphitheatraliſchen Keſſels, nicht allzuweit von ſeinem Gegenſitz, den Ruinen und Thoren, in einer durch Bergketten geſchützten Lage. Dort erſcheint er gewöhnlich und Seſia Baſſi ſucht ihn auf. Mit Maani freundlich empfangen, verſchmitzen Zaubern, dem Könige vorgeſtellt, gar wimmt deſſen Gunſt und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelaſſen, wo er vorzüglich von europäiſcher Verfaſſung, Sitte, Religion dem ſchon wohlunterrichteten, wiſſensbegierigen Fürſten Rechenſchaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, beſonders aber in Perſien, findet ſich eine gewiſſe Raivität und Unſicherheit des Betragens durch alle Stände bis zur Höhe des Thrones. Zwar zeigt ſich auf der obern Stufe

Der Jude liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
Doch das thun andre mehr, die unbeschnitten sind.

Haman.

Das alles ließe sich vielleicht auch noch verschmerzen:
Doch finden sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen,
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohl verwahrt.
Mit jedem handeln sie nach einer eignen Art.

eine entschiedene Förmlichkeit, bei Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber verschwindet in des Kaisers Umgebung eine Art von Carnevals-Freiheit, die sich höchst sonderbar ankündigt. Ernstlich sich der Kaiser in Gärten und Kiosken, so darf niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten, worauf der Hof sich bewegt. Ein tartarischer Fürst kommt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht gelibt auf Einem Beine zu stehen, fängt an zu wanken; der Kaiser stößt tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber ist. Gegen Abend sitzt der Kaiser in einem Hofzelte, in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verjüngten Boden so sinnreich, daß der unaufmerksamste Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher, zu höchster Belustigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird, oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beim Essen wird dem Kaiser seine Obrerrichtung erzeigt, einer verliert sich nach dem andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, einer melancholischen Musik von eine Zeitlang zuhört und sich endlich auch zur Ruhe begiebt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrscher täglich, ja mit ihm buhlen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobei er sich, unter gerissem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu retten und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiserlichen Hauses vernehmen, so dürfen wir nicht denken, daß der Fürst und sein Staats-Divan müßig oder nachlässig gewesen. Nicht der thätigs unruhige Geist Nadas des Großen allein war es, der ihn antrieb eine zweite Hauptstadt am kaspischen Meer zu erbauen; Feridabat lag zwar höchst günstig zu Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette gedeckt, mehr gegen an der Grenze, daß der Kaiser jede Bewegung der Russen und Türken, seiner Erbfeinde, gerig verneh men und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig nichts zu fürchten, das innere Reich, durch Usurpatoren und Thronfürsten zerrüttet, genügte sich selbst mehr; die Türken hingegen hatte der Kaiser, seinen vor zwölf Jahren in der glücklichsten Feldschlacht, beygefügt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große Landstrecken ihnen abgewann. Garantirter Friede jedoch konnte zwischen solchen Nachbarn für nimmer verbürgen, einzelne Neckereien, öffentliche Demonstrationen mochten beide Parteien zu fortwährender Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Nadas zu ernsteren Kriegsrüstungen genöthigt. Völker im westlichsten Strich reißt er sein ganzes Heeresvolk in die Flächen von Aderbijan zusammen, es drängt sich in allen seinen Abtheilungen, zu Roß und Fuß, mit den mannigfaltigsten Waffen herbei; zunächst ein unendlicher Troß. Denn jeder nimmt, wie bei einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gesinde mit. Auch Bella Valle führt seine schöne Maani und ihre Frauen, zu Pferd und Sänfte, dem Heer und Hofe nach, weshalb um der Kaiser bereit, wie er sich bedienen als einen angesehenen Mann bewirth.

Einer solchen ganzen Nation, die sich massenhaft in Bewegung setzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen, was sie zu Hause allenfalls bedürfen könnte; weshalb denn Kaufs- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufschlagen, eines guten Absatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaisers jederzeit einer Stadt, worin denn auch so gute Polizei und Ordnung gehandhabt wird, daß niemand, bei strafsamer Strafe, weder fouragiren noch requiriren, viel weniger plündern darf, sondern von Großen und Kleinen alles baar bezahlt werden muß; weshalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte sich mit Vorräthen reichlich versehen, sondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfnisse unverzüglich zuströmen.

Was aber lassen sich für strategische, was für taktische Operationen von einer solchen organisirten Unordnung erwarten? besonders wenn man erfährt, daß alle Volks-, Stamm- und Waffenabtheilungen sich im Gefecht vermischen und, ohne der stimmten Vorder-, Ahren- und Hintermann, wie es der Zufall giebt, durcheinander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg so leicht umschlagen und eine einzige verlorene Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schicksal eines Reiches bestimmen kann.

Diesmal aber kommt es zu keinem solchen furchtbaren Faust- und Massengemenge. Zwar bringt man mit unbeugsamer Beharrnis durchs Gebirge; aber man zaudert, weicht zurück, macht sogar Anstalten die eigenen Städte zu zerstören, damit der Feind in verwüsteten Landstrecken umkomme. Fatalischer Allah, leere Strategievorbehalten schwanken durch einander; feuerlich abgelaufen, stolz verweigerte Friedensbedingungen, zerstörte Kampflust, hinterlistiges Zögern verfolgten erst und begünstigten zuletzt den Frieden. Da giebt man ein jeder, auf des Kaisers Befehl und Strafgebot, ohne weitere Noth und Gefahr als was er von Weg und Gerätsage gelitten, ungesäumt wieder nach Hause.

Auch Bella Valle finden wir zu Cadvin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Zeitung gegen die Türken ein so baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht blos als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke, die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Nadas vielfältige Thätigkeit zog manchen munteren Geist herbei; noch war es nicht die Zeit fremdlicher Gelandtschaften; führte anwesende Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, selber sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch Bella Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe und macht gegen die Türken zu reisen. Zum treiben eben daselbst erzählte Mitgefährt, daß die ersten Kreuzfahrer aufgetreten; er hatte die Wiederanfangen frommer Pilger um den letzten Grade gesehen, zum Theil mit erduldet. und allen westlichen Nationen war daran gelegen, daß Konstantinopel von Osten bei beunruhigt werde; aber Nadas vertraut nicht den Christen, die, auf einen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beistanden. Nun hat er sich mit den Türken vergleichen; della Valle läßt aber nicht nach und sucht eine Verbindung Persiens mit den Russen am schwarzen Meer anzuknüpfen.

Nun kehrt er nach Ispahan zurück, mit Absicht sich anzusiedeln und die römisch-katholische Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine armenische Maske nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Carmeliten, und führt nicht weniger im Sinne als vom Kaiser eine Landkarte, zu Gründung eines neuen Roms, zu erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan. Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher zu Pferd, auf dem grossen Platze, in Gegenwart seiner Soldaten, der ausgesuchtesten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmste auch alle zu Pferd mit Geschick sich einfinden, ertheilt er sämmtliche Audienzen. Geschenke werden gewechselt, gewöhnlicher Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald beschämend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet, und so schwankt die Majestät immer zwischen dem Hochsten und Tiefsten. Sodann, bald achtsamselig verschlossen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, sich in alles Oeffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen. Nur keinen Mahamedaner darf man zum Christenthum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er selber begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vornehmen was man will. So stiftet z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzerhöhung, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Zug Sonntags zieht, feierlichst begehen. Dieser Function will der Kaiser nicht allein mit ausserm Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Beiehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst besprecht er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben? dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe, mit Gemandtheit wie er seine Krieger behandelt hatte. Nach geendigter Feier sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich herbei, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht dies dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiiten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der, erst vom Caliphate verdrängt, und als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte mahemetanische Religionspartei angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomet und Ali eingeschobenen Caliphen mitzählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zuwieder und eine schwedt politische als religiöse Spaltung trennt die beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen auch äusserlich hassen, sind sie gleichgültig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher als ihren eigentlichen Gegnern eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, solumm aenna! diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkür! Ein Recht zu verdüstern oder zu entreissen ist dem despotischen Willen gleich genäß. Abbas, verliebt auf dem Lande herumschweifend, vernimmt die Klagen einiger armenischen Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bestürzung verbreiten sich an den Ufern des Senderuds, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste begliickt, verfällt in die tiefste Trauer.

Und so finden wir immer die Gefühle grosser, durch den Despotismus wechselsweis erhöhten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir, auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher, das Reich erhoben und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, feiglches Betragen erst nach neunzig Jahren das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freilich die Kehrseite dieses imposanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet und die Persönlichkeit des Regenten in ardster Sicherheit zu bewahren hat, so sieht hieraus, daß der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten bedrohet wähne, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf jeden, der ausser ihm Ansehn und Vertrauen erwecht, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schätze sammelt und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muß aber in jedem Sinn der Nachfolger am meisten Verdacht erregen. Schon genat es von einem grossen Geist des königlichen Vaters, wenn er seinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur, in kurzem, alle bisherigen Besitzthümer und Erwerbnisse, ohne die Zustimmung des mächtig Wollenden, unwiderruflich übertragen wird. Anderseits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmüthig, geduldet und geschmeidig, seine Hoffnungen mäßige, seinen Wunsch verberge und dem väterlichen Schicksal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch! wo ist die menschliche Natur so rein und groß, so gelassen abwartend, so, unter nothwendigen Bedingungen, mit Freude thätig, daß in einer solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater verstand? Und wären sie beide engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte! wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Steinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung mehrdeutiges Kind erregt seine Sorgen, und verursacht eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode.

Also ergieng es auch Abbas dem Grossen; Söhne und Enkel machte man verdächtig und sie waren bedacht; einer ward unsinnig erwordet, der andere halb schuldig gesprochen. Dieser sprach: mich hat du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.

Zu diesen unsäglichen Greveln der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufällige und unvorgesehene sich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äussere Bedingungen eingeschränkt, sich mäßig verhalten und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengesetzte findet sich bei dem Despoten; ein unbeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Grenzenlosen streben. Wir finden hierdurch das Räthsel gelöst wie aus einem übelthätigen jungen Fürsten, dessen erste Regierungsjahre

geseant wurden, sich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch, und zum Untergang der Seinen; die auch bisher bierer dieser Qual eine gewaltsame Heilung zu verschaffen gewaltthat sind.

Unglücklicherweise nun wird jenes, dem Menschen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben ins Unbedingte seiner Wirkung nach schrecklicher, wenn physische Reize sich dazu gesellen. Hieraus entsteht die höchste Steigerung, welche glücklicherweise zuletzt in völlige Betäubung sich auflöst. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welcher die geringe Gränze einer verfeinerten Gerechtigkeit und Billigkeit, die selbst der Tyrann als Mensch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht und ein gränzenloses Unheil anrichtet. Wende man das Gesagte auf Roms den Großen an, der durch seine fünfundzwanzigjährige Regierung sich zum einzigen, unbedingt Wollenden seines Gleichen entwickelte, bewährten Reichs erworben hatte; denke man sich ihn freimüthiger Natur, geselig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß und, was am schlimmsten ist, durch übel verstandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daß wir das Letzte sagen, durch ein schändes, unbeilbares Geschwüre Uebel gequält und zur Verzweiflung gebracht: so wird man gestehen, daß diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer so schrecklichen Erscheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preisen wir daher gesittete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtseyn regiert; glücklich die gemäßigten, der dinarten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu tadeln und zu fordern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen.

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein jeder, der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung, Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Genügen, Religion und Herkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menschenangesicht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Wolf auf ihrer Hut seyn, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingter Wollens hineingerissen, sich und andere unwiederbringlich ins Verderben hinabstürzen.

Kehren wir nun zu unserm Reisenden zurück, so finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller seiner Vorliebe für den Orient muß Bella Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Reise zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und größter Thätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familienbande halten; nachdem sie eine Zeitlang zu Ispahan, in dem vertrauenlichen Kreise gelebt, finden sie es doch gerathener, zurück an den Euphrat zu ziehen, und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Gefährten zeigen wenig Eifer, ja die Carmeliten, denen das große Verdachten vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom der weder Antrieb noch Beistand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entschließt sich nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur unglücklichen Zeit. Durch die Wüste zu ziehen scheint ihm unthunlich, er beschließt über Indien zu gehen; aber jetzt eben entstammen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutenden Handelsplatz, und Arbak findet seinen Vortheil gemäß Theil daran zu nehmen. Der Kaiser beschäftigt die unbequemen portugiesischen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hülfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch List und Verzögerung, um ihre Absichten zu bringen und alle Vortheile sich zuzueignen.

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl einer Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vaterlande, im Augenblick wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu seyn wünschten. Fast unmöglich ist es in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, sein edles thätiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten, die im Wege stehen. Seiner zu Magnissen aufgeleiteten Kühnheit ist es bisher gelungen alle Hindernisse zu besiegen, alle Pläne durchzuführen, er sammelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschließt sich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariucia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den persischen Meerbusen, dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämmtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe, nach Kriegsbrauch, in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er Engländer gelagert, deren Caravane gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick ergreifen möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er sich an sie an, errichtet seine Gezelte nächst den ihrigen und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten: Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu arbitrer Freude beten der Gatten erblickt Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn und leider auch auf Maani, sie kommt zu früh nieder und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch eine Zeitlang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergiebt sich in frommer Gelassenheit, verlangt aus der Palmhütte unter die Zelte gebracht zu seyn, worinnt sie, indem Mariucia die gewöhnte Kerze hält und Bella Valle die verkümmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das dreiundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheuren Verluste zu sammeln, bestrebte er fest und unwiderruflich den Leichnam in sein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und festhaltenden Spezereien fehlt es ihm, glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welcher, kunstreich durch erfahrene Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hiedurch aber übernimmt er die größte Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Kameeltreiber, die baufälligen Verurtheile der

Beamten, die Aufmerkſamkeit der Zollbeamten auf der ganzen künftigen Reiſe zu beſchwichtigen oder zu beſtechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptſtadt des Larikan, wo er beſſere Luft, gute Aufnahme findet, und die Eroberung von Ormus durch die Perſer abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu ſeiner Verderbnis. Er ſieht ſich wieder nach Schiraz zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem engliſchen Schiffe nach Indien geht. Hier finden wir ſein Betragen dem vielen gleich; ſein ſtandhafter Muth, ſeine Kenntniſſe, ſeine adligen Eigenſchaften verſchaffen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen, endlich aber wird er doch nach dem perſiſchen Meerbuſen zurück und zur Heimfahrt durch die Wüſte genöthigt.

Hier erduldet er alle erſinnlichen Unbilden. Von Stammhäuptern beraubt, tanzt von Zollbeamten, beraubt von Arabern und ſelbſt in der Chriſtenheit überall verirrt und verſpätet, bringt er doch endlich Curioſitäten und Koſtbarkeiten genug, das Seltſamſte und Koſtbarſte aber, den Körper ſeiner geliebten Naani nach Rom. Dort, auf Ara Coeli, begeht er ſein herrliches Leichenfeſt, und als er in die Grube hinabſteigt, ihr die letzte Ehre zu erweiſen, finden wir zwei Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während ſeiner Abweſenheit anmuthig heranwachſene Tochter, und Tinatin di Ziva, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, beide ungefähr funfzehnjährig. Letztere, die ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin eine treue Pflegerin und einzige Troſt geweſen, nunmehr zu betrauten entſchließt er ſich, gegen den Willen ſeiner Verwandten, ja des Papſtes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun beſtätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen beſtechlichen und muthigen Charakter, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr, und hinterläßt bei ſeinem Tode, der im ſechsundſechzigſten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenſchaft.

Entſchuldigung.

Es läßt ſich bemerken, daß ein jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einſicht gelangt, allen übrigen vorzieht und ſeine Nachfolger gern auf denſelben einleiten und einweihen möchte. In dieſem Sinne hab' ich Peter della Valle umſtändlich dargeſtellt, weil er derjenige Reiſende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am erſten und klarſten aufgegangen, und meinem Verurtheil will ſcheinen, daß ich durch dieſe Darſtellung erſt meinem Divan einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge dieß andern zur Aufmunterung gereichen, in dieſer Zeit, die ſo reich an Blättern und einzelnen Heften iſt, einen Folianten durchzuleſen, durch den ſie entſchieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neuſten Reiſebeſchreibungen zwar oberflächlich umgänglich, im Grund aber als dieſelbe erſcheinen wird, welche ſie dem vorzüglichen Manne zu ſeiner Zeit erſchien.

Wer den Dichter will verſtehen
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient ſich freue.
Das das Alte ſey das Neue.

Clearins.

Die Begegnung unſerer, bis hierher abgedruckten Arbeiten erinnert uns verſchiedener und wenigſtens abweſenden von nun an ſortzufahren. Oefteren ſprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig iſt es, verſchiedene Nationen als Reiſende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sterley und Herbert unſern vorbeigingen; ſodann aber Italiäner; zuletzt Franzoſen. Hier trete nun ein Deutſcher hervor in ſeiner Kraft und Würde. Leider war er auf ſeiner Reiſe nach dem perſiſchen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer, denn als Geſandter erſcheint; in beidem Sinne aber ſich eigenwillig, unſchicklich, ja unſinnig benimmt. Der Geradſinn des trefflichen Olearius läßt ſich dadurch nicht irre machen; er giebt die ſo ſchlagender ſind, als er nur wenige Jahre nach della Valle und kurz nach dem Tode Abbas des Großen nach Perſien kam, und bei ſeiner Rückkehr die Deutſchen mit Saadi dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Ueberſetzung bekannt machte. Unſern brechen wir ab, weil wir auch dieſem Manne, für das Ganze, das wir ihm ſchuldig ſind, gründlichen Dank abzutragen wünſchen. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden folgenden, deren Verdienſte wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

Tavernier und Chardin.

Erſterer, Geldſchmied und Juwelenhändler, brimat mit Verſtand und klugem Betragen, koſtbar kunſtreiche Waaren in ſeiner Umgebung vorzüglich geltend, an die orientaliſchen Höfe und weiß ſich überall zu finden und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und, nach einer geſahrvollen Rückreiſe, wird er im Weſten nicht zum freundlichſten aufgenommen. Deſſen hinterlaſſene Schriften ſind höchſt belehrend, und doch wird er von ſeinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht ſowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieſer, der ſich gleich zu Anfang ſeiner Reiſe durch die größten Hinderniſſe durchzuarbeiten muß, verſteht denn auch die Sinnesweiſe orientaliſcher Mächte und Gebieter, die zwiſchen Großmuth und Entehrung ſchwankt, trefflich zu benutzen, und ihrer, beim Beſitz der größten Schätze, nie zu ſtillenden Begier nach friſchen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen; dadurch er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hauſe zurückkehrt.

An dieſen beiden Männern iſt Verſtand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann ſie auf ſeiner Lebensreiſe als Muſter verehren. Die beſaßen aber zwei Vortheile, die nicht einem jeden zu ſtatten kommen; ſie waren Proteſtanten und Franzoſen zugleich. — Eigenſchaften, die, zuſammen verbunden, höchſt fähige Individuen hervorzubringen im Stande ſind.

Neuere und neuste Reisende.

Was wir dem achtzehnten und schon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekanntesten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gebrosien und Caramanien sind uns zugänglich geworden. Wer kann seine Blicke zurückhalten, daß sie nicht über den Indus diesseit streifen und hört die asiatische Thätigkeit anerkennen, die täglich weiter um sich greift; und so muß denn, dieburch gefördert, auch im Occident die Lust nach ferner und tiefer Sprachenntniß sich immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geist und Fleiß Hand in Hand gethan haben, um aus dem beschränkten europäisch-arabischen Kreise bis zur Tiefe und Weite des Sanskrit zu gelangen; so erstaunt man sich, seit so vielen Jahren. Zeuge dieses Fortschreitens zu seyn. Selbst die Kriege, die so manches hinderten, zerstörten, haben der gründlichen Einsicht viele Vortheile gebracht. Von den Himmalaja-Gebirgen heraus sind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der vorigen Welt im Zusammenhang erschienen. Ueber die Halbinsel hinunter bis Java können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unsere Ueberschau ausdehnen und uns im Besondersten unterrichten; und so öffnet sich den jüngern Freunden des Orients eine Pforte nach der andern, um die Geheimnisse jener Urwelt, die Mängel einer seltsamen Verfassung und unglücklichen Religion, so wie die Herrlichkeit der Poesie kennen zu lernen, in die sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchten, um uns über Kastenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mystizismus zu trösten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menschheit aufenthalt bleibe.

Lehrer;
Abgeschiedene, Mitlebende.

Sich selbst genaue Rechenschaft zu geben von wem wir, auf unserem Lebens- und Studiengange, dieses oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genossen, sondern auch durch Widersacher und Feinde gefördert worden, ist eine sonderbare, kaum zu lösende Aufgabe. Indessen fühl' ich mich angetrieben einige Männer zu nennen, denen ich besonderen Dank abzutragen schuldig bin.

Jones. Die Verdienste dieses Mannes sind so weltbekannt und an mehr als einem Orte umständlich ausgeführt, daß mir nichts übrig bleibt als nur im Allgemeinen auszusprechen, daß ich auf seinen Bemühungen von seiner den unbegränzten Vorthal zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

Er, nach Lächter englischer Bildungsweise, in griechischer und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Producte derselben zu würdigen, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäischen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientalischen bewandert, erfreut er sich des doppelt schönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigensten Verdiensten zu schätzen, sodann aber das Schöne und Gute, worin sie sämmtlich einander nothwendig gleichen, überall aufzufinden.

Bei der Mittheilung seiner Einsichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich stellt sich ihm die Vortheile seiner Nation für alte classische Literatur entgegen, und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte aus Bekannte, das Sonderbarwerdige an das Geschätzte anzuschließen sucht; er versteckert seine Vortheile für asiatische Dichtkunst und giebt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er lateinischen und griechischen beschriebenen Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf; er nennt die rhythmischen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Classischen empfindlich zu machen. Nur nicht allein von altertümlicher, sondern auch von patriotischer Seite mehr er viel Verdruß erlebt haben, ihn schmerzte Herabsetzung orientalischer Dichtkunst, welches deutlich hervorleuchtet aus dem bartironischen, nur zweideutigen Aufsatz: Arabs, sive de Poesie Anglorum Dialogus, am Schlusse seines Werks; über asiatische Dichtkunst. Hier stellt er und mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich Milton und Pope im orientalischen Gewand ausnehmen, wenn aus dem solat, was auch wir so oft wiederholen, daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezug seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann zu seiner Ausgabe des Jesaias'schen Werks vor zweiundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unsern zählten und auf seinem Munde gar manches Heilsam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich abermals von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was ist erfreulicher, für den ruhig-vorsichtigen Mann, wie für den aufgeregten Dichter, als zu sehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiste ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten und auf das Wunderbare: Bedeutliche, was vorging, Greifend, warnend, tröstend und hergebend hindeuteten.

Mit diesen Worten sey mein dankbarer Verehrung zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen.

Forsbach. Schuldigkeit ist es hier, auch des wackern Forsbach zu gedenken. Er kam beizeit in unsern Kreis, wo er, in seinem Sinne, für sich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über alles, worüber ich ihn befragte, treuen Bescheid, sobald es innerhalb der Gränze seiner Kenntnisse lag, die er oft mochte zu scharf gezogen haben.

Wundersam schien es mir anfangs, ihn als keinen sonderlichen Freund orientalischer Poesie zu finden; und doch gibt es einem jeden auf absolute Weise, der auf irgend ein Geschäft mit Vorliebe und Enthusiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann ist ja das Alter die Zeit, die des Genusses entbehrt, da wo ihn der Mensch am

meisten verdiente. Sein Verstand und seine Redlichkeit waren gleich heiter, und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit ihm zubrachte, immer mit Vergnügen.

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit da ich mich um orientalische Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus in Handen gekommen, und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden vor ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumen-Einfassung verzieren, worin ich nachfolgenden Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sey vergnügt, es sey genaht vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Völker handelt,
Das alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun, durch dich, der uns belehrte;
Jetzt flucht du der Tulpe Zier daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm bekränzte,
Wo andere, was du für uns getan!

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an sein Ende, mit fast unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt geworden, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem vorgezeichneten, mitunter sclavischen Verfahren, um unmittelbare Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in besondern Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehaltes gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine Freunde und eigene Gemüthsart kannte, so bäthte ich mich, ihm von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nuschirwan Chosrou, des lustigen Reisen und Zeitgefährten des Wetterverderers Timur, zu kennen wünschte, mir einige seiner Anekdoten zu übersetzen. Worauf denn abermal hervorging, daß gar manche verklingliche Märchen, welche der Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient hersprechen, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren ausgemessenen Ton bei der Umbildung meistentheils verloren.

Da von diesem Buche das Manuscript sich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen, daß ein Meister dieses Faches und eine Uebersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in lateinischer Sprache am füglichsten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntniß davon erhielte. Für das deutsche Publikum

ließe sich alsdann recht wohl eine anständige Uebersetzung im Anfang verarbeiten.

Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w. Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen; bedeutlicher ist es zu bekennen, daß auch seine, nicht gerade immer zu billigende, Streitsucht mir vielen Nutzen gebracht. Erinnert man sich aber seiner Universitäts-Jahre, wo man gewohnt zum Feuerboden eilte, wenn ein paar Meister einer Secte mit Kraft und Gewandtheit gegen einander fochten, so wird niemand in Abrede seyn, daß man bei solcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfasser des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgsland Ghilan, das gegen Mittag den Pontus euxinus absperrt, bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntschaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz pflegt Kjekjawus jenen Freiden, tollsinnen Leben ergeben, verließ er das Land, um weit in Osten sich auszubilden und zu prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmuds, von welchem wir so viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von dessen Sohne Messud freundlichst aufgenommen und, in Gesetz mancher Kriegs- und Friedensreise, mit einer Schwester vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firdusi das Schach Nameh gesungen, wo eine große Versammlung von Dichtern und talentvollen Menschen nicht aufgefordert war, wo der neue Herrscher, tätig und kriegerisch wie sein Vater, geistreiche Gesellschaft zu schätzen wußte, konnte Kjekjawus auf seiner Irrfahrt den ehrlichsten Raum zu fernerer Ausbildung finden.

Doch müssen wir zuerst von seiner Erziehung sprechen. Sein Vater hatte, die theoretische Ausbildung aufs höchste zu steigern, ihm einen trefflichen Pädagogen übergeben. Dieser brachte den Sohn zurück, selbst in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu fechten, zu reiten, rennend zu fechten, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball aufs geschickteste zu treffen. Nachdem dieß alles vollkommen gelang und der Prinz zufrieden schien, auch deßhalb den Lehrmeister höchlich lobte, sagte er hinzu: Ich habe noch eins zu erinnern. Du hast meinen Sohn in allen unterrichtet, wozu er fernerer Uebungen bedarf, ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht fechten ohne Bogen, was ist sein Arm, wenn er keinen Wurfspieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball. Das Einzige hast du ihn nicht gelehrt, wo er sein selbst allein bedarf, welches das Nothwendigste ist und wo ihm niemand helfen kann. Der Lehrer stand bedächtig und vernahm, daß dem Prinzen die Kunst zu schwimmen fehle. Auch diese wurde, jedoch mit einigen Widerwillen des Prinzen, erlernt, und diese rettete ihm das Leben, als er auf einer Reise nach Mecca, mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat scheiternd nur mit wenigen davon kam.

Daß er geistig in gleich hohem Grade gebildet gewesen, beweist die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Gesellschafter des Fürsten ernannt war, welches damals viel bedeuten wollte, weil er gewandt seyn mußte, verständig und angenehm von allen Vorkommenden genügende Rechenschaft zu geben.

Unſicher war die Thronfolge von Ghilan, unſicher der Beſitz des Reiches ſelbſt, wegen mächtiger, eroberungsſüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode ſeines erſt abgetretenen, kam wieder eingeſetzten königlichen Vaters beſtieg Firſtſawasch mit großer Weisheit und entſchiedener Energie die Thron, und in die mögliche Folge der Ereigniſſe den Thron, und, in hohem Alter, da er vorausſah, daß der Sohn Ghilan Schach noch einen geſährlichen Stand haben werde als er ſelbſt, ſchrieb er dieß merkwürdige Buch, worin er zu ſeinem Sohne ſpricht: „daß er ihn mit Künſten und Wiſſenſchaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunſt ſeinen Unterhalt zu gewinnen, wenn er durch's Schickſal in die Nothwendigkeit verſetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunſt zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigſtens vom Grunde ſeiner Sache wohl unterrichtet ſey, wenn er bei der Hoheit verblieben ſeiner.“

Wäre in unſern Tagen den hohen Emigrirten, die ſich oft mit muſterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein ſolches Buch zu Handen gekommen, wie trefflich wäre es ihnen geweſen.

Daß ein ſo vortreffliches, ja unſchätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptſächlich Urſache ſeyn, daß es der Verfaſſer auf ſeine eigenen Koſten herausgab und die Firma Nicolai ſolches nur in Commiſſion genommen hatte, wodurch gleich ſehr ein ſolches Werk im Buchhandel eine unförmliche Stockung erleidet. Damit aber das Vaterland wiſſe, welcher Schatz ihm hier zugetheilet liegt, ſo ſetzen wir den Inhalt der Kapitel hierher und erbauen die ſchätzbaren Tagebücher, wie das Morgenblatt und der Geſellſchafter, die ſo erbaulichen als erfreulichen Anekdoten und Geſchichten, nicht weniger die großen unverſtändlichen Maximen, die dieſes Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.

Inhalt des Buches Kabus kapitelweiſe.

1) Erkenntniß Gottes.
2) Lob des Propheten.
3) Gott wird geprieſen.
4) Fälle des Gottesnamens iſt nothwendig und nützlich.
5) Pflichten gegen Vater und Mutter.
6) Herkunft durch Tugend zu erhöhen.
7) Nach welchen Regeln man ſprechen muß.
8) Die letzten Regeln Muſchirwans.
9) Zuſtand des Alters und der Jugend.
10) Wortanſtändigkeit und Regeln beim Eſſen.
11) Verhalten beim Weintrinken.
12) Wie Gäſte einzuladen und zu bewirthen.
13) Auf welche Weiſe geſchenkt, Stein und Schach geſpielt werden muß.
14) Beſchaffenheit der Liebenden.
15) Lügen und Schaden der Verwohnung.
16) Wie man ſich baden und waſchen muß.
17) Zuſtand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bei der Jagd.
19) Wie Bauſpiel zu treiben.
20) Wie man dem Feind entgegen gehen muß.
21) Mittel das Vermögen zu vermehren.
22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurück zu geben.
23) Kauf der Sclaven und Sclavinnen.
24) Wie man Beſitzungen aufnehmen muß.
25) Vortheil und Kennzeichen der Pferde.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen muß.
27) Ordnung bei Auferziehung der Kinder.
28) Vortheile ſich Freunde zu machen und ſie zu behalten.
29) Gegen der Feinde Anſchläge und Ränke nicht ſorglos zu ſeyn.
30) Verdienſtlich iſt es zu verzeihen.
31) Wie man Weiberſchaft ſuchen muß.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Aerzte und wie man leben muß.
34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenſchaften der Dichter und Dichtkunſt.
36) Regeln der Muſiker.
37) Die Art Kaiſern zu dienen.
38) Stand der Vertrauten und Geſellſchafter der Kaiſer.
39) Regeln der Kanzlei-Aemter.
40) Ordnung des Heeres.
41) Regeln der Heerführerſchaft.
42) Regeln der Kaiſer.
43) Regeln des Kriegsvolks und der Landwirthſchaft.
44) Vorzüge der Tugend.

Wie man nun aus einem Buche ſolchen Inhalts ſich eine Idee eine aufgeregteſte Neugierde von orientaliſchen Zuſtände verſprechen kann, ſo wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde, ſich in ſeiner europäiſchen Lage zu beſtehen und zu beurtheilen.

Zum Schluß eine kurze chronologiſche Wiederholung. König Firſtſawasch kam unzweifelt zur Regierung Hegira 450 = 1058, regierte noch Hegira 475 = 1090, vermählte mit einer Tochter des Sultan Mahmud von Gasna, Sein Sohn, Ghilan Schach, für welchen er das Werk ſchrieb, ward ſeiner Länder beraubt. Man weiß wenig von ſeinem Leben, nichts von ſeinem Tode. Sieben Duz Ueberſetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung, die vorgemeldetes Werk in Verlag oder Commiſſion übernommen, wird erſucht ſolches anzuzeigen. Ein billiger Preis wird die wünſchenswerthe Verbreitung erleichtern.

Von Hammer.

Wie viel ich dieſem würdigen Mann ſchuldig geworden, beweiſt mein Büchlein in allen ſeinen Theilen. Länaſt war ich auf Hafis und deſſen Gedichte aufmerkſam, aber was mir auch Literatur, Reiſebeſchreibung, Zeitblatt und ſonſt zu Geſicht brachte, und mir ſeinen Begriff, ſeine Anſchauung von dem Werth, von dem Verdienſte dieſes außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühling 1815, die vollſtändige Ueberſetzung aller ſeiner Werke zukam, ergriff ich mit beſonderer Vorliebe ſein innerſtes Weſen und ſuchte mich durch eigene Productionen mit ihm in Verhältniß zu ſetzen. Dieſe freundliche Beſchäftigung half mir über verdrießliche Zeiten hinweg, und ich mag zuletzt die Früchte des errungenen Friedens auch angenehmſte genießen.

Schon ſeit einigen Jahren war mir der ſchwunghafte Beyton der Hundurden im Allgemeinen bekannt geworden, nun aber erſchien die Zeit, wo ich Vortheil daraus gewinnen ſollte. Nach mannigfaltigen Seiten hin deutete dieſes Werk, erregte

und befriedigte zugleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewährbreitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fach von den Mitstrebenden auf das schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorsehe dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer belehren und über die Vergangenheit, sie geben den Standpunkt an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit bewerthet, sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, den wir einzuschlagen haben. Glücklicherweise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt, und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt; so kehrt man doch immer gern mit erneutem Antheil zu demjenigen zurück, was und hier so frisch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und, wo nicht allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung über die Umstände vergangner Zeit, Persönlichkeiten, Localitäten, vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch alles, was damals zu wünschen blieb, ist uns jetzt in reichlichem Maaße geworden, durch das unschätzbare Werk, das uns Geschichte poetischer Dichtkunst überliefert. Denn ich gestehe gern, daß schon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erste Nachricht von dessen Inhalt verlässig bekannt machten, ich sogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete, wodurch mir ein ansehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erschien, fand man sich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im Allgemeinsten, durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah.

Möge man mit meiner Benutzung dieses Werks einigermaßen zufrieden seyn und die Absicht erkennen, auch diejenigen anzulocken, welche diesen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelassen hätten.

Gewiß besitzen wir nun ein Fundament, worauf die persische Literatur herrlich und überseebar aufgebaut werden kann, nach dessen Muster auch andere Literaturen Stellung und Übersicht gewinnen sollen. Höchst wünschenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologische Ordnung immerfort beobachte und nicht etwa einen Versuch mache einer systematischen Aufstellung, nach den verschiedenen Dichtarten. Bei den orientalischen Poeten ist alles zu sehr gemischt, als daß man das Einzelne sondern könnte; der Charakter der Zeit und des Dichters in seiner Zeit ist allein belebend und wirkt belebend auf einen jeden; wie es hier geschehen, bleibe ja die Behandlung so fortan.

Mögen die Verdienste der glänzenden Schirin, des lieblich ernst belehrenden Pferdiarts, das uns eben am Schluß unserer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

Uebersetzungen.

Da nun aber auch der Deutsche durch Uebersetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, so finden wir uns veranlaßt etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieser Stelle beizubringen.

Es giebt dreierlei Arten Uebersetzung. Die erste macht uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt, eine solche: prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig auflöst und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasserebene niederzieht, so leistet sie für den Anfang den größten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht und, ohne daß wir wissen wie uns geschieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luthers Bibelübersetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche arbeitet, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch räthlich und thunlich sey, werden diejenigen am besten beurtheilen, die sich diesen altertümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben.

Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man sich in die Zustände des Auslandes versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Solche Zeit möchte ich im reinsten Verstand die parodistische nennen. Meisterstreiche sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen. Die Franzosen bedienen sich dieser Art bei Uebersetzung alter poetischen Werke: Beispiele zu Hunderten lassen sich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verlährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen sey.

Wirklands Uebersetzungen gehören zu dieser Art und Weise; auch er hat einen eigenthümlichen Verstands- und Geschmacksinn, mit dem er sich dem Alterthum, dem Auslande nur inwiefern annähert, als er seine Convenienz dabei sindet. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er sich's zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete.

Weil man aber ferner im Vollkommenen noch Unvollkommenes lange verbarren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerfort erfolgen muß; so erfordern wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle.

Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Uebersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, giebt mehr oder weniger die

Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heran bilden muß.

Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publicum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein brannte. Wer nun aber jetzt übersieht was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jünglinge zur Hand sind, wie nun Artest und Taffo, Shakespeare und Calderon, als eingebeutschte Fremde, uns doppelt und dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.

Die von Hammer'schen Arbeiten deuten nun auch meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meisterwerke, bei welchen vorzüglich die Annäherung an äußere Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vortheilhafter zeigen sich die Steilen einer Uebersetzung des Firduſi, welche uns genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Umarbeiters, wovon einiges in den Fundgruben zu lesen ist. Diese Art einen Dichter umzubilden, halten wir für den traurigsten Mißgriff, den ein Aeßiger, dem Geschäft übrigens gewachsener Uebersetzer thun könnte.

Da aber bei jeder Literatur jene drei Epochen sich wiederholen, umkehren, so die Behandlungsarten sich gleichzeitig ausüben lassen; so wäre jetzt eine prosaische Uebersetzung des Schah Nameh und der Werke des Nisami immer noch am Platz. Man benutzte sie zur überhineilenden, den Hauptsinn aufschließenden Lectüre, wir erfreuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Erbischen im Allgemeinen, und vertrauten uns immer näher mit den Gesinnungen und Denkweisen, bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern könnten.

Man erinnere sich des entschiedensten Beifalls, den wir Deutschen einer solchen Uebersetzung der Sakontala gezollt, und wir können das Maß, was sie gemacht, gar wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in welche das Gedicht aufgelöst worden. Nun aber wär' es an der Zeit, uns davon eine Uebersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialecten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen des Originals entspräche und uns dieses Gedicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufs neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses einzigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterbliches Verdienst durch jene Arbeit erwerben.

Der englische Uebersetzer des Wolkenboten, Megha Dhuta, ist gleichfalls alter Ehren werth, denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Uebersetzung ist eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphrastisch und supplectorisch, sie schmeichelt durch den fünffüßigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserm Kostgarten dagegen verdanke ich wenige Verse unmittelbar aus der Urquelle, welche freilich einen ganz anderen Aufschluß geben. Uebersetzt hat sich der Engländer Transspositionen der Motive erlaubt, die der gehörte ästhetische Blick sogleich entdeckt und mißbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Uebersetzung, die sich mit dem Original zu identificiren strebt, nähert sich zuletzt der Interlinear-Version und erleichtert dadurch das Verständniß des Originals, wodurch werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben, und so ist denn zuletzt der ganze Cirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Endlicher Abschluß!

In wiefern es und gelungen ist, den nächsttheilen abgeschiedenen Orient an den neuesten, lebendigsten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurtheilen. Uns kam jedoch abermals einiges zur Hand das, der Geschichte des Tages angehörig, zu frohem und belebtem Schlusse des Ganzen erfreulich dienen möchte.

Als, vor etwa vier Jahren, der nach Petersburg bestimmte persische Gesandte die Aufträge seines Kaisers erhielt, versäumte die erlauchte Gemahlin des Monarchen keineswegs diese Gelegenheit, sie lenkte vielmehr von ihrer Seite bedeutende Geschenke Ihres der Kaiserin Mutter aller Reußen Majestät, begleitet von einem Briefe, dessen Uebersetzung wir mitzutheilen das Glück haben.

Schreiben der Gemahlin des Kaisers von Persien an Ihro Majestät die Kaiserin Mutter aller Reußen.

So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt besteht, möge die erlauchte Frau des Palasts der Erde, das Schaustückchen der Perle des Reiches, die Constellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches gebaren, den Cirkel des Mittelpunkts der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der obersten Gewalt, möge sie immer glücklich seyn und bewahrt vor allen Unfällen.

Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen hab' ich die Ehre anzumelden, daß, nachdem in unsern glücklichen Zeiten, durch Wirkung der großen Barmherzigkeit des allgewaltigen Herrn, die Gärten der zyrei hohen Macht aufs neue frische Rosenpflanzen hervortreiben und alles, was sich zwischen die beiden hervorragenden Höfe eingeschlichen, durch aufrichtigste Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist; auch in Anerkennung dieser großen Wohlthat nunmehr alle, welche mit einem oder dem andern Hofe verwandt sind, nicht aufhören werden freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten.

Nun also in diesem Momente, da Se. Excellenz Mirza Abul Hassan Chan, Gesandter an dem großen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreist, hab' ich nöthig gefunden die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und, weil es ein alter Gebrauch ist, gemäß den Grundsätzen der Freundschaft und Herzlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich die dargebotenen artistischen Schmuckwaaren unseres Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie daneben, durch einige Proben freundschaftlicher Briefe, den Garten eines Herzens erquicken werden.

das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte, mich mit Antrieben zu erfreuen, die ich angelegentlichst zu erfüllen mich ereiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll.

Geschenke.

Eine Perlenschnur an Gewicht 198 Karat.
Fünf indische Shawls.
Ein Puppenkästchen, Ispahanische Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darin zu lesen.
Behältniß mit Geräthschaften zu nothwendigem Gebrauch.
Fünf Stück Brokate.

Wie ferner der in Petersburg verweilende Gesandte über die Verhältnisse beider Nationen sich klug, besonderlich ausdrückt, konnten wir unsern Landsleuten, im Erfolg der Geschichte persischer Literatur und Poesie, schon oben darlegen.

Neuerdings aber finden wir diesen gleichsam abgerissenen Gedanken, auf seiner Durchreise für England, in Wien von Gnadengaben seines Kaisers erreicht, denen der Herrscher selbst, durch dichterischen Ausdruck, Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch diese Gedichte fügen wir hinzu, als endlichen Schlußstein unseres zwar mit mancherlei Materialien, aber doch, Gott gebe! dauerhaft aufgeführten Dombaues.

Auf die Fahne.

Fetsch Ali Schah der Jüngere ist Dschemschid gleich,
Weltlust, und Jrans Herr, der Erden Sonne.
Sein Schirm wirft auf die Weltflur weiten Schatten,
Sein Gurt bannet Mißlaut in Saturns Gebirn.
Sein ist Löwenschlacht, sein Fürst die Sonne;
Dram pranget Leu und Sonn' in Daras Banner.
Das Haupt des Peten Abul Hassan Chan
Erhebt zum Himmelsdom das seidne Banner.
Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

Auf das Ordensband
mit dem Bilde der Sonne und des Löwen.

Es freue Gott dies Band des edlen Glanzes;
Die Sonne zieht den Schleier vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweiten Mani Pinsel.
Das Bild Fetsch Ali Schahs mit Sonnenkrone.
Ein Bote aus des Herrn mit Himmelshof
Ist Abul Hassan Chan, gelehrt und weise.
Von Haupt zu Fuß gekleidet in Herrscherperlen;
Den Dienstweg schritt vom Haupt zum Ende er.
Da man sein Haupt zur Sonne wollt' erheben.
Gab man ihm mit die Himmelskron' als Diener.
So freie Botschaft ist von großem Sinn
Für den Gesandten edel und belobt;
Sein Bund ist Bund des Weltgebieters Dara,
Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsglanz.

Die orientalischen Höfe beobachten, unter dem Schein einer einfachen Naivetät, ein besonderes Etikett, listiges Betragen und Verfahren; vorstehende Gedichte sind Beweis davon.

Die neueste russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirza Abul Hassan Chan zwar bei Hofe, aber nicht in auszeichnender Gunst, er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann, mit glücklichem Erfolge, nach England gesendet; um ihn aber recht zu verherrlichen, bedient man sich eines eignen Mittels. Man hatte ihn bei seiner Abreise nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm zudenkt, sondern läßt ihn mit Creditiven und was sonst nöthig ist seinen Weg antreten. Allein kaum ist er in Wien angelangt, so erteilen ihm glänzende Bestätigungen seiner Würde, auffallende Zeugnisse seiner Bedeutung. Eine Fahne mit Insignien des Reichs wird ihm gesendet, ein Ordensband mit dem Gleichnis der Sonne, ja mit dem Ebenbild des Kaisers selbst verziert, das alles erbeut ihm zum Stellvertreter der höchsten Macht, in und mit ihm ist die Majestät gegenwärtig. Dabei aber läßt man's nicht bewenden, Gedichte werden hinzugefügt, die, nach orientalischer Weise, in allzugehende Metaphern und Hyperbeln, Jahne, Sonne und Ebenbild oft verderrlichen.

Zum bessern Verständnisse des Einzelnen sagen wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen Türken, als aus dem Stamme Catschar entsprungen, welcher zur türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Hauptstämme Persiens, welche das Kriegsheer stellen, nach Sprache und Abstammung getheilt in die Stämme der türkischen, kurdischen, lurischen und arabischen Junge.

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewisse Eigenschaften zusammenstellen: Feridun an Würde, ein Dschemschid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Sonne. Schirm ist der Kaiser selbst. Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieser aber beschattet ihn nicht allein, sondern die ganze Welt. Der Moschusgarnch, der feinste, bauernfeste, theilbarste, steigt von des Kaisers Gürtel bis in Saturns Gebirn. Saturn ist für sie noch immer der oberste der Planeten, sein Kreis schließt die untere Welt ab, hier ist das Haupt, das Gebirn des Ganzen, wo Gebirn ist, sind Sinne, der Saturn ist also noch empfindlich für Moschusgarnch, der von dem Gürtel des Kaisers aufsteigt. Dara ist der Name Darius und bedeutet Herrscher, sie lasen auf seine Weise von der Erinnerung ihrer Vorältern los. Das Jran Löwenschlacht genannt wird, finden wir deßhalb bedeutend, weil der Theil von Persien, wo jetzt der Hof sich gewöhnlich aufhält, meist gebirgig ist, und sich gar wohl das Reich als eine Schlacht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das seidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Gesandten so hoch als möglich, und ein freundliches liebevolles Verhältniß zu England wird zuletzt ausgesprochen.

Bei dem zweiten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung voranschicken, daß Worte deßhalb der persischen Dichtkunst ein immerer angenehmes Leben vertreiben, sie kommen oft vor und erfreuen uns durch sinnigen Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Bezierung, die einen Einsatz hat und bewegen

---

Sie wiſſen jedermann durch Borg und Tauſch zu faſſen;
Der kommt nie los, der ſich nur Einmal eingelaſſen.
Mit unſern Weibern auch iſt es ein übel Spiel;
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machſt mich lachen;
Ein Jude wird dich doch nicht eiferſüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigſter! doch iſt's ein alter Brauch,
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;

wohl auch eines Pförtners bedarf, wie das Original ſich ausdrückt und ſagt: „deſſen Verbannung (oder Thor) die Sonne aufhebt (öffnet).“ Denn das Thor unſrer orientaliſchen Gedichte bildet ein Verbannung der Halter und Aufheber des Vorhangs iſt daher der Pförtner. Unter Mani iſt Mani gemeint, Tauſendkunſt der Manichäer, er ſoll ein geſchickter Maler geweſen ſeyn und ſeine ſeltſamen Irrlehren hauptſächlich durch Gemälde verbreitet haben. Er ſteht hier wie wir Apelles und Raphael ſagen würden. Bei dem Wort Herrſcherperlen fühlt ſich die Einbildungskraft ſeltſam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen und ſo wird ein Perlenmeer denkbar, in welchem die gnädige Majeſtät den Günſtling untertaucht. Zieht ſie ihn wieder hervor, ſo bleiben die Tropfen an ihm hängen, und er iſt köſtlich geſchmückt von Haupt zu Fuß. Nun aber hat der Dienſtweg auch Haupt und Fuß, Anfang und Ende. Beginn und Ziel; weiß man alſo dieſen der Dinge treu durchzuſchreiten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die Reiſe, den Geſandten überſchwenglich zu erheben und ihn an dem Hofe, wo er hingeſandt worden, das höchſte Vertrauen zu ſichern, eben als wenn der Kaiſer ſelbſt gegenwärtig wäre. Daraus wir denn ſchließen, daß die Abſendung nach England von der größten Bedeutung ſey.

Man hat von der perſiſchen Dichtkunſt mit Wahrheit geſagt, ſie ſey in ewiger Diaſtole und Syſtole begriffen; vorſtehende Gedichte bewahrheiten dieſe Anſicht. Immer ardt es darin ins Gränzenloſe und gleich wieder ins Beſtimmte zurück. Der Herrſcher iſt Weltlicht und zugleich Reiches Herrſcher Schirm, der ihn vor der Sonne ſchützt, breitet ſeine Schatten über die Weltflur auf, die Wohlgerüche ſeines Leibwurts ſind dem Saturn noch ruchbar, und ſo weiter fort ſtreut alles hinaus und herein, auf den fabelhafteſten Zeiten zum augenblicklichen Hofſtag. Hieraus lernen wir abermals, daß ihre Tropen, Metaphoren, Hyperbeln niemals einzeln, ſondern im Sinn und Zuſammenhange des Ganzen aufzunehmen ſind.

Reviſion.

Betrachtet man den Antheil, der von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ſchriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden; ſo findet ſich derſelbe meiſtens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch etwas zu verändern und zu verbeſſern iſt. Wäre es möglich, daß uns eine auserkannt fehlerloſe Niederſchrift eines alten Autors eingehändigt würde, ſo möchte ſolcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geläugnet werden, daß wir perſönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, indem wir und durch deſſen Entdeckung geſchmeichelt fühlen. Möge dieſe menſchliche Eigenheit auch unſerer Druckſchrift zu gute kommen, da verſchiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbeſſern, und oder andern, künftig vorbehalten bleibt, doch wird ein reiner Beitrag hiezu nicht unfreundlich abgewieſen werden.

Zuvörderſt alſo möge von der Rechtſchreibung orientaliſcher Namen die Rede ſeyn, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen iſt. Denn, bei dem großen Unterſchiede der öſtlichen und weſtlichen Sprache, hält es ſchwer für die Alphabete jener bei uns reine Aequivalente zu finden. Da nun ferner die europäiſchen Sprachen unter ſich, wegen verſchiedener Zuſammung und einzelner Dialekte, dem eigenen Alphabet verſchiedenen Werth und Bedeutung beilegen; ſo wird eine Uebereinſtimmung noch ſchwieriger.

Unter franzöſiſchem Gebiet ſind wir hauptſächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelots Wörterbuch kam unſern Wünſchen zu Hülfe. Nun mußte der franzöſiſche Gelehrte orientaliſche Worte und Namen der nationellen Ausſprache und Hörweiſe anzueignen und gefällig machen, welches denn auch in deutſche Cultur nach und nach herübergieng. So ſagen wir noch Hegire lieber als Hedſchra, bei angenehmen Klangen und der alten Bekanntſchaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleiſtet! und, ob ſie ſchon über die Ausſprache ihres eignen Dioms nicht einig ſind, ſich doch, wie billig, des Reals bedient, jene Namen nach ihrer Weiſe auszuſprechen und zu ſchreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutſchen, denen es am leichteſten fällt zu ſchreiben wie ſie ſprechen, die ſich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichſtellen, gingen ernſtlich zu Werke. Eben aber weil ſie dem Ausländiſchen und Fremden ſich immer mehr anzunähern bemüht geweſen, ſo findet man auch hier zwiſchen älteren und neueren Gattungen großen Unterſchied, ſo daß man ſich einer ſichern Autorität zu unterwerfen kaum Ueberzeugung findet.

Dieſer Sorge hat mich jedoch der eben ſo ſinnigſtige als gefällige Freund, J. G. L. Koſegarten, dem ich auch obige Ueberſetzung der kaiſerlichen Gedichte verdankt, gar freundlich entboben und Berichtigungen mitgetheilt. Möge dieſer zuverläſſige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Divan gleichfalls gnädig begünſtigen.

An
Silveſtre de Sacy.

Unſerm Meiſter, geb! vergönne
Dich, o Weiſeſten, ernſtlich-froh;
Hier am Anfang, hier am Ende,
Oeſtlich, weſtlich A und Ω.

Wir haben nun den guten Rath geſprochen,
Und manchen unſrer Tage kran gewandt;
Bleibt er etwa in des Menſchen Ohr —
Nun, Betrachtet iſt ſprechen. Damit gut.

Noten zu einigen Gedichten.

Ueber

Goethe's Harzreise im Winter.

Einladungsschrift von Dr. Kannegießer,

Rector des Gymnasiums zu Prenzlau.

Dezember 1826.

Dieses kleine Heft, vom Verfasser freundlich zugesandt, gab mir die angenehme Veranlassung, die sonderbaren Bilder früherer Jahre aus den lebendigen Fluthen wieder hervorzurufen; wobei ich zu bewundern hatte, daß mein einziges Autograph, dem die wunderlichen Besonderheiten jener Winterreise hinreichend bekannt seyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältnisses, die Weichheit des Zustandes und den Sinn des erwachenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgesprochen.

Nachdem ich mir nun jene für mich sehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, so kann ich nicht unterlassen einiges zu erwähnen und wie es bei mir aufgeregt worden niederzuschreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachstrebende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten, ich nenne Moritz und Tischbein, welche beide in das Augedenken Verschwiegene, Geheimnißvolle hergestellt einbringen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzen; wie ich denn von Letzgenannten nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen aufgespürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich aussprechen Dank vertraulich erwiedere und, nach seinem Wunsch, über das genannte Gedicht auch meinerseits einige Aufklärung versuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, dadurch sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besonders äußern, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Innres, Höheres dem Dichter vorschwebte.

Weil nun aber denjenigen, der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt, jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten, Anlässe nicht bekannt seyn können, so wird er den innern, höhern, sublimen Sinn vermuthen lassen; ich habe auch dergleichen die Poesie nicht zur Prosa herabzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geschwiegen.

Das Gedicht aber, welches der gegenwärtige Erklärer erwählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Angedeutete genugsam herausarbeitete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt und bewogen fühle Folgendes zu näherer Aufklärung zu erörtern.

In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Der Reise ward Ende Novembers 1776 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im dreyeckten Hut, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind.

Dem Geier gleich,
Der auf schnellen Morgenwolken
Mit sausendem Flittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebt mein Lied.

Der Reisende verläßt am frühesten Wintermorgen seinen, im Augenblick behaglich-gastfreundlichen, thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweite Vaterstadt begrüßte, er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wölbt sich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Gleichheit
Nicht zum ferntigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beschwerlichen Unternehmens flößt dem Muth und erheitert den Geist. Der Dichter gedenkt seines bisherigen Lebensgangs, den er glücklich wenden, dem er den schönen Erfolg versprechen darf.

Wenn einer Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er drückte vergessend
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Jahres,
Den die hohe dritte Schwere
Nur einmal hebt.

Aber sogleich gedenkt er eines Unglücklichen. Mißmuthigen, um denjenigen welchen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geschrieben, um sich neuerdings zerfließlich von der damals herrschenden Empfindsamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Antrag erdulden, worunter ihm besonders ein junger Mann auffiel, welcher sprechfertig-bereit und taub so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und seelischer Qual sich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Verbindlichkeit zu denken, wozu diese Gefühlsäußerungen passen möchten. Alle seine wiederholten gutmüthigsten Aeußerungen waren zurückgewiesen und abstoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und weiter getriebenen Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gewählt habe? Er wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dichterschauer
Drängt sich das ganze Bild,

Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterlicher zeigt sich die Landschaft, einsam und öde starrt alles umher, nur Hüttlers Mitd deutet auf thierischen Zustand. Nun blickt er über getrorene Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Gesicht.

Und mit den Sperlingen
Fahren klagt die Krähen
In ihre Einöde sich gesellt.

Wer seine Beamenlichkeiten ausspricht, verachtet gern die jenigen, die sich darin behagen. Thier, Geblüten, wildem Naturvolk beschrieben gutes Mitleid, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Dichter hat alle Beamenlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichmüthig sämmtlich betrachtet.

Wahrscheinlich ist ein wunderseltsamer Druckfehler daher entstanden, daß Setzer oder Corrector die Worte: die ihm treuen Sinn zu geben schienen, in Aether verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Aetherthieren hindeuten möchten. In der vorigen Ausgabe stehen jene, hier in der letzten.

Leicht ist's hingen den Augen,
Den Immen Thier,
Was der gewöhnliche Trab
Auf gewohnten Wegen
Hemmt des Fliehen Eingang.

Der Dichter kehrt wieder zu seinen eigenen glücklichen Lebenstreise zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumaßen, ja er spricht von den augenblicklichen Glücksverhältnissen beinahe mit Geringschätzung.

Aber abseits, wer ist's?
Sind Gleichen verliert sich sein Pfad.
Immer dem schlagen
Die Gefährte zusammen,
Das Glück setzt weiter auf.
Die Liebe verklärt ihn.

Das Bild des einsamen, menschenscheuen und feuerfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er malt sich's aus.

Aber wer heilet die Schmerzen
Dem, dem Busen zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Und der Nähe des Todes wandt'?
Und betrachtet, was ein Verkehrter,
Jeden er heimlich auf
Seinem eigenen Werth
In ungeheurer Einsamkeit.

Er führt fort ihn zu beklagen.

Ist auf seinem Pfaden,
Bauet der Liebe, ein Lau
Seinem Ohr verdammlich,
Es ergötzt sein Herz!
Lassen die unsichtbaren Kind
Lieber die taubere Saiten
Reden dem Dürftenden
In der Wüste.

Seine herzliche Theilnahme ergießt sich im Gebet. Die Auslegung dieser Strophen ist meinem freundlichen Commentator besonders gelungen; er hat das Herzliche derselben innigst gefühlt und entwickelt.

Der du der Frauen viel tröstlich
Seinen ein überlistend Mal,
Segne die Weiber bei Jagd
Auf der Pfeile des Todes
Wie jugendlichen Liebermuth
Irrigender Mutterliebe,
Spähe Aether des Unrechts,
Denn ihnen Jahre vergeblich
Pflegt und Ammen der Bauer.

Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner eingeschränkten Freunde, welche gerade in dieser Jahreszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um bald in gewisser Gegend sich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben diese Lustpartie war es, welche jene vertraute Gesellschaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu seiner Wanderung verschaffend. Er erinnert sich mit dem Versprechen, bald wieder unter ihnen zu sein.

Euer den Einsamen süß'
In deine Gedanken,
Umgeht mit Erinnerungen,
Daß der Nahe verweile,
Die fruchtet Saure,
O Liebe, deines Dichters.

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedrängten Zustand und ruft der Liebe, ihm zur Seite zu bleiben.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß man sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen den Wörtlichen und Worten zu halten habe. In der ersten Strophe heißt Liebe das unbestimmte, dem Menschen zwar innewohnende, aber von außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der zweiten Strophe ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wohlthätige Neigung zu bewirken haben; hier in der letzten ist unter Liebe das edelste Verhältniß gestiegert, welches auch über perfönlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt und, auf die schönste Weise, in Freundschaft, Gattenverein, Kameradschaft und außerdem noch auf hundert gute Weisen beständigt und lebendig erhält.

Mit der blumenreichen Zeiten
Kreudreß du ihm
Durch die Fluren der Nacht,
Ueber grundige Wege
Auf einen Gefilden;
Wie dem taudurchfeuchten Morgen
Lachst du ihr Herz ihm;
Wie dem beigrünen Saaten
Trägst du ihn noch empor;
Wäsenreichen Hügeln vom Zeiten
In seine Pfaden.

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich umfangen, aber in Gedanken an die entfernten Gelegten freudmüthig überstanden werden.

Und Thau des kräftigen Durst
Wird ihm des gefiederten Eigelst
Schmetterlingener Tänzel,
Den mit Geschmeiden
Anlangen ajurene Bäder.

Ein wichtiger, völlig überl, ja phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter sogar mannigen Zweifel erleben mußte, wovon

aber ein sehr erfreuliches Document noch in seinen Händen ist.

Ich fand wirklich am siebenten December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen abenteuerlichen Granitriesen. Über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Weite des Ueberrests der bekannte dunstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein undurchsichtiges Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Nebelschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, ist in meinem Entwurf der Farbenlehre im 5ten §. umständlich beschrieben.

Du deckst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll erhaben
Ueber der erstaunten Welt,
Und thaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus dem Mark deiner Brüder
Reichen der wälderst.

Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind gewonnen, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewählert werden.

Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Geschäfts-Thätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriöse, schwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema desselben wäre also wohl solchergestalt auszusprechen: der Dichter, in doppelter Absicht, ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst begeisterten Selbstdenker zu belauschen und aufzurichten, benutzt sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdzeit auszögen, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach seiner Weise hin, jenen einsamen wunderlichen Ritt. Es gelingt ihm nicht nur seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den besonnten Brockengipfel zu gelangen. Von dem, was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gezogen, schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum gereimte reimähnliche Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen derblichen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eigenem Vergnügen ersehen, wie er so vollkommen zum Verständniß des Gedichtes gelangt sey, als es ohne die Kenntniß der besonders verwalteten Umstände möglich gewesen; er findet mich an seiner Stelle mit ihm in Widerstreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und ins rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Basis constituirt worden. Gebe man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt seyn soll, alles was er vorträgt aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine, gebaltvolle Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Ueber das Fragment:
die Geheimnisse.
1816.

Eine Gesellschaft studirender Jünglinge, in einer der ersten Städte Nord-Deutschlands, haben ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eine gewisse Form gegeben, so daß sie erst ein dichterisches Werk vorlesen, sodann über dasselbe, ihre Meinungen wechselseitig eröffnend, geselige Stunden nützlich hinbringen. Derselbe Verein hat auch meinem Gedichte:

die Geheimnisse

überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen, und als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern ich ihnen sey, diese Räthsel aufzulösen; wobei sie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mittertheilt, worin die meisten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art desselben so viel guten Willen, Sinn und Anstand finde: so will ich darauf um so lieber eine Erklärung geben, als jenes räthselhafte Product die Ausleanungsgabe schon manches Lesers beschäftigt hat, und ich in meinen schriftstellerischen Bekenntnissen wohl sobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo diese Arbeit veranlaßt und solche auf einmal in so kurzer Zeit auf den Punkt gebracht werden, wie man sie kennt, alsdann aber unterbrochen, und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf voraussetzen, daß jenes Gedicht selbst dem Leser bekannt sey, doch will ich darum Folgendes erwähnen: Man erinnert sich, daß ein junger Ordensgeistlicher in einer gebirigten Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach Überstandenen stürmischen Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr sich anbrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff von ihnen zu scheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neuangekommenen geistlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterscheinung seltsamer Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beschluß.

Um nun die weitere Absicht, ja den Plan im Allgemeinen, und somit auch den Zweck des Ge-

bildend zu betrauen, erblicke ich, daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippen-Höhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Ritterwände würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehre.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leser oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Klimasphäre, Landstrich, Bildungsstufe, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höherer Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenleben würdig auszusprechen berufen seyen.

Damit dieses aber möglich werde, haben sie sich um einen Mann versammelt, der den Namen Humanus führt; wozu sie sich nicht entschließen hätten, ohne sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Anäherung zu ihm zu fühlen. Dieser Vermittler nun will unvermerkt von ihnen scheiden, und sie vernehmen, so bedient als erbaut, die Geschichte seiner vergangenen Zustände. Diese erzählt jedem nicht er allein, sondern jeder von den Zwölfen, mit denen er sämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieses großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und feiert erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verbreitet. Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach diesem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiste geführt, überall das Erkenntliche, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt, erfahren; so sollte daraus die angenehmste Empfindung entspringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entstellung, wodurch jede Religion in gewissen Epochen verhaßt wird, zur Erscheinung gekommen wäre.

Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Reifen umwunden; so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Tod Christi bedeutete ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich trefflich würde offenbaren haben.

Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperson bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hehe Stelle eingeführt, der ohne außerordentliche Umsicht, ohne Streben nach Unterscheidungskraft, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im fernsten Kreise, gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde verweilt, vorzustehen.

Wäre dieses Gericht vor dreißig Jahren, wo es ersonnen und angefangen worden, vollendet gewesen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Nun gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gebäude geräumig, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen, und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch, auf seinem eigenen Montserrat, Glück und Ruhe finden kann.

Ueber die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Mysteriöses ohne mystisch zu seyn: diese letzte Eigenschaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen präsumirten Gegenstand, seine Figuren, deren Thaten und Bewegung, so tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst aufzuregen, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen, und, nach Belieben die Formen verwirrend, fortfahren, zum Ende hinaufeilen, oder es weit hinausschieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesselben Schlußklangs, giebt dieser Dichtart den entschiedenen lyrischen Charakter.

Hat man sich mit ihr vollkommen bekannt, wie es bei uns Deutschen wohl der Fall ist, so sind die Balladen aller Völker verständlich, weil die Geister in gewissen Zeitaltern, entweder contemporan oder successiv, bei gleichem Geschäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poesie gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern, wie in einem lebendigen Urei, zusammen sind, das nur bedrütet werden darf, um als verschiedenes Phänomen, auf Geistesflügeln in die Lüfte zu steigen.

Zu solchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; sie ist zwar keineswegs mysteriös, allein ich konnte doch beim Vortrag öfters bemerken, daß selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum ersten Mal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, so gedenk' ich ihr durch prosaische Darstellung zu Hülfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben. In einem alten wallungsgrauen Ritterschloß, erzogen die Gelegenheit, da der Vater auf der Weidejagd, die Mutter im Gebet begriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle hereinzulassen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar seinen geheimnißvollen Gesang. Ein Graf, im Augenblick da Feinde sein Schloß einnehmen, entführt

nachdem er seine Schätze vergraben, ein Thörichtes in den Mantel eingewickelt mit fortträgt.

V. 5. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine sechsjährige Bürde, wächst heran.

V. 6. Das Hinschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstörung des Mantels anschaulich angedeutet; auch ist die Tochter schön und groß geworden, eines solchen Schirmes bedürfte sie nicht mehr.

V. 8. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei, umfaßt der edelsthronenden Hand ein Minnezeichen zu reichen, ergreift es sie werbend, der Vater gestellt die Tochter zu.

V. 9. Getraut, scheidet sie ungern vom Vater; er giebt einsam umher. Nun aber fällt der Sänger auf seiner Rolle, er ist es selbst; er spricht in der ersten Person, wie er im Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder und wie angedeutet, er sey nicht allein der Graf, dessen der Gesang erwähnte, sondern dieß seyen seine Enkel, die Jüngstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wir hoffen das Beste, aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der stolze, hochfahrende, heftige Vater kommt zurück; entrüstet, daß ein Bettler sich ins Haus geschlichen, ordnet er denselben ins Verließ zu werfen. Die Kinder sind verschüchtert, die verbreitende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. (Dies würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längst verbannter Grimm dringt los; im Gefühl seiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Greisen heimlich gerührt, die Tochter eines Bettlers geschlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg, das Gesichtet des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wieder hergestellter Dynastie zurückkehren. Der Alte legitimirt sich dadurch als Hausherr, der er hier Stelle der verratenen Schätze anzudeuten weiß, verständigt übrigens eine allgemeine Amnestie, sowohl im Reich als im Hause und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünschte den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich anmuthende, altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe. Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grad, daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn schon der entworfene Plan theilweise ausgeführt war, doch, wie so manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer diesen Gegenstand, bringt die epischen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geistreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componisten dürfte sich ein solches Theaterstück wohl gute Aufnahme versprechen.

Zu den Gedichten über Wilhelm Tischbeins Idyllen.

Wilhelm Tischbein eilebte sich in der glücklichen Zeit, wo dem strebenden Künstler noch objectives Wahre von außen geboten ward, wo er die reinern Dichterwerke als Vorarbeit betrachten, sie nach seiner Weise belebt wieder hervorbringen konnte.

Wenn Homer ihn zur bevölkertsten griechischen Welt herangog, verweilte er sich eben so gern, mit Thätigkeit, zum unschuldigen goldnen Silbernen Zeitalter ländlichen Wesens und Treibens, und wenn die Phantasie, welche alles mit Bildern durchdringt, ins Weite zu führen drohte, so führte er schnell zum Charakteristischen zurück, das er, Gestalt um Gestalt, bis zu den Thieren verfolgte.

Und so vorbereitet begab er sich nach Italien, da er denn schon auf der Reise das Vorgefühl einer bevölkerbedeutenden Laufbahn in Skizzen zur anmuthig aufzubewahren wußte.

Seines wackern Lebensganges haben wir früher schon gedacht, so wie des wechselseitig freundschaftlich belebenden fortdauernden Verhältnisses. Gegenwärtig sey von leicht entworfenen Blättern die Rede, durch deren Erneuung er, bis auf den heutigen Tag, eine höchst erquickliche Verbindung auch aus der Ferne zu erhalten weiß.

Vor uns liegt ein Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe, die Mannigfaltigkeit des künstlerischen Sinnes und Denkens enthaltend. Einem jeden Blatte haben wir, auf des Freundes Verlangen, einige Reime hinzugefügt; er hielt seine flüchtigen Skizzen durch Worte erklärt und vollendet zu sehen. Als Titelschrift fanden wir vorne:

Wie seit seinen Jünglings Jahren etc.

I.

Substructionen zerrütteter, unachtsamer Lust und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt worden.

Gar manche bedeutende Stelle unserer Erdoberfläche erinnert, mitten in bevölkerter Gegenwart, an eine größere Vergangenheit, und vielleicht ist nirgends dieser Contrast auffallender, fühlbarer, als in Rom und dessen Umgebung; das Zerstören ist unachtsamer, durch seine Einwirkungskraft zu vergegenwärtigen, und doch auch erscheint das Wiederhergestellte, unsern Augen sich Darbietende, gleichfalls unachtsamer.

Nun aber zu unserm Blatt: Die weitläuftigen, von der Baukunst erworbenen Räume sollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Substructionen, die Last kaiserlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlassen nunmehr diesen ebenen, gleichgültigen Boden dem Weingarten; Schlinge- und Hängepflanzen senken sich in diese halbverschütteten, finstern Räume; Früchte des Obstbaumes, Kürbisranken erbeuten, schmücken diese Embire; und wenn dem Auge des Wanderers ein so unrein zerrütteter Boden als gestalteter Rasen hügel erscheinen, so wundern es einen Herabsteigenden

beste wäre, in solchen Stunden, statt Ufers, Mauerwerk, statt Gebirgstagern, Spalten und Gängen gerade entsprechende Mauerpfeiler, mächtige Gewölbebogen zu erblicken, und, wollte er sich wagen, ein unterirdisches Labyrinth von düsteren Hallen und Gängen vor sich zu finden.

Einem solchen gräßlichen Anschauen war Tischbein mehr als andere hingegeben; überall fand er Ereignisse zu dem Abscheulichen gepaart. Noch besitze ich solche unsichtbare Blätter, die den innigen Sinn eines wunderlichen hingeschwundenen und weiter wandelnden Zustandes verkünden.

Dem obern beschriebenen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Würdige Prachtgebäude stürzen etc.

Daß in solchem Falle uns überraschende Gefühl sprach ich, in früher Jugend, ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben, folgendermaßen aus:

Natur! du ewig heimende,
Schaffst jeden zum Genuss des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hülle.
Hoch hast die Scheuklh' an das Genuss,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verbleicht.
Die Raup umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniss
Eine Hütte, o Mensch,
Geniessest über Gräbern! —

II.

Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquicken sich mit und an einander.

Ihr derbsteinen Naturgenuß hatte Tischbein stets reinen Sinn, und offene, freie Brust. Ich besitze noch eine ältere Zeichnung, wo er sich, als Reisender in unwirthbarem Gebirg, am Sonnenaufgang und derrlichen, sich zusammendrängenden Zufälligkeiten ergötzt. In diesem Betracht schrieb ich zu obigem Bilde folgende Zeilen:

Schön und menschlich ist der Geist etc.

Der Geschichtsmaler, der eigentliche Menschendarsteller, hat in Bezug auf Landschaft große Vortheile; aus dem Wirklichen zieht er das Bedeutende, findet das Merkwürdige unter jeder Bedingung, weiß ihm Gehalt und Adel zu verleihen. Schroffe Felsen, deren verwitterte Ase in bedaute Hügel sich senkt, die endlich gegen den Fluß zu in fette Trift auslaufen. Hier begleiten grüne Wiesen mit bewachsenen Ufern den Strom und Meer. Und was da alles von fernen Vorgebirgen, Buchten und sichern Landungen erfordern mag, das war dem Künstler um Rom und Neapel auf mannigfachen Reisen so zu eigen geworden, daß derselbigen Umrisse leicht und bequem aus seiner Feder fließen, stets anmuthig, stets bezeichnend.

Auch auf das flüchtige drückten sich einzelne Vorstellungsarten der isolirten Natur in sein Gedächtniß; er wiederholte sie gern, wie man eine Gedichte, die uns bedeutend getroffen, uns Antheil abgewinnen vermocht, erzählend, dem öfters wiederholen mag. Bäum- und Felsgruppen, einige seltene Oertlichkeiten, Meteore jeder Art, die Verbindung irdischer Verrungen mit himmlischen, das Wechselspiel unterer und oberer Erscheinungen ward er nicht müde darzustellen.

Seltener und Außerordentliches verrieth noch weniger in seiner Einbildungskraft. Den vollen Mond neben dem feuerspeienden, furchtbaren Spiel des Vesuvs, beides im Meere sich abspiegelnd, wagt er sogar mit Federstrichen nachzubilden, fließende Lavren, wie die erstarren, sagt er gleich charakteristisch auf. Solche flüchtige Blätter, deren ich noch gar manche sorgfältig verwahre, sind geistreicht Luft.

III.

Wie man sonst anordnenden Kunstjüngern eine reiche vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimnisse der Compositen, Ordnung, Licht, Schatten und Haltung zu verdeutlichen, so standen zu Frascati, in dem Aldobrandinischen Garten, zu einer Einheit versammelt die verschiedenartigsten Bäume, ein Wanderziel allen Künstlern und Kunstfreunden.

In der Mitte hob sich die Cypresse hoch empor, links streckte die immer grünende Eiche zur Breite weit zur Höhe und bildete, indem sie zugleich einen schlanken Baum hie und da mit herrlichen Aesten umfaßte, eine reiche Lichtseite. Rechts in freier Luft zeigten sich der Pinien horizontale Sonnenzapfen und die Schattenseite war mit leuchtendem Oleanderlaube abgeschlossen, schaute nahenden, weiter hervor, die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf und das Ganze rundete sich befriedigend.

Von dieser musterhaften Gruppe besitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau Papier, jedermann zur Bewunderung. Nun hatte er dieses Gebilde unverrückt im Sinne behalten, solches in gegenwärtigem Kunst- und Musterbüchlein abermals vorgestellt, nur, dem Format gemäß, um vieles kleiner und mit einiger Veränderung. Folgenden Reim schrieb ich zur Seite:

Wenn, in Wäldern, Baum an Bäumen etc.

IV.

Abermals aus der vegetabilen Welt, eine stete, vielleicht einzige Erscheinung; schwer, unmöglich zu beschreiben. Da sich jedem die wunderlichste Zusammensetzung unserm Freunde so tief einverleibt hat, daß er den Gegenstand oft wiederholen mochte, so sey auch von unserer Seite der Versuch gewagt.

Inmitten eines von düsteren Bäumen umschattenten Wasserspiegels zeigt sich, auf geringer Erderhöhung, eine alte Eiche, im Vollsafte, ihre pachtigen Aeste unter vermischend und niedersinkend, so daß die letzten Blätterzweige beinahe das Wasser erreichen und sich darin gar freundlich doppelsinnig wiederholen. Eben so ist der weniger abgestorbene Eichenstamm, worauf der Baum steht, auch Stamm und Aeste, insofern es der Raum zuläßt, im Abglanz wiederholt.

Der alte, in feuchter Einsamkeit erwachsene, ausdauernde Baum, in düsterer Umgebung erscheinet, in der Nähe sich selbst verjüngend, verdient folgenden antisentimentalischen Reim:

Mitten in dem Wasserspiegel etc.

V.

In heiterer und anmuthiger Gesellschaft verleiht uns auch jener Einsamkeit gewidmete stolze Baum

Auf Raten gelagert sehen wir anmuthige Jünglinge, deren schöne Körper, der Sitte früherer Zeitalter gemäß, nur theilweise verhüllt sind; der Anblick von denen, gefälligen Gliedern ist uns gegönnt.

Nun aber fragen wir: was versammelt sie an diesen Platz? was erwarten sie? Denn gegenwärtig scheint nichts vorhanden, was ihnen Unterhaltung gewähren könnte. Doch, näher besehen, schauen wir hören und bemerken zwei männliche Figuren. Links, erhöht unter einem Baume sitzend, einen lieblichen Jüngling, die Flöte in der Hand, als erklärte er vor Beginnen seines Vortrags, auf was für Melodien er sich bereite, was für Lieder sollen gehört werden. Auf ihn sind viele Blicke gerichtet, wohl die Hälfte der Hörerinnen scheint ihm zu vertrauen, von ihm angezogen zu seyn.

Jener an der andern Seite hat sich zum Theil unter die Nymphen gemischt; er zeigt eine vielfarbige Pferde, versprecht die muntersten Tänze, die lustigste Unterhaltung; auch mag er sich wohl die Hälfte der Hörerschaft gewonnen haben.

Mit wenig Meinen sagten wir dieß auszudrücken:

Horren sehd ihr sie, die Schönen etc.

Nun aber laßt uns schweigen, damit beide den Wettstreit zu beginnen nicht weiter gehindert seyen.

VI.

Alle kunstreichen ähnlichen Darstellungen erwerben sich deßhalb die größte Gunst, weil menschliche natürliche, ewig wiederkehrende, erfreuliche Lebenszustände einfach wahrheit vorgetragen werden, ferner sich abgesondert von allem Lästigen, Unerfreulichen, Widerwärtigen, weeren wir sie auf Erden gehäuft finden. Mütterliche, väterliche Verhältnisse zu Kindern, besonders zu Knaben; Spiel und Wetteifer der Kleinen; Bildungstrieb, Ernst und Sorge der Erwachsenen, das alles spricht sich gar lieblich gegen einander. Diesen Sinne gemäß finden wir in der gegenwärtigen heiligen Familie einen ähnlichen Gegenstand, erhoben zu frommer Würde, und deßhalb doppelt und dreifach anziehend.

Hiernach also haben wir den sechsten Bilde folgenden Vers zur Seite geschrieben:

Heute noch im Paradiese etc.

Nun zur nähern Beschreibung des Dargestellten: Eine junge, im blauen Gewand fakende Frau (Maut. eine Magd weniger), nach dem Bilde heraus, mit vollem frauenhaften Anstehen. Es ist aber keineswegs der Zuschauer, nach welchem sie sich umkehrt; ihr Gesicht verrichtet vorab sie vollkommen auf die Brüste des Kindes, das, am obern Rücken, nach der oben anständen unschuldigen Nahrung verlangt. Vorwärts liegen und sitzen drei Knaben um einen Sessel, eben erwachsene Mädchen spielend, ohne weiteres Hülfsmittel als vorgesagte Lippen. Hinterwärts am Baume sitzt ein Jüngling, den Schlauch unter dem rechten Arme, mit linker Hand musizierend, als wolle er Früchte von den Knaben, die auf dem Aste schweben, empfangen und der Familie einen wohlschmeckenden Nachtisch bereiten.

In der Ferne sieht man vor einer Höhle Feuer angezündet, um den heutigen kühlen Morgen für die Umsitzenden zu erwärmen; die Feuergrotte aber zunächst ist rund, tief und geräumig, wie sie vor Stürmen und unfreundlicher Jahreszeit zu solchem hinreichend seyn möchte. Und so ist auch das Irrdelndische anmuthen nicht vergessen, als nächster Hauptbestimmung eines solchen bald wahren, bald poetischen Naturzustandes.

VII.

Was die Alten pferden etc.

Mit dieser Strophe begleiteten wir ein Bild, das, nach des Künstlers lieber Weise, von natürlichen, selbst aus Rohe grünenden Gegenständen umgeben auf höhere Bildung deutend, der Anlage der Sittlichkeit zur Tugend dringt.

Auf einer hohen, reinen Hügelgruppe haben sich drei Figuren zusammengefunden. Zum der Vater, seinem gegenüberliegen, von einer halbentkleideten, sittigen Mutter auf dem Schoß gehaltenen Knaben die Töne der Notenspeise verbindend; begierig greift der Knabe darnach, ein Gleiches zu versuchen. Alle drei Gesichter sind glücklichen Ausdrucks, der Vater scheint sein Bestes thun zu wollen, das Kind greift täppisch wacker zu, die Mutter hat eher etwas Schmerzliches, sie scheint zu rühren, entzücken, wie es solchen Naturen im Augenblicke wohl ziemen mag.

Hier ist zu bemerken, daß der vorzüglichste Künstler sich nicht überwinden könnte, den weiblichen Gliedern solcher Jungenschaften Ziegenfüße zu verleihen, weniger im Paradiese bei Darstellung wilder Bacchantenreihen, wohl zulässig, ja nothwendig seyn möchte; in der Malerei aber, selbst von großen Meistern äußerlich ausgeführt, immer etwas Unpassendes hat. Wenn auch der Bauer ähnlich mit thierischem Haar und Ohr gezeichnet dann, so wir ja obendrein in der geistreichen Welt die Menschen gestaltet zu sehen gewohnt sind, nicht weit von jenem Faunen-Gebilde entfernt; so können die Frauen hinzugen ohne Lange wirklicher Kleider nicht gedacht werden. Darum sieht vom Künstler besonders Wendung erspielt sich eine wirkliche Annäherung an unsere Sitten, an das Schickliche, ohne welches ein Kunstwerk nicht leicht glücklichen Eingang haben würde.

Zu wiederholen ist hier noch, daß jener Gipfel, welcher die Grotte trägt, in großer Höhe gedacht sey; Pinienschirme reichen hinabwärts, wodurch denn auch die felsichten Thalumgaben motivirt sind, welche neben jenem Gebäuten, zu andern Früchten gehäuft, an der Erde liegen.

VIII.

Hier ist nun einer Gelegenheit zu gedenken, welches in dem Zeichnerischen Idyllenkreis eine bedeutende Rolle spielt, ich meine die Centauren, die er, als Pferde und Menschenmischgebilde, sehr gut vorzustellen weiß.

Wenn wir der menschlichen Gestalt Bedeutsame hinzufügen, sie mit Hörnern und Ohrgehören begaben, so haben wir sie zum Theile verändert, und nur auf der untersten Stufe sinnlicher Sinnlichkeit bleiben wir sie erscheinen lassen. Mit der Centaurenbildung ist es ganz ein anderes. Wie der Mensch sich körperlich normale regier, erhobener, beschäftigter stellt als ja Pferde, wo er, ein verständiger Reiter, die mächtigen Thiere eines so vertrauten Thiers, eben als waren es die eigenen, seinem Willen unterwirft und so über die Erde hin als höhere Wesen zu wallen vermag, eben so erscheint der Centaur bemerkenswerth, dessen menschliche Bildung uns nicht so ganz unwahrscheinlich entsprungen ist, weil ja der in einiger Ferne hingegangene

Reiter mit dem Pferde verwachsen zu ſeyn ſcheint. Denken wir uns dieſes Geſchöpf nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forſtgeſellſchaft, von Jagd lebend, zu allen Kraftäußerungen ſich ſtählend, ihre Halbvölker zu einer mächtigen Horde erziehend, finden wir ſie erfahren in der Sternkunde, die ihnen ſichere Wegerichtung verleiht, ferner naſchig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben ſind, ſo läßt ſich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich einzelne, Erfahrung verbindende Männer ſich hervorthun, denen man wohl die Erziehung eines Fürſten, eines Helden anvertrauen mochte.

So wird auch Chiron gebildet, den man hier aufgeſtellt findet, alle den thierischen Leib an der Erde findet. Der obere menſchliche Theil bezieht aber auf Höheres, mehr als Menſchliches. Denn das Haupt wird durch den Arm unterſtützt. Aus geſtirnt und Augen ſind aufwärts gerichtet; edle Form, ernſter Blick, auf Einiges, wichtiges Unterredung deutend. Damit wir aber außer Zweifel geſetzt werden, was ſo eine wunderſame Perſon im Sinne trage, ſehen wir hinterwärts, halb verſteckt ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet und bei Schultern zu uns, ſpielt mit einem munteren, beinahe unbändigen Menſchenknaben. Sollte das nicht Achill ſeyn? einem Chiron als dem tüchtigſten Pädagogen übergeben, welcher jenen einen ſolchen Auftrag wohl vorteilhaft finden durfte.

Wir haben dieſem Bilde beſonders folgende Strophe hinzugefügt:

Edel ernst, ein Halbthier liegend etc.

IX.

Die ſämmtlichen ſowohl ſittlich menſchlichen, als natürlich animaliſchen Elemente der Thiebeine ſeyen Ihnen nun völlig entwickelt und dargeſtellt; nun da wir genug in dieſer Region umhergeirrt, müſſen wir noch zum Abſchluß einer tragiſchen Situation gelangen.

Das Grundmotiv aber aller tragiſchen Situationen iſt das Widerſtreben, und da brauch's weder Gift noch Dolch, weder Strick noch Schwert; das Scheiden auf einem gewaltſamen, gelittenen, tragiſchen Zuſtand, veranlaßt durch mehr oder minderen Nothzwang, durch mehr oder weniger verhaßte Gewalt, iſt auch eine Variation deſſelben Thema's, und ſo hat auch unſer Künſtler nicht unterlaſſen, die Scheidekuſſe von Hirt und Hirtin gemüthlich darzuſtellen.

Unter einem alten, in der Zeit unverwüſtlich fortwachſenden Eichbaum ſigen ſie neben einander, die beiden, erſt lebensluſtmuthig Jünneren. Der Knabe, die Jüße über einander geſchlagen, ſieht vor ſich hin; er möchte nichts zu ſagen, er vermag nicht über den Verluſt zu denken. Verluſt denkt ſich nicht, er fühlt ſich nur. Die ſchlanke, tüchtige, wohlgebaute, ſchöne Hirtin aber lehnt ſich trocken auf ſeine Schulter; ihr iſt wohler, ſie kann weinen, ſie bezahlt der Gegenwart was mit ſchweren Zinſen künftigen Stunden abgetragen wären. Und ſo ſehen wir die beiden allein, aber nicht einſam, denn neben ihnen hat der Künſtler ſanft die ſpielenden Hirtenſtäbe umgeſtürzt zur Erde gelegt, in einander greifend; auch ſieht man zu nächſt verſchiedenartige Schafe, als wenn ſie beiderlei Heerden anzeigten, ſich mit den dürren Köpfen gegen einander unfreundlich betrun. Mit einem Wandgeſtein iſt das Ganze geſchloſſen.

Und ſo ſchließen wir auch unſere Betrachtungen, oder vielmehr, ehe wir uns berühren herausdrehen, bekennen wir uns mit etwas Hüberem, Ueberſinnlichem, das uns beſte erfreulichen aufnimmt, als wir an der ſinnigen Behandlung des Unterſinnlichen, dem Künſtler dankend. Freude genießen. Und an der Schwelle dieſes Uebergangs ſprechen wir uns wie folgt:

Was wir froh und dankbar fühlen etc.

X.

In dem ernſt lieblichen Felſ- und Waldgebirg liegt, den Alten gegen und geöffnet, außerhalb auf Moos und Kräutern, über der Urne gelehnt, die ſchlanke Geſtalt, nackende Reize dem Auge darbietend. Der mit leichtem Schleiftuche gegürtete Leib hemmt gerade Bewegung nicht und ein unbefangenes zuvorkommendes Geſicht ſehen, ohne zu der antodeſſen Geſtalt vorſtehn; ſie ſcheint auf einen Vogel zu achten, der auf dem Rande, auf dem Rande ſein Neſt verbeſſigend, mit Leidenſchaftlichen Geberden gegen ſie auftritt; es ſcheint als habe das zarte Thierchen die Halbgöttin jetzt erſt erwartet und die Störung ſeines ſtillen ſichern Anſiedelns ſchmerzlich empfunden. Aber ſo ganz einſam iſt unſere Schöne nicht hier oben; nur etwas höher und rückwärts, im Dunkel einer Felsgrotte, ruht in der Dämmerung des Wiederſcheines eine Lauer, obgleich nicht weniger anmuthige Geſtalten. Sie hören wir ſie nennen, denn die beiden überſinnlichen Urnen ſenken ihre ſpielenden Wellen Einem Beet zu, vereint fließen ſie hin und ſchreiben das mährchenhafte Geſetz in ihrem Laufe fortzuführen.

Wie aber zwei verirrte Freundinnen ſich wohl einmal entzweien und eine nun zu zuſammengefloſſene Bäche nach Umſtänden wieder ſich trennen, das haben wir in wenigen Reimen vorgeſtimmig aufzuzeichnen geſucht:

Jetzo wallen ſie zuſammen etc.

XI.

Sehen wir doch in der Wirklichkeit auf unmerklichem Draht, auf ſchwankem Seil, wandelbare Bewegungen, kühnen Sprung auf Sprung, Blut verwirrenden Körperwechſel; hier ſolcher Kraftäußerung und Anmuthserſcheinung vorgeführt wir die geringen Hülfsmittel, welche dieſe wunderſame Welt kümmig begründen; nur auf das Bild ſchauen wir, das uns entzückt, den Begriff eines neuen Handwerks mittheilt und eine liebliche Kunſtwelt eröffnet.

Und ſo haben auch die antiken Maler beim anmuthigen Nackbilden Tänzender, die des Bedens nicht zu bedürfen ſcheinen, da ſie ihn kaum berühren, dieſen Boden ſowohl als jedes irdiſche Hülfsmittel, Sprung- und Klangwerk beleuchtet, ihre Geſtalten in der Luft ſchwebend auf einfachem Grunde gehalten, wie ſie der Einbildungskraft, die ſich ihrer, von allem Nebenwerk abgelenkert, am liebſten erinnern mag, frei und unbeſchwert vorſchweben. Auf ſolche Weiſe ſeiert auch Thiebein ſein ewiglich Beſtreben; auf leichtem Nebengewand hebt er ſeine Muſe empor, wie wir begeiſternd aufzudrücken ſuchten:

Wer ſich nach der Erde ſenkte etc.

XII.

Durch dieſen Uebergang jedoch werden wir in die Luftröhre geführt und in ätherischer Weite und zu

bewegen einzuladen. Hoch im finstern Luftraume schwebt im weiten Mantel, der sich um und über sie wolkenartig faltet, eine schlanke Gestalt; im Fortschweben sieht sie sich um nach dem sanften Lichte, das von unten zu ihr hinaufblickt, ihr volles Angesicht so wie die nackten Schultern erleuchtet.

Nicht lange bleiben wir über die Bedeutung der Schwebenden unaufgeklärt; um ihr Haupt winden sich Rosen an Rosen in unregelmäßige Cirkeln; Aurorens erkennen wir da. Der Gedanke, sie so vorzustellen, ist freundlich genug. Denn wie wir sonst, auf heiligen Bildern, um das Haupt der verklärten Mutter Gottes, Kreise von Engelsköpfchen sehen, die sich nach und nach in glänzende Wölkchen auflösen, eben so ist es hier mit den Rosen gemeint, zu welchen die roth aufsteigenden Wölkchen der Morgendämmerung bedeutungsvoll gestaltet sind. Wir begrüßten sie mit folgendem Reim:

Wenn, um das Götterkind Auroren etc.

XIII.

Eine noch lieblichere Gestalt schwebt näher an uns heran, obgleich verschleiert, doch so gut wie nackt. Die Art ihres Erscheinens drückten wir folgendermaßen aus:

Ohne menschliche Geberchen etc.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenstunde gedenken; denn auf diese scheint sie uns zu deuten, wo sich leichte Nebel von feuchter Stelle augenblicklich hervorheben, um als Thau die benachbarten Hügelflächen sonnenlichen zu erquicken und zu verschwinden. Eben so wenig dürfen wir diese liebenswürdige Gestalt angaffen, und ihrer zu bemächtigen. Sie zieht vorüber und läßt uns traurig zurück, so wie die Morgenstunde, wenn wir sie auch freudig genützt, immer zu früh entweilt, um uns der Mühe des Tages zu überlassen. Deßhalb sagten wir hinzu:

Heute floh sie, floh wie gestern etc.

XIV.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Gestaltenpaares erinnert uns an die heitersten geselligen Stunden. Zwei leicht bekleidete Feenmädchen scheinen sich im Fluge zu begegnen; so eben vor einander vorbeischwebend sehen beide sich um, als wollten sie die lieblose Gesellin so schnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichste Biegung der Körper, anmuthigste Bewegung der äußersten Glieder, augenblickliche Verschlingungsbeit zweier, gleich lieblicher Wesen erinnerten uns an unsichtbare Zeiten, wo die freie Hora weichend und der freieren übergiebt, und das Leben, einem Tanzreihen gleich, sich auf das anmuthigste wiederholend dahin schwebt.

Alles was uns bewegsam belachte, Musik, Tanz und was sonst noch aus mannigfaltigen, lebendig bewegtlichen Elementen sich entwickelt, im Contraste sich trennt, harmonisch wieder zusammenfließt, mag und wohl beim Anblick dieses Bildes in Erinnerung treten. Dies sind gerade die sodann den Symbole, die eine vielfache Deutung zulassen, indeß das dargestellte Bildliche immer haftbar bleibt.

Diesmal entließen wir sie mit dem einfachen Anruf:

Wirbelt Stunden leichten Webens etc.

Und wie denn der klare Feuerwerker seine blendenden Darstellungen gewöhnlich mit einer Raketensalve zu enden pflegt, so hat auch unser Freund was bisher einzeln, aber paarweis, an der Erde in der Mittelebene erschien, nun zur Dreiheit erhoben und in die höchste Atmosphäre geführt. Ein feuerhängender Felsgipfel tritt zur rechten Seite ins Bild hinein, ohne Ansatzpunkt von dem Fuße zu geben, worauf die Masse ruhen könnte; er hängt von Rosen und wilden Wein verwirrt, über dem weiten Meer, welches, bis vorn an den Rahmen heranstretend, aus seinem erleuchteten Horizonte die Sonne hervorhebt, die sich in den Wellen befestigt und den Himmel aufklärt. Da schweben denn um jenen Felsknauf drei leichte Gestalten, die unterste flach, wie eine Streifrolle niederwärts, die zweite sich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter- und aufwärts sich in den Aether verlierend. Es ist als wenn der Künstler die Howardsche Terminologie antirepomorphisch aufzudrücken den Versuch gehabt, und es bedürfte nur noch Weniges, so wäre die Zeichensprache vollkommen. Sehr anmuthig schwebt die unterste, mit Schale und Krug, an die Rosen heran und spürt, ob durch linde Besprengung der Morgenthau sie wieder entwickeln dürfen. Die zweite erhebt sich in diagonaler Richtung, die dritte senkrecht steigt empor. Mit wenigen Pinselstrichen wäre hier der Streifwolke, die schalte, die verständnis vorgeholfen. Wir wetten den wackern Freund ersuchen, in diesem Sinne ein Gegenbild zu erfinden, und bringen deßhalb kein Gedicht hier bei, weil solches nur als Wiederholung von Howards Formgedichtnis erscheinen dürfte.

Wir schlagen um und wenden uns zu

XV.

wo der Künstler auf einmal den Vorhang fallen und uns vor einer Scene stehen läßt, welche Bezug auf das erste Bild zu haben scheint, mit welchem sie jedoch einen auffallenden Gegensatz bildet. Dort sahen wir mächtige, ernstlich gründliche Kunst, durch Natur und Zeit überwältigt, ihre Figuren thätlichkeit aufgehoben und mit Frucht-, Fisch und Ackerboden umgeschlossen, der Vegetation anheim gegeben; hier aber finden wir Natur, wie sie abergläubisch auf sich selbst ruht, ohne der Phantasie weiter irgend einen Antheil einzuräumen. Wir bezeichneten den Gegenstand mit folgenden Worten:

Ruhig Wasser, grause Höhle etc.

Nun lasse man diese prosaisch rhythmischen Darstellungen abermals als einen Versuch gelten, weil entfernte oder wohl gar aus der Wirklichkeit verschwundene Bilder in der Einbildungskraft hervorzuweden. Möge diese Bemühung freundlich aufgenommen werden, wie es derjenigen gelang, die wir der Philostratischen Galerie gewidmet. Glücklicherweise werden die gegenwärtig besprochenen noch von deutschem Tageslicht beschienen, und welche Ausführung der Künstler für bedeutenden Intentionen verliehen, wird derjenige beurtheilen, der Glück und Gelegenheit hat, das Vorzimmer des Großherzogs von Oldenburg Hoheit im Schlosse neben dessen Cabinet zu betreten.

Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrst dich, guter Mann! Wie könnte das geschehn?
Das alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl; dir ist zwar niemand gleich,
Doch gibt's viel große Herrn und Fürsten in dem Reich,
Die dein so sanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch stecken sie in Schulden;

Ethiſches.

Geiſtes-Epochen,

nach Hermann's neueſten Mittheilungen.

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menſchen iſt ſich gleich. Wüſte Leerheit umfängt erſt alles, der Geiſt jedoch brütet ſchon über Beweglichem und Geſtaltetem. Jedes die Anſchauungen-Menge ſtaunend ängſtlich unterbindet, kümmerlich das unentbehrlichſte Bedürfniß zu befriedigen, ſtaunt ein begabtbegnadigter Geiſt in die großen Weltverſtrömungen hinein, bemerkt was ſich ereignet und ſpricht das Verbundene ahnungsvoll aus als wenn es entſtünde. So haben wir in der älteſten Zeit Betrachtung, Philoſophie, Benennung und Poeſie der Natur alles in Einem.

Die Welt wird heiterer, jene düſtern Elemente klären ſich auf, entwirren ſich, der Menſch greift nach ihnen, ſie auf andere Weiſe zu bewältigen. Eine friſche geſunde Sinnlichkeit blickt umher, freundlich ſieht ſie im Vergangenen und Gegenwärtigen nur ihres Gleichen. Dem alten Namen verleiht ſie neue Geſtalt, anthropomorphoſirt, perſonificirt das Leblooſe wie das Abgeſtorbene und vertheilt ihren eigenen Charakter über alle Geſtalten. So lebt und webt der Volksglaube, der ſich von allem Anſtaunen, was aus jener Urepoche übrig geblieben ſeyn mag, oft leichtſinnig befreit. Das Reich der Poeſie blüht auf und nur der iſt Poet, der den Volksglauben beſitzt oder ſich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieſer Epoche iſt freie, tüchtige, ernſte, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Menſch in Anſicht der Verbindung ſein ſelbſt keine Gränzen kennt, auch die klare Region des Daſeyns ihm nicht in allen Umſtänden zuſagt, ſo ſtrebt er ins Geheimniß zurück, ſucht höhere Anleitung deſſen was ihm erſcheint. Und wie die Poeſie Dryaden und Hamadryaden ſchafft, über denen höhere Götter ihr Weſen treiben, ſo erzeugt die Theologie Dämonen, die ſie ſo lange einander unterordnet, bis ſie zuletzt ſämmtlich von Einem Gotte abhängig gedacht werden. Dieſe Epoche dürfen wir die heilige nennen, ſie gehört im höchſten Sinne der Vernunft an, kann ſich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil ſie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben aufſtutzt, ohne Poeſie zu ſeyn, weil ſie das Wunderbarſte ausſpricht und ihm objective Gültigkeit zuſchreibt, endlich dem Verſtand verhältig werden. Dieſer, in ſeiner größten Unreife und Rohheit, verehrt die Uranfänge, erfreut ſich am poetiſchen Volksglauben, und ſchätzt das edle Menſchenbedürfniß ein Überſinnliches anzuerkennen. Allein der Verſtändige ſtrebt alles Denkbare ſeiner Klarheit anzueignen und ſelbſt die geheimnißvollſten Erſcheinungen ſogleich aufzulöſen. Volks- und Prieſter-Glaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter demſelben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung gefaßt, das Beſondere ins Allgemeine verwandelt, und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menſchheit überhaupt Zuſtändiges herausgeleitet. Dieſer Epoche kann man ein edles, reines, klares Beſtreben nicht abſprechen, ſie ermißt aber mehr dem einzelnen, wohlbegabten Menſchen als ganzen Völkern.

Denn wie ſich dieſe Sinnesart verbreitet, folgt ſogleich die letzte Epoche, welche wir die proſaiſche nennen dürfen, da ſie nicht etwa den Gehalt der frühern humaniſiren, dem reinen Menſchenverſtand und Hausgebrauch anеignen möchte, ſondern das Aelteſte in die Geſtalt des gemeinen Tags zieht und, auf dieſe Weiſe, Urgefühle, Volks- und Prieſter-Glauben, ja den Glauben des Verſtandes, der hinter dem Seltſamen noch einen ideellen Zuſammenhang vermuthet, völlig zerſtört.

Dieſe Epoche kann nicht lange dauern. Das Menſchenbedürfniß, durch Weltgeſchäfte aufgeregt, überſpringt rückwärts die verſtändige Leitung, vermiſcht Prieſter-, Volks- und Urglauben, ſtammert ſich bald da bald dort an Ueberlieferungen, verſenkt ſich in Geheimniſſe, ſetzt Mährchen an die Stelle der Poeſie und erhebt ſie zu Glaubensartikeln. Anſtatt verſtändig zu beleben und ruhig einzuwirken, ſtreut man willkürlich Samen und Unkraut planlos nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeſchaut werde, iſt mehr gegeben, jeder Einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und giebt ſeine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganzes.

Und ſo wird denn auch der Werth eines jeden Geheimniſſes zerſtört, der Volksglaube ſelbſt entweiht; Eigenſchaften, die ſich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie feindliche Elemente gegen einander und ſo iſt das Tohu wa Bohu wieder da, aber nicht das erſte, befruchtende, gebärende, ſondern ein abſterbendes, in Verweſung übergehendes, auf dem der Geiſt Gottes kaum ſelbſt eine ihm würdige Welt abermals erſchaffen könnte.

Uranfänge

tiefſinnig beſchaut, ſchicklich benannt.			
Poeſie	Volksglaube	Thätig	Einbildungskraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig	Vernunft
Philoſophie	Aufklärendes	Klug	Verſtand
Proſa	Auflöſung ins Alltägliche	Gemein	Sinnlichkeit

Vermiſchung. Widerſtreben. Auflöſung.

Urworte. Orphiſch.

Nachſtehende fünf Stanzen ſind ſchon im zweiten Heft der Morphologie abgedruckt, allein für

erdienen wohl einem größern Publikum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünscht, daß zum Verständnis derselben einiges geschähe, damit dasjenige, was sich hier fast nur andeuten läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntnis übergeben sey.

Was nun von älteren und neueren Orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzutragen, poetisch compendiös, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

Δαίμων, Dämon.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du seyn, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Gestalten, die in sich gerundet sind.

Der Bezug der Ueberschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bei der Geburt uns mitgetheilte ausgesprochene, bestimmte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem andern, bei noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu und es ließen sich die unendlich mannigfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannigfaltigen Abwechslungen der Geburten in Bezug stellen. Hieraus sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen aufgegeben, und man möchte, jenes erste zugebend, gar wohl gestehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles Uebrige, des Menschen Schicksal bestimme.

Deßhalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Verbindung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses fester, näher, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie

Τύχη, das Zufällige.

Die strenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst Du, bildest Dich gesellig,
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.
Im Leben oft bald hin, bald wiederfällig,
Es ist ein Tanz und wird so durchgetanzet.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flammen, die entzünden.

Zufällig ist es jedoch nicht, daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite: denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, so wie ihre mannigfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wie leben das wichtige Beispiel von dauerhafter Persönlichkeit sogarer Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Welttheile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerica der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen seyn; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mischling an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und national ist, behaupten Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, so wie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer nothwendig aufzustellenden Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zuzuschreiben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich ja Wunsch sey, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm gezieme zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirft besonders auf die Jugend immerfort, die sich, mit ihren Neigungen, Spielen, Gesellschaften und flüchtigem Wesen bald das bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Ἔρως, Liebe.

Die Sterne nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Ode schwang.
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Sturm und Brand den Frühlingstag entlang.
Scheint jetzt zu fliehen, kann Fliehen leicht erwidern.
Da wird ein Wort im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das Edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen, was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Rasereı, nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu frönen, und doch sind es Zufälligkeiten, die sich unterschieden, Fremdartiges, das ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erdursten und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier ist keine Gränze des Irrens: denn der Weg ist ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr und in der Betrachtung zu verlieren, das bas, was auf das Besonderste anstiegs fallen, ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen und

einem entſcheidenden Wink geben, wie man allein dieſen Irrſal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt ſich erſt, weſſen der Dämon fähig ſey, er, der ſelbſtſtändige, ſelbſtſüchtige, der mit unbedingtem Willen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand, wenn Andre da oder dort in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur reſtringirt und geſtempelt ſey; jetzt weiß er in ſeinem Innern gewahr, daß er ſich ſelbſt beſtimmen könne, daß er den durch Geſicht und zuvorführten Gegenſtand nicht nur ergreifen, ergreifen, ſondern auch ſich anzueignen und, was noch mehr iſt, ein zweites Weſen, eben wie ſich ſelbſt, mit ewiger unzerſtörlicher Neigung umfaſſen könne.

Kaum war dieſer Schritt gethan, ſo iſt durch freyen Entſchluß die Freiheit aufgehoben; zwey Seelen ſollen ſich in Einen Leib, zwey Leiber in Eine Seele ſchicken, und indem eine ſolche Uebereinkunft ſich einleitet, ſo tritt, zu wechſelſeitiger liebevoller Mäßigung, noch eine Dritte hinzu; Eltern und Kinder müſſen ſich abermals in einem Ganzen bilden; groß iſt die gemeinſame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus ſo viel Gliedern beſtehende Körper krankt, gemäß dem irdiſchen Geſchick, an irgend einem Theile, und, anſtatt daß er ſich im Ganzen freuen ſollte, leidet er am Einzelnen und deſſen ungeachtet wird ein ſolches Verhältniß ſo wünſchenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen jeden an, und man läßt ſich gefallen die Nachtheile zu übernehmen. Familie reiht ſich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerſchaft hat ſich zuſammengefunden und wird gewahr, daß auch den Ganzen frommte was der Einzelne beſchloß; ſie macht den Beſchluß unwiderruflich durch Geſetz; alles, was liebevolle Neigung freywillig gewährte, wird nun Pflicht, welche tauſend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeſchloſſen ſey, läßt weder Staat, noch Kirche, noch Herkommen es an Ceremonien fehlen. Alle Theile ſehen ſich durch die bündigſten Contracte, durch die möglichſten Oeffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in ſeinem kleinſten Theil durch Wankelmuth und Willkür gefährdet werde.

Ἀνάγκη, Nöthigung.

Da ſah's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bezwingung und Geſetz und alter Wille
Ja nur ein Wollen, weiß nur eben ſollten.
Und vor dem Wollen ſchwieg die Willkür ſtille;
Das Unbild wirkt vom Herzen wegeſchoben,
Dem harten Muß bequemt ſich Luſt und Grille.
So ſind wir ſtrebend denn, nach manchen Jahren
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl dieſe Strophe weiter; niemand iſt, dem nicht Erfahrung ergangene Noten zu einem ſolchen Text darreichte, niemand, der ſich nicht peinlich gezwungen fühlte, wenn er nur erinnerungsweiſe ſich ſolche Zuſtände hervorruft, gar mancher, der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart alſo gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes ſeine Gemüth ſich gern den Commentar ſittlich und religiös zu deuten übernehmen wird.

Ἐλπίς, Hoffnung.

Doch ſolcher Gränze, ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie ſtehe nur mit aller Freiheitsdauer!
Ein Weiten regt ſich leiſe und ungezügelt,
Das Wollende, Neue, Regenſchauer
Erdorrt ſie uns, mit ihr, durch ſie befügelt,
Zur Ferne ſie wohl, ſie ſchwärmt nach allen Zonen;
Ein Hügelſchlag! und immer uns Neuen.

Bedenklichſtes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrthum befangen ſind, daß wir uns für Perſonen, für Gegenſtände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen ertrümmten, daß dem erwachten Auge ſogleich verſchwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns feſt, die uns unbegreiflich feſſelt. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtſeyn und begreifen, daß ein Irrthum ſo gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entſcheidend iſt, ſo kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treffliches entſtehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So iſt das Hervorbringen freilich immer das Beſte, aber auch das Zerſtören iſt nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarſte Irrthum aber iſt derjenige, der ſich auf uns ſelbſt und unſere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geſchäft, einem ehrſamen Unternehmen widmen, dem wir nicht gewachſen ſind, daß wir nach einem Ziel ſtreben, das wir nie erreichen können. Die daraus entſpringende Tantaliſch-Siſyphiſche Qual empfindet jeder nur um deſto bitterer je redlicher er es meinte. Und doch ſehr oft, wenn wir uns von dem Beabſichtigten für ewig getrennt ſehen, haben wir ſchon auf unſerem Wege irgend ein anderes Wünſchenswerthes gefunden, etwas und Genaues, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren ſind.

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenſchaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; ſo wie alles, was Productivität vorausſetzt. Daß dieſe ſich mit den Jahren erhält, iſt ein ſeltener Fall.

Alle Ganz- und Halbworten machen uns mit der Liebe dergeſtalt bekannt, daß ſie müßte trivial geworden ſeyn, wenn ſie ſich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Menſch, abgeſehen von der Herrſchaft, in welcher die Paſſion ihn feſſelt, iſt noch von mancherley nothwendigen Verhältniſſen gebunden. Wer dieſe nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe beyzieht ſich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm iſt, ſich abweſend

mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseyns immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmuth begleitet wird, daß eigentlich sie lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben könnten, was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: Liebe des Göttlichen strebt immer darnach, Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der nothwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet seyn, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmuthige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja sie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, wo es einem Romanschreiber geglückt ist, dergleichen vollkommen darzustellen, auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen; denn er würde immer bei einer gewissen Entwickelung, mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

Wiederholte Spiegelungen.

Um über die Nachrichten von Sesenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemeinen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede seyn.

1) Ein jugendlich seliges Wohnleben spiegelt sich unbewußt einbrücklich in dem Jüngling ab.

2) Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3) Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt.

4) Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein schönes edles Gemüth mag an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzücken, und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5) Hieraus entfaltet sich ein Trieb, alles was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre zu verwirklichen.

6) Die Sehnsucht wächst und um sie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig an Ort und Stelle zu gelangen, um sich die Oertlichkeit wenigstens anzueignen.

7) Hier trifft sich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild sich gleichfalls eingedrückt hat.

8) Hier entsteht nun, in der gewissermaßen verdoppelten Localität, die Möglichkeit ein Wahrhaftes wiederherzustellen; aus Trümmern von Daseyn und Ueberlieferung sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9) So kann sie nun, ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens, sich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abspiegeln und demselben eine volle, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern, so wird man der enthusiastischen Erscheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel sich etwa verbreiten, sondern sich erst recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen dessen, was in der Geschichte der Künste und Wissenschaften, der Kirche, auch wohl der politischen Welt, sich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

Maximen und Reflexionen.

In sechs Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Alles Geschriebte ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich, was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt ist als ein großes unerforschliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Nothwendige vollzieht und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Wie wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist, um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien — wenn ich sehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegentheil thut von dem was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen kümmerlich herum pfuschet.

Tüchtiger thätiger Mann verdirbe dir und erwarte:

von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunst,
von Thätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Sage mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich, was aus dir werden kann.

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken, denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art vom Wahren, die ihm durchs Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen: er muß sich controlliren: der bloße rohe Instinct geräth nicht dem Menschen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sey, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menschen, wie in denen der Natur, sind eigentlich die Ansichten vorzüglich der Aufmerksamkeit werth.

Die Menschen werden an sich und andern irre, weil sie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar nichts geschieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, sollte schon vollkommen so rein und schön seyn, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir würden dadurch in dem Vortheil, das Verschobene zurecht zu rücken, das Zerstörte wieder herzustellen.

Ganze, Halb- und Viertels-Irrthümer sind gar schwer und mühsam zurecht zu legen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen, wohin es gehört.

Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug, wenn es geistig umher schwebt und Uebereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege entsetzliches Unglück anzurichten.

„Blasen ist nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen.“

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es incomplete, unvollständige Menschen giebt. Es sind diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportionirt ist.

Der geringste Mensch kann complet seyn, wenn er sich innerhalb der Gränzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Worte sind verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Uebel wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervortun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugthun können?

Nur thatthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maß und Geschicklichkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Irrthum: daß man sich mehr dünkt, als man ist, und sich weniger schätzt, als man werth ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling, an dem ich nichts verändert und gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen; und hier ist's, wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelnswerth und schädlich anzusehen, was jedermann treibt, billigt und fördert? warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

Für das größte Uebel unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämmtliche Tageszeiten: ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere interealiren. Dadurch wird alles, was ein jeder thut, getrübt, dichtet, ja was er vor hat, ins Oeffentliche gesteigert. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib des übrigen, und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Weltheil zu Weltheil, alles velociferisch.

So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dieß auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durcheinander des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden um Schulden zu bezahlen, das alles sind die nun gebotenen Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gefaßt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist, und nichts ist nöthiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unscheinbarsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren, und wen ich länger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein Unterschied Hastthun zwischen Aufmerksamkeit, Vertrauen und Intuition, ja daß eigentlich kein Unterschied sey, vielmehr nur ein leiser Uebergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müsse.

Hierauf haben wir unsern Takt zu üben, sonst laufen wir Gefahr auf dem Wege, worauf wir und die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu verscherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von selbst, aber

erst nach bezahltem theurem Lehrgelde, das man leider seinen Nachkommenden nicht ersparen kann.

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Ein historisches Menschengefühl heißt ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt.

Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.

Eigenthümlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menschen gar viele sind, die doch auch etwas Bedeutendes sagen wollen ohne productiv zu seyn, und da kommen die wunderlichsten Dinge an den Tag.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publikum einen üblen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anderen soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; Problematisches bab' ich in mir selbst genug.

Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu seyn glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erst faßlich.

Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn.

Ich schweige zu vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irre machen, und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da wo ich mich ärgere.

Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Das Was des Kunstwerks interessirt die Menschen mehr als das Wie; jenes können sie einzeln ergreifen, dieses im Ganzen nicht fassen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zugleich, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

Das Manierirte ist ein verfehltes Ideelle, ein subjectivirtes Ideelle, daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht.

Der Philolog ist angewiesen auf die Congruenz des Geschriebenüberlieferten. Ein Manuscript liegt zum Grunde, es finden sich in denselben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was sonst alles an einem Manuscript zu tadeln seyn mag. Nun findet sich eine zweite Abschrift, eine dritte; die Vergleichung derselben bewirkt immer mehr, das Verständige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von seinem innern Sinn, daß derselbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer besser zu begreifen und darzustellen wisse. Weil nun hiezu ein besonderer Tact, eine besondere Vertiefung in seinen abgeschiedenen Autor nöthig und ein gewisser Grad von Erfindungskraft gefordert wird: so kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er sich auch ein Urtheil bei Geschmackssachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das Höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz aufzuhören; jemehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. — Diejenige, die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Aeußerstes zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, sind beides die letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vortheile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent ist Lord Byron, und deßwegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vortheils aber konnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstände.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lacunismus verstehen als eigentlich Gebildete.

Shakspeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nöthigt sie, ihn zu reproduciren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu produciren.

Ueber Geschichte kann niemand urtheilen als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens andrer freut.

Frömmigkeit iſt kein Zweck, ſondern ein Mittel, um durch die reinſte Gemüthsruhe zur höchſten Cultur zu gelangen.

Deßwegen läßt ſich bemerken, daß diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufſtellen, meiſtens Heuchler werden.

„Wenn man alt iſt muß man mehr thun als da man jung war.“

Erfüllte Pflicht empfindet ſich immer noch als Schuld, weil man ſich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deßhalb, um ſie einzuſehen, muß man auch lieben werden, aber nicht mehr als dazu nöthig iſt.

Das höchſte Glück iſt das, welches unſere Mängel verbeſſert und unſere Irrthümer ausgleicht.

Kannſt du leſen, ſo ſollſt du verſtehen; kannſt du ſchreiben, ſo mußt du etwas wiſſen; kannſt du glauben, ſo ſollſt du begreifen; wenn du bearbeitſt, wirſt du ſollen; wenn du forderſt, wirſt du nicht erlangen, und wenn du erfahren biſt, ſollſt du ruhen.

Man erkennt niemand an als den, der uns nutzt. Wir erkennen den Fürſten an, weil wir unter ſeiner Firma den Beſitz geſichert ſehen. Wir gewarrtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältniſſe.

Der Bach iſt dem Müller befreundet dem er nutzt, und er ſtürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durchs Thal hinzuſchleichen.

Wer ſich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das herumwohnende Kind iſt weiſe in dieſem Sinne.

Die Theorie an und für ſich iſt nichts nütze, als in ſo fern ſie uns an den Zuſammenhang der Erſcheinungen glauben macht.

Alles Abſtracte wird durch Anwendung dem Menſchenverſtand annehmlich, und ſo gelangt der Menſchenverſtand durch Handeln und Beobachten zur Abſtraction.

Wer zuviel verlangt, wer ſich am Vermiedenen erfreut, der iſt den Verirrungen ausgeſetzt.

Nach Analogien denken iſt nicht zu fluchen; die Analogie hat den Vortheil, daß ſie nicht abſolutiſt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich iſt, die einen vorgeſetzten Zweck im Auge trägt und, auf denſelben hinarbeitend, Falſches und Wahres mit ſich fortreißt.

Gewöhnliches Anſchauen, richtige Anſicht der nächſten Dinge, iſt ein Ereignis des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Reines Anſchauen des Aeußern und Innern iſt ſehr ſelten.

Es äußert ſich jenes im praktiſchen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieſes ſymboliſch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, unendlich, tropiſch, als Poeſie des Genie's, als Sprachvortrefflichkeit des Menſchenverſtandes.

Das Abweſende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche iſt hiſtoriſch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, iſt mythiſch. Sucht man hinter dieſer noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, ſo verwandelt ſie ſich in Myſtik. Auch wird ſie leicht ſentimental, ſo daß wir uns nur was gemüthlich iſt aneignen.

Die Wirkſamkeiten, auf die wir achten müſſen, wenn wir wahrhaft gefördert ſeyn wollen, ſind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verſtärkende,
Hinternde,
Nachwirkende.

Im Betrachten, wie im Handeln, iſt das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterſcheiden; ohne dieß läßt ſich im Leben wie im Wiſſen wenig leiſten.

„Le sens commun est le génie de l'humanité.“

Der Gemein-Verſtand, der als Genie der Menſchheit gelten ſoll, muß vorerſt in ſeinen Aeußerungen betrachtet werden. Forſchen wir, wozu ihn die Menſchheit benutzt, ſo finden wir Folgendes:

Die Menſchheit iſt bedingt durch Bedürfniſſe. Sind dieſe nicht befriedigt, ſo erweiſt ſie ſich unbeeinflußt; ſind ſie befriedigt, ſo erſcheint ſie gleichgültig. Der eigentliche Menſch bewegt ſich alſo zwiſchen beiden Zuſtänden; und ſeinen Verſtand, den ſogenannten Menſchenverſtand, wird er anwenden, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen; iſt es geſchehen, ſo hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beſchränkt ſich dieſes in die nächſten und nothwendigſten Gränzen, ſo gelingt es ihm auch. Erheben ſich aber die Bedürfniſſe, treten ſie aus dem Kreiſe des Gemeinen heraus, ſo iſt der Gemein-Verſtand nicht mehr hinreichend, er iſt kein Genie mehr, die Regeln des Irrthums iſt der Menſchheit aufzuthun.

Es geſchieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verſtand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverſtand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, ſobald ſie in die Erſcheinung tritt, wirkt tyranniſch; daher die Vortheile, die ſie hervorbringt, ſich nur allgemein in Nachtheile verwandeln. Man kann deßhalb eine jede Inſtitution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß alles, was von ihr im Anfange vergolten, auch jetzt noch gelte.

Leſſing, der mancherlei Beſchränkung unwillig fühlte, läßt eine ſeiner Perſonen ſagen: niemand muß müſſen. Ein gefühlreicher, freſhgeſinnter Mann ſagte: wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einſieht, der will auch. Und ſo glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müſſens abgeſchloſſen zu haben. Aber im Durchſchnitt beſtimmt die Erkenntniß des Menſchen, von welcher Art ſie auch ſey, ſein Thun und Laſſen; deswegen auch nichts ſchrecklicher iſt, als die Unwiſſenheit handeln zu ſehen.

Es giebt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizei auf Gelegenheit. Das Recht iſt abwägend und entſcheidend, die Polizei überſchauend und gebietend. Das Recht bezieht ſich auf den Einzelnen, die Polizei auf die Geſammtheit.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen.

Zweite Abtheilung.

Wenn der Menſch alles leiſten ſoll, was man von ihm fordert, ſo muß er ſich für mehr halten als er iſt.

So lange das nicht ins Abſurde geht, erträgt man's auch gern.

Die Arbeit macht den Geſellen.

Gewiſſe Bücher ſcheinen geſchrieben zu ſeyn, nicht damit man daraus lerne, ſondern damit man wiſſe, daß der Verfaſſer etwas gewußt hat.

Sie peitſchen den Quark, ob nicht etwa Crême daraus werden wolle.

Es iſt weit eher möglich ſich in den Zuſtand eines Gehirns zu verſetzen, das im entſchiedenſten Irrthum befangen iſt, als eines das Halbwahrheiten ſich vorſpiegelt.

Die Luſt der Deutſchen am Unſichern in den Künſten kommt aus der Pfuſcherei her; denn wer pfuſcht, darf das Rechte nicht gelten laſſen, ſonſt wäre er gar nichts.

Es iſt traurig anzuſehen, wie ein außerordentlicher Menſch ſich gar oft mit ſich ſelbſt, ſeinen Umſtänden, ſeiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beiſpiel Bürger.

Die größte Achtung, die ein Autor für ſein Publikum haben kann, iſt, daß er niemals bringt was man erwartet, ſondern was er ſelbſt, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.

Die Weisheit iſt nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre kann es jeder bemerken, wenn ich lüge nicht.

Der Deutſche hat Freiheit der Geſinnung und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geſchmacks- und Geiſtes-Freiheit fehlt.

Iſt denn die Welt nicht ſchon voller Räthſel genug, daß man die einfachſten Erſcheinungen auch noch zu Räthſeln machen ſoll?

Das kleinſte Haar wirft ſeinen Schatten.

Was ich in meinem Leben durch falſche Tendenzen verſucht habe zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunſt, vorzüglich wenn ſie von Demuth begleitet wird.

Vor dem Gewitter erhebt ſich zum letzten Male der Staub gewaltſam, der nun bald für lange getilgt ſeyn ſoll.

Die Menſchen kennen einander nicht leicht, ſelbſt mit dem beſten Willen und Vorſatz, nun tritt noch der böſe Wille hinzu, der alles entſtellt.

Man würde einander beſſer kennen, wenn ſich nicht immer einer dem andern gleichſtellen wollte.

Ausgezeichnete Perſonen ſind daher übler dran als andere; da man ſich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

In der Welt kommt's nicht drauf an, daß man die Menſchen kenne, ſondern daß man im Augenblick klüger ſey als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktſchreier geben Zeugniß.

Nicht überall wo Waſſer iſt ſind Fröſche; aber wo man Fröſche hört iſt Waſſer.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von ſeiner eignen.

Der Irrthum iſt recht gut, ſo lange wir jung ſind, man muß ihn nur nicht mit ins Alter ſchleppen.

Alle Travers, die veralten, ſind unnützes rauhes Zeug.

Durch die deſpotiſche Unvernunft des Cardinal Richelieu war Corneille an ſich ſelbſt irre geworden.

Die Natur geräth auf Specifikationen wie in eine Sackgaſſe, ſie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück, daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

Metamorphoſe im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren, hat ſchon Dante trefflich geſchildert.

Jeder hat etwas in ſeiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausſpräche, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Menſch über ſein Phyſiſches oder Moraliſches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank.

Es iſt eine Forderung der Natur, daß der Menſch mitunter bewußtlos werde ohne zu ſchlafen. Dahin der Genuß im Tabakrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

Dem thätigen Menſchen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue; ob das Rechte geſchehe, ſoll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt, er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Die franzöſiſchen Worte ſind nicht aus geſchriebenen lateiniſchen Worten entſtanden, ſondern aus geſprochenen.

Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Geſetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemalung und Punktirung der Körper iſt eine Rückkehr zur Thierheit.

Geſchichte ſchreiben iſt eine Art ſich das Vergangene vom Halſe zu ſchaffen.

Was man nicht verſteht beſitzt man nicht.

Nicht Jeder, dem man Prägnantes überliefert, wird productiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

Gunſt, als Symbol der Souveränetät, von ſchwachen Menſchen ausgeübt.

Es giebt nichts Gemeines was, fragenhaft ausgedrückt, nicht humoriſtiſch ausſähe.

Es bleibt einem Jeden immer noch ſo viel Kraft das auszuführen, wovon er überzeugt iſt.

Das Gedächtnis mag immer ſchwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

Die ſogenannten Natur-Dichter ſind friſch und nett aufzufordern, aus einer überbildeten, fleckenden, manierirten Kunſtepoche zurückgewieſene Talente. Dem Platten können ſie nicht ausweichen, man kann ſie daher als rückſchreitend anſehen; ſie ſind aber regenerirend und veranlaſſen neue Vorſchritte.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn ſie über ſich ſelbſt urtheilen kann. Zu dieſem großen Vortheil gelangt ſie aber ſehr ſpät.

Anſtatt meinen Worten zu widerſprechen, ſollten ſie nach meinem Sinne handeln.

Alle Gegner einer geiſtreichen Sache ſchlagen nur in die Kohlen, daß ſie ſpringen umher und zünden da, wo ſie ſonſt nicht gewirkt hätten.

Der Menſch wäre nicht der Vornehmſte auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für ſie wäre.

Das längſt Gefundene wird wieder verſcharrt; wie bemühte ſich Tycho die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür ſie Seneca längſt anerkannt.

Wie lange hat man über die Antipoden hin- und hergeſtritten.

Gewiſſen Geiſtern muß man ihre Idioticismen laſſen.

Es werden jetzt Productionen möglich, die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſeyn: Null, weil ſie keinen Gehalt haben; nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern verſchwebt.

Der Schuer iſt eine erlogene Reinlichkeit.

Wer ſich vor der Idee ſcheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unſere Meiſter nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder, von dem wir lernen, verdient dieſen Titel.

Alles Lyriſche muß im Ganzen ſehr vernünftig, im Einzelnen ein Bischen unvernünftig ſeyn.

Es hat mit Euch eine Beſchaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterſchiedentliche Namen giebt und es iſt doch endlich alles geſalzen Waſſer.

Man ſagt: eitles Eigenlob ſtinkt; das mag ſeyn, was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Naſe.

Der Roman iſt eine ſubjective Epopöe, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubnis ausbittet, die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe, das andere wird ſich ſchon finden.

Es giebt problematiſche Naturen, die ſeiner Lage gewachſen ſind, in der ſie ſich befinden und denen keine genug thut. Daraus entſteht der ungeheure Widerſtreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich wahrhaft Gute was wir thun, geſchieht größtentheils Clam, Vi et Precario.

Ein luſtiger Gefährte iſt ein Rollwagen auf der Wanderſchaft.

Der Schmutz iſt glänzend, wenn die Sonne ſcheinen mag.

Der Müller denkt, es wachſe kein Weizen als damit ſeine Mühle gehe.

Es iſt ſchwer gegen den Augenblick gerecht ſeyn; der gleichgültige macht uns lange Weile, am andern hat man zu tragen und am böſen zu ſchleppen.

Der iſt der glücklichſte Menſch, der das Ende ſeines Lebens mit dem Anfang in Verbindung ſetzen kann.

So eigenſinnig widerſprechend iſt der Menſch: Zu ſeinem Vortheil weiß er keine Nöthigung, zu ſeinem Schaden leidet er jeden Zwang.

Die Vorſicht iſt einfach, die Hinterdreinſicht vielfach.

Ein Zuſtand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, iſt nicht der rechte.

Bei Unvorſichtigkeiten iſt nichts gewöhnlicher als Anſichten auf die Möglichkeit eines Ausweges zu ſuchen.

Die Hyänen der Wüſte gelobten keine Fiſche zu eſſen.

Es iſt mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt; ſie können geſchlagen werden, aber ſie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Es iſt ſo gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus Einer Quelle entſtehen; deßwegen man oft dem Irrthum nicht ſchaden darf, weil man zugleich der Wahrheit ſchadet.

Die Wahrheit gehört dem Menſchen, der Irrthum der Zeit an. Deßwegen ſagte man von einem außerordentlichen Manne: Le malheur de tems a causé son erreur, mais la force de son ame l'en a fait sortir avec gloire.

Jedermann hat ſeine Eigenheiten und kann ſie nicht los werden; und doch geht mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten zu Grunde.

Wer ſich nicht zu viel dünkt, iſt viel mehr als er glaubt.

In Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Wenn verſtändige, ſinnige Perſonen im Alter die Wiſſenſchaft gering ſchätzen, ſo kommt es nur daher, daß ſie von ihr und von ſich zu viel gefordert haben.

Ich bedaure die Menſchen, welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Weſens machen und ſich in Betrachtung irdiſcher Nichtigkeit verlieren; ſind wir ja eben deßhalb da, um das Vergängliche unvergänglich zu machen, das kann ja nur dadurch geſchehen, wenn man beides zu ſchätzen weiß.

Was die Franzoſen Tournure nennen, iſt eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man ſieht daraus, daß die Deutſchen ſeine Tournure haben thunen, ihre Anmaßung iſt hart und herb, ihre Anmuth mild und beſchwichtigt; das eine ſchließt das andere aus und ſind nicht zu verbinden.

Einen Regenbogen, der eine Viertelſtunde ſteht, ſieht man nicht mehr an.

Es begegnete und geſchieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunſt mir beim erſten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachſen bin; aber ich aber ein Verdienſt daran, ſo ſuch' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichſten Entdeckungen; an den Dingen werd' ich neue Eigenſchaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Der Glaube iſt ein häusliches, heimlich Capital, wie es öffentliche Spar- und Hülfskaſſen giebt, woraus man, in Tagen der Noth, Einzelnen ihr Bedürfniß reicht; hier nimmt der Gläubige ſich ſeine Zinſen im Stillen ſelbſt.

Der eigentliche Obſcurantismus iſt nicht, daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Natürlichen hindert, ſondern daß man das Falſche in Curs bringt.

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeſchichte wenig und viel bedeutender Menſchen anhaltender beſchäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten ſich wohl die einen in dem Weltgewebe als Zettel, die andern als Einſchlag betrachten laſſen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, dieſe deſſen Halt, Feſtigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gewebes. Die Scheere der Parze bestimmt die Länge, dem ſich denn das Uebrige alles zuſammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichniß nicht verfolgen.

Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Dieſe tiefſchmerzlichen Zeilen wiederholte ſich eine höchſt vollkommene, anerbetene Königin in der grauſamſten Verbannung, zu erdrückendſtem Elend verwieſen. Sie verwandelte ſich mit dem Dichter, das dieſe Worte und noch manche ſchmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Troſt: wer könnte dieſe ſchon in die Ewigkeit ſich erſtreckende Wirkung wohl jemals vermindern?

Mit dem größten Entzücken ſieht man im Apollo-Saal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weiſe Domenichino die Ovidiſchen Metamorphoſen mit der ſchicklichſten Oertlichkeit umgiebt; dabei nun erinnert man ſich gern, daß die glücklichſten Ereigniſe doppelt ſelig empfunden werden, wenn ſie uns in herrlicher Gegend gedacht waren, ja, daß gleichgültige Momente durch würdige Localität zu hoher Bedeutung geſteigert werden.

Mannorſäulen nannte man im ſechzehnten Jahrhundert gar anſtändig die Geliebte.

Es iſt ein jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Iſrael verwandt,
Und dieſes ſchlaue Volk ſieht Einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung ſteht, ſo lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den faſt getüſchten Brand,
Und eh' wir's uns verſehn, ſo flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das iſt das erſtemal nicht, daß uns das begegnet;
Doch unſre Waffen ſind am Ende ſtets geſegnet:
Wir ſchicken unſer Heer und feiern jeden Sieg,
Und ſitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg.

Liebes gewaſchenes Geſichen iſt der wirkliche Ausdruck auf Hochdeutſch.

Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deswegen ſuchen wir alle nur blinzend ſo daran vorbei zu kommen, in Furcht ſogar uns zu verbrennen.

Die Klugen haben mit einander viel gemein. Aeſchylus.

Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändigere Menſchen iſt, daß ſie nicht zuerſt zu lügen wiſſen, was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte ſagen ſollen.

Ein Jeder, weil er ſpricht, glaubt auch über die Sprache ſprechen zu können.

Man darf nur alt werden, um milder zu ſeyn; ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos, es hat niemand Gewiſſen als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihnen umkommen ſolle, wie der römiſche Pöbel zu fordern pflegte?

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts ſeiner Kinder. Laßt ſie, ſagte der, unterrichten in dem, was ſie niemals begreifen werden.

Es giebt Perſonen, denen ich wohl will, und wünſchte ihnen beſſer wollen zu können.

Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge. Verderbliche Wirthſchaft!

Wie man auf Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinſieht, als wenn ſie noch ginge, ſo blickt man auch wohl einer Schönen ins Geſicht, als wenn ſie noch liebte.

Der Haß iſt ein actives Mißverhältniß, der Neid ein paſſives; deßhalb darf man ſich nicht wundern, wenn der Neid ſo ſchnell in Haß überſetzt.

Der Rhythmus hat etwas Zauberiſches, ſogar macht er uns glauben, das Cyklopiſche gehöre uns an.

Dilettantismus, ernſtlich behandelt, und Wiſſenſchaft, mechaniſch betrieben, werden Peſanterei.

Deutlichkeit iſt eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten. Hamann. Hört!

Shakeſpeare iſt reich an wunderſamen Tropen, die aus perſonificirten Begriffen entſtehen, und uns gar nicht ſtutzen würden, bei ihm aber völlig am Platze ſind, weil zu ſeiner Zeit alle Kunſt von der Allegorie beherrſcht wurde.

Auch findet derſelbe Gleichniſſe, wo wir ſie nicht vermuthen würden; z. B. vom Buche. Die Druckerkunſt war ſchon über hundert Jahre erfunden, deſſen ungeachtet erklärt ein Buch noch als ein Heiligthum, wie wir aus dem damaligen Eindrucke ſehen; und ſo war es dem edlen Dichter lieb und ehrenwerth; wir aber verſtehen jetzt alles und haben nicht leicht vor dem Eindrucke, noch ſeinem Inhalte Reſpect.

Herr von Schweinichen iſt ein merkwürdiges Gemälde- und Sittenbuch; für die Mühe, die es koſtet, es zu leſen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewiſſe Zuſtände eine Symbolik der vollkommenſten Art. Es iſt kein Leſer dazu, aber man muß es geleſen haben.

Der thörichſte von allen Irrthümern iſt, wenn zwar gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem ſie das Wahre anerkennen, was von Andern ſchon anerkannt worden.

Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schubert kann nie über ſich ſelbſt deutlich werden.

Sobald man der ſubjectiven, oder ſogenannten ſentimentalen Poeſie, mit der objectiven, darſtellenden, gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch wohl nicht anders ſeyn konnte, weil man ſonſt die moderne Poeſie ganz hätte ablehnen müſſen; ſo war voraus zu ſehen, daß, wenn auch wahrhafte poetiſche Genies geboren werden ſollten; ſie doch immer mehr das Gemüthliche des innern Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darſtellen würden. Dieſes iſt nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poeſie ohne Tropen giebt, der man doch keineswegs allen Beifall verſagen kann.

Dritte Abtheilung.

Der Irrthum iſt viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt ſich wohl fertig werden; dieſe ruht in der Tiefe, danach zu forſchen iſt nicht jedermanns Sache.

Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangnen zu Grunde.

Wie wir was Großes lernen ſollen, flüchten wir uns gleich in unſre angeborne Armſeligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

Den Deutſchen iſt nichts daran gelegen, zuſammen zu bleiben, aber doch für ſich zu bleiben. Jeder, ſey er auch welcher er wolle, hat ſo ein eigenes Fürſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen.

Die empiriſch-ſittliche Welt beſteht größtentheils nur aus böſem Willen und Neid.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens, deswegen ſollte's dem Dichter nicht aberglaubiſch zu ſeyn.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen ſcheint, liegt und ſteht doch immer gewiſſe höhere Forderungen im Stillen, und ſieht ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

Mit dem Vertrauen iſt es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, der kann ſich irren oder ſich betrügen; hört man Viele, die ſind in demſelbigen Falle, und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unreine Lebensverhältniſſe ſoll man niemand wünſchen; ſie ſind aber für den, der zufällig hineingeräth, Prüfſteine des Charakters und des Unterſcheidendſten, was der Menſch vermag.

Ein beſchränkter ehrlicher Menſch ſieht oft die Schelmerei der feinſten Mächſer (Faiseurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß ſchmeicheln lernen, ſonſt kommt er nicht aus.

Gegen die Kritik kann man ſich weder ſchützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt ſie ſich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menſchen nicht entbehren, und die Tüchtigen ſind ihnen jederzeit zur Laſt.

Wer meine Fehler überträgt, iſt mein Herr, und wenn's mein Diener wäre.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, ſie müſſen ſich immer bestgen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugeſtehen will, muß man ſie gut bezahlen.

Das ſogenannte Romantiſche einer Gegend iſt ein ſtilles Gefühl des Erbauenden unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einſamkeit, Abweſenheit, Abgeſchiedenheit.

Der herrliche Kirchengeſang: Veni Creator Spiritus iſt ganz eigentlich ein Appel aus Genie; deswegen er auch geiſt- und kraftreiche Menſchen gewaltig anſpricht.

Das Talent iſt eine Manifeſtation geheimer Naturgeſetze, die uns ohne deſſen Erſcheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu ſeyn kann ich verſprechen; unparteiiſch zu ſeyn aber nicht.

Der Undank iſt immer eine Art Schwäche. Ich habe nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.

Wir alle ſind ſo dornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und ſo läßt ſich ein außerordentlicher Geiſt denken, der nicht allein irrt, ſondern ſogar Luſt am Irrthum hat.

Keine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten iſt ſehr ſelten; gewöhnlich ſehen wir Peſanterie, welche zu relaxiren, Frechheit, die zu ſteifen ſtrebt.

Worte und Bild ſind Correlate, die ſich immerfort ſuchen, wie wir an Tropen und Gleichniſſen genugſam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gefaßt oder entſungen war, ſollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und ſo ſehen wir in ſinnlicher Zeit in Geſetzung und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, ſich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man ausſprach, was ſich nicht bilden, bildete, was ſich nicht ausſprechen ließ, ſo war das ganz recht; aber man verirrt ſich gar oft, und ſprach ſtatt zu bilden, und daraus entſtanden die doppelt böſen ſymboliſch-myſtiſchen Ungeheuer.

Eine Sammlung von Anerbieten und Maximen iſt für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die erſten an ſchicklichen Orten ins Geſpräch einzuſtreuen, der letzten im treffenden Falle ſich zu erinnern weiß.

Wo der Antheil ſich verliert, verliert ſich auch das Gedächtniß.

Die Welt iſt eine Glocke, die einen Riß hat, ſie klappert aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen, ſie werden im Alter die wahrſten Verehrer der Kunſt und des Meiſters.

Wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude.

Geſcheidte Leute ſind immer das beſte Converſations-Lexikon.

Es giebt Menſchen, die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges vorſetzen.

Kenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt und zur Außenwelt, ſo heiß' ich's Wahrheit. Und ſo kann jeder ſeine eigene Wahrheit haben, und es iſt doch immer dieſelbige.

Das Beſondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig ſich dem Beſondern zu fügen.

Vom eigentlich Productiven iſt niemand Herr, und ſie müſſen es alle nur ſo gewähren laſſen.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrer würdigſten Auslegerin, der Kunſt.

Die Zeit iſt ſelbſt ein Element.

Der Menſch begreift niemals, wie anthropomorphiſch er iſt.

Ein Unterſchied, der dem Verſtand nichts giebt, iſt kein Unterſchied.

Die Verwechſelung eines Conſonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vocale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entſtehen.

Man kann nicht für jedermann leben, beſonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appet an die Nachwelt entſpringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität ſich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Geheimniſſe ſind noch keine Wunder.

I convertiti stanno frochi oppresso di me.

Leichtſinnige, leidenſchaftliche Begünſtigung problematiſcher Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit dir ſeyn, ohne daß wir uns entzweiten, das geht aber nicht. Du benimmſt dich falſch und ſetzeſt dich zwiſchen zwei Stühle. Anhänger gewinnſt du nicht und verlierſt deine Freunde. Was ſoll daraus werden!

Es iſt ganz einerlei, vornehm oder gering ſeyn, das Menſchliche muß man immer ausüben.

Die liberalen Schriftſteller ſpielen jetzt ein gutes Spiel, ſie haben das ganze Publicum zu Supplianten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, ſo verwundere ich mich immer, wie die Menſchen ſich gern mit leeren Wortſchällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal ſeyn. Kräftig ſey ſie, tüchtig, in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, damit ſie den ähtlichen Auftrag, productiv zu ſeyn, erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal ſeyn, denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber ſuchen muß, das iſt in den Geſinnungen, und dieſe ſind das lebendige Gemüth.

Geſinnungen aber ſind ſelten liberal, weil die Geſinnung unmittelbar aus der Perſon, ihren nächſten Beziehungen und Bedürfniſſen hervorgeht.

Weiter ſchreiben wir nicht; an dieſem Maßſtab halte man, was man täglich hört.

Es ſind immer nur unſere Augen, unſere Vorſtellungsarten, die Natur weiß ganz allein, was ſie will, was ſie gewollt hat.

Gieb mir, wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm mir, wo du ſtehſt!
Roſe.
Besaufe, wo du ſtehſt!
G.

Allgemeines Cauſal-Verhältniß, das der Beobachter aufſucht, und ähnliche Erſcheinungen einer allgemeinen Urſache zuſchreibt; an die nächſte wird ſelten gedacht.

Einem Fingen widerfährt keine geringe Thorheit.

Es giebt eine Poeſie ohne Tropen, die ein einziger Tropus iſt.

Ein alter gutmüthiger Examinator ſagt einem Schüler ins Ohr:

Etiam nihil didicisti,

und läßt ihn für gut hingehen.

Das Fürtreffliche iſt unveränderlich, man mag damit anfangen, was man will.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.

Ich habe mich ſo lange ums Allgemeine bemüht, bis ich einſehen lernte, was verzügliche Menſchen im Beſondern leiſten.

Eigentlich weiß man nur, wenn man wenig weiß; mit dem Wiſſen wächſt der Zweifel.

Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Bonus vir semper tiro.

Es giebt Menſchen, die ihr Gleiches lieben und aufſuchen, und wieder ſolche, die ihr Gegentheil lieben und dieſem nachgehn.

Wer ſich von jeher erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen, wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subject geworden ſeyn.

Mißgunſt und Haß beſchränken den Beobachter auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt; verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja er kann hoffen, zum Allerverborgenſten zu gelangen.

Panoramic ability, ſchreibt mir ein engliſcher Kritiker zu, wofür ich allerſchönſtens zu danken habe.

Einem jeden wohlgeſinnten Deutſchen iſt eine gewiſſe Portion poetiſcher Gabe zu wünſchen, als das wahre Mittel, ſeinen Zuſtand, von welcher Art er auch ſey, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff ſieht jedermann vor ſich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form iſt ein Geheimniß den Meiſten.

Die Menſchen halten ſich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, ſie wird immer eine Tag- und eine Nacht-Seite behalten.

Der Irrthum wiederholt ſich immerfort in der That. Bekämpfen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, ſo iſt außer dieſer realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meiſten leben.

Die Menſchen ſind wie das rothe Meer: der Stab hat ſie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen ſie wieder zuſammen.

Pflicht des Hiſtorikers, das Wahre vom Falſchen, das Gewiſſe vom Ungewiſſen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterſcheiden.

Eine Chronik ſchreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt.

Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen ſich fort, die Zuſtände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerſchaften haben die Griechen den Traum des Lebens am ſchönſten geträumt.“

Ueberſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen, die uns eine halbverſchleierte Schöne als höchſt liebenswürdig anpreiſen, ſie erregen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original.

Das Alterthum ſetzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet ſeinem Sohn nicht das Talent.

Sich ſubordiniren iſt überhaupt keine Kunſt; aber in abſteigender Linie, in der Deſcendenz, etwas über ſich erkennen, was unter einem ſteht!

Unſer ganzes Kunſtfach beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtiren.

Alles, was wir treiben und thun, iſt ein Abmühen; wohl dem, der nicht müde wird.

„Hoffnung iſt die zweite Seele der Unglücklichen.“

„L'Amour est un vrai recommenceur.“

Es giebt im Menſchen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzoſen eine Servage.

„Im Theater wird durch die Beluſtigung des Geſichts und Gehörs die Reflexion ſehr eingeſchränkt.“

Erfahrung kann ſich ins Unendliche erweitern. Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener ſteht das Univerſum nach allen Richtungen offen, dieſe bleibt innerhalb der Gränze der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen. Deshalb müſſen alle Vorſtellungsarten wiederkehren, und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine verknöcherte Theorie wieder Gunſt erwerben kann.

Es iſt immer dieſelbe Welt, die der Betrachtung offen ſteht, die immerfort angeſchaut oder gnahmet wird, und es ſind immer dieſelben Menſchen, die im Wahren oder Falſchen leben, im letzten dauemer als im erſten.

Die Wahrheit widerſpricht unſerer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beſchränkt erkennen ſollen, der Irrthum ſchmeichelt uns, wir ſeyen auf ein oder die andere Weiſe unbegränzt.

Es iſt nun ſchon bald zwanzig Jahre, daß die Deutſchen ſämmtlich transſcendiren. Wenn ſie es einmal gewahr werden, müſſen ſie ſich wunderlich vorkommen.

Daß Menſchen dasjenige noch zu ſtunen glauben, was ſie gekannt haben, iſt natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben, was ſie nie vermochten, iſt wohl ſeltſam, aber nicht ſelten.

Zu allen Zeiten ſind es nur die Individuen, welche für die Wiſſenſchaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Huſſen verbrannte; die Zeitalter ſind ſich immer gleich geblieben.

Das iſt die wahre Symbolik, wo das Beſondere das Allgemeinere repräſentirt, nicht als Traum und Schatten, ſondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforſchlichen.

Alles Ideelle, ſobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieſes und ſich ſelbſt auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und ſich ſelbſt.

Die Meiſterſchaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienſtliche verſtehen aufhören, ſogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Proteſtanten.

Es iſt eben als ob man es ſelbſt vermöchte, wenn man ſich guten Raths erholen kann.

Die Wahlſprüche deuten auf das, was man nicht hat, wornach man ſtrebt. Man ſtellt ſich ſolches wie billig immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der ſoll ihn auch ſelbander liegen laſſen.“

Der Deſpotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumutet und ſo den höchſten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Spinozaiſtiſche in der poetiſchen Production wird in der Reflexion Machiavellismus.

Man muß ſeine Irrthümer theuer bezahlen, wenn man ſie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu ſagen.

Wenn ein deutſcher Litterator ſeiner Nation vormals beherrſchen wollte, ſo mußte er ihr nur glauben machen, es ſey einer da, der ſie beherrſchen wolle. Da waren ſie gleich ſo verſchüchtert, daß ſie ſich, von wem es auch wäre, gern beherrſchen ließen.

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non ea vi nixa.“

Geſellſchaft lag in meiner Natur, deßwegen ich bei vielfachem Unternehmen mit Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und ſo das Glück erreichte, mich in ihnen und ſie in mir fortleben zu ſehen.

Mein ganzes inneres Wirken erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche, eine unbekannte gedachte Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es giebt eine enthuſiaſtiſche Reflexion, die von dem größten Werth iſt, wenn man ſich von ihr nur nicht hintreiben läßt.

Nur in der Schule ſelbſt iſt die eigentliche Vorſchule.

Der Irrthum verhält ſich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren ſich wie ermuntert wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für ſich ſelbſt handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verſtande. Hieraus ſchließt ſich das Gehörige, welches verwandt iſt mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch iſt ein Verhältniß zu einer beſondern Zeit und entſchiedenen Umſtänden.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Deßhalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch, weil, ſo lange die Welt ſteht, niemand auftreten und ſagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verſtehe es im Einzelnen. Wir aber ſagen beſcheidener: Im Ganzen iſt es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

Alle Myſtik iſt ein Transſcendiren und ein Anthun von irgend einem Gegenſtande, den man hinter ſich zu laſſen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man abſagt, deſto reicher ſind die Productionen des Myſtikers.

Die orientaliſche myſtiſche Poeſie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Mittelpunct der Welt, den der Aberyte wegwirft, ihm noch jederzeit zu Gebote ſteht. Er befindet ſich alſo noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt, und ſchweigt in dem, was er gern los ſeyn möchte.

Chriſtliche Myſtiker ſollte es gar nicht geben, da die Religion ſelbſt Myſterien darbietet. Auch gehen ſie immer gleich ins Abſtruſe, in den Abgrund des Subjects.

Ein geiſtreicher Mann ſagte: die neuere Myſtik ſey die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter ſo verſtandesverwirrt und verführeriſch, weil ſie Dinge zur Sprache bringe, zu denen der Menſch auf dem gewöhnlichen Verſtande, Vernunfte und Religions-Wege nicht gelangen würde. Wer ſich Muth und Kraft glaube, ſie zu fühlen, ohne ſich betäuben zu laſſen, der möge ſich in dieſe Höhle des Trophonios verſenken, jedoch auf ſeine eigene Gefahr.

Die Deutſchen ſollten in einem Zeitraume von zehntig Jahren das Wort Gemüth nicht ausſprechen, dann würde nach und nach Gemüth ſich wieder erzeugen; jetzt beißt es nur: Nachſicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurtheile der Menſchen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menſchen, daher ſind ſie, mit dem Zuſtand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verſtand, noch Vernunft haben den mindeſten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Geſetz. Weltkenner haben geſagt: „Die Klugheit iſt unüberwindlich, hinter welcher ſich die Furcht verſteckt.“ Schwache Menſchen haben oft revolutionäre Geſinnungen: ſie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn ſie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß ſie weder ſich noch andere regieren können.

In eben dem Falle ſind die neuern deutſchen Künſtler: den Zweig der Kunſt, den ſie nicht beſitzen, erklären ſie für ſchädlich und daher wegzuhauen.

Der Menſchenverſtand wird mit dem geſunden Menſchen rein geboren, entwickelt ſich aus ſich ſelbſt und offenbart ſich durch ein entſchiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktiſche Männer und Frauen bedienen ſich deſſen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geſchlechter was ſie brauchen für nothwendig, und für nützlich was ihnen gefällt.

Alle Menſchen, wie ſie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachläſſigen.

Der Kampf des Alten, Beſtehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung iſt immer derſelbe. Aus aller Ordnung entſteht zuletzt Pedanterie; um dieſe los zu werden zerſtört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müſſe. Claſſicismus und Romanticismus, Autoritätszwang und Gewerbsfreiheit, Feſthalten und Zerſplittern des Grundbodens, es iſt immer derſelbe Conflikt, der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verſtand des Regierenden wäre daher, dieſen Kampf ſo zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite ſich ins Gleiche

stellte: dieß ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste heranfrabeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so klimmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die rüstigen Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralsschiff der feindlichen Flotte festklammern.

Alles Vortreffliche beschränkt und für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht anbequemen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Cultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüths-Kräften anzueignen, wird es uns lieb und werth.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es giebt das behagliche Gefühl als wenn man mit seines Gleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich.

Wir können einem Widerspruch in uns selbst nicht entgehen; wir müssen ihn aufzusuchen suchen. Wenn uns andere widersprechen, das geht uns nichts an, das ist ihre Sache.

Es ist so viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt sich nicht.

Welche Regierung die beste sey? Diejenige die uns lehrt uns selbst zu regieren.

Dociren kannst du Tüchtiger freilich nicht, es ist, wie das Predigen, durch unsern Zustand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Conversation und Katechisation sich anschließen, wie es auch ursprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannst du und wirst du, das ist: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drei Einheiten ist nichts zu sagen, wenn das Sujet sehr einfach ist; gelegentlich aber werden dreimal drei Einheiten, glücklich verschlungen, eine sehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl seyn, daß der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zu Zeiten gräßlich gedroschen wird; allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerrüttert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unterstammert ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern.

Arden von Feversham. Shakespeare's Jugendarbeit. Es ist der ganze reinliche Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Nüchtheit auf den Effect, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.

Shakespeare's trefflichsten Theaterstücken mangelte es wie und da an Localität: sie sind etwas mehr als sie seyn sollten, und eben deßhalb denken sie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrscheinlichkeit der Erklärung läßt noch einen Zweifel zu: daher ist das Gedichte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraschend.

Allen andern Künsten muß man etwas vorgeben, der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein schönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer ist dramatisch und epic, der Franzosen populär und rednerisch, der Deutschen naiv und realistisch.

Das Absurde, mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der besten Gesellschaft sagte man: ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden Frauenzimmerlichen Gedichte sagte jemand: es habe mehr Energie als Enthusiasmus, mehr Character als Gehalt, mehr Rhetorik als Poesie und im Ganzen etwas Männliches.

Schönheit und Geist muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Mysticismus ist die Scholastik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man schont die Alten, wie man die Kinder schont.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte, er wird nicht mehr von seines Gleichen beurtheilt.

Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

Große, von Ewigkeit her, oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam, ob nutzend oder schadend, das ist zufällig.

Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles was wir gewahr werden und worein wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

Im Aeſthetiſchen thut man nicht wohl, zu ſagen: die Idee des Schönen; daburch verengert man das Gebiet, das doch einzig nicht erbaut werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben und dieſer Begriff kann überliefert werden.

Die Manifeſtation der Idee als des Schönen iſt eben ſo glücklich, als die Manifeſtation des Erhabenen, des Geiſtreichen, des Luſtigen, des Lächerlichen. Dieß iſt die Urſache, warum ſo ſchwer darüber zu reden iſt.

Recht äſthetiſch-didaktiſch könnte man ſeyn, wenn man mit ſeinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorüberginge, aber es ihnen unbemerkt in Moment, wo es culminirt und ſie höchſt empfänglich ſind. Da aber dieſe Forderung nicht zu erfüllen iſt, ſo möchte der höchſte Stolz des Kathederlehrers ſeyn, die Begriffe in vielen Manifeſtationen in ſeinen Schülern dergeſtalt zum Leben zu bringen, daß ſie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufaſſen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß ſie es merkten und wähnten, wäre ſomit die Grundidee, worauf Alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menſchen findet, ſo findet man, daß ſie nur für Eine Manifeſtation des Univerſums, oder doch nur für wenige empfänglich ſind, und das iſt ſchon genug. Das Talent entwickelt im Praktiſchen alles und braucht ihnen den theoretiſchen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen: der Muſikus kann ohne ſeinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

Man ſoll ſich alles praktiſch denken und deßhalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifeſtationen der großen Idee, inſofern ſie durch Menſchen zur Erſcheinung kommen ſollen, auf eine gedeihliche Weiſe in einander wirken. Malerei, Plaſtik und Mimik ſtehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künſtler, zu dem einen berufen, ſich hüten, von dem andern beſchädigt zu werden; der Bildhauer kann ſich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen laſſen und alle drei können einander ſo verwirren, daß keiner derſelben auf den Füßen ſtehen bleibt.

Die mimiſche Tanzkunſt würde eigentlich alle bildenden Künſte zu Grunde richten und mit Recht. Glücklicher Weiſe iſt der Sinnentrieb, den ſie bewirkt, ſo flüchtig, daß ſie muß, um zu reizen, ins Unendliche gehen. Dieſes ſcheucht die tüchtigen Künſtler glücklicher Weiſe ſogleich ab; doch können ſie, wenn ſie klug und vorſichtig ſind, viel dabei lernen.

Vierte Abtheilung.

Madame Roland, auf dem Blutgerüſte, vermahnte Schreckensmänner, um die ganz beſondern Gedanken aufzuzeichnen, die ihr auf dem letzten Wege vorüberſchwebt. Schade, daß man ihr's verſagte; denn am Ende des Lebens geben dem ausgebrannten Genie Gedanken auf, welche unbedingter ſind wie jene Dämmerungen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend abſpiegeln.

Man ſagt ſich oft im Leben, daß man die Vielgeſtaltigkeit (*Mannigfaltigkeit*) verwerfen, verſtehen, je älter man wird, ſich deſto weniger in ein neues Gebiet einlaſſen ſolle. Aber man hat gut reden, gut ſich und Andern rathen. Aelter werden heißt ſelbſt ein neues Geſchäft antreten; alle Verhältniſſe verändern ſich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtſeyn das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente ſind ſelten, und ſelten iſt es, daß ſie ſich ſelbſt erkennen; nur wer das Erkannte unbewußt Handeln und Sinnen ſo höchſt erfreulich als unerfreuliche Folgen, und in ſolchem Conflikt ſchwankend ein bedeutendes Leben verehren. Hieven ergeben ſich in Merwins Unterhaltungen ſo merkwürdige als traurige Beiſpiele.

Vom Abſoluten in theoretiſchem Sinne mag ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß wer es in der Erſcheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, ſehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieſelbe Bewandtniß: treffen beide zuſammen, ſo entſtehen Ereigniſſe, worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.

Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſeyn nicht erfaſſen; er trumpfte alles Ideelle durchaus auf, ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuirlichen Widerſpruch kann aber ſein klarer, unverſtellter Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genöthigt, ſich darüber gar eigen und anmaßig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar ſeine Realität hat, aber wenn es verſiegt ein Reſiduum (*Caput mortuum*) zurücklaßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn dieſes und auch ſtark und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine grünliche Verwandtſchaft auf alle Zeiten hinaus wirke. Er geſteht ſich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchſt bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menſchen, deren Perſönlichkeit faſt ganz Idee iſt, ſich ſo äußerſt vor dem Phantaſtiſchen ſcheuen. So war Hamann, dem es unerträglich ſchien, wenn von Dingen einer andern Welt geſprochen wurde. Er drückte ſich gelegentlich darüber in einem gewiſſen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich ſchien, vierzehn Mal variirte und ſich doch immer wahrſcheinlich nicht

genug that. Zwei von dieſen Verſuchen ſind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir ſelbſt gewagt, welchen hier abdrucken zu laſſen wir durch Obenſtehendes veranlaßt ſind.

Der Menſch iſt als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt geſetzt und mit ſolchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle geſunden Menſchen haben die Ueberzeugung ihres Daſeyns und eines Daſeyenden um ſie her. Indeſſen giebt es auch einen kohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle, wo ſich kein Gegenſtand abſpiegelt, wie denn auch im Auge ſelbſt ein Fleckchen iſt, das nicht ſieht. Wird der Menſch auf dieſe Stelle beſonders aufmerkſam, verliebt er ſich darin, ſo verfällt er in eine Geiſteskrankheit, nimmt hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge ſind und weder Geſtalt noch Begränzung haben, ſondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängſtigen und den, der ſich nicht losreißt, mehr als geiſterhaft verfolgen.

Friedrich von Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen. Die vier ſtarken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggeleſen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfaſſer. In meinen Jahren iſt es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bei uns vorübergegangenen verbliebenen Geſpenſter auf einmal ſich friſch zuſammennehmen und in lebendigſtem Gange vor uns vorüberziehen. Verſchollene Namen erſcheinen auf einmal in charakteriſtiſcher Geſtalt, zuſammenhängende Thaten, die ſich im Gedächtnis meiſt um Eine Figur verſammelten und dadurch ihres Herkommens, ihrer Folgen verluſtig gingen, ſchieben ſich vor- und rückwärts ſachlich an, und ſo ſcheint der Umfang des Weltweſens einige Verminnſt zu gewinnen. Die kurze Darſtellung dieſes Werks in dem litterariſchen Converſationsblatt war hierzu höchſt angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leſer finden, man muß ſich aber ein Geſetz machen nicht nach neueſter Art momentsweiſe zerſtückt zu leſen, ſondern Tag für Tag ſein Penſum zu abſolviren; welches ſo leicht wird bei der ſachlichen Abtheilung in Capitel, und der Verſammlung in Maſſen, wodurch wir uns ungeſtreut mit dem Ganzen verwärts der wegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die ſich höherer Staatskunſt und alle dem diplomatiſchen Fache widmen, ſo würde ich ihnen es als Hauptbuch anrühmen, um ſich daraus zu vergegenwärtigen, wie man anſpätige Facta ſammelt, und zuletzt ſich ſelbſt eine Ueberzeugung bildet. Dieſe Ueberzeugung kann freilich nicht hiſtoriſch werden, denn man wird ihr irgend einmal freiſich widerſprechen; wie ſie aber praktiſch wird, ſo zeigt ſich aus einem glücklichen Erfolg, daß man recht gehabt hat.

Wachler's Handbuch der Geſchichte der Literatur, neueſte Ausgabe, giebt mir die angenehmſte Unterhaltung. Da man ſich denn doch in einem langen Leben mit allerley Literatur beſchäftigte, ſo ſcheint es beim Leſen dieſes Werks man lebe zum zweitenn Male, freiſich um vieles bequemer.

Literatur iſt das Fragment der Fragmente; das Wenigſte bleibt, was geſchah und geſprochen werden, ward geſchrieben, vom Geſchriebenen iſt das Wenigſte übrig geblieben.

Und doch bei aller Unbeſtändigkeit des Literarweſens finden wir tauſendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht, wie beſchränkt des Menſchen Geiſt und Schickſal ſey.

Da wir denn doch zu dieſer allgemeinen Weiterberathung als Aufſeherin, obyleich ohne vote, berufen ſind und wir uns von den Zeitungsſchreibern tagtäglich referiren laſſen: ſo iſt es ein Glück, auch aus der Vorzeit tüchtige Referirende zu finden. Für mich ſind von Raumer und Wachler in den neueſten Tagen hergekommen geworden.

Die Frage: wer höher ſteht, der Hiſtoriker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; ſie concurriren nicht mit einander, ſo wenig als der Wettläufer und der Fauſtkämpfer. Jedem gebührt ſeine eigene Krone.

Die Pflicht des Hiſtorikers iſt zweifach: erſt gegen ſich ſelbſt, dann gegen den Leſer. Bei ſich ſelbſt muß er genau prüfen, was weiß geſchehen ſeyn könnte, und um das Leſers willen muß er feſtſtellen, was geſchehen ſey. Wie er mit ſich ſelbſt handelt, mag er mit ſeinen Collegen ausmachen, das Publicum muß aber nicht ins Gedrängnis hineinſehen, wie wenig in der Geſchichte als entſchieden aufgemacht kann angeſprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit andern Bekanntſchaften. Die erſte Zeit ſind wir doch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinſtimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptſeite unſerer Exiſtenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntſchaft treten alsdann erſt die Differenzen hervor, und da iſt denn die Hauptſache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geſchieht, ſogleich zurückſchaudere, ſondern daß man gerade das Uebereinſtimmende recht feſt halte, und ſich über die Differenzen vollkommen ausſöhne, ohne ſich deßhalb vereinigen zu wollen.

Eine ſolche freundlich-belehrende Unterhaltung iſt mir durch Steffens's Phyſiologie geworden. Alle Wirkung des Aeußern auf's Innere trägt er unwiderleglich vor, und wir ſehen die Welt nochmals, nach und nach in uns entſtehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht eben ſo. Der Entſchluß, die Thatkraft, ſie ſind ihm nicht rein ſo. Der Entſchluß, die nicht aufnimmt ohne ſich's durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf dieſem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal und der Erfahrung abzuleiten denkt und ſagt, das Kind idealiſirt nicht, ſo mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Idealen gehört auch eine Thatkraft. Doch genug, er bietet uns ein weiter Feld und Gefilde und ſoll nicht von unſerer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß ſeine äußere Einwirkung auf ſie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich tadelnden Weſens iſt ſogar leidenſchaftlich; das Eingreifen tüchtig.

Deshalb lieben Kinder in Schnellurtheilen, um nicht zu ſagen in Vorurtheilen; denn bis das ſchnell aber einſeitig Gefaßte ſich ausſöhnt, um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten iſt eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der ſeinigen die beſcheerten Gaben mit Dank und Freude ſich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die ſeinigen bei gleichem Feſte gegönnt.

Hiedurch veranlaßt fragte er am Weihnachtsabend, wo ſo viele Geſchenke vorlagen: wann denn ſein Weihnachten kommt? Durch allgemeine Feſt zu begreifen war noch ein ganzes Jahr übrig.

Die große Schwierigkeit bei pſychologiſchen Reflexionen iſt, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es iſt immerfort Syſtole und Diaſtole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Weſens; kann man es auch nicht ausſprechen, ſo beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf Einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.

Bei einer zarten Differenz, die einſt zwiſchen uns zur Sprache kam, und worauf ich durch eine Stelle ſeines Briefes wieder erinnert werde, machte ich folgende Betrachtungen:

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweiſen. Wer nun dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.

Mindlermann, über Etwas, das der Heilkunſt Noth thut. Der Verfaſſer hat ſeinen Lehrern die Ein- und Ueberſicht dieſes Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pauſen fort, weder Bücher noch Capitel, noch Marginalien weiſen und zurechte; hat man ſich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, ſo erkannt man zu bemerken, daß es ganz in Aegyptiſchem Sinne geſchrieben ſey, daß man nämlich ein Prieſter ſeyn müſſe, um ſich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geſchichte freilich belehrt uns eines Andern, denn ſo ſagt Wachler im erſten Theile Seite 251:

„Die Medizin, lange ausſchließliches Eigenthum der Prieſter, namentlich der Aeskulapiaden in Theſſalien, fing allmählich an, ihre enge Verbindung mit dem religiöſen Ueberglauben aufzugeben, als ſie zum Theil von Ioniſchen Philoſophen in den Kreis ihrer Unterſuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog ſie in das Gebiet der Staatskunſt und Geſetzgebung mit verflechtende bedeutend die Diätetik. Unter ſeinen Schülern übten mehrere, als Periodeuten, die Heilkunde aus; der Kroteniate Alkmäon und Empedokles ſtellten Forſchungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Phyſiologie an, und das geſchah auch von einigen Philoſophen der neueren Eleatiſchen Schule und von Anaxagoras. Er näherte ſich die Alleingültigkeit der mediciniſchen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Aſklepiaden fingen an, ihre Erfahrungen auf Grundſätze zurückzuführen und es entſtanden die empiriſche Schule in Knidos und die philoſophiſche in Kos.

„Aus dieſer Schule in Kos ging der Stifter der wiſſenſchaftlichen Medizin hervor, Hippokrates von der Inſel Kos, ein Aſklepiade, der berühmteſte unter ſieben gleichnamigen Männern dieſes Geſchlechts. Er bildete ſich auf weiten Reiſen und durch Studium der Philoſophie u. ſ. w.“ Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags ſollte man immer nur große weltgeſchichtliche Maſſen entgegenreißen.

Heinroth's Anthropologie. Die vielen Vorzüge, die man dieſem Werk auch zugeſteht, zerſtört der Verfaſſer ſelbſt, indem er über die Grenzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeſchrieben ſind. Auch wir ſind allerdings überzeugt, daß der Anthropolog ſein Menſchenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müſſe, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter deutet und ſich andächtig vernehmen läßt:

In unſers Buſens Reine wohnt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freudig hinzugeben,
Entgegenwinkt ſich ihm ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommſeyn —

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt unſere und bemerke, wo denn die Menſchen ſich hinwenden um ihren Abend zuzubringen, ſo findet ſich immer, daß man dahin gehe, wo man gräßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man beim geſelligen Geſpräch und Spiel immer gewiß iſt, ſeine Partie zu finden.

In dieſem Sinne hab' ich mich mit dem Literariſchen Converſationsblatt befreundet, das freilich nur als Converſationsheft bei mir einzutreten verpflichtet iſt. An Zerſtreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich leſe, will ich mich ſammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Märchen hingehalten ſeyn.

Freundſchaft kann ſich blos praktiſch erzeugen, praktiſche Dauer gewinnen. Neigung, ja ſogar Liebe, paßt alles nichts zur Freundſchaft. Die

wahre, die thätige, productive Verlegt darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß der Freund meine Zwecke billigt, ich die ſeinigen und daß wir ſo unverrückt zuſammen vorwärts, wie auch ſonſt die Differenz unſerer Denk- und Lebensweiſe ſeyn möge.

In der zweyhundert und vierzigſten Nummer des diesjährigen Converſationsblattes (1825) erſchien mir beſonders willkommen der dort einverleibte Brief. Er war mir ſo rührend als aufmunternd. Gleichgeſtimmt mit dem Verfaſſer ſpreche ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichſte was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, iſt: uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgearbeiteter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart, wir faſſen auf und einwirken wie von Perſon zu Perſon.

Wenn nun dieſes aber für alle Zukunft gilt, ſo bedeuten ſolche Documente doch am meiſten, ein für allemal, demjenigen der ſolche Zeit mit erlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zuſtand zurückverſetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum ſo lebhaft würden hinſtellen können.

Man leſe gedachten Brief und ſehe, wie ein damals jüngerer, nun in Jahren gleichfalls herangekommener jene gleichzeitigen älteren Männer am beſten verſteht und ſich ſelbſt überzeugt, wie er nach und nach in eine hohe Cultur hinein gewachſen ſey.

Dieſer unbekannte Freund erhöht meinen Muth bey dem ſchwierigen Geſchäft einer Redaction meines Briefwechſels mit Schiller. Ich werde ſie auch um ſeinetwillen bereits und ihm zu Liebe laſſ' ich meine Briefe von 1802 in dieſem Hefte (Kunſt und Alterthum vom Bandes 4ten Heft) abdrucken. Er wird ſie nun mit den Excellenzen von dieſem Jahre verſchränken und ſich in Geſtalten, Betrachtungen und Betrachtungen gar aufklärt finden.

Zugleich erſuch' ich ihn das Vorſpiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu leſen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, beſonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorſtellung perſönlich beygewohnt hätte.

Fünfte Abtheilung.

Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anſtoßes. Aber die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe werth, ſiebzig Jahr alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

Das Wahre iſt gottähnlich; es erſcheint nicht unmittelbar, wir müſſen es aus ſeinen Manifeſtationen erraten.

Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert ſich dem Meiſter.

„Aber die Menſchen vermögen nicht leicht aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn ſie wiſſen nicht, daß ihr Verſtand eben ſolche Künſte wie die Natur treibt.“

„Denn die Götter ſchreiben uns ihr eingeaßtes Werk nachahmen; doch wiſſen wir nur, was wir thun, erkennen aber nicht, was wir nachahmen.“

„Alles iſt gleich, alles ungleich, alles nützlich und ſchädlich, ſprechend und ſtumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerſpricht ſich öfters.“

„Denn das Geſetz haben die Menſchen ſich ſelbſt auferlegt, ohne zu wiſſen, über was ſie Geſetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.“

„Was nun die Menſchen geſetzt haben, das will nicht paſſen, es mag recht oder unrecht ſeyn; was aber die Götter ſetzen, das iſt immer am Platz, recht oder unrecht.“

„Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künſte der Menſchen natürlichen Begebenheiten gleich ſind, die offenbar oder geheim vorgehen.“

„Von der Art iſt die Weiſſagekunſt. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnloſen.“

„So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menſchen; und der Ununterrichtete ſieht ſie bald ſo, bald ſo an, und jeder ahmt ſie nach ſeiner Weiſe nach.“

„Wenn ein Mann mit einem Weibe zuſammenkommt und ein Knabe entſteht, ſo wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geiſt des Knaben die deutlichen Dinge in ſich aufnimmt, ſo wird er zum Manne und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.“

„Das Unſterbliche iſt nicht dem ſterblichen Leben den zu vergleichen, und doch iſt auch das todte Lebende verſtändig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und dürſtet.“

„So verhält ſich die Wahrſagerkunſt zur menſchlichen Natur. Und beide ſind dem Einſichtsvollen immer recht; dem Beſchränkten aber erſcheinen ſie bald ſo, bald ſo.“

„In der Schmiede erweicht man das Eiſen, indem man das Feuer anbläſt und dem Stabe ſeine überflüſſige Nahrung nimmt; iſt er aber rein geworden, dann ſchlägt man ihn und ſprengt ihn durch die Nahrung eines fremden Waſſers wird er wieder ſtark. Daß widerfährt auch dem Menſchen von ſeinem Lehrer.“

„Da wir überzeugt ſind, daß derjenige, der die intellectuelle Welt beſchaut und des wahrhaften

Haman.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Iſt eben auch ſo bald durch Klugheit zu erſticken:
Allein durch Rath und Geld nährt ſich Rebellion,
Vereint beſtürmen ſie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz ſicher ſtehn, ſo lang' als ich drauf ſitze!
Man weiß, wie da herab ich gar erſchrecklich blitze;
Die Stufen ſind von Gold, die Säulen Marmorſtein,
In hundert Jahren fällt ſolch Wunderwerk nicht ein.

Intereſſirt Schönheit gewahr wird, auch wohl ihrem Vater, der über allen Sinn erhaben iſt, bewerthen könne: ſo verſuchen wir denn nach Kräften einzuſehen, und für uns ſelbſt auszudrücken — in ſofern ſich dergleichen deutlich machen läßt — auf welche Weiſe wir die Schönheit des Geiſtes und der Welt anzuſchauen vermögen.“

„Nehmet an Haber: zwei ſteinerne Maſſen ſtehen neben einander aufgeſtellt, deren eine roh und ohne künſtliche Bearbeitung erblicken, die andere aber durch die Kunſt zur Statue, einer menſchlichen oder ähnlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine ähnliche, ſo möchte ſie eine Grazie oder Muſe vorſtellen; wäre es eine menſchliche, ſo dürfte es nicht ein beſonderer Menſch ſeyn, vielmehr irgend einer, den die Kunſt aus allen Schönen verſammelte.“

„Auch wird aber der Stein, der durch die Kunſt zur ſchönen Geſtalt gebracht worden, alſobald ſchön erſcheinen; doch nicht weil er Stein iſt, denn ſonſt würde die andere Maſſe gleichfalls ſchön gelten, ſondern daher, daß er eine Geſtalt hat, welche die Kunſt ihm ertheilte.“

„Die Materie aber hatte eine ſolche Geſtalt nicht, ſondern dieſe war in dem Erfinnenden früher als ſie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künſtler nicht weil er Augen und Hände hatte, ſondern weil er mit der Kunſt begabt war.“

„Alſo war in der Kunſt noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Geſtalt, die in der Kunſt ruhet, gelangt in den Stein, ſondern dorten bleibt ſie und es gehet indeſſen eine andere geringere hervor, die nicht rein in ſich ſelbſt verharret, noch auch wie ſie der Künſtler wähnte, ſondern inſofern der Stoff der Kunſt arbeitete.“

„Wenn aber die Kunſt dasjenige, was ſie iſt und beſitzt, aus hervorbringt und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher ſie immer handelt, ſo iſt dieſe fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine urbäre und treffliche Schönheit der Kunſt beſitzt, vollkommener als alles, was nach außen hervortritt.“

„Denn indem die Form, in die Materie hervorſchreitend, ſchon ausgedehnt wird, ſo wird ſie ſchwächer als jene, welche in Einem verharret. Denn was in ſich eine Entfernung erduldet, tritt von ſich ſelbſt weg; Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; ſo auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher ſeyn als das Gewirkte. Denn nicht die Hand macht den Künſtler, ſondern die Kunſt, und die überſinnliche Muſik bringt die Muſik in ſinnlichem Ton hervor.“

„Wollte aber jemand die Künſte verachten, weil ſie die Natur nachahmen, ſo läßt ſich darauf entgegnen, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künſte nicht das gerade nachahmen, was man mit Augen ſiehet, ſondern auf jene Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur beſtehet und wornach ſie handelt.“

„Ferner erfinnen auch die Künſte vieles aus ſich ſelbſt hervor und fügen anderweits manches hinzu, was der Natur an Vollkommenheit abgehet, indem ſie die Schönheit in ſich ſelbſt haben. Erkannte Phidias den Gott nicht, ob er gleich nichts ähnlich Erſcheinliches nachahmte, ſondern ſich einen ſolchen in den Sinn ſetzte, wie Zeus ſelbſt erſcheinen würde, wenn er unſern Augen begegnen möchte.“

Man kann den Idealiſten aller und neuer Zeit nicht verargen, wenn ſie ſo lebhaft auf Beherrſchung des Einen dringen, wobey alles entſpringt und worauf alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich iſt das belebende und ordnende Prinzip in der Erſcheinung verdeckt verdammt, daß es ſich kaum zu retten weiß. Allein wir verfehlen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form ſelbſt in eine vor unſern Augen und innern Sinn perſonifizirende Einheit zurückdrängen.

Wir Menſchen ſind auf Ausdehnung und Bewegung angewieſen: dieſe beiden allgemeinen Formen ſind es, in welchen ſich alle übrigen Formen, beſonders die ſinnlichen, offenbaren. Eine geiſtige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn ſie in der Erſcheinung hervortritt, vorausſetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung ſey. Das Gezeugte iſt nicht geringer als das Zeugende, ja es iſt der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher ſeyn kann als das Zeugende.

Dieſes weiter auszuführen und vollkommen anſchaulich, ja was mehr iſt, durchaus praktiſch zu machen, würde von wichtigem Belang ſeyn. Eine umſtändliche folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerkſamkeit zumuthen.

Was einem angehört, wird man nicht los und wenn man es wegwürfe.

Die neueſte Philoſophie unſerer weſtlichen Nachbarn giebt ein Zeugniß, daß der Menſch, er geberde ſich, wie er wolle, und ſo ganz und gar Nationen, immer wieder zum Anerkennen zurückkehren. Und wie wollte das anders ſeyn, da ja dieſes ſeine Natur und Lebensweiſe beſtimmt?

Die Franzoſen haben dem Materialismus entſagt und den Uranfängen etwas mehr Geiſt und Leben zuerkannt; ſie haben ſich vom Senſualismus losgemacht und den Thieren der menſchlichen Natur eine Entwickelung aus ſich ſelbſt zugeſtanden; ſie faſſen in ihr eine productive Kraft feſten und ſuchen nicht alle Kunſt aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeußern zu erklären. In ſolchen Richtungen mögen ſie verharren.

Eine eklektiſche Philoſophie kann es nicht geben, wohl aber eklektiſche Philoſophen.

Ein Eklektiker aber iſt ein jeder, der aus dem, was ihn umgiebt, aus dem, was ſich um ihn ereignet, ſich dasjenige aneignet, was ſeiner Natur gemäß iſt; und in dieſem Sinne gilt alles, was Bildung und Fortſchreitung heißt, theoretiſch oder praktiſch genommen.

Zwei efleftiſche Philoſophen ſtunten demnach die ärgſten Widerſacher werden, wenn ſie, antagoniſtiſch geboren, jeder von ſeiner Seite ſich aus allen überlieferten Philoſophien dasjenige aneignete, was ihm gemäß wäre. Setze man doch nur um ſich her, ſo wird man immer finden, daß jeder Menſch auf dieſe Weiſe verfährt und deßhalb nicht begreift, warum er andere nicht zu ſeiner Meinung bekehren kann.

Sogar iſt es ſelten, daß jemand im höchſten Alter ſich ſelbſt hiſtoriſch wird, und daß ihm die Mitlebenden hiſtoriſch werden, ſo daß er mit niemanden mehr contrevertiren mag noch kann.

Beſieht man es genauer, ſo findet ſich, daß dem Geſchichtſchreiber ſelbſt die Geſchichte nicht leicht hiſtoriſch wird; denn der jedesmalige Schreiber ſpricht immer nur ſo, als wenn er damals ſelbſt dabei geweſen wäre; nicht aber, was vormals war und damals bewegte. Der Chronikenſchreiber ſelbſt denket nur mehr oder weniger auf die Begebenheit, auf die Eigenheiten ſeiner Stadt, ſeines Kloſters wie ſeines Zeitalters.

Verſchiedene Sprüche der Alten, die man ſich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung als man ihnen in ſpätern Zeiten geben möchte.

Das Wort: Es ſolle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder, in die Schule des Philoſophen treten, heißt nicht etwa: Man ſolle ein Mathematiker ſeyn, um ein Weltweiſer zu werden.

Geometrie iſt hier in ihren erſten Elementen gedacht, wie ſie uns im Euklid vorliegt und wie wir ſie einen jeden Anfänger beginnen laſſen. Alsdann aber iſt ſie die vollkommenſte Vorbereitung, zu Einleitung in die Philoſophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem ſichtbaren Punkte ein unſichtbarer verbotener ſeyn müſſe, daß der nächſte Weg zwiſchen zwei Punkten eben als Linie gedacht werde, ehe ſie mit dem Bleiſtift aufs Papier gezogen wird, ſo fühlt er einen gewiſſen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht, denn ihm iſt die Quelle alles Denkens aufgeſchloſſen. Idee und Verwirklichung, potentia et actu, iſt ihm klar geworden; der Philoſoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war von ſeiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir ſodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich ſelbſt, ſo müſſen wir es nicht im aſcetiſchen Sinne auslegen. Es iſt keineswegs die Hauptabſicht unſerer modernen Hypochondriſten, Humoriſten und Hautcontinuirenden damit gemeint; ſondern es heißt ganz einfach: Gieb einigermaßen Acht auf dich ſelbſt, nimm Notiz von dir ſelbſt, damit du gewahr werdeſt, wie du zu deines Gleichen und der Welt zu ſtehen kommſt. Hiezu bedarf es keiner pſychologiſchen Quälereien; jeder thätige Menſch weiß und erfährt, was er beſitzen ſoll; es iſt ein guter Rath, der einem jeden praktiſch zum größten Vortheil gedeiht.

Man denke ſich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratiſchen Schule, daß ſie Quelle und Richtſchnur alles Lebens und Thuns vor Augen ſtellt, nicht zu leerer Speculation, ſondern zu Leben und That aufruft.

Wenn nun unſer Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweiſt, das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache fördert, ſo können wir uns Glück wünſchen, daß dieſe zu einer höhern Cultur ſo nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüber ſtellen und es ernſtlich in der Abſicht anſchauen, uns daran zu bilden, ſo gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erſt eigentlich zu Menſchen würden.

Der Schulmann, indem er lateiniſch zu ſchreiben und zu ſprechen verſucht, kommt ſich höher und vornehmer vor, als er ſich in ſeinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichteriſche und bildneriſche Subjekte ſo empfindliche Geiſt fühlt ſich, dem Alterthum gegenüber, in den unmittelbarſten Naturzuſtand verſetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homeriſchen Geſänge die Kraft, uns wenigſtens für Augenblicke von der furchtbaren Laſt zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tauſend Jahren auf uns gewälzt hat.

Es giebt nur zwei wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der ſchönſten Form anerkennt und anbetet. Aber, was dazwiſchen liegt, iſt Götzendienſt.

Es iſt nicht zu leugnen, daß der Geiſt ſich durch die Reformation zu beſſern ſuchte; die Aufklärung über griechiſches und römiſches Alterthum brachte den Wunſch, die Gelehrſamkeit nach einem freiern, anſtändigern und geſchmackvollern Leben hervor. Die wurde aber nicht wenig dadurch begünſtigt, daß das Herz in einem gewiſſen einfachen Naturſtand zurückzuſinken und die Einbildungskraft ſich zu concentriren trachtete.

Aus dem Himmel warfen auf einmal alle Heiligen verwieſen, und von einer ehrlichen Mutter mit einem zarten Kinde, Sinne, Gedanken. Gewalt auf den Erwachſenen, ſittlich Wirrenden, ungetrennt Leidenden aetiniet, welcher ſpäter als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er ſtand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall angedeutet hatte; von ihm ging eine geiſtige Wirkung aus, ſeine Leiden zeigte man ſich als Beiſpiel an, und ſeine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfriſcht, ſo erfriſcht das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer ſchöner wird, je mehr man ſie verſteht, d. h. je mehr

man einübet und anſchaut, das jedes Wort, das wir allgemein auffaſſen und im Beſondern auf uns anwenden, nach gewiſſen Umſtänden, nach Zeit und Ortsverhältniſſen einen eigenen, beſondern unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau beſehen haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen andere zu proteſtiren, wenn auch nicht in religiöſem Sinne.

Wir haben das unabweichliche täglich zu erneuernde grundmenſchliche Beſtreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geſchauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen, möglichſt unmittelbar zuſammentreffend zu erfaſſen.

Jeder prüfe ſich und er wird finden, daß dieß viel ſchwerer ſey als man denken möchte; denn leider ſind dem Menſchen die Worte grundlicher Surrogate; er benutzt und weiß es meiſtentheils beſſer als er ſich ausſpricht.

Verharren wir aber in dem Beſtreben: das Falſche, Unachtbare, Unzulängliche, was ſich in uns und außen entwickeln oder einſchleichen könnte, durch Klarheit und Reinheit auf das möglichſte zu beſeitigen.

Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß ſittlich zu ſeyn, habe ich keine Gewalt mehr.

Cenſur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Cenſur fordert und übt der Mächtige. Preßfreiheit verlangt der Minderе. Jener will weder in ſeinen Planen noch ſeiner Thätigkeit durch verlautet widerſprechende Weſen gehindert, ſondern er will gehoben ſeyn; dieſer möchte ſeine Gründe ausſprechen den Ungehorſam zu legitimiren.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf ſeine Weiſe die Preßfreiheit zu unterdrücken ſucht, und zwar in dem Falle, wenn er conſpirirt und nicht verrathen ſeyn will.

Man wird nie betrogen, man betrügt ſich ſelbſt.

Wir brauchen in unſerer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit ſich zu Kind verhält, ſo das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Geſetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene ſpricht immer daſſelbe aus, iſt vernünftig, beſtändig, rein und wahr. Dieſes weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in dieſem Sinne ſeh und kann das Geſetz der allgemein ausgeſprochene Wille der Volkheit ſeyn, ein Wille, den die Menge niemals ausſpricht, den aber der Verſtändige vernimmt, den der Vernünftige zu befolgen weiß, und der Gute gern befolgt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzuſetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur, daß es nicht in Verſuchung kommt es zu thun.

Wenn man den Tod abſchaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesſtrafe abzuſchaffen wird ſchwer halten. Geſchieht es, ſo rufen wir ſie gelegentlich wieder zurück.

Wenn ſich die Societät des Rechtes begibt, die Todesſtrafe zu verfügen, ſo tritt die Selbſtrache unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thür.

Alle Geſetze ſind von Alten und Männern gemacht. Jugend und Weiber wollen die Ausnahme. Alte die Regel.

Der Verſtändige regiert nicht, aber der Verſtand; nicht der Vernünftige, ſondern die Vernunft.

Wen jemand lobt, dem ſtellt er ſich gleich.

Es iſt nicht genug zu wiſſen, man muß auch anwenden; es iſt nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

Es giebt keine patriotiſche Kunſt und keine patriotiſche Wiſſenſchaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechſelwirkung aller zugleich Lebenden, in ſteter Rückſicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt iſt, gefördert werden.

Der unſchätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem ſie unſere Literatur erſt jetzt gründlich ſtudiren, iſt der, daß ſie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun ſchon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf einmal weggetrieben werden, und wenn das Glück gut iſt, ganz eigentlich daran ſich auf das wünſchenswertheſte ausbilden.

Wo die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zerſtörend ſind, iſt Wieland nedend.

Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben wie dem Ritter, es kommt nur darauf an, daß jeder ſeinen Zuſtand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was ſind Tragödien anders als verſtümmelte Paſſionen ſolcher Leute, die ſich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen!“

Poris Sterne war der ſchönſte Geiſt, der je gewirkt hat; wer ihn lieſt, fühlt ſich ſogleich frei und ſchön; ſein Humor iſt unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel ſind Apollo und die Muſen.“

Das Geſicht iſt der edelſte Sinn, die andern vier vereinen und nur durch die Organe des Taſts, wir hören, wir führen, riechen und betaſten alles durch Berührung; das Geſicht aber ſteht unendlich

ſchiedenheit verſteht ſich über die Materie und nähert ſich den Fähigkeiten des Geiſtes.

Setzen wir uns an die Stelle anderer Perſonen, ſo würden Eiferſucht und Haß wegfallen. Die Dinge, die oft gegen ſie empfunden: und ſetzten wir andere an unſere Stelle, ſo würde Stolz und Eigenliebe gar ſehr abnehmen.

Gedanken und Handeln verhält einer mit Geiſt und Lea; die eine war anmuthiger, die andre fruchtbarer.

Nichts im Leben, außer Geſundheit und Tugend, iſt ſchätzenswerther als Kenntniß und Wiſſen: auch iſt nichts ſo leicht zu erreichen und ſo wohlfeil zu erhandeln: die ganze Arbeit iſt nichts ſonſt und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten ohne ſie auszugeben.

Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne ſie zu benutzen, ſo wäre dieß eine Art von Entſchädigung für den Müßiggang der halben Welt; aber keine völlige, denn es wäre ein Haushalt, wo man von dem Hauptſtamm lebte, ohne ſich um die Intereſſen zu bemühen.

Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Tinte.

Unter mancherlei wunderlichen Alterthümern der Schulen kommt mir keine ſo vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Iſt es denn der Autor oder die Schrift, die wir bewundern oder tadeln? es iſt immer nur der Autor, den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen, wenn wir ein Geiſteswerk auslegen?

Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte leſen die ihm zugeſchrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was haben wir weiter nöthig? Und ich bitte fürwahr, die Gelehrten, die in dieſer unweſentlichen Sache ſo genau zu Werke gehen, ſcheinen mir nicht weiſer als ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichſt ſüßem Lächeln befragte: wer denn der Autor von Shakeſpeare's Schauſpielen geweſen ſey?

Es iſt beſſer das gerinaſte Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Beſcheidenheit ſind die unzweideutigſten Tugenden; denn die ſind von der Art, daß Heuchelei ſie nicht nachahmen kann; auch haben ſie die Eigenſchaft gemein, ſich beide durch dieſelbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Diebsgeſindel ſind die Narren die ſchlimmſten: ſie rauben euch beides, Zeit und Stimmung.

Uns ſelbſt zu achten leitet unſre Sittlichkeit; andere zu ſchätzen regiert unſer Betragen.

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind Worte, die man ſo oft braucht und deren genauer Unterſchied ſelten verſtanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.

Auch gefallen mir die Definitionen nicht, die man davon giebt. Verglichen fand ich irgendwo Wiſſenſchaft mit Witz, Kunſt mit Humor. Hiernach ſind ja mehr Einbildungskraft als Philoſophie: es giebt uns wohl einen Begriff von dem Unterſchied beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer jeden.

Ich denke, Wiſſenſchaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das angezogene Wiſſen; Kunſt dagegen wäre Wiſſenſchaft zur That verwendet; Wiſſenſchaft wäre Vernunft, und Kunſt ihr Mechanismus, deshalb man ſie auch praktiſche Wiſſenſchaft nennen könnte. Und ſo wäre denn endlich Wiſſenſchaft das Theorem, Kunſt das Problem.

Vielleicht wird man mir einwenden: Man hält die Poeſie für Kunſt, und doch iſt ſie nicht mechaniſch; aber ich läugne, daß ſie eine Kunſt ſey; auch iſt ſie keine Wiſſenſchaft. Künſte und Wiſſenſchaften erreicht man durch Denken, Poeſie nicht, denn dieſe iſt Eingebung; ſie war in der Seele empfangen als ſie ſich zuerſt regte. Man ſollte ſie weder Kunſt noch Wiſſenſchaft nennen, ſondern Genius.

Auch jetzt im Augenblick ſollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe, was wir ihm ſchuldig ſind, und einſähe, was wir ihm ſchuldig werden können.

In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirkſame verdunkelt und das daraus entſpringende Gewirkte nimmt überhand, deßwegen man wohlthut, von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original iſt, wird am beſten erhalten und belebt, wenn wir unſere Altvorderen nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der griechiſchen und römiſchen Literatur immerfort die Baſis der höhern Bildung bleiben.

Chineſiſche, indiſche, ägyptiſche Alterthümer ſind immer nur Curioſitäten; es iſt ſehr wohlgethan, ſich und die Welt damit bekannt zu machen; zu ſittlicher und ſtätheriſcher Bildung aber werden ſie und wenig fruchten.

Der Deutſche läuft keine größere Gefahr, als ſich mit und an ſeinen Nachbarn zu ſteigern; es iſt vielleicht keine Nation geeigneter ſich aus ſich ſelbſt zu entwickeln, deßwegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr ſo ſpät Notiz nahm.

Sehen wir unſere Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, ſo finden wir, daß nichts um der Fremden willen geſchehen iſt.

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wiſſen wollte, das verdroß die Deutſchen doch, und ſie thaten das Möglichſte, als Etwas vor ihm zu erſcheinen.

Jetzt, da sich eine Weltliteratur etablieret, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun, dieser Warnung nachzudenken.

Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen müßte.

Doch mag dies auch vortheilhaft seyn, sonst unterließe man das Forschen allzufrüh.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel dran seyn. Das Wissen fordert nicht mehr, bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung bringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deßhalb darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müßten wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Lorenz Sterne war geboren 1715, starb 1768. Um ihn zu begreifen darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenosse Wagenseils gewesen.

Eine freie Seele wie die seine kommt in Gefahr frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

Bei leichter Verkörperbarkeit entwickelte sich alles von innen bei ihm heraus; durch beständiges Constrict unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am ersten fest und verblieb sich gegen das andere rücksichtslos.

Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didaktisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wogegen er den äußersten Abscheu bezeigte. Daher seine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachsten Studien und Lectüre entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Spanbeism nennt er die Unmöglichkeit über einen ernsten Gegenstand zwei Minuten zu denken.

Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Antheil und Gleichgültigkeit, von Leid und Freude soll in dem irländischen Charakter liegen.

Sagacität und Penetration sind bei ihm gränzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, finden nicht leicht ihres Gleichen.

So sehr und der Anblick einer freien Seele dieser Art ergötzt, eben so sehr werden wir gerade in diesem Fall erinnert, daß wir von allem dem, was Lustspiele, vorzüglich von dem meisten, was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lästerhaftigkeit, in dem er sich so zierlich und sinnig benimmt, würde vielen Andern zum Verderben gereichen.

Das Verhältniß zu seiner Frau wie zur Welt ist betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiser Mann benutzt“ sagt er irgendwo.

Er scherzt gar anmuthig über die Widersprüche, die seinen Zustand zweideutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen.“

Er ist in nichts ein Muster und in allem ein Andenter und Erweiterer.

„Unser Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Pöbisterei.“

„Nichts ist höher zu schätzen als der Werth des Tages.“

Percant, qui, ante nos, nostra dixerunt!

So wunderlich könnte nur derjenige sprechen, der sich einbildete ein Autochton zu seyn. Wer sich's zur Ehre hält, von verunkünftigen Vorfahren abzustammen, wird ihnen doch wenigstens eben so viel Menschenkunn zugestehen, als sich selbst.

Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deßwegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gefaßt gewesen.

Daher ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fremdbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Rosenzeit sieht man Rosen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem sie sind, sind auch die Gedanken.

„Nichts wird leicht ganz unparteiisch wieder dargestellt.“ Man könnte sagen: hieran mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch stehen wir unser Angesicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unsere Gestalt um, und macht unsere linke Hand zur rechten. Dies mag ein Bild seyn für alle Betrachtungen über uns selbst.

Im Frühling und Herbst denkt man nicht leicht ans Kaminfeuer, und doch geschieht es, daß wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das

Gefühl, daß es mittheilt, so angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dieß möchte mit jeder Versuchung analog seyn.

„Sey nicht ungeduldig, wenn man deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältnissen lebt, dem begegnet freilich nicht alles, was dem Menschen begegnen kann; aber doch das Analoge, und vielleicht einiges, was ohne Beispiel war.

Sechste Abtheilung.

Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.

Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins Allgemeine vor —, ins Besondere nach der Erfahrung.

Eine thätige Skepsis ist die, welche unablässig bemüht ist sich selbst zu überwinden, und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.

Das Allgemeine eines solchen Geistes ist die Tendenz, zu erforschen ob irgend einem Object irgend ein Prädikat wirklich zukomme? und gefundene diese Untersuchung in der Absicht, das als geprüft Gefundene in Praxis mit Sicherheit anwenden zu können.

Der lebendig begabte Geist, sich in practischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.

„Vollkommenheit ist die Norm des Himmels; Vollkommenes wollen die Norm des Menschen.“

Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.

Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie derselbst ausbildet, daß sie des Vertrauens werth bleiben.

Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.

Man läugnet dem Gesicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenstände, die sich neben und übereinander befinden, zu schätzen wisse; das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugestehen.

Und doch ist dem Menschen, der nicht stationär, sondern beweglich gedacht wird, hierin die sicherste Lehre durch Parallaxe verliehen.

Die Lehre von dem Gebrauch der correspondirenden Winkel ist, genau besehen, darin eingeschlossen.

Das Thier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.

Anaxagoras lehrt, daß alle Thiere die thätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichsam der Dolmetscher des Verstandes ist.

Jüdisches Wesen. Ewerale der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriethe, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches.

Juden-Sprache hat etwas Patheticches.

Alle unmittelbare Aufforderung zum Uberlen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sey, umgiebt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religiös-materialisch-ästhetischen Serail.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem sterbenden gebildeten Volke ein Aergerniß und einem Theil aber Leichtgesinnten eine Thorheit.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.

Dieß ist es, was man Ideologie im guten und bösen Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden practischen Tagesmenschen so sehr zuwider war.

Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen, und doch nicht recht verstehen sie vollkommen zu nutzen.

„Ich glaube einen Gott.“ Dieß ist ein schönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Keppler sagte: „mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner, gleichermaßen gewahr zu werden.“ Der edle Mann fühlte, sich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Universums in genauester Vereinigung stand.

Den teleologischen Beweis vom Daseyn Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt; wir lassen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Prosatheologie bis zur Nichttheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer überwältigen Macht, im Blüthenduft und lauen Lüftchen nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen?

Frage.

Was iſt Prädeſtination?

Antwort.

Gott iſt mächtiger und weiſer als wir, darum macht er es mit uns nach ſeinem Gefallen.

Apokrypha. Wichtig wäre es das hierüber hiſtoriſch ſchon Bekannte nochmals zuſammenzufaſſen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphiſchen Schriften, mit denen die Gemeinden ſchon die erſten Jahrhunderte unſerer Aera überſchwemmt wurden, und woran unſer Canon noch jetzt leidet, die eigentliche Urſache ſind, warum das Chriſtenthum in ſeinem Momente der politiſchen und Kirchen-Geſchichte in ſeiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte.

Das unheilbare Uebel dieſer religiöſen Streitigkeiten beſteht darin, daß der Eine Theil auf Mährchen und leere Worte das höchſte Intereſſe der Menſchheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo ſich Niemand beruhigt.

Toleranz ſollte eigentlich nur eine verübergehende Geſinnung ſeyn; ſie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einſt in rubiger geſelliger Stunde einen plaſtiſchen Trieb in ihrer Natur, ſie beſtellten ſich zuſammen und ſchufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.

„Ich bin über die Wurzeln des Baumes geſetzt, den ich aufpflanzt hatte.“ Das muß ein alter Forſtmann geweſen ſeyn, der dieß geſagt hat.

Ein Blatt vom Winde hingetrieben, ſieht öfters einem Vogel gleich.

Ein ſchäbiges Kameel trägt immer noch die Laſten vieler Eſel.

Weiß denn der Sperling wie's dem Storch zu Muthe iſt?

Wo Lampen brennen, giebt's Oeltecken, wo Kerzen brennen giebt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

Wer das erſte Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Ein abgerauntes Kind ſcheut das Feuer, ein oft verſengter Greis ſcheut ſich zu wärmen.

Die gegenwärtige Welt iſt nicht werth, daß wir etwas für ſie thun; denn die verſtehende kann in dem Augenblick erſcheinen. Für die vergangene und künftige müſſen wir arbeiten; für jene, daß wir ihr Verdienſt anerkennen, für dieſe, daß wir ihren Werth zu erhöhen ſuchen.

Frage ſich doch Jeder, mit welchem Organ er allenfalls in ſeine Zeit einwirken kann und wird.

Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

Charakter im Großen und Kleinen iſt, daß der Menſch demjenigen eine ſtete Folge gieb, deſſen er ſich fähig fühlt.

Wer thätig ſeyn will und muß, hat nur das Gebotene des Augenblicks zu bedenken, und ſo kommt er ohne Weitläuftigkeit hindurch. Das iſt der Vortheil der Frauen, wenn ſie ihn verſtehen.

Der Augenblick iſt eine Art von Publicum, man muß ihn betrügen, daß er glaube, man thue was, kann ihn ſo und gewähren und im Betrügen fortführen, worüber ſeine Enkel erſtaunen müſſen.

Menſchen die ihre Kenntniſſe an die Stelle der Einſicht ſetzen.

In einigen Staaten iſt in Folge der erlebten heftigen Bewegungen faſt in allen Richtungen eine gewiſſe Uebertreibung im Unterrichtsweſen eingetreten, deſſen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner wird eingeſehen werden, aber jetzt ſtören von tüchtigen redlichen Vorſtehern vollkommen anerkannt iſt. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß ſie dasjenige, was ſie amts- und vorſchriftsmäßig lehren und überliefern müſſen, für unnütz und ſchädlich halten.

Es iſt nichts trauriger anzuſehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieſer durchaus bedingten Welt; es erſcheint im Jahre 1850 vielleicht ungehöriger als je.

Vor der Revolution war Alles Beſtreben, nachher verwandelte ſich Alles in Forderung.

Ob eine Nation reif werden könne, iſt eine wunderliche Frage. Ich beantworte ſie mit Ja, wenn alle Manner als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend verlaut, das Alter aber kleinlaut ewig ſeyn wird, ſo iſt der eigentlich reife Mann immer zwiſchen beiden geklemmt und wird ſich auf eine wunderliche Weiſe beheifen und durcheifen müſſen.

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gebracht wird, nimmt ſich nicht gut aus; denn die Macht ſoll handeln und nicht reden. Was die Lieferaten vorbringen, läßt ſich immer leiden; denn der Uebermüthigſte, wenn er nicht handeln kann, mag ſich wenigſtens redend äußern. „Laßt ſie ſingen, wenn ſie nur bezahlen,“ ſagte Maria Thereſia, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer verlegte.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht geleſen hat, und man lieſt ſie alsdann zuſammen; ſo zeigt ſich erſt wie viel Zeit man mit dieſen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, beſonders iſt ſie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zuſtandes führt der

Zeitungsschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger, und nährt die innere Neigung und Anerkennung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird.

Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dies früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit seiner Schönen nie besser steht, als wenn man seinen Rivalen tödt. Alsdann gebt ihr das Herz auf, jede Sorge euch zu verletzen, die Furcht euch zu verlieren ist verschwunden; sie macht euch zum Vertrauten und ihr überzeugt euch mit Freuden, daß ihr es seyd, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn ihr guten Humor genug habt, andern die abfallenden Blätter zu überlassen.

Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im Stande ist.

Eitelkeit ist eine persönliche Ruhmsucht; man will nicht wegen seiner Eigenschaften, seiner Verdienste, Thaten geschätzt, geehrt, gesucht werden; sondern um seines individuellen Daseyns willen. Am besten kleidet die Eitelkeit deßhalb eine frivole Schöne.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen.

Man hat sich auf eine dringend-liebevolle und anmuthige Weise beklagt, daß ich meine Gedanken über auswärtige Literaturen lieber mittheile als über die unsrige; und es ist doch ganz natürlich. Die Fremden erfahren entweder nicht, was sich von ihnen sage, sie kümmern sich nicht darum, oder lassen sich's gefallen. Man ist nicht unbedingt in die Ferne. Aber in der Nähe soll man, wie in guter Gesellschaft, nichts Verletzendes vorbringen, und doch wird jede Mißbilligung als eine Verletzung angesehen.

Classisch ist das Gesunde, Romantisch das Kranke.

Ovid blieb classisch auch im Exil, er sucht sein Unglück nicht in sich, sondern in seiner Entfernung von der Hauptstadt der Welt.

Das Romantische ist schon in seinen Abgrund verlaufen, das Gräßlichste der neueren Productionen ist kaum noch gefunkener zu denken.

Engländer und Franzosen haben uns darin übertroffen. Körper, die bei Leibeslebzeiten verfaulen und sich in detaillirter Betrachtung ihres Verwesens erbauen; Todte, die zum Verderben anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin sind unsere Producenten gelangt.

Im Alterthum spuken dergleichen Erscheinungen nur vor wie seltene Krankheitsfälle, bei den Neueren sind sie endemisch und epidemisch geworden.

Die Literatur verdirbt sich nur in dem Maße als die Menschen verdorbener werden.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß.

Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach und sich immer gleich, wie es auch erscheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, ist höchst mannigfaltig, in sich selbst verschieden, und nicht allein gegen das Gute und Wahre, sondern auch gegen sich selbst kämpfend, mit sich selbst in Widerspruch. Daher müssen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

Bei den Griechen, deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen ist es umgekehrt, und jemehr sich Poesie und Redekunst verdirbt, desto mehr wird der Tadel wachsen und das Lob sich zusammenziehen.

Es giebt empirische Enthusiasten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Producten, aber mit einer Extase sich erweisen, als wenn sonst in der Welt nichts Vorzügliches zu sehen gewesen wäre.

Sakontala. Hier erscheint der Dichter in seiner höchsten Function; als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesverehrung wagt er sich in gemeine und lächerliche Gegensätze.

Heinrich der Vierte, von Shakspeare. Wenn alles verloren wäre was je dieser Art geschrieben zu uns gekommen, so könnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstellen.

Eulenspiegel. Alle Hauptspäße des Buchs beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.

Mythologie = Luxe de Croyance. Beim Uebersetzen muß man sich ans Unübersetzliche heranmachen, alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens, soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist todtes todt, wenn es nicht durch ein folgendes dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein gesetzliches Gespräch! Gelingt das Wort nicht schon todt zu dem Hörer, so erwerbet er es alsgleich durch Widerspruch. Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen, und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte

verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geſetzwidrige den Vortheil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken ge-gönnt iſt.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerſpruch zu erleiden.

Was man mündlich ausſpricht muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet ſeyn; was man ſchreibt widme man der Ferne, der Folge.

Die Dialektik iſt die Ausbildung des Widerſpruchsgeiſtes, welcher dem Menſchen gegeben, daß mit er den Unterſchied der Dinge erkennen lerne.

Mit wahrhaft Gleichgeſinnten kann man ſich auf die Länge nicht entzweien, man findet ſich immer wieder einmal zuſammen; mit eigentlich Widerſinnigen verſucht man umſonſt Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal aus-einander.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn ſie ihre Meinung wiederholen und auf die unſrige nicht achten.

Diejenigen, welche widerſprechen und ſtreiten, ſollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache Jedem verſtändlich ſey.

Es hört doch Jeder nur was er verſteht.

Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leſer widerſpricht, aber er muß doch ſtehen laſſen was er ſchwarz auf weiß vor ſich hat. Ein anderer ſtimmt vielleicht mir bei, eben daſſelbe Exemplar in der Hand.

Die wahre Liberalität iſt Anerkennung.

Die ſchwer zu löſende Aufgabe ſtrebender Menſchen iſt, die Verdienſte älterer Mitlebenden anzuerkennen und ſich von ihren Mängeln nicht hindern zu laſſen.

Es giebt Menſchen, die auf die Mängel ihrer Freunde ſinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Vorzüge meiner Widerſacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.

Es giebt viele Menſchen, die ſich einbilden, was ſie erfahren, das verſtänden ſie auch.

Das Publicum will wie Frauenzimmer behandelt ſeyn: man ſoll ihnen durchaus nichts ſagen als was ſie hören möchten.

Jedem Alter des Menſchen antwortet eine ge-wiſſe Philoſophie; das Kind erſcheint als Realiſt, denn es findet ſich ſo überzeugt von dem Daſeyn der Birnen und Aepfel als von dem ſeinigen. Der Jüngling, von unſeren Leidenſchaften beſtürmt, muß auf ſich ſelbſt merken, ſich verſtählen, er wird zum Idealiſten umgewandelt. Dagegen ein Skep-tiker zu werden hat der Mann alle Urſache; er thut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte ſey.

Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ur-ſache den Verſtand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher ſich über eine falſche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird ſich immer zum Myſticismus bekennen; er ſieht, daß ſo vieles vom Zufall abzuhängen ſcheint, daß Unvernünftige ge-lingt, das Vernünftige ſcheitert ſelbſt. Glück und Unglück ſtellen ſich unerwartet ins Gleiche; ſo iſt es, ſo war es und das hohe Alter beruhigt ſich in Dem der da iſt, der da war und der da ſeyn wird.

Wenn man älter wird, muß man mit Bewußt-ſeyn auf einer gewiſſen Stufe ſtehen bleiben.

Es ziemt ſich dem Bejahrten weder in der Denkweiſe noch in der Art ſich zu kleiden der Mode nachzugehen.

Aber man muß wiſſen wo man ſteht und wo-hin die Andern wollen.

Was man Mode heißt iſt augenblickliche Ueber-lieferung. Alle Ueberlieferung führt eine gewiſſe Nothwendigkeit mit ſich, ſich ihr gleich zu ſtellen.

Man hat ſich lange mit der Kritik der Vernunft beſchäftigt; ich wünſchte eine Kritik des Menſchenverſtandes. Es wäre eine wahre Wohl-that fürs Menſchengeſchlecht, wenn man dem Gemein-Verſtand bis zur Ueberzeugung nachweiſen könnte, wie weit er reichen kann, und das iſt gerade ſo viel als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

„Genau beſehen iſt alle Philoſophie nur der Menſchenverſtand in amphiguriſcher Sprache.“

Der Menſchenverſtand, der eigentlich aufs Praktiſche angewieſen iſt, irrt nur alsdann, wenn er ſich an die Auflöſung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie ſich ſelten in den Kreis zu finden wo jener wirkt und weſt.

Denn eben wenn man Probleme, die nur dy-namiſch erklärt werden können, bei Seite ſchiebt, dann kommen mechaniſche Erklärungsarten wieder zur Tagesordnung.

In Rückſicht aufs Praktiſche iſt der unerbitt-liche Verſtand Vernunft, weil, ſo weit das Ver-ſtandes, es der Vernunft Hohnſtes iſt, den Ver-ſtand unerbittlich zu machen.

Alle Empiriker ſterben nach der Ihre und ſtau-nen ſie in der Mannigfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker ſuchen ſie im Mannigfaltigen und können ſie darin nicht auffinden.

Beide jedoch finden ſich im Leben, in der That, in der Kunſt zuſammen. Das iſt ſo oft geſagt, wenige aber verſtehen es zu nutzen.

Der denkende Menſch irrt beſonders, wenn er ſich nach Urſache und Wirkung erkundigt; ſie beide zuſammen machen das unbedingte Phänomen. Wer das zu erkennen weiß iſt auf dem rechten Wege

zum Thun, zur That. Das genetiſche Verfahren leitet uns ſchon auf beſſere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

Alle praktiſche Menſchen ſuchen die Welt handrecht zu machen, alle Denker wollen ſie kopfrecht haben. Wie weit es jedem gelingt mögen ſie zuſehen.

Die Realen.

Was nicht geleiſtet wird, wird nicht verlangt.

Die Idealen.

Was verlangt wird, iſt nicht gleich zu leiſten.

Das man gerade nur denkt, wenn man das worüber man denkt nicht ausdenken kann.

Was iſt das Erfinden?
Es iſt der Abſchluß des Geſuchten.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Ariem und Enthymem? Ariem, was wir von Haus aus ohne Beweis anerkennen; Enthymem, was uns an viele Fälle erinnert und das zuſammenknüpft was wir ſchon einzeln erkannten.

Es iſt mit der Geſchichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es ſey vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernſtlich eindringt, deſto ſchwierigere Probleme thun ſich hervor. Wer ſie nicht fürchtet, ſondern kühn darauf losgeht, fühlt ſich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Jedes Phänomen iſt zugänglich wie ein planum inclinatum, das bequem zu erſteigen iſt, wenn der hintere Theil des Keiles ſchroff und unerreichbar daſteht.

Wer ſich in ein Wiſſen einlaſſen ſoll, muß betreten werden oder ſich ſelbſt betrügen, wenn äußere Bedingungen ihn nicht unwiderſtehlich beſtimmen. Wer würde Arzt werden, wenn er alle Uebeln auf einmal vor ſich ſähe, die ſeiner warten?

Wie viele Jahre muß man nicht thun, um nur einigermaßen zu wiſſen, was und wie es zu thun ſey.

Falſche ſinnliche Tendenzen ſind eine Art realer Sehnſucht, immer noch vortheilhafter als die falſche Tendenz, die ſich als ideelle Sehnſucht ausdrückt.

Minor. Harmonie der Sehnſucht.

Die Sehnſucht, die nach außen in die Ferne ſtrebt, ſich aber melodiſch in ſich ſelbſt beſchränkt, erzeugt den Minor.

Läſterbeit iſt ein Spiel mit dem zu Genieſſenden und mit dem Genoſſenen.

Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung ſich ſpät aufdringt, gewinnt nur bittere Freiheit.

Pflicht; wo man liebt was man ſich ſelbſt befiehlt.

Haman.

Ach warum drängſt du mich, dir alles zu erzählen?

Ahasverus.

So ſag' es g'rad heraus, ſtatt mich ringsum zu quälen;
So ein Geſpräch iſt mir ein ſchlechter Zeitvertreib.

Haman.

Ach Herr, ſie wagen ſich vielleicht an deinen Leib.

Ahasverus zuſammenfahrend.

Wie? was?

Haman.

Es iſt geſagt. So fließet denn, ihr Klagen,
Wer iſt wohl Manns genug, um hier nicht zu verzagen?

Ueber
Naturwissenschaft im Allgemeinen.

Die Natur.

Aphoristisch.

(Um das Jahr 1780.)

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und verrath uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Pedanterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie lebt sich selber und hat sie ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Aus Große hat sie ihren Schutz gehäuft.

Sie springt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg' und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr, so ists ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie legt alle Anfangslinie zum langsamen Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Künstlerin selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Künstlerin gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich rasten, Tausende stumpf über sich hinsehen und nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerspricht; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles was sie giebt zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange, sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen drin sie sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sie verschlingen. Sie hat alles isolirt, um alles zusammenziehen. Durch ein paar Züge auf dem Becher der Liebe bald sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und ängstigt sich selbst. Sie ist rauh und sanftmüthig, freundlich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr.

Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, zwingt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig giebt. Sie iſt luſtig, aber zu guten Ziele, und am beſten iſt's ihre Luſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eignen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen, und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt, alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, alles iſt ihr Verdienſt.

Erläuterung
zu vorſtehendem Aufſatz.

Goethe an den Canzler von Müller.

Jener Aufſatz iſt mir vor kurzem aus der briefflichen Verlaſſenſchaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden; er iſt von einer wohlbekannten Hand geſchrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geſchäften zu bedienen pflegte.

Daß ich dieſe Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factiſch zwar nicht erinnern, allein ſie ſtimmen mit den Vorſtellungen wohl überein, zu denen ſich mein Geiſt damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einſicht einen Comparativ nennen, der ſeine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt iſt. Man ſieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Weltserſcheinungen ein unerforſchliches, unbedingtes, humoriſtiſches, ſich ſelbſt widerſprechendes Weſen zum Grunde gedacht iſt, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernſt iſt, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, iſt die Anſchauung der zwei großen Triebfeder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, in ſofern wir ſie materiell, dieſe ihr daargen, in ſofern wir ſie geiſtig denken, angehört; jene iſt in immerwährendem Anziehen und Abſtoßen, dieſe in immerfortdauerndem Aufſteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geiſt, der Geiſt nie ohne Materie exiſtirt und wirkſam ſeyn kann, ſo vermag auch die Materie ſich zu ſteigern, ſo wie ſich's der Geiſt nicht nehmen läßt anzuziehen und abzuſtoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugſam getrennt hat, um zu verbinden, genugſam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren, wohin gedachter Aufſatz fallen möchte, war ich hauptſächlich mit vergleichender Anatomie beſchäftigt und gab mir [illegible] unſägliche Mühe, bei Anderen an meiner Ueberzeugung: dem Menſchen dürfe der Zwiſchenknochen nicht abgeſprochen werden, Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieſer Behauptung wollten ſelbſt ſehr gute Köpfe nicht einſehen, die Wichtigkeit leugneten die beſten Beobachter, und ich mußte, wie in ſo vielen andern Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Verſtattlist der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unabläſſig und es glückte mir Anno 1788 in Sicilien die Metamorphoſe der Pflanzen, ſo im Anſchauen wie im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphoſe des Thierreichs lag nahe dran und im Jahre 1790 offenbarte ſich mir in Venedig der Urſprung des Schädels aus Wirbelknochen; ich verfolgte nun eifrigſt die Conſtruction des Typus, theilte das Schema im Jahre 1795 an Max Jacobi in Jena und hatte bald die Freude von deutſchen Naturforſchern mich in dieſem Fache abgelöſ't zu ſehen.

Vergegenwärtigt man ſich die hohe Ausführung, durch welche die ſämmtlichen Naturerſcheinungen nach und nach vor dem menſchlichen Geiſte verbreitet worden, und lieſt alsdann obigen Aufſatz, von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht; ſo wird man nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeſchloſſen wird, vergleichen und eines funfzigjährigen Fortſchreitens ſich erfreuen.

Weimar, 24. Mai 1828.

Naturphiloſophie.

Eine Stelle in d'Alembert's Einleitung in das große franzöſiſche encyclopädiſche Werk, deren Ueberſetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; ſie beginnt Seite X der Quart-Ausgabe, mit den Worten: A l'égard des sciences mathematiques, und endigt Seite XI: etendu son domaine. Ihr Ende, ſich an den Anfang anſchließend, umfaßt die große Wahrheit: daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerſt aufzuſtellenden Grundſatzes und auf der Reinheit des Verfahrens alles in den Wiſſenſchaften beruhe. Auch wir ſind überzeugt, daß dieſes große Erforderniß nicht bloß in mathematiſchen Fällen, ſondern überall in Wiſſenſchaften, Künſten, wie im Leben ſtattfinden müſſe.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter ſo wie der bildende Künſtler ſolle zuerſt aufmerken, ob der Gegenſtand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art ſey, daß ſich ein mannigfaltiges, vollſtändiges, hineinziehendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieſes verſäumt, ſo iſt alles übrige Beſtreben obſig vergebens: Spitzenfluß und Reimwort, Pinſelſtrich und Meiſſelhieb ſind umſonſt verſchwendet; und wenn ſogar eine meiſterhafte Ausführung den geiſtreichen Beſchauer auch einige Augenblicke feſſelnden könnte, ſo wird er doch das Geiſtloſe, woran alles Falſche krankt, gar bald empfinden.

Alſo kommt wie bei der künſtleriſchen, ſo bei der naturwiſſenſchaftlichen, auch bei der mathematiſchen Behandlung alles an auf das Grundwahre, deſſen Entwickelung ſich nicht ſo leicht in der Speculation als in der Praxis zeigt; denn dieſe iſt der Prüfſtein des vom Geiſt Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt ſeiner Vorſätze, ſich nach außen wendet und von der Welt verlangt, man etwas nur, daß ſie mit ſeinen Vorſtellungen

übereinkommen sollte, sondern daß sie sich nach ihm benehmen, ihnen gehorchen, sie realisiren müsse; dann erzeigt sich erst für ihn die wichtige Erfahrung, ob er sich in seinem Unternehmen geirrt, oder ob seine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Bienenwerk am sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und beglückigt den, der es besitzt und hegt; dahingegen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos daliegt, ja sogar wie eine Narkose anzusehen ist, wo der absterbende Theil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen.

Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.

I.

Aelteres.

Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muß nothwendig eine Krise entstehen: denn es wird die Differenz offenbar zwischen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und solchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Alte nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifende Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich.

Diejenigen, welche ich Universalisten nennen möchte, sind überzeugt und stellen sich vor: daß alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannigfaltigkeiten, verbunden und vielleicht auch zu finden sey; die andern, die ich Singularisten benennen will, gestehen den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, ja sie beobachten, bestimmen und lehren hiernach; aber immer weilen sie Ausnahmen finden, da wo der ganze Typus nicht ausgesprochen ist, und darin haben sie recht. Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verhüllt, und leugnen, wenn sie sich verbirgt. Da nun beide Vorstellungsweisen unvertilgbar sind und sich einander ewig gegenüberstehen werden, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben, so hätte man ja sich vor aller Controverse und stelle seine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern thun muß; so wie an einem Spiele wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schauspiel gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden: nun ist es an uns, Zahl zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen. Dies vorausgesetzt kann ein jeder auf seine Weise und laßt sich nicht gern einreden. Mag das alle gescheiten, und beobachten wir nur vor allem genau: wie nah oder fern ein jeder von uns Liebe, und vertrauen uns sodann vorsätzlich mit denjenigen, die sich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe, und erweise sich frisch und treu, alles zu beachten, was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meisten dasjenige, was uns widerstrebt: denn dadurch wird man am ersten das Problematische gewahr, welches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in diesem so wohl bearbeiteten Felde persönlich weiter wirke, doch behalte ich mir vor, auf diese oder jene Wendung des Studiums, auf diese oder jene Schritte der Einzelnen aufmerksam zu seyn und aufmerksam zu machen.

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schließt er sich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es giebt wohl zu diesem oder jenem Geschäft von Natur unzulängliche Menschen; Uebereilung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortschritte lähmen. Dieß gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reiche der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht als der selbstständigen That; diese thut sich selbst, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Künstlerischen aber der Regel fügen, die niemand ansprechen ist. Das Gewissen bedarf keines Anherrn, mit ihm ist alles gegeben: es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es nothwendig irre werden: deswegen es mit allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment, wie mit Gebäude, Staate und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.

Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter bekannt, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns bei allem, was für dieselben geschieht, gewisse Epochen, die bald schneller; bald langsamer auf einander folgen. Eine bedeutende Ansicht, neu oder erneut, wird ausgesprochen; sie wird anerkannt, früher oder später; es finden sich Mitarbeiter; das Resultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Ansicht wahr oder falsch sey; beides macht denselben Gang, beides

wird zuletzt eine Phrase; beides prägt sich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke besonders bei, die encyclopädisch das Wahre und Falsche des Tages überliefern. Hier kann die Wissenschaft nicht bearbeitet werden; sondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deßwegen sehen solche Werke nach funfzig Jahren gar wunderlich aus.

Zuerst belehrt man sich selbst, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

Theorien sind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los seyn möchte und an ihrer Stelle deßwegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt. Man ahnet, man sieht auch wohl, daß es nur ein Behelf ist; liebt sich nicht aber Leidenschaft und Parteigeist jederzeit Behelfe! Und mit Recht, da sie ihrer so sehr bedürfen.

Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und setzen ein wie das andere Mal: in uns selbst liegt das Räthsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. Mit der Farbe geht's eben so; bald sucht man sie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelfechtereien ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen, und was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müßten ein- für allemal auf der bösartig empirisch-mechanisch-dramatischen Martercammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden.

Daß Newton bei seinen prismatischen Versuchen die Oeffnung so klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtstrahl benennen zu fomdelliren, das eine unheilbare Verirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden.

Durch dieses kleine Ebenlein ward Natur in einer abenteuerlichen Theorie getrieben, und wäre Seebeck nicht so umsichtig, so müßte er verkehrt werden, den Ursprung dieser Erscheinungen, die entoptischen Figuren und Farben zu entdecken.

Was aber das Allerverderblichste ist: der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrthum selbst deßhalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Reade, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „das prismatische Bild sey keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens, mit Farbensäumen gesäumt; im prismatischen Bilde gehe es sein ursprünglich Grün, dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so daß ein schwarzer Streif eben so gut als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier vom Rothen reden wolle.“ Genug, alles, was wir seit vielen Jahren darüber thun haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Refrangibilität nicht los, noch kehrt er sie um und ist wo möglich noch befangener als sein großer Meister. Anstatt durch diese neue Ansicht begeistert aus jenem Chrysalidenzustande sich herauszuretten, faßt er die schon erwachsenen und entfalteten Glieder auf's neue in die alten Puppenschalen unterzubringen.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit, nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt erkennen sie uns.

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Die außerordentlichen Männer des sogenannten und sogenannten Jahrhunderts waren selbst Academien, wie Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, traten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie sagte nicht das französische Volk Conventikel die Herrschaft Richelieu's abzulehnen! wie verhinderte der englische Oxforder und Cambridger Verein den Einfluß der Günstlinge Carls des Zweiten!

Da es aber einmal geschehen war und die Wissenschaften sich als ein Staatsstück im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Processionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Personen vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre habe ich derselben weitläufig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deßwegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; jenseits Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Lufterzeugniß, das sie vergöttlicht anbeten, und darüber den Gegenstand jedesmal mit der Benutzung vergessen.

Eben so begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vorgeht. Dringt es immer die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Syrem vom gereizenen Berufenen angegeben, steht mit dem ungeheuerlichen Donnerwetter in Verwandtschaft, ja ist eine und eben dieselbe Erscheinung. Dieses Mißverhältniß gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künstelei verschlingt sich unser und weiß sich überall geltend zu machen.

Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Theorien und Wissenschaft ihr nicht beizukommen, oder sie in die Enge zu treiben brauchen.

Mit den Irrthümern der Zeit iſt ſchwer ſich abzufinden; widerſtrebt man ihnen, ſo ſteht man allein; läßt man ſich davon befangen, ſo hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

II.

Späteres.

In New-York ſind wenigſtens verſchiedene chriſtliche Confeſſionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. In der Naturforſchung, ja in jeder Forſchung, müſſen wir es ſo weit bringen; denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität ſpricht und den andern hindern will nach ſeiner Weiſe zu denken und ſich auszuſprechen!

Der eingeborenſte Begriff, der nothwendigſte, von Urſach' und Wirkung wird in der Anwendung die Veranlaſſung zu unzähligen ſich immer wiederholenden Irrthümern.

Ein großer Fehler, den wir begehen, iſt, die Urſache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Ursache dem Pfeil, den ſie fortſchnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Urſache und Wirkung immer zuſammengedacht und alſo im Geiſte angeboren werden.

Die nächſten ſittlichen Urſachen ſind greiflich und eben deßhalb am begreiflichſten; weßhalb wir uns gern als mechaniſch denken, was höherer Art iſt.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Urſache iſt bloß ein hiſtoriſches Verfahren, z. B. die Wirkung, daß ein Menſch getödtet, auf die Urſache der losgefeuerten Büchſe.

Der Granit verwittert auch ſehr gern in Kugel- und Ei-Form; man hat daher keineswegs nöthig, die in Norddeutſchland häufig gefundenen Blöcke, ſolcher Geſtalten wegen, als im Waſſer hin- und hergeſchoben und durch Stoßen und Wälzen entſtanden und entkantet zu denken.

Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, iſt eigentlich ein verſteckter Antirepowerphismus, es iſt des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobenen Fuß ſinkt nieder, der zurückgebliebene ſtrebt vorwärts und fällt; und immer ſo fort, vom Aufgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demſelben Wege den Vortheil von dem Schriftſtellerfahren bekäme, wo das Vorwärtsbringen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Collegenehre übernimmt, noch eine ſolche Anregung zu geben, daß ſein nimmermüder Hintermann auch wieder eine Zeit lang ſich vorwärts zu bewegen die Beſtimmung erhält.

Inſtruction habe ich mir nie ſelbſt ertheilt, wollte ſie ein anderer gegen mich gebrauchen, ſo wußt' ich ſolche ſogleich abzulehnen.

Mittheilung durch Analogien halt' ich für ſo nützlich als angenehm; der analoge Fall will ſich nicht aufdringen, nichts beweiſen; er ſtellt ſich einem andern entgegen, ohne ſich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen ſich nicht zu geſchloſſenen Reihen, ſie ſind wie gute Geſellſchaft, die immer mehr anregt als giebt.

Irren heißt, ſich in einem Zuſtande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrthum für und für entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Man ſagt gar gedrängt: das Phänomen iſt eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Urſache. Es fällt dem Menſchen ſo ſchwer Grund und Urſache zu finden, weil ſie ſo einfach ſind, daß ſie ſich dem Blick verbergen.

Was hat man ſich nicht mit dem Granit beſchäftigt! man hat ihn mit in die neueren Epochen herangezogen, und doch entſteht keiner mehr vor unſern Augen. Geſetzt' es im tiefſten Meeresgrunde, ſo hätten wir keine Kenntniß davon.

Kein Phänomen erklärt ſich an und aus ſich ſelbſt; nur viele zuſammen überſchaut, methodiſch geordnet, geben zuletzt etwas was für Theorie gelten könnte.

Bei Erweiterung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nöthig; ſie geſchieht meiſtens nach neueren Maximen, bleibt aber immer unvollkommen.

Männer vom Fach bieten im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer, wenn er die Nothwendigkeit fühlt nachzuſpüren.

Deßwegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowohl das neu Empiriſch-Aufgefundene als die neubelebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie iſt dieß höchſt nöthig, wo die Kryſtallographie ſo große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu beſtimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei willkommene: Leonhard und Cleaveland.

Wenn wir das was wir wiſſen nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache darlegen ſollen, ſo erhält es einen fremdartigen Reiz der Neuheit und friſchen Anſehens.

Wenn zwei Meiſter verſchiedene Kunſt in ihrem Vortrag von einander differiren, ſo liegt wahrſcheinlicherweiſe das unauflösliche Problem in der Mitte zwiſchen beiden.

Die Geognoſie des Herrn D'Aubuiſſon de Voiſins, überſetzt vom Herrn Miemann, wie ſie mir zu Handen kommt, fordert mich in literem Augenblicke auf vielfache Weiſe, ob ſie mich gleich im Hauptſinne berührt; denn hier iſt die Geognoſie, welche doch eigentlich auf der lebendigſten Anſicht der Weltverhältniſſe ruhen ſollte, aller Anſchauung beraubt, und nicht einmal in Begriffe verwandelt, ſondern auf Nomenclatur zurückgeführt, in welches

legten Rückſicht ſie freilich einem jeden und auch mir ſehr werth und nützlich iſt.

Die Kreiſe des Wahren verändern ſich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug ſich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert ſich nicht um irgend einen Irrthum; ſie ſelbſt kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert was daraus erfolgen möge.

Natur hat zu nichts geſetzmäßige Fähigkeit, was ſie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, ſondern auch das Derbe und Dichte drängt ſich zur Geſtalt; ganze Maſſen ſind von Natur und Grund aus kryſtalliniſch; in einer gleichgültigen formloſen Maſſe entſteht durch ſtöchiometriſche Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erſcheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die Mineralien-Händler beklagen ſich, daß ſich die Liebhaberei zu ihrer Waare in Deutſchland vermindere, und geben der eindringlichen Kryſtallographie die Schuld. Es mag ſeyn; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Beſtreben, die Geſtalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewiſſe Exemplare koſtbarer machen.

Kryſtallographie ſo wie Stöchiometrie vollendet auch den Oryktognoſien; ich aber finde, daß man ſeit einiger Zeit in der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorleſungen und zugleich zum Selbſtgebrauch, vielleicht gar als Theile zu einer wiſſenſchaftlichen Encyklopädie, ſind nicht zu billigen; der Verleger kann ſie beſtellen, der Schüler nicht wünſchen.

Lehrbücher ſollen anlockend ſeyn; das werden ſie nur wenn, ſie die heiterſte zugänglichſte Seite des Wiſſens und der Wiſſenſchaft darbieten.

Alle Männer vom Fach ſind darin ſehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt iſt das Unnütze zu ignoriren.

„Wir geſtehen lieber unſre moraliſchen Irrthümer, Fehler und Gebrechen, als unſre wiſſenſchaftlichen.“

Das kommt daher, weil das Gewiſſen demüthig iſt und ſich ſogar in der Beſchämung gefällt; der Verſtand aber iſt hochmüthig, und ein abgenöthigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aus dieſem Grunde geſchieht auch, daß offenbarte Wahrheiten, erſt im Stillen zugeſtanden, ſich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geläugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erſcheinen mag.

Unwiſſende werfen Fragen auf, welche von Wiſſenden vor tauſend Jahren ſchon beantwortet ſind.

Carteſius ſchrieb ſein Buch de Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt kann es uns doch nichts helfen. Jeder, der eine Zeit lang auf dem redlichen Forſchen verharrt, muß ſeine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Urſache hierauf zu achten.

So ganz leere Worte, wie die von der Decompoſition und Polariſation des Lichts, müſſen aus der Phyſik hinaus, wenn etwas aus ihr werden ſoll. Doch wäre es möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Geſpenſter noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüber ſpuken.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige, was niemand zugiebt, niemand hören will, muß deſto öfter wiederholt werden.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erſcheinungen und wiſſen keineswegs wie wir zur Urfrage kommen ſollen.

In Wiſſenſchaften, ſo wie auch ſonſt, wenn Einer ſich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollſtändigkeit am Ende nichts übrig als Wahrheit für Irrthum, Irrthum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht alles ſelbſt unterſuchen, muß ſich an Ueberlieferung halten, und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen ſeiner Gönner fröhnen. Mögen ſich die ſämmtlichen akademiſchen Lehrer hiernach prüfen.

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt ſchon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

Man erkundige ſich ums Phänomen, nehme es ſo genau damit als möglich und ſehe wie weit man in der Einſicht und in praktiſcher Anwendung damit kommen kann, und laſſe das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Phyſiker; ſie geben gerade aufs Problem los und verwickeln ſich unterwegs in ſo viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Ausſicht verſchwindet.

Deßhalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie ſollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn demjenigen verſprechen, der klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen iſt und warum ſie nicht erfolgen konnte. Wer dies vermöchte hätte jeden Preis wohl verdient.

Da ſeit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen ſich friſch illuminirte Tafeln nöthig. Indem ich nun dieſes kleine Geſchäft beſorge, muß ich lächeln, welche unglaubliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige ſowohl als das Abſurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man beides erfaſſen und anerkennen.

Der Newtoniſche Irrthum ſteht ſo nett im Converſations-Lexikon, daß man die Octavſeite nur auswendig lernen darf, um die Farbe fürs ganze Leben los zu ſeyn.

Nicht, gar nicht grübeln wir nach dem Dämoniſchen;
Des Vaters Ueberlieferung, die mit uns erwuchs,
Bewahren wir, und Kinges ſieht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geiſtern offenbart.
Euripides Bacch.

Autorität. Ohne ſie kann der Menſch nicht exiſtiren, und doch bringt ſie eben ſo viel Irrthum als Wahrheit mit ſich; ſie verewigt im Einzelnen, was einzeln verübersehen ſollte, lehnt ab und läßt verübersehen was feſtgehalten werden ſollte, und iſt hauptſächlich Urſache, daß die Menſchheit nicht vom Flecke kommt.

Aus dem Gebären wie aus dem Kleinſten (nur durch künſtliche Mittel dem Menſchen zu vergegenwärtigen) hebt die Metaphyſik der Erſcheinungen hervor; in der Mitte liegt das Beſondere, unſern Sinnen Angemeſſene, worauf ich angewieſen bin, deßhalb aber die Begabten von Herzen ſegne, die jene Regionen zu mir herabbringen.

Da diejenigen, welche wiſſenſchaftliche Verſuche anſtellen, ſelten wiſſen, was ſie eigentlich wollen und was dabei herauskommen ſoll, ſo verfolgen ſie ihren Weg meiſtentheils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entſchiedenes entſtehen will, laſſen ſie die Unternehmung fahren und ſuchen ſie ſogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts dem Mikroſkop ſo unendlich viel ſchuldig geworden war, ſo ſuchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts daſſelbe geringſchätzig zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologiſchen Beobachtungen auf den höchſten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, ſo will man ſie nunmehr aus den nördlichen Gegenden veranlaſſen und will ſie nur dem Beobachter unter den Tropen zugeſtehen.

Ward man doch auch des Sexualſyſtems, das im höhern Sinne genommen ſo großen Werth hat, überdrüſſig und wollte es verbannt wiſſen; und geht es doch mit der alten Kunſtgeſchichte eben ſo, in der man ſeit fünfzig Jahren ſich gewiſſenhaft zu üben und die Unterſchiede der auf einander folgenden Zeiten einzuſehen ſich auf das genaueſte befliſſen hat. Das ſoll nun alles verabredens geweſen und alles auf einander Folgende als identiſch und ununterſcheidbar anzuſehen ſeyn.

Noch unſerm Rath bleibe jeder auf dem eingeſchlagenen Wege und laſſe ſich ja nicht durch Autorität imponiren, durch allgemeine Uebereinſtimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

III.

Wiſſenſchaften entfernen ſich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder darin zurück.

Denn ſie ſind eigentlich Compendien des Lebens; ſie bringen die äußern und innern Erfahrungen ins Allgemeine, in einen Zuſammenhang.

Das Intereſſe an ihnen wird im Grunde nur in einer beſondern Welt, in der wiſſenſchaftlichen erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu berufe und ihr davon Notiz giebt, wie es in der neuern Zeit geſchieht, iſt ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis ſollten die Wiſſenſchaften auf die äußere Welt wirken: denn eigentlich ſind ſie alle eſoteriſch und können nur durch Verbeſſern irgend eines Thuns exoteriſch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu nichts.

Die Wiſſenſchaften, auch in ihrem innern Kreiſe betrachtet, werden mit augenblicklichem jedesmaligem Intereſſe behandelt. Ein ſtarker Anſtoß, beſonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigſtens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann, und die beſonders in den letzten Zeiten ſehr fruchtbar geworden iſt.

Ein bedeutendes Factum, ein genialer Aperçu beſchäftigt eine ſehr große Anzahl Menſchen, erſt nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erſcheinung was ſie nutze, und ſie hat nicht unrecht; denn ſie kann blos durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weiſen fragen wie ſich die Sache verhalte in ſich ſelbſt und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geiſter, ſcharfſinnige, lebensluſtige, techniſch gebüte und gewandte ſchon finden werden.

Die Afterweiſen ſuchen von jeder neuen Entdeckung nur ſo geſchwind als möglich für ſich einigen Vortheil zu ziehen, indem ſie einen eitlen Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbeſſerung, geſchwinder Beiſtimmung, vielleicht gar durch Prädecupation zu erwerben trachten und durch ſolche Unreifheiten die wahre Wiſſenſchaft unſicher machen und verwirren, ja ihre ſchönſte Folge, die praktiſche Blüthe derſelben, offenbar verkümmern.

Das ſchädlichſte Vorurtheil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

Jeder Forſcher muß ſich durchaus anſehen als einer der zu einer Jury berufen iſt. Er hat nur darauf zu achten, in wiefern der Vortrag vollſtändig ſey und durch klare Belege auseinandergeſetzt. Er faßt hiernach ſeine Ueberzeugung zuſammen und giebt ſeine Stimme, es ſey nun daß ſeine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er eben ſo beruhigt, wenn ihm die Majorität beiſtimmt, als wenn er ſich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige getban, er hat ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, er

ist nicht Herr über die Geister noch über die Gemüther.

In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen; durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen angesehen; und weil sehr wenige Menschen existentiell selbstständig sind, so zieht die Menge den Einzelnen nach sich.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche sämtlichen, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Ja derjenige, der sich in höherem Sinne ausbreitet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.

Wäre die Natur in ihren leblosen Anfängen nicht so gründlich sterreometrisch, wie wollte sie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Mensch an sich selbst, in so fern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und dieß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will.

Eben so ist es mit dem Berechnen. — Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür steht ja der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers; ja man kann sagen, was sind die elementarischen Erforschungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Könnte man doch die Elektricität erst nur durch Reisen darstellen, deren höchst Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Welt-Sprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken, so wird es niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache, die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erworben, indem sie alles, was der Zahl und dem Maß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

Jeder Dentende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen anhaftet und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß etwas von Electricität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelrute bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten alles aufgeboten und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte jener scherzhaft, nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Verbindungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das Eine Urbedingende nicht gewahren können.

„Wenn Reisende ein sehr großes Erhaben auf ihren Bergkletterein empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft. Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung. In welchem Gebrauch sind sie wohl dem Menschen? Unternimmt er dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelawine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben, seine Heerden schwemmt der Giessbach weg, seine Kornfeuern die Windstürme. Macht er sich auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Sisyphus, jeder Niederstieg der Sturz Phaëtons; sein Pfad ist tödtlich von Steinen verschüttet, der Giessbach unwegsam für Schiffahrt; finden auch seine Zwergheerden nothdürftige Nahrung, oder sammelt er sie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen sie ihm oder wilde Bestien. Er führt ein einsam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabstein, ohne Bequemlichkeit und ohne Gesellschaft. Und diese Zickzackkämme, diese widerwärtigen Felsenwände, diese ungestalten Granitpyramiden, welche die sodalen Weltvereine mit den Schreckensiss des Nordpols bedecken, wie sollte sich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menschenfreund sie preisen?“

Auf diese heitere Paradoxie eines würdigen Mannes wäre zu sagen, daß wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsmassen

von Nubien durchaus nach Weſten bis an das große Meer zu entwickeln und fortzuſetzen, ferner dieſe Gebirgsreihe einige Mal von Norden nach Süden zu durchſchneiden, ſodann Thäler entſtanden ſeyn würden, wenn gar mancher Urvater Abraham ein Canaan, mancher Albert Julius eine Felſenburg würde gefunden haben, wo denn ſeine Nachkommen leicht mit den Sternen rivaliſirend ſich hätten vermehren können.

Steine ſind ſtumme Lehrer, ſie machen den Beobachter ſtumm, und das Beſte, was man von ihnen lernt, iſt nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir ſelbſt; ein ausgeſprochenes Wort fördert ſelten, es erregt meiſtens Widerſpruch, Stocken und Stillſtehen.

Die Kryſtallographie, als Wiſſenſchaft betrachtet, giebt zu ganz eigenen Anſichten Anlaß. Sie iſt nicht productiv, ſie iſt nur ſie ſelbſt und hat keine Folgen, beſonders nunmehr, da man ſo manche biemorphiſche Körper angetroffen hat, die ſich ihrem Gehalte nach ganz verſchieden erweiſen. Da ſie eigentlich nirgends anwendbar iſt, ſo hat ſie ſich in dem hohen Grade in ſich ſelbſt ausgebildet. Sie giebt dem Geiſt eine gewiſſe beſchränkte Beſtrebung, und iſt in ihren Einzelnheiten ſo mannigfaltig, daß man ſie unerſchöpflich nennen kann, deßwegen ſie auch vorzügliche Menſchen ſo entſchieden und lange an ſich feſthält.

Etwas unbeſchreiblich Hageſtolzenartiges hat die Kryſtallographie, und iſt daher ſich ſelbſt genug. Von praktiſcher Lebenseinwirkung iſt ſie nicht: denn die köſtlichſten Erzeugniſſe ihres Gebiets, die kryſtalliniſchen Edelſteine, müſſen erſt zugeſchnitten werden, ehe wir unſere Frauen damit ſchmücken können.

Ganz das Entgegengeſetzte iſt von der Chemie zu ſagen, welche von der ausgebreitetſten Anwendung und von dem gränzenloſeſten Einfluß aufs Leben ſich erweiſt.

Der Begriff von Entſtehen iſt uns ganz und gar verſtaut; daher wir, wenn wir etwas werden ſehen, denken, daß es ſchon da geweſen ſey. Deßhalb kommt das Syſtem der Einſchachtelung uns begreiflich vor.

Wie manches Bedeutende ſieht man aus Thorheit zuſammenſetzen; man betrachte die Werke der Baukunſt; man ſieht manches ſich regeln und unregelmäßig ausbilden: daher iſt uns der atomiſtiſche Begriff nah und benimmt zur Hand, deßhalb wir uns nicht ſcheuen ihn auch in organiſchen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterſchied des Phantaſtiſchen und Idealen, des Geiſtlichen und Hyperphyſiſchen nicht zu faſſen weiß, der iſt als Naturforſcher in einer üblen Lage.

Es giebt Hyperphyſen wo Verſtand und Einbildungskraft ſich an die Stelle der Idee ſetzen.

Man thut nicht wohl ſich allzulange im Abſtracten aufzuhalten. Das Scholaſtiſche ſchadet nur, indem es exoteriſch zu werden trachtet. Leben wird am beſten durchs Lebendige belehrt.

IV.

Man kann in den Naturwiſſenſchaften über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft: aber nicht jene Schul- und Wort-Weisheit: es iſt das jenige, was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſeyn wird.

Autorität, daß nämlich etwas ſchon einmal geſchehen, geſagt oder entſchieden worden ſey, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Bedarre wo du ſtehſt! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerſeits die Menſchen in große Parteien gerüſtet werden; ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

Man thut immer beſſer, daß man ſich grad ausſpricht, wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen: denn alle Beweiſe, die wir vorbringen, ſind doch nur Variationen unſerer Meinungen, und die Mißverſtändniſſen hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo dringt ſich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſey hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hievon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, läßt aber jenem verworfenen Werth daraus und der Irrthum bleibt ganz ruhig daneben liegen; ja ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man ſorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht jedermann, der eine Meinung vortragt, ſich recht und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und andere befeſtigen möge. Des Wahren bedient man ſich ſo lange es brauchbar iſt, aber leidenſchaftlich irrthümlich erweiſt man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbraumende, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerſtückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren war mir erſt ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude.

Ich habe mir das Wort gegeben ein ſolches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogon alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſeyn immer zu gleicher Zeit getheilt und verknüpft. Jetzt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt alles identiſch zuſammen: meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich alles ins Unendliche. In beiden Fällen ſtagnirt die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getödtet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das Gewordene anzuweiſen; jene bekümmert ſich nicht: wozu? dieſer fragt nicht: woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt: daß ihm zur Erkenntnis das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung, die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das Nächſte iſt, und wir von ihr fordern können, daß ſie ſich ſelbſt erkläre, wenn wir kräftig in ſie dringen.

Das werden aber die Menſchen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur iſt; daher die Gebrechen es ſelbſt nicht laſſen können, wenn ſie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächſten, ſondern auch mit dem Weiteſten und Fernſten zuſammenzuhängen, woraus denn Irrthum über Irrthum entſpringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zuſammen, daß ſich alles auf wenige große Geſetze beziehe, die ſich überall manifeſtiren.

Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal ſich dem Witz hinzugeben, wo ſie in Witz verflicht; die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchädlich iſt.

Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind, ſie zu Mund und Freude der Welt zu behandeln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte Karſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Redner auftreten, ſo ſey ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren; dann betrachte ich ſie als Correlate, und ſie verbinden ſich zu einem entſchiedenen Leben. Dieß beziehe ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die neueſte um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühls, das, im Stillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Thatſachen zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es iſt eine aus dem Innern am Aeußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeyns die ſelige Verſicherung giebt.

Der Menſch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unerforſchliche begreiflich ſey; er würde ſonſt nicht forſchen.

Begreiflich iſt jedes Beſondere, das ſich auf irgend eine Weiſe anwenden läßt. Auf dieſe Weiſe kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es giebt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigſten ſind die kritiſchen Beobachter und grilligen Theoriſten; ihre Verſuche ſind kleinlich und complicirt, ihre Hypotheſen abſtruſ und wunderlich.

Es giebt Pedanten, die zugleich Schleime ſind, und das ſind die allerſchlimmſten.

Um zu bereiſen, daß der Himmel überall blau iſt, braucht man nicht um die Welt zu reiſen.

Das Allgemeine und Beſondere fallen zuſammen, das Beſondere iſt das Allgemeine, unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinend.

Man braucht nicht alles ſelbſt geſehen noch erlebt zu haben: wüßt du aber dem andern und ſeinen Darſtellungen vertrauen, ſo denke, das du es nun mit dreien zu thun haſt: mit dem Gegenſtand und zwei Subjecten.

Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich ins Allgemeine zu ergehen, im Beſonderen zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpecificiren, und wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich darthun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolideſciren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich aufzudehnen und ſich zuſammenzuziehen. Weil nun alle dieſe Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, ſo kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Exiſtiren und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durch einander, in gleichen Zeiten und gleicher Maße; deswegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſeyn ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch, daß die Menſchen im Betrachten des ungeheuren Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Tief in der Hölle ward die schwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens daß dich Thron und Kron' und Zepter schützen;
Du sollst nicht Babylon, nicht mehr dein Reich besitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherey
Mit Vatermörderhand dein Lebensband entzwey;
Dein Blut, wofür das Blut von Tausenden geflossen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegossen.
Weh heulet im Pallast, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Dienst sich aufgeopfert hat!

Als getrennt muß ſich darſtellen: Philoſ von Mathematik. Jene muß in einer entſcheidenen Unabhängigkeit beſtehen, und mit allen liebenden verehrenden frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derſelben einzudringen ſuchen, ganz unbekümmert, was die Mathematik von ihrer Seite leiſtet und that. Dieſe muß ſich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen groben Geiſtesbau geben und ſich ſelber treuer ausbilden als es geſchehen kann, wenn ſie wie bisher ſich mit den Vorhandenen abgiebt und dieſem etwas abzugewinnen oder anzupaſſen trachtet.

In der Naturforſchung bedarf es eines kategoriſchen Imperativs ſo gut als im Sittlichen: nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang iſt.

Das Höchſte wäre: zu begreifen, daß alles Factiſche ſchon Theorie iſt. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgeſetz der Chromatik. Man ſuche nur nichts hinter den Phänomenen; ſie ſelbſt ſind die Lehre.

In den Wiſſenſchaften iſt viel Gewiſſes, ſobald man ſich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich an den Gränzen der Menſchheit reſignire oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines vermeinten Inkreismuſs.

Wenn man die Probleme des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe des Beobachtens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen ſie den Fehler der Ueberzeugung, da ſie von den Phänomenen unmittelbar zur Erklärung ſchreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretiſche Ausſprüche zum Vorſchein kommen. Dieſes iſt jedoch der allgemeine Fehler der noch heutzutage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder, womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen; er ſieht, je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe ehren wollen. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Lächliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſcherzhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur wiederzeigen zu laſſen.

Wie weite einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Das Narrſte iſt, das jeder glaubt überliefertem zu mißtrauen, was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktiſchen Vortrag Geiſt verlangt wird, indem der Schüler nichts Unſicheres überliefert haben will, ſo darf der Lehrer kein Problem ſtehen laſſen und ſich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Hier muß etwas beſtimmt ſeyn (beſtaalt ſagt der Holländer), und nun glaubt man eine Weile den unbekannten Raum zu meſſen, bis ein anderer die Pfähle wieder ausreißt und ſogleich enger und weiter abermals wieder verpfählt.

Letzte Frage nach der Urſache. Verwechſelung von Urſache und Wirkung. Beruhigung in einer falſchen Theorie ſind von großer nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher ſich nicht verpflichtet fühlte das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal geſagt hat, ſo wären es ganz andere Leute geworden.

Das Falſche hat den Vortheil, daß man immer darüber ſchwätzen kann; das Wahre muß gleich genannt werden, ſonſt iſt es nicht da.

Wer nicht einſieht, wie das Wahre praktiſch erſcheinet, mag gern barock myſtiſch und dialektiſch mit nur ſein irriges [illegible] Treiben eingermaßen beſchönigen können.

Die Deutſchen, und ſie nicht allein, beſitzen die Gabe die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer iſt Meiſter, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und friſcher That führt. Man frage nun, warum ſie uns überall voraus ſind?

Der denkende Menſch hat die wunderliche Eigenſchaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöſte Problem liegt, gerne ein Phantaſiebild hinſetzt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöſ't und die Wahrheit am Tage iſt.

Es gehört eine eigene Geiſteswendung dazu, um das geſtaltloſe Wirkliche in ſeiner eigenſten Art zu faſſen und es von Hirngeſpinſten zu unterſcheiden, die ſich denn doch auch mit einer gewiſſen Wirklichkeit lebhaft ankündigen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unaufhörlich die Frage gethan: Iſt es der Gegenſtand oder bin ich es, der ſo viel ausſpricht? Und in dieſem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Menſch lebt die teritae und acreatae gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er ſich eine beſondere ihm angemeſſene Welt zu erſchaffen vermöge iſt. Thätige Menſchen ergreifen ſie ohne Bedenken und ſuchen damit, wie es gehen will, zu gehaben; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln ſogar an ihrem Daſeyn.

Wer ſich von dieſer Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden ſtreiten, ſondern nur die Darſtellungsart eines andern wie ſeine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wie erfahren faſt täglich, daß bei eine mit Beſtimmtheit deuten mag, was dem andern zu denken

unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen, die auf Wohl und Wehe nur wenig einen Einfluß hatten, sondern in Dingen, die für uns völlig gleichgültig sind.

Man weiß eigentlich das, was man weiß, nur für sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem, was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten nach den Ursachen zu fragen; als ein denkendes Wesen greift er nach der nächsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dieß die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

Sieht man ein Uebel, so wirft man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar aufs Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgibt, ist todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen; denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenskelett wäre.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulkanismus ist eigentlich ein fühner Versuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigstens ähnliche Wirkungen werden auf verschiedene Weise durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Scheinen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.

Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es, der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Nennungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerthen Eigenschaften verleihen will; es ist die Frage, ob ihm die Natur dazu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern können dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil, das in dem ganzen Körper der Wissenschaft verbreitet ist, von den Einsichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch und man wird finden, daß die Phänomene, so wie die Versuche, worauf sie gebaut ist, verschiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urversuche, kommt alles an, und das Capitel, darauf gebaut ist, steht sicher und fest; aber es giebt auch sekundäre, tertiäre u. s. w. Gestellt man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das, was von den ersten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Gränzen, und wenn er sie überschreitet, kommt er in Gefahr absurd zu werden. Des Menschenverstandes ausschließliches Gebiet und Erwerb ist der Besitz des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache.

Die Erfahrung nutzt erst der Wissenschaft, sodann schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchschnitt von beiden giebt keine Wahrheit.

Man sagt: zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! das Problem liegt dazwischen, das Unaussprechbare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging. Die hervorwachsende Helle mit Freuden und Verwunderung anschaute und die Ankunft des aufsteigenden Lichtes mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den so sehr gewünschten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannigfachsten Leben durchführt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Rege wird sodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Alton's Arbeit betrachte, der das Gewordene und zwar nach dessen Vollendung und Untergang darstellt, und zugleich das Innerste und Aeußerste, Gerüst und Ueberzug, künstlerisch vermittelnd, vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben diktirt; und so seh' ich auch hier, wie

jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert auf eben dieſem Felde aus der Finſterniß in die Dämmerung, von da in die Helle unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntniß und Einſicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt, mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt.

V.

Wie Sokrates den ſittlichen Menſchen zu ſich berief, damit dieſer ganz einfach einigermaßen über ſich ſelbſt aufgeklärt würde, ſo traten Plato und Ariſtoteles gleichfalls als bedeutende Individuen vor die Natur: der eine mit Geiſt und Gemüth ſich ihr anzueignen, der andere mit Forſcherblick und Methode ſie für ſich zu gewinnen. Und ſo iſt denn auch jede Annäherung, die ſich uns im Ganzen und Einzelnen an dieſe Dreie unbalich macht, das Ereigniß, was wir am freudigſten empfinden und was unſere Bildung zu befördern ſich jederzeit kräftig erweiſt.

Um ſich aus der gränzenloſen Vielfachheit, Zerſtückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten, muß man ſich immer die Frage vorlegen: Wie würde ſich Plato gegen die Natur, wie ſie uns jetzt in ihrer größeren Mannigfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erſcheinen mag, benehmen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu ſeyn, daß wir auf demſelben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organiſch gelangen und von dieſem Grund aus die Gipfel eines jeden Wiſſens uns nach und nach aufbauen und befeſtigen können. Wie uns hierbei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, iſt freilich eine Unterſuchung, die wir jeden Tag anſtellen müſſen, wenn wir nicht das Nützliche abweiſen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es ſich hauptſächlich mit Analyſe abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe: die falſchen obwaltenden Synthеſen zu entdecken und deren Inhalt auf's neue zu analyſiren.

Die Natur verſtummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage iſt: Ja! ja! Nein! nein! Alles übrige iſt vom Uebel.

Die Menſchen verdrießt's, daß das Wahre ſo einfach iſt; ſie ſollten bedenken, daß ſie noch Mühe genug haben es praktiſch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Ich verwünſche die, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und doch unabläßig fordern, daß der Menſch nützlich ſeyn müſſe.

Eine Schule iſt als ein einziger Menſch anzuſehen, der hundert Jahre mit ſich ſelbſt ſpricht und ſich in ſeinem eigenen Worten und wenn es auch noch ſo albern wäre, ganz unterredenlich gefällt.

Eine falſche Lehre läßt ſich nicht widerlegen, denn ſie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falſche wahr ſey. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt ausſprechen.

Man ſtreiche zwei Stäbchen einen roth an, den andern blau, man bringe ſie neben einander ins Waſſer und einer wird gebrochen erſcheinen wie der andere. Jeder kann dieſes einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken, wer es mit Geiſtesaugen beſchaut, wird von tauſend und aber tauſend irrthümlichen Paragraphen befreit ſeyn.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine Zeit lang fort, ſtatt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falſche herein; das genügt der Welt und ſo ſind Jahrhunderte betrübt.

In den Wiſſenſchaften iſt es höchſt verdienſtlich das unzulängliche Wahre, was die Alten ſchon beſeſſen, aufzuſuchen und weiter zu führen.

Ein Phänomen, ein Verſuch kann nichts beweiſen, es iſt das Glied einer großen Kette, das erſt im Zuſammenhange gilt. Wer eine Perlenſchnur verbeißen und nur die ſchönſte einzeln vorzeigen wollte, verlangend wir ſollten ihm glauben, die übrigen ſeyen alle ſo, ſchwerlich würde ſich jemand auf den Handel einlaſſen.

Abbildungen, Wortbeſchreibung, Maß, Zahl und Zeichen ſtellen noch immer kein Phänomen dar. Darum blos konnte ſich die Newtoniſche Lehre ſo lange halten, daß der Irrthum in dem Quartbande der lateiniſchen Ueberſetzung für ein paar Jahrhunderte eindaſamirt war.

Man muß ſein Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit wiederholen, ausſprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt's ja auch nicht daran fehlen.

In der jetzigen Zeit ſoll niemand ſchweigen oder nachgeben; man muß reden und ſich rühren, nicht um zu überwinden, ſondern ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, iſt ganz gleichgültig.

„Wer ſich mit Wiſſenſchaften abgiebt, leidet erſt durch Retardationen, und dann durch Präcipitationen. Die erſte Zeit wollen die Menſchen dem keinen Werth zugeſtehen, was wir ihnen überliefern; und dann geberden ſie ſich, als wenn ihnen alles ſchon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten.“

Es iſt etwas unbekanntes Geſetzliches im Object, welches dem unbekannten Geſetzlichen im Subject entſpricht.

Zum Schönen wird erfordert ein Geſetz, das in die Erſcheinung tritt.

Geſetz von der Roſe.

In den Blüthen tritt das vegetabiliſche Geſetz in ſeine höchſte Erſcheinung, und die Roſe wäre nur wieder der Gipfel dieſer Erſcheinung.

Petalanthien können noch ſechs ſeyn.

Die Frucht kann nie schön seyn: denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich und bloße Gesetze zurück.

Das Gesetz, das in die Erscheinung tritt, in der größten Freiheit, nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das Objective: Schöne hervor, welches freilich würdige Subjecte finden muß, von denen es aufgefaßt wird.

Die Unmöglichkeit, Rechenschaft zu geben von dem Natur- und Kunstschönen: denn

ad 1. müßten wir die Gesetze kennen, nach welchen die allgemeine Natur handeln will und handelt, wenn sie kann; und

ad 2. die Gesetze kennen, nach denen die allgemeine Natur unter der besondern Form der menschlichen Natur productiv handeln will und handelt, wenn sie kann.

Schönheit der Jugend aus obigem abzuleiten. Alter, stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. In wiefern das Alternde schön genannt werden kann.

Ewige Jugend der griechischen Götter.

Beharren eines Jeden im Charakter, bis zum Greifen des menschlichen Daseyns, ohne an die Rückkehr zu denken.

Die Natur füllt mit ihrer gränzenlosen Productivität alle Räume. Betrachten wir nur diesen unsrer Erde: alles was wir ods, ungastlich nennen, kommt daher, daß sie nicht allem Entstehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe sich nach den verschiedensten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen, und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbstständigkeit nicht aufzugeben.

Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bestimmung, jeder Hauch, gleich in den Körpern Polarität manifestirt, die eigentlich in ihnen allen schlummert.

Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen Wesens in völliger Bereitschaft sich zu manifestiren, zu differenziren, zu polarisiren.

In der Phanerogamie ist noch so viel Kryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren unbedingten Energien.

Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?

Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr bestätigt.

Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, aciderb sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt.

Alles ist einfacher als man denken kann, zugleich verschränkter als zu begreifen ist.

Diejenigen, die das einzige grundfarbige Licht aus farbigen Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obscuranten.

Wer sich an eine falsche Vorstellung gewöhnt, dem wird jeder Irrthum willkommen seyn.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte sich nur halb von dem alten System loszuarbeiten, das wenigstens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Rechthaberei durch ein complicirtes Uhrwerk ersetzen, das weder den Sinnen zu schauen noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton, als Mathematiker, steht in so hohem Ruf, daß der ungeheuerste Irrthum: nämlich das klare, reine, ewig unaufgetrübte Licht sey aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht Mathematiker, die dieses Absurde noch immer vertheidigen und gleich dem gemeinsten Hörer in Worten wiederholen, bei denen man nichts denken kann?

Der Mathematiker ist angewiesen auf Quantitatives, auf alles, was sich durch Zahl und Maß bestimmen läßt, und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erscheinenden Daseyns gelten müssen: daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, in sofern es möglich, in der messbaren und zählbaren Welt die unmessbare mit zu begreifen. Nun erscheint ihm alles greifbar, faßlich und mechanisch, und er kommt in den Versuch eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmessbare, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Daseyn aufzuheben sucht.

Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunft-Fähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht einen reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und wirksam zu gebrauchen; man kann sie eben so gut zu einer spitzfindigverworrenen Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternden Mystik verwenden; man mißbraucht sie besonders zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht prosodisch unstatthafte und doch nonsensicalische Verse zu machen.

Unser Freund, der Ritter Ciccolini, sagt: ich wünschte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genie's und der Klarheit eines La Grange sich bedienten, d. h. möchten doch alle den gründlich klaren Sinn eines La Grange besitzen und damit Wissen und Wissenschaft behandeln.

Die Phänomene ſind nichts werth, als wenn ſie uns eine tiefere theoretiſche Einſicht in die Natur gewähren, oder wenn ſie uns zum Nutzen anzuwenden ſind.

Falſche Vorſtellung, daß man ein Phänomen durch Calcul oder durch Worte abthun und beſeitigen könne.

Der Newtoniſche Verſuch, auf dem die ſämmtliche Farbenlehre beruht, iſt von der vielfachſten Complication, er verknüpft folgende Bedingungen.

Damit das Geſpenſt erſcheine iſt nöthig:

Erſtens — Ein abſtehrn Prisma;
Zweitens — Dreiſeitig;
Drittens — Klein;
Viertens — Ein Fenſterladen;
Fünftens — Eine Oeffnung darin;
Sechstens — Dieſe ſehr klein;
Siebentens — Sonnenbild, das herein fällt;
Achtens — Aus einer gewiſſen Entfernung;
Neuntens — In einer gewiſſen Richtung auf's Prisma fällt;
Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
Eilftens — Die in einer gewiſſen Entfernung hinter das Prisma geſtellt iſt.

Nehme man von dieſen Bedingungen drei, ſechs und eilf weg, man mache die Oeffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man ſtelle die Tafel nah daran, und das beliebte Spectrum kann und wird nicht zum Vorſchein kommen.

Man ſpricht geheimnißvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erſt recht bekräftigen will; ich kenn' es recht gut und kann es auch darſtellen: das ganze Kunſtſtück iſt, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokuspokus ſich noch mehr verwickelt.

Der Frauenhoferiſche Verſuch, wo Querlinien im Spectrum erſcheinen, iſt von derſelben Art, ſo wie auch die Verſuche, wodurch eine neue Eigenſchaft des Lichts entdeckt werden ſoll. Sie ſind doppelt und dreifach complicirt; wenn ſie was nützen ſollten, müßten ſie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wiſſenden nicht ſchwer fällt, welches aber zu faſſen und zu begreifen kein Laie weder Verſtehnniß noch Gelüſt, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt; man nimmt lieber überhaupt an, was man ſieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl, daß dieſe Worte vergebens daſtehen, aber ſie mögen als offenbares Geheimniß der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht intereſſirt ſich auch noch einmal ein La Grange für dieſe Angelegenheit.

Der Hiſtoriker kann und braucht nicht alles aufs Gewiſſe zu führen; wiſſen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären, warum der Komet von 1770, der in fünf oder eilf Jahren wieder kommen ſollte, ſich zur beſtimmten Zeit noch nicht weiter hat ſehen laſſen.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Die Mathematiker ſind wunderliche Leute: durch das Große, was ſie leiſteten, haben ſie ſich zur Univerſal-Gilde aufgeworfen und wollen nicht anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der erſten Mathematiker ſagte, bei Gelegenheit, wo man ihm ein phyſiſches Capitel andringlich empfehlen wollte; aber läßt ſich denn gar nichts auf den Calcul reduciren?

Wir erinnern uns gar wohl der Jahre, wo ſich niemand unterſtehen durfte, von geheimen unberechtigenden Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit, da ſie das Vaterland unterminirten; wir wiſſen auch recht gut, wer dieſe Cenſur ausübte und welcher Vortheile man ſich dabei bediente.

So hört man ſeit zwanzig Jahren die phyſikomathematiſche Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verdeckrecht ausſ; ſie verſicherten ſolche in Collegien und wo nicht ſonſt: davon wiſſen mir jene Männer über dreißig Jahre genugſam zu erzählen, und jene haben nicht Unrecht. Der Beleg, in dem ſie ſich ſtark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in dieſem Sinne revolutionäre genannt werden kann, wogegen jene Ariſtokratie ſich zu wehren alle Urſache hat.

Die große Anlage wäre die mathematiſch-philoſophiſchen Theorien aus den Theilen der Phyſik zu verbannen, in welchen ſie Erkenntniß anſtatt ſie zu fördern nur verhindern, und in welchen die mathematiſche Behandlung durch Einſeitigkeit der Entwicklung der neuern wiſſenſchaftlichen Bildung eine ſo verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforſchung ſey, wie derſelbe auf dem einfachſten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Verſuch zu ſteigern ſey und wie dieſer endlich zum Reſultate führe.

Wenn die Hoffnungen ſich verwirklichten, daß die Menſchen ſich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geiſt, mit Verſtand und Liebe vereinigen und von einander Kenntniß nehmen, ſo wird ſich ereignen, woran jetzt noch kein Menſch denken kann. Die Mathematiker werden ſich gefallen laſſen in dieſen allgemeinen ſittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach ſich des Dünkels entäußern, als Univerſalmonarchen über alles zu herrſchen; ſie werden ſich nicht mehr beigehen laſſen, alles für nichtig, für imract, für unzulänglich zu erklären, was ſich nicht dem Calcul unterwerfen läßt.

Wir müſſen erkennen und bekennen, was Mathematik ſey, wozu ſie der Naturforſchung wechſelsweiſe dienen könne, wohingegen ſie nicht hingehöre und in welche thätige Abirrung, Wiſſenſchaft und Kunſt durch falſche Anwendung ſeit ihrer Regeneration gerathen ſey.

Die Mathematik iſt, wie die Dialektik, ein Organ des innern höhern Sinnes; in der Ausübung iſt ſie eine Kunſt wie die Beredtſamkeit. Für beide hat nichts Werth als die Form: der Gehalt iſt ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falſches vertheidige, iſt beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menſchen an, der ein ſolches Geſchäft betreibt, eine ſolche Kunſt ausübt. Ein durchdringender Advocat in einer ernſten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel, er erſcheinen beide gottähnlich.

Was iſt an der Mathematik exact als die Exactheit? Und dieſe, iſt ſie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuleugnen, ſie kann den Eigenſinn nicht lindern, den Parteigeiſt nicht beſchwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag ſie.

Der Mathematiker iſt nur in ſofern vollkommen, als er ein vollkommener Menſch iſt, als er das Schöne des Wahren in ſich empfunden; dann erſt wird er gründlich, durchſichtig, umſichtig, reinklar, anmuthig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Die Mathematiker ſind eine Art Franzoſen; redet man zu ihnen, ſo überzeugen ſie es in ihre Sprache, und dann iſt es alſobald ganz etwas anderes.

Wer das Falſche vertheidigen will, hat alle Urſache leiſe aufzutreten und ſich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf ſeiner Seite fühlt, muß derb auftreten, ein derbliches Recht will gar nichts beißen.

Deswegen ſagte man ganz richtig: „Wer die Menſchen betrügen will, muß vor allen Dingen das Abſurde plauſibel machen.“

Daß die Natur, die uns zu ſchaffen macht, gar keine Natur mehr iſt, ſondern ein ganz anderes Weſen als dasjenige, womit ſich die Griechen beſchäftigten.

Man datirt von Bacon von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwiſſenſchaften. Ihr Weg iſt jedoch durch theoretiſche Tendenzen oft durchſchnitten und ungangbar gemacht worden. Genau beſehen kann und ſoll man von jedem Tag eine neue Epoche datiren.

Schon jetzt erklären die Meiſter der Naturwiſſenſchaften die Nothwendigkeit monographiſcher Behandlung und alſo das Intereſſe an Einzelheiten. Dieß iſt aber nicht denkbar ohne eine Methode, die das Intereſſe an der Geſammtheit offenbart. Hat man das erlangt, ſo braucht man freilich nicht in Millionen Einzelheiten umherzutaſten.

Begriff iſt Summe, Ihre Reſultate der Erfahrung; jene zu ziehen wird Verſtand, dieſes zu erfaſſen Vernunft erfordert.

Nicht alles wünſchenswerthe iſt erreichbar, nicht alles Erkennungswerthe erkennbar.

Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, deſto näher kommt man dem Unerforſchlichen; je mehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, deſto mehr ſieht man, daß das Unerforſchliche keinen praktiſchen Nutzen hat.

Das ſchönſte Glück des denkenden Menſchen iſt das Erforſchliche erforſcht zu haben, und das Unerforſchliche ruhig zu verehren.

Derjenige, der ſich mit Einſicht für beſchränkt erklärt, iſt der Vollkommenheit am nächſten.

Was die Wiſſenſchaften am meiſten retardirt, iſt: daß diejenigen, die ſich damit beſchäftigen, unartige Geiſter ſind.

Es iſt ihnen wohl Ernſt, aber ſie wiſſen nicht, was ſie mit dem Ernſt machen ſollen.

Vor zwei Dingen kann man ſich nicht genug in Acht nehmen; beſchränkt man ſich in ſeinem Fache, vor Starrſinn; tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Das Unzulängliche widerſtrebt mehr als man denken ſollte dem Auslangenden.

Die Menſchen, da ſie zum Nothwendigen nicht hinreichen, bemühen ſich ums Unnütze.

Im ſechzehnten Jahrhundert gehörten die Wiſſenſchaften nicht dieſem oder jenem Menſchen, ſondern der Welt. Dieſe hat ſie, beſitzt ſie und der Menſch ergreift nur den Reichthum.

Das Jahrhundert iſt vorgerückt; jeder Einzelne aber fängt doch von vorne an.

Nachträgliches.

Das Höchſte was wir von Gott und der Natur erhalten haben iſt das Leben. Die rotirende Bewegung der Monas um ſich ſelbſt, welche weder Raſt noch Ruhe kennt; der Trieb das Leben zu hegen und zu pflegen iſt einem jeden unverwüſtlich eingeboren, die Eigenthümlichkeit deſſelben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimniß.

Die zweite Gunſt der von oben wirkenden Weſen iſt das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendig-beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch ſie ſich erſt ſelbſt als innerlich Gränzenloſes, als äußerlich Begränztes gewahr wird. Ueber dieſes Erlebte denken wir, obgleich Anlage, Aufmerkſamkeit und Glück dazu gehört, in uns ſelbſt klar werden; andern bleibt aber auch dieß immer ein Geheimniß.

Als Drittes entwickelt ſich nun dasjenige was wir als Handlung und That, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieſes gehört derſelben mehr an als uns ſelbſt, ſo wie ſie ſich darüber auch eher verſtändigen kann als wir es ſelbſt verſtehen; jedoch fühlt ſie, daß ſie, um recht klar darüber zu werden, auch von unſerm Erlebten ſo viel als möglich zu erfahren habe. Weßhalb man auch auf Jugend-Anfänge, Stufen der Bildung, Lebens-Einzelnheiten, Anekdoten und dergleichen begierig iſt.

Dieſer Wirkung nach Außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es ſey nun daß Liebe und zu fördern ſuche, oder Haß uns zu hindern wiſſe. Dieſer Conflict bleibt ſich im Leben ziemlich gleich, indem ja der Menſch ſich gleich bleibt und eben ſo alles daſjenige was Zuneigung oder Abneigung an ſeiner Art zu ſeyn empfinden muß.

Was Freunde mit und für uns thun, iſt auch ein Erlebtes; denn es ſtärkt und fördert unſere Perſönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lernen's ab und ſuchen uns dagegen, wie gegen Froſt, Sturm, Regen und Schloßenwetter, oder ſonſt ähnere Uebel die zu erwarten ſind.

Man mag nicht mit jedem leben, und ſo kann man auch nicht für jeden leben; wer das recht einſieht wird ſeine Freunde behutſam zu ſuchen wiſſen, ſeine Feinde nicht haſſen noch verfolgen, vielmehr erlangt der Menſch nicht leicht einen größeren Vortheil, als wenn er die Vorzüge ſeiner Widerſacher gewahr werden kann, dieß giebt ihm ein entſchiedenes Uebergewicht über ſie.

Gehen wir in die Geſchichte zurück, ſo finden wir überall Perſönlichkeiten mit denen wir uns vertragen, andere mit denen wir uns gewiß in Widerſtreit befänden.

Das Wichtigſte bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es ſich in uns am reinſten abſpiegelt, wir uns in ihm.

Cato ward in ſeinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in ſeiner Vertheidigungs-Rede hauptſächlich hervorhob: man könne ſich vor niemand vertheidigen, als vor denen mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen Recht; wie will eine Jury auf Präſumtion urtheilen. Die ihr ganz abgehen? wie will ſie ſich über Motive berathen die längſt ſchon hinter ihr liegen?

Das Erlebte weiß jeder zu ſchätzen, am meiſten der Denkende und Nachſinnende im Alter; er fühlt, mit Zuverſicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

So ruhen meine Natur-Studien auf der reinen Baſis des Erlebten; wer kann mir nehmen daß ich 1749 geboren bin, daß ich, (um vieles zu überſpringen) mich aus Erxlebens Naturlehre erſter Ausgabe treulich unterrichtet, daß ich den Zuwachs der übrigen Editionen, die ſich durch Lichtenbergs Aufmerkſamkeit gränzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerſt geſehen, ſondern jede neue Entdeckung im Fortſchreiten ſogleich vernommen und erfahren; daß ich Schritt vor Schritt folgend, die großen Entdeckungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, wie einem Wunderſtern nach dem andern vor mir aufgehen ſehn. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerkſames Beſtreben, mancher großen, weltüberraſchenden Entdeckung ſelbſt ſo nahe gekommen zu ſeyn, daß ihre Erſcheinung gleichſam aus meinem eignen Innern hervorbrach, und ich nun die wenigen Schritte klar vor mir liegen ſah, welche zu wagen ich in böſerer Forſchung verſäumt hatte.

Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entſtand, welcher Antheil die Luftſchiffer begleitete, welche Sehnſucht in ſo viel tauſend Gemüthern hervorbrang an ſolchen längſt vorausgeſehenen, vorausgeſagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Theil zu nehmen; wie friſch und umſtändlich jeder einzelne glückliche Verſuch die Zeitungen füllte, zu Taſchenheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern

ſolcher Verſuche genommen. Dieß iſt unumgänglich ſelbſt in der Erinnerung wieder herzuſtellen, ſo wenig als wir leidenſchaft man ſich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchſt bedeutenden Krieg intereſſierte.

Die ſchönſte Metempſychoſe iſt die wenn wir uns im andern wieder auftreten ſehn.

Profeſſor Zauper's deutſche Poetik aus Goethe, ſo wie der Nachtrag zu derſelben, Wien 1822, darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es iſt ihm als wenn er an Spiegeln vorbeigienge und ſich im günſtigſten Lichte dargeſtellt erblickte.

Und wäre es denn anders? Was der junge Freund an uns erlebt iſt ja gerade Handlung und That, Wort und Schrift, die von uns in glücklichen Momenten ausgegangen ſind, zu denen wir uns immer gern bekennen.

Gar ſelten thun wir uns ſelbſt genug, deſto erfreulicher iſt es andern genug gethan zu haben.

Wie ſehen in unſer Leben doch nur als in ein zerſtückeltes zurück, weil das Verſäumte, Mißlungene uns immer zuerſt entgegentritt und das Geleiſtete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

Davon kommt dem theilnehmenden Jüngling nichts zur Erſcheinung; er ſieht, genießt, benutzt die Jugend eines Vorfahren und erbaut ſich ſelbſt daran aus dem Innerſten heraus, als wenn er ſchon einmal geweſen wäre was er iſt.

Auf ähnliche, ja gleiche Weiſe erfreuen mich die mannigfaltigen Anklänge die aus fremden Ländern an mich gelangen. Fremde Nationen lernen erſt ſpäter unſere Jugend-Arbeiten kennen; ihre Jünglinge, ihre Männer, ſtrebend und thätig, ſehen ihr Bild in unſerm Spiegel, ſie erfahren daß wir das was ſie wollen auch wollten, ziehen uns in ihre Gemeinſchaft und täuſchen mit dem Schein einer rückkehrenden Jugend.

Die Wiſſenſchaft wird dadurch ſehr zurückgehalten daß man ſich abquält mit dem, was nicht wiſſenswerth, und mit dem, was nicht wißbar iſt.

Die höhere Empirie verhält ſich zur Natur, wie der Menſchenverſtand zum praktiſchen Leben.

Vor den Urphänomenen, wenn ſie unſeren Sinnen enthüllt ſcheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angſt. Die ſinnlichen Menſchen treiben ſich ins Erſtaunen; geſchwind aber kommt der thätige Kupfer Verſtand und will auf ſeine Weiſe das Einfache mit dem Gemeinſten vermitteln.

Die wahre Vermittlerin iſt die Kunſt. Ueber Kunſt ſprechen heißt die Vermittlerin vermitteln wollen, und doch iſt uns daher viel Köſtliches erfolgt.

Es iſt mit den Ableitungsgründen wie mit den Eintheilungsgründen, ſie müſſen durchgehen oder es iſt gar nichts dran.

Auch in Wiſſenſchaften kann man eigentlich nichts wiſſen, es will immer gethan ſeyn.

Alles wahre Apercu ſtammt aus einer Folge und bringt Folge. Es iſt ein Mittelglied einer großen productiv aufſtrebenden Kette.

Die Wiſſenſchaft dient uns vor allem, daß ſie uns Staunen, wozu wir von Natur berufen ſind, einigermaßen erleichtere, ſodann aber, daß ſie dem immer geſteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zur Anwendung des Schätzlichen und Einleitung des Nutzbaren.

Man klagt über wiſſenſchaftliche Akademien daß ſie nicht friſch genug ins Leben eingreifen; das klagt aber nicht an ihnen, ſondern an der Art die Wiſſenſchaft zu behandeln überhaupt.

Goethe's

poetiſche und proſaiſche Werke.

Des Erſten Bandes

Zweite Abtheilung.

Dein hoher Leichnam wird wie ſchlechtes Aas geachtet,
Und deine Treuen ſind in Reihen hingeſchlachtet!
Zuletzt, vom Morden ſatt, tilgt die Verrätherhand
Ihr eigen ſchändlich Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus.

O weh! was will mir das? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub', ich ſterbe gleich. — Geh, ſag es meiner Frau!
Die Zähne ſchlagen mir, die Kniee mir zuſammen,
Mir läuft ein kalter Schweiß! ſchon ſeh' ich Blut und Flammen.

Haman.

Ermanne dich!

Verzeichniſs des Inhalts.

Die bloſse Jahrszahl bezeuet die Zeit der Entſtehung, die mit gdr. die Zeit der öffentlichen Erſcheinung an; die mit * bezeichneten ſind theils bisher ungedruckt, theils zum erſten Mal in die geſammelten Werke aufgenommen.

	Seite
Die Laune des Verliebten. 1767—1768	1
Die Mitſchuldigen. 1769	10
Satyros, oder der vergötterte Waldteufel. 1770	28
Pater Brey. 1776	34
* Hanswurſts Hochzeit. vgl.	38
Wahrheit. vgl.	40
Götter, Helden und Wieland. vgl.	41
Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern. vgl.	46
Das Neueſte von Plundersweilern. 1780	54
Prometheus. 1773	57
Fauſt, erſter Theil. 1789—1808	62
Fauſt, zweiter Theil. Vollender im Jahr 1831	108
* Parallipomena zu Fauſt	178
Künſtlers Erdewallen, etwa 1774	182
Künſtlers Apotheoſe. 1788	183
Nauſikaa.* April und Mai 1787	186
* Fragmente einer Tragödie. etwa 1810	189
Elpenor. 1781—1785.	193
Iphigenie auf Tauris. Jenr. und März 1779 in Proſa, und Sept. 1786 bis Jan. 1787 in Verſen	203
Torquato Taſſo. 1780—1781 in Proſa, und 1787—1789 in Verſen	222
Die natürliche Tochter. 1799—1805	253
* Die natürliche Tochter. Schema der Fortſetzung	279
Götz von Berlichingen. 1773	282
Egmont. 1775—1787	316
Clavigo. 1774	344
Stella. 1776	360
Die Geſchwiſter. den 24—31 Oktbr. 1776	375
* Die Wette. Teplitz 1812	381
Der Groſs-Cophta. 1789	386
Der Bürgergeneral. 1793	413
Die Aufgeregten. vgl.	435
Der Triumph der Empfindſamkeit. 1777	440
Die Vögel. 1780	456
Erwin und Elmire. 1774—1775 in Proſa mit Geſängen, 1777—1788 in Verſen	464
Claudine von Villa Bella. vgl.	474
Jery und Bätely. 1779	492
Lila. 1777—1778	500
Die Fiſcherin. Im Sommer 1782	510
Scherz, Liſt und Rache. 1785	516
* Die unartigen Hausgenoſſen. 1789	530
Der Zauberflöte zweiter Theil. etwa 1795	537
Palaeophron und Neoterpe. 1800	546
Was wir bringen. Lauchſtädt 1802	549
Vorſpiel. 1807	560
Pandora. 1807—1808	563
* Pandora. Schema der Fortſetzung	574
Des Epimenides Erwachen	575
Theaterreden.	
Auf Miedings Tod. 1792	586
Prolog. Weimar d. 7. Mai 1791	587
Prolog, geſprochen d. 4. Oktbr. 1791	588
Epilog, geſprochen d. 11. Juni 1792	588
Epilog, geſprochen am 1ſten Decbr. 1792	588
Prolog zu dem Schauſpiel: der Krieg von Gulloni d. 15. Oktbr. 1793	589
Prolog zu dem Luſtſpiel: Alte und neue Zeit d. 6. Oktbr. 1795	589
Epilog zu Schillers Glocke. 1800 und 1810	590
Prolog, Leipzig d. 24. Mai 1807	591
Prolog, Halle d. 4. Auguſt 1811	591
Epilog zu Eſſer, d. 18. Oktbr. 1814	592
Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821	593
Kleine Schriften, bezüglich auf Theater und dramatiſche Poeſie.	
Regeln für Schauſpieler. 1803	596
Deutſches Theater. gdr. 1833	602
Deutſches Theater. Eingeſend. gdr. 1829	602
Weimariſches Theater. 1802	603
Frauenrollen, auf dem römiſchen Theater durch Männer geſpielt. 1787—1788	606
Ueber die Parodie bei den Alten. 1824	607
Die tragiſchen Terrainlagen der Griechen. 1819	608
Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik. gdr. 1827	609
Shakſpeare und kein Ende. 1813	610
Literatur.	
Literariſcher Sanculottismus. 1795	615
Stellung der Deutſchen zum Auslande. gdr. 1833	616
Fernere über Weltliteratur. vgl.	617
Ueber epiſche und dramatiſche Dichtung. Decbr. 1797	618
Ueber das Epigramm. 1823	619
Individual-Poeſie. gdr. 1833	619
Für junge Dichter. gdr. 1832	620
Noch ein Wort für junge Dichter. gdr. 1833	620

* Zum Theil bisher ungedruckt.

Die Laune des Verliebten.

Ein Schäferſpiel in Verſen und einem Acte.

1767 — 1768.

Perſonen:

Egle. | Eridon.
Amine. | Lamon.

Erſter Auftritt.

Amine und Egle ſitzen an der einen Seite des Theaters und winden Kränze. Lamon kommt dazu und bringt ein Körbchen mit Blumen.

Lamon
(indem er das Körbchen niederſetzt).
Hier ſind noch Blumen.

Egle.
Gut!

Lamon.
Seht doch wie ſchön ſie ſind!
Die Nelke brach ich dir.

Egle.
Die Roſe! —

Lamon.
Mein, mein Kind!
Aminen reich' ich heut das Seltene vom Jahr;
Die Roſe ſteh' ich gern in einem ſchwarzen Haar.

Egle.
Und das ſoll ich wohl gar verbindlich, artig nennen?

Lamon.
Wie lange liebſt du mich ſchon, ohne mich zu kennen?
Ich weiß es ganz gewiß, du liebſt nur mich allein.
Und dieſes muntre Herz iſt auch auf ewig dein.
Du weißt es. Doch verlangſt du mich noch mehr zu binden?
Iſt es wohl ſcheltenswerth auch andre ſchön zu finden?

Egle.
Ich wehre dir ja nicht zu ſagen: der iſt ſchön,
Der artig, ſcherzhaft der, ich will es eingeſtehn,
Nicht böſe ſeyn.

Egle.
Sey's nicht, ich will es auch nicht werden.
Wir fehlen beide gleich. Mit freundlichen Geberden
Hör' ich gar manchen an, und mancher Schäferin
Saaft du was Süßes vor, wenn ich nicht bei dir bin.
Dem Herzen läßt ſich wohl, dem Scherze nicht gebieten;
Wer Unbeſtändigkeit muß uns der Leichtſinn bäten.
Mich fleidet Eitelkeit noch weniger als dich.
(Zu Aminen)
Du lächelſt über uns? Was denkſt du, Liebe? ſprich!

Amine.
Nicht viel.

Egle.
Genug, mein Glück und deine Qual zu fühlen.

Amine.
Wie ſo?

Egle.
Wie ſo! Anſtatt daß wir zuſammen ſpielten.
Das Amors Schläfrigkeit bei unſerm Lachen ſtieht.
Beginnet deine Qual, wenn dich dein Liebſter ſieht.
Nie war der Eigenſinn bei einem Menſchen größer.
Du denkſt, er liebe dich. O nein, ich kenn' ihn beſſer:
Er ſieht, daß du gebotſt, drum liebt dich der Tyrann,
Damit er jemand hat, dem er befehlen kann.

Amine.
Ach, er gehorcht mir oft.

Egle.
Um wieder zu befehlen.
Mußt du nicht jeden Blick von ſeinen Augen ſtehlen?
Die Macht, von der Natur in unſern Blick gelegt,
Daß er den Mann entzückt, daß er ihn niederſchlägt,
Haſt du an ihm geſchenkt, und mußt dich glücklich halten,
Wenn er nur freundlich ſieht. Die Stirne voller Falten,
Die Augenbraunen tief, die Augen düſter, wild,
Die Lippen aufgedrückt, ein ſiebenswürdig Bild.
Wie er ſich täglich zeigt, bis Bitten, Küſſe, Klagen
Den rauhen Winterzug von ſeiner Stirne jagen.

Amine.
Du kennſt ihn nicht genug, du haſt ihn nicht geliebt.
Es iſt nicht Eigenſinn, der ſeine Stirne trübt;
Ein launiſcher Verdruß iſt ſeines Herzens Plage,
Und trübet mir und ihm die beſten Sommertage;
Und doch vergnügt ich mich, da, wenn er mich nur ſieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald ſeine Laune flieht.

Egle.
Fürwahr ein großes Glück, das man entbehren könnte.
Doch nenne mir die Luſt, die er dir je gegönnet?
Wie pochte deine Bruſt, wenn man vom Tanze ſprach;
Dein Liebſter ſtand den Tanz, und zieht dich Arme nach.
Kein Wunder, daß er dich bei ſeinem Feſte leidet.
Da er der Wieſe Gras um deine Tritte neidet.
Den Vogel, den du liebſt, als Nebenbuhler haßt:
Wie könnt' er ruhig ſeyn, wenn dich ein Andrer faßt,
Und gar, indem er ſich mit dir im Reihen kränzelt,
Dich zärtlich an ſich drückt, und Liebesworte ſanftelt.

Amine.
Sey auch nicht unrecht, da er mich dieſes Feſt,
Weil ich ihn darum bat, mit euch begehen läßt.

Egle.
Das wirſt du fühlen.

Amine.
Wie?

Egle.
Warum bleibt er zurücke?

Amine.
Er liebt den Tanz nicht sehr.

Egle.
Nein, es ist eine Thörin.
Kommst du veranlaßt zurück, fängt er bald spöttisch an:
Ihr wart wohl sehr veranlaßt! — Sehr — das war wohlgethan.
Vor spielten? — Pfänder — So! Damit war auch genommen?
Und tanzten? — Um den Baum — Ich hört' euch sehen mögen.
Er tanzte wohl recht schön? Was gabst du ihm zum Lohn?

Amine (lächelnd).
Ja.

Egle.
Lachst du?

Amine.
Freundin ja, das ist sein ganzer Ton. —
Noch Blumen!

Lamon.
Hier! das sind die besten.

Amine.
Doch mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;
Ich seh' an diesem Neid, wie mich mein Liebster schätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Qual ersetzt.

Egle.
Kind, ich bedau're dich. du bist nicht mehr zu retten.
Da du dein Elend liebst; du tiefst mit deinen Ketten
Und überredest dich, es sey Musik.

Amine.
Ein Band
Zur Schleife fehlt mir noch.

Egle (zu Lamon).
Du hast mir eins entwandt,
Das ich vom Maienkranz beim Frühlingsfest bekommen.

Lamon.
Ich will es holen.

Egle.
Doch du mußt bald wiederkommen.

Zweiter Auftritt.

Egle. Amine.

Amine.
Er achtet das nicht viel, was ihm sein Mädchen schenkt.

Egle.
Mir selbst gefällt es nicht, wie mein Geliebter denkt;
Zu wenig rühren ihn der Liebe Tändeleien,
Die ein empfindlich Herz, so klein sie sind, erfreuen.
Doch, Freundin, glaube mir, es ist gering're Pein,
Nicht gar so sehr geliebt, als es zu sehr zu seyn.
Die Treue lob' ich gern; doch muß sie unserm Leben,
Bei voller Sicherheit, die volle Ruhe geben.

Amine.
Ach, Freundin! schlangengleich ist solch ein zärtlich Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er an mich zu plagen;
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur sagen,
Gleich ist er umgekehrt, die wilde Zanesucht flieht,
Er weint sogar mit mir, wenn er mich weinen sieht,
Fällt gar mich vor mir hin und fleht ihm zu vergeben.

Egle.
Und du vergiebst ihm?

Amine.
Stets.

Egle.
Heißt das nicht elend leben?
Dem Liebsten, der uns stets beleidigt, stets verzeihn,
Um Liebe sich bemühn und nie belohnt zu seyn!

Amine.
Was man nicht ändern kann —

Egle.
Nicht ändern? Ihn bekehren
Ist keine Schwierigkeit.

Amine.
Wie das?

Egle.
Ich will dich's lehren.
Es stammet deine Noth, die Unzufriedenheit
Des Eridons —

Amine.
Von was?

Egle.
Von deiner Zärtlichkeit.

Amine.
Die, dächt' ich, sollte nichts als Gegenliebe entzünden.

Egle.
Du irrst; sey hart und streng, du wirst ihn zärtlich finden.
Versuch' es nur einmal, bereit' ihm kleine Pein:
Trinnen will der Mensch, er will nicht sicher seyn.
Kommt Eridon, mit dir ein Stündchen zu verbringen;
So weiß er nur zu gut, es muß ihm stets gelingen.
Der Redensarten Zahl ist ihm nicht fürchterlich;
Er weiß, du liebest ihn weit stärker als er dich.
Sein Glück ist ihm zu groß, und er ist zu belachen;
Da er kein Elend hat, will er sich Elend machen.
Er sieht, daß du nichts mehr als ihn auf Erden liebst,
Und zweifelt nur, weil du ihm nichts zu zweifeln giebst.
Bringt ihm, daß er glaubt, du könntest ihn entbehren;
Zwar wird er rasen, doch das wird nicht lange währen,
Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreun;
Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich seyn.

Amine.
Ja, das ist alles gut; allein es auszuführen
Vermag ich nicht.

Egle.
Wer wird auch gleich den Muth verlieren.
Geh, du bist allzuschwach. Sieh dort!

Amine.
Mein Eridon!

Egle.
Das dacht' ich. Armes Kind! er kommt, du zitterst schon
Vor Freude, das ist nichts; willst du ihn je bekehren,
Mußt du ihn ruhig sehn, sich nah'n, ihn ruhig hören.
Das Wallen aus der Brust: die Röthe vom Gesicht!
Und dann —

Amine.
O laß mich los! So liebt Amine nicht.

Dritter Auftritt.

Eridon kommt langſam mit übereinander gelegten Armen. Amine ſteht auf und läuft ihm entgegen. Egle bleibt in ihrer Beſchäftigung ſitzen.

Amine (ihn bei der Hand faſſend).
Geliebter Eridon!
Eridon (küßt ihr die Hand).
Mein Mädchen!
Egle (vor ſich).
Ach wie ſüße!
Amine.
Die ſchönen Blumen! Sprich, mein Freund, wer gab dir dieſe?
Eridon.
Wer? meine Liebſte.
Amine.
Wie? — Wir, ſind das die von mir?
So friſch von geſtern noch?
Eridon.
Erſtaunſt du was von dir.
So iſt mir's werth. Doch die von mir?
Amine.
Zu jenen Kränzen
Fürs Feſt gebraucht' ich ſie.
Eridon.
Dazu! Wie wirſt du glänzen!
Lieb' in des Jünglings Herz und bei den Mädchen Neid
Erregen!
Egle.
Freue dich, daß du die Zärtlichſte
So eines Mädchens haſt, um die ſo viele ſtreiten.
Eridon.
Ich kann nicht glücklich ſeyn, wenn viele mich beneiden.
Egle.
Und könnteſt doch; denn wer iſt ſicherer als du?
Eridon (zu Aminen).
Erzähl' mir doch vom Feſt; kommt wohl Damöt dazu?
Egle (einlallend).
Er ſagte mir es ſchon, er werde heute nicht fehlen.
Eridon (zu Aminen).
Mein Kind, wen wirſt du dir zu deinem Tänzer wählen?
(Amine ſchweigt, er wendet ſich zu Egle.)
O ſorge, gieb ihr den, der ihr am liebſten ſey!
Amine.
Das iſt unmöglich, Freund, denn du biſt nicht dabei!
Egle.
Nein, bör' nur, Eridon, ich kann's nicht mehr ertragen.
Welch eine Luſt iſt das, Aminen ſo zu plagen!
Verlaß ſie, wenn du glaubſt, daß ſie die Treue ſuche;
Glaubſt du, daß ſie dich liebt, nun gut, ſo plag' ſie nicht.
Eridon.
Ich plage ſie ja nicht.
Egle.
Wie? Heißt das ſie erfreuen?
Aus Eiferſucht Verdruß auf ihr Vergnügen ſtreuen.
Stets zweifeln, da ſie dir doch niemals Urſach giebt,
Daß ſie —
Eridon.
Bildeſt du mir denn, daß ſie mich wirklich liebt?
Amine.
Ich dich nicht lieben? Ich!
Eridon.
Wenn jetzt du mich es glauben?
Wer ließ ſich einen Strauß vom kecken Damon rauben?
Wer nahm das ſchöne Band vom jungen Thyrſis an?
Amine.
Mein Eridon! —
Eridon.
Nicht wahr, das haſt du nicht gethan?
Beleidigteſt du ſie denn? O ja, du weißt zu küſſen.
Amine.
Mein Beſter, weißt du nicht?
Egle.
O ſchweig, er will nichts wiſſen!
Was du ihm ſagen kannſt, daß du ihm längſt geſagt,
Er hat es angehört, und doch aufs neu geklagt.
Was hilft's dich? Magſt du's ihm auch heut noch einmal ſagen;
Er wird beruhigt gehn, und morgen wieder klagen.
Eridon.
Und das vielleicht mit Recht.
Amine.
Mit Recht? Ich, untreu ſeyn?
Amine dir? Mein Freund, kannſt du es glauben?
Eridon.
Nein!
Ich kann, ich will es nicht.
Amine.
Gab ich in meinem Leben
Dir je Gelegenheit?
Eridon.
Die haſt du oft gegeben.
Amine.
Wann war ich untreu?
Eridon.
Nie! das iſt es, was mich quält:
Aus Verſay haſt du nie, aus Erlendrum ſtets gefehlt.
Das was mir wichtig ſcheint, hältſt du für Kleinigkeiten;
Das was mich ärgert hat bei dir nichts zu bedeuten.
Egle.
Gut! nimmt's Amine leicht, ſo ſag', was ſchadet's dir?
Eridon.
Das hat ſie oft geſagt; ja freilich ſchadet's mir!
Egle.
Was denn? Amine wird nie andern viel erlauben.
Eridon.
Zu wenig zum Verdacht, zu viel, ſie treu zu glauben.
Egle.
Mehr als ein weiblich Herz je liebte, liebt ſie dich.
Eridon.
Und liebt den Tanz, die Luſt, den Scherz ſo ſehr, als mich.
Egle.
Wer das nicht leiden kann, mag unſre Mädchen lieben!
Amine.
Schweig, Egle! Eridon, bör' auf mich zu betrüben!
Frag' unſre Freunde nur, wie ich an dich gedacht,
Selbſt wenn wir fern von dir geſtändelt und gelacht;
Wie oft ich mit Verdruß, der mein Vergnügen ſtörte,
Weil du nicht bei mir warſt, was mag er machen? fragte.
O wenn du es nicht glaubſt, komm heute mit mir hin,
Und dann ſag' noch einmal, daß ich dir untreu bin.
Ich tanze nur mit dir, ich will euch nie verlaſſen.
Dich nur ſoll dieſer Arm, dich dieſe Hand nur faſſen.
Wenn mein Betragen dir den kleinſten Argwohn giebt —

Eridon.

Daß man ſich zwingen kann, beweiſt nicht, daß man liebt.

Egle.

Sieh ihre Thränen an, ſie fließen dir zur Ehre! Nie dacht' ich, daß dein Herz im Grund ſo böſe wäre. Die Unzufriedenheit, die keine Gränzen kennt. Und immermehr verlangt, jemehr man ihr vergönnt; Der Stolz, in ihrer Bruſt der Jugend kleine Freuden,

Die ganz unſchuldig ſind, nicht neben dir zu leiden. Verſcheuchen wechſelsweis' dein haßenswürdig Herz; Nicht ihre Liebe rührt, dich rühret nicht ihr Schmerz. Sie iſt mir werth, du ſollſt hinfort ſie nicht betrüben: Schwer wird es ſeyn, dich ſtehn, den ſchwerer iſt's, dich lieben.

Amine (für ſich).

Ach! warum muß mein Herz ſo voll von Liebe ſeyn!

Eridon

(ſieht einen Augenblick ſtill, dann naht er ſich furchtſam Aminen und faßt ſie an der Hand).

Amine! liebſtes Kind, kannſt du mir noch verzeihn?

Amine.

Ach, hab' ich dir es nicht ſchon allzuoft bewieſen?

Eridon.

Großmüthiges, beſtes Herz, laß mich zu deinen Füßen —

Amine.

Steh auf, mein Eridon!

Egle.

Jetzt nicht ſo vielen Dank!

Was man zu deſtig fühlt, fühlt man nicht allzulang'.

Eridon.

Und dieſe Heftigkeit, mit der ich ſie verehre —

Egle.

Wär' weit ein größer Glück, wenn ſie ſo groß nicht wäre.

Ihr lebtet ruhiger, und dein und ihre Pein —

Eridon.

Vergieb mir dießmal noch, ich werde klüger ſeyn.

Amine.

Geh, lieber Eridon, mir einen Strauß zu pflücken: Iſt er von deiner Hand, wie ſüß wird er mich ſchmücken!

Eridon.

Du haſt die Roſe ja!

Amine.

Ihr Lamon gab ſie mir.

Sie ſteht mir ſchön.

Eridon (empfindlich).

Ja wohl —

Amine.

Doch, Freund, ich geb' ſie dir.

Daß du nicht böſe wirſt.

Eridon

(nimmt ſie an und küßt ihr die Hand).

Gleich will ich Blumen bringen.

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Amine. Egle. Hernach Lamon.

Egle.

Gutherzig armes Kind, ſo wird dir's nicht gelingen!

Sein ſtolzer Hunger wächſt, je mehr daß du ihm giebſt.

Sieh Acht, er raubt zuletzt dir alles, was du liebſt.

Amine.

Verlier' ich ihn nur nicht, das Eine macht mir bange.

Egle.

Wie ſchön! Man ſieht es wohl, du liebſt noch nicht gar lange.

Im Anfang geht es ſo; hat man ſein Herz verſchenkt,

wenn man nicht an den Liebſten denkt.

Ein ſeufzender Roman in dieſer Zeit geleſen,

Wie zärtlich der geliebt, wie ſeiner treu geweſen.

Wie fühlbar jener Held, wie groß in der Gefahr,

Wie mächtig zu dem Streit er durch die Liebe war,

Verdreht uns gar den Kopf, wir glauben uns zu finden.

Wir wollen elend ſeyn, wir wollen überwinden.

Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck vom Roman;

Allein ein Herz, das liebt, nimmt ihn noch leichter an.

Wir lieben lange ſo, bis wir zuletzt erfahren,

Daß wir, ſtatt treu zu ſeyn, von Herzen närriſch waren.

Amine.

Doch das iſt nicht mein Fall.

Egle.

Ja, in der Hitze ſpricht

Ein Kranker oft zum Arzt: ich hab' das Fieber nicht.

Glaubt man ihm das? Niemals. Trotz allem Widerſtreben

Giebt man ihm Arzenei. So muß man dir ſie geben.

Amine.

Von Kindern ſpricht man ſo, von mir klingt's lächerlich;

Bin ich ein Kind?

Egle.

Du biſt!

Amine.

Du auch!

Egle.

Ja, lieb', wie ich!

Beſänftige den Sturm, der dich bisher getrieben!

Man kann ſehr ruhig ſeyn, und doch ſehr zärtlich lieben.

Lamon.

Da iſt das Band!

Amine.

Sehr ſchön!

Egle.

Wie lange zauderſt du!

Lamon.

Ich ging am Hügel hin, da rief mir Chloris zu.

Da hab' ich ihr den Hut mit Blumen ſchmücken müſſen.

Egle.

Was gab ſie dir dafür?

Lamon.

Was? Nichts! Sie ließ ſich küſſen.

Man thu' auch was man will, man trägt doch nie zum Lohn

Von einem Mädchen mehr als einen Kuß davon.

Amine

(zeigt Egien den Kranz mit der Schleife).

Iſt es ſo recht?

Egle.

Ja, lieb!

(Sie hängt Aminen den Kranz um, ſo daß die Schleife auf der rechten Schulter kommt. Minettenwitz über die mit Lamon.)

Hör'! nur recht luſtig heute!

Lamon.
Nur heute recht gestöret! Man fühlt nur halbe Freude,
Wenn man sie stillsam fühlt, und lang' sich's überlegt.
Ob unser Liebster das, der Wohlstand jen'd erträgt.

Egle.
Du hast wohl recht.

Lamon.
Ja wohl!

Egle.
Amine! seg' dich nieder!
(Amine setzt sich. Egle flicht ihr Blumen in die Haare, indem sie sprechen.)
Komm, gieb mir doch den Kuß von deiner Chloris wieder.

Lamon (küßt sie).
Von Herzen gerne. Hier!

Amine.
Send ihr nicht wunderlich!

Egle.
Wär' Eridon es so, es war' ein Glück für dich.

Amine.
Gewiß, er dürfte mir kein fremdes Mädchen küssen.

Lamon.
Wo ist die Rose?

Egle.
Sie hat sie ihm geben müssen.
Ihm zu besänftigen.

Amine.
Ich muß gefällig seyn.

Lamon.
Gar recht! Verzeih du ihm, so wird er dir verzeihn.
Ja, ja! Ich merk' es wohl, ihr plagt euch um die Wette.

Egle
(gab ein Zeichen, daß sie mit dem Kopfputze fertig ist).
So!

Lamon.
Schön!

Amine.
Ach, daß ich doch jetzt schon die Blumen hätte,
Die Eridon mir bringt.

Egle.
Erwart' ihn immer hier.
Ich geh' und putze mich. Komm, Lamon, geh' mit mir!
Wir lassen dich allein und kommen bald zurücke.

Fünfter Auftritt.

Amine, hernach Eridon.

Amine.
O welche Zärtlichkeit, beneidenswürd'ges Glücke!
Wie wünsch' ich — soll' es wohl in meinen Kräften stehn —
Den Eridon vergnügt, und mich beglückt zu sehn!
Hätt' ich nicht so viel Macht ihm über mich gegeben,
Er würde glücklicher, und ich zufriedner leben.
Versuch', ihm diese Macht durch Kaltsinn zu entziehn!
Doch, wie wird seine Wuth bei meiner Kälte glühn!
Ich kenne seinen Zorn, wie zittr' ich, ihn zu fühlen!
Wie schlecht wirst du, mein Herz, die schwere Rolle spielen!
Doch wenn du es so weit wie deine Freundin bringst,
Da er dich sonst bezwang, du künftig ihn bezwingst —
Heut' ist Gelegenheit, sie nicht vorbei zu lassen.
Will ich gleich jetzt — Er kommt! Mein Herz, du mußt dich fassen.

Eridon (giebt ihr Blumen).
Sie sind nicht gar zu schön, mein Kind! verzeih es mir.
Aus Eile nahm ich sie.

Amine.
Genug, sie sind von dir.

Eridon.
So blühend sind sie nicht, wie jene Rosen waren,
Die Damen dir geraubt.

Amine (steckt sie an den Busen).
Ich will sie schon bewahren;
Hier wo du wohnst, soll auch der Blumen Wohnplatz seyn.

Eridon.
Ist ihre Sicherheit da —

Amine.
Glaubst du etwa? —

Eridon.
Nein!
Ich glaube nichts, mein Kind; nur Furcht ist's, was ich fühle.
Das allerbeste Herz verräth bei muntrem Spiele.
Wenn es bei Tanzes Lust, bei Festes Lärm zerstreut,
Was ihm die Klugheit räth, und ihm die Pflicht gebeut.
Du magst wohl oft an mich auch beim Vergnügen denken:
Doch fehlt es dir an Ernst der Freiheit einzuschränken.
Zu der das junge Volk sich bald verachtet glaubt,
Wenn ihm ein Mädchen nur im Scherze was erlaubt.
Es hält ihr eitler Stolz ein tändelndes Vergnügen
Sehr leicht für Zärtlichkeit.

Amine.
Genug, daß sie sich betrügen!
Wohl schleicht ein seufzend Volk Liebhaber um mich her;
Doch du nur hast mein Herz, und sag', was willst du mehr?
Du kannst den Armen wohl mich anzusehn erlauben.
Sie glauben Wunder —

Eridon.
Nein, sie sollen gar nichts glauben!
Das ist's, was mich verdrießt. Zwar weiß ich, du bist mein;
Doch Einer denkt vielleicht beglückter, wie ich, zu seyn.
Schaut in das Auge dir, und glaubt dich schon zu küssen
Und triumphirt wohl gar, daß er dich mir entrissen.

Amine.
So störe den Triumph! Geliebter, geh mit mir,
Laß sie den Vorzug sehn, den du —

Eridon.
Ich danke dir.
Es würde grausam seyn, das Opfer anzunehmen;
Mein Kind, du würdest dich des sanftern Tänzers schämen;
Ich weiß, wenn euer Stolz beim Tanz den Vorzug giebt;
Dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht dem, den ihr liebt.

Amine.
Das ist die Wahrheit.

Eridon (mit zurückgehaltenem Spott).
Ja! Ach, daß ich nicht die Gabe
Des leichten Damarens, des vielgepriesnen, habe!
Wie reizend tanzt er nicht!

Amine.
Schön! daß ihm niemand gleicht.

Eridon.
Und jedes Mädchen —

Amine.

Schon —

Eridon.

Liebt ihn darum!

Amine.

Vielleicht.

Eridon.

Vielleicht! Verflucht! Gewiß!

Amine.

Was machst du für Gedanken!

Eridon.

Du fragst? Plagst du mich nicht, ich möchte rasend werden.

Amine.

Ich? Sag', bin ich nicht Schuld an meiner und deiner Pein?

Grausamer Eridon! wie kannst du nur so seyn!

Eridon.

Ich muß; ich liebe dich. Die Liebe lehrt mich klagen; Liebt' ich dich nicht so sehr, ich würde dich nicht plagen.

Ich führ' mein zärtlich Herz vor Wonne doch entzücket, Wenn mir dein Auge lacht, wenn deine Hand mich drücket,

Ich dank' den Göttern, die mir vieles Gutes gaben; Doch ich verlang's allein, kein Andrer soll es haben.

Amine.

Nun gut, was klagst du denn? Kein Andrer hat es nie.

Eridon.

Und du erträgst sie doch; mein, hassen sollst du sie!

Amine.

Sie hassen? und warum?

Eridon.

Darum: weil sie dich lieben.

Amine.

Der schöne Grund!

Eridon.

Ich seh's, du willst sie nicht betrüben. Du mußt sie schonen; sonst wird deine Lust geschwächet, Wenn du nicht —

Amine.

Eridon, du bist sehr ungerecht. Heißt uns die Liebe denn die Menschlichkeit verlassen? Ein Herz, das Einen liebt, kann keinen Menschen hassen.

Dieß zärtliche Gefühl läßt kein so schrecklich's zu, Zum wenigsten bei mir.

Eridon.

Wie sahn verdrießlich du Des zärtlichen Geschlechts so manniglaltiges Vergnügen, Wenn zwanzig Thoren thät'n, die zwanzig zu besiegen!

Heut ist ein großer Tag, der deinen Hochmuth nährt, Heut wirst du manchen sehn, der dich als Göttin ehrt; Noch manches junge Herz wird sich für dich entzünden. Kaum wird du Blicke g'nug für alle Diener finden. Gedenk' an mich, wenn dich der Thoren Schwarm vergnügt,

Ich bin der gröste! Geh!

Amine (vor sich).

Fliehe, schwaches Herz! Er liegt. Ihr Götter! Lebe er denn, nur jede Lust zu stören? Währt denn mein Elend fort, um niemals aufzuhören?

(Zu Eridon)

Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch.

Du endlich mich als Tyrann, und ich! ich lieb' dich noch!

Wie aller Zärtlichkeit ungeacht' ich auf dein Würben, In allem geh' ich nach; dem bist du nicht zufrieden. Was opfert' ich nicht auf! Ach! dir genügt es nie. Du willst die beut'ge Lust! Nun gut, hier hast du sie!

(Sie nimmt die Kränze aus den Haaren, und von der Erde, wirft sie weg und führt in einem gezwungenen ruhigen Tone fort)

Nicht wahr, mein Eridon? So siehst du mich viel lieber.

Als zu dem Fest gepuzt. Ist nicht dein Zorn verraucht?

Du siehst, siehst mich nicht an! Bist du erzürnt auf mich?

Eridon (fällt vor ihr nieder).

Amine! Scham und Reu'! Verzeih, ich liebe dich! Geh zu dem Fest!

Amine.

Mein Freund, ich werde bei dir bleiben; Ein zärtlicher Gesang soll uns die Zeit vertreiben.

Eridon.

Geliebtes Kind, geh!

Amine.

Geh! hör' deine Ihre vor.

Eridon.

Du willst's!

Sechster Auftritt.

Amine.

Er scheint betrübt, und heimlich seufzet er. Um ihn wirst du umsonst die Zärtlichkeit verlieren. Dieß Opfer rühret ihn? Es scheint ihn kaum zu rühren; Er hielt's für Schuldigkeit. Was willst du, armes Herz?

Du murrst, drückst diese Brust. Verdient' ich hier den Schmerz?

Ja, wohl verdient du ihn! Du siehst, dich zu betrüben

Hört er nicht auf, und doch hörst du nicht auf zu lieben.

Ich trag's nicht lange mehr. Still! ha! ich höre dort Schon die Musik. Es klopft mein Herz, mein Fuß will fort.

Ich will! Was drückt mir so die bange Brust zusammen!

Wie ängstlich wird es mir! Es peinen heft'ge Flammen Im Herzen. Fort, zum Fest! Ach, er hält mich zurück!

Armsel'ges Mädchen! Sieh, das ist der Liebe Glück!

(Sie wirft sich auf einen Rasen und weint; da sie Eridon auftreten, wischt sie sich die Augen und steht auf.)

Mehr mir, da kommen sie, wir werden sie nicht stören!

Siebenter Auftritt.

Amine, Egle, Camen.

Egle.

Geschwind! Der Zug geht fort! Amine! Wie? In Thränen?

Camen (hebt die Kränze auf).

Die Kränze!

Egle.

Was ist das? wer riß sie dir vom Haupte?

Amine.

Ich!

Egle.

Willst du denn nicht mit?

Amine.

Gern, wär' es mir erlaubt.

Egle.

Wer hat dir denn was zu erlauben? Geh, und rede Nicht so geheimnisvoll! Sey gegen uns nicht blöde! Hat Eridon?

Amine.

Ja! Er!

Egle.

Das hatt' ich wohl gedacht.
Du Närrin, daß dich nicht der Schaden klüger macht!
Versprachst du ihm vielleicht, du wolltest bei ihm bleiben,
Um diesen schönen Tag mit Seufzern zu vertreiben?
Ich weiß nicht, mein Kind, daß du ihm so gefällst.
(Nach einigem Stillschweigen, indem sie Lamen einen Wink giebt.)
Doch, du siehst besser aus, wenn du den Kranz behältst.
Komm, setz' ihn auf! und vergiß! den böse hier verhöhnt!

Nun bist du schön.

(Amine färbt mit niedergeschlagenen Augen und ihn Egle machen. Egle giebt Lamen ein Zeichen.)

Doch ach, es läuft die Zeit vorüber,
Ich muß zum Zug!

Lamen.

Ja wohl! Dein Diener, gutes Kind.

Amine (beklommen).

Lebt wohl!

Egle (im Weggehen).

Amine! nun, gefällt du mich mir? Geschwind!

Amine

(steht sie ernstlich an und schweigt).

Lamen

(faßt Egle bei der Hand, sie fortzuführen).

Ach, laß sie doch nur gehn! Vor Bosheit möcht' ich sterben:
Da muß sie einem nun den schönen Tanz verderben!
Den Tanz mit Rechts und Links, sie kann ihn ganz nicht müssen,
Wie sich's gehört; ich hofft' auf sie, nun fällt's ihr ein,
Zu Hauß zu bleiben! Komm, ich mag ihr nichts mehr sagen.

Egle.

Dein Tanz verstummt du! Ja, du bist wohl zu beklagen.
Er tanzt sich schön. Leb wohl!
(Sie will Aminen küssen. Amine fällt ihr um den Hals und weint.)

Amine.

Ich kann's nicht mehr ertragen.

Egle.

Du weinst?

Amine.

So weint mein Herz, und ängstlich drückt es mich.
Ich möchte! — Eridon, ich glaub', ich hasse ihn.

Egle.

Er hätt's verdient. Doch nein! Wer wird den Liebsten hassen?
Du mußt ihn lieben, doch dich nicht bekriegen lassen.
Das sagt' ich lange schon! Komm mit!

Lamen.

Zum Tanz, zum Fest!

Amine.

Und Eridon?

Egle.

Geh nur! ich vierk', Gieb Acht, er läßt
Sich fangen und geht mit. Sag', würde dich's nicht freuen?

Amine.

Unendlich!

Lamen.

Nun so komm! Hörst du wer die Schalmeien?
Die schöne Melodie?
(Er faßt Aminen bei der Hand, singt und tanzt.)

Egle (singt).

Und wenn euch der Lustbe mit Eifersucht plagt,
Sieh hier ein Nicken, ein Lächeln verlagt,
Mit Zärtlichkeit euch weckt, von Wankelmuth spricht;
Da singet und tanzet, da hört ihr ihn nicht.
(Lamen geht im Tanz Aminen mit sich fort.)

Amine (im Abgehen).

O bring' ihn ja mit dir!

Achter Auftritt.

Egle, vernach Eridon mit einer Flöte und Liedern.

Egle.

Schon gut! Wir wollen sehn! Sehen lange wünscht' ich mir
Gelegenheit und Glück, den Schäfer zu verderben.
Heut wird mein Wunsch erfüllt; wart' nur, ich will dich lehren!
Dir zeigen, wer du bist; und wenn du denn sie plagst! —
Er kommt! Hör', Eridon!

Eridon.

Wo ist sie?

Egle.

Wer? du fragst?
Mit meinem Lamon dort, wo die Schalmeien blasen.

Eridon

(zerrt die Flöte auf die Erde und zerreißt die Lieder).

Verfluchte Untreu!

Egle.

Mainst du?

Eridon.

Sollt' ich nicht rasen!
Da reißt die Heuchlerin mit lächelndem Gesicht
Die Kränze von dem Haupt, und sagt: Ich tanze nicht!
Verlangt' ich das? Und — O!
(Er kämpft mit dem Zorne und wirft die zerrissenen Lieder weg.)

Egle (in einem gelinden Tone).

Erlaub' mir doch zu fragen:
Was hast du für ein Recht, den Tanz ihr zu verjagen?
Willst du denn, daß ein Herz von deiner Liebe voll
Kein Glück, als nur das Glück um dich, empfinden soll?
Meinst du, es sey der Treue nach jeder Lust gestillet,
Sowohl die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?
Genug ist's, daß sie dir die vollen Stunden schenkt,
Wie sie am liebsten weilt, anwesend an dich denkt.
Drum ist es Torheit, Freund, sie ewig zu bekriegen;
Sie kann den Tanz, das Spiel, und doch dich immer lieben.

Eridon

(schlägt die Arme unter und sieht in die Höhe).

Ay!

Egle.

Sag' nur, glaubst du denn, daß dieses Liebe sey,
Wenn du sie bei dir hältst? Nein, das ist Sklaverei.
Du kommst; nun soll sie dich, nur dich beim Feste sehen;
Du gehst, nun soll sie allein mit dir von dannen gehen.

Sie zaudert; alsobald verdüstert sich dein Blick;
Nun folgt sie dir, doch bleibt ihr Herz gar oft zurück.

Eridon.

Wohl immer!

Egle.

Hört man doch, wenn die Vernunft redet.
Wo keine Freiheit ist, wird jede Lust getödtet.
Wir sind nun so. Ein Kind ist zum Gesang geneigt;
Man sagt ihm, sing mir doch! Es wird bestürzt
und schweigt.
Wenn du ihr Freiheit läßt, so wird sie dich nicht
lassen;
Doch, machst du's ihr zu arg, gieb Acht, sie wird
dich hassen.

Eridon.

Mich hassen!

Egle.

Nach Verdienst. Ergreife diese Zeit,
Und schaffe dir das Glück der ächten Zärtlichkeit!
Denn nur ein zärtlich Herz, von eigner Gluth
getrieben,
Das kann beständig seyn, das nur kann wirklich
lieben.
Bekenne, weißt du denn, ob dir der Vogel treu,
Den du im Käfig hältst?

Eridon.

Mein!

Egle.

Aber wenn er frei
Durch Feld und Garten fliegt, und doch zurücke
kehret?

Eridon.

Ja! Gut! Da weiß ich's.

Egle.

Wird nicht deine Lust vermehret.
Wenn du das Thierchen siehst, das dich so zärtlich
liebt,
Die Freiheit kennt, und dir dennoch den Vorzug
giebt!
Und kommt dein Mädchen einst von einem Fest
zurücke,
Noch von dem Tanz bewegt, und sucht dich; ihre
Blicke
Verrathen, daß die Lust nie ganz vollkommen sey.
Wenn du, ihr Liebling, du, ihr Einz'ger warst
dabei.
Wenn sie dir schwört, ein Kuß von dir sey mehr,
als Freuden
Von tausend Festen; bist du da nicht zu beneiden?

Eridon (gerührt).

O Egle!

Egle.

Fürchte, daß der Götter Zorn entbrennt,
Da der Beglückteste sein Glück so wenig kennt.
Auf! Sey zufrieden, Freund! Sie rächen sonst die
Thränen
Des Mädchens, das dich liebt.

Eridon.

Könnt' ich mich nur gewöhnen,
Zu sehn, daß mancher ihr beim Tanz die Hände
drückt.
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt.
Denk' ich nur dran, mein Herz möcht' da vor
Bosheit reißen!

Egle.

Eh! laß das immer seyn! das will noch gar nichts
heißen.
Sogar ein Kuß ist nichts!

Eridon.

Was sagst du? Nichts ein Kuß?

Egle.

Ich glaube, daß man viel im Herzen fühlen muß,
Wenn er was sagen soll — Doch! willst du ihr
verzeihen?
Denn, wenn du böse bist, so kann sie nichts er
freuen.

Eridon.

Ach, Freundin!

Egle (schmeichelnd).

Thu es nicht, mein Freund! du bist auch gut.
Leb' wohl! (sie faßt ihn bei der Hand.)
Du bist erdrückt!

Eridon.

Es schlägt mein wallend Blut —

Egle.

Noch von dem Zorn? Genug! Du hast es ihr verargen.
Ich eile jetzt zu ihr. Sie fragt nach dir mit Beben;
Ich sag' ihr; er ist gut, und sie beruhigt sich.
Ihr Herz wollt zärtlicher, und besser liebt sie dich.
(Sie sieht ihn mit Empfindung an.)
Gieb Acht, sie tanzt dich auf, sobald das Fest vorüber,
Und durch das Suchen selbst wirst du ihr immer
lieber.
(Egle stellt sich immer zärtlicher, lehnt sich auf seine Schul
ter. Er nimmt ihre Hand und küßt sie.)
Und endlich sieht sie dich! O, welcher Augenblick!
Drückt sie an deine Brust, und fühlt dein ganzes
Glück!
Ein Mädchen wird beim Tanz verschönert, rothe
Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gesunk'ne Locken
bangen
Um die bewegte Brust, ein sanfter Reiz umzieht
Den Körper tausendfach, wie er im Tanze sieht.
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers
Schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben.
(Sie affectirt eine zärtliche Entzückung, und sinkt an
seine Brust, er schlingt seinen Arm um sie.)
Die Wollust dieß zu fühlen, was überwiegt wohl die?
Du gehst nicht mit zum Fest, und fühlst die Rüh
rung nie.

Eridon.

Zu sehr, an deiner Brust, o Freundin, fühl ich sie!
(Er faßt Egles um den Hals und küßt sie, sie läßt
es geschehen. Dann tritt sie einige Schritte zurück,
und sagt mit einem leichtfertigen Ton)
Liebst du Aminen?

Eridon.

Sie, wie mich!

Egle.

Und kannst mich küssen?
O warte nur, du sollst mir diese Falschheit büßen!
Du ungetreuer Mensch!

Eridon.

Wie? glaubst du denn, daß ich —

Egle.

Ich glaube was ich kann. Mein Freund, du küß
test mich
Recht zärtlich, das ist wahr. Ich bin damit zufrieden.
Schmeckt der mein Kuß? Ich denk's; die heißen
Lippen glühten
Nach mehr. Du armes Kind! Amine, wärst du
hier!

Eridon.

Wär' sie's!

Egle.

Nur noch getraut! Wie schlimm erging es dir!

Ahasverus.

Ach! Ach!

Haman.

Es ist wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk ist stets zu deinem Dienst bereit.
Du wirst den Redlichsten an seinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert ihr? So laßt sie gleich verbrennen!

Haman.

Man muß behutsam gehn; so schnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweile stechen sie mich zwanzigmale todt.

Haman.

Das wollen wir nun schon mit unsern Waffen hindern.

Eridon.
Ja, leisen würde sie. Du mußt mich nicht verraten.
Ich habe dich geküßt, jedoch was kann's ihr schaden.
Und wenn Amine mich auch noch so reizend küßt,
Darf ich nicht fühlen, daß dein Kuß auch reizend ist?

Egle.
Da frag' sie selbst.

Letzter Auftritt.

Amine. Egle. Eridon.

Eridon.
Weh mir!

Amine.
Ich muß, ich muß ihn sehen!
Geliebter Eridon! Es hieß mich Egle gehen.
Ich brach mein Wort, mich reut's; mein Freund,
ich gehe nicht!

Eridon (vor sich).
Ich Falscher!

Amine.
Zürnst du noch? du wendest dein Gesicht?

Eridon (vor sich).
Was werd' ich sagen!

Amine.
Ach! verdient sie diese Rache,
So eine kleine Schuld? Du hast gerechte Sache,
Doch laß —

Egle.
O laß ihn gehn! Er hat mich erst geküßt;
Das schmeckt ihm noch.

Amine.
Geküßt!

Egle.
Recht zärtlich!

Amine.
Ah! das ist
Zu viel für dieses Herz! So schnell kannst du mich
hassen?
Ich Unglückselige! Mein Freund hat mich verlassen!
Wer andre Mädchen küßt, fängt sein's zu stehlen an.
Ach! seit ich dich geliebt, hab' ich so was getan?
Kein Jüngling durfte mehr nach meinen Lippen
streben;
Kaum hab' ich einen Kuß beim Pfänderspiel gegeben.
Mir nagt die Eifersucht so gar das Herz, wie dir;
Und doch verzeih' ich dir's, nur wende dich zu mir!
Doch, armes Herz, umsonst bist du so sehr verwundet!
Er fühlt nicht Liebe mehr, seitdem du ihn beleidigt.
Die mächt'ge Rednerin spricht nun umsonst für dich.

Eridon.
O welche Zärtlichkeit! wie sehr beschämt sie mich!

Amine.
O Freundin, könntest du mir meinen Freund verführen!

Egle.
Getrost, mein gutes Kind! du sollst ihn nicht verlieren.
Ich kenn' den Eridon, und weiß, wie treu er ist.

Amine.
Und hat —

Egle.
Ja, das ist wahr, und hat mich doch geküßt.
Ich weiß, wie es geschah, du kannst ihm wohl
vergeben.
Sieh! wie er es bereut!

Eridon (fällt vor Aminen nieder).

Amine! Liebstes Leben!
O zürne du mit ihr! sie machte sich so fein;
Ich war dem Mund so nah und konnt' nicht
widerstehn.
Doch kennest du mein Herz, mir kannst du das
erlauben,
So eine kleine Lust wird dir mein Herz nicht rauben.

Egle.
Amine küß' ihn! weil er so vernünftig spricht.
(Zu Eridon)
Lust raubt ihr nicht dein Herz, dir raubt sie ihres
nicht.
So, Freund! du mußtest dir dein eigen Urteil
sprechen;
Du siehst, liebt sie den Tanz, so ist es kein Verbrechen.
(Ihn nachahmend.)
Und wenn ein Jüngling ihr beim Tanz die Hände
drücket,
Der eine nach ihr sieht, sie nach dem andern
blickt,
Auch das hat, wie du weißt, nicht gar so viel zu
sagen.
Ich hoffe, du wirst nie Aminen wieder plagen,
Und denke, du gehst mit.

Amine.
Komm mit zum Fest!

Eridon.
Ich muß;
Ein Kuß belebte mich.

Egle (zu Aminen).
Verzeih uns diesen Kuß.
Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dieß Mittel schlag' ihn
nieder. —
Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz
und klagt.

Die Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel in Verſen und drei Aufzügen.

1769.

Perſonen:

Der Wirth.
Sophie, ſeine Tochter.
Ein Kellner.
Söller, ihr Mann.
Alceſt.

Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe.

Erſter Aufzug.

Die Wirthsſtube.

Erſter Auftritt.

Söller, im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. Sophie, gegenüber, eine weiße Feder auf einen Hut ſteckend. Der Wirth kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Tinte und Papier, daneben ſteht ein Gregorianerhut.

Wirth.
Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' ſein Raſen ſatt, und dächt', Er blieb daroen.
Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh.
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wohl, mein Bischen durchzubringen!

Söller
(ſummt ein Liedchen in den Bart).

Wirth.
Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch was ſingen!
Er iſt ein Tauſendſas, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt.
Die ganze Nacht verſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Es iſt kein Fürſt im Reich, der beſſer Leben hätte.
Da ſitzt das Abenteur mit weiten Aermeln da,
Der König Haſenfuß!

Söller (trinkt).

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.
Ein ſaun'res Wohlergehn! Das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.
Mein Vater, ſeyn Sie gut.

Söller (trinkt).
Mein Fietchen, dein Vergnügen!

Sophie.
Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmal einig ſehn!

Wirth.
Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig länaſt des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Mann, ſo kalt, ſo undankbar;
Er ſieht nicht, was er iſt, er denkt nicht, was er war.
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn geriſſen,
An ſeine Schulden nicht, die ich doch zahlen müſſen.
Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Sophie.
Er ändert ſich gewiß.

Wirth.
Muß er's ſo lang' verſchieben?

Sophie.
Das iſt nun Jugendart.

Söller (trinkt).
Ja, Fietchen, was wir lieben!

Wirth.
Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit weiß' Er nun zu ſchalten,
Und weiß' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund.
Das tät' Er ſich vergebn! So obſt iſt's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang gewährt, und ſoll noch länger währen;
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bei Zeit.
So heißt's da!

Soller.

Bis dahin ist es noch ziemlich weit.
Ging's nur so seinen Gang, und wär's nicht täglich schlimmer!

Wirth.

Wer kommt denn viel zu uns? Da droben stehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reis't denn jetzt auch viel? Das ist nun so einmal.
Und hat nicht Herr Alcest zwei Stuben und den Saal?

Soller.

Ja, ja, das ist schon was, das ist ein guter Kunde;
Allein Minuten sind erst sechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alcest, warum er hier ist.

Wirth.

Wie?

Soller.

Ach, apropos, Papa! Man sagt' mir heute früh,
In Deutschland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,
Die für Amerika Succurs und Geld bereiten.
Man sagt, es wären Viel' und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr kämt, so geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beim Glase Wein hört' ich wohl manchen prahlen.
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da leb' die Freiheit hoch, wer jeder brav und tüchtig,
Und wenn der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Soller.

Ach, es giebt Kerls genug, bei denen's immer sprudelt;
Und wenn so einen denn die Liebe weidlich budelt,
So müßt's romanenhaft, sogar erhaben stehn,
So, mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Lust von unsern Kunden triebe,
Der auch hübsch artig wär' und dann uns manchmal schriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!

Soller.

Es ist verteufelt weit.

Wirth.

Eh nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorsaal gehen,
Wie weit's ist ohngefähr, auf meiner Karte sehen.
(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Sophie. Soller.

Soller.

Im Haus' ist nichts so schlimm, die Zeitung macht es gut.

Sophie.

Ja, gieb ihm immer nach!

Soller.

Ja bav' kein schnelles Blut;
Das ist sein Glück! Denn sonst mich so zu tujoniren!

Sophie.

Ich bitt' dich!

Soller.

Nein! man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lockrer Paßagier und voller Schulden war —

Sophie.

Mein Guter, sey nicht bös'!

Soller.

Er schildert mich so greulich.
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abscheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.

Soller.

Ich werfe dir nichts vor, ich meine ja nur so.
Ach, eine sanfte Frau erquickt uns unendlich.
Es sey nun wie ihm will! Stirb du, man ist ersetzlich.

Sophie, wie schön bist du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück, dein Mann zu seyn;
Ich liebe dich —

Sophie.

Und doch kannst du mich immer plagen?

Soller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl sagen:
Daß dich Alcest geliebt, daß er für dich gebrannt,
Daß du ihn auch geliebt, daß du ihn lang' gekannt.

Sophie.

Ach!

Soller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da Böses sähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das schießt zu seiner Höhe,
Und wenn es Früchte trägt, ei! da genießet sie,
Wer da ist: übers Jahr giebt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne dich zu gut, um was daraus zu machen;
Ihr sind's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alcest geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was ist's nun weiter?

Soller.

Nichts! das will ich auch nicht sagen.
Daß es was weiter ist. Denn in den ersten Tagen,
Wenn dir das Mädchen kömt, da liebt sie eins zum Spaß.
Es frabbelt ihr ums Herz, und sie verstehet nicht was.
Man küßt beim Pfänderspiel, und wird allmählich größer,
Der Kuß wird ernstlicher und schmeckt nun immer besser.
Und da begreift sie nicht, warum die Mutter schmählt.
Voll Tugend, wenn sie liebt, ist's Unschuld, wenn sie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihrem andern Gaben,
So sey ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennst mich nicht genug.

Soller.

O laß das immer seyn;
Dem Mädchen ist ein Kuß, was und ein Glas ein Wein.
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir sinken.
Wenn man nicht kannsein will, so muß man gar nicht trinken!
Genug, du bist nun mein! — Ist es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alcest dein Freund und hier im Hause war?
Wie lange war er weg?

Sophie.
Drei Jahre, denk' ich.
Heller.
Drüber.
Nun iſt er wieder da, ſeyn vierzehn Tage —
Sophie.
Lieber,
Ja was dient der Diskurs?
Heller.
Ey nun, daß man was ſpricht;
Denn zwiſchen Mann und Weib red't ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?
Sophie.
Ey nun, ſich zu vergnügen.
Heller.
Ich glaube wohl, du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er dich liebte, he, dächt' du ihm wohl Gnade?
Sophie.
Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —
Heller.
Ich glaube nichts, und kann das wohl verwinden;
Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen, die nur kneifen.
Der allerſüßeſte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.
Sophie.
Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch iſt der deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in dir wird täglich ärger.
Nicht einen Augenblick biſt du mit Reden ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt du denn wohl der Mann ein Mädchen zu begläcken!
Erwarbſt du dir ein Recht, mir ewig vorzumucken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus.
Du kaufſt nicht einen Stecken, und giebſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; ſcholt dir's, ſo machſt du Schulden.
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden.
Und du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann.
Willſt du ein braves Weib, ſo ſey ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr, was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige kannſt du dann ruhig bleiben.
Heller.
Ey, ſprich den Vater an!
Sophie.
Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern mußt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, da hin Geld, und Schätze fährt im Schlitten!
Er ſag mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn du biſt nicht der Mann, für eine Frau zu ſorgen.
Heller.
O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —
Sophie.
Wenn er ein Mann iſt, ja!
Zum Helfen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen der was bringt, den hab ich noch zu ſehen!
Nein, Heller, ſiehſt du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!
Heller.
Da haſt ja, was man braucht.
Sophie.
Sehr gut, das iſt wohl was!
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet und gar leicht durch ſeine Gaben.
Man hat, ſoviel man braucht, und glaubt noch nichts zu haben.
Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat.
Ich bin nicht humorig heute, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.
Heller.
Ey nun, ſo geh doch mit! ſag' ich dir's denn nicht immer?
Sophie.
Daß wir die Faſtnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey.
Die kurze Zeit geſchwärmt. Denn auf einmal werden!
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn es nicht ſparen will, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über dich erboſ't:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich leih Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an ſich, um es mich zu wenden!
Heller.
Mein Kind, für diesmal nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.
Ein Kellner (tritt auf).
Herr Heller!
Heller.
He, was giebt's?
Kellner.
Der Herr von Tirinette!
Sophie.
Der Spieler?
Heller.
Sacht ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!
Kellner.
Er ſagt, er muß Sie ſehn.
Sophie.
Was will er denn da hier?
Heller.
Ah, er verrückt! — (zum Kellner) ich komme!
(zu Sophie) und er empfiehlt ſich mir.
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Sophie (allein).
Der macht ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden.
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das iſt nun alle Luſt und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menſchen Frau! So weit kannſt du zurück!

Wo iſt ſie hin die Zeit, da noch zu ganzen Scharen
Die ſüßen jungen Herr'n zu deinen Füßen warten?
Da jeder ſein Geſchick in deinen Blicken ſah?
Ich ſtand im Ueberfluß wie eine Göttin da.
Aufmerkſam rings umher die Diener meiner Grillen!
Es war genug mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen iſt wahrhaftig hier bran!
Iſt man ein bischen blöde, gleich ſteht man jedem an;
Da ſammt uns unſer Kopf den ganzen Tag vor Liebe!

Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr thunt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern auch Wort,
Ihr Männer! — Auf einmal fährt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen gibt, ſind alle klugs beim Schmauſe;
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herr'n in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freit.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit vierundzwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Edler kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſolechter Menſch, allein es iſt ein Mann.
Da ſie' ich nun, und bin nicht beſſer als begraben.
Anderer thaut ich wohl noch in der Mein'ge haben;
Allein, was ſollen ſie? Man unalet, ſind ſie kommen.
Zur langen Weile nur mit ihnen ſich herum;
Und einen treuen Freund iſt es gefährlich lieben:
Er wird die Klugheit bald zu euerm Schaden üben.
Mag ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt, —
Und jetzt — mein armes Herz, warſt du darauf gefaßt?

Aceſt iſt wieder hier. Ach, welche neue Plage!
Ja, vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie lieb' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill.
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gar geländer.
Ach wähn' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll;
Ich weiß nicht, was ich will, viel wen'ger, was ich ſoll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Aceſt.

Aceſt
(angekleidet, ohne Hut und Degen).

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich verſchwerlich falle.

Sophie.

Sie ſcherzen, Herr Aceſt! Dies Zimmer iſt für Nur.

Aceſt.

Ich ſtörte, jetzt bin ich für Sie, wie jedermann.

Sophie.

Ich ſeh' nicht, wie Aceſt darüber klagen kann.

Aceſt.

Du ſiehſt nicht. Grauſame? Ich ſollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! Ich muß mich wegen geben.

Aceſt.

Wohin? Sophie? Wohin? — Du wendeſt dein Geſicht?
Verlaßt mir deine Hand? Sophie, kennſt du mich nicht?
Sieh her! Es iſt Aceſt, der um Gehör dich bittet.

Sophie.

Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Aceſt.

Biſt du Sophie, ſo bleib!

Sophie.

Ich bitte, ſtrafen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!

Aceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur! — In dieſem Augenblicke,
Denkt' ich, ſie iſt allein; da naht ſich meinem Glücke.
Jetzt, hofft' ich, reden ſie ein freundlich Wort mit mir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt ihr ſchuldlos Flammen;
Die Liebe ſchlang und band das erſte Mal zuſammen.
An eben dieſem Platz — Erinnerſt du dich noch?
Schwurſt du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Aceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' es nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern bot du mir die ſüße Lippe dar.
Noch fühlt mein Herz ja jetzt, wie ganz ich glücklich war.
Da war dein Glück, mich ſchon, dein Glück, an mich zu denken!
Und jetzo willſt du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du fliehſt, ich ſuche dich, du fürchſt, ich bin verloren —
Geh' nur, du falſches Herz, du haſt mich nie geliebet!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt du mich auch noch plagen?
Sophie dich nie geliebt! Aceſt, das darfſt du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, du warſt mein höchſtes Gut;
Für dich ſchlug dieſes Herz, dir wallte dieſes Blut.
Und dieſes gute Herz, das du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſeyn, es kann dich nicht vergeſſen.
Ach, die Erinnerung hat mich ſo oft verrathen;
Aceſt! — ich liebe dich — noch, wie ich dich geliebt.

Aceſt.

Du Engel! Beſtes Herz! (will ſie umarmen.)

Sophie.

Ich höre jemand gehen.

Aceſt.

Auch nicht ein einzig Wort! Das iſt nicht auszuhalten!
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und die kein Wort geſagt!
Ich weiß, du liebſt mich noch, allein das muß man hinterſinnen.
Niemals ſind wir allein, und reden nie vom Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh.
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.

Lang' bleib' ich dir nicht hier, das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt dem nicht alles möglich?
Sonſt war dir nichts zu ſchwer, du halfeſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
Und wenn du wollteſt —

Sophie.

Was?

Alceſt.

Wenn du nur denken wollteſt,
Daß du Alceſten nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut.
O höre, heute Nacht; dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meint, ich gehe ſelbſt zu einem Faſtnachtsſchmauſe;
Allein, das Hinterthor iſt meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Menſch im Hauſ' und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und willſt du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll dir glauben,
Daß du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?
Kennſt du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt du zaudern,
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut Nacht beſuch' ich dich?
Doch kommt dir's ſich'rer vor, ſo komm, beſuche mich!

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, du kennſt, du ſiehſt mein Leiden.
Und du bleibſt ungerührt! Ich will dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand Hohes ſeyn;
Das Siegel iſt ſehr groß, und das Papier iſt fein.

Alceſt
(reißt den Brief auf).

Wirth (vor ſich).

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt
(der den Brief flüchtig durchgeleſen hat).

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen.
Die Rechnung!

Wirth.

Ei! So ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn und Ihro Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth (zu Sophien).

Frag' ihn doch einmal, gewiß, dir wird er's ſagen.
(Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er aus der Schublade ſeine Bücher giebt, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.)

Sophie.

Alceſt, iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte dich, verlaß Sophien nicht!

Alceſt.

Nun gut, entſchließe dich, mich heute Nacht zu ſehen.

Sophie (vor ſich).

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen;
Er iſt mein einz'ger Troſt — Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk', ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hol' den Mann.
So biſt du Wittwe! Nein, benutze dieſe Stunden;
Zum erſt- und letzten Mal ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort: Um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater anzutreffen.

Alceſt.

Eh nun, ſo komm zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zweifeln fliegt der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur.

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält dich ab davon?
Nun, willſt du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu dir kommen.

Alceſt (zum Wirth).

Herr Wirth, ich reiſe nicht!

Wirth (verwundert).

So! (zu Sophien) Haſt du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechster Auftritt.

Vorige. Soller.

Alceſt.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Söller.
Ich wünſche viel Plaiſir!
Alceſt.
Adieu, ſcharmante Frau!
Sophie.
Adieu, Alceſt.
Söller.
Ihr Diener!
Alceſt.
Ich muß noch erſt hinauf.
Söller (vor ſich).
Der Kerl wird täglich kühner.
Wirth
(ein Licht nehmend).
Erlauben Sie, mein Herr!
Alceſt
(es ihm aus der Hand complimentirend).
Herr Wirth, nicht einen Schritt!
(Ab.)

Sophie.
Nun, Söller, gehſt du denn! Wie wär's, du nähmſt mich mit?
Söller.
Aha! es kommt dir jetzt —
Sophie.
Nein, geh! ich ſprach's im Scherze.
Söller.
Nein, nein, ich weiß das ſchon, es wird dir warm ums Herze.
Wenn man ſo Jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,
Und man ſoll ſchlafen gehn, da iſt hier was, das drücket.
Es iſt ein andermal.
Sophie.
O ja, ich kann wohl warten.
Nur, Söller, ſey geſcheidt und hilf' dich vor den Karten.
(Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.)
Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.
Wirth.
Gut' Nacht, Sophie!
Söller.
Schlaf wohl!
(ihr nachſehend)
Nein, ſie iſt wahrlich ſchön!
(Er läuft ihr nach und küßt ſie noch einmal an der Thür.)
Schlaf wohl, mein Schätzchen!
(zum Wirth) Nun geht Er nicht auch zu Bette?
Wirth.
Das iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!
(zu Söller)
Nun, Faſtnacht! gute Nacht!
Söller.
Dank's! angenehme Ruh!
Wirth.
Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu!
(Ab.)

Söller.
Ja, ſorgen Sie für nichts!

Siebenter Auftritt.

Söller (allein).
Was iſt nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! o wär' der Kerl gehangen!
Beim Anzug war's nicht juſt; doch muß ich ſtille ſeyn.
Er baut und ſchießt ſich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceſt hat Geld — und dieſe Dirne' ſchließen.
Er hat auch große Luſt, bei mir was zu genießen!
Er ſchleicht um meine Frau, das iſt mir lang' verbaßt!
Ich nun! da hab' ich mich einmal bei ihm zu Gaſt.
Allein, kam' es heraus, da gäb's dir ſchlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will ſein Geld, ſonſt prügelt er mich aus.
Courage! Söller! Fort! Es ſchläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt, bin ich doch wohl gerettet;
Denn eine ſchöne Frau hat manchen Dieb gerettet.
(Ab.)

Zweiter Aufzug.

Das Zimmer Alceſtens.

Das Theater iſt von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. In der einen Seite der Stube ſteht ein Tiſch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grunde eine große Thür, und an der Seite eine kleine dem Alkoven gegenüber.

Erſter Auftritt.

Söller
(im Domino, die Maske vorm Geſicht, in Stiefeln, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thüre herein, leuchtet furchtſam im Zimmer herum; dann tritt er gelaſſner hervor, nimmt die Maske ab und ſpricht)
Es braucht's nicht eben juſt, daß einer tapfer iſt;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.
Der eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu holen.
Und ſpricht: „Den Beutel her, der ohne viel zu ſperr'n!“
Mit ſo gelaßnem Blut, als ſpräch' er: „Proſt, ihr Herr'n!“
Ein andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Witzen, wie der Blitz, die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagt euch ins Geſicht:
„Ich ſtehle! Gebt wohl Acht!“ Er ſtiehlt, ihr ſeht es nicht.
Mich machte die Natur nun freilich viel geringer;
Mein Herz iſt allzuleicht, zu plump ſind meine Finger;
Und doch kein Scheim zu ſeyn iſt heut zu Tage ſchwer:
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Du biſt nun einmal drin; nun hilf dir aus der Falle!
Ach, alles meint zu Hauſe, ich ſey die Nacht beim Balle.
Mein Herr Alceſt — der ſpielerärmt — mein Weib — den ſchläft allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſeyn?
(Sich dem Tiſch nahend.)

O femm', du Heiligthum! Du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich ist eine große Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr seyd der Trost der Welt!
Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld.
(Indem er die Schatulle zu eröffnen sucht.)
Ich hatt' als Accessist einmal beim Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
Erst in der Ferne Brot und täglich Plaideyen.
Das stand mir gar nicht an — Ein Dieb war eingefangen,
Die Schlüssel fanden sich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Justiz bedenkt zuvörderst sich;
Ich war nur Subaltern, das Eisen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding scheint euch nicht viel zu nützen.
Es kommt ein Augenblick, man freut sich's zu besitzen!
Und jetzt — (das Schloß springt auf.)
O schön gemünzt, ha! das ist wahre Lust!
(Er sieht ein.)
Die Tasche schwillt von Geld, vom Freuden meine Brust —
Wenn es nicht Angst ist. Horch! Verfluchte! ihr feigen Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!
(Er sieht noch einmal in die Schatulle und nimmt noch.)
Noch eins! Nun gut!
(Er macht sie zu und fährt zusammen.)
Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang! Es geht doch sonst nicht um —
Der Teufel hat vielleicht sein Spiel — das Spiel war' dumm!
Ist's eine Katze? Nein! Das wär' ein schwerer Tier.
Geschwind! Es bebt am Schloß —
(Springt in den Alkoven.)

Zweiter Auftritt.

Der Wirth mit einem Wachsstocke, zur Seitenthüre herein. Soller.

Soller.
Behüt'! mein Schwiegervater?

Wirth.
Es ist ein närrisch Ding um ein empfindlich Blut;
Es pocht, wenn man auch nur halbweg was Böses thut.
Neugierig bin ich sonst mein Tage nicht gewesen.
Dächt' ich nicht in dem Brief was Wichtiges zu lesen;
Und mit der Zeitung ists ein ew'ger Aufenthalt:
Das Neuste, was man hört, ist immer veraltet.
Und dann ist das auch schon ein unerträglich Wesen,
Wenn jeder schreibt: O ja, ich hab' es auch gelesen.
Wär' ich nur Cavalier, Minister wär' ich gern.
Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es ist doch ganz verflucht! Man soll zu gar nichts kommen!

Soller (vor sich).
Du guter alter Narr! ich seh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb so lieb wie mich.

Wirth.
Ich finde ihn nicht! — O weh! — Hör ich auch recht? — Donnern
Im Saale —

Soller.
Riecht er mich vielleicht?

Wirth.
Es knistert eben,
Als wär's ein Weiberschuh.

Soller.
Schuh! Nein! das bin ich nicht.

Wirth
(bläst den Wachsstock aus, und da er in Verlegenheit das Schloß der kleinen Thür nicht aufmachen kann, läßt er ein fallen).
Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!
(Stößt die Thür auf und ein.)

Dritter Auftritt.

Sophie zur Hinterthüre mit einem Licht herein. Soller.

Soller (im Alkoven vor sich).
Ein Weibsgesicht!
Höll'! Teufel! meine Frau! Was soll mir das?

Sophie.
Ich bebe
Bei dem verwegnen Schritt.

Soller.
Sie ist's, so wahr ich lebe!
Giebt das ein Rendezvous! — Allein, gefegten Falls,
Ich zeigte mich! — Ja dann — Es krabbelt mir am Hals!

Sophie.
Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Gebärden
Lockt sie euch anfangs nach —

Soller.
Ich möchte rasend werden!
Und darf nicht —

Sophie.
— Doch wenn ihr ein Mal den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht euch so schlimm, als sie euch führt.

Soller.
Ja wohl, dir wär' ein Sumpf gesünder, als das Zimmer!

Sophie.
Bisher ging's freilich schlimm, doch täglich wird es schlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß;
Jetzt treibt er es so arg, daß ich ihn hassen muß.

Soller.
Du Hexe!

Sophie.
Meine Hand hat er — Allerst inzwischen
Besitzt, wie sonst, mein Herz.

Soller.
Zu zaubern, Gift zu mischen,
Ist nicht so schlimm!

Sophie.
Dies Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erst durch ihn gelernt, was Liebe sey —

Soller.
Verdammt —

Sophie.
Gleichgültig war's und kalt, eh es Allerst erweichte.

Soller.
Ihr Männer, stündet ihr nur all' einmal so Beichte!

Sophie.
Wie liebte mich Alceſt!
Söller.
Ach, das iſt nun vorbei!
Sophie.
Wie herzlich liebt' ich ihn!
Söller.
Pah! das war Kinderei!
Sophie.
Du Schickſal, trennteſt uns, und ach! für meine Sünden
Muß' ich mich — welch ein Muß! — mit einem Vieh verbinden.
Söller.
Ich, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!
Sophie.
Was ſag' ich?
Söller.
Mad. Madam!
Sophie.
Des Vaters Wachsſtock! Wie kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielleicht belauſcht er uns! —
Söller.
O ſeg' ihr zu, Gewiſſen!
Sophie.
Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.
Söller.
Sie ſcheut den Vater nicht, mal' ihr den Teufel vor!
Sophie.
Ach, nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.
Söller.
Die Luſt iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.
Sophie.
Mein Vater iſt zu Bett' — Wer weiß, wie das geſchah?
Es mag drum ſeyn!
Söller.
O weh!
Sophie.
Alceſt iſt noch nicht da?
Söller.
O dürft' ich ſie!
Sophie.
Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel:
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.
Söller.
Ich fürcht' ihn wie den Teufel,
Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der Unterwelt,
Ich bät' ihn: bet' mir für! da hast du all mein Geld!
Sophie.
Du biſt zu redlich, Herz! Was iſt denn dein Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du verſprechen,
Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch —
Söller.
Das bin ich?
Sophie.
Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal mort den Aeſchen g'nug entſchuldigt,
So ſeh' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er iſt ein Teufel!
Söller.
Was? ein Teufel! Scheuſal! — Ich?
Ich halt's nicht länger aus!
(Er macht Geberde, hervorzuſpringen.)

Vierter Auftritt.

Aceſt angekleidet, mit Hut und Degen, den Mantel bräder, den er gleich ablegt. Vorige.

Aceſt.
Du wartet ſchon auf mich?
Sophie.
Sophie kam dir zuvor.
Aceſt.
Du zitterſt?
Sophie.
Die Gefahren!
Aceſt.
Nein! Weibchen! Nicht!
Söller.
Du! dir! das ſind Präliminaren!
Sophie.
Du fühlteſt, was dieß Herz um deinetwillen litt,
Du trunſt dieß ganze Herz, verzeih ihm dieſen Schritt!
Aceſt.
Sophie!
Sophie.
Verzeihſt du ihm, ſo fühl' ich keine Reue.
Söller.
Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?
Sophie.
Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.
Söller.
Ich weiß es nur zu wohl!
Sophie.
Es iſt mir wie ein Traum.
Söller.
Ich wollt', ich träumte!
Sophie.
Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu dir.
Aceſt.
Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.
Sophie.
Ein ſympathetiſch Herz, wie deines, fand ich nie.
Söller.
Wenn ihr zuſammen gährt, das nennt ihr Sympathie!
Vortrefflich!
Sophie.
Mußt' ich nur dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.
Aceſt.
Ich kenn's!
Söller.
Ja, ja, ich auch!
Sophie.
Du liebenswerth du biſt,
Du hätteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Mann's! Wie können wir der Reihe?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Soller (geräth auf eine Art).
Nein doch, die arme Frau iſt wahrlich übel dran!

Sophie.
Mein Mann hat keinen Sinn für bald ein menſchliches Leben!
Was hab' ich nicht gereb't, was hab' ich nicht gegeben!
Er ſäuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, flantert, pocht und kreidet, daß geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke;
Was er für Klugheit hält, ſind ungeſchliffne Ränke,
Er lügt, verläumdet, trügt —

Soller.
Ich ſeh', ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leichenſermon.

Sophie.
O glaub', ich hätte mich ſchon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

Soller.
Nur heraus!

Sophie.
Daß mich Alceſt noch liebet.

Alceſt.
Er liebt, er klagt, wie du.

Sophie.
Das lindert meine Pein.
Von Einem wenigſtens, von dir beklagt zu ſein.
Alceſt, bei dieſer Hand, der theuern Hand, beſchworne
Ich dich, behalte mir dein Herz beſtändig!

Soller.
Höre.
Wie ſchön ſie thut!

Sophie.
Dieß Herz, das nur für dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt, als nur von deiner Hand.

Alceſt.
Ich kenne für dein Herz kein Mittel.
(Er faßt Sophien an den Arm und küßt ſie.)

Soller.
Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!

Sophie.
Mein Freund!

Soller.
Nein, nun wird's matt;
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt.
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging nun ihren Weg, und ließe mir das Küſſen!

Alceſt.
Geliebteſte!

Sophie.
Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb' wohl!

Alceſt.
Du gehſt?

Sophie.
Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.
Du liebſt mich und du gehſt?

Sophie.
Ich geh' — weil ich dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht.
An einem ſichern Ort, wo nichts uns ſtören macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlechte iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit
Verlegt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen.

Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Soller.
Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.
Leb' wohl, und glaube mir, daß ich die deine ſey.

Soller.
Das Ungewitter zieht mir nah am Kopf vorbei.
(Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mittelthür, die offen bleibt. Man ſieht ſie beide in der Ferne zuſammen gehn.)

Soller.
Für dießmal nimm fürlieb! Hier iſt nicht viel zu ſinnen.
Der Augenblick macht Luft, mir friſch mit dir von hinnen!
(Aus dem Alkoven und ſchnell durch die Gartenthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Alceſt (zurückkommend).

Was willſt du nun, mein Herz! — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden,
Des erſten Liebesglückes nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gethan! Was hab' ich nicht gelitten!
Und jenes Bild iſt hier noch nicht herausgeſpült,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte.
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht? wie heller ſeit der Zeit?
Und doch bleibt dir ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich nur, was dich hieher getrieben;
Nun wender ſich das Blatt, fängſt wieder an zu lieben,
Und die Freigeiſterei, und was du ſonſt gedacht,
Der Hohn, den du ihr ſprachſt, der Plan, den du gemacht —

Wie anders ſieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du ſie fängſt, ſo hat ſie dich ſchon lange!
Nun das iſt Menſchenloos! Man rennt wohl Aelters an.
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jetzt das Nächſte! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund iſt's doch verflucht — Ihr Schickſal drückt mich ſehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.
Ich hab' juſt noch ſo viel. Das ſehn! Ja, es wird reichen.
Wär' ich auch völlig fremd, ſie müßte mich erweichen:
Allein es liegt mir nur zu tief im Herz und Sinn.
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich konnt's einmal nicht hindern:
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer lindern.
(Er macht die Schatulle auf.)
Was Teufel? Was iſt das? Faſt die Schatulle leer!
Von allem Silbergeſchirr iſt nicht das Mindeſte mehr.

Ahasverus.

Und ich war ſo vergnügt als unter meinen
Kindern!
Mir wünſchen ſie den Tod? Das ſchmerzt
mich gar zu ſehr!

Haman.

Und, Herr, wer einmal ſtirbt, der ißt und
trinkt nicht mehr.

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht ſchrecklich
g'nug beſtrafen.

Haman.

Du ſollteſt ſchon ſo früh bey deinen Vätern
ſchlafen?

Ahasverus.

Ey pfui! mir iſt das Grab mehr als der
Tod verhaßt!
Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun
ſtill! ich bin gefaßt.

Das Gold hab' ich bei mir. Ich hab' die Schlüssel immer!
Erst seit dem Nachmittag! Wer war denn wohl im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie! — Unwärt'ge Grille fort!
Mein Diener? O! der liegt an einem sichern Ort;
Er schläft. — Der gute Kerl, er ist gewiß nicht schuldig!
Allein wer sonst? — Bei Gott! es macht mich ungeduldig.

Dritter Aufzug.

Die Wirthsstube.

Erster Auftritt.

Der Wirth
(im Schlafrock, im Gehen neben dem Tisch, worauf ein halb abgebrannter Licht, Kartenspiel, Pfeifen und Zeitungen. Nach den ersten Versen setzt er auf und setzt sich in diesem Auftritte und dem Anfange des folgenden an).

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!
Unmöglich scheint es mir, das Räthsel aufzulösen:
Wenn man was Böses thut, erschrickt man vor dem Bösen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirth ist es nicht wohlgethan
Zu zittern, wenn's im Haus' rumort und geht und knistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe nah verschwistert.
Es war kein Mensch zu Haus', nicht Söhler, nicht Alceste;
Der Kellner kennt's nicht seyn, die Mägde schliefen fest.
Doch halt! — In aller Früh', so zwischen drei und vieren,
Hört' ich ein laut Geräusch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl selbst der Geist, vor dem ich bebt.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben so.
Allein, was that sie da? — Man weiß, wie's Weiber machen;
Sie visitiren gern und sehn der Fremden Sachen
Um Wäsch' und Kleider gern. Hätt' ich nur dran gedacht.
Ich hätte sie erschreckt und dann sie ausgelacht.
Sie hätte mir gesucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt ist die schöne Zeit so unverbraucht verschwunden!
Verflucht! Zur rechten Zeit fällt einem nie was ein.
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hinterdrein.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.
Mein Vater! Denken Sie! —
Wirth.
Nicht einmal guten Morgen?
Sophie.
Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf ist voller Sorgen.
Wirth.
Warum?
Sophie.
Alcestens Geld, das er nicht lang' erhielt,
Ist miteinander fort.
Wirth.
Warum hat er gespielt?
Sie bleiben nicht davon.
Sophie.
Nicht doch! Es ist gelobten!
Wirth.
Wie?
Sophie.
Er, vom Zimmer weg!
Wirth.
Den soll der Teufel holen.
Den Dieb! Wer ist's? Geschwind!
Sophie.
Wer's wäre!
Wirth.
Hier, im Haus?
Sophie.
Ja, vom Alcestens Tisch, aus der Schatull' heraus.
Wirth.
Und wann?
Sophie.
Heut Nacht!
Wirth (vor sich).
Das ist für meine Neugierstünden!
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsstock finden.
Sophie (vor sich).
Er ist bestürzt und murrt. Hätt' er so was gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsstock klagt ihn an.
Wirth (vor sich).
Hat es Sophie wohl selbst? Verflucht! das wär' noch schlimmer.
Sie wollte gestern Geld, und war heut Nacht im Zimmer.
(laut)
Das ist ein dummer Streich! Sieh Acht! der thut uns weh;
Wohlfeil und sicher seyn ist unsre Renommee.
Sophie.
Ja! Er versammelt es wohl, uns wird es sicher schaden.
Es wird am Ende doch dem Gastwirth aufgeladen.
Wirth.
Das weiß ich nur zu sehr. Es bleibt ein dummer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb ist, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!
Sophie.
Es schlägt mich völlig nieder.
Wirth (vor sich).
Aha, es wird ihr bang.
(laut, etwas verdrießlicher.)
Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.
Sophie (vor sich).
Es schreckt, die Reue kommt ihm ein.
(laut)
Und wenn er's wieder hat, so mag der Thäter seyn.
Wer will, man sagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth (vor sich).
Wenn sie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!
(laut)
Du bist ein gutes Kind und mein Vertrauen zu dir — Wart' nur!
(Er geht, nach der Thür zu sehn.)
Sophie (vor sich).
Bei Gott! er kommt und offenbart sich mir!
Wirth.
Ich kenne dich, Sophie, du pflegtest mir zu lügen —
Sophie.
Eh' hab' ich aller Welt, als Ihnen, was verschwiegen.
Drum hoff' ich dießmal auch wohl zu verdienen —
Wirth.
Schon!
Du bist mein Kind, und was geschehn ist, ist geschehn.
Sophie.
Es kann das beste Herz in dunkeln Stunden fehlen.
Wirth.
Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß du im Zimmer warst, das weiß kein Mensch als ich.
Sophie (erschrocken).
Sie wissen? —
Wirth.
Ich war drin, du kannst, ich hörte dich;
Ich wußt' nicht, wer es war, und lief, als käm' der Teufel.
Sophie (vor sich).
Ja, ja, er hat das Geld! Nun ist es außer Zweifel.
Wirth.
Erst jetzo fiel mir ein, ich hört' dich heute früh.
Sophie.
Und was vortrefflich ist, es denkt kein Mensch an Sie.
Ich fand den Wachsstock —
Wirth.
Du?
Sophie.
Ich!
Wirth.
Schön, bei meinem Leben!
Nun sag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?
Sophie.
Sie sagen: „Herr Alexi!" verschonen Sie mein Haus;
Das Geld ist wieder da, ich hab' den Dieb heraus.
Sie wissen selbst, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, so war er schon gerühret,
Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeihen
Sie ihm's — Gewiß, Alexi wird gern zufrieden sein.
Wirth.
So was zu fädeln, daß du eine feine Gabe.
Sophie.
Ja, bringen Sie's ihm so:
Wirth.
Gleich! wenn ich's nur erst habe.
Sophie.
Sie haben's nicht?
Wirth.
Ei nein! Wo hätt' ich es denn her?
Sophie.
Woher?
Wirth.
Nun ja! Woher? Gabst du mir's denn?
Sophie.
Und wer
Hat's denn?
Wirth.
Wer's hat?
Sophie.
Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?
Wirth.
Possen!
Sophie.
Wo thaten Sie's denn hin?
Wirth.
Ich glaub', du bist geschossen!
Hast du's denn nicht?
Sophie.
Ich?
Wirth.
Ja!
Sophie.
Wie käm' ich denn dazu?
Wirth.
Eh! (macht ihr pantomimisch das Stehlen vor.)
Sophie.
Ich versteh' Sie nicht!
Wirth.
Wie unverschämt bist du!
Jetzt, da du's geben sollst, gedenkst du auszuweichen.
Du hast's ja erst bekannt. Pfui dir mit solchen Streichen!
Sophie.
Nein, das ist mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und sagten nur vorhin, Sie hätten's selbst gethan!
Wirth.
Du Kröte! Ich's gethan? Ist das die schuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machst mich gar zum Diebe,
Da du die Diebin bist!
Sophie.
Mein Vater!
Wirth.
Warst du nicht
Heut früh im Zimmer?
Sophie.
Ja!
Wirth.
Und sagst mir ins Gesicht,
Du hättest nicht das Geld?
Sophie.
Beweis't das gleich?
Wirth.
Ja!
Sophie.
Haaren
Sie denn nicht auch heut früh —
Wirth.
Ich sag' dich bei den Haaren,
Wenn du nicht schweigst und gehst!
(Sie geht weinend ab.)
Du treibst den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie ist fort! Es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bild't sie sich ein, mit Läugnen durchzudringen.
Das Geld ist einmal fort, und g'nug, sie hat's gestanden!

Dritter Auftritt.

Alceſt in Gedanken, im Morgenkleid. Der Wirth.

Wirth (vorlegen und bürſtet).

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß!
Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigſt zu verſchweigen;
Ich will das Meine thun. Ich hoff', es wird ſich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, ſo freun die Neider ſich.
Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder ſeyn! Ein Hausdieb hat's genommen!
Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wieder kommen.
Wie hoch beläuft ſich's denn?

Alceſt.

Einhundert Thaler!

Wirth.

Ei!

Alceſt.

Doch hundert Thaler —

Wirth.

Peſt! ſind keine Kinderei!

Alceſt.

Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.

Wirth.

Ei, wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr.
Ob's Michel oder Hans, und wann und wie es wär'?

Alceſt (vor ſich).

Mein alter Diener! Nein! Der kann mich nicht berauben.
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben!

Wirth.

Sie brechen ſich den Kopf! Es iſt vergeb'ne Müh.
Genug, ich ſchaff' das Geld.

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie.
Daß Niemand nichts erfährt! Wir kennen uns ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus das Geld.

Alceſt.

Ei, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch Jemand aus dem Haus?

Wirth.

Sie werden's nicht erfragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Maad?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein!

Alceſt.

Der Kellner hat's doch nicht?

Wirth.

Der Kellner kann's nicht ſeyn.

Alceſt.

Die Köchin iſt gewandt —

Wirth.

Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hans?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gärtner ſtunde wohl —

Wirth.

Nein, noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gärtners?

Wirth.

Nein!

Alceſt.

Vielleicht —

Wirth (halb vor ſich).

Der Hausknecht? — Ja.

Alceſt (vor ſich).

Wart' nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!
(laut)
So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen.
Wenn's wiederkommt! (thut als ging er weg.)

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt
(als wenn ihm etwas einfiele).

Herr Wirth! Mein Dintenfaß
Iſt leer, und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ei was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben.
Es muß was Wichtig's ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben allemal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth, als der Spaß.

Wirth.

O das geht, wie im Spiele;
Da kommt ein eing'ger Brief, und tröſtet uns für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! Der geſtrige enthält
Viel Wichtig's? Darf' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt.

Wirth.

Nichts aus Amerika?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, bleibt's dabei? geht wieder Leute —

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Aleſt.
Ja, das kann möglich ſeyn.
Wirth.
Im Norden iſt's nicht juſt!
Aleſt.
Ich wollte nicht drauf ſchwören.
Wirth.
Es gährt ſo heimlich noch.
Aleſt.
Wir werden manches hören.
Wirth.
Kein Unglück irgendwo?
Aleſt.
Nur zu! Bald ſind Sie da!
Wirth.
Gab's wohl beim letzten Froſt —
Aleſt.
Erfrorne Naſen? — Ja!
Wirth.
Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.
Aleſt.
Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.
Wirth.
Und was verlangen Sie für ein Vertraun von mir?
Aleſt.
Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiete.
Nun, wollen Sie den Brief?
Wirth (confundirt und begierig).
Ach, allzuviele Güte!
(vor ſich)
Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.
Aleſt.
Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl des andern werth.
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bei meiner Ehre.
Wirth (vor ſich).
Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!
Allein wie? wenn Sophie — Ey nun! da mag ſie ſehn!
Die Reizung iſt zu groß, kein Menſch kann widerſtehn!
Er wäſſert mir das Maul, wie ein gebeizter Haſe.
Aleſt (vor ſich).
So ſtach kein Schinken je dem Windhund in die Naſe.
Wirth
(beſchämt, nachdenkend und noch zaudernd).
Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und ihre Gütigkeit —
Aleſt (vor ſich).
Jetzt beißt er an.
Wirth.
Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.
(zerreißend und bald bittend)
Versprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen!
Aleſt (reicht den Brief hin).
Den Augenblick!
Wirth,
(der ſich langſam dem Aleſt. mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert).
Der Augenblick —
Aleſt.
Der Dieb!
Wirth.
Der's weggenommen.
Iſt —
Aleſt.
Nur heraus!
Wirth.
Iſt mei —
Aleſt.
Nun!
Wirth
(mit einem herzhaften Ton, fährt plötzlich zu, und reißt Aleſten den Brief aus der Hand.)
Meine Tochter!
Aleſt (erſtaunt).
Wie?
Wirth
(fährt hervor, reißt vor geſchwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen).
„Hochwohlgeborner Herr!“
Aleſt (kriegt ihn bei der Schulter).
Sie wär's? Nein, ſagen Sie die Wahrheit!
Wirth (ungeduldig).
Ja, ſie iſt's! O, er iſt unerträglich!
(Er lieſt.)
„Inſonders“
Aleſt (wie oben).
Nein, Herr Wirth! Treyoe! das iſt unmöglich!
Wirth
(reißt ſich los, und fährt ohne ihm zu antworten fort).
„Hochzuverehrender“
Aleſt (wie oben).
Sie hätte das gethan!
Ich muß verſtummen.
Wirth.
„Herr“ —
Aleſt (wie oben).
So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?
Wirth.
Hernach will ich's erzählen.
Aleſt.
Iſt's denn gewiß?
Wirth.
Gewiß!
Aleſt (im Abgehen zu ſich).
Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen.

Vierter Auftritt.

Der Wirth
(lieſt und ſpricht dazwiſchen).
„Und Gönner“ — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit,
„Die mir ſo manchen Fehl verzeihen hat, verzeihe
„Mir, hoff' ich, diesmal auch.“ — Was giebt's denn zu verzeihen!
„Ich weis es, gnäd'ger Herr, daß Sie ſich mit mir freuen.“
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
„Wobei mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt.
„Ihr hat vom ſechſten Sohn mein liebes Weib entbunden.“
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden.
„Der Knab“ — Der Balg der! — O erſtickt! erdroſſelt ihn!
„Und ihrer Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn“ —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!

Wart' nur, das geht dir nicht ſo ungenoſſen aus, Alceſt! Ich will dich ſchon! Du ſollſt mir aus dem Haus!

Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen! Dürft' ich ihn wieder nur, wie er's verdient, tractiren!

Doch meine Tochter! O! das Henkersding geht ſchief! Und ich verrathe ſie um den Gratterbrief!

(Er faßt ſich in die Perrücke.)

Verfluchter Dohſenkopf! Biſt du ſo alt geworden! Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!

Was fang' ich an? Wofrn? Wie rächt' ich dieſen Streich?

(Er erwiſcht einen Stock und läuft auf dem Theater herum.)

Tret' einer mir zu nah, ich ſchlag' ihn todtermeſch! Hätt' ich ſie jetzt nur hier, die mich ſonſt chicanirten, Ich wärd' ſie alle Herrn! Wie wollt' ich ſie carriren! Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht was,

Zerbrächt' der Junge mir gleich jetzt ein Stängelglas. Ich zehr' mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!

(Er ſitzt auf einen Seſſel und prügelt ihn aus.)

Ha! biſt du ſtandig! Komm! An dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth ſchläft immer fort. Söller kommt herein und erſchrickt; er iſt im Domino, die Maske auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuſchchen.

Söller.

Was giebt's? Was? Iſt er toll? Nun ſey auf deiner Hut.

Das wär' ein ſaubrer Emploi, des Seſſels Subſtitut! Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben? Das Beſte wär', ich ging! Da iſt nicht ſicher bleiben.

Wirth (ohne Söllern zu ſehen).

Ich kann nicht mehr! o weh! es ſchmerzt mich Rück' und Arm!

(Er wirft ſich in den Seſſel.)

Ich ſchwitz' am ganzen Leib.

Söller (vor ſich).

Ja, ja. Motion macht warm.

(Er zeigt ſich dem Wirth.)

Herr Vater!

Wirth.

Ah. Meyſe! Er lebt die Nacht im Sauſe. Ich quäle mich zu Tod', und Er läuft aus dem Hauſe? Da trägt der Faſtnachtsnarr zum Tanz und Spiel ſein Geld,

Und tacht, wenn hier im Hauſ der Teufel Faſtnacht hält!

Söller.

So aufgebracht!

Wirth.

O wärt', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Alceſt, Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen!

Söller.

Nein, nein!

Wirth.

Wär't Ihr gebolt, ſo hätt' ich endlich Ruh, Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu!

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Söller

(mit Karrikatur und Angſt).

Was gab's? Weh' dir! vielleicht in wenig Augenblicken —

Sieh deinen Schädel preis! Parire nur den Rücken! Vielleicht iſt's raus! o weh! o wie mir Armen grauſt,

Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doctor Fauſt

Nicht bald zu Muth! Nicht bald war's ſo Richard dem Dritten!

Hör' da! der Galgen da! der Haburei in der Mitten!

(Er läuft wie unſinnig herum, endlich beſinnt er ſich.)

Ach, des geſtrobl'nen Guts wird Keiner jemals froh! Geh, Memme, Böſewicht! Warum erſchrickſt du ſo? Vielleicht iſt's nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren.

(Er erblickt Alceſten und läuft fort.)

O weh! er iſt's! er iſt's! Er faßt mich bei den Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alceſt

(angekleidet, mit Hut und Degen).

Solch einen ſchweren Streit empfand dies Herz noch nie.

Das ſeltene Geſchöpf, in dem die Phantaſie Des zärtlichen Alceſt das Bild der Tugend ehrte, Die ihn den höchſten Grad der ſüdnſten Liebe lehrte, Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem alles war; Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! Zwar Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen; Ich laß' ſie all ein Weib bei andern Weibern ſtehen; Allein ſo tief! ſo tief! Das treibt zur Raſerei. Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer bei. Wie klein! Kannſt du denn das nicht über dich vermögen?

Ergreif das ſchöne Glück! Es kommt dir ja entgegen.

Ein unvergleichlich Weib, das du begierig liebſt, Braucht Geld. Geſchwind, Alceſt! Der Pfennig, den du giebſt,

Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen —

Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!

Geh, faß' dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:

Gebärſen Sie vielleicht geringer Baarſchaft? Gut: Verſchweigen Sie mir's nicht: Nur ohne Furcht bedienen

Sie ſich des Meinigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen —

Sie kommt: Auf einmal weg iſt die erlogne Ruh! Du glaubſt, ſie nahm das Geld, und traut ihr's doch nicht zu.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceſt: Sie ſcheinen mich zu fliehen —

Hat denn die Einſamkeit ſo viel, Sie anzuziehen!

Alceſt.

Für dießmal weiß ich nicht, was mich beſonders zog,
Und ohne viel Raiſon giebt's manchen Monolog.

Sophie.

Zwar der Verluſt iſt groß und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt.

Ach! es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das Bischen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Alceſt (lächelnd).

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen;
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie (erſtaunt).

So wiſſen Sie?

Alceſt

(mit Zärtlichkeit, er ergreift ihre Hand und küßt ſie).

Ihr Vater! — Ja, ich weiß, geliebteſte Sophie!

Sophie

(verwundert und beſchämt).

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für dich brennt.
Das Glück entriß dich mir, und hat uns nicht getrennt;
Dein Herz iſt immer mein, mein's immer dein geblieben.
Mein Geld iſt dein, ſo gut, als wär' es dir verſchrieben;
Du haſt ein gleiches Recht auf all mein Gut, wie ich.
Nimm, was du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich!
(Er umarmt ſie; ſie ſchweigt.)
Beſteht! Du findeſt mich zu allem gleich erbötig.

Sophie

(ſteif, indem ſie ſich von ihm losreißt).

Reſpect vor Ihrem Geld! allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, faſſ' ich's recht?

Ha! Sie verkennen mich. —

Alceſt (ſtaunt).

O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch, was er fodert,
Und ſtirbt nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert.
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie (erſtaunt).

Vergeht? wie das?

Alceſt.

Madam!

Sophie (unterbrechend).

Was ſoll das heißen, Herr?

Alceſt.

Verzeihn Sie meiner Scham:
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie (mit Zorn).

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sophie

(mit einem Ausdrucke von Heftigkeit).

Was? Ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie (wie oben).

Nun: das!

Alceſt.

Eh nun: daß Sie — daß Sie das Geld genommen.

Sophie

(mit Wuth und Thränen, indem ſie ſich wegwendet).

Er darf? O Gott: Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt (zuvorend).

Sophie!

Sophie (wegzuweinen).

Sie ſind nicht werth —

Alceſt (wie oben).

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeihn Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht, die Ehre mir zu rauben,
Und von Sophien? Wie? Alceſt. Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht gedacht um alles Gut der Welt —
Allein, es muß heraus! Mein Vater hat das Geld.

(Eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Alceſt, hernach Söller.

Alceſt.

Nun wären wir geſchwind! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun auseinander leſen!
Zwei Menſchen, beide gut und treu ihr Lebenlang,
Verklagen ſich — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das erſte Mal, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchönen langen Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man beim Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie! der alte Mann! die ſollten mich betrauen?
Wär' Söller angeklagt, daß ließ' ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kanzen nur ein Fünfchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller

(in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinkanne).

Da ſitzt der Teufelskerl und rudert aus vom Schmauſen;
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzauſen!

Alceſt (vor ſich).

Da kommt er, wie beſtellt! (laut) Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(Er reibt die Stirn.)
Es thut mir gräulich weh.

Aleſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie ſonſt! Die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drin iſt.

Aleſt.

Ging's brav?

Söller.

Gar ſehr!

Aleſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn
(vor ſich) dem Tanz von heute früh.

Aleſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.

Aleſt.

Und ging es nicht?

Söller.

Eh, nein! im Kopfe drückt' es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.

Aleſt.

Ei!

Söller.

Und das Schlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren;
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.

Aleſt.

So arg? Das iſt mir leid! Das Uebel kommt geſchwind.

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon, ſeitdem Sie bei uns ſind,
Und länger.

Aleſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Aleſt.

Ei, laß' Er ſich den Kopf mit warmen Tüchern reiben!
Vielleicht verzieht es ſich.

Söller (vor ſich).

Ich glaub', er ſpottet noch!
(laut)
Ja, das geht nicht ſo leicht.

Aleſt.

Am Ende giebt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen.
Wenn Er zum Balle ging, Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt die junge Frau zur Winterzeit allein.

Söller.

Ach! Sie bleibt gern zu Haus' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt, ſich ohne mich zu wärmen.

Aleſt.

Das wäre doch kurios!

Söller.

O ja, wer's Waſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Mink, wo's was zum Beſten giebt.

Aleſt (inquirt).

Wie ſo verſtämt?

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Ermeſſt gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er räckt nicht gern heraus,
Er ſchont das Seinige; da trink' ich außerm Haus!

Aleſt (mit Ahndung).

Mein Herr, bedenken Sie!

Söller (mit Hohn).

Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern?
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was anders hält.

Aleſt (mit zurückgehaltenem Zorne).

Was Mann! Mann oder nicht! Ich trotz' der ganzen Welt;
Und unterſtehen Sie ſich noch einmal was zu ſagen —

Söller (erſchrickt. Vor ſich).

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt? (laut)
Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Trotz jedem fremden Koch!

Aleſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reiz der Seele!
So viel Ihm zugedacht! Nichts, was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's bemerkt, beſondern Reiz im Blut.
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugedrachtes Gut.
Ich war präbeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und ohne Frage ſchon getraut im Mutterleibe.

Aleſt (herausbrechend).

Herr Ehler!

Söller (lacht).

Soll er was?

Aleſt (zurückhaltend).

Ich ſag' Ihm, ſey Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbieten will?

Aleſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm, wer es wäre!

Söller (halb laut).

Er ſchlüge ſich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Aleſt.

Gewiß!

Söller (wie oft).

Es weiß kein Menſch ſo gut, wie weit ſie geht.

Aleſt.

Verflucht!

Söller.

O Herr Aleſt! wir wiſſen ja, wie's ſteht.
Nur ſtill! ein bischen ſtill! Wir wollen uns vergleichen,
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihres Gleichen.
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spreilegium.

Aleſt.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie ſich unterfangen —

Söller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen.
Und täglich iſt mir's noch, als thät' ich Zweieln.

Alceſt (zornig und entſchloſſen).
Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! Was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.
Söller (herzhaft).
Ihr Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann man wiſſen.
Alceſt.
Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?
Söller.
Wie man's nimmt.
Vom Hören und vom Sehn.
Alceſt.
Ha!
Söller.
Nur nicht ſo ergrimmt!
Alceſt (mit dem entſchiedenſten Zorne).
Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?
Söller
(erſchrocken, will ſich wegbegeben).
Erlauben Sie, mein Herr!
Alceſt (ihn zurückhaltend).
Wohin?
Söller.
Beiſeit zu gehen.
Alceſt.
Sie kommen hier nicht los!
Söller (vor ſich).
Oh ihn der Teufel plagt!
Alceſt.
Was hörten Sie?
Söller.
Ich? Nichts! Man hat mir's nur geſagt.
Alceſt (dringend zornig).
Wer war der Mann?
Söller.
Der Mann! das war ein Mann —
Alceſt (heftiger und auf ihn losgehend).
Geſchwinde!
Söller (in Angſt).
Der's ſelbſt mit Augen ſah.
(herzhafter) Ich rufe das Geſinde!
Alceſt
(ergreift ihn beim Kragen).
Wer war's?
Söller (will ſich losreißen).
Was? Hölle!
Alceſt (hält ihn feſter).
Wer? Sie übertreiben mich!
(Er zieht den Degen.)
Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?
Söller
(fällt vor Angſt auf die Kniee).
Ich:
Alceſt (drohend).
Was haben Sie geſehn?
Söller (furchtſam).
Ei nun, das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.
Alceſt (wie oben).
Und weiter?
Söller.
Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.
Alceſt.
Das heißt?
Söller.
Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.
Alceſt.
Nun?
Söller.
Man hat nicht das Herz, ſo etwas zu verſagen.
Alceſt.
So etwas? Deutlicher!
Söller.
O laſſen Sie mir Ruh!
Alceſt (immer wie oben).
Es heißt? Beim Teufel!
Söller.
Nun, es heißt ein Rendezvous.
Alceſt (erſchrocken).
Er lügt!
Söller (vor ſich).
Er iſt erſchreckt.
Alceſt (vor ſich).
Wie hat er das erfahren?
(Er ſteckt den Degen ein).
Söller (vor ſich).
Courage!
Alceſt (vor ſich).
Wer verrieth, daß wir beiſammen waren?
(Erdolt.)
Was meinen Sie damit?
Söller (ironiſch).
O wir verſtehn uns ſchon.
Das Luſtſpiel heute Nacht! Ich ſtand nicht weit davon.
Alceſt (erſtaunt).
Und wo?
Söller.
Im Cabinet!
Alceſt.
So war Er auf dem Balle?
Söller.
Wer war denn auf dem Schmauß? Nur ſtill und ohne Galle
Zwei Wörtchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.
Alceſt.
Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt, Raben
Und Dohlen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn, Pfui! ſchlechter Menſch!
Söller.
Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten:
Ihr halter kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerlei. Geluſt nach Fleiſch, nach Gold,
Send erſt nicht hängenswerth, wenn ihr uns hängen wollt.
Alceſt.
Er unterſteht ſich noch —
Söller.
Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß, geradrnt herum zu gehen.
In Summa, nehmen Sie's nur nicht ſo gar genau:
Ich ſtahl dem Herrn ſein Geld, und Er mir meine Frau.
Alceſt (drohend).
Was ſtahl ich?

Söller.
Nichts, mein Herr! Es war ſchon längſt Ihr eigen.
Noch eh' ich's mein geglaubt.
Alceſt.
Soll —
Söller.
Da muß ich wohl ſchweigen.
Alceſt.
An Galgen mit dem Dieb!
Söller.
Erinnern Sie ſich nicht,
Daß auch ein ſcharf Geſetz von andern Leuten ſpricht?
Alceſt.
Herr Söller!
Söller
(macht ein Zeichen des Köpfens).
Ja, man hilft euch Raſchern auch vom Brode.
Alceſt.
Iſt Er ein Praktikus, und hält das Zeug für Mode?
Gehangen wird Er noch, zum wenigſten geſtäupt.
Söller (zeigt auf die Sterne).
Gedrandmarkt bin ich ſchon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Wirth. Sophie.

Sophie (im Fond).
Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.
Wirth (im Fond).
Das Mädchen will nicht weichen.
Sophie.
Da iſt Alceſt.
Wirth (erblickt Alceſten).
Ha!
Sophie.
Es muß, es muß ſich zeigen!
Wirth (zu Alceſten).
Mein Herr, ſie iſt der Dieb!
Sophie (auf der andern Seite).
Er iſt der Dieb, mein Herr!
Alceſt
(ſieht ſie beide lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend).
Er iſt der Dieb!
Söller (vor ſich).
Nun, Haut, nun halte feſt!
Sophie.
Er?
Wirth.
Er?
Alceſt.
Sie haben's beide nicht; er hat's!
Wirth.
Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf, aufs Rad!
Sophie.
Du?
Söller (vor ſich).
Wetterbruch und Hagel!
Wirth.
Ich möchte dich —
Alceſt.
Mein Herr! ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.
Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Tugend darf's —
(zu Söller)
Sie waren ja zugegen!
Sophie (erſtaunt).
Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht.
Die Tugend —
Söller.
Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.
Alceſt (zum Wirth).
Doch Sie?
Wirth.
Aus Neugier war ich auch hinaufgekommen.
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen;
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.
Alceſt.
Verzeihn Sie dieſen Scherz: Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!
Sophie.
Alceſt!
Alceſt.
Ich zweifle' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Streich.
So gut wie tugendhaft —
Söller.
Faſt glaub' ich's ſelber mit.
Alceſt (zu Sophien).
Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?
Sophie.
(ſie giebt ihm die Hand). Gerne!
Alceſt (zum Wirth).
Alſons denn!
Wirth (giebt Söllern die Hand).
Steht nicht mehr!
Söller.
Die Länge bringt die Ferne!
Alceſt.
Allein, was macht mein Geld?
Söller.
O Herr, es war aus Noth!
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod'.
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden;
Hier iſt das Uebrige, ich weiß nicht wie viel Gulden.
Alceſt.
Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.
Söller.
Für dießmal wär's vorbei!
Alceſt.
Allein ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu;
Und unterſteht Er ſich noch einmal anzufangen! —
Söller.
So! — Dießmal bleiben wir wohl alle ungehangen.

Satyros

oder

der vergötterte Waldteufel.

Drama in fünf Acten.

1770.

Erster Act.

Einsiedler.

Ihr denkt, ihr Herr'n, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten seyn.
Ihr irrt euch, liebe Herren mein!
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil sie in Städten so ruchlos leben
Und alle wandeln nach ihrem Trieb,
Der Sonnenlicht, Heuchler und der Dieb:
Das hört' mich immerfort ereifern,
Bösewicht sie nur nicht seyn beschelten;
Beschelten und be — — mich, wie die Raben,
Und noch dazu Reverenzen haben!
Ihrer lasterwilligen Narrheit satt
Bin herausgezogen in Gottes Stadt;
Wo's freilich auch geht drüber und drunter
Und geht demungeacht't nicht unter.
Ich sah im Frühling ohne Zahl
Blüthen und Knospen durch Berg und Thal,
Wie alles drängt und alles treibt,
Kein Blütlein ohne Krümlein bleibt.
Da denkt nun gleich der fein' Pfiffister:
Das ist für mich und meine Geschwister.
Unser Herrgott ist so gnädig dener;
Härt' ich's doch schon in Sack und Scheuer!
Unser Herrgott spricht: aber mir nit so;
Es sollen's Ander' auch werden froh.
Da lockt und denn der Sonnenschein
Stroh' und Schwalb' aus der Fremd' herein,
Den Schmetterling aus seinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen 'raus,
Und brütet das Raupen-Würmern aus.
Das emsig all von Erzeugungs-Kraft,
Wie sich's hat auf dem Erdlof gerafft;
Vögel und Frösch' und Thier' und Mücken
Begehn sich zu allen Augenblicken,
Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken,
Daß man auf jeder Blüm' und Blatt
Ein Ei- und Wechselbettlein hat.
Und sing' ich dann im Herzen mein
Lob Gott mit allen Würmelein.
Das Volk will dann zu essen haben,
Verzehren bescherte Gottes-Gaben.
So frißt's Würmlein frisch Krümlein-Blatt,
Das Würmlein macht das Vöglein satt,
Und weil ich auch bin zu essen hier
Mir das Vöglein zu Gemüthe führ',
Ich bin dann auch ein häuslich Mann,
Hab' Haus und Stall und Garten dran.
Mein Gärtlein, Früchtlein ich beschütz'
Vor Käf' und Raupen und dürrer Hitz'.
Kommt aber herein der Kiefelschlag
Und fouragirt mir an einem Tag,
So ärgert mich der Streich fürwahr;
Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
Wo mancher Würmlein ist schon todt
Aus Aengsten vor der Hungersnoth.
(Man hört von ferne heulen.)
U! U! Au! Au! Weh! Weh! Ai! Ai!
Einsiedler.
Welch ein erbärmlich Wehgeschrei!
Muß eine verwundte Bestl' seyn.
Satyros.
O weh, mein Rücken! o weh, mein Bein!
Einsiedler.
Gut Freund, was ist euch Leids geschehn?
Satyros.
Dumme Frag'! Ihr könnt's ja sehn.
Ich bin gestürzt — entzwei mein Bein!
Einsiedler.
Heckt auf! Hier in die Hütte 'rein.
(Einsiedler hebt ihn auf, trägt ihn in die Hütte und legt ihn auf's Bett.)
Einsiedler.
Halt still, daß ich die Wund' besehl'!
Satyros.
Ihr seyd ein Flegel! ihr thut mir weh.
Einsiedler.
Ihr seyd ein Frag'! so halt's denn still!
Wie, Teufel, ich euch da schinden will?
(Verbindet ihn.)
So bleibt nur wenigstens im Ruh.
Satyros.
Schafft mir Wein und Kost dazu.
Einsiedler.
Milch und Brot, sonst nichts auf der Welt.
Satyros.
Eure Wirthschaft ist schlecht bestellt.
Einsiedler.
Des vernehmen Gast's mich nicht versah.
Da kostet von dem Topfe da.
Satyros.
Pfui! was ist das ein Geschmack
Und magrer als ein Bettelsack.
Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Fag' mir dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Burgel beispritzen.
Das ist, bei Gott! ein ander Wesen.
Einsiedler.
Drum eilt euch wieder zu genesen.
Satyros.
Was blas't ihr da so in die Hand?
Einsiedler.
Seyd ihr nicht mit der Kunst bekannt?
Ich hauch' die Fingerspitzen warm.
Satyros.
Ihr seyd doch auch verteufelt arm.

Nun soll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh, laß mir auf einmal zehntausend Galgen bauen.

Haman kniend.

Unüberwindlichster! hier lieg' ich, bitte Gnade!
Es wär' um's viele Volk — und um die Waldung Schade.

Ahasverus.

Steh auf! Dich hat kein Mensch an Großmuth überschritten;
Dich lehrt dein edel Herz für Feinde selbst zu bitten.
Steh auf! Wie meinst du das?

Haman.

Gar mancher Bösewicht
Ist unter diesem Volk; doch alle sind es nicht;

Einsiedler.
Nein, Herr! ich bin gewaltig reich;
Mein'n eignen Mangel hilf' ich gleich.
Wollt' ihr von Supp' und Kraut nicht was?

Satyros.
Das warm Geschlapp was soll mir das?

Einsiedler.
So legt euch denn einmal zur Ruh,
Bringt ein paar Stund' mit Schlafen zu.
Will sehen, ob ich nicht etwan
Für euren Gaum was finden kann.

Ende des ersten Acts.

Zweiter Act.

Satyros, erwachend.
Das ist eine Hunde-Lagerstätt!
Ein's Missethäters Folterbett!
Aufstiegen hab' ich dran mein'n Rücken,
Und die Unzahl verfluchte Mücken!
Bin kommen in ein garstig Loch.
In meiner Hhh' da lebt man doch;
Hat Wein im wohlgeschmierten Krug,
Und fette Milch und Käs' genug. —
Kann doch wohl wieder den Fuß betreten! —
Da ist dem Kerl sein Platz zu beten.
Es thut mir in den Augen weh.
Wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh.
Wollt' lieber eine Zwiebel anbeten.
Bis mir die Thrän' in die Augen treten.
Als dessen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querbügelein.
Mir gebt in der Welt nichts über mich;
Denn Gott ist Gott und ich bin ich.
Ich denk', ich schleiche so hinaus;
Der Teufel hol' den Herrn vom Haus!
Könnt' ich nicht etwa brauchen was?
Das Leinwand an wär' so ein Spaß.
Die Mädels laufen so vor mir;
Ich denk', ich dint's so etwa für.
Seinen Herrgott will ich 'runter reißen
Und draußen in den Giebach schmeißen.

Ende des zweiten Acts.

Dritter Act.

Satyros.
Ich bin doch müd'; 's ist teuflisch schwül!
Der Brunn der ist so schattenkühl.
Hier hat mir einen Königsthron
Der Rasen ja bereitet schon;
Und die Lüftelein laden mich all,
Wie lose Buhlen ohne Zahl.
Natur ist rings so liebesbang;
Ich will dich legen mit Fidr' und Sang.

Zwei Mägdlein mit Kasserrohren.

Aronor.
Hör', wie's daher so lieblich schallt!
Es kömmt vom Brunn oder aus'm Wald.

Psyche.
Es ist kein Knab' von unser Flur;
So singen Himmelsbotter nur.
Komm, laß uns lauschen!

Aronor.
Mir ist bang.

Psyche.
Mein Herz, ach! lechzt nach dem Gesang.

Satyros (singt).
Dein Leben, Herz, für wen erglühtʼs?
Dein Adlerauge, was erspähtʼs?
Dir huldigt ringsum die Natur,
'S ist alles dein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

Aronor.
Der singt wahrhaftig gar zu schön!

Psyche.
Mir will das Herz in meiner Brust vergehn.

Satyros (singt).
Hast Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wennlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenschein;
Und bist allein,
Bist elend nur!

Psyche.
Welch göttlich hohes Angesicht!

Aronor.
Siehst denn seine langen Ohren nicht?

Psyche.
Wie glühend starr umher er schaut!

Aronor.
Möcht' drum nicht seyn des Wunders Braut.

Satyros.
O Mädchen hold! der Erde Zier!
Ich bitt' euch, flehet nicht vor mir.

Psyche.
Wie kommst du an den Brunnen hier?

Satyros.
Woher ich komm', kann ich nicht sagen,
Wohin ich geh', möcht ihr nicht fragen.
Geweihet sind mir die Stunden,
Da ich dich, liebes Paar! gefunden.

Psyche.
O lieber Fremdling! sag' und recht,
Welch ist dein Nam' und dein Geschlecht?

Satyros.
Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat niemand mir mein'n Vater genannt.
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Ist mein heimischer Aufenthalt.
Hab' weit und breit meinen Weg genommen.

Psyche.
Sollt' er wohl gar vom Himmel kommen?

Aronor.
Von was, o Fremdling, lebst du denn?

Satyros.
Vom Leben, wie ein andrer Mann.
Mein ist die ganze weite Welt.
Ich wohne, wo mir's wohlgefällt.
Ich herrsche über's Wild und Vöglevolk.
Frösche auf der Erden und Fisch' im Meer.
Auch ist rings auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich.
Ich kenn' die Kräuter ohne Zahl,
Der Sterne Namen allzumal,
Und mein Gesang der dringt ins Blut
Wie Weines-Geist und Sonnen-Gluth.

Psyche.
Ach Gott! ich weiß wie's einem thut.

Aronor.
Hör', das wär' meines Vaters Mann.

Pſyche.

Ja freilich!

Satyros.

Wer iſt dein Vater dann?

Arsinoe.

Er iſt der Prieſter und Aelteſt im Land,
Hat viele Bücher und viel Verſtand,
Verſteht ſich auch auf Kräuter und Sternen;
Du müßt ihn wahrhaftig kennen lernen.

Pſyche.

So lauf und bring' ihn geſchwind herbei!
(Arsinoe ab.)

Satyros.

So ſind wir denn allein und frei.
O Engelskind! Dein himmliſch Bild
Hat meine Seel' mit Wonn' erfüllt.

Pſyche.

O Gott! ſeitdem ich dich geſehn,
Kann kaum auf meinen Füßen ſtehn.

Satyros.

Von dir glänzt Tugend, Wahrheits-Licht
Wie aus eines Engels Angeſicht.

Pſyche.

Ich bin ein armes Mägdelein,
Dem du, Herr! wolleſt gnädig ſeyn.
(Sie umfaßt ihn.)

Satyros.

Hab' alles Glück der Welt im Arm
So Liebe-Himmelswonnewarm!

Pſyche.

Dieß Herz mir ſchon viel Weh bereit't;
Nun aber ſtirb's in Seligkeit.

Satyros.

Du haſt nie gewußt, wo mit hin?

Pſyche.

Nie. — als ſeitdem ich bei dir bin.

Satyros.

Es war ſo abnunadvoll und ſchwer,
Dann wieder ängſtlich arm und leer;
Es trieb mich oft im Wald hinaus,
Dort Banigkeit zu athmen aus;
Und weitaufwolkte Tiefinen ſtellen
Und heil'ge Schmerzen ſich ergoſſen
Und um mich Himmel und Erd' verging?

Pſyche.

O Herr! du weiſeſt alle Ding',
Und aller Seligkeit Mahnraumbild
Füllt ich erbebend wiederfüllt.
(Er küßt ſie mächtig.)

Pſyche.

Laßt ab! — mich ſchaudert's — Wonn' und Weh —
O Gott im Himmel! ich vergeh' —

Hermes und Arsinoe kommen.

Hermes.

Willkommen, Fremdling, in unſerm Land!

Satyros.

Ihr tragt ein verſucht weites Gewand.

Hermes.

Das iſt nun ſo die Landesart.

Satyros.

Und einen lächerlich krauſen Bart.

Arsinoe (zieht in Pſyche).

Dem Fragen da iſt gar nichts recht.

Pſyche.

O Kind! er iſt von einem Göttergeſchlecht.

Hermes.

Ihr ſcheint mir auch ſo wunderbar.

Satyros.

Seht an mein ungekämmtes Haar,
Meine nackte Schultern, Bruſt und Lenden,
Meine lange Nägel an den Händen;
Da erkennt ihr's vielleicht daher?

Hermes.

Mir nicht!

Pſyche.

Mir auch nicht.

Arsinoe (vor ſich).

Aber mir!

Satyros.

Ich wollt' ſonſt ſchnell von hinnen eilen,
Und in dem Wald mit den Thieren heulen,
Wenn ihr euer unheilig Geſchick
Wolltet wähnen für Gut und Glück,
Eure Kleider, die euch beſchimpfen,
Mir als Vorzug entgegenrümpfen.

Hermes.

Herr! es iſt eine Nothwendigkeit.

Pſyche.

O, wie beſchwert mich ſchon mein Kleid!

Satyros.

Was Noth! Gewohnheitspoſſe nur
Lernt euch von Wahrheit und Natur.
Drinn doch alleine Seligkeit
Beſteht, und Lebens-Liebens-Freud';
Ernd all zur Sklaverei verdammt,
Nichts Ganzes habt ihr allzuſammt!

Es drängt ſich aller-lei Volks zuſammen.

Einer aus dem Volk.

Wer mag der mächtig' Redner ſeyn?

Ein andrer.

Einem dringt das Wort durch Mark und Bein.

Satyros.

Habt eures Urſprungs vergeſſen,
Euch zu Sklaven verkeſſen,
Euch in Häuſer gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Mährchen, von weiten.

Das Volk.

Weh uns! Weh!

Satyros.

Da eure Väter neugeboren
Vom Boden aufſprangen,
In Mannesammt verloren
Willkommetied fangen,
An mitgeborner Gattin Bruſt,
Der rings aufblühenden Natur,
Ohne Neid am Himmel blickten
Sich zu Göttern entzückten,
Und ihr — wo iſt ſo hin die Luſt
An ſich ſelbſt? Einzlinge, verbannt nur!

Das Volk.

Weh! Weh!

Satyros.

Selig, wer fühlen kann
Was ſey: Gott ſeyn! Mann!
Seinem Buſen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks,
Und nun lebig des Drucks
Gebäuter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt was Leben ſey!
Sterne auf ſeinen Füßen,
Der Erde genießen,
Nicht kränklich erwählen,
Mit Bereitern ſich quälen;
Der Baum wird zum Zelte;

Zum Teppich das Gras,
Und rothe Kastanien
Ein herrlicher Fraß!

Das Volk.

Rothe Kastanien! O hätten wir's schon!

Satyros.

Was hält euch zurücke
Vom himmlischen Glücke?
Was hält euch davon?

Das Volk.

Rothe Kastanien! Junkers Erben!

Satyros.

Folgt mir, ihr Werthen!
Herren der Erden!
Alle gesellt.

Das Volk.

Rothe Kastanien! Unser die Welt!

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

Im Wald.

Satyros, Hermes, Psyche, Areinor, das Volk sitzt in einem Kreise alle gelagert wie die Eichhörnchen, haben Kastanien in den Händen und nagen daraus.

Hermes vor sich.

Sacrament! ich habe schon
Von der neuen Religion
Eine verfluchte Indigestion!

Satyros.

Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Gesang!
Vernehmt, wie im Unding
Mich durcheinander zing;
Im verschlossnen Haß die Elemente tobend,
Und Kraft an Kräften widrig von sich stoßend,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren,

Das Volk.

Lehr' uns, wir hören!

Satyros.

Wie im Unding das Urding erwuchs,
Lichtsmacht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente sich erschlossen
Mit Hunger innigster erpressen,
Alldurchdringend, allzudrungen.

Hermes.

Des Mannes Geist ist von Göttern entsprungen.

Satyros.

Wie sich Haß und Lieb' gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengesang,
Sich theilte Kraft in Kraft verzehrend,
Sich theilte Kraft in Kraft vermehrend,
Und auf und ab sich rollend ging
Das all und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beständig!

Das Volk.

Er ist ein Gott!

Hermes.

Wie wird die Seele lebendig
Vom Feuer seiner Rede!

Das Volk.

Gott! Gott!

Psyche.

Heiliger Prophete
Gottheit! an deinen Worten, an deinem Blicken
Ich sterbe vor Entzücken!

Das Volk.

Sinkt nieder!
Betet an!

Einer.

Sey uns gnädig!

Ein Anderer.

Wunderthätig
Und herrlich!

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Die Finsterniß ist vergangen.

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Der Tag bricht herein.

Das Volk.

Wir sind heim!
Gott, heim! ganz heim!

Der Einsiedler kommt durch den Wald gerade auf den Satyros zu.

Einsiedler.

Ah, sauberer Gast! sind' ich dich hier.
Du ungezogen schändlich Thier!

Satyros.

Mit wem sprichst du?

Einsiedler.

Mit dir!
Wer hat bestohlen mich undankbar?
Meines Gottes Volk gerandet gar?
Du diebender Teufel!

Das Volk.

Höhnisch!
Er lästert unsern herrlichen Gott!

Einsiedler.

Du wirst von seiner Schande roth.

Das Volk.

Der Lästrer hat verdient den Tod.
Steiniget ihn!

Satyros.

Halter ein!
Ich will nicht dabei gewesen seyn.

Das Volk.

Sein unrein Blut, du himmlisch Licht!
Fließ' fern von deinem Angesicht.

Satyros.

Ich gehe.

Das Volk.

Doch verlaß uns nicht!

(Satyros ab.)

Einsiedler.

Seyd ihr toll?

Hermes.

Unsetiget, kein Wort!
Bringt ihn an einen sichern Ort!
Geht, verschließt ihn in meine Wohnung.

(Sie führen den Einsiedler ab.)

Das Volk.

Sterben soll er!

Hermes.

Er verdient keine Schonung.
Und zu versöhnen den himmlischen Geist,
Der uns sich so gnädig und liebreich erweist.

Wollen wir ihm unſern Tempel weihn
Und mit dem blutigen Opfer erfreun.

Das Volk.

Wohl! Wohl!

Hermes.

Zur Gottheit Füßen
Den Frevel zu büßen.

Das Volk.

Das Verbrechen
Zu rächen,
Zu tilgen den Spott.

Alle.

Zernichtet die Läſterer,
Verherrlichet Gott!

Ende des vierten Acts.

Fünfter Act.

Wohnung des Hermes.

Eudora, Hermes Frau. Der Einſiedler.

Eudora.

Nimm, guter Mann! dieß Brod und Milch von mir,
Es iſt das letzte.

Einſiedler.

Weib! ich danke dir.
Und weine nicht; laß mich in Ruhe ſcheiden;
Dieß Herz iſt wohl gewöhnt zu leiden,
Allein zu leiden männiglich.
Dein Mitleid überwältigt mich.

Eudora.

Ich bin betrübt, wie Blutwurſt meinen Mann,
Das ganze Volk der Schwindel faſſen kann!

Einſiedler.

Sie glauben. Laß ſie! Du wirſt nichts gewinnen.
Das Schickſal ſpielt
Mit unſerm armen Kopf und Sinnen.

Eudora.

Dich um des Thiers willen tödten!

Einſiedler.

Thiers! Wer ſein Herz bedürftig fühlt,
Find't überall einen Propheten.
Ich bin der erſte Märtyrer nicht
Aber gewiß der harmloſen einer;
Um ſeiner Meinungen, ſeiner
Willkürlichen Grillen,
Um eines armen Lappens willen,
Eines Lappens, bei Gott! den ich brauchte.
Mein Andachtsbild, den Schutzgott meiner Ruh,
Raubt mir das Ungeheu'r dazu.

Eudora.

O Freund! Ich kenn' ſein Götterblut wie du.
Mein Mann ward Knecht in ſeiner eignen Wohnung,
Und Ihro hoch'ſge Majeſtät ſah zur Belohnung
Mich Hausfrau für einen arkadiſchen Schwan,
Mein Eudert für einen Raſen an,
Sich drauf zu tummeln.

Einſiedler.

Ich erkenn' ihn dran.

Eudora.

Ich ſchickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
Sich feſter an Pſyche, das arme Ding,
Um mir zu trotzen: Und ſeit der Zeit
Sterb' ich oder ſeh' dich befreit.

Einſiedler.

Sie betreten das Opfer brat.

Eudora.

Die Gefahr lehrt uns bereit ſeyn.
Ich gebe nichts verlieren;
Mit einem Blick lenk' ich ein
Bei dem kühnen eingebild'ten Thoren.

Einſiedler.

Und dann?

Eudora.

Wann ſie dich zum Opfer führen,
Lock' ich ihn an, ſich zu verlieren
In die innern heiligen Hallen.
Aus Großmuth: Sanftmuth: Schein.
Da bring' auf das Volk ein
Uns zu überfallen.

Einſiedler.

Ich fürchte . . .

Eudora.

Fürchte nicht!
Einer, der um ſein Leben ſpricht,
Hat Gewalt. Ich wage und du ſollſt reden.
(Ab.)

Einſiedler.

Geht's nicht, ſo mögen ſie mich tödten.

Der Tempel.

Satyros ſitzt ernſthaft auf dem Altar. Das Volk vor ihm auf den Knieen. Pſyche an ihrer Spitze.

Das Volk. Chorus.

Geiſt des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne nicht!
Freuelern deiner Stirne Wetter,
Und ein gnädig Angeſicht!
Hat der Läſtrer das verbrochen,
Sieh herab, du wirſt gerochen!
Schrecklich nahet ſein Gericht.

Hermes. Zum ſitzt ein Trupp, den Einſiedler gebunden führend.

Das Volk.

Hohl' und Tod dem Uebertreter!
Geiſt des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne deinen Kindern nicht!

Satyros (herabſteigend).

Ich hab' ihm ſeine Miſſethat verziehn!
Der Gerechtigkeit überlaß' ich ihn.
Mögt den Thoren ſchlachten, befreit;
Ich will nicht dawider ſeyn.

Das Volk.

O Edelmuth!
Es fließe ſein Blut!

Satyros.

Ich geh' in's Heiligthum hinein;
Und keiner ſoll ſich unterſtehn,
Bei Lebensſtraf', mir nachzugehn!

Einſiedler (vor ſich).

Weh mir! Ihr Götter, wollet bei mir ſtehn!
(Satyros ab.)

Einſiedler.

Mein Leben iſt in euren Händen,
Ich bin nicht unbereitet, es zu enden.
Ich habe ſchon ſeit manchen langen Tagen
Nicht genoſſen, nur das Leben ſo ausgetragen.
Ich mag! Mich hält der thränenvolle Blick
Des Freundes, eines lieben Weibes Noth
Und unverſorgter Kinder Elend nicht zurück.
Mein Haus verſinkt nach meinem Tod,
Das dem Bedürfniß meines Lebens
Allein gebaut war. Doch das ſchmerzt mich nur,
Daß ich die tiefe Kenntniß der Natur
Mir Mühe' geforſcht und lieber! nun vergeberns;

Daß hohe Menſchen-Wiſſenſchaft.
Manche geheimnißvolle Kraft,
Mit dieſem Geiſt der Erd' entſchwinden ſoll.

Einer des Volks.

Ich kenn' ihn; er iſt der Künſte voll.

Ein Andrer.

Was Künſte! Unſer Gott weiß das all.

Ein Dritter.

Ob er ſie ſagt, das iſt ein andrer Fall.

Einſiedler.

Ihr ſeyd über hundert. Wenn's zwei- breihundert wären,
Ich wollte jedem ſein eigen Kunſtſtück lehren,
Einem jeden eins,
Denn was Alle wiſſen, iſt keins.

Das Volk.

Er will uns beſchwätzen. Fort! Fort!

Einſiedler.

Noch ein Wort!
So erlaube, daß ich dir
Ein Geheimniß eröffne, das für und für
Dich glücklich machen ſoll.

Hermes.

Und wie ſoll's heißen?

Einſiedler (leiſe).

Nichts weniger als den Stein der Weiſen.
Komm von der Menge
Nur einen Schritt in dieſe Gänge.

(Sie wollen gehn.)

Das Volk.

Verwegner, keinen Schritt!

Pſyche.

Aus Heiligthum! Und, Hermes, du gehſt mit?
Vergiſſeſt des Gottes Gebot?

Volk.

Auf! Auf! des Frevlers Blut und Tod.

(Sie reißen den Einſiedler zum Altare. Einer bringt dem Hermes das Meſſer auf.

Eudora (inwendig.)

Hülfe! Hülfe!

Das Volk.

Welche Stimme?

Hermes.

Das iſt mein Weib!

Einſiedler.

Gebietet eurem Grimme
Einen Augenblick!

Eudora (inwendig).

Hülfe, Hermes! Hülfe!

Hermes.

Mein Weib! Götter, mein Weib!

(Er ſtößt die Thüren des Heiligthums auf. Man ſieht Eudora ſich gegen des Satyros Umarmungen vertheidigend.)

Hermes.

Es iſt nicht möglich!

(Satyros läßt Eudoren los.)

Eudora.

Da ſeht ihr euren Gott!

Volk.

Ein Thier! ein Thier!

Satyros.

Von euch Schurken keinen Spott!
Ich thät' euch Eſeln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt' eure dummen Köpf' beleihren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt ihnen zu vertreiben;
So mögt ihr denn im Dreck verbleiben.
Ich zieh' meine Hand von euch ab,
Laſſe zu edlern Sterblichen mich herab.

Hermes.

Geh! wir begehren deiner nit.

(Satyros ab.)

Einſiedler.

Es geht doch wohl eine Jungfrau mit.

Ein Faſtnachtsſpiel,

auch wohl zu tragieren nach Oſtern,

vom

Pater Brey,

dem falſchen Propheten.

Zur Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

1774.

Würzkramer in ſeinem Laden.

Junge! hol' mir die Schachtel dort droben.
Der Teufels-Pfaff hat mir alles verſchoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht't,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht:
Mir war eines jeden Plag bekannt,
Die nöthigſt' Waar' ſtund bei der Hand,
Tobak und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Hökenweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäffelein ins Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt.
Saat, wir wären unverdroſſen,
Im Sinn und Manier den Studenten gleich.
Könnt' unſre Haushaltung nicht beſtehen.
Mästen all' ärſchlings zum Teufel gehen.
Wenn wir nicht thäten ſeiner Führung
Uns übergeben, und geiſtlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art.
Glaubten dem Kerl auf ſeinen Bart.
Darin er freilich hat nicht viel Haar:
Wir waren beidhrt eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein.
Saat: Verfluch't! das ſind mir Schwein'!
Wie alles durch einander ſteht!
Müßt's einrichten nach dem Alphabet,
Da kriegt er meinen Kaſten Caffee
Und ſetzt mir ihn oben hinauf ins E,
Und ſtellt mir die Tobaksbüchſen weg,
Dort hinten ins T, zum Teufelsdreck;
Kehrt eben alles drüber und drunter.
Ging weg und ſprach: So beſteh's zeyunder!
Da macht er ſich an meine Frauen,
Die auch ein bischen umſchauten;
Ich hat mir aber die Ehr' auf einandermal aus;
Und ſo ſchaff' ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht,
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:
Sonſt hielten wir's mit der Nachbarin.
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit der hat er und auch entzweit.
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt ſie ſo eben her.

Nachbarin kommt.

Würzkramer.

Frau Nachbarin, was iſt Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarin.

Hätte gern für zwei Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkramer.

Ei ſieh, 's iſt ja ein groſſes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla.

Ei der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr.

Würzkramer.

Red' Sie das nicht. Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachsleut',
Und beraten einander Schüſſeln und Beien;
Wär' auch alles gut geweſen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Mißtraun, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibylla.

Red' Er mir nichts übern Herr Pater:
Er iſt im Haus als wie der Vater.
Hat über meine Tochter viel Gewalt.
Seiat ihr, wie ſie ſoll werden klug und alt.
Und iſt ein Menſch von viel Verſtand.
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkramer.

Aber bedenkt Sie nicht dabei,
Wie ſehr gefährlich der Pfaff Ihr ſey?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken?
An fremden verdet'nen Speiſen ſchlecken?
Was würd' Herr Balandrino ſagen?
Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen.
Der in Italia zu dieſer Friſt
Untern Dragonern Hauptmann iſt,
Und iſt Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht bildt und trottelt wie ein Lamm.

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böſes Maul.
Er admt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul.
Mein' Tochter die iſt in Büchern beleſen.
Das iſt dem Herrn Pater zuß zum Beſen:
Auch red't ſie beſtändig allermeiſt
Von ihrem Herzen, wie ſie's heißt.

Würzkramer.

Frau Nachbarin, das iſt alles gut;
Eure Tochter iſt ein junges Blut,
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum ſie ſich an die Maidels denken;
Die ganze Stadt iſt voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon:
Meint Er denn aber, Herr, beim Blut,
Daß mein Maidel was Böſes thut?

Die Nachbarn leben im Zank und Streit,
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit.
Die Maade ſchlafen bei den Buben,
Die Kinder bohren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag.

Pfaff.

Ach da wird alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr,
Wie Sie denken, ich ſeut's anfangen?

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müſſen denn einen Plan diſponiren
Und den mit Sterilität vollführen.
Da muß alles kalkulirt ſeyn,
Da darf kein einzeln Geſchöpf hinein.
Mäuſ' und Ratten, Fidh' und Wanzen
Müſſen alle beitragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun ſie jetzt auch, ohne Kunſt.

Pfaff.

Doch iſt das nicht das Recht', mit Gunſt;
Es geht ein jedes ſeinen Gang;
Doch ſo ein Reich das dauert nicht lang':
Muß alles in einander greifen.
Nichts hinüber herüber ſchweifen;
Das giebt alsdann ein Reich, das hält
Im ſichſten Flor bis ans End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Näh'
Ein Völkerl, das ich gerne ſäh',
Wenn Eure Kunſt und Wiſſenſchaft
Wollt' da beweiſen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitiſch Leben.
Ich will ſie Eurer Aufſicht übergeben;
Sie reden alle durch die Naſen,
Haben Mänſte ſehr aufgeblaſen,
Und ſchnauzen jeden Chriſten an,
Und laufen davon vor jedermann.

Pfaff.

Da iſt der Fehler, da ſitzt es eben!
Sobald die Kerls wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich ſind;
Dann das verbeſſert ſich geſchwind.
Hab' ich doch mit Geiſtesworten,
Auf meinen Reiſen aller Orten,
Und reden ungewaſchnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zuſammengebracht eine Gemein',
Die lieben wie Maienſämmetein
Sich und die Geiſtesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar ſoll Euch begleiten.

Pfaff.

Der iſt ſonſt nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Pater! mehr als Ihr es meint.

(Sie gehen ab.)

Hauptmann

kommt zurück und ſpricht:

Nun muß ich noch ein bischen ſehn,
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu' ſie wohl unſchuldig ſchägen.
Der Pfaff kann nichts als prahlen und ſchwägen.
Da kommt ſie eben recht herein.
Jungfrau! Sie ſcheint betrübt zu ſeyn.

Leonora.

Mir iſt's im Herzen weh und bange,
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Pater Euch ja bohren thut?

Leonora.

Ach ja, das iſt wohl alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Jurry geben,
Wenn der Hauptmann dirt Euer Leben.

Leonora.

Ach nein! denn ich ihm ſchwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann

(wirft Perücke und Bart weg und entdeckt ſich).

So komme denn an meine Bruſt,
O Liebe, meines Herzens Luſt!

Leonora.

Iſt's möglich? Ach ich glaub' es kaum;
Die himmliſche Freude iſt ein Traum!

Hauptmann.

O Leonor', biſt treu genug;
Wärſt du geweſen auch ſo klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Säuh'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind;
Die Kerls ſind vom Teufel beſeſſen,
Schnarren herum an allen Eſſen,
Lecken den Weiblein die Augenbogen,
Stellen ſich gar zu wohlgezogen,
Riſſen ſich ein mit Sammetbein und Schaen
Wie Filzläuſ', ſind nicht heraus zu kriegen.
Aber ich hab' ihn proſtituirt:
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn,
Da mag er bekehren und lehren ſchön!

Nachbar Würkrämer

kommt lachend außer Athem.

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff iſt raſend ganz und gar.
Läuft wie wüthig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;
Sperrt Maul und Augen auf, der Mann,
Als ich ihm ſaat', er wär' am Plan;
Er ſält', ſie reden durch die Naſen,
Hätten Bäuche ſehr aufgeblaſen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,
Schnauzten und biſſen ſich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott';
Möcht' ſie nun machen all' bekehrt,
Und die Frömmſt' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät' er drauf wacker raſen!

Würkrämer.

Viel Flüch' und Schimpf and'm Nachen blaſen.
Da kommt er ja gelaufen ſchon.

Pfaff außer Athem.

Wo hat der Teufel den Lujon?

(Erblickt, da er den Hauptmann ſieht.)

Hauptmann.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias ſingen:
Doch mag Er ſich ſeiner Wege gehn;
Nur bhr' Er noch zwei Wörtchen an.
Er wähnt, die Welt thunt' nimt beſſeren,
Wenn Er nicht thät' braus herumregieren;
Bild't ſich ein wunderliche Streich'
Von ſeinem himmliſch geiſt'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbeſſern,
Ihre Glückſeligkeit verpfründern,
Und lebt ein jedes doch fortan
So über und ſo gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken.
Nun! Er und nur einmal die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was Herr Pater ſelber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er ſie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß oh' ihn zu fragen,
Die Senn' ſich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! damit Er uns beweiſ't,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zuſammenſtürzen Berg und Thal,
Probier' Er's nur und ſtürz' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten.

(Der Pfaff ſteht ab.)

Hauptmann.

Und du, auserkorn Lorchen mein,
Warſt gleich ei'm Mückelindelein,
Daß ſchreit nach Brei und Suppe lang',
Deß wird der Mutter angſt und bang':
Ihr Brei iſt noch nicht gar und recht:
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpchen ſchlecht,
Und taut ein Zuckerbrod hinein,
Und ſteckt's dem Kind ins Mündelein.
Da ſaugt's und zutzelt denn um ſein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es ſiehet erſt allen Zucker aus,
Und ſpeit den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnaden verlachen,
Und gleich vom Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer täuſchen
Von Pfaffen, die ſonſt nichts wollen noch wiſſen:
Denn wer möcht' einen zu Tiſche laden
Auf den bloßen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jedlichem Sacrament
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End.

Hanswurſts Hochzeit

oder

der Lauf der Welt.*

Ein mikrokosmiſches Drama.

(Fragmentariſch.)

1774.

Kilian Bruſtfleck tritt auf.

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moraliſch politiſchem Schweiß
Meinen Mündel Hanswurſt erzogen
Und ihn ziemlich zurechtgebogen.
Zwar ſeine tölpiſch ſchlüpfrige Art,
So wenig als ſeinen kohlſchwarzen Bart,
Seine Luſt in den Mes zu ..... .
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all kunt beweiſtern:
Das wußt' ich weiſe zu überkleiſtern:
Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundſätzen
Ein paar Stunden hintereinander ſchwätzen.
Indeß er ſich am H..... reibt
Und Wurſtel immer Wurſtel bleibt.
Hab' aber auch die Kunſt verſtanden
Aufzupoſaunen in allen Landen,
Ohne luſt die Backen aufzublaſen,
Wie ich that meinen Telemach laſen,
Daß in ihm werde dargeſtellt
Das Muſter aller tünft'gen Welt.
Hab' dazu Weiber wohlberaucht,
Die's Alter bart' wie Schinken geraucht.
Denen aber von ſpecksen Jugendtrieben
Nur zähes Leder überblieben.
Zu ihnen thät auf die Bänk mich ſetzen
Und ließ ſie volle Stunden ſchwätzen.
Dadurch wurden ſie mir wohlgeneigt,
Von meinem großen Verſtand überzeugt.
In Wochen- und Kunkelſtuben-Geſchwatter
Rühmen ſie mich ihren Herrn Gevatter
Und ich thu's pieniatlich erwiedern;
Doch ein's liegt mir in allen Gliedern,
Daß ich — es iſt ein altes Weh —
Nicht gar feſt auf meinen Füßen ſteh.
Immer beſorgt, der möge mich prellen,
Der habe Luſt mir ein Bein zu ſtellen.
Und ſo mit all dem politiſchen Sinn
Doch immer Kilian Bruſtfleck bin.

Kilian Bruſtfleck.

Es iſt ein großes wichtiges Werk
Der ganzen Welt ein Augenmerk,
Daß Hanswurſt ſeine Hochzeit hält
Und ſich eine Hanswurſtin zugeſellt.
Schon bei gemeinen ſchlechten Leuten
Hat's viel im Leben zu bedeuten,
Ob er mit einer gleichgeſinnten
Sich thut bei Tiſch und Bette finden.
Aber ein Jüngling, der Welt bekannt,
Von Salz- bis Petersburg genannt,
Den ſo vorzüglich edlen Gaben,
Was muß der eine Gattin haben!
Auch meine Sorge für deine Jugend,
Recht geſchmückt und geputzte Tugend
Erreicht nun hier das höchſte Ziel;
Wer war nur alles Kinderſpiel,
Und jetzt die Stunde Nacht geſchwind
Wird, ach will's Gott, dein Spiel ein Kind.
O, höre meine letzten Worte!
Wir ſind hier ruhig an dem Orte,
Ein kleines Stündchen nur Gehör —
Wie aber, was; ihr horcht nicht mehr?
Ihr, ſcheint es, hier zu langeweilen?
Ihr ſtrebt da und rollt mit euren Köpfe.
Streckt euren Bauch ſo ungeſchickt,
Bald glotzt das Auge ſtier, bald blickt
Ihr abwärts nach dem rothen Knopfe?

Hanswurſt.

So viel mir eigentlich bekannt
Ward das Stück Hanswurſts Hochzeit genannt.
So laß mich denn auch ſchalten und walten,
Ich will nun hin und Hochzeit halten.

Kilian Bruſtfleck.

Ich bitt' euch, nur Geduld genommen;
Als wenn das ſo von Hand zu Munde ging!
Wie könnte da ein Stück drauß kommen?
Und wär der Schade nicht gering.
Nein, was der Wohlſtand will und lehrt,
Es ehre der Menſch, ſo wird er geehrt.
Die Welt nimmt an euch unendlich Theil.
Nun ſeyd nicht grob, wie die Genies ſonſt pflegen,
Und ſagt nicht etwa, ob meinerwegen!
Es hat doch nicht ſo mächtig Eil.
Was ſind nicht alles für Leute geladen!
Was iſt nicht noch zu ſieden und zu braten!
Es iſt gar nichts an einem Feſte
Ohne wohlgeputzte vornehme Gäſte.

Hanswurſt.

Mich dünkt, das ſchönſte bei einem Feſt
Iſt, wenn man ſich's wohl ſchmecken läßt,
Und ich hab' keinen Appetit
Als ich nähm gern Urſel auf'n Boden mit.
Und auf'm Heu und auf'm Stroh
Jauchzten wir in dulci jubilo.

Kilian Bruſtfleck.

Ich ſag' euch, was die deutſche Welt
An großen Namen nur enthält,

* S. Goethe's „aus meinem Leben". XVIII. Buch (Sämmtliche Werke letzter Hand. Band 25. S. 87).

Und vor unschuld'gem Blut mög' sich dein Schwert behüten!
Bestrafen muß ein Fürst, nicht wie ein Tiger wüthen.
Das Ungeheu'r, das sich mit tausend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederschlägt.

Ahasverus.

O wohl! So hängt mir sie, nur ohne viel Geschwätze!
Der Kaiser will es so, so sagen's die Gesetze.
Wer sind sie, sag mir an?

Haman.

Ach das ist nicht bestimmt;
Doch geht man niemals fehl, wenn man die Reichsten nimmt.

Kommt alles heut in euer Haus,
Formirt den ſchönſten Hochzeitſchmaus.

Hanswurſt.

Ich möcht' gleich meine Pritſche ſchmieren
Und ſie zur Thür hinaus formiren.
Indeß was hab' ich mit den .....
Sie mögen freſſen und ich will .....

Kilian Bratfleck.

Ach, an den Worten und Manieren
Muß man den ew'gen Wurſtel ſpüren!
Ich hab's — dem Himmel ſey's geklagt —
Euch doch ſo beſſer ſchon geſagt:
Daß ihr euch ſittlich ſtellen ſollt,
Und thut dann alles, was ihr wollt.
Kein leicht unſertig Wort wird von der Welt ver-
theidigt,
Doch thut das Niedrigſte und ſie wird nie beleidigt.
Der Weiſe ſagt: — der Weiſe war nicht klein —
Nichts ſcheinen, aber alles ſeyn.
Doch ach, wie viel geht nicht an euch verloren!
Zu wieviel Großem ward ihr nicht geboren!
Was hofft man nicht, was ihr noch leiſten ſollt!

Hanswurſt.

Mir iſt ja alles recht, nur laßt mich ungeſcheren;
Ich bin ja gern verſäumt ſo viel ihr immer wollt.
Red't man von mir, ich will's nicht wehren,
Nur muß mich's nicht in meinem Weſen ſtören;
Was hilft's, daß ich ein dummes Leben führte,
Da hört die Welt was rechts von mir,
Wenn man ihr ſagt, daß um von ihr
Gelobt zu ſeyn ich mich genierte.

Kilian Bratfleck.

Mein Sohn, ach das verſtehſt du nicht,
Der größte Mann, ſpuckt er dir ins Geſicht,
Er kannteſt du ihn nur von ſeiner ſinnigen
Seite,
Und ſo ſind eben alle Leute,
Der größte Mann kocht oft den beſten Brei,
Weiß er den gut zu präſentiren
Und jedem ſind ins Maul zu ſchmieren,
Fährt er ganz ſicher wohl dabei.
Soll je das Publikum dir ſeine Gnade ſchenken,
So muß es dich vorher als einen Magen denken.

Hanswurſt.

Das müßt ihr freilich beſſer wiſſen;
Denn ihr habt euch gar viel des Ruhms befliſſen
Und drum den Wohlſtand nie verletzt,
Viel lieber in die ....
Als euch an einen Zaun geſetzt.

Hanswurſt.

Das geht denn auch mit euch wohl an.
Euer fades Weſen, ſchwankende Poſitur,
Euer Trippeln und Krabeln und Schneider-Natur,
Euer ewig lauſchend Ohr,
Euer Wunſch hinten und vorn zu glänzen,
Lernt freilich wie ein armes Rohr
Von jedem Winde Reverenzen.
Aber ſeht an meine Figur,
Wie harmonirt ſie mit meiner Natur,
Meine Kleider mit meinen Sitten:
Ich bin aus dem Ganzen zugeſchnitten.

Prolog

zu den neuſten

Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht

durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

Die Frau Profeſſorin tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt ſitzt am Puls ganz angezogen und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr.
(Sein geſchriebenes Blatt anſehend.)
So reb't' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Terpp' herauf!

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt': 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolge treten herein. Die Frau Doktorin thut einen Schrei. Matthäus mit dem Engel: Markus begleitet vom Löwen, Lukas vom Ochſen. Johannes, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt dich unſers Herren an:
Und wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n, ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur unacteignen Zeit,
Muß eben in Geſellſchaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſeyn:
Wir wollen uns mit dir ergetzen.

Bahrdt.

Die Leute würden ſich entſetzen:
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Bärte breit,
Und Röcke ſo lang und Falten ſo weit;
Und eure Beſtien, muß ich ſagen,
Würde jeder Andre zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt,
Seitdem uns unſer Herr beſtellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter nichts bedeuten:
G'nug, ſo nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Markus.

Und wie und was verlangſt denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch fürſich ſagen thu':
Es iſt mit eurer Schriften Art.
Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern ſchwer.
Das Silber fein geprobet ſehr.
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer darein:
Da mags denn wieder fort cursiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr reuſſiren,
Und in Geſellſchaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unſer einer.
Gepunt, gefingt, glatt, — 's gilt ſonſt keiner.
Im feinen Mantel und Krägelein flink,
Das iſt doch gar ein ander Ding!

Lukas der Maler.

Möcht' mich in dem Coſtume ſehn!

Bahrdt.

Da brauchſt ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen
Und Bruder Markus mit entwichen.

Des Lukas Ochs

kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lukas.

Mögen gar nichts weiter verſtehen mit dir.
(Die Evangeliſten mit ihrem Gefolg ab.)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran!

Götter, Helden und Wieland.

1774.

Mercurius am Ufer des Cocytus mit zwei Schatten.

Mercurius.

Charon! he, Charon! mach' daß du 'rüber kommſt. Geſchwinde! Meine Leutchen da beklagen ſich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon.

Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die tömaten immer leben.

Mercurius.

Droben reden ſie ungeheuer. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Litterator hier fehlt nichts als ſeine Perrücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten. Wie ſteht's drüben?

Charon.

Nimm dich in Acht. Sie haben dir's geſchworen, wenn du hinüber kommſt.

Mercurius.

Wie ſo?

Charon.

Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Herkules hat dich im Anfall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius.

Ich verſtehe kein Wort davon.

Charon.

Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jetzt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius.

Ich kenne ſo keinen.

Charon.

Was ſchiert's mich? Genug ſie ſind fuchswild.

Mercurius.

Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen was giebt.

(Sie fahren über.)

Euripides.

Es iſt nicht fein, daß du's und ſo ſpielſt, alten guten Freunden und denen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu ärgern, die keine Ader griechiſch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu nebiſchen, als wenn uns noch was übrig wäre außer dem bischen Ruhm und dem Reſpect, den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius.

Beim Jupiter, ich verſteh' euch nicht.

Litterator.

Sollte etwa die Rede vom Deutſchen Mercur ſeyn?

Euripides.

Kommt ihr daher? Ihr bezeugt's alſo?

Litterator.

O ja, das iſt jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldene Papierchen zer Ariſtarchen und Aoeden herumträgt.

Euripides.

Da hört ihr's. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldenen Blättchens.

Litterator.

Das nicht ſowohl. Herr W. zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben; und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides.

Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur, und du trägſt dich damit?

Mercurius.

Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte (kommt).

Du biſt in übler Geſellſchaft, Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfui!

Admet (kommt).

Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius.

Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte.

Du ſcheinſt betroffen? So höre denn. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in den Hain jenſeits des Cocytus, wo wir uns weilt die Geſtalten der Träume für lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergetzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwei abgeſchmackte gezierte hagere blaſſe Püppchens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklimacht mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.

Admet.

Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtunden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studierjung' herunterkam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewiſſer Wieland habe uns angeredet wie Euripides die Ohre angethan, dem Volke unſere Masken zu proſtituiren. Und der ſagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hat's aber niemand aushalten, als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides.

Ja und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben den Blättern, die du herumträgſt, ſeine Alceſte vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius.

Wer iſt der Wieland?

Litterator.

Hofrath und Prinzen-Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius.

Und wenn er Ganymedes Hofmeiſter wäre, ſollt' er mir der. Es iſt juſt Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Litterator.

Mir wird's angenehm ſeyn, ſolch einen großen Mann bei dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf.

Wieland.

Laſſen Sie uns, mein lieber Jacobi . . .

Alceſte.

Er ſpricht im Traum.

Euripides.

Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius.

Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie ich's mit dem Mercur? eurem Mercur? dem Deutſchen Mercur?

Wieland (ängſtlich).

Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius.

Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Wieland.

Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte.

Ich bin Alceſte.

Admet.

Und ich Admet.

Euripides.

Sollte ihr mich wohl kennen?

Mercurius.

Woher? — Das iſt Euripides und ich bin Mercur. Was ſteht ihr ſo verwundert?

Wieland.

Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceſte? Mit dieſer Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Mercurius.

Die eigentliche Frage iſt, warum ihr meinen Namen proſtituirt und dieſen ehrlichen Leuten zuſammen ſo übel begegnet.

Wieland.

Ich bin mir nichts bewußt. Was euch betrifft, ihr könntet, dünkt mich, wiſſen, daß wir euerem Namen keine Achtung ſchuldig ſind. Unſere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit, anzuerkennen und anzubeten, außer ihr. Daher ſind eure Namen wie eure Bildſäulen zerſtümmelt und Preis gegeben. Und ich verſichere euch, nicht einmal der griechiſche Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, iſt mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es iſt als wenn einer ſagte: Recueil, Portefeuille.

Mercurius.

Es iſt doch immer mein Name.

Wieland.

Haben Sie jemals Ihre Geſtalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenſtab in der Hand, ſtehend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tobakbüchſe figuriren ſehen?

Mercurius.

Das läßt ſich hören. Ich ſprech' euch los. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt laſſen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über ſeine Hoſen und Weſte noch einen fleiſchfarbenen Jock gezogen hatte, und vermittelſt Flügeln an Haupt und Sohlen ſeine Weisheitsluſt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland.

Das iſt die Meinung. So wenig mein Bildnettenſammler auf eure Statue Rückſicht nahm, die Florenz aufbewahrt; ſo wenig auch ich —

Mercurius.

So gehabt euch wohl. Und ſo ſeyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht ſo Bauer gemacht hat, um ſich mit allerlei Leuten zu aſſeotiren.

(Mercurius ab.)

Wieland.

So empfehl' ich mich denn.

Euripides.

Nicht uns ſo! Wir haben noch ein Glas zuſammen zu leeren.

Wieland.

Ihr ſeyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab' ich öffentlich gehandelt.

Euripides.

Viel Ehre. Es fragt ſich, inwiefern euch eure Arbeit berechtigt von der meinigen Uebels zu reden. Fünf Briefe zu ſchreiben, um euer Drama, das in mittelmäßig iſt, das ich als compromittirter Recenſionbuder faſt darüber eingeſchlafen bin, euren Herren und Damen nicht allein vorzuſtreichen, das man euch verzeihen könnte; ſondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitſtreiter hinzuſtellen, dem ihr auf alle Weiſe den Rang abgelaufen habt.

Admet.

Ich will's euch geſtehen, Euripides iſt auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als ſie ſind. Aber ein braver Menſch iſt er und unſer Landsmann. Es hätte euch doch ſollen decentlich ſcheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes demeiſterte, der ein Freund des Socrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbei beſchwören können als ihr? Das verdiente einige anſtändige Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig iſt.

Euripides.

Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland.

Mein Publikum, Euripides, iſt nicht das curige.

Euripides.

Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte.

Daß ich's euch ſage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffalle, eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weiſchen und Männchen amüſirt, auch wohl aetigelt haben, was ihr Nährung nennt. Ich bin darüber weggegangen, wie man von einer verſtimmten Zitter wegweicht. Des Euripides ſeine hab' ich doch ganz ausgehört, mich manchmal darüber gefreut und auch darüber gelächelt.

Wieland.

Meine Fürſtin.

Alceste.

Ihr sollet wissen, daß Fürsten hier nichts gelten. Ich wünschte ihr könnte fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Aufführung unserer Geschichte gewesen als ihr. Ich bin für meinen Mann gestorben, wie und wo, das ist nicht die Frage. Die Frage ist von eurer Alceste, von Euripides Alceste.

Wieland.

Könnt ihr mir absprechen, daß ich das Ganze weit delicater behandelt habe?

Alceste.

Was heißt das? Genug Euripides hat gewußt, warum er eine Alceste aufs Theater bringt, so wenig ihr die Größe des Opfers, das ich meinem Mann that, darzustellen wußtet.

Wieland.

Wie meint ihr das?

Euripides.

Laßt mich reden, Alceste! Sieh her, das sind meine Federn. Ein junger blühender König, erstorrend mitten im Genuß aller Glückseligkeit. Sein Haus, sein Volk in Verzweiflung den guten trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechselmord abzwacken. Und nun — alles verstummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles — und er lechzend am Rande des Todes, unverschauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis sie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, himmelanzusteigen zu den besinnungslosen Toten.

Wieland.

Das hab' ich alles auch.

Euripides.

Nicht gar. Eure Leute sind erstlich allzusammen aus der großen Familie, der ihr Würze der Menschheit, ein Ding das Gott weiß woher abgefahren ist, zum Erde gegeben hat, ihr Dichter auf unsern Träumern! Sie sehen einander ähnlich wie die Eier, und ihr habt sie zum unnobeln tendern Brei zusammengerührt.

Da ist eine Frau, die für ihren Mann sterben will, ein Mann, der für seine Frau sterben will, ein Heir, der für sie beide sterben will, das nichts übrig bleibt als das lamentirige Stück Parthenia, die man dann wie den Medor aus dem Busche bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland.

Ihr seht das anders an als ich.

Alceste.

Das vermuth' ich. Nur sagt mir: was war Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte als sein Leben? Der Mensch, der sein ganzes Glück in seiner Gattin genießt, wie euer Admet, würfte durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis erbaten sich zusammen den Tod, und euer Klopstock, der doch immer unter euch noch ein Mensch ist, läßt seine Lieutenen wetteifern — „Daphnis, ich sterbe zuerst.“ Also mußte Admet gerne leben, sehr gern leben, oder ich war — was? — eine Combdiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet.

Und den Admet, der euch so edelhaft ist, weil er nicht sterben mag, Weib ihr jemals geliebt? Oder seht ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie gutmüthige Dummerchen.

Wieland.

Nur Feige fürchten den Tod.

Admet.

Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod fürchtet jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geschont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland.

Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet.

Wir reden Griechisch — Ist euch das so unbegreiflich? Admet —

Euripides.

Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Wasserscheuen, Ausgebrennten, an Hals und Bein übertüchtig Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen weiter, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen martiser seyn. Das glaubt er.

Admet.

Er thut nur so. Nein, ihr seyd noch Mensch genug, euch zu Euripides' Admeten zu versetzen.

Alceste.

Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet.

Ein junger, ganz glücklicher, wohlhabender Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne saß mit Genügsichkeit, und ruhig, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht satt wurde, und alle liebte, daß sie ihn lieben sollten, und sich Götter und Menschen so zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an seinem Tisch vergaß — der sollte nicht ewig zu leben wünschen? — — — Und der Mensch hatte auch eine Frau.

Alceste.

Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem schwarzäugigen jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willst du ein Wort hören?

Das Mädchen.

Was verlangst ihr?

Alceste.

Du hattest einen Liebhaber.

Mädchen.

Ach ja.

Alceste.

Und liebst ihn von Herzen, so daß du in mancher guten Stunde Beruf fühltest für ihn zu sterben?

Mädchen.

Ach! und ich bin nun ihn gestorben. Ein feindseliges Schicksal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceste.

Da habt ihr eure Alceste, Wieland. Nun sage mir, liebe Kleine, du hattest Eltern die sich herzlich liebten.

Mädchen.

Gegen unsre Liebe war's ein Schatten. Aber sie litten einander von Herzen.

Alceste.

Glaubst du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr gewesen wäre, und dein Vater hätte für sie mit seinem Leben bezahlt, daß sie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen.

Ganz gewiß.

Alceſte.

Und wechſelsweiſe Wieland, eben ſo. Da habt ihr Euripides' Alceſte.

Admet.

Die curiae wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwei Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Andromache ſympathiſiert iſt nöthig und billig.

Wieland.

Laßt mich, ihr ſeyd widerſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides.

Erſt höre mich noch ein paar Worte.

Wieland.

Mach's kurz.

Euripides.

Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch soviel zu Gute thut, ein Theaterſtück ſo zu lenken und zu ründen, daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ja, aber ein ſehr geringes.

Wieland.

Ihr kennt die Märe nicht, die's koſtet.

Euripides.

Du haſt ja genug davon vorgeplappelt. Das alles, wenn man's beim Lichte beſieht, nichts iſt als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterceremonien und nach und nach aufgeſtutzten Statuten Natur und Wahrheit zu verſchneiden und einzugleichen.

Wieland.

Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides.

So genieße deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet.

Begleb dich zur Gelaſſenheit, Euripides! Die Stellen, an denen er keiner ſpottet, ſind ſo viel Flecken, mit denen er ſein eigen Gewand beſchmutzt. Wär' er klug und er könnte ſie und die Noten zum Shakeſpeare mit Blut abkaufen, er würde es thun. So ſtellt er ſich dar und bekennt, da hab' ich nichts gefühlt.

Euripides.

Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meiſterſtück iſt? Ich darf wohl von meiner Arbeit ſo reden, thuſt du's ja. Du fühlſt nichts, da du in den Gaſthof Admetens trittſt?

Alceſte.

Er hat keinen Sinn für Gaſtfreiheit, hörſt du ja.

Euripides.

Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauſes, die, ganz voll Liebe zum Admet, ihm erſt dem Tod entriß, und nun o Jammer! ſein beſtes Weib für ihn dahingegeben ſieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt ſich wehmüthig, daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, ſchwarz gekleidet, das Schwert ihrer unerbittlichen Macht in der Fauſt, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schickſal, und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſogen der Alceſte, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: ach daß Herkulay noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jenen Balſam, ſie würde gerettet werden; denn er erweckte die Todten, aber er iſt erſchlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldete, daß jener erweckte vom ewigen Schlaf die in Staub geſtreckt hatte nieder ſein unerbittlicher Todesſtrahl.

Alceſte.

Biſt du nicht ganz entrückt geweſen in die Phantaſie der Menſchen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem ſo wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Ich bin nicht da Wunder. Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus dieſem Geſchlechte! käme der Halbgott ſeinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides.

Und da er nun kommt, nun Herculeo auftritt und ruft: ſie iſt todt! todt! Haſt ſie weggeführt, ſchwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, daß mit deinem verzehrenden Schwert abgeweihet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich. An dem Grabe will ich dir auflauſchen, wo du das Blut trinkſt der abgeſchlachteten Todesopfer, faſſen will ich dich, Todesgöttin, unkundſen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unſterblicher löſet, und du ſollſt mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (tritt auf).

Was red't ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet.

Haben wir dich in deinem Rauſchgeſchlafen geſtört?

Hercules.

Was ſoll der Lärm?

Alceſte.

Ei da iſt der Wieland.

Hercules.

Ei wo?

Admet.

Da ſteht er.

Hercules.

Der? Nun der iſt klein genug. Hab' ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt. Sepp ihr der Mann, der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurücktretend).

Ich habe nichts mit euch zu ſchaffen, Kotzb.

Hercules.

Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland.

Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules.

Mittlerer Größe? Ich?

Wieland.

Wenn ihr Hercules ſeyd, ſo ſeyd ihr's nicht gemeint.

Hercules.

Es iſt mein Name, und auf den bin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn ein Frage keinen Schlafbalken unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt dir niemals im Traume erſchienen.

Wieland.

Ich geſtehe, das iſt der erſte Traum, den ich habe.

Hercules.

So geh in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten übern Homer, wo wir dir zu groß ſind. Das glaub ich, zu groß.

Wieland.

Wahrhaftig, ihr seyd ungeheuer. Ich hab' euch mir niemals so imaginirt.

Hercules.

Was kann ich dafür, daß er so eine eingebildete Imagination hat? Wer ist denn sein Hercules, auf den er sich soviel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen? Wieland! ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und ist mir nichts so begegnet.

Wieland.

Die Tugend, für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt sie nicht?

Hercules.

Tugend! Ich hab' das Wort erst hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland.

Ich bin's eben so wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte gelesen, und ihr wärdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutiges Ding.

Hercules.

Ein Unding ist sie wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; so lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinstellt, welch übermenschliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Mägen. Er stirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein anderes Mißgeschöpf, oder ist nie außer eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland.

Tugend muß doch was seyn, sie muß wo seyn.

Hercules.

Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich könnt, bei uns wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtsgelten kreuzigen? Wir hatten die braussten Kerls unter uns.

Wieland.

Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules.

Einen der mittheilt was er hat. Und der reichste ist der brausste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. Und versteht sich, ein ächter Mann giebt sich nie mit geringeren ab, nur mit seines Gleichen, auch gröbern wohl. Hatte einer kein Ueberfluß an Stärken, machte er den Weibern so viel Kinder als sie gebrauchten, wie ich denn selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Ers' und Hab vor Tausenden geboten, eröffnete er seine Thüren und hieß Tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da steht Admet, der wohl der brausste in diesem Stücke genannt werden kann.

Wieland.

Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Hercules.

Laster? Das ist wieder ein fabnes Wort. Dadurch wird eben alles so bald bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwei Extreme vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelzustand als den positiven anzusehen und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland.

Wenn ihr diese Gesinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde euch steinigen. Haben sie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion so entsetzlich verketzert.

Hercules.

Was ist da viel anzugreifen? Die Pferde, Menschenfresser und Drachen, mit denen dab' ich's aufgenommen, mit Wolken niemals, sie machten eine Gestalt haben wie sie wollten. Die überläßt ein geistreicher Mann dem Winde, der sie zusammen geführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland.

Ihr seyd ein Unmensch, ein Gotteslästerer.

Hercules.

Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodicus Hercules, das ist dein Mann. Euer Hercules Gramsiten, eines Schulmeisters Hercules. Ein unbärtiger Silvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, setzt du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen ist dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit wiederfahren.

Wieland.

Kennte ihr meine Gesinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules.

Ich weiß genug. Hättest du nicht so lange unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt bämmen dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? und Wunder meinst, wie du einen Kerl prostituirt hättest, wenn du ihn unterm Tisch oder zum Mädel auf die Ehren bringst? Weil eure Hochwürden das Wort nicht haben wollen.

Wieland.

Ich empfehle mich.

Hercules.

Du möchtest aufwachen. Noch ein Wort. Was soll ich von eines Menschen Verstand denken, der in seinem vierzigsten Jahr ein arges Werks und Wesens daraus machen kann, und fünf sechs Bücher voll schreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drei vier Kerls liegen und sie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls sich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen. Ich sehe gar nicht —

Pluto (inwendig).

Ho! ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei seinem Weibe, wenn sie nichts dagegen hat. —

Hercules.

So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend).

Sie reden was sie wollen: mögen sie doch reden, was kümmert's mich!

Neueröffnetes

moraliſch-politiſches Puppenſpiel.

1774.

Et proſessos voluit et delectare Poetas.

Prolog.

Auf, Adler, dich zur Sonne ſchwing,
Dem Publico dies Blättchen bring;
So Luft und Klang giebt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Mut.
Ach ſchau ſie, auf ſie, komm herbei
Der Papſt und Kaiſer und Clerisei!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Cabels und Lorbeerkränz,
Trottiren und ſtäuben zu beiden Scharen,
Machen ein Geſwaser als wie die Staren,
Dringt einer ſich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Gleisdor.
Da ſteht das liebe Publicum
Und ſtehrt erſtaunend auf und um,
Was all der tollen Reiterei
Für Anfang, Mitt' und Ende ſey.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren ſeyn!
Ach Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,
Zapplet wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und kreat einmal und kreucht einmal,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sto's Kammerherr nun, ſeg's Lakei;
Genug, daß einer drinne ſey.
Nun weiter aus, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Eirenearn!
Ach ſeh! wie ſchöne pflanzt ſich ein
Das Völklein dort im Schattenhain;
Iſt wohl zurecht und wohl zu Mut.
Zäunt jeder ſich ſein kleines Gut,
Beſchneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und ſingt ſein Klumpumpumpen-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt ſeine Aepfel, beſtatzt ſein Weib;
Sich drauf die Bäuerſchaft retirirt,
Gebrüllt, gewett und Krieg geführt;
Und Hölle und Erd' bewegt ſich ſchon.
Da kommt mir ein Titanenſohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wälkern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk iſt's bang)
Und trägt ſie eben in Einem Lauf
Zum Schemel den Olymp hinauf.
Des wird Herr Jupiter ergrimmt,
Stein'n erſten beiden Strahl er nimmt,
Und ſchmeißt den Kerl die Kreuz und Quer
Hurlurlt damit ins That daher,
Und freut ſich ſeines Sieas ſo lang,
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So iſt die Eitelkeit der Welt!
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Ehrenmacht ſo arg,
Zählt alles doch ſein Endetag.
Drum treib's ein jeder wie er kann:
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!
Der Herr' ſtolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Das

Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Ein Schönbartſpiel.

Marktſchreier.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit.
Das Plundersweilern dieſer Zeit
Ein ſo bedeutender Doctor ziert.
Der ſeine Collegen nicht ſchikaurt.
Haut Dank für den Erkauntniſſesheu!
Hoffe, ihr werdet zugegen ſeyn
Wenn wir heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum anführen.

Ja hoff' es ſoll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch ſeinen Segen
Unzahlbar, in Schnapsfuchs-Hagelregen.
Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß was im Grunde wir alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht kurieren,
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.

Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was geht ihr für eine Comödia?

Marktſchreier.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man übereine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man ſich wohl ennüyiren!

Marktſchreier.

Könnt' ich nur meinen Handwurſt kuriren.
Der macht' euch ſicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner ſeyd.
Doch iſt's gar ſchwer es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich, zu lachen:
Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefüllt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn:
Doch wenn wir broden ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Er pfui, ein indecentes Stück!
Allein, wir ſuchen zu gefallen;
Drum lügen wir und ſchmeicheln Allen.

Doctor.

Sauer iſt's ſo ſein Brot erwerben!

Marktſchreier.

Man ſagt: es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verſtellung als Handwerk treibt.
In fremde Seelen ſpricht und ſchreibt,
Und wenn man das ſehr oft getban,
Nahme man auch fremde Gemüthsart an.
Doch ach! wir ſcheinen oft zu ſcherzen.
Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verſchenken tauſend Stück Piſtolen,
Und haben nicht die Schuh' zu beſohlen.
Unſre Helfen ſind gewöhnlich ſchlechtern,
Auch ſpielen wir unſre Trunkenen nüchtern.
So macht man Schein und Böſewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Reuen muß man ſich nicht ſchämen.

Marktſchreier.

Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein jeder doch debutiam auf.
Weiß ſich zu Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu beben und bald zu drücken,
Und ſo ſich manches zu erwerben,
Indeß wir andre faſt Hunger ſterben.

Doctor.

So habt ihr alſo gute Leute?

Marktſchreier.

Ihre Talente, die ſetzt ihr heute;
Auch ſind ſie wegen guter Sitten
An vielen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es ſetzt doch wohl mitunter Zank?

Marktſchreier.

Das geht noch ziemlich. Gott ſey Dank!
Sie können ſich nicht immer leiden;
Stark ſind ſie im Geſchichtserzählen;
Ich ſah' ſie oftmals ſich entzweien;
Jeden Tag giebt's neue Parteien.
Man muß nicht die Gedult verlieren.
Doch ſind ſie bös zu tranſportiren.
Will jetzt zu meinen Geſchäfte eilen.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiederſehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſeyn,
Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gauklerſpiel zu ſehen.

Der zweite Vorhang geht auf, man ſieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde ſteht das Brettergerüſte des Marktſchreiers, links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tiſch und Stühle. Während der Symphonie geht alles, doch in ſolcher Ordnung durch einander, daß ſich die Perſonen gegen die Vorderſeite begegnen, und dann ſich in den Grund verlieren, um den andern Platz zu machen.

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, iſt gar kein Geld.
Wie's einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

(Der Bauer ſtreift mit dem Beſen an den Tyroler und wirft ihm ſeine Sachen herunter. Streit zwiſchen beiden; während deſſen Marmotte von den zerſtreuten Sachen einfrißt.)

Bauer.

Beſen kauft, Beſen kauft!
Groß und klein,
Schreff und rein,
Braun und weiß,
All aus friſchem Birkenreis;
Kehrt die Gaſſe, Stub' und Steig,
Beſenreis, Beſenreis!

(Der Gang des Jahrmarkts geht fort.)

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein.
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Kitſchen und Pfeifer,
Kutſchen und Läufer,
Huſar und Schweizer;
Nur ein paar Kreuzer,
Iſt alles dein!
Kindlein, kauft ein.

Fräulein.

Die Leute ſchreien wie beſeſſen.

Doctor.

Es gilt ums Abendeſſen.

Tyrolerin.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerin.

Gemahlte neumodiſche Bänd,
Die leuchten wie Palatinen
Sind vor der Hand;
Seh'n Sie ein allerliebſten Häubchen an,
Die Fächer! was man ſehen kann!
Niedlich, charmant!

(Der Doctor thut artig mit der Tyrolerin während des Beſchauens der Waaren; wird zuletzt dringender.)

Tyrolerin.

Nicht immer gleich
Iſt ein galantes Mädchen.

Ihr Herr'n, für euch;
Nimmt sich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich ist die Schneck' in ihrem Haus,
Und er macht so: —
(Sie weicht dem Doktor das Maul.)

Wagenschmierermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenschmer,
Daß die Achsen nicht knirren
Und die Räder nicht girren,
Hab! Hab!
Ich und mein Esel sind auch da.

Gouvernante kommt mit dem Pfarrer durchs Gedränge, er hält sich bei dem Pfefferkuchenmädchen auf: die Gouvernante ist unzufrieden.

Gouvernante.

Dort steht der Doctor und mein Fräulein,
Herr Pfarrer, lassen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, süß und gut;
Frisches Blut,
Guten Muth;
Pfeffernüs! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geschwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann und sein Bursch.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark!

Zigeunerbursch.

Die Pistolen
Möcht' ich mir holen!

Zigeunerhauptmann.

Sind nicht den Teufel werth!
Weltmännische Laffen
Fetischen und gaffen,
Gaffen und saufen,
Bestienhausen!
Kinder und Frauen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über sie!

Zigeunerbursch.

Wetter! wir wollten sie!

Zigeunerhauptmann.

Wollten sie saufen!

Zigeunerbursch.

Wollten sie saufen!

Zigeunerhauptmann.

Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Raum!

Zigeunerbursch.

Wär' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmännin
(kommt aus der Hausthür).

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkommner Besuch!

Doctor.

Ist heut doch Lärmens genug.

Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bud auf: der Leute versammeln sich.

Bänkelsänger.

Ihr lieben Christen allgemein,
Wann wollt ihr euch verbessern?
Ihr könnt nicht anders ruhig seyn,
Und euer Glück vergrößern:
Das Laster weh dem Menschen thut;
Die Tugend ist das höchste Gut,
Und liegt euch vor den Füßen.
(Die folgenden Verse ad libitum.)

Amtmann.

Der Mensch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme schon durch manche Land
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu essen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' gesehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt' die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch gesehn die Jungfer schön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinen sehn,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht so gehn ihr Herr'n,
Avecque la marmotte,
Die Burschen essen und trinken gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.
(Die Gesellschaft wirft den Knaben kleines Geld hin; Marmotte tanzt alles auf.)

Eichorspielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer!
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Ist nicht wahr, ist mein.
(Balgen sich. Marmotte siegt. Eichorspielbub weint.)

Symphonie.

Lichtputzer
(in Hausmannstracht, auf dem Theater).

Wollen's gnädigst erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeunerhauptmann.

Wie die Sodpie saufen.
Vom Narren Gift zu saufen!
Schweinmetziger.
Führt mir die Schweine nach Haus.

Eichorshändler.

Die Ochsen langsam zum Ort hinaus.
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt.
Wir trinken eins. Die Herrde ist versorgt.

Hanswurst.

Ihr mehnt, i bin Hanswurst, nit wahr?
Has sei Kraag, sei Hose, sei Knopf;
Hatt' i au sei Kopf.
Wär' i Hanswurst ganz und gar.

Ahasverus.

Vermaledeyte Brut, du ſollſt nicht länger leben!
Und Dir ſey all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geſchenk!

Ahasverus.

Wer kommt dir erſt in Sinn?

Haman.

Der erſt' iſt Mardochai, Hofjud' der Königinn.

Ahasverus.

O weh! da wird ſie mir kein Stündchen Ruhe laſſen!

Haman.

Iſt er nur einmal todt, ſo wird ſie ſchon ſich faſſen.

Ist doch in der Art.
Geht nur de Bart!
Allons, wer kauf mir
Pflaster, Lurier!
Hab' so viel Durst,
Als wie Handwurst.
Schnupftuch 'rauf!

Marktschreier.

Wirft mit viel angetan, ist noch zu früh.
Meine Damen und Herr'n
Säben wohl gern
's trefflich Trauerstück;
Und diesen Augenblick
Wird sich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Ist die Historia
Von Esther in Drama;
Ist nach der neusten Art.
Zähnklapp und Grausen gepaart;
Das nur sehr Schad' ist,
Daß heller Tag ist;
Sollte stockdunkel seyn,
Denn 's sind viel Lichter drein.

(Der Vorhang hebt sich. Man sieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.)

Symphonie.

Kaiser Ahasverus. Haman.

Haman (allein).

Die du mit ew'ger Glut mich Tag und Nacht begleitest,
Mir die Gedanken schärfst, und meine Schritte leitest,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von meinem Knecht! Es wägt sich mein Geschick.
Was soll der hohe Glanz, der meinen Kopf umschweben?
Was soll der günst'ge Handel, der längst mein Glück belebet?
Da mir ein ganzes Reich gedrückt zu Füßen liegt,
Wenn sich ein einziger nicht in dem Staube schmiegt.
Was hilft's auf so viel Herr'n und Fürsten wege zugeben,
Wenn es ein Jude wagt, mir ins Gesicht zu sehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbefleckt Blut;
So lehr' ihn unsre Macht des Tempels grause Glut,
Und wie Jerusalem in Schutt und Staub zerfallen.
So lieg' das ganze Volk, und Mardochai vor allen!
O fochte nur, wie hier, erst Ahasverus Blut!
Da er ein König ist, ach, ist er viel zu gut.

Ahasverus
(tritt auf und spricht).

Sieh Haman, — bist du da?

Haman.

Ich warte hier schon lange.

Ahasverus.

Du schläfst auch nie recht aus, es ist mir um dich bange.
(Setzt sich.)

Haman.

Erhabenster Monarch, in deine Majestät
Wie immer, seh' ich wohl, auf Ros' und Flammen geht,
Welch einen Dank soll man den hohen Göttern sagen,
Für dein so selten Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht dir so wenig Müh'!

Das ist nur Götterhaß; von einem haßt du sie.
So läßt sich ein Gebirg' in fester Ruh' nicht stören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf seinem Haupt sich mehren.

Ahasverus.

O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und so regiert von jeher mein Geschlecht.
Mit Müh' hat keiner sich das weite Reich erworben,
Und keiner jemals ist aus Sorglichkeit gestorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigster, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut deine Ruh' gezwungen stören muß!

Ahasverus.

Was ihr zu sagen habt, hier ich euch — kurz zu sagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Ahasverus.

Wie so?

Haman.

Du kennst das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer seinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabst ihm Raum und Rub', sich weit und breit zu mehren,
Und sich nach seiner Art in deinem Land zu nähren;
Da wurdest selbst ihr Gott, als ihrer sie verfiel,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen schwimmen ließ:
Und doch verkennen sie in dir den gnäd'gen Retter.
Verachten dein Gesetz, und spotten deiner Götter;
Daß selbst dein Unterthan ihr Glück mit Neide sieht,
Und zweifelst ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß sie durch ein Gesetz von ihrer Pflicht belehren.
Und wenn sie störrig sind, durch Flamm' und Schwert bekehren.

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe dich; du sprichst nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andern seht, so sieht's der König nicht.
Mir ist es einerlei, wenn sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind, und mir die Steuern bringen.

Haman.

Ich seh', Großmächtigster, Dir nur gebührt das Reich,
Du bist an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich!
Doch ist das nicht allein; sie haben einen Glauben,
Der sie verachtet die Fremden zu berauben.
Und der Verweigerheit stehn deine Völker blöß.
O König! säume nicht, denn die Gefahr ist groß.

Ahasverus.

Wie wäre denn das jetzt so gar auf Einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.

Haman.

Auch ist's das eben nicht wovon die Rede war:
Der Jude liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
Doch das thun andre mehr, die unbeschnitten sind.

Haman.

Das alles ließe sich vielleicht auch noch verschmerzen:
Doch finden sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen,
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohlverwahrt.
Wir jedem wandeln sie nach einer eignen Art.

Sie wissen jedermann durch Borg und Tausch zu fassen;
Der kommt nie los, der sich nur Einmal eingelassen.
Mit unsern Weibern auch ist es ein übel Spiel:
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machst mich lachen;
Ein Jude wird dich doch nicht eifersüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigster! Doch ist's ein alter Brauch,
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;
Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigentum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du trifft dich, guter Mann! Wie könnte das geschehn?
Das alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl: dir ist zwar niemand gleich,
Doch giebt's viel große Herr'n und Fürsten in dem Reich,
Die dein so sanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch stecken sie in Schulden;
Es ist ein stolzlicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Israel verwandt.
Und dieses schlaue Volk sieht Einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung steht, so lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nähret drum insgeheim den fast getauschten Brand,
Und eh wir's uns versehn, so flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das ist das erste Mal nicht, daß uns dies verargnet;
Doch unsre Waffen sind am Ende stets gesegnet:
Wir schicken unser Heer und feiern jeden Sieg,
Und sitzen ruhig hier, als wär' da draus' kein Krieg.

Haman.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Ist eben auch so bald durch Klugheit zu ersticken:
Allein durch Rath und Geld nährt sich Rebellion,
Vereint verstürmen sie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz sicher stehn, so lang' als ich drauf sitze!
Man weiß wie da herab ich gar erschrecklich blitze:
Die Steuern sind von Gold, die Säulen Marmorstein,
In hundert Jahren fällt solch Wunderwerk nicht ein.

Haman.

Ach warum drängst du mich, dir alles zu erzählen?

Ahasverus.

So sag' es grad' heraus, statt mich ringsum zu quälen;
So ein Gespräch ist mir ein schlechter Zeitvertreib.

Haman.

Ach Herr, sie wagen sich vielleicht an deinen Leib.

Ahasverus (zusammenfahrend).

Wie? was?

Haman.

Es ist gesagt. So fließet denn, ihr Klagen!
Wer ist wohl Mannes genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die schwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergessen daß dich Thron und Kron' und Zepter schützen;
Du sollst nicht Babylon, nicht mehr dein Reich besitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherei
Mit Vatermörderband dein Lebensband entzwei;
Dein Blut, wofür das Blut von Tausenden geflossen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegossen.
Weh heulet im Pallast, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Durst sich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie schlechtes Aas geachtet,
Und deine Treuen sind in Reihen hingeschlachtet!
Zuletzt, vom Morden satt, tilgt die Verrätherbund
Ihr eigen schändlich Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus.

O weh! was will mir das? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub', ich sterbe gleich. — Geh, sag' es meiner Frau!
Die Zähne schlagen mir, die Knier wir zusammen,
Mir läuft ein kalter Schweiß! schon seh' ich Blut und Flammen.

Haman.

Ermanne dich!

Ahasverus.

Ach! ach!

Haman.

Es ist wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk ist stets zu deinem Dienst bereit.
Du wirst den Meuchelmörder an seinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert ihr? So laßt sie gleich verbrennen!

Haman.

Man muß bedächtsam gehn; so schnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweile stechen sie mich zwanzig Male todt.

Haman.

Das wollen wir nun schon mit unsern Waffen hindern.

Ahasverus.

Und ich war so verzagt als unter meinen Kindern!
Mir wünschen sie den Tod? Das schmerzt mich gar zu sehr.

Haman.

Und, Herr, wer einmal stirbt, der ißt und trinkt nicht mehr.

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht schrecklich g'nug bestrafen.

Haman.

Du solltest schon so früh bei deinen Vätern schlafen?

Ahasverus.

Ei pfui! mir ist das Grab mehr als der Tod verhaßt!
Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun still! ich hab mich gefaßt.
Nun soll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh, laß mir auf einmal zehntausend Galgen bauen.

Haman (finnend).

Unüberwindlichster! hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' uns viele Volk — und um die Waldung Schad'.

Ahasverus.

Steh auf! Dich hat kein Mensch an Großmuth überschritten;
Dich lehrt dein edel Herz für Feinde selbst zu bitten.
Steh auf! wie meinst du das?

Haman.

Gar mancher Bösewicht
Ist unter diesem Volk; doch alle sind es nicht:

Und vor unschuld'gem Blut mög' sich dein Schwert bethauen!
Bestrafen muß ein Fürst, nicht wie ein Tiger wüthen!
Das Ungeheu'r, das sich mit tausend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederschlägt.

Ahasverus.

O wohl! So hängt mir sie, nur ohne viel Geschwätze!
Der Kaiser will es so, so sagen's die Gesetze.
Wer sind sie, sag' mir an?

Haman.

Ich, das ist nicht bestimmt;
Doch geht man niemals fehl, wenn man die Reichsten nimmt.

Ahasverus.

Vermaledeite Brut, du sollst nicht länger leben;
Und Dir sey all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geschenk!

Ahasverus.

Wer kommt dir erst in Sinn?

Haman.

Der erst' ist Mardochai, Hofjud' der Königin.

Ahasverus.

O weh! da wird sie mir kein Stündchen Ruhe lassen!

Haman.

Ist er nur einmal todt, so wird sie schon sich fassen.

Ahasverus.

So hängt ihn denn geschwind, und laßt sie nicht zu mir!

Haman.

Wen du nicht rufen läßt, der kommt so nicht zu dir.

Ahasverus.

Wo ist ein Galgen nur? Hängt ihn eh's jemand störet!

Haman.

Schon hab' ich einen hier vorsorglich aufgerichtet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beschlossen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an. (Ab.)

Hanswurst.

Der erste Actus ist nun vollbracht,
Und der nun folgt — das ist der zweite.

Marktschreier.

Liebe Freunde, gute Leute,
Das Menschenlieb' und Freundlichkeit
Sorge für eure Gesundheit
Und Leibeswohl, zu dieser Zeit
Mich diesen weiten Weg geführt,
Das seyd ihr alle verschwatirt,
Und von meiner Wissenschaft und Kunst
Werdet ihr, liebe Freunde, mit Gunst
Euch selbst am besten überführen,
Und ist je vermia zu verlieren.
Zwar thun' ich euch Brief und Siegel weisen
Von der Kaiserin aller Reußen
Und von Friedrich, dem Könige in Preußen,
Und allen Europens Potentaten —
Doch wer spricht gern von seinen Thaten?
Sind auch viele meiner Verfahren,
Die leider! nichts als Prahler waren.
Ihr könnt's denken auch von mir,
Drum rühm' ich nichts, und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzenei, köstlich und gut;
Die Waare sich selber loben thut.
Wozu es alles schon gut gewesen,
Ist auf'm gedruckten Zettel zu lesen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Maienpulver und Purganz,
Ein Zahnpulverlein, honigsüße,
Und einen Ring gegen alle Flüße.
Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
Ist in der Noth wohl hundert werth.

Hanswurst.

Schnupftuch 'rauf!
(Die Zuschauer kaufen beim Marktschreier.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!
Sie sind gut,
Und sind nicht theuer,
Frisch wie's einer nur begehrt.

Jagrunerhauptmann.

Das Milchmädchen da ist ein hübsches Ding;
Ich kauft' ihr wohl so einen zinnernen Ring.

Jagrunerbursch.

O ja, mir wär' sie eben recht.

Jagrunerhauptmann.

Zuerst der Herr und dann der Knecht.

Heide.

Wie verkauft sie ihre Eier?

Milchmädchen.

Drei, ihr Herr'n, für einen Dreier.

Heide.

Straf' mich Gott, das sind sie werth.
(Sie macht sich von ihnen los.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!

Heide. (Sie hatten sie.)

Nicht so wild!
O nicht so theuer!

Milchmädchen.

Was sollen mir
Die tollen Freier?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eier!
Dann seyd ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Ammann.

Nicht! Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen sagen lassen,
Sie sollten das Ding accurater fassen.

Doctor.

Was sagte denn der Entrepreneur?

Ammann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman erbeutt erscheine!
Zu Warnung und Scandalen der ganzen Gemeine.

Hanswurst.

Schnupftuch 'rauf!

Marktschreier.

Die Herren seyn noch nicht von hinnen,
Wir wollen den zweiten Act beginnen.
Indessen können sie sich besinnen,
Ob sie von meiner Waare was brauchen.

Hanswurst.

Gott Ave! kommen euch Thränen in die Augen.

Masch.

Esther und Mardochai treten auf.

Mardochai
(weinend und schluchzend).

O grenzenloses Geschick! o schrecklenvoller Schluß!
O Unthat, die dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbarmlich, Königin, muß ich vor dir erscheinen.

Esther.

So sag' mir was du willst, und bös' nur auf zu weinen!

Mardochai.

Hä hä! es hält's mein Herz, hä hä! es hält's nicht aus.

Esther.

Geh weine dich erst satt, sonst bringst du nichts heraus.

Mardochai.

Hä hä! es wird mir neun, hä hä! das Herz zersprengen.

Esther.

Was giebt's denn?

Mardochai.

U du du, ich soll heut Abend hängen!

Esther.

Ei, was du sagst, mein Freund! Ei, woher weißt du dies?

Mardochai.

Das ist sehr einerlei, genug es ist gewiß.
Darf denn der Glückliche dem sodnsten Tage trauen?
Darf einer denn auf Fels sein Haus gerubig bauen?
Mich machte deine Gunst so sicher, Königin,
Wie närr' ich, da ich nun von den Verwerfnen bin!

Esther.

Sag', wem geläster's denn, mein Freund, nach deinem Leben?

Mardochai.

Der stolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn du dich nicht erbarmst, nicht eilst mir beizustehn,
Nicht schnell zum König gehst, so ist's um mich geschehn.

Esther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich dir nicht gewähren;
Man kommt zum König nicht, er müßt' es erst begehren.
Tritt einer unverlangt dem König vors Gesicht,
Du weißt, der Tod steht drauf! Gewiß, dein Ernst ist's nicht.

Mardochai.

O Unvergleichliche, du hast gar nichts zu wagen;
Wer deine Schönheit sieht, der kann dir nichts versagen.
Und in Gesetzen sind die Strafen nur gehäuft.
Weil man sonst gar zu grob den König überläuft.

Esther.

Und sollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Vasti Sturz, ich mag es nicht probieren.

Mardochai.

So ist dir denn der Tod des Freundes einerlei?

Esther.

Allein was hilf' es dir? Wir stürben alle zwei!

Mardochai.

Erhalt mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Eyre!

Esther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht so gefährlich wäre.

Mardochai.

Ich seh', dein hartes Herz ruft' ich vergebens an.
Gedenk', Undankbare, was ich für dich gethan!
Erzogen hab' ich dich von deinen ersten Tagen.
Ich habe dich gelehrt bei Hof' dich zu betragen.
Du hättest lange schon des Königs Gunst verscherzt,
Er hätte lange schon sich satt an dir gehetzt,
Du bist oft gar zu g'rad, und wärest längst verkleinert,
Hätt' ich nicht deine Lieb' und deine Pflicht vereinert.
Dir kam allein durch mich der König unters Joch,
Und durch mich ganz allein besitzest du ihn noch.

Esther.

Von selbsten hab' ich wohl nicht Gunst noch Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn du längst gestorben.

Mardochai.

O stürb' ich für mein Volk und unser heilig Land!
Allein ich sterb' umsonst durch die verruchte Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem ungestümen Regen,
Dem glüh'nden Sonnenschein und bittern Schnee entgegen!
Dort nascht geschäftig mir, zum Winter-Zeitvertreib,
Ein garstig Rabenvolk das schöne Fett vom Leib!
Dort schlagen ausgedörrt zuletzt die edlen Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder!
Ein Greuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Israel, und Königin — was bist

Esther.

Gewiß groß Herzeleid! Doch kann ich es erlangen.
So sollst du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;
Und mit sorgfält'gem Schmerz vortrefflich balsamiert,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es sich gebührt.

Mardochai.

Vergebens wirst du dann den treuen Freund beweinen!
Er wird dir in der Noth nicht mehr wie sonst erscheinen.
Mit reinem Beutel Geld, das du so eifrig nahmst,
Wenn du mit Schuldverbrüh von Spiel und Handel kamst;
Mit reinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen:
Mein Geist erscheint dir leer, und, um dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Gestalt von Schlegen aus der Gruft,
Und wenn du's fassen willst, verschwindet's in die Luft.

Esther.

Ei, weißt du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Capital in deinem Testamente.

Mardochai.

Wie gerne thät' ich das, von deiner Huld gerührt!
Doch leider! ist mein Gut auch sämmtlich confiscirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch besorgen!
Kein Eingger bleibt zurück, der künftig mehr zu borgen.
Der schöne Handel fällt, es kommt kein Contreband
Durch unsre Industrie dir künftig mehr zur Hand.
Die kleinste Zofe wird nichts mehr an dir benehmen;
Dich werden, Mägden gleich, inländ'sche Zeuge kleiden;
Und endlich wirst du so mit hoffnungsloser Pein
Die Sklavin deines Manns und seiner Leute seyn!

Esther.

Das ist nicht schön von dir! Was brauchst du's
mir zu sagen?
Kommt einmal diese Zeit, dann ist es Zeit zu
klagen.
(Weinend.)
Nein! Wird mir's so ergehn?

Mardochai.

Ja schwör dir, anders nicht!

Esther.

Was thu' ich?

Mardochai.

Rett' uns noch!

Esther.

Ach, geh mir vom Gesicht!
Ich wollte —

Mardochai.

Königin, ich bitte dich, erböre!
Was willst du?

Esther.

Ach ich wollt' — daß alles anders wäre!
(Ab.)

Mardochai (allein).

Bei Gott! hier soll mich nicht manch schönes Wort
verdrießen.
Ich kah' ihr keine Ruh', sie muß sich doch entschließen.
(Ab.)

Marktschreier.

Seiltänzer und Springer sollten nun kommen;
Doch haben die Tage so abgenommen.
Allein morgen früh bei guter Zeit
Sind wir mit unserer Kunst bereit.
Und wem zuletzt noch ein Plätzel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenspielmann
(hinter der Scene).

Orgelum, orgelet!
Dudeldumdei!

Doctor.

Laßt ihn herbeikommen.

Ammann.

Bringt den Schirm herauf.

Doctor.

Thut die Lichter aus:
Sind ja in einem bemalten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man ist was man bleibt?

Ammann.

Man ist wie man's treibt.

Schattenspielmann.

Orgelum, orgelet!
Dudeldumdei!
Lichter weg! mein Lämpchen nur,
Nimmt sich sonst nicht aus.
Ins Dunkle da. Meisames.

Doctor.

Von Herzen gern.

Schattenspielmann.

Orgelum, orgelet! ::
Ach wie ist es alles dunkel!
Finsterniß ist,
War sie all wüst und leer,
Hub sie all nichts auf dieser Erd gestehe.
Orgelum ::
Sprach sie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da reinbricht!
Wie sie all durk einander gehn.
Die Element alle vier.
In sechs Tag alles gemacht ist.
Sonn, Mond, Stern, Baum und Thier.
Orgelum, orgelet!
Dudeldumdei!
Sieh sie Adam in die Paradies,
Sieh sie Eva, hat sie die Schlang verführet,
Nackejagt,
Mit Dorn und Distein
Geburtsschmerzen geplagt.
O weh!
Orgelum ::
Hat sie die Welt vermehrt
Mit viel gottlose Leut.
Waren so fromm vorher!
Have gesunge, gebet's!
Glaube mehr an keine Gott,
Jö e Schand und e Spott!
Seh sie die Ritter und Damen
Wie sie zusammenkamen,
Sich vegab, sich begatte
In alle grüne Schatte,
Uf alle grüne Haide;
Kann das unser Herr Gott leide?
Orgelum, orgelet!
Dudeldumdei!
Führt da die Sündflutt 'rein,
Wie sie gottlerdermlich schrein;
Als all ersaufen schwer.
Is gar keine Rettung mehr;
Orgelum ::
Guck sie, in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius,
Macht ein End all dieser Noth;
Dank sey dir, lieber Herre-Gott!
Orgelum, orgelet!
Dudeldumdei!

Doctor.

Ja, da wären wir geboren!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Ammann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an Einmal satt.

Doctor.

Jeder Tag seine eigne Plage hat.

Schattenspielmann.

Orgelum, orgelet!
Dudeldumdei!

Das
Neueste von Plundersweilern.

1780.

Nachstehendes Gedicht verlangt eine kurze Einleitung, weil es sonst zum größten Theil unverständlich bleiben müßte.

Herzogin Amalia hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß Sie allen Personen Ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheeren ließ. In einem geräumigen Zimmer waren Teiche, Gebüsche, Pyramiden und Bambinitten errichtet, wo jeder Eingeweihte seine Gaben fand, die ihm theils für seine Verdienste um die Gesellschaft dargereicht und ersonnen, theils auch wegen einiger Unarten, Angriffigkeiten und Mißgriffe bestraften und vermahnen sollten.

Zu Weihnachten 1780 verbanden sich mehrere dieses Vereins, der Fürstin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres seyn sollte, als die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Ueber diesen Gegenstand war so viel gesprochen worden, so viel gestritten und gemeint, daß sich manches Redliche wohl zusammenlesen ließ, und das Vergnügen in einem Bilde aufgehoben möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfassers ward durch Rath Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Dieses Bild war auf einem verquälteten Gestell eingerahmt und verdeckt, und als nun jedermann sich über die empfangenen Gaben genugsam ersreut hatte, trat der Mattschreiber von Plundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter, wie sie eben vortamen, mit der Peitsche bezeichnete. Dieser Scherz gelang zur Ergetzung der höchsten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen glaubten.

Das Bild erhielt noch, wohlerhalten, und dürfte von einem geschickten Kupferstecher geistreich radirt zum völligen Verständniß des Gedichts, und dem deutschen Publicum, das über jene Zeiten sich längst aufgeklärt sieht, zur unverfänglichen Unterhaltung dienen.

Weimar, den 30. April 1816.

Im deutschen Reich gar wohl bekannt
Ist der Ort, Plundersweilern genannt.
Und seines Jahrmarkts Lärm und Lust
Viel groß- und kleinem Volk bewußt;
Auch sieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken sich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa seyn,
Wie zwischen — — — — —,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet, gegen fremdes Geld,
Die Vöglein in die weite Welt.

Vielmehr sind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Exempl;
Und wie ein Haus gebaut seyn mag,
Gleich ist's versetzt den andern Tag.

Besonders eine der längsten Gassen
Hat man für Leser erbauen lassen.
Wo in den Häusern, eng und weit,
Gelesen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil sind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,
Findt man, so wie man geht und steht,
Von Thürschwell' auf bis zum Privet.
Einen jeden emsig sich erbauen
Und kaum zum Gruße seitwärts schauen.

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Caffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig' jedermann
Sich seinen Magen verderben kann:
So theilt man nun den Lesekrauß
Liedrahern für sechs Pfennig aus.

Von dieser Straße, lang und schön,
Könnt ihr hier nur das Echaus sehn.
Hier schauen Damen und Herr'n herum
Begierig in das Publicum,
Wie einer an den andern rennt;
Und Abends sind sie gar content.

Vor ihrem Fenster, mit leichten Sprüngen
Spazieret ein Mädchen von schlechten Sitten,
Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menschen sauren Schweiß.
Ein jeder wird sie laut verachten;
Es mag kein Mensch sie übernachten,
Und alle kommen doch zu Haufen
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie schlimm sieht's drum in jenem Haus,
In der wüsten Landzung aus!
Gar einzeln naht sich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,
Nach einem Folio zu fragen;
Dagegen blöken viel Naturmagen
Sich mit bedürftigen Geberden
Vor dem Papierpatron zur Erden.
Auch ist das Haus, wie jeder sagt,
Von böser Nachbarschaft geplagt:
Wie man Exempel jeden Tag
In der Almende sehen mag.

Halt auf! o weh! welch ein Geschrei!
Was zerrt man diese Leut' herbei!
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden euch den Herrn Barbier.

Dem, wo er irgend Stepperein ſieht,
Das Meſſer unterm Händen glüht;
Und er paſſiert, die Wand zu ſtillen,
Zwar gratis, aber wider Willen,
Und bei dem ungeebenen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Naſe mit.

Welch ein Pallaſt am End' der Stadt
Iſt's, wo er ſeine Bude hat!
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alle Gegend überſchaut.
Wer iſt der vornehm reiche Mann,
Der alſo bau'n und wohnen kann?

Mit großer Luſt und großem Glück
Hält ihr Gerall hier Frau Kritik.
Ein jeder, er ſey groß und klein,
Wird ihr gar ſehr willkommen ſeyn.
Sein Zimmer iſt ihm gleich bereit,
Sein Eſſen auch zu rechter Zeit;
Er wird gewärmet und verwahrt
Nach ſeiner Art und ſeinem Bart.
Doch läßt, aus Furcht vor Reibesflammen,
Sie ihre Freunde nie zuſammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Noch weder Capital noch Pfand,
Sie bringt auch ſelber nichts hervor,
Und lebt und ſteht doch groß im Flor:
Denn was ſie reich macht und erhält,
Das iſt eine Art von Stempelgeld;
Drum ſehn wir alle neue Waaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Fenſter läßt ſich einer blicken.
Der reißt gar alles grob zu Stücken;
Ein andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein dritter lägt's auf der Waage ſchnellen;
Ein vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenſter ſind auch zu:
Da deutet nicht auf inn're Ruh.
Die meiſten arbeiten wie in der Gruft
Und kommen ſelten an friſche Luft.

Doch ſcheint's, ihr möget nicht verweilen
Und gerne dieſen Zug ereilen;
Bleibt nur ein wenig hintendrein;
Ich ſchätz' es möchte gefährlich ſeyn.

Unter dem Lebensbaum auf ſeinem Rücken
Sieht ihr einen jungen Herrn ſich drücken,
Ein Schießgewehr in ſeiner Hand;
So trug er ſeinen Freund durchs Land.
Erzählt den traurigen Lebenslauf
Und fordert jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er ſich auf ſeinen Füßen.
Die Thränen ihm von den Wangen fließen.
Beſchreibt gar rührend des Armen Noth,
Verzweiflung und erbärmlichen Tod;
Wie er ihn mutlich aufgerafft;
Das alles ein wenig ſtudentenhaft.
Da ſind's entſetzlich an zu tumoren
Unter Klagen, Weinen und unter Thoren;
Drum wünſcht er weit davon zu ſeyn.

Denn ſeht, es kommen hintendrein
Ein Chor ſchwermüthiger Jungfrauen,
Die ſich gar unſeretwegen grauen.
Mehr ſag' ich nicht: Man kennt genug
Den ganzen unſerem Zug.

Jeder führet eine Jungfrau ſeim,
Die ſchienen gleiches Sinns zu ſeyn:
Denn ſie tragen auf bunten Stangen
Paniere zierlich aufgehangen.
Die Zeichen ihrer Luſt und Schmerz;
Einen vollen Mond, ein brennend Herz;
Wie denn nun faſt jede Stadt
Ihren eignen Mondſchein nöthig hat.
Die Herzen klirren und pochen ſo ſehr.
Man hört ſein eigen Wort nicht mehr;
Doch ſcheinen die Liebchen bei dieſen Spielen
Noch ſeitwärts in die Welt zu ſpielen.

Laßt ſie vorbei und ſeht die Knaben.
Die in der Ecke ihre Kurzweil haben.
Die Laube, die ſie faßt, iſt klein,
Doch dünkt ſie ihnen ein dichter Hain.
Sie haben aus Maien ſie aufgeſteckt
Und vor der Sonne ſich bedeckt;
Mit Sieggeſang und Harfenſchlag
Verklimpern ſie den lieben Tag;
Sie trönzen freudig ſich wechſelsweiſe,
Einer lobt in des andern Preiſe;
Daneben man Kreuz' und Waffen ſchaut.
Sie ſitzen auf der Ehrenbraut;
Doch merkt, als wie ein Eitelkeit,
Ein Murmelkaſten drunter vor.
Daraus denn bald ein Jedermann
Ihre hohe Ankunft errathen kann.

Ihr ſchaut euch um, ihr ſeht empor,
Leiht andern Stimmen euer Ohr!
Ja ſeht nur recht! Dort eine Welt
In vielen Fächern dargeſtellt.
Man nennt's ein epiſches Gedicht;
Es was das ſeines Gleichen nicht.

Der Mann, den ihr am Bilde ſeht,
Scheint bald ein Barde und bald Prophet.
Seine Vorfahren müſſen's böſen,
Sie liegen wie Daden zu ſeinen Füßen;
Auf ihrem Häuptern ſteht der Mann,
Daß er ſeinen Helden erreichen kann.

Kaum iſt das Lied nur bald geſungen,
Iſt alle Welt ſchon liebesdurchdrungen.
Man ſieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung ſich umarmen.
Ein Zhalim kniet ihm an dem Rücken.
Der denkt die Welt erſt zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Verbrennt, er hab' auch Hoſen dazu.
Und, was ſich Niemand denken kann,
Einen Greis habe der große Mann.

Vor dieſem himmliſchen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Geſicht,
Und rufen: Preis dir in der Höh',
O kreflicher Eulazie!

Der Alter unaufhörte Zier!
Der deutſche Mar ein feines Thier!
Wie viele Wunder die geſchehn.
Könnt ihr hier nicht auf einmal ſehn!
Er hat auch eine Heiterkeit,
Die zeigt ſich nicht auf dieſem Stück.

Ihr kennt den himmliſchen Mercur.
Ein Gott iſt er zwar von Natur;
Doch ſind ihm Sterben zum irdiſchen Leben
Als wie ein Pfand ins Meiſte gegeben;

Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.
Auf seinen Scepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens sägst du, thörichte Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.

Es schaut zu ihm ein großer Haufe
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch diesen Pack, so schwer und groß,
Wird er wohl schwerlich jemals los.

Wie ist mir? wie erscheint ein Engel
In Wolken mir dem Lilienstengel!
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder,
Er sieht sich um und sucht sich Brüder.

Wer sagt mir ein vernünftig Wort?
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht ihr nicht, wie geschickt sie's machen!
Seht doch, wie fliegen ihre Drachen!
Geht er nicht schnell und hoch genung?
Man nennt es einen Odenschwung.

Die andern führ' ich euch nicht vor;
Sie haben mit dem Blaserohr
Nach Schmetterlingen unverdrossen
Mit Lettenkugeln lang' geschossen.
Und dann war stets das arme Ding
Ein lahmgeschossner Schmetterling.

Die kleinen Jungens in der Pfützen
Laßt sie mit ihren Schuffern sitzen!
Und laßt uns sehn, dort stäubt's im Sand,
Dort jagt ein würdig Herr zu Land.

Zuvörderst sprengt ein Ritte.
Auf einem zweibeinigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbusch ihn ziert,
Die Lanze er gar stolz regiert.
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verstummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird ein Gut's geschafft.
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume sammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Nestern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felsenmähne,
Sein Schürtelm schaltiert Ritterliche.
Insgemein such nicht es dieser Stärke
Und der modernen Simsons-Werke:
Denn aller Riesen-Vorrath hier
Ist nur von Pappe und von Papier.

Ein andrer trägt einen Kometenbart;
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie stolpern über Särg' und Leichen.
Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit heilen Scharen
Aus ihren eignen Häuten fahren;
Doch sitzen sie darin zu fest.
Drum es jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund sind zwei seine Knaben.
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutschheit sich zu zieren ihr
Hat jeder sein armes Mäntel zerfetzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Daß sieht gar wunderreiche Falten;
Die Pusten stehn gut zu Gesicht;
Sie schonen sogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutschen Bettelsungen gleichen.

Wenn ich nun jemand rathen mag,
So hat er genug für diesen Tag.
Und geht den Lärm und das Geschrei,
Was hinten sich erhebt, vorbei.

Die Bube, die man dorten schaut,
Ist schon vor Alters aufgebaut.
Worein gar mancher, wie sich's gebührt,
Nach seiner Art sich prostituirt.
Die festen Säulen zeigen an,
Der Ort sich nicht bewegen kann;
Ein Mann, der droben im Reifrock steht,
Deutet auf hohe Gravität;
Doch Wurstel läßt sich nicht vertreiben,
Läßt seine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall brodt,
Und bringt den Alten fast den Tod.

Eine Rotte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal schon eingenommen
Und nagelt, ihr ist nicht zu wehren,
Ans Frontispiz zwei Hemisphären.
Eröffnet nun die weite Welt
Eroberndt zum Theaterfeld;
Darauf denn jeder bald verflicht,
Wie es von London nach China geht.
Und so hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlgerschanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Mensch ist sicher seines Lebens;
Es wehrt der Held sich nur vergebens;
Es geben beinah in dieser Stunde
Soufleur und Comitent zu Grunde,
Die man als heilige Personen
Von je gewohnt war zu verschonen.
Und dieser Lärm dient auf einmal
Auf unserm Schauspiel zum Final.

Prometheus.

Dramatisches Fragment.

1773.

Erster Act.

Prometheus. Mercur.

Prometheus.
Ich will nicht, sag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Uns gegen eins,
Mich dünkt es bebt sich.

Mercur.
Deinem Vater Zeus das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus.
Was Vater! Mutter!
Weißt du woher du kommst?
Ich stand, als ich zum ersten Mal bemerkte
Die Füße sein,
Und reichte, da ich
Diese Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte
Die du nennst Vater, Mutter.

Mercur.
Und reichend dir
Der Kindheit nöth'ge Hülfe.

Prometheus.
Und dafür hatten sie Gehorsam meiner Kindheit.
Den armen Sprößling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Mercur.
Und schätzten dich.

Prometheus.
Wovor? Vor Gefahren
Die sie fürchteten.
Haben sie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neid'schten?
Diesen Busen gestählt
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und Euer?

Mercur.
Elender! Deinen Göttern das.
Den Unendlichen?

Prometheus.
Göttern? Ich bin kein Gott.
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich! — Allmächtig! —
Was thunt Ihr?
Thunt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Wie ballen in meine Faust?
Vermögt Ihr zu schweben
Mich von mir selbst?
Vermögt Ihr mich aufzudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Mercur.
Das Schicksal!

Prometheus.
Anerkennst du seine Macht?
Ich auch! —
Geh', ich diene nicht Vasallen!

(Mercur ab.)

Prometheus
(zu seinen Statuen sich kehrend, die durch den ganzen Hain zerstreut stehen).
Unersetzlicher Augenblick!
Aus eurer Gesellschaft
Gerissen von dem Thoren,
Meine Kinder! —
Was es auch ist das euren Busen regt,
(sich einem Mädchen nahend)
Der Busen sollte mir entgegen wallen!
Das Auge spricht schon jetzt!
Sprich, rede liebe Lippe mir!
O, könnt' ich euch das fühlen geben
Was ihr seyd!

Epimetheus kommt.

Epimetheus.
Mercur beklagte sich bitter.

Prometheus.
Hättest du kein Ohr für seine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.
Mein Bruder! Alles was Recht ist!
Der Götter Vorschlag
War billigmal billig,
Sie wollen dir Olympus' Spitze räumen,
Dort sollst du wohnen.
Sollst der Erde herrschen!

Prometheus.
Ihr Burggraf seyn
Und ihren Himmel schützen? —
Mein Vorschlag ist viel billiger:
Sie wollen mit mir theilen und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das was ich habe, können sie nicht rauben.
Und was sie haben, mögen sie beschützen.
Hier Mein und Dein,
Und so sind wir geschieden.

Epimetheus.
Wie vieles ist denn dein?

Prometheus.
Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber! —
Was haben diese Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß sie mich begaffen?

Epimetheus.
Du stehst allein!
Dein Eigensinn verkennt die Wonne
Wenn die Götter, du,

Die Dreieinen und Welt und Himmel all'
Sich ein innig Ganzes fühlten.

Prometheus.

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder.
Trens's wie du magst und laß mich!

(Ehrmenteus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten.
Meinen Geist so tausendfach
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern.

Minerva kommt.

Prometheus.

Du wagst es, meine Göttin?
Wagest zu deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
Und liebe dich, Prometheus!

Prometheus.

Und du bist meinem Geist
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslichte gewesen!
Immer als wenn meine Seele zu sich selbst spräche.
Sie sich erbfnete
Und mitgeborne Harmonieen
In ihr erklangen aus sich strömt,
Und eine Gottheit sprach
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wärmt' ich eine Gottheit spreche,
Sprach ich selbst.
Und so mit dir und mir
So ein, so innig
Ewig meine Liebe dir!

Minerva.

Und ich dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der süße Dämmerschein
Der wegeschwind'nen Sonne
Dort heraufschwimmt
Vom finstern Kaukasus
Und meine Seel' umgiebt mit Wonnerub',
Abwesend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte sich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus deiner Himmelsluft.
Und welch' ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den obersten der Götter mehr!

Minerva.

So wähnt die Macht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch
Und bin auch mächtig. —
Sonst! — Hast du mich nicht oft gesehn
In selbst erwählter Knechtschaft
Die Bürde tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte.
Sie führen das Vergangene, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen.
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sey unfanatische
Unergrünbige Weisheit!

Minerva.

Du dientest um der Freiheit werth zu seyn.

Prometheus.

Und möcht' um alles nicht
Mit dem Donnervogel tauschen
Und meines Herren Blitze stolz
Zu Straßenkanten packen.
Was sind sie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß ist ungerecht!
Den Göttern fiel zum Loose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben sie das auch,
Dem nicht allein!
Ich daure so wie sie.
Wir alle sind ewig! —
Meines Anfangs erinn'r' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf,
Und seh' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerva an den Bildnissen herumführend)

Sieh diese Stirne an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieses Busens Macht
Drängt sich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

(Bricht bei einer weiblichen Bildsäule stehen.)

Und du, Pandora,
Heiliges Gefäß der Gaben alle,
Die ergötzlich sind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labsal ergossen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Busen angeschmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenrutzgenuß geschmeckt —
Das all all — — Meine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu ertheilen,
Wenn du seinem Antrag
Gehör gäbst.

Prometheus.

Das war das Einzige was mich bedenken machte.
Allein — ich sollte Knecht seyn
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers!
Nein!
Sie mögen hier gebunden seyn
Von ihrer Leblosigkeit,
Sie sind doch frei
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und sie sollen leben!
Dem Schicksal ist es, nicht den Göttern,
Zu schenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verschließt;
Sie sollen leben und durch dich!

Ahasverus.

So hängt ihn denn geſchwind, und laßt ſie
nicht zu mir!

Haman.

Wen du nicht rufen läßt, der kommt ſo nicht
zu dir.

Ahasverus.

Wo iſt ein Galgen nur? Hängt ihn eh's
jemand ſpüret!

Haman.

Schon hab' ich einen hier vorſorglich aufge-
führet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab'
genug gethan;
Beſchloſſen hab' ich es, nun geht's mich nicht
mehr an.

ab.

Prometheus.

Durch dich, o meine Göttin,
Leben, frei sich fühlen!
Leben! — Ihre Freude wird dein Dank seyn!

Zweiter Act.

Auf Olympus.

Jupiter. Mercur.

Mercur.

Greuel — Vater Jupiter — Hochverrath!
Minerva, deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei.
Hat ihm den Lebensbaum erbfnet
Und seinen tettenen Hof,
Seine Welt von Thon
Um ihn belebt.
Gleich und beweaen sie sich all'
Und weben, jauchzen um ihn her
Wie wir um dich.
O, deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie sind! und werden seyn!
Und sollen seyn!
Ueber alles was ist
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen, wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Wehe ihnen, wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.

Mercur.

Allvater! Du Allgütiger,
Der du die Missethat vergiebst Verbrechern,
Sey Liebe dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Unendwonne
Wähnt ihre Seele sich adtergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!

Mercur.

So weis' als gütig!

That am Fuße des Olympus.

Prometheus.

Sieh wieder, Zeus,
Auf meine Welt: sie lebt!
Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich sey.
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!
(Man sieht das Menschengeschlecht durchs ganze Thal vertheilet. Sie sind auf Bäume geklettert Früchte zu brechen, sie baden sich im Bache, sie laufen um die Wette auf der Wiese; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu

Prometheus.

Mann.

Sieh hier die Bäume
Wie du sie verlangtest.

Prometheus.

Wie brachtest du
Sie von dem Boden.

Mann.

Mit deinem scharfen Steine hab' ich sie
Glatt an der Wurzel weggerissen.

Prometheus.

Frst ab die Aeste! —
Dann rammle diesen
Schräg in den Boden hier
Und diesen hier, so gegenüber;
Und oben verbinde sie! —
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Aeste herab von oben
Bis zur Erde
Verwunden und verschlungen dir.
Und Rasen rings umher,
Und Aeste drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Etwas und eine Hütte!

Mann.

Dank, theurer Vater, tausend Dank!
Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!
Du hast sie dir gebaut und sie ist dein;
Du kannst sie theilen
Mit wem du willst.
Wer wohnen will der bau' sich selber eine.
(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erster.

Du sollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie sind mir mein!

Zweiter.

Woher?

Erster.

Ich habe gestern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit saurem Schweiß
Lebendig sie gefangen,
Diese Nacht bewacht,
Sie eingeschlossen hier
Mit Stein und Aesten.

Zweiter.

Nun gieb mir eins!
Ich habe gestern auch eine erlegt
Am Feuer sie gebraten
Und gessen mit meinen Brüdern.
Brauchst denn nur eine:
Mir fangen morgen wieder.

Erster.

Bleib mir von meinen Ziegen!

Zweiter.

Doch!
(Erster will ihn abwehren, Zweiter giebt ihm einen Stoß, daß er umfällt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erster.

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus kommt.

Was giebt's?

Mann.

Er raubt mir meine Ziege! –
Blut rieselt sich von meinem Haupt –
Er sammelte
Mich wider diesen Stein.

Prometheus.

Reis da vom Baume diesen Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So – theurer Vater!
Schon ist es gestillt.

Prometheus.

Geh, wasch' dein Angesicht.

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laß ihn!
Ist seine Hand wider jedermann,
Wird jedermanns Hand sein wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr seyd nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seyd arbeitsam und faul,
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all' euren Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Thieren und den Göttern.

Pandora kommt.

Prometheus.

Was hast du, meine Tochter,
Wie so bewegt?

Pandora.

Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! –

Prometheus.

Was ist ihr?

Pandora.

Namenlose Gefühle!
Ich sah sie zu dem Wallfischsee gehn
Wo wir so oft und Blumenkränze pflückten;
Ich folgt' ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, sah
Ich sie, im Thal
Auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt sie fest in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und ach, sank mit ihr hin.
Ihr sanftes Haupt erfaßt,
Er küßte sie tausendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.
Mir ward bang,
Ich sprang hinzu und schrie,
Mein Schrei eröffnet ihr die Sinnen.
Arbar ließ sie; sie sprang auf
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tausend Thränen stürzten.
Ich führte wieder ihre Knie wanken
Und hielt sie, theurer Vater,
Und ihre Küsse, ihre Glut
Hat selig ein neues unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegossen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich sie ließ und Wald und Feld. –
Zu dir, mein Vater! sag'
Was ist das alles was sie erschüttert
Und mich?

Prometheus.

Der Tod.

Pandora.

Was ist das?

Prometheus.

Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.

Pandora.

Tausendfach! Dir dank' ich's all.

Prometheus.

Pandora, dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küssen deiner Geliebten
Genossest du die reinste Seligkeit.

Pandora.

Unaussprechlich!

Prometheus.

Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora.

Freude!
Wie jedes Glied gerührt vom Gang und Spiel,
Bewegte, regte sich,
Ich ganz in Melodie verschwamm.

Prometheus.

Und alles thät sich endlich auf im Schlaf,
So Freud' als Schmerz,
Du hast gefühlt der Sonne Glut,
Des Durstes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Hast aber beim verlornen Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferse trafst.
Oh' ich dich hülfe.

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, ist des Lebens Wonn'
Und Weh!

Prometheus.

Und fühlst an deinem Herzen
Daß noch der Freuden viele sind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennst.

Pandora.

Wohl, wohl! – Dies Herze sehnt sich oft
An irgend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da ist ein Augenblick der alles erfüllt,
Alles was wir gelernt, geträumt, gehofft,
Geschrieben, Pandora, –
Das ist der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst
Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Thränen sich erleichtern will

Und ſeine Gluth vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn
Und du vor zu vergehen ſcheinſt
Und ſinkſt,
Und alles um dich her verſinkt in Nacht,
Und du, in immer eigenſtem Gefühl,
Umfaſſeſt eine Welt:
Dann ſtirbt der Menſch.

Pandora (ihn umhalſend).

O, Vater, laß uns ſterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In ſtürmendem Genuß ſich aufgezehrt,
Dann ſich ermüdet, in Wonne ſchläft, —
Dann leſt du auf, aufs ſüßeſte wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Dritter Act.

Prometheus in ſeiner Werkſtatt.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillt
Je des Geängſteten?
Hat mich nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herren und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend.

Faust.

Eine Tragödie.

Zueignung.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal fest zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten.
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang;
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich;
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorspiel auf dem Theater.

Director. Theaterdichter. Lustige Person.

Director.

Ihr Beiden, die ihr mir so oft
In Noth und Trübsal beigestanden,
Sagt was ihr wohl in deutschen Landen
Von unsrer Unternehmung hofft?
Ich wünschte sehr der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läßt.
Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon, mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiß wie man den Geist des Volks versöhnt;
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's, daß alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig sey?
Denn freilich mag ich gern die Menge sehen.
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
Und wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälfte bricht.
Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o, thu' es heute!

Dichter.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Lustige Person.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte;
Gesetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.
Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.
Drum seid nur brav und zeigt euch musterhaft;
Laßt Phantasie, mit allen ihren Ehören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn.
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,

Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seyd ein vielgeliebter Mann.
Die Masse thunt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer Vieles bringt, wird manchem Etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so seyt es gleich in Ernsten!
Sorgt ein Ragout es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publicum wird es euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sey!
Wie wenig das dem ächten Künstler zieme!
Der saubern Herren Pfuscherei
Ist, merk' ich, schon bei euch Maxime.

Director.

Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt,
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin für wen ihr schreibt!
Wenn dieser Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale,
Mon eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten.
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Besieht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu solchem Zweck, die holden Musen?
Ich sag' euch, gebt nur mehr, und immer immer mehr,
So thunt ihr euch vom Ziele nie verirren.
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh hin und such' dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt:
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe,
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch reih'?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendrot im ernsten Sinne mahnen?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Lustige Person.

So braucht ihr denn die schönen Kräfte
Und treibt die hohe'rischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächst das Glück, dann wird es angefochten,
Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man sich's versieht, ist's eben ein Roman.
Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann saugt jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melancholei'sche Nahrung,
Dann wird bald dies, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am
Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Verbesserer wird immer dankbar seyn.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Lustige Person.

Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen,
Wenn fern des schnellen Laufes Kranz
Vom schwer erreichten Ziele winkt,
Wenn nach dem best'acn Wirbeltanz
Die Nächte schmausend man vertrinkt.
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem selbstgefaßten Ziel
Mit vollem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herrn, ist eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn;
Indeß ihr Complimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie.

Euch iſt bekannt, was wir bedürfen.
Wir wollen ſtark Getränke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geſchieht, iſt morgen nicht gethan.
Und keinen Tag ſoll man verpaſſen.
Das Mögliche ſoll der Entſchluß
Beherzt ſogleich beim Schopfe faſſen.
Er will es dann nicht fahren laſſen.
Und wirket weiter, weil er muß.
Ihr wißt, auf unſerm deutſchen Bühnen
Probiert ein jeder was er mag;
Drum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht und nicht Maſchinen.
Gebraucht das große und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verſchwenden;
An Waſſer, Feuer, Felſenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So ſchreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmliſchen Heerſcharen, nachher Mephiſtopheles. Die drei Erzengel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Brudersphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drei.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Mephiſtopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahſt
Und fragſt wie alles ſtün ſei und befinde,
Und du mich ſonſt gewöhnlich gerne haſt;
So ſiehſt du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen.
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'ſt du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag.
Und iſt ſo wunderlich als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſein.
Er ſcheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend ſpringt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt;
Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
In jeden Quark begräbt er ſeine Naſe.

Der Herr.

Haſt du mir weiter nichts zu ſagen?
Kommſt du nur immer anzuklagen?
Iſt auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephiſtopheles.

Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag ſogar die armen ſelbſt nicht plagen.

Der Herr.

Kennſt du den Fauſt?

Mephiſtopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephiſtopheles.

Fürwahr! er dient euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne.
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne,
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Nah' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient;
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.

Was wettet ihr? den ſollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubnis gebt
Ihn meine Straße ſacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſey dir's nicht verboten,
Es irrt der Menſch ſo lang' er ſtrebt.

Mephiſtopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meiſten lieb' ich mir die vollen friſchen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es ſey dir überlaſſen!
Zieh dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannſt du ihn erfaſſen,
Auf deinem Wege mit herab,

Und ſich beſchämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephiſtopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir iſt für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Bruſt.
Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfſt auch da nur frei erſcheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geiſtern die verneinen
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.

Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.
Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.
(Der Himmel ſchließt, die Erzengel vertheilen ſich.)

Mephiſtopheles (allein).

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Der Tragödie
Erſter Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothiſchen Zimmer Fauſt unruhig auf ſeinem Seſſel am Pult.

Fauſt.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn.
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wiſſen,
Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund,
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit ſauerm Schweiß,
Zu ſagen brauche was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen
In deinem Thau geſund mich baden!

Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!
Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht!
Beſchränkt von dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſouf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkennſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſ't,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.
Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!
(Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.)

Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges heil'ges Lebensglück
Neugründend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die mir das inn're Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnisvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
„Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdrossen
„Die ird'sche Brust im Morgenroth!“
(Er beschaut das Zeichen.)
Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?
(Er schlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.)
Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und im des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.
Es wölkt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du muß't! du muß't! und kostet' es mein Leben!
(Er faßt das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme.)

Geist.

Wer ruft mir?

Faust (abgewendet).

Schreckliches Gesicht!

Geist.

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' gesogen,
Und nun —

Faust.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist.

Du flehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn;
Mich neigt dein mächtig Seelensehnen,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenschen bloß! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben?
Wo bist du, Faust, des Stimme mir erklang,
Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist Du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtsam wegekrümmter Wurm!

Faust.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deines Gleichen!

Geist.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

(Verschwindet.)

Faust (zusammensinkend).

Nicht dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Das diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch deklamiren;
Ihr last gewiß ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich bin es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,

Hannswurſt.

Der erſte Actus iſt nun vollbracht,
Und der nun folgt — das iſt der zweyte.

Marktſchreyer.

Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menſchenlieb' und Freundlichkeit,
Sorge für eure Geſundheit
Und Leibeswohl, zu dieſer Zeit
Mich dieſen weiten Weg geführt,
Das ſeyd ihr alle perſchwadirt;
Und von meiner Wiſſenſchaft und Kunſt
Werdet ihr, lieben Freunde, mit Gunſt
Euch ſelbſt am beſten überführen,
Und iſt ſo wenig zu verlieren.
Zwar könnt' ich euch Brief und Siegel weiſen
Von der Kaiſerinn aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,
Und allen Europens Potentaten —
Doch wer ſpricht gern von ſeinen Thaten?
Sind auch viele meiner Vorfahren,
Die leider! nichts als Prahler waren.

Und blaßt die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen traus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang!
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.

Das Pergament ist das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeihe! es ist ein groß Ergetzen
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch vor dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.

Ja was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es ist tief in der Nacht,
Wir müssen's diesmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um so gelehrt mit euch mich zu besprechen.
Doch wissen, als am ersten Ostertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.
(Ab.)

Faust (allein).

Hat nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für diesmal dank' ich dir,
Dem dürftigsten von allen Erdensöhnen.
Du rissest mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne schon zerstören wollte.
Ach! die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und schaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehen besessen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenen sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Da stießest grausam mich zurücke,
Ins ungewisse Menschenlooß.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beß're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Wenn Phantasie sich sonst, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel schettert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind
erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierest das wußt du stets zu
meinen.

Den Göttern gleicht ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleicht ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wanderers Tritt vernichtet und begräbt.

Ist es nicht Staub was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verengt;
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand,
In dieser Mottenwelt mich drängt,

Hier soll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?
Was grinsest du mir hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämmrung
schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret.
Ihr Instrumente freilich, spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel seyn;
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die
Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit
Schrauben.
Du alt Geräthe, das ich nicht gebraucht,
Du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
So lang an diesem Pult die trübe Lampe schmauchte.
Weit besser hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belastet hier zu schwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern hast
Erwirb es um es zu besitzen.
Was man nicht nützt ist eine schwere Last;
Nur was der Augenblick erschafft das kann er nützen.

Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle?
Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz
umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.
Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelflut erglänzt zu meinen Füßen.
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienetest du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.
Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunklen Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und, wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, krystallne reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheiterest die ernsten Gäste.
Wenn einer dich dem andern zugebracht,
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis' zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht;
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht
zeigen;
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle.
Der letzte Trunk sey nun, mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!
(Er setzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.
Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.
Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre singt ihr schon den tröstlichen Gesang
Der einst, um Grabesnacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.
Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.
Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.
Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort unter, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der
Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt; —
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.

Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust,
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir verweinen
Meister dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden.
Aus der Verwesung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisendem,
Liebe bewährenden,
Brüderlich weisendem,
Predigend lehrendem,
Wonne verheißendem
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburschen.

Warum denn dort hinaus?

Andere.

Wir gehn hinaus aufs Jägerhaus.

Der Erstere.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksbursch.

Ich rath' euch nach dem Wasserhof zu gehn.

Zweiter.

Der Weg dahin ist gar nicht schön.

Die Zweiten.

Was thust denn du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit dem Andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
Und Händel von der ersten Sorte.

Fünfter.

Du Aberlustiger Gesell,
Juckt dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienstmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andere.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln stehen.

Erste.

Das ist für mich ein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen.
Mit dir nur tanzt er auf dem Platz,
Was gehn mich deine Freuden an!

Andre.

Heut ist er sicher nicht allein,
Der Krauskopf, sagt er, würde bei ihm sein.

Schüler.

Blitz, wie die wackern Dirnen schreiten!
Herr Bruder, komm! wir müssen sie begleiten.
Ein starkes Bier, ein beißender Tobak,
Und eine Magd im Putz, das ist mein Geschmack.

Bürgermädchen.

Da sieh mir nur die schönen Knaben!
Es ist wahrhaftig eine Schmach;
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben,
Und laufen diesen Mädchen nach!

Zweiter Schüler (zum ersten).

Nicht so geschwind! kehrt hinten kommen zwei.
Sie sind gar niedlich angezogen,
's ist meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen sehr gewogen.
Sie geben ihren stillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erster.

Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geschwind! daß wir das Pärchen nicht verlieren.
Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht der neue Bürgermeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer!
Gebrechen soll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (singt):

Ihr guten Herr'n, ihr schönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch mich anzuschauen,
Und seht und mitlert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der ist froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menschen feiern,
Er sey für mich ein Erntetag.

Andrer Bürger.

Nichts bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man sieht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! so sag ich's auch gesehen,
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durcheinandergehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei! wie geputzt! das schöne junge Blut!
Wer soll sich nicht in euch verlaufen? —
Nur nicht so steif! Es ist schon gut!
Und was ihr wünscht, das wißt' ich wohl zu schaffen.

Bürgermädchen.

Laßt mich fort! ich nehme mich in Acht
Mit solchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künft'gen Liebsten leibhaft sehen.

Die Andere.

Mir zeigte sie ihn im Krystall,
Selbstzufrieden, mit mehreren Verwegnen;
Ich seh' mich nun, ich such' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit heben
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit stolzen
Hochmuthigen Sinnen
Macht' ich gewinnen!
Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Lassen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müssen sich geben.
Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Faust und Wagner.

Faust.

Vom Eis befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes.
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie beweget sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerstreut,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns bunte Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben,
Ist mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom bösen Geist getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Gesang.

Der Schäfer putzte sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er anzusehen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drängte hastig sich heran,
Da stieß er an ein Mädchen an
Mit seinem Ellenbogen!
Die frische Dirne kehrt sich um
Und sagte: nun das sind' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Seyd nicht so ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreise ging's.
Sie tanzten rechts, sie tanzten links
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, sie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht so vertraut!
Wie Mancher hat nicht seine Braut
Betrogen und betrogen!
Er schmeichelte sie doch bei Seit'
Und von der Linde fort es weit.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Gestreu und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das ist schön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verschmäht,
Und unter dieses Volksgedränge,
Als ein so hochgelahrter, geht,
So nehmet auch den schönsten Krug,
Den wir mit frischem Trunk gefüllt.
Ich bring' ihn zu und wünsche laut,
Daß er nicht nur den Durst euch stillt;
Die Zahl der Tropfen, die er birgt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Faust.

Ich nehme den Erquickungs-Trank,
Erweis' euch allen Heil und Dank.

Das Volk sammelt sich im Kreis umher.

Alter Bauer.

Fürwahr es ist schön wohlgethan,
Daß ihr am frohen Tag erscheint;
Hat ihr es vormals doch mit uns
An bösen Tagen gut gemeint!
Gar mancher steht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Auch damals wart, ein junger Mann,
Ihr einmal in jenes Krankenhaus.
Gar manche Leiche trug man fort.
Ihr aber kamt gesund heraus.
Bestandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Gesundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange leben kann!

Faust.

Vor jenem broden steht gebückt,
Der heilen lehrt und Hülfe schickt.
(Er geht mit Wagnern weiter.)

Wagner.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann!
Bei der Verehrung dieser Menge haben!
O! glücklich! wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.
Der Vater zeigt dich seinem Knaben,
Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel stockt, der Tänzer weilt.
Du stehst, in Reihen stehen sie,
Die Mützen fliegen in die Höh':
Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie,
Als kämst das Venerabile.

Faust.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein.
Hier wollen wir von unsrer Wandrung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Mannes werth gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann.
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Rezepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und peinte dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält,
Erschienen Fürsten mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas.
Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben.
Sie welkten hin, ich muß erleben
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Bist können ihr euch deshalb betrüben!
Tut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben.
Wenn du, als Jüngling, deinem Vater ehrst,
So wirst du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wissenschaft vermehrst,
So kann dein Sohn zu höh'rem Ziel gelangen.

Faust.

O glücklich! wer noch hoffen kann
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen,
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Zwiespalt nicht verkümmern!
Betrachte wie in Abendsonne grün
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich sah' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flachen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Wagner.

Ich hatte selbst oft grillenvolle Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt.
Des Vogels Flittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geisteskreuden,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollt du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Faust.

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem bunten Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Wir feil' er mir um einen Königsmantel sein.
Wir feil' er um ein prächtigstes Gewänder,
Nicht feil' mir einen Königsmantel sein.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Seiten her, bereitet.
Vom Norden dringt der scharfe Geisteszahn
Auf sich berbei, mit pfeilgespitzten Zungen;
Vom Morgen dörrt, vertrocknend, sie heran,
Und nähren sich von deinen Lungen;
Wenn sie der Mittag auf der Wüste schickt,
Die Glutb auf Glutb um deinen Scheitel bäufen,
So grimmt der West den Schaarm, der erst erquickt,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03786/150

Um dich und Feld und Aue zu erblicken
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gespenster gern, weil sie uns gern berücken,
Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt,
Und lärmen endlich, wenn sie lügen.
Doch gehen wir! Gegraut ist schon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend schätzt man erst das Haus. –
Was stehst du so und bläckst erstaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung so ergreifen?

Faust.

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner.

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

Faust.

Betrachte ihn recht! Für was hältst du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust.

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuschung seyn.

Faust.

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht.

Wagner.

Ich seh' ihn unsrerwärts und furchtsam uns umspringen.
Weil er, statt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht.

Faust.

Der Kreis wird eng, schon ist er nah!

Wagner.

Du siehst, ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde-Brauch.

Faust.

Gesellt dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es ist ein pudelnärrisch Thier.
Du stehst still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er streckt an dir hinauf.
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Wasser springen.

Faust.

Du hast wohl Recht: ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja deine Gunst verdient er ganz und gar,
Er der Studenten trefflicher Scolar.
(Sie gehen in das Stadt-Thor.)

Studierzimmer.

Faust mit dem Pudel hereintretend.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollen heil'gen Grauen
In uns die bess're Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem unbändigen Thun;
Es reizet sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Sey ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was schnoberst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder.
Mein bestes Kissen gebe ich dir.
Wie du draußen auf dem beschwerlichen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns hast,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner stiller Gast.

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel: zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seele umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen
Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, dekauren?

Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung.
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.
(Er schlägt ein Volum auf und schickt sich an.)

Geschrieben steht: »im Anfang war das Wort!«
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen lästernden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden,
Ungern hier' ich das Gastrecht auf.
Die Thüre ist offen, bald steigen Laus.
Aber was muß ich sehen!
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!

Er reißt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Möcht ein Gespenst brachr' ich mir ins Haus!
Seinen sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß.
O! du bist mir gewiß!
Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut.

Erster auf dem Gange.

Drinnen gefangen ist einer!
Bleibet draußen, folgt ihm keiner.
Wie im Eisen der Fuchs
Jagt ein alter Höllenluchs
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, schwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat sich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er tibat uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Faust.

Erst zu begannen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:
Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen.

Wer sie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Ueber die Geister.

Verschwind' in Flammen
Salamander!
Rauschend fließe zusammen
Undene!
Leuchte in Meteoren-Schöne
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grinst mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh getan.
Du sollst mich hören
Stärker beschwören.

Bist du Geselle
Ein Flüchtling der Hölle?
So sieh dies Zeichen!
Dem sie sich beugen
Die schwarzen Scharen.

Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren.

Verworfenes Wesen!
Kannst du ihn lesen?
Den nie entsprossnen,
Unaussprechnen,
Durch alle Himmel gegossnen,
Freventlich durchstochnen?

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elefant,
Den ganzen Raum füllt es an.
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meisters Füßen!
Du sollst dich ich nicht vergebens drohe.
Ich versenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten!

Mephistopheles

tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholastikus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm? was steht dem Herrn zu Diensten?

Faust.

Das also war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scholast? Der Casus macht mich lachen.

Mephistopheles.

Ich salutire dem gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

Faust.

Wie nennst du dich?

Mephistopheles.

Die Frage scheint mir klein
Für einen der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

Faust.

Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,
Wo es sich allzudeutlich weist,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer bist du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Faust.

Was ist mit diesem Rätselwort gemeint?

Mephistopheles.

Ich bin der Geist der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entsteht
Ist werth daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's daß nichts entstünde.
So ist denn alles was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Faust.

Du nennst dich einen Theil, und stehst doch ganz vor mir?

Mephistopheles.

Bescheidne Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war,
Ein Theil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt es, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange.
So, hofft ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Faust.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts vernichten
Und fängst es nun im Kleinen an.

Mephiſtopheles.

Und freilich iſt nicht viel damit gethan.
Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
So viel als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Feuerſtein, Brand,
Gerühig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier und Menſchengeſchlecht,
Dem iſt nun gar nichts anzuhaben,
Wie viele hab' ich ſchon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, friſches Blut.
So geht es fort, man möchte raſend werden!
Der Luft, dem Waſſer, wie der Erden
Entwinden tauſend Keime ſich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten;
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Fauſt.

So ſtreuſt du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergeprens rückiſch ballt!
Was anders ſuche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephiſtopheles.

Wir wollen wirklich uns beſinnen,
Die nächſten Male mehr davon!
Dürft' ich wohl diesmal mich entfernen?

Fauſt.

Ich ſehe nicht warum du fragſt.
Ich habe jetzt dich kennen lernen,
Beſuche nun mich wie du magſt.
Hier iſt das Fenſter, hier die Thüre,
Ein Rauchfang iſt dir auch gewiß.

Mephiſtopheles.

Geſteh' ich's nur: Das ich hinausſpaziere
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle —

Fauſt.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Es ſage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamſt du denn herein?
Wie ward ein ſolcher Geiſt betrogen?

Mephiſtopheles.

Beſchaut es recht: es iſt nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Iſt, wie du ſiehſt, ein wenig offen.

Fauſt.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärſt denn du?
Das iſt von ohngefähr gelungen!

Mephiſtopheles.

Der Pudel merkte nichts als er hereingeſprungen,
Die Sache ſieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Fauſt.

Doch warum gehſt du nicht durchs Fenſter?

Mephiſtopheles.

'S iſt ein Geſetz der Teufel und Geſpenſter;
Wo ſie hereingeſchlüpft, da müſſen ſie heraus.
Das erſte ſteht uns frei, beim zweiten ſind wir Knechte.

Fauſt.

Die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte?
Das find' ich gut, da ließe ſich ein Pakt,
Und ſicher wohl, mit euch, ihr Herren, ſchließen?

Mephiſtopheles.

Was man verſpricht, das ſollſt du rein genießen,
Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen das zunächſt:
Doch jetzo bitt' ich, heut und höchſt,
Für dieſes Mal mich zu entlaſſen.

Fauſt.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erſt gute Mähr zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück;
Dann magſt du nach Belieben fragen.

Fauſt.

Ich habe dir nicht nachgeſtellt,
Biſt du dem ſelbſt ins Garn gegangen.
Den Teufel halte wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſobald zum zweiten Male fangen.

Mephiſtopheles.

Wenn dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, die die Zeit
Durch meine Künſte würdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel,
Auch dein Geruch wird ſich ergetzen,
Dann wirſt du deinen Gaumen ſetzen,
Und dann entzückt ſich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beiſammen ſind wir, fanget an!

Geiſter.

Entwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender ſchaue
Freundlich der blaue
Aether hereln!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber,
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewinder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo ſich fürs Leben
Lieb' in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sproſſende Ranken!
Laſtende Traube
Stürzt ins Behältter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieſeln durch reine,
Edle Geſteine.

Lassen die Höhen
Hinter sich liegen.
Breiten zu Seen
Sich nun Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geeiset
Schärfet sich Menne.
Flieget der Semne.
Flieget den heilen
Fasern entgegen.
Die sich auf Felsen
Gastlend bewegen;
Wo wir in Höhren
Jauchzende hören.
Ueber den Auen
Tanzende schauen.
Die sich im Freien
Alle zerstreuen.
Einige stimmen
Ueber die Höhen.
Andere schwimmen
Ueber die Seen.
Andere schweben;
Alle zum Leben.
Alle zur Ferne.
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephistopheles.

Er schläft! Se recht. ihr luft'gen zarten Jungen:
Ihr habt ihn trefflich eingesungen!
Für dies Concert bin ich in eurer Schuld.
Du bist noch nicht der Mann den Teufel fest zu halten!
Umgaukle ihn mir süßen Traumgestalten,
Versenk ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieser Schwelle Zauber zu zerspalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beschwören.
Schon rascheln eine hier und wird sogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuse.
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und diese Schwelle zu benagen.
So wie er sie mit Oel bestrichen —
Da kommst du schon hervorgekrochen!
Nur frisch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie sitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, so ist's geschehn! —
Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn.

Faust (erwachend).

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang.
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen.
Und daß ein Pudel mir entsprang?

Studierzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephistopheles.

Ich bin's.

Faust.

Herein!

Mephistopheles.

Du mußt es dreimal sagen.

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällt du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn die Grillen zu verjagen
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämten Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide.
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Desgleichen gleichfalls anzulegen;
Damit du, losgebunden, frei,
Erfahrest was das Leben sei.

Faust.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu seyn.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du; sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Ruh geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

Faust.

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeer'n um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.
O wär' ich vor der hohen Geister Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Mephistopheles.

Und doch hat Jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht aufgetrunken.

Faust.

Das Spioniren, scheint's, ist deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewußt.

Faust.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit bevog;
So fluch ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umfangen,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,

Ihr könntet's denken auch von mir,
Drum rühm' ich nichts, und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzeney, köſtlich und gut,
Die Waare ſich ſelber loben thut.
Wozu es alles ſchon gut geweſen,
Iſt auf'm gedruckten Zettel zu leſen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpülverlein, honigſüße,
Und einen Ring gegen alle Flüſſe.
Wird nur dafür einen Batzen begehrt,
Iſt in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurſt.

Schnupftuch 'rauf.

Die Zuſchauer kaufen beym Marktſchreyer.

Milchmädchen.

Kaufſt meine Milch!
Kaufſt meine Eyer!
Sie ſind gut,
Und ſind nicht theuer,
Friſch wie's einer nur begehrt!

Wenn der Geist sich selbst umflicht!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht was uns in Träumen bruchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sei Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten reizt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sei dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebestreue!
Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geister-Chor unsichtbar.

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephistopheles.

Dies sind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Lust und Thaten
Alklug sie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinnen und Säfte stocken,
Wollen sie dich locken.
Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt;
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint
Dich unter das Pack zu stoßen.
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willst du, mit mir vereint,
Deine Schritte durchs Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen
Dein zu seyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geselle
Und mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Faust.

Und was soll ich dagegen dir erfüllen?

Mephistopheles.

Daza hast du noch eine lange Frist.

Faust.

Nein, nein! der Teufel ist ein Egoist
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem Andern nützlich ist.
Sprich die Bedingung deutlich aus:
Ein solcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephistopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn,
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehen.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehen.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephistopheles.

In diesem Sinne kannst du's wagen.
Verbinde dich du sollst in diesen Tagen,
Mit Freuden meine Künste sehn.
Ich gebe dir was noch kein Mensch gesehn.

Faust.

Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen
Streben,
Von deines Gleichen je gefaßt?
Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rothes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Aeugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
Der Ehre schöne Götterlust,
Die, wie ein Meteor, verschwindet.
Zeig' mir die Frucht, die faulst, eh man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Mephistopheles.

Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht,
Mit solchen Schätzen kann ich dienen;
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen.

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen;
So sey es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles.

Top!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sey die Zeit für mich vorbei!

Mephistopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergessen.

Faust.

Dazu hast du ein volles Recht.
Ich habe mich nicht freventlich vermessen.
Wie ich verharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Mephistopheles.

Ich werde heute gleich, beim Doctorschmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — Um Lebens oder Sterbens willen,
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.

Faust.

Auch was Gelehrtes's verlangt du Pedant!
Hast du noch keinen Mann, mehr Manns-Wort gekannt?

Ist's nicht genug, daß mein gesprochnes Wort
Auf ewig soll mit meinen Tagen schalten?
Hat's nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und muß ich ein Versprechen halten?
Doch dieser Wahn ist uns ins Herz gelegt.
Wer mag sich gern davon befreien?
Beglückt wer Treue rein im Busen trägt.
Kein Opfer wird ihn je gereuen:
Allein ein Pergament, beschrieben und bedrückt,
Ist ein Gespenst, vor dem sich Alle scheuen.
Das Wort erstirbt schon in der Feder,
Die Herrschaft führen Wachs und Leder.
Was willst du böser Geist von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder schreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.

Mephistopheles.

Wie maußt du deine Rednerei
Nur gleich so hitzig übertreiben?
Ist doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Faust.

Wenn dieß dir völlig Genüge thut,
So mag es bei der Fratze bleiben.

Mephistopheles.

Blut ist ein ganz besonderer Saft.

Faust.

Nur keine Furcht, daß ich dies Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist grade das was ich verspreche.
Ich habe mich zu hoch erhoben;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verhöhnet,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechseln wie es kann;
Nur rastlos betätigt sich der Mann.

Mephistopheles.

Euch ist kein Maß und Ziel gesetzt.
Wollt's euch überall zu naschen,
Im Fliehen etwas zu erhaschen.
Bekommt euch wohl, was euch ergetzt.
Nur greift mir zu und seyd mir nicht wählerisch.

Faust.

Du hörst ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Mephistopheles.

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsternis gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Faust.

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das läßt sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang',
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ihr dächt', ihr ließet euch belehren.
Associirt euch mit einem Poeten.
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirschen Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dauerbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Arglist zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte selbst solch einen Herren kennen,
Würde ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Faust.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

Mephistopheles.

Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.

Faust.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeists's auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin kein Unendlichen nicht näher.

Mephistopheles.

Mein guter Herr, ihr seht die Sachen,
Wie man die Sachen eben sieht;
Wir müssen das gescheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Hände' und Füße
Und Kopf und H — — die sind dein!
Doch alles, was ich frisch genieße,
Ist das drum weniger mein?
Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.
Drum fricht! Laß alles Sinnen seyn,
Und grad' mit in die Welt hinein:
Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Faust.

Wie sangen wir das an!

Mephistopheles.

Wir gehen eben fort.

Was ist das für ein Martervort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jugend quälen?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst du dich das Elend zu bereiten plagen!
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Faust.

Mir ist's nicht mögen ihn zu sehn.

Mephistopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröstet gehn.
Komm, gieb mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köstlich stehen.
(Er kleidet sich um.)
Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;
Indessen mache dich zur schönen Fahrt bereit!
(Faust ab.)

Mephistopheles
(in Faust's langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der unaufhaltsam immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen
schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erst kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu sprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephistopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ihr seht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch sonst schon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern was Rechts hier lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort;
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keinesweges gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ergötzt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage werth gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Fakultät?

Schüler.

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Mephistopheles.

Da seyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen.
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz' und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sey.
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schiffchen herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der tritt herein,
Und beweis't euch, es müßt' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Vier' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist daraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturæ nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verstehen.

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduziren
Und gehörig klassifiziren.

Schüler.

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephistopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht.
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,
Damit ihr nachher besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktirt' euch der Heilig' Geist!

Schüler.

Das sollt ihr mir nicht zweimal sagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Mephistopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler

Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephistopheles.

Ich kann es euch so sehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um diese Lehre steht.
Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abscheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der! den ihr belehrt.
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.

Mephistopheles.

Ich wünschte nicht euch irre zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte seyn.

Mephistopheles.

Schon gut: Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen.
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medizin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drei Jahr' ist eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld ist gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles (vor sich.)

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.
(laut)
Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kärnheit wird's euch auch nicht fehlen.
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
Er tausendfach
Aus Einem Punkte zu curiren,
Und wenn ihr halbwegs ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unterm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Seelensachen.
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faßt sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, wie fest geschnürt sie sey.

Schüler.

Das sieht schon besser aus! Man sieht doch wo und wie?

Mephistopheles.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich schwör' euch zu, mir ist's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal belästigen,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephistopheles.

Was ich vermag, soll gern geschehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

Mephistopheles.

Sehr wohl.
(Er schreibt und giebt's.)

Schüler (liest).

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.
(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt sich.)

Mephistopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Faust tritt auf.

Faust.

Wohin soll es nun gehn?

Mephistopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir sehn die kleine, dann die große Welt.

Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirst du den Cursum durchschmarutzen!

Faust.

Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die feinere Lebensart.
Es wird mir der Versuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu schicken.
Vor andern fühl' ich mich so klein;
Ich werde stets verlegen seyn.

Mephistopheles.

Mein guter Freund, das wird sich Alles geben;
Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.

Faust.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephistopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bei diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche lustiger Gesellen.

Frosch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Gesichter machen!
Ihr seyd ja heut wie naßes Stroh,
Und brennt sonst immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringst ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.

Frosch

(gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf).

Da hast du beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Frosch.

Ihr wollt' es ja, man soll es seyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer sich entzweit!
Mit offner Brust singt Runda, sauft und schreit
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl sprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe widerschallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Frosch.

So recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

(Singt.)

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dank Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag giebt, den Mann erhöht.

Frosch (singt).

Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehntausendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirst mir's nicht verwehren!

(Singt.)

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! bei Morgens früh.

Siebel.

Ja, singe, singe nur, und lob' und rühme sie!
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird sie's auch so machen.

Zum Liebsten sey ein Kobold ihr bescheert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schättern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleisch und Blut
Ist für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen.

Brander (auf den Tisch schlagend).

Paßt auf! paßt auf! Gebt Ohren mir!
Ihr Herrn gesteht, ich weiß zu leben;
Verliebte Leute sitzen hier,
Und diesen muß, nach Standesgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Besten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neusten Schnitt!
Und singt den Refrein kräftig mit!

(Er singt.)

Es war' eine Ratt' im Kellernest,
Leute nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Männlein angemäst't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift gestellt;
Da ward's so eng ihr in der Welt,
Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend).

Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, sie fuhr heraus,
Und soff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät' gar manchen Ängstesprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angst am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und that erbärmlich schnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch;
Ha! sie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie sich die platten Bursche freuen!
Es ist mir eine rechte Kunst,
Den armen Ratten Gift zu streuen!

Brander.

Sie stehn wohl sehr in deiner Gunst?

Altmayer.

Der Sommerbauch mit der fahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er sieht in der geschwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Faust und Mephistopheles.

Mephistopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst wie leicht sich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reise,
Man sieht's an ihrer wunderlichen Weise;
Sie sind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig du hast Recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

Siebel.

Für was siehst du die Fremden an?

Frosch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glase
Lieb' ich, wie einen Kinderreim,
Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.
Sie scheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktschreier sind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Frosch.

Gieb Acht, ich schraube sie!

Mephistopheles (zu Faust).

Den Teufel spürt das Mädchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte!

Faust.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herr'n!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

(Leise. Mephistopheles von der Seite ansehend.)

Was! hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephistopheles.

Ist es erlaubt, uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr scheint ein sehr verwöhnter Mann.

Frosch.

Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeis't?

Mephistopheles.

Heut sind wir ihn vorbeigereis't!
Wir haben ihn das letzte Mal gesprochen.

Wenn seinen Vettern wohl' er viel zu sagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

(Er neigt sich gegen Frosch.)

Altmayer (leise).

Da hast du's! der versteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Frosch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn schon!

Mephistopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Gedrückte Stimmen Chorus singen?
Gewiß, Gesang muß trefflich hier
Von dieser Wölbung wiederklingen!

Frosch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephistopheles.

O nein! die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephistopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephistopheles.

Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem süßen Land des Weins und der Gesänge.

(Singt:)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Frosch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh ist mir ein saub'rer Gast.

Mephistopheles (singt):

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hosen an!

Brander.

Beraubt nur nicht dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir aufs genauste miß',
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen!

Mephistopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern,
Da wurden seine Geschwister
Bei Hof' auch große Herr'n.

Und Herr'n und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Gestochen und gejagt,
Und durften sie nicht knicken,
Und wen sie juckten nicht,
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Frosch.
Bravo! Bravo! Das war schön!
Siebel.
So soll es jedem Jud ergehn!
Brander.
Spitzt die Zimmer und packt sie fein!
Altmayer.
Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!
Mephistopheles.
Ich trinke gern ein Glas, die Freiheit doch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bischen besser wären.
Siebel.
Wir mögen das nicht wieder hören!
Mephistopheles.
Ich fürchte nur der Wirth verschwerzt sich;
Sonst gäb' ich diesen werthen Gästen,
Aus unserm Keller was zum Besten.
Siebel.
Nur immer her; ich nehm's auf mich.
Frosch.
Schafft ihr ein gutes Glas, so wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.
Altmayer (leise).
Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.
Mephistopheles.
Schafft einen Bohrer an!
Brander.
Was soll mir dem gethan?
Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?
Altmayer.
Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.
Mephistopheles (nimmt den Bohrer).
(Zu Frosch.)
Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?
Frosch.
Wie meint ihr das? Habt ihr so mancherlei?
Mephistopheles.
Ich stell' es einem jeden frei.
Altmayer (zu Frosch).
Aha, du fängst schon an die Lippen abzulecken.
Frosch.
Gut! wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.
Mephistopheles
(indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt).
Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!
Altmayer (zu Frosch).
Ach das sind Taschenspielersachen.
Mephistopheles (zu Brander).
Und ihr?
Brander.
Ich will Champagner-Wein,
Und recht mousirend soll er seyn!
Mephistopheles
(bohrt; einer hat indessen die Wachspfropfen gemacht und verborgen).
Brander.
Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.
Siebel.
(indem sich Mephistopheles seinem Platze nähert).
Ich muß gestehn, den sauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten süßen
Mephistopheles (thut).
Euch soll sogleich Tokayer fließen.
Altmayer.
Nein, Herren, seht mir ins Gesicht!
Ich seh' es ein, ihr habt uns nur zum Besten.
Mephistopheles.
Ei! Ei! Mit solchen edlen Gästen
Wär' es ein bischen viel gewagt.
Geschwind! Nur grad' heraus gesagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?
Altmayer.
Mit jedem! Nur nicht lang gefragt.
(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verstopft sind.)
Mephistopheles (mit seltsamen Geberden).
Trauben trägt der Weinstock!
Hörner der Ziegenbock!
Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!
Alle
(indem sie die Pfropfen ziehen und jedem der verlangte Wein ins Glas läuft).
O schöner Brunnen, der uns fließt!
Mephistopheles.
Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!
(Sie stimmen wiederum.)
Alle (singen).
Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Sauen!
Mephistopheles.
Das Volk ist frei, seht an, wie wohl's ihm geht!
Faust.
Ich hätte Lust nun abzufahren.
Mephistopheles.
Gieb nur erst Acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.
Siebel
(trinkt unvorsichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme).
Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!
Mephistopheles (die Flamme besprechend).
Sey ruhig, freundlich Element!
(Zu den Gesellen.)
Für diesmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.
Siebel.
Was soll das seyn? Wart! Ihr bezahlt es theuer!
Es scheinet, daß ihr uns nicht kennt.
Frosch.
Laß Er uns das zum zweiten Male bleiben!
Altmayer.
Ich dächt', wir hießen ihn ganz sachte seitwärts gehn.
Siebel.
Was Herr! Er will sich unterstehen,
Und hier sein Hokuspokus treiben?
Mephistopheles.
Still, altes Weinfaß!
Siebel.
Besenstiel!
Du wirst uns gar noch grob begegnen?
Brander.
Wart' nur! Es soll Schläge regnen!
Altmayer
(zieht einen Pfropf aus dem Tisch, es springt ihm Feuer entgegen).
Ich brenn'! ich brenne!

Siebel.

Zauberei!

Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!
(Sie ziehen ihre Meſſer und gehen auf Mephiſtopheles los.)

Mephiſtopheles (mit ernſthafter Geberde).

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!
(Sie ſtehen erſtaunt und ſehen einander an).

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land?

Frosch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube.
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!
(Er faßt Siebeln bei der Naſe. Die andern thun es wechſelsweiſe und heben die Meſſer.)

Mephiſtopheles (wie oben).

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch wie der Teufel ſpaße.
(Er verſchwindet mit Fauſt, die Geſellen fahren auseinander.)

Siebel.

Was giebt's?

Altmayer.

Wie?

Frosch.

War das deine Naſe?

Brander (zu Siebel).

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder!

Frosch.

Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?

Siebel.

Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Faße reiten ſehn — —
Es liegt mir bleiſchwer in den Füßen.
(Sich nach dem Tiſche wendend.)
Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Frosch.

Mir däuchte doch als trink' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, ſehen ſich verſchiedene Geſtalten. **Eine Meerkatze** ſitzt bei dem Keſſel und ſchäumt ihn, und ſorgt daß er nicht überläuft. **Der Meerkater** mit den Jungen ſitzt darneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Mir widerſteht das tolle Zauberweſen;
Verſprichſt du mir, ich ſoll geneſen,

Im dieſem Wuſt von Raſerei?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und ſchafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir! wenn du nichts Beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen giebt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Capitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei, zu haben;
Begieb dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahre dich zu verjüngen!

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Fauſt.

Warum denn juſt das alte Weib!
Kannſt du den Trank nicht ſelber brauen?

Mephiſtopheles.

Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tauſend Brücken bauen.
Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld will bei dem Werke ſeyn.
Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles was dazu gehört
Es ſind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat ſie's zwar gelehrt,
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblicken.)
Sieh, wie ein ziervlich Geſchlechte!
Das iſt die Magd! das iſt der Knecht!
(Zu den Thieren.)
Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe!

Die Thiere.

Beim Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schornſtein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lange wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Wie findeſt du ein zartes Vieh?

Fauſt.

So abgeſchmackt als ich nur jemand ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Diskurs wie dieſer da,
Iſt gerade der, den ich am liebſten führe!

(Zu den Thieren.)
So sagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was zuckt ihr in dem Brei herum?

Thiere.
Wir kochen breite Bettelsuppen.

Mephistopheles.
Da habt ihr ein groß Publikum.

Der Kater
(macht sich herbei und schmeichelt dem Mephistopheles).
O würfle nur gleich
Und mache mich reich
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephistopheles.
Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto setzen!
(Indessen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel gespielt und rollen sie hervor.)

Der Kater.
Das ist die Welt;
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das!
Ist hohl inwendig.
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig,
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Ton,
Es gleibt Scherben.

Mephistopheles.
Was soll das Sieb?

Der Kater (hat es herunter).
Wärst du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.
(Er läuft zur Kätzin und läßt sie durchlaufen.)
Sieb durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?

Mephistopheles (sich dem Feuer nähernd).
Und dieser Topf?

Kater und Kätzin.
Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!

Mephistopheles.
Unhöfliches Thier!

Der Kater.
Den Wedel nimm hier,
Und setz' dich in Sessel!
(Er nöthigt den Mephistopheles zu sitzen.)

Faust
(welcher diese Zeit über vor einem Spiegel gestanden, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt hat).
Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das sanfteste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?

Mephistopheles.
Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was Gescheidtes werden.
Für diesmal sieh dich immer satt;
Ich weiß die Se ein Schätzchen aufzuspüren,
Und selig wer das gute Schicksal hat,
Als Brautigam sie heimzuführen!
(Faust sieht immerfort in den Spiegel. Mephistopheles, sich in dem Sessel dehnend und mit dem Wedel spielend, fährt fort zu sprechen.)
Hier sitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere
(welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephistopheles eine Krone mit großem Geschrei).
O sey doch so gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!
(Sie gehen unvorsichtig mit der Krone um und zerbrechen sie in zwei Stücke, mit welchen sie herumspringen.)
Nun ist es geschehen!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen!

Faust (gegen den Spiegel).
Weh mir! ich werde schier verrückt.

Mephistopheles (auf die Thiere deutend).
Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken.

Die Thiere.
Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!

Faust (wie oben).
Mein Busen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geschwind!

Mephistopheles (in obiger Stellung).
Nun, wenigstens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten sind.

Der Kessel, welchen die Kätzin bisher außer Acht gelassen, fängt an überzulaufen; es entsteht eine große Flamme, welche zum Schornstein hinaus schlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrei herunter gefahren.

Die Hexe.
Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!
(Faust und Mephistopheles erblickend.)
Was ist das hier?
Wer seyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer schlich sich ein?
Die Feuerpein
Euch ins Gebein!
(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Kessel und spritzt Flammen nach Faust, Mephistopheles und den Thieren. Die Thiere winseln.)

Mephistopheles
(welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser und Töpfe schlägt).
Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!

Es ist nur Spaß.
Der Tact, du Kas,
Zu deiner Melodey.
(Indem die Hexe das Gestimm und Zeichen parodirte.)
Erkennst du mich? Gevatter! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag' ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzen-Geister!
Hast du vorm rothen Wamms nicht mehr Respect?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn eure beiden Raben?

Mephistopheles.

Für diesmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt:
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Hexe (tanzend).

Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephistopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephistopheles.

Er ist schon lang' ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nicht besser dran.
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.
Du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das ist das Wappen, das ich führe!
(Er macht eine unanständige Geberde.)

Die Hexe (laut lachend).

Ha! Ha! Das ist in eurer Art!
Ihr seyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephistopheles (zu Faust).

Mein Freund, das lerne wohl verstehen!
Dieß ist die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun sagt, ihr Herren, was ihr schafft.

Mephistopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft.
Doch muß ich euch ums Alt'ste bitten;
Die Jahre doppeln seine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mindsten stinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.
(Leise.)
Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephistopheles.

Es ist ein guter Freund, dem es gedeihen soll;
Ich gönn' ihm gern das Beste deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, sprich deine Sprüche,
Und gieß ihm eine Tasse voll!

Die Hexe

(mit seltsamen Geberden, zieht einen Kreis und stellt wunderbare Sachen hinein; indessen fangen die Gläser an zu klingen, die Kessel zu tönen, und machen Musik. Zuletzt bringt sie ein großes Buch, stellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müssen. Sie winkt Fausten, zu ihr zu treten.)

Faust (zu Mephistopheles).

Nein, sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephistopheles.

Ei, Possen! Das ist nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft die wohl gedeihen kann.
(Er nöthigt Fausten in den Kreis zu treten.)

Die Hexe (mit großer Emphase fängt an aus dem Buche zu declamiren.)

Du mußt verstehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So bist du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmaleins!

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwatzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Die Hexe (fährt fort).

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust.

Was faselt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

Mephistopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gieb deinen Trank herbei, und fülle
Die Schale rasch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieser Trunk nicht schaden;
Er ist ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Zigeunerhauptmann.

Das Milchmädchen da ist ein hübsches Ding;
Ich kauft' ihr wohl so einen zinnernen Ring.

Zigeunerbursch.

O ja, mir wär' sie eben recht.

Zigeunerhauptmann.

Zuerst der Herr und dann der Knecht.

Beyde.

Wie verkauft sie ihre Eyer?

Milchmädchen.

Drey, ihr Herrn, für einen Dreyer.

Beyde.

Straf mich Gott, das sind sie werth.

Sie macht sich von ihnen los.

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eyer!

Die Hexe
(mit vielen Ceremonien, schenkt den Trank in eine Schale; wie sie Faust an den Mund bringt, entsteht eine leichte Flamme).

Mephistopheles.
Nur frisch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Bist mit dem Teufel du und du,
Und willst dich vor der Flamme scheuen?

Die Hexe löst den Kreis. Faust tritt heraus.

Mephistopheles.
Nun frisch hinaus! Du darfst nicht ruhn.

Die Hexe.
Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephistopheles (zur Hexe).
Und kann ich dir was zu Gefallen thun;
So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Die Hexe.
Hier ist ein Lied! wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besondre Wirkung spüren.

Mephistopheles (zu Faust).
Komm nur geschwind und laß dich führen;
Du mußt notwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn' und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit innigem Ergetzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Faust.
Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!

Mephistopheles.
Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir sehn.
(Leise)
Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Faust. Margarete vorüber gehend.

Faust.
Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.
Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.
(Sie macht sich los und ab.)

Faust.
Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sittig und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Rot, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Mephistopheles tritt auf.

Faust.
Hör', du mußt mir die Dirne schaffen!

Mephistopheles.
Nun, welche?

Faust.
Sie ging just vorbei.

Mephistopheles.
Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frei;
Ich schlich mich bart am Stuhl vorbei,
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Faust.
Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.
Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der jedes liebe Blümchen für sich,
Und dünkelt ihm es wär' kein Ehr'
Und Gunst die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.
Mein Herr Magister Lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht;
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles.
Bedenk' was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuspüren.

Faust.
Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Mephistopheles.
Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laß's euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur grade zu genießen!
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum,
Durch allerlei Prämeditum,
Das Püppchen kneetet und zurichtet,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.

Faust.
Hab' Appetit auch ohne das.

Mephistopheles.
Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß.
Ich sag' euch, mit dem schönen Kind
Geht's eine Far allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;
Wir müssen uns zur List bequemen.

Faust.
Schaff' mir etwas vom Engelschatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Brust,
Ein Strumpfband meiner Liebeslust!

Mephistopheles.
Damit ihr seht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienstlich sein;
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Faust.
Und soll sie seyn? sie haben?

Mephistopheles.
Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin seyn.
Indessen kannt ihr ganz allein
An aller Hoffnung schmerzlich Freuden
In ihrem Dunstkreis satt euch weiden.

Faust.
Können wir hin?

Mephistopheles.
Es ist noch zu früh.

Faust.
Sorg' du mir für ein Geschenk für sie.
(Ab.)

Mephistopheles.
Gleich schenken! Das ist brav! Da wird er reüssiren!
Ich kenne manchen schönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz;
Ich muß ein bischen revidiren.
(Ab.)

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete
(ihre Zöpfe flechtend und aufbindend).

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.
(Ab.)

Mephistopheles. Faust.

Mephistopheles.
Herein, ganz leise, nur herein!
Faust (nach einigem Stillschweigen).
Ich bitte dich, laß mich allein!
Mephistopheles (herumspürend).
Nicht jedes Mädchen hält so rein.
(Ab.)

Faust (rings aufschauend).
Willkommen süßer Dämmerschein!
Der du dies Heiligthum durchwebst.
Ergreife mein Herz, du süße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung schmachtend lebst.
Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!
(Er wirft sich auf den ledernen Sessel am Bette.)
O nimm mich auf! der du die Vorwelt schon
Bei Freud' und Schmerz im offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an diesem Vaterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Christ,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn treuinn die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Fülle und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich emsig breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich,
Und hier!
(Er hebt einen Bettvorhang auf.)
Was faßt mich für ein Wonnegrauen!
Hier möcht' ich volle Stunden säumen.
Natur! Hier bildetest in leichten Träumen
Den eingeborenen Engel aus;
Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armselig'er Faust! ich kenne dich nicht mehr.

Umlagert mich hier ein Zauberduft?
Wie drang's so grade zu genießen,
Und fühlte mich in Liebesträumen zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und hätte sie den Augenblick herein,
Wie würdest du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie so klein!
Läg', dingefchmolzen, ihr zu Füßen.
Mephistopheles.
Geschwind! ich seh' sie unten kommen,
Faust.
Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!
Mephistopheles.
Hier ist ein Kästchen leidlich schwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
In that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind ist Kind und Spiel ist Spiel.
Faust.
Ich weiß nicht, soll ich?
Mephistopheles.
Fragst ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüsternheit
Die liebe schöne Tageszeit
Und mir die weitre Mühe zu sparen.
Ich hoff' nicht, daß ihr geizig seyd!
Ich trap' den Kopf, reib' an den Händen —
(Er stellt das Kästchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)
Nur fort! geschwind! —
Um euch das süße junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden;
Und ihr seht drein,
Als sollt ihr in den Hörsaal hinein,
Als stünden grau leibhaftig vor euch da
Physik und Metaphysika!
Nur fort! —
(Ab.)

Margarete (mit einer Lampe).
Es ist so schwül, so dumpfig hie
(Sie macht das Fenster auf.)
Und ist doch eben so warm nicht draus'.
Es wird mir so, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter kam' nach Haus.
Mir rauft ein Schauer süßern ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam Weib!
(Sie fängt an zu singen, indem sie sich auskleidet).

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er trank ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schmuck, ihre Kleider einzunehmen, und erblickt das Schmuckkästchen).

Wie kommt das schöne Kästchen hier herein?
Ich schloß doch ganz gewiß den Spind.
Es ist doch wunderbar! Was mag wohl drinne seyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüsselchen am Band,
Ich denke wohl ich mach' es auf!
Was ist das? Gott im Himmel! Schau,
So was hab' ich mein' Tage nicht gesehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn.
Wie sollte mir die Kette stehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?
(Sie putzt sich damit auf und tritt vor den Spiegel.)
Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man sieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, jung es Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein man läßt's auch alles seyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles. Ach wir Armen!

Spaziergang.

Faust in Gedanken auf und ab gehend. Zu ihm

Mephistopheles.

Mephistopheles.

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Faust.

Was hast? was verzerrt dich denn so sehr?
So fein Gesicht sah' ich in meinem Leben!

Mephistopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Faust.

Hat sich dir was im Kopf verschoben?
Dich kleidet's, wie ein Rasender zu toben!

Mephistopheles.

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen;
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig ist oder profan;
Und an dem Schmuck da spürt sie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief sie, ungerechtes Gut
Befleckt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein saß ein schiefes Maul,
Ist hält, dacht' sie, ein geschenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos ist nicht der,
Der ihn so fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ sich den Anblick wohl behagen.
Er sprach: So ist man recht gesinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Faust.

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephistopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüsse wär'.
Versprach ihnen allen himmlischen Lohn —
Und sie waren sehr erbaut davon.

Faust.

Und Gretchen?

Mephistopheles.

Sitzt nun unruhevoll,
Weiß weder was sie will noch soll,
Denkt ans Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Faust.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geschmeid'!
Am ersten war ja so nicht viel.

Mephistopheles.

O ja, dem Herrn ist Alles Kinderspiel!

Faust.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarin.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brei,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephistopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.
(Faust ab.)

Mephistopheles.

So ein verliebter Thor vernafft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.
(Ab.)

Der Nachbarin Haus.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohlgethan!
Geht da stracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihm doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.
(Sie weint.)
Vielleicht ist er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenschein!

Margarete kommt.

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was soll's?

Margarete.

Faßt sinken mir die Knie nieder!
Da sind' ich so ein Kätzchen wieder
In meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erste war.

Marthe.

Das muß Sie nicht der Mutter sagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach sei' Sie nur! ach schau' Sie nur!

Marthe (zum Ab auf).

O du glückselig'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gassen,
Noch in der Kirche mit seben lassen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber.
Wir haben unsre Freude dran;
Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt.
Ein Kettchen erst, die Perle dann ins Ohr;
Die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beiden Kätzchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!
(Es klopft.)
Margarete.
Ach Gott! mag das meine Mutter seyn?

Marthe (durchs Vorhängel ausend).

Es ist ein fremder Herr — Herein!

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Bin so frei grad herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeihn erbeten.
(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)
Wollte nach Frau Martine Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu sagen?

Mephistopheles (leise zu ihr).

Ich kenne Sie jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch.
Verzeihe die Freiheit, die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe (laut).

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr ist gar zu gut;
Schmuck und Geschmeide sind nicht mein.

Mephistopheles.

Ach, es ist nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf!
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange sehr —

Mephistopheles.

Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr';
Ich hoffe Sie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann ist todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.

Ist todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann ist todt! Ach ich vergeh'!

Margarete.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephistopheles.

So hört die traurige Geschicht'!

Margarete.

Ich würde drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verlust zu Tode betrüben.

Mephistopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir seines Lebens Schluß!

Mephistopheles.

Er liegt in Padua begraben
Beim heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruherette.

Marthe.

Hatt ihr sonst nichts an mich zu bringen?

Mephistopheles.

Ja, eine Bitte, groß und schwer;
Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Messen singen!
Im übrigen sind meine Taschen leer.

Marthe.

Was! Nicht ein Schaustück? Kein Geschmeide?
Was jeder Handwerksbursch im Grund des Ränzels spart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephistopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat sein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute seine Fehler sehr,
Ja, und bejammerte sein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menschen so unglücklich sind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephistopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Ehe zu treten;
Ihr seid ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephistopheles.

Ist's nicht ein Mann, sey's derweil' ein Galan.
's ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das ist des Landes nicht der Brauch.

Mephistopheles.

Brauch oder nicht! Es giebt sich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephistopheles.

Ich stand an seinem Sterbebette.
Es war was besser als vom Mist,
Ven halbverfaultem Stroh; allein er starb als Christ.
Und fand daß er weit mehr noch auf der Seele hätte,
Wie, viel er, muß ich mich von Grund aus hassen,
Sie mein Gewerb, mein Weib so zu verlassen!
Ach! die Erinnrung tödtet mich.
Verzeih' sie mir nur noch in diesem Leben! —

Marthe (weinend).

Der gute Mann! ich hab' ihm längst vergeben.

Mephistopheles.

Allein, weiß Gott! sie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu flunkern!

Mephistopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen.
Wenn ich nur bald ein Kenner wär.

Ich hatte, sprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Sind Kinder, und dann Brot für sie zu schaffen,
Und Brot im allerweitsten Sinn.
Und konnte nicht einmal mein Teil in Frieden essen.

Marthe.
Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerei bei Tag und Nacht!

Mephistopheles.
Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er sprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünstig;
Und war denn auch der Himmel günstig,
Daß unser Schiff ein Türkisch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie sich's gebührte,
Mein wohlgemess'nes Teil davon.

Marthe.
Ei wie? Ei wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephistopheles.
Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,
Als er in Neapel fremd minder spazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's getan,
Daß er's bis an sein selig Ende spürte.

Marthe.
Der Schelm! der Dieb an seinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Not
Konnt' nicht sein schändlich Leben hindern!

Mephistopheles.
Ja eben! darum ist er nun tot.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze,
Betrauert' ich ihn ein gemütig Jahr;
Indirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.
Ach Gott! wie doch mein erster war.
Fänd' ich nicht selbst auf dieser Welt den andern!
Es konnte kaum ein herzger Närrchen seyn.
Er liebte nur das alzuviele Wandern;
Und fremde Weiber, und fremden Wein.
Und das verfluchte Würfelspiel.

Mephistopheles.
Nun, nun, so kommt es gern und stehen.
Wenn er euch ungefähr so viel
Von seiner Seite nachgesehen.
Ich schwör' euch zu, mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit euch den Ring!

Marthe.
O es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephistopheles (vor sich).
Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort.
(Zu Gretchen.)
Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.
Was meint der Herr damit?

Mephistopheles (vor sich).
Du gut's, unschuldig's Kind!
(Laut.)
Lebt wohl, ihr Frauen!

Margarete.
Lebt wohl!

Marthe.
O sagt mir doch geschwind!
Ich möchte gern ein Zeugnis haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben.

Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch tot im Kirchenbuchlein lesen.

Mephistopheles.
Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch wer einen feinen Gesellen,
Den will ich euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.
O tut das ja!

Mephistopheles.
Und hier die Jungfrau ist auch da?
Ein braver Knab'! ist viel gereist,
Fräulein's alle Höflichkeit erweist.

Margarete.
Müßte vor dem Herren schamrot werden.

Mephistopheles.
Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.
Da hinterm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herr'n heut Abend warten.

Straße.

Faust. Mephistopheles.

Faust.
Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephistopheles.
Ah bravo! Find' ich euch in Feuer?
In kurzer Zeit ist Gretchen euer.
Heut Abend sollt ihr sie bei Nachbar Marthen sehn:
Das ist ein Weib wie auserlesen
Zum Kuppler- und Zigeunerwesen!

Faust.
So recht!

Mephistopheles.
Doch wird auch was von uns begehrt.

Faust.
Ein Dienst ist wohl des andern wert.

Mephistopheles.
Wir legen nur ein gültig Zeugnis nieder,
Daß ihres Ehrerrn aufgerettete Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Faust.
Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen!

Mephistopheles.
Sancta Simplicitas! darum ist's nicht zu tun;
Bezeugt nur ohne viel zu wissen.

Faust.
Wenn Ihr nichts Besseres habt, so ist der Plan zerrissen.

Mephistopheles.
O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Ist es das erste Mal in eurem Leben,
Daß ihr falsch Zeugnis abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was sich d'rin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt ihr recht ins Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es grad' gestehen,
So viel als von Herrn Schwerteleins Tod gewußt!

Faust.
Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles.

Ja, wenn man's nicht ein bischen tiefer wüßte.
Denn morgen wird, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht betrogen,
Und alle Seelenlieb' ihr schwören?

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles.

Gut und schön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächtigem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, feinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch Recht!

Faust.

Hör'! merk' dir dies —
Ich bitte dich, schone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Ueberdruß,
Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarete am Faustens Arm. Marthe mit Mephistopheles auf und ab spazierend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur schont,
Herab sich läßt, mich zu beschämen.
Ein Reisender ist so gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Faust.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt.
(Er küßt ihre Hand.)

Margarete.

Insommodirt euch nicht! Wie könnt ihr sie nur küssen?
Sie ist so garstig, ist so rauh!
Was hab' ich nicht schon alles schaffen müssen!
Die Mutter ist gar zu genau.
(Gehen vorüber.)

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reist so immer fort?

Mephistopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns heißen!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In rasenden Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu streifen;
Doch kömmt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab zu schleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

Mephistopheles.

Mit Grausen seh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, bedenket euch in Zeiten.
(Gehen vorüber.)

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit ist euch gelänfig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie sind verständiger als ich bin.

Faust.

O Beste! glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.

Margarete.

Wie?

Faust.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchsten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Faust.

Ihr seyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unsre Wirthschaft ist nur klein,
Und doch will sie versehen seyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken
Und nähn, und laufen früh und spat;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß sie just so sehr sich einzuschränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage;
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Faust.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren,
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie sie damals lag,
Und sie erholte sich sehr langsam, nach und nach.
Da konnte sie nun nicht d'ran denken
Das arme Würmchen selbst zu tränken,
Und so erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Wasser; so ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Faust.

Du hast gewiß das reinste Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche schwere Stunden.
Des Kleinen Wiege stand zu Nachts
An meinem Bett', es durfte kaum sich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett' aufsteh'n,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage schon am Waschtrog stehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen,
Und immerfort wie heut so morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch schmeckt darüber das Essen, schmeckt die Ruh.
(Gehen vorüber.)

Marthe.

Die armen Weiber sind doch übel dran;
Ein Hagestolz ist schwerlich zu bekehren.

Mephistopheles.

Es blickt nur auf eures Gleichen an.
Was eines Bessern zu erlernen.

Martha.

Sagt grad, mein Herr, darüber soll nichts gefunden?
Hat sich das Herz nicht worinnen gefunden?

Mephistopheles.

Das Sprichwort sagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, sind Gold und Perlen werth.

Martha.

Ich meine, ob ihr niemals Lust bekommen?

Mephistopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Martha.

Ich wollte sagen: ward's nie Ernst in eurem Herzen?

Mephistopheles.

Mit Frauen soll man sich nie unterstehen zu scherzen.

Martha.

Ach, ihr versteht mich nicht!

Mephistopheles.

Das thut mir herzlich leid:
Doch ich versteh' — daß ihr sehr gütig seyd.
(Gehen vorüber.)

Faust.

Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Habt ihr es nicht? ich sahe die Augen nieder.

Faust.

Und du vergiebst die Freiheit, die ich nahm,
Was sich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngst aus dem Dom gegangen?

Margarete.

Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn;
Es konnte niemand von mir Uebels sagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanständiges gesehen?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne grade hin zu handeln.
Gestehn' ich's doch: Ich wußte nicht was sich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht wild auf mich,
Daß ich auf euch nicht wilder werden konnte.

Faust.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laßt einmal!
(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.)

Faust.

Was soll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es soll nur ein Spiel.

Faust.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.
(Sie zupft und murmelt.)

Faust.

Was murmelst du?

Margarete (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Faust.

Du holdes Himmels-Angesicht!

Margarete (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —
(Das letzte Blatt ausrupfend, mit heller Freude.)
Er liebt mich!

Faust.

Ja, mein Kind! Laß dieses Blumenwort
Dir Götter-Ausspruch seyn. Er liebt dich!
Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!
(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarete.

Mich überläuft's!

Faust.

O stumme nicht! Laß diesem Blick,
Laß diesen Händedruck sie sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hingeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig seyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung seyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

(drückt ihm die Hände, macht sich los und läuft weg. Er steht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr).

Martha (kommend).

Die Nacht bricht an.

Mephistopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Martha.

Ich bät' euch länger hier zu bleiben,
Allein es ist ein gar zu böser Ort.
Es ist als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu schaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt ins Gered', wie man sich immer stellt.
Und unser Pärchen?

Mephistopheles.

Ist den Gang dort aufgeflogen.
Mutterwillig Sommervögel!

Martha.

Er scheint ihr gewogen.

Mephistopheles.

Und sie ihm auch. Das ist der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

Margarete (springt herein, drückt sich hinter die Thür, hält die Fingerspitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze).

Margarete.

Er kommt!

Faust (kommt).

Ach Schelm, so neckst du mich!
Treff' ich dich!
(Er küßt sie.)

Margarete

(ihn umfassend und den Kuß zurückgebend).

Bester Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephistopheles (klopft an).

Faust (stampfend).

Wer da?

Mephistopheles.

Gut Freund!

Faust.

Ein Thier!

Mephistopheles.

Es ist wohl Zeit zu scheiden.

Martha (kommt).

Ja, es ist spät, mein Herr.

Faust.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Faust.

Muß ich denn gehn?

Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarete.

Auf baldig Wiedersehn!

(Faust und Mephistopheles ab).

Margarete.

Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht was er an mir sind't.

(Ab.)

Wald und Höhle.

Faust (allein).

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freund's zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauft und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber; schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busche,
Der Vorwelt silberne Gestalten auf.
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

O daß dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird.
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er, obgleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So taumel' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es ist wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Faust.

Ich wollt', du hättest mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephistopheles.

Nun nun ich laß' dich gerne ruhn.
Du darfst mir's nicht im Ernste sagen.
An tir Geistern unwirth, barsch und toll,
Ist wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was dir gefällt und was man lassen soll,
Kann man dem Herrn nie an der Nase spüren.

Faust.

Das ist so just der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephistopheles.

Wie hätt'st du, armer Erdensohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Dem Kreistrieb der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten kurirt;
Und wär' ich nicht, so wär's du schon
Von diesem Erdball abgegyrt.
Was hast du da in Höhlen, Felsenritzen
Dich wie ein Schuhu zu versitzen?
Was schlürfst aus dumpfem Moos und triefendem
Gestein.
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein sauber, süßer Zeitvertreib!
Dir steckt der Doctor noch im Leib.

Faust.

Verstehst du, was für neue Lebenskraft
Mir dieser Wandel in der Oede schafft?
Ja, wüßtest du es ahnen können,
Du wärest Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu
gönnen.

Mephistopheles.

Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsadern durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
In stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebevonnigstes in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition –
(Mit einer Geberde)
Ich darf nicht sagen wie – zu schließen.

Faust.

Pfui über dich!

Mephistopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht gesittet pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen.
Gelegentlich sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du bist schon wieder abgetrieben.
Und, wärest du länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angst und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen sitzt dahinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne.
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erst kam deine Liebesmuth überflossen,
Wie vom geschmolznen Schnee ein Bächlein überfleigt;
Du hast sie ihr ins Herz gegossen;
Nun ist dein Bächlein wieder seicht.
Mich dünkt, anstatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für seine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! so geht ihr Gesang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal ist sie munter, meist betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's scheint,
Und immer verliebt.

Faust.

Schlange! Schlange!

Mephistopheles (vor sich).

Geht! daß ich dich fange!

Faust.

Verruchter! Gehe dich zum Hinnen,
Und nenne nicht das schöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem süßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephistopheles.

Was soll es denn? Sie meint, du seyst entflohn'n,
Und bald und bald bist du es schon.

Faust.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch so fern,
Ich kann sie nie vergessen, nie verlieren;
Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn,
Wenn Ihre Lippen ihn indes berühren.

Mephistopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Ums Zwillingspaar, das unter Rosen weidet.

Faust.

Entfliehe, Kuppler!

Mephistopheles.

Schön! Ihr schimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es ist ein großer Jammer!
Ihr sollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Faust.

Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen!
Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu,
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt,
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn.

Mephistopheles.

Wie's wieder siedet, wieder glüht!
Geh ein und tröste sie, du Thor!
Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Stellt er sich gleich das Ende vor.
Es lebe wer sich tapfer hält!
Du bist doch sonst so ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeschmackters sind' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Gretchens Stube.

Gretchen (am Spinnrade allein).

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!

Und küssen ihn
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Faust.

Margarete.

Versprich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarete.

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon.

Faust.

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Margarete.

Das ist nicht recht, man muß d'ran glauben!

Faust.

Muß man?

Margarete.

Ach, wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sakramente.

Faust.

Ich ehre sie.

Beyde ſie halten ſie.

Nicht ſo wild
O nicht ſo theuer!

Milchmädchen.

Was ſollen mir
Die tollen Freyer?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eyer!
Dann ſeyd ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht! Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen ſagen laſſen,
Sie ſollten das Ding geziemlicher faſſen.

Doctor.

Was ſagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman gehenkt erſcheine

Margarete.

Doch ohne Sakramente.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen:
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarete.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißdeute mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Margarete.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es trat mir lang' ſchon weh,
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarete.

Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür' herein,
Sieht er immer ſo ſeltiſch drein,
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das überwannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir ins Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſeyn.

Fauſt.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig bei dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine ſchlief'!
Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen:
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief;
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Fauſt.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen: Drei Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Wärd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt.
(Ab.)

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Der Grasaff': iſt er weg?

Fauſt.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephiſtopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff' es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt.

Da einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du Ungeheuer siehst mich ein,
Wie diese treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr seligmachend ist, sich peinlich ängste,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher, sinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß nicht wie.
Mein Mäskchen da weissagt hervorragenden Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht – ?

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen mit Krügen.

Lieschen.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß. Sibylle sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch verhört.
Das ist das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie so?

Lieschen.

Es stinkt!
Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So ist's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,
Aufs Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die erste seyn,
Carressirt' ihr immer mit Pasteten und Wein;
Bild't sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos sich nicht zu schämen
Geschenke von ihm anzunehmen,
War ein Gefes' und ein Gelöbtes';
Da ist denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar;
Wenn unser eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand sie bei ihrem Buhlen süß.
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flotter Junge
Hat anderwärts noch Luft genung.
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thür!

(Ab).

Gretchen (nach Hause gehend).

Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen,
Wenn that ein armes Mägdelein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war,
Und segnet' mich und that so groß,
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch – alles was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhe ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumentöpfe davor.

Gretchen

(steckt frische Blumen in die Krüge).

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich verblümen mag,
Und die Gefährten mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt;
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und streicht lächelnd meinen Bart,
Und fricse das volle Glas zur Hand
Und sage: Alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht?
Topp! Topp! Klink! Klank! das ging herum!
Die einen stoßieren: er hat Recht.
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!
Da fuhren alle die Leder stumm.
Und nun! — ums Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen;
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was schleicht herbei?
Irr' ich nicht, es sind ihrer zwei.
Ist er's, gleich paß' ich ihm beim Felle.
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie vor dem Fenster dort der Sakristei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flimmert!
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsternis drämat umulum bei!
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht;
Mir ist's ganz tugendlich dabei,
Ein bischen Diebsgelüst, ein bischen Rammelei.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Faust.

Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh',
Den ich dort blinken flimmern seh'?

Mephistopheles.

Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben,
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephistopheles.

Ich sah dabei wohl so ein Ding.
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.

Mephistopheles.

Es sollt' euch eben nicht verdrießen
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne gibt,
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören;
Ich sing' ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.
(Singt zur Zither.)

Was machst du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen hier
Bei frühem Tagesblicken?
Laß, laß es seyn:
Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin tritt vor.

Wen lockst du hier? beim Element!
Vermaledeiter Rattenfänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!
Mephistopheles.
Die Zither ist entzwei! an der ist nichts zu halten.
Valentin.
Nun soll es an ein Schädelspalten!
Mephistopheles (zu Faust).
Herr Doctor nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Fiedelwisch!
Nur zugestoßen! Ich parire.
Valentin.
Parire den!
Mephistopheles.
Warum denn nicht?
Valentin.
Auch den!
Mephistopheles.
Gewiß!
Valentin.
Ich glaub' der Teufel ficht!
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.
Mephistopheles (zu Faust).
Stoß zu!
Valentin (fällt).
O weh!
Mephistopheles.
Nun ist der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden!
Denn schon entsteht ein mörderlich Gewirre.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schleicht mich abzufinden.
Marthe (am Fenster).
Heraus! Heraus!
Gretchen (am Fenster).
Herbei ein Licht!
Marthe (wie oben).
Man schilt und rauft, man schreyt und ficht.
Volk.
Da liegt schon einer todt!

Marthe (weinend).
Die Mörder sind sie denn entflohn?

Gretchen (heftiger).
Wer liegt hier?

Volk.
Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.
Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.
Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn.)
Mein Gretchen, sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheidt genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag' dir's im Vertrauen nur;
Du bist doch nun einmal eine Hur';
So sey's auch eben recht.

Gretchen.
Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?

Valentin.
Laß unsern Herr Gott aus dem Spas.
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es gehn kann, so wird's gehn.
Du fängst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden,
Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß,
Und ist doch nicht schöner geworden,
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht.

Ich seh' wahrhaftig schon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut',
Wie vor einer angesteckten Leichen,
Von dir, du Metze! fortab weichen.
Dir soll das Herz im Leib verzagen,
Wenn sie dir in die Augen sehn!
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammergrube
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken,
Und wann dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden seyn verwaledeit!

Marthe.
Befiehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Lästrung auf euch laden?

Valentin.
Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kuppelirisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.
Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.
Ich sage, laß die Thränen seyn'
Da du dich sprachst der Ehre los,
Gabst mir den schwersten Herzensstoß.
Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(Stirbt.)

Dom.
Amt, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist.
Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalletst,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen!
Welche Missethat?
Betst du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüber
schlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht auflend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.
Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.
Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.
(Orgelton.)

Böser Geist.
Grimm fasst dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.
Wär' ich hier weg!
Mir ist als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löste.

Chor.
Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.
Mir wird so eng!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böser Geist.
Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid nunc miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böſer Geiſt.

Ihr Anblick wenden
Verkehrte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schaudert's den Reinen!
Weh!

Chor.

Quid nunc miser tunc dicturus?

Trennen.

Nachtarm! Euer Räuschchen! –
(Sie fällt in Ohnmacht.)

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schierke und Elend.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbſten Bock.
Auf dieſem Weg sind wir noch weit vom Ziele.
Faust.
So lang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle.
Genügt mir dieſer Knotenstock.
Was hilft's daß man den Weg verkürzt!
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann dieſen Felſen zu erſteigen,
Von dem der Quell ſich ewig sprudelnd ſtürzt!
Das iſt die Luſt, die ſolche Pfade würzt!
Der Frühling webt ſchon in den Birken
Und ſelbſt die Fichte fühlt ihn ſchon;
Sollt' er nicht auch auf unſre Glieder wirken?
Mephistopheles.
Fürwahr ich ſpüre nichts davon!
Mir iſt es winterlich im Leibe;
Ich wünſchte Schnee und Froſt auf meiner Bahn.
Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit ſpäter Gluth herauf.
Und leuchtet ſchlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felſen rennt!
Erlaubt' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort ſeh' ich eins, das einen luſtig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns gesellen?
Was willſt du ſo vergebens lodern?
Sey doch ſo gut und leuchte' uns hinauf!
Irrlicht.
Aus Ehrfurcht, hoff' ich, ſoll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur Zickzack geht gewöhnlich unſer Lauf.
Mephistopheles.
Ei! Ei! Er denkt's den Menſchen nachzuahmen.
Geh' Er nur grad', ins Teufels Namen!
Sonſt blas' ich ihm ſein Flackerleben aus.
Irrlicht.
Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus.
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
Ihr müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Faust, Mephistopheles, Irrlicht im Wechſelgeſang.

In die Traume und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, hineingeraten.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? ſeh' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebeslage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! thut es näher.
Kauz und Kiwitz und der Häher,
Sind ſie alle noch geblieben?
Sind das Molche hurtig Geſchlechter?
Langes Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Felſ und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Maſern
Strecken ſie Polypenfaſern
Nach dem Wanderer. Und die Mäuſe
Tauſendfärbig, ſchnarrenweiſe,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärmen Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber ſag' mir, ob wir ſtehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles ſcheint zu drehen,
Felſ und Bäume, die Geſichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die ſich mehren, die ſich blähen.

Mephistopheles.

Faſſe macher meinen Zipfel!
Hier iſt ſo ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.
Faust.
Wie ſeltſam flimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich rother Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefſten Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann quillt ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, ſich durchs Thal.
Und hier in der gedrängten Ecke
Verenget ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet ſich die Felſenwand.

Mephistopheles.

Feuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück daß du's gesehen hast;
Ich spüre schon die ungestümen Gäste.

Faust.

Wie rast die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Mephistopheles.

Du mußt des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürze sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör' es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Aeste,
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe!
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn.
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf.
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock
Es f — t die Hexe, es st — t der Bock.

Stimme.

Die alte Baube kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebührt!
Frau Baube vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf.
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommst du her?

Stimme.

Ueber Ilsenstein!
Da guckt' ich der Eule ins Nest hinein.
Die macht' ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reitst du so schnelle!

Stimme.

Mich hat sie geschunden,
Da sieh nur die Wunden!

Hexen. Chor.

Der Weg ist breit, der Weg ist lang,
Was ist das für ein toller Drang!
Die Gabel sticht, der Besen kratzt,
Das Kind erstickt, die Mutter platzt.

Hexenmeister. Halbes Chor.

Wir schleichen wie die Schnecken im Haus,
Die Weiber alle sind voraus.
Denn, geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

Andere Hälfte.

Wir nehmen das nicht so genau,
Mit tausend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben).

Kommt mit, kommt mit, vom Felsensee!

Stimmen (von unten).

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waschen und blank sind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chore.

Es schweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt sich gern.
Im Sausen sprüht das Zauber-Chor
Viel tausend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten).

Halte! Halte!

Stimme (von oben).

Wer ruft da aus der Felsenspalte?

Stimme (unten).

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich steige schon dreihundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei meines Gleichen.

Beide Chore.

Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe (unten).

Ich tripple nach, so lange fort;
Wie sind die Andern schon so weit!
Ich hab' zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe giebt den Hexen Muth,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog;
Der fliegt nie, der heut nicht flog.

Beide Chore.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So streichet an dem Boden hin,
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenzeit.

(Sie fallen sich nieder.)

Mephistopheles.

Das drängt und stößt, das rauscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das stiebt und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur fest an mir! sonst sind wir gleich getrennt.
Wo bist du?

Faust (in der Ferne).

Hier!

Mephistopheles.

Was! dort schon hingerissen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müssen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! Pöbel.
Platz!
Hier, Doctor, fasse mich! und nun, in Einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng' entrinnen;
Es ist zu toll, sogar für meines Gleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz besond'rem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir schlupfen da hinein.

Faust.

Du Geist des Widerspruchs! Nur zu! du magst mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug ersonnt,
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun dieselbst zu isoliren.

Mephistopheles.

Da sieh nur welcher bunten Flammen!
Es ist ein munterer Kind beisammen.
Im Kleinen ist man nicht allein.

Faust.

Doch broden müßt' ich lieber seyn!
Schon seh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort strömt die Menge zu dem Bösen;
Da muß sich manches Räthsel lösen.

Mephistopheles.

Doch manches Räthsel knüpft sich auch.
Laß du die große Welt nur sausen,
Wir wollen hier im Stillen hausen.
Es ist doch sonst dergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da seh' ich junge Hexchen nackt und bloß,
Und alte, die sich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen!
Die Müh' ist klein, der Spaß ist groß.
Ich höre was von Instrumenten tönen!
Verflucht Geschnarr! Man muß sich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders seyn.
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich aufs neue.
Was sagst du, Freund? das ist kein kleiner Raum.
Da sieh nur hin! du siehst das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt,
man liebt;
Nun sage mir, wo es was bessers gibt?

Faust.

Willst du dich nun, um uns hier einzuführen
Als Zaub'rer oder Teufel produziren?

Mephistopheles.

Zwar bin ich sehr gewohnt incognito zu gehn;
Doch läßt am Gallatag man seinen Orden sehn.
Ein Knieband zeichnet mich nicht aus,
Doch ist der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehst du die Schnecke da? Sie kommt heran
gekrochen;
Mit ihrem tastenden Gesicht
Hat sie mir schon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! von Feuer gehen wir zu Feuer,
Ich bin der Werber und du bist der Freier.
(Zu einigen, die am verglimmenden Kohlen sitzen.)
Ihr alten Herr'n, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch lebhaft in der Mitte fände,
Von Saus umjagt und Jugendrausch;
Genug allein ist jeder so zu Haus.

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch so viel für sie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Minister.

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit.
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht sollten;
Doch jetzo kehrt sich alles um und um,
Und eben da wir's fest erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt lesen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das ist noch nie so naseweis gewesen.

Mephistopheles,

(der auf einmal sehr alt erscheint).

Zum jüngsten Tag führt' ich das Volk gereift.
Da ich zum letzten Mal den Hexenberg erkletre,
Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
So ist die Welt auch auf der Neige.

Trödelherr.

Ihr Herren geht nicht so vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerksam blickt nach meinen Waaren;
Es fehlt dahier gar mancherlei.
Und doch ist nichts in meinem Laden,
Dem seiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum rechten Schaden
Der Menschen und der Welt gereicht.
Kein Dolch ist hier, von dem nicht Blut geflossen,
Kein Kelch, aus dem sich nicht, in ganz gesunden
Leib,
Verzehrend heißes Gift ergossen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchstochen.

Mephistopheles.

Frau Muhme! Sie versteht mir schlecht die Zeiten.
Geschehn, geschehn: Geschehn, gethan!
Verlegt' sie sich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn und an.

Faust.

Daß ich mich nur nicht selbst vergesse!
Heiß' ich mir das doch eine Messe!

Mephistopheles.

Der ganze Strudel strebt nach oben;
Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.

Faust.

Wer ist denn das?

Mephistopheles

Betrachte sie genau!
Lilith ist das.

Faust.

Wer?

Mephistopheles.

Adams erste Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren schönen Haaren
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt.
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt sie ihn sobald nicht wieder fahren.

Faust.

Da sitzen zwei, die alte mit der jungen;
Die haben schon was rechts gesprungen!

Mephistopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz! nun komm! wir greifen zu.

Faust (mit der jungen tanzend).

Einst hatt' ich einen schönen Traum;
Da sah ich einen Apfelbaum.
Zwei schöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich stieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr sehr
Und schon vom Paradiese her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten solche trägt.

Mephistopheles (mit der Alten).

Einst hatt' ich einen wüsten Traum;
Da sah' ich einen gespaltnen Baum.
Der hatt' ein — — — ;
So — es war, dennoch mir doch.

Die Alte.

Ich biete meinen besten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!

Hait' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht scheut.

Proktophantasmist.

Verfluchtes Volk! was unterstehst ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewiesen,
Ein Geist steht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt ihr gar, und andern Menschen gleich!

Die Schöne (tanzend).

Was will denn der auf unserm Ball?

Lemur (tanzend).

Ei! der ist eben überall.
Was Andre tanzen muß er schätzen,
Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Das hieß er allenfalls noch gut;
Besonders wenn ihr ihn darum begrüßen sollte.

Proktophantasmist.

Ihr seyd noch immer da! Kein das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf uns hier zu ennuyiren!

Proktophantasmist.

Ich sag's euch Geistern ins Gesicht.
Den Geistesdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.
(Sie wird fortgetanzt.
Heut, seh' ich, will mir nichts gelingen;
Doch eine Reise nehm' ich immer mit
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephistopheles.

Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art wie er sich sonlagirt.
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergetzen,
Ist er von Geistern und von Geist curirt.
(Zu Faust, der aus dem Tanz getreten ist.)
Was läßest du das schöne Mädchen fahren?
Das hir zum Tanz so lieblich sang.

Faust.

Ach! mitten im Gesange sprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephistopheles.

Das ist was recht: Das nimmt man nicht genau;
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferstunde?

Faust.

Dann sah' ich —

Mephistopheles.

Was?

Faust.

Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit gefesselt'nen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, das mir däucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Mephistopheles.

Laß das nur stehn! Dabei wird's niemand wohl.
Es ist ein Zauberbild, ist todtes, ein Idol.
Ihm zu begegnen ist nicht gut;
Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut.
Und er wird fast in Stein verkehrt.
Von der Medusa hast du ja gehört.

Faust.

Fürwahr es sind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß.

Mephistopheles.

Das ist die Zauberei, du leichtverführter Thor!
Denn jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.

Faust.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Mephistopheles.

Ganz recht! ich seh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen;
Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen. —
Nur immer diese Lust zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran,
Hier ist's so lustig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
Se seh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?

Servilius.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von sieben;
Soviel zu geben ist allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geschrieben,
Und Dilettanten spielen's auch.
Verzeiht, ihr Herrn, wenn ich verschwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephistopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das sind' ich gut; denn da gehört ihr hin.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit.

Intermezzo.

Theatermeister.

Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das ist die ganze Scene!

Herold.

Daß die Hochzeit goldern sey
Soll'n fünfzig Jahr seyn verflossen;
Aber ist der Streit vorbei,
Das golden ist mir lieber.

Oberon.

Seyd ihr Geister wo ich bin,
So zeigt's in diesen Stunden;
König und die Königin.
Sie sind aufs neu verbunden.

Puck.

Kommt der Puck und dreht sich quer
Und schleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmlisch reinen Tönen;
Viele Frazen lockt sein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten die sich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn sich zweie lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faß sie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

Orchester Tutti.

Fortissimo.

Fliegenschnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub' und Grill' im Gras'
Das sind die Musikanten!

Solo.

Seht, da kommt der Dudelsack!
Es ist die Seifenblase,
Hört den Schnickeschnickeschnack
Durch seine stumpfe Nase.

Geist der sich erst bilden.

Spinnenfuß und Krötennauch
Und Fledermaus dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es auch,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du tripplest mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reisender.

Ist das nicht Maskeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon den schönen Gott
Auch heute hier zu schauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es ausser Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,
So ist auch er ein Teufel.

Nordischer Künstler.

Was ich ergreife das ist heut
Fürwahr nur skizzenweise;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italiänischen Reise.

Purist.

Ach! mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht hier gesündigt!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind zweie nur gegründet.

Junge Hexe.

Der Puder ist so wie der Rock
Für alt' und graue Weiberen;
Drum sig' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart
Um hier mit euch zu maulen;
Doch hoff' ich, sollt ihr jung und zart,
So wie ihr seyd, verfaulen.

Capellmeister.

Fliegenschnauz' und Mückennas'
Umschwärmt mir nicht die Nackte;
Frosch im Laub' und Grill' im Gras'
Es bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne (nach der einen Seite).

Gesellschaft wie man wünschen kann.
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Junggesellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollsten Leute.

Windfahne (nach der andern Seite).

Und thut sich nicht der Boden auf
Sie alle zu verschlingen,
So will ich mit bedrohtem Lauf
Gleich in die Hölle springen.

Irrlichter.

Als Insecten sind wir da,
Mit kleinen scharfen Scheeren,
Satan, unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Krummbein.

Seht! wie sie in gedrängter Schaar
Naiv zusammen scherzen.
Am Ende sagen sie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Mausgesicht.

Ich mag in diesem Herzenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich diese wühlt' ich eh'r,
Als Mäusen anzuführen.

Ci devant Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, fasse meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutsche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reisender.

Sagt wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten.
Er schnoppert was er schnoppern kann.
„Er spürt nach Jesuiten.“

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Wetkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist alles ein Verbrechen;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln,
Nur unaufhört' es sind im Rohr
Die unisonen Dommeln.

Tanzmeister.

Wie jeder doch die Beine hupft!
Sich wie er kann heraushebt!
Der Krumme springt, der Plumpe hupft
Und fragt nicht wie es aussieht.

Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.

Hannswurſt.

Schnupftuch 'rauf.

Marktſchreyer.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen,
Wir wollen den zweyten Act beginnen.
Indeſſen können ſie ſich beſinnen,
Ob ſie von meiner Waare was brauchen.

Hannswurſt.

Gebt Acht! kommen euch Thränen in die Augen.

Fideler.

Das hast sich schwer das Lumpenpack
Und gäb' sich gern das Restchen;
Es eint sie hier der Dudelsack
Wie Orpheus Leier die Bestien.

Dogmatiker.

Ich lasse mich nicht irre schrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel:
Der Teufel muß doch etwas seyn;
Wie gäb's denn sonst auch Teufel?

Idealist.

Die Phantasie in meinem Sinn
Ist dießmal gar zu derrisch:
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närrisch.

Realist.

Das Wesen ist mir recht zur Qual
Und muß mich das verdrießen;
Ich stehe hier zum ersten Mal
Nicht fest auf meinen Füßen.

Supernaturalist.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit diesen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geister schließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n sich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeister.

Frosch im Laub' und Grill' im Gras,
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenschmaus' und Mückennas'
Ihr seyd doch Musikanten!

Die Gewandten.

Sanftsanft so heißt das Heer
Von lustigen Gespenstern,
Auf den Zehen geht's nicht mehr.
Drum gehn wir auf den Lehnen.

Die Unbehülflichen.

Sonst haben wir manchen Bissen erschnappt.
Nun aber Gott befohlen!
Unsere Schuhe sind durchgetanzt.
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erst entstanden;
Doch sind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternschnuppe.

Aus der Höhe sah ich her
Im Sternen- und Feuerscheine,
Liege nun im Grase quer.
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Massiven.

Platz und Platz! und rings herum!
So gehn die Gräschen nieder.
Geister kommen, Geister auch
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht so mastig auf
Wie Elephantenkälber,
Und der plumpst' an diesem Tag
Sey Puck der derbe selber.

Ariel.

Gab die liebende Natur
Gab der Geist euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Rosenhügel!

Orchester.

Pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben.

Trüber Tag.

Feld.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt, das holde unselige Geschöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätherischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht! — Steh nur, steh! Wälze die teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trotze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst du indeß in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und lässest sie thätlos verderben!

Mephistopheles.

Sie ist die erste nicht.

Faust.

Hund! abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel vor mir herzurotten, dem harmlosen Wanderer vor die Füße zu tollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandle ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erste nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genugthat für die Schuld aller übrigen in seiner winselnden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser einzigen. Du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin!

Mephistopheles.

Nun sind wir schon wieder an der Gränze unsres Witzes, da wo euch Menschen der Sinn überschnappt. Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du sie nicht durchführen kannst? Willst fliegen und bist vorm Schwindel nicht sicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Faust.

Fletsche deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen! Mir ekelt's! — Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und an Verderben sich ergetzt?

Mephistopheles.

Endigst du?

Faust.

Rette sie! oder weh dir! Den gräßlichsten Fluch über dich auf Jahrtausende!

Mephistopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht lösen, seine Riegel nicht öffnen. — Rette sie! — Wer war's, der sie ins Verderben stürzte? Ich oder du?

Faust (blickt wild umher).

Mephistopheles.

Greifst du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unschuldig Entgegnenden zu zerschmettern, das ist so Tyrannen-Art sich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Faust.

Bringe mich hin! Sie soll frei seyn!

Mephistopheles.

Und die Gefahr der du dich aussetzest? Wisse, noch liegt auf der Stadt Blutschuld von deiner Hand. Ueber des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, sag' ich, und befreit' sie!

Mephistopheles.

Ich führe dich und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüssel und führe sie heraus mit Menschenhand. Ich wache! die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich.

Faust.

Auf und davon!

Nacht. offen Feld.

Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust.

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.

Weiß nicht was sie kochen und schaffen.

Faust.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.

Eine Hexenzunft.

Faust.

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.

Vorbei! Vorbei!

Kerker.

Faust, mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor einem eisernen Thürchen.

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst zu ihr zu gehen!
Du fürchtest sie wieder zu sehen!
Fort! Dein Zagen verlängert den Tod heran.
(Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.)
Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gefressen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvöglein;
Fliege fort, fliege fort!

Faust (aufschließend).

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauschet.
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauschet.
(Er tritt ein.)

Margarete (sich auf dem Lager verbergend).

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Faust (leise).

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete (sich vor ihn niederwerfend).

Bist du ein Mensch, so fühle meine Not.

Faust.

Du wirst die Wächter auf dem Schlafe schreien!
(Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.)

Margarete (auf den Knien).

Wer hat dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genung?
(Sie steht auf.)
Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit;
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen!

Faust.

Werd' ich den Jammer überstehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erst das Kind noch tränken.
Ich herzt' es diese ganze Nacht;
Sie nahmen mir's um mich zu kränken
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist böß von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?

Faust (wirft sich nieder).

Ein Liebender liegt dir zu Füßen
Die Jammerknechtschaft aufzuschließen.

Margarete (wirft sich zu ihm).

O laß uns knien die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter diesen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöse!

Faust (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarete (aufmerksam).

Das war des Freundes Stimme!
(Sie springt auf. Die Ketten fallen ab.)
Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir soll niemand wehren.
An seinen Hals will ich fliegen,
An seinem Busen liegen!

Er rief Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durchs Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Faust.

Ich bin's!

Margarete.

Du biſt's! O ſag' es noch einmal!
(Ihn faſſend.)
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers? der Ketten?
Du biſt's! Kommſt mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſten Male ſah,
Und der heitere Garten,
Wo ich und Martha deiner warten.

Faust (forttretend).

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch ſo gern wo du weileſt.
(Liebkoſend.)

Faust.

Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer böſen müſſen.

Margarete.

Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt als wollteſt du mich erſticken,
Küſſe mich!
Sonſt küß' ich dich!
(Sie umfaßt ihn.)
O weh! deine Lippen ſind kalt.
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?
(Sie wendet ſich von ihm.)

Faust.

Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet).

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Faust.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Faust.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch — Du biſt's! ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht
Iſt Blut dran.
Ach Gott! Was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Faust.

Laß das Vergang'ne vergangen ſeyn,
Du bringſt mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben,
Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich daneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt.
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Mich ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Faust.

Fühlſt du daß ich es bin, ſo komm!

Margarete.

Dahinaus?

Faust.

Ins Freie.

Margarete.

Iſt das Grab draußt,
Lauert der Tod, ſo komm!
Von hier ins ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Faust.

Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen.
Was hilft es flieh'n? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend in der Fremde ſchweifen,
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Faust.

Ich bleibe bei dir.

Margarete.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich;
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Faust.

Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer.
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.

Sie ſollief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen:
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderlich an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag bringt herein.
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag niemand daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles erſcheint draußen.

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Margarete.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Scharen,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).

Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Her zu mir!
(Verſchwindet mit Fauſt.)

Stimme (von innen, verhallend).

Heinrich! Heinrich!

Faust.

Der Tragödie zweiter Theil in fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Erster Act.

Anmuthige Gegend.

Faust auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlaflos suchend.

Dämmerung.

Geister-Kreis schwebend bewegt, anmuthige kleine Gestalten.

Ariel.

(Gesang von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet wo sie helfen kann.
Ob er heilig? ob er böse?
Jammert sie der Unglückesmann.

Die ihr dieß Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise.
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß:
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile.
Zum Innern reinigt von erlittnem Graus.
Vier sind die Pausen nächtiger Weile.
Nun ohne Säumen fühl sie freundlich aus.
Erst senkt sein Haupt auf kühle Polster nieder.
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk sind bald die krampfverstarrten Glieder.
Wenn er gestärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen sämmtliche Pflicht.
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

Chor.

(Einzeln, zu zweien und vielen, abwechselnd und gesammelt.)

Wenn sich um die Lüfte fühlen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Ueberall leise tönen Freuden.
Wirkt das Herz in Innerstrud,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon hereingesunken.
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück beflügelnd
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verloschen sind die Stunden.
Hingeschwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirst gesunden;
Traue neuem Tageblick.
Thäler grünen, Hügel schwellen.
Buschen sich zu Schatten-Rud;
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunsch um Wünsche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leise bist du nur umfangen.
Traumhaft ist Schale, wirr sie fort!
Säume nicht dich zu erdreisten
Wenn die Menge jauchzend schweift;
Allen kann der Edle leisten.
Der versteht und rasch ergreift.

(Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen.
Ihnend wird für Geistes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore krachen prasselnd.
Phöbus Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse dringt das Licht!
Ist trommelnd, es posaunet.
Auge blinzt und Ohr erstaunet.
Unerhörtes hört sich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen.
Tiefer tiefer, still zu wohnen.
In die Felsen, unters Laub;
Trifft es euch so seyd ihr taub.

Faust.

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig.
Aetherische Dämmerung milde zu begrüßen;
Du Erde warst auch diese Nacht beständig.
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen.
Beginnst schon mit Lust mich zu umgrünen.
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen.
Zum höchsten Dasein immerfort zu frönen. —
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen.
Der Wald ertönt von tausendfachem Leben.
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen.
Und Zweig und Aeste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund wo verlenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde.
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen

Das ſpäter ſich zu uns vernehmen wendet.
Jetzt zu der Alpe grünumfenten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet,
Und ſtufenweis herab iſt es gelungen;
Sie tritt hervor! — und, leider ſchon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen.

So iſt es alſo, wenn ein fernend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten finden flügelloſen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Ueberma, wir ſtehn betroffen.
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch' ein Feuer!
Iſt's Lieb'? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd unerneuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriß durchrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Vom Sturz zu Stürzen wälzt er jetzt in tauſend
Dann aber tauſend Strömen ſich erquickend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume tauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiſerliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaiſers.

Trompeten.

Hofgesinde aller Art, prächtig gekleidet, tritt ein.
Der Kaiſer (gelangt auf den Thron; zu ſeiner Rechten der Schatzmeiſter).

Kaiſer.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Verſammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weiſen ſeh' ich mir zur Seite.
Allein wo iſt der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zuſammen auf der Treppe.
Man trug hinweg das Heer-Gewicht.
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt ſich ein andrer an die Stelle;
Gar köſtlich iſt er ausgeputzt,
Doch tragenhaft das jeder ſtutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da iſt er doch der ſchöne Thor!

Mephiſtopheles

(am Throne knieend).

Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?
Was umgerieret im Schoß genommen?
Was hart gescholten und verklagt?

Wen darfſt du nicht herbeirufen,
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht ſich deines Thrones Stufen?
Was hat ſich ſelbſt hinweggebannt?

Kaiſer.

Für diesmal ſpare deine Worte!
Hier ſind die Räthſel nicht am Orte,
Das iſt die Sache dieſer Herr'n. —
Da löſe du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite;
Nimm ſeinen Platz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles

(hingt hinauf und ſetzt ſich zur linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wie kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Schwan —

Kaiſer.

Und alle ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr ſammelt euch mit günſtigen Sterne;
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schönbärte mummenſchanzlich fragen
Und Heiteres nur genießen wollten,
Warum wir auch rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's getan.

Kanzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen-Schein,
Umgiebt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm dem Volk' es zu gewähren.
Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wühret,
Und Uebel ſich in Uebeln überdrehet.
Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum.
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Unweſen geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfahl,
Indeſſen wagt, in grimmigem Schwalle
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl,
Der darf auf Schand und Frevel pochen
Der auf Mutwillkürlichkeit ſich ſtützt.
Und: Schuldig! hört zu ausgeſprochen
Wo Unſchuld nur ſich ſelber ſchützt.
So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln
Der einzig und zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Bereit für dem Scheuſſichter, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Gereift ſich endlich zum Verbrecher;
Ich malte ſchwarz, doch hüllten
Ihr' ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Entschlüsse sind nicht zu vermeiden.
Wenn Alle schädigen, Alle leiden,
Greift selbst die Majestät zu Raub.

Heermeister.

Wie treib's in diesen wilden Tagen!
Ein jeder schlägt und wird erschlagen.
Und was befohlen wird, man kaut.
Der Bürger hinter seinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felsennest,
Verschwuren sich uns aufzudauern
Und halten ihre Kräfte fest.
Der Mietssoldat wird ungeduldig,
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn.
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer was Alle wollten,
Der hat ins Wespennest gestört;
Das Reich, das sie beschützen sollten,
Es liegt verplündert und verheert.
Man lässt ihr Toben, während Haufen
Schon ist die halbe Welt verthan;
Es sind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt es ging' ihn irgend an.

Schatzmeister.

Wer wird auf Bundsgenossen pochen!
Subsidien die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser bleiben aus.
Auch Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?
Wohin man kommt da fällt ein Bauer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zuletzt muß man wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteien, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,
Gleichgültig wurden Lieb' und Haß.
Die Gribellinen wie die Guelfen
Verbergen sich um auszuruhen!
Wer jetzt will seinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für sich zu thun.
Die Geldesforen sind verrammelt,
Ein jeder frank und schaurt und sammelt
Und unsre Cassen bleiben leer.

Marschalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren;
Wir wollen alle Tage sparen
Und brauchen alle Tage mehr.
Und täglich wächst mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildschweine, Hirsche, Hasen, Rehe,
Weißgeflügel, Hühner, Gänz' und Enten,
Die Deputate, schöne Renten,
Sie essen noch so ziemlich ein;
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich bläuhte,
Der besten Berg' und Jahresläufte,
So schlürft unendliches Gelüste
Der edlen Herr'n den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß sein Lager auch vergeuden,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tische liegt der Schimmel.
Nun soll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verschonen,
Der schafft Anticipationen.
Die spätten Jahr um Jahr voraus,
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brod.

Kaiser

(nach einigem Nachdenken zu Mephistopheles).

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephistopheles.

Ich keineswegs. Den Ganz umherzuschauen.
Dich und die deinen. — Mangelte Vertrauen
Wo Majestät unwiderstehlich gebraut?
Perrete Macht Feindseligkeit zerstreut,
Wo unter Wille, kräftig durch Verstand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was konnte da zum Unheil sich vereinen.
Zur Finsterniß, wo solche Sterne scheinen?

Schatzmeister.

Das ist ein Schalt — der's wohl versteht —
Er lügt sich ein — So lang' es geht —
Ich weiß schon — was dahinter steckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephistopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem rief, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Ehrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste verzuschaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Soll Gold gemünzt und ungemünzt zu finden.
Und fragt ihr mich wer es zu Tage schafft;
Begabten Mann's Natur- und Geistestraft.

Kanzler.

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deshalb verbrennt man Atheisten
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Es mögen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind,
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelsinn verworr'ner Geister
Entwickelt sich ein Widerstand,
Die Ketzer sind's! die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land.
Du willst du nun mit frechen Scherzen
In diese hohen Kreise schwärzen,
Ihr habt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren sind sie nah verwandt.

Mephistopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, hat, meint ihr, gelte nicht.

Kaiser.

Dadurch sind unsre Mängel nicht erledigt.
Was willst du jetzt mit deiner Fastenpredigt?
Ich habe satt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, so schaff es denn!

Mephistopheles.

Ich schaffe was ihr wollt und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer.
Es liegt schon da, doch um es zu erlangen
Das ist die Kunst, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt euch nur; in jenen Zwischenständen,
Wo Menschenfaulheit Land und Volk erlaubten,
Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes das und dortwohin verstreckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und so fortan bis gestern, ja bis heut.

Das alles liegt im Boden still begraben.
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.

Schatzmeister.

Für einen Narren spricht er gar nicht scheinet,
Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.

Kanzler.

Der Satan liegt euch gottverwirrte Schlingen.
Es gibt nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marschall.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben.
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeister.

Der Narr ist klug, versteht was jedem frommt;
Ergibt der Soldat sich nicht woher es kommt.

Mephistopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier steht ein Mann! da! fragt den Astrologen.
Im Kreis' um Kreise kennt er Stund' und Haus.
So sage denn: wie steht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwei Scheine sind's — Verstehn sich schon —
Narr und Phantast — So mag dem Toren —
Ein mattgesungen — alt Gedicht —
Der Thor bläst ein — der Weise spricht —

Astrolog

(spricht. Mephistopheles bläst ein).

Die Sonne selbst sie ist ein lauteres Gold.
Mercur der Bote dient um Gunst und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan.
So früh als spat blickt sie euch lieblich an;
Die keusche Luna launet artillenhaft.
Mars trifft er nicht, so drängt euch seine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein.
Sein als Metall verehren wir nicht sehr,
Im Werth gering, doch im Gewichte schwer.
Ja, wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das Uebrige ist alles zu erlangen:
Paläste, Gärten, Bräustein, rothe Wangen,
Das alles schafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag was unser keiner kann.

Kaiser.

Ich höre doppelt was er spricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was soll uns das — Gebrosschner Spaß —
Calenderer — Chymisterei —
Das hört' ich oft — Und falsch gedeutet —
Und kommt er auch — So ist's ein Gauß —

Mephistopheles.

Da stehen sie unter und staunen.
Vertrauen nicht dem hohen Bund;
Der eine faselt von Alraunen,
Der andre von dem schwarzen Hund.
Was soll es daß der eine wittelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle tzuckt,
Wenn ihm der scharfe Schritt verzagt.

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur.
Und aus den untersten Bezirken
Schwebt sich hervauf leuchtende Spur.
Wenn es in allen Gliedern quackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur alsbald entschlossen grabt und hackt.
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir kriecht's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das ist Gicht —
Mir trabelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Kaiser.

Nur eilig! du entschlüpfst nicht wieder.
Ererbte deine Lügenräume,
Und spiel' und gleide die edeln Räume.
Ja leer Schwert und Scepter nieder,
Und tritt mit ihnen beiden Händen,
Wenn du nicht lügst, das Werk vollenden,
Doch, wenn du lügst, zur Hölle senden!

Mephistopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden
Was überall bereites harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Schelle,
Salpeter buft er von der Lehmenwand
Und findet vollbewaffnete Helle.
Erschrickt, ersteht in schmerlicher Hand.
Was für Gewölbe sind zu erfragen.
In weiten Klüften, weichen Gängen
Muß sich der Schatzerwühte drängen,
Zur Nachbarschaft der Unterwelt!
In weiten, allerwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüsseln, Tellern,
Steht er sich Reihen aufgestellt;
Pokale stehen aus Rubinen,
Und will er deren sich bedienen,
Daneben liegt gemischt Naß.
Doch — wertet ihr dem Kundigen glauben —
Versauft ist längst das Holz der Dauben.
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.
Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen,
Im Tag' erkennen das sind Possen,
Im Finstern sind Mysterien zu Haus.

Kaiser.

Die soll' ich hir! Was will das Dürre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schein in tiefer Nacht genau?
Schwarz sind die Kühe, so die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Zieh' deinen Pflug, und ackre sie ans Licht.

Mephistopheles.

Armen Hack' und Spaten, grabe selber.
Die Bauernarbeit macht dich groß.
Und eine Heerde schöner Kälber
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaubern, mit Entzücken,
Kannst du dich selbst, wirst die Geliebte schmücken;
Ein tenchtend Horn und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Kaiser.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen?

Astrolog (wie oben).

Herr, müßte solch dringendes Begehren!
Laß erst vorher das bunte Irrenspiel,
Zerstreutes Wesen führet uns nicht zum Ziel.
Erst müssen wir in Sammlung uns vereinen,
Das Untre durch das Obere erreinen.
Wer Gutes will, der sei erst gut;
Wer Freude will, besänftige sein Blut;

Wer Wein verlangt, der kelter reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.

Kaiser.

So sey die Zeit in Frohlichkeit verthan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephistopheles.

Wie sich Verdienst und Glück verketten
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenschanz.

Herold.

Denkt nicht ihr seyd in deutschen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein heitres Fest erwartet euch.
Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die beiden Alpen überstiegen.
Gewonnen sich ein heitres Reich.
Der Kaiser, er, an heilgen Stolen
Erbat sich erst das Recht zur Macht.
Uns als er ging die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun sind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie stimmt ihn verrückten Thoren.
Er ist darunter weise wie er kann.
Ihr seht schon wie sie sich scharen.
Sich schwankend senken, traulich paaren;
Zudringlich schliept sich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdrossen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor.
Mit ihren hunderttausend Possen
Die Welt ein eing'ger grosser Thor.

Gärtnerinnen.

(Gesang begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen,
Sämmtlichen wir uns diese Nacht,
Junge Florentinerinnen,
Folgten deutschen Herrn Pracht;

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken,
Spielen hier Rollen hier.

Denn wir hatten es verdienstlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unsere Blumen, glänzend künstlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Sammeln
Ward immerlich Recht getban;
Mhat ihr Stück für Stück verwechseln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich sind wir anzuschauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt.

Herold.

Laß die reichen Körbe sehen
Die ihr auf den Häuptern traget,
Die sich bunt am Arme bladen;
Jeder wähle was behaget,
Eins' das in Laub und Blumen
Sich ein Garten offenbare;
Blühnig sind sie zu umdrängen
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Kaufet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde statt;
Und mit simig kurzem Worte
Wisse jeder was er hat.

Obstmeerig mit Früchten.

Keinen Blumenstor benetzt' ich,
Allen Widerstreit vermeid' ich;
Mir ist's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und zum sichern Unterpfande
Friedenszeichen jeder Flur;
Heute, hoff' ich, soll mir's glücken
Würzig schönes Hanpt zu schmücken.

Aehrenkranz (gelben).

Ceres Gaben, euch zu zieren,
Werden hold und lieblich stehn:
Das Erwünschteste dem Nutzen
Sey als eure Zierde schön.

Phantasiekranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Meer ein Wunderflor!
Der Natur ist's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantasiestrauß.

Meinen Namen euch zu sagen
Würde Thorheit nicht wagen.
Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber mancher zu gefallen,
Der ich mich wohl einen möchte.
Wenn sie mich ins Haar verflechte,
Wenn sie sich entschließen könnte,
Mir am Herzen Platz zu gönnte.

Aufforderung.

Mögen bunte Phantasien
Für des Tages Mode blühen,
Wundersinnig sey gestaltet
Wie Natur sich nie entfaltet;
Feine Spitze, goldne Flocken
Blicken hervor aus reichen Locken! —
Doch wir

Rosenknospen

halten uns versteckt;
Glücklich, wer uns früh entdeckt.
Wenn der Sommer sich verkündet,
Rosenknospe sich entzündet.
Wer mag solches Glück entbehren!
Das Versprechen, das Gewähren.
Das bebersicht, in Floreus Reich.
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubdächern sogen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner.

(Gesang begleitet von Theorben.)

Blumen scheut ruhig spenden,
Reizend euer Haupt umgrünen;
Früchte wollen nicht verführen,
Kostend mag man sie genießen.

Bieten bräunliche Gesichter
Kirschen, Pfirsichen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält sich Auge schlecht als Richter.

Kommt! von allerreinſten Früchten
Mit Geſchmack und Luſt zu koſten;
Ueber Roſen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Gern' erlaubt uns anzuparen
Eurem reichen Ananasbaum,
Und wir putzen unſre Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter luſtigen Gewinden,
Im aſiatiſchſten Lauben Buch,
Alles iſt zugleich zu finden:
Knoſpe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Wechſelſang, begleitet von Guitarren und Theorben, ſuchen beide Chöre fort ihre Waaren durch Lobpreiſen in die Höhe zu ſchrauben und auszubieten.)

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen als du kamſt ans Licht,
Schmückt' ich dich im Häubchen,
Warſt ſo lieblich von Geſicht
Und ſo zart am Leibchen.
Dachte dich ſogleich als Braut,
Gleich dem Reichſten angetraut,
Dachte dich als Weibchen.

Ach! nun iſt ſchon manches Jahr
Unvermuthet verfloſſen,
Der Spielführer bunte Schaar
Schmelzt vorbeigezogen;
Tanzteſt mit dem Einen flink,
Gabſt dem Andern ſtillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Feſt man auch erſann,
Ward umſonſt begangen;
Plünderſpiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute ſind die Narren leis,
Liefen ohne deinen Schooß,
Bleibt wohl einer hangen.

Erſtgeliebte.

(Jung und ſchön gekleidet ſich hinzu, ein vertrauliches Gespräch anhebt laut).

Liſchen und Vogelſteller.

(zum Reyen. Angel und Leimruthen, auch ſonſtigem Geräthe, treten auf, miſchen ſich unter die ſchönen Kinder, Verſchiedenartige Verſuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und feſtzuhalten, treten zu den angenehmen Dialogen Gelegenheit).

Holzhauer

(treten ein unordentlich und ungeſchlacht).

Nur Platz! nur Platz!
Wir bringen Stamm,
Wir fällen Bäume
Die krachend ſchlagen;
Und wenn wir tragen
Da gieret es Stube
Zu unſerm Lobe
Bringt dieß ins Reine;
Denn wirken Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie können Feine
Für ſich zu Stande.
Ihr ſeyd velehret;
Denn ihr ervähret
Wenn wir nicht ſchwitzten.

Pulcinelle

(skyptisch, toll skyptisch).

Ihr ſeyd die Thoren
Geboren;
Wir ſind die Klugen
Die nie was tragen:
Denn unſre Koffern,
Jacken und Laſten
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen
Einher zu laufen,
Gaffend zu ſtehen
Uns anzuſehen;
Auf ſolche Klänge
Durch Drang und Menge
Augleich zu ſtürzen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu tollen,
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns ſchelten,
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten

(ſchmeichelnd, flüſternd).

Ihr wackern Träger,
Und eure Schwäger
Die Kohlenbrenner
Sind unſre Männer;
Denn alles Blöcken,
Bejah'nden Nicken,
Gewundne Phraſen,
Das Doppelſinnen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet,
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlenraſten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und ſprudelt's,
Der wahre Schmecker,
Der Leckerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fiſche;
Das reat zu Thaten
An Gönners Tiſche.

Trunkener (unterwärts).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich ſo krank und elend;
Friſche Luft und beſſre Lieder
Holt' ich ſelbſt ſie doch herbei.
Und ſo trink' ich! Trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Trinke, trinke!
Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, ſo iſt's gethan.

Schrie mein Mädchen doch entrüſtet,
Rümpfte dieſem bunten Rock,
Und, wie ſehr ich mich geküſtet,
Schalt mich einen Maskenſtock.
Doch ich trinke! Trinke, trinke!
Anſtelianen! Trinke, trinke!
Maskenſtöcke ſtehet an!
Wenn es klingt, ſo iſt's gethan.

Muſik.

Eſther und Mardochai treten auf.

Mardochai
weinend und ſchluchzend.

O greuliches Geſchick! o ſchreckenvoller Schluß!
O Unthat, die dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königinn, muß ich vor dir erſcheinen.

Eſther.

So ſag mir was du willt, und hör nur auf zu weinen!

Mardochai.

Hü hü! es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.

Eſther.

Geh, weine dich erſt ſatt, ſonſt bringſt du nichts heraus.

Saget nicht daß ich verirrt bin,
Bin ich doch wo mir's behagt.
Bergt der Wirth nicht, bergt die Wirthin,
Und am Ende bergt die Magd.
Immer trink' ich! Trinke, trinke!
Auf ihr Andern! Trinke, trinke!
Jeder jedem! so fortan!
Dünkt mich's doch es sey getban.

Wie und wo ich mich vergnüge
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger stehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Taumelt frisch ein Trinke, Trinke!
Eigert fest auf Bank und Span,
Unterm Tisch Dem ist's gethan.

Der Herold

(ständigen verschiedene Poeten an. Naturdichter, Lust- und Ritterdinger, sämtliche so wie Enthusiasten. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen, Einer schleicht mit wenigen Worten vorüber.)

Satyriker.

Müßt ihr was mich Poeten
Erst recht erfreuen sollte?
Dürft' ich singen und reden
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabpoeten lassen sich entschuldigen, weil sie so eben im interessantesten Gespräch mit einem frischerstandenen Dampfvater begriffen seyen, woraus eine neue Dichtart sich vielleicht entwickeln könnte; der Freund mag es gerathen lassen und lust indessen die griechische Mythologie hervor, die, streng in modernen Masse, weder Charakter noch Gefälliges verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir ins Leben;
Leget Anmuth ins Empfangen,
Lieblich ist's den Wunsch erlangen.

Euphrosyne.

Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmuthig sey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich die älteste zum Spinnen
Hat man diesmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu sinnen
Giebt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich sey
Wünscht ich feinsten Flachs zu flechten;
Daß er glatt und schlank und gleich sey
Wird der kluge Finger schlichten.

Wollter ihr bei Lust und Tänzen
Allzu üppig euch erweisen,
Denkt an dieses Fadens Gränzen,
Hütet euch! er möchte reißen!

Klotho.

Müßt' in diesen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unserer Alten nicht erbaut.

Zerrt unsittsche Gelüste
Lange sie an Licht und Luft,
Hoffnung verwichster Gerüste
Schleppt sie schnaufend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugend-Wallen
Irrte mich schon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten
Scheere steckt im Futteral.

Und so bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich diesem Ort;
Ihr in diesen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lachesis.

Mir, die ich allein verständig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weise, stets lebendig,
Hat noch nie sich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weisen,
Jeden lenk' ich seine Bahn,
Keinen laß' ich überreisen,
Jag' er sich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergessen
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre messen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen werdet ihr nicht kennen.
Wär't ihr noch so gelehrt in allen Schriften;
Sie anzusehn, die so viel Uebel stiften,
Ihr würdet sie willkommne Gäste nennen.

Die Furien sind es, niemand wird uns glauben.
Hübsch, wohlgestaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch nur einen ein, ihr sollt erfahren
Wie schlangenhaft verlegen solche Tauben.

Zwar sind sie tückisch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr sich rühmet seiner Mängel,
Auch sie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Betrunnen sich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir sind höflich und sanft und Schmeichelei:
Liechen;
Hat einer unter euch ein Liebs-Schätzchen,
Wir werden ihm so sang' die Ohren krauen.

Bis wir ihm sagen dürfen, Ang' in Auge;
Daß sie zugleich auch Dem und Jenem winke.
Im Kopfe drunn, im Rücken traunn, und dinke.
Und wenn sie seine Braut ist, gar nichts lange.

So wissen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat sogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verschlucktes von ihr zu Ohr gesprochen!
Verstehnt man sich so bleibt doch etwas hängen.

Megäre.

Das ist nur Spaß: denn, sind sie erst verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das sanfteste Glück durch Grille zu vergällen;
Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.
Und niemand hat Erwünschtes fest in Armen.
Der sich nicht nach Erwünschtem übrig sehnte,
Vom höchsten Glück, woran er sich gewöhnte;
Die Sonne flieht er, will den Frost erwarmen.

Mit diesen allen weiß ich zu gebahren,
Und führe der Asmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unseliges aufzustreuen,
Verderbe so das Menschenvolk in Paaren.

Tisiphone.

Gift und Dolch, statt edler Zungen,
Riet' ich, schärft' ich dem Verräther;
Lieblich du andre, früher, später
Hat Verderben sich durchrungen.

Muß der Augenblick Schätze
Sich zu Gifte und Galle wandeln!
Hier kein Warten, hier kein Handeln.
Wie er es beging', er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben:
Felsen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwidert: Rache!
Und wer wechselt, soll nicht leben.

Herold.

Beliebt's euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt ist nicht von eurer Gleichen.
Ihr seht wie sich ein Berg heranspränget,
Mit bunten Teppichen die Weichen steif behänget;
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnißvoll, doch scheu't euch den Schlüssel.
Im Nacken sitzt ihm zierlichzarte Frau,
Mit seinem Stäbchen lenkt sie ihn genau;
Die andre drohenstehend herrlich dehr
Umgiebt ein Glanz der blendet mich zu sehr.
Zur Seite gehn geretter edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu schauen;
Die eine wünscht, die andre fühlt sich frei,
Verkünde jede wer sie sey.

Furcht.

Dunstige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dämmern durchs verworrne Fest,
Zwischen diese Truggesichter
Bannt mich, ach! die Kette fest.

Fort, ihr lächerlichen Laster!
Euer Grinsen giebt Verdacht;
Alle meine Widersacher
Drängen mich in dieser Nacht.

Hier! ein Freund ist Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich schon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt scheinbar er davon.

Ach wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwischen Dunst und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrüßt, ihr lieben Schwestern!
Habt ihr euch schon heut und gestern
In Verwirrungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelscheine
Uns nicht sonderlich behagen,
Werden wir in hellern Tagen
Ganz nach unserm eignen Willen,
Bald gesellig, bald alleine,
Frei durch schöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln
Und in sorgenfreiem Leben.
Nie entbehren, stets erstreben,
Ueberall willkommne Gäste
Treten wir getrost hinein:
Sicherlich es muß das Beste
Irgendwo zu finden seyn.

Klugheit.

Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angefettet
Halt' ich ab von der Gemeinde,
Plan gemacht: ihr seyd gerettet!

Den leuchtenden Colossen
Führ' ich, sieht ihr, thurmbeladen.
Und er wandelt unverdrossen
Schritt vor Schritt auf festen Platen.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit bedeuten
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerseits sich hinzuwenden.

Rings umgiebt sie Glanz und Glorie
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und sie nennet sich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilos-Thersites.

Hu! Hu! da komm' ich eben recht,
Ihr seyd' euch allzusammen schlecht!
Doch was ich mir zum Ziel ersah
Ist oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Schlangenpaar,
Sie dünkt sich wohl sie sey ein Aar.
Und wo sie sich nur hingewandt
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Räudiges gelingt
Es mich sogleich in Harnisch bringt.
Das Tiefe drück, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade schief,
Das ganz allein macht mich gesund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meisterstreich!
Da krümm' und winde dich sogleich! —
Wie sich die Doppelzwerggestalt
So schnell zum edlen Riesen hebt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ei,
Das bläht sich auf und plagt entzwei;
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Aldermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre schwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte seyn.

Gemurmel.

Frisch! dahinten tanzt man schon —
Nein! ich wollt' ich wär' davon —
Fühlst du, wie uns das umflicht,
Das gespenstische Gesindt?
Sauft' es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner ist von uns verletzt —
Alle doch in Furcht gesetzt —
Ganz verdorben ist der Spaß —
Und die Bestien wollten das.

Herold.

Seit mir sind des Maskeraden
Herolddienstpflichten aufgeladen,
Wünscht' ich ernstlich an der Pforte,
Daß euch hier am lustigen Orte
Nichts Verwerfliches erschleiche;
Wieder wanke, weiter weiche.
Doch ich fürchte, durch die Fenster
Ziehen lustige Gespenster,
Und von Spuk und Zaubereien
Wünscht' ich euch nicht zu befreien.
Machte sich der Zwerg verdächtig.
Nun dort hinten stürmt es mächtig.
Die Verneinung der Gestalten
Möcht' ich amtshalber enthalten;
Aber was nicht zu begreifen
Wünscht' ich auch nicht zu erklären.
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge schweifen?

Vierspannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend seh' ich ein Gedränge;
Farbig eilig'rt's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magischer Laterne
Schwanke's heran mit Sturmgewalt,
Plag gemacht! mich schaudert's!

Knabe (Wagenlenker).

Halt!
Rosse hemmet eure Flügel,
Kühlet den gewohnten Zügel,
Meistert euch wie ich euch meistre,
Rauschet hin wenn ich beznistre —
Diese Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie sie sich mehren
Die Bewundrer, Kreis um Kreise,
Herold auf! nach deiner Weise,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu schildern, uns zu nennen;
Denn wir sind Allegorien
Und so sollt'st du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beschreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß gestehen:
Erstlich bist du jung und schön.
Halbwüchsiger Knabe bist du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachsen schauen.
Du scheinest mir ein künftiger Sponsirer,
Recht so vom Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt sich hören! fahre fort.
Erfinde dir des Mährleins heitres Wort.

Herold.

Der Augen schwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert vom juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Flicht dir vom Schultern zu den Socken,
Mit Purpursaum und Gliedertand!
Man könnte dich ein Mädchen schelten;
Doch würdest du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo schon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieser, der als Prachtgewölbe
Hier auf dem Wagentreine prangt?

Herold.

Er scheint ein König, reich und milde,
Wohl dem der seine Gunst erlangt!
Er hat nichts weiter zu erstreben:
Wo's irgend fehlte, spürt sein Blick,
Und seine reine Lust zu geben
Ist größer als Besitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hierbei darfst du nicht stehen bleiben.
Du mußt ihn recht genau beschreiben.

Herold.

Das Würdige beschreibt sich nicht.
Doch das gesunde Mondgesicht,
Ein voller Mund, erhabte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen,
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was soll ich von dem Anstand sagen?
Als Herrscher scheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derselbe kommt in Pruntz daher,
Der hohe Kaiser wünscht ihn sehr.

Herold.

Sag' von dir selber auch das Was und Wie!

Knabe Lenker.

Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und schätze mich dem Plutus gleich,
Beles' und schmücke ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen steht dir gar zu schön,
Doch laß uns deine Künste sehn.

Knabe Lenker.

Hier steht mich nur ein Schnürchen schlagen.
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da sprimt eine Perlenschnur hervor.
(Zuwerfend unterscheidend.)
Nehme gestine Spangen für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Kränchen ohne Tadel;
In Ringen köstlichstes Juwel;
Auch Klämmchen spend' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und hascht die liebe Menge!
Fast kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode schnippt er wie im Traum,
Und alles haschet im weiten Raum.
Doch da erlös' ich meine Pfände:
Was einer noch so emsig ergriffe
Deß hat er wirklich schlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es bückt sich auf das Perlenband,
Zum kranzbetn Käfer in der Hand,
Er wirft sie weg der arme Tropf
Und sie umklammen ihm den Kopf.
Die andern, statt selber Dinge,
Erhaschen freude Schmetterlinge.
Wie doch der Schein so viel verheißt,
Und nur verleiht was gelten gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Wesen zu ergründen
Sind Herolds Hofgeschäfte nicht;
Das fordert schärferes Gesicht.
Doch bück' ich mich vor jeder Farbe:
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.
(Zu Plutus gewendet.)
Hast du mir nicht die Winkelkraut
Des Wiesenpfannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leitest?
Bin ich nicht da wohin du deutest?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Patine zu erringen?
Wie oft ich auch für dich gefochten,
Wie oft es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne schmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten!

Plutus.

Wenn's nöthig ist daß ich dir Zeugniß leihe,
So sag' ich gern: bist Geist von meinem Geiste.
Du tanzest stets nach meinem Sinn,
Bist reicher als ich selber bin.
Ich schätze keinen Dienst zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.

Ein wahres Wort verstand ich allen:
Mein lieber Sohn an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Sehr! hab' ich rings unter gefandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angefrischt,
Von einem zu dem andern hüpft's.
An diesem hält sich's, dem entschlüpft's.
Gar selten aber flammt's empor
Und leuchtet rasch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt.
Verlischt es, traurig, aufgebrannt.

Weiber-Schlauch.

Da broben auf dem Bierastpann
Das ist gewiß ein Charlatan:
Gelangt da hintendrauf Handwurst,
Doch absorbirt von Hunger und Durst.
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir eines Weibsgeschlechts!
Ich weiß der Frauen ich niemals recht. –
Wie noch die Frau dem Herd verfah.
Da hieß sie Avaritia;
Da stand es gut um unser Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!
Ich eiferte für Kist' und Schrein;
Das sollte wohl gar ein Laster sein?
Doch als in allerneusten Jahren
Das Weib nicht mehr anwesend zu sparen
Und, wie ein jeder ohne Zagen,
Weit mehr Besitzen hat als Haben,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden.
Wo er nur hinsieht da sind Schulden;
Sie wendet's, kann sie mich erfreuen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch scheut sie Laster, trinkt noch mehr
Mit der Tyrannen leichtem Heer;
Das feiert mir des Todes Nah;
Bin männlichen Geschlechts, der Geiz!

Hauptteufel.

Mit Drachen mag der Drache ringen.
Ist's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzuringen,
Sie sind schon untereinander genug.

Weiber in Masse.

Der Strebsamen! Reich ihm eine Schürze!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir stellen seine Krone schön'n
Die Drachen sind von Holz und Torf.
Zerbrich an und brennt auf im Innern

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh' erhalten! –
Doch braucht es meiner Hitze kaum;
Seht wie die grimmen Ungestalten,
Bereint im rasch ergrimmten Raum,
Das Doppel-Ringelwurm entfalten!
Entrücket schüttern sich der Drachen
Umschuppte, feuerspeiende Rachen;
Die Menge flieht, treu ist der Pfau

Plutus (zum Lenker).

Herold.

Er naht heran, wie klimatisch!
Er wandelt, die Drachen führen sich:
Die Kiste packen sie vom Wagen
Mit Geiz und Geiz heranertragen
Sie dort zu seinen Füßen da:
Ein Wunder ist es auch gemacht.

Plutus (zum Lenker).

Nun bist du los der allzulästigen Schwere.
Bist frei und fraut, nun frisch zu deiner Sphäre!
Hier ist sie nicht! Verworren, schlecht, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar ins volle Klare schaust,
Da anziehst und dir allein vertraut,
Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit! – Da schaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgesandten.
So lieb' ich dich als nächsten Anverwandten.
Da du verweilst in Fülle, wo ich bin
Fühlt jeder sich im herrlichsten Gewinn;
Auch schwankt er oft im widersinnigen Leben:
Soll er sich dir? soll er sich mir ergeben?
Die Deinen freilich können mäßig ruhn,
Doch wer mit Lolal hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten.
Ich athme nur und schon bin ich verraten.
So lebe wohl! Du gönnst mir zu mein Glück,
Doch suche leis' und gleich bin ich zurück.

(Ab wie er kam.)

Plutus.

Nun ist es Zeit die Scheue zu entfesseln:
Die Lustbier trefft ich mit des Heroldes Rutte.
Es thut sich auf! schaut her! in ehrnen Fesseln
Entwickelt sich's und wallt von goldnem Bitte.
Zunächst der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen,
Es schwillt und droht ihn schmelzend zu verschlingen.

Wechselgläubiger der Menge.

Seht hier, o Pein! wie's reichlich quillt.
Die Kiste bis zum Rande füllt. –
Gefäße gelbne schmelzen sich,
Gemünzte Rollen wälzen sich. –
Dukaten häufen wie gerollt.
O wie mir das den Busen voll!
Wie schau' ich alle mein Begehr!
Da fehlerm sie am Boden her. –
Man bietet's auch, benutzt's nun gleich,
Und bückt euch nur und werdet reich. –
Ihr andern, rüstig wie der Blitz
Wir nehmen den Koffer in Besitz.

Herold.

Was soll's, ihr Thoren? soll mir das?
Es ist ja nur ein Maskenspaß.
Heut Neuen wird nicht mehr gegeben:
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in diesem Spiel
Selbst Nasenstüberlinge zu viel.
Ihr Thoren! ein ächter Schein
Soll gleich in blanker Münze sein.
Was soll euch Narrheit? – Dumpfes Wahn
Packt wie an allen Zipfeln an. –
Verwunschter Plutus! Maskenheld,
Schlag tiefst Volk mir aus dem Felde!

Plutus.

Dein Stab ist wohl kaum bereit,
Bereits ihn mir aus kurze Zeit. –
Ich kannt ihn schon in Sud und Glut. –
Nun Masken seht auf eurer Hut.
Wie's blitzt und glänzt, in Funken sprüht
Der Stab schon ist er angeblüht.
Hier sich zu mir heranentdrängt
Ist unbarmherzig gleich versengt –
Jetzt fass' ich meinen Umfang an

Entsetzen und Gedränge.

O weh! Es ist um uns getan.
Entsetzte wer entfliehen kann! –
Zurück, zurück, du Hintermann! –

Mir sprüht es heiß in's Angesicht. –
Verloren sind wir all und all. –
Zurück, zurück, du Masternschwarm!
Zurück, zurück, unsinniger Haus! –
O! hätt' ich Flügel, flög' ich aus. –

Plutus.

Schon ist der Kreis zurückgedrängt
Und niemand, glaub' ich, ist versengt.
Die Menge weicht,
Sie ist verscheucht. –
Doch solcher Ordnung Unverstand
Zieh' ich ein unsichtbares Band.

Herold.

Du hast ein herrlich Werk vollbracht,
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es droht noch mancherlei Tumult.

Sein.

So kann man denn, wenn es beliebt,
Vergnüglich diesen Kreis beschauen;
Denn immerfort sind vornen an die Frauen
Wo's was zu gaffen, was zu naschen gibt.
Noch bin ich nicht so völlig einverstellt:
Ein schönes Weib ist immer schön;
Und heute, weil es mich nichts kostet,
So wollen wir getrost spendieren gern.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht feinen Ohr vernehmlich alle Worte,
Verstoß' ich flugs und bos', es soll mir glücken,
Mich pantomimisch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Geberde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dies Metall läßt sich in alles wandeln.

Herold.

Was sinnt der an, der magre Thor!
Hat so ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig.
Ihm wird es unterm Händen weich;
Wie er es dreht und wie es dreht,
Bleibt's immer doch nur ungestalt.
Er wendet sich zu den Weibern dort.
Sie schreien alle, mächten fort,
Geberden sich gar widerwärtig;
Der Schalk erweist's sich übrigens.
Ich fürchte daß er sich ergetzt
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht schweigsam bleiben.
Gieb meinen Stab ihm zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht.
Laß ihn die Narrentheidung treiben,
Ihm wird kein Raum für seine Possen bleiben:
Gefeyt ist mächtig, mächtiger ist die Noth.

Grimmel und Gefang.

Das wilde Heer es kommt zumal
Vom Bergeshöh' und Waldesthal.
Unwiderstehlich schreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wissen doch was keiner weiß
Und drangen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und eurern großen Pan!
Zusammen wohl ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß
Und öffne schalkig diesen engen Kreis.

Mag sie ein gut Geschick begleiten!
Das Wunderlichste kann geschehn;
Sie wissen nicht wohin sie schreiten,
Sie haben sich nicht vorgesehn.

Waldgesang.

Gezupftes Volk du, Flitterschau!
Sie kommen rob, sie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raschem Lauf.
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenschaar
Im lustigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krausen Haar,
Ein feines zugespitzt Ohr
Drängt an dem Lockenkopf hervor,
Ein stumpfes Näschen, ein breit Gesicht,
Das schadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Parfche reicht,
Verstaut die Schönste den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürren Bein,
Ihm stellen sie mager und sehnig fern,
Und nennenswerth auf Bergeshöhn
Beliebt er sich nunderzusein.
In Freiheitsluft erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen sie leben auch,
Da ihm doch rein und ungetrübt,
Die Welt dort oben allein gehört.

Sprenger.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern sich Paar und Paar;
Im mondlichen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt sich's durcheinander schnell,
Wo jedes für sich selber schafft,
Wie Leuchtameisen wimmelhaft;
Und wuselt emsig hin und her,
Beschäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Glöckchen nah verwandt,
Als Feldmurren wohl bekannt;
Die hohen Berge durchspüren wir,
Auch vollen Aehren sind wir;
Metalle führen wir zu Dank
Mit Gruß getreu: Glück auf! Glück auf!
Das ist von Grund aus wohlgemeint,
Wir sind der guten Menschen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man stehlen und huren mag;
Nicht Eisen fehle dem stolzen Mann
Der allgemeinen Mord ersann.
Und wer sie drei Gebot verachtet
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles ist nicht unsre Schuld
Drum bald sofort wie wer Geduld.

Riesen.

Die wilden Männer sind's genannt,
Im Harzgebirge wohl bekannt;
Naturlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen sämmtlich riesenhaft.
Den Fichtenstamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulstig Band,
Den dornigen Schurz von Zweig und Blatt;
Leibwache wie der Papst nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umschwärmen den großen Pan.)

Auch kommt er an!

Das All der Welt
Wird vorgestellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn;
Denn weil er ernſt und gut daher,
So will er daß man fröhlich ſey.
Auch unterm blauen Mittagsdach
Bereitet er ſich beſtändig wach;
Doch tiefſten ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage ſchläft
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Gelinder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchweigſam ſtille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter ſeyn
Und wo ſie ſtand da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber ſeine Stimm' erſchallt,
Wie Blitzes Knattern, Merggebraus,
Dann Niemand weiß wo ein noch aus.
Zerſtreut ſich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm der und vergeführt!

Deputation der Gnomen
(an den großen Pan).

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte ſtreicht,
Nur der flugen Wünſchelrute
Seine Lagerſtätte zeigt,

Wühlen wir in dunklen Gründen
Troglodytiſch unſer Haus,
Und an reinen Tageslichten
Theilſt du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir bienchen
Eine Quelle wunderbar,
Die beinahe verſpricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermaſſt du zu vollenden,
Nimm es, Herr, in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus (zum Herold).

Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen
Und was geſchieht getroſt geſchehen laſſen.
Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.
Nun wird ſich allen ein Grauſenhaftes eräugen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt leugnen,
Du ſchwör' es treulich in dein Protocoll.

Herold
(den Stab aufſtoßend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerſcene ſacht heran;
Sie ſiehet auf vom tiefſten Schlund,
Dann ſteht ſie wieder hinab zum Grund,
Und finſter ſteht der ofne Mund;
Wallt wieder auf in Oſt und Süd,
Der große Pan ſteht wohlgemuth,
Freut ſich des wunderſamen Dinges,
Und Perlenſchaum ſprüht rechts und links.
Wie mag er ſolchen Weſen traun?
Er bückt ſich tief hinein zu ſchaun. –
Nun aber fällt ſein Bart hinein! –
Wer mag das glatte Kinn wohl ſeyn?
Die Hand verbirgt es unſerm Blick. –
Nun folgt ein großes Ungeſchick,
Der Bart entflammt und flugt zurück.

Entzündet Kranz und Haupt und Bruſt,
Zu Leiden wandelt ſich die Luſt. –
Zu löſchen läuft die Schaar herbei.
Doch keiner bleibt von Flammen frei.
Und wie es patſcht und wie es ſchlägt
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflechten in das Element
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber ihr' ich wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O ewig unglückſeligſte Nacht
Was haſt du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächſte Tag
Was Niemand wirklich hören mag;
Doch ihr' ich aller Orte ſchreim
„Der Kaiſer", leidet ſolche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſey verflucht die ihn verführt,
In darzig Reis ſich eingeſchnürt,
Zu toben der mit Brüll-Geſang
Zu allerſeitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirſt du nie
Der Freude reines Maß begirten?
O Hoheit, Hoheit wirſt du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Schon geht der Wald in Flammen auf.
Sie jüngeln leckend fris hinauf,
Zum holzerſchränkten Deckenband,
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll,
Ich weiß nicht wer uns retten ſoll.
Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht.

Plutus.

Schrecken iſt genug verbreitet.
Hätte ſey nun eingeleitet! –
Schlage heiligen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du, geräumig weite Luft,
Fälle dich mit kühlem Duft!
Zieht heran, umherzuſchweifen,
Nebelkünſte, ſchwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl!
Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlüpfet wallend, leiſe dämpfet,
Löſchend überall verkümpfet;
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel! –
Droben Geiſter uns zu ſchützen,
Soll ſich die Magie verblitzen.

Luſtgarten.

Morgenröthe.

Der Kaiſer, deſſen Haarlaar, Männer und Frauen, Fauſt, Mephiſtopheles (ausländiſch, nicht auffallend, nach Sitte getleidet; beide knieend).

Fauſt.

Verzeihſt du Herr das Flammenſpielgaukelſpiel?

Kaiſer
(zum Aufſtehen winkend).

Ich wünſche mir dergleichen Scherze viel. –
Auf einmal ſah ich mich in allbrennder Schanze,
Es ſchien mir faſt als ob ich Plutos wäre.

Aus Nacht und Kohlen lag ein Felsenarund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Auswirbelten viel tausend wilde Flammen,
Und flackerten in Ein Gewölb zusammen.
Zum höchsten Dome züngelt' es empor,
Der immer ward und immer sich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuersäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen,
Sie drängten sich im weiten Kreis heran,
Und buhlten, wie sie es stets actban.
Von meinem Hof erkannt' ich ein- und andern.
Ich schien ein Fürst von tausend Salamandern.

Mephistopheles.

Das bist du, Herr! Welt jedes Element
Die Majestät als unbedingt erkennt.
Geborsam Feuer hast du nun erprobt.
Wirf dich ins Meer wo es am wildsten tobt,
Und kaum betrifft du perlenreichen Grund,
So bilden wallend sich ein herrlich Rund;
Stehst auf und ab lichtgrüne schwanke Wellen.
Mit Purpursaum, zu schönster Wohnung schwellen.
Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt
Wohin du gehst gehn die Paläste mit.
Die Wände selbst erfreuen sich des Lebens.
Pfeilschnellen Wimmelns, Hin- und Wiederstrebens.
Meerwunder drängen sich zum neuen milden Sonn
Sie schießen an, und keines darf herein.
Da spielen farbig goldbeschuppte Drachen.
Der Haifisch klafft, du lachst ihm in den Rachen.
Wie sich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Hast du doch nie ein solch Gedräng erblickt.
Doch bleibst du nicht vom Lieblichsten geschieden:
Es nahen sich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Frische.
Die jüngsten scheu und lästern wie die Fische.
Die spätern klug; schon wird es Thetis kund.
Dem zweiten Peleus reicht sie Hand und Mund. –
Den Sitz alsdann auf des Olympus Breiten! –

Kaiser.

Die luftigen Räume die erlaß ich dir;
Noch früh genug beteiligt man jenen Thron.

Mephistopheles.

Und, höchster Herr! die Erde hast du schon.

Kaiser.

Welch gut Geschick hat dich hierher gebracht!
Unmittelbar aus Tausend Einer Nacht.
Gleichst du an Fruchtbarkeit Scheherasaden.
Versüße ich dich der höchsten aller Gnaden.
Sey stets bereit, wenn eure Tageswelt.
Wie's oft geschieht, mir widerlustig mißfällt.

Marschalk (tritt eilig auf).

Durchlauchtigster, ich dacht in meinen Leben
Vom schönsten Glück Verkündung nicht zu geben
Als diese, die mich doch beglückt.
In deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung ist berichtigt.
Die Wagenrasten sind beschwichtigt.
Los bin ich solcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht besser seyn.

Herrenmeister (folgt eilig).

Ablehnlich ist der Stall entrichtet.
Das ganze Heer aufs neu verpflichtet.
Der Hungerhof fühlt sich frischen Blut.
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiser.

Wie athmet eure Brust erweitert!
Das sattes Gesicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeister
(der sich einstellt.)

Befrage diese die das Werk gethan.

Faust.

Dem Kanzler ziemt's die Sache vorzutragen.

Kanzler
(der langsam herankommt.)

Beglückt genug in meinen alten Tagen. –
So hört und schaut das schicksalschwere Blatt.
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
(Er liest.)
„Zu wissen sey es jedem der's beziehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
Ihm liegt geschert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
Nun ist gesorgt, damit der Schatz.
Sogleich gehoben, diene zum Ersatz."
Kaiser.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälschte hier des Kaisers Namenszug?
Ist solch Verbrechen ungestraft gebieten?

Schatzmeister.

Erinnre dich! hast selbst es unterschrieben;
Erst heute Nacht. Du standst als großer Pan.
Der Kanzler sprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Festvergnügen.
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen."
Du zogst sie rein, dann ward's in dieser Nacht
Durch Tausendkünstler schnell vervielfältigt.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
Sie stempelten wir gleich die ganze Reihe.
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert sind parat.
Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, sonst bald im Tod verschmunzelt.
Wie alles lebt und lustgenießend wimmelt!
Drücken dein Name längst die Welt beglückt.
Man hat ihn nie so freundlich angeblickt.
Das Mißbrauch ist nun erst überzählig.
In diesem Zeichen wird nun jeder selig.

Kaiser.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Geld?
Dem Herr, dem Hofe gnügt's zu vollem Gold?
So sehr mich's wundert muß ich's gelten lassen.

Marschalk.

Unmöglich wär's die Rechnigen einzufassen.
Wie Blitzeswut zerstreute sich's im Lauf.
Die Wechsler-Bänke stehen sperrig auf.
Man bemerkt daselbst ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, fertigt mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleischer, Bäcker, Schenken.
Die halbe Welt scheint nur an Schmaus zu denken.
Wenn sich die andre neu in Kleidern blüht.
Der Krämer schneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Wohl dem Kaiser" sprudelt's in den Kehlern.
Dort recht's und trat's und klappert's mit den Tellern.

Mephistopheles.

Wer die Terrassen einsam abdaziert.
Gewahrt die Schönste, herrlich aufgeziert.
Ein Aug' verdeckt vom holden Pfauenwedel.
Sie schmunzelt und und blickt noch solcher Schedel;
Und buntiger als durch Witz und Redekunst
Vermittelt sich die reichste Liebesgunst.
Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen.
Ein Billetchen ist im Busen leicht zu tragen.
Mit Liebesbriefchen paart's bequem sich hier.
Der Priester trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um rascher sich zu wenden.
Erleichtert sammen den Gürtel seiner Lenden.

Die Majeſtät verzeihe wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

Fauſt.

Das Uebermaß der Schätze, das, erſtarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie, in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug;
Doch faſſen Geiſter, würdig ſie zu ſchauen,
Zum Gränzenloſen gränzenlos Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Iſt ſo bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb' und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechsler iſt bereit,
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauctionirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nicht anders, iſt daran gewöhnt.
So bleibt von nun an allen Kaiſer-Landen
An Eigenthum, Geld, Papier genug vorhanden.

Kaiſer.

Das hohe Wohl verbindet euch unſer Reich.
Wo möglich ſey der Lohn dem Dienſte gleich.
Vertraut ſey euch des Reiches innrer Boden.
Ihr ſind der Schätze würdigſte Entboden.
Ihr kennt den weiten wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, ſo ſey's auf euer Wort.
Vereint euch nun, ihr Meiſter unſres Schatzes.
Erfüllt mit Luſt die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern ſich die Unterwelt,
In Einigkeit begleitet, zuſammenſtellt.

Schatzmeiſter.

Soll zwiſchen uns kein fernſter Zwiſt ſich regen.
Ich liebe mir den Zauberer zum Collegen.
(Ab mit Fauſt.)

Kaiſer.

Beſchent' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Geſteh er mir wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe luſtig, beſter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich ſchaffe gleich dem Liedchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Den nun an trink' ich doppelt deiner Flaſche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel ſuchten mich ſchon in der Taſche.

Bannerherr (mit Bedacht).

Mein Schloß und Feld ich mach' es ſchuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).

Es iſt ein Schatz, den tag' ich Schätzen bei.

Kaiſer.

Ich hoffte Luſt und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor
Wie ihr geweſen bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr ſpendet Gnaden, nehmt auch mir davon.

Kaiſer.

Und lebſt du wieder? du verrinnſt ſie ſchon.

Narr.

Die Zauber-Blätter! ich verleih's nicht recht.

Kaiſer.

Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.

Narr.

Da fallen andre, weiß nicht was ich thu'.

Kaiſer.

Nimm ſie nur hin, ſie ſtehen dir ja zu.
(Ab.)

Narr.

Fünftauſend Kronen wärens mir zu Händen!

Mephiſtopheles.

Zweifelnigter Schlauch, biſt wieder auferſtanden?

Narr.

Geſchieht mir oft, doch nicht ſo gut als jetzt.

Mephiſtopheles.

Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſetzt.

Narr.

Da ſeht nur her, iſt das wohl gutesworth?

Mephiſtopheles.

Du haſt dafür was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Aecker, Haus und Vieh?

Mephiſtopheles.

Verſteht ſich! biete nur, das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fiſchzucht?

Mephiſtopheles.

Traun!
Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun!

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! —
(Ab.)

Mephiſtopheles (allein).

Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Finſtere Galerie.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Was ziehſt du mich in dieſe düſtern Gänge?
Iſt nicht da drinnen Luſt genug,
Im bichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Fauſt.

Sag' mir das nicht. du haſt's in alten Tagen
Längſt an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt, kein Hin- und Wiedergehn
Iſt nur um mir nicht Wort zu flehn.
Ich aber bin gewillt zu thun.
Der Marſchall und der Kämmerer treibt mich nun.
Der Kaiſer will, es muß ſogleich geſchehn,
Will Helena und Paris vor ſich ſehn;
Das Muſterbild der Männer, ſo der Frauen.
In deutlichen Geſtalten will er ſchauen.
Geſchwind ans Werk! ich darf mein Wort nicht
brechen.

Mephiſtopheles.

Unſinnig war's, leichtſinnig zu verſprechen.

Fauſt.

Du haſt, Geſelle, nicht bedacht,
Wohin und deine Künſte führen;
Erſt haben wir ihn reich gemacht,
Nun ſollen wir ihn amüſiren.

Mephiſtopheles.

Du wähnſt es füge ſich ſogleich;
Hier ſteigen wir vor fremdeſtes Stufen,
Greifſt in ein fremdeſtes Bereich,
Machſt fremdeſtalt am Ende neue Schulden,
Denkſt Helenen ſo leicht hervorzurufen
Wie das Papiergeiſterpaar der Gulden. —
Mit Feren-Feren, mit Gelverkull-Geſpinſten,
Kielkropfigen Zwergen ſteh' ich gleich zu Dienſten:

Des Teufels Liedchen, wenn auch nicht zu schellen,
Sie können nicht für Hexenmeister gelten.

Faust.

Da haben wir den alten Leiermann!
Bei dir gerath man stets ins Unerwisse,
Der Vater hilft du aller Hundemisse,
Für jedes Mittel wußt du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, ist's gethan,
Wie man sich umschaut, bringst du sie zur Stelle.

Mephistopheles.

Das Heidenweib hebt mich nichts an.
Es haust in seinem eignen Hölle;
Doch giebt's ein Mittel.

Faust.

Sprich, und ohne Sämmnis!

Mephistopheles.

Unsern entdeck' ich höchstes Geheimnis. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust (erschrocken).

Mütter!

Mephistopheles.

Schaudert's dich?

Faust.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!

Mephistopheles.

Das ist es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung mußt ins Tiefste tasten;
Du selbst bist Schuld daß ihrer wir bedürfen.

Faust.

Wohin der Weg?

Mephistopheles.

Kein Weg! Ins Unbetretene.
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene
Nicht zu Erbittende. Bist du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben.
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?

Faust.

Du sparest blöde ich solche Sprüche.
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längst vergangnen Zeit.
Mußt ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
Erfuhr der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt' ich sogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wildernis entweichen;
Und, um nicht ganz verlassen, allein zu leben,
Wird doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephistopheles.

Und hättest du den Ozean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Welt auf Welle kommen.
Selbst wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du sähst beim einzeln. Sähst wohl in der Grüne
Gestalter Meere freischaffende Delphine;
Sahst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wußt du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören den du trittst,
Nichts Festes finden wo du ruhst.

Faust.

Du sprichst als erster aller Meßtagsgeern,
Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du sendest mich ins Leere,
Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre;
Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
Vor die Kastanien auf den Gluthen tratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen.
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephistopheles.

Ich rühme dich eh du dich von mir trennst,
Und sehe wohl, daß du den Teufel kennst:
Hier diesen Schlüssel nimm.

Faust.

Das kleine Ding!

Mephistopheles.

Erst fass' ihn an und schätz' ihn nicht gering.

Faust.

Er wächst in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephistopheles.

Merkst du nun bald was man an ihm besitzt!
Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.

Faust (schaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, daß ich nicht hören mag?

Mephistopheles.

Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
Willst du nur hören, was du schon gehört!
Dein Ohr nichts, wie es auch weiter tönte,
Schon längst gewohnt der wunderlichsten Dinge.

Faust.

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil.
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Mephistopheles.

Verfasse denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume;
Erfreue dich am längst nicht mehr Vorhandnen.
Wie Wolkenzüge schlingt sich das Gewesne,
Den Schlüssel schwinge, halte ihn vom Leibe.

Faust (begeistert).

Wohl! fest ihn fassend, führt' ich neue Stärke.
Die Brust erweitert, hin zum großen Werke.

Mephistopheles.

Ein glühender Dreifuß thut dir endlich kund
Du seist im tiefsten, äußersten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn.
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung.
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Kreatur;
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.
Da fass ein Herz, denn die Gefahr ist groß.
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüssel!

Faust

(macht eine entschieden energische Attitude mit dem Schlüssel).

Mephistopheles (ihn betrachtend).

So ist's recht!
Er schlingt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst du, dich erhebt das Glück,
Und eh' sie's merken bist mit ihm zurück.
Und hast du ihn einmal hierher gebracht,
So rufst du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erste der sich jener That erdreistet;
Sie ist getan und du hast es geleistet.
Dann muß fortan, nach magischem Behandeln,
Der Weihrauchnebel sich in Götter wandeln.

Faust.

Und nun was jetzt?

Mephistopheles.
Dein Weiben freuze nieder;
Verbrannt stampfend, stampfend stickst du wieder.
Faust
(stampft und verbrannt).
Mephistopheles.
Wenn dem der Spitzbub nur zum besten frommt!
Neugierig bin ich ob er wieder kommt.

Hell erleuchtete Säle.

Kaiser und Fürsten, Hof in Bewegung.

Kammerer
(zu Mephistopheles).
Ihr seyd und noch die Geisterscene schuldig;
Macht euch daran! der Herr ist ungeduldig.
Marschall.
So eben trugt der Gnadigste darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majestät zur Schmach.
Mephistopheles.
Ist mein Compan doch deßhalb weggegangen.
Er weiß schon wie es anzufangen,
Und hantirt verschieden still;
Muß ganz besonders sich bestreben,
Denn wer den Schatz, das Schwere, heben will,
Bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen.
Marschall.
Was ihr für Künste braucht ist einerlei.
Der Kaiser will das alles fertig sey.
Glandine
(zu Mephistopheles).
Ein Wort, mein Herr! Ihr seyd ein klar Gesicht.
Jeroen so will's im leiblichen Semmer nicht!
Da fressen hundert bräunliche rothe Kleden,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!
Mephistopheles.
Schöne! so ein leuchtend Schlupfen.
Im Mai getupft wie eure Pantherthränen.
Nehmt Frischlaich, Krötengallen, coquirt,
Im vollen Mondlicht ferialisch destillirt;
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufzutupfen,
Der Frühling kommt, die Tupfen sind entwichen.
Graune.
Die Menge drängt heran euch zu umkranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen.
Seitdi ungeschickt bewegt ich mich zum Gruß.
Mephistopheles.
Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.
Graune.
Nun das geschieht wohl unter Lieutenanten.
Mephistopheles.
Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
In Gliedern Gleichen, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, so ist's mit allen Gliedern.
Heran! Gevt Acht! Ihr sollt es nicht entbehren.
Graune (schreiend).
Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt.
Wie Pferdetritt.
Mephistopheles.
Die Hexinn nennt sie mit.
Du kannst nunmehr den Tanz nach Lust verüben.
Bei Tafel schwelgend kühle mit dem Lieben.
Dame
(vorübergehend).
Laßt mich einstweilen zu euch hin meine Sohlen setzen.
Sie wollen gerne mir im tiefen Herzen
Bis ersteren sucht Er Heil in meinen Blasen.
Er schwatzt mit ihr und wendet mir den Rücken.
Mephistopheles.
Bedenklich ist es, oder übel mich.
An ihn heran muß du dich leise drücken;
Nimm diese Kohle, streich ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter wie sich's macht;
Er fühlt im Herzen bohren Neugierlich.
Die Kohle doch muß du sogleich verschlingen,
Nicht Wein, nicht Wasser an die Lippen bringen;
Er seufzt vor deiner Thür' noch heute Nacht.
Dame.
Ist doch kein Gift?
Mephistopheles (entrüstet).
Respect wo sich's gebührt!
Wer möchtet ihr nach solcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen
Den wir sonst emsiger angesichert.
Page.
Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.
Mephistopheles (zu Seite).
Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören soll.
(Zum Pagen.)
Mißt euer Glück nicht auf die jüngste seyen;
Die Augenaxten wissen euch zu schonen. —
(Andere drängen sich heran.)
Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der schlechteste Bewelf: die Noth ist groß. —
O Mütter, Mütter! laßt nur Haufen los!
(Unterschwand.)
Die Lichter brennen trübe schon im Saal,
Der ganze Hof bewegt sich auf einmal.
Anklänge her! ich sie in Folge stelle,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! sie verlammeln sich im weiten Raum
Den alten Rittersaale, er faßt sie kaum.
Auf breite Wände Teppiche gebreitet,
Wie Rüstung, Gut und Waffen aufgeleget.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte;
Die Geister finden sich von selbst zum Orte.

Rittersaal.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiser und Hof zur Tafel eingetreten.

Herold.
Mein alt Geschäft, das Schauspiel anzukünden
Verdämmert mir der Geister heimlich Walten;
Verstehend wagt man auf verständigen Gründen
Sich zu erklären das verworrene Schalten.
Die Zeichen sind, die Stühle schon zur Hand;
Den Kaiser setzt man gerade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit vergnüglich sich betrachten.
Hier sind nun alles, Herr und Hof im Kunde.
Die Bande drängen sich im Hintergrunde;
Auch Plätzchen hat, in öbsten Geisterstunden,
Zur Seite Plätzchens sterblich Raum gefunden,
Und so, da alle schicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geister mögen kommen!
(Trompeten.)
Astrolog.
Nunmehr nimmt das Drama seinen Lauf.
Der Herr verordn't, ihr Wunder thut euch auf!

Mardochai.

Hü hü! es wird mir noch, hü hü! das Herz zersprengen.

Esther.

Was gibt's denn?

Mardochai.

U hu hu, ich soll heut Abend hängen!

Esther.

Ey, was du sagst, mein Freund! Ey, woher weißt du dieß?

Mardochai.

Das ist sehr einerley, genug es ist gewiß.
Darf denn der Glückliche dem schönsten Tage trauen?
Darf einer denn auf Fels sein Haus geruhig bauen?
Mich machte deine Gunst so sicher, Königinn,
Wie zittr' ich, da ich nun von den Verworfnen bin!

Nichts hindert mehr, hier ist Magie zur Hand.
Die Teufel schwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer spaltet sich, sie tebet sich um,
Ein tief Theater scheint sich aufzustellen.
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen.
Und ich besteige das Proscenium.

Mephistopheles
(aus dem Souffleurloche auftauchend).

Wen hier aus hoff' ich allgemeine Gunst,
Enthüllereien sind des Teufels Nebenkunst.
(Zum Astrologen.)
Du kennst den Tact in dem die Sterne gehn,
Und wirst mein Flüstern meisterlich verstehn.

Astrolog.

Durch Wunderkraft erscheint alsbald zur Schau,
Massiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich, der einst den Himmel trug,
Stehn, reihenweis', der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Felsenlast genügen,
Da zwei schon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preisen.
Es sollte plump und überlästig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmal-Pfeiler lieb' ich, strebend, gränzenlos;
Spitzbogiger Zenith erhebt den Geist;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeist.

Astrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht sternenkundte Stunden;
Durch magisch Wort sey die Vernunft gebunden;
Dagegen weit daran bewege frei
Sich herrliche verwegne Phantasei.
Mit Augen schaut nun was ihr kühn begehrt,
Unmöglich ist's, drum eben glaubenswerth.

Faust
(steigt auf der andern Seite des Proscemiums herauf).

Astrolog.

Im Priesterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt was er gelobt begann.
Ein Dreifuß steigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüstet sich das hohe Wort zu sprechen,
Es kann fortan nur Glückliches begegnen.

Faust (großartig).

In unserm Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenlosen, ewig einsam wohnt.
Und doch gesellig. Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig seyn.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte.
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens heitrer Lauf,
Die andern sucht der kühne Magier auf;
In rechter Spende läßt er, voll Vertrauen
Was jeder wünscht, das Wunderwürdige schauen.

Astrolog.

Der glühnde Schüssel rührt die Schale kaum,
Ein dunstiger Nebel deckt sogleich den Raum.
Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart.
Gedehnt, gestallt, verschränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geister-Meisterstück!
So wie sie wandeln machen sie Musik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weisenchwie.
Indem sie ziehn wird alles Melodie.
Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt.
Ich glaube gar der ganze Tempel singt.
Das Dunstige senkt sich; aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt im Tact hervor.

Hier schweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen.
Wer sollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz aufständiger Jugendkraft!

Zweite.

Wie eine Pfirsche feiset und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezogenen, süß geschwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchtest wohl an solchem Becher nippen?

Fünfte.

Er ist gar hübsch, wenn auch nicht eben fein.

Sechste.

Ein bischen könnt' er doch gewandter seyn.

Ritter.

Den Schiffermacht glaub' ich allhier zu hören;
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Ander.

Eh nun! halb nackt ist wohl der Junge schön,
Doch müßten wir ihn erst im Harnisch sehn!

Dame.

Er setzt sich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf seinem Schoße wär' euch wohl bequem?

Ander.

Er lehnt den Arm so zierlich übers Haupt.

Kammerer.

Die Flegelei! das sind' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an allem was zu mäkeln.

Derselbe.

In Kaisers Gegenwart sich hinzustrecken!

Dame.

Er stellt's nur vor! Er glaubt sich ganz allein.

Derselbe.

Das Schauspiel selbst, hier sollt' es höflich seyn.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.

Derselbe.

Er schnarcht nun gleich, natürlich ist's, vollkommen.

Junge Dame (empfindet).

Zum Weihrauchdampf mag duften so gemischt,
Das mir das Herz zum innigsten erfrischt?

Aeltere.

Fürwahr! es dringt ein Hauch tief ins Gemüthe.
Er kommt von ihm!

Aelteste.

Es ist des Wachholdbaums Blüthe.
Im Jüngling als Ambrosia bereitet,
Und atmosphärisch rings umher verbreitet.

Helena (hervortretend).

Mephistopheles.

Das wär' sie denn! Wer dieser hört' ich Nah';
Hübsch ist sie wohl, doch taut sie mir nicht zu.

Astrolog.

Für mich ist diesmal weiter nichts zu thun,
Als Ehrenmann gefleh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hört' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel gesungen —
Wem sie erscheint wird auf sich selbst entrückt,
Wem sie gehörte ward zu doch beglückt.

Faust.

Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergossen?
Mein Irrthumsgang bringt seligsten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft?
Erst wünschenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verschwinde wir des Lebens Athemkraft,

Wenn ich mich je von dir zurückgewende! –
Die Wohlgestalt die mich verrinst entzückte,
In Zauberhingebung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Sehne! –
Du bist's der ich die Regung aller Kraft,
Den Andrang der Leidenschaft,
Die Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Mephistopheles
(aus dem Kasten).

So faßt euch doch und fallt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame.

Groß, wohlgestaltet, nur der Kopf zu klein.

Jüngere.

Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper seyn?

Diplomat.

Fürstinnen hab' ich dieser Art gesehn,
Mich däucht sie ist vom Kopf zum Fuße schön.

Hofmann.

Sie nähert sich dem Schläfer lüstig mild.

Dame.

Wie höflich ordnen jugendreinem Bild!

Poet.

Von ihrer Schönheit ist er angestrahlt.

Dame.

Endymion und Luna! wie gemalt!

Derselbe.

Ganz recht! die Göttin scheint herabzusinken.
Sie neigt sich über, seinen Hauch zu trinken:
Beneidenswerth! – Ein Kuß! – Das Maß ist voll.

Purista.

Vor allen Leuten! Das ist doch zu toll!

Faust.

Furchtbare Gunst dem Knaben! –

Mephistopheles.

Rudia! still!
Laß das Gespenst doch machen was es will.

Hofmann.

Sie schleicht sich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie sieht sich um! das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er staunt! Ein Wunder ist's was ihm geschieht.

Dame.

Ihr ist kein Wunder was sie vor sich sieht.

Hofmann.

Mit Anstand kehrt sie sich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke schon sie nimmt ihn in die Lehre;
In solchem Fall sind alle Männer dumm.
Er glaubt wohl auch daß er der erste wäre.

Ritter.

Laßt mir sie gelten! Majestätisch fein! –

Dame.

Die Buhlerin! Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an seiner Stelle seyn!

Hofmann.

Wer würde nicht in solchem Rey genommen!

Dame.

Das Kleinod ist durch manche Hand gekommen.
Auch die Verwaltung ziemlich abgebraucht.

Andre.

Vom zehnten Jahr an hat sie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder sich das Beste;
Ich hielte mich an diese schönen Reste.

Gelehrter.

Ich seh' sie deutlich, doch gestehn' ich frei:
Zu zweifeln ist ob sie die rechte sey.
Die Gegenwart verführt ins Uebertriebne,
Ich halte mich vor allem auf Geschriebne.
Da leg' ich denn; sie habe wirklich allen
Granvärten Trojа's sonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier.
Ich bin nicht jung und doch gefällt sie mir.

Astrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann.
Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor,
Entführt er sie wohl gar?

Faust.

Verweegner Thor!
Du wagst! Du hörst nicht! halt! das ist zu viel.

Mephistopheles.

Machst du's doch selbst das Frauengeisterspiel!

Astrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem was geschah
Nenn' ich das Stück: den Raub der Helena.

Faust.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle!
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand!
Er führte mich, durch Graus und Weg' und Welle
Der Einsamkeiten, her zum festen Stand.
Hier faß' ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten.
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten.
So fern sie war, wie kann sie näher seyn!
Ich rette sie und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter müßt's gewähren!
Wer sie ertennt der darf sie nicht entbehren.

Astrolog.

Was thust du Fauste! Fauste! – Mit Gewalt
Faßt er sie an, schon trübt sich die Gestalt.
Den Schlüssel kehrt er nach dem Jüngling zu.
Berührt ihn! – Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!
(Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf.)

Mephistopheles
(der Fausten auf die Schulter nimmt).

Da hast ihr's nun! mit Narren sich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.
(Finsterniß. Tumult.)

Zweiter Act.

Hochgewölbtes, enges gothisches Zimmer, ehemals Faustens, unverändert.

Mephistopheles
(unter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückstreift, erblickt man Fausten hingestreckt auf einem altväterischen Bette).

Hier lieg', Unselicher! verführt
Zu schwergelöst'rem Liebesbande!
Wen Helena paralysirt
Der kommt so leicht nicht zu Verstande.
(Sich umschauend.)
Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Unverändert ist es, unversehrt:
Die bunten Scheiben sind, so dünkt mich, trüber,
Die Spinnenweben haben sich vermehrt;
Die Dinte klarer, vergilbt ist das Papier;
Doch alles ist am Platz geblieben,
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mir welcher Faust dem Teufel sich verschrieben.

Ja! tiefer in dem Rohre stockt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm angelockt.
Zu einem solchen einzigen Stück
Manch' ich dem ärmsten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Fetz am alten Haken.
Erinnert mich an jene Schnaken
Wie ich den Knaben einst belehrt.
Heran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüsten,
Kaubwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erdrästen.
Wie man so völlig Recht zu haben meint.
Gelehrte wissen's zu erlangen,
Dem Teufel ist es längst vergangen.
(Er schüttelt den herabgenommenen Pelz. Eicaden, Käfer und Fortfallen fallen heraus.)

Chor der Insecten.
Willkommen! willkommen
Du alter Patron.
Wir schweben und summen
Und kennen dich schon.
Nur einzeln im Stillen
Du hast uns gefangt.
Zu Tausenden kommen wir.
Vater, getangt.
Der Schalk in dem Busen
Verrätat sich so sehr.
Vom Pelze die Läuschen
Entwüllen sich ehr.

Mephistopheles.
Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
Man ist nur, man erntet mit der Zeit.
Ich schüttle noch einmal den alten Flaus.
Noch eines flattert hier und dort hinaus. –
Hinauf! unter! in hunderttausend Ecken
Gilt euch ihr Liebchen zu verstecken.
Dort wo die alten Schachteln stehn,
Hier im verdrunten Personen.
In staubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe,
In solchem Wust und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.
(Entkleidet sich von Pelz.)
Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es nichts mich so zu nennen,
Wo sind die Leute die mich anerkennen!
(Er geht die Gänge, die einen gelinden, durchdringenden Ton erschallen läßt, wonen die Hallen erbeben und die Thüren aufspringen.)

Famulus
(den langen ändern Gang herwandelnd).
Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe schwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenster buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Springt das Gestrüch, und von Oben
Rieselt Kalk und Schutt verschoben;
Und die Thüre, fest verriegelt,
Ist durch Wunderkraft entsiegelt. –
Dort! Wie fürchterlich! Ein Riese
Steht in Faustens altem Liede!
Seinen Blicken, seinen Blicken
Möcht' ich in die Kniee sinken.
Soll ich fliehen? Soll ich stehn?
Ach wie wird es mir ergehn!

Mephistopheles (winkend).
Heran, mein Freund! — Ihr heißer Aberglaube.

Famulus.
Hochwürdiger Herr! so ist mein Nam' – Orcanus.

Mephistopheles.
Das lassen wir!

Famulus.
Wie froh! das ihr mich kennt.

Mephistopheles.
Ich weiß es wohl, besahrt und noch Student,
Beweglicher Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt so fort, weil er nicht anders kann.
So baut man sich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geist baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meister, das ist ein Beschlagner;
Wer kennt ihn nicht den edlen Doctor Wagner,
Den ersten jetzt in der gelehrten Welt!
Er ist's allein der sie zusammenhält,
Der Weisheit tätlicher Vermehrer.
Allwißbegierige Hörer, Hörer
Versammeln sich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüssel hört er wie Sanct Peter.
Das Untre so das Obre schließt er auf.
Wie er vor Allen glänzt und funkelt.
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbst Faustus Name wird verdunkelt,
Er ist es, der allein erfand.

Famulus.
Verzeiht! Hochwürdiger Herr! wenn ich euch sage.
Wenn ich zu widersprechen wage:
Von allem dem ist nicht die Frage;
Bescheidenheit ist sein bescheidner Theil.
Ins unbegreifliche Verschwinden
Des hohen Manns weiß er sich nicht zu finden;
Von dessen Wiederkunft erfleht er Trost und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Faustus' Tagen,
Noch unberührt seitdem er fern.
Erwartet seinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenstunde seyn? –
Gemäuer scheint mir zu erbangen;
Thürpfosten beben. Riegel springen.
Sonst kannt ihr selber nicht herein.

Mephistopheles.
Wo hat der Mann sich hingetan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.
Ach! sein Verbot ist gar zu scharf,
Ich weiß nicht ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen
Lebt' er im allerstillsten Stillen.
Der zarteste gelehrter Männer
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner.
Geschwärzt vom Ofre bis zur Nasen.
Die Augen rotb vom Feuerblasen;
So lechzt er jedem Augenblick
Getürer der Zange giebt Musik.

Mephistopheles.
Sollt' er den Zutritt mir verweinen!
Ich bin der Mann das Glück ihm zu verscheuchen.
(Der Famulus geht ab. Mephistopheles setzt sich gravitätisch nieder).
Kaum hab' ich Peste hier gefaßt
Meint sich dort hinten, mir bekannt, ein Gast.
Doch diesmal ist er von den Neusten;
Er wird sich gränzenlos erdreusten.

Baccalaureus
(den Gang verwärmend).
Thor und Thüre sind' ich offen!
Nun, da läßt sich endlich hoffen.

Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, sich verderbe,
Und am Leben selber sterbe.

Diese Mauern, diese Wände
Neigen, senken sich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was soll ich heut erfahren!
Wär's nicht hier, vor so viel Jahren.
Wo ich, ängstlich und beklommen,
Mir als guter Fuchs gekommen?
Wie ich diesen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute.

Aus den alten Bücherkrusten
Logen sie mir was sie wußten;
Was sie wußten selbst nicht glaubten.
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkelhelle!

Rabend seh' ich's mit Erstaunen.
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen.
Wahrlich wie ich ihn verließ.
Noch gehäuft im rauhen Vließ!
Damals schien er zwar gewandt.
Als ich ihn noch nicht verstand;
Heute wird es nichts verfangen,
Frisch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
Das schiefgesunkte, kahle Haupt durchschwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachsen academischen Ruthen.
Ich sind' euch noch wie ich euch sah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephistopheles.

Mich freut daß ich euch beregläutet.
Ich schätz' euch damals nicht gering;
Die Raupe schon, die Chrysalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindisches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf? —
Heut schau' ich euch im Schwedenkopf.
Ganz resolut und wacker seht ihr aus,
Kommt nur nicht absolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir sind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und sparet beperlsinnige Worte:
Wir passen nun ganz anders auf.
Ihr hänselitet den guten treuen Jungen,
Daß ist euch ohne Kunst gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephistopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles dann an eigner Haut erfahren,
Dann däuchte sie es sind' aus einem Scherz;
Da heißt es denn: der Meister war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Sachsm vielleicht! — denn welcher Lehrer spricht
Die Wahrheit uns direct ins Angesicht?
Ein jeder weiß zu meiden sie zu mindern,
Bald ernst, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephistopheles.

Zum Lernen giebt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren sind ihr, merk' ich, selbst bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungswesen! Schaum und Dust!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.
Gestehn! was man von je gewußt
Es ist durchaus nicht wissenswürdig.

Mephistopheles (nach einer Pause).

Mich däucht es längst. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht schaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich sehr! da ihr ich hoch Verstand.
Der erste Greis, den ich vernünftig fand!

Mephistopheles.

Ich suchte nach verborgenvollstem Schatze,
Und schauerliche Kisten trug ich fort.

Baccalaureus.

Gestehn nur, euer Schädel, eure Glatze
Ist nicht mehr werth als jene hohlen dort?

Mephistopheles (grimmisch).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie gern man höflich ist.

Baccalaureus.

Im Deutschen sagt man, wenn man höflich ist.

Mephistopheles

(der mit seinem Redestabe immer näher ins Proscenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen.
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich sind' ich, daß zur schlechtesten Frist
Man etwas seyn will, wo man nichts mehr ist.
Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jünglinge so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.
Da regt sich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indessen wir die halbe Welt gewonnen
Was habt ihr denn gethan? gemicht, gesonnen.
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat einer dreißig Jahr' vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen.

Mephistopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel seyn.

Mephistopheles (absetzt).

Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt sie war nicht eh ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da sonnichte sich der Tag auf meinen Wegen.
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entrann euch aller Schranken
Phantasiereich einkommender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge frey mein innerliches Licht,
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken.

(Ab.)

Mephistopheles.

Original fahr' hin in deiner Pracht! –
Wie würde dich die Zimlichkeit kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? –
Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders seyn;
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.
(Zu dem jüngern Partern das nicht applaudiren.)
Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern soll ich's geben;
Bedenkt: der Teufel der ist alt,
So werdet alt, ihn zu verstehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufiger, unbequemlicher Apparate, zu phantastischen Zwecken.

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die ehrwürdige
Durchschauert die bemoosten Mauern.
Nicht länger kann das Ungewisse
Der ernstesten Erwartung dauern.
Schon hellen sich die Finsternisse;
Schon in der innersten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja wie der herrlichste Karfunkel.
Verstrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erscheint!
O daß ich's diesmal nicht verliere! –
Ach Gott! was rasselt an der Thüre?

Mephistopheles (eintretend).

Willkommen! es ist gut gemeint.

Wagner (ängstlich).

Willkommen! zu dem Stern der Stunde.
(leise.)
Doch halte Wort und Athem fest im Munde.
Ein herrlich Werk ist gleich zu Stand gebracht.

Mephistopheles (leiser).

Was giebt es denn?

Wagner (leiser).

Es wird ein Mensch gemacht.

Mephistopheles.

Ein Mensch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr ins Rauchloch eingeschlossen?

Wagner.

Behüte Gott! wie sonst das Zeugen Mode war
Verlachen wir für eitel Possen.
Der zarte Punct aus dem das Leben dringt,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, vermannt sich selbst zu gestalten,
Erst Nächstes, dann sich Fremdes anzueignen,
Die ist von ihrer Würde nun entsetzt;
Wenn sich das Thier noch weiter dran ergetzt,
So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
Doch künftig trefflicher, höhern Ursprung haben.
(Zum Herd gewendet.)
Es leuchtet! seht! – Nun läßt sich wirklich hoffen
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung – denn auf Mischung kommt es an –
Den Menschenstoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So ist das Werk im Stillen abgethan.
(Wieder zum Herd gewendet.)
Es wird! die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles preist,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Mephistopheles.

Wer lange lebt hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehen;
Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenwerk gesehen.

Wagner

(bisher immer aufmerksam auf die Phiole).

Es fasert, es blitzt, es bläht sich an.
Im Augenblick ist es gethan!
Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll:
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.
(Entzückt die Phiole betrachtend.)
Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich; alle muß es werden:
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich geberden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:
Gott diesem Laute nur Gehör,
Es wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus

(in der Phiole zu Wagnern).

Nun Väterchen! wie steht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu fest, damit das Glas nicht springe.
Das ist die Eigenschaft der Dinge:
Naturleben genügt das Weltall kaum,
Was künftlich ist, verlangt geschloss'nen Raum.
(Zu Mephistopheles.)
Du aber, Schalk, Herr Vetter, bist du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.
Ein gut Geschick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig seyn.
Ich möchte mich sogleich zur Arbeit schicken,
Du bist gewandt die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich schämen.
Denn Ait und Jung verlärmt mich mit Problemen.
Zum Beispiel nur: noch niemand nennt es Sünde
Wie Brei' und Leib so schön zusammenfallen,
So fest sich halten als um sie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden.
Sodann –

Mephistopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen
Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?
Da kommt, mein Freund, hierüber nie ins Reine.
Hier giebt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was giebt's zu thun?

Mephistopheles

(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner.

(immer in die Phiole schauend).

Fürwahr, du bist ein allerliebster Knabe!
(Die Seitenthüre öffnet sich, man sieht Faust auf dem Lager ausgestreckt.)

Homunculus (erstaunt).

Bedeutend! –
(Der Phiole entschlüpft das Wagnern hängen, schwebt über Faust und beleuchtet ihn.)
Schön umgeben! – Klar Gewässer
Im dichten Haine, Frauen die sich entkleiden;

Die allerliebſten! — das wird immer beſſer.
Doch eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,
Aus höchſtem Helden- wohl aus Göttergeſchlechte.
Sie ſetzt den Fuß in das kryſtallene Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt ſich im ſanftgluthen Kryſtall der Welle. —
Doch welch Getöſe raſch bewegter Flügel,
Weiße Saulen, Plätſchern wühlt ingleichen Spiegel?
Die Mädchen fliehen verſchüchtert; doch allein
Die Königin ſie blickt gelaſſen drein.
Und ſieht, mit ſtolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürſten ihrem Knie ſich ſchmiegen,
Zudringlich zahm. Er ſcheint ſich zu erdreiſten. —
Auf einmal aber ſteigt ein Dunſt empor,
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!
Es kann du biſt, ſo groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei;
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.
(Umherſchauend.)
Verbrämt Gebirn, bemoost, verdrig,
Gespenſtig, ſonderbarſtes, widrig! —
Erwacht uns hier, giebt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein abnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen?
Ja, der verdammte, dumm' es kann.
Nun fort mit ihm.

Mephiſtopheles.

Der Anweg ſoll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
Es iſt gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt claſſiſche Walpurgisnacht;
Das Beſte was begonnen thunte
Bringt ihn zu ſeinem Elemente.

Mephiſtopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren frommen?
Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein,
Ein echt Geſpenſt auch claſſiſch hat's zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Wohin denn aber ſoll die Fahrt ſich regen?
Mich nöthern ſchon antiſche Collegen.

Homunculus.

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich diesmal aber ſteuern wir —
An großer Fläche liegt Peneios frei,
Umduftet, umbaumt, in ſtill' und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt ſich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharſalus alt und neu.

Mephiſtopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei per Seite.
Mich langeweilt's; denn kaum iſt's abgethan,
So fangen ſie von vorne wieder an;
Und ſeiner merkt: er iſt doch nur genedt
Vom Alpdrucke der darunter ſteckt.

Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen tadl ihr widerſpenſtig Weſen,
Ein jeder muß ſich wehren wie er kann,
Vom Knaben auf, ſo wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt ſich's nur wie dieſer kann geneſen?
Haſt du ein Mittel ſo errett' es hier.
Vermagſt du's nicht, ſo überlaß es mir.

Mephiſtopheles.

Manch Brockenlüftchen wäre durchzuſpreſſen,
Doch Heidenvieſel ſind' ich vorzuſchmoren.
Das Griechenvolk iſt tanzte nie recht viel!
Doch wieder's euch mit freiem Sinnen-Spiel,
Verleiht des Menſchen Bruſt zu heitern Sünden,
Die unſern wird man immer bäſer finden.
Und nun was ſoll's!

Homunculus.

Du biſt ja ſonſt nicht blöde,
Und wenn ich von Theſſaliſchen Hexen rede,
So, denk' ich, hab' ich was geſagt.

Mephiſtopheles (lüſtern).

Theſſaliſche Hexen! Wohl! das ſind Perſonen,
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen
Ich glaube nicht daß es bringt,
Doch zum Beſuch, Verſuch, —

Homunculus.

Den Mantel her,
Und nun den Ritter angefochten!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen.
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich).

Und ich?

Homunculus.

Ey nun,
Du bleibſt zu Hauſe Wichtigſtes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebens-Elemente
Und thue ſie mit Vorſicht eins ans andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwandre
Entdeck' ich wohl das Schätzen auf das J.
Dann iſt der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte wenn ich ſeh' dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios friſch hinab,
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.
(Ad Spectatores.)
Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

Claſſiſche Walpurgisnacht.

Phorkyadiſche Felſen.

Finſtere.

Erichtho.

Zum Schauderſelle dieſer Nacht, wie bitter ſchon,
Trat ich einher, Grimſche, ich die blutigſte;
Nicht ſo abſcheulich wie die letztigen Dichter mich

Im Uebermaß verlästern. . . Undigen sie doch nie
In Lob und Tadel. . . Ueberleidet erscheint mir schon
Dem armer Zeiten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachgefühl der sorg- und grauenvollsten Nacht.
Wie oft schon wiederholt sich's! Wird sich immerfort
Ins Enge wiederholen. . . Keiner gönnt das Neue
Dem Andern, dem gönnt's keiner der's mit Kraft
erwarb
Und kräftig herrscht. Denn jeder, der sein innres
Selbst
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eigenen stolzem Sinn gemäß. . .
Hier aber ward ein großes Beispiel durchgekämpft:
Wie sich Gewalt Gewaltsamem entgegenstellt.
Der Freiheit heißer, tausendkolumiger Kranz zerreißt,
Der starre Lorbeer sich ums Haupt des Herrschers
biegt.
Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag,
Dem schwanken Jünglein lauschend wachte Cäsar
bort!
Das wird sich messen. Weis die Welt doch wem's
gelang.

Wachfeuer glühen, rothe Flammen spendende;
Der Boden haucht verlaß'nen Blutes Wiederschein,
Und ausgeleckt von seltnem Wunderglanz der Nacht.
Versammelt sich hellenischer Sage Legion.
Um alle Feuer schwankt unsicher, eher sitzt
Behaglich, alter Tage fabelhaft Gereift. . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell.
Erhebt sich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zelten Trug verschwindet, Feuer brennen klar.

Doch, über mir' welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und belauchtet körperlichen Voll.
Ich wittre Leben. Da gezienen will mir's nicht
Lebendigem zu nahen, dem ich schädlich bin;
Das bringt mir bösen Ruf und frommt mir nicht.
Schon sinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohl-
bedacht.

(Entfernt sich.)

(Die Zuschauer eben.)

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Kugde
Ueber Flamme und Schaudergrauen;
Ist es doch in Thal und Grunde,
Gar gespenstisch anzuschauen.

Mephistopheles.

Seh ich, wie durchs alte Fenster
In des Nordens Wust und Graus,
Ganz absonderliche Gespenster;
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da schreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephistopheles.

Ist es doch als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß sie schreiten! sey' ihn wieder
Deinen Ritter, und sogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er sucht's im Fabelreich.

Faust (den Boden berührend).

Wo ist sie? —

Homunculus.

Wähnen's nicht zu sagen.
Doch hier wahrscheinlich zu erfragen.

In Eile magst du, eh' es tagt,
Den Flamm' zu Flamme führend geben;
Wer zu den Müttern sich gewagt
Hat weiter nichts zu überleben.

Mephistopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich weit nicht zu unserm Heil.
Als: jeder möge durch die Feuer
Verjuchen sich sein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend scheinen.

Homunculus.

So soll es blitzen, soll es klingen.
(Das Glas tönend und leuchtet gewaltig.)
Nun frisch zu neuen Wunderdingen!

Faust (allein).

Wo ist sie? — Frage jetzt nicht weiter nach. . .
Wär's nicht die Schelle die sie trug,
Die Welle nicht die ihr entragen schlug,
So ist's die Luft die ihre Sprache sprach.
Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden wo ich stand.
Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte.
So steh' ich, ein Antäus an Gemüthe,
Und find' ich hier das Seltsamste beisammen.
Durchforsch' ich ernst dies Labyrinth der Flammen.
(Entfernt sich.)

Mephistopheles (umherspähend).

Und wie ich diese Feuerchen durchschweife,
So sind' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Fast alles nackt, nur die und da bedeutet:
Die Scheuse schamlos, unverschämt die Greife,
Und was nicht alles, leckig und beschlaucht.
Von fern und hinten sich im Kinne spreizt. . .
Zwar sind auch wir von Herzen unanständig,
Doch das Antike sind' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neustem Sinn bemeistern
Und mannichfaltig modisch überleistern . . . .
Ein wihrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen
Als neuer Gast anständig sie zu grüßen . . . .
Glück zu! den schönen Frau'n, den klugen Greisen.

Greif (schnarrend).

Nicht Greisen: Greifen! — Niemand hört es gern
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Ursprung nach wo es sich her bedingt:
Gram, grämlich, griesgram, grämlich, Gräber,
grimmig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.

Mephistopheles.

Und doch, nicht abzuweisen
Gefällt das Greif im Ehrentitel Greifen.

Greif

(wie oben und immer so fort).

Natürlich! die Verwandtschaft ist erprobt.
Zwar oft gescholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden ist meist Fortuna hold.

Ameisen

(von der tausenden Art).

Ihr sprecht von Gold, wir hatten viel gesammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingesammelt;
Das Arimaspen-Volk hat's ausgeführt,
Sie lachen dort, wie weit sie's weggeführt.

Greife.

Wir wollen sie sehen zum Geständniß bringen.

Arimaspen.

Nur nicht in freier Jubelnacht.
Bis morgen ist's alles durchgebracht.
Es wird uns diesmal wohl gelingen.

Mephistopheles
(hat sich zwischen die Sphinxe gesetzt).
Wie leicht und gern ich mich hieher gewöhne,
Denn ich verstehe Mann für Mann.

Sphinx.
Wir hauchen unsre Geisterthöne
Und ihr verkörpert sie alsdann.
Jetzt nenne dich bis wir dich weiter kennen.

Mephistopheles.
Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen —
Sind Briten hier? Sie reisen sonst so viel,
Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, classisch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.
Sie gnaxten auch: im alten Bienen-Spiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.
Wie kam man drauf?

Mephistopheles.
Ich weiß es selbst nicht wie.

Sphinx.
Mag seyn! Hast du von Sternen einige Kunde?
Was sagst du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephistopheles (aufschauend.)
Stern schießt nach Stern, beschnittner Mond scheint helle
Und mir ist wohl an dieser trauten Stelle,
Ich wärme mich an deinem Löwenfelle.
Hinauf sich zu versteigen wär' zum Schaden,
Gieb Räthsel auf, gieb allenfalls Charaden.

Sphinx.
Sprich nur dich selbst aus, wird schon Räthsel seyn.
Versuch' einmal dich innigst aufzulösen:
„Dem frommen Manne nöthig wie dem bösen,
Dem ein Plastron, ästetisch zu tapiren,
Cumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beydes nur, um Zeus zu amüsiren."

Erster Greif (schnarrend).
Den mag ich nicht!

Zweiter Greif (stärker schnarrend).
Was will uns der?

Beide.
Der Garstige gehört nicht hierher!

Mephistopheles (brutal).
Du glaubst vielleicht des Gastes Nägel krauen
Nicht auch so gut wie deine scharfen Klauen?
Versuch's einmal!

Sphinx (mild).
Du magst nur immer bleiben.
Wird dich's doch selbst aus unsrer Mitte treiben;
In deinem Lande thust dir was zu Gute.
Doch, irr' ich nicht, hier ist dir schlecht zu Muthe.

Mephistopheles.
Du bist recht appetitlich oben anzuschauen.
Doch unten hin, die Bestie macht mir Grauen.

Sphinx.
Du Falscher kommst zu deiner bittern Buße,
Denn unter Tagen sind gesund;
Dir mit verschrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unserm Bund.

Sirenen (präludiren oben).

Mephistopheles.
Wer sind die Vögel in den Aesten
Der Strenues-Papyein hingewiegt?

Sphinx.
Gewahrt euch nur: die Allerbesten
Hat solch ein Sing-Sang schon besiegt.

Sirenen.
Ach was weißt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Scharen
Und in wohlgestimmten Tönen,
So geziemet es Sirenen.

Sphinx
(sie verhorchend in derselben Melodie).
Nöthigt sie herabzusteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garstigen Habichtskrallen.
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.
Weg! das Hassen, weg! das Neiden,
Sammeln wir die klarsten Freuden,
Unterm Himmel ausgestreut!
Auf dem Wasser, auf der Erde,
Seyn die heiterste Gebärde
Die man dem Willkommnen beut.

Mephistopheles.
Das sind die saubern Neuigkeiten
Wo aus der Kehle, von den Zähnen
Ein Ton sich um den andern flicht.
Das Trillern ist bei mir verloren,
Es kradelt wohl mir um die Ohren
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinx.
Sprich nicht vom Herzen! das ist eitel;
Ein lederner verschrumpfter Beutel
Das paßt dir eher zu Gesicht.

Faust (heraustretend).
Wie wundersam! das Anschaun thut mir Genüge,
Im Widerwärtigen große tüchtige Züge.
Ich ahne schon ein günstiges Geschick;
Wohin verspricht mich dieser ernste Blick?

(Auf die Sphinxe deutend.)

Wer solchen hat einst Oedipus gestanden;
(Auf die Sirenen deutend.)
Vor solchen krümmte sich Ulyß in bänglen Banden;
(Auf die Ameisen deutend.)
Von solchen ward der höchste Schatz gespart;
(Auf die Greife deutend.)
Von diesen treu und ohne Zahl bewahrt.
Vom freiesten Geiste fühl' ich mich durchdrungen,
Gestalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephistopheles.
Sonst hättest du dergleichen weggesucht,
Doch jene scheint es dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte sucht
Sind Ungeheuer selbst willkommen.

Faust (zu den Sphinxen).
Ihr Frauenbilder müßt mir Rede stehen:
Hat eins der Euren Helena gesehen?

Sphinxe.
Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die letzten hat Hercules erschlagen.
Von Euren könntest du's erfragen,
Der formst herum in dieser Geisternacht,
Wenn er dir stets so bald du's weit gebracht.

Sirenen.
Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorübereilte,
Wußt' er vieles zu erzählen;
Würden alles dir vertrauen,
Wolltest du zu unsern Auen
Dich ans grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich, Edler, nicht betrügen.
Statt das Ulm sich binden ließ,
Laß unsern guten Rath dich binden;
Kannst du den hohen Chiron finden,
Erfährst du was ich dir verhieß.

Faust (entfernt sich).

Mephistopheles (vortretflich).

Was krächzt vorbei mit Flügelschlag?
So schnell daß man's nicht sehen mag.
Und immer eins dem andern nach,
Den Jäger würden sie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Meinen Pfeilen kaum erreichbar.
Es sind die raschen Stymphaliden,
Und wohlgemeint ihr Krächzen rauh,
Mit Geierschnabel und Gänsefuß.
Sie möchten gern in unsern Kreisen
Als Stammverwandte sich erweisen.

Mephistopheles
(wie vorhin).

Noch andres Zeug zischt zwischen drein.

Sphinx.

Vor diesen seyn euch ja nicht bange,
Es sind die Köpfe der Lernäischen Schlange,
Vom Rumpf getrennt und glauben was zu seyn. —
Doch sagt was soll nur aus euch werden?
Was für unruhige Gebärden?
Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort! . .
Ich sehe, jener Chorus dort
Macht euch zum Mondesball. Bezwingt euch nicht.
Geht hin! bezähmt manch reizendes Gesicht.
Die Lamien sind's, lustseine Dirnen.
Mit Lächelmund und frechen Stirnen
Wie sie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephistopheles.

Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde.

Sphinx.

Ja! Mische dich zum lustigen Gesinde.
Wir, von Egypten her, sind längst gewohnt
Daß unsereins in tausend Jahre thronnt.
Und respectirt nur unsre Lage,
So regeln wir die Monds- und Sonnentage.
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Peneios
umgeben von Gewässern und Nymphen.

Peneios.

Rege dich, du Schilfgeflüster!
Hauche leise, Rohrgeschwister,
Säuselt, leichte Weidensträuche,
Lispelt, Pappelzitterzweige,
Unterwohnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grausslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Wallestrom und Ruh.

Faust
(an den Ufern eremt).

Hör' ich recht, so muß ich glauben:
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlich Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergötzen.

Nymphen (zu Faust).

Nim dessen gewahr' dir
Du leutest dich nieder,
Erbeitest im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genössest der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir säuseln, wir rieseln,
Wir flüstern dir zu.

Faust.

Ich wache ja! O laßt sie walten
Die unvergleichlichen Gestalten
Wie sie dorthin mein Auge schickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warst du so beglückt.
Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanft bewegten Büsche,
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen sich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Gesunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Erhöhtem Auge zugebracht!
Gesellig dann und fröhlich badend,
Erdreistet schwimmend, furchtsam watend;
Geschrei zuletzt und Wasserschlacht.
Begnügen sollt' ich mich an diesem,
Mein Auge sollte hier genießen,
Doch immer weiter strebt mein Sinn.
Der Blick dringt scharf nach jener Hülle,
Das reiche Land der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wundersam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hervorgeschwommen,
Majestätisch rein bewegt.
Anmig schwebend, zart gesellig,
Aber stolz und selbstgefällig
Wie sich Haupt und Schnabel regt . . . .
Einer aber scheint vor allen
Brüstend kühn sich zu gefallen,
Segelnd rasch durch alle fort;
Sein Gefieder blüht sich schwellend,
Welle selbst auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort . . . .
Die andern schwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächtigen Streit
Die scheuen Mädchen abzulenken,
Daß sie an ihren Dienst nicht denken.
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Legt Schwestern euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht so kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes-Hufe.
Wär' ich nur, wer dieser Nacht
Schnelle Botschaft zugebracht.

Faust.

Ist mir doch als dröhnt die Erde
Schallend unter eiligem Pferde.
Dorthin mein Blick!
Ein günstiges Geschick
Soll es mich schon erreichen?
O Wunder ohnegleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt,
Er scheint von Geist und Muth begabt.

Von blendendweißem Pferd getragen . . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn ſchon,
Der Philyra verbrämter Sohn! —
Halt, Chiron! halt! Ich habe dir zu ſagen . . .

Chiron.

Was giebt's? Was iſt's?

Fauſt.

Begähme deinen Schritt!

Chiron.

Ich raſte nicht.

Fauſt.

So bitte! Nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf! ſo kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du ſtehſt am Ufer hier,
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.

Fauſt (aufſitzend).

Wohin du willſt. Für ewig dank' ich's dir . . . .
Der große Mann, der edle Pädagog,
Der, ſich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den ſchönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das laſſen wir an ſeinem Ort!
Geſellt Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben ſie's nach ihrer Weiſe fort
Als wenn ſie nicht erzogen wären.

Fauſt.

Den Arzt der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis ins Tiefſte kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Linderung ſchafft.
Umarm' ich hier in Geiſt- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Heil verletzt,
Da wußt' ich Hülf' und Rath zu ſchaffen;
Doch ließ ich meine Kunſt zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Fauſt.

Du biſt der wahre große Mann
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er ſucht beſcheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es ſeines Gleichen.

Chiron.

Du ſcheineſt mir geſchickt zu heucheln,
Dem Fürſten wie dem Volk zu ſchmeicheln.

Fauſt.

So wirſt du mir denn doch geſtehn:
Du haſt die Erbten deiner Zeit geſehn,
Dem Edelſten in Thaten nachgeſtrebt,
Halbgöttlichernſt die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroiſchen Geſtalten
Wen haſt du für den Tüchtigſten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreiſe
War jeder brav nach ſeiner eignen Weiſe,
Und, nach der Kraft die ihm beſtellte,
Kennt' er genügen wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben ſtets gefiegt
Wo Jugendfülle und Schönheit überwiegt.
Entſchluß und ſchnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden war's zum ſchönen Theil.
Nachſinnend, kräftig, klug, im Rath bedauern,
So herrſchte Jaſon, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer ſtill bedächtig
Schlug er die Leier Allen übermächtig.
Scharfſichtig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das helle Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Gelingen nur läßt ſich Gefahr erproben:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Fauſt.

Von Hercules willſt nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! erregſt nicht mein Schmerzen . .
Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlich anzuſchaun;
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Frauen.
Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder;
Nicht führt ihn Hebe dimmelein;
Vergebens mühen ſich die Lieder,
Vergebens quälen ſie den Stein.

Fauſt.

So ſehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom ſchönſten Mann haſt du geſprochen.
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was! . . Frauen-Schönheit will nichts heißen.
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Sehne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich.
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken.

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug,
Und ſolch ein Reiz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar
Wie du es thuſt.

Fauſt.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach trugſt du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit.
Doch dieſe, nicht gewohnt beſiegt zu ſeyn,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterdrein.
Da hatten der Geſchwiſter eiligen Lauf
Die Dämpfe bei Eleuſis auf:
Die Brüder wateten, ich roſſichte, ſchwamm hinüber;
Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und dankte liebkoſichtig und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt!

Fauſt.

Erſt ſieben Jahr! . . .

Chiron.

Ich ſeh' die Philologen,
Sie haben dich, ſo wie ſich ſelbſt betrogen.
Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt.
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
Genug, den Poeten bindet keine Zeit.

Eſther.

Sag, wem gelüſtet's denn, mein Freund,
nach deinem Leben?

Mardochai.

Der ſtolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn du dich nicht erbarmſt, nicht eilſt mir
beyzuſtehn,
Nicht ſchnell zum König gehſt, ſo iſt's um
mich geſchehn.

Eſther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich dir nicht
gewähren;
Mann kommt zum König nicht, er müßt' es
erſt begehren.
Tritt einer unverlangt dem König vor's Ge-
ſicht,
Du weißt der Tod ſteht drauf! Gewiß, dein
Ernſt iſt's nicht.

Faust.

So sey auch sie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Ahnli auf Pherä sie erfunden
Selbst außer aller Zeit; — welch seltnes Glück!
Erinnern Liebe gegen das Geschick.
Und selbst ich nicht. Unsichtigster Gewalt,
Ins Leben zieht die einzigste Gestalt!
Das ewige Wesen, Göttern ebenbürtig,
So groß als part, so hehr als liebenswürdig.
Du sahst sie einst, drauf hab' ich sie gefaßt.
So schön wie reizend, wie ersetzend sie schön.
Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfangen.
Ich lebe nicht, kann ich sie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Mensch bist du entrückt;
Doch unter Geistern scheinst du wohl verrückt.
Nun trifft sich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke,
Pflag' ich bei Manto vorzutreten.
Der Tochter Aeskulaps; im stillen Beten
Flieht sie zum Vater: daß, zu seiner Ehre,
Er endlich von der Aerzte Sinn verkehre
Und vom verwegnen Todtschlag sie bekehre.
Die liebte mir aus der Sibyllenhöhle;
Nicht fragenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Faust.

Geheilt will ich nicht seyn: mein Sinn ist mächtig!
Da wär' ich ja wie andre niederträchtig.

Chiron.

Verräume nicht das Heil der edlen Quelle!
Geschwind herab! Wir sind zur Stelle.

Faust.

Sag' an: Wohin hast du, in grauer Nacht,
Durch Riesgewässer, mich ans Land gebracht?

Chiron.

Hier trennten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite.
Das größte Reich das sich im Sand verliert.
Der König flieht, der Bürger triumphiert.
Blick' auf! hier steht, bedeutend nah,
Im Mondenschein der ewige Tempel da.

Manto

(inwendig träumend).

Von Pferdes Huf
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).

Willkommen! ich seh' du bleibst nicht aus.

Chiron.

Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.

Erreisst du noch immer unermüdet?

Chiron.

Wohnst du doch immer still umfriedet,
Indeß zu kreisen mich erfreut.

Manto.

Ich harre, mich umkreist die Zeit.
Und diese?

Chiron.

Die verruf'ne Nacht
Hat strudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen, mit verrückten Sinnen,
Helenen, will er sich gewinnen.
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Asklepiaden Tor vor andern werth.

Manto.

Den lieb' ich, der Unmöglichstes begehrt.

Chiron

(ist schon weit weg).

Manto.

Tritt ein, Verwegner, sollst dich erfreuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephonen.
Zu des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verborgnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Erdenns eingeschwärzt.
Kennst es besser, frisch! beherzt!
(Sie steigen hinab.)

Am obern Peneios wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios' Flute!
Plätschernd ziemt es da zu schwimmen.
Lies um Lieber anzustimmen,
Dem unseligen Volk zu gut.
Ohne Wasser ist kein Heil!
Führen wir mit breitem Heere
Eilig zum kaspischen Meere,
Würd uns jede Lust zu Theil.

Lebewohl.

Sirenen.

Schwimmend fahrt die Meute weiter.
Fischet nicht mehr im Netz darneben;
Gesund erbeut, das Wasser schafft,
Lies und Ufer verstand taucht.
Alsachen wir! Kommt alle, kommt!
Niemand dem das Wunder frommt.

Faust.

Faust! ihr edlen frohen Gäste
Zu dem festlich heitern Feste,
Wünschend, wo die Fürerweilen,
Liebesegend, seine schweifen!
Da wo Luna beyseit leuchtet,
Und mit hellgrauem Thau befeuchtet,
Dort ein freiesbewegtes Leben.
Hier ein ausfüllen Erdebeben,
Alle jeder Klage fern!
Schauderhaft ist's um den Ort.

Seismos

(in der Tiefe murmelnd und gollernd).

Einmal noch wir Kraft geschwellen,
Mit den Säulitern drin getrosen!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich ornionatisches Wittern!
Welch ein Schwanken, weites Beben,
Schauderndes Hin- und Wiederstreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle.
Drächte los die ganze Hölle.

Nun erbebt sich ein Gebirge
Wunderlam. Es ist verschoben
Jener Alte, schaut Erstaunte,
Der die Insel Delos baute,
Einer Ernstenden zu Lieb'
Aus der Woge empor sie trieb.
Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme Kraft, gebrämmt den Nacken.
Wie ein Atlas an Gebärde,
Hebt er Boden, Mauern, Erde.

Kies und Gries und Sand und Letten.
Unſres Ufers ſtille Betten.
Er zerreißt er rinnt Strecke
Quer des Thales ruhige Decke.
Anaſthenoteſt, nimmer müde,
Koloſſale Anſpanne,
Trägt ein furchtbar Steinmaterialie,
Noch im Boden bis zur Bläſe;
Weiter aber ſoll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Homunculus.

Das hab' ich ganz allein vermittelt.
Man wird mir's endlich anerkennen;
Und hätt' ich mich geſchlittelt und gerüttelt,
Wie wäre viele Welt zu ſehen? –
Wie ſtürzen eure Berge broben
In prächtigſtenreinem Aetherglas,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben
Zu maleriſchentzückter Schau!
Als, Angeſichts der höchſten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich ſtark vermaß.
Und, in Geſellſchaft von Titanen,
Mit Pelion und Oſſa als mit Bällen ſchlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze.
Bis überdrüſſig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge ferſelnd aufgeſetzt . . . .
Apollen hält ein feſt Vierteilen
Dort nun mit ſeiner Muſen Chor.
Selbſt Jupitern und ſeinen Donnerkeilen
Hob ich den Seſſel noch empor.
Jetzt ſo, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf.
Und fordre laut, zu neuem Leben,
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Uralt, müßte man geſtehen,
Sey das hier Emporgedrängte,
Hätten wir nicht ſelbſt geſehen
Wie ſich's aus dem Boden mängte.
Benachbarter Wald verbreitet ſich hinan,
Noch drängt ſich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird ſich daran nicht kehren:
Wir laſſen uns im heiligen Sitz nicht ſtören.

Ernſte.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Riegen ſeh' ich flittern.
Laßt euch ſolchen Schatz nicht rauben;
Amſen auf! es auszuklauben.

Chor der Ameiſen.

Wie ihn die Rieſigen
Empor geſchoben,
Ihr Zappelfüßigen
Geſchwind nach oben!
Verendet aus und ein:
In ſolchen Nöten
Iſt jedes Beiſtehn
Werth zu retten.
Das Allerwinzigſte
Mühſt ihr entdecken
Auf das geſchwindeſte
In allen Ecken.
Unermüd müßt ihr ſeyn,
Ihr Wimmelſcharen;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren.

Ernſte.

Herein: Herein! Nur Gold zu Haus!
Wir legen unſre Klauen drauf.
Sind Riegel von der beſten Art,
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht wie es geſchah.
Fragt nicht woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!
Zu des Lebens luſtigem Sieg
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.
Zwerg' und Zwergin, raſch zum Tiefe,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum beſten,
Segnen dankbar unſern Stern,
Denn, im Oſten wie im Weſten,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Dakryle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;
Sie wird die Kleinſten ernähren,
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, beſetzen
Sitz einzunehmen,
Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke,
Noch iſt es Friede:
Baut euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Herr zu ſchaffen.

Ihr Amſen alle,
Rührig im Schwalle,
Schafft und Metalle!
Und ihr Dativle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſey befohlen
Hölzer zu holen:
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen.

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch aufgezogen!
An jenem Weiher
Scharet mir die Reiher
Unzählig mißende,
Hochmüthig prüfende,
Auf einen Ruf!
Alle wie Einen,
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck.

Amſen und Dakryle.

Wer wird uns retten!
Wir ſchaffen's Allen.
Sie ſammeln Ketten.
Uns los zu reißen
Iſt noch nicht zeitig.
Drum ſeyd geſchmeidig.

Die Kranniche des Ibykus.

Mordgeſellen! und Sterbeklagen!
Gräßlich Zähneklappenſchlagen!
Welch ein Rachen, welch Gebiß
Dringt herauf zu unſerm Hohn!
Alle ſind ſie ſchon erbittet,
Sie von ihrem Blut gerötet;

Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser Fettbauch-Krummbein-Sohlme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reisewanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In so nahverwandter Sache.
Keiner spare Kraft und Bint,
Ewige Feindschaft dieser Brut!
(Zerstreuen sich flüchtend in den obern.)

Mephistopheles
(in der Ebene).

Die nordischen Hexen wußt' ich wohl zu meistern,
Mir wird's nicht just mit diesen fremden Geistern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local,
Wo man auch seh, man findet sich zumal.
Frau Ilse wacht für uns auf ihrem Stein,
Auf seiner Höh' wird Heinrich munter seyn,
Die Schnarcher schnauzen zwar das Elend an.
Doch alles ist für tausend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur wo er geht und steht,
Ob unter ihm sich nicht der Boden bläht?
Ich wandle lustig durch ein glattes Thal
Und hinter mir erbebt sich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von nahen Spitzmen mich schroff zu trennen
Schon hoch genug — hier zucht noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt ums Abenteuer . . .
Noch tanzt und schwebt mir lockend, weichend, vor,
Spitzpüdsch gaukelnd, der galante Chor.
Nur sachte dran! Allzugewohnt ans Raschen
Wo es auch seh, man sucht was zu erhaschen.

Lamien
(Mephistopheles nach sich ziehend).

Geschwind, geschwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaubernd,
Geschwätzig plaudernd.
Es ist so heiter
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen;
Zu schwerer Buße
Mit starrem Fuße
Kommt er getrippert
Zimber getrippert;
Er schleppt das Bein,
Wie wir ihn stehen,
Uns hinterdrein.

Mephistopheles (stillstehend)

Verflucht Geschlecht! Betrogne Mausen!
Von Adam der verführte Hansen!
Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warst du nicht schon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk tanzt auf dem Grunde nichts;
Geschnürten Leibs, geschminkten ungestaltet;
Nichts haben sie Gesundes zu erwiedern,
Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt! er besinnt sich, zaudert, steht;
Entgegnet ihm daß er euch nicht entgeht!

Mephistopheles (fortschreitend).

Nur zu! und laß dich nur Gerede
Der Zweifelei nicht übrig ein;
Denn wenn es seine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel seyn!

Lamien (zaudernd).

Kreisen wir um diesen Hellen,
Liebe wird in seinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephistopheles.

Zwar bei ungewissem Schimmer
Sucht ihr höfische Frauenzimmer,
Und so möcht' ich euch nicht scheuen.

Empuse (eindringend).

Auch nicht mich! als eine solche
Laßt mich ein in eure Folge.

Lamien.

Die ist in unserm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unser Spiel.

Empuse
(zu Mephistopheles).

Begrüßt von Mähnchen Empuse,
Der Trauten mit dem Eselsfuße!
Du hast nur einen Pferdefuß.
Und doch, Herr Vetter, schönsten Gruß!

Mephistopheles.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Raiverwandte,
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuse.

Entschieden weiß ich gleich zu handeln,
In vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eselsköpfchen aufgesetzt.

Mephistopheles.

Ich merk' es hat bei diesen Leuten
Verwandtschaft Grades zu bedeuten;
Doch mag sich was auch will ereignen,
Den Eselskopf möcht' ich verleugnen.

Lamien.

Laß diese Barschaft, sie verscheucht
Was irgend schön und lieblich däucht;
Was irgend schön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es ist nicht mehr.

Mephistopheles.

Auch diese Mähnchen, zart und schmächtig,
Sie sind mir allesammt verdächtig;
Und hinter solcher Wänglein Rosen,
Fürcht' ich doch auch Metamorphosen.

Lamien.

Versuch' es doch! sind unser Viele.
Greif zu! Und hast du Glück im Spiele
Erhasche dir das beste Loos.
Was soll das lästerne Geleier?
Du bist ein miserabler Freier,
Steigerst einmal und tanzt so groß! —
Nun mischt er sich in unsre Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren,
Und zeigt ihm euer Wesen bloß.

Mephistopheles.

Die schönste hab' ich mir erlesen . . .
(Sie umfassend.)
O weh mir! welch ein dürrer Besen!
(Eine andere ergreifend.)
Und diese? . . . . Scheußliches Gesicht!

Lamien.

Verdienst du's besser? dünt' es nicht.

Mephistopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden . . . .
Lacerte schlüpft mir aus den Händen!
Und schlangenhaft der glatte Zopf.
Dagegen sah' ich mir die Lange . . . .
Da packt ich eine Tdorfuchsstange!
Den Pinienapfel als den Kopf.

Wo will's hinaus? . . . . Noch eine Diste,
An der ich mich vielleicht ermüde;
Zum letzten Mal gewagt! Es sey!
Nacht zusammlig, knappig, bal bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen . . . .
Doch ach! der Bovist platzt entzwei!

Famulus.

Fahrt auseinander, schwankt und schwebet!
Blitzartig, schwarzen Zings, umgebet
Den eingeborungnen Herrensohn!
Unsichre schauderhafte Kreise!
Schweigsamen Zittigs, Fledermäuse!
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephistophiles (sich wärmend).

Viel klüger, scheint es, bin ich nicht geworden;
Absurd ist's hier, absurd im Norden,
Gespenster hier wie dort verbreitet,
Volk und Poeten abgeschmackt,
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall ein Stimmentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Wesen daß mich's schauerte . . . .
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.

(Sich zwischen dem Gestein verirrend.)

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun ist's ein Graus.
Ich kam dabei auf glatten Wegen,
Und jetzt steht mir Gerölf entgegen.
Vergebens klettr' ich auf und nieder,
Wo sind' ich meine Sphinxe wieder?
Er toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein solch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß' ich frischen Herrenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! Mein Gebirg ist alt,
Steht in ursprünglicher Gestalt.
Verehre schroffe Felsenspitze,
Des Pindus letztgebornie Zwitze.
Schon stand ich unerschüttert so
Als Ober mich Pompejus hob.
Daneben, daß Gewölk des Windes,
Verschwindet schon beim Kreißen des Hauchs.
Da ichen Mädchen irr' ich oft entstehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephistophiles.

Erz Ehre dir, ehrwürdiges Haupt!
Vom hoher Eichenkraft umlaubt,
Der allerklarste Monteuschein
Dringt nicht zur Finsternis herein. —
Doch neben am Gebüsche zieht
Ein Licht das gar bescheiden glüht.
Wie sich das alles fügen muß!
Fürwahr! es ist Homunculus.
Wohin des Wegs, du Kleinigeselle?

Homunculus.

Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im besten Sinn entstehn.
Voll Ungeduld mein Glas entzwei zu schlagen;
Allein was ich bisher gesehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu sagen:
Zwei Philosophen bin ich auf der Spur.
Ich berühre zu, es buch: Natur! Natur!
Von diesen will ich mich nicht trennen,
Sie müssen doch das ireiste Wesen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende
Wohin ich mich am allerfüglichsten wende.

Mephistophiles.

Das thu' auf deine eigne Hand!
Denn, wo Gespenster Platz genommen,
Ist auch der Philosoph willkommen.
Damit man seiner Kunst und Gunst sich freue,
Erschafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand;
Wirst du entstehn, entstieh' auf eigne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath ist auch nicht zu verschmähn.

Mephistophiles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter sehn.

(Trennen sich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein starrer Sinn will sich nicht beugen.
Bedarf es weil'res dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt sich jedem Winde gern,
Doch hält sie sich vom schroffen Felsen fern.

Anaxagoras.

Durch Feuerdunst ist dieser Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten ist Lebendiges erstanden.

Homunculus (zwischen beiden).

Laßt mich an eurer Seite gehn,
Mir selbst gelüstet's zu entstehn!

Anaxagoras.

Hast du, o Thales, je, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Walten
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Neptunischer Dämpfe Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens stark Kruste
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Er ist auch da, und das ist gut zuletzt.
Mit solchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk zum Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Wurmidonen,
Die Felsenspalten zu bewohnen,
Pygmäen, Imsen, Däumerlinge,
Und andre tüchtig kleine Dinge.

(Zu Homunculus.)

Nie hast du Großem nachgestrebt,
Einsiedlerisch beschränkt gelebt;
Kannst du zur Herrschaft dich gewöhnen,
So laß ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was sagt mein Thales?

Thales.

Wär's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten.
Wie Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin! die schwarze Kranich-Wolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde so dem König drohn.
Mit scharfen Schnäbeln, Krallen-Beinen,
Sie stechen nieder auf die Kleinen;
Verhängnis wetterleuchtet schon.
Ein Frevel rächte die Reiher,
Umstellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordesschwefe Regen,
Schafft grausam-blutigen Rache-Segen.

Erregt der Nahverwandten Wuth,
Nach der Pygmäen freiem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiterstreich den Zwergen?
Wie sich Daktyl und Junge regen!
Schon wankt, es stürzt, es stürzt das Heer.

Anaxagoras
(nach einer Pause feierlich).

Kennt' ich bisher die Unterirdischen loben.
So wend' ich mich in diesem Fall nach oben . . .
Du! droben ewig unverhaltete,
Dreinamige Dreigestaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Busens Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Brusterweiternde, im Tiefsten sinnige,
Du ruhigschreitende, gewaltsamminnige,
Erhöhne deiner Schatten grausen Schaud,
Die alte Macht sey ohne Zauber kund!
(Pause.)
Bin ich zu schnell erhört!
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur gestört?
Und ärger, immer größer nahet schon
Der Göttin rundumschriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
Ins Düstre rötet sich sein Feuer . . .
Nicht näher! bedrohnmächtige Runde,
Du reichst uns und Land und Meer zu Grunde!
Es wär' es wahr, daß dich thessalische Frauen,
In frevelnd magischem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgezaubert?
Verderbtschaffet dir Aberrungen? . . .
Das lichte Schild hat sich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Weh! ein Gegraffel! Weh! ein Zischen!
Ein Donnern, Windgetöhn dazwischen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.
(Wirft sich auf Angesicht.)

Thales.

Was dieser Mann nicht alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht wie uns geschah.
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Gestehen wir, es sind verrückte Stunden.
Und Luna wiegt sich ganz benommen
An ihrem Platz so wie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz.
Der Berg war rund, jetzt ist er spitz.
Ich spürt' ein ungeheures Prasseln,
Der Fels war aus dem Mond gefallen;
Gleich hat er, ohne nachzudenken,
Es Freund als Feind gemeuchlet, erschlagen.
Doch muß ich solche Künste loben.
Die schöpferisch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dies Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garstige Braut!
Daß du nicht König wurst ist gut.
Nun fort zum heitern Meeresstrande,
Dort hegst und ehrt man Wunderkräfte.
(Entfernen sich.)

Mephistophiles
(an der Gegenseite hervorend).

Da muß ich mich durch steile Felsenriegeln,
Durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunst
Hat was vom Pech und das hat meine Gunst:
Zunächst der Schwefel . . . . Hier bei diesen Griechen
Ist von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuspüren
Wenns sie Höllenmaal und Flamme führen.
Dryas.

In deinem Lande sey einheimisch klug.
Im fremden bist du nicht gewandt genug.
Du solltest nicht den Sinn zur Heimath kehren.
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephistophiles.

Man denkt an das was man verließ.
Was man gewohnt war bleibt ein Paradies.
Doch sagt: was in der Höhle dort,
Bei schwachem Licht, sich dreifach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort.
Uns spricht sie an, wenn dich nicht schauert.

Mephistophiles.

Warum denn nicht! — Ich sehe was, und staune!
Es steig in die, muß ich mir selbst gestehn:
Dergleichen hab' ich nie gesehn.
Die sind ja schlimmer als Alraune. . . .
Wird man die unverworfnen Sünden
Im mindesten noch häßlich finden.
Wenn man dies Dreigethüm erblickt?
Wir hatten sie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollsten unsrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt. . . .
Sie regen sich, sie scheinen mich zu spüren.
Sie zwitschern pfeifend, Fledermaus-Lumpuren.

Phorkyaden.

Gebt mir bald Augn, Schwestern, daß es trage.
Wer sich so nah an unsre Tempel wage.

Mephistophiles.

Verehrteste! Erlaubt mir euch zu nahen
Und euren Segen drüsch zu empfahn.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter.
Doch, ihr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.
Altwürdige Götter hab' ich schon erblickt,
Vor Dys und Rhea tiefstens mich gebückt;
Die Parzen selbst, ees Chaos, eure Schwestern.
Ich sah sie gestern — oder ehegestern;
Denn eures Gleichen hab' ich nie erblickt.
Ich schweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er scheint Verstand zu haben dieser Geist.

Mephistophiles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preist't.
Und sagt: wie kam's, wie konnte das geschehen?
Im Bilde hab' ich nie euch Würdigste, erblickt:
Versuch's der Meister doch euch zu erreichen.
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Versenkt in Einsamkeit und stille Nacht
Hat unser Drei noch nie daran gedacht!

Mephistophiles.

Wie sollt' es auch? da ihr der Welt entrückt,
Hier niemand sieht und niemand euch erblickt.
Da müßten ihr an solchen Orten wohnen
Wo Pracht und Kunst auf gleichem Sinn thronen.
Wo jeden Tag, bedenk, im Doppelschritte,
Ein Marmorbildner als Held ins Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige still und sieh und kein Gelüsten!
Was hilft es uns und wenn wir's besser wüßten?

In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Bekannt uns selbst, ganz eben unbekannt.

Mephistopheles.

In solchem Fall hat es nicht viel zu sagen.
Man kann sich selbst auch andern übertragen,
Euch Dreien genügt Ein Auge, genügt Ein Zahn.
Da ging es wohl auch mythologisch an
In zwei die Wesenheit der drei zu fassen,
Der dritten Bildniß mir zu überlassen,
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's euch! ging es an?

Die Andern.

Versuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

Mephistopheles.

Nun habt ihr grad das Beste weggenommen.
Wie würde da das fürwahr Bild vollkommen!

Eine.

Drück' du ein Auge zu, 's ist leicht geschehn,
Laß alsofort den Einen Raffzahn sehn,
Und, im Profil, wirst du sogleich erreichen
Geschwisterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephistopheles.

Bei Ehr'! Es sey!

Phorkyaden.

Es sey!

Mephistopheles.

(als Profil im Profil).

Da steh' ich schon.
Des Chaos vielgestaltet Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter sind wir unbestritten.

Mephistopheles.

Man schilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

Phorkyaden.

Im neuen Drei der Schwestern weiche Söhne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne.

Mephistopheles.

Vor aller Augen muß ich mich verstecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erschrecken.
(Ab.)

Felsbuchten des Aegäischen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen.

(auf den Klippen umher gelagert, flötend und singend).

Hoven sonst bei nächtlichem Grauen
Dich thessalische Zauberfrauen
Freventhaft herabzuziehen,
Bilder rubig von dem Bogen
Dunkler Nacht auf Zitterwogen
Mitbewegend Glanzgewimmel,
Und erkennete das Gestimmel
Daß sich auch den Wogen hebt,
Dir zu jedem Dienst erhebt,
Schöne Luna, fern und gnädig!

Nereiden und Tritonen.

(als Meermenschen).

Tönet laut in scharfen Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen,
Volk der Tiefe ruft vertraut!
Vor des Sturmes grausen Schlünden
Flüchten wir zu stillen Gründen,
Heiter Sang zieht uns heran.

Seht! Wie wir im Heckentalten
Uns mit goldnen Ketten umhalten,
Auch zu Frau' und Schwestern,
Spange und Gürtelschmuck verwirken.
Alles das ist eure Freude!
Schöpf, fantasirend hier verschlungen,
Habt ihr uns herausgesungen,
Ihr Dämonen unsrer Macht.

Sirenen.

Wissen's wohl, in Meeresfrische
Glatt behagen sich die Fische,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch! ihr festlich regen Scharen,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fische seyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hierher gekommen
Haben wir's in Sinn genommen,
Schwestern, Brüder, jetzt geschwind!
Heut bedarf's der kleinsten Reise,
Zum vollgültigsten Beweise,
Daß wir mehr als Fische sind.
(Entfernen sich.)

Sirenen.

Fort sind sie im Nu!
Nach Samothrace grade zu,
Verschwunden mit günstigem Wind.
Was denken sie zu vollführen
Im Reiche der hohen Kabiren?
Sind Götter! wundersam eigen.
Die sich immerfort selbst erzeugen,
Und niemals wissen was sie sind.

Bleibe auf deinen Höhn,
Helle Luna, gnädig stehn;
Daß es nächtig verbleibe,
Und der Tag nicht vertreibe.

Thales.

(am Ufer zu Homunculus).

Ich führte dich zum alten Nereus gern;
Zwar sind wir nicht von seiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf
Der widerwärtige Sauertopf.
Das ganze menschliche Geschlecht
Macht's ihm, den Griesgram, nimmer recht.
Doch ist die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat jedermann Respect,
Und ehret ihn auf seinem Posten;
Auch hat er manchem wohlgethan.

Homunculus.

Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme kosten.

Nereus.

Sind's Menschenstimmen, die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefsten Herzen grimmt!
Gemüte, strafsam Götter zu erreichen.
Und doch verdammt sich immer selbst zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn.
Doch trieb mich's an den Besten wohlzuthun;
Und schaut' ich dann jetzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir;
Du weißt der Weise, treib' uns nicht von hier!
Schau' diese Flamme, menschenähnlich zwar,
Sie kennem Rath erzeugt sich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath! Hat Rath bei Menschen je gegolten?
Ein klugs Wort erklingt im harten Ohr.
So oft auch That sich grimmig selbst vereitelt,
Bleibt doch das Volk eigensinnig wie zuvor.

Wie bab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh sein Gelüst ein fremdes Weib umgarnt.
Am griechischen Ufer stand er rühmlich da,
Ihm kündet' ich was ich im Geiste sah:
Die Lüfte zaudernd, überstrebend Roth,
Gezückte allzeit, unten Mord und Tod:
Troja's Gerichtstag, rhythmisch festgebannt,
Jahrtausenden zu schrecklich als gekannt.
Des Alten Wort dem Frechen schien's ein Spiel.
Er folgte seiner Lust und Ilion fiel —
Ein Riesenleichnam, starr nach langer Qual.
Des Pindus Ahlern gar willkommnes Mahl.
Ulyssen auch! sagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Listen, des Cyclopen Graus?
Das Zaubern fein, der Sinnen leichten Sinn,
Und was mit alles! braucht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeschaukelt ihn, doch [illegible]nung,
Der Woge Gunst an gastlich [illegible] trug.

Thales.

Dem weisen Mann giebt solch Betragen Qual;
Der alte hoch versucht es noch einmal.
Ein Quentchen Dankt wird, hoch ihm zu vergnügen,
Die Centner Undankt völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünscht weiblich zu entstehn.

Nereus.

Verkehrt mir nicht den seltensten Humor!
Ganz anders steht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeschieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht euer Boden trägt
Ein schön Gebild das sich so zierlich regt.
Sie werfen sich, anmuthigster Gebärde,
Vom Wasserdrachen auf Neptunus Pferde,
Dem Element aufs zarteste vereint,
Daß selbst der Schaum sie noch zu heben scheint.
Im Farbenspiel von Venus' Muschelwagen
Kommt Galatee, die schönste nun, getragen.
Die, seit sich Psyché von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin selbst verehrt.
Und so besitzt die Holde, lange schon,
Als Erdin, Tempelstadt und Wogenthron.

Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenstunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann:
Wie man entstehn und sich verwandeln kann.
(Entfernt sich gegen das Meer.)

Thales.

Wir haben nichts durch kleinen Schritt gewonnen.
Trifft man auch Proteus, gleich ist er zerronnen.
Und steht er euch, so sagt er nur zuletzt
Was Staunen macht und in Verwirrung setzt.
Du bist einmal bedürftig solchen Raths,
Versuchen wir's und wandeln unsres Pfads!
(Entfernen sich.)

Sirenen
(oben auf den Felsen.)

Was sehen wir von Wellen
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel
Aufgaben weiße Segel.
Es darf sich sie zu schauen,
Verlärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunter klimmen,
Vernehmt ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.

Was wir auf Händen tragen
Soll allen euch behagen.
Cyclopen's Riesen-Schilde
Entglänzt ein streng Gebilde:
Sind Götter die wir bringen:
Müßt hohe Lieder singen.

Sirenen.

Klein von Gestalt,
Groß von Gewalt,
Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.

Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Fest zu führen;
Denn wo sie heilig walten,
Neptun wird freundlich schalten.

Sirenen.

Wir sitzen euch nach;
Wenn ein Schiff zerbricht,
Unwiderstehbar an Kraft
Schützt ihr die Mannschaft.

Nereiden und Tritonen.

Drei haben wir mitgenommen,
Der Vierte wollte nicht kommen,
Er sagte er sey der Rechte,
Der für sie alle dichte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen.

Wo sind die drei geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu sagen,
Sind im Olymp zu ertragen;
Dort weilt auch wohl der Rothe.
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewährig,
Doch alle noch nicht fertig.

Diese Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnsuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir sind gewohnt:
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond
Hinzubeten, es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unser Nahm zum höchsten prangt
Dieses Fest anzuführen:

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Nahms'.
Wo und wie er auch prangt,
Wenn sie das goldne Vließ erlangt.
Ihr die Kabiren.
(Wiederholt als Klingklang.)
Wenn sie das goldne Vließ erlangt.
Wir! ihr! die Kabiren.

Nereiden und Tritonen
(ziehen vorüber).

Homunculus.

Die Ungestalten seh' ich an
Als ehrenfeindliche Idole,
Man stehen sie die Weisen dran
Und brechen harte Klöße.

Thales.

Das ist es ja was man begehrt!
Der Rost macht erst die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher desto respectabler.

Thales.

Wo bist du Proteus?

Proteus
(dazwischen, bald nah, bald fern).

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch, einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß du sprichst vom falschen Orte.

Proteus
(als aus der Ferne).

Leb' wohl!

Thales
(leise zu Homunculus).

Er ist ganz nah. Nun leuchte fleißig!
Er ist neugierig wie ein Fisch;
Und wo er auch gestaltet flocht,
Durch Flammen wird er durchgelockt.

Homunculus.

Ergleich' ich gleich des Lichtes Menge,
Beschränken doch, daß ich das Glas nicht sprenge.

Proteus
(in Gestalt einer Riesen-Schildkröte).

Was leuchtet so anmuthig schön!

Thales
(den Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn du Lust hast kannst du's näher sehn.
Die kleine Mühe laß dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menschlichen beiden Füßen.
Wie unsern Gunsten seh's, mit unserm Willen,
Wer schauen will was wir verhüllen.

Proteus (viel gestalteter).

Weltweise Knirpse sind dir noch bewußt.

Thales.

Gestalt zu wechseln bleibt noch deine Lust.
(Hat den Homunculus entblößt.)

Proteus (erstaunt).

Ein leuchtend Zwergleins! Niemals noch gesehn!

Thales.

Es fragt um Rath, und möchte gern entstehn.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtigkeiten.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht.
Doch wär' er gern sogleich verkörpertlicht.

Proteus.

Du bist ein wahrer Jungfern-Sohn,
Ey du seyn solltest bist du schon!

Thales (leise).

Auch scheint es mir von andrer Seite fertig.
Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch.

Proteus.

Da muß es bald einer glücken.
So wie er anfangt wird sich's schicken.
Doch gilt es hier nicht viel besinnen.
Im weiten Meere magst du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran,
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunzelt so und mir behagt der Duft!

Proteus.

Das glaub' ich, zärtlichster Junge!
Und weiter hin wird's viel verlockender.
Auf dieses schmalen Strandesenge
Der Dunstkreis noch anschaulicher;
Da vorne sehen wir den Zug,
Der eben verschwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreifach merkwürdiger Gesterisritt!

Teichinen von Rhodus.
auf Hippokampen und Meerdrachen. Neptunens
Dreizack handhabend.

Chor.

Wir haben den Dreizack Neptunen geschmiedet
Womit er die regellos Wellen begrätet,
Entblättet der Donn'rer die Wolken, die vollen,
Entgegnet Neptunus dem gräulichen Rollen;
Und wie auch von oben es sachte erdröhnt,
Wird Woge nach Woge von unten gestreift;
Und weit aus bayerischen in Königlein strahlen,
Wird, lange gesäubert, vom Tiefsten verschlungen;
Weshalb er uns heute den Scepter gereicht, —
Nun schwören wir festlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Gegenblicken,
Heiterem Tand Gewandeten,
Gruß zur Stunde, die erregt
Luna's Hochverehrung regt!

Teichinen.

Allerschönste Göttin am Boden da droben!
Du birgst mit Entzücken den Bruder belogen.
Der seligen Mondnacht verliebt du ein Ohr.
Dort steigt ihm ein ewiger Plan hervor.
Beginnt er den Tagslauf und ist es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenvollzug an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle,
Gefallen dem Gotte, sind lieblich und helle.
Kein Nebel umschwebt uns, und schleicht er sich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen und die Insel ist rein!
Da schaut sich der Hehre in hundert Gestalten,
Als Jüngling, als Rieken, den großen, den wilden.
Wir ersten wir waren's, die Göttergewalt
Aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Proteus.

Laß du sie singen, laß sie prahlen!
Der Sonne heiligen Lorbeerstrahlen
Sind todte Worte nur ein Spaß.
Das bildet, schmeichelnd, unverdrossen;
Und haben sie's in Erz gegossen,
Dann denken sie es wäre was.
Was ist's zuletzt mit diesen Statuen?
Die Götterbilder standen groß. —
Zerstörte sie ein Erdestoß;
Sogleich sind sie wieder eingehauen.

Das Erdetreiben, wie's auch sey,
Ist immer doch nur Plackerei;

Dem Leben frommt die Welle beſſer;
Dich trägt uns ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.

(Er vernandelt ſich.)

Schon iſt's getban!
Da ſoll es dir zum Schulen glücken,
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thetis.

Sieh nach dem Idylchen Verlangen
Von vorn die Sechſprung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſey bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen baſt du Zeit.

Homunculus

(beſteigt den Proteus-Delphin).

Proteus.

Komm geiſtig mit in feuchte Weite,
Da treff du gleich in Land' und Breite,
Beliebig reaſſi du dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden;
Denn biſt du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl fein
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſeyn.

Proteus (zu Thales).

So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſcharen
Sah' ich dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Nereus

(auf dem Delphin reitend).

Weich ein Ring von Wildfeuer ründet
Um den Mond ſo runden Kreis!
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet
Ihre dränſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus

(zu Thales reitend).

Nennte wohl ein nächtiger Wanderer
Dieſen Mondhof Luftererſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind zum andrer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben ſind es, die bedeuten
Meiner Tochter Muſchelpferd.
Wunderfungs beſondrer Art,
Ungeſtemt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte das fürs Beſte
Was dem wackern Mann gefällt.
Wenn im ſtillen warmen Neſte
Sich ein Heiliges ſedend hält.

Pſyllen und Marſen

(auf Meerblättern, Meerſtäbern und Federn).

In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verſchüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Unwerdt vom ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtill-bewußtem Behagen,
Bewahren wir Cyperns Wagen
Und führen, dem Sauen der Nächte,
Durch ſtetiges Weiterſtechte,
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte.

Die lieblichſte Tochter heran.
Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geklauelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wehrt und thront,
Sich wechſelnd wogt und weht,
Sich verirrt und verirrlichet.
Saaten und Städte nivellirt.
Wir, ſo fertan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Nereus.

Leicht beweat, in mäßiger Eile,
Um den Wagen Kreis um Kreis,
Bald verſchwunden Zeil' an Zeile
Schlangenartig reihenweiſ',
Rabt euch rüſtige Nereiden,
Deren Frauen, geſällig wirb,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galatee'n, der Mutter Bild;
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeigehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih uns Luna Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendchor!
Denn wir jagen ihre Gatten
Unſerm Vater rettend vor.

(Zu Nereus).

Knaben ſind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn.
Sie, auf Schilf und Moos geretter,
Aufgewärmt zum Licht heran;
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau' die Holden gnädig an!

Nereus.

Hoch iſt der Doppelgewinn zu ſchätzen:
Barmherzig ſeyn, und ſich zugleich ergetzen.

Doriden.

Loſt du Vater unſre Walten,
Gönnt uns wohlerworbne Luſt;
Laß' uns feſt, unſterblich halten
Sie an ewiger Jugendbruſt.

Nereus.

Möcht' euch des ſchönen Faunes freuen,
Den Jünglina bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Weite, die euch weht und ſchaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Beſtand,
Und hat die Neigung aufgeſpeichert,
So ſeyt gemächlich ihr am Land.

Doriden.

Ihr, holde Knaben, ſeyd uns werth;
Doch müſſen wir traurig ſcheiden:
Wir haben ewige Treue bezeiget,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur ſo ferner labt,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie ſo gut gehabt
Und wollen's nicht beſſer haben.

Galatee

(auf dem Muſchelwagen nähert ſich).

Lynceus.
Du bist es, mein Liebchen!
Galatee.
O Vater! das Glück!
Drängst, verweilet! mich fesselt der Blick.
Lynceus.
Vorüber schon, sie fliehen vorüber
In reißenden Schwingungs Bewegung!
Was rühmwert sie dir innre, herrliche Regung!
Ach! nähmen sie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergetzt.
Das er das ganze Jahr ersetzt.
Thales.
Heil! Heil! auf neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schwan, Wahren durchdrungen . . .
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Denn ahnt' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Erdine nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du bist's der das frischeste Leben erhält.
Echo
(Chorus der Ammuthen Kreis).
Du bist's denn das frischeste Leben entzückt.
Nereus.
Eile schwankend fern zurück,
Drängen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenreihen,
Sich fadenmäßig zu erweihen,
Wunder ich die unabsehige Schaar.
Aber Galatee's Muschelthron
Seh' ich schon und aber schon.
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Gesteinet leuchtet durchs Gedränge!
Auch noch so fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.
Homunculus.
In dieser holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte
Ist alles reizend schön.
Proteus.
In dieser Lebensfeuchte
Erglänzt erst deine Leuchte
Mit herrlichem Gerön.
Nereus.
Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unseren Augen sich offenbaren?
Was kommt um die Muschel um Galatee's Füße?
Bald schwer es wächst, bald tierisch, bald süße.
Als wär' es von Psychen der Liebe gerührt.
Thales.
Homunculus ist es, von Proteus verführt . . .
Es sind die Symptome des herrlichen Sehnens.
Mir ahnet das Nahen verschleierten Dröhnens;
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron:
Jetzt kommt es, nun blitzt es, erzittert sein Sohn.
Sirenen.
Welch feuriges Wunder verklärt uns die Weiten.
Die gedrängtesamder sich funkelnd zerstreiten?
Es leuchtet's und schwanket und beuget hinan:
Die Körper sie glühren auf nächtlicher Bahn.
Und rinnt ist alles vom Feuer umronnen:
So verriche denn Trost, der alles begonnen!
Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen;
Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!
Heil den festen Abenteuer!
Alle.
Heil den mildgesonnen Lüftren!
Heil gebirnmächtigen Grüften!
Hochgefeiert sind alsdann
Elementar' ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaste des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Trojanerinnen.
Panthalis, Oberführerin.
Helena.
Bewundert viel und viel gescholten, Helena.
Vom Strande kommt ich wo wir erst gelandet sind.
Noch immer trunken von des Gewoges erasamem
Geschaukel, das vom perpetischen Wasserfall und der
Auf strändigsdem Rücken, durch Peleidens Gunst
Und Eurus Kraft in barrierländische Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr sammt den tapfersten seiner Krieger sich.
Du aber heiße mich willkommen hohes Haus.
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange sich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut;
Und, als ich hier mit Kipkämmerern schwesterlich,
Mit Castor und auch Pollux fröhlich spielend wuchs.
Vor allen Häusern Sparta's herrlich ausgeschmückt.
Gezählet sind mir der ehrnen Pforte Flügel hier!
Durch eure gastlich labendes Weiterstehen einst
Geschah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Gestalt entgegenleuchtete.
Eröffnet mir sie wieder, daß ich ein Eilabet
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir
Was mich umstürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn seit ich diese Stelle sorgenlos verließ,
Entbrennt Tempel befindend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der pharaische,
Ist viel geschehen, was die Menschen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Saat wachsend sich zum Mährchen spann.
Chor.
Verschmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchsten Gutes Ehrenbezug!
Denn das größte Glück ist dir einzig beschieden:
Der Schönste Knabe, der vor allen sich beut,
Dem Herben nennt sein Name voran.
Drum schreitet er stolz,
Doch benutzt Gelenk harmächtigster Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.
Helena.
Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeschifft
Und nun von ihm zu seiner Stadt vorausgesandt;
Doch welchen Sinn er deuten mag errath' ich nicht.
Kennt' ich als Gattin? kennt' ich eine Königin?
Kennt ich ein Opfer für des Fürsten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeschick?
Erspart ihn ich, es gelangen wenig ich nicht!
Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die
Unsterblichen

Mardochai.

O Unvergleichliche, du haſt gar nichts zu wagen;
Wer deine Schönheit ſieht, der kann dir nichts verſagen.
Und in Geſetzen ſind die Strafen nur gehäuft,
Weil man ſonſt gar zu grob den König überläuft.

Eſther.

Und ſollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Waſti Sturz, ich mag es nicht probieren.

Mardochai.

So iſt dir denn der Tod des Freundes einerley?

Eſther.

Allein was hälf' es dir? Wir ſtürben alle zwey?

Zweideutig mir, der Sphingestalt bedenkliche
Begleiter, die an dieser Schwelle mir sogar
Mit bäßlich drohender Gegenwart zur Seite stehn.
Denn sagen im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur selten an, auch sprach er kein traulich Wort.
Als wenn er Unheil sänne saß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgestad
Hinangefahren, der verbern Schiffe Schnäbel saum
Das Land begrüßten, sprachter, wie vom Gott bewegt:
Hier steigen meine Krieger nach der Ordnung aus.
Ich musters sie am Strand des Meeres hingereiht.
Du aber ziehe weiter, ziere des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf.
Die Rosse lenkend auf der feuchten Wiese Schmuck.
Bis daß zur saftenen Ebene du gelangen magst.
Wo Lakedämon, einst ein fruchtbar weites Feld,
Von ernsten Bergen nah umgeben, angebaut,
Berrete dann das hochgethürmte Fürstenhaus,
Und musters mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelassen, sammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor.
Wie sie beim Vater hinterließ und die ich selbst
Im Krieg und Frieden, stets vermehrend, aufgehäuft.
Du findest alles nach der Ordnung stehen; denn
Das ist des Fürsten Vorrecht, daß er alles treu
In seinem Hause, wiedertehrend, finde, noch
Am seinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für sich der Knecht Gewalt.

Chor.

Freunde nun am herrlichen Schatz,
Dem stets vermehrten, Augen und Brust;
Denn der Kette Zier, der Preune Geschmeid
Da ruhn sie stets, und sie dünken sich was;
Doch tritt nur ein und fordre sie auf.
Sie rüsten sich schnell.
Mich freuet zu sehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelsteine.

Helena.

Sobald erfolgte des Herrn fernetes Herrscherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgesehn,
Dann nimm so manchen Dreifuß, als du nöthig
glaubst,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer sich
Zur Hand verlangt, vorzüglich heiligen Festgebrauch.
Die Kessel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinste Wasser aus der heiligen Quelle schöpf
In deinen Krügen; ferner auch das trockne Holz.
Der Flamme schnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeschliffnes Messer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
Ee sprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems spüchzet mir der Ordnende,
Daß er, die Olympier zu verehren, schlachten will.
Bedenklich ist es; doch ich sorge weiter nicht,
Und alles bleibe todten Göttern heimgestellt.
Die das vollenden, was in ihrem Sinn sie dünkt:
Es möge gut von Menschen, oder möge böß
Gedichtet seyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das schwere Beil der Opferude
In des erbeuteten Thieres Nacken weidend auf,
Und kennt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwischenkunft.

Chor.

Was geschehen werde sinnst du nicht aus.
Königin, schreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böses kommt
Unerwartet dem Menschen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, saßen wir dem
Tod vor Augen, schmählichen Tod;
Und sind wir nicht hier
Die gesellt, blendbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das sanfte der Erde
Huldvoll, hoch, uns Glücklichen!

Helena.

Seyd's wie es sey! Was euch bevorsteht, wir geziemt
Hinaufzusteigen ungesäumt in das Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel erfreut, und fast ver-
schergt.
Mir abermals vor Augen steht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich so unstätig nicht empor
Die hohen Stufen die ich sinnisch überspring.

Chor.

Werfet, o Schwestern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen ins Weite;
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauses Herd,
Zwar mit Spät zurückkehrendem,
Aber mit desto festerem
Fuße freudig herannaht.

Preiset die heiligen,
Glücklich verstellenden
Und heimführenden Götter:
Schwest der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Raubste, wenn umsonst
Der Gefangene, sehnsuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin,
Armausbreitend sich abhärmt.

Aber sie ergriff ein Gott
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher sie zurück
In das alte, das neugeschmückte
Vaterhaus,
Nach unsäglichen
Freuden und Qualen,
Früher Jugendzeit
Angetraute zu gedenken.

Panthalis
(als Thorhüterin).

Verlasset nun des Gesanges freudumgebenen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euren Blick.
Was seh' ich, Schwestern! Kehret nicht die Königin
Mit heftigen Schritten Neuung wieder zu uns her?
Was ist es, große Königin, was kommte dir
In deines Hauses Hallen, statt der Deinen Gruß.
Erschütterndes begegnen? Du verbirgst es nicht;
Denn Widerwillen seh' ich an der Stirne dir.
Im edlen Zürnen, das mit Ueberraschung kämpft.

Helena

(welche die Thürflügel offen gelassen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht.
Und flüchtigleise Schreckensband berührt sie nicht;
Doch das Entsetzen, das dem Sterbs der alten Nacht,
Vom Urbeginn entstiegend, vielgestaltet noch
Wie glühende Wolken und des Berges Feuerschlund
Herauf sich wälzt, erschüttert auch des Helden Brust.
So haben heute grauenvoll die Sygisthen
Ins Haus den Einzug mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langersehnter Schwelle mich,
Entsaßtarm Gasse gleich, entfernend scheiden mag.

Doch nein! zwischen hin ich der aus Licht, und soll'
Ihr weiter nicht mich treiben. Möchte, wer ihr seyd:
Auf Weide will ich kamen, dann getrieben man
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir vertrauend beistehn, was begegnet ist.

Helena.

Was ich gelehren soll ihr selbst mit Augen seht,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht sogleich
Zurückgestaltungen in ihrer Tiefe Mutterschoos.
Doch daß ihr's wisset, sag' ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs-Hauses ernsten Binnenraum,
Der nächsten Pflicht getreulend, feierlich betrat.
Erstaunt' ich ob der hohen Gänge Schweigsamkeit.
Nicht Schall der emsig wandelnden bezeugete
Dem Ohr, nicht raschgeschäftiges Citiathum dem Blick,
Und keine Magd erschien mir, keine Schaffnerin.
Die jeden Fremden freundlich sonst begrüßenden.
Als aber ich dem Schoose des Herdes mich genaht.
Da sah ich, bei verglommener Asche kaurm Rest.
Am Boden sitzen weich verhülltes großes Weib.
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der
Sinnenden.
Mit Herrscherworten ruf' ich sie zur Arbeit auf.
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorsicht dinterlistig angestellt;
Doch eingefaltet sitzt die unbeweglliche;
Nur endlich rührt sie, auf mein Drängen, den rechten
Arm.
Als wiese sie vom Herd und Hause mich hinweg.
Ich wende gärnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos
Geschmückt sich hebt und nah daran das Schaugemach;
Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf.
Getreten mir den Weg vertretend, zeigt es sich
In hagrer Größe, hohler, blutgetrübten Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch aufzubaun.
Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich ans Licht hervor!
Hier sind wir Meister, bis der Herr und König
kommt.
Die grausen Nachtgeburten drängt der Schönheit
freund
Phöbus hinweg in Höhlen, wöre dämtigt sie.

Phorkyas

(auf der Schwelle zwischen den Thürpfosten auftretend).

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe;
Schreckliches hab' ich vieles gelehen.
Kriegrischen Jammer, Zitos' Macht.
Als es fiel.

Durch das umwölkte, flammende Toben
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme schallen durchs Feld,
Mauerwärts.

Ach! sie standen noch, Ilios'
Mauern, aber die Flammenlohe
Zog vom Nachbar zu Nachbar sehen,
Sich verbreitend von hier und dort.
Mit des ewigen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend sah ich, durch Rauch und Gluth
Und der gänzenden Flamme Lehe,
Grässlich gärnender Götter Nahn.
Schreitend Wundergestalten,
Riesengroß, durch öfteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder blendete
Mir der angstumstaunerne Geist
Solches Verworrene? sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dies
Gräßliche hier mit Augen schau'
Solches gewiß ja weiß ich;
Know' es mit Händen fassen gar,
Hielte von dem Geliebtesten
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur bist du?
Denn ich vergleiche dich
Diesem Geschlechte.
Bist du vielleicht der grangebornen,
Einen Auges und Einen Zahns
Wechselsweis theilhaftigen
Graien eine getommen?

Wagest du Scheusal,
Reden der Schönheit,
Doch vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer.
Denn das Häßliche schaut Er nicht.
Wie sein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeschick
Zu dem unsäglichen Augenkummer,
Den das Verwerfliche, Gestaltlose
Schönheitliebenden rege macht.

Ja so höre denn, wenn du frech
Und entgegenest, höre Fluch,
Höre jeglicher Scelte Drohn
Aus dem verwünschenden Munde der Glücklichen.
Die von Göttern gebildet sind.

Phorkyas.

Alt ist das Wort, doch bleibt's hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zusammen. Hand in
Hand.
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß.
Daß, wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heimwärt weiter fort.
Die Scham verödet, die Schönheit aber freut gesinnt,
Bis sie zuletzt des Drangs heiße Nacht umfängt.
Wenn nicht das Alter sie vorher gebändigt hat.
Euch sind' ich nun, ihr Frauen, auf der Freude der
Mit Uebermuth erfassen, gleich der Kraniche
Laut-heiter klingendem Zug, der über unser Haupt,
In langer Weite, reichend sein Geton herab
Schickt, das den stillen Wanderer über sich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn sie ihren Weg dahin.
Er geht den seinen; also wird's mit uns geschehn.

Wer seyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalast
Mänadisch wild, Betrunkenen gleich, umtoben dürft?
Wer seyd ihr denn, daß ihr des Hauses Schaffnerin
Entsonnen heuter, wie dem Mund der Hunde Staar?
Warnt ihr, verdorben sey mir welch Geschlecht ihr
seyd?
Du frauerzeugte, schlachterfreute, junge Brut!
Mannlostlue du, so wie verführt, verführende!
Sinnverrendete, Kriegers auch und Bürgers Kreis.

Zu Hauf euch ſeyend ſchrint mir ein Lieuden-Schwarm
herabzuſtürzen, deckend grünende Feldersaat.
Verpeſtetrinnen fremden Kiebes! Raſchende
Verunehrerinnen aufgetrimmten Wohlſtands ihr!
Erevert, martvertauft, verkaufte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt.
Der Gerechtin Haubrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir
Geleiſtet als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern
Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fraat der Herr, nur
wie er diene.

Drum ſchweige du und ariſe ſie nicht länger an.
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher.
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht.
Das gottbegnadigten Herrſchers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Du du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum vertritt.
So faſſe ſämmtlich erſchlaffte Zügel, verrichte nun.
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtliche was dazu.
Vor allem aber ſchütze mich die ältere
Vor dieſer Schaar, die, neben ihrer Schönheit
Gewalt,

Nur ſchlecht bekleidet ſommerhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit.

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand.

(Von der an erwiedern die Entrüſtete, ringsum aus dem Chor herausstürmend.)

Chorführerin 1.

Den Vater Erebus meide, meide von Mutter Nacht.

Phorkyas.

So ſprich von Scylla, ſcheußlich die Geſchwiſterkind.

Chorführerin 2.

An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r
empor.

Phorkyas.

Zum Orcus dim! da ſuche deine Sippſchaft auf.

Chorführerin 3.

Die dorten wohnen ſind dir alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tiresias, den Alten, gehe buhlend an.

Chorführerin 4.

Orions Amme war die Ur-Urenkelin.

Phorkyas.

Harpyen, wähn' ich, fütterten dich im Unſtath auf.

Chorführerin 5.

Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Binſe nicht, wonach du allzuläſtern biſt.

Chorführerin 6.

Bezierig du auf Leichen, eile Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.

Chorführerin.

Das deine Fiere' ich wenn ich ſage wer du ſeyſt.

Phorkyas.

So nenne dich zuerſt, das Räthſel deute ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſcheint' ich zwiſchen
euch.
Vernichtend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn ſchädlicheres bringet nichts dem Herrſcher
heeren
Als treuer Diener heimlich unterſpinnend Zwiſt.
Das Echo ſeiner Beleidigt kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell verhallter That wohlſtimmig ihm zurück.
Nein, eigenwillig brauſend tobt es um ihn her,
Den ſelbſtvertrauten, ins Verderben ſchleudernden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in fittenloſem Feeru,
Unſel'ger Bilder Scheußlichkeiten verpflanzt,
Die mich umdrängen, daß ich ſelbſt zum Orcus mich
Gerufen fühle, vaterländiſcher Art zum Trutz.
Iſt's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich
ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig
ſeyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüſtenden?
Die Mädchen ſchaudern, aber du die Altere
Du ſtehſt gelaſſen, rede mir verſtändig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannichfaltigs Glück gekennt,
Ihm ſcheint zuletzt die höchſte Götterkunſt ein
Traum.
Du aber, beſcheidenſtes, ſonder Maß und Ziel,
Im Lebenstreibe ſanft nur Liebenswürdige.
Entzündet raſch zum edelſten Maaßſtab jeder Art.
Schon Theſeus haſchte früh dich, gierig aufgereizt,
Wie Herakles ſtark, ein herrlich ſchmuckerwarter
Mann.

Helena.

Entführte mich, ein jahrenjähriig ſchlankes Reh,
Und mich unſchlüß Arkadiens Burg in Attika.

Phorkyas.

Durch Caſtor dann und Polux aber bald befreit,
Umwerbend ſtandſt du aufgerichteter Helden-Schaar.

Helena.

Doch ſtille Gunſt vor allen, wie ich gern geſteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Freundin.

Phorkyas.

Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seekurszerſtreuer, Hausbewahrer auch.

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Beſtellung ihm.
Aus erſtlichem Beiſein ſprobte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch alt er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtreit,
Die Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.

Warum gedenkſt du jener halben Wittwenſchaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs!

Phorkyas.

Auch jene Fahrt mir freigeborenen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie, lange Sclaverei.

Helena.

Als Schatzherrin beſtellt' er dich ſogleich hierher,
Vertrauend vieles, Burg und kühnerworbenen
Schatz.

Phorkyas.

Die du verließeſt, Troja' umſtürmerte Stadt
Und unerſchöpften Liebesſtreben zugewandt.

Helena.

Gedenke nicht der Freuden! allzuherbes Leid's
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.

Phorkyas.

Doch ſagt man, du erſcheinſt ein doppelhaft Gewild.
Im Nord geſtern und in Aroerrin auch.

Helena.

Verwirre wüſten Sinnes Vorwitz nicht gar.
Selbſt jene, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.

Phorkyas.

Dann ſagen ſie: aus hohlem Schattenreich benannt
Geleite ſich unbeſinnlich noch Achill zu dir!
Dich früher liebend gegen allen Geſchlechts Beſchluß.

Helena.

Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum. So ſagten ja die Beyde ſelbſt.
Ich ſchwinde hin und werde ſelbſt mir ein Idol.
(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)

Chor.

Schweige, ſchweige!
Mißdeutende, mißredende du!
Aus ſo gräßlichen einzahnigen
Lippen! was entraucht wohl
Sofern furchtbaren Gräuelſchlund.

Denn der Mißartige wohlwollig erſcheinend,
Wolfsrachen unter ſchafwolligem Vließ.
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des drey-
köpfigen Hundes Rachen.

Armſälig lauſchend ſtehn wir da,
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Thate
Unſinnigunerhörtes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reich-
bedachten
Letztbeſchenkenden hochwillkommſten Worts.
Regelt du auf aller Vergangenheit
Bösestes mehr denn Gutes,
Und verdüſterſt allzugleich
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mund ausſichtunerhörte Hoffnungsſicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten
Welche die Sonne jemals beſchien.
(Helena hat ſich erholt und tritt wieder in die Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken, hohe Sonne
dieſes Tags.
Die verſteinert ſchon entrückte, ſtiendend nun im
Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich der enträtſelt ſchaudt du ſelbſt
mit hohlem Blick.
Sollten ſie mich auch für häßlich, kennt' ich doch
das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Nebe, die im Schwim-
bei mich umzog,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo wär'
iſt mein Gebein;
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt
es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend
überraſcht.

Phorkyas.

Steigſt du nun in deiner Größheit, deiner Schöne
vor uns da,
Sagt dem Blick, daß du verſteinſt: was beſtürzt
du? ſprich es aus.

Helena.

Eures Hofherrn frech Verſäumnis aufzugnädigen ſeyn
bereit,
Gilt ein Opfer zu beſtellen wie der König mir
gebot.

Phorkyas.

Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreifuß, ſcharf-
geſchliffen Beil.
Zum Betäuben, zum Berauſchern; das zu
Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht begriff' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt mich?

Phorkyas.

Königin, du biſt gemeint.

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und biete.

Chor.

Wir und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirſt du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! doch gedank, ich Arme!

Phorkyas.

Unverſtändlich ſcheint es mir.

Chor.

Ach! Und und? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie ſtirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balkon drinnen, der des Daches
Gipfel trägt,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt ihr der
Reihe nach.

Helena und Chor

(ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohl
verbedeuteter Gruppe).

Phorkyas.

Geſpenſter! — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht
ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheuen der euch nicht gebührt.
Die Menſchen, die Geſpenſter ſammtlich gleich
wie ihr.
Entlaßen auch nicht willig hehrem Sonnenſchein:
Doch tritet oder zettet niemand ſie vom Sonnen;
Sie wiſſen's alle, wenigen doch geräht es nur.
Genug, ihr ſeyd verloren! Alle Frieh' und Werk.
(Nimmt in die Hände; darauf erſcheinen an der
Pforte vermummte Fackelgeſtalten, welche die auf-
gehenden Bretter allenthalb mit Brennfackeln aus-
ſtatten.)
Herbei du düſtres, flugelrundes Ungethüm.
Wölzt euch hieher, zu baden gierig es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem gehörnenden, gehet Play;
Das Beil, es liege blinkend dort dem Stierrand;
Die Waſſerträge füllet, anzuwaſchen gierig's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin.
Damit das Opfer niederniet königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch verhüllet ſey.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier.
Die Mädchen weilen gleich gemiſchtem Wieſenraſe;
Mir aber ziemet, der Aelteſten, heiliger Pflicht
gemäß

Mit dir das Wort zu wechseln, Ur-Urältester.
Du bist erfahren, weise, sichtest uns gut gesinnt,
Denken verstehnend hirtlos diese Schaar dich traf.
Drum sage, was du möglich noch von Rettung
weißt.

Phorkyas.

Ist leicht gesagt: von der Königin hängt allein es ab
Sich selbst zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entschlossenheit ist nöthig und die bedenkteste.

Chor.

Ehrenwürdigste der Parzen, weiseste Sibylle du,
Halte geöffnet die goldne Scheere, dann verfänd'
uns Tag und Heil!
Denn wir fühlen schon im Schweben, Schwanken.
Bammeln, unentgeltlich
Unsere Gliederchen, die lieber erst im Tanze sich
ergetzten.
Ruhten drauf an Liebchens Brust.

Helena.

Laß diese bangen! Schmerz empfind' ich, keine
Furcht;
Doch kennst du Rettung, dankbar sey sie anerkannt.
Dem Klugen, Weltumsichtigen zeigt fürwahr sich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und sag'
es an! —

Chor.

Sprich und sage, sag' und eilig: wie entrinnen
wir den grausen,
Garstigen Schlingen, die bedrohlich, als die schlechtes-
ten Gelichters,
Sich um unsre Hälse zieten? Vorempfinden wir's,
die Armen,
Zum Entathmen, zum Ersticken, wenn du Rhea,
aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmst.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geschichten sind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indes.

Phorkyas.

Dem der zu Hause verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern anzuhüten weiß,
Wie auch das Dach zu sichern vor des Regens
Drang,
Dem wird es wohlgeorn lange Lebenstage durch;
Wer aber seiner Schwelle heilige Nächte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überschreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerstört.
Helena.
Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du wißt erzählen, rede nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geschichtlich ist es, ist ein Vorwurf keineswegs,
Raunschaffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Gestad' und Inseln, alles streift' er sinnlich an.
Mit Beute wiederkehrend, wie sie drinnen starrt.
Vor Ilios verbracht' er länger Jahre zehn.
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie steht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie steht es mit dem Reich unsrer?

Helena.

Ist dir denn so das Scheiten gänzlich einverleibt,
Das ohne Tadeln du keine Lippe regen kannst?

Phorkyas.

So viele Jahre stand verlassen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unser Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten still im Gebirgthal hat ein rüden Ge-
schlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmerischer Nacht.
Und unerfindlich feste Burg sich aufgethürmt,
Von da sie Lande und Leute plackten wie's behagt.

Helena.

Das kennten sie vollführen? Ganz unmöglich
scheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre sind's.

Helena.

Ist Einer Herr? sind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber sind es. Einer aber ist der Herr.
Ich scheit' ihn nicht und wenn er schon mich deins
gesucht.
Wohl kennt' er alles nehmen, doch begnügt' er sich
Mit wenigen Freigeschurken, nannt' er's,
nicht Tribut.

Helena.

Wie sieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel: mir gefällt er schon.
Es ist ein munterer, tiefer, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig ein verständiger Mann.
Man schilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht
Das grausam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held sich menschenfresserisch erwies.
Ich acht' auf seine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und seine Burg! die sollter ihr mit Augen sehn!
Das ist was anderes gegen plumpes Mauerwerk
Das eure Väter, wir nichts die nichts, aufgewälzt,
Cyklopisch wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist alles fein und mägrecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! himmelan sie strebt empor.
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie
Stahl.
Zu klettern hier — ja selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen große Höfe Raumgelasse, rings
Mit Bauherrlichkeit umordnen aller Art und Zweck.
Da sitzt ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was sind Wappen?

Phorkyas.

Aha! fürwahr ja
Erschlungne Schlang' im Schilde, wie ihr selbst
gesehn.
Die Sieben dort vor Thoben trugen Bildnerei'n
Ein jeder auf seinem Schilde, trieb bedeutungsvoll.
Da sah man Mond und Stern' am nächtigen
Himmelsraum,
Auch Götin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln
auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig
droht.
Ein solch Gebilde führt auch unser Heldenschwur
Von seinen Urahnherr in Farbenglanz.
Da sitzt ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Rosen, Pfauenschweif,
Auch Streifen, gold und schwarz und silbern,
blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort.
In Sälen, gränzenlosen, wo die Welt so weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, giebt's auch Tänzer da,

Phorkyas.
Die beſten! gottgeſtaltet, friſche Jugendſchaar;
Die duften Ingrimm! Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.
Du ſtichſt

Du ſtichſt
Ganz aus der Rolle, ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.
Du ſprichſt das letzte, faßt mit Ernſt vernehmlich Ja!
Sogleich umgeh' ich dich mit jener Burg.

Chor.
O ſprich
Das kurze Wort! und rette dich und uns zugleich.

Helena.
Wie? ſollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grauſam ſich vereinge mich zu ſchädigen?

Phorkyas.
Haſt du vergeſſen, wie er deinen Deiphobus,
Des rieſenkämpften Paris Bruder, unerhört
Verſtümmelte, der ſtarrſinnig Mittrot dich erſtritt
Und allbeſitzlich treu'ſte; Nas' und Ohren ſchnitt er ab
Und ſtümmelte mehr ſo; Gräuel war es anzuſchaun.

Helena.
Das that er jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas.
Um jenes willen wird er dir das Gleiche thun.
Unleidbar iſt die Sohnbrut; der ſie ganz beſaß
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.
(Trompeten in der Ferne, der Chor fährt zuſammen.)
Wie ſcharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, alſo traut ſich Eiferſucht
Im Buſen feſt des Mannes, der das nie verwißt
Was einſt er beſaß und nun verlor, nicht mehr beſitzt.

Chor.
Hörſt du nicht die Hörner ſchallen? ſiehſt der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.
Ery willkommen Herr und König, gerne geh' ich Rechenſchaft.

Chor.
Aber wir?

Phorkyas.
Ihr wißt es deutlich, ſteht vor Augen ihren Tod,
Werft den curigen du drinne; nein, zu beiden iſt euch nicht.
(Pauke.)

Helena.
Ich ſann mir aus das Nächſte was ich wagen darf.
Ein Widerbämen biſt du, das empfind' ich wohl.
Und fürchte, Gutes wendeſt du zum Böſen nur.
Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Buſen geheimnisvoll verbergen mag,
Ery jedem unzugänglich. Alte! geh voran.

Chor.
O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Raſender Beſte
Unzugängliche Mauer.
Schlüge ſie eben ſo gut,
Eben wie Ilios' Burg,
Die doch endlich nur
Nierertrachtiger Liſt erlag.
(Nebel verbreiten ſich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schweſtern ſchaut euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel ſchwanken ſtreifig empor
Aus Eurotas heil'ger Flutth;
Schon entſchwand das liebliche
Schilfumkränzte Geſtade dem Blick,
Auch die frei, zierlich-ſtolz
Sanftdinaleitenden Schwäne
In geſell'ger Schwimmluſt
Seh' ich, ach, nicht mehr!
Doch, aber dort
Tönen hör' ich ſie,
Tönen fern heiferen Ton!
Tod verkündenden, ſagen ſie;
Ach daß und er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns den ſchwangleichen, langs
Sohn weißhalſigen, und ach!
Unſ'rer Schwanerz-uaten.
Weh uns, weh, weh!

Alles deckte ſich ſchon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts? ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Winkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja auf einmal wird es düſter, ohne Glanz entſchwebt der Nebel
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke
Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Gruft?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.
(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.
Vorſchnell und thöricht, ihr wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks, feind von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überaus die andern ihr:
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Ton's.
Nun ſchweigt! und wartet vorſtehend was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns.

Helena.
Wo biſt du Phthonissa? beiße wie du magſt.
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg.
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang verleitend mir.
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickst du, Königin, allseits um dich her;
Verschwunden ist das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus dessen Busen wir hervor.
Ich weiß nicht wie, gekommen, schnell und sonder
Schritt.

Vielleicht auch irrt sie zweifelhaft im Labyrinth
Der wundersam aus vielen eingewebnen Bars.
Den Herrn erfragend fürstlicher Hochherzigkeit halb.
Doch sieh, dort oben naht in Menge sich allbereits
In Galerien, am Fenster, in Portalen rasch
Sich hin und her bewegend viele Dienerschaft.
Vornehmen, willkommnen Gastempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, fort nur dahin.
Wie so sittig herab mit verweltetem Tritt
Zum belebte Schaar anständig bewegt
Den gerafften Fuß. Wie? auf neuen Bereit
Nur erscheinen gereibt und aufgeübt so früh.
Den Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeist? Ist es zierlicher
Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende
Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirsiche rein,
Und eben auch so weichwollig bestaumt?
Gern bis ich hinein, doch ich schaudre davor,
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu sagen! mit Asche.

Aber die schönsten
Sie kommen daher;
Was tragen sie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umbau und zeltartigen Schmuck;
Ueber überwallt er,
Weltenkränze bildend,
Unsrer Königin Haupt;
Denn schon heißet sie
Eingeladen herrlichen Pfads,
Treiter heran,
Stufe für Stufe,
Reihet euch ernst.
Würdig, o würdig, dreifach würdig
Sey gesegnet ein solcher Empfang!
(Alles vom Chor Aufgesprochene geschieht nach und nach.)

Faust.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeritten, erscheint er oben an der Treppe in rittermäßer Darstellung des Mittelalters und kommt langsam würdig herunter.)

Chorführerin

(ihn aufmerksam beschauend).

Wenn diesem nicht die Götter, wie sie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundenswürdige Gestalt,
Erhabnen Anstand, liebenswerthe Gegenwart
Verschwenderisch verliehen; wird ihm jeder mal
Was er beginnt gelingen, sey's in Männerschlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den sodasten Frauen.
Er ist fürwahr gar vielen andern vorzuziehen.
Die ich doch auch als hochgeschätzt mit Augen sah.
Mit langsam ernstem, ehrfurchtsvoll gehaltnem
Schritt

Seht ich den Fürsten; wende dich, o Königin!

Faust

(herunternend, einen Gefesselten zur Seite),

Statt feierlichsten Grußes, wie sich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir
Zu Ketten hartgeschlossen solchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier knie nieder! dieser höchsten Gunst
Bekenntniß abzulegen deiner Scheite.
Dies ist, erhabne Herrscherin, der Mann
Mit seinem Anwendlin vom hohen Turm
Umherzuschaun bestellt, dort Traumgestalt
Und Ordnerrute scharf zu überspähn.
Was etwa da und dort sich melden mag,
Vom Hügelkreis ins Thal zur festen Burg
Sich reihen mag, der Heeren Woge sey's,
Ein Heergefolg vielleicht; wir schützen jene.
Begannen diesem. Heute, welch Versäumniß!
Da kommst heran, er meldet's nicht, verfehlt
Ist ehrenvollster schuldigster Empfang.
So hoben Gastes. Irrenthum verwirrt
Das Leben hat er, lähe schon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Verfügst, begnadigst, wie dir's wohl gefällt.

Helena.

So hohe Würde wie du sie vergönnst,
Als Richterin, als Herrscherin, und wär's
Verschwend nur, wie sich vermuthen darf,
So sah' ich nun des Richters erste Pflicht
Beschuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter, Lynceus.

Laß mich knien, laß mich schauen,
Laß mich sterben, laß mich leben,
Denn schon bin ich hingegeben
Dieser gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oestlich spähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schlachten, statt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie die Einzige zu spähn.

Augenstrahl ist mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchstem Baum,
Doch nun must' ich mich bemühen
Wie auf tiefem düstern Traum.

Wüst' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geschloss'nes Thor?
Nebel schwanken, Nebel schwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Brust ihr zugewendet
Sog ich an den milden Glanz,
Diese Schönheit, wie sie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Wußte das beschwerne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel das ich brachte darf ich nicht
Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen
Zu bethören, daß sie weiter sich
Noch fassen ein Würdiges verschonen. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen.
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr.
Nun dreifach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.

Entferne dieſen Guten, laß ihn frei;
Den Gottesdieb treffe ſeine Schmach.

Fauſt.

Erſtaunt, o Königin, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen
Mich treffend. Mauerts ein' ich überraſcht
Gekehrt ſchwirrend ſie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal macht du mir
Rebelliſch die Getreuſten, meine Mauern
Unſicher. Alle fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gerecht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich ſelbſt und alles
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die ſogleich
Aufſteigend ſich Beſitz und Thron erwarb.

Lynceus

(mit einer Kiſte und Männer die ihm andere nachtragen).

Du ſtehſt mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er ſieht dich an und fühlt ſogleich
Sich bettelarm und fürſtenreich.

Was war ich erſt? was bin ich nun?
Was iſt zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen ſchärfſter Blitz;
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht.
Der erſte wußte vom letzten nicht.

Der erſte fiel, der zweite ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herrlich heut beſahl
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — ruhig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man gelehrn,
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich geadelt Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur.
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nur der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Troyſenei aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſchenkt,
Das Wangenrot ſie niederbleicht.

Und ſo den allerarmſten Schatz
Verlor' ich hier auf deinen Platz;
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn
Und Schatzgewölbe fall' ich an.

Denn du beſitzeſt kaum den Thron,
So mögen ſchon, ſo mögen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber leſe, wird es dein,
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar.
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt was ich beſaß,
Ein abgemähtes weites Gras.
O gieb mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Wert zurück.

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt aber unbelohnt.
Sehen iſt ihr alles eigen was die Burg
Im Schoß verbirgt, beſonderes ihr zu bieten
Iſt unnütz. Ort und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungeſeh'nen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf: Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von ewigem Leben rächte zu.
Vorreinend ihrem Treiben laß verſtäubt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt gefehlt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm.
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts. (Ab.)

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, noch herauf
An meine Seite komm'! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärkte mich als Mitregenten deines
Gränzunbewahrten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Helena.

Verfluchte Wunden ſeh' ich, hör' ich an.
Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich;
Ein Ton ſchemt ſich dem andern zu benehmen,
Und hat ein Wort zum Ohr ſich geſtellt,
Ein andres kommt, dem erſten beizukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker
O ſo erwirb entzückt auch der Gelang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten wir üben's alle.
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.
So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.
Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Braut von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.
Wer mitgenießt.

Fauſt.
Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts nicht zurück.
Die Gegenwart allein —

Helena.
Iſt unſer Glück.

Fauſt.
Schon iſt ſie, Heldenwinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer giebt ſie?

Helena.
Meine Hand.

Chor.
Wer verdacht' es unſrer Fürſtin,
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen.
Denn geſtellt, ſämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios' und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.
Frauen, gewöhnt an Männerliebe.
Mägdinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wir goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzbewaffnete Faunen.
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.
Nah und näher ſitzen ſie ſchon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volks
Lebermüthigen Offenbarſeyn.

Helena.
Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah,
Und ſage nur zu gern: da bin ich! da!

Fauſt.
Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort;
Es iſt ein Traum, verſchwunden Zeit und Ort.

Helena.
Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt.
Durchdrängte nicht das einzigſte Geſchick,
Daſeyn iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).
Buchſtabirt in Liebes-Fibeln,
Tändelnd gräbelt nur am Liebeln.
Müßig liebelt fort im Gräbeln.
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern.
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkes Wogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüſtet euch zu herbem Streit:
Wen der Sieger-Schaar umwimmelt,
Wie Delphonas verſtümmelt,
Böſeeſt du das Frauen-Geleit.
Bammelt erſt die leichte Waare.
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchmiedet Beil bereit.

Fauſt.
Verwaane Störung! widerwärtig bringt ſie ein.
Auch nicht in Gefahren mag ich ſtumles Ungeſtüm.
Den ſchönſten Boten Unglücksbotſchaft häßlich ihn:
Du Häßlichſte gar nur ſtimme Botſchaft bringſt
du gern.
Doch dießmal ſoll dir's nicht gerathen, leeres Hauch's
Erſchütterer du die Lüfte. Hier iſt nicht Gefahr.
Und ſelbſt Gefahr erſcheine nur als eitles Traum.

(Signale. Erſcheinen von den Thürmen. Trompeten und Zinken, trotzerische Musik, Durchmarsch gemaltiger Heeresmaſſen.)

Fauſt.
Nein, gleich ſollſt du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen ablösen, herab und heranreiten.)

Mit angehaltnem ſtillen Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Oſtens blumenreiche Kraft.

Im Stahl gehüllt, vom Erzhut umwittert,
Die Schaar die Reih um Reih zerbricht.
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr!
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungeſäumt von dieſen Mauern
Zeut Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, dauern,
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Herzoge ſeid ihr euch bezüglich
Geviertet Sparta's Königin.
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen.
Und euer ſey des Reichs Gewinn.

Germane du! Corinthus' Buchten
Verbreitbar mit Wall und Schanz,
Khaia dann mit hundert Schlachten
Empfeld' ich, Gothe, deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Herre,
Meſſene ſey der Sachſen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erſchaff er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta ſoll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

All-Einzelin ſteht ſie euch genießen
Des Landes dem ein Wohl gedeiht;
Ihr ſucht getroſt zu ihrem Füßen
Bethätigung und Recht und Licht.

(Faust steigt herab, die Fürsten schließen einen Kreis um ihn. Beifall und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönſte für ſich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Erſt' er nach Waſſen weiſe ſich um:
Schmeichelnd wohl gewann er ſich
Was auf Erden das Höchſte;
Aber rubig beſitzt er's nicht:
Solcher tüdig entſchmeicheln ſie ihm,
Räuber räumlich entreißen ſie ihm,
Dieſes zu hindern ſey er bereit.

Unſerm Fürſten los' ich drum,
Schlag' ihn über vor andern,
Wie er ſo tapfer ſing ſich verband,
Daß die Starken gehorchend ſtets
Jedes Winkes gewärtig,
Seinen Befehl vollziehn ſie treu,
Jeder ſich ſelbſt zu eignem Ruh,
Wie dem Herrſcher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchſtem Anbmeß-Gewinn.

Denn wer entreißet ſie jetzt
Dem gewalt'gen Beſitzer?
Ihm gehört ſie, ihm ſey ſie gebannt.
Dreyfach vom uns gebannt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit ſicherſter Mauer.
Augen mit mächtigſtem Herr umgab.

Faust.

Die Gaben, dieſen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß ſie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und ſie beſchäftigen um die Wette,
Rings um von Wellen angebuhlt,
Nichtinſel dich, mit leichter Hügelkette
Curvenvoll feſtem Bergaft angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sey ewig jedem Stamm verſagt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das ſelbſt an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Eurotas Schilfgeſtäbter,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überlach.

Dieß Land, allein zu ihr geſteuert,
Entwirrt ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der ihr angehöret,
Dem Vaterland, o pier' es vor!

Und kuhner auch auf ſteiler Bergeskanten
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Lädt nun der Fels ſich anzuſchaun erbitten,
Die Ziege nimmt genaſchig fargen Theil.

Die Quelle ſprinat, vereinigt ſüßen Bäche,
Um ſchon ſind Schlingen, Hänge, Matten grün.
Auf runtert Hügeln unterrechnet Bäume
Sierſt Wolkenverderben aufgereiſet ziehn.

Verreiſt, vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Dem Obdach iſt den ſämmtlichen bereitet,
Zu kundert Höhlen wölbet ſich Felſenwand.

Pan ſchaut ſie dort, und Lorenſnymphen wohnen
In dichter Klüfte feucht erfriſchtem Raum;
Und, ſeynſuchtsvoll nach höhern Diademen,
Erreut ſich zweighaft Baum verwandt an Baum.

Alt: Wälder ſind's! die Eiche ſtarret mächtig.
Und eigenſinnig zaubt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig.
Strebt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Doft iſt nicht weit, der Früchten reife Speiſe,
Und Honig rieſelt vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen ernſtlich,
Die Menge heitert wie der Mund,
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drey; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtanden
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet
Ergreifen alle Welten ſich.

(Nimm ihr eigent.)

So iſt es mir, ſo iſt es ihr gelungen;
Vergangenheit ſey hinter uns verſchan!
O fühle dich vom höchſten Gott entſprungen,
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch ſtirbt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Gelockt auf ſeligem Grund zu wohnen
Du flüchtetſt ins heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Tronen,
Arkadien frei ſey unſer Glück!

(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An eine Reihe von Felſenhöhlen lehnen ſich gefchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die hinten angedeutete Felſenkette hinan. Rauh und feſtem weiten nichts gleichen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen weiß ich nicht,
Do ſie ſich träumen lieben wach ich heil und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck' ich ſie, Erſtaunen ſoll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten ſpreut harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchaun.
Hervor! hervor! Und ſchüttelt eure Locken raſch;
Schlaf aus den Augen! Wimpt nicht ſo, und hört mir zu!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle was ſich Wunderliche's begeben.
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können.
Denn wir haben lange Weile dieſe Felſen anzuſtarren.

Phorkyas.

Kaum die Augen aufgerieben, Kinder, langeweilt ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Scham und Schirmung war verliehen, wie vollig ſüßen Liebespaare.
Unſerm Herrn und unſrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Mardochai.

Erhalt mein graues Haupt, Geld, Kinder,
Weib und Ehre!

Eſther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht ſo gefähr-
lich wäre.

Mardochai.

Ich ſeh', dein hartes Herz ruf' ich vergebens
an.
Gedenk, Undankbare, was ich für dich ge-
than!
Erzogen hab' ich dich von deinen erſten Tagen,
Ich habe dich gelehrt bey Hof dich zu be-
tragen.
Du hätteſt lange ſchon des Königs Gunſt
verſcherzt,
Er hätte lange ſchon ſich ſatt an dir geherzt,
Du biſt oft gar zu g'rad, und wäreſt längſt
verkleinert,

Phorkyas.

Abgesondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen sie zu stillem Dienste.
Hochgeehrt stand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet.
Schaut' ich nun nach etwas andrem. Wendete mich hierr und dorthin.
Suchte Murxeln, Moos und Rinden, tunlig aller Wirksamkeiten.
Und so blieben sie allein.

Chor.

Thust du doch als ob da drinnen ganze Weltenräume wären.
Wald und Wiese, Bäche, Seen; welche Mährchen sinnst du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das sind unerforschte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, diese spürt' ich sinnend aus.
Doch auf einmal ein Geschlechter echo't in den Höhlenräumen;
Schau' ich hin, da springt ein Knabe von den Frauen Schoos zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekose, das Getändel
Uebriger Liebe Neckereien, Zwergesgeschrei und Lustgelanche
Wechselnd überkünden mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, fannenartig ohne Thierheit
Springt er auf den festen Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweiten dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengstlich ruft die Mutter: springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, ferner Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft.
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden
Wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt.
Und so hüpft er auf die Masse dieses Felsens, von der Kante
Zu dem andern und umher so wie ein Ball geschlagen springt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht ist er verschwunden.
Und nun scheint er uns verloren. Mutter jammert. Vater tröstet.
Aufsetzjuchend steh' ich ängstlich. Doch nun wieder welch Erscheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenstreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quasten schwanken von den Armen, Binden flattern um den Busen.
In der Hand die goldne Leier, adhlig wie ein kleiner Apollo.
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir staunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechselnd sich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt ist schwer zu sagen.
Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächtiger Geisteskraft.
Und so regt er sich geberdend, sich als Knabe schon verkündend
Künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören,
Und so werdet ihr ihn sehn zu einzigster Verwunderung.

Chor.

Nennst du ein Wunder dies,
Ereta's Erzeugte?
Dichtend belebendem Wort
Hast du gelauscht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Jemens,
Nie vernommen auch Hellas'
Uredlertönter Saiten
Göttlichbethörenden Reichthum?
Alles was je geschieht
Heutiges Tages
Traurigen Nachklang ist's
Herrlicher Ahnerern-Tage;
Nicht vergleicht sich dem Erdblen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhafter als Wahrheit,
Von dem Sohne sang der Maja.

Diesen zierlich und kräftig doch
Raum geborenen Einzling
Zalitet in reinster Windeln Flaum,
Strenget in köstlicher Wickeln Schmuck
Klatschender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnend.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geschmeidigen
Doch elastischen Glieder
Listig heraus, die purpurne
Aengstlich drückende Schale
Lassend ruhig an seiner Statt.
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus starrem Puppenzwang
Flügelt entfaltend verwandlig sich kührt.
Sonnendurchstrahlten Aethers Rähen
Und mutwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeste,
Daß er Dieben und Schälken,
Vorbeilsuchenden allen auch
Ewig günstiger Dämon sey.
Dieß bethätigt er alsobald
Durch gewandteste Künste.
Schnell des Meeres Beherrscher stiehlt
Er den Trident, ja dem Ares selbst
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch.
Wie dem Hephästos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Rähm' er, forscht' ihm das Feuer nicht:
Doch dem Eros siegt er ob
In beinstellendem Ringerspiel.
Raubt auch Cyprien, wie sie ihn kost.
Noch vom Busen den Gürtel.

(Ein reizendes, triumphirendes Saitenspiel ertönt aus der Höhle. Alle merken auf und scheinen halb innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pause durchaus mit vollstimmiger Musik.)

Phorkyas.

Hört allerliebste Klänge,
Macht euch schnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es ist vorbei.

Niemand will euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.
(Sie ſetzt ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeicheln geneigt,
Fühlen wir, als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Helena. Fauſt. Euphorion
(in dem oben beſchriebenen Coſtume).

Euphorion.

Hört ihr Kinderlieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;
Seht ihr mich im Takte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwei;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drei.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden.
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O! wie rührt mich der Verein.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht ins Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grunde uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtecken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk', o bedenke
Wem du gehörſt!
Wie es uns kränke,
Wie du zerſtörſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald iſt's, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige! bändige!
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Länglich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.
(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)

Leichter umſchwebt' ich die
Muntres Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan,
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reihn.

Fauſt.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

Euphorion und Chor
(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn du der Arme Para
Lieblich bewegteſt,
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregteſt;
Wenn dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn:
Haſt du dein Ziel erreicht,
Liebliches Kind!
All unſre Herzen ſind
All' dir geneigt.
(Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe!
Ich bin der Jäger,
Ihr ſeyd das Wild.

Chor.

Willſt du uns fangen,
Sey nicht bedenklich;
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen,
Du ſchönes Bild!

Euphorion.

Nun durch die Haine!
Zu Steg und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir.
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich ſchier.

Helena und Fauſt.

Welch ein Muthwill, welch ein Maßen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen.

Klingt es doch wie Hörnerklasen
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geschrei!

Chor
(einzeln schnell eintretend).

Uns ist er vorbeigelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt' er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeste herbei.

Euphorion
(ein junges Mädchen hereintragend).

Schleppt ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genusse;
Mir zur Lust
Drückt' ich widerstrebtige Brust,
Küßt' ich widerwärtigen Mund,
Ihne Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieser Hülle
Ist auch Geistes Mut und Kraft;
Deinem gleich ist unser Wille
Nicht so leicht hinwegerafft.
Glaubst du wohl mich im Gedränge
Deinem Arm vertraust du viel!
Halte fest, und ich versenge
Dich den Thoren mir zum Spiel.
(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)
Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in starre Grüfte.
Hasche das verschwundne Ziel.

Euphorion
(die letzten Flammen abschüttelnd).

Felsengebränge hier
Zwischen dem Waldgebüsch.
Was soll die Enge mir.
Bin ich doch jung und frisch.
Winke sie sausen ja,
Weiten sie brausen da;
Hör' ich doch beides fern.
Nah wär' ich gern.
(Er springt immer höher Fels auf.)

Helena, Faust und Chor.

Weltest du den Gemsen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.
Weis ich nun wo ich bin!
Mitten in der Insel drinn.
Mitten in Pelops Land,
Freie wie feuerverwandt.

Chor.

Magst nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alsobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand;
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem heilen Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! und so klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünschet sich Krieg zurück,
Der ist geschieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dies Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verschwendrisch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf wie hoch gestiegen!
Und erscheint uns doch nicht klein.
Wie im Harnisch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Welle, keine Mauern,
Jeder nur sich selbst bewußt;
Feste Burg um auszudauern
Ist des Mannes ehrne Brust.
Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet rasch ins Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poesie
Himmelan steige sie!
Glänze, der schönste Stern,
Fern und so weiter fern,
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch,
Vernimmt sie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erschienen,
Im Waffen kommt der Jüngling an!
Gestellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiste schon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet sich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Faust.

Kaum ins Leben eingerufen,
Herrtem Tag gegeben kaum,
Schmeißt du von Schwindelstufen
Dich zu schmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Ist der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal.
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Ist Gebot.
Das versteht sich nun einmal.

Helena, Faust und Chor.

Welch Entsetzen! welches Grauen!
Ist der Tod denn hier Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne schauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Thörichtes Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dortrin! Ich muß! ich muß!
Gönnt' mir den Flug!
(Er wirft sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.
(Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in den Zügen eine bekannte Gestalt zu erblicken; doch das Körperliche verschwindet sogleich, die Aureole fliegt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Faust.

Der Freude folgt sogleich
Grimmige Pein.

Euphorion.

(Stimme aus der Tiefe).
Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!
(Pause.)

Chor.

(Trauergesang).

Nicht allein! — wo du auch weilest,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteilest
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch dann zu klagen.
Neidend singen wir dein Loos:
Die in klar' und trüben Tagen
Lieb und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren.
Jugendblüthe weggerafft;
Schärfer Blick die Welt zu schauen,
Mitzuna jedem Herzensdrang,
Liebesglut der besten Frauen
Und ein ehrenfester Gesang.

Doch du rannteſt unaufhaltsam
Frei ins willenlose Ney,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht.
Weltfest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage.
Der das Schicksal sich vernimmt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Wütend alles Volk verstummt,
Doch erfreuet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden preßt sie wieder,
Wie oft er sie gezeugt.
(Kurze Pause. Die Musik hört auf.)

Helena (zu Faust).

Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir:
Das Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint.
Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band:
Bejammernd beide, sag' ich schmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Persephonia nimm den Knaben auf und mich.
(Sie umarmt Faust, das Körperliche verschwindet. Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Faust).

Halte fest was dir von allem übrig blieb.
Das Kleid laß es nicht los. Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr die du verlorst.
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen
Unschätzbar'n Gunst und bete dich empor,
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Im Aether hin, so lange du dauern kannst.
Wir sehn uns wieder, weit gar weit von hier.

(Seltsame Gewande thun sich in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt ins Proscenium, hebt die Erwähnten in die Höhe und spricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich ist verschwunden,
Doch ist mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug Poeten einzuweihen.
Zu süßen Bild- und Handwerksneid:
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verberg' ich wenigstens das Kleid,
(Sie setzt sich im Proscenium an eine Säule nieder.)

Pantalis.

Nun eilig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los.
Der altvetterischen Bettel wüsten Geisteswang;
Es des Gekümpers viel verworrner Ton Rauch.
Das Ohr verwirrend, stimmet noch den innern
Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernstem Gang hinunter. Ihrer Sohle sey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt,
Wir finden sie am Throne der Unerforschlichen.

Chor.

Königinnen freilich überall sind sie gern:
Auch im Hades stehen sie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen gesellt,
Mit Persephonen innigst vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wiesen,
Langgestreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugesellt,
Weichen Zeitvertreib haben wir:
Flatterndraufgleich zu pfeifen,
Geklätscht, unerfreulich, gespenstig.

Chorführerin.

Wer seinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin!
Mit meines Komitats zu sein verlangt mich heiß;
Nicht nur Vertrieben, auch Treue wahrt uns die
Persen.
(Ab.)

Alle.

Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht;
Zwar Personen nicht mehr,
Das fühlen, das wissen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geister,
Wir auf sie vorzüglichen Anspruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieser tausend Aeste Flüdrezittern, Säuselschweben,
Reizen tändelnd, locken leise, wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überschwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu lustigem Gebieten.
Fällt die Frucht, sogleich versammeln, lebenslustig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, sich zum Naschen, eilig kommend, emsig drängend.
Und, wie vor den ersten Göttern, bückt sich alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir an dieser Felsenwände weitverbindendem glattem Spiegel
Schmiegen wir, in sanften Wellen uns bewegend, schmeichelnd an;
Horchen, lauschen jedem Laute, Vogelsingen, Rohrigeblöke;
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort ist sogleich bereit;
Säuselt's, säuseln wir erwiedernd, donnert's, rollen unsre Donner
In erschütterndem Verdoppeln, dreifach zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schwestern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeschmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wässern wir, mäandrisch wallend.
Jetzt die Wiese, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypressen schlanke Wipfel, über Landschaft,
Ueberzug und Wellenspiegel nach dem Aether steigender.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern wo's beliebet, wir umgingeln, wir umrauschen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt:
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenschaft des Winzers
Und des liebevollsten Fleißes zweifelhaft Gelingen sehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Hämmern, Schneiden, Binden.
Bietet er zu allen Göttern, übersanft zum Sonnengott.
Bacchus dämmert sich, der Weichling, wenig um den treuen Diener.
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faselnd mit dem jüngsten Faun.
Was zu seiner Träumereien halbem Rausch er je bedurfte.
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen.
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, glühend, Beeren Früchten aufgeschafft.
Wo der fleiß Winzer wirkte, dort auf einmal werd's lebendig,
Und es rauscht in jedem Laube, rascheln um von Stock zu Stock;
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten schwingen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräftigem Tanz;
Und so wird die heilige Fülle reingeborner saftiger Beeren
Frisch zerrieben; schäumend, sprühend mischt sich's wirrlich zerauscht.
Und nun grift ins Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne,
Denn es hat sich Dionysos aus Mysterien entbäut;
Kommt hervor mit Ziegenfüßern, schwenkend Ziegenfüßlerinnen.
Und dazwischen schreit unbändig grell Silenus brein Thier.
Nichts geschont! Gespaltne Klauen treten alle Saat nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich überrauscht das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt sind Kopf und Wänste.
Sorglich ist noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte.
Denn um neuen Most zu bergen, leert man rasch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(im Proscenium sichert sich vielenhaft auf, tritt vor den Cothurnen herunter, ihre Maske und Schleier zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren.)

Vierter Act.

Hochgebirg.

Karte zackige Felsen-Gipfel. Eine Wolke senkt sich nieder, lagert sich an, steht sich auf eine vorliegende Platte nieder. Sie theilt sich.

Faust (tritt hervor).

Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß.
Betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum.
Entlassend meiner Wolke Trauerort, die mich sanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löst sich langsam, nicht zerfließend, von mir ab.
Nach Osten breitet die Masse mit gedrittem Zug.
Ihr breitet das Auge staunend in Bewunderung nach.
Sie theilt sich wandernd, wogenhaft, verändernd.
Doch will sich's mehren. — Ja! das Auge trügt mich nicht: —
Auf sonnebeschienen Prädikten herrlich hingestreckt.
Zwar riesenhaft, ein abertausendes Frauengebild.
Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda's, Helenen.
Wie majestätisch tretend mir's im Auge schwankt.
Ach! schon verrückt sich's! Formlos breit und aufgetürmt.
Ruht es in Osten, fernen Riesenbergen gleich.
Und spiegelt blendend flüchtiges Tags großen Sinn.
Doch mir umschwebt ein zarter lichter Nebelstreif
Nach Brust und Stirn, erbauernd, kühl und schmeichelhaft.
Nun steigt es leicht und jauchzend hoch und höher auf.
Faßt sich zusammen. — Täuscht mich ein entzückend Bild.
Als jugendherrlichst, sängerverehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens schönste Schätze quellen auf.

Lauretens Liebe, leichtem Schwunge, begleitet's mir.
Den ſpuknachtgefundnen, erſten, kaum verſtandnen
Pfad.
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schau.
Die Seelenſchönheit ſteigert ſich die hohle Form.
Eh's ſich nicht auf, erbebt ſich in den Aether hin.
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort.

Ein Liebes-Meilenſtiefel tanzt auf.

Ein Anderer folgt alsbald.

Mephiſtopheles ſetzt ab.

Die Stiefel ſchreiten eilig weiter.

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was fällt dir ein?
Erſtaunt ab in ſolcher Gränel Mitten.
Im gräßlich nährenden Geſtein?
Ja kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle.
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden.
Jängſt wieder an derglichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum. —
Uns, aus der Luft, in tiefſte Tiefen bannte.
Da, wo centraliſch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend ſich durchbrannte.
Wir ſanken und bei ausgeprobter Heilung
In ſehr gedrängter unbequemer Stellung.
Die Teufel ſingen ſämmtlich an zu huſten.
Den eben und von unten auszupuſten;
Die Höhle ſchwoll von Schwefelſtaut und Säure.
Das gab ein Gas! das ging ins Ungeheure.
So das gar bald der Länder flache Kruſte.
So daß ſie war, zerkrachend berſten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel.
Was einmals Grund war iſt nun Gipfel.
Die gründen auch hierauf die rechten Lehren
Das Unterſte ins Oberſte zu kehren.
Denn wir entrannen ſnechtiſch-heilſer Gruft
Ins Uebermaß der Herrlichkeit freier Luft.
Ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt
Und wird nur ſpät den Mittern offenbart.
(Ephes. 6, 12.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir ekel-ſtumm.
Ich frage nicht woher und nicht warum? —
Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet.
Da hat ſie rein den Erdball abgerundet.
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut.
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann beranen hinabwärtsbiegt.
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gemiſchet.
Da grünt's und wächſt's, und nun ſich zu erfreuen
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleien.

Mephiſtopheles.

Das ſpricht ihr ſo! Das ſcheint euch ſonnenklar.
Doch weiß es anders der gewogen war.
Ich war dabei, als noch da brunten, ſiedend,
Der Abgrund ſchwoll und Brodmend Flammen trug;
Als Moloch Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend
Gebirgestrümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Trümmermaſſen;
Wer mag Erklärung ſolcher Schleuderwaffen?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen.
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen.
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;

Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's, der Satan tommt zu Ehren.
Mein Wunder dünkt an ſeinet Glaubensſtärke.
Zum Teufelsſtein, zur Teufelskirche!

Fauſt.

Es iſt doch auch bemerkenswerth zu achten.
Zu ſehn wie Teufel die Natur betrachten.

Mephiſtopheles.

Was geht mich's an! Natur ſey wie ſie ſey!
's iſt Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir ſind die Leute Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unſinn! ſind das Zeichen! —
Doch, daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche.
Geſetzt der nächſt an unſrer Oberfläche?
Du überſahſt, in ungemeſſ'nen Weiten.
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten.“
(Matth. 4.)

Doch, unerſättſam, wie du biſt.
Empfandeſt du wohl kein Gelüſt?

Fauſt.

Und doch! ein Großes zog mich an.
Ertrathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald getban.
Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus.
Im Kerne Bürger-Nahrungsgraus.
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln.
Beſchrankten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleiſchbänke wo die Schmeißen hauſen.
Die fetten Braten anzuſchmauſen;
Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte gränzenlos verlängt.
Da freut' ich mich an Roßetrappen,
Am kärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen.
Zerſtreuter Amts-Wimmelhaufen.
Und, wenn ich fahre, wenn ich ritte.
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Vom Hunderttauſendem verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich hoch das Volk ſich mehrt.
Nach ſeiner Art behaglich nährt,
Staat ſich bildet, ſich befeſtigt. —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt verwahrt.
Am luftigſten Ort ein Schloß zur Luft.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Sonnwarm, kunſtgerechte Schatten,
Cascadenſturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerkünſten aller Art;
Erwünſchtes findet ſich dort, doch an den Seiten,
Da grünt's und blüht's, in tauſend Kleinkeiten.
Dann aber lieb ich allerſchönſten Frauen.
Vertraut-bequeme Häuschen bauen;
Verbrächte ja gränzenlose Zeit
In allerſeligſtcellſter Einſamkeit.
Ich ſage Frau'n; denn ein für allemal
Denn' ich die Schönen im Plural.

Fauſt.

Schlecht und modern! Satanapal!

Mephistopheles.

Erräth man wohl wornach du strebtest?
Es war gewiß erbaulichsüß.
Der du dem Mond um so viel näher schwebtest,
Dich jetzt wohl deine Sucht dahin?

Faust.

Mit nichten! dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephistopheles.

Und also willst du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommst von Heroinen.

Faust.

Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That ist alles, nichts der Ruhm.

Mephistopheles.

Doch werden sich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Faust.

Von allem ist dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein wirrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf!

Mephistopheles.

Geschehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Faust.

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu thürmen.
Dann ließ es nach und schmeichelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.
Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt.
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gelüstes versetzt.
Ich warf's für Zufall, schärfte meinen Blick.
Die Woge stand und rollte dann zurück,
Entfernte sich vom stolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel.

Mephistopheles
(zu Zuschauern).

Da ist für mich nichts Neues zu erfahren.
Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren.

Faust
(leidenschaftlich fortfahrend).

Sie schleicht heran, an abertausend Enden
Unfruchtbar selbst Unfruchtbarkeit zu spenden:
Nun schwillt's und wächst und rollt und überviert
Der wüsten Strecke wüsterich Gebiet.
Da herrscht Weh' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück und es ist nichts geleistet.
Was zur Verzweiflung mich bedrängen könnte!
Zwecklose Kraft unsinniger Elemente!
Da weast mein Geist sich selbst zu überfliegen:
Hier möcht' ich kämpfen, hier möcht' ich besiegen.

Und es ist möglich! — Auftheil wie sie sey.
An jedem Hügel schmiegt sie sich vorbei;
Sie mag sich noch so übermüthig regen,
Geringe Höhe trotzt ihr stolz entgegen,
Gemißt Tiefe zieht sie mächtig an.
Da fasst' ich schnell im Geiste Plan auf Plan:
Erlange dir das köstliche Genießen
Das herrliche Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
Und, weit hinaus, sie in sich selbst zu drängen.

Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das ist mein Wunsch, den wage zu befördern!
(Trommeln und triumphirende Musik im Rücken der Zuschauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephistopheles.

Wie leicht ist das! — hörst du die Trommeln fern?

Faust.

Schon wieder Krieg! der Könige hört's nicht gern.

Mephistopheles.

Krieg oder Frieden — klug ist das Benützen
Aus jedem Umstand seinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu:
Gelegenheit ist da, nun Fauste greife zu!

Faust.

Mit solchem Räthselkram verschone mich!
Und kurz und gut, was soll's? Erkläre dich.

Mephistopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiser schwebt in großen Sorgen.
Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falschen Reichthum in die Hände spielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm besitzt' es falsch zu schalten:
Es kannte wohl zusammenhalten,
Und so recht wünschenswerth und schön,
Regieren und zugleich genießen.

Faust.

Ein großer Irrthum. Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Selbstlust empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll.
Doch was er will, es darf's kein Mensch erfinden.
Was er dem Treulen in das Ohr gesagt,
Es ist getban und alle Welt erdannt.
So wird er stets der Allerhöchste sein.
Der Würdigste — : Genießen macht gemein.

Mephistopheles.

So ist er nicht! Er selbst genoß und wie!
Indeß zerriet das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein sich freuz und quer befehdeten.
Uns Brüder sich verriethen, bekriegten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat.
Der Bischof mit Capitel und Gemeinde;
Was sich nur anfah waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtschlag, vor den Thoren
Ist jeder Kaufs und Wandermann verloren,
Uns allen wuchs die Kühnheit nicht gering:
Denn leben hieß: sich wehren — Nun, das ging.

Faust.

Es ging, es hinkte, fiel, stand wieder auf,
Dann überschlug sich's, rollte plump zu Hauf.

Mephistopheles.

Und solchen Zustand durfte niemand schelten.
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinste selbst er galt sie voll;
Doch war's zuletzt den Besten abgelten.
Die Tüchtigen sie standen auf mit Kraft
Und sagten: Herr ist der uns Ruhe schafft.
Der Kaiser kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiser, neu das Reich beseelen,
Indem er jeden sicher stellt,
In einer friedeschaffnen Welt
Frist' und Gerechtigkeit vermählen.

Faust.

Das klingt sehr pfäffisch.

Mephistopheles.

Pfaffen warens auch.
Sie füllerten den wohlgenährten Bauch;

Sie waren mehr, als andere betheiligt,
Der Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unser Kaiser, den wir froh gemacht,
Zieht sich bisher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Faust.

Er jammert mich, er war so gut und offen.

Mephistopheles.

Komm, sehn wir zu, der Lebende soll hoffen.
Befreim wir ihn aus diesem engen Thale!
Einmal gerettet ist's für tausend Male.
Wer weiß wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, so hat er auch Vasallen.
(Sie steigen höher das Mittelgebirg herüber und beschauen die Annäherung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmusik schallt von unten auf.)

Mephistopheles.

Die Stellung, seh' ich, gut ist sie genommen!
Wir treten zu, dann ist der Sieg vollkommen.

Faust.

Was kann da zu erwarten seyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein.

Mephistopheles.

Kriegslist um Schlachten zu gewinnen;
Beispiehat dir der große Sinnen,
Indem du deinen Zweck bedenkst,
Erhalten wir dem Kaiser Thron und Lande,
So knieft du nieder und empfängst
Die Lehn von gränzenlosem Strande.

Faust.

Schon manches hast du durchgemacht,
Nun, so gewinn' auch eine Schlacht.

Mephistopheles.

Nein, du gewinnst sie! dieses Mal
Bist du der Obergeneral.

Faust.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen wo ich nichts verstehe!

Mephistopheles.

Laß du den Generalstab sorgen
Und der Feldmarschall ist geboren.
Kriegsunrath hab' ich längst verspürt,
Den Krieger, so gleich vorauf formirt
Aus Urgebirgs Urmenschenkraft:
Wohl dem der sie zusammenrafft.

Faust.

Was seh' ich dort was Waffen trägt?
Hast du das Bergvolk aufgeregt?

Mephistopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Beim ganzen Preß die Quintessenz.

Die drei Gewaltigen treten auf.
(Sam. II. 23. 8.)

Mephistopheles.

Da kommen meine Burschen ja!
Du siehst, von sehr verschiednen Jahren,
Verschiednen Kleid und Rüstung sind sie da:
Du wirst nicht schelten mit ihnen fahren.
(An Spectatoren.)
Es sieht sich jetzt ein jedes Kind
Den Harnisch und den Ritterknaben;
Und, allegorisch wie die Lumpen sind,
Sie werden nur um desto mehr behagen.

Hauteboid

(jung, leicht bewaffnet, rasch gekleidet).

Wenn einer mir ins Auge sieht
Werd' ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren.
Und eine Memme, wenn sie flieht,
Faß' ich bei ihren letzten Haaren.

Hubebald

(männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).

So leere Händel hab sind Possen,
Damit verdirbt man seinen Tag;
Im Nehmen sey nur unverdrossen,
Nach allem andern frag' hernach.

Haltefest

(bejahrt, stark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit ist auch nicht viel gewonnen!
Bald ist ein großes Gut zerronnen,
Es rauschet im Lebensstrom hinab.
Zwar nehmen ist recht gut, doch besser ist's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten
Und niemand nimmt dir etwas ab.
(Sie steigen allzusammen tiefer.)

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegerische Musik von unten.
Des Kaisers Zelt wird aufgeschlagen.

Kaiser. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer scheint der Vorsatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe fest uns glückt die Wahl.

Kaiser.

Wie es nun geht, es muß sich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Zucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau hier, mein Fürst, auf unsre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünschet sich der Kriegsgedanke:
Nicht steil die Hügel, doch nicht allzugänglich,
Den Unsern vortheilhaft, dem Feind verfänglich,
Wir, bald versteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterei sie wagt sich nicht heran.

Kaiser.

Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann sich Arm und Brust erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwiese flachen Räumlichkeiten,
Siehst du den Phalanx, wohlgerannt zu streiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebeldust.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tausenden glüht's hier auf große Thal.
Du kannst daran der Masse Kraft erkennen.
Ich trau' ihr zu der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiser.

Den schönen Blick hab' ich zum ersten Mal.
Ein solches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unsrer Linken hab' ich nichts zu melden,
Den starren Fels beizen wackre Helden.
Das Steinaccitipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klause schützt.
Ich ahne schon hier scheitern Feindeskräfte
Unverrichtet im blutigen Geschäfte. —

Kaiser.

Dort ziehn sie her die falschen Anverwandten,
Wie sie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Zepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten.
Dann, unter sich entzweit, das Reich verheerten.
Und nun gesammt sich gegen mich empörten.
Die Menge schwankt im unbewußten Geist.
Dann strömt sie nach, wohin der Strom sie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundschaft ausgeschickt,
Kommt eilig selsenab; sey's ihm gestückt!

Erster Kundschafter.

Glücklich ist sie uns gelungen,
Listig, muthig unsre Kunst,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunst.
Viele schwören treue Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeits-Entschuldigung
Innere Gährung, Volksgefahr.

Kaiser.

Sich selbst erhalten bleibt der Selbstsucht Lehre.
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Haudegen Euch verzehren soll?

Obergeneral.

Der Zweite kommt, nur langsam steigt er nieder.
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweiter Kundschafter.

Erst gewahrten wir vergnüglich
Wilden Wesens irren Lauf;
Unerwartet, unverhüglich
Trat ein neuer Kaiser auf.
Und auf vorgeschriebnen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. – Staatsnatur!

Kaiser.

Ein Gegenkaiser kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erst, daß Ich der Kaiser bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harnisch an,
Zu höherem Zweck ist er nun angethan.
Bei jedem Fest, wenn's noch so glänzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch seyd, zum Ritterspiel rüstet ihr,
Mir schlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hätte ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt klänge' ich schon in sichern Heldenthaten.
Selbstständig führt' ich meine Brust beherzt
Als ich mich dort im Feuerreich verspreizt';
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
Ich bringe nach was frevelhaft versäumt.
(Die Getroffe werden abgelöst zur Herausforderung des Gegenkaisers.)

Faust gewaffnet, mit halbgeschlossenem Helme. **Die drei Gewaltigen** gerüstet und gekleidet wie oben.

Faust.

Wir treten auf und hoffen ungescholten;
Auch ohne Noth hat Vorsicht wohl gegolten.
Du weißt das Bergvolk deutet und simulirt,
Ist in Natur und Felsenschrift studirt.
Die Geister, längst dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als sonst dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken still durch labyrinthische Klüfte
Im edlen Gas metallisch reicher Düfte;
Im steten Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb ist Neues zu erfinden.
Mit leisem Finger geistiger Gewalten
Erbauen sie durchsichtige Gestalten;
Dann im Krystall und seiner ewigen Verschweigniß
Erblicken sie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiser.

Vernommen hab ich's und ich glaube dir;
Doch wackrer Mann, sag' an: was soll das hier?

Faust.

Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,
Ist dein getreuer, ehrenfester Diener.
Welch gräßlich Schicksal droht' ihm unabwendt,
Das Reich gerettet, schon tümmelte das Feind;
Die trocknen Scheite, rings umher verschränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Mensch, noch Gott, noch Teufel konnte retten.
Die Majestät perfornete gebietrte Retten.
Dort war's in Rom. Er bleibt die Hoch verpflichtet.
Auf deinen Gang in Sorge stets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz verzagt er sich.
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für dich.
Er trug und auf, als eilloses Geschäfte.
Bei der zu stehn. Groß sind des Berges Kräfte,
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei.

Kaiser.

Am Freudentag wenn wir die Gäste grüßen,
Die beiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut und jeder wie er scheint und drängt,
Und Mann für Mann, der Säle Raum verengt;
Doch höchst willkommen muß der Biedre sein.
Tritt er als Bestand kräftig zu und ein.
Zur Morgenstunde, die bedeutlich waltet.
Weil über ihr des Schicksals Wage schaltet.
Doch senket hier, im hohen Augenblick,
Die starke Hand vom willigen Schwert zurück.
Ehrt den Moment, wo manche Tausend schreiten.
Für oder wider mich zu streiten.
Selbst ist der Mann! wer Thron und Kron begehrt.
Persönlich sey er solcher Ehren werth.
Sey das Gespenst, das gegen uns erstanden,
Sich Kaiser nennt und Herr von unsern Landen.
Des Heeres Herzog, Ernstberr unserer Großen,
Mit eisner Faust ins Todtenreich verstoßen!

Faust.

Wie es auch sey das Große zu vollenden,
Du thust nicht wohl dem Haupt so zu verpfänden.
Ist nicht der Helm mit Kamm und Busch geschmückt?
Er schützt das Haupt, das unsern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn schläfert jenes, alle sinken nieder;
Wird es verletzt, gleich alle sind verwundet;
Erleiden frisch, wenn jenes rasch gesundet.
Schnell weiß der Arm sein flartes Recht zu üben,
Er hebt den Schild den Schädel zu beschützen;
Das Schwert gewahret seiner Pflicht sogleich,
Lenkt kräftig es und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erfochtnen frisch sich ins Genick.

Kaiser.

Das ist mein Zorn, so möcht' ich ihn behandeln,
Das stolze Haupt in Schemelstritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Gestung
Haben wir daselbst genossen.
Unsrer kräftig edlen Meldung
Lachten sie als eitler Possen;
„Euer Kaiser ist verschollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir sein gedenken sollen,
Mährchen sagt: — Es war einmal."

Faust.

Dem Wunsch gemäß der Besten ist's geschehen,
Die, fest und treu, an deiner Seite stehn.
Dort naht der Feind, die Deinen herren dränglig;
Besteht den Angriff, der Moment ist günstig.

Kaiser.

Auf das Commando leist' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In deinen Händen, Fürst, sey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh' sie noch den letzten Schritt getan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Faust.

Erlaube denn, daß dieser muntre Held
Sich ungesäumt in deine Reihen stellt,
Sich deinen Reihen innigst einverleibt
Und, so gestählt, sein kräftig Wesen treibt.
(Er beutet zur Rechten.)

Rautelhold (tritt vor).

Wer das Gesicht mir zeigt der kehrt's nicht ab
Als mit zerschlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Nacken kehrt, gleich liegt ihm schlapp
Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd graß im Nacken.
Und schlagen deine Männer dann,
Mit Schwert und Keulen wie ich wütte,
So stürzt der Feind, Mann über Mann,
Erstarrt im eignen Greuel zu.
(Ab.)

Obergeneral.

Der Phalanx unsrer Mitte folge sacht,
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht;
Ein wenig rechts; dort hat bereits, erwittert,
Der Unsern Streitkraft ihren Plan erschüttert.

Faust
(auf den Mittelsten deutend).

So folge denn auch dieser deinem Wort.

Hobebald (tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiserschaaren
Soll sich der Durst nach Beute paaren;
Und allen sey das Ziel gestellt:
Des Gegenkaisers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang auf seinem Sitze.
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute
(Waffenverkäufer, sich an ihn anschmiegend).

Bin ich auch ihm nicht angetraut,
Er mir der liebste Bursche bleibt.
Für uns ist solch ein Herbst gereift!
Die Frau ist grimmig wenn sie greift.
Ist ohne Schonung wenn sie raubt;
Im Sieg voran! und alles ist erlaubt.
(Beide ab.)

Obergeneral.

Auf unsre Linke, wie vorauszusehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig, Widerstehn
Wird Mann für Mann dem wütenden Beginnen
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Faust.
(winkt nach der Linken).

So bitte, Herr, auch diesen zu bemerken,
Es schadet nichts wenn Starke sich verstärken.

Halteklen (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Scheuen!
Da wo ich bin ist der Verlust gesichert;
In dem bewährter sich der Alte.
Kein Strahlblitz spaltet was ich halte.
(Ab.)

Mephistopheles
(von oben herunterkommend).

Nun schauet wie im Hintergrunde,
Aus jedem zackigen Felsenschlunde
Bewaffnete hervor sich drängen,
Die schmalen Pfade zu verengen,
Mit Helm und Harnisch, Schwertern, Schilden,
In unserm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wunt erwartend ganzschlagen.
(Leise zu den Bösfeuern.)
Woher das kommt mögt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht geräumt,
Die Waffensäle ringsum ausgeräumt;
Da standen sie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären sie noch Herrn der Erde;
Sonst waren's Ritter, König, Kaiser.
Jetzt sind es nichts als leere Schreckenshäuser;
Gar manch Gespenst hat sich darein gezogen.
Das Mittelalter lebhaft aufgeflogen.
Welch Teufelchen auch drinne steckt
Aer thätigst macht es doch Effect.
(Laut.)
Hört wie sie sich voraus erbosen,
Beschlagwechselnd an einander stoßen!
Aus flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die frischer Lüftchen angedenkig harrten.
Bedenkt, hier ist ein altes Volk bereit
Und mischte gern sich auch zum neuen Streit.
(Zunächster Posaunenschall von oben, im feindlichen Heere mehrfache Schwankung.)

Faust.

Der Horizont hat sich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother abwandrollter Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre.
Der Fels, der Wald, die Atmosphäre
Der ganze Himmel mischt sich ein.

Mephistopheles.

Die rechte Flanke hält sich kräftig;
Doch seh' ich ragend unter diesen,
Hans Rauhfuß, den bedeuten Riesen,
Auf seine Weise rasch beschäftigt.

Kaiser.

Erst sah ich Einen Arm erheben,
Jetzt seh' ich schon ein Dutzend beben.
Naturgemäß geschieht es nicht.

Faust.

Vernahmst du nichts von Nebelstreifen
Die auf Sicilions Küsten schweifen?
Dort schwankend klar im Tageslicht,
Erheben zu den Mittelküsten,
Gespiegelt in personern Düften,
Erscheint ein seltsames Gesicht:
Da schwanken Städte hin und wieder,
Da steigen Garten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiser.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere seh' ich blitzen;
Auf unsrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich verwegne Flämmchen tanzen,
Das scheint mir gar zu geisterhaft.

Faust.

Verzeih, o Herr, das sind die Spuren
Verschollner geistiger Naturen.
Ein Widerschein der Dioskuren.
Bei denen alle Schäfer schwuren;
Sie sammeln hier die letzte Kraft.

Kaiser.

Doch sage: wem sind wir verpflichtet
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenste zusammenrafft?

Mephistopheles.

Wem als dem Meister, jenem boren,
Der dem Gesetzt im Busen trabt?
Durch deiner Zeiten starkes Drohen

Hätt' ich nicht deine Lieb' und deine Pflicht verfeinert.
Dir kam allein durch mich der König unter's Joch,
Und durch mich ganz allein besitzest du ihn noch.

Esther.

Von selbsten hab' ich wohl nicht Gunst noch Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn du längst gestorben.

Mardochai.

O stürb' ich für mein Volk und unser heilig Land!
Allein ich sterb' umsonst durch die verruchte Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem ungestümen Regen,

Ist er im Tiefsten aufgeregt.
Sein Dank will dich gerettet sehen,
Und sollt' er selbst daran vergehen.

Kaiser.

Sie jubelten mich pomphaft unzufahren,
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren.
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte fühle Luft zu schenken,
Dem Klerus hab' ich eine Lust verderben,
Und ihre Gunst mir freilich nicht erworben.
Nun sollt' ich, seit so manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Faust.

Freihergige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick sich aufwärts wenden!
Mich dünkt Er will ein Zeichen senden,
Gieb Acht, es deutet sich sogleich.

Kaiser.

Ein Adler schwebt im Himmelsboden,
Ein Greif kömt nach mit wildem Drohen.

Faust.

Gieb Acht: gar günstig scheint es mir,
Greif ist ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er sich so weit vergessen
Mit echtem Adler sich zu messen?

Kaiser.

Nunmehr, in weitgedehnten Kreisen,
Umziehn sie sich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu
Sich Brust und Hälse zu zerreißen.

Faust.

Nun merke wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzaust nur Schaden findet,
Und mit gesenktem Löwenschweif,
Zum Gipfelwald gestürzt, verschwindet.

Kaiser.

Sey's, wie gedeutet, so gethan!
Ich nehm' es mit Verwunderung an.

Mephistopheles (zorn die Rechte.)

Dringend wiederholten Streichen
Müssen unsre Feinde weichen,
Und, mit ungetrübtem Fechten,
Drängen sie nach ihrer Rechten
Uns verwirren so im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite,
Unsers Phalanx fest Spitze
Zirkt sich rechts, und gleicht dem Blitze
Bärt sie in die schwache Stelle. —
Nun, wie sturmbewegte Welle
Sprühend, wälzen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte;
Herrlichers ist nichts ersonnen,
Uns ist diese Schlacht gewonnen!

Kaiser

(an der linken Seite zu Faust).

Schau'! Mir scheint es dort bedenklich,
Unser Posten [illegible] verdächtlich.
Keine Steine [illegible] steigen,
Riesre Felsen sind erstiegen,
Dort stehen scharen verlassen.
Jetzt! — der Feind, zu ganzen Massen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen,
Schlußerfolg unbedingen Streitens!
Eure Künste sind vergebens.

(Pause.)

Mephistopheles.

Da kommen meine beiden Raben.
Was mögen die für Botschaft haben?
Ich fürchte gar es geht uns schlecht.

Kaiser.

Was sollen diese leidigen Vögel?
Sie ziehen ihre schwarzen Segel
Hierher vom weißen Felsgerecht.

Mephistopheles (zu den Raben).

Seht euch ganz nah zu meinen Ohren.
Wen ihr beschützt ist nicht verloren,
Denn euer Rath ist sicherer.

Faust (zum Kaiser).

Von Tauben hast du ja vernommen,
Die aus den fernsten Landen kommen,
Zu ihres Nestes Brut und Kost.
Hier ist's mit wichtigen Unterschieden:
Die Taubenpost ordnet den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpost.

Mephistopheles.

Es wettet sich ein schwer Verhängniß.
Sehr bin! gewahret die Bedrängniß
Um unsere Hetten Felsenwand.
Die nächsten Höhen sind erstiegen,
Und würden sie den Paß besiegen,
Wir hätten einen schweren Stand.

Kaiser.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut seitdem es mich umstrickt.

Mephistopheles.

Nur Muth; Noch ist es nicht mißglücket.
Gewalt und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende scharf.
Ich habe meine sichern Boten,
Befiehlt daß ich befehlen darf.

Obergeneral

(der indessen herangekommen).

Mit diesen hast du dich vereinigt,
Mich hat' ich die ganze Zeit gereinigt,
Das Gaukeln schafft kein festes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden,
Begannen sie's, sie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiser.

Behalt' ihn bis zu besseren Stunden.
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir schaudert vor dem garstigen Raubem
Und seiner Rabenvraulichkeit.

(Zu Mephistopheles.)

Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du scheinst mir nicht der rechte Mann;
Befiehl, und suche uns zu befreien!
Geschehe, was geschehen kann.

(Ab ins Zelt mit dem Obergeneral.)

Mephistopheles.

Mag ihm der dumme Stab bedeuten!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war so was vom Krieg daran.

Faust.

Was ist zu thun?

Mephistopheles.

Es ist gethan! —
Nun schwarze Bettern, rasch im Dienen,
Zum nahen Bergsee! grüßt mir die Undinen,
Und bittet sie um ihrer Fluthen Schein.
Durch Wasserkünste, schwer zu kennen,
Verstehen sie vom Scein den Schein zu trennen,
Und jeder schwebt das sey das Seyn.

(Pause.)

Faust.

Den Wasserfräulein müssen unsre Raben
Recht auf dem Grund aufmerksamkeit haben;
Dort fängt es schon zu rieseln an.

An mancher wüsten, tollen Felsenstelle
Entwickelt sich die wilde, rasche Quelle;
Um Jener Lieg ist es getban.

Mephistopheles.

Das ist ein wunderbarer Gruß,
Die tähnlich Klett'rer sind confus.

Faust.

Schon rauscht ein Bach zu Füßen mächtig nieder,
Auf Schluchten führen sie gebeppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenstraht,
Auf einmal legt er sich in flache Felsenbreite
Und rauscht und schäumt nach der und jener Seite,
Und stufenweise wirft er sich ins Thal.
Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge frömt sie wegzuschwemmen;
Mir schaudert selbst vor solchem wilden Schwall.

Mephistopheles.

Ich sehe nichts von diesen Wasserlägen,
Nur Menschen-Augen lassen sich betrügen
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie stürzen fort zu ganzen Heer'n Haufen,
Der Narren wähnen zu ersaufen.
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgeberden laufen.
Nun ist Verwirrung überall.
(Die Raben sind wieder gekommen.)
Ich werd' euch bei dem hohen Meister loben;
Weil ihr euch nun als Meister selbst ergroben,
So eilet zu der glühnden Schmiede,
Wo das Gezwerg-Volk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken schlägt.
Verlangt, weitläufig sie beschwagend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, plagend,
Wie man's im hohen Dome hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blitschnelles Fallen allerhellster Sterne,
Mag jede Sommernacht gesehen;
Doch Wetterleuchten in verworrnen Büschen,
Und Sterne die am feuchten Boden pischen,
Das hat man nicht so leicht gesehen.
So müßt ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderst bitten, dann befehlen.

Raben (ab).

Es geschieht wie vorgeschrieben.

Mephistopheles.

Den Feinden dichte Finsternisse!
Und Tritt und Schritt ins Ungewisse!
Versuchen-Blick an allen Enden,
Ein Trachten pflichtig zu verblenden.
Das alles wäre wunderschön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Faust.

Die hohlen Massen auf der Höhe Grüften,
Empfinden sich erstarkt in freien Lüften;
Da droben tasselt's, klappert's lange schon,
Ein wunderbarer falscher Ton.

Mephistopheles.

Ganz recht! sie sind nicht weiter zu zögeln;
Schon schallt's von ritterlichen Prägeln,
Wie in der hohlen alten Zeit.
Armschienen, wie der Beine Schienen,
Als Gurten und als Spießtinnen,
Erneuen rasch den ewigen Streit.
Fest, im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweisen sie sich unverdrüßlich,
Schon klingt das Tosen weit und breit.
Zuletzt, der alten Teufelsfesten,
Wirft der Parteihaß doch zum Besten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schellt widerwärtig penisch,
Mitunter grell und scharf satanisch,
Erschreckend in das Thal hinaus.
(Kriegsmusik im Orchester, jetzige übergehend in militärisch heitre Weisen.)

Des Gegenkaisers Zelt. Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Schreiente.

Schreiente.

So sind wir doch die ersten hier!

Habebald.

Kein Rabe fliegt so schnell als wir.

Schreiente.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf?

Habebald.

Sieht doch der ganze Raum so voll!
Weiß nicht wohin ich greifen soll.

Schreiente.

Der Teppich wär' mir eben recht,
Mein Lager ist oft gar zu schlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenstern,
Vergoldeten hätt' ich Lange gern.

Schreiente.

Den rothen Mantel goldgesäumt,
So etwas hatt' ich mir oftträumt.

Habebald

(die Waffe nehmend).

Damit ist es gar bald gethan,
Man schlägt ihn todt und geht voran.
Du hast so viel schon aufgespart,
Und doch nichts Rechts eingelaert.
Den Plunder laß an seinem Ort,
Nehm' eines dieser Kistchen fort!
Drin ist des Heers beliebter Sold,
In seinem Bauche lauter Gold.

Schreiente.

Dieß hat ein mörderlich Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.

Habebald.

Geschwinde duck' dich! Mußt dich bücken!
Ich huck' dir's auf den starken Rücken.

Schreiente.

O weh! O weh! nun ist's vorbei;
Die Last bricht mir das Kreuz entzwei.
(Der Rücken sackt und springt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geschwinde zu und rasch es auf.

Schreiente (immer nieder).

Geschwinde nur zum Schoß hinein!
Noch immer wird's zur Gnüge sein.

Habebald.

Und so genug! und eile dann!
(Sie beide auf.)
O weh die Schätze hat ein Loch!
Wohin du gehst und wo du stehst
Verschwenderisch die Schätze fällst.

Trabanten (unsres Kaisers).

Was schafft ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt ihr in dem Kaiserschatz?

Habebald.

Wir trugen unsre Güter feil,
Und holen unser Beuteteil.
In Feindes-Zelten ist's der Brauch,
Und wir, Soldaten sind wir auch.

Trabanten.

Das passet nicht in unsern Kreis;
Zunächst Soldat und Diensteifrigkeit;
Und wer sich unserm Kaiser naht,
Der sey ein redlicher Soldat.

Haudolf.

Die Redlichkeit die kennt man schon,
Sie bessert; Contravanten,
Ihr alle seyd auf gleichem Fuß;
Gieb her! das ist der Handwerksgruß.

(Zu Eintretenden.

Mach fort und schleppe was du hast,
Hier sind wir nicht willkommne Gast. (Ab.)

Erster Trabant.

Saa', warum gabst du nicht sogleich
Dem frechen Kerl einen Backenstreich!

Zweiter.

Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren so gespenderhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen schwarz,
Da flimmert' es, ich sah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu sagen weiß;
Es war den ganzen Tag so heiß,
So bänglich, so beklommen schwül,
Der eine stand, der andre fiel;
Man tappte hin und schlug zusammen,
Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen schwebt' es wie ein Flor,
Dann summt's und sauft's und zischt' im Ohr;
Das ging so fort, nun sind wir da
Und wissen selbst nicht wie's geschah.

Kaiser mit Vier Fürsten treten auf.

Die Trabanten entfernen sich.

Kaiser.

Es sey nun wie ihm sey; uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerstreute Flucht im flachen Feld zu rennen.
Hier steht der leere Thron, verrätherischer Schein,
Von Teppichen umhüllt, verrammt unter den Plan.
Wir, ehrenvoll, geschützt von eisernen Trabanten,
Erwarten Kaiserlich der Völker Abgesandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an;
Beruhigt sey das Reich, uns freudig zugethan.
Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut.
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut.
Aus Felsenröhren thönt's von mächtigen Wunderklängen.
Die starke Brust erbebt, des Feindes Brust verrennen.
Der Ueberwundne fiel, zu stets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preis't den getrognen Gott.
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen.
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchsten Preis, wend' ich den frommen Blick.
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger muntrer Fürst mag seinen Tag verjauchzen,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeutsamkeit.
Deshalb denn unaufsäumt, verbind' ich mich sogleich
Mit euch Vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.

(Zum Ersten.)

Dein war, o Fürst! des Heers geordnet flache Schichtung.
Sodann im Hauptmoment, verrieth kühne Richtung,
Im Treffen wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Ermarschall nenn ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erbmarschall.

Dem treuen Heer, die jetzt im Innern beschäftigt,
Wenn's an der Gränze dich und deinen Ihren
betrachtet,
Dann sey es uns verkündet, der Festesdrang im Saal
Geräumiger Bewirtung, zu rüsten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich
die's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Der Kaiser (zum Zweiten.)

Der sich, als tapferer Mann, auch zart gefällig
zeigt,
Du! sey Erzkämmerer, der Auftrag ist nicht leicht.
Du bist der Oberst von allem Hausgesinde.
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;
Dein Beispiel sey fortan in Ehren aufgestellt.
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu
Gnaden;
Den Besten bösreich seyn, den Schlechten selbst
nicht schaden,
Dann klar sey'n ohne List, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir
schon genug.
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?
Wenn du zur Tafel gehst reich' ich das goldne
Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiser.

Zwar fühl' ich mich zu ernst auf Festlichkeit zu
sinnen,
Doch sey's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum Dritten.)

Dich wählt' ich zum Erztruchsess! Also sey fortan.
Dir Jagd, Gestüts, Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsspeise Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie sie der Monat bringt und jorgsam zubereiten.

Erztruchsess.

Strenge Fasten sey für mich die angenehmste Pflicht,
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir vereinigen.
Das Ferne beizuziehn, die Jahreszeit zu bescheinigen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel
prangt,
Einfach und kräftig ist's vermacht dem Sinn verlangt.

Kaiser (zum Vierten).

Weil unabweichlich hier sich's nur von Festen
handelt,
So sey mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erschenke, sorge nun, daß unsre Kellerei
Aufs reichlichste versorgt mit gutem Weine sey.
Du selbst sey mäßig, laß nicht über Hutterleuten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Erschenk.

Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur
vertraut,
Steht, eh' man sich's versieht, zu Männern aufgebaut.
Auch ich versehe mich zu jenem großen Feste!
Ein Kaiserlich Büffet schmück' ich aufs allerbeste

Mit Prachtaefäßen, güldnen, ſilbern allzumal;
Doch wählt' ich dir voran den ſchlichten Pokal:
Ein blank venediſch Glas, worin Bedacht lauchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr
verraucht.
Auf ſolchen Wunderſchau vertraut man oft zu ſehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchſter, ſchützt noch
mehr.

Kaiſer.

Was ich euch zugedacht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverläſſigem
Munde,
Des Kaiſers Wort iſt aroß und ſichert jede Gift.
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift.
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten.
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde
ſchreiten.

Der Erzbiſchof-Erzkanzler tritt auf.

Kaiſer.

Wenn ein Gebäude ſich dem Schlußſtein anvertraut,
Dann iſt's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du ſiehſt vier Fürſten da. Wir haben erſt erörtert,
Was den Beſtand zunächſt von Haus und Hof
befördert.
Nun aber, was das Reich in ſeinem Ganzen heat.
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auf-
erlegt.
An Ländern ſollen ſie vor allen andern glänzen.
Deshalb erweitr' ich gleich jetzt des Beſitzthums
Gränzen.
Vom Erzſtift jener die ſich von uns abgewandt.
Euch Treuen ſprech' ich zu ſo manches ſchöne Land,
Zugleich das hohe Recht euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tauſch ins Weitre zu
verbreiten:
Dann ſey beſtimmt verabredt, zu üben ungeſtört
Was von Gerechtſamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen.
Berufung gelte nicht von euren höchſten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beed', Lehn und Geleit
und Zoll,
Berg-, Salz und Münzregal euch unverdrossen ſoll.
Denn meine Dankbarkeit verpflichtet zu erproben,
Hab ich euch ganz zunächſt der Majeſtät erhoben.

Erzbiſchof.

Im Namen aller ſey dir tiefſter Dank gebracht.
Du machſt uns ſtark und feſt und ſtärkeſt deine
Macht.

Kaiſer.

Euch Fünfen will ich noch erhöhte Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben;
Doch beider Armen Kette zieht verächtlichen Blick
Aus raſcher Streblamkeit ins Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuren
trennen.
Dann ſey es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn doch auf heiligen Altar.
Und friedlich ende dann was jetzt ſo ſtürmiſch war.

Erzkanzler.

Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an
Gebärde.
Stehn Fürſten dir gebeugt, die erſten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern reat.
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſey, zum Schluß, was wir bisher be-
thätigt
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug bekräftigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei.
Mit dem Beding jedoch, daß er unveräußert ſey;
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns em-
pfangen.
Es ſoll's der älteſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzkanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth.
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte
Statut;
Reinſchrift und Sieglung ſoll die Kanzlei be-
ſchäft'gen.
Mit heiligem Signatur wirſt du's, der Herr, be-
kräft'gen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag.
Geſammelt, jedermann ſich überlegen mag.

Die weltlichen Fürſten entfernen ſich.

Der Geiſtliche
(bleibt und ſpricht beiſeite).

Der Kanzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben.
Vom ernſten Warnearift zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bänaliches zur fruhen Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz, find' ich, in dieſer
Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Payſt
zum Hohn.
Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich
richten.
Mit heiligem Strahl dein Reich, das ſündige, zu
vernichten.
Denn noch vergab er nicht wie du, zur höchſten
Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden.
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der
Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gieb vom freien
Glück,
Ein mäßig Schärflein, gleich dem Heiligthum zurück:
Den breiten Hügeltraum, da wo dein Zelt geſtanden.
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden.
Dem Ungenfürſten du ein hochſam Ohr geliehn.
Den Hirte, frommt bekehrt, zu heiligem Bemühn;
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich er-
ſtrecken.

Mit Höhen die ſich ernſt zu ſteter Weide decken.
Fiſchreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl.
Wie ſie ſich, eilig ſchlängelnd, führen an zu Thal;
Das breite Thal dann ſelbſt, mit Wieſen, Gauen,
Gründen:
Die Reue ſpricht ſich aus, und du wirſt Gnade finden.

Kaiſer.

Durch meinen ſchweren Zeht bin ich ſo tief erſchreckt.
Die Gränze ſey von dir nach eignem Maß geſteckt.

Erzbiſchof.

Erſt: der entweihte Raum wo man ſich ſo ver-
ſündigt.
Sey alsbald zum Dienſt des Höchſten anerkündigt.
Betende Betet im Geiſt Gemäuer ſtark empor.
Der Morgenſonne Blut erleuchtet ſchon das Chor;
Zum Kreuz erweitert ſich das wachſende Gebäude.
Das Schiff erlangt, erhöht ſich zu der Glaubigen
Freude;

Sie strömen brünstig schon, durchs würdige Portal,
Der erste Glockenruf erschollt durch Berg und Thal.
Von reinen Thränen thaut's, wie sie zum Himmel streben.
Der Böser kommt heran, zu mancherschauten Leben.
Dem reinen Werktag — er trete bald hervor! —
Wird deine Gegenwart die höchste Zierde seyn.

Kaiser.

Mag ein so großes Werk den frommen Sinn verständ'gen.
Zu preisen Gott den Herrn, so wie mich zu entsünd'gen.
Genug! Ich fühle schon wie sich mein Sinn erhöht.

Erzbischof.

Als Kanzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiser.

Ein ehrwürd Document, der Kirche das zu eignen.
Du legst es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbischof

(hat sich beurlaubt, kehrt aber beim Aufgang wieder um).

Dann widmest du zugleich dem Werke, wie's entfaltet,
Gesammte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Bede.

Kaiser.

Für ewig. Bleibt's zu würdiger Unterhaltung,
Und schwere Kosten macht die sorgliche Verwaltung.
Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten
Plan.
Reicht du uns einiges Geld aus deinem Beutelsack.
Darüber braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen.
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.

Erzbischof

Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl betehrt.
Die Kirche fördert den, der ihr zu Diensten fährt.

(Ab.)

Kaiser.

Die Sünd' ist groß und schwer womit ich mich beladen.
Das leidige Zauberroll drinnt mich in harten Schaden.

Erzbischof

(abermals umkehrend mit tiefer Verbeugung).

Verzeih, o Herr! Es ward dem sehr verrufnen Mann,
Des Reiches Strand verliehn; doch diesen trifft der Bann.
Verleihst du ruhig nicht der hohen Kirchenstelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiser (verdrießlich).

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbischof.

Wer's Recht hat und Geduld für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Kaiser (allein).

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben.

Fünfter Act.

Offene Gegend.

Wandrer.

Ja! sie sind's die dunkeln Linden.
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich soll sie wieder finden.
Nach so langer Wanderschaft!
Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die furchtverratne Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthin möcht' ich freinen.
Hülfsverein, ein wackres Paar.
Das, um heut mir zu bedienen,
Alt schon jener Tage war.
Auch! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seyd gegrüßt!
Wenn, gastfreundlich, auch noch heute,
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Bauers.

(Mütterchen, sehr alt).

Lieber Abkömmling! Leise! Leise!
Ruhe! laß den Greisen ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greise
Kurzen Wachens raschen Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, daß du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mir dem Garten einst gethan?
Daß du Baucis, die geschäftig,
Halbverlornen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der, so kräftig,
Meinen Schrei der Flucht entrückt?
Eure Flammen raschen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grausen Ancheuers,
Lösung war euch anvertraut.

Und nun, laßt hervor mich treten,
Schaun das granzenlose Meer;
Laßt mich sinnen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Brust so sehr.

(Er schreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon in Baucis.

Eile nur den Tisch zu breiten,
Wo's im Garteben munter blüht.
Laß ihn nennen, ihn erschrecken.
Denn er glaubt nicht was er sieht.

(Zum folgend.)

Philemon

(neben dem Wanderer gehend).

Das euch grimmig mißgehandelt,
Mag' auf Woge, schäumend wild,
Sey als Garten ihr behandelt,
Sey ein paradiesisch Bild.
Aeltrer, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie sonst bereit:
Und, wie meine Kräfte schwanden,
War auch schon die Woge weit.
Unsrer Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herr'n an seiner Statt zu seyn.
Schaue ardnend Wies' an Wiese.
Anger, Garten, Dorf und Wald;
Komm nun aber und ernte'se.
Denn die Sense scheidet bald. —
Dort im Fernsten jeden Stegel!
Suchen nächtlich sichern Port —
Kennen doch ihr Nest die Vögel —
Denn zeyt ist der Hafen dort.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum.
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Grünen.

(Am Tische zu Drei.)

Gaucis
(zum Fremdling).

Bleibst du stumm? und deinen Bissen
Bringst du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Mahnt' er doch vom Wunder wissen,
Sprichst so gerne, thu's ihm kund.

Gaucis.

Wohl: ein Wunder ist's gewesen!
Lässt mich heut noch nicht in Ruh;
Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiser sich verfündigen
Der das Ufer ihm verliehn?
Trät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unsern Dünen
Ward der erste Fuß gesetzt,
Zelte, Hütten! — Da — im Grünen
Richtet bald sich ein Palast.

Gaucis.

Tags umsonst die Kurette lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wie die Flämmchen nächtig schwärmten
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mussten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Quak;
Meerad flossen Feuerfluthen,
Morgens war es ein Kanal.
Gottlos ist er, ihn gestiftet
Unsre Hütte, unser Hain;
Wie er sich als Nachbar grüßet
Soll man unterthänig sein.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Gaucis.

Traue nicht dem Wasserboten,
Halt auf deiner Hütte Stand.

Philemon.

Lasst uns zur Eapelle treten!
Ersten Sonnenblick zu schaun;
Lasst uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Palast.

Weiter Ziergarten, großer gradegeführter Kanal.

Faust (im höchsten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer
(durchs Sprachrohr).

Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn ist im Begriffe
Auf dem Kanale hier zu sein.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die starren Masten stolz bereit;
In der preßt sich der Beutelmann selig.
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit.
(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Faust (aufhorchend).

Verdammtes Läuten! Ärgernisständlich
Verwünscht's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken nervt mich der Verdruß.
Erinnert mich durch neidische Laute
Mein Hochverdienst er ist nicht rein.
Der Lindenraum, die braune Laube,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir.
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen.
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie segelt froh der bunte Kahn,
Mit frischem Abendwind heran!
Wie stürmt sich fein lebendger Lauf
In Kisten, Kasten, Ballen auf!
(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden.)

Mephistopheles. Die drei gewaltigen Gesellen.

Chorus.

Da landen wir.
Da sind wir schon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie steigen aus, die Güter werden ans Land geschafft.)

Mephistopheles.

So haben wir uns wohl exercirt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da was Besinnen heißt:
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drei
Denn packelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften schlecht,
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt ums Was? und nicht ums Wie?
Ich wüßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Gesellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Gestank!
Er macht ein weis
herrisch Gesicht;
Das Kontagium
Gefällt ihm nicht.

Mephistopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn.
Nahmt ihn doch euren
Theil davon.

Die Gesellen.

Das ist nur für
Die Langeweil,
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephistopheles.

Erst ordnet oben
Saal an Saal
Die Kostbarkeiten
Allmal.

Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er sich gereut
Nicht lumpen läßt
Und giebt der Flotte
Fest nach Fest.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum besten sorgen.
(Die Ladung wird weggeschafft.)

Mephistopheles (zu Faust).
Mit ernster Stirn, mit bösem Blick
Vernimmst du dein erhabnes Glück.
Die hohe Weisheit wird gefeiert,
Das Ufer ist dem Meer verfreit;
Vom Ufer nimmt, zu rascher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an;
So spricht das hier, hier vom Palast
Dem Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieser Stelle ging es aus,
Hier stand das erste Bretterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgegraben
Wo jetzt das Ruder emsig schlägt,
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Wen hier aus —

Faust.
Das verfluchte Hier!
Das eben leidig lastet mir.
Die Vielgewandten muß ich's sagen,
Mir ärgert's im Herzen Eitel um Eitel.
Mir ist's unerträglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.
Die Alten drüben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz;
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen
Verderben mir den Welt-Besitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehen was alles ich getan,
Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,
Betrachtend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So sind am dürftsten wir geraubt:
Im Reichtum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltgen Willens Für
Bricht hier an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüte!
Das Glöckchen läutet und ich wüthe.

Mephistopheles.
Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer dürfte das! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begebnis,
Vom ersten Bad bis zum Begräbnis,
Als wäre, zwischen Bimm und Bamm,
Das Leben ein verfehlter Traum.

Faust.
Das Widerstreben, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn.
Das man, in tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu seyn.

Mephistopheles.
Was willst du dich denn hier genieren,
Mußt du nicht längst colonisieren?

Faust.
So geht und schafft sie mir zur Seite!
Das schöne Stückchen kennst du ja,
Das ich den Alten ausersah.

Mephistopheles.
Man trägt sie fort und setzt sie nieder,
Eh man sich umsieht stehn sie wieder;
Nach überstandener Gewalt
Verdient ein sanfter Aufenthalt.
(Er pfeift gellend.)

Die Drei treten auf.

Mephistopheles.
Kommt! Wie der Herr befohlen hat,
Und morgen giebt ein Aktenfest.

Die Drei.
Der alte Herr empfing uns schlecht,
Ein flottes Fest ist uns zu Recht.

Mephistopheles
(das Spectaculum).
Auch hier geschieht was längst geschah,
Denn Naboths Weinberg war schon da.
(Regum I. 21.)

Tiefe Nacht.

Lynceus der Thürmer (auf der Schloßwarte singend).
Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne.
Ich seh' in der Nähe,
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen
Was je ihr gesehn,
Es sey wie es wolle,
Es war doch so schön!
(Pause.)
Nicht allein mich zu ergetzen
Bin ich hier so hoch gesetzt:
Welch ein gräßliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!
Flammende seh' ich herüben
Durch der Linden Dornennacht.
Immer stärker wütet ein Glühen
Von der Zwingburg angefacht.
Ach! die uns're Hütte schützen,
Die vermoos't und feucht gestanden;
Schnelle Hülfe wird gestützen.
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach! die guten alten Leute.
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, rot in Gluthen
Steigt das schwarze Moosgestelle;
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Höhle!

Züngelnd lichte Blitze fliegen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Rothe Äser, die Lockerub verbrennen,
Gluthen schnell und stürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen?
Muß ich so weissagig seyn?
Das Capitäl bricht zusammen
Von der Äste Sturz und Last;
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.
(Lange Pause. Gesang.)
Was sich sonst dem Blick entworfen,
Mit Zauberwundern ist hin.

Faust
(auf den Bastion, gegen die Dünen).

Von oben weicht ein singend Wimmern?
Das Wort ist hier, der Ton zu spat.
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch sey der Lindenwuchs vernichtet
Zu balderwölbter Stämme Graun,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um ins Unendliche zu schaun.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar anschaudert,
Das, im Gefühl ersatzbedürftiger Sorgung,
Der späten Tage Frist genießt.

Mephistopheles und die Drei (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör,
Und wie's in solchem Fall geschieht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht;
Wir aber haben nicht gesäumt
Behende hir sie wegzuräumt.
Das Paar hat sich nicht viel gegrämt,
Vor Schrecken fielen sie entseelt.
Ein Fremder, der sich dort verhehlt,
Und fechten wollte, ward gestreckt;
In wilden Kampfes kurzer Zeit.
Von Kohlen, rasch umher gestreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei.
Als Scheiterhaufen dieser drei.

Faust.

War't ihr für meine Worte taub!
Tausch weil' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbesonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich! treibt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erschalle:
Gehorche willig der Gewalt!
Und bist du kühn, und hältst du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.
(Ab.)

Faust (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer sinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächert's an,
Brinzt Rauch und Dunst zu mir heran.
Geboten schnell, zu schnell getan! —
Was schwebet schattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erste.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drei.

Die Thüre ist verschlossen wir können nicht ein,
Drum wohnet ein Reicher wir mögen nicht rein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Gesicht.

Sorge.

Ihr Schwestern ihr könnt nicht und dürft nicht
hinein;
Die Sorge sie schleicht sich durchs Schlüsselloch ein.
(Sorge verschwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geschwister, entfernt euch von hier.

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferse begleitet die Noth.

Zu drei.

Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! um ferne von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.

Faust (im Palast).

Vier sah ich kommen, drei nur gehn;
Den Sinn der Rede kennt' ich nicht verstehn.
Es klang so nach alt bös es — Noth,
Ein düsteres Reimwort folgt — Tod.
Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinen Pfad entfernen,
Die Zauberformel ganz und gar verlernen.
Stand' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Mensch zu seyn.

Das war ich sonst, eh ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Daß niemand weiß wie er ihn meiden soll.
Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumesgrimmk verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh vom jungen Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spat umgarnt —
Es stimmt sich, es zeigt sich an, es warnt —
Und so verschüchtert, stehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.
(Erschüttert.)
Ist jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Faust.

Und du, wer bist denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Faust.

Entferne dich!

Sorge.
Ich bin am rechten Ort.

Faust
(erst erstaunt, dann besänftigt vor sich).
Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort.

Sorge.
Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Üb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;
Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie gefucht.
Hast du die Sorge nie gekannt? —

Faust.
Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren.
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwischte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt:
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.
Wen ich einmal mir besitze
Dem ist alle Welt nichts nütze;
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sey es Wonne, sey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

Faust.
Hör' auf! so kommst du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahre mir die schlechte Litanei:
Sie könnte selbst den klügsten Mann verthören.

Sorge.
Soll er gehen? soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf erhabnen Wegen Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer.
Sieht alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, wehrig Sollen,
Bald Betäuben, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erwachen
Hetzet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Faust.
Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen:
Gleichgültige Tage stets verwandelt ihr
In garstigen Mißwarz verunsinnlichter Qualen.
Dinemen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistigstrenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge.
Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde du's am Ende!

(Sie bauchte ihn an.)

Faust (erblindet).
Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es gilt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt emsiglich schauen was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strengen Ordnen, raschen Fleiß,
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende
Genügt Ein Geist für tausend Hände.

Großer Vorhof des Palasts.

Fackeln.

Mephistopheles (als Aufseher vorauf).
Herein herein! Herein herein!
Ihr schlotternden Lemuren,
Aus Bauern, Sennen und Gebein
Geflickte Halbnaturen.

Lemuren (im Chor).
Wir treten dir sogleich zur Hand,
Und, wie wir hald vernommen,
Es soll wohl gar ein weites Land
Das sollen wir bekommen.
Gespitzte Pfähle die sind da,
Die Kette lang zum Messen;
Warum an uns der Ruf geschah
Das haben wir vergessen.

Mephistopheles.
Hier gilt kein künstlerisch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maßen!
Der Längste trete langgestreckt hin,
Der andern stärket rundt umher den Rasen;
Wie man's für unsre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palast ins enge Haus.
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren
(mit nichtigen Geberden grabend).
Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich dünkt das war wohl süße;
Wo's fröhlich klang und lustig ging
Da rührten sich meine Füße.

Nun hat das tückische Alter mich
Mit seiner Krücke getroffen:
Ich stolpert' über Grabes Thür,
Warum stand sie just offen!

Faust
(aus dem Palaste tretend, faßet an den Thürpfosten).
Wie das Gestirn der Spaten mich ergetzt!
Es ist die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mir sich selbst verdienet,
Den Wellen ihre Gränze setzt,
Das Meer mit strengem Band umzieht.

Mephistopheles (bei Seite).
Du bist doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Burgen;
Denn du bereitest schon Neptunen,
Dem Wasserteufel, großen Schmaus.
In jeder Art seyd ihr verloren; —
Die Elemente sind mit uns verschworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Faust.
Aufseher!

Mephistopheles.
Hier!

Faust.
Wie es auch möglich sey
Arbeiter schaffe Menge' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!
Mir jeden Tag will ich Nachricht haben
Wie sich vertüpft der unternommne Graben.

Mephistopheles (halblaut).
Man spricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom – Grab.

Faust.
Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar doch thätig frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgeschüttet kühnemutge Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flutt bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht gewaltsam einzureißen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verrinnt, umrunnen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. –
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.
(Faust sitzt zurück. Die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn auf ihr Boden.)

Mephistopheles.
Ihn fesselt keine Lust, kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;
Den letzten, schlechten, leeren Augenblick
Der Arme wünscht ihn fest zu halten.
Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr steht still —

Chor.
Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephistopheles.
Er fällt, es ist vollbracht.

Chor.
Es ist vorbei.

Mephistopheles.
Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffnes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei!“ Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebe mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.
Wer hat das Haus so schlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.
Dir, dumpfer Gast im dünnen Gewand,
Ist's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.
Wer hat den Saal so schlecht versorgt?
Wo blieben Tisch und Stühle?

Lemuren. Chor.
Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläubiger sind so viele.

Mephistopheles.
Der Körper liegt und will der Geist entfliehn,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel; –
Doch leider hat man jetzt so viele Mittel
Dem Teufel Seelen zu entziehn,
Auf altem Wege flickt man an,
Auf neuem sind wir nicht empfohlen;
Sonst hätt' ich es allein getan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen schlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
Schnapps! hielt ich sie in fest verschließ'nen Klauen.
Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
Des schlechten Leichnams eklen Haus nicht lassen;
Die Elemente die sich hassen,
Die treiben sie am Ende schmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich geplage,
Wann? wie? und wo? das ist die leidige Frage.
Der alte Tod verlor die rasche Kraft,
Das Dort sogar ist lange zweifelhaft:
Der sah ich lüstern auf die starren Glieder;
Es war nur Scheim, das rührte, das regte sich wieder.

(Phantastisch-Ceremonielles Beschwörungs-Geberden).
Nur eilends heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herr'n vom graben, Herr'n vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsfürer und Korne
Damit ihr zugleich den Höllenrachen matt.

Dem glüh'nden Sonnenſchein und bittern Schnee entgegen!
Dort naſcht geſchäftig mir, zum Winter-Zeitvertreib,
Ein garſtig Rabenvolk das ſchöne Fett vom Leib!
Dort ſchlagen ausgedörrt zuletzt die edlen Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder!
Ein Greuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Iſrael, und, Königinn — was dir?

Eſther.

Gewiß groß Herzeleid! Doch, kann ich es erlangen,
So ſollſt du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;

Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standesehre und Würden schlingt sie ein;
Doch wird man auch bei diesem letzten Spiele
Ins künftige nicht so bedenklich seyn.

(Der gräuliche Höllenrachen thut sich links auf.)

Erfahrne fassen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ewiger Glut.
Die rothe Brandung schlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an;
Doch totalfal zerrinnt sie die Hoffnung
Und sie erneuen ängstlich heiße Pein.
In Winkeln hierist noch vieles zu entdecken,
So viel Erschrecklichstes im engsten Raum!
Ihr thut sehr wohl die Sünder zu erschrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dickteufeln vom kurzen, starken Horne.)

Nun wanstige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht so recht vom Höllenschwefel feist;
Elogartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert ob's wie Phosphor gleißt;
Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln.
Die rupft ihr aus, so ist's ein garstiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich sie besiegeln.
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbelsturm.

Paßt auf die niedern Regionen.
Ihr Schlunde, das ist eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel ist sie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht sie möchte euch dort heraus.

(Zu den Dürrteufeln vom langen, krummen Horne.)

Ihr Fixlefanze, fädelmännische Riesen!
Greift in die Luft, versucht euch ohne Rast;
Die Arme strack, die Klauen scharf gewiesen,
Das ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es ist ihr feiner Schlecht im alten Haus,
Und das Genie es will gleich obenaus.

Glorie von oben, rechts.

Himmlische Heerschaar.

Folget Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben,
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weiterahen Flugs.

Mephistopheles.

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper.
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es ist das dünsch-mädchenhafte Gelämper,
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverrufnen Stunden,
Verruchtem, sinnen menschlichem Geschlecht:
Das Schändlichste was wir erfunden
Ist ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißnerisch, die Laffen:
So haben sie uns manchen weggeschnappt.
Betrügen uns mit unsern eignen Waffen;
Es sind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
Auf Grab heran und haltet fest am Rande!

Chor der Engel.

(Rosen streuend).

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweigelumbeschlagene,
Knospenentsprossene,
Eilet zu blühn.

Frühling entsprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin.

Mephistopheles.

(zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? ist das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt sie streuen.
An seinem Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl mit solchen Blümelein
Die heißen Teufel einzuschnüren;
Das schmilzt und schrumpft vor eurem Hauch.
Nun pustet, Pfäffrede! — Genug, genug!
Vor eurem Proben bleicht der ganze Flug. —
Nicht so gewaltsam! schlaffet Maul und Nasen!
Fürwahr, ihr habt zu stark geblasen.
Das ihr doch nie die rechten Maße trennt!
Das schrumpft nicht nur, es bräunt sich, dorrt, es brennt!
Schon schwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, drängt euch fest zusammen! —
Die Kraft erlischt! dahin ist aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blühen die seligen,
Flammen die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie,
Herz wie es mag,
Worte die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Scharen
Ueberall Tag!

Mephistopheles.

O Flugs! o Schande solchem Erbrosen!
Satane stehen auf den Köpfen.
Die Plumpen schlagen Rad auf Rad
Und stürzen ärschlings in die Höhle.
Gesegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —
(Sich mit den schwebenden Rosen herumschlagend.)
Irrlichter fort! Du! feuchte noch so stark,
Du bleibst gebrannt ein echter Galiet-Quark.
Was fasterst du? Willst du euch packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel. Chor.

Was euch nicht anavohrt
Müsset ihr meiden.
Was euch das Innre stört
Dürft ihr nicht leiden.
Drinnt es gewaltig ein,
Müssen wir tätig seyn.
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephistopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt.
Ein überteuflisch Element!

Welt spitziger als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr so ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die verschmäht,
Verdrehten Halses nach der Liebsten späht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geschwornen Streite!
Der Anblick war mir sonst so feindlich scharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?
Ich mag sie gerne sehn die allerliebsten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich verdörren lasse,
Wer bricht denn künftighin der Thor? —
Die Wetterhuden, die ich hasse,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Ihr schönen Kinder laßt mich wissen:
Sind ihr nicht auch von Lucifers Geschlechte?
Ihr seid so hübsch, fürwahr ich möcht' euch küssen.
Mir ist's als kommt der rechte.
Es ist mir so behaglich, so natürlich,
Als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn;
So heimlich-lüsternhaft begierlich;
Mit jedem Blick aufs neue schöner schön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen schon, warum weichst du zurück?
Wir nähern uns und wenn du kannst so bleib.
(Die Engel nahmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephistopheles
(der ins Proscenium gedrängt wird).

Ihr schelter uns verdammte Geister,
Und sind die wahren Herenmeister!
Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Ist dieß das Liebeselement?
Der ganze Körper steht in Feuer,
Ich fühle kaum daß es im Nacken brennt. —
Ihr schwanket hin und her, so senkt euch nieder,
Ein bischen weltlicher bewegt die beiden Glieder;
Fürwahr der Ernst steht euch recht schön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln sehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine so, wie wenn Verliebte flehen.
Ein kleiner Zug am Mund so ist's getan.
Dich langer Bursche, dich mag ich am liebsten leiden.
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden.
So seh' mich doch ein wenig lüstern an!
Auch könnten ihr anständiger gehen,
Daß lange Faltenbend ist übersittlich. —
Sie wenden sich — Von hinten anzusehen! —
Die Racker sind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die sich verdammen
Heilte die Wahrheit;
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Uns in dem Ewigen
Einig zu wesen.

Mephistopheles (sich fassend).

Wie wird mir! — Liebeskarma, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's eine Sekte granzt.
Und triumphirt jauchzend wenn er sich ganz durchheilt:
Wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut:
Gerettet sind die edlen Teufelsteile.
Der Liebespust er wirft sich auf die Haut;
Schon auserkoren sind die verruchten Flammen.
Und, wie es sich gebührt, flieh' ich euch allzusammen.

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preist!
Luft ist verreinigt.
Athme der Geist!
(Sie erheben sich, Fauſtens Unsterbliches entführend.)

Mephistopheles (sich umkehrend).

Doch wie? — wo sind sie hingezogen?
Unmündiges Volk du hast mich überrascht.
Sind mir der Beute dimmelwärts entflogen:
Drum haben sie an dieser Gruft genascht:
Mir ist ein großer einziger Schatz entwendet;
Die hohe Seele die sich mir verpfändet
Die haben sie mir pfiffig weggefischt.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist betrogen in deinen alten Tagen.
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist verbrannt;
Gewinn Gesäll, absurde Liebschaft wandelt
Den aufgepichten Teufel an.
Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahrne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.

Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten
(Gebirgauf verteilt, gelagert zwischen Klüften).

Chor und Echo.

Waldung, sie schwanket daran,
Felsen, sie lasten dran,
Wurzeln sie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge spritzt,
Höhle die tiefste schützt;
Löwen sie friedlichen stumm:
Freundlich um uns herum.
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebesherd.

Pater ecstaticus
(auf und abschwebend).

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebesband,
Stechender Schmerz der Brust,
Schäumende Gottes-Lust,
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,
Keulen zerschmettert mich,
Blitze durchwettert mich;
Daß so das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus
(tief Gebirgig).

Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrunt lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaumes der Flut.

Wie Kraft, mit eigenem kräftigem Triebe,
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächtige Liebe
Die alles bildet, alles hegt.

Ist um mich her ein wildes Brausen
Als woge Wald und Felsengrund!
Und doch führt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der Kammend niederschlug
Die Atmosphäre zu reinigern,
Die Gifte und Dunst um Pesten trug,
Sind Liebesboten, sie verkünden
Was ewig schaffend uns umwallt.
Mein Innres mög' es auch entzünden
Wo sich der Geist, verworren, kalt,
Verengt in stumpfer Sinne Schranken,
Schwerangeschlossnem Kettenschmerz,
O Gott! beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein verdüstert Herz.

Pater Seraphicus
(mittlere Region).

Welch ein Morgenwölkchen schwebet
Durch der Tannen schrankend Haar!
Ahn' ich recht im Innern lebet?
Es ist junge Geisterschaar.

Chor seliger Knaben.

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir sind?
Glücklich sind wir, allen allen
Ist das Dasein so gelind.

Pater Seraphicus.

Knaben! Mitternachts Geborne,
Halb erschlossen Geist und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn,
Das ein Liebender zugegen
Fühlt ihr wohl, so nahe euch nur:
Doch von schroffen Erdewegen,
Glücklose! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Weite und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an.
(Er nimmt sie in sich.)
Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der überstürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das ist mächtig anzuschauen:
Doch zu düster ist der Ort.
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen,
Ehrer, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höhrem Kreise,
Wachset immer unvermerkt.
Wie, nach ewig reiner Weise,
Gottes Gegenwart verstärkt,
Denn das ist der Geister Nahrung
Die im freiesten Aether walten:
Ewigen Liebens Offenbarung
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor seliger Knaben
(um die höchsten Gipfel kreisend).

Hände verschlungen
Freudig zum Ringen,
Neckt euch und singet
Heilige Gefühle drein;
Göttlich belehret
Dürft ihr vertrauen,
Den ihr verehret
Werdet ihr schauen.

Engel
(schwebend in der höhern Atmosphäre, Faustens Unsterbliches tragend).

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Böen:
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen:
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel.

Jene Rosen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Diesen Seelenschatz erbeuten.
Böse wichen als wir streuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenstrafen
Fühlten Liebeskunst die Geister;
Selbst der alte Satans-Meister
War von spitzer Pein durchdrungen,
Jauchzet auf! es ist gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich heranrafft,
Kein Engel trennte
Gezinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Die jüngern Engel.

Nebelnd um Felsenhöh'
Spür' ich so eben,
Neckend sich in der Näh',
Ein Geister-Leben.
Die Wölkchen werden klar.
Ich seh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis gelöst,
Die sich erlaben
Am neuen Leng und Schmuck
Der obern Welt,
Seo er zum Umgang
Steigendem Vollgewinn,
Diesen geleit!

Die seligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenland;
Bald erlangen wir
Englisches Unterfand.
Löst die Flocken los
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus
(in der höchsten, peinlichsten Zelle).

Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben.
Dort ziehen Frauen vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mittenein
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich seh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich, im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimnis schauen.
Billige was den Mannes Brust
Ernst und zart bewegt
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen trägt.

Unbezwinglich unser Muth
Wenn du sie gebietest,
Pflichtlos mildert sich die Glut
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Um sie verstummen
Sich leichte Mährchen,
Sind Büßerinnen.
Ein zartes Wörtchen,
Um Ihre Knie'
Den Reifen schürzend,
Gnade bekränzend.

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten;
Wer erreicht aus eigner Kraft
Der Gefälle Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Scherzen glatten Boden?
Wen berückt nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Mater gloriosa
(schwebt ein).

Chor der Büßerinnen.
Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII, 36).
Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Zuerst sich zum Balsam fließen,
Trotz der Pharisäer-Hohnes;
Beim Gefäße das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch vermischt;
Bei den Locken die so weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV.).
Bei dem Brunn, zu dem schon weiland
Abram Heerde führen;
Bei dem Einer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft berühren;
Bei der reinen reinen Quelle,
Die nun hervor sich ergießet,
Ueberflüssig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum).
Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke stieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb;
Bei dem seligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb —

Zu drei.
Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst,
Und ein bußerfreutes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Thun' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Vergeben angemessen!

Una Poenitentium
(sonst Gretchen genannt. Sich aufschwingend).

Reiget, neiget
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben
(im Kreisbewegung sich nähernd).

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird teurer Pflege Lohn
Reichlich erwidern.
Wir wurden früh entfernt
Vom Erdenleben;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Die reuige Büßerin sonst Gretchen genannt.
Vom obern Geisterchor umgeben,
Wird sie der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben
So gleicht er schon der hellern Schaar.
Sieh wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater gloriosa.
Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet folgt er nach.

Doctor Marianus
(auf dem Angesicht anbetend).

Blicket auf zum Rettungsbild
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder bess're Sinn
Dir zum Dienst erhoben;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;

Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

Paralipomena zu Faust.

Faust's Studirzimmer.

Mephistopheles.

Wenn du von außen aufgeſtachelt biſt,
So wird ſich alles zu dir drängen:
Ein Kerl der nicht ein wenig eitel iſt
Der mag ſich auf der Stelle hängen.

Mephistopheles.

Sieht mir nur ab wie man vor Leute tritt:
Ich kenne luſtig angezogen,
Es iſt mir jedes Herz gewogen,
Ich lache, gleich lacht jeder mit.
Ihr müßt wie ich nur auf euch ſelbſt vertrauen
Und denken daß hier was zu wagen iſt,
Denn es verzeihen ſelbſt gelegentlich die Frauen
Wenn man mit Anſtand den Reſpect vergißt.
Nicht Wünſchelrute, nicht Alraune,
Die beſte Zauberei liegt in der guten Laune;
Bin ich mit allen gleich geſtimmt,
Es ſeh' ich nicht daß man was Übel nimmt:
Drum friſch ans Werk und zaudert mir nicht lange.
Das Vorbereiten macht mir bange.

Disputation.

Haufen, andere Hälfte, Turbi der Studenten. den Zuſtand ausdrückend. Das Gedräng, das Wogen, das Aus- und Einſtrömen.

Wagner als Opponent. Macht ein Compliment. Einzelne Stimmen. Rector zum Pedell. Die Pedelle, die Ruhe gebieten.

Fahrender Scholasticus tritt auf. Stillt die Verſammlung. Chor der Studenten, bald, ganz. Stillt den Reſpondenten. Dieſer lehnt's ab.

Faust nimmt's auf. Stillt ſein Schwadroniren. Verlangt daß er articulire.

Mephistopheles thut's, fällt aber gleich ins Lob des Vagirens und der daraus entſtehenden Erfahrung.

Chor, bald.

Faust. Ungnädigſte Schilderung des Vagirens.

Chor, bald.

Mephistopheles. Kenntniſſe die dem Schulweiſen fehlen.

Faust. γνωθι σεαυτον, im ſchönen Sinne. Fordert den Gegner auf. Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die Faust alle beantworten würde.

Mephistopheles. Gletſcher. Vulcaniſche Feuer. Fata Morgana. Thier. Menſch.

Faust. Gegenfrage, wo der ſchaffende Spiegel ſey.

Mephistopheles. Compliment, die Antwort ein andermal.

Faust. Schluß. Abdankung.

Chor als Majorität und Minorität der Zuhörer.

Wagners Sorge, die Geiſter möchten ſprechen, was der Menſch ſich zu ſagen ſcheute.

Auditorium.

Disputation.

Schüler
(von innen).

Laßt uns hinaus! wir haben nicht gegeſſen,
Wer ſprechen darf wird Speiſ' und Trank vergeſſen,
Wer hören ſoll wird endlich matt.

Schüler
(von außen).

Laßt uns hinein! wir kommen ſchon vom Kauen,
Denn uns hat das Convict geſpeiſ't.
Laßt uns hinein! wir wollen hier verdauen,
Und fehlt der Wein, und hier iſt Geiſt.

Fahrender Scholasticus.

Hinaus! Hinein! Und keiner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieſer Schwelle!
Hier außen Platz und laßt die innern fort,
Verſetzt dann den verlaſſnen Ort.

Schüler.

Der iſt vom fahrenden Geſchlecht.
Er renommirt, doch er hat Recht.

Mephistopheles.

Wer ſpricht von Zweifeln? laßt mich's hören!
Wer zweifeln will der muß nicht lehren;
Wer lehren will der gebe was.

Mephistopheles.

Und werfe die ein für allemal
Den wichtigſten von allen Sprüchen:
Es liegt die kein Gedenkniß in der Zahl,
Allein ein großes in dem Brüchen.

Strafe.

Mephistopheles.

Der junge Herr iſt freilich ſchwer zu führen,
Doch als erfahrner Gouverneur
Weiß ich den Widſinn zu regieren;
Und afficirt mich auch nichts mehr:
Ja laß ihn ſo in ſeinen Lüſten wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüſten handeln.
Ja rede viel und laß ihn immer gehn;
Iſt ja ein allzudummer Streich geſchehn,
Dann muß ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeſchleift;
Doch gibt man gleich, wenn man's repetirt,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Faust.

Wie man nach Norden weiter kommt
Da nehmen Ruß und Hexen zu.

Mephistopheles.

Mußt nur der und wär's ein Dudelsack!
Wir haben, wie manche alte Geschichten,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

Mephistopheles.

— — — — — — — — der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger,
Wie geht's — — — — — — — —

Rattenfänger von Hameln.

Befinde mich recht wohl, zu dienen;
Ich bin ein wohlgeärgerter Mann,
Patron von zwölf Pfiffantreprinen,
Daneben — — — — — — — —

Harzgebirg.

Höhere Region.

Nach dem Intermezzo: Einsamkeit, Oede. Trompetenstöße. Blitze. Donner von oben. Feuersäulen. Rauch-Qualm. Reis der daraus hervorragt. Ist der Satan. Großes Volk unter. Versammlg. Mittel durchpudrinnen. Schaden. Gelächter. Lied. Sie stehen im nächsten Kreise. Man kann's vor Hitze kaum aushalten. Wer zunächst im Kreise steht. Satans Rede. Präsentation. Beleihungen. Mitternacht. Versinken der Erscheinung. Vulkan. Unordentliches Auseinanderströmen, Brechen und Stürmen.

Gipfel des Brocken.

Der Satan auf dem Thron. Großes Volk unter. Faust und Mephistopheles im nächsten Kreise.

Satan
(vom Throne redend).

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken!
Die Ziegen sie —
Die Böcke sie —
Und wenn auch die Böcke
— — — — — — —
So kann doch die Ziege
Des Bocks nicht entbehren.

Chor.

Aufs Angesicht nieder,
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret sie gern.
Vernehmet die Worte:
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur.

Satan
(rechts gewendet).

Euch gibt es zwei Dinge
Sie herrlich und groß;
Das glänzende Gold
— — — — — — —
Das eine verschaffet
Das andre verschlingt;
Drum glücklich wer beide
Zusammen erringt.

Eine Stimme.

Was sagte der Herr denn? —
Entfernt von dem Orte
Vernahm ich nicht deutlich
Die köstlichen Worte;
Mir bleibet noch dunkel
Die herrliche Spur,
Nicht seh' ich das Leben
Der tiefsten Natur.

Satan (links gewendet).

Für euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz:
Das leuchtende Gold
— — — — — —,
Drum wißt euch ihr Weiber
Am Gold zu ergetzen,
— — — — — —
— — — — — — — —.

Chor.

Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nah steht
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich stehe von ferne
Und spitze die Ohren,
Doch hab' ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Mephistopheles
(zu einem jungen Mädchen).

Was weinst du? art'ger kleiner Schatz,
Die Thränen sind hier nicht am Platz.
Du wirst in dem Gedräng wohl gar zu arg gestoßen?

Mädchen.

Ach nein! Der Herr dort spricht so gar curios,
Von Gold — — — — — —
Und alles freut sich wie es scheint;
Doch das verstehen wohl nur die Großen?

Mephistopheles.

Mein liebes Kind, nur nicht gemeint!
Denn wüßt du wissen was der Teufel meint,
So — — — — — — — — — — —.

Satan (grad' auf.)

Ihr Mägdlein, ihr stehet
Hier grad in der Mitten:
Ich seh', ihr kommt alle
Auf Bes'men geritten:
Send reinlich bei Tage
— — — —
So habt ihr's auf Erden
Am meisten gebracht.

Einzelne Audienzen.

Ceremonienmeister.

— — — — — — —
— — — — — — —

X.

und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen.
So sieh' ich, bin ich allein von Haus aus Demokrat.
Der doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Ceremonienmeister.
Die Klauen! das ist für ein Mal;
Du wirst dich weiter noch entschließen müssen.

X.

Was fordert denn das Ritual?

Ceremonienmeister.
Beliebt dem Herrn — — — — — zu küssen?

X.

Darüber bin ich unverlor'n,
Ich küsse hinten oder vorn.

Scheint oben deine Nase doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So seh' ich — — — — — —
Das Universum zu verschlingen.
Was duftet — — — — — —
So wohl kann's nicht im Paradiese riechen.
Und dieser — — — — — —
Erregt den Wunsch hineinzukriechen.
Was soll ich mehr!

Baton.
Vasall, du bist erprobt!
Hierdurch befeid' ich dich mit Millionen Seelen;
Und wer des Teufels — so gut wie du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelphrasen fehlen.

Ein anderer Theil des Brockens.

Tiefere Region.

Hochgerichtserscheinung.

Gedränge. Sie erklettern einen Baum. Reden des Volkes. Auf glühendem Boden. Nackt das Idol. Die Hände auf dem Rücken.

Erfang.

Wo fließet heißes Menschenblut:
Der Durst ist allem Zauber gut.
Die grau und schwarze Brüderschaft
Sie schöpft zu neuen Werken Kraft.
Was heut't auf Blut ist uns genehm,
Was Blut vergießt ist uns bequem.
Um Glut und Blut umkreist den Reih'n,
In Glut soll Blut vergossen seyn.

Die Dirne winkt, es ist schon gut;
Der Schwer trinkt, es heut't auf Blut.
Der Blick, der Trank, er feuert an:
Der Dolch ist blank, es ist getban.
Ein Blutquell rieselt nie allein;
Es lauren andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort.
Es reißt der Strom die Ströme fort.

Der Kopf fällt ab. Das Blut spritzt und fließt das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erführt.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.
Dem Ruß der Hexen zu entgehen
Muß unser Wimpel südwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Scorpionen.

Warmes Kätzchen web' heran,
Wärme uns entgegen.
Denn du hast und wohlgethan
Auf den Jugend-Wegen.

Landstraße.

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauernhäuschen.

Faust.
Was giebt's, Mephisto, hast du Eil'?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?

Mephistopheles.
Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Mephistopheles.
Mich darf niemand auch Gewissen fragen,
Ich schäme mich oft meines Geschlechts.
Sie meinen, wenn sie Teufel sagen,
So sagen sie was rechts.

Am Hofe des Kaisers.

Theater.

(Der Actuar, der den König spielt, scheint matt geworden zu seyn.)

Mephistopheles.
Brav, alter Fortinbras, alter Kauz! Dir ist Adel zu Mutde, ich bedaure dich von Herzen. Nimm dich zusammen. Noch ein paar Worte. Wir hören sodald keinen König wieder reden.

Kanzler.
Dafür haben wir das Glück, die weisen Sprüche Ihro Majestät des Kaisers beste öfter zu vernehmen.

Mephistopheles.
Das ist was ganz anderes. Ew. Excellenz brauchen nicht zu protestiren. Was wir anderen Herrenmeister sagen ist ganz unprädjudicirlich.

Faust.
Still! still! er regt sich wieder.

Actuar.
Fahr' hin, du alter Schwan! fahr' hin! Sie singet sonst du sehr feinen letzten Gesang und alles, was du Gutes gethan hast. Das Uebel was du thun mußtest ist klein — — — —

Marschall.
Redet nicht so laut. Der Kaiser schläft. Ihro Majestät schrinen nicht wohl.

Mephistopheles.
Ihro Majestät haben zu verbieten, ob wir aufhören sollen. Die Geister haben ohnedies nichts weiter zu sagen.

Faust.
Was siehst du dich um?

Mephistopheles.
Wo nur die Meerkatzen stecken mögen? Ich höre sie immer reden.

Es ist, wie ich schon sagte, ein — — — — —

Bischof.
Es sind heidnische Gesinnungen, ich habe dergleichen im Marc-Aurel gefunden. Es sind die heidnischen Tugenden.

Mephistopheles.
Und das sind glänzende Laster, und billig daß die Gefangenen deßhalb sämmtlich verdammt werden.

Kaiser.
Ich finde es hart; was sagt ihr, Bischof?

Bischof.
Ohne den Ausspruch unserer alleinigen Kirche zu umgehen, sollte ich glauben, daß gleich — — —

Mephistopheles.

Verzeihen! Heidnische Tugenden? Ich hätte sie gern gestraft gehabt; wenn's aber nicht anders ist, so wollen wir sie vergeben. — Du bist fürs erste absolvirt und wieder im Recht — —

(Sie verschwinden ohne Gesang.)

Marschall.

Recht ihr was?

Fischer.

Ich nicht.

Mephistopheles.

Diese Art Geister stinken nicht, meine Herren.

Am Hofe des Kaisers.

Spätere Scene.

Mephistopheles.

Ein Leibarzt muß zu allem taugen;
Wir fingen bei den Sternen an
Und endigen mit Hühneraugen.

Mephistopheles.

Das pierisch höfische Geschlecht
Ist uns nur zum Verdruß geboren,
Und hat ein armer Teufel einmal Recht,
So kommt's gewiß dem König nicht zu Ohren.

Klassische Walpurgisnacht.

Faust.

Du schärfe deiner Augen Licht,
In diesen Gauen scheint's zu bilde,
Von Teufeln ist die Frage nicht,
Von Göttern ist allhier die Rede.

Mephistopheles.

Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszuleiden.
Wenn man doch einmal fieren soll.

Freies Feld.

Mephistopheles.

Verstünde nur die Weisheit mit der Jugend,
Und Republiken ohne Tugend,
So wär' die Welt dem höchsten Ziele nah.

Mephistopheles.

Pfui! schäme dich daß du nach Ruhm verlangst,
Ein Charlatan bedarf nur Ruhm zu haben.
Gebrauche besser deine Gaben.
Statt daß du eitel vor den Menschen prangst.
Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh,
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube,
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bepißt gleich seine Grube.
Germanicus! hielt sie nicht das Geschick
Der halben Welt in Kriegs- und Friedenswage?
Und war sie nicht so groß im letzten Augenblick
Als wie am ersten ihrer Herrschertage?
Doch kaum erliegt sie ungefähr
Des Todes unversehenem Streiche,
So fliegen gleich, von allen Enden her,
Skarteken tausendfach und decken ihre Leiche.
Wer wohl versteht was so sich schickt und ziemt,

Versteht auch seiner Zeit ein Kränzchen abzujagen;
Doch bist du nur erst hundert Jahr verdämmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Mephistopheles.

Und wenn ihr schrieet, wenn ihr klagt,
Daß ich zu groß mit euch verfahre
— — — — — — — —
Denn wer euch heut recht bös die Wahrheit sagt
Der sagt sie euch auf tausend Jahre.

Mephistopheles.

Geh hin, versuche nur dein Glück!
Und hast du dich recht durchgebrochelt,
So komme matt und lahm zurück.
Der Mensch vernimmt nur was ihm schmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Jrion von der Wolke,
Mit Königen vom Unsehn der Person,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Faust.

Auch diesmal imponirt mir nicht
Die tiefe Wuth mit der du gern zerstörest,
Dein Tigerblick, dein mächtiges Gesicht.
So höre denn wenn du es niemals hörtest:
Die Menschheit hat ein fein Gebehr,
Ein reines Wort erregt schöne Thaten;
Der Mensch fühlt sein Bedürfniß nur zu sehr
Und läßt sich gern im Ernste rathen.
Mit dieser Aussicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Mephistopheles.

So gehe denn mit deinen schönen Gaben!
Mich freut's wenn sich ein Thor um andre Thoren
quält:
Denn Rath braucht jeglicher genug bei sich zu haben.
Geld fühlt er eher wenn's ihm fehlt.

Mephistopheles.

Worum man sich doch ängstlich müht und plagt.
Das ist gewöhnlich abgeschmackt.
Zum Beispiel unser täglich Brod
Das ist nun eben nicht das feinste,
Auch ist nichts abgeschmackter als der Tod
Und grade der ist das Gemeinste.

Vor dem Palast.

Mephistopheles.

Das Leben, wie es ewig klebt,
Nehmt ihr genau und stets genauer,
Und wenn man es beim Licht besieht,
G'nügt euch am Ende schon die Dauer.

Mephistopheles.

So ruhe denn an deiner Stätte!
Sie weiden das Paradebette,
Und, eh das Seelchen sich entrafft,
Sich einen neuen Körper schafft.
Verführt' ich oben die gewonnene Wette.
Nun freu' ich mich aufs große Fest
Wie sich der Herr vernehmen läßt.

Mephistopheles.

Mein! diesmal gilt kein Weilen und kein Bleiben:
Der Ratsherrweser* herrscht vom Thron.
Ihn und die Seinen kenn' ich schon,
Sie wissen mich, wie ich die Ratten, zu vertreiben.

* Cerinthus.

Künstlers Erdewallen.

Drama in zwei Acten.

Erster Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künstler an seiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer greisigen, plötzlichen, trauern schreienden Frau aufgestellt. Beim ersten Pinselstrich legt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das schändliche, verzerrte Gesicht!
(Er thut das Bild bei Seite.)
Soll ich so verderben den himmlischen Morgen!
Da sie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! kostbare Kleinen!
(Er tritt ans Fenster.)
Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie selig, dir entgegen zu weinen!
(Er legt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)
Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erstes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmlische Gestalt,
Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt,
Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein:
Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich soll dich lassen für feiles Geld?
Dem Thoren lassen, der am dunken Tand
Sich weidet, an einer speckigen Wand?
(Er blickt nach der Kammer.)
Meine Kinder! — Göttin, du wirst sie segen
Du gebst in einen Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu setzen,
Und ich frag' ihnen Brot heraus.
Und er beißt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnst bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir versunken,
Fühl' ich mich selig, an allen Sinnen trunken.
(Man hört in der Kammer ein Kind schreien.)
Ae! ä!

Künstler.
Lieber Gott!

Künstlers Frau erwacht.
'S ist schon Tag!
Bist schon auf? Lieber, geh doch, schlag
Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,
Daß ich dem Kindel koch' den Brei.

Künstler
(einen Augenblick vor seinem Bilde verweilend.)
Meine Göttin!

Sein ältester Knabe
springt aus dem Bette und läuft barfuß hervor.
Lieber Pappa, ich helfe dich!

Künstler.
Wie lang'?

Knabe.
Was?

Künstler.
Bring' klein Holz in die Küch'.

Zweiter Act.

Künstler.
Wer klopft so gewaltig? Friesel, schau.

Knabe.
Es ist der Herr mit der dicken Frau.

Künstler
(stellt das letztige Porträt wieder auf).
Da muß ich thun als hört' ich gemalt.

Frau.
Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künstler.
Das thut's ihm.

Der Herr und **Madame** treten herein.

Herr.
Da kommen wir ja zurecht.

Madame.
Hab' heut geschlafen gar zu schlecht.

Frau.
O die Madam sind immer schön.

Herr.
Darf man die Stück' in der Eck' besehn?

Künstler.
Sie machen Sich standig. (Zu Madame.) Belieben Sich niederzulassen!

Herr.
Sie müssen sie recht im Geiste fassen.
Es ist wohl gut, doch so nicht.
Daß es einen von dem Tuch ansieht.

Künstler (seitwärts).
Es ist auch darnach ein Angesicht.

Der Herr
(nimmt ein Gemälde aus der Ecke).
Ist das Ihr eigen Bildnis hier?

Künstler.
Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.
Es gleicht noch ziemlich.

Madame
(einen flüchtigen Blick darauf werfend).
O gar sehr!

Herr.
Sie haben jetzt gar viel Ruinen mehr.

Frau
(mit dem Korbe am Arm, weinlich).
Gieb mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künstler.

Ich hab' nichts.

Frau.

Dafür kauft man einen Quark.

Künstler.

Da!

Herr.

Aber Ihre Manier ist jetzt gröber.

Künstler.

Das eine wird schlimmer, das andre besser.

Herr (zur Gesellschaft gewendet).

So! so! da an dem Malerzeug!
Und die Augen sind nicht feurig g'nug.

Künstler (vor sich).

O mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muse
(ungesehn von andern, tritt zu ihm).

Mein Sohn, fängst jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Mensch sein Joch;
Ist sie garstig, bezahlt sie doch!
Und laß den Kerl tadeln und schwätzen:
Hast Zeit genug dich zu ergetzen
An der selbst und an jedem Bild,
Das lieberell aus deinem Pinsel quillt.
Wenn man muß eine Zeitlang backen und graben,
Wird man die Rad erst willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man sich thut nach der Erde sehnen.
Die schmeckt das Essen, Lust und Schlaf,
Und bist nicht reich, so bist du brav.

Künstlers Apotheose.

Drama in einem Acte.

Es wird eine prächtige Gemäldegallerie vorgestellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Personen auf und ab. An einer Seite sitzt ein Schüler, und ist beschäftigt ein Bild zu copiren.

Schüler
(indem er aufsteht, Palette und Pinsel auf den Stuhl legt und bedächtig tritt).

Da sitz' ich hier schon Tage lang,
Mir wird's so schwül, mir wird's so bang.
Ich male zu und streiche zu,
Und sehe kaum mehr was ich thu'.
Gezeichnet ist es durchs Quadrat;
Die Farben, nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Anm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Tieb' ich wie ein gemeißelter Mann,
Und setze hin und setze her,
Als ob's gethan mit Setzen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freies Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;
Was reizend steht und fest und geht,
Ist hier gewunden und gedreht;
Was dort durchsichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf aussieht.
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur einen mehr gesinnt,
Das ich recht sehe was mir fehlt.

Ein Meister tritt hinzu.

Mein Sohn, das hast du wohl gemacht.
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du siehst, wie wahr ich stets gesagt:
Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleiße zwingt,
Um desto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirst sehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht.
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr seyd zu gut und sagt mir nicht,
Was alles diesem Bild gebricht.

Meister.

Ich sehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich selber kennst,
Nicht gern auf einer Stufe bleibst.
Will hier und da auch was gebrechen,
Wollen wir's ein andermal besprechen.
(Entfernt sich.)

Schüler (das Bild ansehend).

Ich habe weder Rath noch Rast,
Bis ich die Kunst erst recht gefaßt.

Ein Liebhaber tritt zu ihm.

Mein Herr, mir ist verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verschwenden,
Und auf dem trocknen Wege sich
Schwarzkrack an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur ist aller Meister Meister!
Sie zeigt uns erst den Geist der Geister.
Läßt uns den Geist der Körper sehn,
Lehrt jedes Geheimniß und verstehn.
Ich bitte, lassen Sie sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie sind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir schon oft gesagt.
Ich habe hören mich drum gewagt;
Es war mir stets ein großes Fest;
Auch ist mir dies und jen's gefällt;
Doch öfters ward ich mit Protest.
Mit Scham und Schande weggejagt.
Kannst mag' ich es ein andermal;
Es ist nur Zeit, die man verliert;
Die Blätter sind zu colossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abverviert.

Und mit sorgfält'gem Schmerz vortrefflich balsamirt,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es sich gebührt.

Mardochai.

Vergebens wirst du dann den treuen Freund beweinen!
Er wird dir in der Noth nicht mehr wie sonst erscheinen,
Mit keinem Beutel Geld, den du so eifrig nahmst,
Wenn du mit Schuldverdruß von Spiel und Handel kamst;
Mit keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen:
Mein Geist erscheint dir leer, und, um dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Gestalt von Schätzen aus der Gruft,

Liebhaber (sich wegwendend).
Nun seh' ich schon das Wo und Wie;
Der gute Mensch hat kein Genie!

Schüler (sich niederkniend).
Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß ein andermal noch dran.

Ein zweiter Meister
tritt zu ihm, hebt seine Arbeit an und wendet sich um, ohne etwas zu sagen.

Schüler.
Ich bitt' euch, geht so stumm nicht fort.
Und sagt mir wenigstens ein Wort.
Ich weiß, ihr seyd ein kluger Mann.
Ihr könntet meinen Wunsch am allerersten stillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigstens durch meinen guten Willen.

Meister.
Ich sehe was du thust, was du gethan,
Bewundernd bald und bald voll Mitleid an.
Du scheinst zum Künstler mir geboren,
Hast weislich keine Zeit verloren;
Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig fest zu halten;
Du hast die angeborne Kraft,
Mit schneller Hand deinem dich auszudrücken;
Es glückt dir schon und wird noch besser glücken;
Allein —

Schüler.
Verhehlt mir nichts!

Meister.
Allein du hast die Hand.
Du hast den Blick, nun hab' auch den Verstand.
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Umgemeinen aufzuschwingen;
Die Kunst bleibt Kunst: Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; ob man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Schüler.
Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meister gehen;
Allein, o Meister, der Verstand,
Der hat sich nur mit Leuten die verstehen.
Es ist nicht schön, für sich allein
Und nicht für Andre mit zu sorgen:
Ihr könntet vielen nützlich seyn.
Und warum bleibt ihr so verborgen?

Meister.
Man darf's bezweifelt heut zu Tag,
Als unter meine Zucht sich zu bequemen:
Das Lied, das ich so gerne singen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.
O sagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir diesen Mann zum Muster auserkoren?
(Er deutet auf das Bild, das er kopirt hat.)
Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Ist es Verlust, ist es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergetze,
Ihn weit vor allen Andern schätze,
Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich stets nach ihm und seinen Werken übe?

Meister.
Ich tadl' es nicht, weil er fürtrefflich ist;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling bist:
Ein Jüngling muß die Flügel regen.
In Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen.
Der Mann ist vielfach groß, den zu der unser wählt,
Der kannst dich lang' an seinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunst, und nicht das Muster lieben.

Schüler.
Ich sähe nimmer mich an seinen Bildern satt.
Wenn ich mich Tag für Tag damit beschäft'gen sollte.

Meister.
Erkenne, Freund, was er geleistet hat.
Und dann erkenne, was er leisten wollte:
Dann wird er dir erst nützlich seyn.
Du wirst nicht alles neben ihm vergessen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Schüler.
So redet nur auch mehr davon!

Meister.
Ein andermal, mein lieber Sohn.

Galerie-Inspector tritt zu ihnen.
Der heut'ge Tag ist uns gelegen.
O, welch ein sonderes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köstlich, als ich keins gedacht.

Meister.
Von wem?

Schüler.
Sagt an, es ahnet mir.
(Auf das Bild zeigend, das er kopirt.)
Von diesem?

Inspector.
Ja, von diesem hier.

Schüler.
Wird endlich doch mein Wunsch erfüllt!
Die heiße Sehnsucht wird gestillt!
Wo ist es? Laßt mich eilig gehn.

Inspector.
Ihr werdet's bald hier oben sehn.
So köstlich, als es ist gemalt.
So theuer hat's der Fürst bezahlt.

Gemäldehändler tritt auf.
Nun kann die Galerie doch sagen,
Daß sie ein einzig Bild besitzt.
Man wird einmal in unsern Tagen
Erkennen, wie ein Fürst die Künste liebt und schätzt.
Es wird folglich herauszutragen;
Es wird erstaunen wer's erblickt.
Mir ist in meinem ganzen Leben
Noch nie ein solcher Fund gegückt.
Mich schmerzt es fast es wegzugeben:
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.
(Man bringt das Bild der Venus Urania herein und setzt es auf die Staffelei.)
Hier! wie es aus der Erde kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm.
Hier braucht es keine Kunst noch List.
Seht, wie es wohl erhalten ist!
(Alle versammeln sich davor.)

Erster Meister.
Welch eine Pracht! prägt sich hier!

Zweiter Meister.
Das Bild, wie ist es überdacht!

Schüler.
Die Eingetheilt brennen mir!

Liebhaber.
Wie göttlich ist das Bild gemacht!

Händler.

In seiner trefflichsten Manier.

Inspector.

Der goldne Rahm wird schon gebracht.
Geschwind herbei! geschwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale seyn.
(Das Bild wird in den Rahmen befestigt und wieder aufgestellt.)

Der Prinz

(tritt auf und besieht das Gemälde.)

Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Cassier

(hebt den Beutel mit den Zeichnen auf den Tisch und saget.)

Händler (zum Cassier).

Ihr prüfe sie erst durchs Gewicht.

Cassier (aufzählend).

Es steht bei euch, doch zweifelt nicht.

Der Fürst steht vor dem Bilde, die Andern in einiger Entfernung. Der Plafond eröffnet sich, die **Kunst**, den **Künstler** an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künstler.

Wohin, o Freundin, führst du mich?

Kunst.

Sieh nieder und erkenne dich!
Dich ist der Schauplatz deiner Ehre.

Künstler.

Ich fühle nur den Druck der Atmosphäre.

Kunst.

Sieh nur herab, es ist ein Werk von dir,
Das jedes andre neben sich verdunkelt,
Und zwischen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der ersten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinsten Stunden
Aus deinem innern Selbst empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit Fülle treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch selbst die Meister lernen!
Ein kluger Fürst, er steht entzückt;
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann sich nicht entfernen.
Sieh diesen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel sieht!
In seinem Auge glänzt das herrliche Verlangen,
Von deinem Geist den Einfluß zu empfangen.
So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemess'ne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!

Künstler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zeus für ein schönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieser Stunde schenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieser Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn seine Liebste fern und eingeschlossen weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wohl sich trösten können,
Weil Eine Sonne ihn und sie bescheint?
So bab' ich stets entbehren müssen,
Was meinen Werken nun so reichlich widerfährt;
Was bilft's, o Freundin, mir, zu wissen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O hätt' ich manchmal nur das Gold besessen,
Das diesen Rahm jetzt übermäßig schmückt,
Mit Wein und Kind mich herzlich satt zu essen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner;
So bab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.
(Hinab auf den Schüler deutend.)
Und willst du diesen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinst erheben,
So bitt' ich, ihm bei seinem Leben,
So lang' er selbst noch kann und thun kann
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muse liebt,
Wenn leicht und still die frohen Tage fließen.
Die Ehre, die mich nun im Himmel selbst betrübt,
Laß ihn dereinst, wie mich, doch freudiger genießen.

Nauſikaa.

Ein Trauerſpiel.

Fragmentariſch.

Schema.

Erſter Aufzug.

1) Mädchen. Ballſpiel. 2) Uliſſes allein. 3) Arete. Xanthe. 4) Die Vorigen. Uliſſes. 5) Uliſſes.

III. Xanthe. Frühling neu. Arete. Bekenntniß. Bräutigams Zeit. Vater. Mutter.

IV. Garten des Vaters. Erſtes Bedürfniß. Kleid. Hunger. Durſt.

V. Vorſicht ſeines Betragens. Unverheirathet.

Zweiter Aufzug.

1) Alkinous. 2) Alkinous. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Uliſſes. 5) Uliſſes. Nereus.

I. Früchte vom Sturm herunter geworfen. Blumen zerſtört. Latten zu befeſtigen. Sohn. Tochter.

II. Sohn. Geſchichte. Beſchreibung des Sturms. Abfahrt. Befehlen ꝛc.

III. Tochter. Bäche ſelbſt für den Vater bereiter. Sie erblickt Uliſſen.

IV. Uliſſes als Gefährte des Uliſſes. Aufnahme. Bitte der Heimfahrt. Vereitlung des Abreiſens.

V. Uliſſes. Nereus. Frage nach ſeinem Schickſale. Bitte ſeinen Gefährten zu helfen. Gegenſatz des Mannes der mit Gewalt, der mit Schätzen kommt.

Dritter Aufzug.

1) Arete. Xanthe. 2) Die Vorigen. Nereus. 3) Arete. 4) Uliſſes. Arete. 5) Arete.

I. Ausſuchen der Kleider und Geſchenke. Lob des Uliſſes. Erhöhung der Leidenſchaft.

II. Nereus Lob des Uliſſes. Männliches Betragen. Wille des Vaters, daß ihm Kleider und Geſchenke gegeben werden. Scherz des Bruders. Abſcheid des Uliſſes.

III. Und er ſoll ſcheiden.

IV. Frage, unverheirathet. Die ſchöne Gefangene. Er lobt ihr Land und ſchilt ſeines. Sie giebt ihm zu verſtehen, daß er bleiben kann.

Vierter Aufzug.

1) Alkinous. Die Aelteſten. 2) Die Vorigen. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Uliſſes.

Fünfter Aufzug.

1) Arete. 2) Alkinous. Uliſſes. Sohn. 3) Xanthe. 4) Alkinous. Uliſſes. 5) Arete. 6) Alkinous. Uliſſes. 7) Xanthe. 8) Die Vorige. Sohn. 9) Die Vorigen. Die Leiche.

IV. Scherzen. Dank. Tochter läßt ſich nicht ſehen. Scham. Er ſoll ſie nicht falſch beurtheilen. Es iſt ſein eigen Werk. Uliſſes. Vorwurf. Er will nicht ſo ſcheiden. Trägt ſeinem Sohn an. Arete will die Tochter nicht geben. Uliſſes. Ueberredung. Alkinous will gleich. Uliſſes will ſeinen Sohn bringen. Sie ſollen ſich wählen. Alkinous, Hochzeittag. Ausſtattung.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Arete: ſo Jungfrauen eine ſchnell nach der andern.

Erſte (indem).

Nach dieſer Seite flog der Ball! — Er liegt
Hier an der Erde. Schnell faß' ich ihn auf
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still!
(Sie verbirgt ſich.)

Zweite.

Du haſt ihn fallen ſehn?

Dritte.

Gewiß, er fiel
Gleich hinter dieß Geſträuch am Bogen nieder.

Zweite.

Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich.

Zweite.

Mir ſcheint, es lief
Uns Tiefe ſehen, die ſchnelle, leicht voraus.

Erſte
(aus dem Gebüſch zugleich rufend und werfend).

Er kommt! er trifft!

Zweite.

Ai!

Dritte.

Ai!

Erſte (hervortretend).

Erſchreckt ihr ſo
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amors Pfeilen
Euch in Acht, ſie treffen unverſehener
Als dieſer Ball.

Zweite (den Ball aufraffend).

Er ſoll! er ſoll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen.

Erſte (lachend).

Werft! ich bin ſchon weit!

Dritte.

Nach ihr! nach ihr!

Zweite (wirft).
Er reicht sie kaum, er springt
Ihr von der Erde nur vergebens nach.
Komm mit! Geschwind! daß wir des Spiels so lang
Als möglich ist genießen, frei für uns
Nach allem Willen scherzen. Denn ich fürchte
Bald eilt die Fürstin nach der Stadt zurück.
Sie ist seit diesem heitern Frühlingsabend
Nachdenklicher als sonst und freut sich nicht
Mit uns zu lachen und zu spielen, wie
Sie stets gewohnt war. Komm! sie rufen schon.

Zweiter Auftritt.

Ulysses (aus der Höhle tretend).

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Gesang, ein laut Gespräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens?
Hier seh' ich niemand! Scherzen durch Gebüsch
Die Nymphen? oder ahnet der frische Wind,
Durchs hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
Zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Ist's leer von Menschen; weht mir Verlassnen!
Wo will ich Speise finden, Kleid und Waffe?
Ist es bewohnt von rohen, ungezähmten:
Dann wehe doppelt mir! dann übt aufs neue
Gefahr und Sorge dringend Geist und Hände.
O Noth! Bedürfniß o! Ihr strengen Schwestern
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen!
So fehr' ich von der jahrelangen Wüste
Des weitverbrachten Krieges wieder heim.
Der Städteländger, der Sinnbezwinger!
Der Bettgenoß' unsterblich schöner Frauen!
Ins Meer versanken die erworbnen Schätze,
Und ach, die besten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang geübet.
Verlassungen hat der tausendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten und allein.
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hülfe,
Erdro' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemeinen Schlaf. Ich irrte nicht!
Ich höre das Geschwätz vergnügter Mädchen.
O daß sie freundlich mir und zarten Herzens
Den Vielgeplagten doch bezaubern möchten.
Wie sie mich einst den Glücklichen empfingen!
Ich sehe recht: die schönste Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend nach dem Haine.
Verberg' ich mich so lange, bis die Zeit,
Die schicksliche, dem klugen Sinn erscheint.

Dritter Auftritt.

Nausikaa. Eurymedusa.

Nausikaa.
Laß sie nur immer scherzen, denn sie haben
Schnell ihr Geschäft verrichtet. Unter Schwätzen
Und Lachen spülte frisch und leicht die Welle
Die schönen Kleider rein. Die hohe Sonne,
Die alles bleicht, vollendete gar leicht
Das Tagwerk. Gefaltet sind die Säulen.
Die langen Kleider, deren Weib und Mann
Sich immer, weislich wechselnd, gern erfreut.
Die Körbe sich erschlossen, leicht und sanft
Bringt der bepackte Wagen uns zur Stadt.

Eurymedusa.
Ich gönne gern den Kindern ihre Lust,
Und was du willst geschieht. Ich sah dich still
Beiseit am Flusse gehen, seinen Theil
Am Spiele nehmen, nur gefällig ernst
Zu dulden mehr als dich zu freuen. Darf
Ich — — —

Nausikaa.
Gesteh' ich dir, geliebte Herzensfreundin,
Warum ich heut so früh in deine Kammer
Getreten bin, warum ich diesen Tag
So schön gefunden, unser weibliches
Geschäft so sehr beschleunigt, Roß und Wagen
Von meinem Vater dringend mir erbeten,
Warum ich jetzt auch still und sinnend wandle.
So wirst du lächeln, daß mich hat ein Traum,
Ein Traum verführt, der einem Wunsche gleicht.

Eurymedusa.
Erzähle mir; denn alle sind nicht leer
Und ohne Sinn die flüchtigen Gebärden
Der Nacht. Bedeutend sind' ich stets
Die sanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt.

Nausikaa.
So war der meine. Spät
Noch wacht' ich, denn mich hielt das Sausen
Des ungeheuern Sturms nach Mitternacht
Noch munter. — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Schilt die Thräne nicht
Die mir vom Auge fließt.

Dann schweigen sie und sehn einander an.

Und wie der arme letzte Brand
Von großer Herdes-Glut mit Asche
Des Abends überdeckt wird, daß er Morgens
Dem Hause Feuer gebe, lag
In Blätter eingescharrt . . .

Ein gottgesendet Uebel fiebt der Mensch.
Der flügste, acht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.

Ulysses.
Zuerst verbarg' ich meinen Namen, denn
Vielleicht ist noch mein Name nicht . . . .
Und dann klingt der Name
Ulysses wie der Name jedes Knechts.

Nausikaa.
Du bist nicht von den tröglichen,
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts Falsches ahnet und zuletzt verrogen
Sie unverwundet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverlässiger Mann,
Sinn und Zusammenhang hat deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied tönt sie dem Ohr
Und füllt das Herz und trägt es mit sich fort.

Nausikaa.
In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich ungetrieuen vielgeplagten Mann

Zum freundlichſten empfangen . . .
Das ſchönſte Feld hat er ſein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleißes Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort drinnen neben Früchten wieder Blüthen,
Und Frucht auf Früchte wechſeln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Citrone ſteht
Im dunklen Laube und die Feige folgt
Der Feige. Reich beſchattet iſt rings umher
Mit Aloe und Stachelfeigen
Daß die verwegne Ziege nicht genäſchig — —
— — — — — — — — —
Dort wirſt du in dem ſchönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun.
Es rieſelt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gärtner tränket ſie
Nach ſeinem Willen.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
Und duftend ſchwebt der Aether ohne Wolken.

Und nur die höchſten Nymphen des Gebirgs
Erfreuen ſich des leicht gefallnen Schnee's
Auf kurze Zeit.

Du gäbſt ihm gern den beſten, merk' ich wohl.

Du hältſt ihn doch für jung, ſprich, Tochter, ſprich!

Er iſt wohl jung genug, denn ich bin alt,
Und immer iſt der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefällt.

Der Mann, der einen ihm vertrauten Schatz
Vergraben . . . . . hatte der
Die Luſt die jener hat, der ihn dem Meer
Mit Klugheit anvertraut und . . . .
Jehnſuchtsvoll beglückt nach ſeinem Hauſe führt.

Alkinous.

O theurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Buſen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einſt
Von meiner Tochter trennen wird. Vor dem Tag
Des Todes faſſen ſoll ich ſie
Und ſenden in ein fernes Land
Sie die zu Haus ſo wohl gepflegt — —.

Alkinous.

So werde jener Tag, der wieder dich
Mit deinem Sohn zurück zum Feſte bringt,
Der feierlichſte Tag des Lebens mir.

Fragmente einer Tragödie.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Lochter ſinnend, halb träumend; die Gegenwart ihres Geliebten, ſeine Tugenden, ihre Verhältniſſe mit Beraunſäglichkeit ausſprechend.

Sodann gewahrwerdend der beſchränkten Gegenwart, gedenkend und erpeninend den Zuſtand, das Verhältniß zum Vater u. ſ. w.

Eine Art von beſonderem Aufmerken, daß das Gewöhnliche außenbleibt: Speiſe, Trank, Oel u. ſ. w.

Zweite Scene.

Bewegung im Hintergrund.

Egmhard mit Fackeln. Entbuſiaſtiſches Erkennen. Uebergreifliches daß ſie um ſeinetwillen eingekerkert iſt. Freude daß der Vater nachgegeben, mehr noch daß der Vater dem Kaiſer nachgiebt. Expoſition, mit ſchalkiſcher Verlegenheit Egmhards.

Dritte Scene.

Von ferne kommt ein Zug. (S. Decoration).

Der Feinder tritt ein. Sie erfährt den Tod des Vaters mit den nächſten und allgemeinſten Umſtänden. Die Leiche kommt näher und wird niedergeſetzt. Sie wirft ſich bei ihr nieder. Expoſition früherer Verhältniſſe.

Der Feinde wirft ſich zugleich nieder, wird weggeſtoßen. Das ganze Verhältniß und der ganze Sinn der Sache wird expoſirt. Alle gehen ab; es bleiben

Vierte Scene

der Treue, Wache haltend, ſtumm;

der Feinde, ſich erholend, gegen die Leiche. Der Treue läßt ihm gewähren, offenbart ihm aber, daß noch ein Weg ſey die Leiche zu retten, wie ſie vorher zuſammen ſich hätten lebendig retten wollen. Er überläßt dem Knaben die Wache bei der Leiche.

Fünfte Scene.

Der Knabe allein, der zuletzt entſchläft.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Alte erwacht, weckt den Knaben und alles iſt zwiſchen beiden, als wenn er gewöhnlich aufwachte. Gewahrwerden daß ſie unter der Erde ſind. Der Knabe erpenint umſtändlich wie es zugegangen.

Der Treue tritt ein mit Andern, um den Leichnam zu holen. Sie finden den Alten lebendig und verbinden ſich gleich mit ihm. Mit Wenigem iſt die Anſtalt gemacht und ſie vertheilen ſich froh als ob nichts geweſen wäre.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Vollendeter Tonſact.

Biſchof, Lochter, Sohn; geiſtliche, weltliche Zeugen. Rede des Biſchofs, das Verbrechen der Neuvermählten darſtellend. Heftige Anerkennung der Tochter, herbe Anerkennung des Sohns. Uebergang der biſchöflichen Rede aus dem Weichen ins Gefährliche und Furchtbare. Begriff vom Märtyrerthum. Abermals einzulenken ins Gefällige.

Zweite Scene.

Egmhard als Werber. Geringer Widerſtand des Biſchofs. Reigung des Bruders. Trauung der Tochter und Egmhards.

Dritte Scene.

Der Treue kommt dem Sohne eine Art von Nachricht zu geben, die aber eigentlich nur ſimulirt iſt; dadurch trennt er und ſein Gefolge den Sohn von den Uebrigen.

Vierte Scene.

Der Alte tritt ein, und ſcheidet Egmhards von der Tochter ab, ſo daß die Fremden in der Mitte ſind. Die Fremden werden entlaſſen.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Alte, von der Möglichkeit ſeines Nachzugs überzeugt, will die Kinder mit ihrem Willen mitnehmen.

Zweite Scene.

Vater und Sohn, im Conflict des Alten und Neuen, religiöſer und politiſcher Weiſe. Sie werden nicht einig.

Dritte Scene.

Vater allein.

Vierte Scene.

Vater und Lochter, im Conflict des Alten und Neuen, religiöſer und herzlicher Weiſe. Sie werden nicht einig.

Fünfte Scene.

Vater mit dem Treuen. Die Möglichkeit zu entkommen zieht ſich enger zuſammen. Entſchlüſſe und Verfehlungen auf jeden Fall.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Sohn und Tochter werden heraufgebracht und gefesselt.

Zweite Scene.

Der Knabe steckt die Fackeln auf, erspäht den ganzen Zustand und übergiebt ihnen die Dolche.

Dritte Scene.

Der Vater kommt. Das vorher Angelegte entwickelt sich; er stirbt.

Der Knabe wirft die Schlüssel hinunter und erblickt sich.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Eginhard, Gefolge.

Resume und Schluß.

Decoration.

Erster Aufzug. Unterirdisches, mehr im Sinne der Catomien, als eigentliches Gewölbe, unterbrochen mit rohen Gattern, anderm Holzwerk, um Unterschiede des Gefangenhaltens oder Aufhaltens auf die wunderlichste Weise darzustellen. Troglodytisch.

Nach der Größe des Theaters kann über einer beschränkten Nähe eine weite und in diesem Sinne wieder beschränkte und practicable Ferne errichtet werden, wie man sehen wird.

Zweiter Aufzug. Wo das Vorgesagte bedeutend wird, bleibt die Scene.

Dritter Aufzug. Saal, in keinem Sinne gothisch oder altdeutsch. Was von Stein, muß ganz massiv, was von Holz, ganz tüchtig seyn. Dem Geschmack des Decorateurs bleibt überlassen, das zugleich recht und gefällig anzuordnen.

Vierter Aufzug. Ganz dieselbe Decoration.

Fünfter Aufzug. Ist nur durch eine skizzirte Zeichnung anzugeben, weil man der Worte zu viel gebrauchen müßte und sich doch Niemand herausfinden würde.

Tochter.

Will der holde Schlaf nicht säumen?
Ach! aus himmlischen Träumen,
Von den seligsten Gebilden,
Aus umleuchteten Gefilden
Kehr' ich wieder zu dem wilden
Um mich aufgetürmten Steinen;
Finde mich immer in denselben
Ungeheuren Burggewölben,
Wo Natur und Menschenhände
Sich vereinten,
Schroffe Wände,
Felsentreppen aufzubauen.
Unerbittlich wie sie stehen.
Taub und stumm bei allem Flehen —
Könnt' es auch sein Ohr erreichen —
Ist des Vaters groß Gemüthe,
Dessen Weisheit, dessen Güte
Sich in starren Haß verwandelt.
Wie er an der Tochter handelt.

Tochter.

Bist du's Eginhard?

Eginhard.

Ja bin es.
Zaudre nicht, an meinem Herzen
Längst erprobter Liebe Dauer
Dich aufs neue zu versichern.
Ja ich bin's (knieend)
zu deinen Füßen!
Ja ich bin's (sich nähernd)
in deinen Armen!
Bin der Redliche, der Treue,
Der, und wenn du stammend zauderst,
Der, und wenn du fürchtend zweifelst,
Immer wiederholt und schwörer:
Ewig ist er dein und bleibt es!
Und so sag' ich, wenn du schweigest,
Wenn du sinnend niederblickst:
Dieses Herz es ist das Meine!
Ja es hat es mehr erworben!
Daß es mein ist unveräußerlich,
Mehr durch ein unendlich Dulden
Als du je erwiedern konntest.
Glaube doch, mir ist das Leben
Wünschenswerther jetzt als jemals;
Aber gerne wollt' ich's lassen
Und zum Aufenthalt der Seligen
Gleich mit der Unsterblichen eilen,
Daß ich gleich mit Geistes-Augen
Ewigkeiten vor mir schaute,
Glänzend wie der Sommer Sonnen,
Tief wie klare Sternennächte,
Und ich immer unendlicher,
Ungehinderter, ungestörter
Neben dir, den Herren preisend
Und dir dankend, wandeln könnte.

Tochter.

Hier sah ich nur die Nacht in Nacht verrinnen
Und sehe nun des Bruders Augen blinken.
In diesem schweigsam klangberaubten Orte
Vernehm' ich nun die Trost- und Liebesworte.
Wo ich mich fühlte todt schon und begraben.

Sohn.

Vernimm!

Tochter.

O schweig, und laß mich in der Fülle
Des neuen Lebens auch mir selbst entfalten
Was ich oft kühn genug in öder Stille
Gewagt als Hoffnungsbilder zu gestalten.
Wenn mich ein freundlich Walten
Des Gottes, den wir beten, hell umfloßen
Und ich zu Nacht des Tages Glück genoßen;
Da war es schon voraus was jetzt erfüllt ward,
So hold ein Sehnen wie es jetzt gestillt ward.
Den Vater sah ich mild verschönt, die Kinder
In seinen Küßen, den Segnungen sich beugende;
nicht minder
Den treusten Freund, den du und ich nur hatten,
Den edlen Mann, nun endlich meinen Gatten.
So wird's auch seyn! o führen mich behende
Das ich zum Vater wende

Dieß aufgefriſchte Herz, in meinen Armen
Erfreu' er ſich am endlichen Erbarmen.
Und da ich wiederkäuft dieß Heil nun ſchaue,
So fühl' ich daß ich Gott mit Recht vertraue.
Wie ſonſt in Sorgen immer neue Sorgen,
So liegt im Glück jetzt neues Glück verborgen.
Ein Wunder nur hat mich vom Tod gerettet
Und Wunder ſind mit Wundern ſtets verkettet;
Und wenn er dich mich zu befreien ſendet,
So hat er auch zum Glauben ſich gewendet.
Wir werden uns nun ſtets vereinigt kennen,
Nichts wird ihn mehr von ſeinen Kindern trennen.
Nun komm! Im Ringe fort zum hohen Saale
Wo wir der Kindheit freien Scherz verübten:
Du bringſt nun, Bruder, mich mit einem Male
Dem Licht des Tags, dem Vater, dem Geliebten.

Sohn.

Sie will nicht hören, nun ſo wird ſie ſehn.
Vorzubereiten dacht' ich ſie. Umſonſt!
Der Schlag der treffen ſoll, der trifft.

Tochter.

Welch ein neues Flammenleuchten
Breitet aus ſich in den Höhlen!
Erd' ich recht, es ſchwanken Träger
Reben der verhüllten Bahre.
Schreiten langſam, ſchleichen leiſe
Als ob ſie nicht weiten möchten
Jenen Todten den ſie tragen.
Bruder ſag', wer iſt der Todte.
Warum ſteigt er zu uns nieder?
Sollen dieſe Kerzenballen
Künftig Grabgemächer werden?
Steig' ich nun empor zum Licht.
Sag', wer kommt mich abzulöſen?

Sohn.

Wollteſt du's von mir nicht hören,
Hör' es nun von dieſem andern,
Unvollkommne Botſchaft immer
Selber aus dem liebſten Munde.

Tochter.

Du warſt ein ſanfter Mann
Wenn trauliches Geſpräch dich letzte,
Ein ſtiller Bach der auf dem Sande rann,
Doch brauſend wann ein Fels ſich widerſetzte.
Und wenn dein großes Herz vom Unmuth ſchwoll
Daß alle Pläne dir mißlingen ſollten,
Zerriß der Strom das Ufer übervoll,
Der Berg erbebte, Fels und Bäume rollten.
Nun liegſt du hier in unbewegter Nacht,
Von all den Deinigen geſchieden,
Vom armen Knechte ſorglich treu bewacht.
Doch gegen wen? Du ruhſt im letzten Frieden,
Dein feurig Auge ſchloß ſich zu.
Dein ſtolzer Mund, der Sanftmuth hingegeben,
Verkündet deines Weſens tiefſte Ruh.
Wie anders, ach! wie anders war dein Leben.
Du ruſt nicht mehr, gleich wenn du früh erwacht

Und wenn das grimme Feuer nun uns lodert,
Das Märtyrthum es wird von uns gefodert.

Denn dort bekämpft man ſich und haßt ſich nicht.

Elpenor.

Ein Trauerſpiel.

Fragment.

1783.

Perſonen:

Antiope.
Lykus.
Elpenor.
Evadne.
Polymetis.
Jünglinge.
Jungfrauen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne, Jungfrauen.

Evadne.

Verdoppelt eure Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen,
Kommt herein!
Gewand und Haaren gebt nicht zu viel Sorgfalt!
Iſt das Geſchäft vollbracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit heißt der Morgen rege ſeyn.

Jungfrau.

Hier ſind wir, und die andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweckt;
Du ſiehſt und bereit, was du befiehlſt, zu thun.

Evadne.

Wohlan, bereitet euch mit mir!
Zwar bald nur freudig, bald mit Widerwillen,
Ruf' ich euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſrer hochgeliebten Frauen
In Fröhlichkeit gekleidet ſtillen Schmerz.

Jungfrau.

Ja, und uns allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon
Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Saa', wie erträgt's die Königin? Giebt ſie gelaſſen
Den theuern Pfleging ſeinem Vater wieder?

Evadne.

Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erbluterende Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Wie Larven aus der Unterwelt vor andern
Dem Einſamen erſcheinen, rührt Verlaſſne
Beängſtlich der Trauer kalte Schattenband.
Und wem giebt ſie den lieben Zögling wieder!

Jungfrau.

Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh Betragen hielt ſie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß ſie in ſeinem Sohn
Der ſüßen Liebe Gegenſtand umarmte.

Evadne.

Wär' es ihr eigner, wie bekannt ſie
Der heut'ge Tag für alle Mutterſorgen!
Der ſchöne Knabe ſchreitet feierlich,
Vor alles Volkes ſehnſuchtsvollen Augen,
Aus der beſchränkten Kindheit niedrem Kreis
Auf der begliickten Jugend erſte Stufe;
Doch ſie erkennt es kaum. Ein ganzes Reich
Dankt ihr die Sorg' und ach! in ihrem Buſen
Gewinnt der Gram nur neue Luſt und Nahrung.
Denn für das ſchwerſte ebelſte Bemühn
Wird ſo viel Freude nicht dem Menſchen, als Natur
Mit einem einzigen Geſchenke leicht gewährt.

Jungfrau.

Ach, welche ſchönen Tage lebte ſie.
Eh noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend, floh
Und unerwartet ſie verwaiſt zurückließ!

Evadne.

Laß uns das Angedenken jener Zeiten
So heftig klagend nicht erneuen.
Das Gute ſchätzen, das ihr übrig blieb,
Im naherwandten Knaben großen Reichthum.

Jungfrau.

Den nennſt du reich, der fremde Kinder nährt?

Evadne.

Wenn ſie gerathen, iſt auch das vergnüglich.
Ja weit! Ihr werd ein herrlicher Erſatz
In Lykus' Sohne. Hier am einſamen Geſtad.
An ihrer Seite wuchs er ſchnell hervor.
Und er gedeiht nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Blutverwandten gönnt ſie herzlich nun
Den Theil des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater her gebührte.
Ja, ahnet ihm einſt, wohl ſie an Land und Schätzen
Von ihren Eltern ſich ererbt.
Sie flattert ihn mit allen Segen auf.
Und ſucht ſich ſtill den Troſt im Guten,
Den Volk iſt's beſſer wenn nur Einer herrſcht.
Hört' ich ſie ſagen, und noch manches Wort,
Womit ſie lindernd gern das Uebel preiſe,
Das ſie betrifft.

Jungfrau.

Mich dünkt, ich ſah ſie heute froh, das Auge hell.

Evadne.

Mir ſchien es auch. O mögen ihr die Götter
Ein friſches Herz erhalten!
Denn leichter beut ſich einem Glücklichen.

Jungfrau.

Der edel iſt, nicht hart im Uebermuth.

Evadne.

Wie war ſie billig preiſen, unſre Frau.

Jungfrau.

Ich ſah ſie fröhlich, fröhlicher den Knaben.
Der Morgenſonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da ſchwang ſich eine Freude mir durchs Herz.
Die Nacht der alten Tage zu erhellen.

Evadne.

Laß uns nicht weiblich vieles reden
Wo viel zu thun iſt.
Die Freude ſoll dem Dienſt nicht ſchaden, der
Heut mehr gefordert wird als andern Tages.
Laßt eure Luſt in eurem Eifer ſehen.
Mit dem ein jedes eilt ſein Werk zu thun.

Jungfrau.

Verordne du: wir andern ſäumen nicht.

Evadne.

Daß unſrer Fürſtin Herz geöffnet iſt,
Hab' ich geſehn. Sie will, daß ihre Schätze
Die Hall' verwahrt dem künftigen Geſchlecht
Entgegen ruhten, heut ſich zeigen
Und dieſem Tag gewidmet glänzen;
Daß dieſe Feier ſich auf Reinlichkeit
Und Ordnung, wie auf zwei Gefährten, würdig
lehne.
Was mir vertraut iſt, hab' ich aufgeſchoſſen;
Nun ſorget für den Schmuck der Säle ſelbſt.
Entfaltet die gefalteten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Stuhl, Tafeln;
Gering' und Köſtliches vertheilt mit kluger Wahl!
Bereitet Platz genug für viele Gäſte.
Und ſetzt die kunſtgetriebenen Gefäße
Zur Augenluſt auf ihre nächſten Stellen!
An Speiſ' und Trank ſoll's auch nicht fehlen, denn
So will's die Fürſtin, und ich ſorgte ſo.
Und was den Fremden dargeboten wird,
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, ſeh' ich, haben auch Beſehl:
Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind dieſe Feier zu verherrlichen bewegt.

Jungfrau.

Wir gehen!

Evadne.

Wohl! Ich folge gleich.
Nur hält mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenſtern vergleichbar naht er, funkelnd,
ſchnell.
Laßt mich ihn ſegnen, ihn, der Tauſenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend ſcheint.

Zweiter Auftritt.

Elpenor und Evadne.

Elpenor.

Du, meine Gute, Treue, biſt du hier.
Die immer Theil an meiner Freude nimmſt?
Sieh, was der Anfang dieſes Tags mir brachte!
Die ich ſo gerne Mutter nenne will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' entlaſſen.
Den Bogen und den reichverlaunten Köcher
Gab ſie mir; von Barbaren
Gewann ihr Vater ihn. Seit meiner erſten Jugend
Gefiel er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht,
Ich nahm ihn von den Pfoſten
Und ſtirrte an der ſtarken Senne;
Dann blickt' ich die Gebärde freundlich an.
Und ging um ſie herum, und zauderte
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunſch gewährt.
Er iſt nun mein, ich führ' ihn mit mir fort.
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.

Evadne.

Ein würdiges Geſchenk! es ſagt dir viel.

Elpenor.

Was denn?

Evadne.

Groß iſt der Bogen, ſchwer zu beugen;
Wenn ich nicht irre, du vermagſt es nicht.

Elpenor.

Das werd' ich ſehen.

Evadne.

So denkt die theure Pflegemutter auch.
Vertraut ſie dir, daß du mit Manneskraft
Dereinſt die ſtarke Sonne ſtannen wirſt;
So winkt ſie dir zugleich, und hofft, daß du
Nach würd'gem Ziel die Pfeile ſenden wirſt.

Elpenor.

O laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Vögel nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich dich einſt bändige,
Ihr Götter, gebt es bald!
Dann hol' ich ihn, aus ſeinen hohen Welten,
Den ſichern Adler herunter.

Evadne.

Wirſt du entfernt von deinen Bergen, deinen Wäldern,
In denen du bisher mit und gelebt,
Auch deiner erſten Jugendfreuden
Und unſrer auch gedenken?

Elpenor.

Und du biſt unerbittlich? willſt nicht mit mir ziehn?
Willſt deine Sorgfalt mir nun ferner gönnen?

Evadne.

Du gehſt, wohin ich dir nicht folgen kann,
Und deine nächſten Jahre ſehen
Vertrauen eines Weibes Sorge kaum,
Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am beſten Männer.

Elpenor.

Sag' mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach ſeiner Stadt zurückführt?

Evadne.

Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Doch hat der frühſte Morgen aufgeweckt,

Elpenor.

Geſchlafen hab' ich nicht, geſchlummert nur,
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was alles ich heut zu erwarten habe.

Evadne.

Wie du verlangeſt, ſo wirſt auch du verlangt;
Denn aller Bürger Augen warten dein.

Elpenor.

Sag' an, ich weiß, Geſchenke ſind bereitet.
Die beute noch von meinem Vater kommen:
Iſt nie's bekannt, was drinnen wohl die Boten?

Evadne.

Zuverläſſ'ge reiche Kleider, das vermuth' ich wohl.
Wie einer haben ſoll,
Auf den die Augen vieler ſind gerichtet.

Und wenn du's faſſen willſt, verſchwindet's in die Luft.

Eſther.

Ey, weißt du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Capital in deinem Teſtamente.

Mardochai.

Wie gerne thät' ich das, von deiner Huld gerührt!
Doch leider! iſt mein Gut auch ſämmtlich confiſcirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch beſorgen!
Kein Einz'ger bleibt zurück, dir künftig mehr zu borgen.
Der ſchöne Handel fällt, es kommt kein Contreband
Durch unſre Induſtrie dir künftig mehr zur Hand.

Damit ihr Blick, der nicht ins Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide.

Elpenor.

Auf etwas anders hoff' ich, meine Liebe!

Evadne.

Mit Schmuck und teurer Zierde
Wird auch dein Vater dich nicht karg sehn.

Elpenor.

Daß will ich nicht verachten, wenn es kommt;
Doch räthest du als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und schnell;
Was ich so lang' entbehrt, das werd' ich haben.
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dies, bald das, es war nicht mein,
Und nebenher voll Angst ein alter Diener.
Ja wollte reiten, und er wollte mich gesund
Nach Hause haben.
Am liebsten war ich auf der Jagd
Der Königin zur Seite; doch ich merkt' es wohl,
Wär' sie allein gewesen,
Sie hätte schärfer geritten.
Und ich wohl auch, wär' ich allein gewesen.
Nein, dieses Pferd, es wird mein eigen bleiben.
Und ich will reiten, es soll eine Lust sein.
Ich hoffe das Thier ist jung und wild und roh:
Es selber zuzureiten wär' mir größte Freude.

Evadne.

Auf dem Vergnügen, hoff' ich, und zugleich
Auf deine Sicherheit ist man bedacht.

Elpenor.

Vergnügen sucht der Mann sich in Gefahren.
Und ich will bald ein Mann sein.
Auch wird mir noch gebracht, erratb' es schnell,
ein Schwert,
Ein größeres als ich auf der Jagd geführt,
Ein Schlachtschwert.
Es biegt sich wie ein Rohr und spaltet
Auf Einen Hieb den starken Ast.
Ja, Eisen haut es durch und feine Spur
Bleibt auf der Schärfe scharfig eisern.
Sein Griff mit goldnem Drachenhals geziert,
Und Reifen hängen um den Nacken,
Als hätt' ein Held in finstrer Höhle
Ihm überwältigt, gebunden,
Dunkbar aus Tageslicht gerissen.
Im nahen Wald verfing' ich schnell die Klinge;
Dort will ich Bäume spaltend niederhauen.

Evadne.

Mit diesem Muth wirst du den Feind besiegen.
Ihr Freunde Freund zu sein, verleihe dir
Die Grazie des Feuers einen Funken
In deine Brust, das auf dem himmlischen Altar,
Darin ihre ewig reine Hand gehegt,
Zu Zeus Ehren verraucht.

Elpenor.

Ich will ein treuer Freund sein.
Will tbeilen was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich alles habe was mich freut,
Will ich gern allen andern alles geben.

Evadne.

Nun fahre wohl! Sehr schnell sind diese Tage
Mir hingeflohn; wie eine Flamme, die
Nun erst den Holzstoß recht ergriffen.
Verzehrt die Zeit das Alter schneller als die Jugend.

Elpenor.

So will ich eilen Rühmliches zu thun.

Evadne.

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und loben Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterscheiden!

Elpenor.

Was sagst du mir? Ich kann es nicht verstehn.

Evadne.

Mit Worten, wären's theure noch so viel,
Sind dieser Segen nicht erklärt:
Denn es ist Wunsch und Segen mehr als Lehre.
Die geb' ich dir an diesem Tage zum Geleit.
Die ersten Pfeile liefst du spielend darum.
Und nun beherrschest du den weitern Weg:
Da folge stets Erfahrnen.
Nicht nützen würd' es, würde nur verwirren.
Erfahrne sind dir beim Ausreiten zu genau
Die fernen Gegenden, durch die du wandern wirst.
Der beste Rath ist, folge gutem Rath.
Und laß das Alter dir ehrerbietig sein.

Elpenor.

Das will ich thun.

Evadne.

Erbitte von den Göttern dir Verständige
Und Wohlgesinnte zu Gefährten.
Beleidige nicht das Glück durch Uebermuth;
Der Jugend Fehler wird begünstigt oft.
Doch mit den Jahren fordert's mehr.

Elpenor.

Ja, viel vertraut ich dir, und deine Frau.
So klug sie ist, weiß ich, vertraut dir viel.
Sie fragte dich gar oft um dies und jenes.
Wenn du auch nicht bereit antworteteft.

Evadne.

Wer alt mit Thoren wird lernt vieles, lernt
Zu vielem schweigen.

Elpenor.

Mir gern vieles ich bei dir, bis ich so weise
Als nöthig ist, um nicht zu fehlen.

Evadne.

Wenn du dich so verblendeteft, wäre mehr Gefahr.
Ein Fürst soll einzeln nicht erzogen werden.
Einsam lernt niemand sich selbst.
Noch weniger anderen gebieten.

Elpenor.

Entziehe künftig mir nicht deinen Rath!

Evadne.

Du sollst ihn haben, wenn du ihn verlangst;
Auch unverlangt, wenn du ihn hören kannst.

Elpenor.

Wenn ich vor dir am Feuer sah und du erzähltest
Von Thaten alter Zeit, du einen Guten rühmteft.
Des Edlen Werth erhöhtest du, da glänzt' es mir
Durch Mark und Adern.
Da rief in meinem Innersten:
O wär' ich der, von dem sie spricht!

Evadne.

O möchteft du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachsen, die erreichbar ist!
Sah ich den jungen Mann sich schon.
Den ich mit diesem Abschiedskuß dir weihe!
Theures Kind, sei wohl!
Ich seh' die Königin sich nahn.

Dritter Auftritt.

Antiope. Elpenor. Evadne.

Antiope.

Ich fand euch hier in freundlichem Gespräch.

Evadne.

Die Trennung heißt der Liebe Band erneuern.

Elpenor.

Sie ist mir werth, mir wird das Scheiden schwer.

Antiope.

Dem schönsten Wettstreun gehst du heut entgegen,
Erführest erst was du bisher entbehrt.

Evadne.

Hast du noch irgend einen Auftrag, Königin?
Ich geh' hinein, wo vieles zu besorgen ist.

Antiope.

Ich sage nichts, Evadne, heute nicht;
Denn du kannst immer was ich sinnen muß.

Vierter Auftritt.

Antiope. Eipenor.

Antiope.

Und du, mein Sohn, leb' in das Leben wohl!
So sehr als ich dich liebe, scheid' ich doch
Von dir gefaßt und freudig.
Ich war bereit auch so den eignen zu entbehren.
Mit zarten Mutterhänden ihn
Der strengen Pflicht zu überliefern.
Du hast bisher der Liebenden gepflegt;
Geh, lerne nun gebornen, daß zu herrschen lernst.

Eipenor.

Dank! tausend Dank, o meine beste Mutter!

Antiope.

Vergeltʼ es deinem Vater, daß er mir geneigt,
Mir deiner ersten Jahre sonnen Anteil,
Der besten Jugend schönen Mitgenuß gegönnt,
Den einz'gen Trost, als mich das Glück so hart
verletzte.

Eipenor.

Ich hab' ich dich bedauert, die den Sohn
Und mit den Vetter beide zärtlich gewünscht.
Welch ein Gespiele wäre das geworden!

Antiope.

Um wenig älter nur als du. Wir beiden Mütter
Versprachen zugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr sproßtet auf, ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchleuchtete der Väter altes Haus
Und überschwoll das weite gemeinsame Reich.
In beiden Königen entrannte neue Lust
Zu leben, mit Verstand zu herrschen und mit Macht
Zu kriegen.

Eipenor.

Sonst zogen sie so oft ins Feld,
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

Antiope.

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genese.
Damals traf meinen Gemahl das Los,
Den Feind jenseits des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltsamen Verderben
In ihre Städte. Thetis lauerte ihm
Und allen Helden meines Lebens
Ein feindseliger Gott auf.
Er zog mit hoher Kraft vor seinem Heer;
Den theuern Sohn verließ er an der Mutter Brust;
Wie sahen der Knabe scherzet, als da
Wie ihn die Götter selber hingelenkt?
Da lieb er sorgend ihn und sagte: Wachse wohl!
Und richte deiner ersten Worte Stammeln,
Das Stammeln deiner ersten Tritte,
Entgegen auf der Schwelle deinem Vater,
Der glücklich, siegreich, heilte wiederkehrt,
Es war ein eitler Segen!

Eipenor.

Dein Kummer greift mich an, wie mich der Mutt
Aus deinen Augen glänzend kann entflammen.

Antiope.

Er fiel, von einem tückischen Hinterhalte
Im Laufe seines Sieges überwältigt.
Da war von Thränen meine Brust des Tags,
In Nacht mein einsam Lager breit.
Den Sohn an mich zu drücken, über ihn
Zu weinen, war des Jammers Labsal.
O den, auch den vom Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!

Eipenor.

Erhebe dich nicht dem Schmerz, und laß auch mich
Dir etwas sein.

Antiope.

O unvorsichtig Weib, die du dich selbst
Und alle deine Hoffnung so zerstörst!

Eipenor.

Klagst du dich an, die du nicht schuldig bist?

Antiope.

Zu schwer bezahlt man oft ein leicht Versehn.
Von meiner Mutter nahmen Boten über Boten;
Sie riefen mich und hörten meinen Schwerz
An ihrer Seite mich erleichtern.
Sie wußte meinen Knaben scheu,
Auch ihres Alters Trost.
Erzählung und Gespräch und Wiederholung,
Erinnerung alter Zeiten sollte dann
Den tiefen Zwiespalt meiner Qualen lindern.
Ich ließ mich überreden und ich ging.

Eipenor.

Nenn' mir den Ort! Sag' wo geschah die That?

Antiope.

Du kennst das Gebirg, das von der Ebne hinein
Das Land zur rechten Seite schließt,
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Fremden
leeren
Die Gegend und von Räubern sicher.
Nur wenig Knechte waren zum Geleit des Wagens
Und einer Dirne war bei mir.
Dort trat ein Fels beim Eintritt ins Gebirg
hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den starken Aesten
Und aus der Seite fließt ein klarer Quell.
Dort hielten sie im Schatten, tränkten
Die abgespannten Rosse, wie man pflegt,
Und es zerstreuten sich die Knechte.
Der Eine suchte Honig, der im Walde träuft,
Uns zu erquicken;
Der Andre hielt die Pferde bei dem Brunnen;
Der Dritte blieb der Zweige schönsten Büschel.
Auf einmal hören sie den Fernsten schreien.
Der Rabe eilt hinzu, und es entsteht
Ein Kampf der Unbewaffneten
Mit kühnen wohlbewehrten Männern.
Die sich hervor aus dem Gebüsche drängen.
Sich heftig wehrend fallen die Getreuen.
Der Fuhrmann auch, der im Entsetzen
Die Pferde fahren läßt, und sich mit Steinen
Hartnäckig der Gewalt entgegenwirft.
Wie tapfer auch sie fechten. Die Räuber glauben leicht
Sich meinen Knaben zu bemächtigen;
Doch nun ermannt sich der Streit.
Ihre eignen rotten Wuth, den Schatz vertheidigend,
Mit unaufhaltbaren Banden mütterlicher Arme
Umfassend ich meinen Sohn. Die Andre hält
Entsetzlich schreiend mit gewundnen Händen
Die entrinnende Gewalt an,
Bis sie zuletzt, vom Schwert getroffen,
Durch Verlust oder Zufall weiß ich nicht,
Ohnmächtig niedersinkt.

Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Busen lasse.
Und die Gefährtin schwergeschlagen fällt.

Elpenor.

O warum ist man Kind: warum entfernt
Zur Zeit, wo solche Hülfe nöthig ist!
Es hallt die Faust sich mir vor der Erzählung.
Ich höre die Frauen rufen: Ratte! Rächer!
Nicht wahr, o Mutter, wen die Otter lieben,
Den führen sie zur Stelle wo man sein bedarf?

Antiope.

So leiteten sie Herculen und Theseus,
So Jasen und der alten Helden Chor.
Wer edel ist, den sucht die Gefahr
Und er sucht sie, so müssen sie sich treffen.
Ach, sie erschleicht auch Schwache, denen nichts
Als thatenlose Verzweiflung übrig bleibt;
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten sorgsam
Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge sich am Herd gelagert.
Wie verbrannt, vom Feind zerstört,
Schien mir das wohlbestellte königliche Haus;
Und noch verstummt mein Jammer.

Elpenor.

Erführst du nie, ob ein Verräther,
Ein Feind, wer diese That verübt?

Antiope.

Nach allen Seiten sandte schnell dein Vater Boten.
Ließ von Gewappneten die Küsten
Scharf untersuchen samt den Bergen; doch umsonst.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück,
Und die unbändige Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der Ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.
Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leis'.
Um schwer zu schaden, auf der Erde schleichen.
Ihr Götter, rief ich aus, ergreift die Nord,
Die über Erd' und Meer blind und gesetzlos schweift!
Ergreift sie mit gerechten Händen,
Und stoßt sie ihm entgegen, wo er kommt.
Wenn er bekränzt mit Fröhlichen
Von einem Fest zurückekehrt;
Wenn er mit Beute schwer beladen seine Schwelle
tritt.
Da starr' sie ihm entgegen und ergreif' ihn!
Verwünschung war die Stimme meiner Seele,
Die Sprache meiner Lippe Fluch.

Elpenor.

O glücklich wäre der, dem die Unsterblichen
Die heißen Wünsche seines Grimmes
Zu vollführen gäben!

Antiope.

Wohl! mein Sohn,
Vernimm mit wenig Worten noch mein Schicksal:
Denn es wird das letzte.
Dein Vater begegnete mir gut, doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte, seiner Gnade,
Was er mir ähnen wollte, dankte mußte.
Bald wandt' ich mich hierher zu meiner Mutter,
Und lebte still bei ihr, bis sie die Götter riefen.
Da ward ich Meisterin von allem, was mein Vater,
Was sie mir hinterließ. Vergebens forscht' ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Fremde kam und täuschte mich mit
Hoffnung!
Ich war geneigt, dem letzten stets zu glauben;
Er ward gekleidet und genährt und endlich doch.
So wie die ersten, lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freier; viele kamen
Von nah und fern, sich um mich her zu lagern.
Die Neigung hieß mich einsam leben.
Um dem Verlangen nach den Schatten
Der Unterwelt voll Sehnsucht nachzuhängen;
Allein die Noth befahl, den Mächtigsten
Zu wählen: denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit deinem Vater mich zu berathen,
Kam ich in seine Stadt.
Denn ich gesteh' es dir, geliebt hab' ich ihn nie;
Doch seiner Klugheit konnt' ich stets vertrauen.
Da fand ich dich, und mit dem ersten Blicke
War meine Seele ganz dir zugewandt.

Elpenor.

Ich kann mich noch erinnern, wie du kamst
Ich warf den Ballen weg, womit ich spielte,
Und lief, den Gürtel deines Kleids zu fassen,
Und wollte nicht von dir, als du die Thüre,
Die um ihn her sich faltigend jagen,
Mir wiederbelebend zeigtest und benanntest.
Es war ein schönes Stück, ich lieb' es noch zu sehn.

Antiope.

Da sprach ich zu mir selbst, als ich betrachtend
Dich zwischen meinen Knieen hielt:
So war das Bild, das mir die Wünsche vor-
bedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einen Knaben sah ich oft im Geist
Auf meiner Väter altem Stuhl am Herd sich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den lebhaft fragenden zu unterrichten.

Elpenor.

Das hast du mir gegönnt und mir gethan.

Antiope.

Hier ist er! sagte mir mein Geist, als ich beim
Haupt
In meinen Händen spielend wandte,
Und eifrig mir die lieben Augen küßte;
Hier ist er! Nicht dein eigen, doch deines Stammes.
Und hätt' ein Gott ihn, dein Gebet erhörend,
Aus den zerstreuten Steinen des Gebirgs gebildet,
So wär' er dein und deines Herzens Kind;
Er ist der Sohn nach deinem Herzen.

Elpenor.

Von jener Zeit an blieb' ich fest an dir.

Antiope.

Du kanntest bald und liebtest bald die Liebende.
Die Wärterin kam, dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu widmen.
Unwillig ihr zu folgen faßtest du
Mit beiden Armen meinen Hals,
Und wurzeltest dich tief in meine Brust.

Elpenor.

Noch wohl erinnr' ich mich der Freude,
Als du mich scheidend mit dir führtest.

Antiope.

Schwer war dein Vater zu bereden. Viel
Versucht' ich lange, ich versprach ihm, beim
Als meines eigensten zu wahren.
Daß mir den Knaben! sprach ich, bis die Jugend ihn
Zum ernsten Leben ruft.
Er sey das Ziel von allen meinen Wünschen.
Dem Fremden, wer es sey, versag' ich meine Hand.
Als Wittwe will ich leben, will ich sterben.
Ihm sey das Meinige ein schöner Theil
Zu dem, was er besitzt.

Da schwieg dein Vater, stumm dem Vorbild nach.
Ich rief: nimm gleich die Insein! nimm sie hin
zum Pfand!
Befestige dein Reich, beschütze meins.
Erbalt' es deinem Sohne! Dich bewog' ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn stets beherrscht
Und die Begierde zu befehlen.

Elpenor.
O tadl' ihn nicht!
Den Göttern gleich zu seyn, ist Edler Wunsch.

Antiope.
Du warst nun mein. Oft hab' ich mich gescholten,
Daß ich in dir, durch dich
Des schrecklichen Verlustes Linderung fürbin kannte.
Ich nährte dich; fest hat die Liebe mich
An dich, doch auch die Hoffnung festgebunden.

Elpenor.
O möcht' ich dir doch alles leisten!

Antiope.
Nicht jene Hoffnung, die im strengen Winter
Mit Frühlingsblumen und das Haupt umwindet,
Vom Blütenbaum aus reichen Früchten lächelt;
Nein! umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Brust die Wünsche,
Und des Verderbens ungemessne Begier
In mir entzündet.

Elpenor.
Verhehle nichts! Sprich, laß mich alles wissen!

Antiope.
Es ist nun Zeit, du kannst vernehmen; höre!
Ich sah dich wachsen und erspähte still
Der offnen Neigung Trieb und schöne Kraft.
Da rief ich aus: ja er ward mir geboren!
In ihm der Rächer jener Missethat,
Die mir das Leben zerstückte.

Elpenor.
Gewiß! gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt,
Und grimmig soll die Rache, ungezähmt,
Auf sein verschuldet Haupt nachsinnend wüthen.

Antiope.
Versprich und schwöre mir! Ich führe dich
An den Altar der Götter dieses Hauses.
Ein freudig Wachsthum gönnten dir die Traurigen;
Sie ruhn gedeiht an dem verwaisten Herde
Und hören uns.

Elpenor.
Ich ehre sie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope.
Ein Jammer dringt durch der Unsterblichen
Wohlthätig Wesen,
Wenn ihres langsam wahrten Herdes
Letzte Glutb verlischt.
Von seinem neuen Geschlechte leuchtet
Frisch genährte Flamme durchs Haus.
Vergebens tasten sie den glimmenden Rest
Mit himmlischem Odem von neuem empor.
Die Asche zerstiebt in Luft,
Die Kohle versinkt.
Theilnehmend an der Irdischen Schmerzen
Blicken sie dich
Mit hellgestrahlten Häuptern an.
Und niederstreben nicht, mißwillig,
Wenn ich dir zurufe:
Hier am friedlichen, unblutigen Altar
Gelobe, schwöre Rache!

Elpenor.
Hier bin ich! Was du forderst, leist' ich gern.

Antiope.
Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der verrufnen Erde
Ueber der Verbrecher schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich, zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter sich verberge.
Schweift sie hin und her und schwebt vorüber,
Eh sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel.
Aus den Tempeln unter freien Himmel.
Wie ein Kranker dann sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderflammeln
Um den Zweigen scheint ihm drohend;
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich aufs Haupt ihm, schlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, schuldigeren Verbrecher.
Ungewiß im Finge fehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken.
Vor dem Herrschen ihres großen Auges
Zuckt sich, von ehrne Krampfe zucken.
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.
So begegne du, wenn einst die Götter
Mich erhören,
Mit dem scharfen Finger dir ihn zeigen,
Finster deine Stirn gefaltet, jenem Frevler.
Zähl' ihm langsam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen Scheitel.
Das Erbarmen, die Verschonung
Und das Mitgefühl der Menschenmalen,
Guter Könige Begleiterinnen,
Mögen weit zurücktretend
Sich verbergen
Daß du ihre Hand auch wollend
Nicht ergreifen könnest.
Rasch den gewählten Stein und schwöre.
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.
Gern! Ich schwöre!

Antiope.
Doch nicht er allein sey zum Verderben
Dir empfohlen; auch die Seinen.
Die um ihn und nach ihm seines
Erdenglückes Kraft besetzen,
Jetzo du zu Schatten auf.
Wär' er lang' ins Grab gestiegen;
Führe du die Enkel und die Kinder
In dem aufgeworfnen durst'gen Hügel,
Gieße dort ihr Blut aus,
Daß es fließend seinen Geist umwittre,
Er im Dunkeln dran sich labe.
Bis die Schaar unwillig Angeschlechter
Ihm im Sturme weicht.
Grauen stumm' auf Erden über alle
Die sich im Verborgnen sicher dünken,
Heimliche Verräther!
Keiner blicke mehr aufs Angst und Sorgen
Nach dem Friedensdach der stillen Wohnung,
Keiner schaue mehr zur Gnadenpforte
Hoffend, die sich einmal willig
Jedem aufthut und dann unbeweglich,
Strenger als gegoss'nes Erz und Riegel,
Freud' und Schmerzen ewig von ihm scheidet.

Wenn er seine Kinder sterbend segnet,
Stärr' ihm in der Hand das letzte Leben.
Und er schaudre, die beweglichen Locken
Der geliebten Häupter zu berühren.
Bei dem kalten, festen, heil'gen Stein
— Berühr' ihn — schwöre.
Nicht meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Frei war noch mein Herz von Rach' und Grimme;
Denn mir ist kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweiten,
Folgte leichter Friede noch vor Abend.
Du entzündest mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden; meinem Busen
Hast du einen schweren Schatz vertraut.
Hast zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gerüster
Mit bewußtem Schritt ins Leben eile.
Ja, den ersten schärfsten Grimm des Herzens
Mit dem ersten treusten Schwur der Lippe.
Schwör' ich dir an dieser heil'gen Stätte
Ewig dir und deinem Dienst zu eigen!

Antiope.

Laß mich mit diesem Herzenskuß, mein Eigenster,
Dir aller Wünsche Siegel auf die Stirne drücken.
Und nun tret' ich vor die hohe Pforte
Zu der heil'gen Quelle,
Die aus dem gebrauten Felsen sprudelnd
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder.

Fünfter Auftritt.

Elpenor.

Ich bin begierig zu sehen was sie vorhat.
In sich gekehrt bleibt sie vorm hellen Strahl
Des Wassers stehn und scheint zu sinnen;
Sorgfältig wäscht sie nun die Hände, dann die
Arme,
Besprengt die Stirn, den Busen;
Sie schaut gen Himmel,
Empfängt mit hohler Hand das frische Naß,
Und gießt es feierlich zur Erde, dreimal.
Welch eine Weihung mag sie da begehn?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt.

Sechster Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Laß mich mit frohem freud'gem Muthe dir
Noch einmal danken.

Elpenor.

Und wofür?

Antiope.

Daß du des Lebens Last von mir genommen.

Elpenor.

Ich dir?

Antiope.

Der Haß ist eine last'ge Bürde.
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab,
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle
Freuden.
Nicht im Elend allein ist tödtlicher Liebe
Reiner willkommner Strahl die einzige Tröstung.
Hüllt er in Welten sich ein,
Ach! dann leuchtet des Glückes
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in deine meinen Schmerz gelegt.
Und sieh', wie vom Gebete, ruhig auf.
Morgenfrischen hab' ich von mir
Der Rachgöttinnen
Fleckenbintertassende Verdüsterung.
Meerhin führt sie
Mäanirrend nun die Welle.
Und ein stiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, sich empor
Und bliebt bescheiden nach dem grünsprossenden Lichte.

Elpenor.

Vertraue mir! Du darfst mir nichts verhehlen.

Antiope.

Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeschieden lang betraure?

Elpenor.

Dreifach willkommen, wenn er uns erscheine.

Antiope.

Sag' an, geliebt! Kannst du versprechen,
Lebt er und zeigt er kommend sein Antlitz,
Giebst du die Hälfte gern, die ihm gehört, zurück?

Elpenor.

Vom allem gern.

Antiope.

Auch hat dein Vater mir's geschworen.

Elpenor.

Und ich versprech' es, schwör's zu deinen
Gerechten heil'gen Händen.

Antiope.

Und ich empfange
Für den Entfernten dein Versprechen, deinen Schwur.

Elpenor.

Doch zeige mir nun an, wie soll ich ihn erkennen?

Antiope.

Wie ihn die Götter führen werden,
Welch Zeugniß sie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke dir: in jener Stunde,
Als ihn die Räuber mir entrissen, hing
An seinem Hals ein goldnes Kettchen,
Dreifach schön gewunden,
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne
Wohlgegraben.

Elpenor.

Ich verwahre das Gedächtniß.

Antiope.

Ein andres Zeichen noch kann ich dir geben,
Das schwerer nachzuahmen, der Verwandtschaft
Ganz unumstößlich Zeugniß.

Elpenor.

Sage mir's vertraulich.

Antiope.

Am Nacken trägt er einen braunen Flecken.
Wie ich ihn auch an dir
Mit freudiger Verwunderung schaute.
Von eurem Ahnherrn pflanzte sich dies Mahl
Auf beide Enkel fort.
In beiden Vätern unsichtbar verborgen.
Darauf gieb Acht und prüfe scharfen Sinnes
Der angeborenen Tugend sichres Zeichen.

Elpenor.

Es soll sich keiner unterschieden, mich betrügen.

Antiope.

Schöner als das Ziel der Rache
Sey dir dieser Blick in alle Fernen
Deines Wandels. Lebe, lebe wohl!
Ich wiederhole hundertmal.
Was ungern ich zum letzten Male sage,
Und doch muß ich dich lassen, theures Kind!

Die stille hohe Betrachtung
Deines künftigen Geschickes
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwischen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf diese Welt,
Dem nicht von beiden mancherlei bereitet wäre,
Und den Großen mit großem Maße;
Doch überwiegt das Leben alles,
Wenn die Liebe in seiner Schale liegt.
So lang' ich weiß du wandelst auf der Erde,
Dein Auge schaust der Sonne theures Licht
Und deine Stimme schallt dem Freunde zu,
Bist du mir gleich entfernt, so fehlt mir nichts
zum Glücke.
Bleib' mir, daß ich zu meinem lieben Schatten einst
Gesellt mich deiner lang' erwartend freue.
Und getrau dir die Götter jemand
Zu lieben, so wie ich dich liebe!
Komm! Viele Worte frommen nicht den Scheidenden.
Laß und der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich sey der eines neuen Lebens Tag.
Die Boten, die der König sendet, säumen nicht;
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm! Laß uns gehn, sie zu empfangen,
Den Guten und dem Sinn gleich, die sie bringen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Polymetis.

Aus einer Stadt voll sehnlicher Erwartung
Komm' ich, der Dorner eines Glücklichen,
Nicht glücklich.
Es sendet mich mein Herr mit viel Geschenken
An seinen Sohn voraus,
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd' ich einen freien Knaben Angesicht
Erblicken, dem zur allgemeinen Freude
Verstellt nur meine Stimme' erbeben,
Geheimnißvolle Schmerzen
Mit frohen Zähren überleiden.
Denn hier, hier flocht von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geschwür,
Das sich vom blühenden Leben,
Von jeder Kraft in meinem Busen nährt.
Ein König sollte seiner frohen Thaten
Mitschuldig niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich sich zu gewinnen
Und zu befestigen, that,
Was sich um Kron' und Reich zu thun wohl
ziemen mag,
Ist in dem Werthzeug niedriger Verrath.
Doch ja, den lieben sie und hassen den Verräther.
Weh ihm!
In einen Tummel treibt und ihre Gunst.
Und wir gewöhnen uns leicht zu vergessen,
Was wir der eignen Würde schuldig sind.
Die Gnade schwimmt ein so hoher Preis,
Daß wir den Werth von unserm Selbst
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Gesellen einer That.
Die unser Seele fremd war;
Wir dünken uns Gesellen und sind Knechte.
Von unserm Rücken schwingt er sich aufs Roß.
Und rasch hinweg ist der Reiter
Zu seinem Ziel.
Eh wir das sorgenvolle Angesicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen bringt das schmeichlerische Geheimniß.
Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, so liegt der schändlichste Verrath.
Gestillt meines ganzen Lebens,
Verschwiegene Verstellung,
Willst du den sanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimniß, das ich nun so lange,
Wie Pöllectes den alten Schaden,
Als einen schmerzbelebten Feind ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden?
Und wie ein anderes gleichgültig's Wort
In Luft zerstieben?
Du bist mir schwer und lieb, du schwarzes Bewußtseyn,
Du stärkst mich endlich;
Denn deine Reifheit erscheint bald.
Noch zweifl' ich, und wie bang ist da der Zweifel.
Wenn unser Schicksal am Entschluß hängt!
O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter!
Eh'st meinen Mund, verschließt ihn, wie ihr wollt!

Zweiter Auftritt.

Eleonore. Polymetis.

Eleonore.

Willkommen, Polymetis, der du mir von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen schon
Genug bekannt bist, doppelt willkommen heute!
O sage mir, was bringst du? Kommt es bald?
Wo sind die Deinen? wo des Königs Diener?
Darfst du entdecken, was mir dieser Tag bereitet?

Polymetis.

Mein theurer Prinz!
Wie? Du erkennst den alten Freund sogleich?
Und ich nach einer kurzen Jahre Entfernung
Muß fragen, ist er's? ist er's wirklich?
Das Alter stoßt, wie ein bejahrter Baum,
Und wenn er nicht verdorrt, scheint er verjüngt;
Und deiner lieblichen Gestalt, du schöner Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte dich stets halten wie du bist.
Und immer, was du werden sollst, genießen.
Die Boten kommen bald, du bist mit Recht erwartet;
Sie bringen dir Geschenke deines Vaters,
Und die sind deiner und des Tages werth.

Eleonore.

Verzeih der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht schlafen. Manchen Morgen schon
Lauf' ich den Fels hervor und seh' mich um,
Und schaue nach der Ebene.
Als wollt' ich sie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß sie kommen nicht.
Jetzt, da sie nah sind, hält' ich es nicht aus,
Und komme, ihnen zu begegnen.
Hörst du der Rosse Stampfen? Hörst du ein Geschrei?

Polymetis.

Noch nicht, mein Prinz; ich ließ sie weit zurück.

Eleonore.

Sag', ist's ein schönes Pferd, das heut mich tragen soll?

Polymetis.

Ein Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht.

Elpenor.

Ein Schimmel, sagst du mir! Soll ich mich dir vertrauen?
Soll ich's gestehn? Ein Rappe wär' mir lieber.

Polymetis.

Du kannst sie haben, wie du sie begehrst.

Elpenor.

Ein Pferd von dunkler Farbe greift viel feuriger
Den Boden an. Denn soll es je mir werth seyn,
Muß es mit Roth nur unter andern
Gestalten werden, deinen Vermann ehren,
Muß sehen, klettern, vor rauschenden Fahnen,
Vor gefällten Sperren sich nicht scheuen,
Und der Trompete rasch entgegenwiehern.

Polymetis.

Ich sehe wohl, mein Prinz, ich hatte Recht
Und kannte dich genau.
Unsichtäglig war dein Vater, was er senden sollte.
Sey nicht besorgt, o Herr, so sagt' ich ihm.
Der Feuerleiber und des Sammacks ist genug;
Nur Waffen send' ihm viel und alte Schwerter.
Kann er sie jetzt nicht führen,
So wird die Hoffnung ihm die Seele heben,
Und künft'ge Kraft thun in der jungen Faust
Verdammend suchen.

Elpenor.

O sehnes Glück! O lang' erwarteter,
O Freudentag! Und du, mein alter Freund,
Wie dank' ich dir, wie soll ich's vergelten,
Daß du für mich, nach meinem Wunsche, sorgst!

Polymetis.

Mir wohlgethan und diesen, sagt in deiner Hand.

Elpenor.

Sag', ist's gewiß? Das alles soll ich haben?
Und bringen sie das alles?

Polymetis.

Ja, und mehr!

Elpenor.

Und mehr?

Polymetis.

Und vieles mehr!
Sie bringen dir, was Gold nicht kaufen kann.
Und was das stärkste Schwert dir nicht erwirbt.
Was niemand gern entbehrt, an dessen Schatten
Der Stolze, der Tyrann sich weiden mag.

Elpenor.

O nenne mir den Schatz und laß mich nicht
Vor diesem Räthsel stugen.

Polymetis.

Die edlen Jünglinge.
Die Knaben, die dir heut entgegenziehn,
Sie tragen in der Brust ein dir ergebnes Herz.
Voll Hoffnung und voll Zutrauen,
Und ihre fröhlichen Gesichter sind
Ein Vorbild vieler Tausende,
Die dich erwarten.

Elpenor.

Drängt sich das Volk schon auf den Straßen hier?

Polymetis.

Ein jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Bauernsohn rafft sich auf,
Sein dreinendes Bedürfniß ist nur dich zu sehn.
Und darrend stürzt ein jeder
Zum zweiten Mal die Freude des Tages,
Der dich gesehn.

Elpenor.

Wie fröhlich will ich Freundchen begegnen!

Polymetis.

O daß der Wind dir rief die Seele durchdringe!
Denn solch' ein Wind
Begegnet fernem, selten dem Klug nicht.
Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft sich der Jüngling träumt,
Kindert Hoffnung in den schönsten Kranz zusammen
Und hält vergnügend ihn zu jenem Ziel.
Das deinen Tagen aufgeschaut ist.

Elpenor.

Wie meinen Vater sollen sie mich lieben
Und ehren.

Polymetis.

Gern versprechen sie dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
Im ihre Herzen tief zurück,
Und selten hört sie ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Verrät die lang' gehemmten Wünsche.
Im Taumel bringen sie hervor,
Genießen übermäßig, führet oder Krug,
Das sonst entbehrten Abend.

Elpenor.

Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brot,
Und von den Heerden, was er irgend entbehrt,
Dem Volk verdeilt.

Polymetis.

Er wird es gern. Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feire jeder hoch.
Wie selten führet sich der Menschen Herz zusammen!
Ein jeder ist für sich besorgt. Umsonst mit Wuth
Durchkämmet ein Volk weit mehr als Lieb' und Freude.
Da wird die Väter selbst, die Hände
Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: Sieh, dort kommt er!
Der Hirte stützt den Wedern an, wie seines Gleichen,
Zu seinem Herrn erhebt der Knecht
Ein offnes frohes Aug', und der Beschützte
Begegnet sanft des Widerstrebers Blick,
Und küßt ihn ein zur milden Reue,
Zum offnen, weisen Mitgenuß des Glücks.
So mischet der Freud' unschuld'ge Kinderhand
Die wild'ren Herzen, schafft ein Fest,
Am unvertilgbares, dem goldnen Tagen gleich.
Da noch Saturn der jungen Erde
Gesund als ein gesunder Vater verstand.

Elpenor.

Wie viel Gespielen hat man mir bestimmt?
Herr hatt' ich drei, wir waren gute Freunde.
Oft uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erst eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feinde uns theilen,
Uns Mauern, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernstlich spielen. Kennst du sie?
Sind's wilde, gute Knaben?

Polymetis.

Du hättest sollen das Gerüngs sehn,
Wie jeder seinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich selbst mit Eifer boten! Von den Pferden,
Den Rossen sind die Zwölfe zusammengebracht,
Die immer dienstlich deiner warten sollen.

Elpenor.

Doch kann ich wohl noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetis.

Du hast sie alle gleich auf einen Wink.

Elpenor.

Ja will sie fordern, und die Boden sollen
Auf meiner Seite stehn.
Ja will sie führen ungehabte Wege;
Sie werden kletternd schnell den steilern Feind
In seiner Festenburg zu Grunde richten.

Polymetis.

Mit dieſem Geiſte wirſt du, theurer Prinz,
Zum Jugendſpiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernſten Spiele führen.
Ein jeder fühlt ſich hinter dir,
Ein jeder von dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die raſche Gluth zurück
Und wartet auf dein Auge,
Wollen es Leben oder Tod gebieten.
Gern irrt auch der erfahrne Mann mit dir,
Und ſelbſt der Greis entſagt der ſchwerverwohnten
Mündigkeit,
Und kehrt noch einmal in das Leben
Zu dir theilnehmend raſch zurück.
Ja, dieſes graue Haupt wirft du an deiner Seite
Dem Sturm entgegen ſtehn, und dieſe Bruſt
Vergißt ihr letztes Blut, verleichst weil du dich
irrteſt.

Elpenor.

Wie meinſt du? O ob ſoll euch nicht gerenen.
Ich will gewiß der Erſte ſeyn wo's Noth hat,
Und euer Alter Zutraun muß mir werden.

Polymetis.

Das fühlten trefflich ſchon die Götter
Dem Volke für den jungen Fürſten ein.
Oft iſt ihm leicht und ſchwer, es zu erhalten.

Elpenor.

Es ſoll mir keiner es entzieben;
Wer dran iſt, ſoll es mir nur ſeyn.

Polymetis.

Du wirſt nicht Glückliche allein beherrſchen.
Im ſtillen Winkeln klagt der Druck des Elends,
Der Schmerzen, auf ſo vielen Menſchen;
Verworfen ſcheinen ſie, weil ſie das Glück verwarf.
Doch folgern ſie dem Muthigen auf ſeinen Wegen
Unſichtbar nach und ihre Bitte dringt
Bis zu der Götter Ohr. Geheimnißvolle Hülfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren
zu gute.

Elpenor.

Ich hör', ich hör' den Freudenruf
Und der Trompete Klang vom Thal herauf.
O laß mich ſammeln! Ich will den ſteilen Pfad
Hinab den Kommenden entgegen;
Du folge, lieber Freund, den großen Weg,
Und wirſt du, kleine hier!

Dritter Auftritt.

Polymetis.

Wie Schmeichelei dem Knaben ſchon ſo lieblich
klingt!
Und doch unſchuldig iſt der Hoffnung Schmeichelei.
Wann wir bereinſt zu dem, was wir mißbilligen,
Doch ſeyen müſſen, bärter fühlen wir's.
Der preiſe glücklich Gie, der von
Den Göttern dieſer Welt entfernt lebt.
Verirr' und ſtürzt' er ſie und kannte ſtill,
Wenn ihre Hand geſund das Volk regiert.
Ihr Schmerz berührt ihn kaum und ihre Freude
Kann er unmündig theilen.
O weh mir! doppelt weh mir heute!
Du ſchöner muntrer Knabe, ſollſt du leben?
Soll ich das Ungeheur, das doch zerreißen kann,
In ſeinen Klüften angeſchloſſen halten?
Die Königin ſoll erfahren.
Welch ſchwarze That beim Vater gegen ſie verübt?
Willſt du mir's lohnen, wenn ich ſchweige?
Wird eine Treue, die nicht rauſcht, empfinden?
Mag das' ich Alter noch von dir zu hoffen?
Ich werde her zur Laſt ſeyn.
Du wirſt verbrecherſcheu mit einem Handedruck
Mich fahr befriedigt halten.
Vom Thrones Glanzgeſimſe wirſt du fortgeriſſen,
Indeß dein Vater und mit ſchwerem Scepter be-
herrſcht.
Nein! ſoll mir je noch eine Sonne ſcheinen,
So muß ein ungeheurer Zwiſt das Haus zerbrechen,
Und wann die Noth mit tauſend Armen eingreift,
Dann wird man wieder unſern Werth
Wie in den erſten, den verworrnen Zeiten, fühlen;
Dann wird man mich, wie ein verachtet Schwert,
Vom Roſte eifrig nehmen.
Den Roſt von ſeiner Klinge tilgen.
Hervor aus euren Gräbern!
Ihr alten Larven verborgner ſchwarzer Thaten,
Wo ihr gefangen ſeid. Die ſchweren Schuld erfüllet
nicht!
Auf! Umgeht mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut iſt.
Daß Entſetzen, wie ein Donnerſchlag,
Durch alle Buſen fahre!
Freude verwandelt in Knirſchen!
Und vor dem aufgeſtreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Oreſt.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz: Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heiligen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſten Mal beträte.
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten.
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer dringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg.
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchließ, wo
Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
In Haus' und in dem Kriege herrſcht der Mann
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihm freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eingebunden iſt des Weibes Glück!
Sclav einen rauhen Gatten zu gebieten,
Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernſten, heil'gen Sklavenbanden feſt.
O wie beſchämt geſteh' ich, daß ich dir
Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttin.
Der meiner Retterin! Mein Leben ſollte
In ſteter Dienſte dir gewidmet ſeyn.
Auch das' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des ärmſten Königes verſtoßne Tochter,
In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter forbernd, ängſtigteſt,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach ſeinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die ſchönen Stütze, wohl erhalten haſt;
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder.
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König ſendet mich hierher und heut
Der Prieſterin Dianens Gruß und Heil.
Daß iſt der Tag, da Tauris ſeiner Göttin
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König' und dem Heer,
Zu melden daß er kömmt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir ſind bereit ſie würdig zu empfangen,
Und unſre Göttin ſieht willkomm'nem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O ſänd' ich auch den Blick der Prieſterin,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram aschenmißvoll dein Innerſtes;
Vergebens harren wir ſchon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Bruſt.
So lang' ich dich an dieſer Stätte kenne,
Iſt dieß der Blick, vor dem ich immer ſchaudre;
Und wie mit Eiſenbanden bleibt die Seele
Ins Innerſte des Buſens dir geſchmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſten ziemt.

Arkas.

Scheinſt du hier hier vertrieben und verwaiſt?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

Arkas.

Und dir iſt fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein ſinnend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ich kaum die Erde
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;

Die neuen Sprößlinge, geeint und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu bringen strebten: leider faßte da
Ein fremder Sinn mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das schöne Band
Mit eherner Hand entzwei. Sie war dahin,
Der Jugend beste Freude, das Gedeihn
Der ersten Jahre. Selbst gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und frische Luft
Des Lebens bläht in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich so unglücklich nennen willst,
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt ihr stets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um dessentwillen man die Wohlthat thut;
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein gerettet Herz dem Würdte zeigt.
Als dich ein tief verhimmelter Cocles
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte,
Kam Thoas dir, als einer Gottgegebnen,
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen,
Und dieses Ufer ward dir bald und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausens war.
Weil Niemand unsre Neue vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht,
Nach altem Brauch, ein blutig Opfer, fiel.

Iphigenie.

Frei athmen macht das Leben nicht allein.
Gleich Leben ist's, daß an der heil'gen Stätte
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab
Ja nur vertrauern muß? Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dieß Frauenschicksal ist vor allen mein's.

Arkas.

Den edlen Stolz, daß du dir selbst nicht g'nügest,
Verzeih' ich dir, so sehr ich dich bedaure;
Er raubet den Genuß des Lebens dir.
Du hast hier nichts gethan seit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Diamens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr,
Mit sanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewissen Tod'
Ins Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diane, statt erzürnt zu seyn,
Daß sie der blut'gen alten Opfer manglt,
Dem sanft Gebet in reichem Maaß erhört?
Umschwebt mit frohem Muse nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht sogar voraus?
Und fühlt nicht Jedlicher ein besser Loos,
Seitdem der König, der uns weis' und tapfer
So lang geführet, nun sich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des schwelgenden Gehorsams Pflicht erleichtert?
Das nennst du unnütz, wenn von deinen Weihen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst,
Und an dem unverdienten Todes-Ufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitest?

Iphigenie.

Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts sieht, wie viel noch übrig bleibt.

Arkas.

Doch lobt du den, der was er thut nicht schätzt?

Iphigenie.

Man tadelt den, der seine Thaten wägt.

Arkas.

Auch den, der wahren Werth zu stolz nicht achtet,
Wie den, der falschen Werth zu eitel bebt.
Glaub' mir und bör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben ist:
Wenn heut der König mit dir redet, so
Erkundr' ihm was er dir zu sagen denkt.

Iphigenie.

Du ängstest mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich seinem Antrag mühsam aus.

Arkas.

Bedenk was du thust und was dir nützt.
Entbehrt der König seinen Sohn verlorne,
Vertraut er Wenigen der Seinen mehr,
Und diesen Wenigen nicht mehr wie sonst.
Mißgünstig sieht er jeden Edlen Sohn
Als seines Reiches Feiger an, er fürchtet
Ein einsam hülflos Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufstand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe setzt uns Noten seinen Vorzug.
Ihn wenigsten der Könige. Er, der nur
Gewohnt ist zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunst von Weitem ein Gespräch
Nach seiner Absicht langsam fein zu lenken.
Erkümmert's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern.
Durch ein verfehlt Mißverstehen. Eile
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beschleunigen was mich bedroht?

Arkas.

Willst du sein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es ist die schrecklichste von allen mir.

Arkas.

Gieb ihm für seine Neigung nur Vertrauen.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.

Arkas.

Warum verschwiegst du deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.

Arkas.

Dem König sollte nichts Geheimniß seyn;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
Und fühlt es tief in seiner großen Seele.
Daß du sorgfältig dich vor ihm verwahrst.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arkas.

So scheint es fast. Zwar schweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß seine Seele fest den Wunsch
Ergriffen hat dich zu besitzen. Laß.
O überlaß ihn nicht sich selbst! damit
In seinem Busen nicht der Unmuth reife
Und der Entsetzen bringe, du zu spät
An meinen treuen Rath mit Reue denkest.

Iphigenie.

Wie? Stimmt der König, was sein edler Mann,
Der seinen Namen liebt und dem Verehrung
Der Himmlischen den Busen bändiget,
Zu denken scheint? Stimmt er vom Altar
Mich in sein Bette mit Gewalt zu führen?

Die kleinste Zofe wird nichts mehr an dir be-
neiden;
Dich werden, mägdegleich, inländ'sche Zeuge
kleiden;
Und endlich wirst du so mit hoffnungsloser Pein
Die Sklavinn deines Manns, und seiner
Leute seyn!

Esther.

Das ist nicht schön von dir! Was brauchst
du's mir zu sagen?
Kommt einmal diese Zeit, dann ist es Zeit
zu klagen.

weinend.

Nein! Wird mir's so ergehn?

Mardochai.

Ich schwör' dir, anders nicht!

Esther.

Was thu' ich?

So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entsetzliche Göttin an,
Die ihren Schutz der Priesterin gerne
Und Jungfrau einer Jungfrau gern gewährt.

Arkas.

Sey ruhig! Ein gewaltsam neues Blut
Trennt nicht den König, solche Jünglingsthat
Verwegen aufzuführen. Wie er sinnt,
Verführt' ich andern harten Schluß von ihm.
Den unaufhaltbar er vollenden wird;
Denn seine Seel' ist fest und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, sey ihm
dankbar.
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannst,
Iphigenie.
O sage was dir weiter noch bekannt ist.

Arkas.

Erfahr's von ihm. Ich seh' den König kommen;
Du eilst ihm, und dich beisst dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie (allein).

Zwar seh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen soll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Königs
Für seine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünsche mir daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit sagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit ewigleichen Gütern segne dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunsches Fülle dir!
Daß, der du über Viele herrsch beherrschest,
Du auch vor Vielen seliges Glück genießest.

Thoas.

Zufrieden wär' ich wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der ist am glücklichsten, er sey
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.
Du nahmest Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den besten, besten, von der Seite riß.
So lang' die Nacht meinen Geist beklagt,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich gesichert, mein Sohn gerochen ist,
Bleibt mir zu Hause nichts das mich ergetze.
Der fröhliche Gebieter, den ich sonst
Aus einem jeden Auge blicken sah,
Ist nun von Sorg' und Unmuth still gedämpft.
Ein Jeder sinnt was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderlosen, weil er muß.
Nun kommt ich heut in diesen Tempel, den
Ich oft betrat um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunsch
Trag' ich im Busen, der auch der nicht fremd,
Noch unerwartet ist: ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bietest du zu viel.
O König, an. Es steht die Altäerige
Bestimmt vor dir, die nichts an diesem Ufer
Als Schutz und Ruhe sucht, du bist gastst.

Thoas.

Daß du in das Geheimniß deiner Ankunft
Vor mir wie vor den Leuten stets dich hülltest,
Wär' unter deinem Volke recht und gut.
Daß Ufer scheucht die Fremden: das Gesetz
Gebietet's und die Noth. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts gewiß, ein wohl
Von uns empfangner Gast, nach eignem Sinn
Und Willen, ihres Tages sich erfreut,
Von der hofft' ich Vertrauen, das der Werth
Für seine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg ich meiner Eltern Namen und
Mein Haus, o König, war's Behutsamkeit.
Nicht Mißtrauen. Denn vielleicht, ach wüßtest du
Wer vor dir steht, und welch verwünschtes Haupt
Du nährst und schützest, ein Entsetzen faßte
Dein ausgeleert Herz mit seinem Schauer an,
Und statt die Seite deines Thrones mir
Zu bieten, triebest du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche; stießest mich vielleicht,
Eh zu den Meinen freie Rückkehr mir
Und meiner Wanderung Ende zugedacht ist,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden.
Von seinem Hand Vertrauten überall
Mit tausend fremder Scheusalshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit dir sey,
Und was sie deinem Haus' und dir gebenten;
So fehlt es doch, seitdem du bei uns wohnst
Und eines frommen Gastes Recht genießest,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte schwer zu überreden seyn,
Daß ich an dir ein schuldvoll Haupt beschütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gast.

Thoas.

Was man Verruchten thut wird nicht gesegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Weigern;
Es fordert dich dein ungerechter Mann.
Die Göttin übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warst, so warst du's mir.
Auch sey ihr Wink was künftig mein Gesetz:
Wenn du nach Hause Rückkehr hoffen kannst.
So sprich! ich bin von aller Forderung los.
Doch ist der Weg auf ewig dir versperrt.
Und ist dein Stamm vertrieben, aber durch
Ein ungeheures Unheil ausgetilgt.
So seid du mein durch mehr als Ein Gesetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein langverschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichre Wohnung, schadet.
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm: Ich bin aus Tantalus Geschlecht.

Thoas.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.
Nennst du Den deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
Den Zuvater zu Rath und Tafel zog,
In diesem altervährten, vielen Sinn
Vertrauliebenden Gesprächen Götter selbst,
Wie an Orakelsprüchen, sich ergetzten?

Iphigenie.

Er iſt es; aber Götter ſollen nicht
Mit Menſchen, wie mit ihresgleichen, wandeln;
Das ferbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach
In ungewohnter Höhe nicht zu ſchwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Geſellen
Des großen Donn'rers nur ein Menſch. So war
Auch ſein Vergehen menſchlich; ihr Gericht
War ſtreng, und Dichter ſingen: Uebermuth
Und Untreu ſtürzten ihn von Jovis Tiſch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ich und ſein ganz Geſchlecht trug ihren Haß!

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark war ſeiner Söhn' und Enkel
Gewiſſes Erbtheil, doch es ſchmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band;
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem ſchnellen blöden Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und gränzenlos drang ihre Wuth umher.
Edlen Peleus, der Gewaltigſtwerdende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das ſchönſte Weib,
Oenomaus Erzenate, Hippodamien.
Ein Kind hat den Wünſchen des Gemahls zwei Söhne,
Thyeſt und Atreus. Neidiſch ſehen ſie
Des Vaters Liebe zu dem erſten Sohn
Aus einem andern Bette wachſend an.
Der Haß verbindet ſie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erſte That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig ſtrebt er
Von ihr den Sohn zurück, und ſie entleibt
Sich ſelbſt —

Thoas.

Du ſchweigſt? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertrauen dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl denk, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und ſtill ſich freuend
Ans Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht; Denn es erfreut nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erſt eine Reihe Edler oder Guter
Bringt endlich das Entſetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Geboten Atreus und Thyeſt der Stadt,
Gemeinſam herrſchend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entzweit Thyeſt
Des Bruders Weibe. Rächend treibt Atreus
Ihn aus dem Reiche. Thöricht hatte ſogar
Thyeſt, auf ſeinerer Thaten ſinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den ſeinen ſchmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Bruſt mit Wuth und Rache
Und ſendet ihn zur Königsſtadt, daß er
Im Oheim ſeinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Verlan wird entdeckt: der König
Straft grauſam den gefangnen Mörder, wähnend,
Er tödte ſeines Bruders Sohn. Zu ſpät
Erfährt er, wer vor ſeinen trunknen Augen
Gemartert ſtirbt; und die Natur der Rache
Aus ſeiner Bruſt zu tilgen, ſinnt er ſtill
Auf unerhörte That. Er ſinnt zu laſſen,
Gleichgültig und verſöhnt, und lockt den Bruder
Mit ſeinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, ſchlachtet ſie,
Und ſetzt die ekle ſchaudervolle Speiſe
Dem Vater bei dem erſten Mahle vor.
Und da Thyeſt an ſeinem Fleiſche ſich
Geſättigt, eine Weisheit ihn ergreift,
Er nach den Knaben fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre ſpürt
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinſend
Ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin. —
Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht, o König:
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleiſe.
Dieß ſind die Ahnherrn meiner Prieſterin;
Und viel unſeliges Geſchick der Männer.
Viel Thaten des verwirrten Sinnes deckt
Die Nacht mit ſchweren Fittigen und läßt
Und nur die grauenvolle Dämmrung ſehn.

Thoas.

Verdirg ſie ſchweigend auch. Es ſey genug
Der Gräuel! Saat nun, durch welch ein Wunder
Von dieſem wilden Stamme du entſprangſt.

Iphigenie.

Des Atreus älteſter Sohn war Agamemnon;
Er iſt mein Vater. Doch ich darf es ſagen,
In ihm hab' ich ſeit meiner erſten Zeit
Ein Muſter des vollkommnen Manns geſehn.
Ihm brachte Klytämneſtra mich, den Erſtling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrſchte
Der König, und es war dem Hauſe Tantals
Die langentbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieſer Wunſch erfüllt,
Daß zwiſchen beiden Schweſtern nun Oreſt
Der Liebling wuchs, als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.
Der Mal des Friedens iſt zu euch gekommen,
Der, um den Raub der ſchönſten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewannen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie
Auf günſt'gen Wind vergebend; denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Elenden zurück und forderte
Durch Kalchas Mund das Königs älteſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich ins Lager;
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt von Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.
Ich wiederhole meinen erſten Antrag:
Komm, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen!
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein gewendetes Leben?
Sie hat für mich den Sinnwerk ausgeſucht.
Und ſie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug geſtraft, entlieht

Zur schönsten Freude seines Alters hier.
Vielleicht ist mir die fromme Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gesetzet?
Im Zeichen hat sie, wenn ich bleiben sollte.

Thoas.

Das Zeichen ist, daß du noch hier verweilst.
Sag' Ausflucht solcher Art nicht ängstlich auf.
Man spricht vergebens viel, um zu verfügen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen;
Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt.
Und sonst du dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen setzen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen leiht,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen
schlinge.

O betetest du mich auf Schiffen hin!
Du gäbest mir und Allen neues Leben.

Thoas.

So kehr' zurück! Thu was dein Herz dich heißt,
Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft. Sey ganz ein Weib und gieb
Dich hin dem Triebe, der dich ziellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Luft im Busen brennt,
Hält vom Verräther sie kein heilig Band,
Der sie vom Vater oder dem Gemahl
Und langerwarteten, treuen Armen stahl;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Gluth,
So bringt auf sie vergessend treu und mächtig
Der Ueberredung gelenke Zunge los.

Iphigenie.

Gelernt, o König, hemmt ein Wortes Macht
Mich nun in meinem Innersten so verwildern? Du
Scheinst vorbereitet alles zu verwehren.

Thoas.

Auch Ungehoffte war ich nicht gewohnt;
Doch sollt' ich's auch erwarten; wußt' ich nicht
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Sollst nicht, o König, unter dem Geschlechte,
Nicht herrlich wie die andern, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzustehen,
Daß ich dem Glück mehr als du selber kenne.
Du wähnest, unbekannt mit dir und mir,
Ein näher Band werd' uns nun Glück vereinen.
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Drängst du in mich das ich mich klagen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, tiefes Schweigen
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.

Thoas.

Es spricht kein Gott; es spricht dein eigner Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas.

Und das! Ich, sie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überrauscht der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.

Du Priesterin vernimmst sie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern werth ist der Fürst.

Thoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Zoas Tisch erhebt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Willen.

Iphigenie.

So
Bläs' ich nun das Vertrauen, das du erzwangst.

Thoas.

Ich bin ein Mensch; und weiser ist's, wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Ihr Priesterin
Der Göttin, wie sie dich ererben hat;
Doch mir verzeih' Diane daß ich ihr,
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf,
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer;
Den Alten her ist ihm der Tod gewiß.
Nur Du hast mich mit einer Freundlichkeit
In der ich bald der zarten Tochter Liebe
Bald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hattest mir die Sinnen eingewiegt.
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meinem Sohne
Frühzeitgem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen hall' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab ich's nie begehrt.
Der mißverstand die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er bietet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Zuletzt die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst wohlannehmlicher, als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht vermeßner Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken
Uns deine Pflicht, ich werde meine thun.
Ihres Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Verlassen gefunden, und die meinem Lande
Raths Gutes vernahm, sind in meiner Hand.
Mit diesen nehme deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hinüber; du weißt den Dienst.

Vierter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einmahlden unschuldig Verhüllte,
Und auf Winden dem ehernen Gestirne
Aus den Armen über das Meer
Ueber der Erde weiteste Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen,
Weise bist du und liebest das Künftige.
Nicht verächter ist dir das Vergangene
Und dein Blick ruht über den Zeiten
Wie beim Licht, das Leben der Menschen
Ueber der Erde ruhet und wallet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Gestalt des gräßlich Ermordeten
Wird auf des traurigumwölkten Pförtners
Bleie Stunden lauern und schrecken.
Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Blutt verbreitete gute Geschlechter.
Und die frischen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne

Ihrer eignen, eitlen Himmelfahrt
Mitternächtiges frühliches Aufſtehn
Eine Weile ſpotten und laſſen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Orest. Pylades.

Orest.

Es iſt der Weg des Todes, den wir treten;
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apollen bat, das gräßliche
Gebot der Rachegeiſter von der Seele
Mir abzunehmen, ſchien er Hülf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter,
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und nun erfüllet ſich's, daß alle Nete
Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zuſammendrückt, den Sinn verdüſtert,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen,
Und ſolten Atreus Enkel in der Schande
Ein ſiegverbreitet Ende nicht gewinnen:
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater,
Als Opferthier im Jammertode blinken:
So ſey es! Beſſer hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Magd
Der nahverwandte Menſchenbruder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh', ihr Unterirdiſchen,
Die nach dem Blut' ihr, das von meinen Tritten
Hernieder tröpfelnd meinen Pfad bezeichnet,
Mit lechzender Hunde ſpürend hetzt.
Laßt mich, ich trinke bald zu euch hinab;
Das Licht des Tags ſoll euch nicht fehn, noch mich.
Der Erde ſchöner grüner Teppich ſoll
Kein Tummelplatz ihr Larven ſeyn. Dort unten
Such' ich euch auf; dort findet alle dann
Ein gleich Geſetz in ew'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld
Und meines Banns unſchuldigen Genoſſen,
Wie unſern nehm' ich hin in jenes Trauerland
Erbittert mit. Dein Leben oder Tod
Giebt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Orest, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich nehme noch, durch die verworrnen Pfade
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Und zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinne und beſinne.
Ich nicht zu wenden unſer beider Haupt
Die Götter Rath und Weiſe unbereiten.
Der Tod, o ſcheuet euch, unaufgefordert,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterin
Schon, unſre Loſen weiſend abzumeſſen,
Die Hand erhebt, ich kenn' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke ſeyn. Erhole
Dein dieſem Unmuth deine Seele; zweifelnd
Verſtummelt zu die Geiſter. Apoll
Gab uns das Wort: im Heiligthum der Schweſter
Sey Troſt und Hülf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte ſind nicht doppelzüngig.
Wie der Gerechte ſie im Unmuth währt.

Orest.

Das Leben dunkle Nacht umhüllte
Die Mutter ſchon mir um das ſtarre Haupt,
Und ſo wandt ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bitter Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn Hilf Elektra meine Schweſter
Am Feuer in der tiefen Halle ſah,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Buſen,
Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel: wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bei ihm zu ſeyn!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.

O laß von jener Stunde
Dich Höllengeiſter nächtlich unterhalten!
Und gebe die Erinnerung ſchöner Zeit
In ſtrengen Heldenſinnen neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen unſrer Mann
In ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; ſie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orcus ging.

Orest.

O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades.

So haben die, die dich erhalten,
Ihr mich getäuſcht: denn wo ich werden wäre,
Wenn du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit ich' und leben mag.

Orest.

Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir dein Haupt die freie Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halbverſtarrte junge Blüthe pflegte;
Da du ein immer munterer Geſelle,
Gleich einem leichten bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukelteſt.
Mir deine Luſt in meine Seele ſpieleſt.
Mich, verzaubernd meiner Noth, mit dir
In reicher Jugend hingerißen ſahſt du.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Orest.

Sag: meine Noth begann, und du ſprichſt wahr.
Daß iſt das Aergſtliche von meinem Schickſal,
Daß ich, wie ein verpeſteter Verbrecher,
Geheimen Schmerz und Tod im Buſen trage;
Daß, wo ich den geſund'ſten Ort betrete,
Gar bald man mich die blühenden Geſichter
Dem Todesgruß langſamen Leids verziehen ſieht.

Pylades.

Der Aelteſte wär' ich hier zu ſterben,
Wenn je mein Haupt, Orest, ergriffe,
Ein ich nicht meine noch voll Muth und Luſt?
Und Luſt und Liebe ſind die Fittige
Zu großen Thaten.

Orest.

Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir ſie vor uns ſahn:
Kaum wir zuſammen oft den Wilde nach
Durch Berg und Thäler rannten, und bereinſt
An Kraft und Muth dem hehren Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo,
Dem Nemeer auf der Flur zu ſagen drohten;

Und dann wir Abends an der weiten See
Und an einander lehnend ruhig ſaßen.
Die Wellen bis zu unſern Füßen ſpielten,
Die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag:
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert,
Und kämpfte Thaten drangen wie die Sterne
Rings um und der unthätig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie ſie wächſt und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.
Es klingt ſo ſchön was unſre Väter thaten,
Wenn es in ſtillen Abendſchatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſtärkt;
Und was wir thun iſt, wie es ihnen war,
Voll Mühe und eitel Stückwerk:
So laufen wir nach dem was vor uns ſtieht.
Und achten nicht des Weges den wir treten,
Und ſehen neben uns der Abwärts Tritte
Und ihres Erdenlebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken thront.
Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt
Wie ein das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß ſie ſo früh durch dich ſo viel gethan.

Orest.

Wenn ſie dem Menſchen große That beſcheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Gränzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn;
Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt.
Mich haben ſie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner hoch verehrten Mutter.
Und, eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
Durch ihren Mord zu Grund' gerichtet. Glaube,
Für haben es auf Tantals Haus gerichtet.
Und ich, der Letzte, ſoll nicht ſchuldlos, ſoll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt von Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Orest.

Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigſtens der beiden Götter Wille.

Orest.

So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu was ſie dir geboten und erwarte.
Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin,
Und wohnen beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk das ehrt und denkt;
So wird ihr böſe That das hohe Paar
Vor andrin ſeyn, ſie werden aus der Hand
Der Unterirdſchen dich erretten. Schon
Zu tiefen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Orest.

So hab' ich wenigſtens gerub'gen Tod.

Pylades.

Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchöne Geſchenk' die mit dem Künſt'gen
Verbunden und im Stillen aufgelegt.
Vielleicht trifft in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diana ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt.
Und wird ſie aufgelegt, und ſollt' am Ende
Wir an der Pforte ſchon gezwungen ſtehn.

Orest.

Mit ſeiner Kunſt flichſt du der Götter Rath
Und deine Wünſche flug in Eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf was und unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſteigt der Held, und bändigt dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Orest.

Bin ich beſtimmt zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt. Er trocknes gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen ſprudelnd, ewig mich befleckt.

Pylades.

Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel
Und nimmſt das Amt der Furien auf dich.
Laß mich nur ſinnen, bleibe ſtill! Zuletzt,
Bedarf's zur That verreinter Kräfte, dann
Auf! ich dich auf, und beide ſchreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Orest.

Ich hör' Iphigenien reden.

Pylades.

Spotte nicht.
Ein jeglicher muß ſeinen Helfen wählen.
Dem er die Wage zum Olymp hinauf
Sich nachzuarbeiten. Laß es mich gelten:
Mir ſcheinen Liſt und Klugheit nicht den Mann
Zu ſchänden, der ſich kühnen Thaten weiht.

Orest.

Ich ſchätze den, der tapfer iſt und g'rad.

Pylades.

Drum hab' ich keinen Rath von ihr verlangt.
Schon iſt ein Schritt gethan. Von unſern Wächtern
Hab' ich bisher gar Vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Geſetz gefeſſelt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt ſie den Göttern dar. Man rühmet doch
Die Göttin: man glaubet, ſie entſtamme
Vom Stamme der Amazonen, ſey geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Orest.

Es ſcheint ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Bürgerin iſt den alten Brauch
Von ſeinem Felſen los, und zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet und;
Ein Weib wird und nicht retten, wenn er grimmt.

Pylades.

Wohl und, daß es ein Weib iſt: denn ein Mann,
Der ſelbſt gebändigt ſeinen Geiſt
Im Grauſamſten, und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird auf Gewohnheit hart und faſt unfehlbar.
Allein ein Weib ſteht feſt auf Einem Sinn

Den ſie gefaßt. Du rechnest ſicherer
Auf ſie im Guten wie im Böſen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unſre Namen nennen, unſer Schickſal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertrauen. Du gehſt,
Und es ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du ſeyſt und kommſt, o Fremdling, ſprich:
Mir ſcheint es, daß in eher einem Griechen
Als einem Scythen dich vergleichen ſoll.
(Er nimmt ihm die Ketten ab.)
Gefährlich iſt die Freiheit, die ich gebe;
Du Götter wenden es was euch beliebt!

Pylades.

O ſüße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Mutterſprach' in einem fremden Lande!
Das väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner nun willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir dieſe Freude
Verſichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergeſſen hab' ich einen Augenblick,
Wie ſehr ich dein bedarf, und meinen Geiſt
Der herrlichen Erſcheinung zugewendet.
O ſage, wenn dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe ſchließt, aus welchem unſrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählſt.

Iphigenie.

Die Prieſterin, von ihrer Göttin ſelbſt
Gewählet und geheiligt, ſpricht mit dir.
Das laß dir g'nügen; ſage, wer du ſeyſt
Und welch unſeligwaltendes Geſchick
Mit dem Gefährten dich hierher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Uebel
Mit laſtender Geſellſchaft uns verfolgt.
O kämmtest du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch ſo leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta ſind wir, Söhne des Atreus;
Ich bin der jüngſte. Oreſtes genannt,
Und er, Landsmann, der älteſte
Des Hauſes. Zwiſchen uns ſtand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte ſchon im Spiel
Der erſten Jugend Einigkeit und Luſt.
Gelangen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja ſtritt;
Doch als er heimgekehrt zurücke kam
Und kurz darauf verſchied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geſchwiſter.
Ich weichte mich zum Aeußern. Er erſchlug
Den Bruder. Um der Blutſchuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hofft er uns
Der Hülfe ſegensvolle Hand erwarten.
Gefangen ſind wir und hierher gebracht,
Und die als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Theurer Mann, verſichr' es mir.

Pylades.

Es liegt. O ſah're du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hülfe, die ein Gott
Verſprach. Erbarme meines Bruders dich.
O ſag' ihm bald ein gutes holdes Wort;
Doch ſchone ſeiner wenn du mit ihm ſprichſt.
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet.
Ein ſeverhafter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die jedem langen Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
Liegt nun im Schutte. Steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Beſten decken
Uns an das Ufer der Barbaren deuten.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.

Iphigenie.

So ſeyd ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie ſahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er ſchweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erſchlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn ſehn! O hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch ſelig ſind die Tauſende, die ſtarben
Den bitterſüßen Tod von Freundes Hand!
Denn wüſte Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden ſtatt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menſchen Stimme nicht zu euch?
So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten die geſchahn.
So iſt der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytämneſtra hat
Mit Hülf' Aegiſthens den Gemahl verrathen,
Am Tage ſeiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja, du verdreht dieſes Königs Haus!
Ich ſeh' es, deine Bruſt bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Biſt du die Tochter eines Freundes? biſt
Du nachgeblieben in dieſer Stadt geboren?
Verzeih' es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der Erſte dieſe Gräuel melde.

Iphigenie.

Sag' an, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage ſeiner Ankunft, da der König,
Vom Bad' erfriſcht und ruhig, ſein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, ſtieg,
Ward die Verderberin ein faltenreich
Und künſtlich ſich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze ſich
Vergebens zu entwickeln ſtrebte, ſchlug
Aegiſth ihn, der Verräther, und verfehlt
Ging zu den Todten dieſer große Fürſt.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverſchworne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er ſchon beſaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böſe Luſt?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie befriedigte der König ſie?

Pylades.
Mit ſchwerer That, die, wenn Entſchuldigung
Des Mordes wäre, ſie entſchuldigte.
Nach Aulis lockt' er ſie und brachte dort,
Als eine Gattinn ihn der Griechen führte
Mit ungeſchlungnen Händen widerſtrebte,
Die blinde Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und ſie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dies, ſagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief ins Herz geprägt, daß ſie dem Werben
Aegiſthens ſich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens ſelbſt umſchlang.

Iphigenie (ſich verbeugend).
Es iſt genug. Du wirſt mich wiederſehen.

Pylades (allein).
Von dem Geſchick des Königs-Hauſes ſcheint
Sie tief gerühret. Wer ſie auch immer ſey,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt
Und iſt zu unſerm Glück, aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Sternen der Hoffnung, der und blinkt,
Mit freiem Muth uns klug entgegen ſteuern.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.
Unglücklicher, ich ſehe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt, wie der letzte ſichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir nun darf es mir nicht ſagen.
Daß ihr verloren ſeyd! Wie ſtumm' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es ſey, darf euer Haupt.
So lang' ich Prieſterin Dianens bin,
Berühren. Doch vervielfacht ihn jene Pflicht,
Wie ſie der unerbittliche König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beizuſtehen.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande doch willkommen;
Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern der verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer ſüßer Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.
Verbirgſt du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.
Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur bald von deinem Bruder höre,
Das Ende derer, die vor Troja fehrend
Ein dunkel unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand gerühret;
Doch wohl erinnr' ich mich des ſchönen Bilds,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgeſendet.
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O ſage mir: Er fiel, ſein Haus verrathend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſthens Liſte?

Oreſt.
Du ſagſt's!

Iphigenie.
Weh der, unſeliges Mitleid!
So haben Tantals Enkel Atreus auf Atreus
Mit vollen vollen Händen aufgehäuft!
Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd
Ihre tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuend.
Den Mitgeſchlechtern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt! Enträtſle,
Was von der Nebe deines Bruders ſchnell
Die Finſternis des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sproß,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Mörder
Derweil zu ſeyn, wie iſt Oreſt dem Tode
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Verwandten Netzen ihn umfangen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Oreſt.
Sie leben.

Iphigenie.
Goldne Sonne, leihe mir
Die ſüßeſten Strahlen, trage ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.
Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königs-Hauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth;
So hänge dem Herz und Halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Erdbliken
Ein ſolcher Abſcheu in die Schwerzen ſeyn,
Du weißt nur, wer? wie? wo. Zuſammenes Loos.

Iphigenie.
Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.
Du haſt des Grauens Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.
Was fürcht' ich noch? Oreſt. Elektra leben.

Oreſt.
Und fürchteſt du für Klytämneſtren nichts?

Iphigenie.
Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.
Auch ſcheid ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.
Vergaß ſie rennig wütrend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.
Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.
Sprich deutlicher, daß ich nicht ſinnen ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunklen Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.
So haben mich die Götter auserſehen
Zum Boten einer That, die ich ſo gern
Ins Kanalchthumpf Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte! Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Im Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder; Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande

Der Freundschaft um den Angetrauten knüpfte.
Und wie sie wanken, wankt in ihrer Seele
Die brennende Begier des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, freund gesellet,
Erreichen sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
Die Königin; sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläst der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Die eine alte leichte Spur des frech
Vergossnen Blutes offenwissenden Boden
Mit blassen abmunzelnden Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr tückisch elend durchgedachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Gesinnten
Von einer fürchterlichen Mutter warteten.
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wütete,
Und Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Welten selig lebet,
Habt ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei euch gehalten, mir die tintliche
Besschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
In euern Wohnungen hinaufzuziehen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglückseligen: Sprich mir von Orest! —

Coas.

O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie ährend floß aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Kauft nicht den Muttermörder entflohn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!“
Sie horchen auf, es schaut ihr dorrer Blick
Mit der Begier des Aasers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten.
Der Zweifel und die Reue, leis' verbei.
Vor ihnen fleucht ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuldigen Haupt umher.
Und sie, verachtet zum Verderben, treten
Der gottbelebten Erde schönen Boden.
Den dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu schrecken Rast.

Iphigenie.

Unseliger, du fällst in gleichem Fall.
Ums fürchtl was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orest.

Was fasst du mir? Was wärmst du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dies dem jüngsten Bruder scheu.

Orest.

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiefern aus
Der Wahrheit!
Ich bin Orest: und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sey er willkommen!
Wer du auch seyst, so wünsch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; nur wünsch' ich sie nicht.
Du schwankst hier wider Willen zu verweilen;
Ermüdet Natt zur Mauer und laß mich hier.
Ich stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Ich wandre bis zum Meer hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im schönen Griechenland
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(er entfernt sich.)

Iphigenie.

So steigst du denn, Erfüllung, schwarze Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kann reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt: denn wen muß wenig steinen
Was Tausenden zum Reichthum ist; so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann.
Und schaut der Zukunft aufgedecktes Reich.
Denn jedes Abends Sterne und Nebelhülle
Die Aussicht und verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, daß um Beschleunigung
Euch eitelich bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die gottnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Erbrechend saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des a[illegible] Freundes, eitel mir
Und trostlos schmerzlicher vorübergehn!

Orest

(tritt wieder zu ihr).

Ruft du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesellst, und theilest Fluch und Netz.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Orest.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verblütet du
In deinen Schleier leidet den Schuldlosen;
Du dürftst ihn nicht vorm Blick der Innerwachen.
Und deine Gegenwart, du Himmliche,
Dränat sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie führen mir den ehrnen frechen Rachen
Des heil'gen Hades Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr grausames Gelächter. Hölle harren
Sie um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da drauben ruhen sie
Gelauert; und verlaß' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Orest.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Orest.

Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenfunkes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Hast du Electren, deine Schwester nur?

Orest.

Die Eine kannt' ich; doch die Letzte nahm
Ihr gut Geschick, daß uns so schrecklich fielen.
Bei Zeiten aus dem Elend unsres Hauses.
O laß dein Fragen, und geselle dich
Nicht auch zu den Erinnyen: sie blasen
Mir scheuentreu die Ruhe von der Seele.
Und leiden nicht, daß sich die letzten Reben
Von unsres Hauses Schreckensbrande still
In mir ersticken. Soll die Glut denn ewig,
Verstöglich angefacht, mit Höllenschwefel
Genähret, mir auf der Seele martend brennen?

Iphigenie.

Ich bringe kühles Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Solcher, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd bir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoss'nes Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Orest.

Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben?
Verbirgt in dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zieht sich die im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Orest.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie vom Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwerth'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O lös meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erstrebten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Orest.

Ist hier Apollens Tempel? und ergreift
Unbändigbehend'ge Wuth die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich: O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet.
Der Seligkeit, dem Tiefsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen.
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnass die ewige Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins grüne Thal hinab.
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich ringsumfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder!

Orest.

Schöne Nymphe.
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn du einen Jüngling reizend liebest,
Das seine Glück ihm zärtlich bieten willst,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dein wild'ssern Manne zu. Er irrt umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenie.

Laß
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Scheilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß und der Augenblick der höchsten Freude
Nicht vielfach elend mache! Sie ist hier.
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer.
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Orest.

Unselige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu schwererem Geschick' und Leiden friste.
Gut, Priesterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord ist hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder ausgerotten
Beschlossen habt. Und laß hier rasen, hasse
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerfährt sich selbst das wüthende Geschlecht;
Komm kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel; — Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen treten an, ihr Furien,
Und wohnet dem wiederkommen Schauspiel bei.
Dem letzten, grässlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du daß nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren [illegible] ich nichts
Geliebt, wie ich dich [illegible]nnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen [illegible], verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen die durstenden Wege!

(Er kniet in Erwartung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieses Glück und Elend

Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo ſind' ich deine Hülfe, theurer Mann?
(Sie entfernt ſich haſtend.)

Zweiter Auftritt.

Orest
(aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend).
Noch Einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald fließet ſtill mein Geiſt.
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben.
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Nähe mich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben!
Welch ein Gefühl! ich in den Zweigen,
Welch ein Geräuſch aus jener Dämmrung ſäuſelt? —
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie geben friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; ehrerbietig und ähnlich ſchonen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's.
Die Ahnherrn meines Hauſes. — Mit Tyeſten
Geht Atreus in vertrautem Geſpräche;
Die Knaben ſelbſtgleich ſchergend um ihn her.
Iſt ſeine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verſteht die Nacht wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In eurem friedlichen Zug mich miſchen.

Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt.
Von euerm Stamme der letzte Mann;
Was ihr geſä't hat er geerntet;
Mit Fluch beladen ſtieg er herab.
Doch leichter trägt ſich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich Thyeſtes;
Mir ſind hier Alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben ſah! — Biſt du's, mein Vater?
Und führſt die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytämneſtra die Hand dir reichen;
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: ſieh deinen Sohn! —
Sehr euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiß Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantalus
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!
O führet zum Alten, zum Ahnherrn mich:
Wo iſt der Alte? daß ich ihn ſehe.
Das theure Haupt, das vielverruf'te,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß.
Ihr ſeufzt zu ſandern, euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit ehernen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Dritter Auftritt.

Orest. Iphigenie. Pylades.

Orest.
Seyd ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl Schweſter dir! Noch fehlt Elektra:
Ein alt'rer Gott ſend' uns die Eine
Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit! komm mit! zu Pluto's Thron,
Als neue Gäſte den Wirth zu grüßen.

Iphigenie.
Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſüße Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du Lieber, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was die Erd' und Himmel bietet,
Und wendeſt dem jungfräulich Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend hin.
O laß den einz'gen Spätgeborenen mir
Nicht in der Finſternis des Wahnſinns rafen:
Und iſt dein Wille, du zu hier mich darauf.
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn
Und ihn durch mich die letzte Hülfe geben;
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

Pylades.
Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter,
Die dich noch feſt, noch lebend halten? Faß'
Uns kräftig an; wir ſind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vermuthen oft! Faſſe dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt theuer,
Und unſre Klaffter hängt an zarten Fäden,
Die, ſpeint eh, eine günſt'ge Parze ſpinnt.

Orest
(zu Iphigenien).
Laß mich zum erſten Mal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit kommender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuthürmen wandelt,
Und ängſtigernaß den lang' erſehnten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windesbrauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet;
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudebild und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherneuter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch in meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es ſchaut ſich der Raub, wie ſagt's das Herz,
Die Eumeniden jagen, ich ihre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die ehernen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und labet mich auf ihren Flächen ein.
Nach Lebensfreud' und großer That zu ſagen.

Pylades.
Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind der unſre Segel ſchwellt, er bringt
Oft unſre volle Freude zum Ufang.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.
Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgeborenen

Mardochai.

Rett' uns noch!

Eſther.

Ach, geh mir vom Geſicht!
Ich wollte —

Mardochai.

Königinn, ich bitte dich, erhöre!
Was willſt du?

Eſther.

Ach ich wollt' — daß alles anders wäre.
ab.

Mardochai allein.

Bey Gott! hier ſoll mich nicht manch ſchönes
Wort verdrießen,
Ich laß' ihr keine Ruh', ſie muß ſich doch
entſchließen.
ab.

Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Fremde zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Fremde
Tierverwandelnden Verbannung;
Dann erproben sie ihn
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einem ruhigen Freund.

O segnet, Götter, unsern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung;
Denn seine Seel' ist Güte; sie bewahrt
Der Ruhe hell'res unerschüttert Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den stammt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr die uns umgiebt.
Jetzt gehn sie ihren Anschlag auszuführen
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten
In einer Bucht versteckt aufs Zeichen lauert,
Und haben Kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt was ich dem König'
Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach! ich sehe wohl,
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hintergehen,
Noch jemand etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrausgesprochne Wort.
Die Braut; sie macht uns nicht getreu, sie ängstet
Den der sie heimlich schmeichelt, und sie kehrt,
Ein todesdrächter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und verjagend, sich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust. Es zweifl die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des unsgastlichen Ufers grimmig an.
Entdeckt man sie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete sich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit schnellem Schritt.
Es schlägt mein Herz, es trübt sich meine Seele,
Da ich des Mannes Ansicht erblicke,
Dem ich mit falschem Wort begegnen soll.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beschleunige das Opfer, Priesterin!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich erfülle meiner Pflicht und deinem Wunsch,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwischen mich und die Erfüllung stellte.

Arkas.

Was ist's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, dessen wir nicht Meister sind.

Arkas.

So sage mir's, daß ich's ihm schnell vermelde;
Denn er beschloß bei sich der beiden Tod.

Iphigenie.

Die Götter haben ihm noch nicht beschlossen.
Der ältste dieser Männer trägt die Schuld
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen seinen Pfad,
Ja in dem innern Tempel faßte selbst
Das Uebel ihn, und seine Gegenwart
Entweihigte die reine Stätte. Nun
Eh' ich mit meinen Jungfraun, an dem Meere
Der Göttin Bild mit frischer Welle netzend,
Gebetmmihvolle Weihe zu beginn,
Es störe Niemand unsern stillen Zug!

Arkas.

Ich melde dieses neue Hinderniß
Dem Könige geschwind; besinne du
Das heil'ge Wort mir ob du es's erlaubt.

Iphigenie.

Dieß ist allein der Priesterin überlassen.

Arkas.

Solch seltnen Fall soll auch der König wissen.

Iphigenie.

Sein Rath wie sein Befehl verändert nichts.

Arkas.

Oft wird der Mächtige zum Schein befragt.

Iphigenie.

Erdringe nicht, was ich verlagen sollte.

Arkas.

Versage nicht, was gut und nützlich ist.

Iphigenie.

Ich gehe nach, wenn du nicht säumen willst.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und schnell mit seinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch eine Botschaft bringen,
Die alles löste was uns jetzt verwirrt:
Denn du hast nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas.

Noch änderst du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das steht nun einmal nicht in unsrer Macht.

Arkas.

Du hältst unmöglich, was dir Mühe kostet.

Iphigenie.

Dir scheint es möglich, weil der Wunsch dich trägt.

Arkas.

Willst du denn alles so gelassen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menschen menschlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas.

Ich sage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet diesen Fremden bittern Tod.
Das Herr entwöhnte längst vom harten Opfer
Und von dem blutigen Dienste sein Gemüth.
Ja, Mancher, den ein widriges Geschick
An fremdes Ufer trug, empfand es selbst.
Wie göttergleich dem armen Irrenden
Umhergetriebnen an der fremden Gränze
Ein freundlich Menschenangesicht begegnet.
O wende nicht von uns was du vermagst!
Du entgeht leicht was du begonnen hast:
Denn nirgends daut die Wilde, die herab

In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,
Ein Reich ſich ſchneller, als wo träg' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Mark und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahnung überflügelt,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erſchüttr're meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannſt.

Arkas.

So lang' es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Iphigenie.

Du macht dir Müh' und mir erregſt du Schmerzen:
Vergebens beides; darum laß mich nun.

Arkas.

Die Schmerzen ſind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es ſind Freunde. Gutes rathen ſie.

Iphigenie.

Sie faſſen meine Seele mit Gewalt,
Doch trügen ſie den Widerwillen nicht.

Arkas.

Fühlt eine ſchöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was ſich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entſchuld'gung nie.
Dem Fürſten ſag' ich an, was hier geſchehn.
O wiederholteſt du in deiner Seele,
Wie edel er ſich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis dieſen Tag.

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Von dieſes Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Buſen
Auf einmal umgewendet. Ich erſchrecke! —
Denn wie die Fluth mit ſchnellen Strömen wachſend
Die Felſen überfüllt, die in dem Sand'
Am Ufer liegen: ſo bedeckte ganz
Ein Freudenſtrom mein Innerſtes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmöglichſte.
Es ſannen ſich eine Wolke wieder ſanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Empor zu heben und in jenen Schimmer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einzger Gewalt:
Ich horchte nur auf ſeines Freundes Rath;
Nur ihr zu retten drang die Seele vorwärts.
Und wie den Klippen einer wüſten Inſel
Der Schiffer gern den Rücken wendet: ſo
Das Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt.
Daß ich auch Menſchen hier verlaſſe mich
Grimmt. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnſt du nun zu ſchwanken und zu zweifeln?
Den feſten Boden deiner Einfalt
Mußt du verlaſſen! Wieder eingeſchifft
Ergreifen dich die Wellen ſchwankend, treib'
Und kannſt verkennen du die Welt und dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie? daß ich ihr mit ſchnellen Worten
Die frohe Botſchaft unſrer Rettung bringe!

Iphigenie.

Du fliehſt mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den du mir verſprachſt.

Pylades.

Dem Bruder iſt gebeut: Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichem Geſprächer;
Der Ham blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freies Herz
Fraad ſich ganz der Freude, ganz der Luft,
Dich ſeine Retterin und mich zu retten.

Iphigenie.

Geſegnet ſeyſt du, und es möge nie
Von deiner Lippe, die ſo Gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als das: denn ſchön begleitet,
Gleich einem Fürſten, pflegt das Glück zu nahn.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verborgen ſie
Das Schiff und ſaßen traurig und erwartend.
Sie ſahen deinen Bruder, und es trafen
Sich alle jauchzend, und ſie baten dringend
Der Abrede Stunde zu beſchleunigen.
Es ſehnet jede Fauſt ſich nach dem Ruder,
Und ſelbſt ein Wind erhob vom Lande liſpelnd.
Von allen gleich bemerkt, die beiden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel.
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unſrer Wünſche Ziel verehrend faſſen.
Ich bin allein genug der Göttin Bild
Auf wohl gebauten Schultern wegzutragen;
Wie ſehr' ich mich nach der erwünſchten Laſt!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er ſich um.)

Du ſtehſt und zauderſt — Sage mir — du ſchweigſt!
Du ſtarrſt verwirrt vor dich! Widerſteht dir
Ein neues Unheil unſerm Glück? Sag' an!
Haſt du dem Könige das kluge Wort
Vermelden laſſen, daß wir abgereist?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann, doch wirſt du ſchelten.
Ein ſchwelgender Verweis war mir dem Anblick.
Des Königs Bote kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, ſo ſag' ich's ihm.
Er ſann zu ſtaunen, und verlangte dringend
Die ſeltne Feier erſt dem Könige
Zu melden, ſeinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich ſeine Wiederkehr.

Pylades.

Weh uns! Erneuert ſchwebt nun die Gefahr
Um unſre Schläfe! Warum haſt du nicht
Ins Prieſterrecht dich weiblich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirſt du, reine Seele, dich und uns
Zu Grunde richten. Warum bat's' ich nicht
Auf dieſen Fall voraus, und lehrte dich
Auch dieſer Forderung auszuweichen:

Iphigenie.

Schilt
Nur mich, die Schuld ist mein, ich fühl's wohl;
Denn kennt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernst von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als Recht gestehen mußte.

Pylades.

Gesänftiget zieht sich's zusammen; doch auch so
Laß und nicht zagen, oder unbesonnen
Und übereilt und selbst verrathen. Richtig
Erwarte du die Wiederkunft des Boten,
Und dann steh fest, er bringe was er will:
Denn solcher Weihung Feier anzuordnen
Gebührt der Priesterin und nicht dem Könige.
Und fordert er den fremden Mann zu sehn,
Der von dem Wahnsinn schwer befallen ist;
So sehn' es ab, als bietest du uns beide
Im Tempel wohl verwahrt. So schaff' uns Luft,
Daß wir auch Eilige, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwerth'gen Volk entwendend, fliehn.
Die besten Zeichen sendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er gnädig sein Versprechen sonst.
Orest ist frei, geheilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, günst'ge Winde,
Zur Felsen-Insel die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Asche des verlosch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich sich erheben,
Und sodnes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand soll ihnen Weihrauch
Zuerst aus goldnen Schalen streuen. Du
Prinzst über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entsühnst den Fluch und schmückest neu die Deinen
Mit frischen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich dich, so wendet sich, o Theurer,
Wie sich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, sich dem süßen Troste nach.
Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt.
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.

Pylades.

Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geschwind
Beruhigen, die sämtlich wartend harren.
Dann komm' ich schnell zurück und lauere hier
Im Felsenbusch versteckt auf deinen Wink —
Was sinnest du? Auf einmal überschwebt
Ein stiller Trauerzug die freie Stirne.

Iphigenie.

Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Verträglich scheint die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beide sind Gesellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht rächlich zu betrügen, zu beranben.

Pylades.

Der deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst du.

Iphigenie.

Es ist derselbe, der mir Gutes that.

Pylades.

Das ist nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entschuldiget's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menschen dich gerecht.

Iphigenie.

Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt.

Pylades.

Zu strenge Jord'rung ist verborgner Stolz.

Iphigenie.

Ich unterfange nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlst du dich recht, so mußt du dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt gerettet sich nur das Herz.

Pylades.

So hast du dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben führet uns, wenigst mit uns
Und Andern strenge fromm; du lernst es auch.
So wunderbar ist dieß Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß Keiner in sich selbst, noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt uns selbst zu richten;
Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen
Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht:
Denn selten schätzt er recht was er gethan,
Und was er thut weiß er fast nicht zu schätzen.

Iphigenie.

Fast überred'st du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung wo die Wahl verhaßt ist?
Den Bruder, dich, und einen Freund zu retten
Ist nur Ein Weg; fragt sich's ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O laß mich zaudern: denn du thätest selbst
Ein solches Unrecht keinem Mann gelassen,
Denn du für Wohlthat dich verpflichtet hieltest.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet dein
Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man sieht, du bist nicht an Verlust gewohnt,
Da du dem großen Uebel zu entgehen
Ein falsches Wort nicht einmal opfern willst.

Iphigenie.

O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir!
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verstockt.

Pylades.

Du weigerst dich umsonst; die eherne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernster Wink
Ist verstes Gesetz, dem Götter selbst
Sich unterwerfen müssen. Schweigend herrscht
Des ew'gen Schicksals unverbrüchlich Schwester.
Was sie dir auferlegt, das trage: thu
Was sie gebeut. Das Andre weiht du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung sodnes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schicksal macht mir bang' und bänger.
O soll ich nicht die stille Hoffnung retten,
Die in der Einsamkeit sich schön genährt?
Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll

Nie dich Geschlecht mit einem neuen Segen
Euch wieder beben? — Nimmt doch alles ab!
Das beste Glück, des Lebens sanfte Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und schnell
Geheilt, kaum naht ein lang' ersehntes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube Noth ein doppelt Laster
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schicksal danke.
O daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime der Titanen
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren thut das alte Lied —
Vergessen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parcen, das sie grausend sangen,
Als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel;
Sie litten mit dem edeln Freunde; grimmig
War ihre Brust, und furchtbar ihr Gesang.
In unsrer Jugend sang's die Amme mir
Und den Geschwistern vor, ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte sie doppelt
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.

Erhebet ein Zwist sich:
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
Im nächtliche Tiefen,
Und darren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben
Im ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber;
Aus Schluchten der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrschen
Ihr feindlich Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Still redenden Züge
Des Anverwern zu sehn.

So sangen die Parcen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder.
Denkt Kinder und Enkel
Und schüttelt das Haupt.

Fünfter Auftritt.

Erster Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich gestehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten soll.
Sind's die Gefang'nen, die auf ihre Flucht
Verstohlen sinnen? Ist's die Priesterin,
Die ihnen hilft? Es wahrt sich das Gerücht;
Das Schiff, das diese beiden hergebracht,
Sey irgend noch in einer Bucht versteckt.
Und jenes Mannes Wahnsinn, diese Maske,
Der heil'ge Vorwand dieser Zögrung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorsicht auf.

Thoas.

Es komme schnell die Priesterin herbei!
Dann geht, durchsucht das Ufer scharf und schnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttin.
Verschonet keine heil'gen Triften, legt
Behärt'gen Hinterhalt und greift sie an;
Wo ihr sie findet, faßt sie wie ihr pflegt.

Zweiter Auftritt.

Thoas (allein).

Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen;
Erst gegen sie, die ich so heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich sie zum Verrath
Durch Nachsicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut
Und lernet leicht geborchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre sie
In meiner Anverwern rohe Hand gefallen,
Und hätte sie der heil'ge Grimm verschont:
Sie wäre froh gewesen, sich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geschick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergessen, hätte Pflicht genannt
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Brust verwornen Wunsch herauf.
Verrathen hofft' ich, sie mir zu verbinden;
Sie sinnt sich nun ein eigen Schicksal aus.
Durch Schmeicheln gewann sie mir das Herz;
Nun widerstieb' ich der; so sucht sie sich
Den Weg durch List und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein alt verjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderst mich! was bringt dich zu uns her?

Thoas.

Du schiebst das Opfer auf; sag' an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas.
Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.
Die Göttin giebt dir Zeit zur Ueberlegung.

Thoas.
Sie kennt dir selbst gelegen, diese Frist.

Iphigenie.
Wenn dir das Herz zum grausamen Entschluß
Verhärtet ist: so solltest du nicht kommen!
Ein König, der Unmenschliches verlangt,
Sind' Diener genug, die seinen Gnad' und Lohn
Den halben Auch der That gelassen;
Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er nimmt den Tod in einer schweren Wolke,
Und seine Boten bringen Flammendorf
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig.
Ein unerreichter Gott, im Sturme fern.

Thoas.
Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.
Nicht Priesterin! nur Agamemnons Tochter,
Der Unbekannten Wort verdrießt du;
Der Fürstin willst du rasch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen.
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes nicht
Zu fliehen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.
Ein alt Gesetz, nicht ich, gebietet dir.

Iphigenie.
Wir fassen ein Gesetz begierig an,
Das unsrer Leidenschaft zur Waffe dient.
Ein andres spricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widersetzen, das Gesetz,
Dem jeder Fremde heilig ist.

Thoas.
Es scheinen die Gefangnen dir sehr nah
Am Herzen; dem vor Mitleid und Bewegung
Vergisset du der Klugheit erstes Wort.
Daß man den Mächtigen nicht reizen soll.

Iphigenie.
Red' oder schweig' ich, immer kannst du wissen,
Was mir im Herzen ist und immer bleibt.
Lebt die Erinnerung des grausen Schicksals
Nicht ein verstockt'nes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! Im innen Sitz' ich wund.
Ich habe vorm Altare selbst gezittert,
Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Messer zuckte schon
Den lebenvollen Busen zu durchbohren;
Mein Innerstes entfloh in wirbelnd Nicht.
Mein Auge wandt, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns erwählt,
Unglücklichen nicht zu ertragen schuldig?
Du weißt es, kennst mich, und du willst mich zwingen!

Thoas.
Gehorche deinem Dienste, nicht dem Herrn.

Iphigenie.
Laß ab! Beschämige nicht die Gewalt,
Die sich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ja sei so frei geboren als ein Mann,
Fühlt' Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangtest mich sie nicht gerührt;
So hat auch Er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte seines Busens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.
Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.
Das Loos der Waffen wechselt hin und her:
Kein Kluger streitet hält den Feind gering.
Auch eine Hülfe gegen Trug und Hinterlist
Hat die Natur den Schwachen nicht gelassen.
Sie gab zur List dem Freunde, lehrt' ihn Künste;
Bald weicht er aus, verspätet und umgeht,
Ja, der Gewaltige verdient, daß man sie hört.

Thoas.
Die Vorsicht stellt der List sich Klug entgegen.

Iphigenie.
Und eine reine Seele braucht sie nicht.

Thoas.
Syrten unbetrübtem nicht dein eigen Urtheil.

Iphigenie.
O fühlest du wie meine Seele kämpft,
Ein bös Gelüst, das sie ergreifen will,
Im ersten Anfall muthig abzutreiben:
So stehst du bebend hier verwirrt gegen dich?
Die laute Bitte, den unmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, scheust du zurück:
Was bleibt mir nun mein Inn'res zu vertheid'gen?
Auf! ich die Göttin um ihr Wunder an!
Ich kenne Kraft in meiner Seele Tiefen!

Thoas.
Es scheint, der beiden Frauen Schicksal macht
Unmäßig dich besorgt. Wer sind sie? sprich,
Für die dein Geist gewaltig sich erhebt.

Iphigenie.
Sie sind — sie scheinen — für Griechen hält' ich sie.

Thoas.
Landleute sind es? und sie haben wohl
Der Klüfte schönes Bild in dir erneut?

Iphigenie
(nach einigem Nachsinnen).
Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmäßiges
Nur Er an die gewalt'ge Heldenbrust?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele
Unwillkürlich
Dem immer wiederholenden Erzähler?
Als was mit unwahrscheinlichem Ersatz
Der Muthigste begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überschleicht,
Wie unversehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt vom den Ermatteten
Auf Feindes Pfeilen, doch mit Beute kehrt.
Wird der allein gepriesen? der allein,
Der, einen sichern Weg verachtend, kühn
Gerieg' und Wälder durchzustreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend säubre?
Ist uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde sein, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts auch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehen,
Noch schwerem Uebel wenn es mir mißlingt;
Allein Euch sag' ich's auf die Knie': Warum
Ihr wahrhaft send, wie ihr gepriesen werdet;
Sie zeigt's durch euern Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm,
o König,

Es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet;
Vergebens fragst du den Gefangnen nach;
Ein Grab hinweg und suchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der Retter, den das Unheil ihnen ergriffen
Und nun verlassen hat — es ist Orest.
Mein Bruder, und der Andre sein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll sandte sie von Delphi hierher
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schwester hinzubringen, und dafür
Verspricht er ihm von seinen Verbrechen,
Des Muttermordes Schuldigen, Befreiung.
Uns beide hab' ich nun, die Uebertretenen
Von Tantals Hause, in deine Hand gelegt;
Verbirg uns — wenn du darfst.

Thoas.

Du glaubst, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Mitleid,
Der Gruche, nicht vernehmen?

Iphigenie.

Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. — Was sinnst du mir,
O König, schweigend in der tiefen Seele?
Ist es Verderben? so tödte mich zuerst!
Denn nun empfind' ich, daß uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorsetzlich stürzte. Weh! Ich wandte sie
Gebunden vor mir fehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abschied nehmen,
Den ich erwürgt? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen schaun!

Thoas.

So haben die Betrüger künstlich dichtend
Der lang' Verfolgten ihre Wünsche leicht
Und wollig Glaubenden, ein falsch Gespinnst
Und Haupt geworfen!

Iphigenie.

Nein! o König, nein!
Ich konnte hintergangen werden; diese
Sind treu und wahr. Wirst du sie anders finden,
So laß sie fallen und verstehe mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippen-Insel traurig Ufer.
Ist aber dieser Mann der lang' erflehte,
Geliebte Bruder; so entlaß uns, so
Auch den Gefährten wie der Schwester freundlich!
Mein Vater fiel durch seiner Frauen Schuld,
Und sie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf dem allein.
Laß mich mit treuem Herzen, reiner Hand,
Hinübergehn und unser Haus entsühnen.
Du hörtest mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst
Du mich zu lassen; und sie ist es nun.
Ein König sagt nicht, wie gemeine Menschen,
Verleugnen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entfernte; noch
Versprichst er auf den Fall den er nicht hofft:
Dann stürzt er erst die Hölle seiner Wörter,
Wenn er den Harrenden bezwingen kann.

Thoas.

Umsonst, wie sich Feuer gegen Wasser
Im Kampfe wehrt und gierig seinen Feind
Zu tilgen sucht, so wehret sich der Zorn
Im innern Busen gegen meine Worte.

Iphigenie.

O laß die Gnade, wie das hellste Licht
Der stillen Opferflamme, mir, umkränzt
Von Lobgesang und Dank und Freude, lodern.

Thoas.

Wie oft bekämpfte mich diese Stimme!

Iphigenie.

O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.

Thoas.

Du verdrehst viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Gut's zu thun, kennt's keiner Ueberlegung.

Thoas.

Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Uebel.

Iphigenie.

Der Zweifel ist's der Gutes böse macht.
Vertraue nicht; gewähre wie du's fühlst.

Vierter Auftritt.

Orest (gewaffnet). Die Vorigen.

Orest

(nach der Thüre gekehrt).

Verdoppelt eure Kräfte! Haltet sie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Meidet
Der Menge nicht, und denkt den Weg zum Schiffe
Mit und der Schwester.

(Zu Iphigenien, ohne den König zu sehen)

Komm, wir sind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Gezaudert!
(Er erblickt den König.)

Thoas

(nach dem Schwerte greifend).

In meiner Gegenwart führt ungestraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entwaffnet
Der Göttin Wohnung nicht durch Mord und Mord.
Gebietet eurem Volke Stillstand, höret
Die Priesterin, die Schwester.

Orest.

Sage mir:
Wer ist es, der und bedroht?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Vergeiß mir, Bruder! doch mein kindlich Herz.
Hat unser ganz Geschick in seine Hand
Gelegt. Gestanden hat' ich unsrem Anschlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Orest.

Will er die Rückkehr friedlich und gewähren?

Iphigenie.

Denn blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.

Orest

(der das Schwert einsteckt.)

So sprich! Du siehst ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas.

(Beide mit bloßen Schwertern.)

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unsrigen zusammen; drinnen werden

Sie nach der See langsam zurückgedrängt.
Welch ein Gespräch der Fürsten sind' ich hier!
Dich ist des Königes verehrtes Haupt!

Arkas.

Gelassen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehst du den Feinden gegenüber. Gleich
Ist die Verwegenheit bestraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff ist unser.
Ein Wort von dir, so fährt's in Flammen.

Thoas.

Geh!
Gebiete Stillstand meinem Volke! Keiner
Beschädige den Feind, so lang' wir reden.
(Arkas ab.)

Orest.

Ich nehm' es an. Geh, sammle, treuer Freund,
Den Rest des Volkes; harret still, welch Ende
Die Götter unsern Thaten zubereiten.
(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Orest.

Iphigenie.

Befreit von Sorge mich, eh ihr zu sprechen
Beginnet. Ich verfluchte bösen Zwist.
Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme hörest; du, mein Bruder,
Der raschen Jugend nicht gehorten wirst.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aelter'n
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugt du, daß du Agamemnons Sohn
Und dieser Bruder bist?

Orest.

Hier ist das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer fällte,
Dieß nahm ich seinem Mörder ab, und hat
Die Himmlischen, den Mund und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihen,
Und einen sodnarn Tod mir zu gewähren.
Bild' Einen aus den Chefn deines Heers
Und stelle mir den Besten gegenüber.
So weit die Erde Heldensöhne nährt,
Ist keinem Fremdling dieß Gesuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier gestattet.

Orest.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrscher zum Gesetz.
Und las mich nicht allein für unsre Freiheit,
Las mich, den Fremden für die Fremden, kämpfen.
Seh' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen; aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden; so betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der schnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth scheinest du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmst, zu seyn.
Groß ist die Zahl der edeln tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich stehe selbst
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit mit dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieses blutigen Beweises
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geschick.
Der rasche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen
Der überbliebenen, der verlaß'nen Frau,
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag' und Nächten.
Wo eine stille Seele den verlornen,
Rasch abgeschied'nen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.
Mich selbst hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom sichern Schutzort reiße, mich der Knechtschaft
Verrathe. Fleißig das' ich sie befragt.
Nach jedem Umstand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß ist nun mein Herz.
Sieh hier an seiner rechten Hand das Mahl
Wie von drei Sternen, das am Tage schon,
Da er geboren ward, sich zeigte, das
Auf schwere That mit dieser Faust zu üben
Der Priester deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt diese Schramme, die ihm hier
Die Augenbraune spaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen.
Er schlug auf einen Dreifuß auf — Er ist's —
Soll ich dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Versicherung nennen?

Thoas.

Und hätte deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Brust:
So würden doch die Waffen zwischen uns
Entscheiden müssen; Frieden seh' ich nicht.
Sie sind gekommen, du bekennest selbst,
Das heil'ge Bild der Göttin mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich sehe dieß gelassen an?
Der Grieche wendet oft sein lüstern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, schönen Töchtern;
Doch führete sie Gewalt und List nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Orest.

Das Bild, o König, soll uns nicht entzweien!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt und legte.
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreiung hat ich ihn
Von dem Gefeld der Furien; er sprach:
„Bringst du die Schwester, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland; so löset sich der Fluch.“
Wir legten's von Apollens Schwester aus.
Und er gedachte dich: Die strengen Bande
Sind nun gelöst; du bist den Deinen wieder.
Du Heilige, geschenkt. Von ihr berührt
Wer ich gebeilt; in deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen seinen Klauen
Zum letzten Mal, und schüttelte das Mark
Entsetzlich mir zusammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt sich mir
Der Göttin Rath. Gleich einem heil'gen Bilde.
Daran der Stadt unwandelbar Geschick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt ist.
Nahm sie dich weg, dich Schützerin des Hauses;

Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren schien, gießt du und alles wieder.
Laß deine Seele sich zum Frieden wenden.
O König! hindre nicht, daß sie die Weihe
Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
Mich der entsühnten Halle wiedergebe.
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den sie dir gebracht.
Und laß des nähern Rechtes mich genießen:
Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk' an dein Wort, und laß durch diese Rede
Aus einem graden treuen Munde dich
Bewegen! Sieh' uns an! Du hast nicht oft
Zu solcher edeln That Gelegenheit.
Versagen kannst du's nicht; gewähr' es bald!

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht so, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, scheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
Von dir zu uns; so sind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeschieden. Werth und theuer,
Wie mir mein Vater war, so bist du's mir,
Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewöhnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Aermsten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott.
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einem Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen.
O gönn' dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb wohl! O wende dich zu uns und sieh
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte.

Thoas.

Leb wohl!

Marktschreyer.

Seiltänzer und Springer sollten nun kommen;
Doch haben die Tage so abgenommen.
Allein morgen früh bey guter Zeit
Sind wir mit unserer Kunst bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenspielmann
hinter der Scene.

Orgelum Orgeley!
Dudeldumdey!

Doctor.

Laßt ihn herbeykommen.

Amtmann.

Bringt den Schirm heraus.

Doctor.

Thut die Lichter aus;
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man ist was
man bleibt?

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Alphons, der Zweite, Herzog von Ferrara.
Leonore von Eſte, Schweſter des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano.
Torquato Taſſo.
Antonio Montecatino, Staatsminiſter.

Der Schauplatz iſt auf Belriguardo, einem Luſtſchloſſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der antiken Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Ariost.

Prinzeſſin. Leonore.

Prinzeſſin.
Du ſtehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt du? Laß es eine Freundin wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.

Leonore.
Ja, meine Fürſtin, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns beide hier ſo ſinnlich aufgeſchmücket.
Wir ſcheinen recht begierig Schäferinnen.
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Sowohl immer mehr und mehr in meiner Hand;
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten ſchlanken Lorbeer dir gewählt.

Prinzeſſin.
Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich ſetze ſie Virgilen dankbar auf.
(Sie krönt die Herme Virgils.)

Leonore.
So krön' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —
(Sie krönt Ariosts Herme.)
Er, deſſen Scherze nie verrathen, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſin.
Mein Bruder iſt gerührt, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon aufs Land gebracht;
Wir ſtanden unſer ſinn und ſtundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.
Ja es umgiebt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfriſchen. Schon erquickt mich wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schmeichelnd wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt gerecht das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab.
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte ſteht der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſin.
Es wäre nur der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundin mir entführte.

Leonore.
Erinnre mich in dieſen vollen Stunden,
O Fürſtin, nicht wie bald ich ſcheiden ſoll.

Prinzeſſin.
Was du verlaſſen magſt, das findeſt du
In jener großen Stadt gewiß wieder.

Leonore.
Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich ſo lang' entbehrt.
Ich bring ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
Er ſchnell gewachſen, ſchnell ſich aufgebildet.
Und theile ſeine väterliche Freude.
Groß iſt Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Kommt an Ferrara's Edelſteine nicht.
Das Volk hat ſeine Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Prinzeſſin.
Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.
Sehr leicht zerſtreut der Zufall was er ſammelt,
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſt zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther ſich, die euer würdig ſind.
Und ihr ſeyd eurer großen Väter werth.
Hier pflanzte ſich Ferd bad ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, das freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit ſchwerer Dämm'rung
Die Welt umher verdarb. Mir klang als Kind
Der Name Hercules von Eſte ſchon,
Schon Herkulot von Eſte voll und Ohr.
Ferrara ward mit Ruhm und mit Florenz
Von meinem Vater viel gerühmet: Oft
Hab' ich mich hingeleſen; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewundert, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien nennt ſeinen großen Namen.
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt verdienſtlich den Genius
Verwirben: giebſt du ihm ein Gaſtgeſchenk.

So lädt er dir ein ſchönres Land ſpricht.
Die Stätte, die ein guter Mann verlaſſen
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Prinzeſſin.

Dem Enkel, wenn er lernbegierig hört wie du;
Gar oft verweil' ich mich um dieſes Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig Andre, fühl und rein
Genießeſt. Drängt mich nun das volle Herz
Zogleich zu ſagen was ich lebhaft fühle;
Du ſtörſt es beſſer, fühlſt es tief und — ſchweigſt.
Doch ſtehet nicht der Scheu das Augenblicks,
Der Mie verſteht dich nicht, die Schmeichelei
Zaminal für vergönnt ſündlich an dein Ohr:
Faſt riecht dein Sinn und rückig dein Geſchmack,
Dein Urtheil grad', ſtatt ich dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich ſelbſt erkannſt.

Prinzeſſin.

Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeichelei
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft leihen.

Leonore.

Die Freundſchaft iſt gerecht, ſie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ihren Theil an deiner Bildung geben;
Du haſt ſie doch, und biſt's am Ende doch.
Und dich mit deiner Schweſter theil die Welt
Der alten großen Frauen unſrer Zeit.

Prinzeſſin.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren.
Wenn ich bedenke wie man wenig iſt,
Und was man iſt das blos man Andern ſchuldig.
Die Kenntniß aller Sprachen und des Beſten
Lobt und die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch was an Wiſſenſchaft, an trockem Sinn
Ihr deine beiden Lehrer jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen.
So hat Lucretia gewiß das Recht.

Leonore.

Auch, kann ich dir verſichern, hab' ich nie
Als Kang und als Pflicht betrachtet, was
Mir die Natur, was nur das Glück verlieh.
Ich freue mich wenn kluge Männer ſprechen.
Daß ich verſtehen kann wie ſie es meinen.
Es ſey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;
Es ſey von einer Wiſſenſchaft die Rede.
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet.
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt;
Wenn ſich das Geſpräch der Edlen lenkt.
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu.
Wenn um die Kräfte, die der Menſchen Bruſt
Zu freundlich und zu ſchrecklich bewegen.
Mit Grazie die Rednerinne ſtreift;
Gern, wenn die fürſtliche Dezent das Radund,
Das außerordentlichen Beſpiel, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Dem einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen und belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen auf.
Der uns die letzten lieblichſten Gedichte
Mit hellen Tönen in die Seele ſtickt.
Dem hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich.
Ich hatte mich am liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorbeerhainen auf.

Prinzeſſin.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Versichern wollen, wächſt vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Musen gleich
Gar viele ſind, ſo ſcheint man unter ihnen
Sich ſelbſter eine Freundin und Gefährtin,
Als man dem Dichter gern begegnen mag.
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint.
Etwas zu ſuchen ſcheint. daß wir nicht wenden
Und er verſchwindet am Ende ſelbſt nicht kennt.
Du wär' es dann gewiß artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſammt entführt
Uns für den Sang erfreute, den er lang'
Vergnügt an der weiten Welt geſucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen laſſen.
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt,
Und ich bin gegen Lobs nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Und die Gelegnete trägt, das Leben giebt.
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf;
Das wenn Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Geiſt belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erſcheint.
Und das Geſchaffne wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht und an
Mit ihm zu wandeln. Theil an ihm zu nehmen;
Er ſcheint ſich und zu nahen, und bleibt uns fern;
Er ſcheint und anzuziehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſittſam ihm erſcheinen.

Prinzeſſin.

Du haſt den Dichter fein und zart geſchildert.
Der in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt.
Allein mir ſcheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltſam anzuziehn und feſt zu halten.
Die ſchönen Ufer, die an unſern Bäumen
Mir hin und wieder vorüberfliegen fühlen.
Die, goldnen Aepfeln gleich, am neu Hesperien
Und duftend blühen, erſcheinſt du ſie nicht alle
Als volle Früchte einer wahren Ufer?

Leonore.

Ich freue mich der ſchönen Bilder auch.
Mit mannichfalt'gem Geiſt verbreitet er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen.
Bald hebt er es in hoher Glorie
Zum Sternenhimmel auf, bringt ſich verehrend
Mit Engel ihrer Welten vor dem Bilde;
Dann ſchleicht er ihm durch ſtille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt ſich die Verehrte, verliert er
Den Pfad, den leis' die ſchöner Fuß betrat.
Verſteckt im Buſche, ſinnt der Nachtigall.
Flicht er auf einem verſteckten Buſen
Mit ſeiner Klagen Fabellaut Hohn und Luſt;
Sein ewiges Leid, die ſüßer Schwermuth loht
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach —

Prinzeſſin.

Und wenn er ſeinen Gegenſtand benennt,
So gönnt er ihm den Namen Leonore.

Leonore.

Es iſt dem Manne nur es meiner iſt.
Ich nähme' es lieb wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es daß er ſein Gedicht für dich
In dieſem Doppelſinn verfaſſen kann.
Ich bin zufrieden daß er meiner auch
Bei ſeines Namens hellem Klang gedenkt.

Hier iſt die Frage nicht von einer Liebe,
Die ſich des Gegenſtandes bemächtigen will,
Ausſchließend ihn ergreift, eiferſüchtig
Den Anblick jedem Andern wehren möchte.
Wenn er in ſeiner Verachtung ſich
Mit deinem Werth beſchäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Weſen ſich erfreun,
Uns liebt er nicht, — verzeih daß ich es ſage! —
Aus allen Sylphiden trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und ſein Gefühl weilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchſte was wir lieben können.

Prinzeſſin.

Du haſt dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir bisher nur das Ohr berührten
Und in die Seele kaum noch überquollen.

Leonore.

Du! Sokrates des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt!
Es müßte ſeyn daß ich zu ſehr mich irrte;
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieſer holden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind;
Es iſt der Jüngling, der mit Phöbus ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er beſtet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt, und pflegt
Nicht ſchnellen Raubs mit Eilet und Verdruß.

Prinzeſſin.

Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen
Worin ſich wieder das Geſpräch gelenkt:
Wir würden ſeinen Scherz zu tragen haben,
Wie unſre Kleidung ſeinen Spott erfuhr.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich ſuche Taſſo, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier ſogar bei euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzeſſin.

Ich ſah' ihn geſtern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es iſt ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einſamkeit als die Geſellſchaft ſucht.
Verzeih ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menſchen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit ſeinem Geiſt ſich unterhalten mag:
So kann ich doch nicht leiden, daß er ſelbſt
Den Kreis verweidet den die Freunde ſchließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, ſo wird du bald, o Fürſt,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich ſah' ihn heut von fern: er hielt ein Buch
Und eine Tafel, ſchrieb und ging und ſchrieb,
Ein ſichtig Wort, das er mir geſtern ſagte,
Schien mir ſein Werk vollendet anzukünden.
Er ferat nur kleine Züge zu verbeſſern,
Um deiner Huld, die ihm ſo viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er ſoll willkommen ſeyn wenn er es bringt.
Und losgeſprochen ſeyn auf lange Zeit.
So ſehr ich Theil an ſeiner Arbeit nehme,
So ſehr in mannem Sinn das große Werk
Mich freut und treuen muß, ſo ſehr vermehrt
Sich auch unlängſt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden.
Er ändert ſtets, rückt langſam weiter vor,
Steht wieder ſtill, er hinterhält die Hoffnung:
Unmittig ſieht man den Genuß entfernt
In ſpäte Zeit, den man ſo nah geglaubt.

Prinzeſſin.

Ich lobe die Beſtändigkeit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchließen ſich
So viele Reime feſt in Eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb,
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen:
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Ihr leis Werte nur verklingend künſtern.
Laß ihn, mein Bruder! denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maaß;
Und wenn die Nachwelt mitentſcheiden ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

Alphons.

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken!
Wie wir zu unſrer Vortheil oft gethan.
Wenn ich zu eifrig bin, ſo hindre du:
Und biſt du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Ihn kennen, welch ein Werk vollendet werden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms daran.
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem ganzen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken, Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Muß er bezwingen recht zu kennen. Ihm
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht
ſchonen;
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte.
Führt was er iſt, und übt ſich bald ein Mann.

Leonore.

So wird du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es rühet ein Talent ſich in der Stille.
Sieh ein Charakter in dem Strudel der Welt.
O daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An deinen Lehren bildet! daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menſchen fürchtet nur wer ſie nicht kennt.
Und wer ſie meidet wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach
Ein frei Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt
Mit mehr als ihm ziemte; gegen Viele
Hegt er ein Mißtrauen, die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Besonnet ja.
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherei
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſin.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen,
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſondern kann.

Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß verrenkte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen.

Alphons.

Beſſer wär's.
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch deß' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue was ich kann, um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich ord' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entſetzende Leiden meiner Gunſt. Beklagt
Er ſich bei mir, ſo laß' ich's unterſuchen.
Wie ich es that, als er im Zimmer neulich
Entworfen glaubte. Leicht ſich nichts entdecken.
So zeig' ich ihm gelaſſen, wie ich's ſehe;
Und da man alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld;
Und ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bei.
Ich hab' euch nun auf's Land gebracht und gehe
Heut Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Anverdruß Antonio ſehen;
Er kommt von Rom und heißt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen. Briefe viel zu ſchreiben;
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzeſſin.

Erlaubſt du uns, daß wir dich hingeleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belvigvarde, geht zuſammen
Hinüber nach Conſandoli: Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freier Luſt.

Prinzeſſin.

Du kannſt nicht bei uns bleiben? die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verwalten?

Leonore.

Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzählen ſollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm ſo bald als möglich iſt zurück;
Dann ſoll er euch erzählen, und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
Im meinem Dienſt aufs Neue ſich bemüht.
Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir.
Wie billig, eine Seligkeit in dem Kühlen,
Wenn ich ſie ſuche, gern vergönnt mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſin.

(nach der Scene ſehend).

Schon kamen ſie! ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet.
In ſeinen Träumen macht und läßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns geſehn, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo.

(mit einem Buche in Pergament gebeftet).

Ich komme langſam die ein Wort zu bringen,
Und zaudre noch es die zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, wenn dieſes es unvollendet,
Wenn es auch gleich ermuntert ſcheinen möchte.
Allein, war ich gefaßt es unzuſtimmen
Die hinzuarten, ſo beginnt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängſtlich, möcht' ich nicht unbanbar ſcheinen.
Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich!
Das Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreun;
So kann ich auch nur ſagen: Nimm es hin!
(Er überreicht den Band.)

Alphons.

Du überraſchſt mich mit deiner Gabe
Und machſt mir dieſen ſchönen Tag zum Feſt.
Es hält' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewiſſen Sinne mein:
Lang wünſcht' ich ſeinen du mich oft entſchieden
Und endlich ſagen: Hier! es iſt genug.

Taſſo.

Wenn ihr zufrieden ſeyd, ſo iſt's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah ich die Züge meiner Feder an;
So kennt' ich ſagen: Dieſes Werk iſt mein.
Doch ſeh' ich näher an, was dieſer Dichtung
Den innern Werth und ihre Würde giebt;
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung beide Gabe
Aus reicher Mutterhand freundlich mir geſchenkt.
So hatte mich das eigenſinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von ihr geriſſen;
Und zog die ſchöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuern Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe ſich zu klagen,
So ſtoß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leiſen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Da warſt allein, der aus dem engen Leben
In einer ſchönen Freiheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm.
Mit Freiheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Gefang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält.
Euch dank' ich ihn, denn euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweiten Mal verdienſt du jedes Lob.
Und ehrſt beſcheiden dich und und zugleich.

Taſſo.

O könnt' ich ſagen wie ich lebhaft fühle
Daß ich von euch nur habe, was ich bringe!
Der thatenleere Jünglina — nahm er wohl
Die Dichtung aus ſich ſelbſt? Die kluge Leitung
Des raſchen Knaben — hat er die erfunden?
Die Kunſt der Waffen, die ein jeder Held
An dem beſchiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feſtherrn Knabenzeit und der Ritter Muth,
Und wie ſich Luſt und Wachſamkeit bekämpft,
Hab du mir nicht, o Fürſt, tapferer Fürſt,
Das alles eingeflößt, als wärſt du
Mein Genius, der eine Freude fände
Sein beſtes, unverwahrt beſtes Weſen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzessin.
Genieße nun des Werks das uns erfreut!

Alphons.
Erfreue dich des Beifalls jedes Guten!

Leonore.
Des allgemeinen Ruhms erfreue dich!

Tasso.
Mir ist an diesem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch.
Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck.
Wer mißt die Welt in seinen Freunden liebt.
Verdient nicht daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem ich meine Seele gern verteilt.
Hier breit' ich auf, hier acht' ich jeden Wink,
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack;
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn.
Die Menge macht den Künstler irr' und scheu;
Nur wer euch ähnlich ist, verlebt und fühlt,
Nur der allein soll richten und belehren!

Alphons.
Und stellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es mehr nur mäßig zu empfangen.
Das schöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das selbst der Held, der seiner stets bedarf,
Ihm ohne Neid ums Haupt gewunden sieht,
Erhöht' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne.
(Auf die Herme Virgils deutend.)
Hat es der Zufall, daß ein Genius
Gekrönten und gekrönt? Es scheint sich hier
Und nicht umsonst, Virgilen hier' ich sagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Dem ihren Lohn und Freude da sie lebten:
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So seht auch den Lebendigen ihr Teil.
Mein Marmorbild ist schon berühmt genug.
Der grüne Zweig gebührt dem Leben an.
(Alphons windet seinen Schweiher; sie nimmt den Kranz von der Büste Virgils und nähert sich Tasso. Er tritt zurück.)

Leonore.
Du weigerst dich? Sieh welche Hand den Kranz
Den sichern unverwelklichen, dir bietet!

Tasso.
O laßt mich schonen! Seht' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieser Stunde leben soll.

Alphons.
In dem Genuß des herrlichen Besitzes,
Der dich im ersten Augenblick erschreckt.

Prinzessin
(indem sie den Kranz in die Höhe hält).
Du gönnest mir die seltne Freude, Taso,
Dir ohne Wort zu sagen wie ich denke.

Tasso.
Die schöne Last auf deinen teuern Händen
Empfang' ich ehrend auf mein schwaches Haupt.
(Er tritt nieder, die Prinzessin setzt ihm den Kranz auf.)

Leonore (aufmerksam).
Es lebe der zum ersten Mal Bekränzte!
Wie zieret den bescheidnen Mann der Kranz!

Tasso (steht auf).

Alphons.
Es ist ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol dich zieren soll.

Prinzessin.
Dort werden lautre Stimmen dich begrüßen;
Mit leiser Lippe lobnt die Freundschaft hier.

Tasso.
O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er senkt mir meine Locken,
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Ueberlistige
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es ist zu viel!

Leonore.
Es schaudert dieser Zweig nicht minder das Haupt
Des Manns, der in den besten Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und fühlt die Sterne.

Tasso.
Ich bin nicht werth die Kühnung zu empfinden,
Die nur um Heldenstirnen wehen soll.
O bet ihn auf, ihr Götter, und versöhnt
Ihn zwischen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar schwebe! daß mein Leben
Nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sey!

Alphons.
Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der beiden Güter dieses Lebens schätzen:
Wer früh genießt, entbehrt in seinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmal besaß:
Und wer besitzt, der muß ersättet seyn.

Tasso.
Und wer sich rüsten will, muß eine Kraft
Im Busen fühlen, die ihm nie versagt.
Ach! sie versagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt sie mich, die angeborne Kraft.
Die Standhaft mich dem Unglück, Kolz den Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieses Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgezehrt?
Es sinken meine Knie': Noch einmal
Sieht da, o Fürstin, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte: nimm ihn weg!
Das, wie aus einem schönen Traum erwacht,
Ich ein erneutes neues Leben fühle.

Prinzessin.
Wenn du bescheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannst,
So lern' auch diese Freude tragen, die
Das Schönste sind was wir die Leben nennen.
Wem einmal würdig sie das Haupt verehrt,
Dem schweben sie auf ewig um die Sterne.

Tasso.
So laßt mich denn beschämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich sonst meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einsam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück.
Und irrt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In seinem reinen Spiegel einen Mann.
Der wunderbar befränzt im Wiederschein
Des Himmels zwischen Blumen, zwischen Felsen
Nachdenkend ruht: so kommt es mir, ich sehe
Virgilen auf dieser Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage.
Wer mag der Abgeschiedne seyn? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So sahen bekränzt?
Wer sagt mir seinen Namen? Sein Verdienst?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, sich zu ihm
In freundlichem Gespräche zu gesellen!
O sah' ich dir Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt,
O sah' ich hier sie immer ungetrennt!
Wie sie im Leben fest verbunden waren!
So bindet der Magnet durch seine Kraft
Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen.

Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß ſich ſelbſt, ſein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig,
Und Alexander in Elyſium
Eilt den Achill und den Homer zu ſuchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, ſie,
Die größten Seelen, nun vereint zu ſehen!

Leonore.

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärtige ganz verſtimmſt.

Taſſo.

Es iſt die Gegenwart die mich erdrückt;
Abweſend ſchein' ich nur, ich bin entzückt!

Prinzeſſin.

Ich freue mich, wenn du mit Geiſtern redeſt,
Daß du ſo menſchlich ſprichſt, und höre es gern.
(Ein Page tritt zu dem Fürſten und ſpricht leiſe etwas aus.)

Alphons.

Er iſt gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen! der du uns zugleich dich ſelbſt
Und gute Botſchaft bringſt.

Prinzeſſin.

Sey uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum mag' ich es zu ſagen, welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Der euren Augen ſind' ich alles wieder.
Was ich ſo lang' entbehrt. Ihr ſcheint zufrieden
Mit dem was ich gethan, was ich vollbracht;
Und ſo bin ich belohnt für jede Sorge.
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald abſichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun was wir wünſchen, und kein Streit iſt mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich ſchon ſtarre.
Du kommſt nur eben, da ich reiſen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde.
Nimmſt du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich beſſe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet,
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So bin' ich doch noch Manches aufzutragen.
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang,
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemeſſen ſeyn, wenn er gelingt
An deinen eignen Zweck dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand:
Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
Und kommt man hin um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Antonio.

Es iſt nicht mein Betragen, meine Kunſt.
Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Klinge fänd' im Vatican
Nicht ſeinen Meiſter? Vieles traf zuſammen,
Das ich zu unſerm Vortheil nutzen konnte.
Den edlen Gregor auch erfreut und ſegnet dich.
Der Greis, der würdigſte, dem eine Krone
Das Haupt beklaſſet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm dich ſchloß. Der Mann,
Der Männer unterſcheidet, kennt und rühmt
Dich hoch: Um dreimalwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
Sofern ſie redlich iſt. Doch weiß ich nicht,
Vom Vatican herab ſieht man die Reiche
Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen.
Gefliſſentlich denn die Fürſten und die Menſchen,
Geliebe nur was dir am meiſten half.

Antonio.

Gut! wenn du willſt: der hohe Sinn des Papſts,
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete, gebot
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überläßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bei ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſin.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutrauen, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gelebt,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirft auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geleben und gekannt und oft gelenkt,
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick,
Als wie der Vorſtadt ſeinen eignen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn,
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es iſt ein ſchöner Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſeyn, der klug regieret;
Das Reich zu ſeyn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wie jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie ſehnlich wünſcht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu ſehn!

Alphons.

Doch wohl nun mit zu wirken?
Denn bloß beſchaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin.
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten — Nicht?

Leonore (zu Alphons).

Du willſt mich reizen, es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen ſchuldig.

Leonore.

Nun gut, ſo bleib' ich heut' in deiner Schuld!
Verzeih und ſtöre meine Frauen nicht.
(Zu Antonio)
Hat er für dich Beweiſe viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht

Zu ſcheuen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Geſchätzt. Sitt und mäßig weis Gewalt
Den Fürſten zu binden, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit einer Scheu zwei verwandte Pflichten.

Taſſo.

Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? und ehrt er
Den großen Fürſten aller Zeiten nach?

Antonio.

Er ehrt die Wiſſenſchaft, ſofern ſie nutzt,
Den Staat befeſtigt, Völker lenken lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſofern ſie ziert, ſein Rom
Bevervielfacht, und Palaſt und Tempel
An Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubſt du, daß wir das Gedichte bald
Vollenden können? daß ſie nicht zuletzt
Noch die und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Namenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt gehoben wäre.

Alphons.

So ſeh' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glücks und Gewinns.
Erweitert ſeh' ich meine Gränze, weis
Die für die Zukunft ſichrer. Denn Schwertſchlag
Hat du's geteilet, eine Bürgerkrone
Dir wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen
Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Gekrönet dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert;
Er hat Jeruſalem für uns erobert.
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt.
Ein weit entferntes, doch gelenktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe ſollſt du ihn gekrönt.

Antonio.

Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwei Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwunderung da ich kam.

Taſſo.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen ſiehſt,
So wünſcht' ich, daß du mein beſcheint Gemüth
Mit einem dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und du erfährſt
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſin.

Wenn du erſt ſiehſt was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beifalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm jedmals künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er iſt durch euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer drückte dieſen Kranz
Auf Arioſtens Stirne?

Leonore.

Dieſe Hand.

Antonio.

Und ſie hat wohl gethan! Er ziert ihn ſchön!
Als ihn der Lorbeer ſelbſt nicht zieren würde.
Wie die Natur die immer reiche Bruſt
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menſchen nur
Erwärmt, erquickt, lieben und leben machen kann,
Ins glühende Gewand der Fabel ein.
Irrthümer heit, Erfahrung und Verſtand
Und Geiſtesart, Geſchmack und reiner Sinn
Führt wahre Gute, geiſtig ſchauend ſie
In ſeinen Liedern uns verſtändig vor.
Wie unter Palmen-Bäumen aufgewachſen,
Belebt vom Donner der ſelbſt ertragnen Blüthen,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten,
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht darneben
Und läßt aus bunte Wunderfiſche ſehn.
Den ſeltenen Geſellen iſt die Luft,
Von fremden Heerden Milch und Butter erlöſt;
Die Schalkheit lauſcht im Grünen bald verſteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Leiter
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl geſtimmter Laute wild
Der Wahnſinn hin und her zu wüthen ſcheint,
Und doch im ſichrſten Takt ſich mäßig hält.
Aber neben dieſen Mann ich ſagen darf,
Verdient für ſeine Bildnerei einen den Kranz.
Bewahrt, wenn ich mich ſelbſt beſeelet fühle,
Wie ein Verſtorbner weder Zeit noch Ort.
Noch was ich ſage wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,
Das ſeltne feſtliche Gewand der Scenen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſin.

Wer Ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollſt uns bereuit in Taſſo's Liedern zeigen,
Was wir geſitzt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin, zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Kommt! Lebt wohl!
(Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſin. Taſſo.

Taſſo.

Unſichrer folgen meine Schritte dir.
O Fürſtin, und Gedanken ohne Maaß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſchwimt die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzuſchmeicheln; fremd, ich ſcheue
Die neu erregten Zweifel meiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf dich, vernimmt
Mein bewegtes Ohr ein Wort von deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir denn geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, mich Luft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich weder
Was ich mich bewußt führte, mir noch ſelbſt
Aufs Neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſin.

Es iſt unmöglich daß ein alter Freund

Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte.
Im Augenblick da er uns wiedergiebt,
Sich wieder gleich wie ehmals finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Leb uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Der alte Ton eine ſchöne Harmonie
Auf Reine ſie vereinet. Wird er dann
Auch näher kennen, was du tiefe Zeit
Geheimſt haſt; ſo ſtellt er ſich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Fremden der entgegen ſtellt.

Taſſo.

Ach meine Fürſtin, Anerkennt Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr erfreut
Als daß es mich betrübet hätte. Irrthum
Iſt es für mich, den Mann gerührt zu wiſſen.
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht,
Mir ſtammen mich im ſtillen Herzen ſagen:
Ehrlich du einen Theil von ſeinem Werth.
Bleibt er ein Theil auch ſeiner Nahmen gewiß.
Denn, was hab Herz im tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ich lebendig, raſtlos, ungeheuer,
Um Einen geoßen, einzig ſtarken Mann
Gemeſſen drehe und ihren Lauf vollendet.
Den ihr der Halbgott vorzuſtreichen wußt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die andern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! ſo mehr ich bereite, mehr und mehr
Verlangt in vor mir tritt, ich ſchärfte
Mir Ohr an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Klang mich zu verlieren.

Prinzeſſin.

Und ſcheinſt noch kurz vorher zu rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben.
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen.
Und keiner je den andern meiden ſoll?
Zwar verrieth ihr die liebenswerthe That.
Doch ſahen ich's auch, der Thaten Fülle
Durch volle Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnügt euch, auf einem kleinen Raume.
Der euch verbindet, dem wilden Lauf der Welt,
Wie vom dem Ufer, ruhig zuzuſehen.

Taſſo.

Und ſah' ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her.
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen ſchien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte.
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
Zu bald zum zweiten Mal beſcheinen wird.
Da ſahen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gerührt die erſten Männer unſrer Zeit.
Erſtaunt durchirrt der Blick die ſtille Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, ſämtlich, mannigfaltige Land,
Hierher geſandt. Zuſammen bitten ſie
Das herrlichſte Geſchenk, das über Erde,
Verliehn und Tugend je entſchieden hat.
Geht du ſie einzeln durch, ein jedes ſcheint
Der ſchönſt Nahmen ſich zu ſchämen ſtrande! —
Und dann erſchüttern die Trompeten ſich;
Da klangvollen Poeſie, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten ſich die Knappen. Da erſcholl
Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd
Getroffen tönten Helm und Schilde. Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O laß mich einen Perſonen vor das ganze
Mir allzu helle Schauſpiel ziehen. daß
In dieſem ſüßen Augenblicke mir
Mein Unverſtand nicht zu bereit zurückbar werde.

Prinzeſſin.

Wenn jener edle Kreis, worin ſeine Thaten
Zu Ruh' und Ehren damals ihn entkannten,
So traut' ich, junger Freund, in dieſer Zeit
Der Duldung ſtille Lehre dir bewähren.
Die Feſte, die du rühmſt, die bunten Zunoren
Mir damals prieſen und mir manches Jahr
Rauher geprieſen haben, ſah' ich nicht.
Am ſtillen Ort, wohin kaum unterrechen
Der laute Widerhall der Freude ſich
Verloren konnte, wußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit treuen Augen ſchwerte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, dorte mir
Die Nähigkeit in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' ich ſie, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, mich kaum anerkennen, erblicken.
Ich ſah lebend'ge Formen wieder ſamt ich traten.
Zum erſten Mal trat ich, nach unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucretia mit hohem Lebens
Hervor und führte mich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der in meinen Leben
Mir neu und unerkannt entgegen trat.
Du hoffſt ich viel für dich und mich; auch hat
Und mir die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo.

Und ich, der ich verlaßt von dem Gemeinwol
Des drängenden Gewühls, von ſo viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Palaſts.
An deiner Schweſter Seite ſchweigend ging.
Dann in das Zimmer trat, wo du und bald
Auf deine Frauen gelehnt erſchienſt — Wir
Weiß ein Moment war dieſer! O vergieb!
Wie den Bezauberten vom Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leiſer und wilkig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie.
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſcheint zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzeſſin.

Es fingen ſchöne Zeiten damals an,
Und hätt' und nicht der Herzog von Urbine
Die Schweſter weggeführt, uns wären Jahre
Im ſchönen ungeſtörten Glück verſchwunden.
Doch leider iſt vermiſchen nie zu ſein
Den freien Geiſt, die Brust voll Mark und Leben,
Den reinen Blick der liebenswürd'gen Frau.

Taſſo.

Ich weiß es nur zu wohl, ſeit jenem Tage.
Da ſie von hinnen fuhrt, vermiedſt du
Die reine Freude niemand zu erfreuen.
Wie oft zerriß es meine Bruſt! Wie oft
Klagt' ich dem ſtillen Haus mein Leid um dich
Ach! rief ich aus, hat denn die Schweſter nun

Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu ſeyn!
Iſt denn ſein Herz mehr werth, daß ſie ſich ihm
Vertrauen dürfte, ſein Gemüth dem ihren
Mehr gleich geſtimmt? Iſt Geiſt und Witz verloren?
Und war die Eine Frau, ſo trefflich ſie
Auch war, denn alles? Fürchte! o verzeihe!
Da dacht ich manchmal an mich ſelbſt, und wünſchte
Dir etwas ſeyn zu können. Wenig nur.
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünſcht' ich's zu ſeyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie ſich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was dich ſchmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beſchützteſt,
Verwirrte unſinn, was du lösen wollteſt,
Und ſtörte ſo mich ſtets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzeſſin.

Ich habe, Taſſo, deinen Willen nie
Verkannt, und weiß wie du dir ſelbſt zu ſchaden
Geſchäftig biſt. Anſtatt daß meine Schweſter
Mit jedem, wie er ſey, zu leben weiß,
So kannſt du ſelbſt nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

Taſſo.

Table mich!
Doch ſage mir bernach, wo iſt der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freiem Buſen wagen darf zu reden?

Prinzeſſin.

Du ſollteſt meinem Bruder dich vertraun.

Taſſo.

Er iſt mein Fürſt! — Doch glaube nicht daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Buſen blähe,
Der Menſch iſt nicht geboren frei zu ſeyn,
Und für den Edlen iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen,
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen wenn er ſpricht,
Und thun wenn er befiehlt, mögen auch
Verſtand und Herz ihm ſelbſt widerſprechen.

Prinzeſſin.

Das iſt der Fall bei meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Iſt dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Taſſo.

Ich hoff' es ewiglich. Jetzt verzeih' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, möchte
Sein Rath in tauſend Fällen! Er verſteht.
Ich mag wohl ſagen, alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
Gediegne ſeiner Gaben darzubringen;
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wenn die Gaben dieſer Holden fehlen.
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

Prinzeſſin.

Doch läßt ſich ihm vertraun, und das iſt viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieſer leiſtet was er dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für dich, wo du dir ſelbſt.
Der müßte verbunden ſeyn: Ich ſchmeichle mir
Dich ſolche Wort in Kurzem zu vollbringen.
Nur widerſtehe nicht wie du es pflegſt!
So haben wir Theuern lang' beſeſſen.
Die ſein und zierlich iſt, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieſer baſt du nie.
Wie ſie es wünſchte, näher treten wollen.

Taſſo.

Ich habe dir gehorcht, ſonſt hätt' ich mich
Von ihr entfernt anſtatt mich ihr zu nahen.
So unbegreiflich iſt ſie erſchienen kann.
Ich weiß nicht wie es oft, kennt' ich nur ſelten
Mit ihr ganz offen ſeyn, und wenn ſie auch
Die Anſicht hat, den Freunden vertrauen,
So fürcht man Anſicht und man iſt verſtummt.

Prinzeſſin.

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns durch einſames Gebüſch.
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwebt ſich das Gemüth, und freut
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen.
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtin aus!
Die goldne Zeit wohin iſt ſie geflohen?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie freie Leuten im Genuß vereinigten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab.
Ein ſilbernes Geflicht die zarten Zweige
Um ſchwankende Lüfte traulich ſchlangt;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſchmückte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der zahme Raum
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wie jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: Erkannt iſt was gefällt.

Prinzeſſin.

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbei;
Allein die Guten trennen ſie zurück;
Und ſieh in die geſetzten wie ich denke:
Die goldne Zeit, nennſt der Dichter ſie
In ſchmeichelnden Verſen die ſchöne Zeit, ſie war.
So ſcheint es mir, ſo wenig als ſie iſt;
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie und immer wieder werden kann.
Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt:
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erkannt iſt was ſich ziemt.

Taſſo.

O wenn uns guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede.
Was ſich denn ziemt! anſtatt daß jeder glaubt,
Es ſey uns ſchicklich was ihm nützlich iſt.
Wir ſeyn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Dienſt alles wohl, und er erkannt ſich alles.

Prinzeſſin.

Willſt du genau erfahren was ſich ziemt:
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich ziemt was gedacht,
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie.
Und wo die Freiheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirft du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nennſt uns unbändig, roh, geſetzlos!

Princeſſin.
Nicht das! Allein ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltſam ſeyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten.
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bleibe.
Wir ſind von feinem Männerherzen ſicher.
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Sehnſucht iſt vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was dörtig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, iſt todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten
Welch einen hohen Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig ſüßer Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleier trinnen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feierten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo.
Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Stimmen mächtig regen.

Princeſſin.
Was meinſt du, Taſſo? Rede frei mit mir.

Taſſo.
Oft hört' ich ſagen, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hört' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich denken: edle Fürſten ſtreben
Nach reiner Hand: Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſcheu verzweifeln.
Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Princeſſin.
Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glückſlich Leben, mir durch euch.

Taſſo.
O lehre mich das Mäßige zu thun!
Gewöhnet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das ährlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Karſt und Wüſten ſcheidet der köſtlichen Männer
Sich unterſcheidet. Dieſes laſſen ſie.
Wenn wir gewaltſam Weg' auf Wege ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſt und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir bedrängten armen Kindern thun.
Mit Zeuſern und Geſchoß die Luft uns fällen.
Du haſt mich oft, o Göttliche, erhoben,
Und wie die Sonne, troſtreich dein Blick
Den Thau von meinen Augenlidern ab.

Princeſſin.
Es iſt ſehr billig, daß die Frauen ihr
Ans freundlichſte begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen;
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Taſſo.
Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig!
Es ſchwebt mein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzieht.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben;
Tancredens Heldenmuth zu Chlorinden,
Erminiens ſtille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Demuth Noth,
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied beſchrieben anvertraut?

Princeſſin.
Und ſoll ich dir noch einen Vorzug ſagen,
Den unvermerkt ſich dieſes Lied erſchleicht?
Es lockt und nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verſtehn,
Was wir verſtehn, das können wir nicht tadeln,
Und ſo gewinnt uns dieſes Lied zuletzt.

Taſſo.
Welch einen Himmel öffnet du vor mir,
O Fürſtin! Macht mich dieſer Glanz nicht blind,
So ſeh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niederſtreben.

Princeſſin.
Nicht weiter, Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unſer eigen werden.
So ſagt man, ſey die Tugend, ſey die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl!

Zweiter Auftritt.

Taſſo.
Iſt dir's erlaubt die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt du's umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen was ſie ſprach?
Und haſt du Zeugen, dieſe ſtummen Zeugen
Das höchſten Glückes zu fürchten? Es erbebt
Die Sonne ſich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen ſich nicht verglichen.
Hernieder ſtrigend hebt die Göttin ſchnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt ſich meinem Auge, welches Reich!
Wie köſtlich wird der beiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah,
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.
Der Blindgeborne denke ſich das Licht,
Die Farben wie er will; erſcheinet ihm
Der neue Tag, iſt's ihm ein neuer Sinn.
Von Mark und Ahnung, freudetrunken ſchwankend
Betret' ich dieſe Bahn. Du eilteſt mir vor,
Du eilteſt, wie Erd' und Himmel uns Geſchenke
Mit vollen Händen überwältig reichen,
Und forderſt wieder, was von mir zu fordern
Nur eine ſolche Gabe dich berechtigt.
Ich ſoll entbehren, ſoll mich mäßig zeigen.

Amtmann.

Man iſt wie man's treibt.

Schattenſpielmann.

Orgelum, Orgeley!
Dudeldumdey!
Lichter weg! mein Lämpchen nur,
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
In's Dunkle da, Mesdames.

Doctor.

Von Herzen gern.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley! :,:
Ach wie ſie is alles dunkel!
Finſternis is,
War ſie all wüſt und leer,
Hab ſie all nicks auf dieſer Erd geſehe.
Orgelum :,:
Sprach ſie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da reinbricht!
Wie ſie all durk einander gehn,

Und so verdienen, daß du mir vertrauft.
Was that ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich thun, um ihrer werth zu sein?
Sie konnte dir vertraun, und dazu bist du's.
Ja, Fürstin, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willst, denn ich bin dein!
Sie sende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzusuchen, reiche
Im stillen Hain die goldne Leier mir.
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr soll ich, teilend soll sie mich besitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für Sie.
O hätt' ein tausendfaches Werthen mir
Ein Gott geschenkt, dann reicht' ich dann gewiß
Die unaussprechliche Verehrung aus.
Des Malers Pinsel und des Dichters Lippe,
Die sibylle die je von frühem Honig
Genährt war, wünscht' ich mir. Nein, lästig soll
Nicht Tasso zwischen Bäumen, zwischen Menschen
Sich einsam, schwach und trübsinnig verlieren:
Er ist nicht mehr allein, er ist mit Dir.
O daß die ehrlie der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf.
Unmittelbar mit einer edeln Schaar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Verstiger, warum verbarg dein Mund
Nicht das was du empfandst, bis du dich wertth
Und werther ihr zu Füßen legen konntest?
Das war dein Verlag, war dein klüger Wunsch.
Doch sey es auch: Viel schöner ist es, rein
Und unverdient ein solch Geschenk empfangen.
Als bald und bald zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt:
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, liebe Zukunft hin!
— Zerreiße Brust! — O Wetterung des Glücks,
Hegionäische diese Pflanze doch einmal!
Sie strebt zum Himmel, tausend Zweige dringen
Auf ihr hervor, entfalten sich zu Blüthen.
O daß sie Frucht, o daß sie Freude bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Sommer
Aus ihren frischen, reichen Aesten breche!

Dritter Auftritt.

Tasso. Antonio.

Tasso.

Sey mir willkommen, den ich gleichsam jetzt
Zum ersten Mal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen:
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth.
Dir darf ich ohne Zögern Herz und Hand.
Und hoffe, daß auch du mich nicht verschmähst.

Antonio.

Freudig bietest du mir solche Gaben.
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich soll.
Drum laß mich zögern eh ich sie ergreife.
Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dasjenige
Ein Gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht bereitt und nicht unkenntbar scheinen:
Laß mich für beide klug und sorgsam sein.

Tasso.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie sehr sie nützlich sei:
Doch schöner ist's, wenn und die Seele sagt,
Wo wir der feinen Vorsicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder sein Gemüth,
Weiß er den Fehler selbst zu büßen hat.

Tasso.

So sey's! Ich habe meine Pflicht gethan:
Der Fürstin Wort, die uns zu Freunden wünscht.
Hab' ich verehrt und mich der vorgestellt.
Nachhalten darfst' ich nicht. Antonio: sage gerad,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn sein.
Zeit und Bekanntschaft beiden doch vielleicht
Die Gabe wärmer fordern, die du jetzt
So kalt bei Seite lehnst und still verschmähst.

Antonio.

Der Mißtrau wird bisweilen fälschlich genannt
Von Menschen, die sich warm vor andern glauben.
Weil sie die Hitze fliegend überfällt.

Tasso.

Du tadelst was ich tadle, was ich meide.
Auch ich verstehe wohl, so jung ich bin.
Der Herzlichkeit die Dauer vorzuziehen.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe stets auf diesem Sinne.

Tasso.

Du bist bereitwillig mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es fehlt Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundin an der Seite.
Doch glaube nur, es bereut ein stilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung.
Und übt sich ingeheim an jedem Guten.
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäftigen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen: denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jeden was er sei.

Tasso.

Mir Beifall und Verehrung bör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkst du wohl bei diesen Worten
Ganz etwas anders, als ich sagen will.

Tasso.

Auf diese Weise rücken wir nicht näher.
Es ist nicht klug, es ist nicht wohl gethan.
Vorsätzlich einen Menschen zu verkennen.
Er sei auch wer er sei. Der Fürstin Wort
Bekennt' es kaum, kennt das' ich dich erkannt:
Ich weiß das du das Gute wußt und schaffst.
Dem eignen Scharfblick läßt dich unbesorgt:
An Andre denkst du, Andern stellst du bei.
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein stetes Herz. So seh' ich dich.
Und was wär' ich, genug ich der nicht entgegen?
Stark' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem versicherten Schatz, den du bewahrst?
Ich weiß, es rennt dich nicht, wenn du dich öffnest:
Ich weiß du bist mein Freund, wenn du mich kennst:
Und einen solchen Freundes bedürft' ich lange.
Ich schäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Pforte mir und uns Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Brust,
Und weihe mich, den Raschen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Antonio.

In Einem Augenblicke forderst du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Tasso.

In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fordern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menschen zu verbinden eifert.
Und soll ich dir noch einen Namen nennen?
Die Fürstin hofft's. Sie will's — Eleonore.
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunsch entgegengehn!
Laß uns verbunden vor die Göttin treten.
Ihr unsern Dienst, die ganze Seele bieten,
Vereint ihr sie das Würdigste zu thun.
Noch einmal! — Hier ist meine Hand! Schlag ein!
Tritt nicht zurück, und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wollust,
Die schönste guter Menschen, sich dem Bessern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.

Du setzt mir rollen Segeln! Scheint es doch
Du bist gewohnt zu siegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ja gönne jeden Wunsch und jedes Glück
Die gern; allein ich sehe nur zu sehr,
Wir stehn zu weit noch von einander ab.

Tasso.

Es sey an Jahren, an gereiftem Werth:
An freiem Muth und Willen weich' ich Keinem.

Antonio.

Der Wille leert die Thaten nicht herbei;
Der Muth stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt,
Und oft entehrt ein Würger eine Krone.
Doch giebt es leichte Kränze. Kränze giebt es
Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Tasso.

Was eine Gottheit diesem frei gewährt
Und jenem streng versagt, ein solches Gut
Erreicht nicht jeder wie er will und mag.

Antonio.

Scheelt es dem Glück vor andern Göttern zu,
So thu' ich's gern, denn seine Wahl ist blind.

Tasso.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde,
Und schließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Bedächtige!
Er bietet ihm hundert Augen fürs Verdienst
Und kluge Wahl und strenge Sorgfalt an.
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er hatte gnadiglich Geschenk für Lohn.
Zusammen Putz für wohlverdienten Schmuck.

Tasso.

Du traumst nicht deutlicher zu seyn. Es ist genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne
Fürs ganze Leben dich. O kennte so
Dich meine Fürstin auch! Verschwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richtest sie vergebens nach dem Kranze.
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erst so groß, wie ihn nicht zu beneiden!
Dann darfst du mir vielleicht ihn streitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchste Gut:
Doch weise mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich strebe, reihe mir den Helden,
Den dem mir die Geschichten nur erzählten;
Den Dichter stell' mir vor, der sich Homeren,
Virgilien sich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr gesagt ist, zeige mir den Mann,
Der dreifach diesen Lohn verdiente, den
Die schöne Krone dreifach mehr als mich
Beschämte: dann sollst du mich unbeneidt sehn
Vor jener Gottheit, die mich so begabte;
Nicht eher stünd' ich auf, bis sie die Zierde
Von meinem Haupt auf seins hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibst du freilich ihrer werth.

Tasso.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürst mich würdig achtete,
Die meiner Fürstin Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begrinsen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die rasche Gluth
Nicht dir zu mir, noch dir an diesem Orte.

Tasso.

Was du hier erlaubst, das ziemt auch mir.
Und ist die Wahrheit wort von hier verbannt?
Ist im Palast der freie Geist gekerkert?
Hat hier ein edler Mensch nur Druck zu dulden?
Wird dämlich, hier ist die Hoheit erst am wirrem Platz.
Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
Der Großen dieser Erde nicht erfreun?
Sie darf's und soll's. Wir nahen uns dem Fürsten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie sie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt:
Wie seiner Spinne sammetgleich Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Antonio.

Du zeigst mir selbst mein Recht dich zu verschmähn!
Der ehrenvolle Knabe will des Mannes
Vertrauen und Freundschaft mit Gewalt erzwingen!
Unhöflich wie du bist, hältst du dich gut?

Tasso.

Viel lieber was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio.

Du bist noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines bessern Wegs belehren kann.

Tasso.

Nicht jung genug, vor Thoren mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bandigen, alt genug.

Antonio.

Wo Lippenspiel und Saitenspiel entscheiden,
Zieht du als Held und Sieger wohl davon.

Tasso.

Verwegen wär' es, meine Faust zu rühmen,
Denn sie hat nichts gethan; doch ich vertrau' ihr.

Antonio.

Du traust auf Schonung, die dich nur zu sehr
Im freien Laufe deines Glücks verzog.

Tasso.

Daß ich erwachsen bin, das fühl' ich nun.
Mit dir am wenigsten hört' ich gewünscht
Das Waffenspiel der Waffen zu versuchen;
Allein du schürest Gluth auf Gluth, es kocht
Das innre Mark, die sämmtliche Breier
Der Rache siedet schäumend in der Brust.
Bist du der Mann der du dich rühmst, so steh' mir.

Antonio.

Du weißt so wenig wer, als wo du bist.

Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standesehr' und Würden schlimmst sie ein;
Doch wird man auch bei diesem letzten Spiele
Ins künftige nicht so bedenklich seyn.

(Der erdliche Höllenrachen thut sich links auf.)

Echsäume fassen; [illegible] des Schlundes
Entquillt der Feuer[illegible] in Muth,
Und in dem Siede[illegible] des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenlauge in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung schlägt hervor bis an die Zähne.
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an;
Doch kolossal zerknirscht sie die Hyäne
Und sie erneuen ängstlich heiße Bahn.
Im Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Greifbarkeit im engsten Raum!
Ihr thut sehr wohl die Sünder zu erschrecken,
Sie hatten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dickteufeln vom kurzen, straden Horne.)

Nun wamslige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht so recht vom Höllenschwefel feist;
Fledermausartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert ob's wie Phosphor gleißt:
Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln.
Die rupft ihr aus, so ist's ein garstiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich sie besiegeln.
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbelsturm.

Paßt auf die niedern Regionen.
Ihr Schlünde, das ist eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel ist sie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht sie wischt euch dort heraus.

(Zu den Dürrteufeln vom langen, krummen Horne.)

Ihr Zirkelfange, fühlemännische Riesen!
Greift in die Luft, verfaßt euch ohne Rast;
Die Arme strack, die Klauen scharf gewiesen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es ist ihr Lüsterschlecht im alten Haus,
Und das Genie es will gleich obenaus.

Glorie von oben, rechts.

Himmlische Heerschaar.

Folget Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Zugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben,
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des wertenden Zugs.

Mephistopheles.

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper.
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es ist das pädisch-mädchenhafte Geklimper.
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverruchten Stunden.
Vernichtung sannen menschlichem Geschlecht:
Das Scheußlichste was wir erfunden
Ist ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißnerisch, die Laffen!
So haben sie aus manchen weggeschnappt.
Betrügen uns mit unsern eignen Waffen;
Es sind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
Und Grad heran und paßt fest am Rande!

Chor der Engel.
(Rosen streuend.)

Rosen, ihr blendenden,
Balsam verheißendes!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweigelnde Kelchlein,
Knospenentfaltende,
Eilet zu blühn.

Frühling entsprieße!
Purpur und Grün;
Trage Paradiese
Dem Ruhenden hin.

Mephistopheles.
(zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? ist das Höllenbrauch?
So haltet Stand und faßt sie Ernsten.
An seinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl mit solchen Blümeleien
Die heißen Teufel einzuseuerien;
Das schmitzt und schrumpft vor eurem Hauch.
Nun puffet, Pfeffricke! — Genug, genug!
Vor eurem Brodem bleicht er samt Flug —
Nicht so gewaltsam! schlechter Maut und Nasen!
Fürwahr, ihr habt zu stark geblasen.
Das ihr doch nie die rechten Maße kennt!
Das schrumpft nicht nur, es brännt sich, dorrt,
es brennt!
Schon schwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, brännt euch fest zusammen! —
Die Kraft erlischt! dahin ist aller Mutt!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelglut.

Engel.

Blüthen die seligen,
Flammen die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne verreiten sie,
Herz wie es mag.
Worte die wahren,
Aerger im Klaren
Ewigen Scharen
Ueberall Tag!

Mephistopheles.

O Fluch! o Schande solchen Tröpfen!
Satane stehen auf den Köpfen.
Die Plumpen schlagen Rad auf Rad
Und stürzen drüchlings in die Höhe.
Gesegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —
(Sich mit den schwebenden Rosen herumschlagend.)
Irrlichter fort! Da! leuchte noch so stark.
Du bleibst gefaßt zu einer Gallert-Quarre.
Was flatterst du? Willst du euch packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel. Chor.

Was euch nicht angehört
Müßet ihr meiden.
Was euch das Innre stört
Dürft ihr nicht leiden.
Drinnt es gewaltig ein,
Müßen wir thätig sein.
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephistopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt.
Ein übernatürlich Element!

Weit spitzer als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr so unachtsam,
Unglückliche Verliebte! die verschmäht,
Verbrechen Hülfe nach der Liebsten späht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geschwornen Streite!
Der Anblick war mir sonst so feindlich scharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgetrauert?
Ich mag sie gerne sehn die allerliebsten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht suchen darf? —
Und wenn ich mich betrüben lasse,
Wer denkt denn sämtlichen der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich hasse,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Ihr schönen Kinder laßt mich wissen:
Sind ihr nicht auch von Lucifers Geschlechte?
Ihr seyd so hübsch, fürwahr ich möcht' euch küssen.
Mir ist's als kommt ihr eben recht.
Es ist mir so behaglich, so natürlich,
Als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn;
So teuflisch-lüstenhaft begierlich;
Mit jedem Blick aufs neue sodmer sehn.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen schon, warum weichst du zurück?
Wir nähern uns und wenn du kannst so bleib.
(Die Engel nahmen, umhergehend, den ganzen Raum ein.)

Mephistopheles
(der ins Proscenium gedrängt wird).

Ihr schlitzt uns verdammte Geister,
Und seyd die wahren Hexenmeister;
Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Ist dies das Liebeselement?
Der ganze Körper steht in Feuer.
Ich fühle kaum daß es im Nacken brennt. —
Ihr schwanket hin und her, so senkt euch nieder,
Ein bischen weltlicher bewegt die holden Glieder;
Fürwahr der Ernst steht euch recht schön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln sehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine so, wie wenn Verliebte blicken.
Ein kleiner Zug am Mund so ist's getan.
Du langer Bursche, dich mag ich am liebsten leiden.
Die Prachtmamme will doch gar nicht weichen.
Se sieh' mich doch ein wenig lüstern an!
Auch könntet ihr anständigmachter gehen.
Das lange Faltenhemd ist überflüssig —
Sie wenden sich — Von hinten anzusehen! —
Die Racker sind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die sich verdammen
Heilet die Wahrheit;
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Um in dem Allverein
Selig zu seyn.

Mephistopheles (sich fassend).

Wie wird mir! — Heraustrieb, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut.
Und triumphirt jauchzend wenn er sich ganz durchschaut.
Wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut:
Gerettet sind die edlen Teufelsteile.
Der Liebesgift er wirkt sich auf die Haut;
Schon ausgetannt sind die verruchten Flammen.
Und, wie es sich gebührt, flucht ich euch allzusammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preist;
Lust ist gereinigt,
Athme der Geist!
(Sie erheben sich. Jenseits Unterirdisches entfernend.)

Mephistopheles (sich umsehend).

Doch wie? — wo sind sie hingezogen?
Unmündiges Volk du hast mich überrascht.
Sind mir der Beute binnenwärts entflogen;
Drum haben sie an dieser Gruft genascht!
Mir ist ein großer einziger Schatz entwendet;
Die hohe Seele die sich mir verpfändet
Die haben sie mir pfiffig weggerafft.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist betrogen in deinen alten Tagen.
Du hast's verdient, es gibt dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mitgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan;
Gemein Gesindel, absurde Liebschaft wandelt
Den aufgepichten Teufel an.
Und hat mit diesem kindischen Ding
Der Klugerfahrne sich beschäftigt.
Er ist fürwahr die Thorheit nicht gering
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.

Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten
(Gebirgauf vertheilt, gelagert zwischen Klüften).

Chor und Echo.

Waldung, sie schwankt heran,
Felsen, sie lasten dran,
Wurzeln sie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge spritzt,
Höhle die nächste schützt;
Löwen sie friedlich stumm:
Freundlich um uns herum.
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebesbort.

Pater ecstaticus
(auf und abgehend).

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebverlangen,
Sehender Schmerz der Brust,
Schäumende Gottes-Lust,
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,
Keulen zerschmettert mich,
Blitze durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige
Alles verschwinde,
Glänze der Ewigkeit
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus
(tiefe Region).

Die Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lasten nur,
Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Flut.

Wie Kraft, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächtige Liebe
Die alles bildet, alles hegt.

Ist um mich her ein wildes Brausen
Als woste Wald und Felsengrund!
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund.
Berufen gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederfolgt
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug.
Sind Liebesboten, sie verkünden
Was ewig schaffend uns umwallt.
Mein Innres mög' es auch entzünden
Wo sich der Geist, verworren, hält,
Verzaubelt in stumpfer Sinne Schranken,
Schmerzanschließt'nem Kettenschmerz.
O Gott! beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz.

Pater Seraphicus
(mittlere Region).

Welch ein Morgenwölkchen schwebet
Durch der Tannen schwankend Haar!
Ahn' ich was im Innern lebet?
Es ist junge Geisterschaar.

Chor seliger Knaben.

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir sind?
Glücklich sind wir, allen allen
Ist das Dasyn so gelind.

Pater Seraphicus.

Knaben! Mitternachts Geborne,
Halb erschlossen Geist und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn,
Daß ein Liebender zugegen
Fühlt ihr wohl, so naht euch nur:
Doch von schroffen Erdewegen,
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meinen Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an.
(Er nimmt sie in sich.)
Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der abestürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das ist mächtig anzuschauen;
Doch zu düster ist der Ort.
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen,
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höherem Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie nach ewig reiner Weise,
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung
Die im freiesten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor seliger Knaben
(um die höchsten Gipfel kreisend).

Hände verschlungen
Freudig zum Ringverein,
Reget euch und singet
Heilige Gefühle drein;
Göttlich belehret
Dürft ihr vertrauen,
Den ihr verehret
Werdet ihr schauen.

Engel
(schwebend in der höhern Atmosphäre, Faustens Unsterblichen tragend).

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngern Engel.

Jene Rosen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Diesen Seelenschatz erbeuten.
Böse wichen als wir streuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenstrafen
Fühlten Liebesqual die Geister;
Selbst der alte Satans-Meister
War von spitzer Pein durchdrungen,
Jauchzet auf! es ist gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Die jüngern Engel.

Nebelnd um Felsenhöh'
Spür' ich so eben,
Regend sich in der Näh',
Ein Geister-Leben.
Die Wölkchen werden klar.
Ich seh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis gesellt,
Die sich erladen
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sey er zum Anbeginn
Steigendem Vorgewinn,
Diesen gesellt!

Die seligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Diesen im Purpurland;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus
(in der höchsten, reinlichen Zelle).

Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben,
Dort sieht Frau vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mitinnen
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich seh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich, im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimniß schauen.
Billige was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unser Muth
Wenn du dehr gebietest,
Plötzlich mildert sich die Gluth
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Um sie verschlingen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Büßerinnen.
Ein zartes Wölkchen,
Um Ihre Knie'
Den Aether schlürfend,
Gnade bedürfend.

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.
Ihr die Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem glattem Boden?
Wen verdirbt nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Mater gloriosa
(schwebt einher).

Chor der Büßerinnen.

Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII, 36).

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balsam fließen,
Trotz des Pharisäer-Hohnes;
Beim Gefäße das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken die so weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV.).

Bei dem Brunn, zu dem schon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft berühren;
Bei der reinen reichen Quelle,
Die nun dorther sich ergießet,
Ueberflüssig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum).

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke stieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb;
Bei dem seligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb —

Zu dreien.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

Una Poenitentium
(sonst Gretchen genannt. Sich anschmiegend).

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben
(in Kreisbewegung sich nähernd).

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Erdenbühnen;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerin sonst Gretchen genannt.

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben
So gleicht er schon der hellen Schaar.
Sieht wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren.
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater gloriosa.

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet folgt er nach.

Doctor Marianus
(auf dem Angesicht anbetend).

Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seltnem Geschick
Dankend umwarten.
Werde jeder bess're Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergänglische
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;

Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

Paralipomena zu Faust.

Faust's Studirzimmer.

Mephistopheles.

Wenn du von außen aufgeſtattet biſt,
So wird ſich alles zu dir drängen:
Ein Kerl der nicht ein wenig eitel iſt
Der mag ſich auf der Stelle hängen.

Mephistopheles.

Sehr mir nur ab wie man vor Leute tritt:
Ich komme luſtig angezogen,
So iſt mir jedes Herz gewogen.
Ich lache, gleich lacht jeder mit.
Ihr müßt wie ich nur auf euch ſelbſt vertrauen
Und denken daß hier was zu wagen iſt.
Denn es verzeihen ſelbſt gelegentlich die Frauen
Wenn man mit Anſtand den Reſpect vergißt.
Nicht Wünſchelrutte, nicht Alraune,
Die beſte Zauberei liegt in der guten Laune;
Bin ich mit allen gleich geſtimmt.
So ſeh' ich nicht daß man was übel nimmt:
Drum friſch and Werk und zaubert mir mich flange.
Das Vorbereiten macht mir bange.

Disputation.

Halbchor, andere Hälfte. Tutti der Studenten. den Zuſtand ausdrückend. Das Gedränge, das Wogen, das Aus- und Einſtrömen.

Wagner als Opponent. Macht ein Compliment. Einzelne Stimmen. Rector zum Pedell. Die Pedelle, die Ruhe gebieten.

Fahrender Scholasticus tritt auf. Schilt die Verſammlung. Chor der Studenten, bald, ganz. Schilt den Respondenten. Dieſer lehnt's ab.

Faust nimmt's auf. Schilt ſein Schwadroniren. Verlangt daß er articulire.

Mephistopheles thut's, fällt aber gleich ins Lob des Vagirens und der daraus entſtehenden Erfahrung.

Chor, bald.

Faust. Ungünſtige Schilderung des Vagantenlebens.

Chor, bald.

Mephistopheles. Kenntniſſe die dem Schulweſen fehlen.

Faust. γνωθι σεαυτόν. im ſchönen Sinne. Fordert den Gegner auf. Fragen aus der Erfahrung vorzutragen, die Faust alle beantworten wolle.

Mephistopheles. Gletſcher. Bologneſiſche Feuer. Fata Morgana. Thier. Menſch.

Faust. Gegenfrage. wo der ſchaffende Spiegel ſey.

Mephistopheles. Compliment, die Antwort ein andermal.

Faust. Schluß. Abdankung.

Chor als Majorität und Minorität der Zuhörer.

Wagners Sorge, die Geiſter möchten ſprechen, was der Menſch ſich zu ſagen ſcheute.

Auditorium.

Disputation.

Schüler
(von innen).

Laßt uns hinaus! wir haben nicht gegeſſen.
Wer ſprechen darf wird Speiſ' und Trank vergeſſen.
Wer hören ſoll wird endlich matt.

Schüler
(von außen).

Laßt uns hinein! wir kommen ſchon vom Kauen.
Denn uns hat das Convict geſpeiſ't.
Laßt uns hinein! wir wollen hier verdauen,
Uns feelt der Wein, und hier iſt Geiſt.

Fahrender Scholasticus.

Hinaus! Hinein! Und ferner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieſer Schwelle!
Hier außen Platz und laßt die innern fort,
Beſetzt dann den verlaſſ'nen Ort.

Schüler.

Der iſt vom fahrenden Geſchlechte.
Er renommirt, doch er hat Recht.

Mephistopheles.

Wer ſpricht von Zweifeln? laßt mich's hören!
Wer zweifeln will der muß nicht lehren;
Wer lehren will der gebe was.

Mephistopheles.

Und merke dir ein für allemal
Den wichtigſten von allen Sprüchen:
Es liegt die rein Gedenkniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.

Strauß.

Mephistopheles.

Der junge Herr iſt freilich ſchwer zu führen,
Doch als erfahrner Gouverneur
Weiß ich den Widerſinn zu regieren;
Und affectirt mich auch nichts mehr:
Ja laß ihn ſo in ſeinen Lüften wandeln,
Mag ich doch auch noch meinen Lüften handeln.
Ja rede viel und laß ihn immer gehn;
Iſt ja ein allzudummer Streich geſchehn,
Dann muß ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführet;
Doch giebt man gleich, indem man's reparirt,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Faust.

Wie man nach Norden weiter kommt
Da nehmen Ruß und Hexen zu.

Mephistopheles.

Mußt nur her und wär's ein Dudelsack!
Wir haben, wie manche edle Gesellen,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

Mephistopheles.

— — — — — — — — der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger,
Wie geht's — — — — — — —

Rattenfänger von Hameln.

Befinde mich recht wohl, zu dienen;
Ich bin ein wohlgenährter Mann,
Patron von zwölf Psalmistropinen,
Damen — — — — — — —

Harzgebirg.

Höhere Region.

Nach dem Intermezzo: Einsamkeit, Oede. Trompetenstöße. Blitze, Donner von oben. Feuersäulen. Rauch-Qualm. Feld der daraus hervorragt. Ist der Satan. Großes Volk unter. Versammlg. Mittel durchzudringen. Schaden. Geschrei. Lied. Sie stehen im nächsten Kreise. Man kann's vor Hitze kaum aushalten. Wer zunächst im Kreise steht. Satans Rede. Präsentation. Beleihungen. Mitternacht. Versinken der Erscheinung. Vulkan. Unverdientliches Auseinanderströmen, Brechen und Stürmen.

Gipfel des Brocken.

Der Satan auf dem Thron. Großes Volk unter. Faust und Mephistopheles im nächsten Kreise.

Satan
(vom Throne redend).

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken!
Die Ziegen sie —
Die Böcke sie —
Und wenn auch die Böcke
— — — — — — —
So kann doch die Ziege
Des Bocks nicht entbehren.

Chor.

Aufs Angesicht nieder,
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret sie gern.
Vernehmet die Worte:
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur.

Satan
(rechts gewendet).

Euch gewährt es zwei Dinge
So herrlich und groß;
Das glänzende Gold
— — — — — — —
Das eine verschaffet
Das andre verschlingt;
Drum glücklich wer beide
Zusammen erringt.

Eine Stimme.

Was sagte der Herr denn? —
Entfernt von dem Orte
Vernahm ich nicht deutlich
Die köstlichen Worte;
Mir bleibet noch dunkel
Die herrliche Spur.
Nicht seh' ich das Leben
Der tiefsten Natur.

Satan (links gewendet).

Für euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz:
Das leuchtende Gold
— — — — — — —,
Drum weiß euch ihr Weiber
Am Gold zu ergetzen.
— — — — — —
— — — — — — — —.

Chor.

Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nach strebt
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich stehe von ferne
Und spitze die Ohren,
Doch hab' ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Mephistopheles
(zu einem jungen Mädchen).

Was weinst du? art'ger kleiner Schatz,
Die Thränen sind hier nicht am Platz.
Du wirst in dem Gedräng wohl gar zu arg gestoßen?

Mädchen.

Ach nein! Der Herr dort spricht so gar entsetzt.
Vom Gold — — — — — —
Und alles freut sich wie es scheint;
Doch das verstehn wohl nur die Großen?

Mephistopheles.

Mein liebes Kind, nur nicht gemeint!
Denn wüßt du wissen was der Teufel meint,
So — — — — — — — — — — —.

Satan (statt' auf.)

Ihr Mädchen, ihr stehet
Hier grad in der Mitten;
Ich seh', ihr kommt alle
Auf Besinnen geritten:
Send reinlich bei Tage
— — — — —
So hört ihr's auf Erden
Am weitesten krachen.

Einzelne Audienzen.

Ceremonienmeister.

— — — — — — —
— — — — — — —

I.

und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen,
So küss' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Ceremonienmeister.

Die Frauen! das ist für ein Mal;
Du wirst dich weiter noch entschließen müssen.

X.

Was fordert denn das Ritual?

Ceremonienmeister.

Beliebt dem Herrn — — — — — zu küssen?

X.

Darüber bin ich unverlor'n,
Ich küsse hinten oder vorn.

Scheint oben meine Nase doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So seh' ich — — — — —
Das Universum zu verschlingen.
Was duftet — — — — —
So wohl kaum's nicht im Paradiese riechen.
Und dieser — — — — — —
Erregt den Wunsch hineinzukriechen.
Was soll ich mehr!

Beten.

Bataillon, du bist verrohet!
Hierdurch beleid' ich dich mit Millionen Seelen;
Und wer des Teufels — so gut wie du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelpfaffen fehlen.

Ein anderer Theil des Brockens.

Tiefere Region.

Hochgerichtserscheinung.

Gedränge. Sie erklettern einen Baum. Reden des Volkes. Auf glühendem Boden. Nacht des Zuges. Die Hände auf dem Rücken.

Erfang.

Wo fließet heißes Menschenblut:
Der Dunst ist allem Zauber gut.
Die graue und schwarze Brüderschaft
Sie schöpft zu neuen Werken Kraft.
Was denk't auf Blut ist uns genehm,
Was Blut vergießt ist uns bequem.
Um Glut und Blut umkreis't den Reich'n.
Im Glut soll Blut vergossen seyn.

Die Dirne winkt, es ist schon gut;
Der Schurke trinkt, es denk't auf Blut.
Der Blick, der Trank, er feuert an:
Der Dolch ist blank, es ist getban.
Ein Blutstaub rieselt wie allem,
Es lauern andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort.
Es reißt der Strom die Strähne fort.

Der Kopf fällt ab. Das Blut spritzt und fließt das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz vom Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Dem Aas der Herrn zu entgehen
Muß unser Wimpel flämmern wehen;
Das heißt brauchen sich zu wehren
Bei Pfaffen und bei Scorpionen.

Mormes Kätzchen weh' heran,
Wehr uns entgegen,
Denn du hast uns wohlgethan
Auf den Jugend-Wegen.

Landstraße.

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerdörfchen.

Faust.

Was giebt's, Mephisto, hast du Eil'?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Mephistopheles.

Mich darf niemand ums Gewissen fragen,
Ich schäme mich oft meines Geschlechts.
Sie meinen, wenn sie Teufel sagen,
So sagen sie was rechts.

Am Hofe des Kaisers.

Theater.

(Der Acteur, der den König spielt, scheint matt geworden zu seyn.)

Mephistopheles.

Brav, alter Fortunatus, alter Kauz! Dir ist übel zu Munde, ich bedaure dich von Herzen. Nimm dich zusammen. Noch ein paar Worte. Wir hören sodann deinen König wieder reden.

Kämmerer.

Dafür haben wir das Glück, die weisen Sprüche Ihro Majestät des Kaisers desto öfter zu vernehmen.

Mephistopheles.

Das ist was ganz anderes. Ew. Excellenz brauchen nicht zu protestiren. Was wir anderen Herrenmeister sagen ist ganz unpräjudicirlich.

Faust.

Still! still! er regt sich wieder.

Acteur.

Fahr' hin, du alter Schwan! fahr' hin! Ge sinnet sonst du für deinen letzten Gesang uns alles, was du Gutes gethan hast. Das Uebel was du thun mußtest ist klein — — — — —

Marschall.

Redet nicht so laut. Der Kaiser schläft. Ihro Majestät scheinen nicht wohl.

Mephistopheles.

Ihro Majestät haben zu befehlen, ob wir aufhören sollen. Die Geister haben ohnedies nichts weiter zu sagen.

Faust.

Was steht du dich um?

Mephistopheles.

Wo nur die Meerkatzen stecken mögen? Ich höre sie immer reden.

Es ist, wie ich schon sagte, ein — — — — —

Geschöpf.

Es sind heidnische Gesinnungen, ich habe dergleichen im Marc-Aurel gefunden. Es sind die heidnischen Tugenden.

Mephistopheles.

Und das sind glänzende Laster, und billig daß die Gefangenen deßhalb sämmtlich verdammt werden.

Kaiser.

Ich finde es hart; was sagt ihr, Bischof?

Bischof.

Ohne den Ausspruch unserer allweisen Kirche zu umgehen, sollte ich glauben, daß gleich — — —

Mephiſtopheles.

Verorden! Heimliche Tugenden? Ich hätte ſie gern geſtraft gehabt; wenn's aber nicht anders iſt, ſo wollen wir ſie vergeben. — Du biſt fürs erſte aſſeſſorirt und wiederr im Recht — —

(Sie verſchwinden ohne Geſtalt.)

Marſchall.

Recht ihr was?

Biſchof.

Ich nicht.

Mephiſtopheles.

Dieſe Art Geiſter ſtudirt nicht, meine Herren.

Am Hofe des Kaiſers.

Sphärere Scene.

Mephiſtopheles.

Ein Leibarzt muß ja allen taugen;
Wer Ärgern bei den Sternen an
Und endigen mit Hühneraugen.

Mephiſtopheles.

Das pöbelhaft höfiſche Geſchlecht
Iſt uns nur zum Verderb geboren.
Und hat ein armer Teufel einmal Recht,
So kommt's gewiß dem König nicht zu Ohren.

Klaſſiſche Walpurgisnacht.

Faust.

Du ſchärfe meiner Augen Licht,
Ihr tiefen Gauen ſpähet's zu Felde,
Wen Teufelin iſt die Frage nicht,
Wen Göttern iſt allhier die Rede.

Mephiſtopheles.

Das Ange fordert ſeinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was aufzuleiden,
Wenn man doch einmal lieben ſoll.

Freies Feld.

Mephiſtopheles.

Beſtände nur die Wechſelt mit der Jugend,
Und Republiken ewige Tugend,
So wär' die Welt dem höchſten Ziele nah.

Mephiſtopheles.

Nun! ſchäme dich daß du nach Ruhm verlangſt,
Ein Oberlatan bedarf nur Ruhm zu haben.
Gebrauche beſſer deine Gaben.
Statt daß du eitel vor den Menſchen prangſt.
Nach kurzem Lärm legt Fama ſich zur Ruh,
Vergeſſen wird der Held ſo wie der Lotterbube,
Der arbeit König ſchließt die Augen zu.
Und jeder Hund beſitzt gleich ſeine Grube.
Verniramid' dich ſo nicht das Geſchick
Der halben Welt in Kriegs- und Friedenswagen?
Und war ſie nicht ſo groß im letzten Augenblick
Als wie am erſten ihrer Herrſchertagen?
Doch kaum erbeut ſie ungefähr
Des Todes unverſtandenem Streiche,
So fliegen gleich, von allen Enden her,
Skarteen tauſendfach und bedten ihre Leiche.
Wer wohl verſteht was ſo ſich ſchickt und ziemt,
Verſteht auch ſeiner Zeit ein Kränzchen abzuziehen;
Doch biſt du nur erſt hundert Jahre berühmt,
So weiß kein Menſch mehr was von dir zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Und wenn ihr ſpielet, wenn ihr klagt,
Daß ich zu grob mit euch verfahre
— — — — — — — —
Denn wer euch heut recht derb die Wahrheit ſagt
Der ſagt ſie euch auf tauſend Jahre.

Mephiſtopheles.

Geh hin, verſuche nur dein Glück!
Und daß du dich recht durchgetummelſt,
So komme matt und lahm zurück.
Der Menſch vermimmt nur was ihm ſchmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Jrion von der Hölle,
Mit Königen vom Unſern der Perſon,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volk!

Faust.

Noch dießmal imponirt mir nicht
Die tiefe Macht mit der du gern geräuſcht,
Dein Tigerblick, dein mächtigſtes Geſicht.
So höre denn wenn du es niemals hörteſt:
Die Menſchheit hat ein fein Gehör.
Ein reines Wort erregt ſchöne Thaten;
Der Menſch fühlt ſein Bedürfniß nur zu ſehr
Und läßt ſich gern im Ernſte rathen.
Mit dieſer Andſicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Mephiſtopheles.

So gehe denn mit deinen ſchönen Gaben!
Mich freut's wenn ſich ein Thor um andre Thoren
zankt;
Denn Rath denkt jeglicher genug bei ſich zu haben.
Geiſt fühlt er einer wenn's ihm fehlt.

Mephiſtopheles.

Warum man ſich doch ängſtlich müht und plagt,
Das iſt gewöhnlich abgeſtanden.
Zum Beiſpiel unſer tägliches Brod
Das iſt nun einem nicht das feinſte.
Auch iſt nichts abgeſchmackter als der Tod
Und grade der iſt das Gemeinſte.

Vor dem Palaſt.

Mephiſtopheles.

Das Leben, wie es eilig flieht,
Nehmt ihr genau und ſtets genauer,
Und wenn man es beim Licht beſieht,
O'nügt euch am Ende ſchon die Dauer.

Mephiſtopheles.

So ruhe denn an deiner Stätte!
Sie weiden das Paradebette,
Und, eh das Sechzehn ſich entrafft,
Sieht einen neuen Körper ſchaft.
Verſtuhl' ich einen die gewonnene Wette.
Nun freu' ich mich auf große Zeit
Wie ſich der Herr vermehren läßt.

Mephiſtopheles.

Nein! dießmal gilt dein Weiſen und dein Bleiben:
Der Reichsverweſer* herrſcht vom Thron.
Ihn und die Seinen freu' ich ſchon,
Sie wiſſen mich, wie ich die Ratten, zu vertreiben.

* Chriſtus.

Die Element alle vier,
In ſechs Tag alles gemacht is,
Sonn, Mond, Stern, Baum und Thier,
Orgelum, orgeley!
Dudeldumdey!
Steh ſie Adam in die Paradies,
Steh ſie Eva, hat ſie die Schlang verführt,
Rausgejagt,
Mit Dorn und Diſteln
Geburtsſchmerzen geplagt,
O weh!
Orgelum :,:
Hat ſie die Welt vermehrt
Mit viel gottloſe Leut,
Waren ſo fromm vorher!
Habe geſunge, gebett!
Glaube mehr an keine Gott,
Is 'e Schand und 'e Spott!
Seh ſie die Ritter und Damen
Wie ſie zuſammen kamen,
Sich begeh, ſich begatte
In alle grüne Schatte,

Künstlers Erdewallen.

Drama in zwei Acten.

Erster Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künstler an seiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer fleischigen, plötzlichen, dauernt schielenden Frau aufgestellt. Beim ersten Pinselstrich sept er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das schändliche, verzerrte Gesicht!
(Er thut das Bild bei Seite.)
Soll ich so verderben den himmlischen Morgen!
Da sie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! köstbare Kleinen!
(Er tritt ans Fenster.)
Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieses Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie selig, dir entgegen zu weinen!
(Er sept ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffeiel.)
Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erstes Jugendglück,
Die ich in Seel' und Sinn, himmlische Gestalt,
Dich umfasse mit Bräutigams Gewalt,
We mein Pinsel dich berührt, bist du mein:
Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Sehnsucht! Königin der Welt!
Und ich soll dich lassen für feiles Geld?
Dem Thoren lassen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer scheckigen Wand?
(Er blickt nach der Kammer.)
Meine Kinder! — Göttin, du wirst sie segen
Du gehst in eines Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu segen,
Und ich trag' ihnen Brot heraus.
Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnst bei mir, Uranell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir versunken,
Führt' ich mich selig, an allen Sinnen trunken.
(Man hört in der Kammer ein Kind schreien.)
Ne! ä!

Künstler.

Lieber Gott!

Künstlers Frau erwacht.

'S is schon Tag!
Bist schon auf? Lieber, geh doch, sotlag
Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,
Daß ich dem Kindel koch' den Brei.

Künstler

(einen Augenblick vor seinem Bilde verweilend.)
Meine Göttin!

Sein ältester Knabe

springt aus dem Bette und läuft barfuß hervor.
Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künstler.

Wie lang'?

Knabe.

Was?

Künstler.

Bring' klein Holz in die Küch'.

Zweiter Act.

Künstler.

Wer klopft so gewaltig? Fripel, schau.

Knabe.

Es ist der Herr mit der dicken Frau.

Künstler

(stellt das ledige Porträt wieder auf).
Da muß ich thun als hätt' ich gewalt.

Frau.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künstler.

Das thut's ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr.

Da kommen wir ja zurecht.

Madame.

Hab' heut geschlafen gar zu schlecht.

Frau.

O die Madam sind immer schön.

Herr.

Darf man die Stück' in der Eil' besehn?

Künstler.

Sie machen Sich staubig. (Zu Madame.) Belieben Sich niederzulassen!

Herr.

Sie müssen sie recht im Geiste fassen.
Es ist wohl gut, doch so nicht.
Daß es einen von dem Tuch anspricht.

Künstler (seitwärts).

Es ist auch darnach ein Angesicht.

Der Herr

(nimmt ein Gemälde aus der Ecke).
Ist das Ihr eigen Bildniß hier?

Künstler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madame

(einen flüchtigen Blick darauf werfend).
O gar sehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Manzeln mehr.

Frau

(mit dem Korbe am Arm, heimlich).
Gieb mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künstler.

Ich hab' nichts.

Frau.

Dafür kauft man einen Quart.

Künstler.

Da!

Herr.

Aber Ihre Manier ist jetzt gröber.

Künstler.

Das eine wird schlimmer, das andre besser.

Herr (zur Gesellschaft gewendet).

So! so! da an dem Nasenbug'
Und die Augen sind nicht feurig g'nug.

Künstler (vor sich).

O mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muse

(ungesehn von andern, tritt zu ihm).

Mein Sohn, fängst jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Mensch sein Joch;
Ist sie gartig, bezahlt sie doch!
Und laß den Kerl tadeln und schwätzen:
Hast Zeit genug dich zu ergetzen
An dir selbst und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinsel quillt.
Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben.
Wird man die Rub erst willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man sich thut nach der Erde sehnen.
Die schmeckt das Essen, Lieb' und Schlaf.
Und bist nicht reich, so bist du brav.

Künstlers Apotheose.

Drama in einem Acte.

Es wird eine prächtige Gemäldegalerie vorgestellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Personen auf und ab. An einer Seite sitzt ein Schüler, und ist beschäftigt ein Bild zu copiren.

Schüler

(indem er aufsteht, Palette und Pinsel auf den Stuhl legt und dahinter tritt).

Da sitz' ich hier schon Tage lang,
Mir wird's so schwül, mir wird's so bang',
Ich male zu und streiche zu,
Und setze kaum mehr was ich thu',
Gezeichnet ist es durchs Quadrat;
Die Farben, nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Abm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein genestelter Mann,
Und sehe hin und sehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freies Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;
Was reizend steht und sitzt und geht,
Ist hier gewunden und gedreht;
Was dort durchsichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Torf aussieht.
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht.
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht sehe was mir fehlt.

Ein Meister tritt hinzu.

Mein Sohn, das hast du wohl gemacht,
Mir Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du siehst, wie wahr ich stets gesagt:
Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleiße zwingt,
Um desto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirst sehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr seyd zu gut und sagt mir nicht,
Was alles diesem Bild gebricht.

Meister.

Ich sehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich selber treibst,
Nicht gern auf einer Stufe bleibst.
Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein andermal besprechen.

(Entfernt sich.)

Schüler (das Bild ansehend).

Ich habe weder Ruh' noch Rast,
Bis ich die Kunst erst recht gefaßt.

Ein Liebhaber tritt zu ihm.

Mein Herr, mir ist verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verschwenden,
Und auf dem rechten Wege sich
Schnurstracks an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur ist aller Meister Meister!
Sie zeigt und erst den Geist der Geister,
Läßt uns den Geist der Körper sehn,
Lehrt jedes Geheimniß und verstehn.
Ich bitte, lassen Sie Sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie sind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir schon oft gesagt.
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir stets ein großes Fest:
Auch ist nur dies und jen's gelaßt;
Doch höret mich ich mit Protest.
Mit Scham und Schande weggeschickt.
Kaum wag' ich es ein andermal;
Es ist nur Zeit, die man verliert:
Die Blätter sind zu tolossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abgeirrt.

Liebhaber (sich wegwendend).
Nun seh' ich schon das Wo und Wie;
Der gute Mensch hat sein Genie!

Schüler (sich niedersetzend).
Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß ein andermal noch dran.

Ein zweiter Meister
tritt zu ihm, sieht seine Arbeit an und wendet sich um, ohne etwas zu sagen.

Schüler.
Ich bitt' euch, geht so stumm nicht fort,
Und sagt mir wenigstens ein Wort.
Ich weiß, ihr seyd ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunsch am allerersten stillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigstens durch meinen guten Willen.

Meister.
Ich sehe was du thust, was du gethan,
Verwundernd bald und bald voll Mitleid an.
Du scheinst zum Künstler mir geboren,
Hast weislich keine Zeit verloren:
Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig fest zu halten;
Du übst die angeborne Kraft,
Mit schneller Hand deinem Bild auszudrücken;
Es glückt dir schon und wird noch besser glücken;
Allein —

Schüler.
Verhehlt mir nichts!

Meister.
Allein du übst die Hand,
Du übst den Blick, nun üb' auch den Verstand.
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen;
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; ob man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Schüler.
Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meister gehen;
Allein, o Meister, der Verstand,
Der übt sich nur mit Leuten die verstehen.
Es ist nicht schön, für sich allein
Und nicht für Andre mit zu sorgen:
Ihr könntet vielen nützlich seyn,
Und warum bleibt ihr so verborgen?

Meister.
Man hat's bedauert heut zu Tag,
Als unter meine Zucht sich zu bequemen;
Das Lied, das ich so gerne singen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.
O sagt mir nur, es ich zu tadeln bin,
Daß ich mir diesen Mann zum Muster auserkoren?
(Er deutet auf das Bild, das er copirt hat.)
Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Ist es Verlust, ist es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergetze,
Ihn weit vor allen Andern schätze,
Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich stets nach ihm und seinen Werken übe?

Meister.
Ich tadl' es nicht, weil er fürtrefflich ist;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling bist:
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Eur' und Hast gewaltsam sich bewegen.
Der Mann ist vielfach groß, den du dir auserwählt,
Du kannst dich lang' an seinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunst, und nicht das Muster lieben.

Schüler.
Ich sähe nimmer mich an seinen Bildern satt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beschäft'gen sollte.

Meister.
Erkenne, Freund, was er geleistet hat,
Und dann erkenne, was er leisten wollte:
Dann wird er dir erst nützlich seyn,
Du wirst nicht alles neben ihm vergessen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Schüler.
So redet nur auch mehr davon!

Meister.
Ein andermal, mein lieber Sohn.

Galerie-Inspector tritt zu ihnen.
Der heut'ge Tag ist uns gesegnet,
O, welch ein schönes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köstlich, als ich keins gedacht.

Meister.
Von wem?

Schüler.
Sagt an, es ahnet mir.
(Auf das Bild zeigend, das er copirt.)
Von diesem?

Inspector.
Ja, von diesem hier.

Schüler.
Wird endlich doch mein Wunsch erfüllt!
Die heiße Sehnsucht wird gestillt!
Wo ist es? Laßt mich eilig gehn.

Inspector.
Ihr werdet's bald hier oben sehn.
So köstlich, als es ist gemalt,
So theuer hat's der Fürst bezahlt.

Gemäldehändler tritt auf.
Nun kann die Galerie doch sagen,
Daß sie ein einzig Bild besitzt.
Man wird einmal in unsern Tagen
Erkennen, wie ein Fürst die Künste liebt und schützt.
Es wird sogleich heraufgetragen;
Es wird erstaunen wer's erblickt.
Mir ist in meinem ganzen Leben
Noch nie ein solches Stück geglückt.
Mich schmerzt es fast es wegzugeben:
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.
(Man bringt das Bild der Braut Ursula herein und setzt es auf die Staffelei.)
Hier! wie es aus der Erdschaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm.
Hier braucht es keine Kunst noch List.
Seht, wie es wohl erhalten ist!
(Alle versammeln sich davor.)

Erster Meister.
Welch eine Praktik zeigt sich hier!

Zweiter Meister.
Das Bild, wie ist es überdacht!

Schüler.
Die Eingeweide brennen mir!

Liebhaber.
Wie göttlich ist das Bild gemacht!

Händler.
Im ſeiner trefflichſten Manier.

Inſpector.
Der goldne Rahm wird ſchon gebracht.
Geſchwind herbei! geſchwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale ſeyn.
(Das Bild wird in den Rahmen befeſtiget und wieder aufgeſtellt.)

Der Prinz
(tritt auf und beſieht das Gemälde.)
Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Caſſier
(legt den Beutel mit den Zechinen auf den Tiſch und ſeufzet.)

Händler (zum Caſſier).
Ich prüfe ſie erſt durchs Gewicht.

Caſſier (aufſtehend).
Es ſteht bei euch, doch zweifelt nicht.

Der Fürſt ſteht vor dem Bilde, die Andern in einiger Entfernung. Der Plafond eröffnet ſich, die Muſe, den Künſtler an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künſtler.
Wohin, o Freundin, führeſt du mich?

Muſe.
Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß iſt der Schauplatz deiner Ehre.

Künſtler.
Ich fühle nur den Druck der Atmoſphäre.

Muſe.
Sieh nur herab, es iſt ein Werk von dir,
Das jedes andre neben ſich verdunkelt,
Und zwiſchen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der erſten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinſten Stunden
Aus deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit ſtillem treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch ſelbſt die Meiſter lernen!
Ein junger Fürſt, er ſteht entzückt;
Er fühlt ſich im Beſitz von dieſem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann ſich nicht entfernen.
Sieh dieſen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel ſieht!
In ſeinem Auge glänzt das herrliche Verlangen,
Von deinem Geiſt den Einfluß zu empfangen.
So wirkſt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen:
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſtrebend ſtrebte.
So lebſt auch du durch ungemeſſ'ne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Künſtler.
Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zeus für ein ſchönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieſer Stunde ſchenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieſer Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn ſeine Liebſte fern und eingeſchloſſen weint;
Wer wagt es, ihm beglückt zu nennen?
Und wird er wohl ſich tröſten können,
Weil Eine Sonne ihn und ſie beſcheint?
So hab' ich ſtets entbehren müſſen,
Was meinen Werken nun ſo reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundin, mir, zu wiſſen,
Daß man mich nun bezahlt und verehrt?
O hätt' ich manchmal nur das Gold beſeſſen,
Das dieſen Rahm jetzt überprächtig ſchmückt,
Mit Weib und Kind mich herzlich ſatt zu eſſen.
War ich zufrieden und beglückt,
Ein Freund, der ſich mit mir ergetzte,
Ein Fürſt, der die Talente ſchätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloſter fand ich dumpfe Gönner;
So hab' ich, emſig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.
(Hinab auf den Schüler deutend.)
Und willſt du dieſen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinſt erheben,
So bitt' ich, ihm bei ſeinem Leben,
So lang' er ſelbſt noch kann und küſſen kann
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muſe liebt.
Wenn leicht und ſtill die frohen Tage fließen,
Die Ehre, die mich nun im Himmel ſelbſt betrübt,
Laß ihn dereinſt, wie mich, doch freudiger genießen.

Nauſikaa.

Ein Trauerſpiel.

Fragmentariſch.

Schema.

Erſter Aufzug.

1) Mädchen. Ballſpiel. 2) Ulyſſes allein. 3) Arete. Xanthe. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes.

III. Xanthe. Frühling neu. Arete. Bekenntniß. Bräutigams Zeit. Vater. Mutter.

IV. Gärten des Vaters. Erſtes Bedürfniß. Kleid. Hunger. Durſt.

V. Vorſicht ſeines Betragens. Unverheirathet.

Zweiter Aufzug.

1) Alkinous. 2) Alkinous. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes. Nereus.

I. Frühſte vom Sturm herunter geworfen. Blumen zerſtört. Latten zu befeſtigen. Sohn. Tochter.

II. Sohn. Geſchichte. Beſchreibung des Sturms. Anfahrt. Delphinen ꝛc.

III. Tochter. Wäſche ſelbſt für den Vater der reiter. Sie erblickt Ulyſſen.

IV. Ulyſſes als Gebärde des Ulyſſes. Aufnahme. Bitte der Heimfahrt. Bereitung des Nöthigen.

V. Ulyſſes. Nereus. Frage nach ſeinem Schickſale. Bitte ſeinen Gefährten zu helfen. Gegenſatz des Mannes der mit Gewalt, der mit Schätzen kommt.

Dritter Aufzug.

1) Arete. Xanthe. 2) Die Vorigen. Nereus. 3) Arete. 4) Ulyſſes. Arete. 5) Arete.

I. Ausſuchen der Kleider und Geſchenke. Lob des Ulyſſes. Erſcheinung der Leidenſchaft.

II. Nereus Lob des Ulyſſes. Männliches Betragen. Wille des Vaters, daß ihm Kleider und Geſchenke gegeben werden. Scherz des Bruders. Anſtand des Ulyſſes.

III. Und er ſoll ſcheiden.

IV. Frage, unverheirathet. Die ſchöne Gefangene. Er lobt ihr Land und ſchilt ſeines. Sie giebt ihm zu verſtehen, daß er bleiben kann.

Vierter Aufzug.

1) Alkinous. Die Aelteſten. 2) Die Vorigen. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes.

Fünfter Aufzug.

1) Arete. 2) Alkinous. Ulyſſes. Sohn. 3) Xanthe. 4) Alkinous. Ulyſſes. 5) Bote. 6) Alkinous. Ulyſſes. 7) Xanthe. 8) Die Vorige. Sohn. 9) Die Vorigen. Die Leute.

IV. Scheiden. Dank. Tochter läßt ſich nicht ſehen. Scham. Er ſoll ſie nicht falſch beurtheilen. Es ſey ſein eigen Werk. Ulyſſes. Vorwurf. Er will nicht ſo ſcheiden. Trägt ſeinen Sohn an. Arete will die Tochter nicht geben. Ulyſſes. Ueberredung. Alkinous will gleich. Ulyſſes will ſeinen Sohn bringen. Sie ſollen ſich wählen. Alkinous. Hochzeitlag. Aufſtattung.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Arete's Jungfrauen eine nach der andern.

Erſte (ſuchend).

Nach dieſer Seite flog der Ball! — Er liegt
Hier an der Erde. Sanft ſah' ich ihn auf
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still!
(Sie verbirgt ſich.)

Zweite.

Du haſt ihn fallen ſehn?

Dritte.

Gewiß, er fiel
Gleich hinter dieß Geſträuch im Bogen nieder.

Zweite.

Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich.

Zweite.

Wir ſahen es lief
Uns Arete ſehen, die ſchnelle, leicht voraus.

Erſte
(aus dem Gebüſch zugleich rufend und werfend).

Er kommt! er trifft!

Zweite.

Ai!

Dritte.

Ai!

Erſte (hervorkommend).

Erſchrickt ihr ſo
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amors Pfeilen
Euch in Acht, ſie treffen unverſehener
Als dieſer Ball.

Zweite (den Ball aufhebend).

Er ſoll: er ſoll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen.

Erſte (lachend).

Werft! ich bin ſchon weit!

Dritte.

Nach ihr! nach ihr!

Zweite (wirft).
Er trifft sie kaum, er springt
Ihr von der Erde nur vorgereimt nach.
Komm mit! Geschwind! daß wir bei Spiels so lang
Als möglich ist genießen, frei für uns
Nach allem Willen schwärmen. Denn ich fürchte
Bald eilt die Fürstin nach der Stadt zurück.
Ein ist sehr darum heitern Erdelingsbrauch
Nachbarlicher als sonst und fremd sich nicht
Mit uns zu lachen und zu spielen, wie
Ein stets gewohnt war. Komm! sie rufen schon.

Zweiter Auftritt.

Nipsse (und der Chöre vorige).

Und rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geflecht, ein laut Gespräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens?
Hier sah ich niemand! Scherzen durchs Gebüsch
Die Nymphen? oder ahnt der frische Wind,
Durch hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
In meiner Qual die Menschenstimmen nah?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Meeresgottes zu?
Ist's leer von Menschen; wehe mir Verlassen!
Wo will ich Speise finden, Kleid und Waffe?
Ist es bewohnt von rohen, unerbittlichen:
Dann wehe doppelt mir! denn für auch neun
Gelaste und Erzes dringend Geist und Hände.
O Weh! Verdorrtes o! Ihr fernen Sternerstern
Ihr hattet, ewig begleitend, mich gesammt:
So fehr' ich von der jehenjähr'gen Mühe
Des weltverachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger, der Sinnbezwinger!
Der Bettgenoß' unsterblich schöner Frauen!
Ins Meer versanken die erworbnen Schätze,
Und ach, die besten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang geübet.
Verschlungen hat der tausendfache Rachen
Des Meeres die Gefährten und allein,
Nackt und bekümmert jeder kleinen Hülfe,
Erbeb' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemessenen Schlaf. Ich irrte nicht!
Ich höre das Geschwätz vergnügter Mädchen.
O daß sie freundlich mir und zarten Herzens
Dem Vielgeplagten doch begegnen möchten.
Wie sie mich einst den Glücklichen empfingen!
Ich sehe recht! die schönste Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrten Weibe.
Den Sand des Ufers meidend nach dem Hause.
Verberg' ich mich so lange, bis die Zeit.
Die schickliche, dem klugen Sinn erscheint.

Dritter Auftritt.

Nausikaa. Eurymedusa.

Nausikaa.
Laß sie nur immer scherzen, denn sie haben
Schnell ihr Geschäft verrichtet. Unter Singen
Und Lachen spülte frisch und leicht die Welle
Die schönen Kleider rein. Die hohe Sonne,
Die allen hilft, verdürrete gar leicht
Das Ungereinte. Gefaltet sind die Schleier,
Die langen Kleider, deren Weg und Mann
Sich immer, rennend wandelnd, gern erfreut.
Die Körbe sich geschlossen, leicht und sanft
Bringt der bepackte Wagen uns zur Stadt.

Eurymedusa.
Ich gönne gern den Kindern ihre Lust,
Und was du weißt gefördert. Ja ich sah sie
Briefe am Flusse geben, feinen Theil
Am Spiele nehmen, nur gefällig ernst
Zu huldigen mehr als dich zu freuen. Darf
Ich — — —

Nausikaa.
Gestatt' ich dir, geliebte Herzensfreundin.
Warum ich heut so früh in deine Kammer
Gerreten bin, warum ich diesen Tag
So schön gefunden, unser weiblichstes
Geschäft so sehr beschleunigt. Roß und Wagen
Den meinem Vater bringend mir erbeten.
Warum ich jetzt auch still und sinnend wandle.
So wirst du löschen, daß mich hat ein Traum.
Ein Traum verführt, der einem Manne gleicht.

Eurymedusa.
Erzähle mir; denn alle sind nicht leer
Und ohne Sinn die schönen Gebilden
Der Nacht. Bedeutend sind' ich stets
Die sanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt.

Nausikaa.
So war der meine. Spät
Noch wacht' ich, denn mich hielt das Sausen
Des angetriebnen Sturms noch Mitternacht
Noch munter. — — — — — —
— — — — — — — —

Stockt die Thräne nicht
Die mir vom Auge fließt.

Dann schweigen sie und sehn einander an.

Und wie der arme letzte Brand
Von armer Herdes-Glut mit Asche
Des Abends überdeckt wird, daß er Morgens
Dem Hause Feuer gebe, lag
In Blätter eingescharrt . . .

Ein gottgesendet Uebel sieht der Mensch.
Der klügste, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hause.

Ulysses.
Zuerst verbarg' ich meinen Namen, denn
Vielleicht ist noch mein Name nicht . . . . .
Und dann nimmt der Name
Ulysses wie der Name jedes Knechts.

Nausikaa.
Du bist nicht von den trügnischen,
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Kunst Falschen ahnet und zuletzt verrogen
Sie unverrichtet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverlässiger Mann.
Sinn und Zusammenhang hat deine Rede, Sohn.
Wie einem Dichters Lied thut sie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort.

Nausikaa.
In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich umgetrieben vielgeplagten Mann

Zum freundlichſten empfangen . . .
Das ſchönſte Feld hat er ſein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Alters Lohn, ein täglich Vergnügen.
Dort drinnen reifen Früchten wieder Blüthen,
Und Frucht auf Früchte wechſeln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Citrone ſteht
Im dunklen Laube und die Feige folgt
Der Feige. Reich beſchattet iſt rings umher
Mit Aloe und Stachelfeigen
Daß die verwegne Ziege nicht genäſchig — —
— — — — — — — —

Dort wirſt du in dem ſchönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun.
Es rieſelt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gärtner tränket ſie
Nach ſeinem Willen.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
Und duftend ſchwebt der Aether ohne Wolken.

Und nur die höchſten Nymphen des Gebirgs
Erfreuen ſich des leicht gefallnen Schnee's
Auf kurze Zeit.

Du gibſt ihm gern den beſten, merk' ich wohl.

Du hältſt ihn doch für jung, ſprich, Tyche, ſprich!

Er iſt wohl jung genug, denn ich bin alt.
Und immer iſt der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefällt.

Der Mann, der einem ihm vertrauten Schatz
Vergraben . . . . . hatte der
Die Luft die jener hat, der Um dem Meer
Mit Klugheit unverraut und . . . .
Zehnjach beglückt nach ſeinem Hauſe kehrt.

Alkinous.

O theurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Buſen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einſt
Von meiner Tochter trennen wird. Vor dem Tag
Des Todes laſſen ſoll ich ſie
Und ſenden in ein fernes Land
Sie die zu Haus ſo wohl gepflegt — —.

Alkinous.

So werde jener Tag, der wieder dich
Mit deinem Sohn zurück zum Feſte bringt,
Der feierlichſte Tag des Lebens mir.

Fragmente einer Tragödie.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Tochter ſitzend, halb träumend; die Gegenwart ihres Geliebten, ſeine Thaten, ihre Verhältniſſe mit Vergnüglichkeit ausſprechend.

Sodann gewahrwerdend der beſchränkten Gegenwart, gedenkend und erpreſſend den Zuſtand, das Verhältniß zum Vater u. ſ. w.

Eine Art von beſonderem Aufmerken, daß das Gewöhnliche außenbleibt: Sprite, Trank, Del u. ſ. w.

Zweite Scene.

Verwegung im Hintergrund.

Eginhard mit Fackeln. Enthuſiaſtiſches Erkennen. Unbegreifliches daß ſie um ſeinetwillen eingekerkert iſt. Fremde daß der Vater nachgeordnet, mehr noch daß der Vater dem Kaiſer nachgiebt. Expoſition, mit ſchicklicher Vertiefenheit Eginhards.

Dritte Scene.

Von ferne kommt ein Zug. (S. Decoration).

Der Bruder tritt ein. Sie erfährt den Tod des Vaters mit den nächſten und allgemeinſten Umſtänden. Die Leiche kommt näher und wird niedergeſetzt. Sie wirft ſich bei ihr nieder. Expoſition früherer Verhältniſſe.

Der Knabe wirft ſich zugleich nieder, wird weggeſtoßen. Das ganze Verhältniß und der ganze Sinn der Sache wird exponirt. Alle gehen ab; es bleiben

Vierte Scene

der Treue, Wache haltend, ſtumm;

der Knabe, ſich erholend, gegen die Leiche. Der Treue läßt ihm gewähren, offenbart ihm aber, daß noch ein Weg ſey die Leiche zu retten, wie ſie vorher zuſammen ſich hätten lebendig retten wollen. Er überläßt dem Knaben die Wache bei der Leiche.

Fünfte Scene.

Der Knabe allein, der zuletzt entſchläft.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Alte erwacht, weckt den Knaben und alles iſt zwiſchen beiden als wenn er gewöhnlich aufwacht. Gewahrwerden daß ſie unter der Erde ſind. Der Knabe exponirt umſtändlich wie es zugegangen.

Der Treue tritt ein mit Andern, um den Leichnam zu holen. Sie finden den Alten lebendig und verſtänden ſich gleich mit ihm. Mit Wenigem iſt die Anſtalt gemacht und ſie vertheilen ſich frey als ob nichts geweſen wäre.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Vollendeter Tonſur.

Biſchof, Tochter, Sohn; geiſtliche, weltliche Zeugen. Rede des Biſchofs, das Erfreuliche der Novizyten darſtellend. Heitere Anerkennung der Tochter, beyde Anerkennung des Sohns. Uebergang der biſchöflichen Rede aus dem Weiden ins Gefährliche und Furchtbare. Begriff vom Märtyrerthum. Abermals einzulenken ins Gefällige.

Zweite Scene.

Eginhard als Werber. Geringer Widerſtand des Biſchofs, Aeußerung des Bruders, Trauung der Tochter mit Eginhard.

Dritte Scene.

Der Treue kommt den Sohne eine Art von Nachricht zu geben, die aber eigentlich nur fingirt iſt; dadurch trennt er und ſein Gefolge den Sohn von den Uebrigen.

Vierte Scene.

Der Alte tritt ein, und ſcheidet Eginharden von der Tochter ab, ſo daß die Fremden in der Mitte ſind. Die Fremden werden entlaſſen.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Alte, von der Möglichkeit ſeines Rückzugs überzeugt, will die Kinder mit ihrem Willen mitnehmen.

Zweite Scene.

Vater und Sohn, im Conflict des Alten und Neuen, kriegeriſcher und politiſcher Weiſe. Sie werden nicht einig.

Dritte Scene.

Vater allein.

Vierte Scene.

Vater und Tochter, im Conflict des Alten und Neuen, religiöſer und herrſcher Weiſe. Sie werden nicht einig.

Fünfte Scene.

Vater mit dem Treuen. Die Möglichkeit zu entkommen zieht ſich enger zuſammen. Entſchlüſſe und Vorkehrungen auf jeden Fall.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Sohn und Tochter werden heraufgebracht und gefesselt.

Zweite Scene.

Der Knabe steckt die Fackeln auf, erponirt den ganzen Zustand und übergiebt ihnen die Dolche.

Dritte Scene.

Der Vater kommt. Das vorher Angelegte entwickelt sich: er stirbt.

Der Knabe wirft die Schlüssel hinunter und erstickt sich.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Eginhard, Gefolge.
Resume und Schluß.

Decoration.

Erster Aufzug. Unterirdisches, mehr im Sinne der Catomien, als eigentliches Gewölbe, unterbrochen mit rohen Gattern, anderm Holzwerk, um Unterschiede des Gefangenhaltens oder Aufhaltens auf die wunderlichste Weise darzustellen. Tragisch deutsch.

Nach der Größe des Theaters kann über einer beschränkten Nähe eine weite und in diesem Sinne weiter beschränkte und practicable Ferne erreichet werden, wie man sehen wird.

Zweiter Aufzug. Wo das Vorgesagte bedeutend wird, bindet die Scene.

Dritter Aufzug. Saal, in keinem Sinne gothisch oder altdeutsch. Blos von Stein, mag ganz massiv, was von Holz, ganz tüchtig seyn. Dem Geschmack des Decorateurs bleibt überlassen, das zugleich recht und gefällig anzuordnen.

Vierter Aufzug. Ganz dieselbe Decoration.

Fünfter Aufzug. Ist nur durch eine skizzirte Zeichnung anzugeben, weil man der Worte zu viel gebrauchen müßte und sich doch Niemand herausfinden würde.

Tochter.

Will der holde Schlaf noch säumen?
Ach! aus himmelblauen Träumen,
Von den süßesten Gebilden,
Aus umlauchten Gefilden
Kehr' ich wieder zu den wilden
Um mich aufgethürmten Steinen;
Finde mich immer denselben
Ungeheuren Burggewölben,
Wo Natur und Menschenhände
Sich vereinten,
Schroffe Wände,
Felsunterker aufzubauen.
Unverdrießlich wie sie stehen.
Taub und stumm bei allem Flehen —
Könnt' es auch sein Ohr erreichen —
Ist des Vaters graus Gemüthe.
Dessen Weisheit, dessen Güte
Sich in starren Haß verwandelt,
Wie er an der Tochter handelt.

Tochter.

Bist du's Eginhard?

Eginhard.

Ja bin es.
Zaudre nicht, an meinem Herzen
Längst erprobter Liebe Dauer
Dich aufs neue zu versichern.
Ja ich bin's (knieend)
zu deinen Füßen!
Ja ich bin's (sich nähernd)
in deinen Armen!
Bin der Redliche, der Treue,
Der, und wenn du staunend zauderst,
Der, und wenn du fürchtend zweifelst,
Immer wiederholt und schwörst:
Ewig ist er dein und bleibt es!
Und so sag' ich, wenn du schweigest,
Wenn du sinnend niedersiehst:
Dieses Herz es ist das Meine!
Ja es hat es mehr erprobet
Daß es mein ist unverbrüchlich,
Mehr durch ein unendlich Dulden
Als du je erwiedern konntest.
Glaube noch, mir ist das Leben
Wünschenswerther jetzt als jemals;
Aber gerne wollt' ich's lassen
Und zum Aufenthalt der Seligen
Gleich mit dir hinübereilen.
Daß ich gleich mit Geisteraugen
Ewigkeiten vor mir schaute,
Glänzend wie der Sommer Sonnen,
Tief wie klare Sternennächte,
Und ich immer unaufhaltsam,
Ungehindert, unaufhöret
Neben dir, den Herren preisend
Und dir dankend, wandeln könnte.

Tochter.

Hier sah ich nur die Nacht in Nacht verwinden
Und sehe nun des Bruders Augen blinken.
An diesem schrecklichsten Gespensterorte
Vernehm' ich nun die Tröste und Liebesworte.
Wo ich mich fühlte todt sogar und begraben.

Sohn.

Vernimm!

Tochter.

O schweig, und laß mich in der Fülle
Des neuen Lebens auch mir selbst entfalten
Was ich oft kühn genug in dorr Stille
Gewagt als Hoffnungsbilder zu gestalten.
Wenn mich ein fremdlich Walten
Des Gottes, dem wir beten, hell umfloßen
Und ich zu Nacht des Tages Glück genoßen;
Da war es schon voraus was jetzt erfüllt wird,
So bald ein Sehnen wie es jetzt gestillt ward.
Den Vater sah ich mild versöhnt, die Kinder
Zu seinen Füßen, den Segnungen sich beugende,
nicht minder
Den treusten Freund, den du und ich nur hatten.
Den edlen Mann, nun endlich meinen Gatten.
So wird's auch sein! o führe mich behende
Daß ich zum Vater wende

Dieß aufgefriſchte Herz, in meinen Armen
Erfreut' er ſich am endlichen Erbarmen.
Und da ich bedeutſchaft dieß Heil nun ſchaue,
So fühl' ich daß ich Gott mit Recht vertraue.
Wie ſonſt in Sorgen immer neue Sorgen,
So liegt im Glück jetzt neues Glück verborgen.
Ein Wunder nur hat mich vom Tod gerettet
Und Wunder ſind mit Wundern ſtets verkettet;
Und wenn er dich mich zu befreien ſendet,
So hat er auch zum Glauben ſich gewendet.
Wir werden uns nun ſtets vereinigt kennen,
Nichts wird ihn mehr von ſeinen Kindern trennen.
Nun komm! Im Fluge fort zum hohen Saale
Wo wir der Kindheit freien Scherz verübten:
Du bringſt nun, Bruder, mich mit einem Male
Dem Licht des Tags, dem Vater, dem Geliebten.

Sohn.

Sie will nicht hören, nun ſo wird ſie ſehn.
Vorzuverkünden dacht' ich ſie. Umſonſt!

Der Schlag der treffen ſoll, der trifft.

Lachter.

Welch ein neues Flammenleuchten
Breitet ſich in den Höhlen!
Seh' ich recht, es ſchwanken Träger
Neben der verhüllten Bahre,
Schreiten langſam, ſchleichen leiſe
Als ob ſie nicht wecken möchten
Jenen Todten den ſie tragen.
Bruder ſag', wer iſt der Todte.
Warum ſteigt er zu uns nieder?
Sollen dieſe Kerkerhallen
Künftig Grabgemächer werden?
Steig' ich nun empor zum Licht,
Sag', wer kommt mich abzuholen?

Sohn.

Wolltеſt du's von mir nicht hören,
Hör' es nun von dieſem andern.
Unwillkommne Botſchaft immer
Selber aus dem liebſten Munde.

Lachter.

Du warſt ein ſanfter Mann
Wenn trauliches Geſpräch dich letzte,
Ein ſtiller Bach der auf dem Sande rann,
Doch brauſend wenn ein Fels ſich widerſetzte.
Und wenn dein großes Herz von Unmuth ſchwoll
Daß alle Plane dir mißlingen ſollten,
Zerriß der Strom das Ufer übervoll,
Der Berg erbebte, Fels und Bäume rollten.
Nun liegſt du hier in andrer Nacht,
Von all den Deinigen geſchieden,
Vom armen Knechte ſorglich treu bewacht.
Doch gegen wen? Du ruhſt im letzten Frieden,
Dein feurig Auge ſchloß ſich zu.
Dein ſtetzer Mund, der Sanftmuth hingegeben,
Verkündet deines Weſens tiefſte Ruh.
Wie anders, ach! wie anders war dein Leben.
Du raſt nicht mehr, gleich wenn du früh erwacht

Und wenn das grimme Feuer um uns lodert,
Das Märtyrthum es wird von uns gefodert.

Denn dort bekämpft man ſich und haßt ſich nicht.

Uf alle grüne Haide:
Kann das unſer Herr Gott leide?
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!
Fährt da die Sündfluth 'rein,
Wie ſie gottserbärmlick ſchreyn;
All all erſaufen ſchwer,
Is gar keine Rettung mehr!
Orgelum :,:
Guck ſie, in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius,
Macht ein End all dieſer Noth;
Dank ſey dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Doctor.

Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Elpenor.

Ein Trauerſpiel.

Fragment.

1783.

Perſonen:

Antiope.	Polymneſto.
Ledus.	Jünglinge.
Elpenor.	Jungfrauen.
Evadne.	

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne. Jungfrauen.

Evadne.

Verbopvelt eure Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen,
Kommt herein!
Gewand und Haaren geht nicht zu viel Sorgfalt!
Iſt das Geſchäft vollbracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit beißt der Morgen rege ſeyn.

Jungfrau.

Hier ſind wir, und die andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweiht;
Du ſiehſt uns bereit, was du befiehlſt, zu thun.

Evadne.

Wohlan, beſiehrt euch mit mir!
Zwar haſt nur fremdig, haſt mit Widerwillen,
Auf' ich euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſrer hochgeliebten Frauen
In Fröhlichkeit gekleidet ſtillen Schmerz.

Jungfrau.

Ja, und uns allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon
Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Sag', wie erträgt's die Königin? Giebt ſie gelaſſen
Den theuern Pfleglin ſeinem Vater wieder?

Evadne.

Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erheiternde Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Die Larven und der Unterwelt vor andern
Dem Einſamen erſcheinen, rühret Verlaſſne
Aeneſtlich der Trauer kalte Schattenhand.
Und wem gurbt ſie den lieben Zögling wieder!

Jungfrau.

Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh Betragen hielt ſie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß ſie in ſeinem Sohn
Der ſüßen Liebe Gegenſtand umarmte.

Evadne.

Wär' es ihr eigner, wie bedohnte ſie
Der heut'ge Tag für alle Mutterſorgen!
Der ſchöne Knabe ſchreitet feierlich,
Vor allen Volkes ſehnſuchtsvollen Augen,
Und der beſchränkten Kindheit niedrem Kreis
Auf der beglückten Jugend erſte Stufe;
Doch ſie erkennt es kaum. Ein ganzes Reich
Dankt ihr die Sorg' und ach! in ihrem Buſen
Gewinnt der Gram nur neue Luſt und Nahrung.
Denn für das ſchwerſte ebelſte Bemühn
Wird ſo viel Freude nicht dem Menſchen, als Natur
Mit einem einzigen Geſchenke leicht gewährt.

Jungfrau.

Ach, welche ſchönen Tage lebte ſie,
Eh noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend, floh
Und unerwartet ſie verwaiſt zurückließ!

Evadne.

Laß uns das Angedenken jener Zeiten
So heftig klagend nicht erneuen.
Das Gute ſchätzen, das ihr übrig blieb,
Im nahverwandten Knaben großen Reichthum.

Jungfrau.

Den nennſt du reich, der fremde Kinder nährt?

Evadne.

Wenn ſie errathen, iſt auch das vergnüglich.
Ja wohl! Ihr wird ein herrlicher Erſatz
In Lykus' Sohne. Hier am einſamen Geſtad,
An ihrer Seite wuchs er ſtumm hervor.
Und er gehört nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Bluterwandten gönnt ſie herzlich nun
Den Thron des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater ber gebührte.
Ja, gönnt ihm einſt, was ſie an Land und Schätzen
Von ihren Eltern ſich ererbt.
Sie ſtattet ihn mit allen Segen aus,
Und ſucht ſich ſtill den Troſt im Guten.
Denn Volk iſt's beſſer wenn nur Einer herrſcht.
Hört' ich ſie ſagen, und noch manches Wort,
Wenn ſie Linderung gern das Uebel prieſe,
Das ſie betraf.

Jungfrau.

Mich dünkt, ich ſah ſie heute froh, das Auge hell.

Evadne.

Wir ſchien es auch. O mögen ihr die Götter
Ein friſches Herz erhalten!
Denn leichter brennt ſich unſrem Glückſtern

Jungfrau.

Der edel iſt, nicht hart im Uebermuth.

Evadne.

Wir wer ſie billig preiſen, unſre Frau.

Jungfrau.

Ich ſah ſie fröhlich, erbötigen den Knaben,
Der Morgenſonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da ſchwang ſich eine Freude mir durchs Herz,
Die Nacht der alten Tage zu erhellen.

Evadne.

Laß uns nicht weibiſch vieles reden
Wo viel zu thun iſt.
Die Freude ſoll dem Dienſt nicht ſchaden, der
Heut mehr gefordert wird als andern Tages.
Laßt eure Luſt in eurem Eifer leben.
Mit dem ein jedes will ſein Wort zu thun.

Jungfrau.

Verordne du: wir andern ſäumen nicht.

Evadne.

Daß unſrer Fürſtin Herz geöffnet iſt,
Hab' ich geſehen. Du weiß, daß ihre Säume,
Die ſtill verwahrt dem künftigen Geſchlecht
Entgegen ruhten, heut ſich zeigen
Und vielem Tag gewöhnet glänzen;
Daß dieſe Feier ſich auf Reinlichkeit
Und Ordnung, wie auf zwei Geſährten, würdig
Was mir vertraut iſt, hab' ich aufgeſchloſſen;
Nun ſorget für den Schmuck der Säle feſt.
Entkleidet die geflickten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Sitze, Tafeln;
Gering' und Köſtliches vertheilt mit kluger Wahl!
Bereitet Platz genug für viele Gäſte.
Und ſetzt die kunſtgetriebenen Gefäße
Zur Augenluſt auf ihre rechten Stellen!
An Speis' und Trank ſoll's auch nicht fehlen, denn
So will's die Fürſtin, und ich ſorgte ſie.
Und was den Fremden dargeboten wird.
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, ſeh' ich, haben auch Beſehl;
Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind dieſe Feier zu verherrlichen bewegt.

Jungfrau.

Wir gehen!

Evadne.

Wohl! Ich folge gleich.
Nur hält mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenſtern vergleichbar naht er, funkelnd,
Laßt mich ihn ſegnen, ihn, der Tauſenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend ſcheint.

Zweiter Auftritt.

Elpenor und Evadne.

Elpenor.

Du, meine Gute, Treue, biſt du hier.
Die immer Theil an meiner Freude nimmſt?
Sieh, was der Anfang dieſes Tags mir bringt!
Die ich ſo gerne Mutter nenne will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' umfangen.
Den Bogen und den leidbeladnen Köcher
Gab ſie mir; vom Vorvater
Herrann, mir Vater ihm. Zeit meiner erſten Jugend
Gehört er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht.
Ich nahm ihn von den Pfeilern
Und ſtirrte an der ſtarken Sehne;
Dann blickt' ich die Geliebte freundlich an,
Und ging um ſie herum, und zauberte
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunſch gewährt.
Er iſt nun mein, ich führ' ihn mit mir fort,
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.

Evadne.

Ein würdiges Geſchenk! es ſagt dir viel.

Elpenor.

Was denn?

Evadne.

Groß iſt der Bogen, ſchwer zu bewegen;
Wenn ich nicht irre, du vermagſt es nicht.

Elpenor.

Das werd' ich ſehen.

Evadne.

So denkt die ältere Pflegemutter auch.
Vertraut ſie dir, daß du mit Mannesſtärke
Derweil die ſtarke Sehne ſpannen wirſt;
So wankt ſie dir zwiſchen, und trifft, daß du
Nach würd'gem Ziel die Pfeile ſenden wirſt.

Elpenor.

O laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Thiere nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich dich einſt bändige,
Ihr Götter, gebt es bald!
Dann hol' ich ihn, aus ſeinen hohen Wolken,
Den ſtarken Adler herunter.

Evadne.

Wirſt du entfernt von deinen Bergen, deinen Wäldern,
In denen du bisher mit uns gelebt,
Auch deiner erſten Jugendfreuden
Und unſer auch gedenken?

Elpenor.

Und du biſt unerbittlich? willſt nicht mit mir ziehn?
Willſt deine Sorgfalt mir nicht ferner gönnen?

Evadne.

Du gehſt, wohin ich dir nicht folgen kann,
Und deine nächſten Jahre ſind
Vertrauen eines Weibes Sorge kaum,
Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am beſten Männer.

Elpenor.

Sag' mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach ſeiner Stadt zurückführt?

Evadne.

Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Dich hat der frühſte Morgen aufgeweckt.

Elpenor.

Geſchlafen hab' ich nicht, geſtimmet nur,
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was alles ich denk zu erwarten habe.

Evadne.

Wie du verlangſt, ſo wird auch du verlangt;
Denn aller Bürger Augen warten dein.

Elpenor.

Sag' an, ich weiß, Geſchenke ſind bereitet.
Die heute noch von meinem Vater kommen;
Iſt das bekannt, was kommen wird die Boten?

Evadne.

Zuvörderſt reiche Kleider, das vermuth' ich wohl.
Wie einer haben ſoll,
Auf den die Augen vieler ſind gerichtet.

Damit ihr Blick, der nicht ins Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide.

Elpenor.

Auf etwas anders hoff' ich, meine Liebe!

Evadne.

Mit Schmuck und reicher Habe
Wird auch dein Vater dich nicht karg ſeyn.

Elpenor.

Das will ich nicht verachten, wenn es kommt;
Doch rätheſt du als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und ſchnell;
Was ich ſo lang' entbehrt, das werd' ich haben.
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dies, bald das, es war nicht mein.
Und nebenher voll Angſt ein alter Diener.
Ich wollte reiten, und er wollte mich geſund
Nach Hauſe haben.
Am liebſten war ich auf der Jagd
Der Königin zur Seite; doch ich merkt' es wohl,
Wär' ſie allein geweſen,
Sie hätte ſchärfer geritten.
Und ich wohl auch, wär' ich allein geweſen.
Nein, dieſes Pferd, es ward mein eigen bleiben.
Und ich will reiten, es ſoll eine Luſt ſeyn.
Ich hoffe das Thier iſt jung und wild und roh;
Es ſelber zuzureiten wär' mir größte Freude.

Evadne.

Auf dem Vergnügen, hoff' ich, und zugleich
Auf deine Sicherheit iſt man bedacht.

Elpenor.

Vergnügen ſucht der Mann ſich in Gefahren.
Und ich will bald ein Mann ſeyn.
Auch ward mir noch gebracht, errath' es ſchnell,
ein Schwert.
Ein erbſtes als ich auf der Jagd geführt.
Ein Schlachtſchwert.
Es biegt ſich wie ein Rohr und ſpaltet
Auf Einen Hieb den ſtarken Aſt.
Ja, Eiſen haut es durch und ſeine Spur
Bleibt auf der Schärfe ſcharrig ſitzen.
Sein Griff mit goldnem Drachenhalt geziert,
Und Ketten hängen um den Nacken,
Als hätt' ein Held in finſtrer Höhle
Ihm überwältigt, gebunden.
Dunkelbar aus Tagesliecht greifen.
Im nahen Wald verſuch' ich ſchnell die Klinge;
Dort will ich Bäume ſpaltend niederhauen.

Evadne.

Mit dieſem Muth wirſt du den Feind beſiegen.
Für Freunde Freund zu ſeyn, verleihe dir
Die Grazie des Feuers einen Funken
In deine Bruſt, das auf dem himmliſchen Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor.

Ich will ein treuer Freund ſeyn.
Will bieten was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich alles habe was mich freut,
Will ich gern allen andern alles geben.

Evadne.

Nun fahre wohl! Sehr ſchnell ſind dieſe Tage
Mir hingefloh'n; wie eine Flamme, die
Nun erſt den Holzſtoß recht ergriffen.
Verzehrt die Zeit das Alter ſchneller als die Jugend.

Elpenor.

So will ich eilen Rühmliches zu thun.

Evadne.

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und loben Eifer, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterſcheiden!

Elpenor.

Was ſagſt du mir? Ich kann es nicht verſtehen.

Evadne.

Mit Worten, wären's ihrer noch ſo viel,
Wird dieſer Segen nicht erklärt:
Denn es iſt Wunſch und Segen mehr als Lehre.
Die geh' dir an dieſem Tage zum Geleit.
Die erſten Pfade lieſt du ſpielend durch,
Und nun beſchreiteſt du den breitern Weg;
Da folge ſtets Erfahrenen.
Nicht nützen wärs' es, würde nur verwirren,
Beſchrieb' ich dir beim Austritt zu genau
Die fernen Gegenden, durch die du wandern wirſt.
Der beſte Rath iſt, ſolge gutem Rath.
Und laß das Alter dir ehrwürdig ſeyn.

Elpenor.

Das will ich thun.

Evadne.

Erbitte von den Göttern die Verſtändige
Und Wohlerfahrne zu Gefährten.
Beſeligte nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth;
Der Jugend Fehler wohl begünſtigt es.
Doch mit den Jahren fordert's mehr.

Elpenor.

Ja, viel vertraut' ich dir, und deine Frau.
So klug ſie iſt, weiß ich, vertraut dir viel.
Sie fragte dich gar oft um dies und jenes.
Wenn du auch nicht bereit antworteteſt.

Evadne.

Wer alt mit Fürſten wird lernt vieles, lernt
Zu vielem ſchweigen.

Elpenor.

Wie gern blieb ich bei dir, bis ich ſo weiſe
Als nöthig iſt, um nicht zu fehlen.

Evadne.

Wenn du dich ſo beklämmteſt, wäre mehr Gefahr.
Ein Fürſt ſoll einzeln nicht erzogen werden.
Einſam lernt niemand je ſich ſelbſt.
Noch wen'ger anderen gebieten.

Elpenor.

Entziehe thätig mir nicht deinen Rath!

Evadne.

Du ſollſt ihn haben, wenn du ihn verlangſt;
Auch unverlangt, wenn du ihn hören kannſt.

Elpenor.

Wenn ich vor dir am Feuer ſaß und du erzähltteſt
Von Thaten alter Zeit, du einen Guten rühmteſt.
Des Edlen Werth erhobſt; da glänzt' es mir
Durch Mark und Adern.
Ich rief in meinem Innerſten:
O wär' ich der, von dem ſie ſpricht!

Evadne.

O möchteſt du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachſen, die erreichbar iſt!
Laß es den beſten Wunſch ſeyn.
Den ich mit dieſem Abſchiedskuß dir weihe!
Theures Kind, leb' wohl!
Ich ſeh' die Königin ſich nahn.

Dritter Auftritt.

Antiope. Elpenor. Evadne.

Antiope.

Ich ſind' euch hier in freundlichem Geſpräch.

Evadne.

Die Trennung heißt der Liebe Band erneuen.

Elpenor.

Sie iſt mir werth, mir wird das Scheiden ſchwer.

Antiope.

Dem sechsten Mißstrom gehst du heut entgegen,
Erfährest erst was du bisher entbehrt.

Evadne.

Hast du noch irgend einen Auftrag, Königin?
Ich geh' hinein, wo vieles zu besorgen ist.

Antiope.

Ich sage nichts, Evadne, heute nicht;
Denn du thust immer was ich loben muß.

Vierter Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Und du, mein Sohn, leb' in das Leben wohl!
So sehr als ich dich liebe, scheid' ich doch
Von dir gesetzt und freudig.
Ich war bereit auch so den eignen zu entbehren.
Mit zarten Mutterbänden ihn
Der strengen Pflicht zu überliefern.
Du hast bisher der Liebenden gepflegt;
Geh, lerne nun gehorchen, daß du herrschen lernst.

Elpenor.

Dank! tausend Dank, o meine beste Mutter!

Antiope.

Vergeß' es deinem Vater, daß er mir geneigt.
Mir deiner ersten Jahre sanften Anteil.
Der holden Jugend süßen Mitgenuß gegönnt,
Den einz'gen Trost, als mich das Glück so hart
verletzte.

Elpenor.

Oft hab' ich dich bedauert, dir den Sohn
Und mir den Vetter heiß zurückgewünscht.
Welch ein Gespiele wäre das geworden!

Antiope.

Um wenig älter nur als du. Wir beiden Mütter
Versprachen jugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr sproßtet auf; ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchstrahlte der Väter altes Haus
Und überschien das weite gemeinsame Reich.
In beiden Königen entbrannte neue Lust
Zu leben, mit Verstand zu herrschen und mit Macht
Zu kriegen.

Elpenor.

Sonst zogen sie so oft ins Feld,
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

Antiope.

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.
Damals traf meinen Gemahl das Loos,
Den Feind jenseit des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltsames Verderben
In ihre Städte. Tödlich lauerte ihm
Und allen Seinigen meines Lebens
Ein feindseliger Gott auf.
Er zog mit freier Kraft vor seinem Heer;
Den theuern Sohn verließ er an der Mutter Brust;
Wie sollen der Knabe schwerer, als da
Wo ihn die Götter selber hingelegt?
Da ließ er schwebend ihn und sagte: Wachse wohl!
Und richte deiner ersten Worte Stammeln,
Das Straucheln deiner ersten Tritte,
Entgegen auf der Schwelle deinem Vater,
Der glücklich, siegreich, bald wiederkehrt.
Es war ein eitler Segen!

Elpenor.

Dein Kummer greift mich an, wie mich der Muth
Aus deinen Augen glänzend kaum entzünden.

Antiope.

Er fiel, von einem tück'schen Hinterhalt
Im Laufe seines Siegs überwältigt.
Da war von Thränen meine Brust des Tags,
Zu Nacht mein einsam Lager breit.
Den Sohn an mich zu drücken, über ihn
Zu weinen, war des Jammers Labsal.
O den, auch den vom Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!

Elpenor.

Ergieb dich nicht dem Schmerz und laß auch mich
Dir etwas seyn.

Antiope.

O unvorsichtig Weib, du du dich selbst
Und alle deine Hoffnung so zerstörst!

Elpenor.

Klagst du dich an, die du nicht schuldig bist?

Antiope.

Zu schwer bezahlt man oft ein leicht Vergehn.
Von meiner Mutter kamen Boten über Boten;
Sie riefen mich und trieben meinen Schmerz
An ihrer Seite mich erleichtern.
Sie wollte meinen Knaben sehen,
Auch ihres Alters Trost.
Erzählung und Gespräch und Wiederholung,
Erinnerung alter Zeiten sollte dann
Den tiefen Eindruck meiner Qualen lindern.
So ließ mich überreden und ich ging.

Elpenor.

Nenn' mir den Ort! Sag' wo geschah die That?

Antiope.

Du kennst das Gebirg, das von der See hinein
Das Land zur rechten Seite schließt;
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Feinden
sicher
Die Gegend und von Räubern sicher.
Nur wenig Knechte waren zum Geleit des Wagens
Und eine Frau war bei mir.
Dort ragt ein Fels beim Eintritt ins Gebirg
hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den starken Aesten
Und aus der Seite fließt ein klarer Quell.
Dort hielten sie im Schatten, tränkten
Die abgespannten Rosse, wie man pflegt,
Und es zerstreuten sich die Knechte.
Der Eine suchte Honig, der im Walde träuft.
Uns zu erquicken;
Der Andre hielt die Pferde bei dem Brunnen;
Der Dritte trieb der Zweige fühlenden Wedel.
Auf einmal hören sie den Fernsten schreien,
Der Rabe eilt herzu, und es entsteht
Ein Kampf der Unbewaffneten
Mit kühnen wohlbewehrten Männern.
Die sich hervor aus dem Gesträuche drängen.
Sich heftig wehrend fallen die Getreuen.
Der Fuhrmann auch, der im Entsetzen
Die Pferde fahren läßt, und sich mit Steinen
Hartnäckig der Gewalt entgegnet.
Wir stehn und sehn. Die Räuber glauben leicht
Sich meines Knaben zu bemächtigen;
Doch nun erneuert sich der Streit.
Wir rangen voller Wuth, den Sohn vertheidigend.
Mit unaufhörlich harten Banden mütterlicher Arme
Umfing' ich meinen Sohn. Die Andre hält
Entsetzlich schreiend mit geschwinden Händen
Die eindringende Gewalt ab.
Bis ich zuletzt, vom Schwert getroffen,
Durch Verlust oder Zufall weiß ich nicht,
Ohnmächtig niedersinke.

Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Busen lasse.
Und die Gefährtin schwergeschlagen fällt.

Elpenor.

O warum ist man Kind! warum entfernt
Zur Zeit, wo solche Hülfe nöthig ist!
Es baut die Faust sich mir vor der Erzählung.
Ich hör' die Frauen rufen: Rette! Rache!
Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben,
Den führen sie zur Stelle wo man sein bedarf?

Antiope.

So leiteten sie Herculen und Theseus,
So Jasons und der alten Helden Chor.
Wer eilet ist, den sucht die Gefahr
Und er sucht sie, so müssen sie sich treffen.
Ach, sie erschleicht auch Schwache, denen nichts
Als hinsinkende Verzweiflung übrig bleibt:
So fanden und die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten sorgsam
Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge sich am Herd gelagert.
Wie verbannt, vom Feind zerstört
Schien mir das wohlbestellte königliche Haus;
Und noch verstummt mein Jammer.

Elpenor.

Erfuhrst du nie, wo ein Verräther,
Ein Feind, wer diese That verübt?

Antiope.

Nach allen Seiten sandte schnell dein Vater Boten.
Lief vom Gewappneten die Küsten
Scharf untersuchen samt den Bergen; doch umsonst.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück,
Und die unbändige Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der Ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.
Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leis'.
Um schwerer zu schaden, auf der Erde schleichen.
Ihr Götter, rief ich aus, ergreift die Noth,
Die über Erd' und Meer blind und grenzlos schweift:
Ergreift sie mit gerechten Händen,
Und stoßt sie ihm entgegen, wo er kommt.
Wenn er bekränzt mit Fröhlichen
Von einem Fest zurückekehrt;
Wenn er mit Beute schwer beladen seine Schwelle
tritt.
Da starr' sie ihm entgegen und ergreif' ihn!
Verwünschung war die Stimme meiner Seele,
Die Sprache meiner Lippe Fluch.

Elpenor.

O glücklich wärst der, dem die Unsterblichen
Die heißen Wünsche deines Grimmes
Zu vollführen gäben!

Antiope.

Wohl! mein Sohn,
Vernimm mit wenig Worten noch mein Schicksal:
Denn es wird bald deine.
Dein Vater begegnete mir gut, doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte, seiner Gnade,
Was er mir gönnen wollte, danken mußte.
Bald wandt' ich mich hieher zu meiner Mutter,
Und lebte still bei ihr, bis sie die Götter riefen.
Da ward ich Mitterin von allem, was mein Vater,
Was sie mir hinterließ. Vergebens forschte ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Fremde kam und täuschte mich mit
Hoffnung!
Ich war genesen, dem letzten stets zu glauben;
Er ward geliebet und genährt und endlich doch.
So wie die ersten, lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freier; viele kamen
Von nah und fern, sich um mich her zu lagern.
Die Neigung hieß mich einsam leben,
Um dem Verlangen nach dem Schatten
Der Unterwelt voll Sehnsucht nachzuhängen;
Allein die Noth befahl, den Mächtigsten
Zu wählen: denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit deinem Vater mich zu berathen,
Kam ich in seine Stadt.
Denn ich gestah' es dir, geliebt hab' ich ihn nie;
Doch seiner Klugheit konnt' ich stets vertrauen.
Da fand ich dich, und mit dem ersten Blicke
War meine Seele ganz dir zugewandt.

Elpenor.

Ich kann mich noch erinnern, wie du kamst
Ich warf den Ballen weg, womit ich spielte,
Und lief, den Gürtel deines Kleids zu schaun,
Und wollte nicht von dir, als du die Thiere,
Die um ihn der sich schlingend jagen,
Mir wiederholend zeigtest und benanntest.
Es war ein schönes Stück, ich leb' es noch zu sehn.

Antiope.

Da sprach ich zu mir selbst, als ich betrachtend
Dich zwischen meinen Knien hielt:
So war das Bild, das mir die Wünsche vor-
bedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einen Knaben sah ich oft im Geist
Auf meiner Väter altem Stuhl am Herd sich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den selbstart fragenden zu unterrichten.

Elpenor.

Das hast du mir gegönnt und mir gethan.

Antiope.

Hier ist er! sagte mir mein Geist, als ich beim
Haupt
In meinen Händen spielend wandte.
Und eifrig dir die lieben Augen küßte;
Hier ist er! Nicht dem eignen, doch deines Stammes.
Und bärst ein Gott ihn, dem Gebet erhörend,
Aus den zerstreuten Steinen des Gebirgs gebildet,
So wär' er dein und deines Herzens Kind;
Er ist der Sohn nach deinem Herzen.

Elpenor.

Von jener Zeit an blieb' ich fest an der.

Antiope.

Du kanntest bald und liebtest bald die Liebende.
Die Wärterin kam, dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu widmen.
Unwillig ihr zu folgen faßtest du
Mit beiden Armen meinen Hals.
Und wurzeltest dich tief in meine Brust.

Elpenor.

Noch wohl erinnr' ich mich der Freude,
Als du mich scheidend mit dir führtest.

Antiope.

Schwer war dein Vater zu bereden. Viel
Versucht' ich lange, ich versprach ihm, dein
Als meines eigenen zu wahren.
Laß mir den Knaben! sprach ich, bis die Jugend ihn
Zum ernsten Leben ruft.
Er sey das Ziel von allen meinen Wünschen.
Dem Fremden, wer es sey, versag' ich meine Hand.
Als Wittwe will ich leben, will ich sterben.
Ihm sey das Meinige ein schöner Theil
Zu dem, was er besitzt.

Da schwieg dein Vater, sann dem Vortheil nach.
Ich rief: nimm gleich die Inseln! nimm sie hin
zum Pfand!
Befestige dein Reich, beschütze meins.
Erhalt' es deinem Sohne! Dies bewegt ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn stets beherrscht
Und die Begierde zu befehlen.

Elpenor.

O tadl' ihn nicht!
Den Göttern gleich zu seyn, ist Edler Wunsch.

Antiope.

Du warst nun mein. Oft hab' ich mich gescholten,
Daß ich in dir, durch dich
Das scheußlichen Verlustes Umbrung fühlen konnte.
Ich nährte dich; fest hat die Liebe mich
An dich, doch auch die Hoffnung festgebunden.

Elpenor.

O undank' ich dir doch alles leisten!

Antiope.

Nicht jene Hoffnung, die im strengen Winter
Mit Frühlingsblumen uns das Haupt umwindet,
Vom Blüthenbaum aus reichen Früchten lachelt;
Nein! umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Brust die Wünsche.
Und das Verderben ungenannte Begier
In mir entzündet.

Elpenor.

Verhehle nichts! Sprich, laß mich alles wissen!

Antiope.

Es ist nun Zeit, du kannst vernehmen; höre!
Ich sah dich wachsen und erspähte still
Der offnen Neigung Trieb und schöne Kraft.
Da rief ich aus: ja er ward mir geboren!
In ihm der Rächer jener Missethat,
Die mir das Leben zerstückte.

Elpenor.

Gewiß! gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt,
Und grimmig soll die Rache, ungezähmt,
Auf sein verschuldet Haupt nachsinnend wüthen.

Antiope.

Versprich und schwöre mir! Ich führe dich
An den Altar der Götter dieses Hauses.
Ein ernstig Wachsthum gönnten dir die Traurigen;
Sie raubt gebeugt an dem verwaisten Herde
Und hören uns.

Elpenor.

Ich ehre sie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope.

Ein Jammer dringt durch der Unsterblichen
Wohlthätig Wesen,
Wenn ihres langverlaßnen Herdes
Letzte Gluth verlischt.
Von neuem neuen Geschlechte leuchtet
Frisch angezündete Flamme durchs Haus.
Vergebens suchen sie den glimmenden Rest
Mit himmlischem Odem von neuem empor.
Die Asche zerstiebt in Luft,
Die Kohle verlischt.
Treulosmenend an der Irdischen Schmerzen
Blicken sie dich
Mit haßvergessenen Häuptern an,
Und wiederkehren nicht, mißwillig.
Wenn ich dir zurufe:
Hier am trauerlosen, unblutigen Altar
Gelobe, schwöre Rache!

Elpenor.

Hier bin ich! Was du forderst, leist' ich gern.

Antiope.

Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verderber schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich, zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter sich verberge.
Schweift sie hin und her und schweift vorüber.
Eh sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderflammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend;
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich auf's Haupt ihm, schlägt nicht,
Lauernd ihren Rächen
Oft den wohlbewußten, schlechtern Verbrecher.
Ungewiß im Finge kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken.
Vor dem Herrschen ihres großen Auges
Zieht sich, von ödem Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerunnend.
So begegne du, wenn einst die Götter
Mich erhören.
Mit dem scharfen Finger dir ihn zeigen.
Finster deine Stirn gefaltet, jenem Fenster.
Zähl' ihm langsam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen Scheitel.
Das Erbarmen, die Versöhnung
Und das Mitgefühl der Menschenanalen,
Guter Könige Begleiterinnen,
Mögen weit zurücktretend
Sich verbergen
Daß du ihre Hand auch wollend
Nicht ergreifen könnest.
Faß den geweihten Stein und schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Gern! Ich schwöre!

Antiope.

Doch nicht er allein sey zum Verderben
Dir empfohlen; auch die Seinen,
Die um ihn und nach ihm seines
Erdenglückes Kraft besitzen,
Fahre du zu Schatten auf.
Wär' er lang' ins Grab gestiegen;
Führe du die Enkel und die Kinder
In den außerworfnen durstigen Hügel.
Gieße dort ihr Blut aus,
Daß es stiebend seinen Geist umwittre,
Er im Dunkeln dran sich labe,
Bis die Sonne unwillig Angeschiedner
Ihn im Sturme weckt.
Grauen komm' auf Erden über alle
Die sich im Verborgnen sicher dünken,
Heimliche Verräther!
Keiner blicke mehr aus Angst und Sorgen
Nach dem Friedensdach der stillen Wohnung.
Keiner schaue mehr zur Gradesferne
Hoffend, die sich einmal willig
Jedem auftut und dann unbeweglich,
Strenger als gegoss'nes Erz und Riegel,
Trennt' und Schmerzen ewig von ihm scheidet.

Wenn er seine Kinder sterbend segnet,
Starr' ihm in der Hand das letzte Erbeu,
Und er schaudre, die beweglichen Locken
Der geliebten Häupter zu berühren.
Bei dem kalten, festen, heil'gen Stein
— Berühr' ihn — schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Frei war noch mein Herz von Rach' und Grimme;
Denn mir ist kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweiten,
Folgte leichter Friede noch vor Abend.
Du entzündest mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden; meinem Busen
Hast du einen schweren Schatz vertraut,
Hast zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gewisser
Mit bewußtem Schritt ins Leben eile.
Ja, den ersten schärfsten Grimm des Herzens
Mit dem ersten treusten Schwur der Lippe,
Schwör' ich dir an dieser heil'gen Stätte
Ewig dir und deinem Dienst zu eigen!

Antiope.

Laß mich mit diesem Herzenskuß, mein Eigenster,
Dir aller Wünsche Siegel auf die Stirne drücken.
Und nun tret' ich vor die hohe Pforte
Zu der heil'gen Quelle,
Die aus dem geheimen Felsen sprudelnd
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder.

Fünfter Auftritt.

Elpenor.

Ich bin begierig zu sehen was sie vorhat.
In sich gekehrt bleibt sie vorm hellen Strahl
Des Wassers stehn und scheint zu sinnen;
Sorgfältig wäscht sie nun die Hände, dann die
Arme,
Besprengt die Stirn, den Busen;
Sie schaut gen Himmel,
Empfängt mit doppler Hand das frische Naß,
Und gießt es feierlich zur Erde, dreimal.
Welch eine Weihung mag sie da begehn?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt.

Sechster Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Laß mich mit frohem freud'gem Muthe dir
Noch einmal danken.

Elpenor.

Und wofür?

Antiope.

Daß du des Lebens Last von mir genommen.

Elpenor.

Ich dir?

Antiope.

Der Haß ist eine fäll'ge Bürde.
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab,
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle
Freuden.
Nicht im Elend allein ist fröhlicher Liebe
Reiner willkommner Strahl die einzige Tröstung.
Hüllt er in Wolken sich ein,
Ach! dann leuchtet des Glückes
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenern Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in deine meinen Schmerz gelegt.
Und steh', wie vom Gebete, ruhig auf.
Weggewaschen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Fleckenhinterlassende Berührung.
Weithin führt sie
Abreinigend nun die Welle.
Und ein stiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, sich empor
Und blickt bescheiden nach dem grünfärbenden Lichte.

Elpenor.

Vertraue mir! Du darfst mir nichts verhehlen.

Antiope.

Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeschieden lang betraure?

Elpenor.

Dreifach willkommen, wenn er uns erscheine.

Antiope.

Sag' an, gefleht: kannst du versprechen,
Lebt er und zeigt er kommend sein Antlitz,
Giebst du die Hälfte gern, die ihm gebührt, zurück?

Elpenor.

Von allem gern.

Antiope.

Auch hat dein Vater mir's geschworen.

Elpenor.

Und ich versprech' es, schwör's zu deinen
Geweihten heil'gen Händen.

Antiope.

Und ich empfange
Für den Entfernten dein Versprechen, deinen Schwur.

Elpenor.

Doch zeige mir nun an, wie soll ich ihn erkennen?

Antiope.

Wie ihn die Götter führen werden,
Welch Zeugniß sie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke dir: in jener Stunde,
Als ihn die Räuber mir entrissen, hing
An seinem Hals ein goldnes Kettchen,
Dreifach sanft gewunden,
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne
Wohlgegraben.

Elpenor.

Ich verwahre das Gedächtniß.

Antiope.

Ein andres Zeichen noch kann ich dir geben,
Das schwerer nachzuahmen, der Verwandtschaft
Ganz unumstößlich Zeugniß.

Elpenor.

Sage mir's vernehmlich.

Antiope.

Am Nacken trägt er einen braunen Flecken.
Wie ich ihn auch an dir
Mit freudiger Verwunderung schaute.
Von eurem Ahnherrn pflanzte sich dieß Mahl
Auf beide Enkel fort.
In beiden Wätern unsichtbar verborgen.
Darauf gieb Acht und präfe scharfen Sinnes
Der angebornen Tugend sichres Zeichen.

Elpenor.

Es soll sich keiner unterschieden, mich betrügen.

Antiope.

Schöner als das Ziel der Rache
Sey dir dieser Blick in alle Fernen
Deines Wandels. Erbe, lebe wohl!
Ich wiederhole hundertmal,
Was ungern ich zum letzten Male sage,
Und doch muß ich dich lassen, theures Kind!

Die ſtille hohe Betrachtung
Deines künftigen Geſchicks
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwiſchen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf dieſe Welt,
Dem nicht von beiden manderlei bereitet wäre,
Und den Großen mit großem Maße;
Doch überwiegt das Leben alles,
Wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt.
So lang' ich wenig du wandelſt auf der Erde,
Dein Auge ſchaut der Sonne theures Licht
Und deine Stimme ſchallt dem Freunde ja.
Biſt du mir gleich entfernt, ſo fehlt mir nichts zum Glück.
Bleib' mir, daß ich zu meinen lieben Schatten einſt
Geſellt mich deiner lang' erwartend freue,
Und geben dir die Götter jemand
Zu lieben, ſo wie ich dich liebe!
Komm! Viele Werke frommen nicht den Scheidenden.
Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich ſey die eines neuen Lebens Tag.
Die Boten, die der König ſendet, ſäumen nicht;
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm! Laß uns gehn, ſie zu empfangen.
Den Gaben und dem Sinn gleich, die ſie bringen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Polymetis.

Aus einer Stadt voll ſehnlicher Erwartung
Komm' ich, der Diener eines Glücklichen,
Nicht glücklich. Es ſendet mich mein Herr mit viel Geſchenken
An ſeinen Sohn voraus,
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd' ich einen frohen Knaben Angeſicht
Erblicken, doch zur allgemeinen Freude
Verſtellt nur meine Stimm' erheben,
Geheimnisvolle Schmerzen
Mit frohen Zügen überkleiden.
Denn hier, hier ſtoht von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geſchwür,
Das ſich vom blüh'nden Leben,
Von jeder Kraft in meinem Buſen nährt.
Ein König ſollte ſeiner kühnen Thaten
Mitſchuldig niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich ſich zu gewinnen
Und zu befeſtigen, that,
Was ſich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag,
Iſt in dem Werkzeug niedriger Verrath.
Doch ja, den lieben ſie und haſſen den Verräther.
Weh ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunſt.
Und wir gewöhnen uns leicht zu vergeſſen,
Was wir der eignen Würde ſchuldig ſind.
Die Gnade ſcheinet ein ſo hoher Preis,
Daß wir den Werth von unſerm Selbſt
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Geſellen einer That,
Die unſrer Seele fremd war;
Wir dünken uns Geſellen und ſind Knechte.
Von unſerm Rücken ſchwingt er ſich aufs Roß,
Und raſch hinweg iſt der Reiter
Zu ſeinem Ziel.
Eh wir das ſorgenvolle Angeſicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen bringt das ſchreckliche Gebrimnis.
Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, ſo ſingt der ſchändlichſte Verrath.
Geſellin meines ganzen Lebens,
Verſchwiegene Verſtellung,
Willſt du den ſanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimnis, das ich nun ſo lange,
Wie Philoctet den alten Schaden,
Als einen ſchmerzerfüllten Feind ernähret,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden?
Und wie ein anderer gleichgültig's Wort
In Luft zerflieben?
Du biſt mir ſchwer und laſt, du ſchwarzes Bewußtſeyn,
Du ſtärkſt mich end'lend;
Doch deine Reifezeit erſcheinet bald.
Noch zweifl' ich, und wie bang iſt da der Zweifel.
Wenn unſer Schickſal am Entſchluß hängt!
O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter!
Löſt meinen Mund, verſchließt ihn, wie ihr wollt!

Zweiter Auftritt.

Eiprnor. Polymetis.

Eiprnor.

Willkommen, Polymetis, der du mir von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen ſoen
Genug bekannt biſt, hochwillkommen heute!
O ſage mir, was bringſt du? Kommt es bald?
Wo ſind die Deinen? wo des Königs Diener?
Darfſt du entdecken, was mir dieſer Tag bereitet?

Polymetis.

Mein theurer Prinz!
Wie? Du erkennſt den alten Freund ſogleich!
Und ich nach einer kurzen Jahre Entfernung
Muß fragen, iſt er's? iſt er's wirklich?
Das Alter ſtockt, wie ein bejahrter Baum,
Und wenn er nicht verdorrt, ſcheint er verjüngt;
Aus deiner lieblichen Geſtalt, du ſüßer Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte dich ſtets halten wie du biſt.
Und immer, was du werden ſollſt, genießen.
Die Boten kommen bald, die du mit Recht erwarteſt;
Sie bringen dir Geſchenke deines Vaters.
Und die ſind deiner und des Tages werth.

Eiprnor.

Verzeih der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht ſchlafen. Manchen Morgen ſchon
Lauf' ich den Feld hervor und ſeh' mich um,
Und ſchaue nach der Ebene.
Als wollt' ich ſie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß ſie kommen nicht.
Jetzt, da ſie nah ſind, halt' ich es nicht aus,
Und fremde, ihnen zu begegnen.
Hörſt du der Roſſe Stampfen? Hörſt du ein Geſchrei?

Polymetis.

Noch nicht, mein Prinz; ich ließ ſie weit zurück.

Eiprnor.

Sag', iſt's ein ſchönes Pferd, das heut mich tragen ſoll?

Polymetis.

Ein Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht.

Elpenor.

Im Schimmel, sagst du mir! Soll ich mich dir vertrauen?
Soll ich's gestehn? Ein Narre wär' mir lieber.

Polymetus.

Du kannst sie haben, wie du sie begehrst.

Elpenor.

Ein Pferd von dunkler Farbe greift viel feuriger
Den Boden an. Denn soll es je mir werth seyn,
Muß es mit Noth nur hinter andern
Gehalten werden, keinen Vorrann leiden.
Muß seyen, klettern, vor rauschenden Zähnen,
Vor gefällten Speeren sich nicht scheuen,
Und der Trompete rasch entgegenwiehern.

Polymetus.

Ich sehe wohl, mein Prinz, ich hatte Recht
Und kannte dich genau.
Unschlüssig war dem Vater, was er senden sollte.
Seo nicht besorgt, o Herr, so sagt' ich ihm,
Der Feierkleider und des Schmuckes ist genug;
Nur Waffen send' ihm viel und alte Schwerter.
Kann er sie jetzt nicht führen,
So wird die Hoffnung ihm die Seele heben,
Und künft'ge Kraft ihm in der jungen Faust
Vorahnend zucken.

Elpenor.

O schönes Glück! O lang' erwarteter,
O Freudentag! Und du, mein alter Freund,
Wie dank' ich dir, wie soll ich dir's vergelten.
Daß du für mich, nach meinem Wunsch, besorgt!

Polymetus.

Mir wohlzuthun und vielen, liegt in deiner Hand.

Elpenor.

Sag', ist's gewiß? Das alles soll ich haben?
Und bringen sie das alles?

Polymetus.

Ja, und mehr!

Elpenor.

Und mehr?

Polymetus.

Und vieles mehr!
Sie bringen dir, was Gold nicht kaufen kann.
Und was das stärkste Schwert dir nicht erwirbt.
Was niemand gern entbehrt, an dessen Schatten
Der Stolze, der Tyrann sich weiden mag.

Elpenor.

O nenne mir den Schatz und laß mich nicht
Vor diesem Räthsel ruhen.

Polymetus.

Die edlen Jünglinge,
Die Knaben, die dir heut entgegengehen.
Sie tragen in der Brust ein dir ergebnes Herz,
Voll Hoffnung und [illegible] Zutraun,
Und ihre fröhlichen Geschlechter sind
Ein Vorbild vieler Tausende,
Die dich erwarten.

Elpenor.

Drängt sich das Volk schon auf den Straßen früh?

Polymetus.

Ein festlicher verzaßt der Noth, der Arbeit,
Und der Beamenste rafft sich auf.
Sein dringendes Bedürfniß ist nur dich zu sehn,
Und harrend fühlt ein jeder
Zum zweiten Mal die Freude des Tages,
Der dich gebar.

Elpenor.

Wie freblich will ich Fröhlichen begegnen!

Polymetus.

O daß ihr Blick dir tief die Seele durchdringe!
Denn selch' ein Blick
Begegnet keinem, selbst dem König nicht.
Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft sich der Jüngling träumt,
Knüpft Hoffnung in den schönsten Kranz zusammen
Und hält verspreadend ihn ob jenem Ziel,
Das deinen Tagen aufgesteckt ist.

Elpenor.

Wie meinen Vater sollen sie mich lieben
Und ehren.

Polymetus.

Gern versprechen sie dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück,
Und fesselt dort sie ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang' gebundnen Wünsche.
Im Taumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug.
Des schwer entbehrten Athems.

Elpenor.

Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brot,
Und von den Heerden, was er leicht entbehrt,
Dem Volk vertheilt.

Polymetus.

Er wird es gern. Den Tag.
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feire jeder hoch.
Wie selten öffnet sich der Menschen Herz zusammen!
Ein jeder ist für sich besorgt. Unsinn und Wuth
Durchstammt ein Volk weit ehr als Lieb' und Freude.
Du wirst die Väter sehn, die Hände
Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: Sieh, dort kommt er!
Der Hohe blickt den Niedern an, wie seines Gleichen.
Zu seinem Herrn erhebt der Knecht
Ein offnes frohes Aug', und der Beleidigte
Begegnet sanft des Widersachers Blick,
Und läd't ihn ein zur milden Reue,
Zum offnen, reinen Mitgenuß des Glücks.
So mischt der Freud' unschuld'ge Kinderhand
Die weit'gen Herzen, schafft ein Fest,
Ein ungekünstelites, den goldnen Tagen gleich,
Da noch Saturn der jungen Erde
Gelind als ein gelinder Vater vorstand.

Elpenor.

Wie viel Gespielen hat man mir bestimmt?
Hier hatt' ich drei, wir waren gute Freunde.
Oft uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erst eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns theilen,
Und Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernstlich spielen. Kennst du sie?
Sind's wild'ge, gute Knaben?

Polymetus.

Du hättest sollen das Gedränge sehn,
Wie jeder seinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich selbst mit Eifer boten! Von den Edelsten,
Den Besten sind dir Zwölfe zugewählt,
Die immer dienstlich deiner warten sollen.

Elpenor.

Doch kann ich wohl noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetus.

Du hast sie alle gleich auf einen Wink.

Elpenor.

Ich will sie sondern, und die Besten sollen
Auf meiner Seite seyn.
Ich will sie führen ungehahnte Wege;
Sie werden kletternd schnell den fernen Feind
In seiner Felsenburg zu Grunde richten.

Polymetis.

Mit dieſem Geiſte wirſt du, theurer Prinz,
Zum Jugendſpiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernſten Spiele führen.
Ein jeder fühlt ſich hinter dir,
Ein jeder von dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die raſche Gluth zurück
Und wartet auf dein Auge,
Wohin es Leben oder Tod gebietet.
Gern irrt auch der erfahrne Mann mit dir,
Und ſelbſt der Greis entſagt der ſchwererworbnen
Weisheit,
Und kehrt noch einmal in das Leben
Zu dir theilnehmend raſch zurück.
Ja, dieſes graue Haupt wirſt du an deiner Seite
Dem Sturm entgegnen ſehn, und dieſe Bruſt
Vergißt ihr letztes Blut, vielleicht weil du dich
irrteſt.

Elpenor.

Wie meinſt du? O es ſoll euch nicht gereuen.
Ich will gewiß der Erſte ſeyn wo's Nord hat,
Und euer Aller Zutraun muß mir werden.

Polymetis.

Das flößten reichlich ſchon die Götter
Dem Volke für den jungen Fürſten ein.
Es iſt ihm leicht und ſchwer, es zu erhalten.

Elpenor.

Es ſoll mir keiner es entziehen;
Wer brav iſt, ſoll es mit mir ſeyn.

Polymetis.

Du wirſt nicht Glückliche allein beherrſchen.
In ſtillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
Der Schmerzen, auf ſo vielen Menſchen;
Verworfen ſcheinen ſie, weil ſie das Glück verwarf,
Doch folgen ſie dem Muthigen auf ſeinen Wegen
Unſichtbar nach und ihre Bitte dringt
Bis zu der Götter Ohr. Gewinnißvolle Hülfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren
zu gute.

Elpenor.

Ich höre', ich höre' den Freudenruf
Und der Treunete Klang vom Thal herauf.
O laß mich ſchnell! Ich will den ſteilen Pfad
Hinab den Kommenden entgegen;
Du folge, lieber Freund, den großen Weg,
Und willſt du, bleibe hier!

Dritter Auftritt.

Polymetis.

Wie Schmeichelei dem Knaben ſchon ſo lieblich
klingt!
Und doch unſchuldig iſt der Hoffnung Schmeichelei.
Wenn wir dereinſt zu dem, was wir mißbilligen,
Dich loben müſſen, härter fühlen wir's.
Der preiſe glücklich ſich, der von
Den Göttern dieſer Welt entfernt lebt.
Verehr' und fürcht' er ſie und danke ſtill,
Wenn ihre Hand gelind das Volk regiert.
Ihr Schmerz berührt ihn kaum und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.
O weh mir! doppelt weh mir heute!
Du ſchöner muntrer Knabe, ſollſt du leben?
Soll ich das Ungeheur, das dich zerreißen kann,
In ſeinen Klüften angeſchloſſen halten?
Die Königin ſoll erfahren.
Welch ſchwarze That dem Vater gegen ſie verübt?
Willſt du mir's lohnen, wenn ich ſchweige?
Wird eine Treue, die nicht rauſcht, empfunden?
Was hab' ich Alter noch von dir zu hoffen?
Ich werde dir zur Laſt ſeyn.
Du wirſt vorübergehend mit einem Händedruck
Mich ſehr befriedigt halten.
Vom Throne Gleichgeſinnter wirſt du fortgeriſſen.
Indeß dein Vater uns mit ſchwerem Scepter be-
herrſcht.
Nein! ſoll mir je noch eine Sonne ſcheinen,
So muß ein ungeheurer Zwiſt das Haus zerrütten.
Und wann die Noth mit tauſend Armen eingreift,
Dann wird man wieder unſern Werth
Wie in den erſten, den verworrnen Zeiten, fühlen;
Dann wird man uns, wie ein veraltet Schwert,
Vom Pfeiler eifrig nehmen.
Den Roſt von ſeiner Klinge tilgen.
Hervor aus euern Grüften!
Ihr alten Larven verborgner ſchwarzer Thaten,
Wo ihr gefangen lebt. Die ſchwere Schuld erſtirbt
nicht:
Auf! Umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut iſt,
Das Entſetzen, wie ein Donnerſchlag,
Durch alle Buſen fahre!
Freude verwandelt in Entſetzen!
Und vor den ausgeſtreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

Gouvernante.

Man hat an Einmal satt.

Doctor.

Jeder Tag seine eigne Plage hat.

Schattenspielmann.

Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen.

Personen:

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz: Hain vor Dianens Tempel.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heiligen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten.
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Haus' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihm freuet der Besitz; ihm winkt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie angebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin.
Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet seyn.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des ärgsten Königs verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück geleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Segne, wohl erhalten hast;
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König sendet mich hieher und heut
Der Priesterin Dianens Gruß und Heil.
Dieß ist der Tag, da Tauris seiner Göttin
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König' und dem Heer,
Zu melden daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir sind bereit sie würdig zu empfangen,
Und unsre Göttin sieht willkommnem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O fänd' ich auch den Blick der Priesterin,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram gebrümmschwoll deinen Innersten;
Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Brust.
So lang' ich dich an dieser Stätte kenne,
Ist dieß der Blick, vor dem ich immer schaudre;
Und wie mit Eisenbanden bindet die Seele
Ins Innerste des Busens dir geschmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwaisten ziemt.

Arkas.

Scheinst du hier vertrieben und verwaist?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

Arkas.

Und dir ist fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erster Jugend, da sich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geschwister band;

Tasso.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du lästerst, du entweihst diesen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das schönste Opfer, dir entgegen trug,
Dein Geist verunreint dieses Paradies,
Und deine Worte diesen reinen Saal.
Nicht meines Herzens schwellendes Gefühl,
Das braus't, den kleinsten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch hoher Geist in einer engen Brust!

Tasso.

Hier ist noch Raum dem Busen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk sich auch mit Worten Luft.

Tasso.

Bist du ein Edelmann wie ich, so zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich wo ich bin.

Tasso.

Komm mit herab, wo unsre Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern sollteſt, folg' ich nicht.

Tasso.

Der Feigheit ist falsch Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er sicher ist.

Tasso.

Mit Freuden kann ich diesen Schutz entsagen.

Antonio.

Vergieb dir nur, dem Ort vergiebst du nichts.

Tasso.

Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt.
(Er zieht den Degen.)
Zieh oder folge, wenn ich nicht auf ewig.
Wie ich dich hasse, dich verachten soll!

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich euch unerwartet?

Antonio.

Du findest mich, o Fürst, gelassen stehn
Vor einem den die Wuth ergriffen hat.

Tasso.

Ich bete dich als eine Gottheit an,
Daß du mit Einem Blick mich warnend bändigst.

Alphons.

Erzähl', Antonio, Taſſo, sag' mir an,
Wie hat der Zwist sich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Gesetze Euge Männer
Im Tannat weggerissen? Ich erstaune.

Tasso.

Du kennst uns beide nicht, ich glaub' es wohl.
Hier dieser Mann, berühmt als Krug und stirlich,
Hat roh und hämisch, wie ein unerzogner,
Unedler Mensch, sich gegen mich betragen,
Zutraulich nahe' ich ihm, er stieß mich weg;
Bedarflich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitt'rer rubt' er nicht.
Bis er den tausten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih! Du hast mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieser
Hat alle Schuld, wenn ich mich schuldig machte.
Er hat die Gluth gewaltsam angefacht.
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterschwung hinweg!
Du hast, o Fürst, zuerst mich angeredet,
Hast mich gefragt: es sei mir nun erlaubt,
Nach diesem rasenden Redner auch zu sprechen.

Tasso.

O sa, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort!
Und kannst du jede Spitze, jede Miene
Vor diesen Richter stellen, wag' es nur!
Beleidige dich selbst zum zweiten Male,
Und zeuge wider dich! Dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsschlag läugnen.

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden hast, so sprich;
Wo nicht, so schweig und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürst, ob dieser heiße Kopf
Den Streit zuerst begonnen? wer es sei,
Der Unrecht hat? ist eine weite Frage,
Die wohl zuvörderst noch auf sich beruht.

Tasso.

Wie das? Mich dünkt, das ist die erste Frage.
Wer von uns beiden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie sich's der unbegränzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigster.
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn schweigen:
Hab' ich gesprochen, mag er weiter reden;
Du wirst entscheiden. Also sag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen, noch mich selbst vertheid'gen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbieten:
Denn wie er stehe, ist er kein freier Mann;
Es waltet über ihm ein schwer Gesetz,
Das keine Gnade dbeständig lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und traft du, Herr, nicht zwischen uns herein,
So stünde jetzt auch ich als ehrlos vorgestellt.
Mitschuldig und beschämt vor deinem Blick.

Alphons (zu Taſſo).

Du hast nicht wohl gethan.

Tasso.

Mich spricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frei.
Ja, es ist wahr, ich drohte, forderte.
Ich sog. Allein, wie tückisch seine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie scharf und sanft sein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut gemischt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erregt — Du kennst es nicht!
Gelassen, kalt, hat er mich aufgereizt,
Aufs höchste mich getrieben. O! du kennst
Du kannst ihn nicht, und wirst ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die schönste Freundschaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht gezittert,
So war sie seiner Gnade, seines Dienstes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Gesetzes
Und dieses Orts vergessen, so verzeih.
Auf seinem Boden darf ich niedrig sein,
Erniedrigung auf seinem Boden dulden.
Wenn dieser Herr, es sei auch wo es will,
Die fehlt und sich, dann strafe, dann verstoße,
Und laß mich nie dem Auge widersehen.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt,

Und Fetzer wie den Stand vom Kleide schüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen so gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Oh du auch so, mein Fürst,
Oh alle deine Diener diese That
So unbedeutend halten, gewiß' ich fast.
Die Majestät verbreitet ihren Schein
Auf jeden, der sich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenschaft.
Da klingt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert selbst Beleidigung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unversöhnlichkeit genug,
Dort wird kein Freier drohn, kein Mann wird fluchen.
Hier diese Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befestigt, diese Ruhe
Mit schweren Strafen ernst und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergreift den Schuldigen.
Da war kein Ansehn der Person, es hielt
Die Mitte nicht den Arm des Rechts zurück;
Und selbst der Frevler fühlte sich gestreckt.
Nun sehen wir nach langem schönem Frieden
In das Gebiet der Sitten rohe Wuth
Im Tumult wiederkehren. Herr, entscheide,
Bestrafe! denn wer kann in seiner Pflicht
Beschränkten Gränzen wandeln, schätzet ihn
Nicht das Gesetz und seines Fürsten Kraft?

Alphons.

Mehr als ihr beide saat und sagen könnt,
Läßt unparteiisch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet schöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu sprechen hätte:
Denn hier sind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weise
Genug zu thun, wie du es fordern wirst.
Mir wär' es lieb, ihr wähltet mich zum Austrag,
Indessen, beim Vergehen macht, o Tasso,
Dich zum Gefangnen. Wie ich ihr vergehe:
So lenke ich das Gesetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Tasso! Weile auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir selbst allein bewacht.

Tasso.

Ist dieß, o Fürst, dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkennest du bei Vaters Milde nicht?

Tasso (zu Antonio).

Mit dir hab' ich vorerst nichts mehr zu reden.

(zu Alphons)

O Fürst, es übergieht dein ernstes Wort
Mich Freien der Gefangenschaft. Es sey!
Du hältst es Recht. Dein heilig Wort verehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im Tiefsten schweigen.
Es ist mir neu, so neu, daß ich fast dich
Und mich und diesen fahlen Ort nicht kenne.
Doch diesen kenn' ich wohl — Gehorchen will ich.
Da ich gleich hier noch manches sagen könnte,
Und sagen sollte. Mir verstummt die Lippe.
Wär' ein Verbrechen? Wenigstens es scheint.
Ja bin ich ein Verbrecher angestellt,
Und, was mein Herz auch sagt, ich bin gefangen.

Alphons.

Du nimmst es höher, Tasso, als ich selbst.

Tasso.

Mir steht es unbegreiflich wie es ist;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin ein Kind;
Ich meine fast, ich müßt' es denken können.
Auf einmal wankt mich eine Narbheit an,
Daß augenblicklich schlecht sich's wieder ja.
Ich höre nur mein Urtheil, denke mich.
Das sind zu viel vergessne Worte schon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen;
Demüthige dich! du vergaßest wo du standst:
Der Götter Saal schien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall.
Gewöhne gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beschwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erst, den du mir gabst,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte;
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande.
Auch heute nicht. Der hoffnungsreiche Gabe
Entzähl' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu dir gesinnt bin fühlst du nicht.

Tasso.

Gehorchen ist mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrischern Geschenks
Verlangung fordert das Geschick von mir.
Die Krone bleibt den Gefangnen nicht:
Ich nehme selbst von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gebunden mir schien.
In früh war mir das sanfte Glück verliehen,
Und werd' als hätt' ich sein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmst dir selbst, was keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweiten Mal gibt.
Mir Menschen werden wunderbar geprüft;
Wir können's nicht ertragen, hätt' und nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehen.
Mit unschätzbaren Gütern lehret uns
Verschwenderisch die Noth gelassen spielen:
Wir öffnen willig unsre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entschlüpfe. —
Mit diesem Kuß vereint sich eine Thräne.
Und weiht dich der Vergänglichkeit! Es ist
Erlaubt, daß beide Zeichen unsrer Schwäche.
Nur weinte nicht, wenn das Unverletzte
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?
Gürtet dich zu diesem Degen, der
Dich leider nicht erwarb, um ihn gekämpfen.
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beide willig hin zu Füßen;
Denn wer ist wohl gewaffnet, wenn du zürnst?
Und wer geschmückt, o Herr, den du verkennst?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

(Auf den Knieen kommt der ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.)

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo schwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Malt er sich seinen Werth und sein Geschick?
Beschränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein ganzes außerwähltes Wesen,
Und Alles über Alle sich erlaubt.
Er stürzt sich selbst, und strafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er ist gestraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren wollt.
Er sieht, o Fürst, ihm seine Freiheit wieder.
Und unserm Fürst entscheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es sein.
Doch sprich, wie hast du seinen Zorn gereizt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu sagen, wie's geschah.
Als Menschen hab' ich ihn vielleicht beleidigt.
Als Edelmann hat' ich ihn nicht beleidigt.
Und seinen Lippen ist im ärgsten Zorne
Kein sittenloses Wort entflohn.

Alphons.

So seien
Mir eurer Streit, und was ich allein gethan,
Betrachtet keine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer sich entzweien, hält man billig
Den Fürsten für den Schuldigen. Du kennst
Mit ihm mich schlichten; ihn zu leiten stünde
Dir besser an. Noch immer ist es Zeit:
Hier ist sein Arm, der euch zu streiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, so lange wünsch' ich
In meinem Haus ihn zu genesen. Stelle
Die Ruhe wieder her; du kannst es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erst
Mit zarter Lippe in Besinnung suchen;
Dann tritt zu ihm, sich ihm in meinem Namen
Die volle Freiheit wieder, und gewinne
Mit edeln wahren Worten sein Vertrauen.
Verwirrte das, sobald du immer kannst;
Du wirst als Freund und Vater mit ihm sprechen.
Noch ob wir schelten, will ich Friede wissen,
Und wär ist nichts unmöglich, wenn du willst.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und lassen dann die Frauen ganz vollenden.
Was du beginnst; und hegen wir zurück.
So haben sie von diesem raschen Eindruck
Die leste Spur vertilgt. Es scheint, Antonio,
Du willst mich aus der Uebung kommen! Du
Hast Ein Gespräch kaum erst vollendet, nun
Kehrst du zurück und schaffst vor gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieses zu gelingt.

Antonio.

Ich bin beschämt, und leg' in deinen Worten,
Wie in dem klarsten Spiegel meine Schuld:
Nur leicht gewinnt man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er auch gebietet.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Prinzessin (allein).

Wo bleibt Eleonore? Sonnenstiche
Vertreibt mir jeden Augenblick die Sonne
Das steife Herz. Kaum weiß ich was gethan,
Kaum weiß ich wer von beiden schuldig ist.
O, ich die Thöne! Wär' ich doch nicht stets
Den Bruder hier, Antonio nicht sprechen.
Ich ich erhalte sinn, ich ich vernommen,
Wie alles steht, und was es werden kann.

Zweiter Auftritt.

Prinzessin. Leonore.

Prinzessin.

Was weinst du, Leonore? Sag' mir an:
Wie steht's um unsre Freundin? Was gethan?

Leonore.

Mehr als wir wissen hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen bald zusammen. Taste los,
Dem Bruder trennte sie; allein es scheint,
Als habe Taste diesen Streit erneuert.
Antonio geht frei umher und spricht
Mit seinem Fürsten; Taste steht bestraft
Verbannt in seinem Zimmer und allein.

Prinzessin.

Gewiß hat ihn Antonio gereizt.
Den Hochgestimmten hält und stemd beleidigt.

Leonore.

Ja staun' es selbst. Denn eine Welle stand,
Einem als er ja ihm trat, um seine Stirn.

Prinzessin.

Ich hab wir doch dem reinen edlen Blut
Des Herzens nachgerade so sehr verfeinert!
Ganz leise fehlen am Gott in unsrer Brust.
Ganz leise, ganz verstohlen, greift uns an.
Was zu ertragen ist und was zu fliehen.
Antonio erhitzen wir heute früh
Viel schroffer noch als je, in uns ärgerer.
Es warnte mich mein Geist, als neben ihn
Sein Taste ritte. Sieh das Rosse nur
Den beiden an, das Angesicht, den Ton.
Den Blick, den Tritt! Es widerstrebt sich alles;
Die stimmen einig keine Liebe wegleich.
Doch überredete die Hoffnung mich.
Die Gleichheit: sie sind vermählig beide,
Sind edel, unterrichtet, beine Freunde;
Und weich ein Band ist schwer als der Guten?
Ja trieb den Jüngling an: er gab sich ganz;
Wie sahen, wie warm ergab er ganz sich mir!
O hätt' ich allein Antonio gesprochen!
Ja zauderte; es war nur kurze Zeit,
Ja sprute mich, gleich mit den ersten Worten.
Und vermandt den den Jünglinge zu entzweien;
Verlieh auf Zeite mich und Heimarten,
Auf den Gewaltsam der Welt, der ja so glatt
Zwischen Feinde lese; verbarg sie
Von dem gepriesten Manne viele Jahre
Der zahlen Jugend nicht. So ist geschehen:
Das Uebel stand mir fern, nun ist es da.
O sag mir einen Rath! Was ist zu thun?

Leonore.

Wie schwer zu raten sei, das siehst du selbst
Nach dem, was du gesagt. Es ist mehr hier
Ein Mißverständniß zwischen Menschen stimmten;
Das stehen Worte, ja im Nothfall stehen
Es Waffen leicht und schlichten endlich bei.
Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gesehn.
Die darum Freunde sind, weil sie Natur
Nicht Einen Manne aus einem reinen formte.
Und wären sie zu ihrem Vortheil Eins.
So wären sie als Freunde sich verloren:
Denn stünden sie ihr Einen Mann und einen
Mit Macht und Glück und Lust zweier Leben dar.
So hofft' ich selbst, nun sieh' ich wohl, umsonst.
Der Zwist soll heute, sei er wie er sei,
Ich beizulegen; doch das Ungere und
Thun für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Ich wär' am besten, dächt' ich. Taste entfernte
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz sich wenden: dort

Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf sein Gemüth als eine Freundin wirken.
Du würdest hier indessen den Antonio,
Der uns so fremd geworden, dir aufs Neue
Und deinen Freunden näher bringen: so
Gewährte das, was jetzt unmöglich scheint,
Die gute Zeit vielleicht, die Vieles giebt.

Prinzessin.

Du willst dich in Genuß, o Freundin, setzen,
Ich soll entbehren; heißt das billig seyn?

Leonore.

Entbehren wirst du nichts, als was du doch
In diesem Falle nicht genießen könntest.

Prinzessin.

So ruhig soll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannst.

Prinzessin.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen lassen.

Leonore.

Wenn er es liebt wie wir, so giebt er nach.

Prinzessin.

Es ist so schwer, im Freunde sich verdammen.

Leonore.

Und dennoch rettest du den Freund in dir.

Prinzessin.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geschehe.

Leonore.

So warte noch ein größres Uebel ab.

Prinzessin.

Du peinigst mich, und weißt nicht ob du nützest.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer sich irrt.

Prinzessin.

Und soll es seyn, so frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer sich entschließen kann, besiegt den Schmerz.

Prinzessin.

Entschlossen bin ich nicht, allein es sey.
Wenn er sich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laß uns für ihn sorgen, Leonore.
Daß er nicht Mangel etwa kläglig litte,
Daß ihm der Herzog seinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen lasse.
Sprich mit Antonio, denn er vermag
Bei meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unserm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von dir, Prinzessin, gälte mehr.

Prinzessin.

Ich kann, du weißt es, meine Freundin, nichts
Wie's meine Schwester von Urbine kann.
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern so stille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe sonst darüber manchen Vorwurf
Mir selbst gemacht; nun hab' ich überwunden.
Es schalt mich eine Freundin oft darum:
Du bist unelternnützig, sagte sie.
Das ist recht schön: allein so sehr bist du's,
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde
Nicht recht empfunden kannst. Ich laß' es gehn.
Und muß denn eben diesen Vorwurf tragen,
Um beste mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbschaft zu,
Und gerne will ich für ihn sorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürstin, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundin auch mich freuen kann.
Er ist kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Weiß ich ihm schon geschickt zu helfen wissen.

Prinzessin.

So nimm ihn weg, und, soll ich ihn entbehren,
Vor allen andern sey er dir gegönnt:
Ich seh' es wohl, so wird es besser seyn.
Muß ich denn wieder diesen Schmerz als gut
Und heilsam preisen? Das war mein Geschick
Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt.
Nur bald ist der Verlust des sehnsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, dich so sehen du es verdienst
Glücklich zu seyn.

Prinzessin.

Leonore! Glücklich?
Wer ist denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich so nennen, denn sein großes Herz
Trägt sein Geschick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
Ist meine Schwester von Urbine glücklich?
Das schöne Weib, das edle große Herz!
Sie ermagt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet sie, und läßt sie's nicht entgelten.
Doch seine Freude wohnt in ihrem Haus,
Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Kennt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
Man nahm uns von ihr weg: nun ist sie todt:
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sey.

Leonore.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht dir, Prinzessin?

Prinzessin.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben kennt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geschwister,
Bei Fest und Spiel geselig sich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer fest,
Und in Gesellschaft mancher Leiden musst'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergetzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und
Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dies Glück gegönnt, auch dieses
Nahm mir der Arzt hinweg: sein streng Gebot
Hieß mich verstummen; leben sollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Trost sollt' ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde fanden sich um dir,
Und nun bist du gesund, bist lebensfroh.

Prinzessin.

Ich bin gesund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen —

Leonore.

Du hast ihn noch.

Prinzessin.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerst ihn sah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erst gewichen; still bescheiden blickt' ich

Ins Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geschwister wieder, sog verjüngt
Der süßen Hoffnung reinsten Balsam ein.
Ich wagt' es verwärts in das Leben weiter
Hinein zu sehn, und freundliche Gestalten
Begegneten mir aus der Ferne. Du,
Eleonore, stelltst mir den Jüngling
Die Schwester vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's gestehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O meine Fürstin, laß dich's nicht gereuen:
Das Edle zu erkennen ist Gewinnst,
Der nimmer uns entrissen werden kann.

Prinzessin.

Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche.
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So tanzt sie auf seinem Herde brennt,
So lang' sie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie bald! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Und frißt sie ungebeten um sich her.
Wie elend kann sie machen! Laß mich nun,
Ja bin geschwätzig, und verbärge besser
Auch selbst vor dir, wie schwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löset sich
In Klagen und Vertraun am leichtsten auf.

Prinzessin.

Wenn das Vertrauen heilt, so heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ich meine Freundin! Zwar ich bin entschlossen:
Er scheide nur! Allein ich fühle schon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne bebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu sehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht:
Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebend in dem Thau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist hin und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgiebt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge sauselte, die Ahnung selbst verstummte,
Und glücklich eingesenkt, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

Leonore.

Die Zukunft giebt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzessin.

Was ich besitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechsel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie
Begierig in den Lostopf fremder Welt.
Für mein bedürftend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenstand zu haschen.
Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher.
So lieblich angelockt, so hart bestraft!
Ein reines, wahres Gut verschwindet mir,
Und meiner Sehnsucht scheret ein böser Geist
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundin Wort nicht trösten kann;
So wird die stille Kraft der schönen Welt,
Der guten Zeit dich unverwerrt erquicken.

Prinzessin.

Wohl ist sie schön die Welt: In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien.
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die begläckte Hand ergriff!
Es reißt sich los was erst sich uns ergab.
Wir lassen los was wir begierig fehlten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore (allein).

Wie jammert mich das edle, schöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach sie verliert — und dankst du zu gewinnen?
Ist's denn so nöthig daß er sich entfernt?
Machst du es nöthig, nur allein für dich
Das Herz und die Talente zu besitzen.
Die du bisher mit einer andern theilst,
Und ungleich theilst? Ist's redlich so zu handeln?
Bist du nicht reich genug? Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das hast du alles, und du wüßt noch ihn
Zu diesem allen haben? Liebst du ihn?
Was ist es sonst, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magst? Du darfst es dir gestehn. —
Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu besiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lieb
Uns wie auf Himmels-Wolken trägt und hebt?
Dann bist du erst beneidenswerth: Du bist,
Du hast das nicht allein was viele wünschen;
Es weiß, es kennt auch jeder, was du hast:
Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich,
Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.
Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?
Wo ist ein Mann, der meinem Freunde sich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich ist's, im Glanze dieses Lebens
Ihn an der Seite haben! so mit ihm
Der Zukunft sich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf.
Der ihn und der des Beifalls Woge treibt:
Das was vergänglich ist, bewahrt sein Lieb.
Du bist noch schön, noch glücklich, wenn schon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgerissen.
Du mußt ihn haben, und ihr nimmst du nichts:

Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich.
Sie leuchten, wie der Stille Schein des Monds
Dem Wanderer spärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Lust
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird sich freuen,
Wenn sie ihn fern, wenn sie ihn glücklich weiß,
Wie sie genoß, wenn sie ihn täglich sah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und diesem Hofe mich verbannen:
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So soll es seyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen sehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.

Du bringst uns Krieg statt Frieden: scheint es doch.
Du kommst aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Faust entscheidet,
Und nichts von Rom, wo feierliche Klugheit
Die Hände segnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen sieht, die gern gehorcht.

Antonio.

Ich muß den Tadel, schöne Freundin, dulden.
Doch die Entschuld'gung liegt nicht weit davon.
Es ist gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böse Genius dir an der Seite,
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's diesmal
Auf meiner Freunde Kosten ihm gebracht.

Leonore.

Du hast um fremde Menschen dich so lang'
Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wieder siehst,
Verkennst du sie, und rechtest wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundin, die Gefahr:
Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen;
Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärtlichsten lieben.

Leonore.

In dieser ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonio.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut so ohne Maß verlor.
Allein gesetzt, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt,
Und spät am Abend in ersehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit besessen, soll er nicht
Auch etwas Menschliches in dem Busen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menschlich ist, so wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe süß, die Arbeit leicht
Durch ein Gespräch, durch holde Töne macht.
Der Baum ist breit, mein Freund, der Schatten giebt,
Und keiner braucht den Andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Leonore, nicht,
Mit einem Gleichniß hin und wieder spielen.
Gar viele Dinge sind in dieser Welt,
Die man dem Andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es ist ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Hochverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragst du mich nach diesen beiden Schätzen;
Der Lorbeer ist es und die Gunst der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unsers Jünglings Haupt
Den ernsten Mann beleidigt? Hättest du
Für seine Mühe, seine schöne Dichtung,
Bescheid'nern Lohn doch selbst nicht finden können.
Denn ein Verdienst das außerirdisch ist,
Das in den Lüften schwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unsern Geist umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem schönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er selbst die Erde kaum berührt,
Berührt der höchste Lohn ihm kaum das Haupt.
Ein unfruchtbarer Zweig ist das Geschenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit sie einer Schuld
Aufs leichtste sich entlade. Du mißgönnst
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein
Ums kahle Haupt wohl sämerlich; und gewiß,
Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach seinem Werth zu schätzen,
Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es scheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weise
So sehr wie Andre, daß man ihm die Güter,
Die er besitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirst an ein Phantom
Von Gunst und Ehre keinen Anspruch machen.
Der Dienst, mit dem du deinem Fürsten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindest,
Ist wirkend, ist lebendig, und so muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig seyn.
Dein Lorbeer ist das fürstliche Vertrauen,
Das auf den Schultern dir, als liebe Last,
Behäuft und leicht getragen ruht; es ist
Dein Ruhm das allgemeine Zutrauen.

Antonio.

Und von der Gunst der Frauen sagst du nichts,
Die wirst du mir doch nicht entbehrlich schelten?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrst sie nicht,
Und leichter wäre sie dir zu entbehren,
Als sie es jenem guten Mann nicht ist.
Denn sag', gelang' es einer Frau, wenn sie
Nach ihrer Art für dich zu sorgen dächte,
Mit dir sich zu beschäft'gen unternähme?
Bei dir ist alles Ordnung, Sicherheit;
Du sorgst für dich, wie du für Andre sorgst.
Du hast was man dir geben möchte. Jener
Beschäftigt uns in unserm eignen Fache.
Ihm fehlt's an tausend Kleinigkeiten, die
Zu schaffen eine Frau sich gern bemüht.
Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid
Mit etwas Stickerei, das trägt er gern.
Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er kann

Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet.
An seinem Leib nicht anders, alles soll
Zum fein und gut und schön und edel stehn.
Und dennoch hat er kein Gefühl, das alles
Sich anzuschaffen, wenn er es besitzt.
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgsamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reise wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil seiner Sachen fehle. Bald
Verliebt sich der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu sorgen.

Antonio.

Und diese Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückseliger Jüngling, dem man seine Mängel
Zur Tugend rechnet, dem so schön verzeihnet ist.
Den Knaben noch als Mann zu spielen, der
Sich seiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßtest mir verzeihen, schöne Freundin,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du fassest nicht alles, fassest nicht was er wagt,
Und daß er früher ist als wie man denkt,
Er rühmt sich zweier Flammen: knüpft und löst
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit solchen Künsten solche Herzen: Ja's
Zu glauben?

Leonore.

Gut: Selbst das beweis't ja schon,
Daß es nur Freundschaft ist, was uns belebt,
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauschten,
Belohnten wir das schöne Herz nicht billig,
Das ganz sich selbst vergißt und hingegeben
Im holden Traum für seine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt seine Selbstigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die sich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freiwilligen Tribut, zerstöret ganz
Den schönen Kreis geselliges Vertrauens!

Leonore.

Wir sind nicht so parteiisch wie du glaubst.
Ermahnen unsern Freund in manchen Fällen;
Wir wünschen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich selbst genieße, mehr sich an genießen
Den Andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln ist, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lebt ihr Vieles was zu tadeln wäre.
Ich kenn ihn lang', er ist so leicht zu kennen.
Und ist zu stolz sich zu verbergen. Bald
Verkünft er in sich selbst, als wäre ganz
Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
Im seiner Welt genug, und alles rings
Umher verschwindet ihm. Er läßt es gehn.
Läßt's fallen, sieht's hinweg und ruht in sich —
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, sey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er Alles fassen, Alles halten,
Dann soll aufstehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehen,
Was Jahre lang bereitet werden sollte,
In einem Augenblick geboren seyn,
Was Mühe kaum in Jahren ihm ertrotzte.
Er fordert das Unmöglichste von sich,
Damit er es von Andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geist zusammen fassen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menschen.
Und ist er nicht der Mann: er fällt zurück,
Um nichts gebessert, in sich selbst zurück.

Leonore.

Er schadet Andern nicht, er schadet sich.

Antonio.

Und doch versteht er Andre nur zu sehr.
Kannst du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenschaft, die ihn bethört ergreift,
Er auf den Fürsten, auf die Fürstin selbst,
Auf wen es sey, zu schmähn, zu lästern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder: er beherrscht
So wenig seinen Mund als seine Brust.

Leonore.

Ich sollte denken, wenn er sich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, sollt'
Es wohl für ihn und Andre nützlich seyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Ist nicht daran zu denken: denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte scheinen, daß ich ihn vertreibe.
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unserm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er sich mit mir versöhnen will.
Und wenn er meinen Rath befolgen kann.
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.

Nun hofft du selbst auf ein Gemüth zu wirken,
Das dir vor Kurzem noch verloren schien.

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Ist besser hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Ist unserm Fürsten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umsonst an ihm.
So ist er nicht der Einz'ge, den wir bilden.

Leonore.

So ohne Leidenschaft, so unparteiisch
Glaubt' ich dich nicht. Du hast dich schnell bekehrt.

Antonio.

Das Alter muß doch einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch sich auf der Stelle fassen kann.
Du wardst, mich deinem Freunde zu versöhnen,
Zuerst bemüht. Nun bin' ich es von dir.
Thu was du kannst, daß dieser Mann sich finde,
Und alles wieder bald in Gleichem sey.
Ich gehe selbst zu ihm, sobald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig ist.
Sobald du glaubst daß meine Gegenwart
Das Uebel nicht vermehrt. Doch was du thust,
Das thu' in dieser Stunde; denn es geht
Abwend heut Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indessen wohl.

Fünfter Auftritt.

Leonore (allein).

Für diesmal, lieber Freund, sind wir nicht eins;
Mein Vortheil und der deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nütze diese Zeit
Und suche Tasso zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer.

Taſſo (allein).

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal dich verlaſſen?
Hat dich an einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf geendigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja.
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?
Die Tage, wo dein Geiſt mit freier Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpannte Bläu durchdrang?
Und dennoch fühl' du noch, und fühlſt dich an.
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines Andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit offnen Armen auf ihn los,
Und übte Kräfte Muskel, keine Bruſt.
O hätt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet ſey,
So hatte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte beider Sinn.
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück!
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luft, die mich nun ſelbſt verzehrt.
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich würdete mich ihr, und ſolgte froh
Dem Winke, der mich in's Verderben rief.
Eh, ſey! So hab' ich mich doch werth gezeigt
Des göttlichen Vertrauns, das mich erquickt.
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's getan!
Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ſeinen hellen Blick
Entzieht mir der Fürſt, und läßt mich hier
Auf ſchlimm, ſchmalem Pfad verloren ſtehn.
Das bäßliche zweideutige Geklügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin wend' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfaßt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweiter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt,
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſanfteſter Blick, dein tiefſter Verſtand,
Mit dem du jedem giebſt was ihm gebührt,
Dein Maßonmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Beſte ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

Taſſo.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war,
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es klug,
Der ſtille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überraſchet,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht.
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſpröden Manns
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt ſind und
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſt das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte

Freundin —

Du trifſt den Freund in einen Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du ſcheinſt mehr als billig ſie bewegt.

Taſſo.

Hältſt du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geſchehn iſt kränkt mich nicht ſo tief.
Allein das kränkt mich was es mir bedeutet.
Las meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren: Frei und offen iſt das Feld.

Leonore.

Du haſt gar manchen fälſchlich im Verdacht.
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an.
Wie du es wähnſt. Der heutige Verdruß —

Taſſo.

Den laß' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und das er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hofes Geiſt
Nicht ſonſt für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von Manchem, das du beſſer
Und tiefer fühleſt, und verunmmt kein Wort
Das du ihm ſagſt, und wird dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſeyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu überleben glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Das ich nur dulden gegenſtände ſollte.
Früh oder ſpät, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur
Um beſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt.
Dem folg ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frei will ich ſeyn im Denken und im Dichten:
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er spricht mit Achtung oft genug von dir.

Tasso.

Wie Sonnung, willst du sagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben: denn er weiß
So stark und so bedingt zu sprechen, daß
Sein Lob erst recht zu Tadel wird, und daß
Kaum mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus seinem Munde.

Leonore.

Mäßigst du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er scheint von dir
Und dem Talente spricht, das dir vor Vielen
Die gütige Natur verliehen. Er fühlt gewiß
Das was du bist und hast, und schätzt es auch.

Tasso.

O glaube mir, ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des eignen Neids entfliehen.
Ein solcher Mann verzeiht dem andern wohl
Verdienen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das hast du selbst, das hast du wenn du willst,
Wenn du bedarfst, wenn dich das Glück begünstigt.
Doch das was die Natur, allein verleiht,
Was localer Bemühung, lebem Streben
Stets unerreichbar bleibt, auch weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihen.
Er gönnt es mir? Er, der mit diesem Sinn
Die Gunst der Musen zu erwerben glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreimt, sich selbst ein Dichter scheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürsten Gunst.
Die er doch gern auf sich beschränken möchte.
Als das Talent, das jene Himmlischen
Dem armen, dem verwaisten Jüngling gaben.

Leonore.

O fühlest du so klar, wie ich es sehe!
Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso.

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind.
Und wär' unversöhnlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht ist's
In allen Stücken billig seyn; es heißt
Sein eigen Selbst verbrennen. Sind die Menschen
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der bewußten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tag's?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts
Kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willst du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht lassen, seh' ich kaum
Wie du am Hofe länger bleiben willst.
Du weißt wie viel er alle und selten muß.

Tasso.

Wie sehr ich klage, o fühlst Freundin, hier
Schon überflüssig bin das weiß ich wohl.

Leonore.

Das bist du nicht, das kannst du nimmer werden:
Du weißt vielmehr wie gern der Fürst mit dir,
Wie gern die Fürstin mit dir geht; und kommt
Die Schwester von Urbino, kommt sie bald
So sehr um deinetwillen als der Geschwister willen.
Sie denken Alle gut und gleich von dir,
Und Jedliches verräthst du unwillingst.

Tasso.

O Leonore, welch Vertrauen ist das!
Hat er von seinem Staate je ein Wort,
Ein ernstes Wort mit mir gesprochen? Kam
Ein einzger Fall, worüber er sogar
In meiner Gegenwart mit seiner Schwester,
Mit andern sich berieth, mich fragt' er nie.
Da dies ich immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio schreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagst anklart zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freiheit lassen mag,
So eilst er doch, wie er dich etwen kann.

Tasso.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du bist nicht unnütz, eben weil du ruhst.
So lange dauert das schon Verdruß und Sorge.
Wie ein geliebtes Kind an deiner Brust.
Ja das' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf diesem schönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen schien,
Gedeihst du nicht. O Tasso! — Rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du solltest dich entfernen!

Tasso.

Verschone mich den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter sey. — Ob er genesen könne.
Das überlege wohl, o klage, gute Freundin!
Ja seh' es alles selbst, es ist verbei!
Ja kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ihn bedarf man, leider meiner nicht.
Und er ist klug, und leider bin ich's nicht.
Er wirft zu mannen Schaden, und ich kann.
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde.
Sie lassen's gehn, sie sehen's anders an.
Sie widersprechen kaum, und sollten kämpfen.
Du glaubst, ich soll hinweg; ich glaub' es selbst —
So sehe denn wohl! Ich werd' auch das ertragen.
Ihr seyd von mir gewichen — werd' auch mir.
Von euch zu scheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt sich alles reiner.
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirst du erkennen welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt.

Tasso.

Das werden wir erfahren. Kennt' ich doch
Die Welt von Ansehn auf, wie sie so lesend
Uns blindlos, einsam führt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmst du mich, mein Freund, so sollst du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, so bequemt du dich
Erst nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich sehr dich sorgsam. Sey getrost.
Ja bin es selbst. Ja reise, den Gemahl
Die nächsten Tage dort zu finden, kann
Nichts freundlicher für ihn und mich bereiten.
Als wenn ich dich in unsre Mitte bringe.
Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst.
Welch einem Fürsten du dich nahen wirst.
Und welche Männer diese edlen Stadt
In ihrem Busen hegt, und welche Frauen.
Du schweigst? Bedenk' es wohl! Entschließe dich.

Tasso.

Gar reizend ist, was du mir sagst, so ganz

Ein

Fastnachtsspiel

auch wohl zu tragieren

nach Ostern,

vom

Pater Brey,

dem falschen Propheten.

Zu Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

Dem Wunsch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es ist zu neu: ich bitte dich,
Laß mich bedenken, ich beschließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieses Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkst,
So wirst du schwerlich etwas Bessers denken.

Tasso.

Noch eins, geliebte Freundin! sage mir,
Wie ist die Fürstin gegen mich gesinnt?
War sie erzürnt auf mich? Was sagte sie? —
Sie hat mich sehr getadelt? Rede frei.

Leonore.

Da sie dich kennt, hat sie dich leicht entschuldigt.

Tasso.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt.

Tasso.

Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

Tasso.

Werd' ich bei Fürsten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In seiner Großmut kannst du sicher ruhn.

Tasso.

Und lassen wir die Fürstin ganz allein?
Du gehst hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch daß ich ihr etwas war.

Leonore

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.
Und es gelingt, ich sehe dich beglückt.
Du wirst von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürst befahl's, Antonio sucht dich auf.
Er tadelt selbst an sich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelassen auf so wie er kommt.

Tasso.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm stehn.

Leonore.

Und sagente mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh du scheidest dir das Aug' zu öffnen:
Daß Niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich dröselt und neckt!
Du irrst gewiß, und wie du sonst zur Freude
Von Andern dichtest, leider dichtest du
In diesem Fall ein seltenes Gewebe.
Dich selbst zu kränken. Alles will ich thun
Um es entzweizureißen, daß du frei
Den schönen Weg des Lebens wandeln mögest.
Leb wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Tasso (allein).

Ich soll erkennen daß mich Niemand haßt,
Daß Niemand mich verfolgt, daß alle List
Und alles heimliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt!
Bekennen soll ich daß ich Unrecht habe,
Und Manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Anschein der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Täcke, liegt.
Ich soll es auf empfinden wie der Fürst
Mit offner Brust mir seine Gunst gewährt.
Mit welchem Maß die Gaben mir ertheilt.
Im Augenblicke, da er, schwach genug,
Von meinen Wunden sich das Auge trübern
Und seine Hand gewiß auch festlin läßt!

Daß er betrogen ist kann er nicht sehen.
Daß sie Betrüger sind kann ich nicht zeigen;
Und nur damit er ruhig sich betrüge.
Daß sie gewächtlich ihn betrügen können.
Soll ich mich stille halten, weichen gar!

Und wer giebt mir den Rath? Wer bringt so
klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Leonore selbst. Leonore Sanvitale.
Die zarte Freundin! Ha, doch kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr
Mir ihre Gunst, mir ihre Zärtlichkeit
Mit süßen Worten zeigte: Nein, sie war
Und bleibt ein listig Herz; sie wendet sich
Mit leisen Augen Tritten nach der Gunst.

Wie oft hab' ich mich willig selbst betrogen.
Auch über sie! Und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte sie, und schmeichelte mir selbst.
So ist sie gegen Andre, sagt' ich mir.
Doch gegen dich ist's offne treue Meinung.
Nun seh' ich's wohl, und seh' es nur zu spät:
Ich war begünstigt, und sie schmiegte sich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt sie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie schleicht heran und züngelt mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberische Töne.
Wie lieblich schien sie! Lieblicher als je!
Wie wohl that von der Liebe jedes Wort!
Doch kennte mir die Schmeichelei nicht lange
Den falschen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geschrieben
Von allem was sie sprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen sucht
Und es nicht verlieb meint. Ich soll hinweg?
Soll nach Florenz, sobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich seh' es wohl.
Dort herrscht der Mediceer neues Haus;
Zwar nicht in offner Feindschaft mit Ferrara,
Doch hält der stille Neid mit kalter Hand
Die edelsten Gemüther auseinander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürstin
Erbetne Zeichen ihrer Gunst, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höflinge meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht gelang' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt:
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

Was soll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O ich verstand ein jedes Wort so gut,
Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Süd' zu Süden nur erhascht' ich's kaum.
Und weiß nun ganz wie die Prinzessin denkt —
Ja, ja, auch das ist wahr, verzweihte nicht!
„Sie wird mich gern entlassen wenn ich gehe.
„Da es zu meinem Wohl gereicht.“ O! fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! willkommner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand.

Die kalt und starr mich von sich läßt — Ich gehe! —
Kann rühr dich, und laß dich keinen Scheun
Von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügst.

Vierter Auftritt.

Antonio. Tasso.

Antonio.

Hier bin ich, Tasso, dir ein Wort zu sagen.
Wenn du mich ruhig hören magst und kannst.

Tasso.

Das Handeln, weißt du, bleibt mir untersagt;
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe dich gelassen, wie ich wünschte,
Und spreche gern zu dir aus freier Brust.
Zuvörderst leg' ich in des Fürsten Namen
Das schwache Band, das dich zu fesseln schien.

Tasso.

Die Willkür macht mich frei, wie sie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Antonio.

Dann sag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, scheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenschaft bewegt,
Es selbst empfand. Allein ein schimpflich Wort
Ist meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen hast du nichts als Edelmann,
Und wirst als Mensch Vergebung nicht versagen.

Tasso.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht untersuchen; jene dringt
Ins tiefe Mark, und dieser ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung Andrer
Verschwindet leicht das wohl gefärbte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erholt sich schwer.

Antonio.

Jetzt ist's an mir! daß ich dir dringend sage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunsch,
Den Wunsch des Fürsten, der mich zu dir sendet.

Tasso.

Ich kenne meine Pflicht und gehe nach.
Es sey verziehn, so fern es möglich ist!
Die Dichter sagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er selbst geschlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menschen Zunge diese Kraft;
Ich will ihr nicht gebäßig widerstehen.

Antonio.

Ich danke dir, und wünsche daß du mich
Und meinen Willen, dir zu dienen, gleich
Vertraulich prüfen mögest. Sage mir,
Kann ich dir nützlich seyn? Ich zeig' es gern.

Tasso.

Du bietest an was ich nur wünschen konnte.
Du brachtest mir die Freiheit wieder; nun
Verschaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannst du meinen? Sag' es deutlich an.

Tasso.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht:
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut' überreicht' ich es dem Fürsten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde sind' ich jetzt
In Rom versammelt; einzeln haben sie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen schon eröffnet; Vieles hab' ich
Benutzen können. Manches scheint mir noch
Zu überlegen; und verschiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geschehen ist, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löst diese Knoten bald.
So dacht' ich denn den Fürsten selbst zu bitten:
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen.
Und bitte diesen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir scheint nicht räthlich daß du dich entfernst
In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürsten und der Fürstin dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunst ist wie ein Tag der Ernte:
Man muß geschäftig seyn sobald sie reift.
Entfernst du dich, so wird dir nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren was du schon gewannst.
Die Gegenwart ist eine mächt'ge Göttin;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Tasso.

Zu fürchten hab' ich nichts; Alphons ist edel.
Stets hat er gegen mich sich groß gezeigt;
Und was ich hoffe, will ich seinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erschleichen; nichts will ich von ihm empfangen
Was ihm gereuen könnte daß er's gab.

Antonio.

So fordre nicht von ihm daß er dich jetzt
Entlassen soll; er wird es ungern thun,
Und ich bedürfte fast er thut es nicht.

Tasso.

Er wird es gern, wenn recht geboten wird,
Und du vermagst es wohl, sobald du willst.

Antonio.

Doch welche Gründe, sag' mir, sag' ich vor?

Tasso.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze sprechen!
Was ich gewollt ist klärlich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher schönen Tage,
Der stille Raum so mancher tiefen Nächte
War einzig diesem frohen Lied geweiht.
Bescheiden hofft' ich jenen großen Meistern
Der Vorwelt mich zu nahen; fühn gesinnt,
Zu edlen Thaten unsern Zeitgenossen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Christen-Heere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und soll mein Lied die besten Männer wecken,
So muß es auch der besten würdig seyn.
Alphonsen bin ich schuldig was ich that;
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieser Fürst ist hier, mit Andern,
Die dich so gut als Römer leiten können.
Vollende hier dein Werk, hier ist der Platz.
Und nun zu wirken eile dann nach Rom.

Tasso.

Alphons hat mich zuerst begeistert, wird
Gewiß der Letzte seyn der mich bekehrt.
Und meinen Ruhm, den Ruh der klugen Männer,
Die unser Hof versammelt, schalt' ich doch.
Ihr sollt entscheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch diese muß ich sehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht versammelt, dem ich erst
Mich stellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili, Angelo

Du Borja, Antonianus, und Speron Speroni!
Du wirst sie kennen. — Welche Namen sind's!
Vertrauen und Sorge flößen sie zugleich
In meinen Geist, der gern sich unterwirft.

Antonio.

Du denkst nur dich, und denkst den Fürsten nicht.
Ich sage dir, er werd' dich nicht entlassen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willst ja nicht verlangen, was er dir
Nicht gern gewähren mag. Und soll ich hier
Vermitteln, was ich selbst nicht loben kann?

Tasso.

Versagst du mir den ersten Dienst, wenn ich
Die angebotne Freundschaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundschaft zeigt sich im Versagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen
Des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt.
Du scheinst mir in diesem Augenblick
Für gut zu halten was du eifrig wünschest,
Und wüßt im Augenblick was du begehrst.
Durch Heftigkeit erfüllst der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, so viel ich kann
Die Hast zu mäßigen, die dich übel treibt.

Tasso.

Schon lange kenn' ich diese Tyrannei
Der Freundschaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichste mir scheint. Du denkst
Nur anders und du glaubst besonnen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an
Du wüßt mein Wohl; allein verlange nicht
Daß ich auf deinem Weg es finden soll.

Antonio.

Und soll ich dir sogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Ueberzeugung schaden?

Tasso.

Von dieser Sorge will ich dich befreien!
Du hältst mich nicht mit diesen Worten ab.
Du hast mich frei erklärt, und diese Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürsten führt.
Ich lasse dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürst geht fort. Hier ist kein Augenblick
Zu harren. Wähle schnell! Wenn du nicht gehst,
So geh' ich selbst, und werd' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur bis Fürsten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Tasso.

Nein, diese Stunde noch.
Wenn's möglich ist! Es brennen mir die Sohlen
Auf diesem Marmorboden; eher kann
Mein Geist nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freien Wegs mich Eilenden umgiebt.
Ich bitte dich! Du siehst, wie ungeschickt
In diesem Augenblick ich sey, mit meinem Herrn
Zu reden; stehst — wie kann ich das verbergen —
Daß ich mir selbst in diesem Augenblick
Mir seine Macht der Welt gebieten kann.
Nur Fesseln sind es die mich halten können!
Alphonsens ist dein Tyrann, er sprach mich frei.
Wie gern gehorcht' ich seinen Worten sonst!
Heut kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freiheit, daß mein Geist sich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machst mich zweifelhaft. Was soll ich thun?
Ich merke wohl, es flecht der Irrthum an.

Tasso.

Soll ich dir glauben, denkst du gut für mich,
So werde was ich wünsche, was du kannst.
Der Fürst entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht seine Gnade, seine Hülfe nicht.
Das denk' ich dir, und weiß dir's gern verdanken.
Doch hegst du einen alten Groll im Busen,
Willst du von diesem Hofe mich verbannen,
Willst du auf ewig mein Geschick verkehren,
Mich blößlos in die weite Welt verstreuen;
So bleib' auf deinem Sinn und widersteh!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Tasso, schaden soll,
So wählt' ich denn den Weg den du erwählst.
Der Ausgang mag entscheiden wer sich irrt;
Du willst hinweg! Ich sag' es dir zuvor:
Du wendest diesem Hause kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Thorenleben dich verwirrt treiben; Sehnsucht,
Verwirrung, Trübsinn harr't in Rom auf dich.
Und du verfehlest hier und dort den Zweck.
Doch sag' ich dirs nicht mehr um dir zu rathen;
Ich sage nur voraus, was bald geschieht.
Und lade dich auch schon im voraus ein,
Mir in dem schlimmsten Falle zu vertrauen.
Ich spreche nun den Fürsten, wie du's forderst.

Fünfter Auftritt.

Tasso (allein).

Ja, gehe nur, und gehe sicher weg.
Daß du mich überredest was du willst.
Ich lerne mich verstellen, denn du bist
Ein großer Meister, und ich fasse leicht.
So zwingt das Leben und zu scheinen, ja,
Zu seyn wie jene, die wir führ und stets
Verachten konnten. Deutlich seh' ich nun
Die ganze Kunst des höflichen Gewebes!
Mich will Antonio von binnen treiben,
Und will nicht scheinen daß er mich vertreibt.
Er spielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeschickt mich finde,
Bestellet sich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürsten und der Fürstin Blick.

Man soll mich halten, meint er: habe doch
Ein solch Verdienst mir die Natur geschenkt;
Doch leider habe sie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder schlimm begleitet.
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düsterm Sinn.
Es sey nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schicksal so gebildet;
Nun müsse man ihn nehmen wie er sey.
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm.
Was Fremde bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinnst genießen,
Im übrigen, wie er geboren sey,
So müsse man ihn leben, sterben lassen.

Erkenn' ich noch Alphonsens festen Sinn?
Der Fremden trägt, und Freunde kränken saugt.
Erkenn' ich ihn wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das ist mein Schicksal, daß nur gegen mich
Sich Jedermann verändert, der für Andre fest
Und treu und sicher bleibt, sich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieſes Manns allein
Mein ganz Geſchick zerſtört, in Einer Stunde?
Hängt dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O muß ich das erfahren, muß ich's heut!
Ja, wie ich alles zu mir dränate, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe.
Die ich ſo freiwillig ſonſt beſeſſen, auf?

Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!
Geliebte Fürſtin, du entzieheſt dich mir!
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie entwandrung
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erriefet' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb'; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erbeut ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſts beraubt' ich aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen: kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreun.
Hier hatte feſt, mein Herz: Du klarer Sinn
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja, auch Sie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum;
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen.
Auch Sie! auch Sie! Entſchuldige ſie ganz.
Allein verbirg' dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

O dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt.
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehernen Rande
Der vollgeſchriebnen Qualentafel ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten wenn Sie gegenüber
Im Heere ſtehn? Wie ſoll ich bittend darren
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen.
Und es iſt wahr eh du es fürchten konnteſt:
Und ehe nun Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehernen Klauen aus einander reißt.
Ja, klage nur das bittre Schickſal an.
Und wiederhole nur: auch Sie! auch Sie!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweite Mal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab.
Und bittet ſehnlich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich's'n gethan.
Und lieber ſag' ich dir das ich es bin.
Als daß ich den Verdruß verbarg' und mehre.
Er will verreiſen; gut: ich halt' ihn nicht.
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey:
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht.
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende!
Das hat Italien ſo arg gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet.
Die Baiern zu beſiegen, zu bekriegen,
Ein Feldherr ohne Heer ſchwimt mir ein Fürſt.
Der die Talente nicht um ſich verſammelt:
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt.
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
Gefunden hab' ich dieſen und gewählt.
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen, denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem was heut geſchah;
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn.
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn;
Doch wenn du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mindeſte gethan ihn zu verführen.
So wär' ich ganz unſchätzlich ſeyn. O! ſprich
Mit beſſrem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein, da ſey nur immer ruhig.
Ich ſchreib' es dir auf keine Weiſe zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl was ich gethan.
Wie ſehr ich ihn geſtimmt, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Ueber Vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwingt kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn Andre vieles um den Einen thun;
So iſt's auch billig daß der Eine wieder
Sich freilig frage, was den Andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat.
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengetzt.
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu bekennen
Nicht doppelt ſchuldig ſeyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen ſchmeichelt?
Wann mischt er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſchlingt er haſtig ein.
Und dann verklagt er ſeinen trüben Sinn.
Sein feurig Blut, ſein allzu heftig Weſen,
Und ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie widerlich hab' ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn;
Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich
Was einen Menſchen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieſes Uebel,“ ſagt er bänglich

Und voll Verbrun: „Was rühmt ihr eure Kunst?
„Schafft mir Genesung!“ Gut: versetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht.“ —
So nehmet diesen Trank. — „O nein: der schmeckt
„Abscheulich, er empört mir die Natur.“ —
So trinkt denn Wasser. — „Wasser? Nimmermehr!
„Ich bin so wasserscheu als ein Gebirgner.“ —
So ist euch nicht zu helfen. — „Und warum?“ —
Das Uebel wird sich stets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen. — „Sohn!
„Wofür seyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel;
„Ihr sollet auch die Mittel kennen, sie
„Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst,
„Der Leiden los zu seyn, recht leiden müsse.“
Du lächelst selbst und doch ist es gewiß.
Du hast es wohl aus seinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt.

Antonio.

Es ist gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume giebt.
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was ist sein Ungemach anders als ein Traum?
Wohin er tritt glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann niemand sehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich belästigt:
Erbrochne Schlösser, aufgefangne Briefe
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm schwebt!
Du hast es untersuchen lassen, untersucht,
Und hast du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Argwohn von seinem Fürsten macht ihn sicher.
Der Neider heimlich Feindschaft kann ihn laben,
Und willst du einem solchen Rad' und Glück,
Willst du von ihm wohl Freude dir versprechen?

Alphons.

Du hättest Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächsten Vortheil suchen wollte!
Zwar ist es schon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen grad' und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weise:
Wer Vieles brauchen will, gebrauche Jedes
In seiner Art, so ist er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt.
Sie haben und die Päpste selbst gewiesen,
Mit welcher Nachsicht, welcher Sicherheit
Geduld und Langmuth ernsten hieße Männer
Manch arges Talent, das ihrer reinen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürst? des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
So lang hat er zu Vieles schon erreicht,
Als daß genügsam er genießen könnte.
Er stellt' er eilt erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angeboten wird;
Er streckt seine Kräfte männiglich aus,
Und flüchtet sich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Theilmann hat schon das Ziel
Von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihm
Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Sowohl er ihm noch
Vertrauen und Gunst, und will an seine Seite
Vor Andern ihn erheben, sey's im Krieg,
Sey's in Geschäften oder im Gespräch:
So, dächt' ich, könnte der bescheidne Mann
Sein Glück mit stiller Dankbarkeit verehren.
Und Tasso hat zu allem diesem noch
Das seltne Glück des Jünglings: daß ihn sein
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, sein launisch Mißbehagen
Rührt auf dem rechten Polster seines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gieb ihm Zeit.
In Rom und in Neapel, wo er will.
Das aufzumuntern, was er hier vermißt.
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erst nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünscht in Belriguardo zu verweilen.
Das Nöthigste, was er zur Reise braucht,
Will er durch einen Freund sich senden lassen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schwester geht
Mit ihrer Freundin gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hause seyn.
Du folgst uns bald, wenn du für ihn gesorgt.
Dem Castellan befiehl das Nöthige.
Daß er hier auf dem Schlosse bleiben kann
So lang' er will, so lang' bis seine Freunde
Ihm das Gemach geräumt, bis wir ihm
Die Briefe schicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt. Leb wohl!

Zweiter Auftritt.

Alphons. Tasso.

Tasso

(mit Zurückhaltung).

Die Gnade, die du mir so oft bewiesen,
Erscheinet heute mir im neuen Licht.
Du hast versprochen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging;
Du hast den Widersacher mir versöhnt.
Du willst erlauben daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willst
Mir deine Gunst großmüthig vorbehalten.
Ich scheide nun mit völligem Vertrauen.
Und hoffe still mich soll die kleine Frist
Von allem heilen was mich jetzt beklemmt.
Es soll mein Geist aufs Neue sich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erst betrat,
Sich deiner Gunst aufs Neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünsche dir zu deiner Reise Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirst. Du bringst uns dann
Den doppelten Gewinnst für jede Stunde.
Die du uns nun entziehst, voraus zurück.
Ich gebe Briefe dir an meine Leute.
An Freunde die nach Rom, und wünsche sehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich schließen mögest, wie zu dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Tasso.

Du überhäufst, o Fürst, mit Gnaden den,
Der sich unwürdig fühlt, und selbst zu danken
In diesem Augenblicke nicht vermag.
Anstatt des Danks erhör' ich eine Bitte!
Am meisten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan, und keine Mühe
Und keinen Fleiß gespart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt, dort mich'rt ich in die Schule

Aufs Neue mich begeben; würdiger
Erfreute keines Beifalls sich mein Lied.
O gieb die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beschämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirst mir nicht an diesem Tage nehmen,
Was du mir kannst an diesem Tag gewähren.
Laß zwischen dich und zwischen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten: höre dich
Durch strengen Fleiß die tiefste Natur
Zu krönen, die in deinem Busen lebt.
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tausendfältigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und scheut sich nicht
Gar Mancherm zu mißfallen, daß er Manchem
Um desto mehr gefallen möge. Doch
Ich sage nicht, daß du nicht hie und da
Bescheiden deine Zeile brauchen sollteſt;
Versprechen dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältſt du abgeschrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ferner erſt mit meinen Schwestern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns
Des höhern Genuſſes freun, und dich
Bei mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Tasso.

Ich wiederhole nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben. Ganz
Ruht mein Gemüth auf diesem Werke nun.
Nun muß es werden was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, dich zerſtreuen.
Dein Blut durch eine Kur verbeſſern. Der
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Tasso.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch, ich bin geſund
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann.
Und ſo macht wieder mich mein Fleiß geſund.
Du haſt mich lang' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freier Umgebung. Mir lähmt die Ruh'
Am muſſen Rade. Dieß Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider.
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons.

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich der ſelbſt:
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Tasso.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf.
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen.
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das ſtoffliche Gewebe entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch bereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms.
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons.

Höre mich:
Du gießeſt ſo vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen, daß du noch
Und jedesmal reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt du uns willkommen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Tasso (allein).

So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird dir ſchwer, es iſt das erſte Mal.
Daß du dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien
Als klänge aus Antonio's Stimme wieder.
O gieb nur Acht! Du wirſt nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!
Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Stein der Ehrlichkeit voraus.
Es wird ſchon gehn, nur ihr dich mit ihnen.
(Nach einer Pauſe)
Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!
Die holde Fürſtin kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein: es iſt in meinen Busen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzessin. Tasso. Beyde bis Ende des Auftritts die Uebrigen.

Prinzessin.

Du denkſt und zu verlaſſen, oder bleibſt
Vielmehr in Belriguardo noch zurück.
Und willſt dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom!

Tasso.

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt.
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſprecht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät und freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich.
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunſt,
Die jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erweitert, wird mich zu Grunde richten.
Verrathen wird ſie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzessin.

Darfſt du es wagen?
Noch iſt der ſtrenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Tasso.

Du warmst mich, ich hab' es schon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, der armen Rach'
Des Pilgers über Schätzen sich' ich an.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tausende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten.
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent diesseit eilen.
Dort wohnet meine Schwester, die mit mir
Die Sommerszeitfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich still, und trete dann
Ans schwellende an das Land, ich gehe sacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Jeder mir es an!
Cornelia Sertale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße, sie
Bezeichnet mir das Haus. So steig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon, so tret' ich in das Haus —

Prinzessin.

Blick' auf, o Taso, wenn es möglich ist.
Erkenne die Gefahr in der du schwebst!
Ich schone dich; denn sonst würd' ich dir sagen:
Ist's edel, so zu reden, wie du sprichst?
Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
Mit kränklich bis der Freunde Herzen nicht?
Ist's dir verborgen wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schwestern dich zu schonen wissen?
Hast du es nicht empfunden und erkannt?
Ist alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Taso! Wenn du scheiden willst,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Tasso

(wendet sich weg).

Prinzessin.

Wie trostlich ist es einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreisen will,
Ein klein Geschenk zu geben, sei es nur
Ein neuer Mantel, oder eine Waffe!
Der kann man nichts mehr geben, denn du wirst
Unwillig alles weg, was du besitzest.
Die Pilgermuschel und den schwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählst du dir, und gehst
Freiwillig arm dahin, und nimmst und weg.
Was du mit uns allein genießen konntest.

Tasso.

So willst du mich nicht ganz und gar verstoßen?
O süßes Wort, o schöner, theurer Trost!
Verreist mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Betrübnarde hier, versetze
Mich nach Constantopel, wohin du willst!
Es hat der Fürst so manches schöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, verbleibt nur Eine Stunde.
Ja, wählet den entferntesten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht besuchen gehet.
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt.
Dort scheint mich hin! Dort laßt mich einer sein!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbst mit Brettern und mit Zweigen decken.
Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
Es sollen schöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln schlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen sein.
Und laßt mir auch die Sorge des Palastes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen.
Daß Frischheit nicht den Geruchsinn schade;
Die Farben mit Structur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Pinsel säubern;
Es soll das Getäfel blank und reinlich glänzen;
Es soll kein Thron, kein Zweig sich verrücken;
Es soll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzessin.

Ich finde keinen Rath in meinem Busen,
Und finde keinen Trost für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, es nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte. Frieden uns?
Das treuste Wort, das von der Lippe fließt,
Das sanfte Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht.

Tasso.

Ihr Götter, ist sie's doch,
Die mit dir spricht und deiner sich erbarmt!
Und kennest du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Grazerwort
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du bist's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Trost
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O sprich: was soll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne.
Damit du selbst mir gern vergeben mögest,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen mögen? Sag' mir an!

Prinzessin.

Gar wenig ist's was wir von dir verlangen;
Und dennoch scheint es allzuviel zu sein.
Du sollst dich selbst und freundlich überlassen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht bist.
Wenn du nur erst hier mit dir selbst gerathst.
Du machst und Freude, wenn du Freude hast.
Und du verträgst und nur, wenn du sie stiftest;
Und wenn du uns auch ungeduldig machst,
So ist es nur, daß wir dir beisen möchten
Und, leider! sehn, daß nicht zu helfen ist;
Wenn du nicht selbst des Freundes Hand ergreifst.
Die, schnlich ausgestreckt, dich nicht erreicht.

Tasso.

Du bist es selbst, wie du zum ersten Mal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kamst!
Verzeih dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet sich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt sich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie ist's, sie steht vor mir. Welch ein Gefühl!
Ist es Verwirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann.
Das mich allein so elend werden ließ.
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gebannt! ich zu bekämpfen, stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, denn du so ganz gehörst —

Prinzessin.

Wenn ich dich, Taso, länger hören soll,
So mäßige die Glut, die mich erschreckt.

Tasso.

Beschwichtet der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?
Mit jedem Wort' erhöhest du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert.
Ich fühle mich von aller Noth entladen.
Zwei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unsägliche Gewalt, die mich bezwingt.
Entfliehet deinen Lippen; ja, du machst
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübet mein Auge sich in Glück und Licht.
Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.

Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir.
Und unaufhaltsam dringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen.
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!
(Er fällt ihr in die Arme und drückt sie fest an sich.)

Prinzessin

(ihn von sich stoßend und hinweg eilend).

Hinweg!

Leonore

(die sich schon eine Weile im Grunde leben lassen, herbeieilend).

Was ist geschehen? Tasso! Tasso!
(Sie geht der Prinzessin nach.)

Tasso

(im Begriff ihnen zu folgen).

O Gott!

Alphons

(der sich schon eine Zeit lang mit Antonio genähert).

Er kommt von Sinnen, halt ihn fest.
(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Tasso. Antonio.

Antonio.

O stände jetzt, so wie du immer standest,
Das du von Feinden ringsumgeben bist,
Ein Freund bei dir, wie wärst' er triumphiren!
Unsichtbarer, noch kannt' erhob' ich mich!
Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Unerhörtes sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts womit wir das vergleichen.

Tasso

(nach einer langen Pause).

Vollende nur dein Amt, ich seh' du bist's!
Ja du verdientest das fürstliche Vertrauen;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen ist, noch langsam
Zu Tode! Stehe! Stehe am Pfeile nur.
Das ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleischt!
Du bist ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sey Kerkermeister, sey der Marterknecht,
Wie wohl! wie eisern steht dir beides an!
(Gegen die Szene.)
Ja, gehe nur, Tyrann! Du kennest dich
Nicht bis zuletzt verstellen, triumphire!
Du hast den Sklaven wohl gekettet, hast
Ihn wohl gespart zu ausgedachten Qualen;
Geh nur, ich hasse dich, ich fühle ganz
Den Abscheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

(Nach einer Pause.)

So seh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verstoßen und verdammt als Bettler nun!
So hat man mich bekränzt, um mich geschmückter
Als Opfertier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch an letzten Zaun
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und stellt es fest!
Mein einzig Gut ist nun in euren Händen.
Das mich an jedem Ort ausgelöschen hätte;
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh' ich wohl warum ich feiern soll.
Es ist Verschwörung, und du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde.
Das nur mein Name sich nicht mehr verbreite.
Das meine Neider tausend Schwächen finden.
Daß man am Ende meiner gar vergesse.
Drum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen.
Drum soll ich mich und meine Stunde schonen.
O werthe Freundschaft, theure Sorgfalten!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung war.
Die unsichtbar und rastlos mich umspann.
Allein abscheulicher ist es geworden.

Und du, Sirene! die du mich so zart,
So dumpfsüß angelockt, ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spät!

Allein wir selbst betrügen uns so gern.
Und ehren die Verwerflen, die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galeerensklaven kennen sich.
Die eng' an eine Bank geschmiedet keuchen:
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, sie kennen sich;
Wo jeder sich für einen Scheltnen giebt.
Und seines Gleichen auch für Scheltnen nimmt.
Doch wir verkennen nur die Andern höflich.
Damit sie wieder und verkennen sollen.

Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Bubierin, die kleine Künste treibt.
Die Maske fällt: Armiden seh' ich nun
Entblößt von allen Reizen — Ja, du hilf's!
Von dir hat Ahnungsvoll mein Lied gesungen!

Und die verschmitzte kleine Mittlerin!
Wie tief erniedrigt seh' ich sie vor mir!
Ich höre nun die leisen Tritte tauschen.
Ich kenne nun den Kreis, und den sie schlicht.
Euch alle kenn' ich! Eco mir das genug!
Und wenn das Elend alles mir entraubt.
So preis' ich's doch; die Wahrheit lehret es mich.

Antonio.

Ich höre, Tasso, dich mit Staunen an.
So sehr ich weiß, wie leicht dem rascher Geist
Von einer Gränze zu der andern schwankt.
Besinne dich! Gebiete dieser Wuth!
Du lästerst, du erkanntst der Wort auf Wort,
Das keinen Schmerzen zu verzeihen ist.
Doch hab du selbst dir nie verzeihen kannst.

Tasso.

O sprich mir nicht mit sanfter Lippe zu,
Laß mich kein klages Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erst besinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle nur das innerste Gebein
Zerschmettert, und ich leb' um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllennacht, die mich vernichtet,
Wird Lästerung nur ein leiser Schmerzenslaut.

Ich will hinweg! und wenn du redlich biſt,
So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen.

Antonio.

Ich werde dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Gewalt gewiß nicht fehlen.

Taſſo.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſicherte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie.
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh, dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gott, o gott mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht geneſ' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich! Du gibſt zu viel dir nach.

Taſſo.

Und bin ich denn ſo elend wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreun, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt alles da! und ich bin Nichts!
Ich bin mir ſelbſt entwandt, es iſt es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!

Taſſo.

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beiſpiel der Geſchichte mehr?
Steht mir kein edler Mann vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schmerz des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen wie ich leide.

Antonio
(tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand).

Taſſo.

O edler Mann! Du ſtehſt feſt und ſtill,
Ich ſchaue nur die ſturmbewegte Welle,
Allein bedenk, und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle ſtiebt
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchlummernd über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Die natürliche Tochter.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeiſterin.
Secretair.
Weltgeiſtlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Arbuſien.
Mönch.

Erſter Aufzug.

Dichter Wald.

Erſter Auftritt.

König. Herzog.

König.

Das flücht'ge Ziel, das Hunde, Roß und Mann,
Auf ſeine Fährte bannend, nach ſich reißt,
Der edle Hirſch, hat über Berg und Thal
So weit uns irr' geführt, daß ich mich ſelbſt,
Obſchon ſo landeskundig, hier nicht finde.
Wo ſind wir, Oheim? Herzog, ſage mir,
Zu welchen Hügeln ſchweiften wir heran?

Herzog.

Der Dom, der uns umrauſcht, mein König, ſteht
Durch deines Dieners Ahnen, die er deiner
Und deiner Ahnherrn königlicher Gnade,
Als erſter Lehnsmann deines Reiches dankt.
An jenes Felſens andrer Seite liegt,
Am grünen Haag, ein artig Haus verſteckt.
Doch zu bewerthen keineswegs gethan;
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieſer Bäume hochgewölbtes Dach,
Zum Augenblick des Raſtens, freundlich ſchatten,
Laß dieſer Lüfte liebliches Gewoh'
Uns leis' umfächeln, daß an Sturm und Streben
Der Jagdluſt auch der Ruhe Luſt ſich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal plötzlich abgeſchieden.
Hier hinter dieſem Wollwerk der Natur.
Mein König, dem empfindend, fühl' ich mit.
Hier ertönet ſie der Unzerſtreuten Stimme.
Der Unverſtümmten offne Hand nicht nach.
Freiwillig einſam merkeſt du nicht auf.
Ob Unentbehrte ſchleunend ſich entfernen.
Die ungeſtüme Welt reicht nicht hierher.
Die immer fordert, nimmer leiſten will.

König.

Soll ich vergeſſen, was mich ſonſt bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgeſchäfts Widerhall.
Verklinge, nach und nach, aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Geſpräch
Auf Gegenſtände dieſem Ort gemäßer.
Hier ſollen Gatten an einander wandeln.
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten; hier ein Freund dem Freunde
Verſchloſſ'nen Buſen traulich öffnend nahn.
Und gabſt du nicht erſt neulich ſtille Winke.
Du hofftеſt mir, in ruh'gen Augenblicken.
Verborgenes Verhältniß zu bekennen:
Drangvoller Wünſche heißen Inbegriff.
Erfüllung hoffend, heiter zu geſtehn.

Herzog.

Mit größrer Gnade konnteſt du mich nicht.
O Herr, beglücken, als indem du mir.
Im dieſem Augenblick, die Jungſt' löſeſt.
Was ich zu ſagen habe, könnt' ich wohl
Ein Andrer beſſer hören als mein König.
Dem, unter allen Schätzen, ſeine Kinder
Am herrlichſten entgegen leuchten; der
Vollkommner Vaterfreude Hochgenuß
Mit ſeinem Knechte herzlich theilen wird?

König.

Du ſprichſt von Vaterfreuden! Haſt du je
Sie denn gefühlt? Verſtümmerte dir nicht
Dein einz'ger Sohn durch rohes, wildes Weſen,
Verwerrenheit, Verſchwendung, ſtarren Trutz
Dein reiches Leben, dem erwünſchtes Alter;
Verändert er auf einmal die Natur?

Herzog.

Von ihm erwart' ich keine ſreuden Tage!
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach, meinen Horizont ſo oft verfinſtern.
Ein andres Geſtern, ein andres Licht
Erbeitert mich. Und, wie in dunklen Grüften,
Das Märchen ſagt's, Karfunkelſteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein, der öden Nacht
Geheimnißvolle Schauer hold beleben,
So ward auch mir ein Wundergut beſcherrt.
Mir Glücklichem! das ich, mit Sorgfalt, mehr
Als den Beſitz ererbt errungner Güter,
Als meiner Ahnen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Luſt und Sorge pflege.

König.

Sprich vom Geheimniß nicht geheimnißvoll.

Herzog.

Wer ſpräche, vor der Majeſtät, getreu
Von ſeinen Fehlern, wenn ſie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte.

König.

Der wundervoll geheim verwahrte Schatz?

Herzog.

Iſt eine Tochter.

König.

Eine Tochter? Wie?

Und ſuchte, Fabelgöttern gleich, mein Obrim,
Zum niedern Kreis verſtohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

Herzog.

Das Große wie das Nahre nöthigt uns
Gebrauchsvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzuoft ſtand jene, feindlich mir.
Durch wundersam Geſchick, verwandte Frau.
Um welche noch dein Hof in Trauer wandelt,
Und meiner Bruſt geheime Schmerzen theilt.

König.

Die Fürſtin? Die verehrte, nah verwandte,
Nur erſt verſtorbne?

Herzog.

War die Mutter! Laß.
O! laß mich nur von dieſem Kinde reden,
Das, ſeiner Eltern werth und immer werther,
Mit edlem Sinne, ſich des Lebens freut.
Begraben ſey das Uebrige mit ihr,
Der beobachten, hochgeſinnten Frauen.
Ihr Tod eröffnet mir den Mund, ich darf
Vor meinem König meine Tochter nennen.
Ich darf ihn bitten: ſie zu mir herauf,
Zu ſich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürſtlichen Geburt, vor ſeinem Hofe,
Vor ſeinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Aus ſeiner Gnadenfülle zu bewähren.

König.

Vereint in ſich die Nichte, die du mir,
So ganz erwachſen, zuzuführen denkſt,
Des Vaters und der Mutter Tugenden:
So muß der Hof, das königliche Haus,
Indem uns ein Geſtirn entzogen wird,
Den Aufgang eines neuen Sterns bewundern.

Herzog.

O kenne ſie, eh du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entſcheideſt. Laß ein Vaterwort
Dich nicht beſtechen! Manches hat Natur
Für ſie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreiſe webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Sahen ihren erſten Weg geleiteten
Um ausgebildet Weib, ein weiſer Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut ſie ſich des Gegenwärtigen.
Indeß ihr Phantaſie das künft'ge Glück
Mit ſchmeichelhaften Dichterfarben malt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geiſt den Lehren edler Männer,
Sich ſtufenweis' entwickelnd, freudig horcht:
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten feſten Körper nicht.
Du ſelbſt, mein König, haſt ſie unbekannt
Im wilden Drang der Jagd um dich geſehn.
Ja, heute noch! Die Amazonen-Tochter,
Die in den Fluß dem Hirſche ſich zuerſt
Auf raſchem Pferde ſtürzig nachgeſtürzt.

König.

Wir forgten alle für das edle Kind!
Ich freue mich, ſie mir verwandt zu ehren.

Herzog.

Und nicht zum erſten Mal empfand ich heute,
Wie Stolz und Sorge, Vaterglück und Angſt,
Zu übermenſchlichem Gefühl ſich miſchen.

König.

Gewaltſam und behende riß das Pferd
Sich und die Reiterin auf jenes Ufer.
In dichtverwachſ'ner Höhe Dunkelheit,
Und ſo verſchwand ſie mir.

Herzog.

Noch einmal hat
Mein Auge ſie geſehen, eh ich ſie
Im Labyrinth der haſt'gen Jagd verlor.
Wer weiß, welch ferne Gegend ſie durchſtreift,
Verdrießnen Muths, am Ziel ſich nicht zu finden,
Wo, ihrem angeſtellten Manövern ſich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzuordern,
Allein ihr jetzt erlaubt iſt, bis er ſie,
Als Blüthe ſeines hochgefahrten Stammes,
Mit Königlicher Huld zu grüßen würdigt.

König.

Welch ein Getümmel ſeh' ich dort entſtehen?
Welch einen Zulauf nach den Felſenwänden?
(Er winkt nach der Scene.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König.

Warum verſammelt ſich die Menge dort?

Graf.

Die kühne Reiterin iſt, eben jetzt,
Von jener Felſenwand herabgeſtürzt.

Herzog.

Gott!

König.

Iſt ſie ſehr beſchädigt?

Graf.

Eilig hat
Man deinen Wundarzt, Herr, dahingerufen.

Herzog.

Was zaudr' ich? Iſt ſie todt, ſo bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König.

Kennſt du den Anlaß der Begebenheit?

Graf.

Vor meinen Augen hat ſie ſich ereignet.
Ein ſtarker Trupp von Rittern, welcher ſich
Durch Zufall von der Jagd getrennt geſehn,
Geführt von dieſer Sachſen, zeigte ſich
Auf jener Klippen waldbewachſ'ner Höhe.
Sie ſehen, ſehen unten in dem Thal
Den Jagdgebrauch vollendet, ſehn den Hirſch
Als Beute ihrem ſeiner flüchtenden
Verfolger. Schnell zerſtreuet ſich die Schaar,
Und jeder ſucht ſich einzeln ſeinen Pfad.
Hier oder dort, mehr oder weniger
Durch einen Umweg. Sie allein beſinnt
Sich keinen Augenblick, und nöthiget
Ihr Pferd' von Klipp' zu Klippe, grad' herein.
Des Fernſte Glück betrachten wir erſtaunt;
Denn ihr gelingt es eine Weile, doch
Am untern ſteilen Abhang gehn dem Pferde
Die letzten, ſchmalen Klippenſtufen aus.
Es ſtürzt herunter, ſie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich hörte bald
Nach deinem Arzte rufen. So erſchien' ich nun
Auf deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König.

O möge ſie ihm bleiben! Fürſtenſitz
Iſt einer, der nichts zu verlieren hat.

Graf.

So hat ihm dieſer Schrecken das Geheimniß
Auf einmal abgezwungen, das er ſonſt,
Mit ſo viel Klugheit, zu verbergen ſtrebte?

König.

Er hatte ſchon ſich völlig mir verraten.

Graf.

Die Lippen öffnet ihm der Fürſtin Tod,
Nun zu bekennen, was, für Hof und Stadt,
Ein offenbar Geheimniß lange war.
Es iſt ein eigner, grillenhafter Zug,
Das wir, durch Schweigen, das Geſchehene,
Für uns und Andre, zu vernichten glauben.

König.

O laß dem Menſchen dieſen edlen Stolz,
Gar vieles kann, gar vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf.

Man bringt ſie, fürcht' ich, ohne Leben her!

König.

Welch unerwartet, ſchreckliches Ereigniß!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie (auf zuſammengeflochtenen Aeſten, für todt herumgetragen). Herzog. Wundarzt. Gefolge.

Herzog.

(zum Wundarzte).

Wenn deine Kunſt nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unſers Königs Leben,
Das unſchätzbare Gut, vertraut iſt, laß
Ihr helles Auge ſich noch einmal öffnen,
Das Hoffnung mir in dieſem Blick erſcheine!
Daß, aus der Tiefe meines Jammers, ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!
Vermagſt du dann nichts weiter, kannſt du ſie
Nur wenige Minuten mir erhalten:
So laß mich eilen, vor ihr hinzuſterben.
Daß ich im Augenblick des Todes noch
Getröſtet rufe: meine Tochter lebt!

König.

Entferne dich, mein Oheim! daß ich hier
Die Vaterpflichten treulich übernehme.
Nichts unverſucht läßt dieſer wackre Mann.
Gewiſſenhaft, als läg' ich ſelber hier,
Wird er um deine Töchter ſich bemühen.

Herzog.

Sie regt ſich!

König.

Iſt es wahr?

Graf.

Sie regt ſich!

Herzog.

Starr
Blickt ſie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! ſie lebt!

König.

(ein wenig zurücktretend).

Verdoppelt eure Sorge!

Herzog.

Sie lebt! ſie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja! ſie wird nun bald
Auch ihren Vater, ihre Freunde kennen.
Nicht ſo umher, mein liebes Kind, verſchwende
Die Blicke ſtaunend, ungewiß; auf mich
Auf deinen Vater wende ſie zuerſt.
Erkenne mich, laß meine Stimme dir
Zuerſt das Ohr berühren, da du uns,
Aus jener ſtummen Nacht, zurückgekehrt.

Eugenie

(die indeß, nach und nach, zu ſich gekommen iſt und ſich aufgerichtet hat).

Was iſt aus uns geworden?

Herzog.

Kenne mich
Nur erſt! — Erkennſt du mich?

Eugenie.

Mein Vater!

Herzog.

Ja!
Dein Vater, den, mit dieſen beiden Armen,
Du aus den Armen der Verzweiflung rettetſt.

Eugenie.

Wer brachte uns unter dieſe Bäume?

Herzog

(dem der Wundarzt ein weißes Tuch gereicht).

Bleib
Gelaſſen, meine Tochter! Dieſe Stärkung
Nimm ſie mit Ruhe, mit Vertrauen an!

Eugenie.

(Sie nimmt dem Vater das Tuch ab, daß er ihr vorgehalten und verbirgt ihr Geſicht darin. Dann ſteht ſie ſchnell auf, indem ſie das Tuch vom Geſichte nimmt.)

Da bin ich wieder! — Ja nun weiß ich alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich
Herab zu reiten, grad' herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin gefehlt? Vergiebſt du mir's?
Für todt hob man mich auf? Mein guter Vater!
Und wirſt du die Verwegne lieben können,
Die ſolche bittre Schmerzen dir gebracht?

Herzog.

Zu wiſſen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In dir, o Tochter, mir beſchieden iſt;
Nun ſteigert mir gefürchteter Verluſt
Des Glücks Empfindung ins Unendliche.

König

(der ſich bisher, im Grunde, mit dem Wundarzt und dem Grafen unterhalten, zu dem letztern).

Entferne Jedermann: ich will ſie ſprechen.

Fünfter Auftritt.

König. Herzog. Eugenie.

König

(näher tretend).

Hat ſich die wackre Reiterin erholt?
Hat ſie ſich nicht beſchädigt?

Herzog.

Nein, mein König!
Und was noch übrig iſt vom Schreck und Weh,
Nimmſt du, o Herr, durch deinen milden Blick,
Durch deiner Worte ſanften Ton hinweg.

König.

Und wem gehört es an, das liebe Kind?

Herzog

(nach einer Pauſe).

Da du mich fragſt, ſo darf ich dir bekennen;
Da du geneigteſt, darf ich ſie vor dich,
Als meine Tochter, ſtellen.

König.

Deine Tochter!
So hat für dich das Glück, mein lieber Oheim,
Unendlich mehr als das Geſetz gethan.

Eugenie.

Wohl muß ich fragen: ob ich würdig denn,
Aus jener tödtlichen Betäubung, mich
Ins Leben wieder aufgerafft? und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild ſey?

Mein Vater nennt, vor seinem Könige,
Mich seine Tochter. O, so bin ich's auch!
Der Oheim eines Königes bekennt
Mich für sein Kind, so bin ich denn die Nichte
Des großen Königs. O verzeihe mir
Die Majestät! wenn aus geheimnisvollem,
Verborgnem Zustand ich, aus Licht auf einmal
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Unsicher, schwankend, nicht zu fassen weiß.
(Sie wirft sich vor dem König nieder.)

König.

Mag diese Stellung die Ergebenheit
In dein Geschick, von Jugend auf, bezeichnen;
Die Demuth, deren unbesonne Pflicht
Du, deiner höheren Geburt vergißt,
So manches Jahr, im Stillen, ausgeübt,
Doch sey auch nun, wenn ich von meinen Füßen
Zu meinem Herzen dich herauf gehoben,
(Er hebt sie auf und drückt sie an sich.)
Wenn ich des Oheims hell'gem Vaterkuß
Auf dieser Stirne sichren Raum gebricht,
So sey dieß auch ein Zeichen, sey ein Siegel
Dich, die Verwandte hab' ich anerkannt;
Und werde bald, was hier geheim geschah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen.

Herzog.

So große Gabe fordert ungetheilten
Und unbegränzten Dank des ganzen Lebens.

Eugenie.

Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Auch manches lehrte mich mein eigen Herz;
Doch meinen König anzureden, bin
Ich nicht, entfernterwandte, vorbereitet.
Doch wenn ich sagen darf das ganz Gebrochne
Dir nicht zu sagen weiß, so möcht' ich doch
Vor dir, o Herr, nicht ungeschickt verstummen.
Was fehlte dir? was wäre dir zu bringen?
Die Fülle selber, die zu dir sich drängt,
Fließt, nur für Andre, strömend wieder fort.
Hier stehen Tausende dich zu beschützen,
Hier werfen Tausende nach deinem Wink;
Und wenn der Einzelne dir Herz und Geist
Und Arm und Leben fröhlich opfern wollte;
In solcher großen Menge zählt er nicht,
Er muß vor dir und vor sich selbst verschwinden.

König.

Wenn dir die Menge, gutes edles Kind,
Bedeutend scheinen mag: so taxt' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen dieser Menge.
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.
Darauf darzu den König die Geburt.
So sind ihm seine nächsten Anverwandten
Geborne Räthe, die mit ihm vereint,
Das Reich beschützen und beglücken sollten.
O hätte doch, in diese Relationen,
Zum Rathe dieser hohen Wächter, nie
Verdammte Zwietracht, teilerwirkend ein.
Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater.
Durch allgewaltig'nn, königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, getreuste mir,
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme:
Gar viele Widersacher hat ein Fürst.
O laß ihn jene Seite nicht verstärken!

Herzog.

Mit welchem Vorwurf kränkest du mein Herz!

Eugenie.

Wie unverständlich sind mir diese Worte!

König.

O lernte sie nicht allzufrüh verstehn!
Die Pforten unsers königlichen Hauses
Erdrön' ich dir, mit eigner Hand; ich führe
Auf glatten Marmorboden dich hinein.
Noch staunst du dich, noch staunst du alles an.
Und in den innern Tiefen atmest du
Nur höhre Würde, mit Zufriedenheit.
Du wirst es anders finden: Ja, du bist
In einer Zeit gekommen, wo dem König
Das nicht zum heitren, frohen Feste ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In Kurzem feiern wird; doch soll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen seyn;
Dort werd' ich dich im offnen Kreise sehn,
Und Aller Augen werden auf dir haften.
Die sichtbste Zierde gab dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürstin würdig sey,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenie.

Der freud'gen Ueberraschung lauter Scheu,
Bedeutender Geberde dringend Streben,
Vermahnten sie die Wenne zu besiegen,
Die du dem Herzen saugend aufsorgst?
Zu deinen Füßen, Herr, laß mich verstummen.
(Sie will knieen.)

König (hält sie ab).

Du sollst nicht knieen.

Eugenie.

Laß, o laß mich hier
Der vollsten Ergebung Glück genießen.
Wenn wir, in raschen, muthigen Momenten,
Auf unsern Füßen stehen, straf und rüstig,
Als eigner Stütze, froh und selbst vertraun,
Dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was, in Augenblicken der Entzückung
Die Kniee bringt, ist auch ein süß Gefühl.
Und was wir unserm Vater, König, Gott,
Von Wonnedank, von ungemess'ner Liebe,
Zum reinsten Opfer bringen mögchten, drückt
In dieser Stellung sich am Besten aus.
(Sie kniet vor ihm nieder.)

Herzog (kniet).

Erneute Huldigung gestatte mir.

Eugenie.

Zu ewigen Vasallen nimm uns an.

König.

Erhebt euch denn und stellt euch neben mich.
Ans Chor der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beständige beschützen.
O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre schwillt, das Hohe sinnt sich nieder.
Als konnte Jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden.
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ocean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerstehen, laßt uns, tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuerneuter Kraft erhalten!
Laßt endlich uns den alten Zwist vergessen,
Der Große gegen Große reizt, von innen
Das Schiff durchbohrt, das, gegen äußre Wellen
Geschlossen kämpfend, nur sich halten kann.

Eugenie.

Welch frisch wohlthät'ger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf, auflatt mich zu verblenden!
Wie! Unser König achtet uns so sehr,
Um zu gestehen daß er uns bedarf;
Wir sind ihm nicht Verwandte nur, wir sind
Durch sein Vertrauen zum höchsten Platz erhoben.

Und wenn die Edlen seines Königreichs
Um ihn sich drängen, seine Brust zu schützen,
So fordert er uns auf zu höherm Dienst,
Die Herzen dem Regenten zu erhalten.
Zu jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht:
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen,
Und wenn er fällt, mit ihm stürzt alles hin.
Die Jugend, sagt man, bäue sich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;
Doch dieser Wille, diese Kraft, auf ewig,
Was sie vermögen, dir gehört es an.

Herzog.

Des Kindes Zuversicht, erhabner Fürst,
Beiße du zu schätzen, weißt du zu verzeihen.
Und wenn der Vater, der erfahrne Mann,
Die Gabe dieses Tags, die nächste Hoffnung,
In ihrem ganzen Werthe, fühlt und wägt;
So bist du seines vollen Danks gewiß.

König.

Wir wollen bald einander wiedersehn,
An jenem Fest, wo sich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Dann geb' ich, edles Kind, an diesem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir, Am Throne glänze dein Geschick.
Doch bis dahin verlang' ich von euch beiden
Verschwiegenheit. Was unter uns geschehn,
Erfahre Niemand. Mißgunst lauert auf,
Schnell regt sie Weg' auf Wege, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unsre Thaten;
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr dein;
Der Zufall spielt mit deinem Willen sogar;
Selbst wer gebeten kann muß überraschen.
Ja, mit dem besten Willen stellen wir
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.
O! wäre mir, zu meinen reinen Wünschen,
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Bequemte sollten unter niedrem Dach,
Beengte sollten im Palaste wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Sechster Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie.

O welch ein selig jubelvoller Tag!

Herzog.

O möcht' ich Tag auf Tage so erleben!

Eugenie.

Wie göttlich hat der König uns beglückt.

Herzog.

Genieße rein so ungehoffte Gaben.

Eugenie.

Er scheint nicht glücklich, ach! und ist so gut.

Herzog.

Die Güte selbst erregt ein Widerstand.

Eugenie.

Wer ist so hart sich ihm zu widersetzen?

Herzog.

Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.

Eugenie.

Des Königs Milde sollte Milde zeugen.

Herzog.

Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.

Eugenie.

Wie edel hat ihn die Natur gebildet.

Herzog.

Doch auf zu hoben Plan hinaufgestellt.

Eugenie.

Und ihn mit so viel Tugend ausgestattet.

Herzog.

Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.

Eugenie.

Von altem Heldenstamme grünt er auf.

Herzog.

Die Kraft entgeht vielleicht dem späten Zweige.

Eugenie.

Die Schwäche zu vertreten sind wir da.

Herzog.

Sobald er unsre Stärke nicht verkennt.

Eugenie (nachdenklich).

Mich leiten seine Reden zum Verdacht.

Herzog.

Was sinnest du? Enthülle mir dein Herz.

Eugenie

(nach einer Pause).

Auch du bist unter denen die er fürchtet.

Herzog.

Er fürchte jene die zu fürchten sind.

Eugenie.

Und sollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog.

Wer die Gefahr verbreitet ist ein Feind.
Wo sind wir hingerathen! Meine Tochter!
Wie hat der sonderbarste Zufall uns
Auf einmal weggerissen nach dem Ziel.
Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anstatt dich aufzuklären.
So mußte dir der Jugend heitres Glück
Beim ersten Eintritt in die Welt verschwinden.
Du konntest nicht, in süßer Trunkenheit,
Der blendenden Befriedigung genießen.
Das Ziel erreichst du; doch des falschen Kranzes
Verborgne Dornen ritzen deine Hand.
Geliebtes Kind! so soll' es nicht geschehn!
Erst nach und nach, so hoff' ich, würdest du
Dich aus Beschränkung an die Welt gewöhnen.
Erst nach und nach den süßen Hoffnungen
Entsagen lernen, manchem vollen Wunsch.
Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz
Dir vorbedeutet, bist du in den Kreis
Der Sorgen, der Gefahr herabgestürzt.
Mißtrauen athmet man in dieser Luft.
Der Neid verdirbt ein fieberhaftes Blut
Und übergiebt dem Kummer seine Kranken.
Ach soll ich nun nicht mehr mein Paradies,
Das dich umgab, am Abend wiederkehren,
In deiner Unschuld heil'gem Vorgefühl
Mich von der Welt gedrängter Pesse retten!
Du wirst fortan, mit mir ins Meer verstrickt,
Gelabmt, verworren, bis ans mich betrauren.

Eugenie.

Nicht so, mein Vater! Konnt' ich sonst bisher
Unthätig, abgesendet, eingeschlossen,
Ein kindisch Nichts, die reinste Wonne dir,
Seen in des Daseins Unbedeutenheit
Erholung, Trost und Lebenslust gewähren:
Wie soll die Tochter erst, in dein Geschick
Verflochten, im Gewebe deines Lebens,
Als heitrer, bunter Faden, thätig glänzen!
Ich nehme Theil an jeder edlen That,
An jeder großen Handlung, die dem Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.
Mein frischer Sinn, die jugendliche Lust,

Die mich belebt, ihr theilen dir sich mit.
Verscheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich ungeheure Last
Auf Eine Menschenbrust zerstörend wälzen.
Wenn ich dir sonst in trüben Augenblicken
Dämmrichten guten Willen, arme Liebe,
Dir leere Täubeleien sinnlos bot;
Nun hoff' ich, eingeweiht in beine Plane,
Bekannt mit deinen Wünschen, mir das Recht
Bestürmter Kindschaft rühmlich zu erwerben.

Herzog.
Was du bei diesem wicht'gen Schritt verlierst,
Erscheint dir ohne Werth und ohne Würde;
Was du erwartest, schätzest du zu sehr.

Eugenie.
Mit hocherbauten, hochgelächten Männern
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß theilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Herzog.
Gewiß! Vergieb, wenn du in dieser Stunde
Mich schwächer findest, als dem Manne ziemt.
Wir täuschten sonderbar die Pflichten um:
Ich soll dich leiten und du leitest mich.

Eugenie.
Wohl denn! Mein Vater, tritt mit mir herauf.
In diese Regionen, wo mir eben
Die neue, heitre Sonne sich erhebt.
In diesen muntern Stunden lächle nur,
Wenn ich dem Jndegriff von meinen Sorgen
Dir auch eröffne.

Herzog.
Sage, was es ist.

Eugenie.
Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menschen Herz bestürmen. Wenn der Mann
Sein Aeußeres, in solchem Fall, vergißt,
Nachlässig oft sich vor die Menge stellt,
So wünscht ein Weib noch Jedem zu gefallen,
Durch ausgesuchte Tracht, vollkommnen Schmuck,
Beneidenswerth vor andern zu erscheinen.
Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich, im bedeutendsten
Momente meines Lebens, daß auch ich
Der mädchenhaften Schwachheit schuldig bin.

Herzog.
Was kannst du wünschen, das du nicht erlangst?

Eugenie.
Du bist geneigt, mir alles zu gewähren,
Jch weiß es. Doch der große Tag ist nah,
Zu nah, um alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben soll,
Wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden?

Herzog.
Uns überrascht ein längst gewünschtes Glück;
Doch vorbereitet können wir's empfangen.
Was du bedarfst ist alles angeschafft.
Und heute noch, verwahrt in edlen Schrein,
Erhältst du Gaben, die du nicht erwartet.
Doch leichte Prüfung sag' ich dir dabei.
Zum Vorbild mancher künftig schweren, auf.
Hier ist der Schlüssel: den verwahre wohl;
Bezähme deine Neugier: Oeffne nicht,
Eh ich dich wiedersehe, jenen Schatz.
Vertraue Niemand, sey es wer es sey.
Die Klugheit räth's, der König selbst gebeut's.

Eugenie.
Dem Mädchen sinnst du harte Prüfung aus;
Doch will ich sie bestehen, ich schwör' es dir!

Herzog.
Mein eig'ner wüster Sohn umlauert ja
Die stillen Wege, die ich dich geführt.
Der Güter kleinen Theil, den ich bisher
Dir schuldig zugewandt, mißkannt er schon.
Erfährt er, daß du höher nun empor
Durch unsers Königs Gunst gehoben, bald
Jn manchem Recht ihm gleich dich stellen konntest;
Wie wüthet' er wüthen! Würd' er tückische nicht,
Den schönen Schritt zu hindern, alles thun?

Eugenie.
Laß uns, im Stillen, jenen Tag erharren.
Und wenn geschehn ist, was mich seine Schwester
Zu nennen mich berechtigt, soll's an mir,
Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachgiebigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Er ist dein Sohn; und sollt' er nicht, nach dir,
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet seyn?

Herzog.
Ich traue dir ein jedes Wunder zu.
Verrichte sie zu meines Hauses Bestem
Und lebe wohl. Doch ach! indem ich scheide,
Befällt mich grausend jener Furcht Gewalt.
Herr lagst du todt in meinen Armen! Hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tigerklaue.
Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg!
Dich hab' ich todt gesehn! So wirst du mir
An manchem Tag, in mancher Nacht erscheinen.
War ich entfernt von dir, nicht stets besorgt?
Nun ist's nicht mehr ein trauter Grillentraum,
Es ist ein wahres unauslöschlich Bild;
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Bleich, hingesunken, athemlos, entseelt.

Eugenie.
Erneue nicht, was du entfernen solltest,
Laß diesen Sturz, laß diese Rettung dir
Als werthes Pfand erscheinen meines Glücks.
Lebendig siehst du sie vor deinen Augen,
(indem sie ihn umarmt)
Und fühlst lebendig sie an deiner Brust.
So laß mich immer, immer wiederkehren!
Und vor dem glüh'nden, liebevollen Leben
Entweiche des verhaßten Todes Bild.

Herzog.
Kann wohl ein Kind empfinden, wie den Vater
Die Sorge unbilligen Verlustes quält?
Gestehʼ ich's nur! Wie öfters hat mich schon
Dein übertrimmer Muth, mit dem du dich,
Als wie ans Pferd gewachsen, voll Gefühl
Der doppelten, centaurischen Gewalt,
Durch Thal und Berg, durch Fluß und Graben
schleudertest,
Wie sich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ach! öfters mehr geängstigt als entzückt.
Daß doch gemäßigter dein Ritt fortan
Der ritterlichen Uebung sich erfreue!

Eugenie.
Dem Ungemeinen beugt sich die Gefahr.
Bezähmen wird das Mäßige von ihr.
O! fühle jetzt wie damals, da du mich,
Ein kleines Kind, in ritterliche Weise,
Mit heitrer Kühnheit, fröhlich eingeweiht.

Herzog.
Ich hatte damals Unrecht; soll mich nun
Ein langes Leben sorgenvoll bestrafen!
Und lockst Uebung des Gefährlichen
Mir die Gefahr an uns heran?

Eugenie.
Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr.

Leb wohl, mein Vater, folge deinem König,
Und so nun, auch um deiner Tochter willen,
Sein redlicher Vasall, sein treuer Freund.
Leb wohl!

Herzog.

O bleib! und steh an diesem Platz
Lebendig, aufrecht, noch einmal, wie du
Ins Leben wieder aufsprangst, wo mit Wonne
Du mein zerrissen Herz erfülltest. Heilest.
Unfruchtbar bleibe diese Freude nicht!
Zum ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort.
Hier soll ein Tempel aufstehn, der Genesung,
Der glücklichsten, geweihet. Rings umher
Soll deine Hand ein Feenreich erschaffen.
Den wilden Wald, das struppige Gebüsch
Soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen.
Der stille Fels wird gangbar, dieser Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraschte Wandrer fühlt sich hier
Ins Paradies versetzt. Hier soll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen, hier kein Vogel
Von seinem Zweig, kein Wild in seinem Busch
Geschreckt, verwundet, hingeschmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt versagt,
Auf dich gelehnt, wallfahrten; immer soll
Des gleichen Dankes Empfindung mich beleben.
Nun aber lebe wohl! Und wie? — Du weinst?

Eugenie.

O! wenn mein Vater ängstlich fürchten darf,
Die Tochter zu verlieren, soll in mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, sagen — ihn zu missen.
Verwaiste Väter sind beklagenswerth;
Allein verwaiste Kinder sind es mehr.
Und ich, die Aermste, stünde ganz allein,
Auf dieser weiten, fremden, wilden Welt,
Müßt' ich von ihm, dem Einzigen, mich trennen.

Herzog.

Wie du mich stärktest, gab' ich dir's zurück.
Laß uns getrost, wie immer, vorwärts gehen.
Das Leben ist des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf sich selbst und muß sich selbst verbürgen.
Drum laß uns eilig aus einander scheiden:
Von diesem allzuweichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiedersehn uns heilen!
(Sie trennen sich schnell; aus der Entfernung werfen sie sich, mit ausgebreiteten Armen, ein lebewohl zu und gehen eilig ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer Eugeniens, im gothischen Styl.

Erster Auftritt.

Hofmeisterin. Secretair.

Secretair.

Verdien' ich, daß du mich, im Augenblick,
Da ich erwünschte Nachricht bringe, stiehst?
Vernimm nur erst, was ich zu sagen habe!

Hofmeisterin.

Wohin es deutet, fühl' ich nur zu sehr.
O laß mein Auge vom bekannten Blick,
Mein Ohr sich von bekannter Stimme wenden.
Entfliehen laß mich der Gewalt, die sonst
Durch Lieb' und Freundschaft wirksam, fürchterlich,
Wie ein Gespenst, mir nun zur Seite steht.

Secretair.

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße schütte,
Wenn sich die Morgenröthe jenes Tags,
Der unsern Bund auf ewig gründen soll,
Am Horizonte feierlich erhebt;
So scheinst du nun, verlegen, widerwillig,
Den Antrag eines Bräutigams zu fliehn.

Hofmeisterin.

Du zeigst mir nur die eine Seite dar.
Sie glänzt und leuchtet, wie im Sonnenschein
Die Welt erfreulich daliegt; aber hinten
Droht schwarzer Nächte Graus, ich ahn' ihn schon.

Secretair.

So laß uns erst die schöne Seite sehn!
Verlangst du Wohnung, mitten in der Stadt?
Geräumig, heiter, trefflich ausgestattet.
Wie man's für sich, so wie für Gäste wünschet;
Sie ist bereit, der nächste Winter findet
Uns festlich dort umgeben, wenn du willst.
Sehnst du im Frühling dich aufs Land, auch dort
Ist und ein Haus, ein Garten und bestimmt,
Ein reiches Feld. Und was Erfreuliches
Im Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen,
Sich Phantasie zusammendrängen mag,
Genießen wir zum Theil, als unser eignes,
Zum Theil, als allgemeines Gut. Vieles
Noch manche Rente, gar bequem, vergönnt
Durch Sparsamkeit ein schnes Glück zu steigern.

Hofmeisterin.

Im trüben Wolken hüllt sich jenes Bild.
So heiter du es malst, vor meinen Augen.
Nicht wünschenswerth, abscheulich nahet sich mir
Der Gott der Welt im Ueberfluß heran.
Was für ein Opfer fordert er? Das Glück
Des hohen Jünglings mahnt' ich morden helfen!
Und was ein solch Verbrechen mir erwarb,
Ich sollt' es je, mit freier Brust, genießen?
Eugenie! du, deren hohes Wesen
In meiner Nähe sich, von Jugend auf,
Aus reicher Fülle rein entwickeln sollte,
Kann ich noch unterscheiden, was an dir
Dein eigen ist und was du mir verdankst?
Du, die ich als mein selbst geordnet Werk
Im Herzen trage, sollt' ich nun zerstören?
Von welchem Stoffe sind ihr denn geformt,
Ihr Grausamen, daß eure solche That
Ihr fordern dürft und zu belohnen glaubt?

Secretair.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles gutes Herz und bildet ihn
Nur immer schöner, liebenswürd'ger, aus,
Zur hohen Gottheit des geheimen Tempels;
Doch wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heischt, wir bringen's doch,
Mit blutendem Gefühl, der Noth zuletzt.
Zwei Welten sind es, meine Liebe, die,
Gewaltsam sich bekämpfend, und bedrängen.

Hofmeisterin.

In völlig fremder Welt für mein Gefühl
Scheinst du zu wandeln, da du deinem Herrn,
Dem edlen Herzog, solche Jammertage
Verrätherisch bereitest, zur Partei
Des Sohns dich schlägst — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünstigen scheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Mensch,
Der ganz besonnen solche That ersinnt,
Er ist ein Räthsel. — Doch — und ihn ich nicht

Wie auch ein Mädchen? daß ich noch an dir,
Mir solcher Neigung, bänge, du du mich
Zum jähen Abgrund hinzureißen strebst.
Warum o! schuf dich die Natur, von außen,
Gefällig, liebenswerth, unwiderstehlich,
Wenn sie ein falsch Herz in deinen Busen,
Ein glückzerstörendes, zu pflanzen dachte!

Secretair.

An meiner Neigung Wärme zweifelst du?

Hofmeisterin.

Ich würde mich vernichten, wenn ich's könnte.
Doch ach! warum, und mit vorhaltem Plan,
Aufs Netz mich stürmen? Sorgsam du nicht,
Im ew'ge Nacht das Geheimniß zu begraben?

Secretair.

Ach leider drängt sich's mächtiger hervor.
Den jungen Thoren zwingt man zum Entschluß.
Erst blies Eugenie so manches Jahr,
Ein unbedeutend, unbekanntes Kind.
Du hast sie selbst, von ihren ersten Tagen
In diesen alten Sälen, aufgezogen.
Von wenigen besucht und heimlich nur.
Doch wie verheimlichte sich Vaterliebe!
Der Herzog, stolz auf seiner Tochter Werth,
Läßt nach und nach sie öffentlich erscheinen;
Sie zeigt sich reitend, fahrend. Jeder fragt
Und jeder weiß zuletzt woher sie sey.
Nun ist die Mutter todt. Der stolzen Frau
War dieses Kind ein Greuel, das ihr nur
Der Neigung Schwäche vorzuwerfen schien.
Nie hat sie's anerkannt und kann es fürchten.
Durch ihren Tod fühlt sich der Herzog frei.
Entwirft geheime Pläne, nähert sich
Dem Hofe wieder und entsagt zuletzt
Dem alten Groll, versöhnt sich mit dem König
Und macht sich's zur Bedingung: dieses Kind
Als Fürstin seines Stamms erklärt zu sehn.

Hofmeisterin.

Und gönnt ihr dieser köstlichen Natur
Vom Fürstenblute nicht das Glück des Rechts?

Secretair.

Geliebte! Thorin. Sprichst du doch so leicht.
Durch diese Mauern von der Welt geschieden,
In klösterlichem Einne von dem Werth
Der Erdengüter. Blicke nur hinaus;
Dort wägt man besser solchen edlen Schatz.
Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Beraubt seines Vaters Jahre. Brüder
Entzweit ein ungewisses Recht, auf Tod
Und Leben. Selbst der Geistliche vergißt
Wohin er streben soll und strebt nach Gold,
Verbäckt man's dem Prinzen, der sich stets
Als einz'gen Sohn gefühlt, wenn er sich nun
Die Schwester nicht gefallen lassen will.
Du, eingedrungen, ihm das Erbtheil schmälert?
Man stellt sich an seinen Platz und rächt.

Hofmeisterin.

Und ist er nicht schon jetzt ein reicher Fürst?
Und wird er's nicht durch seines Vaters Tod
Zum Uebermaß? Wie wär' ein Theil der Güter
So köstlich angelegt, wenn er dafür
Die holde Schwester zu gewinnen wüßte?

Secretair.

Mütterlich handeln ist des Reichen Glück!
Er widerspricht der Ordnung der Natur,
Der Stimme des Gesetzes, der Vernunft,
Und spendet an den Zufall seine Gaben.
Genug besitzen hieße darben. Alles
Behäufte man! Unendlicher Verschwendung
Sind ungemess'ne Güter wünschenswerth.
Hier heute nicht zu rathen, nicht zu mildern;
Kannst du mit uns nicht wirken, geh und auf.

Hofmeisterin.

Und was denn wirken? Lange droht ihr schon
Von fern dem Glück des liebenswürd'gen Kindes.
Was habt ihr denn in eurem fruchtbar'n Rath
Beschlossen über sie? Verlangt ist etwas.
Daß ich mich blind zu eurer That geselle?

Herrmann.

Mit nichten! Hören kannst und sollst du gleich,
Was zu beginnen, was von dir zu fordern.
Wir selbst gezwungen sind. Eugenien
Sollst du entführen! Sie muß hergestellt
Auf einmal auf der Welt verschwinden, daß
Wir sie getrost als todt bewainen können;
Verborgen muß ihr künftiges Geschick,
Die das Geschick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeisterin.

Lebendig weicht ihr sie dem Grabe, mich
Bestimmt ihr, thätlos, zur Begleiterin.
Mich stoßt ihr mit hinab. Ich soll mit ihr,
Mit der Verrathnen, die Verrätherin,
Der Todten Schicksal, vor dem Tode, theilen.

Secretair.

Du führst sie hin und kehrest gleich zurück.

Hofmeisterin.

Soll sie im Kloster ihre Tage schließen?

Secretair.

Im Kloster nicht; wir mögen solch ein Pfand
Der Geistlichkeit nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.

Hofmeisterin.

So soll sie nach den Inseln? Sprich es aus.

Secretair.

Du wirst's vernehmen! Jetzt beruhige dich.

Hofmeisterin.

Wie kann ich ruhen, bei Gefahr und Noth,
Die meinen Liebling, die mich selbst betrifft?

Secretair.

Dein Liebling kann auch drüben glücklich seyn,
Und dich erwarten hier Genuß und Wonne.

Hofmeisterin.

O, schmeichelt euch mit solcher Hoffnung nicht.
Was hilft's, in mich zu stürmen? zum Verbrechen
Mich anzulocken, mich zu drängen? Sie,
Das hohe Kind, wird euren Plan vereiteln.
Gebennt nur nicht sie als geduld'ges Opfer
Gefahrlos wegzuschleppen. Dieser Geist,
Der muthvoll sie beseelt, erweckt Kraft,
Begleiten sie, wohin sie geht, gerechten
Das falsche Netz, womit ihr sie umgarnt.

Secretair.

Sie festzuhalten, das gelingt dir!
Willst du mich überreden, daß ein Kind,
Bisher im sanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall, Besonnenheit
Und Kraft, Geschick und Klugheit zeigen werde?
Gewiß ist ihr Geist hoch nicht zur That,
Und wenn sie richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel daß sie gewesen handle.
Des Unerfahrnen hoher, freier Muth
Verliert sich leicht in Feigheit und Verzweiflung.
Wenn sich die Noth ihm gegenüber stellt.
Was wir gesonnen, führe du es aus.
Klein wird das Uebel werden, groß das Glück.

Hofmeisterin.

So gebt mir Zeit zu prüfen und zu wählen!

Secretair.

Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
Der Herzog scheint gewiß, daß ihm der König

Am nächsten Fest. die volle Gunst gewähren
Und seine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen stehn bereit.
Im schatzigen Kasten sämmtlich eingeschlossen.
Wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt
Und ein Geheimniß zu verwahren glaubt;
Wir aber wissen's wohl und sind verführt;
Gestohlen muß nun schnell das Unterlegte.
Heut Abend dürft ihr mehr. Nun lebe wohl!

Hofmeisterin.

Auf höhern Wegen wußt ihr tückisch fort;
Und wähnet euren Vortheil klar zu sehen.
Hört ihr denn jeder Ahnung euch verschlossen,
Daß über Schuld und Unschuld, leichtverbrechend,
Ein rettend, rächend Wesen göttlich schwebt?

Secretair.

Wer wagt ein Herrschendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unsrer Thaten,
Nach seinem ein'gen Willen, zu bestimmen?
Doch wer hat sich zu seinem besten Rath
Gelesen dürfen? Hier Gesetz und Recht,
Vernunft und ordnend spricht, erkennen mögen?
Verstand empfingen wir, uns mäßig selbst
Im wilden Element zurecht zu finden.
Und was uns nützt, ist unser höchstes Recht.

Hofmeisterin.

Und so verläugnet ihr das Göttlichste,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.
Mich ruft es auf, die schreckliche Gefahr
Vom besten Zögling kräftig abzuwenden,
Mich gegen dich und gegen Mutter und List
Beherzt zu waffnen. Kann Versprechen soll,
Kein Drohn mich von der Stelle dringen. Hier,
Zu ihrem Heil gewirket, steh' ich fest.

Secretair.

O meine Gute! dieß ihr Heil vermagst
Du ganz allein zu schaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magst du ganz allein,
Und jener indem du und gebrauchst. Ergreife
Sie schnell, die helle Tochter, führe sie.
So weit du kannst, hinweg, verzieh sie fern
Vor aller Menschen Anblick, denn — du schauderst.
Du fühlst, was ich zu sagen habe. Sey's,
Weil du mich drängest, endlich auch gesagt:
Sie zu entfernen ist das Mittelste.
Willst du zu diesem Plan nicht thätig wirken.
Denkst du dich ihm geheim zu widersetzen,
Und wagtest du, was ich dir anvertraut,
Aus guter Absicht irgend zu verrathen;
So liegt sie todt in deinen Armen: Was
Ihr selbst verweinen werdet, muß geschehn.

Zweiter Auftritt.

Hofmeisterin.

Die kühne Drohung überrascht mich nicht!
Seit lange leb' ich dieses Feuer glimmen.
Nun schlägt es hell in lichte Flammen aus,
Um dich zu retten, muß ich, liebes Kind,
Dich deinem hellen Morgenraum entreißen.
Nur Eine Hoffnung lindert meinen Kummer;
Allein sie schwindet, wie ich sie ergreife.
Eugenie! wenn du entsagen könntest
Dem hellen Glück, das unermeßlich scheint,
An dessen Schwelle der Gefahr und Tod,
Verrathung, als ein Mißgeburt, begegnet.
O dürft' ich dich erkennen! dürft' ich dir
Verborgne Winkel öffnen, wo die Schaar
Verschworener Verfolger, tückisch, lauschet.
Ich schweigen soll ich! Leise kann ich nur
Dich ahnungsvoll ermahnen; wirst du wohl,
Im Taumel deiner Freude, mich verstehen!

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Sey mir gegrüßt! du Freundin meines Herzens,
An Mutter Statt geliebte, sey gegrüßt.

Hofmeisterin.

Mit Wonne drückt ich dich an dieses Herz,
Geliebtes Kind, und freue mich der Freude,
Die reich aus Lebensfülle, dir entquillt.
Wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken
Umschwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegten Busen sich hervor!

Eugenie.

Ein großes Unheil hatte mich ereilet,
Vom Felsen stürzte Roß und Reiterin.

Hofmeisterin.

O Gott!

Eugenie.

Sey ruhig! Eilend bin dem mich wieder.
Gesund und wohlgemuth, aus tiefem Fall.

Hofmeisterin.

Und wie?

Eugenie.

Du sollst es hören, wie so sanft
Aus diesem Uebel sich das Glück entwickelt.

Hofmeisterin.

Ich sah dem Glück entwickelt oft sich Schmerz.

Eugenie.

Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus!
Und schrecke mich der Sorge nicht entgegen.

Hofmeisterin.

O! möchtest du mir alles gleich vertrauen!

Eugenie.

Vor allen Menschen bist du mir's. Nur jetzt,
Geliebte, laß mich nur. Ich muß allein
Ins eigne Gefühl mich finden lernen.
Du weißt, wie hoch mein Vater mich erhebt.
Wenn unerwartet ihm ein hoher Beruf
Entgegen kommt, wie mir's der Musen Gunst,
Bei manchem Anlaß wirklich stimmen mag.
Verlaß mich! Eben schwebt mir's heiter vor.
Ich muß es haschen, sonst entschwindet's mir.

Hofmeisterin.

Kann soll wie sonst vertrauter Stunden Reihe
Mit reinlichen Gesprächen mich ergötzen!
Kann können wir, geschwisterlichen Mädchen gleich,
Die treuen Busen einander wiederbeleben
Zu neuen kaum erwachten, innres Herzens
Geheimste Fächer, uns neinem und verglich.
Des wechselseit'gen Zutrauns zu erfreuen?

Eugenie.

Auch jene Stunden werden wiederkehren.
Den heren stillem Glück man, mit Vertrauen,
Sich des Vertrauns erinnernd, gerne spricht.
Doch heute laß, in voller Einsamkeit,
Mich das Bedürfniß jener Tage finden.

Vierter Auftritt.

Eugenie, nachher Hofmeisterin (andere).

Eugenie

(eine Briefmappe hervorziehend).

Und nun gesegnet, zum Pergament, zum Griffel!

Ich hab' es ganz und eilig faß' ich's auf,
Was ich dem Könige, zu jener Feier,
Bei der ich, neugeboren durch sein Wort,
Ins Leben trete, herzlich widmen soll.
(Sie reinirt langsam und schreibt.)
Welch Wonneleben wird hier ausgespendet!
Büßt du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verschonen?
Ich sinke hin, von Majestät geblendet.

Doch bald getrost zu dir hinauf gewendet
Erfreut's mich, an dem Fuß der festen Thronen,
Ein Sprößling deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all mein frühes Hoffen ist vollendet.

So stieße denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Brust so gern verweilen
Und an der Liebe Majestät sich fassen.

Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir ist, als müßt' ich unaufhaltsam eilen.
Das Leben, das du gabst, für dich zu lassen.
(Das Geschriebene mit Gefälligkeit betrachtend.)

So hast du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemess'nen Worten ausgesprochen!
Wie glücklich! den Gefühlen unsrer Brust
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken!
Doch ist es wohl genug? Hier ausität es fort.
Hier ausität es auf! — Du nahest, großer Tag,
Der uns den König gab und der nun mich
Dem Könige, dem Vater, mich mir selbst,
Zu ungemess'ner Wonne, geben soll.
Dieß hohe Fest verherrliche mein Lied!
Beflügelt drängt sich Phantasie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und stellt mir vor,
Sie giebt im Kreise mir —

Hofmeisterin
(außen).

Eugenie!

Eugenie.

Was soll das?

Hofmeisterin.

Höre mich, und öffne gleich!

Eugenie.

Verhaßte Störung! Oeffnen kann ich nicht.

Hofmeisterin.

Vom Vater Botschaft!

Eugenie.

Wie? vom Vater? Gleich!
Da muß ich öffnen.

Hofmeisterin.

Große Gaben scheint
Er dir zu schicken.

Eugenie.

Warte!

Hofmeisterin.

Hörst du?

Eugenie.

Warte!
Doch wo verberg' ich dieses Blatt? Zu klar
Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier ist nichts zum Verschließen! Und bei mir
Ist's nirgend sicher, diese Tasche kaum;
Denn meine Leute sind nicht alle treu.
Gar manches hat man schon mir, als ich schlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniß,
Das größte, das ich je gehegt, wohin,
Wohin verberg' ich's?
(Indem sie sich der Schranke nähert.)
Wohl! hier war es ja,
Wo du, geheimer Wandschrank, meiner Kindheit
Unschuldige Geheimnisse verbargst!
Du, den mir kindisch ahnungsvolle,
Von Neugier und von Müßiggang erzogne,
Rastlose Thätigkeit entdecken half,
Du jedem ein Geheimniß, öffne dich!
(Sie drückt an einer unbemerkten Feder und eine kleine Thüre springt auf.)
So wie ich sonst verbotnes Zuckerwerk,
Zu listigem Genuß, in dir versteckte,
Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und sorglich dir, auf kurze Zeit.
(Sie legt das Pergament in den Schrank und drückt ihn zu.)
Die Tage schreiten vor und ahnungsvoller
Bewegen sich nun Freud' und Schmerz heran.
(Sie öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie, Hofmeisterin, Bediente, (die einen prächtigen Putzraten tragen).

Hofmeisterin.

Wenn ich dich störte, stör' ich gleich mit mir,
Was mich gewiß entschuld'gen soll, verbei.

Eugenie.

Von meinem Vater? dieser prächt'ge Schrein!
Auf welchen Inhalt deutet solch Gefäß?
(zu den Bedienten.)
Verweilt!
(Sie reicht ihnen einen Beutel hin.)
Zum Vorschmack eures Botenlohns
Nehmt diese Kleinigkeit, das Best're folgt.
(Bediente gehen.)
Und ohne Brief und ohne Schlüssel! Steht
Mir solch ein Schatz verborgen, in der Nähe?
O Neugier! O Verlangen! Ahnest du,
Was diese Gabe mir bedeuten kann?

Hofmeisterin.

Ich zweifle nicht, du hast es selbst errathen.
Auf nächste Hoheit deutet sie gewiß.
Den Schmuck der Fürstentochter bringt man dir,
Weil dich der König bald berufen wird.

Eugenie.

Wie kannst du das vermuthen?

Hofmeisterin.

Weiß ich's doch!
Geheimnisse der Großen sind belauscht.

Eugenie.

Und wenn du's weißt, was soll ich dir's verbergen?
Soll ich die Neugier dieß Geschenk zu sehn
Vor dir umsonst bezähmen! — Hab' ich doch
Den Schlüssel hier: — Der Vater zwar verbot's.
Doch was verbot er? — Das Geheimniß nicht
Unzeitig zu entdecken; doch dir ist
Es schon entdeckt. Du kannst nicht mehr erfahren,
Als du schon weißt, und schweigst nun, mir zu Liebe.
Was sondern wir? Komm laß uns öffnen! komm,
Daß uns der Gaben hoher Glanz entzücke.

Hofmeisterin.

Halt ein! Gedenke des Verbots! Wer weiß,
Warum der Herzog weislich so befohlen?

Eugenie.

Mit Sinn befahl er, zum bestimmten Zweck;
Der ist vereitelt; alles weist du schon.
Du tiefst mich! bist verschwiegen, zuverlässig.
Laß uns das Zimmer schließen! das Geheime
Laß uns sogleich, vertraulich, untersuchen.
(Sie schließt die Zimmerthüre und eilt gegen den Schrank.)

Hofmeisterin (sie ordnend).
Der prächt'gen Stoffe Gold und Farbenglanz,
Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Bleib' im Verborgnen! Ach sie reizen dich
Zu jenem Ziel unwiderstehlich auf.
Eugenie.
Was sie bedeuten ist das Reizende.
(Sie öffnen den Schrank, an der Thüre zeigen sich Spiegel.)
Welch köstliches Gewand entwickelt sich,
Indem ich's nur berühre, meinem Blick.
Und diese Spiegel! fordern sie nicht gleich
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu schildern.
Hofmeisterin.
Freuja's tödtliches Gewand entfaltet,
So scheint es mir, sich unter meiner Hand.
Eugenie.
Wie schwebt ein solcher Trübsinn dir ums Haupt?
Denk an beglückter Bräute frohes Fest.
Komm! Reiche mir die Theile, nach und nach;
Das Unterkleid! Wie reich und süß durchflimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz.
Hofmeisterin
(indem sie Eugenien das Gewand umlegt).
Verbirgt sich je der Gnade Sonnenblick,
So reich ermattet solch ein Wiederglanz.
Eugenie.
Ein treues Herz verdient sich diesen Blick,
Und, wenn er weichen wollte, zieht's ihn an. —
Das Oberkleid, das goldne, schlage drüber,
Die Schleppe ziehe, weit verbreitet nach.
Auch diesem Gold ist, mit Geschmack und Macht,
Der Blumen Schmelz, metallisch, aufgedrängt.
Und treu' ich so nicht schön umgeben auf?
Hofmeisterin.
Doch wird von Kennern mehr die Schönheit selbst,
In ihrer eignen Herrlichkeit, verehrt.
Eugenie.
Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu. —
Nun leihe mir der Perlen sanftes Licht.
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt.
Hofmeisterin.
Doch deinem Herzen, deinem Geist genügt
Nur eigner innrer Werth und nicht der Schein.
Eugenie.
Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene?
Hofmeisterin.
Und hast du nicht in diesen Mauern selbst
Der Jugend ungetrübte Zeit verlebt?
Am Busen deiner Liebenden, entzückt,
Verborgner Wonne Seligkeit erfahren?
Eugenie.
Gefaltet kann die Knospe sich genügen,
So lange sie des Winters Frost umgiebt;
Nun schwillt, vom Frühlingshauche, Lebenskraft,
Im Blüthen bricht sie auf, an Licht und Lüfte.
Hofmeisterin.
Aus Mäßigkeit entspringt ein reines Glück.
Eugenie.
Wenn du ein mäßig Ziel dir vorgesteckt.
Hofmeisterin.
Beschränktheit sucht sich der Genießende.
Eugenie.
Du überredest die Geschmückte nicht.
O! daß sich dieser Saal erweiterte,
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront.
Daß reicher Teppich unten, oben sich
Der goldnen Decke Wölbung breitete!
Daß hier im Kreise, vor der Majestät,
Demüthig stolz, die Großen, angelacht
Von dieser Sonne, herrlich leuchteten!
Ich unter ihnen Ausgezeichnetste,
Am schönsten Fest die Ausgezeichnete.
O daß mir dieser Wunne Vorgefühl,
Wenn aller Augen mich zum Ziel erlesen.
Hofmeisterin.
Zum Ziele der Bewundrung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Hasses mehr.
Eugenie.
Der Neider steht als Zeiche des Glücks,
Der Hasser lehret uns immer wehrhaft bleiben.
Hofmeisterin.
Demüthigung beschleicht die Stolzen oft.
Eugenie.
Ich seh' ihr Geistesgegenwart entgegen.
(zum Schranke gewendet.)
Noch haben wir nicht alles durchgesehn;
Nicht mich allein bedenk' ich diese Tage.
Für andre hofft' ich manche Kostbarkeit.
Hofmeisterin
(ein Kästchen hervornehmend).
Hier aufgeschrieben steht es: „Zu Geschenken."
Eugenie.
So nimm, voraus, was dich vergnügen kann.
Von diesen Uhren, diesen Dosen, Möble! —
Nein! überlege noch! Vielleicht verräth
Sich Wünschenswerthres im reichen Schrein.
Hofmeisterin.
O fände sich ein kräft'ger Talisman,
Des trüben Bruders Neigung zu gewinnen!
Eugenie.
Den Widerwillen tilge nach und nach
Des unbefangnen Herzen reines Wirken.
Hofmeisterin.
Doch die Partei, die seinen Groll bestärkt,
Auf ewig steht sie deinem Wunsch entgegen.
Eugenie.
Wenn sie bisher mein Glück zu hindern suchte,
Tritt nun Entscheidung unaufhaltsam ein,
Und ins Geschehne fügt sich jedermann.
Hofmeisterin.
Doch was du hoffest noch ist's nicht geschehn.
Eugenie.
Doch als vollendet kann ich's wohl betrachten.
(nach dem Schrank gekehrt.)
Was liegt im langen Kästchen, oben an?
Hofmeisterin
(sie es herausnehmend).
Die schönsten Bänder, frisch und neu gewählt —
Zerstreue nicht, durch eitlen Flitterwesend
Neugierige Betrachtung, deinen Geist.
O wär' es möglich, daß du meinem Wort
Gehör verliehest, Einen Augenblick!
Aus stillem Kreise trittst du nun heraus,
In weite Räume, wo dich Sorgendrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht
Von menschenmörderischer Hand erwartet.
Eugenie.
Du scheinst mir krank! wie konnte sonst mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Gespenst erscheinen.
(In das Kästchen blickend.)
Was seh' ich? Diese Rolle! Ganz gewiß
Das Ordensband der ersten Fürstentöchter!
Auch dieses werd' ich tragen! Nur geschwind!
Laß sehen, wie es kleidet? Es gebührt
Zum ganzen Prunk; so sey auch das versucht!
(Das Band wird umgelegt.)
Nun spring vom Tode nur! Spring von Gefahr!

Würzkrämer

in seinem Laden.

Junge! hol mir die Schachtel dort droben.
Der Teufels-Pfaff hat mir alles verschoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht:
Mir war eines jeden Platz bekannt,
Die nöthigst' Waar' stund bey der Hand,
Tobak und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Hökeweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäfflein in's Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt,
Sagt, wir wären unordentlich,
An Sinn und Rumor den Studenten gleich,
Könnt' unsre Haushaltung nicht bestehen,
Müßten all' ärschlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten seiner Führung

Was zieret mehr den Mann, als wenn er sich,
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter seines Gleichen stellen kann?
Was trägt das Auge mehr, als jenes Kleid,
Das kriegerische lange Reihen zeichnet?
Und dieses Kleid und seine Farben sind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Schärpe deutet Krieg, womit sich stolz
Auf seine Kraft ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe! Was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüstet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Hofmannswerra (bei Geise).

Das Schicksal, das dich trifft, unwiderruflich.

Dritter Aufzug.

Vorzimmer des Herzogs, prächtig, modern.

Erster Auftritt.

Secretair. Weltgeistlicher.

Secretair.
Tritt still herein in diese Todtenstille!
Wie ausgestorben findest du das Haus.
Der Herzog schläft, und alle Diener fliehen,
Von seinem Schmerz durchdrungen, stumm gebeugt.
Er schläft! Ich segnet' ihn, als ich ihn sah,
Bewußtlos, auf dem Pfühle ruhig athmen.
Das Uebermaaß der Schmerzen löst'te sich
In der Natur balsam'schen Wohlthat auf.
Den Augenblick befürcht' ich, der ihn weckt;
Auch wird ein jammervoller Mann erscheinen.

Weltgeistlicher.
Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht.

Secretair.
Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,
Eugenie sey todt! Vom Pferd gestürzt!
An Eurem Orte sey sie beigesetzt,
Als an dem nächsten Platz, wohin man sie
Aus jenem Felsendickicht bringen können,
Wo sie verwegen sich den Tod erstürmt.

Weltgeistlicher.
Und sie indessen ist schon weit entfernt?

Secretair.
Mit rascher Eile wird sie weggeführt.

Weltgeistlicher.
Und wem vertraut ihr solch ein schwer Geschäft?

Secretair.
Dem klugen Weibe, das uns angehört.

Weltgeistlicher.
In welche Gegend habt ihr sie geschickt?

Secretair.
Zu dieses Reiches letztem Hafenplatz.

Weltgeistlicher.
Von dorten soll sie in das fernste Land?

Secretair.
Sie führet ein günst'ger Wind sogleich davon.

Weltgeistlicher.
Und hier auf ewig gelte sie für todt!

Secretair.
Auf deiner Tafel Vorrath kommt es an.

Weltgeistlicher.
Der Irrthum soll im ersten Augenblick,
Auf alle künft'ge Zeit, gewaltig wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche soll
Die Phantasie erstarren. Tausendfach
Zerreiß' ich das gefärbte Bild und grabe
Dem Sinne bei entsetzten Hörenden,
Mit Feuerzügen, dieses Unglück ein.
Sie ist dahin für Alle, sie verschwindet
Ins Nichts der Asche. Jeder kehret, schnell,
Den Blick zum Leben und vergißt, im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch sie
Im Reihen der Lebendigen geschwebt.

Secretair.
Du trittst mir vieler Klugheit auf Geschäft;
Besorgst du keine Reue hinten nach?

Weltgeistlicher.
Welch eine Frage thust du? Wir sind fest!

Secretair.
Ein innres Unbehagen flügt sich oft,
Auch wider unsern Willen, an die That.

Weltgeistlicher.
Was hör' ich? du bedenklich? oder willst
Du mich nur prüfen, ob es euch gelang
Mich, euern Schüler, völlig auszubilden?

Secretair.
Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeistlicher.
Bedenke man eh noch die That beginnt.

Secretair.
Auch in der That ist Raum für Ueberlegung.

Weltgeistlicher.
Für mich ist nichts zu überlegen mehr:
Da wär' es Zeit gewesen, als ich noch
Im Paradies beschränkter Freuden wallte.
Als von des Gartens engem Hag umschlossen,
Ich selbstgesäte Bäume selber pfropfte,
Aus wenig Beeten meinen Tisch versorgte;
Als noch Zufriedenheit, im kleinen Hause,
Gefühl des Reichthums über alles goß,
Und ich, nach meiner Einsicht, zur Gemeinde,
Als Freund, als Vater, aus dem Herzen sprach,
Dem Guten fördernd meine Hände reichte,
Dem Bösen, wie dem Uebel, widerstritt.
O hätte damals ein wohlthät'ger Geist
Vor meiner Thüre dich vorbeigewiesen,
An der du müde, durstig von der Jagd
Zu klopfen kamst; mit schmeichlerischem Wesen,
Mit süßem Wort, mich zu bezaubern wußtest,
Der Gastfreundschaft geweihter, sodner Tag,
Er war der letzte reinen Menschen Friedens.

Secretair.
Wir brachten dir so manche Freude zu.

Weltgeistlicher.
Und drangst mir so manch Bedürfniß auf.
Nun war ich arm, als ich die Reichen kannte;
Nun war ich sorgenvoll, denn mir gebrach's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr ward mir hülfreich, übeler bös' ich das.
Ihr nahmt mich zum Genossen eures Glücks,
Mich zum Gesellen eurer Thaten auf.
Zum Sklaven, sollt' ich sagen, dingtet ihr
Den sonst so freien, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch versagt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Secretair.
Vertraue, daß wir dich in kurzer Zeit,
Mit Gütern, Ehren, Pfründen überhäufen.

Weltgeistlicher.
Das ist es nicht, was ich erwerben muß.

Secretair.
Und welche neue Forderung bildest du?

Weltgeiſtlicher.
Als ein gefährlich Werkzeug braucht ihr mich
Auch diesmal wieder. Dieſes holde Kind
Verliert ihr aus dem Kreiſe der Lebend'gen;
Ich ſoll die That verſöhnen, ſie bedecken,
Und ihr beſchließt, begeht ſie ohne mich.
Von nun an ferb' ich mit im Rath zu ſitzen,
Wo Schreckliches beſchloſſen wird, wo jeder
Auf ſeinen Sinn, auf ſeine Kräfte ſtolz
Zum unverweiblich Ungeheuren ſtimmt.

Secretair.
Daß du auch diesmal dich mit uns verbunden,
Erwirbt aufs Neue dir ein großes Recht.
Gar manch Geheimniß wirſt du bald vernehmen.
Dahin gedulde dich und ſey gefaßt.

Weltgeiſtlicher.
Ich bin's und bin noch weiter als ihr denkt;
In eure Plane ſchaun' ich längſt hinein.
Der nur verdient geheimnißvolle Weihe,
Der ihr durch Ahnung vorzugreifen weiß.

Secretair.
Was ahnest du? was weißt du?

Weltgeiſtlicher.
Laß uns das
Auf ein Geſpräch der Mitternacht verſparen.
O dieſes Mädchens trauriges Geſchick
Verſchwindet, wie ein Bach im Ocean.
Wenn ich bedenke, wie verborgen ihr
Zu mächtiger Parteigewalt euch hebt
Und an die Stelle der Gebietenden
Mit frecher Liſt euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre ſtreben auch,
Euch widerſtrebend, nach demſelben Zweck.
Es untergräbt ihr Vaterland und Thron;
Wer ſoll ſich retten, wenn das Ganze ſtürzt?

Secretair.
Ich höre kommen! Tritt hier an die Seite!
Ich führe dich zu rechter Zeit herein.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Secretair.

Herzog.
Unſel'ges Licht! du rufſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtſeyn dieſer Welt zurück
Und meiner ſelbſt. Wie öde, todt und leer
Liegt alles vor mir da, und aufgeräumt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks.

Secretair.
Wenn jeder von den Deinen, die um dich
In dieſer Stunde leiden, einen Theil
Von deinen Schmerzen übertragen könnte;
Du fühlteſt dich erleichtert und geſtärkt.

Herzog.
Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,
Welch ungeheures Unglück den betrifft,
Der ſeines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum o laßt ihr die bekannten Wände,
Mit Zier' und Geld, mir noch entgegen ſcheinen,
Die mich an Geſtern, mich an Ehegeſtern,
An jenen Zuſtand meines vollen Glücks
Mich faſt erinnern. O warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit ſchwarzem Krepp!
Daß finſter wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig nächt'ger Schatten mich umfange.

Secretair.
O möchte doch das Viele, das dir bleibt,
Nach dem Verluſt, als Etwas dir erſcheinen.

Herzog.
Ein geiſtverlaßner, ſterblicher Traum!
Sie war die Seele dieſes ganzen Hauſes.
Wie ſchwebte, denn Erwachen, ſonſt das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen.
Hier ſang ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geiſtreich, herzlich Blatt, zum Morgengruß.

Secretair.
Wie drängt nicht der Minuten dich zu ergötzen
Sich, dichteriſch, oft in frühren Reimen aus.

Herzog.
Die Hoffnung ſie zu ſehen gab den Stunden
Des mühevollen Tags den ein'gen Reiz.

Secretair.
Wie oft bei Hinderniß und Zögrung hat
Man ungeduldig, wie nach der Geliebten
Den raſchen Jüngling, dich nach ihr geſehn.

Herzog.
Vergleiche doch die jugendliche Gluth,
Die ſelbſtiſchen Beſitz verzehrend daſtet,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heil'gem Anſchaun ſtille hingegeben,
Sich an Entwicklung wundervoller Kräfte,
Sich an der Bildung Rieſenſchritten freut.
Der Liebe Sehnſucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft iſt des Vaters Eigenthum.
Dort liegen ſeiner Hoffnung weite Felder,
Dort ſeiner Saaten reifender Genuß.

Secretair.
O Jammer! dieſe gränzenloſe Wonne,
Dieß ewig friſche Glück verlorſt du nun.

Herzog.
Verlor ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja, ich verlor's! du rufſt's, Unglücklicher,
Die die Stunde ruft mir's wieder zu.
Ja, ich verlor's! So ſtrömt ihr Klagen denn!
Zerſtöre Jammer dieſen feſten Bau,
Den ein zu günſtig Alter noch verſchont.
Verbaut ſey mir das Bleibende, verbaut
Das mir in ſeiner Dauer Steig erſcheint;
Erwünſcht was ſtößt und ſchwankt. Ihr Fluthen
ſchwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne deine Seetiefe, wildes Meer!
Verſchlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet euch, ihr kriegeriſchen Reihen.
Und häuft, auf blut'gen Fluren, Tod auf Tod!
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme ſtarres Haupt!
Zertrümm're, entzünde ſie und geiſtle weit.
Im Stadtgedräng, der Flamme Wuth umher,
Daß ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schickſal mich ergebe, das mich traf!

Secretair.
Das ungeheuer Unerwartete
Bedrängt dich fürchterlich, erhabner Mann.

Herzog.
Wohl unerwartet kam's, nicht ungewarnt.
In meinen Armen lieb ein guter Geiſt
Sie von den Todten wieder auferſtehn,
Und leiſte mir gelind vorbereitend,
Ein Schreckliches, zum ewig Bleibenden.
Da ſollt' ich ſtrafen die Verwegenheit,
Dem Uebermuth mich ſchaltend, widerſetzen,
Verbieten jene Raſerei, die ſich
Unſterblich, unverwundbar wähnend, blind,
Wetterfrend mit dem Vogel, ſich durch Wald
Und Fluß und Sträuche von dem Felſen ſtürzt.

Secretair.
Was oft und gräßlich unsre Besten thun.
Wie soll' es dir des Unglücks Ahnung bringen?
Herzog.
Die Ahnung dieser Leiden führt' ich wohl.
Als ich zum letzten Mal — zum letzten Mal!
Du sprichst es aus das fürchterliche Wort,
Das deinen Weg mit Finsternis umgiebt.
O hätt' ich sie nur einmal noch gesehn!
Vielleicht war dieses Unglück abzuleiten.
Ich hätte Retterkräfte geübt; sie, als Vater,
Zum treulichsten ermahnt, sich mir zu schonen.
Und von der Macht kühlkommner Aeltern,
Um unsres Glückes willen, abzustehn.
Ach, diese Stunde war mir nicht gegönnt.
Und nun vermiss' ich mein geliebtes Kind;
Sie ist dahin! Verwegner ward sie nur
Durch jenen Sturz, dem sie so leicht entrann.
Und Niemand sie zu warnen, sie zu leiten!
Entwachen war sie dieser Frauenzucht.
In wilden Händen ließ ich solchen Schatz?
Verzärtelnden, nachgiebigen Weiberhänden.
Kein festes Wort! den Willen meines Kinds
Zu mäßiger Vernünftigkeit zu lenken!
Zur unbedingten Freiheit ließ man ihr,
Zu jedem kühnen Wagniß offnes Feld.
Ich fühl' es oft und sagt' es mir nicht klar:
Bei diesem Weibe war sie falsches verwahrt.
Secretair.
O! table nicht die Unglückselige!
Vom tiefsten Schmerz begleitet irrt sie nun
Wer weiß in welchem Lande trostlos hin.
Sie ist entflohn. Denn wer verdächte dir
Ins Angesicht zu sehen, der auch nur
Den fernsten Vorwurf zu befürchten hätte.
Herzog.
O! laß mich ungerecht auf andre zürnen,
Daß ich mich nicht verzweifelnd selbst zerreiße.
Wohl trag' ich selbst die Schuld und trag' sie schwer.
Denn rief ich mir, mit jedem Beginnen,
Gefahr und Tod auf dieses theure Haupt?
Sie überall zu sehen als Meisterin
Das war mein Streben! Zu theurer Lohn! ich ihn.
Zu Pferde sollte sie, im Wagen sie,
Die Rosse bändigend, als Heldin glänzen.
Ins Wasser tauchend, schwimmend schien sie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.
So, dies oft, kann sie jeglicher Gefahr
Dereinst entgehen. Statt sie zu bewahren,
Gibst Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun.
Secretair.
Des edlen Pflichtgefühles Uebung giebt,
Ach! unsrer Unvorgesehnen den Tod.
Herzog.
Erkläre dich!
Secretair.
Und weck' ich diesen Schmerz
Durch Schilderung endlich edlen Unternehmens!
Ihr alter, erster, hochgeliebter Freund
Und Lehrer wohnt, von dieser Stadt entfernt.
Verschränkt in Trübsinn, Krankheit, Menschenhaß.
Nur sie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenschaft empfand sie diese Pflicht;
Nur allzuoft verlangte sie hinüber,
Und oft versagte man's. Nun hatte sie'ß
Planmäßig angelegt, sie mußte fühn
Des Morgenrittes abgemeßne Stunden,
Mit unerhörter Schnelligkeit, zum Zweck
Den alten, vielgeliebten Mann zu sehn.
Ein einz'ger Reitknecht nur war im Geheimniß.
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd.
Wie wir vermuthen; denn auch er ist fort.
Der arme Mensch und jene Frau verloren,
Aus Furcht vor dir, sich in die weite Welt.
Herzog.
Die Elenden! die noch zu fürchten haben;
Bei denen sich der Schmerz, um ihren Herrn
Verlornes Heil, in leicht verwandelte,
In leicht gebeine Bangigkeit verwandelt.
Ich habe nichts zu fürchten! nichts zu hoffen:
Drum laß mich alles wissen; sage mir
Den kleinsten Umstand an, ich bin gefaßt.

Dritter Auftritt.

Herzog. Secretair. Weltgeistlicher.
Secretair.
Auf diesen Augenblick, verehrter Fürst,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten,
Der, auch gebeugt, vor seinem Blick erscheint.
Es ist der Geistliche, der, auf der Hand
Des Todes, deine Tochter aufgenommen,
Und sie, da ferner Hülfe Trost sich zeigte,
Mit liebevoller Sorgfalt beigesetzt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeistlicher.
Weltgeistlicher.
Den Mund vor deinem Anblick zu erschließen,
Erhabner Fürst, wie lebhaft begt' ich ihn!
Nun wird er mir gewährt, im Augenblick,
Der dich und mich in tiefen Jammer senkt.
Herzog.
Auch sie willkommen, unwillkommner Bote!
Du hast sie noch gesehn, den letzten Blick,
Den sehnsuchtsvollen, ihr ins Herz gestoßt,
Das letzte Wort behändig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwiedert.
O sage: sprach sie noch? Was sprach sie aus?
Gedachte sie des Vaters? Bringst du mir,
Von ihrem Mund, ein herzlich Lebewohl?
Weltgeistlicher.
Willkommen scheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er säumend und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuschung Raum in unserm Herzen giebt,
Der aufgesprossne Jammer ist verhaßt.
Herzog.
Was zauderst du? Was kann ich mehr erfahren?
Sie ist dahin! Und diesen Augenblick
Ist über ihrem Sarge Ruh und Stille.
Was sie auch litt, es ist für sie vorbei,
Für mich beginnt es; aber rede nur!
Weltgeistlicher.
Ein allgemeines Uebel ist der Tod.
So denke dir das Schicksal deiner Todten,
Und finster wie des Grabes Nacht verstumme
Der Uebergang, der sie hinabgeführt.
Nicht jeden leitet ein gelinder Gang,
Unmerklich, in das stille Reich der Schatten.
Gewaltsam sämmerlich reißt Zerstörung oft
Durch Höllenanalen in die Ruhe hin.
Herzog.
So hat sie viel gelitten?
Weltgeistlicher.
Viel, nicht lange.
Herzog.
Es war ein Augenblick, in dem sie litt,
Ein Augenblick, wo sie um Hülfe rief.

Und ich? Wo war ich das Werk ein Geschäft,
Wenn ein Vergnügen hatte mich gefreiet?
Verblendete mir nichts das Sorgenliche,
Das mir das Leben von einander riß?
Ich hörte nicht den Sturm, ich sahe nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung voll'gus, fernes Mitgefühl
Ist nur ein Mährchen. Sinnlich und verstockt,
Ins Gegenwärtige verschlossen, stand
Der Mensch das nächste Wort, das nächste Weh.
Und Liebe selbst ist in der Ferne krank.

Weltgeistlicher.
So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig sie zum Troste wirken können.

Herzog.
Das Wort verwundet leichter als es heilt.
Und ewig wiederholend strebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzustellen.
So war denn keine Hülfe, keine Kunst
Vermögend sie ins Leben aufzurufen?
Was half du, sage mir, begonnen? Was
In ihrem Heil versucht? Du hast gewiß
Nichts unbedacht gelassen.

Weltgeistlicher.
Leider war
Nichts zu bekennen mehr, als ich sie fand.

Herzog.
Und soll ich ihres Lebens beste Kraft
Auf ewig missen! Laß mich meinen Schmerz
Durch meinen Schmerz betrügen, diese Tiefe
Verewigen. O! stumm, wo klagen sie?

Weltgeistlicher.
In würdiger Kapelle steht ihr Sarg
Allein verwahrt. Ich sahe, vom Altar,
Durchs Gitter, jedesmal die Stätte, will
Für sie, so lang' ich lebe, betend stehen.

Herzog.
O stumm und führe mich herum! Begleiten
Zeit und der Nerze unterfahrenster,
Laß und den schönen Körper der Verwesung
Entreißen. Laß mir edlen Spezereien
Das unsichtbare Bild zusammenhalten!
Ja! die Atomen alle, die sich einst
Zur köstlichen Gestalt versammelten,
Sie sollen nicht ins Element zurück.

Weltgeistlicher.
Was darf ich sagen? Muß ich dir bekennen!
Du kannst nicht hin! Ach das zerstörte Bild!
Kein Fremder sah' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters — Nein,
Verbiet' es Gott! du darfst sie nicht erblicken.

Herzog.
Welch neuer Qualenkampf bedrohet mich!

Weltgeistlicher.
O! laß mich schweigen, daß nicht meine Worte
Auch die Erinnerung der Verlornen schänden.
Laß mich verhüten, was sie duldet Gräßlich.
Durch Felsen hergeschleift, entstellt und blutig,
Zerrissen und zerschmettert und getrocknet,
Unkenntlich, war im Arm. zur Erde ding.
Da segnet' ich, von Thränen überblendet,
Der Stunde Heil, in der ich, feierlich,
Dem holden Vaternamen einst entsagt.

Herzog.
Du bist nicht Vater! Bist der teuflischen
Verstocktem, der Verbrecherin einer, die
Ihr abgeschlossen Nach Weinen unfruchtbar
Verzweifelnd übt. Entferne dich! Verhaßt
Erscheinet mir dein Anblick.

Weltgeistlicher.
Hörte' ich's doch!
Wer kann dem Toten solcher Noth verzeihn?
(Will sich entfernen.)

Herzog.
Vergieb und bleib. Ein edles entworfnes Bild,
Das, wunderbar, dich selbst zum zweiten Mal,
Vor deinen Augen zu erschaffen strebt,
Hast du entzückt es jemals angestaunt?
O hättest du's: du hättest diese Form,
Die sich zu meinem Glück, zur Lust der Welt,
In tausendfält'gen Zügen, auserbaut,
Mir grausam nicht zerstümmelt, mir die Wonne
Der traurigen Erinnerung nicht verkümmert!

Weltgeistlicher.
Was sollt' ich thun? dich zu dem Sarge führen,
Den tausend fremde Thränen netzen benetzt,
Als ich das morsche, schrotterne Gebein
Zu rascher Verwesung eingereicht?

Herzog.
Schweig, Unempfindlicher! du mehrest nur
Den herben Schmerz, den du zu lindern denkst.
O! Wehe! daß die Elemente nun,
Vom kleinen Geist der Ordnung mehr beherrscht,
Im leisen Kampf das Götterbild zerstören.
Wenn hier verbrannt Wachsenkorn vorher
Der Naturform mit Wonne brütend schwebte;
So strebt, so strebt in Moder, nach und nach,
Vor der Verzweiflung Blick, die Lust des Lebens.

Weltgeistlicher.
Was Lust und Licht Zerstörliches erbaut,
Bewahret lange das verstockte Grab.

Herzog.
O weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur gebildet,
Den Menschenmilde erbauten Mörder, gleich
Wenn sich der Geist, der waltende, getrennt,
Durch reiner Flammen Wirksamkeit zu üben,
Und wenn die Gluth mit tausend Gluten sich
Zum Himmel hebt, und zwischen Dampf und Wolken,
Des Aethers Fittig, brütend, sich bewegte;
Da troknete die Thräne, ernster Blick
Der Hinterlaßnen Sieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O sammle mir, in köstlichst Gefäß,
Der Asche, der Gebeine trüben Rest.
Daß die vergebend ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegenbreite.

Weltgeistlicher.
Die Trauer wird durch Trauern immer herber.

Herzog.
Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß.
O daß ich doch gesammelter Asche Rest,
Im kleinen Hause, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt sie sah,
Als Bäbender, mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag sie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuscht, sie in das Leben kehren.
Ich glaubte sie zu fassen, sie zu halten,
Und nun ist sie auf ewig mir entrissen.
Dort aber will ich meinen Schmerz verewigen.
Ein Denkmal der Genesung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen, gesehn —
Schon führet Ring des Gartenmeisters Hand
Durch Busch und Fels beseelerne Wege her,
Schon wird der Platz gerundet, wo mein Kind,
Als Obelisk, sie an seine Brust geschlossen,
Und Ebenmaß und Ordnung weit den Raum

Verderblichen, der mich so hoch beglückt.
Doch jede Hand soll feiern! Halb vollbracht,
Soll dieser Platz, wie mein Geschick erstarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich stiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt,
Dort hin zu wallen, stille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich selbst genese.
O laßt mich dort, verstreut an Steine ruhn!
Bis aller Sorgfalt lichtgezogne Spur
Aus dieser Wüste Trauerniß verschwindet.
Mag sich umher der freie Platz verjüngen,
Mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden schlagen,
Der junge Busch zum Baume sich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm sich überziehn;
Ich fühle keine Zeit; denn sie ist hin.
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeistlicher.

Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerlei der Einsamkeit zu wählen,
Wird sich's der Mann ersinnen, der sich oft
Wohlthätiger Zerstreuung übergab,
Wenn Unerträglichkeit, mit Felsenlast
Herbei sich wälzend, ihn bedrohend schlich?
Hinaus! mit Flügelschnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor seinem Sinn
Der Erde Bilder hurtend sich bewegen.

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn
Ich sie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenstand für meine Blicke war.
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels
Vorüber meinen Augen gehn, und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige geliebte, zu erhaschen?
Vom hohen Berg hinab, ins weite Meer,
Blas soll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verlust und Armuth mich erinnert.

Weltgeistlicher.

Und neue Güter eignet du dir an!

Herzog.

Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das längst bekannte neubelebt uns rühren,
Wenn das Erstaunen, das wir längst verschmäht,
Von Kindes Munde hold uns wiederklingt.
So hofft' ich ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewässer Fluth
Bis an das offne Meer zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks ins Unbegränzte,
Mit unbegränzter Liebe zu erfreun.

Weltgeistlicher.

Wenn du, erhabner Fürst, des großen Lebens
Beglückte Tage der Besinnung nicht
Zu widmen trachtest, wenn Thätigkeit
Fürs Wohl Unsäglicher, am Throne dir,
Zum Vorzug der Geburt, den herrlichern
Des allgemeinen, edlen Wirkens gab;
So ruf' ich dich, im Namen Aller, auf:
Ermanne dich! und laß die trüben Stunden.
Die deinen Horizont umziehn, für Andre.
Durch Trost und Rath und Hülfe, laß für dich
Auch diese Stunden so zum Feste werden.

Herzog.

Wie schaal und abgeschmackt ist solch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben stets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führet
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt.
Den sah ich nur in ihr, und sie besaß
Und sie erwarb ich mit Vergnügen. Ihr
Ein kleines Reich anmuth'gen Glücks zu schaffen.
So war ich heiter, aller Menschen Freund,
Beständlich, wach, zu Rath und That bereitet.
Den Vater lieben sie! so sagt' ich mir,
Dem Vater danken sie's, und werden auch
Die Tochter einst als werthe Freundin grüßen.

Weltgeistlicher.

Zu süßen Sorgen bleibt nun keine Zeit!
Ganz andre fordern dich, erhabner Mann!
Darf ich's erwähnen? ich der unterste
Von deinen Dienern? Jeder ernste Blick,
In diesen trüben Tagen, ist auf dich,
Auf deinen Werth, auf deine Kraft gerichtet.

Herzog.

Der Glückliche nur fühlt sich Werth und Kraft.

Weltgeistlicher.

So tiefer Schmerzen heiße Qual verbirgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt,
Mir aber auch Verzeihung, wenn sich, kühn,
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt,
Die heftig wilde Gährung unten kocht,
Die Schwäche kaum sich oben schwankend hält;
Nicht Jedem wird es klar, dir aber ist's
Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O zaudre nicht, im nahen Sturmgewitter,
Das falsch gelenkte Steuer zu ergreifen!
Zum Wehe deines Vaterlands verdamme
Den eignen Schmerz; sonst werden tausend Väter,
Die du, um ihre Kinder weinen, tausend
Und aber tausend Kinder ihre Väter
Vermissen, Angstgeschrei der Mütter, gräßlich,
An dohler Kerkerwand verklingend hallen.
O bringe deinen Jammer, deinen Kummer,
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls,
Zum Opfer dar, und Alle, die du rettest,
Gewinnst du dir, als Kinder, zum Ersatz.

Herzog.

Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Gespenster bleiche Schaar heran,
Die meiner Tochter tiefste Gewalt
Mir zauberisch oft und leicht hinweggekannt.
Sie ist dahin die schmeichlerische Kraft,
Die meinen Geist in holde Träume sang.
Nun drängt das Wirkliche, mit dichten Massen,
An mich heran, und droht mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! Von dieser Welt hinweg!
Und trägt mir nicht das Kleid, in dem du wandelst;
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
Ins Kloster führe mich und laß mich dort,
Im allgemeinen Schweigen, stumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube senken.

Weltgeistlicher.

Mir ziemt es kaum dich an die Welt zu weisen;
Doch andre Worte sprech' ich kühner aus.
Nicht in das Grab, nicht übers Grab verschwendet
Ein edler Mann der Erdensorge hohen Werth.
Er kehrt in sich zurück und findet staunend,
In seinem Busen, das Verlorne wieder.

Herzog.

Das ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das gesteigerte,
Für ewig kokettirte Glück uns Neue
Dem schmerzergriffnen Körper schaffen will.
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes, wer stellt es her?

Weltgeistlicher.

Der Geist!
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht.
Was er, von Werth, mit Sicherheit besessen.
So lebt Eugenie vor dir, sie lebt

In deinem Sinne, den sie sonst erhub,
Dem sie das Anschaun herrlicher Natur
Lebendig aufgerollt, sie wirkt sie noch.
Als hohes Vorbild, schützet vor Gemeinem.
Vor Schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verschleudert
Den eitlen Schein, der dich beflecken will.
So fühle dich durch ihre Kraft befreit!
Und gab ihr so ein unzerstörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück.

Herzog.

Laß eines dumpfen, dunklen Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieser Erde Dornenlabyrinth!
Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einst gedacht und dargestellt.
So bist du theilhaft des Unendlichen.
Des Ewigen, und bist auf ewig mein.

Vierter Aufzug.

Platz am Hafen. Zur einen Seite ein Palast, auf der andern eine Kirche, im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinabsieht.

Erster Auftritt.

Eugenie (in einen Schleier gehüllt, auf einer Bank im Grunde, mit dem Gesicht nach der See). Hofmeisterin. Gerichtsrath (im Vordergrunde).

Hofmeisterin.

Drängt, unaufweichlich, ein betrübt Geschäft
Mich aus dem Mittelpunkt des Reiches, mich
Aus dem Bezirk der Hauptstadt, an die Gränze
Des festen Lands, zu diesem Hafenplatz:
So folgt mir, streng, die Sorge, Schritt vor Schritt,
Und deutet mir, bedenklich, in die Weite.
Wie müssen Rath und Antheil eines Manns,
Der Alten edel, zuverlässig gilt,
Mir, als ein Heiligthum, wünschlich erscheinen.
Verzeih daher, wenn ich mit diesem Blatt,
Das mich zu solcher schweren That berechtigt,
Zu dir mich wendend komme, den, so lange,
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erst pries als Beistand, nun als Richter preist.

Gerichtsrath

(der indessen das Blatt nachdenkend angesehen).

Nicht mein Verdienst, nur mein Bemühen war
Vielleicht zu preisen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daß du eben diesen,
Den du gerecht und edel nennen willst,
In solcher Sache fragen, ihm getrost
Solch ein Papier vors Auge bringen magst,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht ist von Recht, noch von Gericht die Rede;
Hier ist Gewalt! entsetzliche Gewalt.
Selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt.
Anbeimgegeben ward ein edles Kind.
Auf Tod und Leben, sag' ich wohl zuviel?
Anheimgegeben deiner Willkür. Jeder,
Sey er Beamter, Kriegsmann, Bürger! Alle
Sind angewiesen dich zu schützen, sie
Nach deines Worts Gesetzen zu behandeln.

(Er giebt das Blatt zurück.)

Hofmeisterin.

Auch hier beweise dich gerecht und laß
Nicht dies Papier allein als Kläger sprechen.
Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen offnen Vorrath, günstig, an.
Aus edlem Blut entsproß die Arzliche;
Von jeder Gabe, jeder Tugend schenkt
Ihr die Natur den allervollsten Theil.
Wenn das Gesetz ihr andre Rechte weigert,
Und nun verbannt! Ich sollte sie in dem Kreise
Der Ihrigen entführen, sie hierher,
Hunder nach den Inseln sie geleiten.

Gerichtsrath.

Gewissem Tod entgegen, der im Qualm
Erhitzter Dünste fürchterend überfällt.
Dort soll verwelken diese Himmelsblume.
Die Zierde dieser Wange dort verbleichen!
Verschwinden die Gestalt, die sich das Auge
Mit Sehnsucht immer zu erhalten wünscht.

Hofmeisterin.

Bevor du richtest, höre weiter an!
Unschuldig ist, bedarf es wohl Betheurung?
Doch vieler Uebel Ursach dieses Kind.
Sie, als das Hadres Apfel, warf ein Gott,
Erzürnt, uns Mittel zwischen zwei Parteien,
Die sich, auf ewig nun getrennt, bekämpfen.
Sie will der eine Theil zum höchsten Glück
Berechtigt wissen, wenn der andre sie
Hinabzudrängen strebt. Entschieden beide. —
Und so unschuldig ein beimlich Labyrinth
Verschmitzten Wirkens doppelt ihr Geschick,
Es schwankte List um List im Gleichgewicht,
Bis ungeduld'ge Leidenschaft, zuletzt,
Den Augenblick entschiedenen Gewinns
Beschleunigte. Da brach, von beiden Seiten,
Die Schranke der Verstellung, drang Gewalt,
Dem Staate selbst gefährlich, drohend los,
Und nun, sogleich der Schuld'gen Schuld zu dämmen,
Zu rügen, trifft ein hoher Götterspruch
Des Kampfs unschuld'gen Anlaß, meinen Zögling,
Und treibt, verbannend, mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath.

Ich schelte nicht das Werkzeug, rechte kaum
Mit jenen Mächten, die sich solche Handlung
Ersinnen können. Leider sind auch sie
Gewunden und gedrängt. Sie wirken selten
Aus freier Ueberzeugung. Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel nöthigt Regenten
Die nützlich ungerechten Thaten ab.
Vollbringe was du musst, entferne dich
Aus meiner Enge reingezognem Kreis.

Hofmeisterin.

Den eben such' ich auf: da bring' ich ihn!
Dort hoff' ich Heil! du wirst mich nicht verstoßen.
Den vorgeliebten Zögling wünscht' ich lange schon
Vom Glück zu überzeugen, das im Kreise
Des Bürgerstandes heil genügsam weilt.
Entlaste sie der nicht gewohnten Höhe,
Ergäbe sich des biedern Gatten Schutz
Und wendete von jenen Regionen,
Wo sie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern.
Ins Häusliche den liebevollen Blick;
Gelöst' wär' alles, meiner strengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland
Vertrauter Stunden mich verweilend freuen.

Gerichtsrath.

Ein ſonderbar Verhältniß zeigſt du mir!

Hofmeiſterinn.

Drum klug entſchloſſ'nen Manne zeig' ich's an.

Gerichtsrath.

Du giebſt ſie frei, wenn ſich ein Gatte findet?

Hofmeiſterinn.

Und reichlich ausgeſtattet geb' ich ſie.

Gerichtsrath.

So übereilt, wer dürfte ſich entſchließen?

Hofmeiſterinn.

Nur übereilt beſtimmt die Neigung ſich.

Gerichtsrath.

Die Unbekannte wählen wäre Frevel.

Hofmeiſterinn.

Dem erſten Blick iſt ſie gekannt und werth.

Gerichtsrath.

Der Gattin Feinde erben auch dem Gatten.

Hofmeiſterinn.

Verſöhnt iſt alles, wenn ſie Gattin heißt.

Gerichtsrath.

Und ihr Gebrechen, wird man's ihm entdecken?

Hofmeiſterinn.

Vertrauen wird man dem Vertrauenden.

Gerichtsrath.

Und wird ſie frei ſolch einen Bund erwählen?

Hofmeiſterinn.

Ein großes Uebel drängt ſie zur Wahl.

Gerichtsrath.

In ſolchem Fall zu werben iſt es räthlich?

Hofmeiſterinn.

Der Rettende faßt an und klagelt nicht.

Gerichtsrath.

Was forderſt du vor allen andern Dingen?

Hofmeiſterinn.

Entſchließen ſoll ſie ſich im Augenblick.

Gerichtsrath.

Iſt euer Schickſal ängſtlich ſo geſteigert?

Hofmeiſterinn.

Im Hafen regt ſich emſig ſchon die Fahrt.

Gerichtsrath.

Haſt du ihr früher ſolchen Bund geraten?

Hofmeiſterinn.

Im Allgemeinen denket' ich dahin.

Gerichtsrath.

Entfernte ſie unwillig den Gedanken?

Hofmeiſterinn.

Noch war das alte Glück ihr allzunah.

Gerichtsrath.

Die ſchönen Bilder, werden ſie entweichen?

Hofmeiſterinn.

Das hohe Meer hat ſie hinweggeſcheucht.

Gerichtsrath.

Sie fürchtet ſich vom Vaterland zu trennen?

Hofmeiſterinn.

Sie fürchtet's und ich fürcht' es wie den Tod.
O! laß uns, Edler, glücklich Aufgefundner,
Vergeßne Worte nicht bedeutlich wechſeln!
Noch lebt in dir, dem Jünglinge, jede Tugend,
Die mächt'gen Glaubens, unbedingter Liebe
In nie genug geſchätzter That bedarf.
Gewiß umwebt ein ſchöner Kreis dich auch
Von Aehnlichen! Den Gleichen ſag' ich nicht!
O! ſieh dich um in deinem eignen Herzen,
In deiner Freunde Herzen ſieh umher,
Und findeſt du ein überſtrickend Maß
Von Liebe, von Erziehung, Kraft und Muth;
So werde dem Verdienteſten dieß Kleinod
Mit ſtillem Segen heimlich übergeben!

Gerichtsrath.

Ich weiß, ich fühle deinen Zuſtand, kann
Und mag nicht mit mir ſelbſt, bedächtig erſt,
Die Klugheit fordernd, zu Rathe gehn!
Ich will ſie ſprechen.

Hofmeiſterinn
(tritt zurück gegen Eugenien).

Gerichtsrath.

Was geſchehen ſoll,
Es wird geſchehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchſte,
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher.

Zweiter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath.

Indem du mir, verehrte Sohne, naheſt,
So zweifl' ich faſt, ob man mich treu berichtet.
Du biſt unglücklich, ſagt man; doch du bringſt,
Wohin du wandelſt, Glück und Heil heran.

Eugenie.

Fand' ich den erſten, dem aus tiefer Noth
Ich Blick und Wort entgegen wenden darf,
So mild und edel, als du mir erſcheinſt;
Dieß Angſtgefühl, ich hoffe, wird ſich löſen.

Gerichtsrath.

Ein Vielerfahrner wäre zu bedauern,
Wär' ihm das Loos gefallen, das dich trifft;
Wie ruft nicht erſt bedrängter Jugend Kummer
Die Mitgefühle hülfbedürftig an!

Eugenie.

So hob ich mich vor Kurzem aus der Nacht
Des Todes an des Tages Licht herauf,
Ich wußte nicht wie mir geſchehn! wie hart
Ein jäher Sturz mich lähmend hingeſtreckt.
Da raff' ich mich empor, erkannte wieder
Die ſchöne Welt, ich ſah den Arzt bemüht
Die Flamme wieder anzufachen, fand,
In meines Vaters liebevollem Blick,
An ſeinem Ton mein Leben wieder. Nun,
Zum zweiten Mal, von einem jähern Sturz,
Erwach' ich! Fremd und ſchattengleich erſcheint
Mir die Umgebung, mir der Menſchen Wandeln,
Und deine Milde ſelbſt ein Traumgebild.

Gerichtsrath.

Wenn Fremde ſich in unſre Lage fühlen,
Sind ſie wohl näher als die Nächſten, die
Oft unſern Gram, als wohlbekanntes Uebel,
Mit läſſiger Gewohnheit überſehn.
Dein Zuſtand iſt gefährlich! ob er gar
Unheilbar ſey, wer wagt es zu entſcheiden!

Eugenie.

Ich habe nichts zu ſagen! Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend ſchufen.
Du haſt das Weh geſprochen, jene weiß;
Ich dulde nur dem Wahnſinn mich entgegen.

Gerichtsrath.

Was auch der Obermacht gewalt'gen Schluß
Auf dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall ſchädlich leitet;
Die Achtung bleibt, die Neigung ſpricht für dich.

Eugenie.

Des reinen Herzens treulich mir bewußt,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath.

Auf ebnem Boden strauchelnd iſt ein Scherz,
Ein Fehltritt ſtürzt vom Gipfel dich herab.

Eugenie.

Auf jenen Gipfeln ſchwebt' ich, voll Entzücken,
Der Freuden Uebermaß verwirrte mich.
Das nahe Glück verührt' ich ſchon im Geiſt,
Ein köſtlich Pfand lag ſchon in meinen Händen.
Nur wenig Rahe! wenige Geduld!
Und alles war, ſo darf ich glauben, mein.
Doch übereilt' ich's, überließ mich, raſch,
Zudringlicher Verſuchung. — War es das? —
Ich ſah, ich ſprach, was mir zu ſehn, zu ſprechen
Verboten war. Wird ein ſo leicht Vergehn
So hart beſtraft? Ein täglich ſcheinendes,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter, ohne Schonung?
O ſo iſt's wahr was uns der Väter Sagen
Unglaublich überliefern: Jenes Aſyls
Leichtſinnig angenehmlichſter Genuß
Hat aller Welt unendlich Weh verſchuldet.
So ward auch mir ein Satansſeil anvertraut:
Verdorne Schätze wagt' ich aufzuſchließen,
Und aufgeſchloſſen hab' ich mir das Grab.

Gerichtsrath.

Des Uebels Quelle findeſt du nicht aus,
Und aufgefunden fließt ſie ewig fort.

Eugenie.

In kleinen Fehlern ſucht' ich's, gabe mir
Aus eitlem Wahn die Schuld ſo großer Leiden.
Nur höher! höher wende den Verdacht!
Die beiden, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hoffte, die erhabnen Männer,
Zum Scheine reichten ſie ſich Hand um Hand.
Der innre Zwiſt unſicherer Parteien,
Der nur in düſtern Höhlen ſich geneckt,
Er bricht vielleicht ins Freie bald hervor!
Und was mich erſt, als Furcht und Sorg', umgeben,
Entſchleiert ſich, indem es mich vernichtet,
Und droht Vernichtung aller Welt unter.

Gerichtsrath.

Du jammerſt mich! das Schickſal einer Welt
Verkündeſt du nach deinem Schmerzgefühl.
Und ſchien dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als du, ein heitres Kind, auf Blumen ſchrittſt?

Eugenie.

Wer hat es reizender als ich geſehn,
Der Erde Glück mit allen ſeinen Blüthen.
Ach! Alles um mich her, es war ſo reich,
So voll und rein, und was der Menſch bedarf,
Es ſchien zur Luſt, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verbannt' ich ſolch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die verſorgt
Und Kleinſte wie uns Größte mich verſtändig
Mit Prachtgenüſſen zu erdrücken ſchien.
Und meinen Körper, meinen Geiſt zugleich,
Ein ſolches Modl zu tragen, bildete.
Wenn alles weiblich Eitle mich umgab,
Ein wonniges Behagen mir zu ſchmeicheln;
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen, mit Gefahr zu kämpfen.
Oft ſehnt' ich mich in ferne Weiten hin.
Nach fremder Lande ſeltſam neuen Kreiſen.
Dorthin verſprach der edle Vater mich,
Aus Meer verſprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines erſten Blicks ins Unbewußte
Mit liebevollem Antheil zu erfreun —
Da ſteh' ich nun und ſchaue weit hinaus,
Und enger ſchwint mich's, enger zu umſchließen.
O Gott, wie ſchränkt ſich Welt und Himmel ein,
Wenn unſer Herz in ſeinen Schranken bangt.

Gerichtsrath.

Unſelige! die mir, aus deinen Höhen,
Ein Meteor, verderblich niederſtreift,
Und meiner Bahn Geſetz verdrehend ſtört!
Auf ewig haſt du mir den heitern Blick
Ins volle Meer getrübt. Wenn Pyrrhus nun
Ein feuerwallend Lager ſich bereitet,
Und jedes Auge von Entzücken trinkt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde dich
Und dein Geſchick bereuen. Fern, am Rande
Des nachtumgrabnen Oceans erblickt ich
Mit Noth und Jammer deinen Pfad umſtrickt!
Entbehrung alles Nöthig lang' Gewohnten,
Bedrängniß neuer Uebel, ohne Flucht.
Der Sonne glühendes Geſchoß durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Fluth entriſſ'nes Land,
Um Niederungen ſchwebet, giftigen Brodems,
Blaudunſt'ger Streifen angeſchwollne Peſt.
Im Vorteb ſeh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben ſchwanken.
O die, ſo blühend, beiter vor mir ſteht,
Sie ſoll, ſo früh, langſamen Tods, verſchwinden!

Eugenie.

Entſetzen ruft du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verſtößt man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir, von Kindheit auf,
In grauenvollen Zügen dargeſtellt.
Dorthin, wo ſich in Sümpfen, Schlang' und Tiger,
Durch Rohr und Dorngeflechte tückiſch drängen.
Wo, peinlich anſtehend, als belebte Wolken,
Um Wandrer ſich Inſectenſchaaren ziehn,
Wo jeder Hauch des Windes, unheuem
Und ſpärlich, Stunden raubt und Leben kürzt.
Zu bitten dacht' ich; flehend ſieht du nun
Die Dringende. Du kannſt, du wirſt mich retten.

Gerichtsrath.

Ein mächtig ungeheurer Talisman
Liegt in den Händen deiner Führerin.

Eugenie.

Was iſt Geſetz und Ordnung? Können ſie
Der Unſchuld Kindertage nicht beſchützen?
Wer ſeyd denn ihr, die ihr, mit leerem Stolz,
Durchs Recht Gewalt zu bändigen euch berühmt?

Gerichtsrath.

In abgeſchloſſ'nen Kreiſen lenken wir,
Geſetzlich ſtreng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben ſich in ungemeſſ'nen Räumen,
Gewaltig ſeltſam, hin und her bewegt.
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil.
Das wird nach andern Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthſelhaft.

Eugenie.

Und das iſt alles? Haſt du weiter nichts
Zu ſagen, zu verkünden?

Gerichtsrath.

Nichts!

Eugenie.

Ich glaub' es nicht!
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath.

Laß! o laß mich fort!
Soll ich als feig, als unentſchloſſen gelten?
Bedauern, jammern? Soll nicht, irgendhin,
Mit kühner Hand, auf deine Rettung denken?
Doch lüge nicht, in dieſer Kühnheit ſelbſt,
Für mich die gräßlichſte Gefahr, von dir
Verkannt zu werden? mit verfehltem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zu erſcheinen?

Eugenie.

Ich laſſe dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugeſendet.

Mich hat's von Jugend auf gedrängt, gepreßt,
Und nun im rauhen Sturme, sendet mir's
Den edlen Stellvertreter seiner Neigung.
Sollt' ich nicht sehen, fühlen, daß du Theil
An mir und meinem Schicksal nimmst? Ich flehe
Nicht ohne Wirkung hier! du sinnst! du denkst! —
Im weiten Kreise reichlicher Erfahrung
Sannst du, zu meinen Gunsten, um dich her.
Noch bin ich nicht verloren! Ja du sannst
Ein Mittel mich zu retten; hast es wohl
Schon aufgefunden! Mir bekennt's dein Blick.
Dein tiefer, ernster, freundlich trüber Blick.
O! kehre dich nicht weg! O! forsche es aus,
Ein hohes Wort, das mich zu heilen thue.

Geheimerath.

So wendet, voll Vertraun, zum Arzte sich
Der Tiefverkannte, fleht um Linderung,
Fleht um Erhaltung seiner bedrohten Tage.
Als Gott erscheint ihm der erfahrne Mann.
Doch ach! Ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten. Ach! soll ihm, vielleicht,
Der edlen Glieder grausame Verstümmlung,
Verlust, statt Heilung, angekündigt werden?
Gerettet wäßt du seyn! Zu retten bist du,
Nicht herzustellen. Was du warst ist hin,
Und was du seyn kannst, magst du's übernehmen?

Eugenie.

Um Rettung aus des Todes Nachtgewalt,
Um dieses Lichts erneuenden Genuß,
Um Sicherheit des Daseyns, ruft zuerst,
Aus tiefer Noth, ein Halbverlorner mich.
Was dann zu heilen sey, was zu ersatten,
Was zu vermissen, lehret Tag um Tag.

Geheimerath.

Und nächst dem Leben was ersehnst du dir?

Eugenie.

Des Vaterlandes vielgeliebten Boden!

Geheimerath.

Du forderst viel im einz'gen, großen Wort!

Eugenie.

Ein einzig Wort enthält mein ganzes Glück.

Geheimerath.

Den Zauberbann, wer wagt's ihn aufzulösen?

Eugenie.

Der Tugend Gegenzauber siegt gewiß!

Geheimerath.

Der obern Macht ist schwer zu widerstehen.

Eugenie.

Allmächtig ist sie nicht die obre Macht.
Gewiß! sie gabst die Kenntniß jener Formen,
Für Lobs wie für Rudres gleich verbindlich.
Ein Mittel an. Du kämest. Ist es möglich:
Das Mittel ist gefunden! Sprich es aus!

Geheimerath.

Was hilft es, meine Beste, wenn ich dir
Von Möglichkeiten spräche! Möglich scheint
Fast alles unsern Wünschen; unser That
Setzt sich, von innen wie von außen, wirk.
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen;
Ich kann, ich darf nicht reden, laß mich los!

Eugenie.

Und wenn du täuschen solltest! — Wäre nur,
Für Augenblicke, meiner Phantasie
Ein zweifelhafter, leichter Ring verbannt!
Ein Nebel um das andre breite mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wähnen kann.

Geheimerath.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurück zu halten. Friedlich ist's und Manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem,
Der's anerkennt, sind's anzuerkennen weiß,
Verschafft es Glück und Ruhe. Wohlverstand
Erwünschter Lebenstöchter sind wir ihm.
So wie der Zukunft höchste Bilder sämmtlig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst, und ließ dem Glück, der
Klugheit
Und stiller Neigung Raum sich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch Paradies in Rätzeln stellst du vor
Geheimerath.

Der eignen Schöpfung himmlisch Erbengliek.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen! ich verwirre mich!

Geheimerath.

Erräthst du's nicht; so liegt es fern von dir.

Eugenie.

Das zeige sich sobald du ausgesprochen.

Geheimerath.

Ich wage viel! Der Einfand ist es!

Eugenie.

Wie?

Geheimerath.

Gesprochen ist's, nun überlege du.

Eugenie.

Mich überrascht, mich ängstet sich ein Wort.

Geheimerath.

Ins Auge fasse was dich überrascht.

Eugenie.

Mir lag es fern in meiner frohen Zeit.
Nun kann ich seine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Bekümmung meidet sich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand,
Musik' ich dereinst den Bräutigam erwarten.
Vereitlig schwärmte nicht mein Blick umher
Und keine Neigung wuchs in meiner Brust.
Nun soll ich denken was ich nie gedacht,
Und fühlen was ich, fittsam, weggewiesen;
Soll mir den Gatten wünschen, eh ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt,
Und jenes Glück, das Hymen uns verspricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Geheimerath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getrost,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geschick.
Der ist nicht fremd vor Dem zu nehmen weiß.
Und schnell verbindet ein Bedrangter sich
Mit seinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten seine Gattin freilich raubet,
Ein Sicherheits-Gefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Trost, an Schutz und Hülfe fehlen.
Das höhe, im Augenblick, ein kühner Mann,
Dem Busen des gefahrumgewognen Weibes.
Durch Wagethat, auf ew'ge Zeiten, ein.

Eugenie.

Und mir, wo zeigte sich ein solcher Held?

Geheimerath.

Der Männer Schaar ist groß in dieser Stadt.

Eugenie.

Doch allen bin und blieb' ich unbekannt.

Geheimerath.

Nicht lange bleibt ein solcher Blick verborgen.

Eugenie.

O täusche nicht ein leichtbetrogned Hoffen!
Wo fände sich ein Gleicher, seine Hand
Mir, der Erniedrigten, zu reichen! Dürft' ich
Dem Gleichen selbst ein solches Glück verdanken?

Gerichtsrath.

Unsleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen.
In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh
Und schnelle Leiden unsre Freuden auf.
Nichts ist bestandig! Manches Mißverhältniß
Löst, unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie.
Und an: den größten Anstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie.

Im leere Träume denkst du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du bist gerettet, wenn du glauben kannst.

Eugenie.

So zeige mir des Retters treues Bild.

Gerichtsrath.

Ich zeig' ihn dir, er bietet seine Hand!

Eugenie.

Du! welch ein Leichtsinn überraschte dich!

Gerichtsrath.

Entschieden bleibt auf ewig mein Gefühl.

Eugenie.

Der Augenblick! vermag er solche Wunder?

Gerichtsrath.

Das Wunder ist des Augenblicks Geschöpf.

Eugenie.

Und Irrthum auch der Ueberredung Sohn.

Gerichtsrath.

Ein Mann, der dich gefehlt, irrt nicht mehr.

Eugenie.

Erfahrung bleibt des Lebens Meisterin.

Gerichtsrath.

Verwirren kann sie, doch das Herz entscheidet.
O! laß dir sagen: wie, vor wenig Stunden,
Ich mit mir selbst zu Rathe ging und mich
So einsam fühlte; meine ganze Lage,
Vermögen, Stand, Geschäft und Race faßte
Und, um mich her, nach einer Gattin sann;
Da regte Phantasie mir manches Bild.
Die Scene der Erinnrung flüchtend auf,
Und wohlgefällig schwebten sie vorüber.
Zu keiner Wahl bewegte sich mein Herz.
Doch du erscheinest, ich empfinde nun
Was ich bedurfte. Dieß ist mein Geschick.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtungedrus, Mißempfindung,
Sie konnte freien stolzen Trost empfinden,
Sich so geschützt, sich so geliebt zu sehn;
Beachte sie nicht auch des Fremdes Glück,
Des edlen Manns, der unter allen Menschen
Vielleicht zuletzt, ihr Hülfe bieten mag.
Betrügt du dich nicht selbst? und wagst du dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu messen?

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungestüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den sichersten Port bezeichnet.
Im Hause, wo der Gatte sicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, dem, vergebens,
Im Weiten, da, da draußen, suchen magst.
Umrahmt von Mißgunst, grimmige Verläumdung,
Verhallendes, parteiisches Bestreben,
Nicht wirken sie auf dieses heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! Rette dich zu mir: Ich kenne mich!
Und weiß was ich versprechen darf und kann.

Eugenie.

Bist du in deinem Hause Fürst?

Gerichtsrath.

Ich bin's!
Und jeder ist's, der Gute wie der Böse.
Reicht eine Macht dem treulos in jenes Haus,
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt.
Wenn er, nach eignem Sinn, verwerten handelt;
Durch Launen, Worte, Thaten, jede Lust,
Mit Scheidefreude, simmrich untergräbt?
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Gesetz,
Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und schweigende Geduld
Senkt nach und nach, verzweifelnd, sie ins Grab.
Nothwendigkeit, Gesetz, Gewohnheit haben
Dem Mann so große Rechte: sie vertrauten
Auf seine Kraft, auf seinen Biedersinn. —
Nicht Heldensanft, nicht Heldenstimm, Geliebte,
Verehrte Freunde, weiß ich dir zu bieten:
Allein des Bürgers bessern Sicherstand.
Und bist du mein, was kann dich mehr berühren?
Auf ewig bist du mein, versorgt, beschützt,
Der König fordre dich von mir zurück;
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie.

Verzeih! Mir schwebt noch allzu lebhaft vor
Was ich verscherzte! Du, Großmüthiger,
Bedenkest nur was mir noch übrig blieb.
Wie wenig ist es! Dieses Wenige
Lehrst du mich schätzen, gießt mein eignes Wesen.
Durch dein Gefühl, belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich dir. Wie soll ich's nennen?
Dankbare, schwesterlich entzückte Neigung!
Ich fühle mich als dein Geschöpf und kann
Dir leider, wie du wünschest, nicht gehören.

Gerichtsrath.

So schnell verjagst du dir und mir die Hoffnung!

Eugenie.

Das Hoffnungslose tilgt schnell sich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeisterin.

Hofmeisterin.

Dem günst'gen Wind gehorcht die Flotte schon,
Die Segel schwellen, alles eilt hinab.
Die Scheidenden umarmen thränend sich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weißen Tücher noch den letzten Gruß.
Bald lichtet unser Schiff die Anker auch!
Kommt! Tuch und Leben! Und begleitet nicht
Ein Scheidegruß, wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath.

Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelass'ner Freunde, die, nach euch,
Die Arme rettend strecken. O! Vielleicht
Erscheint, was ihr im Augenblick verschmähte
Euch bald ein sehnsuchtswerthes, fernes Bild.
(Zu Eugenien.)
Vor wenigen Minuten nannt' ich dich
Entzückt willkommen: Soll ein Lebewohl,
Behend, auf ewig, unsre Trennung siegeln?

Hofmeisterin.

Der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn?

Gerichtsrath.

Zum ew'gen Bunde stießt du mich bereit.

Hofmeisterin (zu Eugenien).

Und wie erkennst du solch ein groß Erbieten?

Eugenie.

Mit höchst gerührtem Herzens erinnem Dank.

Uns übergeben, und geiſtlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf ſeinen Bart,
Darin er freylich hat nicht viel Haar:
Wir waren bethört eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt: Verflucht! das ſind mir Schwein'!
Wie alles durch einander ſteht?
Müßt's einrichten nach dem Alphabet.
Da kriegt er meinen Kaſten Caffee,
Und ſetzt mir ihn oben auf in's C,
Und ſtellt mir die Tobaksbüchſen weg,
Dort hinten in's T, zum Teufelsdreck;
Kehrt eben alles drüber und drunter,
Ging weg und ſprach: So beſteh's jetzunder.
Da macht er ſich an meine Frauen,
Die auch ein Bißchen umzuſchauen;
Ich bath mir aber die Ehr' auf einandermal aus;
Und ſo ſchafft' ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht,
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:

Hofmeisterin.
Und ohne Neigung diese Hand zu fassen?
Gerichtsrath.
Zur Hülfe bietet sie sich dringend an.
Eugenie.
Das Nächste steht oft unergreifbar fern.
Hofmeisterin.
Ach! fern von Rettung sehen wir nur zu bald.
Gerichtsrath.
Und hast du künftig Drohendes bedacht?
Eugenie.
Sogar das letzte Drohende, den Tod.
Hofmeisterin.
Ein angebotnes Leben schlägst du aus?
Gerichtsrath.
Erwünschte Feier früher Bundestage.
Eugenie.
Ein Fest versäumt' ich, frin'd erscheint mir wieder.
Hofmeisterin.
Gewinnen kann, wer viel verloren, schnell.
Gerichtsrath.
Nach glänzendem ein dauerhaft Geschick.
Eugenie.
Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verlosch.
Hofmeisterin.
Wer Mögliches bedenkt läßt sich genügen.
Gerichtsrath.
Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue?
Eugenie.
Den Schmerzerworben widerspricht mein Herz,
Und widerstrebt euch beiden, ungeduldig.
Gerichtsrath.
Ach allzuhäufig scheint, ich weiß es wohl,
Uns unwillkommne Hülfe: Sie erregt
Nur innern Zwiespalt. Danken möchten wir,
Und sind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laßt uns scheiden: doch des Hafenbürgers
Gebrauch und Pflicht vorher an euch erfüllen,
Aufs unfruchtbare Meer, von Landesgaben,
Zum Lebewohl, Erquickungsvorrath widmen.
Dann werd' ich stehen, werde starren Blicks
Geschwollne Segel fernen, immer fernen.
Und Glück und Hoffnung weichend schwinden sehn.

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.
In deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil.
So wie mein Elend. Laß dich überreden!
Laß dich erweichen! Schiffe mich nicht ein!
Hofmeisterin.
Du kennst nur was uns begegnen soll,
Du hast zu wählen: Ich gebiete nur
Der starken Hand, sie hält mich vor sich hin.
Eugenie.
Und nennst du Wahl, wenn Unvermeidliches
Unmöglichem sich gegenüber stellt?
Hofmeisterin.
Der Bund ist möglich wie der Bann vermeidlich.
Eugenie.
Unmöglich ist was Edle nicht vermögen.
Hofmeisterin.
Für diesen biedern Mann vermagst du viel.
Eugenie.
Zu bess're Lagen führe mich zurück;
Und sein Erbieten lohn' ich grenzenlos.
Hofmeisterin.
Ihm sehne gleich was ihm allein belohnt.
Zu hohen Stufen beb' ihm deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienst den Tüchtigen
Nur langsam fördern, wenn er still entsagend
Und kaum bemerkt sich andern widmend strebt;
So führt ein edles Weib ihn leicht ans Ziel.
Hinunter soll kein Mann die Blicke wenden;
Hinauf zur höchsten Frauen kehr' er sich!
Gelingt es ihm sie zu erwerben, schnell
Gestreut zeigt des Lebens Pfad sich ihm.
Eugenie.
Verwirrender, verfälschter Worte Sinn
Entwallt' ich wohl aus deinen falschen Reden,
Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar:
Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschloss'ne Bahn.
Darthin ist sie gebannt, sie kann sich nicht
Aus eigner Kraft besondre Wege wählen.
Aus niedrem Zustand führt er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie herunter.
Verschwunden ist die frühere Gestalt.
Verlöschen jede Spur vergangner Tage.
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was sie verlor, wer giebt es ihr zurück?
Hofmeisterin.
So brichst du, grausam, hier und mir den Stab.
Eugenie.
Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.
Hofmeisterin.
Der Liebende verzweifelt, kannst du hoffen?
Eugenie.
Ein kalter Mann verlieb' uns bessern Rath.
Hofmeisterin.
Von Rath und Wahl ist keine Rede mehr;
Du stürzest mich ins Elend, folge mir!
Eugenie.
O hast du dich noch einmal, freundlich hold,
Vor meinen Augen sehr, wie du stets
Von früher Zeit herauf mich angeblickt!
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiser Schein,
Begegneten mir holder nicht als du.
Was kannt' ich wünschen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgetheilt war alles!
Und zog sich ins Verborgne meine Mutter,
Vor ihres Kindes Blicken, früh zurück;
So reichtest du ein überfließend Maß
Besorgter Mutterliebe mir entgegen.
Bist du denn ganz verwandelt? Neuerlich
Erscheinst du mir die vielgeliebte selber;
Doch ausgewechselt ist, so scheint's, dein Herz —
Du bist es noch, die ich um Klein und Großes
So oft gebeten, die mir nichts verweigert.
Gewohnter Ehrfurcht tindiertes Gefühl,
Es lehrt mich nun das Höchste zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen, dich nun
An Vaters, Königs, dich an Gottes Statt,
Gebeugten Kniees um Rettung anzuflehen?
(Sie kniet.)
Hofmeisterin.
In dieser Lage scheinst du meiner nur
Verstellt zu spotten. Falschheit rühret mich nicht.
(Herr Eugenien mit Gefolgten auf.)
Eugenie.
So hartes Wort, so wohrtes Verzagen,
Erfahr' ich das, erlieb' ich das von dir?
Und mit Gewalt verscheuchst du meinen Traum.
Im klaren Lichte seh' ich mein Geschick!
Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist,
Des Bruders Thate hat mich verachtet,
Und mitverschworen hältst du mich gebannt.

Hofmeisterin.

Dem Irrthum schwankt nach allen Seiten hin,
Was will der Bruder gegen dich beginnen?
Den rohen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie.

Sey's wie ihm wolle. Noch verschmacht' ich nicht
In ferner Wüste hoffnungslosen Räumen.
Ein lebend Volk bewegt sich um mich her.
Ein liebend Volk, das auch den Vaternamen,
Entzückt, aus seines Kindes Mund vernimmt.
Die fordr' ich auf. Aus roher Menge tönden
Ein mächt'ger Ruf mir meine Freiheit an.

Hofmeisterin.

Die rohe Menge hast du nie gekannt.
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn;
Und regt sie sich, so endet ohne Glück.
Was ohne Plan zufällig sie begonnen.

Eugenie.

Den Glauben wirft du mir mit kaltem Wort
Nicht, wie mein Glück mit freyer That, zerstören.
Dort unten hoff' ich Leben, aus dem Leben,
Dort wo die Masse, thätig strömend, wogt,
Wo jedes Herz, mit Menschem befriedigt,
Für beides Mitleid gern sich öffnen mag.
Du hältst mich nicht zurück! Ich rufe laut.
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen.
Ins wühlende Gemisch mich stürzend, aus.

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erster Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Mit welchen Ketten fürest du mich zurück?
Geboren' ich, wider Willen, diesmal auch;
Frauenwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einst, so glatt, zur Folgsamkeit gewöhnte.
Die meines ersten bildsamen Gefühls
Im ganzen Umfang sich bemeisterte!
Du warst es, der ich dieser Worte Sinn
Zuerst verdankte, dieser Sprache Kraft
Und künstliche Verknüpfung; diese Welt
Hab' ich aus deinem Munde, ja, mein eignes Herz.
Nun brauchst du diesen Zauber gegen mich.
Du fesselst mich, du schleppst mich hin und wieder.
Mein Geist verwirrt sich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten setzst du mich hinab.

Hofmeisterin.

O! hätte diese Zauberkraft gewirkt,
Als ich dich dringend, flehentlich geboten.
Von jenen hohen Planen abzustehn.

Eugenie.

Du ahntest solch ungeheures Uebel
Und warntest nicht den allzusichern Muth?

Hofmeisterin.

Wohl durft' ich warnen, aber leise nur;
Die ausgesprochne Spitze trug den Tod.

Eugenie.

Und hinter deinem Schweigen lag Verbannung;
Ein Todeswort, willkommner war es mir.

Hofmeisterin.

Dies Unglück, vorgesehen oder nicht,
Hat mich und dich in gleiches Netz verschlungen.

Eugenie.

Was kann ich wissen welch ein Loos dir wird,
Um deinen armen Zögling zu verderben.

Hofmeisterin.

Er wartet wohl am fremden Strande mein!
Das Segel schwillt und führt uns beide hin.

Eugenie.

Noch hat das Schiff in seine Kerker nicht
Mich aufgenommen. Seist' ich willig gern?

Hofmeisterin.

Und riefst du nicht das Volk zu Hülfe schon?
Es staunte nur dich an und schwieg und ging.

Eugenie.

Mit ungeheurer Noth im Kampfe, sahen
Ja dem gemeinen Blick des Wahnsinns Beute.
Doch sollst du mir mit Worten, mit Gewalt,
Den muthigen Schritt nach Hülfe nicht verkümmern.
Die Ersten dieser Stadt erbeben sich,
Aus ihren Häusern, dem Gestade zu.
Die Schiffe zu bewundern, die, gerebt,
Uns unerwünscht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt sich am Palast des Gouverneurs
Die Wache. Jener ist es, der die Stufen
Vom Mehreren bedeckt niederbeizt.
Ich will ihn sprechen, ihm den Fall erzählen!
Und ist er werth, an meines Königs Platz,
Den wichtigsten Geschäften vorzustehn;
So weist er mich nicht unerhört von hinnen.

Hofmeisterin.

Ich hindre dich an diesem Schritte nicht.
Doch nennst du seinen Namen, nur die Sache.

Eugenie.

Den Namen nicht, bis ich vertrauen darf.

Hofmeisterin.

Es ist ein edler junger Mann und wird
Was er vermag mit Anstand gern gewähren.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gouverneur. Matrosen.

Eugenie.

Darf ich den Weg zu treten, darf ich's wagen?
Wirst du der fremden Freunden auch verzeihn?

Gouverneur

(nachdem er sie aufmerksam betrachtet).

Wer sich, wie du, dem ersten Blick entwiehet,
Der ist gewiß des freundlichsten Empfangs.

Eugenie.

Nicht froh und freundlich ist es was ich bringe.
Entgegen treibt mich dir die größte Noth.

Gouverneur.

Ist sie zu beben möglich, sey mir's Pflicht;
Ist sie auch nur zu lindern, soll's geschehn.

Eugenie.

Von hohem Haus entfernt die Bittende;
Doch, leider, ohne Namen tritt sie auf.

Gouverneur.

Ein Name wird vergessen; dem Gedächtnis
Schreibt solch ein Bild sich unauslöschlich ein.

Eugenie.

Gewalt und List entreißen, führen, drängen
Mich von des Vaters Brust ans wilde Meer.

Gouverneur.

Wer durfte sich an diesem Friedensbild
Mit ungeweihter Feindeshand vergreifen?

Eugenie.

Ich selbst vermuthe nur: Mich überrascht,
Aus meinem eignen Hause, dieser Schlag.

Von Eigennutz und böſem Rath geleitet
Sann mir ein Bruder dieß Verderben aus,
Und dieſe hier, die mich erzogen, ſtieß,
Mir unbegreiflich, meinen Feinden bei.

Hofmeiſterin.

Ihr ſteh' ich bei und mildre großes Uebel,
Das ich zu heilen leider nicht vermag.

Eugenie.

Ich ſoll zu Schiffe fliehen fordert ſie!
Nach jenen Ufern führet ſie mich hinüber!

Hofmeiſterin.

Geh' ich auf ſolchem Weg ihr das Geleit,
So zeigt es Liebe, Mutterſorgfalt an.

Gouverneur.

Verzeiht, geſchätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der jung an Jahren, Manches in der Welt
Geſehn und überlegt, im Augenblick,
Da er euch ſieht und hört, bedenklich findet.
Vertrauen ſcheint ihr beide zu verdienen,
Und ihr mißtraut einander beide ſelbſt.
So ſcheint es wenigſtens. Wie ſoll ich nun
Des wunderbaren Knotens Räthſelſchlingen,
Die euch umſtrickt, zu löſen unternehmen?

Eugenie.

Wenn du mich hören willſt, vertrau' ich mehr.

Hofmeiſterin.

Auch ich vermöchte manches zu erklären.

Gouverneur.

Daß uns, mit Fabeln, oft ein Fremder täuſcht,
Muß auch der Wahrheit ſchaden, wenn wir ſie
In abenteuerlicher Hülle ſehn.

Eugenie.

Mißtraut du mir, ſo bin ich ohne Hülfe.

Gouverneur.

Und traut' ich auch, iſt doch zu helfen ſchwer.

Eugenie.

Nur zu den Meinen ſende mich zurück.

Gouverneur.

Verlorne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verſtoßne zu beſchützen,
Bringt wenig Dank dem wohlgeſinnten Mann.
Um Gut und Erbe wird ſogleich ein Streit,
Um die Perſon, ob ſie die rechte ſey.
Geklärt auferregt, und wenn Verwandte
Uns Mein und Dein gefällig nicht ordnen, trifft
Den Fremden, der ſich eingemiſcht, der Haß
Von beiden Theilen, und nicht ſelten gar.
Weil ihm der frevlere Beweis nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beſchämt.
Verzeih mir alſo, wenn ich nicht ſogleich
Mit Hoffnung dein Geſuch erwidern kann.

Eugenie.

Ziemt eine ſolche Furcht dem edlen Mann,
Wohin ſoll ſich ein Unterdrückter wenden?

Gouverneur.

Doch wenigſtens entſchuldigt du gewiß,
Im Augenblick wo ein Geſchäft mich ruft,
Wenn ich, auf morgen fröhe, dich hinein
In meine Wohnung lade, dort genauer
Das Schickſal zu erfahren, das dich drängt.

Eugenie.

Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an!

Hofmeiſterin.

(die ihm ein Papier überreicht).

Wenn wir auf deine Ladung nicht erſcheinen,
So iſt dieß Blatt Entſchuldigung genug.

Gouverneur

(der es aufmerkſam eine Weile anſieht, es zurückgebend).

So kann ich freilich nur doppelte Fahrt,
Ergebung ins Geſchick und Hoffnung wünſchen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Iſt dieß der Talisman, mit dem du mich
Entführſt, gefangen hältſt, der alle Guten,
Die ſich zu Hülfe mir bewegen, bändt?
Laß mich es anſehn, dieſes Todes-Blatt!
Mein Elend kenn' ich, nun ſo laß mich auch,
Wer es verhängen konnte, laß mich's wiſſen.

Hofmeiſterin

(die das Blatt offen darreicht).

Hier! Sieh herein.

Eugenie

(ſich wegwendend).

Entſetzliches Gefühl!
Und überlebt' ich's, wenn des Vaters Name,
Des Königs Name mir entgegen blitzte!
Noch iſt die Täuſchung möglich, daß verwegen,
Ein Kronbeamter die Gewalt mißbraucht,
Und, meinem Bruder fröhnend, mich verletzt.
Da bin ich noch zu retten. Eben dieß
Will ich erfahren! Zeige her!

Hofmeiſterin (wie oben).

Du ſiehſt!

Eugenie (wie oben).

Der Muth verläßt mich! Nein, ich wag' es nicht.
Sey's wie es will, ich bin verloren, bin
Aus allem Vortheil dieſer Welt geſtoßen;
Entſag' ich denn auf ewig dieſer Welt!
O dieß vergönnſt du mir! du wüßt es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, ſie wollen
Mich lebend eingeſcharrt. Vergönne mir
Der Kirche mich zu nähern, die begierig
So manch unſchuldig Opfer ſchon verſchlang.
Hier iſt der Tempel, dieſe Pforte führt
Zu ſtillem Jammer, wie zu ſtillem Glück.
Laß dieſen Schritt mich ins Verborgne thun;
Was mich daſelbſt erwartet, ſey mein Loos.

Hofmeiſterin.

Ich ſehe die Aebtiſſin fleißig, begleitet
Von zwei der Ihren, zu dem Platz heraus:
Auch ſie iſt jung, von hohem Haus entſproſſen;
Entdeck' ihr deinen Wunſch, ich hinder' es nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aebtiſſin. Zwei Nonnen.

Eugenie.

Beſtürzt, verworren, mit mir ſelbſt entzweit
Und mit der Welt, verweihe heil'ge Jungfrau,
Stürzt du mich hier. Die Angſt des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In deine Gegenwart, in der ich Linderung
Des ungeheuren Uebels hoffen darf.

Aebtiſſin.

Wenn Ruhe, wenn Beſonnenheit und Friede
Mit Gott und unſerm eignen Herzen ſich
Mittheilen läßt; ſo ſoll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,
Dir einzuflößen, was der Meinen Glück
Und meins, für heut' ſo wie auf ewig, fördert.

Eugenie.

Unendlich ist mein Uebel. Schwerlich möcht'
Es durch der Worte sittliche Gewalt
Sobleich zu heilen seyn. O! nimm mich auf
Und laß mich weinen, wo du weißt, mich erst
In Thränen lösen diese Bangigkeit
Und mein erleichtert Herz dem Trofte weihen.

Jphiffin.

Wohl hab' ich oft im heiligen Bezirk
Der Erde Thränen sich in göttlich Lächeln
Verwandeln sehn; in himmlisches Entzücken.
Doch drängt man sich gewaltsam nicht hervor;
Gar manche Prüfung muß die neue Schwester,
Und ihren ganzen Werth, uns erst entwickeln.

Hofmeisterin.

Entschiedner Werth ist leicht zu kennen, leicht
Was du vermagst möchtest zu erfüllen.

Jphiffin.

Ich zweifle nicht am Adel der Geburt,
Nicht am Vermögen, dieses Hauses Rechte,
Die groß und wichtig sind, dir zu gewinnen.
Drum laßt mich bald vernehmen was ihr denkt.

Eugenie.

Gewähre meine Bitte, nimm mich auf!
Verbirg mich vor der Welt, im tiefsten Winkel.
Und meine ganze Habe nimm dahin.
Ich bringe viel und hoffe mehr zu leisten.

Jphiffin.

Kann uns die Jugend, und die Schönheit rühren,
Ein edles Wesen spricht's an unser Herz;
So hast du viele Rechte, gutes Kind.
Geliebte Tochter! komm an meine Brust!

Eugenie.

Mit diesem Wort, mit diesem Herzensdruck
Beklemmtest du auf einmal alles Leben
Der aufgeregten Brust. Die letzte Welle
Umspühlt mich weichend noch. Ich bin im Hafen.

Hofmeisterin (kopfschüttelnd).

Wenn nicht ein grausam Schicksal widerstünde!
Betrachte dieses Blatt, und zu beklagen.
(Sie reicht der Jphiffin das Blatt.)

Jphiffin (die es liest).

Ich muß dich tadeln, daß du wissentlich
So manch vergeblich Wort mit angehört.
Ich beuge vor der höhern Hand mich tief.
Die hier zu walten scheint.

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Was meint die Heuchlerin? Versteht sie Gott?
Der himmlisch Höchste hat gewiß nicht hier,
Mit dieser Frevelthat, zu thun. Verstehr
Sie unsern König? Wohl! ich muß es dulden
Was dieser über mich verhängt. Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel, zwischen Furcht
Und Liebe schweben, will nicht weiblich mehr,
Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und seiner weichlichen Gefühle schonen.
Es breche, wenn es brechen soll, und nun
Verlang' ich dieses Blatt zu sehen, sey
Von meinem Vater, sey von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet. Jener
Gereizten Gottheit, die mich niederschmettert,
Will ich getrost ins Auge schauend stehn.
O! daß ich vor ihr stünde. Fürchterlich
Ist der bedrängten Unschuld letzter Blick.

Hofmeisterin.

Ich hab' es nie verweigert, nimm es hin.

Eugenie

(das Papier von außen ansehend).

Das ist des Menschen wunderbar Geschick.
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, ihr Götter! daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt?
Des Lebens Glück entriß mir dieses Blatt,
Und läßt mich größern Jammer noch verschrecken.
(Sie entfaltet's.)
Wohlan! Getrost mein Herz und schaudre nicht
Die Reige dieses bittern Kelchs zu schlürfen.
(Blatt sinkt.)
Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeisterin

(die das Blatt aufnimmt).

Armes Kind.
Bedaure mich, indem du dich bejammerst.
Ich übernahm das traurige Geschäft,
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um dir in deinem Elend beizustehn.
Dich seiner fremden Hand zu überlassen.
Was meine Seele reinigt, was sie noch
Von diesem schrecklichen Ereigniß kenne.
Erfährst du künftig. Jetzt verzeihe nur.
Wenn mich die eiserne Notwendigkeit
Uns unverzüglich einzuschiffen zwingt.

Sechster Auftritt.

Eugenie (allein), hernach Hofmeisterin (im Grunde).

Eugenie.

So ist mir denn das schönste Königreich,
Der Hafenplatz, von Tausenden belebt,
Zur Wüste worden und ich bin allein.
Hier sprechen edle Männer, nach Gesetzen,
Und Krieger lauschen auf gemess'nes Wort.
Hier stehen heilig Einsame zum Himmel;
Beschäftigt strebt die Menge nach Gewinn.
Und mich verstößt man, ohne Recht und Urteil.
Nicht Eine Hand bewaffnet sich für mich.
Man schleicht um die Asyle, niemand mag
Zu meinen Gunsten wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckenworts Gewicht
Erdrückt mich schon, mit allen seinen Lasten.
Schon fühl' ich mich ein abgestorbnes Glied.
Der Körper, der gesunde, stößt mich los.
Dem selbstbewußten Todten gleich' ich, der.
Ein Zeuge seiner eignen Bestattung,
Betäubt, in halbem Traume, grausend liegt.
Entsetzliche Notwendigkeit! Doch wie?
Ist mir nicht eine Wahl verstattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir einzig edel, seine Hülfe beut? —
Und kennt' ich das? Ich könnte die Geburt,
Die mich so hoch hinaufgeschätzt, verläugnen?
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! Das vermag ich nicht!
O fasse mich, Gewalt, mit ehrnen Fäusten;
Geschick, du blindes, reiße mich hinweg!
Die Wahl ist schwerer als das Uebel selbst.
Die zwischen zweien Uebeln schwankend bebt.
(Hofmeisterin, mit Leuten, welche Geräte tragen, geht schweigend hinten vorbei).
Sie kommen! tragen meine Habe fort.
Das letzte was von Göttlichem Besitz
Mir übrig blieb. Wird es mir auch geraubt?

Man bringt's hinüber, und ich soll ihm nach.
Ein günst'ger Wind bewegt die Wimpel seewärts,
Bald werd' ich alle Segel schwellen sehn.
Die Flotte flößt sich vom Hafen ab!
Und nun das Schiff, das mich Unsel'ge trägt.
Man kommt: Man fordert mich an Bord. O Gott!
Ist denn der Himmel ehern über mir?
Dringt meine Jammerstimme nicht hindurch?
So sey's! Ich gehe! Doch mich soll das Schiff,
In seines Kerkers Räume, nicht verschlingen.
Das letzte Brett, das mich hinüber führet,
Soll meiner Freiheit erste Stufe werden.
Empfangt mich dann, ihr Wellen, faßt mich auf,
Und, fortumschlingend, senket mich hinab,
In eures tiefen Friedens Grabesschooß.
Und wenn ich dann vom Unheil dieser Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, spült zulezt
Mein verschwindendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab
Auf heim'schem Boden wohlgesinnt bereite.
(Mit einigen Schritten.)
Wohlan denn!

(Hält inne.)

Will mein Fuß nicht mehr gehorchen?
Was fesselt meinen Schritt, was hält mich hier?
Unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben!
Du führest mich zum harten Kampf zurück.
Verbannung, Tod, Entwürdigung umschließen
Mich fest und ängsten mich einander zu.
Und wie ich mich von einem schaudernd wende,
So grinst das andre mir, mit Höllenlist.
Ist denn kein menschlich, ist kein göttlich Mittel,
Von tausendfacher Qual mich zu befreien?
O! daß ein einzig ahnungsvolles Wort,
Zufällig, aus der Menge, mir ertönte!
O, daß ein Friedensvogel mir vorbei
Mit leisem Flittig leitend sich bewegte!
Gern will ich hin, wohin das Schicksal ruft,
Es denke nur! und ich will gläubig folgen.
Es winke nur, ich will dem heil'gen Winke,
Vertrauend, hoffend, ungesäumt mich fügen.

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie
(die eine Zeitlang vor sich hingesehen, indem sie die Augen aufhebt und den Mönch erblickt).
Ich darf nicht zweifeln, ja! ich bin gerettet!
Ja! dieser ist's, der mich bestimmen soll.
Gesendet auf mein Flehn erscheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz,
Beim ersten Blick, vertraut entgegenfliegt.
(Dem entgegengehend.)
Mein Vater! laß den, ach! mir nun versagten,
Verkümmerten, verbotnen Vaternamen
Auf dich, den edlen Fremden, übertragen.
Mit wenig Worten höre meine Noth.
Nicht als dem weisen, wohlbedächt'gen Mann,
Dem gottergebnen Greise leg' ich sie.
Mit schmerzlichem Vertrauen, dir an die Brust.

Mönch.
Was dich bedrängt erdulde freien Muthes.
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit dem zusammen, der, als höchste Pflicht,
Die Linderung der Leiden üben soll.

Eugenie.
Ein Räthsel statt der Klagen wirst du hören,
Und ein Orakel fordr' ich, seinen Rath.
Zu zwei verhaßten Zielen liegen mir
Zwei Wege vor den Füßen, einer dorthin,
Hierhin der andre, welchen soll ich wählen?

Mönch.
Du führst mich in Verfuchung! Soll ich nur
Als Loos entscheiden?

Eugenie.
Als ein heilig Loos.

Mönch.
Begreif' ich dich; so hebt aus tiefer Noth.
Zu höhern Regionen, sich dein Blick.
Erstorben ist im Herzen eigner Wille,
Entscheidung hofft du dir vom Waltenden.
Ja wohl! das ewig Wirkende bewegt,
Und unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen.
Und wie getragen werden wir ans Ziel.
Dieß zu empfinden ist das höchste Glück,
Es nicht zu fordern ist bescheidne Pflicht.
Es zu erwarten, sichrer Trost im Leiden.
O! wär' ich doch gewürdigt, nun für dich
Was dir am besten frommte, vorzufühlen.
Allein die Ahnung schweigt in meiner Brust.
Und kannst du mehr nicht mir vertrauen; so nimm
Ein fruchtlos Mitleid hin zum Lebewohl.

Eugenie.
Schifferrüstig faß' ich noch die letzte Planke!
Dich halt' ich fest und sage, wider Willen,
Zum letzten Mal, das hoffnungsleise Wort:
Aus hohem Raum entiverfen, werd' ich nun
Verstoßen, übers Meer verbannt und sinnte
Mich durch ein Ebenbündniß retten, das
Zu niedren Sphären mich herunterzieht.
Was sagt nun dir das Wort, Herz? verstummt es noch?

Mönch.
Es schweige, bis der prüfende Verstand
Sich als ohnmächtig selbst bekennen muß.
Du faßt nur Allgemeines mir vertraut,
Ich kann dir nur das Allgemeine rathen.
Bist du zur Wahl genöthigt, unter zwei
Verhaßten Uebeln; faste sie ins Auge
Und wähle was dir noch den meisten Raum
Zu heil'gem Thun und Wirken übrig läßt.
Was deinen Geist am wenigsten begränzt,
Am wenigsten die frommen Thaten fesselt.

Eugenie.
Die Erde, merk' ich, rächt sich an mir nicht an.

Mönch.
Nicht eine solche, wie sie dich bedroht.
Wie kann der Priester segnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt.
Er soll nicht Widerwärtiges an einander,
In immer neu ergegnetem Streite, ketten;
Den Wunsch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige.
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt.
Den zu erfüllen ist sein göttlich Amt.

Eugenie.
Ins Elend übers Meer verbannst du mich.

Mönch.
Zum Troste jener drüben sieh hin.

Eugenie.
Wie soll ich trösten, wenn ich selbst verzweifle?

Mönch.
Ein reines Herz, wovon dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freier Sinn,
Erhalten dich und andre, wo du auch
Auf dieser Erde wandelst. Wenn du nun

In frühren Jahren, ohne Schuld, verbannt,
Durch heil'ge Fügung, freunde Fehler büßend,
So führst du, wie ein übernatürlich Wesen,
Der Unschuld Glück und Wunderkräfte mit.
So ziehe denn hinüber! Trete rasch
In jenen Kreis der Traurigen. Erbarme,
Durch dein Erscheinen, jene trübe Welt.
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge That, erringe
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
Vereine die Zerstreuten um dich her,
Verbinde sie einander, alle dir;
Erschaffe was du hier verlieren sollst,
Dir Stamm und Vaterland und Fürstenthum.

Eugenie.
Getrautest du zu thun was du gebietest?

Mönch.
Ich that's! — Als jungen Mann entführte schon
Zu wilden Stämmen, mich der Geist hinüber.
Ins rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O! hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück,
Zu dieser Wildnis frechen Städtelebens,
Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
Zu diesem Pfuhl der Selbstsucht gewendet!
Hier fesselt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten; ein Geschick vielleicht,
Das mir die schwerste Prüfung spät bestimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frei,
Gestoßen in das Weite, dringe vor,
Und rette dich! Was du als Elend fühlst,
Verwandelt sich in Wohlthat: Eile fort!

Eugenie.
Erfülle klarer! was befürchtest du?

Mönch.
Im Dunklen drängt das Künft'ge sich heran,
Das künftig Nächste selbst erscheinet nicht
Dem offnen Blick der Sinne, des Verstands.
Wenn ich, beim Sonnenschein, durch diese Straßen,
Verwundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die riesenhaft gethürmten Massen schaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens masterfüllten Raum betrachte;
Das scheint mir alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet; diese Menge
Gewerksam Thätiger, hie, hin und her,
In diesen Räumen wogt, auch die verspricht
Sich unverlöschbar ewig herzustellen.
Allein wenn dieses große Bild bei Nacht
In meines Geistes Tiefen sich erneut,
Da stürmt ein Brausen durch die düstre Luft,
Der feste Boden wankt, die Thürme schwanken,
Gefugte Steine fliehen sich herab
Und so zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterscheinung. Wenig Lebendes
Durchklimmt, bekümmert, neuentstandne Hügel,
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen vermag
Ein tierisch Ungeheuer, vermindert Volk nicht mehr,
Und rastlos wiederkehrend füllt die Flut
Mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

Eugenie.
Die Nacht entwaffnet erst den Menschen, dann
Bekämpft sie ihn mit nichtigem Gebild.

Mönch.
Ach! bald genug steigt, über unsern Jammer,
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran.
Du aber fliehe, die ein guter Geist
Verbannend segnete. Leb wohl und eile!

Achter Auftritt.

Eugenie (allein).
Vom eignen Elend leitet man mich ab
Und fremden Jammer prophezeiht man mir.
Doch wär' es fremd, was meinem Vaterland
Begegnen soll? Dies fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Brust: Zum gegenwärt'gen Uebel
Soll ich der Zukunft Greuelgebärden tragen?
So ist's denn wahr, was, in der Kindheit schon,
Mir um das Ohr geklungen: was ich erst
Erbrennt, erfroren und nun zuletzt, sogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund,
Vernehmen mußte. Diesem Reiche droht
Ein naher Umsturz. Die zum großen Leben
Gebildet Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einheit umfangen.
Sie fliehen sich, und einsam tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück. Wo blieb der Abwesenden
Gewaltiger Geist, der sie zu Einem Zweck
Vereinigte, die feindlich kämpfenden,
Der diesem großen Volk als Führer sich,
Als König und als Vater dargestellt?
Er ist entschwunden! Was uns übrig bleibt
Ist ein Gespenst, das mit vergehnem Streben
Verlornen Besitz zu greifen wähnt.
Und solche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinsamer Gefahr?
Entlöste der Gelegenheit, mich tätig
Der hohen Ahnen würdig zu beweisen,
Und jeden, der mich angerecht verlegt,
In hoher Stunde blutbereit zu beschämen?
Nun bist du Boden meines Vaterlands
Mir erst ein Heiligthum, nun fühl' ich erst
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich lasse dich nicht los, und welches Band
Mich dir erhalten kann, es ist nun heilig.
Wo sind' ich jenen gutgesinnten Mann,
Der mir die Hand so traulich angeboten.
An den will ich mich schließen: Im Verborgnen
Bewahr' er mich, als treuen Talisman;
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geschieht,
Geschieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken.
Das alles wird ein günstiges Geschick,
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch, mich einst
Verkannt, verstoßen, mich verachten, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn.
Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu errüsten strebt.
Er kommt! Ich seh' ihm freudiger entgegen
Als ich ihn ließ. Er kommt. Er sucht mich auf!
Ja scheiden denkt er, bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath. Ein Knabe (mit einem schönen Mädchen).

Gerichtsrath.
Schon ziehen die Schiffe nach einander fort,
Und bald, so fürcht' ich, wirst auch du berufen.
Empfange noch ein herzlich Lebewohl
Und eine frische Gabe, die auf langer Fahrt
Bekommnen Reisenden Erquickung athmet.
Gedenke mein! O daß du meiner nicht
Am bösen Tage sehnsuchtsvoll gedenkest!

Eugenie.
Ich nehme dein Geschenk mit Freuden an,
Es bürgt mir deine Neigung, deine Sorgfalt;
Doch send' es eilig in dein Haus zurück!
Und wenn du denkst wie du gedacht, empfindest
Wie du empfunden, wenn dir meine Freundschaft
Genügen kann, so folg' ich dir dahin.

Geerichsrath.
(nach einer Pauſe, den Knaben durch einen Wink entfernend).
Iſt's möglich? hätte ſich, zu meiner Gunſt,
In kurzer Zeit, dein Wille ſo verändert?

Eugenie.
Er iſt verändert: aber denke nicht.
Daß Bangigkeit mich dir entgegen treibe.
Ein edleres Gefühl, laß mich's verbergen!
Hält mich am Vaterland, an dir, zurück.
Kann ſey's gewagt: Vermagſt du, hoher Muths,
Entſagung der Entſagenden zu weihen?
Vermagſt du zu verſprechen: mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen? Mir,
Der liebevollen Schweſter, Schutz und Rath,
Und ſtille Lebensfreude zu gewähren?

Geerichsrath.
Zu tragen glaub' ich alles, nur das eine,
Dich zu verlieren, da ich dich gefunden,
Erſcheint mir unerträglich. Dich zu ſehen,
Dir nah zu ſeyn, für dich zu leben, wäre
Mein einzig höchſtes Glück. Und ſo bedinge
Dein Herz allein das Bündniß, das wir ſchließen.

Eugenie.
Von dir allein gekannt muß ich, fortan,
Die Welt vermeidend, im Verborgnen leben.
Beſitzeſt du ein ſtill entferntes Landgut;
So widm' es mir und ſende mich dahin.

Geerichsrath.
Ein kleines Gut beſitz' ich, wohlgelegen;
Doch alt und bald verfallen iſt das Haus.
Du kannſt jedoch in jener Gegend bald
Die ſchönſte Wohnung finden, ſie iſt feil.

Eugenie.
Nein! In das altverfallne laß mich ziehn,
Zu meiner Lage ſtimmt es, meinem Sinn.
Und wenn er ſich erbittert, ſind' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laß
Von irgend einem alten zuverläſſigen Knecht
Begleitet, mich in Hoffnung einer künft'gen
Beglückten Auferſtehung, mich begraben.

Geerichsrath.
Und zum Beſuch, wann darf ich dort erſcheinen?

Eugenie.
Du wartest meinen Ruf gelaſſig ab.
Auch ſolch ein Tag wird kommen, und vielleicht
Mit ernſten Banden enger zu verbinden.

Geerichsrath.
Du legeſt mir zu ſchwere Prüfung auf.

Eugenie.
Erfülle deine Pflichten gegen mich!
Daß ich die meinen kenne, ſey gewiß.
Indem du, mich zu retten, deine Hand
Mir bieteſt, wagſt du viel. Wird' ich entdeckt,
Wird' ich's zu früh; ſo kannſt du vieles dulden.
Ich ſage dir das tiefſte Schweigen zu.
Woher ich komme, niemand ſoll's erfahren,
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geiſt beſuchen, keine Zeile ſoll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
In meinem Heil ein Funke glühen möchte.

Geerichsrath.
In dieſem wicht'gen Fall was ſoll ich ſagen?
Unzeitgemäß'ge Liebe kann der Mund
Mit Freudheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbſtſucht Ungeheuer lauſchend grinſt.
Die That allein beweiſt der Liebe Kraft.
Indem ich dich gewinne, ſoll ich allem
Entſagen, deinem Blick ſogar? Ich will's.
Wie du zum erſten Male mir erſchienen,
Erſcheinſt du bleibend mir, ein Gegenſtand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünſch' ich zu leben, du gebietest mir.
Und wenn der Prieſter ſich, ſein Lebenslang,
Der unſichtbaren Gottheit niederdenkt,
Die im beglückten Augenblick vor ihm,
Als höchſtes Muſterbild, vorübergeht;
So ſoll von deinem Dienſte mich fortan,
Wie du dich auch verhülleſt, nichts zerſtreun.

Eugenie.
Ob ich vertraue, daß dein Aeußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daß ich empfinde, welch ein Mann du biſt,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverläſſig,
Daran empfange den Beweis, den höchſten,
Den eine Frau bekennen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen!
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar.

Die natürliche Tochter.

Schema der Fortſetzung.

Erſter Aufzug.

Zimmer des Herzogs.

1. Secretair. Hofmeiſterin. 2. Die Vorigen. Herzog. 3. Herzog. Graf.

Zweiter Aufzug.

Vor einer angenehmen ländlichen Wohnung.

1. Gerichtsrath. 2. Gerichtsrath. Eugenie. 3. Gerichtsrath. Soldat. Sachwalter. Handwerker. 4. Gerichtsrath. Eugenie. 5. Eugenie.

Dritter Aufzug.

Platz in der Hauptſtadt.

1. Weltgeiſtlicher. 2. Der Vorige. Hofmeiſterin. Secretair. 3. Die Vorigen. Handwerker. 4. Die Vorigen. Der Herzog. Volk. 5. Die Vorigen. Eugenie.

Zimmer des ersten Aufzugs.

6. König. 7. König. Eugenie. 8. Eugenie. Wache.

Vierter Aufzug.

Gerichtssaal.

1. Graf. 2. Graf. Gouverneur. Aebtissin. 3. Die Vorigen. Weltgeistlicher. Mönch. 4. Die Vorigen. Hofmeisterin. Secretair. 5. Die Vorigen. Eugenie. 6. Die Vorigen. Handwerker.

Fünfter Aufzug.

1. Handwerker. Sachwalter. 2. Handwerker. Gerichtsrath. 3. Gerichtsrath. Eugenie. 4. Eugenie. Handwerker. Sachwalter. 5. Die Vorigen ohne Eugenie. 6. Die Vorigen. Soldat. 7. Soldat. Gerichtsrath. Handwerker.

I. Gen. Absoluter Despotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Ramification von Oben Furcht vor Nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach Unten.

Nach seinem Sinne leben ist gemein.
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

II. Gen. Untergeordneter Despotismus. Furcht nach Oben. Ganalien der Statthalterschaften. Familienwesen. Sucht nach Besitz.

III. Gen. Realismus des Besitzes. Grund und Boden. Druck bauer. Dunkler aufdämmernder Zustand. Gährung von Unten. Pfiff des Advocaten. Strebende Soldaten. Ausübung der Rohheit ins Ganze. Conflict.

IV. Gen. Auflösung die Bande der letzten Form. Die Masse wird absolut. Vertreibt die Schwankenden. Erdrückt die Widerstehenden. Erniedrigt das Hohe. Erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Hofmeisterin. Secretair.

S. Glückliches Gelingen ihres Unternehmens.

H. Vorsatz das Eugenie keinen Brief wegbringen konnte. Eugeniens Versprechen sich verborgen zu halten. Flüchtige Schilderung des Zustandes.

S. Vorsatz daß an den Herzog kein Brief gelangen konnte. Schilderung des Zustandes. Persönliche Lage.

H. Warum der Secretair noch seine Beförderung habe.

S. Aussichten wenn er noch in der Nähe des Herzogs bliebe.

H. Entwurf.

S. Lohnt eine Verbindung noch ab, wegen der wichtig verwirkelnden Epoche.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Die Vorigen.

H. Edler gerührter Empfang. Dank für ihre Bemühungen um Eugenien.

H. Trauer.

H. Ruf sie lebe noch schnell vorklungen.

H. Wunsch.

H. Gefühl des ganzen Trousseau's und des Eingerichteten.

H. Dank.

Dritter Auftritt.

Herzog. Graf.

G. Botschaft vom Könige. Vorwürfe gegen den Herzog.

H. Vorwürfe gegen den König.

G. Vertheidigung des Königs durch Schilderung desselben von der Seite eines Freundes.

H. Vorwurf dem Günstling.

G. Zu Gunsten der Günstlingschaft.

H. Allgemeinere Ansicht.

G. Entstehende Frage.

H. Unentschiedene Antwort.

G. Und dazu ab.

H. Wunsch in dieser Lage Eugenien noch zu besitzen. Trost, daß sie eine so gefährliche Epoche nicht erlebt habe.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gerichtsrath.

Freude an der Einrichtung des Landsitzes. Wunsch der Liebe Eugeniens. Wunsch eines friedlichen Genusses. Furcht vor der drohenden Zeit. Verbergen vor Eugenien.

Zweiter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

E. Ein freundliches Willkommen. Freude an der hergestellten Umgebung.

G. Dank für ihre Sorgfalt. Schilderung ihrer Verbesserungen.

E. Alles für ihn und seine Gäste bereit.

G. Dank für ihre Willfährigkeit.

E. Dank für sein gehaltenes Wort.

E. Er rechnet sich die Entsagung hoch an.

E. Frage nach öffentlichen Zuständen.

G. Schilderung ins Beste. Hoffnungen wie zu Anfang der Revolution.

E. Hypochondrische Ansicht von ihrer Seite.

G. Zu verscheuchen.

E. Annäherung.

G. Ueberredung der Liebe.

E. Nachgiebigkeit.

G. Störende Ankunft der Gäste.

Dritter Auftritt.

Gerichtsrath. Sachwalter. Soldat. Handwerker.

G. Einladung ins Haus.

S. Unter freiem Himmel wird ein solcher Bund am besten geschlossen. Erinnerung an die drei Teile.

E. Darſtellung der Auflöſung im Moment. Partieiſches Zuſammenhalten durch Föderalismus.
Hm. Egoiſtiſches Anſchreiben der Vortheile bisheriger Beſitzer.
H. Streben nach der Einheit und einem obern Verbindungspunkt.
Gewaltſames Nivelliren. Zerſtörung der einen Partei.
(Streit und Auflöſung der Verſammlung.)

Vierter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

E. Gäſte entfernten ſich.
E. Es ſchien im Streit.
E. Ungebändigte Naturen.
E. Vermuthlich ſchwer zu vereinigende Parteien.
E. Allgemeine Schilderung. Hoffnung einer Vereinigung.
E. Anmuth des geſchaffenen Beſitzes. Verewigung.
E. Fehlt die Neigung.
E. Annäherung.
E. Immer mehr, bis zur Umarmung.
E. Gefühl ihres Hingebens.
E. Wunſch ihrer würdig zu ſeyn. Enthuſiaſtiſcher Blick in eine neue Carriere.
E. Entſetzung über die Entdeckung.
E. Nähere Erklärung in Abſicht ſie zu beſänftigen.
E. Gehöriges Abſcheu. Anerbieten ihrer Neigung unter Bedingungen, bezüglich auf den Kuß.
E. Streit zwiſchen Pflicht und Liebe.
E. Argumente, mit Paſſion.
E. Schmerzliche Entfernung.

Fünfter Auftritt.

Eugenie.

Gefühl ihres Zuſtandes. Entſetzen.

Dritter Aufzug.

vacat.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gefängniß.

Graf.

Ueberſicht über den Zuſtand. Tritt aus der Höhe des Lebens in die Tiefe der Gefangenſchaft. Sorge für den Königl.

Zweiter Auftritt.

Graf. Gouverneur. Abbiſſin.

Im Ganzen eine Converſation zu erfinden, wo durch die Erinnerung deſſen was man geweſen, das gegenwärtige Uebel aufgehoben wird.
Familien- und Namenserinnerung, auch Beſtreitung wohlhabender brillanter Zuſtände.
Die Vorzüge eines egoiſtiſchen ſogenannten guten Lebens.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Weltgeiſtlicher. Mönch.

W. Verzweiflung über den Verluſt ſeines Zuſtandes und Furcht vor der Zukunft.
M. deutet weiter hinaus.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin. Secretair.

W. fällt ſie an, als ſchuld an ſeinem Unglück, daß ſie ihn durch ein Verbrechen gehoben. Wunſch nach Niedrigkeit. Bekenntniß des Verbrechens an Eugenien. Die übrigen nehmen Theil. Erinnerung eines jeden der ſie kannte.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie.

Begeiſterte Rede des Mönchs.

(Das Uebrige fehlt.)

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Ein Schauspiel in fünf Acten.

Personen:

Kaiser Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Elisabeth, seine Frau.
Maria, seine Schwester.
Karl, sein Sohnaben.
Georg, sein Bube.
Bischof von Bamberg.
Weislingen.
Adelheid von Walldorf, } an des Bischofs Hofe.
Liebetraut. }
Abt von Fulda.
Olearius, beider Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hanns von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerse.
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebellischen Bauern.

Hofdamen, Hofleute, am Bambergischen Hofe.
Kaiserliche Räthe.
Rathsherren von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, Pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
Brunnhart, } Bauern.
Bräutlam, }
Berlichingische, Weislingische, Bambergische Reiter.
Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.
Scharfrichter.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefängnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner.
Zigeunerinnen.

Erster Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers (am Tische). Zwei Reiterknechte (beim Feuer). Wirth.

Sievers. Hänsel, noch ein Glas Branntwein, und mehr dristlich.

Wirth. Du bist der Nimmersatt.

Metzler (tritt zu Sievers). Erzählt das noch einmal vom Berlichingen: Die Bamberger dort ärgern sich, sie möchten schwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen ist vorn auf'm Schloß beim Herrn Grafen seyen zwei Tage; dem haben sie das Geit geben. Ich weiß nicht wo er herkommt; sie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer ist der Weislingen?

Metzler. Des Bischofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienst lauert.

Sievers. Er mag sich in Acht nehmen.

Metzler (trinkt). Nur immer zu! (lauter) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Bischof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Bischof sah, er richt't nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geschäftig daß der Vergleich zu Stand kam. Und der getreuherzige Berlichingen gab unverhört nach, wie er immer that wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffener Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür laufen!

Metzler. Es ist doch dumm daß ihm der letzte Streich mißglückt ist: Er wird sich garstig erboßt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was so verdrossen hat. Dank auch, alles war auf genauste verkundschaft, wann der Bischof aus dem Bad käm, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wär durch falsche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad gesegnet und ihn außgetrieben haben.

Erster Reiter. Was raisonnirt ihr von unserm Bischof? Ich glaub ihr sucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen: Ihr habt an unserm Tisch nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt euch von unserm Bischof despectirlich reden?

Sievers. Hab' ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Frazen!

Erster Reiter (schlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag den Hund todt!

(Sie fallen über einander her.)

Zweiter Reiter. Komm her, wenn du's Herz hast.

Sonſt hielten wir's mit der Nachbarian,
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit der hat er uns auch entzweyt.
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt ſie ſo eben her.

Nachbarinn kommt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, was iſt Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarinn.

Hätte gern für zwey Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ey ſieh, 's ja ein groſſes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla.

Ey der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr.

Würzkrämer.

Red Sie das nicht. Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbarsleut',

Wirth (reckt sie von einander). Wollen ihr Ruh haben? Tausend Sapperment! Scheert euch hause wenn ihr was anzumachen habt. In meiner Stube soll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Scheert die Reiter zur Thür hinaus.) Und ihr Esel, was saugen ihr an?

Metzler. Nun mit viel geschimpft, Hänsel, sonst kommen wir dir über die Gasse. Komm, Kamerad, wollen die draussen bleuen.

Zwei Bertiching'sche Reiter (kommen).

Erster Reiter. Was giebt's da?

Zweyer. Ei guten Tag, Peter! Potz, guten Tag! Wieder?

Zweiter Reiter. Daß du dich nit unterstehst zu verrathen wenn wir dienen.

Zweyer (leise). Du ist euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erster Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Zweyer. Ihr seyd den Kerls begegnet draussen, sind Bamberger.

Erster Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen ist droben auf'm Schloß, beim gnädigen Herrn, den haben sie gefeit't.

Erster Reiter. Der Weislingen?

Zweiter Reiter (leise). Peter! daß ist ein gesunden Fressen! (laut) Wie lang ist er da?

Metzler. Schon zwei Tage. Aber er will heut noch fort, hört' ich einen von den Kerls sagen.

Erster Reiter (leise). Saat ich dir nicht er wär' daher! Hätten wir dort drüben eine Weile passen können. Komm, Veit.

Zweyer. Heißt uns doch erst die Bamberger ausprügeln.

Zweiter Reiter. Ihr seyd ja auch zu zwey. Wir müssen fort. Adieu! (Ab.)

Zweyer. Lumpenbande die Reiter! wann man sie nit bezahlt, thun sie der keinen Streich.

Metzler. Ja wollt schauen sie haben einen Anschlag. Wem dienen sie?

Zweyer. Ich soll's nit sagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die drauß sen. Komm, so lang ich einen Bengel hab führt ich ihre Bratspieße nicht.

Zweyer. Dürften wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Walde.

Götz (vor der Thür sitzt bei Feuer). Wie meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, somst überwannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte schon auf der Lauer. Es wird einem Ehrr gewandt das Bischen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl seyn lassen. (Schenkt ein.) Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt und an frischem Muth, lach ich der Fürsten Herrschsucht und Ränke. — Georg! — Schickt ihr nur euern gefangen Weislingen herum zu Bettern und Gevattern, laßt mich aufpassen. Nur immer zu. Ich ein wach. Du wardst nur entwischt, Bischof! So mag denn dein lieber Weislingen die Leute bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bube (im Panzer eines Erwachsenen). Gestrenger Herr!

Götz. Wo steckst du? Hast du gestohlen? Was zum Henker treibst du für Mummerei? Komm her, du siehst gut aus. Schwimm dich nicht, Junge. Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausführtest! Es ist Hannkens Küraß?

Georg. Er wollte ein wenig schlafen und schnallt ihn auf.

Götz. Er ist brauner als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leise weg und legt ihn an, und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Götz. Und riefst um dich herum? Da wird's den Hasen und Dermen gut gegangen seyn. Schlaf Hannß!

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf, und sowie mir, daß ihr riefst. Ich wollt den Harnisch aufschnallen, da hört ich euch zweis, dreimal.

Götz. Geh! bring ihm seinen Panzer wieder und sag ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, sieh Hannsen auch ein Glas, sag' ihm, er soll munter seyn, es gilt. Ich hoffe jetzo Augenblick meine Kundschafter sollen zurück kommen.

Georg. Ja gestrenger Herr!

Götz. Was daß du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal. Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr schon oft gesagt. O diesmal! diesmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verschossen Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächste Mal, Georg. Du sollst erst ein Wammß haben, eine Bleyhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Mäle ich legt dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten bog sie auf; weg war sie! Gelt ich weiß?

Götz. Erzählten dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wann wir die Pferde striegeln, allerlei Weisen und lerne sie allerlei lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächste Mal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine Zeit werden, Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen. Geh, Georg, geh Hannsen seinen Küraß wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unerträglich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt).

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher so spät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beschämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel seyn soll. Anselm mit meinem Klosternamen, doch bin ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig! (Der Bube kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Wasser. Ich darf keinen Wein trinken.

Göz. Ist das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Göz. Wie versteht ihr das?

Martin. Wohl euch daß ihr's nicht versteht. Essen und trinken, mein' ich, ist das Menschen Leben.

Göz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegessen und getrunken habt, seyd ihr wie neu geboren; seyd stärker, muthiger, geschickter zu eurem Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt, noch einmal so leicht beweglich, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Göz. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red ich nicht. Aber wir —

Georg (mit Flaschen).

Göz (zu Georg trinklich). Geh auf den Weg nach Dambach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, eh du nicht Pferde kommen hörst, und sey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegessen und getrunken haben, sind wir grad das Gegentheil von dem, was wir seyn sollen. Unsere sechstägige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Göz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf führen. Ihr seyd heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Er hebt an.) Ich kann die mäßigen Leute nicht ausstehen; und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche mäßig sind; sie thun was sie können. Da kommt ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führte mich in den Garten; das ist nun ihr Bienenfreß. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzens Lust! und besonders Blumenkohl und Artischocken, wie feine in Europa!

Göz. Das ist also eure Sache nicht. (Er setzt auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt zu Dank sein; er weiß, ich kann nicht ruhn; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich soll zum Bischof von Constanz.

Göz. Noch Eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Göz. Was sehr ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in eurem Harnisch verliebt bin.

Göz. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer, und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! und mir kommt nichts beschwerlicher vor als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthig zu tragen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt!

Göz. Wär euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch morden einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen miteinander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen. — Arme schwache Hand, von jeher gewohnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Hallelujah gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die curze überwältigte. Kein Gelübde setzte mich ehrlichen wieder in den Orden zu treten, den mein Säbelfeger selbst gestiftet hat!

Göz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Daß trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Mäßigkeit etwas anhaben kann, euch zum ersten Mal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bett streckt, und euch nach dem Schlaf sehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen!

Göz. Dafür trommt's auch selten.

Martin (seufzet). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurückkehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd eh er sterben konnte, und den nahm ich sammt dem Pferde nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Göz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er trinkt sich zu Ingen.) Ihr habt doch eine?

Göz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat; der lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Göz (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes fristet ihm das Herz.

Georg (zurückkommend). Herr! ich höre Pferde im Galopp: zwei! Es sind sie gewiß.

Göz. Führ mein Pferd heraus! Hanns soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder. Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ja bitt um euern Namen.

Göz. Verzeiht mir. Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Göz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mir dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr sehr, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ja danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reichsunmittelbarkeit, durch die das heiligſte Blut geſtoſſen iſt, todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz (ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergeſſen.

Die zwei Knechte (kommen).

Götz (zu ihnen. Sie reden heimlich).

Martin (fährt inzwiſchen fort). Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten, einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Hände hätte und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten. So kann mit Einer —

Götz. In den Haßlacher Wald alſo. (Kehrt ſich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergeſſe. (Götz ab.)

Martin. Wie mir's ſo eng ums Herz ward, da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den ſeinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürd'ger Herr, ihr ſchlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! ich kenne Betten nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg iſt nichts als Streuh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürd'ger Herr!

Martin. Georg! da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er ſey ein Reiter geweſen; das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte! (Zieht ein Gebetbuch hervor und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel, ſey brav und fürchte Gott!

(Martin geht.)

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel! wenn ich einmal ſo einen hätte! — und die goldene Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchieß ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jaxthauſen.

Gipens Burg.

Eliſabeth. Maria. Karl (ein Söhnchen).

Karl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's iſt gar zu ſchön.

Maria. Erzählt du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht gieſſt.

Karl. Wart e bis, ich will mich bedenken. — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: Liebes Kind —

Karl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht außruhn —

Karl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hol dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Karl!

Karl. Der war — alt —

Maria. Freilich: der kann mehr gehen konnte, und ſagte: Liebes Kind —

Karl. Schenk mir was, ich habe kein Brot geſſen geſtern und heut. Da gab ihm 's Kind das Geld —

Maria. Das für ein Frühſtück ſeyn ſollte.

Karl. Da ſagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Karl. Bei der Hand und ſagte — und ward ein ſchöner, glänzender Heiliger, und ſagte: — Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich: welchen Kranken du anrührſt —

Karl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub ich.

Maria. Ja.

Karl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus und konnt für Freuden nichts reden.

Karl. Und lief ſeiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: wie iſt mir! und war — nun Karl!

Karl. Und war — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht Acht! — und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer, und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter bauete.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängſtigt's ſana. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich bärter zuſammengeſetzt hat.

Karl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Karl.

Karl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letzte Mal ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Karl. Brimar er wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cßlin auf'm Schießen das Beſte gewonnen.

Karl. War's viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig, Karl?

Karl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihn zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cßlinern ein Paar Kaufleute weg, und plagte ſie ſo lang bis ſie das Geld herausgaben. Wärſt du nicht auch ausgeritten?

Karl. Nein! da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drin.

Elisabeth. Ist ein rechter Bursch, fürcht't sich vor Herren.

Maria. Du thust besser, Karl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer ritterlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Elisabeth. Schwester, du weißt nicht was du redst. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit braver werd, und dem Weislingen nicht nachschlägt, der so treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuschauer, und kann billiger sein.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört hat mich eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als sie zusammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Elisabeth. Das mag sein. Nur sag, was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der seinem besten, treuesten Freunde nachstellt, seine Dienste den Feinden meines Mannes verkauft, und unsern trefflichen Kaiser, der uns so gnädig ist, mit falschen niedrigen Vorstellungen einzunehmen sucht.

Karl. Der Vater! der Vater! Der Thürmer bläst's Liedel: Hasa, macht's Thor auf.

Elisabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reiter (kommt).

Reiter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Elisabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drei Reiter.

Elisabeth. Wie ging's zu daß ihr so lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir mußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus, er war seitwärts gezogen, und saß geruhig beim Grafen auf dem Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haßlacher Wald. Und da war's curios: wie wir so in die Nacht reiten, hört just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd und packen weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet uns all das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wir's der Herr befohlen hatte, mißstellten uns an ihn, als wären wir zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehn. Kommen sie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf, in einer Viertelstund sind sie hier.

Maria. Er wird niedergeschlagen sein.

Reiter. Finster genug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch Alle sein.

Reiter. Rechtschaffen.

Elisabeth. Nimm den Kellerschlüssel und hol vom besten Wein! Sie haben ihn verdient. (Ab.)

Karl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Bursch. (Ab.)

Reiter. Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reiterknecht.

Götz (Helm und Schwert auf den Tisch legend). Schnallt mir den Harnisch auf, und geht mir mein Wammß. Die Bequemlichkeit wird mir wohlthun. Bruder Martin, du sagtest recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen (antwortet nichts, auf und abgehend).

Götz. Send gutes Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo sind eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gegangen sein. (Zum Knecht.) Frag seine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und seht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Götz. Könnt euch ein hübsches saubres Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ist's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigsten Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich hatt ihm, vierzehn Tag vorher, zwei Schiff auf dem Main niedergeworfen. Und ich geb mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Haidelberg die Treppe hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisen Geländerlein, da stund der Bischof und gab Franzen die Hand, wie er vorbei ging, und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir gar ein lieber Herr war, und sagte: Der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht erkannt. Das hört der Bischof, denn ich red't laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und sagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Männlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher und oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich weiß ihr liebt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch send aufgeräumt. Ihr send in meiner Gewalt, und ich werd sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige ist eins.

Götz. Ihr sollter nicht so reden. Wenn ihr's mit Fürsten zu thun hättet, und sie euch in tiefen Thurm an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpeitschen müßte.

(Die Knechte mit den Kleidern.)

Weislingen (zieht sich aus und an).

Karl (kommt).

Guten Morgen, Vater.

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geschieht, Vater! Die Tante sagt: ich sey recht geschickt.

Göz. So!

Karl. Hast du mir was mitgebracht?

Göz. Diesmal nicht.

Karl. Ich hab viel gelernt.

Göz. Ei!

Karl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Göz. Nach Tische.

Karl. Ich weiß noch was.

Göz. Was wird das seyn?

Karl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Göz. Kennst du den Herrn von Berlichingen?

Karl (sieht ihn starr an).

Göz (vor sich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Karl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Göz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Karl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein'n Lammsbraten.

Göz. Weißt du's auch, Hannß Küchenmeister?

Karl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Göz. Kannst du sie nicht roh essen?

Karl. Schmeckt so besser.

Göz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bei euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Karl.

Karl. Wer ist der Mann?

Göz. Geh ihn. Bitt ihn er soll lustig seyn.

Karl. Da, Mann! hast du eine Hand, sey lustig, das Eisen ist bald fertig.

Weislingen (sieht ihn in die Höh und küßt ihn). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen.

Göz. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen sehn was es gibt.

(Sie gehn.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet habe, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Göz! Heiliger Gott, was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adalbert, in den Saal! wo wir als Buben unsere Jagd trieben — da du ihn liebtest, an ihm hingst wie an deiner Seele. Wer kann ihn haben und ihn hassen? Ach! ich bin so ganz nichts hier! Glückselige Zeiten, ihr seyd vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin saß, da wir um ihn durch einander spielten, und uns lieblten wie die Engel. Wie wird sich der Bischof auslachen, und meine Freunde. Ich weiß das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was ist's! Können sie mir geben, wornach ich strebe?

Göz (mit einer Flasche Wein und Becher). Bis das Eisen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, setzt euch, thut als wenn ihr zu Hause wärt! Denkt, ihr seyd einmal wieder beim Gelage. Haben doch lange nicht beisammen gesessen. (Lang trinkt Flasche mit einander ausgestochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbei.

Göz. Bedüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wiederfinden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beisammen schliefen und mit einander auszogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich sein gericht und gekräuselt Haar von ungefähr mit dem Aermel verwischte?

Weislingen. Es war bei Tische, und er stach nach euch mit dem Messer.

Göz. Den satteln ich wacker aus heimmal, und darüber wurdet ihr mit seinen Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammen als gute brave Jungen, dafür erkennte uns auch Jedermann. (Schenkt ein und trinkt's.) Caster und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so nannte.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Göz. Den satteln ich wacker aus heimmal, und darüber wurdet ihr mit seinen Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammen als gute brave Jungen, dafür erkennte uns auch Jedermann. (Schenkt ein und trinkt's.) Caster und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so nannte.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Göz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei so leutselig. Ich erinnere mich seiner so lange ich lebe, wie er uns liebkos'te, unsere Eintracht lobte, und den Menschen glücklich pries der ein Zwillingsbruder seines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Göz. Warum nicht? Nach der Arbeit wünsch' ich nichts Angenehmers als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder so bedenke, wie wir Liebs und Leids zusammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte so soll's unser ganzes Leben seyn! War das nicht all mein Trost, wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und du mein pflegtest, und mehr als Bruder für mich sorgtest? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand seyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Göz. Wenn du mir damals gefolgt hättest, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles getrieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schmeicheln und Scharwenzen mit den Weibern. Ich sagt es dir immer, wenn du dich mit den eiteln garstigen Betteln abgabst, und ihnen erzähltest von misverstandnen Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gerne hören, du wirst ein Spitzbub, sagt ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Göz. Wollte Gott ich könnt's vergessen, oder es wär anders! Bist du nicht eben so frei, so edel geboren als einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und du schmeißt dich unter Vasallen? Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? Dich necken könnte? Hast du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Reichsmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! Verwirrscht dich zum ersten Hofschranzen eines eigennützigen meinischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Göz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einem Augenblick vor den unarrechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser ver-

beren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuern Kaiſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſt's nicht ein guter Geiſt, der ihnen räth auf Mittel zu denken, Deutſchland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen jeden Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und und verdenkſt du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Söh. Ja! Ja! ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten, wie ihr ſie ſchildert, wir hätten Alle was wir begehren, Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl: Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen ließen! Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind etwas begreift, und nur reden darf um tauſend Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es wär auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen; und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis ſie die Kleinen unterm Fuß haben. Auch will darauf ſchwören, es kauft mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiſer die Wage hält.

Weislingen. Ihr ſeht's von eurer Seite.

Söh. Das thut jeder. Es iſt die Frage auf welcher Licht und Recht iſt, und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Söh. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frei. Aber wie war's um den Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von ſechsjehen Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Mich die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit ans Herz gewachſen wäre; und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts Böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Söh. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt wie er ſollte.

Söh. Nicht wie er ſollte? Bei meinem Eid, er hat gethan wie er ſollte, ſo gewiß er mit eurer und des Biſchofs Kundſchaft gefangen iſt. Meint ihr, ich komm erſt heut auf die Welt, daß ich nicht ſehen ſoll wo alles hinaus will?

Weislingen. Ihr ſeyd argwöhniſch und thut uns Unrecht.

Söh. Weislingen, ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbig nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind zu ſterben eh, als Jemanden die Luft zu verdanken, außer Gott, und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bei Ihro Majeſtät und ihrem Freunden und meinen Nachbarn, und ſpionniren nach Vortheil über mich. Aus dem Wege wollen ſie mich haben, wie's wäre. Drum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich bart ihn auf Kundſchaft aufgeſchickt; und darum that er nicht was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Söh. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explicationen; man betrügt ſich oder den Andern, und meiſt beide.

Karl. Zu Tiſch, Vater.

Söh. Fröhliche Botſchaft! — Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr wart ſonſt ein Liebhaber, die Fräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt! (Ab.)

Im Biſchöflichen Palaſte zu Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Biſchof von Bamberg. Abt von Fulda. Olearius. Liebetraut. Hofleute.

(An Tafel.)

(Der Nachtiſch und die großen Pokale werden aufgetragen.)

Biſchof. Studiren jetzt viel Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerſtande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das gehörte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu ſagen: So fleißig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen; ſo beſtreben ſich Jene, mit rühmlicher Wetteifrung, ihre angeborne Würde durch die glänzendſten Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag einer was man nicht erlebet. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! Das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, ſo ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehrlend einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kaiſer wird glücklich ſeyn die erſten Stellen damit beſetzen zu können.

Biſchof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker? — Er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Ob! Sein Vater hatte nur Ein Aug — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchof. Wie ſagten ihr, daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchof. Ein trefflicher Herr! er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller Geſetze; bei

jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das vortrefflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung alter Geſetze! Pfui! Da müßten wohl auch die zehn Gebote drin ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein' ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Erklärung.

Biſchof. Und was das Sabbate iſt, ſo thunt, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherer Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchof. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich wett's zu rühmen wiſſen. (Sie trinken.) Wollte Gott man ſprächе ſo in meinem Vaterlande!

Abt. Wo ſeyd ihr her, Hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchof. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben? Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuwickeln; der Pöbel hätte mich faſt getödtet, wie er hörte, ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher: Der Sabbyenſtadt, der in großem Anſehn weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt die der römiſchen Rechte unkundig ſind. Man glaubt, es ſey genug, durch Alter und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt zu erwerben. So werden, nach altem Herkommen und neuern Statuten, die Bürger und die Nachbarſchaft gerichtet.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend; dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilligt; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freilich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue bloß verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie hatten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt? Ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiſer Maximilians Krönung haben wir einem Bräutigam was verausſchmauſt. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo Niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur, den Mißſtand auf dem Titel meiner Lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt' ich mich, nach dem Beiſpiel und auf Anrathen mehrerer Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thätet wohl, das ihr euch überſetzet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande; es hätt euch in einer Mutterſprache auch ſo geben können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande!

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Urſache ſeyn. Die andere iſt: Weil, bei einer näheren Bekanntſchaft mit den Herrn, der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine weltliche Ferne um ſie herum thät; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint ihr ſeyd dazu beſtellt Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Will ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schrotſchüſſe ſind wohl angebracht wo ſie ziehen.

Olearius. Daher erkennt man an der Schürze und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit.

(Biſchof und Abt lachen.)

Biſchof. Von was anders! — Nicht ſo hitzig, ihr Herrn. Bei Tiſch geht alles drein — Einen andern Diſcurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius (zum Biſchof). Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts Angelegners, als verreſt das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuſchaffen, und das Aſylrn der Gerichte zu beſeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privatſtändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angrenzenden Länder werden von übermüthigen und fehdeluſtigen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand ſpotten in dieſen Gegenden des Kaiſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald dazu thun, ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein Kerl ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſtecken wollte.

Biſchof. Beſonders iſt der Leute ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und moleſtirt mich unſäglich; aber es ſoll nicht lang mehr währen, hoff ich. Der Kaiſer hält jetzt ſeinen Hof zu Augsburg. Wir haben unſre Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Biſchof. Wenn ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in Einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Lieberaut. Er iſt auf ſeiner Akademie geweſen.

Biſchof. Das wollen wir. (Die Bedienten laufen aus einander.) Was giebt's?

Ein Bedienter. Einen reit't Förder. Weislingens Knecht, zum Satzlöchen bereit.

Biſchof. Seht was er bringt, er wird ihn melden. (Bedienter geht. Sie ſetzen ſich auf einen noch eins.)

(Lieberaut kommt zurück.)

Biſchof. Was für Nachrichten?

Lieberaut. Ich wollt es möcht ſie euch ein Andrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchof. O!

Lieberaut. Berlichingen hat ihn und drei Knechte bei Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen and's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs-Poſt.

Elcarius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchof. Ich will den Knecht ſehn, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (Ab.)

Abt (zu ſich). Noch einen Schluck.

(Die Knechte ſchenken ein.)

Elcarius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Lieberaut. Wahrhaftig, das Sitzen iſt Ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt setzt ſich auf.)

Lieberaut (vor ſich). Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm fürs Exercitium ſorgen. (Geht ab.)

Jarthauſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt Ihr. Ich glaub' es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, nur als daß ich ganz dein bin. (Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr ſcheint aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe entfernt die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebesſungen ſeyn, wie Ketten, ſtark durch ihre Verwandtſchaft, und Mädchen, wenn ſie liebten, ſeyn ſchwächer als Sinſen nach Verluſt ſeiner Loſen.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bei ihr, und nur mit euch empfind' ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte gelitet, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Ihr war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Ein bißchen eng, hoff' ich, denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Gelegnet ſey dein Bruder, und der Tag an dem er anfing mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt' er beim Abſchied, ich will ſehen daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht' ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das lendige Hofleben ſo verſäumt zu haben! Du ſtimmteſt gleich die Mittage ſeyn.

Maria. Auch der Aufſtand hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht. Maria, ich muß ſonſt fürchten du empfindeſt weniger Zart als ich. Doch ich böſe verdient, und welche Hoffnungen wurden mich auf jolchem Schritt begleiten! Ganz der Deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die ſo zwei Herzen zu einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beifall der Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünſcht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz (kommt).

Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. Sie viel bat ich verſtanden; der Biſchof will den Knaben nicht heraus geben, es ſollen Kaiſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle. Adelbert, ihr ſeyd frei; ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr unſträflige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faſſ' ich eure Hand. Laßt, von dieſem Augenblick an, Freundſchaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Geſetz der Natur, unveränderlich unter uns ſeyn! Erlaubt mir zugleich dieſe Hand zu faſſen, (er nimmt Marias Hand) und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch ſagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir ſagt.

Götz. Es iſt ein Glück daß unſere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht rot zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Haus ſinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt der? Ja — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Wie war's heute Nacht, ich gab der meine rechte eiſerne Hand, und du bietteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. — Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenem Stand zu ſehen. Der verdammte Hof hat dich beides verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Elisabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt annuthig wohnen.

Maria. Fremden iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Göz. Das dürft ihr, und ich will's bedauern. Hier fließt der Main, und allmählig bebt der Berg an, der, mit Reben und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Irisenn eures Schlosses hin. Die Fenster des großen Saals geben stell bread aufs Wasser, eine Aussicht viel Stunden weit.

Elisabeth (kommt).

Was schafft ihr?

Göz. Du sollst deine Hand auch dazu geben, und sagen: Gott segne euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind?

Göz. Aber nicht unvermuthet.

Elisabeth. Möget ihr euch je immer nach ihr sehnen, als bisher da ihr um sie wardt! Und dann! Möchtet ihr so glücklich seyn, als ihr sie lieb behaltet!

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter diesem Titel.

Göz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reise; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach sich. Er entfernt sich zuerst vom Bischöflichen Hof, um diese Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen. Dann reißt er seine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schwester, komm Elisabeth! Wir wollen ihn allein lassen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wissen dürft.

Göz. Braucht's mehr. — Franken und Schwaben! Ihr seyd nun verschwisterter als jemals. Wir wollen wir den Fürsten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die Drei gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! Konntest du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten? Es ist zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menschen abbing die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz, du hast mich mir selbst wiedergegeben, und, Maria, du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will all die schändlichen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich, hier ist kein beschwerlich Streben nach verhaßter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um Etwas zu seyn!

Franz (tritt auf).

Gott grüß euch, gestrenger Herr! Ich bring euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anfangen. Bamberg, und lehn Meilen in die Runde, entbieten euch ein tausendfaches: Gott grüß euch!

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringst du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, daß es nicht zu sagen ist.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tod wird's heller blinken, als die meisinneten Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit geschäftiger Gesprächigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt' es zwar schon; denn Förrer, der von Haslach ertrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob ihr nicht verliebt wäret? Ich sagte: er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreien. Da er aber hörte, ihr sollter ohne das loskommen, und nur euer Wort das Aequivalent gegen den Buben seyn; da wollte er absolut den Berlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch — ich hab sie wieder vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müssen!

Franz. Wie meint ihr? Er sagte, mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen. Was wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung kommt ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorbote des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie lebt und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben als wenn ihr saget, ich hab die Musik gehört. Es ist der Zunge so wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl seyn. Das letzte Mal da ich sie sahe hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich von dem Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr ängstig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte die Augen auf's Brett gedrückt, als wenn sie einem ernsten Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt der eifersüchtigste König seyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Auges starke und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist drüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz! Wie der Bischof endigte und ich mich neigte, sah sie mich an, und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag ihm, er mög ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er sehen an alten so reich ist. — Ich wollte

was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie ich so stund, warf der Bischof einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bei Hofe?

Frau. Sie ist schon vier Monat Wittwe. Um sich zu zerstreuen hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie einen ansieht ist's als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen. Es würde eine schwächere Wirkung auf mich haben.

Frau. Ich höre, ihr seyd so gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte ich wär's. Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, geleitet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Lebt zusammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sanct Veit in Persien meiner begehrte. (Geht ab.)

Frau. Da sey Gott vor! Wollen das Beste hoffen! Maria ist liebreich und sanft, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen der sich in sie verliebt. In ihren Armen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um dies. Adelheid ist Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geschwind oder völlig rasend gaffen.

Zweiter Act.

Bamberg.

Ein Saal.

Bischof. Adelheid (spielen Schach). **Liebetraut** (mit einer Cither). **Frauen. Hofleute** (um sie herum am Kamin).

Liebetraut (spielt und singt).

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthwillig kriegen
Und männlich siegen
Mit stürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein schwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Busen
Ach leider so bloß,
Sie nahmen so willig
Ihn all' auf den Schooß.
Er schüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei ei o! Popeio!

Adelheid. Ihr seyd nicht bei eurem Spiele. Schach dem König!

Bischof. Es ist noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dies Spiel spielt ich nicht wenn ich ein großer Herr wär, und verdrö's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es ist wahr, dieß Spiel ist ein Prediger des Geizes.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Gebeul der Todtenglocke und ominöser Vögel, lieber das Gebell des knurrischen Hofhunds Gewissen, lieber wollt ich sie durch den tiefsten Schlaf hören, als von Lauern, Springern und andern Bestien das ewige: Schach dem König!

Bischof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der schwach wäre und ein stark Gewissen hätte, wie denn das meistentheils beisammen ist. Sie nennen's ein königlich Spiel, und sagen, es sey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnt habe. Wenn das wahr ist, so ist mir's als wenn ich ihn sähe. Er war mittenrein an Verstand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Stirne, er war so gefällig wie ein Weibenschößling, und spielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig um ein Gelehrter, zu unterthan ein Weltmann zu seyn, erfand das Spiel in usum Delphini, daß so bemogen mit Seiner Majestät war — und so ferner.

Adelheid. Matt! Ihr solltet die Lücken unsrer Geschichtbücher ausfüllen, Liebetraut.

(Sie stehen auf.)

Liebetraut. Die Lücken unsrer Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unsrer Zimmer und unsers Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Bischof. Er will nicht kommen, sagtet ihr?

Adelheid. Ich bitt euch, schlagt's euch aus dem Sinn.

Bischof. Was das seyn mag?

Liebetraut. Was? Die Ursachen lassen sich herunterbeten wie ein Rosenkranz. Er ist in eine Art von Ferkunschung gefallen, von der ich ihn leicht curiren weiß.

Bischof. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Bischof. Er soll unumschränkt seyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringst.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein mischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist eine weitläufige Commission.

Adelheid. Kennt ihr mich so wenig, oder seyd ihr so jung, um nicht zu wissen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie gescheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Bischof. Geht, geht. Nehmt das beste Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und schafft mir ihn her!

Und borgten einander Schüſſeln und Beſen:
Wär' auch alles gut geweſen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Mißtraun, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibylla.

Red Er mir nichts über'n Herrn Pater:
Er iſt im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Zeigt ihr, wie ſie ſoll werden klug und alt,
Und iſt ein Menſch von viel Verſtand,
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabey,
Wie ſehr gefährlich der Pfaff Ihr ſey?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken?
An fremden verbot'nen Speiſen ſchlecken?
Was würd' Herr Valandrino ſagen,
Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen,
Der in Italia zu dieſer Friſt
Unter'n Dragonern Hauptmann iſt,

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht verbanne, so sagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommersflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie als ich.

Bischof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage, aber es er kann. Der Händedruck eines Fürsten, und das Lächeln einer schönen Frau! Da reißt sich kein Weidling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bischof. Reis't wohl.

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Bischof. Wenn er einmal hier ist, verlaß' ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bischof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bischof. Nein, den spielt Liebetraut. Ich bitt euch, verlaßt mir nicht, was mir sonst Niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen sehn.

Jaxthausen.

Hanns von Jelbig. Götz.

Jelbig. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefressen, wenn ich's ihnen hätte lang schuldig bleiben sollen. Es ist am Tag, sie haben den Bambergern meinen Busen verrathen. Sie sollen an mich denken!

Jelbig. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider sie; mir ist gar recht daß sie angefangen haben.

Jelbig. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie haben's Ursach.

Jelbig. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zähle auf euch. Wollte Gott der Burgemeister von Nürnberg, mit der güldenen Kett um den Hals, käm uns in Wurf, er sollt sich mit all seinem Witz verwundern.

Jelbig. Ich höre, Weislingen ist wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat seine Ursachen warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff ist ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Jelbig. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Jelbig. Wills Gott. (Ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da! sagst du. Ich glaub' es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehen hätte, würd' ich sagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen: er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er saß auf einem Schimmel. Das Pferd scheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu sehn. Sie freuten sich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte Allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit sah er drohen, und mit Schmeicheln und Drohen brach't er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er gleich dem Kaiser hier, (deuter auf Maximilians Porträt) als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner, eben so freundliche lichtbraune Augen, eben so ein blondes schönes Haar, und gewachsen wie eine Puppe. Ein bald trauriger Zug auf seinem Gesicht — ich weiß nicht — genug mir so wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu sehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin!

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt.)

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, hast ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollt ihr sagen; denn wenn's ja gesagt, schwatzt ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt ja gut wie man Schmeißen fängt; soll ich euch meine Kunststückchen noch dazu lehren? — Erst that ich als wüßt ich nichts, verstand nichts von seiner Aufführung, und sagt ihm dadurch in den Nachthut die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einsehen — und so weiter. Dann redete ich von Bamberg allerlei durch einander, Großes und Kleines, erweckte gewisse alte Erinnerungen, und wie ich seine Einbildungskraft befeuchtet hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fäden wieder an, die er zerrissen fand. Er wußte nicht wie ihm geschah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in sein Herz ging, und das zu entwickeln suchte, und viel zu sehr mit sich beschäftigt war um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weibern, Fürstengunst und Schmeichelei gedreht, und so bald ich ihn hergeschwenkt.

Adelheid. Was saatet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten — hättet gebeten, da er beim Kaiser so viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Bischof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte sie. (Liebetraut ab.) Mit einem Herzen wie ich selten Besuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Zeidlh. Georg
(als Reiterknechte).

Söh. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Söh. Ich ſeh nicht ein was das geben ſoll.

Zeidlh. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell als daß ſie dauerhaft hätte ſein ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl; von dem hat er ſich beſchwatzen laſſen.

Söh. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Zeidlh. Der erſte Schritt iſt gethan.

Söh. Ich glaub's nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen; man iſt ihm noch ſchuldig; wir wollen das Beſte hoffen.

Zeidlh. Wollte Gott, er verdient's, und thäte das Beſte!

Söh. Mir fällt eine Liſt ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten und ſehen wie's ſteht.

Georg. Da hab ich lange drauf gehofft.

Söh. Es iſt dein erſter Ritt. Sey vorſichtig, Knabe! Mir wäre leid wenn dir ein Unfall begegnen ſollte.

Georg. Laßt nur, mich irrt's nicht wenn noch ſo viel um mich herum krabeln, mir iſt's als wenn's Ratten und Mäuſe wären. (Ab.)

Bamberg.

Biſchof. Weislingen.

Biſchof. Du willſt dich nicht länger halten laſſen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen ſoll.

Biſchof. Ich hätte verlangen können du ſeyſtreſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Konnt' ich dich ohne das nicht befreien? Gelt ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehen; verzeiht mir wenn ihr könnt.

Biſchof. Ich begreif nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen leis zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt ich nicht Geldes genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wieder mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Biſchof. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Biſchof. Ich gebe dir meinen Segen. Sonſt, wenn du gingſt, ſagt ich: Auf Wiederſehn! Jetzt — Wollte Gott, wir ſähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann ſich Vieles ändern.

Biſchof. Vielleicht ſeh ich dich noch einmal, als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchof. Du kannſt nicht Nein ſagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang' ich dich hatte — Gebt, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt Vieles zu nichte gemacht. Gebt!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll. (Biſchof ab.)

Franz (tritt auf).

Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend. —

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt' ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb' ihn nicht, und wollte doch daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof um Urlaubnis zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt ſein Herz gefangen, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau!

Adelheid. Das kann euch einerlei ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehen trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr ein Chamäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bei den Porträten ausgeſtorbener Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten wenn ſie Maſken unſerer Thaten ſind. Ein Verwandter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was ſoll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem was ich bin, daß mir wenig bang iſt, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen, und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — Ich bin beſchwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falſch aus; ich wollte euch fort heißen; denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen, und sich so einen Mann wünschen. Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so.

Adelheid. Bei meinem Eid, ihr verstellt euch! Was habt ihr versprochen? Und wem? Einem Mann, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leisten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leisten! die nicht gültiger seyn kann als ungerechter gezwungener Eid. Entbinden nicht unsre Gesetze von solchen Schwüren? Macht das Kindern weis, die den Rösebart glauben. Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückseligkeit! Ein Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers! du, Weislingen, mit deiner sanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat eine unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Geh und bitte dir ein, Geselle von ihm zu seyn. Geh! und laß dich beherrschen. Du bist freundlich, gefällig —

Weislingen. Er ist's auch.

Adelheid. Aber du bist nachgebend und er nicht! Unversehens wird er dich wegreißen, du wirst ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürsten seyn könntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hättest du geschlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechnest du ihm an? Es war seine Schuldigkeit; und was hättest du verloren wenn er widerwärtig gewesen wäre? Mir hätte das willkommner seyn sollen. Ein übermüthiger Mensch wie der —

Weislingen. Ihr redet von eurem Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freiheit — Und weiß überhaupt nicht was ich für einen Antheil dran nehme. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und schweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu sagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick seyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adelheid. Wünscht du unser Feind zu seyn, und wir sollen dir lächeln? Geht!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich hasse euch!

Franz (kommt).

Gnädiger Herr! Der Bischof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe euch wieder! (Ab.)

Adelheid. Mich wieder? Wir wollen dafür seyn, Margarete, wenn er kommt, weiß ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich schlafe — Weiß ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Wege. (Ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Wann befehlen Ihre Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät: Wir bleiben hier.

Franz. Gott sey Dank! (Ab.)

Weislingen. Du bleibst! Sey auf deiner Hut, die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen, er kannte die Gefahren die mein hier warteten. — Doch ist's nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischof unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann wo ich's gelassen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeschadet Berlichingen und unserer Verbindung. Denn halten sollen sie mich hier nicht. — Wäre doch besser gewesen wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (Geht ab.)

Im Speisaal.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr sehr, es ist gegangen, wie ich gesagt habe.

Götz. Nein! Nein! Nein!

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergischen und sein Zeichen, und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reinecksche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. Zu der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So dacht ich auch hinten drein. Ein Reitergmann der das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Bischof seyen ausgesöhnt, und man redte viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Maldorf.

Götz. Gespräche.

Georg. Ich sah ihn wie er sie zur Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid, sie ist schön! Wir bückten uns Alle, sie dankte und Alten, er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt, sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Götz. Das kann seyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: ein paar Worte von eurem Berlichingen. Er ward bestürzt; ich sahe das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht, er hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reiterjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als sein Stand.

Georg. Du bist Bambergisch? sagt' er. Ich bring einen Gruß von Ritter Berlichingen, sagt ich, und soll fragen — Komm morgen früh, sagt er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kannst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehn, lang, lang. Und die feinen Buben der

zuckten mich von vorn und hinten. Ich dachte, zuckt ihr — Endlich führte man mich hinein, er saßen böse, mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und legte meine Commission ab. Er that feindlich böse, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihr ihn durch einen Reiterjungen zur Rede setzen ließt. Das verdross mich. Ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leut, brave und Schurken, und ich diente Euch von Berlichingen. Nun ging er an, schwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn überrollt, er sey euch keine Pflicht schuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Hast du das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr — Er drohte mir —

Götz. Es ist genug! Der möge nun auch verloren! Treu und Glauben, du hast mich wieder betrogen, Arme Maria! Wie werd ich dir's bringen!

Adelheid. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als so ein Hundesfott seyn. (Ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich schäme mich mit euch zu spielen. Lange Weile, du bist ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich schon müde?

Adelheid. Euch nicht sowohl als euerm Umgang. Ich wollte ihr wär't wo ihr hinwolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das ist Weiberzunft! Erst brütet sie, mit Mutterwärme, unsere tiefsten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeständigen Henne, verlässt sie das Nest, und übergiebt ihre schon keimende Nachkommenschaft dem Tode und der Verwesung.

Adelheid. Schiltet die Weiber! Der unreifen Spieler zerbeißt und zerstampft die Karten, die ihn unschuldiger Weise verlieren machten. Aber sagt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was seyd denn ihr, um von Wankelmuth zu sprechen! Ihr, die ihr selten seyd was ihr seyn wollt, niemals was ihr seyn sollte. Könige im Festtagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb' eine Sonnenkönigin drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Ahnherr verächtlich zurückstießen!

Weislingen. Ihr seyd bitter.

Adelheid. Es ist die Antistrophe von eurem Gesang. Eh ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Sonnenkönigin. Der Ruf, hundertfältig, ohne Metapher gesprochen, hatte euch so jahrmarktmäßig herausgestrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünschen: möchtest du doch dieß Quintessenz des männlichen Geschlechts, den Phönix Weislingen zu Gesicht kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präsentirte sich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es schien so —

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertrafet euern Ruf. Die Menge schätzt nur den Wiederschein des Verdienstes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will; so lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des activen Mannes, der die Geschäfte eines Fürstenthums besorgte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf gestiegen war; den sah ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnte. Jetzt, da es neun Tag zu Tage sämmtlicher mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen wenn ich euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem Andern auf Lebenslang, der sie euch nicht übertrauen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. — Armer Mensch! Ihr seyd so unglücklich, wie Einer dem sein erstes Mädchen untreu wird, und eben darum geh' ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, versetzt mir, was ich aus Liebe gethan habe.

Weislingen. Könntest du mich lieben, könntest du meiner heißen Leidenschaft einen treuen Umkehrung gewähren! Adelheid! deine Verwöhnte sind höchst ungerecht. Könntest du den hundertsten Theil abtun von dem, was die Zeit der in mir arbeitet, du würdest mich nicht mit Gelassigkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung so unbarmherzig hin und her zerrissen haben — Du lächelst! — Nach dem überritten Schritt wieder mit mir selbst einig zu werden, kostete mehr als einen Tag. Wider den Menschen zu arbeiten, dessen Andenken so lockbar neu in Liebe bei mir ist.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannst den du beneidest! Das ist als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Säumen. Er ist berichtet daß ich wieder Weislingen bin, und er wird sich seines Vortheils über uns ersehen. Auch, Adelheid, sind wir nicht so träg' als du meinst. Unsere Reiter sind verstärkt und wachsam, unsere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg soll hoffentlich unsere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! (Hält ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Bischofs, der heimge, der meinige, sie sind so verwebt, daß, wärs es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannst scherzen.

Adelheid. Ich scherze nicht. Meine Güter hat der stolze Herzog inne, die heimgen werd Götz nicht lange ungenackt lassen; und wenn wir nicht zusammenhalten wie unsere Feinde, und den Kaiser auf unsere Seite lenken, sind wir verloren.

Weislingen. Wir ist's nicht bange. Der größte Theil der Fürsten ist unserer Gesinnung. Der Kaiser verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür ist's billig, daß er uns wieder beistieht. Welche Wollust wird mir's seyn, meine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben aufs Kissen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unser Aller herzustellen. Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beim Sanctus klebt das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müssen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Gebt.

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauernbosheit. Musik und Tanz draußen.

Der Brautvater. Söh. Zelbig (am Tische). Bräutigam (mit zu ihnen).

Söh. Das Geschwätze war, daß ihr euern Zwist so glücklich und fröhlich durch eine Heirath beendigt.

Brautvater. Besser als ich mir's hätte träumen lassen. In Ruh und Friede mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl versorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Besitz des strittigen Stücks, und drüber den hübschten Buckfisch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein gegeben.

Zelbig. Wie lange hast ihr processirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal so lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das ist ein Gezerre, ihr glaubt's nicht, bis man den Perrücken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hohl' den Advocat Sapupi! 's ist ein verstuchter schwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das ist ein toller Kerl. Zweimal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreimal. Und sehr, ihr Herrn: kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich so viel Recht hab als er, und er so viel als ich, und wir eben stunden wie die Maulaffen, bis mir unser Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Söh (trinkt). Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geb aber wie's will, procesiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldspiel kost't! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Zelbig. Sind ja jährlich Kaiserliche Visitationen da.

Brautvater. Hat nichts davon gehört. Ist mir mancher schöne Thaler nebenausgangen. Das unverderte Bracken!

Söh. Wie meint ihr?

Brautvater. Ach, da macht alles hohle Pfötchen. Der Assessor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir adrigen Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Sapupi?

Söh. Das ist schändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt ihm zwanzig erlegen. Und da ich sie hinzahlt hatte, in seinem Gartenhaus, das prächtig ist, im großen Saal, weint mir vor Wehmuth fast das Herz brechen. Denn sehet, Haus und Hof stehet gut, aber wo soll baar Geld herkommen? Ich stund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reitgeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und sagt's ihm vor. Nun er sah, daß mir's Wasser an die Seele ging, da warf er mir zwei davon zurück, und schickt mich fort.

Bräutigam. Es ist nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie gesagt du bist! Freilich! Kein Andrer!

Bräutigam. Den soll der Teufel holen, er hat mir auch fünfzehn Goldgulden abgenommen.

Brautvater. Verstuckt!

Zelbig. Oho! Wir sind Räuber!

Brautvater. Drum sieht das Urtheil so scheel aus. Du Hund!

Söh. Das müßt ihr nicht ungerügt lassen.

Brautvater. Was sollen wir thun?

Söh. Macht euch auf nach Speyer, es ist eben Visitationszeit, zeigt's an, sie müssen's untersuchen und euch zu dem eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Söh. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt ich's euch versprochen.

Zelbig. Die Summe ist wohl einen Versuch werth.

Söh. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinst du?

Bräutigam. Wir wollen, geb's wie's geh.

Georg (kommt).

Die Nürnberger sind im Anzug.

Söh. Wie?

Georg. Wenn wir ganz sachte reiten, packen wir sie zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Zelbig. Trefflich!

Söh. Kommt, Kinder. Gott grüß euch! Helf uns Allen zum Unfrieden!

Bauer. Großen Dank! Ihr wollen nicht zum Nacht-Imbiß bleiben?

Söh. Können nicht. Adieu.

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehn, denn da muß der Kaiser vorbei. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bambergs Freund! Das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl, da kommen sie.

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurücksiehe, möcht' ich verzagt werden, so viel halbe errungschaftete Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen sich vor zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seyd ihr? Was gebt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg. Eurer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Sey von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unter dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen,

im Bambergischen Gebiete niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hülfe, um Beistand, sonst sind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unser Brot zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der Eine hat nur Eine Hand, der Andere nur Ein Bein; wenn sie denn erst zwei Hände hätten, und zwei Beine, was wollten ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsere bedrängten Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserliche Majestät und dem Reich viel gelegen ist, das es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anderes betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden.
(Ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel. Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich hatte nichts für thunlicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen könnten. Es ist mit nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein stimmt noch von den Resten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da sind viele der Edeln und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbig — Verständigen auf die Seite geschafft, das Uebrige würde bald von sich selbst zerfallen. Denn sie sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen, sie sind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten sie mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünschen daß sie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchst gefährlich ihre aufrührischen Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese Kaiserliche Milde und Gnade ist's, die sie näher so ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der sein Vertrauen und Hoffnung darauf setzt, wird nicht ehe zu bändigen seyn, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung jemals wieder empor zu kommen völlig abgeschnitten haben.

Kaiser. Ihr rathet also zur Strenge?

Weislingen. Ich sehe kein ander Mittel, den Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigne sich gegen sie aufzulehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrschaft zu schmälern drohen, so daß die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind?

Kaiser. Jetzt wär' eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbig; nur wollt' ich nicht daß ihnen was zu Leid' geschehe. Gefangen möcht' ich sie haben, und dann müßten sie Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächsten Session will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beistimmender Zuruf wird Eurer Majestät das Ende der Rede ersparen.
(Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt ich ihr wär't eher gekommen. Ich muß euch sagen: Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sag' sie ihm zu. Ihr hab ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott auf welcher Heide seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie sind, das arme Mädchen, verjammert und verderbt ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie singen machen.

Götz. Wie! Entschließet ihr euch eine Verlass'ne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu seyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehn, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, sie soll Königin von meinen Schlössern werden.

Götz. Ich sage euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr.
(Ab.)

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn und unsere Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsere gemessene Order ihm in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten, denn wer mag sich an ihn machen?

Erster Officier. Freilich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberdampft hat er uns sein Leedalang nichts zu Leid gethan, und jeder wird's von sich schieben. Kaiser und Reich zu Gefallen. Arm und Bein daran zu setzen.

Zweiter Officier. Es wäre eine Schande wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beim Lappen habe, er soll nicht los kommen.

Erster Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Finnbacken ausspeien. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Officier. Wollen sehn.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen, und einen Trupp ausschicken, der ihn beobachten soll.

Zweiter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zweiter Offizier. Ich hab einen Knecht, der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (Ab.)

Jaxthausen.

Zickingen.

Es geht alles nach Wunsch; sie war etwas bestürzt über meinen Antrag, und sah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette sie vergleicht mich mit ihrem Weißfisch. Gott sey Dank, daß ich mich stellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander; desto besser: Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebesanstalt gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.

Göz (kommt).

Zickingen. Was bringt ihr, Schwager.

Göz. Ja die Acht erklärt!

Zickingen. Was?

Göz. Da lest den erbaulichen Brief. Der Kaiser hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll.

Zickingen. Erst sollen sie dran. Just zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Göz. Nein, Sickingen, ihr sollt fort. Eure großen Anschläge könnten darüber zu Grunde geh'n wenn ihr zu so ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu seyn scheint. Der Kaiser liebt euch, und das Schlimmste das mir begegnen kann, ist gefangen zu werden; dann braucht einer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide stürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo gabt der Zug gegen mich; er fahren sie du bist bei mir, so schicken sie mehr, und wir sind um nichts gebessert. Der Kaiser sitzt an der Quelle, und ich wär schon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnte, als man einen Haufen zusammenblasen kann.

Zickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch stoßen lassen.

Göz. Gut. Ich hab schon Georgen nach dem Selbitz geschickt, und meine Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beisammen sind, es wird ein Häufchen seyn, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben.

Zickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig seyn.

Göz. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Zickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Göz. Sorg du. Es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. So kamen sie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugesagt hatte gegen Conrad Sweiten zu dienen; da legt er mir einen Zettel auf der Kanzlei vor, wie ich reiten und mich halten sollt; da warf ich den Räthen das Papier wieder vor, und sagt: ich wüßt nicht darnach zu handlen, ich weis nicht was mir begegnen mag, das steht nicht im Zettel, ich muß die Augen selbst auftun, und sehn was ich zu schaffen hab.

Zickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und der schicken was ich in der Eil zusammen treiben kann.

Göz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ sie beisammen. Ich wollte daß du ihr Wort hättest ehe du gingst. Dann schick mir die Reiter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Gottes, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr seyn.

Zickingen. Wollen das Beste hoffen. (Ab.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So sind die beiden Executionen schon aufgesprochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, so gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botschaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie steht's mit ihm?

Franz. Er ist munter. Mir befahl er eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da — deine Lippen sind warm.

Franz (vor sich, auf die Brust deutend). Hier ist's noch wärmer! (Laut) Gnädige Frau, eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beste gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergebt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was essen, trinken, und rasten.

Franz. Wozu das? Ich hab euch ja gesehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach, gnädige Frau!

Adelheid. Du hältst's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen! (Ab.)

Adelheid. Die Thränen stehn ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So warm und warm hat noch Niemand an mir gehangen. (Ab.)

Jaxthausen.

Georg. Göz.

Georg. Er will selbst mit euch sprechen. Ich kenn ihn nicht; es ist ein stattlicher Mann, mit schwarzen feurigen Augen.

Göz. Bring ihn herein.

Lerse (kommt).

Göz. Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerse. Mich selbst, das ist nicht viel, doch alles was es ist viel zu euch an.

Göz. Ihr seyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, aber den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir euern Namen.

Lerse. Franz Lerse.

Göz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerse. Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt, aber damals dankter ihr mir nicht dafür.

Göz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Sweiten

feind ward, und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wollte?

Söh. Wohl weiß ich es.

Lerse. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegen kamt?

Söh. Nichts. Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unser sechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens sie sollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerse. Aber wir sahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir sahn ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Söh. Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Nesseln geschlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchses durchstach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihm sein Pferde. Hätten sie sich Alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt gewesen.

Lerse. Der Knecht, wovon ihr saget —

Söh. Es war der draufe den ich getödten habe. Er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt ihn von mir gebracht, wollte mir Andern zu schaffen haben, war er wieder an mir, und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gesteticht hatte.

Lerse. Habt ihr's ihm verziehen?

Söh. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun so hoff ich daß ihr mit mir zufrieden seyn werdet; ich hab mein Probstück an euch selbst abgelegt.

Söh. Bist du's? O willkommen, willkommen! Kannst du sagen, Maximilian, du hast unter deinen Dienern Einen so geworben!

Lerse. Mich wundert daß ihr nicht eh auf mich gefallen seid.

Söh. Wie sollte mir einkommen, daß der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das Feindseligste mich zu überwältigen trachtete?

Lerse. Eben das. Herr! Von Jugend auf dien ich als Reiterknecht, und hab's mit manchem Ritter ausgenommen. Da wir auf euch stießen, freut ich mich. Ich kannte euern Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr sahst, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen, und von Stund an beschloß ich euch zu dienen.

Söh. Wie lange wollt ihr bei mir aushalten?

Lerse. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Söh. Nein, ihr sollt gehalten werden wie ein Anderer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

Georg (kommt).

Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen ist er hier mit funfzig Mann.

Söh. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter; ohne Zweifel euch zu beobachten.

Söh. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Söh. Nicht mehr: Komm, Lerse, wir wollen sie zusammennehmen, wenn Selbitz kommt daß er sehen ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine redliche Versese werden.

Söh. Zu Pferde! (Ab.)

Wald an einem Morast.

Zwei Reichsknechte (gegegen einander).

Erster Knecht. Was machst du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen gestern Abends ist mir's in die Gedärme geschlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erster Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erster Knecht. Wie verläufst du dich denn hieher?

Zweiter Knecht. Ich bitt dich verrath mich nicht. Ich will aufs nächste Dorf, und seyn es ich nit mit warmen Ueberschlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommst du her?

Erster Knecht. Vom nächsten Dorf. Ich hab unserm Officier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So, er thut sich was zu gut vor unserm Angesicht, und wir sollen fasten! Schön Ermwort!

Erster Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweiter Knecht. Wär ich ein Narr! Es sind noch viele unterm Haufen, die gern fasteten, wenn sie so weit davon wären als ich.

Erster Knecht. Hörst du! Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erster Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich steck mich ins Rohr.

Söh. Lerse. Georg. Knechte (zu Pferde).

Söh. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, so kommen wir ihnen in Rücken.

(Sie ziehen vorbei.)

Erster Knecht (steigt vom Baum.) Da ist nicht gut seyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, sie sind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh er ist versunken. Michel! Er hört mich nicht, er ist erstickt. Bist doch trepirt, du Memme. — Wir sind geschlagen. Feinde, überall Feinde!

Söh. Georg (zu Pferde).

Söh. Halt Kerl, oder du bist des Todes!

Knecht. Schont meines Lebens!

Söh. Dein Schwert! Georg, führ ihn zu den andern Gefangenen, die Lerse dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen.

(Ab.)

Knecht. Was ist aus unserm Ritter geworden der uns führte?

Georg. Unterst zu oberst stürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbusch im Koth klatt. Seine Reiter huben ihn aufs Pferd und fort, wie besessen!

(Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erster Ritter.

Erster Ritter. Sie stehen von Weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Fersen seyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er sich zu weit verliert, erwischt ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweiter Ritter (geschäftig).

Hauptmann. Wie geht's junger Herr? Habt ihr ein paar Finken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Das ſtärkſte Geweih wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, als wär mir als wenn mich der Donner in die Erd' hinein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott daß ihr noch davongekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwei. Wo iſt der Feldſcher? (Ab.)

Jarthauſen.

Söd. Selbig.

Söd. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbig?

Selbig. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Söd. Meinſt du?

Selbig. Ich meine nicht, ich weiß.

Söd. Woher?

Selbig. Er war auf dem Reichstag, ſag' ich dir, er war um den Kaiſer.

Söd. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Aufſchlag zu nichts.

Selbig. Hoff's.

Söd. Wir wollen fort! und ſoll die Haſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als ins Lager zurück. So werden wir alle Tag ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabei ſeyn, und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's all zufrieden; nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schlüpfe im Gebirg, daß er ſo wenig zu fangen iſt wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jarthauſen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbei ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt ihr daß wir ſchon um hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eiſenkampen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an der Sonne. (Ab.)

Gebirg und Wald.

Söd. Selbig. Trupp.

Söd. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu uns ſtießen.

Selbig. Wir wollen uns theilen. Ich will unſrer Hand um die Höhe ziehen.

Söd. Gut. Und du, Franz, führe mir die fünfzig reutſ durch den Wald hinauf; ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht daß ſie mich angreifen, ſo fällt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht daß wir ihnen die Spitze bieten können. (Ab.)

Haide,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! Den Strom nicht zu fürchten der auf ihn losbrauſt'?

Ritter. Ich wollt nicht daß ihr an der Spitze ritter; er hat das Anſehn als ob er den Erſten, der ihn anſtechen möchte, ungelebt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinter drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ't! Und ihr blaſ't ihn weg. (Ab.)

Selbig (hinter der Höhe hervor im Galopp).

Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. (Ab.)

Lerſe (aus dem Wald).

Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbig, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. (Donner. Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurm.

Selbig (verwundet). **Knechte.**

Selbig. Legt mich nieder und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſer.

Selbig. Steig' Einer auf die Warte und ſeh' wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweiter Knecht. Steig auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht (ſteigt hinauf). Ach, Herr!

Selbig. Was ſiehſt du?

Erſter Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbig. Hölliſche Schurken! Ich wollt ſie ſtänden und ich hätt eine Kugel vor'n Kopf. Reit' Einer hin! und ſtuch' und wetter' ſie zurück. (Knecht ab.) Siehſt du Götzen?

Knecht. Die drei ſchwarzen Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbig. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch, wer iſt das?

Selbig. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bauz! Er ſtürzt.

Selbig. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbig. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbig. So ſind Selbig!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwind't auch.

Selbig. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbig. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht Einer nach dem Wald. Neun Einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbig. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn. Selbitz. Die Reiterstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drein. Göz hinterdrein. Sie zerstreuen sich. Göz erreicht den Fahnenbruch — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Hand voll Menschen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn heraus.

Göz. Georg. Lerse. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Göz. Sieg! Sieg!

Göz (steigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du bist verwund't, Selbitz?

Selbitz. Du lebst und liegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie bist du daran gekommen?

Göz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Lersen dank ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein. Georg hieb sich zu mir und sprang ab, ich wie der Blitz auf seinen Gaul, wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst du zum Pferde?

Georg. Einem, der nach euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt', und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Göz. Nun staken wir, bis sich Franz zu uns hereinschlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Hunde die ich führte sollten von außen hinein mähen bis sich unsere Sensen begegnet hätten; aber sie stoben wie Reichsknechte.

Göz. Es stobe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf bietetst mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir sie schütteln und sie stoben. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann ist euch entwischt?

Göz. Sie hatten ihn inzwischen gerettet. Kommt, Kinder! kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aesten; — du kannst nicht aufs Pferd. Komm in mein Schloß. Sie sind zerstreut. Aber unser sind wenig, und ich weiß nicht ob sie Truppen nachzuschicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein schmeckt auf so einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Ich möcht' euch alle mit eigner Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wird's Niemand glauben, als wer über uns zu lachen Lust hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unsern zerstreuten Knechten sind't, bringt sie zurück oder stecht sie nieder. Wir müssen diese Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen sollten.

Jarthausen.

Göz. Lerse. Georg.

Göz. Wir dürfen keinen Augenblick säumen! Arme Jungen, ich darf euch keine Rast gönnen. Jagt geschwind herum und sucht noch Reiter aufzutreiben. Bestellt sie alle nach Weitern, da sind sie am sichersten. Wenn wir zögern, so ziehen sie mir vors Schloß. (Die Zwei ab.) Ich muß einen auf Kundschaft ausjagen. Es fängt an bunt zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären; aber so ist's die Menge. (Ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure, sind zerstreut; er ist allein, Selbitz ist verwundet auf sein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Send ruhig, ich gehe nicht weg.

Göz (kommt).

Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr sollt mir in einer Viertelstund ein Paar seyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Göz. In die Kirch sollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Göz. Darnach sollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Göz!

Göz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel sind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhundertten! Das ist arg. Jezt gleich und grad gegen Jarthausen zu, eh er sich wieder erholt und sich auf's neue in Weg stellt.

Jarthausen.

Göz. Elisabeth. Maria. Sickingen.

Göz. Gott segne euch, gab' euch glückliche Tage, und behalte die dir er euch absteht für eure Kinder!

Elisabeth. Und die laß er seyn wie ihr seyd: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden was sie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Göz. Glück auf die Reise!

Maria. So ist's nicht gemeint, wir verlassen euch nicht.

Göz. Ihr sollt. Schwester.

Maria. Du bist sehr unvernünftig, Bruder!

Göz. Und ihr zärtlicher als vorsehend.

Georg (kommt).

(heimlich) Ich kann Niemand auftreiben. Ein Einziger war geneigt; darnach veränderte er sich und wollte nicht.

Göz. Gut. Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendisch zu werden. Ich ahnd's aber. (Laut) Sickingen, ich bitt euch, geht noch diesen Abend. Beredet Maria. Sie ist eure Frau. Laßt sie's fühlen. Wenn Weiber euer in unsere Unternehmungen treten, ist unser Feind im freien Feld sicherer als sonst in der Burg.

Knecht (kommt).

(leise) Herr, das Reichsfähnlein ist auf dem Marsch, grad dieher, sehr schnell.

Göz. Ich hab sie mit Narrenstreichen geweckt! Wie viel sind ihrer?

Und iſt Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht blökt und trottelt wie ein Lamm?

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böſes Maul,
Er gönnt dem Herrn Pater kein'n blinden
Gaul.
Mein' Tochter die iſt in Büchern beleſen,
Das iſt dem Herrn Pater juſt ſein Weſen:
Auch red't ſie beſtändig allermeiſt
Von Ihrem Herzen, wie ſie's heißt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, das iſt alles gut;
Eure Tochter iſt ein junges Blut,
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum ſie ſich an die Maidels henken;
Die ganze Stadt is voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon:
Meint Er denn aber, Herr, beym Blut,
Daß mein Maidel was böſes thut?

Knecht. Ungefähr zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier seyn.

Götz. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Lersen nicht gesehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Bist Allen sie sollen sich bereit halten. — Es muß geschieden seyn, meine Lieben. Meine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirst. Es ist besser du weinst an deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote fürchterm Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns. Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Extremität seine Hülfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab eure Pferde zu sattlen befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Gehet ihm nach! Gehet! **Sickingen.** Eure Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Mir werden uns vertheidigen so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben, oder uns ergeben. — Du wirst deinen edeln Mann mit mir in Ein Schicksal gewirrt haben.

Maria. Du marterst mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du solltest mir beraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester, Schwester!

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht besteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schwester — liebe Schwester! (Küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich seh euch wieder. Trübet euch. Wir sehn uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb sie, und da sie geht möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir!

Elisabeth. Bis in den Tod. (Ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau!

Georg (kommt).

Sie sind in der Nähe, ich habe sie vom Thurm gesehen. Die Sonne ging auf und ich sah ihre Picken blinken. Wie ich sie sah, wollt mir's nicht bänger werden als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir hielten die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eignen Nasen verkaufen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothbärtiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter seyn wollen. (Er geht ans Fenster.) Was seh' ich? (Man hört in der Ferne reiten.)

Götz (in seinen Bart). Einen Strick um deinen Hals.

(Trompeter reitet fort.)

Götz. Beleidiger der Majestät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Götz (antworten). Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiserliche Majestät hab ich, wie immer, schuldigen Respect. Er aber, sag's ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenster zu.)

Belagerung.

Küche.

Elisabeth. Götz (zu ihr).

Götz. Du hast Arbeit, arme Frau.

Elisabeth. Ich wollt ich hätte sie lang. Wir werden schwerlich aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu versehen.

Elisabeth. Und die vielen Leute die ihr zeither gespeist habt. Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewissen Punkt halten, daß sie Capitulation vorschlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden unsere Mauern und machen unsere Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl; er schleicht mit seiner Büchse herum; wo sich Einer zu nahe wagt, klafft liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Götz. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln sind alle, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie steht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsere Schüsse wohl aus.

Saal.

Lerse (mit einer Kugelform). **Knecht** (mit Kohlen).

Lerse. Stellt sie daher, und setzt wo ihr im Hause Blei kriegt. Inzwischen will ich hier zugreifen. (Setzt ein Fenster aus und schießt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Mensch was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel dereinst Kopfweh machen könnte; und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne).

Da hast du Blei. Wenn du nur mit der Hälfte trifft, so entsetzt seiner der Ihre Majestät anfagen kann: Herr, wir haben schlecht bestanden.

Lerse (nahm tapfer). Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen; ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerse. (Er gießt.) Halt den Löffel. (Gießt an's Fenster.) Da zieht sie ein Reichsknappe mit der Büchse herum; sie denken wir haben uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen, warm wie sie aus der Pfanne kommt. (Ab.)

Georg (nimmt den Löffel an). Laß mich sehn.

Lerse (eilend). Da liegt der Spaß.

Georg. Der Hund dorthin nach mir, (Er ausen) wie ich zum Dachfenster hinausstieg, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir saß, sie stürzt' in die Rinne; ich sandt' ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerse. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herumgehen, unser Mittagessen verdienen.

Göh (kommt).

Bleib, Lerse! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Göh. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus und hören was es soll.

Göh. Es wird seyn: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß stellen.

Lerse. Das ist nichts. Wie war's, wenn sie uns freien Abzug eingeständen, da ihr doch von Stiftungen keinen Unterhalt erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo sie's mit keiner Wünschelruthe finden sollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Göh. Sie lassen uns nicht.

Lerse. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus,

(Ab.)

Saal.

Göh. Elisabeth. Georg. Knechte (bei Tische).

Göh. So bringt uns die Gesahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau. (Elisabeth zieht die Schell.) Ist keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch Eine; ich hab sie für dich bei Seite gesetzt.

Göh. Nicht doch, Liebe! Gieb sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank!

Göh. Es ist die letzte. Und wir ist's als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Göh. Das soll unser verlornes Wort seyn, wenn wir sterben! Ich lieb ihn, denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppligen Körpers zu seyn. (Schenkt ein.) Geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Göh. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Göh. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich und die Kaiser unsere Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Göh. So viel nicht als es scheinen möchte. Hab ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben seyn? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren: die einen edeln, freien Nachbar neben sich leiden konnten, und ihm weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen, und nur erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Hast ihr solche Herrn gekannt?

Göh. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herrn die zugegen waren unter freiem Himmel speisten, und das Landvolk all herbei lief sie zu sehen. Das war seine Kirchweihe, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burschen und Mädel, die rothen Backen alte, und die wohlthätigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich erhabte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Göh. Sollten wir nicht hoffen daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen könnten? daß Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, und Lieb der Unterthanen, der festeste Familienstand seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das seinige erhalten und in sich selbst verwehren, statt daß jetzt jeder unmäßigen glaubten, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Göh. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland: wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Coerodius mit Kammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Völker die Türken, gegen die Völker die Franzosen lagern, und inzwischen unsers Neuern Kaisers sehr ausgeruhte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben! Georg! wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte. (Georg springt auf.) Wo willst du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingesperrt sind — und der Kaiser hat uns eingesperrt. — und unsere Haut darum zu bringen, seyen wir unsere Haut dran?

Göh. Sey gutes Muths.

Lerse (kommt).

Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen, ausschlässige bedächtige Leut. Ihr sollt ausziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Göh. Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen.

Lerse (zaudernd). Habt ihr das Silber versteckt?

Göh. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu sagen. (Alle ab.)

Schlosshof.

Georg (im Staat, singt).

Es sing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut ſich traun ſo täppiſch.
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo täppiſch.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meiſtein auf ein Haus
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Göb. Wie ſteht's?
Georg (führt ſein Pferd heraus). Sie ſind geſattelt.
Göb. Du biſt fix.
Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Göb. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.
Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm (Ab.)

Saal.

Zwei Knechte (am Rüſtſchrank).

Erſter Knecht. Ich nehm die.
Zweiter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.
Erſter Knecht. Nicht doch! Mach daß du fort kommſt.
Zweiter Knecht. Horch!
Erſter Knecht (springt ans Fenſter). Hilf heiliger Gott! ſie erwerben unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!
Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (Ab.)
Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben mag ich nicht leben. (Ab.)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Göb.

Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Kapuziner in einen Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Eliſabeth (kommt.)

Göb. Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?
Eliſabeth. Nichts Gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurm. Es konnte oder wollte Niemand mir ſie näher bezeichnen.
Göb. Iſt das Belohnung der Treue? des kindlichen Gehorſams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden!
Eliſabeth. Lieber Mann, ſollt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihnen Leben, er ward mit ihnen geboren, ein freies edles Herz. Laß ſie gefangen ſein. ſie ſind frei! Sieh auf die beputirten Ritter Art, die großen goldnen Ketten ſtehen ihnen zu Geſicht —

Göb. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn!
Eliſabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.
Göb. Ich wollt' nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammenbeiſſen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht gelieb't! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Namen des Kaiſers ihr Wort nicht zu halten!
Eliſabeth. Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.
Göb. Was wollen ſie mir anhaben?
Eliſabeth. Der Gerichtsbote!
Göb. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener (kommt).

Die Herren Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt, und ſchicken nach euch.
Göb. Ich komme.
Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.
Göb. Viel Ehre.
Eliſabeth. Mäßigt euch.
Göb. Seyd außer Sorgen. (Ab.)

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt; ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink um ſich Verhaftungen zu bemeiſtern.
Erſter Rath. Wir werden Ihre Kaiſerliche Majeſtät eure Bereitwilligkeit, Ihrem klaren Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?
Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen (auf die Bruſt deutend).
Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt).

Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.
Rath. Laß ihn herein.

Göb (kommt).

Gott grüß euch, ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?
Rath. Zuerſt daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd? und vor wem?
Göb. Bei meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herrn.
Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.
Göb. Von ganzem Herzen.
Rath. Seyt euch.
Göb. Da unten bin? Ich kann ſtehn. Das Stühlchen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.
Rath. So ſteht!
Göb. Zur Sache, wenn's gefällig iſt.
Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.
Göb. Bin's wohl zufrieden, wollt' es wär von jeher geſchehen.
Rath. Ihr wißt wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſere Hände kamt.
Göb. Was geht uns mir wenn ich's vergeſſe?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, wärd ich eure Sache gut machen.

Göb. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dann gehört Freiheit mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Göb. Meinetwegen thät's brucken lassen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Festungen, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Göb. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier auch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, setzt euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Ursehde ablegen werdet, welche euch hiermit vorgelesen werden soll.

Göb. Ich ein Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Göb. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Göb. Ah! Ich dachte daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seid was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsere Commission ist euch die Ursehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Göb. Euern Zettel.

Rath. Schreiber, lest.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Göb. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihre Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßiget euch und hört weiter.

Göb. Ich will nichts weiter hören. Trat' einer auf, und sagte: Hab ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist? und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiser schuldig sind? Ja müßte ein Schwarz seyn, wenn ich mich könnte bereden lassen das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Einstehungsfall euch in den Thurm zu werfen.

Göb. In Thurm? mich?

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Göb. In Thurm! Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Thurm! Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle zu stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck dem aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen, und die Zusage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Göb. Erhältst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gemeinsten Conterfei verehre, du sollest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, er zieht die Schelle).

Göb. Nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unterwerfen Kleinen weaufgepaßt, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Seht ihr was Unrechts dran? Kaiser und Reich hätten unsere Noth nicht in ihrem Kostbuch gefühlt. Ich habe Gott sey Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan sie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, stehen an der Seite).

Göb. Was soll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fanat ihn!

Göb. Ist das die Meinung? Wer kein Ungefähr Das ist, komm mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden auf dem Grund curiren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den Einen zu Boden, und tritt einem Andern die Rechte von der Seite, zu weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch!

Göb. Mit dem Schwert in der Hand! Wähnt ihr, das es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Göb. Barmherz'ger Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. — Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Für die Verkümmnis kriegt ihr nichts, und zu holen ist hier nichts als Beulen.

Rath. Geriet ihm. Gnot euch eure Liebe zu eurem Kaiser nicht mehr Muth?

Göb. Nicht mehr als ihnen der Kaiser Pflaster giebt die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt).

Eben ruft der Thürmer: es zieht ein Trupp von mehr als zweihundertten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und hinden unsern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was ist das?

Wache (kommt).

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag' und läßt euch sagen: er habe gehört wie unwürdig man an seinem Schwager handelt geworden sey, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung preis geben.

Göb. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab. Ihr! — Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſerer Bürgerſchaft! Siebmann iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame verraben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur beſſe ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Gögen anſprechen für uns ein gut Wort einzulegen. Mir iſt's als wenn ich die Stadt ſehen in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Bürger verein.

Göb. Was ſeyn's?

Rath. Du würdeſt wohl thun deinen Schwager von ſeinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Göb (tritt Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr): Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich brechen, ſoll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur Alle mit erſtochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Göb.

(Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reitern beſetzt.)

Göb. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeſchickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir ſie.

Göb. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Meineidsſchaamen über den Meineidigen hat! Sie ſitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Riſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaiſers ſchändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Göb. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängnis und dich zuſammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen, nicht aus deiner Terminei zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Göb. Sie werden ſagen: Meine Güter ſeyen dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: Du wollteſt zur Miethe drin wohnen bis ſie dir der Kaiſer wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden wie Aale in der Reuſe, ſie ſollen und nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns Einerlei ſeyn. Ich kenne den Kaiſer auch und gelte was bei ihm. Er hat immer gewünſcht daß unter ſeinem Heer zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloſſe ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Göb. Wollte Gott bald, ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn deine Sachen in der Ordnung ſind, geh ich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten deuten mir, daß auf: Es iſt mir nichts übrig, als die Gewinnung des Kurfürſt zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen aber bei Himmels Einſicht, als daß ich ihnen ihren Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt du bald der Schwager eines Churfürſten ſeyn. Ich hoffe auf deine Fauſt bei dieſer Unternehmung.

Göb (deutet ſeine Lahm). O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie auf den Armſchienen eing, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblicke verdorben, als ich war da ſie mit abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Verdiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehn unterarabeu, und Gewiſſen und Scham ſollen ihn zu Tode freſſen. Ich ſeh, ich ſeh an Geiſt meine Feinde niedergeſtürzt. Göz, nur noch ein halb Jahr!

Göb. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhliche Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den Verladen: Sie haben lang gering den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Mühe übernehmen.

(Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammengebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo ablaufen verführen, und am Ende ihn an ſein Schloß laſſen ſo laſſen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſahen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der unmittelbar jährenitze Mann! Ich bad' ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen folgen von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau: Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich meint den übrigen Regimentsräthen reſerire, ſagte er: Laßt ihnen Raub! Ich kann den alten Gög wohl das Plaiſiren gönnen, und wenn er da will iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir reden von Wohl des Staats. O! ſagt er: hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen geweſen hätten!

Adelheid. Er vertieft den Geiſt eines Neuenen.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt' er: hat er's mir auf meinem Beſeid gethan, ſo that er doch beim meinen Willen, als meine Verantwortlichkeit, und ich kann's auf denken, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deswegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß zurückkommen, hat da ſich zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und desto eher da wir hoffen können der Kaiser werde bald aus der Welt gehn und Karl, sein rechtlicher Nachfolger, majestätischere Gesinnungen verrathen.

Weislingen. Karl? Er ist noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünschte und hofft es nicht?

Weislingen. Du hast einen großen Beweis von seinem Zutrauen, daß sollte man denken, du südest sie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigst mich, Weislingen. Kennst du mich für das?

Weislingen. Ich sagte nichts dich zu beleidigen. Aber schweigen kann ich nicht dazu. Karls ungewöhnliche Aufmerksamkeit für dich braucht mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du bist ein Weib. Ihr habt Keinen der euch hofft.

Adelheid. Aber ihr?

Weislingen. Er steht mir am Herzen, der schändliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wolltest! Du könntest dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Bist du nicht bei Hofe? Soll ich dich lassen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Musa zu unterhalten? Mein, Weislingen, daraus wird nichts. Verachte mich, du weißt wie ich dich liebe.

Weislingen. Der treffliche Anker in diesem Sturm, so lang der Strick nicht reißt. (Ab.)

Adelheid. Rächt du's so an! Das fehlte noch. Die Unterhandlungen meines Bruders sind zu groß als daß du ihnen im Wege stehen solltest. Karl! Grösser, trefflicher Mann, und Kaiser dereinst! und sollte er der Einzige seyn unter den Männern, dem der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz (kommt mit einem Brief). Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Karl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll; in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich — und wie wenig kostet's mich ihn glücklich zu machen! Sey gutes Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb' und Treu', und werde sie unerkenntlich seyn.

Franz (entfernt). Wenn ihr das könnt wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir der nicht euer wäre, keinen Sinn als euch zu sehen und zu thun was euch gefällt!

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Tränen ausbrechend.) Wenn diese Erscheinung nichts mehr verdient als Andere sich vorgezogen zu sehn, als eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu sehn —

Adelheid. Du weißt nicht was du willst, noch weniger was du redst.

Franz (mit Heftigkeit und Zorn mit dem Fuß stampfend). Wenn diese Erscheinung nichts mehr verdient als Andere sich vorgezogen zu sehn, als eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu sehn — Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh mir aus dem Gesicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin doch für was zu halten daß du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du wardt mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh, verrath mich.

Franz. Quer' mich! ich mir das Herz aus dem Leibe reißen! Verjache mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll. meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! (Reicht ihm die Händen, wirft sich zu sich, und läßt ihn gegangen kommen, er fällt vor seinem an den Hals.)

Adelheid. Laß mich!

Franz (erblickend in Thränen an ihrem Hals). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern sind Verräther. Laß mich. (Macht sich los.) Wanke nicht von deiner Lieb' und Treu', und der sanfte Lohn soll dir werden. (Ab.)

Franz. Der sanfte Lohn! Nur sie dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir diesen Platz streitig machte.

Zwanzigster.

Götz (an einem Tisch). Elisabeth (bei ihm mit der Arbeit; es steht ein Licht auf dem Tisch und Schreibzeug.)

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht schmecken, und meine Beschränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt' ich könnt' fantasiren, aber mir war einsmals die Ruhe sehr wohl Zeitvertreib.

Elisabeth. So schreib doch deine Geschichte aus, die du angefangen hast. Gib deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beschämen; versichaff einer edlen Nachkommenschaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben ist gedankenloser Müßiggang, es kommt mir sauer an. Indem ich schreibe was ich gethan, ärger' ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Elisabeth (nimmt die Schrift). Sey nicht ungeduldig. Du bist eben an deiner ersten Gefangenschaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Elisabeth (lacht). „Da waren selbst einige von den Bündischen, die zu mir sagten: Ich habe übrig gethan mich meinen ärgsten Feinden zu stellen, da ich doch vermuthen konnte sie würden nicht glimpflich mit mir umgehn; da antworte' ich:“ Nun was antwortetest du? Schreibe weiter.

Götz. Ich sagte: sey ich nicht meine Haut an Ansehn Gut und Geld, setzt' ich sie nicht an mein Wort setzen?

Elisabeth. Diesen Ruf hast du.

Götz. Den setzen sie mir nicht schonen: Sie haben mir alles genommen. Gut, Freiheit —

Elisabeth. Es fällt in die Zeiten wie ich die von Muttenberg und Sindlingen in der Wirthsstube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie schimpften doch unter einander, und sagten: Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gefangen mit treu im Unglück.

Götz. Sie sollen mir Einen stellen dem ich mein Wort abgewann! Und Gott weiß, daß ich mehr gesinnet bin meinem Nächsten zu dienen als

mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichsämter und Rang zu gewinnen. Und Gott sey Dank, warum ich warb ist mir worden.

Lerse. Georg (mit Wittpret).

Göb. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das sind wir auch braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen sich leicht Pantoffeln.

Lerse. Die Jagd ist doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeitet: wenn sich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da sind wir's ohne das.

Göb. Es kommt auf Eins hinaus, wir sind aus unserm Kreise gerückt.

Georg. Es sind bedenkliche Zeiten. Schon seit acht Tagen läßt sich ein fürchterlicher Comet sehen, und ganz Deutschland ist in Angst, es bedeute den Tod des Kaisers, der sehr krank ist.

Göb. Sehr krank: Unsere Baba geht zu Ende.

Lerse. Und hier in der Nähe gab's noch schrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entsetzlichen Aufstand erregt.

Göb. Wo?

Lerse. Im Herzen von Schwaben. Sie sengen, brennen und morden. Ich fürchte sie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg giebt's. Es sind schon an die hundert Ortschaften aufgestanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehn.

Göb. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unschuldig mit!

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Geräthe.

Fluch.

Alter. Fort! Fort! daß wir den Mordbanden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel ist, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeutet Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! Fort! In Wald! (Ziehen vorbei.)

Link.

Was sich widersetzt niedergestochen! Das Dorf ist unser. Das von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und schnell! Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen).

Wie geht's euch, Link?

Link. Drunter und drüber, siehst du, du kommst zum Reihtanz. Weiber?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Fest.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben sie zusammen gestochen, daß eine Lust war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Frau! Wir waren mit hellem wüthigem Haufe herum, und er oben auf'm Kirchthurm wußt' ablich mit uns handeln. Paff: Schoß ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenster herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler (zu den Bauern). Ihr Hund', soll ich euch Beim machen! Wie sie zaudern und trenteln, die Esel.

Link. Brennt an! sie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu, ihr Schlinge!

Metzler. Darnach fuhren wir herauf den Helfenstein, den Ehrenhofen, an die dreißehn von Adel zusammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Da war ein Jubiliren und ein Tummeln unter den Unsrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anstarrten, und Erd' und Himmel! Umringt waren sie ehe sie sich's versahen, und alle mit Spießen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Has mein Tag so kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ist leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein höhnisch Feuerchen geben. Siehst du, wie die Kerls über einander purzelten und quirlten wie die Frösche! Es lief mir so warm übers Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Ritzinger, wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und weiten Nasenlöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich darf' ihn die Zeit nicht gesehen, sein Frayengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwischen die Rippen, da lag er, streckt' alle Viere über seine Gesellen. Wie die Hasen beim Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Vom Heilbronn hieher zu. Sie sind um einen Hauptmann versiegen, vor dem alles Volk Respect hält. Denn wir sind doch nur ihres Gleichen, das fühlen sie und werden sawärig.

Link. Wen meinen sie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wäre gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät; er hat immer für einen rechtschaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu: Rauf's herum.

Metzler. Das Feuer leuchtet und noch eine gute Strecke. Hast du den großen Cometen gesehen?

Link. Ja. Das ist ein grausam erschrecklich Zeichen: Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht sehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelstunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert sieht er aus, so blutgetroth.

Link. Hast du die drei Stern gesehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der dritte wolkenfarbige Streif, mit tausend und tausend Strahlen wie Spieß', und dazwischen wie kleine Schwerter.

Link. Wir hab's gesaufft. Wie das alles so bleichrot, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwischen die grausamen Gesichter mit rauchen Hauptern und Bärten!

Metzler. Hast du die auch gesehen? Und das zwitzert alles so durcheinander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! (Ab.)

Feld.

Man sieht in der Ferne zwei Dörfer brennen und ein Kloster.

Kohl. Wild. Mar Stumpf. Haufen.

Mar Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen daß ich euer Hauptmann seyn soll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin pfalzgräflicher Diener; wie sollt' ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wüßten wohl du würdest Entschuldigung finden.

Göz. Lerse. Georg (kommen).

Göz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr sollt unser Hauptmann seyn.

Göz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiser brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das ist keine Entschuldigung.

Göz. Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wollt handeln wie bei Weinsberg an den Edeln und Herrn, und so forthausen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich sollt' euch behülflich seyn zu euerm schändlichen rasenden Wesen — eher sollt ihr mich todt schlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß sie keinen Führer hatten, den sie gehört, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannschaft an, ich bitte dich, Göz. Die Fürsten werden dir Dank wissen, ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen Aller seyn. Menschen und Länder werden gesegnet werden.

Göz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen los gesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelbeukens Zeit, und langen unnöthiger Debatte. Kurz und gut. Bist du unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Göz. Was braucht's das! Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum sind ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wieder zu erlangen? Was wollt ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abstehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackre Leute, die wissen was sie wollen; so will ich euch behülflich seyn zu euerm Vornehmen, und auf acht Tag' euer Hauptmann seyn.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz geschehen, und braucht's keiner mehr uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beide zufrieden seyn.

Göz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Göz. Und gelobt mir den Vertrag den ihr mit mir gemacht, schriftlich an alle Haufen zu senden, ihm bei Strafe streng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geschehen.

Göz. So verbind' ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was du thust, schon' unsern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl (leise). Bewacht ihn. Daß Niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Göz. Lerse! Kehr' zu meiner Frau. Sieh ihr bei. Sie soll bald Nachricht von mir haben. (Göz, Stumpf, Georg, Lerse, einige Bauern ab.)

Metzler. Link (kommen).

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Wild. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum sind wir da? Uns an unsern Feinden zu rächen, und envor zu helfen! — Das hat euch ein Fürstenknecht geraten.

Kohl. Komm, Wild, er ist wie ein Vieh. (Ab.)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zusehen. Die Schurken! Link, wir wollen die Andern aufhetzen. Mittenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel setzt wegen des Vertrags, schlagen wir den Vertragern zusammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen (kommt aus der Mühle mit **Franzen** und einem **Boten**.)

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angesagt?

Bote. Wenigstens sieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Mittenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall sind Boten ausgeschickt, der ganze Bund wird in Kurzem zusammen seyn. Fehlen kann's nicht; man sagt: es sey Zwist unter ihnen.

Weislingen. Desto besser! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Nicht' es pünktlich aus. Ich bind' es dir auf deine Seele. Gieb ihr den Brief. Sie soll vom Hof auf mein Schloß; Sogleich! Du sollst sie abreiten sehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geschehen wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr, sie soll wollen! (zum Boten) Führt und nun den nächsten und besten Weg.

Bote. Wir müssen umziehen. Die Wasser sind von den entsetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jartdunken.

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Tröstet euch, gnädige Frau!

Elisabeth. Ach Lerse, die Thränen stunden ihm in den Augen, wie er Abschied von mir nahm. Es ist grausam, grausam!

Lerse. Er wird zurückkehren.

Elisabeth. Es ist nicht das. Wenn er ausjogg rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir jetzt bang ist.

Lerse. Ein so edler Mann —

Elisabeth. Nenn ihn nicht so, das macht neu Elend. Die Bösewichter! Sie dreyten ihn zu erwerben und sein Leben anzufinden. — Wenn er wiederkommen wird — ich seh' ihn finster, finster. Seine Zunge werden lügenhafte Klagartikel schmieden, und er wird nicht sagen können: Nein!

Lerse. Er wird nun kann.

Elisabeth. Er hat seinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerse. Nein! Er war gezwungen; wo ist der Grund ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bösen sucht keine Gründe, nur Ursachen. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern geselle, ist an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerse. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben sie ihm nicht feierlich zugesagt keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bei Weinsberg? Herr! ich sie nicht selbst lebendig sagen: wenn's nicht geschehen wär, gestehn's entleibt nie? Müßten nicht Fürsten und Herrn ihm Dank wissen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Kaiserl Einhalt zu thun und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?

Elisabeth. Du bist ein liebweiter Advocat. — Wenn sie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und sein graues Haupt — Lerse, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerse. Sende ihnen Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst!

Elisabeth. Georg hat versprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie sind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von seinem Herrn weichen.

Lerse. Das Herz blutete mir wie er mich von sich stieß. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, als Gefährten des schmählichsten Todes sollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen ist. Wenn ich nur Marien einen Boten senden könnte.

Lerse. Schreibt nur, ich will dafür sorgen.

(Ab.)

Bei einem Dorf.

Göb. Georg.

Göb. Geschwind zu Pferde, Georg! ich sehe Miltenberg brennen. Halten sie so den Vertrag! Reit hin, sag ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich sage mich von ihnen los. Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geschwind, Georg. (Georg ab.) Wollt' ich wäre tausend Meilen davon, und lag' im tiefsten Thurm der in der Türkei steht. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich sah' ihnen alle Tag durch den Sinn, sag' ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie mein müde werden und mich erlassen sollen.

Ein Unbekannter.

Gott grüß' euch sehr edler Herr.

Göb. Gott dank' euch? Was bringt ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu sagen, daß euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind müde sich von euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen euch aus dem Weg zu räumen. Rüstet euch oder seht zu entweichen, und Gott geleit' euch. (Ab.)

Göb. Auf diese Art dem Leben zu lassen. Gög. und so zu enden! Es sey drum: So ist mein Tod der Welt das schärfste Zeichen, daß ich nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erster Bauer. Herr, Herr! Sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Göb. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog sich ein Bündischer Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel sie auf einmal.

Göb. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer (kommen).

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Göb. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umstände machen wollt, so wird man euch weisen wie man keine macht.

Kohl. Gerad für unsere Haut und eure! Auf! Auf!

Göb (zu Pferd). Drohst du mir? Du Nichtswürdigster! Glaubst du, daß du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Verlaufungen!

Göb. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit dir seigem Kerl! Fürstendiener!

Göb (saut um sich auf sie haut). Die Andern treten dazwischen).

Kohl. Ihr seyd rasend. Der Feind bricht auf allen Seiten rein und ihr hadert!

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Gög ist unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an daß ihr ihn erwischt. Er ist schwer verwundet, sagen die Umstehen. (Die Reiter ab.) Und wenn sie dich habe! — Es ist noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollstrecken. — So verlischt er vor dem Andenken der Menschen, und du kannst freier athmen, verdrehtes Herz. (Ab.)

Nacht. im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter (am Feuer).

Sind das Strohdach über der Grube. Tochter, gieß mir Nacht noch Regen genug.

Knab (kommt).

Ein Hamster. Mutter. Da! Zwei Feldmäus.

Mutter. Will sie der abziehen und braten, und sonst eine Lapp haben von den Fellen. — Du blutst?

Knab. Hamster hat mich gebissen.

Mutter. Hol mir dürr Holz, daß das Feuer lieb brennt wenn dein Vater kommt, wird naß seyn durch und durch.

Andre Zigeunerin (ein Kind auf dem Rücken).

Erste Zigeunerin. Hast du brav geheischen?

Zweite Zigeunerin. Wenig genug. Das Land ist voll Tumult herum, daß man sein's Lebens nicht sicher ist. Brennen zwei Dörfer lichterloh.

Erste Zigeunerin. Ist das dort unten Brand, der Schein? Seh ihm schon lang zu. Man ist die Feuerzeichen am Himmel zeitlos so gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drei Gesellen (kommen).

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erste Zigeunerin. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweiter Zigeuner. Die Peitschen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels sein Gesind!

Hauptmann. Haben im Trüben gefischt. Die Bauern rauben selbst, ist's uns wohl vergönnt.

Zweite Zigeunerin. Was hast du, Wolf?

Wolf. Einen Hasen, da, und einen Hahn; ein'n Bratspieß; ein Bündel Leinwand; drei Koch-Äpfel und ein'n Pferdzaum.

Schricks. Ein' wollen Deck' hab' ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Ist alles pudelnaß, wollen's trocknen, geht her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Seht! Seht was ist.

Götz (zu Pferd).

Gott sey Dank! Dort seh' ich Feuer, sind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigst gräßlich mit mir!

Hauptmann. Ist's Friede daß du kommst?

Götz. Ja stehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd!

Hauptmann. Helf ihm! Ein edler Mann, an Gestalt und Wort.

Wolf (eilt). Es ist Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen! Alles ist euer was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, sie soll Blutwurzel bringen und Pflaster.

Götz (legt den Harnisch ab).

Hauptmann. Hier ist mein Feiertagswamms.

Götz. Gott lohn's.

Mutter (verbindet ihn).

Hauptmann. Ist mir herzlich lieb euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer sollte euch nicht kennen! Götz, unser Leben und Blut lassen wir für euch.

Schricks.

Kommen durch den Wald Reiter; 's sind Bündische.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie sollen nit bis zu euch kommen! Auf Schricks! Biete den Andern! Wir kennen die Sattche besser als sie, wer zwischen sie nieder, eh sie uns gewahr worden.

Götz (allein). O Kaiser! Kaiser! Räuber beschützen deine Länder. (Man hört schaarf schießen.) Die wilden Kerls, Aare und treu!

Zigeunerin.

Rettet euch! Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo ist mein Pferd?

Zigeunerin. Hier bei.

Götz (spricht sich, und sitzt auf ohne Harnisch). Zum letzten Mal sollen sie meinen Arm fühlen. Ich bin so schwach noch nicht. (Ab.)

Zigeunerin. Er sprengt zu den Unsrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort! fort! Alles verloren. Unser Hauptmann erschossen. Götz gefangen. (Gehen den Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid (mit einem Brief).

Er, oder ich! Der Unverschämte! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was schleicht durch den Saal? (Es klopft.) Wer ist draußen?

Franz (tritt).

Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. (Küßt ihn ein.)

Franz (faßt ihr um den Hals). Liebe gnädige Frau!

Adelheid. Unverschämter! Wenn dich Jemand gesehen hätte.

Franz. O es schläft alles, alles!

Adelheid. Was willst du!

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schicksal, mein Herz.

Adelheid. Er war sehr zornig, als du Abschied nahmst?

Franz. Als ich ihm nit gehen. Auf ihre Güter soll er, sagt' er, sie soll wollen.

Adelheid. Und wer folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thörichter Junge, du siehst nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange stehst's ihm schon nach meiner Freiheit. Er will mich auf seine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er soll nicht!

Adelheid. Wirst du ihn hindern?

Franz. Er soll nicht!

Adelheid. Ja seh mein ganzes Elend voraus. Von seinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloster sperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirst du mich retten?

Franz. Ich alles! alles!

Adelheid (sie umfängt ihn umhalsend). Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er soll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken setzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du sollst einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich geworbe. Und dieses Fläschchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gott. Ihr sollt frei seyn!

Adelheid. Frei! Wenn du nicht mehr zitterend auf deinen Zehen zu mir schleichen wirst — nicht

Würzkrämer.

Was böſes? Davon iſt nicht die Red',
Es iſt nur aber die Frag', wie's ſteht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich ſagen:
Ich ſtund ungefähr dieſer Tagen
Hinten am Hollunderzaun;
Da kam mein Pfäfflein und Mädlein traun,
Gingen auf und ab ſpatzieren,
Thäten einander umſchlungen führen,
Thäten mit Aeugleins ſich begäffeln,
Einander in die Ohren räffeln,
Als wollten ſie eben alſogleich
Mit einander in's Bett oder in's Himmelreich.

Sibylla.

Davor habt Ihr eben keine Sinnen;
Ganz geiſtlich iſt ſein Beginnen,
Er iſt von Fleiſchbegierden rein,
Wie die lieben Herzengelein.
Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen,
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.

Frau Sibylla, die Nachbarinn, ab.

mehr ich ängstlich zu dir sage: brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heidbronn,

vor'm Thurn.

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Gott nehm das Elend von euch, gnädige Frau. Marie ist hier.

Elisabeth. Gott sey Dank! Lerse, wir sind in entsetzliches Elend verstrickt. Da ist's nun wie mir alles ahnete! Gefangen, als Meuter, Missethäter in den tiefsten Thurn geworfen —

Lerse. Ich weiß alles.

Elisabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden, ein schleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finsterniß seiner Seele, das es so mit ihm enden soll.

Lerse. Auch, und daß der Weislingen Commissar ist.

Elisabeth. Weislingen?

Lerse. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Meyer ist lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gehenkt, geköpft, geviertheilt. Das Land wurde gleicht einer Wüste, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Elisabeth. Weislingen Commissar! O Gott! Ein Strahl von Hoffnung. Marie soll mir zu ihm, er kann ihr nichts abschlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er sie sehen wird, die er so liebte, die so elend durch ihn ist — Wo ist sie?

Lerse. Noch im Wirthshaus.

Elisabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer gräßige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Göhen im Wald. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich fuhr nach meinem, die Hand versagte mir. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er ist gefangen und ich zitre vor ihm. Elender Mensch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du selbst vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter! — Und soll er sterben? — Weg! Gift! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; böser Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. (Reyt sich.) — Matt! Matt! Wie sind meine Nägel so blau! — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Gesicht. Könnt' ich schlafen. Ach —

Maria (tritt auf).

Weislingen. Jesus Maria! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! Sie stirbt, Marie stirbt, und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen. Er ist unschuldig, so frastbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich der zu sagen brauche: er ist unschuldig; daß ich jammern muß, daß von dem abscheulichsten Morde zurück zu halten. Deine Seele ist daß in ihre innersten Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Aeltertat!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du kommst mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. O Maria! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkraucht im Gefängniß. Seine schweren Wunden, sein Alter. Und wenn du fähig wärst sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Stehe die Scheile.)

Franz (in äußerster Bewegung).

Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz (bringt sie).

Weislingen (reißt ein Packet auf und zeigt Marien ein Papier). Hier ist deines Bruders Todesurtheil unterschrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und so zerreiß' ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder schaffen was ich zerstört habe? Meine nicht so, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz (wirft sich vor ihm nieder und faßt seine Knie).

Maria (vor sich). Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl' ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, steh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung ist bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt sterben.

Weislingen. Ja muß?

Franz (zaudert sich). Gift! Gift! Von eurem Weibe! — Ja! Ja! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.) Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's, Marter und Tod.

Maria (innerlich). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufstehen). Gott, vermag ich das nicht!

Maria (kommt). Er ist hin. Zum Saalfenster hinaus stürzt' er, während in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm ist wohl. — Dein Bruder ist außer Gefahr. Die übrigen Commissarien, Seckendorf besonders, sind seine Freunde. Ritterlich Gefangnis werden sie ihm auf sein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Maria, und geh.

Maria. Ich will bei dir bleiben, armer Verlass'ner.

Weislingen. Wohl verlassen und arm! Du bist ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib — Maria. Entschlage dich dieser Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. — Entsetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Trost, ist Qual.

Maria (vor sich). Stärke mich, o Gott! Meine Seele erliegt mit der sinnigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Trank verstärkt durch die Apostelkutte! Wie sie wusste, forcht auf den Betern, der ihr die Nachricht bringe; er ist todt. Und du Maria! Maria, warum bist du gekommen, dass du jede schlafende Erinnerung unsrer Sünden weckest! Verlass mich! Verlass mich, dass ich sterbe.

Maria. Lass mich bleiben. Du bist allein. Denk', ich sey deine Wärterin. Vergiss alles. Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz ist verschlossen.

Maria. Er wird sich deiner erbarmen. — Du bist matt.

Weislingen. Ich sterbe, sterbe und kann nicht ersterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes sind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich seiner! Nur Einen Blick deiner Liebe an sein Herz, dass es sich zum Trost öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberringe!

In einem finstern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

(Alle vermummt.)

Aeltester. Richter des heimlichen Gerichts, schwurt auf Strang und Schwert unerbittlich zu seyn, zu richten im Verborgnen, zu strafen im Verborgnen Gott gleich! Sind eure Herzen rein- und eure Hände, beid die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer. Rufer, thu' nun das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Missethäter. Dess Herz rein ist, dessen Hänt rein sind zu fordern auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert: Klag! Klag!

Kläger (tritt vor). Mein Herz ist rein, mein Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott alle Gedanken und -bringe den Weg zum Missen! Ich hebe meine Hand auf und klage: Klag! Klag!

Aeltester. Wen klagst du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet, der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, dass du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Aeltester. Würde es falsch befunden, beutst du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, beschuldigt des Ehebruchs und Mords?

Aeltester. Sterben soll sie! sterben des bittern doppelten Todes: mit Strang und Dolch büssen doppelt doppelte Missethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über sie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer (tritt vor).

Aeltester. Fass hier Strang und Schwert, sie in tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, werder mit ihr in Staub! — Richter, die ihr rächtet im Verborgnen Gott gleich, bewahrt eure Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerse.

Maria. Die Pferde haben genug gefressen. Wir wollen fort, Lerse.

Lerse. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht ist gar unfreundlich.

Maria. Lerse, ich habe keine Ruhe bis ich meinen Bruder gesehen habe. Lass uns fort. Das Wetter hellt sich aus, wir haben einen schönen Tag zu gewarten.

Lerse. Wie ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurm.

Gtz. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillschweigen ängstet mich. Du verzehrst in dir selbst. Komm, lass uns nach deinen Wunden sehen; sie bessern sich am Vielen. In der mutterlosen Finsterniss erkenn' ich dich nicht mehr.

Gtz. Endlich bin den Sieg! Der ist lang hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse noch Georgen?

Elisabeth. Ja Lieber! Richtet euch auf, es kann sich Vieles wenden.

Gtz. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiss was selben was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ist's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden — Es ist alles zusammen. Meine Stunde ist gekommen. Ich hoffte sie sollte seyn wie mein Leben. Sein Wille geschehe.

Elisabeth. Willt du nicht was essen?

Gtz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne draussen scheint.

Elisabeth. Ein schöner Frühlingstag.

Gtz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könntest, mich in sein klein Gärtchen zu lassen auf eine halbe Stunde, dass ich der lieben Sonne geniesse, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Elisabeth. Gleich; und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurm.

Maria. Lerse.

Maria. Geh hinein und sieh wie's steht.

(Lerse ab.)

Elisabeth. Wächter.

Elisabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringst du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach, aber mein Herz ist zerrissen. Weislingen ist todt, vergiftet

von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Göhen nichts merken.

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. — Georg! hätten ſie ſich Alle gehalten wie er, ſie hätten Alle das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſchlagen, und Georg mit; er ſtarb einen Reitertod.

Maria. Weiß es Göz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Göz. Lerſe. Wächter.

Göz. Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

Göz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unſrem Hochzeittag, Eliſabeth, ahnte mir's nicht daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln tapfern Söhnen ausß aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen; jetzt hältſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb, Göz — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach ſingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw' um ſeine Freiheit.

Göz. Gott ſey Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau! Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht. — Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er doch geſtiegen iſt! Selbſt Karl, und der gute Kaiſer, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

Egmont.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Margarete von Parma, Tochter Karls des Fünften, Regentin der Niederlande.
Graf Egmont, Prinz von Gaure.
Wilhelm von Oranien.
Herzog von Alba.
Ferdinand, ſein natürlicher Sohn.
Machiavell, im Dienſte der Regentin.
Richard, Egmonts Geheimſchreiber.
Silva, Gomez, } unter Alba dienend.

Clärchen, Egmonts Geliebte.
Ihre Mutter.
Brackenburg, ein Bürgerſohn.
Soeſt, Krämer, } Bürger von Brüſſel.
Jetter, Schneider, } Bürger von Brüſſel.
Zimmermann, } Bürger von Brüſſel.
Seifenſieder, } Bürger von Brüſſel.
Buyck, Soldat unter Egmont.
Ruysum, Invalide und taub.
Vansen, ein Schreiber.

Volk. Gefolge. Wachen u. ſ. w.

Der Schauplatz iſt in Brüſſel.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger (mit Armbruſten).

Jetter (Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt). Soeſt (Bürger von Brüſſel, Krämer.)

Soeſt.

Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht: Drei Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dies Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr ſollt darüber auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr ſollt eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck

(ein Holländer, Soldat unter Egmont).

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinnſt, traktire die Herren; ich bin ſchon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's als wenn ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch. Buyck, nur immerhin.

Buyck. (ſchießt). Nun, Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soeſt. Vier Ringe? Es ſey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch ſelbſt zu danken.

Ruysum

(ein Friesländer, Invalide und taub).

Daß ich euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter?

Ruysum. Daß ich euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt, wie Keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren: Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruysum. Was?

Soeſt (laut). Er will uns gastiren; er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruysum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, freundlich zu ſeyn, und es laufen zu laſſen wie es geht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Verſteht euch Eure Majeſtät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soeſt (laut). Philipps des Zweiten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruysum. Gott tröſt' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging auf, ritt auf, wie's ihm einkam, gar viel wenig Leuten. Haben wir doch Alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt'

ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Pomp und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſre Fürſten müſſen froh und frei ſeyn wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gebraucht ſeyn, ſo guthergige Narren wir auch ſind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur beſſere Rathgeber hätte.

Soeſt. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, ſein Herz iſt dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum iſt alle Welt dem Grafen Egmont ſo hold? Warum trägen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm anſieht daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen ſieht; weil er nichts beſitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Bürgel, an euch iſt's, die erſte Geſundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Geſundheit aus.

Bürgel. Vom ganzen Herzen denn: Graf Egmont hoch!

Alle. Hoch!

Ruyſum. Ueberwinder bei St. Quentin!

Bürgel. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruyſum. St. Quentin war meine letzte Schlacht. Ich kannte kaum mehr fort, kaum die ſchwere Pikaſche mehr ſchleppen. Hab' ich doch den Franzoſen noch Eins auf den Pelz gebrannt, und da kriegt' ich zum Abſchied noch einen Streifſchuß ans rechte Bein.

Bürgel. Gravelingen! Freunde! da ging's friſch! Den Steg haben wir allein. Brannten und ſengten die wälſchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen ſie! Ihre alten, bandfeſten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und ſchoſſen und hieben, daß ſie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen, und wir ſtritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Hauſe mit Hauſe, auf dem breiten flachen Sand an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Fluſſes, bar, bar! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen der vorbeifuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie konnten nur mit den kleinſten Schiffen herbei, und das nicht nah genug; ſchoſſen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälſchen und bog unſern Muth. Da ging's! Rad! rad! herüber, hinüber! Alles todt geſchlagen, alles ins Waſſer getrennt. Und die Kerle erſoffen, wie ſie das Waſſer ſchmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Und, die wir beidelbig ſind, ward erſt wohl im Waſſer wie den Fiſchen; und immer die Feinde im Ituß zuſammengebaurn, weggeſchoſſen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, ſchlugen euch auf der Flucht die Bauernweiber mit Hacken und Miſtgabeln todt. Mußte doch die Wälſche Materialgiere das Pferdchen reichen und Friede machen. Und den Frieden ſeye ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den ſtatt der Margrete von Parma zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! Mahr bleibt mahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Nun iſt's an mir. Es lebe unſre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soeſt. Wahrlich, treffliche Weiber ſind in dem Hauſe. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug iſt ſie, und mäßig in allem was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den Pfaffen. Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neuen Biſchofsſtühlen im Lande haben. Wozu die nur ſollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einſchieben kann, wo ſonſt Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir ſollen glauben es ſey um der Religion willen. Ja es hat ſich. An drei Biſchöfen hatten wir genug; da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da ſeyt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rütteln und ſchütteln, beſte träber wird's. (Er trinkt.)

Soeſt. Das war nun bei Königs Wille; ſie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da ſollen wir nun die neuen Pſalmen nicht ſingen; aber Schelmenlieder, ſo viel wir wollen. Und warum? Es ſeyen Ketzereien drin, ſagen ſie, und Sachen. Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch geſungen; es iſt jetzt was neues, ich hab' nichts drin geſehen.

Bürgel. Ich wollte ſie fragen: In unſrer Provinz ſingen wir was wir wollen. Das macht daß Graf Egmont unſer Statthalter iſt; der fragt nach ſo etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern ſingt ſie, wer Beliehen hat. (Singt.) Es iſt ja wohl nichts unſchuldiger, als ein geiſtlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruyſum. Ei wohl! Es iſt ja ein Gottesdienſt, eine Erbauung.

Jetter. Sie ſagen aber, es ſey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich iſt's doch immer, da läßt man's lieber ſeyn. Die Inquiſitionsdiener ſolchen herum und paſſen auf; mancher ehrliche Mann iſt ſchon unglücklich geworden. Der Gewiſſenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf was ich möchte, können ſie mich doch denken und ſingen laſſen was ich will.

Soeſt. Die Inquiſition kommt nicht auf. Wir ſind nicht gemacht, wie die Spanier, unſer Gewiſſen zwangmiſſen zu laſſen. Und der Adel muß auch bei Zeiten ſehen ihr die Flügel zu beſchneiden.

Jetter. Es iſt ſehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt in mein Haus zu ſtürmen, und ich ſie' an meiner Arbeit, und ſumme juſt einen franzöſiſchen Pſalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böſes; ich ſumme ihn aber weil er mir in der Kehle iſt; gleich bin ich ein Ketzer und werde einaſchiert. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei erſtem Haufen todt ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen die auf Deutſchland ankommen ſind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je Einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute. Neulich hörte ich Einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Geſtalt', als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg: ſagte, wie ſie uns bisher hätten bei der Naſe herumgeführt, uns in der

Dumbheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran seyn. Ich sagt's immer selbst, und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang' im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soest. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Buyck. Frisch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soest. Nun, Alter, bring auch deine Gesundheit.

Ruysum. Alte Soldaten! Alte Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Brav. Alter! Alte Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht ist wohl natürlich; wie lumpig aber unser einem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie sie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben sind, wie viel dort, und wie sie sich drängen, Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so.“

Soest. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen gübt seyn.

Jetter. Ja, es übt sich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Buyck. Das sollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir die spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soest. Gelt! die lagen dir am schwersten auf?

Jetter. Verix' Er sich.

Soest. Die hatten scharfe Einquartierung bei dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soest. Sie hatten ihm verrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du bist ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit.

Jetter. Dazu sind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soest. Ordnung und Freiheit

Buyck. Brav! das sind auch wir zufrieden.

(Sie stoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch, daß jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Palaß der Regentin.

Margarete von Parma (in Jagdkleidern). Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentin.

Ihr stellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er soll zu mir kommen.

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an diese schrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergetzen, nichts mich zerstreuen; immer sind diese Bilder, diese Sorgen vor mir. Nun wird der König sagen, dieß sey'n die Folgen meiner Güte, meiner Nachsicht; und doch sagt mir mein Gewissen jeden Augenblick, das Räthlichste, das Beste gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme das Grimmen dieß Flammen anfachen und unterstreiben? Ich hoffte sie zu umstellen, sie in sich selbst zu verschütten. Ja, was ich mir selbst sage, was ich wohl weiß, entschuldigt mich vor mir selbst: aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, ist es zu läugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat sich täglich erhöht; sie haben unser Heiligthum gelästert, die Sympathien dieß Pöbels verlockt und den Schwindelgeist unter sie gebannt. Unreine Geister haben sich unter die Aufrührer gemischt, und schreckliche Thaten sind geschehen, die zu denken schauderhaft ist, und die ich nun eingeln nach Hofe zu berichten habe, schnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvor komme, damit der König nicht denke man wolle noch mehr verheimlichen. Ich sehe kein Mittel, weder Strengen, noch Gelindes, dem Uebel zu steuern. O was sind vor Großen auf der Wage der Menschheit! Wir glauben sie zu belehren schen, und sie treibt auf und nieder, hin und her.

Machiavell. (tritt auf.)

Regentin. Sind die Briefe an den König aufgesetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet ihr sie unterschreiben können.

Regentin. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umständlich, wie es der König liebt. Ich erzählte, wie zuerst zu St. Omer die bilderstürmerische Wuth sich zeigt. Wie eine rasende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken versehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erst Kapellen, Kirchen und Klöster anfallen, die Andächtigen verjagen, die verschlossenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerschlagen, alle Gemälde verderben, alles was sie nur Geweihtes, Gebeiligtes anrufen, zerstammern, zerreißen, zertreten. Wie sich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie sie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüsten, die Bibliothek des Bischofs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unsinn ergriffen, sich über Menin, Comines, Verwick, Lille verbreitet, nirgend Widerstand findet, und wie fast durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verschwörung sich erklärt und ausgeführt ist.

Regentin. Ich, wie ergreift mich auch Name der Schmerz bei deiner Wiederholung! Und die Furcht gesellt sich dazu, das Uebel werde nur

größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen eure Hoheit, meine Gedanken fehen Griffen fo ähnlich; und wenn ihr auch immer mit meinen Dienften zufrieden wart, habt ihr doch felten meinem Rath folgen mögen. Ihr fagtet oft im Scherze: „Du fiehft zu weit, Machiavell! Du feilteft Gefchichtfchreiber feyn; wer handelt muß fürs Nächfte forgen.“ Und doch, habe ich diefe Gedanken nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles voraus gefehen?

Regentin. Ich fehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tauſend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt ſie gelten, ſondern ſie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt ſie in die bürgerliche Ordnung, ſchränkt ſie ein; und ſo habt ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel ſind verzettelt, und ihr verbrennt das Land.

Regentin. Haſt du vergeſſen, mit welchem Abſcheu mein Bruder ſelbſt die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens auf's eifrigſte empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Koſten der Religion nicht hergeſtellt wiſſen will? Hält er nicht ſelbſt in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer ſich zu der neuen Meinung hinüber neigt? Hat er nicht zu unſrer Verwunderung uns dieſen und jenen genannt, der ſich in unſrer Nähe heimlich der Ketzerei ſchuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich ſoll gelind ſeyn? ich ſoll Verſtändige thun, daß er nachſehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bei ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch ſeine Anſichten wiſſen. Ihr ſollt Ruhe und Friede wieder herſtellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anlaſſen wird. Bedenkt was ihr thut. Die ärgſten Kauſleute ſind angeſteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es auf ſeinen Gedanken beharren, wenn ſich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geiſt Philippen eingeben, daß es einem Könige anſtändiger iſt, Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als ſie durch einander aufzureiben.

Regentin. Solch ein Wort nie wieder. Ich weiß wohl, daß Politik ſelten Treu und Glauben halten kann, daß ſie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unſern Herzen ausſtarrſelt. In weltlichen Geſchäften iſt das letztere nur zu wahr; ſollen wir aber auch mit Gott ſpielen wie unter einander? Sollen wir gleichgültig gegen unſre bewährte Lehre ſeyn, für die ſo viele ihr Leben aufzuopfern haben? Die ſollten wir hingeben an verdammliche, ungewiſſe, ſich ſelbſt widerſprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deßwegen nicht übler von mir.

Regentin. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat. Es ſind noch andere, Machiavell, Männer die ich ſchätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen beſchuldigt ihr mir?

Regentin. Ich kann es geſtehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentin. Durch ſein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtſinn. Ich erhielt die ſchreckliche Botſchaft, eben als ich von Bilzen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und tief; indem ich mich zu ihm wendete: „Sehr, was in eurer Provinz entſteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König ſich alles verſprach!“

Machiavell. Und was antworkete er?

Regentin. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebenſache wäre, verſetzte er: Wären nur erſt die Niederländer über ihre Verfaſſung beruhigt! Das Uebrige würde ſich leicht geben.

Machiavell. Verſteht das er wahrer, als klug und fromm geſprochen. Wie ſoll Zutrauen entſtehen und bleiben, wenn der Niederländer ſieht, daß es mehr um ſeine Beſitzthümer als um ſein Wohl, um ſeiner Seele Heil zu thun iſt? Haben die neuen Bisthöfe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geſchmauſt, und ſind es nicht meiſt Fremde? Noch werden alle Statthalterſchaften mit Niederländern beſetzt: laſſen ſich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß ſie die größte, unverſtändigſte Begierde nach dieſen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach ſeiner Art von den Seinigen regiert werden, als von Fremden, die erſt im Lande ſich wieder Beſitzthümer auf Unkoſten Aller zu erwerben ſuchen, die einen fremden Maßſtab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrſchen?

Regentin. Du ſtellſt dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verſtande ganz auf der unſrigen ſeyn.

Regentin. Wenn du ſo willſt, ſo thät' es noth, ich träte ihnen meine Regentſchaft ab; denn Egmont und Oranien machten ſich große Hoffnung, dieſen Platz einzunehmen. Damals waren ſie Gegner; jetzt ſind ſie gegen mich verbunden, ſind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentin. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich rächte für Egmont. Oranien ſinnt nichts Gutes, ſeine Gedanken reichen in die Ferne, er iſt heimlich, ſcheint aber anzunehmen, widerſpricht nie, und in tiefſter Ehrfurcht, mit größter Vorſicht thut er was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt ſo hoch, als wenn die Hand der Materie nicht über ihm ſchwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks ſind alle nach ihm gewendet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn Niemand Rechenſchaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn ſich nennen zu hören; als wollte er nicht vergeſſen, daß ſeine Vorfahren Beſitzer von Gebern waren. Warum nennt er ſich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erbliche Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich hatte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentin. Wenn er wollte, wie verdient könnte er ſich um die Regierung machen; anſtatt daß er uns ſcheu, ohne ſich zu nennen, unſäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Geſellſchaften, Gaſtmahle und

Gelage haben den Adel mehr verbunden und vermüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verzehrenden Schwindel angedeutet. Jetzt oft sagt er durch seine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie flugte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Absicht.

Regentin. Sattsam genug. Wie ich sage: er schadet uns, und nützt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft; und wir, um nicht mißig und nachläßig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich nehmen. So denkt eins das andre; und was man abzuwenden sucht das macht sich erst recht. Er ist gefährlicher als ein entschiedener Haupt einer Verschwörung; und ich möchte mich sehr irren wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt. Ich kann nicht läugnen es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentin. Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe er sey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinaustagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte euch, legt seine Offenheit, sein allzeitiges Wort, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr schadet nur ihm und euch.

Regentin. Ich lege nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländischer Adel und sein goldnes Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem schnellen, willkürlichen Umwalt des Königs schützen. Untersucht es genau: an dem ganzen Unglücke, das Flandern trifft, ist er doch nur allein schuld. Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hat's so genau nicht genommen, und vielleicht sich heimlich gefreut daß wir etwas zu schaffen hatten. Laß mich nur; was ich aus dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschossen; ich weiß wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.

Machiavell. Habt ihr den Rath zusammen berufen lassen? Kommt Oranien auch?

Regentin. Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt. Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Uebel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden und bringe mir sie zur Unterschrift. Dann sende schnell den bewährten Vasko nach Madrid: er ist unerwartet und treu; daß mein Bruder zuerst durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn selbst noch sprechen eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verschont mich, Kläschen.

Clare. Was habt ihr wieder? Warum versagt ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn so fest vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

Mutter (im Sopha sitzend.)

Singt doch eins! Brackenburg sekundirt so hübsch. Sonst war't ihr lustig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonst.

Clare. Wir wollen singen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübsch munter und frisch weg! Es ist ein Soldatenliedchen, mein Lustück.

(Sie windet Garn und singt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Hansen gefellt.
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret,
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämmslein,
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor naus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen da drein.
Welch Glück sonder Gleichen
Ein Mannsbild zu seyn!

(Brackenburg hat unter dem Singen Klärchen oft angesehen; zuletzt stimmt ihm die Stimme dadurch, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht ans Fenster. Klärchen singt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr bald unwillig, sie steht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt bald unschlüssig wieder um, und singt sich.)

Mutter. Was gudt's auf der Gasse, Brackenburg? Ich höre marschiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentin.

Clare. Um diese Stunde? was soll das bedeuten? (Sie steht auf und geht an das Fenster zu Brackenburg.) Das ist nicht die tägliche Wache, das sind weit mehr! Faßt alle ihre Hausen. O Brackenburg, geht! dort einmal was es giebt? Es muß etwas besonderes seyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er reicht ihr abgehend die Hand; sie giebt ihm die ihrige.)

Mutter. Du schickst ihn so von wieder weg.

Clare. Ich bin neugierig; und auch, verdenkt mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Clare. Ich kann's auch nicht lassen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unversehens zu, wenn die seine mich so leise, so liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe daß ich ihn betrüge, daß ich in seinem Herzen eine

Balandrino,

der Dragoner Hauptmann, tritt auf und ſpricht:

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italia die Pfaffen gelauſ't,
Und manche Republik gezauſ't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben,
Und ob, wie in der Stadt man ſagt,
Sie ſich mit dem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, ſeyd Ihr's? Gott ſey Dank!
Haben Euch halt erwart't ſo lang.

Hauptmann.

Ich bin freylich lang geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

Mutter. Das ist nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärst du immer mit ihm gewesen.

Clare. Wäre versorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das ist alles durch deine Schuld verscherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke wie es gegangen ist, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder ansehen, wird mir alles sehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was ist's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in seinem Arm sollte nicht das glückseligste Geschöpf von der Welt seyn?

Mutter. Die wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzenskunst mit seinen Kindern. Wie das aufgehen wird: Immer Sorge und Kummer: Es geht nicht gut aus! Du hast dich unglücklich gemacht: mich unglücklich gemacht.

Clare (weinend). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeiritt und ich ans Fenster lief, schaltet ihr mich da? Tratet ihr nicht selbst ans Fenster? Wenn er herauf sah, lächelte, nickte, mich grüßte: war es auch jemand? Fandet ihr euch nicht selbst in einer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir nun Vorwürfe.

Clare (weinend). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Miest ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich daß es so weit kommen sollte?

Clare (mit wechselnder Stimme und zurückkommendem Zutrauen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und flammend ihnen blieb?

Mutter. Und konnte ich erwarten, daß diese unglückliche Liebe das junge Blümchen so bald hinwelken würde? Ich muß es nun tragen: daß meine Tochter —

Clare (mit aufsprossendem Zutrauen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr hatt' eure Freude, mich zu ängstigen.

Mutter (vermutet). Meine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübnis. Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist!

Clare (aufsprossend und tief). Verworfen! Egmonts Geliebte, verworfen! — Welche Fürstin beneidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, so redetet ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seid gut! Das Volk was das denkt, die Nachbarinnen was die murmeln — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold seyn: das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frei und offen.

Clare. Es ist keine falsche Ader an ihm. Sehr, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbirgt! wie er um mich besorgt ist: so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft ans Fenster gehen sehen? Habt ihr nicht bemerkt wie ich horche, wenn's an der Thür rauscht? — Ob ich schon weiß daß er vor Nacht nicht kommt, vermutet' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm, zu Hofe und überall bin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warst immer so ein Springinsfeld; als ein kleines Kind schon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehst du dich nicht ein wenig besser an?

Clare. Vielleicht, Mutter: wenn ich Langeweile habe. — Gestern, denkt, gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Loblieder auf ihn. Wenigstens war sein Name in den Liedern: das Uebrige konnte ich nicht verstehn. Das Herz schlug mir bis an den Hals — Ich hätte sie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein heftiges Wesen verbirgst noch alles; du verräthst dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bei dem Vetter, wie du den Holzschnitt und die Beschreibung fandst und mit einem Schrei riefst: Graf Egmont! — Ich ward feuerrot.

Clare. Hatt' ich nicht schreien sollen? Es war die Schlacht bei Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchstaben C. und suche unten in der Beschreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geschossen wird.“ Mich überlief's — und dernach mußt' ich lachen über den holzgeschnitzten Egmont, der so groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabei, und die englischen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir sonst eine Schlacht vorgestellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn sie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürsten — und wie mir's jetzt ist!

Brackenburg (kommt).

Clare. Wie steht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewisses. In Flandern soll neuerdings ein Tumult entstanden seyn; die Regentin soll kommen, er möchte sich wieder verbreiten. Das Schloß ist stark besetzt, die Bürger sind zahlreich an den Thoren. Das Volk summt in den Gassen. — Ich will nur schnell zu meinem alten Vater.

(Ab wolle er gehen.)

Clare. Sieht man euch morgen? Ich will mich ein wenig anziehn. Der Vetter kommt, und ich sehe gar zu liederlich aus. Heißt mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder so eine Historie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg (seine Hand reichend). Eure Hand!

Clare (ihre Hand versagend). Wann ihr wieder kommt.

(Mutter und Tochter ab.)

Brackenburg (allein). Ich hatte mir vorgenommen gerade wieder fort zu gehn; und da sie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich rasend werden. — Unaufrichtiger! und doch rührt deines Vaterlandes Geschick nicht? der wachende

Tumult macht? — und gleich ist dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Saufmaus! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war; „Brutus Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunst;“ da war doch immer Fritz der Erste, und der Rector sagte: wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles so über einander gestolpert. — Damals lockt' es und trieb! — Jetzt schlepp' ich mich an den Augen des Mädchens so hin. Kann ich sie denn nicht lassen! Kann sie mich denn nicht lieben! — Ich — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr seyn, was mir ein Freund neulich ins Ohr sagte! daß sie Nachts einen Mann heimlich zu sich einläßt, da sie mich jämmerig immer vor Abend aus dem Hause treibt. Nein, es ist nicht wahr, es ist eine Lüge, eine schändliche verläumderische Lüge! Clärchen ist so unsinnig als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen gestoßen — — Und ich soll so fort leben! Ich duld', ich duld' es nicht. — — Eben wird mein Vaterland von innerm Zwiste heftiger bewegt, und ich werde unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, schimpflicher Zustand! Ist ist besser ich end' auf einmal. Neulich stürzt' ich mich ins Wasser, ich sank — aber die gesängstete Natur war stärker; ich fühlte daß ich schwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergessen da sie mich liebte, mich zu lieben schien! — Warum hat's nur's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir diese Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgesteckt, indem sie mir ein Paradies von weiten zeigten? — Und jener erste Kuß! Jener einzige! — Hier (die Hand auf den Tisch legend), hier waren wir allein — sie war immer gut und freundlich gegen mich gewesen — da schien sie sich zu erweichen — sie sah mich an — alle Sinnen gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stark Armer! Was zauderst du? (Er nimt ein Fläschchen aus der Tasche.) Ich will dich nicht umsonst aus meines Bruders Doctorkästchen gestohlen haben, berühmtes Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.

Zweiter Aufzug.

Platz in Brüssel.

Jetter und ein Zimmermeister treten zusammen.

Zimmermeister.

Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft sagt' ich, es würde schwere Händel geben.

Jetter. Ist's denn wahr, daß sie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeister. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben sie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackten Wände haben sie stehen lassen. Lauter Lumpengesindel! Und das macht unsre gute Sache schlimm. Wir hätten eher, in der Ordnung, und standhaft unsere Gerechtsame der Regentin vorgetragen und drauf halten sollen. Reden wir jetzt, versammeln wir uns jetzt; so heißt es, wir gesellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja so denkt jeder zuerst: was sollst du mit deiner Nase voran? hängt doch der Hals gar nah' damit zusammen.

Zimmermeister. Wir ist's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu Säbeln anfängt, unter dem Volk das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müssen, und bringen das Land in Unglück.

Soest (tritt dazu).

Guten Tag, ihr Herrn! Was giebt's neues?

Jft's wahr, daß die Bilderstürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeister. Hier sollen sie nichts anrühren.

Soest. Ob trat ein Soldat bei mir ein. Teufel zu taufen; den fragt' ich aus. Die Regentin, so eine wackre kluge Frau sie bleibt, dieshmal ist sie unser Fassung. Es muß sehr arg seyn, daß sie sich so geraden hinter ihre Wache verkriecht. Die Bursch ist scharf besetzt. Man meint sogar, sie wolle aus der Stadt rücken.

Zimmermeister. Hinaus soll sie nicht! Ihre Gegenwart belebt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verschaffen, als ihre Stutzohren. Und wenn sie uns unsere Rechte und Freiheiten aufrecht erhält; so wollen wir sie auf den Händen tragen.

Seilerslieder (tritt dazu).

Garstige Händel! Uebte Händel! Es wird unruhig und geht schief aus! — Hütet euch, daß ihr Alle bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soest. Da kommen die sieben Weisen aus Griechenland.

Seilerslieder. Ich weiß, da sind Viele, die es heimlich mit den Calvinisten halten, die auf die Bischöfe lästern, die den König nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! — (Es gesellt sich nach und nach allerlei Volk zu ihnen und horcht).

Paulus (tritt dazu).

Gott grüß euch Herren! Was neues?

Zimmermeister. Gott euch mit dem nicht ab, das ist ein falscher Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber beim Doctor Martz?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Scheidtreize gaben, pfuscht er jetzt Notarien und Advocaten ins Handwerk, und ist ein Branntweinsuff.

(Es kommt mehr Volk zusammen und hört zu).

Paulus. Ihr seyd auch versammelt, flickt die Köpfe zusammen. Es ist immer redenswerth.

Soest. Ich denk' auch.

Paulus. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu; wir könnten die spanischen Ketten auf einmal sprengen.

Soest. Herre! So mißt ihr nicht reden. Wir haben dem König geschworen.

Paulus. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt sich hören! Sagt eure Meinung.

Einige Andere. Horch, der versteht's. Der hat Prise.

Vansen. Ich hatte einen alten Patron, der besaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die tarsen Bücher. In einem stand unsere ganze Verfassung: wie und Niederländer zuerst einzelne Fürsten regierten, alles nach dergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unsre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürsten gehabt, wenn er sie regiert wie er sollte; und wie sie sich gleich vorsahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein; denn jede Provinz, so klein sie war, hatte ihre Staaten, ihre Landstände.

Zimmermeister. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtschaffne Bürger ist, so viel er braucht, von der Verfassung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soest. Er hat ganz recht.

Meyerer. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vansen. So seyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur so in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb' von euern Eltern überkommen habt, so laßt ihr auch das Regiment über euch schalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Historie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Versäumniß haben euch die Spanier das Maß über die Ohren gezogen.

Soest. Mer denkt da dran? wenn einer nur das tägliche Brot hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und sagt einem so etwas?

Vansen. Ich sag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zusammen besitzt, darf doch nicht drin schalten und walten, anders als die kleinen Fürsten, die sie ehemals einzeln besaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vansen. Es ist so klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vansen. Hat der Brüsseler nicht ein ander Recht als der Antwerper? der Antwerper als der Genter? Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bei Gott!

Vansen. Aber, wenn ihr's so fortlaufen laßt, wird man's euch bald anders weisen. Pfui! Was Karl der Kühne, Friedrich der Krieger, Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soest. Ja, ja! Die alten Fürsten haben's auch schon probirt.

Vansen. Freilich! — Unsere Vorfahren paßten auf. Wie sie einem Herrn gram wurden, fingen sie ihm etwas seinen Sohn und Erben weg, distlen ihn bei sich, und gaben ihn nur auf die bestimmten Bedingungen heraus. Unsere Väter waren Leute! Die wußten was ihnen nütz war! Die wußten etwas zu fassen und fest zu setzen! Rechte Männer! Dafür sind aber auch unsere Privilegien so deutlich, unsere Freiheiten so versichert.

Seilenflicher. Was sprecht ihr von Freiheiten?

Das Volk. Von unsern Freiheiten, von unsern Privilegien! Erzählt noch was von unsern Privilegien.

Vansen. Wir Brabanter besonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir sind am herrlichsten versehen. Ich habe alles gelesen.

Soest. Sagt an.

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vansen. Erstlich steht geschrieben: Der Herzog von Brabant soll ein guter und getreuer Herr sein.

Soest. Gut! Steht das so?

Jetter. Getreu! Ist das wahr?

Vansen. Wie ich auch sage. Er ist uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweitens: Er soll keine Macht oder eignen Willen an uns beweisen, merken lassen, oder gedenken zu gestatten, auf keinerlei Weise.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweisen.

Soest. Nicht merken lassen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu gestatten! Das ist der Hauptpunkt. Niemanden gestatten, auf keinerlei Weise.

Vansen. Mit ausdrücklichen Worten

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müssen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentin gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr sollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seilenflicher. O die Tröpfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seilenflicher. Ich schlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort sagt.

Das Volk. Wir wollen sehen wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vansen. Mancherlei, und sehr gute, sehr heilsame. Da steht auch: Der Landsherr soll den geistlichen Stand nicht verbessern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soest. Ist das so?

Vansen. Ich will's euch geschrieben zeigen, von zwei drei hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Bisthöfe? Der Adel muß uns schützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir lassen uns von der Inquisition ins Bockshorn jagen?

Vansen. Das ist eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die sorgen für unser Bestes.

Vansen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seilenflicher. Du Hund!

(Er schlägt ihn.)

Andere (niederfechten sich und rufen). Bist du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Wach' den Ehrenmann!

Ein Anderer. Den Gelahrten!

(Sie fallen den Seilenflicher an.)

Zimmermeister. Umb Himmels willen, ruht! (Andere machen sich an den Streit.)

Zimmermeister. Bürger, was soll das?

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an. Bürger ziehen und fechten. Das Lärm zu. Andere gerathen auf und ab. Andere treiben allerlei Schabernacken, schreien und tumultuiren.)

Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

Egmont (tritt auf mit Begleitung).

Ruhig! Ruhig, Leute! Was giebt's? Ruhe! Bringt sie auseinander!

Zimmermeister. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! sehe ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was sangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält sogar die Rache unserer königlichen Regentin diesen Unsinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an euer Gewerbe. Es ist ein übles Zeichen wenn ihr an Werktagen feiert. Was war's?

(Der Tumult stille sich nach und nach, und Alle setzen sich um herum.)

Zimmermeister. Sie schlagen sich um ihre Privilegien.

Egmont. Die sie noch muthwillig verlieren werden. — Und wer seid ihr? Ihr scheint mir rechtschaffene Leute.

Zimmermeister. Das ist unser Bestreben.

Egmont. Eures Zeichens?

Zimmermeister. Zimmermann und Zunftmeister.

Egmont. Und wer?

Soest. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mir an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name ist Jetter.

Jetter. Gnade, daß ihr euch dessen erinnert.

Egmont. Ich vergesse Niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe. — Was an euch ist Mann zu erhalten, Leute, daß thut; ihr seid übel genug angeschrieben. Beeilt den Schritt nicht mehr, er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit als er braucht.

Zimmermeister. Ach wohl! das ist eben unsre Noth! Die Taglöhner, die Schäfer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die flanieren auf langer Weile, und scharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtsinnigen was vor, und um eine Kanne Bier erzählt zu kriegen, fangen sie Händel an, die viel tausend Menschen unglücklich machen. Das ist ihnen eben recht. Wir hatten unsre Häuser und Kasten zu gut verwahrt; da möchten sie gern uns mit Feuerbränden darein treiben.

Egmont. Allen Beistand sollt ihr finden; es sind Maßregeln genommen dem Uebel kräftig zu begegnen. Sieht sich gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht durch Aufruhr befestige man Privilegien. Bleibt zu Hause; leidet nicht daß sie sich auf den Straßen rotten. Verdächtige Leute können viel thun.

(Indessen hat sich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeister. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt. (Egmont ab.) Ein gnädiger Herr! der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soest. Das läßt der König wohl seyn. Den Platz besetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Hast da das Kleid gesehen? Das war nach der neuesten Art, nach Spanischem Schnitt.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Soest. Bist du toll? was kommt der ein!

Jetter. Dumm genug, daß einem so etwas einfällt. — Es ist mir nun so. Wenn ich einen schönen langen Hals sehe, muß ich gleich wider Willen denken: der ist gut schützen. — Die verschiedenen Executionen: man kriegt sie nicht aus dem Sinne. Wenn die Bursche schwimmen, und ich seh' einen nackten Buckel; gleich fallen sie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen streichen sehen. Begegnet mir ein rechter Wanst, mein' ich, den seh' ich schon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Lustbarkeit, jeden Spaß hat ich bald vergessen; die fürchterlichen Gestalten sind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmonts Wohnung.

Secretair.

(an einem Tisch mit Papieren; er steht unruhig auf.)

Er kommt immer nicht! und ich warte schon zwei Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern so heiß sein. Es brennt mir unter den Nägeln. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. — Sey auf die Stunde da, er befahl es mir mehr, ehe er wegritt; nun kommt er nicht. Ich ist so viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich sieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's besser, wenn er strenger wäre, und triebe einen auch wieder zur bestimmten Zeit. Man könnte sich einrichten. Wen der Regentin ist er nun schon zwei Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs aufgehalten hat.

Egmont (tritt auf).

Wie steht's aus?

Secretair. Ich bin bereit, und drei Boten warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang geblieben; du machst ein verdrießlich Gesicht.

Secretair. Euerm Befehl zu gehorchen, war' ich schon lange. Hier sind die Papiere!

Egmont. Dorina Sirena wird böse auf mich werden, wenn sie hört daß ich sich abgestohlen habe.

Secretair. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du selbst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht daß du auf dem Schlosse eine Freundin hast. Was sagen die Briefe?

Secretair. Mancherlei, und wenig Erfreuliches.

Egmont. Da ist gut daß wir die Freude zu Hause haben und sie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Ist viel gekommen?

Secretair. Genug, und drei Boten warten.

Egmont. Sag' an! das Widrigste.

Secretair. Es ist alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geschwind!

Secretair. Hauptmann Breda schickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat sich meistens gelegt. —

Egmont. Er schreibt wohl noch von einzelnen Unregelmäßigkeiten und Zollstörungen?

Secretair. Ja! es kommt noch manches vor.

Egmont. Verschone mich damit.

Secretair. Noch sechs sind eingegangen worden, die drei Vorwürfe das Markenwesen betreffen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE;J.W. FN. 03787151

Secretair. Es sind zwei Weiber dabei; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen lassen.

Secretair. Brink von Breda's Compagnie will betrathen. Der Hauptmann bittet ihr werdet's ihm abschlagen. Es sind so viele Weiber bei dem Haufen, schreibt er, daß, wenn wir aufbrechen, es keinem Soldatenmarsch, sondern einem Zigeuner-Geschleppe ähnlich sehen wird.

Egmont. Dein mag's noch hingehen! Es ist ein schöner junger Kerl; er hat mich noch gar dringend, eh ich wegging. Aber nun soll's Keinem mehr gestattet seyn, so leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedies genug sind, ihren besten Spaß zu verjagen.

Secretair. Zwei von euern Leuten, Peter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter übel mitgespielt. Sie fingen sie allein, und die Dirne konnte sich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen ist, und sie haben Gewalt gebraucht; so soll er sie drei Tage hinter einander mit Ruthen streichen lassen, und wenn sie etwas bessen, soll er so viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Aussteuerung gereicht werden kann.

Secretair. Einer von den fremden Lehrern ist heimlich durch Cleviand gegangen und entdeckt worden. Er schreibt, er sey im Begriff nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl soll er enthauptet werden.

Egmont. Sie sollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm versichern, daß er das zweite Mal nicht so wegkommt.

Secretair. Ein Brief von euerm Einnehmer. Er schreibt: es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe schwerlich schicken; der Tumult habe in alles die größte Confusion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei! er mag sehen wie er es zusammentreibt.

Secretair. Er sagt: er werde sein Möglichstes thun, und wolle endlich den Raymond, der auch so arge Schulden ist, verklagen und in Verhaft nehmen lassen.

Egmont. Der hat ja versprochen zu bezahlen.

Secretair. Das letzte Mal setzte er sich selbst vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretair. Ihr thut wohl. Es ist nicht Unrecht machen; es ist böser Wille. Er macht gerne Schuld, wenn er sieht, ihr spaßt nicht. — Ferner sagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Witwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühren einen halben Monat zurückhalten; man könne indessen Rath schaffen; sie möchten sich einrichten.

Egmont. Was ist da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das soll er bleiben lassen.

Secretair. Woher befehlt ihr denn daß er das Geld nehmen soll?

Egmont. Darauf mag er denken; es ist ihm in vorigen Briefe schon gesagt.

Secretair. Dahinaus thut er die Vorschläge.

Egmont. Die taugen nicht, er soll auf was anders sinnen. Er soll Vorschläge thun die annehmlich sind, und vor allem soll er das Geld schaffen.

Secretair. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder bieder gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm selbst schreiben. Gewiß er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaften ist mir das Schreiben das Verhaßteste. Du machst meine Hand ja so gut nach, schreib' in meinem Namen. Ich erwarte Dranien. Ich komme nicht dazu; und wünschte selbst das ihm auf seine Vielerlichkeiten was recht Beruhigendes geschrieben würde.

Secretair. Sagt mir umständlich eure Meinung; ich will die Antwort schon aufsetzen und sie euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für eure Hand gelten kann.

Egmont. Gieb mir den Brief. (Nachdem er ihn eingesehen) Guter ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend auch wohl so bedächtig? Erfliegst du nie einen Muth? Botest du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, bieten? — Der treue Sorgfältige! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der seinen todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. — Schreib ihm, er möge unbesorgt seyn; ich handle wie ich soll, ich werde mich schon wahren; sein Ansehen bei Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen, und meines vollkommen Dankes gewiß seyn.

Secretair. Nichts weiter? Ich erwartet mehr.

Egmont. Was soll ich mehr sagen? Willst du mehr Worte machen, so hab's bei dir. Es dreht sich immer um den Einen Punkt: ich soll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich schlafen bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausche es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der spanischen Lebensart nicht einen Hutschrapsen in meinen Adern; nicht Lust, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hofcadenz zu mustern. Leb' ich nur nun aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verderben?

Secretair. Ich bitt' euch, Herr, seyd nicht so barsch und rauh gegen den guten Mann. Ihr seyd ja sonst gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, daß den ehrlin Freund beruhige. Seht, wie seufzlustig er ist, wie leis' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur wir, sie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Giebel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden seines Pfades gehen; er mag sich wahren.

Secretair. Es ziemt euch nicht zu sorgen, aber wer euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief sinnend). Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Gesellschaft und der Weine getrieben und gesprochen; und was man daraus für Folgen und Beweise durch's ganze Königreich gezogen und gedeutet habe. — Nun auf! wir haben Scheltkanonen, Narrenkutten auf unsrer Diener Aermel sticken lassen, und haben diese tolle Horde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt, ein noch gefährlicher Symbol für Alle, die leuten wollen wie man es deuten will. Wir haben sie und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren;

sind schuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelsäcken und mit einem selbsterwählten Namen dem Könige seine Pflicht mit spottender Demuth und Geduldung rief; sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Faßnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen dunklen Lunten zu misdeuten, die ein jugendlicher Muth, eine enthusiastische Phantasie um unsers Heilands arme Bilder hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoch übrig bleibt; ist's wohl des Ab- und Aufsiedens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überleben was gestern war? und um zu rathen, zu verhüten, was nicht zu errathen, nicht zu verhüten ist, das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen; wir wollen sie Stoikern und Höflingen überlassen. Die mögen sinnen und aufsinnen, wandeln und schleichen, belagern weiter sie können, erobern was sie können. — Kannst du von allem diesem etwas brauchen, daß deine Freiheit sein Ende wird; so ist mir's recht. Dem guten Alten scheint alles viel zu wichtig. So denkt ein Freund, der lang' mit der Hand gehalten, sie stärker noch einmal wenn er sie lassen will.

Secretair. Verzeiht mir, es wird dem Fußgänger schwindlig, der einen Mann mit rasender Eile daher fahren sieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern geweht, sehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Strick da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Grimmt er sich doch kaum, wieder er kam.

Secretair. Herr! Herr!

Egmont. Ich hebe mich, und kann und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und hab' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja selbst ein verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe führen; da mag ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschwindet, mit meinen guten Kriegsgesellen am kleinen Gewinnst das nächste Loos zu werfen; und seit' ich knickern, wenn's um den ganzen vollen Werth des Lebens geht?

Secretair. O Herr! Ihr wißt nicht was für Worte ihr sprecht: Gott erbalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zusammen. Drauen kommt. Fertige aus was am nöthigsten ist, daß die Boten fortkommen, eh die Thore geschlossen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß als morgen; versäume nicht Pferden zu befehlen, und grüße sie von mir. — Horche, wie sich die Regentin befindet; sie soll nicht wohl seyn, ob sie's gleich verdirgt. (Secretair ab.)

Oranien (kommt).

Egmont. Willkommen, Oranien. Ihr scheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was sagt ihr zu unsrer Unterhaltung mit der Regentin?

Egmont. Ich fand in ihrer Art mir aufzunehmen nichts Außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet ihr nicht daß sie zurückhaltender war? Fast wollte sie unser Betragen bei dem neuen Aufruhr des Pöbels gelassen billigen; nachher merkte sie an was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse; wich dann mit dem Gespräche in ihrem alten gewöhnlichen Discurs: daß man ihre listerweise gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünschten Ausgang nehmen werde, daß sie am Ende wohl müde werden, der König sich zu andern Maßregeln entschließen müsse. Habt ihr das acht't?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdessen an was anders. Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern daß sich alles unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Hergelaufene die Ellenbogen ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte; daß, weil sie Friedrich gesinnt sind, die Gattung, die ein Volk erzeugt, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, sich durch ein freundlich Wort beschwichtigen ließe, und die natürlichen Elemente sich in ihren Kräften in sanfter Eintracht vereinigten. Das ist ihr Fall; und da sie es dahin nicht bringen kann, so hat sie keinen Weg als kümmlich zu werden, sich über Undankbarkeit, Unvermögen zu beklagen, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen — daß sie fortgehen will.

Oranien. Glaubt ihr dasmal nicht daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehen! Wo will sie denn hin? Ihre Statthalterin, Königin; glaubt ihr daß sie es unterbauen wird um Hof ihres Bruders unbeliebte Lasten abzuschütteln, oder nach Italien zu gehen und sich in alten Familienverhältnissen heraumzuschlevren?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil ihr sie bald andern, weil sie sie bald zurücktreten sehn; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge! und der König schickte einen andern!

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde bald mit dieser Kleinlichkeit, mit der mit einer andern zu thun haben, übermorgen seine Hindernis finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fortgeschlagene Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch dem wird die Zeit zerrinnen, der Kopf schwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorausgesehnen Linie zu steuern, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Strudme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre der alle unsere Verhältnisse im Herzen, ich habe immer wie über einem Schachspiele und hatte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie mächtige Menschen mit der ärgsten Seelenlosigkeit an die Gebrechlichkeit der Natur verschwenden, so hat' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen,

Ich habe Urſach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewiſſen Grundſätzen gehandelt; er ſieht, daß er damit nicht auskommt; was iſt wahrſcheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege verſuche?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat ſo viel verſucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht verſucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu ſchonen und die Fürſten zu verderben.

Egmont. Wie Viele haben das ſchon lange gefürchtet! Es iſt keine Sorge.

Oranien. Sind wir's Sorge; nach un nach iſt mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unſere Art; und unter einander können wir geſtehen, daß wir des Königs Rechte und die unſrigen wohl abzuwägen wiſſen.

Egmont. Wer thut nicht? Wir ſind ihm unterthan und gewärtig, in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er ſich nun aber mehr zumaßte, und Treuloſigkeit nennte was wir heißen auf unſre Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zuſammen, wir wollen uns richten laſſen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Unterſuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der ich Philipp nie ſchuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und ſeinem Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn ſie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es iſt nicht möglich. Wer ſollte wagen Hand an uns zu legen? — Und gelangen ſie nehmen wär' ein verlornes und frucht-loſes Unternehmen. Nein, ſie wagen nicht das Panier der Tyrannei ſo hoch aufzuſtecken. Der Windbeutel, der dieſe Nachricht übers Land brachte, würde ein unabſehbares Feuer zuſammenentreiben. Und wohinaus wollten ſie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten ſie meuchelmörderiſch an unſer Leben? — Sie können nicht wollen. Ein ſchrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom fremden Namen würde ſich geſtalten erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde löſche zum letzten Schmerzen. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie ſollten ſie aber?

Oranien. Alba iſt unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentin wollte nichts wiſſen.

Oranien. Um deſto mehr bin ich überzeugt. Die Regentin wird ihm Platz machen. Seinen Mordſinn kenn' ich, und ein Heer dringt er mit.

Egmont. Aufs neue die Provinzen zu beſtätigen! Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ein Haupter verſiegen.

Egmont. Nein, Nein!

Oranien. Laß uns arbeiten, jeder in ſeiner Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihm nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Streit.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, worein du ſtürzeſt dich; an dem verderblichſten Kriege, der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern iſt das Signal, daß die Provinzen mit Einmal zu den Waffen rufe, daß jede Grauſamkeit rechtfertigt, wegen Oranien von jeher nur darin den Verwand gehabt hat. Was wir lange mühſelig geſtillt haben, wird du mit Einem Winke zur ſchrecklichſten Verwirrung aufregen. Denk' an die Städte, die Oedniß, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüſtung, den Mord! — Ruhig ſteht der Soldat wohl im Felde ſeinen Kameraden neben ſich hinfallen; aber den Zug verunter werden die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenſchwimmen. Daß du mit Entſetzen da ſtehſt, und nicht mehr weißt welche Saat du verbreitigſt, da du zu Grunde gehen, für deren Freiheit du die Waffen ergreifſt. Und wie wird der's dem wenn du zu ſpät ſagen wirſt: Für meine Sicherheit ergriff ich ſie.

Oranien. Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont, ziemt es ſich und für Tauſende hinzugehen, ſo ziemt es ſich auch und für Tauſende zu ſchonen.

Egmont. Wer ſich ſchont muß ſich ſelbſt verdächtig werden.

Oranien. Wer ſich kennt kann ſicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel das du fürchteſt, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es iſt klug und tätig dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen.

Egmont. Bei ſo großer Gefahr kommt die leiſeſte Hoffnung in Anſchlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leiſeſten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Iſt des Königs Gunſt ein ſo ſchmaler Grund?

Oranien. So ſchmal nicht, aber ſchlüpfrig.

Egmont. Bei Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden daß man unwürdig von ihm denkt; Er iſt Karls Sohn und keiner Niederträchtigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts Niedriges.

Egmont. Man ſollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben dieſe Kenntnis räth und eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe iſt gefährlich zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirſt aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen ſehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmal nur mit den meinigen! Aremberg, weil du ſie offen haſt, glaubſt du zu ſehen. Ich ſehe! Warte du Alba's Ankunft ab und höre ſie bei der! Vielleicht reißt dich mein

Wesen. Vielleicht daß der Dinge nichts zu sagen glaubt, wenn er uns nicht beide auf Einmal verstummt. Vielleicht glaubt er, um seinen Anschlag sicherer auszuführen; und vielleicht steckst du indes die Stadt in ihrer wahren Gestalt. Aber dann schnell! schnell! Rette! rette dich! — Leb wohl! — Laß deiner Aufmerksamkeit nichts entgehen; wie viel Mannszucht er wiederbringt, wie er die Stadt belebt, was für Macht die Regentin behält, wie deine Freunde geehrt sind. Gieb mir Nachricht —

— Egmont —

Egmont. Was willst du?

Oranien (in der Hand fassend). Laß dich beerdigen! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen ist auch männlich.

Egmont. Du wähnst mich verloren?

Oranien. Du bist's. Bedenke: Dir bleibt nur eine kurze Frist. Leb wohl! (Ab.)

Egmont (allein). Das andrer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Wär' es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorgfaltheit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sammten Nebeln verscheuchen, sieht es ja wohl noch ein fremdlich Mittel.

Dritter Aufzug.

Palast der Regentin.

Margarete von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen sollen. Ha! Wenn man in Nähe und Ferne vor sich bildet, denkt man immer man habe das Möglichste; und der vom weitem suchte und beschrieb, glaubt er verstehe nur das Mittelste. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich so verdrießen könnte. Ich ist so schön zu herrschen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell (erscheint im Grunde).

Regentin. Tretet näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wissen was er enthält?

Regentin. So viel sittliche Aufmerksamkeit für mich, als Sorgfalt für seine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte seiner Majestät in diesen Landen gewacht habe. Er bekennt mich, daß mir das unbändige Volk so viel zu schaffen machte. Er ist von der Liebe meiner Einsichten so vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens so außerordentlich zufrieden, daß ich fast sagen muß, der Brief ist für einen König zu sanft geschrieben, für einen Bruder zuviel.

Machiavell. Es ist nicht das erste Mal daß er euch seine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentin. Aber das erste Mal daß ich verlegen bin.

Machiavell. Ich versteh' euch nicht.

Regentin. Ihr werdet. — Denn er meint, nach diesem Eingange; ohne Mannszucht, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur spielen: Ihr hättet, sagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unsre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Besatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken lastet, vermehre ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerst aufbringen.

Regentin. Der König meint aber, höret du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, so einer, der gar keine Rasten annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und schickt deswegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alva.

Machiavell. Alva?

Regentin. Du wunderst dich?

Machiavell. Ihr sagt: er schickt. Er fragt wohl ob er schicken soll?

Regentin. Der König fragt nicht; er schickt.

Machiavell. So werden wir einen erfahrnen Krieger in unsern Diensten haben.

Regentin. In meinen Diensten? Rede grad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vorgreifen.

Regentin. Und ich möchte mich verstellen! Es ist mir empfindlich, sehr empfindlich. Ich wollte lieber mein Bruder hatte wie er's denkt, als daß er förmliche Ordnen unterschreibt, die ein Staatssecretär aufsetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einsehen? —

Regentin. Und ich kenne sie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern geläugnet und gelebt haben: und weil sie selbst nicht gegessen, so findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Löffel in der Hand kommt. O wie oft, als wenn ich den König und sein Conseil auf dieser Tapete gewirkt sähe.

Machiavell. So getrost?

Regentin. Es fehlt kein Zug. Es sind gute Menschen drunter. Der ehrliche Nodrich, der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Klenjo, der fleißige Frenseda, der feile Las Barsas, und noch einige die mitgehen, wenn die gute Partei mächtig wird. Da sitzt aber der hochfahrige Toledaner mit der ehernen Stirne und dem tiefen Kennerblick, der weit spotten kann den Zaunen von Weiberzelle, ungeistigen Nadgeren, und daß Frauen weiß von jenseitigen Pferden sich tragen lassen, selbst aber schlechte Staatsmeister sind, und solche Späße, die in ehemals von den politischen Herren habe mit durchdrehen müssen.

Machiavell. Ihr habt ja dem Gemälde einen guten Farbenerguß gewählt.

Regentin. Gesteht nur, Machiavell: In meiner ganzen Schilderung, aus der ich allenfalls malen könnte, ist kein Ton so gemeinen, gallenschwarz, wie Alva's Gesichtsfarbe, und als die Farbe, aus der er malt. Jeder ist bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder; denn aus diesem Kapitel kann man sie alle sogleich canoniren, gefangen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, sieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut ist. — Da hängt er sich an jeden Mißwillen, der vorbei ist, erinnert an jede Unruhe, die gestillt ist; und es wird dem Könige vor den Augen so voll Meuterei, Aufruhr und Todtschlimmer, daß er sich vorsetzt sie fressen sich hier einander auf, wenn eine flüchtig verübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bei uns lange vergessen ist. Da faßt er einen recht herzlichen

Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um, und wähnt so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu noch. Bleibt ihr nicht Regentin?

Regentin. Das denk' ich. Er wird eine Instruction bringen. — Ja ein in Staatsgeschäften alt genug geworden, um zu wissen, wie man einen verdrängt, ohne ihm seine Bestallung zu nehmen. — Erst wird er eine Instruction bringen, die wird unbestimmt und schief seyn; er wird um sich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Instruction vorschützen; wenn ich sie sehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf bestehe, wird er mir ein Papier zeigen das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan, und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt' ich könnt' euch widersprechen.

Regentin. Was ich mit unsäglicher Geduld bei ruhigste, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verlieren sehen, und überdieß noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

Regentin. So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu seyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh er mich verdrängt.

Machiavell. So rasch diesen wichtigen Schritt?

Regentin. Schwerer als du denkst. Wer zu berrschen gewohnt ist, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, fliegt vom Throne wie ins Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Ansehen einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgerent hat, und nun besitzt und genießt.

Clärchens Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburgs hab' ich nie gesehen; ich glaubte, sie sey nur in Heldengeschichten.

Clärchen sitzt in der Stube auf und ab, ein Lied pfeifend (en Liedchen summend).

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermeidet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thätest, wenn du wolltest, er heirathete dich noch.

Clärchen (singt).

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein;
Langen
Und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heiersvolk.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es ist ein fröhlig Lied. Hab' ich doch schon manchmal ein greines Kind damit schlafen gewiegt.

Mutter. Du hast doch nichts im Kopfe als deine Liebe. Verachtest du nur nicht alles über der Eine. Den Brackenburg solltest du in Ehren halten, sag' ich dir. Er kann dich doch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder seht nichts voraus, und überrennt unsere Erfahrungen. Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott danken kann wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen (schaudert, schwingt und schüttelt sich). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken ist schrecklich! — Und wenn er kommt Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns gerben wie wir können — Egmont, ich doch entbehren! — (Sie singt.) Nein, es ist nicht möglich, nicht möglich.

Egmont (in einem Reitermantel, den Hut ins Gesicht gedrückt). Clärchen!

Clärchen (singt einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und küßt ihn.) O du guter, lieber, süßer! Kommst du? bist du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine ist fast vergangen daß ihr so lang' ausbleibt; sie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und gesungen.

Egmont. Ihr habt wir doch ein Nachtessen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freilich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe schon alles darauf eingerichtet, ich habe etwas überrichtet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich, wenn er bei mir ist hab' ich gar keinen Hunger; da sollte er auch keinen großen Appetit haben wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinst du?

Clärchen (kommt mit dem Fuße und kehrt sich unwillig um).

Egmont. Wie ist dir?

Clärchen. Wie seyd ihr heute so kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wechselkind? Ziemt seinem Geliebten noch Liebhaber die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde etwas ablisten möchte, da nimmt er sich zusammen, faßt sich selbst in seine Arme und faut seinen Arm schlau weg. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht setzen? es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts wenn ihr da seyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille ist die beste Würze.

(Mutter ab.)

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willst.

Clärchen. Verzeihst sie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuweilen alle. (Er setzt den Mantel ab und setzt sich in einen ziemlichen Abstand.)

Hauptmann.

Wie ſteht's in der Nachbarſchaft herum?
Iſt's wahr —

Würzkrämer.

Seyd Ihr etwa ſchon vergifft't?
Da hat einer ein' böſ' Eh' geſtifft't.

Hauptmann.

Sagt, iſt's wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr, ich hab' nichts mit dem Miſt zu ſchaffen,
Aber ſo viel kann ich Euch ſagen:
Ihr müßt nit mit Feuer und Schwert drein ſchlagen;
Müßt erſt mit eignen Augen ſehn,
Wie's drinnen thut im Hauſ' hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein,
So eben fällt ein Schwank mir ein.
Laßt Euch's unangefochten ſeyn,
Eure Braut iſt ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling.

Sie gehen ab.

Clärchen. O Je!

Egmont. Kam das? ich die Arme frei. (Er reißt sie.)

Clärchen. Laßt! Ihr zerbrecht euch. (Sie windet sich los.) Wie possirlich! Da darf ich euch nicht anrühren.

Egmont. Willst du zufrieden? Ich versprach dir einmal spanisch zu kommen.

Clärchen. Ich hab euch selber nicht mehr drum; ich dachte ihr wolltet nicht — Ach und das goldne Vließ!

Egmont. Da siehst du's nun.

Clärchen. Das hat der der Kaiser umgehängt?

Egmont. Ja mein Kind! und Kette und Zeichen deuten dem der sie trägt die ersten Freiwerken. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens, mit dem versammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du bärtest die ganze Welt über dich richten lassen. — Der Egmont ist gar zu verrückt, und die Passionsbrüder! und das Gerichte! — Man weiß nicht wo man anfangen soll.

Egmont. Sieh dich nur satt. —

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geschichte und saßet: es sey ein Zeichen über Proben und Erfahrung, was man mit Müh und Fleiß verdient und erwirbt. Ich ist sehr hoch — ich kann's keiner Liebe versichern. — Ja trage sie eben so am Herzen — und herum —

Egmont. Was willst du sagen?

Clärchen. Heraus verschließt sie's auch wieder nicht.

Egmont. Wie so?

Clärchen. Ich habe sie nicht mit Müh und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe ist es anders. Da verdient sie weit du sich nicht darum bewirbst — und die Leute erhalten sie auch meist allein die nicht darnach fragen.

Clärchen. Hab ich das von der abgenommen? Hab ich diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht? du, den aller Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für sie gethan! thun' ich etwas für sie thun! Es ist ihr guter Wille mich zu lieben.

Clärchen. Du warst gewiß heute bei der Regentin?

Egmont. Ich war bei ihr.

Clärchen. Weiß du gut mit ihr?

Egmont. Es sieht etwas! so aus. Wir sind einander freundlich und dienstlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Weiß ich ihr wohl. Jedes hat seine eigne Ansichten. Das thut nichts zur Sache. Sie ist eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und ihr viel genug wenn sie auch nicht augenblicklich wäre. Ich mache ihr viel zu schaffen, weil sie hinter meinem Betragen immer Geheimnisse sucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Oh nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Mann sagt Manchem in den Ihrigen an mit der Zeit. Dramen ist doch eine bessere Unterhaltung für sie und eine immer neue Aufgabe. Er hat sich in den Credit gesetzt, daß er immer etwas Gefreimdes vorhabe: und nun sieht sie immer nach seiner Stirne, was er wohl denken, auf seine Saiten, wohin er sie wohl richten möchte.

Clärchen. Versteht sie sich?

Egmont. Recentin, und du fragst?

Clärchen. Verzeihe, ich wollte fragen, ist sie fatal?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als eher der seine Absichten erreichen will.

Clärchen. Ja Gunte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geist. Sie ist ein ander Weib als wir Kätzchen und Kämmchen. Sie ist groß, beynahe entsetzlich.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmal ist sie doch ein wenig aus der Fassung.

Clärchen. Wie so?

Egmont. Sie hat auch ein Plätzchen auf der Opernbühne, und manchmal einen Anlauf von Pedanterie. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine unerschrockene Frau! Ich könnte mich vor sie zu treten.

Egmont. Da viel noch sonst nicht passirt. Es wäre auch nicht Wunder, war unerschrockene Scham.

Clärchen (indem sie Egmont ansieht, nimmt seine Hand und küßt sie oft.)

Egmont. Du verlobst dich! liebes Mädchen! du darfst die Augen aufschlagen, ihr nicht vor Augen.

Clärchen. Laß mich schweigen! Laß mich dir halten. Laß mich dir in die Augen sehen; alles drin finden. Trost und Hoffnung und Freude und Kummer. (Sie umarmt ihn, und sieht ihn an.) Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! bist du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an den die Provinzen bauen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehst du, Clärchen! — Laß mich hin! — (Er will sie, sie lassen vor ihn auf einen Schemel, und ihre Arme auf seinen Schoos und sieht ihn an.) Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, daß dieses bald jenes Gesicht machen muß; gestopft, verstimmt, verstellt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; gelobt von einem Volke, das nicht weiß was es will; gesetzt und in der Ehre getrauen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten; arbeitend und sich bei mühend, oft ohne Zweck, weil seine Lust — O laß mich schweigen wie es dem ergeht, wie es dem zu Mute ist. Aber dieser, Clärchen, der ist ruhig, offen, zufrieden, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. (Er umarmt sie.) Das ist dein Egmont!

Clärchen. So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jenner. Zimmermeister.

Jenner. He! Pst! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeister. Gut deines Platz, und so ruhig.

Jenner. Nur ein Wort. Nichts Neues?

Zimmermeister. Nichts, als daß man von Neuem zu toben versuchen ist.

Jenner. Wie?

Zimmermeister. Tretet hier ans Haus an. Hört euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei seiner Ankunft einen Befehl ausfechten lassen, dadurch Jener

oder Drei, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind.

Jetter. O weh!

Zimmermeister. Bei ewiger Gefangenschaft ist verboten von Staatssachen zu reden.

Jetter. O unsre Freiheit!

Zimmermeister. Und bei Todesstrafe soll Niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unsre Köpfe!

Zimmermeister. Und mit großem Versprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstboten eingeladen, was in dem Innersten des Hauses vorgeht, bei dem besonders niedergesetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hause.

Zimmermeister. Und den Folgsamen ist versprochen, daß sie weder an Leibe, noch Vermögen einige Kränkung erdulden sollen.

Jetter. Alle Andacht' klar mir's doch gleich wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit ist mir's als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen, und dinge so tief herunter daß man sich bücken müßte um nicht dran zu stoßen.

Zimmermeister. Und wie haben dir seine Soldaten gefallen? Gelt! das ist eine andre Art von Kriegen als wir sie sonst gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es schnürt einem das Herz ein, wenn man so einen Haufen die Gassen hinab marschieren sieht. Kerzengerade mit unverwandtem Blick. Ein Tritt so viel ihrer sind. Und wenn sie auf der Hauptwache stehen und du selbst an einem vorbei, ist's als wenn er dich durch und durch sehen wollte, und sieht so steif und mürrisch aus, daß du auf allen Ecken einen Zustutzer zu sehen glaubst. Sie thun mir gar nicht wohl. Unsre Miliz war doch noch ein lustig Volk; sie nahmen sich was heraus, standen mit aufgestützten Beinen da, hatten den Hut überm Ohr, lebten und ließen leben; diese Kerle aber sind wie Maschinen, in denen ein Teufel sitzt.

Zimmermeister. Wenn so einer ruft: „Halt!" und anschlägt, meinst du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeister. Gehn wir nach Hause.

Jetter. Es wird nicht gut. Reisen.

Soest (nimt Tabak).

Freunde! Genossen!

Zimmermeister. Still! Laßt uns gehen.

Soest. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soest. Die Regentin ist weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott!

Zimmermeister. Die hielt uns noch.

Soest. Auf Einmal und in der Stille. Sie konnte sich mit dem Herzog nicht vertragen; sie ließ dem Adel melden sie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeister. Gott verzeih's dem Adel daß er uns diese neue Geißel über den Hals gelassen hat. Sie hatten es ohnehin schon. Unser Privilegien sind hin.

Jetter. Um Gotteswillen nichts von Privilegien! Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Uebel stinken.

Soest. Oranien ist auch weg.

Zimmermeister. So sind wir denn ganz verlassen.

Soest. Graf Egmont ist noch da.

Jetter. Gott sei Dank! Staaten thun alle Heiligen, daß er sein Bestes thue; der ist allein was vermögend.

Vansen (tritt auf).

Sind' ich endlich ein Paar die noch nicht untergekrochen sind.

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vansen. Ihr seid mir höflich.

Zimmermeister. Es ist gar keine Zeit zu Complimenten. Packt euch der Buckel wieder? Seid ihr schon durchgeweht?

Vansen. Fragt einen Soldaten nach seinen Wunden! Wenn ich auf Spitzige was gegeben hätte, wäre sein Tag nichts als nur geworden.

Jetter. Es kann ernsthafter werden.

Vansen. Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's.

Zimmermeister. Deine Glieder werden sich bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhst.

Vansen. Armselige Mäuse, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anschafft! Nur ein bißchen anders; aber wir treiben unser Wesen vor wie nach, seid nur ruhig.

Zimmermeister. Du bist ein verwegner Taugenichts.

Vansen. Gevatter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater siebt aus als wenn er Teufel statt Mäuse gefressen hätte und könnte sie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erst; er muß auch essen, trinken, schlafen wie andere Menschen. Es ist mir nicht bange, wenn wir unsere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's rasch; nachher wird er auch finden, daß in der Breite sammet unter den Sperlingen besser leben ist und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erlisten. Gehe nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeister. Was so einem Menschen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben so etwas gethan hätte, Hui! ich wär keine Minute für sicher.

Vansen. Seid nur ruhig. Gott im Himmel erfährt nichts von euch Bürmern, geschweige der Regent.

Jetter. Lästermaul!

Vansen. Ich weiß andere, denen es besser wäre, sie hätten statt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeister. Was wollt ihr damit sagen?

Vansen. Hui! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was soll der schreien?

Vansen. Ich bin ein armer Teufel, und könnte ein ganzes Jahr leben von dem was er in Einem Aermel verliert. Und doch könnt' er mir sein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelstunde hätte.

Jetter. Da weiß man was wahr. Egmonts Haare sind ausgeschrieben als dem Hasen.

Vansen. Red't ihr! Aber nicht seiner. Die Herren betrügen sich am ersten. Er sollte nicht trauen.

Jetter. Was er sagt! So ein Herr!

Vansen. Eben weil er kein Schneider ist.

Jetter. Unverschämtes Maul!

Vansen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünschen, daß sie ihm da Unruh machte und ihn so lange weckte und jagte, bis er aus der Stadt wäre.

Jetter. Ihr redet recht unverständig; er ist so sicher wie der Stern am Himmel.

Vansen. Hast du nie einen sich sonnenden Gecken was er?

Zimmermeister. Wer will ihm denn was thun?

Vansen. Wer will? Willst du's etwa hindern? Willst du einen Aufruhr erregen wenn sie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vansen. Willt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soest. Eh!

Vansen (sie nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwandert euch durchs ganze Alphabet. So ist's und bleibt's! Gott bewahre uns!

Jetter. Ja erschrecke über eure Unverschämtheit. So ein edler, rechtschaffener Mann sollte was zu befürchten haben?

Vansen. Der Scheim sitzt überall im Vortheil. Auf dem Armesünder-Stückchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterstuhl macht er den Inquisiten mit Lust zum Verbrecher. Ich habe so ein Protocoll abzufassen gehabt, wo der Commissarius schwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Scheimen verhört hatte.

Zimmermeister. Das ist wieder frisch gelogen. Was wollen sie denn heraus verhören, wenn einer unschuldig ist?

Vansen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Spitzfindigkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erst recht sachte weg, und der Gefangne ist stolz auf seine Unschuld, wie sie's heißen, und sagt alles geradezu, was ein Verständiger verbirgt. Dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf wo irgend ein Widerspruchchen erscheinen will; da knüpft er seinen Strick an, und läßt sich der dumme Teufel betreten daß er da etwas zu viel, dort etwas zu wenig gesagt, oder wohl gar aus Scham weiß was für einer Grille einen Umstand verschwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende sich hat schrecken lassen; dann sind wir auf dem rechten Weg! Und ich versichre euch, mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als sie ein Scheimenadvokat aus kleinen, zweien, verschobenen, verrückten, verdrückten, gestotzenen, bekannten, gelängneten Anzeigen und Umständen sich endlich einen strohdumpenen Vogelschen zusammenkünstelt, um wenigstens seinen Inquisiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken wenn er sich noch kann hängen sehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeister. Mit Augen mag das angehen. Die Weiber lachen eures Gespinnstes.

Vansen. Nachdem die Spinnen sind. Seht, der lange Herzog hat euch so ein rein Ansehn von einer Kreuzspinne, nicht einer dickbäuchigen, die sind weniger schlimm, aber so einer langfüßigen, schmalleibigen, die vom Fraße nicht feist wird und recht dünne Fäden zieht, aber desto zähere.

Jetter. Egmont ist Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, dein böses Gewissen verführen dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht sein. Es ist ein trefflicher Herr. Ein paar meiner guten Freunde, die anderwärts sehen wären gehangen worden, hat er mit einem Dutzet voll Schläge davongejagt. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten; die sehen nicht aus als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten, und nur sachte zusehen. Ich hab' ein paar Nächten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn sie von denen gefesselt haben, und werden dann nicht zahm, so sind sie ausgesprochne Wölfe.

Der Culenburgische Palast.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez (begegnen einander).

Silva. Hast du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünktlich. Alle tägliche Runden sind beordert, zur bestimmten Zeit an verschiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; sie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugänge zum Palast ihnen besetzt seyn. Weißt du die Ursache dieses Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt hinzudienen zu gehorchen. Und wem gehorcht sich's leichter als dem Herzoge? da bald der Ausgang bewiesen daß er recht befehlen hat.

Gomez. Gut! Gut! Auch scheint es mir kein Wunder, daß du so verschlossen und einsilbig wirst wie er, da du ihn immer um ihn seyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren italiänischen Dienst gewohnt bin. An Treue und Gehorsam bin ich der alte; aber ich habe mir das Schweigen und Maskenmiren angewöhnt. Ihr schweigt Alle und laßt es euch nie wohl seyn. Der Herzog gleicht mir einem ehernen Thurm ohne Pforte, wozu die Besatzung klügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen fremdlichen Menschen sagen: er sei wie eine schlagte Schenke mit einem ausgehenkten Brannwein-Zeichen, wo Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken.

Silva. Und hat er und nicht schweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen ist nichts zu sagen. Gewiß! Wer Zeuge seiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbündnen gleichsam durchschmiegte, die französische Mannszucht hielt, und einen Zug, den man so gefährlich achtete, leicht und ohne Aufsehn zu leiten wußte! — Wir haben was gesehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Ist nicht alles still und ruhig, als wenn kein Aufstand gewesen wäre?

Gomez. Nun, es war auch schon meist still als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen ist es viel ruhiger geworden; und wenn sich noch Einer bewegt, so ist es um zu entfliehen. Aber auch diesem wird er die Wege bald verkerben, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erst die Gunst des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegener als uns die seinige zu erhalten. Wenn der König wieder kommt, bleibt gewiß der Herzog und jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubst du daß der König kommt?

Silva. Es werden so viele Anstalten gemacht daß es höchst wahrscheinlich ist.

Gomez. Mich überreden sie nicht.

Silva. So rede wenigstens nicht davon. Denn wenn des Königs Absicht ja nicht soll zu kommen; so ist sie's doch wenigstens gewiß daß man es glauben soll.

Ferdinand (Alba's natürlicher Sohn).
Ist mein Vater noch nicht heraus?
Silva. Wir warten auf ihn.
Ferdinand. Die Fürsten werden bald hier seyn.
Gomez. Kommen sie heute?
Ferdinand. Oranien und Egmont.
Gomez (zu Silva). Ich begreife etwas.
Silva. So behalt' es für dich.

Herzog von Alba.
(Wie er treten und hervor tritt, treten die andern zurück.)
Gomez!
Gomez (tritt vor). Herr!
Alba. Du hast die Wachen vertheilt und beordert?
Gomez. Auf genauste. Die täglichen Runden —
Alba. Genug. Du wartest in der Galerie. Silva wird dir den Augenblick sagen, wann du sie zusammenziehen, die Zugänge nach dem Palast besetzen sollst. Das übrige weißt du.
Gomez. Ja, Herr! (Ab.)
Alba. Silva!
Silva. Hier bin ich.
Alba. Alles was ich von jeher an dir geschätzt habe, Muth, Entschlossenheit, unaufhaltsames Ausführen, das zeige dem.
Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen daß ich der alte bin.
Alba. Sobald die Fürsten bei mir eingetreten sind, dann eile gleich Egmonts Geheimschreiber gefangen zu nehmen. Du hast alle Anstalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet sind, zu fahen?
Silva. Vertraue auf mich. Ihr Schicksal wird sie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß, pünktlich und schrecklich treffen.
Alba. Hast du sie genau beobachten lassen?
Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er ist der einzige, der, seit du hier bist, sein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd aufs andere, ladet Gäste, ist immer lustig und unterhaltend bei Tafel, wirft, schießt und spielt Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pause in ihrer Lebensart gemacht; sie bleiben bei sich; vor ihrer Thüre steht's aus als wenn ein Kranker im Hause wäre.
Alba. Drum rasch! eh sie uns wider Willen genesen.
Silva. Ich stelle sie. Auf deinen Befehl überraschen wir sie mit dienstfertigen Ehren. Ihnen graut's; politisch gehen sie uns einen unsittlichen Dank, fühlen das Kläglichste sey zu entfliehen, keiner wagt einen Schritt, sie zaudern, können sich nicht vereinigen; und einzeln etwas Kühnes zu thun hält sie der Gemeinschaft ab. Sie ziehen gern das leidende Verdacht entweder, und machen sich immer verdächtiger. Schon seh' ich mit Freuden deinen ganzen Anschlag ausgeführt.
Alba. Ich freue mich nur über das Geschehene; und auch über das nicht leicht; denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen giebt. Das Gute ist eigentlich nie, oft das Gemeine, das Nächstvorliegende zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Ihr seht die Fürsten kommen; dann gieb Gomez die Ordre die Straßen zu besetzen, und eile Egmonts Sekretär und die übrigen gefangen zu nehmen, die er bezeichnet hat. Ist es getban, so komm hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.
Silva. Ich hoffe diesen Abend vor ihr stehen zu dürfen.
Alba (geht nach seinem Sohne, der bisher in der Galerie gestanden).
Silva. Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte es wird nicht werden wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt die Schale, steigt jene, angebraucht vom Eigensinn des Schicksals, und entscheiden ist's. (Ab.)

Alba mit Ferdinand hervortretend.
Alba. Wie fandst du die Stadt?
Ferdinand. Es hat sich alles geordnet. Ich ritt, als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht so angespannt, daß sie sich nicht zu Excessen unterstehet. Die Stadt sieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schlupfwinkel schlüpft.
Alba. Ist dir nichts weiter begegnet?
Ferdinand. Egmont kam mit Einigen auf dem Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rodes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns einen Pferde zutauschen, wir werden sie bald brauchen!“ rief er mir entgegen. Er wurde mich noch heute wiedersehen, sagte er, und komme, auf euer Verlangen, mit euch zu rathschlagen.
Alba. Er wird dich wiedersehen.
Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am besten. Es scheint wir werden Freunde seyn.
Alba. Du bist noch immer zu schnell und wenig behutsam; immer erfenn' ich in dir den Leichtsinn deiner Mutter, der mir sie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung hat dich der Augenblick verleitet.
Ferdinand. Euer Wille findet mich bildsam.
Alba. Ich verache deinem zunen Blute dies leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Zudringlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin, und welchen Theil ich dir dran geben möchte.
Ferdinand. Erinnert mich, und schont mich nicht wo ihr es nöthig haltet.
Alba (nach einer Pause). Mein Sohn!
Ferdinand. Mein Vater!
Alba. Die Fürsten kommen bald. Oranien und Egmont kommen. Es ist nicht Mißtrauen, daß ich dir erst jetzt entdecke was geschehen soll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.
Ferdinand. Was sinnst du?
Alba. Es ist beschlossen sie festzuhalten. — Du erstaunst! Was du zu thun hast, höre: die Ursachen sollst du wissen wenn es geschehen ist. Jetzt bleibt keine Zeit sie aufzusuchen. Was ihr allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein stilles Band hält uns zusammengeschlossen: du bist mir werth und lieb; auf dich möcht ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein wünscht ich dir einzuprägen; auch den Sinn auszubreiten zu befehlen, auszuüben, wünscht' ich in dir fortzupflanzen. Du sollst meinem Sinnen, dem Sinne eines ruhmvollen Dieners zu Hülfe eilen; du sollst

dem besten was ich habe auszustatten, daß du dich nicht schämen dürfest unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was weiß ich dir nicht für diese kleine Gefälligkeit, die du mir allein zuwendest, indem ein ganzes Reich vor dir zittert!

Alba. Nun höre was zu thun ist. Sobald die Fürsten eingetreten sind, wird jeder Zugang zum Palaste besetzt. Dazu hat Gomez die Orore. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verhaftsbefehlen gefangen zu nehmen. Du hältst die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen besetze diese Zimmer hier neben mit den tüchtigsten Leuten; dann warte auf der Galerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir binnen ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß sein Auftrag ausgerichtet ist. Dann bleib' im Vorsaale bis Oranien wegeht; folg' ihm; ich hatte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu sagen hätte. Am Ende der Galerie fordre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre schnell den gefährlichsten Mann; und ich fasse Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum ersten Mal mit schwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es ist der erste große Tag, den du erlebst.

Silva (tritt herein).

Ein Bote von Antwerpen. Hier ist Oraniens Brief. Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir sagt's das Herz.

Alba. Auch der spricht mein böser Genius. (Nachdem er den Brief gelesen, winkt er beiden, und sie treten ab in die Galerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordergrunde.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verstellt er sich zu erklären. Er will es, nicht zu kommen! So war denn diese mal wieder Termuthen der Klugheit klug genug, mein Netz zu spinnen! — Ich rächte die Welt! Noch einen kleinen Flor des Schleyers, und ein großes Werk ist vollbracht oder versäumt, unwiederbringlich versäumt; denn es ist weder nachzuholen noch zu verbessern. Damit hatt' ich alles verloren, aber gewagt, und mir auch diesen Fall gedacht, mir festgesetzt was auch in diesem Falle zu thun sey; und soll, da es zu thun ist, wohl! ich mir kaum, daß mich das Für und Wider mir aufs Neue durch die Seele schwankt. — Ich's rätzlich die anderen zu fassen, wenn Er mir entgeht? Schlaf' ich ab auf, und laß Egmont mit den seinigen, mit so vielen entschlossen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen sind? So gewinnt sich das Gedicht denn auch, zu Unbegreiflichster? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie sinnen der Plan! Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! und nun im Augenblick des Entscheidens bist du zwischen zwei Uebel gestellt; wie in einen Looskopf greifst du in die dunkle Zukunft; was du fassest ist noch ungewiß, dir unbewußt, Heil's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerksam, wie einer der etwas hört, und tritt ans Fenster.) Er ist es! — Egmont! Trug dich dein Pferd so leicht herein, und sprengte vor dem Blutgerichte nicht, und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, her an der Pforte dich empfingst? — Steig ab! — Er bist du mit dem einen Fuß im Grab'! und so mit beiden! — Ja Freund! es nur, und Klovis für seinen muthigen Dienst zum letzten Male den Nacken ihm — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweiten Mal sich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva (treten eilig herein).

Ihr thut was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Zu halte, wie es geben will. Egmont auf, als du mir von Silva die Nachricht gebracht hast. Dann [illegible] in der Nähe. Auch dir rauht das Geschick das große Verbrecht, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. (Zu Silva) Eile! (Zu Ferdinand) Geh ihm entgegen. (Alba bleibt einige Augenblicke allein und geht schweigend auf und ab.)

Egmont (tritt auf).

Ich komme die Befehle des Königs zu vernehmen, zu hören, welchen Dienst er von unserer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünscht vor allen Dingen euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenstand? Kommt Oranien auch? Ich vermisste ihn hier.

Alba. Mir that es leid daß er und eben in dieser wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, eure Meinung, wünscht der König, wie diese Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft ihr werdet kräftig mitwirken, diese Unruhen zu stillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt besser wissen als ich, daß schon alles genug beruhigt ist, ja, noch mehr vertilgt war, eh die Erscheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr scheint andeuten zu wollen, daß Mißtrauen sey entwesen, wenn der König mich gar nicht in den Fall gesetzt hätte euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte senden sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner maseftätischen Gegenwart allein stärker zu wirken hätte, ist meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer ist da. Er sieht. Wir aber müssten sehr undankbar, sehr vergessen seyn, wenn wir uns nicht erinnerten was wir der Regentin schuldig sind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr so klug als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Ansehn, mit Ueberredung und List zur Ruhe, und stürzte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurück.

Alba. Ja thuns es nicht. Der Tumult ist gestillt, und jeder scheint in die Grenzen des Gehorsams zurückgekommen. Aber dauert es nicht von einer leisen Willkür an sie zu verletzen? Hier will das Volk hinten loskommen? Wo ist die Macht sie abzuhalten? Wer bürgt uns daß sie sich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille ist alles Pfand das wir haben.

Egmont. Und ist der gute Wille eines Volks nicht das sicherste, das edelste Pfand? Bei Gott! Wann darf sich ein König sicherer halten als wenn sie Alle für Einen, Einer für Alle stehen? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden und doch nicht überreden sollen daß es jetzt hier so steht?

Egmont. Der König schreibe einen Generalpardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man sehen wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehren.

Alba. Und jeder der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, einige frei und ledig hin und wieder! leite den andern

zum bereiten Beispiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind?

Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entschuldigen, als grausam zu bestrafen? Besonders wo so schöne Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht geprieſen, die eine Beleidigung ihrer Würde verziehen, bedauern, verachten konnten? Werden sie nicht eben dadurch dem Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wie sollen für das Ansehn des Königs streiten. Was der Obere abzuleinen verschmäht, ist unsere Pflicht zu rächen. Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst du daß du daß du sie alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht sie hie und dahin, sie aus dem Lande treibt? Die reichen werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung wie es ist, was werden könnte wenn man alles gehen ließe wie's geht. Einem großen Uebel zuvieden, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein schlagen, wie im Faßnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint, wenn man nichts thun möchte, heißt das nicht sich verdächtig machen, als habe man dem Aufruhr mit Verachten zu, den man nicht erregen, wohl aber dagen möchte!

Egmont (im Begriff aufzufahren, nimmt sich zusammen, und spricht nach einer kleinen Pause gelind). Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Ansicht ist zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören: es sey des Königs Absicht weniger die Provinzen nach einförmigen und klaren Gesetzen zu regieren, die Majestät der Religion zu schützen, und einen allgemeinen Frieden seinem Volke zu geben, als vielmehr sie unbedingt zu unterjochen, sie ihrer alten Rechte zu berauben, sich Meister von ihren Besitzthümern zu machen, die schönen Rechte des Adels einzuschränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, sagt man, sey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anschlag nur desto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauscht der Vogelsteller der sie berücken will.

Alba. Das muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Gesinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren gesprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer wird ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstünde. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Fürsten Freiheit? — Recht zu thun! — und daran wird sie der König nicht hindern. Nein! nein! sie glauben sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und andern schaden können. Wäre es nicht besser regierten als ein solches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die treue Bürger denkt, der mit dem Nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beistand; dann werden sie uneins unter sich, und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden. Weit besser ist's sie einzuzwingen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? und nicht einmal dem Einen, sondern dem Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herrn alterrt. Das hat wohl allein das Recht klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.

Egmont. Und darum niemand gern sich selbst überlassen möchte. Man thue was man will: ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's ihr Zutrauen zu verdienen; leicht zu erhalten. Starr und fest: Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken.

Alba (der sich indes einigemal umgesehen hat). Seltsam daß alles in des Königs Gegenwart wiedertreten!

Egmont. Desto schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte! Desto besser für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte noch weit mehr zu sagen.

Alba. Was nöthig ist kann ich hören wie er.

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das zu leiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts Unsinniges, nichts unsinnig von ihm verlangen. Darum wünschet der Bürger seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß wie er geführt wird, weil er von ihnen Unterstützung, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben dieses alte Herkommen zu verändern? und sollte nicht eben dieß sein schönstes Vorrecht seyn? Was ist bleibend auf dieser Welt? und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, diese alten Rechte sind darum so angenehm, weil sie Schlupfwinkel bieten, in welchen der Klug, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, sich verbergen oder durchschleichen kann.

Egmont. Und diese wirklichen Veränderungen, diese unbeschränkten Eingriffe der höchsten Gewalt, sind sie nicht Verheeren, daß Einer thun will was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frei machen, um jeden seiner Wünsche befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weisen Könige, ganz vertrauten, sagt er uns für seine Nachkommen auf daß keiner ohne Rücksicht, ohne Schonung regieren werde? Wir treibt uns absonn von wilder Willkür, wenn er uns seine Diener, seine Räthe sendet, die ohne Kenntniß des Landes

und seiner Bedürfnisse nach Belieben schalten und walten, keinen Widerstand finden, und sich von jeder Verantwortung frei wissen.

Alba (der sich indes wieder umgesehen hat). Es ist meistens natürlicher als daß ein König durch sich zu herrschen gedenkt, und denen seine Befehle am lustigsten aufträgt die ihm am besten verstehen, verstehen wollen, diesen seinen Willen unbedingt ausführen.

Egmont. Und eben so natürlich ist's daß der Bürger von dem regiert seyn will der mit ihm geboren und erzogen ist, der gleichen Begriff mit ihm vom Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder ansehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit diesen seinen Brüdern sehr ungleich getheilt.

Egmont. Das ist vor Jahrhunderten geschehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menschen ohne Noth gesendet, die sich zum zweiten Male auf Unkosten der Nation bereichern wollten, sähe man sich einer frechen, kühnen, unbedingten Habsucht ausgesetzt; das würde eine Gährung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflöste.

Alba. Du sagst mir was ich nicht hören sollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's sage, zeigt dir daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch so, wünscht' ich es nicht von dir zu hören. Der König sandte mich mit Hoffnung daß ich hier den Beistand des Adels finden würde. Der König will seinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung gesehen was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Absicht ist sie selbst zu ihrem eignen Besten einzuführen, ihr eigenes Heil, wenn's nöthig wäre, ihnen aufzudringen, die städtischen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weisen Regierung geniessen können. Dieß ist sein Entschluß, diesen dem Adel kund zu machen habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in seinem Namen, wie es zu thun sey, nicht was: denn das hat Er beschlossen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beschlossen was sein Fürst beschließen sollte. Die Kraft seines Volks, ihr Gemüth, den Begriff den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie Etwas werden, ein ander Etwas. O wenn seine Absicht gut ist, so wird sie mißleiten: Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der einen falschen Weg zu wandeln die ersten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du gesinnt bist, scheint es ein vergeblicher Versuch und verrinnen zu wollen. Du denkst gering vom Könige und verächtlich von seinen Räthen, wenn du zweifelst daß alles so nicht schon bedacht, gerüstet, gewogen worden. Ich habe seinen Auftrag jeden Für und Wider noch einmal durchzudenken. Gehorsam fordre ich von dem Volke; — und von Euch, ihr Ersten, Edelsten, Rath und That, als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Läufer, so ist es auf Einmal getban. Da sieh der Narren diesem Joche bieten, ob er sich vor dem Beile ducken soll. kann einer edeln Seele gleich seyn. Unsinnig hab' ich so viel gesprochen; die Lust hat' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand (kommt).

Verzeihe, daß ich euer Gespräch unterbreche. Hier ist ein Brief, dessen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir daß ich sehe was er enthält. (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es ist ein schönes Pferd das eure Leute gebracht haben euch abzutreiben.

Egmont. Es ist nicht das schlimmste. Ich hab' es schon eine Weile; ich kenn' es wohlgewogen. Wenn es euch gefällt, so werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen sehn.

Alba (vortritt wieder zu seine, der sich in den Grund zurückwirft).

Egmont. Lebt wohl! Entlaßt mich: denn ich möchte den Gott nicht mehr zu sagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verbindert deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorsichtig entwickelst du die Falten deines Herzens, und klagst dich selbst weit strenger an, als ein Widersacher anklägig thun könnte.

Egmont. Dieser Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich selbst genug, und weiß wie ich dem Könige anzubieten weit mehr als viele, die in seinem Dienst sich selber dienen. Unsern scheid' ich aus diesem Streite ohne ihn beigelegt zu sehen, und wünsche nur daß und der Dienst des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirrt vielleicht ein wiederholtes Gespräch, die Gegenwart der übrigen Fürsten die beute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich scheint. Mit dieser Hoffnung entfern' ich mich.

Alba (der gleichfalls seinem Sohn Ferdinand ein Zeichen giebt). Halt, Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mitwelt der offen sich; man sieht die Gallerie mit Macht besetzt, die andere sich füllt.)

Egmont (der dagegen eine Weile schweigend). Dieß war die Absicht? Dazu hast du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er sich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du bist mein Gefangener. (Zugleich treten von beiden Seiten Gewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien; Oranien! (Nach einer Pause, seinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter bes Königs Sache vertheidigt, als diese Brust beschützt. (Er geht durch die Mannschaft ab; die Gewaffneten, die im Zimmer sind, folgen ihm; indessen Alba's Sohn Alba zieht stehen. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg.

Brackenburg. Liebchen, um Gottes willen, was nimmst du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht kennen; wir betrügen ihn gewiß.

Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwör' es, in sich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden, und dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben. Kommt! Es fehlt nur an der Stimme die sie zusammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch was sie ihm schuldig sind; und das sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie. Um seinet- und ihretwillen müssen sie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! du siehst nicht die Gewalt, die uns mit eisernen Banden gefesselt hat.

Clärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' verabredete Worte wechseln. Hier kommen von den alten, tüchtigen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir einig sind und stärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die freche Tyrannei, die es wagt ihn zu fesseln, zuckt schon den Dolch ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung wird' ich ängstlicher. Ich fürchte diese Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu seinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder und unser Strom reißt einen jeden mit sich fort. Die Feinde sehen sich umringt und überschwemmt, und sind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerstehen? Und Er in unserer Mitte kehrt zurück, sieht sich befreit, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm so tief verschuldet worden. Er sieht vielleicht — gewiß er sieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeister. Was ist dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverstehen? Vom Grafen sprech' ich! Ich spreche von Egmont.

Jetter. Nennt den Namen nicht! Er ist tödtlich.

Clärchen. Den Namen nicht! Wie? Nicht diesen Namen? Wer nennt um nicht bei jeder Gelegenheit! Wo steht er nicht geschrieben? In diesen Sternen da! ich oft mit allen seinen Lettern ihn gelesen. Nicht nennen? Was soll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, ihr träumt; besinnt euch. Sehr mich nicht so starr und ängstlich an! Blickt nicht schlüchtern hin und da bei Seite. Ich ruf' euch ja nur zu was jeder wünschte. Ist meine Stimme nicht eures Herzens eigne Stimme? Wer würde sich in dieser bangen Nacht, eh er sein unruhevolles Bette besteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernsthaftem Gebet vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder sich selbst! und wer spricht mir nicht nach: „Egmonts Freiheit oder den Tod!“

Jetter. Gott bewahr' uns! Da gibt's ein Unglück.

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor seinem Namen weg, dem ihr euch sonst so froh entgegen drängtet! — Wenn der Muth ihn anfündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent“ da hielten die Bewohner der Straßen sich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr seine Pferde schallen hörtet, warf jeder seine Arbeit hin, und über die bekümmerten Gesichter, die ihr durchs Fenster flechtet, fuhr wie ein Sonnenstrahl von seinem Angesichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hebt ihr eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutet ihnen: „Sieh, das ist Egmont, der größte da! Er ist's! Er ist's, vom dem ihr bessere Zeiten, als eure armen Väter litten, einst zu erwarten habt.“ Laßt eure Kinder nicht dereinst euch fragen: „Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin die ihr versprachst?“ — Und so wechseln wir Worte! sind müßig, verrathen ihn.

Jetter. Schämt euch, Brackenburg! Laßt sie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter sagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinst du, ich sey ein Kind, oder wahnsinnig? Was kann vielleicht? — Von dieser sprechlosen Gewißheit dringst du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr seid müde daran, und ihr werdet; denn ich seh's, ihr seid bestürzt und könnt euch selbst in eurem Busen nicht widersprechen. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangene bringen, das kurz Vergangene. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem stirbt der letzte Hauch der Freiheit. Was war er euch? Für wen übergab er sich der dringendsten Gefahr? Seine Wunden stoßen und heilten nur für euch. Die große Seele, die euch alle trug, beschränkt ein Kerker, und Schauer tödtlichen Mordes schweben um sie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch. Er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeister. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich bare nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch Allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinen Busen drücken euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, so soll mein Geist um euer Häupter flammen, und Liebe und Muth das schwankende zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' sie bei Seite, sie bauert mich.

(Bedient ab.)

Brackenburg. Clärchen! siehst du nicht wo wir sind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der so oft sich verrücken zu wollen schien, wenn der Erde unter ihm bebte. Aus diesen Fenstern haben sie herausgesehen, vier, fünf Köpfe über einander; an diesen Thüren haben sie gehorcht und gelauscht, wenn er auf die Memmen herabsah. O ich hatte sie so lieb wie sie ihn ehrten! Wäre er Tyrann gewesen, möchten sie immer vor seinem Falke katzwärts gehn. Aber sie liebten ihn! — O ihr Hunde, die ihr an die Mützen greift', zum Schwert könnt ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Scheiten wir sie? — Diese Arme, die ihm so oft soll wollen, was thun sie für ihn? — Soll hat in der Welt so viel erreicht — Du kennst Wege und Stege, kennst das alte Schloß. Es ist nichts unmöglich, gieb mir einen Anschlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hause gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke seh' ich Alba's Wache: ich doch die Stimme der Verwunnt der zu Herzen dringen. Hältst du mich für feig? Glaubst du nicht, daß ich um deinetwillen sterben könnte? Hier sind wir beide todt, ich so gut wie du. Siehst du nicht das Unmögliche? Wenn du es faßtest! Du bist ausser der.

Wird vergeſſen der Frau Sibylla Garten. Treten auf: das Pfäfflein und Leonora, ſich an den Händen führend.

Pfaff.

Wie iſt doch heut der Tag ſo ſchön!
Gar lieblich iſt's ſpatzieren zu gehn.

Leonora.

Wie ſchön wird nicht erſt ſeyn der Tag,
Da mein Balandrino kommen mag!

Pfaff.

Wollt' Euch wohl gönnen die Herzensfreude!
Doch wir ſind indeß beyſammen heute,
Und ergetzen unſere Bruſt
Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt.

Leonora.

Wie wird Euch Balandrino ſchätzen,
An Eurem Umgang ſich ergetzen,
Erkennen Euer edel Geblüt,
Frey und liebevolles Gemüth!
Und wie Ihr wollet allen gut,
Niemals zu viel noch zu wenig thut!

Clärchen. Außer mir! Abscheulich! Brackenburg, ihr seyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Sohn und Hoffnung nanntet, ihm Vivat riefet, wenn er kam: da stand ich in meinem Winkel, sah das Fenster bald auf, verbarg mich tauschend, und das Herz schlug mir höher als euch allen. Jetzt schlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch da es noth ist, verläugnet ihn, und fühlt nicht daß ihr unterjocht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hause.

Clärchen. Nach Hause?

Brackenburg. Besinne dich nur! Sieh dich um! Dieß sind die Straßen, die du nur sonntäglich betratst, durch die du stillam nach der Kirche gingst, wo du ihnen ehrbar fürntest, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu dir gesellte. Du stehst und redest, handelst vor den Augen der offnen Welt; besinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?

Clärchen. Nach Hause! Ja, ich besinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hause! Weißt du, wo meine Heimath ist? (Ab.)

Gefängniß.

durch eine Lampe erhellt, ein Kabinett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, liebst du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig senktest du dich auf mein freies Haupt herunter, und kühltest, wie ein sanfter Morgenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter sausten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungerührt. Was schüttelt dich nun? was erschüttert den festen treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordart die an meiner Wurzel nascht. Noch steh' ich aufrecht und ein immer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwinden, die verrätherische Gewalt; sie untergraben den festen hohen Stamm, und es die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen dir vom Haupte weggewiesen, warum vermagst du nicht die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in dir sich auf und nieder treibt? Seit wann begegnet der Tod dir fürchterlich? mit dessen wechselnden Bildern, wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebtest. — Auch ist Er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen sehnt; der Kerker ist's, des Grabes Dunkelheit, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingebohren! ins Feld, wo auf der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erhobenen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besitzen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erwerben, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angeborenes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verheerend streicht, und seine Gränzen kennt, die Menschenhand gegossen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks das ich so lang besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Verlagt es dir, den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu nehmen, um dir des Grabes Verabscheuen in einem Moder zu bereiten? Wie bauert er mich aus diesen Steinen wirbig an! Sehen starrt das Leben, vor dem Kubebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! du bist vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Doch macht der Zweifel fürchterlich, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der zu lebenslang vertrauet, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunklem Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt dem alten Freund erretten?

O halten, Mauern, die ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeinten Drängen nicht vom mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der fahre nun aus Ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden: sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einverstandenen Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfängt mich jauchzend: Ach Clärchen, wärst du Mann; so sähe sich dein gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.

Clärchens Haus.

Clärchen

(kommt mit einer Lampe aus einem Glas Wasser aus der Kammer; sie setzt das Glas auf den Tisch und tritt ans Fenster).

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch Niemand? Es war Niemand! Ich will die Lampe ins Fenster setzen, daß er sieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht versprochen. Nachricht? Entsetzliches Gewissheit! — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und sie verdammen ihn! Der König verdammt ihn! oder der Herzog? Und die Regentin entzieht sich! Oranien zaudert, und alle seine Freunde! — — Ist dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverlässigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Ist dieß die Welt? — Wer wäre döß genug den Thronen anzusehen? Wäre Bosheit mächtig genug den allgemein

Erkannten schnell zu stürzen? Doch ist es so — es ist — O Egmont, sicher hielt sich dich vor Gott und Menschen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du hast mich beim genannt, mein ganzes Leben wünschte ich deinem Leben. — Was bin ich nun? — Verpfändet, frei! ich nach der Schlinge, die dich fasst, dir Hand aus. Du pünktlos und ich frei! — Hier ist der Schlüssel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freiheit winsele, träume, wie ich ihm helfen wollte wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frei, und in der Freiheit liegt die Angst der Ohnmacht. — Wer selbst bewusst, nicht fängt ein Glied nach seiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleinste Theil von deinem Wesen, dein Clärchen ist nie da gefangen, und trat getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre schleichen, husten — Brackenburg — er ist's! — Elender guter Mann, dein Schicksal bleibt sich immer gleich; dein Lieschen öffnet dir die nächtliche Thür, und sah zu welch unseliger Zusammenkunft!

Brackenburg (tritt auf).

Clärchen. Du kommst so spät und schauderst. Brackenburg! was ist's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren such' ich dich auf. Die groben Strafen sind besetzt; durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir gestohlen.

Clärchen. Erzähl', wie ist's?

Brackenburg (indem er sich setzt). Ach Clärc, laß mich weinen. Ich kann's ihm nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einzigst Schaf zu besserm Weide herüber. Ich hab' ihn wie verflucht: Gott hat mich treu geschaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben vor mir nieder, und in verschmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich selbst. Sprich mir von ihm! Ist's wahr? Ist er verurtheilt?

Brackenburg. Er ist's: ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie weißt du das versichern? — Die Tyrannen ermordet in der Nacht den Herrlichen; vor allen Augen verworfen fließt sein Blut. Arnoldlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunsches Erfüllung; indeß unwillig über uns sein Geist die Welt verläßt. Er ist dahin! — Täusche mich nicht! doch nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein schrecklich Schauspiel, gewaltsam jedes Herz, das nach Freiheit sich regt, auf ewig zu zermürben.

Clärchen. Fahre fort und sprich gelassen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den seligen Gefilden schon näher und näher, mir webt der Trost aus jenen Gegenden des Friedens schon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich kennt's an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dort fielen, daß auf dem Markte schaudervoll ein Schrecknis zubereitet werde. Ich schlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vetters Hause, und sah aus einem Hinterfenster nach dem Markte. — Da weiten Fackeln in einem weiten Kreise spanischer Soldaten hin und wieder. Ich schärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht stieg mir ein schwarzes Gerüst entgegen, geräumig, doch mir graußte vor dem Anblick. Geschäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und sichtbar war, mit schwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten sie zuletzt auch schwarz, ich sah es wohl. Sie schienen die Bühne eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu besorgen. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgesteckt. Ich sah, und sah die schreckliche Gewißheit immer gewisser. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählich wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoos zurückgebracht.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun still! Laß diese Hülle auf meiner Seele ruhn. Verschwunden sind die Gespenster, und du, heilge Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in sich gährt; sie trägt nicht länger die abscheuliche Last, reißt ihre tiefen Spalten grausend auf, und fürchtet das Mordgerüst hinunter. Und irgend einen Engel sendet der Gott, den sie zum Zeichen ihrer Wuth gesäubert; vor des Beten heiliger Berührung thun sich Engel und Bande und er umgarnt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freiheit sanft und still. Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (sie aufhaltend). Mein Kind, wohin? was wagst du?

Clärchen. Leise, Lieber, daß niemand erwache: daß wir uns selbst nicht wecken! Kennst du dies Fläschchen, Brackenburg? Ich nahm ein's schergend, als du mir übereiltest Tod' oft ungeduldig brohtest. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. Im aller heiligsten Namen! —

Clärchen. Du hinderst nichts. Tod ist mein Theil: und gönne nur den sanften schnellen Tod, den du dir selbst bereitetest. Gieb mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, und der fein Rückweg ist, nennt' ich mit diesem Händedruck dir sagen: wie sehr ich dich geliebt, wie sehr ich dich bejammert. Mein Bruder Rare mir jung; dich wählt' ich seine Stelle zu ersetzen. Es widersprachen dein Herz und andre sich und mich, verlangtest heiß und immer heißer was dir nicht geschieden war. Vergieb mir und leb wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es ist ein Name, der viel Namen in sich faßt. Nimm die letzte schöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß — Der Tod vereinigt alles, Brackenburg, und dann auch.

Brackenburg. So laß mich mit dir sterben! Theile! Theile! Es ist genug, zwei Leben auszulöschen.

Clärchen. Bleib! du sollst leben, du kannst leben. — Sieh meiner Mutter bei, die ohne dich in Armuth sich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr sein kann; leet zusammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist. Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt der Kreislauf.

und mein Puls schlägt kaum noch wenige Minuten. Leb wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödtest uns in dir, o leb' und lebe. Hier wollen unzertrennlich dir zu beiden Seiten stehn, und immer achtsam soll die Liebe den schönsten Trost in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unser! Unser! Ich darf nicht sagen, mein.

Clärchen. Leise, Brackenburg! Du fühlst nicht was du rührst. Wo Hoffnung dir erscheint ist mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, schau hinab und sieh auf und zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden, ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du bist betäubt; gehüllt in Nacht suchst du die Tiefe. Noch ist nicht jedes Licht erloschen, noch mancher Tag! –

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grausam zerreissest du den Verhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen der Tag! vergehens alle Nebel um sich ziehn und wider Willen grauen! Furchtsam schaut der Bürger aus seinem Fenster, die Nacht läßt einen schwarzen Flecken zurück; er schaut, und fürchterlich mächtig im Lichte das Mordgerüst. Neue leidend werden das entweihte Gotteshaus sein stehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt sich nicht hervor; sie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er sterben soll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern schlägt. Halt! Halt! Nun ist die Zeit! mich schreckt des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt ans Fenster, als sähe sie sich um, und erschrickt heimlich.)

Brackenburg. Clärc! Clärc!

Clärchen (geht nach dem Tisch und trinkt das Wasser). Hier ist der Rest! Ich lasse dich nicht nach. Thu' was du darfst, leb wohl. Löschte diese Lampe still und ohne Zaubern, ich geh' zur Ruhe. Schleiche dich sachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette dich. Rette dich! wenn du nicht mein Mörder scheinen willst. (Ab.)

Brackenburg. Sie läßt mich zum letzten Male wie immer. O könnte eine Menschenseele fühlen, wie sie ein liebend Herz zerreissen kann. Sie läßt mich fliehn, mir selber überlassen; und Tod und Leben ist mir gleich verhaßt. – Allein zu sterben! – Egmont, ihr Liebenden! Kein bärter Schicksal ist als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen, und schickt mich weg! von ihrer Seite weg; sie zieht mich nach, und stößt ins Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand ist dein, sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! – Und soll ich folgen? wieder seitwärts fliehn! den unauslöschlichen Neid in seine Wohnungen hinüber tragen? – Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vermählung Schreckensthand dem Unglückseligen willkommen!

(Brackenburg geht ab.)

Das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Musik, Clärchens Tod vorzudeuten, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen versuchte, flammt noch einmal auf, dann erlischt sie. Bald verwandelt sich der Schauplatz in das

Gefängniß.

Egmont liegt schlafend auf dem Ruhebette. Er trägt ein Oberkleid mit Saffetfutter und der Tracht nach ist auf Tücher mit Fachten reisen herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten.

Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont. Wer seyd ihr? die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen scheuchtet. Was sinnen eure trotzigen, unsichern Blicke mir an? Warum diesen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzusagen?

Silva. Und schickt der Herzog dir beim Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringst du den Henker auch mit es zu vollziehen?

Silva. Vermuthen es, so wirst du wissen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und euerm schändlichen Beginnen! In Nacht gerücket und in Nacht vollführet. Ist mag diese freche That der Ungerechtigkeit sich verbergen! – Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägst; hier ist mein Haupt, das freiste, das je die Tyrannei vom Rumpf getrennt.

Silva. Du irrst: Was gerechte Richter beschlossen, werden sie vorm Angesicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überspringt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeistehenden das Urtheil ab, entfaltet's und liest). „Im Namen des Königs, und kraft besonderer von Seiner Majestät und übertragenen Gewalt, als seine Unterthanen, weil Staatsdes sie seyen, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir –“

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger gemauer, gesetzlicher Untersuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths schuldig, und sprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vorm Angesicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollest. Gegeben Bethfel im“ (Datum und Jahrzahl werden undeutlich gelesen, so, daß sie der Zuhörer nicht verstehn.)

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorsitzer des Gerichts der Zwölfe.“

Du weißt nun dein Schicksal; es bleibt dir wenige Zeit dich drein zu ergeben, dein Haus zu bestellen und von den Deinigen Abschied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Ferdinand und zwei Fackeln; das Theater ist völlig verdunkelt.)

Egmont (hat eine Weile in sich versenkt stille gestanden, und Silva ohne sich umzusehen abgehen lassen. Er glaubt sich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn). Du stehst und bleibst? Willst du mein Erstaunen, mein Entsetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willst du noch etwas die willkommene Botschaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm: Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt besiegt. Ihm, dem Rachsüchtigen, wird man es erst hinter den Schultern leise lispeln, dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegen rufen! Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben

ihn hierher gebracht. Um sein selbst willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen; der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es sagen: mich hat der Eingeweihte bemeistert; mich weggutilgen hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von seiner Seite zu mir herüberreihten; da stand er grimmig, sog Galgenbeeren, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Blässe, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beide Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenlärm der Meinigen durchdrach die Luft. Nun trifft mich sein Gesandter. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Sieghaften verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne ähnlich ist von der Sitte des Vaters zu weichen. Ehe bei Zeiten die Scham, indem du dich für den schämst, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchtest.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe lasten wie Keulenschläge auf einem Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Unthier bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Scheusale bin ich gesendet!

Egmont. Du trachst in Klagen aus! Was rührt, was bekümmert dich? Ist es eine frühe Reue, daß du der feindlichen Verschwörung deinen Dienst geliehen? Du bist so jung und hast ein glückliches Ansehn. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang' ich dich sah, war ich mit deinem Vater verstrickt. Und eben so verstellt, verstellter als er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Abscheulichste! Wer Ihm traut mag er es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt, und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigen? Soll ich dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein leidiges Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's welche Meinung du von mir haben magst? Du bist verloren; und ich Unglücklicher flehe nur da, um du's zu versichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines süßen einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede: Für wen soll ich dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja ich erkenne dich in diesem Befehle. Du tanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Irrthum einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich die gleich zu bitten sandtest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines wütherischen Todes zu sehen zwingst du mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir sagen könnte; was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache mich zum Zeugen einer schrecklichen That; ich will dir danken, ich will sagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierst dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß diese Leidenschaft rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht standhaft scheinen, wenn alles in mir zusammenbricht. Dich soll ich hier sehn? — Dich? — Es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sonst du mich verstehen? Egmont! Egmont! (Dem um den Hals fallend.)

Egmont. Höre mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Viele oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Knaben Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir her geschritten; immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und strebt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen, und sah dich und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir bestimmt, und wählte dich aufs Neue da ich dich sah. Nun hofft' ich erst mit dir zu siegen, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschmettert, und ich sehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblick mein Gemüth der entgegennahm. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln. Sage mir; ist es der strenge ernste Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu ermüden, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzubeben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir selbst mit dieser ausbreitenden Hoffnung; und sahen da empfand ich Angst und Schmerz dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich realete mich nicht. Wer giebt mir eine Hülfe, wer einen Rath dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabscheust die dich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig. — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt sein. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sey unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt;

und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch davor entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig! o schweige! Du verwirrst mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das zwängt mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen festen Knoten; ich weiß wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefesselt. Würde ich raten, hätte ich nicht alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geweint und gebeten. Er schickte mich wieder, um alles was von Lebenslast und Freude mit mir geht, in diesen Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden? So gelassen scheiden? Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verstärkst nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehn, zusehn, dich nicht halten, nicht hindern können? O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flöße nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer!

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entfliehen, den schweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit beherzmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du überlebst; ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest; so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie setzte. Nun endigt sich das Leben wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hättest dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn klage Männer über dich sprachen, feindselige, wohlwollende, sie stritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünscht' ich dich warnen zu können! Hattest du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich Punktweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug sich zu entschuldigen; nicht tretzig genug dich von der Schuld zu befreien —

Egmont. Daß sey bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu lenken, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Zweifaße gezogen. Laß und darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land; doch auch dafür wird gesorgt seyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's. Wer wird das können? — Leb wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute dir aufs beste empfohlen seyn. Ich habe gute Menschen zu Dienern; das sie nicht verderben, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, flehe' ich rührig. Du bist ein edler Mann; ein Werb, das hat sich dort von ihm los. Ferdinand, beständer, entfernt sich rasend.)

Egmont (allein).

Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Angst und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbei, es ist vollendet; und was die letzte Nacht mich unsanft aus meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewalt meine Sinnen ein.

(Er legt sich auf's Ruhebett. Musik.)

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungeboten, unerfleht, am willigsten. Du fließt die

Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungebindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu seyn.

(Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager öffnet sich die Mauer zu einer Höhle, eine glänzende Erscheinung tritt sich. Die Freiheit in himmlischem Gewande, von einer Glorie umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, sie scheint ihn zu beklagen. Bald faßt sie sich, und mit aufmunternder Geberde zeigt sie ihm das Bündel Pfeile, kann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn frey seyn, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der sich im Schlafe regt, derselbe, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen die Siegs. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend; man hört ganz von weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen; bei dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schau wird dunkler, Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen; er steht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verschwunden ist der Kranz! Du sühnes Bild, das Licht des Tages hat dich verscheuchet! Ja sie waren's, sie waren vereint, die beiden süßesten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Rein, es war nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an: Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen, und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarden tragen.)

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht. Ich bin gewohnt vor Speeren gegen Speere zu stehn, und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, bändern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache gerichtet.)

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fällt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang; die Musik fällt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.)

Clavigo.

Ein Trauerspiel in fünf Acten.

Personen:

Clavigo, Archivarius des Königs.	Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Carlos, dessen Freund.	Guilbert, ihr Mann.
Beaumarchais.	Buenco.
Marie Beaumarchais.	Saint George.

Der Schauplatz ist zu Madrid.

Erster Act.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtisch aufstehend). Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag' mir, Carlos, glaubst du nicht daß meine Wochenschrift jetzt eine der ersten in Europa ist?

Carlos. Wir Spanier wenigstens haben seinen neuern Autor, der so viel Stärke des Gedankens, so viel blühende Einbildungskraft mit einem so glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich. Ich muß unter dem Volke noch der Schreiber des guten Geschmacks werden. Die Menschen sind wichtig allerlei Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und, unter uns gesagt, meine Kenntnisse breiten sich täglich aus; meine Empfindungen erweitern sich, und mein Styl bildet sich immer wahrer und stärker.

Carlos. Gut, Clavigo. Doch wenn du mir's nicht übel nehmen willst, so gefiel mir damals deine Schrift weit besser, als du sie noch zu Madrieng Füßen schriebst, als noch das liebliche, muntere Gesindel auf dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Ansehen.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbei sind. Ich gestehe dir gern, ich schrieb damals mit offnerem Herzen; und wahr ist's, sie hatte viel Antheil an dem Beifall, den das Publikum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald satt; und warst du nicht der Erste meinem Entschluß Beifall zu geben, als ich mir vornahm sie zu verlassen?

Carlos. Du wärst versauert. Sie sind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umsähest, es ist doch auch nichts wenn man so ganz auf'm Sand ist.

Clavigo. Mein Plan ist der Hof, und da gilt kein Feiern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menschen, wo es schwer hält sich bemerken zu machen? Mir ist's so wohl, wenn ich den Weg ansehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Ersten des Königreichs! geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das spornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich stehe was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da ferfet's Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man verhändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, tröste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honnetten Mädchen am unanstien zu thun habe. Außerdem hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeit lang herum, und kann sind sie ein bischen warm bei einem, hat sie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorschlägen, die ich fürchte wie die Pest. Du bist nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, nenn's wie du willst.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur Einmal in der Welt, hat nur Einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sich nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll; sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du sie liebtest, das war natürlich; daß du ihr die Ehe versprachst, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hättest, wär's gar Raserei gewesen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menschen nicht. Ich liebte sie wahrlich, sie zog mich an, sie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, schwur ich mir, daß es ewig so seyn sollte, daß ich der Ihrige seyn wollte, so bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug seyn, wenn du ein gemachter Mann bist, wenn du das erwünschte Ziel erreicht hast, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befestigen, dich mit einem angesehenen und reichen Hause durch eine klug Heirath zu verbinden suchst.

Clavigo. Sie ist verschwunden! glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück

nicht manchmal durch den Kopf fährt — Daß man so verändert ist!"

Carlos. Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sind doch, verändert sich nicht alles in der Welt? Warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Erz du ruhig, sie ist nicht das erste verlassne Mädchen, und nicht das erste das sich getröstet hat. Wenn ich dir rathen soll, da ist die junge Wittwe gegenüber. —

Clavigo. Du weißt ich halte nicht viel auf solche Vorschläge. Ein Roman, der nicht ganz von selbst kommt, ist nicht im Stande mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delikaten Leute!

Clavigo. Laß das gut seyn, und vergiß nicht daß unser Hauptwerk gegenwärtig seyn muß und dem neuen Minister nothwendig zu machen. Das Mal das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich für uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange; sein Einfluß bleibt — Grimaldi und er sind Freunde, und wir können schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsache in der Welt. (Schrift dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerei.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachtragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen das mir das Herz erleichtre; ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut seyn. Wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen. (Ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine böse Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig und hat geschwatzt bis elfe, da war sie erlegt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwei Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie (aufstehend). Wie begierig bin ich diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen: er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreizehn Jahren, als uns unser Vater hierher schickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief gelesen, den er schrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchstabe daron steht in meinem Herzen. „Wenn Du schuldig bist," schreibt er, „so erwarte keine Verachtung; über Dein Elend soll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir lähmen werden, und der Fluch eines Vaters. Bist Du unschuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!" — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich flehe vor Gott in meiner Unschuld. — Ihr mährt meine Freunde — Ich weiß nicht was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörst nicht! Du wirst dich umbringen.

Marie. Ich will stille seyn! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es ist mir nur leid daß ich euch das Leben saurer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, so lang' unser alter Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es sich verjüngt und sein armes junges Leben aufmacht?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiselle!

Marie. Ob's ihm weh einerlei ist — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern sollt' er mich! daß die Arme, der er sich so nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menschen bedauert seyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen! den Hassenswürdigen!

Marie. Mein Schwester! ein Nichtswürdiger ist er nicht; und muß ich denn den verachten, den ich hasse? — Hassen! Ja manchmal kann ich ihn hassen, manchmal, wenn der spanische Geist über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, sein Anblick wurfte volle, warme Liebe auf mich! und wie ich wieder nach Hause kam, und mir sein Betragen auflief, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierin in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolche, und nahm Gift zu mir, und verfluchte mich. Ihr erstaunt, Buenco? Alles in Gedanken versteht sich.

Sophie. Närrisches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich sah ihn, wie er zu den Füßen seiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verschwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenco! — Auf Einmal war das gutherzige Französische Mädchen wieder da, das seine Liebestränke kennt, und seine Dolche zur Rache. Wir sind übel dran! Bauderliches, unsere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, sie zu bestrafen, und wenn sie untreu sind? — Sag', Schwester, wie machen sie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu sind?

Sophie. Man verwünscht sie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt sie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum soll ich Clavigo nicht laufen lassen? Wenn das in Frankreich Mode ist, warum soll's nicht in Spanien seyn? Warum soll eine Französin in Spanien nicht Französin seyn? Wir wollen ihn laufen lassen und einen andern nehmen; mich dünkt sie machen's bei uns auch so.

Buenco. Er hat eine feierliche Zusage gebrochen, und seinen leichtsinnigen Roman, sein gesellschaftliches Attachement. Mademoiselle. Sie sind bis ins innerste Herz beleidigt, gekränkt. O wir ist mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie so beschwerlich, nie so ängstlich gewesen als jetzt, da ich so mich so schwach, so unverbunden fühle. Ihnen gegen den falschen Heuchler Gerechtigkeit zu schaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Frankling, der Aufnommling, der Neueingeführte in unserm

Hause war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie schien all sein Thun, all sein Aufstreben ein Kind seiner Liebe zu seyn! Für mich rang er nach Namen, Stand, Gütern; er hat's, und ich! — —

Guilbert (kommt).

(Gerührt zu seiner Frau) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt sie in einen Sessel.) Wo? wo? Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais (kommt).

Meine Schwester! (vor der Thüren weg, nach der Laufen zurückgehend) Meine Schwester! meine Freunde! O Schwester!

Marie. Bist du da? Gott sey Dank, du bist da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir selbst kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch! Lieber Bruder, ich hoffe, ihr sollet einer zu seyn.

Beaumarchais. Gelassener! Seyd ihr denn gelassen? Seh' ich nicht an der zerrütteten Gestalt dieser Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Blässe des Kummers, an dem todten Stillschweigen eurer Freunde, daß ihr so elend seyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgestellt habe? Und elender — denn ich seh' euch, ich hab' euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schwester!

Sophie. Und unser Vater?

Beaumarchais. Er segnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenco. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edeln braven Mann in Ihnen beim ersten Anblick erkennt, seinen innigsten Antheil an Tag zu legen, den er bei dieser ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen diese angebeure Reise, Ihre Schwester zu retten, zu rächen. Willkommen! seyn Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns Alle gleich beschämen!

Beaumarchais. Ich hoffe, mein Herr, in Staaten solche Herzen zu finden, wie das Ihre ist; das hat mich angespornt den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an treflich nehmenden bestimmenden Seelen; wenn nur einer auftritt, dessen Umstände ihm völlige Freiheit lassen all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl: überall giebt's treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub; nur ist unsere Stimme meist zu schwach dis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schwester! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie ist ganz außer sich. (Sie führen sie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Bill's Gott, du bist unschuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther. (Marie, Sophie ab.) Mein Bruder! Meine Freunde! ich seh's an euern Blicken daß ihr's seyd. Laßt mich zu mir selbst kommen. Und dann! Eine reine unparteiische Erzählung der ganzen Geschichte. Die soll meine Handlungen bestimmen. Das Gefühl einer guten Sache soll meinen Entschluß befestigen; und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweiter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzosen seyn mögen, die sich bei mir haben melden lassen? — Franzosen! Sonst war mir diese Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Ich ich wunderbar, ein Mensch, der sich über so vieles hinaussetzt, wird doch an einer Seite mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr schuldig als mir selbst? und ist's eine Pflicht mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führe sie herein. Du saßest doch ihrem Lakeyen, daß ich sie zum Frühstück erwarte?

Bedienter. Alle Sie verlohren.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente setzt einen Stuhl und geht.)

Beaumarchais. Es ist mir so leicht; so wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er soll mir nicht entwischen. Seyn Sie ruhig; wenigstens zeigen Sie ihm die gelassenste Außenseite. Meine Schwester! meine Schwester! Wer glaubte daß du so unglücklich als unglücklich bist? Es soll an den Tag kommen, du sollst auf das grimmigste gerächt werden. Und du, guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die du mir in diesem Augenblicke gewährest, daß ich mit aller Besinnung in dem entsetzlichen Schmerz und so klug handle als möglich.

Saint George. Ja diese Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewiesen haben, nehm' ich in Anspruch. Sagen Sie mir's zu, mein Bester, noch einmal, daß Sie bedenken wo Sie sind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beschlüsse, wo all Ihr Geld nicht im Stande ist, Sie gegen die gebietsamen Maximen nichtswürdiger Feinde zu sichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er soll nicht wissen mit welchem von uns beiden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langsamen Feuer zu braten.

Clavigo (kommt wieder).

Meine Herren, es ist mir eine Freude, Männer von einer Nation bei mir zu sehen, die ich immer geehrt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünsche, daß auch wir der Ehre würdig seyn mögen, die Sie unserm Landsleuten angethan beliebten.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bei uns die Bedenklichkeit überwunden daß wir beschwerlich fallen könnten.

Clavigo. Personen, die der erste Anblick empfiehlt, sollten die Bescheidenheit nicht so weit treiben.

Beaumarchais. Freilich kann Ihnen nicht fremd seyn von Landsleuten besucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften sich eben so sehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die ansehnlichen Aemter, die Ihro Majestät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande distinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringen Dienste, und das Publikum viel Nachsicht für die unbedeutenden Versuche meiner Feder; ich wünschte daß ich einigermaßen etwas zu der Verbesserung des Geschmacks in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wissenschaften beitragen könnte. Denn sie sind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, sie sind's, die aus den entferntesten Geistern Freunde machen, und die angenehmste Vereinigung unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse bisher getrennt werden.

Beaumarchais. Es ist entzückend einen Mann so reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wissenschaften hat. Nun muß ich gestehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich geraden Weges auf das Anliegen gebracht, um dessen willen Sie mich hier sehen. Eine Gesellschaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jenem Orte, wo ich durchreis'te und Gelegenheit fände, einen Briefwechsel zwischen ihnen und den besten Köpfen des Königreichs zu stiften. Wie nun fein Spanier besser schreibt als der Verfasser der Blätter, die unter dem Namen: der Denker, so bekannt sind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Beugung).

Beaumarchais. Und der eine besondere Zierde der Gelehrten ist, indem er gewußt hat mit seinen Talenten einen solchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann die glänzendsten Stürme zu besiegen, derent ihn sein Charakter und seine Kenntnisse würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienst leisten zu können, als wenn ich sie mit einem solchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorschlag in der Welt konnte mir erwünschter seyn, meine Herren; ich sehe da durch die angenehmsten Hoffnungen erfüllt, mit denen sich mein Herz oft ohne Aussicht einer glücklichen Verwirklichung beschäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meiner Brüder Verbindung den Wünschen Ihrer gelehrten Freunde etwas thun zu können: so weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die besten Köpfe in Spanien mit mir zusammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unserm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wissenschaften, für die Künste gethan wird; so habe ich mich bisher als einen Correcteur an, der das geringe Verdienst hat die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen: nun aber werd' ich durch Ihre Dazwischenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat durch Umsetzung der einheimischen Producte den Ruhm seines Vaterlandes auszubreiten, und dadurch es noch mit treuen Söhnen zu bereichern. Und so erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit solcher Freundlichkeit eine so angenehme Betrachtung beginnt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie daß ich frage, was für ein Geschäft, was für ein Anliegen Sie diesen weiten Weg veranlaßt hat? Nicht, als wollt' ich durch diese Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr daß es in der reinsten Absicht geschieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich sage Ihnen zum voraus, Sie sind an einen Ort gekommen, wo sich einem Fremden zu Ausführung seiner Geschäfte, besonders bei Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegenstellen.

Beaumarchais. Ich nehme ein so gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe treue Gehülfen für Sie, mein Herr, und dieser Freund wird bei meiner Erzählung nicht zu viel seyn; er ist sattsam von dem unterrichtet was ich Ihnen zu sagen habe.

Clavigo (verneigt sich gegen George und Buenco).

Beaumarchais. Ein französischer Kaufmann, der bei einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viel Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorschlag: „Gieb mir zwei von euern Töchtern, ich nehme sie mit nach Madrid, und versorge sie. Ich bin ledig, besitze, ohne Verwandte, sie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß' ich ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in Spanien."

Man verraute ihm die älteste und eine der jüngsten Schwestern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen französischen Waaren zu versehn, die man verlangen würde, und so hatte alles ein gutes Ansehn, bis der Correspondent mit Tode abging, ohne die Franzosinnen in ertragsamen zu bedenken, die sich dann in dem beschwerlichen Falle sahen, allein einer neuen Handlung vorzustehen.

Die älteste hatte indessen geheurathet, und ungeachtet des geringen Zustandes ihrer Glücksgüter, bleiben sie sich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geistes eine Menge Freunde, die sich wechselsweise bereicherten ihren Credit und ihre Geschäfte zu erweitern.

Clavigo (macht immer aufmerksamer).

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte sich ein junger Mensch, von den Canarischen Inseln bürtig, in dem Hause vorstellen lassen.

Clavigo (verliert die Manschette aus dem Gesicht, und sein Geist geht nach und nach in eine Betrachtung über, die immer lebhafter wird).

Beaumarchais. Ungeachtet seines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn geräuflig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur französischen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel sich in weniger Zeit große Kenntnisse zu erwerben.

Voll von Begierde, sich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das seiner Nation noch unbekannte Verdienst einer Wochenschrift im Geschmack des Englischen Zuschauers zu geben. Seine Freundinnen lassen es nicht ermangeln ihm auf alle Art beizustehen; man zweifelt nicht daß ein solches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es der jüngsten einen Heirathsvorschlag zu thun.

Man giebt ihm Hoffnung. „Sucht euer Glück zu machen," sagt die älteste, „und wenn euch ein Amt, die Gunst des Hofes, oder irgend sonst ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben an meine Schwester zu denken, wenn sie euch dann andern Freiern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen."

Clavigo (wendet sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel).

Beaumarchais. Die jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Partien aus; ihre Neigung gegen den Menschen nimmt zu, und bald wie die Sorge einer unnöthigen Erwartung traten; sie interessirt sich

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Auf immerdar dein eigen bin,
Und, den du Bräutigam thuſt nennen,
Mög' er ſo deinen Werth erkennen!
O himmliſch glücklich iſt der Mann,
Der dich die Seine nennen kann!

Sie gehen vorüber.

Tritt auf Balandrino der Hauptmann, bekleidet in einen alten Edelmann, mit weißem Bart und Ziegenperücke, und der Würzkrämer.

Würzkrämer.

Hab' Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht':
Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht,
Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verſtreichen,
Und endlich mahlen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren
Und über die Ohren in Dreck 'nein führen!
Geht jetzt ein Bißchen nur beyſeit.

für sein Glück, wie für ihr [illegible] red, und ermuntert ihn das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint.

Clavigo (ist in der entsetzlichsten Verlegenheit).

Beaumarchais (ganz kalt). Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Production erfreut, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich antun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von seiner Geliebten, indem er ganz öffentlich sich um sie bemühte. Die Heirath versprach sich nur in Erwartung der zugesagten Versorgung. — Endlich nach sechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundschaft, Beistands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach sechs Jahren Erprobtheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiliger Versicherungen von Seiten des Mannes erscheint das Amt — und er verschwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht, und ganz außer sich ist.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufsehn gemacht, als daß man die Entwicklung sollte gleichgültig angesehen haben. Ein Haus für zwei Familien war gemiethet. Die ganze Stadt sprach davon. Alle Freunde waren aufs höchste aufgebracht und suchten Rache. Man wendete sich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun schon in die Kabalen des Hofs initiirt war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in seiner Infolenz so weit, daß er es wagt den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freunden, die sich zu ihm kehren, ins Gesicht zu sagen: die Franzosinnen sollten sich in Acht nehmen, er blete sie auf ihm zu schaden, und wenn sie sich unterständen etwas gegen ihn zu unternehmen, so wär's ihm ein leichtes sie in einem fremden Lande zu verderben, wo sie ohne Schutz und Hülfe seyen.

Das arme Mädchen fiel auf die Nachricht in Convulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die älteste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder aufs Schrecklichste, er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hülfe zu schaffen, er ist im Fluge von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der Alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Verandaen, um in Spanien eine unschuldige unglückliche Schwester zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen, und der Verräther — bist Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, seyn Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären: ob meine Schwester durch irgend eine Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart oder sonst einen Fehler diese öffentliche Beschimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schwester, Donna Maria, ist ein Frauenzimmer voll Geist, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat sie Ihnen jemals seit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben sich über sie zu beklagen, oder sie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais. (aufbrausend). Und warum, Ungeheuer! hattest du die Grausamkeit das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur weil doch ihr Herz sehr andern verlor, die alle rechtschaffener und reicher waren als du.

Clavigo. Oh mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verbrei werden bin, wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umstände —

Beaumarchais. Genug! (Zu Saint George) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schwester gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu sagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo (hält auf. Saint George geht.)

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (Beide stehen sich nahe.) Da wir nun so weit sind, will ich Ihnen einen Vorschlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es ist Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin den Kuppelbruder zu machen, der den Roman entwickeln und seiner Schwester einen Mann schaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil Sie glaubten in einem fremden Lande sey sie ohne Beistand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und also, zuvörderst erklären Sie eigenhändig, freiwillig, bei offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten; daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, der meine Schwester betrogen, verrathen, sie ohne die mindeste Ursache erniedrigt hat; und mit dieser Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo sich unser Gesandter aufhält, ich zeige sie, ich lasse sie drucken, und übermorgen ist der Hof und die Stadt davon überschwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das alles wend' ich an, um Sie auf alle Weise auf grausamste zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schwester sich legt, befriedigt ist, und sie mir selbst Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue diese Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich, denn vielleicht thät' ich Sie an Ihrer Stelle eben so wenig. Aber hier ist das andere: Schreiben Sie nicht, so bleib' ich von diesem Augenblick bei Ihnen, ich verlasse Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie einer solchen Gesellschaft überdrüssig, hinter Ihrer retire meiner los zu werden gesucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Gesandten zu sehn, ohne mit einem Menschen hier gesprochen zu haben, fass' ich meine flehende Schwester in meine Arme, bede sie in den Wagen und fahre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünstigt Sie das Schicksal, so hab' ich das Meine gethan, und so sachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade. Beaumarchais nimmt seine Tasse, und setzt sich in der andstoßenden Galerie spazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Lust! Lust! — Das hat dich überrascht, angerafft wie einen Knaben — Wo bist du, Clavigo? Wie willst du das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den dich deine Thorheit, deine Verräthereien gestürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tische.) Ha! Kurz und gut! — (läßt ihn liegen.) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord? abscheulicher Mord! —

Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beistandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menschen Blut sehen! — Und so den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf dich die ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit so viel Reizen anzog! Und da du sie verließest, fand du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartet dein in ihren Armen! in der Freundschaft solch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könntest! daß ich zu deinen Füßen das alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über, meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beliebt Ihnen?

Clavigo. Hören Sie mich; Mein Betragen gegen Ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Plane, meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heirath zu Grunde zu richten. Hätte ich wissen können, daß sie so einen Bruder habe, sie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde gewesen seyn; ich würde die ansehnlichsten Vortheile von dieser Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größesten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf diese Weise mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen! Helfen Sie! helfen Sie, wenn's möglich ist, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schwester wieder, mein Herr, geben Sie mich Ihr! Wie glücklich wär ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es ist zu spät! Meine Schwester liebt Sie nicht mehr, und ich verabscheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das ist alles was ich von Ihnen fordere, und überlassen Sie mir die Sorgfalt einer ausgesuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit ist weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine so sehr verschlimmerte Sache wieder gut machen will. — Da ich sie gut machen kann, das bänat von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schwester ab, ob sie einen Elenden wieder ansehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu sehen. Allein Ihre Pflicht ist's, mein Herr, das zu prüfen und darnach sich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer unzeitigen unbesonnenen Hitze ähnlich sehen soll. Wenn Donna Maria unbeweglich ist; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmlische Seele schwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn sie unerbittlich ist, dann ist es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich bestehe auf der Erklärung.

Clavigo (nach dem Tisch zu gehend). Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais (gehend). Gut, mein Herr! Sehn, mein Herr!

Clavigo (ihn zurückhaltend). Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; lassen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beide Fälle sind wir alle unwiederbringlich verloren. Wüßt' ich nicht für Schmerz, für Besinnung unterstehen, wenn Ihr Blut meinen Degen färben sollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurück messen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung.

Clavigo. So sey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Gesinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung schreiben, ich will sie schreiben auf Ihrem Munde. Nur versprechen Sie mir nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande gewesen bin Donna Maria von meinem geänderten, reuevollen Herzen zu überzeugen; bis ich mit Ihrer Aeltesten ein Wort gesprochen, bis diese ihr gütiges Vorwort bei meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, so lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille; bis ich meine Vergebung nicht, so lassen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieser Vorschlag ist gerecht, anständig, klug, und wenn Sie nicht wollen, so sey's denn unter uns beiden um Leben und Tod gespielt. Und der das Opfer seiner Uebereilung wird, sind immer Sie und Ihre arme Schwester.

Beaumarchais. Es steht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (sich setzend). Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn, ich gehe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich trage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünsche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerei.

Clavigo (nimmt Papier). Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur daß sie in der anstoßenden Galerie gegenwärtig sind. Man soll nicht sagen daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien, und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zusammen, und begeht euch auf die Galerie herbei.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen und begeben sich in die Galerie.)

Clavigo. Sie überlassen mir die Erklärung zu schreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, schreiben Sie wie ich's Ihnen sage.

Clavigo (schreibt).

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joseph Clavigo, Archivarius des Königs —

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. bekenne, daß, nachdem ich in dem Hause der Madam Guilbert freundschaftlich aufgenommen worden —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. ich Mademoiselle von Beaumarchais, ihre Schwester, durch hundertfältig wiederholte Heirathsversprechungen betrogen habe. — Haben Sie's?

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher schreiben. — Ich habe sie verlassen, ohne daß irgend ein Fehler oder

Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entschuldigung dieses Meineids veranlaßt hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil ist die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelich, und aller Ehrfurcht würdig gewesen.

Clavigo. Würdig gewesen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtsinn meiner Reden, durch die Aussagen der sie unterworfen waren, öffentlich dieses tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weßwegen ich sie um Verzeihung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte sie zu erhalten.

Clavigo reißt auf.

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Weitres Zeugniß ich mit freiem Willen und unaufgefordert von mir gegeben habe, mit dem feyerlichen Versprechen, daß, wenn diese Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend seyn sollte, ich bereit bin sie auf alle andere erforderliche Weise zu geben. Madrid.

Clavigo (steht auf, winkt den Bedienten ab, unterschreibt, und reicht ihm das Papier). Ich habe mit einem Beleidigten, aber mit einem edeln Menschen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und suchen Ihre Rache auf. In dieser einzigen Rücksicht, in dieser Hoffnung hab' ich das förmliche Papier von mir gestellt, wozu mich sonst nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage vor Donna Maria zu treten, hab' ich beschlossen jemanden den Auftrag zu geben, wie bei ihr das Wort zu reden, für mich zu sprechen — und der Mann sind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie sich das nicht ein.

Clavigo. Wenigstens sagen Sie ihr die bittere verkehrte Reue, die Sie an mir gesehn haben. Das ist alles, alles, warum ich Sie bitte; schlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kräftigen Vorsprecher wählen, und Sie sind ihr ja eine treue Erzählung schuldig. Erzählen Sie ihr wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und so Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (Er will seine Hand nehmen, Beaumarchais hält sie zurück.)

Clavigo (allein). So unerwartet aus einem Zustand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. — Es kam so schnell, so unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos kommt.

Was hast du für Besuch gehabt? Das ganze Haus ist in Bewegung; was giebt's?

Clavigo. Marions Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der sonst bei Guilbert's war und der mir nun trätsche, weiß es schon seit gestern daß man ihn erwartet hatte, und trifft mich erst diesen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los seyn. Ich habe den Weg über schon gefunden! — Was hat's denn gegeben? Eine Aufforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein dizig, der Bursch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es fürs Beste.

Carlos. Gut, sehr gut! Ist sonst nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweikampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das gescheidste. Wer wird sein Leben gegen einen so romantischen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungestüm?

Clavigo. Er diktirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Ecke rufen.

Carlos. Ich verstehe: Ah! nun hab' ich dich, Herzchen! das drückt ihm den Hals. Heiß' mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwei Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächsten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache steht anders, als du denkst.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch seine Vermittlung, durch mein erklärtes Bestreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzustellen, und so in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, bist du kindisch geworden? Man spielt die doch immer an daß du ein Gefoppter bist. — Und so betrübten zu lassen: Siehst du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan ist, um dich ins Garn zu sprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; sie sind dagegen, sie will nichts von mir hören.

Carlos. Das ist die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Komödien gesehen, daß man einen Landjunker so gepreßt hat.

Clavigo. Du beleidigst mich. Ich bitte, spare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entschlossen Marien zu heirathen, freiwillig, aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückseligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Verzeihung zu erhalten. Und dann fahr' hin, Stolz! An der Brust dieser Lieben liegt noch der Himmel wie vormals; aller Ruhm den ich erwerbe, alle Größe zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen; denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum vollkommen Menschen macht. Leb wohl! ich muß hin; ich muß die Guilbert wenigstens sprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tisch.

Clavigo. Keinen Augenblick. (Ab.)

Carlos (dem nachsieht und eine Weile schweigend). Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. (Ab.)

Dritter Act.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie.

Du hast ihn gesehen? Mir zittern alle Glieder! Du hast ihn gesehen? Ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte er käme, und du hast ihn gesehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder sehn.

Sophie. Ich war außer mir als er herumtrat; denn ach! lieb' ich ihn nicht, wie du, mit der reinsten, treusten, schwesterlichsten Liebe? Hat mich nicht seine Entfernung gekränkt, gemartert? — und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen! — Schwester! es ist was Bejammerndes in seinem Anblick, in dem Ton seiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er ist noch der Alte, noch eben das gute, sanfte, führbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenschaft. Es ist noch eben die Begierde, geliebt zu werden, und das ängstliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung versagt wird. Alles! Alles! Und von der spricht er. Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigsten Leidenschaft; es ist, als wenn dein guter Geist diesen Zwischenraum von Untreu und Entfernung selbst veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntschaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du red'st wie das Wort?

Sophie. Nein, Schwester, auch versprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beste, sie' ich die Sachen wie sie sind. Du und der Bruder, ihr seht sie in einem allzuromantischen Lichte. Du hast das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß dein Liebhaber treulos ward und dich verließ! Und daß er wieder kommt, treulos seinen Fehler verbessert, alle alte Hoffnungen erneuern will — das ist ein Glück, das eine andere nicht leicht von sich stoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube dir. Der erste Augenblick muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beste, ich bitte dich, halt' diese Bangigkeit, diese Verlegenheit, die dir alle Sinne zu übermeistern scheint, nicht für eine Wirkung des Hasses, für seinen Widerwillen. Dein Herz spricht mehr für ihn als du es glaubst, und eben darum traust du dich nicht ihn wieder zu sehen, weil du seine Rückkehr so lebhaft wünschest.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du sollst glücklich werden. Fühlt' ich daß du ihn verachtetest, daß er dir gleichgültig wäre, so wollt' ich kein Wort weiter reden, so sollt' er mein Angesicht nicht mehr sehen. Doch so, meine Liebe — Du wirst mir danken, daß ich dir geboten habe diese ängstliche Unbestimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der unsichern Liebe ist.

Die Vorigen. Guilbert. Buenco.

Sophie. Kommen Sie, Buenco! Guilbert, kommen Sie! Helft mir diese Kleinen Mutz einsprechen. Entschlossenheit, jetzt da es gilt.

Buenco. Ich wollte daß ich sagen dürfte: nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenco!

Buenco. Mein Herz wirft sich mir im Leib' herum bei dem Gedanken: Er soll diesen Engel noch beleidigen, den er so schändlich beleidigt, den er an das Grab gebracht hat. Und beleidigen? — warum? wodurch macht er das alles wieder gut was er verbrochen hat? — Das er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt wiederzukehren, und zu sagen: „Jetzt mag ich sie, jetzt will ich sie.“ Just als wäre diese treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch schon durch die niedrigsten Gebote und fürchtes Ab- und Zulaufen bis aufs Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz selbst für ihn spräche. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten bis ein tapferer Bruder käme, dessen Rache er fürchten muß, um wie ein Sklavknabe zu kommen und Abbitte zu thun? Ha! er ist so feig', als er niederträchtig ist!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kennter. Wer schweben diesen Augenblick in einer gräßern Gefahr, als ihr alle nicht seht.

Marie. Bester Guilbert!

Guilbert. Ich sehe den unternehmende Sorte unsers Bruders, ich habe im Stillen seinem Herbeikommen zugesehen, und wünsche daß alles gut ausschlagen möge, wünsche daß Marie sich entschließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (leiser) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr seid grausam.

Sophie. Hör' ihn, ich bitte dich, hör' ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgenommen, die euch vor den Augen aller Welt rechtfertigen soll, und die wird uns verderben.

Buenco. Wie?

Marie O Gott!

Guilbert. Er stellte sie auf in der Hoffnung dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, so muß er alles anwenden um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach seiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausstreuen. Ich fürchte, wenn du beharrst, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert.

Marie. Ich ergebe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen lassen. Verwirrt in seinen Antrag und er ist ein Mann von Ehre, so geht er seinem Bruder entgegen und einer von beiden bleibt; dem Bruder sterbe oder siege, er ist verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieses geliebten Herzlings! — Schwester, es ist ganz gut daß man edel denkt und fühlt; nur, ich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für sein Leben; sonst hält' er gar nicht geschrieben, sonst hält' er Marien seine Hand nicht an.

Guilbert. Dello sactumus; so findet er hundert die ihm einen Arm leihen, hundert die unserm Bruder tödlich auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenco, bist du so jung? Ein Hofmann sollte seinen Neuchelmörder im Feld haben?

Buenco. Der König ist groß und gut.

Guilbert. Auf dem! Durch alle die Mauern die ihn umschließen, die Wachen, das Ceremoniel, und alle das, womit die Hofschranzen ihn von seinem Volke geschieden haben, dringen Sie durch und retten Sie uns! — Wer kommt?

Clavigo (kommt).

Ich muß! Ich muß!

Marie (eilt einen Schritt, und fällt Sophien in die Arme).

Sophie. Grausamer! in welchen Zustand versetzen Sie uns! (Guilbert und Buenco treten zu ihr.)

Clavigo. Ja sie ist's! Sie ist's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beste, wenn Sie mich nicht anhören wollen. In der Zeit, da mich Guilbert mit Freundschaft in sein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da

ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte daß Ihr Herz ganz zu beſitzen? — Und nun — bin ich nicht eben derſelbe? Warum ſollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollen Sie einen Freund, einen Gelieb ten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereiſe lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unverwandelt wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? und habe ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere die Zeit zugebracht? Sind unſere Leidenſchaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht ſchrecklicher, unüberwindlicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlangen? Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mitten in allem Tumult, durch allen verwüſtenden Sturm der Eitelkeit und des Strudels, hab' ich mich immer jener ſeligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns liegen ſahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht aufgenommen, weil ein öfterer Zwiſchenraum ſich unſern Hoffnungen eingeſchoben hatte? Mein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein; die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen. Wollen wir r) beklagen daß es uns gegangen iſt wie allen andern, und wollen wir uns ſtraflos machen, indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoßen das Vergangene herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen, und unſer eigen Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es ſeyn müſſen, weil Sie Freunde der Tugend ſind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (Er wirft ſich nieder.) Marie! Kennſt du meine Stimme nicht mehr? Vernunft du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzücken küſſen). Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (umarmt den Guilbert, den Buenco.) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz ſagt mir's! Ich hätte mich zu deinen Füßen werfen, dir meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; du hätteſt mich ohne Worte verſtanden wie du ohne Worte meine Vergebung erhalte. Mein, dieſe innige Vertrautheit unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie verſtehen einander noch wie ehemals. wo kein Wink nöthig war, um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais (tritt auf).

Ha!

Clavigo (ihm entgegendringend). Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebſt ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinne vergehn.

(Man führt ſie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie (kommt zurück). Sie vergiebt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er will ſich entfernen, rief ſie ſchluchzend, daß ich mich erbiete: Ich vergeb' ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und lief mir um den Hals, woher weiß er daß ich ihm ſo liebe?

Clavigo (in die Hand klatſchend). Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais (umarmt ihn). Von Herzen denn. Da ich euch ſchon ſagen muß: noch kann ich euch nicht lieben. Und ſomit ſeyd ihr der Unſrige und vergeſſen ſey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier iſt's. (Er nimmt's aus der Brieftaſche, zerreißt es und wirft es hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt euch, daß ſie eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhige.

Clavigo (in tiefer Bewegung). Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel. (Ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut ſeyn, ob ich gleich wünſchte es wäre anders. (Lächelnd.) Es iſt doch ein gutherziges Geſchöpf ſo ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's ſagen, es war ganz der Gedanke, der Wunſch unſers Gemüthes, das ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath dieſe verderbliche Geſchichte endigen möchte.

Guilbert. Mir iſt auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er iſt euer Schwager, und ſo Adieu! Ihr ſeht mich in eurem Hauſe nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich haſſ' ihn nun einmal bis ans jüngſte Gericht. Und gerne hört mich was für einem Menſchen ihr zu thun habt. (Ab.)

Guilbert. Er iſt ein melancholiſcher Unglücksvogel. Und mit der Zeit laßt er ſich doch wieder zureden, wenn er ſieht es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch wär's überall das ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen! (Ab.)

Vierter Act.

Clavigo's Wohnung.

Carlos (allein).

Es iſt thöricht, daß man dem Menſchen, der durch Verſtümmelung oder andere Thorheiten zeigt daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht in einem Freunde thun? Clavigo, du biſt in übeln Umſtänden! Noch deſſer ich! Und wenn du nur noch ſchweig ſenſam biſt, wie ſonſt; ſo iſt's eben noch Zeit dich vor einer Thorheit zu bewahren. Du bei deinem lebhaften empfindlichen Charakter das Elend d. Ehestand machen und dich vor der Zeit um Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend).

Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreßtes: Guten Tag! Kommſt du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortreffliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid dazu laſſen laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt, bei unſerer Hochzeit werden keine geſtickten Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feierlichkeit ſeyn.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht.

Carlos. In den Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtänden! Was meinſt du mit den Umſtänden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht und liegt und ſich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Mißtrauens an Freunden nicht ausſtehen. Ich weiß du biſt nicht für dieſe Heirath; demungeachtet, wenn du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſagen müſſ: ſo ſag's gerade zu. Wie ſteht denn die Sache? wie verhält ſie ſich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchimm wenn alles im Gleiſe ginge. Man hätte nichts ſich zu verwundern, nichts die Köpfe zuſammen zu ſtoßen, nichts in Geſellſchaft zu vermeiden.

Clavigo. Aufſehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das verſteht ſich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun dieſen Streich ſpielſt?

Clavigo. Das iſt nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar iſt's. Ich habe wenig Männer gekannt, die ſo großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten als du. Unter allen Ständen giebt's gute Kinder, die ſich mit Planen und Ausſichten beſchäftigen dich haßhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anſchlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich, weder meine Trumpfnaſe, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Vorſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von einem zärtlichen kritiſchen Pfötchen, ſo unorthographiſch als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur ſeyn kann. Die manche hübſche Duenna iſt mir bei der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du ſagteſt mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemals rathen konnte daß du mit einer Einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe dein Schickſal im Herzen getragen wie mein eignes! Ich habe keinen Freund als dich, die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und du ſängſt auch an mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, ſey ruhig.

Carlos. Brennt einem das Haus ab, daran er zehen Jahre gebauet hat, und ſagt' ihm einer Beſchwörer, der ihm die ſprüchlichſte Geduld empfiehlt. — Man ſoll ſich für niemand intereſſiren als für ſich ſelbſt; die Menſchen ſind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine friedſeligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz drein verfinke, wer iſt ſchuld dran als du? Du ſagte zu mir: Was ſoll ihm jetzt die vortheilhafteſte Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menſchen weit genug gebracht hätte; aber mit ſeinem Geiſt, mit ſeinen Gaben iſt es unverantwortlich — iſt es unmöglich daß er bleibt was er iſt. — Ich machte meine Projecte. Es giebt ſo wenig Menſchen, die ſo unternehmend und beſtand, ſo geiſtvoll und fleißig zugleich ſind. Er iſt in alle Fächer gerecht: als Archivarius kann er ſich ſchnell die wichtigſten Kenntniſſe erwerben, er wird ſich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn ſo iſt er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurm erreiche und erkletterte, wenn ich darauf losginge, mit dem feſten Vorſatze nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und dernach wär' mir für das übrige nicht bang geweſen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, beſte beſſer; das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt ohne reich zu werden, iſt ein Dimiel. Und dann ſeh' ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem Könige. Dieſer giebt ſeinen Planen der und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann ſah ich mich erſt nach einer Partie für dich um. Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugedrückt hätte, manches der reichſten, das dir gern den Aufwand deines Standes verſchafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab. Und glaubſt du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, bricht du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenſchößlinge; es giebt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht daß man dieſe Heirath bei Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißrieten? Haſt du vergeſſen wer dir den klugen Gedanken eingab ſie zu verlaſſen? Soll ich ſie dir an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon geeinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine beſten Freunde ſollen nicht aufgebracht ſeyn, daß du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath, dich ſo geradezu hingeworfen haſt, wie ein unbeſonnener Knabe auf dem Markte ſein Geld gegen wurmſtichiges Nüſſe wegwirft?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich macht, das laß' ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil ſie ſingen iſt wie ein Engel! Gut, der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt ich frage nicht ängstlich nach andrer Beifall, doch das ist ewig wahr: wer nichts für andre thut thut nichts für sich; und wenn die Menschen dich nicht bewundern, oder beneiden, bist du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz besitzt ist zu beneiden!

Carlos. Was die Sache ist scheint sie auch. Aber freilich dacht' ich daß das verborgene Qualitäten seyn müssen, die dem Glück beneidenswerth machen; denn was man mit seinen Augen sieht, mit seinem Menschenverstande bereisen kann —

Clavigo. Du willst mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie ist das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie ist das zugegangen, fragt man bey Hofe. Um Gottes willen, wie ist das zugegangen? Sie ist arm, ohne Stand; hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß sie in der Welt ist. Sie soll artig seyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das vergeht so in den ersten Zeiten des Ehestands. Ach! sagt einer, sie soll hübsch seyn, reizend, ausnehmend schön. — Da ist's zu begreifen, sagt ein anderer —

Clavigo (zieht verwirrt, ihm entsteht ein tiefer Seufzer). Ach!

Carlos. Schön? O! sagt die eine, es geht an! Ich hab' sie in sechs Jahren nicht gesehn. Da kann sich schon was verändert haben, sagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird sie bald produciren, sagt die dritte. Man fragt, quckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig, erinnert sich immer des stolzen Clavigo, der sich nie öffentlich sehen ließ, ohne eine herrliche, hochgängige Equipierin im Triumph aufzuführen, deren volle Brust, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen, die Welt rings umher zu fragen scheinen: Bin ich nicht meines Bräutigams werth? und da in ihrem Uebermuth den feinen Schleyerrock so weit hinten auf im Winde segeln ließ, als möglich, um ihre Erkenntlichkeit anständiger und würdiger zu machen. — Und nun erscheint der Herr — und allen Leuten verfast das Wort im Munde — kommt angezogen mit seiner trippelnden, kleinen, hohlängigen Franzöhn, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, wenn sie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinselt hat. O Bruder, ich werde rasend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quälsieren und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bey der Hand fassend). Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrak als ich Marien wieder sah: Wie entstellt sie ist. — wie viele, ach gezehrt! O das ist meine Schuld, meiner Verrätherei! —

Carlos. Possen! Grillen! Du hattest die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und — Aber ihr Liebhaber hatte keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die die Pest unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren plötzlich aussehen, wie Bettlerklümpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie seyn könnte, der vielleicht künftig — Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was soll ich dir sagen: Als ich sie wieder sah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mittelding — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'm Nacken führe. Ich strebte munter zu seyn, wieder vor denen Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war alles vorbey, alles so steif, so ängstlich. Wären sie wenigstens außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! und du willst sie betrathen? —

Clavigo (steht ganz in sich selbst versunken ohne zu antworten).

Carlos. Du bist hin! verloren auf ewig! Leb wohl, Bruder, und laß mich alles vergessen. Laß mich mein einsames Leben noch so ausbrüten. über das Schicksal deiner Verblendung. Ha! daß alles! sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde befriedigen! dir muthwillig eine Krankheit zuzuziehen, die, indem sie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärst du nie gestiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden sie das ansehn! Da ist der Bruder, werden sie sagen! das muß ein braver Kerl seyn, der hat ihn ins Pockhorn gesagt, er hat sich nicht getraut ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unsre schwadronirenden Hofjunker sagen, man sieht immer, daß er kein Cavalier ist. Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen sollen, und patscht sich auf den Bauch, ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre dem Reitknecht zu seyn.

Clavigo (fällt in dem Ausdruck der heftigsten Aengstigung, mit einem Strom von Thränen, dem Carlos um den Hals). Rette mich! Freund! mein Bester, rette mich! Rette mich von dem geborgten Heimweh, von der unbeschreiblichen Schande, von mir selbst — ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, diese jugendlichen Raserein, die stürmenden Thränen, diese verrinnende Wehmuth sollte vorüber seyn, ich hoffte dich als Mann nicht mehr erschüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu sehen, den du ehemals so oft in meinen Busen ausgeweint hast. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (Wirft sich in einen Sessel.)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, umfaßt du den unsichern Hang nach Größe verbindest! Und was ist Größe, Clavigo? Sieh in Rang und Ansehn über andre zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer ist, als andrer Herzen; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinaus zu setzen, die einen gewissen Menschen ängstigen würden, so bist du mit allen deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein geringer Mensch. Fasse dich, verwahre dich!

Clavigo (richtet sich auf, legt Carlos an und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Herzlichkeit ansieht).

Carlos. Auf! auf, mein Freund! und entschließe dich. Sieh, ich will alles bei Seite setzen, ich will sagen: Hier liegen zwei Vorfechter auf gleichen Schalen. Entweder du betrathest Marien und findest dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in

den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führest auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele. — Ich will alles bei Seite setzen, und will sagen: die Zunge sticht immer; es kommt auf deinen Entschluß an, welche von beiden Schalen den Ausschlag haben soll: Gut! Aber entschließe dich: — Es ist nichts erbärmlicher in der Welt als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zweien Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verdorben hat wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften und Wirksamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist, alles wieder gut zu machen was er verdorben hat; und so genieße das Glück einer ruhigen Beschränkung, den Beifall eines verständigen Gewissens, und alle Seligkeit, die denen Menschen gewährt ist, die im Stande sind sich ihr eigen Glück zu schaffen und Freude den Ihrigen — Entschließe dich; so will ich sagen, du bist ein guter Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er schläft in dir, und ich will blasen bis er in Flammen schlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe die dich erwarten. Ich will dir diese Aussichten nicht mit dichterischen bunten Farben vormalen; stelle sie dir selbst in der Lebhaftigkeit dar, wie sie in voller Klarheit vor deiner Seele standen, ehe der französische Freudenlerf vor die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, sey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehen. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abstehen; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate; warum sollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Mensch.

Carlos. Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du bist wieder bei dir selber. Wirf die Reste einer erbärmlichen Leidenschaft von dir, die dich in jenen Tagen eben so wenig kleiden, als das graue Jäckchen und die bescheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamst. Was das arme Mädchen für dich gethan hat, daß du ihr lange gelobtst; und daß du ihr die erste freundliche Aufnahme schuldig bist — Oh! eine andre hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben so viel und mehr gethan, ohne solche Prätensionen zu machen — und wird dir einfallen, deinem Sprachmeister die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreißig Jahren das Abc gelehrt hat? Nun, Clavigo?

Clavigo. Das ist all gut; im Ganzen magst du Recht haben, es mag alles seyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung in der wir stecken? Da gieb Rath, da schaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willst also?

Clavigo. Mach' mich können, so will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Also denn. Zuerst geh du, den Herrn an einen dritten Ort zu bestellen, und alsdann fordere du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbesonnen ausgestellt hast.

Clavigo. Ich habe sie schon, er zerriß und gab sie mir.

Carlos. Trefflich! Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du hast mich so lange reden lassen? — Also kürzer! Du schreibst ihm ganz gelassen: „Du fändest nicht für gut, seine Schwester zu verrathen; die Ursache könnte er erfahren, wenn er sich deute Rache, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen versehen, da oder dort einfinden wolle.“ Und somit figurirt. — Komm. Clavigo, schreib das. Ich bin dein Sekundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo (setzt sich dem Tische).

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's so recht bedenke, ist das ein einfältiger Vorschlag. Wer sind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Ausführung des Menschen, sein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unsers Gleichen achten. Also hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, sich bei dir unter einem falschen Namen mit einem Helfershelfer anmelden lassen, dich erst mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und sie ausgestreuten weggenommen ist — Das reicht ihm den Hals: er soll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu beleidigen.

Clavigo. Du hast Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdessen, bis der Prozeß eingeleitet ist, bis dahin und der Herr noch allerlei Streiche machen könnte, das Gewisse spielten, und ihn kurz und gut dem Kopfe nähmen?

Clavigo. Ich verstehe, und könnte dich, daß du Mann bist es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich schon fünfundzwanzig Jahre militaire, und dabei war, da dem Ersten unter den Menschen die Augenlefzen auf dem Gesichte standen, wenn ich so ein Pessenspiel nicht entwickeln wollte. Und somit lässest du mir freie Hand; du brauchst nichts zu thun, nichts zu schreiben. Wer den Bruder einstecken läßt, giebt pantomimisch zu verstehen daß er die Schwester nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos! Es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais ist ein würdiger Mensch, und er soll in seinem schimpflichen Gefängnisse verschmachten um seiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorschlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! Pah! Kindereien! Wir wollen ihn nicht fressen, er soll weiter aufgehoben und versorgt werden, und lange kann's auch nicht währen. Denn siehe, wenn er spürt daß es Ernst ist, kriecht sein theatralischer Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt bedaut nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichste, wenn man ja seiner Schwester ein fahrendes Gehalt anlegen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So sey's denn! Nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbesorgt. — Noch eine Vorsicht! Man kann nicht wissen, wie's verschwatzt heißt, wie er Wind kriegt, und er überläuft uns, und

alles geht zu Grunde. Drum beziehe dich auf deinem Hause, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laß nur das nöthigste zusammenpacken. Ich schicke dir einen Burschen, der dir's forttragen und dich hineingen soll, wo dich die heilige Hermandad selbst nicht findet. Ich hab' so ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu.

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Frisch! Frisch! Wenn's vorbei ist, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais
(mit Arbeit).

Marie. So ungestüm ist Buenco fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie kannst du den Anblick des Menschen ertragen, den er dreyfach hassen muß?

Marie. Er ist der beste, tugendhafteste Bürger, den ich je gekannt habe. (Da die Arbeit gigent.) Mich dünkt, ich mach' es so? Ich ziehe hier das ein und das Ende fest' ich hinauf. Es wird gut stehn.

Sophie. Nein! gut. Und ich will purlle Band zu dem Häubchen nehmen: es kleid't mich keins besser. Du lächelst?

Marie. Ich lache über mich selbst. Wir Mädchen sind doch eine wunderliche Nation: kaum haben wir den Kopf nur ein wenig wieder, so ist gleich Putz und Band was und beschäftigt.

Sophie. Das kannst du dir nicht nachsagen; seit dem Augenblick, da Clavigo dich verließ, war nichts im Stande dir eine Freude zu machen.

Marie (stärker zusammen und sieht nach der Thür).

Sophie. Was hast du?

Marie (bestimmter). Ich glaubte es käme Jemand: Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl' wie es schlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du siehst blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie (auf die Brust deutend). Es drückt mich hier so. — Es sticht mich so. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Scheue dich.

Marie. Ich bin ein närrisches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich sage dir, es ist nur halbe Freude daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in seinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schwester, meine liebe Einzige! Du machst mit solchen Grillen an dir selber.

Marie. Warum soll ich mich betrügen?

Sophie. Du bist jung und glücklich und kannst alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der süße einzige Balsam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Mutbige jugendliche Träume schweben vor mir, und begleiten die geliebte Gestalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der meine wird. O Sophie, wie reizend ist er! Seit ich ihn nicht sah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll — es haben sich alle großen Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er ist ein Mann worden, und mag mit diesem reinen Gefühle seiner selbst, mit dem er auftritt, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er soll der meinige werden? — Nein, Schwester, ich war seiner nicht werth — Und jetzt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und sey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais (kommt).

Wo ist Guilbert?

Sophie. Er ist schon eine Meile weg; lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was hast du, Bruder? — (Aufspringend und ihm um den Hals fallend) Lieber Bruder, was hast du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, so sag' mir, was du auf dem Herzen hast!

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Gesichter, ohne just was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ach ich sehe dein Angesicht nur wenige Zeit; aber schon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich lese jedes Gefühl dieser unverstellten, unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du hast etwas was dich stutzig macht. Rede, was ist's?

Beaumarchais. Es ist nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde ist's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bei Clavigo. Er ist nicht zu Hause.

Sophie. Und das verwirrt dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner sagt, er sey verreist, er wisse nicht wohin? es wisse niemand, wie lange? Wenn er sich verläugnen ließe! Wenn er wirklich verreist wäre! Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Junge schgt. Ha! Die Blässe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles spricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannst. Liebe Schwester! (Faßt sie in seine Arme.) An diesem klopfenden, ängstlich bebenden Herzen schwör' ich dir, Höre mich. Gott, der du gerecht bist! Höret mich, alle seine Heiligen! Du sollst gerächet werden, wenn er — die Stirne vergißt mir über dem Gedanken, — wenn er rückfällig, wenn er bey reiten gräßlichen Meineids sich schuldig machte, unser Elends spottete — Nein, es ist, es ist nicht möglich, nicht möglich — Du sollst gerächet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schone ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie (zu sich).

Sophie. Was hast du? Du wirst ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du bist glaub so besorgt.

Sophie (reicht ihr Wasser). Nimm das Glas.

Marie. Laß doch; wozu soll's? — Nun mein netwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo ist Guilbert? Wo ist Buenco? Schicke nach ihnen, ich bitte dich. (Sophie ab.) Wie ist dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkst du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir schwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens versetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Hast ihr denn kein Mittel? Brauchst du nichts niederschlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott schon lange.

Beaumarchais. Du sollst's haben, und ich hoffe von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie (kommt).

So eben giebt ein Kurier diesen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das ist das Siegel und die Hand unsers Gesandten.

Sophie. Ich hieß ihn absteigen und einige Erfrischungen zu sich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeschen habe.

Marie. Willst du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte schicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirst mich ängstigen, daß ich zuletzt kaum traue ein Glas Wasser zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais (wirft sich sprachlos in einen Sessel und läßt den Brief fallen).

Sophie. Mein Bruder! (Hebt den Brief auf und liest.)

Marie. Laßt mich ihn sehn; ich muß (will aufstehen.) Weh! Ich fühl's. Es ist das letzte. Schwester, aus Barmherzigkeit den letzten schnellen Todesstoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais (aufspringend). Er verräth uns! (an die Stirne schlagend und auf die Brust) Hier! hier! es ist alles so dumpf, so todt vor meiner Seele, als hört' ein Donnerschlag meine Sinne gedämmt. Marie! Marie! du bist verrathen! — und ich stehe hier! Wohin? — Was? — Ich sehe nichts, nichts! keinen Weg, keine Rettung! (wirft sich in den Sessel.)

Guilbert (kommt).

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir sind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lieb! Lieb! Der Gesandte meldet uns seinem Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als sey er unter einem falschen Namen in sein Haus geschlichen, habe ihm im Bette die Pistole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine schimpfliche Erklärung zu unterschreiben; und wenn er sich nicht schnell aus dem Königreiche entfernt, so solleppen sie ihn ins Gefängniß, daraus ihn zu befreien der Gesandte vielleicht selbst nicht im Stande ist.

Beaumarchais (aufspringend). Ja, sie sollen's! sie sollen's! sollen mich ins Gefängniß schleppen. Aber von seinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in seinem Blute werde gelegt haben, — Ah! der grimmige, entsetzliche Durst nach seinem Blute füllt mich ganz. Dank sey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menschen mitten im gährenden unerträglichsten Leiden ein Labsal sendest, eine Erquickung. Wie ich die dürstende Rache in meinem Busen fühle; wie aus der Vernichtung meiner selbst, aus der stumpfen Unempfindlichkeit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach seinem Blute herausreißt, mich über mich selbst reißt! Rache! Wie mir's wohl ist! wie alles an mir nach ihm hin strebt, ihn zu fassen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du bist fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Desto besser. — Ah! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne sey! ganz mein eigen das Gefühl: ich hab' ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ja habe dich nicht retten können, so sollst du gerächet werden. Ja schmande nach seiner Spur, meine Zähne gelüstet's nach seinem Fleisch, meinen Gaumen nach seinem Blut. Bin ich ein rasendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig dauren, der mir ihn jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderisch aus dem Weg räumte. O bist mir, Guilbert, ihn aufsuchen! Wo ist Buenco? Helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! Du bist außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ' ihn weg; er bringt seine Schwester um.

Buenco (kommt).

Auf. Herr! Fort! Ich sah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man stellt euch nach, ihr seyd verloren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo ist Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte dich fußfällig, sag' mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (Fällt zurück.) Clavigo! —

Sophie. Hülfe, sie stirbt!

Marie. Verlaß' uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais (läuft vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu sich selbst kommt). Dich verlassen! Dich verlassen!

Sophie. Es bleib', und verderb' und alle, wie du Marien getödtet hast. Du bist ihr, o meine Schwester! durch die Unbesonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schwester!

Sophie (spottend). Retter! — Rächer! — Hilf ihr selber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Geh mir sie wieder! Und denn geh in Kerker, geh aufs Martergerüst, geh, vergieße dein Blut, und gieb mir sie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und ist sie hin, ist sie todt — erhalte dich uns! (Ihm um den Hals fallend.) Mein Bruder, erhalte dich uns! unserm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schicksal! Sie hat's geendet, und ein Gott ist im Himmel, dem tag die Rache.

Buenco. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verrenne Sie, bis wir Mittel finden. Sie aus dem Königreiche zu schaffen.

Beaumarchais (läuft auf Marien und küßt sie). Schwester! (Sie reißen ihn los, er will Gewalt, sie macht sich los, man eilet Marien weg, und Buenco mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien getragen hat). Zu spät! Sie ist hin! Sie ist todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie selbst! Es ist nicht möglich! (Ab.)

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit.

geht ab.

Hauptmann.

Ho! Holla! ho!

Sibylla.

Welch ein Geschrey?

Hauptmann.

Treff' ich nicht hier den Pater Brey?

Sibylla.

Er wird wohl in dem Garten seyn;
Ich schick' ihn Ihnen gleich herein. ab.

Der Pfaff

tritt auf und spricht:

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin so frey, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier aufzutreiben;
Sie müssen's Ihrem Ruf zuschreiben.

Fünfter Act.

Straße vor dem Hause Guilberts.

Nacht.

Das Haus ist offen. Vor der Thüre stehen drei in schwarze Mäntel gehüllte Männer mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel eingehüllt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo.

Ich sagte dir's, du solltest diese Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müssen, und Sie eilen so. Es ist nicht weit von hier, wo Don Carlos sich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesschauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen sie bestatten!

Bedienter (geht zu den Männern). Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

Clavigo (sitzt sich auf einen Stein und verhüllt sich).

Bedienter (kommt zurück). Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo (aufspringend). Mußtest du's wiederholen, Verräther! Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen schlägt!

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie. Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie schweben.

Clavigo. Geh in die Hölle! Ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er ist außer sich! (Ab.)

Clavigo. (In der Ferne die Leichenmänner.)

Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! Es ist ein Zauberspiel, ein Nachtgesicht, das mich erschreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verrätherein abnungsweise ersehen soll. — Noch ist es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerspringt in Schauer! Nein! Nein! du sollst nicht sterben. Ich komme! Ich komme! — Verschwindet, Geister der Nacht, die ihr euch mit ängstlichen Larvenhüllen mir in den Weg stellt — (Setzt sich in sich.) Verschwindet! — Sie stehen! Ha! sie stehen sich nach mir um! Weh! Weh mir! es sind Menschen wie ich. — Es ist wahr — Wahr! — Kannst du's fassen? — Sie ist todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: sie ist todt! Du liegst sie, die Blume zu deinen Füßen — und du — Erbarm dich meiner, Gott im Himmel, ich habe sie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, schaut nicht hernieder, ihr, die ihr so oft den Meuchelmörder fahrt in dem Gefühl des innigsten Glückes diese Schwelle verlassen, durch eure diese Straße mit Saitenspiel und Gesang in goldnen Phantasien dahinwehen, und sein am heimlichen Gitter tanzenden Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzündet! — Und du füllst nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und diesen Schauplatz deines Glückes mit Grabgesang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (Eine traurige Musik tönt einige Laute von innen.) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Halte! halte! Solltest den Sarg nicht! Laßt mich sie noch einmal sehen! (Er geht ans Haus los.) Ha! wem, wem wag' ich's unters Gesicht zu treten! wem in seinen entsetzlichen Schmerzen zu bekennen! — Ihren Freunden! Ihrem Bruder! dem wüthenden Jammer den Busen stark! (Die Musik hebt wieder an.) Sie ruft mir! sie ruft mir! Ich komme! — Welche Angst umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück!

(Die Musik fängt zum dritten Male an und schon vor. Die Fackeln bewegen sich vor der Thür, es treten noch drei andere zu ihnen, die sich in Ordnung stellen, um den Leichenzug einzufassen, der aus dem Hause kommt. Sechs tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg steht. Guilbert, Bueno in tiefer Trauer.)

Clavigo (hervortretend). Halte!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Halte! (Die Träger stehen.)

Bueno. Wer unterfängt sich den ehrwürdigen Zug zu stören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Bueno. Elender! Ist deiner Schandthaten kein Ende? Ist dein Opfer im Sarge nicht sicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht rasend! die Unglücklichen sind gefährlich! Ich muß sie sehen! (Er wendet das Tuch ab. Marie mit weißen Rosen und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt sein Gesicht.)

Bueno. Willst du sie erwecken, um sie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (Er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais. Bueno hat mich verlassen. Sie ist nicht todt, sagen sie, ich muß sehen, trotz dem Teufel! Ich muß sie sehen. Fackeln, Leute! (Er tritt auf sie zu, erblickt den Sarg und fällt sprachlos rückwärts; man hebt ihn auf, er ist wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.)

Clavigo (hat an der andern Seite des Sarges auch gekniet). Marie! Marie!

Beaumarchais (aufstarrend). Das ist seine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang der Stimme floß eine glühende Wuth in meine Adern geh.

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais (wild hinsehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn).

Clavigo. Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! Sieh hier der, bloßes, gastfreies Auge, diese gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigst du mir das? (Er reißt sich los, rennt auf Clavigo ein, der ganz, sie schützen, Beaumarchais hält ihm den Degen in die Brust.)

Clavigo (stehend). Ich danke dir, Bruder! Du vermißtest uns. (Er kniet auf den Sarg.)

Beaumarchais (den wegstoßend). Weg von dieser Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blut auf, Marie, blick auf deinen Brautschmuck, und dann schließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruhestätte gezweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie (kommt).

Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und schau. Ich dekke ihr Brautbette mit Rosen zu bestreuen; sieh die Rosen, mit denen ich sie ziere auf dem Wege zum Himmel.

Sophie. Wer sind verloren!

Clavigo. Rette dich, Unbesonnener! rette dich, eh der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer sandte, begleite dich. — Sophie — vergieb mir! — Bruder — Freunde, vergebt mir!

Beaumarchais. Wie sein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöscht! wie mit seinem wegfliehenden Leben meine Wuth verschwindet! (Auf ihn losgehend.) Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! (Buenco zaudert).

Sophie. Gieb sie ihm, Buenco.

Clavigo. Ich danke dir! du bist die alte. Ich danke euch! Und wenn du noch hier diese Stätte umschwebst, Geist meiner Geliebten, schau herab, sieh diese himmlische Güte, sprich deinen Segen dazu, und vergieb mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab sie mir? Wie starb sie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie schied weg ohne Abschied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den curigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du siehst hier die Opfer deiner Eitelkeit — und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltsam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr stirbt da? Lauft nach Wundärzten! (Bedienter ab.)

Clavigo. Es ist vergebens. Rette! rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und so vergeb' ich dir. Du begleitest ihn bis an die Gränze, und — ab!

Carlos (mit dem Fuße stampfend). Clavigo! Clavigo!

Clavigo (sich dem Sarge nähernd, auf den sie ihn niedergelassen). Marie! deine Hand! (Er umfaßt ihre Hände, und faßt die rechte.)

Sophie (zu Beaumarchais). Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du bist die meinige — Und noch diesen Brautigamskuß. Ab!

Sophie. Er stirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais (fällt Sophien um den Hals).

Sophie (umarmt ihn, indem sie zugleich eine Bewegung macht ihn zu entfernen).

Stella.

Ein Trauerſpiel in fünf Acten.

Perſonen:

Stella.
Cäcilie, anfangs Sommer.
Fernando.
Lucie.
Verwalter.
Poſtmeiſterin.
Knaben.
Karl.
Bedienter.

Erſter Act.

Im Poſthauſe.

(Man hört einen Poſtillon blaſen.)

Poſtmeiſterin.

Karl! Karl!

Der Junge (kommt).

Was iſt?

Poſtmeiſterin. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck; rühr' dich! Machſt du wieder ein Geſicht?

(Der Junge ab.)

Poſtmeiſterin (ihm nachrufend). Wart'! ich will dir dein mürriſch Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſeyn. Herr nach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum; einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer das Haus in Ordnung zu halten!

Madame Sommer, Lucie (in Reiſekleidern). Karl.

Lucie (einen Mantelſack tragend, zu Karl.) Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterin. Ihre Dienerin, meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſer ſind nur zwei und wenig beladen.

Poſtmeiſterin. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wohl ſo gütig zu warten; das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterin. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Poſtmeiſterin. So gut ſie da iſt. (Ab.)

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hörteſt, dünkt mich, die Reiſe über ſchon fing werden können: Wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt; und in unſern Umſtänden! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Poſtillon (vor ihnen).

Lucie. Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Poſtillon. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapoſt?

Lucie. Das heißt, du haſt auch was extra verdient; nicht wahr? Du ſollteſt mein Leibkutſcher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Poſtillon. Auch ohne Pferde ſteh' ich zu Dienſten.

Lucie. Da!

Poſtillon. Dante, Mamſell! Sie gehn nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dießmal hier.

Poſtillon. Adieu! (Ab.)

Madame Sommer. Ich ſeh' an ſeinem Geſicht daß du ihm zu viel gegeben haſt.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit ſo freundlich. Sie ſagen immer, Mama, ich ſey eigenſinnig; wenigſtens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Lucie, verkenne nicht was ich dir ſage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und deine Freigebigkeit; aber es ſind nur Tugenden wo ſie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben iſt wohl der Dame, der ich künftig Geſellſchaft leiſten ſoll?

Madame Sommer. Mich freut's wenn der Ort deiner Beſtimmung dir angenehm iſt.

Lucie. Stille mag's ſeyn, das wird ſich ſehen. Iſt's doch wie Sonntag auf den großen Plätze! Aber die gnädige Frau hat einen ſchönen Garten, und ſoll eine gute Frau ſeyn; wir wollen ſehn wie wir zurecht kommen. Was ſehen Sie ſich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach damals war's anders! Mir iſt nichts ſchmerzlicher als in ein Poſthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff ſich zu quälen?

Madame Sommer. Und wer nicht Urſache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reiſte: da wir die ſchönſte Zeit unſers Lebens in erſter Welt genoſſen; die erſten Jahre unſrer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in ſeinem Arm vor ſo tauſend Gegenſtänden vorüber zu eilen; da

jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, durch seine Liebe! —

Lucie. Ich mag auch wohl gern reisen.

Madame Sommer. Und wenn wir dann nach einem heißen Tag, nach ausgestandenem Fatalitäten, schlimmen Weg im Winter, wenn wir einträfen, in manche noch schlechtere Herberge wie diese ist, und den Genuß der einfachsten Bauernlichkeit zusammen fühlten, auf der hölzernen Bank zusammen saßen, unsern Kartuchen und abgekochte Kartoffel zusammen aßen — — Damals war's anders!

Lucie. Es ist nun einmal Zeit ihm zu vergessen.

Madame Sommer. Weißt du was das heißt: Vergessen! Gutes Mädchen, du hast, Gott sey Dank! noch nichts verloren, das nicht zu ersetzen gewesen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward er habe mich verlassen, ist alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir selbst; ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zustands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette saß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am wehsten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warst sieben Jahr alt, und konntest nicht fühlen was du verlorst.

Aunchen (mit der Suppe). Die Postmeisterin. Karl.

Aunchen. Hier ist die Suppe für Madame.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Ist das Ihr Töchterchen?

Postmeisterin. Meine Stieftochter, Madame! aber da sie so brav ist, ersetzt sie mir den Mangel an eignen Kindern.

Madame Sommer. Sie sind in Trauer?

Postmeisterin. Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlor. Wir haben nicht gar drei Jahre zusammen gelebt.

Madame Sommer. Sie scheinen doch ziemlich getröstet.

Postmeisterin. O Madame! Unser eins hat so wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntags und Werkeltags. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied singen hört — Karl, ein Paar Servietten, dreh' hier am Ende auf.

Lucie. Wem ist das Haus da drüben?

Postmeisterin. Unsrer Frau Baronesse. Eine allerliebste Frau.

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich von einer Nachbarin bestätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne beilhenert hat. Meine Tochter wird künftig bei ihr bleiben und ihr Gesellschaft leisten.

Postmeisterin. Dazu wünsche ich Ihnen Glück. Mamsell.

Lucie. Ich wünsche daß sie mir gefallen möge.

Postmeisterin. Sie möchten einen sonderbaren Geschmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnädigen Frau nicht gefiele.

Lucie. Desto besser! Denn wenn ich mich einmal nach jemandem richten soll; so muß Herz und Wille dabei seyn; sonst geht's nicht.

Postmeisterin. Nun! nun! wir reden bald wieder darein, und Sie sollen sagen ob ich wahr gesprochen habe. Wer um unsre gnädige Frau lebt, ist glücklich; wird meine Tochter ein wenig größer, so soll sie ihr wenigstens einige Jahre dienen: es kommt dem Mädchen auf sein ganzes Leben zu Gute.

Aunchen. Wenn Sie sie nur sehn! Sie ist so lieb! Sie glauben nicht wie sie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erst garstig machen, und will auch noch essen.

Aunchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau sagen daß die Mamsell gekommen ist.

Postmeisterin. Geh nur!

Madame Sommer. Und sag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tisch' aufwarten. (Aunchen ab.)

Postmeisterin. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr. Auch ist sie die beste Seele von der Welt, und ihre ganze Freude ist mit Kindern. Sie läßt sich von Bauersmädchen aufwarten bis sie ein Geschick haben, hernach sucht sie eine gute Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit. Seit ihr Gemahl weg ist. Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich seyn kann, und dabei so freundlich, so gut.

Madame Sommer. Ist sie nicht Wittwe?

Postmeisterin. Das weiß Gott! Ihr Herr ist vor drei Jahren weg, und dort man und sieht nichts von ihm. Und sie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden wenn er anfing von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich sag's selbst, so giebt so kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da sie ihn zum letzten Mal sah, läßt sie keine Seele zu sich, schließt sich ein, und auch sonst, wenn sie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Postmeisterin. Es läßt sich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Postmeisterin. Man sag's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Postmeisterin. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es sind nun über die acht Jahre, daß sie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; niemand kannte sie; man hieß sie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdiensten reich geworden war, und sich nun zur Ruhe setzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als sechzehn Jahr, und schön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' sie jetzt nicht über vierundzwanzig?

Postmeisterin. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es starb ihr bald; im Garten ist sein Grab, nur von Rasen, und seit der Herr weg ist, hat sie eine Einfriedlei dabei angelegt, und ihr Grab dazu bestellen lassen. Mein Mann seliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren: aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückseligkeit der beiden Leute, so lang sie hier zusammen lebten. Man war ein ganz anderer Mensch, sagte er, nur zuzusehen, wie sie sich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt sich nach ihr.

Postmeisterin. Aber wie's geht. Man sagte, der Herr hätte curiose Principia gehabt, wenigstens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott und halten sich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr ist fort. Er war verreist, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer (vor sich). Ein Bild meines ganzen Schicksals!

Postmeisterin. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michael sind's eben drei Jahre. Und da wußt' jedes was anders, sogar zuweilen man einander in die Ohren. sie seyen niemals getraut gewesen; aber verrathen Sie mich nicht. Er soll wohl ein vornehmer Herr seyn, soll sie entführt haben, und was man alles sagt. Ja, wenn ein junges Mädchen so einen Schritt thut, sie hat ihr Leben lang dran abzubüßen.

Annchen (kommt).

Die gnädige Frau läßt Sie sehr bitten gleich hinüber zu kommen; sie will Sie nur einen Augenblick sprechen, nur sehen.

Lucie. Es schickt sich nicht in diesen Kleidern.

Postmeisterin. Gehn Sie nur, ich geb' Ihnen mein Wort daß sie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! (Die Postmeisterin entfernt sich.) Daß du nichts verräthst! nicht unsern Stand, nicht unser Schicksal. Begegne ihr ehrerbietig.

Lucie. Lassen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, ist nach Amerika, ist todt; und dadurch sind unsere Umstände — Lassen Sie mich nur; ich hab' das Mährchen ja oft genug erzählt. (Laut) Wollten Sie nicht ein bischen ruhen? Sie haben's Nöth. Die Frau Wirthin weiß Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett an.

Postmeisterin. Ich hab' eben ein hübsches stilles Zimmerchen im Garten. (Zu Lucien.) Ich wünsche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Lucie mit Annchen ab.)

Madame Sommer. Meine Tochter ist noch ein bischen eben aus.

Postmeisterin. Das thut die Jugend. Werden sich schon legen, die tollen Wellen.

Madame Sommer. Desto schlimmer.

Postmeisterin. Kommen Sie, Madame, wenn's gefällig ist.

(Beide ab.)

(Man hört einen Postillon.)

Fernando (in Officierstracht). Ein Bedienter.

Bedienter. Soll ich gleich wieder einspannen und Ihre Sachen aufpacken lassen?

Fernando. Du sagst's herein bringen, sag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, dörft du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie sagten ja —

Fernando. Ich sage, lass' dir ein Zimmer anweisen, und bring meine Sachen dorthin.

(Bedienter ab.)

Fernando (ans Fenster tretend). So seh' ich dich wieder? Himmlischer Anblick! So seh' ich dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückseligkeit! Wie still das ganze Haus ist! Kein Fenster offen! Die Gallerie wie der, auf der wir so oft zusammen saßen! Merk' dir's, Fernando, das fröhliche Aussehn ihrer Wohnung, wie schmeichelt es deinen Hoffnungen! Und sollte, in ihrer Einsamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beschäftigung seyn? Und hat er's um sie verdient? O! mir ist als wenn ich nach einem langen, freudelosen Todesschlaf ins Leben wieder erwachte; so neu, so bedeutend ist mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles, alles! So lief das Wasser aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tausendmal! mit ihr gedankenvoll aus unserm Fenster schaute, und jedes in sich gekehrt, still dem Rinnen des Wassers zusah! Sein Geräusch ist mir Melodie, rücherinnernde Melodie. Und sie? Sie wird seyn wie sie war. Ja, Stella, du hast dich nicht verändert; das sagt mir mein Herz. Wie's der entlegen sah! Aber ich will nicht, ich darf nicht! Ich muß mich erst erholen, muß mich erst überzeugen daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuscht, der mich so oft einlullend und wachend aus den fernsten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlst du nicht meine Näherung? in deinem Arm alles zu vergessen! — Und wenn du um mich schwebst, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, verzeih mir, verlaß mich! Du bist dahin; so laß mich dich vergessen, in den Armen des Engels alles vergessen, meine Schicksale, allen Verlust, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr so nah und so ferne — Und in einem Augenblick — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß mich erholen, oder ich ersticke zu ihren Füßen.

Postmeisterin (kommt).

Verlangen der gnädige Herr zu speisen?

Fernando. Sind Sie verwitwet?

Postmeisterin. Ja! wir warten auf ein Frauenzimmer, das dürfter zur gnädigen Frau ist.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Postmeisterin. Kennen Sie sie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Postmeisterin. Weiß Gott. Er ist in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Postmeisterin. Freilich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird sich schon zu trösten wissen.

Postmeisterin. Meinen Sie doch? Da müssen Sie sie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, so eingezogen, die Zeit im Fe kennt. Fast kein Fremder, kein Besuch aus der Nachbarschaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an sich, und ist, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will sie doch besuchen.

Postmeisterin. Das thun Sie. Manchmal läßt sie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrerin und mich, und diskurirt mit uns von allerlei. Freilich hören wir uns, sie an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal gedacht's, Gott weiß, wie's uns wurde, da sie anfing von ihm zu reden, ihn zu preisen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns seit nicht erholen können.

Fernando (vor sich). Das hast du um sie verdient! — (Laut) Ist meinem Bedienten ein Zimmer angewiesen?

Postmeisterin. Eine Treppe hoch. Karl, zeig' dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Lucie, Annchen (kommen).

Postmeisterin. Nun, wie ist's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr gesagt. Sie wollt' mich nicht lassen. Ich mußte ihr beilig versprechen, gleich nach Tisch mit meiner Mutter und dem Gepäck zu kommen.

Postmeisterin. Das dacht' ich wohl! Ist's jetzt gefällig zu essen? Noch ein schöner langer Officier ist angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im geringsten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun als mit andern. Sie verstellen

sich wenigstens nicht, daß man die Guten und Bösen gleich das erste Mal kennt. Schätzt meine Mutter?

Postmeisterin. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr sehn. (Ab.)

Postmeisterin. Karl! Da ist wieder das Salz fast vergessen. Hurtz das geschwenkt? Sieh nur die Gläser: Ich stell' dir sie am Kopf entzwei schmeißen, wenn du so viel werth wärst, als sie kosten!

Fernando (kommt).

Postmeisterin. Das Frauenzimmer ist wieder da. Sie wird gleich zu Tisch kommen.

Fernando. Wer ist sie?

Postmeisterin. Ich kenn' sie nicht. Sie schreibt von unsrem Stande, aber ohne Vermögen; sie wird künftig der gnädigen Frau zur Gesellschaft seyn.

Fernando. Sie ist jung?

Postmeisterin. Sehr jung; und schnippisch. Ihre Mutter ist auch droben.

Lucie (kommt).

Lucie. Ihre Dienerin!

Fernando. Ich bin glücklich eine so schöne Tischgesellschaft zu finden.

Lucie (neigt sich).

Postmeisterin. Hierher, Mamsell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Postmeisterin?

Postmeisterin. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles. (Ab.)

Fernando. Also ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tisch dazwischen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben sich entschlossen der Frau Baronesse künftig Gesellschaft zu leisten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen sollt' es nicht fehlen einen Gesellschafter zu finden, der noch unterhaltender wäre als die Frau Baronesse.

Lucie. Mir ist nicht drum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Gesicht?

Lucie. Mein Herr, Sie sind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punkt sehr arrogant. Ihr Herren dünkt euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum daß ich einen hatte. Ich war jung da er und verließ eine Reise nach Amerika zu thun, und sein Schiff ist untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie scheinen so standhaftig dabei?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe daß er uns verlassen hat: denn was geht dem Menschen über seine Freiheit? so möcht' ich doch nicht meine Mutter seyn, die vor Kummer stirbt.

Fernando. Und Sie sind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unser Vermögen ist alle Tage kleiner geworden; dafür auch ich alle Tage größer; und mir ist's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erkennt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der giebt sich. Wenn man so oft unterzugehen fürchtet, und sich immer wieder gerettet sieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider ist sie die verkehrt, nicht ich. Ich dank's meinem Vater daß er mich auf die Welt gesetzt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber sie – die alle Hoffnung des Lebens auf ihn gesetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlassen, auf einmal verlassen — — Das muß was Entsetzliches seyn, sich verlassen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden — Sie scheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufstehend) aber er gewinnt auch. Und so erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erstaunen gemacht. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es ist doch immer — Und —

Lucie. Was meinen Sie?

Fernando. Alles Gute! die besten, wärmsten Wünsche für Ihr Glück! (Ab.)

Lucie. Das ist ein wunderbarer Mensch! Er scheint aber gut zu seyn.

Zweiter Act.

Stella. Ein Bedienter.

Stella.

Geh hinüber, geschwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte sie.

Bedienter. Sie versprach gleich zu kommen.

Stella. Du siehst ja sie kommt nicht. Ich bab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter soll ja mit kommen!

(Bedienter ab.)

Stella. Ich kann sie kaum erwarten. Was hab für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis so ein neues Kleid ankommt! Stella! du bist ein Kind. Und warum soll sich nicht liebkn? — Ich brauche viel, viel um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst da er dich noch liebte, noch in deinem Schooße lag, füllte sein Blick deine ganze Seele; und — O Gott im Himmel! dein Rathschluß ist unerforschlich. Wenn ich von seinen Küssen meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem seinen glühte, und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank, und so dann mit Wonnethränen zu dir hinauf sah, und aus vollem Herzen zu dir sprach: Laß uns glücklich, Vater: du hast uns so glücklich gemacht! Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann schnell auf, und drückt ihre Hände ans Herz.) Klein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer, Lucie (kommen).

Stella. Ich habe Sie! Liebes Mädchen, du bist nun die meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trogkopfchen, die gute freie Seele. O ich hab' hier's schon abgelernt, Lucie.

Madame Sommer. Sie fühlen was sie Ihnen bringe und lasse.

Stella (nach einer Pause, in der sie Madame Sommer angesehen hat). Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geschichte berichtet, ich weiß daß sie

Personen von guter Familie vor mir habe, aber Ihre Gegenwart überrascht mich. Ich fühle im ersten Anblick Vertrauen und Furcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz gestalt, bekennt mein Mund gern. Ich ehre, Sie sind nicht wohl; wie ist's Ihnen? Setzen Sie sich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnden Gegenstände, und diese reine, segendvolle Luft, die sich schon so oft für mich mit neuer Erneuerung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich so gut, so freundlich, daß selbst die Erinnerung abgeschiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einem Wiederschein der goldnen Zeiten der Jugend und Liebe in meiner Seele aufdämmern sah.

Stella. Ja die Tage! die ersten Tage der Liebe! — Nein, du bist nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldne Zeit! du umgiebst noch jedes Herz in den Momenten, da sich die Blüthe der Liebe erschließt.

Madame Sommer (ihre Hände fassend). Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angesicht glänzt wie das Angesicht eines Engels. Ihre Wangen färben sich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie schwillt's vor Ihnen!

Stella. Sie haben gelitten! O Gott sey Dank! Ein Geschöpf das mich versteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinen Schmerzen herein blickt! — Wir können ja doch einmal nicht dafür daß wir so sind! — Was hab' ich nicht alles gethan! Was nicht alles versucht! — Ja, was half's? — Es wollte das — just das — das keine Welt, und sonst nichts in der Welt — Ach! der Geliebte ist überall, und allein ist für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Er ich mich's versah, wieder sein Bild! — So richtete er sich auf, in der und jener Gesellschaft, und sah sich nach mir um — So kam er dort übers Feld der gesprengt, und warf sich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus sah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — — Kühr' ich mit meinen Gedanken in das Verlassen der Welt — er ist da! Wenn ich so in der Loge saß, und gewiß war, wo er auch stecke, ich mochte ihn sehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufstehen, mein Niedersitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbusches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb du mir bist!“

Lucie. Kann man denn einander so lieb haben?

Stella. Du fragst, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhält' ich euch? — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Wahrlich man ist noch ein großes Kind, und es ist einem so wohl dabei — Eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzchen verstecken, und rufen Hip! daß man sie suchen soll! — — Wie ganz füllt das unser Herz, wenn wir, beseligt, den Gegenstand unsrer Liebe zu verlassen bei und sehr eifrig festsetzen; mit welchen Verzerrungen von Seelenstärke treten wir wieder in seine Gegenwart! wie bläht sich das in unserm Busen auf und ab! und wie plagt es zuletzt wieder, auf Einen Blick, Einen Händedruck zusammen.

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigsten, reinsten Menschheit.

Stella. Ein Jahrtausend von Thränen und Schmerzen vernichte die Seligkeit nicht aufzuwiegen der ersten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Naherns, Weichens — des Vergehens sein selbst — den ersten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erste ruhig-athmende Umarmung — Madame! Sie versinken, meine Thräne! Wo sind Sie!

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen und glücklich und elend! Mit Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neue, unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unserer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und gekungen, wenn er in unbändigen Thranen die Leiden einer Welt an meinem Busen durchströmte! Ich bat ihn um Gottes willen sich zu fassen! — nicht! — Vergebens — Bis ins innerste Mark faßte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen von Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelsstrich für dies Geschöpf, um rein zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst, warum sollten Wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da führt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das sagen, was sie und hören werden sollen: Wir wollen beisammen bleiben! — Ihre Hand! — Von diesem Augenblick an, faß' ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein seyn! Liebe, ich hab' alles getban, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeschafft; und lehre kleine Mädchen stricken und stricken, nur um nicht allein zu seyn, nur um was außer mir zu sehen das leist und zuminnt. Und dann doch, wenn mir's glückt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggebeben zu haben scheint; wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geschäften des Tages: dann ist mir's wohl, dann treib' ich eine Zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's: Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglückliche liebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr — Verlorne Liebe! wo ist da Ersatz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahne, und so in des Abends Dämmerung meinen Garten auf und ab wandle, dann mich's auf einmal ergreift: ergreift daß ich allein bin, vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens

mit einem Drang', einer Fülle aussprechen, daß ich meine, ich müßte den Mond herunter ziehen — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! Und dann, auf Einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füßen. —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste! O Gott, du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn so ein Bauernkind auf dem Spaziergange darfing mir entgegen läuft, und mit den großen unschuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So gros, denk' ich, wär' meine Mina! Ich heb' es jauchzend liebend in die Höhe, küss' es hundertmal; mein Herz ist zerrissen, die Thränen stürzen aus meinen Augen und ich liebe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beschwerlichkeit weniger.

Stella (lächelt und klopft ihr die Backen). Wie ich nur noch empfinden kann! — Wie die schrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgedrückt die Knospe! und ich stand — versteinert im innersten Busen — ohne Schmerz — ohne Bewußtseyn — — ich stand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drückte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf sie, ihr um den Hals, mit tausend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — Ach, und sie hatte sich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender grässlicher Verzweiflung.

(Sie wirft sich in einen Sessel.)

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! Wohl, sehr wohl ist mir's, daß mein Herz sich wieder öffnen, daß ich das alles losschwatzen kann, was mich so drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen, der mir alles war! — der — Ihr sollt sein Porträt sehn! — sein Porträt — O mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der Zeit zu allem was sich über ihn empfinden und sagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella (steckt in ihr Cabinet und führt sie hinein). Hier, meine Lieben, hier!

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tausendsten Theil wie er war. Diese Stirne, diese schwarzen Augen, diese braunen Locken, dieser Ernst — Aber ach, er hat nicht ausdrücken können die Liebe, die Freundlichkeit, wenn seine Seele sich ergoss! O mein Herz, das führst du allein!

Lucie. Madame, ich erkenne!

Stella. Es ist ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen sagen, heut als ich drüben mit einem Officier im Postbause, der diesem Herrn glich — O er ist es selbst! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betrügst dich! Du betrügst mich.

Lucie. Heute! Nur war jener älter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er ist's! Er ist's!

Stella (eilt zur Thüre). Lucie, mein Herz zerspringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird sich nicht schicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —

Bedienter (kommt).

Stella. Philotein, hinüber ins Postbaus! hinüber! Ein Officier ist drüben, der soll — der ist — **Lucie.** sag'ö ihm — Er soll herüber kommen.

Lucie. Kannte er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich selbst.

Lucie. So geh' Er ins Postbaus; es ist ein Officier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Geh' Er eh ich mich betrüge. Ich schwöre er ist's.

Stella. Sag' ihm, er soll kommen, kommen! geschwind! geschwind! Wie' das überstanden! — Hält' ich ihn in diesen, in — Du betrügst dich! Es ist unmöglich — Lass mich, ihr Lieben, lasst mich allein!

(Sie stösst das Cabinet hinter sich.)

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blass!

Madame Sommer. Das ist der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf Einmal.

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Ermahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! Das ist mein Ermahl! Er ist dein Vater!

Lucie. Mutter! beste Mutter!

Madame Sommer. Und der ist hier! wird in ihre Arme sinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie, wir müssen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will ins Postbaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort ist, so können wir ohne Abschied in der Stille — hinwischen sie herauscht von Glück —

Madame Sommer. In alter Worme des Wiedersehens ihn umfassend — Ihn! Und ich in dem Augenblick da ich ihn wieder finde, auf ewig! auf ewig!

Fernando, Bedienter (kommen).

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie ist ausser sich! Ach! daß Sie wieder da sind!

(Fernando verbei, über sie hinfennt.)

Madame Sommer. Er ist's! Er ist's — Ich bin verloren!

Dritter Act.

Stella in aller Freude hineintretend mit **Fernando.**

Stella (zu den Füßen).

Er ist wieder da! Sieht ihr ihn? Er ist wieder da! (Vor das Gemälde einer Braut tretend.) Sieht du ihn, Göttin? Er ist wieder da! Wie oft bin ich Ihrin auf- und abgelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er ist wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttin! ich habe dich so oft gelästert, und er war nicht da — Nun bist du da, und er ist da! — Lieber! Lieber! Du warst lange weg — Aber du bist da! (Dem um den Hals fallend.) Du bist da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wissen als daß du da bist!

Fernando. Stella! meine Stella! (An ihrem Halse) Gott im Himmel, du gabst mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! Lass mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! —

Fernando. Hauche in diesen ausgetrockneten, verschlammten, zerstörten Busen wieder neue Liebe, neue Lebenswärme, aus der Fülle deines Herzens! — (Er drückt sie an seine Brust.)

Stella. Bester!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier wo du athmest, schwebt alles in genußreichem, jungem Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier dem ausgedorrten Vagabunden fesseln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlst nicht was Himmelsthau dem Dürstenden ist, der aus der öden, sandigen Welt an deinen Busen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! sein verirrtes, verlornes, einziges Schäfchen wieder an sein Herz zu drücken!

Fernando (zu ihren Füßen). Meine Stella!

Stella. Auf, Bester! Steh auf! Ich kann dich nicht knieen sehen.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor dir auf den Knieen; benagt sich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verstehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir ist wie in den ersten Augenblicken unserer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich sauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und stammle, und frage mich stammelnd ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich spüre, ge-sterbter bist du nicht geworden.

Fernando. Da sey Gott für! — Aber diese Augenblicke von Wonne in deinen Armen machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' dir's, daß du so ein Böse-wicht, und so gut bist — Gott verzeih' dir's, daß du so gemacht bist — so flatterhaft und so treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, so mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues, süßes Aug' drinne, und drin mich mit Forschen verliere; so mein' ich, die ganze Zeit meines Weg-seyns hätte kein ander Bild drin gewonnet als das meine.

Stella. Du irrst nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Gestand ich dir nicht in den ersten Tagen meiner neuen Liebe in die alle kleinen Leidenschaften, die je mein Herz verführt hatten? Und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was fehlt du mich so an? Mag wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen gestreift? —

Fernando. Rose! meine süße Blume! Stella! — Was schüttelst du den Kopf?

Stella. — Daß man euch so lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verursachet!

Fernando (aber sogleich erschrickt). Ob du wohl graue Haare darum gefriegt hast? — Es ist dem Glück, daß sie so blond ohne das sind — Zwar auffallen sollen sie keine zu seyn. (Er zieht an den Haaren, und sie rollen tief herunter.)

Stella. Mutwille!

Fernando (eine Arme from wickelt.) Rinaldo wieder in den alten Ketten!

Bedienter (kommt).

Gnädige Frau! —

Stella. Was hast du? Du machst ein verdrieß-lich, ein kaltes Gesicht: du weißt die Gesichter sind mein Tod wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau — Die zwei Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich sage. Ich seh' die Tochter ins Postwagen gehn, wieder kommen, zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, sie hätten Extrapost bestellt, weil der Postwagen hin-unter schon fort ist. Ich rede mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heraufen drunter schaffen, und der gnädigen Frau tausend Segen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es ist die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen ist? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienste nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß sie mir jetzt diese Verwirrung machen. Fernando! —

Fernando. Was mag wissen seyn?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wissen. Verlieren möcht' ich sie nicht gern — Hab' ich doch dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in diesen Augenblicken! Rede mit ihnen.

Fernando. — — Eben jetzt; jetzt! — Mache, daß die Mutter herüber kommt, Heinrich! (Der Bediente geht ab.) Sprich mit ihr; sie soll Freiheit haben. — Fernando, ich will ins Bocket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebste Liebe!

Stella (an ihm hangend). Und du kommst doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! (Stella ab.)

Fernando (allein). Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei! — Fernando, kennst du dich noch selbst? Alles, was deinen Busen bedrängt, es ist weg; jede Sorge, jedes ängstliche Zurückerinnern, was war — und was seyn wird! — Kommt ihr schon wieder? — Und doch, wenn ich dich ansehe, deine Hand halte, Stella! flieht alles, verliert jedes andre Bild in meiner Seele!

Der Verwalter (kommt).

(Ihm die Hände küssend.) Sie sind wieder da?

Fernando (die Hand wegziehend). Ich bin's.

Verwalter. Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Bist du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwei Kinder — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenschaft abzulegen — Sie sollen erstaunen wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen wie es Ihnen ergangen ist?

Fernando. Stille! — Seid ich hier alles sagen? Du verbannst's, alter Mitschuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott sey nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen gefangt und gebrannt.

Fernando. Du sollst's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlin? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe sie nicht gefunden. Ich traute mich selbst nicht in die Stadt; allein aus sichern Nachrichten weiß ich, daß sie sich einem Kaufmann, einem falschen Freunde vertraut hat, der ihr die Capitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Versprechen größerer Procente ablockte und sie darum betrog. Unter dem Vorwande sich aufs Land zu begeben, hat sie sich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrscheinlicher Weise durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, sie hatte Muth und Charakter genug so etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie sind nun wieder hier! Vernehm wir's Ihnen, daß Sie so lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herum gekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hause mit meiner Frau und zwei Kindern so wohl, bewerbte ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt versucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es ist doch am Ende nichts anders und nichts besseres.

Fernando. Ja wer die alten Zeiten vergessen könnte!

Verwalter. Die uns bei mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an alles genau: wie wir Cäcilien so liebenswürdig fanden, und ihr aufdrangen, unsere jugendliche Freiheit nicht aufgeben zu wollen, bis sie kommen konnten.

Fernando. Es war doch eine schöne, glückliche Zeit!

Verwalter. Wie sie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiz manches verlor.

Fernando. Verscheue mich mit dieser Lebensgeschichte.

Verwalter. Wie wir hier und da, und da und dort uns umsahn, wie wir endlich diesen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, sondern wir uns entschließen mußten, entweder die eine oder die andere glücklich zu machen; wie wir es endlich so heimlich fanden, daß sich eben eine Gelegenheit zeigte ein Gütchen zu verkaufen, wie wir mit manchem Verlust uns Luxen machten, den Engel tauften, und das Kind, mit sich selbst und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten.

Fernando. Wie es scheint, bist du noch immer so lehrreich und geschwätzig wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewissens? Als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob so ganz aus reinem Verlangen Ihre Gemahlin und Ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, sich wieder weg schnten, und wie ich Ihnen von mehr als Einer Seite debütirlich seyn mußte —

Fernando. Sie weiß für diesmal.

Verwalter. Bleiben Sie nur, dann ist alles gut. (Ab.)

Bedienter (kommt.)

Madame Sommer!

Fernando. Wenn sie herein.

(Bedienter ab.)

Fernando (allein). Dies Weib macht mich schwermüthig. Das nichts ganz, nichts rein in der Welt ist! Diese Frau! Ihrer Tochter Muth hat mich zerstört; was wird ihr Schmerz thun!

Madame Sommer (tritt auf).

Fernando (vor sich). O Gott! und auch ihre Gestalt muß mich an mein Vergehen erinnern! Herz! Unser Herz! o wenn's in dir liegt so zu fühlen und so zu handeln, warum hast du nicht auch Kraft, dir das Geschehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Gestalt meiner Frau! — O wo seh' ich den nicht! (Laut) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünschte daß Sie meiner Stella Gesellschaft leisten wollten und mir. Setzen Sie sich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden ist dem Glücklichen zur Last, und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? Sie, die ganze Liebe, ganz Gottheit ist?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünschte heimlich zu reisen! Lassen Sie mich — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, lassen Sie mich!

Fernando (vor sich). Welche Stimme! Welche Gestalt! (Laut) Madame! (Er wendet sich ab.) — Gott, es ist meine Frau! (Laut) Verzeihen Sie!

(Eilend ab.)

Madame Sommer (allein). Er erkennt mich! — Ich danke dir, Gott, daß du in diesen Augenblicken meinem Herzen so viel Stärke gegeben hast! — Bin ich's? die Zerschlagene! die Zerrissene! die in der bedeutenden Stunde so ruhig, so muthig ist? Guter, ewiger Versorger, du nimmst unserm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrtest, bis zur Stunde wo es dessen am meisten bedarf.

Fernando (kommt zurück).

(Vor sich) Sollte sie mich kennen? — (Laut) Ich bitte Sie, Madame, ich beschwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schicksal erzählen; und wie sollten Sie zu Klagen und Trauer gestimmt seyn, an einem Tage da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben sind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigsten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr! entlassen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erspart' ich's Ihnen und mir! Die Erinnerung der ersten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie sind nicht immer unglücklich gewesen?

Madame Sommer. Sonst würd' ich's jetzt in dem Grade nicht seyn. (Nach einer Pause, mit erleichtertem Ton.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich reizte; eine große Anzahl wünschte mir gefällig zu seyn. Für wenige fühlte ich Freundschaft. Neigung; doch keiner war, mit dem ich glaubte hätte, mein Leben zubringen zu können. Und so vergingen die glücklichen Tage der rosenfarbenen Zerstreuungen, wo so ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer ins Leben sah, und Freud' und Leid ahnete die des Menschen warten, da wünscht' ich mir einen Gatten, dessen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beschützer, mit statt meiner Eltern geworden wäre, die ich um seinetwillen verließ.

Ich habe ſo viel guts vernommen
Von vielen, die da und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menſchen Gunſt und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligſt kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten Sich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann?

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld,
Die ſchönſten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der all das guberniren kann.
Es geht, geht alles durch einander,
Wie Mäuſedreck und Coriander;
Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit,
Die Mägde ſchlafen bey den Buben,
Die Kinder hofiren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich sah den Mann! Ich sah ihn, auf den ich in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Vorzüglichkeit seines Geistes schien mit solch einer Treue des Herzens verbunden zu seyn, daß ich ihm das wenige gar bald öffnete, das ich ihm meine Freundschaft, und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte, wie schien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir, und wie unterstützt ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando. Was konnte diese süße Verbindung stören?

Madame Sommer. Nichts ist bleibend — Ach, er liebte mich so gewiß, als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte als mich glücklich zu sehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bisschen Unmuth, ein bisschen lange Weile und Verlegenheit, als daß es wirklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den seligsten Weg, am mich in einer öden, thränenvollen Wüste allein zu lassen.

Fernando (immer verwirrter). Und wie? Seine Gesinnungen, sein Herz?

Madame Sommer. Können wir wissen, was in dem Busen der Männer schlägt? — Ich merkte nicht daß ihm nach und nach das alles ward — wie soll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht sagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit seinen Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerin; ich vertrug ihm meine Verwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte?

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Namen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde; in dem Augenblick, da ich die Früchte der aufgeopferten Blüthe einzuernten gedachte — verlassen! — verlassen! — Alle Stützen des menschlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachsendes Vermögen, Aussicht über eine zahlreiche wohlversorgte Nachkommenschaft, alles stürzte vor mir zusammen, und ich — das überliebene unglückliche Pfand unsrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthendsten Schmerzen, und das aufgewinnte, treuverzweifelte Herz sank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlassenen erzielen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurückgehaltener Heftigkeit). Er ist's nicht! — Ich bedaure den Mann, der sich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer (gelinde zitternd, ihre Rührung zu verbergen). Nein, gewiß! Ich seh' ihn als einen Gefangenen an. Sie sagen ja auch immer es sey so. Er wird aus seiner Welt in die unsere verbannt gewesen, mit der er im Grunde nichts gemein hat. Er betrügt sich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts seyn als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem festesten Bestreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn sorgsam zu seyn; die dem Wohl ihres Hauses, ihres Kindes all' ihre Tage widmete, und freilich sich mit so viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüste ward, daß sie keine unterhaltende Gesellschafterin war, daß er mit der Vervollkommnung seines Geistes meinen Umgang nothwendig schal finden mußte. Er ist nicht schuldig!

Fernando (zu seinen Füßen). Ich bin's!

Madame Sommer (mit einem Strom von Tränen ihm an den Hals fallend). Mein!

Fernando. Cäcilie! — mein Weib! —

Cäcilie (von ihm sich abwendend). Nicht mein — Du verlässest mich, mein Herz! — (Wieder an seinem Hals.) Fernando! — wer du auch seyst — laß diese Thränen einer Elenden an deinem Busen fließen — Halte mich diesen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es ist nicht dein Weib: — Strafe mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cäcilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Segne mich! segne mich! —

Cäcilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur diesen Augenblick! — Gönne meinem Herzen diese Erquickung, es wird frei werden, stark! Du selbst mich los werden —

Fernando. Ey soll mein Leben zerreißen, eh ich dich lasse!

Cäcilie. Ich werde dich wiedersehn, aber nicht auf dieser Erde! Du gehörst einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Deine, deine mir den Himmel! Einen Blick in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein, allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblicke.

Fernando (sie bei der Hand fassend, aufstehend, sie umarmend). Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cäcilie. Gefunden, was du nicht suchtest!

Fernando. Las! las! — Ja, ich habe dich gesucht; dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand sogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Lucie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter seyn? — — Ich habe dich aufgesucht überall. Drei Jahre sind ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich auch unsere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlusts deines Vermögens. Deine Entweichung verrieth mir das Herz; ich konnte seine Spur von dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüssig, steckt' ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, hatt die sterbende Freiheit der edeln Corsen unterdrücken; und nun selbst du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Busen, mein theuerstes, mein heiles Weib!

Lucie (tritt auf).

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Lieber, bester Vater! wann Sie mein Vater wieder sind!

Fernando. Immer und ewig!

Cäcilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's schnell seyn. Die Unglückliche! Warum, Lucie, diesen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz schlug mir; du weißt wie gerührt ich dich verließ! Warum? warum? Wir hätten uns das alles erspart! Stella! wir hätten ihr diese Schmerzen erspart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr sagen.

ihr Einständer darauf euch zu entfernen, wolltet sie mit eurem Abschied nicht beschweren, wolltet fort. Und du, Lucie, geschwind drüber; laß eine Chaise zu Dreien anspannen. Meine Gaben soll der Bediente zu den nächsten packen. — Bleib noch drüben, theurste Frau! Und du, meine Tochter, wenn alles bestellt ist, komm herüber; und vermeidt im Gartensaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, sagen, ich wollte euch drüber begleiten, fertigen, daß ihr wohl fort kämt, und das Postpferd für euch bezahlen. — Arme Stella, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cäcilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß seyn! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort!

(Cäcilie und Lucie ab.

Fernando (allein). Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Deutscher würde allen diesen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fäbelloslgkeit stürzen, um die ich jetzt alles dahin gäbe! — Bist du da, Elender? Erinnere dich der vollglücklichen Tage, da du in starker Genügsamkeit gegen den Armen standst, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühltest in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja, die Glücklichen! die Glücklichen! — Eine Stunde früher diese Entdeckung, und ich wäre gerettet; ich hätte sie nie wieder gesehn, sie mich nicht; ich hätte mich überreden können: sie hat dich diese vier Jahre vergessen, verschwerzt die Leiden. Aber nun? Was soll ich vor ihr erfinden, was ihr sagen? — O meine Schuld, meine Schuld wird schwer in diesen Augenblicken über mir! — Verlassen, die beiden lieben Geschöpfe! — Und ich, in dem Augenblick da ich sie wieder finde, verlassen von mir selbst elend! O meine Brust!

Vierter Act.

Einsiedelei in Stella's Garten.

Stella (allein).

Du ödest sonst, sonst so sehr lieber, lieber Stätte der geheiligten ewigen Ruhe — Aber du tödtst mich nicht mehr — mir schaudert vor dir — fühle, liebre Erde, mir schaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, fällt' ich schon Haupt und Brust dahingegeben in den Mantel des Todes, und stand gelassen an dieser Tiefe, und schritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da solltest du, Verwesung, wie ein liebes Kind, diese überfüllte, drängende Brust auffangen, und mein ganzes Dasseyn in einen freundlichen Traum auflösen — Und nun! — Sonne des Himmels, du scheinst herein — es ist so licht, so offen um mich her, und so fremd mich dich! — Er ist wieder da! — und in einem Blust steht ringsum mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von seinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier soll er mich finden, hier an meinem Rosenaltar, unter meinen Rosenzweigen! Diese Knöspchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in diese Laube. Wort, wollt' nun's, daß ich sie doch, so eng' sie ist, für Zwei eingerichtet habe — Hier lag sonst mein Buch, stand mein Schreibzeug — Weg Buch und Schreibzeug! — Kämt er nur! — Glaube verlassen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Ist er da? —

Fernando (kommt).

Stella. Wo bleibst du, mein Bester? Wo bist du? Ich bin lang', lang' allein! (Ängstlich) Was hast du?

Fernando. Die Weiber haben mich verstimmt! — Die Alte ist eine brave Frau; sie will aber nicht bleiben, will keine Ursache sagen, sie will fort. Laß sie, Stella.

Stella. Wenn sie nicht zu bewegen ist, ich will sie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauchte Gesellschaft — und jetzt — (an seinem Hals) jetzt, Fernando! Ich habe dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorüber! Mein zittern mir alle Gebeine! — Freude! — Alles unerwartet auf Einmal! Du, Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in diesem allen!

Fernando (vor sich). Ich Elender! Sie verlassen? (laut) Laß mich, Stella!

Stella. Ich ist deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dich diesen Namen aussprechen höre! — Stella: Es spricht ihn niemand aus wie du. Ganz in der Seele der Liebe in dem Klang! — Wie lebhaft ist mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerst aussprechen hörte, da all mein Glück in der begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube du fängst an zu rechnen; rechnest die trüben Stunden, die ich mir über dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O! seit dem Augenblick, da ich dich zum ersten Mal sah, wie ward alles so ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel? Wie du zu uns hereintratst? Wir saßen unter den großen Kastanienbäumen hinter dem Lusthaus! —

Fernando (vor sich). Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (laut) Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie du zu uns trat'st? Ich weiß nicht, ob du bemerktest daß du im ersten Augenblick meine Aufmerksamkeit gefesselt hattest? Ich wenigstens merkte bald daß deine Augen mich suchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Musik, du nahmst deine Violine, und wie du spieltest, sagen meine Augen sorglos auf dir; ich spähte jeden Zug in deinem Gesicht, und — in einer unvermuthten Pause schlugst du die Augen auf — auf mich! sie begegneten dem meinigen! Wie ist erröthete, wie ich weglab! Du hast es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegsahst, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Tact? — daß mein Onkel sich zerstreut, jeder Zeitstreit, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die süßeste Confusion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder grad ansehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinsten Umstand! — (Vor sich) Unglückliches Gedächtniß!

Stella. Ich erfinne oft selbst wie ich dich liebe, wie ich jeden Augenblick bei dir mich ganz verwahrt; denn alles vor mir noch zu haben, so lebhaft als

wär's heute! Ja wie oft hab' ich mir's auch erklärt, wie oft, Fernando! — Wie ihr mich suchtet, wie du an der Hand meiner Freundin, die du vor mir kennen lerntest, durchs Bösket streiftest, und sie rief: Stella! — und du riefst: Stella! Stella! — Ich hatte dich kaum reden gehört und erkannte deine Stimme; und wie ihr auf mich trafet, und du meine Hand nahmst! Wer war confuser, ich oder du? Eins half dem andern — und von dem Augenblick an — Meine gute Sara sagte mir's weet, gleich selbigen Abend — Es ist alles eingetroffen — und welche Seligkeit in deinen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden sehen könnte! Es war ein gutes Gesichpf; sie weinte viel um mich, da ich so krank, so liebeskrank war. Ich hätte sie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verlier'n!

Stella. Fällt dir das so auf? Ist's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannst du in Stella's Munde so was zum Vorwurf mißdeuten? Um deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freilich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, dessen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein werden wären, das war nichts? Den Ort wo du von Jugend auf gelebt, dich zerstreut hattest — deine Gespielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne dich! Was war mir's vor deiner Liebe? Aber da, als du in meiner Seele aufstandst, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir gestehen, daß ich manchmal in einsamen Stunden dachte: Warum kannt' ich das nicht alles mit ihm genießen? Warum mußten wir lieben? Warum nicht im Besitz von dem allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum bieben? — O ich habe für dich wieder Entschuldigungen genug gefunden, für dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Größe wäre, sagte ich! — wie ihr denn eine Menge Größen habt — wenn's Größe wäre, daß Mädchen so heimlich als Beute für sich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen so allein, ohne Zuzahe zu haben. Du kannst denken, daß mein Stolz nicht wenig dabei interessirt war, sich das Beste glauben zu machen; und so kannst du nun glücklich durch.

Fernando. Ich verarbe!

Annchen (kommt).

Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann? Alles ist aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen! Du Mamsell hat sogen ein Lamentiren, ein Verbrießen drauf verführt, daß es unbeschreiblich war, und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring sie hinüber; sagt das Postpferd für sie, aber sey gleich wieder da.

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamsell hat eine Chaise zu Dienen bestellt. Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, das ist ein Irrthum!

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freilich sieht's gerade aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau: sein sie bei Tisch Bekanntschaft mit Ihnen gemacht hat. Das war weiß ein sänftlicher Abschied, als Sie ihr zur gesagten Marsipot die Hand drückten!

Stella (verlegen). Fernando!

Fernando. Es ist ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau: es ist alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wesin?

Stella. Verlaß uns, Annchen!

(Annchen ab.)

Stella. Reiß mich aus der entsetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängstet mich das Kindergeschwätz. — Du bist bewegt: Fernando! Ich bin deine Stella!

Fernando (sich umwendend, und sie bei der Hand fassend). Du bist meine Stella!

Stella. Du erschreckst mich, Fernando! Du siehst wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Bösewicht, und feig; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht dir den Dolch in die Brust zu stoßen, und will doch heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando (mit Wuth und Zittern). Und nur nicht sehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(Sie will sinken und hält sich an ihn.)

Fernando. Stella, die ich in meinen Armen fasse! Stella! die du mir alles bist! Stella! — (faßt) Ich verlasse dich!

Stella (convulsivisch schreiend). Mich!

Fernando (mit Zähneknirschen). Dich! mit dem Weibe, das du gesehen hast! mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird so Nacht!

Fernando. Und dieses Weib ist meine Frau! —

Stella (sieht ihn starr an, und ihre Arme sinken).

Fernando. Und das Mädchen ist meine Tochter!

Stella! (Er bemerkt erst, daß sie im Ohnmacht gesunken ist.)

Stella! (Er trinkt sie auf einen Sitz.) Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cäcilie, Lucie (kommen).

Fernando. Seht! seht den Engel! Er ist dahin! Seht! — Hülfe! (Sie bemühen sich um sie.)

Lucie. Sie erbolt sich.

Fernando (kommt zu sich selbst). Durch dich! Durch dich! (Er.)

Stella. Wer? Wer? — (Aufsehend.) Wo ist er? (Sie steht partiell, sieht sie an, sie sich um sie bemühen.) Dank euch! Dank! — — Wer seyd ihr?

Cäcilie. Beruhigen Sie sich! Wir sind's.

Stella. Ihr! — Seyd ihr nicht fort? Seyd ihr — Gott! wer sagte mir's? — Wer bist du? Bist du's? — (Cäcilie setzt den Händen fassend.) Nein! nein! hab's nicht aus!

Cäcilie. Beste! Liebste! Ich schließ' dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir — bist du —

Cäcilie. Ich bin — ich bin sein Weib! —

Stella (aufspringend, sich die Haare zerraufend). Und ich? — Sie geht verwirrt auf und ab.)

Cäcilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnert du mich? Was ist mein? — Scheusslich! Scheusslich! — Und das warme Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog! Warum in dem Augenblick war alles so fremd wird? — Verlassen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Verrathen! Fernando!

Cäcilie. Geh, Lucie, sag' deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Wo! Laß ihn nicht kommen! Entfern' dich! — Vater! — Gatte! —

Cäcilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebst mich? Du drückst mich an deine Brust? — — Nein! Nein! Nein — Laß mich! — Verstoß mich! — (An seiner Halse.) Noch einen Augenblick! — Es wird bald aus mit mir seyn! Mein Herz! Mein Herz!

Lucie. Sie müssen ruhen!

Stella. Ich ertrag' euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet! euch geraubt euer alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seligkeit in seinen Armen! (Sie wirft sich auf die Knien.) Könnt ihr mir vergeben?

Cäcilie. Laß! Laß! (Sie bemühen sich, sie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — (Sie springt auf.) — Vergebung? — Trost gebt mir! Trost! Ich bin nicht schuldig! — Du gabst mir ihn, heiliger Gott im Himmel! ich hielt ihn fest, wie die liebste Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cäcilie. Unschuldige! Liebe!

Stella (an seinem Halse). Ich lese in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt mich! Trag mich! Ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cäcilie. Schwester! meine Schwester! erhole dich! nur einen Augenblick erhole dich! Glaube, daß der in unser Herz diese Gefühle legte, die uns oft so elend machen, auch Trost und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich sterben!

Cäcilie. Kommen Sie! —

Stella (nach einer Pause, wild wegfahrend). Laßt mich alle! Sieh es drängt sich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt sie ganz mit unsäglichem Schmerzen — Es ist unmöglich — unmöglich! Sie auf einmal! — Ist nicht zu fassen, nicht zu tragen! — (Sie steht eine Weile niedergebeugt still, in sich gekehrt, steht dann auf, erholt sie bald, fährt mit einem Schrei zusammen, und entflieht.)

Cäcilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte sie! (Lucie ab.)

Cäcilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel! zerreiß ihn nicht.

Fünfter Act.

Stella's Cabinet.

Im Mondenschein.

Stella.
(Sie hat Fernando's Porträt, und ist im Begriff, es von dem Rahmen zu nehmen.)

Fülle der Nacht, umnacht mich! faß mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Gegenwart! Wie du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerst; wie du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner beiden Mina umnachtest, seit ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle selige Erinnerungen aufbewahrt sind? — Und du, worüber ich so oft mit Andacht und Thränen gewacht habe, Stätte meines Grabes! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeschieden umherschweben, und die Vergangenheit allsmächtend zu genießen hoffte, von dir auch verbannt seyn? — Verbannt seyn! — Du bist stumm! Gott sey Dank! dein Gebirn ist verwüstet; du kannst ihn nicht fassen den Gedanken: Verbannt seyn! Du würdest wahnsinnig werden! — — Nun! — O mir ist schwindlich! — Leb wohl! — Lebt wohl? Nimmer wieder sehen? — Es ist ein dumpfer Todtenlaut in dem Gefühl! Nicht wieder sehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Porträt.) Und dich soll' ich zurücklassen? — (Sie nimmt ein Messer und fängt an die Rähmen herauszubrechen.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in thränenden Thränen mein Leben hingäbe! Das ist, und wird seyn — du bist elend! — (Das Gemälde nach dem Monde wendend.) Ha, Fernando! da du zu mir trat'st, und mein Herz dir entgegen sprang, fühltest du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühltest du nicht welch Heiligthum sich dir eröffnete, als sich mein Herz gegen dich aufschloß? — Und du bebtest nicht vor mir zurück? Verstandst nicht? Entfloh'st nicht? — Du konntest meine Unschuld, mein Glück, mein Leben, so zum Zeitvertreib pflücken, und zerpflücken, und am Wege gedankenlos hinstreuen? — Otter! — Ha, Otter! — Meine Jugend! — meine goldnen Tage! — Und du trägst die tiefe Lücke im Herzen! — Dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles, alles Eine Hoffnung — — Wo bist du, Stella? — (Das Porträt anschauend.) So groß! so schmeichelnd! — Der Blick war's, der mich ins Verderben riß! — — Ich hasse dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! so lieb! — Nein! Nein! — Verderbe! — Mich! — Mich! — Du! — Mich! — (Sie sucht mit dem Messer nach dem Gemälde.) Fernando! — (Sie wendet sich an, das Messer fällt, sie sinkt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) Liebster! Liebster! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter (kommt).

Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde sind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäsche ist aufgepackt. Vergessen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemälde!

Bedienter (nimmt das Messer auf, und schneidet das Gemälde von der Rahme und rollt's).

Stella. Hier ist Geld.

Bedienter. Aber warum?

Stella (einen Moment sinnend, auf und unter blickend). Komm! (Ab.)

Saal.

Fernando.

Laß mich! Laß mich! Sieh! da faßt's mich wieder mit all der schrecklichen Verwirrtheit! — So kalt, so grau liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drin nichts verschuldet! — Und sie! — Ha! bin ich nicht elender als sie? Was habt ihr an mich zu fordern? — Was ist nun des Sinnens Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern durchdacht! und wieder durchgedacht! und immer quälender! immer schrecklicher!

— — (Sich die Stirn haltend.) Wo's zuletzt widerstöhnt! Nirgends vor, nicht hinter sich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und diese zwei? Diese drei dessen weibliches Geschöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir! — Wenn ich flagen könnte, könnte verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in stummer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo sind sie? — Stella! du liegst auf deinem Angesichte, blickst sterbend nach dem Himmel, und sagest: „Was hab' ich Blume verschuldet, daß mich dein Grimm so niederdrückt? Was hatte ich Arme verschuldet, daß du diesen Bösewicht zu mir führtest?“ — Cäcilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen sich nun mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die besten, edelsten weiblichen Geschöpfe! — Dein! Dein? — Kannst du das fassen, die dreifache, unsägliche Wonne? — Und nur die ist's, die dich so ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier ist's zu: — tief! unergründlich! — — Sie wird elend seyn! Stella! bist elend! — Was hab' ich dir gethan? Das Bewußtseyn deiner selbst, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin so kalt? (Er nimmt eine Pistole vom Tisch.) Doch, auf alle Fälle! — (Er lader.)

Cäcilie (kommt).

Mein Bester! wie ist uns? — (Sie sieht die Pistolen.) Das sieht ja recht fertig aus!

Fernando (legt sie nieder).

Cäcilie. Mein Freund! Du scheinst mir gelassener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willst du, Cäcilie? Was willst du, mein Weib?

Cäcilie. Nenne mich nicht so bis ich ausgeredet habe. Wir sind nun wohl sehr verworren; sollte das nicht zu lösen seyn? Ich hab' viel gelitten, und darum nichts von gewaltsamen Entschlüssen. Vernimmst du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cäcilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entschluß ist in meiner Seele. — Fernando — ich bin entschlossen — ich verlasse dich!

Fernando (spottend). Kurz und gut?

Cäcilie. Meinst du man müsse hinter der Thür Abschied nehmen um zu verlassen was man liebt?

Fernando. Cäcilie!

Cäcilie. Ich werfe dir nichts vor, und glaube nicht daß ich dir so viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verlust; ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte. Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig ist, nicht die Leidenschaft einer Liebhaberin, die alles dahingäbe den ersehnten Gegenstand zu besitzen. Fernando! mein Herz ist warm und voll für dich; es ist das Gefühl einer Gattin, die, aus Liebe, selbst ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cäcilie. Du fährst auf?

Fernando. Du marterst mich!

Cäcilie. Du sollst glücklich seyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden ohne getrennt zu seyn. Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich seyn; du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben seyn, und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen — — Und so bleibst du mein, bist nicht mit Stella verbannt in einen Winkel der Erde, wir leben uns, nehmen Theil an einander! Und so, Fernando, gieb mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grausam; als Ernst ist's unbegreiflich! — Wir's nun will. Beste! — Der kalte Sinn ist's den Knoten nicht. Was du sagst, klingt schön, schmeckt süß. Wer nicht fühlte daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich selbst betrügst, indem du die marternden Gefühle mit einem blendenden eingebildeten Troste schweigen machst. Nein, Cäcilie! Mein Weib, nein! — Du bist mein — ich bleibe dein — Was sollen hier Worte? Was soll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's sind so viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cäcilie. Nun denn! — Und Stella?

Fernando (fährt auf und geht wild auf und ab).

Cäcilie. Wer betrügt sich? Wer betäubt seine Qualen durch einen kalten angefühlten, angebachten, vergänglichen Trost? Ja, ihr Männer kennt euch.

Fernando. Ueberhebe dich nicht deiner Gelassenheit! — Stella! Sie ist elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir anjammern. Laß sie! Laß mich!

Cäcilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einsamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wissen. Jetzo macht sie sich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich dich verließ, als ich wäre; denn sie berechnete mich nach sich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn sie fühlte [illegible] ihr Glück Raub wäre. Es ist ihr besser —

Fernando. Laß sie sterben! Laß sie in ein Kloster!

Cäcilie. Wenn ich nun aber wieder so denke; warum soll sie denn eingemauert seyn? Was hat sie verschuldet, um eben die blühendsten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrunde hinzujammern? gesunden zu seyn von ihrer lieben Welt? — von dem, den sie so glühend liebt? — von dem, der sie — Nicht wahr, du liebst sie, Fernando?

Fernando. Ha! was soll das? Bist du ein böser Geist, in Gestalt meines Weibes? Was bewegt du mein Herz um und um? Was zerreißest du das zerrissene? Bin ich nicht zerrissen genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schicksal! — und Gott erbarme sich euer! (Er wirft sich in einen Sessel).

Cäcilie (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand). Es war einmal ein Graf —

Fernando (will aufspringen, sie hält ihn).

Cäcilie. Ein deutscher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlin, von seinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cäcilie. Er war ein Biedermann; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl ihr sein Hauswesen, umarmte sie und zog. Er zog durch viele Länder, Kriegte, und ward gefangen. Seiner Sclaverei erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie befreite seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn aus neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg beladen, ging's nun zur Rückreise — zu seinem edlen Weibe! — Und sein Mädchen? — Er fühlte Menschheit! —

er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, sieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann danken seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Nossen sich auf den väterländischen Boden schwingend; seine Knechte ablabend die Beute, sie zu ihren Füßen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all' in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit ausgierend, ihre Freunde mit beschenkend — Edles theures Weib, der größte Schatz ist noch zurück! — Wer ist's die dort verschleiert mit dem Geliebe naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — „Hier!“ — rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegen führend. — „Hier! sind das alles — und sie! nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr schuldig? — Da hast du sie! — Belohn' sie.“

Fernando (legt schluchzend mit den Armen über'n Tisch gebreitet).

Cäcilie. An ihrem Halse rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: „Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte des, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief sie an seinem Halse, zu seinen Füßen: Wir sind dein!“ — — Sie faßten seine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Statthalter sprach seinen Segen dazu. Und ihr Glück, und ihre Liebe faßte selig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel! Welch ein Strahl von Hoffnung dringt herein!

Cäcilie. Sie ist da! Sie ist unser (nach der Cabinets-Thüre) Stella!

Fernando. Laß sie, laß mich! (Im Begriff wegzugehen.)

Cäcilie. Bleib! Höre mich!

Fernando. Der Worte sind schon genug. Was werden kann wird werden. Laß mich! In diesem Augenblick bin ich nicht vorbereitet vor euch beiden zu stehen. (Ab.)

Cäcilie, hernach Lucie, hernach Stella.

Cäcilie. Der Unglückliche! Immer so einsylbig, immer dem freundlichen, vermittelnden Wort wie dem trennenden, und sie, eben so! Es muß mir doch gelingen. (Nach der Thüre.) Stella! Höre mich, Stella!

Lucie. Ruf' ihr nicht! Sie ruht, von einem schweren Leiden ruht sie einen Augenblick. Sie leidet sehr; ich fürchte, meine Mutter, mit Willen, ich fürchte, sie stirbt.

Cäcilie. Was sagst du?

Lucie. Es war nicht Arzenei, fürcht' ich, was sie nahm.

Cäcilie. Und ich hätte vergebens gebeten? O, daß du dich täuschtest! — Fürchterlich — Fürchterlich!

Stella (an der Thüre). Wer ruft mich? Warum weckt ihr mich? Welche Zeit ist's? Warum so früh?

Lucie. Es ist nicht früh, es ist Abend.

Stella. Ganz recht, ganz wohl. Abend für mich.

Cäcilie. Und so täuschest du uns!

Stella. Wer täuschte dich? Du.

Cäcilie. Ich brachte dich zurück, ich hoffte.

Stella. Für mich ist kein Bleiben.

Cäcilie. Ach hätte ich dich ziehen lassen, reisen, eilen, ans Ende der Welt!

Stella. Ich bin am Ende.

Cäcilie (zu Lucien, die ängstlich hin und wieder gelaufen ist). Was zauderst du? Eile, rufe um Hülfe!

Stella (die Lucien anhält). Nein, verweile. (Sie setzt sich auf beide, und sie kommen weiter hervor.) An einem Arm dachte ich durchs Leben zu gehen; so führet mich zum Grabe. (Sie führen sie langsam hervor und lassen sie auf der rechten Seite auf einem Sessel nieder.)

Cäcilie. Fort, Lucie! fort! Hülfe! Hülfe!

(Lucie ab.)

Stella, Cäcilie, hernach Fernando, hernach Lucie.

Stella. Mir ist geholfen!

Cäcilie. Wie anders glaubt' ich! Wie anders hofft' ich!

Stella. Du Gute, Duldende, Hoffende!

Cäcilie. Welch entsetzliches Schicksal!

Stella. Tiefe Wunden schlägt das Schicksal, aber oft heilbare. Wunden, die das Herz dem Herzen schlägt, das Herz sich selber, die sind unheilbar und so — laß mich sterben.

Fernando (tritt ein). Ueberreilte sich Lucie, oder ist die Botschaft wahr? Laß sie nicht wahr seyn, oder ich fluche deiner Großmuth, Cäcilia, deiner Langmuth.

Cäcilie. Mir wirft mein Herz nichts vor. Unser Wille ist ohne all' euer Erfolg. Eile nach Rettung, sie lebt noch, sie gehört uns noch.

Stella (die aufsteht und Fernando's Hand faßt). Willkommen! Laß mir deine Hand, (zu Cäcilien) und du die deine. Alles um Liebe, war die Losung meines Lebens. Alles um Liebe, und so nun auch den Tod. In den seligsten Augenblicken schwuren wir und versfanden uns, flocht die Hände beider Garten zusammenzubringen) und nun laßt mich schweigen und ruhen. (Sie sitzt auf ihren rechten Arm, der über den Tisch gelehnt ist.)

Fernando. Ja wir wollen schweigen, Stella, und ruhen. (Er geht langsam nach der Thüre hinter Hand.)

Cäcilie (in ungeduldiger Bewegung). Lucie kommt nicht, niemand kommt. Ist denn das Haus, ist denn die Nachbarschaft eine Wüste? Fasse dich, Fernando, sie lebt noch. Hunderte sind vom Todeslager aufgestanden, aus dem Grabe sind sie wieder aufgestiegen. Fernando, sie lebt noch. Und wenn uns alles verläßt, und hier kein Arzt ist, keine Arzenei; so ist doch einer im Himmel, der uns hört. (Auf den Knieen, in der Nähe von Stella.) Höre mich! Erbarme mich, Gott! Erhalte sie uns, daß sie nicht sterben!

Fernando (hat mit der linken Hand ein Pistol ergriffen, und geht langsam ab).

Cäcilie (wie vorher, Stella's linke Hand fassend). Ja sie lebt noch; ihre Hand, ihre liebe Hand ist noch warm. Ich fasse dich nicht, ich fasse dich mit der ganzen Gewalt des Glaubens und der Liebe. Nein, es ist kein Wahn! Eifriges Gebet ist stärker denn irdische Hülfe. (Aufstehend und sich umkehrend.) Er ist hinweg, der Stumme, Hoffnungslose. Wohin? O, daß er nicht den Schritt wagt, wohin sein ganzes sturmvolles Leben sich hindrängte. Zu ihm! (Indem sie fort will, wendet sie sich nach Stella.) Und diese laß ich hülflos hier. Großer Gott! und so stehe ich, im fürchterlichsten Augenblick, zwischen

Zweien, die ich nicht trennen und nicht vereinigen kann. (Es flirt in der Ferne ein Schuß.)

Cäcilie. Gott! (mit dem Schall nach.)

Stella (sich mühsam aufrichtend). Was war das? Cäcilie, du bebst so ferne, komm näher, verlaß mich nicht. Es ist mir so bange. O meine Angst! Ich sehe Blut fließen. Ist's denn mein Blut? Es ist nicht mein Blut. Ich bin nicht verwundet, aber todt krank — Es ist doch mein Blut.

Lucie (kommt). Hülfe, Mutter, Hülfe! Ich renne nach Hülfe, nach dem Arzte, sprenge Boten fort; aber ach! soll ich dir sagen, ganz anderer Hülfe bedarf's. Mein Vater fällt durch seine eigene Hand, er liegt im Blute. (Cäcilie will fort, Lucie hält sie.) Nicht dahin, meine Mutter, der Anblick ist hülflos, und erregt Verzweiflung.

Stella (die bald aufgerichtet aufmerksam gelauscht hat, faßt Cäciliens Hand). So wäre es geworden! (Sich aufrichtend und an Cäcilien und Lucien lehnend.) Kommt, ich fühle mich wieder stark, kommt zu ihm. Dort laßt mich sterben.

Cäcilie. Du wankst, deine Kniee tragen dich nicht. Wir tragen dich nicht. Auch mir ist das Mark aus den Gebeinen.

Stella (sinkt an den Sessel nieder). Am Ziele denn. So gebe du ihn, zu dem, dem du angehörst. Nimm seinen letzten Seufzer, sein letztes Wörtchen auf. Er ist dein Gatte. Du zauberst? Ich bitte, ich beschwöre dich. Dein Bleiben macht mich unruhig. (Mit Bewegung, doch schwach.) Bedenke, er ist allein, und gehe!

(Cäcilie mit Heftigkeit ab.)

Lucie. Ich verlasse dich nicht, ich bleibe bei dir.

Stella. Nein, Lucie! Wenn du mir wohl willst, so eile. Fort! fort! laß mich ruhen! Die Rächer der Liebe sind geläutert, sie tragen mich nicht zu ihm hin. Du bist frisch und gesund. Die Pflicht sey thätig wo die Liebe verstummt. Fort zu dem, dem du angehörst! Er ist dein Vater. Weißt du, was das heißt? Fort! wenn du mich liebst, wenn du mich beruhigen willst.

(Lucie entfernt sich langsam und ab.)

Stella (sinkend). Und ich sterbe allein.

Die Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel in einem Act.

Perſonen:

Wilhelm, ein Kaufmann.
Marianne, ſeine Schweſter.
Briefträger.
Fabrice.

Wilhelm (an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren). Dieſe Woche wieder zwei neue Kunden! Wenn man ſich rühret, giebts doch immer etwas; ſollt' es auch nur wenig ſeyn, am Ende ſummirt ſich's doch, und wer klein Spiel ſpielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verluſt iſt zu verſchmerzen. Was giebt's?

Briefträger. Einen beſchwerten Brief, zwanzig Ducaten, franco bald.

Wilhelm. Gut! ſehr gut! Notir' Er mir's zum Uebrigen.

Briefträger (ab).

Wilhelm (den Brief aufbrechend). Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht ſagen, daß ich ſie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerade bezahlen, und mißbrauche ſeine Gutheit nicht weiter. Geſtern ſagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und ſo mahnt mich ſeine Gegenwart faſt doppelt. (Siehet es die Schuld aufmachen und ſpricht.) In vorigen Zeiten, wo ich ein kleines unter wirthſchaftete, konnt' ich die ſtillen Glaubiger am wenigſten leiden. Gegen einen, der mich überkauft, belagert, gegen den gilt Unverſchämtheit und alles, was dran hängt; der andere, der ſchweigt, geht gerade ans Herz, und ſterbend an drinnenſtillen, da er mir ſein Anliegen überlaßt. (Er legt Geld zuſammen auf den Tiſch.) Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthſchaft bin! und wieder geworden bin! (Er legt ein Buch auf.) Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verſchleuderte. — Nun ſo — Kann ich's ausdrücken? — — Doch du thuſt nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das beide liebe Geſchöpf nicht wäre, ſag' ich hier, und vergleich' Bröcke? — O Marianne! wenn du wüßteſt, daß der, den du für deinen Bruder hältſt, das der mit ganz andern Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Dieſterlich! — Ach! — Es iſt dem beſter — Sie liebt mich — ja, als Bruder — Nein, nein! das iſt wieder Unglaube, und der hat nie was Gutes geſtiftet. — Marianne! ich werde glücklich ſeyn, du wirſt's ſeyn, Marianne!

Marianne. Was willſt du, Bruder? Du riefſt mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Strickt dich der Mutzwille, daß du mich aus der Küche hereinrufeſt?

Wilhelm. Du bleibſt Geiſter.

Marianne. Sonſt wohl. Nur deine Stimme komm' ich zu ant. Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machſt du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut Abend mitſpeiſen wird.

Wilhelm. Dieſterlich.

Marianne. Sie ſind bald fertig, du darfſt es nachher nur ſagen. Er muß mich auch ſein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernſt wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübſch. Und wenn du bei Tiſche ſitzeſt und den Kopf hängſt, da ſang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachſt, wenn ich ein Liedchen anfange, das dir lieb iſt.

Wilhelm. Haſt du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja, wer euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn du ſonſt nichts haſt, ſo geh' ich wieder; denn ich habe noch allerlei zu thun.

Wilhelm. Bleib. — Nun gieb mir noch einen Kuß, ſonſt da einen zum Nachtiſch haben.

Marianne. Es iſt doch verwunſcht, was der Bruder groß ſind! Wenn Fabrice oder ſonſt ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die ſträngen Mäude doch, und der Herr da verſchmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verderm' ich die Tauben. (Ab.)

Wilhelm. Engel! Lieber Engel! Daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! — Stellt du denn auf und herunter, heilige Frau, die du mir dieſen Schatz aufzuheben gabſt? — Ja, ſie wiſſen uns und drohen: ſie wiſſen von uns! — Charlotte, du konnteſt meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du mir ſcheidend deine Tochter anvertrauteſt! Du gabſt mir alles, was ich begehrte, ſiebzehn mich ans Leben! Ich hielte ſie als dein Kind, — und nun! — Noch iſt mir's Täuſchung. Ich glaube dich wieder zu ſehen, glaube, daß mir das Schickſal verſöhnt dich wieder gegeben hat, daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traum des Lebens nicht konnte, nicht ſollte: — Glücklich! Glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich: es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Du ſagen heute drei hundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Stein gleich zu mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du ſie weiter brauchſt —

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar, nur jetzt nimm ſie

zu dir. — Ihre, Charlottens Andenken ist diesen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hättest sie kennen sollen! Ich sage dir, es war eins der herrlichsten Geschöpfe.

Fabrice. Sie war Wittwe, wie du sie kennen lerntest?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich gestern noch einen ihrer Briefe. Du bist der einzige Mensch, der je was davon gelesen hat.

(Er sieht nach der Schatulle.)

Fabrice (vor sich). Wenn er mich nur jetzt verschonte! Ich habe die Geschichte schon so oft gehört! Ich höre ihm sonst auch gern zu, denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und just möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," schreibt sie, „ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz maßt mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen ersparete. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nichts mehr."

Fabrice. Eine schöne Seele!

Wilhelm. Die Ecke war sie nicht werth, Fabrice. Ich bin' dir schon oft gesagt, wie ich durch sie ein ganz anderer Mensch wurde. Beschreiben kann ich die Zärtlichkeiten nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verschwendet sah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbieten, konnte ihren Zustand nicht erträglicher machen. Ich schlug zum ersten Mal den Trieb, mir einen nöthigen sittlichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdrossenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureißen. Ich arbeitete — aber was war das! — Ich hielt an, brachte so ein mühseliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Wenigstes verwandte sich zusehends — und sie starb — Du kannst nicht bleiben. Du ahnest nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr sehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlassen, wo sie ruhte. Sie schrieb mir kurz vor ihrem Ende —

(Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.)

Fabrice. Es ist ein herrlicher Brief, du hast mir ihn neulich gelesen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und les' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift sehe, das Blatt, wo ihre Hand gerührt hat, mein' ich wieder, sie sei noch da — Sie ist auch noch da! — (Man hört ein Kind schreien.) Doch doch Marianne nicht ruhen kann! Du hast sie wieder den Jungen unsers Nachbars; mit dem treibt sie sich täglich herum. Und übst mich zur unrechten Zeit. (An der Thür.) Marianne, so still mit dem Jungen, oder scheck ihn fort, wenn er unartig ist. Wir haben zu reden. (Er setzt sich wieder.)

Fabrice. Du solltest diese Erinnerungen nicht so oft reizen.

Wilhelm. Diese Zeilen sind's! diese letzten! der Abschiedskuß des scheidenden Engels. (Er legt den Brief wieder zusammen.) Du hast Recht, es ist sündlich. Wie selten sind wir werth, die verklärten ganzen seligschenden Augenblicke unsers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schicksal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzähltest du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur lasen geblieben wäre, du hättest wenigstens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran sich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm (sich lebhaft nach ihm wendend). Ihre Tochter? Es war ein reizend Blümchen. Sie übergab mir's — Es ist zu viel, was das Schicksal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles sagen könnte —

Fabrice. Wenn dir's einmal ums Herz ist.

Wilhelm. Warum soll's ich nicht —

Marianne (mit einem Knaben). Er will noch gute Nacht sagen, Bruder! Du mußt ihm sein dickes Gesicht machen, und mir auch nicht. Du sagst immer, du wirst heirathen, und möchtest so am Schnürchen, daß sie nur schreien, wenn's dich nicht stört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder sind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterschied sein.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar ein glückliches sein! (Sie kneet sich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe Christlein so lieb; wenn er erst mein wäre! — Er kann schon buchstabiren; er lernt's bei mir.

Wilhelm. Und da meinst du, deiner könnte schon lesen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn ausund anziehen, und kehren, und zu essen geben, und putzen, und allerlei sonst.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte miffpielen; der wird' ihn ja wohl so lieb haben wie ich. Christel muß nach Haus' und einweicht sein. (Sie führt ihn zu Wilhelmen.) Hier, gieb eine schöne Hand, eine rechte Pfotshand!

Fabrice (vor sich). Sie ist gar zu lieb, ich muß mich erklären.

Marianne (das Kind zu Fabrices Füßen). Hier dem Herrn auch.

Wilhelm (vor sich). Sie wird dem sein! Du wirst — Es ist zu viel, ich verdien's nicht. — (Laut) Marianne, schaff das Kind weg! unterhalt Herrn Fabricen bis zum Nachtessen; ich will nur ein paar Gassen auf- und ablaufen; ich habe den ganzen Tag gesessen.

(Marianne ab.)

Wilhelm. Unter dem Sternenhimmel nur einen freien Athemzug! — Mein Herz ist so voll. — Ich bin gleich wieder da!

(Ab.)

Fabrice. Mach' der Scene ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer länger und länger trägst. Wenn du's nun immer heirathen, und möchtest gern viele Kinder haben. Die hat man nicht immer am Schnürchen, daß sie nur schreien, wenn's dich nicht stört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder sind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterschied sein.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar ein glückliches sein! (Sie kneet sich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe Christlein so lieb; wenn er erst mein wäre! — Er kann schon buchstabiren; er lernt's bei mir.

Wilhelm. Und da meinst du, deiner könnte schon lesen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und

unterlaſſ' ich's. Manchmal verbittet ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkamerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach, gar nicht. Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm ins Bette komm', iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich, was er kann; manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice (halb vor ſich). Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Fabrice. Sie ſind ihm auch Mutter.

Marianne (ſetzt in Gedanken).

Fabrice (ſetzt ſich in eine Entfernung an). Macht Sie der Name Mutter traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur ſo.

Fabrice. Was, ſüße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es iſt mir nur manchmal ſo wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünſcht haben? —

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünſcht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal ſo ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlaſſen, wäre mir unerträglich — unmöglich. — alle übrige Ausſicht möchte auch noch ſo reizend ſeyn.

Fabrice. Das iſt doch wunderbar! Wenn Sie in Einer Stadt bei einander wohnten, hieße das ihn verlaſſen?

Marianne. O nimmermehr! Wer ſollte ſeine Wirthſchaft führen? Wer für ihn ſorgen? — Mit einer Magd? — oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht ſein Freund ſeyn? Könnten Sie drei nicht eben ſo eine glückliche, eine glücklichere Wirthſchaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in ſeinen ſauren Geſchäften erleichtert werden! Was für ein Leben könnte das ſeyn!

Marianne. Man ſollt's denken. Wenn ich's überlege, iſt's wohl wahr. Und dennoch iſt mir's wieder ſo, als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es iſt nun ſo — Wenn ich aufwache, dench' ich, ob der Bruder ſchon auf iſt, rührt ſich nichts, bis ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Waſſer über und über kocht, bis die Magd aufſteht, und er ſeinen Kaffee hat, wie er die Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann ſetze ich mich hin und ſtricke Strümpfe für meinen Bruder, und das' eine Wirthſchaft, und meiſe ſie ihm jedesmal an, ob ſie auch lang genug ſind, ob die Wade recht ſitzt, ob der Fuß nicht zu kurz iſt, daß er manchmal ungeduldig wird. Es iſt mir auch nicht um's Meſſen; es iſt mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmal anſehen muß, wenn er ein paar Stunden geſchrieben hat, und er mir nicht Hypochonder wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich anſieht; ich ſeh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich ſonſt nicht will merken laſſen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut, als wenn er ernſt wäre oder böſe. Er thut wohl; ich vertraute ihm ſonſt den ganzen Tag.

Fabrice. Er iſt glücklich.

Marianne. Nein, ich bin's. Wenn ich ihm nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen ſollte. Ich thue doch auch alles für mich, und mir iſt, als wenn ich alles für ihn thäte, weil ich auch bei dem, was ich für mich thue, immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er ſeyn! Wie dankbar würde er ſeyn, und welch ein häusliches Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal ſtell' ich mir's vor, und kann mir ein langes Märchen erzählen, wenn ich ſo ſitze und ſtricke oder nähe, wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach aufs Wahre zurück, ſo will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich ſagte: „Ich will euch lieb haben,“ und müßte gleich dazu ſetzen: „Lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher.“ — — — Ach, Sie ſehen, das bes nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da ſitzt der Knoten! Ja, wenn ſich Liebe berühren und hinüber zahlen ließe, wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte, wie eine ſolchartige Dienſtmagd. Bei einem Manne würde das alles erſt werden müſſen, was hier ſchon iſt, was nie ſo wieder werden kann.

Fabrice. Es macht ſich viel.

Marianne. Ich weiß nicht; wenn er ſo bei Tiſche ſitzt und den Kopf auf die Hand ſtemmt, niederſieht, und ſtill iſt in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang ſitzen und ihn anſehen. Er iſt nicht ſchön, ſag' ich manchmal zu mir ſelbſt, und mir iſt's ſo wohl, wenn ich ihn anſehe. — Freilich fühl' ich nun wohl, daß es mir für mich iſt, wenn er ſorgt; freilich ſagt mir das der erſte Blick, wenn er wieder aufſteht, und das thut ein Gericht.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte, der für Sie ſorgte! —

Marianne. Da iſt noch Eins; da ſind eure Launen. Wilhelm hat auch ſeine Launen; von ihm drücken ſie mich nicht, von jedem andern wären ſie mir unerträglich. Er hat leiſe Launen, ich fühl' ſie doch manchmal. Wenn er in unbolten Augenblicken eine gute theilnehmende liebevolle Empfindung weglöſt — es trifft mich! freilich nur einen Augenblick; und wenn ich auch hier ihn knurre, ſo iſt's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn ſich nun aber Einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen ſeine Hand anzubieten?

Marianne. Er wird ſich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird ſich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie ſehen ihn vor ſich. Soll ich eine lange Rede halten? Soll ich Ihnen hinſchütten, was mein Herz ſo lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wiſſen Sie lange; ich biete Ihnen meine Hand an, das vermuthelten Sie nicht. Wie das' ich ein Mädchen anſehen, das ſo wenig dachte, daß es

Pfaff.

Ach da wird alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
Drum verlanget mich zu wissen sehr,
Wie Sie denken, ich sollt's anfangen?

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müssen denn einen Plan disponiren:
Da muß alles calculirt seyn,
Da darf kein einzeln Geschöpf hinein,
Mäus' und Ratten, Flöh' und Wanzen
Müssen alle beytragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun sie jetzt auch, ohne Kunst.

Pfaff.

Doch ist das nicht das recht', mit Gunst;
Es geht ein jedes seinen Gang;
Doch so ein Reich, das dauert nicht lang':

(Gefühle dem, der ſie faßt, erregen muß, als dich. — Marianne, es iſt nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen ſpricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erforen, mein Haus iſt eingerichtet; wollen Sie mein ſeyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherlei Schickſale gehabt, war mehr als Einmal entſchloſſen, mein Leben als Haagefolz zu enden. Sie haben mich nun — Widerſtehen Sie nicht! Sie kennen mich; ich bin Eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders ſeyn, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein Vermögen, zu dem ſeinen geſchlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben; er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden.

Marianne. Fabrice, es iſt mir nie eingefallen — Zu welcher Verlegenheit ſetzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice (wirft). Engel! Allerliebſte!

Marianne (einen Augenblick ſtill). Gott! was hab' ich geſagt! (Ab.)

Fabrice. Sie iſt dein! — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändelei mit dem Bruder erlauben; das wird ſich ſo nach und nach verlieren, wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl wieder ſo zu lieben und geliebt wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammen wohnen. Ohne das hört' ich des alten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit leidlich ſchon gern ein bischen ausgewittet; als Schwager wird's ſacon gehen. Er wird ſonſt ganz Hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird alles hübſch! Er ſoll freier Luft athmen; das Mädchen ſoll einen Mann haben — das nicht wenig iſt; und du trägſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Iſt dein Spaziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' iſt, theils darnach eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käſefrau, die, mit der Brille auf der Naſe, beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern ab- und zuſchnitt, bis die Käuferin ihr Gericht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub' es ſind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen gegafft haben.

Wilhelm. Was man treibt gewinnt man lieb, und der Ernſt im Kleinen iſt mir ehrwürdig. Seit ich weiß wie ſauer ein Thaler wird wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. (Stirbt einige Augenblicke in ſich gekehrt.) Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viele Sachen auf Einmal und durcheinander eingefallen, — und das was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt —

Fabrice (vor ſich). Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt unterſteh' ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen was vorgegangen iſt — (Laut) Wilhelm! ſag' mir: du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſpeiſt theurer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm (geſtehend). Nein.

Fabrice. Ich dächte wir könnten uns beide erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könnteſt du einnehmen; du verbeirathetſt dich doch ſo bald nicht. — Du haſt den Hof und eine kleine Niederlage für deine Spekulation, und giebſt mir einen leidlichen Hauszins, ſo iſt uns beiden geholfen.

Wilhelm. Du biſt gar gut. Es iſt mir wahrlich auch manchmal eingefallen wenn ich zu dir kam und ſo viel leer ſtehen ſah, und ich muß mich ſo ängſtlich beſtellen. — Dann ſind wieder andre Sachen — — — Man muß es eben ſeyn laſſen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre ja beizen. Lebig hätteſt du mit deiner Schweſter Platz, und mit einer Frau ging's eben ſo wohl.

Wilhelm (lächelnd). Und meine Schweſter?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm (iſt ſtill).

Fabrice. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gieb mir ſie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gieb dein Wort! Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen: Ich hab's lang überlegt: ſie allein, da allein, ihr könnt mich ſo glücklich machen als ich auf der Welt noch ſeyn kann. Gieb mir ſie! Gieb mir ſie!

Wilhelm (verwirrt). Du weißt nicht was du willſt.

Fabrice. Ach, wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen was mir fehlt und was ich haben werde, wenn ſie meine Frau und du mein Schwager werden wirſt?

Wilhelm (aus Gedanken auffahrend, heftig). Nimmermehr! nimmermehr!

Fabrice. Was haſt du? Mir thut's weh — Den Aſchen! — Wenn du einen Schwager haben ſollſt, wie ſich's doch früh oder ſpäter macht, warum mich nicht? den du ſo kennſt, den du liebſt! Wes nigſtens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — Ich hab' keinen Verſtand.

Fabrice. Ich muß alles ſagen. Von dir allein hängt mein Schickſal ab. Ihr Herz iſt mir geneigt, das muß du gemerkt haben. Sie liebt mich mehr als ſie mich liebt: ich bin's zufrieden. Den Mann wird ſie mehr als den Bruder lieben; ich werde in deine Rechte treten, du in meine und wir werden alle vergnügt ſeyn. Ich habe noch keinen Knoten geſehen der ſich ſo menſchlich ſchön knüpfte.

Wilhelm (ſtumm).

Fabrice. Und was alles feſt macht — Beſter, gieb du nur dein Wort, deine Einwilligung! Sag' ihr daß dich's freut, daß dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte als alles Bleiben geſagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön.

Wilhelm. Nein! Nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle du haſt keinen Widerwillen gegen mich und biſt mir ſo entgegen? Seyn's nicht: Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt mit uns glücklich ſeyn! — Verlag meinen Wünſchen dein Wort nicht! dein freundlich Wort!

Wilhelm (ſtumm in ſtreitenden Gnalen).

Fabrice. Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — Du willſt ſie haben? —

Fabrice. Was iſt das?

Wilhelm. Und ſie auch?

Fabrice. Sie antwortete, wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — — Ich ahnt' es! ich fühlt' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was ſagen! — Das war's was mir auf der Seele lag dieſen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es ſchlägt — — Nimm ſie! — Nimm ſie! Mein Einziges — mein Alles!

Fabrice (ihn ſtumm anſehend).

Wilhelm. Nimm ſie! — Und das du weißt was du mir nimmſt — (Pauſe. Er faßt ſich zuſammen.) Von Charlotten erzählt' ich dir, dem Engel der meinen Händen entwich und mir ſein Ebenbild, eine Tochter, hinterließ — — und dieſe Tochter — ich habe mich belogen — ſie iſt nicht todt; dieſe Tochter iſt Marianne! — Marianne iſt nicht meine Schweſter.

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von dir hätt' ich das fürchten ſollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht und verſtieß dir mein Haus, wie Jedem, in den erſten Tagen da ich derkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kälte gegen die Weiber, einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dem Gefühl für ſie für das wahre brüderliche; und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie!

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu. (Ab.)

Wilhelm. Geh nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf Einmal — am Abgrunde! und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte — Weg! und durch ihn, den Verräther! der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen! — — O Wilhelm! Wilhelm! du biſt ſo weit gebracht daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn mußt? — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vernichtendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? Und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeih mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es iſt lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich ſahen euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtſinnigen Gefälligkeiten ſchloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich ſo geſtraft werden? — Soll ich Mariannen verlieren! Die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! (Er bricht hülflos.)

Marianne (naht verlegen). Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du mußt mir vergeben, ich bitte dich um alles. Du biſt böſe, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es iſt mir ganz wunderlich.

Wilhelm (ſich zuſammennehmend). Was haſt du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's ſo confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm (halb bitter). Sag's heraus, du ſchlägſt ein?

Marianne. Nein, nicht uns Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen; ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du biſt gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte: Eins für allemal: ich kann Fabricen nicht heirathen.

Wilhelm (ſteht auf und nimmt ſie bei der Hand). Wie, Marianne?

Marianne. Er war da und redete ſo viel, und ſtellte mir ſo allerlei vor, daß ich mir einbildete es wäre möglich. Er drang ſo, und in der Unbeſonnenheit ſagt' ich, er ſollte mit dir reden. — Er nahm das als Jawort und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden könnte.

Wilhelm. Er hat mit mir geſprochen.

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, mit all' der Liebe die ich zu dir habe, bei all' der Liebe mit der du mich liebſt, mach' es wieder gut, bedeut' ihm!

Wilhelm (vor ſich). Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böſe! Er ſoll auch nicht böſe ſeyn. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer ſo fort. — Denn nur mit dir kann ich leben, mit dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele und dieſes hat's herausgeſchlagen, gewaltſam herausgeſchlagen. Ich liebe nur dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Beſter Bruder! Dieſe Viertelſtunde über, — ich kann dir nicht ſagen, was in meinem Herzen auf- und abgerannt iſt. — Es iſt mir, wie neulich da es auf dem Markte brannte und erſt Rauch und Dampf über alles ſog, bis auf Einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in einer Flamme ſtand. — Verlaß mich nicht! Stoß mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer ſo bleiben.

Marianne. Das eben ängſtet mich ſo! — Ich will dir gern verſprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich ſorgen, immer immer ſo fort. — Da drüben wohnen ſo ein paar alte Geſchwiſter zuſammen; da denk' ich manchmal zum Spaß: wenn du ſo alt und ſorgmüthig biſt, wenn ihr nur zuſammen ſeyd.

Wilhelm (ſein Herz bekämpfend, halb vor ſich). Wenn du das aushältſt, biſt du nie wieder zu enge!

Marianne. Dir iſt's nun wohl nicht ſo; du nimmſt doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich ſie auch noch ſo gern lieben wollte. — Es hat dich Niemand ſo lieb wie ich; es kann dich Niemand ſo lieb haben.

Wilhelm (verlacht ſie leiſe).

Marianne. Du biſt immer ſo zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, dir ganz zu ſagen wie mir's iſt, und wag's nicht. Gott ſey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löſ't!

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du ſollſt mich nicht hindern, laß mich alles ſagen! Dann will ich in die Küche gehen, und Tage lang an meiner Arbeit ſitzen, nur manchmal dich anſehn, als wollt' ich ſagen: du weißt's!

Wilhelm (ſtumm in dem Umfange ſeiner Freuden).

Marianne. Du kennteſt es lange wiſſen, du weißt's auch, ſeit dem Tod unſerer Mutter, wie ich aufſam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bei dir zu ſeyn, als Dank für deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas anders Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmal lachteſt wenn ich Romane las: es geſchah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermal ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bei mir alle aus, wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpazieren, und reiten, und reiten, und ſich duelliren — —

(Sie lacht vor ſich.)

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe: wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam und ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heirathen — — Ich bin doch auch gar ein treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! (Weggewendet.) Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bei Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allem kennt' ich am wenigſten leiden wenn ſie ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus daß ſie verwandt ſind, oder Geſchwiſter ſind — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbärmlich Schickſal! (Sie wendet ſich und weint bitterlich.)

Wilhelm (auffahrend an ihrem Hals). Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! Ewig faſſ' ich dich nicht! Du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

Fabrice (tritt auf).

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und klar, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund: Heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice (kalt und bitter). Ich dacht' es, Mißdenk! Wenn du dem ganzen Gewicht auf die Schale legteſt, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe, die Sachen haben ſich ſchon gemacht; mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Lüfte nicht in dem Augenblick, und raube dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice (halb ſpottend). Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice (getroffen). Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Betrachtet einander. Ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm (ihr um den Hals fallend). Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurück geben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — (Zu ihren Füßen.) Marianne, du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — Von dem Augenblick an dein Gatte, wenn du ihn nicht verſchmähſt.

Marianne. Sag' mir, wie war's möglich?

Fabrice. Genießt, was euch Gott ſelbſt nur Einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und frag' nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden euch zu erklären.

Marianne (ihn anſehend). Nein, es iſt nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte, meine Gattin!

Marianne (an ſeinem Hals). Wilhelm, es iſt nicht möglich!

Die Wette.

Luſtſpiel in einem Act.

Teplitz, 1819.

Perſonen:

Dorn.	Leonore.
Förſter.	Johann.
Eduard.	Friederike.

Erſter Auftritt.

Dorn, nachher Förſter.

Dorn. Habe ich es doch ſo oft geſagt und wenn iſt es nicht bekannt, daß man etwas leicht unternimmt, und nachher mit großer Unbequemlichkeit ausführt. Was hilft es, wenn man noch ſo verſtändig denkt und ſpricht, nun laſſ' ich mich wieder in einen Handel ein, der mich ganz aus dem Geſchicke bringt. Zur ſchönſten Jahrszeit verlaſſe ich meinen Landſitz; ich eile in die Stadt, dort wird mir die Zeit lang und die Ungeduld treibt mich wieder hierher. Nun ſehe ich aus den Fenſtern dieſes ſchlechten Wirthshauſes mein Schloß, meine Gärten und darf nicht hin. Wenn's nur hier nicht gar zu unbequem wäre. Jeder Stuhl wackelt auf den ich mich ſetzen will, ich finde für meinen Hut keinen Haken, und wahrhaftig kaum eine Ecke für meinen Stock. Doch alles mag hingehen! wenn ich nur meine Abſicht erreiche, wenn das junge Paar glücklich wird.

Förſter (außen). Kann man hier unterkommen? Iſt Niemand vom Hauſe da?

Dorn. Hör' ich recht? Förſter! Da finde ich doch wenigſtens einen Gefährten in meiner ſeltſamen Lage.

Förſter (eintretend). Dorn! Iſt's möglich, biſt du's? warum nicht auf dem Schloſſe? warum hier im Wirthshauſe? Man ſagte mir, du ſey'ſt in der Stadt. In deinem Schloſſe fand ich alles einſam und öde.

Dorn. Nicht ſo öde als du glaubſt. Die Liebenden ſind drinnen.

Förſter. Wer!

Dorn. Leonore und Eduard, ſeitgekannt.

Förſter. Die zwei jungen Leute? zuſammen?

Dorn. Zuſammen oder getrennt, wie du willſt.

Förſter. Erkläre mir das Räthſel.

Dorn. So höre denn. Es gilt eine Wette, ſie müſſen eine Probe beſtehn, die ihr künftiges Glück befeſtigen ſoll.

Förſter. Du machſt mich immer neugieriger.

Dorn. Eduard und Leonore lieben ſich, und ich nährte gern dieſe keimenden Gefühle, da eine engere Verbindung mir ſehr willkommen wäre.

Förſter. Ich gab hierzu von jeher meinen Beifall.

Dorn. Eduard iſt ein edler Jüngling, voll Geiſt und Thätigkeit, ſehr gebildet, vom beſten Herzen, vom lebhafteſten Gefühl, doch etwas raſch und eigenſinnig.

Förſter. Geſteh's nur; dieſe Zuſammenſetzung macht einen ganz liebenswürdigen jungen Mann.

Dorn. Nun, wir hatten auch etwas Acht. Leonore iſt ſanft und gefühlvoll, dabei thätig, häuslich, doch nicht ohne Eitelkeit; ſie liebt ihn wahrhaft, doch überläßt ſie ſich manchmal einem Hang zur leeren Laune; ſie zeigt ein mürriſches Weſen, das mit der Haftigkeit Eduards nicht vereinbarlich iſt, und ſo entſtand in der angenehmen Liebes- und Brautzeit bitterer Zwieſpalt, Widerwärtigkeit und gegenſeitige Unzufriedenheiten.

Förſter. Das wird ſich nach der Trauung ſchon geben.

Dorn. Ich wollte es gäbe ſich vorher, und das iſt grade die Abſicht dieſer wunderlichen Anſtalt. Oft machte ich die jungen Leute auf ihre Fehler aufmerkſam und verlangte daß jeder Theil den ſeinigen anerkennen, daß ſie ſich nachgeben, ſich wechſelſeitig ausgleichen ſollten. Zur predigte in die Luft. Und doch konnte ich's nicht laſſen meine Ermahnungen zu wiederholen, und vor acht Tagen, da ich ſie hartnäckiger fand als ſonſt, erklärte ich ihnen ernſtlich die Unart und Unſittlichkeit ihres Betragens, da ſie doch ein für allemal ohne einander nicht ſeyn und leben könnten. Dieß nahmen ſie etwas hoch auf und verſicherten, ob dürfte doch wohl möglich ſeyn auch ohne einander zu exiſtiren, und auch abgeſondert für ſich zu leben.

Förſter. Dergleichen Reden kommen wohl vor, ſo trogt man aber nicht lange.

Dorn. So nahm ich's auch, ſcherzte darüber, drohte ihre Neigung auf die Probe zu ſetzen, um zu ſehen wer das andere am erſten aufſuchen, ſich dem andern am erſten wieder nähern würde? Nun kam die Eitelkeit ins Spiel, und jedes verſicherte in einem ſolchen Fall die ſtärkſte Beharrlichkeit.

Förſter. Worte, nichts als Worte.

Dorn. Um zu erfahren, ob es etwas mehr wäre, that ich folgenden Vorſchlag: Ihr kennt, ſagte ich, die beiden an einander ſtoßenden Zimmer, die ich mit meiner ſeligen Frau bewohnte; eine Thüre, die beide verbindet, hat ein Gitter welches durch einen Vorhang bedeckt iſt, der ſowohl hüben als drüben aufgezogen werden kann; wenn wir Eheleute uns ſprechen wollten, ſo zog bald das eine bald das andere dieſen Vorhang. Nun ſollt ihr Brautleute dieſe beiden Zimmer bewohnen, und es

gilt eine Wette, welcher von beiden Theilen die Entbehrung schmerzlicher fühlt, das andere mehr vermißt und den ersten Schritt zum Wiedersehen thut. Nun wurde mit gegenseitiger Einwilligung zur Probe geschritten, sie zogen ein, ich zog den Vorhang zu. So steht die Sache.

Förster. Und wie lange?

Dorn. Seit acht Tagen.

Förster. Und noch nichts vorgefallen?

Dorn. Ich glaube nicht. Denn Johann und Friederike, welche ihre Herrschaften aufmerksam bedienen, hatten Befehl mir es gleich in die Stadt melden zu lassen. Ich hörte nichts, und nun kommt' ich aus Ungeduld zurück, um in der Nähe das Weitere zu vernehmen.

Förster. Und ich komme grade recht zu diesem wunderlichen Abenteuer, und lasse mir wegen der Sonderbarkeit dann gefallen, mit dir in einem solennen Wirthshause anstatt in einem wohl eingerichteten Schlosse zu verweilen.

Dorn. Ich hoffe die Unbequemlichkeit soll nicht lange dauern, richte dich ein so gut du kannst. Indessen werden wohl auch unsere Aufpasser heran kommen.

Förster. Ich bin selbst neugierig auf den Ausgang; denn im Ganzen will mir der Spaß nicht recht gefallen. Es lassen sich ja wohl bedenkliche Folgen erwarten.

Dorn. Keineswegs! ich bin überzeugt daß alles zum Vortheil beider Liebenden enden muß. Welcher Theil sich auch als der schwächste gezeigt, verliert nichts, denn er beweist zugleich die Stärke seiner Liebe. Bildet sich der Stärkere etwas ein, so wird er sich bei einigem Nachdenken durch den Schwächern beschämt halten. Sie werden fühlen wie liebenswürdig es sey nachzugeben und sich in einander zu finden, sie werden sich viel überzeugen, wie sehr man eines gegenseitigen Umgangs, einer wahren Seelen-Vertraulichkeit bedarf, und wie überaus es ist zu glauben daß Beschäftigungen, Unterhaltungen ein Liebendes Herz entschädigen könnten. Man wird ihnen eindringlicher vorstellen dürfen, wie sehr öde Räume das häusliche Glück stören, allzugroße Raschheit trübe Stunden nach sich ziehe. Sind diese Fehler beseitigt, so wird jedes den Werth des andern rein anerkennen und schätzen, und gewiß jede Gelegenheit zu ernsteren Trennungen vermeiden.

Förster. Wir wollen das Beste hoffen. Indessen bleibt das Mittel immer sonderbar, doch vielleicht lernen wir alten Weltverfahren auch etwas dabei. Wir wollen sehen, welcher Theil den Druck der langen Weile und des unbefriedigten Gelüsts am längsten aushält.

Dorn. Da poltern sie mit Deinen Sachen die Treppe herauf; komm, ich muß dich einrichten helfen.

(Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Johann. Friederike.

Johann. Auch hier ist der gnädige Herr nicht! Nicht im Garten, und wo denn? Ich habe ihm manches Drollige zu erzählen.

Friederike. Vom jungen Paar? Nun gut, wenn du gesprochen hast, kommt die Reihe an mich. Das Fräulein macht mir viel Kummer.

Johann. Wie so?

Friederike. Ja, sieh einmal. Die ersten Tage ihres neuen Lebenswandels, da ging es still und ruhig zu; sie schien vergnügt, beschäftigte sich, frohlockte des jungen Herrn nicht zu bedürfen und fröhlich zu seyn, glaubte sich gegen Liebesanfälle wohl gerüstet; auch hört' ich nie merken können, welches Gefühl sie für ihn hegt, wenn sie nicht auf künstliche Weise das Gespräch auf ihn gelenkt hörte.

Johann. Nun was braucht es da viel Kunst, ich sind' es vielmehr ganz natürlich, daß man an mich denkt und gelegentlich von mir spricht.

Friederike. Sey nur ruhig, diesmal gabst du lur aus. Diesmal stellte sie nur Proben, um unbemerkt zu erfahren, ob du viel von deinem Herrn hältst, und wie es ihm geht? Wenn ich nicht darauf zu achten schien, so wurde sie anfangs anhaltender im Fragen; schien ich Liebe zu vermuthen, einen Wunsch nach Wiederleben zu ahnen, so schwieg sie rasch, ward mürrisch und sprach kein Wort.

Johann. Die saubre Unterhaltung!

Friederike. So vergingen die ersten Tage. Jetzt spricht sie gar nichts, ist und schläft eben so wenig, verlacht eine Beschäftigung um die andere, und sieht so krank und bleich sie einem Engelist.

Johann. Geh, was wirst es nun wieder seyn? Launen! nur Launen! Die schreiben die Weiber immer krank. Sie sind alle so.

Friederike. Meinst du mich auch, Johann? Ich will nicht hoffen!

Johann. Sey nicht böse, ich spreche nur von den vornehmen Frauen, die haben alle solche Grillen, wenn man ihren Eitelkeiten nicht recht schmeichelt.

Friederike. Nein! mein Fräulein ist nicht unter dieser Zahl, es ist nur zu wahrscheinlich daß die Liebe an sie geht.

Johann. Die Liebe! warum verbirgt sie selbe?

Friederike. Ja! es gibt aber eine Wette.

Johann. Was Wette! wenn man sich einmal liebt.

Friederike. Aber die Eitelkeit!

Johann. Die taugt bei der Liebe nichts. Da sind wir gemeinen Leute weit glücklicher, wir kennen jenes Raffinement nicht. Ich sage: Friederike liebst du mich? Du sagst: Ja! und nun bin ich dein — (er umarmt sie)

Friederike. wenn das Schicksal unserer jungen Herrschaft entschieden ist, wenn das Heirathsgut ausgezahlt ist, daß wir durch die Aussteuerkammer auf unsere jungen Liebenden verbunden sollen.

Dritter Auftritt.

Dorn. Förster. Die Vorigen.

Dorn. Willkommen, ihr Leute! Sprecht, was ist vorgefallen?

Johann. Nichts besonderes, gnädiger Herr! Nur ist mein Gefangener bald verwegt und aufrauschend, bald nachdenkend und in sich gekehrt. Jetzt steht er still, singt, scheint sich zu entschließen, will gegen die verschlossene Thüre; sein Gesicht verändert sich wieder zurück und verschwindet den Gedanken.

Dorn. Förster hörst du?

Förster. Nur weiter!

Dorn. Erzählt uns, Johann, wie's ging seit ich abreiste.

Johann. Ach Gott, wie soll' ich mir das alles merken! die hundertfältigen Sachen, die ich getrieben, gehört — ich weiß nicht wo mir der Kopf steht. Wenn das Lieben heißt: warum das bei vornehmen Leuten Gebrauch ist, so gelobe ich der arme

Johann immer und ewig zu bleiben. und meiner Friederike ganz einfach zu betheuern, daß ich ſie lieb habe.

Dorn. Nun was gab's denn für Wunderdinge?

Förſter. Erkläre dich.

Johann. Ich will erzählen ſo gut ich's vermag. Als Sie abreiſ'ten verirrte ſich der junge Herr, las und ſchrieb und beſchäftigte ſich. Nur fand ich ihn ſehr geſpannt; er ging in der Gegend ſpazieren, kam ſpät nach Hauſe, war fröhlich und ſo zog ſich's einige Tage. Nun ging er auf die Jagd, und wechſelte mit Beſchäftigungen. Da kennt' ich leicht bemerken, daß er bei ſtiller verblieb. Er ſchritt im Zimmer auf und ab, warf ein Buch weg und beſah das andere, und wenn er ſchmälte, ſo mochte es wohl manchmal mit Grund geſchehen. Aber gewiß und wahrhaftig, oft ohne Grund, er wollte nur den heftigen Empfindungen Raum ſchaffen, die in ihm vorgingen.

Dorn. Schon gut.

Johann. So verſtrichen die Tage. Vom Spaziergang ſehnt' er ſich nach dem Schloſſe, er kürzte die Jagd ab und kam nach Hauſe, aber auch da zauderte er auf dem Wege, ward immer unbeſtimmter und ſprach mit ſich allein; er machte Geſichter die mich erſchreckten, nun ſtand er ſtarr, nun ſchien er im Zweifel — nährert ſich dem gefährlichen Verhang, ſchnell kehrt er wieder zurück, über ſich ſelbſt erzürnt. Ungeduld und Unzufriedheit feſſelten ihn, er wird ſtummüthig und ich beſorge Wahnſinn.

Dorn. Genug, genug!

Johann. Was! ſoll ich nicht mehr erzählen?

Dorn. Für dießmal bedarf's nicht mehr. Geh und beſorge den Jüngling und melde ferner was vorgeht.

Johann. Ich hätte noch gar viel zu ſagen.

Dorn. Ein andermal, gehe!

Johann. Wenn's nicht anders iſt. Ich kam ſo eben recht in Zug und glaube, daß wenn ich ſolche Dinge oft ſehe und oft erzähle, ſo könnte ich ſelbſt ſo wunderlich werden. Was meinſt du, Friederike?

Friederike. Wir wollen's dem Alten belaſſen.

Johann. Topp! (Er reicht ihr die Hand und geht ab, indem er abgeht, in den Hintergrund, wo ſie ſtehen bleibt.)

Dorn. Nun, Förſter, was ſagen Sie zu dieſem Anfang?

Förſter. Nicht viel. Es läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen.

Dorn. Verzeihen Sie, mein Freund, wir ſind dem Ziele näher als Sie glauben. Eduard ſcheint ſeinen Stolz gewältigt zu haben, das Gefühl beherrſcht ſich ſeiner, es wird bald die Oberhand behalten.

Förſter. Woraus ſchließen Sie das?

Dorn. Aus allem was Johann erzählt, aus dem Einzelnen wie dem Ganzen.

Förſter. Er wird gewiß derjenige nicht ſeyn der den erſten Schritt thut, ich kenne ihn zu gut, er iſt zu eitel dazu. Er hat einen zu hohen Begriff von ſeinem Werth und giebt nicht nach.

Dorn. Das wäre mir leid; er müßte meine Tochter wenig lieben, wenig Seele und lebhaftes Gefühl, keine Energie haben, um länger in dieſem peinlichen Zuſtande zu verharren.

Förſter. Und Leonore, könnte ſie nicht gleichfalls? —

Dorn. Nein, mein Beſter! Die Frauen haben eine gewiſſe Zurückhaltung aus Beſcheidenheit, die ihre größte Zierde iſt, ſie bändert ſie ihre Gefühle frei zu äußern, und dieſe werden ſie am wenigſten zu Tage legen wenn Eitelkeit im Spiel iſt, wie bei dieſer Wette. Sie können das Aeußerſte dulden, ehe ſie dieſen Stolz beſeitigen, ſie finden es unter ihrer Würde einem Manne zu zeigen wie ſehr ſie an ihm hängen, ihn zärtlich lieben, ſie fühlen im Verborgenen eben ſo lebhaft wie wir, vielleicht anhaltender, aber ſie ſind ihrer Neigung mehr Meiſter.

Förſter. Du kannſt Recht haben; aber laß uns erſt erfahren was Leonore macht, dann können wir in unſern Vermuthungen ſchon ſicherer fortſchreiten.

Dorn. Sprich alſo, Friederike.

Friederike. Gnädige Herren, ich fürchte ſehr für die Geſundheit der Fräulein.

Dorn (raſch). Iſt ſie krank?

Friederike. Das nicht gerade, aber ſie kann weder eſſen noch ſchlafen, ſie ſchleicht herum wie ein Halbgeſpenſt, verſchmäht ihre Lieblingsbeſchäftigungen, rührt die Guitarre nicht an, auf der ſie Eduard ſonſt accompagnirte, ſingt auch nicht wie ſonſt ein freies Liedchen vor ſich hin.

Dorn. Spricht ſie was?

Friederike. Nur wenig Worte.

Dorn. Was ſagt ſie denn?

Friederike. Faſt gar nichts. Manchmal fragt ſie nach Johann, dabei denkt ſie aber immer an Eduarden, merk' ich wohl.

Dorn. War das die ganzen acht Tage ſo?

Friederike. O nein! Anfangs war ſie fröhlich, mehr als ſonſt, beſchäftigte ſich mit häuslichen Arbeiten, mit Muſik und dergleichen; ſie entdeckte den Geliebten nicht, ſie freute ſich ihm beweiſen zu können wie ſtark ſie ſey.

Dorn. Siehſt du, Förſter, was ich ſagte? hier beſtimmte ſie der weibliche Stolz.

Förſter. Aber wie kommt's, daß ſie anfangs die Beſchäftigung liebte und ſie jetzt vernachläſſigt?

Dorn. Auch dieß iſt mir erklärbar. Frauen ſind zur Arbeitſamkeit gewöhnt. Mit dem Bewußtſeyn geliebt zu werden ſcheuen ſie die Einſamkeit nicht, ein einziger froher Augenblick der Gegenwart gewährt ihnen reichlichen Troſt; nur der gänzliche Abgang eines Mitgefühls wird ihnen ſchwer und zehrt an ihnen, dann verſinken ſie in einen grämlichen leidenden Zuſtand, der jenem ſie ihn zu verbergen trachten, beſtemdet an ihrer Exiſtenz nagt. Sie verblühen.

Friederike. Richtig, ſo wird es auch bei Fräulein Leonore ſeyn. Denn daß ſie Eduarden liebt, davon habe ich viele Beweiſe. Oft tritt ſie wie zufällig an die Thüre, und zaudert ſchamhaft ſich wieder zu entfernen. Ihre Augen ſind voll Thränen, ſie ſcheint ihn beſuchen, ſeine Schritte, ſeine Gedanken erraten zu wollen, ſie kämpft zwiſchen Liebe und Feſtigkeit.

Förſter. Aber warum fragt ſie dich nicht um ihn? Sagte nicht Johann, Eduard ſpreche ſehr oft mit Heftigkeit von Leonoren? Er liebt ſie folglich mehr als ſie ihn.

Dorn. Da ſieht man daß du die Frauen wenig kennſt. Wann nehmen ſie Vertraute zu ihren Geſühlen? Sie machen ſorgfältig darüber, und ſuchen dieſelben vor allen Augen zu verbergen; über alles fürchten ſie den eitlen Triumph der anmaßlichen männlichen Herrſchaft. Allein wollen ſie lieber entſagen, als ſich verrathen. Im Stillen können ſie für ſich allein lieben, und um ſo heftiger ſind ihre Gefühle und um ſo dauerhafter. Die Männer hingegen ſind raſcher, ſeine Beſcheidenheit verwehrt

ihnen laut zu denken, darum verbarg auch Eduard sich vor Johann nicht.

Friederike. Wollen Sie noch einen Beweis daß sie ihn liebe? Sie kennen das höchste Gartenplätzchen, das Eduard zu Eleonorens Namenstag anzulegen wußte. Dieses besucht sie täglich. Sinnierend, die Augen an den Boden geheftet, bleibt sie Stunden lang dort, und jede Kleinigkeit, die er ihr schenkte, liegt immer auf ihrem Tisch. Oft scheint sie in einiger Unruhe, die sich in Seufzern äußert. Ja! sie ist auf Liebe krank, ich verharre dabei, und wird sie nicht aus dieser Lage befreit —

Dorn. Daß es gut sey, Friederike! Es wird sich alles zur rechten Zeit auflösen.

Friederike. Wär' ich an der Stelle, es wäre schon lange aufgelöst. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Dorn. Förster.

Dorn. Ich bin zufrieden. Alles geht nach Wunsch.

Förster. Aber wenn die Tochter erkrankt?

Dorn. Glaub' es nicht, es wird nicht lange mehr währen.

Förster. Das meinst du?

Dorn. Sie werden nachgeben, sich sehen, sich lieben, und gerviß er lieben.

Förster. Ich möchte doch wissen, was dich so heiter stimmt!

Dorn. Daß ich mein Werk vollendet sehe. Sie sind beide wo ich sie wollte, wie ich sie wollte. Ihre wenigen Reden, alle ihre Handlungen sind ihrer Lage, ihren Gefühlen angemessen.

Förster. Wie das?

Dorn. Eduard, ein feuriger junger Mensch, zeigt sich noch unmuthig, er kämpft zwischen Eitelkeit und Liebe, allein die Liebe wird siegen. Er fühlt die Pein des Alleinseyns. Die Gestalt, die Reize Eleonorens stellen sich lebhaft ihm vor die Augen, er duldet es nicht länger. Keiner Zerstreuung mehr fähig, wird er die Pferde öffnen, er wird als Ueberwundener sich erklären.

Förster. (vor sich). Dieß scheint mir noch nicht ganz gewiß.

Dorn. Leonore, ein edles bescheidenes Mädchen, nur etwas launig, dachte anfangs durch Beschäftigung seiner zu vergessen, standhaft die Probezeit auszuharren; allein es verstrich ein Tag um den andern. Von Seiten ihres Geliebten mußte sie Kälte besorgen, fragen wollte sie nicht, sie blieb also in sich gekehrt, der bangen Ungewißheit überlassen. Die Ehre, den Abgang zärtlichen Mitgefühls empfand sie lebhaft; bei ihr ist kein Mittel vorhanden wie sie den ersten Schritt beginne. Zurückhaltung verwehrt es ihr, und sie wählt zu leiden; daher entstehen Seufzer, Thränen, Mangel an Schlaf und Eßlust; sie denkt sich durch Verrachtung lebloser Sachen zu entschädigen, die den einzigen Gegenstand ihrer Sehnsucht zurücktreten. Leonore liebt Edwarden vielleicht noch zärtlicher als vorher, sie erwartet nur den Augenblick um in ihre vorigen Rechte zurückzutreten.

Förster. Das wird sich zeigen!

Dorn. Nun, so laßt uns beide beobachten. An der Decke ihrer Zimmer ist eine geheime Oeffnung, laßt uns dahin gehen und uns selbst überzeugen.

(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Geräthlose Zimmer, wohl meublirt, mit allerlei Gegenständen zur Unterhaltung versehen, als: Pulte, Bücher, Instrumente und dergl. Thür, Cither und Vorhang wie oben beschrieben.

Eleonore (an der rechten Seite). Eduard (an der linken). Dorn und Förster (in der Höhe). Zuletzt Johann und Friederike.

Eduard (geht schnell auf und ab, spricht heftig mit sich selbst, setzt bald verweilt, bald unentschlossen auf).

Leonore (traurig, eine Arbeit in der Hand, blickt halb seufzend nach der Thür, dann besieht sie eine Briefsache mit Eduards Cipher und drückt sie mit leisen Thränen.)

Eduard. Nein, ich gehe nicht aus! wo soll ich hin, was anfangen, nichts freut mich, alles ist mir zuwider, sie mangelt mir! Leonore, du, das edelste, wärmste, liebevollste Geschöpf! Wo sind die frohen Augenblicke, die ich bei ihr zubrachte? wo sie mich durch ihre herrliche Gestalt, durch ihr sanftes Wesen anfeuerte? Sie war mein erster und letzter Gedanke, ihre Theilnahme, ihre Zärtlichkeit erhöheten mir jedes Vergnügen, bei ihr fand ich Erholung nach der Arbeit; jetzt bin ich unmuthig! Wie oft erheiterte sie trübe Stunden durch lieblichen Gesang, und jedes Wort, das nach Liebe lautete, vereinigte sich wohlthätig mit meinem Herzen. Welche Wonne war ich fähig! selbst ihre ausgelassensten Launen sind nicht so arg, als ich ungedankig mir einbilde. Warum war ich so rasch, wie konnte ich aus Eitelkeit in die Probe willigen! — Nun wer wird nachgeben? Sie nicht — Ich? — Ja! (mit Heftigkeit) und warum sagte ich? Die Thüre geöffnet, zu ihr, der göttlichen, an ihren Füßen ewige Liebe beschworen, gestehend, daß ich ohne sie nicht leben kann! — Doch was wird man sagen? Dich für feig und schwach halten? Deine Freunde werden sich über dich lustig machen — was thut's? — Aber Leonore, du selbst könntest frohlocken, mich für überwunden halten, herrschen wollen, und dann wehe mir, wenn ich voll Mann bin! Ich kann es wohl, warum thut' ich mich, hier ist noch Arbeit genug! (Er legt sich an den Schreibtisch, nimmt die Feder, doch kann zu schreiben, verwirft er sie in Gedanken.)

Leonore. Sehen wieder ein Tag verflossen und Eduard erscheint nicht. O welche Pein! Er hat mich vergessen und er kann mich nicht so zärtlich lieben als ich glaubte; fühlte er nur die Hälfte meiner Qualen, er würde eilen die Wette zu verlieren, ich wäre ihm eine reiche Entschädigung für die gekränkte Eitelkeit. und was ist dieses Gefühl, im Vergleich mit warmer Liebe, mit Glückseligkeit die man nur in der Gegenliebe findet? Da vergehen die Tage, die Stunden wie süße Träumer; da fühlt' ich mich glücklich, als nach geendigten häuslichen Geschäften ich durch sein Gespräch erheitert wurde. Grausamer Vater, wie konntest du mich durch eine Probe so unglücklich machen! wollt' ich nicht lieber Eduards Anmaßungen dulden. Jetzt kann ich den ersten Schritt nicht thun. Mein Herz stimmt dafür, aber die Bescheidenheit, der Mädchen Zierde, lehrt es und ich muß gehorchen, dulden — und wie lange noch! (sie läßt die Arbeit fallen und seufzt.)

Eduard (vom Pulte halbig aufstehend). Schreiben kann ich nicht. Wo Sinn und Muth holen! Wenn nur Johann käme, daß ich von Leonoren sprechen könnte. Freilich verfehlt er wenig von meinen Gedanken, aber er meint es doch gut und Leonoren fühl, aber er meint es doch gut und Leonoren

verehrt er wie eine Gottheit, wie jeder der sie kennt. Mir scheint, ich höre ihn!

Leonore (indem sie das Portefeuille mit Anmuth ansieht und an ihr Herz drückt). Ja, hier ist das Pfand deiner Liebe, hier dein Name, und du kannteſt mich vergessen, Eduard? — Was soll ich machen, wie ihn zurückführen — Ach, herrlich, vielleicht wirft es. (Sie eilt ihre Guitarre zu nehmen, setzt sich ganz nahe an die Wand, neben die Thüre, so daß man sie von dem Garten aus nicht sehen kann.)

Eduard (einstimmig spielend, beide sich bei diesen Tönen, erkennt die Stimme die ihn so oft bezaubert, läßt sich zum Denken keine Zeit, zieht den Vorhang, sucht sie zu erblicken, aber vergebens).

Leonore (setzt zur Thür um zu horchen, sie hört den Vorhang wegreißen, erblickt den Geliebten, Schrecken, Entzücken ergreift sie auf. Die Thüre öffnet sich, sie ist in seinen Armen ehe sie sich's versieht).

Beide. Ich habe dich wieder, ich bleibe dein!

Dorn und **Förſter** (hereintretend). Bravo! bravo!

Leonore und **Eduard** (stehen verzagt).

Dorn. Kinder, was hab' ich gesagt!

Leonore. Eduard war's der zu mir kam.

Eduard. Nein, sie war es, die sehen wollte ob ich brochte.

Dorn. Ihr habt beide Recht. Keines hat im Grund die Wette verloren. Gleiches Gefühl hat euch beseelt, eure Handlungen waren einem Jüngling, einem Mädchen angemessen. Leonore suchte dich durch Feinheit dahin zu bewegen daß du den Vorhang zogst; lebhafter hast du dem Gefühl angehört, Leonore wollte bloß im Verborgenen dich prüfen. Ihr habt bewiesen, daß bei edlen gefühlvollen Herzen gleiche Bewegungen vorgehn, nur äußern sich dieselben verschieden und angemessen. Ihr seyd euch werth! Liebt euch! und verzeiht euch kleine Schwachheiten und trachtet daß euch die gegenseitige Liebe alles ersetzt.

Leonore. Dieser Tag soll uns heilig seyn!

Eduard. Du hast uns wirklich lieben gelehrt.

Förſter. Und ich habe heute mehr erfahren als durch mein ganzes Leben.

Friederike. Und ich auch.

Johann. Du! und was hast du denn erfahren? Geh! das ist alles zu erhaben und zu studirt für uns. Laß uns einfach lieben und glücklich, und dazu ist nichts einfacher in der Welt, gnädiger Herr, als ein pünktlich Heirathsgut.

Dorn. Das sollt ihr haben!

Der Groſs-Cophta.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquiſe.
Zwei Richter.
Der Oberſt der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.

Zäs, ein Knabe, Diener der Marquiſe.
Geſellſchaft von Herren und Damen.
Zwei Gaſtwirthe.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Erleuchteter Saal.

Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen beym Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der **Domherr**, neben ihm hinterwärts die **Marquiſe**, dann folgt eine bunte Reihe; der letzte Mann auf der linken Seite iſt der **Ritter**. Das Deſſert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen ſich. Der Domherr ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die Marquiſe auf und geht zu ihm. Die Ouverture, welche bis dahin fortgedauert, hört auf und der Dialog beginnt.

Marquiſe.

Iſt es erlaubt, ſo geſtehen Sie zu ſeyn? gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt traurlicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſauerſehen und genießen können, wenn unſer Wirth den Tiſch verläßt, den er ſo gefällig bereitet hat? Sehen dieſen ganzen Abend ſcheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hofften wir gegen das Ende der Tafel, jetzt da ſich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu ſehen, und Sie ſtehen auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie intereſſiren, das Sie beſchäftigen könnte.

Domherr. Sie fragen was mich zerſtreut? Marquiſe, meine Lage iſt Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder wenn ich von Sinnen käme? Iſt es möglich daß ein menſchlicher Geiſt, ein menſchliches Herz, von mehr Seiten beſtürmt werden kann als das meinige? Welche Natur muß ich haben daß ſie nicht unterliegt! Sie wiſſen was mich aus der Faſſung bringt, und fragen mich?

Marquiſe. Aufrichtig, ſo ganz klar ſeh' ich es nicht ein. Gehe doch alles wie Sie es nur wünſchen können!

Domherr. Und dieſe Erwartung, dieſe Ungewißheit!

Marquiſe. Wird denn wenige Tage zu ertragen ſeyn? — Hat nicht der Graf, unſer großer Lehrer und Meiſter, verſprochen und alle und Sie beſonders weiter vorwärts in die Geheimniſſe zu führen? Hat er nicht den Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft, der uns alle quält, zu ſtillen, jeden nach ſeinem Maße zu befriedigen verſprochen? Und ſinnen wir zweifeln, daß er ſein Wort halten werde?

Domherr. Gut! er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zuſammenkünfte, wie eben die iſt die wir jetzt hinter ſeinem Rücken wagen? Gebot er uns nicht Faſten, Einzogenheit, Enthaltſamkeit, ſtrenge Sammlung und alle Betrachtung der Lehren, die er uns ſchon überliefert hat? — Und ich bin ſeiner Leitung genug, heimlich in dieſem Gartenhauſe eine fröhliche Geſellſchaft zu verſammeln, dieſe Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und hellen Erſcheinung vorbereiten ſoll! — Sehen mein Gewiſſen ängſtiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich nun gar bedenke daß ſeine Geiſter ihm gewiß alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege iſt uns zu überraſchen! — Wer kann vor ſeinem Zorn beſtehen? — Ich würde vor Scham zu Boden ſinken — ſehen Sie mich! — es ſcheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquiſe (vor ſich). O Graf! du biſt ein unnachahmlicher Zauberer! Der meiſterhafteſte Betrieger! Immer hab' ich dich im Auge, und täglich lern' ich von dir. Wie er die Leidenſchaft dieſes jungen Mannes zu brauchen, ſie zu vermehren weiß! Wie er ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihn unaufhaltſam gebietet! Wir wollen ſehen, ob unſre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen. Der Graf weiß viel; allwiſſend iſt er nicht, und dieſes Feſt ſoll er nicht erfahren. — Sehr vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unſre Freunde nicht geſehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhauſe verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müſſen, nur um in der Nähe unſrer angebeteten Prinzeſſin zu ſeyn, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu ſprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück, und es war ſehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem Wege, hier in dieſem angenehmen Landhauſe, ein Gaſtmahl bereiteten, mir entgegen kamen und

meine beſten Freunde zu meinem Empfange verſammelten. Gewiß, Sie ſind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie ſind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie ſind glücklich. Sie werden glücklich ſeyn; nur wünſchte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genöſſen.

Domherr. Es wird ſich bald geben, bald!

Marquiſe. Kommen Sie, ſetzen Sie ſich. Der Graf iſt abweſend, ſeine vierzigtägigen Faſten in der Einſamkeit aufzuhalten, und ſich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfährt unſre Zuſammenkünfte nicht ſo wenig er unſer großes Geheimniß erfahren darf. (Bedeutend.) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzeſſin vorgibt, daß ſich der Fürſt wahrſcheinlich durch eine geliebte Tochter bald verſöhnen läßt; wie leicht könnte das ganze ſchöne Gebäude durch die Demüthigungen der Mißmuth zu Grunde gehen! Andreäsliau hat mir die Prinzeſſin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, verſchwiegen, dieſem Manne, den ſie fürchtet, unſre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr. Ich hänge ganz von ihrem Willen ab; auch dieſes ſchwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet iſt. Dieſer große Mann würde uns eher nützen als ſchaden. Vor ihm ſind alle Stände gleich. Zwei liebende Herzen zu verbinden iſt ſein angenehmſtes Geſchäft. Meine Schüler, pflegt er zu ſagen, ſind Diener, werth die Welt zu regieren und einen guten Fürſten werth. — Und wenn es ihm ſeine Geiſter anzeigen, wenn er ſieht, daß in dieſem Augenblick Mißtrauen gegen den unſre Herzen zuſammenzieht, da er die Schätze ſeiner Weisheit vor uns eröffnet!

Marquiſe. Ich kann nur ſagen, daß es die Prinzeſſin ausdrücklich verlangt.

Domherr. Es ſey. Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten ſollte.

Marquiſe. Und wir bewahren unſer Geheimniß leicht, da niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzeſſin Sie begünſtigt.

Domherr. Gewiß, jedermann glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend ſind die Blicke der Menſchen, die mir begegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Anſehn meiner Freunde, durch Unterſtützung mancher Unzufriedenen erhalte ich mich aufrecht. Gebe der Himmel daß meine Hoffnungen nicht trügen, daß dein Verſprechen in Erfüllung gehe!

Marquiſe. Mein Verſprechen? — Sagen Sie nicht mehr ſo, beſter Freund. Bisher war es mein Verſprechen; aber ſeit dieſem Abend, ſeitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit dieſem Briefe die ſicherſten Verſicherungen in die Hände!

Domherr. Ich habe es ſchon tauſendmal geküßt, dieſes Blatt! (Er nimmt ein Buch aus der Taſche.) Laß es mich noch tauſendmal küſſen! Von meinen Lippen ſoll es nicht kommen, bis die heißen begierigen Lippen auf ihrer ſchönen Hand verweilen können; auf der Hand, die mich unausſprechlich entzückt, indem ſie mir auf ewig mein Glück verſichert.

Marquiſe. Und wenn dann der Schleier von dieſem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem vollen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit ſchönern vor den Augen der Menſchen da ſtehn, neben einem Fürſten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürſtin, die Sie nie verkannt hat, wie wird dieſes neue, dieſes leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze ſehen den Sie ſo ſehr verdienen! —

Domherr. Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundin zu belohnen wiſſen, der ich alles ſchuldig bin!

Marquiſe. Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und iſt nicht gleich lebhaft für Sie eingenommen? Wer wünſcht nicht Ihnen, ſelbſt mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr. Horch! es kommt ein Wagen angefahren. Was iſt das?

Marquiſe. Seyn Sie unbeſorgt; er fährt vorbei. Die Thüren ſind verſchloſſen, die Läden verwahrt; ich habe auch Gewehre die Fenſter zudecken laſſen, daß niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in dieſem Hauſe Geſellſchaft ſey.

Domherr. Welch ein Lärm, welch ein Getümmel!

Ein Bedienter (tritt ein).

Es iſt ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thür, als wenn man ſie einſchlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelaſſen ſeyn.

Marquiſe. Iſt das Haus verrathen? — Macht ihm nicht auf! Rührt euch nicht. Antwortet nicht. Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr. Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerſtehen vergebens.

Bedienter (die Hausthüren). Der Graf! der Graf!

Marquiſe. Wie iſt er herein gekommen?

Bedienter. Die Thüren thaten ſich von ſelbſt auf; beide Flügel.

Domherr. Wo ſoll ich hin?

Die Frauen. Wer wird uns retten!

Ritter. Nur getroſt!

Die Frauen. Er kommt! er kommt!

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf (unter der Thür hineinwärts ſprechend). Aſſaraten! Pantaſaraten! Dienſtbare Geiſter bleibt an der Thür, laßt niemand entweichen! leidet nicht, daß jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt.

Die Frauen. Weh uns!

Die Männer. Was ſoll das werden!

Graf. Uriel, du zu meiner Rechten, Imvuriel, du zu meiner Linken, tretet herein. Beſtrafet die Verbrecher, denen ich dießmal nicht verzeihen werde.

Die Frauen. Wohin verſtreich' ich mich!

Domherr. Es iſt alles verloren!

Graf. Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme.) So recht! — aber ein ſcharfer Verweis iſt dem gewöhnlichen Spruch, ſolſamer Geiſt! — Uriel, faſſe dieſe Weiber! (Die Männer thun einen lauten Schrei.) Führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder; denn ſie glauben nicht, ſie gehorchen nicht, bis ſie fühlen. Greif zu!

Die Frauen. Ah! Ah! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gotteswillen!

Marquiſe. Herr Graf!

Die Frauen. Knieend bitten wir unſre Schuld ab.

Graf. Uriel, du bittſt für ſie! Soll ich mich erweichen laſſen?

Die Frauen. Bitte für uns, Uriel!

Muß alles in einander greifen,
Nichts hinüber herüber ſchweifen;
Das gibt alsdann ein Reich, das hält
Im ſchönſten Flor bis an's End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Näh'
Ein Völklein, da ich gerne ſäh',
Wenn Eure Kunſt und Wiſſenſchaft
Wellt' da beweiſen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitiſch Leben,
Ich will ſie Eurer Aufſicht übergeben;
Sie reden alle durch die Naſen,
Haben Wänſte ſehr aufgeblaſen,
Und ſchnauzen jeden Chriſten an,
Und laufen davon vor jedermann.

Pfaff.

Da iſt der Fehler, da ſitzt es eben!
Sobald die Kerls wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich ſind;
Doch das verbeſſert ſich geſchwind.
Hab' ich doch mit Geiſtesworten

Marquise. Ist es erlaubt, diese Geschöpfe so zu ängstigen?

Graf. Was! Was! Auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unsichtbaren Mächten, die neben mir stehen, auf die Kniee! Können Sie ein schuldloses Herz, ein freies Angesicht gegen diese himmlischen Gestalten wenden?

Ein Mädchen. Stirbt du was?

Die Andre. Einen Schatten, ganz bleich an ihm!

Graf. Wie sieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquise. Grober Meister! Schone des zarten Geschlechts!

Graf. Ich bin gerüstet, nicht erweicht. Ihr Frevel! ergreife diese Männer, führe sie in meine tiefsten Keller.

Pompeer. Mein Herr und Meister!

Ritter. Nicht ein Wort mehr! Ihre Geister erschrecken uns nicht, und hier ist eine Klinge gegen Sie selbst. Glauben Sie nicht, daſs wir noch Arm und Muth genug haben, uns und diese Frauen zu vertheidigen?

Graf. Thörichter Jüngling! Zieh völlig, ziehe! Stoſs lieber, lieber auf diese freie unbeschützte Brust! stoſs her, daſs ein Zeichen geschehe für dich und alle. Ein dreifacher Harnisch, der Rechte schaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft umfaſst diese Brust. Stoſs her und suche die Stelle seiner verbrochenen Klinge beschämt zu meinen Füſsen.

Die Männer. Welche Majestät!

Die Frauen. Welche Gewalt!

Die Männer. Welche Stimme!

Die Frauen. Welch ein Mann!

Der Ritter. Was soll ich thun?

Pompeer. Was kann das werden?

Marquise. Was soll ich sagen?

Graf. Steht auf! ich begnadige das unverständige Geschlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verstehen; denn alle Züchtigung erlaſs ich euch nicht.

(zu den Männern:)

Entfernt euch! (Die Männer treten in den Grund zurück.)

(zu den Frauen:)

und ihr, faſst euch sammelt euch!

(als wenn er vertraulich zu den Geistern spräche:)

Uriel! Jehrumiel! gehe zu euren Brüdern!

(zu den Frauen:)

Nun laſst hören, ob ihr meiner Lehren noch eingedenk seyd. — Was sind die Hauptangaben der Weisen?

Erstes Mädchen. Geduld und Gehorsam.

Graf. Was ist ihr Sinnbild?

Zweites Mädchen. Der Mond.

Graf (gegen die Marquise). Warum?

Marquise. Weil er sie erinnert, daſs sie kein eigen Licht haben, sondern daſs sie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf. Wohl, das merkt euch! — Und nun, wenn ihr nach Hause kehrt, werdet ihr unter Hand das erste Viertel am klaren Himmel erblicken: dann sprecht unter einander: sieh, wie zornig es da steht! welches gemäſsigte Licht! welche feine Taille! welche Sittsamkeit! das wahre Bild einer tugendwürdigen heranwachsenden Jungfrau. Erblickt ihr künftig den Vollmond, so ermahnt euch unter einander, und sprecht: wie sanft glänzt das Bild einer glücklichen Hausfrau! sie wendet ihr Gesicht gerade ihrem Manne zu; sie fängt die Strahlen seines Lichtes auf, die sanft und sittlich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieses Bild aus, so gut ihr nur könnt; setzt eure Betrachtungen so weit fort als ihr vermögt; bildet euren Geist, erhebt euer Gemüth: denn so nur könnt ihr würdig werden, das Angesicht des Groſs-Cophta zu schauen. — Nun geht! übertretet keines meiner Gebote, und der Himmel bekröne euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Mitternachtsstunde! — Ihr fahrt sogleich sämmtlich nach der Stadt, und nur eine strenge Buſse kann euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Groſs-Cophta beschleunigen. Lebt wohl.

Marquise (bei Seite). Der verwünschte Kerl! Er ist ein Fantast, ein Charlatan, ein Betrüger; ich weiſs es, ich bin's überzeugt; und doch imponirt er mir! (Die Frauenzimmer steigen auf und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen (außer den Damen).

Graf. Nun, Ritter und ihr andern, tretet herbei! Ich hab' euch vergeben; ich seh' euch beschämt, und meine Großmuth überläſst euerm eigenen Herzen Strafe und Besserung.

Ritter. Wir erkennen deine Huld, väterlicher Meister.

Graf. Wenn ihr aber in der Folge meine Verordnungen überschreitet, wenn ihr nicht alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen: so dürft ihr nie das Angesicht des Groſs-Cophta zu sehen, nie an der Quelle der Weisheit eure durstigen Lippen zu erquicken. — Nun, laſst hören, habt ihr gefaſst, was ich euch überliefert?

— Wann soll ein Schüler seine Betrachtungen anstellen?

Ritter. Bei Nachtzeit.

Graf. Warum?

Erster Schüler. Damit er desto lebhafter fühle, daſs er im Finstern wandelt.

Graf. Welche Nächte soll er vorziehen?

Zweiter Schüler. Nächte, wenn der Himmel klar ist und die Sterne funkeln.

Graf. Warum?

Ritter. Damit er einsehe, daſs viele tausend Lichter noch nicht hell machen, und damit seine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne desto lebhafter werde.

Graf. Welchen Stern soll er vorzüglich im Auge haben?

Erster Schüler. Den Polarstern.

Graf. Was soll er sich dabei vorstellen?

Zweiter Schüler. Die Liebe des Nächsten.

Graf. Wie heiſst der andere Pol?

Erster Schüler. Die Liebe der Weisheit.

Graf. Haben diese beiden Pole eine Achse?

Ritter. Freilich, denn sonst könnten sie keine Pole seyn. Diese Achse geht durch unser Herz, wenn wir rechte Schüler der Weisheit sind, und das Universum dreht sich um uns herum.

Graf. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst, das ihr die Leute thun sollen, wirst du ihnen auch thun.

Graf. Erkläre mir diesen Spruch.

Ritter. Er ist deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf. Meist! — Nun geht in den Garten, und faſst den Polarstern recht in die Augen.

Ritter. Es ist sehr edle, gnäge Leber; kaum hab ihr und da ein Sternen bemerket.

Graf. Deſto beſſer? — So bejammert euren Ungehorſam, euren Leichtſinn, eure Leichtfertigkeit; das ſind Wolken, welche die himmliſchen Lichter verdunkeln.

Ritter. Es iſt kalt, es geht ein unfreundlicher Wind, wir ſind leicht gekleidet.

Graf. Hinunter! hinunter mit euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Wie Luſt ſollten ihr eure Kleider abwerfen, und die heiſe Begierde eures Herzens, der Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft ſollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit euch! fort!

(Der Ritter und die andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf. Nun hervor mit Ihnen, Domherr! hervor! Sie erwartet ein ſtrenger Gerichtsherr. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand reiche, den ich mit Gewalt zu mir heraufziehe, dem ich ſchon die Geheimniſſe des zweiten Grades entdeckt habe — dieſer beſteht ſo ſchlecht bei einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen ſeines Meiſters, nicht die Hoffnung den Groſs-Cophta zu ſehen, können ihn abhalten, ſeine Gelage nur wenige Nächte zu verſcheiden. Pfui! iſt das männlich? iſt das weiſe? Die Lehren des größten Sterblichen! die Hülfe der Geiſter! die Erklärung aller Geheimniſſe der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Geſundheit, eine unverwüſtliche Stärke, eine nie verſchwindende Schönheit: Um dieſe größten Schätze der Welt zu mühelos zu dich, und kannſt nicht einen Abends ſchwarmfrei entſagen!

Domherr (niederknieend). Du haſt mich oft zu deinen Füſſen geſehen; hier lieg' ich wieder. Vergieb mir! entziehe mir nicht deine Huld. — Die Reize — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie ſollſt du mich wieder ungehorſam finden! gebiete! ſage mir auf was du willſt!

Graf. Wie kann ich mit dir zürnen, du mein Liebling! wie kann ich dich verſtoſſen, du Erwählter des Schickſals! Steh auf, komm an meine Bruſt, von der du dich, ſelbſt mit Gewalt, nicht losreiſſen kannſt.

Domherr. Wie entzückſt du mich! — Aber darf ich in dieſem Augenblicke, wo ich höhen und trauren ſollte, darf ich als ein Zeichen der Verſöhnung mir eine Gnade von dir ausbitten?

Graf. Sprich, mein Theurer!

Domherr. Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gib mir ein helleres Licht über den wunderbaren Mann, den du Groſs-Cophta nennſt, den du uns zeigen willſt, von dem du uns ſo viel verſprichſt. Sage mir wer iſt er? Wo iſt er? Iſt er ſchon nah? Werd' ich ihn ſehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz ſo heftig begehrt?

Graf. Müſſig! müſſig, mein Sohn! Wenn ich dir nicht gleich alles entdecke, ſo iſt dein Beſtes meine Abſicht. — Deine Neugierde zu wecken, deinen Verſtand zu üben, deine Gelehrſamkeit zu beleben, das iſt es was ich wünſche! ſo möchte ich mich um dich verdient machen. — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müſſen meine Schüler. — Als ich ſagte: Cophta, fiel dir nichts ein?

Domherr. Cophta! Cophta! — Wann ich dir es geſtehen ſoll, wenn ich mich vor dir nicht zu ſchämen brauche! Meine Einbildungskraft verlief ſogleich dieſen kalten, beſchränkten Weltheil; ſie beſuchte jenen heißen Himmelsſtrich, wo die Sonne noch immer über unſäglichen Geheimniſſen brütet. Aegypten ſah ich auf einmal vor mir ſtehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwiſchen Pyramiden, Obelisken, ungeheuren Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da ſah' ich den Groſs-Cophta wandeln; ich ſah' ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an ſeinen klugen Mund gebunden waren.

Graf. Diesmal hat dich deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieſer große, herrliche, und ich darf wohl ſagen, dieſer unſterbliche Greis iſt es, von dem ich euch ſagte, den ihr zu ſehen dereinſt hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er ſchon Jahrhunderte auf dieſem Erdreiche. Indien, Aegypten iſt ſein liebſter Aufenthalt. Macht betritt er die Höhlen Löwend; ſorglos erforſcht er dort die Geheimniſſe der Natur. Der ſeinem gebieteriſch dingeſtreckten Arm ſtutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entfleht vor ſeinem Scheiten, daß die Hand des Weiſen ruhig heilſame Wurzeln aufſuche. Steine zu unterſcheiden wiſſe, die wegen ihrer geheimen Kräfte ſchätzbarer ſind als Gold und Diamanten.

Domherr. Und dieſen trefflichen Mann ſollen wir ſehen? Gieb mir einen Wink, auf welche Weiſe es möglich ſey?

Graf. O du Kurzſichtiger! welche Winke ſoll ich dir geben? Der, deſſen Augen geſchloſſen ſind!

Domherr. Nur Ein Wort!

Graf. Es iſt genug! — Was der Hörer wiſſen ſoll, pflege ich ihm nie zu ſagen.

Domherr. Ich brenne vor Begierde, beſonders ſeitdem du mich in den zweiten Grad der Geheimniſſe erhoben haſt. O! daß es möglich wäre, daß du mir auch ſogleich den dritten ſchenkteſt.

Graf. Es kann nicht geſchehen!

Domherr. Warum?

Graf. Weil ich noch nicht weiß, wie du die Lehren des zweiten Grades gefaßt haben magſt und ausüben wirſt.

Domherr. Präfe mich ſogleich.

Graf. Es iſt jetzt nicht Zeit.

Domherr. Nicht Zeit?

Graf. Haſt du ſchon vergeſſen, daß die Schüler des zweiten Grades ihre Betrachtungen bei Tage und beſonders Morgens anſtellen ſollen?

Domherr. So ſey es denn morgen bei guter Zeit.

Graf. Gut! Nun aber zuvörderſt die Buße nicht verſäumt! — Hinunter zu den Andern in den Garten! — — Aber du ſollſt einen großen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu — ſchaue gegen Mittag. Von Mittag kommt der Groſs-Cophta; dieſes Geheimniß entdeck' ich dir allein. Alle Wünſche deines Herzens eröffne ihm; ſpricht ſo leiſe du willſt, er hört dich.

Domherr. Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand, und entfernt ſich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean (der vorſichtig hereintritt). Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf. Du haſt deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean. Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geiſter ſie von einander ſprengten? Meine Kameraden erſchraken und ſtoben; es hat keiner was geſehen noch gemerkt.

Graf. Es mag gut ſeyn! Ich hätte ſie auch ohne dich aufgebracht: nur verlangt eine ſolche Operation mehr Umſtände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edlen Geiſter nicht immer zu incommodiren. (Seinen Wagen einſteigend.) Hier für deine Mühe! Gieb dies Geld nicht freventlich weg; es iſt philoſophiſches Geld. Es bringt Segen! — — Wenn man's in der Taſche herumträgt, wird ſie nie leer.

Saint Jean. So! da will ich's wohl verwahren.

Graf. Wohl, und ſpare dir immer zwei, drei Goldſtücke dazu, du wirſt Wunder ſehen.

Saint Jean. Haben Sie das Gold ſelbſt gemacht, Herr Graf?

Graf. Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean. Wie glücklich ſind Sie!

Graf. Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf. Das ſoll dein Schade nicht ſeyn. Gehe hin und ſchweige, damit nicht Andre dieſe Quelle kennen lernen. In wenig Zeit ſollſt du die Stelle haben, um die du gebeten haſt.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweiſe ſind' ich hier eine wohlbeſetzte Tafel, ein feines Deſſert, treffliche Weine. Der Domherr läſt's nicht fehlen. Wohl, hier kann ich meinen Magen reſtauriren, indeſs die Menſchen klauben, ich halte meine vierundzwanzig Faſten. Ich ſchenke ihnen auch darum ein Halbjahr, weil ich ihnen meine Bedürfniſſe zu verbergen weiſs.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wohnung des Marquis.

Der Marquis, hernach **La Fleur.**

Der Marquis (in einem ſehr eleganten Frack vor dem Spiegel). Geburt, Rang, Geſtalt, was ſind ſie alle gegen das Geld! Wie dank' ich der feinen Induſtrie meiner Frau, daſs ſie mir ſo viel verſchafft. Wie anders ſeh' ich aus, da ich nun das erſte Mal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis. Gieb mir die Chatulle.

La Fleur (bringt ſie). Es ſchwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis (indem er die Chatulle öffnet). Was faſſt du, ſind dieſe beiden Uhren nicht ſchön, die ich geſtern kaufte?

La Fleur. Sehr ſchön.

Marquis. Und dieſe Doſe?

La Fleur. Koſtbar und zierlich.

Marquis. Dieſer Ring?

La Fleur. Gehört auch Ihnen?

Marquis. Dieſe Schnallen? Dieſe Stahlknöpfe? Genug, alles zuſammen: Findeſt du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur. Sie zeichnen ſich nun auf dem Spaziergange gewiſs vor vielen aus.

Marquis. Wie wohl mir das thut! — Aus Noth erſt in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu ſeyn, die Aufmerkſamkeit keines Menſchen zu reizen! Ich hätte lieber todt ſeyn mögen als länger ſo leben. — Iſt die Karte ſchon aufgeſteckt?

La Fleur. Ja, glaube kaum. Sie hat wenigſtens das Frühſtück noch nicht gefordert. Es ſcheint mir ſie iſt erſt wieder eingeſchlafen, ſeitdem Sie heute früh von ihr weggefahren.

Marquis. Unverſchämter! — Stille!

La Fleur. Unter uns darf ich doch aufrichtig ſeyn!

Marquis. Wenn dir in Gegenwart meiner Frau ſo ein Wort entführt!

La Fleur. Glauben Sie nicht das ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis. Noch kann die Marquiſe unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Karte für ein Kind, in drei Jahren haben ſie ſich nicht geſehen; ich fürchte, wenn ſie das Kind recht anſieht —

La Fleur. Das möchte noch alles gehen. Wenn ſie nur nicht die Bekanntſchaft mit dem alten Herenmeiſter hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann iſt ein Wunder! Alles weiſs er, alles verrathen ihm ſeine Geiſter. Wie ging es im Hauſe des Domherrn! Der Zauberer entdeckte ein nichtiges Geheimniſs, und nun ſollte es der Kammerdiener verſchwatzt haben.

Marquis. Er iſt eben, ſo viel ich weiſs, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur. Ach er bekümmert ſich um alles; und wenn er ſeine Geiſter fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis. Sollte denn das alles wahr ſeyn was man von ihm erzählt?

La Fleur. Es zweifelt niemand daran. Nur die Wunder, die ich gerne weiſs —

Marquis. Es iſt doch ſonderbar! — Sieh ju, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Marquis. Wenn meine Frau mein Verhältniſs zur ſchönen Karte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den erſten Augenblick an. Wenn ſie ihre Pläne durchſetzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läſt ſie mich dann nicht machen was ich will? — Sie ſeufzt!

Zweiter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquiſe.

Marquiſe. Ich komme früher als ich dachte.

Marquis. Ich freue mich dich endlich wieder zu ſehen.

Marquiſe. Warum kamſt du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte doch eingeladen.

Marquis. Verzeih mir! Ich hatte eben geſtern vieles zu verrichten. Du ſchreibſt mir ja, daſs ich mich zu einer Reiſe vorbereiten ſollte.

Marquiſe. Du haſt nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Geſellſchaft verſtimmt. Zuletzt überraſchte uns noch der Graf und jagte uns auseinander. Man muſs ſich nun einmal die Torheiten dieſes Menſchen gefallen laſſen.

Marquis (lächelnd). Wie geht es denn mit deiner Unterhandlung? (Ernsthaft.) Hast du dich bei Hofe recht eingeschmeichelt?

Marquise. Es ist wahr, wir haben uns lange nicht gesehen. Du warst abwesend als ich verreiste. Gleich als der Fürst und die Prinzessin auf das Lustschloß hinaus gezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe, und wohnte da ganz im Stillen; indem sich der Donnerr einbildete, ich sehe die Prinzessin täglich. Ich schickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und seine Hoffnung war aufs äußerste gespannt. Denn wie unglücklich dieser Mann ist, seitdem ihn sein unnützes Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn seinen Hoffnungen geschmeichelt wird, läßt sich nicht denken. Ich brauchte es nicht so künstlich anzulegen als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis. Aber auf die Länge kann dieses Mährchen nicht halten.

Marquise. Dafür laß mich sorgen. Er ist jetzt nahe dem Gipfel seiner Glückseligkeit. Heute Nacht, als er mich auf seinem Landhause empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzessin —

Marquis. Von der Prinzessin?

Marquise. Den ich selbst geschrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr sagen.

Marquis. Und weiter?

Marquise. Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzessin an; ich versicherte ihn, daß sie sich bei ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürsten gewiß für ihn wieder erlangen würde.

Marquis. Gut! aber welchen Vortheil versprichst du dir von allem diesem?

Marquise. Erstlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis. Bestes Weib!

Marquise. Das erbeilt ich vom Donnerr, um die Garderobe der Fürstin mir günstig zu machen. Zähle dir nur gleich deine Hälfte davon ab.

Marquis (reißt an den Tisch und plötzlich, ohne auf das, was sie sagt, Acht zu geben.)

Marquise. Aber, wie gesagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt nur mein Anschlag, so sind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben schon lange ein kostbares Halsband liegen, das sie gern verkaufen möchten; der Donnerr hat so viel Credit, daß sie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis (der nach ihr hinsieht). Was sagst du von Terminen? von Zahlung?

Marquise. Merkst du denn nicht auf? Du bist so ganz bei dem Gelde.

Marquis. Hier hast du deine Hälfte! Die meine soll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(Er setzt sich vor, dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquise (vor sich). O des eitlen, kleinlichen Menschen!

Marquis (sich herumdrehend). Was wolltest du sagen?

Marquise. Du hättest besser aufgemerkt, wenn du denken könnten, von welcher wichtigen Sache ich sprach. Es ist nichts weniger als mit einem einzigen Schlage unser ganzes Glück zu machen.

Marquis. Und wie?

Marquise. Erinnerst du dich von dem kostbaren Halsbande gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürst solle seiner Tochter damit ein Geschenk machen.

Marquis. Ganz recht! Ich habe es sogar diese Woche noch bei ihnen gesehen, als ich diesen Ring kaufte; es ist von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Wasser, die Anzahl, oder den Geschmack, womit sie zusammengesetzt sind, am meisten bewundern soll. Ich konnte mich vom Anblick nicht scheiden; dieser Ring verschwand ja nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne schaffen.

Marquise. Und dieses Halsband soll unser werden!

Marquis. Dieses Halsband? Unser? Du erschrecst mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquise. Glaubst du, daß ich weiter keine Absicht habe, als dir für Uhren, Ringe und Stahlendspitze zu sorgen? Ich bin gewohnt ernsthaft zu leben, aber nicht ärmselig zu denken. — Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unserm Stande, unter der Würde meiner großen Vorfahren leben müssen; setzt, da sich eine Gelegenheit darbietet, will ich gewiß nicht feinlich seyn und sie entschlüpfen lassen.

Marquis. Aber ums Himmels willen, was ist dein Plan? Wie ist es möglich ihn auszuführen?

Marquise. Höre mich! Dem Donnerr mach' ich glauben, die Prinzessin wünsche das Halsband zu besitzen, und daran sage ich seine ganze Unwahrheit; denn man weiß daß es ihr außerordentlich gefallen hat und daß sie es gern besessen hätte. Ich sage dem Donnerr ferner: die Prinzessin wünsche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur seinen Namen dazu hergeben solle, daß er den Kauf mit den Juwelieren schließe, die Termine festsetze und allenfalls den ersten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig schadlos halten und diesen Dienst als ein Pfand seiner Treue, seiner Ergebenheit ansehen.

Marquis. Wie verblendet muß er seyn so viel zu wagen!

Marquise. Er glaubt ganz sicher zu gehen. Auch habe ich ihm schon ein Blatt zugestellt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint.

Marquis. Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquise. Schäme dich! Mit mir darfst du alles wagen. Ich habe mich schon vorgesehen in Absicht auf die Ausdrücke, die Unterschrift. Sey nur ruhig! — Und wenn alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein Seitenzweig der Fürstlichen Familie so gut als anerkannt? — Höre nur! Der Donnerr ist jetzt voller Freuden über dieses Vertrauen; er sieht darin ein gewisses Zeichen der ausgesonnten Gunst, und wünscht nichts sehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband schon in ihren Händen sey.

Marquis. Und dieses Halsband denkst du zu unterschlagen?

Marquise. Natürlich! Mache dich nur immer reisefertig. Sobald der Schatz in unsern Händen ist, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck auseinander, du gehst nach England hinüber, verkaufst, vertauschest zuerst die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, sobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indessen will ich die Sache schon so führen und so verwirren, daß der Donnerr allein stecken bleibt.

Marquis. Es ist ein großes Unternehmen; aber sage mir, fürchtest du dich nicht in der Nähe des

Grafen, dieſes groſsen Zauberers, ſolch einen Plan zu entwerfen?

Marquiſe. Ein groſser Schelm iſt er! Seine Zauberei verleiht in ſeiner Kindheit, in ſeiner Unverſchämtheit. Er fühlt wohl daſs sie ihn kenne. Wir betragen uns gegen einander wie ſich's gebührt; wir verſtehen einander, ohne zu ſprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis. Aber die Geiſter, die er bei ſich hat?

Marquiſe. Poſſen!

Marquis. Die Wunder die er thut?

Marquiſe. Mährchen!

Marquis. So viele haben doch geſehen —

Marquiſe. Blinde!

Marquis. So viele glauben —

Marquiſe. Irthyre!

Marquis. Es iſt zu allgemein! Die ganze Welt iſt davon überzeugt!

Marquiſe. Weil ſie albern iſt!

Marquis. Die Wundercuren —

Marquiſe. Charlatanerie!

Marquis. Das viele Geld, das er beſitzt —

Marquis. Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis. Du glaubſt alſo daſs er nicht mehr weiſs als ein Anderer?

Marquiſe. Du muſst unterſcheiden — wenn du kannſt. Er iſt ein gemeiner Schelm. Er iſt ſo unverſchämt und gewaltſam als klug, ſo unverſchämt als verſchlagen; er ſpricht ſo vernünftig als unſinnig; die reinſte Wahrheit und die gröſste Lüge gehen ſchweſterlich aus ſeinem Munde hervor. Wenn er aufſchneidet, iſt es unmöglich zu unterſcheiden, ob er dich zum Beſten hat, oder ob er toll iſt. — — Und es braucht weit weniger als das, um die Menſchen verwirrt zu machen.

Jäck (herein ſpringend). Ihre Nichte fragt: ob ſie aufwarten kann? — Sie iſt hübſch Ihre Nichte!

Marquiſe. Gefällt ſie dir? — Laſs ſie kommen. (Jäck ab.)

Marquiſe. Ich wollte dich eben fragen wie dir es ergangen iſt, ob du ſie glücklich in die Stadt gebracht haſt? Wie iſt ſie geworden? Glaubſt du daſs ſie ihr Glück machen wird?

Marquis. Sie iſt ſchön, liebenswürdig, ſehr angenehm; und gebildeter als ich glaubte, da ſie auf dem Lande erzogen iſt.

Marquiſe. Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Geſellſchaft. — Da iſt ſie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte. Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu ſehen, liebſte Tante!

Marquiſe. Liebe Nichte! Seyn Sie mir herzlich willkommen.

Marquis. Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geſchlafen?

Nichte (beſchämt). Ganz wohl.

Marquiſe. Wie ſie groſs geworden iſt, ſeit ich ſie nicht geſehen habe?

Nichte. Es werden drei Jahre ſeyn.

Marquis. Groſs, ſodaſs liebenswürdig! Sie iſt alles geworden, was ihre Jugend uns weiſsagte.

Marquiſe (zum Marquis). Erſtaunſt du nicht, wie ſie unſerer Prinzeſſin gleicht?

Marquis. So eben bin. In der Figur, im Wuchſe, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit ſeyn; aber dieſe Geſichtsbildung gehört ihr allein, und ich denke, ſie wird ſie nicht verunſtalten wollen.

Marquiſe. Sie haben eine gute Mutter verloren, Nichte. Die ich in Ihnen wieder finde.

Marquiſe. Ihr Bruder iſt nach den Inſeln.

Nichte. Ich wünſche daſs er ſein Glück mache.

Marquis. Dieſen Bruder erſetze ich.

Marquiſe (zum Marquis). Es iſt eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis. Wir haben Muth.

Jäck. Der Ritter! — Er iſt noch nicht freundlicher geworden.

Marquiſe. Er iſt willkommen! (Jäck ab.)

Marquiſe (zur Nichte). Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis. Ich dachte ſie könnte ſeines Gleichen ſchon mehr geſehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquiſe. Es ſcheint Sie haben ſo wenig geſchlafen als ich.

Ritter. Gewiſs dieſsmal hat der Graf unſere Geduld ſehr geprüft, beſonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ſtehen, dann befahl er uns in die Wagen zu ſitzen und nach Hauſe zu fahren; er ſelbſt brachte den Domherrn herein.

Marquiſe. So ſind wir denn glücklich alle wieder in der Stadt zuſammen.

Ritter. Iſt dieſes Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquiſe. Sie iſt's.

Ritter. Ich bitte, mich ihr vorzuſtellen.

Marquiſe. Dieſs iſt der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte. Ich freue mich, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen!

Ritter (nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet). Ihre Tante hat nicht zu viel geſagt; gewiſs Sie werden die ſchönſte Zierde unſers gemeinſchaftlichen Kreiſes ſeyn.

Nichte. Ich merke wohl, daſs man ſich in der groſsen Welt gewöhnen muſs dieſe ſchmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und bin von Herzen beſchämt; noch vor kurzer Zeit würden mich ſolche Complimente ſehr verlegen gemacht haben.

Ritter. Wie gut ſie ſpricht!

Marquiſe (zur Nichte). Sag' ich Ihnen nicht voraus, daſs ſie Ihnen gefährlich werden könnte?

Ritter (zur Nichte). Sie ſcherzen, Marquiſe!

Marquiſe (erſucht pantomimiſch die Nichte, ihm an der Hofetarde, an dem Strohhande etwas zurechte zu machen; ſie thut es, indem ſie ſich an ein Tischchen der Marquiſe gegenüber ſetzt. Der Marquis bietet bei ihr ſtehen).

Marquiſe. Wie haben Sie den Domherrn verlaſſen?

Ritter. Er ſchien verdrießlich und verlegen; ich verbeiſs' es ihm nicht. Der Graf überraſchte uns, und ich darf wohl ſagen: er kam uns allen zur Unzeit.

Marquiſe. Und Sie wollten ſich mit gewaffneter Hand dem Geiſtern widerſetzen?

Ritter. Ich verschere Sie, schon längst war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm schon einigemal die Spitze geboten, wenn nicht sein Stand, sein Alter, seine Erfahrung, seine übrigen Eigenschaften mehr als seine Güte gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ja leugne es nicht, oft ist er mir verdächtig: bald erscheint er mir als ein Lügner, als ein Betrüger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt seiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquise. Wem geht es nicht so?

Ritter. Auch Ihnen?

Marquise. Auch mir.

Ritter. Und seine Wunder? Seine Geister?

Marquise. Wir haben so große, so sichere Proben von seiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verstand gefangen nehme, wenn bei seinem Betragen mein Herz widerstrebt.

Ritter. Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich stärker sind. Nun aber muß sich's bald entscheiden, heute noch: denn ich weiß nicht wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten entführte: denn ich muß gestehen, wir gehorchten ihm pünktlich und keiner wagte nur einen Schritt, trat er endlich zu uns und rief: Send mir gesegnet, die ihr die strafende Hand eines Vaters erkannt und gehorcht. Dafür sei euch der sanfteste Lohn zugesichert werden. Ich habe tief in eure Herzen gesehn. Ich habe euch redlich gefunden. Dafür sollt ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquise. Heute noch?

Ritter. Er versprach's.

Marquise. Hat er sich erklärt, wie er ihn zeigen will? Wo?

Ritter. In dem Hause des Domherrn, in der ägyptischen Loge, wo er uns eingeweiht hat. Diesen Abend.

Marquise. Ich verstehe es nicht. Sollte der Groß-Cophta schon angelangt sein?

Ritter. Es ist mir unbegreiflich!

Marquise. Sollte ihn der Domherr schon kennen und es bis hieher geheimet haben?

Ritter. Ich weiß nicht was ich denken soll; aber es werde nun wie es wolle, ich bin entschlossen den Betrüger zu entlarven, sobald ich ihn entdecke.

Marquise. Als Freundin kann ich Ihnen ein so heroisches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie daß es so ein Leichtes sei?

Ritter. Was hat er denn für Wunder vor unsern Augen gethan? Und wenn er sie verübet und mit dem Groß-Cophta aufzuziehen. — wenn es am Ende auf eine Mummerei hinauslänft, daß er und einen Landsmann seines Gleichen als den Urmeister seiner Kunst aufdringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen sein!

Marquise. Glauben Sie es nicht, Ritter! Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Gespenster. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie einen solchen Mann durch eine kaltes, durch eine listerelle That beleidigen. Ich verehre ihn immer als ein übernatürliches Wesen. — Seine Großmuth, seine Freigebigkeit und sein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Beschäftigt er Sie nicht auf alle Weise? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wenn Sie als ein dritter Sohn weit entfernt sind? — — Doch Sie sind zerstreut — Irre ich, Ritter? oder Ihre Augen sind mehr auf meine Nichte als Ihr Geist auf mein Gespräch gerichtet!

Ritter. Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenstand zeigt immer.

Marquise. Besonders wenn er reizend ist.

Marquis (der bisher mit der Nichte leise gesprochen). Sie sind zerstreut und Ihre Blicke schweifen nach jener Seite gerichtet zu sein.

Nichte. Ich sah meine Tante an. Sie hat sich nicht geändert seitdem ich sie gesehen habe.

Marquis. Desto mehr verändert sind' ich Sie, seitdem der Ritter eingetreten ist.

Nichte. Seit diesen wenigen Augenblicken?

Marquis. O ihr Weiber! ihr Weiber!

Nichte. Beruhigen Sie sich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquise. Wir machen doch diesen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte. Ihn. — Ihnen gefällt.

Ritter. Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquise. Diesmal nicht, es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden. Wir haben viel einzukaufen: denn es muß dieser schönen Gestalt an keinem Putze fehlen. Diesen Abend finden wir uns in der ägyptischen Loge zusammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäk. Der Graf.

Jäk. Der Graf: —

Graf (der gleich hinter Jäk herein kommt). Wird nirgends angemeldet. Keine Thüre ist ihm verschlossen, er tritt in alle Gemächer unverstehend herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herfahren wie ein Donnerschlag: so wird er doch nie hinweggehen, ohne gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurückzulassen.

Jäk (der indes ungeduldig dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab).

Der Graf (setzt sich und behält in diesem, so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchstens nur, um jemand zu grüßen, rückt). Auch Sie treff' ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlassen Sie sich der Meditation; und diesen Abend zur gesetzten Stunde finden Sie sich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter. Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (Ab.)

Nichte. Wer ist dieser Herr?

Marquis. Der Graf Rechto, der größte und wunderbarste aller Sterblichen.

Graf. Marquise! Marquise! Wenn ich nicht so nachsichtig wäre, wie würde es um Sie stehen?

Marquise. Wie das, Herr Graf?

Graf. Wenn ich nicht so nachsichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr seid ein leichtsinniges Volk! Wie oft habt ihr mich nicht flehentlich gebeten daß ich euch weiter in die Geheimnisse führen soll! Habt ihr nicht versprochen euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich euch den Groß-Cophta zeigen, wenn ich euch seine Gewalt über die Geister sehen und mit Händen greifen lasse; und was habt ihr bedalten?

Marquise. Keine Verwürfe, bester Graf: Sie haben uns genug gestraft.

Graf. Ich lasse mich erweichen. (Nach einigem Nachsinnen.) Ich sehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und euch durch eine ganz befremdende Belehrung, durch die kräftigste Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken ganz aus fassung machen, vor dem Wundermann zu erscheinen. Es ist eine Operation, die, wenn sie nicht gerath, uns allen gefährlich seyn kann. Ich sehe es immer lieber, wenn meine Schüler sich selber verbereiten, damit ich sie als unvorsichtige Menschen ruhig und sicher in die Gesellschaft der Geister führen kann.

Marquise. Lassen Sie uns nicht länger warten. Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich ist. Lieber will ich mich der größten Gefahr aussetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem strengen Gebot unterwerfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf. Leicht wollt ihr alles haben, leicht und bequem! und ihr fragt nicht wie schwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquise. Ihnen schwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen schwer werden könnte.

Graf. Schwer! sauer! und gefährlich! — Glaubt ihr, der Umgang mit Geistern sey eine lustige Sache? Man zwingt sie nicht, wie ihr die Männer, mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß sie mir widerstehen, daß sie mir zu schaffen machen, daß sie mich überwältigen möchten, daß sie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu übereilen. Schon zweimal in meinem Leben habe ich gefährdet ihnen unterzuliegen; darum trage ich dieses Gewehr (er zeigt ein Terzerol aus der Tasche) immer bei mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Nichte (zum Marquis). Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee vor Schrecken! So hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis. Wenn Sie erst die Einsichten, die Gewalt dieses Mannes kennen sollten, Sie würden erstaunen.

Nichte. Er ist gefährlich! mir ist angst und bange! (Der Graf sieht indeß unbeweglich und steht starr vor sich hin.)

Marquise. Wo sind Sie, Graf? Sie scheinen abwesend! — Sehen Sie doch! (Sie fährt ihn an und schüttelt ihn.) Was ist das? Er rührt sich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis (tritt näher). Sie sind ein Kenner von Steinen, wie doch schätzen Sie diesen Ring? — Er hat die Augen auf und sieht mich nicht an.

Marquise (sie thut noch bei der Hand dazu). So steif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte. Sollte er ohnmächtig geworden seyn? Er sprach so heftig: Hier ist etwas zu rächen!

Marquis. Nein doch, er sitzt so ganz gerade; es ist nichts Unfälliges an ihm.

Marquise. Stille! er bewegt sich!

(Der Marquis und die Nichte treten von ihm weg.)

Graf (hat laut und heftig, indem er vom Stuhle aufsteht). Hier! halt ein, Schwager, hier will ich aussteigen!

Marquise. Wo sind Sie, Graf?

Graf (nachdem er seinen Rücken gerückt hat). Ah — Sehen Sie, so geht mir's! (nach einer Pause.) Da haben Sie ein Beispiel! (Pause.) Ich kann es Ihnen wohl vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unverhofft in große Gefahr; er sprach die Formel auf, die ich ihm anvertraut habe; man konnte ich nicht widerstehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und ich eilte in jenen Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir sein Anliegen, ich gab ihm schleunigen Rath; nun ist mein Geist wieder hergekommen und der irdischen Hülle, die inzwischen als ein leerer Kleid zurückblieb. — (Pause.) Das Sonderbarste ist dabei, daß eine solche Abwesenheit sich immer damit endigt, daß es mir vorkommt, ich fahre entsetzlich schnell, sehe meine Wohnung, und rufe dem Postillon zu, der eben im Begriff ist vorbei zu fahren. — Hab' ich nicht so was ausrufen?

Marquise. Sie erschrecken uns damit. — Sonderbar und erstaunlich! (zur) Welche Unverschämtheit!

Graf. Sie können mir nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir sind alle Gelenke wie zerschlagen; ich brauche Stunden um mich wieder zu erholen. Davon abzuk ihr nichts; ihr wähnt man mache nur Alles bequem mit dem Zauberstäbchen.

Marquis. Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (zur) Welch ein dreister Lügner!

Nichte (seine meinend). Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf. Ein gutes, natürliches Kind! (Zur Marquise.) Ihre Nichte?

Marquise. Ja, Herr Graf! Sie hat vor kurzem ihre Mutter verloren; sie ist auf dem Lande erzogen und erst drei Tage in der Stadt.

Graf (die Nichte scharf ansehend). So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquise. Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was gesagt?

Graf. Nicht geradezu; er hat mich nur auf sie vorbereitet.

Nichte (leise zum Marquis). Um Gottes willen, der weiß alles, der wird alles verrathen.

Marquis (leise). Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf. Ich war diese Tage sehr verlegen, als ich die wichtige Handlung übernahm, die noch heute vorgehen soll. — Sobald sich euch der Groß-Cophta mich offenbart haben, wird er sich unserm und fragen, wo ist die Unschuldige? Wo ist die Taube? Ein unschuldiges Mädchen muß ich ihm stellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich sie finden, wie ich sie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und sagte: „Sey getrost, du wirst sie finden, ohne sie zu suchen. Wenn du von einer großen Reise zurückkehrst, wird die sanfte, reinste Taube vor dir stehen.“ — Alles ist eingetroffen, wie ich mir's gar nicht denken konnte. Ich komme aus Amerika zurück, und dieses unschuldige Kind steht vor mir.

Marquis (leise). Diesmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte (leise). Ich zittre und bebe!

Marquis (leise). So hören Sie doch aus.

Marquise. Dem Groß-Cophta soll ein unschuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß-Cophta kommt vom Orient? Ich bitte nicht —

Graf (zur Marquise). Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (Zur Nichte, sanft und freundlich.) Treten Sie näher, mein Kind! nicht furchtsam, treten Sie näher! — So! — Eben so setzen Sie sich dem Groß-Cophta. Seine scharfen Augen werden Sie prüfen: er wird Sie vor einem blendenden glänzenden Frostall führen. Sie werden darin die Geister erwählen die er beruft. Sie werden das Glück genießen vor noch andere vorgeführt

streben. Sie werden Ihre Freunde belehren und sogleich einen großen Rang in der Gesellschaft einnehmen in die Sie treten: Sie, die sünfte, aber auch die reinste. — — Wetten wir, Maronite! dieß Kind wird Sachen sehen, die den Domherrn höchst glücklich machen. Wetten wir, Maronite?

Marquise. Wetten? Mit Ihnen, der alles weiß?

Nichte (die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen gesucht). Verschonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich!

Graf. Seyn Sie getrost, gutes Kind: die Unsehnlichkeit hat nichts zu fürchten!

Nichte (in der äußersten Verlegenheit). Ich kann die Geister nicht sehen! ich werde des Todes seyn!

Graf (schmeichelnd). Fassen Sie Muth. Auch diese Furcht, diese Demuth kleidet Sie schön und macht Sie würdig vor unsern Meister zu treten! Reden Sie ihr zu, Maronite!

(Der Maronite spricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis. Darf ich nicht auch ein Zeuge dieser Wunder seyn?

Graf. Kaum! Sie sind noch unvorbereiteter als diese Frauen. Sie haben diese ganze Zeit unsere Versammlungen gemieden.

Marquis. Verzeihen Sie, ich war beschäftigt.

Graf. Sie zu ruhen, daß Sie den Wettern überlassen sollten.

Marquis. Sie sind zu strenge.

Graf. Nicht so strenge, daß ich den ausschließen sollte der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Lassen Sie uns eine Viertelstunde spazieren gehen. Wenigstens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehn beide.

Nichte (die den Grafen zurückhält). Ich bitte, ich beschwöre Sie!

Graf. Noch einmal, mein Kind: verlassen Sie sich nur auf mich daß Ihnen nichts Schreckliches begegnet, daß sie die Unsterblichen mild und freundlich finden werden. Maronite! geben Sie ihr einen Begriff von unsern Versammlungen, belehren Sie das beide Geschöpf. Unser Freund, der Domherr, traut den Groß-Cophta gewiß noch dem was ihm zunächst am Herzen liegt: ich bin überzeugt, die Erscheinung wird seine Hoffnungen stärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden; und wie sehr meine Taube, wird er Sie segnen. Wenn die Geister ihm durch Sie sein Glück verkündigen, Leben Sie wohl: Kommen Sie, Maronite!

Nichte (dem Grafen nachrufend). Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquise. Die Nichte.

Nichte (Da der Graf und der Maronite abgegangen sind, bleibt sie in einer ironischen Stellung mit Verwunderung stehen.)

Marquise (an dem vordern Theile des Theaters vor sich). Ich verstehe diese Winke: ich kann dir, Graf, daß du mich für deines Gleichen hältst. Dein Spaß soll es nicht seyn daß du mir mußest. — Er merkt schon lange daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung schmeichle die Prinzessin für ihn zu gewinnen. Von meinem ernsten Plan ahnet er nichts; er glaubt es sey auf kleine Prellereien angelegt. Nun denkt er mir zu nutzen, indem er mich braucht; er giebt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuspiegeln was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geister zu stärken. Wohl, Graf! so müssen Klüge sich verstellen, um thörichte, feigherzige Menschen sich zu unterwerfen. (Sich umkehrend.) Nichtchen, wo sind Sie? Was machen Sie?

Nichte. Ich bin verloren! (Geht mit ängstlichen Schritten auf die Tapete los und bleibt auf halbem Wege stehen.)

Marquise. Fassen Sie sich, meine Liebe!

Nichte. Ich kann — ich werde die Geister nicht sehen!

Marquise. Gutes Kind, dafür lassen Sie mich sorgen. Ich will Ihnen schon rathen, schon durchhelfen.

Nichte. Hier ist kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor dreifacher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geister sehen! Ich werde beschämt vor Allen da stehen!

Marquise (vor sich). Was kann das bedeuten?

Nichte. Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe! Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen! Ach Tante! Ach liebe Tante! Wenn ich Sie noch so nennen darf! Sie sehen kein unschuldiges Mädchen vor sich. Verachten Sie mich nicht! Verstoßen Sie mich nicht!

Marquise (vor sich). Unerwartet genug! (Gegen die Nichte.) Stehn Sie auf, mein Kind!

Nichte. Ich verwandte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Knie trauen mich nicht! Es thut mir wohl so vor Ihnen zu liegen. Nur in dieser Stellung darf ich sagen: vielleicht bin ich zu entschuldigen! Meine Unart! Meine Unerfahrenheit! Mein Zustand! Meine Leichtsinnigkeit! —

Marquise. Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie sicherer, als in einem Kloster. Stehen Sie auf. (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte. Ach! Soll ich sagen, soll ich gestehen?

Marquise. Nun?

Nichte. Erst seit dem Tode meiner Mutter ist die Ruhe, die Glückseligkeit von mir gewichen.

Marquise. Wie? (Aufmerksam.) Soll' es möglich seyn? (Laut.) Reden Sie weiter!

Nichte. O Sie werden mich hassen! Sie werden mich verwerfen! Unglückseligster Tag, an dem Ihre Güte selbst mich zu Grunde richtete!

Marquise. Erklären Sie sich!

Nichte. O Gott! Wie schwer ist es auszusprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick so süß vorgemacht hat! — Verachten Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erste Mann, der mir die Hand mit Zuversicht drückte, mir in die Augen sah und schwur, er liebe mich. Und in welcher Zeit! In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigsten Verlaufe langer unausgesprochener Angst, sich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war! da ich in der dem Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Wangel und Kummer erblickte; wie erschien er mir da als ein Engel, der Mann, den ich schon in meiner Kindheit verehrt hatte, erschien als mein Tröster! Er drückte sein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der meine werden konnte — daß er Ihnen angehört — Es ist ausgesprochen! — Sie werden Ihr Gesicht von mir weg! Fassen Sie mich, ich verdiene es! Verstoßen Sie mich! Lassen Sie mich sterben!

(Sie wirft sich in einen Stuhl.)

Marquise (vor sich). Verführt — durch meinen Gemahl! — Beides überrascht mich, beides kommt

mir unterlegen. — — Faſſe dich! — Weg mit allen kleinen beſchränkten Geſinnungen! Hier iſt die Frage, ob du nicht auch dieſen Umſtand benutzen kannſt? — — Gewiß — — O! ſie wird nur deſto geſchmeidiger ſeyn, mir blindlings gehorchen — — und über meinen Mann giebt mir dieſe Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Abſichten erreichte, ſo iſt mir das Uebrige alles gleichgültig! — (Laut) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie ſich! Sie ſind ein gutes, braves Kind: Alles vergeße ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleier über, wir wollen ausfahren, Sie müſſen ſich zerſtreuen.

Nichte (indem ſie aufſteht und der Marquiſe um den Hals fällt). Beſte, liebe Tante, wie beſchämen Sie mich!

Marquiſe. Sie ſollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Maronis darf nicht wiſſen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit erſparen.

Nichte. Welche Großmuth!

Marquiſe. Sie werden ihn auf eine geſchickte Weiſe vermeiden; ich werde Ihnen behülflich ſeyn.

Nichte. Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquiſe. Und was die Geiſter betrifft, will ich Ihnen die wunderbarſten Gedeimniſſe entdecken; und Sie ſollen dieſe fürchterliche Geiſterbande luſtig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer des Domherrn.

Im Grunde ein Kamin, auf deſſen beiden Seiten zwei Bilder in Lebensgröße, eines Geiſtlichen Herren und einer jungen Dame.

Der Domherr (Papiere in der Hand haltend). Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürſtin, vor dem ſchönen Bild mit hoffnungsvoller Freude treten: Soll die Sehnſucht, die zu dir hinauf blickt, endlich einigen Troſt von deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch ſchwebt ich in Ungewißheit. Dieſe göttlichen Züge ſeh' ich vor mir, (auf die Papiere deutend) ich erkenne deine Hand, ich fühle deine Geſinnungen; aber noch iſt es nur allgemeine Höflichkeit, noch ſteht keine Sylbe von dem, was ich ſo heftig wünſche, auf dieſen Blättern. — Thor! und was verlangſt du? — Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie ſchreibt? Der ſo viel ſchreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug ſchon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Geſinnungen? — Veränderten? — Nein, ſie hat ſich nie verändert. Sie ſchwieg, als man mich verſtieß; ſie verſtellte ſich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt ſie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden mich wieder heranzuführen. — Sie wünſcht das koſtbare Halsband, ſie giebt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters ihr dieſes Kleinod zu verſchaffen, ſie ſendet mir ihre Garantie, ſie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den erſten Termin aus, um ſie noch feſter an mich zu knüpfen. — Ja, du wirſt — du wirſt — darf ich es in der Gegenwart deines Bildes ausſprechen? — du wirſt mein ſeyn! — Mein ein Wort! — Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja! dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt ſich der Ernſt von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemälde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm herab, Göttin, herab! — Oder laß mich zu dir hinauf, wenn ich nicht vor deinen Augen ſterben ſoll!

Zweiter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter. Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; ſie ſind vor der Thüre.

Domherr. Laß ſie herein kommen!

(Zu den Juwelieren.)

Nun, wie ſind Sie mit dem Entwurfe des Contracts zufrieden, den ich Ihnen zugeſchickt habe?

Juwelier. Wegen der Summe hatten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr. Ja dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht ſchon ein Jahr müßig?

Juwelier. Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, anädiger Herr —

Domherr. Was iſt's noch?

Juwelier. Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und ſie in den feſtgeſetzten Terminen annehmen wollten, ſo werden Sie doch nicht unanädig nehmen, wenn wir auf Ihre bloß handſchriftliche Verſicherung ein ſo feſtgeſetztes Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es iſt gewiß nicht Mißtrauen; nur unſre Sicherheit in einem ſo wichtigen Geſchäfte —

Domherr. Ich verdenke Ihnen nicht daß Sie mir eine ſo große Summe nicht geradezu anvertrauen wollen. Ich habe Ihnen aber ſchon geſagt daß ich das Halsband nicht für mich, ſondern für eine Dame kaufe, die allerdings ſo viel Credit bei Ihnen haben ſollte.

Juwelier. Wir trauen völlig Ihren Worten, und wünſchten nur eine Zeile von der Hand unſrer gnädigſten Käuferin.

Domherr. Ich ſagte Ihnen ſchon daß es nicht anacht, und ewwiehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht genugſam mich und Sie zu bedenken: ſo leſen Sie hier.

(Er giebt ihnen ein Papier, und ſpricht vor ſich, indem ſie es leſen.)

Zwar hat die Marquiſe ausdrücklich verlangt, ich ſoll das Blatt Niemanden zeigen, ſoll es nur zu meiner eignen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber dieſe Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn ſie nun auch wiſſen wollen wer mir und ihnen für eine ſo große Summe ſteht — (laut) Was ſagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier (indem er das Blatt zurück giebt). Wir bitten um Verzeihung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dieß würden wir das Halsband aufgeliefert haben. Hier iſt es. Wäre es gefällig den Contract zu unterſchreiben?

Domherr. Sehr gern.

(Er unterſchreibt und wechſelt das Papier gegen das Schmuckkäſtchen aus.)

Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine sollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

Die Juweliere gehen mit tiefen Verbeugungen ab.

Dritter Auftritt.

Domherr, nachher ein Bedienter, dann Jäk.

Domherr (indem er das Halsband betrachtet). Kostbar, sehr kostbar! — und werth des schlanken weißen Halses, der dich tragen soll, werth des himmlischen Busens den du verdüren wirst. Eile zu ihm, glänzender Schmuck, damit sie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt um ihr diese Freude zu verschaffen. Geh, sey ihr ein Zeuge, daß ich alles für sie zu thun bereit bin. (Den Schmuck anlegend.) Wäre ich ein König, du solltest sie als ein Geschenk überraschen und bald durch kostbarere Geschenke wieder verdunkelt werden — Ach wie betrübt's mich, wie demüthigt's mich, daß ich jetzt nur den Mäkler machen kann!

Bedienter (ein Billet bringend). Ein Bote von der Marquise!

Domherr. Er soll warten.

Bedienter (ab).

Domherr (sich). „Wenn der Schmuck in Ihren „Händen ist, so geben Sie ihn gleich dem Ueber„bringer. Ich habe die schönste Gelegenheit, ihn „hinaus zu schicken: eine Kammerfrau ist in der „Stadt; ich schicke verschiedene Putzwaaren an die „Göttliche und packe die Juwelen bei. Der Lohn „für diesen kleinen Dienst erwarten Sie schon heute „Nacht. In einer Viertelstunde bin ich bei Ihnen. „Was steht uns nicht heute bevor! Das Angesicht „des Groß-Cophta und das Angesicht eines Engels. „Leben Sie wohl, liebster Auserwählter. Ver„brennen Sie dies Blatt.“

Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geschwinde! Geschwinde! Erst der Vorläufer des Glücklichsten unter allen Sterblichen.

(Er schreibt wenige Worte und siegelt das Schmuckkästchen ein.)

Warum muß auch heute sich alles zusammen drängen? Soll ein einziger Abend mich für so viel lange Weile, so viel Ungeduld und Schmerzen entschädigen? Erscheine sehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, ihr Geister, ins Heiligthum der gehegtesten Kenntnisse; führe mich, o Liebe, in dein Heiligthum! (Er klingelt.)

Bedienter (tritt ein).

Domherr. Wer ist von der Marquise da?

Bedienter. Ihr Jäk.

Domherr. Laß ihn hereinkommen!

Bedienter (ab.)

Domherr. Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäk (tritt auf). Was befehlen Ihre Gnaden?

Domherr. Bringe dieß Packet deiner gnädigen Frau. Eile und halt es fest, damit du es nicht etwa verlierst.

Jäk. So wenig als meinen Kopf.

Domherr. Du bist so leichtsinnig.

Jäk. Nicht im Bestellen.

Domherr. So geh ihn.

Jäk. Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr. Ich verstehe. (Giebt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jäk. Ich geh' es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (Geht und kehrt gleich wieder vor sich, doch so, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürst verdient er zu seyn! (Mit vielen muthwilligen Sätzingen ab.)

Domherr. Eile nur; eile! — Wie glücklich, daß ich diesen Auftrag so schnell ausrichten konnte! Nur das Einzige macht mir Sorge daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürstin ausdrücklicher Wille. — O ihr guten Geister, die ihr mir so sichtbar beistandet, bleibt auf meiner Seite und verberget die Geschichte nur auf kurze Zeit eurem Meister!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

St. Jean. Der Ritter.

Domherr. Drei Esel!

St. Jean (setzt die Esel).

Ritter. Hier bin ich! Kaum habe ich diesen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es schlägt die Stunde und ich fliege hieher.

Domherr. Sey'n Sie mir willkommen.

Ritter. Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem sanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier seyn.

Domherr. Ist er hinüber ins Logenzimmer gegangen?

Ritter. So schien mir's.

Domherr. Er bereitet sich zu feierlichen Handlungen. Sie erst hier in den zweiten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und uns dem Groß-Cophta vorzustellen.

Ritter. Ja er hatte die Miene eines Wohlthäters, eines Vaters. Diese Miene ließ mich viel hoffen. O wie schön glänzt die Güte vom Angesicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (indem er seinen Hut abnimmt und gleich wieder aufsetzt). Ich grüße euch, Männer des zweiten Grades!

Domherr. Wir danken dir!

Ritter. Nennst du mich auch schon so?

Graf. Den ich so grüße, der ist's.

(Er setzt sich auf den dritten Sessel.)

Bedeckt euch.

Domherr. Du befiehlst es! (Er setzt sich.)

Graf. Ich befehle nicht. Ihr bedient euch eines Rechtes; ich erinnere euch nur.

Ritter (zum Setzen, indem er den Hut aufsetzt). Welche Milde! Welche Nachsicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimnisse des zweiten Grades zu hören.

Graf. Setzt euch, meine Freunde, setzt euch, meine Gebülfen!

Domherr. Die Gebülfen sollten vor dem Meister stehen, um, gleich dienstbaren Geistern, seine Befehle scheinung aufzunehmen.

Graf. Wohlgesprochen! Aber sie sitzen bei ihm, weil sie seine Räthe mehr als seine Diener sind.

(Beide setzen sich.)

Graf (zum Ritter). Wie nennt man die Männer des zweiten Grades?

Ritter. Wenn ich eben recht höre, Gebülfen.

Graf. Warum mögen sie diesen Namen tragen?

Auf meinen Reiſen aller Orten
Aus rohen, ungewaſchnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zuſammengebracht eine Gemein',
Die lieben wie Mayenlämmlein
Sich und die Geiſtesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar ſoll Euch begleiten.

Pfaff.

Der iſt ſonſt nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Pater! mehr als Ihr es meint.

Sie gehen ab.

Hauptmann

kommt zurück und ſpricht:

Nun muß ich noch ein Bißchen ſehn,
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu' ſie wohl unſchuldig ſchätzen,
Der Pfaff kann nichts als prahlen und ſchwätzen.

Ritter. Wahrscheinlich, weil sie der Meister aufgeklärt und thätig genug findet, zu seinen Absichten mitzuwirken und seine Zwecke zu erfüllen.

Graf. Was denkst du von dem Endzweden dieses Grades?

Ritter. Ich kann mir nichts anders denken, als daß wir nun erst ausüben sollen, was uns der erste Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von weitem, was zu thun ist; dem Gehülfen giebt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf. Was ist das Ziel, das man den Schülern vorsteckt?

Ritter. Das eigene Beste in dem Besten der Andern zu suchen.

Graf. Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter. Daß ihm der Meister die Mittel anzeigen soll, das allgemeine Beste zu befördern.

Graf. Erkläre dich näher.

Ritter. Du weißt besser, als ich selbst, was ich zu sagen habe. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es sein für sich allein nur glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohl der Andern suchen muß. Dieses schöne Gefühl weckt du in den Schülern des ersten Grades zu erregen, zu nähren, zu beleben! — Und wie nöthig ist es, uns zum Guten Muth zu machen! Unser Herz, das von Kindheit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingiebt, und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen! Was wir gehen können, will Niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will Niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf (nach einer Pause). Weiter, mein Sohn.

Ritter. Und was noch schlimmer ist, unthätig und kein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen langsamen Qualen eines Genäthts aus, das zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, unsern seine Wünsche und Hoffnungen aufgiebt, und sich dem zuletzt verfallen auf ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattin, einen Freund zu finden, denen er das einzige schenken kann, was dem armen Menschengeschlechte zugedacht war: wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig sein kann!

Graf. Ihr habt noch mehr zu sagen, fahre fort.

Ritter. Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in euren Schülern aufs Neue. Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegen stehen, nicht unüberwindlich sein, daß es möglich sey, sich nicht allein zu trennen, sondern sich auch zu bessern; daß es möglich sey, die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und indem man für Andere arbeitet, zugleich den einzigen schönen Lohn für sich zu gewinnen —

Graf (zum Domherrn, der sich bisher unruhig auf seinem Sessel bewegt hatte). Was sagt Ihr zu diesen Aeußerungen unsers Ritters?

Domherr (lächelnd). Daß sie von einem Schüler kommen, und von keinem Geschrienen.

Ritter. Wie?

Domherr. Es ist nicht von ihm zu verlangen, er muß belehrt werden.

Ritter. Was?

Domherr. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr. Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweiten Grades: Was du willst daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht.

Ritter (aufbrausend). Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf. Setze dich nieder und höre zu. (Zum Domherrn) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich Alles beziehen muß?

Domherr. In unserm Herzen.

Graf. Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr. Unser eigener Vortheil.

Graf. Was lehrt uns der zweite Grad?

Domherr. Meine und klug zu sein.

Graf. Wer ist der Weiseste?

Domherr. Der nichts anders weiß noch will, als das was begegnet.

Graf. Wer ist der Klügste?

Domherr. Der in allem, was ihm begegnet, seinen Vortheil findet.

Ritter (der wieder aufspringt). Entlaßt mich! Es ist mir unmöglich, es ist mir unerträglich, seine Reden zu hören.

Domherr (halb lachend). Ging es mir doch bei nahe eben so, wie Ihnen. (Zum Grafen) Es ist ihm zu verzeihen, daß er sich so unsicherzig stellt. (Zum Ritter) Beruhigen Sie sich. Sie werden scheu über sich selbst lachen und aus das Lächeln verzeihen, das Sie in diesem Augenblicke verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerei, worin der Meister seine Schüler absetzt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reizende Feenwelt hinüber gerührt zu werden. Und freilich ist es unerwartet, wenn man unsanft in die wirkliche Welt wieder zurück gebracht wird, aus der man sich zu entfernen glaubte.

Ritter. Meine Herren. Sie erlauben daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erstaunen erhole.

Domherr. Gehen Sie nur, setzen Sie und sehen Sie sich in der Welt, sehen Sie sich in Ihrem Herzen um. Bedauren Sie meinetwegen die Thoren; aber suchen Sie Vortheil aus der Thorheit. Seien Sie wie Jeder vom Andern so viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich zurück zu geben. Jeder mag lieber beleidigen als dienen, lieber sich tragen lassen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt sie so spärlich als möglich zurück. Alle Menschen sind Egoisten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann sie ändern wollen. Nun wer sich selbst nicht kennt, wird lernen; daß es in seinem Herzen eben so bestellt sey.

Ritter. Weisen Sie mich gerathen!

Domherr. Diesen Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz entblößen. Er wird Ihnen zeigen daß man von den Menschen nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben und ihrem Eigensinne zu schmeicheln; daß man sich unversöhnliche Feinde macht wenn man die Thoren aufklären, die Raserwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weisen will; daß alle vorzügliche Menschen nur Märtirerinnen waren und sind — Kurz genug die Thorheit zu gründen.

Ritter. Abscheulich! Abscheulich!

Graf. Es ſey genug. Er mag nun ſelbſt denken; und noch ein Wort, eh' wir uns trennen. Wie nennt man den erſten Grad?

Domherr. Die Lehre.

Graf. Warum?

Domherr. Damit die Schüler glauben, ſie lernen etwas.

Graf. Wie nennt man den zweiten Grad?

Domherr. Die Prüfung.

Graf. Und weswegen?

Domherr. Weil der Kopf eines Menſchen darin geprüft wird, und man ſieht, zu was er fähig iſt.

Graf. Vortrefflich! (zieht zum Domherrn) Laß uns allein; ich muß dieſen Trotzkopf zu begütigen ſuchen.

Domherr. Ich hoffe du würdeſt meine Wünſche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf. Ich darf dem Groß-Cophta nicht vorgreifen. Warte ſeine Erſcheinung ab; in kurzer Zeit werden alle deine Wünſche befriedigt ſeyn.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf. Junger Mann!

Ritter (der indeſſen nachdenklich und unbeweglich ſtehen geblieben). Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf. Wo wollen Sie hin? Ich laſſe Sie nicht weg.

Ritter. Halten Sie mich nicht! Ich laſſe mich nicht halten!

Graf. Bleiben Sie!

Ritter. Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank geſagt, für das Gute das Sie mir erteilt, für die Bekanntſchaften die Sie mir gemacht, für den guten Willen, den Sie mir verſichert. Und nun leben Sie wohl! auf ewig wohl! denn ich möchte mich nicht unbanktar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl! und laſſen mich nur noch das ſagen: Ihre Wohlthaten beſchämten mich nicht, denn ich glaubte ſie einem edlen großen Manne zu verdanken.

Graf. Weiter! weiter! reden Sie aus, oder kommen Sie mit mir vor der Stelle.

Ritter. Sie wollen es? Sie befehlen es? Es ſey denn! O Graf! wie haben Sie in dieſer Viertelſtunde mein Glück, meine Hoffnungen vernichtet! Haben Sie mich nicht beſſer gekannt, nicht beſſer beurtheilt?

Graf. Worin hab' ich mich denn ſo ſehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der ſein Glück zu machen wünſchte; der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vorrechten ſtrebte, um deſto beſtimmter, je weniger ihm ſeine Lage Anſprüche zu großen Hoffnungen erlaubte.

Ritter. Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das mehrere, anſtändige Mittel verſchmähete? Äußerte ich nicht meine volle Empfindung von meiner Nichtigkeit, meiner Gefangenſchaft, meiner Treue, von allen jenen Eigenſchaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf. Und nun erſchrecken Sie über den Ausdruck, mit dem Sie Ihre Unternehmung bedecken ſollten.

Ritter. Scherzen Sie nur, ich will ernſthaft reden; ernſthaft zum letzten Male mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich geſtehe es Ihnen: Ihr Betragen war mir längſt verdächtig. Dieſe geheimen Wiſſenſchaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, dieſe wundervaren Kräfte, die uns auf guten Glauben verſichert wurden, dieſe Verwandtſchaft mit Geiſtern, dieſe unerhörten Ceremonien, alles weisagte mir nichts Gutes; nur die Größheit Ihrer Gönnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienſtfertigkeit, Ihre Freigebigkeit, das alles deutete mir dagegen auf einen tieren Grund eines edlen Herzens. Ich ging an Ihrem Munde, ſaugte Ihre Lehren ein bis auf dieſen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerſtörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher nichtiger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachſchwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen ſollte; ſo bedurft' es nicht dieſer Vorbereitungen, dieſer Anſtalten, die mich beſchämen und erniedrigen. Ich verlaſſe Sie! Aus mir werde, was da will.

Graf. Ritter, ſehen Sie mich an!

Ritter. Was verlangen Sie von mir?

Graf. Was Sie mich thun ſehen, thun Sie auch. (Er nimmt den Hut ab.)

Ritter. Sollen wir mit Ceremonien ſcheiden?

Graf. Selbſt die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter (indem er den Hut annimmt). Nun denn, ſo empfehle ich mich Ihnen.

Graf (der ſeinen Hut wegwirft). Nun Ritter?

Ritter. Was ſoll das?

Graf. Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter (der ſeinen Hut wegwirft). So ſey denn zum letzten Male etwas Unverſtändliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf. Nicht ſo thöricht wie du glaubſt. (Er zieht ihn gegen Ihnen auf und ab.) Ziehe mich von Angeſicht zu Angeſicht, du Erwählter. Komm in meine Arme, ſchließe dich an meine Bruſt, erkenne deinen Meiſter!

Ritter. Was ſoll das? Laſſen Sie mich los!

Graf. Niemals, wenn ich dich nicht eher laſſen ſollte, als bis meine Freude über dieſen meinen trefflichen Freund erſchöpft wäre!

Ritter. Erklärt euch, ihr macht mich verwirrt.

Graf. Erinnerſt du dich, wie nannte der Domherr den zweiten Grad?

Ritter. Mich dünkt: die Prüfung.

Graf. Gut, die haſt du überſtanden.

Ritter. Erklärt euch!

Graf. Laß mich erſt meine teuerſtelle Freude in dieſen Umarmungen ausüben.

Ritter. Ich verſtumme!

Graf. Wie ſelten hab' ich ſie genoſſen! Ich wünſche Euch Glück und mir.

Ritter. Laß mich nicht länger in Unzuverſicht.

Graf. Du haſt das ſonderbarſte Abenteuer überſtanden, du haſt die die Würde eines Meiſters ſelbſt gegeben, du haſt dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit ſtürmender Fauſt erobert.

Ritter. Noch immer bin ich in Zweifel und Unzuverſicht!

Graf. Ich wünſchte nun, daß dein Verſtand dir erklärte, was dein Herz ausgeübt hat; mit weniger Aufmerkſamkeit wirſt du es leicht. Was waren deine Hoffnungen als Schüler des erſten Grades?

Ritter. Besser zu werden als ich bin, und, wenn Eure Hülfe, das Gute was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf. Und was erfahrest du, als du aus dem Munde des Domherrn die Grundsätze des zweiten Grades vernahmst?

Ritter. Ich erfahre zu meinem Entsetzen: dass Ihr Euch bisher nur verstellet und die Schüler zum Besten hattet; dass man die, die Ihr Gebrüder nennt, zu weitläuftigen Menschen machen, sie zu Sarsiten stempeln, die zartesten Empfindungen der Freundschaft, der Liebe, der Treue und jeder schönen Anforderung, die unser Herz unwiderstehlich macht, und ihrem Busen reissen und sie, ich darf es wohl sagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, schlechten, ganz schlechten, Menschen machen wollte. Du weisst, mit welchem Abscheu ich diesen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu sagen; ich verändere meine Gesinnungen nicht, und — entlass mich!

Graf. Eben deswegen schliess' ich dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor dir weg und grüsse dich als Meister. Du hast die Prüfung überstanden; du bist der Versuchung entgangen, du hast dich als einen Mann gezeigt, den ich suche. Alles was du aus dem Munde des Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehreren Andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung. Wenn sie erwachenen, grossen, unbegünstigten Meister einen Lehrling, der sich gut anlässt, weiter verwärts führen wollen; so versuchen sie ihn erst, und am Ueberfeinen gescheitert es, wenn sie ihm die schmalsten Vorbilde eines eigennützigen Betrugens vorlegen. Gereift er darnach, so thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt einen vorwärts zu thun. Wir lassen ihm lange Zeit in seinem Sinne hingehen, und glücklich ist er, wenn wir ihn nach und nach durch grosse Umwege zum Licht führen.

Ritter. Ich weiss nicht, was ich sagen soll. Glaubst denn der Domherr, das die Grundsätze, die er mir mit so viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren sind?

Graf. Freilich glaubt er's, der Unglückliche!

Ritter. Und du, sein Busenfreund, zürnst ihm nicht aus diesem Irrthum?

Graf. Ich arbeite daran. Es ist aber schwerer als du denkst. Der Eigendünkel eines halbwissenden Sarsiten hat ihn über alle Menschen hinweg; indem er sie zu überleben glaubt, lässt er sich Alles nach, und giebt Andern einen bedeutenden Gelegenheit ihn zu überleben, ihn zu bedevriren.

Ritter. Ihr solltet nicht ruhen bis ihm die Augen geöffnet sind.

Graf. Damit du einsehen lernst wie schwer das ist, freue du mir helfen ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter (nach einer Pause). So wäre es denn wahr dass ich mich an Euch nicht geirrt habe? Dass ich in dir je Lineer ich dich kenne, immer den Besten, den Gebärern, den Uneigennützigen finde? Meine Dankbarkeit ist grängenlos, meine Freude verstummt in dieser Umarmung.

Graf. Nun gehe, mein Sohn. Drüben in dem Zimmer sind Kleider zurecht gelegt, in denen man sich nur dem Grofs-Cophta zeigen darf. Wären Alle, die sich ihm heute vorstellen, rein wie du; so würde er von seiner Erscheinung selbst grosse Freude haben. Du wirst grosse Muster sehen, und wirst sie bald verstehen. Ja bald selbst hervorbringen lernen. Gehe, Kaune und schweige!

Ritter. Ich bin ganz, ich bin ewig dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf (allein).

So wäre denn auch dieser nach seiner Art zur Ordnung gewiesen. Man muss die Ameisen, die Regen nach Proportion der Felder einsäumen, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Mausisch ist, wirft man mit Haferkorn nach ihm. Den Mäusen stellt man Fallen, Füchsen legt man Eisen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Ehren verscheucht man mit Fackeln. Darum jungen Ehren habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meisterstreich wagen, der mein Anlehen bei Allen befestigen muss. Die Decoration ist in Ordnung, die Marquise hat mich verstanden und es wird Alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter (in einem langen weissen Feuerkittel). Alles ist fertig, Herr Graf! Der Domherr, der Ritter, die Damen sind alle gekleidet. Wollen Sie sich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüber bringen?

Graf. Nein, ich komme! Folge mir und sage kein Wort.

Achter Auftritt.

Vorsaal und Eingang in die Ägyptische Loge.

(Musik.)

Zwölf Kinder

(kommen gepaart in weissen langen Kleidern, mit fliegendem Haar; Weinlaube auf dem Kopfe und Rauchfässer in den Händen).

Zwölf Jünglinge

(kleiner wenn sie auch kurz gekleidet, ebenfalls mit Rauchfässern auf dem Haupte, jeder zwei Kinder treppenweise über der Brust. Sie setzen sonderlich über das Theater und stellen sich an beide Seiten).

Chor der Kinder.

Seen erblinket ist der Tempel,
Sind die Hallen, sind die Gräfte,
Weihrauch reinige die Lüfte,
Die um diese Säulen weht.

Chor der Jünglinge.

Hohe Kinder, zarte Sonnen,
Bleibet in dem Vorhof stehen,
Und ihr Weisen, ihr Genossen,
Eilt ins Heiligthum zu gehen.

(Musik.)

Die Grossen der Loge

(kommen eben auf dem entgegengesetzten Eingange; nehmen ein Räucherungsmaul aus einer Maurergeräten. Sie begrüssen einander, gehen sich auf ziemen an die Enge der Loge.)

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und dunkler wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Nacht und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geister, dürfen wir hinan?

Chor von innen.

Brennet Kunst und ernstes Suchen,
Kommt zum Licht aus Dunst und Wahn,
Dass der Cophta euch erkennen —
Leise, leise nahet an.

(Die Pforte öffnet sich. Die Genossen treten hinein; die Pforte schließt sich und es kommt wieder ein neues Paar. Ceremonie und Gesang werden wiederholt. Es fügt sich, daß der Domherr und die Nichte zusammentreffen und mit einander ins Heiligthum gehen. Sie sind die letzten. Die Musik verliert sich ins Pianissimo, die Kinder treten in die Coulissen, die Jünglinge fallen auf die Knie zu beiden Seiten des Prokuli.)

Neunter Auftritt.

(Der Vorhang geht auf und es zeigt sich ein Saal mit kostbaren Bildern und Zierarten. In der Mitte steht ein hoher Sessel, auf welchem eine in Gedanken gestickte Person zurückgelehnt liegt, deren Haupt mit einem weißen Schleier bedeckt ist. Zur rechten Hand hinter der Domherr, zur linken der Ritter, vorwärts neben dem Domherrn die Marquise, neben dem Ritter der Marquis, dann die Nichte. Die Musik verliert sich.)

Domherr. Erhabener, unsterblicher Greis! Du erlaubst Unwürdigen sich deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hülfe von dir zu erwarten. Du schläfst, oder vielmehr du scheinst zu schlafen; denn wir wissen, daß du selbst in deiner Ruhe aufmerksam und thätig bist und das Wohl der Menschen befördert. Gieb uns ein Zeichen, daran wir erkennen daß du uns hörst, daß du uns hold bist!

(Musik, nur weniger Töne.)

Der Verschleierte (hebt die rechte Hand auf).

Ritter. Du siehst hier eine Anzahl Menschen vor dir, die aufgemuntert durch das Versprechen deines würdigsten Schülers in vollem Vertrauen sich zu dir nahen und hoffen, daß du ihre Bedürfnisse befriedigen werdest. Freilich sind diese Bedürfnisse sehr verschieden; doch selbst das Mannigfaltigste wird einfach vor deinem allgemeinen Blick, vor deiner ausgebreiteten Macht. Wirst du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig sind?

(Musik wie oben nach Verhältniß.)

Der Verschleierte (richtet sich auf).

Marquise. Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns dein Angesicht sehen, wir schmachten schon Monate lang nach deiner Gegenwart.

(Musik wie oben.)

Der Verschleierte (steht auf und bleibt vor dem Sessel stehen).

Marquis. Erlaube, daß wir uns dir nahen, daß wir den Saum deines Rockes küssen. Die Wünsche, die so lange in unsern Herzen schliefen, sind jetzt aufgeweckt; in deiner Gegenwart werden sie unerträglich unruhig.

(Musik wie oben.)

Der Verschleierte (tritt sachte die Stufen herunter).

Nichte (laut). Mir zittern alle Glieder!

Domherr. Verfasse uns nicht länger den Glanz deines Angesichts!

Alle. Großer Cophta, wir bitten!

(Musik, wenige rasche Töne.)

(Der Schleier fällt.)

Alle (indem sie auf einmal aufstehen und weiter treten). Der Graf!

(Die Jünglinge stehen auf.)

Graf (der hervortritt). Ja, der Graf! Der Mann, den ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O ihr Blinden! Ihr Kurzsichtigen! Fast ein Jahr habe ich mit euch um, ich unterrichte eure Unwissenheit, ich belebe euren todten Sinn, ich deute euch auf den Groß-Cophta, ich gebe euch die entscheidendsten Winke; und es geht euch kein Licht auf, daß ihr denjenigen Mann, den ihr sucht, verständig vor euch habt, daß ihr die Güter, nach denen ihr euch sehnt, täglich von seinen Händen empfangt, daß ihr mehr Ursache habt zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit eurem irdischen Sinn, ich lasse mich zu eurer Schwäche herab. Sieht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen eure Augen mich erkennen, wenn euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über eure Gemüther ausübte, euren Glauben schwach ließ, so glaubt nun an die Wunder, die ich außer euch, aber in eurer Gegenwart vollende!

Domherr (bei Seite). Ich erstaune!

Ritter (bei Seite). Ich verstumme!

Marquise (bei Seite). Seine Unverschämtheit übertrifft meine Erwartung.

Marquis (bei Seite). Ich bin neugierig zu sehen, wo das hinaus will.

Graf. Ihr steht bestürzt? Ihr fehlt vor euch nieder? Ihr getraut euch kaum mich von der Seite anzublicken? Wendet euer Gesicht zu mir, setzt mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und erbebt euer Herz! — Ja, ihr seht den Mann vor euch, der so alt als die ägyptischen Priester, so erhaben als die indischen Weisen, sich in dem Umgange der größten Männer geübet hat, die ihr seit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben ist, seiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, daß die Welt bald dieser bald jener Ursache zuschreibt; der in einer arbeitsamen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich sind, sich selten persönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr. Ist es möglich daß es noch mehrere deines Gleichen gebe?

Graf (in die Höhe deutend). Alles hinter seines Gleichen, außer ein Einziger!

Ritter. Welch ein erhabener Gedanke!

Marquise (bei Seite). Welch ein Schelm! das Heiligste in seine Lüge zu verweben!

Graf. Ja, seht her. Diesem Haupte kann die brennende Sonne, der beißende Schnee nichts anhaben. Mit diesem unbewehrten vorgestreckten Arm habe ich in den libyschen Wüsten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieser Stimme, die zu euch spricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen schmeichelte. Er erkannte seinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd aussenden; nicht für mich, der ich blutige Speise nicht genieße, ja kaum einer irdischen Speise bedarf, sondern für meine Schüler, für das Volk, das sich oft in der Wüste um mich versammelte. Diesen Löwen habe ich in Alexandrien gelassen; ich werde bei meiner Rückkunft einen neuen Gefährten an ihm finden.

Domherr. Haben die übrigen Meister deiner Gesellschaft auch so große Eigenschaften als du?

Graf. Die Gaben sind verschieden ausgetheilt; keiner von uns darf sagen: er sey der Größte.

Ritter. Ist denn der Cartel dieser großen Männer geschlossen, oder ist es möglich darein aufgenommen zu werden?

Graf. Vielen wäre es möglich; manchem gelingt es. Die Hindernisse sind zu groß.

Domherr. Wenn uns deine Erscheinung nicht unglücklicher machen soll als wir bisher waren:

so gieb uns wenigstens einen Wink, wohin wir unsere Aufmerksamkeit, unser Bestreben richten sollen?

Graf. Das ist mein Vorsatz. – Nach allen Prüfungen, die ihr ausgestanden habt, ist es billig, daß ich euch einen Schritt weiter führe, daß ich euch gleichsam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die euch zeige wohin ihr eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! –

Bomberr. Ich bin ganz Ohr!

Ritter. Meine Aufmerksamkeit kann nicht höher gespannt werden!

Marquise (bei Seite). Ich bin äußerst neugierig!

Marquise (bei Seite). Was wird er vorbringen?

Graf. Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahnet, etwas Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister Kunstweise zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. – – Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus.

Alle. Wie?

Graf. In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause.)

Marquise (vor sich). In Steinen? Wenn er bis meint, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen recht.

Marquis. In Kräutern? Man sagt, es sey ein Kraut gewachsen das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt seyn, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf. Die Unsterblichkeit ist nicht Jedermanns Sache.

Bomberr. In Worten? Hier ahne ich das meiste, erhabner Lehrer. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im Stande sind. Gewiß besitzest du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang?

Graf. Alle diese, ja die sonderbarsten Characktere, die man jemals gesehen hat, Worte, die eine menschliche Lippe kaum auszusprechen vermag.

Ritter. Lehre sie uns nach und nach buchstabiren.

Graf. Vor allen Dingen müßt ihr erkennen daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Sylben die ausgesprochen werden, sondern auf das Herz das diese Worte nach den Lippen sendet. Ihr sollt erfahren was eine unschuldige Seele für Gewalt über die Geister hat.

Nichte (vor sich). Ach Gott! Nun wird er mich vorrufen, ich zittre und bebe! Wie schlecht werde ich meine Rolle spielen! ich wollte, ich wäre weit von hier, ich hätte diesen Menschen niemals gesehen.

Graf. Tritt herbei, schönes unschuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge, tritt näher, mit einer holden Freude daß du zu dem Akt auserlesen bist, wornach so viele sich sehnen.

Bomberr. Was soll das geben?

Ritter. Was haben Sie vor?

Graf. Wartet und merket auf!

(Musik.)

Der Graf giebt ein Zeichen. Ein Dreifuß steigt aus dem Boden, auf welchem eine crystallene Kugel befestigt ist. Der Graf winkt der Nichte, und hängt ihr den Schleier über, der ihm vorher bedeckt hat, doch so daß ihr Gesicht frei bleibt; sie tritt hinter den Dreifuß. Bei dieser Pantomime legt der Graf sein gebieterisches Wesen ab; er prägt sich sehr artig und gefällig, gewissermaßen ehrerbietig gegen sie. Die Kinder mit den Rauchfässern treten neben den Dreifuß. Der Graf steht zunächst der Nichte, die übrigen gruppiren sich mit Verstand. Die Jünglinge stehen ganz vorn. Die Nichte sieht auf die Kugel, die Gesellschaft auf sie, mit der größten Aufmerksamkeit. Sie scheint einige Worte auszusprechen, sieht wieder auf die Kugel, und biegt sich dann erhaben, wie Jemand der was Unerwartetes sieht, zurück, und bleibt in der Stellung stehen. Die Musik hört auf.

Graf. Was siehst du, geliebte Tochter? Erschrick nicht, fasse dich! Wir sind bei dir, mein Kind!

Ritter. Was kann sie sehen? Was wird sie sagen?

Bomberr. Still, sie spricht!

Nichte (spricht einige Worte, aber leise, daß man sie nicht verstehen kann).

Graf. Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es alle verstehen!

Nichte. Ich sehe Kerzen, helle brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterscheide ich chinesische Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf. Gewähne dein Auge, sieh klarer hin; was siehst du weiter? Ist Niemand im Zimmer?

Nichte. Hier! – Laßt mir Zeit – hier in dem Schimmer beim Kerzenlichte – am Tische sitzend – erblick' ich eine Dame; sie schreibt, sie liest.

Bomberr. Sag', kannst du sie erkennen? Wie sieht sie aus? Wer ist's? Verschweige nichts!

Nichte. Ihr Gesicht kann ich nicht sehen; die ganze Gestalt schwankt vor meinem Augen wie ein Bild auf bewegtem Wasser.

Marquise (vor sich). Ganz vortrefflich spielt das gute Kind und ihre Lection vor.

Marquis (vor sich). Ich bewundere die Verstellung. Liebe Natur, wenn bist du nicht fähig!

Nichte. Jetzt! jetzt! Der Kleid kann ich deutlicher sehen; hinwiederum fällt es um ihren Sessel und wie der Himmel ist es mit silbernen Sternen besäet.

Bomberr (zur Marquis). Nun werde ich ganz glücklich! Es ist die geliebte Fürstin. Man sagte mir von diesem Kleide, blau mit silbernen Muscheln, die dem Augen des Kindes als Sterne erscheinen. Horch!

Nichte. Was seh' ich! Großer Meister, erhabener Cophta, entlaß mich! Ich sehe fürchterliche Dinge.

Graf. Bleibe getrost und sprich: was siehst du?

Nichte. Ich sehe zwei Geister hinter dem Stuhle; sie flüstern einer um den andern der Dame zu.

Graf. Sind sie häßlich?

Nichte. Sie sind nicht häßlich; aber mich schaudert's.

Graf (zum Bomberr). Diese Geister sprechen zum Vortheil eines Freundes. Kannst du die Dame erkennen? Kennst du den Freund?

Bomberr (um die Hand bittend). Du bist ewig meiner Dankbarkeit versichert!

Nichte. Sie wird unruhig; das Flüstern der Geister hindert sie am Lesen, hindert sie am Schreiben; ungeduldig steht sie auf; die Geister sind weg.

(Sie wendet ihr Gesicht ab.)

Laßt mich einen Augenblick.

Graf. Nur gelaſſen, meine Tochter! Wenn du wähleſt, unter welchem Schutze du ſtehſt! (Er unterbricht ſich).

Ritter (vor ſich). O wie ſie liebenswürdig iſt! Wie reizend in ihrer Unſchuld! Nie hat mich ein Mädchen ſo gerührt. Nie hab' ich eine ſolche Neigung empfunden! Wie ſorge ich für das gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahnet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O wie gern möcht' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabei verrathen ſollte.

Graf. Nimm dich zuſammen, meine Tochter, ſieh hin, gewiß du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte (auf die Knie blickend). Sie tritt ans Kamin, ſie blickt in den Spiegel! Ah!

Graf. Was iſt dir?

Nichte. Ah!

Marquiſe. Was haſt du?

Nichte. Ach in dem Spiegel ſteht der Domherr.

Domherr. Welche Glückſeligkeit! Meiſter — ich — wie ſoll ich dir danken! Das thuſt du alles für mich!

Nichte. Sie ſieht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter. Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte (mit einem gefühlvollen ſtrafenden Ausdruck). Ja nun! — Ich ſehe alles nun deutlich, ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Trauriakeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet.

Domherr (der bisher die Hände des Grafen gehalten und ſie öfters geküßt). Unausſprechlich, unbeſchreiblich beglückſt du deinen Knecht!

Nichte. Sie wird unruhig, das Zimmer ſcheint ihr zu enge, ſie geht nach der Glasthüre, ſie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf. Ermanne dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte (verwirrt). Die Geiſter ſtehn ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen iſt's dunkel.

Marquiſe (zum Domherrn). Sie geht dir entgegen.

Domherr. Iſt's möglich!

Marquiſe. Du wirſt's erfahren.

Nichte. Ach! (ſie fällt in Ohnmacht.)

Ritter. O Gott! Helft ihr! Schont ſie! Es iſt unverbeſſerlich, daß ihr ſie nicht eher entlaſſen habt!

Marquiſe. Hier iſt Salz.

(Die Hauptperſonen drängen ſich zu ihr, die Zimmerlinge treten aus dem Profcenio ins Theater, die Kinder durcheinander zu ſchreien. Es macht Alles eine ſchöne aber wilde Gruppe.)

Graf. Ueberlaßt ſie mir! Nur durch himmliſchen Balſam kann ſie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte ohne der Zuſeher. Ein Mädchen hilft ihr ſich ankleiden, und geht ſodann in die Garderobe, ſie kommt mit einem Bündel zurück, und geht über das Theater). Was trägſt du da? Was iſt in dem Bündel?

Mädchen. Es iſt das Kleid das Sie mir befahlen zum Schneider zu ſchaffen.

Nichte. Gut. Das ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe.

Mädchen (geht ab).

Nichte. Nun bin ich angezogen wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag dieſe neue Mummerei bedeuten? — Wenn ich bedente was mir heute begegnet iſt, ſo habe ich alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener ſchauderhaften Scene, ſo wuthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht anſehe, ſo iſt das ohngefähr wie ich die Prinzeſſin beſchrieben habe. Der Domherr liebt die Fürſtin, und ich ſoll ſie wohl gar vorſtellen? Zu welche Hände bin ich gerathen! Was hab' ich zu erwarten? Bleiben grauſamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig bingab! Liebe mir! Ich ſehe Niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Geſinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es iſt ein eitler, frecher, leichtſinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat, und bald in mein Verderben willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr iſt eben ſo gefährlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach nur der Ritter wäre der Mann an den ich mich wenden könnte. Seine Geſtalt, ſein Betragen, ſeine Geſinnungen zeichneten mir ihn im erſten Augenblicke als einen rechtſchaffenen, einen zuverläſſigen thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig. — Aber ach! betrogen durch die unverſchämte Mummerei der Geiſterſcene hält er mich für ein Geſchöpf, das der größten Verehrung werth iſt. Was ſoll ich ihm bekennen? Was ſoll ich ihm vertrauen? — — Es komme wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht ſchon in dieſen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entſtehe was wolle, ich muß ihm ſchreiben. Ich werde ihm ſehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich verdammen, aber nicht verſtoßen! Er wird einen Schutort für mich finden. Jedes Aloſter, jede Penſion ſoll mir ein angenehmer Aufenthalt werden.

(Sie ſpricht und ſchreibt.)

„Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer Hülfe „bedarf, und von dem Sie nicht übler denken „müſſen weil ſie Ihnen vertraut, bittet Sie „morgen früh um eine Viertelſtunde Gehör. „Halten Sie ſich in der Nähe, ich laſſe Ihnen ſagen wenn ich allein bin. Die traurige Lage „in der ich mich befinde, nöthigt mich zu die„ſem gewagten Schritte."

So mag es ſeyn! — — Der kleine Jäck iſt mir wohl ein ſicherer Bote.

(Sie geht an die Thüre und ruft.)

Jäck!

Zweiter Auftritt.

Nichte. Jäck.

Nichte. Kleiner! weißt du des Ritters Greville Wohnung?

Jäck. Ich bin oft dort geweſen.

Nichte. Willſt du mir wohl gleich ein Billet an ihn beſtellen? Aber daß es Niemand erfährt!

Jäck. Recht gern! Was hab' ich davon?

Nichte (indem ſie ihm Geld reicht). Einen Laubthaler!

Jäk. (er ist auf einem Fuß einigemale herumgetreten). Ich habe Hühneraugen.

Richte (indem sie ihm das Billet giebt). Hier!

Jäk. Das Geld wird bald verdient seyn. Wahrscheinlich ist er in der Nähe. Um diese Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Richte. Das wäre schön. Nur fortgetrieben!

Jäk. Geben Sie nur. Verlassen Sie sich auf mich.

Richte. Du bist ein durchtriebener Schelm!

Jäk. Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Richte allein.

Wie frech dieser Knabe ist! Wie abgerichtet! So soll' ich auch werden; und wäre sie lange vor mir an Werk gegangen, sie hätte mich Schritt vor Schritt ins Verderben geführt. Glücklicherweise werd' ich es gewahr, und fühle noch so viel Kraft mich zu retten. Geist meiner Mutter, steh mir bei! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zustande, in welchem ich sonst zwischen Tugend und Laster schlummerte. O möge dieser Fehler der erste Schritt zur Tugend seyn!

Vierter Auftritt.

Richte. Marquise.

Marquise. Lassen Sie sehen, Nichte, wie fein den Sie sich in das neue Kleid?

Richte. Nicht eben so ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquise. Nun, nun, es geht schon! Es kleidet Sie alles.

Richte. Auch der Betrug, wie Sie heute gesehen haben.

Marquise. Wer wird solche Worte brauchen! (Genug an ihr parodirt schärfend.) So! Es muß mehr an den Leib geschlossen seyn, und diese Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch aufs Land.

Richte. Noch heute?

Marquise. Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu spielen.

Richte. Noch eine? Sie sind unbarmherzig, Tante. Die erste hat mir schon so viel Mühe gekostet, daß Sie mich mit der zweiten verschonen sollten.

Marquise. Eben deswegen, mein Kind. Noch diese und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe kosten.

Richte. Ja fürchte Sie finden mich nicht bald so fähig als Sie glauben.

Marquise. Es kommt auf einen Versuch an. Diese Nacht werden Sie eine sehr geringe Rolle zu spielen haben.

Richte. In diesem prächtigen Kleide?

Marquise. Dem Inhalte nach, meine ich. Sie haben eine bald stumme Liebhaberin vorzustellen.

Richte. Wie verstehn Sie das?

Marquise. Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Rose, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein C... alier auf Sie zu, er wirft sich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Verzeihung, Sie geben einen unverständlichen Laut von sich: „mein Herr!“ — oder was Sie wollen; — er fährt fort um Verzeihung zu bitten: „Stehn Sie auf!“ versetzen Sie leise; er bittet um Ihre Hand, als nun ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt sie mit tausend Küssen. „Stehn Sie auf!“ sagen Sie alsdann: „Entfernen Sie sich, man könnte uns überraschen!“ Er zaudert; Sie stehen vom Sitze auf: „Entfernen Sie sich!“ sagen Sie dringend, und drücken ihm die Rose in die Hand. Er will Sie aufhalten: „Es kommt Jemand!“ flüstern Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abschiede einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und sagen sanft: „Wir sehn uns wieder!“ und machen sich von ihm los.

Richte. Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es ist eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer ist der Mann? Wen soll ich vorstellen? Wird die Nacht, werden die Umstände ihn nicht verwegner machen? Können Sie mich so anlegen?

Marquise. Du bist sicher, mein Kind. Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich diese letzten Worte höre. Ich trete herbei und verscheuche ihn.

Richte. Wie soll ich meine Rolle recht spielen, da ich nicht weiß wen ich vorstelle?

Marquise. Betragen Sie sich edel, sprechen Sie leise; das übrige wird die Nacht thun.

Richte. Welch einen Argwohn erregt mir das blaue Kleid, diese silbernen Muschen!

Marquise. Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen. Sie stellen die Prinzessin vor und der Cavalier wird der Domherr seyn.

Richte. Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen verlassenen Mädchen solch eine sonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zusammenhang nicht, ich sehe nicht was es Ihnen nutzen kann: aber bedenken Sie daß es mir Ernst ist. Wie hart würde einer getrost, der die Hand des Fürsten in irgend einer Unterschrift nachahmte, der das Bild seines Herrn auf ein unechtes Metall zu prägen sich unterfinge? Und ich soll, wissentlich, mein armseliges Selbst für die gebrechliche Person einer Fürstin geben, soll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äußere Gestalt jener erhabenen Person nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit schänden, die den Charakter dieser großen Fürstin macht? Ich scheue mich selbst, ich bin zu bestrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! denn Sie werden mich nicht retten wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einem Verbrechen machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingestand?

Marquise. Es ist nicht zu ändern.

Richte (weinend). Meine Tante!

Marquise (ernsthaft). Meine Nichte! — Sobald der Wagen da ist erfahren Sie es: werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Richte. Ich wünschte —

Marquise. Sie wissen was zu thun ist, es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Richte, nachher Jäk.

Richte. So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es ist gewiß was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere

Weise in die Hände liefern, und vielleicht ist der Marquis selbst mit ihr einig. Von solchen Menschen läßt sich alles erwarten, und beste besser habe ich gethan mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute schon zu betragen wissen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäk. (in der Thüre). Ist sie weg?

Nichte. Nur herein!

Jäk. Wie gesagt, so gethan!

Nichte. Was bringst du?

Jäk. Hier ein Billetchen! (indem er ihr ein Billet giebt und sich dann im Sprunge herumdreht.) Und noch einen Lauthalser vom Ritter für meine Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier.

Nichte. Wo hast du ihn angetroffen?

Jäk. Im Kaffeehause gegenüber, wie ich sagte.

Nichte. Sagte er was zu dir?

Jäk. Er fragte, ob Sie zu Hause, ob Sie allein seyen? — Ich muß sehen was es giebt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Nichte, nachher der Ritter.

Nichte (das Billet lesend). „Ich weiß Ihr Vertrauen zu schätzen und freue mich unendlich darüber. Schon habe ich Sie im Stillen beklagt; in wenig Minuten bin ich bei Ihnen" — O Gott was will das heißen?

„Bis morgen früh kann ich meiner Ungeduld „nicht gebieten. In Ihrem Quartier hab' ich „eine Zeitlang gewohnt, und besitze noch durch „einen Zufall den Hausschlüssel. Ich eile nach „Ihrer Garderobe, seyn Sie ohne Sorgen; es „soll mich Niemand entdecken, und verlassen „Sie sich in jedem Sinn auf meine Discretion." Ich bin in der entsetzlichsten Verlegenheit! Er wird mich in diesen Kleidern finden! Was soll ich sagen?

Ritter (der aus der Garderobe tritt). Sie vergeben, daß ich eile; wie hätt' ich diese Nacht ruhig schlafen können?

Nichte. Mein Herr —

Ritter (sie starr ansehend). Wie sind' ich Sie verändert? Welcher Anzug! Welche sonderbare Kleidung! Was soll ich dazu sagen?

Nichte. O mein Herr! ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie sich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich diesen Augenblick. Morgen früh —

Ritter. Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Nichte. Ich höre Jemand kommen, man wird mich rufen.

Ritter. Ich gehe, sagen Sie nur: was stellt das Kleid vor?

Nichte. O Gott!

Ritter. Was kann das für ein Vertrauen seyn, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Nichte. Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen, nur — das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter. Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einigemal hat sich die Prinzessin in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Jüngfrau in diesem Kleide gezeigt, und nun sind' ich Sie —

Nichte. Kennen Sie mir diese Maskerade nicht zu.

Ritter. Welche entsetzliche Vermuthungen!

Nichte. Sie sind wahr.

Ritter. Die Geisterseher?

Nichte. Wer Betrug.

Ritter. Die Erscheinungen?

Nichte. Abgeredet.

Ritter. O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens!

Nichte. Ich habe Sie nicht berufen. Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hülfe anzuflehen. Eilen Sie, entfernen Sie sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das noch Ihnen, wie noch einem Schutzgott hinauf sieht.

Ritter. Ich bin verloren! Auf ewig zu Grunde gerichtet! Lügten Sie was Sie in diesem Augenblicke mir gesagt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid anflehen. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an Andre, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entrissen. Ich habe kein Interesse mehr, und Sie verlangen daß ich es an Ihnen nehmen soll? Meine Zutraulichkeit ist auf das Schändlichste mißhandelt worden, und Sie wollen daß ich Ihnen trauen soll? Ihnen, einer doppelten, dreifachen Schauspielerin? Welch ein Glück, daß ich diesen Abend bieher kam und Ihnen nicht Zeit ließ sich vorzubereiten, die Masse anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte. Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! Entfernen Sie sich! Man kommt!

Ritter. Ich gehe, Sie nie wieder zu sehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis (halb in der Thüre). Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte (indem der Marquis wieder zur Thüre hinaus sieht, verrichtet sie sich geschwind im Spiegel). Ich sehe verweint, verworren aus! Was werd' ich sagen?

Marquis (sie umarmend und sich an sich drückend). Süßes holdes Geschöpf!

Nichte (ihn zurückstoßend). Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis. Wir sind allein, fürchten Sie nichts!

Nichte (sich von ihm losmachend). Die Marquise erwartet mich. (Bei Seite.) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis. Was haben Sie? Sie sehen ganz verstört aus.

Nichte. Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis. Du dauerst mich, liebes Kind; aber ich will dich retten.

Nichte. Sie wissen doch, heute Nacht soll ich die Rolle der Prinzessin spielen. Es ist entsetzlich! Kommen Sie! (Sie sieht sich ängstlich suchend nach der Gartenthüre um).

Marquis. Bleiben Sie, bleiben Sie, eben deswegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut. Sie haben nichts zu besorgen.

Nichte. So lassen Sie mich gehen.

Marquis. Kein doch; ich wollte Ihnen sagen —

Nichte. Dazu ist's morgen Zeit.

Marquis. Prinzessin! Sie scheinen diese Abenteuer weniger zu fürchten als Sie sollten.

Nichte (wie oben). Ich eile in der größten Verlegenheit!

Marquis. Es fiele Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht hervor, an das Sie nicht denken.

Nichte. Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis. Daß Sie mit mir wegreisen werden.

Nichte. Mit Ihnen?

Marquis. Und das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte. Ich weiß nicht was ich sagen soll.

Marquis. Ich werde Sie leicht aufklären. Die Maskerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessin den Domherrn um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte (wie oben in Verlegenheit). Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis. Eine würdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Gemeinerem hat sie die blinde Leidenschaft des Domherrn bereden lassen, als daß sechse Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte. Das Halsband?

Marquis. Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte. Es ist nicht möglich!

Marquis. So gewiß, daß ich schon einen Abdruck davon in der Tasche habe.

Nichte. Sie? Was soll das heißen? — Man könnte verderben.

Marquis. So treten Sie hierher! (Er nähert sich der Gartenthüre.) Je, mein Kind! Der Domherr schlief es kaum eine Viertelstunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzessin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in diesem Augenblick, und ich nicht weniger! Unaufmerksam preßt sie die sechse Arbeit von einander; es thut mir im Herzen weh, den kostbaren Schmuck so zerstört zu sehen, und in kurzem nur durch das herrliche Paketchen getröstet werden, das sie mir in meiner Rolle zubereitete. Da habe wenigstens für hundert tausend Livres Steine in der Tasche. Ich geh noch heute nach England ab, mache dort alles zu Gelde, schaffe Silbergeschirr und Kostbarkeiten in Menge.

Nichte (welche bisher die ärgste Verlegenheit verbergen). Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis. Wir müssen jetzt nicht sorgen, sondern wagen.

Nichte. Ich wünschte Ihnen Glück!

Marquis. Nein, du sollst es mir bringen! Du sollst und mußt meine Reisegefährtin sein.

Nichte. Sie wollen mich dieser Gefahr aussetzen?

Marquis. Die Gefahr ist weit außer, wenn du zurück bleibst. Meine Frau ist verwegen genug, das Märchen, so lang' es nur gehen will, durchzuspielen. — Bis der erste Zahlungstermin kommt, so noch weiter, ist sie ziemlich sicher. Indeß kann ich dich nicht hier lassen.

Nichte. Bedenken Sie —

Marquis. Ich weiß nicht wie ich dem Betragen erklären soll. Wär' es möglich, daß man mir schon dein Herz entwendet hätte? — Nein, es ist nicht möglich! Du bist verlegen, aber nicht verändert. Daß dich nicht etwa den anscheinenden Reichthum des Domherrn blenden; wir sind jetzt reicher als er, der in Kurzem sich in der größten Verlegenheit sehen wird. Ich habe alles genau berechnet. Du magst heute Nacht die Person der Prinzessin noch vorstellen. — Es ist die Ansicht meiner Frau, daß ich euch hinaus begleiten und dann gleich weiter fahren soll. Ich nehme bedeutenden einen besondern Wagen. Ist die Szene vorbei, so entführe ich dich der Marquise kurz und gut, daß du mich begleitest. Du magst ein wenig widerstehen, ich führe dich mit Gewalt weg. Lärm darf sie nicht machen, aus Furcht daß alles verrathen wird. — Du hörst nicht zu; was ist dir?

Nichte. Verzeihen Sie mir. — Dieser Vorschlag — Ich bin verwirrt — ich verstumme! Bedenken Sie in welcher Lage wir die Tante zurücklassen!

Marquis. Sie wird sich schon helfen, sie ist klug genug. Sie hat diese Sache so weit getrieben und wir verderben ihr nichts an ihrem Plan. Gewinn, ich will, ich kann dich nicht entbehren, und wenn du je an meiner Liebe zweifeltest, so fasse jetzt nun, wie heftig sie ist. Ich werde dich nicht hier lassen, so vielen Nachstellungen, so vielen Gefahren aussetzen; nicht acht Tage, so hab' ich dich verloren. Die unsinnige Leidenschaft des Domherrn zur Fürstin hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und du wirst unter dem Schleier seine Gebieterin, und ohne Schleier sein gebrauchtes Liebchen sein. Komm! — So hab' ich es beschlossen, und davon laß' ich nicht ab. (Er umarmt sie.) Du bist mein geworden, und Niemand soll dich mir rauben! Meine Frau war nie niemals hinderlich, und wenn sie die Steine glücklich davon bringt, wird sie uns gern verzeihen. — Wie ist dir? Du bist nicht bei dir!

Nichte. Es ist um mich geschehen! Führen Sie mich wohin Sie wollen.

Marquis. Diese nur, es ist schon alles richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von deinem Kammermädchen nur das Nothwendigste zusammen packen lassen. Es kommt auf wenige Tage an, so sind wir neu und besser als jemals ausgerüstet. Wir wollen uns nicht mit alten Trödelwaare beschweren.

(Er führt die Nichte ab, die ihm trostlos folgt und wodurch zurück nach der Gartenthüre sieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter (der aus dem Cabinet hervor geht).

Das hab' ich gehört, und so wollen Abgrund von Verräthern und Meuchelmörder! das' ich hinein gelockt! Niemals konnte ich diese Menschen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren sie mir verdächtig; aber wenn man sie bei mir solcher verrätherischen Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte sie gegen Jedermann in Schutz genommen. Nun verleid' ich euch, schöne Verrätherin, warum du mich erst morgen früh sehen wolltest! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreisen sollte; aber daß er sie zwingen würde mit ihm zu gehen dachte sie nicht. Sie glaubte gewiß seiner Neigung zu ihr so erfahren, was ihre Neigung zu ihm. O die Arglosigkeit! Diese Unschuld zu brauchen! — Wie ein himmlischer Geist stand sie vor uns, und die reinsten Worte sannen durch ihren Mund zu sprechen, indeß sie, eines Liebhabers überdrüssig, sich nach andern umsieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern schielt, die sie als ein himmlisches Wesen anbeten. Wie soll ich das alles zurecht legen was ich gehört habe? Was soll ich thun? Der Graf und die Marquise spinnen den mörderischsten

Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen ſie es den Namen einer vortrefflichen Fürſtin zu mißbrauchen, ja ſogar ihre Geſtalt in einem ſchändlichen Poſſenſpiel nachzuäffen. Früher oder ſpäter wird ſich's entdecken, und die Sache endige ſich wie ſie wolle, ſo muß ſie dem Fürſten und der Fürſtin höchſt unangenehm ſeyn. Es leidet keinen Aufſchub. — Soll ich dingehen und dem betrognen Domherrn die Augen eröffnen? Noch wäre es möglich ihn zu retten: Das Halsband iſt zerſtückt; aber noch iſt der Maranis hier, man kann ſie feſt halten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrieger beſchämen und ſie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thu' ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr mir ſeine Protection verſprechen, mir eine anſehnliche Charge zuſichern, ſobald er ſich wieder würde in Gunſt geſetzt haben. Dieſe Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem erſten beſten Betrieger ſich wieder in die Hände geben, ſich immer leidenſchaftlich, ohne Sinn, Verſtand und ohne Zeloſe betragen; wird mich als einen Schwarzſeher in ſeinem Hauſe dulden; wird bekennen daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine treffe Unterſtützung warten, da es ihm, ungeachtet ſeiner ſcheinen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. — —

(Geht nachdenkend auf und nieder.)

Thörichter, beſchränkter Menſch! Und du ſiehſt nicht ein, daß ſich hier der Weg zu deinem Glücke öffnet, den du ſo oft vergebens geſucht haſt? Mit Recht hat dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte Weiſe mißbraucht! Du verdienteſt jene Lection, da du nicht einmal durch ſie klüger geworden biſt. — Sie glaubten nicht daß ich ihnen Verdruß zu unterrichten. — Wohl, ſo ſoll es ſeyn! Ich eile zu dem Miniſter. Er iſt eben auf dem Landhauſe, wohin dieſe Betrieger zuſammen in die Falle gehen. Sie ſind ſeiner Schonung werth! Es iſt eine Wohlthat fürs menſchliche Geſchlecht, wenn ſie nach Verdienſt geſtraft werden, wenn man ſie außer Stand ſetzt ihre Künſte weiter fort zu treiben. Ich eile; der Moment iſt entſcheidend! Werden ſie über der That ergriffen, ſo iſt alles bewieſen. Die Steine, die der Maranis in der Taſche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürſten ab die Schuldigen zu behandeln wie es ihm recht dünkt, und ich werde mit leeren Verſprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich ſehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages verewortet! Hier iſt nicht ein Augenblick zu ſäumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nacht.

Ein Luſtgarten. Rechter Hand der Schauplatz eine Laube.

Der Graf. La Fleur.

La Fleur. Ich höre noch Niemand. Es rührt ſich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Der Graf (mit anmaßlicher Bedeutung). Du haſt recht gehört.

La Fleur. Nun, wenn Sie es ſelbſt wiſſen, ſo iſt es beſte beſſer; denn Sie können verſichert ſeyn daß ich immer die Wahrheit ſage. Um dieſe Stunde wollte meine Herrſchaft hier in dieſem Garten ſeyn. Ich weiß nicht was ſie vorhaben. Mit vier Pferden ſind ſie vor uns wegefahren und ihr Wagen wird an der kleinen Thür ſtill halten. Ich habe ſie deßwegen an der andern Seite ausſteigen laſſen. Ihr vermuthe, der Domherr iſt auch hierher beſtellt.

Graf (wie oben). Warte! (Er hält ſeinen kleinen Finger ans Ohr.) Dieſer Ring ſagt mir, daß du gewiſſermaßen wahr redeſt.

La Fleur. Gewiſſermaßen?

Graf. Ja. Das heißt: in ſo ferne du es ſelbſt wiſſen kannſt. Ich bin nicht allwiſſend; aber dieſer Ring ſagt mir immer: ob die Menſchen lügen, oder ob ſie ſich irren.

La Fleur. Wenn ich Ihnen rathen ſollte — doch Sie wiſſen ſchon was das Beſte iſt.

Graf. Sprich nur! ich will ſehen ſeyn, ob du mir das Beſte räthſt.

La Fleur. Ich dächte wir gingen ſachte dieſe dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder liſpeln hören.

Graf. Ganz recht. Geh nur voraus und horche ob der Weg ſicher iſt.

Zweiter Auftritt.

Der Graf (allein).

Ich begreif' es nicht — und nach allen Umſtänden die dieſer Menſch angiebt, iſt es höchſt wahrſcheinlich. Die Maranis beſtellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre die Prinzeſſin zu gewinnen? was ich immer für ein albernes Unternehmen, was ich für Lüge und Trug hielt. — Wenn ihr das gelingt, was ſoll dann dem Menſchen nicht gelingen! (Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberſt der Schweizergarde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Couliſſen.

Oberſt (der zuletzt herauskommt, nach der Scene). Hier bleibt verſteckt und rührt euch nicht eher, es mag ſich zutragen was will, bis ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da ſie ſtillſchweigen, fallt zu und nehmt gefangen wen ihr im Garten findet. (Zu den Schweizern, die auf dem Theater bleiben.) Ihr gebt auf das nämliche Signal Acht. Wer verbergen ſich bei der großen Pforte; laßt herein ſo kommt wer will, aber Niemanden hinaus.

Ein Schweizer. Herein mögen ſie kommen, hinaus ſoll keiner.

Der Oberſt. Und wer hinaus will, den haltet feſt.

Schweizer. Wir wollen ſchon wacker anfaſſen.

Oberſt. Und wenn die Waldhörner ſchweigen, ſo bringt hierher, wen ihr etwa angehalten habt. Zwei aber halten die Pforte beſetzt.

Schweizer. Ja, Herr Oberſt. Ich und mein Kamrad bringen euch die Gefangenen, und der

Da kommt ſie eben recht herein.
Jungfrau! Sie ſcheint betrübt zu ſeyn.

Leonora.

Mir iſt's im Herzen weh und bange,
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Pater Euch ja hofiren thut?

Leonora.

Ach ja, das iſt wohl alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Hurry geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Michel und der Dalke bleiben bei der Pforte, daß nicht etwa ein anderer hinaus schlüpfe.

Oberst. Geht nur, Kinder, geht, so ist's recht! (Die vier Schweizer gehen ab.)

Oberst. Ihr beiden tretet etwa zehn Schritte von hier ins Gebüsch; das übrige wißt ihr.

Schweizer. Gut.

Oberst. Sie, Ritter, wären unser Posten alle besorgt. Ich zweifle, daß uns einer entgeht. Wenn ich sagen soll, so glaub' ich, wir werden hier auf diesem Platze den besten Fang thun.

Ritter. Wie so, Herr Oberst?

Oberst. Da von Liebeshändeln die Rede ist, so werden sie dieses Plätzchen gewiß aussinnen. In dem übrigen Garten sind die Alleen zu gerade, die Plätze zu licht; dieses Buschwerk, diese Lauben sind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zusammen gewachsen.

Ritter. Ich bin recht in Sorgen bis alles vorüber ist.

Oberst. Unter solchen Umständen sollt' es einem Soldaten erst recht wohl werden.

Ritter. Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Posten stehn. Sie werden mir es nicht verdenken daß es mir bang' um das Schicksal dieser Menschen ist, wenn sie gleich nichtswürdig genug sind, und meine Absicht ganz löblich war.

Oberst. Seh'n Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürsten und vom Minister, die Sache in der Kürze abzuthun; man verläßt sich auf mich. Und der Fürst hat sehr recht. Denn wenn es Händel giebt, wenn die Geschichte Aufsehn macht, so denken doch die Menschen von der Sache was sie wollen, und es ist also immer besser man thut sie im Stillen ab. Desto größer wird auch Ihr Verdienst, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt ich höre was; lassen Sie uns bei Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquise. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquise (zum Marquis, der nur eben heraustritt). Bleiben Sie nur immer in diesem Gebüsch und halten Sie sich still. Ich trete gleich wieder zu Ihnen.

Der Marquis (tritt zurück).

Marquise. Hier, liebes Kind, ist die Laube, hier ist die Rose; das Uebrige wissen Sie.

Nichte. O liebste Tante, verlassen Sie mich nicht! Handeln Sie menschlich mit mir; bedenken Sie was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquise. Wir sind bei Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es ist keine Gefahr, in fünf Minuten ist alles vorüber.

(Die Marquise tritt ab.)

Nichte (allein). O Gott, was bist es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bringt kommt eine jede gute That die im Stillen geschah, und zeigt ein ernstes fürchterliches Gesicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

Die Nichte (legt sich in die Laube und hält die Rose in der Hand).

Der Domherr (der von der entgegengesetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt). Eine tiefe Stille weissagt mir meine nahe Glückseligkeit. Ich vernehme keinen Laut in diesen Gärten, die sonst durch die Gunst des Fürsten allen Spaziergängern offen stehn und bei schönen Abenden oft von einem einsamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen Paar besucht werden. O ich danke dir, himmlisches Licht, daß du dich heute in einen stillen Schleier hüllest! Du erfreust mich, rauher Wind, du drohende trübe Regenwolke, daß ihr die leichtsinnigen Gesellschaften verscheuchet, die in diesen Gängen oft umsonst hin und wieder schwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eigenen Genuß Andern an den süßesten Vergnügungen stören. O ihr schönen Bäume, wie scheint ihr mir seit den wenigen Sommern gewachsen, seit mich der traurige Bann von euch entfernte! Ich seh' euch nun wieder, seh' euch mit den schönsten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einst in euern jungen Schatten beschäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichste von allen Sterblichen.

Marquise (die leise zu ihm tritt). Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie sich, nähern Sie sich Ihrem Glück! Seh'n Sie dort in der Laube?

Domherr. O ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

Die Marquise (tritt zurück).

Der Domherr (tritt an die Laube und wirft sich der Nichte zu Füßen). Anbetungswürdige Sterbliche, erste der Frauen! Lassen Sie mich zu Ihren Füßen verstummen, lassen Sie mich auf dieser Hand mein Dank, mein Leben ausbauchen.

Nichte. Mein Herr —

Domherr. Entfernen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! es ist an Ihrer Gegenwart genug. Verschwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an diesem glücklichen Augenblicke zu genesen. Die Welt ist voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verstand, Ihre Tugend entzückt alle Menschen. Sie sind wie eine Gottheit, Niemand naht sich ihr als um sie anzubeten, als um das Unmöglichste von ihr zu bitten. Und so bin ich auch hier, meine Fürstin —

Nichte. O stehn Sie auf, mein Herr —

Domherr. Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier, aber nicht um zu bitten, sondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte (indem sie aufsteht). Es ist genug!

Domherr (zaudernd und sie zurückhaltend). Ja wohl der Worte genug, der Worte sonst zu viel! Vergeben Sie! Die Götter selbst verzeihen, wenn wir mit Worten umständlich bitten, ob sie gleich unsre Bedürfnisse, unsre Wünsche lange schon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Mensch bessers als Worte, wenn er das dingtern möchte was ihm ganz zugehört. Sie geben den Menschen viel, erhabene Fürstin; kein Tag, der nicht durch Wohlthaten auszeichnet wäre; aber ich darf mir in diesem glücklichen Augenblicke sagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in diesem Grade erfährt, der sich sagen kann: „Sie begeht die Vergebung auf eine Weise, die dich höher erhebt als du jemals tief fallen konntest. Sie klagt die ihre Gnade an, auf eine Art, die dir ein ewiges Pfand dieser Gesinnungen ist; sie macht dein Glück, sie befestigt's, sie verewigt's, alles in einem Augenblick."

Die Nichte (macht eine Bewegung vorwärts, als den Domherrn nöthig anzuhalten). Entfernen Sie ſich; man kommt! Wir ſehn uns wieder.

(Sie hat ihm, indem er aufſtand, die Hand gereicht und läſst ihm, da ſie ſich zurückzieht, die Rose in den Händen.)

Domherr. Ja nun will ich eilen, ich will ſcheiden, will dem brennenden Verlangen widerſtehn, das mich zur gröſsten Verwegenheit treibt.

(Er naht ſich ihr mit Heftigkeit und tritt gleich wieder zurück.)

Nein, verſtrickten Sie mich nicht! Ich gehe, aber laſſen Sie mich es ausſprechen, denn es hängt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab. Ich darf alles bekennen, weil ich Macht genug über mich ſelbſt habe, dieſen gläcklichen Augenblick hier gleichſam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angeſicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in dieſen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhn. Sagen Sie ein Wort. (Sie bei der Hand faſſend.)

Nichte (ihm die Hände drückend). Alles, alles, nur jetzt verlaſſen Sie mich!

Domherr (auf ihren Händen ruhend). Sie machen mich zum glücklichſten Menſchen, gebieten Sie unumſchränkt über mich.

(Es laſſen ſich in der Ferne zwei Waldhörner hören, die eine höchſt angenehme Cadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indeſſen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. **Die Marquiſe. Der Marquis,** hernach **der Oberſt der Schweizergarde. Schweizer.**

Marquiſe (zwiſchen die beiden hineinrufend). Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie ſich; ich habe ein Geräuſch gehört. Sie ſind keinen Augenblick ſicher. Man könnte die Prinzeſſin im Schloſſe vermiſſen; eilen Sie, wir müſſen weg.

Domherr (ſich losreiſſend). Ich muſs, ich will hinweg. Leben Sie wohl, laſſen Sie mich keine Ewigkeit ſchmachten.

(Er geht ſachte nach der linken Seite des Grundes.)

Marquiſe. Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl, Marquis, machen Sie Ihre Sachen gut. Sie ſollen Ihre Frau — Ihre Freundin bald wieder ſehn. Umarmen Sie ihn zum Abſchied, Nichte.

Marquis (umarmt die Nichte und giebt ſie auf ſeine Seite herüber). Herrlich, ſchönes Kind, kommen Sie mit mir; vor jener Thüre ſteht mein Wagen.

Die Nichte (jauchzend). O Gott, was will das werden!

Marquiſe (nach der Nichte greifend). Was heiſst das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis. Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen iſt mein. Laſſen Sie mir dieſes Geſchöpf, in das ich raſend verliebt bin, und ich verſpreche Ihnen dagegen alles treulich auszurichten, was Sie mir aufgetragen haben. Ja gehe nach England, beſorge Ihre Geſchäfte, wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und redlich empfangen; aber laſſen Sie mir das Mädchen.

Marquiſe. Es iſt nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was ſagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverſtanden?

Nichte (zaudernd). Meine Tante —

Marquis (ſie fortreiſſend). Geſtehn Sie es ihr, keine Verſtellung! Es iſt abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerſtand, oder ich mache Lärm, und bin in dieſem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, und alle zu verrathen.

Marquiſe. Entſetzlich! Entſetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner ſchweigen auf einmal, nachdem ſie ein lebhaftes Stück geblaſen.)

Der Oberſt (der den Domherrn zurück bringt und dem zwei Schweizer folgen). Hierher, mein Herr, hierher!

Domherr. Was unterſtehn Sie ſich? Dieſer Spaziergang iſt einem jeden frei gegeben.

Oberſt. Jedem Spaziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie ſich gutwillig.

Domherr. Glauben Sie, daſs ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Taſche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberſt. Stecken Sie Ihr Terzerol ein. Sie können nach mir ſchieſsen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge ſind beſetzt. Es kommt Niemand hinaus. Ergeben Sie ſich in das Schickſal, dem Sie muthwillig entgegen taumten.

Marquiſe (die indeſſen aufmerkſam geworden iſt und gehorcht hat). Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf dieſe Seite. Wenn wir nicht einig ſind, gehen wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquiſe, der Marquis, die Nichte wollen ſich auf die Seite zurückziehn, wo ſie bereits gekommen ſind; es treten ihnen zwei Schweizer in den Weg.)

Marquiſe Wir ſind zu Grunde gerichtet!

Marquis. Wir ſind verrathen!

Nichte. Ich bin verloren!

Domherr (der in diſem Augenblick neben die Nichte zu ſtehen kommt). O Gott!

Oberſt. Niemand gehe von der Stelle! Sie ſind alle meine Gefangene.

Domherr (auf die Nichte deutend). Auch dieſe?

Oberſt. Gewiſs!

Domherr. Mein Unglück iſt ſo groſs, daſs ich es in dieſem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberſt. Nicht ſo groſs, als Ihre Unbeſonnenheit!

Domherr. Ich will jeden Vorwurf ertragen, alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt: nur verehren Sie dieſe überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben, leugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürſten einen gröſsern Dienſt, als mit der traurigen, ſpröcklichen Wahrheit, daſs ſeine Tochter, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſt. Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangene; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehn.

Marquiſe. Wohin?

Oberſt. O warum muſs' ich mit dieſer kommen!

Nichte. Meine Furcht war gegründet!

Domherr. So bin ich denn der unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man zu Sinn? Iſt's möglich! Was kann der Fürſt gegen das Unſre beſtimmen, das er auf der Welt hat? Meine Gebieterin — meine Freunde — ich bin's, der euch unglücklich macht! O warum muſs ich leben? warum ſo lieben? warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal einkam, in einem fremden Lande meine Zartheit, meine Einbegriffe an andern Gegenſtänden abzuſtumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder

zurück gezogen? Ich möchte euch Vorwürfe machen, ich möchte mich schelten, mich hassen; und doch, wenn ich mich in diesen Augenblick anſehe, ſo kann ich nicht wünſchen, daſs es anders ſeyn möchte. Ja bin immer noch der Glücklichſte mitten im Unglück!

Oberſt. Entlaſſen Sie, mein Herr; denn es iſt Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr. Ja, ich will; aber zuerſt entlaſſen Sie unſre Gebieterin. Wie? Sie ſollte hier in Nacht und Thau ſtehen, und das Urtheil eines Unglücklichen andern, an dem ſie Theil nimmt? Nein, ſie kehre zurück in ihre Zimmer, ſie bleibe nicht länger den Augen dieſer Knechte ausgeſetzt, die ſich über ihre Beſchämung freuen: Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürſtin! wer kann ſich Ihnen widerſetzen? Und dieſer Mann, der mich gefangen halten darf, dieſe Kriegsleute, die mir ihre Hellebarden entgegen ſetzen, ſind Ihre Diener. Gehn Sie, leben Sie wohl! Wer will Sie aufhalten? Aber vergeſſen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füſsen liegen konnte, der endlich Ihnen bedauern durfte, daſs Sie ihm alles in der Welt ſind. Sehn Sie noch einen Augenblick auf ſeine Qual, auf ſeine Wehmuth, und dann überlaſſen Sie ihn dem grauſamen Schickſal, das ſich gegen ihn verſchworen hat.

(Er wirft ſich der Fürſtin zu Füſsen, die ſich auf die Marquiſe wirft. Der Marquis hebt Cabel in einer verlegenen Stellung, und ſie machen auf der rechten Seite des Theaters eine ſchöne Gruppe, in welcher die zwei Schweizer nicht zu vergeſſen ſind. Der Oberſt und zwei Schweizer ſtehen an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Der Graf (den zwei Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor ſich hertreibend). Ich ſag' euch, daſs ihr eure Grobheit Zeitlebens zu büſsen haben werdet! Mir ſo zu begegnen! Dem Geiſten aller Sterblichen! Wiſst, ich bin Comte di Roſtro, di Roſtro unpudente, ein überfauner, überall verehrter Fremder, ein Meiſter aller geheimen Wiſſenſchaften, ein Herr über die Geiſter —

Schweizer. Bring' Er das unſerm Oberſten vor, der verſteht das Wälſche, ſieht Er; und wenn Er nicht geradezu geht, ſo werden wir Ihn rechts und links in die Rippen ſtoſsen und Ihm den Weg weiſen, wie's uns befohlen iſt.

Graf. Habt ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer. Die hat der, der uns commandirt. Ich ſag's Ihm, geh' Er geradezu, ganz gerade hin, da ſteht unſer Oberſt.

Graf (geheimnisvoll). Wagt es nicht mich anzurühren!

Domherr (der auf die Stimme des Grafen zu ſich kommt und aufſteht). Ja, da erwartete ich dich, großer Cophta, würdigſter Meiſter, erhabenſter unter allen Sterblichen! So liefeſt du deinem Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erhalten. Wer ſind die alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche dir nicht zu geſtehen, daſs ich dieſes Abenteuer hinter deinem Rücken unternahm. Du weiſst was geſchehen iſt; du weiſst, wie unglücklich es abläuft; ſonſt wärſt du nicht gekommen. In dieſer einzigen Erſcheinung, großer Cophta, verbindeſt du mehr als Sterben, als du vielleicht auf deiner langen Wallfahrt auf Erden beiſammen geſehen haſt. Hier ſteht ein Freund vor dir, vor wenig Augenblicken der glückſeligſte, jetzt der unglückſeligſte aller Menſchen. Hier eine Dame, des ſchönſten Glücks werth. Hier Freunde, die das Mühſeligſte und Unmöglichſte zu wirken mit der lebhafteſten Theilnahme verſuchten. Es iſt was Unglaubliches geſchehen. Wir ſind hier beiſammen und wir leiden nur aus Mistrauen gegen dich. Hättеſt du die Zuſammenkunft geführt, hätte deine Weisheit, deine Macht die Umſtände geflißt —

(Einen Augenblick nachdenkend und mit Entſchiedenheit zerſtreuend.)

Nein, ich will nichts ſagen, nichts wünſchen; kann wohl alles gegangen, wie es abgeredet war, du hätteſt nicht Gelegenheit gehabt, dich in deinem Glanze ſehen zu laſſen, gleichſam als ein Gott aus einer Maſchine herunter zu ſteigen und unſre Verlegenheit zu endigen.

(Er naht ſich ihm vertraulich und lächelnd.)

Was beſchlieſsen Sie, mein Freund? Sehn Sie, ſchon ſtehn unſre Wächter wie betäubt: nur ein Wort von Ihnen, ſo fallen ſie in einen Schlummer, in dem ſie alles vergeſſen was geſchah, und wir begehen uns inzwiſchen glücklich hinweg. Verſchwind, mein Freund, drücken Sie mich an Ihre Bruſt, verzeihen Sie mir und retten Sie mich!

Graf (gravitätiſch im umarmen). Ich verzeihe dir!

(Zu dem Oberſten)

Wir werden zuſammen ſogleich von hier wegfahren.

Oberſt (lächelnd). O ja! Recht gern!

Domherr. Welch ein Wunder!

Marquiſe (zum Marquis). Was ſoll das heiſsen? Wenn der uns noch rettete!

Marquis. Ich fange an zu glauben, daſs er ein Herrnmeiſter iſt.

Oberſt. Ich brauche dieſe Reden nicht weiter anzuhören; ich weiſs nur ſchon zu viel, mit wem und was ich zu thun habe.

(Gegen die Scene gewendet.)

Treten Sie nur auch herein, junger Mann, Sie haben mich lange genug allein gelaſſen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter. Ja, hier bin ich, die Abſcheulichen zu beſchämen und die Thoren zu bekehren!

Die Uebrigen (außer dem Oberſten). Was ſoll das heiſsen? Der Ritter! Entſetzlich! Es iſt nicht möglich!

Ritter. Ja, ich bin hier um gegen euch alle zu zeugen.

Alle. Daran bin ich allein Schuld.

Domherr. Was ſoll das heiſsen? Ich werde wahnſinnig!

Oberſt. Sie kennen alſo dieſen Mann? Hier geht alles natürlich zu, außer daſs dieſer in ſolcher Geſellſchaft ehrlich geblieben iſt. Er hat eure Schelmereien beobachtet, er hat ſie dem Fürſten entdeckt, und ich habe den Auftrag, ſie unterſuchen und zu ſtrafen. (Zum Domherrn) Zuvörderſt alſo, damit Sie einſehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie ſehr Sie betrogen ſind; ſo erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man dieſen Abend unſer Fürſtin geängſtet hat.

(Er hebt der Nichte den Schleier vom Geſicht.)

Domherr (erkennt ſie und bricht ſprachlos in Entſetzen aus).

Ritter. Wie die Fürstin, so die Geister! — Solchen Menschen vertrauen Sie!

Domherr. Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberst. Diese Nichtswürdigen haben sich Ihrer Schwäche bedient, um Sie zu den strafwürdigsten Unternehmungen aufzuwiegeln. Was können Sie erwarten?

Domherr. Herr Oberst —

Oberst. Beruhigen Sie sich! Und erfahren Sie zuförderst, daß der Fürst edel genug denkt, um auch diesmal Ihren Leichtsinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu bestrafen. Was sag' ich, bestrafen? Er will vielmehr den zweiten Versuch machen, ob es möglich sey Sie zu bessern. Sie der groben Anderen würdig zu machen, von denen Sie abstammen. Ihre Entfernung vom Hofe, die nun zwei Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an daß Sie frei sind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlassen, unter dem Vorwande als wenn Sie eine große Reise zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürst besonders schätzt, dem er vertraut, wird alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frei in Ihren Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erst unterrichtet sind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel aussieht, in den Sie sich eingelassen haben.

Domherr. Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberst (zu dem Marquis). Geben Sie zuförderst die Juwelen heraus, die Sie in der Tasche haben.

Marquis. Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer. Er hat da was erst in den Busch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man sucht und bringt das Kästchen hervor, das man dem Obersten überreicht.)

Oberst. Leugnet nicht weiter! Es ist alles am Tage. (Zur Marquise) Wo sind die übrigen Steine? Gestehn Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hause, und zu Hause bei Ihnen ist in diesem Augenblicke alles verpfiffen. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man sie zu behandeln gesonnt, Unglückliche!

Marquise. Hier sind sie. (Das Schmuckkästchen herausreichend). Sie hacht' ich sie nicht los zu werden.

Oberst (zum Domherrn). Man wird diese Juwelen den Hofjuwelieren wieder zustellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen eintheilen. Die falsche Unterschrift der Prinzessin werden Sie dagegen zurücklassen. Ich halte Sie nicht weiter auf. Sie können gehen.

Domherr. Ja, ich gehe. Sie haben mich beschämt gesehen; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt giebt mir ein Recht auf die ersten Bedienungen im Staate; diese Vorzüge kann mir Niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenschaft aus dem Herzen reißen, die ich für meine Fürstin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieses Phantom gemacht hat. Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz sind, mich noch weiter von ihr entfernen zu müssen; an ein Land zu gehen, wo ich sie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde; aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, so lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Auch D'Alvigny verläßt sie, aber ihr wurzelt gefänglich um meine Lebensadern, wie Käfer um einen absterbenden Baum; die Blätter kommen ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis dastehe; aber die Aeste, die Wurzeln müssen ihr unangetastet lassen. Schwärmt hin wo ihr wieder Nahrung findet!

(Der Domherr geht ab.)

Oberst. Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Gränzfestung gebracht, bis man hinlänglich untersucht hat ob ihre Schelmstreiche nicht vielleicht noch weiter um sich gegriffen haben. Findet sich's daß sie in weiter keine Händel verwickelt sind, so wird man sie in der Stille des Landes verweisen und so von diesem verrätterischen Volke sich befreien. Es sind eben vier, ein Wagen voll. Fort mit ihnen! Man begleite sie bis an das große Thor, wo ein Vorwerk steht, und übergebe sie dort den Dragonern.

Richte. Wenn ein unglückliches Mädchen von einem strengen Urtheilsspruch noch auf Gnade sich berufen darf, so hören Sie mich an. Ich unterstehe mich jeder Strafe, nur trennen Sie mich von diesen Menschen, die meine Verwandten sind, sich meine Freunde nannten und mich in das tiefste Elend gestürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloster!

Ritter. Was höre ich?

Oberst. Ist es Ihr Ernst?

Richte. O hätte dieser Mann geglaubt, daß meine Gesinnungen aufrichtig seyen, so wären wir alle nicht, wo wir sind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorsichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann gewesen, für den ich Sie hielt, Sie hätten diesen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichtet, die Juwelen beschlossen und ein Mädchen retten können, daß nun unwiederbringlich verloren ist. Es ist wahr, man wird Sie für diesen Dienst belohnen; unser Unglück wird ein Capital seyn, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht daß Sie im Genuß der fürstlichen Gunst, der einträglichen Stellen, in deren Besitz Sie sich bald befinden werden, an die Ukranen eines armen Mädchens denken sollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bei Hofe sind, Ihren Einfluß das zu beweisen, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigstens zeigten, als Gesinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von diesem ernsthaften würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieser Gesellschaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgesetzt werde, als ich in diesem leider schon hatten mußte.

(Zum Obersten)

Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünschen, so schicken Sie mich fort; aber allein. Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht!

Oberst. Sie rühret mich!

Ritter. Ist es Ihr Ernst?

Richte. O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberst. Ich kann Ihren Wunsch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Instruction ab.

Richte. Ja. Sie erfüllen ganz Ihre Instruction, wenn die Absicht ist, wie es scheint, diesen verwünschten Handel im Stillen beizulegen. Verwahren Sie mich nicht, schicken Sie mich in ein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geschichte erzählen, man wird sie wiederholen. Man wird fragen: „wie steht das aber-

teuerliche Mädchen aus? Sie soll, sie muſs der Prinzessin gleichen, sonst hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht geglaubt werden. Wo ist sie? Man muſs sie kennen.“ O Ritter, wenn ich ein Geschöpf war, wie Sie dachten, so wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünscht genug, und ich brauchte keine Ausstattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberst. Hiermit sey es genug! Begleitet jene Drei an den Wagen; der Officier, dem ihr sie übergebt, weiſs schon das Weitere.

Marquis (leise zur Marquise). Es ist nur vom Verbannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehn, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquise. Muth und Verdruſs kochen mir im Herzen; nur die Furcht vor einem gröſsern Uebel hält mich ab ihr Luft zu machen.

Oberst. Nun fort!

Marquise. Bedenken Sie, Herr Oberst, und lassen Sie den Fürsten bedenken, welches Blut in meinen Adern fliesst, daſs ich ihm verwandt bin und daſs er seine eigne Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberst. Das hätten Sie bedenken sollen! — Geben Sie! Schon hat man diese noch lange nicht erwiesene Verwandtschaft zu Ihrem Vortheil mit in Anschlag gebracht.

Graf. Mein Herr, Sie vermischen mit diesem Gesindel einen Mann, der gewohnt ist überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberst. Gehorchen Sie!

Graf. Es ist mir unmöglich!

Oberst. So wird man Sie's lehren.

Graf. Ein Reisender, der überall wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet.

Oberst. Es wird sich zeigen.

Graf. Dem man wie einem Schutzgeist Tempel bauen sollte.

Oberst. Es wird sich finden.

Graf. Der sich als Groſs-Cophta legitimirt hat.

Oberst. Wodurch?

Graf. Durch Wunder.

Oberst. Wiederholen Sie eins und das andre, rufen Sie Ihre Geister herbei, lassen Sie sich befreien!

Graf. Ich achte euch nicht genug, um meine Macht vor euch sehen zu lassen.

Oberst. Groſs gedacht! So unterwerfen Sie sich dem Befehl.

Graf. Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürsten solche Geheimnisse melden, daſs er mich im Triumphe zurückholen soll, und Sie werden vor dem Wagen vorantreiten, in dem der Groſs-Cophta verherrlicht zurückgeführt wird.

Oberst. Das wird sich alles finden; nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten. Fort mit ihnen!

Schweizer. Fort, sagt der Oberste, und wenn ihr nicht geht, so werdet ihr unsre Hellebarden fühlen.

Graf. Ihr Elenden, ihr werdet bald vor mir ins Gewehr treten.

Die Schweizer (schlagen auf ihn los). Will Er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drei Personen ab.)

Oberst (zur Rücken). Und Sie sollen noch heute Nacht in das Frauenkloster, das seine Viertelstunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernst ist sich von der Welt zu scheiden, so sollen Sie Gelegenheit finden.

Ritter. Es ist mein völliger Ernst. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieser Welt. (Zum Ritter.) Aber das muſs ich Ihnen noch sagen, daſs ich meine erste, lebhafte Neigung mit in die Einsamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter. Sagen Sie das nicht, strafen Sie mich nicht so hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zustand ist gegen den meinigen zu beneiden. Sie können sagen: „man hat mich unglücklich gemacht;“ und welchen unerträglichen Schmerz muſs ich empfinden, wenn ich mir sage: „auch dich zählt sie unter die Menschen, die zu ihrem Verderben mitwirkten.“ O vergeben Sie mir! vergeben Sie einer Leidenschaft, die, durch einen unglückseligen Zufall mit sich selbst uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken das liebste, das wertheste auf der Welt war. Wir sollen und trennen! Unaussprechlich ist die Qual, die ich in diesem Zustand' empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und bedauren Sie mich. O daſs ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Domherrn eilte! Ich hätte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hätte mein Glück mit Freuden genieſsen können. Es ist alles verloren.

Oberst. Fassen Sie sich!

Ritter. Lesen Sie noch! Diese letzten tröstlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (Zum Oberst.) Ich sehe an Ihrem Augen, daſs ich scheiden soll. Möge Ihre Menschlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberst. Das arme Geschöpf dauert mich! Kommen Sie! Alles ist gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter. Sie mag seyn welche sie will, so fürstlich als ich sie erwarten darf; ich werde nichts genieſsen können, denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur Ein Wunsch und Eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und sie sich selbst und der Welt wieder zu geben.

Der Bürgergeneral.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

(Zweite Fortsetzung* der beiden Billets von Anton Wall, nach Florian.)

Personen:

Röse.	Der Edelmann.
Görge.	Schnaps.
Märten.	Der Richter.

Bauern.

Der Schauplatz ist im Märtens-Hause, wie in den vorigen Stücken.

Erster Auftritt.

Röse. Görge.

Görge
(der zum Hause mit einem Rechen herauskommt, spricht zurück).

Hörst du, liebe Röse?

Röse (die unter der Thüre tritt). Recht wohl, lieber Görge!

Görge. Ich gehe auf die Wiese, und ziehe Maulwurfshaufen auseinander.

Röse. Gut.

Görge. Hernach seh' ich wie es auf dem Acker aussiehet.

Röse. Schön! Und dann kommst du aufs Krautland und grabst, und findest mich da mit dem Frühstück.

Görge. Und da setzen wir uns zusammen und lassen es uns schmecken.

Röse. Du sollst eine gute Suppe haben.

Görge. Wenn sie noch so gut wäre! Du mußt mit essen, sonst schmeckt sie mir nicht.

Röse. Wir geht's eben so.

Görge. Nun, leb wohl, Röse!

Röse (geht, bleibt stehen, sieht sich um; sie werfen sich Kußhände zu, er kehrt zurück). Höre, Röse! — Die Leute reden kein wahr Wort.

Röse. Seiten wenigstens. Wie so?

Görge. Sie sagen: Als Mann und Frau hätte man sich nicht mehr so lieb wie vorher. Es ist nicht wahr, Röse. Wie lange haben wir uns schon? Wart!

Röse. Zwölf Wochen.

Görge. Wahrhaftig! Und da ist immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb wohl!

Röse. Leb wohl. Wie oft haben wir das nicht schon gesagt!

Görge (entfernt sich). Und wie oft werden wir es noch sagen!

Röse. Und uns immer wieder suchen und finden.

Görge (stille stehend). Das ist eine Lust!

Röse. Ich komme gleich nach. Leb wohl!

Görge (gehend). Leb wohl!

Röse (unter der Thüre). Görge!

Görge (zurückkommend). Was gibt's?

Röse. Du hast was vergessen.

Görge (sich umsehend). Was denn?

Röse (ihm entgegen springend). Noch einen Kuß!

Görge. Liebe Röse!

Röse. Lieber Görge! (küssen).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Brav, ihr Kinder! Brav! an euch merkt man nicht daß die Zeit vergeht.

Görge. Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr.

Röse (bedauernd). Sie werden's auch bald nicht mehr merken.

Edelmann. Wie so?

Röse. Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie ist ja so hübsch.

Edelmann (lächelnd). Wer?

Görge. Hm! Röse, du hast recht. Ja wohl, recht hübsch.

Röse. Und Sie sind auch so ein schöner junger Herr.

Edelmann. Görge! Darf sie das sagen?

Görge. Jetzt eher als sonst. Denn ich will's nur gestehen, ich bin oft eifersüchtig auf Sie gewesen.

Edelmann. Du hast's auch Ursache gehabt. Röse gefiel mir immer.

Röse. Sie scherzen, gnädiger Herr.

Görge. Es ist nur nur immer gar zu ernstlich vorgekommen.

Röse. Er hat mich oft genug gequält.

Görge. Und sie mich auch.

Edelmann. Und jetzt?

Görge. Jetzt ist Röse meine Frau, und, ich denke, eine recht brave Frau.

Edelmann. Das ist gewiß.

Röse (bedauernd). Und Sie? —

Edelmann. Nun?

Görge (mit Bedauern). Darf man gratuliren?

Edelmann. Wozu?

Röse (sich neigend). Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen.

Görge. Sie werden bald auch ein allerliebstes Weibchen haben.

Edelmann. Daß ich nicht wüßte.

Röse. In wenig Tagen imaginen Sie es nicht mehr.

Görge. Und sie ist so liebenswürdig.

* Die erste Fortsetzung ist der Stammbaum, aufgelöst von Anton Wall.

Edelmann. Wer denn?

Röſe. Fräulein Caroline, die neulich mit der alten Tante hier zum Beſuche war.

Edelmann. Daher habt ihr euren Argwohn? Wie wir ſein ſeyd!

Görge. Ich hätte doch ſo etwas ließe ſich einſehen.

Röſe. Es iſt recht ſchön daß Sie ſich auch verheirathen.

Görge. Man wird ein ganz anderer Menſch. Sie werden's ſehen.

Röſe. Jetzt gefällt mir's erſt zu Hauſe.

Görge. Und ich meine ich wäre dahein im Hauſe geboren.

Röſe. Und wenn der Vater die Zeitungen lieſt und ſich um die Weltbändel bekümmert, da drücken wir einander die Hände.

Görge. Und wenn der Alte ſich betrübt, daß es draußen ſo wild zugeht, dann rücken wir näher zuſammen und freuen uns daß es bei uns ſo friedlich und ruhig iſt.

Edelmann. Das Beſte was ihr thun könnt.

Röſe. Und wenn der Vater gar nicht begreifen kann wie er die Franzöſiſche Nation aus den Schulden retten will, da ſag' ich: Görge, wir wollen uns nur hüten daß wir keine Schulden machen.

Görge. Und wenn er außer ſich iſt daß man allen Leuten dort ihre Güter und ihr Vermögen nimmt, da überlegen wir zuſammen wie wir das Gütchen verbeſſern wollen, das wir von dem Lottogelde zu kaufen gedenken.

Edelmann. Ihr ſeyd allerliebſte junge Leute.

Röſe. Und glücklich.

Edelmann. Das höre ich gern.

Görge. Sie werden's auch bald erfahren.

Röſe. Das wird wieder eine Luſt auf dem Schloſſe werden!

Görge. Als wir zu Letzterem Ihrer ſeligen Frau Mama.

Röſe. Zu der man immer lief, wenn Jemand krank war.

Görge. Die einem ſo guten Spiritus auflegte, wenn man ſich eine Beule geſtoßen hatte.

Röſe. Die ſo gute Salben wußte, wenn man ſich verbrannt hatte.

Edelmann. Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umſehen, die dir ähnlich iſt.

Görge. Die iſt ſchon gefunden.

Röſe. Ich denk's. Seyn Sie nicht böſe, gnädiger Herr, daß wir ſo vertraut ſind.

Görge. Wir können's aber nicht abwarten —

Röſe. Sie ſo glücklich zu ſehen als uns.

Görge. Sie müſſen nicht länger zögern.

Röſe. Es iſt verlorne Zeit.

Görge. Und wir haben ſchon den Vorſprung.

Edelmann. Wir wollen ſehen.

Görge. Es thut freilich nichts, wenn unſer Junge ein bischen älter iſt als der Ihrige; da kann er deſto beſſer auf den Junker Acht haben.

Röſe. Das wird hübſch ſeyn wenn ſie zuſammen ſpielen. Sie dürfen doch?

Edelmann. Wenn ſie nur ſchon da wären. Ja! — meine Kinder ſollen mit den curigen aufwachſen, wie ich mit euch.

Röſe. Das wird eine Luſt ſeyn!

Görge. Ich ſehe ſie ſchon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Märten (am Fenſter).

Märten. Röſe! Röſe! Wo bleibt das Frühſtück?

Röſe. Gleich! Gleich!

Märten. Muß ich ſchon wieder warten. (Das Fenſter zu.)

Röſe. Den Augenblick!

Görge. Mach nur, Röſe.

Röſe. Da werd' ich ausgeſchmält.

Edelmann. Daran iſt der Kuß ſchuld, über dem ich euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Mißvergnügen.

Görge. Ihre Freundlichkeit iſt ſchuld, gnädiger Herr!

Röſe. Ja wohl. Ich vergaß darüber den Vater.

Görge. Und ich Wieſe, Acker und Feuerland.

Edelmann. Nun denn jedes auf ſeinen Weg.

(Unter wechſelſeitigen Begrüßungen an verſchiedenen Seiten ab, und Röſe in's Haus.)

Vierter Auftritt.

Während Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem Tiſch mit Stühlen. An der Seite ein Fenſter. Gegenüber eine angelehnte Thüre.

Märten. Röſe.

Märten. Röſe, wo biſt du?

Röſe. Hier, Vater.

Märten. Wo bleibſt du?

Röſe. Der gnädige Herr kam gegangen, und wie er ſo gut iſt, ſchwatzte er mit uns.

Märten. Und mein Kaffee?

Röſe (auf den Kamin deutend). Steht hier.

Märten. Das ſeh' ich. Aber die Milch?

Röſe. Iſt gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüſſel des Bundes, das ſie am Bande hat, nimmt Rahm heraus, und tut ihn in den Kamin.)

Märten (indeſſen). Röſe! das iſt nicht hübſch!

Röſe (geſchäftig). Was denn, Vater?

Märten. Daß du mich ganz und gar über Görgen vergeſſeſt.

Röſe (wie oben). Wie ſo?

Märten. Mit ihm haſt du geplaudert; für ihn haſt du geſorgt.

Röſe. Auch, Vater. Ich hab' ihm ein Butterbrod gegeben.

Märten. Für ihn allein ſorgſt du.

Röſe. Nicht doch! Für Euch ſo gut wie für ihn.

Märten. Und doch verſprachſt du mir, wenn ich dich heirathen ließe —

Röſe. Sollte alles bleiben wie vor wie nach.

Märten. Hältſt du nun Wort?

Röſe. Gewiß. Hier iſt der Kaffee.

Märten. Biſt du alle Morgen gleich bei der Hand wie ſonſt?

Röſe. Hier iſt die Milch. (Sie läuft wieder nach dem Schranke.)

Märten. Und muß ich nicht auf alles warten?

Röſe. Hier die Taſſe! der Löffel! der Zucker! Wollt Ihr auch ein Butterwerk?

Märten. Nein, nein. — Du bleibſt mir die Antwort ſchuldig.

Röſe (auf das Frühſtück deutend). Hier ſteht ſie.

Märten. Es mag gut ſeyn. Erzähle mir etwas.

Röſe. Ich muß fort.

Märten. Schon wieder?

Röſe. Görgen die Suppe bringen, der mag den Kaffee nicht.

Märten. Warum iſt er ſie nicht zu Hauſe?

Röſe. Er will erſt was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut, da machen wir ein Feuerchen an, wärmen die Suppe, und verzehren ſie mit einander.

Märten. So geh hin! Es iſt doch nicht anders.

Röſe. Wie meint Ihr?

Märten. Vater und Mutter verläßt ihr, und folgt dem Manne nach.

Röſe. So ſoll's ja ſeyn.

Märten. Geh nur.

Röſe. Zu Mittag ſollt Ihr ein gut Eſſen haben; ich ſage nicht was.

Märten. Schon recht.

Röſe. Sonſt nicht verdrießlich.

Märten. Nein doch!

Röſe. So lebt wohl.

Märten. Geh nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten allein (ſpöttend und triumfend).

Es iſt gut daß ſie geht. Schnaps ſagte mir geſtern im Vorbeigehn: wenn die Kinder im Felde wären, wollte er mich beſuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein verkrachter Kerl der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görgen beſſer ſtünde! Aber der hat geſchworen, wenn er ihn wieder im Hauſe trifft, will er ihn lederweich ſchlagen. Und Görge hält ſein Wort. — Ein guter Bursch! Ein beſtiger Bursch! — Ich höre was. (An der Thüre). Ha! Ha! Schnaps! — Da iſt er ja.

Sechster Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps (hereintretend). Seyd Ihr allein, Vater Martin?

Märten. Nur herein!

Schnaps (einen Fuß hereinſetzend). Görgen ſah ich gehen; iſt Röſe nach?

Märten. Ja, Gevatter Schnaps. Wie immer.

Schnaps. Da bin ich.

Märten. Ihr ſeyd vorſichtig.

Schnaps. Das iſt die erſte Tugend.

Märten. Wo kommt Ihr her?

Schnaps. Hm! Hm!

Märten. Seit acht Tagen hat man Euch nicht geſehen.

Schnaps. Ich glaub' es.

Märten. Habt Ihr auswärts eine Cur verrichtet?

Schnaps. Vater Martin! — Ich habe curiren gelernt.

Märten. Gelernt? — Als wenn Ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps. Man lernt nie aus.

Märten. Ihr ſeyd beſcheiden.

Schnaps. Wie alle große Männer.

Märten. Nun, was die Größe betrifft! — Ihr ſeyd ja kleiner als ich.

Schnaps. Vater Martin, davon iſt die Rede nicht. Aber hier! hier! (Auf die Stirn deutend.)

Märten. Ich verſtehe.

Schnaps. Und da giebt's Leute in der Welt, die das zu ſchätzen wiſſen.

Märten. Ohne Zweifel.

Schnaps. Da findet man Zutrauen —

Märten. Ich glaub's.

Schnaps. Da erfährt man —

Märten (unterbrichtig). Was denn? Sagt!

Schnaps. Und erhält Aufträge.

Märten. Geſchwind! Was giebt's?

Schnaps (bedeutend). Man wird ein Mann von Einfluß.

Märten. Iſt's möglich?

Schnaps. In wenig Tagen erfahrt Ihr's.

Märten. Nur gleich! Nur heraus damit.

Schnaps. Ich kann nicht. Schon das iſt genug geſagt.

Märten (bedenklich). Gevatter Schnaps —

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Geht mich an.

Schnaps. Nun?

Märten. Gerad' in die Augen.

Schnaps. So?

Märten. Scharf!

Schnaps. Zum Henker! Ich ſeh' Euch ja an. Mich wundert's, daß Ihr meinen Blick ertragen könnt.

Märten. Hört!

Schnaps. Was ſoll's?

Märten. Wäre das, was Ihr zu erzählen habt —

Schnaps. Wie meint Ihr?

Märten. Nicht etwa wieder ſo eine Hiſtorie?

Schnaps. Wie könnt Ihr ſo denken?

Märten. Oder —

Schnaps. Nicht doch, Vater Martin!

Märten. Oder von den vielen Schnäpſen, Euren bochanſeelichen Vorfahren?

Schnaps. Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fängt's an Ernſt zu werden.

Märten. Ueberzeugt mich.

Schnaps. Nun denn! Weil Ihr's ſeyd.

Märten. Ich bin äußerſt neugierig.

Schnaps. So hört! — Sind wir auch ſicher?

Märten. Ganz gewiß! Görge iſt aufs Feld, und Röſe zu ihm.

Schnaps (mit Verſicherung). Sperrt die Ohren auf! Sperrt die Augen auf!

Märten. So macht denn fort!

Schnaps. Ihr habt oft gehört — Es lauſcht doch Niemand?

Märten. Niemand.

Schnaps. Daß die berühmten Jacobiner — es iſt doch Niemand verſteckt? —

Märten. Gewiß nicht.

Schnaps. Geſchickte Leute in allen Ländern aufſuchen, kennen, benutzen.

Märten. So ſagt man.

Schnaps. Nun iſt mein Ruf — ich höre Jemand!

Märten. Nein doch!

Schnaps. Mein Ruf über den Rhein erſchollen —

Märten. Das iſt weit.

Schnaps. Und man giebt ſich ſchon ſeit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten. So fahrt nur fort!

Schnaps. Mich für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten. Das wäre!

Schnaps. Man kennt in Paris meinen Verſtand —

Märten. Ei! Ei!

Schnaps. Meine Geſchicklichkeit.

Märten. Curios!

Schnaps. Genug, die Herren Jacobiner ſind ſeit einem halben Jahre um mich herum geſchlichen, wie die Katze um den heißen Brei!

Märten. Ich kann mich nicht genug verwundern!

Schnaps. Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt bestellte.

Märten. Ihr solltet einen Fremden curiren, der das Bein gebrochen hatte. So sagtet Ihr.

Schnaps. So hatte man mir gesagt.

Märten. Wir wunderten uns.

Schnaps. Ich auch.

Märten. Ist's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gebe?

Schnaps. Genug. Ich wunderte mich — und ging.

Märten. Da habt Ihr wohl gethan.

Schnaps. Ich finde meinen Patienten.

Märten. Wirklich?

Schnaps. Und wie ich den Fuß aufbinde —

Märten. Nun?

Schnaps. Ist er so gesund wie meiner.

Märten. Was?

Schnaps. Ich erstaune!

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Der Herr lacht —

Märten. Natürlich.

Schnaps. Und fällt mir um den Hals.

Märten. Ist's möglich!

Schnaps. Bürger Schnaps! ruft er aus.

Märten. Bürger Schnaps? das ist curios!

Schnaps. Vertheter Bruder!

Märten. Und weiter?

Schnaps. Genug, er eröffnete mir alles.

Märten. Was denn?

Schnaps. Daß er ein Abgesandter des Jacobiner-Clubs sey.

Märten. Wie sah er denn aus?

Schnaps. Wie ein andrer Mensch.

Märten. Hatt Ihr Euch nicht vor dem Manne gefürchtet?

Schnaps. Ich mich fürchten?

Märten. Und habt mit ihm gesprochen, wie mit Eures Gleichen?

Schnaps. Natürlich! — Alle Menschen sind gleich.

Märten. So sagt nur!

Schnaps. Was soll ich alles weitläufig erzählen?

Märten. Ich hör' es gern.

Schnaps. Er nahm mich in seine Gesellschaft auf.

Märten. Wie ging das zu?

Schnaps. Mit vielen Ceremonien.

Märten. Die möcht' ich wissen.

Schnaps. Ihr könnt alles sehn.

Märten. Wie so?

Schnaps. Gebt Acht! Hier im Barbierfache trage ich das ganze Geheimniß.

Märten. Ist's möglich?

Schnaps. Schaut her!

Märten. Laßt sehen.

Schnaps. Eins nach dem andern.

Märten. Nur zu!

Schnaps (nach einer Pause). Erstlich umarmt' er mich nochmals.

Märten. Ein höflicher Herr!

Schnaps. Das dank' ihm der Henker!

Märten. Ich wüßte nicht —

Schnaps. Dann brauch' er (er bringt eine rothe Mütze hervor).

Märten. Das rothe Käppchen? Ihr seyd ja kein Edelmann.

Schnaps. Ungeschickt! — Die Freiheitsmütze.

Märten. Laßt sehen.

Schnaps. Und setzte mir sie auf. (Er setzt das Käppchen auf.)

Märten. Ihr seht schnattisch aus!

Schnaps. Ferner den Rock. (Er zieht eine Nationaluniform hervor.)

Märten. Das ist ein schmucker Kleid.

Schnaps. Helft mir Vater, es ist ein höchst knapp.

Märten (indem sie sich mit Anziehen plagen). Oh, das ist eine Noth! das zwängt!

Schnaps. Das ist die Uniform der Freiheit.

Märten. Da ist mir meine weite Bauerjacke doch lieber.

Schnaps. Nun seht her! Was sagt Ihr zu dem Säbel?

Märten. Gut!

Schnaps. Nun die Cocarde?

Märten. Ist das die Nationalcocarde?

Schnaps. Freilich. (Steckt sie auf den Hut.)

Märten. Wie sie den alten Hut nicht ziert!

Schnaps. Möchtet Ihr nicht auch so eine tragen?

Märten. Es käme drauf an.

Schnaps. Wie mich der Fremde so angezogen hatte —

Märten. Er selbst?

Schnaps. Freilich. Wir bedienen jetzt alle einander.

Märten. Das ist bläser.

Schnaps. So sagte er —

Märten. Ich bin neugierig.

Schnaps. Ich habe schon viele hier im Lande angeworben —

Märten. So ist das doch wahr.

Schnaps. Aber keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen setzte als auf Euch.

Märten. Das ist schmeichelhaft.

Schnaps. So erfüllt nun meine Hoffnungen —

Märten. Und wie?

Schnaps. Geht zu euren Freunden und macht sie mit unsern Grundsätzen bekannt.

Märten. Laßt sie hören.

Schnaps. Gleich! — Und wenn ihr tausend redliche —

Märten. Tausend redliche! Das ist viel!

Schnaps. Wohldenkende und bederzte Leute beisammen habt —

Märten. Nun?

Schnaps. So fangt die Revolution in eurem Dorfe an.

Märten. In unserm Dorfe? Hier, in unserm Dorfe?

Schnaps. Freilich!

Märten. Behüt' uns Gott!

Schnaps. Eh! wo denn?

Märten. Eh! was weiß ich? Da oder dort! Ueberall! Nur nicht hier.

Schnaps. Hört nur, nun kommt das Wichtigste.

Märten. Noch was Wichtigers?

Schnaps. Fangt die Revolution an! sagte er.

Märten. Gnad' uns Gott!

Schnaps. Ich gebe Euch dazu völlige Autorität, und mache Euch hiermit —

Märten. Wozu?

Schnaps. Zum Bürgergeneral.

Märten. Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps! das klingt nun fast wieder nach dem Ossius diesen General-Gouverneur.

Schnaps. Stille! Es ist nicht Zeit zu scherzen.

Märten. Es scheint.

Schnaps. Und zum Zeichen geb' ich Euch diesen Schnurrbart.

Märten. Einen Schnurrbart?

Schnaps. Den jeder Bürgergeneral tragen muß.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps. (hat den Schnurrbart angeheftet). Ihr habt nun ein Anſehn.

Märten. Wahrhaftig!

Schnaps. Eine Autorität.

Märten. Zum Erſtaunen!

Schnaps. Und an der Spitze der Freigeſinnten werdet ihr Wunder thun.

Märten. Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps. Man ſagt nicht: Herr General. Man ſagt: mein General! Bürger: General! — Es iſt kein Menſch ein Herr.

Märten. Mein General!

Schnaps. Was giebt's, Bürger?

Märten. Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps. Wir ſind Alle Bürger.

Märten. So ſagt mir nur wo das hinaus will?

Schnaps. Unſre Grundſätze heißt man das.

Märten. Worauf es hinaus will?

Schnaps. Ja.

Märten. Ich dächte faſt es ginge auf Schläge hinaus.

Schnaps. Nun mögt Ihr hören.

Märten. Was denn?

Schnaps. Die Grundſätze, die ich ausbreiten ſoll.

Märten. Die hatt' ich ganz und gar vergeſſen.

Schnaps. Hört!

Märten (der zufälligerweiſe im Auf- und Abgehen an das Fenſter kommt). O weh!

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Herr General! Mein General — da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps. Verflucht!

Märten. Herr — mein General! Er hat einen großen Prügel.

Schnaps (nach dem Fenſter laufend). Ich bin in großer Verlegenheit.

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Ich fürchte —

Märten. So kommt mir's vor.

Schnaps. Meint Ihr etwa Görgen?

Märten. Nein doch, den Prügel.

Schnaps. Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Märten. Da habt Ihr Recht.

Schnaps. Die gute Sache würde leiden, wenn man unſre Abſicht zu früh entdeckte.

Märten. Gewiß.

Schnaps. Verſteckt mich.

Märten. Steigt auf den Boden.

Schnaps. Ja! Ja!

Märten. Nur unters Heu.

Schnaps. Ganz recht.

Märten. Nur fort! Herr General! der Feind iſt in der Nähe.

Schnaps. Geſchwind den Sack her! (Er nimmt den Bardierſack auf.)

Märten. Fort! Fort!

Schnaps (indem er die Leiter hinaufſteigt). Verrathet mich ja nicht.

Märten. Nein, nein.

Schnaps. Und denkt nicht, daß ich mich fürchte.

Märten. Nicht doch!

Schnaps. Lauter Klugheit!

Märten. Die iſt zu loben. Nur zu!

Schnaps (ganz oben, indem er hineinſteigt). Lauter Klugheit!

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge (mit einem Stock).

Görge. Wo iſt der Schurke?

Märten. Wer?

Görge. Iſt es wahr, Vater?

Märten. Was denn?

Görge. Röſe ſagte mir, ſie hätte, da ſie weggegangen wäre, Schnapſen ins Haus ſchleichen ſehen.

Märten. Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewieſen.

Görge. Da habt Ihr wohl gethan. Ich ſchlag' ihm Arm und Bein entzwei, wenn ich ihn hier antreffe.

Märten. Du biſt gar zu aufgebracht.

Görge. Was? Nach allen den Streichen?

Märten. Das iſt vorbei.

Görge. Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Röſe meine Frau iſt —

Märten. Was denn?

Görge. Hört er nicht auf uns zu necken, uns zu demuthigen.

Märten. Und wie denn?

Görge. Da ſagt er zu Röſen im Vorbeigehen: Guten Abend, Röſe! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen ſticht! Der Officiers, der da durchreitt, hat nach Euch gefragt.

Märten. Das kann wohl wahr ſeyn.

Görge. Was braucht er's wieder zu ſagen? Nein, es ſind lauter Lügen.

Märten. Wahrſcheinlich.

Görge. Da kommt er einmal, und ſagt: der Fremde, der auf dem Schloſſe gewohnt hat, der hat Euch recht gelobt. Wollt Ihr ihn in der Stadt beſuchen? Es wird ihm recht lieb ſeyn. Er wohnt in der langen Straße Numero 256.

Märten. Das heißt man ja kuppeln.

Görge. Er iſt alles im Stande.

Märten. Ich glaub's wohl.

Görge. Und Röſe giebt ihm immer was ab, wie er's verdient, und der böſe Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte er thut uns einen Poſſen.

Märten. So böſe iſt er doch nicht. Er ſpaßt nur.

Görge. Ein ſchöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten. Nimm dich in Acht! das koſtet Strafe.

Görge. Die bezahl' ich gern. Und ich will's ihm gedenken daß er mich jetzt von Röſen weggeſprengt hat. Wenn er nur nicht gar draußen bei ihr iſt! Geſchwind, geſchwind! ich muß fort. (Eilig ab.)

Achter Auftritt.

Märten. Hernach **Schnaps.**

Märten. Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hätte ſchöne Händel geſetzt! (Am Fenſter.) Wie er läuft! Er iſt ſchon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es iſt doch curios, daß jetzt die ſchlimmſten Leute immer in die Höhe kommen! Man lieſt's in allen Zeitungen. Der da oben taugt nun ganz und gar nichts, und kommt zu ſolchen Ehren! Wer weiß was noch daraus wird! Es ſind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr wen man um ſich hat. Auf alle Fälle will ich ihm ſchmeicheln. Er nutzt mir wohl wieder. — Mein General!

Leonora.

Ach nein! denn ich ihm ſchwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann

wirft Perücke und Bart weg und entdeckt ſich.

So komme denn an meine Bruſt,
O Liebe, meines Herzens Luſt!

Leonora.

Iſt's möglich? Ach ich glaub' es kaum;
Die himmliſch' Freude iſt ein Traum!

Hauptmann.

O Leonor', biſt treu genug;
Wärſt du geweſen auch ſo klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind;
Die Kerls ſind vom Teufel beſeſſen,

Schnaps (an der Bodenthüre. Es fällt Heu herunter). Ist er fort?

Märten. Schon weit weg.

Schnaps (mit Heu bedeckt). Ich komme schon.

Märten. Ihr seht verzweifelt aus. General Schnaps.

Schnaps (auf der Leiter sich reinigend). Das ist im Felde nicht anders; man kann nicht alles sauber haben.

Märten. Kommt nur herunter.

Schnaps. Ist er wirklich fort?

Märten. Schon weit weg. Er war besorgt Ihr möchtet interessen zu Rosen schneiden, und lief als wenn es hinter ihm brennte.

Schnaps (herunterkommend). Vortrefflich! Nun schließt mir aber die Hausthür zu.

Märten. Das sieht verdächtig aus.

Schnaps. Besser verdächtig als ertappt. Schließt zu, Vater Martin. Mit wenig Worten sag' ich Euch alles.

Märten (gehend). Nun gut.

Schnaps. Wenn jemand pocht pack' ich ein, und schleiche mich zur Hinterthür hinaus; und Ihr macht was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps. Nachher **Märten.**

Schnaps. Wenn ich ihm nur erst ein Fräulein abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! ein reicher Mann und immer so knauserig! (Er schleicht an den Fenstern herum). Alles verschlossen, wie gewöhnlich, und Nöte hat wieder die Schlösser mit. — Hernach traun' ich noch ein paar Laubthaler patriotische Contribution. (Wieder am Schranke.) Die Thüren klappern, die Schlösser sind schlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürgergeneral! Frisch dran! Mach ein Probestück deines Handwerks!

Märten (zurückkommend). Alles ist verwahrt. Nun seyd kurz.

Schnaps. Wie es bei der Sache zuläßt.

Märten. Ich führte die Kinder kommen zurück.

Schnaps. Das hat Zeit. Wenn sie beisammen sind wissen sie nicht wenn's Mittag oder Abend ist.

Märten. Ihr wagt am meisten.

Schnaps. So hört mich.

Märten. So macht fort.

Schnaps (nach einer Pause). Doch wenn ich bedenke —

Märten. Noch ein Bedenken?

Schnaps. Ihr seyd ein gescheidter Mann, das ist wahr.

Märten. Freuen Dank!

Schnaps. Doch ohne Studien.

Märten. Das ist meine Sache nicht.

Schnaps (seufzend). Den guten unstudierten Leuten, die man sonst den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten. Nun?

Schnaps. Trägt man eine Sache besser durch Erempel, durch Gleichnisse vor.

Märten. Das läßt sich hören.

Schnaps. Also zum Erempel — (Er geht heftig auf und nieder, und bleibt an Märten).

Märten. Zum Erempel; das ist gros.

Schnaps. Verzeiht, ich war in meiner Nervenlustenlaune.

Märten. Die gefällt mir ganz und gar nicht.

Schnaps. Zum Erempel — (auf Märten tretend).

Märten. Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps. Zum Erempel, wer haben uns vereinigt.

Märten. Wer?

Schnaps. Wir beide und noch neunhundert neunundneunzig.

Märten. Ehrliche Leute?

Schnaps. Das macht tausend.

Märten. Richtig.

Schnaps. Geben wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Pistolen.

Märten. Wo sollen die Flinten und Pistolen herkommen?

Schnaps. Das findet sich alles. Seht Ihr nicht daß ich schon einen Säbel habe? (Er nimmt Märten an die eine Seite des Theaters.)

Märten. Ei wohl!

Schnaps. Wir ziehen auf den Edelhof, und stellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er agirt das Hereinkommen.)

Märten (macht sich los). Hört nur, ich muß Euch sagen, ich mag nicht mitgehen. Wir sind dem Edelmanne viel Dank schuldig.

Schnaps. Narrenspossen! Dankbarkeit ist das was Ihr zum voraus anschaffen müßt.

Märten. Wie ist das möglich?

Schnaps. Es ist ganz natürlich. Schafft sie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank ist die bequemste Sache von der Welt.

Märten. Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps. Probirt's und kommt! Macht keine Umstände, es ist ja nur ein Gleichniß.

Märten. Ja so: ein Gleichniß.

Schnaps (kommt ihm wieder an die Seite). Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr was?

Märten. Nun?

Schnaps. Es ist besser daß Ihr den Edelmann macht. (Er führt ihn hinüber.) Stellt Euch hierher.

Märten. Meinetwegen.

Schnaps. Ich komme mit dem Bürgerausschuß.

Märten. Mit den neunhundert neunundneunzig?

Schnaps. Drüber oder drunter.

Märten. Gut.

Schnaps. Herr! sag' ich —

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Nein! das war nicht recht; es soll niemand ein Herr seyn.

Märten. Nun, was sagt Ihr denn?

Schnaps. Worte — Kurz und gut: im Namen der Freiheit und Gleichheit macht eure Keller auf und eure Vorrathskammern; wir wollen essen und ihr seyd satt.

Märten. Wenn's nach Tische ist mag's angehn.

Schnaps. Thut eure Garderoben auf: wir sind entblößt.

Märten. Pfui! Ihr werdet doch nicht —

Schnaps. Nicht anders. — Thut eure Beutel auf: wir sind nicht bei Gelde.

Märten. Das glaubt Euch Jedermann.

Schnaps. Nun antwortet.

Märten. Ja, was soll ich sagen?

Schnaps (aufbrausend und rasch). Was wollt Ihr sagen?

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Was könnt Ihr sagen? Ihr seyd ein Verweigrer! (auf den Schrank zeigend). Ihr habt verfluchtes Gewölbe!

Märten. Das ist Rösens Milchschrank.

Schnaps (natürlich). Pfui! Ihr müßt im Gleichniße bleiben.

Märten. Ja so!

Schnaps (wie oben). Und versperrte Kasten!

Märten. Da sind Kleider drin.

Schnaps. Wo sind die Schlüssel?

Märten. Röse hat sie mitgenommen. Sie ist sehr häuslich, sehr sorgfältig; sie verschließt alles, und trägt die Schlüssel bei sich.

Schnaps. Ausflüchte! Weitläufigkeiten! Wo sind die Schlüssel?

Märten. Ich habe sie nicht.

Schnaps. So werd' ich anbrechen müssen. (Er zieht den Säbel, und macht sich an den Schrank.)

Märten. Reitet Euch der Henker?

Schnaps. Das ist nur zum Exempel.

Märten. Laßt das bleiben.

Schnaps. Was! ihr wollt euch widersetzen? (Er bricht an den Leisten.)

Märten. Seyd Ihr denn vom Teufel besessen?

Schnaps. Das muß auf! (Er bricht.) Krik! Krak!

Märten (herumlaufend). Röse! Röse! wo bist du?

Schnaps (bricht). Es geht! Krik! Krak!

Märten. Gberge! Gberge!

Schnaps. So haltet Euer Maul, und bedenkt daß ich es Euch nur erzählungsweise verdringe.

Märten. Nur erzählungsweise? Ich dächte es wäre handgreiflich genug.

Schnaps. Bedenkt doch: Ihr seyd jetzt der Obermann. (Der Schrank geht indessen auf.)

Märten. Gott bewahre mich! Da steht der Schrank auf. Die Leisten sind weggebrochen, das Schloß verdorben. Was wird Röse sagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr, daß ich das nicht leide! daß das Grobheiten sind! Ungezogenheiten! daß ich die Nachbarn rufen werde, daß ich zum Richter gehen werde!

Schnaps (der sich indessen im Schranke umgesehen und die Thüre wieder hat). Zum Richter? Eurem Todfeind? Zu dem stolzen Kerl?

Märten. Pest!

Schnaps. Wißt nur daß Ihr Richter werden müßt, wenn wir nur hier erst den Freiheitsbaum errichtet haben.

Märten. Richter? Ich weiß wohl noch wie ich geheimer Landrichter werden sollte.

Schnaps. Das sind jetzt andere Zeiten; man betrügt Niemand mehr.

Märten. Das wäre mir lieb.

Schnaps. Man hat Niemand zum Besten.

Märten. Das ist mir angenehm.

Schnaps. Nun, vor allen Dingen —

Märten. Macht daß ich Richter werde!

Schnaps. Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört wovon die Rede ist.

Märten. Die Rede ist daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps. Mit nichten.

Märten. Daß wir die Leisten wieder annageln.

Schnaps. Keineswegs. Die Rede ist daß Ihr begreift warum man mir zum General gemacht hat.

Märten. Das sieht ich freilich nicht so deutlich ein.

Schnaps. Also Exempli gratia.

Märten. Noch ein Exempel?

Schnaps. Wir haben ja noch keins gehabt.

Märten. Nur zu viel.

Schnaps. Ich sage also — (Er holt einen großen Milchtopf, und setzt ihn auf den Tisch.)

Märten. Um Gottes willen rührt mir den Topf nicht an! Röse sagt: das wäre jetzt ihr bester.

Schnaps. Das ist mir lieb zu hören.

Märten. Nehmt doch einen kleinern Topf, wenn's ja seyn soll.

Schnaps. Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.

Märten. Nun so sag' ich Euch kurz und gut, daß ich von allem dem Zeuge nichts wissen will.

Schnaps. So!

Märten. Und daß Ihr Euch aus dem Hause packen könnt.

Schnaps. Ei!

Märten. Und daß ich ganz und gar nichts hören will.

Schnaps. Ihr wollt nichts hören?

Märten. Nein.

Schnaps. Ihr wollt nichts wissen?

Märten. Nein.

Schnaps. Nichts annehmen?

Märten. Nein.

Schnaps (zieht den Säbel). So wißt! daß ich Euch das Verständniß erklären werde.

Märten. Mit dem Säbel? Das ist eine schöne Manier.

Schnaps (ihm zu Leibe gehend). So wißt! daß Ihr schuldig seyd Euch zu unterrichten, neue Gedanken zu erfahren; daß Ihr geschieden werden müßt, daß Ihr frei werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt. Ihr mögt wollen oder nicht.

Märten (bei Seite). Gberge! Gberge! Kämst du nur! ich wollt' ihn nicht verstecken.

Schnaps. Ihr hört also gern?

Märten. Gewiß.

Schnaps. Und habt keine Abneigung Euch zu unterrichten?

Märten. Keineswegs.

Schnaps. So ist's recht.

Märten. Ich find' es auch.

Schnaps. Nun gebt Acht!

Märten. Recht gern.

Schnaps. Dieser Topf stellt ein Dorf vor.

Märten. Ein Dorf?

Schnaps. Oder eine Stadt.

Märten. Curios!

Schnaps. Oder eine Festung.

Märten. Wunderlich!

Schnaps. Ja! Zum Exempel eine Festung.

Märten (bei Seite). Wenn ich nur die Exempel los wäre.

Schnaps. Ich ziehe davor.

Märten. Was gibt das?

Schnaps. Ich fordre sie auf! Treteng! Treteng! (Er trompetet nachahmend.)

Märten. Er ist ganz und gar verrückt.

Schnaps. Sie macht Mäuse, und will sich nicht ergeben.

Märten. Daran thut sie wohl. (Bei Seite.) Wenn nur Röse käme die Festung zu entsetzen.

Schnaps. Ich belagre sie! Pu! Pu!

Märten. Das wird arg!

Schnaps. Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich setze ihr Tag und Nacht zu. Pu! Pu! Pu! Sie ergiebt sich.

Märten. Da thut sie übel.

Schnaps (nähert sich dem Topfe). Ich ziehe hinein.

Märten. Es wird ihr schlimm gehen.

Schnaps (nimmt den Deckel). Ich versammle die Bürgerschaft.

Märten. Nun ist's aus.

Schnaps. Die Wohlgesinnten kommen eilig. Da lauf' ich wieder. (Er setzt sich) und rede sie an.

Märten. Du armer Tropf!

Schnaps. Brüder Bürger! sag' ich.

Märten. Das klingt freundlich genug.

Schnaps. Leider seh' ich euch uneins.

Märten. Im Topfe ist es ja ganz stille.

Schnaps. Es ist eine heimliche Gährung.

Märten (horchend). Ich spüre nichts davon.

Schnaps. Ihr habt den ursprünglichen Zustand der Gleichheit verlassen.

Märten. Wie so?

Schnaps (patriotisch). Da ihr zusammen noch reine Milch wart', fand sich ein Tropfen wie der andere.

Märten. Das läßt sich nicht läugnen.

Schnaps. Nun aber seyd ihr sauer geworden.

Märten. Die Bürger?

Schnaps. Ihr habt euch geschieden.

Märten. Sieh doch!

Schnaps. Und ich finde die Reichen, die unter dem sauren Rahm vorgestellt werden —

Märten. Das ist schmatisch!

Schnaps. Die Reichen schwimmen oben.

Märten. Die Reichen sind der saure Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie schwimmen oben! Das ist nicht zu läugnen.

Märten. Es ist unleidlich!

Schnaps. Ich schöpfe sie also ab. (Er schöpft auf einen Teller.)

Märten. O weh! Nun geht's drüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgehoben habe, sind' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Das ist auch nicht zu verachten.

Märten. Mich däucht.

Schnaps. Das ist so der hübsche, wohlhabende Mittelstand.

Märten. Die Schlippermilch der Mittelstand? Was das für Einfälle sind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er schöpft).

Märten. Der versteht's.

Schnaps. Nun rühre ich sie unter einander, (er rührt) und lehre sie wie man sich verträgt.

Märten. Was soll's nun?

Schnaps (steht auf und geht nach dem Schranke). Nun setze ich mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein großes Brod herver) einen Edelhof.

Märten. Das ist ja ein Brot.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die besten Aecker in der Flur; drum werden sie billig unter dem Brote vorgestellt.

Märten. Das soll auch dran?

Schnaps. Natürlich: Es muß alles gleich werden.

Märten (bei Seite). Hätte er nur den Säbel nicht anhängen: Das macht unser Spiel verwünscht ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das Nöthige abgeschnitten, und —

Märten. Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeisen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja! Ja!

Schnaps. Und wird sodann unter das Uebrige gemischt und umgerührt.

Märten. Seyd Ihr bald fertig?

Schnaps (bedächtig). Nun fehlen noch die geistlichen Güter.

Märten. Wo sollen die herkommen?

Schnaps. Hier sind' ich eine Zuckerschachtel. (Er greift nach der, welche bei dem Kaffeezeuge steht.)

Märten (hält ihm in den Arm). Laßt stehen! Rührt sie nicht an! Röse weiß mir immer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps (an den Säbel greifend). Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die geistlichen Herren haben immer die schmackhaftesten, die süßesten Besitzthümer —

Märten. Es muß sie ja Jemand haben.

Schnaps. Und werden deshalb billig durch den Zucker repräsentirt. Der wird nun auch gerieben —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und drüber geströut.

Märten (bei Seite). Ich dosse, du sollst mir das bezahlen. (Ans Fenster.) Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps. Und so ist die sauerlose Milch der Freiheit und Gleichheit fertig.

Märten (am Fenster, lacht). Es war nichts.

Schnaps. Kommt der! Was macht Ihr am Fenster?

Märten. Ich dachte, es käme Jemand.

Schnaps. Görge kommt doch nicht? (Er setzt auf.)

Märten. Es ist alles stille.

Schnaps. Laßt einmal sehen. (Er tritt an das Fenster, und legt sich auf Märten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge (der zur Hinterthür hereinschleicht).

Görge (leise). Wer zum Henker ist beim Vater? Sollte das Schnaps seyn?

Märten (am Fenster). Drückt mich nicht so!

Schnaps. Ich muß ja sehen. (Lehnt sich hinaus.)

Märten. Was denn?

Schnaps. Wie sich meine Soldaten betragen.

Görge (wie oben). Es ist seine Stimme: Wie sieht der Kerl aus?

Schnaps. Brav! meine wackern Freunde!

Märten. Mit wem redet Ihr?

Schnaps. Seht Ihr nicht wie meine Leute um den Freiheitsbaum tanzen?

Märten. Seyd Ihr toll? Es regt sich keine Seele.

Görge. Er ist's fürwahr! Was heißt das? Der Vater schließt sich mit ihm ein! Wie er verstummt ist! Glücklich! daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps. So seht doch! wie man Euern Weibern und Töchtern Begriffe von der Freiheit und Gleichheit beibringt!

Märten (der sich losmachen will, aber von Schnaps gehalten wird). Das ist zu arg!

Görge. Was sie nur zusammen reden! Ich verstehe nichts. (Sich umwendend.) Was soll das heißen? Der Schrank offen! Saure Milch zurechte gemacht! Das soll wohl ein Frühstück werden?

Schnaps (wie oben). So kennt Euch doch wie alles einig und vergnügt ist.

Märten. In Eurem Kopfe muß es wunderlich spuken. Ich sehe nichts.

Görge (sich zurückziehend). Ich muß nur horchen.

Schnaps (Märten loslassend). Ich sehe alles im Geiste; Ihr werdet es bald vor Eurem Hause mit Augen sehen.

Märten. In meinem Hause seh' ich schon im voraus nichts Gutes.

Schnaps (noch einmal zum Fenster hinaus sehend, vor sich). Alles ist ruhig und sicher. Nun geschwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tisch.)

Märten. Geh' ich dich wo anders!

Schnaps. O du labliche Suppe der Freiheit und Gleichheit, sey mir gesegnet! — Setzt der!

Märten. Was gieb's?

Schnaps. Nun setzt sich der Bürgergeneral drüber.

Märten. Das dacht' ich.

Schnaps. Und verzehrt sie.

Märten. Allein?

Schnaps (elend). Nicht doch! — Mit den Seinigen.

Märten. Das ist honett.

Schnaps. Setzt Euch, Bürger Martin.

Märten. Danke schön!

Schnaps. Laßt's Euch schmecken.

Märten. Ich bin nicht hungrig.

Schnaps. Schont Euch nicht vor mir, wir sind alle gleich.

Märten. Das merk' ich.

Schnaps. Ihr sind ein braver Bürger.

Märten. Davon weiß ich kein Wort.

Schnaps. Ihr sollt mein Corporal werden.

Märten. Viel Ehre!

Schnaps. Setzt Euch, mein Corporal.

Märten. Ihr scherzt, mein General.

Schnaps (aufsteht und complimentirend). Mein Corporal!

Märten. Mein General!

Görge (der sich indessen hervorgeschlichen, trifft Schnapsen mit dem Ellbogen, indem er sich packt).

Schnaps. Was ist das?

Görge. Mein General!

Märten. Bravo, Görge!

Görge (auf Schnapsen schlagend). Mein Corporal!

Schnaps. Heilige Freiheit stehe mir bei!

Görge. Kind' ich dich so?

Märten. Nur zu!

Schnaps. Heilige Gleichheit, nimm dich meiner an!

Görge. Singe nur! Ich schlage den Tact.

Schnaps (den Säbel ziehend und sich zur Wehre setzend). Heilige Revolutionsgewalt, befreie mich!

Görge. Was? Du willst Dich wehren?

Märten. Nimm dich in Acht, der Kerl ist desperat.

Görge. Der Nichtswürdige! Er soll mir kommen. (Dringt auf Schnapsen ein.)

Schnaps. O weh mir!

Görge. Du sollst empfinden!

Märten. Den Säbel her!

Görge (ihn entwaffnend). Ich habe ihn schon.

Schnaps (hinter Tisch und Stühle sich verschanzend). Nun will Kapituliren.

Görge. Herrer!

Schnaps. Bester Görge, ich spaße nur

Görge. Ich auch. (Er schlägt nach ihm, trifft aber nur den Tisch.)

Märten. Triff ihn.

Schnaps (macht sich hervor, und läuft herum). Oder sonst —

Görge. (ihm nach). Das soll dir nichts helfen.

Schnaps (zu er gegen das Fenster kommt). Hülfe! Hülfe!

Görge (treibt ihn weg). Willst du schweigen!

Schnaps (wie oben). Feuer! Feuer!

Märten (verrennt ihm von der andern Seite den Weg). Stopf' ihm das Maul!

Schnaps (hinter wie Stühlen verschanzt). Verschont mich! Es ist genug!

Görge. Willst du heraus!

Schnaps (wirft ihnen die Stühle nach den Beinen, so Görgen zurück). Da habt ihr's!

Görge. Warte nur!

Schnaps. Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hintenthür hinaus.)

Görge. Ich haschte dich doch. (Ihm nach.)

Märten (sieht und reißt das Bein, das der Stuhl getroffen hat, und hinkt den übrigen Theil des Stückes). Der Bösewicht! Mein Bein! Hat er's doch auch brav abgekriegt!

Eilfter Auftritt.

Märten. Röse. Hernach Görge.

Röse (von außen). Vater! Vater!

Märten. O weh! Röse! Was wird die zu der Geschichte sagen?

Röse. Macht auf, Vater! Was ist das für ein Lärm?

Märten (am Fenster). Ich komme! Warte nur.

Görge (zur Hintenthür herein). Der verwünschte Kerl! Er hat sich in die Kammer eingesperrt; ich hab' aber gleich das Vorlegeschloß vorgelegt, er soll uns nicht entwischen.

Röse. Vater! wo bleibt Ihr? Macht auf!

Görge. Das ist ja Röse.

Märten. Geh! Ich hinke. Mach' ihr die Thür auf.

Görge (ab).

Märten. Nun geht das Unglück an. Die arme Röse! Der saubre Topf! (Legt sich.)

Görge (der mit Rösen hereinkommt). Sieh nur, Röse.

Röse. Was ist das? Was giebt das?

Görge. Denk nur —

Röse. Mein Topf! Vater, was heißt das?

Märten. Schnaps —

Görge. Stell dir nur vor —

Röse. Mein Schrank! Der Zucker! (Ihn und her tastend.) O weh! o weh! Schnaps? Wo ist er?

Görge. Sey ruhig, er ist eingesperrt.

Röse. Das ist recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen schon.

Märten (aufspringend und hinkend). Wer?

Röse. Die Nachbarn sind zum Richter gelaufen, da es hier im Hause Lärm gab.

Märten. Zum Richter? O weh, wir sind verloren!

Röse. Mein saubrer Topf!

Görge. Er soll's bezahlen.

Märten. Hört mich, Kinder, hört mich! Vergeßt Topf und alles!

Röse. Warum nicht gar.

Märten. Schweig und höre! Wir dürfen Schnapsen nicht verrathen; wir müssen ihn verläugnen.

Görge. Das wäre schön!

Märten. So höre doch! wir sind alle verloren, wenn sie ihn finden. Er ist ein Angesandter vom Jacobinerclub.

Röse. Unmöglich! Der Schuft!

Märten. Warum nicht? Sie finden ihn in der Uniform. Er kann's nicht läugnen.

Görge. Ja, da hat er an.

Märten. Und wir werden verdächtig, wir werden eingezogen, wir müssen vors Amt: Gott weiß!

Görge. Wir könnten ja aber sagen —

Märten. Eile nur, und sag' es sey nichts gewesen.

Görge. Wenn sie's nur glauben! (Eilig ab.)

Röse. Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein saubrer Topf!

Märten. Narrenspossen! Besinne dich auf was, unsre Köpfe zu retten.

Röse. Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur sagen: wie euch der Kerl hätte anwerben wollen, hätte ihn Görge brav durchgeprügelt.

Märten. Das wäre vortrefflich! Warum ist dir's nicht gleich eingefallen? Nun ist Görge hinunter, und verläugnet ihn; nun sind wir verdächtig. Es ist ein Unglück! Ein Unglück!

Röse. O, verwünscht!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter (herumdrangend). Nein, nein, ich muß die Sache untersuchen.

Görge (im abgehen). Es ist nichts.

Märten. Muß ich den Richter in meinem Hause sehen? Ich unglücklicher Mann!

Röse (vorrennend). Bemüh' Er sich nicht, Herr Richter.

Richter. Kein Bemühen! Es ist Schuldigkeit. Wer hat Feuer geschrien?

Alle. Es war Spaß.

Richter. Man spaßt nicht so. Wer hat Hülfe gerufen?

Röse. Ich — Ich — nechte mich mit Görgen.

Richter. Rechtet Euch?

Röse (führt den Richter herum, und erzählt, indem sie sich bemüht). Da hatt' ich im Milchschranke einen schönen Topf saure Milch — und schloß den Schrank zu und ging weg — Da kam Görge — Warte nur, Görge! — Da kam Görge, und hatte Arpetie — und trad den Schrank auf.

Richter. Ei! Ei!

Röse. Und rahmte mir den Topf ab — und machte sich ein Frühstück zurecht — hier steht es noch — da kam ich nach Hause — und war böse — und — gab ihm eine Ohrfeige — da balgt' er mich — und tipelte mich, und da schrie ich — und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel einer dem Vater auf die Füße — Nicht wahr, Vater?

Märten. Ihr seht, wie ich hinke.

Röse. Und da schrie ich noch ärger — und —

Richter. Und da sog ich dem Richter was vor.

Röse. Ich lüge nicht.

Richter. Ich glaube Ihr wißt es selbst nicht. so glatt geht's Euch vom Maule. Glaubt Ihr, daß unser einer nicht besser aufpaßte?

Görge. Wie so?

Richter (zu Röse). Gingt Ihr nicht eben vor meinem Hause vorbei?

Röse. Ja.

Richter. Begegnetet Ihr nicht diesen Leuten?

Röse. Ich erinnere mich's nicht.

Richter (zu den Bauern). Ist sie euch nicht begegnet?

Ein Bauer. Ja! und sie hat mit uns gesprochen, und wir haben ihr gesagt daß bei ihrem Vater großer Lärm wäre.

Märten. Nun ist's aus!

Röse. O verwünscht!

Görge. So geht's mit dem Ausreden!

Richter. Da steht Ihr nun! Was sagt Ihr dazu? (Sie sehen einander an; der Richter geht auf und nieder, und findet die Mütze.) Oho! Was ist das?

Görge. Ich weiß nicht.

Richter (sieht sich um und findet den Hut mit der Cocarde). Und das?

Röse. Ich verstehe's nicht.

Richter (hält sie Märten hin). Nun? Vielleicht wißt Ihr? Vielleicht versteht Ihr?

Märten (vor sich). Was soll ich sagen?

Richter. So werd' ich's Euch wohl erklären müssen. Das ist eine Freiheitsmütze. Das ist eine Nationalcocarde. Eine schöne Entdeckung! Nun steht Ihr da, und verstummt, weil es zu deutlich ist. — In diesem Hause ist also der Sitz der Verschwornen, die Zusammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen? — Das ist ein Fund! Das ist ein Glück! — Ihr habt Euch gewiß unter einander verunreinigt, wie die Franzosen auch — und seyd Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch selbst verrathen. So ist's schon recht! — Wir wollen weiter hören.

Röse. Lieber Herr Richter!

Richter. Sonst seyd Ihr so schnippisch. Jetzt könnt Ihr bitten.

Görge. Ihr möcht wissen —

Richter. Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

Märten. Herr Gevatter!

Richter. Bin ich einmal wieder Gevatter?

Röse. Seyd Ihr nicht mein Pathe?

Richter. Seit der Zeit hat sich vieles geändert.

Märten. Laßt Euch sagen —

Richter. Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa schon Anstalt zum Freiheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht schon abgeredet, mich an den ersten besten Pfahl zu hängen? Man weiß wie jetzt das unruhige Volk von seiner Obrigkeit spricht, wie es denkt! Es soll ihm übel bekommen. Es soll Euch übel bekommen! (Zu den Bauern) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß verfolgt werden, es muß inventirt werden. Es finden sich Waffen, Pulver, Cocarden! Das giebt eine Untersuchung. Fort! Fort!

Märten. Ich unglücklicher Mann!

Röse. So laßt Euch bedeuten, Herr Richter.

Richter. Etwa belohnen, Mamsell Röschen! Fort! fort!

Görge. Wenn's nicht anders ist, so soll Schnaps auch mit. Da muß sich die Sache aufklären.

Richter. Was sagt Ihr von Schnaps?

Görge. Ja sage —

Röse (zum Fenster). Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter. Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge. Auf ihn!

Röse. Gnäd'ger Herr! Gnäd'ger Herr! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Richter. Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh seyn daß solche Böswichter entdeckt sind. Und dann ist es eine Polizeisache, eine Criminalsache: die gehört vor mich, vor den Gerichtshalter, vor die Regierung, vor den Fürsten: Es muß ein Exempel statuirt werden!

Märten. Da haben wir das Exempel.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Oheimann.

Oheimann. Kinder, was zieht's?

Röse. Helfen Sie uns, gnädiger Herr!

Richter. Hier sehen Ew. Gnaden was sich im Hause findet.

Oheimann. Was denn?

Richter. Eine Freiheitsmütze.

Oheimann. Sonderbar!

Richter. Eine Nationalecocarde.

Edelmann. Was soll das heißen?

Richter. Verschwörung! Aufruhr! Hochverrath! (Er behält die Mütze und Cocarde in der Hand, und nimmt sie hernach mit hinaus.)

Edelmann. Laßt mich fragen!

Richter. Lassen Sie und nachsuchen! Wer weiß, was noch im Hause steckt.

Edelmann. Stille!

Nöle. Gnädiger Herr!

Edelmann. Diese Sachen?

Märten. Bringe Schnaps ins Haus.

Görge. In meiner Abwesenheit.

Märten. Drück die Corcârde auf —

Nöle. Machte sich über die Mitcorpse —

Märten. Und wollte mich in der Gleichheit und Freiheit unterrichten.

Edelmann. Wo ist er?

Görge. In der Hinterkammer. Er hat sich eingesperrt, als ich ihn verfolgte.

Edelmann. Schafft ihn heraus!

Görge (mit den Richtern und den Bauern ab).

Edelmann. Das ist also wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.

Märten. Nichts anders.

Edelmann. Wie kam er ins Haus?

Märten. In meiner Kinder Abwesenheit.

Nöle. Er schrackte sich vor Görgen.

Märten. Er machte mich neugierig.

Edelmann. Man sagt Ihr seyd's manchmal.

Märten. Verzeihen Sie!

Edelmann. Und ein bischen leichtgläubig dazu.

Märten. Er machte es gar zu wahrscheinlich, daß er die wichtigsten Sachen wisse.

Edelmann. Und hatte Euch zum Besten.

Märten. Wie es scheint.

Nöle. Es war ihm nur um ein Frühstück zu thun. Da seyen Sie nur, gnädiger Herr, welches schöne saure Milch er sich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brot und Zucker und allem. Das liebe Gut! man muß es nun wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Mensch genießen, da der Unflat die Schnauze drüber gehabt hat.

Edelmann. Er wollte also ein Frühstück gewinnen?

Märten. Nach seiner Art. Er sagte er sey von den Jacobinern abgeschickt.

Edelmann. Und weiter?

Märten. Zog er eine Uniform an und bewaffnete sich.

Edelmann. Toll genug!

Märten. Und sagte: er wäre Bürgergeneral, und ward mit jedem Augenblick gröber.

Edelmann. Das ist so die Art.

Märten. Erst that er freundlich und vertraut, dann ward er brutal, und brach mir den Schrank auf, und nahm was ihm gefiel.

Edelmann. Gerade wie seine Collegen!

Märten. Ich bin roher Art drum.

Edelmann. Noch nicht so übel wie die Provinzen wo seines Gleichen hausen haben; wo gutmüthige Thoren ihnen auch anfangs zuliefen, wo sie mit Schmeicheln und Versprechungen anfingen, mit Gewalt, Raub, Verbannung edelmüthiger Leute und allen Arten übler Behandlung endigten. Danke Gott daß Ihr so wohlfeil davon kommt!

Nöle. Sie schätzen mich also, gnädiger Herr?

Edelmann. Es scheint daß Ihr nichts versäumt hat.

Märten. Da kommen sie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge. Der Richter. Schnaps (von den Bauern geführt in der Uniform, mit Säbel und Schnurrbart).

Edelmann. Hervor, Herr General!

Richter. Hört ist der Räuberhäuptern. Seht Sie ihn nur an. Alles wie die Zeitungen schreiben. Uniform! Säbel! (Er zeigt dem Mütze und Hut auf.) Mütze! Hut! So soll er am Pranger stehen! Geschwind zum Gerichtshalter! Verdirbt! In Ketten und Banden nach der Residenz geschleppt!

Edelmann. Sachte! sachte!

Richter. Bosen frei! Der Kerl ist nicht allein! Man muß ihn verouren! Man muß die Mitverschwornen entdecken! Man muß Regimenter marschiren lassen! Man muß Haussuchung thun!

Edelmann. Nur gemach! — Schnaps, was sind das für Possen!

Schnaps. Ja wohl, eitel Possen!

Edelmann. Wo sind die Kleider her? Geschwind! Ich weiß schon.

Schnaps. Sie können unmöglich wissen, gnädiger Herr, daß ich diese Kleider und dem ganzen militärischen Apparat von einem armen Teufel geerbt habe.

Edelmann. Geerbt? Er pflegt sonst zu stehlen.

Schnaps. Hören Sie mich an.

Märten. Was wird er sagen?

Schnaps. Als der letzte Transport französischer Kriegsgefangenen durch die Stadt getrieben wurde —

Edelmann. Nun?

Schnaps. Schlich ich aus Neugierde hinein.

Edelmann. Weiter!

Schnaps. Da stieß im Wirthshause in der Vorstadt ein armer Teufel liegen, der sehr krank war.

Richter. Das ist gewiß nicht wahr.

Schnaps. Ich nahm mich seiner an, und er — verstarb.

Edelmann. Das ist sehr wahrscheinlich.

Schnaps. Er vermachte mir seine Sachen, für die Mühe die ich mir genommen —

Edelmann. Ihn umzubringen.

Schnaps. Bestehend aus diesem Rocke und Säbel.

Edelmann. Und die Mütze? Die Cocarde?

Schnaps. Fand ich in seinem Mantelsack unter alten Lumpen.

Edelmann. Da fand Er sein Generals-Patent.

Schnaps. Ich kam hierher und fand den einfältigen Märten.

Märten. Den einfältigen Märten? Der Unverschämte!

Schnaps. Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die saure Milch nicht anbringen, die ich eingebrockt hatte. Ich reagirte darüber eine kleine Differenz mit Görgen —

Edelmann. Diese Unverschämte! Ist alles die reine Wahrheit was Er sagt?

Schnaps. Ertauntgen Sie sich in der Stadt. Ich will angeben wo ich den Mantelsack verkauft habe. Diese Garderobe trug ich im Barbierbeutel herüber.

Edelmann. Es wird sich alles finden.

Richter. Glauben Sie ihm nicht!

Edelmann. Ich weiß was ich zu thun habe. Finden sich alles wahr, so muß eine solche Kleinigkeit nicht gerügt werden; sie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu verhehlen. Kinder, laßt Euch, verstellt Euren Vater wohl, und haltet gut Haus.

Wöse. Das iſt unſre Sache.

Görge. Dabei bleibt's.

Oheimann. Und Euch, Alter, ſoll es zum Lohe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hieſige Landart und auf die Witterung verſteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für Euch Jungen, und den politiſchen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Feſttags.

Märten. Es wird wohl das Beſte ſeyn.

Oheimann. Bei ſich ſange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit die uns geſtattet iſt: er ſchaffe ſich und den Seinigen einen continuirlichen Vortheil; ſo wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

Richter (der indeſſen seine Ungeduld gemäßigt hat, gleichsam einfallend). Aber dabei kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen: Dinge ſo was unaufgehalten hin —

Oheimann. Nur gelaſſen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erſt das Uebel hervor. In einem Lande wo der Fürſt ſich vor Niemand verſchließt; wo alle Stände billig gegen einander denken; wo Niemand gehindert iſt in ſeiner Art thätig zu ſeyn; wo nützliche Einſichten und Kenntniſſe allgemein verbreitet ſind: da werden keine Parteien entſtehen. Was in der Welt geſchieht wird Aufmerkſamkeit erregen; aber aufrühreriſche Geſinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar ſeyn daß wir einen heitern Himmel über uns ſehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verheeren.

Wöſe. Es hört ſich Ihnen ſo gut zu!

Görge. Vaterhaftig, Wöſe! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr.

Oheimann. Ich habe ſchon alles geſagt. (Er zieht Cigarren hervor.) Und wie viel will das ſchon heißen, daß wir über dieſe Cocarde, dieſe Mütze, dieſen Rock, die ſo viel Uebel in der Welt geſtiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Wöſe. Ja, recht lächerlich ſieht Er aus, Herr Schnaps.

Görge. Ja, recht ulkerlich!

Schnaps. Das mag ich mir wohl gefallen laſſen. (Nach der Mütze greifend.) Wenn ich nur vor meinem Abzug die andere Hälfte der patriotiſchen Contribution zu mir nehmen dürfte!

Wöſe. Es gut ſoll's Ihm nicht werden.

Die Aufgeregten.

Politisches Drama in fünf Aufzügen.

Personen:

Die Gräfin.
Friederike, ihre Tochter.
Carl, ihr Söhnchen.
Der Baron, ein Vetter.
Der Hofrath.
Breme von Bremenfeld, Chirurgus.
Caroline, Bremens Tochter.
Luise, Bremens Nichte.
Der Magister, Hofmeister des jungen Grafen.
Der Amtmann.
Jacob, junger Landmann und Jäger.
Martin, Albert, Peter, Georg, Bedienter der Gräfin. } Landleute.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein gemeines Wohnzimmer, an der Wand zwei Bilder, eines bürgerlichen Mannes und seiner Frau, in der Tracht wie sie vor fünfzig oder sechzig Jahren zu seyn pflegte.

(Nacht.)

Luise (an einem Tische worauf ein Licht steht, strickend).
Caroline (in einem Großvaterstuhle gegenüber, schlafend).

Luise (einen vollendeten gestrickten Strumpf in die Höhe haltend). Wieder ein Strumpf! Nun wollt' ich, der Onkel käme nach Hause, denn ich habe nicht Lust einen andern anzufangen. (Sie steht auf und geht ans Fenster.) Er bleibt heut ungewöhnlich lange weg, sonst kommt er doch gegen eilf Uhr und es ist jetzt schon Mitternacht. (Sie tritt wieder an den Tisch.) Was die französische Revolution Gutes oder Böses stiftet, kann ich nicht beurtheilen; so viel weiß ich, daß sie mir diesen Winter einige Paar Strümpfe mehr einbringt. Die Stunden die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Breme nach Hause kommt, hätt' ich verschlafen, wie ich sie sonst verschlief.

Caroline (im Schlafe redend). Nein, nein! Mein Vater!

Luise (sich dem Sessel nähernd). Was giebt's? liebe Muhme! — Sie antwortet nicht! — Was nur dem guten Mädchen seyn mag: Sie ist still und unruhig; bei Nachts schläft sie nicht, und jetzt, da sie vor Müdigkeit eingeschlafen ist, spricht sie im Traume. Sollte meine Vermuthung gegründet seyn? Sollte der Baron in diesen wenigen Tagen einen solchen Eindruck auf sie gemacht haben, so schnell und stark? (Hervorrufend.) Wunderst du dich, Luise, und hast du nicht selbst erfahren wie die Liebe wirkt: wie schnell und wie stark!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. **Georg.**

Georg (heftig und ängstlich). Liebes Mamsellchen, geben Sie mir geschwinde, geschwinde —

Luise. Was denn, Georg?

Georg. Geben Sie mir die Flasche.

Luise. Was für eine Flasche?

Georg. Ihr Herr Onkel sagte, Sie sollen mir die Flasche geschwinde geben, sie steht in der Kammer, oben auf dem Brete rechter Hand.

Luise. Da stehen viele Flaschen, was soll denn drinne seyn?

Georg. Spiritus.

Luise. Es giebt allerlei Spiritus; hat er sich nicht deutlicher erklärt? wozu soll's denn?

Georg. Er sagt' es wohl, ich war aber so erschrocken. Ach der junge Herr —

Caroline (die aus dem Schlaf auffährt). Was giebt's? — Der Baron?

Luise. Der junge Graf?

Georg. Leider, der junge Graf!

Caroline. Was ist ihm begegnet?

Georg. Geben Sie mir den Spiritus.

Luise. Sage nur was dem jungen Grafen begegnet ist, so weiß ich wohl was der Onkel für eine Flasche braucht.

Georg. Ach das gute Kind! was wird die Frau Gräfin sagen wenn sie morgen kömmt: wie wird sie uns ausschelten!

Caroline. So red' er doch!

Georg. Er ist gefallen, mit dem Kopfe vor eine Tischecke, das Gesicht ist ganz in Blut, wer weiß ob nicht gar das Auge gelitten hat.

Luise (indem sie einen Wachsstock anzündet und in die Kammer geht). Nun weiß ich was sie brauchen.

Caroline. So spät! wie ging das zu?

Georg. Liebes Mamsellchen, ich dachte lange es würde nichts Gutes werden. Da sitzt ihr Vater und der Hofmeister alle Abend beim alten Pfarrer und lesen die Zeitungen und Monatsschriften, und so disputiren sie und können nicht fertig werden und das arme Kind muß dabei sitzen; da druckt sich's denn in eine Ecke wenn's spät wird und schläft ein, und wenn sie aufstehen da taumelt das Kind schlaftrunken mit und heute — nun sehen Sie — da schlägt's eben zwölfe — heute bleiben sie über alle Gebühr aus, und ich sitze zu Hause und habe Licht brennen und dabei stehen die andern Lichter für den Hofmeister und den jungen Herrn, und ihr Vater und der Magister bleiben vor der Schlosbrücke stehen und können auch nicht fertig werden, —

Luise (kommt mit einem Glase zurück).

Georg (fährt fort). Und das Kind kommt in den Saal getappt und ruft mich, und ich fahre auf und will die Lichter anzünden wie ich immer thue,

und wie ich schlaftrunken bin, lösche ich das Licht aus. Indessen tappt das Kind die Treppe hinauf, und auf dem Vorsaal stehen die Stühle und Tische, die wir morgen früh in die Zimmer vertheilen wollen; das Kind weiß es nicht, geht gerade zu, stößt sich, fällt, wir hören es schreien, ich mache Lärm, ich mache Licht und wie wir hinauf kommen, liegt's da und weiß kaum von sich selbst. Das ganze Gesicht ist blutig. Wenn es ein Auge verloren hat, wenn es gefährlich wird, geh' ich morgen früh auf und davon, eh' die Frau Gräfin ankommt; mag's verantworten wer will!

Luise (die indessen einige Bündelchen zusammen aus der Schublade genommen, steht ihm die Tasche). Hier! geschwind! trage das hinüber und nimm die Lämpchen dann, ich komme gleich selbst. Der Himmel verhüte, daß es so übel sey! Geschwind, Georg, geschwind!

Georg (ab).

Luise. Halte warmes Wasser bereit, wenn der Onkel nach Hause kommt und Kaffee verlangt. Ich will geschwind hinüber. Es wäre entsetzlich, wenn wir unsere gute Gräfin so empfangen müßten. Wie empfahl sie nicht dem Magister, wie empfahl sie nicht mir das Kind bei ihrer Abreise! Leider habe ich sehen müssen, daß es die Zeit über sehr vernachlässigt worden ist; daß man doch gewöhnlich seine nächste Pflicht versäumt! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Caroline. Hernach der Baron.

Caroline (nachdem sie einigemal nachdenkend auf und abgegangen). Er verläßt mich keinen Augenblick, auch im Traume selbst war er mir gegenwärtig. O wenn ich glauben könnte daß sein Herz, seine Absichten so redlich sind, als seine Blicke, sein Betragen redend und erinnernd ist. Ach, und die Art, mit der er alles zu sagen weiß, wie edel er spricht, mit der er sich ausdrückt! Man sagt was man will, welche Vorzüge giebt einem Menschen von edler Geburt eine standesmäßige Erziehung! Ach, daß ich doch seines Gleichen wäre!

Der Baron (an der Thüre). Sind Sie allein, beste Caroline?

Caroline. Herr Baron, wo kommen Sie her? Entfernen Sie sich! wenn mein Vater käme! Es ist nicht sodann mich so zu überfallen.

Baron. Die Liebe, die mich hieher führet, wird auch mein Fürsprecher bei Ihnen seyn, angebetete Caroline. (Er will sie umarmen.)

Caroline. Zurück, Herr Baron! Sie sind sehr verwegen. Wie kommen Sie her?

Baron. Ein Geschrei weckt mich, ich springe herunter und finde, daß mein Neffe sich eine Brunsche gefallen hat. Ich finde Ihren Vater um das Kind beschäftigt, nun kommt auch Ihre Mutter, ich sehe daß es keine Gefahr hat, es fällt mir ein: Caroline ist allein und was kann mir bei jeder Gelegenheit anders einfallen als Caroline? Die Augenblicke sind kostbar, schönes, angenehmes Kind! Beleben Sie mir, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben (will sie umarmen).

Caroline. Noch einmal, Herr Baron! lassen Sie mich, und verlassen Sie dieses Haus.

Baron. Sie haben versprochen mich sobald als möglich zu sehen, und wollen mich nun entfernen!

Caroline. Ich habe versprochen morgen früh mit Sonnenaufgang in dem Garten zu seyn, mit Ihnen spazieren zu gehen, mich Ihrer Gesellschaft zu freuen. Hieher hab' ich Sie nicht eingeladen.

Baron. Aber die Gelegenheit —

Caroline. Hab' ich nicht gemacht.

Baron. Aber ich benutze sie; können Sie mir es verdenken?

Caroline. Ich weiß nicht was ich von Ihnen denken soll.

Baron. Auch Sie — lassen Sie es mich frei gestehen — auch Sie erkennen sich nicht.

Caroline. Und worin bin ich mir denn so unähnlich?

Baron. Können Sie noch fragen?

Caroline. Ich muß wohl, ich begreife Sie nicht.

Baron. Ich soll reden?

Caroline. Wenn ich Sie verstehen soll.

Baron. Nun gut. Haben Sie nicht seit den drei Tagen die ich Sie kenne jede Gelegenheit gesucht, mich zu sehen und zu sprechen?

Caroline. Ich läugne es nicht.

Baron. Haben Sie mir nicht so oft ich Sie anfah mit Blicken geantwortet? und mit was für Blicken!

Caroline (verlegen). Ich kann meine eigenen Blicke nicht sehen.

Baron. Aber fühlen, was sie bedeuten — Haben Sie mir, wenn ich Ihnen im Tanze die Hand drückte, die Hand nicht wieder gedrückt!

Caroline. Ich erinnere mich's nicht.

Baron. Sie haben ein kurzes Gedächtniß, Caroline. Als wir unter der Linde brieten, und ich Sie zärtlich an mich schloß, damals stieß mich Caroline nicht zurück.

Caroline. Herr Baron, Sie haben sich falsch aufgelegt, was ein gutherziges unerfahrnes Mädchen —

Baron. Liebst du mich?

Caroline. Noch einmal, verlassen Sie mich! Morgen früh —

Baron. Werde ich ausschlafen.

Caroline. Ich werde Ihnen sagen —

Baron. Ich werde nichts hören.

Caroline. So verlassen Sie mich.

Baron (sich entfernend). O, es ist mir leid, daß ich gekommen bin.

Caroline (allein, nach einer Bewegung, als wenn sie ihn aufhalten wollte). Er geht, ich muß ihn fortschicken, ich darf ihn nicht halten. Ich liebe ihn, und muß ihn verscheuchen. Ich war unvorsichtig, und bin unglücklich. Was sind meine Hoffnungen auf den schönen Morgen, was die goldnen Träume, die ich zu nähren wagte. O, wie wenig Zeit braucht es, unser ganzes Schicksal umzukehren!

Vierter Auftritt.

Caroline. Breme.

Caroline. Lieber Vater, wie geht's? was macht der junge Graf?

Breme. Es ist eine starke Contusion, doch ich hoffe die Läsion soll nicht gefährlich seyn. Ich werde eine vortreffliche Cur machen und der Herr Graf wird sich künftig, so oft er sich im Spiegel besieht, bei der Schwarte seines geschnittnen Cherubgesichts, seines Breme vom Brunnenfeld, erinnern.

Caroline. Die arme Gräfin! wenn sie nur nicht schon morgen käme.

Breme. Desto besser! und wenn sie den übeln Zustand des Patienten mit Augen sieht, wird sie, wenn die Cur vollbracht ist, desto mehr Ehrfurcht

für meine Kunst empfinden. Standespersonen müssen auch wissen daß sie und ihre Kinder Menschen sind; man kann sie nicht genug empfinden machen wie verehrungswürdig ein Mann ist, der ihnen in ihren Nöthen beysteht, denen sie wie alle Kinder Adams unterworfen sind, besonders ein Chirurgus. Ich sage dir, mein Kind, ein Chirurgus ist der verehrungswürdigste Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theologe befreit dich von der Sünde die er selbst erfunden hat; der Jurist gewinnt dir deinen Prozeß und bringt deinen Gegner, der gleiches Recht hat, an den Bettelstab; der Medicus curirt dir eine Krankheit weg, die andere herbei und du kannst nie recht wissen ob er dir genutzt oder geschadet hat; der Chirurgus aber befreit dich von einem realen Uebel, daß du dir selbst zugezogen hast, oder daß dir zufällig und unverschuldet über den Hals kommt; er nutzt dir, schadet keinem Menschen, und du kannst dich unwidersprechlich überzeugen, daß seine Cur gelungen ist.

Caroline. Freilich auch, wenn sie nicht gelungen ist.

Breme. Das lehrt dich den Pfuscher vom Meister unterscheiden. Freue dich, meine Tochter, daß du einen solchen Meister zum Vater hast; für ein wohldenkendes Kind ist nichts ergetzlicher als sich seiner Eltern und Grosseltern zu freuen.

Caroline (mit traurigem Ton, wie bisher). Das thu' ich, mein Vater.

Breme (Sie nachahmend.) Das thust du, mein Thörchen, mit einem verdrüßten Gesichtchen und weinerlichen Tone. — Das soll doch wohl keine Freude vorstellen?

Caroline. Ach, mein Vater!

Breme. Was hast du, mein Kind?

Caroline. Ich muß es Ihnen gleich sagen.

Breme. Was hast du?

Caroline. Sie wissen der Baron hat diese Tage her sehr freundlich, sehr zärtlich mit mir getban. Ich sagt' es Ihnen gleich und fragte Sie um Rath.

Breme. Du bist ein vortreffliches Mädchen! werth als eine Prinzessin, eine Königin aufzutreten.

Caroline. Sie ertheilen mir auf meiner Hut zu seyn, auf mich wohl Acht zu haben, aber auch auf ihn; mir nichts zu vergeben aber auch ein Glück, wenn es mich auffinden sollte, nicht von mir zu stossen. Ich habe mich gegen ihn betragen, daß ich mir keine Vorwürfe zu machen habe; aber er —

Breme. Rede, mein Kind, rede!

Caroline. O es ist abscheulich. Wie frech, wie verwegen! —

Breme. Wie? (nach einer Pause). Sage mir nichts, meine Tochter, du kennst mich, ich bin eines billigen Temperaments, ein alter Soldat, ich würde mich nicht fassen können, ich würde einen tollen Streich machen.

Caroline. Sie können es hören, mein Vater, ohne zu zürnen, ich darf es sagen, ohne roth zu werden. Er hat meine Freundlichkeit übel ausgelegt, er hat sich in Ihrer Abwesenheit, nachdem Luise auf das Schloß geeilt war, hier ins Haus geschlichen. Er war verwegen, aber ich wies ihn zurechte. Ich trieb ihn fort und ich darf wohl sagen, seit diesem Augenblick haben sich meine Gesinnungen gegen ihn geändert. Er schien mir liebenswürdig, als er gut war, als ich glauben konnte daß er es gut mit mir meine; jetzt kommt er mir vor schlimmer als jeder andere. Ich werde Ihnen alles, wie bisher, erzählen, alles gestehen, und mich Ihrem Rath ganz allein überlassen.

Breme. Welch ein Mädchen! welch ein vortreffliches Mädchen! O ich beneidenswerther Vater! Wartet nur, Herr Baron, wartet nur: Die Hunde werden von der Kette loskommen, und den Jägern den Weg zum Tandenschlag verrennen. Ich will nicht Breme heissen, nicht den Namen Bremenfeld verdienen, wenn in Kurzem nicht alles anders werden soll.

Caroline. Ereifrt euch nicht, mein Vater.

Breme. Du gabst mir ein neues Leben, meine Tochter; ja fahre fort deinem Stand durch deine Tugend zu zieren, gleiche in allem deiner vortrefflichen Urgrossmutter, der seligen Burgermeisterin von Bremenfeld. Diese würdige Frau war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechts und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dies sein Bild jeden Tag, jede Stunde, ohne sie nach und werde verehrungswürdig wie sie.

Caroline (sieht das Bild an und lacht).

Breme. Was lachst du, meine Tochter?

Caroline. Ich will meiner Urgrossmutter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht anziehen soll wie sie. Ha, ha, ha! Sehn Sie nur, so oft ich das Bild ansehe muß ich lachen, ob ich es gleich alle Tage vor Augen habe, ha, ha, ha! Sehn Sie nur das Häubchen, das wie Federmausflügel vom Kopfe losfliegt.

Breme. Nun, nun! zu ihrer Zeit lachte Niemand darüber, und wer weiß wer über euch künftig lacht wenn er euch gemalt sieht; denn ihr seid sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte, ob du gleich meine hübsche Tochter bist, sie gefällt mir! Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide dich mit besserm Geschmack, so darf ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß, wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist als der schlechte. Ueberlaß dächt' ich du gingst zu Bette, denn es ist spät.

Caroline. Wollen Sie nicht noch Kaffee trinken? das Wasser siedet, er ist gleich gemacht.

Breme. Seine mir alles zurechte, sechzig den gemahlenen Kaffee in die Kanne, daß heiße Wasser will ich selbst darüber giessen.

Caroline. Gute Nacht, mein Vater!

(Geht ab.)

Breme. Schlaf wohl, mein Kind.

Fünfter Auftritt.

Breme (allein).

Daß auch das Unglück just diese Nacht geschehen mußte! Ich hatte alles klüglich einverstanden, meine Eintheilung der Zeit als ein kalter Practicus gemacht. Bis gegen Mitternacht hatten wir zusammen geschwatzt, da war alles ruhig, nachher wollte ich meine Tasse Kaffee trinken, meine bestellten Freunde sollten kommen zu der geheimnißvollen Ueberlegung. Nun hat's der Henker! Alles ist in Unruhe, sie wachen im Schloß dem Kinde Umschläge auflaufen. Wer weiß wo sich der Baron herumdrückt, um meiner Tochter aufzupassen. Beim Amtmann sah' ich Licht, bei dem verwünschten Kerl, den ich am meisten scheue. Wenn wir entdeckt werden, so kann der gröste, sodenste, erhabenste Gedanke, der auf mein ganzes Vaterland Einfluß haben soll, in der Geburt erstickt werden. (Er geht ans Fenster.) Ich höre Jemand kommen; die Würfel sind geworfen, wir müssen nun die Steine setzen: ein alter Soldat darf sich vor nichts

Schnoppern herum an allen Essen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen sich gar zu wohlgezogen,
Misten sich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Fi[illegible], sind nicht heraus zu kriegen.
Aber ich hab' ihn prostituirt:
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn,
Da mag er bekehren und lehren schön!

Nachbar Würzkrämer
kommt lachend außer Athem.

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff ist rasend ganz und gar,
Läuft wie wütig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;
Sperrt' Maul und Augen auf, der Mah,
Als ich ihm sagt', er wär' am Platz:
Er säh', sie redten durch die Nasen,
Hätten Bäuche sehr aufgeblasen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,
Schnauzten und bissen sich unbrüderlich,

fürchten. Bin ich denn nicht bei dem großen unübervindlichen Frig in die Schule gegangen!

Sechster Auftritt.

Breme. Martin.

Breme. Seyd ihr's, Gevatter Martin?

Martin. Ja, lieber Gevatter Breme, das bin ich. Ich habe mich ganz stille aufgemacht wie die Glocke Zwölfe schlug und bin hergekommen; aber ich habe noch Lärm gehört und bin und wieder gehen und da bin ich im Garten einigemal auf und abgeschlichen, bis alles ruhig war. Sagt mir nur was ihr wollt. Gevatter Breme, daß wir so spät bei euch zusammen kommen, in der Nacht; könnten wir's denn nicht bei Tage abmachen?

Breme. Ihr sollt alles erfahren, nur müßt ihr Geduld haben, bis die Andern alle beisammen sind.

Martin. Wer soll denn noch alles kommen?

Breme. Alle unsere guten Freunde, alle vernünftigen Leute. Außer euch, der ihr Schultze von dem Ort hier seyd, kommt noch Peter der Schultze von Rosenhahn und Albert der Schultze von Wiesengrunden; ich hoffe auch, Jakob wird kommen, der das hübsche Freigut besitzt. Dann sind recht ordentliche und vernünftige Leute beisammen, die schon was ausmachen können.

Martin. Gevatter Breme, ihr seyd ein wunderlicher Mann, es ist euch alles eins, Nacht und Tag, Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Breme. Ja, wenn das auch nicht so wäre, könnte nichts rechts werden. Wachen oder Schlafen, das ist mir auch ganz gleich. Es war nach der Schlacht bei Leuthen, wo unsere Lazarethe sich in schlechtem Zustande befanden, und sich wahrhaftig noch im schlechteren Zustande befunden hätten, wäre Breme nicht damals ein junger rüstiger Bursche gewesen. Da lagen viele Blessirte, viele Kranke, und alle Felddoctoren alt und verdrossen, aber Breme, ein junger tüchtiger Kerl, Tag und Nacht parat. Ich sag' euch, Gevatter, daß ich acht Nächte nach einander weg gewacht, und am Tage nicht geschlafen habe. Das merkte sich der auch, der alte Fritz, der alles wußte was er wissen wollte. Hört er, Breme, sagte er einmal, als er in eigner Person das Lazareth visitirte: Hört er, Breme, man sagt, daß er an der Schlaflosigkeit krank liege. — Ich merkte wo das hinaus wollte, denn die andern dumben alle dabei; ich sagte mich und sagte: Ihro Majestät, das ist eine Krankheit wie ich sie allen Ihren Dienern wünsche, und da sie keine Wartigkeit zurücklässt und ich den Tag auch noch brauchbar bin, so hoffe ich, daß Seine Majestät beherzigen keine Ungnade auf mich werfen werden.

Martin. Ei, ei! wie nahm denn das der König auf?

Breme. Er sah ganz ernsthaft aus, aber ich sah ihm wohl an, daß es ihm wohlgefiel. Breme, sagte er, wennst verstirbst er sich denn die Zeit? Da fahr' ich mir wieder ein Herz und sagte: ich denke an das was Ihro Majestät gethan haben und noch thun werden, und da stunt' ich Mathusalems Jahre erreichen und immer fortwachen, und stunt's doch nicht andenden. Da that er als hört' er's nicht und ging vorbei. Nun war's wohl acht Jahre darnach, da fahr' er mich bei der Revue wieder ins Auge. Wacht er noch immer, Breme? rief er. Ihro Majestät, versetzt' ich, lassen einem ja im Frieden so wenig Ruh als im Kriege. Sie thun immer so große Sachen, daß sich ein geschickter Kerl daran zu Schanden denkt.

Martin. Es hatt ihr mit dem König gesprochen, Gevatter? Durfte man so mit ihm reden?

Breme. Freilich durfte man so und noch ganz anders, denn er wußte alles besser. Es war ihm Einer wie der Andere, und der Bauer lag ihm am nehmsten am Herzen. Ich weiß wohl, sagte er zu seinen Ministern, wenn sie ihm das und jenes einreden wollten: die Reichen haben viele Advocaten, aber die Dürftigen nur Einen und das bin ich.

Martin. Wenn ich ihn doch nur auch gesehen hätte!

Breme. Stille, ich höre was! es werden unsere Freunde seyn. Sieh da! Peter und Albert.

Siebenter Auftritt.

Peter. Albert. Die Vorigen.

Breme. Willkommen! — Ist Jakob nicht bei euch?

Peter. Wir haben uns bei den drei Linden verstellt; aber er blieb und zu lang aus, nun sind wir allein da.

Albert. Was habt Ihr und Neues zu sagen, Meister Breme? Ist was vom Wetter gekommen, geht der Prozeß vorwärts?

Breme. Eben weil nichts gekommen ist, und weil, wenn was gekommen wäre, es auch nicht viel besser würde; so wollt' ich euch eben einmal meine Gedanken sagen: denn ihr wißt wohl, ich nehme mich der Sachen Aller, aber nicht öffentlich an, bis jetzt nicht öffentlich, denn ich darf's mit der gnädigen Herrschaft nicht ganz verderben.

Peter. Ja, wir verdürben's auch nicht gern mit ihr, wenn sie's nur halbweg leidlich machte.

Breme. Ich wollte euch sagen — wenn nur Jakob da wäre, daß wir alle zusammen wären und daß ich nichts wiederholen müßte, und wir einig würden.

Albert. Jakob? Es ist fast besser, daß er nicht dabei ist. Ihr traut ihm nicht recht; er hat das Freigütchen, und wenn er auch wegen der Zinsen mit uns gleiches Interesse hat, so geht ihn doch die Straße nichts an, und er hat sich im ganzen Prozeß gar zu lässig bewiesen.

Breme. Nun so lasst's gut seyn. Setzt euch und hört mich an. (Sie setzen sich.)

Martin. Ich bin recht neugierig zu hören.

Breme. Ihr wißt, daß die Gemeinden schon vierzig Jahre lang mit der Herrschaft einen Prozeß führen, der auf langen Umwegen endlich nach Wezlar gelangt ist, und von dort den Weg nicht zurück finden kann. Der Gutsherr verlangt Frohnen und andere Dienste, die ihr verweigert, und mit Recht verweigert: denn es ist ein Rezeß geschlossen worden mit dem Großvater unsers jungen Grafen — Gott erhalt' ihn! — der sich diese Nacht eine erschreckliche Brunsche gesoffen hat.

Martin. Eine Brunsche?

Peter. Gerade diese Nacht?

Albert. Wie ist das zugegangen?

Martin. Das arme liebe Kind!

Breme. Das will ich euch nachher erzählen. Nun hört mich weiter an. Nach diesem geschlossenen Rezeß überließen die Gemeinden an die Herrschaft ein paar Flecken Holz, einige Wiesen, einige Triften und sonst noch Kleinigkeiten, die euch von

seiner Bedeutung waren und der Herrschaft viel nutzten: denn man sieht, der alte Graf war ein kluger Herr, aber auch ein guter Herr. Leben und leben lassen war sein Spruch. Er erließ den Gemeinden dagegen einige zu entbehrende Frohnen und —

Albert. Und das sind die, die wir noch immer leisten müssen.

Breme. Und machte ihnen einige Conveniençen —

Martin. Die wir noch nicht genießen.

Breme. Richtig, weil der Graf stark, die Herrschaft sich in Besitz dessen setzte, was ihr zugestanden war, der Krieg einfiel, und die Unterthanen noch mehr thun mußten, als sie vorher gethan hatten.

Peter. Es ist accurat so, so hab' ich's mehr als einmal aus der Advokaten Munde gehört.

Breme. Und ich weiß es besser als der Advokat, denn ich sehe weiter. Der Sohn des Grafen, der verstorbene gnädige Herr, wurde eben um die Zeit volljährig. Das war, bei Gott! ein wilder böser Teufel, der wollte nichts herausgeben, und mißhandelte euch ganz erbärmlich. Er war im Besitz, der Regel war fort, und niemands zu finden.

Albert. Wäre nicht noch die Abschrift da, die unser verstorbener Pfarrer gemacht hat, wir wüßten kaum etwas davon.

Breme. Diese Abschrift ist euer Glück und euer Unglück. Diese Abschrift gilt alles vor jedem billigen Menschen, vor Gericht gilt sie nichts. Hätten ihr diese Abschrift nicht, so wäret ihr ungewiß in dieser Sache. Hätte man diese Abschrift der Herrschaft nicht vorgelegt, so wüßte man nicht, wie ungerecht sie handelt.

Martin. Da müßt ihr auch wieder billig seyn. Die Gräfin läugnet nicht, daß Vieles für uns spricht; nur weigert sie sich den Vergleich einzugehen, weil sie, in Vormundschaft ihres Sohnes, sich nicht getraut, so etwas abzuschließen.

Albert. In Vormundschaft ihres Sohnes! Hat sie nicht den neuen Schloßflügel bauen lassen, den er vielleicht sein Lebtage nicht bewohnt, denn er ist nicht gern in dieser Gegend.

Peter. Und besonders da er nun eine Brunsche gefallen hat.

Albert. Hat sie nicht den großen Garten und die Wasserkünste anlegen lassen, worüber ein paar Millionen haben müssen weggekauft werden? Das getraut sie sich alles in Vormundschaft zu thun, aber das Rechte, das Billige, das getraut sie sich nicht.

Breme. Albert, du bist ein wackerer Mann, so hör' ich gern reden, und ich gestehe wohl, wenn ich von unserer gnädigen Gräfin manches Gute genieße und deßhalb mich für ihren unterthänigen Diener bekenne, so möcht' ich doch auch darin meinen König nachahmen, und euer Sachwalter seyn.

Peter. Das wäre recht schön. Macht nur daß unser Prozeß bald aus wird.

Breme. Das kann ich nicht, das müßt ihr.

Peter. Wie wäre denn das anzugreifen?

Breme. Ihr guten Leute wißt nicht, daß alles in der Welt vorwärts geht, daß heute möglich ist, was vor zehn Jahren nicht möglich war. Ihr wißt nicht, was jetzt alles unternommen, was alles ausgeführt wird.

Martin. O ja, wir wissen, daß in Frankreich jetzt wunderliches Zeug getrieben.

Peter. Wunderliches und Abscheuliches!

Albert. Wunderliches und Gutes.

Breme. Es recht, Albert, man muß das Beste wählen! Da sag' ich nun, was man in Güte nicht haben kann, soll man mit Gewalt nehmen.

Martin. Sollte das gerade das Beste seyn?

Albert. Ohne Zweifel.

Peter. Ich dächte nicht.

Breme. Ich muß euch sagen, Kinder, jetzt oder niemals.

Albert. Da dürft ihr uns in Wiesengründen nicht viel vorschwatzen; dazu sind wir für und fertig. Unsere Leute wollen längst rebellieren; ich habe nur immer abgewehrt, weil mir Herr Breme immer sagte, es sey noch nicht Zeit, und das ist ein gescheidter Mann, auf den ich Vertrauen habe.

Breme. Gratias, Gevatter, und ich sage euch: jetzt ist es Zeit.

Albert. Ja glaub's auch.

Peter. Nehmt mir's nicht übel, das kann ich nicht einsehen: denn wenn's gut Aderlassen ist, gut Purgieren, gut Schröpfen, das steht im Kalender, und darnach weiß ich mich zu richten; aber wenn's just gut rebellern sey? das glaub' ich ist viel schwerer zu sagen.

Breme. Das muß unser einer verstehen.

Albert. Freilich versteht ihr's.

Peter. Aber sagt mir nur woher's eigentlich kommt, daß ihr's besser versteht, als andere gescheidte Leute?

Breme (gravitätisch). Erstlich, mein Freund, weil schon vom Großvater an meine Familie die größten politischen Einsichten erwiesen. Hier dieses Bildniß zeigt euch meinen Großvater Hermann Breme von Bremenfeld, der, wegen großer und vorzüglicher Verdienste zum Burgermeister seiner Vaterstadt erhoben, ihr die größten und wichtigsten Dienste geleistet hat. Dort schwebt sein Andenken noch in Ehren und Segen, wenn gleich beschaffte, pasquillantische Schandspitzbuben seine großen Talente und gewisse Eigenheiten, die er an sich haben mochte, nicht sehr glimpflich behandelten. Seine tiefe Einsicht in die ganze politische und militärische Lage von Europa wird ihm selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen.

Peter. Es war ein hübscher Mann, er sieht recht wohlgemuthet aus.

Breme. Freilich genoß er ruhigere Tage als sein Enkel.

Martin. Habt ihr nicht auch das Bildniß eures Vaters?

Breme. Leider, nein! Doch muß ich euch sagen: die Natur, indem sie meinen Vater Jost Breme von Bremenfeld hervorbrachte, hielt ihre Kräfte zusammen, um euren Freund mit solchen Gaben auszurüsten, durch die er euch nützlich zu werden wünschte. Doch bedürfte der Himmel, daß ich mich über meine Vorfahren erheben sollte; es wird und jetzt viel leichter gemacht, und wir können mit geringerm natürlichen Vorzügen eine große Rolle spielen.

Martin. Nicht zu bescheiden, Gevatter!

Breme. Es ist lauter Wahrheit. Sind nicht jetzt der Zeitungen, der Monatsschriften, der fliegenden Blätter so viel, aus denen wir uns unterrichten, an denen wir unsern Verstand üben können! Hätte mein seliger Großvater nur den tausendsten Theil dieser Hülfsmittel gehabt, er wäre ein ganz anderer Mann geworden. Doch Kinder, was rede ich von mir! Die Zeit vergeht, und ich förchte der Tag bricht an. Der Hahn macht uns aufmerksam, daß wir uns kurz fassen sollen. Habt ihr Mate?

Albert. An mir und den Meinigen soll's nicht fehlen.

Peter. Unter den Meinigen findet sich wohl Einer, der sich an die Spitze stellt; ich vertrete nur den Auftrag.

Martin. Seit dem paar letzten Predigten, die der Magister hielt, weil der alte Pfarrer so krank liegt, ist das ganze große Dorf hier in Bewegung.

Verne. Gut! so kann was werden. Ich habe ausgerechnet, daß wir über sechs Hundert Mann stellen können. Wollt ihr, so ist in der nächsten Nacht alles gethan.

Martin. In der nächsten Nacht?

Verne. Es soll nicht wieder Mitternacht werden, und ihr sollt weiter haben alles, was euch gehört, und mehr dazu.

Peter. So geschwind? wie wäre das möglich?

Albert. Geschwind oder gar nicht.

Verne. Die Gräfin kommt heute an, sie darf sich kaum besinnen. Nicht nur bei einbrechender Nacht vor das Schloß, und fordert eure Rechte, fordert eine neue Ausfertigung des alten Reverses, macht euch noch einige kleine Bedingungen, die ich euch schon anzeben will, laßt sie unterschreiben, laßt sie schwören und so ist alles gethan.

Peter. Vor einer solchen Gewaltthätigkeit zittern wir Arm und Beine.

Albert. Narr! wer Gewalt braucht, darf nicht zittern.

Martin. Wir leicht könnten sie uns aber ein Regiment Dragoner über den Hals ziehen. So arg dürfen wir's doch nicht machen. Das Militär, der Fürst, die Regierung würden uns schon zusammen arbeiten.

Verne. Gerade umgekehrt. Das ist's eben, worauf ich baue. Der Fürst ist unterrichtet, wie sehr das Volk bedrückt sey. Er hat sich über die Unthätigkeit des Adels, über die Langmüthigkeit der Versuche, über die Ehrsame der Gerichtshalter und Advokaten oft genug deutlich und stark erklärt, so daß man voraussagen kann, er wird nicht hören, wenn man sich Recht verschafft, da er es selbst zu thun verbindert ist.

Peter. Sollte das gewiß seyn?

Albert. Es wird im ganzen Lande davon gesprochen.

Peter. Da wäre noch allenfalls was zu wagen.

Verne. Wie ihr zu Werke gehen müßt, wie vor allen Dingen der öffentliche Gerichtshalter bei Seite muß, und auf wen noch mehr genau zu sehen ist, das sollt ihr alles noch vor Abend erfahren. Bereitet eure Sachen vor, trag eure Leute an, und seyd mir heute Abend um Sechse beim Herrenbrunnen. Das Fuder wird kommt, macht ihn verhältig, ja es ist besser, daß er macht gar trommen ist. Geht auf ihn Acht, daß er uns nicht nachstand nicht schade; an dem Vortheil, den wir uns erwerben, wird er seinen Theil nehmen wollen. Ich wird Tag, lebt wohl, und bedenkt nur, daß was geschehen soll, schon geschehen ist. Die Gräfin kommt eben erst von Paris zurück, wo sie das alles gesehen und gehört hat, was wir nur so weiter Verwunderung lesen; vielleicht bringt sie schon selbst mildere Gesinnungen mit, wenn sie gelernt hat, was Menschen, die zu sehr gedrückt werden, endlich für ihre Rechte thun können und müssen.

Martin. Lebt wohl, Gevatter. Lebt wohl! Punkt Sechse bin ich am Herrenbrunnen.

Albert. Ihr seyd ein tüchtiger Mann! Lebt wohl!

Peter. Ich will euch recht loben wenn's gut abläuft.

Martin. Wir wissen nicht wie wir's euch danken sollen.

Verne (mit Würde). Ihr habt Gelegenheit genug mich zu verbinden. Das kleine Capital p. C. von zweihundert Thalern, das ich der Kirche schuldig bin, erlaßt ihr mir ja wohl.

Martin. Das soll und nicht reuen.

Albert. Unsere Gemeine ist wohlhabend und wird auch gern was für euch thun.

Verne. Das wird sich finden. Das schöne Fleck, das Gemeindegut war und das der Gerichtshalter zum Garten einzäunen und umarbeiten lassen, das nehmt ihr wieder in Besitz und überlaßt mir's.

Albert. Das wollen wir nicht ansehen, das ist schon verschenkt.

Peter. Wir wollen auch nicht zurückbleiben.

Verne. Ihr habt selbst einen hübschen Sohn und ein schönes Gut, dem schmat' ich meine Tochter geben. Ich bin nicht stolz, glaubt nur, ich bin nicht stolz. Ich will Euch gerne meinen Schwäher heißen.

Peter. Das Mamsellchen ist hübsch genug; nur ist sie schon zu vornehm erzogen.

Verne. Nicht vornehm, aber gebildet. Sie wird sich in jeden Stand finden müssen. Doch darüber läßt sich noch Vieles reden. Lebt jetzt wohl, meine Freunde, lebt wohl!

Alle. So lebt denn wohl!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Vorzimmer der Gräfin. Gewehr im Fond und an den Seiten hängen ältere Familienbilder in mannigfaltigen geistlichen und weltlichen Trachten.

Der Amtmann (tritt herein und bleibt an der einen Seite stehen, da ihn gleich von der andern Seite).

Amtmann. Guten Morgen, Demoiselle! Sind Ihro Excellenz zu sprechen? Kann ich meine unterthänigste Devotion zu Füßen legen?

Luise. Verzeihen Sie einigen Augenblick, Herr Amtmann. Die Frau Gräfin wird gleich herauskommen. Die Beschwerlichkeiten der Reise und das Schreiben bei der Ankunft haben einige Ruhe nöthig gemacht.

Amtmann. Ich bedaure von ganzem Herzen. Nach einer so langen Abwesenheit, nach einer so beschwerlichen Reise einen einzig geliebten Sohn in einem so elenden Zustande zu finden! Ich muß gestehen, es schaudert mich wenn ich nur daran denke. Ihro Excellenz waren wohl sehr alteriert!

Luise. Sie können sich leicht vorstellen was eine zärtliche sorgsame Mutter empfinden mußte, als sie ankam, ins Haus trat und da die Verwirrung fand, nach ihrem Sohne fragte und durch ihrem Diener und Knechten leicht schließen konnte daß ihm ein Unglück begegnet sey.

Amtmann. Ich bedaure von Herzen. Was fangen Sie an?

Luise. Die mußten nur geschwind also erzählen, damit sie nicht etwas Schlimmeres besorgte; wir mußten sie ja dem Kinde führen, daß nur

verbundenem Kopf und blutigen Kleidern da lag. Wir hatten nur für Umschläge gesorgt und ihn nicht aufgeben können.

Ammann. Es muß ein schrecklicher Anblick gewesen seyn.

Luise. Sie blickte hin, that einen lauten Schrei und fiel mir ohnmächtig in die Arme. Sie war unterthänig als sie wieder zu sich kam, und wir hatten alle Mühe sie zu überführen daß das Kind sich nur eine starke Beule gefallen, daß es aus der Nase geblutet und daß seine Gesahr sey.

Ammann. Ich möchte es mit dem Hofmeister nicht treiben, der das gute Kind so vernachlässigt.

Luise. Ich wunderte mich über die Gelassenheit der Gräfin, besonders da er den Vorfall leichter behandelte als es ihm in dem Augenblick geziemte.

Ammann. Sie ist gar zu gnädig, gar zu nachsichtig.

Luise. Aber sie kennt ihre Leute und merkt sich alles. Sie weiß wer ihr redlich und treu dient, sie weiß wer nur dem Schein nach ihr unterthäniger Knecht ist. Sie kennt die Nachlässigen so gut als die Falschen, die Anstalten sowohl als die Widerspenstigen.

Ammann. Sie sagen nicht zu viel, es ist eine vortreffliche Dame, aber eben deswegen! Der Hofmeister verdiente doch das sie ihn geradezu wegschickte.

Luise. In allem, was das Schicksal des Menschen betrifft, geht sie langsam zu Werke, wie es einem Großen geziemt. Es ist nichts schrecklicher als Macht und Uebereilung.

Ammann. Aber Macht und Schwäche sind auch ein trauriges Paar.

Luise. Sie werden der gnädigen Gräfin nicht nachsagen daß sie schwach sey.

Ammann. Behüte Gott, daß ein solcher Gedanke einem alten treuen Diener einfallen sollte! Aber es ist denn doch erlaubt zum Vortheil seiner gnädigen Herrschaft zu wünschen, daß man manchmal mit mehr Strenge gegen Leute zu Werke gehe, die mit Strenge behandelt seyn wollen.

Luise. Die Frau Gräfin! (Luise tritt ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Gräfin (im Negligee). Der Ammann.

Ammann. Euer Excellenz haben zwar auf eine angenehme Weise doch unvermuthet Ihre Dienerschaft überrascht, und wir bedauern nur daß Dieselben bei Ihrer Ankunft durch einen so traurigen Anblick erschreckt werden. Wir hatten alle Anstalten zu Dero Empfang gemacht: das Tannenreisig zu einer Ehrenpforte liegt wirklich schon im Hofe; die sämmtlichen Gemeinden wollten reihenweis an dem Wagen stehen und Hochdieselben mit einem lauten Vivat empfangen, und jeder freute sich schon bei einer so feierlichen Gelegenheit seinen Festtagsrock anzuziehen und sich mit seine Kinder zu putzen.

Gräfin. Es ist mir lieb daß die guten Leute sich nicht zu beiden Seiten des Wegs gestellt haben, ich hätte ihnen unmöglich ein freundlich Gesicht machen können, und Ihnen am wenigsten, Herr Ammann!

Ammann. Wie so? Wodurch haben wir Ew. Excellenz Unanade verdient?

Gräfin. Ich kann nicht leugnen, ich war sehr verdrießlich als ich gestern auf den abscheulichen Weg kam, der gerade da anfangt wo meine Besitzungen anfangen. Die große Meile bin ich fast auf lauter guten Wegen gefahren und eben da ich wieder in das Meinige zurückkomme, sind' ich sie nicht nur schlechter wie vorm Jahr, sondern so abscheulich, daß sie alle Uebel einer schlechten Chaussee verbinden. Bald tief ausgefahrne Löcher, in die der Wagen umzustürzen droht, aus denen die Pferde mit aller Gewalt ihn kaum herausreißen, bald Steine ohne Ordnung über einander geworfen, daß man eine Viertelstunde lang selbst in dem bequemsten Wagen auf Unerträglichste zusammen geschüttelt wird. Es sollte mich wundern wenn nichts daran beschädigt wäre.

Ammann. Ew. Excellenz werden mich nicht ungnädig verdammen; nur mein eifriges Bestreben von Ew. Excellenz Gerechtsamen nichts das Mindeste zu vergeben, ist Ursache an diesem übeln Zustande des Wegs.

Gräfin. Ich verstehe. —

Ammann. Sie erlauben Ihrer tiefen Einsicht nur anheim zu stellen, wie wenig es mir hätte ziemen wollen den widerspenstigen Bauern auch nur ein Haar breit nachzugeben. Sie sind schuldig die Wege zu bessern, und da Ew. Excellenz Chaussee besserten, sind sie auch schuldig die Chaussee zu machen.

Gräfin. Einige Gemeinden waren so willig.

Ammann. Das ist eben das Unglück. Sie führen die Steine an; als aber die übrigen widerspenstigen sich weigerten und auch jene widerspenstig machten, blieben die Steine liegen und wurden nach und nach theils aus Muthwillen, in die Gräben geworfen und da ist nun der Weg freilich ein bischen holprig geworden.

Gräfin. Sie nennen das ein wenig holprig!

Ammann. Verzeihen Ew. Excellenz wenn ich sogar sage, daß ich diesen Weg öfters mit vieler Zufriedenheit zurücklege. Es ist ein vortreffliches Mittel gegen die Hypochondrie, sich dergestalt zusammen schütteln zu lassen.

Gräfin. Das, gestehe' ich, ist eine eigne Curmethode.

Ammann. Und freilich, da nun eben wegen dieses Streites, welcher vor dem Kaiserlichen Reichskammergericht auf das Eifrigste betrieben wird, seit einem Jahre an keine Wegbesserung zu denken gewesen und überdieß die Holzfuhren stark gehen, in diesen letztern Tagen auch anhaltendes Regenwetter eingefallen; so möchte denn freilich jemandem, der gute Chausseen gewohnt ist, unsere Straße gewissermaßen impraktikabel vorkommen.

Gräfin. Gewissermaßen? Ich dächte ganz und gar.

Ammann. Ew. Excellenz belieben zu scherzen. Man kommt doch noch immer fort. —

Gräfin. Wenn man nicht liegen bleibt. Und doch hab' ich an der Meile sechs Stunden zugebracht.

Ammann. Ich, vor einigen Tagen, noch länger. Zweimal wurd' ich glücklich herausgewunden, das drittemal brach ein Rad und ich mußte mich noch nur so herumschleppen lassen. Aber der allen diesen Unfällen war ich getrost und gutes Muthes: denn ich bedachte daß Ew. Excellenz und Ihres Herrn Sohnes Gerechtsame fahren sind. Auftrichtig gestanden, ich wollte auf solchen Wegen lieber von hier nach Paris fahren, als nur einen Finger breit nachgeben, wenn die Rechte und Befugnisse meiner gnädigen Herrschaft bestritten werden. Ich wollte daher Ew. Excellenz dächten auch so und Sie würden gewiß diesen Weg nicht mit so viel Unzufriedenheit zurücklegt haben.

Gräfin. Ich muß sagen darin bin ich anderer Meinung, und gebrüten diese Besitzthümer mir

eigen. müßte ich mich nicht blos als Verwalterin ansehen, so würde ich über manche Bedenklichkeit hinausgehen, ich würde mein Herz hören, das mir Billigkeit gebietet, und meinen Verstand, der mich einen wahren Vortheil von einem scheinbaren unterscheiden lehrt. Ich würde großmüthig seyn, wie es dem gar wohl anstehet der Macht hat. Ich würde mich hüten unter dem Scheine des Rechts auf Forderungen zu beharren, die ich durchzusetzen kaum wünschen müßte, und die indem ich Widerstand finde mir auf Lebenslang den völligen Genuß eines Besitzes rauben, dem ich auf billige Weise verbessern könnte. Ein leidlicher Vergleich und der unmittelbare Gebrauch sind besser als eine wohlangegründete Rechtssache, die mir Verdruß macht und von der ich nicht einmal den Vortheil für meine Nachkommen einsehe.

Amtmann. Ew. Excellenz erlauben daß ich darin der entgegengesetzten Meinung seyn darf. Ein Prozeß ist eine so reizende Sache, daß wenn ich reich wäre, ich aber einige kaufen würde, um nicht ganz ohne dieses Vergnügen zu leben. (Trinkt ab.)

Gräfin. Es scheint daß er seine Lust an unsern Besitzthümern büßen will.

Dritter Auftritt.

Gräfin. Magister.

Magister. Darf ich fragen, gnädige Gräfin, wie Sie sich befinden?

Gräfin. Wie Sie denken können, nach der Alteration die mich bei meinem Eintritt überfiel.

Magister. Es that mir herzlich leid, doch hoff' ich soll es von keinen Folgen seyn. Ueberhaupt aber kann Ihnen schwerlich der Aufenthalt hier sobald angenehm werden, wenn Sie ihn mit dem vergleichen den Sie vor Kurzen genossen haben.

Gräfin. Es hat auch große Reize wieder zu Hause bei den Seinigen zu wohnen.

Magister. Wie oftmals hab' ich Sie um das Glück derselben gegenwärtig zu seyn, als die größten Handlungen geschahen, die je die Welt gesehen hat. Junge zu seyn des seligen Taumels der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie sich zum ersten Mal frei und von den Ketten entbunden fühlte, die sie so lange getragen hatte, daß diese schwere fremde Last gleichsam ein Glied ihres elenden, kranken Körpers geworden.

Gräfin. Ich habe wundersame Begebenheiten gesehen, aber wenig Erfreuliches.

Magister. Wenn gleich nicht für die Sinne, doch für den Geist. Wer aus großen Absichten seht greift handelt immer lobenswürdiger als wer dasjenige thut was nur kleinen Absichten gemäß ist. Man kann auf dem rechten Wege irren und auf dem falschen recht gehen — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

(Durch die Ankunft dieser vornehmen Frauenzimmer wird die vorhergehende Conversation verwirrt und endlich die Unterredung von dem Gegenstande gänzlich abgewandt. Der Magister, der nun weiter kein Interesse findet, entfernt sich, und das Gespräch unter den beiden Frauenzimmern geht sich fort, wie folgt.)

Gräfin. Was macht mein Sohn? ich war eben im Begriff zu ihm zu gehen.

Luise. Er schläft recht ruhig, und ich hoffe er wird bald wieder herumspringen und in kurzer Zeit keine Spur der Verletzung mehr übrig seyn.

Gräfin. Das Wetter ist gar zu übel, sonst ging' ich in den Garten. Ich bin recht neugierig zu sehen wie alles gewachsen ist, und wie der Wasserfall, wie die Brücke und die Felsenkluft sich jetzt ausnehmen.

Luise. Es ist alles vortrefflich gewachsen, die Wildnisse die Sie angelegt haben scheinen natürlich zu seyn, sie bezaubern jeden der sie zum ersten Mal sieht, und auch mir geben sie in einer stillen Stunde einen angenehmen Aufenthalt. Doch muß ich gestehen, daß ich in der Baumschule unter den fruchtbaren Bäumen lieber bin. Der Gedanke des Nutzens führt mich aus mir selbst heraus und giebt mir eine Fröhlichkeit die ich sonst nicht empfinde. Ich kann säen, pflanzen, okuliren, und wenn gleich mein Auge keine malerische Wirkung empfindet, so ist mir doch der Gedanke von Früchten höchst reizend, die einmal und wohl bald Jemanden erquicken werden.

Gräfin. Ich schätze Ihre guten häuslichen Gesinnungen.

Luise. Die einzigen die sich für den Stand schicken, der uns Nothwendige zu denken hat, denn wenig Bürger erlaubt ist.

Gräfin. Haben Sie den Antrag überlegt, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe that? Können Sie sich entschließen meiner Tochter Ihre Zeit zu widmen, als Freundin, als Gesellschafterin mit ihr zu leben?

Luise. Ich habe kein Bedenken, gnädige Gräfin.

Gräfin. Ich hatte viel Bedenken Ihnen den Antrag zu thun. Die wilde unbändige Gemüthsart meiner Tochter macht ihren Umgang unangenehm und oft sehr verdrießlich. Sie leidet mein Sohn zu behandeln ist, so schwer ist es meine Tochter.

Luise. Dagegen ist ihr edles Herz, ihre Art zu handeln aller Achtung werth. Sie ist heftig, aber bald zu besänftigen, unbillig aber gerecht, stolz aber menschlich.

Gräfin. Hierin ist sie ihrem Vater — —

Luise. Neulich sehr ähnlich. Auf eine sehr sonderbare Weise scheint die Natur in der Tochter den rauhen Vater, in dem Sohne die zärtliche Mutter wieder hervorgebracht zu haben.

Gräfin. Versuchen Sie, Luise, dieses wilde aber edle Feuer zu dämpfen. Sie besitzen alle Tugenden die ihr fehlen. In Ihrer Nähe, durch Ihr Beispiel wird sie gerecht werden sich nach einem Muster zu bilden das so liebenswürdig ist.

Luise. Sie beschämen mich, gnädige Gräfin. Ich kenne an mir keine Tugend als die, daß ich mich bisher in mein Schicksal zu finden wußte, und selbst diese hat kein Verdienst mehr, seitdem Sie, gnädige Gräfin, so viel gethan haben um es zu erleichtern. Sie thun jetzt noch mehr, da Sie mich näher an Sich heranziehen. Nach dem Tode meines Vaters und dem Umsturz meiner Familie habe ich vielen entbehren lernen, nur nicht geliebt zu werden und vertraulichen Umgang.

Gräfin. Bei Ihrem Onkel müssen Sie von dieser Seite viel ausstehen.

Luise. Es ist ein guter Mann, aber seine Einbildung macht ihn oft höchst albern, besonders seit der letzten Zeit da jeder ein Recht zu haben glaubt nicht nur über die großen Weltbändel zu raisonniren, sondern auch darin mitzuwirken.

Gräfin. Es geht ihm wie sehr Vielen.

Luise. Ich habe manchmal meine Bemerkungen im Stillen darüber gemacht. Wer die Menschen nicht kennte, würde sie jetzt leicht kennen lernen. So viele nehmen sich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um für sich eine Ausnahme zu machen, nur um zu werben, es sey auf welche Art es wolle.

Gräfin. Sie hätten nichts mehr erfahren können und wenn Sie mit mir in Paris gewesen wären.

Fünfter Auftritt.

Friederike. Der Baron. Die Vorigen.

Friederike. Hier, liebe Mutter, ein Hase und zwei Feldhühner! Ich habe die drei Stücke geschossen, der Vetter hat immer gepudelt.

Gräfin. Du siehst wild aus, Friederike; wie du daranssiehst!

Friederike (das Wasser vom Hute abschwingend). Der erste glückliche Morgen, den ich seit langer Zeit gehabt habe.

Baron. Sie jagt mich nun schon vier Stunden im Felde herum.

Friederike. Es war eine rechte Lust. Gleich nach Tische wollen wir wieder hinaus.

Gräfin. Wenn du's so heftig treibst, wirst du es bald überdrüssig werden.

Friederike. Geben Sie mir das Zeugniß, liebe Mama! Wie oft hab' ich mich aus Paris wieder nach unsern Revieren gesehnt. Die Opern, die Schauspiele, die Gesellschaften, die Gastereien, die Spaziergänge, was ist das alles gegen einen einzigen vergnügten Tag auf der Jagd, unter freiem Himmel, auf unsern Bergen, wo wir eingeboren und eingewohnt sind. — Wir müssen ebenen Tags gehen, Vetter.

Baron. Sie werden noch warten müssen, die Frucht ist noch nicht aus dem Felde.

Friederike. Was will das viel schaden, es ist fast von gar keiner Bedeutung. Sobald es ein bischen aufgetrocknet wollen wir hegen.

Gräfin. Geh, zieh dich um! Ich vermuthe daß wir zu Tische noch einen Gast haben, der sich nur kurze Zeit bei uns aufhalten kann.

Baron. Wird der Hofrath kommen?

Gräfin. Er versprach mir, heute wenigstens auf ein Stündchen einzusprechen. Er geht auf Commissionen.

Baron. Es sind einige Unruhen im Lande.

Gräfin. Es wird nichts zu bedeuten haben, wenn man sich nur vernünftig gegen die Menschen beträgt und ihnen ihren wahren Vortheil zeigt.

Friederike. Unruhen? Wer will Unruhen anfangen?

Baron. Mißvergnügte Bauern, die von ihren Herrschaften gedrückt worden und die leicht Aufrührer finden.

Friederike. Die muß man auf den Kopf schießen. (Sie macht Bewegungen mit der Flinte.) Sehen Sie, gnädige Mama, wie mir der Magister die Flinte verwahrlost hat! Ich wollte sie doch mitnehmen und da Sie es nicht erlauben, wollte ich sie dem Jäger aufzuladen geben. Da hat mich der Grausrock so inständig sie ihm zu lassen: sie sey so leicht, sagt' er, so bequem, er wolle sie so gut halten, er wolle so oft auf die Jagd gehen. Ich ward ihm wirklich gut, weil er so oft auf die Jagd gehen wollte und nun, sehen Sie, sind' ich sie heute in der Gesindestube hinterm Ofen. Wie das aussieht! Sie wird in meinem Leben nicht wieder rein.

Baron. Er hatte die Zeit her mehr zu thun; er arbeitet mit an der allgemeinen Gleichheit, und da hält er wahrscheinlich die Hasen auch mit für seines Gleichen und schont sich ihnen was zu Leide zu thun.

Gräfin. Zieht euch an, Kinder, damit wir nicht zu warten brauchen. Sobald der Hofrath kommt wollen wir essen. (Ab.)

Friederike (ihre Flinte betrachtend). Ich habe die französische Revolution schon so oft verwünscht, und jetzt thu' ich's doppelt und dreifach. Wie kann mir nun der Schaden ersetzt werden daß meine Flinte rostig ist?

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Saal im Schlosse.

Gräfin. Hofrath.

Gräfin. Ich geh' es Ihnen recht aufs Gewissen, theurer Freund. Denken Sie noch wie wir diesem unangenehmen Prozesse ein Ende machen. Ihre große Kenntniß der Gesetze, Ihr Verstand und Ihre Menschlichkeit heißen gewiß ein Mittel finden, wie wir aus dieser widrichten Sache scheiden können. Ich habe es sonst leichter genommen, wenn man Unrecht hatte und im Besitz war: je nun, dacht' ich, es geht ja wohl so hin, und wer hat ist am besten dran. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie großmüthige Handlungen meistentheils nur persönlich sind und der Eigennutz allein gleichsam erblich wird; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann; so habe ich mir fest vorgenommen jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt, über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu seiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, seine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte.

Hofrath. Es ist schön, gnädige Gräfin, und ich freue mich Sie wieder zu finden wie ich Abschied von Ihnen genommen und noch ausharrender. Sie waren eine Schülerin der großen Männer die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben, und nun finde ich in Ihnen einen Adel der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von allem was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß. Es ziemt Ihnen Ihrem eignen Stande Widerpart zu halten. Ein Jeder kann nur seinen eignen Stand beurtheilen und tadeln. Aller Tadel herauswärts oder hinabwärts ist mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermischt, man kann nur durch seines Gleichen gerichtet werden. Aber eben deswegen weil ich ein Bürger bin der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Necereien.

genug den blinden Haß, der nur aus eigner Selbstsucht besteht, es jemal wird, prätentios Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisirt, und ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge alten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin! Daß will ich sagen da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zuzugestehen.

Hier finden sich eine Lücke, welche wir durch Erzählung ausfüllen. Der trockne Ernst dieser Scene wird dadurch gemildert, daß der Hofrath seine Neigung zu Luisen bekannt, indem er sich bereit zeigt ihr seine Hand zu geben. Jene frühern Verhältnisse, vor dem Umsturz, den Luisens Familie erlitt, kommen zur Sprache, so wie die stillen Bemühungen des vortrefflichen Mannes, sich und positiv Luisen eine Existenz zu verschaffen.

Eine Scene zwischen der Gräfin, Luisen und dem Hofrath giebt Gelegenheit drei schöne Charaktere näher kennen zu lernen und uns sie das, was wir in den nächsten Auftritten erleiden sollen, vorläufig einigermaßen zu entschädigen. Denn nun versammelt sich um den Theetisch, wo Luise einschenkt, nach und nach das ganze Personal des Stücks, so daß wenige auch die Bauern eingeführt werden. Da man sich nun nicht enthalten kann von Politik zu sprechen, so thun der Baron, welcher Leidenschaft, Frost und Sport nicht verbergen kann, den Vorschlag, sogleich eine Nationalversammlung vorzustellen. Der Hofrath wird zum Präsidenten ernannt und die Charaktere der Mitspielenden, wie man sie schon kennt, entwickeln sich heiter und bestimmt. Die Gräfin, das Stimmen mit verbundenem Kopfe neben sich, theilt die Fürsten vor, deren Ansehen geschmälert werden soll und die aus eignen liberalen Gesinnungen nachzugeben geneigt ist. Der Hofrath, verständig und gemäßigt, sucht ein Gleichgewicht zu erhalten, ein Bemühen, das jeden Augenblick schwieriger wird. Der Baron spielt die Rolle des Edelmanns, der von seinem Stande abfällt und zum Volke übergeht. Durch seine scherzhafte Verstellung werden die andern gelockt ihr Innerstes hervorzulocken. Auch Herzensangelegenheiten mischen sich ins Spiel. Der Baron verräth nicht Karolinen die schmeichelhaften Sachen zu sagen, die sie zu ihren schönen Gunsten anbringen kann. An der Hofstaatin, womit Jakob die Gerechtsame des gräflichen Hauses vertheidigt, läßt sich eine stille unbemerkte Neigung zu der jungen Gräfin nicht verkennen. Luise steht in allem diesem nur die Erschütterung des häuslichen Glücks, dem sie sich so nahe glaubt, und wenn die Bauern mitunter schwerfällig werden, so erheitert Bremenfeld die Szene durch einen Dünkel, durch Geschichten und guten Humor. Der Magister, wo wir ihn schon kennen, überschreitet vollkommen die Gränze, und da der Baron immer fort neckt, läuft es endlich auf Persiflage hinaus, und als nun vollends die Bauerke des Ehrgefühls als unbedeutend, so überlästig bezeichnet wird, so bricht die Gräfin los und die Sache kommt so weit, daß dem Magister aufgekündigt wird. Der Baron verschlimmert das Uebel, und er bedenkt sich, da der Lärm immer stärker wird, der Gelegenheit mehr in Carolinen zu bringen und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft für die Nacht zu bereden. Bei allen diesem zeigt sich die junge Gräfin entschieden heftig, patrizisch auf ihren Stand, barmherzig auf ihren Beruf, welche Härte jedoch durch ein unbefangenes, rein natürliches und im tiefsten Grunde weibliches weibliches Wesen bis zur Liebenswürdigkeit gemildert wird. Und so läßt sich einsehen, daß der Act gewissermaßen summarisch und, in sofern es der dramatischen Gegenstand erlaubt, für das Gefühl nicht ganz unerträglich geendigt wird. Vielleicht bedauert man, daß der Verfasser die Schwierigkeiten einer solchen Scene nicht zur rechten Zeit zu überwinden bemüht war.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Bremens Wohnung.

Breme. Martin. Albert.

Breme. Sind eure Leute alle an ihren Posten? Habt ihr sie wohl unterrichtet? Sind sie gutes Muths?

Martin. Sobald ihr mit der Glocke stürmt, werden sie alle da seyn.

Breme. So ist's recht! Wenn im Schlosse die Lichter alle aus sind, wenn es Mitternacht ist, soll es gleich angehen. Unser Glück ist's daß der Hofrath fortgeht. Ich fürchtete sehr er möchte bleiben und uns den ganzen Spaß verderben.

Albert. Ich fürchte so noch immer es geht nicht gut ab. Es ist mir schon zum Voraus bange die Glocke zu hören.

Breme. Seyd nur ruhig. Habt ihr nicht heute selbst gehört, wie übel es jetzt mit den vornehmen Leuten steht? Habt ihr gehört was vor der Gräfin alles unters Gesicht gelegt haben?

Martin. Es war ja aber nur zum Spaß.

Albert. Es war schon zum Spaße gres genug.

Breme. Habt ihr gehört wie ich eure Sache zu vertechten weiß? Wenn's Ernst gilt, will ich so vor den Kaiser treten. Und was sagt ihr zum Herrn Magister, hat sich der nicht auch wacker gehalten?

Albert. Sie haben's euch aber auch brav abgegeben. Ich dachte zuletzt es würde Schläge setzen; und unsere gnädige Comtesse, war's denn als wenn ihr seliger Herr Vater leibhaftig da stünde.

Breme. Laßt mir das Gnädige weg, es wird sich bald nichts mehr zu gnädigen haben. Sebt, hier hab' ich die Briefe schon fertig, die schick' ich in die benachbarten Gerichtsörter. Sobald's hier losgeht, sollen die auch stürmen und rebellisen und auch ihre Nachbarn aufwecken.

Martin. Das kann was werden.

Breme. Freilich! Und alsdann Ehre dem Ehre gebührt! Euch, meine lieben Kinder. Ihr werdet als die Befreier des Landes angesehn.

Martin. Ihr, Herr Breme, verdet das größte Lob davon tragen.

Breme. Nein, das gehört sich nicht; es muß jetzt alles gemein seyn.

Martin. Indessen habt ihr's doch angefangen.

Breme. Gebt mir die Hände, brave Männer! So standen einst die drei großen Schweizer. Wilhelm Tell, Walther Staufbach, Fürst von Uri, die standen auf dem Grütliberg beisammen und schwuren den Tyrannen ew'gen Haß und ihren Mitgenossen ewige Freiheit. Wie oft hat man diese wackern Helden gemalt und in Kupfer gestochen! Auch uns wird diese Ehre widerfahren. In dieser Position werden wir auf die Nachwelt kommen.

Martin. Wie ihr euch das alles so braun thut.

Albert. Ich fürchte nur daß wir im Karrn eine üble Figur machen können. Horcht! Es klingelt Jemand. Mir zittert das Herz im Leibe wenn sich nur was bewegt.

Breme. Sachte! Sachte! Ich will aufstehen. Es wird der Magister seyn, ich habe ihn berüher bestellt. Die Gräfin hat ihm den Dienst aufgesagt; die Contes hat ihn sehr beleidigt. Wir werden ihn leicht in unsere Partei ziehen. Wenn wir einen Geistlichen unter uns haben, sind wir unserer Sache desto gewisser.

Martin. Einen Geistlichen und Gelehrten.

Breme. Was die Gelehrsamkeit betrift, geb' ich ihm nichts nach, und besonders hat er weit weniger politische Lectüre als ich. Alle die Chronicken, die ich von meinem seligen Großvater geerbt habe, warten in meiner Jugend schon durchgelesen und das Theatrum Europäum kenn' ich ins und auswendig. Wer recht versteht was geschehen ist, der weiß auch was geschieht und geschehen wird. Es ist immer einerlei; es passirt in der Welt nichts Neues. Der Magister kommt. Halt! wir müssen ihn feierlich empfangen. Er muß Respect vor uns kriegen. Wir stellen jetzt die Repräsentanten der ganzen Nation gleichsam in Ruce vor. Setzt euch.

(Er setzt drei Stühle auf die eine Seite des Theaters, auf die andere einen Stuhl. Die beiden Schulzen setzen sich, und wie der Magister hereintritt, steht Breme gebieterisch in ihrer Mitte und nimmt ein gravitätisches Wesen an.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Magister. Guten Morgen, Herr Breme. Was giebt's Neues? Sie wollen mir etwas Wichtiges vertrauen, sagten Sie.

Breme. Etwas sehr Wichtiges, gewiß! Setzen Sie sich.

Magister (will den einzigen Stuhl nehmen und zu ihnen rücken).

Breme. Nein, bleiben Sie dort, sitzen Sie dort nieder! Wir wissen noch nicht ob Sie an unserer Seite niedersitzen wollen.

Magister. Eine wunderbare Vorbereitung.

Breme. Sie sind ein Mann, ein freigeborner, ein freidenkender, ein geistlicher, ein ehrwürdiger Mann. Sie sind ehrwürdig weil Sie geistlich sind, und noch ehrwürdiger, weil Sie frei sind. Sie sind frei, weil Sie edel sind, und sind schädbar, weil Sie frei sind. Und nun! Was haben wir erleben müssen! Wir haben Sie verachtet, wir haben Sie beleidigt; aber wir haben zugleich Ihren edlen Zorn gesehen, einen edlen Zorn, aber ohne Wirkung. Glauben Sie daß wir Ihre Freunde sind, so glauben Sie auch daß sich unser Herz im Busen umkehrt, wenn wir Sie verkehrt behandelt sehen. Ein edler Mann und verdehmt, ein freier Mann und bedrückt, ein geistlicher Mann und verachtet, ein treuer Diener und verstoßen! Zwar verdehmt von Leuten die selbst Hohn verdienen, verachtet von Menschen die keiner Achtung werth sind, verstoßen von Undankbaren deren Mißbilligen man nicht genießen möchte, bedrückt von einem Kinde, von einem Mädchen. — das scheint freilich nicht viel zu bedeuten: aber wenn ihr bedenkt, daß dieses Mädchen kein Mädchen, sondern ein eingefleischter Satan ist, daß man sie Leuten nennen sollte, denn es sind viele tausend aristokratische Geister in sie gefahren; so sehr ihr deutlich, was und von allen Aristokraten beherrschen, ihr seht es, und wenn ihr klug seyd, so nehmt ihr eure Maßregeln.

Magister. Woran soll diese sonderbare Rede? Wohin wird euch der seltsame Eingang führen? Sagt ihr das, um meinem Zorn gegen diese verdammte Brut noch mehr zu erhitzen, um meine aufs äußerste getriebene Empfindlichkeit noch mehr zu reizen? Schweigt stille! Wahrhaftig ich wüßte nicht wozu mein gekränktes Herz jetzt nicht alles fähig wäre. Was! Nach so vielen Diensten, nach so vielen Aufopferungen, mir so zu begegnen, mich vor die Thüre zu setzen! Und warum? Wegen einer elenden Beule, wegen einer gequetschten Nase, mit der so viele hundert Kinder auf und davon springen. Aber es kommt eben recht, eben recht! Sie wissen nicht, die Großen, wen sie in und beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben.

Breme. Dieser edle Zorn ergetzt mich, und so frage ich dich denn im Namen aller edlen, freigebornen, der Freiheit werthen Menschen, ob ihr diese Zunge, diese Feder von nun an dem Dienste der Freiheit ohlig widmen wollt?

Magister. O ja, ich will, ich werde!

Breme. Daß ihr keine Gelegenheit versäumen wollt zu dem edlen Zwecke mitzuwirken, nach dem jetzt die ganze Menschheit emporstrebt.

Magister. Ja gebe euch mein Wort.

Breme. So gebt mir eure Hand, mir und diesen Männern.

Magister. Einem Jeden; aber was haben diese armen Leute, die wie Sklaven behandelt werden, mit der Freiheit zu thun?

Breme. Sie sind nur noch eine Spanne davon, nur so breit als die Schwelle des Gefängnisses ist, an dessen eröffneter Thüre sie stehen.

Magister. Wie?

Breme. Der Augenblick ist nahe, die Gemeinden sind versammelt, in einer Stunde sind sie hier. Wir überfallen das Schloß, nöthigen die Gräfin zur Unterschrift des Reverses und zu einer eidlichen Versicherung, daß künftighin alle drückende Lasten aufgehoben seyn sollen.

Magister. Ich erstaune!

Breme. Da habe ich nur noch ein Bedenken wegen des Eids. Die verachteten Leute glauben nichts mehr. Sie wird einen Eid schwören und sich davon entbinden lassen. Man wird ihr beweisen daß ein gezwungener Eid nichts gelte.

Magister. Dafür will ich Rath schaffen. Diese Menschen, die sich über alles wegsetzen, ihres Gleichen behandeln wie das Vieh, ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Furcht frech in den Tag hineinleben, so lange sie mit Menschen zu thun haben die sie nicht fürchten, so lange sie von einem Gott vernehmen sie nicht erkennen; dieses überwältige Geschlecht kann sich doch von dem geheimen Bande nicht losmachen, der alle lebendige Kräfte der Natur durchschwebt, kann die Verbindung sich nicht läugnen, in der Worte und Wirkung, That und Folge ewig mit einander bleiben. Laßt sie einen feierlichen Eid thun.

Martin. Sie soll in der Kirche schwören.

Breme. Nein, unter freiem Himmel.

Magister. Das ist nichts. Die feierlichen Scenen rühren nur die Einbildungskraft. Ich will es euch anders lehren. Umarmt sie, laßt sie in eurer Mitte die Hand auf ihres Schutzes Haupt legen, bei diesem entblößten Haupte ihr Versprechen betheuern und alles Uebel, was einen Menschen betreffen kann, auf dieses kleine Gefäß herabrufen, wenn sie unter irgend einem Vorwande ihr Versprechen zurücknähme, oder zugäbe daß es verletzt wäre.

Breme. Herrlich!

Martin. Schrecklich!

Albert. Glaubt mir, es ist auf ewig gebunden.

Breme. Ihr sollt zu ihr in den Kreis treten und ihr das Gewissen schärfen.

Magister. An allem was ihr thun wollt nehm' ich Antheil, nur sagt mir, wie wird man es in der Residenz ansehen? Wenn sie euch Dragoner schicken, so sind ihr alle gleich verloren.

Martin. Da weiß Herr Breme schon Rath.

Albert. Ja was das für ein Kopf ist!

Magister. Klärt mich auf.

Breme. Ja, ja, das ist's nun eben was man hinter Hermann Breme dem Zweiten nicht sucht. Er hat Connexionen, Verbindungen, da wo man glaubt er habe nur Kunden. So viel kann ich euch nur sagen, und es wissen's diese Leute, daß der Fürst selbst eine Revolution wünscht.

Magister. Der Fürst?

Breme. Er hat die Gesinnungen Friedrichs und Josephs, der beiden Monarchen welche als wahre Demokraten all ihre Heiligen anbeten sollten. Er ist erzürnt zu sehen, wie der Bürger- und Bauernstand unterm Druck des Adels seufzt, und leider kann er selbst nicht wirken, da er von lauter Aristokraten umgeben ist. Haben wir uns nur aber erst legitimirt, dann sagt er sich an unsere Spitze und seine Truppen sind zu unserm Dienste und Breme und alle treue Männer sind an seiner Seite.

Magister. Wie dort er das alles erforscht und gethan und dort euch nichts merken lassen?

Breme. Man muß im Stillen viel thun, um die Welt zu überraschen. (Er sieht ans Fenster.) Wann nur erst der Hofrath fort wäre, dann sollten ihr Wunder sehen.

Martin (auf Bremen deutend). Nicht wahr, das ist ein Mann!

Albert. Er kann einem recht Herz machen.

Breme. Und, lieber Magister, die Bortienste, die ihr euch diese Nacht erwerbt, dürfen nicht unbelohnt bleiben. Wer arbeiten heute für's ganze Vaterland. Von unserm Dorfe wird die Sonne der Freiheit aufgehen. Wer hätte das gedacht!

Magister. Befürchtet ihr keinen Widerstand?

Breme. Dafür ist schon gesorgt. Der Amtmann und die Gerichtsdiener werden gleich gefangen genommen. Der Hofrath geht weg, die paar Bauern wollen nichts sagen und der Baron ist nur der einzige Mann im Schlosse, den locke ich durch meine Tochter herüber ins Haus und sperre ihn ein bis alles vorbei ist.

Martin. Wohl ausgedacht.

Magister. Ich verwundere mich über eure Klugheit.

Breme. Nu, nu! wenn es Gelegenheit giebt sie zu zeigen, sollt ihr noch mehr sehen, besonders was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft. Glaubt nur es geht nichts über einen guten Chirurgus, besonders wenn er dabei ein geschickter Barbier ist. Das unverständige Volk spricht viel vom Bartescheren und bebraucht nicht, wie viel dazu gehört jemanden zu barbieren eben daß es nicht trage. Glaubt nur nur, es wird zu nichts mehr Politik erfordert, als den Leuten den Bart zu putzen. Denn diese gartlichen barbarischen Ueberreste der Natur, diese Barthaare, womit sie das männliche Kinn häßlich verunreinigt, hinwegzunehmen und den Mann dadurch an Gestalt und Sitten einer glattwangigen Frauenzimmer zarten liebenswürdigen Jünglina ähnlich zu machen. Kennte ich dereinst dazu mein Leben und Meinungen aufopfern, so soll man über die Theorie der Barbierkunst erstaunen, und der ich zugleich alle Lebens- und Klugheitsregeln herleiten will.

Magister. Ihr seid ein originaler Kopf.

Breme. Ja, ja, das weiß ich wohl, und deswegen habe ich auch den Leuten verjubelt, wenn sie mich oft nicht begreifen konnten, und wenn sie, allerm genug, glaubten mich zum besten zu haben. Aber ich will euch etwas sagen: daß wer einen rechten Seifenschaum zu schlagen weiß, wer mit Leichtigkeit, Bauernschlauheit und Gewandtheit der Finger einzuseifen, den sprödesten Bart zahm zu machen versteht; wer da weiß, daß ein frisch abgezogenes Messer eben so gut rauscht als ein stumpfes, wer mit dem Strich oder wider den Strich die Haare wegnimmt, als wären sie gar nicht dagewesen, wer dem warmen Wasser zum Abwaschen die gehörige Temperatur verleiht und selbst das Betrocknen mit Geschicklichkeit verrichtet, und in seinem ganzen Benehmen etwas Zierliches darstellt, das ist kein gar mainer Mensch, sondern er muß alle Eigenschaften besitzen die einem Minister Ehre machen.

Albert. Ja, ja, es ist ein Unterschied zwischen Barbier und Barbier.

Martin. Und Herr Breme besonders, das ist hier eine ordentliche Lust.

Breme. Nu, nu, es wird sich zeigen. Es ist bei der ganzen Kunst nichts Unbedeutendes. Die Art den Scheerstock auf- und einzurahmen, die Art die Geräthschaften zu halten, ihn unterm Arm zu tragen, — ihr sollt Wunder hören und sehen. Nun wird's aber Zeit daß ich meine Tochter vorbringe. Ihre Leute geht an eure Posten, Herr Magister, halten Sie sich in der Nähe.

Magister. Ich gehe in den Gasthof, wohin ich gleich meine Sachen habe bringen lassen, als man mir im Schlosse übel begegnete.

Breme. Wenn Sie stürmen hören, so soll's Ihnen frei stehen sich zu uns zu schlagen, oder abzuwarten ob es uns glückt, worum ich gar nicht zweifele.

Magister. Ich werde nicht fehlen.

Breme. So lebt denn wohl und gebt auf's Zeichen Acht.

Dritter Auftritt.

Breme (allein).

Wie würde mein selger Großvater sich freuen, wenn er sehen könnte wie gut ich mich in das neue Handwerk schicke. Glaubt doch der Magister schon daß ich große Connexionen bei Hofe habe. Da sieht man was es thut wenn man sich Credit zu machen weiß. Man muß Caroline kommen. Sie hat das Ihrige so lange gewartet, ihre Schwester wird sie ablösen. Da ist sie.

Vierter Auftritt.

Breme. Caroline.

Breme. Wie befindet sich der junge Graf?

Caroline. Recht leidlich. Ich habe ihm Mährchen erzählt bis er eingeschlafen ist.

Breme. Was giebt's sonst im Schlosse?

Caroline. Nichts Merkwürdiges.

Breme. Der Hofrath ist noch nicht weg?

Caroline. Er scheint Anstalt zu machen. Sie binden eben den Mantelsack auf.

Breme. Hast du den Baron nicht gesehen?

Caroline. Nein, mein Vater.

Breme. Er hat dir heute in der Nationalversammlung allerlei in die Ohren geraunt?

Caroline. Ja, mein Vater.

Breme. Das eben nicht die ganze Nation sondern meine Tochter Caroline betraf?

Caroline. Freilich, mein Vater.

Breme. Du hast dich doch klug gegen ihn zu benehmen gewußt?

Caroline. O gewiß.

Breme. Er hat wohl wieder stark in dich gedrungen?

Caroline. Wie Sie denken können.

Breme. Und du hast ihn abgewiesen?

Caroline. Wie sich's ziemt.

Breme. Wie ich es von meiner trefflichen Tochter erwarten darf, die sich aber auch mit Ehre und Glück überhäuft und für ihre Tugend reichlich belohnt sehen werde.

Caroline. Wenn Sie nur nicht vergebens hoffen.

Breme. Nein, meine Tochter, ich bin eben im Begriff einen großen Anschlag auszuführen, wozu ich deine Hülfe brauche.

Caroline. Was meinen Sie, mein Vater?

Breme. Es ist dieser verwegenen Menschenrace der Untergang geboten.

Caroline. Was sagen Sie?

Breme. Setze dich nieder und schreib.

Caroline. Was?

Breme. Ein Billet an den Baron daß er kommen soll.

Caroline. Aber wozu?

Breme. Das will ich dir schon sagen. Es soll ihm sein Leids widerfahren, ich sperre ihn nur ein.

Caroline. O Himmel!

Breme. Was giebt's?

Caroline. Soll ich mich einer solchen Verrätherei schuldig machen?

Breme. Nur geschwind.

Caroline. Wer soll es denn hinüber bringen?

Breme. Dafür laß mich sorgen.

Caroline. Ich kann nicht.

Breme. Zuerst eine Kriegslist. (Er zündet eine Blendlaterne an und löscht das Licht aus.) Geschwind, nun schreib, ich will dir leuchten.

Caroline (vor sich). Wie soll das werden? Der Baron wird sehen daß das Licht ausgelöscht ist, er wird auf das Zeichen kommen.

Breme (zwingt sie zum Sitzen). Schreib! „Luise bleibt im Schlosse, mein Vater schläft. Ich löschte das Licht aus, kommen Sie.“

Caroline (niederschreibend). Ich schreibe nicht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron (am Fenster).

Baron. Caroline!

Breme. Was ist das? (Er schiebt die Blendlaterne zu und hält Carolinen fest, die aufstehen will.)

Baron (von oben). Caroline! Sind Sie nicht hier? (Er steigt herein.) Stille! Wo bin ich? Daß ich nicht fehl gehe. Gleich dem Fenster gegenüber ist des Vaters Schlafzimmer, und hier rechts, an der Wand, die Thüre in der Mädchen Kammer. (Er tappt an der Seite hin und trifft die Thüre.) Hier ist sie, nur angelehnt. O wie gut sich der blinde Cupido im Dunkeln zu finden weiß! (Er geht hinein.)

Breme. In die Falle! (Er schiebt die Blendlaterne auf, eilt nach der Kammerthür und stößt den Riegel vor.) So recht, und das Verbarrikadiren ist auch schon in Bereitschaft. (Er tritt ein Schloß vor.) Und du Nichtswürdige! So verräthst du mich?

Caroline. Mein Vater!

Breme. So benutzest du mir Vertrauen vor?

Baron (inwendig). Caroline! Was heißt das?

Caroline. Ich bin das unglücklichste Mädchen unter der Sonne.

Breme (laut an der Thüre). Das heißt: daß Sie hier schlafen werden, aber allein.

Baron (inwendig). Nichtswürdiger! Machen Sie auf, Herr Breme, der Spaß wird Ihnen theuer zu stehen kommen.

Breme (laut). Er ist mehr als Spaß, es ist bitterer Ernst.

Caroline (an der Thür). Ich bin unschuldig an dem Verrath!

Breme. Unschuldig? Verrath?

Caroline (an der Thür innerst.) O, wenn du jeden schmeckst, mein Geliebter, wie ich hier vor dieser Schwelle liege, wie ich unerbittlich meine Hände ringe, wie ich meinen grausamen Vater bitte! — Machen Sie auf, mein Vater! — Er hört nicht, er stellt mich nicht an. — O mein Geliebter, habe mich nicht im Verdacht, ich bin unschuldig!

Breme. Du unschuldig? Wiedervertretige feile Dirne! Stunde deines Vaters! Ewiger schändere der Flecken in dem Ehrenkleid das er eben in diesem Augenblicke angezogen hat. Geh auf, hör' auf zu weinen, daß ich dich nicht an den Haaren von der Schwelle wegziehe, die du, ohne zu erröthen, nicht wieder betreten solltest. Wie! In dem Augenblick, da Breme sich den größten Männern des Erdbodens gleich setzt, erniedrigt sich seine Tochter so sehr!

Caroline. Verstoße mich nicht, verwerfe mich nicht, mein Vater! Er hat mir die heiligsten Versprechungen.

Breme. Rede mir nicht davon, ich bin außer mir. Was! ein Mädchen, das sich wie eine Prinzessin, wie eine Königin aufführen sollte, vergißt sich so ganz und gar? Ich hatte mich kaum, daß ich dich nicht mit Füßen schlage, nicht mit Füßen trete. Hier hinein! (Er öffnet sie in sein Schlafzimmer.) Dies französische Schloß wird dich wohl verwahren. Von welcher Wuth fühl' ich mich hingerissen! Das wäre die rechte Stimmung um die Glocke zu ziehen. — Doch nein, fasse dich, Breme! — Bedenke daß die größten Menschen in ihrer Familie machen Verdruß gehabt haben. Schäme dich nicht einer frechen Tochter und bedenke, daß Kaiser Augustus in eben dem Augenblick, mit Verstand und Macht, die Welt regierte, da er über die Vergehungen seiner Julie bittere Thränen vergoß. Schäme dich nicht zu weinen, daß eine solche Tochter dich hintergangen hat; aber bedenke auch zugleich, daß der Endzweck erreicht ist, daß der Widersacher eingesperrt verzweifelt und daß deiner Unternehmung ein glückliches Ende bevorsteht.

Sechster Auftritt.

Saal im Schlosse, erleuchtet.

Friederike (mit einer gegossenen Büchse). **Jakob** (mit einer Flinte).

Friederike. So ist's recht, Jakob, du bist ein braver Bursche. Wenn du mir die Flinte zurecht bringst, daß mir der Schußsack nicht gleich eins fällt wenn ich sie anstoße, sollst du ein gut Trinkgeld haben.

Jakob. Ich nehme sie mit, gnädige Gräfin, und will mein Bestes thun. Ein Trinkgeld braucht's nicht, ich bin Ihr Diener für umsa.

Friederike. Du weißt in der Nacht noch fort, es ist dunkel und regnicht, pirsst doch beim Jäger.

Jakob. Ja weiß nicht wie mir ist, es treibt mich etwas fort. Ich habe eine Art von Ahnung.

Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott;
Möcht' ſie nun machen all' honett,
Und die frömſt' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät' er drauf wacker raſen?

Würzkrämer.

Viel Flüch' und Schimpf aus'm Rachen blaſen.
Da kommt er ja gelaufen ſchon.

Pfaff außer Athem.

Wo hat der Teufel den Cujon?

Erſchrickt, da er den Hauptmann ſieht.

Hauptmann.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias ſingen:
Doch mag Er frey ſeiner Wege gahn;
Nur hör' Er noch zwey Wörtchen an.

Friederike. Du siehst doch sonst nicht Gespenster.

Jakob. Es ist auch nicht Ahnung, es ist Vermuthung. Mehrere Bauern sind beim Commando in der Nacht zusammengekommen: sie hatten mich auch eingeladen, ich ging aber nicht hin; ich will keine Händel mit der gräflichen Familie. Und hier wollt' ich doch ich wäre hingegangen, damit ich wüßte was sie vorhaben.

Friederike. Nun was wird's seyn, es ist die alte Prozeßgeschichte.

Jakob. Nein, nein, es ist mehr; lassen Sie mir meine Grille, es ist für Sie, es ist für die Übrigen daß ich besorgt bin.

Siebenter Auftritt.

Friederike. Nachher die Gräfin und der Hofrath.

Friederike. Die Büchse ist noch wie ich sie verlassen habe, die hat mir der Jäger recht gut versorgt. Ja das ist auch ein Jäger und über die geht nichts. Ich will sie gleich laden und morgen früh bei guter Tageszeit einen Hirsch schießen. (Sie beschäftigt sich an einem Tische, worauf ein Armleuchter steht, mit Pulverhorn, Ladestock, Pfropfen, Kugel, Hammer und Stein die Büchse ganz langsam und mechanisch.)

Gräfin. Da daß du schon wieder das Pulverhorn beim Licht, wie leicht kann eine Schnure herunter fallen. Sey doch vernünftig, du kannst dich unglücklich machen!

Friederike. Lassen Sie mich, liebe Mutter, ich bin schon vorsichtig. Wer sich vor dem Pulver fürchtet muß nicht mit Pulver umgehen.

Gräfin. Sagen Sie mir, lieber Hofrath, ich habe es recht auf dem Herzen: können wir nicht einen Schritt thun wenigstens bis Sie zurückkommen?

Hofrath. Ich verehre in Ihnen diese Hartnäckigkeit, das Gute zu wirken und nicht einen Augenblick zu zaudern.

Gräfin. Was ich einmal für Recht erkenne möcht' ich auch gleich gethan seyn. Das Leben ist so kurz und das Gute wirkt so langsam.

Hofrath. Wie meinen Sie denn?

Gräfin. Sie sind moralisch überzeugt, daß der Amtmann in dem Kriege das Document bei Seite gebracht hat. —

Friederike (heftig). Sind Sie's?

Hofrath. Nach allen Anzeigen kann ich wohl sagen, es ist mehr als Vermuthung.

Gräfin. Sie glauben daß er es noch zu irgend einer Absicht verwahre?

Friederike (wie oben). Glauben Sie?

Hofrath. Bei der Verworrenheit seiner Rechnungen, bei der Unordnung des Archivs, bei der ganzen Art wie er diesen Rechtshandel benutzt hat, kann ich vermuthen daß er sich einen Rückzug vorbehält, daß er vielleicht, wenn man ihn von dieser Seite drängt, sich auf die andere zu retten und das Document dem Gegentheile für eine ansehnliche Summe zu verhandeln denkt.

Gräfin. Wie wär' es, man suchte ihn durch Gewinnst zu locken? Er wünscht seinen Neffen studiren zu haben; wie wär' es, wir versprächen diesem armen Menschen eine Belohnung, wenn er zur Probe das Archiv in Ordnung brächte, besonders eine ansehnliche, wenn er das Document auffindig machte. Man gäbe ihm Hoffnung zur Substituiren. Sprechen Sie ihn noch ehe Sie fortgehen; indeß, bis Sie wiederkommen, richtet sich's ein.

Hofrath. Es ist zu spät, der Mann ist gewiß schon zu Bette.

Gräfin. Glauben Sie das nicht. So alt er ist, paßt er Ihnen auf bis Sie in den Wagen steigen. Er macht Ihnen noch in völliger Kleidung seinen Scharrfuß und verstummt gewiß nicht sich Ihnen zu empfehlen. Lassen wir ihn rufen.

Friederike. Lassen Sie ihn rufen, man muß doch sehen wie er sich gebärdet.

Hofrath. Ich bin's zufrieden.

Friederike (klingelt und hat nun Bedienten der hereinkommen). Der Amtmann möchte doch noch einen Augenblick herüber kommen!

Gräfin. Die Augenblicke sind kostbar. Wollen Sie nicht indeß noch einen Blick auf die Papiere werfen, die sich auf diese Sache beziehen?

(Zusammen ab.)

Achter Auftritt.

Friederike (allein.) Nachher der Amtmann.

Friederike. Das will mir nicht gefallen. Sie sind überzeugt daß er ein Stehlen ist, und wollen ihm nicht zu Leibe. Sie sind überzeugt daß er sie betrogen, ihnen gestohlen hat, und wollen ihn belohnen. Das taugt nun ganz und gar nichts. Es wäre besser daß man ein Exempel statuirte. — Da kommt er eben recht.

Amtmann. Ich höre daß des Herrn Hofraths Wohlgeboren noch vor Ihrer Abreise mir etwas zu sagen haben. Ich komme dessen Befehle zu vernehmen.

Friederike (indem sie die Büchse nimmt). Verziehen Sie einen Augenblick, er wird gleich wieder hier seyn. (Sie schüttet Pulver auf die Pfanne.)

Amtmann. Was machen Sie da, gnädige Gräfin?

Friederike. Ich habe die Büchse auf morgen früh geladen, da soll ein alter Hirsch fallen.

Amtmann. Ei, ei! Schon heute geladen und Pulver auf die Pfanne, das ist verwegen! Wie leicht kann da ein Unglück geschehen.

Friederike. Ei was! Ich bin gern fix und fertig. (Sie hebt das Gewehr auf und hält es, gleichsam zufällig auf ihn.)

Amtmann. Ei, gnädige Gräfin, sein geladen Gewehr jemals auf einen Menschen gehalten! Da kann der Böse sein Spiel haben.

Friederike (zu der vorigen Geberde). Hören Sie, Herr Amtmann, ich muß Ihnen ein Wort im Vertrauen sagen: — daß Sie ein erzinfamer Spitzbube sind.

Amtmann. Welche Ausdrücke, meine Gnädige! — Thun Sie die Büchse weg.

Friederike. Rühren doch nicht vom Platz, verdammter Kerl! Stehst du, ich spanne, stehst du, ich lege an: Du hast ein Document gestohlen —

Amtmann. Ein Document! Ich weiß vom keinem Documente.

Friederike. Stehst du, ich steche, es geht alles in der Ordnung, und wenn du nicht auf der Stelle das Document herausgiebst, oder mir anzeigst wo es sich befindet oder was mit ihm vorgefallen; so rühr' ich diese kleine Rakel und du bist auf der Stelle maustodt.

Amtmann. Um Gottes willen!

Friederike. Wo ist das Document?

Amtmann. Ich weiß nicht — Thun Sie die Büchse weg — Sie könnten aus Versehen —

Friederike (wie oben). Aus Versehen, oder mit Willen bist du todt. Rede, wo ist das Document?

Amtmann. Es ist — verlohren.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Hofrath. Die Vorigen.

Gräfin. Was giebt's hier?

Hofrath. Was machen Sie?

Friederike (immer zum Ammann). Rühren Sie sich nicht, oder Sie sind des Todes! wo verschlossen?

Ammann. In meinem Pulte.

Friederike. Und in dem Pulte! wo?

Ammann. Zwischen einem Doppelboden.

Friederike. Wo ist der Schlüssel?

Ammann. In meiner Tasche.

Friederike. Und wie geht der doppelte Boden auf?

Ammann. Durch einen Druck an der rechten Seite.

Friederike. Heraus den Schlüssel!

Ammann. Hier ist er.

Friederike. Hingeworfen!

Ammann (wirft ihn auf die Erde).

Friederike. Und die Stube?

Ammann. Ist offen.

Friederike. Wer ist drinnen?

Ammann. Meine Magd und mein Schreiber.

Friederike. Sie haben alles gehört, Herr Hofrath. Ich habe Ihnen ein unanständiges Gespräch erspart. Nehmen Sie den Schlüssel und holen Sie das Document. Bringen Sie es nicht zurück, so hat er gelogen, und ich schieße ihn darum todt.

Hofrath. Lassen Sie ihn mitgehen. bedenken Sie was Sie thun.

Friederike. Ich weiß was ich thue. Machen Sie mich nicht wild und gehen Sie.

Hofrath (ab).

Gräfin. Meine Tochter, du erschreckst mich. Thu das Gewehr weg!

Friederike. Gewiß nicht eher als bis ich das Document sehe.

Gräfin. Hörst du nicht? Deine Mutter befiehlt's.

Friederike. Und wenn mein Vater aus dem Grabe aufstünde, ich gehorchte nicht.

Gräfin. Wenn es los ginge.

Friederike. Welch Unglück wäre das?

Ammann. Es würde Sie gereuen.

Friederike. Gewiß nicht. Erinnerst du dich noch, Nimrodsberger, als ich vorm Jahr, im Zorn, nach dem Jägerburschen schoß, der meinen Hund prügelte, erinnerst du dich noch, da ich ausgescholten wurde und alle Menschen den glücklichen Zufall priesen der mich hatte fehlen lassen, da ward du's allein der hämisch lächelte und sagte: was wär' es denn gewesen? Ein Kind aus einem vornehmen Hause! Das wäre mit Geld abzutun. Ich bin noch immer ein Kind, ich bin noch immer auf einem vornehmen Hause, so müßte das auch wohl mit Geld abzutun seyn.

Hofrath (kommt zurück). Hier ist das Document.

Friederike. Ist es's? (Sie ergreift das Gewehr in Ruh.)

Gräfin. Ist's möglich?

Ammann. O ich Unglückseliger!

Friederike. Geh! Elender! daß deine Gegenwart meine Freude nicht verdülle!

Hofrath. Ist ist das Original.

Friederike. Geben Sie mir's. Morgen will ich's den Gemeinden selbst zeigen und sagen, daß ich's ihnen erobert habe.

Gräfin (sie umarmend). Meine Tochter!

Friederike. Wenn mir der Spaß nur die Lust an der Jagd nicht verdirbt. Seht ein Wildpret schieß ich nie wieder!

Fünfter Aufzug.

Nacht, trüber Mondschein.

Das Theater stellt einen Theil des Parks vor, der früher beschrieben worden. Rauhe steile Felsenbänke, auf denen ein verfallenes Schloß. Mauer und Mauerwerk in einander verschränkt. Die Ruine ist wie die Felsen mit Bäumen und Büschen bewachsen. Eine dunkle Kluft deutet auf Höhlen, wo nicht gar unterirdische Gänge.

Friederike fackeltragend, die Büchse unterm Arm, Pistolen im Gürtel, tritt aus der Höhle, umherspähend. Vor sich die **Gräfin**, den **Bohn** an der Hand. Auch **Luise**. Sodann der **Bediente**, mit Säcken beschwert. Man erfährt daß von hier ein unterirdischer Gang zu den Gewölben des Schlosses leitet, daß man die Schloßpforten gegen die anrückenden Bauern verrammelt, daß die Gräfin verlangt habe, man solle ihnen aus dem Fenster das Document ankündigen und zeigen und sie alles weitere gegen. Friederike jedoch sey nicht zu bewegen gewesen, sich in irgend eine Capitulation einzulassen, weil sich einer Gewalt, selbst nach eigenen Absichten, zu fügen. Sie habe vermöge der Zeugen zur Flucht genötigt, um auf diesem gebahnten Wege ins Freie zu gelangen und den benachbarten Sitz eines Anverwandten zu erreichen. Eben will man sich auf den Weg machen, als man oben in der Ruine Licht sieht, ein Getümmel hört. Man zieht sich in die Höhle zurück.

Herunter kommen **Jakob**, der **Hofrath** und eine Partei **Bauern**. Jakob hatte sie unterwegs angetroffen und sie zu Gunsten der Herrschaft zu bereden gewußt. Der Wagen des wegfahrenden Hofraths war unter sie gekommen. Dieser würdige Mann verbindet sich mit Jakob und kann das Haupt-Argument, das der Original-Acte gefunden sey, allen übrigen Beweggründen hinzufügen. Die aufgeregte Schaar wird beruhigt, ja sie entschließt sich den Damen zu Hülfe zu kommen.

Friederike, die gelauscht hat, nun von allem unterrichtet, tritt unter sie, dem Hofrath und dem jungen Landmann sehr willkommen, auch den übrigen durch die Vorzeigung des Documentes höchst erwünscht.

Eine früher aufgestellte **Patrouille** dieses Trupps kommt zurück und meldet daß ein Theil der Aufgeregten vom Schlosse her im Anmarsche sey. Alles verbirgt sich, theils in die Höhle, theils in Felsen und Gemäuer.

Brenne mit einer Anzahl bewaffneter Bauern tritt auf, schaut auf den Magister daß er andern gebieten und erklärt die Ursache warum er einen Theil der Mannschaft in den Gewölben des Schlosses gelassen und mit dem andern sich wieder versiegt. Er weiß das Gerücht des unterirdischen Ganges und ist überzeugt, daß die Familie sich darein verflecht und dieß auch die Gewölbe, ihrer baldigst zu werden. Sie fänden Karten an und sind im Begriff in die Höhle zu treten. Friederike, Jakob, der Hofrath erscheinen in dem Augenblicke, verbauen, so wie die übrige Menge.

Brenne sucht der Sache eine Wendung, durch Beispiele aus der alten Geschichte, zu geben, und thut sich auf seine Einfälle viel zu gute, da man sie gelten läßt, und als nun das Document auch hier seine Wirkung nicht verfehlt: so schließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit. Die vier Personen, denen Gegenwart einen unangenehmen Eindruck machen könnte: **Caroline**, der **Baron**, der **Magister** und der **Ammann**, kommen nicht mehr zum Vorschein.

Der Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille in ſechs Acten.

Perſonen:

Andraſon, ein humoriſtiſcher König.
Mandandane, ſeine Gemahlin.
Dieſelbe nach einmal.
Feria, ſeine Schweſter, eine junge Witwe.
Mana, Sora, Lato, Meta, Hofdamen der Feria.
Ornato, Prinz.
Mertulo, ſein Cavalier.
Der Oberſte ſeiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Astalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

Erſter Act.

Saal, im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und **Sora** (begegnen einander).

Mana. Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freie Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſin?

Sora. In ihrem Zimmer. Sie probirt mit der kleinen Meta einen Tanz, und läuft jeden Augenblick ans Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monate lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten war alles in Bewegung; Couriere ſprengten herbei, man konnte ſich ſpoiren und richten. Jetzo, ehe man ſich's verſieht, ſind ſie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letzte Mal hat er mich in der Nachtmütze überraſcht.

Sora. Darum warſt du heute ſo früh fertig?

Mana. Ich finde keine Luſt daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang; ich denke gleich es iſt wieder einmal ein König oder ein Kaiſer, der ſeinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmal iſt er nun gar zu Fuße. Andre laſſen ſich doch ins Gebirge zum Oraſel in Sänften tragen, er nicht ſo; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand, trat er ſeine Reiſe an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theſeus Zeiten gelebt hat!

Feria tritt auf, mit ihr **Meta.**

Feria. Seht ihr noch Niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt!

Sora. Sey ruhig, meine Fürſtin. Die Gefahren und der üble Humor ſcheinen ſich beide vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick ſprechen und dann gleich wieder fort.

Lato (tritt auf).

Der König kommt.

Feria. Wohl! ſehr wohl!

Lato. Ich ſah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben als er über den Bach ſchritt.

Feria. Lato und ihm entgegen geben.

Sora. Da iſt er.

Andraſon kommt.

Feria. Sey uns willkommen! herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andraſon. Ich umarme dich, meine Schweſter! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt du noch Troſtes? Hat das Oraſel dir keinen gegeben? Möchteſt du doch immer vergnügt ſeyn! Möchte dir doch immer wohl ſeyn! Wir waren, ſeit du uns ehegeſtern verließeſt, voller Hoffnung für dich und beim Anfange.

Mana. Majeſtät! —

Andraſon. Schönheit!

Sora. Herr!

Andraſon. Gebieterin!

Lato. Wie ſoll man euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt daß ihr keine Umſtände mit mir machen ſollt.

Mana (für ſich). Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Oraſel hören.

Sora. Hat das Oraſel nichts Gutes geſagt?

Meta. Hoft ihr das Oraſel nicht unſertwegen gefragt?

Andraſon. Liebe Kinder, das Oraſel iſt eben ein Oraſel.

Lato. Sonderbar!

Andraſon. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahnungen, das einer ungewiſſen Zukunft ſehnſuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln haſcht, den Becher ſchüttelt, Wurf über Wurf verflucht, und in dem Glückstäfelchen ſorgfältig verſucht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut ſeyn.

Lato (vor ſich.) Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erſt heute beſchäftigt.

Andraſon. Daß ein ſchönes Kind Punkte über Punkte überſieht, nachſchlägt und ſucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu iſt? und ſo weiter, das ſind' ich wohlgethan.

Meta (vor ſich). Er iſt ein Hexenmeiſter! Wenn wir allein ſind, wiſſen wir uns nichts beſſers.

Andraſon. Aber wer ein poſitives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hauſe hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel: Ihr Wiſſen und ihre Kunſt fällt zu kurz; dieß und jenes Mittelchen, und verzüglich Geduld, iſt was ſie euch empfehlen.

Feria. Kannſt du, darfſt du uns ſagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfſt du ſie entdecken?

Andraſon. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen, es weiß doch kein Menſch was es ſoll.

Feria. Wie?

Andraſon. Da ich antomme und eingeführt werde —

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Rune, ihr Mädchen!

Andraſon. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Meta. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andraſon. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich: Ge heimnißvolle Weisheit! hier tritt ein Mann auf, der ſich bisher für den glücklichſten hielt; denn es geht ihm nichts ab; alles, was die Götter einem Menſchen Gutes zuerkennen können, ſchenkten ſie mir, ſelbſt das köſtlichſte aller Beſitzthümer verſagten ſie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach! das Aber und Aber ſich immer zu dem Dante geſellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Dieſe Frau, dieſes Muſter der Liebe und Treue, nimmt ſeit Kurzem unglücklicher Weiſe an einem Menſchen Theil, der ſich ihr aufdringt und der mir verhaßt iſt. Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt iſt, ſag' ich nichts weiter, und bitte: entfalte mir mein Schickſal: gieb mir Rath, und was mehr iſt, Hülfe! — Ich dächte, das ließe ſich deutlich erklären?

Lato. Wir verſtehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andraſon. Wer ſagen könnte: ich verſtehe ſie! Sora. Ich bin höchſt neugierig — Haben wir doch manches Räthſel errathen!

Meta. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſteh' und horche, und es kömmt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert.

Alle. Oh!

Andraſon. Gebt mir ein Licht. Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lato. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die ſänden ſich allenfalls. Ein greiflich Geſpenſt, das iſt etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt ara.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kömmt noch beſſer:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſeine Geweide verleidet.

Alle. O! oh! Ei! O! oh! ha! ha!

Andraſon. Sehrt Ein leinen Geſpenſt, und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt bleibt zu viel! Was ſo ein Orakel nicht alles ſagen darf!

Mana. Wiederholt es uns!

Andraſon. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht verſteht?

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert.
Und der leinene Sack ſeine Geweide verleidet.

Seyd ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf;

Wird die geflickte Braut mit dem Verſtierten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus.

Sora. Nein das iſt nicht möglich!

Andraſon. O ja; die Götter haben ſich dießmal ſehr ihrer poetiſchen Freiheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeſchrieben?

Andraſon. Freilich! Hier iſt die Rolle, wie ich ſie aus den Händen der Prieſter erhielt.

Lato. Laßt es uns leſen, vielleicht wird es uns klärer.

(Andraſon bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt ſie auf. Die Frauenzimmer drängen ſich wechſelsweiſe zu, leſen, lachen, und machen ihre Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauſpielerinnen an, dieſes munter und angenehm vorzuführen; deswegen ihnen überlaſſen bleibt hier zu extemporiren. Die Hauptabſicht dieſer Vorbereitung iſt, daß das Publikum mit dem Orakel ſprach recht bekannt werde.)

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich! Wie iſt es dir weiter ergangen? Haſt du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andraſon. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ſah den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine in ſeinen Schooß legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit kommt aus von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht allein; deſſen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird einſtens hier erſcheinen, von Zutrauen und Gelehrſamkeit. Möge die alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen, und ihm gebieten, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſein weißer Bart bewegte ſich murmelnd; ich ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier. —

Feria. Möge alles zum Beſten ausſchlagen! — Du verzeihſt, Bruder; ich muß vor Tiſch mit meinen Bäthen, die ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte abthun; ich laſſe dir die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Geſellſchafter.

Andraſon. Ich danke dir, Schweſter. Wenn ich dich wiſſen ſoll weiß ich nichts beſſers als dieſe freundlichen Augen.

Feria. Bald ſeh' ich dich wieder. (Ab.)

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andraſon. Von der geflickten Braut?

Sora. Ja meine, was ihr thun wollt.

Andreason. Thun! als ob das Orakel nichts zu sagen hätte. Mit meinem Ueberrocke bekleidet wieder nach Hause gehn, und nach meiner Frau sehen, die ich in wunderbaren Zuständen anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht sie denn indessen?

Andreason. Sie sieht im Mondscheine spazieren, schwimmt an Lilienstielen, und hält weitläuftige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn seit dem der Prinz weg ist, einen Fuß durch seine Provinzen und hernächst zum Orakel zu thun, ist's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem sie großes Vergnügen findet, ist daß sie Monodramen aufführt.

Klara. Was sind das für Dinge?

Andreason. Wenn ihr Griechisch könntet, wäre der ihr gleich wissen, daß das ein Schauspiel heißt, wo nur Eine Person spielt.

Lalo. Mit wem spielt sie denn?

Andreason. Mit sich selbst, das versteht sich.

Lalo. Pfui, das muß ein langweilig Spiel seyn!

Andreason. Für den Zuschauer wohl. Denn eigentlich ist die Person nicht allein, spielt aber doch allein; denn es können noch mehr Personen dabei seyn, Liebhaber, Kammerjunkern, Masken, Ohrfeigen, Hausknechte, Fremdlinge, Hofmeister, aber eigentlich spielt sie für sich, es bleibt ein Monodrama. Es ist eben eine von den neuesten Erfindungen; es läßt sich nichts darüber sagen. Solche Dinge finden großen Beifall.

Sora. Und das spielt sie ganz allein für sich?

Andreason. O ja! Oder, wenn etwa Besuch oder Gut zu bringen ist — denn es geht meistens etwas durch der — wenn eine sprechliche Stimme aus dem Felsen oder durchs Schlüsselloch zu rufen hat, solche wichtige Rollen nimmt der Prinz über sich, der Kammerdiener, ein sehr alterner Bursche, aber das ist eins.

Klara. Wir wollen auch einmal so spielen.

Andreason. Laßt's doch gut seyn, und danket Gott, daß es noch nicht bis zu euch gekommen ist! Wenn ihr spielen wollt, so spielt zu zweien wenigstens; das ist seit dem Paradiese her das Natürlichste und das Gesundeste gewesen. Nun noch eins, meine Besten. — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen verplaudern — meine Hoffnung wieder glücklich zu werden ruht nicht allein bei den Göttern, sondern auch auf euch, ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andreason. Ja auf euch; und ich hoffe ihr werdet das Eure thun.

Klara. Wie soll das werden?

Andreason. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbei kommen, euch seine Ehrerbietung zu bezeigen, wie Fremde gewöhnlich thun, die diesen Weg nehmen. Meine Schwester wird artig seyn und ihm Quartier anbieten; ihm anbieten, daß sie seine Leute, sein Gepäcke bereit bereuen will, indeß er sich ins Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo jeder, er sey wer er wolle, allein, ohne Gefolge ankommen muß. Wenn er nun kommt, meine Besten, so bietet sein Herz zu rühren. — Ihr seyd liebenswürdig. Ich will die als eine Göttin verehren, die ihn an sich zieht und mich von ihm befreit.

Sora. Gut! Euch ist er unerträglich, und uns wollt ihr ihn zuschieben? Wenn er uns nun auch unerträglich ist?

Andreason. Seyd ruhig, Kinder! Das findet sich. Ihr andern liebt meistentheils an den Männern, was Männer an sich unter einander nicht leiden können. Und gesetzt er ist so übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Klara. Wie sollen wir es denn anfangen?

Andreason. Brave, liebes Kind! du zeigst doch guten Willen! Ich muß erst eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt sehn! Stellt euch vor, ich sey der Prinz; ich will ankommen, schmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich einpflanzen?

(Sie beginnen einen lebhaften Tanz.)

Andreason. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meint ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht? Mit einem solchen Bauerntanz wollt ihr meinen fashionirten Herren gewinnen? Nein! setzt euch an mich! das muß in einem andern Geiste traciert werden.

(Janfte Musik.)

(Er macht ihnen die detaillirten Bewegungen vor, womit die Schauspieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken pflegen.)

Andreason. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erstlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen gekniet, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken springen wollte; mitunter tief Athem geholt, und so weiter. Die Schnupftücher nicht vergessen!

(Die Musik geht fort, und die Fräulein befolgen seine Vorschrift. Er stellt den Prinzen vor; bald corrigirt er sie, bald nimmt er die Person des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.)

Andreason. Aha!

Lalo. Es wird aufgetragen.

Andreason. Ja bringt zu Pferde, und zu Tische! Beides eine schöne Einladung. Kommt! diese Empfindsamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Nesseln bisher.

Zweiter Act.

Saal,
in chinesischem Geschmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und **Sora**.

Mana. Nun das heiß ich ein Gerücht! Der ganze Hof ist voll Kisten, Kasten, Mantelsäcke und unaussprechlicher Verschläge.

Sora (sieht aus Fenster). Wir werden ihm den ganzen Flügel des Palastes geben müssen, nur seine Sachen unterzubringen.

Mana. Es ist abscheulich, wenn Monarchenpersonen reisen, als wenn sie Weiberzimmer wären. Ueber und halten sie sich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen ins Bad gehen, der Staatsrath, Kästchen, Puppen und Maskenkleider kein Ende werden will; und sich erlauben sie's!

Sora. Die mehr Sachen, liebes Kind, die sie uns übel nehmen.

Ein Bedienter (kommt).

Der Cavalier des Prinzen läßt sich melden.

Mana. Führt ihn herein. (Bedienter ab.) Sieh zu, es hat ſich doch nichts an meinem Kopfputze verſchoben?

Jora. Halt! — Die Locke hier — Er kommt.

Merkulo (ruft herein).

Willkommene Damen! Es iſt nicht viel Angenehmers meines Lebens, worin ich mich ſo glücklich fühlte, als in den gegenwärtigen. Sonſt werden wir armen Diener meiſtentheils bei verdrüßlichen Angelegenheiten vorgeſchoben, bei angenehmen Ereignißen ſtehen wir zurück; aber diesmal erbeut mich mein Prinz über ſich ſelbſt, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reize ſendet.

Mana. Sie ſind ſehr gütig.

Jora. Und recht willkommen. Wir haben ſo viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu ſehen.

Merkulo. Mein Fürſt iſt ſo glücklich, daß er ſchon in der Entfernung Ihre Aufmerkſamkeit hat auf ſich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch ſeine Gegenwart Ihre Gunſt erhalten ſollte; ſo kann er ſich als den glücklichſten der Menſchen preiſen. Dürfte ich nicht indeß Ihrer Prinzeſſin aufwarten, an die er mir eine Anzahl Verbindlichkeiten aufzutragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgeſtellt werden können. Sie hat uns befohlen Ihnen dieſe und die anſtoßenden Zimmer anzuweiſen. Bedienen Sie ſich davon ſo viel und wie Sie's nöthig finden.

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben daß ich unſere Gerätſchaften, deren freilich nicht wenige ſind, herein und in Ordnung bringen laſſe?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Merkulo (mit einer Verbeugung ab).

Jora. Wir werden bleiben. Ich bin gar zu neugierig was ſie alles mitbringen.

Es läßt ſich ein luſtiger Marſch hören, und es kommt ein Zug. **Merkulo** voraus, der Oberſte, die Wache, ſodann Trabanten, welche Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gehülfen. Sie umgeben das Theater. Die Kaſten werden auf beiden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſämmtlichen Perſonen gehn alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben

Jora. Mana. Merkulo.

Jora. Wer ſind denn die pöbelhaften bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

Merkulo. Das iſt der Oberſte über des Prinzen Kriegsvolk, und die Andern ſind junge Edelleute, militäriſche Edelknaben meines gnädigſten Herrn, und ſeine Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit ſich? Wollen Sie etwa eine Komödie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, dieſen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimniſſe wird, zu verlaſſen; allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reize! Nur vor unbefugten fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Einrichtungen; nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Jora. Sagen Sie uns um Himmels willen, was ſoll die Laube?

Merkulo. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, können Sie einen großen Theil des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindſamſte Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hofwitz nicht ſo ſehr ſchätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Jora. Ha das iſt ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondſchein ſpazieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da iſt Eins zu bedauern, meine vortrefflichen Damen! Mein Prinz iſt von ſo zärtlichen, äußerſt empfindſamen Nerven, daß er ſich gar ſehr vor der Luft, und vor ſchnellen Abwechſelungen der Tageszeiten hüten muß. Freilich unter freiem Himmel kann man's nicht immer ſo temperirt haben, wie man wünſcht. Die Erquickſtunde des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für durchaus ſchädlich, den Duft des Mooſes und der Quellen bei heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich! Die Ausdünſtungen der Thäler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den ſchönſten, wärmſten Mondnächten ſind die Mücken juſt am unerträglichſten. Hat man ſich auf dem Raſen ſeinen Gedanken überlaſſen, gleich ſind die Kleider voll Ameiſen, und die zärtlichſte Empfindung in einer Laube wird oft durch eine heranfahrende Equipage geſtört. Der Prinz hat durch ſeine Akademien Preiſe ausgeſetzt, um zu erfahren, ob dieſen Beſchwerden, zum Beſten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es ſind auch verſchiedene Abhandlungen gedruckt worden; die Sache aber iſt bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Jora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden worden ſollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmliſchen Entzückungen aufgefahren iſt, erinnert einen das leidige Geziefer, mit ſeinem Stachelin und krabligen Füßen, gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwiſchen, meine ſchönen Damen, hat der Prinz, der ſeinen Genuß weder verſchoben noch unterbrochen haben will, den Entſchluß gefaßt, durch tüchtige Künſtler ſich eine Welt in der Stube zu verſchaffen. Sein Schloß iſt dabei auf die angenehmſte Weiſe eingerichtet, ſeine Zimmer gleichen Lauben, ſeine Säle Wäldern, ſeine Kabinette Grotten, ſo ſchön und ſchöner als in der Natur; und dabei alle Bequemlichkeiten, die Stallfedern und Reſſorts nur geben können.

Jora. Das muß charmant ſeyn!

Merkulo. Und weil der Prinz ſo ſehr dran gewöhnt iſt, wie er denn in jedem Luſtſchloß ſeine Natur hat: ſo haben wir auch eine Reiſenatur, die wir auf unſern Zügen überall mit herumführen. Unſer Hof-Etat iſt mit einem ſehr geſchickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeiſter, Directeur de la nature, gegeben haben. Er hat eine große Anzahl von Künſtlern unter ſich. Ein würdiger Schüler von ihm iſt dieſer Mann hier, der unſere Natur auf der Reiſe beſorgt, und den ich die Ehre habe Ihnen in dieſer Qualität zu präſentiren. Was uns allein noch abgeht: das ſind die zahmen Lüftchen. Die Verſuche davon ſind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch dieſem Mangel nächſtens abzuhelfen zu ſehen.

Sora. Um Verzeihung, was iſt in dem Kaſten da? Darf man's wiſſen?

Merkulo. Geheimniſſe, meine ſchönen Fräulein. Geheimniſſe! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimniſſe meines Herzens aufzuleſen, ſo daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichſten Glückſeligkeiten empfindſamer Seelen bei uns. In dieſem Kaſten ſind verſteinte Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in dieſem iſt der Geſang, der lieblichſte Geſang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Merkulo. Und hier in dieſem größern iſt Mondſchein eingeſprizt.

Sora. Es iſt nicht möglich! Laſſen Sie's uns doch ſehn.

Merkulo. Es ſteht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß dieſe Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu ſetzen. Er ganz allein darf ſie fühlen; ich könnte Ihnen nur den groben Stoff ſichtbar machen.

Mana. O wir müſſen den Prinzen bitten, daß er uns die Maſchinen einmal ſpielen läßt.

Merkulo. Ums Himmels willen, laſſen Sie ſich nichts merken! Und beſonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz ſeine Liebhabereien nicht erkennen. Jeder Menſch, meine ſüßen Fräulein, treibt ſeine Liebhabereien ſehr ernſthaft, meiſtens ernſthafter als ſeine Geſchäfte. Indeſſen hatte ich für Schuldigkeit, Ihr Verlangen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, und weiſte Ihnen gern unſre Raritäten, wenn gleich nur leeres, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieſer eingeſchloſſnen Natur übereinſtimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illuſion nicht verlangen.

Sora. Dem iſt leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorſtellen.

Merkulo. Das wird allerliebſt ſeyn.

Sora. He! (Ein Bedienter kommt.) Sagt dem Hoftapezier, er ſoll die gewirkte Waldtapete gleich herunter laſſen!

Merkulo. An mir ſoll's auch nicht fehlen.

(Muſik.)

(Er giebt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als ſich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln ſich die Kaſten in Ravenänte, Felſen, Gebüſche und ſo weiter. Der Kaſten über der Laube in Muſeln. Der Decorateur wird ſetzen, daß das Ganze übereinſtimmend und zeigend ſey, und mit der verſchwindenden Decoration einen recht ſchicklichen Contraſt made.)

Merkulo. Brave! Brave!

Sora. O wie ſchön!

(Sie beſehen alles auf das emſigſte, ſo lange die Muſik fortdauert.)

Mana. Die Decoration iſt allerliebſt.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, ſondern künſtliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabei ſeyn.

Sora. Scharmant! Allerliebſt!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunſtwort lehren, mit dem weit zu reichen iſt. Scharmant! Allerliebſt! das können Sie ebenfalls auch von einer Feuersbrunſt, von einem Häuſchen ſagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, ob ſey was es wolle, ſehen Sie es ſteif an, und rufen: Ah was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Menſch was Sie eigentlich ſagen wollen; denn Sonne, Mond, Feld und Wieſen, Bäume, Geſichter, Himmel und Erde, und ein Stück Mauſeleinwand, jedes macht ſeinen eignen Effect; was für einen, das iſt ein bischen ſchwerer auszudrücken. Halten Sie ſich aber nur ans Allgemeine: Ach! was das für einen beſondern Effect auf mich macht! — Jeder der dabei ſteht ſieht auch hin, und ſtimmt in den beſondern Effect mit ein; und dann iſt's ausgemacht — daß die Sache einen beſondern Effect macht.

Mana. Mit allem dem ſcheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! ſehr! Das Theater und unſere Natur ſind freilich nahe mit einander verwandt. Dabei iſt er ein trefflicher Schauſpieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bei ſich?

Merkulo. Das nicht! Wir ſind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann hilft der Prinz, wenn's dazu kommt, meiſtentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir ſchon gehört.

Merkulo. Ei! — Sehen Sie, meine Damen, das iſt eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauferfindung, die unſern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, eben auf dem Römiſchen Theater, waren die Menodramen vorzüglich eingeführt. So leſen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böſe Kaiſer?

Merkulo. Es iſt wahr, er taugte von Haus aus nichts, war aber drum doch ein excellenter Schauſpieler. Er ſpielte blos Menodramen. Denn erſtlich ſagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Sorisk eines unſerer Akademiſten über dieſe Schauſpieler leſen! Sie wird auf Befehl unſers Prinzen aufgeſetzt und auf ſeine Koſten gedruckt. Wir führen aber aus die neuſten Werke auf, wie man ſie von der Meſſe bringt: Menodramen zu zwei Perſonen, Dyodramen zu dreien, und ſo weiter.

Sora. Wird denn auch drin geſungen?

Merkulo. Ei geſungen und geſprochen! Eigentlich weder geſungen noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang drin, deswegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fräulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen, Sie ſollen recht lange bei uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bei uns?

Merkulo. Gar zu gütig! — Ah! wer glauben könnte, daß ſo eine Einladung aus einem ſo ſüßen Herzen käme! Es iſt aber leider eins der gewöhnlichen Hofcomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um ſich zu verſichern, daß er bald wieder wegziehn werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen ſchon allerlei Scherze von unſrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten ſollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünſche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie ſein Herz, ſein zärtlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreiz aus der ſanften Traurigkeit ziehen, in der er verſchmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das ist just recht unsere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübsche Melodie finden, singen wir sie meist todt, daß sie kein Mensch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O deren haben wir verschiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo (singt).

Du gebrechselte Laterne,
Ueberleuchtest alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägst du der Sonne mildesten Glanz.

Sora. O weh! das ist gar nichts Empfindsames!

Merkulo. Schönes Kind, ums Himmels willen, es ist aus dem Griechischen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Merkulo. Daran ist wohl die Melodie schuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an sich selbst ist gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

(Er singt's auf die Melodie: Monseigneur, voyez nos larmes, und die Fräulein fangen an mitzusingen.)

Debiente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

(Merkulo und die Fräulein gehn singend ab.)

Dritter Act.

Wald,

die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

Die vier Fräulein führen den Prinzen unter einer sanften Musik herein. Merkulo folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen sich in einem gefälligen Tanze um den nachdenkenden und in sich selbst versunkenen Anbeter; er antwortet ihren Freundschaften nur gezwungen. Da die Musik einen Augenblick pauirt, spricht

Merkulo (vor sich). Das sind recht Homerische Sitten, wo die schönen Töchter des Hauses sich um die Fremden bemühen. Ich hätte wohl Lust, mich ins Bad zu setzen und mich abreiben zu lassen.

Die Musik geht fort; endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich sehen, einen nach dem andern davon, und es bleiben

Prinz und **Merkulo.**

Prinz. Gelegnet seyst du, liebe Einsamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich seit dem Eintritt in dieses Haus zwingen müssen!

Merkulo. Das muß ich Eurer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich gewesen ist, wie Sie sich an einer wohlbesetzten Tafel und zwischen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es ist nicht lange Weile, es ist die Gesellschaft dieser angenehmen Gefäßdyke, die mich ängstet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geschlechte zur Qual geschaffen seyn? Denn nur Eine kann mein Herz besitzen, und die übrigen — Ach! — —

Merkulo. Die hab' ich schon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden auf eine so überzeugende Art zu verstehn gegeben, daß ich wirklich sagen kann: ich habe das Glück gehabt, einigen das Leben zu fristen, die auf dem Sprunge standen, durch Ihre Grausamkeit, in die elysischen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich sage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand, und Ihre trefflichen Qualitäten zusammen nimmt, so ist's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem schönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnst du, Unglücklicher? Was ist mein Stand gegen dieses Herz?

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden! Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe ist z. E. was Vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgespickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht solche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar scheinen, wenn ich es nicht gestände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebieter, bin ich ohnedies sicher. Ihre Fürstliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Electricität zärtlicher Herzen an sich, das wir Andern vorm Einschlagen ganz gesichert sind.

Prinz. Ist es bald elfe?

Merkulo. Es wird gleich seyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlassen. Es ist eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jede Stunde, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet sind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauspielen konnte das Feierlichste, Schrecklichste bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehn; unter elfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und schwarze Tücher läßt sich nichts Rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Pistolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erschießen Sie sich nicht einmal!

Prinz. Er ruhig! (Es schlägt eilfe.) Es schlägt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt als wenn man auf Blech hämmerte; mich könnte nun so etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichsten Fassung bringen.

(Die Musik giebt einige laute und entfernte Melodien zum Fortgehen an.)

Prinz. Schweig, Unheiliger! und entfleh!

Merkulo. Ab! (Ab.)

Prinz.

Vergebens sucht ihr mich durch eure Schönheit,
durch euer einschmeichelndes Wesen anzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umschlungen halte. Fahrt wohl, ihr sterblichen Mädchen! Das Unsterbliche umschwebt meine Sterne, und die Geister steigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beseligen.

(Die feierliche Musik geht fort, die Wasserfälle fangen an zu rauschen, die Vögel zu singen, der Mond zu scheinen.)

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner hoher Gefährte Freund!
Du, der du mir
Der Liebe stockende Schmerzen

Im Busen auf zu sanften Thränen lösest!
Ach welche Seligkeiten theilst du mir
Ins tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deutest mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruhestätte:
Ach vergiß! Ach mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Vergieb dem trüben Blick auf deine Schönheit!
Vergieb dem flüchtigen!
(Nach der Laute greifend.)
Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dies Pochen und dies Zittern:
Ha! es schlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Zauberei
Die Seligkeit des Wahren überflügelt!
O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O den Genuß bewahret mir, ihr Götter!
(Die Laute tönt sich auf, man sieht ein Frauenzimmer darin thun; sie muß vollkommen an Gestalt und Kleidung der Schauspielerin gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.)

Prinz.

Himmel sie ist's! Himmel sie ist's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieses Herz,
Geliebte, süße Freundin!
Du ganz für mich geschaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieser schönen Stimmung unsrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich schaudernd mich verschweben!
Ha! vor Wonne stockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Brust!

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieses reiche Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löset auf die schöne Lust!

(Während der letzten Cadenz, da die Instrumente die Stimme in sanft nachahmen, setzt sich der Prinz auf eine Kanapeebank, und schläft endlich ein. Man giebt ihm verschiedenemal den Ton an, damit er eintreffen und schlafen möge. Allein er ruhet sich nicht, und es entsteht eine Verlegenheit im Orchester; endlich setzt sich die erste Violine gemächlich die Cadenz zu schließen, die Instrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt sich

Ein Vorsaal.

Feria und die Vier Fräulein.

Feria. Mich dünkt, der Prinz pflegt seiner Ruhe ziemlich lange. Es soll nicht anfangs heißen, ein Mann in unserm Schlosse umgeschaffe die Mordgewölbte verdutzelaffafen habe: Sind die Klappern bei der Hand und die Rasseln? Wir wollen ihm ein Scharivari machen, und die fatale Schlafsüchtigkeit, unsre verhaßte Nebenbuhlerin, vom seinen Augen peitschen.

(Lebhafter Tanz zu Saiten mit Castagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt Feria sie. Der Operateur kommt, die Prinzessin zu bitten, daß sie des Prinzen Ruhe nicht stören möge, indem die Wache die Fräulein aufhalten will. Dies machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf; das Theater ist wieder wie zu Anfang des Akts: Merkule tritt zu gleicher Zeit herein.)

Der Prinz (über beyden von seiner Kanapee in die Höhe, erstaunt und ruft).

Ja ihr seyd's Grimmen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hoffe' im Arm der Grazien zu baden.
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

(Während der Arie deutet sie Feria, die Fräulein und die Wache, eins nach dem Andern, auf die Seite; es bleiben allein

Prinz und **Merkule.**

Merkule. Mein Prinz, fassen Sie sich!
Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!
Merkule. Gnädiger Herr, nur Scharivari!
Prinz. Ich will weg; diesen Augenblick mich in die Einsamkeit des Gebirges verlieren!
Merkule. Was wird die Prinzessin, was werden die Damen denken?
Prinz. Denken sie doch auch nicht wen sie vor sich haben. Ohne das mindeste Gefühl für das Hohe, Ueberirdische meiner Stimmung, rasseln sie mit knirschenden Tönen der Vorhölle drein. Ade vor goldnen Morgenträume, wo seyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!
Merkule. Es war nicht übel gemeint. Scheu vor Sonnenaufgang waren die Damen geschäftig, ein Dejeune im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenstern mit Beatwürsten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Gesicht im Glanz der ersten Morgensonne genießen.
Prinz. Ja mit Schellen und Klapperbecken genießt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!
Merkule. Gnädiger Herr!
Prinz. Du weißt, meine Entschließungen sind rasch und fest.
Merkule (für sich). Leider!
Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Las aufs schärfste dieses Heiligthum bewachen, das unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß darein setze!
Merkule. Bleiben Sie beruhigt.
Prinz. Leb wohl. (Ab.)

Vierter Akt.

Andrasens Schloß,
eine rauhe und wilde Gegend, düstre im Grunde.

Mandandane Kammerdiener als Askalaphus tritt auf mit einem Besenreis, und spricht den Prologue.

Herrn und Frauen allzugleich.
Merkt wohl, das hier ist Pluto's Reich.
Und ich, wie ich mich vor euch stelle,
Daß ich zuerst bedeuten muß.
Ich nenne mich Askalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge ist hier unten neu:
Denn ehmals war Elysium dahrüben.
Die rauhen Wohnungen dahüben.
Man ließ es eben so dabei.

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lade fand Elyſium zu ſchön.
Man ſprach ſo lang', bis daß der ſelbige Gaſte ſiegte.
Und Pluto ſelbſt den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich aus einen Park zu ſehn.

Da ſchleppen nun Titanen ohne Zahl
Den alten Oſſa vorbei mit eingeſchloſſen.
Gaſtlos geſtaunten und verroſſen.
Wer manches ſchöne Berg und Thal
Zuſammen.
Und den ſtutzenden Flammen
Des Acherons herauf
Müſſen die ewigen Felſen jetzt!
Und, gält's tauſend Hände.
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurecht geſetzt.

Um Eins nur iſt es Jammerſchade,
Um's ſchöne Erdreich im Elyſium:
Aber es iſt keine Gnade.
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat!
Aber hier! ſechs Meilen herum ſind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht ſatt;
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die lieblen Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannigfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt und alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſeyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elyſiums die ſchönſten Bäume aus,
Und ſetzen ſie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Höhle.
Um das Cerberus Hundehaus.
Und formiren das zu einer Kaſcade.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal ſeyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine ſchöne Schale ein.
So verſtecken wir zum Exempel
Einen Schweinſtall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, verſteckt mich ſchon,
Wird gerade recht ein Pantheon.
Die Stadt iſt, wenn ein Fremder drin ſpaziert,
Daß alles recht ſich repräſentirt;
Wenn's dem denn hyperboliſch dünkt,
Bekannt er's hyperboliſch weiter aus,
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meiſtens wo es ſtinkt.

Wie ich alſo ſagte: unſre elyſiſchen Bäume
Schwinden wie elyſiſche Träume,
Wenn man ſie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen ſtill:
Denn in einem Park iſt alles Prunk;
Verbannt ein Baum und wird ein Strunk,
Ha! ſagen ſie, da ſind die Spur.
Wie die Kunſt auch hinterdrein der Natur
Im Thieren iſt. — Ja leider ſtark!
Was ich ſagen wollte: Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tuſen und Höhn,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,
Pagoden, Hütten, Menſchen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gebüſche,
Blumenüberſchüttet, bakchaniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Lehmen, Schäfer im Grünen,
Meierein und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Partions zum Baden,
Chineſiſch-Gothiſche Grotten, Kioſken, Zingk,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein Einziges iſt noch zurücke,
Und drauf iſt jeder Lord ſo ſtolz:
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und einem Bogen von Hängewerk,
Das iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn erſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.
Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Communication, wie bekannt.
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß;
Elyſium und Erebus
Werden vice verse tolerant.

Wir krönten uns der Brücke ſchon;
Doch leider Acheron und Phlegethon
Sperren ewige Flammen.
Da ſetzt's uns an gelehrten Leuten;
Und brennen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Coſtume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſo eine Brücke ſeyn.

Aber warum ich komme? ohne Zeit zu verlieren:
Pluto's ſchönes Weib
Geht gewöhnlich hierher ſpazieren,
Denn drin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bei den armen Todten
So ſchöne Gegenden, wie auf Sicilians Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſchen, Trauben, barnach ſieſen wir weit;
Holzbirn', Schlehen, rothe Beeren und dergleichen
Iſt alles, was bei uns gedeiht.

(Dann plötzlich Geiſter bringen einen Granatbaum in einem Kübel.)

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und bräte, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbeſtellten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;
Den will ich in die Erde ſtecken.
(Er macht alles wirklich wie er's ſagt.)
Mit Felſen, Raſen, Moos machen,
Daß meine Königin vermeine,
Es wüchſe alles auf dem Steine.
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe, wie ſich's gebührt. (Ab.)

Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn er nicht thät' drauf herumhergehen;
Bild't sich ein wunderliche Streich'
Von seinem himmlisch geist'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein jedes doch fortan
So übel und so gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken;
Fäng' Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da ist nichts recht und gut,
Als was Herr Pater selber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er sie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß ohn' ihn zu fragen
Die Sonn' sich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! damit Er uns beweis't
Daß ohne Ihn die Erde reis't,
Zusammenstürzen Berg und Thal,
Probier' Er's nur und sterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,

(Tantalus wird, ohnmächtig seine Gestalten.)

Mandanbone zu Proserpina.

Halte! halt' einmal, Unsellge! Vergessend
Jagst du in diesen rauhen Wüsten ihn und her!
Indes liegen vor dir die Trauergestalte,
Ihre was du suchst, liegt immer hinter dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch soll dieser Blick nicht steigen!
Die schwarze Höhle des Tartarus
Verwehrt die lieben Gegenden des Himmels.
In die ich sonst
Nach meines Abwerrn froher Wohnung
Mit Liebesblick hinaufsah!
Ach! Tochter du des Juviters,
Wie tief bist du verloren! —

Gespielinnen!
Als jene blumenreiche Thäler
Für uns gesammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Abends
Wir plätschernd noch im Abendstraale scherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Hauote unser Herz sie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geheimnis zu wiederhohlen,
Und die Sonne
Mis leichter nicht aus ihrem Silberbette
Stieg auf, als wir voll Lust zu leben
Früh im Thau die Reigentänze hatten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einsam nun,
Zerstreut an jenen Quellen schleicht,
Die Blumen auflest,
Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooße fallen ließ,
Ihr flieht und seht mir nach, wohin ich verschwand!

Wegerissen haben sie mich,
Die raschen Pferde des Orkus;
Mit festen Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott!
Amor! ach Amor sind lachend auf zum Olymp —
Hast du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde?
Musst du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter gerissen
In diese entlosen Tiefen!
Königin hier!
Königin?
Vor der nur Schatten sich neigen!

Hoffnungslos ist ihr Sehnen;
Hoffnungslos der Abgeschiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernsten Gerichten
Hat das Schicksal sie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttin! Königin!
Leidig Phantom des Schicksals!

Ach das siebente Mahl
Wälzt' ich dem Tantalus schroffen,
Mit lieblichen Irrsalen ihn ergötzend;
Meiner Arbeit!
Für gereiztes Verlangen gestraft! —

Im Irions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten seinen Schmerz;
Aber was vermögen wir Götter
Ueber die ewigen Qualen!
Irrlicht für mich und für sie,
Worin ich unter Ihnen und schaue
Der armen Danaiden Geschäftigkeit:
Leer und immer leer!
Nicht Einen Tropfen Wassers zum Munde.
Nicht Einen Tropfen Wassers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach so ist's mit dir auch, mein Herz!
Woher willst du schöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Strenge nur vor mir vorüber;
Mein Weg ist nicht mit euch!
In euern leichten Tänzen,
In euern tiefen Hainen,
In eurer lispelnden Wohnung,
Rauscht's nicht von Leben wie drohen.
Schwankt nicht von Schmerz zu Lust
Der Seligkeit Fülle. —

Ist's auf seinen düstern Augenbraunen,
Im verschlossenen Blicke?
Magst du ihn Gemahl nennen?
Und darfst du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum heftetest du sein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da du wusstest,
Es werde sich wieder auf ewig verschließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und setzte sie neben sich
Auf seinen Glänzenden Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie tief deine Gottheit verläßt
Im Verlust deiner Tochter,
Die du glücklich glaubtest,
Hinspielend, unbändend ihre Jugend!

Ach du kamst gewiß
Und fragtest nach mir,
Was ich begehrte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Spange?
Und du fandest die Mädchen
An ihre Wollen gefesselt,
Wo sie mich verlosen,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin ist sie? Wohin? ruft du,
Welchen Weg nahm der Verwunte?
Soll er unsterblich Jupiters Stamm entwenden?
Wohin geht der Pfad seiner Rosse?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihm verfolgen;
Will seine Stunde ruhen, bis ich sie finde,
Will seinen Gang schauen,
Hierdin und dorthin.

Die blinden beine Drachen mit klugen Augen an.
Aller Pfade gewohnt setzen sie deinem Tritte;
In der unbewohnten Wüste irrest du nicht —

Ach nur hierher, hierher nicht!
Nicht in die Tiefe der Nacht.
Unbetreten den Ewigliebenden.
Wo bedeckt von beschwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den gestügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiters Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter ist! —

Vater der Götter und Menschen!
Rufst du noch oben auf deinem goldenen Stuhle,
In dem du mich Kleine,
So oft mit Freundlichkeit aufhobst,
In deinen Händen mich senkend
Gegen den endlosen Himmel schwenktest,
Daß ich entzückt droben zu verschweben bebte?
Bist du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels,
Hier! hier! — —

Leite sie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus diesem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle!

O du hörst mich,
Freundlichlieber Vater,
Hörst mich wieder.
Wieder aufwärts hören;
Daß, befreit von langer, schwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergetze!

Letze dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieser Boden
Ist nicht Fels, nicht Moos mehr;
Diese Berge
Nicht voll schwarzen Graufes!
Ach hier find' ich wieder eine Blume!
Dieses welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch,
Daß ich seiner mich erfreue!

Seltsam! seltsam!
Find' ich diese Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach! so lieb war —
(Sie bricht den Granatapfel ab.)
Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergessen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der vertrauteren
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmlischen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden worden!
(Sie ißt einige Körner.)
Labend! labend!

Wie greift's auf einmal
Durch diese Freuden,
Durch diese offne Wonne
Mit entsetzlichen Schmerzen,
Mit eisernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach warum schafft
Die erste Freude hier mir Qual?
Was ist's? was ist's? —
Ihr Felsen scheint hier schrecklicher herabzusinken.
Mich fester zu umfassen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!
Im fernen Chaos des Abgrunds
Dumpfe Gewitter rasend sich zu ergreifen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
Du bist unser!

Die Parzen (unsichtbar).

Du bist unser!
Ist der Ratschluß deines Anherrn
Müttern schärfest wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht dich unser!
Königin, wir ehren dich!

Proserpina.

Hast du's gesprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verstießest?
Warum rufst du mich nicht
In deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verflucht die Früchte!
Warum sind Früchte schön,
Wenn sie verdammen?

Parzen.

Bist nun unser!
Warum trauerst du?
Sieh, wir ehren dich,
Unsre Königin!

Proserpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünschen könnte!
O wäre der Cocyt nicht euer ewig Bad,
Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königin,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß sey ich mit euch verbunden! —
So schöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!
In ewig gleich elendem Schicksal.
Ich verfluche euch,
Und bin darum elender als ihr alle.

Parzen.

Du bist unser!
Wir neigen uns dir
Bist unser! unser!
Hohe Königin!

Proserpina.

Jern' weg von mir
Sey euer Treu' und eure Herrlichkeit:
Wie han' ich euch!
Und euch, wie zehnfach haß' ich dich —
Weh mir! ich fühle schon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unser! Unsre Königin!

Proserpina.

Warum reißt du sie nach mir?
Recke sie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus stygischen Nächten empor!
Sie fliegen deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie haß' ich dich,
Abscheu und Gemahl.
O Pluto! Pluto!
Gieb mir das Schicksal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit diesen Armen
In die zerstörende Qual!

Parzen.

Unser! unser! hohe Königin!

(Andrasen erscheint bei den Worten: Abscheu und Gemahl ꝛc. Mandandane richtet die Apostrophe an ihn, und fleucht vor ihm mit Entsetzen. Er erstaunt, sieht sich um, und folgt ihr voller Verwunderung.)

Fünfter Act.

Vorsaal.

Mana. Zora. Meia. Lato.

Zora. Liebe Schwestern, es solle was es wolle, wir müssen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Zora. Die bindert uns nicht; es sind Männer. Wir wollen ihnen schön thun, und Wein geben; damit führen wir sie wie wir wollen.

Lato. Laß sehn!

Zora. Ich habe vom süßen Wein genommen, und ihn mit Schlaftrunk gemischt. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Meia. Wie so?

Zora. Wer nicht neugierig ist, erfährt nichts. Mir brennt' es auf dem Herzen zu wissen, wie's im Zimmer wohl seyn möchte, wenn die schönen Sachen alle spielten. Gegen Mitternacht schlich ich mich hinan, und guckte durch einen Ritz in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was sahst du?

Zora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns so unempfindlich blieb, so verachtend von uns weggieng!

Lato. Ach! er ist ein schöner Geist von der neuen Sorte, die sind alle grob.

Zora. Das nicht allein. Er führt seine Geliebte mit sich herum.

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ei wie?

Zora. Wenn ich euch nichts aufspürte! In dem verfluchten Kasten, in der geheimnißvollen Laube sitzt sie. Mich wundert nur, wie sie sich mag so herumschleppen lassen, so stille sitzen!

Mana. Drum wurde das Ding vom Mauleselm getragen!

Meia. Wie sieht sie aus?

Zora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide sehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entstand ein Geräusche; da rutscht' ich fort.

Lato. O laßt uns sehen!

Mana. Wenn sich's nur schickte!

Zora. Es ist ja Nacht, kein Mensch wird es erfahren. Ich habe schon den Hauptschlüssel. Nun spielt mit der Wache hübsch die Mädchen.

(Musik.)

(Die Frauenzimmer spielen unter sich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und sehen zu; sie rufen einander herbei, endlich mischen sie sich in die Spiele. Die Fräulein thun erst fremd, dann freundlich, endlich bringen sie Wein und Früchte; die Jünglinge lassen sich's wohl schmecken, Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfängt, schläfrig zu werden; sie taumeln hin und her, gaffen in die Gesichter, und die Mädchen betasten das Zeug.)

Zora. Nun frisch ohne Zeitverlust ins Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unserm Triumph offenbaren!

(Alle ab.)

(Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert sich in die Waldscene. Nacht ohne Mondschein. Um die Laube ist alles däster und dicke. Die vier Furien kommen mit Fackeln; Pantomime und Tanz, worin sie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie öffnen die Laube, leuchten starrend hinein, und fahren zurück.)

Zora. Was ist das? Mandandane!

Lato. Ein Gespenst oder Andrasens Gemahlin!

Meia. Eine Maske. Was steckt darunter?

(Sie nähern sich wieder allmählich.)

Mana. Wir wollen sie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Zora. Sie rührt sich nicht.

Meia. Ich dächte wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte es steckt Zauberei dahinter.

Zora. Ich muß es doch näher besehn.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's auffährt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Meia. Ich gehe meiner Wege.

Zora (die es anfährt und zurückfährt). Ha!

Mana. Was giebt's?

Meia. Es ist wahrlich lebendig! Seht' es denn Mandandane selbst seyn? Es ist nicht möglich!

Lato (indem sie sich immer weiter entfernt). Wir müssen's doch heraus haben.

Meia. So redet es doch an!

Zora (die sich furchtsam nähert). Wer du auch seyst, seltsame, unbekannte Gestalt, rede! rühre dich! und gieb uns Rechenschaft von deinem abentheuerlichen Hierseyn!

Mana. Es will sich nicht rühren.

Lato. Geh eines hin und nehme ihr die Maske ab.

Zora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

(Sie halten sich an einander, und es zerrt eine die andere nach sich, bis zur Laube.)

Mana. Wir wollen am Sessel ziehen, ob's leicht oder schwer ist?

(Sie ziehen am Sessel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz vorn ans Theater; sie ziehen

drum herum, machen allerley Verſuche, die Maske fällt herunter, und ſie thun einen alber-nen Schrei.)

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgeſtopfte Nebenbuhlerin!

Lais. O ein ſchönes Gebirn!

Sora. Wenn ſie eben ſo ein Herz hat?

Mana. Die ſoll uns nicht umſonſt verirrt ha-ben! Ausſtudiren ſoll man ſie und in den Gärten ſtellen, die Vögel damit zu ſcheuchen.

Lais. So was iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen.

Meis. Es iſt doch ein ſchönes Kleid.

Mana. Man ſollte ſchwören, es gehöre Mar-tanaren.

Meis. Ich begreife nicht was der Prinz mit der Puppe will. —

(Sie verſuchen an der Puppe verſchiedenes, endlich bringen ſie aus der Bruſt einen Sack hervor, und erwecken ein lautes Gelächter.)

Sora. Was iſt in dem Sack? Laßt ſehn, was iſt in dem Sack?

Mana. Häckerling iſt drin, wie ſich's anfühlen läßt.

Sora. Es iſt doch zu ſchwer —

Lais. Es iſt auch etwas Feſtes drin.

Meis. Bindet ihn auf; laßt ſehn!

Andraſon (kommt).

Ihr Kinder, wo ſeyd ihr? Ich ſuch euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommſt eben zur gelegenen Zeit! Da ſieh!

Andraſon. Was Teufel iſt das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Geſtalt?

Mana (ihm den Sack zeigend). Mit Häckerling ausgeſtopft.

Sora. Sieh dich um; das iſt die Natur, worin der Prinz lebt, und das iſt ſeine Geliebte.

Andraſon (auffahrend). Ihr großen Götter!

Sora. Mach' nur den Sack auf!

Andraſon (aus tiefen Gedanken). Halt!

Mana. Was iſt dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſternis ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du biſt verrückt.

Andraſon. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? Be-greift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Geſpenſt, das uns geäng-ſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sora. Du machſt mich mit deinem Ernſt zu lachen.

Andraſon. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weiſſagenden Orakels erfüllt? —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen ſind!

Andraſon.

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchö-nen Händen entäußert.

Sora. Nichts kann klarer ſeyn.

Andraſon.

Und der leinene Sack ſeine Geweide giebt her!

Nun aufgemacht, ihr Kinder! laßt uns vor allem ſehn, was der enthält!

(Sie binden ihn auf, und wie ſie ihn umſchütten, fällt eine ganze Partie Bücher, mit Häckerling vermiſcht, heraus.)

Andraſon. Gott Acht, das werden Zauberbücher ſeyn. (Er hebt eins auf.) Empfindſamkeiten!

Mana. O gebt's her!

(Die andern haben indeſſen die übrigen Bücher auf-gegraben.)

Andraſon. Was haſt du? Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, in drei Bänden.

Sora. Das muß ſcharmant ſeyn! Gieb her, das muß ich leſen. — Der gute Jüngling!

Lais. Den müſſen wir kennen lernen!

Sora. Da iſt ja auch ein Kupfer dabei!

Meis. Das iſt gut, da weiß man doch wie er ausgeſehen hat.

Lais. Er hat wohl recht traurig, recht intereſ-ſant ausgeſehn.

(Es bietet den Schauſpielern überflüſſig, ſich hier auf gute Art über ähnliche Schriften luſtig zu machen.)

Andraſon. Eine ſchöne Geſellſchaft unter Einem Herzen!

Meis. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Andraſon. Laßt ſehn! Iſt das alles? (Er wen-det den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus.) Da kommt erſt die Grund-ſuppe!

Sora. O laßt ſehn!

Andraſon. Die neue Heloiſe! — weiter! — Die Leiden des jungen Werthers! Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl traurig ſeyn.

Andraſon. Ihr Kinder, da ſey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun ſollter! Gebt her! (Er packt die Bücher wieder in den Sack zuſam-men, tritt den Häckerling dazu und bindet's zu.)

Mana. Es iſt nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt; wir hätten da manche ſchöne Nacht leſen können, wo wir ohne-dem nicht ſchlafen.

Andraſon. Es iſt zu euerm Beſten, ihr Kin-der! Ihr glaubt's nicht, aber es iſt wahrlich zu euerm Beſten. Nur ins Feuer damit.

Mana. Laßt ſie nur erſt die Prinzeſſin ſehn.

Andraſon. Ohne Barmherzigkeit. (Nach einer Pauſe.) Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ja ſeh', ich ſeh'; die Götter nehmen ſich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erſcheinungen?

Andraſon. Hört mich! Dieſe Bücher ſollen nicht ins Feuer!

Mana. Das iſt mir ſehr lieb.

Andraſon. Und ihr ſollt ſie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Andraſon. Hört, was das Orakel ferner ge-ſagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem Ver-liebten vereinet;
Dann kommt Ruhe und Glück, Ju-gender, über dein Haus.

Daß von dieſer liebkoſen Braut die Ruhe ſey, das iſt wohl keine Frage mehr. Wie wir ſie aber mit dem lieben Prinzen vereinen ſollen, das ſeh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: das iſt der Götter Sache! Aber geflickt muß ſie zuerſt werden, das iſt klar, und das iſt unſere Sache!

(Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decens geſchehe. Darauf wird die Maske wieder vorgebunden und die Puppe in ge-bückter Poſitur gelegt.)

Sora. Ich verſtehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht

erklärt, iſt, daß es von ſo gemeinen Sachen und in ſo niedrigen Ausdrücken ſpricht.

Andreſon. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr vieles Intereſſe, und ich verſichere dir, daß du den tiefen Sinn des Orakels nicht einſiehſt.

Mama. Nun, ſo ſeyd nicht ſo geheimnißvoll, erklärt einem was.

Andreſon. Iſt es nicht deutlich, meine ſchönen Kinder, daß in dieſen Papieren eine Art von Talisman ſteckt; daß in ihnen dieſe magiſche Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeſchmackte ausgeſuchte Puppe feſſelt, wozu er die Geſtalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir dieſe Papiere verbrennten, der Zauber aufhören, und er ſeine Geliebte als ein beſſres Bild der Phantaſie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir dieſen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich ſie nicht mißverſtanden habe. O du ſinnliche, heiße, gefliſſne Braut, möge die Kraft aller Höllengeiſter in Träume auf dich beraufſtürmen! möge dein papiernes Herz, deine leinenen Gedärme ſo viel Kraft haben, den hoch und fein empfindenden Prinzen an ſich zu ziehen, wie ſonſt magiſche Zeichen, gewebte Kreyen, Arcanen und Todtenköpfe, Geiſter und Schätze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmliſchen Nymphe? Kommt! wir wollen ſie erwarten, alles in Ordnung bringen, niemand etwas davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter fürs Folgende gewiß ſeyn.

Mama. Andreſon, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß ihr da ſeyd!

Andreſon. Ein Seltſames verdrängt die Empfindung des andern.

Sara. Wie kommt ihr ſo ſchnell wieder, und in tiefer Nacht bey uns an?

Andreſon. Lieb's euch ſagen und klagen, meine lieben Kinder. Als ich von euch wegging, eilte ich gerade nach Hauſe. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wieder zu ſehen, wurde immer ärger bey mir. Ich fühlte mich ſchon in ihren Armen, und legte mich für die lange Abweſenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hinein trete, ihr Kinder, oben ein Gebrauſe, ein Getöne, Rufen, tolles Anſchlagen und eine Wirthſchaft durch einander, daß ich nichts anders dachte, als der wilde Jäger ſey bey mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und toller, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich ſchreien und rufen, als wenn ſie unſinnig geworden wäre. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finſter wie eine Höhle, ganz zur Hölle dekorirt, und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenſchaft und mit entſetzlichem Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, als Scheuſal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie verſteint daſtehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mama. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Andreſon. Wie ich's beim Licht beſah, war's ein Monodrama!

Meta. Das muß doch ganz curieß ſeyn.

Andreſon. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit ſagen: ſie iſt mit hier.

Mama. Mit hier?

Sara. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch alle recht lieb.

Mama. Wie kommt's denn aber, daß ihr ſie mit hierher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder darüberkommen?

Andreſon. Ihr kennt ja, liebes Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie ſie mir aus ihrer poetiſch-phantaſtiſchen Wuth ein bischen erholt hatte, war ſie mir der geſtillte und auf einen mein. Ich erzählte ihr alleriei von euch und meiner Schweſter; ſie ſagte, ſie hätte Luſt, ſie einmal wieder einmal zu ſehen; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſeyn würde, und weil die ſämmtlichen Inſaſſinnen die beſten ſeyen, ſollte ſie ſich gleich in den Wagen ſetzen. Sie nahm's an, und erſt hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen kummen Streich gemacht hatte, ſie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zuſammen zu bringen. Doch war's gleich mein Troſt, wie geſagt, daß ich dachte, es entſteht vielleicht etwas Gutes daraus. Und wie ihr ſeht, gelegener hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria (kommen).

Mama. Seyd uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Daß mir eine rechte unvermuthete Freude! — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Iſt das ſein Zimmer?

Feria. Was giebt's denn da? was iſt das?

Mandandane. Wie? Meine Geſtalt? Meine Kleider?

Andreſon (vor ſich). Wie wird das ausgehn?

Mama. Wir haben dieſe aufgeſtopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit ſich herumſchleppt.

Sara. Daß iſt die Göttin, die ſeine poetiſche meine Anbetung hat.

Mandandane. Oh iſt Verſtümmlung! Der Mann, deſſen Liebe ganz in ätheriſchen Empfindungen ſchwebt, ſollte ſich mit ſo einem ſchalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es iſt meine Geſellſchaft, die Unterhaltung, die er für ſeinen Geiſt bei mir findet. — Ihm mit ſo einem kindiſchen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sara. Man könnte ſagen; daß er euer Andenken ſo werth hält, und euer Bild überall mit ſich herum trägt, um ſich mit ihm wie mit euch ſelbſt zu unterhalten.

Andreſon (leiſe zu ihr). Halte dein verwünſchtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht was ich dazu ſagen ſoll.

Mandandane. Nein! Sollte ſein Andenken ſo eine erbaarne, abgeſchmackte Nahrung brauchen, ſo müßte ſeine Liebe ſelbſt von dieſer kindiſchen Art ſeyn; er würde nicht mich, ſondern eine Puppe lieben, die er nur nach meiner Geſtalt zu ſeinem Belieben trüge.

Andreſon. Wenn du wüßteſt, womit ſie ausgeſtopft iſt.

Mandandane. Es iſt nicht wahr!

Mama. Wir wetten's. Wo ſollten wir denn die Puppe her nehmen? Sieh hier nach den Platz, wo ſie geſteckt hat.

Andreſon. Wenn du es nicht glauben willſt, ſo iſt das beſte Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, ſetze dich ſelbſt in die Laube, thue, als ſeyſt du mit Federn ausgeſtopft, und ſieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

(Die Mädchen gehen indeß die Puppe wieder in die Laube.)

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh der Tag und jemand von ſeinen Leuten uns überraſchet.

(Alle ab bis auf Antenor, der Sora zurückhält.)

Andralon. Sora!

Sora. Herr!

Andralon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Was?

Andralon. Der fünfte Act geht zu Ende und wir ſind erſt recht verwickelt!

Sora. So laßt den ſechſten ſpielen!

Andralon. Das iſt außer aller Art.

Sora. Ihr ſeyd ein Deutſcher, und auf dem deutſchen Theater geht alles an.

Andralon. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Menſch woran er iſt.

Sora. Das erfahrt ihnen oft.

Andralon. Sie könnten denken wir wollten ſie zum Beſten haben.

Sora. Würden ſie ſich ſehr irren?

Andralon. Franſch! denn eigentlich ſpielen wir uns ſelber.

Sora. Ich habe ſo etwas gemerkt.

Andralon. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuſammen Geduld und dieſem Stück eine Entwicklung geht! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen ſollen.

Sechſter Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz (auf dem Rasen liegend).

Merkulo (vor ſich). Der Beſuch beim Orakel iſt meinem Prinzen nicht wohl bekommen. Was er vorher verbot, ſo iſt er jetzt außer ſich. Könnt' ich ſeinen Schmerz nur zu Worten bringen! (Zum Prinzen.) Theuerſter Herr! Hat die kurze Abweſenheit Ihr Herz ſo gegen mich zugeſchloſſen, daß Sie mich nicht würdigen der Vertraute Ihres Schmerzes zu ſeyn, da ich ſo oft der Vertraute Ihres Entzückens geworden bin?

Prinz. Ich verſtehe nicht was ſie ſagen — und doch iſt mir's, als wenn die Götter etwas Großes über mich verhängten. Mein Gemüth iſt von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausſpruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte ſind zweideutig, und was mich am meiſten verdrießt, innen ſteht der Stempel der Unrichtigkeit, den meine Fragen und mein Zuſtand ſelbſt den Göttern einflößen ſollten. Ich bat ſie mit zerknirſchtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn dieſe fürchterliche Verwirrung meines Herzens endlich aufhören, wann dieſes fantaſtiſche Ottern nach ewig ſiedendem Genuß endlich erſtarrtem Wirbeln weichen? wann ich, für meine Mißhelligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Minne, und dieſe beide Traumbilder mit einem realiſirten Herzen werde vertauſchen können? Und was antwortet ſie mir für eine Antwort? Ich mag ſie meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm und lies!

(Er giebt ihm eine Rolle.)

Merkulo (lieſt).

Wird nicht ein finnbloſes Spiel vom ernſten Spiele vertrieben.
Wird dir lieb nicht und werth, was du beſitzend nicht haſt.
Giebſt entſchloſſen dafür was du nicht habend beſitzeſt;
Schwebt in ewigem Traum, Armer, dein Leben dahin.
Ein witziges Orakel: ein antithetiſches Orakel!
(Er lieſt weiter.)
Was du thöricht geraubt, gieb du dem Eigener wieder;
Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erbergſt.
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos.

Prinz. Warum muß' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, über der Götter Zorn auf mich laden muß!

(Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederholen, Anmerkungen machen ꝛc., bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.)

Merkulo. Bei dieſer Gelegenheit, bitt' ich, könnten Sie ſich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel präſentiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ja verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. (Gegen die Laube gekehrt.) Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freilich laſſen ſich ebenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz. Es iſt allzugrauſam!
Weggeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo.
Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

Prinz.
Ich verliere dieſe Freuden!
Mir verſchwindet dieſes Licht!

Merkulo (vor ſich).
O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.
Götter neiden dieß Entzücken,
Uns ſie nennen es ein Spiel.

Merkulo.
Uns weit beſſer zu ergötzen
Giebt's noch andre Sachen viel.

Prinz. Es iſt ein entſetzlicher Entſchluß, der in meiner Seele ſich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf und abſteigen, die mir dieſen Entſchluß bald zu erleichtern, bald zu erſchweren ſcheinen! — Laß mich allein, und ſey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieſes Landes zuſammen zu rufen: denn was ich thun will, iſt eine ernſte und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Beſter Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht!

Merkulo (im Weggehen umkehrend). Noch eins! Andrason ist wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andrason!

Merkulo. Er selbst. Ich hab' ihn, wie ich aufstand, mit seiner Schwester am Fenster gesehen.

Prinz. Laß mich allein! – Meine Sinnen verwirren sich; ich muß Luft haben, um die tausend Gedanken, die in mir durch einander gehn, zurecht zu legen. (**Merkulo** ab.)

Prinz (allein nach einer Pause).

Fasse dich! Entsetzliche dich; denn du mußt! – Wegwerfen sollst du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter weder Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menschheit ein Spiel zu sein scheint. Dich weggeben! (Er macht die Laube auf. Mandandane mit einer Maske vor dem Gesicht tritt ein.) Es ist ganz unmöglich! Es ist als griff' ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! und doch! – (Er faßt zusammen und tritt der Laube zu.) Was ist das in mir? wie aus dem Boden gestampft! Wollen mir die Götter meinen Entschluß erleichtern? Soll ich mir's leugnen oder gestehen? Zum ersten Mal fühl' ich den Zug, der mich nach dieser himmlischen Gestalt zieht, sich verringern! Diese Gegenwart umfängt mich mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich sonst vor ihr mit himmlischen Reizen bekleidet! Ist's möglich! In meinem Herzen entwickelt, bestimmt sich das Gefühl: du kannst, du sollst sie wegwerfen! – Es ist mir unbegreiflich! (Er geht auf sie zu.) Geliebteste! (Er wendet sich wieder um.) Nein, ich beklage mich! Mein Herz ist nicht hier! In fremden Gegenden schweift's herum, und sucht nach vorigen Zeiten. – Mir ist's als wenn du es nicht mehr wärest, als wenn eine Fremde mir unterschoben wäre. O ihr Götter! daß ihr so grausam seyd, welche seltsame Gnade ergießt ihr mir wieder, daß ihr mir das so erleichtert, was ich auf euern Befehl that! – Ja, lebe wohl! Dein ungetreuer ist Andrason nicht hier. Ich hatte ihn die volle Hälfte seines Eigenthums gerannt; hier nehme er sie wieder! Und ihr, himmlische Geister, acht euerm folgsamen Sohn auch den Besitzen der Welt neues unbekanntes Glück! (Er tritt.) Merkulo!

Merkulo (kommt).

Prinz. Bringe sie zusammen, die Meinigen, das Haus: thust' ich die Welt zusammen rufen, sie sollte Zeuge der wundervollen That sein!

(**Merkulo** ab.)

(Der Prinz verschließt die Laube. Unter einer feierlichen Musik kommen: der **Oberste**, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die **Fräulein**, stellt sich zu beiden Seiten, wie sie hinter einander, um das Schauspiel anzuschauen. Zuletzt kommen **Feria**, und **Andrason** mit **Merkulo**. Die Musik hört auf.)

Prinz. Tritt näher, Andrason, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher sind wir nicht die besten Freunde gewesen; nunmehro heben die Götter mir die Augen zu Dir. Das Unrecht, ich sah, war auf meiner Seite; ich raubte dir die beste Hälfte des Weibes, das du liebst. Auf Befehl der Unsterblichen geb' ich dir sie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und vergiß das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe!

Andrason (lacht). Was soll das heißen? (Vor sich.) Was wird das geben?

Prinz (eröffnet die Laube, man sieht Mandandane knien.) Hier, erkenne das Geheimniß und empfange sie zurück!

Andrason. Meine Frau! Du entreißest mir meine Frau? schleppst sie mit der herum? beschimpfest mich öffentlich, du da sie mir vor den Augen aller Welt zurückgiebst?

Prinz. Daß sey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Gesinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht scheue!

Andrason. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. (Er greift nach dem Schwerte. Feria hält ihn, er spricht leise zu ihr.) Laß sehen! Ich muß ja so thun.

Prinz. Entreiße dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sey stille, sieh der Vermuth Gebärde! Du kannst nicht sagen: Es ist mein Weib; und es ist doch dein Weib.

Andrason. Ich hasse die Räthsel! (Nach einem Augenblick, leise vor sich.) Ich erstaune! Wieder entbindet sich in meiner Seele ein neuer Verstand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels: Wär' es möglich? O helft mir, gütige Götter! (Laut.) Vergeyh! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin ist Zauberei oder eine andere geheime Kraft, die der Menschen Sinne zwiespaltig mit sich selbsten macht. Was soll ich mit zwey Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen Schmut. Diese nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich die jene dagegen, die ich gegenwärtig heiße.

Prinz. Wie?

Andrason. Bringt sie her!

(Die Trauern ab.)

Prinz. Sollte ich noch so viel Leiden noch glücklich werden können?

Andrason. Vielleicht thun hier die Himmlischen ein Wunder, um uns beide zur Ruhe zu bringen. Laß uns diese beiden als Schwestern betrachten, jeder darf Eine besitzen, und jeder die seinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andrason. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte!

(Die Madonen heben den Schleyer auf der Laube und legen ihn an die linke Seite des Grundes.)

Mandandane (im Begriff, die Maske abzunehmen an Andrasons Hals). O **Andrason!**

Andrason (hat sie nicht anfangen auch die Maske abzunehmen [sieht]). Ernst **Pförtchen!** Ernste **Liebchen!** Ich nahm der entsetzlichste Augenblick!

(Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf sie zu, und fällt vor ihr nieder.)

Prinz. Himmel, sie ist's! Himmel, sie ist's! Seligkeit thauet herab!

(Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber gesetzt. Hier muß die Verschiedenheit beider dem Zuschauer noch Stunden machen, wie es überhaupt durchs ganze Stück traut angesehen ist.)

Andrason. Komm und gieb mir deine Hand! Aller Groß über unser muß auf, und feierlich entlaß ich hier diese zweiten Mandandane, und vereine sie mit der auf ewig! (Er tut seine Hände zusammen.) Ihr glücklich! (vor sich) mit deiner getreuen Braut!

Prinz. Ich weiß nicht wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführet. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang' an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberſtrudel fortgeriſſen, der unaufhörlich vom ihr ausfließt. (Zu Mandane, dann) Verzeih und leb wohl! (Auf die Purpe deutend.) Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!

Mandandane
(die die Maske abwirft, zu Andraſon).
Laß uns den Bund erneuern,
Gieb wieder deine Hand!
Verzeih daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Purpe).
Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkuio.
Wie mir's iſt ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Frazzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Eſel zu beehren!
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Mandandane (zu Andraſon).
Laß uns den Bund erneuen,
Gieb wieder deine Hand!
Verzeih daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Purpe).
Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, (meine bewundernd gegen die Zuſchauer) und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, und beſonders dieſe merken: daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge ſeinem Rath oder gehorche den Göttern.

(Ein großes Ballet zum Schluſſe.)

Die Vögel.

Nach dem Aristophanes.

Personen:

Treufreund, als Drapin.
Hoffegut, als Pierrot.
Schuhu.
Papagei.
Chor der Vögel.

Waldiges felsiges Thal
auf einem hohen Bergzipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut
(von der einen Seite oben auf dem Felsen.)

O gefährlicher Steig! o unglückseliger Weg!

Treufreund (auf der andern Seite in der Höhe, ungehen). Still! ich hör' ihn wieder. — Hoop!

Hoffegut (antwortend). Hoop!

Treufreund. Auf welche Klippe hast du dich verirret?

Hoffegut. Weh mir! o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund!

Hoffegut. Ich stecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelassen!

Hoffegut. Auf dem feuchten herbstgrünen Moos schwindt' ich am Abhang des Felsens!

Treufreund. Immer ruhig! — Mach' dich herunter! Da sah' ich ein Mädchen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur sachte! ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au, ich liege schon unten!

Treufreund. Wart', ich will dich aufheben!

Hoffegut (auf der Erde liegend). O daß den bösen Verführer, den landstreicherischen Gesellen, den wagehalsigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was schreist du?

Hoffegut. Ich verwünsche dich!

Treufreund (den man oben auf dem Felsen auf allen Vieren erblickt). Hier ist der Museus cyparoides polytrichocarpomonoides.

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier ist der Lichen canescens pigerrimus, welch eine traurige Figur!

Hoffegut. Wir sind alle Gevierte zerschellt.

Treufreund. Siehst du, was die Wissenschaft für ein Nothanker ist! In den bösesten Lästen, auf den rauhsten Felsen findet der unterrichtete Mensch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte du wärstest im tiefsten Meergrund ein Conchylienkabinet zusammenlesen, und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Ist dir's nicht wohl? Es ist so eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich spür's am Athem!

Treufreund. Hast du dich umgesehen? Welche treffliche Aussicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du bist wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kälte anschlägt: ich schwöre über und über.

Treufreund (herunter kommend). Das ist heilsam; und ich versichere dich wir sind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte wir wären wieder unten —

Treufreund. Und sind den nächsten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, grad' auf, aber ein Paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vom Fall. Weh! o weh!

Treufreund (hebt ihn auf). Nu, nu, du hängst ja noch zusammen.

Hoffegut. O wär' es allen denen so ergangen, die zu Hause unzufrieden sind!

Treufreund. Fass' dich, fass' dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigstens zu essen und zu trinken —

Treufreund. Wenn und jemand borgte, oder es was zu schmarutzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapatzen; und es waren gewiß Leute schlimmer dran als wir, die wie wir unsinnig in die Welt hinein rennen und was Tolles auf die tollste Art anfuchsen.

Treufreund (gegen die Zuschauer). Unsere Geschichte ist mit wenigen Worten diese: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn, ob wir gleich nicht viel verlangten, so kriegten wir doch immer weniger als wir bestirn; was wir ihnen wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger als wir brauchten; wir schränkten uns auf alle mögliche Weise ein, und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unsere Weise, und konnten selten eine Gesellschaft finden, die für uns passte. Kurz, wir sehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zugienge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Wege vortrefflich verbessert.

Treufreund. Der Ausgang giebt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienste bleiben in den neuern Zeiten selten verborgen; es giebt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört daß auf dem Gipfel dieses überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden ist, und dem wir deßwegen große Kenntnisse zuschreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kritikus. Er sitzt den Tag über zu Hause, und denkt alles durch was die Leute gestern gethan

haben, und iſt immer noch einmal ſo geſcheidt als einer der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen daß er alle Städte, obwohl nur bei Nacht, wie der dunkelnde Teufel, wird geſehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unſer Leben zubringen mögen. Sieh doch, ſieh, das ſchöne Gemäuer dahinten! Iſt's doch als wenn die Feen es hingebaut hätten.

Hofgut. Entzückt ja dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu! he! he! Herr Schuhu! Iſt Niemand zu Hauſe?

Papagei (tritt auf und ſpricht ſchnarrend). Herren, meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraſchung!

Treufreund. Wir kommen den Herrn Schuhu hier eben aufzuſuchen.

Hofgut. Und haben faſt die Hälfte gebrochen, um die Ehre zu haben ihm aufzuwarten.

Papagei. Was thut man nicht um die Bekanntſchaft eines großen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen ſeyn. Wenn er gleich ein freundlich Geſicht macht, ſo ſieht er's doch gern wenn man ihn beſucht.

Treufreund. Sind Sie ſein Diener?

Papagei. Ja, ſo lang' als mir's denkt.

Hofgut. Wie iſt denn Ihr Name?

Papagei. Man heißt mich den Leſer!

Treufreund. Den Leſer!

Papagei. Und von Geſchlecht bin ich ein Papagei.

Hofgut. Das hätt' ich Ihnen eher angeſehen.

Treufreund. Seyd ihr denn mit euerm Herrn zufrieden?

Papagei. Ach ja, ja. Wir ſchicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über alles, und das iſt mir ſehr recht, da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir ſo was recht in der Seele wohl thut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit traue, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn ob's auch was taugt?

Treufreund. Ihr müßt aber hier ſämmtliche lange Weile haben.

Papagei. Glaubt das nicht; wir ſind von allem unterrichtet.

Hofgut. Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?

Papagei. Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrſcheinlich noch beſondere Liebhabereien?

Papagei. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern derſelben Singvögeln. Ganze Stunden lang bei Tag und Nacht kann ich ſieben und ihnen zuhören, und ſo entzückt ſeyn, ſo ſelig ſeyn, daß ich manchmal meine die Federn müßten mir vom Leibe fliegen. Zum Unglück iſt mein Herr auch ſehr auf dieſe Thierchen geſtellt, nur von einer andern Seite; wo er eins dahaft werden kann, ſchnarrt; hat er's beim Kopfe und rupft's. Kaum ein Paar hat er auf mein inſtändiges Bitten hier eben leben laſſen, und faſt nicht die beſten.

Treufreund. Ihr ſollter ihm remonſtriren.

Papagei. Das hilft nichts wenn er hungrig iſt.

Hofgut. Ihr ſollter ihm unter Futter unterſchieben.

Papagei. Das geſchieht auch, ſo lang's möglich iſt, und das iſt eben mein Leidweſen. Wenn's nur immer Mäuſe gäbe! Denn Mäuſe ſind't er ſo delicieux wie Lerchen, und die ſchöne Lerche ſchnabelirt er wie eine Mauß.

Hofgut. Warum dient ihr ihm denn aber?

Papagei. Er iſt nun einmal Herr.

Hofgut. Ich lieſ' ihn hier oben in ſeiner Mäſte, und ſuchte mir dort unten ſo ein ſchönes, allerliebſtes, dichtes, ſmaltiſches Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde dran zu Hunderten in der Luft herum ſängen; da wollte ich mir's recht wohl werden laſſen;

Papagei. Ach wenn's nur ſchon ſo wäre!

Treufreund. Nun ſo macht daß ihr von ihm los kommt.

Papagei. Wie ſoll ich's anfangen?

Hofgut. Gibt er euch denn ſo gute Nahrung, daß ihr's wo anders nicht beſſer haben könnt?

Papagei. Beſtes Gut! Ich muß mir mein Bißchen ſelbſt ſuchen. Ja, wenn ich Gebeine und Geringes ferſen könnte; das iſt alles, was er von ſeinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der ſo einen treuen Diener verdient.

Papagei. Nur ſtille, ſtille, daß ihr ihn nicht aufweckt! denn wenn man ihn aus den Träumen führt, da iſt er ſo unartig wie ein Kind; ſonſt iſt er ein recht geſetzter Mann. Doch ich höre daß er eben von ſeinem Mittagsſchläfchen erwacht, ſich ſchüttelt! da iſt er am freundlichſten; ich will euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte euch, hier ſind ein paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel iſt bedeckt, es wird euern Augen nichts ſchaden.

Schuhu (tritt auf).

Ueber was verlangen die Herren mein Urtheil?

Treufreund. Nicht ſowohl Urtheil als guten Rath.

Papagei. Das iſt eben recht ſeine Sache. Ich habe noch nicht geſehen daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Naſe aufs Beſ'te geſtellen hätte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hofgut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagei. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von allem unterrichtet.

Schuhu. Ja, ich habe Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimſten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit den Leuten ſpricht die unzufrieden ſind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hofgut. Dente Zweitel.

Papagei. O gewiß!

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude allen Thoren daraus zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von Weitem wittert. Sie führen ein Gekreiſche und Gekrächze und Gekrätz, und können, wie ein ſchimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen wo man ſie ärgert. Es iſt aber auch einer oder der andere ſich bewußt daß ich ihm ſeine Janken anatomirt habe, um ihm zu zeigen wie er innen hätte ſollen ſchlechte Fibern, tückiſchere Sehnen und verhaßtere Beine anbringen.

Treufreund. Wir haben uns alſo an die rechte Schmiede gewendet; denn wir ſuchen eine Stadt.

So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbethen.

Der Pfaff zieht ab.

Hauptmann.

Und du, geliebtes Lorchen mein,
Warſt gleich ei'm Wickelkindelein,
Das ſchreyt nach Brey und Suppe lang',
Deß wird der Mutter angſt und bang':
Ihr Brey iſt noch nicht gar und recht;
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpchen ſchlecht,
Und kaut ein Zuckerbrot hinein,
Und ſteckt's dem Kind' in's Mündelein.
Da ſaugt's und zutſcht denn um ſein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erſt allen Zucker aus,
Und ſpeyt den Lumpen wieder aus.
So laſt uns denn den Schnacken belachen,
Und gleich von Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küſſen
Von Pfaffen, die ſonſt nichts wollen noch wiſſen;

einen Staat, wo wir uns beſſer befänden als da wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem wo's ſchlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen. Denn Sie verſichert kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und ſie leben doch alle.

Schuhu. Das iſt eben das Schlimmſte. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hauſe ſaßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder ins Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein ſchmecken ließen, wollte uns kein Menſch für unſere Mühe bezahlen. Was wir am liebſten thaten, war am ſtrengſten verboten, und wenn wir es ja einmal doch probirten, wurden wir für unſere gute Meinung noch dazu geſtraft.

Schuhu. Sie ſcheinen ſeltſame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unſere meiſten Freunde ſind ſo geſinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt ſuchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche! ſo eine weiche, wohlgepolſterte — ſo eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Gi giebt verſchiedene Arten von Wohlſeyn.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an einer wohlbeſetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten ſchlechten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe iſt.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Jinſen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthuſiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geſchrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in ären frei gehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftſteller?

Treufreund. I wohl!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freilich! wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beitragen können, ſo ſorgen Sie, daß wir beſſer bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich ſo gräßliche Geſichter ſchnitten, wenn man ſich ihren ſiebenundzwanzigſten Theorem nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zuſtande eines unverheiratheten wohlgeſinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Fenſter noch Camelien, weder Kleider noch Miete zu bezahlen brauchte, da wo mir ſelbſt ein niedliches Stübchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gereimt habe ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt ihr, daß ihr gekommen ſeyd?

Treufreund. Wie ſo?

Schuhu. Wo finde ich Worte die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonſt habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich! und was ſchlimmer iſt, abſcheulich! und was ſchlimmer iſt, garſtig! und was ſchlimmer iſt, abgeſchmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erſtiegen.

Schuhu. Für euch iſt kein Weg als ins Zucht- oder ins Tollhaus.

(Ab.)

Papagei. Aber um Gottes willen! was macht ihr, ihr Herren? Ihr ſcheint ja ſo vernünftige Leute und mein Herr iſt ſo ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß juſt vernünftige Leute ſich unter einander am wenigſten vertragen können.

Papagei. So einen ernſthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja! er gleicht dem Wiedehopf, denn er macht ſein Neſt aus Quark.

Hoffegut. Oder dem Kukuk, denn er legt ſeine Eier in fremde Neſter.

Papagei. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durſt.

Papagei. Ach meine Leiden ſind viel grauſamer! es ſind Todesleiden. Iſt's denn nicht möglich, daß treffliche, mit ſo vielen Gaben ausgerüſtete und ausgezeichnete Männer auf Einen Zweck wirken, und vereint das Gute, das Vollkommene erſchaffen können?

Hoffegut. Es wird ſich ſogar finden. Ich hätte ihr rettet indeß die Haubetore und gebt uns was zum Beſten.

Papagei. Die Herren ſcheinen ſonderliche Kenner zu ſeyn. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaun und Mund!

Papagei. Nun ſollt ihr ſie hören, meine lieben, allerliebſten, unſere Stunden mit ewiger Freude unaufhörlichen Sängerinnen.

Treufreund. Leſer, lieber Leſer!

Papagei. O du kleine, leichtbeweglich, aufſpringende, ſchwirrende, ſchmetternde, beſtürmende Lerche, du Gaſt der friſch gepflügten Erde, laß deine Stimme hören, und ſchaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

(Die Lerche hinter der Coulisse ſingt, während der Text der Papagei den unartigen Zuhörern und der Zuhörer ihre Verwunderung äußern.)

Papagei. Dank ihr, lieben Dank!

Treufreund. Hunger, lieben Hunger!

Hoffegut. Durſt, lieben Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufreund. Gut's kalte Haubetore. Hohe Herren, Mitthoren, Prunkthoren hier oben, daß ich dem Schwefelwaſſer meines Magens nur etwas zur Nahrung einflößen könnte!

Papagei. Ihr ſollt meine Nachtigall hören, die ſanftzaubernde Hyſchin, die Beherrſcherin der Nächte! — Sache, rufe hervor jedes ſchlummernde Gefühlchen! belebe mit Wollſt jeden Flaum, und

mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffgut. Wenn sie sich nur kurz faßt!

Treufreund. Das ist gar ihre Art nicht. Wenn so eine Nachtigall einmal ins Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn sie aufhören soll.

(Nachtigall hinter der Scene, eine lange lärmende Arie nach Belieben.)

Papagei. Brav! brav! Das ist ein Ausdruck! eine Mannigfaltigkeit!

Treufreund. Wir ist's als wär' ich in der deutschen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

Hoffgut. Sie hat eine hübsche Stimme; ich möchte sie doch in der Nähe sehen.

Papagei. Nun noch zu guter Letzt ein Rondeau von der allerliebsten Art; sie hat so was Humoristisches in ihrem Gesange.

(Rondeau von der Art, während dessen Treufreund den Takt tritt, und lustige Bewegungen macht, wie einer der tanzen will.)

Papagei. Um Gottes willen, wer wird den Takt treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Takt ist das Einzige was ich von der Musik höre; da fährt's einem so recht in die Beine.

(Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an für sich zu tanzen.)

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll vor Hunger. (Hoffgut wird auch angeregt. Der Sonntag kommt und tanzt.)

Johann. Soll denn das Gelärme noch kein Ende werden?

(Treufreund bietet den Schulz und Hoffgut den Papagei zu tanzen und nehmen sie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende ist, fassen Treufreund und Hoffgut in die Hände und rufen: Brav! brav! — Hinter der Scene entsteht ein Getümmel.)

Hoffgut. Was hör' ich? welch ein Gekreisch! welch ein Gerassel!

Treufreund. Die Aeste werden lebendig.

Hoffgut. Ja ihre pfeifen und klatschen, und sehe eine Versammlung unzähliger Vögel.

Die Vögel (kommen nach und nach herein).

Treufreund. Welch ein buntes, abgeschmacktes Gefieder: Lauter Tagvögel! Sie spüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Kritikus.

Hoffgut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier sich verwundert!

Treufreund. Dieser hat sich noch ärger ausgeputzt und sieht noch alberner aus.

Hoffgut. Sieh den dritten, wie er wichtig thut! Sie berathschlagen sich unter einander.

Treufreund. Bis sie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffgut. O weh mir! Der Hauke vermehrt sich. Sieh diese kleine Brut, diesen gefährlichen Anflug! Wie's trippelt, wie's flugt, wie's hüpft, scheut, und wiederkommt! Weh uns! weh! — O welche Wolke von schädlichen Creaturen! Welch ein schändlicher Tod droht uns von abscheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit sie zu fressen.

Hoffgut. Ein Mausthal nimmt kein gutes Ende; davon haben wir die Exempel in der Historie. Du wirst umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeste Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Hast du die Geschichte des Regulus gelesen?

Hoffgut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffgut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß einen natürlichen Tod sterben.

Hoffgut. Hättest du mir das eher gesagt!

Treufreund. Es ist noch immer Zeit.

Hoffgut. Hast du mir denn solche Lehren gegeben? mir immer vorgesagt, daß ein Mensch leben müsse, als wenn er dunkert Jahr alt werden wollte; daß er sich ordentlich, mäßig, keusch und in allen Dingen sparsam ergehen müsse? Hast du mir nicht eine brave, ordentliche Frau versprochen, wenn ich mich aufführte, wie sich unsere jungen Leute nicht aufführen? — und nun soll ich so schändlich untergehen! Hätt' ich das eher gewußt, ich hätte mir wollen mein bischen junges Leben zu Ruze machen.

Treufreund. Laß dich deine Tugend nicht gereuen!

Hoffgut. Sie schmieden einen Anschlag, sie werden ihre Schnäbel, sie schleifen sich in Reihen, sie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frei, drücke den Schlapphut ins Gesicht, und wehre dich mit dem Aermel! Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter seine Vertheidigungswaffen gegeben.

Erster Vogel. Versäumt keinen Augenblick! Sie sind's: unsere gefährlichsten Feinde! Es sind Menschen!

Zweiter Vogel. Vogelsteller? Verderbet keinen! Fallet sie an mit vereinten Kräften, mit schneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Packt und tragt und trammt und haket,
Bohrt und krallet den vermessnen,
Den verfluchten Vogelstellern
Ungesäumt die Augen aus!

Schlagt und klatscht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgesinnten Schlünde;
Daß sie taumelnd niederstürzen!

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner sie dem andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen:
Schlänget die gelesten Bissen,
Sie gemächlich zu verdauen!
Jagt euch um die Leckerbissen!
Selig wer den Frah verschlingt!

Hoffgut. Wer wird sich der Menge entgegen setzen!

Treufreund. Freilich nicht allein mit zehn Fingern. Die ärgsten Generale loren die Verschanzungen. Hier, mein Freund, ist das Bücher- und Zeughaus unsers alten großgeladnigen Kritikus. Diese Geräthschaften und Waffen sind uns gerade willkommen. Hier ist ein Ballen, noch einer, und noch einer.

(Die Ballen und Bücher werden nach und nach von der den Treufreund begleitenden, und einer Art von Zeltung aufgebaut. In den Ballen kann außen angebrachten Löchern, aus welchen Hände die Bücher gibt.)

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recognoscirt hat! Hier sind die großen Lexica, die großen Brambuken der Literatur, wo jeder einzelne sein Verdienst pränumerando nach dem Aufwand

abreden kann! — Nun wären wir vom untern auf gerüstet, denn jene verfluchten kleinen Arbien können uns von geflügelten Seiten angreifen zu wollen. Halt! hier! halt! fest!

Hoffegut. Was soll ich weiter helfen? Es geht verflucht langsam mit unserer Verschanzung im Angesicht der Feinde.

Treufreund. Sey nur still, das ist homerisch.

(Die nachbenannten Gerätschaften müssen holzsäulen und in die Luken fallend sein, besonders die Feder und das Tintenfaß.)

Nimm zuerst diesen knotigen Prügel, womit der Kritikus allen junge Gesetze auf der Stelle breit zu schlagen pflegt! Nimm diese Pestilenz, mit denen er, sich gegen den Mutwillen wehrend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm diese Blasröhre, womit er abwechselnden Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perrücken schießt — und so wehre dich gegen jeden in seiner Art! Hier nimm das Tintenfaß und die große Feder, und bekümmere damit dem ersten, der mit buntem Gesicher daherkommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht scheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! Fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegst, so denke, daß sie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemessen sind.

Hoffegut. Ja bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Putz und trapp und trommt und backet,
Bohrt und krallt den verwegnen,
Den verfluchten Vogelstellern
Ungeklaubt die Augen aus!

Papagei. Betrogt, meine Freunde! hört das Wort der Vermunft!

Erster Vogel. Bist du auch hier? Verräther zuerst!

Zweiter Vogel. Er hat sie ei..geführt, er muß mit ihnen sterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

(Sie packen auf den Papagei und ertönen ihn sehr.)

Treufreund. Sie scheinen getheilt. Man muß sie nicht zu Athem kommen lassen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Diese Nation ist in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man bergleichen Völker durch Hornmusik am ersten betrügen kann. Ich werde diese Schale wegwerfen, weil die Pfeife auf der Hand: Stehst du, wie sie Acht geben und sich verwundern?

Hoffegut. Ich sehe, wie sie ihre Schnäbel auf uns richten, und sind grimmig zu verbeißen drohen.

Treufreund. Ich entäußere mich dieser Feder. Ich setze das Tintenfaß bei Seite, ich demolire die Festung.

Hoffegut. Bist du rasend?

Treufreund. Ich glaube an Menschheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Am ersten.

Hoffegut. Was wird das werden!

Treufreund. Weißt du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle seine Feinde verführt?

Hoffegut. Wenn sie Narren sind.

Treufreund. Das ist eben was wir versuchen wollen.

Hoffegut. Nun aber mach' keine Sache!

Treufreund (zieht vor). Nur einen Augenblick unsern Sachen, auf unser Verderben gerichteten Entschluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker: die ihr vor andern euerm Geschlechte so ausgezeichnet seyd, daß ihr nicht blos mit Getraide und Gewürzen in den Lüften hin und herfahret, sondern durch die himmlische Gabe der Rede und verweben lieber Worte euch zu versammeln und gemeinschaftlich zu handeln vermögt! Ersparet Geschmack der alten Burze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vernehmen, kann uns der größte Vortheil werden; dagegen es immer lebensmüdrig ist, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Ehre unternommen derer anzuderen, die, bekannter mit und verborgenern Umständen, unserm rasch gefaßten Entschluß eine bessere Richtung zu geben wissen.

Erster Vogel. Er schwatzt gut.

Zweiter Vogel. Ganz allerliebst!

Dritter Vogel. Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es ist, als wenn ein Franzos unter die Deutschen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt sie nicht reden: Folgt eurem Entschluß! Wer Gefahr anfürt kommt in Gefahr nachzugaren.

Hoffegut (zu Treufreund). Es wird dir nichts helfen.

Treufreund. Gut wir Acht wie ich rüste. (Zu den Vögeln.) Ihr seyd in Gefahr euch selbst einen großen Schaden zu thun, indem ihr eure nächsten Verwandten und besten Freunde aus Mißverstand mit zu tödten bereit seyd.

Erster Vogel. Mit seinem Menschen sind wir verwandt noch freund. Ihr sollt umkommen, wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt euch doch. Denn freilich, das ganz Unwahrscheinliche voraussehen und zu bedenken, kann man von seinem Rathe erwarten. Wir scheinen euch feindselig hier zu seyn, und sind die besten, ebelsten, unentgeltlichsten von euern Freunden, sind keine Menschen, sind Vögel.

Zweiter Vogel. Ihr! — Wer? Meld eine unverschämte Lüge!

Treufreund. Wo habt ihr eure Federn?

Treufreund. Wir sind in der Mauser; wir haben sie alle verloren.

Vierter Vogel. In welchem Geschlecht wagt ihr euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht. Dieses ist der Otaxistische Mistfink, nach dem Linne Monedula exporcatanalis; und ich bin von den Freundsinseln, der große Hoferfinke, Lepos maximus polycarpus perdicus; es giebt auch einen kleinen, der ist aber nicht so rar.

Erster Vogel (zu den andern). Was hallet ihr darum?

Dritter Vogel. Es sieht possirlich aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr seyn.

Treufreund. Von Menschen unserer Federn beraubt, in der wir so angenehm auf den Zweigen sahen, und wiegten, Kirschkerne aufknackten. Aus uns beschnupperten, pflanzt nahmen, Hanfsamen knupperten —

Erster Vogel. Ach, das muß gestimmt haben!

Treufreund. In böse Käfige gesteckt, mit dem langweiligen Gesicht: Umgang eines verdrießlichen Sklavenhalt und garstiger Matrosen: schlechte Kost, ein schlechtes und beschwerliches Haß mährendes Leben!

Zweiter Vogel. Sie sind zu bedauren.

Treufreund. Angekommen in Europa: wie Scherfale angestaunt, von Standespersonen und Bettlern, von Bürgern um vier Groschen, von Kindern um rothe Pfennige, und von Gelehrten und Künstlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal so dran gekriegt.

Treufreund. Sie glaubten uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gedrängt, nicht mehr wie anfangs backten und trauten, sondern Mandelkerne und Nüsse aus den Händen sodder Damen annahmen und uns hinter den Ohren kraulen ließen.

Vierter Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergessend! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachsüchtiger auf dem Englischen Theater, ungetrennt durch die Noth, ohne Dank gegen tyrannische Wohlthäter, schmieden einen verwegenen, heimlichen, großen Anschlag — unseres Freiheit und ihres Verderbens. — Ist es der Beschränktheit erlaubt, Aufmerksamkeit auf ihre Thaten zu lenken: o! so laßt mich euch bemerklich machen, daß sonst jeder gefällige Gefangene seinen sich selbst fühlt, wenn das Thörchen seines Kerkers sich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er sich mit einem schnellen Schwung auf dem Gesichte seiner Feinde entfernen kann. Aber Wir, ganz anders gesinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freiheit, andere Plane wohlfeilen wir im Busen, und saßen lauschend und getrost indeß auf dem Stängelchen.

Hofgut. Die Federn fangen mir an zu wachsen, ich werde zum Vogel, wenn du so fortfährst.

Treufreund. Wer lügen will, sagt man, muß sich erst selbst überreden. (Zu den Vögeln.) Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einzelheit und ihre Abwesenheit, ihre Unthätigkeit etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzeten wir so oft in der Stille — soll dieß Volk, so unwürdig von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen, und sie den uralten Herren, dem ersten Volke vorenthalten!

Erster Vogel. Wer ist das erste Volk?

Treufreund. Ihr seyd's! Die Vögel sind das erste, uralteste Geschlecht, vom Schicksale bestimmt, Herren zu seyn des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menschen, sondern auch die Götter vorenthalten euch euer ursprüngliches Erbtheil. Sie sitzen auf einem väterlichen Thronen; und ihr meint, wie armseilige Verbrüderte, einzelne Aufschößlinge einer alten Wurzel, werdet auf eurem eignen Boden, wie in einem fremden Garten, als Lustraut behandelt.

Zweiter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich euch ansehe. Ein Prinz, dessen Eltern von Reich und Krone vertrieben worden, der seiner Sicherheit wegen in armseligen Hütten bei Fischern sein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hause, einem würdigen General entdeckt; dieser eilt ihn aufzusuchen, und wirft sich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehr Rührung die Knie des entsetzten Erbherren umfassen, nicht mit mehr wahrer Innigkeit ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbieten, als ich mich euch nähere, und zum ersten Mal seit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Hofgut. Sie schwören: Wahrhaftig sie saugen, sie trocknen sich die Augen. Sie sind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küssen.

Erster Vogel. Du bringst uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hofgut. Sie geberden sich wie Jakanen, die man bei der Laterne schießt. Wie willst du aufkommen? Du hast dich in einem schlimmen Handel gemischt.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! (Zu den Vögeln.) Es wird euch bekannt seyn, ihr werdet gelesen haben —

Vögel. Wir haben nichts gelesen.

Treufreund. (der den Pensum in eben dem Tone wieder aufnimmt). Ihr werdet nicht gelesen haben, es wird euch nicht bekannt seyn, daß nach dem uralten Schicksal die Vögel das Aeltreich sind.

Vögel. Wie beweist ihr das?

Hofgut. Ich bin selbst neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es sagt der Dichter Periplastomenes, da er vom Anfang der Anfänge spricht:

Und im Schooße der Urwelt, voll rubender innrer Geburten,
Lag das Ei des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun wo will das Ei hergekommen seyn, wenn es kein Vogel gelegt hat?

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ei gewesen seyn!

Hofgut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Treufreund. Das ist lange noch nicht alles; hört weiter: (er liest fort:)

Und auf die steckende Nacht senkt warm die ursprüngliche Liebe
Sich mit den flüchtigen her und brütet über den Wesen.

Ihr seht also deutlich, wo will die Liebe flüchtig hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? und wie von den Vögeln, wenn keine gewesen sind? und wenn ihrer gewesen sind, sind sie nicht älter als die Liebe? Ja, sogar sind verschiedene der Meinung, daß die Liebe selbst ein Vogel gewesen sey. — Nun, was sagt ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bei den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt; und werden sie's nicht, so ist's ein Versehen: denn wenn sie, wie ich eben bewiesen habe, von den Vögeln herkommen, so müssen sie Flügel haben.

Hofgut. Deutlich und zusammenhängend.

Vögel. O anschauliche Lehre, o ehrenvolles Denkmal!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! das ist Sanunnd: Das zweite Geschlecht der herrschenden Götter war von einem Stamme gesetzt; seine Frau aber hatte wohl keine gehabt; da entstanden die letzten Bastarde, Jupiter und seine Geschwister und Kinder — ihnen waren die Flügel versagt, das Schicksal und die Vögel ihnen gram! Sie legten sich aufs Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günstlingen, um ihnen das Recht auf die Herrschaft vergessen zu machen; Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und Venus die Taube. Seinen adlerlosen Sohn und Kuppelbruder Mercur negotiirte Jupiter selbst zwei Paar Flügel. Dem Siege wußten sie Flügge zu verschaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Ja ist wahr. ich hab' sie alle so gemalt gesehen.

Treufreund. Und. was sag' ich? Amorn, den losesten aller Vögel. zieren ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Ir. der Herr ist der Götter und Menschen. ist unstreitig ein Vogel: Ir seht die erste ursache Gewalt eures Geschlechtes fest. Und so hat die Liebe blos von den Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger ist. weil sie euch auch fassen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Las uns nicht in Ungewißheit.

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kinderfinn! Hätt' ich nur ein Ney die wären mein.

Treufreund. Hätte Prometheus. als ein weiser vorsichtiger Vater. statt des so sehr benedeten Flämmchens. seinen Menschen Flügel gegeben: weit einen größern Schaden hätt' er seinen Göttern gethan; aber auch euch, meine Freunde! Drum danket dem Schicksal und euerm Ahnherrn. die ihm seine klugen Sinne verdunkelten; denn in so mannigfaltiger Kunst. als die Menschen sich gelibt haben. ist doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunsch. eine eitle Bemühung gewesen. Sie scheinen ihre eignen Vorzüge darüber zu vergessen. sehn mit aufgereckten Mäulern da und bewundern euch. wenn ihr von den hohen Felsen über die undurchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Wasser hält einen Vorüberfahrenden auf; mit den Fischen eilern sie in die Weite: aber euer Reich ist unzugänglich. und zu euern Künsten ein Steuerruder zu plump. Im Traume finden sie die höchste Seligkeit. wenn sie zu Fliegen wähnen. und man hört die Närrischen an allen Ecken seufzen: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flügel hätt' —“ — aber vergebens!

Vierter Vogel. Unsere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider sind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefsten Herzen ist eurer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geschlechten zu Geschlechten beugen sie sich. ohn' es zu wissen. vor dem uralten Recht eurer Herrschaft. wenigstens im Bilde.

Zweiter Vogel. Sag' uns deine Räthsel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken noch zu raten.

Treufreund. Ja, übereinstimmend geben alle Völker euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden sich ein, sehr viel Imagination zu haben; und wenn sie den vortrefflichsten unter ihnen mit etwas Rechtem vergleichen wollen. so können sie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr seid so weit herumgekommen in der Welt. ihr solltet wissen —

Vögel. Wir wissen nichts.

Treufreund. Habt ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie untersuchte die bewohnte Welt. und es waren so vortreffliche Leute darin. daß nachher kein Held und kein großer Mann entstanden ist. der nicht gewünscht hätte einem ihrer Bürgermeister oder Stadtwachtmeister ähnlich zu sehen — Rom. sag' ich. das freie Rom. das seinen König über sich leiden konnte. setzte den Adler auf die Standa. und den Senat mit dem Volk in einem bewährten Monogramm zu seinen Füßen: So ließen sie ihn dem Herr vortragen. und folgten mit Ehrfurcht und Muth. als seine Söhne. als seine Knechte. So ehrwürdig bekannt man euch. indes ihr. gleich jungen Prinzen. gar nicht zu begreifen scheint. was für Vorzüge die Götter euch angeboren haben. Erkannt. daß ich euch mit der Nase darauf stoße.

Vögel. Wir es dir befiehlt.

Treufreund. Es ist schon genug. daß von der Macht Roms und seiner Herrlichkeit kaum einige Buchstaben mehr übrig sind. Aber andere Völkerschaften haben sich zu der Ehrfurcht bekannt. die euch niemals entarten kann. Im Norden ist jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung; überall sehr ihr's aufgestellt. und wie vor einem Heiligen neigen sich alle Völker. wenn er auch von dem schlechtesten Sudler gemalt oder geschnitzt ist. Schwarz. die Krone auf dem Haupt. sperrt er seinen Schnabel aus einander. streckt eine rothe Zunge heraus. und zeigt ein Paar immer bereit willige Fraßen. So bewahrt er die Landstraßen. ist das Entsetzen aller Schleichhändler. Taboakschmuggler und Deserteure. Es wird niemanden recht wohl. der ihn ansieht — Und was soll ich von dem zweiköpfigen sagen?

Einer Vogel. Wir wollten. ihr thätet dem Adler weniger Ehre an: wir können ihn selbst nicht wohl leiden.

Treufreund. Diese Ehre ist euch allen gemein. Denn wenn Fürsten und Könige sich und die Ihrigen vor andern geringen Menschen recht auszeichnen wollen. wählen sie irgend einen Vogel. und tragen ihn mit Gold und Silber gestickt auf der Brust. Ja. sie schlagen auch an vergoldete und diamantene Kreuze (die größte Ehre. die jemand widerfahren kann:) und tragen euch in Knopflöchern schwebend am Busen.

Zweiter Vogel. Was hilft uns diese zeitliche Ehre. diese leere Achtung. wodurch sie sich mehr unter einander selbst als unsere Vorzüge preisen? Götter und Menschen besitzen unser Reich. und wir irren als Fremdlinge zwischen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit nichten. meine Kinder! Die Gewalt habt ihr ihnen gelassen; euer Vaterland. euer Reich sind sie unfähig einzunehmen. Noch ist es frei wie vom Anfang her.

Vögel. Zeig' es uns!

Hoffegut. Ja gebe mit.

Vögel. Führ' uns den!

Dritter Vogel. Habt's Mäden. giebt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln.
Daß wir uns freuen.
Naschen und Kattern —
Räthsliche Worte!
Mandeln zu knuspern!
Erbsen zu schlucken!
Würmchen zu seien!
Verstähnes Gilde!
Führ' uns hin!

Treufreund. Ihr seid drin.

Vögel. Du stellst uns auf den Kopf.

Treufreund. Tretet näher! — Hierher! Nun seht euch um! Hier in die Höhe! Was seht ihr da oben?

Erster Vogel. Die Wolken und den weiten ausgespannten Himmel.

Dritter Vogel. Er steht wohl schon eine Weile?

Hoffegut. Ja denk'! Es ist mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da hören wohnen. wie jedermann bekannt ist. seit vielen Jahrtausenden die Götter. Nun seht hinunter. was seht ihr da?

Zweiter Vogel. Zwiſchen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwiſchen.

Vögel. Nun, nun, da ſehen wir — nichts.

Treufreund. Nichts? O ihr ſeyd ja faſt ſo blind wie die Menſchen! Seht ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreitet wie das Oben und Unten, das unermeſſene Land, das an alles gränzt, dieſen luftig weiſ'rigen See, der alles umgiebt, dieſen ätherſchen Wohnplatz, dieſes mittelweltiſche Reich?

Vögel. Was meinſt du damit?

Treufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt ſie als ihr? wer beſchifft ſie, wer begiebt ſich darin von einem Ort zum andern? wem gehört ſie zu, als euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Treufreund. Und fliegt drin herum!

Erſter Vogel. Aber wie ſollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier iſt mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen; eine Stadt zu gründen; mit einer feſten Mauer den ganzen Aether zu umgeben; eine requirirte Mitz einzurichten; die Gränzen wohl zu beſetzen; eine Accis anzulegen, und ſo den Göttern und Menſchen die Nahrung zu erſchweren.

Hoffegut. Da giebt's Aemter zu vergeben. Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweiter Vogel. Aber Junker wird begehren.

Treufreund. Wir laſſen ihm ſeine Bilze auf dem Aetna ohne ſchweren Impoſt verabfolgen, und legen ſelbſt und einen Donnerthurm an. Die Adler ſind ja obnedin gewohnt damit umzugehn. Wir laſſen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß ſie Tranſite bezahlen.

Dritter Vogel. Werden ſie ſo zuſehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's drüben ausſieht. Schon in ihren alten lang' unangefochtnen Rechten, ſitzen ſie ſchläfrig auf ihren Städten, ſind aller Mühe, und alles Widerſtands entwohnt, ſind leicht zu überraſchen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber du Menſchen, das Pulver und Blei, und die Netze?

Treufreund. Die ſind übel dran. Sie haben unter ſich ſo viel zu kriegen, zu ſchanzmuziren und zu ſchikaniren; Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut ausbäkt oder ſich trüffelt, haben ſie nicht leicht ein Arges dran. Wir verſtehen ſie ſich, ſo ſind wir ihnen überlegen; ergeben ſie ſich, ſo ſollen ſie's wohl haben; beſſer als jetzt. Wir wollen's machen, wie alle Eroberer, die Leute todtſchlagen, um es mit ihrer Nachkommenſchaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden ſie's geſchehen laſſen?

Treufreund. Wir haben ſie in Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen große Ciſternen an, und verzapfen ihn an die Irdiſchen, wenn's Dürrung giebt, ſo viel jeder für ſeinen Acker und Garten braucht. Sie ſollen alle zufriedner ſeyn als jetzt. Ich geb' euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail iſt unüberſehbar. Kurz, ihr werdet Herren! Die Götter machten wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen ſind; die Menſchen als überwundene Provinzen, die Thiere, beſonders die Inſecten, die in unſerm Reich doch leben müſſen, als kaiſerliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im Römiſchen Reich.

Vögel. Nur gleich, nur gleich! Wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich, gleich! Das geht ſo geſchwind nicht. Ueberlegt's wohl: Wählt ein Dutzend, oder wie viel ihr wollt, aus eurem Mittel, die das große Werk mit geſammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit nichten! Du haſt's erfunden, führ' es auch. Sey du unſer Rathgeber, unſer Leiter, unſer Herrführer!

Treufreund. Ihr beſchämt mich!

Hoffegut. Du bedenkſt nicht!

Treufreund. Sey ruhig, unſer Glück iſt gemacht.

Vögel (auf Hoffegut zeigend). Und dieſer? Was ſoll der? Darf er hier bleiben? Zu was iſt er nütze?

Treufreund. Er iſt uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannſt du? Worin übertrifft du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vögel. Schön! o ſchön! o ein köſtlicher, ein nothwendiger Bürger! Wir ſind ein glückliches Volk von dieſem Tage an! (Zu Treufreund.) Du ſollſt uns regieren, er ſoll uns pfeifen! Was geht uns noch ab?

Treufreund (beſcheiden). Soll es ſo ſeyn?

Vögel. Du nimmſt's an?

Treufreund (zeigt ſich).

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben dir die Herrſchaft.
Verbleiben dir das Reich!
Mach' uns den ſtolzen Göttern,
Den ſtolzern Menſchen gleich!

Epilog.

Der erſte, der den Inhalt dieſes Stücks
Nach ſeiner Weiſe aufs Theater brachte,
Ihat Ariſtophanes, der ungezogne
Liebling der Grazien.
Wenn unſer Dichter, dem nichts angelegner iſt,
Als euch ein Stündchen Luſt
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach ſeiner Weiſe zu verſchaffen,
In ein- und anderem gefündigt hat;
So bittet er durch meinen Mund
Euch allerſeits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig ſeyd, ſo werdet ihr erwägen,
Daß vom Alten nach Euterpens
Mit einem Zoll mortale
Nur zu gelangen war.
Auch iſt er ſich bewußt,
Mit ſo viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Das alten declarirten Böſewichts
Verruchte Späße
Hier eingekleidet zu haben,
Daß er ſich eures Beifalls ſchmeicheln darf,
Dann bitten wir euch, zu bedenken,
Und etwas Denken iſt dem Menſchen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden iſt,
Die niemals nach ſo ganz gemeſſ'nem Maß,
Und reinlich abgewogenem Gewicht geſchlagen werden.
Wir haben, nur gar kurz gefaßt,
Des ganzen Werkes Umgang
Zur Poeſie hier demüthig vorgeſtellt;
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläuftigen Erfolg
Von dieſer wunderbaren doch wahrhaftigen Geſchichte
Nach unſern beſten Kräften vorzutragen.

Erwin und Elmire.

Ein Singſpiel in zwei Aufzügen.

Perſonen:

Erwin. | Roſa.
Elmire. | Valerio.

Erſter Aufzug.

Ein Garten, mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio
(kommen mit einander ſingend aus der Ferne).

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

Valerio.

Wie ſchön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beide.

Die Tage der Jugend ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Roſa.

Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit feinen holden, ſüßen Worten aus.
Ja, du biſt mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig-treues Herz! Verzeih'
Wenn ich mit Eiferſucht dich jemals quälte.
Daß du mir werth biſt, zeigt dir meine Sorge.

Valerio.

Ja, ich bin dein, und nichts ſoll mich von dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergieb, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem Jeden gut und froh zu ſeyn,
Mich dir verdächtig machte. Sieh mir nach;
Denn du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.

So ſey es! Deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.

Valerio.

O bekämpfe ja
Das Uebel, das in deinem Buſen ſich
Auch wider deinen eignen Willen ſchleicht.
Jung ſind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht dieſe Gegend einem Paradieſe
Mit allen ſeinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und ſchweben
Wohlthät'ge Geiſter um und her, die uns
Dieß Glück bereitet, ſo erkennen ſie
Sich ihres Werkes. Laß uns ungeſtört
Vor ihren Augen der gegebnen Luſt
Mit ſtets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das ſüßeſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſteht!
In ſchwebendem Entzücken
Liebt ſich Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

(Valerio, der die Pantomime zu dieſer Arie gegen ſeine Geliebte ausgedrückt hat, faßt ſie zuletzt in den Arm, und ſie umſchlingen ſich mit dem Ihrigen.)

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele ſtrömt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild.
(Zu Zwey.)
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Sehet, Götter, euer Bild!

(Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn ſie abgehen wollten, und machen eine Pauſe. Dann ſtehen ſie ſich zu beſinnen, und kommen gleichſam fragierungsweiſe wieder hervor.)

Roſa.

Doch laßt uns auch an unſre Freundin denken.
Ich ſehe ſie am Fenſter nicht, auch nicht
Auf der Terraſſe. Bleibt die Arme wohl
An dieſem ſchönen Tage ſtill bei ſich
Verſchloſſen? oder wandelt ſie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie iſt
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der ſie ſo ſehr geliebt, und dem ſie ſelbſt
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, ſcheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;
Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerſtes, welch eine Seele ſie
Gequält, und welche Liebe ſie verſcherzt.

Roſa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen, ſie
Mit fröhlichen Geſprächen unterhalten.

Es ziemt uns wohl, da wir so glücklich sind,
Den Schmerzen Andrer lindernd beizustehn.

Zweiter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Rosa und Valerio
(ihr entgegen gehend, zu zwei).

Liebes Kind, du siehst uns wieder!
Komm, begleite diese Lieder!
Diesen Tag, so schön, so schön,
Laßt im Garten uns begehn.

Elmire.

Liebe Freunde, kommt ihr wieder?
Ach mich hält der Kummer nieder.
Sey der Tag auch noch so schön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

Rosa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen!
Grünte mein Garten!“
Kaum erst erfüllt,
Ist schon gestillt?

Elmire.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Säh' ich den Liebsten
Wieder im Garten!“
Ist nicht erfüllt,
Wird nicht gestillt.

Rosa und Valerio.

Soll umsonst die Sonne scheinen?

Elmire.

Laßt, o Liebe, laß mich weinen!

Rosa und Valerio.

Sieh, die Blumen blühen all!
Hör', es schlägt die Nachtigall!

Elmire.

Leider, sie verblühen all!
Traurig schlägt die Nachtigall!

(Zu drei)

Töne, töne, Nachtigall!

Elmire. Meiner Klagen }
Rosa u. Valerio. Neuer Freuden } Widerhall.

Rosa.

O süße Freundin! Will denn keine Lust
Mit diesem Frühlingstage dich besuchen?

Valerio.

Ist dieser Schmerz so eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde sich entfernet?

Elmire.

Ach leider, ach! bestürmen dieses Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröstliche,
Bringt keine Freude, keinen Trost zu mir.
Bin ich allein, so darf ich wiederholen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.

Valerio.

Im Busen eines Freundes widerhallend
Verliert sich nach und nach des Schmerzens Ton.

Elmire.

Ich tausche gern dem schmerzlichen Gesang
Der wie ein Geisterlied das Ohr umschwebt.

Rosa.

Die Freuden Andrer locken nach und nach
Uns aus uns selbst zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn Andre sich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im stillen Hain
Mir die Gestalt begegne, die Gestalt
Des Jünglings, den ich mir so gern entgegen
Mit seiner stillen Miene kommen seh.
Er blickt mich traurig an, er naht sich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentschlossen stehn. So kam er sonst,
Und drang sich nicht wie jeder Andre mir
Mit ungestümen Weisen auf. Ich sah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu sehen schien; er merkt' es nicht, er sollt'
Es auch nicht merken. Scheltet mich, und scheltet
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreiheit, die wir nur zu bald
Verscherzen, um die lange, lange Wanderung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück zu sagen wie ich liebte.
Und doch auch so! Ich bilde Ihnen zärter
Mit dieser guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der besten Empfindung unserer Brust.

Rosa.

Wenn du es willst, so gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Gesellschaft sich versammelt.

Elmire.

Ich halt' euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr gehet,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerstreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Gespräche lassen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt;
So schmeichelt meiner Trauer, stört sie nicht.

Rosa.

Beliebt es dir zu singen?

Valerio.

Wenn du magst — ?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laßt uns jenes Lied
Zusammen singen, das Erwin so oft
Des Abends sang, wenn unter meinem Fenster
Er seine Cither rührte, hoch und höher
Die Nacht sich über seinen Klagen wölbte.

Rosa.

Verzeih!

Valerio.

Es giebt so viele, viele Lieder!

Elmire.

Das Eine wünsch' ich, ihr versagt mir's nicht.

Rosa.

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.

Valerio.

Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,

Ach nur ein kleines Veilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflücket
Und an dem Busen matt gedrücket:
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Rosa.

Ach aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm.
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio.

Und sank und starb und freut' sich noch:
„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!“

(Zu drei)

„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!“

Elmire.

Und dieses Mädchen, das auf seinem Wege
Unwissend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin schuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch gestehn,
Oft hab' ich ihn gezwungen, sein Lied gelobt,
Ihm wiederholen lassen, was er mir
Ins Herz zu singen wünschte; dann auch wohl
Ein andermal gethan als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich verbrochen.

Valerio.

Du klagst dich streng, geliebte Freundin, an.

Elmire.

Weit strenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Rosa.

Die Liebe bringt ihn vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entschädigt.
Ich bin nicht edel geboren; doch erst jetzt
Erkann' ich, wie ich liebles ihn gemartert.
Man schonet einen Freund, ja man ist höflich
Und sorgsam, seinen Fremden zu vergnügen;
Doch den Geliebten, der sich einzig mir
Auf ewig gab, den schont' ich nicht, und stumm
Mit schadenfroher Kälte den betrübten.

Valerio.

Ich kenne dich in deiner Schilderung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich selbst erst kennen.
Was war es anders, als er einst zwei Pfirschen
Von einem selbstgepflanzten Bäumchen frisch
Gebrochen brachte, da wir eben spielten:
Die stille Freude seiner Augen, um
Dies erste Paar der lang' erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, sah ich nicht; ich sah
Sie damals nicht. — doch hab' ich sie gesehn;
Wie könnt' ich sonst des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm sie an, und gleich
Bot ich sie der Gesellschaft freundlich hin;
Er trat zurück, erblaßte; seinem Herzen
War es ein Todesstoß. Nicht sind's die Pfirschen,
Die Früchte sind es nicht. Ach, daß mein Herz
So stolz und kalt und übermüthig war!

Valerio.

Wenn es auch edel ist sich seiner Fehler
Erinnern, sie erkennen, und sich selbst
Verdammen, o so kann es keine Tugend.
Nicht tugendhaftig seyn, mit der Erinnerung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Befreie mich von allen diesen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus seinem Garten brachte, von dem Blick
Mit dem er noch mich ansah, als er schon
Beschlossen hatte, sich von mir zu reißen.

Erwin! o schau', du wirst gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

So jung, so fittsam zum Entzücken!
Die Wangen, welches frische Blut!
Und ach! in seinen nassen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesglut!

Erwin! o schau', du wirst gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

(Rosa und Valerio bemühen sich während dieses Gesanges sie zu trösten, besonders Valerio. Gegen das Ende der Arie wird Rosa still, tritt an die Seite, sieht sich manchmal nach den beiden unruhig und verdrießlich um.)

Rosa (vor sich).

Ich komme hier wie überflüssig vor;
Der Freund schwint auf die Freundin mehr zu wirken,
Als eine Freundin. Gut, ich kann ja wohl
Allein durch diese Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

(Sie geht ab, sich noch einigemal umsehend. Elmire und Valerio, welche mit einander fortsprechen, bemerken nicht, daß sie sich entfernt.)

Valerio.

Ich lasse dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß diese Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Mensch, und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weise Menschen sich
Dazu gestiftet, daß sie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben. Jerinde
Dem raschen Wege seitenab näher bringen.
Ich habe selbst auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müssen; wer erlebt sie nicht?
Ist angeborne Heftigkeit und Haß,
Die ich nun eher bändigend bedenke,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geschick. Er hörte
Mich lieberein an; und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löst er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch, denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr gesehn, so sollst du zu ihm hin;
Ich führe dich, und Rosa geht mit uns.

Elmire.

Wo ist sie hin?

Valerio.

Ich sehe sie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnet der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzuweit von hier, in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felsenwand am Flusse steht
Und steilen dräut. Der kleine Steg, der sonst
Hinüber führt, war von dem Strome vor kurzem
Hinweg gerissen; doch wir fanden ihn

Jetzt wieder hergestellt. Dieß ist der Weg;
Wir folgen einem Pfade durchs Gesträuch,
Und auf der Wiese kennen wir gar leicht
Den Fußsteig hinter Hand, und dieser führt
Uns stets am Flusse hin, um Wald und Fels,
Durch Busch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirst du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felsen sehn; es wird dir wohl
Auf diesem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichst.

Elmire.

O bring' mich hin! Der Tag ist lang; ich sehne
Mich nach dem stillen Gange, nach den Worten
Des guten Greises, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trägt mich nicht was ich an ihm bemerkt,
So weiß er mehr, als andre Menschen wissen.
Sein ungetrübtes freies Auge schaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schicksals, die um uns
In tausend Kreisen klingend sich bewegt,
Vernimmt sein Ohr; und wir erhaschen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrieg' ich mich nicht sehr, so wird der Mann
Dir mit dem Trost zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft sind wir um nichts
Bergauf, bergab gestiegen, sind gegangen
Nur um zu gehen: Laß uns dieses Ziel,
So bald als möglich ist, erreichen. Rosa! Wo
Ist unsre Freundin?

Valerio.

Gleich; ich bole sie.
Auch wünsch' ich sehr, daß sie ihn einmal sehe,
Aus seinem Mund ein heilsam Wort vernehme;
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich stets,
Sie macht mich elend; denn die Eifersucht
Naht ihrer Brust wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn sie die Freuden,
Die reinsten mir geraubt, verzweifl' ich fast,
Und der Entschluß sie zu verlassen steigt,
Wie ein Gespenst, in meinem Busen auf.

Elmire.

Geschwind, geschwind, daß uns der weise Mann
Zusammen rathe, Trost und Hülfe gebe.
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt ist.

(Indem sie dringend Valerio's Hände nimmt)

Ich muß, ich muß ihn sehen,
Den göttergleichen Mann.

Valerio

(der ihre Hände sodann und ihre Freundlichkeit erwidert).

Ich will mit Freude sehen,
Wie schön er trösten kann.

Rosa

(die unterdessen herbeikommt und sie beobachtet, vor sich).

Was muß, was muß ich sehen!
Du böser, falscher Mann!

Elmire (wie oben).

Der Trost aus seinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio (wie oben).

Er heilet deine Wunde,
Beseligt dein Herz.

Rosa (wie oben).

O welche tiefe Wunde!
Es reißt, es dringt mein Herz!

Elmire (wird sie gewahr).

Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unsre Sonnenhüte nehmen. Du
Bist doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Rosa.

Ich dächte fast, ihr ginget allein, vermiedet
Der Freundin unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Rosa? Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch
Mit wem du redest, was du mir so heilig
Vor wenig Augenblicken noch versprachst.

Rosa.

Bedenk' es selbst, Verräther! Nein, ich habe
Mit diesen meinen Augen nichts gesehn.

Valerio.

Das ist zu viel, zu viel! Du siehst mich hier
Mit warmem Herzen einer edeln Freundin
In trüber Stunde beizustehn bemüht,
Ist dieß Verrath?

Rosa.

Und sie scheint sehr getröstet.

Elmire.

Kann deine Leidenschaft mich auch verkennen?

Valerio.

Beleid'ge, Rosa, nicht das schöne Herz!
Geh in dich selbst, und höre was dein Freund,
Was dein Geliebter sagt, und was dir schon
Dein eigen Herz statt meiner sagen sollte.

Rosa

(weinend und schluchzend, indem Valerio sich um sie bemüht).

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und liebte horten nur, horten!
Alles erlogen, alles ist Trug.

(Sie wendet sich von ihm ab; und da sie sich auf die andre Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, die zu bedauern.)

Freundin, du Falsche!
Sollte dich schämen!
Laß mich! Ich will nicht,
Will nichts vernehmen.
Doppelte Falschheit,
Doppelter Trug!

Valerio.

So ist es denn nicht möglich daß du dich
Bemeistern kannst? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieser falsche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt, und immer wieder klingt;
Wo ist der Künstler, der es stimmen könnte?
In diesem Augenblick verwundest du
Mich viel zu tief, als daß es heilen sollte.
Wie? Diese rohliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundin beizustehen, die Erfüllung
Der schönsten Pflicht, du wagst sie mißzudeuten?
Was ist mein Leben, wenn ich Andern nicht
Mehr nutzen soll? Und welches Wirken ist
Wohl besser anzuwandt, als einen Geist,
Der, leidenschaftlich sich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerstörte, zu besänftigen?
Nein! Nein! ich folge jenem Trieb', der mir
Schon lang' den Weg zur Rinde gezeigt, führen lange
Mich deiner Thränen auf ewig zu
Entrieben dieß. Leb' wohl! Es ist geschehn!
Zerflossen ist die Urne, die so lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen

Denn wer möcht' einen zu Tische laden
Auf den bloßen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sacrament
Geistlicher Anfang, leiblich Mittel, fleischlich

End.

In ihrem Busen willig faßte; rasch
Entstürzet das Gefühl sich der Verwahrung.
Und sinket, am Boden rieselnd und verröchelt,
Zu deinen Füßen nun verliegend hin.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet;
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach ich hab' in deinen Armen,
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sey! Es ist beschlossen!
Ende Glück, und ende Pein! (Ab.)

Elmire.
Hörst du, er hat geschworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Rosa.
Sie sind nicht Alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Elmire.
Gewiß, er muß dich hassen;
Kannst du so grausam seyn?

Rosa.
Und kann er mich verlassen,
So war er niemals mein.

(Es kommt ein Knabe, der ein versiegeltes Blättchen an Rosa bringt.)

Elmire.
Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, sage mir, wer gab dir's?
Doch er schweigt und eilet fort.

Rosa
(Elmiren das Blatt gebend).
Ach, an mich ist's überschrieben!
Liebe Freundin, lies, o lies es,
Und verschweige mir kein Wort.

Elmire (liest).
„Ich lieb', ich liebe,
„Dich zu vermeiden,
„Um Schmerzen
„Und mit den Freuden
„Nicht mehr zu kämpfen.
„Sieht mich nicht wieder;
„Eben bin ich fort!"

Rosa
(auf das Blatt sehend).
O weh! o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.
Komm, ermanne dich, Geliebte!
Noch ist alles nicht verloren.
Nein, du wirst ihn wiedersehn.

Rosa.
Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geschworen,
Ach, es ist um mich geschehn.

Elmire.
Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er flieget
An diesen Ort.

Rosa.
O was versprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil'! o eile!
Er flieht, er flieget
Wohl weiter fort.

Elmire.
Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort den eignen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heilgen Mann.

Rosa.
O Geliebte, laß uns eilen.
Diese Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

Elmire.
Zwei Mädchen suchen
Mit Angst und Sorgen,
Die Verlgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede
Was sie verlor.

Rosa.
O laß die Buchen
Am stillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde jede
Den sie erkor.

Beide.
Und zwischen Felsen
Und zwischen Sträuchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweiter Aufzug.

Waldig-buschige Einöde, zwischen Felsen eine Hütte mit einem Garten dabei.

Erster Auftritt.

Erwin.
Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging.

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So ist es denn vergebens jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Gestalt und glänzend vor mir stehn.

Je tiefer ſich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber ſie
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und beſſer glänzt im Innerſten dieß Bild,
Dieß Angeſicht hervor, ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O weich ein Winkel! o welch ein ſtiller Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf.
Als ſorgte ſie zu zeigen: „Seht, ich bin's.“
Und doch geht ſie ſo leiſ' und leicht dahin,
Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig als der Stern der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele ſtiebt
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.
(Gegen Hörne und Garten gekehrt.)
O theurer Mann, den ich in dieſer Oede
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüber wandelte! Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach!

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.
(Gegen die andre Seite gekehrt.)
Schweige, zarte liebe Stimme!
Mit dem ſanften Zauberbinden
Lockſt du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergebnem Schmerz.
(Wie oben.)
Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Fluſſe her, und ſteigt bedenkend
Den Fels herauf? Erkenn' ich dieſen Mann,
So iſt's Valerio. Welch ein Geſchick
Führt ihn auf dieſe Spur? Ich eile ſchnell
Mich zu verbergen. — Was beſchließ' ich? Was
Iſt hier zu thun? — Geſchwind' in deine Hütte!
Dort kannſt du horchen, überlegen dort.

Zweiter Auftritt.

Valerio
(eine blonde Haarlocke in der Hand tragend).

Nein, es iſt nicht genug, die Welt zu fliehn!
Die ſchönen Locken hab' ich gleich entſchloſſen
Vom Haupte mir geſchnitten, und es iſt
An deine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einſamkeit den ganzen Reſt
Von meinem Leben. Felſen und Gebüſch,
Du hoher Wald, du Waſſerfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!
Hier! Es iſt mein feſter Wille.
Euch, ihr Nymphen dieſer Stille,
Weih' ich dieſes ſchöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.
(Er legt die Locke auf den Felſen.)

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio
(ohne Erwin zu ſehen).

Mein Herz iſt nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem beil'gen Manne zeigen.
Erwin
(in der Thür der Hütte).
Vergebens will ich fliehn; ſie zieht mich an.
Die Stimme, die mich ſonſt ſo oft getröſtet.
Valerio.
Er kommt! O Heiliger, vergieb, du ſiehſt —
(Er erkennt und tritt zurück.)
Erwin.
Vergieb, mein Freund, du ſiehſt nur ſeinen Schatten.
Valerio.
Iſt's möglich? welche Stimme! welches Bild!
Erwin.
Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entſtellt?
Valerio.
Er iſt's! er iſt's! mein Freund! Erwin mein Freund!
Erwin.
Der Schatten deines Freundes ruft dich an.
Valerio.
O komm an meine Bruſt, und laß mich endlich
Des ſüßen Traumes noch mich wachend freuen.
Erwin.
Du bringſt mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte, ja nicht hoffen wollte.
Mein treuer, beſter Freund, ich ſchließe dich
Mit Luſt an meinen Buſen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend ſuchſt Erwin.
Verbannten Schatten gleich, um dieſe Felſen:
Allein er lebt! Er lebt! — O theurer Mann,
Ich leb' nur um wieder neu zu bangen.
Valerio.
O ſage mir! O ſage viel, und ſprich;
Wo iſt der Mann, der Edle, der dies Haus
So lang' bewohnte?
Erwin.
Dieſe kleine Hütte,
Sein Körper und ſein Kleid ſind hier geblieben;
Er iſt gegangen! Dorthin wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehſt du, hier,
Bedeckt mit Roſen, ſtäubt des Frommen Grab.
Valerio.
Ich wein' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruſt getrieben.
Erwin.
Ich ſelbſt erkenne mich für ſchuldig; oft
Weint' ich an ſeinem Grabe Thränen, die
Dem edlen Mann nicht galten. Freund, o Freund!
Valerio.
Was hab' ich dir zu ſagen!
Erwin.
Rede nicht! —
Warum biſt du gekommen? ſag' mir an!
Valerio.
Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.
Erwin.
So verſcheuchte dich
Ein allzugroßes Glück von ihrer Seite.
Ach wehe! — Wie betraut die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der ernſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte.

Wie bringst du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, vom Gefühlen in die Wüste! —
Wo bist du hin auf einmal, süße Liebe,
Der dieses Haus und dieses Grab umschwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnerung an,
Gewaltig an; ich widerstehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Trost und Glück als du dir hoffen darfst.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang' genug getäuscht;
Wenn du mich liebst, so schweig' und laß mich los.
Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig' o schweig'! Ich will nichts wissen.
Ach was werd' ich hören müssen!
Ja, sie lebt, und nicht für mich!

Doch was hast du mir sagen?
Sprich: ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio

(der jetzt, anstatt Erwinen zu hören und auf seine Leidenschaft zu merken, mit Staunen nach der Seite hingesehen, wo er hereingekommen).

Ich schweige, wenn du mich nicht hören willst.

Erwin.

Wo bliebst du hin? Was siehst du in dem Thale?

Valerio.

Zwei Mädchen seh' ich, die den steilen Pfad
Mit Müh' und Kummer. Ich betrachte schon
Sie mit Erstaunen eine Weile. Sanft
Regt sich der Wunsch im Busen: „Möchte doch
Auf diesen Pfaden die Geliebte wandeln!“
Mein unbefestigt Herz wird mehr und mehr
Durch deine Gegenwart, o Freund, erschüttert.
Ich finde dich statt jenes edeln Weisen;
Ich weiß die Freude die noch deiner wartet;
Ich fühle daß ich noch der Welt gehöre;
Entrissen kannst' ich, wie mich nicht entreißen.

Erwin

(nach der Seite sehend).

Sie kommen grad' herauf: es sind geliebet
Die Mädchen aus der Stadt; und wo verloren
Sie sich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; sie scheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund; ich lasse mich
Vor keinem Menschen sehn, der aus der Stadt
Zu kommen scheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wären hart sie nicht zurecht zu weisen. —
O Himmel, erhöre mein Auge? — Retter Amor!
Wie machst du es mit deinem Dienern gut!
Sie sind es!

Erwin.

Wer?

Valerio.

Sie sind es! Freue dich!
Das Ende deines Leidens ist gekommen.

Erwin.

Du täuschest mich.

Valerio.

Die allerliebsten Mädchen.
Rosette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerio.

Sieh hin! Erkennst du sie?

Erwin.

Ich seh' und sehe
Mit offnen Augen nichts; so blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerio.

Elmire steht an einem Felsen still.
Sie lehnt sich an und sieht hinab ins Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wies' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt sie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin

(aus tiefen Gedanken).

O wecke mich nicht auf!

Valerio.

Rosette schreitet heftiger voraus.
Geschwind, Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erschrecke sie mit diesem kurzen Haar.
Mit Ernst und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns alle dann mit schöner Freude krönen!

Vierter Auftritt.

Valerio (an der andern Seite auf einem Felsen sitzend). Rosa.

Rosa.

Hier ist der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er ist's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich sind' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund.
Was machst du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du hörst meine Stimme, wendest nicht
Dein Angesicht nach deiner Liebsten um?
Doch ja, du stehst mich an, du blickst nach mir,
O komm herab, o komm in meinen Arm!
Du lächelst und bleibst? O Himmel, seh' ich recht!
Dein schönes Haar hast du vom Haupt geschnitten;
O weh vermuth' ich! was erzählt' ich nun.

Kannst du nicht besänftigt werden?
Bleibst du still und einsam hier?
Ach, was sagen die Geberden,
Ach, was sagt dein Schweigen mir?

Hast du dich mit ihm verbunden,
Ist der nicht ein Wort erlaubt;
Ach so ist mein Glück verschwunden,
Ist auf ewig mir geraubt.

Valerio.

Du jammerst mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur
Zum Troste sag' ich dir: Noch ist nicht alles,
Was du zu fürchten scheinst, verloren; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In diesem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß versagen.
Entferne dich dorthin, und setze dich
Auf jenen Felsen; bleibe still und nähre
Den festen Vorsatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Rosa.

Ich folge deinem Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben bist. Dein freundlich-ernstes Wort,
Dein Blick gebietet mir, ich geh' und hoffe!

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was haſt du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht, und kommſt mit Liſt,
Mit glatten Worten, mit Verſtellung, mich
Erſt einzuwiegen, führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Aufs neue regt, das weder Troſt noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur ſtille, lieber Mann; ich ſage dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle!

Valerio.

Du ſollſt ſie ſehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe ſie.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſprechen!

Erwin.

Ich verſtumme ſchon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir ſtehn.

Erwin.

Sie nähert ſich. Ihr Blicken, ich verſinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie hofft, den weiſen Alten
Hier oben zu beſuchen. Haſt du nicht
Ein Kleid von ihm?

Erwin.

Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt' es ihm zuletzt, allein er wollte
In ſeinem alten Rock begraben ſeyn.

Valerio.

Verkleide dich.

Erwin.

Wozu die Mummerei?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es iſt kein Scherz; du ſollſt nur augenblicke
Verborgen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören.
Ihr innres Herz erkennen, wie ſie liebt.
Und wen?

Erwin.

Was ſoll ich thun?

Valerio.

Geſchwind, geſchwind!

Erwin.

Doch mein Geſicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; ſoll ich dann beſchämt
Verloren vor dir ſtehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenſchaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar.
(Er nimmt das Haar vom Zeichen.)
Aus Kinn gepaßt, macht dich zum weiſen Mann.

Erwin.

Noch immer wechſelſt du mit Ernſt und Scherz.

Valerio.

Veränd'rter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſey es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.
(Sie gehen in die Höhe.)

Sechster Auftritt.

Elmire (allein).

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein ſchmerzlich-ſüß Vergnügen,
Wie labt,
Wie belebt,
Wie ſtreut
Das Herz in mir!
Freundlich begleiten
Mich Lüftchen gelinde,
Tiefbeue Freuden
Ach, ſäuſeln im Winde,
Faſſen die bebende,
Die ſtrebende Bruſt.
Himmliſche Zeiten!
Ach, wie ſo geſchwinde
Dämmert und bleichet
Und ſchwindet die Luft.

Du lachſt mir, angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erſtrahlſt ſeit langer Zeit zum erſten Mal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach ſonſt war meine Seele rein.
Genoß ſo friedlich deinen Segen;
Verbirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen.

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab ins Thal,
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und ſtehe;
Auf den Wegen
Durch Sturm und Regen,
Führt' ich und führ' ich
Und ſuche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die immer Seele kaum erträgt.

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio.

Welch eine Klage tönet um das Haus?

Elmire.

Welch eine Stimme tönet mir entgegen!

Valerio.

Es iſt ein Freund, der hier ſich wieder findet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerio.

Ach, meine Freundin, heute gab ich dir
Den beſten Troſt, belebte deine Hoffnung
Zu einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich ſelbſt des Troſtes bald
Auf immer mangeln würde.

Elmire.

Wie, mein Freund!

Valerio.
Die Haare sind vom Scheitel abgeschnitten,
Ich von der Welt.

Elmire.
O ferne sey uns das!

Valerio.
Ich darf nur wenig reden, nur das Wenige
Was nöthig ist. Du wirst den Edeln sehen,
Der hier nun glücklicher als ehmals wohnt.
Er saß in seiner Hütte still, und sah
Die Ankunft zwei bedrängter Herren schon
In seinem stillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihm rufen.

Elmire.
Tausend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz ist offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern gestehn.

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin (in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte).

Elmire (kniet).
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
(Er hebt die Aug und verfolgt die Bewegungen seines Herzens.)
Angst und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieses arme Herz.
Sieh mich vor dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt.

Ach, es war ein junges Blut,
War so lieb, er war so gut!
Ach, so redlich liebt er mich!
Ach, so heimlich zaubt' er sich!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm sein stummes Flehn,
Und ich konnt' ihm gehren sehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm treuen heißen Blick.
Sieh mich vor dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt.

Ach, so drängt' und zaubt' ich ihn;
Und nun ist der Arme hin,
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Ist verloren, er ist todt.
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
(Erwin setzt eine Schreibtafel heraus und schreibt mit zitternder Hand einige Worte, schlägt die Tafel zu, und giebt sie Elmiren. Eilig will sie die Tafel aufmachen; er hält sie ab und macht ihr ein Zeichen, sich zu entfernen. Diese Pantomime wird von Musik begleitet, wie alles das Folgende.)

Elmire.
Ja, würd'ger Mann, ich ehre deinen Wink,
Ich überlasse dich der Einsamkeit,
Ich störe nicht dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Mann darf ich, wann
Die Blätter öffnen? wann die heil'gen Züge
Mir Antwort schauen, tönen, in mich trinken?
(Sie tritt in die Ferne.)
An jener Linde? Wohl! so bleibe hier
Der Friede stets, wie du ihn nur bereitest.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit ew'gem Dank.
(Ab.)

Erwin
(schaut sie mit aufgehobenen Armen nach, dann tritt er den Mantel und die Maske ab).
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch schrecklichst Beben!
Fällt' ich mich selber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! ringts so anders!
Bist du's noch, Sonne?
Bist du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Nachher Viola.

Valerio.
Sie liebt dich! Sie liebt dich!
Fliehst du, die Seele
Hast du betrübet,
Du dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.
Ich bin so freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, sie vergebt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio.
Nein, ihre Thränen
Thust ihr nicht gut.

Erwin.
Sie zu versöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.
Sie liebt dich!
Wo ist sie hin?

Erwin.
Ich schaute sie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Vor Lust und Freude zerrissen sollte. Nun
Hat sie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort gelesen:
»Er ist nicht weit!«

Valerio.
Sie kommt! Geschwind, sie kommt.
Nur einen Augenblick in dich Gefängniß!
(Sie verstecken sich).

Elmire.
Er ist nicht weit!
Wo sind' ich ihn wieder?
Er ist nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo such' ich,
Wo find' ich ihn wieder!
Ihr Götter, erhört mich.
O geht ihm zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (hervortretend).
Elmire!

Elmire.
Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen).
Ich bin's.

Elmire (an seinem Halſe).
Du biſt's!

Valerio (herumirrend).
O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück! (Ab.)

Erwin.
Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.
Ich habe dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Rosa
(welche ſchon, während Elmirens voriger Strophe, mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Verſtimmung mit dem Letzteren pantomimiſch ausgedrückt).
Da hab' ich ihn wieder!
Du haſt ihn zurück!
O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.
Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden,
Dieſer Erde Glück zu finden
Suchet ihr umſonſt allein.

Alle.
Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieſer Erde Glück zu finden
Müſſet ihr zu Paaren ſeyn.

Erwin.
Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu faſſen.
Ohne Thräne kann ich laſſen
Dieſe Hütte, dieſes Grab.

Elmire. Rosa. Valerio.
Oft, durch unſer ganzes Leben
Bringen wir der ſtillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was ſie gab.

Alle.
Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank ſey unſer Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben;
Es erhalte, was es gab!

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel in drei Aufzügen.

Perſonen:

Alonzo, Herr von Villa Bella.
Claudine, ſeine Tochter.
Lucinde, ſeine Nichte.
Pedro von Caſtelvecchio, unter dem Namen Pedro von Rovera.
Carlos von Caſtelvecchio, unter dem Namen Augustino.
Vasco, ein Abenteurer.
Landvolk.
Bauernbanden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz in Sicilien.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offenen Arkaden, durch welche man in einen geſchmackvollen Garten hinausſieht. Zu beiden Seiten des Saales ſind Kiosken, Erfriſch-, Gerüche, Geſchmeide mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Lucinde (mit zwei Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen); zu ihr Alonzo (der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint).

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht gezahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet,
Hier iſt was ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr gerieben,
Als ich mich ſelber trieb;
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir iſt die Nichte lieb.

(Zu Zwei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt.

Lucinde.

Heut ſeyd ihr zu beneiden,
Wie ſich's empfinden läßt.

Alonzo und Lucinde.

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

Pedro (kommt).

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Geld und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.

Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärteſten zu wählen
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

(Zu Drei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde (zu Pedro).

Heut iſt er zu beneiden.

Pedro (zu Alonzo).

Heut ſeyd ihr zu beneiden.

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie ſich's nicht ſagen läßt.
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

(Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Muſik angekündigt. Landleute von verſchiedenem Alter, die Kinder voran, treten paarweiſe durch den mittlern Bogen in den Saal, und ſtellen ſich an beide Seiten hinter die Geſchenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, feſtlich, nicht reich, gekleidet herein. Kurz eh ſie eintritt, fällt der Geſang ein.)

Alonzo, Lucinde, Pedro
(mit den Landleuten).

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gaſt uns Claudinen
Biſt uns ſo glücklich.
Uns wieder erſchienen
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind.

Sieh, es erſcheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle (außer Claudine).

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring' ich die Gabe:

Denn was ich habe,
Das ist dein.
Nimm diese Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle (außer Claudinen).
Sieh, wie des Tages wir
All' uns erfreun!

Lucinde.
Rosen und Nelken
Zieren den Sattler,
Den ich zur Feier
Heute hir reiche.
Blühen erst werden sie,
Wenn er dich schmückt,
Wenn du des Tages dich
Wandelnd vergnügtest,
Wenn du in Träumen
Die Nächte dich wiegtest,
Hab' ich mit eigner
Hand ihn geflickt.

Alle (außer Claudinen).
Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.
Binnen der Mauer,
Dürfen auch diese
Hoffen und wähnen?
Ach, es sind Thränen —
Noch sind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle (außer Claudinen).
Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Claudine.
Thränen und Schweigen
Mögen euch zieren,
Wie ich so fröhlich
Fühle, so selig,
Alles, was Alles
Ihr für mich gethan.

Alle (außer Claudinen).
Nimm sie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine (ihren Vater umarmend).
Könnt' ich mein Leben
Vater, dir geben!
(Zu Lucinden und den übrigen.)
Könnt' ich ohn' Schranken
Allen euch danken!
(Sie wendet sich nochmals zu Pedro.)
Könnt' ich —

(Sie hört an, die Musik macht eine Pause, der Gesang fällt ein.)

Alle.
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug ergeht unter dem Gesange ab; es bleiben

Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.

Claudine.
Verzeihet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden wie ich fühle. Diese Gaben
Erreinen mich wie ihr es wünscht; doch mehr
Entzücket mich eure Liebe. Laßt mir Raum
Mich erst zu fassen; denn vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu sprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt und kaum erträgt.

Alonzo.
Geliebte Tochter, ja dich kann' ich wohl.
Verzeih des lauten Festes Vater-Thorheit!
Ich weiß du liebst im Stillen mehr zu freun,
Und einer Liebe Zeugnis zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geschmückt,
Sich deste treuer zeigt. Leb wohl: Du sollst
Nach deiner Lust in Einsamkeit genießen.
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fehlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des ersten,
Des besten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeschieden ist,
So ließ er mir in dir sein Ebenbild,
Doch leider, daß du mich an diesem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willst.
Ist's denn nicht möglich daß du bleiben kannst?
Nur diese Woche noch, sie endet bald.

Pedro.
Vermehre nicht durch deinen Wunsch die Trauer.
Die ich in meinem Busen schon empfinde.
Mein Urlaub geht zu Ende. Zahlt' ich jetzt.
So fehlt' ich sehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Thorin Gunst verscherzen. Ja.
Du weißt es wohl, ich habe mich verstellen
Und unter fremdem Namen hergestohlen,
Dich zu besuchen. Denn so eben kam
Der Adjutant von Marco Bruno, der so viel
Bei Hofe gilt, auf seine Götter: nie
Würd' es der stolze Mann vergeben können,
Daß ich ihn nicht besuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge hier entdeckt zu werden.

Alonzo.
Ich fasse mich, und danke, daß du freundlich
Uns diesen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort dir noch zu sagen.
Er du uns scheidend, zwar in beste nur
Auf kurze Zeit, betrübst; komm mit! Leb wohl!
(Alonzo und Pedro ab.)

Claudine. Lucinde.

Lucinde.
Er geht, Claudine, geht; du hältst ihn nicht?

Claudine.
Wer gäbe mir das Recht ihn aufzuhalten?

Lucinde.
Die Liebe, die gar viele Rechte giebt.

Claudine.
Verschon', o Gute, mich mit diesem Scherze!

Lucinde.
Du willst, o Freundin, mir es nicht gestehn.
Vielleicht hast du noch selbst dir's nicht gestanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Fassung. Wie beim ersten Blick
Ihn sog, und hielt, und dir vielleicht auf ewig
Ein sehnes Herz erwarb! denn er ist brav.
Als er auf seine Götter ging, und hier
Nur einen Tag sich hielt, war er sogleich
Von dir erfüllt; ich kennt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geschwind
Und unter fremdem Namen wieder her,
Läßt seinen Urlaub fast verstreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehrt bald.
Geliebtes Kind, zurück, um ihre dich
Nicht wieder fort zu reißen. Komm, gesteh:
Du gingst viel lieber gleich mit ihm davon.

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
In Augen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues.
Claudine, ſieh mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht
Mich beyweit lachen, daß du endlich auch
Dich überwunden führſt, und daß du mir
Es grade ſo geſtehſt, als hätteſt du
Ein neues Kleid dir angeſchafft, und kämſt
Vergnügt zu einer Freundin, ſie zu fragen
Wie dich es kleidet. Sage mir geſchwind:
Wer? Wenn? Wie? Wo? Gewiß, es iſt wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, du! ein freyes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauſes, biſt du auch
Wie eine Müßiggängerin gefangen?

Lucinde.

Und was noch ſchlimmer iſt —

Claudine.

Noch ſchlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und ſtr' ich mich nicht ſehr —

Claudine.

Du ſeufzeſt lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Claudine.

Seh' ich nun,
Daß du nur ſpotteſt.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne niemand frey und weiſe ſich
Vor ſeinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.
Du ſiehſt den Fall, und du verwunderſt dich?
Das klügſte Mädchen macht den thörichſten Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amors leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken goldnen Bogen;
Mädchen, ſind ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück.

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Sehen iſt er vorbei geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

Claudine.

Doch ich begreife nicht wie du ſo leicht
Das alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran' Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Mädchen ging, nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich angeſtarrt und angeredet, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angebetet,
Und mir geſagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche daß ich ihn
Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch ſo iſt's.
Er ſtand vor mir; ich ſah ihn an, wie ich
Die Männer anzuſehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es ſey das klügſte nach dem Schloſſe
Zurückzugehn, und unterm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir ſo
Ihn anzuſehn. Ich frag' ihn wer er ſey?
Er ſchweigt ein Weilchen; dann verſetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachteſt; viel,
Wenn du mich lieben könnteſt. Mache nun
Aus deinem Knechte was du willſt.“ Ich ſah
Ihn wieder an, und weiß doch nicht was ich
An ihm zu ſehen hatte. Genug, ich ſah
Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu ſehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiederſehn?

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kannſt du ſo?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und treuen ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen.
Verlaß mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen.“
Ich ging, er ſtand. Ich ſah' ihn immer ſtehen,
Und blickte da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Markt ſich heute freun.
Er hat mir aufgetragen wohl zu ſorgen,
Daß alles werde wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit froher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb wohl! Ein andermal! — Nun ſieh dich um!
Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Gaben
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Streff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

(Ab.)

Claudine (allein).

(Sie beſieht unter dem Auspacken die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Peter's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.)

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ihr' und Lieb' von allen Seiten.
Kleider, Schmuck und Koſtbarkeiten,

Alles was mein Herz begehrt;
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.

Und darfſt du dieſen Unbank ihr verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das alles iſt wie nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
Noch unbekannten Fremden. Ja es iſt.
Es iſt geſchehen! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings! nun
Verwegt ſich nur in Hoffnung oder Furcht.
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih, daß ich dich ſuchte: denn es iſt
Nicht Saumſ noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, exerzirt
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betrachtet' ich hier die Gaben, die mir heut
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Plan
Iſt euch gegönnt: Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte daß ich viel zu ſagen hätte.
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt ſich eine Freude zu verſagen;
Doch wir, wir andren Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein andrer, froher Leben, ſeit
Ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es iſt.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater ſtarb, ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun vereint.
Er ſah ſie lang' nicht mehr, ſeitdem der König
Ihm mit beſondrer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kennt' ich alles was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das meine halten könnte.
Allein ich bin der Alt'ſte nicht, und nicht
Der einzige des Hauſes. Denn es ſammelt
Ein ältrer Bruder, den ich kaum erkenne,
Im Reich' herum, und führt, ſo viel man weiß,
Ein thätigſt Leben.

Claudine.

Gleicht er euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können
Warum er ihn verſtieß; auch ſcheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu ſeyn. Er hat ſich nie
In dieſen Jahren wieder blicken laſſen.
Genug, mein Vater ſtarb, und hinterließ
Mir alles, was er lenken nur entweder
Nach den Geſetzen konnte, und der Hof
Beſtätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht beſitzen, was ein fremder Mann
Aus Unverſtändigkeit, aus Leichtſinn einſt
Verlor; geſchwelgt denn mein eigner Bruder.
Ich ſuche ihn auf. Denn hier und da erſcholl
Der Ruf, er habe ſich mit rohen Menſchen
In einen Bund geeinigt, ſchwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, ſeiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh
Und leichtgeſinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

Er hat ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die ſich mir zeigte;
Allein umſonſt. Und nun verzweifl' ich faſt
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er iſt ſchon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

So wird denn auch ein Meer und trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes dieſe ſtille
Verlohne Wohnung aus den Augen rücken.
Ich möchte gern nichts ſagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln ſcheinen.

Pedro.

Mein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um ſchnell zurück zu kehren.
Ja ſage du kein Lebewohl; kein Ach
Soll du vernehmen; denn du ſtirbſt mich bald.
Und möchteſt vor dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das iſt dein. Gebiete.
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinen Freunde nicht den ſchönen Muth
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im ſchönen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſenentfernt ſich entfernen kann.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Töne!
Ja es iſt der Ruf der Ehre,
Und die Ehre ruft laut:

„Säume nicht, du frühe Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber auf dem ſtillen Walde,
Auf den Blüthen
Mit den Düften
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,
Führet Amor.
Bringet Bomen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lieben! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehen? (Er.)

Claudine.

Er bleibt! Doch iſt es nicht das letzte Wort;
Ich weiß er wankt vor Kraft nicht zu verweilen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde.
Das theure Paar, in meinem Herzen zurück,
Die beide Liebe mit der ſeltnen Treue.

Prolog

zu den neuſten

Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht

durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

Sie ſollen mich erbarmen wenn du geſtiſt.
Und mich von ihr beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwebet auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.
(Sie gehen ingend ab.)

Einſame Wohnung im Gebirge.

Augustino tritt einen Tiſch, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, ein Gut auf dem Kopfe, Pagabunden (am Tiſche mit Karten ſpielend).

Augustino.
Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Mannern raufenſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Pagabunden.
Mit vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit wenig läßt ſich hauſen;
Daß wenig vielen fehl.
Schafft nur die Luſt herbei.

Augustino.
Will ihr ſie nicht bedienen,
So möcht' ihr's eben nehmen,
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.

Pagabunden.
Laßt alle nur mißtönen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſeyd von Herzen froh:
Das iſt das A und O.

Augustino
(tritt allein, kann nur den Kerzen.)
So tauret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten,
Bedenkt in Noth und Weh
Dieß goldne A B C.

Augustino.
Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Gelang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Iſt mir's daß Basko ſich nicht leben läßt;
Er darf nicht fehlen; denn die That iſt ſchön.
Ihr wißt daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe ſie; der Anblick dieſer Schönen
Hat mich, wie keiner je, gefeſſelt. Strenge'
Bewerbung mich Amor, und ich muß ſie bald
An meinen Buſen drücken; ſonſt zerſtört
Ein innres Feuer meine Bruſt. Ihr habt
Mir alles ausgeführt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerſtreut euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beiſammen; wir beſprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl!
(Die Vagabunden ab.)

Bosco (tritt auf.)

Augustino.
Willkommen, Basko; bleib erwarte' ich lang'.

Bosco.
Ten mir gegrüßt; dich ſah' ich eben auf.

Augustino.
So treffen wir ja recht erwünſcht zuſammen.
Heut führ' ich erſt wie ſehr ich dein bedarf.

Bosco.
Und deine Hülfe wird mir doppelt nützen.
Auf' am, was willſt du? Sprich, was haſt du vor?

Augustino.
Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich ſchleichen, und verlocken ſie
Entweder mich am Fenſter hören wird;
Und hört ſie mich, erhört ſie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich iſt's ihr nicht:
Ich weiß, ſie kann die eine Seitenthüre
Des Schloſſes öffnen.

Bosco.
Gut, was brauchſt du da
Für Hülfe? Wer ſich ſelbſt erſchleichen will,
Erſchleiche ſich auf ſeinen eignen Fuß.

Augustino.
Nicht ſo, mein Freund! Läßt ſie mich in das Haus,
Begleitet ſie meine Liebe. —

Bosco.
Nun, ſo ſchleicht
Der Knabe vom Taubenſchlage wie es kann,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Augustino.
Du rätſelſt es nicht. denn du beurtheilſt es nicht —

Bosco.
Wenn es verwünſchte iſt, beurtheil' ich's wohl.

Augustino.
So laß mich reden! Du beurtheilſt es nicht
Wie ſehr mich dieſes Mädchen anzieht.
Ich will nicht ihre Gunſt allein genießen;
Ich will ſie ganz und gar beſitzen.

Bosco.
Wie?

Augustino.
Entführen will ich ſie.

Bosco.
Ha! Biſt du toll?

Augustino.
Toll, aber klug! Läßt ſie mich einmal ein,
Dann droh' ich ihr mit Leben und mit Tod,
Mit allem was ein Mädchen ſchrecken mag,
Und ſag' ihr gleich die allerbeſten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie glaubt gewiß
Wie ich ſie liebe; kann und meinen Armen
Sich ſelbſt nicht retten. Nein, ſie widerſteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr ſage
Wie ich ſie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig ſchätzen werde. Ja, ſie folgt
Nach dem Vorſatz mir in die Hütte, läßt
Ein üpp'ges Leben, das ich ſelbſt verlaſſen:
Genießt mit mir in dieſen ſchönen Bergen
Im Rosenduft der Freiheit erſt ihr Leben.
Dann bekennt ich euer, wenn ſie ſich
Zufrieden fühlte, wie ich kann und darf
Ich laſſen muß; daß ihr am Ende bei Bergen
Euch finden laſſet; daß ihr eine Thüre
Bereitet, ſie den Pfad herauf zu nehmen:
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken ſichert.
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen ſollte.

Bosco.
Verſteinert bleib' ich ſtehen, und ſehr kaum.
Und glaube nicht zu hören, Augustino
Du biſt beſeſſen. Furienvolk ſind
Dir in den Leib gefahren! Wahr! Du willſt
Ein Mädchen rauben! Statt die Luſt dem andern
Zu überlaſſen, ekelhaft zu genießen,
In ſeinen und zu ſtrafen, willſt du ihr
Und deinen Freunden dieſen ſchweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, ob ich
Kein Menſch ſo klug, doch er nicht eben toll

Bei der gemeinſten Sache werden könnte.
Gut doch die Sache nur; ſie werden dir
Den Kies ab wo er ſteht, und ſammeln nicht
In Scherben auf. An jedem Berge ſtehn
Der Blumen viel für unſre Herrden; viel
Sind Mädchen übers ganze Land geſät.
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es iſt nicht möglich. Sollteſte dich zu ihr,
Und ſolleteſt wieder weg, und danke Gott
Daß ſie dich laſſen kann und laſſen muß.

Rugantino.

Nicht weiter, Basco, denn es iſt beſchloſſen.

Basco.

Ich ſeh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Rugantino.

Du ſollſt ein Zeuge ſeyn wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich drin zu ſeyn.

Rugantino.

Was kann euch hindern wenn ich euch gebiete?

Basco.

Bedenke, Freund, wir ſind einander gleich.

Rugantino.

Verwegner! Rede ſchnell, was haſt du vor?

Basco.

Es iſt gewiß, der Fürſt von Rocca Bruna,
Der uns beyder getrauet, hat zuletzt
Von ſeinen Nachbarn ſich bereden laſſen,
Er fürchtet daß es bald der Hofe werde;
Er iſt vor wenig Tagen ſelbſt gekommen,
Und ſeine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieſer Gegend weg, ich weiß es ſchon.
Es kommt gewiß uns morgen der Befehl
Sogleich aus dieſen Bergen abzuſchreiben.
Wenn er ſich nur nicht gar gelüſten läßt,
Sich unſrer werthen Häupter zu verſichern.

Rugantino.

Nun gut, ſo führen wir noch heute Nacht
Den Anſchlag aus, der mir das Mädchen eignet.

Basco.

O nein! Ich muß noch Geld zur Reiſe ſchaffen.

Rugantino.

Was ſoll das geben? Sage, was es gilt?

Basco.

Geht du nicht mit; ſo brauchſt du's nicht zu wiſſen.

Rugantino.

Dir ziemt es gegen mich geheim zu ſeyn?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch beſſer als die Liebe.
Du haſt mit keinem Knaben hier zu thun.

Rugantino.

So lang' ich euch ernährte, liebet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich daß wir nun erwachſen ſind.
Da deine Renten ſehr ins Stocken kommen!

Rugantino.

Was unſer Fleiß und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das kennten wir mit freudem Muth verzehren.
Es ſoll auch künftig keinem fehlen; zwar
Iſt's dieſe Tage ſchwal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn dieſe Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteur beſchäftigſt, das
Nichts fruchtet und die ſchöne Zeit verzehrt.

Rugantino.

So wüßt du denn zum Zeitvertreib noch den Fürſten
Die ganze Nachbarſchaft verlieren?

Basco.

Du
Haſt nichts beſonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hauſe rauben, iſt
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand trägt?
Wer iſt der Thor?

Rugantino.

Wer glaubſt denn du zu ſeyn,
Daß du mich ſchelten wüßt, du Kürbis?

Basco.

Ha!
Du Kerze! Wetterfahne du! Es ſollen
Die Männer nicht zu deinen Poſſen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und wüßt du deine Schöne
Zu deiten gern; ſo wird es uns erfreuen
In unſrer Höhle ſie zu führen. Laß
Von ihrer zarten Hand ein ſeinen Wahl,
Ich bitte dich, verrathen, wenn ihr früher
Zu Hauſe ſeyd als wir; und ſey gewiß
Wir werden ihr aufs beſte beiſtehn.
Wenn ſie nur nicht die guten Freunde trennt.

Rugantino.

Was hält mich ab daß ich mit dieſer Fauſt,
Mit dieſem Degen, Frecher, dich nicht ſtrafe!

Basco.

Die andre Fauſt von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden (treten auf).

Herbei! Herbei! was ſoll das geben,
Daß man hier ſo heftig ſpricht?

Rugantino.

Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angeſicht!

Basco.

Nur als Knecht bei dir zu leben!
Junger Mann, du kennſt mich nicht.

Vagabunden.

Was ſoll das geben?
Was ſoll das ſeyn?
Zwei ſolche Männer
Die ſich entzweyn!

Rugantino.

Es iſt geſprochen!
Es iſt gethan!

Basco.

So ſey's gebrochen!
So ſey's gethan!

Vagabunden.

Aber was ſoll aus uns werden?
Den zerſtreuten, treuen Heerden
Im Gebirge gleichen wir.

Rugantino und Basco.

Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Euer Zwiſt, er ſoll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Rugantino und Basco.

Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.

Wer giebt Rath? Wer hilft uns hier?

Rugantino.

Die Ehre, das Vergnügen,
Sie ſind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir!

Baco.
Der Vortheil nach dem Siegen,
Die Luſt bei guter Beute,
Sie finden ſich bei mir.

Augantino.
Wem hab' ich Sanftmuth gerathen?
Wen hab' ich ſanftmuthig geführt?

Baco.
Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beide.
Tretet hier auf dieſe Seite.

Augantino.
Ehr' und Luſt!

Baco.
Luſt und Beute!

Beide.
Kommt herüber! Folget mir.

(Die Vagabunden theilen ſich. Ein Drittheil ſtellt ſich auf Augantino's, zwei Drittheile auf Baco's Seite.)

Vagabunden.
Ich begehe mich zu der.

Vagabunden (auf Baco's Seite).
Kommt herüber!

Vagabunden (auf Augantino's Seite).
Nein, wir bleiben;

Vagabunden (auf Baco's Seite).
Kommt herüber, wir ſind hier.

Vagabunden.
Nein, wir bleiben.

Augantino.
Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Stimmen zählteſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt:
Die Beſten ſind bei mir.

Baco.
Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Mäuler zählteſt:
Allein, mein Freund, du fehleſt:
Die Arme ſind bei mir.

Alle.
Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Baco (und die Seinen).
Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn.

Augantino (und die Seinen).
Geht und miſchet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.

Alle.
Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Zweiter Aufzug.

Nacht und Mondſchein.

Vorplatz des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde das Theater. Eine regelrechte Treppe führt zu einem eiſernen Gitter, das die Gartenthür ſchließt. An der Seite Bäume und Gebüſch.

Augantino mit ſeinem Theil Vagabunden.

Augantino.
Hier, meine Freunde, dieſes iſt der Platz;
Hier bleibet, und ich ſuche durch den Garten
Gelegenheit dem Fenſter mich zu nahn.
Wo meine Sehne ruht. Sie ſchläft allein
In einem Seitenflügel dieſes Schloſſes.
So viel iſt mir bekannt. Ich locke ſie
Mit meiner Saiten Ton ans Fenſter. Dann
Geh' Amor Gluth und Heil, der ſtets geſchäftig
Und wirkſam iſt, wo ſich ein Paar begegnet.
Nur bleibet ſtill und wartet, bis ich euch
Hier wieder ſuche. Eifert mir nicht nach.
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören ſollte;
Es wäre denn ich ſelbſt: dann geſchwind!
Und ſehet wie ihr durch Gewalt und Liſt
Mir helfen könnt. Lebt wohl! — Allein wer kommt?
Wer kommt ſo ſpät mit Leuten? — Still — es iſt —
Ja es iſt Don Rovero, der ein Gaſt
Des Hauſes war. Er geht, mir recht gelegen.
Schon dieſe Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die ſich
Am Wege lagern, wilden Abenteuer
Unluſt zu beginn. — Verſteckt euch nur.

Pedro (zu ſeinen Leuten).
Ihr geht voran: in einem Augenblick
Folg' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde ſtehn; ich komme gleich.

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wandelt in der Himmels-Luft!
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euern Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang' iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach mein Herz bleibt hier. (Ab.)

Augantino (hervortretend).
Er iſt hinweg: ich geh'! — Still doch! Still!
Im Garten ſeh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondſchein wandern. Still! verbergt euch nur.
Wir müſſen ſehen was das geben kann.
Vielleicht iſt mir das Liebchen nah', und näher,
Mir ich es hoffen darf. Nur fort! Bei Seite!

Claudine (auf der Terraſſe).
In dem ſtillen Mondenſcheine,
Wandl' ich ſehnſuchtend und allein.
Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

Augantino
(unten und vorn, vor ſich).
In dem ſtillen Mondenſcheine,
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Cither locken ſoll.

(Mit der Cither ſich begleitend, und ſich nähernd.)

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe;
Du hat'ſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

(Claudine hat eine Zeit lang auf die Cither gehört, und iſt vorübergangen. Da tritt Lucinde von der andern Seite auf die Terraſſe.)

Lucinde.
Hier im ſtillen Mondenſcheine,
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch bald traurig und bald wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Augustino
(unten und vorn, vor sich).
In dem stillen Mondenscheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin so unruhvoll,
Was ich thun und lassen soll.
(Sich mit der Cither begleitend, und sich näherud.)
Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nur sitz' ich an der Erde. Rächte genähret;
Dein Muthwill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes.
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.
(Indes ist Claudine auch wieder herangekommen, und hat mit Lucinden dem Gesange Augustino's zugehört.)
Claudine und Lucinde.
Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.
Käm' sie nur näher,
Sie steht so ferne;
Nun kommt sie näher,
Nun ist sie da.
Augustino (zudringlich mit ihnen).
Es scheint, sie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher.
Ich stand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.
Augustino (sich begleitend).
Du hast mir mein Gerätb verstellt und verschoben.
Ich such', und bin wie blind und irre geworden;
Du stürmst so ungeschickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.
(Augustino ist unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgestiegen. Die Frauenzimmer haben sich von innen an die Gitterthür gestellt; Augustino drängt die Treppen immer tiefer hinauf, bis er endlich ganz nah bei ihnen an der Seite der Thür steht.)
Pedro
(mit gezogenem Degen).
Sie sind entflohen!
Entflohen, die Verwegnen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie sind dieher entflohen.
Augustino
(indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter).
O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen!
Pedro! Er ist's!
Den glaubt' ich ferne schon.
Claudine und Lucinde
(die sich wieder auf der Terrasse sehen lassen).
Trete zurück!
Zurück! was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, sie streiten schon.
(Die Vagabunden sind indes zu Augustino getreten; er steht mit ihnen an der einen Seite.)
Augustino.
Hinter der Ecke,
Kommt, laßt uns lauschen!
Pedro.
Hier im Gesträuche
Hör' ich ein Rauschen! —
Wer da? Wer ist's?
Send ihr nicht Memmen,
Tretet hervor.
Augustino (zu den Seinigen).
Bleibet zurück!
Der soll mir seine,
Droht er, der Thor!
Alle.
Horch! Horch! Still! Still!
Claudine und Lucinde.
Sie sind auf einmal stille!
Pedro.
Es wird auf einmal stille!
Augustino und Vagabunden.
Er ist auf einmal stille!
Alle.
Was das nur werden will?
Pedro.
Wer da?
Augustino.
Eine Degenspitze!
Pedro.
Sie sucht ihres Gleichen!
Hier!
(Sie fechten.)
Claudine und Lucinde.
Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!
Pedro.
Es soll dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.
Augustino.
Dich soll mein Degen
Willst du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.
Vagabunden.
Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.
Claudine und Lucinde.
O ruf' den Vater,
Und hol' die Leute;
Es geht ein Unglück!
Was kann geschehn!
Vagabunden.
Hier sind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beizustehn.
Pedro.
Ich steh' alleine;
Doch steh' ich feste.
Ihr wollt zu rauben,
Und nicht zu stehn.
Augustino.
Laßt mich alleine.
Ich steh' ihm feste;
Du sollst nicht Räuber,
Sollst Männer sehn.
(Während dieses Gesangs fechten Augustino und Pedro mit verschiedenen Ausfällen. Indem entfernen sich die Frauenzimmer; die Vagabunden stehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und stellt sich gegen Augustino.)
Augustino.
Laßt ab, ihr seid verwundet!

Pedro.

Noch genug
Ist Stahl in diesem Arm, dir zu begegnen.

Augustino.

Laßt ab und fürchtet nichts!

Pedro.

Du redest menschlich.
Wer bist du? Willst du meinen Beutel? Hier!
Du kannst ihn nehmen; dieses Leben sollst
Du theuer zahlen.

Augustino.

Nimm bereite Hülfe.
Du Fremdling, an, und wenn du mir nicht traust,
So las die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! Ich schwanke. Blut auf Blut entströmt
Zu tiefe meiner Wunde. Helfet mir.
Wer ihr auch seyd! Ich fühle mich gezwungen,
Euch meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Augustino.

Hier! Unterstützet ihn, und verbindet ihn.
Bringt ihn zu unsrer Wohnung schnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

(Er wird abgeführt.)

Augustino.

Nicht!
Er soll nicht hier herein. Traut ihm hinauf,
Und sorgt für ihn aufs beste. Diese Nacht
Ist nun verderben durch die Schuld und Thorheit
Der zu verwegnen Raubgesellen. Eilt,
Ich folge bald.

(Bravanten mit Pedro ab.)

Ich muß mich um das Seltsa
Noch einmal leise schleichen; denn ich kann
Der Hoffnung nicht entsagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Bursche, wart!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

Alonzo und Bediente
(inwendig an der Gartenthür).

Alonzo.

Schlecht auf! und macht mir schnell die ganze Runde
Des Schlosses; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Augustino.

Ein sonder Fall! Nun gilt es muthig seyn.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Geräusch der Waffen,
Ein Rasseln tönen hören. Setzet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.

(Bedienten ab, ein Augenblick zu bemerken.)

Augustino.

Am besten ist's der drohenden Gefahr
Ins Angesicht zu sehen. Laßt mich erst
Durch meine Cither mich versöhnlichen. Still.
So sieht es dann recht unverdächtig aus.

Cupido, Reimer loser, schelmischer Knabe!

Alonzo.

Was hör' ich! Eine Cither! Laßt uns sehen.

(Herantretend.)

Wer seyd ihr, daß ihr noch so spät zu Nacht
In dieser Gegend schleicht, wo alles ruht?

Augustino.

Ich schleiche nicht, ich wandle nur für mich.
Wie's mir gefällt, auf breiter freier Straße.

Alonzo.

Um unsre Mauern lieben wir nicht sehr
Das Nachtgeschwärm; es ist und zu verdächtig.

Augustino.

Mir wär' es lieber, eure Mauern ständen
Wo anders, die mir hier im Wege stehen.

Alonzo (vor sich).

Es ist ein grober Gast, doch spricht er gut.

Augustino.

Er möchte gern an mich, und traut sich nicht.

Alonzo.

Hast ihr nicht ein Geräusch vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?

Augustino.

Nichts dergleichen.

Alonzo (vor sich).

Der kommt von anderswo, so scheint es mir.

Augustino (vor sich).

Ich will doch hoffen, seyn, vielleicht geräth's.

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß ihr um diese Stunde
Allein auf freien Straßen wandelt; sie
Sind jetzt nicht sicher.

Augustino.

O sie sind's für mich.
Gesang und Saitenspiel, die ärgsten Freunde
Des Menschenlebens, schützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond bekandelt.
Es wagt kein Trier, es wagt kein wilder Mensch
Den Sänger zu beleidigen, der sich ganz
Den Göttern, der Begeisterung ergetzt.
Darf auch Gewinnsucht mag' ich diesen Traum;
Denn selbst im Frieden zerrt er seinen Mann.

Alonzo.

Ihr haltet euch in dieser Gegend auf?

Augustino.

Ich bin ein Gast des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen!
Ich traue nicht, ob ihr ein Fremder seyd;
Mir scheint es so.

Augustino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu seinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo (bei Seite).

Ein Herr vom Hof! So kam es gleich mir vor.

Augustino.

Ich darf euch wohl um eine Gütte bitten?
Ich bin so durstig; denn schon lange treibt
Die Lust zu wandeln mich durch diese Felder.
Ich bitt' euch, mir durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Wasser freundlich zu gewähren.

Alonzo.

Mit nichten so. Was? Glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre lasse? Kommt herein!
Nur einen Augenblick Geduld! Hier kommen
Die Leute, die ich ausgesendet. Man hatte
Rab' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geräusch von Fechtenden.

(Die Bedienten kommen.)

Was sieht's? Ihr hörtet niemand? fandet keinen?

(Die Bedienten machen verneinende Zeichen.)

Es ist doch sonderbar, was meine Frauen
Für Geister sahen? Wer weiß es was die Furcht
Den guten Kindern vorgespiegelt. Kommt!
Ihr sollt euch laben, sollet anderst nicht
Als wohl bedienet mir von hinnen scheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt, so findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Augustino.

Ihr macht mich ganz beschämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten einen edlen Sinn.

(Vor ſich.)
Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück nur verſcheucht!
(Laut)
Ich komme.
(Beide durch die Gartenthüre ab.)

Mäßig erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.
Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundin, wie ſo ſtill?
Lucinde.
Ich denke nach, und weiß nicht wie mir iſt;
Ich weiß nicht ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.
Claudine.
Wie? des deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann vor Angſt nicht bleiben; laß uns hin.
Laß uns zum Garten.
Lucinde.
Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Augustino. Bediente.

Alonzo.
Hier bring' ich einen ſpäten Gaſt, ihr Kinder!
Empfangt ihn wohl, er ſcheint ein edler Mann.
Augustino (zu Alonzo).
Ich bin beſchämt von eurer Güte;
(Zu den Damen)
bin
Betäubt von eurer Gegenwart. Mein Glück
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir ſchwindelt.
Claudine.
Send uns willkommen! War't ihr bei dem Streite?
Alonzo.
Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn ſingend,
Als ich zur Thüre kam, und alles ſtill.
Lucinde (vor ſich).
Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verderbe dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.
(Claudine ſpricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und ab gehend.)
Augustino (heimlich zu Lucinden).
So ſind' ich mich an deiner Seite wieder,
Beſeligte mir nun Leben oder Tod.
Lucinde.
Ich bitt' euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe,
Verſchonet meinen Namen, ſtill, nur ſtill!
Alonzo (zu den Dienern).
Ein Glas gefärbtes Waſſer bringt herauf,
Bringt eine Flaſche Wein von Ximenes.
(Zu Augustino.)
Auf alle Fälle, werter Fremdling, nehmt
Euch fünftig mehr in Acht, und geht ſo ſpät
Nicht mehr allein. Wir ſind in dieſer Gegend
Sehr übel dran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgeſind, das liederliche Volk
Von unſern Straßen zu vertreiben. Denken
Nun zwei, drei Nachbarn überein, und halten
In ihren Gränzen Ordnung; ja ſo ſpukt
Gleich im Gebirg' ein andrer Herr die Saumen;
Und dieſe ſchweifen, wenn ſie auch des Tags
Nicht ſicher ſind, bei Nacht herum und treiben
Selbſt einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.
Augustino.
Gewiß geboren' ich einem guten Rath.
Alonzo.
Ich hoff' es ſoll mit nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verbündigt Geſindel hat
In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.
Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl
Des Königs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.
Augustino.
Ich weiß er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.
(Vor ſich.)
Das hatte Pedro richtig ausgeſpäht.
Claudine.
So habt ihr keinen Streit nun nichts vernommen?
Augustino.
Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.
Lucinde.
Ihr dichtet auch ein Lied?
Augustino.
Wer dichtet nicht
Dem dieſe ſüdne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?
(Leiſe zu Lucinden.)
Dem es beſchert war nur ein einzigmal
In dieſer Nacht zu ſehen? Draußen ſtand ich,
Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und wennte ſammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah mich Amor und erbarmte ſich.
Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieſer Nacht erbarmen willſt —
Lucinde.
Ihr ſeid
Verwegen dringend. Ihr verkennt mich ſehr;
Nun ſcheidet!
Augustino.
Ich ſoll verzweifeln. Mir iſt's Ein's
Zu leben oder gleich zu ſterben, wenn
Du mir ein Zeichen deiner Gunſt verſagſt.
Claudine
(die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen, und wieder hervortritt).
So geht uns doch ein Lied, ich bitte ſehr,
Ein ſtilles Lied zur guten Nacht.
Augustino.
Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.
(Tritt gegen Claudinen, halb gegen Lucinden gekehrt, und ſingt mit der Gitter begleitend.)
Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich verhehlen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo
(hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hinter-grunde ernsthaft gesprochen. Man konnte aus ihren Ge-bärden sehen, daß von Rosamunde die Rede war, indem sie auf sie deuteten, und worin Herrn etwas zu be-fehlen schienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor, und hört zu; da sie geendigt ist, fortfährt er:)
Die Frage scheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und anderd draus erwidern lassen.
(Er geht wieder zu den Bedienten, und spricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Ro-samunde und die beiden Frauenzimmer sich an der andern Seite unterhalten.)
Alonzo (zu den Bedienten).
So sind ihr ganz gewiß, daß er es sey,
Der Räuberführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennst ihn ganz genau? Gestellt mir nun
Selbst unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir soll's nicht schaden daß du es gestehst.
Seht ihn noch einmal an, daß ihr mich nicht
Zu einem falschen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder singen machen, daß
Wir schicklich noch zusammen bleiben können.
(Er tritt zu den andern.)
Wie geht es? Habt ihr's ausgemacht? Ich dächte
Ihr gäbt ihm das zunächst als Ringe Mädchen!
(Die Bedienten betrachten den Rosamunde heimlich und genau, und versichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß he der Sache gewiß sind; indeß singen)
Claudine und Lucinde.
Ein pärtlich Herz hat viel,
Nur allzuviel zu sagen.
Allein auf deine Fragen
Läßt sich ein Mädchen sagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.
Rosamunde.
Um einen Mann zu schauen, muß man ihn
In prüfen wissen.
Lucinde.
Ein Versuch geht über
Für einen Mann, als für ein Mädchen an.
Alonzo (zu den Bedienten).
Ihr bleibt dabei? Nun gut, ich will es wagen;
Denn bald ich ihn, so sind die andern bald
Von selbst zerstreut. Du feiner Vogel, kommst
Du mir zuletzt ins Hand? Ich halt' ihn hier,
Geh' ihm ein Zimmer ein, das sonst so gut
Als ein Gefängniß ist und doch nicht scheint.
(Ab.)
Mein Herr, ihr könnt heut Nacht bei uns. Ich lasse
Euch nicht hinweg, ihr sollt mir sicher ruhen.
Und morgen giebt der Tag euch das Geleite.
Rosamunde.
Ich danke tausendmal. Schlaft, werthe Freunde,
Auch ruhigste nach einem frohen Tag!
(Zu Lucinden.)
Entsetzliche du! Mir verrinnt das Herz im Busen;
Und sagst du mir nicht eine Hoffnung zu,
So bin ich meiner selbst nicht mächtig, bin
Im Falle, toll und wild das Aeußerste zu wagen.
Lucinde (vor sich).
Er macht mir bang'! Ich fühle mich verlegen;
Ich will ihm lieber nur einen allgemeinen.
Rosamunde (vor sich).
Ich muß noch sinnen, alle sie zusammen
Im Saal zu halten; meine Sachen giebt
Zuletzt nicht nach. O Gluth! O süße Freude!
(Laut.)
Ich denke noch, ihr Zärtlinen, was ihr singt.
Ihr habt gewiß die Männer sehr belehrt;
Ihr glaubt es gebe treuen treuen Mann;
Allein wir viel Geschichten könnt' ich euch
Von ewig unbegränzter Liebe sagen!
Die Erde kennt sich einer treuen Seele.
Der Himmel giebt der Treue und Geduld;
Indeß die schwarzen Geister in der Gruft
Der falschen Brust, der lügenhaften Lippe,
Wohl: unbegnadete Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied: Es schwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ihr löscht eure Lichter aus; und Eines
Ganz ferne von, daß in der Dunkelheit
Euch mein Gemüth mit allen Schrecken fülle.
Daß mein Gesang den Mädchen meiner Seele
Zugleich mit seinen schwarzen Thaten melde.
(Das Theater ist verändert, bis auf ein Licht im Hintergrunde. Die Damen legen sich. Claudine zündet an der Seite, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und setzt sich an der andern Seite des Theaters. Rosamunde setzt sich indessen den Frauenzimmern, bald an Lucindens Seite. Er flüstert ihr zwischen den Strophen gedämpft einige Worte zu; sie scheint zu-zuhören. Claudine, wie durch die ganze Scene, nach-denklich und abwesend. Alonzo nachdenklich und aufmerksam. Alle Bedienten ist auf dem Theater.)
Rosamunde.
Es war ein Bube frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen.
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeschwärzt,
Und endlich sie verlassen.

Das fromme Mädel hat gebäht,
Vergessen ihr die Sinnen.
Ein Kind' und weint' und heul't und schwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' als sie verscheiden war,
Wird bang' dem Buben, grauß't sein Haar,
Es reut ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten.
Hindher, dorther, hin und her.
Kann keine Ruh' erreiten.
Reit't sieben Tag' und sieben Nacht,
Es klopft und hämmert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't im Blitz und Wetterschein
Gewaltenwerk entgegen,
Bindt's Pferd hans' an und tritt hinein,
Und bucht sich vor dem Regen.
Und wie er kappt, und wie er flickt,
Sich unter ihm die Erd' erdrückt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen;
Er rafft sich auf, und trabelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen.
Ihr' führen ihn, die Quer' und Ling',
Treyp' auf Treyp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal.

Und wanken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schickſal nahenan,
Mit weitern Lächeln angethan;
Die wend't ſich —
(Der Geſang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.)

Zwei Bediente Alonzo's.
Herr, o Herr, es ſind zwei Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre ſind ſie hier,
Und verlangen ſehr nach dir.

Alonzo.
Himmel, was ſoll das bedeuten!
Führet ſie geſchwind zu mir.
(Die Lichter werden weiter angezündet und der Saal erhellt.)

Zwei Bediente Pedro's.
Ganz verwundet und ganz verlagen,
Voller Angſt und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.
Nebel, redet!

Augustino und Lucinde.
Saget, ſaget!
(Zu vier.)
Saget an, was ſoll das hier?

Pedro's Bediente.
Von verwegnem Raubgeſindel
Dieſen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;
Doch vergebens widerſtanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermiſſen unſern Herren;
Er verlor ſich in die Nacht.

Claudine.
Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unſerm Freunde beizuſtehn.

Alonzo.
Wo ergriffen euch die Räuber?

Bediente.
Noch im Wald' von Villa Bella.

Claudine.
Wo verlort ihr euern Herren?

Bediente.
Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.
Habt ihr ihm denn nicht geraten?

Bediente.
O gewiß, und laut und öfter.

Augustino.
Habt ihr das Gepäck gerettet?

Bediente.
Alles wird verloren ſeyn.

Alonzo (vor ſich).
So ſehr mich das beſtürzt,
So ſehr es mich verdrießt,
So muß ich doch,
Gebrauch' ich die Geiſtesheit,
Es iſt die ſchönſte, beſte Zeit,
Das ich erſt bieten Vogel fange!

Claudine.
O redenſt euch nicht ſo lange!

Alonzo.
Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.
Seht! Er iſt wohl in der Nähe.

Augustino.
Laßt mich euern Zweiten ſeyn.

Alonzo (zu den Bedienten).
Alle zuſammen! Sattelt die Pferde!
Holet Piſtolen! Holet Gewehre!
Eilig verſammelt euch hier in dem Saal!
(Die Bedienten gehen murrend ab.)

Augustino.
Ich bin bewaffnet, hier iſt mein Degen!
Hier ſind Piſtolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geſchäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo
(indem er die Terzerolen dem Augustino abnimmt).
Ach wozu nützen dieſe Piſtölchen!
Nur euch zu hindern ſchlaudert den Degen.
(Zu den Bedienten.)
Bringet ein Paar andre, bringet ein Schwert.

Augustino.
Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet;
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreifach iſt ſie mir werth.

Alonzo
(theilet die Terzerolen gebend).
Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, ordet, verwahrt ihn!

Augustino
(indem er Lucinden den Degen giebt).
Lieblichſte Schweſter, wenn ihr entwaffnet,
Laß' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Eures entwaffneten zärtlichen Knechts!
(Lucinde geht mit den Waffen ab. Alonzo und Augustino treten zurück und ſprechen leiſe mit einander, wie auch mit den Bedienten, die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.)

Claudine (vor ſich).
Voller Angſt und auf und nieder
Steigt der Buſen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach ich ſinke!
Meine kranke Seele flieht.

Lucinde
(die wieder beiſammen und zu Claudinen tritt).
Mein gewiß, du ſiehſt ihn wieder!
Ach ich theile deine Schmerzen.
(Bei Seite, heimlich nach Augustino ſich umſehend.)
Ach daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geſchieht!

Augustino
(welchen beide umwandelnd).
Traue nur! Er kommt euch wieder,
Ja, wir ſchaffen den Gelieben.
(Heimlich zu Lucinden.)
Ach, ich bin im Paradieſe,
Wenn dein Auge freundlich ſieht.
(Zu drei, jedes für ſich.)

Claudine.
Ach, ſeinen Leben mich die Wogen!
Nein! Wer hilft, wer tröſtet mich?

Augustino.
Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, ſie liebt — ſie liebt für mich.

Lucinde.
Ach! wie bin ich ihm gewogen!
Ach! wie ſchön — Wie liebt er mich!
(Indeſſen haben ſich alle Bedienten beraffnet im Hintergrunde verſammelt.)

Alonzo (zu den Bedienten).
Seyd ihr zuſammen? Seyd ihr bereit?

Bediente.
Alle zuſammen, alle bereit.

Alonzo.

Hervor den Verbrecher, sofort sogleich! —
(Zwei Bauern treten hervor.)
Diesen, hier diesen nehmet gefangen!

Claudine und Lucinde.

Himmel, was hör' ich?

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen!

Augustino.

Ha, welche Schandlichkeit
Wird hier begangen!
Halt!

Alonzo (zum Chor).

Gehorchet mir!

Augustino.

Halt!

Bediente (zu Alonzo).

Gehorchen dir.

(Zu Augustino.)

Gieb dich!

Augustino (zu Alonzo).

Verräther, nahmst mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit dir zu schaffen?
Sage, was soll das?

Alonzo (zu den Bedienten).

Greifet ihn an!

Augustino.

Halt!

(Nach einer Pause.)

Ich gebe mich: Es ist gethan.
(Der sich, indem die andern Gehorsam leisten.)
Noch ein Mittel, ich will es fassen!
Sie sollen beben und mich entlassen.
Gefangen? Nimmer! Ich duld' es nie!
(Pause. Augustino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudinen bei der Hand, und setzt ihr den Dolch auf die Brust.)
Entlaß mich! oder ich tödte sie!

Alle (außer Augustino).

Götter!

Augustino (zu Alonzo).

Du siehst dein Blut
Aus diesem Busen rinnen.

(Zu drei.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirst du, was wirst du gewinnen?

Augustino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Augustino).

Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer steht uns bei?

Claudine.

Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch schuldig, uns mache mich frei!

Augustino.

Sprich ein Wort: Mir ist's gelungen,
Laß mich los, und sie ist frei.

Lucinde.

Du so grausam? Du mußt edel?
Sey ein Mensch und sie frei.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gegangen!
Nein! — Doch ja, ich laß' ihn frei.

Alle (außer Augustino).

Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer steht uns bei?

Augustino (zu Alonzo).

Ja, du rettest, du erbarmest
Dich beim selbst, und machst sie frei.

Alonzo.

Verwegener!
Ja, gehe!
Entferne dich eilend.
Ja, fliehe nur fort!
Du hast mich gewonnen,
Du hast überwunden,
Du hast an mein Wort!

Augustino
(nach Claudine hastend).

Ja, ich traue deinem Worte,
Daß du mir gewiß erfüllst,
Und versprich, daß zu der Pforte
Du mich selbst begleiten willst.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du nach dem Wort erfüllst;
Und so führe dich zur Pforte
Wenn du sie mir lassen willst.

Augustino.

Dies Versprechen, diese Worte
Sind mir Leben, sind dein Glück.

(Zu Lucinden.)

Bring' sogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, sie zurück.

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine (zu Alonzo).

Ach, ich fern' zu deinen Armen
Aus der Hand des Todes zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Ist dem Vortheil, ist dem Glück.

Alle.

Diese Liebe, diese Kühnheit
Ist sein Vortheil, ist sein Glück.

Augustino.

Diese Liebe, diese Kühnheit
Ist mein Vortheil, ist mein Glück.

Alle.

Ein grausames Wetter
Hat all' uns umzogen:
Es rollen die Donner,
Es brausen die Wogen;
Wir schweben in Sorge,
In Noth und Gefahr,
Es treiben die Stürme

Bald bin ans, bald wieder;
Es schwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es sträubet sich das Haar.
(Indessen hat Lindor die Waffen dem Rugantino zurückgegeben. Alonzo begleitet ihn hinaus.)

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro (allein).

Langsam weichen mir die Sterne,
Langsam naht die Morgenstunde:
Blicke mit dem Rosenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.
Wie gelinde darf ich auf das Licht des Tages!
Wie gelinde auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella sollennio bringen soll.
Ich bin bewacht von sonderbaren Leuten;
Sie scheinen wild und roh und gutes Muth's.
Den einen hab' ich leicht bestechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.
Nach seiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelstunde seyn. Er kommt.

Vagabund
(tritt herein und giebt Pedro ein Billet).

Pedro.

Du hast den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich seh's an diesem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd diesen Namen schrieb! ich küsse
Dich tausendmal. Was wird sie sagen? Was?
(Er liest.)
„Mit Angst und Zittern schreib' ich dir, Geliebter!
„Wie sehr erschreckt mich deine Wunde: Niemand
„Ist in dem Hause; denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen sind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befreien, Geliebter.
„Zerrissen ist mein Herz; es heilet nur
„In deiner Gegenwart. Was soll ich thun?
„Es eilt der Bote; keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von diesem Blatt, ich kann von dir nicht scheiden."
O süßes Herz! Wie dringt ein Morgenstrahl
In diesen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man sendet Leute her;
Ich bleibe ruhig hier und warte es ab.
(Zum Vagabunden.)
Du stehst, mein Freund, du wartest, ach verzeih!
Nimm deinen Lohn! Vor Freude hab' ich dich
Und deinen Dienst vergessen. Hier! Entdecke
Mir, wer ihr seyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut, und kann noch besser lohnen!
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zusammen sprechen.
(Beide ab.)

Basco mit seinen Vagabunden, welche Mantelsäcke und allerlei Geräthe tragen.

Basco.

Herein mit den Sachen.
Herein, nur herein!
Das alles ist euer.
Das alles ist mein.

Es haben die andern
Gar treulich gesorgt,
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie sorglich gestaltet!
Wie zierlich gefaltet!
Auf unsere Reise
Zusammengepackt.
(Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen, Basco hält sie ab.)
Nein, Freunde, lassen wir es noch zusammen,
Und gehen uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen später gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwei, drei Orte, wo wir gut
Und sicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück bestimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten.
Ob Rugantino sich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, so könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müssen ihn nicht lassen; sind wir schon
Nicht immer gleicher Meinung, ist er doch
Ein braver Mann, den wir nicht missen können.

Pedro (tritt herein).

Was seh' ich! Meine Sachen! Welch Geschick!

Basco (vor sich).

Was will und der! Beim Himmel! Don Rovero.
Wie kommt er hier herauf? Das giebt 'nen Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hause sind.

Pedro.

Wer ihr auch seyd, so muß ich leider schließen,
Daß ihr die Männer seyd die mich beraubt.
Ich sehe dieß Gepäck; es ist das meine,
Hier jene Bündel, diese Decken hier.

Basco.

Es kann wohl seyn daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten. Kann mit euch
Verwundet und allein nicht streiten. Besser
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meinung an, ob sie gefällt.

Pedro.

Hier sind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reise nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze schätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo ihr wollt, die Summe. – Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort,
Daß ich, was ich versprechе, pünktlich halte.

Basco.

Das läßt sich hören; nur ist hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro.

Warum denn das?

Basco.

Es ist nicht anders, und beauemt euch nur.

Pedro.

Zuvörderst sagt mir an: Ist hing am Pferde
Von Leder eine Tasche, die allein
Mir etwas werth ist, Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur gradezu
Ins Feuer werfen müßtet. Schafft mir sie;
Ich gebe dreißig Unzen, sie zu haben.

Basco (zu den Seinen.)

Wo ist die Tasche? Gab ich sie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo ist sie?

Pedro.

Daß sie nicht verloren wäre!

Baseo.

Geht, eilt und sucht, sie nutzt dem jungen Mann.
Und bringt uns dreißig Unzen in den Beutel.

Augustino

(reißt auf mit der Brieftasche, welche er eröffnet hat, und die Papiere ansieht).

Kaum trau' ich meinen Augen. Diese Briefe,
An meinen Bruder lef' ich sie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt sich Pedro
Von Castelvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe seyn? Ich bin bestürzt.

Pedro (zu Baseo).

Da kommt er eben recht mit meiner Tasche.
Ist dieser von den Euern?

Baseo.

Ja, der Beste.
Möcht' ich wohl sagen, wenn ich selbst nicht wäre.

(Laut.)

Du fandest glücklich diese Tasche wieder;
Hier diesem jungen Mann gehört sie zu.

Augustino (zu Pedro).

Gehört sie dir?

Pedro.

Du hast in deinem Blick,
In deinem Wesen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß; ja ich gesteh' es dir:
Ich bin vom Hause Castelvecchio.

Augustino.

Du?

Pedro.

Der zweite Sohn. Doch still, ich sage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Namen
Auf dieser Reise nennen lasse, gern.

Augustino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Tasche.
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O sage mir,
Wie komm' ich aus den Händen dieser Männer?

Augustino.

Du sollst es bald erfahren. Laß mich nur.

(Pedro ab.)

Augustino (zu Baseo).

Das sind die Sachen dieses Fremden?

Baseo.

Ja.
Sie waren unser, und sie sind nun wieder
Auf redliche Bedingung sein geworden.

Augustino.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe dir.

Baseo.

Hier ist nicht lang' zu zaudern; fort! nur fort:
Ich fürchte sehr, der Fürst von Rocca Bruna
Schickt seine Garden aus, noch eh es tagt.

Augustino.

Noch eh es tagt, sind wir gerüst davon.

(Allein.)

Mein Bruder! Welch Geschick führt ihn hierher?
In diesen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt. Er scheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.

(Nach einigem Schweigen.)

Ihr Zweifel! Weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich sie ganz, daß ich sie recht genieße!

(Indem die Scene getreten.)

Ich rufe dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro (tritt auf).

Sag' an, was du verlangst; ich höre gern.

Augustino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt; er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Augustino.
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Mensch
Allein gewiß aus einem edeln Hause.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten sehr
In Einigkeit, er sey von Castelvecchio.
Er sey der Aelteste des Hauses, Carlos
Mit Namen. Sollte das sein Bruder seyn?

Pedro.

O Himmel! welche Nachricht gießt du mir!
O schaff' ihn her, und schaffe die Versicherung,
Daß er es sey; du sollst den schönsten Lohn
Von seinem Bruder haben: denn ich bin's,
Wie lange such' ich ihn! Der Vater starb,
Und ich besitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an diesen Busen drücken, dann
Zurück zu unsern Freunden bringen mag.
Du stehst in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch diese Nacht! O sieh mich an.
Wo ist er? Sage mir, wo ist er?

Carlos.

Hier!

Ich bin's!

Pedro.

Ist's möglich!

Carlos.

Die Beweise geb'
Ich dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier ist der Ring, den meine Mutter trug.
Du nur zu früh für ihren Carlos starb;
Hier ist ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter, ist's gewiß?

Carlos.

Ja, zweifle nur so lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geschichten zu erzählen,
Du niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Kommt!

(Sie sehen nach dem Grunde, und sprechen leise unter allmählen Geberden.)

Baseo.

Was haben die zusammen! Wie vertraut!
Ich fürchte fast das nimmt ein übles Ende.
Die Leidenschaft des Thoren zu Lucinden
War schon der steten Freiheit sehr gefährlich.
Und wie man sonst ein theatralisch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt:
So, fürcht' ich, unser schwankend tadlig Leben
Wird sich mit einer schönen Ordnung schließen.
Ihr Herrn, was gibt's? Vergeßt ihr das der Tag
Zu grauen schon beginnt, und daß der Fürst
Die Räuber, den Verräther mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten holen wird?

Carlos.

O theile meine Freude, fürchte nichts!
Dies ist mein Bruder.

Baseo.

Hättest ihn schon lang'.
Wenn du ihn suchen wollen, finden können.
Das ist ein rechtes Glück!

Carlos.

Du sollst es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
In meines Königs Füßen; die Vergebung
Versagt er nicht, wenn sie mein Bruder bittet.
Lucinde wird die meine. Du, mein Freund,
Stellst dann mit mir, wenn es der König fordert,
In seinem Dienste zeigen was wir sind.

Basco.

Das Zeigen kennt' ich schon und auch den Dienst.
Mein, mein, lebt wohl! Ich scheide nun von euch.
Sagt an wie ihr die Sachen lösen wollt.
Nur kurz; denn hier ist jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne diesen Mantelsack; du wirst
Hier an der Seite fünfzig Unzen finden.
Erwägt dieses dir genug, daß du den Rest
Uns frei und ungepfändet lassen magst?

Basco

(der indes den Mantelsack eröffnet und das Geld herausgenommen hat.)

Ich dächte, Herr, Ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

Basco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieser Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

(einen Beutel aus der Tasche ziehend).

In diesem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Ist's genug?

Carlos.

Es muß und soll! Es ist, bei Gott, zu viel.

Basco.

Nun, nun, es sei! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Lebt wohl, Freund Augustine! Dich zu lassen,
Verdrießt mich sehr, du bist ein wackrer Mann.
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sclaven
Schnell umgewandelt hätte, fahre wohl.
Ich geh' mit freien Leuten Freiheit finden.

Carlos.

Leb' wohl, du alter Tregtopf! Denke mein!

(Basco geht mit seinen Begleitern ab; zu den übrigen, die bleiben, spricht)

Carlos.

Ihr folgt uns beiden; wir versprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget diese Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr Freunde, laßt uns eilen; denn mir selbst
Ist viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürst von Rocca Bruna fangen lasse.
Geschwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt!

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden.
Die Freundin, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schicksal geschworen?
Lucinde, wo bist du?
Lucinde! Lucinde!
Wie still sind die Gründe.
Wie öde, wie bang!
Ach hat es mir Armen
Das Schicksal geschworen?
Ich ruf' um Erbarmen.
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

(Sie geht nach dem Grunde.)

Basco (mit den Gefangnen.)

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; sie
Versprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Trägt diese Sachen hin; ich gehe nur
Nach [illegible] guten Freundin, die vom Wege
Nicht [illegible] wohnt, zu sehn. Am frischen Morgen
Hat [illegible] mir die Leber angezündet.
Als er mit seiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, stieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

(Die Banditen gehen; er erblickt Claudinen.)

Was seh' ich doch? Wird mir ein Morgentraum
Vors Aug' geführt? Ein Mädchen ist's gewiß;
Im schönen buntes Bildern. Laßt uns sehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar ist?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann.
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eignen Sachen g'nug zu thun,
Und kümmre mich um nichts was andre treiben.

Claudine.

Dort seh' ich eine Wohnung; ist's die eure?

Basco.

Die meine nicht; sie steht nicht weit von hier
Um diese Felsen. Kommt! Noch schläft mein Weib;
Sie wird euch gut empfangen, und ich trage
Bald den Verwundeten aus, nach dem ihr bangt.

(Da er im Begriff ist sie wegzuführen, kommen

Carlos und Pedro.)

Carlos.

Nur diesen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.

Was sieht mein Auge! Götter, ist's Claudine!

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund.

Pedro.

Wie kommst du her?
O Himmel! Du, hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb
Mich aus dem Schlosse, dich zu suchen. Niemand
War in dem Hause mehr! Der alte Pförtner
Allein verwahrt' es; alle folgten schnell
Dem Vater, der nach seinen Räubern jagt.

Pedro.

Ich fasse mich und meine Kräfte nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Muß ich euch erblicken!

Pedro.

Daß ich dich habe!

Claudine.

Daß ich zeigen kann,
Wie ich dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch' ein Glück!

Claudine.

O geht und sucht! Lucinde kam mit mir;
Ich habe sie verloren.

Carlos.
Wie, Lucinde?
Claudine.
Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier,
Auf diesen Pfaden. Muthig sagte sie
Ein Männchen an; es pfeift ein Federhut,
Es schallt ein Degen hier. O geht und sucht!
Carlos.
Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!
Pedro.
Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.
(Carlos ab.)
Pedro (vor sich).
Ich gebe nach, und fällt sie mir zuerst
In meine starken Hände, soll sie nicht
So leicht entführen. Einer muß ich haben:
Es gehe wie es wolle. Nur geschwind! (Ab.)
Claudine.
Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unser Haus mit Schrecken
Und Sorgen diese Nacht gefüllt. Wer ist's?
Pedro.
Was dir unglaublich scheinen wird, mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.
Claudine.
Es dringt ein Abenteurer sich aufs andere.
Pedro.
Der wilden Nacht folgt ein erwünschter Tag.
Claudine.
Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Ist nicht gefährlich?
Pedro.
Nein, Geliebte! Nein!
Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.
Claudine.
Es kommt der Tag!
Pedro.
An diesem Baum erkenn' ich's; ja wir sind
Auf deines Vaters Grund und Boden; hier
Ist von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Zufall vom Revier Bruno streifen läßt.
Claudine.
O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da sich die Nacht von Berg und Thälern hebt!
Bin ich es selbst? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finsterniß; die Binde fällt,
Die mir aus Haupt der Reine Gott geschlungen:
Ich sehe mich, und ich erkenne nun
Mich hier zu sehn. Was hab' ich unternommen?
Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!
Pedro.
Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieses Bangen, diese Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.
Claudine.
Kann ich vor dem Vater stehen?
Pedro.
Laß uns nur zusammen gehen.
Beide.
Ja, es bricht der Tag heran.
Claudine.
Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?
Pedro.
Hier in dem Busen dich
Magst du verbergen.
Claudine.
Ja dir, o Grausamer,
Dank' ich die Qual.
Pedro.
Ich bin ein Glückskind!
Endlich einmal.
Faß, faß dein Geliebte.
Ja, bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.
Claudine.
Es ermannt sich die Verlebte.
Hörst auf das Wort der Liebe;
Ja, schon fühl' ich mich geheilt.
Beide.
Nun geschwind, in diesen Gründen
Unsre Freundin aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.
Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieser Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bangen Qualen heilt. (Ab.)

Felsen und Gebüsch.

Lucinde (in Mannskleidern). Pedro. Pedro. (Beide mit bloßen Degen.)
Lucinde.
Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege sie mir.
Pedro (weichend).
Junker, wo anders mach' dir zu schaffen.
(Vor sich.)
Liebliches Vögelchen, bist' ich dich hier?
Lucinde.
Wandrern zu bieten wagst du vermessen;
Doch wie ein Bübchen
Flehst du den Streit.
Pedro (vor sich fällt).
Zwischen den Fingern verrinnt mich der Degen;
Wir sind, o Liebchen,
Noch nicht so weit.
(Er fechten. Lucinde wird entwaffnet und sieht in sich gebeugt und verwirrt da.)
Pedro.
Sieh, wir wissen Rath zu schaffen,
Haben Muth und haben Glück.
Lucinde.
Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geschick!
Pedro.
Sieh, wir wissen
Rath zu schaffen.
Laß dich trösten.
Sieht den Affen! —
Welch Entsetzen,
Welch ein Blick!
Lucinde.
Mocht' ich wissen
Rath zu schaffen,
Ach, zu missen
Meine Waffen,
Welch Entsetzen,
Welch Geschick!
Carlos (eilt rasch auf).
Hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.
Lucinde.
Seltenes Schicksal! Gräßliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreit?

Pedro und Claudine.

Claudine.
Haſt du ſie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Pedro.
Kaum iſt der Bruder mir wieder gefunden,
Iſt ihm auch eine Geliebte nicht weit.
(Pantomime, wodurch ſie ſich unter einander erklären; indeſſen ſingt)

Dasco
Hat ſich das Völkchen zuſammen gefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.
Weiter, o weiter, ihr ſeligen Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut!

Dasco (mit ihnen bei Seite).
Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

Die Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Anführer.
Eilet, euch unter zu ſtellen!
Hier, hier ſind' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden (indem ſie anſchlagen).
Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſind ihr nun.

Die übrigen Perſonen.
Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.
Denkt ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, ihr Frevler, nein, mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,
Und der Herr von Villa Bella,
Beide ſind nun einig worden,
Beide Herren wollen ſo.

Die übrigen Perſonen.
Weh, o Weh! Was iſt geworden!
Weh, o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.
(Da ſie den Alonzo kommen ſehen, treten ſie mit beſtürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Garden ſtellen ſich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.)

Alonzo (mit Gefolge, alle bewaffnet).
Habt ihr, Freunde, ſie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.
Sie zuſammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!
Carlos, Lucinde (die den Hut in die Augen drückt) und Dasco (treten vor Alonzo).
Werther Herr, laßt euch erweichen!
Laſſet, laſſet uns davon.

Alonzo.
O von allen euren Streichen
Kennen wir die Prädchen ſchon.
(Jene drei Perſonen treten zurück, Pedro kommt hervor.)

Pedro.
Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?

Alonzo (nach einer Pauſe).
Ach die Freude macht mich ſchweigen.
(Ihn umarmend).
Lieber Freund und lieber Sohn!

Carlos, Lucinde, Dasco,
(die eilig nach einander hervorkommen, indeß Claudine auf einem Felſen im Grunde in Ohnmacht ſinkt).
Ach Hülf' und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!
(Sie kehren eilig wieder um.)

Pedro.
Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!
(Er eilt nach dem Grunde.)

Alonzo.
Wem iſt zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich ſehn?
(Indeſſen hat ſich Claudine erholt, ſie wird langſam hervorgeführt.)

Claudine.
Ja du ſiehſt, du ſiehſt Claudinen:
Willſt du noch dein Kind erkennen,
Das ſich hier verloren glebt?

Alonzo.
Kind, erbeitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, ſage, was es giebt.

Lucinde (die ſich entfernt).
Ja, ich muß mich ſchuldig nennen;
Ich beſtärkte ſelbſt Claudinen,
Den zu ſuchen, den ſie liebt.

Pedro.
Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihſt uns, wie ſie liebt.

Carlos.
Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.

Dasco (vor ſich).
Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile giebt.
(Der ganze Entwickelung, welche die Poeſie nur kurz andeuten darf und die Muſik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Acteurs erſt lebendig. Alonzo's Erſtaunen, und wie er nach und nach, von den Umſtänden unterrichtet, ſich faßt, erſt von Verwunderung zu Verwunderung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die leidenſchaftliche Leidenſchaft Carlos und Lucindens, welche ſich nicht mehr zurückhält, die Geberden Pedro's, der ſeinen Bruder dem Alonzo verkündigt, der Verdruß Dasco's, nicht von der Stelle zu hören: alles werden die Schauſpieler lebhaft, angemeſſen und übereinſtimmend ausdrücken und durch eine ſchöne Pantomime den muſikaliſchen Vortrag beleben.)

Alonzo (zu den Garden).
Dieſe Gefangenen
Geben ſich willig.
Es iſt ein Irrthum
Heute geſchehn.
Dieß iſt mein Boden:
Alle ſie führ' ich
Eilig nach Hauſe.
Grüßet den Fürſten,
Ich wart' ihm auf.
(Die Garden entfernen ſich.)

Alle.
Welch' ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den ſchönſten Tag heran.
Und es tragen Freud' und Wonne
Unſre Seelen himmelan.

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

1779.

Vergnügte Gegend, im Grund eine Hütte am Felſen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Mauer abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne an der Seite ein hölzerner Tiſch mit Bänken.

Bätely
(mit zwei Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Höhe.)

Singe, Vogel, ſinge!
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemolken, ich habe gefrühſtückt, die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich Jemand habe mit dem ich ſchwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein ſeyn. (Sie nimmt Noten und Spruchbuch.) Wenn er mich hört, pflegt er aufzuſtehen.

Vater (tritt auf).

Vater. Guten Morgen, Bätely.

Bätely. Vater, guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geſchlafen, und du weißt mich mit einem luſtigen Liedchen, daß ich nicht zaudern darf. Du biſt artig und ums artig zugleich.

Bätely. Nicht wahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hätteſt mir die Ruhe gönnen ſollen! Weißt du doch nicht wann ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bätely. Ihr hattet gute Geſellſchaft.

Vater. Das war auch nicht artig, daß du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bei mir auf der Bank, er hat mich recht gelaben.

Bätely. Ihr ſeyd gleich ſo mitleidig, wenn er klagt und druckſt und immer eben daſſelbe wiederholt, bernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, ehe man er aufrecken wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir iſt's ganz anders dabei, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch ſelbſt, daß du dich zu etwas entſchlöſſeſt.

Bätely. Wollt ihr mich ſo gerne los ſeyn?

Vater. Nicht das; ich möge mit, wir hätten's beide beſſer und bequemer.

Bätely. Wer weiß? Ein Mann iſt nicht immer bequem.

Vater. Beſſer iſt beſſer. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bätely. Sind wir's doch einmal ſo gewohnt! Unſer Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unſre Alpe giebt uns was wir brauchen, wir haben zu eſſen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch ſo viel, daß wir uns ein hübſches Kleid auf den Leib ſchaffen können, ſind hier oben allein und geben Niemand ein gut Wort! Und was wär' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube beſſer getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabei? Es giebt nur mehr zu thun und zu ſorgen, und man kann doch nicht mehr eſſen, trinken und ſchlafen als vorher. Euch wollt' ich's freilich bequemer wünſchen.

Vater. Und mir wollt' ich wünſchen daß ich nicht mehr um dich zu ſorgen hätte. Freilich werde ich alt, und ſpüre denn doch daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer ſteifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannſt du allein gar nicht beſtehen; du mußt heirathen, und weißt nicht welchen Mann du kriegſt. Jery iſt's ein guter Menſch der dir ſeine Hand anbietet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und ſorge und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen
Sorgen für dein junges Blut.

Bätely.

Alle Sorgen
Nur auf morgen!
Sorgen ſind für morgen gut.

Was hat denn Jery geſagt?

Vater. Was biſt's? Du gleichſt doch nichts drauf.

Bätely. Ich möchte hören ob was Neues drunter war.

Vater. Nenes nichts, er hat auch nichts Neues zu ſagen, bis du ihm das Alte vom Herzen nimmſt.

Bätely. Es iſt mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt ſeyn: er iſt allein, hat vom Vater ſchöne Güter, iſt jung und friſch; man weiß er mit Gewalt eine Frau dazu haben, und juſt mich. Er fände zehen für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er juſt mich?

Vater. Weil er doch lieb hat.

Bätely. Ich weiß nicht was er will, er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bätely. Mir iſt er's auch nicht. Er iſt hübſch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der ſich mit Schwingen groß machte, rechtſchaffen an den Boden. Er gefällt mir ſonſt ganz wohl. Wenn ſie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmal freundlich mit ihnen iſt, einem hernach den ganzen Tag aufſitzen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monat, daß er ſo oft kommt.

Bätely. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da: denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen

gesehn, als neuerdings; ich wollt', er bös mich in Bad. — Die Leinwand ist schon fast wieder trocken. Wie hoch die Sonne schon steht! Und euer Frühstück?

Vater. Ich will es schon finden. Sorge nur zur rechten Zeit fürs Mittagessen.

Bätely. Daran ist mir mehr gelegen wie euch. (Vater ab).

Bätely. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch gesagt. Die Liebhaber sind so pünktlich wie die Sonne. Ich muß nur ein lustig Lied anfangen, daß er nicht gleich in seine alte Leier einlenken kann.

(Sie macht sich was zu schaffen und singt.)

Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hin gehn;
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hin ziehn;
So rauschet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery.
(der sich ihr unbesehn genähert).

Es rauschen die Wasser
Die Wolken vorgehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wanken und stehn;
So auch mit der Liebe
Der Treuen geschicht;
Sie weet sich, sie reut sich.
Und ändert sich nicht.

Bätely. Was bringt ihr Neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bätely!

Bätely. Hier eben haben wir Altes genug! Wenn ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt ihr so früh her?

Jery. Ich habe eben auf der Alpe nachgesehen, wie viel Käse vorräthig sind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihren sucht. Ich denke wir werden einig.

Bätely. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bätely. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Hälfte, gönnt' euch das Ganze. Wie schön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte, und käme nach Hause und wüßte nur die Dreißen in den Sack. Zählt' es nach, sagt' ich dann, bis es auf: Wenn ich nun nach Hause komme, muß ich mein Geld in den Schrank stellen, und weiß nicht für wen.

Bätely. Wie lang' ist's noch auf Ostern?

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mir Hoffnung machtet.

Bätely. Behüte Gott! ich meinte nur.

Jery. Du wirst an meinem Uebel schuld seyn. Schon so oft hast du mir den Kopf so toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich sie nun hätte, und wäre sie gleich m'der, und sähe immer und immer, daß ist nicht Bätely! ich wär auf immer elend.

Bätely. Du mußt eine schöne nehmen, die reich ist und gut; so eine wird man nimmer satt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine reichere noch bessere.

Ich verschene dich mit Klauen;
Doch das Eine muß ich sagen,
Immer sagen: dir allein
Ist und wird mein Leben seyn.

Willst du mich nicht wieder lieben?
Willst du ewig mich betrüben?
Wir im Herzen bist du mein;
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Bätely. Du kannst recht hübsche Lieder, Jery, und singst sie recht gut. Nicht wahr, du lehrst mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten satt. Leb wohl! Ich habe noch viel zu thun diesen Morgen; der Vater ruft. (Ab.)

Jery.

Gehe!
Verschmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen.
Du wirst mich vertreiben.
Um Lust zu gewinnen.
Hier kann ich nicht bleiben.

Verschmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Thomas (tritt auf).

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer seyd ihr?

Thomas. Kennst du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, bist du's?

Thomas. Hab' ich mich so geändert?

Jery. Ja wohl, du hast dich gestreckt; du siehst vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat sieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht, er ist mehr gewaxt.

Jery. Du bist auf Urlaub?

Thomas. Nein, ich habe meinen Abschied. Wie die Capitulation um war. Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hause.

Jery. Was ist das aber für ein Rock? Warum trägst du den Tressenhut und den Säbel? Du siehst ja noch ganz soldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen sie in Frankreich eine Uniforme de goût, wenn Einer auf seine eigne Hand was Bunt's trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht fünfzig Doublen, daß ich nicht Soldat gewesen wäre. Man ist ein ganz anderer Kerl; man wird frischer, lustiger, gewandter, kann sich in alles schicken, und weiß wie es in der Welt aussieht.

Jery. Wie kommst du hierher? Wo schwärmst du herum?

Thomas. Zu Hause bei meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochsen zusammengekauft und auf Credit genommen, alle schwarz und schwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das ist ein guter Handel; man verdient etwas und ist lustig auf dem Wege. Da hab' ich meine Gelegenheit mit der mach' ich Kranke gesund und das Regen vetter fröhlich. Nun wie ist denn dir, alter Teufel? Du siehst nicht freien drein. Was hast du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal so einen Handel versucht.

Geld hab' ich ohnedies immer liegen, und zu Hause gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du siehst nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du siehst trübe und verdrossen.

Jery. Ich Thomas!

Thomas. Teufle nicht, das ist mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen sind nur nicht gar abscheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie todt.

Jery. Ich sehe, du bist geworden wie die andern: es ist nicht genug daß ihr lustig seyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verstehst du nicht, Gevatter! Dein Zustand ist so gefährlich nicht. Wir armen Teufel, wenn es euch das erste Mal anwandelt, meint ihr gleich Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf;
Ein Mädchen kommt' ihn fassen:
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!
Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich drav:
Nun, da sie ihn genommen,
Ist alles wiedergekommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Nun, sage, willst du heirathen?

Jery. Ich freie um ein allerliebstes Mädchen.

Thomas. Wann ist die Hochzeit?

Jery. So weit sind wir noch nicht.

Thomas. Wie so?

Jery. Sie will mich nicht.

Thomas. Sie ist nicht gescheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübsches Gut, ein schönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, sie sollen's gut bei mir haben.

Thomas. Und sie will dich nicht? Hat sie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie ist toll. Sie soll Gott danken und mit beiden Händen zugreifen! Was ist denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um sie. In diesem Hause wohnt sie bei ihrem Vater. Sie nähren sich von dem kleinen Gute hierher. Alle jungen Bursche hat sie schon weggescheucht, die ganze Nachbarschaft ist unzufrieden mit ihr. Dem einen hat sie einen schnippischen Korb gegeben, dem andern hat sie einen Sohn toll gemacht. Die meisten haben sich kurz resolvirt und haben andre Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, so hübsche Mädchen man mir auch schon anzutragen hat.

Thomas. Man muß sie nicht lange fragen. Was will so ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater stirbt, was will sie anfangen? Da muß sie sich dem ersten besten an den Hals werfen.

Jery. Es ist nicht anders.

Thomas. Du verstehst es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein bischen derb. Ist sie zu Hause?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freiersmann seyn. Was krieg' ich wenn ich sie dir kupple?

Jery. Es ist nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willst.

Thomas. Jetzo Donnern! Ich muß etwas recht's fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willst du's anfangen?

Thomas. Geschwind!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will sie fragen, was sie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das ist Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater stirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und sie krank wird?

Jery. Nun sprich recht gut.

Thomas. Und wenn sie alt wird?

Jery. Du hast reden gelernt.

Thomas. Ich will ihr Historien erzählen.

Jery. Recht schön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burschen findet.

Jery. Vortrefflich!

Thomas. Ich will dich heraus streichen! Geh nur, geh!

Jery.

Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verspricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Ist die größte Wohlthat nicht.

(Jery ab.)

Thomas (allein).

Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bei meinem Ochsenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen sollte. Ich will doch sehen was das für ein Drache ist, und ob sie ein vernünftig Wort mit sich reden läßt. Am besten, ich thu' als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und sag' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely (kommt aus der Hütte).

Thomas (vor sich).

Ist sie das? O die ist hübsch! (Laut.) Guten Tag, mein schönes Kind.

Bätely. Großen Dank! Wär' ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich reise schon drei Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brot und Käs' dazu! Rothen Wein, recht guten Ittenthalischen.

Thomas. Scharmant! Ist das euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ei! ei! So ganz allein?

Bätely. Wir sind ja unser zwei. Wart' er, ich will ihm zu trinken holen; oder kommt er lieber mit herein; was will er da draußen stehn? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile. (Er nimmt ſie bei der Hand und hält ſie.)

Bätely (macht ſich los). Er was ſoll das?

Thomas. Laß ſie doch ein Wort mit ſich reden. (Er faßt ſie an.)

Bätely (wie oben). Meint er? Kennt er mich ſchon?

Thomas.

Nicht ſo eilig, liebes Kind!
Es ſo ſagen und verbeten!

Bätely.

Weil die meiſten thörichte ſind,
Meint er, ich ob jedes?

Thomas.

Nein, ich laſſe dich nicht los,
Mädchen, ſey gefliſſentlicher!

Bätely.

Euer Durſt iſt wohl nicht groß;
Geht nur immer weiter!

(Bätely ab.)

Thomas (allein).

Das hab' ich ſchlecht angefangen! Erſt hätt' ich ſie ſollen vertraut machen, mich einnisten, eſſen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du biſt immer zu hui! Denk' ich denn auch, daß ſie ſo will from wird? Sie iſt ja ſo ſcheu wie ein Einhorn. Ich muß es noch einmal verſuchen. (Nach der Hütte.) Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely (am Fenſter). Geht nur eurer Wege! Hier iſt nichts für euch. (Sie ſchließt das Fenſter zu.)

Thomas. Da greift Eins! Wenn ſie's ihren Liebhabern ſo macht, ſo nimmt mich's Wunder daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery ſchleckt zurechte! Die ſollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe wie ſie hinein ſchreit. Das trotzige Ding dünkt ſich hier vorn ſo ſicher! Wenn einer auch einmal ungezogen würde müßte ſie's haben, und ich hätte faſt Luſt ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich anblaſen, ſo wenig es ohne Lächerlich iſt. Zum Henker, ſie ſoll mich anderen, was ich ihr zu ſagen habe. Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. (An der Hütte hart anpochend.) Nun ohne Spaß, Jungfer, mache ſie auf; ſey ſie ſo gut und geb' ſie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bätely (wie oben am Fenſter). Hier iſt kein Wirthshaus und pack' er ſich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführet, darnach wird einem. Geh' er ſich nur ſeine Mähe. (Sie ſchwenkt das Fenſter zu.)

Thomas. Du eigenſinnigſtes alleroes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Mir wollen ſehen, wer ihr breitſteht! Und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann will ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Heerde juſt den Berg herauf, die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ho! — Sie ſollen ihr die Matten ſchön zurechte machen, ihr den Boden weich zuſammendämmeln. (Er ruft nach der Scene.) He da! Ha!

(Sein Knecht tritt auf.)

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf! Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein! — Nun! was ſtellſt du und verwunderſt dich? Thu' was ich dir befehle. Begreift du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, ob geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen! Ich komme die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen! (Der Knecht geht ab.) Wenn es aber vor den Landvogt kommt! Ei was um das bischen Strafe! Ja heute die Cur ſoll anſchlagen; und hilft's nichts, ſo ſind wir alle auf einmal gerächt. Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. (Er setzt ſich auf die Felſenkluft nahe beim Waſſer und ſpricht mit Gruen außer dem Theater.) Treibt nur die Beſtien hier auf die Wieſe! Reibt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! Junge, hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Trop dem Affen! (Er legt ſich auf das Felſenkluft, nimmt ſeine Violine hervor, ſtrichs und ſingt.)

Ein Quellchen, wer hört es gern,
Der fromme Hirt herbei;
Der Autor der iſt Holzofern,
Es iſt noch nagelneu.

Vater

(tritt aus der Hütte).

Was giebt's? was unterſteht ihr euch!
Wer giebt das Recht euch? wer?

Thomas.

In Polen und im Nbn'ſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bätely.

Meinſt du, daß du hier Junker biſt,
Daß Niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Elend, welch ein unerhörter Trop!
Wart' nur, du kriegſt dein Theil!

Thomas (wie oben).

Man ſagt, auf einen harten Klop
Gehört ein grober Keil.

Bätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan!

Thomas (wie oben).

Pardonnez moi! Ihr ſehet mich
Für einen andern an. (Ab.)

Bätely.

Sollen wir's dulden!

Vater.

Ohne Verſchulden!

Bätely.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbei!

(Vater ab.)

Bätely.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Muth mein Herze,
Fühle mich, ach!
Raſend im Grimme
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas (kommt wieder).

Sieh mir, o Schöne,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bätely.

Wagſt du mir vors Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o jämre nicht,
Bist ja so ſchön!

Bätely.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

Bätely.

Ach ich erſticke!
Ich ſterbe für Muth!

(Er will ſie küſſen, ſie aber ihn weg und ſtehet in die Höhe. Er will den Teufel anſchreien; da ſie es ſpürt, verſteckt er einige Schritten, und im Taumel ergreifet er die Weiber.)

Thomas (beſtändig herumſuchend). Sa! Sa! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt deine Probe geſchwinder anfangen können. Ein Freiersmann ſollte nicht mit der Thür ins Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gefreyet habe, und da iſt's nun Zeit gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt ja nun? Das geht Ehrn. Ja muß ſehen daß ich mich mit Ehren zurück ziehe, daß es nicht auffiehet, als ob ich mich fürchtete. Nur recht ſtreng gethan, muſiirt und ſo ſachte retirirt!

(Er geht, auf der Bühne herum, nach der Thür.)

Vater. O Himmel! Welcher Jorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Kann ſich's erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm Lamm iſt, daß meine Füße nicht mehr fortwollen! Wart' nur! Von den Nachbarn rächet ſich keiner, ſie ſind mir alle wegen des Mädchens aufſäßig. Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja ſie ſpotten deinahe mich aus. (Nach der Thür gewandt.) Sehr nie freut! Wie verwegen! Wie er umhergeht und maſchirt! Die Planken zerreißen! (Nach dem Saale.) Die Teufler zerſchlagen! Es gilt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ſie mir's ſo denken ſollen. Ja! ja! ſo iſt's! Die ſehen zu, ſie machen höhniſche Geſichter. Eure Tochter iſt bald geraubt, ſagt der eine, laßt ſie ſich mit dem Burſchen herumſchlagen. — Hat ſie nun keinen, ruft der andere, den ſie an der Naſe herumführet, der ſich ihr zu Liebe die Rippen zerbleuen ließe? — Mag ſie's für meinen Sohn haben, der um ihretwillen aus dem Lande gelaufen iſt, ſagt ein dritter. — Verachtens! — Es iſt erſchrecklich, es iſt abſcheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre! der einzige, der uns retten könnte.

Bätely (kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, ſie ſchaut ſich noch einmal). Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Dieſe Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery (tritt auf).

Vater. Jery, ſey willkommen, ſey gegrüßet!

Jery. Was geſchieht hier? Warum ſeyd ihr ſo verſtöret?

Vater. Ein Fremder verwüſtet uns die Matten, verſcheucht die Schweden, kehrt alles drunter und drüber. Iſt er toll? iſt er betrunken? was weiß, was weiß ich! Niemand kann ihm wehren. Niemand. — Beſtraf' ihn, verderb ihn!

Jery. Bleibet gelaſſen, meine Beſten, ich will ihn packen, ich ſchaff' euch Rache, ihr ſollt gerochen werden!

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreuſt du mich! Sey unſer Retter! Tapferer, einziger Mann!

Jery. Gehet heimlich, verſichert euch ins Haus. Laßt euch nicht bange ſeyn! Laßt mich gewähren. Ich ſchaff' euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

(Vater und Bätely gehen ab.)

Jery

(allein, indem er einen Stock ergreift).

Dem Vermögen
Zu begegnen.
Sammlet die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleidigen!
Sie verdienen's,
Meine Luſt!

(Er eilt gegen die Mitte.)

Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.

(Indem er abgehen will, eilt ihm Thomas entgegen).

Thomas.

Spare die Worte.
Es ſind die Meinen.

Jery.

Thomas!

Thomas.

O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.

Bist du von Sinnen!
Haſt du's gethan?

Thomas.

Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.

Weh' dich, Verräther!
Ich ſchlage dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Weh' dich!

Thomas.

Das kann ich!

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, ſey klug.
Höre mich nur ein Wort!

Jery.

Wehr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwey!

Liebe, o Liebe.
Du Geliebt mir bei.

(Jery reißt Thomasen vor ſich her, ſie ſtehen, ſich ſchlagend, ab. Bätely kommt heraus und ſieht in die Ferne, die beiden Kämpfenden kommen wieder auf Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen. Thomas hat Vortheil über Jery.)

Bätely.

Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wirſt dir gar nicht ſchaden!
Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt euch, laßt euch wehren!

(Sie ringen und ſtemmen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.)

Thomas (etwas abgetrocknet, wie er nach und nach zu ſich kommt.) Da liegſt du! Da haſt mir's

sauer gemacht! Doppelt sauer! Du bist ein starker Kerl und mein guter Freund! Du liegst du nun! Du wolltest nicht hören. Ueberlaß dich nicht mehr! Das ist eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! (Zu Bätely, die sich indessen mit Jern beschäftigt. Jery ist aufgestanden.) Um deinetwillen leidet er, und mich schmerzt daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat seinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bei dieser Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wage, und habe nicht länger zu passen. (Ab.)

Jery (der indessen von Bätely begleitet an den Tisch im Vordergrunde gekommen, und sich gesetzt hat). Laß mich, laß mich!

Bätely. Ich sollte dich lassen? Du hast dich meiner so freundlich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erholen; ich streite für dich und werde besiegt! Laß mich, laß mich!

Bätely. Nein, Jery, du hast mich gerächt, auch überwunden hast du gesiegt. Sieh, er treibt sein Vieh hinweg, er macht dem Umzug ein Ende.

Jery. Und ist dafür nicht bestraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und ersetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bätely. Du bist doch der Stärkste im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du bist. Dießmal war es ein Zufall, du hast wo angestoßen! Sey ruhig, sey getrost! Sieh mich an! Gestehe mir, hast du dich beschädigt?

Jery. Meine rechte Hand ist verrenkt. Es wird nichts thun, es ist gleich wieder in Ordnung.

Bätely. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmal! Ja, so wird es gethan seyn. Es wird besser seyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bätely. Das leidest du nun mich! Wort hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner so thätig annimmst!

Jery. Rede nicht.

Bätely. So beschweiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand ist auf geschlagen, und du schweigst!

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bätely. Nimm das Tuch, du wirst sonst voll Blut.

Jery. Es heilt für sich, es heilt geschwinde.

Bätely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umschlag zurechte machen. Warmer Wein ist gut und heilsam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da. (Ab.)

Jery (allein).

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir steht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift ins tiefe Nebelthal
Ein erwünschter Sonnenstrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas (der an der Seite hereingeht). Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverschämter! Darfst du dich sehen lassen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwei Worte, die ich dir zu sagen habe.

Jery. Du sollst meine Rache spüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geschwätz verderben! Höre mich, es hat Eil.

Jery. Weg von meinem Angesicht! Du bist mir abscheulich!

Thomas. Wenn du diese Gelegenheit verlierst, so ist sie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich der verschaffe. Ihre Spröddigkeit verschwindet, sie fühlt sich dankbar, sie fühlt, was sie dir schuldig ist.

Jery. Du willst mich lehren? Toller ungezogner Mensch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willst. Gut, ich habe ihr diesen tollen Streich gespielt! Es war bald Versatz, bald Zufall. Genug, sie findet daß ein wackrer Mann ein guter Beistand ist. Gewiß sie bekehrt sich — Du wolltest nicht hören, ich mußte mich zur Wehre setzen; du bist selbst Schuld daß ich dich niedergeworfen, dich beschädigt habe.

Jery. Geh nur, du beredest mich nicht.

Thomas. Sieh uns, wie alles glückt, wie alles sich schicken muß. Sie ist bekehrt, sie schätzt dich, sie wird dich lieben. Nun sey nicht säumig, träume nicht, schmiede das Eisen, so lang' es heiß bleibt.

Jery. Laß ab, und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmal sagen: sey nur zufrieden! du bist mir's schuldig; du hast mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinen Auftrag besser ausrichten? Und wenn die Art und Weise ein bischen wunderlich war, so ist doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannst dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohlgeht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jery. Ich weiß nicht was ich denken soll.

Thomas. Glaubst du denn daß ich sie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenstreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptsache ist daß sie deine Frau wird; und dann ist's einerlei wie der Freierämann sich angestellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl. (Ab.)

Vater (tritt auf).

Jery, welch ein sonderbar Geschick ist das! Soll ich's ein Unglück, soll ich's ein Glück nennen? Bätely ist umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint um dich. Sie ist gerührt, wie ich sie nie gesehen habe.

Jery. Kennt' ich eine solche Belohnung erwarten?

Vater. Sie ist betroffen. In sich gekehrt sieht sie am Herde, sie denkt ans Vergangne und wie sie sich gegen dich betragen hat. Sie denkt was sie dir schuldig geworden. Sey nur zufrieden. Ich wette, sie beschließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beide wünschen.

Jery. Soll ich sie besuchen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz. (Ab.)

Bätely
(mit einem Topfe und Leinwand).

Ich bin lang', sehr lang' geblieben.
Komm, wir müssen's nicht verschieben;
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery
(indem sie ihn verbindet).

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt befriedigt von deiner Güte.
Ach wie wohl thut der Verband!

Die Frau Professorinn tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt sitzt am Pult ganz angezogen und schreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Gesellschaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
sein geschrieben Blat ansehend.
So redt' ich, wenn ich Christus wär'.

Bätely
(die geendigt hat).
Schmerzen dich noch deine Wunden?

Jery.
Liebste, sie sind lang' verbunden;
Seit dein Finger sie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz gespürt.

Bätely.
Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen ins Gesicht!
Findest du mich nicht abscheulich?
Jery, aber sammelnde nicht!
Der du ganz dein Herz geschenkt,
Die du nun so sachen verthedigt,
Oft wie hat sie dich beleidigt,
Weggestoßen und gekränkt;
Hat dein Lieben sich geendet,
Hat dein Herz sich weggewendet,
Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden;
Du sollst immer glücklich seyn.

Jery.
Es rauschen die Wasser,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn.
So auch mit der Liebe
Der ersten geschicht;
Sie wogt sich, sie regt sich,
Und ändert sich nicht.

(Sie sehen einander an. Bätely scheint bewegt und unschlüssig.)

Jery.
Engel, du scheinst mir bewogen!
Doch ich bitte, halt die Regung
Noch zurück, noch ist es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely.
Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beschämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Besser, ich bin dir gewogen,
Trane, trane dieser Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jery.
Verweile!
Uebereile
Dich nicht!
Mir lohnet schon g'nügsam
Ein freundlich Gesicht.

Bätely
(nach einer Pause).
Kannst du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, schmerzt sie dir?

Jery
(seine rechte Hand aufhebend).
Nein, ich kann sie gut bewegen.

Bätely
(die ihrige hinreichend).
Jery, nun so gieb sie mir.

Jery
(ein wenig zurücktretend).
Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirst du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.
Traue mir! Traue mir.
Ja ich bin dein!

Jery (einschlagend).
Ich bin auf ewig
Nun dein, und sey mein!
(Sie umarmen sich.)

Beide.
Liebe! Liebe!
Hast du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die ersten seyn.

Vater (tritt auf).
Himmel! was seh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.
Soll ich sie haben?

Bätely.
Willst du's erlauben,
Vater?

Jery.
O Vater!

Vater.
Kinder —
(Zu Drei.)
O Glück!

Vater.
Kinder, ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

Bätely und Jery (knieend).
Gebt und den Segen.

Vater.
Nehmet den Segen.
(Zu Drei.)
Segen und Glück.

Thomas (kommt).
Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bätely.
Welche Verwegenheit!

Jery.
Welches Betragen!

Vater.
Welche Vermessenheit!

Thomas.
Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.
Rufet die Aelt'sten,
Den Schaden zu schätzen;
Ich gebe die Strafe.
Will alles ersetzen.
(Heimlich zu Jery.)
Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Dutzeln;
Mehr sind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.
(Laut zu Bätely.)
Gebe dich!
(Zum Vater.)
Höre mich!
(Zu Jery.)
Bitte für mich!

Jery.
Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am schönen Tage
Jeden sich freuen;
Auf und vergebt ihm!

Bätely und Vater.
(Zu Jern.)
Ich gehe dir nach.
(Zu Thomas.)
Dir iſt verzieben.
(Zu Vier.)
O fröhlicher Tag!
(Hörnerklängen aus der Ferne. Von allen Seiten, erſt ungeübten einzeln, dann ſicherer auf den Felſen zuſammen.)

Chor der Jennern.
Hört das Schreien,
Hört das Toben!
War es unten?
Iſt es oben?
Kommt zu Hülfe
Wo's auch ſey.

Jery. Bätely. Vater.
(Zu Drei.)
Stehſt du wie ſchlimm ſich's macht
Was du ſo unbedacht
Thörig gethan.

Thomas.
Hurtig ſie ausgelacht!
Jetzt da wir fertig ſind
Fangen ſie an.

Chor (eintretend).
Als Mord und Todſchlag
Klang es von hier.

Jery. Bätelis Vater und **Thomas.**
Und Tod' und Heirath
Findet ſich hier.

Chor
(hin und wieder rennend.)
Eilet zu Hülfe
Wo es auch ſey.

Jene (zu Vier).
Nachbarn und Freunde ſtill! —
Nun iſt's vorbei.
(Die Maſſe beruhigt und ordnet ſich und tritt zu beiden Seiten nach dem Proſcenium.)

Thomas
(tritt in die Mitte).
Ein Quodlibet wer hört es gern
Der hoch' und halte Stand!
Die Klingen alle ſind ſo fern,
Der Thor iſt bei der Hand.
Das ſag' ich, gute Nachbarsleut',
Nicht alles ſpricht' ich aus.
(Thomas nimmt einen Knaben bei der Hand und zieht ihn auf dem Theater weiter vor, thut vertraulich mit ihm und ſingt.)
Er falle, wenn er jemals freit,
Nicht mit der Thür ins Haus.
(Thomas führt in Proſa fort zu dem Knaben zu ſprechen: Nun wie dieß es? ſo was muß du gleich auswendig können.)

Der Knabe.
Nicht fallet, wenn ihr jemals freit,
Grob mit der Thür ins Haus.

Thomas.
Schön und das merke dir.
Freiſt du einmal!
Das iſt der Kern des Stücks,
Iſt die Moral.

Thomas und der Knabe.
(Zu Zwei.)
Und fallet wenn ihr ſelber freit,
Nicht mit der Thür ins Haus.
(Haben Thomas und der Knabe Anmuth und Ouund genug, ſo können ſie es wagen dieſe Zeilen unmittelbar an die Zuhauer zu richten.)

Chor (wiederholt's).
(Indeſſen hat man pantomimiſch ſich im Allgemeinen verſtändigt.)

Thomas.
Sie ſind ſelbander,
Verzeiht einander,
Mir iſt verzieben,
Ich fahre nun hin.

Alle.
Friede den Höhen,
Friede den Matten;
Verleiht ihr Bäume
Kühlende Schatten
Ueber die junge Frau
Ueber den Gatten.
Nun zum Altar!

Näher dem Himmel
Kindergewimmel
Freue die Mamarri,
Freue das Paar.
Nun im Getümmel
Auf zum Altar!

Lila.

1777 – 1778.

Personen:

Recitirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenheim.
Sophie, } Lila's Schweſtern.
Lucie. }

Recitirende und Singende.

Lila, Baron Sternthals Gemahlin.
Marianne, deſſen Schweſter.
Graf Friedrich, Graf Altenheims Sohn.
Merazzo, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangnen.

Tanzende.

Der Chor.
Der Damen.
Feen.
Spinnerianen.
Gefangene.

Der Schauplatz iſt auf Baron Sternthals Landgute.

Erſter Aufzug.

Saal.

Eine Geſellſchaft junger Leute beiderlei Geſchlechts, in Maskenkleidern, ergetzen ſich in einem Tanze; es ſcheint ſie wiederholen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich (tritt zu ihnen).

Friedrich.

Pfui doch, ihr Kinder! Still! Iſt's erlaubt, daß ihr ſo einen Lärmen macht? Die ganze Familie iſt traurig und ihr tanzt und ſpringt!

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unſrer Schweſter gibt uns nah' genug zu Herzen; ſollte uns darum die alte Luſt nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir ſo gewohnt ſind immer zu tanzen? In unſerm Hauſe war ja nichts als Geſang, Feſt und Freude, und wenn man jung iſt —

Sophie. O, wir ſind auch betrübt, wir ſieben's uns nur nicht ſo zu Gemüthe. Und wenn es uns auch nicht ums Herz wäre, wir ſollten doch tanzen und ſpringen, daß wir die andern nur ein bischen luſtig machten.

Friedrich. Ihr habt eure Schweſter lange nicht geſehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbietet uns in den Theil des Parks zu kommen, wo ſie ſich aufhält.

Sophie. Sie iſt mir ein einzigmal begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie ſahen mir ſich ſelbſt in Zweifel zu ſeyn, ob ich auch ihre Schweſter ſey. Und da ſie mich lange betrachtet hatte, bald ernſthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ ſie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Faſſung brachte.

Friedrich. Das iſt eben das Gefährlichſte ihrer Krankheit. Das Gleiche iſt mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantaſien den Kopf verrückt haben, traut ſie Niemanden, hält alle ihre Freunde und Liebſten, ſogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geiſtern untergeſchobene Geſtalten. Und wie will man ſie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Geſpenſt verhältnig iſt.

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anſchlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unſere Hoffnungen und Wünſche mißbraucht.

Friedrich. Was das betrifft, da ſeyd ohne Sorgen, wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das iſt ſchon gut! Heute iſt doch wieder ein neuer gekommen, und wenn ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneien fortgeſchickt habt, ſo wird euch doch der vielleicht mit ſeiner Subtilität krankriegen. Denn wißig ſieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! gefällt er euch? Nicht wahr, ob ihr gleich ſo raiſonnirt habt, daß ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, ſo ſpürt ihr doch daß das eine andere Art von Krebſen iſt, als die Quackſalber bisher?

Lucie. Es iſt ein Arzt, und darum hab' ich ſchon eine Averſion vor ihm. Gut iſt er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arznei plagten, und er wohl ſah daß uns nichts fehlte, gab er doch jeder eine Doſe wohlriechender und wohlſchmeckender Schäfereien.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er beſonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunſch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde beides für mich behalten.

(Sie geht zu der übrigen Geſellſchaft, die ſich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und ſich nach und nach verliert).

Lucie (die ihr nachgeht). Sage doch!

Marianne (tritt auf).

Friedrich (der ihr entgegen geht). Liebſte Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtſinne dieſer unbekümmerten Geſchöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen seyn könnte? Ich habe diese ganze Zeit der meinen Clavier nicht angerührt, keinen Ton gesungen. Wie schwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu besänftigen, der das Schicksal seiner Gattin kaum erträgt!

Friedrich. Ach! daß an dieses geliebte Person die Schicksale so vieler Menschen geknüpft sind! Auch unsers, theuerste Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlassen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, so lang' seine Gemahlin in dem betrübten Zustande bleibt; und ich indessen muß meine treue heftige Leidenschaft in mich verschließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt giebt uns die beste Hoffnung. Könnt' er auch unser Uebel heilen! Bester Graf, wie freudig wollt' ich seyn!

Friedrich. Gewiß, Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Doctor Verazio (tritt auf).

Friedrich. Theuerster Mann, was für Aussichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Verazio. Es steht nicht gut aus. Der Baron will von seiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müssen sie nicht abzwingen lassen.

Verazio. Wir wollen alles versuchen.

Friedrich. Ach Sie heilen gar viele Schmerzen auf Einmal.

Verazio. Ich habe so etwas gemerkt. Nun wir wollen sehen! Hier kommt der Baron.

Baron Tiefenthal (tritt auf).

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunst zuwider ist, so verzeihen Sie daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenstein hier eintreffen, der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider sieht daß seine Empfindung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es ist nicht Unbeständigkeit gegen seine Fürsorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunst, es ist Mißtrauen in mein Schicksal. Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen, die Gesundheit ihrer Seele wieder herzustellen, muß ich glauben daß ich auf die Probe gestellt werden soll, wie lieb ich sie habe? Ob ich wohl ausdauernd ihr Elend zu theilen, da ich mir so viel Glück mit ihr versprach? Ich will auch nicht widersinnig seyn, und in Geduld vom Himmel erwarten was mir Menschen nicht geben sollen.

Verazio. Ich ehre diese Gesinnungen, gnädiger Herr. Nur sind' ich hart daß Sie mir sogar die näheren Umstände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen sie zu sehen, und mir dadurch den Weg abzukürzen, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Bestimmtes über die Hülfe zu sagen, die man ihr leisten könnte.

Sophie (zu den Andern). Und er möchte auch wieder mit unserer armen Schwester Haut seine Erfahrungen erweitern. Es ist einer wie der andere.

Lucie. O ja, wenn sie nur was zu sezieren, klystieren, elektrisiren haben, sind sie bei der Hand, nur zu sehen was eins für ein Gesicht dazu schneidt, und zu versichern daß sie es wie im Spiegel voraus gesehen hätten.

Baron (der bisher mit Friedrich und Verazio gesprochen). Sie plagen mich!

Verazio. Jeder der in sich fühlt daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeist seyn. Er muß nicht warten bis man ihn ruft; er muß nicht achten wenn man ihn verschilt. Er muß seyn, was Homer an den Helden preist, er muß seyn wie eine Fliege, die, verscheucht, den Menschen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich ist er wenigstens; er bescheidet den Marktschreier deutlich genug.

Verazio. Lassen Sie's nur gut seyn, Fräulein; Sie sollen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zauberer.

Verazio. Denn, wie ich an Ihren Augen sehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er ist wohl gar ein Physiognomist?

(Ab.)

Friedrich. Höre doch wenigstens, Vetter.

Baron. Ja, so ist mir's schon mehr gegangen. Man läßt sich nach und nach einnehmen, und unsere Hoffnungen und Wünsche sind von so sinnlicher Natur, daß ihnen Möglichkeit und Unmöglichkeit beides von Einer Art zu seyn scheint.

Verazio. Im was für Hände Sie auch gefallen sind!

Baron. Das sagt der folgende immer vom vorhergehenden. Und es ist erstaunlich, wenn unsere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig gespannt ist, wie man stufenweise zu thun übrig wird. Mir schaudert's, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre zu was für weitern Grausamkeiten gegen sie man mich verleiten wollte, und fast verleitet hätte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verstand geraubt; die meinige soll ihr wenigstens ein leidlich Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich stelle mir das Schrecklichste der Lage vor, da Sie, kaum der Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattin in solchem Elend vor sich sehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenstein. Die Vorigen.

Graf Altenstein. Vetter, guten Morgen! guten Morgen, Doctor! Was haben Sie Gut's ausgerichtet? Hab' ich dir da nicht einen tüchtigen Mann herüber geschickt?

Baron. Es ist recht brav daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntschaft, die Sie mir verschafft haben. Wir sind in kurzer Zeit recht gute Freunde worden, nur einig sind wir noch nicht.

Graf Altenstein. Warum? Hast du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beste! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenstein. Wenn du ihn hättest reden hören, abgestern Abend, wie er mir alles erzählte, alles erklärte — Es war mir so begreiflich, so deutlich, ich meinte ich wollte nun selbst curiren, so fanden sich alle zusammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es giebt Ihnen, Papa, wie mir und Andern in der Predigt —

Graf Altenstein. Wo ist deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält sie sich noch immer auf, schläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle Menschen, und wandelt des Nachts in ihren Phantasien herum. Manchmal verfehl' ich mich sie zu belauschen, und ich versichere Ihnen,

es gehört viel dazu, um nicht rasend zu werden. Wenn ich sie heraustreten sehe mit ihrem Haar, — im Mondschein einen Kreis abgehen, — mit halb unsicherm Tritt schleicht sie auf mich zu, neigt sich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Rasen, umfaßt einen Baum, verliert sich in den Ströhmen wie ein Geist! — Ha! —

Graf Altenstein. Ruhig, Vetter! ruhig! Statt mich zu sehen, sollten Sie die Vorschläge des Doctors annehmen.

Perazio. Lassen Sie's, gnädiger Herr. Ich bin fest, sie ist hier hin, der Meinung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Curen abgehen, oder wenigstens sehr behutsam damit seyn müsse. Wie lang' ist's her daß die gnädige Frau in dem Zustande ist?

Graf Altenstein. Laßt sehen! Auf den Dienstag zehn Wochen. Es war just Pferdemarkt in der Stadt gewesen, und Abends, wie ich nach Hause ritt, sprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von seinem Tode brachte. Ein Tag erwünschtig nacher, und das ganze Haus war wie todt. — Ihre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggehen müssen, lieber Onkel.

Graf Altenstein. Schade für's Pferd: wahrlich Schade. (Ab.)

Perazio. Woher kam denn das falsche Gerücht? Wer hegte die entsetzliche Unverschämtheit so etwas zu schreiben?

Baron. Da giebt's solche politische alte Weiber, die weitläufige Correspondenzen haben, und immer etwas Neues brauchen, wieder es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz verloren aufgegeben wird. In der Welt ist im Grunde des Guten so viel als des Bösen; weil aber Niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen Jedermann sich einen großen Spaß macht, was Böses zu erfinden und zu glauben, so giebt's der favorablen Neuigkeiten zu viel. Und so einer —

Friedrich. Nun, seyn Sie nicht böse! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hole! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Blessirt war ich, das wußte Jedermann und meine Frau und ihre alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der erste seyn der meine Wunde todtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Perazio (zu Friedrich). Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr schon einige Monate Gesellschaft geleistet. Sie war bei Abwesenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit stellte sich die Gefahren beyzeit lebhaft vor. Wir thaten was wir konnten; die Mädchen unserer beiden und der benachbarten Häuser waren immer um sie; man ließ sie wenig allein, und vermochte doch nichts über ihren Trübsinn.

Baron. Ich bat' es nie an ihr fehlen können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um sie herum, sangen, sprangen —

Baron. Und verliebten euch unter einander, wie ich jetzt spüre da ich nach Hause komme.

Perazio. Nun das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir sind's geständig. Alles schien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht. Ihr wärst blessirt. Da war nun gar kein Aufkommen mehr mit ihr; den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte sie reisen, bald bleiben. Mit jeder Post wurde man einen Brief wegschaffen; mit jeder Post wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorstellte. Sie fing an uns zu mißtrauen, glaubte, wir hätten sämmtliche Nachrichten, wollten's ihr verbergen, und das ging an Einem fort.

Perazio. Haben Sie damals nichts an ihr verspürt?

Friedrich. Wenn ich sagen soll, so glaube ich, daß ihr Wahnsinn schon damals seinen Anfang genommen hat; aber wer unterscheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der sie begraben war? Denn nach dem Sarge hin, den der unglückliche Brief machte, da sie einige Tage wie in einem dumpfen Fieber lag, seyen sie wenig verändert; nur war sie gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden scheu und unsicher; sie scheute Jedermann, den sie sah, zu sprechen oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider und wenn wir sie mit der Ungewißheit trösten wollten, nahm sie sich's gar nicht an, vernichtigte sich alles was sie an uns von schwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und betrug sich tumm.

Baron. Mache mir den Kopf nicht warm, mit eurer Erzählung! Genug so ist's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erkennen, sie floh mich wie ein Gespenst, alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich sie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenschlichen Behandlung eines Marktschreyers überließ, der sich bei mir anzupreisen gewußt hatte.

(Er tritt zurück.)

Friedrich. Es ist wahr, sie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald, und verschloß sich daselbst. Man mußte verzehrende gütliche Versuche sie heraus zu bringen, und der Baron bestand darauf er leide seine Gewalt mehr gern als. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurecht gemacht, worin sie sich bei Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das einzige Gesicht, dem sie traut, wo nige einfache Speisen heimlich schaffen darf. So leben wir in trauriger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unsere Familie, die in einem ewigen fremdigen Leben von Tanz, Gelag, Festen und Exequnzen schwebte, streicht an einander weg wie Gespenster, und es wäre kein Wunder, wenn man selbst den Verstand verlöre.

Perazio. Aus allem, was Sie mir sagen, kann ich noch Hoffnung schöpfen.

Graf Altenstein (kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen).

Graf Altenstein. Hören Sie, Doctor! Man erzählt mir unten wunderbare Sachen! was sagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnsinn geblieben ist, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit vertrauet, daß sie wohl wisse woran sie sey: es sey ihr offenbaret worden, ihr Sternthal sey nicht todt, sondern werde nur von feindseligen Geistern gefangen gehalten, die auch sie nach der Freiheit trachten, deßwegen sie unerkannt und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel fände ihn zu befreien.

Baron. Desto schlimmer! Sie hat Netten auch eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Opern und Dämonen erzählt, und was sie alles anzustellen habe bis sie mich wieder erlangen könne.

Perazio. Ist die Ratte weit?

Graf Altenstein. Sie ist hier im Hause.

Perazio. Dieß beschäftigt in mir einen Gedanken, den ich schon lang' in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorschlag anhören? —

Baron. Anderen wohl.

Perazio. Es ist hier nicht von Curen noch von Quacksalbereien die Rede. Wenn wir Phantasie durch Phantasie curiren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.

Baron. Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserei werfen könnten.

Graf Altenstein. So laß ihn doch anhören.

Perazio. Sind nicht Musik, Tanz und Vergnügen das Element, worin ihre Familie bisher gelebt hat. Glauben Sie denn daß die todte Stille, in der Sie versunken sind, Ihnen und der Kranken Vortheil bringe? Zerstreuung ist wie eine goldne Wolke, die den Menschen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, seinem Elend entrückt; und Sie Alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden sein wie Menschen, die in einer vaterländischen Luft sich von Mühseligkeit und Krankheit auf einmal wieder erholen.

Baron. Und wir sollten eine Weile Thorheiten treiben, indessen die elend ist, um derentwillen wir uns freut nur zu vergnügen schienen?

Perazio. Eben von diesem Vorwurf will ich Sie befreien. Lassen Sie uns der gnädigen Frau die Geschichte ihrer Phantasien spielen! Sie sollen die Feen, Ogern und Dämonen vorstellen. Ich will mich ihr als ein weiser Mann zu nähern suchen und ihre Umstände ausforschen. Und dann, was Sie mir erzählten, zeigt sich, daß sich ihr Zustand von so ist verschlimmert habe: sie hält Sie nicht mehr für todt: die Hoffnung lebt in ihr Sie wieder zu sehen; sie glaubt selbst, daß sie ihren Gemahl durch Gewalt und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Dann auch nur Musik und Tanz um sie herum sie aus der dunkeln Traurigkeit rissen, in der sie versenkt ist, wenn das unvermuthete Erscheinen abenteuerlicher Gestalten sie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantasien bestärkte, das es gewiß thun wird; so hätten wir schon genug gewonnen. Allein ich gebe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will nichts versprechen, nichts hoffen lassen —

Graf Altenstein. Der Einfall ist vortrefflich, ist so natürlich, daß ich nicht weiß warum wir nicht selbst darauf gefallen sind. Sie glauben also, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantasie unserer Nichte schmeicheln, etwas über sie vermögen werden?

Perazio. Zuletzt wird Phantasie und Wirklichkeit zusammentreffen. Wenn sie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den sie sich selbst wieder errungen, wird sie wohl glauben müssen daß er wieder da ist.

Graf Altenstein. Von Ogern erzählt sie, die ihr nach der Freiheit streben? Ich will den Oger machen; etwas Wildes ist so immer meine Sache; und Feen, schöne Feen haben wir ja genug im Hause. Kommen Sie, das müssen wir gescheidt anfangen!

Perazio. Schaffen Sie nur die übrigen Sachen herbei, für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erst überlegen.

Graf Altenstein. Ueberleg' du's und wir wollen indeß Anstalten machen. Kommen Sie, Doctor, lassen Sie uns zu Ratten gehen. Friedrich, reite hinüber und schaffe die Masken zusammen. In unsern beiden Häusern müssen sich so viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Feen damit feuriren könnte. Alles was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbei. Starke Musik auf, und laß probiren wie es in der Eile gehn will.

Friedrich. Da wird ein schönes Zusammenlaufen zusammengeherrt werden!

Graf Altenstein. Item, es geht!

Perazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie sollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen soll's gewiß nicht ermangeln.

Zweiter Aufzug.

Romantische Gegend eines Parks.

Lila.

Süßer Tod! süßer Tod! komm und lag' mich ins kühle Grab! — Er verläßt mich nicht die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was ist das, daß mir so oft in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ja schwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es ist hier so! und hier! daß ich nicht kann, wie ich will und mag — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „Er ist nicht auf ewig dir entrissen, daure nur aus! Er soll wieder dein sein!“ — Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —

Ich schwinde, verschwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Ist das Leben?
Ist's Traum?
Ich sollte nicht behalten,
Was mir das Schicksal gab.
Ich dämmre: ich schwanke!
Komm, süßer Gedanke,
Tod! Bereite mein Grab!

(Sie setzt nach dem Grunde, indem tritt hervor)

Der Magus (der sie bisher beobachtet, Kräuter suchend). Ende, die ihr auf wandernden Gestirnen über und schwebt, und ihre gütigen Einflüsse auf und herabsendet, euch danke ich daß ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde diese niedrigen Kinder der Erde in meinen Sprech zu versammeln! Sie sollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirtender wieder ausgehn durch die Gaben eurer Weisheit und einer fortdauernden Walten.

Lila (sich nähernd). Wie kommt der Alte hierher? Was für Kräuter mag er suchen? Ist's wohl ein harmloser Mensch, oder ein Kundschafter, der das ausklauben, zu forschen wo man der feindselig am leichtesten beikommen mag? Daß man doch in dieser Welt so oft hierüber in Zweifel schweben muß! — Entsicht' ich ihm?

Magus (vor sich, aber lauter). Auch sie, die in diesen einsamen Gefilden wandelt, erquickt durch eure liebreiche Gegenwart! Erbeut ihr Herz, daß aus der Dunkelheit sich ihre Geister aufrichten, daß sie nicht trübsinnig den großen Endzweck versäume, dem sie deutlich sehnend entgegen deßt.

Lila. Wehe mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bete nicht, gedrückte Sterbliche! Das Freundchen iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhniſch, er kennt weder die gute Seite des Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

Lila (zu ihm tretend). Wer du auch ſeyſt, verbirg unter dieſer edeln Geſtalt, verſtecke hinter dieſen Geſinnungen keinen Verräther! Die Mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen: aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt, und gut Glück den Heimtückiſchen.

Magus. Immer zu mißtrauen iſt ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willſt du dich einem Wohlmeinenden vertrauen, ſo ſage, wie fühlſt du dich?

Lila. Wohl, aber traurig; und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich, wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du ſollſt nicht fröhlich ſeyn, nur Fröhliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das iſt ſein ſchönſter Troſt. Vermeide Niemanden, der dir begegnet. Du findeſt leicht einen dem du hilfſt, einen der dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt ſich der Stille, der Oede zu.

Magus. Iſt es wohl gethan jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was ſoll ich thun?

Magus. Gütige Geiſter umgeben dich, und mächten dir beiſtehn. Sie werden dir ſogleich erſcheinen wenn ſie dein Herz ruft.

Lila. So nah' ſind ſie?

Magus. So nah' die Belehrung, ſo nah' die Hülfe. Sie wiſſen viel, denn ſie ſind ohne Beſchäftigung; ſie lehren gut, denn ſie ſind ohne Leidenſchaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirſt glauben bekannte Geſtalten zu ſehen, und du irrſt nicht.

Lila. O dieſe geiſterähnliche Luft kenne ich, wenn uns falſche Geiſter mit Geſtalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieſes Mißtrauen und dieſe Sorgen. Nein, meine Freundin! die Geiſter haben keine Geſtalten; Jeder ſieht ſie mit den Augen ſeiner Seele in bekannte Formen gekleidet.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hätte doch ſie zu berühren, denn ſie zerfließen in Luft. Die Augen trügen. Aber folge ihrem Rath. Was du dann faſſeſt, was du in deinen Armen hältſt, das iſt wahr, das iſt wirklich. Wandle deinen Pfad fort. Du wirſt die Deinigen wieder finden, wirſt den Deinigen wieder gegeben werden.

Lila. Ich wandre! Und ſollt' ich zum ſtillen Fluſſe des Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn —

Magus. Nimm dieſes Fläſchchen, und wenn du Erquickung bedarfſt, ſalbe deine Schläfe damit. Es iſt eine Seele in dieſen Tropfen, die mit der unſrigen nahe verwandt iſt, freundlich ſich zu ihr geſellt, und ſchweſterlich ihr in den Angenblicken aufhilft, wo ſie ſchaffen und wirken ſoll und eben ermangeln will.

Lila (gerührt).

Magus. Wenn du mir mißtrauteſt, ſo wirfs ins nächſte Waſſer.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen ſo nöthig iſt. Es herrſchen die beſten Feen über das zarteſte, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswählen möchte. Sie werden der Speiſe vorſtehen. Verſchmähe ſie nicht.

Lila. Wie ehrt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird dich reizen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Bildnerin ziemt es nicht ſich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt du dir zu frechten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthältſt was der Natur gemäß iſt? Freundin! dich hat die Erfahrung gelehrt, daß du dich ſelbſt nicht retten kannſt. Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme giebt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, ſo erſchrecke ich über den ängſtlichen Ton der darin wiederhallt.

Magus. Ermanne dich und es wird alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig: Doch erwiedrige nicht deinem Willen unter dem Verwahren.

Feiger Gedanken
Aengſtliches Schwanken,
Weinliches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wender kein Elend.
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. (Ab.)

Lila (allein). Er geht! Ungern ſeh' ich ihn ſcheiden. Wie ſeine Gegenwart mir ſchon Muth, ſchon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an ſeiner Hand meinen Wünſchen entgegen gehe? Nein, ich will mich einſam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Geſellſchaft erfreuen, die mich umgiebt. — Zaubert nicht länger, luſtige Geiſter! Zeigt euch nun! Erſcheinet, freundliche Geſtalten!

Chor der Feen (erſt in der Ferne, dann näher). Zuletzt treten ſie auf, an ihrer Spitze Almaide.

Chor.
Mit leiſem Geflüſter,
Ihr zärtlichen Geſchwiſter,
Zum grünenden Saal!
Erfüllet die Pflichten:
Der Mond erhellt die Lichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die lichten,
Die Sternlein im Thal.

(Während dieſes Geſangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwiſchen welchen Lila zuletzt hinein tritt und Almaiden anredet.)

Lila. Vorzeyht einer Irrenden, wenn ſie euer heiligen Reihen ſtört! Ich bin zu euch gewieſen, und da ihr mir erſcheint, iſt es mir ein Zeichen daß ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz eurem Rath, eurer Leitung. Wäret ihr Sterbliche, ich könnte euch meine Freundinnen heißen, euch Liebe geben und Liebe von euch hoffen. Täuſcht mein Herz nicht, das Hülfe von euch erwartet.

Almaide.
Sey nicht beklommen!
Sey uns willkommen!

Traurige Sterbliche,
Weihe dich hier!
Hier in der Hölle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Im Grunde eröffnet sich eine schöne erleuchtete Laube, worin ein Tisch mit Speisen ist gesetzt, daneben zwey Sessel stehen.)

Sey uns willkommen!
Sey nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weihe dich hier!

(Lila wird von den Acht in die Laube geführet. Sie setzt sich an den Tisch. Almaide gegen sie über. Die Zauberinn Acht verlieret sich, indem das singende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt ist.)

Chor.

Wir in der Hölle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Lila sieht auf und kommt mit Almaiden hervor.)

Almaide. Du bist mit wenigem gesättigt, meine Freundin. Hast ehunlängst du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe erauschter Blumen saugen, und so uns zu nähren gewohnt sind.

Lila. Nicht die Freiheit eines leichten Lebens sättigt mich; der Kummer eines ängstlichen Zustandes raubt mir die Lust zu jeder Speise.

Almaide. Da du uns gesehen hast, kannst du nicht länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht allseitig.

Lila. Mein Geist steigt auf und sinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe steigen, kann rasten, zurück nie treten. Auf, meine Freundin!

Lila. Was rätselst du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt dein Gemahl.

Lila. Ihr Götter hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er ist in der Gewalt eines neidischen Dämons, der ihn mit süßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahnt' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn du ihn nicht weckst.

Lila. So ist er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in seiner Gruft, ein herrlicher Abendhimmel wölbet sich über dem Satzlenden? Leise will ich an seine Seite treten, erst ihn ruhen sehn und mich seiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? — Dann sang' ich leise, leise nur an: Mein Lieber, erwache! Erwache, mein Bester! Sey wieder mein! Richte dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme deiner Geliebten! — Wird er denn auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stätte wo er sein Haupt niedergelegt hat! — Und wenn er nicht so gleich erwachen will, sag' ich ihm an und schüttl' ihn leise und warte bescheiden, und schüttl' ihn stärker und rufe wieder: Erwache! — Nicht wahr, es ist ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberschlaf, den deine Gegenwart leicht zerstören kann.

Lila. Lach und nicht verweilen!

Almaide. Die Stätte seiner Ruhe verunbaren wir nicht sogleich zu erreichen: es liegt noch manche Gefahr, manches Hinderniß dazwischen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern selbst war Schuld, daß sich diese Gefahren, diese Hindernisse nur vermehrten. Nach und nach hat jener Dämon alle deine Verwandte, alle deine Freunde in seine Gewalt gelockt; und wenn du säumst, wird er auch dich überlisten, denn auf dich ist gezählt.

Lila. Wie kann ich ihn entgehen? Wie sie befreien? Komm! Hilf mir! Komm!

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen. Der Mensch hilft sich selbst am besten. Er muß wandeln, sein Glück zu finden; er muß zugreifen es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen. Vergebens fordert der Lässige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, so ist's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunklem Pfade.

Almaide. Verweile diese Nacht! Mit dem frühlichern Morgen sollst du einen glücklichen Weg antreten.

Lila. Nein, jetzt! jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her säuselt die Stimme des Mindest liebsten, als deine süße Lippe mich locken kann.

Almaide (vor sich). O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel gesagt! (laut) Hier in dieser Laube findet für dich ein Ruhebette. Betreue dich sein, indessen wir unsre stillen Betrachtungen vollenden. Wir wollen dich vor der Kälte der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, schwesterlich für dich sorgen und deine Pfade segnen.

Lila. Es ist verrathen, ich kann nicht erwarten was ihr bietet. Eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände.

Almaide (vor sich). Unglückliche, was ist für dich zu hoffen? (laut) Du mußt bei uns verweilen!

Lila.
Ich fühle die Güte,
Und kann mich nicht danken.
Verzeihet dem kranken,
Verworrenen Sinn!
Mir ist's im Gemüthe
Bald düster, bald heiter.
Ich sehne mich weiter,
Und weiß nicht wohin. (Ab.)

Almaide. Sie verliert sich in die Wälder. Sie entfernt sich nicht weit. Auf, Schwestern, singt ihr ein Lied, daß der Ton des Trostes um ihren Busen schalle.

Almaide (mit dem Chor).
Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah'.
Rufen die Armen
Unser Erbarmen,
Gleich sind wir da!

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almaide. Magus.

Magus.

Göttliche Ire! Was du mir erzählst, verwundert mich nicht. Verachtige dich! Diese Mädchen müssen und nicht erschrecken. Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen, ungewohnten Anstrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt klug zu werden. Wir müssen nicht verzagen, wir haben mehr solche Scenen zu erwarten. Genug, daß sie einige Speise zu sich genommen, daß sie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir sie nicht zu geschwinde gebeilt glauben, daß wir den Gewalt ihr nicht eher zeigen, bis sie fähig ist seine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen! ihr Play machen! Sie kommt hieher, wo neue Erschütterungen auf sie warten. (Beide ab.)

Lila (mit dem Fläschchen in der Hand). Ich habe dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne deinen Beistand würde mir es schwer geworden seyn, diesen düstern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten sind geschieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne sind geschwunden. Ein rauher, abmungsvoller Wind schweift um mich her.

Chor der Gefangnen (von innen).

Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor (von innen).

Weh! Weh!

Lila. Entsetzen, schwaches Herz! Du bist so elend und fürchtest noch?

Chor (von innen).

Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens heller Tag!

Lila. Es ruft dir! Dir! um Hülfe! Die armen Verlaß'nen! Ach! — Ja, es sind die Deinen. Ihr Götter! Hier sind sie verschlossen! Hier gefangen! Ich hatte mich nicht, es stehe was es wolle. Ich muß sie sehn, sie trösten, und, wenn es möglich ist, sie retten.

Gefangne (treten auf in Ketten, beklagen ihr Schicksal in einem traurigen Tanze; da sie jetzo Lila erblicken, kommen sie und suchen ihr pantomimisch sich zu entfernen.)

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen euch zu verlassen. Vielleicht bin ich bestimmt euch zu befreien und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zusammen, daß beider Elend gehoben werde.

Friedrich (tritt auf).

Wer ist die Verwegene, die sich dem Aufenthalt der Angst und der Trauer nähern darf! Himmel, meine Nichte! Lila, bist du's?

Lila. Friedrich darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du bist es! (Sie sieht ihn an.) Send Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in diesem Zustande?

Friedrich. Soll ich dir's sagen? Soll ich deine Trauer vermehren? Ich bin, wir sind in diesem Zustande, durch deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerst du dich? Es ist kurze Zeit, als ich dir nicht weit von dieser Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu sehen, nicht dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück! Ich reichte dir die Hand, ich reichte dir sie stehend. Du eiltest nur schneller vorüber. Ach es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch seinen grausamen Zyer verfolgen ließ. Hättest du mir deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frei, und hätten zur Freiheit deines Gemahls zusammen wirken können.

Lila. Wo mir!

Friedrich. Siehst du hier dieser Du kennst sie alle. Den treuen Karl, den schalkischen Heinrich, den treuen Franz, den dienstfertigen Ludwig, diese guten Nachbarn hier, du erkennst sie alle. Küßt ihr die Hand! Freut euch eurer Gegenwart!

(Einige der Gefangnen treten zu ihr, geben pantomimisch ihre Freude zu erkennen, und küssen ihr die Hände.)

Lila. Ihr seyd's! Ihr seyd mir alle willkommen! — In Ketten sind' ich euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich euch doch wieder! Sind wir doch wenigstens zusammen! Wie lang ist's daß wir uns nicht gesehen haben? Wie kann ich euch retten? (Sie sieht in voll Verwunderung an, schreitet und sieht immer starrer und starrer an. Endlich werden sie sich langsam bewegen.) Weh mir! Ich kann nicht bleiben, ich muß euch verlassen.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathschlagen, wie wir dem gemeinsamen Uebel entgehen können, willst du fliehen?

Lila. Ach es ist nicht Feigheit, aber ein unbeschreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängstigt mich, eure Liebe! Nimmt die Furcht vor dem Ungeheuer, Stunde er da, ihr sollter sehn daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen; Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure Noth. — Was kann ich sagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich.

Bleib' und erwirb den Frieden.
Bleibe! du wirst uns befreien;
Freundliche Götter verleihen
Den schönsten Augenblick.

Lila.

Ach, mir ist nicht beschieden
Der Erde mich zu freuen,
Feindliche Götter streuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.

Laß dich die Liebe laben!

Lila.

Ach sie ist mir entflohn!

Friedrich.

Mit allen Himmelsgaben
Sollst du ihn wieder haben,
Ist er so nahe schon.

Lila.

Ach, alle Himmelsgaben
Sollt' ich im Traum nur haben?
Wandre zum Grabe schon!

(Lila geht ab. Friedrich und die Uebrigen folgen ihr wenigen nach.)

Magus. Zeigt ihr nicht! Haltet sie nicht auf. Ich habe euch und sie wohl bewachet. Ich erwarte nicht an einem günstigen Ausgange. Ich werde ihr folgen, ihr Mutth einsprechen, sie hierher zurück bringen. Ist sie Zeit, da der Tyger von der Jagd zurück kehrt. Da sie der Liebe wenig Gerüst quebt, laßt uns sehen ob Gewalt und Unrecht sie nicht aus dem Traume weken. (Magus ab.)

Der Tyger (kommt von der Jagd zurück und setzt sich unter Beute. Er läßt sich von den Gefangenen bedienen, sie formiren einen Tanz, der Tyger steht in die Höhe.)

Lila (welche eine Zeit lang von der Seite zugesehen, tritt hervor). Nun erst erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an diesen fürchterlichen Platz sehnsuchtsvoll verflicht. Ja, ich weiß's, ich kann's, ich bin's ihnen schuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was dringst du uns, Geliebte?

Lila. Mich selbst. Ist nur Ein Mittel euch zu retten — daß ich euer Schicksal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir ist offenbart worden: ich muß dem Tyger trotzen, ihn auffordern, ihn reizen; und da ich keine Waffen habe ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, sollen mir die Ketten willkommen seyn, die mich an eure Gesellschaft schließen.

Friedrich. Du wagst viel.

Lila. Sey ruhig. denn ich bin der Einzige, den das Schicksal in den Brunnen wirft um euch heraus zu ziehen.

Der Tyger (steht auf, erblickt Lila).

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme ist die Stimme der Götter! Gieb diese los, oder erwarte die Rache der Immergütigen!

(Unter dem Nitornell zu folgender Arie spielt der Tyger seine Verachtung ihrer Schmeichelei; er gebietet den Gefangen Ketten herbei zu bringen, welche ihr angelegt werden.)

Lila.

Ich biete dir Trutz!
Gieb her deine Ketten!
Die Götter erretten.
Gewähren mir Schutz.

Ich soll vor dir erzittern?
Mir regt sich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Ergeigt sich erst der Muth.

(Der Tyger geht ab.)

Friedrich. Jetzt, da du dich so männlich bezeigst, kann ich dir erst ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überschreiten durfte. Ja, du kannst allein durch diese That uns Alle retten. Halte dich fest an unsere Gesellschaft.

Lila. Ist's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Dämon hat seine Feinde mächtiger gemacht, er hat dem zum Siege geholfen, er wird einen Brand ins Haus tragen, der sein ganzes Reich verzehren soll.

Lila. Sage weiter. Ich sehe nur Männer hier! Wo sind meine Schwestern, unsere Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das seltsamste gefangen. Sie sind genöthigt ihr Tagewerk am Boden zu vollenden, wie wir den Garten zu besorgen und im Palaste zu dienen. Du wirst sie sehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Drum laß uns ohne Verstand der Geister nicht eilen; sie kommen, wir bedürfen ihres Rathes.

Almaide. Chor der Feen (innen auf).

Almaide. Theure Schwester, sind' ich dich wieder!

Lila. In Freud' und Schmerzen. Gefangen hier mit diesen Geliebten. Ihre Gegenwart tröstet mich über alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurückziehen. Gehe vorwärts, und du erlangst deine Wünsche.

Lila. Laßt mich bald und Zeit meiner Hoffnungen gelangen.

Almaide (Chorreite zu): Niemand kann es dir entrücken. Nur vernimm unsern Rath.

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. Sobald du in dem Garten angelangt bist, so eile an den nächsten Brunnen, beim Gesicht und beine Hände zu waschen; sogleich werden diese Ketten von deinen Armen fallen. Eile sodann in die Laube, die mit Rosenbüschen umschattet ist. Dort wirst du ein neues Gewand finden; bekleide dich damit, wirf deine Trauer ab, und schmücke dich, wie es einer Siegerin ziemt. Lose den geflochtenen Schleier mit Haupt; dieser schützt dich vor aller Gewalt des Dämons. So viel können wir thun; das Uebrige ist dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter, was werd' ich finden?

Almaide. Diese Freunde werden dir alles erklären. Dein Geist wird dich leiten in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur frey! Nur bald! Wir sagen, dein Gemahl, dein Geliebter ist nah'.

Lila.

Sterne! Sterne!
Er ist nicht ferne!
Liebe Geister, kann es geschehn,
Laßt mich die Stätte des Liebsten sehn!
Götter, die ihr nicht betrübet,
Höret,
Hier im Walde
Balde
Gebt mir den Geliebten frei!
Ja, ich fühl' beglückte Triebe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Friedrich und **Almaide** mit dem Chor der Feen und Gefangenen.

Sterne! Sterne!
Er ist nicht ferne!
Nur geduldig, es soll geschehn!
Du sollst die Stätte des Liebsten sehn.
Mir, die wir das Schicksal hören,
Gehorchen,
Hier im Walde
Balde
Macht du den Geliebten frei!
Sey nicht bange, sey nicht trübe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich.

Nur einen Augenblick, meine Beste! Welche Qual, dir so nahe zu seyn, und der dein Wort sagen zu können! Der nicht sagen zu dürfen wie

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp' herauf?

Bahrdt.

's ist ärger als ein Studentenhauf.
Das ist ein Besuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 's ist der Tritt von Thieren.

Die vier Evangelisten mit ihrem Gefolg treten herein. Die Frau Doctorinn thut einen Schrey. Matthäus mit dem Engel. Marcus begleitet vom Löwen; Lucas vom Ochsen. Johannes, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du bist ein Biedermann,
Und nimmst dich unsers Herren an:
Uns wird die Christenheit zu enge,
Wir sind jetzt überall im Gedränge.

sehr ich dich liebe! Hab' ich doch nichts anders als diesen einzigen Trost: Wenn mir auch der genommen werden sollte —

Almaide. Entfernen Sie sich, mein Freund! Es sind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können sie sehen, was sie nicht schon wissen: daß unsre Gemüther auf ewig verbunden sind.

Almaide. Lassen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unser unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlasse dich: Deine Hand, meine Theure!

(Er küßt ihre Hand.)

Magus. Fand' ich euch so zusammen, meine Freunde? Versprachst ihr mir nicht heilig ihr wolltet auf einem Posten bleiben? Graf! Graf! man wollte sich sing betragen. Sie wissen daß der Baron nicht immer guter Laune ist. daß man ihn oft auf seine Schwester eifersüchtig halten sollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wissen nicht was ein Herz wie das meinige leidet. Alle diese langen Stunden
Konnt' ich ihr kein Wörtchen sagen;
Eben hab' ich sie gefunden,
Darf nicht meine Leiden klagen,
Wenn ich lang' beschneiden war?

(Zum Magus.)

Ja, ich gebe, strenger Meister,
Du beherrschest unsre Geister.

(Zu Almaiden.)

Ja, ich bleibe wie ich war.

(Zum Magus.)

Laß ein tröstlich Wort mich hören:
Ewig werd' ich dich verehren,
Aber, aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar!

(Vor sich.)

Ring hat er es unternommen;
Lila soll Verstand bekommen.
Ey! und ich verlier' ihn gar!

(Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almaiden.)

Der hintere Vorhang öffnet sich. Man erblickt einen schön arrangirten Garten, in dessen Grunde ein Gebäude mit offen Hallen steht. Jede Halle ist mit einer Thüre verschlossen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befestigt ist: an der Seite des Rockens sind in jeder Thüre zwei Oeffnungen, so groß, daß ein Paar Arme durchstecken können. Alles ist romantisch verziert.

Die Chöre der Sylfiden (sind mit Gartenarbeit beschäftigt, das tanzende Chor formirt ein Ballet).

Graf Friedrich und der Magus (treten herein. Der Magus scheint mit dem Grafen eine Abrede zu nehmen und geht sodann auf der andern Seite ab. Friedrich giebt den Chören ein Zeichen. Sie stellen sich an beide Seiten.)

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Hört die Freunde, sie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlafet nicht so lange!

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Hört die Freunde, sie rufen euch zu!

Chor der Frauen (von innen).

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur singt uns dazu!

Euer Gethöne
Mürget so schöne!
Labt uns die Ruh'.
Liebliche Freunde, nur singt uns dazu!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh',
Hört die Freunde, sie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange!
Auf aus der Ruh'!
Hört die Freunde, sie rufen euch zu!

(Es lassen sich Hände sehen, der aus den Oeffnungen heraus greifen. Rocken und Spindel fallen und zu spinnen anfangen.)

Chor der Männer.

Spinnet dann, spinnet dann
Immer geschwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Chor der Frauen (von innen).

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach, sind so leichte
Nicht wieder gefunden!

Chor der Männer.

Spinnet dann, spinnet dann
Immer geschwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Es erheben sich die sieben Thüren. Marianne tritt ohne Maske aus der mittelsten. Sophie und Lucie aus den nächsten beiden. Das singende und tanzende Chor der Frauen kommt nach und nach in einer gewissen Ordnung hervor. Das singende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer. Marianne zu Friedrichen; die beiden tanzenden Chöre vereinigen sich in einem Ballette, indessen singen

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und springet
In Reihen und Kranz
Die liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.

Am Rocken zu sitzen
Und fleißig zu spinn,
Das Tagwerk zu enden,
Es schicket euch ein.

Drum tanzet und springet,
Erfrischt euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gibt Hoffnung und Muth!

(Nachdem dieses Tutti wird mit Flöten gesungen, welchen wechselnd der Ballettmeister in Gestalt des Phöbus ein Solo und mit den ersten Tänzerinnen zu zwei, auch zu drei tanzt. Ueberhaupt wird die ganze Anlage des vierten Acts völlig seinem Vorgänger übertroffen.)

Lila (welche sich während des vorhergehenden Tanzes unmerkbar hinein lassen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und schönen Farben geziert). Ey sind' ich euch denn alle hier zusammen! Wie lange hab' ich euch entbehren müssen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie ist's durch deine Gegenwart. Sey uns willkommen, Schwester!

Lila. Willkommen, meine Sophie! meine Lucie, willkommen! Marianne, biſt du es wirklich?

Marianne. Umarme mich, theure Freundin!

(Sie begrüßen ſie, umarmen ſie, küſſen ihr die Hände.)

Lila. Wie wunderlich ſind ihr angezogen?

Lucie. Bald laſſen wir von dieſen Kleidern, von dieſem läſtigen Putzwerke befreit zu ſeyn.

Lila. Welch eine ſeltſame Erſcheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennſt du mich nicht, meine Freundin?

Lila. Sagt mir, wovon ich bin. Es kommt mir alles ſo ſeltſam vor, ſelbſt ſo wunderbar vor. Iſt das nicht unſer Garten? Iſt das nicht unſer Gartenhaus? Was ſoll die Maskerade an dieſen Tage? Ihr! ich mich nicht, ſo ſcheinſt du älter als du biſt. Dieſer Bart ſchließt nicht recht ans Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken ſollſt du mich wieder. Du biſt am Ziele; ergebe dich mit den Deinigen, bald ſollſt du deinen letzten Wunſch befriedigt ſehn. Du ſollſt deinen Gemahl in deine Arme ſchließen. (Er.)

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und Liebe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.
Ihr Gütigen!
Ihr könnt mich nicht laſſen!
Laßt mich ihn faſſen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz.

Der Baron, Graf Altenſtein, Perazio
(in Hausklendern treten auf).

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn euer Mittel recht gewirkt hat, werther Doctor, ſo iſt es Zeit, daß wir uns ihrer verſichern! Lila! meine Geliebte, meine Gattin!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommſt du her? So erwartet und ſo unerwartet! Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

(Während der Freude des Wiedererkennens ſingt)

Das Chor.

Kommt ihm zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir dein Glück;
Neuem Leben,
Und gegeben,
Kommt in unſern
Arm zurück!

Friedrich.

Empfinde dich in ſeinen Küſſen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantaſie entriſſen,
Giebt Lieb' und Phantaſie zurück.

Chor.

Kommt ihm zurück.
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir ſein Glück!

Marianne.

Er überſtand die Todesleiden,
Du haſt vergebens dich gequält:
Zu unſerm Leben, unſern Freuden,
Haſt du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Neuem Leben,
Und gegeben,
Kommt in unſern
Arm zurück!

Lila.

Ich habe dich, Geliebter, wieder,
Umarme dich, o beſter Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht faſſen kann.

Chor.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne ſey dir!
Kommt ihr entronnenen
Wiedergewonnenen
Freuden heran!
Leget, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!

Die Fiſcherin.

Ein Singſpiel.

Auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurt an der Ilm vorgeſtellt.
1782.

Perſonen:

Dortchen.
Ihr Vater.
Niklas, ihr Bräutigam.
Nachbarn.

Unter hohen Erlen am Fluſſe ſtehen zerſtreute Fiſcherhütten. Es iſt Nacht und Stille. An einem kleinen Feuer ſind Töpfe geſetzt. Netze und Fiſchergeräthe ringsumher aufgeſtellt.

Dortchen (beſchäftigt, ſingt).

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? –
Siehſt, Vater, du den Erlenkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? –
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. –

„Du liebes Kind, komm geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch güldenn Gewand.“

Mein Vater, mein Vater, und hörſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? –
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. –

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“ –

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlenkönigs Töchter am düſtern Ort? –
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. –

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt!“ –
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlenkönig hat mir ein Leids gethan!

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Nun hört' ich vor Ungeduld alle meine Lieder zweimal durchgeſungen, und es thäte noth ich ſänge ſie zum dritten Mal an. Sie kommen noch nicht! kommen nicht! und bleiben wieder wie gewöhnlich unerträglich außen, ſo heilig ſie verſprochen haben heute zeitig bei Zeiten wieder da zu ſeyn. Die Erdäpfel ſind zu Mulm verkocht, mich hungert, und ich ſcheibe von jedem Augenblick zum andern auf, meinen Theil allein zu eſſen, weil ich immer denke ſie kommen, ſie müſſen kommen. Bei den Mannsleuten iſt alle Mäßigkeit verloren, ſie ſind doch nicht zu beſſern. Ich habe gebrobt, gemurrt, Geſichter geſchnitten, das Eſſen verdorben, und wenn das alles nicht helfen wollte, recht ſchön gebeten; und ſie machen's einen Tag wie den andern nach ihrer Weiſe. Ueber Niklas ärgere ich mich am meiſten, denn der will Wunder thun als wenn er mich lieb hätte, als wenn er mir alles an den Augen abſehen wollte, und dann treibt er's doch als wenn ich ſchon ſeine Frau wäre. Verdrießt ſich's nur der Mühe, ſo möchte noch alles gut ſeyn. Können ſie immer von ihrem Fange recht beladen zurückkommen, daß das Schiff ſinken möchte, und man was zu Markte tragen könnte, da möcht's noch gut ſeyn. man könnte nachher auch wieder etwas auf ſich wenden, und brauchte nicht immer ſo ſchlecht zu eſſen, zu trinken und einher zu gehn. Gerade das Gegentheil! je weniger gefangen, je früher kommen ſie nach Haus. Neulich Abend habe ich ihnen vom Hügel zugeſehen wie ſie's machen, und wäre faſt vor Ungeduld vergangen. Anſtatt friſch zu rudern, laſſen ſie den Kahn treiben, und tauchen ihr Pfeifchen in Rud. Da kommt einer den Fußpfad am Ufer her, da reitet einer ſeine Pferde in die Schwemme, da giebt's guten Tags und guten Abends bis kein Ende iſt. Bald fahren ſie da an, bald dorten, und das größte Unglück iſt, daß die Sonne am Waſſer liegt. Sie ſind gewiß wieder aufgeſtiegen und laſſen ſich's wohl ſeyn, und wenn ſie nach Hauſe kommen, ſind ſie wieder durſtig. Es iſt mir recht zuwider! recht ernſtlich zuwider!

Ihr Männer und zu plagen
Sind Weiber nur beſtimmt.
Wir laſſen ſie gewähren,
Wir folgen ihrem Willen:
Und wären ſie nur dankbar,
So wär' noch alles gut.

Und rührt ſich im Herzen
Der Unmuth zuweilen;
Stille! beſitt es,
Stille! Liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen folgen.

Alles mir gefallen lassen;
Will nach meinem Kopfe thun!

Wenn ich nur was anstellen könnte was sie recht verdrösse! Wenn ich böse thue, sind sie freundlich, und wenn ich ihnen die Schüssel hinstosse, so essen sie ganz gelassen. Wenn ich mich in eine Ecke setze, so sprechen sie unter sich. Man sagt immer, die Weiber schwätzen viel, und wenn die Männer anfangen, so hat's gar kein Ende. Ich will mich ins Bette legen, und das Feuer ausgehen lassen, da mögen sie sehn wer ihnen aufwartet. Ja was hilft mich das? Da lassen sie mich wohl auch liegen! Ich wollte lieber sie zankten und lärmten, es ist nichts abscheulicher als gleichgültige Mannsleute! Ich bin so wild! so toll! daß ich gar nicht weiß was ich anfangen soll. Ich möchte mir selbst was zu Leide thun: Sie werden mich am Ende noch rasend machen! Und wenn's gar zu bunt wird, so spring' ich ins Wasser! Da mögen sie suchen wo sie ein Dortchen wiederkriegen. Das ihnen ihre Sachen so ordentlich hält, und alles von ihnen erträgt, nicht vom Hause kommt, und für alles sorgt. Wenn ich todt bin, da werden sie sehn was sie an mir gehabt haben, werden sich ihre Undankbarkeit vorwerfen, es wird aber zu spät seyn, und es wird mir und ihnen nichts helfen. (Sie fängt an zu weinen.) Da werden sie sich die Haare ausraufen, und werden schreien und jammern, daß sie nicht eher nach Hause gekommen sind. Aber ich bin doch ein rechter Narr, daß ich mich so um sie betrübe! Und wann sie nach Hause kommen, thun sie als wenn's gar nichts wäre. Ja könnte sie schon strafen, daß sie mich so oft in Sorgen lassen für nichts und wieder nichts, und wenn ich denke es ist einem ein Unglück geschehen, so lassen sie sich's beim Branntewein wohl schmecken. — — Ja das will ich thun: Es soll aussehen als wenn ich ins Wasser gefallen wäre. Den einen Eimer will ich verstecken, und den andern aufs Bret hinauf stellen, und mein Hütchen ins Gebüsche hängen: Sie sollen glauben, ich sey ins Wasser gefallen, und am Ende will ich sie recht auslachen. (Man hört von weitem singen.) Ich höre sie schon von weitem. (Sie macht alles zurechte, setzt den Eimer, hängt das Hütchen ins Gebüsche.) So sieht's recht natürlich aus! Nun mögt ihr's haben: (Sie versteckt sich.)

Der Vater und Niklas
(in der Ferne im Kahne).

Wenn der Fischer 'n Netz auswirft
Die Fischlein aufzufangen,
Spannt er still und hoffnungsvoll
Viel Beute zu erlangen.
Rasch wirft er die Garn' hinaus;
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret denn den andern Tag
Mit seinem Schifflein wieder,
Und von schönem reichem Fang
Sinkt das Schiff fast nieder;
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

Dortchen (läßt sich wieder sehen). Auf wird mir's dause! Ich möcht' es wieder weg thun! Soll ich? Soll ich nicht? Sie sind gar zu nahe. Ich muß es lassen.

Niklas (heraus springend). Haltet an! Ich will den Kahn fest binden.

Vater. Das hieß ein Fang!

Niklas. Der beste im ganzen Jahr.

Vater. Und so unvermuthet! Ich dachte an nichts weniger. Nur geschwind! daß sie nur alle, wie sie sind, in die Fischgalten kommen, bis morgen früh.

Niklas. Sie gehn nicht alle hinein.

Vater. Wir lassen einen Theil in den Gefäßen stehen. Sie müssen nur in der Nacht noch einmal frisch Wasser haben.

Niklas. Dafür laßt mich sorgen.

Vater. Gut der, ich will das hinübertragen.

Niklas. Geht nur hinauf und ruht aus, und sagt's Dortchen, und sehr wie es mit dem Essen steht. Sie wird uns gewiß freundliche Gesichter machen, da wir so glücklich nach Hause kommen.

Vater. Du wirst nicht fertig.

Niklas. Gleich! Gleich! Geht nur Acht wie geschwind ich bin.

Vater (herauskommend). Es ist doch ein großer Unterschied, ob man viel gefangen hat, oder nichts. Geht's? Kommst du zurecht?

Niklas. Recht gut!

Vater. Dortchen! — Wo steckt du? Dortchen! (Er sucht sie überall um.) Nun wohin die sich verlaufen hat! (Zu den Zopf gewend.) Das sonst alles als wenn kein Wasser in der Nähe wäre, es verbrennt schier. Niklas, mache daß du fertig wirst. Dortchen ist nicht da, und unsere Mahlzeit geht im Rauch auf.

Niklas. Sie wird bei Esen seyn; ruft ihr doch.

Vater. Sie wird schon kommen! Wir wollen es schon allein verzehren, und sie hat ihren Theil doch immer vorne weg. Sie kann nicht warten. Für eine Braut hat sie einen erschrecklichen Appetit. Nun lustig! Voraus einen Schluck Branntewein, den haben wir wohl verdient.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Ist der Fischer wohlgemuth.
Auf dem Fluß und auf der Erde
Gibt's dem armen Fischer
Gibt's dem Fischer schlecht und gut.

Um zu hungern und zu dürsten
Fähret er des Morgens aus,
Und mit vieler Müh' und Sorgen
Findet er sein Stückchen Brot.
Macht uns auch das Wasser naß,
Macht die Luft uns wieder trocken,
Und wir leben nach wie vor.

Niklas (der im Herauskommen die letzten Verse mitsingt). Das ist recht hübsch und gut, wenn man es nicht besser haben kann.

Vater. Besser! Da versuch' einmal die Erdäpfel.

Niklas. Ja kann euch versichern, in der Stadt haben sie's brauener. (Er sieht herum.) Steckt sie denn nirgends? Dortchen! Lieb Dortchen! Nicht zu Hause? Sollte sie sich versteckt haben? Sie wartet sonst so voll Ungeduld, sie ist nicht leicht von ihrem Herde wegzubringen.

Vater. Setze dich her!

Niklas. Die Gerichte lassen sich auch stehend verzehren.

Vater. Du wirst heute so nachdenklich.

Niklas. Ja gestehn's euch, daß es mir im Kopf herum geht, was so ein Bauerjunge ein vornehmer Herr wird, wenn er in die Stadt kommt.

Vater. Ja das steckt an.

Niklas. Wenn ich Dortchen habe, meintet ihr nicht, daß ich mich drinnen nach einem Dienste umsehen soll?

Vater. Was ist denn dadrinnen zu fischen?

Niklas. Genug! nur mit andern Netzen.

Vater. Was kannſt du denn, um dich fortzubringen?

Niklas. Ich kann alles lernen.

Vater. Ein hübſcher Anfang!

Niklas. Ich habe nichts zu verlieren.

Vater. Eine ſchöne Ausſtattung! und eine beredte Empfehlung dazu: denn du haſt eine ſchöne Frau.

Niklas. Nein, Vater! darauf verſteh' ich keinen Spaß.

Vater. Ach du kannſt alles lernen!

Niklas. Da ſchmeißt' ich gewiß zu.

Vater. Da ſchmeißt ſich's nicht ſo.

Niklas. Wo nur Dortchen iſt?

Vater. Laß ſie ſeyn und rede.

Niklas. Was denn?

Vater. Schwatze nur.

Niklas. Wovon?

Vater. Was du willſt.

Niklas. Es fällt mir nichts ein.

Vater. So ſinne was.

Niklas. Die ſodbrunn Lieuren haben mir lange in die Augen geſtochen. Sie haben's recht bequem, gut Eſſen und Trinken und eine Ausſicht auf ihre alten Tage.

Vater. Das ſticht dir gewaltig im Kopfe. Und was ſoll ich denn indeſſen anfangen?

Niklas. Ihr kommt immer fort.

Vater. Aber wie?

Niklas. Und könnt hernach zu uns ziehen.

Vater. Sey kein Thor: Ich laß' euch nicht weg und damit iſt's aus.

Niklas. Ich bör' ſie kommen.

Vater. Ja nur und ſey ruhig.

Niklas. Nein es war nichts.

Vater. Sie wird nicht ausbleiben. Und nächſtens noch weniger.

Niklas. Laßt mich nach ihr gehn.

Vater. Ich mag nicht allein ſeyn.

Niklas. Ich will ihr rufen.

Vater. So rufe doch! Sing eins, daß die Zeit verachte, und darnach werden wir ungewiegt einſchlafen. Ich rauche mein Pfeifchen dazu und denke für heute.

Niklas. Wenn ſie nur da wäre, ſänge ich den zweiten.

Vater. So ſinge du jetzt beide zuſammen. Sey kein Kind!

Niklas. Was wollt ihr denn?

Vater. Mir iſt's ein's.

Niklas. Die Geſchichte vom Waſſermann?

Vater. Wie der Waſſermann das Mädchen aus der Kirche holt?

Niklas. Eben das.

Vater. Sollte denn daran was Wahres ſeyn?

Niklas. Behüte Gott: Es iſt ein Mährchen.

Vater. Du meinſt es wäre ganz und gar erlogen?

Niklas. Freilich!

Vater. Ich habe doch manchmal auch wunderſame Geſchichten gehört, und oft gefunden einem auch ſo was, wo es nicht juſt iſt. Biſt du niemals getauft worden?

Niklas. Ach ja, aber bei Tage.

Vater. Ich rede nicht gern davon.

Niklas. Es ſind Einbildungen. (Er fängt an zu ſingen.)

Vater. Es plaupte dahinten etwas.

Niklas. Nicht doch, es iſt das Waſſer.

Vater. So ſing nur. Ich bin nun ſchon ſo alt geworden und manchmal überläuft mich's doch.

Niklas. Nun hört denn auch, es iſt eher ſächerlich als grauſlich.

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie ſoll ich bekommen die ſchöne Maid?“
Sie bant ihm ein Pferd von Waſſer klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band ſein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch' dreimal und vier.
Der Waſſermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Prieſter eben ſtand vorm Altar;
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?“
Das ſchöne Mädchen ſacht in ſich:
„O wär' der blanke Ritter für mich!“
Er trat über einen Stuhl und zwei;
„O Mädchen, gieb mir Wort und Treu!“
Er trat über Stühle drei und vier:
„O ſchönes Mädchen, zieh mit mir.“
Das ſchöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier haſt du meine Treu, ich folg' dir leicht.“
Sie gingen hinaus mit Hochzeitſchaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr.
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
„Halt, ſchönes Mädchen, das Roß mir bier!
„Das niedlichſte Seufzchen bring ich dir;“
Und als ſie kamen auf den weißen Sand,
Da fehrten ſich alle Gäſte zu Land;
Und als ſie kamen auf den Grund,
Das ſchöne Mädchen ſank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande ſie,
Wie das ſchöne Mädchen im Waſſer ſchrie.
Ich rath' euch Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Waſſermann.

Vater. Ein luſtiger Tanz! eine ſchöne Invitation!

Niklas. Habt ihr nichts ſchreien gehört?

Vater. Einbildungen! Wenn ich mich nicht fürchte, hör' ich nichts; dir fällt noch was aus dem Lieb' ein.

Niklas. Es ſcherzt wahrhaftig. Mir fiel's unterm Singen ſo auf's Herz, und ich wollte ſchreien, ich hörte was.

Vater. Fängſt du nun an? du Großhans!

Niklas. Ich ruf' euch nicht eher, bis ich weiß wo ſie iſt.

Vater. Sie iſt kein klein Kind, ſie wird nicht ins Waſſer fallen.

Niklas. Der Waſſermann iſt mir zuwider.

Vater. Sieht du nicht gar die Nixe!

Niklas. Nein, es ahnet mir was.

Vater. Es träumt dir.

Niklas. Es giebt ein Unglück! ein Unglück!

Vater. Geh nur! Lauf nur, du machſt mir bange. Ich will auch ſuchen.

Niklas. Dortchen! Dortchen!

Vater. Nur nicht ſo ängſtlich, Dortchen!

Niklas. Mein Dortchen!

Vater. Faſſe dich nur, ſey nicht ſo albern.

Niklas. Ach mein Dortchen! mein Dortchen!

Vater. Lauf nur zu Euſen, ich will zum Gevatter hinaus.

Niklas. Sie wäre gewiß hier.

Vater. Es iſt nicht möglich.

Niklas. Vater, ich fahre aus der Haut.

Vater. So geh nur vom Ufer. Sehe nur nach, am Ende liegt ſie gar im Bette!

Niklas. Nein doch, nein!

Vater. Sie hat erſt Waſſer holen wollen, da ſteht der Krug.

Niklas. Wo iſt der andere? ich ſeh' ihn nicht.

Vater. Wer weiß!

Niklas. Vater, ach Vater!

Vater. Was iſt's?

Niklas. Ich bin des Todes!

Vater. Was giebt's?

Niklas. Sie iſt ertrunken! Hier hängt ihr Hütchen. Im Waſſerſchopfen fiel ſie hinein! Vater!

Vater. Laß ſehen! Laß ſehen! Unglück über alle Unglücke!

Helft! helft ſie retten!
Sie iſt ertrunken!
Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen
Was ſtehſt du da?
Niklas.
Es lähmt der Schrecken
Mir alle Glieder.
Ich ſteh' verworren,
Ich ſinke nieder;
Ich kann nicht wiſſen
Wie mir geſchah.
Vater.
Die Nachbarn ſchlafen,
Ich will ſie wecken.
Auf! hört uns, höret!
Vermehrt das Schrecken.

Chor (erſt einzeln, dann zuſammen).
Was giebt's? Wer ruft uns?
Und durch die Nacht?
Vater.
Helft! helft ſie retten!
Sie iſt ertrunken!
Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen,
Was ſteht ihr da!

Alle (bald wechſelnd, bald zuſammen).
Eilt nur geſchwinde!
Lauft nach den Neuſen!
Wohl blieb ſie hangen;
Und zündet Schleifen,
Und brennet Fackeln
Und Feuer an! *

Geſchwind zu Schiffe!
Herbei die Stangen!
Sie aufzuſuchen!
Sie aufzufangen!
Den Strom hinunter!
Habt Acht! Habt Acht!

Dorthen (aus dem Gebüſche hervortretend).
Es iſt mir der Streich,
Er iſt mir gelungen!
Doch ſind ſie in Schrecken
Und Angſt um mich!

Ich habe die Lieben
Vergebens geängſtet;
Mich jammern die Armen!

Ich eile zu ſagen,
Ich eile zu rufen:
Hier bin ich!
Noch leb' ich!
Noch leb' ich für euch. (Ab.)

Vater (der von dem Waſſer heraufkommt).
Ihre Stimm' hab' ich vernommen,
Himmel! wäre ſie entkommen!
Hör' ich die? und hör' ich da?
Sie ſchien fern und ſchien mir nah.

Dorthen (zurücktretend).
Ja ihr habet recht vernommen,
Ach ich bin zu ſpät gekommen!
Lieber Vater, ich bin da!
O verzeiht mir was geſchah!

Vater.
Wie! und du biſt nicht ertrunken?
Sind' ich dich nicht einmal feucht?

Dorthen.
Ich bin nicht in Fluß geſunken,
Vater, wie es euch gedäucht.

Vater.
Heiſa luſtig!
Sie iſt wieder hier!
Hört auf zu ſuchen!
Hört auf euch zu ängſten!
Kommt her,
Freut euch mit mir!
Doch wo, ſag' an, haſt du geſteckt?

Dorthen.
Verzeiht, wenn ich euch ſo erſchreckt.
O laßt euch ſagen:
Ich wollt' euch plagen,
Ich wollt' euch necken,
Und euch erſchrecken;
Ich macht' euch bange,
Weil ihr ſo lange
Von Hauſe bleibt.

Ja, mein Vater, ihr müßt mir verzeihen, es war wirklich nicht ſo böſe gemeint. Ihr wißt wie ich euch immer ſo inſtändig bitte mich nicht warten zu laſſen, zur rechten Zeit beim Eſſen zu ſeyn. Meynt ihr daß mich's niemals verdrießt, daß ich niemals länger Weile habe, wenn ich ſo bis in die tiefe Nacht alleine ſitzen muß, und ihr außen bleibt und meinen Bräutigam zurückhaltet daß er nicht ſo bald wieder bei mir ſeyn kann, als er es gern wünſchte. Ihr müßt mir dieſe Poſſe nicht übel nehmen und wieder gut ſeyn.

Vater.
Du Böſewicht!
Du ungeratben Kind!
Und ſo zu necken!
So zu erſchrecken!
Niklas verzweifelt
Dich zu erretten;
Nachbarn und Freunde
Sind aus den Betten,
Jammern und klagen,
Schreyn und verzagen.

* Auf dieſen Moment war eigentlich die Wirkung des ganzen Stücks berechnet. Die Zuſchauer ſahen, ohne es zu vermuthen, dergeſtalt, daß ſie den ganzen ſchlängelnden Fluß hinunterwärts vor ſich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick ſah man erſt Fackeln ſich in der Nähe bewegen. Auf mehreres Rufen erſchienen ſie auch in der Ferne; dann lodernten auf den ausſpringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerſchein den nächſten Gegenſtänden die größte Deutlichkeit gaben, indeſſen die entfernte Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine ſchönere Wirkung geſehen. Sie dauerte, unter mancherlei Abrechslungen, bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte.

Sag', welch ein Muthwill'.
Teufel! dich treibt?

Dortchen.

Hört mich nur!
Schreit nicht ſo!
Haltet mir Scheiten!

Vater.

Möcht' ich doch,
Sollt' ich doch
Dir es vergelten!

Dortchen.

Glaubt nur, es reut mich
Was ich gethan.

Vater.

Kannſt und mit Müh'
Halt' ich mich an.

Niklas (kommt mit den Andern). Ach Himmel, ſie lebt! ſie iſt da! Dortchen wo biſt du geblieben?

Dortchen. Lieber Niklas!

Vater. Es iſt dein Glück, daß ſie kommen!

Niklas. Sag mir nur' — Ich muß dir küſſen!

Vater. Weg mit ihr! Sie verdient die Freude nicht.

Niklas. Ich kann mich noch nicht erholen.

Dortchen. Rede dem Vater zu.

Niklas. Vater, beruhigt euch, ſie iſt ja nicht verloren.

Vater. Ei was! davon iſt die Rede nicht! Sie verdiente daß ich ihr den Muthwillen austriebe.

Niklas. Was ſoll das heißen?

Vater. Verſteht's du denn nichts?

Niklas. Ich habe noch nichts gehört.

Dortchen. Vergieb mir im voraus!

Niklas. Ich begreife kein Wort.

Vater. Sie hat uns zum beſten gehabt.

Dortchen. Ihr habt mich oft genug gängſtigt; da wißt ihr, wie's thut.

Niklas. Wie kam denn dein Hütchen hier ins Gebüſche?

Dortchen. Ich hing's hinein.

Niklas. Du Vogel! es war kein feiner Spaß, denn du weißt wie wir dich lieben.

Dortchen. Mit Ueberlegung geſchah's nicht. Der Unmuth überraſchte mich. Wie oft ſoll ich noch ſagen, verzeihet!

Niklas. Unter Einer Bedingung.

Dortchen. Und die?

Niklas. Daß du Ernſt machſt. Und daß wir von den Fiſchen, die wir heute gefangen haben, die ſchönſten morgen zur Hochzeit auftiſchen.

Dortchen. Laß mich!

Vater. Ganz gut! Wenn's mir nachgeht, ſollſt du keine Gräte davon zu ſehen kriegen, und ſollſt dein Ja noch lange für dich behalten.

Dortchen. Das wäre keine große Strafe.

Vater. Dank' doch! Ich nehm' dich beim Wort; du darfſt mir den Kopf nicht toller machen.

Niklas. Stille Vater und laßt uns gewähren. Ich habe eure Einwilligung, und wegen der Schalkerei wollen wir —

Vater. Und über eurem Geſchwätze wollen wir nicht vergeſſen, daß die Nachbarn mit Recht einen großen Dank und einen guten Schlaftrunk fordern können, da wir ſie doch umſonſt geweckt haben. Sieh, wie ſie beiſammen ſtehen und ſich verwundern, daß uns nichts einfällt.

Niklas. Ihr habt recht. Dortchen gieb uns die Flaſche. Sie haben ſich's um deinetwillen recht angelegen ſeyn laſſen. Es war ihnen rechter Ernſt dich zu finden und dich zu retten. Ich hab' es erſt geſehen, wie lieb du allen biſt.

(Dortchen bringt Flaſche und Glas, ſchenkt ein, und reicht's dem Alten.)

Vater. Gute Freunde, tauſend Dank! Und zu guter Nacht eure Geſundheit! Proſit allerſeits! Und nun rings herum auf das Wohl des Brautpaars.

Alle (trinken). Proſit hoch!

Vater. Das Mädchen, wovon du geſtern das Lied ſangſt, kriegte einen Mann durch Witz, du kriegſt ihn durch Schalkheit. Ihr probirt doch alle Wege, bis einer gelingt.

Dortchen. Pfui doch! das wäre auch der Mühe werth.

Vater.

Es war ein Ritter, er reiſt' durchs Land,
Er ſucht' ein Weib nach ſeiner Hand.
Er kam wohl an einer Wittwe Thür,
Drei ſchöne Töchter ſaßen vor ihr.
Der Ritter er ſah und ſah ſie lang,
In wählen war ihm das Herz ſo bang.

Niklas.

Wer antwort't mir der Fragen drei,
Zu wiſſen, welche die meine ſei?

Dortchen.

Sag' vor, ſag' vor uns der Fragen drei,
Zu wiſſen, welche die deine ſei.

Niklas.

Sag', was iſt länger als der Weg daher?
Und was iſt tiefer als das tiefe Meer?
Oder was iſt lauter als das laute Horn?
Und was iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn?
Oder was iſt grüner als grünes Gras?
Und was iſt ärger als ein Weibsbild was?

Vater.

Die erſte, die zweite ſie ſannen nach:
Die dritte die jüngſte die ſchnipſte ſprach:

Dortchen.

O Lieb' iſt länger, als der Weg daher,
Und Höll' iſt tiefer als das tiefe Meer.
Und der Donner iſt lauter als das laute Horn,
Und der Hunger iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn.
Und Gift iſt grüner als grünes Gras,
Und der Teufel iſt ärger als ein Weibsbild was.

Vater.

Kaum hat ſie die Fragen beantwort't ſo,
Der Ritter er eilt und wühlet ſie froh.
Die erſte, die zweite ſie ſannen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

Alle.

Drum, liebe Mädchen, ſeid auf der Hut!
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

Vater (zu den Nachbarn). Ihr werdet nun wohl auch wieder zu Bette? Kommt nur noch einen Augenblick herunter, zu ſehen was wir für einen Fang gethan haben. Ich muß ihnen noch friſche Waſſer ſor geben, mein einer Fiſchkaſten iſt zu Trümmern, und in den andern gehn ſie nicht alle.

(Ab mit den Nachbarn.)

Niklas. Was biſt du ſo ſtill?

Dortchen. Laß mich in Ruhe!

Niklas. Biſt du nicht vergnügt, die meine zu ſeyn?

Dortchen. Es hat ſich!

Niklas. Bin ich dir zuwider?

Dortchen. Wer ſagt das?

Niklas. Du ſcheinſt mich ja ſonſt nicht zu verachten?

Dortchen. Wer thut das?

Niklas. Du magſt mich nicht?

Dortchen. Hab' ich dir einen Korb gegeben?

Niklas. Ich verstehe dich nicht.

Dortchen. Du bist mir beschwerlich.

Niklas. Soll ich gehn?

Dortchen. Wenn dir's gefällt.

Niklas. Das heißt mit einem Bräutigam wunderlich umgehen.

Dortchen. Morgen! schon morgen!

Niklas. Nun warum nicht, wenn du mich lieb hast?

Dortchen. Ach!

Niklas. Was fehlt dir, ich kann dich nicht so traurig sehen, ich bin's gar nicht gewohnt; rede, red, re dich!

Dortchen. Was soll dir das? Gehe nur hinunter! helfe dem Alten daß er fertig wird, daß er nicht ewig traut!

Niklas. Liebst du mich?

Dortchen. Ja doch! geh nur!

Niklas. Und bist so niedergeschlagen!

Dortchen. Plage mich nicht! Ich bin deine Braut morgen deine Frau, da hast du einen Kuß traut und laß mich allein.

(Sie küßt ihn, und er geht ab.)

Dortchen. So muß und soll es denn seyn, was ich so lange wünschte und fürchtete.

Ich hab's gelagt schon meiner Mutter
Schon aufgesagt vor Sommers Mitte:
Such', liebe Mutter, dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen.
Ich hab' gesponnen genug weißes Tüchtchen,
Hab' genug gewirket das feine Linnchen,
Hab' genug gescheuert die weißen Tischchen,
Hab' genug gefeget die grünen Hdschen,
Hab' genug gebetet der lieben Mutter.
Muß nun auch horchen der lieben Schwieger,
Hab' genug gebarket das Gras der Auen,
Hab' genug getragen den weißen Harken.
O du mein Kränzchen von grüner Raute
Wirst nicht lang grünen auf meinem Haupte!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide
Seht nicht mehr funkeln im Sonnenscheine!
O du mein Härlein, mein gelbes Härlein,
Wirst nicht mehr flattern im wehn'den Winde!
Besuchen werd' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, sondern im Häubchen!
O du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirst noch schallen im wehn'den Winde!
Und du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirst noch schimmern im Mondenscheine!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen!
Ihr meine Ringchen, ihr goldnen Ringchen,
Ihr werdet liegen, im Kasten rosten!
Vater (indem er heraufkommt.) Nicht wahr, das sind fette Bursche?

Niklas. Nun gute Nacht!

Vater. Gute Nacht allerseits! Sagt doch auch der Braut gute Nacht!

Alle. Gute Nacht an Jungfer Dortchen! Morgen um diese Zeit —

Dortchen. Verschont mich mit dem Spaß! Ich habe das Gerede recht satt und wenn ihr es morgen nicht besser treibt, so mag die Eule Braut seyn.

Schlußgesang.

Wer soll Braut seyn?
Eule soll Braut seyn!
Die Eule sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut seyn,
Ich kann nicht die Braut seyn!

Wer soll Bräutigam seyn?
Zaunkönig soll Bräutigam seyn!
Zaunkönig sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam seyn,
Ich kann nicht der Bräutigam seyn!

Wer soll Brautführer seyn?
Kröte soll Brautführer seyn!
Die Kröte sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr schwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer seyn,
Ich kann nicht der Brautführer seyn!

Wer soll Koch seyn?
Wolf soll Koch seyn!
Der Wolf der sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr tückischer Kerl,
Kann nicht Koch seyn,
Ich kann nicht der Koch seyn!

Wer soll Mundschenk seyn?
Hase soll Mundschenk seyn!
Der Hase sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr schneller Kerl,
Kann nicht Mundschenk seyn,
Ich kann nicht der Mundschenk seyn!

Wer soll Spielmann seyn?
Storch soll Spielmann seyn!
Der Storch der sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich hab' einen großen Schnabel,
Kann nicht wohl Spielmann seyn,
Ich kann nicht wohl Spielmann seyn!

Wer soll der Tisch seyn?
Fuchs soll der Tisch seyn!
Der Fuchs der sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Suchet euch einen andern Tisch,
Ich will mit zu Tisch seyn,
Ich will mit zu Tisch seyn!

Was soll die Aussteuer seyn?
Der Beifall soll die Aussteuer seyn!
Kommt wendet euch zu ihnen
Die unserm Spiele lächeln!
Was wir auch nur halb verdient,
Geb' uns eure Güte ganz,
Geb' uns eure Güte ganz!

Scherz, List und Rache.

Ein Singſpiel in vier Acten.

1785.

Perſonen:

Scapin. — Scapine. — Doctor.

Erſter Act.

Straße.

Scapine
(mit einem Körbchen Waaren; ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.)

Will Niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig,
Schon in der Wette;
Doch es iſt richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!
Wie kommt es daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knauſerbart,
Ein Arzt, der manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch Niemand hat er leicht
Geſchadet mehr als uns.
Wir hatten eine Wohnung, die uns zwar
Nicht übermäßig günſtig war;
Allein ſie hält' uns doch ihr bischen Geld,
Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen,
Von unſerm Lebenswandel
Viel Böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur du Knauſer!
Warte Tückiſcher!
Unmenſchender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah! ganz nah, noch dieſe Nacht
Biſt du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann wir haben andre ſchon
Als deines Gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Verwahre deinen Schatz,
Du ſollſt uns nicht entkommen.

Will Niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Scapin (am Fenſter).
Biſt du's?

Scapine.
Wer anders? Hörſt du endlich?

Scapin.
Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte ſchläft! Still! daß wir ihn nicht wecken.
(Er tritt zurück.)

Scapine.
Schlafe nur dein Mittagsſchläfchen,
Schlafe nur! es wacht die Liſt.
Schon ſo ſieber, daß beim Schläfchen
Im Trocknen iſt?
Warte, du betreuſt es morgen,
Was du frech an uns getha[n]!
Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin
(in krüppelhafter Geſtalt).
Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine (zurück tretend).
Welche Geſtalt! Wer iſt das?

Scapin (näher tretend).
Jemand Bekanntes.

Scapine.
O verwünſcht!
Scapin! biſt du's?

Scapin (ſich aufrichtend).
Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, du allerbeſter Schatz!

Scapine.
O lieber Mann, ſeh' ich dich endlich wieder!

Scapin.
Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht beim Kopf
Mit beiden Händen faſſe, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entſchädige.

Scapine.
Laß ſeyn! Geduld! Wenn's Jemand ſähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.
Du biſt ſo hübſch, ſo hübſch, du weißt es nicht.
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht geſehn!

Scapine.

Sieh doch, sogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!
Laß nur schnell
Bereden, was es giebt.
Du hast dich also glücklich
Beim Alten eingeschmeichelt? Hast
Dich ihm empfohlen? Bist in seinem Dienste?

Scapin.

Zwei Wochen fast.

Scapine.

Wie hast du's angefangen?
Durch welchen Weg bist du
Ins Heiligthum des Geizes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunststück, meiner werth.
Ich wußte, daß er seinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein
Zu Hause war. In der Gestalt,
Wie du mich siehst,
(Er nimmt nach und nach die Krüppelgestalt wieder an.)
saß ich vor seiner Thür;
Und er ging aus und ein, und sah mich nicht,
Brummte und schien mich nicht zu sehn.
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt sagt' ich so lange, daß er sich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willst du hier? Was giebt's? —
Und ich war fix und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend soll ich seyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!
(In der Person des Doctors.)
Geht zu andern, guter Mann!
Armuth ist eine böse Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.
(Als Vetter.)
Ach weit bittrer noch als Mangel
Ist mein Elend, meine Krankheit,
Ist mein Schmerz und meine Noth;
Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Ist mein Leben nur ein Tod.
(Als Doctor.)
Reiche den Puls! Laß mich ermessen,
Welch ein Uebel in dir steckt.
(Als Vetter.)
Ach mein Herr! ich kann nicht essen.
(Als Doctor.)
Wie? nicht essen?
(Als Vetter.)
Ja, nicht essen!
Lange, lang' hab' ich vergessen,
Wie ein guter Bissen schmeckt.
(Als Doctor.)
Das ist sehr, sehr sonderbar!
Aber ich begreif' es klar.
(Als Vetter.)
Eine Küche nur zu sehen,
Gleich ist es um mich geschehen;
Nur von fern ein Gastmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern,
Würste, Braten, und Pasteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wenn auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth;
Reines Wasser muß mir g'nügen,
Und ein Stück verschimmelt Brot.

Ich sah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er sich auf einmal besann.
In seinem Herzen war das Mitleid angekommen.
Ich war sein guter lieber armer Mann.
Ach! rief ich aus; ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienst mit Munterkeit und Treu.
Was man mir austrägt, gern verrichten:
Nur macht mich eines Herrn vollzählig Leben scheu.
Er kann und freute sich — und kurz und gut,
Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfehlungsschreiben.
Er sprach: Mein Tisch empört dir nicht das Blut;
Du kannst getrost in meinem Hause bleiben.
Wir wurden einig, und ich schlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

Scapin.

Ei nun!
Ich faßte ganz herrlich
Dem Anschein nach;
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächsten Gasthof
Nach aller Lust mir reichlich was zu gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von seinem Geize, seinem kargen Leben,
Von seinem Unsinn, seinem Ungeschick,
Erzähl' ich nichts; darüber sollst du noch
An manchem schönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun wie es steht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel seines Hauses.
Und ob er gleich
Mit seiner Kasse sehr geheim ist,
So weiß' ich doch,
Von jenen hundert köstlichen Dukaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Nase weggeschnappt,
Ist noch kein einziger aus seinen Händen.
Oft schließt er sich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das schöne Geld zusammen blinken sehn.
Wenn wir nun klug sind,
Ist es wieder unser.

Scapine.

So glaubst du jener Streich
Den wir uns vorgenommen,
Sey durchzusetzen?

Scapin.

Ganz gewiß.
Verlasse dich auf mich!
Nur merke wohl:

Scapine.

Ich merke.

Scapin.

In seinem Zimmer stehen zwei Gestelle
Mit Gläsern eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchsen eins mit Schachteln;
Dieß ist das Arsenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile sendet.
Auf dem Gestelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, steht eine runde Büchse,
Roth angemalt.
Alle auf den andern Reihen
Meist Büchsen stehn.
Doch diese kannst du nicht verfehlen:
Sie steht zuletzt, allein,
Und ist die einzige von ihrer Art
In dieser Reihe.
In dieser Büchse ist das Rattengift
Verwahrt.

Bahrdt.

Willkomm'n, ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit,
Muß eben in Gesellschaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes seyn:
Wir wollen uns mit dir ergetzen.

Bahrdt.

Die Leute würden sich entsetzen:
Sie sind nicht gewohnt solche Bärte breit,
Und Röcke so lang und Falten so weit;
Und eure Vestien, muß ich sagen,
Würde jeder andre zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt,
Seitdem uns unser Herr bestellt.

Bahrdt.

Das kann mich weiter nichts bedeuten:
G'nug, so nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Nein! nein! ſo ſoll mir's niemals werden.
So lang ich dich beſitze,
Sind ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reichen
Erkennen kann.
Das ſeh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrſt du?

Soll mich ein Wagen
Mit zwei ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —

Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!
Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen?
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt.

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdengaben,
Alles, alles iſt zu haben.
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er ſtaunt, ich ſchlafe.
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.
(Lauter)
Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Macht ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor (als gähnend er).

Ach! Oh! Au! Ah!
Er eben wach' ich auf.
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin (heimlich erſtaunt).

Wohl bekomm' euch das Erklärchen!

Doctor.

Ich denk' es ſoll.
Haſt du indeſſen
Den Umſchlag fleißig gebraucht?
Haſt du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das verſäum' ich nie.
Wie ſollt' ich auch den eignen Leib ſo haſſen,
Nicht alles thun was ihr verordnet?
Unendlich beſſer fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme.
Schon ſang' ich im Gelente
Bewegung an zu ſpüren.
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Friſch wie zuvor.
Nur ach! der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen haſt,
Brauchſt du ihn nicht zu ſtillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo ſind wir ſtehn geblieben?
Welche Reihe haſt du zuletzt gehabt?

Scapin

(am Gedeckte beutend).

Hier! dieſe.

Doctor.

Wohl, wir müſſen eilen.
Damit ich wiſſe, was von jeder Arzenei,
Von jeder Species mir abgeht.
Daß ich bei Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert.
Es fehlt mir hie und da.

Scapin

(ſteigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repoſitorium ſteht).

Rhabarber! iſt zur Hälfte leer.

Doctor

(am Schreibtiſch).

Wohl.

Scapin.

Der Lebensbalſam!
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doctor.

Ich glaub es wohl,
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Scapin.

Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchſe voll!
Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.
Ihr wißt ja ſonſt recht wohl zu ſparen,
Verſchwendet ihre ſo die koſtlichſte der Waaren?

Doctor.

Gar recht! Du haſt dich nicht geirrt!
Ja wohl bin ich ein guter Wirth.
Es jammerte mich ſtets die Perlen klein zu mahlen:
Für dießmal ſind es Auſterſchalen.

Scapin.

Königlich Elixir! —
Wie roth, wie ſchön glänzt dieſe volle Flaſche!
Mein guter Herr, erlaubt mir daß ich koſte;
Vielleicht erreit' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.

Laß ſie nur ſtehen! Laß ſie ſeyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs iſt aller Welt bekannt;
Von ſeiner Wirkung ſhnell ſ ch ermannt;
Es ſchlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.
(Es klopft.)
Doch fahre wohl in einer Reihe fort.
Was ſoll das ſeyn? Du biſt bald hier bald dort!
(Es klopft.)

Doctor.

Mich dünkt es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend iſt ſchon nicht mehr weit.
Geh hin und ſieh; es iſt ſonſt nicht die Zeit.
Wo Patienten kommen.
(Scapin ab. Der Doctor beſchäftigt ſich während des Nachſtehenden mit Suchen und Ordnen.)

Scapin (kommt haſtig).

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang geſehn,
Wie ein Schäfern, wie ein Täubchen!
Jung, beſcheiden, ſanft und ſchön,

Doctor.

Führ' herein, das junge Weibchen;
Mich verlanget sie zu sehn.

Despin.

Nun herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem stehn.

Doctor.

Nur herein! O wie schön!
(zu Zwei.)
Nur herein! O wie schön!
So bescheiden und so schön:
Nur herein:
Sie muß nicht von weitem stehn.

Despine.

Ein armes Mädchen,
Vergeht, vergeht:
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.
Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen,
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß sich fassen;
Trat' Sie [illegible] verbei!
Sie darf vor aller Welt sich frei,
Vor Kaiser und vor Königen sich sehen lassen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie: Sie darf sich mir vertraun.
Wie soll man mehr auf äußres Ansehn baun!
Wer Sie nur sähe sollte schwören
Sie sey recht wacker und gesund;
Ich glaub' es selbst, es muß Ihr schöner Mund
Mich eines Andern erst belehren.

Despine.

Wollt Ihr den Puls nicht fühlen, weiser Mann?
Vielleicht erfahrt Ihr mehr als ich euch sagen kann.
(Sie reicht ihm den Arm.)

Doctor.

Ei! ei! was ist das?
Wie geschwind!
Wie ungleich,
Bald früher, bald später.
Das kindische, unschuldige Gesicht! —
Im Herzchen ist kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls ist ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Gestehs, wie es in deinem Herzen steht.

Despine.

Ach! wie sollt' ich das gestehen,
Was ich nicht zu nennen weiß!
Wie nichts so in's Aug' gehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.

Führen Sie mein Herz; es schlägt,
Es bewegt
Meine Brust schon allzu sehr!

Ach! was soll es denn gestehen? —
Mir nichts in's Aug' gehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.
(Sie hat sich während der Arie manchmal nach Despin umgesehen, als wenn sie sich vor ihm fürchtete.)

Despin.

Ich verstehe dich;
Du traust mir wohl.
Doch weißt du dich vor diesem Burschen da
Nicht sorglicher.
Ich lobe die Bescheidenheit.
(zu Despin.)
Hast du nichts zu thun als hanseltun?
Geh hin, bescheer'ge dich!

Despin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmlisches Behagen;
Ich glaube gar mir knurrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Luft zum Essen stellt sich ein.
O dürft' ich, um es zu beweisen,
Gleich hier in diesen Apfel beißen!
(Er greift ihr an die Mange.)

Doctor.

Willst du! — Unverschämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Besen ist für dich zu fein.
(Er reicht ihn fort.)
Nun, schöner Stab, sind wir allein.
Gestehe mir nun was dich quälet,
Was du zu viel hast, was dir fehlet.

Despine.

O sonderbar und wunderbar
Ist mein Gefühl!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es ist so seltsam und so wahr!
Gern in süßen Metamorphosen
Wandt' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Lockt mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmaien
Den Schäfer nur blasen:
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und rasen,
Und lustig und leicht
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Nase,
Möcht' ich sie zupfen:
Seh' ich Perrücken,
Möcht' ich sie raufen;
Seh' ich einen Bärtern,
Möcht' ich ihn patschen;
Seh' ich eine Mange,
Möcht' ich sie klatschen.
(Sie ahmt ihren Mutterton, indem sie jedes was sie singt, zieht an sich selbst.)
Hör' ich Schalmaien,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.
(Sie springt ihn zu tanzen, schleudert ihn in eine Ecke, und wie sie sich erholt hat, fällt sie wieder ein.)
Nur in süßen Melancholien
Wandt' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Lockt mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bei diesem sanften Paroxysmus
Wollen wir's bewenden lassen!
Daß ja der tolle Dämon nicht sein Spiel
Zum zweitenmal mit meiner Ruhe treibe!
(Er tritt einige Schritte zurück, stützt sich auf seinen Stock, und betrachtet sie nachdenklich.)
Noch niemals hat ein Fremder
So deutlich seinen Zustand mir beschrieben.
Ein Bild das es nicht besser nennt!
Doch kommen auch so schöne Patienten
Nicht hierher. Liebstes Kind,
Hat Sie Vertraun zu mir?

Despine

(freundlich und zutraulich.)

Vertraun? Ja höre wohl:
Hab' ich mich nicht genugsam erkläret?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Vertrann —
(Er thut ihr schön, sie erwidert's.)
Was man Vertrauen heißt.
Wodurch die Arzenei erst kräftig wird —
Gut! Werte Sie, mein Schatz!
Die große Heftigkeit verspricht kein langes Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte sind zu scharf.
(Bei Seite.)
Ich muß ihr Arzeneien geben,
Damit sie einen Arzt bedarf.
(Während des Nitornells des folgenden Duetts bringt der Doctor einen kleinen Tisch hervor, und indem er einen Becher darauf setzt, füllt er ein.)

Doctor.

Aus dem Becher, schön vergoldet,
Sollst du, liebes Weibchen, trinken:
Aber laß den Muth nicht sinken;
Es ist bitter, doch gesund.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verschuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken!
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich versprech's mit Hand und Mund.

Doctor

(der jedesmal hin und wieder läuft, und von den Verschiedenen Büchsen und Gläser bald und dann davon in den Becher einschüttet, sie aber zusammen auf dem Tische neben dem Becher stehen läßt.)

Drei Messerspitzen
Von diesem Pulver!
Drei Pottikchen
Von diesem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von diesen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von diesem Safte!
O weich ein Tränkchen!
O weich ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfrischet;
Du hast ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach mein Herr! Ach mischet! mischet
Nicht so viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun misceatur, detur, signetur.
Mühlendes, spülendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köstlicher hab' ich
Nie was bereitet!
Nimm es, vom besten
Der Mänsche praktizet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur frisch,
Und du wirst heiter,
Gesund wie ein Fisch.
(Sie nimmt indessen den Becher, zaudert, setzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pause. Stummes Spiel. Wie sie den Becher gegen den Mund bringt)

Scapin

(außen in einiger Entfernung).

Hülfe!

Doctor.

Was soll das seyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich schreien?

Scapin.

Rettet!

Doctor.

Soll das mein Diener seyn?

Scapin.

Rettet!

Scapine.

Ich hör' ihn schreien.
Scapin (heftig weinend).
Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Ist alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt sich der Dampf?
(Scapin ab.)

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geschlagen!

Scapine.

Was soll ich ergreifen?
Was soll ich euch tragen?

Doctor

(ihr eine Schatulle reichend).

Hier! nimm!
Nein! laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin

(mit ein Paar Eimern).

Hier bring' ich Wasser.
Auf! Wasser getragen!
Es mehrt sich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entsetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löschet
Und rettet das Haus!

Scapine.

Fasset und traget
Und schleppet hinaus!
(Sie bringt dem Doctor die Eimer auf, sie rennen wie unsinnig durch einander, endlich schieben sie den Doctor zur Thüre hinaus. Scapin hinter ihm drein. Scapine kehrt in der Thüre um und bricht, da sie sich allein sieht, in ein lautes Lachen aus.)

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Gelingt gewagt!
Das ist vortrefflich gut gegangen!
(Sie gießt den Trank zum Fenster hinaus und stellt den Becher wieder an seinen Platz.)
Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Geschwind, daß ich das Beste nicht vergesse:
Wo steht die Büchse?
(Sie setzt sich an den Repositorien um.)
Hier! daß muß sie seyn.
(Sie zeigt auf dem Tritt in die Höhe.)
Arsenik! Ja getroffen, schnell getauscht. —
Diese hier ist ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieser wie in jener.
(Sie verwechselt die Büchsen, setzt die eine auf das Tischchen, die andere hinauf.)
Gut!
Welch Entsetzen wird den Alten fassen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch seine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geschwind, zu jeden wo sie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.
Nur unverzagt!
Es ist vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

(Das Theater bleibt unverändert.)

Doctor. Scapin.

Doctor.
Welche Tollheit? welcher Unsinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverständ'ger Tropf!

Scapin.
Lobet meine häuslichen Sorgen,
Meinen wackern Kopf,
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.
Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläser,
Büchsen und Schachteln,
Mein bald Dispensatorium
Hinunter schlucken,
Eh ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Rein heraus zu spülen
Im Stande bin.

Scapin.
Ihr habt ja ohnedies
Gar manche Arzeneien
Aufs neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Gebt bei euch selbst zu Gaste.

Scapine (kommt.)

Doctor.
Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.
Es roch und stank im Hause;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unterm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Asche
Und dampft und stinkt.
Das war die Feuersbrunst! —
Ich will dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löschen!
Geh! geh mir aus den Augen!
Dein Glück ist dieses schöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Busen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!
(Scapin ab.)

Doctor
(sieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapinen).
Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es frisch hinein?

Scapine
(die indessen allerlei Geberden des Uebelseins gemacht hat).
Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Glut! O welche Pein! —
Mir ist's ich krieg' ein Fieber.

Doctor.
Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.
Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.
Sag' Sie mir, ums Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Scapine.
Ach! wer kann die Schmerzen stillen!
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.
Weh! ich zittre: Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geschick!

Scapine.
Ich verschmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.
Es soll die Facultät entscheiden.
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.
Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entsetzlicher der Schmerz!

Doctor.
Ach wie zerreißen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Scapine.
Schon steigen bittre Todesleiden
Herauf ans Herz.

Doctor.
Mein Kind!
Mein schönes, allerliebstes Püppchen!
Da setze dich.
(Er führt sie zum Sessel.)
Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, ist unschuld'ge Arzenei;
Sie sollte eigentlich
Fast ganz und gar nichts wirken!
Es war auch nichts bald Schädliches dabei.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angstschweiß steht mir auf der Stirn.
Was ist geschehn? Was ist dir? Rede frei!

Scapine (auffahrend).
Welch ein schreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!
Ja, es ist Gift!
Ich bin verloren! Und du bist der Mörder!

Dulse.
Du fabelst, kleiner Schatz.

Zeapine.
Widersprich mir nicht,
Gestatt mir! Ich fühl' es, ich muß sterben.

Doctor.
Ich bin des Todes!

Zeapine.
(nach einer Pause, in welcher der Doctor unbeweglich gedankten, auf ihn los fahrend.)
Es wühlet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es fassen bittre Todesleiden
Mein bald zerrissen Herz.
(Sie geht in ein Geberdenspiel über, als wenn sie außer sich wäre, als wenn sie an einen fremden Ort getreten).

Doctor.
Welche Geberden!
Himmel! was soll das werden!

Zeapine.
Mit Widerwillen
Betret' ich schaudernd diesen Pfad.
Allein ich muß.
So sey es denn: Ich gehe.
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich sendest,
Sollst du mit!
Du sollst nicht mehr auf unsre Kosten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt schon Charons Nachen.
Herbei! herbei! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer schneller! Näher heran!
(Zum Doctor.)
Doch stille! daß ich dich nicht nenne,
Daß dich der Alte nicht erkenne.
Du hast ihm so viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm gesendet;
Erkennt er dich, so nimmt er dich nicht ein,
Du kannst ihm hüben mehr, als drüben nütze seyn.
(Sie stößt ihn vor sich hin, gleichsam in den Kahn. Sie steigt nach ihm ein, hält sich manchmal an ihn fest, und geberdet sich in der folgenden Arie, wie eins, das in einem schwankenden Schiffe steht.)

Hinüber, hinüber!
Es beben, es dräuseln
Sich stürbende Wellen;
Wir schwanken und schwimmen,
Wir schweben und schaukeln
Ans Ufer hinan.

Und träber und träber
Vernehm' ich ein Säuseln,
Ein Rechzen, ein Bellen. —
Sind's Lüfte? Sind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geister den Kahn.

(Sie macht die Geberden als wenn sie ausstiege, den Fährmann bezahlte u. s. w.)

Doctor.
Ja! ja! wir sind nun angelander.
Laß uns nur sehn, wo wir ein Obdach finden.
Ob Jemand hier zu Hause sey.
(Er will nach der Thüre, sie hält ihn ab.)

Zeapine.
Zurück! zurück! das ist nun meine Sache!
Du wirst noch immer früh genug
Im diesen höllischen Palast
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an diesen Schwellen
Erst aus von meiner weiten bösen Reise.
(Sie scharrt den Schemel, worauf sie sich setzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.)
Und du, bleib hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlassen!

Doctor
(indem er vergebens versucht zu entkommen.)
Wie komm' ich zur Thüre!
Wär' ich eine Spinne!
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort;
Aber ich verliere,
Was ich auch ersinne.
Wenn ich sie nicht betriege,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Plutons Reich zu seyn,
Vor seiner Thür zu sitzen und zu ruhn.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten.
Ich will mir was Poetisches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelungen muß:
Ich stelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die ins Haus gehören,
Wird sie den Eingang nicht verwehren.
(Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt sie an.)

Wau! Wau!
Mach' Platz,
Mein Schatz.
Es giebt Verdruß!
Wau! wau! au! au!
Ich muß hinaus.
Ich muß ins Haus,
Ich bin der Cerberus.

(Da er ihr zu nahe kommt, giebt sie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.)

Zeapine (aufstehend).
(Der Doctor lährt auf und in die rechte Ecke.)
Der Hund erinnert mich.
Daß ich nicht länger warten soll.
Ja! ja! du Bösewicht,
Dein Maß ist voll!
Hervor mit dir! Sie haben Platz genommen.
Die hohen Richter und ihr Fürst.
Es sind so viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirst.
(Gegen den Vorhang gelehnt.)
Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr sie all' herbeigerufen,
Die Opfer dieses Erdenlohns?
Verdient er schon von euch Belohnung,
Daß er die öde kalte Wohnung
Mit Ecken reich besetzt;
Vergesset, daß ihr ihn als Unterhändler schätzt;
Wollt ihr parteiisch auch dem Arzt verargen,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entrieb er mir das Leben,
Ich stell' ihn euch als Mörder vor.

In eurem finstern Hause
Laßt Recht mir widerfahren.
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich schlepp' ihn bei den Haaren,
Ich zerr' ihn bei der Krause
Vor euern furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer.

Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geister sich scheu!

(Die Pantomime der vorhergehenden Arie giebt sich von selbsten. Am Ende wirft sie sich in den Sessel; er bindet ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Ohnmacht, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, geberdet sich ängstlich. Sie stößt von Zeit zu Zeit schmerzhafte Seufzer aus. Dieses stumme Spiel wird von Musik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Gesang fällt und Scapin zugleich sich von außen hören läßt.)

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Gebt bald vorüber,
Dient zur Gesundheit.
Sieh, ich beschwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unschuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erschallen,
Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.
(Er tritt herein.)

Doctor.

Ach mein Freund,
Sieh nur hier!
Diese Stirne,
Glaube von mir
Und von meinen Arzeneien
Umgebracht zu seyn.

Scapine.

Mein Auge sinkt in Nacht —
Ich sterbe!
Dieser hat mich umgebracht!

Doctor (zu Scapin).

Du glaubst es nicht.
Du kennest mich zu gut.

Scapin.

Ist's möglich — Herr! — Warum?
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!
Der Strafe sich nicht entziehe!
Der Tod giebt mir nur diese kleine Frist
Zu bitten: sey gerecht! —
Wenn du nicht sein Helfers-Helfer bist.

Vorige.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns sie überstehn?

Scapin.

Welche schwere Missethaten
Seh' ich geschehn!

Scapine.

Ach wohin — hin ich — gerathen?
Ach! das Licht — nicht mehr — zu sehn!
(Während der Tetzte's spricht sie eine Sterbende nach und liegt am Ende desselben für todt da.)

Scapin.

Sie ist todt! Ganz gewiß!
Es stockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine schreckliche Geschichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt! bleibe!
Beim heiligen Hippokrates,
Galenus und bei Sokrates,
Der am Versuch mit Schierling selber starb,
Bei allen Pfennigen die ich mir je erwarb,
Unschuldiger ist nichts auf meiner Hand gekommen
Als jenes Tränkchen, das sie eingenommen.
Nähm's einer auch zum Frühstück täglich ein,
Weder schlimmer, weder besser,
Sollt's ihm in seinen Häuten seyn.
Hier steht noch alles, wie ich's eingefüllt.
(Scapin tritt hinzu.)
Was giebt's? Was ist dein Blick so wild?
Dein Auge starrt! du zitterst! Rede, sprich!
Welch ein Gespenst erschrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieser Büchse steht
Arsenik angeschrieben.

Doctor.

A — Ar — Arsenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht seyn!

Scapin.

Ja wohl! Sieh her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückseliger! Wie kam sie da herab?

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug sie steht nun hier,
Und schwerlich läßt sich ein Versehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich stumm,
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin
(ihm die Büchse vorhaltend).

Sieh an! Sieh her!
Ist sey nun wie es sey.
Welch Unheil habt ihr angestiftet!
Das arme Mädchen ist vergiftet.

Sieh die Wänge dieser Wangen,
Sieh nur an die steifen Glieder!
Herr! Was habt ihr be gangen?
Ach er sank auf ewig nieder,
Dieser schöne holde Blick!

Hier ist es besser weit entfernt zu seyn.
Lebt wohl! Habt Dank! Gebenket mein!

Doctor.

Bedenke du, was ich an dir gethan!
Hier ist Gelegenheit, dein dankbar Herz zu zeigen:
Nimm deines guten Herrn sich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff' auch du kannst schweigen.
Sieh dieses schöne Paar Ducaten
Ist dein, wenn du sie zusammenrafft,
Sie mir aus dem Hause schafft.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Beim Himmel! wohl ein schöner Lohn!
Ist es ein Kleinod, was ich wage,
Wenn ich heut Nacht sie aus dem Hause trage?
Ich schwöre sie erst eine gute Strecke,
Marsch sie in den Kanal, lehn' sie an eine Ecke;
Ertappt man mich, obien du armer Tropf!
Was eure Kunst gethan, das büßt mein Kopf.

Doctor.

(geht nach der Schatulle, nimmt heraus).
Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willst du mir am gelbe dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.
Hier ſind zwanzig.
Scapin.
Kein Gedanke!
Immer weiter!
Doctor.
Ich erkranke,
Es verdirbt mir das Geſicht!
Nimm die dreißig —
Scapin.
Laß doch ſehen!
(Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geiß und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.)
Dreißig! Es wird nicht geſchehen,
Es iſt wider meine Pflicht!
Doctor.
Hier noch fünf und nun nichts drüber!
(Scapin läßt ſie in den Beutel fahren, dann wie oben.)
Scapin.
Glaube, mir iſt das Leben lieber,
Ich laufe! ich eile,
Ich ſag's dem Richter an.
Doctor.
Ach bleibe, verweile!
Was hab' ich dir gethan?
Scapin.
Wollt ihr, daß ich auf den Galgen
Warten ſoll?
Euer Warten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel.
Oder macht die funfzig voll.
Doctor.
Schönſter Theil von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.
Scapin.
Herr! Nun, habt ihr bald gethan?
Doctor.
Hier die funfzig! O ſchreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!
Scapin (bei Seite).
Schelte und brumme,
Wüthe und rede!
Ich habe das Geld.
Doctor.
Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.
Scapin.
Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeyd ihr ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrei' ich euch.
Doctor.
Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen,
Nur fort! nur gleich!
Scapin.
In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.
Doctor.
Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe
Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.
Scapin.
Sachte, ſachte
Bring' ich ſie fort.
Doctor.
Stille, ſtille
Bringe ſie fort!
(Er ſchieben ſie mit dem Sekel hinaus.)

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine
(kommt zur Thüre heraus und dreht ſich um).
Bin ich allein? Wie finſter hier und ſtille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt ſich gleich, wie hoher Götter Wille.
Selbſt die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o holde! holdes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Bindet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einſam langem Sehnen
Bringen auch verſchmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Luſt.
Nacht, o holde! —

Es ſchleicht mit leiſen Schritten
Die Liſt in deinen Schatten;
Sie ſuchet ihren Gatten,
Den Trug! — Im ſtillen Winkel
Entdeckt ſie ihn! — und freudig
Drückt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o holde! holdes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin
(tritt zur Seitenthüre herein).
Es kommt mit leiſen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten;
Erkennſt du deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er dich, und freudig
Drückt er dich an die Bruſt!

Scapine.
Wer ſchleicht mit leiſen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begann' ich meinem Gatten
In dieſem tollen Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Bruſt!

Beide.
Nacht, o holde! holdes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!
Laß den Schleier uns umweben,
Der um deine Schultern fällt.

Scapine.
Iſt's glücklich? iſt's gelungen?
Scapin.
Hier iſt das Geld errungen!

Scapine.

O ſchön! o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben.
(Zu Zost.)
Das iſt die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit, ich geh' mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgetragt.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt du? Vom ferne durch die Nacht
Ein Wetter zieht herbei. Der Donner mehrt das
Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Scapine (allein).

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören.
Wandle näher, Himmelsſtimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!

Rollet, Donner! Blitze, ſenget!
Was iſt über mich verhänget?
Wer verſtößt mich in die Nacht?

Scapin
(ſchaut vor Thüre hervor).

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich höre ihn oben ſchleichen.
Dein Toben hat ihn aus dem Bett gefeuret.
Nichts wird der Furcht, nichts dem Entſetzen gleichen,
Ein ſchwer Gericht iſt über ihn verhängt!

(Scapin ab. Scapine horcht und zieht ſich an die hintere Thüre zurück.)

Doctor
(mit einer Laterne).

Still iſt es, ſtille!
Stille, ſo ſtille!
Rauſt ſich doch kein Mäuschen,
Rührt ſich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt ſich doch und rühret ſich doch nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der ſo tobte, ſo ſauſte?
Still iſt es, ſtille!

Scapine
(zitternd, ganz leiſe, kaum vernehmlich).

Ach!

Doctor.

Hä?

Scapine
(mit verſtellter Stimme, doch immer leiſe).

Ach!

Doctor.

Was war das?

Scapine (lauter).

Weh!

Doctor
(an der Vordertreppe niederfallend).

O weh!

Scapine
(immer inwendig leiſe und geiſtermäßig).

Ach! zu früh
Trugen ſie
Mich ins Grab,
Ins kühle Grab.

Doctor
(immer an der Erde).

Ach ſie kommt wieder;
Denn in dem Sack
Trug ſie mein Doctor
Schon lange davon.

Scapine (wie oben).

Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Beſammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor
(der ſich aufzuheben ſucht und wieder hinfällt).

O! wär' ich von hinnen!
Wo ſind' ich die Thüren?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh ſollt' ich ſterben,
Frühe vergehen.
Beſammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach ich muß ſterben,
Ich muß vergehen.
O ihr ihr Himmel,
Es wäre ſchon Tag!

Scapine
(im weiten Schleier an die Thüre tretend).

Welch ein Schlaf! Welch Erwachen!
Ein ſchauerlicher Ort, ein traurig Licht!
(Sie kommt weiter hervor.)
Wie trüb' iſt mir's,
Mir ſchwankt der Fuß,
Wie matt!
(Sie erblickt den Alten auf der Erde.)
Ihr Götter! welch ein Nachtgeſpenſt!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Geſpenſt wird mich gewahr —
Laß ab! Quäle mich nicht,
Unruhiger, unſtillbarer Geiſt!
Ich bin an deinem Tode nicht ſchuldig.
Oh! — Weh mir, weh!

Scapine (wankend).

Weh mir
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Nehe! wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor
(indem er aufſteht).

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Wo nun erkenn' ich hin! Weh mir,
Groß meine Noth und meine Qual nicht enden!
Ich lebe noch und bin in deinen Händen!

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben.
Vollende was du gethan!

Doch wie? In deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! Rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!
Ich weiß, du kannſt was keiner kann;
Ich will dir's hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,
So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen fleh' ich's an!

Doctor.

Gerne, alles ſteht zu Dienſten, was ich habe.
Steh' nur auf!
Theriak! Mithridat!
Komm herauf! komm mit!
(Im Begriff ſie wegzuführen hält er inne.)
Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.
(Bei Seite.)
Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus.
Der Böſewicht!
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen.
(Laut.)
Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte.
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit dir davon.
Und laufe was du kannſt,
Sobald nur möglich iſt
Dein Bette zu erreichen.
(Er will fort.)

Scapine.

Halte, halt!
Du redeſt nicht wahr.
Du ſprichſt nicht ehrlich,
Ich merke dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Nein, nichts ſoll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrei thut nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doctor.

Still, ſtille! laß dich halten!
Du biſt nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Verſäum' ich.
Ich fühle ſchon den Tod.

Doctor.

O Mißgeſchick!
Mach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift.
Und habe von dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe;
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch etwas bleibe,
Ein elend bald verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor

Weißt du auch was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weißt du auch was das heißt,
Vergiftet ſeyn?
Nein, nichts ſoll mich halten:
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren ſich die Qualen.
Meinſt du, es ſey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmal zu bezahlen!
Himmel das iſt zu viel!
(Auf den Knieen.)
Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie ſind mit einem Male
Fort! hin! fort! hin!
(Er nöthigt den Alten nach dem Gelde zu gehen.)

Scapin (der hervor tritt).

(Zu Ihrel.)
Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht ein;
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Klugen erfreun!
(Da ſie den Alten hören verdrängt ſich Scapin.)

Doctor

(mit einem Beutel).

Laß mich noch an dieſem Blicke
Mich an dieſem Klang ergetzen!
Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt;
Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach! du nimmſt mein Leben hin.
(Den Beutel an ſich drückend)

Marcus.

Und wie und was verlangst denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kürzlich sagen thu':
Es ist mit eurer Schriften Art,
Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern schwer,
Das Silber fein geprobet sehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürst der münzt sie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort cursiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Gesellschaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unser einer,
Geputzt, gestutzt, glatt, — 's gilt sonst keiner
Im seidnen Mantel und Krägleín flink,
Das ist doch gar ein ander Ding!

Lucas der Mahler.

Möcht' mich in dem Costume sehn!

Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach du Reſt von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine
(die unter voriger Arie ſich ſehr ungeduldig bezeigt).
Glaubſt du, daß mir armem Weibe
Nicht beim Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?
(Sie reißt ihm den Beutel weg.)
Iſt's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor
(nimmt die Laterne auf und leuchtet).
Welcher Schmerz!

Scapine.
Ganz und gar
Iſt's vollbracht.
Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!
(Sie eilt nach der Thüre, der Alte ſteht ihr verdrüßlich nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.)
Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette.
Und träume die Geſchichte,
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin (hervor tretend).
Geh, Alter, geh zu Bette!
(Zu Zwei.)
Geh zu Bette!

Scapin.
Und träume die Geſchichte!
(Zu Zwei.)
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.
Was iſt das?
Was ſeh' ich?
Was hör' ich da?

Beide.
Höre nur und ſieh:
Das Geld war unſer,
Und iſt es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.
Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?
Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn, herbei!
Ich werde beſtohlen.

Scapine (zu Scapin.)
Eile! O eile,
Die Wache zu holen,
Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.
Diebe!

Scapine
(wirft ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Krüppels annimmt).
Gift.

Doctor.
Diebe!

Scapin.
Rattenaaſt!

Scapine (mit Zuckungen).
Ich ſterbe!
Ai!

Doctor.
Still!

Scapine.
Ai! Ai!

Doctor.
Still! Still!

Scapine.
Ich ſterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es tuewet, es drücket,
Ich ſterbe, mich erſticket
Ein kochendes Blut!
Ich ſterbe!

Doctor.
Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!
Scapine (an der einen), Scapin (an der andern Seite).
Hört ihr die Mänze?
Hört ihr ſie klingen?
(Sie ſchütteln ihm mit dem Beutel vor den Ohren.)

Scapine.
Kling ling!

Scapin.
Kling ling!

Beide.
Kling! ling! ling!

Doctor.
Mir will das Herz
In dem Buſen zerſpringen!

Beide.
Kling ling! Kling ling! ling!

Doctor.
Diebe!

Beide.
Mörder! Gift!

Scapine
(in der Stellung wie oben).
Ich ſterbe!

Doctor.
Stille! Stille!

Scapine.
Wer muß nun ſchweigen?

Scapin.
Wer darf ſich beklagen?

Doctor.
Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beide.
Mörder!

Doctor.
Stille! Still!

Beide.
Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?
Kling ling!

Scapine
(in der vorigen Stellung).
Ich ſterbe!
Mir ſiedet das Blut!

Doctor.
Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine.

O weh!

Doctor.

Ich weiß nicht, ſagen ſie?
Ich weiß nicht, betrügen ſie?
Ich weiß nicht, ſind ſie toll?

Beide.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur, ſeht!
Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Ach er rennt
Sich ſelbſt nicht mehr!
Ach es iſt um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beide.

Keine Verlegenheit
Sieht uns an.

Scapin.

Ai!

Doctor.

Stille!

Beide.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diene!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beide.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Send doch beſcheiden!
Gebt, legt euch ſchlafen!
Träumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Die ungleichen Hausgenoſſen.

Singſpiel.

Fragmentariſch.

1789.

Scenario.

Erſter Act.

Roſette.
Roſette. Flavio.
Poet.
Roſette. Flavio.
Pumper.
Roſette. Flavio.
Poet. Pumper.
Roſette. Flavio. Poet. Pumper.

Zweiter Act.

Baronneſſe. Arie. Adagio.
Baronneſſe. Poet. Duett. Romanze.
Baronneſſe. Baron. Pumper. Bedienten. Terzett. eigentlich Haupt-Arie des Barons.
Baronneſſe. Baron. Gräfin. kreiſches Terzett.
Baronneſſe. Gräfin.
Die Vorigen. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. Finale.

Dritter Act.

Gräfin. Baron. Arie. Allegretto. (Er will den Flavio gern haben.)
Gräfin. Roſette.
Roſette. Flavio. Zärtlich Duett. Vorher Arie. Andantino.
Die Vorigen. Gräfin. Unterredungen Terzett.
Gräfin.

Vierter Act.

Poet. Muſik. Hauptpartie des Poeten.
Pumper. Janitſcharen-Muſik.
Beide.
Baronneſſe. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. NB. Baron Hauptpartie.
Die Vorigen. Gräfin. Roſette. Flavio. Finale. Vaudeville.

Fünfter Act.

Roſette. Adagio.
Roſette. Bei Seite Poet.
Roſette.
Roſette. Bei Seite Pumper.
Roſette. Poet. Pumper. Terzett.
Alle. Finale.

Erſter Act.

Paris.

Roſette.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume
Verbergt meine Freude,
Verbergt mein Glück!

Er kommt! er kommt! Ich ſah ihn von dem Pferde ſteigen, wie friſch, wie flink! Er bringt gewiß die gute Nachricht daß die Gräfin, ſeine Gebieterin, noch heute unſer Hand mit ihrer Gegenwart beglücken werd. Welche Freude! ihrer Schweſter der Baronneſſe, meiner gnädigen Frau; welch Vergnügen! ihrem Schwager dem Baron; und welche Wonne mir! Und mir: warum? Geliebte, zartes Herzchen, der Bote freut dich mehr, mehr als die Botſchaft die er bringt. Er kommt mir nah: er iſt mir weg! Ich muß, um mich zu faſſen, noch einen Augenblick in dieſe Büſche gehen. Ja, Flavio, du haſt in meinem Herzen zu viel gewonnen: Ich darf es mir, dir darf ichs nicht geſtehen.

(Sie geht ab.)

Flavio.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung, ſind's Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte
Entdeckt mir mein Glück!

Wo biſt du? ſtehe nicht vor mir, wo biſt du? ſchönes ſüßes Kind: So hab' ich nie gerittten, nie ſo toll gejagt als ſeit ich dieſes Schloß von fern erblickte. Ja, es iſt wahr, mehr als ich ſelber glaubte, ich liebe ſie! Und die Entfernung, das Geräuſch der Welt, die Luſt des Lebens hat jenen ſanften ſtarken erſten Eindruck nicht geſchwächt. In deiner Nähe bin ich der ſeichte Menſch nicht mehr; ja, ja ich liebe dich! O komm, o komm! und laß ein zärtliches Geſtändnis dir nicht zuwider ſeyn. Ich höre rauſchen, gehen — ja ſie iſt's.

Roſette (tritt auf.)

Flavio. Willkommen ſchönes Kind!

Roſette. Mein Herr, willkommen! Es freut mich Sie zu ſehen.

Flavio. Und mich entzückt es.

Roſette. Wird Ihre gnädige Gräfin bald hier ſeyn?

Flavio. Binnen wenig Stunden. Zwar ich ließ sie weit zurück und eilte, wie sie befahl, voraus, die Nachricht ihrer Ankunft hierher zu bringen; doch veränderte sie die Eile mir nicht zu befehlen.

Rosette. Wo kommen Sie jetzt her?

Flavio. Gerade von Paris.

Rosette. Nach diesem deutschen Ritterstiefe? Gewiß um des Contrastes willen!

Flavio. O nein! Die Gräfin liebet ihre Schwester so sehr und sehnt sich so nach ihr, daß selbst die Hauptstadt ohne sie ihr einsam scheint.

Rosette. Doch Ihnen, die Sie keine Schwester haben?

Flavio. Ach mir! — Sie wissen nicht, Sie glauben nicht —

Rosette. Nur eins gestehen Sie: Hat nicht die Baronesse in Briefen oft geklagt?

Flavio. Worüber?

Rosette. Verstellen Sie sich nicht! Ich weiß die Gräfin hat Vertrauen auf Sie.

Flavio. Nun ja, ich weiß es wohl; die Baronesse ist nicht ganz mit dem Gemahl zufrieden, nach der Gemahl mit ihr. Es ist recht lustig oder traurig wie man's nimmt, zu lesen wie sie beide sich verklagen; und doch, sie scheinen sich einander herzlich gut.

Rosette. Das sind sie auch und sind recht herzlich gute Leute.

Flavio. Allein warum verträgt sich ihre Güte nicht? Das ist mir einmal unbegreiflich.

Rosette. Und doch sehr einfach.

Flavio. Nun?

Rosette. Wie soll ich sagen was leicht zu sagen ist: sie sind nicht gleichgestimmt, sie finden nichts was sie vereinigt, und da sie keine Kinder haben, so hat — gefleh' ich's geradezu und sage frei den rechten Namen — so hat ein jedes seinen eigenen Narren.

Flavio. Schon gut, sie werden schon verschiedener Art, an Schellenkapp und Jacke sich nicht ähnlich seyn.

Rosette. Erinnern Sie sich nicht vom vorigen Male, da Ihre Gräfin wenig Tage nur bei uns blieb —

Flavio. Nicht einer einzigen Gestalt als Ihrer erinnere ich mich von jener Zeit. Ich war noch viel zu flüchtig, viel zu jung und stümmerte in keinem Hause mich um etwas anderes als um meine Freude; und wo ich Wein und schöne Augen fand, war übrigens die innere Verfassung und Herr und Frau und Knecht vor meinen Blicken sicher.

Rosette. Der Baronesse Günstling ist ein Poete, . . . genannt, der sonst nicht übel ist. Ich leugne nicht daß er zuweilen recht gute Verse macht und artig singt; allein an ihm ist unerträglich daß alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, daß er zu jeder Zeit empfindet. Er fährt rechts und links die Schönheit der Natur; kein Baum darf unbewundert grünen oder blühen, kein Stern am Horizont heraus, die Sonne sich nicht zeigen; und der Mond beschäftigt ihn nun gar vom ersten Viertel bis zum letzten.

Flavio. Und dann das Schönste der Natur, die reizende Gestalt Rosettens.

Rosette. Sie beschämen mich. Ja wohl empfindet er, wenn er mich liebt, wie er versichert, gar unnennbare Empfindungen; doch leider macht es mich nicht froh; ein jedes Frauenzimmer wirft auf sein zartes Herz wie jeder Stern. Still, still! er kommt. Ich flechte mich hier hinter diese Büsche, daß er uns nicht zusammen trifft.

Flavio. Ich gehe mit.

Rosette. Nein, nein! erlauben Sie. In jenem Busche gegenüber ist auch ein guter Anstand für den Jäger. Bemerken Sie ihn wohl, er kommt er singt.

(Sie verstecken sich auf zwei verschiedenen Seiten.)

Poet.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick,
Verkannt von der Menge
Ich ziehe ins Enge
Mich stille zurück.
O zärtliche Seele,
O schwerste, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verzeihe dem Glück!

Was seh' ich hier, o weh! Ein armes Thier so grausam hintergangen. Wie? ist dies Elysium, der schönsten Seele reiner Himmelssitz, vor euren mörderischen Satzungen nicht sicher? O zarte Geweiherin, so achtet man dein.

Rosette. Nun sehen Sie den Herrn Immensus, da haben Sie ein Beispiel: die Drossel, die hier an der Schlinge hängt, macht ihm Entsetzen. Es ist wahr, dies ist der Platz an dem die Baronesse sich gar oft gefällt, den sie sich angepflanzt, den sie gebeutigt. Sie liebt die Jagd nicht, liebt nicht daß vor ihren Augen man tödte. Drosseln würge. Und doch ward hier gestossen. Schlingen stellt man auf, man sucht mit Hunden durch. Das alles thut der Baron, gar nicht um sie zu kränken, er denkt sich nichts dabei; allein nun gibt der zarte Sänger hin und schreit von Greuel, von Barbarei der Baronesse vor und malet einen Vogel der erstickt so ganz erbärmlich aus; dann giebt es . . . und Thränen.

Flavio. Das kann nichts gutes werden.

Rosette. Wenn nun grade der Baron den Widerpart von diesem Dichter in seinem Dienste hegt.

Flavio. Nun ja, da mag es gute Scenen geben. Wer ist denn der?

Rosette. Ein sonderbarer Kerl, ein alter treuer Diener. Schon bei dem seligen Herrn stand er in Gunst; mit dem Baron hat er in drei Campagnen tapfer sich gehalten, das Maul ist ihm der Quere gewachsen daß er nicht ganz vernehmlich spricht. Er ist ein ganzer Jäger, zuverlässig wie Gold, und plump wie jener zart ist; kurzgebunden, langentsetzt. Er kann nie sich über seinen Freund erklären, seinen Feinden nie verzeihen; gefällig und wieder stockig ohne gleichen. Er unterscheidet sich vorzüglich in einem einzigen Punkte von einem Menschen der bei Sinnen ist.

Flavio. Ich bin begierig diesen Punkt zu wissen.

Rosette. Er sagt es gerade wie er's denkt. So spricht er nun auch gerade von sich selbst, von seiner Treue, seiner Tapferkeit, von seinen Thaten, seiner Klugheit, und was sein größtes Unglück ist: er glaubt von einem großen Hause herzustammen, das ich denn auch nicht ganz unmöglich halte. Das alles giebt Gelegenheit ihn bundertmal zum Besten zu haben, ihn zu mystificiren, ihn zu mißhandeln; denn so unendlich ist seine Natur in Redlichkeit befangen, daß er nach tausend tollen, groben Streichen noch immer traut und immer alles glaubt. Wer raufet? Ja er kommt, er ist es selbst. Geschwind an unsere Plätze, sonst überrascht er uns.

Flavia (zum Ihr nach). Entfernen Sie mich nicht von Ihrer Seite.

Violette. Nein nein, mein Herr! dort, dorten iſt Ihr Platz.

Pumper
(mit einer Flinte, Hafen und Feldhühnern).
Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick;
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Zur Küche zurück.
Hier ſind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen:
Es lebe der Jäger,
Es lebe ſein Glück!

Violette. Nun, wie gefällt der Freund?

Flavia. Das heiß' ich mehr Original ſeyn als erlaubt iſt.

Violette. Den kennen Sie nun auch .... derb, eigen, ſteif und krumm, ein bischen toll, nichts weniger als dumm. Wie oft verſtändigt ſich der gnädige Herr an ihm: man läßt ihn lang als Cavalier behandeln, giebt aus des ſeligen alten Herrn Garderobe ihm reiche Kleider, friſiert ihm die tollſten Perrücken auf den Kopf, und treibt es ſo daß er ſich ſelbſt gefällt. Sie haben ihm ſogar, als ihm' es von dem durchlauchtigen Vetter, den er zu haben wähnt, mit vielen Ceremonien ein Ordensband und einen Stern geſchickt; ſo muß er ſich denn der Geſellſchaft präſentiren, ſich mit zu Tiſche ſetzen. Und wie's ihm wohl in ſeinem Sinne wird, dann gabt es Glas auf Glas, man füttert ihn mit leckern Speiſen faſt zu Tode. Der arme Kerl erträgt's nicht und fällt um. Man zieht ihn aus, legt einen ſchlechten Kittel ihm an, bemalt ihm das Geſicht mit Ruß, ſchießt ihm Piſtolen vor den Ohren los, jündet Schwamm ihm in der Taſche an. Mich wundert daß er noch nicht völlig raſend oder todt iſt.

Flavia. Ich kann mir denken wie die Baronneſſe leidet.

Violette. Unglücklicher kann niemand werden, als ſie's bei dieſen Scherzen iſt. Oft habe Tage lang bei ſie geweint, ſie bauert mich und ich weiß nicht zu helfen.

Flavia. Ich höre ſie von ferne wiederkommen.

Violette. Sie ſind in Eereit, geſchwind uns zu verbergen! Ich komme dann von dieſer Seite. Sie von jener, begrüßen ſie und und, als hätten wir ſie erſt, als hätten wir uns nicht geſehen.

(Sie verſteden ſich wie oben.)

Pumper läuft dem Poeten nach und hält ihm die Droſſeln vor's Geſicht.

Pumper.
Thorten Sie doch mein Vergnügen,
O der zarte Herr von Butter!
Alle Vögel kann er fliegen
Keinen Vogel braten ſehen.

Port.
Welch ein grauſames Vergnügen!
Mit dem ſchönen eignen Futter
Dieſe Thierchen zu betrügen,
Gräßlicher kann nichts geſchehen.

Pumper.
Euch erwartet mehr Vergnügen;
Wenn ſie mit der braunen Butter
Zierlich in der Schüſſel liegen
Werdet ihr ſie lieber ſehen.

Violette.
Pfui, ihr Herren, welch Vergnügen!
Immerfort die alten Tücken,
Stets ſich in den Haaren liegen,
Wie zwei Hähne dauſchen.

Port.
Und ich ſoll hier mit Entzücken
Seine todten Vögel ſehn?

Pumper.
Er kann nur mit ernſten Blicken
Einen todten Vogel ſehn.

Violette.
Unſer Koch wird mit Entzücken
Seine fetten Vögel ſehn.

Flavia (von ferne kommend).
Wenn nicht Ohr und Auge trügen
Soll mich dieſer Wald vergnügen.
(hervortretend).
Welch ein köſtliches Vergnügen
Allerſeits Sie hier zu ſehn!

Violette.
Unerwartetes Vergnügen.
Daß Sie wieder uns beglücken!
Werden wir uns nicht betrügen,
Iſt es unſerthalb geſchehn.

Port.
Dieſe Freude, dies Vergnügen
Kann ich meinem Herrn erwiedern.
(bei Seite, doch ſo, daß es allenfalls Pumper hören kann)
Leider! leider muß ich lügen,
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Pumper.
Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Nein, mir tränt's in allen Gliedern;
Nicht das mindeſte Vergnügen
Macht es mir Sie hier zu ſehn.

Flavia.
Läßt ſich treu und grob nicht ſchreiben?
Erſt ein Fremder das nicht rügen?
Ihn muß wundern, ſoll er leiden
Es empfangen ſich zu ſehn.

Violette (bei Seite).
Wie verberg' ich mein Vergnügen!
Dieſe Regung, dieſe Freude;
Ach, ich ſchwör', an meinen Zügen,
An den Augen wird er's ſehn.

Flavia (bei Seite).
Ihre Freude, ihr Vergnügen
Zeigt ſie ſittſam und beſcheiden;
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut ſie's herzlich mich zu ſehn.

Violette (bei Seite).
Wie verbirt' ich meinen Zügen?
Ach, ich ſchwör' er wird es ſehn.

Flavia (bei Seite).
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut ſie's herzlich mich zu ſehn.

Port (bei Seite).
Sicher wird er ſie betrügen.
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Pumper (allein laut).
Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Violette (laut).
Gern betrau' ich das Vergnügen
Sie, mein Herr, hier und zu ſehn.

Flavio (laut).
Welch ein himmliſches Vergnügen
Meine Schöne hier zu ſehn!

Port.
Wem verdankt man das Vergnügen
Sie aus Frankreich hier zu ſehn?

Pumper
(laut und vor ſich herumgehend).
Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Flavio.
Soll ein Fremder das nicht rügen
So empfangen ſich zu ſehn!

Roſette.
Wer wird eine Thorheit rügen!
Laſſen Sie den Narren gehn.

Flavio
(gegeneinander und zuſammen).
Welch ein himmliſches Vergnügen
Meine Schöne hier zu ſehn!

Roſette.
Ja, viel Freude, viel Vergnügen
Wieder Sie bei uns zu ſehn.

Port.
Ihm mißgönn' ich das Vergnügen
So empfangen ſich zu ſehn.

Pumper.
Ja ein herzlich Mißvergnügen
Macht es mir ihn hier zu ſehn.

Flavio.
Der Freude kann nichts gleichen:
In Freundſchaft und Vertrauen
Die Gegend anzuſchauen,
Die Gärten anzuſehn!

Roſette.
Ich muß zur gnäd'gen Frauen;
Doch wird die Sonne weichen,
Der Abend ſtille grauen,
Iſt erſt der Garten ſchön.

Port.
Sie wird ihn mir vergleichen,
Dieß iſt noch mein Vertrauen;
Wie wird der Flüchtling weichen,
Sie wird's mit Augen ſehn.

Pumper.
Der Bosheit kann nichts gleichen;
Das ſoll ich ruhig ſchauen,
Dem Schmetterling zu weichen,
Dem Paare nachzugehn.

Baroneſſe.
Ach wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Leiſe tönet meine Klage,
Ich verberge Wunſch und Triebe,
Einſam nähr' ich Schmerz und Wunde,
Traure mein verlornes Glück.

Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?
Heimlich nähr' ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Vierter Act.

Port mit Muſicis, **Pumper** hernach mit dem Regiments-Tambour, horchend.

Port.
Auf dem grünen Raſenplatze
Unter dieſen hohen Linden
Werdet ihr ein Echo finden
Das nicht ſeines Gleichen hat.
Uebet da die Serenade
Die der Gräfin
Heut am Abend
Sanft die Augen ſchließen ſoll.
Welch ſchöner Gedanke
Der zarten Baroneſſe.
Die göttliche Lina!
Sie iſt wie ein Engel
Gefälligkeitsvoll.
(Geht mit den Muſicis bei Seite.)

Pumper (hervortretend).
Auf dem großen Platz mit Sande
In der Läng' und in der Breite
Hadt ihr Raum für eure Leute.
Und da ſchlagt und lärmt euch ſatt.
Uebet mir das volle Stückchen
Das die Gräfin
Morgen frühe
Aus dem Schlafe wecken ſoll.
(Er geht mit dem Regiments-Tambour ab.)

(Serenade von blaſenden Inſtrumenten mit Echo, die dem folgenden Auftritt zur Begleitung dient.)

Port.
Es ſäuſelt der Abend,
Es ſinket die Sonne
Erquickend und labend
In Thau und in Monne;
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor.

O herrliche Sonne!
Du gleichſt der Gräfin
Die blendend gefällt.
Und Luna, du milder Stern,
Du gleichſt der holden Baroneſſe.

O Luna, ich vergeſſe
Der Sonne gar gerne.
O Luna, ich vergeſſe
In deinen ſanften Strahlen,
In deinem ſüßen Lichte,
Vor deinem Angeſichte
Der Sonne der Welt.

Nur ſachte, nur leiſe
Ihr Flöten, ihr Hörner,
Damit man das Rauſchen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Liſpeln
Des Lüftchens im Laube
Vernehme!

Ihr vollen Clarinetten
Nur leiſe, nur ſachte!
Ihr Hoboen, Fagotte,
Beſcheiden, beſcheiden!
Sachte! Leiſe!
Se! Se!
Damit man das Rauſchen
Der Wellen des Baches.

Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube,
Die leisesten Schritte
Der wandelnden Göttin
Vernehme!

Ja ich vernehme
Die Schritte der Göttin!
O näher und näher
Du himmlische Sohne,
Hier ruht Endymion!

Welch höllischer Lärmen
Zerreißt mir die Ohren!
O weh mir! ich sterbe,
Ich seh' mich verloren.
Die göttliche Stimmung
Zum Teufel ist sie!
Abscheuliche Töne!
Es kurschen, es grinzen
Tyrannische Söhne
Tyrannischer Prinzen.
Im ewigen Kerker,
In Höllen-Mustken,
Zum teuflischen Ton.

Pumper.

Nur lauter, nur stärker
Damit man es höre,
Nur laut, es erwachet
Kein Schläfer daran.
Nur ein bischen stark und stärker,
Sonst erwacht kein Mensch daran.

Tönet ihr Posaunen,
Ihr Trompeten bellt,
Donnert ihr Kartaunen
Daß der Himmel schallt,
Widmet eurer Stimme
. . . verbundne Macht
Eines Helden Grimme
Und dem Lärm der Schlacht.
Seinen Ruhm zu melden,
Fama töne du,
Schmeichlerin der Helden,
Dreifach laut dazu.

Poet.

In stillerern Ohren
Dich zu verehren
Verlangen die Musen,
Reinere Töne
Ertheilten sie mir.

Ich ehre, ich preise
Auf stillere Weise
Den Edlen, den Guten,
Die Tugend der Tugend,
Bescheidenheit hier.

Fünfter Act.

Nacht.

Rosette (allein).

Ach ihr seidnen süßen Blumen!
Habt ihr drum so spät geblühet,
Um an meinem bangen Herzen
Zu verblühen, meiner Schmerzen
Stille Zeugen an' zu sein.

Ja für mich hat er sie gepflücket,
Diesen Morgen, wie frisch! gebracht,
Und an diese Brust
Rasch mit einem Kuß gedrücket,
Und nun welken sie zu Nacht.
Im Gemisch von Schmerz und Lust
Beglückt,
Ach wohin soll ich mich wenden?
Begleitet mich,
Und mir, frisch aus seinen Händen,
Und wert lieber nun zerknickt.

Rosette.

Alba der hat mich in Verdacht
Als hätt' ich Flavio hierher bestellt.
Wart' nur, zum Glück ist's finstre Nacht,
Und es ist heilsam daß ich mich zerstreue.
Das soll mein krankes Herz verdauen
Mit doppelter Stimme den Eifersüchtigen zu betrügen.
Doch still! wer will mich noch belauschen?
Ich höre wieder was von dieser Seite rauschen.

Poet.

Rosette! Rosette!
Sie hört nicht, sie ist weiter,
Sie hat sich verlockt.
Ich sah wohl zum Garten
Verstohlen sie schleichen.
Ich wette, ich wette
Sie hat ihn bestellt.
Rosette! Rosette!

Sanftes Herz!
Welche Regungen bewegen
Deinen Gleichmuth, deine Ruhe?
Wie ein Sturm in fernen Wogen
Kündet sich in meinem Busen
Ein gewaltig Wetter an.
Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Fluth.
Rosette! Rosette!
Ich fasse mich nicht.
Ich sterbe vor Wuth!

Wie? in diesen tiefen Schatten,
Wo nur Götter sich begegnen sollten,
Lockt sie ihn! Sie! die undankbare
Den besten Garten,
Die das treuste Herz verdient.

Sie lockt ihn! den Franzosen.
O Schande, o Schmach!
O Schmach dem Vaterlande!
O allen Deutschen Schande!
Für diesen Franzosen
Send ihr, ihr schönen Rosen,
So sinnlich aufgeblüht?
Rache!
Ja Rache glühet selbst in Götterbusen auf.
Weh ihm wenn ich ihn finde!
Diese Hand . . . . .

Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Fluth.

Pumper.

Einen von ihren Burſchen
Hat ſie hierher beſtellt.
Ich ſah ſie leiſe ſpazieren.
Ich weiß ſchon wer ihr gefällt;
Doch will mir's nicht gefallen.
Ich gebe mein Ja nicht dazu.
Du ärgerſt mich vor allen,
O du Franzoſe, du!
Ein guter deutſcher Stock
Soll dir die Rippen waſchen,
Ich lehre dich
In unſerm Garten naſchen.

Roſette.

O glücklich! Der Zweite
Er kommt mir zurecht!
Betrieg' ich ſie Beide,
Das alberne Geſchlecht.
(Laut.)
O mein Geliebter! Beſter, biſt du nah?
(Als Flavie.)
Mein ſüßes Kind; hier bin ich, ich bin da.

Poet.

Hör' ich doch in jenen Landen
Ihre Stimmen ganz gewiß.

Pumper.

Allerliebſte Turteltauben,
Girrt ihr in der Finſternis!

Roſette.

O du mein Theurer,
Du meine Seele!
Des Lebens Freuden,
Des Lebens Schmerzen
Kenn' ich durch dich,
Fühl' ich um dich.

Pumper. Poet (bei Seite).

Warr', ich will es dir geſegnen!
Ihm kann ſie ſo ſchön begegnen,
Aber mir kein gutes Wort?

Roſette (als Flavie).

O meine Theure!
Wenn ich mich ſehne,
Wenn ſich die Freude
Mir drängt zum Herzen,
Iſt es um dich,
Iſt es durch dich.

Pumper.

Warr', ich will es dir geſegnen!
Warr', es ſollen Schläge regnen,
Iſt nur erſt das Mädchen fort.

Gräfin.

Pumper, nun wem wirſt du's bringen?

Pumper.

Wem? Der ſchönſten Gräfin. Ihnen.

Gräfin.

Was iſt ſachter als Mondeswandeln?
Was iſt leiſer als Katzentritte?
Was iſt heimlicher als . . . .
Was iſt —

Baron.

Stille!

Gräfin.

Was iſt —

Roſette.

Still!

Beide.

Du biſt ganz aus dem Geleiſe,
Ganz aus der Melodie.

Baron.

Jeder Narr hat ſeine Weiſe,
Seine eigne Melodie.

Gräfin.

Gut, ich nehm's als wohl geſungen
Und ich nehm's als wohl gelungen.

Leiſe iſt des Mondes Wandeln,
Doch des Lügen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre Luſt
— — — — — — —

Nimm du dich in Acht du Narr, ich fürchte dich zu erben,
Du warſt nur ſonſt als Narr bekannt,
Nun wirſt du klug und gar galant;
Gebt es ſo fort, ſo mußt du nächſtens ſterben.

Er muß für den Affront,
Den er uns angethan,
Erſt Schläge haben;
Dann kommt er.
Fordre Satisfaction
Auf Degen und Piſtolen,
Ja auf Kanonen!
Ich bin bereit.

---

an dieſem Weſen.
An dieſen Mienen leſen:
Du biſt zu groß geweſen;
Das wird nicht gut gethan.
Ein gar zu locktes Weſen
Steht keinem Prinzen an.

Roſette darf ſich ſetzen,
Ihre Durchlaucht erlauben das.

Nicht höflich genug geweſen,
Das wird nicht gut gethan.

Gnädiger Herr, wir ſind verlegen.

Hoffe, doch nicht meinetwegen?
Werden ſelbſt den Scherz verzeihn.

Das iſt der Herr von Pumper
Ba Ba Baron von Pumper
Der zur Geſellſchaft iſt.

Du biſt zu groß geweſen,
Du ſollteſt an dem Weſen
An ſeinen Mienen leſen;
Schau' nur wie dumm du biſt.

Ich hab' ihn nicht geheißen
Inkognito zu reiſen,
Und ein zu locktes Weſen
Steht keinem Prinzen an.

Durchlauchtigſter —

Flavie.

Keine Titel!
Dieſes iſt das beſte Mittel
Wie man mir gefallen kann.

Poet.

Hoher Gönner —

Flavio.

Nichts dergleichen!
Denn ich habe, nicht zu schweigen,
Für die Musen nichts gethan.

Da drückt' ich alle Hände,
Bot jeder Strauß und Kranz;
Dann schwang ich mich behende
Mit jeder mich im Tanz.
Mit allen Schelmen-Augen
Ich Schelmereien trieb,
Und leichte Lust zu saugen
War jede Lippe lieb.

Seit dreißig Jahren
Lockt diese Freude
Die ersten Thränen
Aus meinen Augen!
Laßt diese Freude
Mich nicht ersticken
— — — — — —

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Paris war, in Wald und Höhlen,
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wenn wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vielfach ist des Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

Amor stach sich mit dem Pfeile
Und war voll Verdruß und Harm,
Lief zur Freundschaft: heile! heile!
Faßte schluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er, ohne Dank und Wort,
Mit dem Leichtsinn wieder fort.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Schießest du nur weit vom Ziele,
Ganz erbärmlich geht es dir.

Dieser Narr ist an dem Ziele,
Du verdienst die Kolbe dir.

Er trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.

Wer trägt schwerer, als zur Mühle
Das geduldige gute Thier.

Der Zauberflöte Zweiter Theil.

Fragment.

Tag. Wald, Felſengroten zu einem erhabenen Portal zugehauen. Aus dem Walde kommen

Monoſtatos. Mohren.

Monoſtatos.

Erhebet und preiſet,
Gefährten, unſer Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Chor.

Es iſt uns gelungen,
Es half uns das Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Monoſtatos.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch was ſie uns befohlen,
Halb iſt es gethan.

Chor.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch was ſie uns befohlen,
Bald iſt es gethan.

Monoſtatos.

O Göttin! die du in den Grüften
Verſchloſſen mit dir ſelber wohnteſt,
Bald in den höchſten Himmelsklüften,
Zum Trug der ſtolzen Lichter, thronteſt,
O höre deinen Freund! höre deinen künftigen Gatten!
Was hindert dich, allgegenwärtige Macht,
Was hält dich ab, o Königin der Nacht!
In dieſem Augenblick uns hier zu überſchatten.
(Donnerſchlag. Monoſtatos und die Mohren ſtürzen zu Boden. Finſterniß. Aus dem Portal entwickeln ſich Wolken und verſchlingen es zuletzt.)

Die Königin (in den Wolken).

Wer ruft mich an?
Wer wagt's mit mir zu ſprechen?
Wer dieſe Stille kühn zu unterbrechen?
Ich höre nichts — ſo bin ich denn allein!
Die Welt verſtummt um mich, ſo ſoll es ſeyn.
(Die Wolken trennen ſich über das Theater aus und ziehen über Monoſtatos und die Mohren hin, die man jedoch noch ſehen kann.)

Woget ihr Wolken hin,
Decket die Erde,
Daß es noch düſterer,
Finſterer werde!
Strecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leiſe verhallt bang,
Ende den Nachtgeſang
Schweigen und Tod.

Monoſtatos und das **Chor** (in voriger Erſtarrung ganz leiſe).

Vor deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königin.

Sind ihr Getreuen mir
Wieder erſchienen?

Monoſtatos.

Ja, dein Getreuer
Geliebter, er iſt's.

Königin.

Bin ich gerochen?

Chor.

Göttin, du biſt's!

Königin.

Schlängelt, ihr Blitze,
Mit wüthendem Eilen,
Raſtlos die laſtenden
Nächte zu theilen!
Strömet, Kometen,
Am Himmel herniever!
Wandelnde Flammen
Begegnet euch wieder,
Leuchtet der hohen
Befriedigten Muth!

Monoſtatos und das **Chor.**

Siehe! Kometen
Sie fliegen herniever,
Wandelnde Flammen
Begegnen ſich wieder,
Und von den Polen
Erhebt ſich die Gluth.

(Indem ein Nordlicht ſich aus der Mitte verbreitet, ſteht die Königin wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen ſich Kometen, Himmelfeuer und Lichtballen. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie einen zwar grauenhaften, doch angenehmen Effekt machen.)

Monoſtatos.

In ſolcher feierlichen Pracht
Wirſt du nun bald der ganzen Welt erſcheinen;
Ins Reich der Sonne wirket deine Macht.
Pamina und Tamino weinen;
Ihr höchſtes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königin.

Ihr neugeborner Sohn iſt er in meinen Händen?

Monoſtatos.

Noch nicht; doch werden wir's vollenden,
Ich leſ' es in der Sterne wilder Schlacht.

Königin.

Noch nicht in meiner Hand? was habt ihr denn gethan?

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' just noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen
Und Bruder Marcus mit entwichen.

Des Lucas Ochs

kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lucas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

Die Evangeliſten mit ihrem Gefolg ab.

Monostatos.

O Göttin seh uns gnädig an!
In Jammer haben wir das Königshaus verlassen.
Nun kannst du sie mit Freude hassen.
Vernimm! — Der schönste Tag besteig schon seinen Thron.
Die süße Hoffnung nahte schon,
Versprach, der Gattentreue Lohn,
Den lang ersehnten, ersten Sohn.
Die Mädchen wanden schon die blumenreichsten Kränze,
Sie freuten sich auf Opferzug und Tänze.
Und neue Kleider freuten sie noch mehr.
Indeß die Fraun mit klugem Eifer wachten,
Und mütterlich die Königin bedachten —
Unsichtbar schlichen wir durch den Palast umher —
Da rief's: ein Sohn! ein Sohn! Wir öffnen ungesäumt
Den goldnen Sarg, den du uns übergaben.
Die Finsternis entstehnt, umhüllet alles Leben.
Ein jeder tappt und schwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genossen,
Der Vater sah noch nicht das holde Kind,
Mit Feuerbrand ergreif' ich es geschwind,
In jenen goldnen Sarg wird es sogleich verschlossen —
Und immer finstrer wird die Nacht.
In der wir ganz allein mit Tigeraugen sehen;
Doch ach! da muß, ich weiß nicht welche Macht.
Mit strenger Kraft uns widerstehen.
Der goldne Sarg wird schwer —

Chor.

Wird schwerer uns in Händen.

Monostatos.

Wird schwerer, immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden.

Chor.

Er zieht uns an den Boden hin.

Monostatos.

Dort bleibt er fest und läßt sich nicht bewegen.
Gewiß! es wirkt Sarastro's Zaubersegen.

Chor.

Wir fürchten selbst den Bann und flieh'n.

Königin.

Ihr Feigen, das sind eure Thaten?
Mein Zorn —

Chor.

Halt ein den Zorn, o Königin!

Monostatos.

Mit unverwandtem kaltem Sinn
Drück' ich dein Siegel schnell, daß niemand lösen kann.
Aufs goldne Grab und sperre so den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen sie den starken Liebling haben!
Da mag er ihre Sorge seyn!
Dort sieht die todte Last, der Tag erscheinet bange.
Wir ziehen fort mit verbundnem Gesange.

Chor.

Bläst die Mutter ja
Ein' sie den Sohn;
Rasse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Chor.

Bläst der Vater ja
Ein' er den Sohn;
Rasse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monostatos.

Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Ist federleicht der Sarkophag geworden.
Sie bringen ihn dem verdienstlichen Orden,
Der, stets in sich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt.
Nun muß mit List und Kraft dein Knecht aufs neue wirken!
Selbst in den heiligen Bezirken
Hat noch dein Haß, dein Fluch hat seine Kraft.
Wenn sich die Gatten freun, soll Wahnsinn sie berücken;
Wird sie der Anblick ihres Kinds entzücken,
So sey es gleich auf ewig weggerafft.

Königin, Monostatos und Chor.

Stehen die Eltern je
Stehn sie sich an;
Fasse die Seele gleich
Schauder und Wahn!
Stehen die Eltern je
Stehn sie den Sohn;
Reiße die Parze gleich
Schnell ihn davon!

Das Theater geht in ein Chaos über, daraus entwickelt sich

Ein königlicher Saal.

Frauen tragen auf einem goldnen Gestelle, von welchem ein prächtiger Teppich herabhängt, einen goldnen Sarkophag. Andere tragen einen reichen Baldachin herüber.

Chor.

Chor der Frauen.

In stiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Lust;
Ein Kind ist da, ein Sohn ist hier.
Und Kummer drücket die Brust.

Eine Dame.

So wandelt fort und stehet niemals stille.
Das ist der weisen Männer Wille,
Vertraut auf sie, gehorchet blind;
So lang ihr wandelt lebt das Kind.

Chor.

Ach armes eingeschloss'nes Kind
Wir wird es dir ergehen.
Dich darf die gute Mutter nicht,
Der Vater dich nicht sehen.

Eine Dame.

Und schmerzlich sind die Gatten selbst geschieden,
Nicht Herz an Herz ist ihnen Trost gegeben.
Dort wandelt er, dort weinet sie getrennt;
Sarastro nur verschafft dem Hause Frieden.

Chor.

O schlafe sanft, o schlafe süß,
Du längst erwünschter Sohn!
Aus diesem frühen Grabe steigst
Du auf des Vaters Thron.

Eine Dame.

Der König kommt, faßt und vom bannen wallen.
Im öden Raum läßt er die Klage schallen.
Thoren ahnet er die Oede seines Thrones;
Er sitzt nicht den Sarg des theuern Sohns.

(Sie gehen vorüber.)

Tamino.

Wenn dem Vater und der Mutter
Zart und frisch der Knabe lächelt,
Und die ungeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt,
Ja! dem Schicksal diese Gabe
Dankt er mehr als alle Habe:
Ach es lebt, es wird geliebt
Bis es Liebe wieder giebt.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach es lebt, es wird geliebt
Bis es Liebe wieder giebt.

Tamino.

Dämmernd nahet schon der Tag
In Aurorens Purpur-Schein.

Ach! ein grauſer Donnerſchlag
Hällt in Nacht die Freudenſcene,
Und was mir das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.
Die Frauen (in der Ferne).
Ach was und das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.
Tamino.

Ich höre ſie, die meinen Liebling tragen.
O kommt heran! Laßt uns zuſammen klagen!
O ſagt: wie trägt Pamina das Geſchick?
Eine Dame.

Es fehlen ihr der Götter ſchönſte Gaben.
Sie ſeufzt nach dir, ſie jammert um den Knaben.
Tamino.

O ſagt mir, lebt noch mein verſchloſſ'nes Glück?
Bewegt ſich's noch an ſeinem Zauberplatze?
O gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O gebt mir bald ihn ſelbſt zurück!
Damen.

Wenn mit betrübten Sinnen
Wir wallen und wir lauſchen,
So hören wir dadrinnen
Gar wunderlich es rauſchen.
Wir fühlen was ſich regen,
Wir ſehn den Sarg ſich bewegen,
Wir horchen und wir ſchweigen
Auf dieſe guten Zeichen.
Und Nachts, wenn jeder Ton verhallt,
So hören wir ein Kind, das lallt.
Tamino.

Ihr Götter! ſchützet es auf wunderbare Weiſe!
Erquickt's mit eurem Trank! nährt es mit eurer
Speiſe!
Und ihr beweiſt mir eure Treue.
Bewegt euch immer fort und fort!
Bald rettet uns mit heil'ger Weihe
Saraſtro's ihnen Götterwort.
Lauſchet auf die kleinſte Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem beſorgten Vater ja.
Tamino und Chor.

Und befreiet und errettet.
An der Mutter Bruſt gebettet,
Lieg' er bald ein Engel da.

Wald und Fels, im Hintergrund eine Hütte, an der einen Seite derſelben ein goldener Glockenſtuhl, an der andern ein Vogelherd.

Papageno, Papagena
(ſitzen auf beiden Seiten des Theaters von einander abgewendet).

Sie (ſteht auf und geht zu ihm).
Was haſt du denn, mein liebes Männchen?
Er (ſchweigt).
Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!
Sie.

Bin ich denn nicht dein liebes Hennchen?
Magſt du mich denn nicht länger ſehn?
Er.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!
Sie.

Er iſt verdrießlich! iſt verdrießlich.
Beide.

Die ganze Welt iſt nicht mehr ſchön.
Sie (ſetzt ſich auf ihre Seite).
Er (ſteht auf und geht in ſich).
Was haſt du denn, mein liebes Weibchen?
Sie.

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!
Er.

Biſt du denn nicht mein ſüßes Täubchen?
Will unſre Liebe ſchon vergehn?
Sie.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich.
Er (ſich entfernend).

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!
Beide.

Was iſt uns beiden nur geſchehn?
Er. Mein Kind! Mein Kind! laß uns nur ein bischen zur Vernunft kommen. Sind wir nicht recht undankbar gegen unſre Wohlthäter, daß wir uns ſo unartig geberden?

Sie. Ja wohl! ich ſag' es auch, und doch iſt es nicht anders.

Er. Warum ſind wir denn nicht vergnügt?

Sie. Weil wir nicht luſtig ſind.

Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitgeſchenk die koſtbare Flöte geſchenkt? mit der wir alle Thiere bethören, hernach die ſchmackhaften auffuchen und uns die beſte Mahlzeit bereiten.

Sie. Haſt du mir nicht gleich am zweiten Hochzeittag das herrliche Glockenſpiel geſchenkt? Ich darf nur darauf ſchlagen, ſogleich ſtürzen ſich alle Vögel ins Netz. Die Tauben fliegen uns gebraten ins Maul.

Er. Die Haſen laufen geſpickt auf unſern Tiſch! und Saraſtro hat uns die ergiebige Weinquelle an unſre Hütte herangezaubert — und doch ſind wir nicht vergnügt.

Sie (ſeufzend). Ja! es iſt kein Wunder.

Er (ſeufzend). Freilich! kein Wunder.

Sie. Es fehlt uns —

Er. Leider es fehlen uns —

Sie (weinend). Wir ſind doch recht unglücklich!

Er (weinend). Ja wohl recht unglücklich!

Sie (immer zunehmendem Weinen und Schluchzen). Die Söhnen,

Er (gleichfalls). Artigen,

Sie. Kleinen,

Er. Scharmanten,

Sie. Ja —

Er. Ja —

Sie. Papa —

Er. Papa —

Sie. Ach der Schmerz wird mich noch umbringen.

Er. Ich mag gar nicht mehr leben!

Sie. Mich däuchte, ſie wären ſchon da.

Er. Sie hüpften ſchon herum.

Sie. Wie war das ſo artig.

Er. Erſt einen kleinen Papageno.

Sie. Dann wieder eine kleine Papagena.

Er. Papageno.

Sie. Papagena.

Er. Wie ſind ſie nun geblieben?

Sie. Sie ſind eben nicht gekommen.

Er. Das iſt ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen!

Sie. Wär' ich nur eine alte Frau geblieben!

Beide. Ach wir Armen!

Chor (hinter der Scene).

Ihr guten Geiſtdyſe
Was trauert ihr ſo?
Ihr luſtigen Vögel
Seyd munter und froh!

Er.

Aha!

Sie.

Aha!

Beide.
Es klingen die Felſen,
Sie ſingen einmal.
So klangen,
So ſangen
Der Wald ſonſt und der Saal.

Chor.
Beſorgt das Gewerbe,
Genießet im Ruh,
Euch ſchenken die Götter —
(Pauſe.)
Er.
Die Pa?
Chor (als Echo).
Die Pa, Pa, Pa.
Sie.
Die Pa? Pa? Pa?
Chor (als Echo).
Pa, Pa, Pa, Pa.
Er.
Die Papageno's?
(Pauſe.)
Sie.
Die Papagena's?
(Pauſe.)
Chor.
Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.
Er.
Komm, laß uns geſchäftig ſeyn,
Da vergehn die Grillen.
Erſtlich noch ein Gläschen Wein —
(Sie gehn nach der Quelle und trinken.)
Beide.
Nun laß uns geſchäftig ſeyn,
Schon vergehn die Grillen.

(Er nimmt die Zither und ſetzt ſich um, als wenn er nach dem Wild ſähe. Sie ſetzt ſich in die kleine Laube an den Tragtherd und nimmt das Glockenſpiel vor ſich.)

Er (bläſt).
Sie (ſingt).
Laß, o großer Geiſt des Lichts!
Unſre Jagd gelingen.
Sie (ſpielt). **Beide** (ſingen).
Laß der Vögel bunte Schaar
Nach dem Herde dringen.
Er (bläſt).
Sie (ſingt).
Sieh! die Löwen machen ſchon
Friſch ſich auf die Reiſe.
Sie (ſpielt).
Er (ſingt).
Gar zu mächtig ſind ſie mir.
Sie ſind zähe Speiſe.
Er (bläſt).
Sie (ſingt).
Hör', die Wöglein flattern ſchon,
Flattern auf den Aeſten.
Sie (ſpielt).
Er (ſingt).
Spiele fort! Das kleine Volk
Schmeckt am allerbeſten.
Auf dem Felde hüpfen ſchon
Sahme fette Hühnchen.
Er (bläſt).
Sie (ſpielt und ſingt).
Blaſe fort! da kommen ſchon
Haſen und Kaninchen.

(Es erſcheinen auf dem Felde Haſen und Kaninchen. Indeſſen ſind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in Weg.)

Sie (ſpielt).
Er (ſingt).
Wär' ich nur die Bären los!
Die verwünſchten Affen!
Jene ſind ſo breit und dumm,
Das ſind ſchmale Laffen.
(Auf den Bäumen laſſen ſich Papageien ſehen.)
Sie (ſpielt und ſingt).
Auch die Papageien-Schaar
Kommt von weiten Reiſen.
Glänzend farbig ſind ſie zwar;
Aber ſchlecht zu ſpeiſen.
Er.
(hat indeſſen den Haſen nachgeeilt und einen erwiſcht und bringt ihn an den Löffeln hervor).
Sieh, den Haſen haſcht' ich mir
Aus der großen Menge.
Sie (hat indeſſen das Garn zugeſchlagen, in welchem man Vögel flattern ſieht).
Sieh, die fetten Vögel hier
Gartig im Gedränge.
(Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.)
Beide.
Wohl, mein Kind, wir leben ſo
Einer von dem andern.
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern.
Chor (unſichtbar).
Ihr luſtigen Vögel,
Seyd munter und froh.
Verdoppelt die Schritte;
Schon ſeyd ihr erhört!
Euch iſt in der Hütte
Das Beſte beſchert.
(Bei der Wiederholung fallen **Er** und **Sie** mit ein.)
Verdopple die Schritte,
Schon ſind wir erhört;
Uns iſt in der Hütte
Das Beſte beſchert.

Tempel.
Verſammlung der Prieſter.

Chor.
Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl.
Klüge ſchwanken, Weiſe fehlen,
Doppelt iſt dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sey des edlen Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entſcheiden,
Sprache Zufall auch einmal.

Saraſtro tritt vor dem Schluſſe des Geſangs unter ſie. Sobald der Geſang verklungen hat, kommt der **Sprecher** herein und tritt zu Saraſtro.

Der Sprecher. Vor der abendlichen Pforte unſerer heiligen Wohnung ſteht unſer Bruder, der die Pilgrimſchaft unſeres Jahres zurückgelegt hat und wünſcht wieder eingelaſſen zu werden. Er überſendet hier das gewiſſe Zeichen, an dem ihn erkennen kannſt daß er noch werth iſt, in unſere Mitte wieder aufgenommen zu werden.

(Er überreicht Saraſtro einen runden Kryſtall an einem Bande.)

Sarastro. Dieser geheimnißvolle Stein ist noch hell und klar. Er würde früh erscheinen wenn unser Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiedertretenden heran!

(Der Sprecher geht ab.)

Sarastro. In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Innerstes erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Ihne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wandrer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz jährlich einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu schicken. Das Loos entscheidet und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum ersten Mal auch in dem Falle, so wie jeder von euch, in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausspruche des Schicksals zu unterwerfen.

Der Sprecher mit dem Pilger tritt ein.

Pilger. Heil dir, Vater! Heil euch, Brüder!
Alle. Heil dir!

Sarastro. Der Krystall zeigt mir an daß du reines Herzens zurücke kehrst, daß keine Schuld auf dir ruht. Nun aber theile deinen Brüdern mit, was du gelernt, was du erfahren hast, und vermehre die Weisheit, indem du sie bestätigst. Wer allen aber warte noch ab, wem du deine Kleider, wem du dieses Zeichen übergeben sollst, wen der Wille der Götter für dießmal aus der glücklichen Gesellschaft entfernen wird.

(Er giebt dem Pilger die Angel zurück. Zwei Priester bringen einen tragbaren Altar, auf welchem ein flaches goldnes Gefäß steht. Der Altar muß so hoch sein, daß man nicht in das Gefäß hineinsehen kann, sondern in die Höhe reichen muß, um hineinzugreifen.)

Chorgesang.

Sarastro (der seine Rolle auseinander wickelt). Mich traf das Loos und ich zaudere keinen Augenblick mich seinem Gebote zu unterwerfen. In die Ahnung ist erfüllt. Mich entfernen die Götter aus eurer Mitte, um euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augenblicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindseliger Mächte wirksamer werden. Durch meine Trennung von euch wird die Schale des Guten leichter. Halter fest zusammen, dauert aus, lenkt nicht vom rechten Wege und wir werden uns fröhlich wiedersehen.

Die Krone gab ich meinem Sohn
Ich gab sie schon dem werthen Mann.
Die Herrschaft ist mir noch geblieben
Daß ich euch allen dienen kann.
Doch wird auch das mir nun entrissen;
Ich werd' euch heute lassen müssen
Und von dem heilig lieben Ort —
Ich gehe schon.
Leb wohl mein Sohn!
Lebt wohl ihr Söhne!
Bewahret der Weisheit hohe Schöne.
Ich gehe schon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

(Während dieser Arie giebt Sarastro sein Oberkleid und die dazugehörigen Abzeichen hinweg, die neben dem goldnen Gefäße weggetragen werden. Er empfängt dagegen die Pilgerkleider, das Band mit der Krystallkugel wird ihm umgehangen und er nimmt den Stab in die Hand. Hierin wird der Gesangtext zwischen den verschiedenen Theilen der Arie, jedoch nur so viel, als nöthig, Raum zu lassen wissen.)

Chor.

Wer herrschet nun
Am heilig lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

(Die Priester bleiben zu beiden Seiten stehen, der Altar in der Mitte.)

Sarastro.

Mir ward bei euch, ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum singet Freudenlieder,
Werft euch in Demuth nieder
Und gleich erbebt euch wieder,
Was auch der Gott gebieten mag.

Von euch zu scheiden,
Von euch zu lassen
Welch tiefes Leiden!
Ich muß mich fassen:
O harter Schlag! (Ab.)

Chor.

Ihr heiligen Hallen
Vernehmet die Klagen;
Nicht mehr erschallen
An heitern Tagen
Sarastro's Worte,
Am ernsten Orte
Im steten Pflichten
Zu unterrichten.
Es soll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In schöner Klarheit
Verbreitet werden.
Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht;
Doch uns ungiebt
Die tiefe Nacht.

Ein feierlicher Zug.

(Pamina mit ihrem Gefolge. Das Kätzchen wird gebracht. Sie will es, einer Vorbedeutung zufolge, der Sonne widmen, und das Kätzchen wird auf den Altar gesetzt. Getöse, Erdbeben. Der Altar versinkt und das Kätzchen mit. Verzweiflung der Pamina. Diese Scene ist dergestalt angelegt, daß die Schauspielerin durch Beihülfe der Musik eine bedeutende Folge von Leidenschaften ausdrücken kann.)

Wald und Fels.

Papageno's Wohnung.

(Sie haben große schöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuthen, daß besondre Vögel drinnen brüten mögen. Der Dichter muß sorgen, daß die bei dieser Gelegenheit vorfallenden Späße innerhalb der Gränzen der Schicklichkeit bleiben. Sarastro kommt zu ihnen. Nach einigen moralischen Aeußerungen über die Naturkräfte bringt ein niedriger Felsen aus der Erde, in dessen Innerm sich ein Feuer bewegt. Auf Sarastro's Anweisung wird auf demselben ein artiges Mal zurecht gemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Sarastro entfernt sich. Die Eier fangen an zu schwellen, eins nach dem andern bricht auf und drei Kinder kommen heraus, zwei Jungen und ein Mädchen. Zur ersten Betrachtung unter einander, so wie gegen die Alten, giebt zu dichterischen und musikalischen Scherzen Gelegenheit. Sarastro kommt zu

ihnen. Einige Worte über Erziehung. Dann erblickt er sein den traurigen Zustand, in dem sich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Verlassen des Küchchens sucht Pamina ihren Gatten auf. Indem sie sich erblicken, fallen sie in einen periodischen Schlaf, wie ihnen angetraut war, aus dem sie nur kurze Zeit erwachen, um sich der Verzweiflung zu überlassen. Sarastro heißt die munere Familie nach Hofe gehen, um die Verbindung durch ihre Scherze aufzuheitern. Besonders soll Papageno die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu versuchen. Sarastro bleibt allein zurück und erdenkt unter einer bedeutenden Arie den weiter liegenden Berg.)

Vorsaal im Palast.

Zwei Damen und zwei Herren (gehen auf und ab).

Tutti.

Stille daß niemand sich rühre, sich rege,
Daß der Gesang nur sich schlafernd bewege!
Wachend und sorgend bekümmert auch hier;
Krankt der König so kranken auch wir.

Dritte Dame (schnell kommend).

Wollet ihr das Neuste hören,
Kann ich euch das Neuste sagen;
Lange werden wir nicht klagen,
Denn die Mutter ist versöhnt.

Dritter Herr
(schnell kommend und einfallend).

Und man saget, Papageno
Hat den größten Schatz gefunden,
Große Gold- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erstes Tutti.

Stille, wie mögt ihr das Neue nur bringen?
Da wir die Schmerzen der Königin singen.
(Pause.)
Aber so redet denn, macht es nur kund.

Dritte Dame.

Wollet ihr das Neuste hören? —

Dritter Herr.

Und man saget, Papageno —

Dritte Dame.

Lasset euch das Neuste sagen —

Dritter Herr.

Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame
(schnell kommend und einfallend).

War Sarastro doch verschwunden;
Doch man weiß, wo er gewesen,
Kräuter hat er nur gelesen
Und er kommt und macht gesund.

Vierter Herr
(geschwind kommend und einfallend).

Ich verkünde frohe Stunden,
Alle Schmerzen sind vorüber;
Denn es ist der Prinz gefunden
Und man trägt ihn eben her.

Tutti
(der letzten vier, in welchem sie ihre Nachrichten verschränkt wiederholen).

Tutti
(der ersten vier).

Stille, wie mögt ihr die Mährchen uns bringen.
Helfet die Schmerzen der Herrscher besingen.
Wär' es doch wahr und sie wären gesund!
(Die letzten vier sollen ein, indem sie ihre Nachrichten immer verschränkt wiederholen.)

Papagena und Papageno
(die mit der Wache streitend herumringen).

Papageno. Es soll mich niemand abhalten.
Papagena. Mich auch nicht.

Papageno. Ich habe dem König eher Dienste geleistet als eure Bärte zu wachsen anfingen, mit denen ihr jetzo grimmig thut.

Papagena. Und ich habe der Königin manchen Gefallen gethan, als der böse Mohr sie noch in seinen Klauen hatte. Freilich würde sie mich nicht mehr kennen: denn damals war ich alt und häßlich, jetzo bin ich jung und hübsch.

Papageno. Also will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh da das gefiederte Paar! recht wie gerufen. (Zur Wache) Laßt sie nur! sie werden dem König und der Königin willkommen seyn.

Papageno. Tausend Dank, ihr Herren! Wir hören, es steht hier sehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es steht bei euch sehr gut aus.

Papageno. Bis es besser wird, mag es hingehen.

Dame. Ist's denn wahr daß ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papageno. Gewiß.

Herr. Goldne Straußeneier?

Papageno. Nicht anders.

Dame. Kennt ihr denn auch den Vogel, der sie legt?

Papageno. Bis jetzt noch nicht.

Dame. Es müssen herrliche Eier seyn.

Papageno. Ganz unschätzbar.

Herr. Wie viel habt ihr denn bis jetzt gefunden?

Papageno. Ohngefähr zwei bis dritthalb Schock.

Dame. Und alle massiv?

Papageno. Bis auf einige die lauter waren.

Herr. Allerliebster Papageno, ihr ließt mir wohl eine Mandel zukommen?

Papageno. Von Herzen gern.

Dame. Ich wollte mir nur ein Paar in mein Naturalien-Cabinet aufstellen.

Papageno. Sie stehen zu Diensten.

Dame. Dann habe ich noch ein Dutzend Freunde, alles Naturforscher, die sich besonders auf die edeln Metalle vortrefflich verstehen.

Papageno. Alle sollen befriedigt werden.

Herr. Ihr seyd ein vortrefflicher Mensch.

Papageno. Das wird mir leicht. Die Eier sind das wenigste. Ich bin ein Handelsmann und zwar im Großen, wie ich sonst im Kleinen war.

Dame. Wo sind denn eure Waaren?

Papageno. Draußen vor dem äußersten Schloßhofe. Ich mußte sie stehen lassen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls.

Papageno. Sie wußten gar nicht was sie fordern sollten.

Herr. Sie sind wohl sehr kostbar.

Papageno. Unschätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papageno. Freilich! sie gleichen sich von den Eiern her.

Herr (zur Dame). Wir müssen ihn zum Freunde haben, wir müssen ihnen durchhelfen.

(Mit Papageno und Papagena ab, dann mit beiden zurück. Sie tragen goldne Käfige mit bedeckten Körben.)

Papageno und Papagena.

Von allen schönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.

O höret was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf.

Papagena (einen herausſtaffirt).
Zuerſt beſehet den großen,
Den luſtigen, den loſen:
Er hüpfet leicht und munter
Vom Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papagena (den andern vorweiſend).
Betrachtet nun den kleinen,
Er will behaglich ſcheinen
Und doch iſt er der loſe
So gut als wie der große.
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papagena (das dritte zeigend).
O ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turteltäubchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne ſchmiegen
Und ewre Liebe kriegen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Beide.
Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehen zu allen Proben.
Sie lieben ſich bis zum Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Ehgel.
Wie artig ſind die Vögel!
Wie reizend iſt der Kauf!

(Er hängt von dem Componiſten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verſes meiſt durch die Kinder, theils durch die Alten und zuletzt vielleicht durch das ganze Chor der gegenwärtigen Perſonen wiederholen zu laſſen.)

Dame. Sie ſind wohl artig genug; aber iſt das alles?

Papagena. Alles, und ich dächte, genug.

Herr. Habt ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie wären mir lieber als die Vögel.

Papageno. Ich glaub's. Sollte man übrigens in dieſer wahrheitliebenden Geſellſchaft die Wahrheit ſagen dürfen, ſo würde man bekennen daß man ein wenig aufgeſchnitten hat.

Herr. Nun ohne Umſtände.

Papageno. So würde ich ſagen, daß dieſes unſer ganzer Reichthum ſey.

Dame. Da wär' ihr weit.

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon ſind nur die Schalen noch übrig. Denn eben dieſe ſind herausgebrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Dutzend ohne gefähr?

Papageno. Das war nur eine Nebenart.

Dame. Da bleibt euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübſches Mädchen, luſtige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du biſt alſo noch immer weiter nichts als ein Luſtigmacher.

Papageno. Und deßhalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieſer Spaß den König und die Königin erheitern?

Dame. Keinesweges. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papageno. Und doch hat mich Saraſtro deßwegen bergeſchickt.

Herr. Saraſtro? Wo habt ihr Saraſtro geſehn?

Papageno. In unſern Gebirgen.

Herr. Er ſuchte Kräuter?

Papageno. Nicht daß ich wüßte.

Herr. Ihr ſahet doch daß er ſich manchmal bückte.

Papageno. Ja, beſonders wenn er ſtolperte.

Herr. Er ein heiliger Mann ſtolpert nicht; er würde ſich verſündigen.

Papageno. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er ſuchte Kräuter und vielleicht Steine, und kommt hieher König und Königin zu heilen.

Papageno. Wenigſtens heute nicht; denn er hat mir ausdrücklich, nun ihm Palaſte zu geben, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und denn Erwachen von Ihro Majeſtäten gleich die ſanfteſte Melodie anzuſtimmen, und dadurch ihren Schmerz wenigſtens eine Zeitlang aufzuhalten.

Dame. Man muß alles verſuchen.

Herr. Es iſt eben die Stunde des Erwachens. Verſucht euer möglichſtes. An Dank und Belohnung ſoll es nicht fehlen.

Pamina und **Tamino**
(unter einem Donnerwetter auf zwei Seſſeln ſchlafend).

(Man wird, um den pathetiſchen Eindruck nicht zu ſtören, weil die Papagena mit den Kindern abreiſen laſſen, auch Papagena, der die Alte bläſt, hinter die Couliſſe, wenigſtens halb verbergen und nur von Zeit zu Zeit ſich ſehen laſſen.)

Pamina
(auf den Ton der Flöte erwachend).
An der Seite des Geliebten
Soll entſchlafen, ſanft erwachen,
Gleich zu ſeyn dem holden Bild;
(Papagena bläſt auf zu blaſen und horcht.)

Tamino (erwachend).
Ach das könnte den Verlieben
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber, ach, was führt mein Glück!

Chor.
Papageno blaſe, blaſe!
Denn es kehret der Schmerz zurück.

Pamina
(aufſtehend und herumſtolpernend).
Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben,
Nach der Mutter ſanftem Gnaden
Wieder in das raſche Leben
Und zur Pflicht, o welche Luſt!

Tamino
(aufſtehend und herumſtolpernend).
Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der milden wohlberathen
Sich der heitern Tugend weihen,
O wie hebt es meine Bruſt!
(Sie umarmen ſich. Pauke, beſonders der Alte.)

Chor.
Papageno, laß die Alte
Nicht von deinem Munde kommen!
Halte nur noch dießmal aus!

Papagena.
Laßt mich nur zu Athem kommen!
Denn er bleibt mir wahrlich aus.

Tamino und Pamina
(ſich von einander entfernend).
Ach was hat man uns genommen!
O wie leer iſt dieſes Haus!

Chor.
Mole. Papagene, Mole,
Halte nur noch dießmal aus!
(Papagene ſtürzt.)

Tamino und Pamina
(ſich einander freundlich nähernd).
Nein, man hat uns nicht genommen,
Gretz und treich iſt unſer Haus!

Papagene.
Ach mir bleibt der Athem aus!

Chor.
Halte nur noch dießmal aus!

Pamina und Tamino.
O wie leer iſt dieſes Haus!

(Es iſt wohl überflüſſig zu bemerken, daß es ganz von dem Componiſten abhängt, den Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung, nach Anlaß verſchiedener Verſe, zu verſchönern und zu vertiefen.)

(Es kommen Prieſter. Es wird von dem Componiſten abhängen, ob derſelbe nur zwei oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das letzte an. Sie geben Nachricht, wo ſich das Kind befinde.)

Prieſter.
In den tiefen Erdgewölben
Hier das Waſſer, dort das Feuer,
Unerbittlich dann die Mächter,
Dann die wilden Ungeheuer,
Zwiſchen Leben, zwiſchen Tod,
Halb entfleuchet
Von Durſt gequälet
Liegt der Knabe.
Hört ſein Flehen!
Weh! ach er verſchmachtet ſchon.
Retter! rettet euern Sohn.

Alle.
Welche Stille, welches Grauſen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes fernes Sauſen!
Welch ein tiefbewegtes Brauſen!
Wie der Sturm im fernen Meer.
Immer lauter und der Ferne
Hör' ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den gold'nen
Heitern Himmel,
Und die Sterne
Schwinden ſchon vor meinem Blick.

Unterirdiſches Getöſe. In der Mitte der Altar mit dem Lämpchen, wie zu vorigem. An zwei Pfeilern ſehen gewaffnete Männer gelehnt und ſchlafen zu ſchlafen. Von oben gehen Ketten herab, woran die Löwen gefeſſelt ſind, die am Altare liegen. Alles iſt dunkel, das Lämpchen iſt ausgebrannt und beleuchtet die Scene.

Chor (unſichtbar).
Wir richten und beſtrafen.
Der Wächter ſoll nicht ſchlafen.
Der Himmel glüht ſo roth.
Der Löwe ſoll nicht raſten,
Und ſchnell ſich der Raſen,
Er ſey der Knabe todt.
(Die Löwen richten ſich auf und gehen an den Ketten hin und her.)

Erſter Wächter
(ohne ſich zu bewegen).
Bruder, wachſt du?

Zweiter
(ohne ſich zu bewegen).
Ja Bruder.

Erſter.
Sind wir allein?

Zweiter.
Wer weiß.

Erſter.
Wird es Tag?

Zweiter.
Vielleicht ja.

Erſter.
Kommt die Mache?

Zweiter.
Sie iſt da.

Erſter.
Die Zeit verweilt.

Zweiter.
Aber wie?

Erſter.
Schlägt die Stunde wohl?

Zweiter.
Und nie.

Zu Zweien.
Vergebens! ermahnet
Ihr euch da droben ſo viel.
Es kennet der Menſch, es glaubet
Vor ihm das beweglichſte Ziel.
Er jaget und jaget vergebens
Am Vorhang, der ſchwebt auf des Lebens
Getümmels, auf Tagen und Nächten rudt.
Vergebens freut er in die Luft,
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt ihm finſter,
Die Gruft wird ihm helle;
Doch wechſelt das Helle
Mit Dunkel ſo ſchnelle.
Er ſteigt herunter
Er dringt hinan;
Er irret und irret
Vom Wahne zu Wahn.

(Der kleine Vorhang öffnet ſich. Decoration des Waſſers und Feuers wie in der Zauberflöte. Links das Feuer, eine kleine freie Erhöhung, wenn man die durchgegangen iſt, alsdann das Waſſer, eben drüber ein ganzgarter Felſen, aber ohne Tempel. Die ganze Decoration muß ſo eingerichtet ſeyn, daß es ausſiehet, als wenn man von dem Felſen nur durch das Feuer und das Waſſer in die Gruft kommen könnte.)

Tamino und Pamina
(kommen mit Fackeln den Felſen herunter. Im Herabſteigen ſingen ſie).

Tamino.
Meine Gattin, meine Theure,
O wie iſt der Sache zu retten!
Zwiſchen Waſſer zwiſchen Feuer,
Zwiſchen Grauß und Ungeheuer
Rudert unſer ſchwacher Kahn.
(Sie gehen durchs Feuer.)

Pamina.
Einer Gattin, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Waſſer, macht das Feuer,
In der Gruft das Ungeheuer,
Macht der ſtrenge Wächter Platz.

(Indeſſen hat ſich eine Wolke herabgezogen, ſo daß ſie in der Mitte zwiſchen Waſſer und Feuer ſchwebt. Die Wolke thut ſich auf.)

Die Königin der Nacht.

Was iſt geſchehen!
Durch das Waſſer, durch das Feuer,
Drangen ſie glücklich und verwegen.
Auf ihr Wächter! ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig euch entgegen
Und bewahret mir den Schatz.

Die Wächter

(ziehen ihre Sphäre gegen das Käfichen, doch ſo, daß ſie davon entfernt bleiben. Die Löwen ſchließen ſich auf mertſam an ſie an. Die Stellungen ſollen auf beiden Seiten ſymmetriſch ſeyn).

Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O Göttin, deinen Schatz.

Tamino und **Pamina**
(hervorkommend).

O mein Gatte, mein Geliebter,
Meine Gattin, meine Theure,
Sieh, das Waſſer, ſieh, das Feuer
Macht der Mutterliebe Platz.
Ihr Wächter habt Erbarmen.

Königin.

Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet euren Platz!

Tamino und **Pamina.**

O weh! o weh uns Armen!
Wer rettet unſern Schatz?

Königin.

Sie dringen durch die Wachen,
Der grimme Löwenrachen
Verſchlinge gleich den Schatz!
(Die Wolke zieht weg. Stille.)

Das Kind (im Käfichen).

Die Stimme des Vaters,
Des Mütterchens Ton,
Es hört ſie der Knabe
Und wachet auch ſchon.

Pamina und **Tamino.**

O Seligkeit, den erſten Ton.
Das Lallen ſeines Sohns zu hören!
O laßt nicht Zauber uns bethören.
Ihr Götter! welche Seligkeit
Begleicht uns ſchon!
O laßt uns ihn noch einmal hören
Den ſüßen Ton.

Chor (unſichtbar).

Nur ruhig! es ſchläfet
Der Knabe nicht mehr,
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht ſehr.
Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf;
Er dringt in die Lüfte
Mit geiſtigem Lauf.

(Der Deckel des Kaſtens ſpringt auf. Es ſteigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kaſten transparent machten, ganz erleuchtet iſt, wenn die Lichter ſo diſponirt ſind, daß die obere Hälfte der übrigen Figuren gleichfalls mit erleuchtet iſt. Zu dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kaſten näher und entfernen Tamino und Pamina.)

Genius.

Hier bin ich ihre Lieben!
Und bin ich nicht ſchön?
Wer wird ſich betrüben
Sein Söhnchen zu ſehn.
In Nächten geboren,
Im herrlichen Haus,
Und weiter verloren
In Nächten und Graus.
Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen,
Und drohten mir Heere
Und drohten mir Drachen;
Sie haben doch alle
Dem Knaben nichts an.

(In dem Augenblick als die Wächter nach dem Genius mit den Spießen ſtoßen, fliegt er davon.)

Palaeophron und Neoterpe.

1800.

Stanzen an die Herzogin Amalia. *

Die Du der Musen reinste Kost gesogen,
Verzeihe diesen bunten Augenschmerz!
Daß maskenhaft wir heut uns angezogen
Ist auf den Brettern ein erlaubter Scherz;
Und billig bist Du dieser Schaar gewogen,
Denn unter jeder Maske schlägt ein Herz:
O! kenntest Du entblößt das Innre sehen,
Es würden Ideale vor Dir stehen.

Verehrung naht sich mit durchdrungnen Mienen
Und Dankbarkeit mit frei erbohrner Brust,
Die Treue folgt. Mit Eifer Dir zu dienen
Ist unablässig ihre schönste Lust.
Bescheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
Ist sich der stummen Sprache wohl bewußt
Und Wünsche hoffen an den goldnen Stufen,
Dir tausendfältiges Glück herabzurufen.

So schrint ein Tempel hier sich zu erheben,
Wo erst der Thorheit laute Schelle klang.
Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
Erscheinet nun in einem höhern Rang.
Die segnet diese Schaar ein sanftes Leben!
Und lächelst Du der Muse leichtem Sang;
So dörft Du, von hier in wenig Tagen,
Mit etwas Neuem Dir das Alte sagen.

Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, um denselben ein Ziel, durch eine niedrige Mauer bezeichnet; außerhalb, an dem Fortsatze der Mauer, ein steinerner Sessel.

Neoterpe
(mit zwei Kindern im Charaktermasken).

Zum frohen Feste sind' ich seine Leute hier
Versammelt, und ich dränge mich beherzt herein.
Da sie mir und den Meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, dessen ich so sehr bedarf.
Zwar wenn ich komme Gastgerechtigkeit zu fodern,
Könnte man auch fordern daß ich sagte wer ich sey;
Doch dieses ist viel schwerer als man denken mag.
Zu leben weiß ich, mich zu kennen weiß ich nicht:
Doch was so manche Leute von mir sagen weiß ich wohl.
Die einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiß' ich ihnen Genius der Zeit;
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen stets und unwillkommen wandt' ich fort,
Und wär' ich nicht, so wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich so nöthig als erfreulich bin;
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir.
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal.
Mit seinem langsam langbedächt'gen Schritt.
Mich zu erreichen glückte. Doch so heut er mich
Von einem Ort zum andern, daß ich nicht so froh
Mit meinen artigen Gespielen mich, der Lust
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.
Nun hab' ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man sich des sechsten Tags zu freun versammelt ist.
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, obgleich er stärker ist als ich.
Drum werf' ich bittend mich an den Altar
Der Götter dieses Hauses flehend hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kinder ihr,
Die ihr, zu mir gesellt, ein gleich Geschick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten dürft.

Palaeophron
(auf zwei Alte in Charaktermasken gelehnt, im Hereinreten zu seinen Begleitern).

Ihr habet flug die Flüchtige mir anhergeführt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher;
Denn sehr! sie hat sich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar der uns verehrlich ist.
Doch wenn er gleich sie schützt und ihre leid'ge Brut;
So wollen wir sie doch belagern, daß sie sich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unsre Hände sich begeben will.
Drum führet mich zum Sessel, daß ich mich
Ihr gegenüber setzen und bedenken kann.
Wiefern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen sie vermag.
(Er setzt sich und spricht zu den Zuschauern.)
Und ihr, die ihr vielleicht in unsern Streit sie nahmt,
Obwohl sie lieblich aussieht und heimtückisch ist.
Und jedem gern nach seiner eignen Art erscheint,
Erfahrt, welch Recht sie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht sagen daß sie meine Tochter sey;
Doch hab' ich stets als Odem Vaterrecht auf sie,
Und dann behaupten daß aus meinem Blute sie
Entsprossen, mir vor allen andern angehört.
Im Allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer besonders wohl mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit; und will in seiner Jugend mich

* Nach einer kleinen theatralischen Vorstellung (die stolze Badde von Gotter) gesprochen den 25. October 1800, einige Tage vor der Aufführung von Palaeophron und Neoterpe, worauf sich der Schluß bezieht. Bei diesem kleinen Stück hatte der Verfasser die Absicht, an alte bildende Kunst zu erinnern und ein plastisches, doch bewegliches und belebtes Werk den Zuschauern vor Augen zu stellen. Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publicum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Empfindung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gesungne Recitation, auf Kleidung, Masken und mehrere Umstände berechnet war.

Als Freund besessen haben, da ich, jung wie er
Und tüchtig, unvergleichlich soll gewesen seyn.
Auch hör' ich überall, wohin ich verehrend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob.
Und dennoch kehret jedermann den Rücken mir
Und richtet emsig sein Gesicht der neuen zu.
Der jungen da, die schmeichelnd jeglichen verbirbt.
Mit übrichtem Gefolge durch das Volk sich drängt.
Drum bav' ich sie, mit diesen wackeren Gesellen hier,
Verfolgt und in die Enge sie zuletzt getrieben.
Ihr sehr es, wie ich hoffe, doch zufrieden an,
Daß ich ein Ende mache solchem Treibgang.

Neoterpe.

Hehre Gottheit dieses Hauses,
Der die Bürger, der die Fremden
Auf dem reinlichen Altare
Manche Dankesgabe bringen,
Hast du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, den Vertrieben
Aufgeholfen, und der Jugend
Süßes Jubelfest begünstigt;
Ward an dieser heil'gen Schwelle
Mancher Hungrige gespeiset,
Mancher Durstige getränket,
Und erquickt durch Milch' und Güte,
Mehr als durch die besten Gaben:
O! so hör' auch unser Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Stoß uns gegen unsre Feinde,
Gegen diesen Wüthrich hei!

Palaeophron.

Wenn ihr freventlich so lange
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und her geschwärmet,
Und zuletzt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben,
Dankt ihr, werden gleich die Götter
Euretwillen sich bewinden
Aus der hohen Nähe neigen!
Nein, mein gutes süßes Püppchen!
Sammle nach dem eignen Herzen
Die zerstreuten Blicke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühlest, deiner Noth zu rathen;
Wende seitwärts, wende hieher
Nach dem alten, immer strengen,
Aber immer guten Oheim.
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Trost und Glück.

Neoterpe.

Wenn dieser Mann, den ich zum ersten Mal so nah
Ins Auge fasse, nicht die allerhäßlichsten
Begleiter hätte, die so gräulich um ihn stehn;
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich spricht
Und edel aussieht, daß man eines Göttlichen
Erfreulich schöne Gegenwart empfinden muß.
Ich dächt' ich wendete mich um und spräch' ihn an!

Palaeophron.

Wenn dieses Mädchen, daß ich nur von ferne sonst
Und auf der Flucht gesehen, nicht die häßliche
Gesellschaft mit sich schleppte, die verhaßt mir ist;
So müßt' ich wünschen, immer an der Seite mir
Die sittliche Gestalt zu sehn, die Heben gleich
Der Jugend Becher aus den beiden Augen gießt.
Sie kehrt sich um, und spricht sie nicht, so ist's an mir.

Neoterpe.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden, ist es wohl
Kein Wunder, da uns auf der Erde solche Noth
Bereitet ist, und ich des edlen Mannes Kraft,
Die mich beschützen sollte, mir als ärgsten Feind
Und Widersacher finde. Solches hoff' ich nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört' ich stets:
Der Jugend Führer sey das Alter; seinem Sinn.
Nur wenn sie als Verbundne wandeln, Glück beschert.

Palaeophron.

Dergleichen Reden hören freilich gut sich an:
Doch hat es allerlei Bedenklichs damit.
Das ich jetzt nicht berühren will. Doch sage mir!
Wer sind die Creaturen beide, die an dich
So fest geschlossen durch die Straßen ziehn?
Du ehrest dich mit solcherlei Gesellschaft nicht.

Neoterpe.

Die guten Kinder! Beide haben das Verdienst,
Daß sie, so schnell als ich durch alles durchzugarn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer sind sie früher an dem Platz als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenschaft und Namen fragst:
Geldsamadel heißt man diesen. Heiter tritt er auf
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch diesen heißt man Raschwitz, der flink und rasch
Nach allen Gegenden das flinnrte Räschen kehrt.
Wie kannst du solchen guten zarten Kindern nur
Gehässig seyn, die seltne Lebenszierden sind?
Doch daß ich dein Vertrauen erwiebre, sage mir!
Wer sind die Männer, die, nicht eben liebenswerth,
An deiner Seite stehn, mit düsterm wildem Blick?

Palaeophron.

Das Ernste kommt euch eben wild und düster vor.
Weil ihr, gewöhnt an flache leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieser Mann nur allzusehr,
Daß in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weisen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muß für wahr,
Wie ich es selbst gestehe, der verpfuschten Welt
Und des gestirnten Himmels Hochzeitschmuck
Mit ganz besondern wunderlichen Farben seyn.
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und fahl.
So sagt er wenigstens, und scheint gewiß zu seyn.
Daß das Gewölb des Himmels nächstens brechen wird.
Doch dieser, den man Haberecht mit Recht genannt,
Ist seiner tiefbegründeten Unselbstwahrheit
So ganz gewiß, daß er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meister bin, gelassen hat.
So dienet er zur Uebung mir der Redekunst,
Der Lunge, ja der Galle, das gestellt' ich gern.

Neoterpe.

Nein, ich werd' es nie vermögen
Diese wundervollen Fragen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzusehn!

Palaeophron.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlassen;
Thät' ich es von Herzen gern!

Neoterpe.

Müßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir sie spazieren führte;
Mir geschäh' ein großer Dienst!

Palaeophron.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bisher verschwieg,
Entdeck' ich nun, so sehr es dich verdrießen muß.
Durch Stadt und Vorstadt zieht ein fremder Mann und lehrt
Und ruft: Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort:

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's sollen ihre Schriften dran!

Die Thätigkeit iſt was den Menſchen adelartig macht.
Die, erſt das Gute (a-Rund), bald ein Uebel ſelbſt
durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf bei Zeiten morgens! ja, und findet ihr
Was geſtern ihr gebaut ſchon wieder eingeſtürzt,
Ameiſen gleich nur friſch die Trümmer aufgeräumt!
Und neuen Plan erſonnen, Mittel neu erdacht!
So werbet ihr, und wenn aus ihren Fugen ſelbſt
Die Welt geſchoben in ſich ſelbſt zerträmmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Luſt.
So ſpricht er ihöricht und erregt mir das Volk;
Und niemand ſitzt mir an der Straße mehr und klagt.
Und niemand flickt in einem Winkel jammervoll.
Ich brauche nicht hinzuzuſetzen, eile hin!
Und feure dieſem Unheil, wenn es möglich iſt.
(Mephiſtopheles ab.)

Dich aber, edler Haberecht, beſchleicht man
Noch ärger faſt; denn in den Hallen an dem Markt
Läßt ſich ein Fremder hören, welcher ſchwört,
Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will.
Es habe niemand Recht, als wer den Widerſpruch
Mit Geiſt zu löſen, Andre zu verſtehen weiß.
Wenn er auch gleich von Andern nicht verſtanden wird.

Dergleichen teperiſche Reden führet er —
(Haberecht eilig ab.)

Du eilſt fort zu kämpfen? Ich erkenne dich!

Neoterpe.

Du haſt die beiden wilden Männer fortgeſchickt;
Um meinetwillen, merk' ich wohl, iſt es geſchehn.
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Weſen hier, die dir
Verdrießlich ſind, hinweg zu ſchicken, wenn ich nur
Auch ſicher wäre, daß Gefahr und Noth ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke gehn.

Palaeophron.

Kommt nur! ich gab' euch beiden ſicheres Geleit.
(Die Kinder treten aus dem Aſyl vor den Alten.)
Gebt nur, ihr Kinder! doch erfüllet mein Geſetz,
Das ich euch wohlbedächtig gebe, ganz genau.
Gelbſchnabel ſoll dem Grisgram, wie der Naſeweis
Dem Haberecht beſtändig aus dem Wege gehn.
So wird es Friede bleiben in der alten Stadt.
(Die Kinder gehen ab.)

Neoterpe
(die aus dem Aſyl tritt und ſich neben dem Alten auf die Mauer ſetzt).

Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah.
O! ſieh mich an und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheineſt mir ein jüngerer.
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſeyn.
Der Kranz von Roſen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Palaeophron.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie du mir ſo nahe biſt,
So ſtellſt du ein geſittetes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.
Der Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Vom dichtern Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne ſieh' ich ihn,
Auf deinen Locken, wunderlich.

Neoterpe.

Verſuchen wir's und wechſeln gleich
Die Kränze, die mit Eigenſinn
Ausſchließend wir uns angemaßt.
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(Sie nimmt die Roſenkrone herunter.)

Palaeophron
(der den Eichenkranz herabnimmt).

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Meiſterſchaft
Sey zwiſchen uns ein ew'ger Bund
Geſchloſſen, der die Stadt beglückt.
(Er ſetzt ihr den Eichenkranz auf.)

Neoterpe.

Des Eichenkranzes Würde ſoll
Mir immer ſagen, daß ich nicht
Der edlen Mühe ſchonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(Sie ſetzt ihm die Roſenkrone auf's Haupt.)

Palaeophron.

Der Roſenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daß auch mir
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Neoterpe
(indem ſie aufſteht und vortritt).

Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich gelebt.

Palaeophron
(indem er aufſteht und vortritt).

Die Jugend ſchätz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Neoterpe.

Haſt du Gehalt, wenn alles langſam reifen wird?

Palaeophron.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Sättigkeit.

Neoterpe.

Aus harter Schale ſey der ſüße Kern für mich.

Palaeophron.

Von meiner Habe mitzutheilen ſey mir Pflicht.

Neoterpe.

Gern will ich ſammeln, daß ich einſt auch geben kann.

Palaeophron.

Gut iſt der Vorſatz, aber die Erfüllung ſchwer.

Neoterpe.

Ein edles Beiſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Palaeophron.

Ich ſehe deutlich, wen du mir bezeichnen willſt.

Neoterpe.

Was wir zu thun verſprechen, hat Sie längſt gethan.

Palaeophron.

Und unſern Bund hat Sie begründet in der Stadt.

Neoterpe.

Ich nehme dieſen Kranz herab und reich' ihn Ihr.

Palaeophron.

Und ich den meinen.
(Sie nehmen die Kränze herunter und halten ſie vor ſich hin.)

Neoterpe.

Lange lebe! Würdige!

Palaeophron.

Und fröhlich lebe: wie die Roſe Dir es winkt.

Neoterpe.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

Was wir bringen.

Vorspiel,

bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt.

1802.

Personen:

Vater Märten	Hr. Malcolmi.	Prune	Dem. Jagemann.
Mutter Marthe	Mad. Beck.	Pathos	Dem. Malcolmi.
Nymphe	Dem. Maas.	Reisender	Hr. Becker.

Zwei Knaben.

Bauernstube.

An der rechten Seite niedriger Herd, mit gelindem Feuer und einigen Lichtern; an der linken Seite hölzerner Tisch und Stuhl. In der Höhe, einen unter der Decke, ein Leuchter aufgehängt.

Erster Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe. (Beide in recht-lichen Bauerntrachten.)

Vater (geht in Gedanken, einigermaßen bewegt, auf und ab).

Mutter (hausmütterlich geschäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tisch, nimmt vom Herde einen Napf, trägt ihn auf, legt einen Löffel dazu und spricht indessen). Setze dich doch, lieber Alter, setze dich ruhig hin, genieße dein Frühstück mit Gelassenheit! Nun! was soll denn das sauen wieder? Sage nur, was hast du? Alle diese Tage her bist du nachdenklich, gehst auf und ab, sprichst wenig, bist zerstreut. Hast du was auf dem Herzen? Heraus damit! wie kannst du mir's verschweigen?

Vater. Es giebt in der Welt so Mancherlei zu bedenken.

Mutter. Ja freilich, zu bedenken und zu bethun. Frühstücke jetzt in Ruhe! Dann hinaus, aufs Feld, sieh zu, wie sich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht. Für mich giebt's zu Hause genug zu schaffen, im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Gesinde mag seyn wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne ist, so kommt doch nichts zu Stande. Lob mir die Suppe schmecken, setze dich! (Sie nöthigt ihn zu sitzen.) Daß sie nicht kalt wird! Hier ist der Löffel! hier! (Sie nöthigt ihn zu essen.)

Vater. Nun nun, nur nicht zu hastig. Ich will das Maul schon finden.

Mutter (im Hinausgehen bei Seite). Ich begreife nicht, was er haben mag. Er scheint mir schon seit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife schmeckt ihm nicht mehr, und er lacht mir nicht mehr zu Zeiten. Was kann das heißen? Das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweiter Auftritt.

Vater Märten (allein).

(Er steht auf und sieht sich bedenklich um, ob die Frau weg ist.)

Sie ist fort, nun bin ich auf eine Meile sicher. Geschwind ans Werk! Noch einmal durchgemessen, ob wohl auch alles, wie wir's zugelegt haben, auf die Stelle paßt. (Er holt einen rund geschliffenen Stab und mißt, erst aus der Tiefe des Theaters herein, Sechs, und hernach wieder Vier, sodann Acht und wieder Sechs! Ganz richtig. (Er ist indessen ins Proscenium gekommen.) Wie wird sie sich wundern, wenn sie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße. Laß ich ein neues baun, daß alles schon parat ist.

Dritter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

Mutter (tritt geschäftig herein, wie Jemand, der etwas verloren oder vergessen hat, sie sucht, indem sie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langsam hervor).

Vater (mißt indeß von der linken Seite des Proscenium gegen die rechte). Vier, und dann Sechs und wieder Sechs! (Indem er den Maßstab ausschlagen will, stößt er seine Frau, die eben dagegen tritt).

Mutter (den Schlag parierend und den Maßstab auffassend). Halte! nicht so eifrig!

Vater (einigermaßen verlegen). Ei sieh! bist du auch da?

Mutter. Um noch in meinen alten Tagen Schläge zu kriegen.

Vater (verdrießlich, humoristisch). Warum gehst du nicht aus dem Wege, wann gemessen wird.

Mutter. Was wird gemessen?

Vater (der sich gefaßt hat). Siehst du nicht? Dieser Fußboden, dieses Zimmer, dieses Haus.

Mutter. Und wozu solche Umstände?

Vater (nach einer Pause). Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen ist, da du mich doch einsiehst hast; so mag's denn auch heraus. Kurz und gut: ich baue.

Mutter. Vom wohl Schlösser in die Luft, wie sonst öfters.

Vater. Nein, nein, im Ernste. Dieses unser Haus baue ich ganz neu, von Grund auf, und eh

ein paar Tage vergehn, reiße ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter. Das iſt eine Grille, die dir ſchon oft gekommen und oft vergangen iſt.

Vater. Diesmal ſoll ſie ausgeführt werden.

Mutter. In deinen alten Tagen.

Vater. Eben, wenn man alt iſt, muß man jetzt das man noch Luſt zu leben hat. Mache dich gefaßt, räume auf, räume aus! Nicht lange ein. Nächſtens wirſt du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter. Ach! du lieber Gott! was ſoll das heißen? Du biſt ja ganz verändert. München. Sonſt nahmſt du doch vernünftige Vorſtellungen an; jetzt willſt du deiner guten Frau das Haus überm Kopfe zuſammen reißen.

Vater. Ueberm Kopfe nicht, du darfſt nur hinaus gehen.

Mutter. Meine ſchönen Geſchirre werden mir zerſchlagen und verreißt.

Vater. Die trägſt du zur Nachbarin.

Mutter. Und meine Kleider!

Vater. Die gießt du der Frau Pfarrin aufs Leibchen.

Mutter. Meine Tiſche, Stühle und Betten.

Vater. Die ſtellen wir in die Scheune, bis alles wieder fertig iſt.

Mutter. Und mein Herd, an dem ich ſchon dreißig Jahre koche.

Vater. Der wird weggeriſſen; dafür kann ich dir eine eigne Küche, in der du wieder dreißig Jahre kochen kannſt.

Mutter. Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater. Zur Bequemlichkeit gewöhnt man ſich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morſche Dach Schnee und Regen auf der Naſe tanzen ſoll, darum kann ich mich nicht genöthigen.

Mutter. Laß es anſtücken.

Vater. Es muß ganz herunter. Hängt doch da droben noch der Teufel, den wir neulich aufhinden mußten, als uns der Schnee im Bett zu beſuchen kam.

Mutter. Das geht vorüber.

Vater. Der Sturm auch und die Unluſt, die du vom Bauen haben wirſt.

Mutter. Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt du dir denn gar nicht zureden?

Vater. Laß dir nur auch einmal zureden. Dann iſt alles gut. Unſer Haus liegt an der Straße, wo ſo viele Leute vorbei fahren, wo ſo Mancher einkehrt, und nun ſoll ich, bis an mein Ende, die Demüthigung erdulden, daß die Reiſenden auswendig ſpotten und die Gäſte inwendig klagen.

Mutter. Haben ſie doch das Eſſen gelobt.

Vater. Aber die Wohnung geſcholten.

Mutter. Den Kaffee getrunken.

Vater. Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter. Die Betten gut gefunden.

Vater. Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir Gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte muß ſich finden. Gehe ich dir's alſo nur; mit dem Gevatter Maurer, mit dem Vetter Zimmermann iſt ſchon Abrede genommen.

Mutter. Eine Verſchwörung unter den Männern! Ihr ſaubern Zeiſige!

Vater. Die Steine, die da draußen angefahren ſind, und zugehauen werden —

Mutter. Ich will nicht hoffen!

Vater. Die Zulage, an der ſie eben arbeiten —

Mutter. Iſt's möglich! Welche Treuloſigkeit!

Vater. Gehören zu unſerm Hauſe, ſind unſer Haus, wie es nächſtens daſtehen wird.

Mutter. Und ihr macht mir weiß das Ihr laßt neue Scheunen bauen.

Vater. Das mußt du vergeben.

Mutter. Und ihr habt mich zum Beſten!

Vater. Freilich zu deinem Beſten gehabt's.

Mutter. Nein, das iſt zu arg! Hinter meinem Rücken! Ohne mein Wiſſen und Willen!

Vater. Beruhige dich!

Mutter. Das fahre, alte Gebäude, noch von meinem Urgroßvater her.

Vater. Schön war's zu ſeiner Zeit, jetzt iſt es überall wurmſtichig.

Mutter. Das ſoll ich alles vor meinen Augen niederreißen ſehen.

Vater. Thue die Augen zu, bis es herunter iſt. Sieh nicht hin, bis das neue droben ſteht! Dann ſollſt du ſchon deine Freude haben. Eine ſattſame Wohnung macht brave Leute verträglich. Gut geſeſſen iſt halb gegeſſen, und wenn du künftig deinen Gäſten in beſſern Zimmern, auf bequemern Sitzen deine guten Speiſen aufſetzeſt, ſo werden ſie ihnen gewiß beſſer ſchmecken als bisher.

Mutter. Ich glaube es kaum! Sie werden im beſſern Haus auch beſſere Tafel erwarten.

Vater. Nun, das iſt auch kein Unglück. Da raſſinirt man, man kann was, man geht mit der Zeit.

Mutter. Die Zeit läuft gar zu geſchwind für meine alten Beine.

Vater. Wir ſpannen vor.

Mutter. Nein, ich kenne dich ganz und gar nicht. Ein böſer Geiſt hat dich verblendet. Mit rechten Dingen geht's nicht zu. (Sich wendend.) Mir iſt's in alle Glieder geſchlagen, ich kann nicht von der Stelle.

Vater (der indeſſen durchs Fenſter geſehen). Da ſieh nur einmal die ſchwer beladne Kutſche, mit drei Pferden! Wahrſcheinlich was Vornehmes. Ich ſchäme mich zu Tode wenn ſie bei uns einkehren.

Mutter (aufmerkſamer). Laß ſie nur kommen. Ich hab Haus! (Es iſt es doch reinlich, und über die Bedienung können ſie ſich nicht beklagen. Ich habe noch allerlei Vorrath! Geſchwinde, geſchwinde ſoll ein Eſſen vorat ſtellen.

Vater. Sieh nur! Ein paar artige kleine Knaben ſitzen auf dem Bocke, der eine ſpringt herunter, die Kutſche fährt langſam, er kommt aufs Haus zu. Das iſt ein Springinsfeld! Da iſt er ſchon.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Kann man hier unterkommen?

Mutter. O ja, mein Sohn.

Erſter Knabe. Meine Herrſchaften möchten ſich hier ein Stündchen aufhalten.

Mutter. Sie ſollen und nur die Ehre erzeigen, herein zu treten. Es wird ſich ſchon was zu ihrer Bewirthung finden.

Erſter Knabe. O! Darüber ſeyd unbeſorgt, ſie führen alles mit ſich was ſie brauchen. (Ab.)

Vater. Nicht die beſte Nachricht für den Wirth.

Mutter. Gleich bring' ich alles in Ordnung. (Sie räume auf.) Geh ihnen indeſſen entgegen.

Vater. Da iſt ſchon eine.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Nymphe, dann ein zweiter **Knabe** (welcher eine Schatulle nachträgt).

Nymphe. Seid mir gegrüßt, gute Leute!

Mutter. Gegrüßt, schönes Frauenzimmer!

Vater. Von Herzen willkommen!

Nymphe (sieht sich überall um).

Vater (leise zur Mutter). Gieb nur Acht! Wie die den Mund aufthut, wird's wieder über das arme Haus hergehen. Wahrscheinlich ist's das Kammermädchen, die sich nach der Gelegenheit umsehen soll.

Mutter. Laß das nur gut seyn, es geschieht heute nicht zum ersten Mal.

Vater (vor sich). Aber gewiß zum letzten Mal. Morgen soll mir das Dach herunter.

Nymphe (die beyden zwischen beide tritt). O! wie wohl es mir bei euch wird, ihr lieben, guten Leute! diese geringscheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter. Hörst du, Alter?

Vater (vor sich). Nun das ist curios. Das erste Mal daß ich diese Redensarten höre!

Nymphe. Hier fühle ich mich ganz zunächst an der Natur. Hier wird mein Auge durch keinen falschen Schimmer geblendet, hier genießt mein Herz die volle Freiheit, sich dem einfachen, beglückenden Gefühl zu überlassen. Ach, könnten meine Schwestern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zusammen unsere Tage bei euch zubringen.

Mutter. Hast du es gehört, Alter?

Vater (vor sich). Ich begreife kein Wort davon. Sie spricht von Schwestern, von Freundinnen, also nicht von Herrschaft. Wer mag sie seyn? das schöne Kind, das in so einem verwünschten Neste sein Leben zubringen möchte.

Nymphe (die indessen hinter den Herd getreten ist). An diesem Herde wollt' ich stehen, hier wollte ich unschuldige Speisen kochen, euch mit herzlicher Liebe dienen, euer Alter erleichtern, und mich so glücklich fühlen! (Sie nimmt einige Geräthe aus der Schatulle, und fängt an, ein Frühstück zu bereiten.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Erster Knabe.

Erster Knabe. Wie finden Sie's denn? Ist es erträglich?

Nymphe. So sachte, allerliebst, einzig! Sie sollen herein, geschwind herein!

(Erster Knabe und Vater ab.)

Nymphe. Ich weiß mir gar nichts Besseres als unter diesem ehrwürdigen Dache, an diesem niedrigen Herde, in völliger Einstimmung mit meinen eignen Gefühlen, einen heitern Tag nach dem andern zu durchleben.

Mutter. Ach, Sie allerliebstes Kind, wären Sie nur um ein Weniges früher gekommen. Mein Mann will das Haus einreißen, vielleicht hätten Sie es noch gerettet.

Nymphe. Einreißen? Dieses Denkmal früherer, goldener Zeiten, diese Wohnung des Friedens! O, der Grausame! (Sie fährt in ihrer Beschäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten. Phone. Erster Knabe.

Vater. Belieben Sie herein zu treten und sich selbst zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bei uns ist. Freilich, wenn Sie in einiger Zeit wieder kommen, sollen Sie es schon besser finden.

Phone. Lassen Sie das nur gut seyn, lieber Herr Wirth. Auf etwas mehr oder weniger kommt's uns nicht an. Wir haben einen so guten Humor, daß wir uns alle Zustände leidlich, ja vergnüglich zu machen wissen.

Vater. Da sind Sie und das Fräulein dort ja wohl Zwillingsgeschwister? Sie ergänzen uns auch die Ehre, diese Herberge ganz allerliebst zu finden.

Phone. Das könnte ich nun eben nicht sagen. Mir ist der Ort ganz gleichgültig. Das einzige, was ich nicht vertragen kann, ist die lange Weile.

Vater. Die ist freilich mitunter hier zu Hause.

Phone. Mir ist aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß sie mir und Andern zu vertreiben.

Vater. Nun möchte ich doch sehen, wie Sie das hier anfangen wollen.

Phone. Das sollt ihr gleich erfahren.

(Sie singt ein beliebtes Lied.)

Vater (der bisher mit Verwunderung zugehört). Schön, allerliebst! Ja so laß ich mir's gefallen.

Mutter (die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Gesang gemerkt). Wie meinst du, Alter? Ich dächte das ließe sich hören.

Nymphe. Liebe Schwester, habe Dank für den holden Gesang, durch den du mein kleines Geschäft erheitert hast. (Indem Nymphe und die Mutter den Tisch zum Frühstück zurechte machen. Sie stellen eine Art kleiner Terrine und silberne Becher auf.) Genießt jetzt aber auch der einfachen Kost, am ländlichen Herde zubereitet. (Zum Knaben.) Gehe hinaus, bringe mir einige Feldblumen, daß ich diese Tafel schmücke.

Phone. Das machst du sehr fadn, liebe Schwester.

Nymphe. Aber wo bleibt unsere Dritte?

Erster Knabe. Sie sitzt noch im Wagen. Sie will nicht herein, ich habe sie zum sechsten zu bitten. Sie schwur, eine solche Höhle möcht ja betreten.

Phone. Wir müssen selbst gehen sie zu holen. Komm!

Achter Auftritt.

Vater und **Mutter.**

Vater. Hörst du? eine Höhle! das soll man mir nicht zum zweiten Male sagen, morgen muß das Dach herunter! ich will die Höhle schon lustig machen.

Mutter. So höre doch, was die artige Kleine da sagt; es sey ein Paradies, versichert sie, unser Haus.

Vater. Wer weiß was sie unter Paradies versteht! Was aber eine Höhle heißen soll weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pathos. Nymphe. Phone. Die beiden Knaben (welche sich bald entfernen).

Phone. So komm doch herein, gute Schwester. Wo wir sind kannst du wohl auch seyn.

Nymphe. Genieße was wir dir bereitet haben, und verschmähe nicht diesen einfachen unschuldigen Aufenthalt.

Pathos. Verschone mich mit deiner Kost. Was ich genießen kann, habe ich genossen. Laßt euch wohl werden auf eure Weise, und bleibt unbesorgt um mich. Nun aber vor allen Dingen verschließt

Thor und Thüre, daß niemand weiter sich in unsern Kreis eindränge.

Vater (geht auf kurze Zeit ab).

Phone und Nymphe (legen sich an den Tisch, und schließen aus silbernen Bechern, das Aufgetragene).

Pathos. Wo ich hintrete, verwandelt sich alles! Und wenn mein Geist das Wirkliche umschaffen könnte: so müßte dieser Raum zum Tempel werden.

Mutter (zum Vater). Es muß doch so schlimm in unserm Hause nicht aussehen! die Eine findet ein Paradies darin, die Andere will es gar zum Tempel machen.

Vater. Hätte ich das voraussehen können, so wären freilich die Baukosten zu ersparen gewesen. Indessen scheint es, diese guten Kinder verwandeln nur für sich und nicht für andere Leute.

Pathos (zwischen beide hineintretend). Ihr scheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter. Ob wir ehrwürdig sind, das wissen wir nicht; aber daß wir ehrlich sind, können wir betheuern.

Pathos. Ihr lebt lange zusammen?

Mutter. Seit unserer Jugend.

Pathos. In diesem baufälligen Hause.

Vater. Ganz recht! Das Haus war baufällig, da wir noch rüstig waren.

Pathos (beide mit einigem Erstaunen anblickend). Sollte ich wohl irren?

Mutter. Was sieht ihr uns so an, mein Fräulein?

Pathos. Sollten die fabelhaften Zeiten wiederkehren?

Vater. Wie meint ihr das?

Pathos. Sollte wohl hinter euch was Anders verborgen seyn?

Mutter. Ich begreife euch nicht. Ihr macht mir bange.

Pathos. Habt ihr nichts von Philemon und Baucis gehört?

Vater. Kein Sterbenswort.

Mutter. Wer war denn das?

Pathos. Ihr seyd es selbst, ohne es zu wissen. Ich sehe Philemon und Baucis vor mir.

Vater (vor sich). Nein, das wird zu arg! Erst verwandeln sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen Tempel, und nun soll's gar an uns selbst kommen! Wenn wir sie doch nur schon wieder los wären!

Pathos. Ich sehe sie vor mir die würdigen Gatten, verbunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Gesellschaft ihr Leben hinbringen. Ein Chor von muntern Geschöpfen um sie her! Nach und nach theilen sie sich los, die Töchter werden ausgestattet, die Söhne versorgt, und ein frohes thätiges Alter beglückt die beiden.

Vater. Bis jetzt redt sie wahr.

Mutter. Das trifft vollkommen.

Pathos. Gastfreundlich und geschäftig haben sie immer Fremde bei sich aufgenommen. Je beschränkter ihre Wohnung war, desto lebhafter zeigte sich ihre Bemühung. Durch Neigung und Aufmerksamkeit ersetzten sie was zu ersparen war.

Mutter. Hörst du, das klingt anders, als du erwartetest.

Vater. Auf eine solche Lobrede hatte ich mich freilich nicht vorgesehen.

Pathos. In dem Gefühl ihrer Bescheidenheit hielten sie ihren Zustand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu schlecht.

Vater (bei Seite). Das paßt nun nicht, denn das alte Haus habe ich schon lange sehr schlecht gefunden.

Pathos. Und eben diese Bescheidenheit verhinderte sie, zu erkennen, daß sie Götter aufgenommen hatten.

Vater (bei Seite). Nun fängt mir's an unheimlich zu werden. Denn entweder das sind die Götter selbst, oder es ist nicht richtig im Oberstübchen.

Pathos (zu den Uebrigen, die indessen aufgestanden sind). O! meine Schwestern, diese guten würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß sie verjüngt, daß sie zu Priestern eingeweiht werden des Tempels der schönsten Gastfreundschaft.

Phone. Wir sind es zufrieden, meine Schwester. Du vermagst viel über die Gemüther; aber was wirst du über diese Balken und Steine vermögen?

Vater. Was das betrifft, deßhalb seyn Sie unbesorgt. Denn bin ich im Begriff zu bauen. Steine, Holz und alles Nöthige ist angeschafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter. Nun, nun! die Frauenzimmer haben auch vom Verjüngen gesprochen. Wenn sich das so thun ließe! Zum neuen Gasttrost eine neue Wirthin, ein neuer Wirth! das ließe sich hören.

Vater. Laß das gut seyn! Daran, fürcht' ich, möcht' es hapern.

Pathos. Sprecht nicht mehr vom Gasthof; es ist von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reisender.

Reisender (draußen). Ho! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum ist das Thor zu? Warum ist die Thür verschlossen? Laßt mich ein! Ich muß hinein.

Pathos. Wer ist der Unverschämte, der unsere heiligen Cirkel zu stören droht?

Vater (gegen das Fenster). Es ist ein Fußreisender.

Phone (gegen das Fenster). Ein hübscher, junger Mensch.

Nymphe (gegen das Fenster). Ach, gewiß einer von den Liebenswürdigen, die sich's so sauer werden lassen, überall die holden Naturscenen aufzusuchen. Der Himmel hat sich auf einmal überzogen, ich fürchte ein Gewitter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein.

Pathos. Habt ihr ein ander Zimmer, gute Leute, daß ich allein seyn kann?

Vater. Was ihr seht, ist das ganze Haus.

Pathos. So muß er draußen bleiben. Ich kann ihm nicht helfen.

(Das Fenster geht auf, Reisender springt herein, im Costum der bessern deutschen Fußreisenden.)

Reisender. Was sehe ich? Einen Herrn, verlassenen Raum glaubte ich zu betreten, und finde die vortrefflichste Gesellschaft. Seyn Sie mir gegrüßt, meine Damen, gegrüßt. Herr und Frau Wirthin! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch Gebirg durchstiegen, manche Aussicht bewundert, manche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet; aber solch' ein glückliches Abenteuer ist mir nirgends aufgestoßen.

Phone (leise zu den Andern). Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe. Er hat was sehr Interessantes.

Pathos. Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reisender. Wo soll ich anfangen? wo soll ich aufhören? Soll ich geistreicher Anmuth, soll ich

edler Natürlichkeit, ſoll ich der Majeſtät, dem Bizarrſinn, der Treuloſigkeit opfern?

Pyone. Das ſcheint ein Phyſiognomiſt zu ſeyn, er macht uns Complimente die wir gern annehmen. Wenn er mir nur nicht, um ſicherer zu gehen, nach der neuen Methode, den Kopf befühlen will.

Vater. Womit kann man dienen?

Mutter. Was ſteht zu Befehl?

Nymphe. Vielleicht verſchmähen Sie unſer Frühſtück nicht? Kann ich aufwarten? (Sie reicht ihm einen Becher.)

Reiſender. Aus ſo ſchönen Händen einen Labetrunk, wer könnte den verſchmähen! Aber beſchämen Sie mich nicht! An mir iſt zu fragen: womit kann ich aufwarten? womit ich dienen kann?

Pyone. Was haben Sie uns denn anzubieten?

Reiſender. Ohne Prahlerei, die kunſtreichſte Unterhaltung.

Pyone. Uns! Eine kunſtreiche Unterhaltung! Schweſter, wir wollen doch ſehen wie er das anfängt.

Nymphe. Nun iſt meine ganze Freude hin: Ich hielt ihn für einen zarten, feinfühlenden Sohn der Natur und wollte mich eben mit ihm über Berg und Hügel, über Ausſichten, Thäler und verfallene Schlöſſer unterhalten, und am Ende iſt der gute Menſch ein Taſchenſpieler!

Pathos. Und wenn es wäre; ſo hätte es nichts zu ſagen. Ich kann dergleichen wohl mit anſehen, wenn ich nur weiter nichts damit zu ſchaffen haben ſoll.

Pyone (zum Reiſenden). Nun! und ſo wären Sie alſo denn doch, was man einen Taſchenſpieler heißt?

Reiſender. Keineswegs, meine Damen! Für eine jede Kunſt, für ein jedes Handwerk hat die Welt einen Spitznamen, ja für das Edelſte und Beſte einen Ehrennamen gefunden. Doch wenn ich mich ſelbſt ankündigen ſoll, ſo bin ich ein Phyſikus, der wunderliche Dinge hervorzubringen und darzuſtellen weiß. Ein Phyſikus iſt verwandt mit dem höchſten Ernſt, da mag er ein Philoſoph heißen, und mit dem gemeinſten Spaß, da kann er für einen Taſchenſpieler gelten.

Nymphe. Mit allen ſolchem Zeuge mag ich eben gar nichts zu thun haben.

Pyone. Und warum nicht? Ich werde immer heiter, wenn man mich auf eine unſchuldige Weiſe zum Beſten hat.

Pathos. So laßt ihn denn doch nur gewähren und ſeht ſeinen Scherzen mit Vergnügen zu. Immer iſt es beſſer, daß er eure Augen, eure Sinne betrieat, als wenn er euer Herz oder euren Geſchmack verführen wollte.

Reiſender. Sie ſcheinen, meine Damen, dieſe geringen Verdienſte, die ich Ihnen anzubieten habe, wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, auch etwas gar zu gering zu ſchätzen. Ich möchten wohl Späße ſeyn, was ich im Sinn habe; aber ſo ganz pur ſpaßhaft ſind ſie nicht; denn ich ſpaße zum Beiſpiel nicht allein. Wollen Sie nicht Theil daran nehmen, und zwar perſönlichen Theil; ſo läßt ſich gar nichts ausrichten. Fangen wir zum Beiſpiel gleich davon an: daß Sie ſich hier nicht zum Beſten befinden.

Nymphe. Und warum nicht?

Pyone. So ganz übel könnt' ich doch auch nicht ſagen.

Pathos. Wir wollen geſtehen daß es wohl beſſer ſeyn könnte.

Reiſender. Viel zu umſtändlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater. Nun freilich! und ich müßte noch dazu Sie erſuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufſtellen könnte.

Reiſender. Deshalb hielte ich es für das Sicherſte, wir veränderten ſelbſt den Ort: welches mit treuen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden ſeyn möchte.

Pyone. Freilich, wenn wir uns in den Wagen ſetzen und, in ſchlechtem oder gutem Wetter, noch ſo viele Meilen weiter fahren wollten.

Nymphe. Ja wohl! und mir gefällt es hier für dießmal; laß uns eben bleiben.

Pathos. So hört doch wenigſtens, was er zu ſagen hat. Die Art wie er es vorbringt, läßt mich hoffen daß er dabei was Eignes denken mag.

Reiſender. Gewiß und ungezweifelt, meine Damen! denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Phyſikus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich macht, ſo benutzen wie ein anderes Hokus Pokus, in Händen hätte. Beliebt nun zum Beiſpiel, Ihnen ſämmtlich, wie wir hier beiſammen ſind, den Ort zu verändern, in die Luft zu ſteigen, an einem andern Orte, an einem ehrwürdigern Platze ſich niederzulaſſen?

Pathos. Das ſollte mir ganz angenehm ſeyn.

Pyone. Ich gebe gleich auch mit.

Nymphe. Ich entſchließe mich, obgleich ungern. Hier von dieſem Bezirk der Unſchuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reiſender. Nun Alter, wie ſteht's mit euch aus? Seyd ihr auch dabei?

Vater. Es iſt ein wunderlicher Vorſchlag! Faſt habe ich Luſt! doch ſagt mir nur erſt wie es werden ſoll?

Reiſender. Und ſie, gute Frau?

Mutter. Mein, ich will nichts damit zu ſchaffen haben. Das iſt baare Hexerei! und bin ich doch ſchon oft, blos darum, weil ich eine tüchtige gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bei mir ein und aus. Fort, junger Herr, bleibt mir vom Leibe!

Reiſender. Niemand iſt gezwungen. Die meiſten Stimmen, hoffe ich, ſind für die Fahrt, wenn wir ein künſtliches Fuhrwerk herbeiſchaffen. Wer mitgehen will, habe die Hand auf.

(Alle heben die Hand auf außer der Mutter.)

Vorher aber muß ich ſie auch durchaus beruhigen. Von Luftballonen haben ſie neuerer Zeit viel gehört. Herren und Frauen ſind damit aufgeſtiegen. Ferner aus ältern Zeiten iſt die wahrhafte Geſchichte von Fauſts Mantel jedem bekannt. Aus dieſen beiden Verſuchen werden wir einen dritten bilden, der vortrefflich gelingen muß. Hier oben ſehe ich einen Teppich hängen; was iſt das für ein Teppich?

Vater. Sonſt bieten wir ihn ſehr in Ehren. Es iſt ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn dahinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverſchämteſte Weiſe im Bette beſuchen wollte.

Reiſender. Könnten wir den Teppich nicht geſchwind herunter nehmen?

Vater. Geſchwind nicht wohl! Ich müßte die große Leiter holen. Wir haben ein paar Stunden gebraucht, um ihn hinauf zu knüpfen.

Reiſender. Das thäte ſo viel nicht. Wenn ſie mitwirken wollen, meine Söhnen, ſo getraue ich mir ihn in kurzer Zeit herab zu bringen. Nehmen

ſie hier dieſe Blättchen, und ſingen ſie die wunderſamen Noten. Sie haben ſonſt von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunter ſingt; hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hohe, daß wir zu uns herunter ziehen, um uns deſto leichter von ihm hinaufheben zu laſſen.

(Die Damen ſingen. Reiſender entfernt ſich indeſſen, und benutzt die Zeit, die zu ſeiner Umkleidung nöthig iſt. Der Teppich ſteigt langſam nieder, und breitet ſich auf dem Boden aus.)

Warum doch erſchallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die drohen
Winken und wallen.
Zögen ſich Luna's
Lieblich lichtarmen,
Zögen die warmen
Wonnigen Tage
Seliger Götter
Gern uns herab!

Reiſender (der in einem weiten Talar zurückkommt). Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erſcheine! doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weiſe. Sie ſehen, der Teppich hat ſich herabgelaſſen, und iſt eben ſo bereit, uns wieder aufzuſteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Freude; aber auch ſelbſt das Schwerſte ſchleppt er wenigſtens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten?

Pathos (auf den Teppich tretend). Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone. Ich merke ſchon wohin das geht, ich bin dabei. (Sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe. Ich fühle eine gewiſſe Furcht. Ganz wohl iſt mir's nicht zu Muthe; indeß, ihr Schweſtern zieht mich und ich bleibe nicht zurück. (Tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reiſender. Nun Alter! wie ſteht's denn mit euch aus? Getraut ihr euch nicht auch heran?

Vater. Ich möchte wohl! ja, ich kann mich kaum enthalten. Es etwas Neues und Sonderbares hätte ich gerne längſt verſucht.

Mutter. Biſt du denn ganz von allem guten Rath verlaſſen? Wo willſt du hin? Gelingt es, ſo biſt du auf ewig verloren; mißlingt es, ſo bricht du wenigſtens ein Bein.

Vater. Abhalten laß ich mich nicht. Wo findet ſich ſo eine Gelegenheit zum zweiten Male? Soll ich mich ſo viel Muth haben wie dieſe ſchönen Kinder?

Phone. Es recht, Vater! Komm, halte euch an mir, wenn's euch ſchwindelt.

Vater. Charmant! Das will ich mir nicht zum zweiten Male ſagen laſſen. (Tritt auf den Teppich.)

Reiſender (der ſie ordnet und reutert). Bald iſt's gut! noch aber fehlt das Gleichgewicht, denn, ſehen ſie, ich werde mich als Ballaſt euer in die Mitte ſetzen. Die gute Frau muß nothwendig noch heran. Ich bitte gar ſehr, komm ſie doch zu uns!

Mutter. Nein! da behüte mich Gott vor! Ich will mein Gewiſſen nicht beflecken! ich bleibe hier ſtehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen laſſen. Lieber Mann, gebe mir von dem verwünſchten Teufels herunter! ich bitte dich inſtändig, auf Inſtändigſte!

Vater. Ich habe einmal Poſto gefaßt, und ich denke mir daß daraus was werden ſoll. Sage dem Gevatter Maurer, ſage dem Vetter Zimmermann: ſie ſollen nur alles beſorgen und thun wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indeſſen hin; ich komme, wohl's Gott, wieder. Ein neues Haus, ein neuer Menſch. So dächte ich, du könnteſt auch mit, da wären doch alles gemeinſchaftlich.

(Die vordere Seite des Teppichs fängt an, ſich in die Höhe zu heben und die darauf Sitzenden zu bedecken.)

Mutter. O weh! o weh! ich habe es für Spaß gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten, und nun macht der Herrenmeiſter Ernſt. Der Teppich geht in die Höhe. Sie fliegen auf und davon. Ich fürchte auch die Frauen ſind durchaus Hexen und Zaubervolk.

Reiſender. (der hinter dem Teppich hervorkommt). Liebe Frau, ich bitte ſie mitzukommen. Es iſt keine Gefahr dabei, es geht ſo ſanft, wie ein Schiffchen auf dem Teich, und ſie iſt in der beſten Geſellſchaft.

Mutter. Nein, nein, ich will von euch Allen nichts wiſſen. Das mag mir eine ſaubere Geſellſchaft ſeyn, die ſich, mir nichts dir nichts, entſchließt, zum Teufel zu fahren. Ja, ja. Herr! mache er nur große Augen, ſchneide er nur Geſichter, mich erſchreckt er nicht. Denkt er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten Kittel erkennen werde? Ein Schwarzkünſtler iſt er, oder der Gottſeibeiuns ſelbſt.

Reiſender. Will ſie, oder will ſie nicht?

Mutter. Laß er doch erſt einmal ſeine Hände ſehen! Warum hat er denn ſo lange Ermel, wenn er nicht die Klauen verbergen will? Warum iſt denn der Talar ſo lang? als daß man den Pferdefuß nicht ſehen ſoll. Nun ſo ſchlag' er ihn doch zurück, wenn er ein gut Gewiſſen hat.

Reiſender. Sie hat mich ja vorher ganz ſchmutz geſehen.

Mutter. Was? was? Handſchuhe hatte er an, und Elephantenſtrümpfe! darunter läßt ſich gar viel verbergen.

Reiſender. Nun ſo bleibe ſie und erwarte ſie wie es ihr geht. Wie wir hinaufgefahren ſind ſtürzt das Haus zuſammen. Mache ſie wenigſtens das ſie hinauskommt.

Mutter. Nein! nein! Hier bin ich geboren, hier will ich ſterben und ſterben. Laß doch ſehen, ob die böſen Geiſter das Haus einwerfen können, das die guten ſo lange erhalten haben.

Reiſender. Nun Adieu denn! Wenn ſie durchaus ſo halsſtarrig iſt, ſo folge ſie wenigſtens meinem letzten Rath: halte ſie die Augen feſt zu bis alles vorbei iſt, und ſo Gott befohlen! (Geht hinter den Teppich.)

Mutter. Gott befohlen! Nun, das klingt doch nicht ſo ganz teufliſch. In dieß Eckchen will ich mich ſtecken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten, und abwarten was über mich ergehen ſoll.

Vater (hinter dem Teppich). Lebe wohl, Frau! Nun geht es fort.

Mutter (an der rechten Seite knieend, und mit beiden Händen die Augen zuhaltend, ganz enge). Ja, nun geht's fort, und ich höre ſchon ſauſen, rauſchen, quirlen, ſchreien, ſchwatzen. Der böſe Geiſt hat ſie in ſeinen Klauen. O weh! o weh! mein armer Mann! Ich unglückſeligſtes Weib! Ich höre knittern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornſtein fällt, die Mauern ſtürzen. Ach! ach! Wär' ich doch hinaus! Nun iſt's vorbei und das iſt mein Letztes.

Eilfter Auftritt.

Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt sich der Teppich empor und bietet in einer gewissen Höhe, als Balkon, schweben. Darunter stehen **Pathos** in tragischer, **Phone** in opernhaft-phantastischer Kleidung. **Nymphe** weis, mit Rosenguirlanden. **Peter Märten** in französischem, nicht zu altfränkischem Staatskleide, mit Allongeperrücke, Stock, den Hut unterm Arm. Der **zweite Knabe**, mit zwei großen Masken, einer tragischen und komischen, in Händen; der **erste Knabe** halb schwarz und halb rosenfarb gekleidet, mit zwei Fackeln, **Reisender** als Merkur.

Mutter. Nun ist's vorbei: Alles ist so still geworden. Man darf sich wohl wieder aufrichten. (Sie hebt erst durch die Finger, dann darf sie die Ohren, so wie das Haus an.) Wo bin ich hingekommen? Bin ich auch entführet? Hat sich nun mich alles verändert? O wie seh' ich aus? In diesen meinen Alltagskleidern, in der Kirche! unter so vornehmen Leuten. Wo verkriche ich mich hin?

(Sie rennt in die Coulisse, die ihr zunächst steht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen (außer Marthe).

Pathos. Dank den Göttern, wir sind in unsere Heimath gebracht. Der Wunderbau ist vollendet; wie gut läßt sich's hier weilen und wohnen. Kommt, Schwestern! Durchforscht mit mir die Hallen unsers neuen Tempels.

(Sie geht mit gemessenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen (außer Pathos).

Phone (zu Nymphe). Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe. Ich wollte, wir wären wo wir hergekommen sind. Dort war mir's doch behaglicher.

Phone. Sieh nur! welche artige Kinder zu unsern Seiten stehen. Der meine ist besonders liebenswürdig. Du wendest dich weg, artiger Knabe! Du fliehst mich! O! so bleibe doch. Komm in meine Arme.

Erster Knabe (macht eine Bewegung nach der linken Seite).

Phone (folgt ihm).

Erster Knabe (wendet sich gegen die Rechte und zeigt seine schwarze Hälfte).

Phone. Was seh' ich? Welch ein wandelbarer Chamäleon bist du? Erst fliehst du mich mit allen Reizen an, nun erscheinst du mir fürchterlich. An dieser Verwandlung erkenne ich dich wohl.

Erster Knabe (der sich wieder nach der linken Seite wendet und seine helle Hälfte zeigt).

Phone. Nun sehe ich dich wieder heiter und schön. So abwechselnd gefällst du mir eben. Ich muß dich haschen, dich fest halten und vermag ich es nicht, so will ich dich ewig verfolgen.

(Beide ab, an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen (außer Phone und dem ersten Knaben).

Nymphe (zu dem Knaben). Laß mich in diesen glänzenden Prachtsälen, in denen ich nur ein unendlich Leeres empfinde, dich liebes Kind an mein Herz drücken, und in deiner Kindernatur mich wieder herstellen.

Zweiter Knabe (setzt die komische Maske empor und hält sie vors Gesicht).

Nymphe. O pfui! welch ein Affchen! welch ein Schreckbild! welch Entsetzen! Entferne dich! (Sie macht einige Schritte gegen die linke Seite, der Knabe rennt ihr nach.) Laß mich! bleib zurück! Welch ein böser Genius verfolgt mich. Abwehr mein Herz doch hier nichts Gutes. Wie entkommen ich? wo fliehe ich hin? (Sie entflieht vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen (außer Nymphe und zweiter Knabe).

Peter (welcher die ganze Zeit mit Verwunderung da gestanden, an der linken Seite ein wenig hervortretend). Wunderbar genug geht's hier zu. In erhöhe mich noch nicht von meinem Erstaunen. Möchte ich doch wohl wissen wie das zugegangen ist? wo wir sind? welcher König diesen Palast bewohnt? Besonders artig aber sind' ich es von den Geistern. Daß sie auch gleich für unsere Garderobe gesorgt haben. Pop Jesuchen! ich dächte so könnten wir uns bei Hofe wohl sehen lassen. (Er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechzehnter Auftritt.

Merkur allein

(gegen die Zuschauer vortretend).

Wenn ihr, verehrte Gäste, die sich diesen Tag,
Zu unsers Festes Weihe, mächtig angedrängt,
Des ersten Spiels leichtfertige Verwirrenheit
Mit günst'gen Augen angesehn, mit günst'gem Ohr
Die räthselhaften Reden willig aufgefaßt;
So sind auch wir der Pflichten dankbar eingedenk,
Und ohne Säumen tret' ich abgesendet her,
Den Schleier eilig wegzuheben, der vielleicht
Noch über unserm raschbewegten Scherzen schwebt.

Wenn das Gefühl sich herzlich oft in Dämmrung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geist.
Und unserm Geiste zuzusprechen haben wir
Besondrer Formen bunte Mannigfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, euch vorbei geführt.

Zuvörderst also wird euch nicht entgangen seyn,
Daß jener Bauernstube niedrige Gegenheit
Das alte Schauspielhaus bedeutet, das euch sonst.
Mit ungestaltiger Umgebung, oft bedrängt
So gut als uns, und das wir sämmtlich stets verwünschet.

Gesprengt ist jene Raumenhülle, neu belebt
Erscheinen wir in hohes weites Tempels Raum,
Bedeutend ist's zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn ihr habt Alle bessern Platz, so gut als wir.
Drum Lob den Architekten, deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt!

Und wenn wir auch dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen, sondern unverhofft
Ein höh'res Wirken scheinbar uns hinweg geführt;
So zeigen diese Scherze, daß wir, mehr und mehr,
Zu höh'ren Regionen unsrer edlen Kunst
Uns aufzuschwingen, Alle vorbereitet sind.

Weil aber uns im Sinne schwebt der alte Spruch:
Daß von den Göttern alles zu beginnen ist;
So denket jener Oberhäupter, deren Gunst

Des neuen Zuſtands heitre Freundlichkeit gewährt.
Der beiden Fürſten, die von Einem alten Stamm
Entſproſſen, und gerüſtet mit des Wiſſens Kraft,
In ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns, mit Vaterarmen, gütig aufgenahm.
So dankt Jenem, dieſes Landes höchſtem Herrn,
Der in dem hohen Thale, das den grünen Eichwald
Beleuchtet Zierde ſeiner Vaterhand verbannt,
Auch uns den Platz bezeichnen wollen, uns, jugleich
Mit all den Seinen, friedliche Geſelligkeit
Und reiner Künſte ſichern Dauerſtand gewährt.
Sodann, dem Nahverwandten dankt, der uns der
Gelender, einem Muſterſtreit des lauten Chors,
Der ihn umgiebt, vereinigend Kunſt und Wiſſenſchaft.

So haben beide väterliche Fürſten denn
Der neuen Anſtalt ſolche hohe Gunſt erzeigt,
Auf daß, an unſern Stellen, beide, wir und ihr,
Gedenken mögen, im Vergnügen unſrer Pflicht;
Und wechſelsweis zu bilden. Denn der Künſte Chor
Tritt wie behaglich auf, wofern er nicht benommen
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Gedränge,
Durch rohen Dornengeflechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was ſie zu leiſten immer auch ſich vorgeſetzt,
Gelingt nur kannen und erlacht nur dann erſt weiter fort.
Wenn ſchon gebildet ihnen, heiter, Herz und Sinn
Mit lebenskräft'ger Fülle reich entgegen tritt.

So denken Jene, die uns dieſen Platz vertraut;
Und alſo denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an dieſe reichen Fluren gränzt.
Auch Er erwartet, auf geſunden beſten Stamm
Gepropfter, guter edler Früchte ſich zu freun,
Und hofft reiner Sitten innerlich Gelig
Im Buſen ſeines Volks lebendig aufgeſtellt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde ſchöner Kunſt,
Nach lebenskräft'gen Zwecken unverwandten Blick.

So füllet weihend nun das Haus, ihr Erbmächtter.
Mit würdig ernſter Gegenwart, mit edlem Sinn.
Das, ſchauend oder wirkend, Alle wie jugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegenſtrebn.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauſpielkunſt,
Mit bunkert Armen, ein phantaſtiſcher Rieſengott,
Unendlich mannigfalt'ge, reiche Mittel dar?
Davon an unſern kleinen Kreis heran zu ziehn,
So viel als möglich, iſt ein unverwandt Geling
In unſerm Haushalt, und wir haben heute gleich
Das was wir bringen euch in Bildern dargeſtellt.
Von denen geb' ich ſchuld'ge Rechenſchaft zum Schluß,
Damit ihr deutlich ſchauet unſern ganzen Sinn.

Siebenzehnter Auftritt.

Merkur. Mutter Marthe.

Mutter (ſteht von der rechten Seite der einwendet). Iſt denn Niemand, gar Niemand hier? Ich laufe mich, in den weitläuftigen Krenzgängen, faſt außer Athem. Es wird mir bange in dieſer Einſamkeit.

Merkur.

So ſcheidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter (ihn erblickend). Gott ſey Dank, wieder eine lebendige Seele! Wer ihr auch ſeyd, habt Barmherzigkeit mit mir, ſagt mir wo ich bin, wo mein Mann iſt, und weil ihr gewiß mit dieſen Herrenmeiſtern zuſammenhängt, ſo ſchafft mir doch meine Sonntagskleider. Zu Hauſe im Koffen liegen ſie ganz ordentlich auf einander. Für einen von euren Geſellern iſt es ein kleines Packet, und mir alles daran gelegen, mich, als eine wohlanſtändige Perſon, zu recommandiren.

Merkur.

(gegen das Publicum gewendet).

Doch, daß ich ihre Gegenwart ſogleich benutze;
So ſprach ich's aus: Hier dieſe gute Frau,
So wenig es ihr Anſehn geben mag,
Iſt ſelbſt ein allegoriſch Weſen.

Mutter. Was? was? ich ein Weſen? Ich alles gerade? Das ſagt mir ein Anderer nach. Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht ſo la modiſch. Doch wenn ich ſaubere Kleider haben will, um mich anſtändig, in vornehmer Geſellſchaft ſehen zu laſſen; ſo iſt es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Merkur.

(immer gegen das Publicum gekehrt).

Man könnte ſie auch wohl ſymboliſch nennen.

Mutter. Das iſt zu arg, mein Herr, ich bin nicht ſimpel. Ein gutes einfaches Weib bin ich, das will ich bleiben und dafür gelten. (Sie weint.)

Merkur (wie oben).

Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt.
Sie zeigt, ſymboliſch, ſonſt außerordentlich Spiel.
Das auch, grotesk, die die Menſchen darzuſtellen wagt,
Beſchränkten Eigenwillen, heftige Begier
Und Aeſchen, Zornes Raſerei und faulen Schlaf,
Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Sinn.
In ſolchem Spiele tritt ſie auf als Meiſterin
Und außerdem, in manchem Sinn, erfreut ſie euch.
Doch beute hat ſie ſich das Eine Bauerweib
So feſt in Kopf geſetzt.

(Auf ſie lorgnirend.)

Madam!

Mutter. Ei was Madam! Frau Marthe bin ich.

Merkur.

Wer dieſe Stelle nur betritt der iſt Madam;
Drum ſagen Sie ſich nur.

Mutter (ihm ſcharf ins Geſicht ſehend). Ihr' ich mich nicht, ſo ſeyd ihr gar der Schelm, der mir den Mann entführt. Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten (im Staatskleide).

Merkur.

Dieß zu erfahren fragen Sie die Excellenz.
Die dort ſteht, gravitätiſch langſam, her bezirzt.
Der Herr muß alles wiſſen, denn er iſt ſchon längſt
Der Königin Jac Totum, die uns All verrückt.

Mutter (zur, mit zuckenden Reverenzen, auf den Hereintretenden los).

Merkur.

Ich rede wahr, denn mannigfaltig ſind des Manns
Bemühungen, ihr wißt es wohl, in manchem Fach;
Doch heute ſtellt er euch das hohre Schauſpiel dar.
Das euch des bürgerlichen Lebens innern Gang,
Mit wahrer Form und Farbe, vor die Augen bringt.
Ihr wißt, wenn dieß die deutſche Bühne gern verbannt.
Nicht ungeſtaltet kommen wir zu dieſem Fach.

(Wie die beiden Andern verſtreten, geht er ſich ein wenig zurück.)

Vater (der gravitätiſch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proſcenium hervor gekommen). Und wo iſt ſie, gute Frau?

Mutter. Ach! gnäd'ger Herr! wo iſt mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt. Ich bitte um aller Welt willen, ſchaffen Sie mir ihn wieder.

Vater. Haben ihn die Werber weggenommen? Es eine junge hübſche Frau mag wohl einen hübſchen

rüstigen Mann haben. Ich bedaure ihren Verlust! Es geht jetzt etwas heftig mit der Reformirung.

Mutter. Ach mein Gott! was sprechen Euer Excellenz! was sprechen Sie von rüstig! von Reformiren! Einen armen, alten, schwachen Oberkrüppel muß ich schon mehrere Jahre nur so hegen und pflegen.

Vater (halb vor sich). Ei du vermaledeites Weib!

Mutter. Was meinen Euer Excellenz?

Vater (mit verhaltenem Zorn). Ich meine: daß eine Frau besser von ihrem Mann sprechen sollte.

Mutter. Verzeihen Euer Excellenz, ich habe viel zu viel Respect, um Ihnen eine Unwahrheit zu sagen. Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir, mit dem Feldbau geht es nur so so. Nun hat er sich aus lauter Müßiggang, beim Pfeifchen Tabak, einen neuen Hausbau aufgehackt. Ueberhaupt weiß ich gar nicht, was ich denken soll. Ehemals tappte er, nun man sollte es nicht sagen, aber wahr ist's, auf allen Vieren, nur so durch die Welt hin, und sah weder rechts noch links, und geberdete mir blindlings; nun aber hat er sich auf einmal auf die Hinterbeine gesetzt.

Vater. Ordentlich wie ein Mensch? Da thut er wohl dran.

Mutter. Keineswegs, denn gleich bauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein bischen Luft läßt. Er hat sich mit Herumreißern eingelassen, die haben ihn auf und davon geführt und mich selbst bedeutet, daß ich nicht weiß wo ich zu Hause bin. Der liederliche Grautopf ist an allem Schuld.

Vater. Sie sollte vom Alter nicht verächtlich reden! weiß sie das! Ich bin auch alt und bin kein Krüppel, kein Tagedieb.

Mutter. Ach, ich bitte tausendmal um Vergebung! mit Euer Excellenz ist es ganz und gar anders. Euer Excellenz stehen so derb auf den Füßen, anstatt daß mein Alter immer mit gekrickten Knieen herumschlurft. Wie schön gerad halten Sie sich nicht, indeß mein Alter krumm und geknickt einher geht. In Euer Excellenz glattem Gesicht ist keine Runzel zu bemerken! und nun gar der Anstand, die majestätische Verrücke. Wie glücklich ist Ihre Frau Gemahlin, einen solchen Herrn zu besitzen.

Vater. Wer weiß wie sie hinter seinem Rücken spricht.

Mutter. Was könnte sie anders als Gutes.

Vater. Das denkt jeder gute Ehemann und läßt sich bei der Nase herum führen; aber das wird und gar zu schlecht gelehnt. Martha! Martha! das hätte ich nicht von dir gedacht.

Mutter. Was höre ich: was sah' ich! die Excellenz und mein Mann ist es Einer? sind es Zwei?

Merkur

(der zwischen sie beiden tritt, den Gewand auf dem Arm).

Er ist es freilich! Wundern müssen Sie sich nicht In diesem Wunderlande. Fassen Sie sich, gute Frau! Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand Gefällig an; auch dieses wird ein Wunder thun: Es frischet Ihnen das Gedächtniß labsam an, Vergangener Tagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter. Nun lassen Sie sehen! (Sie nimmt das Gewand über.)

Merkur.

Und haben Sie von Seelenwanderung nicht gehört?

Mutter. Ach, ich weiß nichts als meine Seele oder mein Körper auf der Wanderschaft ist.

Merkur.

Wir eben Alle sind dergleichen wandernde,
Beweglich munt're Seelen, die gelegentlich
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beispiel: haben Sie Frau Wunschel nicht gekannt?

Mutter. Ja, Frau von Wunschel wollen Sie sagen. Ich erinnere mich derselben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau. (Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunschel eingeschaltet.)

Merkur.

Die Frau von Brumbach ist wohl Ihnen auch nicht fremd?

Mutter. Ach ja, es ist eine Dame in ihren besten Jahren. Sie hatte so ein Gänschen von Nichte. (Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeschaltet.)

Merkur.

Das alles waren Sie und sind es immer noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnäd'ge Frau!

Mutter. Nun spricht der Herr ganz vernünftig. Das laß ich mir gefallen.

Merkur.

Nun edler Herr! die Hand an diese Dame hier!
Versöhnung! Was man Mürten Uebels zugefügt,
Das darf die Excellenz nicht ahnden.

(Mann und Frau geben einander die Hände.)

So ist's recht.
Und nun, als Baucis und Philemon unsers Temp[el]baus,
Genießet lange lange noch des guten Glücks.
Die Herrn und Frauen zu ergetzen. Tretet bald,
Als Oberförster, Oberförsterin, im Glanz
Der Kunstnatur, willkommen und bewundert auf.
Nun aber, dächt' ich, Zeit ist's, wir empfehlen uns.

Mutter. Ei freilich! das versteht sich von selbst. Wir werden nicht wegoren wie die Katze vom Taubenschlag. Und somit wollen wir uns bestens empfohlen haben. Es soll uns jederzeit angenehm seyn, wenn Sie einkehren, und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater. Ich confirmire mich mit meiner gefürchteten Hälfte, und wünsche allerseits wohl zu leben. (Er giebt ihr den Arm und sie gehen zusammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweiter Knabe (der sie verfolgt). **Merkur.**

Nymphe (fliegt vor dem Knaben, der sie mit der Maske scheucht; sie eilt auf Merkur zu, und wirft sich ihm um den Hals). Rette mich geliebter, schöner, göttlicher Jüngling von dem ungeheuren Gespenst, das mich verfolgt. Du erschienst mir vor Kurzem in menschlicher Bildung, und gleich neigte sich mein Herz dir zu. Ich erwählte dich mit irdischem Trank; nun laß mir auch deine himmlische Gewalt zu Gute kommen.

Merkur.

Du süße kleine Leidenschaft, erhole dich.

Nymphe. Ihr habt mich weggerissen aus der stillen ländlichen Wohnung, wo ich die unschuldigsten Freuden genoß; ihr habt mich in diese Säle geführt, wo für mich nichts Reizendes zu finden ist, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde, als an deinem Busen.

Merkur

(indem Nymphe an ihm gelehnt bleibt, zu den Zuschauern).

Indem sich, meine Herrn, das schöne Kind
An meinen Busen drängt, verwirr' ich mich;
Vergesse fast daß ich als Gott mich dargestellt,
Und daß ich überdieß, als Prologus,
Als Commentator dieses ersten Spiels
Vor euch in Pflichten stehe; doch vergebt!
Ich selber finde meine Lage sehr bedenklich.
Und wenn das schöne liebevolle Kind

Vermiſchte Gedichte.

Nicht eitig sich erholt, daß ich mich schnell
Von ihr entfernen kann, so fürcht' ich sehr,
Die Flügelchen an Hut und Stab und Stab
Vergeßn' ich gegen einen eing'gen Fuß.
Indessen will ich mich um euretwillen
So gut als möglich fassen, euch so viel
Nur sagen: daß mein gutes, holdes Kind
Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das sich so redlich ausspricht wie es ist,
Das ohne Rückhalt sein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felsen,
Auf alte Mauern, wie auf Menschen überträgt.
(Zu Mephisto.)
Bist du beruhigt liebe kleine Seele?

Zweiter Knabe (zu Merkur).
Ihr sprecht von allen gegen diese Herren;
Nur mich vergeßt ihr: sagt auch, wer ich bin.

Merkur.
Wohl völlig kommt die Reihe nun an dich;
Doch produzire dich nur selbst: du stehst es ja.
Ich habe hier genug zu thun. Frisch und beherzt
Hervor und sprich: der Jüngste bin ich dieses Chors,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter Freund
Aus Roms verfall'nem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schmutzaus neubelebt herangeführt.
Daß deine Maske sehen! diese da!
(Das Kind vor die komische Maske auf.)
Dieß derbe wunderliche Kunstgebild
Zeigt, mit gewalt'ger Form, das Frazenhafte;
(Das Kind vor die tragische Maske auf.)
Doch dieses läßt vom Höhern und Sohnen
Den allgemeinen, ernsten Abglanz ahnen.
Persönlichkeit der wohlbekannten Künstler
Ist aufgehoben; schnell erscheinet eine Schaar
Von fremden Männern, wie dem Dichter nur beliebt.
Zu mannigfaltigem Ergetzen, unserm Blick.
Daran gewöhnt euch, bitten wir nur erst um Scherz,
Denn bald wird selbst das hohe Heldenspiel.
Der alten Kunst und Würde völlig eingedenk,
Von uns Kothurn und Maske würdig leiden.
Sie kennen dich! nun Kindchen sey es dir gesagt,
Ein Andres bleibt und übrig, dieses holde Kind,
Daß dich so schüchtern stoß, dir zu verführen.
Drum bist' ich meinen Stab, den Seelenführer,
Berühre dich und sie. Nun werbet ihr.
Natürliches und Künstliches, nicht mehr
Einander widerstreben, sondern stets vereint
Der Bühne Freuden mannigfaltig steigern.

Nymphe.
Wie ist mir! welchen Schleier nahmst du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als sonst, ja freier, fühlt und schlägt.
(Merkur tritt zurück.)
Herbei du Kleiner! feinen Gegner seh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheitre mir die sonst beladne Brust.
In meinen Ernst verflochte deinen Scherz
Und laß mich lächeln, wo die bittre Thräne floß.
Im Sinne schwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich beglückt.
Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen.
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.
Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemessnen Stunden,
Mit Geist und Fleiß, uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.
So ist's mit aller Bildung auch beschaffen.
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will muß sich zusammen raffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.
(Nymphe mit dem Knaben ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Merkur. Erster Knabe.

Erster Knabe (eilig heranlaufend).
Beschütze mich! Dort hinten folgt mir jene!
Sie will mich haschen und ich leid' es nicht.

Merkur.
Gelogen wirfst du, allerliebstes Wunderkind,
Mir in die Hände deine Wechselsaftigkeit.
Den Augenblick benutz' ich euch zu sagen:
Daß wir, die Phantasie euch darzustellen,
Ein schlicht Architekton mit Bedacht gewählet.
Dieß Zwergstein, wenn es ungeduldig schwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick beliebt.
Bald wird's euch dahin das Vergangne malen,
Mit trübem Ernst gegenwärt'ge Freuden,
Und mit der Sorge grauem Spinnengewebe
Der Hoffnung reizendes Gebild umnebeln.
Bald wieder, wenn ihr in die tiefste Noth
Versunken scheu verzweifelt, euch bebend
Der sodnsten Morgenröthe Purpursaum
Um das gebeugte Haupt, erquickend, winden.
Doch ist er auch zu dämlich. Ja, er bändigt
Sogar sich selbst, sobald ihn dem Stab
Vertrauend übertiefre, der die Seelen führt.
Sogleich ist er gereglt, und ein roher Stoff
Zu neuer Schöpfung bildet sich zusammen.
Wie vom Apollo's Leier aufgefordert,
Bewegt, zu Mauern, das Gestein sich her,
Und wie zu Orpheus' Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet sich zum Tempel.
Uns alle führet er an, vor seinem ihm,
Und unsre Reihen schlingt er mannigfach.
Besonders aber freut ihm jene Schöne dort,
Nur das Gesange rasenden Fittig, nach.
Wär' er zu halten, diese wär' ihn fest;
Doch wollt' er bleiben, sie entlief ihn gleich.

Einundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone.
Ich seh' du hast ihn: also liefre mir ihn aus.

Merkur.
Zuerst erlaube daß ich dich erkläre!

Phone.
Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunst.

Merkur (zu den Zuhörern).
Der Oper Zauberstrenben stellt sie vor.

Phone.
Was stell' ich vor?

Merkur.
Die Oper, den Gesang!

Phone.
Vorstellen läßt sich der Gesang nicht; aber leisten.

Merkur.
Nur frisch, zur allgemeinen Freude, immer zu!

Phone.
(Sie singt eine große Arie, nach deren Schluß sie sich gegen den Grund wendet.)

Merkur.

Zum Schluſſe, merk' ich, neigt ſich unſer buntes Spiel.
(Zum erſten Knaben, der ſich, indeſſen das Ohne ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat, und wie ſie nach dem Hintergrunde geht, folglich wieder zu Merkur hervor eilt.)
Hier haſt du meinen Stab, nun geh, mein Kind,
Und führe mir die Sterben alle her.
(Das Kind geht ab.)

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Merkur. Pathos.

Merkur.

Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns heut
Das Tragiſche bedeutet, hört ſie an.
Was ſie zu ſagen hat, verkünde ſie allein.
(Er entfernt ſich.)

Pathos.

Sie ſind gethan die ungeheuren Thaten,
Kein beſſer Wunſch ruft ſie zurück,
Kein Mühen gilt, es frommt kein Rathen,
Erſtoben iſt auf ewig alles Glück.
Von Königen erlöſcht auf ihre Staaten
Sich weit und breit ein tödtliches Geſchick.
Welch eine Horde muß ich vor mir ſehen?
Das Schrecklichſte geſchieht und wird geſchehen!

Der Nächſte tödtet den Nächſten tückiſch nieder,
Und tückiſch wird zuletzt auch er beſiegt;
Denn, wie ein Schmied, im Feuer Glied an Glieder
Zur ehernen, ungeheuren Kette fügt;
So ſchlingt in Greuel ſich ein Greuel nieder,
Durch Laſter wird die Laſterthat gerügt:
In Todesnetzel, Höllenqualm und Grauſen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hauſen.

Doch ſenkt ſich ſpät ein heilig's Verſchonen
In der Beklemmung allzudichte Nacht,
Am hohen Blick in höhre Regionen
Zählt nun ſich jedes edle Herz erwacht.
Dort drängt's euch hin, dort hofft ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schickſal ſich verſöhnen,
Und alles thront auf im Guten und im Schönen.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie reihen ſich in folgender Ordnung:
Moriz. Nymphe. Zweyter Knabe. Pathos.
Erſter Knabe. Phone. Klärchen.

Merkur
(der vorwärts an die linke Seite tritt).

Und wenn ſie nun zuſammen ſich geſtellen,
Nach der Verwandtſchaft endlich angereiht;
So merkt ſie wohl, damit in künft'gen Fällen
Ihr ſie erkennet, wenn von Zeit zu Zeit
Sie einzeln ſich euch vor die Augen ſtellen,
Wenn jedes einzeln ſeine Gabe beut.
Zu unſrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
Wenn ihr genehmigt was wir bringen.

Prolog

bei Wiederholung des Vorſpiels in Weimar.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter langer Fahrt,
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt,
Und mancher ſchönen Früchte, landend, ſich erfreut,
Empfindet erſt der höchſten Wünſche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heim'ſche Hafen Arm und Buſen beut.
So geht es uns, wenn wir, nach manchem heitren Tag,

Den wir, an fremder Stätte, thätig froh verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle ſehn,
Wo wir als in dem Vaterland verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da iſt unſer Vaterland.
Doch wie wir denken, wie wir fühlen iſt euch ſchon
Genug bekannt, und wie, mit Neigung und Vertraun
Und Ehrfurcht, wir vor euch uns mühen wißt ihr wohl.
Darum ſcheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
Hervorgeſendet euch zu grüßen, unſern Kreis
Auf's neu euch zu empfehlen. Auch erſcheint' ich nicht
Um deſſentwillen eigentlich, wiewohl man oft
Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
Gewiſſermaßen zu entſchuld'gen. Ja, fürwahr!
Das was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir
Euch nicht verkünden, da vor euren Augen ſich
Was wir begannen, nach und nach entwickelt hat;
Als wir jedoch die nachbarliche Flur beſucht,
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
Der rühmen Neuerungen Maaßſtücke nicht
Mit günſt'gen Augen ſähn, unſerm Wunſch gemäß;
Da traten wir zuſammen, und in ſeiner Art
Ein jeder ſuchte das zu leiſten, was ihm wohl
Am leichſten gelänge; was denn auch zuletzt

Auf Mannigfaltigkeit des Spiels, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete.
Das iſt denn auch gelungen, und wir hatten uns,
Auf manche Weiſe, der geſchenkten Gunſt zu freun.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabei
Bewenden ließen, das was glücklich dort gewirkt,
Weil es beſonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wiederbrächten, hier, wo es doch eigentlich,
An mancher Stelle, nicht gehörig paſſen mag.

Weil aber das Beſondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend iſt, auch als ein Allgemeines wirkt;
So wagen wir, auf eure Freundlichkeit, getroſt,
Euch eben darzubringen was wir dort gebracht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernſte Welt,
Nach Samarkand und Peking und in's Feenreich;
So laßt euch heut gefallen in das nächſte Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daſelbſt.
In einem neuen Hauſe, das in kurzer Zeit,
Faſt wie durch Zauberkünſte, ſich herausgebaut;
Gedenkt, mit Lächeln, einer alten Hütte dann,
In der ihr ſonſt, mit Unluſt, oft die Luſt geſucht;
Denn etwas Aehnliches iſt euch doch auch hier geſchehn.

Und wenn ihr das was Andern zubereitet war
Mit gutem Willen zu genießen euch entſchließt;
So werdet ihr wohl manches finden, das ihr euch
Und eurem Zuſtand anzueignen nicht verſchmäht.
Das alles legt in ſeinen Herzen' bitt' ich euch!
Und mit Geſühl und Phantaſie empfanget mich.
Wenn ihr, als fremde Herrn und Frauen, mir zuletzt,
Als Sachſen und als Preußen, anzureden ſeyd.

Vorſpiel

zu Eröffnung des Weimariſchen Theaters

am 19. September 1807.

nach glücklicher Wiederverſammlung der Herzoglichen Familie.

Wald. Fels. Meer.

Nacht.

(Ferner Donner.)

Kriegsgöttin.

Durch dieſer nachtbedeckten Felder ſtill Gebreit,
Mit unbemerkten Schritten, ſtürm' ich raſch heran.
Ob irgend jemand widerſtünde meiner Kraft.
Noch aber ſind' ich niemand. Ja, bebende ſoll
Dieß Schwert mir Raum verſchaffen, wenn ſich mir
Die aufgeſcheuchte Menge kühn entgegenſtellt:
Denn dieſem Stahle widerſteht kein Sterblicher.
Ein grauſer Kampf umhüllt ſich bald mit Nebelnacht,
Und meine Fackel leuchtet weit und breit zur Flucht.
(Näherer Blitz und Donner.)
Schon reihenweis' liegt ausgeſtreckt Getödtetes,
Wie hinter emſig Mähenden das Blumengras.
Ich aber, unaufhaltſam, kräftig ſchreite vor,
Dem Glücksgeſtirn entgegen, das mich leitete.
Wohlauf denn, Schlachtruf!
(Blitz und Donner.)
Töne gräßlich durch die Nacht!
Du Blitzgeſchoß, verbreite Schreck, verbreite Tod!
Heran, ihr Donner, ihr mich längſt verkündenden!
(Blitz und Donner immer näher.)
Entwickle dich, du hagelſchwerer Wolkenzug!
Stürz', alles überraſchend, fluthendes Geſtein,
Und ſchwemme was entgegenſteht von Grund hinweg!
(Unter Blitz und Donner ab.)

Eine Flüchtende.

(Blitz und Donner entfernen ſich.)

Wo flieh' ich hin? wo berg' ich mein bedrohtes Haupt?
Denn überall umgeben mich die Drängenden.
Gewalt'ger Kriegskampf, Waffenklang und Mordgeſchrei
Ertönen heute, wo noch geſtern Friede ſang.
Und aufgeſcheucht wir Armen, ſchaarweis flohen wir
Und gleich zerſprengt, von Ungemach zu Ungemach.
Umſonſt! Kein Ausgang aus dem Irrſal zeigt ſich mir.
Der finſtre Bergwald, Nacht und Schrecknis deget er;
Die Felſenwänd' an aufgeregter wilder Fluth,
Sie halten hier und überall den Schritt mir an;
Und aus der Tiefe tönet mir der Schreckensruf:
Zurück! Zurück! Wohin entfliehſt du Einzelne?
Zurück! Des Gatten denke, den das ſcharfe Schwert,
Der Kinder, die des Hauſes Flamme lodernd faßt.
Vergebens! ach! an dieſer Seite trennet mich
Der breite Strom des unbeſiegten Ungeſtüms,
Mit blut'gen Wogen, von bekannter Spur hinweg.
(Ganz ferner Donner).
O, Seligkeit verbündendes, und nie genug
Geſchätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg;
O, nie genug verehrter Ehrgeiz, kleiner Herd!
Du runde Tafel! die den beſten Kinderkreis
Anmuthig anſchloß elterlicher Sorgenlust.
Dort lodert's auf! Die Erute ſtrömt in Feuerqual
Zum Himmel an, und des Beſitzes treu Gebäus
Schwankt unterſtammt und beugt ſich, widerſteht und ſinkt.
Durchglühter Schutt ſtürzt, Flammenrauchſtaub kraukt empor.
Und unten krachend, ſchwerbelaſtet, dumpfniedrückt,
Verbirgt ſo vieler Menſchenjahre werther Fleiß,
Und Grabesruhe waltet über Trümmern.
(Ferner Donner.)
Ach!
Selbſt in das Grab dringt wilder Elemente Wuth
Und reißt die Todten zwiſchen die Lebendigen;
Sie ſollen ſchauen, welch ein Elend uns betraf,
Und irren, unſre Väter, heimatlos wir wir.
(Näherer Donner.)
Schon kehrt zurück das Wetter, das zerſtörende.
Vergebne Hoffnung, aufgewühlet hab' es nun;
Es kehrt zurück und raſet allgewaltiger,
Und Land und Meer bewegen ſich in wildem Bund.
Iſt dieß der Erde feſter Boden? Weh mir! Weh!
Und dieß die Pfade, ſicher ſonſt betretene?
Im Schiffe ſteh' ich, wogend ſchwankt es hin und her;
Mein Knie verſagt mir; nach dem Boden ſiehet mich;
Zu knien und zu flehen dränget mich das Herz.
(Sie kniet.)
Iſt über dieſer Wolkendecke düſtrer Nacht
Kein Stern, der in der Finſternis uns leuchtete?
Kein Auge, das herunterſäh' auf unſre Noth?
O du, dem ich von Jugend auf hingeſtehet,
Du, deſſen heil'gen Tempel ich mit Kinderſchritt
Und Kinderſinn erſt, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Bruſt hinanſtieg, im vertrauenden
Andächt'gen Chor der Aelteren und Aelteſten;
Mit bestrem, feſttags-ſonnenhaftem Freudenblick,
Ein Danklied, ein Triumphlied deiner Vaterkraft
Und Vaterhulde tauſendſtimmig durchbrach.
Warum verwarfſt du unter blutern Trophäen
Dein ſinnig, deiner Sterne ſtrahlende Heiterkeit?
Iſt es dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge rauhe Kräfte, die im Widerſtreit?
Dein Werk zerſtörend, uns zerſtörend....
(Näher Donner.)
Weh mir! weh!
Vergebens alles! Immer wilder drängt's heran.
Die Elemente faſſen ſich, die tobenden;
Die Welle ſprüht des Felſenwaldes Aeſte durch,
Und in dem blitzdurchflammten Aether ſchmelzen hin
Die Gipfel. Gluthſtrom führet um Vergeweltende.
(Es ſchlägt ein. Zugleich erſcheint ein Wunder- und Trofzeichen, der verehrten regierenden Herzogin Namenszug im Sternbilde.)

Königlicher Saal.

Die Majeſtät im Krönungsornat.

Sicher tret' ich auf und glanzumgeben;
Jedes Auge freut ſich meines Kommens,
Jedes Herz erbebt ſich gleich zur Hoffnung,
Jeder Geiſt, ſchon ſchweiget er in Wünſchen.
Denn die Weisheit, wandelt ſie beſcheiden
Unter Menſchen, lehrend, rathend, ſchaltend,
Wenig achtet ſie der Hauſe, leider öfters
Wird ſie wohl verachtet und verſtoßen;
Aber wenn ſie ſich zur Macht geſellet,
Neiget gleich ſich die erſtaunte Menge,
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend, nieder;
Und wie vor Gewalt ſich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.

Hat Natur, nach ihrem dunklen Walten,
Hier ſich Bergreihn hingezogen, droben
Felſen aufgezackt, und gleich daneben
Ueber Thalgeſtein und Höhn und Höhlen
Heilig ruhend alten Wald geſtreget,
Das den unwirthbaren Labyrinthen
Sich der Wandrer grauſend gern entzöge:
Sieht da bringt heran des edlen Menſchen
Meiſterhand; ſie darf es unternehmen,
Darf zerſtören tauſendjähr'ge Sodprung.
Stallet nun das Beil im tiefſten Walde,
Klimmt das Eiſen an dem ſchroffen Felſen,
Und in Stämmen, Splittern, Maſſen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerſtörtes gräßlich durch einander.
Aber bald dem Winkelmaß, der Schnur nach,
Reihen ſich die Steine, wachſen höher;
Neue Form entſpringt an ihnen, herrlich
Bildet mit der Ordnung ſich die Zierde,
Und der alte Stamm gekannt ſchon ſich,
Rundend bald und bald emporgerichtet,
Einer in den andern, Hohen Giebels
Neuer Kunſtwald bebt ſich in die Lüfte.
Sieh! des Meiſters Kränze weben droben.
Jubel ſchallt ihm, und den Weiſbaumeiſter
Hört man wohl dem Irdiſchen vergleichen.

So vermag's ein jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen iſt's verliehen.
Wer das Rechte kann, der ſoll es wollen;
Wer das Neue will, der ſollt' es können,
Und ein jeder kann's, der ſich beſcheidet
Schöpfer ſeines Glücks zu ſeyn im Kleinen.

Der du an dem Weberſtuhle ſitzeſt,
Unterrichtet, mit bebenden Gliedern
Fäden durch die Fäden ſchlingeſt, alle
Durch den Tactſchlag aneinander drängeſt,
Du biſt Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße,
Du beginneſt weislich und vollendeſt
Emſig, und aus deiner Hand empfängt
Irdiſcher zufrieden das Gewandſtück;
Einen Feſttag ſchaffſt du jedem Haustalt.

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menſchengeiſt, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben.
Das unſichtbar alle Welt erleuchtet.
Und ſo grüße jedes Land den Fürſten,
Jede Stadt den Aelteſten, der Haushalt
Grüße ſeinen Herrn und Vater jauchzend.
Wenn ſie wiederkehren als die Meiſter,
Zu erkennen oder herzuſtellen.

Fromm erflehet Segen Euch von oben;
Aber Hülfe ſchafft Euch thätig wirkend
Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weite, der Verſtand'ge, nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Friede. Majeſtät.

Majeſtät.

Sey mir gegrüßt, Holdeſte des Erdenſtamms!

Friede.

Empfange gnädig deine treue Dienerin!

Majeſtät.

Du wirſt als Herrin immer neben mir beſtehn.

Friede.

So nimm die treue Schweſter an die ſtarke Bruſt!

Majeſtät.

Gerechtigkeit und Friede küſſen ſich, o Glück!

Friede.

O längſt erflehter Augenblick, o Wonnetag!

Majeſtät.

Ich ſehe, Schweſter, dich erheiterter als je.

Friede.

Denn mehr als je umgaukelt mich die Heiterkeit.
Dieſe Stadt, die ich ſo lange
Mütterlich begünſtigte,
Weil ſie meine holden Gaben,
Würdig ſchaffend, thätig wirkend,
Dankbarlich erwiederte;
Weil ſich holder Friedenskünſte
Alte, Junge, Hohe, Niedre
Männiglich befleißigten.
Aber nie iſt mir ein Regen,
Solch ein Treiben, ſolch Beſtreben,
Wie es heut ſich rührt, begegnet.
Jeder ſtrebet mit dem Andern,
Jeder eifert vor dem Andern,
Einer iſt des Andern Muſter
Aufgeweckter Thätigkeit.
Kein Befehl iſt's der ſie aufregt,
Jeder fromm geworben ſich ſelber;
Und ſo reihn ſie aneinander
Ihren Fleiß und ihre Luſt.

Majeſtät.

Dieſes Thun, das einzig ſchätzenswerthe,
Das hervorbringt aus dem eignen Buſen,
Das ſich ſelbſt bewegt und ſeines Kreiſes
Helden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich oftenſtens; denn es zu belohnen
Bin ich ſelbſt nicht mächtig genug; es lohnt ſich
Jeder ſelbſt, der ſich im ſtillen Hausraum
Wohl beſtellthat übernommnen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich ſich fügen, nützlich werden.
Nun dem Allgemeinen weislich rathend
Wie er ſich betrieb und ſeine Lieblen
Alſo wer dem Hauſe trefflich vorſteht,
Bildet ſich und macht ſich werth, mit Andern
Dem gemeinen Weſen vorzuſtehen.
Er iſt Patriot, und ſeine Tugend
Dringt hervor und bildet ihres Gleichen.
Schließt ſich an die Reihen Gleichgeſinnter.
Jeder fühlt es, jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen.

Friede.

Was du ſageſt, ich verehr' es!
Denn du haſt mit wenig Worten

Aufgesprochen, was die Städte
Bauet, was die Staaten gründet;
Bürgerinn, wozu Natur uns
Umgeschaffnet so Lust als Kräfte.
Aber heute sieht du diesen
Treuen Sinn sich anders zeigen,
Nicht so ernst wie du's verstanden.
Aber sich zum schönsten Feste
Emsiglich bethätigend.

Sieh! ein Waldgebück bewegt sich
Nach der Stadt hin; aller Gärten
Froher, blumenbunter Aufzug
Reißt sich los, um sich ins grüne
Prachtgehäng' hinein zu flechten.
Das der Häuser, das der Hütten
Ansicht schön verhüllt und zieret.
Das von Giebel sich zu Giebel
Ziehend reicht, und kranzbeladen,
Schwankend, frischbelastet schwebt.
Bunter wird die tiefe Grüne.
Munrer immer; Band an Bändern
Schlingt sich um, geknüpft zu Schleifen
Krümmt sich's, und die losen Enden
Flattern windbewegt. Zum Laubgang
Selbst zu Straßen umgewandelt,
Und zum Festsaal den Marktplatz.
Außenseiten sind nun Wände,
Fenster reizverzierte Nischen;
Unter ihnen schmücket die Brüstung
Sich mit bunten Teppichen.
Hier mit holden Blumenzügen
Spricht's dich an und dort mit goldnen,
So, als ob dir offne Herzen
Ueberall begegneten.

Aber dieser stummen Rede
Soll ein lautes Wort vorangehn,
Ein bescheidnes, von dem Munde
Lieblicher Unschuldiger.
Siehe! da bewegt sich sinnlich
Schon, bekränzt und bekränzend,
In der Jugend Schmuck, den Lilien
An Gewand gleich, eine Reihe
Holder Lebensfrühlinge.
Wer sie sieht, dem bewegt sich
Muttervoll das Herz. Der Vater
Sucht mit Blicken seine Tochter,
Und des Jünglings Auge gleitet
Ueber alle wählend hin.

Ehre nicht den holden Zug, du
Reh und Reiter! Jeder freue
Sich des Buntgewühls. Der Jäger
Grüße die bekannten Zweige,
Und der Jüngling, volle Flaschen
Schwenkend, wähne, seine Lauben
Habe hier geschmückt der Weingott.
Und vom zartesten Gelispel
Bis zum wildesten Tumulte
Drücke jeder sein Gefühl aus.

Majestät.

Des Unsinnes wilden Ausdruck lieb' ich nicht:
Die Freude kehrt sich unversehns in herben Schmerz,
Wenn ohne Ziel die Lust dahin schwärmt, ohne Maß;
Doch mag ich's leben, wenn dich Göttliche man heut
Mit Ehrenmäßiger Freude wild empfangen und ehrt.
Verunerbittend alles was man wünscht und hofft.

Friede.

Wenn sich Herz und Blick entgegen
Drängt an diesem freien Tag,
Freilich nun ich's, die vom Allen
Sehnsuchtsvoll Erwartete.
Aber, unsichtbar auf Erden
Schwebend, kennt' ich meiner hohen
Glückverbreitenden Gesinnung
Wählen kein vollkommner Gleichniß.
Nicht ein ausdrucksvoller Bild,
Als in diese Freude-Fülle
Allbelebend sich hereinsenkt.
Tausend Blumen aus den Kränzen,
Aber tausend aus Gehängen
Blickend, mögen Ihrer Bildne
Lieblichkeit nicht überscheinen;
Und wie um die frische Reis
Jeder Blume sich beschleidet
Sich im bunten Strauß zu fügen:
Also diese Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, Alten, Jungen,
Dieser Kreis von freien Blicken,
Alles ist auf Sie gerichtet,
Sie, die liebliche Würdige!
Wie Sie an der Hand des Gatten,
Jung wie Er und Hoffnung gebend,
Für Sich selber Freude hoffend,
Segnend uns entgegen tritt.

Majestät.

Ich wünsche Dir und diesem Lande wünsch' ich Glück,
Daß deinem göttlich aufgeforderten Beruf
Du mit so großer Gabe gleich bethätigest;
Rüstehre, die frohe, reicher Ernte gleichet sie.
Wo scheidend herzlich stille Thränen wir geseh'n.
Sie grüße segnend alle die Rückkehrenden,
Nach vielen Tagen froh Zusammentreffenden,
Und schütze sie und hüte sie mit meiner Kraft.
Doch aber bleibet immer fort auch eingedenk
Der Abgeschied'nen, deren rührliche Lebenszeit

(Im Hintergrunde prangt sich in Thränen das Andenken der verewigten Herzogin Mutter, umgeben von Glorie und dem Kranz ihrer Zurückgelassenen.)

Umwirkt zuletzt, zur Glorie sich läuterte.
Unsterblich glänzend, seinem Zufall ausgestellt:
Um welche sich versammlet Ihr geliebt Geschlecht
Und Alle, deren Schicksal sie umwaltete.
Sie wirkte noch wie vormals immer mütterlich.
In Leid und Freuden bleibet Ihrer eingedenk,
Genuß, Entbehrung, Hoffnung, Schmerz und
Scheidetag
Menschlich zu übernehmen, aber männlich auch:

Pandora.

Ein Festspiel.

Erſter Aufzug.

Perſonen:

Prometheus, } Zuerſt.	Heliot.
Epimetheus, }	Schmiede.
Phileros, Prometheus Sohn.	Hirten.
Elpore, } Epimetheus Töchter.	Feldbauende.
Epimeleia, }	Krieger.
Eos.	Gewerbsleute.
Pandora, Epimetheus Gattin.	Winzer.
Dämonen.	Fiſcher.

Der Schauplatz
wird im großen Styl nach Poussinischer Weise gedacht.

Seite des Prometheus.

In der Mitten des Zuſchauers Fels und Gebirg, aus deſſen mächtigen Bänken und Maſſen natürliche und künſtliche Hoden neben und über einander gewölbt ſind, mit mannigfaltigen Pfaden und Stufen, welche ſie verbinden. Einige dieſer Höhlen ſind wieder mit Felſthüren verſetzt, andere mit Thoren und Gattern verſchloſſen, allein roh und derb. Hier und da ſieht man einen regelmäßig Gemauerten, vorzüglich Unterbauung und künſtliche Verbindung der Maſſen bewerkend, auch ſchon bequemere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Kunſtgewächſe hangen herab; einzelne Büſche ragen ſich auf den Abſätzen, höher hinauf verdichtet ſich das Gebüſch, bis ſich das Ganze in einen waldigen Gipfel endigt.

Seite des Epimetheus.

Gegenüber zur Rechten ein ernſtes Felſengebäude nach Altorder Art und Conſtruction, mit Säulen von Baumſtämmen, und kaum gelauterten Gebälken und Gebimſen. In der Vorhalle ſieht man eine Ruheſtätte mit Fellen und Teppichen. Neben dem Hauptgebäude, gegen den Hintergrund, kleinere ähnliche Wohnungen mit verſchiedenen Anſtalten von trockenen Mauern, Pfoſten und Hecken, welche auf Viehzucht, Bienenzucht, Vogelfang und Fiſcherey deuten; darunter die Giebel von Fruchtſcheunen, Ställen, Bienenhäuschen, Weiterhin mehrere Gebäude im ländlichen Sinne.

Zur Hintergrunde mannigfaltige Flächen. Höhen, Büſche und Haine; ein Fluß, der mit Fällen und Krümmungen nach einer Seebucht fließt, die zunächſt von ſteilen Felſen begränzt wird. Der Meeresſpiegel, über den ſich Inſeln erheben, ſchließt das Ganze.

Nacht.

Epimetheus
(aus der Mitte der Landſchaft hervortretend).

Kindheit und Jugend, allzuglücklich preis' ich ſie!
Daß nach durchſtürmter durchgenoss'ner Tagesluſt,
Bedeutender Schlummer augewaltig ſie ergreift.
Und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,
Vergangnes, Träume bildend, mischt Zukünftigem.
Ein ſolch Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir.
Nicht ſondert mir entſchieden Tag und Nacht ſich ab.
Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort:
Denn Epimetheus nannten mich die Zeugenden,
Vergangnem nachzuſinnen, Raſchgeſchehenes
Zurückzuführen, mühſamen Gedankenſpiels,
Zum trüben Reich geſtaltenmiſchender Möglichkeit.
So bittre Müde war dem Jüngling auferlegt,
Daß ungeduldig in das Leben hingewandt
Ich unbedachtſam Gegenwärtiges ergriff,
Und neuer Sorge neubelaſtende Qual erwarb.
So ſtobſt du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin.
Abwechſelnd immer, immer wechſelnd mir zum Troſt,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß,
Verzweiflung ſtieß vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth,
Nun aber, nächtig immer ſchleichend wach umher,
Bebaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück.
Des Hahnes Krähen ſtreitend, wie des Morgenſternes
Voreilig Blinken. Beſſer blieb' es immer Nacht!
Gewaltſam ſchüttle Helios die Lockenflut;
Doch Menſchenpfade zu erhellen ſind ſie nicht.

Was aber hör' ich? Knarrend öffnen ſich ſo früh
Des Bruders Thore. Wacht er ſinnen, der Thätige?
Voll Ungeduld zu wirken, zündet er ſchon die Gluth
Auf hohem Herdraum, werktauſreand wieder an?
Und ruft zu nächt'ger Arbeitsluſt die ruſtige.
Mit Guß und Schlag, Erz auszubilden kräft'ge Schaar?
Nicht ſo! Ein eilend leiſer Tritt bewegt ſich her.
Mit frohem Tonmaß herzerbebenden Geſangs.

Phileros
(von der Seite des Prometheus her).

Zu freieren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern! wie ängſtet das Haus!
Wie ſollen mir Felle des Lagers genügen?
Gelüng' es, ein Feuer in Träume zu wiegen?
Nicht Ruhe nicht Raſt
Den Lebenden faßt.
Was hilft es, und neiget das Haupt auch ſich nieder,
Und ſinken ohnmächtig ermüdete Glieder;
Das Herz es iſt munter, es regt ſich, es wacht,
Es lenkt den lebendigſten Tag in der Nacht!

Alle blinken die Sterne mit zitterndem Schein.
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein.
Zu suchen, zu wandeln den buntigen Gang.
Wo gestern die Liebste mir wandelt' und sang.
Wo sie stand, wo sie saß, wo mit blühendem Bogen
Verblümte Himmel sich über uns zogen.
Und um uns und an uns sie drängend und voll
Die Erde vom nickenden Blumen erquoll.
O dort nur, o dort!
Ist zum Ruhen der Ort!

Epimetheus.

Wie tönet mir ein mächt'ger Hymnus durch die Nacht!

Phileros.

Den treff' ich schon, wen treff' ich noch den Wachenden?

Epimetheus.

Phileros bist du es! Deine Stimme scheint es mir.

Phileros.

Ich bin es, Oheim! aber hatte mich nicht auf.

Epimetheus.

Wo eilst du hin, du morgenlicher Jüngling du?

Phileros.

Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt.

Epimetheus.

Des Jünglings Pfade, zu erraten sind sie leicht.

Phileros.

So laß mich los und frage mir nicht weiter nach.

Epimetheus.

Vertraue mir! Der Liebende bedarf des Raths.

Phileros.

Zum Rathe bleibt nicht, zum Vertrauen bleibt nicht Raum.

Epimetheus.

So nenne mir den Namen deines holden Glücks.

Phileros.

Verborgen ist ihr Name wie der Eltern mir.

Epimetheus.

Auch Unbekannte zu beschädigen bringet Weh.

Phileros.

Des Ganges breite Straße, Guter, trübe nicht.

Epimetheus.

Daß du ins Unglück rennest, fürcht' ich nur zu sehr.

Phileros.

Phileros, nur dahin zum bekränzten Garten!
Da magst du die Fülle der Liebe dir erwarten.
Wenn Eos, die Wilde, mit glühendem Schein
Die Tore rötet an heiligen Schrein,
Und hinter dem Teppich das Liebchen hervor,
Mit röthern Wangen, nach Helios Thor,
Nach Gärten und Feldern mit Sehnsucht hinaus
Die Blicke versendet und spähet mich aus.
So wie ich zu dir,
So strebst du zu mir!

(Ab nach der rechten Seite des Zuschauers.)

Epimetheus.

Fahr hin, Beglückter, Hochgesinnter, dahin!
Und wärst du nur den kurzen Weg zu ihr beglückt.
Doch zu beneiden! Schlägt dir nicht des Menschenbusens
Ersehnte Stunde? jetzo sie auch schnell vorbei.

So war auch mir! so freudig hüpfte mir das Herz,
Als mir Pandora nieder vom Olympos kam.
Jüngfräulich und allbegabtest regte sie sich hehr
Dem Staunenden entgegen, forschend holden Blicks.
Da ich, dem fremden Bruder gleich, wegmüde sie.
Doch nur zu mächtig war mir schon das Herz erregt.
Die holde Braut empfing ich mit beraushtem Sinn.
Sodann geheimnisreicher Mitarbeit naht' ich mich.
Des ehrnen Gefäßes beider Wohlgefallt.
Verlaste sein stand's. Die Schöne freundlich trat hinzu.
Zerbrach das Götterssiegel, hub den Deckel ab.
Da schwoll gedrängt ein leichter Dampf aus ihm hervor
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uranionen,
Und sodann stieg für ein Sternenlig aus dem Dampf heraus.
Sogleich ein anderer; andre folgten dreißig nach.
Da stieß' ich auf, und auf der Welle schwebten schon
Im Gaukeln lieblich Götterbilder, buntgedrängt;
Pandora zeigt' und nannte mir die Schwebenden:
Dort steht du, sprach sie, glänzet Liebesglück empor!
Wie trieb ich, droben schwebt es? Hab' ich's doch in der!
Danehen zieht, so sprach sie fort, Schmucklustiges
Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Doch höher steigt, bedächtig ernsten Herrscherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunsterregend strebt, mit Freundlichkeit
Sich selbst gefallend, süß zudringlich, regen Blicks,
Ein artig Bild, dem Auge lachend, emsig her.
Noch andre schmeichen freiend in einander hin.
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder wogt.
Doch alle pflichtig, deiner Tage Lust zu seyn.

Da rief ich aus: Vergebens glänzt ein Sternenheer.
Vergebens rauchgebildet wünschenswerther Trug!
Du trügst mich nicht, Pandora, mir bist einzige
Kein anderes Glück verlang' ich, weder wirkliches
Noch vorgespiegeltes im Luftwahn. Bleibe mein!

Indessen hatte sich das frische Menschenchor.
Das Chor der Neulinge versammelt mir zum Fest.
Sie starrten froh die munteren Luftgebilde an.
Und drangen zu und bachten, Aber flüchtiger
Und rubsch ausgestreckten Händen unerreich-
bar seine fliegend jetzt empor und jetzt gesenkt.
Die Menge täuschten stets sie, die verfolgende.
Ich aber zuversichtlich trat zur Gattin schnell,
Und eignete das gottgesandte Wonnebild
Mit starken Armen meiner liebeerfüllten Brust,
Auf ewig schuf da holde Liebesgräße mir
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick.

(Er begiebt sich nach dem Lager in der Vorhalle, und bedeckt es.)

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingeprägt von Götterbinden,
Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Glutb gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.

Doch er hält nicht mehr zusammen;
Er zerflicht, zerfällt und streuet
Ueber alle frischen Fluren
Reichlich seine Gaben aus.

(Schlummernd.)

O wie gerne bänd' ich wieder
Diesen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wär's zum Kranze, wär's zum Strauße,
Flora-Cyperis, deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beisammen. Alles theil' sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Play.
Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, brech' ich deine Zweige,
Lilie du, bist schon dahin!

(Er entschläft.)

Prometheus

(seine Fackel in der Hand.)

Der Fackel Flamme morgendlich dem Stern voran
In Vaterstunden aufzuschwingen fändest du
Zu vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt.

Denn aller Fleiß, der männlich schaffenswerthe Kräfte
Ist morgendlicher; nur er gewährt dem ganzen Tag
Nahrung, Behagen, und der Stunden Vollgenuß.
Deßwegen ich der Abendsache heil'gen Schatz
Entwölkend früh zu neuem Guttriebe aufgefacht.
Verleuchtend meinem wackern arbeittreuen Volk.
So ruf' ich laut euch Erzgewält'ger nun hervor.
Erhebt die starken Arme leicht, daß tactbewegt
Ein kräft'ger Hämmerchortanz laut erschallend, rasch
Und das Geschmeid'ne, vielfach streckt zum Gebrauch.

(Mehrere Höhlen eröffnen sich, mehrere Feuer fangen an zu brennen.)

Schmiede.

Zündet das Feuer an!
Feuer ist oben an.
Höchstes er hat's gethan.
Der es geraubt.
Hier es entzündete.
Sich es verbündete.
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Wasser es fließe nur!
Fließet es von Natur
Felsenab durch die Flur.
Zieht es auf seine Spur
Menschen und Vieh.
Fische sie wimmeln da.
Vögel sie dunneln da.
Ihr' ist die Fluth.
Die unverständige
Stürmisch lebendige.
Daß der Verständige
Manchmal sie bändige.
Finden wir gut.

Erde sie steht so fest!
Wie sie sich ballen läßt!
Wie man sie scharrt und placht!
Wie man sie rigt und backt!
Da soll's heraus.
Furchen und Strimen ziehn
Ihr auf dem Rücken hin
Knechte mit zweibeinigen;
Und wo nicht Blumen blühn,
Schilt man sie aus.

Strömе du, Luft und Licht,
Weg mir vom Angesicht!
Schürst du das Feuer nicht,
Bist du nichts werth.
Strömst du zum Herd herein,
Sollst du willkommen seyn,
Wie sich's gehört.
Dring' nun herein ins Haus;
Willst du hernach hinaus,
Bist du verzehrt.

Rasch nur zum Werk gethan!
Feuer nun flammt's heran.
Feuer schlägt oben an;
Sieht's doch der Vater an.
Der es geraubt.
Der es entzündete.
Sich es verbündete.
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Prometheus.

Des thät'gen Mannes Behagen sey Parteilichkeit.
Drum freut es mich, daß andrer Elemente Werth
Verkennend, ihr das Feuer über alles preist.
Die ihr herauswärts auf den Ambos blickend wirkt,
Und darfes Erz nach eurem Sinne zwingend formt,
Euch rettet' ich, als mein verlornes Geschlecht
Bewegtem Rauchgebilde nach, mit trunknem Blick.
Mit offnem Arm, sich stürzte zu erreichen das,
Was unerreichbar ist, und wär's erreichbar auch.
Nicht nützt noch frommt; ihr aber seyd die Nützenden.
Hilfstarre Felsen widerstehn euch keinesweg;
Dort stürzt von euren Hoehn Erzgeberg herab.
Geschmolzen fließt's, zum Werkzeug umgebildet nun.
Zur Doppelfaust. Verdunsterfüllig ist die Kraft.
Gewundene Hämmer bieten. Zange fasset klug.
So, eigne Kraft und Bruderkräfte mehrest ihr.
Werkthätig, weisesthätig euch Unendliche.
Was Macht entwerfen. Freiheit anzuerkennen, seyd's
Durch euer Wirken über sich hinausgeführt.
Drum bleibt am Tagwerk vollbewußt und freigemuth:
Denn eurer Nachgebornen Schaar sie naht schon,
Gefertigtes begehrend, Seltnen huldigend.

Hirten.

Ziehet den Berg hinauf.
Folget der Flüsse Lauf!
Wie sich der Fels belaubt.
Wie sich die Weide zieht,
Treibet gemach!

Ueberall findet's was.
Kräuter und thauig Naß;
Wandelt und siehet sich um.
Trippelt, genießet stumm,
Was es bedarf.

Erster Hirt (zu den Schmieden).
Mächtige Bürger hier
Stattet uns aus!
Reichet der Klingen mir
Schärfste heraus.
Eurinr muß leiden!
Rohr einzuschneiden
Gehet mir die feinsten gleich!
Hart sey der Ton.
Preisend und lobend euch
Ziehn wir davon.

Zweiter Hirt (zum Schmiede).
Hast du wohl Weichlinge
Freundlich versorgt.
Haben noch obendrein
Sie der es abgeborgt.
Reich' uns des Erzes Kraft
Spitzig, nach hinten breit,
Daß wir es schnüren fest
An unsrer Stäbe Schaft.

Dem Wolf begegnen wir.
Menschen, Mißwilligen;
Denn selbst die Billigen
Sehn es nicht gern.
Wenn man sich was vermißt;
Doch nah und fern
Läßt man sich ein.
Und wer kein Krieger ist.
Soll auch kein Hirte seyn.

Dritter Hirt (zum Schmiede).
Wer will ein Hirte seyn,
Lange Zeit er hat;
Zählt er die Stern' im Schein.
Blas' er auf dem Blatt.
Blätter giebt uns der Baum.
Rohre giebt uns das Moor;
Künstlicher Schmiedegesell
Reich' uns was anders vor!

Reich' uns ein ehern Rohr,
Zierlich zum Mund gefügt,
Blätterzart angeschlipt:
Lauter als Menschensang
Schallet es weit;
Mächten im Lande breit
Hören den Klang.
(Die Hören verhehlen sich unter Musik und Gesang in der Gegend.)

Prometheus.

Einwandelt friedlich! Friede findend gebt ihr nicht.
Denn solches Loos dem Menschen wie den Thieren ward,
Nach deren Urbild ich mir Best'res bildete,
Daß ein's dem andern, einzeln oder auch geschaart,
Sich widersetzt, sich hassend aneinander drängt,
Bis ein's dem andern Uebermacht bethätigte.
Drum faßt euch wacker! Eines Vaters Kinder ihr.
Wer fallet? stehe? kann ihm wenig Sorge seyn.

Ihm ruht zu Hause vielgewaltiger ein Stamm.
Der stets fern aus und weit und breit umher gesinnt.
Zu enge wohnt er auf einander dichtgedrängt.
Nun ziehn sie aus und alle Welt verdrängen sie.
Gelegner sey des wilden Abschieds Augenblick!

Drum Schmiede! Freunde! Nur zu Waffen legt
mir's an.
Das andre lassend, was der sinnig Aelernde,
Was sonst der Fischer von euch fordern möchte heut.
Nur Waffen schafft! Geschaffen habt ihr alles dann.
Auch dereinst Ebbns überwäg'nen Vollgenuß.
Jetzt erst, ihr mühsam finsterstündig Strebenden.
Für euch ein Ruhmabl! Denn wer Nachts arbeitete,
Genieße, wenn die andern früh zur Mühe gehn.
(Dem schlafenden Epimetheus sich nähernd.)
Du aber einz'ger Mitgeborner, rufst du hier?
Nachtwandler, Sorgenvoller, Schwerbedrücker.
Du dauerst mich und doch beleid' ich dein Geschick.
Zu dulden ist: Seyn thätig oder leidend auch.

Schmiede.

Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.
(Sie verlieren sich in den Gewölben, die sich schließen.)

Epimetheus
(in offner Halle schlafend).

Elpore
(den Morgenstern auf dem Haupte, in luftigem Gewand heiter hinter dem Hügel heraus).

Epimetheus (träumend).

Ich seh' Gestirne kommen dicht gedrängt!
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!
Was steiget hinter ihm so hold empor?
Welch' liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt sie sich herauf
Die schlanke, volle, niedliche Gestalt.
Bist du's Elpore?

Elpore (von fern).

Theurer Vater, ja!

Die Stirne dir zu kühlen weh' ich her!

Epimetheus.

Tritt näher, komm!

Elpore.

Das ist mir nicht erlaubt.

Epimetheus.

Nur näher!

Elpore (nahend).

So denn?

Epimetheus.

So! noch näher!

Elpore (ganz nah).

So?

Epimetheus.

Ich kenne dich nicht mehr.

Elpore.

Das dacht' ich wohl.
(Wegtretend.)

Nun aber?

Epimetheus.

Ja du bist's geliebtes Mädchen!
Das deine Mutter scheidend mir entriß.
Wo bliebst du? Komm zu deinem alten Vater.

Elpore (heraustretend).

Ich komme, Vater; doch es frachtet nicht.

Epimetheus.

Welch liebtich Kind besucht mich in der Nähe?

Elpore.

Die du verkennst und kennst, die Tochter ist's.

Epimetheus.

So komm' in meinen Arm!

Elpore.

Bin nicht zu fassen.

Epimetheus.

So küsse mich!

Elpore (in seinen Haaren).

Ich küsse deine Stirn
Mit leichter Lippe.
(Sich entfernend.)
Fort schon bin ich, fort!

Epimetheus.

Wohin? wohin?

Elpore.

Nach Liebenden zu blicken.

Epimetheus.

Warum nach denen? Die bedürfen's nicht.

Elpore.

Ach wohl bedürfen sie's und niemand mehr.

Epimetheus.

So sage mir denn zu!

Elpore.

Und was denn? was?

Epimetheus.

Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore.

Unmöglich's zu versprechen ziemt mir wohl.

Epimetheus.

Und sie wird wieder kommen?

Elpore.

Ja doch! ja!
(In den Zuschauern.)
Gute Menschen! so ein zartes
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legten's in den jungen Busen.
Was ihr wollet, was ihr wünschet
Nimmer kann ich's euch versagen.
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.

Ach! die anderen Dämonen,
Ungemüthlich, ungefällig,
Kreischen immerfort dazwischen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Weben
Mit dem Früh'n des Hahns vernehm' ich!
Eilen muß die Morgenliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch so kann ich euch nicht lassen.

Wer will noch was Liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Toben! welch ein Wühlen!
Ist's der Morgenwelle Brausen?
Schnaubt schon hinter goldnen Thoren,
Rosgespann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen sich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruh'gen. Uebermüth'gen!
Reichthum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Thne,
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? der Mächt'ge hat sie,
Wollt ihr Reichthum? Zugegriffen!
Glanz? Bedürft ench! Einfluß? Schleicht nur.
Hoffe niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wird's! Doch hör' ich deutlich,
Leis' ist mein Gebet, ein seufzend
Lispeln: Still! ein lispelnd Seufzen:
O! das ist der Liebe Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau' in mir der Göttin, Treuen,
Wonnevolles Ebenbild.
Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt,
Und die sonst geschlossne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

„Wird sie lieben?“ Ja! „Und mich?“ Ja!
„Mein seyn?“ Ja! „Und bleiben?“ Ja doch!
„Werden wir uns wieder finden?“
Ja gewiß! „Treu wieder finden?
Nimmer scheiden?“ Ja doch! ja!
(Sie verhüllt sich und verschwindet; als Echo wiederholend:)
Ja doch! ja!

Epimetheus (erwachend).
Wie süß, o Traumwelt, schöne! lößest du dich ab!
(Durchdringendes Angstgeschrei eines Weibes vom Garten her.)

Epimetheus (aufspringend).
Entsetzlich stürzt Erwachenden sich Jammer zu!
(Wiederholtes Geschrei.)
Weiblich Geschrei! Sie flüchtet! Räher! Nahe schon.

Epimeleia
(innerhalb des Gartens unmittelbar am Zaun).
Ai! Ai! Weh! Weh mir! Weh! Weh! Weh! Ai!
Ai mir! Weh!

Epimetheus.
Epimeleia's Thne! hart am Gartenrand.

Epimeleia
(den Zaun halb überklimmend).
Weh! Mord und Tod! Weh Mörder! Ai! ai!
Hülfe mir!

Phileros (nachspringend).
Vergebens! Gleich ergreif' ich dein geflochtnes Haar.

Epimeleia.
Im Nacken. Weh! den Hauch des Mörders fühl' ich schon.

Phileros.
Verruchte! fühl' im Nacken gleich das scharfe Beil!

Epimetheus.
Her! Schuldig, Tochter, oder schuldlos tritt' ich dich.

Epimeleia
(zu seiner linken Seite niedersinkend).
O Vater du! Ist doch ein Vater stets ein Gott!

Epimetheus.
Und wer, verwegen, stürmt auf dem Bezirk dich her?

Phileros
(zu Epimetheus' Rechten).
Beschütze nicht des frechen Weibs verworfnes Haupt.

Epimetheus
(sie mit dem Mantel bedeckend).
Sie schütz' ich, Mörder, gegen dich und jeglichen.

Phileros
(nach Epimetheus linken um ihn herumeilend).
Ich treffe sie auch unter dieses Mantels Nacht.

Epimeleia
(sich vor dem Vater her nach der rechten Seite zu werfend).
Verloren, Vater, bin ich! O! Gewalt! Gewalt!

Phileros
(hinter Epimetheus sich zur Rechten wendend).
Irrt auch die Schärfe, irrend aber trifft sie doch!
(es verwundet Epimeleia im Nacken.)

Epimeleia.
Ai ai! Weh, weh mir!

Epimetheus (abwehrend).
Weh uns! Weh! Gewalt!

Phileros.
Geigt nur! Weitre Seelenpforten öffn' ich gleich.

Epimeleia.
O Jammer! Jammer!

Epimetheus (abwehrend).
Weh uns! Hülfe! Lieb uns! Weh!

Prometheus
(eilig hereinreitend).
Welch Mordgeschrei! Im friedlichen Bezirke thut's?

Epimetheus.
Zu Hülfe, Bruder! Armgewaltiger eile her!

Epimeleia.
Beflügle deine Schritte! Rettender heran!

Phileros.
Vollende Faust! und Rettung schmählich hinte nach.

Prometheus
(dazwischen tretend).
Zurück, Unsel'ger! tückisch Rasender zurück!
Phileros bist du's? Unbändiger hiesmal hält ich dich.
(Er hält ihn an.)

Phileros.
Laß, Vater, los! ich ehre deine Gegenwart.

Prometheus.
Abwesenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.
Ich halte dich! — An diesem Griff der starken Faust
Empfinde wie erst Uebelthat den Menschen faßt,
Und Uebelthäter weise Macht sogleich ergreift.
Hier morden? Unbewehrte? Gott zu Rand und Krieg!
Hin, wo Gewalt Gesetz macht! Denn wo sich Gesetz,
Wo Vaterwürde sich Gewalt schuf, tangst du nicht.
Hast jene Ketten nicht gesehn, die ehernen?
Geschmiedet für des wilden Stieres Hörnerpaar.
Mehr für den Ungebändigten des Männervolks.
Sie sollen dir die Glieder fassen, klirrend hin
Und wieder schlagen, deinem Gang Begleitungstact.
Doch was bedarf's der Ketten? Ueberwiesener!
Gerichteter! Dort ragen Felsen weit hinaus,
Nach Land und See, dort stürzen billig wir hinab
Den Tobenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Grenzenlosen übermüthig rennend stürzt.
(Er läßt ihn fahren.)
Jetzt thu' ich dir's. Hinaus mit dir ins Weite fort!
Beruhen magst du über dich bestrafen selbst.

Prometeus.

So glaubeſt du, Vater, nun ſey es gethan?
Mit ſtarrer Geſetzlichkeit ſtürmt du mich an.
Und achteſt für nichts die unendliche Macht,
Die mich, den Glückſel'gen, ins Elend gebracht.

Was liegt hier am Boden in blutender Qual?
Es iſt die Gebieterin die mir befahl,
Die Hände ſie ringen, die Arme ſie hangen,
Die Arme, die Hände ſind's die mich umfangen.
Was zitterſt du, Lippe? Was bebeſt du, Bruſt?
Verſchwiegene Zeugen verrätheriſcher Luſt.
Verrätheriſch ja! Was ſie immer gerathe,
Gewährt ſie dem zweiten — dem dritten vielleicht.

Nun ſage mir, Vater, wer gab der Geſtalt
Die einzige furchtbar entſchiedne Gewalt?
Wer führte ſie ſtill die verborgene Bahn
Herab vom Olymp? Aus dem Hades heran?
Weit eher entdeckſt du dem ehrnen Geſchick
Als dieſem durchbohrend verſchlingenden Blick;
Weit eher eindringender Keren Gefahr
Als dieſem geflochtnen geringelten Haar;
Weit eher der Wüſte beweglichem Sand
Als dieſem unflatterndlen regen Gewand.

(Prometeus hat Epimeteia's aufgehoben, führt ſie ſtehend umher das ihre Stellungen zu Pandorn paſſen.)

Sag', iſt es Pandora? Du ſahſt ſie einmal.
Den Völkern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Heyphaiſtos mit prunkendem Eheim,
Da wollten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Geſchmeide! O wie haſt es ſich ſchlank!
So bieten die Himmel herauſchenden Trank.
Was birgt wohl das Zaubern? Verwegene That;
Das Lächeln, das Reizen, was birgt es? Verrath;
Die heiligen Blicke? Vernichtenden Schertz;
Der göttliche Buſen? Ein hündiſches Herz.

O! ſag' mir, ich lüge! O ſag', ſie iſt rein!
Willkommner als Sinn ſoll der Wahnſinn mir ſeyn.
Vom Wahnſinn zum Sinne welch glücklicher
Sprung!
Vom Sinne zum Wahnſinn! Wer litt was ich litt?
Nun iſt mir's benommen dein geſtrengeſt Gebot.
Ich eile zu ſcheiden, ich ſuche den Tod.
Sie ſog mir mein Leben ins ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um lebendig zu ſeyn. (Ab.)

Prometeus (zu Epimeteia.)

Biſt du beſchämt? Geſtehſt du meinen er dich zeihet?

Epimetheus.

Beſtürzt gewahr' ich ſeltſam und Begegnendes.

Epimeteia

(zwiſchen beide tretend).

Einig, unverrückt, zuſammenwandernd
Leuchten ewig ſie herab die Sterne,
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauſchet Windeslicheln
Und im Thale athmet Philomele.
Athmet froh mit ihr der junge Buſen
Aufgeweckt vom heilen Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles alles, endlich unſer Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Ueberſchimmer,
Schattentiefe, Waſſerſturz und Rauſchen
Sind unendlich, endlich unſer Glück nur.

Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte ſich ein Blatt geſchaffen.
Und verbreitet früh ſchon durch die Auen
Heitern Vorgelang mittägiger Heimchen.
Doch der ſaitenreichen Leier Thne
Anderts faſſen ſie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandte ſchon ſo früher?
Und wer brauſen ſinge goldnen Saiten?
Mänaen mächt' es wiſſen. Mänaen lehnt
Leiſ' den Schalter, lauſcht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt, da regt ſich Eines:
Wer? das möcht' er wiſſen, lauert, ſpähet.
So erſpähen beide ſich einander,
Beide ſehen ſich in halber Helle.
Und was man geſehn genau zu kennen,
Und was man nun kennt ſich zuzueignen
Sehnt ſich gleich das Herz, und Arme ſtrecken,
Arme ſchließen ſich, ein heil'ger Bund iſt,
Inbeit nun das Herz, er iſt geſtaltoſen.

Ach warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles alles, endlich unſer Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Betheuern,
Mondenſchimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnſucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unſer Glück nur.

Binden laß den Nacken, laß ihn, Vater!
Blut, gerinnend, ſtillet leicht ſich ſelber,
Ueberlaſſen ſich verharrſcht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Buſen ſtockend,
Wird es ſich wieder friſchend regen?
Wirſt erſtarrtes Herz du wieder ſchlagen?

Er entfloh! — Ihr Grauſamen verriethet ihn.
Ich Verſtehne kennt' ihn, ach, nicht halten,
Wie er ſchalt, wie flunkte, lüſternd rat'te.
Doch willkommen ſey des Zuches Raſen
Denn ſo liebt' er mich, wie er mich ſcholtte,
So durchglühte ich ihn, wie er verwünſchte.
Ach! warum verkannt er die Geliebte?
Wird er leben, wieder ſie zu kennen?

Angelehnt war ihm die Gartenpforte.
Das geſteh' ich, warum ſollt' ich's läugnen? —
Unbeit überwältigt Scham. — Ein Hirte
Stößt die Thür an, ſtößt ſie auf und forſchend.
Still verwegen, tritt er in den Garten.
Zindet mich die Herrende, ergreift mich,
Und im Augenblick ergreift ihn jener
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieſer läßt mich,
Wehrt ſich erſt und flüchtet, bald verfolgt nun.
Ob getroffen oder nicht? was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schäumen, Schelten.
Dringt nun Pyrrerus; ich ſtürze flüchtend
Ueber Blumen und Geſträuch, der Zaum hält
Mich zuletzt, denn leider auch beſtrickt
Angſt empor, ich bin im Freien, gleich drauf
Stürzt auch er hervor; das andre wißt ihr.

Theurer Vater! Dat Epimeteia
Sorg' um dich getragen manche Tage;
Sorge trägt ſie leider um ſich ſelbſt nun.
Und zur Sorge ſcheucht ſich ein die Reue.
Gott wohl wird meine Wange röthen,
Nicht an ſeiner; Helios leuchten
Sahne Pfade, die er nicht zurückkehrt.
Laßt mich gehn, ihr Väter, mich verbergen.
Hämet nicht der Armen, laßt ſie weinen!
Ach! wie fühl' ich's! Ach das ſchwerzt unendlich
Wohlerworbne Liebe zu vermiſſen.

Prometheus.

Das Götterkind, die herrliche Geſtalt, wer iſt's?
Pandoren gleicht ſie, ſchmeichelhafter ſcheint ſie nur
Und lieblicher; die Sehnſucht jener ſtreckte faſt.

Epimetheus.
Pandorens Tochter, meine Tochter rühm' ich sie.
Epimeleia nennen wir die Sinnende.
Prometheus.
Dein Vaterglück warum verbargst du, Bruder, mir's?
Epimetheus.
Entfremdet war dir mein Gemüth, o Trefflicher!
Prometheus.
Um jener willen die ich nicht empfing mit Gunst.
Epimetheus.
Die du hinweg gewiesen eignes ich mir zu.
Prometheus.
In deinen Hort verbargst du jene Gefährliche?
Epimetheus.
Die Himmliche! vermeidend derben Bruderzwist.
Prometheus.
Nicht lange wohl blieb wankelmüthig sie dir gerne?
Epimetheus.
Treu blieb ihr Bild; noch immer steht es gegen mir.
Prometheus.
Und peiniget in der Tochter dich zum zweiten Mal.
Epimetheus.
Die Schmerzen selbst um solch ein Kleinod sind Genuß.
Prometheus.
Kleinode schafft dem Manne täglich seine Faust.
Epimetheus.
Unwärb'ge, schafft er nicht das höchste Gut dafür.
Prometheus.
Das höchste Gut? Mich dünten alle Güter gleich.
Epimetheus.
Mit nichten! Eines übertrifft. Besaß ich's doch!
Prometheus.
Ich rathe fast auf welchem Weg du irrend gehst.
Epimetheus.
Ich irre nicht! die Sehnsucht führt auf rechte Bahn.
Prometheus.
In Frauengestalt nur allzuleicht verführet sie.
Epimetheus.
Du formtest Frauen, keineswegs verführerisch.
Prometheus.
Doch formt' ich sie aus zärtrem Thon, die rohen selbst.
Epimetheus.
Den Mann vorausgedenkend, sie zur Dienerin.
Prometheus.
So werde Knecht, verschmähest du die treue Magd.
Epimetheus.
Zu widersprechen meid' ich. Was in Herz und Sinn
Sich eingeprägt, ich wiederlös's im Stillen gern.
O göttliches Vermögen mir, Erinnerung!
Du bringst das hehre frische Bild ganz wieder her.
Prometheus.
Die Hochgestalt aus altem Dunkel tritt auch mir;
Hephaisten selbst gelingt sie nicht zum zweiten Mal.
Epimetheus.
Auch du erwähnest solches Ursprungs Fabelwahn?
Aus göttlich altem Kraftgeschlechte stammt sie her:
Uranione, Heren gleich und Schwester Zeus.
Prometheus.
Doch schmückt' Hephaistos wohlbedenkend reich sie aus;
Ein goldnes Hauptnet flechtend erst mit kluger Hand,
Die feinsten Drähte windend, strickend mannichfach.
Epimetheus.
Dieß göttliche Gebilde nicht das Haar bezwang's,
Das übervolle strotzend braune krause Haar;
Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf.
Prometheus.
Drum schlang er Ketten neben an, gediegene.
Epimetheus.
In Flechten glänzend schmeate sich der Wunderwuchs.
Der, freigegeben, schlangengleich die Jerse schlug.
Prometheus.
Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es so!
Pyropisch, unbeschreiblich, seltsam leuchtet' es.
Epimetheus.
Mir blickt' es nur gesellig aus dem Kranz hervor
Aufblühender Blumen; Stirn und Braue hüllten sie.
Die neidischen! Wie Kriegsgefährte den Schützen deckt
Mit dem Schild, so sie der Augen treffende Pfeilgewalt.
Prometheus.
Gehäuft mit Ketten-Bändern schaut' ich jenen Kranz,
Der Sculter schmiegten sie zweifernd, glimmernd
gern sich an.
Epimetheus.
Des Ohres Perle schwankt mir vor dem Auge noch,
Wie sich frei das Haupt anmuthiglich bewegete.
Prometheus.
Gereihte Gaben Amythontens trug der Hals.
Dann vielgeblümten Kleides Feld, wie es wunderbar
Mit frühlingsreichem bunten Schmucke die Brust umgab.
Epimetheus.
An diese Brust mich Glücklichen hat sie gedrückt!
Prometheus.
Des Gürtels Kunst war über alles lobenswerth.
Epimetheus.
Und diesen Gürtel hab' ich liebend aufgelöst!
Prometheus.
Dem Drachen, um den Arm geringelt, lernt' ich ab.
Wie starr Metall im Schlangenkreise sich dehnt und
schließt.
Epimetheus.
Mit diesen Armen liebevoll umfing sie mich!
Prometheus.
Die Ringe schmückend verbreiterten die schlanke Hand.
Epimetheus.
Die mir so oft sich, herzerfreuend, hingestreckt!
Prometheus.
Und glich sie wohl Athenens Hand an Kunstgeschick?
Epimetheus.
Ich weiß es nicht; nur liebeofend kannt' ich sie.
Prometheus.
Athenens Webstuhl offenbart' ihr Oberfleid.
Epimetheus.
Wie's wellenschimmernd, wogenhaft ihr wallte nach.
Prometheus.
Der Saum verwirrte fesselnd auch den schärfsten Blick.
Epimetheus.
Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach sich her.
Prometheus.
Gewundne Riesenblumen, Füllhorn jegliche.
Epimetheus.
Den reichen Kelchen mutbigen Gewild entquoll.
Prometheus.
Das Reh zu fliehen, es zu verfolgen, sprang der Leu.
Epimetheus.
Wer säh' den Saum an, zeigte sich der Fuß im Schritt.
Beweglich wie die Hand, erwiedernd Liebesdruck.
Prometheus.
Auch hier nicht müde schmückte nur der Künstler mehr;
Biegsame Sohlen, goldne, schrittbefördernde.
Epimetheus.
Bestügelte' sie rührte kaum den Boden an.
Prometheus.
Gegliedert schnürten goldne Riemen schleifenhaft.
Epimetheus.
O! rufe mir nicht jene Hülleverach hervor!
Der Abgedachten wußt' ich nichts zu geben mehr.
Die Schönste, die Geschmückteste, die Meine war's!
Ich gab mich selbst ihr, gab mich mir zum ersten Mal.
Prometheus.
Und leider so auf ewig hat entrißt sie dich!

Epimetheus.

Und sie gehört auf ewig mir, die Herrliche!
Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt' ich, sie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerflohen trübsinniger Wahn.
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du suchest nach Worten sie würdig zu loben,
Du willst sie erhöhen; sie wandelt schon oben.
Vergleich ihr das Beste; du hältst es für schlecht.
Sie spricht, du bestimmst dich; doch hat sie schon Recht.
Du stemmst dich entgegen; sie gewinnt das Gefecht.
Du schwantst ihr zu dienen, und bist schon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, das mag sie erwiedern.
Was bietst hohes Anlehn? Sie wird es erniedern.
Sie stellt sich auf Ziel hin, befliß'lt den Lauf;
Vertritt sie den Weg dir, gleich hält sie dich auf.
Du willst ein Gebot ihm, sie treibt dich hinauf.
Giebst Reichthum und Weisheit und alles in den Kauf.

Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden.
Nach heiligen Maßen ergänzt sie und schallt,
Und einzig verbeut die Form den Gehalt.
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt,
Mir erschien sie in Jugend, in Frauen-Gestalt.

Prometheus.

Dem Glück, der Jugend, heiß' ich Schönheit nah verwandt:
Auf Gipfeln weilt so eines wie das andre nicht.

Epimetheus.

Und auch im Wechsel beide, nun und immer, schön:
Denn ewig bleibt Erkornen anerkanntes Glück.
So neu verherrlicht leuchtete das Angesicht
Pandorens mir aus buntem Schleier, den sie jetzt
Sich umgeworfen, hüllend göttlichen Gliederbau.
Ihr Antlitz, angeschaut allein, höhnt schöner war's.
Denn sonst des Körpers Wohlgestalt wetteiferte;
Auch ward es rein der Seele klar gespiegelt Bild,
Und sie, die Liebste, Holde, leichtgesprächiger,
Zutraulich mehr, geheimnisvoll gefälliger.

Prometheus.

Auf neue Freuden deutet solche Verwandelung.

Epimetheus.

Und neue Freuden, leidenschaffende, gab sie mir.

Prometheus.

Laß hören! Leid aus Freude tritt so leicht hervor.

Epimetheus.

Am schönsten Tage — blühend regte sich die Welt —
Entgegnete sie im Garten mir, verschleiert noch,
Nicht mehr allein: auf jedem Arme wiegte sie
Ein liebliches Kind, beschattet, Töchterzwillinge.
Sie trat heran, daß doch erstaunt, erfreut, ich die
Beschauen möchte, herzen auch nach Herzenslust.

Prometheus.

Verschieden waren beide, sag' mir, oder gleich?

Epimetheus.

Gleich und verschieden, ähnlich nennest beide wohl.

Prometheus.

Dem Vater ein's, der Mutter eines, denk' ich doch.

Epimetheus.

Das Wahre trifft du, wie es ziemt Erfahrenem.
Da sprach sie: wähle! Das Eine sey dir anvertraut.
Ein's meiner Pflege vorbehalten! Wähle schnell!
Cymeleia nennst du dies, Cypore dieß.
Ich sah sie an. Die eine schalkisch äugelte
Vom Schleierraum her; wie sie meinen Blick gehascht,
Zurück sie fuhr und barg sich an der Mutter Brust.
Die andre ruhig gegentheils und schmerzlich fast.
Als Jener Blick den meinigen zuerst erwarb.
Sah stät herüber, hielt mein Auge fest und fest
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz.
Nach mir sich neigend, händereichend, strebte sie
Mich liebedürftig, hülfsbedürftig, tiefen Blicks.
Wie hätt' ich widerstanden! Diese nahm ich auf;
Mich Vater fühlend, schloß am meine Brust ich sie.
Ihr wegzuscheuchen von der Stirn frühzeit'gen Ernst.
Nicht achtend stand ich, daß Pandora weiter schritt.
Der Ferngewinnen folgt' ich frühlich rufend nach;
Sie aber, halb gewendet nach dem Elternden,
Warf mit der Hand ein deutlich Lebewohl mir zu.
Ich stand versteinert, schaute hin; ich seh' sie noch:

Vollwüchsig streben drei Cypressen himmelwärts,
Wo dort der Weg sich wendet. Sie, gewandt im Gehn,
Darzeigte vorgebeten nochmals mir das Kind,
Das unerreichbar seine Händchen reichend wies;
Und fort, hinum die Stämme schreitend. Augenblicks
Weg war sie! Niemals hab' ich wieder sie gesehn.

Prometheus.

Nicht sonderbar soll jedem scheinen, was geschieht,
Vereint er sich Dämonen, gottgesendeten.
Nicht tadl' ich deiner Schmerzen Gluth. Verwittweter!
Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz.

Epimetheus.

Wohl wiederhol' ich's! Immer jenen Cypressen zu
Mein ein'ger Gang blieb's. Blieb' ich doch am liebsten hin.
Allwo zuletzt sie schwindend mir im Auge blieb.
Sie kommt vielleicht, so dacht' ich, herüber mir zurück,
Und weinte quellweis', an mich drückend jenes Kind,
An Mutterstatt. Es sah mich an und weinte mit.
Bewegt von Mitgefühlen, staunend, unbewußt. —
So leb' ich fort, entgegen ewig verwaister Zeit,
Befährt an meiner Tochter zart belorgtem Sinn,
Die nun bedürftig meiner Vaterliebe wird,
Vom Liebesjammer unerträglich aufgeregt.

Prometheus.

Vernahmst du nichts von deiner zweiten diese Zeit?

Epimetheus.

Grausam gefällig steigt sie oft als Morgentraum,
Geschmückt, mit Phosphoros herüber; schmeichelnd
Fliegt
Versprechen ihr vom Munde; tosend naht sie mir,
Und schwankt und flieht. Mit ewigem Verwandlen
täuscht
Sie meinen Kummer, täuscht zuletzt auf Ja und Ja
Den Liebenden mit Pandorens Wiederkehr sogar.

Prometheus.

Cypern kenn' ich, Bruder, darum bin ich mild
In deinen Schmerzen, dankbar für mein Erdenwohl.
Du mit der Göttin zeugtest ihm ein hehres Bild,
Zwar auch verwandt mit jenem Rauchgetorenen;
Doch stets gefällig täuschet sie unschuldiger.
Entbehrlich seinem Erdensohn. Kurzsichtigen
Zum zweitem Auge ward sie; jedem ist's gegönnt! —
Du stärkend aber deine Tochter stärke dich . . .
Wie! hörst du nicht? verstrickt zur Vergangenheit?

Epimetheus.

Wer von der Sehnsucht zu scheiden verdammt ist,
Flieht mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schwindend, im Tiefsten entkammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Eltern:
Scheidet sie? scheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Faßet im Krampf dich, du liegst ihr zu Füßen
Und die Verzweiflung zerreißt der das Herz.

Kannst du dann weinen und siehst sie durch Thränen,
Fernende Thränen, als wäre sie fern:
Wehe! Noch ist's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt sich der Nacht unbewaglichster Stern.

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und euren Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch aus einander;
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück!

Prometheus.

Ist's wohl ein Glück zu nennen, was in Gegenwart
Ausschließend wegweist alles, was ergetzlich lockt,
Abwesend aber, jeden Trost verneinend, qualt?

Epimetheus.

Trostlos zu seyn ist Liebenden der sehnste Trost;
Verlornem nachzustreben selbst schon mehr Gewinn.
Als Neues aufzuhaschen. Weh! Doch! Eitles Mühn.
Sich zu vergegenwärt'gen Ferngeschiedenes,
Unwiederherstellbares! hohle Leid'ge Qual!

Mühend versenkt ängstlich der Sinn
Sich in die Nacht, suchet umsonst
Nach der Gestalt. Ach! wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick.

Schwankend erscheint kaum noch das Bild;
Etwa nur so schritt sie daran!
Naht sie mir denn? Faßt sie mich wohl? —
Nebelgestalt schwebt sie vorbei.

Kehret zurück, herzlich ersehnt;
Aber noch schwankt's immer und wogt's,
Aehnlich zugleich andern und sich;
Schärferem Blick schwindet's zuletzt.

Endlich nun doch tritt sie hervor!
Steht mir so scharf gegen den Blick!
Herrlich! So schafft Pinsel und Stahl! —
Blitzen des Auges scheuchet sie fort!

Ist ein Bemühn eitler? Gewiß
Schmerzlicher keins, ängstlicher keins!
Wie es auch streng Minos verfügt,
Schatten ist nun ewiger Werth.

Wieder versucht sey's, hich heran
Gattin zu ziehn! Hasch' ich sie? Bleibt's
Wieder mein Glück? — Bild nur und Schein!
Flüchtig entschwebt's, fließt und zerrinnt.

Prometheus.

Zerrinne nicht, o Bruder, schmerzlich aufgeklagt!
Erhabnen Stammes, hoher Jahre, seyd gedenk!
Im Jünglingsbange mag ich wohl die Thräne sehn;
Des Greisen Aug' entstellt sie, Guter, weine nicht!

Epimetheus.

Der Thränen Gabe sie verschönt den grimmsten
Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend
schmilzt.

Prometheus.

Blick' auf aus deinem Jammer! Schau die Räthe dort!
Verfehlet Eos wohlgewohnten Pfades heut?
Vom Mittag dorther leuchtet rothe Gluth empor.
Ein Brand in deinen Wäldern, deinen Wohnungen
Scheint aufzuflammen. Eile! Gegenwart des Herrn
Mehrt jedes Gute, feuert möglichem Verlust.

Epimetheus.

Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf.

Prometheus.

Gebautes einzureißen rath' ich, genügts nicht mehr;
Mit Willen thät' ich's! Zufall aber bleibt verhaßt.
Drum eilig sammle, was von Männern im Bezirk
Dir thätig reg' ist, widersteh der Flammen Wuth!
Mich aber dort gieret jene schwarmaedrängte Schaar,
Die zum Verderben sich bereit hält wie zum Schutz.

Epimetheia.

Meinen Angstruf,
Um mich selbst nicht —
Ich bedarf's nicht —
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zu Grund gehn:
Denn zu Grund ging
Ich verlängst schon.

Als er todt lag
Jener Herr, stürzt'
Auch mein Glück hin;
Nun die Nacht rafft,
Zum Verderb fördrt
Sein Geschlecht her.

Das Gehäg stürzt,
Und ein Wald schlägt
Mächt'ge Flamm' auf.
Durch die Rauchgluth
Siehet Balsam
Aus dem Harzbaum.

An das Dach greift's,
Das entflammt schon.
Das Gespärr kracht!
Ach! es bricht mir
Ueberm Haupt ein!
Es erschlägt mich
In der Fern' auch!
Jene Schuld ragt!
Auge droht mir
Ins Gericht hin!

Nicht dahin trägt
Mich der Fuß, wo
Philemon wild
Sich hinab stürzt
In den Meerschwall.
Die er liebt, soll
Seiner werth seyn!
Lieb' und Reu treibt
Mich zur Flamm' hin,
Die aus Liebsgluth
Rasend aufsauselt.

(Ab.)

Epimetheus.

Diese reizt' ich
Sie die einz'ge!
Jenen wehr' ich
Mit der Hauskraft,
Bis Prometheus
Mir das Heer schickt.
Dann erneun wir
Zorn'gen Wettkampf.
Wir vereinigen uns;
Jene fliehn dann
Und die Flamm' löscht.

(Ab.)

Prometheus.

Nun heran ihr!
Die im Schwarm schon
Um die Felsluft,
Eurer Nachtburg,
Aus dem Busch auf,
Eurem Schirmdach,
Strebend aufnimmt.

Eh ihr auszieht
In das Fernland,
Diesem Nachbar
Werdet hülfreich
Und befreit ihn
Vom Gewaltschlag
Wilder Rachlust!

Krieger.

Der Ruf des Herrn,
Des Vaters, tönt;
Wir folgen gern.
Wir sind's gewohnt.
Geboren sind
Wir all' zum Streit.
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn
Und fragen's nicht,
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern.
Und jen's und dieß
Wir wagen's gern.

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir bezwehn,
Wird unser seyn:
Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da sackt man auf:
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort,
Mit festem Schritt,
Der Erste fort
Den Zweiten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der Beste brach;
Kommt an und an
Der Letzte nach.

Prometheus.

Verleihet gleich
So Sold' als Nutz!
Hier weih' ich euch
Zu Schutz und Trutz.
Auf! rasch Vergnügte,
Schnellen Strich's!
Der barsch Besiegte
Habe sich's!

Hier leistet frisch und weislich bringende Hochgewalt
Erwünschten Dienst. Das Feuerzeichen schwindet schon,
Und brüderlich bringt würd'ge Hülfe mein Geschlecht.
Nun aber Eos unaufhaltsam strebt sie an,
Sprungweise, mädchenartig; streut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkensaum
Sich reich entfaltend sie blühen, wechselnd mannichfach!
So tritt sie lieblich hervor, erfreulich immerfort;
Gewöhnet Erdgeborner schwaches Auge sanft,
Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geschlecht.
Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht!

Eos.

(von dem Meere heraufsteigend).

Tagesröthe, Tagesblüthe,
Bring' ich schöner heut als jemals
Aus den unerforschten Tiefen
Des Oceanos herüber.
Hurtiger entschüttelt heute
Mir den Schlaf, die ihre des Meeres
Felsumstellte Bucht bewohnet.
Ernste Fischer! frisch vom Lager!
Euer Werkzeug nehmt zur Hand.

Schnell entwickelt eure Netze
Die bekannte Flucht umzingelnd:
Eines schönen Fangs Gewißheit
Ruf' ich euch ermunternd zu.
Schwimmet, Schwimmer! taucht, ihr Taucher!
Spähet, Späher, auf dem Felsen!
Ufer wimmle wie die Fluthen,
Wimmle schnell von Thätigkeit!

Prometheus.

Was hältst du deinen Fuß zurück, du Flüchtige?
Was fesselt an dies Buchtgestade deinen Blick?
Wen rufst du an, du Stumme sonst, gebietest wem?
Die niemand Rede stehet, dießmal sprich zu mir!

Eos.

Jenen Jüngling rettet, rettet!
Der verzweifelnd, liebetrunken,
Rachetrunken, schwergeschalten,
In die nachtumhüllten Fluthen
Sich vom Felsen stürzete.

Prometheus.

Was thör'ich! hat Pyleros dem Strafedräun geborcht?
Sich selbst gerichtet, kalten Wellentod gesucht?
Auf, eilen wir! Dem Leben geb' ich ihn zurück.

Eos.

Weile, Vater! Hat dein Schelten
Ihn dem Tode zugetrieben;
Deine Klugheit, deine Bestreben
Bringt ihn dießmal nicht zurück.
Dießmal bringt der Götter Wille,
Bringt des Lebens eignes, reines
Unverwüstliches Bestreben
Neugeboren ihn zurück.

Prometheus.

Gerettet ist er? Sage mir, und schaust du ihn?

Eos.

Dort! er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor der starke Schwimmer:
Denn ihn läßt die Lust zu leben
Nicht, den Jüngling, untergehn.

Spielen ringsum ihn die Wogen,
Morgendlich und kurz bewoget;
Spielt er selbst nur mit den Wogen
Tragend ihn, die schöne Last.
Alle Fischer, alle Schwimmer,
Sie versammeln sich lebendig

Um ihn her, nicht ihn zu retten;
Gaukelnd haben ſie mit ihm.
Ja Delphine drängen gleitend
Zu der Schaar ſich, der bewegten,
Tauchen auf und heben tragend
Ihn, den ſchönen aufgefriſchten.
Alles wimmelnde Gedränge
Eilet nun dem Lande zu.

Und an Leben und an Friſche
Will das Land der Fluth nicht weichen;
Alle Hügel, alle Klippen
Von Lebend'gen ausgeziert!

Alle Winzer, aus den Keltern,
Felſenſtehern tretend, reichen
Schal' um Schale, Krug um Krüge
Dem beſeelten Weſen zu.
Nun entſteigt der Götterleiche,
Von dem ringsumſchäumten Rücken
Freundlicher Meerwunder ſchreitend,
Reich umblüht von meinen Rosen,
Er ein Knabvermeil,
Auf zum Felſen. — Die geſammelte
Schönſte Schale reicht ein Alter
Bärtig, lächelnd, wohllebagiich,
Ihm dem Bacchusähnlichen.

Klirret, Becher! Erz, ertöne!
Sie umdrängen ihn, beneidend
Mich um ſeiner ſchönen Glieder
Wonnevollen Ueberblick.
Pantherfelle von den Schultern
Schlagen ſchon um ſeine Hüften,
Und den Thyrſus in den Händen
Schreitet er heran ein Gott.
Hörſt du jubeln? Erz ertönen?
Ja des Tages hohe Feier,
Allgemeines Feſt beginnt.

Prometheus.

Was kündeſt du für Feſte mir? Sie lieb' ich nicht:
Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
Des echten Mannes wahre Feier iſt die That;

Eos.

Manches Gute ward gewirkt den Stunden;
Doch die gottgewählte feſtlich werde dieſe!
Eos blickt auf in Himmelsräume,
Ihr entrückt ſich das Geſpinſt des Traums.
Nieder ſenkt ſich Blütregen und Schimmer,
Erſt verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar um wieder ſich zu bergen.
Aus den Fluthen ſchreit Proteus der,
Aus den Flammen tritt Cyklopia;
Sie begegnen ſich, und eins im andern
Fühlet ſich ganz und fühlet ganz das andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen ſie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Mort und That ſich ſegnend nieder,
Gabe ſenkt ſich, ungenommen vormals.

Prometheus.

Neues freut mich nicht, und ausgeſtattet
Iſt genugſam dieß Geſchlecht zur Erde.
Freilich fröhnt es nur dem heut'gen Tage,
Geſtrigen Ereignend denkt's nur ſelten;
Was es litt, genoß, ihm iſt's verloren.
Selbſt im Augenblicke greift es roh zu;
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an ſich.
Wirft es weg, nicht ſinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bieten möge höhrem Augen.
Dieſes tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbſt ein Beiſpiel, wenig will es frommen.
Alte ſchreiten ſie mit Kinderleichtſinn
Und mit rohem Taſten in den Tag hin.
Möchten ſie Vergang'nes mehr bewig'ren,
Gegenwärt'ges, formend, mehr ſich eignen.
Wär' es gut für alle; ſolches wünſcht' ich.

Eos.

Länger weil' ich nicht, mich treibet fürder
Strahlend Helios unwiderſtehlich.
Weg vor ſeinem Blick zu ſchwinden zittert
Schon der Thau, der meinen Kranz beperlet.
Fahre wohl, du Menſchenvater. — Merke;
Was zu wünſchen iſt, ihr unten fühlt es;
Was zu geben ſey, die wiſſen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Iſt der Götter Werk; die laßt gewähren.

Pandora.

Schema der Fortſetzung.

Phileros in Begleitung von Fiſchern und Winzern. Dionyſiſch. Völliges Vergeſſen.

Kypſele
wird von weitem geſehen.
Anlangend. Dackt den oben hervortretenden Wagen des Helios.
Willkommen dem Phileros.
Willkommen dem Promethens.

Im Allgemeinen beſchrieben.

Krieger von der Expedition.
Hirten als Gefangene.
Prometheus giebt dieſe frei.
– ∪ | – ∪ | – ∪ ithyphalliſch.

Prometheus will die Kypſele vergraben und verſtürzt weſſen.
Krieger wollen ſie zerſchlagen, den Inhalt rauben.
Prometheus inſiſtirt auf unbedingtes Befeſtigen.

Curba retardirend, bewundernd, gaffend, berathend.

NB. Göttergabe.
Der Einzelne kann ſie ablehnen, nicht die Menge.

Schmiede
wollen das Gefäß ſchützen und es allenfalls ſtückweis auseinandernehmen, um daran zu lernen.

Epimeleia.

Weiſſagung.
Auslegung der Kypſele.
Vergangnes in ein Bild verwandeln.
Poetiſche Reue, Gerechtigkeit.

Epimethens.
Das Zertrümmern, Zerſtücken, Verderben da capo.

Pandora (erſcheint).
Paralyſirt die Gewaltſamen.
Hat Winzer, Fiſcher, Jrdlente, Hirten auf ihrer Seite.

Glück und Beamenlichkeit, die ſie bringt.
Symboliſche Fälle.
Jeder eignet ſich's zu.

Schönheit.
Jrdiumigkeit. Ruhe. Sabbat. Moria.

Phileros, Epimeleia, Epimethens für ſie.

Promethens entgegen.

Winzer Umwanzung.
Schmiede offeriren Bezahlung.
Handelsleute. Jahrmarkt. (Eris golden ꝛc.)
Krieger Geleite.

Pandora.
An die Götter, an die Erdenſöhne. Würdiger Jnhalt der Kypſele.

Kypſele ſattigt ſich auf:
Tempel. Eitende Dämonen. Wiſſenſchaft. Kunſt. Vorhang.

Phileros. Epimeleia.
Prieſterſchaft.

Wechſelrede der Gegenwärtigen.
Wechſelgeſang, anfangs an Pandora.

Helios.
Verſinkung des Epimethens.
Pandora mit ihm emporgehoben.
Einſegnung der Prieſter.
Ehöre.

Ejpore thrsleis
(hinter dem Vorhang hervor).
ad spectatores.

Des Epimenides Erwachen.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will will sich vor allen mächtig,
Indem er liegt, kehrt er die andern streiten;
Bedenkend macht er seinen Feind bedächtig;
So wachsen Kraft und List nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten fabelnde Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngsten Tage.

Der Dichter sucht das Schicksal zu entbinden,
Das, wogenvoll und schrecklich ungestalten,
Nicht Maß, noch Ziel, noch Richte weiß zu finden
Und brausend weht, zerstört und ewig waltet.
Da sah die Kunst, in liebendem Empfinden,
Der Masse Wust, die ihr sogleich gestaltet,
Durch Mitvertheilt gemeinsamen Erregens,
Gesang und Rede, künstigen Bewegens.

Mitwirkende:

Regie . . . . . Genast.
Tonkünstler . . . . . W. A. Lieber.

Schauspieler.

Prolog. Die Muse . . . . Wolff.
Vorführer: Epimenides . . Graff.
Dämonen: des Kriegs . . . Haide.
der Pest: Cardinal . Otto. Diplomat . Wolff. Heimann . Denn. Dame . Engels. Jurist . Lorzing. lustige Person Unzelmann.
der Unterdrückung . Stromeyer.

Schauspieler.

Chorführer: Jugendfürst . . . . Molitor.
Chor der Tugenden: Glaube . . Eberwein. Liebe . . . Unzelmann. Hoffnung . . Wolff. Einigkeit . . Lorzing.
Begleitende: Zwei Genien . . { Bed. / Niemann.
Schweigende: Kleinere Genien. Kleine Dämonen.
Chöre: Krieger, Hofleute, Echo der Freigebornen, Sieger, Frauen, Landleute.
Decorateur . . . . . Beuther.

Berlin, den 30. März 1815. — Weimar den 30. Januar 1816.

Erster Aufzug.

Ein prächtiger Säulenhof: im Grund ein tempelähnliches Wohngebäude.

Erster Auftritt.

Die Muse.
(Zwei Genien, der eine, an einem Thorflügel leier, Masken, geschriebene Rolle, trophäenartig, tragend; der andere einen Sternenkreis um sich her.)

Im tiefe Sklaverei lag ich gebunden
Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden;
Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn;
Da nahte sich, in beiden Frühlingsstunden,
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — so wie ich bin —
Seh' ich es weg- und weiter sich entfalten,
Und rings umher ist keine Spur des Alten.

Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick.
Und eine Thräne, von den Liebesküssen,
Zum ersten Mal sie leber und Lug zurück;
Sie flieht — ihr nach die Götter-Schwestern fließen.
Das Herz empfindet längst entwohntes Glück,
Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Und mir entgegnet, was mich sonst entzückte:
Der Leier Klang, der Töne süßes Licht,
Und, was mich schnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernst, bald frohgemuth, ein Kunstgesicht;
Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich schweres Leichtgewicht:
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben
Und alle wollen nur das Eine loben.

Und Glück und Unglück tragen sie sich besser,
Die eine Schale sinkt, die andre steigt,
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern trägt man beide leicht:
Da leere das Gefäß die beiden Fässer,
Der Segen trifft, wenn Fluch und nie erreicht;
Wir sind für stets dem guten Geist zu Theile.
Der böse selbst er wirkt zu unserm Heile.

So ging es mir! Mög' es euch so ergehen,
Daß aller Haß sich augenblicks entfernte.
Und wo wir noch ein dunkles Plätzchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte.
Es tausendfach erglänzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußerm Kampf den innern Frieden.

(Die Muse verweilt sich als wenn sie abgehen wollte; die Kinder ziehen vorüber und sind schon in der Coulisse, sie aber ist noch auf dem Theater, wenn Epimenides erscheint; dann spricht sie folgende Stanze, geht ab und jener kommt die Stufen herab.)

Muse.

Und diesen sag' ich euch an meiner Stelle.
Der, früher schon, geheimnißvoll belehrt,
Als Mann, der Weisheit unversiegter Quelle
Und ihrem Schaun sich treulich zugekehrt,
Nun freigesinnt, beinah zur Götterhelle,
Die wunderbarsten Bilder euch erklärt;

Doch laßt vorher die wildesten Gestalten
In eigensinn'ger Kraft zerstörend walten. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Epimenides.

Uralten Waldes majestätische Arenen,
Schroffgeklatter Felsenwände Spitzgeflächten
Im Schein der Abendsonne zu betrachten —
Erregt Geist und Herz in der Natur
Erhabnen Gipfeln, ja zu Gott hinan.
Auch schau' ich gern der Menschenhände Werk.
Woher des Meisters Hochgedanke strahlt;
Und dieser Pfeiler, dieser Säulen Pracht
Umwandt' ich sinnend, wo sich alles fügte,
Wo alles trägt und alles wird getragen!
So freut mich auch zu sehn ein edles Volk
Mit seinem Herrscher, die im Einklang sich
Zusammenwirkend fügen, für den Tag
Ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.
Und so begrüß' ich froh die Morgensonne,
Begrüße gleicherweis' die Scheidende;
Dann wend' ich meinen Blick den Sternen zu.
Und dort wie hier ist Einklang der Bewegung.
Der Jugend Nachtgelärr' ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn
Und sein Gemüth verschließet das Ewige.

Dritter Auftritt.

Genien
(treten rasch auf und stellen sich ihm zu beiden Seiten).

Wandelt der Mond und bewegt sich der Stern.
Junge wie Alte sie schlafen so gern;
Leuchtet die Sonne nach ihrlichem Brauch,
Junge wie Alte sie schlafen wohl auch.

Epimenides.

Ein heitres Lied, ihr Kinder; doch voll Sinn.
Ich kenn' euch wohl! Sobald ihr scherzend kommt,
Dann ist es Ernst, und wenn ihr ernstlich sprecht,
Vermuth' ich Schalkheit. Schlafen meint ihr, (schlafen?
An meine Jugend wollt ihr mich erinnern.
Auf Creta's Höhn, des Vaters Herde weidend,
Die Insel unter mir, ringsum das Meer,
Den Tages-Himmel von der einzigen Sonne,
Von tausenden der nächtigen erleuchtet;
Da freut's in meiner Seele dieses All,
Das herrliche, zu kennen; doch umsonst:
Der Kindheit Bande fesselten mein Haupt.
Da nahmen sich die Götter meiner an,
Zur Höhle führten sie den Sinnenden,
Versenkten mich in tiefen langen Schlaf;
Als ich erwachte hört' ich einen Gott:
„Bist vorbereitet, sprach er, wähle nun!
Willst du die Gegenwart und das was ist,
Willst du die Zukunft sehn, was seyn wird.“ Gleich
Mit heiterm Sinn verlangt' ich zu verstehn,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut.
Und gleich erschien durchsichtig diese Welt,
Wie ein Krystallgefäß mit seinem Inhalt. —
Den schau' ich nun so viele Jahre schon;
Was aber künftig ist, bleibt mir verborgen.
Soll ich vielleicht nun schlafen, sagt mir an.
Daß ich zugleich auch Künftiges gewahre!

Genien.

Wärest du fieberhaft, wärest du krank,
Wünschtest dem Schlafe du herzlichen Dank:
Zeiten sie werden so fieberhaft seyn,
Laden die Götter zum Schlafen dich ein.

Epimenides.

Zum Schlafen? jetzt? — Ein sehr bedeutend Wort.
Zwei eures Gleichen sind's wo nicht ihr selbst,
Sind Zwillingsbrüder. Einer Schlaf genannt,
Den andern mag der Mensch nicht gerne nennen;
Doch reicht der Weise einem wie dem andern
Die Hand mit Willen — also, Kinder, hier!
(Er reicht ihnen die Hände, welche sie anfassen.)
Hier habt ihr mich! Vollziehet dem Befehl,
Ich lebte nur um mich zu unterwerfen.

Genien.

Wie man es wendet und wie man es nimmt,
Alles geschieht was die Götter bestimmt;
Laß nun den Sonnen, den Monden den Lauf,
Kommen wir jetzig und weilen dich auf.
(Epimenides steigt, begleitet von den Knaben, die Stufen hinan und als die Vorhänge sich öffnen, sieht man ein prächtiges Lager, über demselben eine wohlerleuchtende Lampe. Er besteigt es; man sieht ihn sich niederlegen und einschlafen. Sobald der Weise ruht, schließen die Knaben mit ehernen Pfeilenflügel, auf welchen man den Schlaf und Tod, nach antiker Weise, vorgestellt sieht. Fernes Donnern.)

Vierter Auftritt.

Heereszug.

(im Costum der sämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerst bezwungen und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht worden.)

Der Ruf des Herrn
Der Herr'n ertönt;
Wir folgen gern
Wir sind's gewöhnt.
Geboren sind
Wir all' zum Streit
Die Schall und Wind
Zum Weg bereit.
Wir ziehn, wer ziehn
Und fragen's nicht.
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern.
Und fun's und dieß
Wir wagen's gern.

Fünfter Auftritt.

Dämon des Krieges (sehr schnell auftretend.)

Mit Staunen seh' ich euch, mit Freude,
Der ich euch schnell verwunder' euch heute:
Ihr zieht mich an, ihr zieht mich fort,
Mich muß ich unter euch vergessen:
Mein einzig Streben sey immerfort
An eurem Eifer mich zu messen.
Des Höchsten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarsten wohn' ich mich mit Lust:
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut
Ist Herr der Erde, Herr der Zeiten;
Was auch sich gegensetzt und dräut,
Er bleibt zuletzt allein der Meister.
Kein Widerspruch! kein Widerstreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit.
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erst ist meine Wonnezeit.

Ein Reich mag nach dem andern ſtürzen,
Ich ſteh' allein und wirke frei;
Und will ſich wo ein ſchwerer Knoten ſchürzen,
Um beſto ſchneller hau' ich ihn entzwei.
Kaum iſt ein großes Werk gethan,
Ein neues war ſchon ausgedacht,
Und wär ich ja auf's Aeußerſte gebracht,
Da fängt erſt meine Kühnheit an. —
Ein Schauder überläuft die Erde,
Ich ruf' ihr zu ein neues Werde.
(Ein Brandſchein verbreitet ſich über das Theater.)
Es werde Finſterniß! — Ein brennend Meer
Soll allen Horizont umrauchen
Und ſich der Sterne zitternd Heer
Im Blute meiner Flammen tauchen.
Die höchſte Stunde bricht herein.
Wir wollen ihre Gunſt erfaſſen:
Gleich unter dieſer Ahnung Schein
Entfaltet euch, gedrängte Maſſen,
Vom Berg ins Land, ſtuhab aus Meer
Verbreite dich, unüberwindlich Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem holen mag,
Demüthig ſeine Herrn bewirthet —
Am Ufer ſchließet mir des Zwanges ehrnen Bogen:
Denn wie euch ſonſt das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die rühnen Wogen:
So Nacht für Nacht, ſo Tag für Tag;
Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!

Heereszug (ſich entfernend).

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir beziehn,
Wird unſer ſeyn:
Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da ſackt man auf!
Und brennt das Haus;
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort,
Mit feſtem Schritt,
Der Erſte fort,
Den Zweiten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der Beſte brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach.

Sechster Auftritt.

Dämonen der Liſt.

(treten in verſchiedenen Geſtalten, von derſelben Seite, nach welcher das Kriegsheer abzieht, auf, ſchlingen ſich durch die Colonne durch, welche in ihrem raſchen Schritt gehindert langſamer abzieht).

Wenn unſer Sang
Gefällig lockt,
Der Siegesdrang
Er ſchwankt und ſtockt:
Wenn unſer Zug
Sich krümmt und ſchlingt,
Der Waffen Flug
Wird ſelbſt bedingt.

Nur alle mit
Dahin! dahin!
Nur Schritt vor Schritt,
Gelaſſen kühn.
Wie's ſteht und fällt
Ihr tretet ein,
Geſchwind die Welt
Wird euer ſeyn.

(Wenn der Kriegszug das Theater verlaſſen hat, haben die Neuangekommenen daſſelbe ſchon völlig eingenommen, und indem der Dämon des Kriegs den Seinigen folgen will, treten ihm die Dämonen der Liſt in den Weg.)

Siebenter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Alte.

Halt ein! Du rennſt in dein Verderben!

Dämon des Kriegs.

Wer alſo ſpricht der müſſe ſterben.

Pfaffe.

Erkenn' ich doch daß du unſterblich biſt,
Doch auch unſterblich iſt die Pfaffenliſt.

Dämon des Kriegs.

So ſprecht!

Juriſt.

Fürwahr, dein ungezähmter Muth
Läßt ſich durch Güte nicht erbitten.
Du wirſt mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdkreis überſchütten.

Diplomat.

Doch wandl' ich dir nicht ſtill voran
Und folg' ich nicht den raſchen Pfaden;
So haſt du wenig nur gethan
Und wirſt dir immer ſelber ſchaden.

Dame.

Wer leiſe reizt und leiſe lockt,
Erreicht zuletzt des Herrſchers höchſtes Ziel,
Und wie den Marmor ſelbſt der Tropfen Folge pöhlt,
So tödt' ich endlich das Gefühl.

Diplomat.

Du eilſt uns vor, wir folgen ſtill
Und mußt uns noch am Ende ſchätzen:
Denn wer der Liſt ſich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt ſich widerſetzen.

Dämon des Kriegs.

Verweilet ihr, ich eile fort!
Der Abſtand der iſt meine Sache.
Du wirkeſt hier, du wirkeſt dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein jeder noch ein Wort.
Ich löſe raſch mit einem Male
Die größten Zweifel Angeſichts.
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert ſtatt goldenen Gewichts.
Du magſt nur dein Gewerbe treiben
In dem dich Niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte ſchreiben,
Mit blut'gen Zügen, meine Schrift.
(Geht raſch ab.)

Erste Sammlung.

Achter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Pfaffe.

Der Kriegesgott er wütete jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.

Diplomat.

Zertret' er goldner Saaten Halme
Mit flügelſchnellem Siegestanz,
Allein wenn ich ſie nicht zermalme
Gleich richten ſie ſich wieder auf.

Dame.

Die Geiſter macht er nie zu Sklaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er ſie nur der Freiheit reif.

Hofmann.

Doch alles was wir je erſonnen
Und alles was wir je begonnen
Gelinge nur durch Unterſchleif.

Pfaffe.

Den Bösewichtern wollen wir verſprechen,
Sie reizen zu der kühnſten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weiſe, fing im Rath.

Juriſt.

Durch Zaubern wollen wir verwehren
Und alle werden uns verſtaun.
Es ſey ein ewiges Zerſtören,
Es ſey ein ew'ges Wiederbaun.

Luſtige Perſon.

Stellt nur nicht ſo in eng geſchloſſnen Reihen,
Schließt mich in eure Zirkel ein!
Damit zu euren Gaukeleien
Die meinigen behülflich ſey'n.

Bin der gefährlichſte von allen!
Dieweil man mich für nichtig hält,
Daran hat jedermann Gefallen
Und ſo betrieg' ich alle Welt.

Euch dien' ich Allen zum Beſcheide:
Ich ſpiele doppelte Perſon;
Erſt komm ich an in dieſem Kleide,
In dieſem mach' ich mich davon.

(Zeigt ſich als böſer Geiſt, verändert, eine Flamme ſchlägt empor.)

Diplomat.

Und nun beginnet gleich — das herrliche Gebäude,
Der Augen Luſt, des Geiſtes Freude,
Im Wege ſtadt es mir von allen;
Durch eure Künſte ſoll es fallen.

Hofmann.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die gelinde Macht iſt groß:
Wurzelfaſern, wie ſie dringen,
Sprengen wohl die Felſen los.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

Hofmann.

Und ſo löſet ſtill die Fugen
An dem herrlichen Palaſt;
Und die Pfeiler, wie ſie trugen,
Stürzen durch die eigne Laſt.
An das Feſte ſucht zu bringen
Ungewaltſam, ohne Stoß.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

(Während dieſes letzten Chors vertheilen ſich die Dämonen an alle Couliſſen, nur der Hofmann bleibt in der Mitte, die übrigen ſind mit dem letzten Laute auf einmal alle verſchwunden.)

Neunter Auftritt.

Dämon als Hofmann allein
(lauſchend).

Ich trete ſacht, ich halte Puls und Ohren. —
Ich fühle ſie wohl, doch hör' ich ſie nicht;
Es zittert unter mir der Boden;
Ich fürchte ſelbſt, er ſchwankt und bricht:
(Er entfernt ſich von der einen Seite.)
Die mächtig rieſenhaften Quadern
Sie ſcheinen unter ſich zu hadern;
(Er entfernt ſich von der andern Seite.)
Die ſchlanken Säulenſchäfte zittern,
Die ſehnen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig ſich zuſammen fanden,
Jahrhunderte als eins beſtanden —
Erdbeben ſcheinen ſie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Noth,
Die einem wie dem andern droht
Sich gegenſeitig zu erbittern.
(Er tritt in die Mitte, argwöhniſch gegen beide Seiten.)
Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde ſtößt
Wo ſich von ſelbſt das Feſte löſ't.
(In dem Augenblicke bricht alles zuſammen. Er ſteht in ſchweigender, umſichtiger Betrachtung.)

Zehnter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung tritt auf
(im Coſtume eines orientaliſchen Deſpoten).

Dämon der Liſt (ehrerbietig).
Mein Fürſt! mein Herrſcher, ſo allein?

Dämon der Unterdrückung.
Da wo ich bin, da ſoll kein andrer ſeyn.

Dämon der Liſt.
Auch die nicht, die dir angehören?

Dämon der Unterdrückung.
Ich werde niemals dir verwehren
Zu ſchaun mein fürſtlich Angeſicht;
Doch weiß ich wohl, du ſiehſt mich nicht.
Dein Wiedermann was hilft es dir?
Denn ewig dienſtbar biſt du mir.

Dämon der Liſt.
Herr, du verkennſt meinen Sinn!
Zu dienen dir iſt mein Gewinn;
Und wo kann freieres Leben ſeyn
Als dir zu dienen, dir allein!
Was Großes auch die Welt geſehn,
Für deinen Scepter iſt's geſchehn,
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Erfaſſen über Meer und Land,
Es kommt zuletzt in deine Hand.

Dämon der Unterdrückung.
Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen
Das iſt dein edelſter Beruf;
Denn was die Freiheit langſam ſauf,
Es kann nicht ſchnell zuſammen ſtürzen,
Nicht auf der Kriegsdroſaune Ruf;
Doch haſt du flug den Boden untergraben,
So ſtürzt das alles Blitz vor Blitz.
Da kann ich meinen ſtummen Sitz
In ſel'gen Müßiggang haben.

Du haſt gethan, wie ich gedacht:
Ich will nun ſelbſt was du vollbracht.
(Verliert ſich unter die Ruinen.)

Eilfter Auftritt.

Dämon der Liſt (zuverſichtlich).

Ja gehe nur und ſieh dich um:
In unſrer Schöpfung magſt du wohnen.
Du findeſt Alles ſtill und ſtumm,
Denkſt du in Sicherheit zu thronen.
Ihr brüſtet euch ihr unteren Dämonen,
Es mögt ihr wüthen, mögt auch ruhn,
Ihr deut' euch heidnisch himlisch an;
Da mag denn jener immer thun
Und dieſer glauben es ſey gethan.

Ich aber wirke ſchleichend immer zu,
Um beide nächſtens zu erſchrecken:
Dich Kriegesgott bring' ich zur Ruh,
Dich Sklavenfürſten will ich wecken.

Zu bringen und zu weichen,
Das iſt die größte Kunſt,
Und ſo zu überſchleichen
Das Glück und ſeine Gunſt.
Die Wege die ſie gehen.
Sie ſind nach meinem Sinn;
Der Uebermuth ſoll geſtehen
Daß ich allmächtig bin. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung (aus den Ruinen hervortretend).

Es iſt noch allzu friſch, man thunt' es wieder bauen.
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen —
Verwirrung, Staub und Regenſchlick —
Mit Moos und Wildniß öd'ſtre ſie die Räume.
Nun wachſt empor, ehrwürd'ge Bäume!
Und zeiget dem erſtaunten Blick
Ein längſt veraltetes verſchwundenes Geſchick,
Begraben auf ewig jedes Glück.
(Während dieſer Arie begrünen ſich die Ruine nach und nach.)

Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erſchrecken,
Wachſe dieſes Zauberthal!
Und ſo ſchleichen und ſo wanken,
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Büſche, ſich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.

So ſey die Welt denn einſam! aber mir,
Dem Herrſcher, ziemt es nicht, daß er allein:
Mit Männern mag er nicht verkehren,
Eunuchen ſollen Männern wehren
Und bald umgeben wird er ſeyn;
Nun aber ſollen ſchöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen ſchauen,
Mit Pfauenwedeln luſtig wehen
Genieſſ'nen Schritts mich umgehen,
Mich liebenswürdig all' umfahnen,
Und ganze Schaaren mir allein,
Das Paradies es tritt herein!
Er ruht im Ueberfluß gebettet,
Und jene die ſich glücklich wähnen
Sie ſind bewacht, ſie ſind gekettet.

Dreizehnter Auftritt.

Liebe
(ungeſehen aus der Ferne).

Ja, ich ſchweife ſchon im Weiten
Dieſer Wildniß leicht und froh;
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

Wie? was hör' ich da von weiten?
Iſt noch eine Seele froh?
Ich vernichte Zeit auf Zeiten
Und ſie ſind noch immer ſo! —

(Melodie jenes Geſangs, durch raſſelnde Inſtrumente. Der Dämon zeigt indeſſen Geberden der Verwunderung und Rüſtung.)

Doch, dein Buſen will entflammen,
Dich beſänftigt dieſer Schall?
Nimm, o nimm dich nur zuſammen
Gegen dieſe Nachtigall!

Liebe (tritt auf).

(Der Dämon iſt zurückgetreten.)

Ja, ich walle gar im Weiten
Dieſer Pfade leicht und froh;
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

O, wie kommt ſie da von weiten.
Ohne Furcht und immer froh!

Liebe.

Denn der Liebe ſind die Zeiten
Immer gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung
(zu ihr tretend).

Wen ſuchſt du denn? Du ſuchteſt wen!
Ich dächte doch du müßt ihn kennen.

Liebe.

Ich ſuche wohl — es iſt ſo ſchön!
Und weiter weiß ich nichts zu nennen.

Dämon der Unterdrückung
(anſtändig zudringlich, geſatten und ſchertzhaft).

Nun! o nenne mir den Lieben
Dem entgegen man ſo eilt.

Liebe.

Ja, es iſt, es iſt das Lieben,
Das im Herzen ſtill verweilt!
(Der Dämon entfernt ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Glaube
(hat die Schweſter am Geſang erkannt, kommt eilig herbei, wirft ſich ihr an die Bruſt).

Liebe
(hört in ihrem heitern Geſange noch eine Zeit lang fort, bis Glaube ſich leidenſchaftlich loswirft und abweiſend tritt.)

Glaube.

O liebſte Schweſter! kannſt du mich
Und meine Leiden ſo empfangen?
Ich irre troſtlos, ſuche dich,
An deinem Herzen auszuhangen;
Nun ſieh' ich leider wie ich kam,
Mich abgeſtoßen muß ich fühlen:
Wer theilt nun Zweifel, Kummer, Gram
Wie ſie das tiefſte Herz durchwühlen!

Liebe (ihn nähernd).

O Schweſter! mich ſo im Verdacht?
Die immer neu und immer gleich
Unſterblichen unſterblich macht,
Die Sterblichen alle gut und reich.

Von oben kommt mir der Gewinn,
Die höchste Gabe willst du lästern?
Denn ohne diesen heitren Sinn,
Was wären wir und unsre Schwestern!

Glaube.

Nein, in diesen Jammerstunden
Klingt keine Freude nach!
Schmerzen tausendfach empfunden,
Herz um Herz das zitternd brach,
Leer Gebet, vergebne Thränen,
Eingekettet unser Sehnen,
Unsrer Herrlichkeit Verhöhnen,
Der Erniedrigung Gewöhnen! —
Ewig deckt die Nacht den Tag.

Liebe.

Es sind nicht die letzten Stunden,
Laß den Göttern das Gerichte!

Glaube.

Nie hast du ein Glück empfunden:
Denn der Jammer rührt dich nicht!

(Sie treten auf einander.)

Dämon der Unterdrückung (vor sich).

Still! nun hab' ich überwunden —
Schwestern und verstehn sich nicht!

(Zum Glauben.)

Herrlich Mädchen! welches Bangen,
Welche Neigung, welch Verlangen
Reget diese schöne Brust?

Glaube.

Herr, o Herr! gerecht Verlangen
War die Schwester zu umfangen,
Treue hin ich mir bewußt.

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe).

Wie? du Holde, das Verlangen
Deine Schwester zu umfangen
Regt sich's nicht in deiner Brust?

Liebe.

Sie, die beste, zu umfangen
Fühl' ich ewiges Verlangen;
Komm, o komm an meine Brust!

Glaube.

O verzeih dem Schmerz, dem Bangen!
Kann getrost' ich zu verlangen
Lies' um Liebe, Lust um Lust!

(Sie umarmen sich.)

Dämon der Unterdrückung (vor sich).

Immer wächst mir das Verlangen
Zu verhören; sie zu fangen
Setz mein Streben, meine Lust.

(Zwischen sie tretend.)

Holdselges Paar, das himmlisch mir begegnet,
Es sey der Tag für euch und mich gesegnet,
Er sey bezeichnet immerdar!
Ja, dieser Stunde jedes von uns gedenke!

(Kleine Dämonen mit Juwelen.)

Verschmähet nicht die wenigen Geschenke
Aus meiner Hand, verehrtes Paar.
(Die Liebe liebkosend und ihr Armbänder anlegend.)
Hände, meiner Augen Weide,
O wie drück' und küss' ich sie.
Nimm das köstlichste Geschmeide,
Trag' es und vergiß mich nie!
(Den Glauben liebkosend und ihr einen köstlichen Gürtel oder vielmehr Brustschmuck anlegend.)
Wie sie sich in dir vereinen
Hoher Sinn und Lebenslust;
So mit bunten Edelsteinen
Schmück ich dir die volle Brust.
(Die kleinen Dämonen bringen heimlich schwarze schwere Ketten hervor.)

Glaube.

Das verdient wohl dieser Busen
Daß ihn die Juwele schmücket.

(Der eine Dämon hängt ihr die Kette hinten in den Gürtel, in dem Augenblick fühlt sie Schmerzen, sie ruft, indem sie auf die Brust sieht.)

Doch wie ist mir! von Mehnsen
Werd' ich grimmig angefeilet.

Liebe.

O! wie sich das Auge weidet,
Und die Hand wie freut sie sich!

(Sie streckt die Arme aus und besieht die Armbänder von oben; das Dämonchen hängt von unten eine Doppelkette ein.)

Was ist das? wie sticht's und schneidet
Und unendlich foltert's mich!

Dämon der Unterdrückung
(zur Liebe, mäßig spottend).

So ist dein zartes Herz belohnt!
Von diesen wird dich nichts erretten;
Doch finde dich, du bist's gewohnt,
Du gehst doch immerfort in Ketten.

(Zum Glauben, der sich ängstlich geberdet, mit geheuchelter Theilnahme.)

Ja schluchze nur aus voller Brust
Und mache den Versuch zu weinen!

(Zu beiden gewaltsam)

Verzichtet aber auf Glück und Lust;
Das Beste're wird euch nie erscheinen!

(Sie fahren von ihm weg, werfen sich an den Seiten nieder; Liebe liegt ringend, Glaube still.)

Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich euch dahin gebracht
Beim hellsten Tag in tiefste Nacht.
Getrennt wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe thöricht, Glaube blind.
Allein die Hoffnung schweift noch immer frei,
Mein Zauber winkte sie herbei!
Ich bin schon oft ihr listig nachgezogen,
Doch wandelbar wie Regenbogen
Setzt sie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich diese nicht betrogen,
Was hilft das alles andre mir!

Fünfzehnter Auftritt.

Hoffnung
(erscheint auf der Ruine in der Hand des Zuschauers, bewaffnet mit Helm, Schild und Speer.)

Dämon der Unterdrückung.

Sie kommt: sie ist's! — Ich will sie stören,
's ist auch ein Mädchenhaupt, ich will's verwirren.
Sie sieht mich, bleibt gelassen stehn,
Sie soll mir dießmal nicht entgehn.

(Sanft eindringend)

Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht jeder was er will;
Was nicht ist, es kann noch werden,
Hätte sich und bliebe still.

(Sie hebt den Speer gegen ihn auf und setzt in drohender Geberde unbeweglich.)

Doch welch ein Nebel, welche Dünste
Verbergen plötzlich die Gestalt!
Wo sind' ich sie? ich weiß nicht wo sie weilt;
An ihr verschwend' ich meine Künste.
Verdichtet schwankt der Nebelrauch und wächst
Und webt, er webt undeutliche Gestalten,
Die deutlich doch undeutlich immer fort
Das Ungeheure mir entfalten.

Geſpenſter ſind's, nicht Wolken, nicht Geſpenſter,
Die Wirklichen ſie bringen auf mich ein.
Wie kann das über wirklich ſeyn
Das Werdende, das immer ſich entſchleiert?
Verſchlungene Geſtalten, Ungeſtalten,
In ewigem Wechſelritt erneuert!
Wo bin ich? Bin ich mir bewußt? —
Sie ſind's: ſie ſind auch nicht, und aus dem Grauen
Muß ich voran lebendig Kräft'ge ſchauen;
Fürwahr es drängt ſich Bruſt an Bruſt
Voll Lebensmacht und Kampfesluſt;
Die Häupter in den Wolken ſind gekrönt,
Die Füße ſchlangenartig aufgedehnt,
Verſchlungen ſchlingend
Mit ſich ſelber ringend.
Doch alle klappernd nur auf mich gezielt.
Die dritte Welle ſenkt ſich, eine Welle
Lebendig tauſendfach, vom ganzen Volke
Von allen Ehlen ſchwer; ſie ſinkt, ſie drücket.
Sie beugt mich nieder, ſie erſtickt!
(Er wehrt ſich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgehaltene Viſion, weicht ihr aus, wähnt in die Enge getrieben zu ſeyn, iſt ganz wohe zu knien. Die Hoffnung nimmt ihre ruhige Stellung wieder an. Er ermannt ſich.)
Aufgereizte Höllenbilder,
Zeigt euch wild und immer wilder!
Euer Wanken, euer Beben
Sind Gedanken; ſollt' ich beben?
Euer Laſten, euer Streben,
Ihr Verhalten, iſt kein Leben;
Eure Häupter, eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft.

Doch ich wittre Grabesduft.
Unten ſcheint' ich mir zu wohnen
Und ſchon modert mir die Gruft.
(Er entflieht mit Grauen.)

Hoffnung
(iſt nicht mehr zu ſehen).
(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liebe
(erhebt ſich nach einiger Zeit, wie abweſend, wo nicht wahnſinnig).
Sag', wie iſt dir denn zumalen?
Was bedrängt dir ſo das Herz?
Was ich fühle, ſind nicht Qualen,
Was ich leide, iſt nicht Schmerz.
Ob ich gleich den Namen höre,
Liebe, ſo blieb ich immerfort;
Es iſt als ob ich gar nicht wäre,
Liebe 's iſt ein leeres Wort.

Glaube
(die indeſſen aufgeſtanden, aber nicht ſicher auf ihren Füßen ſteht).
Wankt der Felſen unter mir,
Der mich ſonſt ſo kräftig trug?
Nein ich wanke, ſinke hier.
Habe nicht mehr Kraft genug
Mich zu halten; meine Knie'
Brechen, ach, ich bringe ſie

Nicht zum Beten; ſinnenlos,
Herzlos lieg' ich an dem Boden,
Mir verſagt, mir ſtockt der Odem;
Götter! meine Noth iſt groß!

Liebe (weiter fortredend).
Zwar gefeſſelt ſind die Hände,
Doch der Fuß bewegt ſich noch;
Wenn ich, ach, dorthin mich wende,
Schüttl' ich ab das ſchwere Joch.

Glaube
(wie jene, nur etwas raſcher und lebhafter).
Will ich mich vom Ort bewegen,
Wird vielleicht der Buſen frei.
(Sorge die Schweſter heran kommen.)
O, die Schweſter! Welch ein Segen!
Ja, die Gute kommt herbei.
(Indem ſie gegen einander die Arme ausſtrecken, ſehen ſie ſich ſo weit entfernt, daß ſie ſich nicht berühren können.)

Liebe.
Gott! ich kann dich nicht erreichen,
Ach, von dir ſteht' ich getrennt!
(Indem ſie an ihren vorigen Platz eilig zurück kehrt.)

Glaube.
Giebt's ein Elend ſeſchesgleichen!
(Die noch gezögert und ſich hin und wieder umgeſehen hat, ſtürmt auch nach ihrer Seite.)
Nein! die Welt hat's nicht erkannt.
(Beide werfen ſich an ihrer Statte nieder.)

Zweiter Auftritt.

Hoffnung
(welche indeſſen eben erſchienen und herunter getreten iſt).
Ich höre jammern, höre klagen,
In Banden meine Schweſtern? wie,
O wie ſie ringen, wie ſie zagen!
Vernehmt mein Wort, es fehlet nie.
Ihr zeigt mir freilich eure Ketten,
Getrauet nicht mich anzuſchaun;
Doch bin ich, hoff' euch zu erretten,
Erhebt euch, kommt mir zu vertraun!

Dritter Auftritt.

Genien (herbei eilend).
Immer ſind wir noch im Lande,
Hier und dort mit raſchem Lauf.
(Sie nehmen die Ketten ab, zugleich mit dem Schmuck.)
Erſtlich löſen wir die Bande,
Richte du ſie wieder auf!

Denn uns Genien gegeben
Ward gewiß ein ſchönes Theil;
Euer eigenes Beſtreben
Wirke nun das eigne Heil.
(Sie entfernen ſich.)

Hoffnung
(zu den wegeilenden Genien).
Nehmt Gotteslohn, ihr ſüßen Brüder!
(Sie hebt erſt den Glauben auf und bringt ihn gegen die Mitte.)
Und ſteht nur erſt der Glaube feſt,
So hebt ſich auch die Liebe wieder.

Liebe
(die von ſelbſt aufſpringt und auf die Hoffnung loseilt).
Ja, ich bin's, und neugeboren
Werf' ich mich an deine Bruſt.

Glaube.

Wenig hatt' ich mich verloren,
Wieder find ich mich mit Lust.

Hoffnung.

Ja, wer sich mit mir verschworen,
Ist sich alles Glückes bewußt;
Denn wie ich bin, so bin ich auch beständig.
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchste Glück vollend' ich;
Weiblich gestaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben selbst ist nur durch mich lebendig.
Ja übers Grab kann ich's hinüberziehn.
Und wenn sie mich sogar als Asche sammeln,
So müssen sie noch meinen Namen stammeln.
Und nun vernehmt! — Wie einst, in Grabeshöhlen,
Ein frommes Volk geheim sich rüstete,
Und allen Drang der himmlisch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ auf höchsten Schutz zu zählen
Und auszudauern sich verpflichtete:
So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich, zu Schutz und Trutz, geheim verbündet.

Im Tiefsten hebt das Erdreich untergraben,
Auf welchem jene schrecklichen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Wesen haben,
In majestätisch höflichen Gestalten.
Und mit den holden überreifen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben schalten;
Doch wird der Boden gleich zusammenstürzen
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Osten rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt und naht und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört — und südlich besser:
Vom Ocean, vom Pol her, kommt uns Rettung;
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Vierter Auftritt.

Genien

(den drei Schwestern Kronen darreichend).

Und so beglückt euch, Königinnen!
Ihr seyd es, obschon jetzt gebeugt;
Ihr müßt noch alles Glück gewinnen:
Vom Himmel seyd ihr auch gezeugt;
Zum Himmel werdet ihr euch heben, —
Die Sterblichen sie sehn's entzückt, —
Und glorreich über Welten schweben,
Die ihr auf ewig nun beglückt.

Doch, was dem Abgrund kühn entstiegen
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerstehn:
Und alle die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zu Grunde gehn.

Hoffnung.

Nun begegn' ich meinen Braven,
Die sich in der Nacht versammelt
Um zu schweigen, nicht zu schlafen,
Und das schöne Wort der Freiheit
Wird geläutert und geflammelt,
Bis in ungewohnter Neuheit
Wir an unsrer Tempel Stufen
Wieder neuentzückt es rufen:
(mit Uebertreibung, laut)
Freiheit!

(gemäßigter)

Freiheit!

(von allen Enden Echo)

Freiheit!

Liebe.

Kommt, zu sehn was unsre Frommen
Guten Schwestern unternommen,
Die mit Seufzen sich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

Glaube.

Denn der Liebe Hülf' und Laben
Wird den schönsten Segen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die sie empfinden.

Genius I.

Ihr werdet eure Kraft beweisen,
Bereitet still den sünften Tag.

Genius II.

Denn jenes Haupt von Stahl und Eisen
Zermalmt zuletzt ein Donnerschlag.

(Die Himmlischen Jünfe, unter musikalischer Begleitung, fassen sich an und gehen nach dem Grunde. Die Hoffnung beleuchtet die Ruinen links des Zuschauers, Glaube und Liebe die Ruinen rechts; die Knaben besteigen die Treppen und hellen sich an die Pforten. Sie begrüßen sich alle unter einander nochmals zum Abschied. Es wird Nacht.)

Fünfter Auftritt.

Unsichtbarer Chor.

Sterne versanken und Monden in Blut;
Aber nun wittert und lichtet es gut:
Sonne sie nahet dem himmlischen Thron.
Lieber, so kommen und wecken dich schon.

(Die Genien eröffnen die Pforten, indem sie sich dahinter verstecken und tauschen. Epimenides ruht noch wie er eingeschlafen; die Lampe brennt. Er erwacht, regt sich, steht auf, tritt unter die Thüre, giebt seine Verwunderung zu erkennen, tritt wankend die Stufen herunter, ungewiß wo er sich befinde.)

Sechster Auftritt.

Epimenides.

Und welch Erwachen! wunderbar genung!
Die Pforten öffnen sich bei dichter Nacht.
Täuscht mich der Genien sonst so treuer Dienst?
Kein Stern am Himmel?

(Es erscheint ein Komet ungeheuer.)

Welch ein furchtbar Zeichen
Erschreckt den Blick mit Rothenfeuerschein!
Wo bin ich denn? — In eine Wüstenei
Von Fels und Baum beschränkt, bin ich begraben.

Wie war es sonst! als mir die Flügelthüren,
Beim ersten Morgenlicht, vom Geisterhand
Sich öffneten, das liebe Himmelspaar
Mich in die holde Welt herunter führte;
Mich Tempel und Palast, und nah und fern
Die herrlichste Natur mich glänzend grüßte.
Wie düster jetzt! und was der Feuerschein
Mir ahnungsvoll entdeckt ist grausenhaft.
Wer leitet mich? wer rettet vom Verderben?
Verdient wohl euer Freund, ihr Götter, so zu sterben?

(Die Genien treten, oben an der Pforte, hervor und flattern.)

Doch ihr erhört des treuen Prieſters Ruf!
Ja ſehe neuen goldnen Schein umſtimmern:
Die Lieben ſind's! o, wie ſie leuchtend glühn,
Liegt keine Wüſte, keine Sorgenniß mehr.
(Sie ſind herunter gekommen und ſtehen neben ihm.)
O ſagt mir an, ihr Holden, welchen Traum
Von Aengſtlichkeiten ſchafft ihr um mich her?
(Sie legen den Finger auf den Mund.)
Ich träume, ja! wo nicht, ſo hat ein Gott
In tiefe Wölkereien mich verſchlagen —
Hier — keine Spur von jenem alten Glanz.
Nicht Spur von Kunſt, von Ordnung keine Spur!
Es iſt der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerſtörung.

Genien

(treten hinüber und herüber).

Epimenides.

Was deutet ihr? Ich ſoll mich hier erkennen!
(Die Genien leuchten voran nach der einen Seite.)
Euch folgen? wohl! ihr leuchtet diesſeits.
Was ſeh' ich hier! ein wohlbekanntes Bild!
In Marmorglanze, Glanz vergangner Tage.
„Der Vater ruht auf ſeinem breiten Pfühle,
Die Frau im Seſſel, Kinder ſtehn umher
Von jedem Alter; Knechte tragen zu.
Das Pferd ſogar es wiehert an der Pforte;
Die Tafel iſt beſetzt, man ſchwelgt und ruht.“
Furwahr! es iſt die Stätte noch, wo mir
Des Freudentages hellſte Sonne ſchien;
Iſt alles doch in Schutt und Graus verſunken.
(Sie deuten, und treten ihn nach der andern Seite.)
Noch weiter? Nein, ihr Guten, nein, ach nein!
Ich glaub' es auch, es iſt die alte Städte;
Doch während meines Schlafes hat ein Gott
Die Thür erſchüttert, das Ruinen hier
Sich auf einander thürmen, durch ein Wunder
Der Bäume, der Geſträuche Trieb beſchleunigt. —
So iſt es hin, was alles ich gebaut
Und was mit mir von Jugend auf emporſtieg.
O, wär' es herzuſtellen! Nein, ach nein!
Ihr nöthigt mich an dieſe Tafel hin!
Zerſchlagen iſt ſie, nicht mehr leſerlich.
Hinweg von mir! O mein Gedächtniß! O!
Du hältſt das Lied noch feſt, du wiederholſt es.

Unſichtbares Chor.

„Haſt du ein gegründet Haus
Ruh' die Völker alle.
Daß es bis man dich trägt hinaus
Nicht zu Schutt zerfalle,
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und unter ein friſcher Hain
Immer neu ergrüne.“

Epimenides.

Dämonen ſeyd ihr, keine Genien!
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entſtiegen.
Sie haucht mich an, durchdringt, erſtarrt die Bruſt,
Umſtrickt das Haupt, zerrüttet alle Sinnen.
(Er beugt ſeine Knie, richtet ſich aber gleich wieder auf.)
Nein, ewies nicht! ſie hören dich nicht mehr;
Die Genien ſchweigen, wünſche dir den Tod.
Denn wo der Menſch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.
(Er wendet ſich ab verzweifelnd.)

Genien

(ſich einander zuwendend).

Komm! wir wollen ihr verſprechen
Rettung aus dem tiefſten Schmerz;
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Epimenides (wehmüthig).

O ſprecht! o helft! mein Knie es trägt mich kaum;
Ihr wollt euch bittern Spott erlauben?

Genien.

Kommt mit! den Ohren iſt's ein Traum;
Den Augen ſelbſt wirſt du nicht glauben.
(Es wird auf einmal Tag. Von ferne kriegeriſche Muſik. Epimenides und die Genien ſtehen vor der Pforte.)

Siebenter Auftritt.

Die proſaiſche Muſik kommt näher. Die **Hoffnung**, den **Jugendfürſten** an der Seite, führt über die Ruinen, da wo ſie abgegangen iſt, ein Heer herein, welches die verſchiedenen neuern zu dieſem Kriege verbündeten Völker bezeichnen.

Chor.

Brüder, auf, die Welt zu befreien!
Knuten winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es werde gethan!

Es erſchallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme ſie erſchallt,
Und entflammt von heil'gem Grimme
Folgt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und ſo ſchreiten wir, die Kühnen,
Eine halbe Welt entlang.
Die Verwüſtung, die Ruinen,
Nichts verhindre deinen Gang.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſey gethan.

Jugendfürſt.

Hinter uns der vernehmt ihr ſchallen
Starke Worte, treuen Ruf,
Siegen, heißt es, oder fallen
Iſt was alle Völker ſchuf.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es wäre gethan.

Hoffnung.

Noch iſt vieles zu erfüllen,
Noch iſt Manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen,
Sind wir ſchon von Banden frei.

Chor.

Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſey gethan.

Jugendfürſt.

Auch die Alten und die Greiſen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es iſt um den Stein der Weiſen,
Es iſt um das All zu thun.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es war ſchon gethan.

Chor.

Denn ſo Einer vorwärts ruft,
Gleich ſind alle hinterdrein,
Und ſo geht es, abgeſtuft,
Stark und ſchwach und groß und klein.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk iſt gethan.

Und wo eh wir ſie nun erfaſſen,
In den Sturz, in die Flucht ſie hinein
Zu in ungeheuren Maſſen
Stürzen wir ſchon hinterdrein.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das alles, das Werk iſt gethan.

Achter Auftritt.

Glaube und Liebe mit den Frauen und Landesbewohnern an der andern Seite.

Chor.

Und wir kommen
Mit Verlangen
Wir, die frommen,
Zu empfangen
Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umſchlingen.

Und mit Hymnen
Zu umſingen,
Zu erheben
Jene Braven
Die da ſchlafen,
Die gegeben
Hdh'rem Leben.

Landbewohner
(aller Alter und Stände).

Und die wir zurück geblieben,
Eurer Kraft uns anvertraut,
Haben unſern kühnen Lieben
Haus und Hof und Feld gebaut;
Und wie ihr im Siegs ſchreitet
Drücket uns traulich an die Bruſt;
Alles was wir euch bereitet
Lang genießt es und mit Luſt.

Sämmtliche Chöre.

Und mit den wichtigſten Geſchäften
Verherrlicht heut den großen Tag.
Zuſammen all' mit vollen Kräften
Erbebt den Bau der niederlag:
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Nur zu! und ſchon regt ſich's hinan.

Und ſchon der Pfeiler der geſpalten
Er hebt gefüget ſich empor
Und Säulenreihen ſie entfalten
Der ſchlanken Stämme Zierd' und Flor.
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Es lebt und das Werk iſt gethan.

(Indeſſen ſind die Ruinen wieder aufgerichtet. Ein Theil der Vegetation bleibt und ziert.)

Neunter Auftritt.

Epimenides mit zwei Prieſtern.

Epimenides (nach oben).

Wie ſelig euer Freund geweſen,
Der dieſe Nacht des Jammers überſchlief,
Ja kennt's an den Namen leſen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
(Zu den Umkehrenden.)
Doch ſcheu' ich mich der Ruheſtunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz den ihr empfunden,
Seyd ihr auch größer als ich bin.

Prieſter.

Tadle nicht der Götter Willen
Wenn da manches Jahr gewann:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannſt;
Und ſo gleichſt du künft'gen Tagen,
Denen unſre Qual und Plagen,
Unſer Streben, unſer Wagen,
Endlich die Geſchichte benn,
Und nicht glauben was wir ſagen
Wirſt du, wie die Folgezeit.

Glaube.

Zum Ungeheuren war ich aufgerufen,
Mir dienten ſelbſt Zerſtörung, Blut und Tod;
So flammte denn an meines Thrones Stufen
Der Freiheit prächtig furchtbar Morgenroth.

Schnellend eilige Läfte blaſen
Strdme ſchwellen Schlund auf Schlund,
Und der Elemente Raſen
Alles kräftigte dem Bund.
Heil der Edlen die den Glauben
In der tiefſten Bruſt genährt,
Unter Fluth und Mord und Rauben
Das Verderben abgewehrt.

Ihr danken wir, nach mancher Jahre Grauen,
Das ſchöne Licht das wir vergnüglich ſchauen.

Liebe.

Begrüßet Ihn mit liebevollen Blicken,
Der liebend oft ſeinem Volk verweilt,
Der treuen Seinen neubelebt Entzücken
Mit offnem holden Vaterherzen theilt.
Der Edle hat mit Edlen ſich verbündet,
Da jauchzte ihm die treue Schaar,
Und wo die Liebe wirkt und gründet,
Da wird die Kraft der Tugend offenbar,
Das Glück iſt ſicher und geründet.

Hoffnung.

Ich will geſtehn den Eigennutz, o Schweſtern!
Für jedes Opfer forder' ich meinen Lohn.
Ein ſelig Heute für ein ſchrecklich Geſtern,
Triumphes Wonne ſtatt der Duldung Hohn:
So wollt' ich es dem hohen Paare geben,
Von deſſen Blick beſeelt wir alle leben.

Epimenides.

Die Tugenden, die hier ein kräftig Wirken
Und in unendlichen Bezirken
Sich herzlich tauſendfach gezeigt,
Den höchſten Zweck mit Beſtimmung erreicht,
Sie heißen uns die größten Tage feiern.
Nur eins, die mit treuer Hand
Die Schweſtern, feſt und zart, verband,
Ableitig, verhüllt beſcheiden ſtand.
Die Einigkeit muß ich entbehren.
(Er führt eine bisher verborgen geblieben Verſchleierte hervor, und ſchlägt ihr den Schleier zurück.)

Zehnter Auftritt.

Die Einigkeit.

Der Geiſt, der alle Welten ſchafft.

Durch mich belebet er ſeine Thaten:
„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur geſammte Kraft.“
Das was ich lehre, ſcheint ſo leicht,
Und faſt unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen.“
Nun iſt des Wortes Ziel erreicht,
Den höchſten Wunſch ſeh' ich erfüllen.

Jugendfürſt.

Ja, alle Kronen ſeh' ich neugeſchmückt
Mit eignem Gold, mit Feindes-Beute;
Ihr habt das Volk, ihr habt euch ſelbſt beglückt;
Was ihr beſitzt, beſitzt ihr erſt von heute.
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienſt
Die goldnen Reife längſt geflochten,
Doch nun iſt's eigner Gewinnſt:
Ihr habt das Recht daran erfochten.

Epimenides.

Und wir ſind alle neugeboren,
Das große Sehnen iſt geſtillt,
Bei Friedrich's Aſche war's geſchworen
Und iſt auf ewig nun erfüllt.

Chor der Krieger.

Und wir wandeln mit freien Schritten,
Weil wir uns wohl gepaart,
Und empfangen in unſere Mitten
Gattin, Schweſter, Tochter, Braut.
Gethan! — Glück auf! — Gethan!
Und den Dank nun zum Himmel hinan!

Chor der Frauen.

Euch zu laben
Laßt uns eilen,
Unſre Gaben
Auszutheilen,
Eure Wunden
Auszuheilen:
Selige Stunden
Sind gegeben
Unſrem Leben!
(Große Gruppe.)

Epimenides.

Ich ſehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen;
Sodann iſt's dem Höchſten ſich vertrauen.
Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen;
Nun aber ſoll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuſchauen.

Prieſter.

Und nun ſoll Geiſt und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft ſchaun.

Chor.

So riſſen wir uns rings herum
Von fremden Banden los!
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch
Das edelſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirſt
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammenhaltet eurem Werth
Und euch iſt Niemand gleich.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoſſnen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr,
Des unſchätzbaren Guts.
Die große Stadt, am großen Tag,
Die unſre ſollte ſeyn:
Nach ungeheurem Doppelſchlag
Zum zweiten Mal hinein!

Nun tönt laut: der Herr iſt da!
Von Sternen glänzt die Nacht;
Er hat, damit und Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für alle die ihm angeſtammt,
Für uns war es gethan.
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!
(Der Vorhang fällt.)

Theaterreden.

Auf Miedings Tod.

Welch ein Gejammel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geſchäftig Volk eilt ein und aus?
Von beiden Brettern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung ſtill und zart erſann,
Beſchäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich ſehe Hauenſchild gedankenvoll;
Iſt's Türk', iſt's Heide, den er fleiden ſoll?
Und Schumann fragt, als wär' er ſchon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich ſehe Thaliens leicht bewegten Schritt,
Der luſtger wird, jemehr er auch verſchnitt.
Der thätige Jude läuft mit manchem Naſt,
Und dieſe Gährung deutet auf ein Feſt.

Allein, wie viele dab' ich hererzählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der ſinnreich ſchnell, mit ſchmerzbeladner Bruſt,
Den Lattenbau zu ſügen wohl gewußt,
Das Bretterhaus, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an todten Dräthten ſchwebt.

Wo iſt er? ſagt! — Ihm war die Kunſt ſo lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Huſten ihn vertrieb.
„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!“
Ach Freunde! Wehl Ich fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth,
Er iſt nicht krank, nein, Kinder, er iſt todt!

Wie? Mieding todt? erſchallt bis unters Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit ſtockt, die Hand wird jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein jeder ſteht betäubt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O ſchauret ſein Gebein
Nicht undankbar wie manchen Andern ein!
Laßt ſeinen Sarg erhöhet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und ſagt am Rand des Grabes, wo wir ſtehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir iſt ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geiſt und Witz berufe dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der fixſte Weiſe ſchaut und ſteht geſchwind
Wie zwei Extreme nah verſchwiſtert ſind.
Erdöhne du, die du beſondre Luſt
Am Guten haſt, der Rührung deine Bruſt!

Und du, o Muſe, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns Alle erbaut!
Wie Manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die ſanfte Hand von ew'ger Nacht zurück;
O laß auch Miedings Namen nicht vergehn!
Laß ihn ſtets neu am Horizonte ſtehn!
Nenn' ihn der Welt, die krieg'riſch oder fein
Dem Schickſal dient, und glaubt ihr Herr zu ſeyn.
Dem Rath der Zeit vergebens widerſteht,
Verwirrt, beſchäftigt und betäubt ſich dreht;
Wo jeder, mit ſich ſelbſt genug gepflagt,
So ſelten nach dem nächſten Nachbar fragt,
Doch gern im Geiſt nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und ſag' es überall:
Wo Einer fiel, ſteh' jeder ſeinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt bereit! Hier liegt der Mann,
Der, ſo wie du, ein ſchwer Geſchäft begann;
Mit Luſt zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schuf er ein leicht Gerüſt mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau der äußerlich entzückt,
Indeß der Zauberer ſich im Winkel drückt.
Er war's der ſäumend manchen Tag verlor,
So fehr ihn Autor und Acteur beſchwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an ſchwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrſchaft ſchon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Das er noch klatterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel ſchlug.
Oft glückt's ihm; kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht ihm kein graues Haar.

Wer preiſt genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elaſt'ſche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lärchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zinkel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben ſah,
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's der Held und Schöpfer leicht erſchuf.
Was alles zarte ſchöne Saiten rührt,
Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt:
Des Rauſens Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall.
Der Lande Schatten und des Mondes Licht —
Ja ſelbſt ein Ungeheur erſchreckt ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und freiteud Körper ſchafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entſtand auf ſein Geheiß;
Und, ſo verdient, gewährt die Muſe nur
Den Namen ihm — Director der Natur.*

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verſtand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?
Hier, wo ſich jeder ſeines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo ſelbſt der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O ſoraet nicht! Gar viele regt ſein Tod!
Sein Witz iſt nicht zu erben, doch ſein Brot;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur eſſen kann.

---

* S. Bd. I. 2te Abth. S. 115.

Was stutzt ihr? Seht den schlecht verzierten Sarg.
Und das Gefolg scheint euch gering und karg;
Wie? rufet ihr, vor so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gefunden seyn!
Warum versagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anstand letzter Ehre ganz?

Nicht so geschwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — Arm und Reich.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, schaffend bis ans Grab,
Was künstlich war, und nicht was Vortheil gab.
Im Hoffnung täglich weniger erwarb,
Verreichster lebte, und verreichster starb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beigesetzt;
Wer ist's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schwestern, die ihr, bald auf Thespis Karr'n,
Geschleppt von Eisern und umschrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt;
Bald wieder durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen eurer Art sind selten karg.
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg;
Vereinet hier theilnehmend eure Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns schuldig seyd:
Als euern Tempel granse Gluth verheert,
Ward ihr von uns brum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer betriebigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal.
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal.
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seyd,
Im Reitrock bald und bald im Gallakleid.

Auch das Gefolg, das um euch sich ergießt,
Dem der Geschmack die Thüren eitel schließt,
Das leichte, volle, schreckige Geschlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mythologschem Grab.
Im Possenspiel regt sich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte sich erdacht,
Ward, wohlverdeutscht, hier Deutschen vorgebracht;
Und oftmals lieben Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Gesang und Tanz.
Des Carnevals zerstreuter Flittermelt
Ward sinnreich Spiel und Handlung zugesellt.
Dramatisch selbst erschienen hergelaufn
Drei Könige aus fernem Morgenland;
Und sittsam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Priesterin ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieser Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen: denn ihr seyd nicht weit.

Ihr Freunde, Play! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und festlich näher tritt?
Sie ist es selbst: die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:

Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur ersann in ihr die Kunst.
So dankt sie willig jenen Reiz auf sie,
Und selbst beim Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht sehn,
Und, bescheidet, seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Anständig führt die leis' erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umkünstelt von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht.
Das treue Veilchen, der Narcisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, zitter Tulpen Pracht.
Von Mädchenhand geflicht hervorgebracht.
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspitze still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz.
Wirft sie ins Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich ums Herz ergießt.
Sie spricht: Dem Dank für das was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner, an!
Der Gute, wie der Böse, mußt sich viel,
Und beide bleiben weit vom ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in heller, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ern'ge Leidenschaft.
Sie war's die dich zur rechten Zeit erhielt.
Mit der du krank, als wie ein Kind, gespielt.
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!
Ein jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab!
Fest steh' beim Sarg in wohlgeordneter Ruh;
Mit sockrer Erde deckt ihn leise zu.
Und sanfter als des Lebens, lage dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Prolog.

Gesprochen den 7. Mai 1791.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge.
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein ausgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt.
Eh' er sein Bild gedankenvoll entwirft.
Und langsam nur entsteht was jeder wollte.

Nun, dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen.
Nur an uns selbst; so träten wir vielleicht
Getrost hervor und jeder Kunste dessen
Sein wenziges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen;
So regt sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen; sind einander fremd,
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen:
Denn hier gilt nicht das Einer athemlos
Dem Andern beflig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir, mit bestem Willen,
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

Prolog.

Gesprochen den 1. October 1791.

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde fest uns binden,
Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
Die Thränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.
Wir aber, die wir hier noch fremde sind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unsre Vaterstadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den euern, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug und dieß Loos gewährt.

Euch überzeugt, der Wunsch euch zu gefallen
Belebt die Brust von jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr,
Als anderswo.

Von diesen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten ist nicht Zeit;
Ihr kennt sie selbst, und besser ist's vielleicht,
Ihr kennt sie nicht. Mit desto frohrem Sinn
Kommt ihr in dieses Haus, und hört uns zu,
Und seht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekostet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt; wenn alles geht als müßt' es nur
So gehn; dann hatte Mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der sehnste Lohn von allem was wir thun
Ist euer Beifall; denn er zeigt uns an
Daß unser Wunsch erfüllt ist, euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger bestrebt
Sich jeder daß zum zweiten Mal zu leisten
Was Einmal ihm gelang. O, seyd nicht karg
Mit eurem Beifall: denn es ist ja nur
Ein Capital das ihr auf Zinsen legt.

Epilog.

Gesprochen den 11. Juni 1792.

In diesen letzten Stunden, die ihr uns,
Verehrte, gönnet, trat' ich vor euch auf;
Und ganz gewiß denkt ihr ich flehe hier
Abschied zu nehmen. — Nein! Verzeiht! mir ist's
Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
Daß wir von euch uns trennen sollen.
Mit leichtem Geiste flieg' ich über Tage
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
Entfernt von euch, beschäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: schon sind wir wieder da! —
Schon grüß' ich euch aufs Neue! Sehr, der Herbst
Hat eure holden Bäume schon entlaubt!
Es lockt euch nicht mehr des Thales Reiz,
Der Hügel Munterkeit lockt euch nicht mehr.
Es braust der Winterstrom; es fliegt der Schnee! —
Schon eilt ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut euch dessen was wir Neues bringen,
Und das Bekannte besser und vollkommner
Von uns zu hören freut euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns gesinnt:
Wir sind nicht Fremde mehr, wir sind die euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an euch.

Ein günstiges Geschick giebt uns den Fürsten,
Zu unserm Wohl, zu unser Lust zurück,
Und neue Friedensfreuden krönen sahn
Die Tage seiner Gattin, seiner Mutter;
Und wie ihr sie verehrt, und ihres Glückes euch freut.
So mög' euch Allen eignes Glück erscheinen:
Und dieses laßt uns mit genießen. — Kommt!
Was Deutschland Neues giebt, ihr sollt es sehen.
Das Gute wiederholt, das Fremde soll
Nicht ausgeschlossen seyn. Wir geben euch
Von jeder Art; denn keine sey verschmäht!
Nur eine meiden wir, wenn's möglich ist:
Die Art die lange Weile macht! — — So kommt! —
So kommt denn! — Ach! — — Wo bin ich hingerathen?
Um viele Stunden hab' ich diese Worte
Zu früh gesprochen! mich mit süßen Bildern
Getäuscht: den Abschied mir erleichtern wollen. —
Geschwind herunter mit dem Vorhang, daß
Nicht eine Thräne mir entweiche! Nur
Geschwind herunter, daß von uns
Ein heitres Bild in eurer Seele bleibe!

Epilog.

Gesprochen von Demoiselle Neumann, in der Mitte von vielen Kindern,

den 1ten December 1792.

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gerührt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun dahinten stehen, auch so gern,
Und wollen hören ob es uns gelingt.

Wir haben euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns sehr gefreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Auch euch mißfallen; das hat uns betrübt,
Und angestrengt. Denn man strebt fast
Viel stärker zu gefallen wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt.
Und endlich denkt man müßt nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was ihr bisher so gütig uns gegönnt,

Aufmerksamkeit; dann, euern Beifall bitt' ich,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir euch Allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, bat uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Beglückt; denn die allerschönste Freude
Gewähren jene Güter die uns Allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dieß Recht
Mit süßer Macht und Allgewalt bewahrt.

So seyd denn Alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener, Liebt euch,
Vertraut euch! Einer sorge für den Andern!
Dieß schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

Und so gesinnt besuchet dieses Haus,
Und sehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.
Genießt das Gute was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit euch;
Und richtet dann mit freiem reinen Blick
Uns und die Dichter. Bessert sie und uns;
Und wir erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

Prolog

zu dem Schauspiel: der Krieg, von Goldoni.

Gesprochen von Mad. Becker, geb. Neumann.

Den 15. October 1793.

Den Gruß, den wir zu Anfang schuldig blieben,
Mit frohem Herzen sprech' ich heut' ihn aus;
Und die Gelegenheit giebt mir das Stück.
Es heißt: der Krieg, das wir euch heute geben.
Zwar wendet ihr von tiefer Politik.
Warum die Menschen Kriege führen, was
Der letzte Zweck von allen Schlachten sey.
Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören.
Dagegen bleibt ihr auch verschont von allen
Umgangenheiten Biedern, wie das Schwert
Die Menschen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie, im wilderregten Staubgetümmel,
Die halbgereifte Saat zertreten sinkt.
Ihr dürft vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet sehen daß die Liebe sich
So gut uns Zelt als in die Häuser schleicht,
Und, wie an Fürstenten, sich an der rauhen,
Entthronten Musik des Kriegsgetümmels freut;
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur sich und seinen Vortheil denkt.

So wünschen wir, daß dieses schwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.

Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen bösen Krieg,
Und dieses Einzige drückt schwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen! der,
So werth uns Allen, und für unser Glück
So unentbehrlich ist! Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O, mög' ein guter Geist
Ihn schützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde nahet heran; Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert, und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen,
„Willkommen!“ rufet jeder gern;
„Er lebe!“ schwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verstummt. —
Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft;
Es rühret sich jede Hand: Unsändig schallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durchs Getümmel tönt der allgemeine Wunsch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn!“

Prolog

zum Lustspiel: Alte und neue Zeit, von Iffland.

Gesprochen von Madame Becker, geb. Neumann, im Charakter des Jakob.

Den 6. October 1794.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun soll
Im vielgeliebten Weimar, wieder zum ersten Mal
Ein neues Stück gegeben werden.
Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen: auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe seyn? — Das glaubt kein Mensch.
Wie Viele werden mich nicht sehn und kennen,
Besonders die, die mich, als kleine Christel,
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.

Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist Alles Licht
Und Luft, und wenn er endlich wieder fällt,
Da geht die Lampen aus und riechen übel. —
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß
Was sie zu ihren Kindern sagen soll. —
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, schließt sie endlich zu, und legt sie dann.)
Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht daß du ein Schalter bist.

Ein guter war, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!

(Hervortretend.)

Begrüße diese Stadt.
Die alles Gute pflegt, die alles nützt:
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dumnheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder munterer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer schärfer wird;
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und freut ihn.
Seyd Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten, günstig.

Epilog zu Schillers Glocke.

Wiederholt und erneut
bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute!

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erfolgte im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebendregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geräumten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schrecklich mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie beseelt gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt.
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich im Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.

Dort, sich und uns zu höchstem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet sie, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwellen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspätend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schreckhaftesten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so gelobt, so vollgehaltig
Dies breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht.
Und manches tiefe Wort hat reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens.
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß.
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athmete in unserer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas.
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihm, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihm haben wir beim lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der flockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt.
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, wär dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt und bas, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblickt sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Menschlich sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit getadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt.
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen.
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn: Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon jahrs sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;

Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er eilt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Prolog.

Bei Eröffnung der Darstellungen des Weimarischen Hoftheaters in Leipzig,

den 24. Mai 1807.

Gesprochen von Madame Wolff.

Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von großer Bahn absteuernd getrauen sieht,
Vom Sturme wüthend hin und her gejaget
Der vorgeschriebnen Richtung Pfad verfehlt;
Da trauert Volk und Steuermann, da schwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz:
Erscheint jedoch in kaum entlegner Zone
Bekannter neuer Küste Landungsplatz,
Erfreut ein wirthlicher Empfang die Gäste;
Bebend verlischt der Uebel tief Gefühl.

So geht es uns, bis wir vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir sind nicht fremd: denn Manchen unter euch
Begrüßen wir als Gönner unsrer Muse.
O möge nun, was Einige gewonnen,
In diesen Tagen uns von Allen werden!

Und wie man überhaupt das Wollen schätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht Alles leistet;
So haben wir ein Recht an eure Gunst:
Denn Keiner ist von uns, der sich vollendet,
Der sein Talent für abgeschlossen hielte;
Ja, Keiner ist, der nicht mit jedem Tage
Die Kunst mehr zu gewinnen sich zu bilden,
Was unsre Zeit und was ihr Geist verlangt
Sich klarer zu vergegenwärtigen strebte.
Drum sehnt uns freien Beifall wo's gelingt,
Und fördert unser Streben durch Belehrung.

Belehrung! ja, sie kann uns hier nicht fehlen.
Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln sich begann.
Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
Die sahn und gut aufs Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
Auch Jene sind noch unvergessen, die
Von dieser Bühne schon seit langer Zeit
Natur und Kunst verbindend herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich schweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeichelei verhüllt sich berge;
Doch darf ich sagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neuste fassend,
Drinnt er nicht hier in mancher Bühne vor?
Und theilet nicht der Bühne schön Bemühn
Der Künstler mit dem Freund der Kunst so gern?

Wer sich daher als Dichter, Künstler, Kenner
An unserm Spiele freut, bejaht es laut,
Und unser Geist soll sich im Innsten freuen;
Denn, wer als Mensch und Beifall geben mag,
Er thu' es frei und froh, und unser Herz
Wird neue Lust in Dankbarkeit gewinnen.
Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben;
Und so gewinnt, in dieses Raumes Bezirk,
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von Außen fehlt, erwünschten Frieden.

Prolog.

Halle, den 6. August 1811.

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmücket,
Mit Blumen-Stab und -Krone, wie zum schönsten Fest,
Vor euch erscheine, drob verwundre niemand sich:
Denn für den Guten bleibt es wohl das höchste Fest,
Wenn alte Schulden zu entrichten ihm gelingt,
Und wenn ihm dankbar sich zu zeigen endlich glückt.
Wie sind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
Vor euch zu treten, euch, die ihr so manches Mal
An ferner Städte günstig uns zu sammeln kamt,
Und nicht des Wegs umsahen, nicht der Sonne Gluth,
Nicht drohender Gewitter Schreckniß achteten.
Da haben wir, was immer wir vermocht, gethan,
Um euer Zutraun zu erwiedern, eurer Geists
Gereiften Beifall, eurer Herzen Zartgefühl
Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunst.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende,
Mit bänglicher Erwartung, in ein fremdes Land;
Als Dankende begegnen wir Bekannten schon
Und Gönnern, Freunden. Längst erprobter Neigung
froh.
Auch, was wir bringen, ist euch Allen wohlbekannt:
Das Mannichfalt'ge vorzutragen ist uns Pflicht,
Damit ein jeder finden möge was behagt;
Was einfach, rein natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen spricht;
Doch auch das Posenhafte werde nicht verschmäht:
Der Hause fordert, was der ernste Mann verpönt.
Und diesen zu vergnügen sind wir auch bedacht:
Denn manches, was zu stiller Ueberlegung euch,
Zu tiefrem Antheil rührend anlockt, bringen wir.
Entsprossen vaterländischem Boden, fremdem auch:
Anmuthig Großes; dann das große Schreckliche.
So schaffet Mannichfaltigkeit die höchste Lust
Beschäftigt leicht den Geist und Sinn Gebildeter,
Und bildet jeden, den zum Urtheil sie erregt.

Jedoch was sprech' ich schon Bekanntes wieder aus!
Verzeiht! So ist es: Wenn wir mit Wohlwollenden
Den Angesicht zu Angesicht uns finden, geht
Das Herz uns auf, die Rede fließt vom Munde leicht,
Und immer ist's als bliebe mehr zu sagen noch.
So möcht' ich auch der guten längst verehrten Stadt
Und ihren wohlgesinnten Bürgern Glück und Heil
Von Herzen wünschen, froh Gelingen jeder That
Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Lust
Des neuen Herrschers wohl gedeihe dieses Volk!
Zwar vom Verdienst so mancher weisen, thätigen
Und frommen Mannes, welcher thatenvoll hier gewirkt;
Von Tausenden, die hier geblüht, Vaterland
Und Ausland so durch Lehre wie durch That beglückt;
Und vom Gewerbsfleiß vieler rüstig Schaffenden
Will ich nicht reden; aber was zum nächsten uns
Und eigentlich berühret, ja dieher gehört,
Das darf ich preisen; denn ihr seid ja gleiches Sinns.

Entwallet nicht der Erde dort ein Wunderquell?
Und füllt geräumig Becken mit erprobtem Naß,
Das bald verdampfend wirthe Gaben hinterläßt:

Die größte Gabe sag' ich wohl mit kühnem Wort,
Die allergrößte, welche Mutter Tellus beut:
Sie spart und Gold und Silber aus dem reichen Schoos.
Das aller Menschen Aug' und Herzen an sich zieht;
Sie reizt bei Fürsten allgemeinen Kunstgebrauch,
Das so verführt als bauet, so verderbt als schafft;
Sie reicht uns tausend aber tausend andres Gut;
Doch über alles preis' ich den geborgnen Schnee,
Die erst' und letzte Würze jedes Wohlgeschmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget:

Denn wohl vergebens hätte Ceres aufgestreut
Zahllose Samen, edles Frucht auf Frucht gehäuft;
Vergebens nährte tief im finstern Waldgebüsch
Der Heerden Zucht Diana, wie im Wachsgefild;
Vergebens hegten Amphitritens Nymphen weit
Im Ocean, in Flüssen, Bächen, bis zum Fels
Hinauf, Gewimmel leicht bewegter Wunderbrut;
Vergebens senkte Phöbus lebenkreuenden Blick
Auf die Geschwader, die in Lüften hin und her
Und doch zuletzt dem Menschen in die Netze zieh'n.
Denn klugen, allverzehrenden: denn wenig ist
Was er dem Gaumen anzueignen nicht gelernt:
Doch wäre ganz vergeblich aller Götter Gunst,
Umsonst des Menschen vielgewandtes Thun, umsonst
Des Feuers Kraft das alle Speise zeitiget —
Wenn jener Gabe Wohlthat uns Natur versagt.
Die erst mit Anmuth würzet, was die Nothdurft heischt.
Und wie den Göttern wenig Weihrauch gnügen mag
Zum frommen Opfer, also bleibt beim Festfest
Zuletzt des Salzes Krume, die man prüfend streut.
Ein trefflich Sinnbild dessen was begeistend wirkt,
Gesetzigkeit belebet, Freund und Freund bewährt.

Doch so viel Gutes reichlich auch Natur verliehen,
Des Menschen Geist verderbet's immer und erhört's;
Was alles nur genossen ward und was genutzt,
Zu größerm Nutzen steigert er's, zu höherm Zweck.

Ist nicht Gesundheit allen uns das höchste Gut?
Und werden wir von tausend Uebeln nicht bedrängt?
So daß nach allen Seiten wir um Rettung flehn.
Drum Heil den Männern! denen tiefer edler Sinn
Zum Wohl des Kranken jenen Quell bereitete,
Und klug erwägend neue Kräfte künstlich schafft;
Dabei auch Sorge väterlich und wirthlich hegt,
Nothwend'gem gleich das Angenehme zugesellt:
Wie ihr an diesem Saale mit Erheitrung seht,
Der schon verjüngt und Allen uns gemächlich ist.
O werde das was ernstlich sie gethan und thun,
Von jedermann mit offnem warmem Dank erkannt!

Nun wend' ich mich an Alle, die als Gäste hier
Mit Hoffnung sich der neuen Segensquelle nahn,
Und spreche nichts von allen frommen Wünschen aus,
Die sich in unsrem Herzen, wie ihr sicher seyd,
Für euch bewegen, jeglichem zu Glück und Heil;
Dieß aber zeig' ich euch vertraulich an, daß wir
Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite stehn:
Denn Geist und Körper innig sind sie zu verwandt;
Ist jener froh, gleich fühlt sich dieser frei und wohl,
Und manches Uebel klärtet vor der Heiterkeit.
Hier also, meine Freunde, hier an diesem Platz
Hat und der Arzt zu seinem Beistand vorbestellt,
Daß wer am Morgen badend seine Cur begann,
Sie Abends end'ge schauend hier nach Herzenslust.
Dieß alles bleibt die Vorschrift: Diese merkt euch wohl,
Und setzt nicht aus: das ist Bedingung jeder Cur,
Daß man ununterbrochen ernstlich sie gebraucht:
Und wißt! wir kennen Alle wohl: wer außenbleibt
Der wird verklagt, der das es mit dem Arzt zu thun:

Nicht viele Worte mach' ich mehr! Ihr seht wohl ein:
Um euer Heil aufs Nächste sind wir besorgt.

So laßt mich enden, und zum Schlusse, wie sichs ziemt,
Den Männern uns empfehlen, die am Ruder stehn
Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertraun!

Epilog

zum Trauerspiele Essex, im Charakter der Königin.

Und Essex nicht? — Unselige kein Wort!
Ihr tretet auf, den Thron trägt man fort!
Die Schwäche wird, die List zu spät verkannt;
Ja traut' euch noch, ob ich euch schon gekannt,
Wie Timer, der, zu eigenem Gericht,
Die Schlange nährt, und wähnt sie steche nicht.
Kein Laut, kein Hauch belebige mich hier!
Essex verstummt und so verstummt auch ihr!
Nun zeige sich mein ungebeugter Sinn;
Verschwinder all'; Es bleibt die Königin.
(Alles entfernt sich, sie tritt vor.)
Sie bleibt! ja! an diesem Tag voll Gram,
Mit schnellem Blick ihr Leben zu beschaun;
Denn ihr gezieret's, so doch hinauf gestellt,
Des Glücks Gebieterin, die Lust der Welt,
Sich immer selber gleich, da klar zu sehn,
Wo Andre, dumpf gedrückt, im Traume gehn.

Wer Muth sich fühlte in königlicher Brust,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Lust
Des Stufenthrones untergraune Bahn,
Kennt die Gefahr und steigt getrost hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Last
Er trägt sie nicht; entschlossen, wie gefaßt,
Drückt er sie südlich auf das kühne Haupt
Und trägt sie leicht, als wie vom Grün umlaubt.
So thatest du. — Was noch so weit entfernt,
Faßt du dir anzueignen flink gelernt;
Und was auch Mitlieb dir den Weg verrannt,
Du hast's gesehn, betrachtet und erkannt. —
Des Vaters Muth, der Mutter Mitgeschick,
Der Schwester Haß, das alles blieb zurück.
Blieb hinter der, indessen du gewannst
Mit hohem Sinn dich in der selbst ergenzt,
Und im Gelingnis hart behandelt, Frist
Zu bilden dich gewannst das was du bist.
Ein froher Tag erschien, er rief dich an.
Man rief dich aus, und so war es gethan:
„Die Königin, sie lebe!“ Nun, du standst,
Und hebest noch, trotz dem was du empfandst,
Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von außen und von innen dich bedroht.
Des Parteis drei'ger Grimm, des Spaniers Wuth,
So vieler Freier Unbeständigkeit,
Der Großen tückisch aufgeregter Sinn,
Verräther viel, selbst eine Königin. —
Und Dieser dann zuletzt! Das trog' ich hier!
Du sandte Welt was weiß sie denn von mir?
Schauspielerin! so nennen sie mich alle.
Und Schau zu spielen ist ja unser Fall.
Die Völker gaffen, toben, wähnen viel,
Was wollen sie denn anders als ein Spiel?
Verstellt man sich denn einzig auf dem Thron?
Dort spielt ein Kind und das verstellt sich schon.

Doch mit ihr selbst, in Glück und in Gefahr,
Elisabeth, ihr selbst getreu und wahr,

Mit Recht verſchloſſen — Welches zweite Herz
Vermag zu theilen königlichen Schmerz?
Die falſche Welt, ſie buhlt um unſern Schatz,
Um unſre Gunſt, ſogar um unſern Platz;
Und machſt du ſie dir den Geliebten gleich.
Nicht Liebe genügt, er will das Königreich.
So war auch dieſer. — Und nun ſprich es auf:
Dein Leben trugen ſie mit ihm hinauf. —
Der Menſch erfährt, er ſey auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dieß giebt man zu, doch wer geſteht ſich frei,
Daß dieſe Liebe nun die letzte ſey;
Daß ſich kein Auge mehr mit froher Gluth
Zu unſerm wendet, kein erregtes Blut.
Das überraſchtem Herzen leicht entquoll,
Verräthriſch mehr die Wange färben ſoll;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Das von der Sonne Karoler Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. — Hier iſt es Nacht. —
Und Nacht wird's bleiben, in der hohlen Bruſt.
Du blickſt umher, und ſehnſt ohne Luſt.
So lang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du ſelbſt geſtirnt.
Und ſuchſt vergebens um dein fürſtlich Haupt
Den ſchönſten Stern, den du dir ſelbſt geraubt;
Das Andre ſcheint ein unbedeutend Heer,
Geſteh dir's nur: denn Eifer lodt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
Der liebſte Schmuck an allem was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein koſtbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schmuckwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie ſchritt er nicht ſo frei, ſo muſterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;
Wie lauſcht' ich gern dem wohldedachten Rath!
Erſt reine Klugheit, dann die raſche That;
Gemäßigt Feuer erſt, dann Flammengluth,
Und königlich war ſelbſt ſein Uebermuth.

Doch ach! zu lange haſt du dir's verhehlt:
Was iſt das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günſtling, gegen uns erarmint,
Das rauben will, was wir ihm frei beſtimmt,
Wenn unſre Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo ſie belohnen wollte, ſtrafen muß!

Er iſt geſtraft — ich bin es auch! wohlan
Hier iſt der Abſchluß! Alles iſt gethan
Und nichts kann mehr geſchehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gerücht, das Heer,
Sie ſind verſchwunden, alles iſt nicht mehr!

Und über dieſes Nichts du Herrſcherin!
Hier zeige ſich zuletzt dein feſter Sinn;
Regiere noch, weil es die Noth gebeut,
Regiere noch da es dich nicht mehr freut.
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich ſo zu ſehen iſt die Welt gewöhnt;
So unerſchüttert zeige dich am Licht,
Wenn dir's im Buſen mörſch zuſammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einſamſtem Gemach,
Entledige ſich dein gerechtes Ach!
Du ſeufzeſt! — Fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn du weinen kannſt, ſo danke Gott!

Und immer mit der ſelbſt, und noch einmal,
Erneuet ſich die ungemeſſne Qual.
Du wiederholſt die ungemeſſne Prin:
Er iſt nicht mehr; auch du obrſt auf zu ſeyn —
So ſtirb Eliſabeth mit ihr allein!

Prolog

zu Eröffnung des Berliner Theaters

im Mai 1821.

Prächtiger Saal im antiken Styl. Ausſicht auf's weite Meer.

I.

Die Muſe des Dramas

(herrlich gekleidet, tritt auf im Hintergrunde).

So war es recht! So wollt' es meine Macht! —
(Sie ſcheint einen Augenblick zu ſtutzen, Theater und Saal betrachtend.)
Und doch erſchreckt' ich vor der eignen Pracht;
Was ich gewollt, geſordert und befahl,
Es ſteht, und übertrifft mein Wollen hundertmal.
Ich dachte mir's, doch mit beſchränkten Hoffen,
Verwandte Kunſt, ſie hat mich übertroffen. —
Mit Unbehagen fühl ich mich allein,
Der ganze Hofſtaat muß verſammelt ſeyn.

Wo bleibt ihr denn? die wenn ich nicht beſchränkte,
Zudringlich eins das andre gern verdrängte:
Der fröhſte Heldenſinn, des Mittelalters Kraft.
Die heitre Tagswelt, ſittſam poſſenhaft?
Ihr Wechſelbilder, ihr des Dichters Träume,
Herein mit euch und füllt mir dieſe Räume!

Nun faſſe dich! dem Ort gemäß, der Zeit:
Beſchleunigen iſt Ungerechtigkeit.
In buntem Schmuck durchglieht ſchon manches Ehor
Sich vorbereitend Säulengang und Thor.
Zu gleichem gleiches reihenhaft geſellt.
Weil jedes, rein geſondert, mehr gefällt.

Nichts übereilt! Ich los' euch, die ich ſchalt,
Mit Sparſamkeit gebrauchet Kunſtgewalt,
Und tretet nächtlich in der Jahre Lauf,
Den Sternenhimmel überbietend auf;
So daß ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach eurem Kreis, dem leuchtenden, ſich ſehnt.

Sie rüſten ſich den hehren Raum zu ſchmücken,
Ihr ſollt ſie alle wohlgereibt erblicken;
Doch gebt mir zu, daß ich was ich entwarf,
Was alle wollen, gleich verkünden darf.

Vom tragiſch Reinen ſtellen wir euch dar
Des höchſten Wollens traurige Gefahr;
Der kräftige Mann, voll Trieb und willenvoll,
Er kennt ſich nicht, er weiß nicht was er ſoll,
Er ſcheint ſich unbezwinglich wie ſein Muth,
Und wüthet hin, erregt fremde Wuth,
Und wird zuletzt verderblich überrennt
Von einem Schickſal, das er auch nicht kennt.
Unmaß in der Beſchränkung hat zuletzt
Die Herrlichſten dem Uebel aufgeſetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, ſprecht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.
Ein ſolches Drama, wer es je gethan,
Es ſtand den Griechenvolk am beſten an;
Sie haben, großen Sinns und geiſtiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Nach Jahren ſtürmt's auf wogem Wellenmeere;
Wir führen euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit ardeitet Mann für Mann,
Der Tüchtige bildet ſich wie er helfen kann.

Und wenn zuletzt ihm Feld zu Felde schlägt,
Ergiebt er sich dem Kreuze das er trägt.
Was Dulden sey erscheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing;
Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt
Sie treibt's zu leiden weil der Höchste litt.

Nun aber zwischen beiden liegt, so zart,
Ein Mittelglied von eigner beider Art.
Schicksal und Glaube finden keinen Theil,
In reiner Brust allein ruht alles Heil;
Denn immerfort, bei allem was geschah,
Blieb uns ein Gott im Innersten so nah;
Wo Erd' und Himmel sich im Grube segnen,
Dem Staunenden als Herrlichstes begegnen.

Wenn obere Regionen so sich halten,
Wo Fürst und Fürstin überschwenglich walten,
So mag darauf Gewöhnliches geschehn: —
Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenaual, von Glübigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
Ein munterer Sohn, gar mancher Schwänke voll.
Und was, an Oheim, Tanten, dienstbaren Alten,
Sich Charaktere seltsamlich entfalten!
Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn obngefähr geht es zu Hause so.
Und was die Bühne künstlich vorgestellt
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmähn.
Das Possenhafte griechisch gern gesehn;
Doch niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus;
Von Markt und Straßen selbst hinweg gebannt,
Hat sich's getrost der Bühne zugewandt,
Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
Gemeine Nobheit klug zu mildern weiß,
Daß der Gebildete zuletzt erschrickt,
Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt.

Dies darf ich heute nur mit Worten schildern,
Doch seht ihr alles in belebten Bildern
Vor eurem Blick zunächst vorübergehn.
Wir zaubern euch zu heiligem Tempelfeste,
Zur Krönungsfeier schmücken wir Paläste;
Was alt' und neue Zeit gebäulich wies,
Nach hehrer Burgen ferhem Rittersaale,
Erblickt ihr Thürme, fürstliche Portale,
Kreuzgang, Kapelle, Keller und Verlies.

Und innerhalb der Räume seht ihr walten
Der Zeit, dem Ort gewidmete Gestalten.
Tagtäglich führt man euch zu andrer Welt,
Und wie benamen ist's doch mit uns zu reisen!
Die besten Pfade wird man jedem weisen,
Der sich der Muse treulich zugesellt.

(Sie tritt begeistert zurück als wenn sie etwas in den Lüften hörte.)

Was ruft! — Ein Dämon! — Helfet mir bedenken!
Ich soll den Schritt nach andrer Seite lenken.
Ja! was ich sagte, sagt' ich offenbar
Dem Menschensinn gemäß, wahrhaft und klar;
Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es fassen.
Nun folgt mir gern, sonst müßt' ich euch verlassen.

(Sie eilt hinweg.)

II.

Das Theater verwandelt sich in eine Wald- und Felspartie. Blasende Instrumente hinter der Coulisse unterhalten die Anwesenheitszeit und leiten das Folgende ein.

Die Muse

(tritt auf, den Thyrsus in der Hand, ein Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt).

Tausend, aber tausend Stimmen
Höre ich durch die Lüfte schwimmen,
Wie sie wogen, wie sie schwellen!
Mich umgeben ihre Wellen.
Die sich sondern, die sich einen,
Sie die ewig sänftigen, reinen.
Wie sie mir ins Ohr gedrungen,
Wie sie sich ins Herz geschlungen,
Stürmen sie nach allen Seiten.
Von der Nähe zu den Weiten,
Berghinan und thalhernieder
Und das Echo scheucht sie wieder.

(Das Theater verändert sich.)

Und von den niedern zu den höchsten Stufen
Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
Die Atmosphäre trübt sich, ist erregt,
Der Donner rollt, ein Blitz der prasselnd schlägt,
Zersplittert Wald und Fels, die moosigen Alten.
Die Rinde gar des Bodens wird gespalten.
(Ein reiner Schein überzieht das Theater.)
Erdschlünde thun sich auf, ein Feuerqualm
Zuckt flammend übers Feld, versengt den Halm,
Versengt der Bäume luftig Blüthenreis;
Nun herrscht die Nacht, das Leben steckt sogleich,
Und aus den Gründen hebt sich leis heran
Das Gnomen-Volk und wittert alles an,
Und wittert alles aus, und spürt den Platz,
Und forscht und gräbt, da glüpert mancher Schatz.
Das alt-verborgne Gold bringt seinem Heil,
Der Finsternis Genosse will sein Theil.
Im Innern siedet's, schäumt und schleudert wilder
Durchs Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;
Wie Salamander lebt es in der Gluth,
Und streitet häßlich mit vulkanischer Wuth.

Schon hüben und drüben sind Berge verfunden,
Schon gähnet der Abgrund, schon sprühen die Funken.
Was ist mir? was leuchtet ein wunderlich Licht?
So leuchtet der Furie Feuergesicht.
Und, unter dem Kopfschmuck phosphorischer Schlangen,
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.
Der Schrecken ergreift mich, wo reit' ich mich hin!
Noch trachtet es entsetzlicher. Felsen erglühen,
Sie bersten, sie stürzen, sie klimmen mir schon
Der grausenden Tiefe Plutonischen Thron!

(Das Theater verwandelt sich in einen hellen erfreulichen Ziergarten.)

Kehrst du wieder, Himmels-Helle!
Iris, mit gewohnter Schnelle.
Trennt die grauen Wolken schon,
Augenfunkelnd für Entzücken
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagen-Thron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmlischer Vermählung Segen
Führt der Erde weiter Kranz.
Um des Bogens bunten Frieden
Schlingen lieblichste Spielwiden,
Schillernd zierlich, Kettentanz.

Und, da unten, Silberwellen
Grünlich-purpurn, wogen, schwellen
Auch empor in Liebesglut,
Schalkisch locken gleich Undinen,
Blauen Augs, verschämter Mienen,
Sich den Himmel in die Flut.
Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten,
Alles ist dem Gott gerathen
Alles ist am Ende gut!
(Tanz von Sylphen und Undinen.)

III.

Die Muse

(kommt in anmuthiger Kleidung, und nachdem sie einigen Antheil am Tanze genommen, wendet sie sich zu den Zuschauern).

Viel ist, gar viel mit Worten auszurichten.
Wir zeigen dieß im Reden wie im Dichten;
Doch lieblichre Bewegung, wie gefahn.
Darf man zu schildern sich nicht unterstehn,
Nur der Gesinnung viel läßt den Werth empfinden,
Der volle Tanz er muß sich selbst verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muse Gunst
Das höchste Ziel, den schönsten Lohn der Kunst.
O möge den Geschwistern sämmtlich glücken
Solch allgemeiner Beifall, solch Entzücken!

Denn das ist der Kunst Bestreben
Jeden auch sich selbst zu heben,
Ihm dem Boden zu entführen;
Link und rechts muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwärts fühlt er sich getragen!
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.

Und so geht's den Lieben allen
Die im Elemente wallen,
Welches bildend wir beleben;
Wer empfing der möchte geben,
In der Himmelsluft der Musen
Oeffnet Busen sich dem Busen.
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen sich zur All-Gemeinde,
Dort versöhnt sich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet was die Muse gönnt!
Die ihr's genießt, es dankbar anerkennt.
Preist Ihm mit mir, den Gott der es gegeben.
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbei geführt;
Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
Eins wird vom andern schicklich angefaßt:
Alle Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Maß- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird euch wohl zu Muthe:
Umfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
Eins mit dem andern wird euch einverleibt;
Das Schöne fliegt vielleicht, das Gute bleibt.
So nach und nach erblühet, leise, leise,
Gefühl und Urtheil wirkend wechselweise;

In eurem Innern schlichtet sich der Streit,
Und der Geschmack erzeugt Gerechtigkeit.

Und so in euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt euch der Dichter,
Der, wär' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch eures Beifalls höchsten Werth erkennt.
Erweist's euch nun, wir anerkennen's willig,
Aufmerksam öffnen Sinns, gerecht und billig.
So schmücket sittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch groß im herrlichsten Local.

Denn euretwegen hat der Architekt
Mit hohem Geist, so edlen Raum bezweckt,
Das Ehemals behältig abgezirkt,
Daß ihr euch selbst gerogelt fühlen sollt;
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt
Auf seinen Spruch zu harren, würdig hält.

Denn auch der Bildner schmückt das edle Haus,
Vom Sockel bis zum Giebel, reichlich aus.
Hier muß euch Ernst im Heiligthume sein,
Denn Göttergestalten winken euch herein;
Wo ring's umher der Maler sich bemüht
Und euren Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefreuet hielt,
Im Einem Kreise hundertfältig spielt.

Das ist nun offenbar, doch was verhüllt
Geheimnißvoll die innern Räume füllt,
Erst harrend ruhig, magisch dann bebende,
Im Augenblick wie ich die Finger wende,
Wird mannichfaltig, so nun Jahre walten,
Sich nach und nach vor eurem Blick entfalten.

Und wessen Wollen dieß und zugedacht,
Auf wessen Wink die Meister das vollbracht,
Wer wißt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen;
Doch Ihm genügt, daß wir es anerkennen.

In dieser Schöpfung, diesem Kunstverein,
Wie muß es mir denn erst zu Muthe sein!
So großes Leisten fordert Großes an.
Viel ist zu thun, da wo so viel gethan.
Was wäre nicht zu denken, nicht zu sagen!
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.

(Sie wendet sich, lebhaft, anmuthig, weiter vortretend an die Zuschauer.)

Erscheinen die Freunde so oft und so viel,
Sie heißen willkommen!
Wer andern, wer wechseln, wir steigern das Spiel.
Und jedermann hat sich das Seine genommen.
Eröffnen die Räume, die heitern, hellen,
Sich als ein Gemeingut, wie bellende Quellen,
Dem Nächsten, dem Fernsten, dem Höchsten zur Lust.
Beleben der Menge bewegliche Brust;
So Alte, so Junge sind alle geladen
In unserem Aether sich munter zu baden.
Ein Trauender komme, da fühlt er sich froh,
Erheitert ein Sorgender; jeglicher so.
Wie's immer dem Einen, dem Andern entspricht,
Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So sind wir am Ziel nun; Er hat es gewollt,
Daß freudig geschehe, was Alle gesellt.
Des Vaterland's Mitte versammelt' und hier.
Nun ist es ein Tempel und Priester sind wir;
Wo Alles zum Höchsten, zum Besten gemeint,
Um unseren Herrscher entzückt sich vereint.

Kleine Schriften,

bezüglich auf Theater und dramatiſche Poeſie.

Regeln für Schauſpieler.

1803.

Die Kunſt des Schauſpielers beſteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Anmerkungen geben, indem wir zunächſt mit der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§. 1.

Wenn mitten in einer tragiſchen Rede ſich ein Provincialismus eindrängt, ſo wird die ſchönſte Dichtung verunſtaltet und das Gehör des Zuſchauers beleidigt. Daher iſt das Erſte und Nothwendigſte für den ſich bildenden Schauſpieler, daß er ſich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollſtändige reine Ausſprache zu erlangen ſuche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrſche nur die reine deutſche Mundart, wie ſie durch Geſchmack, Kunſt und Wiſſenſchaft ausgebildet und verfeinert worden.

§. 2.

Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte ſich an die allgemeinen Regeln der deutſchen Sprache, und ſuche das zu vermeidende recht ſcharf, ja ſchärfer auszuſprechen als es eigentlich ſeyn ſoll. Selbſt Uebertreibungen ſind in dieſem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils; denn es iſt der menſchlichen Natur eigen, daß ſie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von ſelbſt ausgleicht.

Ausſprache.

§. 3.

So wie in der Muſik das richtige genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weiteren künſtleriſchen Vortrages iſt, ſo iſt auch in der Schauſpielkunſt der Grund aller höheren Recitation und Declamation die reine und vollſtändige Ausſprache jedes einzelnen Worts.

§. 4.

Vollſtändig aber iſt die Ausſprache, wenn kein Buchſtabe eines Wortes unterdrückt wird, ſondern wo alle nach ihrem wahren Werthe hervorkommen.

§. 5.

Rein iſt ſie, wenn alle Wörter ſo geſagt werden, daß der Sinn leicht und beſtimmt dem Zuhörer ergreife.

Beides verbunden macht die Ausſprache vollkommen.

§. 6.

Eine ſolche ſuche ſich der Schauſpieler anzueignen, indem er wohl überlege, wie ein verſtummter Buchſtabe, oder ein undeutlich ausgeſprochenes Wort oft den ganzen Sinn zweideutig macht, wodurch denn das Publicum und der Täuſchung gerissen und oftſelbſt in den ernſthafteſten Scenen, zum Lachen gereizt wird.

§. 7.

Bei den Wörtern welche ſich auf em und en endigen, muß man darauf achten die letzte Sylbe deutlich auszuſprechen; denn ſonſt geht die Sylbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört.

J. B. folgendem, nicht folgend'm.
hörendem, nicht hörend'm ꝛc.

§. 8.

Eben ſo muß man ſich bei dem Buchſtaben b in Acht nehmen, welcher ſehr leicht mit w verwechſelt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verdorben und unverſtändlich gemacht werden kann.

J. B. Leben um Leben.
nicht
Lewen um Lewen.

§. 9.

So auch das p und b, das t und d muß merklich unterſchieden werden. Daher ſoll der Anfänger bei beiden einen großen Unterſchied machen und p und t ſtärker ausſprechen als es eigentlich ſeyn darf, beſonders wenn er vermöge ſeines Dialekts ſich leicht zum Gegentheil neigen ſollte.

§. 10.

Wenn zwei gleichlautende Conſonanten auf einander folgen, indem das eine Wort mit demſelben Buchſtaben ſich endigt, womit das andere anfängt, ſo muß etwas abgeſetzt werden um beide Wörter wohl zu unterſcheiden. J. B.

„Gelüſt' ſie blühend den Kreis des Schönen.“

Zwiſchen blühend und den muß etwas abgeſetzt werden.

§. 11.

Alle Endſylben und Endbuchſtaben hüte man ſich beſonders, undeutlich auszuſprechen; vorzüglich iſt dieſe Regel bei m, n und s zu merken, weil dieſe Buchſtaben die Endungen bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältniß anzeigen in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze ſteht und mithin durch ſie der eigentliche Sinn des Satzes beſtimmt wird.

§. 12.

Rein und deutlich ferner ſpreche man die Hauptwörter, Eigennamen und Bindewörter aus. J. B. in dem Verſe:

Aber mich ſchreckt die Eumenide,
Die Beſchirmerin dieſes Orts.

Hier kommt der Eigenname Eumenide und das in dieſem Fall ſehr bedeutende Hauptwort Beſchirmerin vor. Daher müſſen beide mit beſonderer Deutlichkeit ausgeſprochen werden.

§. 13.

Auf die Eigennamen muß im Allgemeinen ein ſtärkerer Ausdruck in der Ausſprache gelegt werden, als gewöhnlich, weil ſo ein Name dem Zuhörer beſonders auffallen ſoll. Denn ſehr oft iſt es der Fall, daß von einer Perſon ſchon im erſten Acte geſprochen wird, welche erſt im dritten und oft noch ſpäter vorkommt. Das Publicum ſoll nun darauf aufmerkſam gemacht werden, und wie

kann das anders geschehen, als durch deutliche energische Aussprache?

§. 14.

Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger alles sehr langsam, die Sylben, und besonders die Endsylben, stark und deutlich aussprechen, damit die Sylben, welche geschwinde ausgesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.

§. 15.

Zugleich ist zu rathen, im Anfange so tief zu sprechen als man es zu thun im Stande ist, und dann anweilend immer im Ton zu steigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang und wird zu den verschiedenen Modulationen gebildet, deren man in der Declamation bedarf.

§. 16.

Es ist daher auch sehr gut, wenn man alle Sylben, sie seyen lang oder kurz, anfangs lang und in so tiefem Tone spricht, als es die Stimme erlaubt, weil man sonst gewöhnlich durch das Schnellsprechen den Ausdruck dermaßen nur auf die Zeitwörter legt.

§. 17.

Das falsche oder unrichtige Ausdrucklernen ist bei vielen Schauspielern Ursache einer falschen und unrichtigen Aussprache. Bevor man also seinem Gedächtniß etwas anvertrauen will, lese man langsam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Bestimmte. Man vermeide dabei alle Leidenschaft, alle Declamation, alles Spiel der Einbildungskraft; dagegen bemühe man sich nur, richtig zu lesen und darnach genau zu lernen, so wird mancher Fehler vermieden werden, sowohl des Dialekts als der Aussprache.

Recitation und Declamation.

§. 18.

Unter Recitation wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er, ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt.

Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objecte die Rede sey.

§. 19.

Es wird daher gefordert, daß man auf die zu recitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt, jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Declamation erfordert wird. Der Recitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton, aber dieses sind bloß Zeichen und Wirkungen des Eindrucks welchen der Gegenstand auf den Recitirenden macht; er ändert dadurch seinen eigenthümlichen Charakter nicht, er verläugnet sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht, und ist mit einem Forteplano zu vergleichen, auf welchem ich in seinem natürlichen durch die Bauart erhaltenen Tone spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Composition zwar das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten, dieses geschieht aber, ohne daß ich mich der Mutation bediene, welche das Instrument besitzt, sondern es ist bloß der Uebergang der Seele in die Finger, welche durch ihr Nachgeben, Stärkeres oder schwächeres Aufdrücken und Berühren der Tasten, den Geist der Composition in die Passage legen und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§. 20.

Ganz anders aber ist es bei der

Declamation

oder gesteigerten Recitation. Hier muß ich meinen angebornen Charakter verlassen, mein Naturell verleugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Rolle ich declamire. Die Worte welche ich ausspreche müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine.

Hier bedient sich der Spieler auf dem Forteplano der Dämpfung und aller Mutationen welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle gehörig benutzt, und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Anwendung und den Effect, welchen man durch sie hervorbringen kann, studirt, so kann er auch der sublimsten und vollkommensten Wirkung gewiß seyn.

§. 21.

Man könnte die Declamirkunst eine profaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, ihren selbst eignen Zwecken gemäß, sich mit mehr Freiheit bewegt, die Declamirkunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschränkter und einem fremden Zwecke unterworfen ist. Auf diesen Grundsatz muß der Declamirende immer die strengste Rücksicht nehmen. Denn weichselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch, oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das Singen; im entgegengesetzten Fall aber geräth er in Monotonie, die selbst in der einfachen Recitation fehlerhaft ist — zwei Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton. Leicht, indem man der einen oder anderen Gefahr auszuweichen, scheitert man an dieser.

§. 22.

Um nun eine richtige Declamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen solche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwäche, so aufeinander oder langsam aussprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

Z. B. Völker verrauschen — muß bald laut, rauschend.

Namen verklingen — muß heller, klingender,
Finstre Vergessenheit } muß dumpf,
Breitet die dunkel nachtenden } tief,
Schwingen } schauerlich
Ueber ganzen Geschlechtern aus.

gesprochen werden.

§. 23.

So muß bei folgender Stelle:

„Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring' ich ihm nach ꝛc."

ein anderes viel schnelleres Tempo gebraucht werden, als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es schon selbst.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Über mir allein
Wie im Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja ich war ein Mann!

§. 24.

Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschließungszeichen abgesondert wären, so muß vor und nachher ein wenig abgesetzt und der Ton, welcher durch die Zwischenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden. Z. B.

„Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezeugt in unglückse[l]ger Kette,
Die neuste Unthat dieses Tags geboren."

muß so declamirt werden:

„Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der — fortgezeugt in unglückse[l]ger
Kette —
Die neuste Unthat dieses Tags geboren."

§. 25.

Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen, mit stärker articulirtem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr artikulirten Ton lege und so steige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde. Z. B.:

„Zwischen der Söhne
Feurigen Kraft."

Hier ist das Wort feuriger ein Wort, welches schon an und für sich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterem Ton declamirt werden muß. Nach Obigem würde es daher sehr fehlerhaft seyn, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne auf einmal im Tone abbrechen und dann das Wort feuriger mit Heftigkeit von mir geben wollte, ich muß vielmehr schon auf das Wort Söhne einen mehr artikulirten Ton legen, so daß ich im steigenden Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf solche Weise gesprochen wird es natürlich, rund und schön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht seyn.

§. 26.

Bei der Anrufung „O!" wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgesetzt werden und zwar so, daß das „O!" einen eigenen Ausruf ausmache. Z. B.

O! — meine Mutter!
O! — meine Söhne!
nicht
O meine Mutter!
O meine Söhne!

§. 27.

So wie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Declamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der stärker articulirte Ton gefordert. Z. B.

„Nicht wo die goldne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter."

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn feststellende Eigennamen vor. Wenn hier der Declamirende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen seyn; durch den darauf gelegten Ton des Declamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Eben so dem Wenigergebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der Hörer artikulirte Ton die Einbildungskraft aufregen und er sich unter diesen Namen etwas Analoges mit jenem vorstellen, welches sie wirklich bedeuten.

§. 28.

Der Declamirende hat die Freiheit sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen ꝛc. festzusetzen; nur hüte er sich den wahren Sinn dadurch zu verlegen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen, oder schlecht ausgesprochenen Worte.

§. 29.

Man kann aus diesen Wenigen leicht einsehen, welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

§. 30.

Für den anfangenden Schauspieler ist es von großem Vortheil, wenn er alles was er declamirt so tief spricht als nur immer möglich. Denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle weitern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und anstrengenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Declamation völlig inne, so kann er gewiß seyn, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Rhythmischer Vortrag.

§. 31.

Alle bei der Declamation gemachten Regeln und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgesetzt. Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrags, das der Gegenstand mit noch mehr erhöhtem, pathetischem Ausdruck declamirt seyn will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden.

§. 32.

Der Silbenbau aber so wie die gereimten Endsylben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, sondern es muß der Zusammenhang beobachtet werden, wie in Prosa.

§. 33.

Hat man Jamben zu declamiren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Declamation dadurch nicht gestört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§. 34.

Ueber diesen Theil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen giebt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweiten Natur werden.

§. 55.

Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle, und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§. 56.

Jeder Theil des Körpers stehe daher ganz in seiner Gewalt, so daß er jedes Glied, gemäß dem zu erzielenden Ausdruck, frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 57.

Die Haltung des Körpers sey gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, der Kopf ein wenig gegen den gewendet mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer dreiviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist.

§. 58.

Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publicums willen da ist.

§. 59.

Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Nothwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.

§. 60.

Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publicum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwei Gegenständen theilen: nämlich zwischen dem Gegenstande mit dem er spricht und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, so lasse man mehr die Augen spielen.

§. 61.

Ein Hauptpunkt aber ist, daß unter zwei zusammen Agirenden der Sprechende sich stets zurück und der welcher zu reden aufhört, sich ein wenig vor bewege. Bedient man sich dieses Vortheils mit Verstand, und weiß durch Uebung ganz zwanglos zu verfahren, so entsteht sowohl für das Auge, als für die Verständlichkeit der Declamation, die beste Wirkung, und ein Schauspieler der sich Meister hierin macht, wird mit Gleichgültten sehr seltnen Effect hervorbringen und über diejenigen, die es nicht beobachten, sehr im Vortheil seyn.

§. 62.

Wenn zwei Personen mit einander sprechen, sollte diejenige, die zur Linken steht, sich ja hüten gegen die Person zur Rechten allzustark einzudringen. Auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Sehen im gemeinen Leben hält man sich in einiger Entfernung von dem, vor dem man Respect hat; das Gegentheil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauspieler soll sich als einen Gebildeten zeigen und obiges deshalb auf das genaueste beobachten. Wer auf der rechten Seite steht, der behaupte daher sein Recht und lasse sich nicht gegen die Coulisse treiben, sondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen sich zu entfernen.

§. 63.

Eine schöne nachdeutende Stellung z. B. für einen jungen Mann, ist diese: wenn ich die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzstellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 64.

Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, trage die Actrice niemals einen Stock.

§. 65.

Die neumodische Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Leib zu stecken, unterlassen sie gänzlich.

§. 66.

Es ist äußerst fehlerhaft, wenn man die Hände entweder übereinander, oder auf dem Bauche ruhend hält, oder eine in die Weste, oder vielleicht gar beide dahin steckt.

§. 67.

Die Hand selbst aber muß weder eine Faust machen, noch wie beim Soldaten mit ihrer ganzen Fläche am Schenkel liegen, sondern die Finger müssen theils bald gebogen, theils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 68.

Die zwei mittlern Finger sollen immer zusammenbleiben, der Daumen, Zeige- und kleine Finger etwas gebogen hängen. Auf diese Art ist die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 69.

Die obere Hälfte der Arme soll sich immer etwas an den Leib anschließen und sich in einem viel geringeren Grade hinwenden als die untere Hälfte, in welcher die größte Geschmeidigkeit seyn soll. Denn wenn ich meinen Arm, wenn von gewöhnlichen Dingen die Rede ist, nur wenig erhebe, um so viel mehr Effect bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz emporhalte. Mäßige ich mein Spiel nicht bei schwächeren Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den bestigteren, wodurch alsdann die Gradation des Effects ganz verloren geht.

§. 70.

Auch sollen die Hände niemals von der Action in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, so wie die Rede sich endigt.

§. 71.

Die Bewegung der Arme geschehe immer theilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm. Nie werde er auf einmal, ohne die eben angeführte Folge, gehoben, weil die Bewegung sonst steif und häßlich herauskommen würde.

§. 72.

Für einen Anfänger ist es von vielem Vortheil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Theil seines Körpers gewinne und so, der eben angeführten Regel gemäß, seine Geberden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen Leben und halte die Arme immer zurückgebogen, ja wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen, oder sonst in unthätigen Momenten, lasse er die Arme hängen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 73.

Die malende Geberde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54.

Betrifft es den eigenen Körper, ſo hätte man ſich wohl, mit der Hand den Theil zu bezeichnen, den es betrifft, z. B. wenn Don Manuel in der Braut von Meſſina zu ſeinem Ehore ſagt:

„Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur ſcheinend.
Ueber der Achſel hoft' ihn eine goldne
Chade."

ſo wäre es äußerſt fehlerhaft, wenn der Schauſpieler bei den letzten Worten mit der Hand ſeine Achſel berühren würde.

§. 55.

Es muß gewalt werden, doch ſo, als wenn es nicht abſichtlich geſchähe.

In einzelnen Fällen giebt es auch hier Ausnahmen, aber als eine Hauptregel ſoll und kann das Obige genommen werden.

§. 56.

Die malende Geberde mit der Hand gegen die Bruſt, ſein eigenes Ich zu bezeichnen, geſchehe ſo ſelten als nur immer möglich und nur dann wenn es der Sinn unbedingt fordert, als z. B. in folgender Stelle der Braut von Meſſina:

Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht.

Kann weiß ich noch warum wir blutig ſtritten.

Hier kann das erſte Ich füglich mit der malenden Geberde, durch Bewegung der Hand gegen die Bruſt, bezeichnet werden.

Dieſe Geberde aber ſchön zu machen, ſo bemerke man: daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden und ſo der Arm gehoben, doch nicht weit ausfahrend die Hand an die Bruſt hinauf gebracht werden muß. Die Hand ſelbſt decke nicht mit ganzer Fläche die Bruſt, ſondern bloß mit dem Daumen und dem vierten Finger werde ſie berührt. Die andern drei dürfen nicht aufliegen, ſondern gebogen über die Rundung der Bruſt, gleichſam dieſelbe bezeichnend, müſſen ſie gehalten werden.

§. 57.

Bei Bewegung der Hände hätte man ſich ſo viel als möglich, die Hand vor das Geſicht zu bringen oder den Körper damit zu bedecken.

§. 58.

Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, ſo kann ich eben ſo gut die linke geben; denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links, man muß nur immer ſuchen das vorzuſtellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunſtalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen ſein die Rechte zu reichen, und bin ich ſo geſtellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, ſo trete ich lieber etwas zurück und reiche ſie ſo, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59.

Der Schauſpieler bedenke auf welcher Seite des Theaters er ſtehe, um ſeine Geberde darnach einzurichten.

§. 60.

Wer auf der rechten Seite ſteht, agire mit der linken Hand, und umgekehrt, wer auf der linken Seite ſteht mit der rechten, damit die Bruſt ſo wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61.

Bei leidenſchaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agirt, muß doch immer dieſe Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62.

In eben dieſem Zweck und damit die Bruſt gegen den Zuſchauer gekehrt ſey, iſt es vortheilhaft, daß derjenige, der auf der rechten Seite ſteht, den linken Fuß, der auf der linken, den rechten verſetze.

Geberdenſpiel.

§. 63.

Um zu einem richtigen Geberdenſpiel zu kommen und ſolches gleich richtig beurtheilen zu können, merke man ſich folgende Regeln:

Man ſtelle ſich vor einen Spiegel und ſpreche dasjenige, was man zu declamiren hat nur leiſe, oder vielmehr gar nicht, ſondern denke ſich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Declamation nicht hingeriſſen wird, ſondern jede falſche Bewegung, welche das Gedachte oder leiſe Geſagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, ſo wie auch die ſchönen und richtigen Geberden auswählen und dem ganzen Geberdenſpiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Worter, als Gepräge der Kunſt aufdrücken kann.

§. 64.

Dabei muß aber vorausgeſetzt werden, daß der Schauſpieler vorher den Charakter und die ganze Lage des Vorzuſtellenden ſich völlig eigen mache und daß ſeine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne dieſe Vorbereitung wird er weder richtig zu declamiren noch zu handeln im Stande ſeyn.

§. 65.

Für den Anfänger iſt es von großem Vortheil, um Geberdenſpiel zu bekommen und ſeine Arme beweglich und gelenkſam zu machen, wenn er ſeine Rolle, ohne ſie zu recitiren, einem andern bloß durch Pantomime verſtändlich zu machen ſucht; denn da iſt er gezwungen die paſſendſten Geſten zu wählen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66.

Um eine leichtere und anſtändigere Bewegung der Füße zu erwerben, probiere man niemals in Stiefeln.

§. 67.

Der Schauſpieler, beſonders der ſänger, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu ſpielen hat, halte ſich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probirt und er wird ſehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68.

Auch in der Probe ſollte man nichts erlauben was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69.

Die Frauenzimmer ſollten ihre kleinen Mantel bei Seite legen.

§. 70.

Kein Schauſpieler ſollte im Mantel probiren, ſondern die Hände und Arme wie im Stücke frei haben. Denn der Mantel hindert ihn, nicht allein die gehörigen Geberden zu machen, ſondern zwingt ihn auch falſche anzunehmen, die er denn bei der Vorſtellung unwillkührlich wiederholt.

§. 71.

Der Schauſpieler ſoll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§. 72.

Wer bei Proben tragiſcher Rollen die Hand in den Buſen ſteckt, kommt in Gefahr bei der Aufführung eine Oeffnung im Harniſch zu ſuchen.

Zu vermeidende böſe Gewohnheiten.

§. 73.

Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der ſpielende Schauſpieler, um

seinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwischen seinen obern Scheukeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, sich dann ein wenig bebt und so ihn vorwärts zubt. Es ist dieß nicht nur gegen das Schöne, sondern noch vielmehr gegen den Wohlstand gesündigt.

§. 74.

Der Schauspieler lasse sein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproductes an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das obnedem jetzt Mode ist, um sich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauspielers im gewöhnlichen Leben.

§. 75.

Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunstschau stehen werde.

§. 76.

Vor angewöhnten Geberden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers soll er sich daher hüten, denn wenn der Geist während dem Spiel darauf gerichtet seyn soll, solche Angewöhnungen zu vermeiden, so muß er natürlich für die Hauptsache zum großen Theil verloren gehen.

§. 77.

Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß der Schauspieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei sey, damit er sich bei der Vorstellung ganz in seine Rolle denken und sein Geist sich bloß mit seiner angenommenen Gestalt beschäftigen könne.

§. 78.

Dagegen ist es eine wichtige Regel für den Schauspieler, daß er sich bemühe, seinem Körper, seinem Betragen, ja allen seinen übrigen Handlungen im gewöhnlichen Leben eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Es wird dieses für jeden Theil der Schauspielkunst von unendlichem Vortheil seyn.

§. 79.

Derjenige Schauspieler, der sich das Pathos gewöhnt, wird sich sehr dadurch vervollkommnen, wenn er alles was er zu sprechen hat, mit einer gewissen Richtigkeit sowohl in Rücksicht des Tones als der Aussprache vorzutragen und auch in allen übrigen Geberden eine gewisse erhabene Art beizubehalten sucht. Diese darf zwar nicht übertrieben werden, weil er sonst seinen Mitmenschen zum Gelächter dienen würde, im übrigen aber mögen sie immerhin den sich selbst bildenden Künstler daraus erkennen. Dieses gereicht ihm keineswegs zur Unehre, ja sie werden sogar gerne sein besonderes Betragen dulden, wenn sie durch dieses Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne selbst ihn als großen Künstler anstaunen zu müssen.

§. 80.

Da man auf der Bühne nicht nur alles wahr, sondern auch schön dargestellt haben will, da das Auge der Zuschauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attituden gereizt seyn will, so soll der Schauspieler auch außer der Bühne trachten, selbe zu erhalten; er soll sich immer einen Platz von Zuschauern vor sich denken.

§. 81.

Wenn er seine Rolle auswendig lernt, soll er sich immer gegen einen Platz wenden; ja selbst wenn er für sich oder mit seines Gleichen beim Essen zu Tische sitzt, soll er immer suchen ein Bild zu formiren, alles mit einer gewissen Grace anfassen, niederstellen ꝛc., als wenn es auf der Bühne geschähe, und so soll er immer malerisch darstellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§. 82.

Die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes.

§. 83.

Das Theater ist als ein figurloses Tableau anzusehen, worin der Schauspieler die Staffage macht.

§. 84.

Man spiele daher niemals zu nahe an den Coulissen.

§. 85.

Eben so wenig trete man ins Proscenium. Dieß ist der größte Mißstand; denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb dessen sie mit dem Scenengemälde und den Mitspielenden ein Ganzes macht.

§. 86.

Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu klassiren berufen ist, und dieses um so mehr, als die Anzuerkanntheit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§. 87.

Wie die Augurn mit ihrem Stab den Himmel in verschiedene Felder theilten, so kann der Schauspieler in seinen Gedanken das Theater in verschiedene Räume theilen, welche man zum Versuch auf dem Papier durch rhombische Flächen versinnlichen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von Damenbrett; denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Casen er betreten will; er kann sich solche auf dem Papier notiren und ist alsdann gewiß, daß er bei lebendschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und wieder stürmt, sondern das Schöne zum Bedeutenden geselle.

§. 88.

Wer zu einem Monolog aus der hintern Coulisse auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er sich in der Diagonale bewegt, so daß er an der entgegengesetzten Seite des Proscenium anlangt; wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen sehr reizend sind.

§. 89.

Wer aus der letzten Coulisse hervorkommt zu einem andern, der schon auf dem Theater steht, gehe nicht parallel mit den Coulissen hervor, sondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§. 90.

Alle diese technisch-grammatischen Vorschriften mache man sich eigen nach ihrem Sinne und übe sie stets aus, daß sie zur Gewohnheit werden. Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§. 91.

Hiebei versteht sich von selbst, daß diese Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, würdige Charaktere vorzustellen hat. Dagegen giebt es Charaktere, die dieser Würde entgegengesetzt sind, z. B. die bäurischen, ridiculösen ꝛc. Diese wird man nur desto besser ausdrücken, wenn man mit Kunst und Bewußtseyn das Gegentheil vom Anständigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit seyn soll.

Deutsches Theater.

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Gränzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten geläuterten Geschmack.

Die gewöhnliche Polizei machte dem Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Cardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit, ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwickelung gekommen; allein der erste Sauerteig, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung, geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Production unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Epistel von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war; allein Leipzig war schon ein Ort von sehr gebundener protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Uebersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang genugsam verboten konnte. Und warum sollte man dasjenige, was Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen!

Zu dieser Zeit nun, als der seichte Geschmack den deutschen Schauspieler zu zähmen und die privilegirten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen suchte, fingen die noch nördlichern Hamburgischen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage: ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe; und die Frommen waren selbst untereinander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (Adiaphoren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige was dem Hirten nicht gieme, der Heerde nicht ganz erspießlich seyn könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sittlichkeit eigentlich nur gewohnte Anstalt, für eine sittliche anzugeben. Sie behaupteten, das Theater könne bessern und bessern, und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen, und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmäßigkeit durchaus befördern und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuiren.

Ein Drittes hat sodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters gewirkt. Es ist die unaussprechliche Folge von drei Schauspielern, welche als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten, und deßhalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Anständigen, Gebilligten und wenigstens scheinbar Guten hinzogen. Eckhofen, Sonderern und Iffland kam hierin sogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hülfe, die eine allgemeine An- und Ausbildung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerthe durchaus in Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert sich nicht des Essighändlers, des Philosophen ohne es zu wissen, des ehrlichen Verbrechers und so vieler verwandten Stücke!

Das Einzelne was gedachte Männer in den verschiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier sey genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingestellt, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen; so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde, noch geben könne.

Einzelnes.

Das Wort Schule, wie man es in der Geschichte der bildenden Kunst nimmt, wo man von einer Florentinischen, römischen und venetianischen Schule spricht, wird sich künftighin nicht mehr auf das deutsche Theater anwenden lassen. Es ist ein Ausdruck, dessen man sich vor dreißig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beschränkteren Umständen sich eine natur- und kunstgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau genommen gilt auch in der bildenden Kunst das Wort Schule nur von den Anfängen: denn sobald sie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt sie alsobald in die Weite. Florenz beweist seinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutsche lernen von den Italienern und erwerben sich mehr Freiheit in Geist und Sinn, anstatt daß die Südländer von ihnen eine gliedlichere Technik und die genauere Ausführung von Norden her genommen.

Das deutsche Theater befindet sich in der Schlußepoche, wo eine allgemeine Bildung derselben verbreitet ist, daß sie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem besondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern, ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Punkte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höhern Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hierbei gereicht es Deutschland zu, einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theater sich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so wird offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakspeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, es nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent, der deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's und gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsere eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu ertödten vermöchte.

Wie viel Falsches Shakspeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literateren der Folgezeit dialectisch bemerken.

Eine obltige Gleichstellung mit dem spanischen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat so viel Conventionelles, daß einem reellen Beobachter schwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theatersitualität durchzuerkennen. Und bringt man so etwas irgend einem Publikum, so setzt man bei demselben immer einen Willen voraus, das es genau sey, auch das Weltfremde zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergetzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeit lang herauszugehen.

Einen wunderlichen Anblick geben des Aristoteles Fragmente des Tractats über die Dichtkunst. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt, wie unsereiner, der einen bedeutenden Theil des Lebens auf diese Kunst verwendet und selbst viel darum gearbeitet hat; so sieht man erst, daß man sich vor allen Dingen mit der philosophischen Denkart des Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen, wie er diese Künstlerscheinung ansehen habe; außerdem verwirrt er unser Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Aeußerliche seiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und anzuwenden hat.

Des tragischen Dichters Aufgabe und Thun ist nichts anders als: ein physisch-sittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen.

Was man Motive nennt sind also eigentlich Phänomene des Menschenanzeigt, die sich wiederholt haben und wiederholen werden und die der Dichter nur als historische nachweist.

Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie. Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verstand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafte klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Weimarisches Theater.

Februar 1802.

Auf dem Weimarischen Hoftheater, das nunmehr bald eilf Jahre besteht, darf man sich schmeicheln, in diesem Zeitraume solche Fortschritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimischen und die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen konnte, es möchte daher nicht unschicklich seyn, bei dem Berichte dessen was auf demselben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen wodurch so manches, was andern Theatern schwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewissen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutschen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seiler'schen Schauspielergesellschaft, welche, nachdem sie mehrere Jahre eine besondere Zierde der obervormundschaftlichen Hofhaltung gewesen, sich, durch den Scheidestrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an spielte eine Liebhabergesellschaft mit abwechselndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'sche Gesellschaft ihre fortdauernden Vorstellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieser verschiedenen Epochen zeigt einem aufmerksamen Beobachter ihren eigenen Charakter, und die früheren lassen in sich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geschichte des noch bestehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verschiedene Perioden zerfallen. Die erste würden wir bis auf Iffands Antritt, die zweite bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielsaals, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz zählen, und so möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten gegeistet worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neuesten und gedenken von demselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater ist eins der Geschäfte die am wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publikum sehen und hören will, dieses ist's was die Directionen voraussieht und wonach ihnen fast keine andere Wahl übrig bleibt. Indessen verfangen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, sobald man fest auf denselben beharret und die Gelegenheit zu nutzen weiß sie in Ausübung zu setzen.

Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verleugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit stand dieser Maxime ein falsch verstandener Conversationston, so wie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Iffland's auf unserm Theater öffnete endlich das Räthsel. Die Wahrheit, womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen von einander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich, sowohl ins Edle als ins Gemeine und immer kunstgemäß und schön, zu maßiren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden sollen. Von dieser Zeit an haben mehrere unserer Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Vielseitigkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, war die sehr vernachlässigte, ja, von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Die Gelegenheit, den architektonisch neu eingerichteten Schauspielsaal durch den Wallenstinischen Cyclus einzuweihen, wurde nicht versäumt, so wie, zur Uebung einer gemessen gebundneren Weise, in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung rednerischer Declamation, Mahomet und Tancred rhythmisch übersetzt auf das Theater gebracht. Macbeth, Octavia, Bayard, gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, so wie endlich Maria Stuart die Behandlung lyrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man die Mittel sämmtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maßirte Vorstellungen wagen zu können. Palaeophron und Neoterpe machten den Anfang und der Effect dieser, auf einem Privattheater gelieferten Darstellung war so glücklich, daß man die Aufführung der Brüder sogleich vorzunehmen wünschte. Bis aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Madame Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Iffland'sche Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spiels, ihre durchaus schickliche und anständige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weise, wie sie, als eine Person von ausgebildeter Lebensart, die Mitspielenden durch passende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Recitation, ihre energische und doch gemäßigte Declamation, kurz das Ganze was Natur an ihr und was sie für die Kunst gethan, war dem Weimarischen Theater eine wünschenswerthe Erscheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der dießjährigen Wintervorstellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publicum sich an einer herben charakteristischen, sinnlichsinnlichen Darstellung erfreuen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, indem man Ruthan den Weisen aufführte. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, war eine klare, außerordentlich lebende Recitation die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler, welche denn auch meist glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gehörigere Darstellung ersetzt und man wird für die Folge ergreifen, es poetisch so viel möglich zu restauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, so daß das Stück jährlich mit Zurückbehaltung des Publicums wieder erscheinen könne.

Lessing saate in sittlich-religiöser Hinsicht: daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen: daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direction ein Schauspiel wie Jon höchst willkommen seyn. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sämtlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannigfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heftige besahrte Priesterin. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war alles gethan und das ganze Stück sah gleich blühender Theater sprechmäßig ausgestellt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch sittliche Masken ins Tragische gesteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannigfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bravourstücken, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhiger Haltung und schicklicher Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belobten Tableaux und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben ohne Vorliebe sagen, daß es sich vor gut erweise, daß es lebhaft fortschreite, daß bloß interessante Situationen entstehen und den Knoten schürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erscheinung gelöst gelöst wird. Uebrigens ist das Stück für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen ein übrigen weniger gebildeten Theil erweist es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexicon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publicum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen, und übrigt daher die Directionen, welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm

veranlassen und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen. Wir haben das Gute, von unsern Zuschauern, besonders wenn wir den Jenaischen Theil wie billig mit rechnen, voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als ihr Lehrgeld mitbringen und daß diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bleibe, geneigt sind sich von der zweiten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Blos dadurch, daß unsere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, worauf nur ein erweitertes Publicum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf seine Vorstellungen sorgfältig zu arbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Ion auf mehrern Theatern erscheinen, oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa bloß diesen Neuen Dichter mit jenen Alten dem er gefolgt zusammenstellte, sondern Gelegenheit nähme wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar schon mehrmals bewegt worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden kann. Der neue Autor wie der alte hat gewiße Vortheile und Nachtheile und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünstigte, beschwert den andern, und was diesem begünstigt, stand jenem entgegen. Nicht aufhören wird man den gegenwärtigen Ion mit dem Ion des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen sind, und vielen Dank soll der Kunstrichter verdienen, der uns an diesem Beispiele wieder klar macht: in wie fern wir den Alten nachfolgen können und sollen.

Wären unsere Schauspieler sämmtlich auf kunstmäßige Behandlung der verschiedenen Arten dramatischer Dichtkunst eingerichtet, so könnte der Mitwurf, der nur zufällig hier in der Reihe steht, und als eine zum allgemeinen Zweck calculirte Darstellung aufgeführt werden.

Gegen solche Stücke ist das Publicum meist ungerecht, und wohl hauptsächlich deßwegen, weil der Schauspieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt.

Wenn es dem Verfasser gefällt, in einer Posse den Menschen unter sich hinunter zu ziehen, ihn in seltsamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, so ist, vorausgesetzt, daß es mit Talent und Theaterpraxis geschieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur sollte alsdann der Schauspieler einsehen, daß er von seiner Seite, indem er eine solche Darstellung kunstmäßig behandelt, erst das Stück zu vollenden und ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen hat.

Es ist möglich in einem solchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewissen, theils offenbaren, theils versteckten Eleganz zu spielen, die fürs Gefühl angelegten Situationen mit malerischer Zweckmäßigkeit darzustellen und dadurch das Ganze, das seiner Anlage nach zu sinken scheint, durch die Ausführung empor zu tragen.

Sind wir so glücklich noch mehrere antike Lustspiele auf das Theater einzuführen, bringen unsere Schauspieler noch tiefer in den Sinn des Maskenspiels, so werden wir auch in diesem Fache der Erfüllung unserer Wünsche entgegen gehen.

Ob die Vielseitigkeit des Schauspielers vollständig werde, ist es die Vielseitigkeit des Publicums eben so sehr. Das Theater wird, so wie die übrige Welt, durch herrschende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überströmen und dann wieder sinken lassen. Die Mode bewirkt eine unglückliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weise, der wir lebhaft nachhängen, um sie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater ist das deutsche diesem Unglücke ausgesetzt und das wohl daher, weil wir die jetzt mehr streben und versuchen, als erringen und erreichen. Unsere Literatur hatte, Gott sey Dank, noch kein goldnes Zeitalter und wie das dürfte so ist unser Theater noch erst im Werden. Jede Direction durchblättere ihre Repertorien und sehe, wie wenig Stücke auf der grünen Anyahl die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben sind. Wer darauf denken dürfte diesem Unwesen nach und nach zu steuern, eine gewiße Anyahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf aufgehen, die Denkweise des Publicums bald er vor sich hat zur Vielseitigkeit zu bilden. Diese besteht hauptsächlich darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sey wie ein Mos anzusehen, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müße. Man sollte nicht grade immer sich und sein nächstes Gesellschafts-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergetzung besucht, nicht alle Bauernlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unsern Zuschauern eine solche Reise zumuthen, war Turandot nach Gozzi metrisch bearbeitet.

Wir wünschten, daß jener Freund unsers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt 1802. Nr. 7 die Vorstellung des Ion mit so viel Einsicht als Billigkeit recensirt, eine gleiche Mühe im Absicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unserer Bühne als Darstellung geleistet wird, wünschten wir von einem dritten zu hören, was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl selbst unsere Gedanken äußern.

Der Deutsche ist überhaupt ernsthafter Natur und sein Ernst zeigt sich vorzüglich wenn vom Spiele die Rede ist, besonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewiße einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar ist es durch eine gewiße Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Trüben zu sehen; allein beides ist alsdann nicht auf seinen höchsten Gipfel geführt, sondern zeigt sich wohl als eine Art von Amalgam. Auch ist der Zuschauer immer verdrießlich, wenn Lustiges und Trauriges, ohne Mittelglieder, auf einander folgt.

Was uns betrifft, so wünschten wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten möchten. Weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann; allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sey, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein solches Stück schätzen wir Turandot. Hier ist das Abenteuerliche verschlungener menschlicher Schicksale der Grund auf dem die Handlung verordnet. Umgestürzte Reiche, verrückte Königswende Bürgen, Sclavinnen, fremd Prinzessinnen, führt eine erhaltende Exposition vor unsern Geist vorüber, und die auch hier am Orte, im phantastischen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herrschender, gebaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail. Räthsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmüthiger Prinz auf neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden, man versucht Gewalt, und hier giebt es eine Reihe von pathetischen, theatralisch auffallenden Scenen; man versucht die List und nun wird die Macht der Ueberredung stufenweise aufgeboten.

Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Neckische angelegt und eine sonderbare Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es steht zu erwarten wie bis das Stück in Deutschland aufgenommen werden kann. Es ist zunächst ursprünglich für ein geistreiches Publicum geschrieben und hat Schwierigkeit a in der Ausführung, die wir, obgleich die gute Repräsentation besser als die erste gelungen, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgo wo in seinem vollen Glanz erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen und man darf es wagen, was in der deutschen Natur schläft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, daß unser Publicum sich beschäftigt selbst Räthsel aufzudenken, und wir werden wahrscheinlich bei jeder Vorstellung künftig im Fall seyn, die Prinzessin mit neuen Aufgaben gerüstet, erscheinen zu lassen.

Sollte es möglich seyn, den vier Masken, wo nicht ihre ursprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigstens etwas Aehnliches an die Stelle zu setzen, so würde schon viel gewonnen seyn. Doch von allem diesem fürstig mehr; gegenwärtig bleibt uns nur zu wünschen, daß wir die Brüder und Jon immer so wie die ersten Male, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter sehen mögen.

Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mannigfalten Stimmen zu dem Beobachter spräche, als Rom. So hat sich auch dort unter mehreren Sitten zufälligerweise eine erhalten, die sich an allen andern Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat.

Die Alten liebten, wenigstens in den besten Zeiten der Kunst und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr oder weniger entbehrlich waren; oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf gelibt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neueren Rom und dem übrigen Kirchenstaat, außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern verwandern zu dürfen.

Es ist so viel zum Lobe jenes Römischen Herkommens gesagt worden, daß es wohl erlaubt seyn möchte, auch etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens um nicht allzuparadox zu scheinen) darauf, als auf einen antiquarischen Rest, aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht seyn, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der Castraten, welchen noch überdieß das Weiberkleid besser als Männertracht angemessen scheint, gar leicht mit allem ausfühnt, was allenfalls an der verkleideten Gestalt unschicklich erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Lustspielen sprechen, und auseinander setzen, in wiefern dabei einiges Vergnügen zu empfinden sey.

Ich lege voraus was bei jedem Schauspiele vorauszusetzen ist, daß die Stücke nach den Charaktern und Fähigkeiten der Schauspieler eingerichtet seyen; eine Bedingung, ohne welche ein Theater und kaum der größte, mannichfaltigste Acteur bestehen würde.

Die neuern Völker haben überhaupt eine besondere Neigung, bei Maskeraden die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln. Im Carneval ziehen viele junge Bursche im Putz der Frauen auf der geringsten Classe umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge wohlgewachsene Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer als unsicheren Standes als Pulcinelle, die vornehmern in Officiers-Tracht, gar selten und glücklich. Jedermann scheint sich dieses Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit ergetzt haben, in fortgesetzten jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Scheine dieser Umkleidung vergnügen, und daß Privilegium des Theaters so viel als möglich zu usurpiren suchen.

Eben so haben die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine heftende Leidenschaft sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genauste; sie suchen solche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn sie auch den tiefern Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug, sie suchen sich ihres eignen Geschlechts so viel als möglich ist zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so erpicht wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen heraus staffiren, und die erste Actrice eines Theaters ist meist glücklich genug ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu leugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten andrer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittre Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler, und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen.

Ich besuchte die Römischen Komödien nicht ohne Vorurtheil; allein ich fand mich bald, ohne daran zu denken, verführt; ich übte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele

andre mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaube sie darin gefunden zu haben: daß bei einer solchen Vorstellung, der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst, immer lebhaft blieb, und durch das gesuchte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fabelhaften jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens das uns jener Schauspieler gewährte. Eben so entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihren Wesen und Betragen studirt; er ahmet sie mit einer solchen Täuschung wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet, so ist natürlich, daß wir bei einer solchen Vorstellung eine eigne Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung das Ganze übersehen.

Es versteht sich freilich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen.

So kannte das Publicum der Locandiera des Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht versagen.

Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellte, drückte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die rührige Kälte einer Mädchens die ihren Geschäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist, aber weder liebt noch selbst seyn will, noch weniger den Leidenschaften ihrer verschiednen Gäste Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Koketterien, wodurch sie denn doch wieder ihre männlichen Gäste zu fesseln weiß; den teleizigten Stolz, da ihr einer derselben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleien, womit sie auch diesen anzulocken weiß; und zuletzt den Triumph auch ihn überwunden zu haben!

Ich ein Überjenat, und habe es selbst gesehen, daß eine gesuchte und verständige Actrice in dieser Rolle viel Lob verdienen kann; aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer vorgestellt, werden immer belehrender. Der Ausdruck jener andern zwingenden Kälte, jener süßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude, werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empfinden; und wenn sie zuletzt dem Hausknechte die Hand giebt, um nur einen Knecht-Mann im Hause zu haben, so wird man von dem schalen Ende des Stücks wenig befriedigt seyn. Auf dem Römischen Theater dachten war es nicht die liebloße Kälte, der weiblichen Unbermuth selbst, die Vorstellung erinnerte nur daran; man tröstete sich, daß es wenigstens dießmal nicht wahr sey; man klatschte dem Jünglinge Beifall mit freyem Muthe zu, und war erfreut, daß er die gefährlichen Eigenschaften des geliebten Geschlechts so gut gekannt, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen, für alles was wir ähnliches von ihnen erduldet, glücklich gerächt habe.

Ich wiederhole also: man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache selbst sondern ihre Nachahmung zu sehen, nicht durch Natur sondern durch Kunst unterhalten zu werden, nicht eine Individualität sondern ein Resultat anzuschauen.

Dazu kam noch, daß die Gestalt des Acteurs einer Person aus der mittlern Classe sehr angemessen war.

Und so behält uns Rom unter seinen vielen Resten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommen, auf; und wenn gleich nicht ein jeder sich daran ergetzen sollte, so findet der Denkende doch Gelegenheit sich jene Zeiten gewissermaßen zu vergegenwärtigen, und ist genetgter den Zenanisten der alten Sittrichter zu glauben, welche uns an mehreren Stellen versichern: es sey männlichen Schauspielern oft im höchsten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie schwer es ist sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten; besonders wenn die Aufgabe so gestellt ist, daß man sich in dieselbe, als unveränderte Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Versuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohl gelungen sey. Ich will hier nur an den Euripidischen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegensetzt hatte.

In jenem Bestreben, es sind nunmehr gerade funfzig Jahre, bin ich immer fortgeschritten und auf diesem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse, und konnte meine vorletzte Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemüthsart, die auf der Hand des Poeten alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einleitungs- und Anticipations-Schein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war es daher zu lesen und zu hören; daß über den herrlich überschwänglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrenposse sey gespielt worden. Wie mir aber gelang mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Urtheil anzueignen, das mich gegen jedes Unbehagen verwahrte, so will ich hier sagen, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als gesellliges Volk gerne sprachen, als Republicaner gern sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß dieselbe ihnen eine Art Bedürfnis geworden war. Dieses Element war dem dramatischen Dichter höchst willkommen, der auf einer singirten Bühne die höchsten menschlichen Interessen vorzuführen und das Für und Wider verschiedener Parteien, durch Ja- und Widerreden kräftig auszusprechen hatte. Bediente er sich nun dieses Mittels zum höchsten Vortheil seiner Tragödie und weiterstellte mit dem Redner im höchsten ernstesten imaginairen Ernste, so war es ihm für das Lustspiel beinahe noch willkommener; denn indem

Ritterlich befreyt' ich dann
Die Prinzeſſinn Fiſch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrot,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte faſt mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emaillirt.

Ach! wer hat ſie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Ihr zu ſchnelles Fliehn?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

er die niedrigsten Gegenstände und Handlungen durch hohes Kunstvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, so brachte er etwas Unbegreifliches und höchst Ueberraschendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenlosen wendet sich der Gebildete mit Abscheu weg, aber er wird in Erstaunen gesetzt wenn es ihm dergestalt gebracht wird, daß er es nicht abweisen kann, vielmehr sofort mit Behagen aufzunehmen genöthigt ist. Aristophanes giebt und hievon die unverwerflichsten Zeugnisse und man kann das Gelagte auf dem Ekelhaften des Lustspiels vollkommen darthun, wenn man nur auf die künstliche Rede des gebildeten Ulysses hinweist, der doch den Fehler begeht nicht zu denken, daß er mit dem rohesten aller Wesen spreche; der Kyklope dagegen argumentirt mit voller Wahrheit aus seinem Zustande heraus und indem er jenen ganz entschieden widerlegt, bleibt er uns widerlegbar. Man wird durch die große Kunst in Erstaunen gesetzt und das Unanständige übrt auf es zu seyn, weil es uns auf das gründlichste von der Würde des kunstreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns also bei jenen als Nachspiel gegebenen heitren Stücken der Alten keineswegs ein Possen- und Fratzen-Stück nach unserer Art, am wenigsten aber eine Parodie und Travestie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verse verleiten könnten.

Nein! bei den Griechen ist alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derselbe Marmor, daraus Er ist es das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geist der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte derunterzieht und ins Gemeine verschleppt, worauf wir immer ein Symptom sehen, daß die Nation die daran Freude hat auf dem Wege ist sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir daßelbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müßen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in gleicher Linie mit dem tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Geldlange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Kunststufe giebt, die durch alles was von den Griechen aufgegangen hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysipps Zeiten, hat sich so eben zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Flittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr. Die unringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen beuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein vom Natur Hohes und vom Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln ertennen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida; auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenstände einander gegenüber gesetzt waren, so hier ein zweifacher Zeitsinn. Das griechische Gedicht im hohen Styl, sich selbst darstellend, nur das Rothe dürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmutz ablehnend, auf hohe mythische Ueberlieferungen sich gründend; das englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes ins Romantisch-dramatische.

Hiebei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten schon zur Prosa herabgezogenen nur halb dichterischen Erzählungen nicht verleugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen eben so gründlichen Sinn, ein eben so entschiedenes Talent als bei den großen Alten, um aus ähnliche Persönlichkeiten und Charaktern mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere Menschlichkeiten durchschaubar vorgetragen werden.

Die tragischen Tetralogien der Griechen.

Programm

von Mitter Hermann.

1819.

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Es kann nicht geleugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen zeitelist wäre, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen und Unglücksfälle begeben, im dritten aber, bei noch maliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde, wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslichen Ruhe und Behaglichkeit befriedigten Bürger wohlgemuth zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stücke Agamemnon, im zweiten Klytämnestra und Aegisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Mutter-Mörder durch das Athenische Oberhaupt ungesucht losgesprochen und deßhalb eine große Göttliche ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl möchte gelungen seyn.

Ist nun zwar, wie wir eingesehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmüthig, wie sich denn der mimischste Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenlosen Stammbaums ein paar Zweigen heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß der unerklärlichen Verbindungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er arbeitet lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Hoch natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Trio oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt erfordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußeren Formen, angegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig seyn; das zweite, durch Chor und Gesang, Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergreifen: das dritte darauf durch Neuigkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Auffassung sie heiter, munter und verwegen seyn durfte als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unseren Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener ersten Art an Schillers Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte: der Stoff war nicht zu überstehen, und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und nach selbst gegen seinen Willen in mehrere Theile. Der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige heitere Satyrspiel: das Lager, voraus. In den Piccolomini sehen wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne tragisch nennen, und zuletzt, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, obnig unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Anordnung zu gewinnen, und über die Alten beraten, und uns die italiänische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation, als Zuschauermasse denken.

So haben wir eine vollkommen ernste Oper in drei Acten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drei Abtheilungen erschienen zwei Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst; das erste heroisch, das zweite ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Act der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, würdig, schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu: denn wir sehen, in etwas mäßigern Verhältnissen, Goldoni'sche dreiactige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweiactige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit einander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Act der Komödie, die bekannt beliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben so ließ man sich, nach dem glänzenden Finale dieses Singacts, den zweiten Act des prosaischen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine musikalische Abtheilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Act des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauspieler, compromittirt durch seine sangreichen Vorgänger, nahm nun alles was er von Talent hatte zusammen, und leistete, durch die Uebergenauung seinen Zuschauer im besten Humor zu finden selbst in guten Humor versetzt, das Erfreulichste, und der allgemeine Beifall erscholl beim Abschluß auch dieser Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that wie der vierte Aufzug der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hause zu schicken.

Nachlese zu Aristoteles Poetik.

Ein jeder, der sich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunst überhaupt, besonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird sich einer Stelle des Aristoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß sie sich über ihre Bedeutung völlig hätten verständigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich scheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß sie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den genannten Leidenschaften das Gemüth des Zuschauers reinigen solle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am Besten durch eine Uebersetzung derselben mittheilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von absonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt."

Durch vorstehende Uebersetzung glaube ich nun die bisher dunkel gedachte Stelle uns Klare gesetzt zu sehen, und füge nur Folgendes hinzu: wie konnte Aristoteles in seiner, jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Construction des Trauerspiels redet, an die Wirkung, und was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde? Keineswegs! er spricht ganz klar und richtig aus: Wenn sie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht ergegenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen.

Er versöhnt unter Katharsis, diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geschieht sie durch eine Art Menschenopfer; es mag nun wirklich vollbracht, oder unter Einwirkung einer günstigen Gottheit, durch ein Surrogat geleistet werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons, genug, eine Sühnung, eine Lösung ist zum Abschluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk seyn soll. Diese Lösung aber, durch einen günstigen, gewünschten Ausgang bewirkt, während sich schon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceste; dagegen im Lustspiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Gemälde von Furcht und Hoffnung sind, die Heirath eintritt, die, wenn sie auch das Leben nicht abschließt, doch darin einen bedeutenden und bedeutlichen Abschnitt macht. Niemand will sterben, jedermann heirathen, und darin liegt der bald scherzhaft ernsthafte Unterschied zwischen Trauer- und Lustspiel ironischer Aesthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Tritogie zu solchem Zwecke benutzt: denn es giebt wohl keine höhere Katharsis als der Oedipus von Colonus, wo ein halbschuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämonische Constitution, durch eine düstere Heftigkeit seines Daseyns, gerade bei der Großheit seines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung, den ewig unerforschlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, sich selbst und die Seinigen in das tiefste unerschwärzte Elend stürzt, und doch zuletzt noch aufsöhnend aufgesöhnt, und zum Verwandten der Götter, als sogender Schutzgeist eines Landes eines eigenen Opferdienstes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig, noch ganz schuldfrei darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis bloß scheußlich, und der erwordete Widerwille p. B. schiene nur der ganz gemeinen Justiz entgegen; im zweiten Falle ist sie nicht möglich: denn dem Schicksal oder dem menschlich Einwirkenden freie die Schuld einer allzuschweren Ungerechtigkeit zur Last.

Uebrigens mag ich bei diesem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemisch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man sich mit Auslegung dieser Stelle bisher beholfen. Aristoteles nämlich hatte in der Politik aussprechen: daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodieen die in den Orgien erst aufgeregten Gemüther wieder beschwichtigt würden, und also auch wohl andere Leidenschaften dadurch könnten ins Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede sey, leugnen wir nicht; allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind flüchtiger, wie solches Händel in seinem Alexandersfest durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein, nach sittlich-galanter Polonaise aufgespielter Walzer die sämmtliche Jugend zu Bacchischem Wahnsinn hinreißt.

Die Musik aber, so wenig als irgend eine Kunst, vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was sie aber vermögen und wirken, das ist eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen, und einem sagen unbestimmten Zustande entgegenführen; diesem liebt die Jugend, und ist daher für solche Productionen leidenschaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unserm Anfang zurück, und wiederholen: Aristoteles spricht von der Construction der Tragödie, insofern der Dichter, sie als Object aufstellend, etwas würdig Anziehendes, Schauder und Hoheres abgeschlossen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen: die Verwicklung wird ihn verwirren, die Auflösung aufklären, er aber um nichts gebessert nach Hause gehen; er würde vielmehr, wenn er ästetisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er eben so leichtsinnig als bartnäckig, eben so heftig als schwankend, eben so liebevoll als tückisch sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und so glauben wir alles, was diesen Punkt betrifft, gesagt zu haben, wenn sich schon dieses Thema durch weitere Ausführung noch mehr ins Klare setzen ließe.

Shakspeare und kein Ende.

1813.

Es ist über Shakspeare schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu sagen übrig; und doch ist dieß die Eigenschaft des Genies, daß er den Geist ewig anregt. Dießmal will ich Shakspeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erstens als Dichter überhaupt; sodann vorzüglich mit den Alten und den Neueren; und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde versuchen, was die Nachahmung seiner Art auf uns gewirkt, und was sie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beistimmung zu dem was schon gesagt ist dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abstimmung aber kurz und positiv auszudrücken, ohne mich in Streit und Widerspruch zu verwickeln. Hier sey also von jenem ersten Punkt zuvörderst die Rede.

I.

Shakspeare als Dichter überhaupt.

Das Höchste wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtseyn eigner Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemüthsarten zu durchschauen. Nun giebt es Menschen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren sind und solche durch Erfahrung zu praktischen Zwecken ausbilden. Hieraus entsteht die Fähigkeit, der Welt und den Geschäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er sie nicht zu unmittelbaren, irdischen Zwecken, sondern zu einem höhern, geistigen, allgemeinen Zweck anbildet.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03788/152

Nennen wir nun Shakspeare einen der größten Dichter, so gestehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt so gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der sein inneres Anschauen aussprach, den Leser in höherm Grade mit in das Bewußtsein der Welt versetzt. Sie wird für uns völlig durchsichtig; wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Frauen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsre Augen; aber wir sind getäuscht. Shakspeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der stärkste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schwierigste Ueberlieferung durch's Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakspeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn; durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als beyde sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakspeare'schen Stücke genau, so entfalten sie nie weniger sinnliche Pracht, als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginiren läßt, ja, was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlet's Geist, Macbeth's Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind blos auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beym Lesen leicht und geboten an uns vorüber, da sie bey der Vorstellung lassen und störend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakspeare, und dieß läßt sich beym Vorlesen am besten überliefern: der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch stückliche noch unschickliche Darstellung. Es giebt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als sich mit geschlossenen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakspeare'sches Stück nicht deklamiren, sondern trefflich zu lassen. Man folgt dem sittlichen Faden, an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Reihe von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mittelpersonen sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu contrastiren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger, als die Hauptgestalten. Alles, was bey einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und verdeckt wird hier frei und fröhlich an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wissen nicht wie.

Shakspeare reißt sich zum Weltgeist, er durchdringt die Welt, wie jener, beiden ist nichts verborgen; aber wenn der Weltgeist Geschäfte ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu verwahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschweigen, und uns vor, oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohl denkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hungernde, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unterlegte drängt sich hinzu, alles Unterzuordnende spricht mit, die Elemente, Himmel, Erde und Meer, Phänomene, Donner und Blitz, wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft schauderhaft als Gleichnis, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze beytragen; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakspeare's Dichtungen sind ein großer weiterer Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das meerumschlossene, von Nebel und Wolken umgossene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigsten und wichtigsten Zeit, und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit und Ruhe; ja er wäre nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleich gestellt hätte. Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menschencostüm und hier drängen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht: es sind lauter englische Engländer, aber freilich Menschen sind es. Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade, daß er gegen das äußere Costüm verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sey es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakspeare's Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzufügen haben. Doch sehe noch eine Bemerkung hier: schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Aerger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar besteht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesammtwirken wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit tausend Zungen, das Genuß und That unverträglich sey. Und so würde man bey weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu verwunden haben.

II.

Shakspeare, verglichen mit den Alten und Neuesten.

Das Interesse, welches Shakspeare's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt, denn wenn auch Wahrsagung und Ahndung, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dienstmann durchschwebt, so sind doch jene Zwischenhalten keineswegs Hauptangelegenheiten seiner Werke, sondern die Wahrheit und Thätigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen, deßhalb uns alles

was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht gerecht zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der jartesten Seite. Ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht gränzt.

Daß unsanftet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch ein ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sey, nachstehende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch seyn, zu andern, uns schon bekannten Gegensätzen, nicht soweit einen neuen hinzuzufügen, als, daß er schon in jenen enthalten sey, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidnisch.	Christlich.
Heldenart.	Romanisch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt seyn kann, entspringen aus den einem Jeden innewohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihm auf seinem Lebenszuge so oft in Verlegenheit setzen. Die gerinnste Verlegenheit, die auf einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöset werden kann, entspringt, giebt die Anlage zu tächerlichen Situationen. Die größte Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unauflöslich, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unvereinbarsein zwischen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf, und versuche, ob sich etwas damit leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein bevorwaltendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein bedeutendes Wollen erfreulich, und bei einem selbst Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese besitzen auf jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, werfe ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß, bei gegebenen Mit- und Gegenspielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; beim Ehombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Mögen gar viele Thüren gelassen; ich kann die Karten die mir zufallen verlangen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, bald oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe suchen, ja durch ein ungeahntes Verfahren auch den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen, und so zwischen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie ist auf einem unaufweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes des Wollen nur gehindert und beschleunigt wird. Hier ist der Sp. alles Handelnden der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Staatsgesetz, oder der Natur, wie die Gesetze der Wechsels, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesen schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Kost des Ganzen dadurch bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Geist der neuen Zeit, ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegensetzen, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst, so wie unsre Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auszöhnen oder eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns getröstet, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch einmerklich getröstet werden.

Wende ich mich nun, nach diesen Vorbetrachtungen, zu Shakspeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakspeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überjammäßige Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken und Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erste große Verkörperung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie. Sie ist unbeschränkt, und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Conflict, und diesen läßt Shakspeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhöht sein Leben dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Die Marione habe ich früher am Hamlet nachgewiesen; sie wird verhöhnt sich aber bei Shakspeare; denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Ueberdem, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das

ähnliche finden; genug ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakspeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu scheu da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die mehr oder weniger, oder völlig, alle Freiheit aufhebt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich genähert, denn indem er das Nothwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Liebe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studiren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, würde ihre starke, derbe, kräftige Seite verstanden und verderbte wird, sollten wir suchen, jenen großen unverein-baren scheinenden Gegensatz nun so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen, und oft ohne zu wissen warum, über alles prädominirt, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakspeare, die Freiheit blieb, sein reines Inneres, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1815 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäkeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern. Daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sey, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen umgebenen und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Wiederres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit geraumer Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners höchst schätzbarer Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus und deren fürtrefliche Recensien in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf jenen Vortrag, welchen Schiller gehalte, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

III

Shakspeare als Theaterdichter.

1816.

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk irgendig anerkennen wollen, so ergetzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben können. Wen hingegen übertrieben über seine Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und alle lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakspeare erst als Dichter überhaupt betrachteten und sodann mit den Alten und den Neuesten verglichen. Nun aber gedenken wir unserm Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakspeare's Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie; aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematisch ist. Nicht alles was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakspeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden naturwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammentreffen. Epos. Dialog. Drama. Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft gestellt würde; Theaterstück, alles dreies zusammen, insofern es den Sinn des Auges mit beschäftigt und unter gewissen Bedingungen deutlicher und persönlicher Gegenwart fähig werden kann.

Shakspeare's Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart; das innerste Leben hervorzuheben, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem und man läßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen die er auslässt, ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operationen; denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten," sind wir bekannter als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch als was für die Augen zugleich symbolisch ist; eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Das Shakspeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, beweist jener Augenblick, wo dem todtkranken schlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt und damit fortschleicht. Dieses sind aber nur Momente, aufgefaßte Punkten, die durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Shakspeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes; sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspeare's großes Verdienst anerkennen, nur leugnen wir

dabei und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen verräthet ihn gerade diese Bühnenanlage zu einer Beeinträchtigung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und begießt auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme. Wahrscheinlich von zwei beliebten Schauspielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer sorgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich seyn müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakspeare wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen, denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt, als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Räthsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Naturähnlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anstalt wieder zurückführen dürfte; vor ein Gerüste wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publikum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewissen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakspeare's Stücke höchst interessante Mährchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, sangen und sangen, den Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Parabies und Paradise zu imaginiren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst Shakspeare's Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde? Schröder hielt sich ganz allein ans Wesentliche, alles andere warf er weg, ja sogar manches Vortreffliche, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit, zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Wegfassung der ersten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte Schröder erregen, so wie Aeschen gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht barbarisch zu scheltenden Töchter.

In den alten Stücke, welches Shakspeare redigirt, bringt diese Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich. Tochter und Schwiegersohn, aus romantischer Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt, ans Meer und treffen dem Alten der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakspeare's hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakspeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erröthen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimarische Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakspearisch Stück sehen, so muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Nebenart, daß auch bei der Vorstellung von Shakspeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man immer wiederklingen. Bekallen die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt seyn, welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater redigirt. Die Grundsätze, wonach solches geschehen, wollen wir ebenfalls entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaction, deren Vorstellung keinesweges schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gefallen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Literatur.

Literarischer Sansculottismus.

1792.

In dem Berlinischen Archive der Zeit und ihres Geschmacks und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Poesie, sonderheit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ganz billigen, nicht ganz unterschreiben, indessen doch nicht verwerfen. Wir, universelle, tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Produkt aufnahmen; denn wenn ein solcher Journalist von der Art eines Zeitalters aufbewahren soll, so ist es zugleich seine Pflicht auch seine Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Urtheil eines unstudirten Gottes zu geben denkt, in dem Kreise unsrer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Nachfolge einzelner Menschen in ein vorgen Zeitalter sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn diese Zeilen in dem was wir zu sagen haben, es ist aber auch oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben seinen unsinnigen und übertriebenen Forderungen an unsere Schriftsteller, auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese, verständigermaßen zu ihren Bemühungen wenig beleitete, Männer im Stillen wallen.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich klassisch prosaischen Werken und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf, um mit einem Riesenschritte über vermuthe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten. Die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisirt, daß man sie wohl schwerlich aus seinen Carricaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für klassisch hält, und daß die Verneinungen eines jeden an sich selbst strenger sind als die verworrenen Protestationen eines Thersites, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die seine Unart verlacht, daß man ihre Bemühungen unbemerkt verwundere, die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Seine sey es von uns, den übelachteten und übelaufgenommenen Text, den wir vor uns haben, zu kommentiren. Nicht ohne Unwillen werden unsre Leser jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die unglückliche Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Besseren zu drängen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sansculottismus, zu bewundern und zu verfluchen wissen. Nur wenniges werde hier vom rohen Judenmäßigkeit entgegengestellt.

Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: klassischer Autor, klassisches Werk, höchst selten gebrauchen. Wann und wo existirt ein klassischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorträgt; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich genug führt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viel äußere und innere Umstände zusammentreffen, daß er sein schweres Talent zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu überleben zu ordnen und in Einem Sinne aufzuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein klassischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer, möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, bedauern was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang, anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammenhält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Unwissenheit nicht wünschen, die in Deutschland klassische Werke verbreiten könnten.

Und so ist der unverzeihliche Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsre Lage wie sie war und ist, man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller befinden; so wird man auch den Standpunkt, auf dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammenfinden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Verlust die diese oder jenes Publicum einbemischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, zu Phantasereien aemüthigt, um seine Anlagen, seine eigenen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem Unternommenen, was man machen soll, durch Praxis unterrichtet was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Gemeinsinn, welches das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen

verſtanden; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft und ſet erbeuteten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerſtreuten Menge, geſtärkt durch mitarbeitende, mitſtrebende Zeitgenoſſen — ſo findet ſich der deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, ſich nach außen umzuſehen zwingt und wo er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, daſſenige hervorzubringen zu können, womit ſein aufgeregteſter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher deutſche geſchickte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geſucht habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höhern Claſſen durch fremde Sitten und ausländiſche Literatur hat ſo viel Vortheil ſie auch gewährt hat, hinderte doch den Deutſchen als Deutſchen ſich früher zu entwickeln.

Und man betrachte man die Arbeiten deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiednem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Reflexion folgten ſie auf ihrer Bahn einer aufgefaßten Ueberzeugung! So iſt es zum Beiſpiel nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß ein verſtändiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben unſres Wieland's, eines Mannes, deſſen wir uns, trotz dem Knurren aller Emſelungen, mit ſtolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den numeriſchen Correcturen vieles unternehmt zum Beſſern arbeitenden Schriftſtellers, die ganze Lectre des Geſchmacks ſeiner Zeit entwickeln könnten. Jener aufmerkſame Bibliothekar ſorge, daß eine ſolche Sammlung aufgeſtellt werde, die jetzt noch möglich iſt, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geſchichte der Ausbildung unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publikum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt, ſo wenig wir an Confeſſionen Anſprüche machen, und nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meiſten beigetragen haben, und daſſenige was ihr an Kritiken entgegen gefloſſen, bekannt machen, ſo würde der Nutzen, den ſie geſtiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf unaufmerkſame Tadler am wenigſten merken, das Glück, daß junge Männer von Talent jetzt genießen, indem ſie ſich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenſtande angemeſſenen Styl gelangen können, wenn ſind ſie es ſchuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläßigen Beſtreben, unter mancherlei Hinderniſſen, ſich jeder auf ſeine eigene Weiſe ausgebildet haben? Dadurch iſt eine Art von unſichtbarer Schule entſtanden, und der junge Mann, der jetzt eintritt, kommt in einen viel geſicherten und lichteren Kreis, als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt ſelbſt beim Dämmerlichen durchleren mußte, um ihn nach und nach gleichſam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu ſpät kommt der Halb-Kritiker, der uns mit ſeinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag iſt angebrochen und wir werden die Lüden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Geſellſchaft nicht aus, und der muß ſehr üble Laune haben, der in dem Nationelle Deutſchland verrufene Schriftſteller abſpricht, da faſt jedermann gut ſchreibt. Man braucht nicht weit zu ſuchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufſatz über dieſen oder jenen Gegenſtand zu finden. Unſre beſſeren Bücher, Journale und Compendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft einer übereinſtimmenden guten Styls! Die Sachkenntniß erweitert ſich beim Deutſchen mehr und mehr, und die Ueberſicht wird klarer. Eine wahre Philoſophie macht uns, trotz allem Widerſtand ſchwankender Meinungen, mit ſeinen Grundſätzen immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derſelben. Die edlen Beiſpiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen ſo mancher Männer ſetzen den Jüngling früher in Stand, das was er von außen aufgenommen und in ſich aufgearbeitet hat, dem Gegenſtande gemäß, mit Maaß und Anmuth darzuſtellen. So ſieht ein heiterer billiger Deutſcher die Schriftſteller ſeiner Nation auf einer ſchönen Stufe und iſt überzeugt, daß ſich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunigen Kritiker werde irre machen laſſen. Man entferne ihn auf der Geſellſchaft, auf der man jeden ausſchließen ſollte, deſſen vernichtende Bemerkungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden läſtig und die Zuſchauer mißtrauiſch und gleichgültig machen können.

Stellung der Deutſchen zum Auslande, beſonders zu den Franzoſen.

Schematiſch.

Deutſche literariſche Verdienſte.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutſche empfindet hierüber ein gewiſſes Behagen.
Aber wir müſſen ſo geſchwind als möglich und klar machen in wiefern es und Ihre bringt.
Sodann aber in wiefern ſich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterſcheiden:
Wie und was ſie von uns gelten laſſen:
Oder wie ſie von uns empfiehlt aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entſtehen folgende Fragen:
a) Ob ſie die Ideen gelten laſſen an denen wir feſthalten und die uns in Sitte und Kunſt zu Statten kommen.
b) In wiefern ſie die Früchte unſrer Gelehrſamkeit anerkennt finden und die Reflexe derſelben ſich aneignen.
c) In wiefern ſie ſich unſrer ſittlichen Formen bedienen.
d) In wiefern ſie das was wir ſchon geſtaltet haben wieder als Stoff behandeln.
Hierbei finden ſich folgende Betrachtungen:

I.

Die Franzoſen bekennen ſich zu einer höhern Philoſophie, die das was dem Innern angehört, gelten läßt und ſolches von dem was wir von außen empfangen zu unterſcheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verſtändig wachet.

Ferner bemerkt man die und da, wo nicht immer völlig übereinſtimmende, doch hiſtoriſch aufgenommene Grundſätze und Ausſprüche der Antiquen.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

2.

Wenn sie uns von jeher den Fleiß nicht freitig machten, aber ihn doch als operos, mühsam und lästig ansahen, so schätzen sie jetzt mit besonderm Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls beobachten.

Ich gedenke nur allen der Verdienste Sarigny's und Niebuhr's.

3.

Unsern ästhetischen Formen suchen sie sich offenbar gleich zu stellen; denn die dramatisirten Geschichten der neuern Schule, wie der Barrikaden und was daraus folgt, sind Versuche, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatralischen Stücken dieser Art. Auch getrauten wir uns das Theater der Clara Gazul unsrer Literatur anzueignen, es sey nun daß diese mittelbar oder unmittelbar Veranlassung gegeben hätte.

4.

Dieser Fall kommt öfters vor, aber der Franzose muß immer ändern und wieder ändern, denn er hat einen gar eignen Stand gegen sein Publicum, denn er ist doch immer noch einem gewissen alten herkömmlichen Sinn zuschreiben muß.

Was ihn aber hauptsächlich hindert zu einem gewissen ernsten Werke zu gelangen, ist daß er mit einem ungeduldigen Publicum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erschüttert seyn will. Daher ist sehr selten, daß etwas von unsern Arbeiten in einer Gestalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marine Saliere von Lord Byron.

Ferneres über Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts anders von ihr erwarten als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sey, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, auch nicht mehr geben als was der einheimische Boden auch verlieh; was der Mensch zusagt, wird sich gränzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt sehen sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; daß wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; diejenigen aber die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus giebt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg den sie einschlagen, der Schritt den sie halten ist nicht einer jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert seyn und behaupten sehnen sie ab und verdindern die Förderniß dessen was sie selbst fördern könnte. Die Ernsten mögen beyhalb eine Stille fast gebräuchte Kirche bilden, da es vergebens wäre der breiten Tagesfluth sich entgegen zu setzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen bis die Strömung vorübergegangen ist. Die Hauptförderung, ja die vorzüglichste Ermunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen kräftig einzuwirken und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es sogen in manchen Fällen wohlgethan seyn mag, dem Leser nicht grade das Gedachte zu überliefern, vielmehr sein eignes Denken aufzuwecken und anzuregen, so möcht' es doch wohlgethan seyn, die eben ausgesprochene vor geraumer Zeit niedergeschriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage ob diese oder jene Beschäftigung welcher sich der Mensch widmet auch nützlich sey? wiederholt sich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt besonders wieder hervorreten, wo es niemanden mehr erlaubt ist, nach Belieben ruhig zu leben. Die Aussenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist in den Strudel mit fortgerissen zu werden; hier sieht er sich genöthigt, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfnisse anderer zu sorgen, und da fragt sich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe diesen aufdringlichen Pflichten genug zu thun. Da bleibt nun nichts übrig als sich selbst zu sagen: nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten; dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgegründeter und ruhig aussprechender Entschluß seyn.

Der Mensch frage sich selbst, wozu er am besten taugt um dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden. Er betrachte sich als Lehrling, als Geselle, als Altgeselle, am spätesten und höchst vorsichtig als Meister.

Weiß er, mit einsichtiger Beschreidenheit, die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum seiner Fähigkeiten zu steigern, um sich bei ihr, dadurch nutzend, einzuschmeicheln; so wird er stufenweise seinen Zweck erreichen und wenn ihm das Höchste gelingt behaglich wirken können.

Ueber Förderniß und Hindernisse, wie sie die empirische Welt darreicht oder zwischen scheidet, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; soviel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: sich um der Gunst des Tags willen abzuquälen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und diese sind es auch wodurch die Nationen sich unter einander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieser innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt; nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst, sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie die des einzelnen Menschen unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über das was zum Vorschein kommt.

Ohne mir anzumaßen diese Geheimnisse zu kennen hätte ich auch nicht einmal die Fähndrit sie auszusprechen. Nur so viel will ich sagen, daß nach

meiner Einsicht, das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am thätigsten ist und daß sie deßhalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden. Gern sage ich mehr, aber es führt zu weit, und man müßte sehr ausführlich seyn um sich verständlich, und um das was man zu sagen hat annehmlich zu machen.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen, so war dieß auf alle Weise zufällig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutschen Literatur- und Staats-Wesen im Allgemeinen und Besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften.

Sage man sich dabey, daß die schöne Literatur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtigt.

Dieß geschieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es ist aber dieses nicht genug, sondern man hat noch hinzuzufügen was die Ausländer in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind.

Die französische Poesie, so wie die französische Literatur, trennt sich nicht einen Augenblick vom Leben und Lebenslust der ganzen Nationalität; in der neuesten Zeit erscheint sie natürlich immer als Opposition und bietet alles Talent auf um sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freylich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht unthätig hat geistreich zu wirken.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht.

Beliebt man den oben vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von allem was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen schnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt und ich das Buch lange schon gelesen habe wenn ich es erhalte.

Aus allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Literatur der neuesten Zeit zu durchdringen. Ueber die englische, wie über die italiänische, möchte man wieder besonders reden; denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse.

Ueber epische und dramatische Dichtung.

Der Epiker und Dramatiker sind beide den allgemeinen poetischen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wo nach beide zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müßte man sich einen Abgrund eröffnen und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig besonnenen, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von diesen beiden Dichtarten am meisten frommt, welche Gegenstände jede vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich: denn, wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch seyn: die Personen stehen am besten auf einem gewissen Grade der Cultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor; das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen gekehrten Menschen, und die Handlungen der echten Tragödie bedürfen daher nur wenigen Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten, oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige was vor der Epoche des Gedichts geschehen ist, herangehoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipiren: beide Arten braucht der epische, so wie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen.

Die Motive, welche zum Anschaun gebracht werden sollen, sind beiden gemein:

1) die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgiebt. In dieser steht der Dramatiker meist auf Einem Punkte fest; der Epiker verwaltet sich freier in einem größern Local; zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient.

2) Die sittliche ist beiden ganz gemein, und wird am glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einfalt dargestellt.

3) Die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht beiden offen, nur versteht sich, daß sie an die sinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Mehrsinn eine besondere Schwierigkeit

entstehet, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Verstandene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin gehen, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse egal vertheilen, weil er nicht im Stande ist, einen allzuliebsamen Eindruck geschwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt, und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode stellte sich als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen; er läse hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahirte und nur die Stimme der Musen im allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten Fall: er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar; er will das man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Theil nehme; daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten theile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächern vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß vom Rechte wegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben; er darf sich nicht zum Nachdenken erheben; er muß leidenschaftlich folgen; seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht: man darf keine Anforderung an sie machen; und selbst was erzählt wird muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Ueber das Lehrgedicht.

Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift Hermann Welcker bemerkt, daß jene drei ersten der Form nach unterschieden sind und alle die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend seyn, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktische oder sammtmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelzeichdyf zwischen Poesie und Rhetorik; deshalb sie sich denn bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Werth haben kann; aber sie ist, so wie die belehrende, die schelnende Poesie, immer eine Art und Nebenart die in einer wahren Aesthetik zwischen Dicht- und Redekunst vorgetragen werden sollte. Der eigne Werth der didaktischen Poesie d. h. eines lehrreichen mit rhythmischem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verbierten, lieblich oder energisch vorgetragnen Kunstwerkes wird deshalb keineswegs verkümmert. Von verrunten Ehrenleuten an, von den Denkerien der ältern Pädagogen bis zu dem Besten was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schädlich sey: selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Capitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben. Die Engländer haben sehr preiswürdige Arbeiten dieser Art; sie schmeicheln sich in Scherz und Ernst erst ein bei der Menge und bringen sodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wissen muß, um das Gedicht verstehen zu können. Und nun hätte der ästhetisch sittlich disterirte unterrichtete Lehrer ein gar schönes Feld, in seinem Capitel Ordnung zu machen, indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichsten Gedichte dieser Art nicht nach dem Maßen ihres Inhalts, sondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetischen Werthes zu ordnen und klar zu machen suchte.

Eigentlich sollte man sie aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauslassen, aber denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gebbet hätten, als ein besonderes Collegium, vielleicht public, vorragen. Auch hier würde das wahre Verständniß, wie überall, der Auflösung zu großem Vortheil gereichen, denn gar mancher würde begreifen, wie schwer es sey, ein Werk aus Bildern und Einbildungskraft zusammenzuweben; zwei einander entgegengesetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geschehen könne, wäre seine Pflicht den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen gesichert, jeder in seiner Art, ein Gleiches zu bewerkstelligen suchen könnten.

Unter den vielfachen Weisen und Arten eine solche Vermittelung zu bewirken, ist der gute Humor die sicherste, und würde, wenn der reine Humor nicht so selten wäre, auch für die brauchbarste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wohl denken als die Gegenese zu einem didaktischen Gedicht und zwar einem ganz imaginativen auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

Individual-Poesie.

Ganz nahe an das was wir Volkspoesie nennen schließt sich die Individualpoesie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Personen, denen eine solche Gabe verliehen ist, sich selbst und ihre Stellung recht kennen lernen, so werden sie sich ihres Planes im Reiche der Dichtkunst erfreuen: anstatt daß sie jetzt meist nicht wissen woran sie sind, indem sie sich in der Masse der vielen Dichter verlieren und, indem sie Anspruch machen, Poeten zu seyn, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie sie solche wünschen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beispiele halten.

Ein Geistlicher auf einer nördlichen Landzunge der Insel Usedom, auf einer Düne geboren, diese Düne mit ihrem eigenen vegetabilischen Behagen und sonstigen Zuständen liebend, sein geistliches Amt

auch mit Weltwellen verbindet, hat eine gar liebenswürdige Art, seine Zustände poetisch darzustellen.

Voß hat in seiner Luise diesen häuslichen Ton angegeben, in Hermann und Dorothea hat ihn Göthe aufgenommen und er hat sich in Deutschland weit verbreitet. Und es ist wohl keine Frage, daß diese dem Sinne des Volks so zusagende Dichtart den individuellen Zuständen am besten zusagt.

Ein solcher Mann muß sich ansehen wie ein Musikfreund, der bei angebornen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet, Kapellmeister zu werden, aber für sich und seine Hauskapelle genugsames Geschick hat, um eine solche wünschenswerthe Cultur in seinem Kreise zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann Chrestomathien drucken zu lassen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu sagen ist, weil man das Bekannte weiter bekannt macht, oder in der Erinnerung der Menschen auffrischt: so wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geschmack, eine schöne Aufgabe, wenn er gerade von solchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publicums gelangen oder vom Tage verschlungen werden, eine Sammlung veranstaltete und so das Beste, was aus dem individuellen Zustande, aus einem eigens bestimmten und gestimmten Geiste hervorgegangen, billigerweise aufbewahrte; wobei denn zum Beispiel eben dieser Geistliche, so wie mancher andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß solche Individualitäten, denen man ein dichterisches Talent nicht absprechen kann, sich gewöhnlich ins Weitläuftige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das sich nicht durch entwickelten Geschmack, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung, nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem ästhetischen Laconismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigste, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein Jeder kann aus seiner Jugend dergleichen Beispiele vorführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutsche Nation hat schöne Talente aufzuweisen, welche selbst ausgebildet, diesen Vorwurf nicht ablehnen können.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden wir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, sie möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gedrängte schriftlich zu erweitern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein Jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Sawer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzureden, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Innern vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig aussprechen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen umschlungenen Erscheinungen, überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche, denn Viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gefinden, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Unbekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißkunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in mißanthropische Eremiten. Wie schwer ist es Vater, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gedrängt Lehre gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt, und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der unsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen. Hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwickelung sich freuen. Und so sey mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen.

Jüngling, werke die in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben.

und welcher und, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, geberde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieser Art gewirkt; es entspringt daraus gewissermaßen eine Naturdichtung, und nur auf diese Art ist es möglich Original zu seyn.

Glücklicherweise liebt unsere Poesie im Technischen so hoch, das Verdienst eines wahrhaften Gehalts liegt so klar am Tage, daß wir wundersam erfreuliche Erscheinungen auftreten sehen. Dieses kann immer noch besser werden und niemand weiß wohin es führen mag; nur freilich muß jeder sich selbst kennen lernen, sich selbst zu beurtheilen wissen, weil hier kein fremder äußerer Maßstab zu Hülfe zu nehmen ist.

Worauf aber alles ankommt, sey in kurzem ausgesagt. Der junge Dichter spreche nur aus was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch seyn möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verminen kann: denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Vielseitigkeit des productiven Ausdrucks sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verhüllen, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälliges ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, sprach ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe?

Ihr seid nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert.

Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Berichtigungen

in der ersten Abtheilung des ersten Bandes der Goethe'schen Werke.

S. 4. Sp. 2. Z. 2 v. u. lese man: Entel statt Engel.
„ 17. „ 1. „ 24 v. o. „ „ folge statt folgen.
„ 51. „ 1. „ 5 v. u. „ „ vom hohen Traum geschoß statt vom steilen Sturmgeschoß.
„ 59. „ 1. „ 16 v. u. „ „ mit auf statt mit auf.
„ 60. „ 2. „ 26 v. o. „ „ das mühsam gewitzte Das Wir statt das mühsam gewitzte Wir.
„ 63. „ 2. „ 5 v. o. „ „ Wie mit Geist's Gewalt statt Mit des Geist's Gewalt.
„ 66. „ 1. „ 16 v. o. „ „ den 18. Dec. statt den 14. Dec.
„ 76. „ 1. „ 20 v. u. „ „ Wem süß statt Wenn süß.
„ 80. „ 1. „ 22 v. u. „ „ Wem hoher statt Wenn hoher.
„ 82. „ 1. „ 9 v. u. „ „ genung statt genug.
„ 85. „ 1. „ 12 v. o. „ „ unsre Sinnen statt unser Sinnen.
„ 86. „ 1. „ 20 v. o. „ „ Daß in des Raumes statt Das in des Raumes.
„ 87. „ 1. „ 24 v. o. „ „ die sich erhalten statt die sie erhalten.
„ 90. „ 1. „ 2 v. o. „ „ seine Knaben statt seine Knaben.
„ 92. „ 1. „ 23 v. o. „ „ Daß ich im statt das ich im.
„ 96. „ 2. „ 29 v. o. „ „ Das er statt Das er.
„ 105. „ 2. „ 22 v. o. „ „ Im sehen statt In sehen.
„ 110. „ 2. „ 4 v. o. „ „ in Geist statt im Geist.
„ 116. „ 2. „ 3 v. o. „ „ Die seihst ein Traum statt Die nur ein Traum.
„ 135. „ 2. „ 8 v. o. „ „ den Krieger statt der Krieger.
„ 136. „ 2. „ 19 v. o. „ „ Mann statt Mensch.
„ 140. „ 1. „ 23 v. u. „ „ 1776 statt 1767.
„ 157. „ 1. „ 8 v. u. „ „ Sie sind wahr statt Sind sie wahr.
„ 172. „ 2. „ 24 v. u. „ „ jenem statt jenen.
„ 173. „ 1. „ 18 v. o. „ „ Tepel statt Tetel.
„ 178. „ 2. „ 5 v. o. „ „ 1818 statt 1816.
„ 185. „ 2. „ 22 v. o. „ „ 1808 statt 1806.
„ 206. „ 1. „ 28 v. u. „ „ Eichel statt Eiche.
„ 220. „ 1. „ 23 v. o. (Nr. 24.) lese man: er ist Minister statt sey der Minister.
„ 260. „ 2. „ 16 v. u. lese man: zurücke kehren statt zurück kehren.
„ 270. „ 1. „ 14 v. o. „ „ Aprodite statt Arodrodite.
„ 340. „ 1. „ 13 v. o. „ „ verbinder statt verbindet.
„ 340. „ 1. „ 17 v. o. „ „ Morgenmedelung verbinder statt verbindet.
„ 368. „ 1. „ 19 v. u. „ „ Brüderlichem statt Brüderlichen.
„ 370. „ 1. „ 13 v. o. „ „ Doch sind Ähnliche statt Doch auch Ähnliche.

In der zweiten Abtheilung des ersten Bandes.

S. 5. Sp. 2. Z. 4 v. u. lese man: hin statt hin.
„ 46. „ 1. „ 27 v. o. „ „ wählt statt wählt.
„ 68. „ 1. „ 15 v. u. „ „ verdienet statt verdienet.
„ 73. „ 1. „ 10 v. o. „ „ Elemente statt Elemente.
„ 89. „ 2. „ 6 v. o. „ „ Ich müchte statt Ich müchte.
„ 90. „ 1. „ 15 v. o. „ „ Und statt Und.
„ 91. „ 1. „ 26 v. u. nach „Sinnen“ lese man ein Comma statt des Punctes.
„ 111. „ 2. „ 12 v. o. lese man: Weise statt Weise.
„ 113. „ 2. „ 28 v. o. „ „ allen statt allen.
„ 137. „ 1. „ 11 v. o. nach „Kreis“ lese man ein Anführungszeichen statt des Colons.
„ 139. „ 2. „ 26 v. o. nach „eigen“ lese man ein Comma statt des Punctes.
„ 155. „ 2. „ 30 v. o. lese man: Paar statt Para.
„ 156. „ 1. „ 17 v. u. „ „ Mitten der Zeit statt Mitten in der Zeit.
„ 159. „ 2. „ 8 v. o. „ „ Teufelsbrüde statt Teufelsbrücke.
„ 160. „ 1. „ 14 v. u. „ „ Verzweiflung statt Verzweiflung.
„ 176. „ 1. „ 8 v. o. „ „ Das statt Das.
„ 187. „ 1. „ 2 v. o. „ „ sind statt sich.
„ 205. „ 1. „ 2 v. o. „ „ sollten statt sollen.
„ 210. „ 2. „ 2 v. o. „ „ er ich statt ich er.
„ 213. „ 2. „ 11 v. u. „ „ Lippe statt Liebe.
„ 236. „ 2. „ 22 v. u. nach „drängen“ lese man ein Comma statt des Punctes.
„ 290. „ 1. „ 15 v. u. lese man: als nur statt nur als.
„ 317. „ 2. „ 12 v. u. „ „ einem statt einem.
„ 325. „ 2. „ 6 v. u. „ „ da ich mich so statt da ich so mich so.
„ 326. „ 1. „ 20 v. u. „ „ wünsche statt wünschet.
„ 366. „ 2. „ 12 v. u. nach „ninge“ lese man ein Comma statt des Punctes.
„ 395. „ 1. „ 15 v. u. lese man: jede statt jeder.
„ 396. „ 2. „ 7 v. o. ich zu lesen: Saure statt Schup.

Seite 121—126. Fragmente einer Tragödie blau Seite 126 hinter Kündlers Apotheose abzudrucken werden sollen, um den Schluß der geretteten Stücke zu machen.

Goethe's

poetische und prosaische Werke.

Zweiter Band.

2

1A G

Goethe's

poetische und prosaische Werke

in

Zwei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

BIBLIO
DU
MONA

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußte es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Goethe's

poetiſche und proſaiſche Werke.

Des Zweiten Bandes

Erſte Abtheilung.

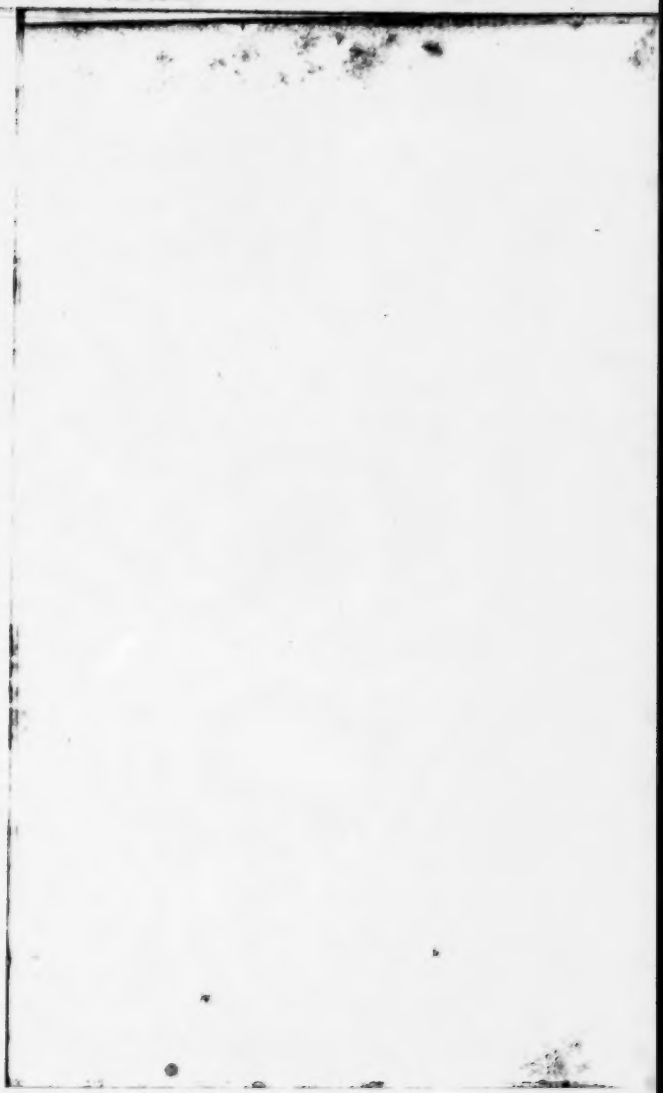

Verzeichniſs des Inhalts.

Die blosse Jahrszahl deutet die Zeit der Entstehung, die mit abd. die Zeit der öffentlichen Erscheinung an; die mit * bezeichneten sind zuvor nicht gedruckt, zuvor zum ersten Mal in die gesammelten Werke aufgenommen.

Seite.

Romane und Novellen.

Leiden des jungen Werthers. 1774 und vervollständigt im Decbr. 1782. 1

Die Wahlverwandtschaften. 1809. 40

Wilhelm Meisters Lehrjahre. 1780—1795. . . 120

Wilhelm Meisters Wanderjahre. 1807—1829. . 311

* Reise der Söhne Megaprazons. 1792. . . . 445

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. 1795 bis 1795. 451

Die guten Weiber. 1800. 488

Novelle. 1827. 496

Winckelmann und Hackert.

Winckelmann. 1805. 503

Philipp Hackert. 1811. 515

Ueber Kunstwerke und theoretische Gegenstände der Kunst.

Von Deutscher Baukunst. 1773. 534

Verschiedenes über Kunst. (I. Dramatische Form. II. Nach Falconet und über Falconet. III. Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe.) 1773 und 1775. 537

Zur Theorie der bildenden Künste. abd. 1788. . 539

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil. abd. 1789. 561

Einleitung in die Propyläen. 1798. 562

Ueber Laokoon. 1797. 568

Seite.

Der Sammler und die Seinigen. 1799. . . . 573

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. abd. 1798. 589

Philostrats Gemälde. abd. 1818, 1820 u. 1832. 591

Kunst und modern. abd. 1818. 608

Künstlerische Behandlung landschaftl. Gegenstände. abd. 1832. 611

Anerbot als Dichter. 1815. 613

Abendmahl von Leonard da Vinci. 1817—1818. 615

Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna. abd. 1823. 625

Aeltere Gemälde, Venedig 1791. 628

Materie und Humor. abd. 1817. 631

Verschiedenes Einzelne. abd. 1832. 631

Apparitionen. Freunden und Gegnern zur Beherzigung. bgl. 632

Zu malende Gegenstände. bgl. 634

Vortheile, die ein junger Maler haben könnte. 1797. 635

Neugmittel in der bildenden Kunst. abd. 1832. . 635

Morens Kab. 1812. 635

Aufforderung an den modernen Bildhauer. abd. 1817. 638

Christus, nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Frauen, den Bildhauern vorgeschlagen. 1830. 639

Verein der deutschen Bildhauer. 1817. . . . 641

Denkmale. abd. 1832. 642

Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen. bgl. 643

Jungen Künstlern empfohlen. bgl. 644

MÜNCHEN

Leiden des jungen Werthers.

Erstes Buch.

Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt, und lege es euch vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale eure Thränen nicht versagen.

Und du, gute Seele, die du einen den Drang fühlst, wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund seyn, wenn du aus Gedrängniß oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst!

Am 4. Mai.

Bin froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen! Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich ungertrennlich war, und froh zu seyn! Ich weiß, du verzeihst mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, daß eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergetzt? hab' ich nicht — O was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verspreche dir's, ich will mich bessern, will nicht mehr ein bischen Uebel, das uns das Schicksal vorlegt, wiederkäuen wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen seyn. Gewiß du hast Recht, Bester, der Schmerzen wären minder unter den Menschen, wenn sie nicht — Gott weiß, warum sie so gemacht sind! — mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft sich bemächtigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu tragen.

Du bist so gut, meiner Mutter zu sagen, daß ich ihr Geschäft bestens betreiben, und ihr ehstens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante gesprochen, und bei weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie ist eine muntere heftige Frau von dem besten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beschwerden über den zurückgehaltenen Erbschaftsantheil; sie sagte mir ihre Gründe, Ursachen und die Bedingungen, unter welchen sie bereit wäre alles herauß zu geben, und mehr als wir verlangten — kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben. Sage meiner Mutter es werde alles gut gehen, ich bin daß, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzteren gewiß seltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herum schweben, und alle seine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen ringsumher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M*** seinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannigfaltigkeit sich kreuzen, und die lieblichsten Thäler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war, und auch meines ist. Bald werde ich Herr vom Garten seyn; der Gärtner ist mir zugethan, nur seit den paar Tagen, und er wird sich nicht übel dabei befinden.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen der uns nach seinem Bilde schuf, das Weben des Allliebenden der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; dann öfne

ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die eben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat alles so was anziehendes, was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft an mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommerstagswanderung sich an den Brunnen kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. Mai.

Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? — Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein; braust dieses Herz doch genug aus sich selbst: ich bedarf Singvögelgesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Ihn oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe: denn so ungleich, so unstät wird du nimmer gehen, als dieses Herz. Lieber! braust' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind, jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter; es giebt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Orts kennen mich schon, und lieben mich, besonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dies und das, glaubten einige ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich mobl gar grob ab. Das tues mich das nicht verdrießen; nur stärkte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebt's Prächtlinge und böse Spaßvögel, die sich herab zu lassen scheinen um ihren Ueberwurf dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind, noch seyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom so genannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respect zu erhalten, eben so tadelhaft ist als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienstmädchen, das ihre Gefäß auf die unterste Tieppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kameraden kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich hinunter, und sah sie an. Gerd ich ihr helfen. Jungfer? sagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! sagte sie. — Ohne Umstände. — Sie legte ihren Ringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

Den 17. Mai.

Ich habe allerley Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anziehendes für die Menschen haben muß: es mögen mir ihrer so viele und dängen sich an mich, und da thut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragst, wie die Leute hier sind? muß ich dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben und das wenige, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine recht gute Art Leute: Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig bestellten Tisch mit aller Offenheit und Treuherzigkeit sich herum zu finden, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich: nur muß mir nicht einfallen daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen die alle ungenützt verwelken, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das arme Herz so ein. — Und doch, mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser einem.

Ach, daß die Freunden meiner Jugend dahin sind! ach, daß ich sie gekannt habe! — Ich würde sagen, du bist ein Thor, du suchst was dir unmöglich nicht zu finden ist. Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu seyn als ich war, weil ich alles war was ich zu seyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele unentwickelt? konnte' ich nicht vor dir das ganze wundervolle Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modifikationen alle von Art alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Vor ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher auf Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen B... an, einen offnen Jungen, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Akademien, dünkt sich eben nicht weise, aber glaubt doch er wisse mehr als andere. Man sah er fleißig, wie ich an allerley sehe; kurz, er hat hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel gezeichnet und Griechisch könnte (zwei Meteore hier zu Lande,

wandte er sich an mich, und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Mendelssohn, und versicherte mich er habe Sulzers Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen und besitze ein Manuscript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut seyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürstlichen Amtmann, einen offenen treuherzigen Menschen. Man sagt, es soll eine Seelenfreude seyn, ihn unter seinen Kindern zu sehen, deren er neun hat; besonders macht man viel Wesens von seiner ältesten Tochter. Er hat mich zu sich gebeten, und ich will ihn ehster Tage besuchen. Er wohnt auf einem fürstlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er nach dem Tode seiner Frau zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthause zu weh that.

Sonst sind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen an denen alles unausstehlich ist, am unerträglichsten ihre Freundschaftsbezeigungen.

Leb wohl! der Brief wird dir recht seyn, er ist ganz historisch.

Am 12. Mai.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrte Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wissen woher sie kommen, und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Bisquit und Kuchen und Butterreiser regiert werden: das will niemand gern glauben und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich gestehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf sagen möchtest, daß diejenigen die glücklichsten sind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, ausund anziehen, und mit großem Respect um die Schublade unsrer Mutter schleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein gasperlen hat, und wenn sie das gewünschte endlich erbasen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem der so seyn kann! Wer aber in seiner Demuth erkennt wo das alles hinaus läuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessirt sind das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen; — so der ist still, und bildet auch seine Welt aus sich selbst, und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkte er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

Am 26. Mai.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen, und da mit aller Einschränkung zu hausen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim* nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf herauf geht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. Es vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und lese meinen Homer. Das erste Mal, als ich durch einen Zufall, an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjährigs, wo ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herum schaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick: ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunenthor und einige zerbrochne Wagenräder bei, alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohl geordnete, sehr interessante Zeichnung ververtigt hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzu zu thun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeschmacktes und schlechtes hervorbringen, wie einer der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sag' du, das ist zu hart: sie schränkt

* Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier angenannten Orte zu suchen; auch hat sich genöthigt gesehen, die im Originale vorkommenden wahren Namen zu verändern.

nur ein, beschneidet die gelben Reben ꝛc. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichniß geben? Es ist damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte an sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken daß er sich ganz ihr hingiebt. Und da kömmt ein Prälatier, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Junger junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben: Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet eure Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Mensch, so giebt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen ihn in ein Collegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluthen bereit brauset, und eure staunende Seele erschüttert? — Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihr Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich sehe, in Verzückung, Gleichnisse und Declamation verfallen, und habe darüber vergessen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden ist. Ich saß ganz in malerische Empfindung vertieft, die der mein geistiges Blatt sehr zerstückt hatte, auf meinem Pflug wohl zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die sich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philips, du bist recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin, und fragte sie, ob sie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem sie dem ältesten einen halben Weck gab, nahm sie das kleine auf, und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, sagte sie, meinem Philips das Kleine zu halten gegeben, und dm mit meinem Aeltesten in die Stadt gegangen, um Weißbrot zu holen, und Zucker, und ein irden Brenpfännchen. — Ich sah das alles in dem Korbe, deßen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hans (das war der Name des Jüngsten) ein Süppchen kochen zum Abende; der lose Vogel, der gross, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philipsen um die Scherbe des Breis zankte. — Ich fragte nach dem Aeltesten, und sie hatte mir kaum gesagt daß er sich auf der Wiese mit einem Paar Gänsen herum jage, als er geschwungen kam, und dem zweiten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr daß sie des Schulmeisters Tochter sey, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. — Sie hatten ihn drum betrügen wollen, sagte sie, und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet; da ist er selbst hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! ich höre nichts von ihm. — Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch fürs künftige gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir von einander.

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr dalten wollen, so ändert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseyns dingebt, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Coffee trinke, und theilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausdrücken des Begehrens, wenn mehre Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen; sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. Mai.

Was ich dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das vortreffliche erkenne, und es auszusprechen wage. und das ist freilich mit wenigem viel gesagt. Ich habe heute eine Scene gehabt, die rein abgeschrieben die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer gedestellt seyn, wenn wir Ihrt an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist du wieder übel betrogen; es ist nichts, als ein Bauernmädchen, der mich zu dieser lebhaften Theilnehmung hingerissen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, schlecht erzählen, und du wirst mich, wie gewöhnlich, denken, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Caffee zu trinken. Weil sie mir nicht ganz anstand, so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauersbursch kam aus einem benachbarten Hause, und beschäftigte sich an dem Tische, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen, wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Wittwe in Diensten sey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so vieles von ihr, und lobte sie dermaßlaß, daß ich bald merken konnte, er sey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie sey nicht mehr jung, sagte er, sie sey von ihrem ersten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie sehr sie wünschte, daß sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja.

Blinde Kuh.

O liebliche Thereſe!
Warum ſeh' ich ſo böſe
Mit offnen Augen dich?
Die Augen feſt verbunden,
Haſt du mich gleich gefunden,
Und warum fingſt du eben — mich?

Du faßteſt mich auf's beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte,
Ich ſank in deinen Schooß.
Kaum warſt du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle feppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben;
So geh' ich ſtets im Trüben,
Wie mit verbundnen Augen hin.

ich müßte die Gabe des größten Dichters beſitzen, um dir zugleich den Ausdruck ſeiner Geberden, die Harmonie ſeiner Stimme, das himmliſche Feuer ſeiner Blicke lebendig darſtellen zu können. Nein, es ſprechen keine Worte die Zartheit aus, die in ſeinem ganzen Weſen und Ausdruck war; es iſt alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Beſonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über ſein Verhältniß zu ihr unglaublich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Geſtalt, von ihrem Körper ſprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltſam an ſich zog und feſſelte, kann ich mir nur in meiner innerſten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heilige ſchauliche Verlangen nicht in dieſer Reinheit geſehen, ja wohl kann ich ſagen, in dieſer Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir ſage, daß bei der Erinnerung dieſer Unſchuld und Wahrheit mir die innerſte Seele glüht, und daß mich das Bild dieſer Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie ſelbſt davon entzündet, lechze und ſchmachte.

Ich will nun ſuchen, auch ſie ehſtens zu ſehen, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es iſt beſſer, ich ſehe ſie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eignen Augen nicht ſo, wie ſie jetzt vor mir ſteht, und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht ſchreibe? — Fragſt du das, und biſt doch auch der Gelehrten einer? Du ſollteſt raten, daß ich mich wohl befinde, und zwar — kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! — Pfui! das ſagt jeder von der ſeinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt; genug ſie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bei ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles ganztaubes Gewäſch, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtractionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein andermal — nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Nur! ich's jetzt nicht, ſo geſchäh' es niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreimal im Begriffe die Feder nieder zu legen, mein Pferd ſatteln zu laſſen, und hinaus zu reiten. Und doch ſchwur ich mir heute früh, nicht hinauszureiten, und gehe doch alle Augenblick ans Fenſter, zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht. —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrod in Nacht eſſen, und dir ſchreiben. Welch eine Wonne daß für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt du am Ende ſo klug ſeyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen mit Detail zu geben.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S... habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedelei, oder vielmehr in ſeinem kleinen Fürſtenrechte zu beſuchen. Ich vernachläſſigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerin und einer Base nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S... mitnehmen ſollte. — Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterin, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen Sie ſich in Acht, verſetzte die Base, daß Sie ſich nicht verlieben! — Wie ſo? ſagte ich — Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der wegzureiſen iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, weil ſein Vater geſtorben iſt, und ſich um eine anſehnliche Verlaſſung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war ſehr ſchwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Beſorgniß wegen eines Gewitters, daß ſich in weißaranen dumpfigten Wölkchen rings am Horizonte zuſammenzuziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir ſelbſt auch ahnen anfing, unſere Luſtpartei würde einen Stoß leiden.

Ich war aufgeſtiegen, und eine Magd, die ans Thor kam, bat mich einen Augenblick zu verziehen. Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgeſtiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. Im dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt angelegt hatte. — Sie hielt ein ſchwarzes Brot, und ſchnitt ihren Kleinen rings herum jedem ſein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rufte ſo ungeſtümlich ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrote vergnügt entweder wegſprang, oder nach ſeinem ſtillern Charakter gelaſſen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. — Ich bitte um Verzeihung, ſagte ſie, daß ich Sie bereits bemühe, und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerlei Beſtellungen für's Haus in meiner Abweſenheit habe ich vergeſſen meinen Kindern ihr Vesperbrot zu geben, und ſie wollen von Niemanden Brot geſchnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit mich von der Ueberraſchung zu erholen, als ſie in die Stube

lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thüre herauskam, und sagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet seines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küssen. — Vetter? sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth sey, mit Ihnen verwandt zu seyn? — O, sagte sie mit einem leichtfertigen Lächeln: unsere Vetterschaft ist sehr ausgedehnt, und es wäre mir leid, wenn Sie der schlimmste darunter seyn sollten. — Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr elf Jahren, den Auftrag wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause käme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber, von ungefähr sechs Jahren, sagte: du bist's doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber. — Die zwei ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert, und auf mein Bitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht festzuhalten.

Wir hatten uns kaum zurechtgesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommet, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutscher halten, und ihre Brüder herabspringen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von sechzehn Jahren eigen seyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Lebhaftigkeit that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte? Nein, sagte Lotte, es gefällt mir nicht; Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht besser. — Ich erstaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären? und sie mir antwortete: * — Ich fand so viel Charakter in allem, was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sie nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte daß ich sie verstand.

Wie ich jünger war, sagte sie, liebte ich nichts so sehr, als Romane. Mein Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags in ein Eckchen setzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich leugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack seyn. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen dürftiges Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit: denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landpriester von Wakefield, vom * — reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als sähen sie nicht da, dagesessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Mädchen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Gespräch fiel auch herauf auf den Tanz. Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist, sagte Lotte, so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Clavier einen Contretanz vortrommle, so ist alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in dem herrlichen Sinne ihrer Rede ganz verlohren, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte! — kurzum daß es eine Vorstellung, weil du mich kennst. Kurz, ich stieg auf den Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause stille hielten, und war so in Träumen rings in der himmlischen Welt verloren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegen schallte.

Die zwei Herren Amtmann, und ein gewisser N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Base und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bewächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das mennige hinauf.

Wir schlangen und im Menuett um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht hauskommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, macht du fühlen. Tanzen muß man sie sehen! Siehst du, sie ist so ganz mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, so sorglos, so unerzwungen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß verwindet alles andre vor ihr.

Ich bat sie um den zweiten Contretanz; sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern Deutsch tanze. Es ist hier so Mode, fuhr sie fort, daß jedes Paar, das zusammengehört, beim Deutschen zusammenlangt, und mein Ehepaar walzt scheuder, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein seyn wollen fürs Deutsche, so geben Sie, und bitten sich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer

* Man sehe sich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um Niemand Gelegenheit zu einiger Beschwerde zu geben. Obschon im Grunde jedem Leser wenig an dem Urtheile eines einzelnen Menschen, und eines jungen, unleren Menschen gelegen seyn kann.

* Man hat auch hier die Namen einiger patriotischen Autoren weggelassen. Wer Theil an jenem Bestalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und somit braucht es Niemand zu wissen.

Dame geben. — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte.

Nun ging's an, und wir ergötzten uns eine Weile an mannigfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Fügsamkeit bewegte sie sich! und da wir nun gar auf Walzer kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freilich anfangs, weil's die wenigsten können, ein bischen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen sie austoben; und als die unsrigen sämtlichen den Plan gerädert hatten, fielen wir ein, und spielten mit noch einem Paare, mit Anstand und seiner Tänzerin wieder aus. Nie ist mir's so leicht vom Tiefe gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das lieberwühlendste Geschlecht in den Armen zu haben, und mit der Bewegungsschnelle wie Wetter, daß alles rund um mir verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu sein, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen das ich tiefer, auf das ich Anspruche hätte, mir nie mit einem Andern walzen sollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verstehst mich.

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch Kostbaren waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnitzchen, das sie einer unbeschreiblichen Nascherin ebenbaler zutheilte, ein Dolch durch's Herz ging.

Beim dritten Englischen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, daß mir's von wahrem Aufentzücken dem offenbaren reinsten Vergnügens war, kennen wir an eine Frau, die mit wegen ihrer liebenswürdigsten Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, bebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

Wer ist Albert, sagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermessenheit ist zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns scheiden mußten, um die große Kette zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu sehen, als wir so vor einander vorbeiflogen. — Was soll ich's Ihnen leugnen, sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot, Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin. — Nun war mir das nichts neues denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt, und war mir doch so ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, verjagte mich, und kam zwischen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Fassen dazu nöthig war, um es schnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehen, und die ich immer für Wetterleuchten angesehen hatte, viel stärker zu werden anfingen, und der Donner die Musik überstimmte. Drei Frauenzimmer fielen auf der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht, als sonst, theils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unsere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet sind, und also desto schneller einen Eindruck annehmen. Diesen Ursachen muß ich die wunderbaren Grimassen zuschreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen sah. Die Klügste setzte sich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenster, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg ihr Knie in der ersten Scheu. Eine dritte schob sich zwischen beide hinein, und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Thränen. Einige wollten nach Hause; andere, die noch weniger wußten was sie thaten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Keckheiten unserer jungen Schinder zu steuern, die sehr beschäftigt zu sein schienen, alle die ängstlichen Gebete, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Betrübten wegzufangen. Einige unserer Herren hatten sich hinab begeben, um ein Plätzchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Gesellschaft schlug es nicht auf, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Lüften und Verdünge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu stellen, und, als sich die Gesellschaft auf ihre Sitze gesetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich sah Manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Maulchen spitzte und seine Glieder rekte. — Wir spielen Zählens, sagte sie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreise herum von der Rechten zur Linken, und so zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer stockt, oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis tausend. — Nun war das lustig anzusehen. Sie ging mit ausgestrecktem Arm im Kreis herum, Eins, fing der Erste an, der Nachbar zwei, drei der folgende, und so fort. Dann fing sie an, geschwinder zu gehen, immer geschwinder, da verfah's einer, patsch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patsch! und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwei Maulschellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seyen, als sie sie den übrigen zumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geschwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander bei Seite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie; über die Ohrfeigen haben sie Wetter und alles vergessen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr sie fort, eine der furchtsamsten, und indem ich mich beherzt stellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten ans Fenster. Es donnerte abscheulich, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickende Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verlor mich in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich leugn's nicht, ich neigte mich auf ihre Hand, und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen, und sah nach ihrem Auge wieder — Engel! betet du

keine Verabredung in diesem Dinge gelebten, und möchte so mann deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören.

Am 17. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich der hätte verschwatzen können, statt zu schreiben, ich doch vielleicht bis an den Morgen aufgeblieben hätte.

Gleich auf unserer Herreinfahrt vom Balle gestehen ist, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichste Sonnenaufgang! Der überreiche Wald, und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie sein wollte? ihretwegen sollt' ich unbesümmert sein. — So lange ich diese Augen offen sehe, sagte ich, und ich sie fest an, so lange hab' ich keine Gefahr. Und wir haben beide aufgehalten, bis an ihr Thor. da ihr die Magd leise aufmachte, und auf ihr Fragen versicherte, daß Vater und Kleine wohl seyen, und alle noch schliefen. Da verließ ich sie mit der Bitte: alle noch schlafen Tage noch sehen zu dürfen. Sie gestand sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen. sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen, und seit der Zeit scheinen Sonne, Mond und Sterne gemächlig ihre Wirthschaft treiben, ich weiß weder daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart; und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens, nicht genossen habe. — Du kennst mein Wahlheim; dort bin ich völlig etabliert, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort rhat' ich mich selbst, und alles Glück floß den Menschen gegeben ist.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zweck meiner Spazierritte wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Hügelland, aus dem alle meine Thäuler einsichtlich, auf meinem weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es ist wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könnt' du dich in seine Schatten mischen! Dort könnt' du die Felsen der Berge! — Am könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander gelehnten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, und mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls auszufüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hingehen, wenn das Dort zum Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

So sehnt sich der unruhigste Pilgersmann zurück wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgang hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abhülse, und bagrisiosen in meinem Homer lese; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausschelle, Eyerchen ans Feuer stelle, zudecke, und mich dann dazu setze, ein mannsmal anzuschicken: da thut' ich so leydlich, wie die übermüthigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllt, als die Idee patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krautbaret auf seinem Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den sonnen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachsthum seine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 22. Junius.

Vorgestern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich sie kitzelte, und ein großes Geschrei mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine sehr dogmatische Drathpuppe ist, unterm Nasen seine Manschetten in Falten legt, und einem Frauszimmer ohne Busen verzuppert, fand dieß unter der Würde eines geschickten Menschen; daß merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in meinen Thun, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln, und bauta den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten. Nun ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: daß Amtmanns Kinder wären so schon um gezogen genug, der Werther verderbe sie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor, und Lebensfreude, über die Gefahren der Welt hinaus leichtigkeit, erblicke, alles in unverdorbenen, so ganz — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eins von diesen! Und nun, mein Bester, die wir unseres Gleichen sind, die wir als unsern Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheidter! — Guter Gott

vom deinem Hummel! alte Kinder sieht du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das sehn dein Sohn schon lange verstündigt. Aber sie glauben an ihn, und hören ihn nicht. – Das ist auch was alles – und bilden ihre Kinder nach sich, und – Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter raisonniren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken seyn muß, fühl' ich an meinem eignen armen Herzen, das öder dran ist. als mancher, das auf dem Siechbette vergebens schmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtschaffnen Frau zubringen, die sich nach der Aussage der Aerzte ihrem Ende naht, und in diesen letzten Auswehen Lotten um sich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu besuchen, ein Dörfchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schwester mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, sah der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthüre, und da er Lotten sah, ward er wie neu belebt, vergaß seinen Knotenstock, und wankte sich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, sich niederzusetzen, indem sie sich zu ihm setzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte seinen artigen schmutzigen fünfjahrigen Buben, das Ebenbild seines Alters. Du hättest sie sehen sollen, wie sie den Alten bemeisterte, wie sie ihre Stimme erhob, um seinen halb tauben Ohren verständlich zu werden, wie sie ihm von jungen robusten Leuten erzählte, die unvermuthet gestorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie sie seinen Entschluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie sie fand, daß er viel besser aussähe, viel munterer sey als das letzte Mal da sie ihn gesehen. – Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. – Den alten, sagte er, wissen wir nicht, wer den gesetzt hat: einige sagen dieser, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's deßwegs nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Bäcken und Brüder, da ich vor sieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten Mal hier in den Hof kam. – Lotte fragte nach seiner Tochter: es hieß, sie sey mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in seiner Erzählung fort: wie sein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dann, und wie er erst sein Vikar, und dann sein Nachfolger geworden. Die Geschichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem sogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam; sie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß sagen, sie gefiel mir nicht übel: eine rasche, wohl gewachsne Brünette, die einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als solchen stellte sich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch stiller Mensch, der sich nicht in unsere Gespräche mischen wollte, ob ihn gleich Lotte immer dazu bereinzog. Was mich am meisten verdroß, war, daß ich an seinen Gesichtszügen zu bemerken glaubte, es sey mehr Eigensinn und übler Humor, als Einschränktheit des Verstandes, der ihn sich mitzutheilen hinderte. In der Folge war dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angesicht, das ohnedieß von einer bräunlichen Farbe war, so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war daß Lotte mich beim Aermel zupfte, und mir zu verstehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig getroan. Nun verdrießt mich nichts mehr als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da sie am öftern den für alle Freuden sorgen könnten, einander die paar guten Tage mit Frauen verderben, und nun erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten, und an einem Tische Milch aßen, und das Gespräch auf Freude und Leid der Welt sich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menschen bedauern uns oft, fing ich an, daß der guten Tage so wenig sind, und der schlimmen so viel, und, wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. – Wir haben aber unser Gemüth nicht in unserer Gewalt, versetzte die Pfarrerin, wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl ist, ist's einem überall nicht recht. – Ich gestand ihr das ein. Wir wollen es also, fuhr ich fort, als eine Krankheit ansehen, und fragen, ob dafür kein Mittel ist? – Das läßt sich hören, sagte Lotte: ich glaube wenigstens daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas ärgert, und mich verdrießlich machen will, spring' ich auf, und sing' ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich ist's weg. – Das war's, was ich sagen wollte, versetzte ich; es ist mit der bösen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war sehr aufmerksam, und der junge Mensch wandte mir ein: das man nicht Herr über sich selbst sey, und am wenigsten über seine Empfindungen gebieten könne. — Es ist hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, versetzte ich, die doch jedermann gerne los ist; und niemand weiß, wie weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat. Gewiß, wer krank ist, wird bei allen Aerzten herum fragen, und die größten Resignationen, die bittersten Arzneien, wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte sein Gesicht verdrehte, um an unserm Discurse Theil zu nehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen so viele Laster, sagte ich; ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle gearbeitet hätte. * — Das müßten

* Wir haben nun von Lavaters eine treffliche Predigt darüber, unter denen über das Buch Jonas.

die Stadtpfarrer thun, sagte er, die Bauern haben keinen bösen Hummer; doch könnte es auch zuweilen nicht schaden, es wäre eine Lection für seine Frau wenigstens, und für den Herrn Amtmann. Die Gesellschaft lachte, und er verlohr mit, bis er in einen Husten verfiel der unsern Diskurs eine Zeitlang unterbrach; darauf denn der junge Mensch wieder das Wort nahm: Sie nannten den bösen Humor ein Laster; mich däucht, das ist übertrieben. — Mir nachten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das leider! Herz sich manchmal gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der über Laune ist, und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören? Oder, ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgeweckt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich. — Lotte schwebte mich an, da sie die Bewegung sah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge spornte mich fortzufahren. — Wehe denen, sagte ich, die sich die Gewalt darüber nehmen, die über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben die aus ihm selbst hervorkommen. Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt, ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine meistens Unbeständigkeit unsers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblicke; die Erinnerung so mancher Vergangenen drängte sich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer sich dad nur täglich sagte, rief ich aus, du vermagst nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen, und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießest, vermagst du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigenden Leidenschaft graudit, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, banasie Krankheit kann über das Geliebte verhängt, das du in schwachen Tagen unterstaben hast, und sie nun da liegt in dem erschöpftesten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne zuwerfelt, und du vor dem Bette stehst wie ein Verbammter, in dem innigsten Gefühl daß du nichts vermagst mit deinem ganzen Vermögen, und die Angst dich inwendig krampft, daß du alles daragben möchtest, dem untergehenden Geliebte einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer solchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei diesen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verlies die Gesellschaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir selbst. Und wie sie mich auf dem Wege schalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich schonen sollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie ist immer um ihre sterbende Freundin, und ist immer dieselbe, immer das gegensatzreiche, beste Geschöpf, das, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging gestern Abend mit Mariannen und dem kleinen Malchen spazieren; ich wußte es und traf sie an, und wir gingen zusammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir so werth, und nun tausendmal werther ist. Lotte setzte sich aufs Mauerchen, wir standen vor ihr. Ich sah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz so allein war, setzte mir der vor mir auf. Lieber Brunnen, sagte ich, seit der dab' ich nicht mehr an deiner Kühle ausgeruht, dab' in eilendem Vorübergehen dich manchmal nicht angesehen. — Ich blickte hinab, und sah, das Malchen mit einem Glase Wasser sehr bedächtig heraufsteigen. — Ich sah Lotten an, und fühlte alles was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glase. Marianne wollt' es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem süßesten Ausdruck, nein, Lottchen, du sollst zuerst trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit sie das ausdrief, so entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es so fest, daß sogleich zu schreien und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, sagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen, fuhr sie fort, indem sie es bei der Hand nahm, und die Stufen hinab führte, da wasche dich auf der frischen Quelle, geschwind, geschwind, da wird's gut. — Wie ich so da stand, und sahe, mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte sagte, es ist genug, und das Kind doch immer eifriger fortwusch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. — Ich sage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respect nie einer Taufhandlung beigewohnt — und als Lotte herauf kam, hätte ich mich vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Sünden einer Nation wegabwäscht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschenkenntniß zutraute, weil er Verstand hat; aber wie kam ich an! Er sagte, das sey sehr übel von Lotten gewesen; man solle den Kindern nichts weis machen; denselben gehe so unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müsse. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen lassen, drum sich ich's ihnen gehen, und blieb in meinem Herzen der Meinung getreu: Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so dinsingehen läßt.

Den 8. Julius.

Was man ein Kind ist! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind ist! — Wir waren noch Malchens gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unserer Spaziergänge glaubte ich in Lottens schwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's! du sollst sie sehen, diese Augen! — Daß ich ganz bin, denn die Augen sollen mir zu vor Schlaf. sehe, die Frauenzimmer fuhren

ein, da standen um die Kutsche der junge W... Geistlade und Ambrun und ich. Da ward auf dem Schlage gepläubert mit den Kerlchen, die freilich leicht und tüchtig genug waren. — Ich suchte Lottens Augen; ach sie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf sie re- flektirt da stand, fielen sie nicht! — Mein Herz sagte ihr tausend Adieu! Und sie sah mich nicht! Die Kutsche fuhr vorbei, und eine Thräne stand mir im Auge. Ich sah ihr nach, und sah Lottens Kopfzeug sich zum Schlage heraus lehnen, und sie wandte sich um zu sehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieser Ungewißheit schwebe ich; das ist mein Trost: Vielleicht hat sie sich nach mir umgesehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 23. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Gesellschaft von ihr gesprochen wird, sollteſt du sehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort hasse ich auf den Tod. Was muß das für ein Mensch seyn, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinnen, alle Empfin- dungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Ossian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... ist sehr schlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich sehe sie selten bei meiner Freunden, und heute hat sie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M... ist ein geiziger, rangiger Fil, der seine Frau im Leben was rechts gelagt und eingeschränkt hat; doch hat sich die Frau immer durchzuhelfen ge- wußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgesprochen hatte, ließ sie ihren Mann kom- men (Lotte war im Zimmer), und redete ihn also an: Ich muß dir eine Sache gestehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, so ordentlich und sparsam als möglich; allein du wirst mir verzeihen, daß ich dich diese dreißig Jahre hintergangen habe. Du bestimmtest im Anfange unserer Heirath ein Geringes für die Bestreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unsere Haushaltung stärker wurde, unser Gewerbe größer, ward du nicht zu bewegen, dein Wochen- geld nach dem Verhältnisse zu vermehren; kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da sie am ärgsten war, verlangtest, ich solle mit sieben Gulden die Woche auskommen. Die habe ich denn ohne Wider- rede angenommen, und mir den Ueberschuß wöchent- lich aus der Losung gehoben, da niemand vermuthete, daß die Frau die Casse bestehlen würde. Ich habe nichts verschwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getrost der Gewißheit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hauswesen zu führen hat, sich nicht zu helfen wissen würde, und du doch immer darauf bestehen könntest, deine erste Frau sey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die ungastliche Verblendung des Menschensinns, daß einer nicht angewohnen soll, dahinter müsse was anders stecken, wenn einer mit sieben Gulden durchreicht, wo man den Aufwand um zweimal so viel sieht. Hier ich habe selbst Leute gekannt, die drei Prophesten erz- dert Dekrätzlein ohne Verwunderung in ihrem Hause angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betriege mich nicht: In ihr lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schicksal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir selbst werde, wie ich — dir darf ich's wohl sagen, du hast Sinn für so etwas — wie ich mich selbst an- bete, seitdem sie mich liebt!

Da das Vermessendste ist, oder Gefühl des wahren Verhältnisses? — Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürch- tete; und doch — wenn sie von ihrem Bräutigam spricht, mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihm spricht — da ist mir wie einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's so schwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unschuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die mei- nige legt, und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Athem ihres Mun- des meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu versinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich jemals unterstehe, diesen Himmel, dieses Vertrauen — Du verstehst mich. Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug! — Und ist das nicht Verderben?

Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie wie mir ist, wenn ich bei ihr bin; es ist, als wenn die Seele sich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melo- die, die sie auf dem Clavier spielet mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Lieblied, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich. Wie mich der einfache Gesang angreift! Und wie sie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte! Die Ferne und Finsterniß meiner Seele zerstreut sich, und ich athme wieder freier.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! Kaum drinnst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an deine weiße Wand: Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergaukelnde Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davor stehen, und uns über die Wun- dererscheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermuthete Gesellschaft hielt mich ab. Was war zu thun? ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude

ich ihn wieder sah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Man erzählt von dem Bononischen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Burschen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf seinem Gesichte, seinen Backen, seinen Rockaufschlägen, und dem Kragen am Stürmut geruht hatten, machte mir das alles so heilig, so werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tausend Thaler gegeben. Es war mir so wohl in seiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du darüber lachest, Wilhelm, sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?

Am 19. Julius.

Ich werde sie sehen! ruf' ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegen blicke; ich werde sie sehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Gesandten nach *** gehen soll. Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, sagst du; das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen pähle, oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist, sich um Geld, oder Ehre, oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir sagen, daß seither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Ton hätte, oder Wachs, so wollte ich's wohl herausdrücken. Ich werde auch Ton nehmen, wenn's länger währt, und fasten, und sollten's Kuchen werden.

Lottens Portrait habe ich dreimal angefangen, und habe mich dreimal prostituirt; daß mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir genügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles besorgen und bestellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht viel. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir schreiben. Heute führte ich es schnell nach der Lippe, und die Zähne knirschten mir.

Am 24. Julius.

Ich habe mir schon manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Versuchung, und versprech mir heilig: morgen weißt du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und ehe ich mich's versehe, bin ich bei ihr. Entweder sie hat des Abends gesagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder sie giebt mir einen Auftrag, und ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen; oder der Tag ist gar zu schön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmosphäre — Zack! sie bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetisiren; die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks herauf, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den über einander stürzenden Brettern.

Am 30. Julius.

Albert ist angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beste, der edelste Mensch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu stellen bereit wäre, so wär's unerträglich, ihn vor meinen Augesicht im Besitz so vieler Vollkommenheiten zu sehen. — Besitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam ist da! Ein braver lieber Mann, dem man gut seyn muß. Glücklicher Weise war ich nicht beim Empfange! Das hätte mir das Herz zerrissen. Auch ist er so ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal gestäßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Respects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das ist Lottens Werk mehr, als seiner eigenen Empfindung; denn darin sind die Weiber fein, und haben Recht; wenn sie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, ist der Vortheil immer ihr, so selten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht versagen. Seine gelassene Außenseite sticht gegen die Unruhe meines Charakters sehr lebhaft ab, die sich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß was er an Lotten hat. Er scheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt, das ist die Zünde, die ich ärger hasse am Menschen, als alle andere.

Er hält mich für einen Menschen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt seinen Triumph, und er liebt sie nur desto mehr. Ob er sie nicht manchmal mit kleiner Eifersüchtelei peinigt, das lasse ich dahin gestellt seyn; wenigstens würd' ich an seinem Platze nicht ganz sicher vor diesem Teufel bleiben.

Dem sey nun wie ihm wolle! meine Freude, bei Lotten zu seyn, ist hin. Gott ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erfährt die Sache an sich. — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätensionen an sie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in so fern es möglich ist, bei so viel Liebenswürdigkeit nicht zu

begehren — und jetzt macht der Frage große Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander, und spotte derer doppelt und dreifach, die sagen können, ich sollte mich resigniren, und weiß es nun einmal nicht anders seyn könnte — Schafft mir diese Strohmänner vom Halse! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, sagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, seyne Sie nur wie der vorigen Abend. Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind. — Unter uns, ich raase die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutsch! bin ich draus, und da ist mir's immer wohl, wenn ich Sie allein finde.

Am 8. August.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf mich gemünzt, wenn ich die Menschen unerträglich schalt, die von uns Erziehung in unserm mittlern Schicksale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung seyn könntest. Und im Grunde hab du Recht. Nur eins, mein Bester! In der Welt ist es selten mit dem Entweder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweisen schattiren sich in mannigfaltig, als Haare zwischen einer Haydnis- und Stumpfnase sind.

Du wirst mir also nicht übel nehmen, wenn ich bei dem ganzen Argument einräume, und mich doch zwischen dem Entweder Oder durchzuflechten suche.

Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut: im ersten Fall suchst du durchzutreiben, suchst die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen; im anderen Fall ermannst du, und suchst einer elenden Empfindung loszuwerden, die alle deine Kräfte verzehren muß — Bester: das ist wohl gesagt, und — bald gesagt.

Und kannst du von dem Unglücklichen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit unaufhaltsam allmählich abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle durch einen Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, sich davon zu befreien?

Zwar könntest du mir mit einem verwandten Gleichnisse antworten: Wer ließe sich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen sein Leben aufs Spiel setzte? — Ja weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumtreiben. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal so einen Augenblick aufsteigenden, abschüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, daß ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so willentlich in das alles Schritt vor Schritt hineingegangen bin! Mir ist über meinen Zustand immer so klar gewesen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat.

Am 10. August.

Ich könnte das beste glückseligste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. Es fehlen Umstände vereinigen sich nicht leicht, einen Menschen Seele zu ergetzen, als die sind, in denen ich mich befinde. Ach so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu seyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kindern, wie ein Vater; und von Lotten! — das einzige ehrliche Albert, der durch seine launische Unart mein Glück stört; der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude uns zu hören, wenn wir spazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es ist in der Welt nichts Lächerlicheres erfunden worden, als diese Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer vortrefflichkeit Mutter erzählt; wie sie auf ihrem Todbette Lotten der Haus und ihre Kinder übergeben, und ihr Lotten anderstehen habe; wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten beseelt habe; wie sie in der Sorge für ihre Wirthschaft, und in dem Ernste, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, die leichter Sinn sie nie habe verlassen habe. — Ich gehe so neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, binde sie sehr sorgfältig in einen Strauß, und werfe sie in den vorüberfließenden Strom, und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich dir erwähnt habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften habe ich wenig seines Gleichen gesehen.

Am 12. August.

Gewiß, Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel. Ich habe gestern eine wunderbare Szene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Lust an, ins Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt schreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. Borge mir die Pistolen, sagte ich, zu meiner Reise. Meinetwegen, sagte er, wenn du die Mühe nehmen willst, sie zu laden; bei mir hängen sie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen unzuladen, und schlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt; wir könnten geschossen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das ist. — Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden; und der treibt mit den Mädchen, will sie erschrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los. Da der Ladstock noch drin steckt, und schnurr den Ladstock einem Mädchen just Mauk herein an der rechten Hand, und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Lies zu bedauren vorn drein, und seit der Zeit sag' ich allen Gewehr

ungeladen. Lieber Schatz, was ist Vorsicht? Die Gefahr läßt sich nicht austernen! Zwar — Nun weiß du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine Zwar; denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber so resonnirig ist der Mensch: wenn er glaubt, etwas überlegt, allgemeines, bedeutendes gesagt zu haben: so hört er hier nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache ist. Und bei diesem Anlaß kam er sehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Geberde drückte ich mir die Mündung der Pistole überm rechten Aug' an die Stirn. Pfui! sagte Albert, indem er mir die Pistole beiseite zog, was soll das? — Sie ist nicht geladen, sagte ich. — Und auch so, was soll's? versetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht seyn kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist böse! Und was will das alles heißen? Habt ihr dadurch die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen seyn.

Du wirst mir zugeben, sagte Albert, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen.

Ich zuckte die Achseln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster; aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer darf den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren niederträchtigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das ist ganz anders, versetzte Albert, weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus, Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ganz Theilnehmung so, ihr sittlichen Menschen! schmäht den Trunkenen, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen!

Das sind nun wieder von deinen Grillen, sagte Albert. Du übertreibst also, und hast wenigstens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großem Raisonnement vergleichst, da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann. Denn freilich ist es leichter zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich so aus der Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche uns entgegen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennst das Schwäche! Ich bitte dich, laß dich vom Anscheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst du das schwach heißen, wenn es endlich aufwallet, und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte aufgeregt fühlt, und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt, und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil seyn? — Albert sah mich an, und sagte: Nimm mir's nicht übel, die Beispiele, die du da giebst, scheinen bisher gar nicht zu gehören. — Es mag seyn, sagte ich; man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Gesinnungsart mancherlei an Sophismen grenze. Laß uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen zu Muthe seyn mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in so fern wir mitempfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, sobald der Übermaß ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maß seines Leidens aushalten kann? ob mag man moralisch oder körperlich seyn; und ich finde es eben so wunderbar zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es unbegreiflich wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

Paradox! sehr paradox! rief Albert aus. — Nicht so sehr, als du denkst, versetzte ich. Du nennst mir ja, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß überall ihre Kräfte verzehrt, überall so arger Verwirrung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder zurechthelfen, durch keine glückliche Revolution den verderblichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen vermag.

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinnesfreiheit beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Verstehend, daß der gesunde, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen überhaupt, verstehend, daß er ihm zurufe: Thor so wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das geringste einflößen kann.

Stirbt der Fuchs,

ſo gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bey ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Herzchen.

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Albertn war das zu allgemein gesprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor wenniger Zeit im Wasser todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. — Ein gutes Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher bestimmter Arbeit, heranwachsen war, das weiter keine Aussicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengesammelten Putz mit ihres Gleichen um die Stadt spazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feste einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Leidenschaft des verjüngten Antheils manche Stunde über den Anlas eines Nachbarn, einer bösen Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern — Deren innige Natur führt nun endlich immiere Bedürfnisse, die durch ein Sammelsurium der Männer vermehrt werden; ihre verlorne Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrift, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört nichts sieht, nichts fühlt, als um den Einzigen. Für nur lebt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vertändeen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, giebt ihr Verlangen gerade nach dem Ziele, sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Vereinigung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden geniesen, nach denen sie sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen verbreitet, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtseyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie — Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsternis um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Daseyn fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfassenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! und sag', ist das nicht auch der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

Wehe dem! der zusehen und sagen könnte: die Thörin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein Anderer für sie in Thränen verzehrt haben. — Das ist eben, als wenn einer sagte: der Thor, stirbt am Fieber: Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätten; alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch einiges ein, und unter anderm: ich hätte nur von einem einzelnen Mädchen gesprochen; wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so einseitig wäre sey, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen sein möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und daß dürfen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet, und die Gränzen der Menschheit einen drängen. Weiweder — Ein andermal davon, sagte ich, und griff noch meinem Hute. O mir war das Herz so voll, — und wir gingen auf einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich sitze an Lotten, daß sie mich ungern verliere, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heute war ich genau genommen, Lottens Clavier zu stimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendessen, das sie nun so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin, die von Hunden bedient wird. Ich lerne viel dabei, das versichre ich dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunkt erfinden muß, den ich beim zweiten Mal vergesse. Gestern sie erzählt das vorige Mal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem einzigen Seitenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihm das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskratzen und ausklügen will!

Am 18. August.

Müßte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überschüttete, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, von Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den säuselnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne munter tanzten, und ihr letzter sinkender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase erweckte; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abgewinnt, und das Gesträuch, das den dürren Sandboden hinunter wächst, mir das innere

glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie fühlte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmelts die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuser ein zusammen sichern, und sich ansiedlen, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die fast kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbetannten Oceans, wehet der Geist des Erschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Sehnsucht eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gelabet, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle verdorrevoll, so stehen die ganze Kraft seines Daseyns aufdauert, ganz! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein musst; der harmlosesste Spaziergang kostet tausend armen Würmern das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt. Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdämmre; vergebens suche ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als sässe ich neben ihr auf der Wiese, und hielte ihre Hand, und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und darüber mich ermuntere — ein Strom von Thränen dringt aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

Am 22. August.

Es ist ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müßig seyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles. Ich schwöre dir, manchmal wünschte ich, ein Tagelöhner zu seyn, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten vergraben sehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre! Schon etlichemal ist mirs so aufgefahren, ich wollte dir schreiben und dem Minister, um die Stelle bei der Gesandtschaft anzubalten, die, wie du versichert, mir nicht verlagt werden würde. Ich glaube es selbst. Der Minister liebt mich seit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich irgend einem Geschäfte widmen; und eine Stunde ist mir's auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Zahel vom Pferde einfällt, das, seiner Freiheit ungeduldig, sich Sattel und Zaum aufsegen läßt, und zu Schanden gerritten wird; — ich weiß nicht, was ich soll — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Unlust, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. August.

Es ist wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es thun. Heute ist mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen sogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich sie kennen lernte, und um die ich seither ofticirmal gebeten hatte. Es waren zwei Bändchen in Duodez dabei, der kleine Wertherische Homer, eine Ausgabe, nach der ich so oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Ernestischen nicht zu schleppen. Sieh, so kommen sie meinen Wünschen zuvor, so suchen sie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundschaft auf, die tausendmal werther sind, als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küsse diese Schleife tausendmal, und mit jedem Athemzuge schlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es ist so, und ich warre nicht, die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! wie wenige lassen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif! Und doch sind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, ungenossen verfaulen lassen?

Lebe wohl! Es ist ein herrlicher Sommer; ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstrecher, der langen Stange, und beie die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht

unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr darunter fasse.

Am 20. August.

Unglücklicher! Bist du nicht ein Thor? Betrügst du dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an sie; meine Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr gesessen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte erweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgespannt werden, mir es düster vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Mordeisenbrer, dann mein Herz in wilden Schlägen den beängsteten Sinnen Luft zu machen sucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt und Lotte mir den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand meine Betlemmung auszuweinen, — so muß ich fort, muß hinaus! und schweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen undurchsamen Busch einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durst manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde, auf einem krummgewachsenen Baum mich setze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verschaffen und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerschein hinschlummre! O Wilhelm! die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu! Ich sehe dieses Elendes kein Ende als das Grab.

Am 5. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, sie zu verlassen. Ich muß fort. Sie ist wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! nun überstehe ich alles. Ich werde sie nicht wieder sehn! O daß ich nicht an deinem Hals fliegen, dir mit tausend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Bester, die Empfindungen, die mein Herz durchdringen! Hier sitze ich und schnappe nach Luft, suche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang sind die Pferde bestellt.

Ach, sie schläft ruhig, und denkt nicht, daß sie mich nie wieder sehen wird. Ich habe mich losgerissen; bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott weiß ein Gespräch!

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachtessen mit Lotten im Garten zu seyn. Ich stand auf der Terrasse, unter den hohen Kastanienbäumen und sah der Sonne nach. Sie mir zum letzten Male über dem lieblichen Thale, über dem sanften Fluß unterging. So oft hatte ich der gestanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauspiele zugesehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unserer Bekanntschaft die wechselseitige Neigung zu diesem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig einig von den romantischsten ist, die ich von der Kunst hervorgebracht gesehen habe.

Erst hast du zwischen Kastanienbäumen die weite Aussicht — Ich ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, schon viel davon geschrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einschließen, und durch ein daran stoßendes Bosket die Allee immer düsterer wird, bis zuletzt alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum ersten Male an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnete ganz leise, was für ein Genuß das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abschiedens, des Wiedersehens erweidet, als ich sie die Terrasse heraufsteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen mit einem Schauer faßte ich ihre Hand und küßte sie. Wir waren eben heraufgetreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten mancherlei und kamen unvermerkt ins düstern Cabinete näher. Lotte trat hinein und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen; ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder; es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte und aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse vor uns erleuchtete; ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden seyn; fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; aber, Werther, sollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnen Sie? was sagen Sie?

Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder sehen! hier oder dort wieder sehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe und ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, daß ich Ihr in der

Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu seyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist, als das Alles, gepflegt und geliebt. Könntest du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige! du würdest mit dem heissesten Dank den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bittersten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batest.

Sie sagte das! o Wilhelm, wer kann wiederholen, was sie sagte! Wie kann der kalte, todte Buchstabe diese himmlische Blüthe des Geistes dar stellen! Albert fiel ihr sanft in die Rede: Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hänat sehr nach diesen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, sagte sie, ich weiß, du vergissest nicht die Abende, da wir zusammen sassen an dem kleinen runden Tischchen, wenn der Papa verreist war und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch und kamst so selten dazu, etwas zu lesen — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles? die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihm hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Thränen netzte. Lotte! der Segen Gottes ruht über dir, und der Geist deiner Mutter! — Wenn Sie ihn gekannt hätten, sagte sie, indem sie mir die Hand drückte, — sie war werth von ihnen gekannt zu seyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein gröberes, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden — und sie fuhr fort: Und diese Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging und sie zu mir sagte: Bringe mir sie herauf, und wie ich sie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aeltesten, die ohne Sinne waren, wie sie ums Bette standen, und wie sie die Hände aufhob und über sie betete, und sie küßte nach einander und sie wegschickte, und zu mir sagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du versprichst viel, meine Tochter, sagte sie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst, was das sey. Habe es für deine Geschwister und für deinen Vater, die Treue und den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um und den unerträglichen Kummer zu verbergen den er fühlte, der Mann war ganz zerrissen.

Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte jemand gehen und fragte, und forderte dich zu sich, und wie sie dich anfaß und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich seyn, zusammen glücklich seyn würden — Albert fiel ihr um den Hals und rief: wir sind es! wir werden es seyn! Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

Werther, fing sie an, und diese Frau sollte da hin seyn! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das so scharf fühlt, die sich noch lange befragten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen!

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt sie fester. Wir werden uns wiedersehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehn uns wieder — Morgen, denke ich, versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondenscheine, und warf mich auf die Erde und weinte mich aus, und sprang auf und lief auf die Terrasse hervor und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

Zweites Buch.

Am 20. October 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unwohl, und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unbold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muthes! Ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? Hab ich mich zu sondern, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein bischen leichteres Blut würde mich zum Glückseligsten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem bischen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herum schwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles schenktest, warum bliebst du nicht die Hälfte zurück und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit?

Geduld! Geduld! es wird besser werden. Denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde und sehe, was sie thun und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur getrungen sich zu erheben, baut die phantastischen Bilder der Dichtkunst gebildet, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder andere vollkommener ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben was und fehlt, scheint uns oft ein anderer

zu besitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glückseligste vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dagegen, wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fort arbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserm Schinden und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man anders gleich oder gar vorläuft.

Am 26. November 1771.

Ich fange an, mich in so fern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beste ist, daß es zu thun genug giebt; und dann, die vielerlei Menschen, die allerlei neuen Gestalten, machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht; aus dessen Umgange so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bei dem ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich sein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

Am 24. December 1771.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umständlich wie eine Base; ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Dank machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht so steht es; da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurückzugeben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch, man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich den Teufel verlieren. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außenbleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herabrasselt, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. ist noch das einzige, was mich schadlos hält. Er sagte mir neulich ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sey. Die Leute erschweren es sich und andern: denn, sagte er, man muß sich darein resigniren, wie ein Reisender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber! —

Mein Alter spürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden; ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu so Weltgeschäften sey der Graf ganz gut, er habe viele Emsigkeit zu arbeiten und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm, wie allen Vielwissern. Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: Küsste du den Stock? Aber es that bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betrügen konnte. Ich hielt ihm Stand und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich sagte, der Graf sey ein Mann, vor dem man Achtung haben müsse, wegen seines Charakters sowohl, als wegen seiner Kenntnisse. Ich habe, sagt' ich, niemand gekannt, dem es so geglückt wäre, seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten und doch diese Thätigkeit fürs gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gebirne spanische Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Detail sonnenend noch mehr Galle zu schlucken.

Und daran sind sie alle Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt und mir so viel von Activität vorgesungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die lange Weile unter dem garstigen Volke, das sich hier neben einander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur waschen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Mäschgen. Da ist ein Weib, zum Exempel, die jobermannen von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so, daß jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die sich auf das bischen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderdinge einbildet. — Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist hier auf der Nachbarschaft eine Amtsschreibers-Tochter — Sieh, ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, andere nach sich zu berechnen. Und weil ich so viel mit mir selbst zu thun habe und dieses Herz so stürmische ist — ach ich lasse gern die andern ihres Pfades gehen, wenn sie mich nur auch können gehen lassen.

Was mir am meisten weh't, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vortheile er mir selbst verschafft; nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Sonnenstrahl von Glück auf dieser Erde geniessen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B.... kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viel Natur mitten in den steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserm Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubniß, sie bei sich besuchen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freundlichkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier und wohnt bei einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeugte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder als einer halben Stunde, hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein bernach selbst gestand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mansel an allem, sein anständiges Benehmen, seinen Geist und seine Stütze hat, als die Neuheit ihrer Verhältnisse, seinen Sturm, als den Stand, in den sie sich verwandelt.

und ihn Ergötzen. Als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu sehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen seyn, und ihr Leben weggeaustet, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen geaalt und in den reiferen Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers gebucht haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und starb. Nun sitzt sie im eisernen sich allein und würde nicht angesehen, wäre ihre Nichte nicht so liebenswürdig.

Den 6. Januar 1772.

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Denken und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! Und nicht, daß sie sonst keine Angelegenheit hätten; nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so sitzen die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Secretär regiert! Und wer ist denn der erste? Der, dünkt mich, der die andern übersieht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen schreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem schweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neste D..., unter den fremden, meinem Herzen ganz fremden Leuten herumjage, habe ich keinen Augenblick gehabt, an Sie, an dem mein Herz mich gebeten hätte Ihnen zu schreiben; und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung, da Schnee und Schlossen wider mein Fensterchen wüthen, hier waren Sie mein erster Gedanke. Wie ich deren rief, überfiel mich Ihre Gestalt, Ihr Andenken, o Lotte! so heilig, so warm: Guter Gott! der reine glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich sähen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige Stunde! — nichts! nichts! Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht ein optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Lebenstrieb, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B...; sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Sie werden Sie sagen, der Mensch sagt sich auf niedliche Complimente: Ganz unrecht ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen: es wäre niemand so fein zu loben, als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie?) Ich weiß von Fräulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt. Ihr Stand ist ihr gar Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Gedränge, und wir phantasieren manche Stunde in ländlichen Fernen von ungemischter Glückseligkeit; ach! und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freiwillig, hört so gern von Ihnen, liebe Lie. —

O küß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertrauten Zimmerchen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich mit einander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollten sie sie mit einem schauerlichen Märchen um mich zur Ruhe versammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig verkriechen — Adieu! Ist Albert bei Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir diese Frage!

Den 9. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohlthätig. Denn so lang ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und stöbert, und stöbert, und thaut: da! denk' ich, kann's doch zu Hause nicht schlimmer werden als es draußen ist, oder umgekehrt, und so ist's gut. Geht die Sonne des Morgens auf und verspricht einen feinen Tag, erwache ich nie niemals außerrufen: da haben sie doch wieder ein himmlisches Gut, warum sie einander bringen können. Es ist nichts, warum sie einander nichts bringen. Gesundheit, guter Name, Freudigkeit, Erheiterung! Und meist aus Aberwitz, Unbegriff und Enge, und wenn man sie ändert, mit der besten Meinung. Manchmal möcht' ich sie auf den Knien bitten, nicht so rasend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Gesandter und ich halten es zusammen nicht lange mehr aus. Der Mann ist ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geschäfte zu treiben ist so exzentrisch, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widersprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das thun denn, wie natürlich, niemals recht ist. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Minister gab mir einen zwar sanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich stand im Begriffe meinen Abschied zu begehren, als ich einen Privatbrief* von ihm

* Man hat aus Pietät für diesen trefflichen Herrn alle gedachten Brief, und einen andern, dessen weiter hinten erwähnt wird, dieser Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine solche Kühnheit durch den wärmsten Dank des Publicums entschuldigen zu können.

erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet und den lieben, edlen, weisen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiset, wie er meine überspannten Ideen von Wirksamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geschäften als augenblicken guten Muth zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage gestärkt und in mir selbst einig geworden. Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und köstlich ist.

Am 20. Februar.

Gott segne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir austeilt!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen hast: ich wartete auf Mondnacht, wann euer Hochzeittag feyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun seyd ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier? Nun so soll es bleiben! Ums warum nicht? Ich weiß, ich bin so auch bei euch, bin der unbeobachtet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin, und will und muß ihn behalten. O ich würde rasend werden, wenn sie vergessen könnte — Albert in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, sie wird! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Den 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich verfluche mir den Dämon! Teufel! er ist nicht zu ersetzen, und ihr seyd doch allein Schuld daran. Ihr irrt mich feurmtet und treibt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's: nun habt ihr's! Und daß du nicht weiter fragst, meine überspannten Ideen verdrießen alles, so daß du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C... liebt mich, distinguirt mich, das ist bekannt, habe ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herren und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in den großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obristen B... der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die überaardige Dame von S... mit ihrem Herrn Gemahl und wohl anderthalb Gänslein Töchter, mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadeligen Augen und Nasllöcher, und wie mir die Marien von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom artigsten Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B... hereintrat. Da wir das Herz immer ein bischen aufgeht, wenn sie sehr, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das sei mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk: dachte ich, und war angeflogen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du weißt. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F... mit der ganzen Garderobe von den Krönungsfesten Franz des ersten her, der Hofrath R.. hier aber in quälende Herr von R... genannt, mit einer tauben Frau zc., den Apel fourniren J... nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt, das kommt zu Haus, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr talentvoll sind. Ich dachte — und gab nur auf meine B... Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer zu cultivirt, daß Frau von C... mit dem Grafen redete, das alles hat mir Fräulein B... nachher erzählt, bis endlich der Graf auf mich losging, und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen, sagte er, unsere wunderbaren Verhältnisse: die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich. Sie hier zu sehen. Ich wollte nicht um alles — Ihre Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher daran denken sollen, und ich weiß, Sie verzeihen mir diese Inconsequenz; ich wollte schon vorhin mich entfernen, ein böser Genius hat mich zurückgehalten. Gute ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sachte auf der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M... dort vom Berge die Sonne untergehen zu sehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem treflichen Schweinehirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische, es waren noch wenige in der Gaststube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurück geschlagen. Da kommt der ehrliche A... hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir, und sagt leise: Du hast Verdruß gehabt? Ich? sagte ich. Der Graf hat dich auf der Gesellschaft angewiesen. — Hole sie der Teufel! sagt' ich, mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam. — Gut, sagte er, daß du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum — Da sind mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen, und mich ansahen, dachte ich, die sehen dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Reiter nun triumphiren, und sagen: da sehe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinaus kame, die sich ihres hohen Kopfs überhoben, und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundsgeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer ins Herz rennen; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Scherben über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach, da kann man sie leicht lassen.

Am 16. März.

Es heut mich alles. Heute treffe ich Fräulein B... in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten

sie anzureden, und ihr, sobald wir etwas [illegible] von der Gesellschaft waren, meine Empfindungen über ihr neulliches Betragen zu zeigen. O Werther, sagte sie, mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß Sie vor E.. und L.. mit Ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm! — Wie, Fräulein? sagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. — Was hat mich es schon gekostet: sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich, rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht aufgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zudrem Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, daß sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen; und nun fügte sie noch dazu, wie weiter würde gerätschet worden, was eine Art Menschen darüber triumphiren würde. Wie man sich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir schon lange vorgeworfen, freuen und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahrsten Theilnehmung — ich war zerstört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß sich einer unterstünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte; wenn ich Blut sähe, würde es mir besser werden. Ach, ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinct eine Ader aufbeißen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.

Am 22. März.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt, und werde sie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erst Erlaubniß dazu bei euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und also — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei, ich kann mir selbst nicht helfen, und sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Dem schönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Gesandten anfing, so auf einmal Halt zu sehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und sollen; genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, so ist hier der Fürst[illegible], der vielen Geschmack an meiner Gesellschaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Absicht hörte, mit ihm auf seine Güter zu gehen, und den schönen Frühling da zuzubringen. Ich soll ganz mir selbst gelassen seyn, hat er mir versprochen, und da wir uns zusammen bis auf einen gewissen Punkt verstehn, so will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 19. April.

Danke für deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieses Blatt liegen ließ, bis mein Abschied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte sich an den Minister wenden und mir mein Vorhaben erschweren. Nun aber ist es geschehen, mein Abschied ist da. Ich mag euch nicht sagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Minister schreibt: ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünfundzwanzig Ducaten geschickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; also brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich schrieb.

Am 5. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wieder sehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm; du sollst von meinem Zuge hören.

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S.. zu steht, ließ ich halten, stieg aus, und ließ den Postillon fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Streifgänge gewesen. Wie anders! Damals schnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang sonnt' ich hier sitzen, und mich hinüber sehnen, mit innigster Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich-dämmernd darstellten; und wenn ich dann am bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle die alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, so auch

alle Veränderungen, die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins Detail gehen: so reizend, als es mir war, so einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beschlossen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unserem alten Hause. Im Hungarten bemerkte ich, daß die Schulstube, wo ein ehrliches altes Weib unsere Kindheit zusammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche ausgestanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerungen an, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung, — Noch eins für tausend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewissen Hof; das war sonst auch mein Weg, und die Pfützen, wo wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen. Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinfließe, und wie ich da so bald Gränzen meiner Vorstellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unfaßbaren Ferne verlor. — Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Mitreiter! so kindisch ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Wort von dem unendlichen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was dünkt mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sind? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, wenige, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier, auf dem fürstlichen Jagdschloß. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er ist wahr und einfach. Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Scheine, und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, ist, daß er oft von Dahen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar auf eben dem Gesichtspunkte, wie sie ihm der Andere vorstellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre; jetzt, da nichts draus wird, ist es eben so gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vermuthlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in *** Diensten ist. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenschaft, als Grille gewesen seyn, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willst, ich kann nicht länger bleiben. Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Neun acht Tage bleibe ich, und dann gehe ich wieder in der Irre herum. Das Beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst, und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das gasthige wissenschaftliche Wesen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal fange ich mit dem Jüngern, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst heranführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geflempelten Kunstworte drein stolpert.

Am 16. Junius.

Ja wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Junius.

Wo ich bin will? Das laß der im Vertrauen erbitten. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke in ** sehen wollte; ist aber im Grunde nichts dran. Ich will nur Lotten wieder nähen, das ist alles. Und ich lache über mein eigenes Herz — und thu' ihm seinen Willen.

Am 29. Junius.

Nein, es ist gut! es ist alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet seyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Thränen, verzeihe mir meine verzeihlichen Wünsche! — Sie meine Frau! Wenn ich das tiefste Gefühl unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper. Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und, darf ich es sagen? Warum nicht. Wilhelm! Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Zärtlichkeit, ein Mangel — nimm es wie du willst; daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt, bei — oh! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammentreffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Thränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu. Lieber!

Am 4. August.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes

Weis unter der Linde. Der älteste Junge lief mir entgegen, sein Freudengeschrei führte die Mutter herbei: die seine niedergeschlagen aufsah. Ihr erstes Wort war: Guter Herr, ach mein Hans ist mir gestorben! Es war der jüngste ihrer Knaben. Ich war stille. Und mein Mann, sagte sie, ist aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er sich heraus betteln müssen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts sagen, und schenkte dem Kleinen was; sie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. August.

Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit mir. Manchmal will mich ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! ja, sie würde — und dann lauft ich dem Hirngespinste nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinausgehe, den Weg, den ich zum ersten Mal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, alles ist verändert vergangen! Kein Wind der vergangenen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühls. Mir ist es, wie es einem Gaste seyn müßte, der in das ausgeräumte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein Anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll Liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als sie!

Am 4. September.

Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er sey aus dem Dienste gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirst, wenn ich dir sie wieder erzähle. Doch, wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und peinigt? warum verrüth' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu schelten. Sey's denn, auch das mag zu meinem Schicksal gehören!

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein wenig scheues Wesen zu bemerken schien, antwortete der Mensch mir erst auf meine Fragen; aber gar bald öffnet, als wenn er sich und mich auf einmal wieder erkennte, gestand er mir seine Fehler. Klagte er mir sein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes seiner Worte vor Gericht stellen! Er bekannte, ja er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenschaft zu seiner Hausfrau sich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er sich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hinaus sollte? Er habe weder essen, noch trinken, noch schlafen können; es habe ihm an der Kehle gestockt; er habe gethan, was er nicht thun sollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergessen; er sey als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen; bis er eines Tags, als er sie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sey. Da sie seinem Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sey, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen, und daß er nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie ihm beirathen, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu stocken, wie einer, der noch etwas zu sagen hat, und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe sie ihm vergönnt. Er brach zweimal drei mal ab, und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie liebe und schätze, wie vorher, daß sie etwas nicht über seinen Mund gekommen sey, und daß er es nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verderbter und unsinniger Mensch sey — Und der, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, daß ich ewig anstimmen werde: könnt' ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich dir alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt du nun ja wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erweberte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er rechtens, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehn, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen giebt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgeschickt, und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau auch selbst wenn sie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzo habe sie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den sage man, sey sie mit dem Bruder zerfallen, und man bedaure für gewiß, sie werde ihn heirathen, aber er sey fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl sagen, schmach, schmach hab' ich's erzählt, und vergebens hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft, ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — ja nichts Verderbteres! Lieb' ihr

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze,

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Über meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bey mir lebendig.

Geschichte mit Andacht. ich bitte dich. Ich bin heute still. indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand. daß ich nicht so strubele und sudele. wie sonst. Lies. mein Geliebter. und denke dabei. daß es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja. so ist mir's gegangen. so wird mir's gehn. und ich bin nicht bald so brav. nicht bald so entschlossen. als der arme Umglückliche. mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihrem Mann aufs Land geschrieben, wo er sich Geschäfte wegen aufhielt. Er fing an: Better. Liebster. komme sobald du kannst. ich erwarte dich mit tausend Freuden. — Ein Freund. der hereintam brachte Nachricht. daß er wegen gewisser Umstände sobald noch nicht zurückkommen würde. Das Billet blieb liegen und sie mir Abends in die Hände. Ich las es und dachte. sie machte weniger? — Was die Einbildungskraft für ein geschäftiges Geschöpf ist. rief ich aus. ich konnte mir einen Augenblick vorspiegeln. als wäre es an mich geschrieben. Sie brach ab. es schien ihr zu mißfallen. und ich schwieg.

Am 6. September.

Es hat schwer gehalten. bis ich mich entschloß. meinen blauen einfachen Frack. in dem ich mit Lotten zum ersten Male tanzte. abzulegen; er ward aber zuletzt gar unleidenbar. Auch habe ich mir einen machen lassen. ganz wie den vorigen. Kragen und Aufschlag. und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke. mit der Zeit soll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreist. Albertens abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube. sie kam mir entgegen und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund. sagte sie. und lockte ihn auf ihre Hand; er ist meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb. Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe. flattert er mit den Flügeln und pickt so artig. Er küßt mich auch. sehen Sie!

Als sie dem Thierchen den Mund bindietr. drückte es sich so lieblich in die süßen Lippen. als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können. die es genoß.

Er soll Sie auch küssen. sagte sie. und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen. und die redende Berührung war wie ein Hauch. eine Ahnung liebevollen Genusses.

Sein Kuß. sagte ich. ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung. und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde. sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen. aus denen die Freuden unschuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich wehre das Gesicht weg. Sie sollte es nicht thun; sollte nicht meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen. und mein Herz aus dem Schlafe. in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt. nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir so! sie weiß. wie ich sie liebe!

Am 15. September.

Man möchte rasend werden. Wilhelm. daß es Menschen geben soll. ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen. was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennst die Nußbäume. unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotten saß. sitzen. die herrlichen Nußbäume! die mich. Gott weiß. immer mit dem ärgsten Seelenverdrusse füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten. wie kühl! und wie herrlich die Aeste waren! und die Erinnerung daß zu den ehrlichen Geistlichen. die sie vor so vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeister hat und den einen Namen oft genannt. den er von seinem Großvater geerbt hatte; so ein braver Mann soll es gewesen sein. und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir. dem Schulmeister standen die Thränen in den Augen. da wir gestern davon redeten. daß sie abgehauen werden — Abgehauen! Ich möchte toll werden. es könnte den Hund einmorden. der den ersten Hieb dran thut. Ich. der ich mich vertrauern könnte. wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe ständen. und einer davon stürbe vor Alter ab. ich muß gestehen. Lieber Schad. eins ist doch dabei: Was Menschengeblüt ist. Das ganze Dorf murrt. und ich hoffe die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und Hühnern zu fühlen haben. was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie ist es. die Frau des neuen Pfarrers (unter aller ist auch es florirt). ein hagerer. kränklicher Geschöpf. das sein Ursache hat. an der Welt keinen Antheil zu nehmen. denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrin. die sich absicht gelehrt zu sein. sie in die Untersuchung des Canons mischt. gar tief an der neumodischen. moralisch-kritischen Reformation des Christenthumes arbeitet. und über Lavaters Schwärmereien die Achseln zuckt. eine ganz zerrüttete Gesundheit hat. und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Creatur war es auch allein möglich. meine Nußbäume anzuhauen. Siehst du. ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor. die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig. die Bäume nehmen ihr das Tageslicht. und wenn die Nüsse reif sind. so werfen die Knaben mit Steinen darnach. und das fällt ihr auf die Nerven. das führt sie in ihren tiefen Ueberlegungen. wenn sie Kennicott. Semler und Michaelis gegen einander abwägt. Da ich die Leute im Dorfe. besonders die Alten. so unzufrieden sah. sagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will. hier zu Lande. saaten sie. was kann man machen? Aber eins ist recht geschehen: Der Schulze und der Pfarrer. der doch auch von seiner Frau Grillen. die ihm ohnedies die Suppen nicht fett machen. was haben. dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer. und sagte: hier herein! denn sie hatte noch alte Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes. wo die Bäume standen. und verkaufte sie an den Meistbietenden. Sie lügen! O wenn ich Fürst wäre! ich wollte die Pfarrerin. den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja. wenn ich Fürst wäre. was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir es schon wohl! Sieh, und was mich zerbricht, ist, daß Albert nicht so beglückt zu seyn scheint, als er — hoffe, als ich — zu seyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Wasserstroms, halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, ergrabenwachsenen Steine des Edelgeborenen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußspuren seiner Väter sucht, und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr befriedigtes, dankbefehrendes Schiff beschien. Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn sehe, den letzten verlassnen Herrlichen in aller Armuthung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlichsüßende Freuden in der fruchtlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde, dem todten, redenden Steine niedersinkt und aufruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Erdnacht, und fragen: Wo ist der Sänger, Ismalls trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürsten von der pfadenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Heldgeist meine Seele nachsenden.

Am 15. October.

Ich diese Leere! diese entsetzliche Leere, die ich hier in meinem Busen fühle! — Ich denke oft, wenn du sie nur Einmal, nur Einmal an diese Herz drücken könntest, diese ganze Leere würde ausgefüllt seyn.

Am 16. October.

Ja es wird mir gewiß, Lieber: gewiß und immer gewisser, daß an dem Daseyen eines Gegenstandes wenig gelegen ist, ganz wenig. Ich kam eine Freundin zu besuchen, und ich ging herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder zu schreiben. Ich hörte sie leise reden; sie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie diese heirathet, wie jene krank, sehr krank ist; sie hat einen trocknen Husten, ihr Knochen stehn ihr zum Gesicht heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, sagte die eine. Der N. N. ist auch so dort dran, sagte Lotte. Er ist geschwollen, sagte die andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft versetzte mich ans Bett dieser Armen: ich sah sie, mit welchem Widerwillen sie dem Leben den Rücken wandten, wie sie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder stirbt. — Und wenn ich mich umsehe, und sehe das Zimmer an, und rings um mich herum Lottens Kleider und Alberts Scripturen, und diese Möubeln, denen ich nun so beschwerlich bin, sogar diesem Tintenfasse, und denke: Siehe, was du nun diesem Hause bist! Alles in allem. Deine Freunde essen dich! du machst oft ihre Freude, und deinen Herzen scheint es, als wenn es ohne sie nicht seyn könnte; und doch — wenn du nun einmal, wenn du aus diesem Kreise schiedest! würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die dein Verlust in ihr Schicksal reißt? wie lange? — O so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das so bald!

Am 17. October.

Ich möchte mir oft die Brust zerreißen und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig seyn kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht bringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und fruchtlos vor mir steht.

Am 21. October Abends.

Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt alles; ich habe so viel, und ohne sie wird mir alles zu nichts.

Am 26. October.

Wenn ich nicht schon hundertmal auf dem Punkte gestanden wär, ihr um den Hals zu fallen! Mein der große Gott, wie einem das thut, so viele Liebenswürdigkeit vor einem herumtreiben zu sehen und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn kommt? — Und ich?

Am 1. November.

Mein Gott! ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsche, zu munstmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen; und Morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich tauisch seyn könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine gesellschaftene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Mehr mir! ich fühle es wohl, daß an mir allein alle Schuld liegt. — nicht Schuld? Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen! Und

dieß Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchricht, und den stillen Wiesengrund besiehet und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt. — o wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein todtes Bildchen, und alle die Wonne seinem Busen Seligkeit aus meinem Herzen heraus in daß Gefühl zurück kann, und der ganze Kreis von Gottes Angesicht ruht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürret.

Aber ach! ich fühle es, Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unsern unaufhörlichen Bitten, und seine Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem innigdankbarem Herzen aufnahm!

Am 8. November.

Sie hat mir meine Excesse vorgeworfen! ach mit so viel Liebenswürdigkeit! Meine Excesse, daß ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht, sagte sie, denken Sie an Lotten! — Denken! sagte ich, brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie sind immer vor meiner Seele. Heute saß ich an dem Flecke, wo Sie neulich auf der Kutsche saßen — sie redete was anderes, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu lassen. Bester! ich bin dahin! Sie kann mit mir machen was sie will.

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich, ruhig zu seyn. Laß mich ausdulden; ich habe bei aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug durchzuringen. Ich ehre die Religion, das weißt du. Ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem jeden seyn? Wenn du die ewige Welt ansiehst, so siehst du Tausende, denen sie es nicht war. Tausende, denen sie es nicht seyn wird, verrathst oder unverrathst, und muß sie nur es denn seyn? Staat nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn seyn würden, die ihm der Vater geaben hat? Wenn ich ihm nun nicht angehen darf wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falsch aus; sieh nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten; es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege; sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen; wie ich denn über alles froh, wenn Jedermann sie wenig weiß als ich, nicht arme ein Wort verliere. Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß auszuleeren, seinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß thun, und mich stellen als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Seyn und Nichtseyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet und alles um mich her versinkt, und mit mir die Welt untergeht — ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, ich selbst emanazirenden und unaufhaltsam hinabstürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer verzehrend anfgeweiteten Kräfte zu rufen: Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdruckes schämen sollte mir es vor dem Ausdrucke banae seyn, da ihm der nicht entsinkt, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch?

Am 17. November.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, daß mich und sie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wuth schlürfe den Becher auf, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Nach soll der süße Blick, mit dem sie mich erst — ei! — nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einem unwillkührlichen Ausdruck meines Gefühles zuvkommt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet?

Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand und sagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erste Mal, daß sie mich Lieber hieß, und es klang mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und gestern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagte ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach selbst über mich lachen.

Am 20. November.

Ich kann nicht beten; Laß mir sie! und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten; Gieb mir sie! denn sie ist eines Andern. Ich winde mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Anrufungen.

Am 21. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts, und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Sanftheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes, das war alles vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herzlicherer Blick wußte auf mich, voll Ausdruck des innigsten Antheils, des süßesten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihren Hals mit tausend Küssen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Clavier und sangte mit süßer, leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen so reizend gesehen; es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süßen Töne in sich zu schlürfen, die aus dem Instrument hervorquollen, und nur der himmlische Wiederhall aus dem reinen Munde zurücktönte. — Ja, wenn ich dir das so sagen könnte! — Ich widerstand nicht länger; neigte mich und schwur: nie will ich es wagen einen Kuß auch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geister

des Himmels schweben. — Und doch — ich will — Ha! siehst du, das stirbt wie eine Scheidewand vor meiner Seele — diese Seligkeit — und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die übrigen glücklich — so ist noch keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eignes Herz. Ich habe so viel auszufleben! Als sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?

Am 30. November.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!

Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde, ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern sah' ich einen Menschen in einem grünen, faltichten Rocke, der zwischen den Felsen herumtrabelte und Kräuter zu suchen schien. Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumbrehte, sahe ich eine interessante Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts als einen geraden guten Sinn ausdrückte; seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen geflechtet und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunterhing. Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suchte? Ich suche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das ist auch die Jahrszeit nicht, sagte ich lächelnd. — Es giebt so viele Blumen, sagte er, indem er zu mir herunterkam. In meinem Garten sind Rosen und Jelänger-jelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen wie Unkraut; ich suche schon zwei Tage darnach, und kann sie nicht finden. Da draußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tausendschönenkraut hat ein schönes Blümchen. — Keines kann ich finden. — Ich merkte was Unbeimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. — Wenn er mich nicht verrathen will, sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen. Das ist brav, sagte ich. O, sagte er, sie hat viel andere Sachen, sie ist reich. — Und doch hat sie seinen Strauß lieb, versetzte ich. O! fuhr er fort, sie hat Juwelen und eine Krone. — Wie heißt sie denn? — Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten, versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch: Ja es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun — Ein naßer Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war also glücklich? fragte ich. — Ich ich wollte, ich wäre wieder so! sagte er. Da war mir es so wohl, so lustig, so leicht, wie einem Fische im Wasser! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich, wo steckst du? wir haben dich überall gesucht, komm zum Essen. — Ist das euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. Wohl, mein armer Sohn! versetzte sie. Gott hat mir ein schweres Kreuz zugeleget. Wie lange ist er so? fragte ich. So stille, sagte sie, ist er nun ein halbes Jahr. Gott sey Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er niemand nichts; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter stiller Mensch, der mich ernähren half, seine sechste Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, darauf in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen. Wenn ich Ihnen erzählen sollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sey? Der thörichte Mensch! rief sie mit mitleidigem Lächeln, da meint er die Zeit, da er noch sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte. — Das riet mir auf wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand und verließ sie eilend.

Du armer glücklicher Wurst! rief ich aus, schnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war wie einem Fisch im Wasser! — Gott im Himmel! Hast du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen und wenn sie ihn wieder verlieren! — Elender! und auch wie beneide ich deinen Trübsinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verschmachtest! Du gehst hoffnungsvoll aus, deiner Königen Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerst, da du keine findest, und begreifst nicht, warum du keine finden kannst. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim wie ich gekommen bin. — Du wähnst, welcher Mensch du seyn möchtest, wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf! das den Mangel seiner Glückseligkeit einer irdischen Hinderniß zuschreiben kann. Du fühlst nicht! du fühlst nicht, daß in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Schätze der Erde dir nicht helfen können.

Wäsre der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Unleiden schmerzhafter machen wird: der sich über das bedrängte Herz erbost, das, um seine Gemeinschaft zu suchen, verdorben und die Leiden seiner Seele abzutragen, eine Pilgerinschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf unerbahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf eurem Polstern? — Wahn! — O Gott! du siehst meine Thränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bischen Armuth, das bischen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Allliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstocks, was ist es, als Vertrauen zu dir, daß du in allen, was uns umgiebt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, wir wir so stündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein

Anschaut von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! schweige nicht länger! denn Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die du nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? nur ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, schließt ihn von dir weisen?

Am 4. December.

Wilhelm! der Mensch, von dem ich dir schrieb, der ärmliche Unglückliche, war Schreiber des Lottens Vater und eine Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte und worüber er aus dem Dienst geschickt wurde, hat ihn rasend gemacht. Fühle, du, diesen trockenen Worten, mit welchem Ernste mich die Geschichte ergriffen hat, da mir sie Albert eben so gelassen erzählte, als du sie vielleicht liesest.

Am 5. December.

Ich bitte dich — Sieh du, mit mir ist's aus, ich trag' es nicht länger! Heute saß ich bei ihr — Gott, sie spielte auf ihrem Clavier, mannigfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was will das? — Ihr Schwellendes spricht ihre Puppe auf meinem Knie. Wir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich und ihr Trauring fiel mir ins Gesicht — meine Thränen fließen — Und auf einmal fiel sie in die alte himmlische Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düstern Zwischenräume, des Verdrusses, der schlachtschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erstickte unter dem Andringen. Um Gottes willen, sagte ich, mit einem heftigen Ausbruch bin gegen sie fahrend, um Gottes willen, hören Sie auf! Sie hielt und sah mich starr an. Werther, sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie sind sehr krank. Ihre Lieblingsgerichte widerstehen Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du siehst meinen Elend und wirst es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Gestalt verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehn ihre schwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie da; wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt, oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge seiner hinterlassenen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen sein lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet sein konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen darein bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Charakterarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als bedauernde, was wir mit wiederholten Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen, die von dem Abscheidenden unterlassenen Briefe einzuschalten, und das sämtliche auffindende Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es so schwer ist, die eigentlich wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind.

Unmuth und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel gefaßen, sich selber unter einander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widersinnigsten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher emporstrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens lehrte die thätigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf; er ward ein traurig-geselliger, immer unglücklicher, und immer unerträglicher, je unglücklicher er ward. Wenigstens sagen dies Alberts Freunde; sie behaupten, das Werther einen treuen, redlichen Mann, der nun einer lang gewünschten Glückes theilhaftig geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der ehedem mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, sagen sie, hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war stolz auf sie, und wünschte sie auch von jedermann als das vorzüglichste Geschöpf anerkannt zu wissen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachts abzuwenden wünschte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu theilen Lust hatte? Sie gestehen ein, daß Albert oft das Zimmer seiner Frau verlassen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen seinen Freund, sondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieser von seiner Gegenwart gedrückt sey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er schickte ihr seinen Wagen und sie fuhr hinaus. Es war ein schöner Wintertag, der erste Schnee war stark gefallen und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert sie nicht abzuholen käme, sie herein zu geleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf sein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf seiner Seele, die traurigen Bilder hatten sich bei ihm festgesetzt und sein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem schmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit sich in ewigem Unfrieden lebte, schien ihm auch der Zustand Andrer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte das schöne Verhältniß zwischen Albert und seiner Gattin gefährdet zu haben, er machte sich Vorwürfe darüber, in die sich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten mischte.

Seine Gedanken reisen auch unterwegs auf diesem Gegenstand. Ja, ja, sagte er zu sich selbst, mit heimlichen Zänkereien: das ist der entrannte, freundliche, herzliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit ist's und Gleichgültigkeit! Zieht ihm nicht jedes ehende Geschäft mehr an, als die theure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? Weiß er sie zu nutzen, wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut er hat sie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken geweihnt zu seyn, er wird mich noch rasend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sind er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? Ja weiß es wohl, ich fühl' es, er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung, meine Gegenwart ist ihm beschwerlich.

Oft hielt er seinen raschen Schritt an, oft stand er stille und schien umkehren zu wollen; allein er richtete seinen Gang immer wieder vorwärts und war mit diesen Gedanken und Selbstgesprächen endlich gleichsam wider Willen bei dem Jagdhause angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten, er fand das Haus in einer Bewegung. Der älteste Knabe sagte ihm, es sey drüben in Madelheim ein Unglück geschehen, es sey ein Bauer erschlagen worden! — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube und fand Lotten beschäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu untersuchen. Der Thäter war noch unbekannt, man hatte den Erschlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Witwe, die vorher einen andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Ist's möglich! rief er aus; ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhen. Er eilte nach Madelheim zu, jede Erinnerung wards ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die That begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt er sich vor dem sonst so geliebten Platz. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder so oft gespielt hatten, war mit Blut besudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift; die schwarzen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofsmauer wölbten, waren entblättert und die Grabsteine sahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er sich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf einmal ein Geschrei. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter verbeiführe. Werther sah ihn und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der seine Wittwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem stillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

Was soll du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangenen losging. Dieser sah ihn still an, schwieg und versetzte endlich ganz gelassen: „Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangenen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entsetzliche, gewaltige Verbindung war alles, was in seinem Wesen lag, durcheinander geschüttelt worden. Aus seiner Trauer, seinem Mißmuth, seiner gleichgültigen Hingedankenheit, wurde er auf einen Augenblick herausgerissen; unüberwindlich theilnehmte sich die Theilnehmung seiner, und es ergriff ihn eine unglaubliche Begierde, den Menschen zu retten. Er eilte ihm so unglücklich, er fand ihn als Verbrecher selbst so schuldlos, er setzte sich so tief in seine Lage, daß er gewiß glaubte, auch Andere davon zu überzeugen. Schon wünschte er sich ihm sprechen zu können, schon drängte sich der lebhafteste Vortrag nach seinen Lippen, er eilte nach dem Jagdhause, um Lotten alles unterwegs nicht entbalten, alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halb laut aufzusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig, daß verstimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er sich bald wieder und trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit alles vortrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht aussreden, widersprach ihm eifrig und tadelte ihn, daß er einen Mörderbuben in Schutz nehme. Er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Leben aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nicht thun könne, ohne sich die größte Verantwortlichkeit aufzuladen, es müsse alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebenen Gang gehen.

Werther sprach sich noch nicht, sondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger sehn, wenn man dem Menschen zur Flucht behülflich wäre; Aus damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der sich endlich ins Gespräch mischte, trat auch auf des Alten Seite; Werther wurde überstimmt, und mit einem entsetzlichen Lachen machte er sich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal gesagt hatte: Nein, er ist nicht zu retten.

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen seyn müssen, sehen wir aus einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand und das gewiß an dem nämlichen Tage geschrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.“

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen,

war Werthern höchſt zuwider geweſen; er glaubte einige Empfindlichkeit gegen ſich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bei mehrerem Nachdenken ſeinem Scharfſinne nicht entging, daß beide Männer Recht haben möchten, ſo war es ihm doch, als ob er ſeinem innerſten Daſeyn entſagen müßte, wenn er es geſtehen, wenn er es ſagen ſollte.

Ein Blättchen, daß ſich darauf bezieht, das vielleicht ſein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter ſeinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mich's ſage und wieder ſage, es iſt traurig und gut, aber es zerreißt mir mein innerſtes Eingeweide, es kann nicht gereimt ſeyn.“

Weil es ein gelinder Abend war und das Wetter anfing ſich zum Regnen zu neigen, ging Lotte mit Albertchen zu Fuße zurück. Unterwegs ſah ſie ſich hier und da um, etwa, als wenn ſie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing an von ihm zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er verſtärkte ſeine unglückliche Leidenſchaft und verſicherte, daß es unmöglich ſeyn möchte ihn zu entfernen. Ja wünſch' es auch nur um ihretwillen, ſagt' er, und ich bitte dich, ſuche er ſey, ſiehe zu, ſeinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, ſeine bittern Beſuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerkſam, und ich weiß, daß man hier und da darüber geſprochen hat. Lotte ſchwieg und Albert ſchien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigſtens ſeit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen ſie, und wenn ſie ſeiner einmahl, ließ er das Geſpräch fallen oder lenkte es wo anders hin.

Der verdrießliche Verdacht, den Werther zur Reitung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Aufſteben der Flamme eines verlöſchenden Lichtes; er verſank nur deſto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; beſonders kam er faſt außer ſich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menſchen, der ſich nun aufs Leugnen legte, auffordern könnte.

Alles was ihm Unangenehmes jemals in ſeinem wirklichen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Geſandtſchaft, alles was ihm ſonſt mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in ſeiner Seele auf und nieder. Er fand ſich durch alles dieſes wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand ſich abgeſchnitten von aller Ausſicht, unfähig, irgend eine Handlung zu erwarten, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo ruckte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigſten und geliebteſten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem ruheloſen Treiben und Streben, von ſeiner Leidensmuth, ſind einige hinterlaſſne Briefe die ſicherſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 15. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem ſeine Unglücklichen geweſen ſeyn müſſen, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte unter getrieben. Manchmal ergreift mich's; es iſt nicht Angſt, nicht Begier — es iſt ein innerer unbekannter Trieb, daß meine Bruſt zu zerreißen droht, daß mir die Gurgel zupreßt! Wehe! Wehe! und dann ſchweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß ſey übergetreten, alle Bäche geſchwollen und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überſchwemmt. Nachts nach eilfe konnte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel, vom Felſe herunter die wüthenden Fluthen in dem Mondlichte wüthen zu ſehen, über Aecker und Wieſen und Hecken und alles, und das weite Thal hinaus und hinab. Eine ſtürmende See im Saulen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Wiederſchein trübte und klang, da überfiel mich ein Schauer und wieder ein Sehnen! Ich mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürzen! dahin zu brauſen wie die Wellen! Ach! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht abgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchenthum daran gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingeſperrten einmal dieſe Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem beider Zufluchtsplätzchen, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus, wie verſtört jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dachte ich. Und der Verwandtſchaft Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern: Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen klaubt und ihr Brot an den Thüren, um ihr dunkelbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern.“

Den 21. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht bereuern — Und nun, Träume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich zitre es zu ſagen, drückt ich ſie in meinen Armen, ſog an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebeliſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des Genuſſes! Gott! bin ich ſtrafbar, ich ſie noch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe allwerthen Freuden mit voller Innigkeit zurückrufen? Lotte! Lotte! — Und mir mir iſt es aus! meine Sinnen verwirren ſich, ſchon ſeit Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen; ich bin

nirgend wohl, und überall wohl; ich wünsche nichts, ich verlange nichts; mir wäre besser ich ginge."

Der Entschluß, die Welt zu verlassen, hatte in dieser Zeit, unter solchen Umständen in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer seine letzte Ausflucht und Hoffnung geworden; doch hatte er sich gesagt, es solle keine übereilte, keine rasche That seyn, er wolle mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichst ruhigen Entschiedenheit diesen Schritt thun.

Seine Zweifel, sein Streit mit sich selbst, blieben aus einem Zettelchen hervor, das wahrscheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm ist, und ohne Datum unter seinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schicksal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verlechzten Gemüthe.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es hinterher aussehen? und man nicht wiederkehren kann? Und hat man nun die Zuversicht auf unser Geschick ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnen, worein wir nichts hellers stimmen wissen."

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und vertraut, und sein Vorsatz fest und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an seinen Freund schrieb, ein Zeugniß abgiebt.

Am 21. December.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort so aufgenommen hast. Ja, du hast Recht; mir wäre besser, ich ginge. Der Vorschlag, den du zu einer Rückkehr zu mir thust, gefällt mir nicht ganz; wenigstens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir es sehr lieb, daß du kommen willst, mich anzubeten; verspare nur noch vierzehn Tage und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Wetterer. Ich ist nöthig, daß nichts geschickt werde, ehe es rein ist; und vierzehn Tage sind eher zu thun viel. Meiner Mutter sollst du sagen, daß sie für ihren Sohn beten soll, und daß ich sie um Vergebung bitte, wegen alles Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Daß war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen zu Freude schuldig war. Leb wohl, mein Theuerster! Allen Segen des Himmels über dich! Leb wohl!"

Was in dieser Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Gesinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund gewesen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, so wie uns alerte davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen hellen Begriff machen können, und eine solche weibliche Seele sich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel ist gewiß, sie war weit bei sich entschlossen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn sie zauderte, so war es eine derjenige, freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wie viel es ihm kosten, ja, daß es ihm vielmehr unmöglich seyn würde. Doch ward sie in dieser Zeit mehr gedrängt Ernst zu machen; es schwieg der Mann ganz über dies Verhältniß, wie sie auch immer darüber geschwiegen hatte, und um so mehr war ihr anzuliegen, ihn durch die That zu beweisen, wie ihre Gesinnungen der seinigen werth seyen.

An demselben Tage, als Werther den zuletzt angeführten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand sie allein. Sie beschäftigte sich einige Spielsachen in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einem die unerwartete Oeffnung der Thüre und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. Sie sollen, sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein leichtes Lächeln verbarg, Sie sollen auch bescheert kriegen, wenn Sie recht gesittet sind; ein Wachslichtchen und noch was. — Und was heißen Sie gesittet seyn? rief er aus; wie soll ich seyn? wie kann ich seyn? beste Lotte!" Donnerstag Abend, sagte sie, ist Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther stutzte. — Ja bitte Sie, fuhr sie fort, es ist nun einmal so, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht so bleiben. — Er wendete seine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab und murmelte das: Ja kann nicht so bleiben, zwischen den Zähnen. Lotte, die den unerträglichen Zustand fühlte, worein die diese Worte versetzten, suchte durch allerlei Fragen seine Gedanken abzuleiten, aber vergebens. „Nein, Lotte, rief er aus, ich werde Sie nicht wiedersehen." Warum das? versetzte sie. Werther. Sie können. Sie müssen uns wiedersehen, nur mäßigen Sie sich. O, warum mußten Sie mir dieser Herzlosest, dieser unbegreiflich-hastenden Leidenschaft alles, was Sie einmal ansahen, geworden werden! Ich bitte Sie, fuhr sie fort, indem sie ihm bei der Hand nahm, mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was vermag die Ihnen für mannigfaltige Ergetzungen gar! Seyn Sie ein Mann: wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen und sah sie böse an. Sie hielt seine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther! sagte sie. Hätten Sie nicht, daß Sie sich betrügen, sich mit Willen zu Grunde richten! Warum kennen mich, Werther! just mich, das Unerreichbare einer Anderen! just das? In Gerechte, ich schwöre, es ist nur die Unmöglichkeit mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht. Er faßt seine Hand auf der ihrigen, indem er sie mit einem Feuerm. um wildesten Blick anfah. „Weiß! rief er, sehr weiß! Hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Vielleicht: sehr politisch! — Es kann sie sehr machen. versetzte sie traurig. Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen seyn, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, fassen Sie sich, und ich schwöre Ihnen, Sie werden sie finden; denen schon lange ängstet mich, für Sie und mich, die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie es über sich: eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen: suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand

Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft genießen.

„Das könnte man, sagte er mit einem kalten Lachen, drucken lassen und allen Hofmeistern andrehlen. Liebe Lotte! lassen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!“ — Nur daß, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend; — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot sich einen freundlichen Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Discurs an, der bald aus war. Albert desgleichen, der seinem kleine Frau nach gewissen Artikeln fragte, und als er hörte, sie seyen noch nicht ausgerichtet, sie einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte reden, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da sich denn sein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, daß der Tisch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Commitment zu haben glaubte, lachte kalt dazu und ging weg.

Er kam nach Hause, nahm seinem Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand und ging allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufbrausend mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab, und warf sich endlich in seinen Kleidern aufs Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilf Uhr wagte hineinzugehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefel ausziehen sollte? Das er denn zuließ, und dem Bedienten verbot den andern Morgen ins Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den einundzwanzigsten December, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich auszugsweise hier einrücken will, so wie auch den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

„Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich dir ohne romantische Uebertreibung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letzten Male sehen werde. Wenn du dieses liesest, meine Beste, deckt schon das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke seines Lebens keine größere Sättigung weiß, als sich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, und ich; eine wohlthätige Nacht. Sie ist es, die meinen Entschluß befestigt hat; bestimmt hat; ich will sterben! Alle ich mich gestern von dir riß, in der fürchterlichen Umruhung meiner Sinne, wie sich alles das nach meinem Herzen drängte und mein beklemmtloses, freudeloses Dasseyn neben dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährtest mir das letzte Labsal der bittersten Thränen! Tausend Anschläge, tausend Aussichten wälzeten durch meine Seele, und zuletzt stand er da, fest, ganz, der letzte, einzige Gedanke; ich will sterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens, in der Ruhe des Erwachens, steht er noch fest, noch ganz stark in meinem Herzen: ich will sterben! — Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewißheit, daß ich aufgetragen habe und daß ich mich opfre für dich. Ja, Lotte! warum sollte ich es verschweigen? Einer von uns dreien muß hinweg, und das will ich seyn! O meine Beste! in diesem zerrissenen Herzen ist es wütend herumgeschlagen, oft — deinem Mann zu entreißen! — dich! — mich! — Es sey es! — Wenn du hinausfliegst auf den Berg, an einem schönen Sommerabende, denn erinnere dich meiner, wie ich so oft das Thal herauf kam, und wie dein Blick nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der sinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das so lebhaft um mich wird.“ —

Gegen zehn Uhr rief Werther seinem Bedienten, und unter dem Anziehen sagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreisen würde, er solle daher die Kleider ausbessern und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Cento b zu fordern, einige aufgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monate voraus zu bezahlen.

Er ließ sich das Essen auf die Stube bringen, und nach Tische ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hause antraf. Er ging verdrießlich im Garten auf und ab, und schien noch vollest alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn Morgen und wieder Morgen und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke der Lotten hätten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag! und küßte sie alle herzlich und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr sagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das überwannte ihn; er schenkte jedem etwas, setzte sich zu Pferde, ließ den Alten grüßen und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hause, befahl der Magd nach dem Feuer zu sehen und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche nähen in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefs an Lotten:

„Du erwartest mich nicht! du glaubst, ich würde geborchen und erst Weihnachtsabend dich wiedersehn. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hältst du diesen Papier in deiner Hand, zitterst, und benetzest es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl ist es mir, daß ich entschlossen bin.“

Lotte war indeß in einen sonderbaren Zustand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde, sich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er sich von ihr entfernen sollte.

Es war wie im Vorübergehn in Alberts Gegenwart gesagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wiederkommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarschaft geritten,

mit dem er Geschäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie saß nun allein, keine von ihren Gefährtinnen war um sie, sie überließ sich ihren Gedanken, die stille über ihren Verhältnissen herumschweifen. Sie sah sich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, dessen Liebe und Treue sie kannte, dem sie von Herzen zugethan war, dessen Ruhe, dessen Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu seyn schien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte was er ihr und ihren Kindern auf immer seyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen, und seine Entfernung brachte in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen! — hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen vorheirathen dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht und fand bei einer jeglichen etwas auszusetzen, fand keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr verzärteltes heimliches Verlangen sey, ihn für sich zu behalten, und sagte sich dagegen, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, edles, sonst so leichtes und leicht sich besinnendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es bald sieben geworden, als sie Werthern die Treppe heraufkommen hörte und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und wie durfte fast sagen zum ersten Mal, bei seiner Ankunft. Sie hätte sich gern vor ihm verleugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ja habe nichts versprechen, war seine Antwort. Sie hätten Sie wenigstens meiner Bitte Statt geben sollen, versetzte sie, ich bat Sie um unserer beider Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was sie sagte, eben so wenig was sie that, als sie nach einigen Freundinnen schickte, um nicht mit Werthern allein zu seyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und sie wünschte bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß sie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück und brachte die Nachricht, daß sich beide entschuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer sitzen lassen; dann besann sie sich das wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, sie trat ans Clavier und fing eine Menuet an, sie wollte nicht stocken. Sie nahm sich zusammen und setzte sich gelassen zu Werthern, der seinen gewöhnlichen Platz auf dem Canapé eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu lesen? sagte sie. Er hatte nichts. Da drin in meiner Schublade, fing sie an, liegt Ihre Uebersetzung einiger Gesänge Ossians; ich habe sie noch nicht gelesen, denn ich hoffte immer, sie von Ihnen zu hören: aber seither hat sich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er sie in die Hände nahm, und die Augen standen ihm voll Thränen, als er hineinsah. Er setzte sich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen, hoch stehn Haupt und deiner Wolke, wankend stattlich deinen Hügel hin. Wovon blickst du auf die Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wornach siehst du schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgaben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, rubiner Strahl. Erscheine, du herrliches Licht von Ossians Seele!

„Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora, wie in den Tagen, da verehrt sind — Fingal kommt wie eine steinte Nebelsäule; um ihn sind seine Helden, und siehe! die Barden des Gesanges: Grauer Ullin! Stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, sanftklagende Minona! — Wie verändert seyd ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Gesangs, wie Frühlingsbäche den Hügel hin wechselnd bengen das schwachlispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blick und thränenvollem Auge; schwer floß ihr Haar um die nackten Winde, her vom Hügel der Flieh. — Düster ward's in der Seele der Helden, als sie die lieblichs Stimme erhub; denn oft hatten sie das Grab Salgars gesehen, oft die finstre Wohnung der weißen Colma. Colma, verlassen auf dem Hügel mit der harmonischen Stimme; Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog sich die Nacht. Hörst Colma's Stimme, da sie auf dem Hügel allein saß.

Colma.

„Es ist Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind saust im Gebirge. Der Strom donnt den Felsen hinab. Keine Hütte schützt mich vor dem Regen, mich Verlassne auf dem stürmischen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erscheine, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht von den Beschwerden der Jagd, sein Bogen neben ihm abgespannt, seine Hunde schnoevend um ihn! Aber hier muß ich sitzen allein auf dem Felsen bei verwachsenen Strome. Der Strom und der Sturm saust, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er sein Wort vergessen? — Da ist der Fels und der Baum, und hier der rauschende Strom! Mit einbrechender Nacht versprachst du hier zu seyn; ach! wohin hat sich mein Salgar verirrt? Mit der weiß' ich Lieben, verlassen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange sind unsere Geschlechter Feinde, aber wir sind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig eine Weile, o Wind! still eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durchs Thal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier ist der Baum und der Fels!

Wechſel-Lied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen;
Bleibſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderst du zu kommen?

„Sieh der Mond erscheint, die Flut glänzt im Thale, die Felsen stehen grau, den Hügel hinauf; aber ich seh' ihn nicht auf der Höhe, seine Hunde vor ihm her verkündigen nicht seine Ankunft. Hier muß ich sitzen allein.

„Aber wer sind, die dort unten liegen auf der Heide? — Mein Geliebter! Mein Bruder? — Rebet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie ängstet ist meine Seele! — Ach, sie sind todt! Ihre Schwerter roth von Gemetzel! O mein Bruder, mein Bruder! warum hast du meinen Salgar erschlagen? O mein Salgar! warum hast du meinen Bruder erschlagen? Ihr wart mir beide so lieb! O du warst schön an dem Hügel unter Tausenden! Er war schrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! sie sind stumm! stumm auf ewig! kalt wie die Erde ist ihr Busen!

„O von dem Felsen des Hügels, von dem Giebel des stürmenden Berges, redet, Geister der Todten! redet, mir soll es nicht grauen! — Wohin send ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebirges seid ihr euch finden? — Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich sitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wächtet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber schlecht es nicht, bis ich komme. Mein Leben schwindet wie ein Traum, wie soll' ich zurückbleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden, an dem Strome des klingenden Felsens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme seyn um meine Freunde, sie waren mir beide so lieb!

„Das war dein Gesang, o Minona, Thormans sanft ertönende Tochter. Unsere Thränen flossen um Colma, und unsere Seele ward düster.

„Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpins Gesang — Alpins Stimme war freundlich, Anna's Seele ein Feuerstrahl. Aber sanft ruhten sie im engen Hause und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettergesang auf dem Hügel. Ihr Lied ist sanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des ersten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, sein Schwert wie das Schwert Oskars — Aber er fiel, und sein Vater jammerte und seiner Schwester Augen waren voll Thränen. Minona's Augen waren voll Thränen, der Schwester des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Gesang, wie der Mond in Wolken, der den Sturmwagen voraus sieht und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich schlug die Harfe mit Ullin zum Gesange des Jammers.

Anna.

„Vorbei sind Wind und Regen, der Mittag ist so heiter, die Wolken theilen sich. Aufwärts beleuchtet den Hügel die umschattende Sonne. Rüstig fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß ist dein Murmeln, Strom; doch süßer die Stimme, er der jammert den Todten. Sein Haupt ist von Alter gebeugt und roth sein thränender Auge. Alwin, trefflicher Sänger! warum allein auf dem schweigenden Hügel? warum jammerst du wie ein Windstoß im Walde, wie eine Welle am fernen Gestade?

Alpin.

„Meine Thränen, Nona, sind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank bist du auf dem Hügel, schön unter den Söhnen der Heide! Aber du wirst fallen wie Morar, und auf keinem Grabe der Trauernde sitzen. Die Hügel werden dich vergessen, dein Bogen in der Halle liegt ungespannt.

„Du warst schnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, schrecklich wie die Nachteule am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterwolken über der Heide, deine Stimme gleich dem Wasserfalle nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte sie. Aber wenn du wiederkehrtest vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! dein Angesicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der schweigenden Nacht, ruhig deine Brust wie der See, wenn sich des Windes Brausen gelegt hat.

„Eng ist nun deine Wohnung! finster deine Stätte! mit drei Schritten mess' ich dein Grab, o du! der du ehe so groß warst! vier Steine mit moosigen Häuptern sind dem einzigen Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wehet, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter hast du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt ist, die dich gebar, gestillen die Tochter von Morglan.

„Wer auf seinem Stabe ist das? Wer ist es, dessen Haupt weiß ist vor Alter, dessen Augen roth sind von Thränen? Es ist dein Vater, o Morar! der Vater seines Sohns außer dir. Er hörte von deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerstreuten Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von seiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief ist der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kissen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf seinen Ruf. O wann wird es Morgen in Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Erbe wohl! ebelster der Menschen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld sehen! nimmer der düstere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließest keinen Sohn, aber der Gesang soll deinen Namen erhalten, künftige Zeiten sollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Kaul war die Trauer der Helden, am lautesten Arminß verstörender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod seines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor sah nahe bei dem Helden, der Fürst des hallenden Galmal. Warum schlechter der Seufzer Arminß? sprach er; was ist dir zu weinen? Klingt nicht Lied auf Gesang, die Seele zu schmeicheln und zu ergetzen? sie sind wie sanfter Regel, der steigend vom See aufs Thal sprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft und der Nebel ist gegangen. Warum bist du so jammervoll, Arminß, Verführer des freundschaftlichen Germa!

„Jammervoll! Wohl bin ich, und nicht gering die Ursache meines Wehe's. — Carmor, du verlorst keinen Sohn, verlorst keine blühende Tochter: Colgar, der Tapfere lebt, und Annia, die schönste der Mädchen. Die Zweige deines Hauses

blühen, o Carmor; aber Armin iſt der letzte ſeines Stammes. Finſter iſt dein Bett, o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe — Wann erwacht du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Heide! Waldſtröme, brauſet! heult, Stürme, im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochne Wolken, o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnre mich der ſchrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß wie der gefallne Schnee, ſüß wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; ſie widerſtand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgals, groß, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einem Schiffer verkleidet. Schön war ſein Nachen auf der Welle, weiß ſeine Locken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädchen, ſagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felſen, nicht fern' in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

„Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felſens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängſtet du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura iſt's, die dich ruft!

„Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! iſt keiner ſeine Daura zu retten?

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn flog vom Hügel herab, raub in der Beute der Jagd, ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Doggen warfen um ihn. Er ſah den tückiſchen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, feſt umflocht er ſeine Hüften, der Gefeſſelte fühlte mit Rachen die Bande.

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote. Daura verſöhnt zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimme, erſchlug' ab den grau beſiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, ſauſt du um, das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder und ſtarb. Zu deinen Füßen ſteht deines Bruders Blut, welch war dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er ſank und doch ſich nicht wieder.

„Allein auf dem ſeefpülten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien, denn kannte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreien, laut war der Wind und der Regen ſtelle ſcharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward ſchwach, ehe der Morgen erſchien, ſie ſtarb wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Erlaben mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! Dahin iſt meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſitze ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchrecklichen Felſen. Oft im ſinkenden Monde ſehe ich die Geiſter meiner Kinder, halbdämmernd wandeln ſie zuſammen in traurier Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen und Schmerzen. Die Bewegung beider war ſchrecklich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schickſale der Alten, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel ſie; ſie wollte ſich entfernen, und Schmerz und Antheil faſſen beklämmt wie Blei auf ihr. Sie athmete, ſich zu erholen, und bat ihn ſchluchzend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten, er bot das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich berühre mit Treyfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter verabſtet! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —"

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahnung ſeines ſchrecklichen Verbedens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er faßte ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt und bedte ihre zitternden, ſtammelnden Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie, mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie auf ſeinen Armen, und warf ſich unmnnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das letzte Mal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie ins Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte die die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Canapé, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihm ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinets und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort: ein Lebewohl! — Er ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!

Er kam ans Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtürzte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener

bemerkte, als Werther nach Hause kam, daß seinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute sich nicht etwas zu sagen, entschädigte ihn aber alles was nah. Man hat nachher den Hut auf einem Felsen, der an dem Abhange des Hügels ins Thal sieht, gefunden, und es ist unbegreiflich, wie er ihn in einer finstern, feuchten Nacht, ohne zu stürzen, erstiegen hat.

Er legte sich zu Bette und schlief lange. Der Bediente fand ihn schreibend, als er ihm den andern Morgen auf sein Bitten den Kaffee brachte. Er schrieb Folgendes an Briefe an Lotten:

„Zum letzten Male, denn, zum letzten Male schlage ich diese Augen auf. Sie sollen auch die Sonne nicht mehr sehen; ein trüber, nebelichter Tag hüllt sie bedeckt. Sie traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht sich seinem Ende. Lotte! das ist ein Gefühl einzig in seiner Art, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächsten, zu sich zu sagen: das ist der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgestreckt und schlaff am Boden. Sterben! Was heißt das? Siehe wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe Manchen sterben sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! und einen Augenblick — getrennt, geschieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannst du vergehen? Bin ich ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das ist wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng! so finster! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner blühenden Jugend; sie starb und ich folgte ihrer Leiche, und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunter ließen, und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder heraufschnellten, dann die erste Schaufel hinunter scholterte und die Anfängliche Tode einen dumpfen Ton wiederzog, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war. Ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, gebängstet, zerrissen mein Innerstes, aber ich wußte nicht wie mir geschah — wie mir geschehen wird — Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Gestern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens seyn sollen. O du Engel! zum ersten Male, zum ersten Male ganz ohne Zweifel durch mein Innigstes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen strömte; neue warme Wonne ist in meinem Herzen. Vergieb mir! vergieb mir!

Ach ich wußte, daß du mich liebtest, wußte es an den ersten seelenvollen Blicken, an dem ersten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite sah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerst du dich der Blumen, die du mir schicktest, als du in jener fatalen Gesellschaft mir kein Wort sagen, keine Hand reichen konntest? O ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten mir deine Liebe. Aber ach! diese Einbildungen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen sichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das ist vergänglich, aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser Mund hat an dem ihrigen gestammelt. Sie ist mein! Du bist mein! ja, Lotte, auf ewig.

Und was ist das, daß Albert dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt — und für diese Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde! Gut, und ich strafe mich dafür; ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne genommen diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein; mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu unserm Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten bis du kommst, und ich fliege dir entgegen, und fasse dich und bleibe bei dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden seyn! wir werden uns wieder sehen! Deine Mutter sehen! ich werde sie sehen, werde sie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! Deine Mutter, dein Ebenbild."

Gegen eilfe fragte Werther seinen Bedienten, ob wohl Albert zurückgekommen sey? Der Bediente sagte: ja, er habe dessen Pferd dahin führen sehen. Darauf gieht ihm der Herr ein offnes Zettelchen, des Inhalts:

„Wollen Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geschlafen; was sie gefürchtet hatte, war entschieden, auf eine Weise entschieden, die sie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr sonst so rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tausenderlei Empfindungen zerrütteten das schöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das sie in ihren Busen schürte? war es Unwille über seine Verwegenheit? war es eine unwürdige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freier Unschuld und sorgenloses Zutrauens an sich selbst? Wie sollte sie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die sie so gut gestehen durfte, und die sie sich doch zu gestehen nicht getraute? Sie hatten so lange gegen einander geschwiegen, und sollte sie die erste seyn, die das Stillschweigen breche und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine so unerwartete Entdeckung machte? Sehr fürchtete sie, die blose Nachricht von Werthers Besuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar diese unerwartete Katastrophe! Konnte sie wohl hoffen, daß ihr Mann sie ganz im rechten Lichte sehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte sie wünschen, daß er in ihrer Seele lesen möchte? Und doch wieder, konnte sie sich verstellen gegen den Mann, vor dem sie immer wie ein krystallenes Glas offen und frei gestanden, und dem sie keine ihrer Empfindungen jemals vorenthalten oder verheimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen und setzte sie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für sie verloren

war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jetzt, was ſie ſich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſetzt hatte! So verſtändige, ſo gute Menſchen ſingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchiedenheiten unter einander zu ſchweigen an, jedes dachte ſeinem Rechte und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verbeyten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritiſchen Momente, wo dem alles abging, zu löſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander näher gebracht, wären Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen ſchonend walten und hätte ihre Herzen aufgeſchloſſen, vielleicht wäre unſer Freund noch zu retten geweſen.

Noch ein ſonderbarer Umſtand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus ſeinen Briefen wiſſen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er ſich dieſe Welt zu verlaſſen ſehnte. Albert hatte ihn oft bestritten, auch war zwiſchen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon geweſen. Dieſer, wie er einen entſchiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die ſonſt ganz außer ſeinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernſt ſolcher Vorſätze ſehr zu zweifeln Urſach finde, er hatte ſich ſogar darüber einigen Scherz erlaubt und ſeinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dieß beruhigte ſie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten; von der andern aber fühlte ſie ſich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Beſorgniſſe mitzutheilen, die ſie in dem Augenblicke ängſtten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegnen Haſtigkeit entgegen, er war nicht better, ſein Geſchäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbeholfenen, kleinlichen Menſchen gefunden. Der böſe Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen ſey, und ſie antwortete mit Verneinung: Werther ſey geſtern Abends da geweſen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf ſeiner Stube lägen. Er ging hinüber und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken ſeiner Edelmuths, ſeiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, ſie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit und ging auf ſein Zimmer, wie ſie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beſchäftigt die Packete zu eröffnen und zu leſen. Einige ſchienen nicht das Ange nehmſte zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und ſich an den Pult ſtellte zu ſchreiben.

Sie waren auf dieſe Weiſe eine Stunde neben einander geweſen und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie ſchwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem beſten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: ſie verfiel in eine Melancholie, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſtecken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben ſetzte ſie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der ſich gelaſſen nach ſeiner Frau wendete und ſagte: gieb ihm die Piſtolen. „Ich laſſe ihm glückliche Reiſe wünſchen.“ ſagte er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag, ſie ſchwankte aufzuſtehen, ſie wußte nicht wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie das Gewehr herunter, packte den Strauß ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe hinaus war, mahnte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zuſtande der unausſprechlichſten Ungewißheit. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schrecknüſſe. Bald war ſie im Begriffe ſich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Angſt und ihre Ahnungen; dann faß ſie wieder ſeinen Anfang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen, ihrem Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tiſche erträglich; man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich Brot und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tiſche gehen, und ſetzte ſich nieder zu ſchreiben.

„Sie ſind durch meine Hände gegangen, du haſt den Stand deiner gepaßt, ich thäte ſie tauſendmal, du haſt ſie berührt: und du, Geiſt des Himmels, begünſtigſt meinen Entſchluß; und du, Lotte, reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach! nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebewohl! — Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Sollteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich befeſtigte? Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruck auszulöſchen! und ich fühle es, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht.“

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, ging wieder aus vors Thor, ungeachtet des Regens, in den erſtickten Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und ſchrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letzten Male Feld und Wald und den Himmel geſehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeih mir! Tröſte ſie, Wilhelm! Gott ſegne euch! Meine Sachen ſind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir ſehn und wieder und freudiger.“

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergiebſt mir. Ich habe den Frieden deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und ſo wohne Gottes Segen über dir!“

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, versiegelte einige Päcke mit Adressen an Albrekin. Sie enthielten kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gelesen habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und sich eine Flasche Wein geben lassen, schickte er den Bedienten, dessen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich dann in seinen Kleidern niederlegte, um früh bei der Hand zu seyn; denn sein Herr hatte gesagt, die Postpferde würden vor sechse vors Haus kommen.

Nach eilfe.

„Alles ist so still um mich her, und so ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.

Ich trete an das Fenster, meine Beste! und sehe, und sehe noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an seinem Herzen, und mich. Ich sehe die Dreigestirne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen. Wenn ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, stand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft gesehen! oft mit aufgetrockenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkmale meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! ungiebst du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügsam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerissen, die du Heilige berührt hattest!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich es zu ehren. Tausend tausend Küsse habe ich darauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwei Lindenbäume, hinten in der Ecte nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte ihr begräbt mich am Wege, oder im einsamen Thale, daß Priester und Levit vor dem bezeichneten Steine sich segnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier, Lotte! Ich schaudre nicht, den kalten schrecklichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken soll: Du reichtest mir ihn und ich zage nicht. All! all! So sind alle die Wünsche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu sterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig sterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder schaffen könnte. Aber ach! daß ward nur wenigen Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben seyn, du hast sie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele schwebt über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aufsuchen. Diese blaßrothe Schleife, du zu am Busen hattest, als ich dich zum ersten Male unter deinen Kindern fand. — O küsse sie tausendmal und erzähle ihnen das Schicksal ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben! sie wimmeln um mich. Ich wie ich mich an dich schlug; seit dem ersten Augenblicke dich nicht lassen konnte! — Diese Schleife soll mit mir begraben werden. An meinen Geburtstage schenktest du mir sie! Wie ich das alles verschlang! — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte! — — Sey ruhig! ich bitte dich, sey ruhig! —

Sie sind geladen — Es schlägt zwölfe! So sey es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl! lebe wohl!“

Ein Nachbar sah den Blitz vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles stille blieb, achtete er nicht weiter darauf.

Morgens um sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Albertin. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, sie stehen auf, der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht. Lotte sinkt ohnmächtig vor Albertin nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls schlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er sich durch den Kopf geschossen. Das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Sessels konnte man schließen, er habe sitzend vor dem Schreibtische die That vollbracht, dann ist er heruntergesunken, hat sich convulsivisch um den Stuhl herumgewälzt. Er lag gegen das Fenster entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Frack mit gelber Weste.

Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; sein Gesicht schien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Von Alberts Bestürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts sagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingesprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißesten Thränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der ältste, den er immer am meisten geliebt, hing an seinen Lippen, bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmanns und seine Anstalten tauschten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Die Wahlverwandtſchaften.

Ein Roman.

Erſter Theil.

Erſtes Capitel.

Eduard — ſo nennen wir einen reichen Baron im beſten Mannesalter — Eduard hatte in ſeiner Baumſchule die ſchönſte Stunde eines Aprilnachmittags zugebracht, um friſch erhaltene Pfropfreiſer auf junge Stämme zu bringen. Sein Geſchäft war eben vollendet; er legte die Gerätſchaften in das Futteral zuſammen und betrachtete ſeine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und ſich an den theilnehmenden Fleiße des Herrn ergetzte.

Haſt du meine Frau nicht geſehen? fragte Eduard, indem er ſich weiter zu gehen anſchickte.

Drüben in den neuen Anlagen, verſetzte der Gärtner. Die Mooshütte wird heute fertig, die ſie an der Felswand, dem Schloſſe gegenüber, gebaut hat. Alles iſt recht ſchön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmſpitze man faſt hinweg ſieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.

Ganz recht, verſetzte Eduard; einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten ſehen.

Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet ſich rechts das Thal und man ſieht über die reichen Baumwieſen in eine breitere Ferne. Der Steig die Felſen hinauf iſt gar hübſch angelegt. Die gnädige Frau verſteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.

Geh zu ihr, ſagte Eduard, und erſuche ſie, auf mich zu warten. Sage ihr, ich wünſche die neue Sedeyung zu ſehen und mich daran zu erfreuen.

Der Gärtner entfernte ſich eilig und Eduard folgte bald.

Dieſer ſtieg nun die Terraſſen hinunter, muſterte, im Vorbeigehen, Gewächshäuſer und Treibebeete, bis er ans Waſſer, dann über einen Steg an den Ort kam, wo ſich der Pfad nach den neuen Anlagen in zwei Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand dringt, ließ er liegen um den andern eine zuſchlagen, der ſich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüſch ſachte hinaufwand; da wo beide zuſammentrafen, ſetzte er ſich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat ſodann den eigentlichen Steig, und ſah ſich durch allerlei Treppen und Abſätze auf dem ſchmalen, bald mehr bald weniger ſteilen Weg endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergeſtalt niederſitzen, daß er durch Thür und Fenſter die verſchiedenen Bilder, welche die Landſchaft gleichſam im Rahmen zeigten, auf einen Blick überſehen konnte. Er freute ſich daran in Hoffnung daß der Frühling bald alles noch reichlicher beleben würde. Nur eines habe ich zu erinnern, ſetzte er hinzu: die Hütte ſcheint mir etwas zu eng.

Für uns beide doch geräumig genug, verſetzte Charlotte.

Nun freilich, ſagte Eduard, für einen Dritten iſt auch wohl noch Platz.

Warum nicht? verſetzte Charlotte, und auch für ein Viertes. Für größere Geſellſchaft wollen wir ſchon andere Stellen bereiten.

Da wir denn ungeſtört hier allein ſind, ſagte Eduard, und ganz ruhigen heiteren Sinnes; ſo muß ich dir geſtehen, daß ich ſeyen einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann.

Ich habe dir ſo etwas angemerkt, verſetzte Charlotte.

Und ich will nur geſtehen, fuhr Eduard fort, wenn mich der Poſtbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heut entſetzlichen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geſchwiegen.

Was iſt es denn? fragte Charlotte freundlich entgegenkommend.

Es betrifft unſern Freund, den Hauptmann, antwortete Eduard. Du kennſt die traurige Lage, in die er, wie ſo mancher andere, ohne ſein Verſchulden gerathen iſt. Wie ſchmerzlich muß es einem Manne von ſeinen Kenntniſſen, ſeinen Talenten und Fertigkeiten ſeyn, ſich außer Thätigkeit zu ſehen und — ich will nicht lange zurückhalten mit dem was ich für ihn wünſche: ich möchte daß wir ihm auf einige Zeit zu uns nähmen.

Das iſt wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten, verſetzte Charlotte.

Meine Anſichten hin ich bereit dir mitzutheilen, entgegnete ihr Eduard. In ſeinem letzten Briefe herrſcht ein ſtiller Ausdruck des tiefſten Mißmuthes; nicht daß er ihm an irgend einem Bedürfniß fehle: denn er weiß ſich darinnen zu beſchränken, und für das Nothwendige habe ich geſorgt; auch drückt es ihn nicht, etwas von mir anzunehmen; denn wir ſind unſre Lebzeit über einander wechſelſeitig und ſo viel ſchuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unſer Erbteil und Debet ſich gegen einander verhalte — daß er geſchäftlos iſt, das iſt eigentlich ſeine Qual. Das Vielfache, was er an ſich ausgebildet hat, zu Andrer Nutzen täglich und ſtündlich zu gebrauchen, iſt ganz allein ſein Verlangen, ja ſeine Leidenſchaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen, oder noch weiter zu ſpuriren, ſich weitere Geſchicklichkeit zu verſchaffen, da er das nicht brauchen kann, was er in vollem Maße beſitzt — genug, liebes Kind, es iſt eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in ſeiner Einſamkeit empfindet.

Ich dachte doch, ſagte Charlotte, ihm wären von verſchiedenen Orten Anerbietungen geſchehen.

Ich hatte ſelbſt um ſeinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geſchrieben, und ſoviel ich weiß, blieb dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, verſetzte Eduard; aber ſelbſt dieſe verſchiedenen Gelegenheiten, dieſe Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältniſſen iſt ihm gemäß. Er ſoll nicht wirken; er ſoll ſich aufopfern, ſeine Zeit, ſeine Geſinnungen, ſeine Art zu ſeyn, und das iſt ihm unerträglich. Jemehr ich das alles betrachte, jemehr ich es fühle, deſto lebhafter wird der Wunſch ihn bei uns zu ſehen.

Es iſt recht ſchön und liebenswürdig von dir, verſetzte Charlotte, daß du des Freundes Zuſtand mit ſo viel Theilnahme bedenkſt; allein erlaube mir dich aufzufordern, auch deiner, auch unſer zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von ſeiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit verſprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; beſonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns ſeine Gegenwart nicht die mindeſte Unbequemlichkeit verurſacht. Auf dem rechten Flügel des Schloſſes kann er wohnen und alles andre findet ſich. Wie viel wird ihm dadurch geleiſtet, und wie manches Angenehme wird uns durch ſeinen Umgang, ja wie mancher Vortheil! Ich hätte längſt eine Anweiſung des Gutes und der Gegend gewünſcht; er wird ſie beſorgen und leiten. Deine Anſicht iſt, ſelbſt die Güter künftig zu verwalten, ſobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verfloſſen ſind. Wie bedenklich iſt ein ſolches Unternehmen! Zu wie manchen Verkenntniſſen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu ſehr, daß mir ein Mann dieſer Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntniſſe; ihre Mittheilungen aber ſind confus und nicht richtig. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien ſind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einſicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir beides verſprechen; und dann entſpringen noch hundert andere Verhältniſſe daraus, die ich mir alle gern vorſtellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes vorausſehe. Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört haſt; jetzt ſpreche aber auch recht frei und umſtändlich und ſage mir alles was du zu ſagen haſt; ich will dich nicht unterbrechen.

Recht gut, verſetzte Charlotte; ſo will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil ſie zu thun, zu wirken berufen ſind; die Weiber hingegen mehr auf das was im Leben zuſammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schickſal, das Schickſal ihrer Familien, an dieſen Zuſammenhang geknüpft iſt, und auch gerade dieſer Zuſammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deßwegen einen Blick auf unſer gegenwärtiges, auf unſer vergangenes Leben werfen, und du wirſt mir eingeſtehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht ſo ganz mit unſern Vorſätzen, unſern Planen, unſern Einrichtungen zuſammentrifft.

Mag ich doch ſo gern unſerer früheſten Verhältniſſe gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: du von mir, weil dein Vater, auf nie zu ſättigender Begierde des Beſitzes, dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne ſonderliche Ausſichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; du früher, indem dich dein Mütterchen im Beſitz eines großen Vermögens ließ; ich ſpäter, eben zu der Zeit, da du von Reiſen zurückkamſt. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, wir konnten ungeſtört zuſammen leben. Du brauchſt auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein! denn da wir ungefähr von denſelben Jahren ſind, ſo bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht verſagen, was du für dein einziges Glück zu halten ſchienſt. Du wollteſt von allen Unruhen, die du bei Hof, im Militär, auf Reiſen erlitt hatteſt, dich an meiner Seite erholen, zur Beſinnung kommen, des Lebens genießen; aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Penſion, wo ſie ſich freilich mannigfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geſchehen könnte; und nicht ſie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehilfin unter meiner Anleitung am beſten heranzuwachſen wäre. Das alles geſchah mit deiner Einſtimmung, daß damit wir uns ſelbſt leben, daß damit wir das früh ſo ſehnlich gewünſchte, endlich ſpät erlangte Glück ungeſtört genießen möchten. So haben wir unſern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das Aeußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung iſt gemacht, dir in allem entgegen zu kommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigſtens eine Zeit lang verſuchen, in wie fern wir auf dieſe Weiſe mit einander auskommen.

Da das Zuſammenhängende, wie du ſagſt, eigentlich euer Element iſt, verſetzte Eduard; ſo muß man euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder ſich entſchließen euch Recht zu geben, und du ſollſt auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unſerem Daſeyn gemacht haben, iſt von guter Art; ſollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und ſoll ſich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten ſeitdem, du im Park, ſoll das nur ſür Einfälle gethan ſeyn?

Recht gut; verſetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts hinderndes, fremdes herein bringen. Bedenke, daß unſere Vorſätze, auch was die Unterhaltung betrifft, ſich gewiſſermaßen nur auf unſer beiderſeitiges Zuſammenſeyn bezogen. Du erhielteſt zuerſt die Tagebücher deiner Reiſe mir in ordentlicher Folge mitgetheilt, bei dieſer Gelegenheit ſie manches dahin gehörige von Papieren in Ordnung bringen, und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihülfe, aus dieſen unſcheinbaren aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und andere erfreuliches Ganze zuſammenſtellen. Ich verſprach dir an der Abſchrift zu helfen, und wir hatten es uns zu brauen, ſo artig, ſo gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zuſammen nicht ſehen ſollten, in der Erinnerung zu durchreiſen. Ja der Anfang iſt ſchon gemacht. Dann daß du die Abende deine Idyte wieder vorgenommen, begleitete mich am Clavier; und an Beſuchen auf der Nachbarſchaft und in die Nachbarſchaft fehlt es uns nicht. Ich wenigſtens habe mir aus allem dieſem den erſten wahrhaft fröhlichen Sommer zuſammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte.

Wenn mir nur nicht, verſetzte Eduard, indem er ſich die Stirne rieb, bei alle dem, was du mir ſo liebevoll und verſtändig wiederholſt, immer der

Gedanke zeigte, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts gestört, ja vielmehr alles belebt und neu belebt. Auch er hat einen Theil seiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat manches, und in verschiedenem Sinne, sich angeeignet; wir benutzen das zusammen, und alsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden.

So laß mich denn dir aufrichtig gestehen, entgegnete Charlotte mit einiger Ungeduld, daß diesem Vorsatze mein Gefühl widerspricht, daß eine Abneigung mir nichts Gutes weissagt.

Auf diese Weise wäret ihr Frauen wohl uns überwindlich, versetzte Eduard: erst verständig, daß man nicht widersprechen kann, dann roh, daß man sich gern hingiebt, gefühlvoll, daß man euch nicht weh thun mag, ahnungsvoll, daß man erschrickt.

Ich bin nicht abergläubisch, versetzte Charlotte, und gerne nichts auf diese dunklen Anregungen, insofern sie nur solche waren; aber es sind meistens theils unbemerkte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedenklicher in jedem Zustande, als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde.

Das kann wohl geschehen, versetzte Eduard, bei Menschen, die nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei solchen, die schon durch Erfahrung aufgeklärt sich mehr bewußt sind.

Das Bewußtsein, mein Liebster, entgegnete Charlotte, ist keine hinlängliche Waffe. Ja manchmal eine gefährliche, für den der sie führt; und aus diesem allen tritt wenigstens so viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen sollen. Ohne mir noch einige Tage: entscheide nicht!

Wie die Sache steht, erwiederte Eduard, werden wir uns auch nach mehreren Tagen immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechselsweise vorgetragen: es kommt auf den Entschluß an, und da wär' es wirklich das beste, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, versetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wettest oder würfelst; bei einer so ernsthaften Sache hinzugehen würde ich dich für einen Frevel halten.

Was soll ich aber dem Hauptmann schreiben? rief Eduard aus: denn ich muß mich gleich resolviren.

Einen ruhigen, vernünftigen, tröstlichen Brief, sagte Charlotte.

Das heißt soviel wie keinen, versetzte Eduard. Und doch ist es in manchen Fällen, versetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber Nichts zu schreiben, als nicht zu schreiben.

Zweites Capitel.

Eduard fand sich allein auf seinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung seiner Lebensverhältnisse aus dem Munde Charlottens, die Vergegenwärtigung ihres beiderseitigen Zustandes, ihrer Vorsätze, sein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte sich in ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft so glücklich gefühlt, daß er sich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf nichts bindenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtisch ging und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder der traurige Zustand des treflichen Mannes entgegen; alle Empfindungen, die ihn diese Tage gequält hatten, wachten wieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer so ängstlichen Lage zu überlassen.

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltsamen aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwiedern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Anwendung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, freundlich, wohlthätig, dran, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Theil Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnäckige, ja romanhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum ersten Mal widersprochen, zum ersten Mal gehindert, eben da er seinen Augenfreund an sich verpflichten, da er sein ganzes Dasein gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einigemal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben, es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht schreiben, daß er heut nicht umständlich schreiben, und verfprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags auf einem Spaziergang nach derselben Stelle, die Gelegenheit das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vortrag nur öfters anstimmen kann, als wenn man ihn selten genug spricht.

Eduarden war diese Wiederholung erwünscht. Er faßte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm: denn wenn er, empfindlich wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren jedermann hart ward, wenn seine Hartnäckigkeit manchmal machen konnte; so waren doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Offenheit des andern veranlaßt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch seltsam fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotten diesen Morgen erst in die heiterste Laune, dann durch unmuthige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: Du willst gewiß, daß ich dich, was ich dem Ehemann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll.

Wenigstens, mein Lieber, fuhr sie fort, sollst du gewahr werden, daß deine Wünsche, die freundschaftliche Lebhaftigkeit, womit du sie ausdrückst, mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt lassen. Sie nöthigen mich zu einem Geständniß. Ich habe dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage wie du, und habe mir schon

eben die Gewalt angethan, die ich dir nun über dich selbst zumute.

Das thr' ich gern, sagte Eduard; ich merke wohl, im Ehestand muß man sich manchmal streiten, denn dadurch erfährt man was von einander.

Nun selbst da alle erfahren, sagte Charlotte, daß es mir mit Ottilien geht, wie dir mit dem Hauptmann. Hybsch unserm weiß ich das liebe Kind in der Pension, wo sie sich in sehr drückenden Verhältnissen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren ist, sich dort für die Welt bildet, wenn sie Sprachen, Geschicklichkeit und was sonst von Kenntnissen dir mitgeteilt wird, so wie ihre Reisen und Variationen vom Blatte weghielt; wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtnis sie, man möchte wohl sagen, alles vergißt und im Augenblicke sich an alles erinnert; wenn sie durch Freiheit des Betragens, Anmut im Tanze, schickliche Bequemlichkeit des Gefolges sich vor allen auszeichnet, und durch ein angeborenes verbindendes Wesen sich zur Königin des kleinen Kreises macht; wenn die Vorsteherin dieser Anstalt sie als eine kleine Gottheit ansieht, die nun erst unter ihren Händen recht gedeiht, die im Ernst machen Zutrauen erwerben und einen Einfluß von andern jungen Personen verschaffen wird; wenn die ersten Seiten ihrer Briefe und Monatsschriften immer nur Hymnen sind über die Vortrefflichkeit eines solchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Briefe zu übersetzen weiß; so ist daraus, was sie schließlich von Ottilien erwärmt, nur eine Entschuldigung, daß ein so genau so schön heranwachsendes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das wenige was sie sonst sagt, bin zufällig ist gleichsalls für mich kein Rätsel; weil ich in diesem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner werthesten Freundin, gewahr werde, die sich neben mir entwickelt hat und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Aufseherin sein könnte, zu einem herrlichen Geschöpf heranstudieren wollte.

Da es aber einmal nicht in unsern Plan geht, und man an seinen Lebensverhältnissen nicht so viel zupfen und zerren, nicht immer was neues an sie heranziehen soll; so trag' ich das lieber, ja ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt, sich ihrer Vorzüge übermüthig gegen sie bedient, und unsre Werthheit dadurch gewissermaßen vernichtet.

Doch wer ist so geduldet, daß er nicht seine Vorzüge gegen andre manchmal auf eine grausame Weise geltend machte? Wer sieht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden müßte? Durch viele Prüfungen wächst Ottiliens Werth; aber seitdem ich den peinlichen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich mir Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen. Stündlich soll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So steht es mit mir, mein Bester. Du siehst, wir trauen beiderseits dieselben Personen in einem treuen freundschaftlichen Herzen. Laß uns sie gemeinsam tragen, da sie sich nicht gegeneinander aufreiben.

Wie eine wunderliche Menschen, sagte Eduard lächelnd. Wenn wir nur etwas das uns Gerade macht und unserer Gegenwart verbannen können. Da glauben wir sogen, nun sei es abgethan. Im Ganzen können wir Vieles ausreden, aber uns im Einzelnen bezwingen, ist eine Forderung, der wir selten gewachsen sind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, kannte sie der augenblicklichen Bedürfnisse nicht los werden. Verspätete ich mich bei einem Ausritt, so mußte mir ein Unglück begegnet sein; durchnäßte mich ein Regenschauer, so war das Fieber mir gewiß. Ich vermeidte, ich entfernte mich von ihr, und nun suchen sie ihr kaum anzugehören.

Betrachten wir es genauer, fuhr er fort, so handeln wir beide thöricht und verantwortlich; zwei der edelsten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kummer und im Druck zu lassen, nur um uns keiner Gefahr auszusetzen. Wenn dies nicht selbstsüchtig genannt werden soll, was will man so nennen: Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen sei der Versuch gemacht!

Ich möchte noch zu wagen sein, sagte Charlotte bedenklich, wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubst du denn aber, daß es räthlich sei, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann unaeschr in seinen Jahren — das ich die tiefes Schmerzenswunde nur gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen?

Ich weiß doch auch nicht, versetzte Eduard, wie du Ottilien so hoch stellen kannst! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß sie deine Neigung in ihrer Mutter geerbt hat. Hübsch ist sie, das ist wahr, und ich erinnere mich, daß der Hauptmann mich auf sie aufmerksam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und sie mit vor bei deiner Tante traten. Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen; aber ich wüßte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte.

Das ist übrigens an der, sagte Charlotte, denn ich war so gegenwärtig; und es ist gleich viel jünger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der ältern Freundin so viele Reize für dich, daß du über die aufsteigende versprechende Schönheit hinaussahest. Es gebührt auch dies zu deiner Art zu sein, deshalb ich so gern das Leben mit dir theile.

Charlotte, so aufrichtig sie zu sprechen schien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals den von Reisen zurückkehrenden Eduard Ottilien absichtlich vorgeführt, um dieser geliebten Pflegetochter eine so große Partie zuzuwenden; denn an sich selbst, in Bezug auf Eduard, dachte sie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angeführt. Eduard den aufmerksam zu machen; aber dieser, der seine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sei, einen so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer verfolgten Gutes endlich doch theilhaft zu werden.

Eben stand das Oberpar im Begriff die neuen Anlagen herunter nach dem Schlosse zu gehen, als ein Bedienter ihnen hastig entgegen flog und mit lachendem Munde sich sogen von unten herauf vernehmen ließ. Kommen Ew. Gnaden doch so schnell herüber! Herr Mittler ist in den Schloßhof angekommen. Er hat uns alle zusammengeschrieen, wir sollen Sie aufsuchen, wir sollen Sie holen, es ist Noth thue? Da ist Noth thut, rief er uns nach: Hört ihr? aber geschwind, geschwind!

Der dreifache Mann! rief Eduard aus; kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geschwind zurück! befahl er dem Bedienten; sage ihm:

es thue Noth, sehr Noth! Er soll nur absteigen. Besorgt sein Pferd, führt ihn in den Saal, setzt ihm ein Frühstück vor: wir kommen gleich.

Laß uns den nächsten Weg nehmen, sagte er zu seiner Frau, und setzing den Platz über den Kutscher ein, den er sonst zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch vor ihr das Gerüst gefegt habe. Mit unbiegsamster Strenung der alten Denkmäler hatte sie alles so zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten.

Auch dem ältesten Stein hatte sie seine Ehre gelassen. Den Jahren nach waren sie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder sonst angebracht; der hohe Sockel der Kirche selbst war damit verwandtschaftlich und gegiert. Eduard fühlte sich sonderbar überrascht, wie er durch die kleine Pforte herein trat; er drückte Charlotten die Hand und im Auge stand ihm eine Thräne.

Aber der närrische Gast versicherte sie gleich. Denn dieser hatte seine Roß im Schloß gehabt, war spornstreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofthor gerritten, wo er still hielt und seinen Freunden entgegen rief: Ihr habt mich doch nicht zum Besten? Thut's wirklich Noth, so bleibe ich zu Mittage hier. Halten mich nicht auf: ich habe heute noch viel zu thun.

Da ihr euch so weit bemüht habt, rief ihm Eduard entgegen; so reitet noch vollends herein, wir kommen an einem einfachen Orte zusammen, und sehr wie sehen Charlotte diese Trauer aufgeschmückt hat.

Hier herein, rief der Reiter, komm' ich weder zu Pferde, noch zu Wagen, noch zu Fuß. Diese da ruhen in Frieden, mit ihnen habe ich nichts zu schaffen. Gefallen muß ich mir's lassen, wenn man euch einmal die Füße voran hereinschleppt. Also ist's Ernst?

Ja, rief Charlotte, recht Ernst! Es ist das erste Mal, daß wir neuen Gatten in Noth und Verwirrung sind, worauf wir uns nicht zu besinnen wissen.

Ihr sebt nicht darnach aus, versetzte er: doch will ich's glauben. Führt ihr mich an, so laß ich Euch künftig stecken. Folgt geschwinde nach; meinem Pferde mag die Erholung zu Gut kommen.

Bald fanden sich die Drei im Saale zusammen; das Essen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von seinen heutigen Thaten und Verdrehen. Dieser seltsame Mann war früherhin Geistlicher gewesen und hatte sich bei einer rastlosen Thätigkeit in seinem Amte dadurch auszeichnet, daß er alle Streitige seiten, sowohl die häuslichen, als die nachbarlichen, erst der einzelnen Bewohner, sodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsherren, zu schlichten wußte. So lange er im Dienste war, hatte sich kein Ehepaar scheiden lassen, und die Landeseinsassen wurden mit seinen Händeln und Processen vom herther beheliget. Wie nöthig ihm die Rechtskunde sey, ward er zeitig gewahr. Er warf sein ganzes Studium darauf, und schlug sich bald den geschicktesten Advocaten gewachsen. Sein Wirkungskreis dehnte sich wunderbar aus, und man war im Begriff ihn nach der Residenz zu ziehen, um das von oben herein zu ordnende, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen ansehnlichen Lotteriegewinnst that, sich ein mäßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit machte, mit dem festen Vorsatz, aber vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in seinem Hause zu vermitteln, wo nichts zu schlichten und nichts zu heilen wäre. Dasjenige, die auf Rechtsverhandlungen abgerichtet sind, behaupten, der Name Mittler habe im gemeinen, dürfe seltsamste aller Bestimmungen zu ergreifen.

Der Rechtler war aufgestanden, als der Gast seine Worte ernstlich vermahnte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil es gleich nach dem Kaffee fort müsse. Die beiden Freunde machten umständlich ihre Bekenntnisse; aber kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tische aufstand, ans Fenster sprang und sein Pferd zu satteln befahl.

Entweder ihr kennt mich nicht, rief er aus, ihr verkennt mich nicht, oder ihr seid seine bethörte. Ist denn hier ein Streit? ist denn hier eine Hülfe nöthig? Glaubt ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das ist das dümmste Handwerk das einer treiben kann. Rathe sich jeder selbst und thue was er nicht lassen kann. Geräth es gut, so freut er sich seiner Weisheit und seines Glücks; läuft's übel ab, dann bin ich bei der Hand. Wer ein Uebel los sein will, der weiß immer was er will; wer was besseres will als er hat, der ist ganz haarsträubt — Ja ja! sagte nur — er spielt Blindekuh, er ertappt's vielleicht; aber was? Thut was ihr wollt: es ist ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu euch, laßt sie weg: alles einerlei! Das Verhängnißvolle habe ich mitlingen sehen, das Angeschmiedete gelingen. Zerbrecht euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eure oder die andere Weise übel abläuft, verbrecht sie euch auch nicht. Schaut nur nach mir, und euch soll geholfen sein. Bis dahin euer Diener!

Und so sprang er sich aufs Pferd, ohne den Kaffee abzuwarten.

Hier siehst du, sagte Charlotte, wie wenig eigentlich ein Dritter frachtet, wenn es zwischen zwei nah verbundenen Personen nicht ganz im Gleichgewicht steht. Gegenwärtig sind wir doch weit mehr verworren und ungewisser, wenn's möglich ist, als vorher.

Beide Gatten würden auch wohl noch eine Zeit lang geschwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechsel gegen Duarden seinen angekommen. Er hatte sich entschieden, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob sie ihm gleich seinesweges gemäß war. Er sollte mit vermehrtem und reichen Lenten die lange Meile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen setzte, daß er sie vertreiben würde.

Eduard überlas das ganze Verhältniß recht deutlich und malte es noch recht scharf aus. Wollen wir unserm Freund in einem solchen Zustande wissen? rief er: Du kannst nicht so grausam sein, Charlotte!

Der wunderliche Mann, unser Mittler, versetzte Charlotte, hat am Ende doch Recht. Alle solche Unterscheidungen sind Wagestücke. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Selbst neue Verhältnisse können erwünscht sein zu Glück und zu Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen. Ich fühle mich nicht stark genug der länger zu widerstehen. Laß uns den Versuch machen. Das einzige was ich dir bitte: es sey nur auf kurze Zeit angesehen. Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende, und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verschaffen, die ihm nach seiner Weise einige Zufriedenheit gewähren kann.

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der Nahe, er höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Eduard versicherte seine Gattin auf die ammuthigste Weise der lebhaftesten Dankbarkeit. Er rückte mit seinem freyen Gemüth seinem Freunde Vorschläge sowohl als Bitten zu thun. Charlotte mußte in einer Nachschrift ihren Beifall eigenhändig hinzufügen. Ihre freundschaftlichen Bitten mit den seinen vereinigen. Sie schrieb mit verwandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Hast, die ihr ernst nicht gewöhnlich war; und was sie nicht leicht begegnete, sie verunstaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfaß, der sie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte.

Eduard scherzte darüber, und weil noch Platz war skizzirte er eine zweite Nachschrift hinzu: der Freund teile auf diesen Zeichen die Unruhe leben womit er erwartet werde, und nach der Eile womit der Brief geschrieben, die Eilfertigkeit seiner Reise eintreten.

Der Bote war fort und Eduard glaubte seine Dankbarkeit nicht übertreibender ausdrücken zu können, als indem er aber und abermals darauf bestand: Charlotte teile sogleich Ottilien auf der Pension diesen Tausch.

Sie hat um Aufschub und wußte diesen Abend der Eduard die Lust zu einer musikalischen Unterhaltung aufzureden. Charlotte spielte sehr gut Clavier, Eduard nicht eben so deutsch die Flöte: denn er sie gleich zu Zeiten viel Mühe gekostet hatte, so war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verblieben, die zur Ausübung eines solchen Talentes gehört. Er führte deßhalb seine Partie sehr ungleich aus, einige Stellen gut, nur vielleicht zu geschwind; bei andern wieder viel zu an, weil sie ihm nicht geläufig waren, und so wär' es für jeden Andern schwer gewesen ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte wußte sich darein zu finden; sie hielt an und ließ sich wieder von ihm fortreißen, und verlah alle die doppelte Pflicht eines guten Tactmeisters und einer feinen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maß zu erhalten wissen, wenn auch die einzelnen Passagen nicht immer im Tact bleiben sollten.

Drittes Capitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen sehr verständigen Brief vorausgeschickt, der Charlotten völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über sich selbst, so viel Klarheit über seinen eigenen Zustand, über den Zustand seiner Freunde, gab eine heitere und friedliche Aussicht.

Die Unterhaltungen der ersten Stunden waren, wie unter Freunden zu geschehen pflegt, die sich eine Zeit lang nicht gesehen haben, lebhaft, ja fast erschöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann äußerte sich sehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erst sichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein geübtes Auge und dabei ein ernsthaftes; und ob er gleich das Wünschenswerthe sehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es bisweilen zu geschehen pflegt, Personen die ihn in dem Ihrigen herumführten, dadurch einen übeln Humor, daß er mehr verlangte als die Umstände zuließen, oder auch wohl gar an etwas Vollkommneres erinnerte, das er anderswo gesehen.

Als sie die Mooshütte erreichten, fanden sie solche auf das lustigste ausgeschmückt, zwar nur mit künstlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter so schöne Büschel natürlichen Weinlaubes und anderer Zier- und Baumblätter angebracht, daß sie dem Kunstsinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. Ottilien mein Mann nicht liebt, daß man seinen Geburts- oder Namenstag feire, so wird er mir doch heute nicht verargen, einem stillen Feste diese wenigen Kränze zu widmen.

Ein dreifaches? rief Eduard. Ganz erwiß: versetzte Charlotte: unseres Freundes Andenken verdienen wir billig als ein Fest; und dann habt ihr beide wohl nicht daran gedacht, daß heute euer Namenstag ist. Heißt nicht einer Otto so gut als der andere?

Beide Freunde reichten sich die Hände über den kleinen Tisch. Du erinnerst mich, sagte Eduard, an dieses jugendliche Freundschaftsfest. Als Kinder hießen wir beide so; doch als wir in der Pension zusammenlebten und manche Irrung daraus entstand, so trat es ihm freundlich diesen häßlichen lateinischen Namen ab.

Werden denn doch nicht gar zu grämlich, warf, sagte der Hauptmann. Denn ich erinnere mich recht wohl, daß dir der Name Eduard besser gefiel, wie er denn auch von angenehmen Lippen aussprechen einen besonders guten Klang hat.

Nun sahen sie alle zu ordnen um daselbe Tischchen, wo Charlotte so eifrig gegen die Ankunft des Gastes agirt hatte. Eduard in seiner Zuversichtlichkeit wollte die Gattin nicht an jene Stunden erinnern; doch entdeckt er sich nicht, zu sagen: für ein Dutzend wäre auch noch recht gut Platz.

Waldhörner ließen sich in diesem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, belebten gleichsam und befestigten die guten Gesinnungen und Wünsche der beisammen verweilenden Freunde. Stillschweigend hörten sie zu, indem jedes in sich selbst zurückkehrte, und sein eigenes Glück in so schöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pause zuerst, indem er aufstand und vor die Moosthütte hinaustrat. Laß uns, sagte er zu Charlotten, den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieses beschränkte Thal nur sey unser Erdgut und Aufenthalt; der Blick wird oben freier und die Brust erweitert sich.

So mußten wir diesmal noch, versetzte Charlotte, den alten etwas beschwerlichen Aufpfad erklimmen; doch hoffe ich, sollen meine Stufen und Stege nächstens bequemer bis ganz hinauf leiten.

Und so gelangte man denn über Felsen, durch Busch und Gesträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende fruchtbare Rücken bildete. Dort und Seites hinterwärts waren nicht mehr zu sehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewaldete Hügel, an denen sie sich hinzogen; endlich steile Felsen, welche senkrecht den letzten Wasserspiegel entschieden behängten und ihre bedeutenden Formen auf der Oberfläche desselben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein starker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb versteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erschien. Mannigfaltig wechselten im ganzen Halbkreis, den man übersah, Tiefen und Höhen, Büsche und Wälder, deren erstes Grün für die Folge den fälschreichsten Anblick versprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge fest. Besonders zeichnete

zu den Füßen der schauenden Freunde sich eine Reihe Pappeln und Platanen zunächst an dem Rande des mittleren Teiches vortheilhaft aus. Sie stand in ihrem besten Wachsthum, frisch, gesund, kemper und in die Breite strebend.

Eduard lenkte besonders auf diese die Aufmerksamkeit seines Freundes. Diese habe ich, rief er aus, in meiner Jugend selbst gepflanzt. Es waren junge Stämmchen, die ich rettete, als mein Vater, bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens, sie mitten im Sommer ausroden ließ. Ohne Zweifel werden sie auch dieses Jahr sich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun.

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaste ward auf dem rechten Flügel des Schlosses ein freundliches geräumiges Quartier angewiesen, wo er sehr bald Bücher, Papiere und Instrumente aufgestellt und geordnet hatte, um in seiner gewohnten Thätigkeit fortzufahren. Aber Eduard ließ ihm in den ersten Tagen keine Ruhe; er führte ihn überall herum, bald zu Pferde bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt; wobei er ihm zugleich die Wünsche mittheilte, die er zu besserer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung desselben seit langer Zeit bei sich hegte.

Das erste was wir thun sollten, sagte der Hauptmann, wäre, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnähme. Es ist das ein leichtes heiteres Geschäft, und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewährt, so bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihülfe leisten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkst du einmal an eine genauere Ausmessung, so läßt sich dazu wohl auch noch Rath finden.

Der Hauptmann war in dieser Art des Aufnehmens sehr geübt. Er hatte die nöthige Gerätschaft mitgebracht und fing sogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jäger und Bauern, die ihm bei dem Geschäft behülflich seyn sollten. Die Tage waren günstig; die Abende und die frühen Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch alles laviert und illuminiert, und Eduard sah seine Besitzungen auf das deutlichste, aus dem Papier, wie eine neue Schöpfung hervorgewachsen. Er glaubte sie jetzt erst kennen zu lernen; sie schienen ihm jetzt erst recht zu gedeihen.

Es gab Gelegenheit über die Gegend, über Anlagen zu sprechen, die man nach einer solchen Uebersicht viel besser zu Stande bringt, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumversuchte.

Das müssen wir meiner Frau deutlich machen, sagte Eduard.

Thue das nicht! versetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugungen Anderer nicht gern mit den seinigen durchkreuzte, denn die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Ansichten der Menschen viel zu mannigfaltig sind, als daß sie, selbst durch die verständigsten Vorstellungen, auf Einen Punkt versammelt werden könnten. Thue es nicht: rief er: sie dürfte leicht irre werden. Es ist ihr, wie allen denen, die sich nur aus Liebhaberei mit solchen Dingen beschäftigen, mehr daran gelegen, daß sie etwas thun, als daß etwas gethan werde. Man faßt an der Natur, man hat Verliebe für dieses oder jenes Plätzchen; man wagt nicht dieses oder jenes Hinderniß wegzuräumen, man ist nicht kühn genug etwas aufzuopfern; man kann sich voraus nicht vorstellen was entstehen soll, man probirt, es geräth, es mißräth, man verändert, verändert vielleicht was man lassen sollte, läßt was man verändern sollte, und so bleibt es zuletzt immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt.

Gestehe mir aufrichtig, sagte Eduard, du bist mit deinen Anlagen nicht zufrieden.

Wenn die Ausführung den Gedanken erschöpfte, der sehr gut ist, so wäre nichts zu erinnern. Sie hat sich mühsam durch das Gestein hinaufgewälzt und baut nun jeden, wenn du willst, den sie hinaufführt. Weder neben einander, noch hinter einander schreitet man mit einer gewissen Freiheit. Der Tact des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe sich nicht noch alles einwenden.

Wäre es denn leicht anders zu machen gewesen? fragte Eduard.

Gar leicht, versetzte der Hauptmann; sie dürfte nur die eine Felsenecke, die noch dazu unschreinbar ist, weil sie aus kleinen Theilen besteht, wegbrechen; so erlangte sie eine sehr schwungvolle Wendung zum Aufstieg und zugleich überflüssige Steine, um die Stellen herauszumauern, wo der Weg schmal und vertrappelt geworden wäre. Doch sei dies im engsten Vertrauen unter uns gesagt: sie wird sonst irre und verdrießlich. Auch muß man, was gemacht ist, bestehen lassen. Will man weiter bauen und Mühe aufwenden, so wäre von der Mooshütte hinaufwärts und über die Anhöhe noch mancherlei zu thun und viel angenehmes zu stiften.

Hatten auf diese Weise die beiden Freunde am Gegenwärtigen manche Beschäftigung, so fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener Tage, woran Charlotte wohl Theil zu nehmen pflegte. Auch setzte man sich vor, wenn nur die nächsten Arbeiten erst gethan wären, an die Reisejournale zu gehen und auch auf diese Weise die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotten allein weniger Stoff zur Unterhaltung, besonders seitdem er den Tadel ihrer Parkanlagen, der ihm so gerecht schien, auf dem Herzen übte. Lange verschwieg er was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er seine Gattin zufrieden sah, von der Mooshütte hinauf zur Anhöhe wieder mit Gräsern und Pflänzchen sich emper zu arbeiten; so hielt er nicht länger zurück, sondern machte sie nach einigen Umschweifen mit seinen neuen Einsichten bekannt.

Charlotte fand betroffen. Sie war gestreicht genug, um sogleich einzusehen, daß jene Recht hatten; aber das Gethane widersprach, es war nun einmal so gemacht; sie hatte es recht, sie hatte es wünschenswerth gefunden, selbst das Getadelte war ihr in jedem einzelnen Theile lieb; sie widerstrebte der Ueberzeugung, sie vertheidigte ihre kleine Schöpfung, sie schalt auf die Männer, die gleich ins Weite und Große gingen, und einem Scherz, und einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Kosten denken, die ein erweiterter Plan durchaus nach sich zieht. Sie war bewegt, verlegt, verdrießlich; sie konnte das Alte nicht fahren lassen, das Neue nicht ganz abweisen; aber entschlossen wie sie war, stellte sie sogleich die Arbeit ein und nahm sich Zeit, die Sache zu bedenken und bei sich reif werden zu lassen.

Indem sie nun auch diese thätige Unterhaltung vermißte, da indeß die Männer ihr Geschäft immer geselliger betrieben und besonders die Kunstgärten und Gartenhäuser mit Eifer besorgten, auch dazwischen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortgingen, als Jagen, Pferde-Kaufen, Tauschen, Bereiten

und Einfahren; ſo fühlte ſich Charlotte täglich einſamer. Sie führte ihren Briefwechſel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einſame Stunde. Deſto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die ſie aus der Penſionsanſtalt erhielt.

Eurem mittäglichen Briefe der Vorſteherin, welcher ſich wie gewöhnlich über her Tochter Fortſchritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachſchrift hinzugefügt, nebſt einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehülfen am Inſtitut, die wir beide mittheilen.

Nachſchrift der Vorſteherin.

Von Ottilien, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinem vorigen Berichten enthalten iſt. Ich möchte ſie nicht zu oft loben und doch kann ich nicht unterlaſſen mit ihr gegen Sie mich zu beſchäftigen. Sie iſt nach wie vor bereitwillig und gefällig gegen andere; aber ſie liebt Zurückgezogenheit, dieſe Dienſtfertigkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verſchiedene Zeuge geſchickt. Das erſte hat ſie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen ſehr reinlich und gut, und ſcheint nur in dieſem Sinn die Kleider zu wechſeln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken nicht loben. An unſerm Tiſch iſt kein Ueberfluß; doch ſehe ich nichts lieber als wenn die Kinder ſich an ſchmackhaften und geſunden Speiſen ſatt eſſen. Was mit Verdruß und Ueberzeugung aufgetragen und verſchmäht wird, ſoll nicht aufgetragen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja ſie macht ſich manchmal ein Gewiſſen, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas verſäumen, nur um eine Speiſe oder den Nachtiſch zu übergehen. Bei dieſem allen kommt jedoch in Betrachtung, daß ſie manchmal, wie ich erſt ſpät erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber ſchmerzlich und bedeutend ſeyn mag. So viel von dieſem übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde.

Beilage des Gehülfen.

Unſere vortreffliche Vorſteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe leſen, in welchen ſie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgeſetzten mittheilt. Diejenigen die an Ew. Gnaden gerichtet ſind leſe ich immer mit doppelter Aufmerkſamkeit, mit verdoppeltem Vergnügen; denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünſchen haben, die alle jene glänzenden Eigenſchaften vereinigt, wodurch man in der Welt imponirt; ſo muß ich wenigſtens Sie nicht minder glücklich preiſen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beſchert iſt, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu ſeinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie faßt unſer einziger Zögling, über den ich mit unſerer ſo ſehr verehrten Vorſteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieſer thätigen Frau keineswegs, daß ſie verlangt, man ſoll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich ſehen; aber es giebt auch verſchloſſene Früchte, die erſt die reife Jahreszeit [illegible] und die ſich früher oder ſpäter zu [illegible] Leben entwickeln. Dergleichen iſt [illegible] Pflegetochter. So lange ich ſie unterrichte, ſehe ich ſie immer gleichen Schrittes gehen, langſam, langſam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig iſt, vom Anfange anzufangen, ſo iſt es gewiß bei ihr. Was man aus dem Vorhergehenden folgt, begreift ſie nicht. Sie ſieht unfähig, ja widerſteht vor einer leicht faßlichen Sache, die für ſie mit nichts zuſammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, ſo iſt ihr das ſchwerſte reactivirt.

Bei dieſem langſamen Vorſchreiten bleibt ſie gegen ihre Mitſchülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, alles, auch das Unzuſammenhängende, leicht faſſen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt ſie, ſo vermag ſie bei einem beſtändigen Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden iſt, welche von trefflichen, aber raſchen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handſchrift geklagt, über ihre Unfähigkeit die Regeln der Grammatik zu faſſen. Ich habe dieſe Beſchwerde näher unterſucht; es iſt wahr, ſie ſchreibt langſam und ſteif wenn man ſie will, doch nicht zaghaft und unanſtalt. Was ich ihr von der Grammatiſchen Sprache, die zwar mein Fach nicht iſt, überhaupt mittheilte, begriff ſie leicht. Freilich iſt es wunderbar, ſie weiß vieles und recht gut, nur wenn man ſie fragt, ſcheint ſie nichts zu wiſſen.

Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung ſchließen, ſo möchte ich ſagen: ſie lernt nicht als eine die erzogen werden ſoll, ſondern als eine die erziehen will; nicht als Schülerin, ſondern als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden ſonderbar vor, daß ich ſelbſt als Erzieher und Lehrer jemand den nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines Gleichen erklärte. Ew. Gnaden beſſere Einſicht, tiefere Menſchen- und Welt-Kenntniß wird aus meinen beſchränkten und wohlgemeinten Worten das beſte nehmen. Sie werden ſich überzeugen, daß auch an dieſem Kinde viel Freude zu hoffen iſt. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß wieder zu ſchreiben, ſobald ich glaube, daß mein Brief etwas bedeutendes und angenehmes enthalten werde.

Charlotte freute ſich über dieſes Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorſtellungen zuſammen, welche ſie von Ottilien hegte; dabei konnte ſie ſich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers beſtätigt zu ſeyn ſchien, als ihn die Einſicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweiſe ließ ſie auch ein ſolches Verhältniß, wie ſo viele andre, vor ſich liegen; die Theilnahme des verſtändigen Mannes an Ottilien hielt ſie werth; denn ſie hatte in ihrem Leben genugſam einſehen gelernt, wie doch jede wahre Neigung zu ſchätzen ſey, in einer Welt wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hauſe ſind.

Viertes Capitel.

Die topographiſche Charte, auf welcher das Gut mit ſeinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maßſtabe, gemeſſen und ſodann durch Feder, Striche und Farben dargeſtellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometriſche Meſſungen ſicher zu gründen wußte, war bald fertig; denn wenige Zeichnungen, als dieſer thätige Mann, bedurfte kaum Jemand, ſo wie kein Tag ſtets dem augenblicklichen

Zwecke gewidmet und deswegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

Laß uns nun, sagte er zu seinem Freunde, an das Uebrige gehen, an die Gutsbesichtigung, wozu schon genugsame Vorarbeit da seyn muß, aus der sich nachher Pachtanschläge und anderes schon entwickeln werden. Nur Eines laß uns festlegen und einrichten: trenne alles was eigentlich Geschäft ist vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft Noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist du bei dem einen sicher, so kannst du in dem andern desto freier seyn; anstatt daß bei einer Vermischung das Stärkere durch das Freie weggetrieben und aufgehoben wird.

Eduard fühlte in diesen Vorschlägen einen leisen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, seine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das was er mit andern abzuthun hatte, was blos von ihm selbst abhing, es war nicht geschrieben; so wie er auch Geschäfte und Beschäftigung, Unterhaltung und Zerstreuung nicht genugsam von einander absonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund diese Bemühung übernahm, ein zweites Ja die Sonderung bewirkte, in die das eine Ja nicht immer sich spalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repositur für das Gegenwärtige, ein Archive für das Vergangene; schafften alle Documente, Papiere, Nachrichten, aus verschiedenen Behältnissen, Kammern, Schränken und Kisten herbei, und auf das geschwindeste war der Wust in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubriert in bezeichneten Fächern. Was man wünschte ward vollständiger gefunden als man gehofft hatte. Hierbei ging ihnen ein alter Schreiber sehr an die Hand, der den Tag über, in einen Theil der Nacht, nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden gewesen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, sagte Eduard zu seinem Freund, wie thätig und brauchbar der Mensch ist. Das macht, versetzte der Hauptmann, wie tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach seiner Bequemlichkeit vollendet hat, und so leistet er, wie du siehst, sehr viel; sobald man ihm früh genug er gar nichts.

Brachten die Freunde auf diese Weise ihre Tage zusammen zu, so versäumten sie Abends nicht Exactitäten regelmäßig zu belachen. Fand sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfters geschah: so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, obwohl gewohnt die Frauenzimmer zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward vermehrt, und Charlotte, sowohl durch sachliche Bücher als durch Unterredung, in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hülfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraschenden Nothfälle durchdachte; so wurde alles was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig seyn möchte um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke, öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entzückte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger in allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Realisirungen hinausging.

Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben, sagte eines Abends der Hauptmann; nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der das alles zu handhaben weiß. Ja kann dazu einen mir bekannten Reitchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe ist doch immer das, was auf dem Lande am meisten vermißt wird.

Auch dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an mit seiner Gegenwart sich zu befreunden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie verweilte sich gewöhnlich vor, manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Metallsalze der Töpferwaaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte vor sechs manche Sorge gemacht. Sie ließ sich hierüber belehren, und natürlicherweise mußte man auf die Grundbegriffe der Physik und Chemie zurückgehen.

Zunächsten aber immer willkommenen Anlaß zu solchen Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Er hatte eine sehr wohlklingende tiefe Stimme und war früher wegen seines hatte gerühmten Vortrages distinguirt und seiner vielen Arbeiten angenehm und berühmt geworden. Nun waren es andere Gegenstände die ihn beschäftigten, andere Schriften worauf er verlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke abgefaßt, der mündlichen und technischen Zustalts.

Eine seiner beliebtern Fähigkeiten, die er selbst vielleicht mit mehrern Menschen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. In früherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Schauspielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Action, die der Vorlesende so gut als der Zuhörer, der Schauspieler, der Erzählende hat, zu übertreiben. Parteien zu machen, Erwartungen zu erregen, als ob jeder treffliche dieser dramatischen Wirkung sehr zuwider wenn ihm ein Dritter wißentlich mit den Augen vorspringt. Er pflegte sich auch deßwegen in solchem Falle immer so zu setzen, daß er Niemand im Rücken hatte. Jetzt zu dreien war diese Vorsicht unnöthig; und da es diesmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraschung der Einbildungskraft angesehen war: so dachte er selbst nicht daran, sich sonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er sich nachlässig gesetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch sah. Seine alte Unart erwachte und er verwies es ihr, gewissermaßen unfreundlich: Wollte

man ſich doch ſolche Umarten, wie ſo manches andre was der Geſellſchaft laſtig iſt, ein für allemal abgewöhnen. Wenn ich jemand vorleſe, iſt es denn nicht als wenn ich ihm mühſelig etwas vorträge? Das Geſchriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fenſterchen vor meiner Stirn, vor meiner Bruſt anzubringen wäre, ſo daß der, dem ich meine Gedanken eingeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer ſchon lange vorher wiſſen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir jemand mit Buch ſteht, ſo iſt mir immer als wenn ich in zwei Stücke zerfallen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit ſich in größeren und kleineren Cirkeln beſonders dadurch beweiſt, daß ſie jede unangenehme, jede heftige, ja ſelbſt nur lebhafte Aeußerung zu beſeitigen, ein ſich verlaufendes Geſpräch zu unterbrechen, ein ſtockendes anzuregen wußte, mar auch diesmal von ihrer guten Gabe nicht verlaſſen. Du wirſt mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne was mir dieſen Augenblick begegnet iſt. Ich hatte von Verwandtſchaften leſen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Vettern, die mir gerade in dieſem Augenblick zu ſchaffen machen. Meine Aufmerkſamkeit kehrt ſich deiner Vorleſung zurück; ich höre daß von ganz leblojen Dingen die Rede iſt, und blicke dir ins Buch, um mich wieder zurecht zu finden.

Es iſt eine Gleichnisrede, die dich verführt und verwirrt hat, ſagte Eduard. Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Menſch iſt ein wahrer Narciß; er beſpiegelt ſich überall gern ſelbſt; er legt ſich als Folie der ganzen Welt unter.

Ja wohl! fuhr der Hauptmann fort; ſo behandelt er alles was er außer ſich findet; ſeine Weisheit wie ſeine Thorheit, ſeinen Willen wie ſeine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

Möchtet ihr mich, verſetzte Charlotte, da ich euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Intereſſe wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtſchaften gemeint ſey.

Das will ich wohl gerne thun, erwiederte der Hauptmann, gegen den ſich Charlotte gewendet hatte; freilich nur ſo gut als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es geleſen habe. Ob man in der wiſſenſchaftlichen Welt noch ſo darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu ſagen.

Es iſt ſchimm genug, rief Eduard, daß man jetzt nichts mehr für ſein ganzes Leben lernen kann. Unſere Vorfahren hielten ſich an den Unterricht, den ſie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müſſen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, ſagte Charlotte, nehmen es nicht ſo genau; und wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo iſt es mir eigentlich nur um den Wortverſtand zu thun, denn es macht in der Geſellſchaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunſt-Wort falſch anwendet. Deshalb möchte ich nur wiſſen, in welchem Sinne dieſer Ausdruck eben bei dieſen Gegenſtänden gebraucht wird. Wie es wiſſenſchaftlich damit zuſammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlaſſen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, ſich wohl ſchwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am ſchnellſten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pauſe den Hauptmann, der ſich ein wenig bedenklich bald darauf erwiederte:

Wenn es mir erlaubt iſt, dem Scheine nach weit auszuholen, ſo ſind wir bald am Ziele.

Dem Sie meiner ganzen Aufmerkſamkeit verſichert, ſagte Charlotte, indem ſie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und ſo begann der Hauptmann: An allen Naturweſen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerſt, daß ſie einen Bezug auf ſich ſelbſt haben. Es klingt manchen wunderlich, wenn man etwas ausſpricht was ſich ohnehin verſteht; doch nur indem man ſich über das Bekannte völlig verſtändigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortſchreiten.

Ich bächte, fiel ihm Eduard ein, wir machten ihr und uns die Sache durch Beiſpiele bequem. Stelle du nur das Waſſer, das Oel, das Queckſilber vor, ſo wird du eine Gemüthsart, einen Zuſammenhang ihrer Theile finden. Dieſe Eigenſchaften ſie nicht, außer durch Gewalt oder ſeine ſtine Beſtimmung. Iſt dieſe beſeitigt, ſo treten ſie gleich wieder zuſammen.

Ohne Frage, ſagte Charlotte beiſtimmend. Naturgeiſter vereinigen ſich gern zu Strudeln. Und ſehen als Kinder ſpielen wir erſtaunt mit dem Queckſilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zuſammenlaufen laſſen.

Und ſo darf ich wohl, fuhr der Hauptmann hinzu, eines bedeutenden Punktes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieſer völlig reine, durch Flüſſigkeit mildeſte Bezug ſich entſchieden und immer durch die Kugelgeſtalt auszeichnet. Der fallende Waſſertropfen iſt rund; von den Queckſilberkügelchen haben Sie ſelbſt geſprochen; ja ein fallendes geſammeltes Oel wenn es Zeit hat, völlig zu erklären, kommt unten in Geſtalt einer Kugel an.

Laſſen Sie mich vorellen, ſagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Die jedes gegen ſich ſelbſt einen Bezug hat, ſo muß es auch gegen andere ein Verhältniß haben.

Und das wird nach Verſchiedenheit der Weſen verſchieden ſeyn, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden ſie ſich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die ſchnell zuſammentreten, ſich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie ſich Wein mit Waſſer vermiſcht. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und ſelbſt durch mechaniſches Miſchen und Reiben ſich keineswegs vereinigen; wie Oel und Waſſer zuſammengeriebelt ſich den Augenblick wieder auseinander ſondert.

Es fehlt nicht viel, ſagte Charlotte, ſo ſieht man in dieſen einfachen Fremden die Menſchen, die man gekannt hat, beſonders aber erinnert man ſich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiſte Aehnlichkeit jedoch mit dieſen ſeelenloſen Weſen haben die Maſſen, die in der Welt ſich einander gegenüber ſtellen, die Stände, die Berufsbeſtimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civiliſt.

Und doch, verſetzte Eduard, wie dieſe durch Sitten und Geſetze vereinbar ſind, ſo ſcheint es auch in unſerer ebenſolchen Welt Mittelsleute, dasjenige zu verbinden, was ſich einander abweiſt.

So verbinden wir, fiel der Hauptmann ein, das Oel durch Laugenſalz mit dem Waſſer.

Nur nicht ſo geſchwind mit Ihrem Vortrag, ſagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich

Schritt halte. Sind wir nicht hier schon zu den Verwandtschaften gelangt?

Ganz richtig, erwiederte der Hauptmann, und wir werden sie gleich in ihrer vollen Kraft und Bestimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt. An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am entschiedensten suchen und fassen, sich modificiren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. Bedeutender war nur der Kalk, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entschiedene Vereinigungslust äußert. Sobald unser chemisches Cabinet aufkommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche sehen lassen, die sehr unterhalten sind und einen bessern Begriff geben als Worte, Namen und Kunstausdrücke.

Lassen Sie mich gestehen, sagte Charlotte, wenn Sie diese Ihre wunderlichen Wesen verwandt nennen, so kommen sie mir nicht sowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geister- und Seelenverwandte vor. Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen: denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und so will ich denn abwarten, was Sie mir von diesen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will doch — sagte sie zu Eduard gewendet — jetzt im Verlesen nicht weiter fahren, und um so viel besser unterrichtet, deinen Vortrag mit Aufmerksamkeit vernehmen.

Da du uns einmal aufgerufen hast, versetzte Eduard, so kommst du so leicht nicht los: denn eigentlich sind die verwickelten Fälle die interessantesten. Erst bei diesen kennt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärkern, entfernten, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Spaltungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, doch man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiederte Eduard. Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte.

Das thut man also nicht mehr, versetzte Charlotte, und thut sehr wohl daran. Das Vereinigen ist eine höhere Kunst, ein höheres Verdienst. Ein Einungsstifter wäre in jedem Falle der ganzen Welt willkommen. — Nun so laßt mich denn, weil ihr doch einmal im Zuge seyd, ein paar solche Fälle wissen.

Es schließen wir uns denn gleich, sagte der Hauptmann, an dasjenige wieder an, was wir oben benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkerde nennen ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gyps; jene zarte luftige Säure hingegen entfliehet. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich ausdrückt als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde.

Verzeihen Sie mir, sagte Charlotte, wie ich dem Naturforscher vorgehe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum: denn es ist am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gegenseitig macht Verhältniß wie sie Dinge macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl bloß in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

Es kommt nur auf sie an, versetzte der Hauptmann, sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralsäuerle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen.

Der Gyps hat gar reden, sagte Charlotte, der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, anstatt daß jenes ausgetriebene Wesen noch manche Noth haben kann bis es wieder unterkommt.

Ich möchte sehr irren, sagte Eduard lächelnd, aber es findet eine kleine Thätigkeit hinter dem Ofen, Gestell nur deine Spaltlinie! Am Ende bin ich in deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure ergriffen, seiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refractären Gyps verwandelt wird.

Wenn das Gewissen, versetzte Charlotte, bist solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge seyn. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so that er wohl, weiter in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Wir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gesetzmäßige Zugestellung eines Dritten aufgehoben, und sind der erst so schön Verbundenen und lose Theile hinausgetrieben ward.

Da sind die Chemiker viel galanter, sagte Eduard; sie gesellen ein viertes dazu, damit keines leer ausgehe.

Ja wohl! versetzte der Hauptmann; diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtseyn, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam durch Kreuz, wirklich darstellen kann; wo wir, beider je zwei zu zwei verbunden, Wesen in Berührung gebracht, eine wechselseitige Verneinung gewirken und sich auf neue verbinden. In diesen Zuständen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen, glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu, und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften für vollkommen gerechtfertigt.

Bedienten Sie mir einem solchen Fall, sagte Charlotte.

Man sollte dergleichen, versetzte der Hauptmann, nicht mit Worten abthun. Wie schon gesagt: sobald ich Ihnen die Versuche selbst vorführen kann, wird alles anschaulicher und angenehmer werden. Jetzt möchte ich Sie mit schrecklichen Fällen worten bimbalten, die Ihnen doch keine Vorstellung geben. Man muß diese todtschweigenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirklich vor seinen Augen sehen, mit Theilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen,

ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten; dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum gemäßend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsere Vernunft kaum hinlänglich sie zu fassen.

Ich kenne nicht, sagte Eduard, daß die seltsamen Kunstrichter denjenigen, der nicht durch sinnliches Anschauen, durch Begriffe mit ihnen verständig ist, beschwerlich, ja lächerlich werden müssen. Doch stimmten wir leicht mit Buchstaben einstweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantisch aussieht, versetzte der Hauptmann, so kann ich wohl in der Geschwindigkeit mich kürzlich zusammenfassen. Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen, denken Sie sich ein C, das sich eben so zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird sich zu C, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe.

Nun denn! fiel Eduard ein; da wir alles dieses mit Augen sehen, werden wir diese Formel als Gleichnißrede betrachten, wodurch wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch sichern. Du stellst das A vor, Charlotte, und ich das B; denn eigentlich bänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C ist ganz deutlich der Capitain, der mich für diesmal dir entgegenführt, entsteht. Nun ist es billig, daß, wenn du mich ins Unbestimmte entweichen stellst, du für ein D gesorgt werdest, und daß ist ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfst.

Gut! versetzte Charlotte, wenn auch das Beispiel, wie mir scheint, nicht ganz auf unsern Fall paßt; so hatte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zusammentreffen, und daß diese Nature- und Wahlverwandtschaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beschleunigen. Ich will es alle nur gestehen, daß ich seit diesem Nachmittage entschlossen bin, Ottilien zu berufen; denn meine bisherige treue Beschäftigerin und Hausbüsterin wird abgehen, weil sie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und nun meinetwillen; was mich um Ottiliens willen bestimmt, das wirst du uns vorlesen. Ich will dir nicht ins Blatt sehen, aber freilich ist mir der Inhalt schon bekannt. Doch dies nur, sieh! Mit diesen Worten zog sie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

Fünftes Capitel.

Brief der Vorsteherin.

Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz fasse: denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung dessen, was wir im verflossenen Jahr an unsern Zöglingen geleistet haben, an die sämmtlichen Eltern und Vorsteherinnen den Vertrag zu machen: auch darf ich wohl kurz seyn, weil ich mit Wenigem Viel sagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat sich in jedem Sinne als die erste bewiesen. Die beiliegenden Zeugnisse, ihr eigner Brief, der die Beschreibung der Preise enthält die ihr geworden sind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt das sie über ein so glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die wenige Zeit dadurch einigermaßen gemindert, daß ich voraussehe, wir werden nicht lange mehr Ursache haben ein so weit vorgerücktes Frauenzimmer bei uns zurück zu halten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit nächstens meine Gedanken über das was ich am vortheilhaftesten für sie halte, zu eröffnen. Von Ottilien schreibt mein freundlicher Gehülfe.

Brief des Gehülfen.

Von Ottilien läßt mich unsre ehrwürdige Vorsteherin schreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre dasjenige was zu melden ist zu melden, theils auch weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu ändern im Stande ist, was in ihr liegt und was sie vermag; so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise seyn könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorbereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt: sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter denen die kein Zeugniß empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten andere kaum ihr wohlgeformte Buchstaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren alle schwächer, und an sämmtliche Aufsätzen, welche sie besser übt, kam es bei der Unterschrift nicht. Im Französischen übertrafen und übersetzten sie manche; in der Geschichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermißte man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer meinen beschreibenen Melodien fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davon getragen: ihre Umrisse waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Präsidenten zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung doch mit Gleichgültigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte durch eine ohne Darstellung ihrer Art zu seyn, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann weil ich mich in jämmeren Jahren in eben demselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendigt hatte, sagte mir der vorsitzende Präsident zwar freundlich aber lakonisch: Tabellarien werden vorausgesetzt, sie sollen in Fertigkeiten werden. Dieß ist der Zweck aller Erziehung, dieß ist die laute deutliche Absicht der Eltern und Vorsteherinnen, die stille nur halbbewußte der Kinder selbst. Dieß ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus dem was wir von Ihnen vernehmen, indessen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings liebenswürdig, indem Sie auf

die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis übers Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln.

In das was hierauf folgte hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Unlieberes nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren, oder wie es hier der Fall war, ungesellschaft sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: aber sagen Sie nur, ums Himmelswillen! wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist? Ottilie versetzte ganz gelassen: verzeihen Sie, liebe Mutter; ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich stark. Das kann niemand wissen: versetzte die sonst so theilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um.

Nun es ist wahr; niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht alles. Ihre Fräulein Tochter gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum, und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. Du bist heute schlecht gefahren! rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: es ist noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirst du immer die letzte bleiben! rief das Fräulein und sprang davon.

Ottilie schien gelassen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innere unangenehme lebhafte Bewegung, der sie widerstehe, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dieß Zeichen und meine Theilnehmung konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsre Vorsteherin bei Seite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir verstehen, wir besprachen uns lange, und ohne deßhalb weitläuftiger zu seyn, will ich Ew. Gnaden unsern Beschluß und unsre Bitte vortragen: Ottilien auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Die Gründe werden Sie sich selbst am besten entfalten. Bestimmen Sie sich dazu, so sage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt und dann Ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuthen steht; so sehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

Noch eins, das ich vielleicht in der Folge vergessen könnte: ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt, oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Daraus kommen Fälle, wo wenig fehlen, daß sie etwas abschlagen hört, was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Geberde, die für den der den Sinn davon gefaßt hat unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht was er verlangen oder wünschen möchte. Sehen Sie jemals diese Geberde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrscheinlich ist; so gedenken Sie meiner und schonen Ottilien. —

Eduard hatte diese Briefe vorgelesen, nicht ohne Lächeln und Kopfschütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Personen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

Genug! rief Eduard endlich aus: es ist entschieden, sie kommt! Für dich wäre es Verrath, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unserm Vorschlag hervorrücken. Es wird höchst nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüber ziehe. Sowohl Abends als Morgens ist erst die rechte Zeit zusammen zu arbeiten. Du erhältst dagegen für dich und Ottilien auf deiner Seite den schönsten Raum.

Charlotte ließ sich's gefallen, und Eduard schilderte ihre künftige Lebensart. Unter andern rief er aus: es ist doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zusammen und wir sitzen gegeneinander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken gestützt, und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt; so muß das ein Paar artige Gegenbilder geben.

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: nehmen Sie sich nur, lieber Freund, vor dem D in Akt! Was sollte B denn anfangen, wenn ihm C entrissen würde?

Nun ich dächte doch, versetzte Charlotte, das verstände sich von selbst.

Freilich, rief Eduard: es kehrte zu seinem A zurück, zu seinem A und O! rief er, indem er aufsprang und Charlotten fest an seine Brust drückte.

Sechstes Capitel.

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

Wozu die Demüthigung! sagte Charlotte, die entgegenfassen verlegen war und sie aufheben wollte. Es ist so demüthig nicht gemeint, versetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Sodann ist sie überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lächeln: sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So! erwiderte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Haushaltungsgeschäfte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondre zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrig blieb, daß sie Charlotten ihre Stunden ein-

theilen zu hören, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vergangene auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ ſie gewähren. Nur zuweilen ſuchte Charlotte ſie anzuregen. Es ſchien ſie im mancherlei abgeſchnittene Federn unter, um ſie auf einen freieren Zug der Handſchrift zu leiten; aber auch dieſe waren bald wieder ſteif geſchnitten.

Die Frauenzimmer hatten untereinander ſelbſt franzöſiſch zu reden wenn ſie allein waren; und Charlotte bedarfte um ſo mehr dabei, als Ottilie auferordentlich in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derſelben zur Pflicht gemacht hatte. Aber ſagte ſie oft mehr als ſie zu wollen ſchien. Besonders erregte ſich Charlotte an einer Unſicherheit zwar gethanen aber doch unverſtandenen Entfernung der nahen Verhältnisſtufe, und ſie bedarfte deswegen um ihr eine zuverläſſige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die öfteren Parthie wieder vor, die ſie mit Ottilien bedeuten um ſich in Erinnerung zu bringen, was die Verſtorbenen, was bei Gefühle über das gute Kind gemeinheit, um ſie mit ihrer Perſönlichkeit ſelbſt zu verſöhnen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht gründlich genug mit dem Charakter der Menſchen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wiſſen, was ſich von ihnen erwarten, was ſich an ihnen dulden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zumuthen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieſer Unterſuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und anziehender. So bemerkte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Eſſen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Mahl, welches die Frauen beſtändigte war der Anfang. Charlotte verſtande nem Ottilien, ſie ſolle in Kleidern reicher und mehr auszeichnen erſcheinen. Sogleich ſchmückt das gute thätige Kind die ihr früher gebotenen Stoffe ſelbſt zu und wußte ſie ſich, mit geringer Beihilfe Anderer, ſchnell und höchſt zierlich anzupaſſen. Die neuen, modiſchen Gewänder erhöhten ihre Geſtalt; denn indem das Angenehme einer Perſon ſich auch über ihre Hülle verbreitet, ſo glaubt man ſie immer wieder von neuem und anmuthiger zu ſehen, wenn ſie ihre Eigenſchaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward ſie den Männern, wie von Anfang ſo immer mehr, daß wir es nur mit den rechten Augen nennen, ein wahrer Augenreiz. Denn wenn der Stand auch durch ſeine bevzüge Farbe dem Geiſte widerſteht, ſo hat doch einige Feuchtigkeit an dieſem edlen Sinn anzöhrt; ſo wirkt die menſchliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer ſie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt ſich mit ſich ſelbſt und mit der Welt in Uebereinſtimmung.

Auf manche Weiſe hatte daher die Geſellſchaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zuſammenkünfte. Sie ließen weder zum Eſſen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf ſich warten. Sie eilten, beſonders Eduard, nicht ſogleich von Tiſche weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie ſuchte zu erforſchen, ob einer vor dem andern hierin den Anlaß gäbe; aber ſie konnte keinen Unterſchied bemerken. Beide zeigten ſich überhaupt geſelliger. Bei ihren Unterhaltungen ſchienen ſie zu bedenken, was Ottilien Theilnahme zu erregen geeignet ſeyn möchte, was ihren Einſichten, ihren übrigen Kenntniſſen gemäß wäre. Beim Leſen und Erzählen hielten ſie inne, bis ſie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienſtbefliſſenheit Ottiliens mit jeden Tage. Je mehr ſie das Haus, die Menſchen, die Verhältniſſe kennen lernte, deſto lebhafter griff ſie ein, deſto ſchneller verſtand ſie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerkſamkeit blieb ſich immer gleich, ſo wie ihre gelaſſene Regſamkeit. Und ſo war ihr Seyn, Aufſtehen, Geben, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niederſitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechſel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man ſie nicht gehen hörte, ſo leiſe trat ſie auf.

Dieſe anſtändige Dienſtfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angenehm vorkam, betraf ſie Ottilien nicht. Es geſchah, ſagte ſie eines Tages zu ihr, unter die Lebensordnungen Aufmerkſamkeiten, daß wir uns ſchnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben ſuchen. Wir bekommen uns dadurch ihm gleichſam dienſtpflichtig; nur iſt in der größten Welt dabei zu bedenken, wenn man eine ſolche Erachenheit beſeitigt. Gegen Frauen will ich mir darüber keine Geſetze verſtatten. Du biſt jung. Gegen Höhere und Aeltere iſt es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Andere tritt man ſich dadurch menſchlich und gut: nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl anſtehen, ſich Männern auf dieſe Weiſe ergeben und dienſtbar zu beweiſen.

Ich will es mir abzugewöhnen ſuchen, verſetzte Ottilie. Indeſſen werden Sie mir dieſe Unſicherheit verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns und die Geſchichte gelehrt; ich habe nicht ſo viel daraus behalten, als ich wohl ſollte; denn ich wußte nicht wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten ſind mir ſehr eindrücklich geweſen; ſie folgender:

Als Carl der Erſte von England vor ſeinen ſpaeinamten Richtern ſtand, fiel der goldne Knopf ſeines Stockes das er trug herunter. Gewohnt, daß bei ſeinen Gelegenheiten ſich alles für ihn bemühte, ſahen er ſich umwenden und zu erwarten, daß ihm jemand auch dieſmal den kleinen Dienſt erzeigen ſollte. Es regte ſich niemand; er pochte ſich ſelbſt, um den Knopf aufzuheben. Wie kam das ſo ſonderlich vor, ich weiß nicht es mir Recht, daß ich von jenem Augenblick an niemanden kann etwas aus den Händen fallen ſehn, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer ſchicklich ſeyn mag, und ich, fuhr ſie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geſchichte erzählen kann; ſo will ich mich künftig mehr zurückhalten.

Indeſſen hatten die guten Anſtalten, zu denen ſich die beiden Freunde vereinen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja täglich fanden ſie neuen Anlaß etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als ſie einen Tages zuſammen durch das Dorf gingen, bemerkten ſie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Thüren zurückſtehe, wo die Bewohner durch die Beſtimmtheit des Raums auf beides hingewieſen werden.

Du erinnerſt dich, ſagte der Hauptmann, wie wir auf unſerer Reiſe durch die Schweiz den Wunſch äußerten, eine ländliche ſogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verſchönern, indem wir ein ſo gelegenes

Dorf nicht zur Schweizerbauart, sondern zur Schweizerordnung und Landestheil, welche die Benutzung so sehr befördern, eingerichtet.

Hier z. B., versetzte Eduard, ginge das wohl an. Der Salzberg verläuft sich in einen vorspringenden Winkel herunter; das Dorf ist ziemlich regelmäßig im Halbkreis gegenüber gebaut; bayerischen Fußes der Bach, gegen dessen Anschwellen sich der eine mit Steinen, der andre mit Pfählen, wieder der einer mit Balken, und der Nachbar sodann mit Planken verwahren will, keiner aber den andern störet, welcher sich und den übrigen Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in unzerschnittener Bewegung bald herauf, bald herab, bald durchs Wasser, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, so würde kein großer Zuschuß nöthig seyn, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuser zu erhöhen, den sämmtlichen Raum herzustellen, der Kirchhofer Platz zu geben und durch eine ins Große gedenke Anstalt alle kleine unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen.

Laß es und versuchen, sagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überlief und schnell beurtheilte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann, versetzte Eduard.

Du hast so unrecht nicht, erwiederte der Hauptmann: denn auch mir machten dergleichen Geschäfte im Leben schon viel Verdruß. Wie schwer ist es, daß der Mensch recht überlege, was man anfordern und gegen das was zu gewinnen ist, wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verschmähen! Viele verwechseln gar die Mittel mit dem Zweck, ereifern sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deswegen ist es so schwer Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Augenblicken ganz vernünftig ist, aber selten weiter sieht als auf Morgen. Kommt man vor dem Tag, daß der eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der andre verlieren soll, da ist mit Vorsicht nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden.

Indem sie standen und sprachen, betrieb sie ein Mensch an, der mehr frech als bedürftig aussah. Eduard, ungern unterbrochen und beunruhigt, schalt ihn, nachdem er ihn einigemal vergebens aufsehen abgewiesen hatte; als aber der Kerl sich unterstand, ja gegenbetrand, mit kleinen Spritzen entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almosen verlangen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er ja gut wie jeder andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit stehe, kam Eduard ganz aus der Fassung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, sagte darauf: Laß uns diesen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unsere sämmtliche Polizei auch hierüber zu erstrecken. Almosen muß man einmal geben; man thut aber besser, wenn man sie nicht selbst gibt, besonders zu Hause. Da sollte man mäßig und gleichförmig in allem seyn, auch im Wohltun. Eine allgemeinliche Gabe stoßt Bettler herbei, anstatt sie abzufertigen; besagen man wohl auf der Reise, im Vorbeifahren, einem Armen an der Straße in der Gestalt des zufälligen Glücks erscheinen und ihm eine überraschende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schlosses, eine solche Anstalt sehr leicht; ich habe darum früher darüber nachgedacht.

An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein Paar alte gute Leute; an beiden Orten müßte nun eine kleine Gesellschaft niederkommen. Nicht der ins Dorf Herein gehende, sondern der Hinausgehende erhält etwas; und da die beiden Häuser zugleich an den Wegen stehen die auf das Schloß führen, so wird auch alles, was sich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewiesen.

Komm, sagte Eduard, wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen.

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

Ich weiß recht gut, sagte Eduard, indem sie zusammen den Schloßberg wieder hinaufstiegen, daß alles in der Welt ankommt auf einen gescheidten Einfall und auf einen festen Entschluß. So hast du die Partanlagen meiner Frau sehr richtig beurtheilt, und wir auch sahen einem Wink zum heiligen gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht läugnen will, sogleich mitgetheilt habe.

Ich konnte es vermuthen, versetzte der Hauptmann, aber nicht billigen. Du hast sie irre gemacht; sie läßt alles liegen und trägt in dieser einzigen Sache mit uns; denn sie vermeidet davon zu reden und hat uns nicht wieder zur Meeresküste gebracht, ob sie gleich mit Ottilien in den Zwischenstunden hinausgeht.

Dadurch müssen wir uns, versetzte Eduard, nicht abschrecken lassen. Wenn ich von etwas andrem überzeugt bin, was geschehen könnte und sollte, so habe ich keine Ruhe bis ich es getban habe. Sind wir doch sonst mag etwas einzuleiten. Laß uns die englischen Parkbeschreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher deine Aufgabe. Man muß es erst problematisch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernst wird sich schon finden.

Nach dieser Verabredung wurden die Bücher aufgeschlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landschaftliche Ansicht in jenem ersten rohen Naturzustande gezeichnet sah, sodann auf andern Blättern die Veränderung vorgestellt fand, welche die Kunst daran vorgenommen, um alles das befindende Gute zu nutzen und zu steigern. Hieraus war der Uebergang zur eigenen Besitzung, zur eignen Umgebung, und zu dem was man daran anbringen könnte, sehr leicht.

Die von den Hauptmann entworfene Charte zum Grunde zu legen war nunmehr eine angenehme Beschäftigung, nur konnte man sich von jener ersten Vorstellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Lustgebäude aufführen, dieses sollte einen Prospect aufs Schloß haben, und den Schloßfenstern sollte man es überlassen, von beiden Schloß und Garten wieder beherrschen können.

Der Hauptmann hatte alles wohl überlegt und gemessen, und brachte seinen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. Ich gewinne, sagte er, indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinauf führe, gerade soviel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald eins und

Der Abschied.

Laß mein Aug' den Abschied sagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
Und ich bin doch sonst ein Mann.

Traurig wird in dieser Stunde
Selbst der Liebe süßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Rose mehr für dich.
Frühling ist es, liebes Kränzchen,
Aber leider Herbst für mich!

andre arbeit, wird beides wohlfeiler und geschwinder verrichtet.

Nun aber, sagte Charlotte, kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas bestimmtes ausgesetzt werden; und wenn man weiß, wieviel zu einer solchen Anlage erforderlich ist, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigstens auf Monate. Die Casse ist unter meinem Befehle; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich selbst.

Du scheinst uns nicht sonderlich viel zu vertrauen, sagte Eduard.

Nicht viel in wirthschaftlichen Dingen, versetzte Charlotte. Die Männer wissen wir besser zu bedienen als wir.

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit rasch angefangen. Der Hauptmann kommt immer angenehmer, und Charlotte nunmehr fast täglich Zeuge seines emsigen und bestimmten Sinnes. Auch er lernte sie näher kennen, und indem wurde es leicht, zusammen zu wirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es ist mit den Gemüthern wie mit dem Tanze: Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden; ein wechselseitiges Vertrauen muß nothwendig daraus entspringen, und das Charlotte dem Hauptmann, seitdem sie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein sichrer Beweis, daß sie ihm einen schönen Nachplan, den sie bei ihren ersten Anlagen besonders aufgefaßt und verfolgt hatte, der aber seinem Plane entgegenstand, ganz gelassen verführen ließ, ohne auch nur die mindeste unangenehme Empfindung dabei zu haben.

Siebentes Capitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinsame Beschäftigung fand, so war die Folge, daß sich Eduard mehr zu Ottilien gesellte. Für sie sprach ohnehin seit einiger Zeit eine stille freundliche Neigung in seinem Herzen. Gegen jedermann war sie dienstfertig und zuvorkommend; daß sie es gegen ihn am meisten sey, das wußte seiner Selbstliebe scheinen. Nun war seine Frage: was für Theelöffel und wie er sie liebte, hatte sie schon genau bemerkt; wieviel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr ist, entging ihr nicht. Besonders war sie sorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deshalb mit seiner Frau, der es nicht lustig genug seyn konnte, manchmal in Widerspruch gerieth. Eben so wußte sie um Baum- und Blumengarten Bescheid. Was er wünschte suchte sie zu verbessern, was ihn unbehaglich machen konnte, zu vermeiden, dergestalt, daß sie in kurzem wie ein freundlicher Sausgeist ihm unentbehrlich ward und er anfing ihre Anwesenheit schon peinlich zu empfinden. Dazu kam noch, daß sie gesprächiger und offner schien gegen sie sich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas kindisches behalten, das der Jugend Ottiliens besonders zusagte. Sie erinnerten sich gern seliger Zeiten, wo sie einander gefielen; es flogen diese Erinnerungen bis in die ersten Epochen der Neigung Eduards zu Charlotten. Ottilie wußte sich der beiden noch als des schönsten Hofpaares zu erinnern; und wenn Eduard wie ein solches Gedenken aus dem frühen Jugend abbrach, so bewunderte sie doch insbesondre einen Zug noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie sie sich einmal, bei seinem Hereintreten, im Charlottens Sinne verstellt nicht aus Furcht, sondern aus kindischer Ueberraschung. Sie hätte dazu setzen können: weil er so besonders Eindruck auf sie gemacht, weil er ihr gar so wohl gefallen.

Bei solchen Verhältnissen waren manche Geschäfte, welche die beiden Freunde zusammen früher vorgenommen, gewissermaßen in Stocken gerathen, so daß sie für nöthig fanden sich wieder eine Uebersicht zu verschaffen, einige Aufsätze zu entwerfen, Briefe zu schreiben. Sie verbrachten sich deshalb auf ihre Kanzlei, wo sie den alten Papieren mühsig fanden. Sie gingen an die Arbeit und indem sich rasch zu thun, ohne zu bemerken, daß sie ihnen manches aufzubürden, was sie sonst selbst zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erste Aufsatz, welche dem Hauptmann, gleich der erste Brief Eduarden nicht gelingen. Sie sudelten sich eine Zeit lang mit Concipiren und Umschreiben, bis endlich Eduard, dem es am wenigsten von Statten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte sich denn, daß der Hauptmann vergessen hatte seine chronometrische Stundenuhr aufzuziehen, das erste Mal seit vielen Jahren; und sie scheinen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnen, daß die Zeit anfange ihnen gleichgültig zu werden.

Indem sie die Männer einnehmen in ihrer Geschäftigkeit nachließen, wußte vielmehr die Thätigkeit der Frauen, Uebereinkunft nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den angenehmen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wohl eine außerordentliche Richtung, eine werdende Leidenschaft, in sich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingredienz eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüther schienen sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besonderen. Jeder Theil fühlte sich glücklich und gönnte dem andern sein Glück.

Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und alles was man thut und vornimmt hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten sich weiter aus, und wenn bisher Eduard mit Ottilien, die Pfade zu wählen, die Mege zu bahnen, verabredete, so folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchen neuentdeckten Plätzchen, an manchen unerwarteten Aussicht, gerathig der Frau jener raschen Vorgänge.

Eines Tages leitete sie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Ufers hinunter nach dem Gasthofe. Über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen sie hingingen, so weit man gewöhnlich das Wasser verfolgte, dessen Ufer sodann von einem ausnehmen Hügel und weiterhin von Felsen eingefaßten aufhörte ganzhar zu seyn.

Vor Eduard, dem von seinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, stand mit Ottilien auf einem bewachsenen Pfade weiter vor, wohl wissend, daß die alte gewissen Felsen verstellte Wände man weit umwandern konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor sich bald, und sie fanden sich im dichten Gebüsch zwischen moosigen Gestein verirrt, dem

nicht lange: denn das Rauſchen der Räder verkündigte ihnen ſogleich die Nähe des gemeinten Ortes.

Auf einer Klippe vorwärts treibend ſahen ſie das alte ſchwarze wunderliche Holzgebäude im Grunde vor ſich, von ſteilen Felſen ſo wie von hohen Bäumen umſchattet. Sie entſchloſſen ſich kurz und gut über Moos und Felstrümmer hinaufzuſteigen: Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe ſah, und Ottilien ſteigend ſchreitend, ohne Furcht und Aengſtlichkeit, im ſchönſten Gleichgewicht vom Stein zu Stein ſpringen ſah, glaubte er ein himmliſches Weſen zu ſehen, das über ihm ſchwebte. Und wenn ſie nun manchmal an unſicherer Stelle ſeine ausgeſtreckte Hand ergriff, ja ſich auf ſeine Schulter ſtützte, dann konnte er ſich nicht verläugnen, daß es das zarteſte weiblichſte Weſen ſey, das ihn berührte. Faſt hätte er gewünſcht, ſie möchte ſtrauchlen, gleiten, daß er ſie in ſeine Arme auffangen, ſie an ſein Herz drücken könnte. Doch dieß hätte er unter keiner Bedingung gethan, und weiter als einer Urſache: es ſchickte ſie zu beleidigen, ſie zu beſchädigen.

Wie lieb genannt ſey, erfahren wir ſogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den beyden Bäumen am ländlichen Tiſche gegenüber ſaß, die freundliche Müllerin nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem Hauptmann entgegengelaufen war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu ſprechen an.

Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie: verzeihen Sie mir das, wenn Sie mir ſie auch verſagen. Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand, auf Ihrer Bruſt ein Miniaturbild tragen. Ich bin das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie ſchon geliebt und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild iſt ungeſchickt groß, und dieſes Metall, dieſes Glas macht mir tauſend Aengſte, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas von ſich hintragen, wenn die Kutſche ſchwankt, wenn wir durchs Gebüſch dringen, oben jetzt, wie wir vom Felſen herabſtiegen. Mir iſt die Möglichkeit ſchrecklich, daß irgend ein unverbergliebener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen ſchädlich oder verderblich ſeyn könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer; ja geben Sie ihm den ſchönſten, den heiligſten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Bruſt entfernen Sie etwas, deſſen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengſtlichkeit, ſo gefährlich ſcheint.

Ottilie ſchwieg, und hatte während er ſprach vor ſich hingeſehen; dann, ohne Ueberlegung und ohne Zaudern, mit einem Blick mehr gen Himmel als auf Eduard gewendet, öffnete ſie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin, mit den Worten: heben Sie mir es auf, bis wir nach Hauſe kommen. Ich vermag Ihnen nicht beſſer zu begegnen, wie ſehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu ſchätzen weiß.

Der Freund wagte nicht das Bild an ſeine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte ſie an ſeine Augen. Es waren vielleicht die zwey ſchönſten Hände, die ſich jemals zuſammenſchloſſen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn ſich eine Scheidewand zwiſchen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte ſich, man erfriſchte und erquickte ſich. Zurück wollte man denſelben Weg nicht nehmen und Eduard ſchlug einen Feldpfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Leiche wieder zu Gefilde kamen, indem man ihn mit einigen Umſchweifungen zurücklegte. Nun durchkreuzten man abwechſelndes Gebüſch und erreichte, nach dem Lande zu, mancherley Obſtbäume. Hindern, Meiereyen mit ihren großen und traulichen Umgebungen; zunächſt ein Vorwerk, das an der Höhe, mitten im Holze, gar vertraulich lag. Am ſchönſten zeigte ſich der größte Reichthum der Gegend, vor- und rückwärts, auf der hinterſtiegenen Höhe, von da man zu einem luſtigen Wäldchen gelangte und beym Heraustreten und bemerkten ſich auf dem Felſen dem Schloſſe gegenüber befand.

Wie froh waren ſie, als ſie daſelbſt gewiſſermaßen unvermuthet anlangen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; ſie ſtanden auf dem Platze wo das neue Gebäude Fuß nehmen ſollte und ſahen wieder in die Fenſter ihrer Wohnung.

Man ſtieg zur Mooshütte hinunter und ſah zum erſten Mal darin zu eſſen. Nichts war natürlicher, als daß einſtimmig der Wunſch ausgeſprochen wurde, dieſer beſtaubte Weg, den ſie langſam und nicht ohne Beſchwerlichkeit gemacht, möchte vorgeſtellt gefahren und eingerichtet werden, daß man ihn gelegentlich, ſchattenreich und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorſchläge und man berechnete, daß der Weg, zu welchem ſie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gerade in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Sogar legte man in Gedanken, unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegerſtörende und die Landſchaft ſpärende Brücke an, als Charlotte der erfundenen Eintheilungsſtreit einigen Stillſtand gebot, indem ſie an die Koſten erinnerte, welche zu einem ſolchen Unternehmen erforderlich ſeyn würden.

Hier iſt auch zu helfen, verſetzte Eduard. Jenes Vorwerk im Walde, das ſo ſchön zu liegen ſcheint, und ſo wenig einträgt, dürfen wir nur verkaufen und das daraus Gelöſte zu dieſen Anlagen verwenden; ſo genießen wir vorgängig auf einem mäßigen Spaziergange die Intereſſen eines wohlangelegten Capitals, da wir jetzt mit Widerwillen, bey letzter Berechnung am Ende des Jahrs, eine ſkandaleuſe Einnahme heran ziehen.

Charlotte ſelbſt konnte als gute Hausfrau nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war ſchon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zu Zerſtückung der Grundſtücke unter die Miteigner machen; Eduard aber wollte kürzer und dauernder verfahren wiſſen. Der gegenwärtige Pächter, der ſchon Vorſchläge gethan hatte, ſollte es erhalten, terminweiſe zahlen und ſo terminweiſe wollte man die planmäßigen Anlagen von Straße zu Straße vornehmen.

So eine vernünftige gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und ſchon ſah die ganze Geſellſchaft im Geiſte die neuen Wege ſich ſchlängeln, auf denen und in deren Nähe man noch die angenehmſten Ruhe- und Ausſichtsplätze zu entdecken hoffte.

Um ſich alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen, nahm man Abends zu Hauſe ſogleich die neue Charte vor. Man überlas den zurückgelegten Weg und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Verſuche wurden nochmals durchgeſprochen und mit den neueren Gedanken verbunden, der Platz des neuen

Hauſe, gegen dem Schloß über, nochmals geebnet und der Kreisſaal der Wege bis dahin abgeſchloſſen.

Ottilie hatte zu dem allen zugeſehen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten geheim, vor ſie hinwandte und ſie zugleich einlud, ihre Meinung zu ſagen, und als ſie einen Augenblick anhielt, ſie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu ſchweigen: alles ſey ja noch gleichgültig, alles noch im Werden.

Ja wärte, ſagte Ottilie, indem ſie den Finger auf die oberſte Fläche der Anhöhe ſetzte, das Haus dieſer bauen. Man ſähe zwar das Schloß nicht; denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände ſich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zunächſt das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Ausſicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu, iſt außerordentlich ſchön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt.

Sie hat Recht! rief Eduard: wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, ſo iſt es gemeint, Ottilie? – Er nahm einen Bleiſtift und ſtrich ein länglichtes Viereck recht ſtark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele; denn er ſah einen ſorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan unſerm auf dieſe Weiſe verunſtaltet: doch rechnete er ſich nach einer leiſen Mißhelligkeit und ging auf den Gedanken ein. Ottilie hat Recht, ſagte er; macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Kaffee zu trinken, einen Fiſch zu genießen, der und zu Hauſe nicht ſo gut geſchmeckt hätte. Wir verlangen Abwechſelung und fremde Gegenſtände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hieher gebaut: denn es liegt geſchützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfniſſen; die Gebäude umgeben, mehr zum geſelligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird ſich dereinſt recht wohl ſchicken und in der guten Jahrszeit die angenehmſten Stunden gewähren.

Jemehr man die Sache durchſprach deſto günſtiger erſchien ſie, und Eduard konnte ſeinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war ſo ſtolz darauf als ob die Erfindung ſein geweſen wäre.

Achtes Capitel.

Der Hauptmann unterſuchte gleich am frühſten Morgen den Platz, entwarf erſt einen flüchtigen, und als die Geſellſchaft an Ort und Stelle ſich nochmals entſchieden hatte, einen genauen Riß nebſt Anſchlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geſchäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch ſogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zuſammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wohl gar eine Schuldigkeit ſey, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundſteins zu feiern. Es bedurfte nicht viel, die alte Anregung Eduards gegen ſolche Feſte zu überwinden; denn es kam ihm ſchnell in den Sinn, Ottilien ſelbſt Geburtstag, der ſpäter fiel, gleichfalls recht feierlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen und was beſonders geſchehen ſollte, bedeutend, ernſthaft, ja faſt bedenklich vorkamen, beſchäftigte ſich damit, die Anſtändige Zeit- und Geldeintheilungen nochmals für ſich durchzugehen. Man ſah ſich des Tages weniger, und mit deſto mehr Verlangen ſuchte man ſich des Abends auf.

Ottilie war indeſſen ſchon völlig Herrin des Hausbaues, und wie konnte es anders ſeyn, bei ihrem ſtillen und ſichern Betragen. Ihr war ihre ganze Sinnesweiſe dem Hauſe und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß ſie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß ſie nur aus geſelliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit ſuchte, um wieder hinein zu gehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinſchaftlichen Wanderungen ſo einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe war, und fing an, was er lange unterlaſſen hatte, Gedichte vorzuleſen, ſolche beſonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer traurig doch leidenſchaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich ſaßen ſie Abends um einen kleinen Tiſch, auf hervorgebrachten Plätzen: Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf einem Seſſel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie ſah Eduarden zur Rechten, wenn er auch das Licht ſtörte, wenn er las. Alsdann rückte ſich Ottilie wohl näher, um ins Buch zu ſehen; denn auch für traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weiſe bequem zu machen; ja er hielt oft längere Pauſen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch ſie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wohl und ſahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden beide von einem andern Zeichen überraſcht, in welchem ſich Ottilieens ſtille Neigung gewaltſam offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Geſellſchaft durch einen tüchtigen Beſuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorſchlag, noch beiſammen zu bleiben. Er fühlte ſich aufgelegt ſeine Idee vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte ſuchte nach den Sonaten, die ſie zuſammen gewöhnlich aufzuführen pflegten, und da ſie nicht zu finden waren, geſtand Ottilie nach einigem Zaudern, daß ſie ſolche mit auf ihr Zimmer genommen.

Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten? rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. Ich glaube wohl, verſetzte Ottilie, daß es gehen wird. Sie brachte die Noten herbei und ſetzte ſich ans Clavier. Die Zuhörenden waren aufmerkſam und überraſcht, wie vollkommen Ottilie das Muſikſtück für ſich ſelbſt eingeübt hatte, aber noch mehr überraſcht, wie ſie es der Spielart Eduards anzupaſſen wußte. Anzupaſſen wußte ſie nicht der rechte Ausdruck: denn wenn es von Charlottens Geſchicklichkeit und freiem Willen abhing, ihrem bald pöbernden bald verweilenden Gatten zu Liebe, hier anzuhalten, dort mitzugehen; ſo ſchien Ottilie, welche die Sonate von jenem einigemal ſpielen gehört, ſie nur in dem Sinne eingeübt zu haben, wie jener ſie begleiten. Sie hatte ſeine Mängel ſo zu den übrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entſprang, das ſich zwar nicht tactgemäß bewegte, aber doch höchſt angenehm und gefällig lautete. Der Componiſt ſelbſt hätte ſeine Freude daran gehabt. Kein Wort auf eine ſo liebevolle Weiſe entſtellt zu ſehen.

Auch diesem wundersamen, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte still schweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft einfache Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer beherzlichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht bemerken muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser beiden eben so gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gehäufter dadurch, daß beide ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Eben fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unverständliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. Er gewann es über sich, den Stunden aufzuwecken, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühsten Morgen aufstand, alles anordnete und sich dann zur Arbeit auf seinen Flügel ins Schloß zurückzog. Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufällig; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie ihn zu verfehlen und achtete ihn nur um desto mehr.

Vermied nun der Hauptmann mit Charlotten allein zu seyn, so war er desto emsiger, zur gleichenden Feier des herannahenden Geburtsfestes die Anlagen zu betreiben und zu beschleunigen: denn indem er von unten hinauf, hinter dem Dorfe her, den bequemen Weg führte, so ließ er, vergeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten, und hatte alles so eingerichtet und berechnet, daß erst in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges sich begegnen sollten. Zum neuen Hause oben war auch schon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein schöner Grundstein mit Löchern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, diese kleinen freundlichen gedeihnißvollen Absichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Gesellschaft, wenn sie beisammen war, nicht lebhaft werden, dergestalt daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends auftrieb, seine Violine hervorzunehmen und Charlotten bei dem Clavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerstehen, und so führten beide, mit Empfindung, Behagen und Freiheit, eins der schwersten Musikstücke zusammen auf, daß es ihnen und dem zahlreichen Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man versprach sich öftere Wiederholung und mehrere Zusammenübung.

Sie machen es besser als wir, Ottilie! sagte Eduard. Wir werden sie bewundern, aber uns doch zusammen freuen.

Neuntes Capitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Wasser zu einfaßte und erhöhte, eben so der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in den von Charlotten angelegten Pfade fortlief, sich dann die Felsen hinaufwärts schlang, die Moosgrotte links über sich, dann noch einer völligen Wendung links unter sich ließ und so allmählich auf die Höhe gelangte.

Es hatte sich diesen Tag viel Gesellschaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde in festlichem Schmuck versammelt antraf. Nach dem Gottesdienste zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrschaft mit ihrem Besuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beschluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felsenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäste aufruhen. Hier überschauten sie den ganzen Weg, die hinaufgezogenen Männerschaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wundersamer Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die nun schon einen Kreis um den räumlichen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein an einer Seite unterhöhlt eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wortgewandter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

Drei Dinge, fing er an, sind bei einem Gebäude zu beachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sey. Das erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn: denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeine bestimmen können, wohin gebaut werden soll; so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders.

Eduard und Ottilie wagten nicht bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

Das dritte, die Vollendung, ist die Sorge aller vier Gewerke; ja wenige sind, die nicht dabei beschäftigt wären. Aber das zweite, die Gründung, ist des Maurers Angelegenheit, und das wir es nur auf heraufgehn, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es ist ein ernstes Geschäft und unser Einladung ist ernsthaft: denn diese Feierlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier innerhalb dieses engen ausgegrabenen Raumes erweisen Sie uns die Ehre als Zeugen unseres gedenkenißvollen Geschäftes zu erscheinen. Gleich werden wir diesen wohl zugehauenen Stein niederlegen und bald werden diese mit sachsen und würdigen Personen gesetzten Ostwände nicht mehr zugänglich, sie werden ausgefüllt seyn.

Diesen Grundstein, der mit seiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit seiner Rechtwinkligkeit die Regelmäßigkeit derselben, mit seiner wasser- und senkrechten Lage Lord und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, könnten wir ohne weiteres niederlegen: denn er ruhte wohl auf seiner eignen Schwere. Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn so wie Menschen, die einander von Natur genaht sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet; so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt: und da es sich nicht ziemen will unter den Thätigen müßig zu seyn, so werden Sie mich verstehen auch hier Mitarbeiter zu werden.

Er überreichte hierauf seine Kelle Charlotten, welche damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angekommen und der Stein alsdann niedergesenkt; worauf denn Charlotten und den übrigen sogleich der Hammer gereicht

wurde, um durch ein dreimaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu ſegnen.

Des Maurers Arbeit, ſonſt der Hebner fert, zwar jetzt unter freiem Himmel, geſchützte wie nicht immer im Verborgenen doch zum Verborgenen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verſchüttet, und ſogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, iſt man unter am Ende kaum einzudenken. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers ſaßen mehr in die Augen, und wir müſſen es ſogar noch gut heißen, wenn der Künſtler die Spur unſerer Hände völlig auslöſcht und ſich unſer Werk zueignet, indem er es überarbeitet, glattet und färbt.

Nun muß alle mehr daran gelegen ſeyn, das was er thut ſich ſelbſt recht zu machen, indem er es nicht macht als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Schickerwerkzeug zu nähren Urſach? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geſtattet und gepflaſtert, die Ausmeiſte mit Zierraten überdeckt iſt, ſo ſieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch ſeine trefflichſten ſorgfältigſten Arbeiten, denen das Ganze ſein Daſeyn und ſeinen Halt zu danken hat.

Aber wie jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß, ungeachtet alles Anwendens, ſie dennoch ans Licht kommen werde; ſo muß derjenige erwarten, der ins Geheim das Gute gethan, daß auch dieſes wider ſeinen Willen an den Tag komme. Denjenigen machen wir hiebei Grundſätzen ähnlich zum Denkſtein. Hier in dieſe unterirdiſchen gebauenen Vertiefungen ſei Verſchiedenes eingedefendt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Dieſe metallnen unzerſtörten Kaſten enthalten ſämtliche Nachrichten; auf dieſe Metall-Platten iſt alles Merkwürdigſte eingegraben, in dieſen ſchönen gläſernen Flaſchen verſenken wir den beſten alten Wein, mit Bezeichnung ſeines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verſchiedener Art, in dieſem Jahre geprägt; alles dieſes erhielten wir durch die Freigebigkeit unſerer Bankiers. Auch iſt hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gut und Zuſtand etwas der Nachwelt zu übergeben Werthes hätte.

Nach einer kleinen Pauſe ſah der Geſelle ſich um; aber wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, niemand war vorbereitet, jedermann überraſcht, bis endlich ein junger munterer Officier anfing und ſagte: wenn ich etwas beitragen ſoll, das in dieſer Stadtkammer noch nicht niedergelegt iſt: ſo muß ich ein paar Kinderſe von der Uniform ſchneiden, die doch wohl auch verdienen auf die Nachwelt zu kommen. Gethan, gethan! und nun hatte mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer ſchnitten nicht von ihren feinen Haarkämmen hinein: Nadeln; Nähtäſchchen und andre Zierden wurden nicht geſchont; nur Ottilie zauderte, bis Eduard ſie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beſagten und eingelegten Dinge herausriß. Sie hörte darauf die goldne Kette vom Halſe, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte ſie mit leiſer Hand über die anderen Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Haſt verhaltete, daß der wohlgefaßte Deckel ſogleich aufgeſchraubt und zugeklittet wurde.

Der junge Geſell, der ſich dabei am thätigſten erwieſen, nahm ſeine Rednermiene wieder an und fuhr fort: wir gründen dieſen Stein für ewig, zur Sicherung des längſten Genuſſes der gegenwärtigen und künftigen Beſitzer dieſes Hauſes. Allein indem wir hier gleichſam einen Schatz vergraben, ſo denken wir zugleich, bei dem gründlichſten aller Geſchäfte, an die Vergänglichkeit der menſchlichen Dinge; wir denken uns eine Möglichkeit, daß dieſer feſtverſiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geſchehen dürfte, als wenn das alles weder zerſtört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

Aber eben, damit dieſes aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken auf der Zukunft, zurück und Gegenwärtige! Laßt uns, nach braunem deutſchem Feſte, unſre Arbeit ſogleich fördern, damit keiner von den Gewerken, die auf unſerm Grunde fortarbeiten, zu feiern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe ſteige und vollendet werde, und aus den Fenſtern, die noch nicht ſind, der Hausherr mit den Seinigen und ſeinen Gäſten ſich erfreue in der Gegend umſchaue, deren alles ſo wie ſämmtlicher Anweſenden Geſundheit hiermit getrunken ſey!

Und ſo leerte er ein wohlgeſchliffenes Kelchglas auf Einen Zug aus und warf es in die Luft; denn es bezeichnet das Uebermaß einer Freude, das Geräth zu zerſtören, deſſen man ſich in der Jedtlichkeit bedient. Aber dießmal ereignete es ſich anders; das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengeſetzten Ecke den Grund völlig herausgeſchlagen, ja ſchon angefangen die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüſt erbaut, ſo hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es beſonders zu dieſer Feierlichkeit mit Brettern belegt und eine Menge Zuſchauer hinaufgelaſſen hatte, war zum Vortheil der Mitbeſchenkte geſchehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der dieſen Zufall als ein glückliches Zeichen für ſich anſah. Er wies es zuerſt herum, ohne es aus der Hand zu laſſen, und man ſah darauf die Buchſtaben E und O in ſehr zierlicher Verſchlingung eingeſchnitten; es war eins der Gläſer, die für Eduarden in ſeiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüſte ſtanden wieder leer, und die leichteſten unter den Gäſten ſtiegen hinauf, ſich umzuſehen, und konnten die ſchöne Ausſicht nach allen Seiten nicht genugſam rühmen; denn was entdeckt der nicht alles, der auf einem hohen Punkte nur um ein Geſchoß höher ſteht. Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorſchein; den ſilbernen Streifen des Fluſſes erblickte man deutlich; ja ſelbſt die Thürme der Hauptſtadt wollte einer gewahr werden. An der Bergſeite, hinter den waldigen Hügeln, erhoben ſich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächſte Gegend überſah man im Ganzen. Nun ſollten nur noch, rief einer, die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick alles was groß und wünſchenswerth iſt.

Das ließe ſich wohl machen, ſagte der Hauptmann; denn ſie bildeten ſchon vor Zeiten einen Beraſee.

Nur bitte ich meine Platanen- und Pappelanlage zu ſchonen, ſagte Eduard, die ſo ſchön am mittelſten Teiche ſtehet. Sehen Sie — wandte er ſich zu Ottilien, die er einige Schritte vorrückte, indem er hinabwies — dieſe Bäume habe ich ſelbſt gepflanzt.

Wie lange ſtehen ſie wohl ſchon? fragte Ottilie. Etwa ſo lange, verſetzte Eduard, als Sie auf der

Welt sind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte schon, da sie noch in der Wiege lagen.

Die Gesellschaft begab sich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde sie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Dort hatten sich auf des Hauptmanns Veranlassung die Bewohner vor ihren Häusern versammelt; sie standen nicht in Reihen, sondern familienweise natürlich gruppirt, theils wie es der Abend forderte beschäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigstens jeden Sonntag und Festtag, diese Reinlichkeit, diese Ordnung zu erneuen.

Eine innre Geselligkeit mit Neigung, wie sie sich unter unsren Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Gesellschaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle vier waren zufrieden sich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieses häusliche Gefühl einigermaßen gestört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäste auf morgen ankündigte.

Wie wir vermutheten, rief Eduard Charlotten zu: der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen.

Da ist also auch die Baronesse nicht weit, versetzte Charlotte.

Gewiß nicht! antwortete Eduard: sie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nachtquartier und wollen übermorgen zusammen wieder fortreisen.

Da müssen wir unsre Anstalten bei Zeiten machen, Ottilie! sagte Charlotte.

Wie befinden Sie die Einrichtung? fragte Ottilie. Charlotte gab es im allgemeinen an, und Ottilie entfernte sich.

Der Hauptmann erkundigte sich nach dem Verhältniß dieser beiden Personen, das er nur im Allgemeinsten kannte. Sie hatten früher, beide schon anderwärts verheirathet, sich leidenschaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufsehn geführt; man dachte an Scheidung. Bei der Baronesse war sie möglich geworden, bei dem Grafen nicht. Sie mußten sich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniß blieb; und wenn sie Winters in der Residenz nicht zusammen seyn konnten, so entschädigten sie sich Sommers auf Lustreisen und in Bädern. Sie waren beide um etwas älter als Eduard und Charlotte und sämmtlich genaue Freunde aus früher Jugend her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht alles an seinen Freunden billigte. Nur diesmal war Charlotten ihre Ankunft einigermaßen ganz ungelegen, und wenn sie die Ursache genau untersucht hätte, es war eigentlich um Ottiliens willen. Das gute reine Kind sollte ein solches Beispiel so früh nicht gewahr werden.

Sie hätten wohl noch ein paar Tage wegbleiben können, sagte Eduard als eben Ottilie wieder hereintrat, bis wir den Vorwerkscontrakt in Ordnung gebracht. Der Anfang ist fertig; die eine Abschrift habe ich hier; nun fehlt es aber an der zweiten und unser alter Kanzellist ist recht krank. Der Hauptmann bot sich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. Geben Sie mir's nur! rief Ottilie, mit einiger Hast.

Du wirst nicht damit fertig, sagte Charlotte.

Freilich müßte ich es übermorgen früh haben, und es ist viel, sagte Eduard. Es soll fertig seyn, rief Ottilie, und hatte das Blatt schon in den Händen.

Des andern Morgens, als sie sich aus dem obern Stock nach den Gästen umsahen, denen sie entgegenzufahren nicht versehlen wollten, sagte Eduard: wer reitet denn so langsam dort die Straße her? Der Hauptmann beschrieb die Figur des Reiters genauer. So ist er's doch, sagte Eduard: denn das Einzelne, das du beser siehst als ich, paßt sehr gut zu dem Ganzen. Das ist recht wohl sehr. Es ist Mittler. Wie kommt er aber dazu, langsam und so langsam zu reiten?

Die Figur kam näher und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langsam die Treppe heraufstieg. Warum sind Sie nicht gestern gekommen? rief ihm Eduard entgegen.

Laute Feste lieb' ich nicht, versetzte jener. Heute komm' ich aber, den Geburtstag meiner Freunde mit euch im Stillen nachzufeiern.

Wie können Sie denn so viel Zeit gewinnen? fragte Eduard scherzend.

Meinen Besuch, wenn er auch etwas werth ist, sind ihr einer Berechtigung schuldig, die ich gestern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß du dich nur mit denen freuen willst die du zum Frieden bewogen hast. Warum feiest du dich nicht auch einmal mit Freunden die Frieden halten und hegen? Gesagt, gethan: Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte.

Gestern hätten Sie große Gesellschaft gefunden, heute finden Sie nur Keine, sagte Charlotte. Sie finden den Grafen und die Baronesse, die Ihnen auch schon zu Gaste gemacht haben.

Und der Mitte der vier Hausgenossen, die den seltsamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er sogleich nach Hut und Reitgerte suchte. Schweigt doch immer ein Unsern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gebe ich auch aus meinem Charakter heraus! Ich hätte nicht kommen sollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit jenen will ich nicht unter Einem Dache bleiben; und nehmt euch in Acht: sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt.

Man suchte ihn zu begütigen; aber vergebens. Mer mir den Erdland anarett, rief er aus, wer mir durch Wort, zu durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun: oder wenn ich sein Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine beser Gelegenheit seine Milde zu bewähren. Unausstehlich muß sie sein: denn sie bringt so viele Güter, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden! Unglück ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit aufstößt, und dann beliebt er sich unaufhörlich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der unerträglichste Zustand ist so doch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unternehmt mag es

manchmal seyn, das glaub' ich wohl, und das ist auch recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verbrüdert? Und wir oft gerne los seyn möchten, weil es unbequemer ist als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

So sprach er lebhaft und hätte wohl noch lange fortgesprochen, wenn nicht blasende Postillione die Ankunft der Herrschaften verkündet hätten, welche wie abgemessen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Gasthof hereinfuhren. Als waren die Hausgenossen entzaubert, eilten, verstellte sich Mittler, sich das Pferd an den Gasthof bringen, und ritt vertraulich davon.

Zehntes Capitel.

Die Gäste waren herübergekommt und eingeführt; sie freuten sich des Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo sie früher so manchen guten Tag erlebt und die sie eine lange Zeit nicht gesehen hatten. Höchst angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen in wie die Baronesse konnte man unter jene hohen schönen Gestalten zählen, die man in einem mittleren Alter fast lieber als in der Jugend sieht; denn wenn ihnen auch etwas von der ersten Blüthe abgehn möchte, so erregen sie doch nun mit der Reinung ein entschiedenes Zutrauen. Auch dieses Paar zeigte sich höchst bequem in der Gegenwart. Ihre steie Weise die Zustände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und scheinbare Unbefangenheit theilte sich sogleich mit, und ein hoher Anstand beherrschte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang darin merkt hätte.

Diese Wirkung ließ sich Anfangs in der Gesellschaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man sogar an ihren Kleidern, Geräthschaften und allen Umgebungen sehen konnte, machten gewissermaßen mit unsern Freunden, ihrem sämtlichen und heimlich ledenschaftlichen Zustande, eine Art von Contrast, der sich jedoch sehr bald verlor, indem alle Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme sich vermischten, und ein schnelles lebhaftes Gespräch alle gewinnt zusammenverband.

Es währte indessen nicht lange, als schon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen sich auf ihren Flügel zurück und fanden daselbst, indem sie sich mancherlei vertrauten und zuletzt die neusten Formen und Zuschneide von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu mustern anfingen, genugsame Unterhaltung, während die Männer sich um die neuen Reitpferde, mit vorgeschriebenen Pferden, bekanntlichen und gleich zu handeln und zu tauschen anfingen.

Erst zu Tische kam man wieder zusammen. Die Umkleidung war geschehen und auch hier zeigte sich das Anachronismus Paar zu seinem Vortheile. Alles was sie an sich trugen war neu und gleichsam ungetragen und doch schon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Gespräch war lebhaft und abwechselnd, wie denn in Gegenwart solcher Personen alles und nichts zu interessiren scheint. Man bediente sich der französischen Sprache, um die Antworten von dem Mitverständniß aufzuschließen, und schwebte mit unsichtbarem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältnisse hin. Auf einem einzigen Punkt blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin sich erkundigte und mit einiger Verwunderung vernahm, daß sie ehestens geschieden werden sollte.

Es ist unerfreulich, sagte Charlotte, wenn man seine abwesenden Freunde wieder einmal antrifft, eine Freundin, die man liebt, verlobt glaubt; ob man sich's verhehlt, muß man wieder hören, daß ihr Ehestand im Schwanken ist und daß sie erst wieder neue und vielleicht abermals unsichere Pfade des Lebens betreten soll.

Eigentlich, meine Beste, versetzte der Graf, sind wir selbst Schuld, wenn wir auf solche Weise überrascht werden. Wir mögen uns die irdischen Dinge, und besonders auch die ehelichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mancherer Akte verschobenen Wunsches, und im Trauerspiel, da es erreicht ist, fällt der Vorhang und die momentane Verstörung findet bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinter immer fort gespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören.

Es muß doch so schlimm nicht seyn, sagte Charlotte lächelnd, da man sieht, daß auch Personen die vom dieſem Theater abgetreten sind, wohl gern darauf wieder eine Rolle spielen mögen.

Dagegen ist nichts einzuwenden, sagte der Graf. Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, so sieht man wohl, auch bei dem Ehestande ist es nur diese entschiedene ewige Dauer zuletzt so viel Bevorzugtem in der Welt, die etwas Ungeschicktes an sich trägt. Einer von meinen Freunden, deſſen gute Laune sich meist in Vorschlägen zu neuen Gesetzen bewährt, behauptete, eine jede Ehe sollte nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Es sey, sagte er, doch eine schöne unsrade heilige Zahl und ein solcher Zeitraum eben hinreichend um sich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, sich zu entzweien und, was das schönste sey, sich wieder zu versöhnen. Gewöhnlich rief er aus: wie glücklich würde die erste Zeit verfließen! Zwei, drei Jahre wenigstens ginge vergnüglich hin. Dann würde sich wohl dem einen Theil daran gelegen seyn, das Verhältniß länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen, jeweder man sich dem Termin der Auflösung näherte. Der gleichgültige, ja selbst der unzufriedene Theil würde durch ein solches Betragen beschämt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Gesellschaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände sich auf angenehme Weise überrascht, wenn man nach verlaufenen Termin erst bemerkte, daß er schon stillschweigend verlängert sey.

Es ertig und lustig sich klang und so gut man, wie Charlotte wohl empfand, diesem Scherz eine tiefe moralische Deutung geben konnte, so waren die beiderseitigen Aeußerungen, besonders um Mittlern willen, nicht anwesend. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher sey, als ein allgemeines Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen annimmt, in löblichen behandelt; und darin gehört doch gewiß alles was die ehelose Verbindung anklebt. Sie suchte daher nach ihrer gewandten Weise das Gespräch abzuleiten;

ha sie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie alles so gut eingerichtet hatte um nicht aufstehen zu dürfen. Das ruhig aufmerksame Kind verstand sich mit dem Hausbereiter durch Blick und Wink, daß alles auf das trefflichste gerieth, obgleich ein paar neue ungeschickte Bedienten in der Küche saßen.

Und so fuhr der Graf, Charlottens Antennen nicht empfindend, über diesen Gegenstand sich zu äußern fort. Ihm, der sonst nicht gewohnt war im Gespräch irgend tädlig zu seyn, lastete diese Sache zu sehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, sich von seiner Gemahlin getrennt zu sehen, machten ihm bitter gegen alles was ehelichen Verbindung betraf, die er doch selbst mit der Baronesse so eifrig wünschte.

Jener Freund, so fuhr er fort, that noch einen andern Gesetzvorschlag. Eine Ehe sollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile, oder wenigstens der eine Theil, zum dritten Mal verheirathet wäre. Denn was eine solche Person betreffe, so bekenne sie unverhohlen, daß sie die Ehe für etwas unerträgliches halte. Man sey auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob sie Dienerinnen habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen; man habe eben so gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können.

Das würde freilich das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren, sagte Eduard; denn in der That jetzt, wenn wir verheirathet sind, fragt niemand weiter mehr nach unsern Tugenden, noch unsern Mängeln.

Bei einer solchen Einrichtung, fiel die Baronesse lächelnd ein, hätten unsre lieben Wirths schon zwei Ehen glücklich überstanden, und stunden sich zu der dritten vorbereiten.

Ihnen ist's wohl gerathen, sagte der Graf; hier hat der Tod willig gethan, was die Comissionen sonst nur unwirsch zu thun pflegen.

Lassen wir die Todten ruhen, versetzte Charlotte, mit einem bald ernsten Blicke.

Warum? versetzte der Graf, da man ihrer in Ehren gedenken kann. Sie waren beschieden genug sich mit einigen Jahren zu begnügen, für mannigfaltiges Gute das sie zurücklieben.

Wenn nur nicht gerade, sagte die Baronesse mit einem verbissenen Seufzer, an seinen Jähren das Opfer der besten Jahre gebracht werden müßte.

Ja wohl, versetzte der Graf; man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt so wenigstens eine gedeihliche Folge zeigte. Kinder hatten nicht was sie versprechen; junge Leute sehr selten, und wenn sie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht.

Charlotte, welche froh war, daß das Gespräch sich wendete, versetzte heiter: Nun! wir müssen uns ja einstweilen bald genug gratuliren, daß Gute Güter und theilweise zu genießen.

Gewiß, versetzte der Graf, Sie haben beide sehr schöner Zeiten genossen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das schönste Paar bei Hof waren; woher von so glänzenden Zeiten noch von so hervorleuchtenden Gestalten ist jetzt die Rede mehr. Wenn Sie beide zusammen tanzten, aller Augen waren auf Sie gerichtet und wie umworben beide, indem Sie sich nur in einander begegneten.

Da sich so manches verändert hat, sagte Charlotte, stimmen wir wohl so viel schöner mit Bescheidenheit anderen.

Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt, sagte der Graf, daß er nicht beharrlicher war: denn am Ende hatten seine wunderliche Eltern wohl nachgegeben, und jetzo schöne Jahre gewonnen ist keine Kleinigkeit.

Ich muß mich seiner annehmen, fiel die Baronesse ein. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Unbescheiden, und so sie gleich Eduarden von Herzen liebte und sich ihm auch heimlich zum Gatten bestimmte; so war ich doch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entschluß drängen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entwöhnen.

Eduard nichte der Baronesse zu und schien dankbar für ihre Fürsprache.

Und dann muß ich eins, fuhr sie fort, zu Charlottens Entschuldigung beifügen: der Mann, der zu jener Zeit um sie warb, hatte sich schon lange durch Neigung zu ihr angezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger als ihr andern gern zugestehen mögt.

Liebe Freundin, versetzte der Graf etwas lebhaft; bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgültig war, und daß Charlotte von Ihnen mehr zu befürchten hatte als von einer andern. Ich finde das einen sehr hübschen Zug an den Frauen, daß sie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann so lange noch fortsetzen, so durch keine Art von Trennung stören oder aufheben lassen.

Diese gute Eigenschaft besitzen vielleicht die Männer noch mehr, versetzte die Baronesse; wenigstens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer dem Sie früher gewogen waren. So habe ich gesehen, daß Sie auf die Fürsprache einer solchen sich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundin des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte.

Einen solchen Vorwurf darf man sich wohl gefallen lassen, versetzte der Graf; doch was Charlottens ersten Gemahl betrifft, so konnte ich ihn deshalb nicht leiden, weil er mit das schöne Paar auseinander sprengte, ein wahrhaft prädestiniertes Paar, das, einmal zusammengegeben, woher fünf Jahre zu schauen, noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzusehen brauchte.

Wir wollen verloben, sagte Charlotte, wieder einzuhringen was wir verscherzt haben.

Da müssen Sie sich dazu halten, sagte der Graf. Ihre ersten Heirathen, fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, waren doch so eigentlich rechte Heirathen von der verbalten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen – verzeihen Sie mir einen lebhaften Ausdruck – etwas Abtödtendes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Nicht verflicht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit eins wie das andere nunmehr seiner Wege gehe.

In diesem Augenblick machte Charlotte, die ein für allemal dies Gespräch abbrechen wollte, von einer rührenden Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung wurde allgemeiner, die beiden Gatten und der Hausmann konnten daran Theil nehmen; selbst Ottilie ward veranlaßt sich zu äußern.

und der Nachtisch ward mit der besten Stimmung genossen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgestellte Obstreichthum, die bunteste in Prachtgefäßen schön vertheilte Blumenfülle, den vorzüglichsten Antheil hatte.

Auch die neuen Parkanlagen kamen zur Sprache, die man sogleich nach Tische besuchte. Ottilie zog sich unter dem Vorwande häuslicher Beschäftigungen zurück; eigentlich aber setzte sie sich wieder zur Abschrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; später gesellte sich Charlotte zu ihm. Als sie oben auf die Höhe gelangt waren, und der Hauptmann gefällig hinunter eilte um den Plan zu holen, sagte der Graf zu Charlotten: dieser Mann gefällt mir außerordentlich. Er ist sehr wohl und im Zusammenhang unterrichtet. Eben so scheint seine Thätigkeit sehr ernst und folgerecht. Was er hier leistet, würde in einem größern Kreise von viel Bedeutung seyn.

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie fühlte sich jedoch veranlaßt, das Gesagte mit Ruhe und Klarheit. Sie überrascht war sie aber, als der Graf fortfuhr: diese Bekanntschaft kommt mir sehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, in die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine solche Empfehlung, indem ich ihn glänzlich mache, einen hohen Freund auf das allerbeste verbinden.

Es war wie ein Donnerschlag der auf Charlotten brauste. Der Graf bemerkte nichts; denn die Frauen, gewohnt sich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung. Doch hörte sie schon nicht mehr was der Graf sagte, indem er fortfuhr: Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bei mir geschwind her. Ich habe schon meinen Brief im Kopfe zusammengestellt, und mich drängt's ihn zu schreiben. Sie verschaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegschicken kann.

Charlotte war innerlich zerrissen. Von diesen Vorschlägen so wie von sich selbst überrascht, konnte sie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicherweise fort von seinen Planen für den Hauptmann zu sprechen, deren Günstiges Charlotten nur allzusehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann herauftrat und seine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen sah sie ihn Freund an, den sie verlieren sollte! Mit einer unthätigen Verneigung wandte sie sich weg und eilte hinunter nach der Meerpforte. Schon auf halbem Wege stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und man warf sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedelei und überließ sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baronesse an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von allem unterrichtet seyn mochte, bemerkte bald in einem lastenden Gespräch, daß Eduard sich zu Ottilien's Lobe weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine so natürliche Weise nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier sey eine Leidenschaft nicht auf dem Wege, sondern wirklich angelangt.

Verbrecherische Frauen, wenn sie sich auch untereinander nicht lieben, stehen doch stillschweigend mit einander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer solchen Zuneigung stellten sich ihrem weltgewandten Geiste nur allzugeschwind dar. Dazu kam noch, daß sie schon heute früh mit Charlotten über Ottilien gesprochen und den Anschluß dieses Kindes an dem Lande, besonders bei seiner stillen Gemütsart, nicht gebilligt und den Vorschlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundin zu bringen, die sehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende, und sich nur nach einer guthartigen Gespielin umsehe, hier an die zweite Kindesstatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen solle. Charlotte hatte sich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduards Gemüth diesen Vorschlag bei der Baronesse ganz zur vorsätzlichen Festigkeit, und um so schneller dieses in ihr vorging, um desto mehr schmeichelte sie äußerlich Eduards Wünschen. Denn niemand besaß sich mehr als diese Frau, und diese Selbstbeherrschung in außerordentlichen Fällen gewöhnt und sogar einen gemeinen Fall mit Verstellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir so viel Gewalt über uns selbst üben, unsre Herrschaft auch über die andern zu verbreiten, um und durch das was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige was wir innerlich entbehren, gewissermaßen schadlos zu halten.

An dieser Gesinnung schließt sich meist eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der andern, über das Bewußtlose, womit sie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, sondern zugleich auch auf die künftig überraschende Besinnung. Und so war die Baronesse bestdarf genug. Eduarden zur Weinlese auf ihre Güter mit Charlotten einzuladen und die Frage Eduards: ob sie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weise, die er belieben zu seinen Gunsten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard sprach schon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem großen Strome, den Hügeln, Felsen und Weinbergen, von alten Schlössern, von Wasserfahrten, von dem Jubel der Weinlese, des Kellerns u. s. w., wobei er in der Unschuld seines Herzens sich schon zum Voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das frische Gemüth Ottiliens machen würden. In diesem Augenblick sah man Ottilien daran kommen, und die Baronesse sagte schnell zu Eduard: er möchte von dieser vorhabenden Herbstreise ja nichts reden; denn gewöhnlich geschähe das nicht worauf man sich so lange voraus freue. Eduard versprach, nichtdigte sie aber Ottilien entgegen geschwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. Er tödte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zusammengepflückt hatte. Die Baronesse fühlte sich bei diesem Anblick in ihrem Innern fast erbittert. Denn wenn sie auch das, was an dieser Neigung strafbar seyn mochte, nicht völlig bauten durfte, so konnte sie das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man sich zum Abendessen zusammen gesetzt hatte, war eine völlig andre Stimmung in der Gesellschaft verbreitet. Der Graf, der schon vor Tische geschrieben und den Boten fortgeschickt hatte, unterhielte sich mit dem Hauptmann, den er auf eine verständige und bescheidene Weise immer mehr ausforschte, indem er ihn diesen Abend an seine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen sitzende Baronesse fand von daher wenig Unterhaltung;

eben so wenig an Eduard, der erst durstig, dann aufgeregt, das Weinen nicht schonte und sich sehr lebhaft mit Ottilien unterhielt. Die er an sich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte saß, der es schwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baronesse hatte Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil sie nur Eduards Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte; so überzeugte sie sich leicht, auch Charlotte sey bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie sie nunmehr an besten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tische fand sich ein Zwiespalt in der Gesellschaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte bei einem so ruhigen, keineswegs eitlen und überhaupt lakonischen Manne verfeinerte Wendungen, um zu erfahren was er wünschte. Sie gingen miteinander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenster scherzte. Charlotte und die Baronesse aber stillschweigend an der andern Seite des Saals nebeneinander hin und wieder gingen. Ihr Schweigen und mäßiges Umhersehen brachte dann zuletzt eine Stockung in die übrige Gesellschaft. Die Frauen zogen sich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und so schien dieser Tag abgeschlossen.

Eilftes Capitel.

Eduard begleitete den Grafen auf sein Zimmer und ließ sich recht gern durchs Gespräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor sich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwüstlich. Ich habe sie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küssen, und die zwar etwas barbarische aber doch oft gefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederbolen, die sich nichts besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken.

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenstand des Lobes unter zwei vertrauten Männern. Sie gingen von der Person auf alte Geschichten und Abenteuer zurück, und kamen auf die Hindernisse, die man ehemals dem Zusammenkünften dieser beiden Liebenden entgegengesetzt, welche Mühe sie sich gegeben, welche Kunstgriffe sie erfunden, nur um sich sagen zu können, daß sie sich liebten.

Erinnerst du dich, fuhr der Graf fort, welche Abenteuer ich der recht freundschaftlich und uneigennützig besteben heißen, als unsre höchsten Herrschaften ihren Oheim besuchten und auf dem weitläuftigen Schlosse zusammenkamen? Der Tag war in Feierlichkeiten und Festlichkeiten hingegangen; ein Theil der Nacht sollte wenigstens unter freiem liebevollen Gespräch verstreichen.

Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie sich wohl gemerkt, sagte Eduard. Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten.

Du, versetzte der Graf, mehr an den Anstand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine sehr häßliche Ehrenwächterin bei sich behalten hatte; da war denn, indessen Ihr euch mit Blicken und Worten sehr gut unterhieltet, ein höchst unerfreuliches Loos zu Theil ward.

Ich habe mich noch gestern, versetzte Eduard, als Sie sich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geschichte erinnert, besonders an unsern Rückzug. Wir verirrten den Weg und kamen an den Vorsaal der Garten. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, so glaubten wir auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Posten, wie an den übrigen, vorbei gehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unsere Verwunderung! Der Weg war mit Matratzen verlegt, auf denen die Rosen in mehreren Reihen ausgestreckt lagen und schliefen. Der einzige Wachende auf dem Posten sah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Strecke weg, ohne daß auch nur einer von diesen schmachtenden Unglücklichen erwacht wäre.

Ihr hatte große Lust zu stolpern, sagte der Graf, damit es Lärm gegeben hätte; denn welch eine seltsame Auferstehung würden wir gestern haben!

In diesem Augenblicke sang die Schlesische Zwölfe. Es ist doch Mitternacht, sagte der Graf lächelnd, und eben gerechte Zeit. Ihr muß Sie, liebste Baronesse, um eine Gefälligkeit bitten: führen Sie mich heute wie ich Sie damals führte; ich habe der Baronesse das Versprechen gegeben sie noch zu besuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein gesprochen, wir haben uns so lange nicht gesehen, und nichts ist natürlicher als daß man sich nach einer vertraulichen Stunde sehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg will ich schon finden und auf alle Fälle werde ich über keine Strecke wegzustolpern haben.

Ich will Ihnen recht gern diese gastliche Gefälligkeit erzeigen, versetzte Eduard; nur sind die drei Frauenzimmer drüben zusammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir sie nicht noch beisammen finden, oder was wir sonst für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Ansehn gewinnen.

Nur ohne Sorge! sagte der Graf; die Baronesse erwartet mich. Sie ist um diese Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.

Die Sache ist übrigens leicht, versetzte Eduard, und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende desselben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erblickten eine Wendeltreppe; oben auf einem engen Absatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beim ersten Versuch sogleich sich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunklen Raum zurückließ.

Eine andre Thüre links ging in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und bemerkte, Charlotte sprach zu ihrem Kammermädchen: ist Ottilie schon zu Bette? Nein, versetzte jene; sie sitzt noch unten und schreibt. Sie sände Sie das Nachtlicht an, sagte Charlotte, und gehe Sie nur hin; es ist spät. Die Kerze will ich selbst auslöschen und für mich zu Bette gehen.

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch schreibe. Sie beschäftigt sich für mich! dachte er triumphirend. Durch die Finsterniß ganz in sich selbst gezogen sah er sie sitzen, schreiben; er glaubte zu ihr zu treten, sie zu sehen, wie sie sich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unbeschreibliches Verlangen

Erſter Verluſt.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach! wer bringt nur Eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde,
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

ihr noch einmal nahe zu seyn. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeschoß wo sie wohnte. Nun fand er sich unmittelbar an seiner Frauen Thüre. Eine sonderbare Verwechselung ging in seiner Seele vor, er suchte die Thüre aufzureden, er fand sie verschlossen, er pochte leise an. Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größeren Nebenzimmer schwankend auf und ab. Sie wiederholte sich oder und abermals, was sie seit jenem unerwarteten Vorsatzlag den Grafen oft genug bei sich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann saßen vor ihr zu sieben. Er fühlte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge und er sollte frei, das alles sollte leer werden! Sie sagte sich alles, was man sich sagen kann, ja sie artikulirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Trost, daß auch solche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünschte die Zeit, die es brauchte um sie zu lindern; sie verwünschte die todtenhafte Zeit, wo sie würden gelindert seyn.

Da war denn zuletzt der Zustand zu dem Entsetzen um so wilkommner, als sie bei ihr selten Statt fand. Sie warf sich auf den Sopha und überließ sich ganz ihrem Schmerz. Eduard feinerseits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals, und zum drittenmal etwas stärker, so daß Charlotte durch die Nachtstille ob ganz deutlich vernahm und erschreckt aufführ. Der erste Gedanke war: es könne, es müsse der Hauptmann seyn; der zweite: das sey unmöglich! Sie hielt es für Täuschung; aber sie hatte es gehört, sie wünschte, sie fürchtete es gehört zu haben. Sie ging ins Schlafzimmer, trat leise zu der verriegelten Tapetenthür. Sie schalt sich über ihre Furcht; wie leicht kann die Grafin etwas bedürfen! sagte sie zu sich selbst, und rief gefaßt und gefaßt: Ist jemand da? Eine leise Stimme antwortete: Ich bin's. Wert entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterscheiden konnte. Ihr stand des Hauptmanns Gestalt vor der Thür. Etwas lauter klang es ihr entgegen: Eduard! Sie öffnete und ihr Gemahl stand vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich in diesem Ton fortzufahren. Er verwickelte den rätselhaften Besuch in räthselhafte Erklärungen. Warum ich denn aber eigentlich komme, sagte er zuletzt, muß ich dir nur gestehen. Ja habe ein Gelübde getban, heute Abend noch deinen Schuh zu küssen.

Das ist die lange nicht eingefallen, sagte Charlotte. Desto schlimmer, versetzte Eduard, und desto besser!

Sie hatte sich in einen Sessel gesetzt, um ihre leichte Verlegenheit seinen Blicken zu entziehen. Er warf sich vor ihr nieder und sie konnte sich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte, und daß, als dieser ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an seine Brust drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die von Natur mäßig, im Ehestande, ohne Verzicht und Anstrengung, die Art und Weise der Liebhaberin vorstellen. Niemals reizte sie den Mann, ja seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. Und so fand sie Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne. Wie sehnlich wünschte sie den Gatten weg; denn die Luftgestalt des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen. Aber das was Eduarden hätte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewisse Bewegung war an ihr sichtbar. Sie hatte gewonnt, und wenn weiche Personen dadurch meist an Anmuth verlieren, sie gewinnen diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als stark und gefaßt kennen. Eduard war so liebenswürdig, so freundlich, so dringend; er bat sie, bei ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht, bald ernst bald scherzhaft suchte er sie zu bereden, er dachte nicht daran, daß er Rechte habe und übte sie zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwirrten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht unter allerlei Gesprächen und Scherzen zu, die um desto freier waren als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des Morgens an dem Busen seiner Frau erwachte, schien ihm der Tag abnungsvoll hereinzudämmern, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu bescheinen; er schlich sich leise von ihrer Seite, und sie fand sich, seltsam genug, allein als sie erwachte.

Zwölftes Capitel.

Als die Gesellschaft zum Frühstück wieder zusammen kam, hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verschiedenheit der innern Gesinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baronesse begegneten sich mit dem heitern Behagen, das ein paar Liebende empfinden, die sich noch erlaubter Trennung, ihrer wechselseitigen Neigung abermals versichert halten; dagegen Charlotte und Eduard gleichsam beschämt und reuig dem Hauptmann und Ottilien entgegen traten. Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Rechte zu haben glaubt und alle anderen Rechte vor ihr verschwinden. Ottilie war kindlich heiter, nach ihrer Weise konnte man sie offen nennen. Ernst erschien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem dieser alles in ihm aufregte was einige Zeit geruht und geschlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier seine Bestimmung nicht erfülle und im Grunde bloß in einem halbstädtigen Müßiggang hinschlendere. Kaum hatten sich die beiden Gäste entfernt, als schon wieder neuer Besuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus sich selbst heraus zu gehen, sich zu zerstreuen wünschte; Eduarden ungelegen, der eine doppelte Neigung fühlte sich mit Ottilien zu beschäftigen; Ottilien gleichfalls unerwünscht, die mit ihrer auf morgen früh so nöthigen Abschrift noch nicht fertig war. Und so eilte sie auch, als die Fremden sich spät entfernten, sogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Fremden, ehe sie sich in den Wagen setzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, wurden einig noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war anzukommen, den Eduard mit ansehnlichen Kosten aus der Ferne verschrieben hatte. Man wollte versuchen, ob er sich leicht bewegen und lenken lasse.

Er war am Ufer des mittelsten Teiches nicht weit von einigen alten Eichbäumen angekommen.

auf die man schon bei künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier sollte ein Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architektonischer Ruheplatz aufgeführt werden, wonach diejenigen, die über den See fahren, zu steuern hätten.

Wo wird man denn nun dereinst die Landung am besten anlegen? fragte Eduard. Ich sollte denken bei meinen Platanen.

Sie stehen ein wenig zu weit rechts, sagte der Hauptmann. Lander man weiter unten, so ist man dem Schlosse näher; doch muß man es überlegen.

Der Hauptmann stand schon im Hinterviertel des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte stieg ein. Eduard gleichfalls und faßte das andre Ruder; aber als er eben im Abstoßen begriffen war, gedachte er Ottiliens, gedachte daß ihn diese Wasserfahrt verspäten, wer weiß erst wann zurückführen würde. Er entschloß sich kurz und gut, sprang wieder ans Land, reichte dem Hauptmann das andre Ruder und eilte, sich flüchtig entschuldigend, nach Hause.

Dort vernahm er: Ottilie habe sich eingeschlossen, sie schreibe. Bei dem angenehmen Gefühle, daß sie für ihn etwas thue, empfand er das lebhafteste Mißbehagen sie nicht gegenwärtig zu sehen. Seine Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke. Er ging in dem großen Saale auf und ab, versuchte allerlei und nichts vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie wünschte er zu sehen, allein zu sehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat sie herein, glühend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Wesen über sich selbst gehoben. Sie sagte das Original und die Abschrift vor Eduard auf den Tisch. Wollen wir collationiren? sagte sie lächelnd. Eduard wußte nicht was er erwidern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden: aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gotteswillen! rief er aus, was ist das? Das ist meine Hand! Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard bot seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr was er gewesen, die Welt nicht mehr was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff sich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entschuldigungen eines längeren Außenbleibens lächelte Eduard beimlich. O wie viel zu früh kommst ihr! sagte er zu sich selbst.

Sie setzten sich zum Abendessen. Die Personen des heutigen Besuchs wurden beurtheilt. Eduard lieberall aufgeregt sprach gut von einem jeden, immer schonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte diese Stimmung und scherzte mit ihm, daß er, der sonst über die schreibende Gesellschaft immer das strengste Zungengericht ergehen lasse, heute so mild und nachsichtig sey.

Mit Feuer und herzlicher Ueberzeugung rief Eduard: Man muß nur Ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor! Ottilie schlug die Augen nieder, und Charlotte sah wer sich dies.

Der Hauptmann nahm das Wort und sagte: Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung, ist es doch auch etwas ähnliches. Man erkennt nur erst das schätzenswerthe in der Welt, wenn man solche Gesinnungen an Einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet.

Charlotte suchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um sich der Erinnerung dessen zu überlassen, was diesen Abend zwischen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard ans Ufer springend den Kahn vom Lande stieß, Gattin und Freund dem schwankenden Element selbst überantwortete, sah nunmehr Charlotte den Mann, um den sie im Stillen schon so viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor sich sitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, selten gefühlte Traurigkeit. Das Kreisen des Kahns, das Plätschern der Ruder, der über dem Wasserspiegel hinschwirrende Windhauch, das Säuseln der Rohre, das leise Schwirren der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der ersten Sterne, alles hatte etwas geisterhaftes in dieser allgemeinen Stille. Es schien ihr, der Freund führe sie weit weg, um sie auszusetzen, sie allein zu lassen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und sie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beschrieb ihr unterdessen, wie nach seiner Absicht die Anlagen werden sollten. Er rühmte die guten Eigenschaften des Kahns, daß er sich leicht mit zwei Rudern von Einer Person bewegen und regieren lasse. Sie werde das selbst lernen, es sey eine angenehme Empfindung manchmal allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und sein eigner Fuhr- und Steuermann zu seyn.

Bei diesen Worten fiel der Freundin die bevorstehende Trennung aufs Herz. Sagt er das mit Vorsatz? dachte sie bei sich selbst: Weiß er schon davon? vermuthet er's? oder sagt er es zufällig. So daß er mir bewußtlos mein Schicksal voraussverkündigt? Es ergriff sie eine große Widrigkeit, eine Ungeduld; sie hat ihn, haltungslos zu landen und mit ihr nach dem Schlosse zurückzukehren.

Es war das erste Mal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im allgemeinen ihre Tiefe untersucht hatte, so waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden, er richtete seinen Lauf dahin, wo er einen bewohnten Ort zum Aussteigen vermutete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schlosse führte. Aber auch von dieser Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengstlichkeit den Wunsch wiederholte, bald am Lande zu seyn. Er näherte sich mit erneuten Anstrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich fest gefahren und seine Bemühungen wieder los zu kommen waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig als in das Wasser zu steigen, das leicht genug war, und die Freundin an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die süße Bürde hindurch, stark genug um nicht zu schwanken

oder ihre einzige Sorge zu geben, aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang sank er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse; er schob sie aufs neue in seine Arme und drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund auf ihre Hand und rief: Charlotte, werden Sie mir vergeben?

Der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurück gegeben, brachte Charlotten wieder zu sich selbst. Sie drückte seine Hand, aber sie bot ihm nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf seine Schultern legte, rief sie aus: Das dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verbindern; aber daß sie unser werth sey, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Brief macht Ihnen Ihr Schicksal zu verbessern; es trennt uns schwerzu mich. Ich wollte es verschweigen bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich dies Geheimniß zu entdecken. Nur in soweit kann ich Ihnen, kann ich mir vertrauen, wenn wir den Muth haben unser Loos zu ändern, da es von uns nicht abhängt unsere Gesinnung zu ändern. Sie bot ihm auf und ergriff seinen Arm um sich darauf zu stützen, und so kamen sie stillschweigend nach dem Schlosse.

Nun aber stand sie in ihrem Schlafzimmer, wo sie sich als Gattin Eduards empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bei diesen Widerwärtigkeiten ihr thätiger und durch's Leben mannigfaltig gebüter Charakter zu Hülfe. Immer geworben sich Wesen selbst beruhigt zu seyn, sich selbst zu gehören, warf es ihr auch jetzt nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem erwünschten Gleichgewichte zu nähern; ja sie mußte über sich selbst lächeln, indem sie bei wunderlichen Nachtheilsuchen gedachte. Doch schnell ergriff sie eine seltsame Ahnung, ein freudig bängliches Erzittern, daß in fromme Wünsche und Hoffnungen sich auflöste. Gebückt kniete sie nieder, sie wiederholte den Schwur den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen gingen vor ihr in bittern Bildern vorüber. Sie fühlte sich innerlich wieder hergestellt. Bald ergreift sie eine süße Müdigkeit und ruhig schläft sie ein.

Dreizehntes Capitel.

Eduard von seiner Seite ist in einer ganz verschiedenen Stimmung. Zu schlafen denkt er so wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt sich auszuziehen. Die Abschrift des Documents küßt er tausendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich schülerinner Hand; das Ende wagt er kaum zu küssen, weil er seine eigene Hand zu sehen glaubt. O daß es ein anderes Document wäre! sagt er sich im Stillen; und doch ist es ihm auch so schon die süßeste Versicherung, daß sein höchster Wunsch erfüllt sey. Bleibt es ja doch in seinen Händen, und wird er es nicht immerfort an sein Herz drücken, obgleich entstellt durch die Unterschrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond steigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden ins Freie; er schweift umher, er ist der unruhigste und der glücklichste aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; sie sind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schlosse zieht es ihn zurück; er findet sich unter Ottiliens Fenstern. Dort setzt er sich auf eine Terrassentreppe. Mauern und Riegel, sagt er zu sich selbst, trennen uns jetzt, aber unsre Herzen sind nicht getrennt. Stunde für vor mir, in meine Arme würde sie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als dieser Gewißheit: Alles war still um ihn her, kein Lüftchen regte sich; so still war's, daß er das wühlende Arbeiten emsiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, deren Tag und Nacht gleich sind. Er ging ganz seinen glücklichen Träumen nach, schlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufstieg und die frühsten Nebel gewältigte.

Nun fand er sich den ersten Wachenden in seinen Besitzungen. Die Arbeiter schienen ihm zu langsam aufzubrechen. Sie kamen; es schienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgesetzte Tagesarbeit für seine Wünsche zu gering. Er fragte nach mehreren Arbeitern; man versprach sie und stellte sie im Laufe des Tages. Aber auch diese sind ihm nicht genug, um seine Vorsätze schleunig ausführen zu sehen. Das Einsehen macht ihm keine Freude mehr; es soll schon alles fertig seyn, und für wen? Die Wege sollen gebahnt seyn, damit Ottilie bequem sie gehen, die Sitze sollen an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hause treibt er was er kann; es soll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduards Einbildungen, wie in seinen Handlungen, ist kein Maß mehr. Das Bewußtseyn zu lieben und geliebt zu werden treibt ihn ins Unendliche. Die verändert ist ihm die Ansicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen: Er findet sie in seinem eigenen Hause nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verschönert ihm alles; er ist ganz in ihr verlaufen; keine andre Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; alles was in seiner Natur gebändigt war bricht los, sein ganzes Wesen strebt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieses leidenschaftliche Treiben und wünscht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle diese Anlagen, die zeigt mit einem einseitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zusammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erste Zahlung geschehen. Charlotte hatte sie der Aerzte nach in ihre Casse genommen. Aber sie muß gleich in der ersten Woche Ernst und Geduld und Ordnung mehr als sonst üben und im Auge haben: denn nach der übereilten Weise werde das Ausgesetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie soll er Charlotten in dieser Lage lassen: Sie berathen sich und kommen überein, man werde die planmäßigen Arbeiten lieber selbst dirigieren, zu dem Ende Gelder aufnehmen, und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweisen, die vom Verwerthersverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ sich fast ohne Verlust durch Cession der Gerechtsame thun; man hatte fremde Hand; man leistete, da alles im Ganze. Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf Einmal, und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard stimmte gern bei, weil es mit seinen Absichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indessen Charlotte bei dem was sie bedacht und sich vorgesetzt, und männlich steht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären sich wechselseitig über Eduards Leidenschaft, sie berathen sich

darüber. Charlotte ſchlieſt Ottilien näher an ſich, beobachtet ſie ſtrenger, und je mehr ſie ihr eigen Herz gewahr worden, deſto tiefer blickt ſie in das Herz des Mädchens. Sie ſieht keine Rettung, als ſie auch das Kind entfernen.

Nun ſcheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein ſo ausgezeichnetes Lob in der Penſion erhalten: denn die Großtante, darum unterrichtet, will ſie nun ein für allemal zu ſich nehmen, ſie um ſich haben, ſie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Penſion zurückkehren; der Hauptmann entfernte ſich, wohlverſorgt; und alles ſtand wie vor wenigen Monaten, ja um ſo viel beſſer. Ihr eigenes Verhältnis beſſte Charlotte zu Eduard bald wieder herzuſtellen, und ſie legte das alles ſo verſtändig bei ſich zurecht, daß ſie ſich nur immer mehr in dem Wahn beſtärkte: in einen frühern beſſeredenen Zuſtand könne man zurückkehren, ein gewaltſames Unternehmen laſſe ſich wieder ins Enge bringen.

Eduard empfand indeſſen die Hinderniſſe ſehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien auseinander hielt, daß man ihm erſchwerte ſie allein zu ſprechen, ja ſich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von Mehreren; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches Andere. Konnte er Ottilien flüchtig ſprechen, ſo war es nicht nur ſie ſeiner Liebe zu verſichern, ſondern ſich auch über ſeine Gattin, über den Hauptmann zu beſchweren. Er fühlte wohl, daß er ſelbſt durch ſein heftiges Treiben die Sache zu erſchweren auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß ſie bei dem Geſchäft gegen die erſte Abrede handelten, und doch hatte er in die zweite Abrede gewilligt, ja er hatte ſie ſelbſt veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß iſt parteiiſch, aber die Liebe iſt es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete ſich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard ſich einſt gegen Ottilien über den letztern beklagte, daß er als Freund und in einem ſolchen Verhältniſſe nicht ganz aufrichtig handle, verſetzte Ottilie unbedachtſam: es hat mir ſchon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie iſt. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten ſagen: wenn und nur Eduard mit ſeiner Eifenadeln verſchonte; es kann daraus nichts werden und iſt für die Zukunft ſo lächig. Sie können denken, wie mich das geſchmerzt hat, da ich Sie ſo gern accompagnire.

Kaum hatte ſie es geſagt, als ihr ſchon der Geiſt zuflüſterte, daß ſie hätte ſchweigen ſollen; aber es war heraus. Eduards Gemüthsfülle verwandelten ſich. Nie hatte ihn etwas mehr verdrießen; er war in ſeinen liebſten Forderungen angegriffen, er war ſich eines ſittlichen Strebens ohne die mindeſte Anmaßung bewußt. Was ihm unterblieb, was ihm entrann, ſollte doch mit Schonung von Freunden bekandelt werden. Er dachte nicht, wie ſchrecklich es für einen Dritten ſey, ſich die Ohren durch ein anzuhängliches Talent verletzen zu laſſen. Er war beleidigt, während man nicht wieder zu vergeben. Er fühlte ſich von allen Pflichten losgeſprochen.

Die Nothwendigkeit mit Ottilien zu ſeyn, ſie zu ſehen, ihr etwas zuzuflüſtern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entſchloß ſich ihr zu ſchreiben, ſie um einen geheimen Briefwechſel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dieß lakonisch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtiſche und ward vom Zugwind herumgeführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuſeln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eifers zu verſuchen, klebte ſich dieſer nach Barbierſchnitten auf der Erde; diesmal ergriff er das Billet, zweifelte eilig und es war verſiegt. Eduard dem Mißgriff bemerkend riß es ihm aus der Hand. Bald darauf legte er ſich hin, es noch einmal zu ſchreiben: es wollte nicht ganz ſo zum zweiten Male aus der Feder. Er fühlte einiges Bedenken, einige Beſorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den erſten Augenblick wo er ſich ihr nähern konnte.

Ottilie verſtummte nicht ihm zu antworten. Umgeleſen fiudte er das Zettelchen in die Weite, die mädchen kurz es nicht gut verwahrte. Es ſoch ſie voraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte ſah es und bot es auf, und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. Hier iſt etwas von deiner Hand, ſagte ſie, das du vielleicht ungern verbirgſt.

Er war betroffen. Verſtellt ſie ſich? dachte er. Iſt ſie den Inhalt des Blättchens gewahr worden, oder irrt ſie ſich an der Aehnlichkeit der Hände? Er wollte, er dachte das Letztre. Er war ſo darauf, doppelt gewarnt, aber dieſe ſonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Weſen mit uns zu ſprechen ſcheint, waren ſeiner Leidenſchaft unerheblich; vielmehr indem ſie ihm immer weiter führte, empfand er die Beſchränkung, in der man ihn zu halten ſchien, immer unangenehmer. Die traurliche Geſellſchaft verlor ſich. Sein Herz war verſchloſſen, und wenn er mit Freund und Frau zuſammen zu ſeyn genöthigt war, ſo erklang es ihm nicht. ſeine frühere Neigung zu ihnen in ſeinem Busen wieder aufzuwinden, zu beleben. Der Eifer Vorwurf, den er ſich ſelbſt hierüber machen mußte, war ihm unbequem und er ſuchte ſich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle dieſe Prüfungen half Charlotten ihr innres Gefühl hinweg. Sie war ſich ihres ernſten Vorſatzes bewußt, auf eine ſo ſchöne edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie ſehr wünſcht ſie jenem beiden auch zu Hülfe zu kommen. Entfernung, fühlte ſie wohl, wird nicht allein hinreichend ſeyn, ein ſolches Uebel zu heilen. Sie nannte ſich vor, die Zeit gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber ſie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eigenen Schwankens hebt ihr im Meer. Sie ſucht ſich darüber im allgemeinen auszuſprechen; das allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zuſtand, den ſie auszuſprechen ſcheut. Ein jeder Blick, den ſie Ottilien geben will, dringt zurück in ihr eignes Herz. Sie wird warmen und fühlt, daß ſie wohl ſelbſt noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält ſie daher die Liebenden noch immer auseinander, und die Sache wird nahezu nicht beſſer. Leiſe Anderungen, die ihr manchmal entſchlüpfen, wirken auf Ottilien nicht: denn Eduard hatte dieſe von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, ſie überzeugt, daß Charlotte ſelbſt eine Scheidung wünſche, die er nun auf eine anſtändige Weiſe zu bewirken denke.

Ottilie getragen durch das Gefühl ihrer Unſchuld, auf dem Wege zu dem erwünſchteſten Glück, ſah nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allen Sinnen geſtärkt, um ſeinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufopferungsvoller gegen andre, ſchien ſie ſich in einem Himmel auf Erden.

So ſtehen alle zuſammen, jeder auf ſeine Weiſe, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken;

alles ſcheint ſeinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele ſteht, noch immer ſo fort lebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Capitel.

Von dem Grafen war indeſſen ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der ſehr ſchöne Ausſichten in die Ferne darwies, der andre hinlangen der ein entſchiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geſchäftsſtelle, den Charakter als Major, anſehnlichen Gehalt und andre Vortheile, ſolle wegen verſchiedener Nebenumſtände noch anhero erhalten werden. Auch unterrichtete der Hauptmann ſeine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg was ſo nahe bevorſtand.

Indeſſen legte er die gegenwärtigen Geſchäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie alles in ſeiner Abweſenheit ungehindertes Fortgang haben könnte. Es iſt ihm nun ſelbſt daran gelegen, daß für manches ein Termin beſtimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag manches beſchleunige. Nun wollen die beiden Freunde, oefters ohne ausdrückliches Einverſtändniß, gern zuſammen. Eduard iſt nun recht zufrieden, daß man durch das Vorzuerheben der Gelder die Sache verſtärkt hat; die ganze Anſtalt trägt auf das raſcheſte vorwärts.

Die drei Teiche in einen See zu verwandeln hätte jetzt der Hauptmann am liebſten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verſtärken, die mittlern anzutragen und die ganze Sache in mehr als einem Sinne weitläufig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie ſie in einander worfen kennten, waren ſchon angefangen, und hier kam ein junger Architekte, ein adoptirter Zögling des Hauptmanns, ſehr erwünſcht, der theils mit Anſtellung tüchtiger Meiſter, theils mit Verdingen der Arbeit, wo ſich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer verſprach; wobei ſich der Hauptmann im Stillen freute, daß man ſeine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundſatz, aus einem übernommenen unvollendeten Geſchäft nicht zu ſcheiden, bis er ſeine Stelle genugſam erſetzt ſähe. Ja er verachtete diejenigen, die, um ihren Anfang ſündbar zu machen, erſt nach Verwirrung in ihrem Kreiſe anrichten, indem ſie als unentbehrte Selbſter das zu zerſtören wünſchen, wobei ſie nicht mehr fortwirken ſollen.

So arbeitete man immer mit Anſtrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es ausſprach, eher ſich's recht aufrichtig bekannte. Nach Charlottens obgleich heimlichen Geſinnungen kennte es doch kein entſchiedenes Feſt werden. Die Zuneigung Ottiliens, ihre Glückwünſche, das Verhältniß zur Familie berechtigten ſie nicht als Königin eines Tages zu erſcheinen. Und Eduard wollte nicht daran gedrochen haben, weil alles wie von ſelbſt entſpringen, überraſchen und natürlich erfreuen ſollte.

Alle kamen daher ſtillſchweigend in dem Vorwande überein, als wenn an dieſem Tage, ohne weitere Beziehung, jenes Luſthaus gerichtet werden ſollte, und bei dieſem Anlaß kennte man dem Volke ſo wie den Fremden ein Feſt ankündigen.

Eduards Neigung war aber gränzenlos. Wie er ſich Ottilien zuzueignen begehrte, ſo kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Verſprechens. Zu einigen Gaben, die er Ottilien an dieſem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorſchläge gethan. Er ſprach mit ſeinem Kammerdiener, der ſeine Garderobe beſorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beſtändigem Verhältniß blieb; dieſer, nicht unbekannt ſowohl mit den angenehmſten Gaben ſelbſt, als mit der beſten Art ſie zu überreichen, beſtellte ſogleich in der Stadt den mobiſchſten Koffer mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlſchloß beſchlagen, und anderlei mit Geräthen, einer ſolchen Zwecke würdig.

Noch einen andern Vorſchlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk verbanden, das man immer abzubrennen verſtand hatte. Dieß kennte man leicht verſtärken und ausdehnen. Eduard ergriff den Gedanken und jener verſprach für die Ausführung zu ſorgen. Die Sache ſollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdeſſen, je näher der Tag heranrückte, ſeine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für ſo nöthig hielt, wenn eine Maſſe Menſchen zuſammenkommen oder gelockt wird. Ja ſogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unregelmäßigkeiten, wodurch die Anmuth eines Feſtes geſtört wird, durchaus Vorſorge genommen.

Eduard und ſein Vertrauter daneben beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelſten Teiche vor jenem großen Inſelchen ſollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen ſollte die Geſellſchaft ſich aufhalten, um die Wirkung aus nebeniger Ferne, die Abſpiegelung im Waſſer und was auf dem Waſſer ſelbſt brennend zu ſchwimmen beſtimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuſchauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Geſträuch, Gras und Moos ſäubern und nun erſchien erſt die Herrlichkeit des Baumwuchſes ſowohl an Höhe als Breite auf dem ebenmäßigen Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — Es war unmöglich um dieſe Jahrszeit alſo ich ſie pflanzte. Wie lange mag es der ſeyn? ſagte er zu ſich ſelbſt. — Sobald er nach Hauſe kam, ſchlug er in alten Tagebüchern nach, die ſein Vater, beſonders auf dem Lande, ſehr ordentlich geführt hatte. Zwar dieſer Pflanzung kennte nicht darin erwähnt ſeyn, aber eine andre häuslicher wichtige Beobachtung an demſelben Tage, deren ſich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt ſtehen. Er durchblätterte einige Bände; der Umſtand findet ſich; aber wie erſtaunt, wie erfreut iſt Eduard, als er das wunderbarſte Zuſammentreffen bemerkt. Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung iſt zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Fünfzehntes Capitel.

Endlich leuchtete Eduarden der ſehnlich erwartete Morgen und nach und nach ſtellten viele Gäſte ſich ein: denn man hatte die Einladungen weit umher geſchickt, und Manche, die das Local des Grundſteins verſäumt hatten, wogen man ſo viel artiges erzählte, wollten dieſe zweite Feierlichkeit um ſo weniger verfehlen.

Vor Tafel erſchienen die Zimmerleute mit Muſik im Schloßhofe, ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen ſtufenweiſe übereinander ſchwankenden

Laub- und Blumenreifen zuſammengeſetzt war. Sie ſprachen ihren Dank und erbaten ſich zur gewöhnlichen Ausſchmückung ſeidene Tücher und Bänder von dem ſeidenen Geſellen. Indeß die Geſellſchaft ſpeiſte, ſetzten ſie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem ſie ſich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daſelbſt Frauen und Mädchen gleichfalls um manches Band gebracht, ſo kamen ſie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe, wo das gerichtete Haus ſtand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Geſellſchaft einigermaßen zurück. Sie wollte keinen feierlichen förmlichen Zug und man fand ſich daher in einzelnen Partien, ohne Rang und Ordnung, auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht beſſer: denn weil Ottilie wirklich die letzte war die herauftrat, ſo ſchien es als wenn Trompeten und Pauken nur auf ſie gewartet hätten, als wenn die Feierlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hauſe das rohe Anſehn zu nehmen, hatte man es mit grünem Reiſig und Blumen, nach Angabe des Hauptmanns, architektoniſch ausgeſchmückt, allein ohne deſſen Mitwiſſen hatte Eduard den Architekten veranlaßt, in dem Geſims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottiliens im Giebelfelde glänzte. Er wußte dieſes Beginnen auf eine gefällige Weiſe abzuleugnen und die ſchon fertigen Blumenbuchſtaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgeſteckt und weit umher in der Gegend ſichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft und eine kurze Rede verfehlte zum größten Theil im Winde. Die Feierlichkeit war zu Ende, der Tanz auf dem gegrenzten und mit Lauben umkreiſeten Platze vor dem Gebäude ſollte nun angehen. Ein ſchmucker Zimmergeſelle führte Eduarden ein flottes Bauernmädchen zu, und forderte Ottilien auf, welche daneben ſtand. Die beiden Paare fanden ſogleich ihre Nachfolger und bald ging Wechſelte Eduard, indem er Ottilien ergriff und mit ihr die Runde machte. Die ſängere Geſellſchaft miſchte ſich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die älteren beobachteten.

Sobann, ehe man ſich auf den Spaziergängen zerſtreute, ward abgeredet, daß man ſich mit Untergang der Sonne bei den Platanen wieder verſammeln wolle. Eduard fand ſich zuerſt ein, ordnete alles und nahm Abrede mit dem Kammerdiener, der auf der andern Seite, in Geſellſchaft des Feuerwerkers, die Luſterſcheinungen zu beſorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorkehrungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Andrangs der Zuſchauer mit Eduard ſprechen, als ihn derſelbe etwas haſtig bat, er möge ihm dieſen Theil der Feierlichkeit doch allein überlaſſen.

Schon hatte ſich das Volk auf die oberwärts abgeſtochenen und vom Raſen entblößten Dämme gedrängt, wo das Feuerwerk anders und unſicher war. Die Sonne ging unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Geſellſchaft unter den Platanen mit Erfriſchungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute ſich in Gedanken, künftig von hier die Ausſicht auf einen weiten und ſo mannigfaltig begrenzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windſtille verſprachen das nächtliche Feſt zu begünſtigen, als auf einmal ein entſetzliches Geſchrei entſtand. Große Spoelen hatten ſich vom Damme losgeriſſen, man ſah mehrere Menſchen ins Waſſer ſtürzen. Das Ufergitter hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer anſchwellenden Menge. Jeder wollte den beſten Platz haben und nun konnte niemand vorwärts noch zurück.

Jedermann ſprang auf und hinzu, mehr um zu ſchauen als zu thun: denn was war da zu thun wo niemand hineinkommen konnte. Meiſt einigen Entſchloſſenen eilte der Hauptmann, trieb ſogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern um den Hülfreichen freie Hand zu geben, welche die Verſunkenen herauszuziehen ſuchten. Schon waren alle, theils durch eignes, theils durch fremdes Bemühen, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängſtliches Bemühen, statt ſich dem Damm zu nähern, ſich davon entfernt hatte. Die Kräfte ſeinetwegen ihn zu verlaſſen, war einigemal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicher Weiſe war der Kahn auf der andern Seite mit Feuerwerk gefüllt, nur langſam konnte man ihn ausladen und die Hülfe verzögerte ſich. Des Hauptmanns Entſchluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg, alles Augen richteten ſich auf ihn, und ſeine tüchtige kräftige Geſtalt flößte jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraſchung drang aus der Menge hervor, als er ſich ins Waſſer ſtürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geſchickter Schwimmer den Knaben bald erreichte und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indeſſen ruderte der Kahnführer, der Hauptmann beſtieg ihn und forſchte genau von den Anweſenden, ob denn auch wirklich alle gerettet ſeyen. Der Ertrunkne kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, ſie bittet den Hauptmann nur für ſich zu ſorgen, nach dem Salonſe zurückzukehren und die Kleider zu wechſeln. Er zaudert, bis ihm geſetzte verſtändige Leute, die ganz nahe gegenwärtig geweſen, die ſelbſt zur Rettung der Ertrunkenen beigetragen, auf das Heiligſte verſichern, daß alle gerettet ſeyen.

Charlotte ſieht ihn nach Hauſe gehen, ſie denkt, daß Herm und Ihre und was ſonſt nöthig wäre, verſtändigen iſt, daß in ſolchen Fällen die Menſchen gewöhnlich verkehrt handeln; ſie eilt durch die zerſtreute Geſellſchaft, die ſich noch unter den Platanen befindet; Eduard iſt beſchäftigt jedermann zuzureden: man ſoll bleiben; in kurzem gedenkt er das Zeichen zu geben und das Feuerwerk ſoll beginnen; Charlotte tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verſchieben, das jetzt nicht am Platze ſey, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genoſſen werden könne; ſie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem Retter ſchuldig ſey. Der Ertrunkne war ſchon ſeine Pflicht thun, verſprach Eduard. Er iſt mit allem verſehen und unter Zudringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme.

Charlotte beſtand auf ihrem Sinne und wandte Ottilien, die ſich ſogleich zum Weggehn anſchickte. Eduard ergriff ihre Hand und rief: Wir wollen dieſen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schweſter iſt ſie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen ſich abtrocknen.

Charlotte ſchwieg und ging. Einige folgten ihr, andere blieben; endlich wollte niemand der letzte ſeyn und ſo folgten alle. Eduard und Ottilie fanden ſich allein unter den Platanen. Er beſtand darauf zu bleiben, ſo dringend, ſo ängſtlich ſie ihn auch bat.

mit ihr nach dem Schloſſe zurückzufahren. Nein, Ottilie! rief er: das Außerordentliche geſchieht nicht auf glattem gewöhnlichem Wege. Dieſer überraſchende Vorfall von heute Abend bringt uns ſchneller zuſammen. Du biſt die meine! Ich habe dir's ſchon ſo oft geſagt und geſchworen; wir wollen es nicht mehr ſagen und ſchwören, nun ſoll es werden.

Der Kahn war der andern Seite ſchwimmend herüber. Es war der Kammerdiener, der vorigen anfragte: was nunmehr mit dem Feuerwerk werden ſollte. Brennt es ab: rief er ihm entgegen. Für dich allein war es beſtellt. Ottilie, und nun ſollſt du es auch allein ſehen! Erlaube mir an deiner Seite ſitzend, es mit zu genießen. Zärtlich beſchwörend ſetzte er ſich neben ſie ohne ſie zu berühren.

Raketen rauſchten auf. Kanonenſchläge donnerten. Leuchtkugeln flogen. Schwärmer ſchlängelten und plagten. Räder giſchten, jedes erſt einzeln, dann gewaart, dann alle zuſammen, und immer gewaltſamer untereinander und zuſammen. Eduard deſſen Buſen brannte, verfolgte mit lebhaft zufriedenem Blick dieſe feurigen Erſcheinungen. Ottiliens zart-fromm, aufgeregtem Gemüth war dieſes rauſchende blitzende Zuſtrömen und Verſchwinden eher ängſtlich als angenehm. Sie lehnte ſich ſchüchtern an Eduard, dem dieſe Annäherung, dieſes Zutrauen das volle Gefühl gab, daß ſie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beiden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, verrirat ihnen den Weg und ſprach ſie um ein Almoſen an. Da er an dieſem feſtlichen Tage verſäumt worden ſey. Der Mond ſchien ihm ins Geſicht und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber ſo glücklich wie er war, konnte er nicht ungehalten ſeyn, konnte es ihm nicht einfallen, daß beſonders für heute das Betteln höchlich verpönt worden. Er forſchte nicht lange in der Taſche und gab ein Goldſtück hin. Er hätte jeden gern glücklich gemacht, da ſein Glück ohne Gränzen ſchien.

Zu Hauſe war indeß alles erwünſcht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitſchaft alles Nöthigen, der Beiſtand Charlottens, alles wirkte zuſammen und der Knabe ward wieder zum Leben hergeſtellt. Die Gäſte zerſtreuten ſich, ſowohl um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu ſehen, als auch, um nach ſolchen verworrenen Scenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geſchwind umgekleidet, an der übrigen Beſorge thätigen Antheil genommen; alles war beruhigt und er fand ſich mit Charlotten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß ſeine Abreiſe nahe bevorſtehe. Er hatte dieſen Abend ſo viel erlebt, daß dieſe Entdeckung wenig Eindruck auf ſie machte; ſie hatte geſehen, wie der Freund ſich aufopferte, wie er rettete und ſelbſt gerettet war. Dieſe wunderbaren Ereigniſſe ſchienen ihr eine bedeutende Zukunft aber keine unglückliche zu weiſſagen.

Eduarden, der mit Ottilien vereinrat, wurde die bevorſtehende Abreiſe des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das nähere gewußt habe, war aber viel zu ſehr mit ſich und ſeinen Abſichten beſchäftigt, als daß er es hätte übel empfinden ſollen.

Im Gegentheil verhielt er ſich aufmerkſam und zuvorkommend gegen die gute und ehrenvolle Lage in der der Hauptmann verſetzt werden ſollte. Unbändig drangen ſeine geborenen Mündel den Begebenheiten vor. Schon ſah er jenen mit Charlotten verbunden, ſich mit Ottilien. Man hätte ihm zu dieſem Feſt kein gelegeneres Geſchenk machen können.

Aber wie erſtaunt war Ottilie, als ſie auf ihr Zimmer trat und den köſtlichen kleinen Koffer auf ihrem Tiſche fand. Sie ſäumte nicht ihn zu eröffnen. Da prägte ſich alles ſo ſchön gepackt und geordnet, daß ſie es nicht auseinander zu nehmen, ja kaum zu rühren wagte. Muſſelin, Battiſt, Seide, Sdawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Koſtbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergeſſen. Sie begriff wohl die Abſicht, ſie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden: es war aber alles ſo ſelbſtar und fremd, daß ſie ſich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

Sechzehntes Capitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verſchwunden, und ein dankbar geſchriebenes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher ſchon dalben und einſtweilen Abſchied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab ſich darein: denn in dem zweiten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er dieſen Punkt keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo hatte ſie doch die Sache ſchon für gewiß und entſagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte ſie nun auch die Gewalt, die ſie über ſich ſelbſt ausgeübt, von Andern fordern zu können. Ihr war es nicht unmöglich geweſen. Andern ſollte das gleiche unmöglich ſeyn. In dieſem Sinne begann ſie das Geſpräch mit ihrem Gemahl, um ſo mehr offen und zuverſichtlich, als ſie empfand, daß die Sache ein für allemal abgethan werden müſſe.

Unſer Freund hat uns verlaſſen, ſagte ſie: wir ſind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es kann nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zuſtand zurückkehren wollten.

Eduard, der nichts vermahm als was ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelte, glaubte daß Charlotte durch dieſe Worte den früheren Wortwechſel bezeichnen und, obgleich auf unbeſtimmte Weiſe, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er antwortete deßhalb mit Lächeln: Warum nicht? Es kann nur darauf an, daß man ſich verſtändigte.

Er fand ſich daher gar ſehr verlegen, als Charlotte verſetzte: Auch Ottilien in eine andere Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet ſich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältniſſe zu geben die für ſie wünſchenswerth ſind. Sie kann in die Penſion zurückkehren, da meine Tochter zur Großmutter gegangen iſt; ſie kann in ein angeſehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer ſtandesmäßigen Erziehung zu genießen.

Indeſſen, verſetzte Eduard ziemlich gefaßt, hat Ottilie ſich in unſerer freundlichen Geſellſchaft ſo verwöhnt, daß ihr eine andre wohl ſchwerlich willkommen ſeyn möchte.

Wir haben uns alle verwöhnt, ſagte Charlotte, und du nicht zum letzten. Indeſſen iſt es eine Epoche, die uns zur Beſinnung auffordert, die uns ernſtlich ermahnt, an das Beſte ſämmtlicher Mitglieder unſers kleinen Zirkels zu denken und anzugrend eine Aufopferung nicht zu verſagen.

Wenigstens finde ich es nicht billig, versetzte Eduard, daß Ottilie aufgeopfert werde, und das gerade doch wenn man sie gegenwärtig unter fremde Menschen hinunter stieß. Den Hauptmann hat sein gutes Gewissen hier aufgefodert; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegsterben lassen. Wer weiß was Ottilien bevorsteht; warum sollten wir uns übereilen?

Was uns bevorsteht ist ziemlich klar, versetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da sie die Absicht hatte ein für allemal sich auszusprechen, fuhr sie fort: Du liebst Ottilien, du gewöhnst dich an sie, Neigung und Leidenschaft entspringt und nährt sich auch von ihrer Seite. Warum sollen wir nicht mit Worten aussprechen, was uns jede Stunde gesteht und bekennt? Sollen wir nicht so viel Vertrauen haben, und zu fragen, was das werden wird?

Wenn man auch sogleich darauf nicht antworten kann, versetzte Eduard, der sich zusammennahm; so läßt sich doch so viel sagen, daß man eben alsdann sich am ersten entschließt abzuwarten was und die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht sagen kann, was aus einer Sache werden soll.

Hier veranlassenden, versetzte Charlotte, bedarf es wohl einer großen Weisheit, und soviel läßt sich auf alle Fälle gleich sagen, daß wir beide nicht mehr jung genug sind, um blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht sollte. Niemand kann mehr für uns sorgen; wir müssen unsre eigenen Freunde seyn, unsre eigenen Hofmeister. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerstes verlieren werden, niemand erwartet und tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden.

Kannst du mir's verdenken, versetzte Eduard, der die offne reine Sprache seiner Gattin nicht zu erwidern vermochte: kannst du mich schelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt? und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen ist; sondern ein gegenwärtiges? Denke dir, unsrichtig und ohne Selbstbetrug, Ottilien aus unserer Gesellschaft gerufen, und fremden Menschen unters gehen — ich wenigstens fühle mich nicht grausam genug, ihr eine solche Veränderung zuzumuthen.

Charlotte ward gar wohl die Entschiedenheit ihres Gemahls hinter seiner Verstellung gewahr. Erst jetzt fühlte sie, wie weit er sich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief sie aus: Kann Ottilie glücklich seyn, wenn sie uns entzweyt: wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen Vater entreißt!

Für unsere Kinder, dächte ich, wäre gesorgt, sagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: Wer wird auch sogleich das Aeußerste denken!

Das Aeußerste liegt der Leidenschaft zu allernächst, bemerkte Charlotte. Lebne, so lange es noch Zeit ist, den guten Rath ab, nicht die Hülfe die ich und biete. In trüben Fällen muß derjenige wirken und helfen der am klarsten sieht. Diesmal bin ich's. Lieber, liebster Eduard, laß mich gewähren: kannst du mir zumuthen, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf dich so geradezu Verzicht leisten soll?

Wer sagt das? versetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

Du selbst, versetzte Charlotte: indem du Ottilien in der Nähe behalten willst, gestehst du nicht alles zu, was daraus entspringen muß? Ich will nicht in dich dringen; aber wenn du dich nicht überwinden kannst, so wirst du wenigstens dich nicht lange mehr betrügen können.

Eduard fühlte wie Recht sie hatte. Ein ausgesprochnes Wort ist fürchterlich, wenn es das auf einmal ausspricht, was das Herz lange sich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick aufzuwecken, erwiderte Eduard: Es ist mir ja noch nicht einmal klar, was du vor hast.

Meine Absicht war, versetzte Charlotte, mit dir die beiden Vorschläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Pension würde Ottilien am gemäßesten seyn, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt ist. Jene größere und weitere Lage versprecht aber mehr, wenn ich bedenke, was sie werden soll. Sie leide darauf unsäglich ihrem Gemahl die beiden Verhältnisse dar und suche mit den Worten: Was meine Meinung betrifft; so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen aus mehreren Ursachen, besonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will.

Eduard schien ihr Beifall zu geben, nur aber um einigen Aufschub zu suchen. Charlotte, die darauf ausging etwas Entscheidendes zu thun, ergriff sogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widersprach, die Adresse Ottiliens, zu der sie schon alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage festzusetzen.

Eduard schauderte; er hielt sich für verrathen und die liebevolle Sprache seiner Frau für aufgedacht, künstlich und planmäßig. Um ihn auf etwas von seinem Glücke zu trennen. Er schien ihr die Sache ganz zu überlassen; allein schon war innerlich sein Entschluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorstehende unabänderliche Urtheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entschied er sich sein Haus zu verlassen, und zwar nicht ganz ohne Verbewußt Charlottens, die er schon durch die Einleitung zu täuschen verstand, daß er bei Ottiliens Adresse nicht gegenwärtig seyn, ja sie von diesem Augenblick an nicht mehr sehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, bat ihn allen Vorsicht. Er befahl seine Pferde, sah dem Kammerdiener die nöthige Anweisung was er einpacken und wie er ihm folgen solle, und so, wie schon im Siegreife, setzte er sich hin und schrieb.

Eduard an Charlotten.

Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar seyn oder nicht, dies nur sage ich, wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln soll, so muß ich Aufschub finden für mich, für uns alle. Indem ich mich aufopfre kann ich fordern. Ich verlasse mein Haus und kehre nur unter günstigern ruhigern Aussichten zurück. Du selbst sollst indessen darüber sitzen, aber mit Ottilien. Bis dir weiß ich sie wissen, nicht unter fremden Menschen. Sorge für sie, behandle sie wie sonst, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verspreche dir heimlichen Verdächtnis zu Ottilien zu suchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwissend, wie ihr lebt; ich will mir das Beste denken. Denket auch so von mir. Nur, was ich dich bitte, auf das innigste, auf das lebhafteste: mache keinen Versuch Ottilien sonst irgendwo unterzubringen, in neue Verhältnisse zu bringen. Außer dem Bezirk deines Schlosses, deines Parks, fremden Menschen anvertraut, arbeitet sie wir und ich werde mich ihrer bemächtigen. Eher sie aber meine Neigung, meine

Wünsche, meine Schmerzen; schmeichelst du meinem Wahn, meinen Hoffnungen; so will ich auch der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich mir anbietet. –

Diese letzte Wendung stieß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja wie er sie auf dem Papier sah, sind er bitterlich zu weinen an. Er sollte auf einmal eine Stelle dem Glück, ja dem Unglück, Ottilien zu fliehen, entsagen! Jetzt erst fühlte er was er that. Er entfernte sich, ohne zu wissen was daraus entstehen konnte. Er sollte sie wenigstens jetzt nicht wiedersehen; ob er sie je wiedersähe, welche Zukunft konnte er sich dagegen versprechen! Aber der Brief war geschrieben; die Pferde standen vor der Thür; jenen Augenblick musste er benutzen Ottilien nochmals zu erblicken und unaufhaltsam seinem Entschluss getreulich zu leben. Er fasste sich; er dachte daß es ihm doch möglich sey, jenen Augenblick hinüberzuleiten und durch die Entfernung der nahe seinem Wiedersehen näher zu kommen. Im Gedenken stellte er sich Ottilien vor, aus dem Hause gehend, wenn er riefe. Er klingelte dem Diener, eilte die Treppe hinab und sprang sich aufs Pferd.

Als er beim Wirthshause vorbeyritt, sah er den Bettler in der Laube sitzen, den er gestern Nacht so freudig beschenkt hatte. Dieser sah behaglich an seinem Mittagsmahle, stand auf und neigte sich ehrerbietig, ja andeutend vor Eduarden. Eben diese Gestalt war ihm gestern erschienen, als er Ottilien am Arm führte; nun erinnerte sie ihn schmerzlich an die glücklichste Stunde seines Lebens. Seine Leiden vermehrten sich; das Gefühl dessen was er zurücklies war ihm unerträglich; nochmals drückte er mit dem Bettler: O du Beneidenswerther! rief er aus: du kannst noch am gestrigen Almosen leben, und ich nicht mehr am gestrigen Glücke!

Siebzehntes Capitel.

Ottilie trat ans Fenster als sie jemanden wegreiten hörte und sah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne sie gesehen, ohne ihr einen Morgenzuruf gegeben zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte sie auf einen weiten Spaziergang mit sich zog und von mancherley Gegenständen sprach, aber des Gemahls, und wie es schien, vorsätzlich, nicht erwähnte. Desto mehr traf sie Ottilien war, sie daher, bey ihrer Zurückkunft den Tisch nur mit zwey Gedecken besetzt zu finden.

Wir vermissen unsern gewöhnlichen Gewohnheiten, aber schmerzlich empfinden wir erst ein solches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten. Charlotte hatte seit langer Zeit zum ersten Mal den Tisch selbst angeordnet, und es wollte Ottilien scheinen als wenn sie absichtlich wäre. Die beyden Frauen sahen gegen einander über; Charlotte sprach ganz unbefangen von der Anstellung des Hauptmanns und von der bey ihr neuen Hoffnung ihm bald wieder zu sehen. Das einzige verdrießt Ottilien in ihrer Lage, daß sie glauben konnte, Eduard sey, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, vom nachgeritten.

Allein, da sie von Tische aufstanden, sahen sie Eduards Reisewagen unter dem Fenster, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte: wer ihn hieher bestellt habe; so antwortete man ihr, es sey der Kammerdiener, der hier noch einiges aufzuheben wisse. Ottilie brauchte ihre ganze Fassung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch einiges. Es war eine Mundtasse des Herrn, ein paar silberne Löffel und mancherley was Ottilien auf eine weitere Reise, auf ein längeres Ausenbleiben zu deuten schien. Charlotte verwies ihm sein Begehren ganz trocken: sie verstehe nicht was er damit sagen wolle; denn er habe alles was sich auf den Herrn beziehe, selbst im Ueberfluß. Der gewandte Mann, dem es freylich nur darum zu thun war, Ottilien zu sprechen, und die gehegten unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte sich zu entschuldigen und auf seinem Verlangen zu beharren, daß ihm Ottilie auch zu gewähren wünschte; allein Charlotte lehnte es ab, der Kammerdiener mußte sich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein schrecklicher Augenblick. Sie verstand es nicht, sie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf gewisse Zeit entwichen war, konnte sie fühlen. Charlotte theilte den Zustand mit und ließ sie allein. Wir waren nicht ihren Sinnesy, ihre Ordnungen zu schildern, sie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über diesen Tag verhelfen möchte; sie überstand den Tag und die Nacht, und als sie sich wiedergefunden, glaubte sie ein anderes Wesen anzutreffen.

Sie hatte sich nicht genug sich nicht erzogen, aber sie war, nach so großen Verlusten, noch da und hatte noch mehr zu verlieren. Ihre nächste Sorge, nachdem das Bewußtseyn wiedererwacht, war sogleich: sie möchte nun, nach Entfernung der Männer, gleichfalls entfernt werden. Sie atmete meist von Eduards Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten gesichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens zu einiger Beruhigung. Diese sagte das gute Kind zu beschäftigen und ließ sie nur selten, nur unsern von sich; und ob sie gleich wohl wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entschiedene Leidenschaft zu wirken vermag, so konnte sie doch die Macht der Besonnenheit, des Bewußtseyns, und brachte das der manches zwischen sich und Ottilien zur Sprache.

So war es für diese ein großer Trost, als jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorsatz, die weise Betrachtung anstellte: Wie lebhaft ist, sagte sie, die Dankbarkeit derjenigen denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinaushelfen. Lust und Freude sind munter in das eingreifen, was die Männer unvollendet zurücklassen haben; so bereiten sie wir und die sanfteste Aussicht auf ihre Rückkehr, indem wir das was ihr störendes ungestaltbares Wesen zerstören möchte, durch unsre Mäßigung erhalten und fördern.

Da Sie von Mäßigung sprechen, liebe Tante, versetzte Ottilie; so kann ich nicht bergen, daß mir dabey die Unmäßigkeit der Männer besonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie hat es mich betrübt und geängstigt, wenn sie bey Tische mußte, daß reiner Verstand, klugheit, Sonnung anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit, selbst für mehrere Stunden, verloren waren, und es statt alles des Guten, was ein freylicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden.

Charlotte gab ihr Recht; doch setzte sie das Gespräch nicht fort; denn sie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie blos Eduarden wieder im Sinne

hatte, der zwar nicht [illegible] aber doch öfter als es wünschenswerth war, sein Vergnügen, seine Gesprächigkeit, seine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu steigern pflegte.

Hatte der jener Aeußerung Charlottens sich Ottilie die Männer, besonders Eduarden, wieder heran denken können; so war es ihr um desto auffallender, als Charlotte von einer bevorstehenden Heirath des Hauptmanns, wie von einer ganz bekannten und gewissen Sache sprach, wodurch denn auch ein anderes Ansehen gewann, als sie nach Eduards frühern Versicherungen sich vorstellen mochte. Durch alles dieß verwirrte sich die Aufmerksamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klugscharfsinnig, argwöhnisch geworden ohne es zu wissen.

Charlotte durchirrung indessen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit scharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobei sie Ottilien verständig Theil zu nehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt, ohne Bängstlichkeit, ins Enge; ja wenn sie alles genau betrachtete, so hielt sie den leidenschaftlichen Verlust für eine Art von glücklicher Sparsamkeit. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht ins Gränzenlose gerathen und hätte den sonderbaren Zustand reuiger Glücksgüter, ohne sich jemals genug zu besinnen, durch ein vorübergehendes Leben und Treiben, wo nicht zerstört, doch erschüttert.

Was von Vorkenntnissen im Ganze war, führte sie nun. Sie ließ nochmals vorhandene vortragen, was zum Grunde künftiger Ausübung liegen mußte; aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Ihr zurückkehrender Gemahl sollte noch genug erfreuliche Beschäftigung finden.

Bei diesen Arbeiten und Vorsätzen konnte sie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der Lee lag in kurzer Zeit aufgeräumt vor ihren Augen, und die neu entstandenen Ufer zierlich und mannigfaltig bepflanzt und bereitet. An dem neuen Hause ward alle rauhe Arbeit vorgenommen, was zur Erhaltung nöthig war, besorgt, und dann machte sie einen Anfang da wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabei war sie ruhig und heiter; Ottilie schien es nur: denn in allem bemerkte sie nichts als Symptome, es Eduard wohl bald erwartet werde, oder nicht. Nichts interessirt sie an allem als diese Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anstalt, zu der man die Bauerknaben versammelte und die darauf abzielte, den wetterlustig gewordenen Pferd immer treu zu erhalten. Eduard hatte diesen den Gedanken gebracht. Man ließ den Knaben eine Art von bairrer Montirung machen, die sie in den Abendstunden anlegen, nachdem sie sich durchaus gereinigt und aufgeputzt hatten. Die Garderobe war im Schick; dem zerfallendsten, genausten Knaben verstrauen man die Aufsicht an; der Architekt leitete das Ganze, und wo man sich's versah, so hatten die Knaben alle ein gewisses Gefühl. Man fand an ihnen eine bequeme Dressur und sie verwiesten ihr Geschäft nicht ohne eine Art von Wandover. Gewöhnlich, wenn sie mit ihren Schaufeln, gehackten Messern hinaus, Rasen, feinen Erdarten und Hacken und wiederkehrten Besen einhergezogen; wenn andre mit Karren hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine über die Seite zu schaffen; andre das hohe steife eiserne Walzenrad hinter sich herzogen: so sah es einen ähnlichen erfreulichen Anfang, in welchem der Architekt eine ernste Folge von Stellungen und Thätigkeiten für den Fries eines Gartenhauses sich anmerkte; Ottilie hingegen sah darin nur eine Art von Parade welche den rückkehrenden Hausherrn bald vergnügen sollte.

Dies gab ihr Muth und Lust ihm mit etwas Aehnlichem zu empfangen. Man hatte seitlier die Mädchen des Dorfes im Rähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern gesucht. Nun diese Tugenden hatten hingenommen seit jenem Anfangen zu Reinlichkeit und Sonderheit des Dorfes. Ottilie wirkte stets mit ein; aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte sie es vollständiger und folgerechter zu machen. Aber auf einer Anzahl Mädchen läßt sich kein Chor ordnen, wie auf einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne sich's ganz deutlich zu machen, suchte sie nichts als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an sein Haus, seine Eltern und seine Gespielen einzuflößen.

Das gelang ihr mit vielen. Nur über ein kleines, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß sie ohne Gefühl sey, und im Hause nun ein für allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind sein, denn ihr war es besonders freundlich. Zu ihr zog es sich, mit ihr ging und lief es, wenn sie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine schöne Herrin setzen dem Kinde Beschwernis zu sein. Anfänglich bildete Ottilie die Bedeutung des Kindes; dann faßte sie selbst Neigung zu ihm; endlich trennten sie sich nicht mehr und Nanny begleitete ihre Herrin überall hin.

Diese nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute sich über das schöne Gedeihen. Die Terrasse am Kirchenplatz ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny sich besonders schmecken ließ. Bei dem ersten Obste, das für den Herbst eine so reichliche Ernte versprach, gedachte der Gärtner des Wunsch des Herrn und niemals ohne ihn herbeizuwünschen. Ottilie hörte dem guten alten Manne so gern zu. Er verstand sein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard zu sprechen.

Als Ottilie sich freute, daß die Pfirsichen dieses Frühjahrs alle so gar schön gekommen, erwiederte der Gärtner bedenklich: es wünsche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er diesen Herbst hier, so würde er sehen, was für schöne Sorten noch von seinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten stehen. Da sey jenen Herren Oberhofgärtner sind nicht so gewaltig als sonst die Gartenkünster waren. In den Katalogen findet man wohl lauter deutsche Namen. Man prospirt und ergötzt sich endlich wenn die Früchte reifen, so oft es nicht der Mühe werth, daß solche Bäume im Garten stehen.

Am wiedervollenden aber sagte der treue Diener, sah so oft er Ottilien sah, nach der Rückkunft des Herrn, und nach dem Termin derselben. Und wenn Ottilie ihn nicht ansehen konnte, so ließ ihr der gute Mann nicht ohne stille Betrübniß werden, daß er gewiß sie vertrauen thun nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwissenheit, das ihr auf diese Weise recht aufgedrungen ward. Doch konnte sie sich von diesen Nächsten und Besten nicht trennen. Was sie zusammen zum Theil gebaut, alles gepflanzt hatten, stand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die späteren Blumen, die sich erst anzogen, deren Glanz und Fülle betrübt an

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaß' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Eduards Geburtstag, dessen Feier sie sich manchmal versprach, prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit aussprechen sollten. Doch war die Hoffnung dieses Fest so leben nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umflüsterten stets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer einmaligen offenen Uebereinstimmung mit Charlotten konnte es auch wohl nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zustand dieser Frauen sehr verschieden. Wenn alles beim Alten blieb, wenn man in das Gleis des gewöhnlichen Lebens zurückkehrte, erwann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Aussicht in die Zukunft öffnete sich ihr; Ottilie hingegen verlor eines, man kann wohl sagen, alles: denn sie hatte durch Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zustande fühlte sie eine unendliche Leere, wovon sie früher kaum etwas gewahrt hatte. Denn ein Herz das sucht, fühlt wohl das ihm etwas mangle, ein Herz das verloren hat, fühlt daß es entbehre. Sehnsucht verwandelt sich in Unmuth und Unruhe, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten geordnet, möchte nun aus seinem Kreise herausschreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für sein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entsagt. Wie konnte sie es auch, sobald Charlotte klug genug, gegen ihre eigene Ueberzeugung, die Sache für bekannt annahm und als entschieden voraussetzte, daß ein freundschaftliches ruhiges Verhältniß zwischen ihrem Gatten und Ottilien möglich sey. Wie oft aber lag diese Nacht, wenn sie sich eingeschlossen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeschenke, von denen sie noch nichts gebraucht, nichts zerschnitten, nichts gefertigt. Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hause, in dem sie sonst alle ihre Glückseligkeit gefunden hatte, ins Freie hinaus, in die Gegend, die sie sonst nicht ansprach. Auch aus dem Boden mochte sie nicht verweilen. Sie sprang in den Kahn, und ruderte sich bis mitten in den See: dann trug sie eine Reisebeschreibung hervor, ließ sich von den bewegten Wellen schaukeln, las, träumte sich in die Fremde und immer fand sie dort ihren Freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem übrigen.

Achtzehntes Capitel.

Das seiner wunderlich thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, ebenfalls kein Theil noch seine Hülfe anzurufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben gewiegt war, läßt sich denken. Doch sahen es ihm kärtlich, erst eine Weile zu zaudern: denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sey, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu Hülfe zu kommen, als unausgebildeten. Er überlies sie deßhalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten, und eilte Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen baumreichen Wiesenraum die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen waren sich fruchtbare Felder und wohlstandene Ortschaften um. Die Dörfer lagen nicht zu nah an einander, das Ganze hatte einen freundlichen Charakter und die einzelnen Partien, wenn auch nicht zum Malen, schienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu seyn.

Ein wohlerhaltenes Herrwerk mit einem reinlichen beschiedenen Wohnhause, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier sey Eduard gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von diesem einsamen Freunde können wir so viel sagen, daß er sich im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Pläne sich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte sich nicht täuschen, daß er Ottilien vor zu leben wünsche, daß er wünsche sie dieser zu führen, zu besitzen, und was er sich sonst noch erlaubte und unerlaubte zu denken nicht verwehrte. Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht nennen dürfen können, so wollte er ihr den Besitz des Guten gewinnen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich seyn, und wenn ihr eine selbstständigere Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem Andern glücklich seyn.

So verflossen ihm seine Tage in einem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Sehnsucht, zwischen Zweifeln und Hoffen, zwischen Besitzen, Verzichten und Verzweifeln. Der Anruf Mittlers überraschte ihn nicht. Er hatte dessen Ankunft längst erwartet, und so war er ihm auch bald willkommen. Klaudte er ihn von Charlotten gesendet, so hatte er sich schon auf allerlei Entschuldigungen und Verspätungen und sodann auf entscheidendere Vorschläge bereitet; hoffte er nun aber von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, so war ihm Mittler so lieb als ein himmlischer Bote.

Verdrießlich daher und verstimmt war Eduard als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, sondern aus eignem Antriebe. Sein Herz verschloß sich und das Gespräch wollte sich anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beschäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat sich zu äußern, das was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuschütten, und ließ sich daher gefallen, nach einigem Hin- und Widerreden, diesmal aus seiner Rolle herauszutreten, und statt des Vermittlers den Vertrauten zu spielen.

Als er hiernach, auf eine freundliche Weise, Eduarden wegen seines einsamen Lebens tadelte, erwiederte dieser: O ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen sollte: Immer bin ich mit ihr beschäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unschätzbaren Vortheil mit denken zu können, wie sich Ottilie befindet, wie sie redet, wie sie sieht, wie sie aufruht. Ich sehe sie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, schaffen und vornehmen, freilich immer das was mir am meisten schmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht; denn wie kann ich fern von ihr glücklich seyn! Nun arbeitet meine Phantasie durch, was Ottilie thun sollte sich mit zu nähren. Ich forsche schon unterwegs Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zusammen. Ich habe versprochen keinen Schritt gegen sie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet sie, daß sie sich nicht zu mir wendet? Hat eine Charlotte die Grausamkeit erbeten, Versprechen und Schwur von ihr

zu fordern, daß sie mir nicht schreiben, seine Nachricht von sich geben wolle? Es ist natürlich, es ist wahrscheinlich und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn sie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entschließt sie sich nicht, warum wagt sie es nicht, zu ändern und sich in meine Arme zu werfen? Sie sollte das, denke ich manchmal, sie könnte das. Wenn sich etwas auf dem Vorsaale regt, stehe ich gegen die Thüre. Sie soll hereintreten: denk' ich, hoff' ich. Ach! und da das Mögliche unmöglich ist, bilde ich mir ein, das Unmögliche müsse möglich werden. Kommt wenn ich aufwache, die Lampe einen unsichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da sollte ihre Gestalt, ihr Geist, eine Ahnung von ihr, vorüberschweben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Versicherung hätte, sie denke mein, sie sey mein.

Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne sind wir im Traume zusammen, und sonderbar genug, seit ich andre liebenswürdige Personen hier in der Nachbarschaft kennen gelernt, jetzt erst erscheint mir ihr Bild im Traum, als wenn sie mir sagen wollte: liebe nur hin und her! du findest doch nichts Näheres und Lieberes als mich. Und so mischt sich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles was mir mit ihr begegnet, schiebt sich durcheinander. Bald unterschreiben wir einen Contract: da ist ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beide löschen einander aus, beide verschlingen sich. Auch nicht ohne Schmerz sind diese wunderlichen Gaukeleien der Phantasie. Manchmal thut sie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erst, wie sehr ich sie liebe, indem ich über alle Beschreibung geängstet bin. Manchmal weiß sie mich ganz gegen ihre Art und Natur mich; aber sogleich verändert sich ihr Bild, ihr schönes, rundes himmlisches Gesichtchen verlängert sich: es ist eine Andre. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrissen.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, oder, lächeln Sie auch! O ich schäme mich nicht dieser Andringlichkeit, dieser, wenn Sie wollen, thörigten raisonnirenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erst, was das heißt. Bisher war alles in meinem Leben nur Vorspiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis sie für kommen konnte, bis ich sie lieben und ganz und eigentlich lieben. Man hat mir, nicht gerade uns Gelicht, aber doch wohl im Kälten, den Vorwurf gemacht: ich prüfte, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Ich mag seyn, aber ich hatte das noch nicht gefunden worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will den fehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

Zwar es ist ein jammervolles, ein schmerzenreiches, ein thränenreiches; aber ich finde es mir so natürlich, so eigen, daß ich es wohl schwerlich je wieder aufgebe.

Durch diese leidenschaften herrlichen Aeußerungen hatte sich Eduard wohl erleichtert, aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug seines wunderlichen Zustandes deutlich vor die Augen getreten, daß er vom schmerzlichen Widerstreit überwältigt in Thränen ausbrach, die nun so reichlicher flossen, als sein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der sein rasches Naturell, seinen unerbittlichen Verstand um so weniger verläugnen konnte, als er sich durch diesen schmerzlichen Ausbruch der Leidenschaft Eduards weit von dem Ziel seiner Reise verschlagen sah, änderte aufrichtig und derb seine Mißbilligung. Eduard — durch es — sollte sich ermannen, sollte bedenken, was er seiner Manneswürde schuldig sey; sollte nicht verzweifeln. Bald dem Menschen zur höchsten Ehre gereiche im Unglück sich zu fassen, den Schmerz mit Gleichmuth und Anstand zu ertragen, um ihnen dadurch achtungswerth und als Muster aufgestellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichsten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm diese Worte hohl und nichtig vorkommen. Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden, fuhr Eduard auf: aber fehlmen würde er sich, wenn er einsähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld soll es geben, einen unendlichen Schmerz will der starre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja es giebt deren! wo jeder Trost niederträchtig und Verzweiflung Pflicht ist. Verschmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu schildern weiß, keineswegs, die seinigen bei schmerzlichem Drange weinen zu lassen. Selbst im Sprüchwort sagt er: thränenreiche Männer sind gut. Verfasse mich jeder, der trockines Herzens, trockner Augen ist! Ich verwünsche die Glückthuen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage theoretisiren und grossiser Bedrängnis noch edel geberden, um ihren Beifall zu erhalten; und damit sie dann beim Verscheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Besuch: aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie sich im Garten, in der Gegend umsähen. Wir kommen bald wieder zusammen. Ja suche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden.

Mittler mochte lieber einlenken als die Unterhaltung abbrechen, da er so leicht nicht wieder anknüpfen konnte. Auch Eduarden war es ganz gemäß, das Gespräch weiter fortzusetzen, das ohnehin zu seinem Ziele abzulaufen strebte.

Freilich, sagte Eduard, bilft das Hin- und Wiederdenken, das Hin- und Wiederreden zu nichts; doch unter diesem Reden bin ich mir selbst erst gewahr worden, habe ich erst entdecken gelernt, wozu ich mich entschließen sollte, wozu ich entschlossen bin. Ich sehe mein geordnetes, mein zufriedenstand Leben vor mir; nur zwischen Stand und Gemahl habe ich zu wählen. Bewerben Sie, lieber Mann, eine Scheidung die so nothwendig, die seinen gefordert ist; schaffen Sie mir Exartetions Zusicherung. Ich will nicht weiter ausdringen, warum ich glaube daß sie zu erlangen sein werd. Geben Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie mich alle, machen Sie uns glücklich!

Mittler stockte. Eduard fuhr fort: Mein Schicksal und Ottiliens ist nicht zu trennen und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein festlich Jubelnder warf es in die Luft; niemand sollte mehr daraus trinken: auf dem festen Boden sollte es zerschellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder einverhandelt und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen: daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat.

O wehe mir, rief Mittler, was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben: Nun der gegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das schädlichste was bei den Menschen einheimen

kann, verhaßt bleibt. Wir spielen mit Voraussagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.

Lassen Sie in dieser Unbeweglichkeit des Lebens, rief Eduard, zwischen diesen Hecken und Bäumen, dem beängstigten Herzen doch nur eine Art von Leidenschaft, nach welcher es hinblickt, wenn es auch nicht darnach steuern kann.

Ich liebe mir's wohl gefallen, versetzte Mittler, wenn dabei nur einige Consequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, daß die warmherzigen Enthusiasten selten dem Menschen, auf die schmeichelhafte und verführerischen allein ist die Zurneigung sehr ausgebreitet und der Glaube für sie ganz allein tröstend.

Da sich nun Mittler sogar in die dunklen Regionen verliert sah, in denen er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte; so nahm er den dringenden Wunsch Eduards, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in diesem Augenblicke noch entgegensetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforschen wie es um die Frauen stehe, das war es, was ihm selbst nach seinen eigenen Gesinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie sonst gefaßt und heiter fand. Sie unterredete ihn gern von allem was vorgefallen war; denn auf Eduards Reden konnte er nur die Miene annehmen. Er trat von seiner Seite behutsam heran, konnte es aber nicht über sich gewinnen, das Wort Zweifens auch nur im Vorbeigehen auszusprechen. Wie verwandert, erstaunt und noch seiner Gesinnung, arbeitet war er darüber, als Charlotte ihm, in Gefolg seines mandes Unerschrockenen, endlich sagte: Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß alles sich wieder ordnen, daß Eduard sich wieder nähern werde. Wie kann es auch wohl anders seyn, da Sie mich guter Hoffnung finden.

Verzeih' ich Sie recht? fiel Mittler ein — Vollkommen, versetzte Charlotte — Taufendmal gesegnet sey mir diese Nachricht! rief er, die Hände zusammenschlagend. Ich kenne die Stärke dieses Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heirathen sah ich dadurch beschleunigt, befestigt, wieder hergestellt! Mehr als tausend Worte wirkt eine solche gute Hoffnung, die stürmende die beste Hoffnung ist die wir haben können. Doch, fuhr er fort, was mich betrifft, so hätte ich alle Ursache verdrießlich zu seyn. In diesem Falle, sehe ich wohl, wird meiner Dienstliebe nicht gedacht. Bei euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich kenne mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Curen gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber seinen einen Menschen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweise hilft sich hier die Sache von selbst, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben wären.

Charlotte verlangte nun von ihm, er solle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und sehen, was zu thun, was herzustellen sey. Er wollte das nicht eingehen. Alles ist schon getan, rief er aus. Schreiben Sie! ein jeder Brief ist so gut als ich. Muß ich doch meine Sorgfalt hinwenden wo ich nöthig bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünschen, ich komme zur Taufe.

Charlotte war diesmal, wie schon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor, aber seine Ueberredung war Schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.

Charlottens Brief kam zu Eduarden, der ihn mit baldem Schrecken empfing. Der Brief konnte eben so gut für Nein als für Ja entscheiden. Er wußte sowie nicht ihn aufzunehmen, und wie sehr er betroffen, als er das Blatt gelesen, verdeutlicht die folgende Stelle, womit es sich endigte.

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen du deine Gattin abenteuerlich als Liebender besuchtest, sie unwiderstehlich an dich zogst, sie als eine Gestalte, als eine Braut in die Arme schlossest. Laß uns in dieser seltsamen Zurückkunft eine Zusage des Himmels verehren, die für ein neues Band unserer Verbindung gelobet hat, in dem Augenblicke da das Glück unsres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden droht."

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduards vorging würde schwer zu schildern seyn. In einem solchen Gedränge treten taufend alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebenskampf aufzuhalten. Haß und Krieg sind eine solche für den Ehemann immer bereite Aushülfe. Eduard gedente sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er sehnte sich nach dem Untergang weil ihm das Dasein unerträglich zu werden drohte: ja es war ihm ein Trost zu denken, daß er nicht mehr seyn werde und eben dadurch seine Geliebten, seine Freunde allein machen könne. Niemand hatte seinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er seinen Entschluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten setzte er sein Testament auf: es war ihm eine süße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen zu können. Für Charlotten, für das Unsterbene, für den Hauptmann, für seine Dienerschaft war gesorgt. Der wieder aufgebrochne Krieg benutzte sein Verbieten. Militärische Anstalten hatten ihm in seiner Jugend viel zu schaffen gemacht; er hatte bedauert den Dienst verlassen zu haben; nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er sich sagen konnte: unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß.

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betrachtete sie Eduard, und mehr, als sonst, in sich zurück. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Hoffen konnte sie nicht, und wünschen durfte sie nicht. Ein Blick jedoch in ihr Innerstes erwärmt uns ihr Tagebuch, aus dem wir einiges mitzutheilen gedenken.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft was wir in der Epopöe als Kunstkniff des Dichters zu rügen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren sich entfernen, verbergen, sich der Unthätigkeit hingeben, gleich sodann schon ein zweiter, dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt, und indem er seine ganze Thätigkeit äußert, uns abermals der Aufmerksamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preises würdig erscheint.

So spielte sich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduards jener Architekt täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung so manches Unternehmens allein abhing, wobei er sich genau, verständig und thätig erwies, und zugleich den Damen auf angenehme Art beistand und in stillen langweiligen Stunden sie zu unterhalten wußte. Schon sein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Wortes, wohlgebaut, schlank, eher ein wenig zu groß, besonders ohne Unedlichkeit, zutraulich ohne zudringend zu sein. Freundlich übernahm er jede Sorge und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, so war ihm bald das ganze Hauswesen sein Geheimniß, und überall hin verbreitete sich sein günstiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen und er wußte einen unerwarteten Besuch entweder abzulehnen, oder die Frauen wenigstens dergestalt darauf vorzubereiten, daß ihnen seine Unbequemlichkeit daraus entspringe.

Unter andern gab ihm eines Tags ein junger Rechtsgelehrter viel zu schaffen, der von einem benachbarten Freimann gefunden eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von seiner sonderlichen Bedeutung, Charlotten dennoch unmittelbar berührte. Wir müssen dieses Vorfalls gedenken, weil er verschiedenen Dingen einen Anstoß gab, die sonst vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pförtchen führte, war das übrige alles mit verschiedenen Arten Klee besät, der auf das lebhafte grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besät werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt dem sonst so öden und fesselnden Kirchhof eine bessere und würdigere Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, allen Pfarrern mit seiner Familie vor der Hausthüre ruhend, statt der bejammernswerthen Grabtafeln einen schönen, bunten Teppich vor sich sah; der noch überdies seinem Haushalt zu gute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Platzes der Pfarre zusichern ließ.

Allein desungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gewünschet, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht: denn die wohlerhaltenen Monumente zeigten zwar an, wer begraben sey, aber nicht wo er begraben sey, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie viele behaupteten.

Von eben solcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehrern Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgeordnet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung unter welcher dieselbe bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberin dieser Veränderung, wollte den jungen Mann selbst sprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu verlaut, seine und seines Principals Gründe darlegte und der Gesellschaft manches zu denken gab.

Sie sehen, sprach er, nach einem kurzen Eingang, in welchem er seine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte: Sie sehen daß dem Verstorbnen wie dem Höchsten daran gelegen ist, den Ort zu bezeichnen der die Seinigen aufbewahrt. Dem Armen, dem Taglöhnmann, der ein Kind begräbt, ist es eine Art von Trost, ein schwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu stellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigstens das Andenken so lange zu erhalten als der Schmerz währt, wenn auch ein solches Merkzeichen, wie die Trauer selbst, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln diese Kreuze in eiserne, befestigen und schützen sie auf mancherlei Weise, und hier ist schon Dauer auf mehrere Jahre. Doch weit auch diese endlich sinken und unscheinbar werden; so haben Begräbnisse nichts auszeichnenderes, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verspricht und von den Nachkommen erneut und aufgefrischt werden kann. Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter entbettete, das neben der Erde verraste. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede, als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein gebildetes Augenmerk unterscheidet weit eher und unitter im Grabhügel als im Denkmal: denn dieses ist für sich charakterlos nur wenig; aber am Hügel bezeichnen sich, wie am ganzen Marktfleck, Gatten, Verwandte, Freunde, selbst nach ihrem Hinscheiden noch vertraulich, und der Lebende soll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite seiner geliebten Andenken abzuweisen und zu entfernen.

Ich halte dafür, daß mein Principal billig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dieß ist noch billig genug, denn die Glieder der Familie sind auf eine Weise verlegt, wofür nur ein Ersatz zu denken ist. Sie suchen das schmerzlich süße Gefühl einzubüßen, ihren Geliebten am Todtenopfer zu bringen, die tröstliche Hoffnung verein mit unmittelbar neben ihnen zu ruhen.

Die Sache ist nicht von der Bedeutung, versetzte Charlotte, daß man sich deshalb durch einen Rechtshandel beunruhigen sollte. Meine Absicht rennt mir so wenig, daß ich die Kirche gern, wegen dessen was ihr entgeht, entschädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit, wenigstens nach dem Tode, scheint mir beruhigender als dieses eigensinnige starre Fortleben unserer Persönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse. Und was sagen Sie hierzu? richtete sie ihre Frage an den Architekten.

Ich möchte, versetzte dieser, in einer solchen Sache weiter streiten, noch den Ausschlag geben. Lassen Sie mich das, was meiner Kunst, meiner Denkweise am nächsten liegt, bescheidentlich äußern. Seitdem wir nicht mehr so glücklich sind, die Reste eines geliebten Gegenstandes eingeurnt an unsere Brust zu drücken; da wir weder treu noch heiter genug sind, sie unversehrt in großen wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren; ja da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für und und für die Umsrigen finden, sondern hinaus ins Freie gewiesen sind: so haben wir alle Ursache, die Art und Weise, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde treuherzig neben einander liegen, so ruhen sie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde und einmal aufnehmen soll, so finde ich nichts natürlicher und tröstlicher, als daß man die zufällig entstandenen nach und nach zusammenfinden Hügel ungesäumt vergleiche, und so die Decke, indem alle sie tragen, einem jeden leichter gemacht werde.

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas das der Erinnerung entgegen käme, sollte das alles so vorübergehen? versetzte Otilie.

Keineswegs! fuhr der Architekt fort; nicht vom Andenken, nur vom Platze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchst interessirt, daß der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand, eine Dauer seines Daseyns erwarte; und deßwegen wünschte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig aufgestellt, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können. Da selbst die Frommen und Hoden auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen perstönlich zu ruhen, so stelle man wenigstens dort, oder in schönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkschriften auf. Es giebt tausenderlei Formen die man ihnen vorschreiben, tausenderlei Zierraten womit man sie auszeichnen kann.

Wenn die Künstler so reich sind, versetzte Charlotte, so sagen Sie nur doch: wie kann man sich niemals aus der Form eines steinernen Obelisken, einer abgestutzten Säule und eines Rosenkranzes herausfinden? Anstatt der tausend Erfindungen, deren Sie sich rühmen, habe ich nur immer tausend Wiederholungen gesehen.

Das ist wohl bei uns so, entgegnete ihr der Architekt, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Empfindung und der sinnlichen Anmerkung eine eigne Sache seyn. Besonders hat es in diesem Falle manche Schwierigkeit, einen ernsten Gegenstand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht ins unerfreuliche zu gerathen. Alle Einwürfe zu Monumenten aller Art betreffe, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch dieses immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses giebt mehr als irgend etwas anderes einen Begriff von dem was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten: nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht seyn, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind nach abgegossen und eine solche Maske auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande sie völlig wieder zu beleben!

Sie haben, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, versetzte Charlotte, bisher Gelegenheit ganz zu meinen Gunsten gelenkt. Das Bild eines Menschen ist doch wohl unabhängig; überall wo es steht, steht es für sich und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabstätte bezeichne. Aber soll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? selbst gegen die Bildnisse habe ich eine Art von Abneigung: denn sie scheinen mir immer einen stillen Vorwurf zu machen; sie deuten auf etwas Entferntes, Abgeschiedenes und erinnern mich, wie schwer es sey, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gestellt sich, wie wenig wir davon, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen den Geistreichen ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten ohne von ihm zu lernen, dem Gereiften ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen ohne ihm etwas angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet sich dieß nicht bloß mit den Vorübergehenden. Gesellschaften und Familien vertragen sich so gegen ihre liebsten Glieder, Städte gegen ihre würdigsten Bürger, Völker gegen ihre trefflichsten Fürsten, Nationen gegen ihre vorzüglichsten Menschen.

Ich dörfte fragen, warum man von den Todten so unbemunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Bosheit. Es wurde grantworten: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und diese uns noch irgendwo in den Weg kommen können. So unrein ist die Sorge für das Andenken der andern; es ist meist nur ein selbstischer Schatz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Zweites Capitel.

Außerdem durch den Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu dessen Verzierung und Erweiterung der Architekt manchen gluckslichen Vorschlag that. Allein auch auf die Kirche sollte sich seine Sorgfalt erstrecken, auf ein Gebäude das gleich anfänglich seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte.

Diese Kirche stand seit mehreren Jahrhunderten, nach deutscher Art und Kunst, in guten Maßen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeister eines benachbarten Klosters mit Einsicht und Neigung sich auch an diesem steineren Gebäude bewährt, und es wurde noch immer ernst und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung

zum protestantischen Gottesdienste ihm etwas von seiner Ruhe und Majestät genommen hatte.

Dem Architekten sei es nicht schwer, sich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere sowohl als das Innere im altertümlichen Sinne herzustellen und mit dem dafür lebenden Anerkennungsgefühle zur Uebereinstimmung zu bringen gedachte. Er hatte selbst viel Handwerker, und einige Arbeiter, die noch an Haushaltungen beschäftigt waren, wollte man gern so lange beibehalten bis auch dieses fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit allen Umgebungen und Angehörden zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Verwundern des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitenkapelle von noch ältlicherem und leichtern Maßen, von noch so zierlichen und feinigem Zierrathen. Sie enthielt zugleich manches abgenutzten und gemalten Rest jenes alterem Gottesdienstes, der mit wunderlich Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Felle zu bezeichnen und jedes auf seine eigne Weise zu feiern wußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Capelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal vorher Zeiten und reich Geschmacks weiter herzustellen. Er hatte sich die leeren Nischen nach seiner Meinung schon verziert gedacht, und freute sich dabei im materiellen Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen ihre Pracht ein Gedenken daran.

Vor allem andern setzte er verschiedenemalen den Frauen die verschiedenen Nachrichtungen und Entwürfe von alten Gramenamenten, Gefäßen und andern dahin sich naherndem Dingen, und als man im Gespräch auf die einfachern Grundsätze der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Blechen und Gerätschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte alles sehr reinlich und nachher in Schubladen und Fächern auf einander gelegten mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten ernsten Dinge durch seine Behandlung etwas Gefälliges annahmen und man mit Vergnügen daran, wie auf die Kästchen eines Medaillisten, benutzte. Und da er einmal im Vorgehen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistentheils deutschen Ursprungs: Bracteaten, Dukaten, Siegel und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Aufmerksamkeit gegen die ältere Zeit hin, und da er selbst mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung setzte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Aufzierung gewonnen, der Versammelnde entgegenwuchs, so mußte man sich bekennen selbst gestehen, es möchte man sich bekennen selbst gestehen, es möchte doch wohl in der neueren Zeit lebe, es sei nicht ein Traum sei, das man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensarten und Ueberzeugungen verweile.

Auf seine Art verwendet that ein achtbares Vorbereitende, das er selbst bewunderte, die beste Wirkung. Es entstand zwar wohl nur unreines Jugaren, da aber, weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren altertümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wo einwirkend fanden sie die Bestandenden: Als allen Gestalten blickte auf das reinste Dasein hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut anerkennen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Einwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Gebärden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der kräftige Knabe, der männere Jüngling, der reife Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, alle schienen sich in einem unendlichen Gefühlen, in einem frommen Erwarten. Das sermende war gewaltet einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Mühe anzuwenden.

Nach einer seinen Reihen dichten wohl die meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall sich unter ihren Gleichen zu fühlen.

Wer hatte nun widerstehen können als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urnitter, die Namen zwischen den Säulenbogen der Capelle anzumalen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut geraten war. Er erklärte sich darüber mit einer Bedenklichkeit; denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einsehen, daß sein Andenken nicht so vollkommen dauern könne, als es wünscht und angetrieben werden müsse.

Verdrossen waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch nicht Anlaß zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit von dem, was Ottilie sich darauf in ihren Heften aufgezeichnet, einiges mitzutheilen, wenn wir seinen geschlossenen Ueberzeug finden als durch ein Gleiches uns, das sich uns beim Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdrängt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine, Sämmtliche Tauwerke der Linienschiffe sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herausziehen kann ohne alles aufzulösen, und wodurch auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Eben so sieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, aufmerksamen Sinnsprüche und was sonst vorkommen mag, der Verstorbenen sowie derjenigen, auch um so mehr von Bedeutung, selbst jede einzelne von uns auszeichnete und mitgetheilte Stelle gewinnt davon das entschiedenste Zeugniß.

Aus Ottiliens Tagebuche.

Neben denen herrscht zu ruhen die man liebt, ist der angenehmste Beschäftigung wenn der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herrlicher Ausdruck.

Es giebt viele wunderliche Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher rücken. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Einbildung mit einem geliebten Bilde, sagt wenn es unähnlich ist, hat viel reizendes, wenn es manchmal etwas reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man sieht nur eine angenehme Weile, daß man zu zweien ist und doch nicht auseinander kann."

„Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, und nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen: wir sehen ihn, wir fühlen unser Verhältniß zu ihm, ja sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält.“

„Man ist niemal mit einem Porträt zufrieden von Personen die man kennt. Deßwegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht blos darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie jeder ihn fassen würde. Ich nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verpfuscht, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theuren Menschen entbehren müßte.“

„Es ist wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Geräthschaften, die meist dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sey für die Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so wohlerforschend sind wir! Der Architekt gestebt, selbst solche Grabhügel hat Vorfahren gebauet zu haben und fährt dennoch fort sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen.“

„Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn alles was wir thun für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre?“

„Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchdänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt; so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen.“

Drittes Capitel.

Es ist eine so angenehme Empfindung sich mit etwas zu beschäftigen was, man nur bald kann, daß niemand den Dilettanten schelten sollte, wenn er sich mit einer Kunst abquält, die er nie lernen wird, noch den Künstler tadeln dürfte, wenn er über die Gränze seiner Kunst hinaus, in einen benachbarten Felde sich zu ernoten Lust hat.

Wie sie billigen Gesinnungen betrachten wir die Anstalten des Architekten zum Aufmalen der Carolle. Die Farben waren bereitet, die Maße genommen, die Cartone gezeichnet; allein Anstand auf Erfindung hatte er aufgegeben: er hielt sich an seine Umrisse: nur die figurenden und schwebenden Figuren gedacht auszutheilen, den Raum damit geschmackvoll auszufüllen, war seine Sorge.

Das Gerüste stand, die Arbeit ging vorwärts, und da schon einiges was in die Augen fiel erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider seyn, daß Charlotte mit Ottilien ihn besuchte. Die lebendigen Engelsgestalten, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr stilles frommes Wesen das Gemüth zur Sammlung berief und eine sehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Gerüst gestiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemessen leicht und bequem das alles zuging, als sich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln schien, sie nach Farbe und Pinsel griff und auf erhaltene Anweisung ein falterreiches Gewand mit soviel Reinlichkeit als Geschicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern saß wenn Ottilie sich auf irgend eine Weise beschäftigte und zerstreute, ließ die beiden gewähren und ging, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie niemanden mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, und ein mittelmäßiges Lächeln abnöthigen; so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals aufgestaet worden, das die Entwicklung dieser Empfängniß erwarten muß, und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Beten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gestört und ernst als zutraulich und liebevoll, geantwortet. Kurz darauf war Eduard verschwunden, und seine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis sie endlich von ungefähr seinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter denen, die sich bei einer bedrohenden Kriegsgefahrendeit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Die wußte nun, welchen Weg er genommen hatte, sie erfuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein sie überzeugte sich zugleich, daß er größere aufsuchen würde, und sie konnte sich daraus nur allzusehr deuten, daß er in seinem Sinne schwerlich von Aeußerstem würde zurückgehalten seyn. Sie trug diese Sorgen für sich allein immer in Gedanken und mochte sie hin und wieder legen wie sie wollte, so konnte sie doch bei seiner Ansicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alle dem nichts ahnend, hatte indessen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt, und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, tracinmäßig daran fortfahren zu dürfen. Nun ging es rasch weiter und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Uebung gewannen Ottilie und der Architekt bei den letzten Bildern mehr Freiheit, sie wurden zusehends besser. Auch die Gesichter, welche dem Architekten zu malen allein überlassen war, zeigten nach und nach eine ganz besondere Eigenschaft: sie fingen sämmtlich an Ottilien zu ähneln. Die Nähe des schönen Kindes mußte wohl in die Seele des jungen Mannes, der nach seine natürliche oder künstlerische Vorsingenommenheit vergessen hatte einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach, auf dem Wege vom Auge zur Hand,

nichts verloren ging, ja das beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Gesichtchen glückte vollkommen, so daß es schien als wenn Ottilie selbst aus den himmlischen Räumen herunterlächle.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man sich vorgenommen einfach zu lassen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überstreichen; die zarten Säulen und künstlichen bildhauerischen Zierrathen sollten sich durch eine dunklere anheben. Aber wie in solchen Dingen immer eins zum andern führt, so wurden nach Blumen und Fruchtgehänge beschlossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die schönsten Muster, und ofnen die Kränze sehr reich ausgestattet wurden; so kam man doch früher als man gedacht hatte damit zu Stande.

Nun sah aber alles wüste und roh aus. Die Gerüste waren durch einander geschoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergossene Farben noch mehr verunstaltet. Der Architekt erbat sich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit lassen und bis dahin die Capelle nicht betreten möchten. Endlich ersuchte er sie an einem schönen Abende, sich beiderseits dahin zu verfügen; doch wünschte er sie nicht begleiten zu dürfen und empfahl sich sogleich.

Was er und auch für eine Ueberraschung zugedacht haben mag, sagte Charlotte als er weggegangen war; so habe ich doch gegenwärtig keine Lust darunter zu leiden. Du nimmst es wohl allein über dich und giebst mir Nachricht. Gewiß hat er etwas angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erst in deiner Beschreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen.

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte sich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied, und besonders nicht überrascht seyn wollte, begab sich sogleich allein auf den Weg und sah sich unverhofft vor nach dem Architekten um, der aber nirgends erblicken und sich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die sie offen und fand. Diese war schon früher fertig, geräumt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Capelle, deren schwere mit Erz beschlagene Last sich leicht vor ihr aufthat und sie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraschte.

Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes dunkles Licht herein; denn es war von farbigen Gläsern zusammengesetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bewirkte in einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Farbe des Fußbodens erhöht, der aus besonders gefärbten, nach einem schönen Muster gelegten, durch eine gewisse Gypsmasse verbundenen Ziegelsteinen bestand. Diese schwebte als die farbigen Scheiben hatte der Architekt deutlich bereiten lassen, und konnte nun in kurzer Zeit alles zusammenfügen. Auch für Ruheplätze war gesorgt. Es hatten sich unter jenen trefflichen Altertrümern einige schön geformte Chorstühle vorgefunden, die nun gar schicklich an den Wänden angebracht umherstanden.

Ottilie freute sich der bekannten ihr als ein unbekanntes Ganze entgegenstrahlenden Theile. Sie stand, ging hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle und es schien ihr, indem sie aufs und unterblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte, und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft besuchenswerthe Zimmer verließ, erwachte Ottilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse.

Sie verbarg sich nicht in welche sonderbare Epoche diese Ueberraschung gefallen sey. Es war der Abend vor Eduards Geburtstag. Diesen hatte sie freilich ganz anders zu feyern gehofft: wie sollte nicht alles zu diesem Feste gesammelt seyn? Aber nunmehr stand der ganze herrliche Blumenreigenthum ungepflückt. Diese Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel; diese Astern haben noch immer still beschieden vor sich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gewunden war, hatte zum Muster gedient einem Ort auszuschmücken, der, wenn er nicht blos eine Künstler-Grille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden sollte, nur zu einer gemeinsamen Gradfeier geeignet schien.

Sie mußte sich dabei der geräuschvollen Geschäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfest gefeiert, sie mußte des neugemachten Hauses gedenken, unter dessen Decke man sich soviel freundliches versprach. Ja das Feuerwerk rauschte ihr wieder vor Augen und Ohren, so einsamer sie war, desto mehr vor der Einbildungskraft; aber sie fühlte sich auch nur um desto mehr allein. Sie lehnte sich nicht mehr auf seinen Arm, und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künstlers muß ich aufzeichnen: wie am Handwerker so am bildenden Künstler kann man auf das deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich bald am wenigsten irgendwo vermag was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie der Vogel das Nest worin sie ausgebrütet worden."

„Der Baukünstler vor allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln jeder er eine Gränze zwischen sich und dem Allerheiligsten: er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur hervordrängenden Feierlichkeit gesteigert, sie wie der Geisterseher die Wandlungen nur von fern gewahrt, deren Sinnlich und Uebersinnliche er zusammenverbindet hat. Dem Reichen bereitet der Baumeister mit dem Schlafzeit des Palastes alle Bequemlichkeit und Behaglichkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgeartetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? und wie sehr mußte die Kunst sich selbst verderben, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen und also auch dem Künstler gebührt, sich zu beschäftigen aufhörte war!"

„Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem neuen der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. Gestern als ich in der Capelle saß und meinem

geschnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere unbesetzte stellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannst du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in sich gekehrt sitzen bleiben, lange lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufständest und ihren Platz mit freundlichen Mienen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung und niemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe.“

„Man mag sich stellen wie man will, und man denkt sich immer selbst. Ich glaube der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu sehen. Es stunte wohl frey, daß das innere Licht einmal aus und herausträte, so daß wir keines andern mehr bedürften.“

„Das Jahr ringt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener schlanken Bäume scheinen und noch an etwas Munteres erinnern zu wollen. so wie uns der Tactschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgeschälten Aehre soviel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt.“

Viertes Capitel.

Wie seltsam mußte, nach solchen Ereignissen, nach diesem aufgedrungenen Gefühl von Verganglichkeit und Hinschwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard sich dem wechselnden Kriegsglück überlassen habe. Es entging ihr leider keine von den Betrachtungen, die sie dabei zu machen Ursache hatte. Glücklicherweise kann der Mensch nur einem gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entferntesten Gegenstellen in stündlicher Gefahr wissen und dennoch unser tägliches gewöhnliches Leben immer so fortreiben.

Es war daher als wenn ein guter Geist für Ottilien gesorgt hätte, indem er auf einmal in diese Stille, in der sie einsam und unbeschäftigt zu versinken schien, ein wirkes Herz hereintractte, daß, indem es ihr von außen genug zu schaffen gab und sie aus sich selbst führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Pension in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hause ihrer Tante sich von zahlreicher Gesellschaft umgeben gesehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte und ein junger, sehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, sie zu besitzen. Sein ansehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beste jeder Art sein eigen zu nennen, und es schien ihm nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt so wie um das Uebrige zu beneiden hätte.

Diese Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correspondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten; deßwegen auch Ottilie mehr als sonst in der letzten Zeit allein blieb. Diese wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hause hatte sie deßhalb die nöthigsten Vorkehrungen getroffen; allein sie nahe stellte man sich an den Besuch nicht vor. Man wollte vorher noch schreiben, abreden, näher bestimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; man glaubte schon eine doppelte und dreifache Herrschaft im Hause zu haben; aber nun erschienen erst die Gäste selbst: die Großtante mit Luciane und einigen Freundinnen, der Bräutigam gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Sachen, Mantelsäcke und anderer lederner Gehäuse. Mit Mühe sonderte man die vielen Kästchen und Futterale auseinander. Des Gepäckes und Geschirres war kein Ende. Dazwischen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entstand. Diesem ungestümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geschick erschien im schönsten Glanze; denn sie hatte in kurzer Zeit alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, jedermann nach seiner Art bedient, und glaubte gut bedient zu seyn, weil er nicht gehindert war sich selbst zu bedienen.

Nun hätten alle gern, nach einer höchst beschwerlichen Reise, einige Ruhe genossen; der Bräutigam hätte sich seiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr seine Liebe, seinen guten Willen zu bezeugen; aber Luciane konnte nicht rasten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd besitzen zu dürfen. Der Bräutigam hatte schöne Pferde, und sogleich mußte man aufsitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht in Anschlag; es war als wenn man nur lebte um naß zu werden und sich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, so fragte sie nicht, was für Kleider sie anhatte und wie sie beschuht war; sie mußte die Anlagen besichtigen von denen sie vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde gesehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte sie alles gesehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Wesens war ihr nicht leicht zu widersprechen. Die Gesellschaft hatte manches zu leiden, am meisten aber die Kammermädchen, die mit Waschen und Bügeln, Auftrennen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte sie das Haus und die Gegend erschöpft, als sie sich verpflichtet fühlte, einmal in der Nachbarschaft Besuch abzulegen. Weil man sehr schnell reit und fährt, so reichte die Nachbarschaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gästen überschwemmt und damit man sich ja nicht verfehlen möchte wurden bald bestimmte Tage angesetzt.

Indessen Charlotte mit der Tante und den Geschäftsträgern des Bräutigams die innern Verhältnisse festzustellen bemüht war und Ottilie mit ihren Unterarbeiten dafür zu sorgen wußte, daß es an nichts bei so großem Zudrang fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fischer und Krämer in Bewegung gesetzt wurden, zeigte sich Luciane immer wie ein brennender Kometen-Kern, der einen langen Schweif nach sich zieht. Die anverlobten Besuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unschmackhaft. Kaum daß sie den ältesten Personen eine Ruhe am Spieltische gönnte; wer noch einigermaßen beweglich war — und wer ließ sich nicht durch drei verjüngten Zudringlichkeiten in Bewegung setzen? — mußte bereit, wo nicht zum Tanzen, doch zum lebhaften Spiele, Strafe und Verwirfel. Und endlich das

alles, so wie hernach die Plünderung, auf sie selbst berechnet war, so ging doch von der andern Seite niemand, besonders kein Mann, er mochte von einer Art seyn von welcher er wollte, ganz leer aus; ja es glückte ihr, einige ältere Personen von Bedeutung ganz für sich zu gewinnen, indem sie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgesucht hatte und besonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eignes Gesicht zu Statten, so daß, indem alle sich beeiferten, jeder sich für den am meisten Begünstigten hielt: eine Zauberei deren sich sogar der Aelteste in der Gesellschaft am allermerklichsten schuldig machte.

Schien es bei ihr Plan zu seyn, Männer die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weibheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben; so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz: jeder hatte seinen Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn zu entzücken und zu fesseln wußte. So hatte sie den Architekten schon bald ins Haar gefaßt, der jedoch aus seinem schwarzen lamakrägen Haar so unregelmäßig herauslief, so gerad' und tutig in der Entfernung stand, auf alle Fragen kurz und verständig antwortete, sich aber auf nichts weiter einzulassen geneigt schien, daß sie sich endlich einmal, bald unwillig bald lustig, entschloß, ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umsonst hatte sie so vieles Gepäcke mitgebracht, ja es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte sich auf eine unendliche Abwechslung in Kleidern vorgesehen. Wenn es ihr Bequemlichkeit machte, sich des Tages drei- vier- mal anzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Gesellschaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechseln; so erschien sie dazwischen wohl auch noch einmal im wirklichen Maskenfest, als Bäuerin und Fischerin, als Fee und Blumenmädchen. Sie verschmähte nicht, sich als alte Frau zu verkleiden, um desto frischer ihr junges Gesicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte sie dadurch das Gegenwärtige und das Einzubildete dergestalt, daß man sich mit der Saalnixe verwandt und verschwägert zu seyn glaubte.

Wozu sie aber diese Verkleidungen hauptsächlich benutzte, waren cantemimische Stellungen und Tänze, in denen sie verschiedene Charaktere auszudrücken gewandt war. Ein Cavalier aus ihrem Gefolge hatte sich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Gestalten mit der nöthigen Musik zu begleiten, es bedurfte nur einer kurzen Anrede und sie waren sogleich in Einstimmung.

Eines Tages, als man sie, bei der Pause eines lebhaften Balls auf ihren eigenen dramatischen Antrieb plötzlich aufs neue Theaterlust, zu einer solchen Darstellung aufgefordert hatte, schien sie verlegen und überrascht und ließ sich wieder ihre Gesellschaft lange bitten. Sie setzte sich unentschlossen, ließ die Musik, bei wie am Tonversetzer um einen Ganzton, bis endlich jener Cavalier sogleich Geräthe, mit dem es abgethan seyn mochte, sich an den Flügel setzte, einen Trauermarsch zu spielen anfing und sie aufforderte, eine Artemisia zu geben, welche sie so vortrefflich einstudirt habe. Sie ließ sich erbitten, und nach einer kurzen Abwesenheit erschien sie, bei den päpstlich tranrigen Tönen des Todtenmarsches, in Gestalt der königlichen Witwe, mit gemessenem Schritt, einen Aschenkrug vor sich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große schwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugerichtetes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem sie etwas ins Ohr sagte, ging sogleich den Architekten aufzufordern, zu nöthigen und gewissermaßen verbindlich zu machen, daß er als Baumeister das Grab des Mausolus zeichnen und also seinen Beruf einen Staat zu stiften, sondern einen ernstlich Mitspielenden vorstellen sollte. Wie verlegen der Architekt auch äußerlich erschien — denn er machte in seiner ganz schwarzen knappen modernen Civilgestalt einen wunderlichen Contrast mit jenen Federn, Cuerpen, Franzen, Schmelzen, Quasten und Kronen — so faßte er sich doch gleich innerlich, allein um so wunderlicher war es anzusehen. Mit dem größten Ernst stellte er sich vor die große Tafel, die von ein paar Pagen gehalten wurde und zeichnete mit viel Beschick und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem lemegbardischen als einem karischen König wäre gemäß gewesen, aber doch in so fern dem Verhältnissen, so viel in seinen Kräften, so geschreckt in seinen Zierrathen, daß man es mit Vergnügen einstehen sah und als es fertig war bewunderte.

Er hatte sich in diesem ganzen Zeitraum fast nicht gegen die Königin gewendet, sondern seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit gewidmet. Endlich als er sich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt sie ihm noch die Urne hin und begehrte das Verlangen, diese oben auf dem Giebel abgebildet zu sehen. Er that es, obgleich ungern, weil sie zu dem Charakter seines übrigen Entwurfs nicht passen wollte. Was Luciancn betraf, so war sie endlich von ihrer Unart erlöst: denn ihre Absicht war keineswegs eine gewissenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hingeworfen, was etwa einem Monument ähnlich aussehen, und sich die übrige Zeit mit ihr abgeredet; so wäre das wohl dem Endzweck und ihren Wünschen gemäßer gewesen. Bei seinem Benehmen dagegen kam sie in die größte Verlegenheit: denn es sie gleich in ihrem Schmerz, ihren Anordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nah und nah Entstehende, ziemlich abgewechselt suchte und sie ihm einigemal deutlich bemerkte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen; so erwies er sich doch gar zu steif, begehrte daß sie allzuviel ihre Zuflucht zur Urne nehmen, sie an ihr Herz drücken und zum Himmel schauen mußte, so taktelt, weil sich doch derselben Situationen immer ähnern, mehr einer Witwe von Ephesus als einer Königin von Karien ähnlich sah. Die Verstellung sah sich dabei in die Länge der Clavierspieler, der sonst Gehalt genug hatte, wußte mehr oder weniger den Ton zu auswechseln wußte. Er dankte Gott als er die Urne auf der Pyramide sahen sah und sich

Willkomm und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer;
Doch friſch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

lasse und mich mit Ihnen darüber unterhalte. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, sagte der Architekt, so kann ich Ihnen sorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieses nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf ist.

Ottilie stand nicht fern und trat zu den beiden. Versäumen Sie nicht, sagte sie zum Architekten, den Herrn Baron gelegentlich ihre Sammlung sehn zu lassen: er ist ein Freund der Kunst und des Alterthums; ich wünsche daß Sie sich näher kennen lernen.

Luciane kam herbeigefahren und fragte: Wovon ist die Rede?

Von einer Sammlung Kunstwerke, antwortete der Baron, welche dieser Herr besitzt und die er uns gelegentlich zeigen will.

Er mag sie nur gleich bringen, rief Luciane. Nicht wahr, Sie bringen sie gleich, setzte sie schmeichelnd hinzu, indem sie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht seyn, versetzte der Architekt.

Wohl! rief Luciane gebieterisch: Sie wollen dem Befehl Ihrer Königin nicht gehorchen? Dann legte sie sich auf ein neckisches Bitten.

Seyn Sie nicht eigensinnig, sagte Ottilie bald leise.

Der Architekt entfernte sich mit einer Verbeugung, sie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane sich mit einem Mädchenspiel im Saal herumjagte. Ach! rief sie aus, indem sie zufällig an ihre Mutter stieß: wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen, es ist aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieses Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen lassen, es soll mir jemand hin ihn zu holen. Wenn ich nur sein Bildniß neben Charlotte, so wäre ich schon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen lassen und er soll mir nicht von der Seite kommen.

Vielleicht kann ich dich trösten, versetzte Charlotte, wenn ich dir auf der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichsten Affenbilder kommen lasse. Luciane schrie vor Freuden laut auf, und der Zeichenband wurde gebracht. Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Geschöpfe machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich, bei einem jeden dieser Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menschen zu finden. Sieht der nicht aus wie der Duc! rief sie unbarmherzig; der wie der Galanteriehändler M—, der wie der Prälat S— und dieser ist der Dings — der — leidhaftig. Im Grunde sind doch die Affen die eigentlichen Incroyables und es ist unbegreiflich, wie man sie aus der besten Gesellschaft ausschließen mag.

Sie sagte das in der besten Gesellschaft, doch niemand nahm es ihr übel. Man war so gewohnt ihrer Anmuth vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart alles erlaubte.

Ottilie unterhielt sich indessen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architekten, dessen ernstere, zusammenfassendere Sammlungen die Gesellschaft von diesem Affenwesen befreien sollten. In dieser Erwartung hatte sie sich mit dem Baron besprochen und ihn auf manches aufmerksam gemacht. Allein der Architekt blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er sich unter der Gesellschaft, ohne etwas mitzubringen und ohne zu thun als ob von etwas die Frage gewesen wäre. Ottilie ward einen Augenblick — wie soll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen: sie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, sie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach seinem Sinne, der bei seiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihren Launen zu leiden schien.

Die Affen machten einer Collation Platz machen. Gesellige Spiele, ja sogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloses Herumsitzen und Wiederaufstehen einer schon gesunkenen Lust dauerten diesmal, wie sonst auch, weit über Mitternacht. Denn schon hatte sich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht ins Bette gelangen zu können.

Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entstanden sein können; so ist es wahrscheinlich, daß man ihr irgend einen Heft mitgetheilt, aus dem sie sich, was ihr gemüthlich war, ausgeschrieben. Manches eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wohl zu erkennen seyn.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Unglück're, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, sollte uns auch unsre Freunde herbeiführen.“

„Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.“

„Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.“

„Sich mitzutheilen ist Natur; Mittheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, ist Bildung.“

„Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißverstehet.“

„Man verändert fremde Reden beim Wiedererzählen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.“

„Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.“

„Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.“

„Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.“

„Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.“

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das was sie lächerlich finden.“

„Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Contrast, der auf eine unsittliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird.“

„Der sittliche Mensch sucht oft wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein.“

„Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.“

„Einem besaiten Manne verdacht man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühet. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen und das will doch jedermann.“

„Man läßt sich seine Mängel verhalten, man läßt sie strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Gemüth; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.“

„Gewisse Mängel sind nothwendig zum Daseyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm seyn, wenn alle Freunde gewisse Eigenheiten ablegten.“

„Man sagt: er stirbt bald. Wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut.“

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher sonderlich als sie verletzen.“

„Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.“

„Unsre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wir hier alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.“

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, machte sie erst recht gefährlich.“

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch Bekennen. Im nichts wäre die Mittelstraße vielleicht schwerer zu verfehlen als im Vertrauen und Verschweigen gegen die die wir lieben.“

Fünftes Capitel.

So peinlich Luciane den Lebenstausch um der seltsamen Einheit willen immer vor sich sah, so hoffnungsvoll verwandte sich Ottilie, theils weil ihr Zweifeln so Manchen ängstete und quälte, theils weil sie sich Andre durch Geselligkeit und Verträglichkeit zu verbinden wußte. Mittheilend war sie im höchsten Grade; denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams so viel Schönes und Köstliches auf einmal zugeflossen war; so schien sie nichts eigenes zu besitzen, und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die sich um sie gehäuft hatten. So tauderte sie nicht einen Augenblick einen kostbaren Shawl zusammenlegen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die dürftigen in ärmliche Gefilde schien, und sie that das auf eine so natürliche, zeichenlose Weise, daß niemand eine solche Gabe abzulehnen kannte. Einer dem ihrem Herzblatt hatte stets eine Börse und den Portrait. in den Orten, wo sie einkehrten, sich nach den Aeltesten und Kränklen zu erkundigen, und ihren Zustand wenigstens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entstand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vorzüglichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzuviel lästige Nothleidende an sie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte sie so sehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes gutes bedauriliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Gesellschaft floh, weil er, übrigens schön und wohlgebildet, seine rechte Hand, welche rühmlich, in der Schlacht verloren hatte. Diese Verstümmlung erregte ihm einen seltsamen Mißmuth; es war ihm so verdrießlich, daß jede neue Bekanntschaft sich auch immer mit seinem Unglück bekannt machen sollte, daß er sich lieber verschloß, sich dem Lesen und andern Studien ergab und ein für allemal mit der Gesellschaft nichts weiter zu schaffen haben.

Das Daseyn dieses jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte werden, erst in kleiner Gesellschaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm sich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen andern, besonders wußte sie durch zuvorkommende Dienstfertigkeit ihm seinen Verlust werth zu machen, indem sie geschickt war ihn zu ersetzen. Bei Tafel wußte er neben ihr seinen Platz nehmen, sie schnitt ihm vor, so daß er nur die Gabel zu gebrauchen durfte. Nahenden Aeltern, Verwandten ihm ihre Nachbarschaft weg, so erstreckte sie ihre Aufmerksamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten das ersetzen was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte sie ihn auf, mit der linken Hand zu schreiben; er mußte alle seine Versuche an sie richten, und so stand sie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht wie ihm geworden war, und wirklich fing er von diesem Augenblick an neues Leben an.

Verliebt sollte man denken, ein solches Betragen wäre dem Bräutigam mißlich gewesen; allein es fand sich das Gegentheil. Er trennte sie ihre Bemühungen zu großem Verdienst an, und war um so mehr darüber ganz ruhig, als er ihre fast übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch sie alles was im mindesten verfänglich schien von sich abzulehnen wußte. Sie wollte mit jedermann nach Belieben umspringen, jeder war in Gefahr, von ihr einmal angesehen, gesetzt oder sonst gemacht zu werden; niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, niemand sie nach Willkür berühren, niemand, auch nur im entferntesten Sinne, eine Freiheit, die sie sich nahm, erwidern; und so hielt sie die andern in den strengsten Gränzen der Sittlichkeit gegen sich, die sie gegen andere jeden Augenblick zu übertreten schien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es sey bei ihr Maxime anwesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen. Denn wenn sie die Menschen auf mannichfaltige Weise für sich zu gewinnen suchte; so verhärtete sie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böse Zunge, die niemanden schonte. So wußte sich Beamte in der Nachbarschaft angelegt, wenigstens sie und ihre Gesellschaft in Furcht und Verwunderung freundlich aufzunehmen, ohne daß sie bei der Rückkehr auf das unbarmherzigste merken ließ, wie sie alle menschlichen Verhältnisse nur von der lächerlichen Seite zu nehmen gewohnt sey. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Complimenten, wer zuerst heirathen sollte, das Alter überstritt halte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne, dort umgekehrt ein kleiner munterer Mann und eine unbeholfene Riesin. In dem einen Hause begrüßte man es jedem Schritt über ein Kind, das andere wollte ihr der ärgsten Gesellschaft nicht gut erscheinen, weil keine Kinder geschwodrig waren. Alte Gatten sollten sich nur schnell begraben lassen, damit doch wieder einmal jemand im Hause zum Tanzen käme, da wären keine Aeltern zu ehren waren. Junge Eheleute sollten reisen weil das Haushalten so gar nicht Mode. Und wie mit den Personen, so wußte sie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden, wie mit dem Hausrath und Inventarstücke. Besonders alle Wanderversammlungen reizten sie zu lustigen Bemerkungen. Von dem kleinen Handlungsreisenden bis zu der wissen Papiermühle.

vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zum frevelsten neuen Kupferstich, eins wie das andere mußte leiden, eins wie das andere wurde durch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgezehrt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch existirte.

Gemeinsame Beobacht war vielleicht nicht in dieser vermeinten Bestreben; ein selbstischer Muthwille mochte sie gewöhnlich anregen: aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte sich in ihrem Verhältniß zu Otilien ergangt. Auf die ruhige ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von jedermann bemerkt und erwiesen wurde, sah sie mit Verachtung herab, und als zur Sprache kam, wie sehr sich Otilie der Garten und der Treibhäuser annehme, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, unempfindend des freien Winters in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde; sondern sie ließ auch von nun an fe wie Gräuel, ja viel Zwerge und was nur wachsen konnte, verbreiten und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Otilie und der Gartner nicht wenig beschränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit verführt zu sehen.

Eben so wenig ahnte sie Otilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bedauernswerth fortbewegte. Otilie sollte mit auf die Lust- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch anmaßliche Nachtstürme scheuen, da ja soviel andre nicht das von hörten. Das zarte Kind litt nicht wenig darunter, aber Luciane wenn nichts dabei: denn obgleich Otilie sehr einlach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens immer den Männern die sechste. Ein sämtliches Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Plate befinden, ja der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architekten näher kennen lernen, der Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschmackliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Capelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberei war lebhaft, seine Kenntnisse schwach: er glaubte in dem Architekten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als einen Zweck zugleich erreichen konnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen: sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Otilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn er er gleich bei ihren erstemperirten Zeiten sich sehr thätig erwiesen und manche Reisenden bei dieser und jener Anstalt dargetreten, sie glaubte sie es doch immer selbst besser zu verstehen; und da ihre Einbildungen gewöhnlich gewein waren, so reichte, um sie auszuführen die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners eben so gut hin, als die des verständigsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf gespielt ward, und zu einer Betrönung, es möchte nun ein gemaltes oder ein lebendes Haupt sein, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht verstiegen, wenn sie irgend jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Compliment zu machen gedachte.

Otilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architekten zum Haus erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte das Charlotte sich seben früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte; denn wärr die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Capelle entfernt, weil alle Banten den Winter über stillstehen sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Bauner wieder gewonnt und beschäftigt wurde.

Das persönliche Verhältniß Otiliens zum Architekten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie, wie die Nähe eines ältern Bruders, unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen teilnehmlichkeit Oberfläche der Bruderwanntschaft: denn in ihrem Herzen war ihm Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz durchdrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die alles durchdringt, konnte dieses Herz zugleich mit ihm besitzen.

Indessen je tiefer der Winter sich senkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, desto angenehmer schien es, in so guter Gesellschaft die abendlichen Tage zuzubringen. Nach vorgen Eben überfüllteten die Männer um Zeit zu Zeit das Haus. Officiere von entfernteren Garnisonen, die geübten zu ihrem großen Vortheil, die reberten zur Unterhaltlichkeit der Gesellschaft. Sogern sie herbei; am Tiertstande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baronesse zusammen angefahren.

Ihre Gegenwart schien erst einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baronesse Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte sich nicht lange, sie beide zusammen und so besser zu sehen: denn man erwahrn, daß Grafen Gemahlin sey gestorben, und eine neue Verbindung werde geschlossen sein sobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Otilie erinnerte sich jenes ersten Besuchs, jedes Worts was über Ehestand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entsagen gesprochen ward. Beide Personen, damals noch ganz ohne Aussichten, standen nun vor ihr, dem gehoften Ziele so nahe, und ein unwillkürlicher Schauer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Musik sey, so wußte sie ein Concert zu veranstalten; sie wollte sich dabei mit Gesang zur Guitarre hören lassen. Es geschah. Das Instrument spielte sie nicht ungeschickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Meiste betraf, so verstand man sie so wenig als wenn sonst eine teutsche Seele zur Guitarre singt. Indes verschwerte jedermann, sie habe mit viel Anstrengt gesungen, und sie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden sein. Nur ein wunderliches Ungefähr begegnete bei dieser Gelegenheit. In der Gesellschaft befand sich ein Dichter, der sie auch besonders zu verehren bestrebt, weil sie einige Lieder von ihm an sie gerichtet wünschte, und deßhalb diesen Abend meist nur von seinen Liedern vortrug. Er war überhaupt, wie alle, höflich gegen sie, aber sie hatte mehr erwartet. Sie sagte es ihm einigemal: mehr konnte aber

weiter nichts von ihm vernehmen, bis sie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn schickte und sondiren ließ, ob er denn nicht entzückt gewesen sey, seine vortrefflichen Gedichte so vortrefflich vortragen zu hören. Meine Gedichte? versetzte dieser mit Erstaunen. Verzeihen Sie, mein Herr, fügte er hinzu: ich habe nichts als Vocale gehört und die nicht einmal alle. Unterdessen ist es meine Schuldigkeit mich für eine so liebenswürdige Intention dankbar zu erweisen. Der Hofmann schwieg und verschwieg. Der andre suchte sich durch einige wohltönende Complimente aus der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Absicht nicht undeutlich merken, und etwas eigens für sie Gedichtetes zu besitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich gewesen wäre, so hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um sich daraus ein beliebiges Lobgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie selbst einzubilden. Doch sollte sie nicht ohne Kränkung aus dieser Begebenheit scheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr sie: er habe noch selbigen Abend einer von Ottilien Lieblingsmelodien ein allerliebstes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich sey.

Luciane, wie alle Menschen ihrer Art, die immer durcheinander mischen was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig ist, wollte nun ihr Glück im Rezitiren versuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden sollte, ihr Vortrag geistlos und heftig ohne leidenschaftlich zu seyn. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was sonst in Declamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte sie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das was sie vortrug mit Gesten zu begleiten, wodurch man das was eigentlich episch und lyrisch ist, auf eine unangenehme Weise mit dem Dramatischen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einsichtsvoller Mann, der gar bald die Gesellschaft, ihre Neigungen, Leidenschaften und Unterhaltungen überlief, brachte Luciane, glücklicher oder unglücklicher Weise, auf eine neue Art von Darstellung, die ihrer Persönlichkeit sehr gemäß war. Ich finde, sagte er, hier so manche wohlgestaltete Personen, denen es gewiß nicht fehlt, malerische Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten sie es noch nicht versucht haben, wirkliche bekannte Gemälde vorzustellen? Eine solche Nachbildung, wenn sie auch manche mühsame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor.

Schnell ward Luciane gewahr, daß sie hier ganz in ihrem Fach seyn würde. Ihr schöner Wuchs, ihre volle Gestalt, ihr rundschattirtes und doch bedeutendes Gesicht, ihre schwarzen Haarflechten, ihr schlanker Hals, alles war schon wie aus Gemälde berechnet; und hätte sie nun gar gewußt, daß sie schöner anstand wenn sie still stand als wenn sie sich bewegte, indem ihr im letzten Falle manchmal etwas störendes Ungeschicktes entschlüpfte, so hätte sie sich mit noch mehrerem Eifer dieser natürlichen Bildnerei ergeben.

Man suchte nun Kupferstiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerst den Belisar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von erwesen Jahren sollte den sigenden blinden General, der Architekt den vor ihm theilnehmend traurig stehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich sah. Luciane hatte sich, bald beschrieben, das junge Mädchen im Hintergrunde gewählt, das freudige Almosen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte sie abzumahnen und ihr vorzustellen scheint, daß sie zu viel thue. Eine andre ihm wirklich Almosen reichende Frauensperson war nicht vergessen.

Mit diesen und andern Bildern beschäftigte man sich sehr ernstlich. Der Graf gab dem Architekten über die Art der Einrichtung einige Winke, der sogleich ein Theater dazu aufstellte und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war schon tief in die Anstalten verwickelt, als man erst bemerkte, daß ein solches Unternehmen einen ansehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deßhalb ließ, damit so nichts stecken möge, Luciane heimlich ihre sämmtliche Garderobe zerschneiden, um die verschiedenen Costüme zu liefern, die jene Künstler wirklich genug angeordnet haben.

Der Abend kam herbei und die Darstellung wurde vor einer großen Gesellschaft und zu allgemeinem Beifall aufgeführt. Eine bedeutende Miene spannte die Erwartung. Jener Belisar eröffnete die Bühne. Die Gestalten waren so passend, die Farben so glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man sämmtlich in einer andern Welt zu seyn glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins eine Art von ängstlicher Empfindung hervorrückte.

Der Vorhang fiel, und ward auf Verlangen mehr als einmal wieder aufgezogen. Ein musikalisches Zwischenspiel unterbrach die Gesellschaft, die man durch ein Bild höherer Art überraschen wollte. Es war die bekannte Vorstellung von Poussin: Rinaldo und Elider. Diesmal hatte sich Luciane besser bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingesunkenen Königin alle ihre Reize, und hatte sich klüger Weise zu den umgebenden unterstützenden Mädchen lauter hübsche wohlgebildete Figuren ausgesucht, worunter sich jedoch keine mit ihr auch nur im mindesten messen konnte. Ottilie blieb von diesem Bilde weg, wo den übrigen ausgestellten. Auf den goldnen Thron hatte sie, um den Zeus gleichen König vorzustellen, den rüstigsten und schönsten Mann der Gesellschaft gewählt, so daß dieses Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als drittes hatte man die sogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und war fennt nicht den herrlichen Kupferstich unsers Wille von diesem Gemälde? Einen Fuß über den andern geschlagen, sitzt ein edler ritterlicher Vater und schaut seiner vor ihm stehenden Tochter ins Gewissen zu reden. Diese, eine herrliche Gestalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten gesehen, aber ihr ganzes Wesen scheint anzudeuten, daß sie sich zusammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beschämend sey, sieht man aus der Miene und Geberde des Vaters; und was die Mutter betrifft, so scheint diese eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem sie in ein Glas Wein blickt, das sie eben aufzutrinken im Begriff ist.

Bei dieser Gelegenheit nun sollte Luciane in ihrem höchsten Glanze erscheinen. Ihre Zopfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken, waren über alle Beurtheilung schön, und die Taille, von der bei den modernen antikisirenden Bestrebungen der Frauenzimmer wenig sichtbar wird, höchst vortheilhaft, schlank und leicht zeigte sich an ihr in dem ältern Costüm äußerst vortheilhaft; und der Architekt hatte besorgt, die reichen Falten des weißen Atlasses mit der sämmtlichsten Natur zu legen, so daß ganz ohne Frage

diese lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbedürfniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunsch, einem so schönen Wesen, das man genugsam von der Rückseite gesehen, auch ins Angesicht zu schauen, nahm derselbigen überhand, daß ein lustiger ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu schreiben pflegt: tournez s'il vous plaît laut ausrief und eine allgemeine Beistimmung erregte. Die Darstellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut, und hatten den Sinn dieser Kunststücke zu wohl gefaßt, als daß sie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben sollen. Die beschämt scheinende Tochter blieb ruhig stehen, ohne den Zuschauern den Ausdruck ihres Angesichts zu gönnen; der Vater blieb in seiner ermahnenden Stellung sitzen, und die Mutter brachte Nase und Augen nicht aus dem durchsichtigen Glase, worin sich, ob sie gleich zu trinken schien, der Wein nicht verminderte. — Was sollen wir noch viel von den neun Nachtstücken sagen, wenn man niederländische Wirthshaus- und Jahrmarktsscenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baronesse reisten ab und verpflanzten in den ersten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzugebären, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwei mühsam überstandenen Monaten, die übrige Gesellschaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glückes ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieser der erste Brauts und Jugendtaumel sich würde gelegt haben: denn der Bräutigam hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Bei großem Verstande und gemäßigter Sinnesart schien er auf eine wunderbare Weise von dem Vorzuge eingenommen, ein Frauenzimmer zu besitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen so ganz eigenen Sinn, alles auf sie und erst durch sie auf sich zu beziehen, daß es ihm eine angenehme Empfindung machte, wenn sich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerksamkeit auf sie richtete, und mit ihm, wie es wegen seiner guten Eigenschaften besonders von älteren Personen oft geschah, eine nähere Verbindung suchte ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern. Wegen des Architekten kam es bald zur Richtigkeit. Aufs Neujahr sollte ihm dieser folgen und das Carneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane sich von der Wiederholung der so sehr eingerichteten Gewölbe, sie wie von hundert andern Dingen, die größte Glückseligkeit versprach, um so mehr als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten schienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun sollte man schreiben, aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weise geschehen. Man scherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufzugehen seyen, als der Ehrenmann, der den Befehl vorgestellt hatte, und freilich reich genug war, von Luciannens Vorzügen hingerissen, denen er nun schon so lange huldigte, unbedachtsam antrief: so lassen Sie es uns auf polnische Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so gehet es dann weiter in der Runde herum. Gesagt, gethan: Luciane schlug ein. Den andern Tag war gerackt und der Schwarm warf sich auf ein anderes Besitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entstand manches Unsaubere, das erst Luciannen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüster und wilder. Treibjagen im tiefsten Schnee, und was man sonst nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranstaltet. Frauen so wenig als Männer durften sich ausschließen, und so zog man, jagend und reitend, schlittenfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, bis man sich endlich der Residenz näherte; da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man sich bei Hofe und in der Stadt vergnügte, der Einbildungskraft eine andre Wendung gaben, und Luciannen mit ihrer sämmtlichen Begleitung, indem die Tante schon vorausgegangen war, unaufhaltsam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt jeden wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet."

„Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat."

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren wie es mit ihnen steht."

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Verwandten mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich wenn sie weg sind, über sie nicht zum lieben wissen entwickeln; denn wir haben sie zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur."

„Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen; so gehört schon Umstand und böser Wille dazu, um das lächerliche zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte."

„Durch das was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was ausserdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist."

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten."

„Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?"

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem seyn."

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gewitzter Soldat."

„Rohe Kriegsleute geben wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

„Niemand ist tüchtiger als ein tüchtiger Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat."

„Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Unanständiges begangen. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn jemand mit dem Stuhle strauchelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann."

„Es käme niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust verräth ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten."

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde niemand den Mut bekommen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie sonnig das aussieht.“

„Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche diese Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“

„Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.“

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bescheidenste Höflichkeit des äußern Betragens.“

„Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.“

„Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden das Gewünschte zu besitzen.“

„Niemand ist mehr Sklave als der sich für frei hält ohne es zu seyn.“

„Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedrängt. Will er es sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.“

„Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es ist was schrecklichen um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun.“

„Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schätzen wissen.“

„Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit als daß das Genie nicht unsterblich sey.“

„Die größten Menschen dämmen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.“

„Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind.“

„Thoren und gescheidte Leute sind gleich unleidlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichen.“

„Man weiß der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verwahrt sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“

„Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der größten Noth bedürfen wir des Künstlers.“

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen giebt uns das Anschauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachsen je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.“

Sechstes Capitel.

Die große Unruhe welche Charlotten durch diesen Besuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt sehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum ersten Mal, daß ihr ein so seltsamer Character begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen durchs Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch ethische Verhältnisse geleitet eine sehr angenehme und liebenswürdige Natur erlangen können, indem die Seltsamkeit gemildert wird und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedenere Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter sich nun desto eher eine für andere unleidliche unangenehme Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl gelingt da zu helfen, wo Fremde nur zu oft nichts wünschen, oder wenigstens nicht verlassen seyn wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weise jedoch sollte Charlotte nach ihrer Tochter Anlage betroffen werden, indem diese nicht sowohl durch das Talentwerthe in ihrem Betragen, als durch das was man daran lebenswürdig hatte nennen können, eine stete Nachrede hinter sich gelassen hatte. Luciane schien sich's zum Gesetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, sondern auch mit den Traurigen traurig zu seyn, und um den Geist des Widerspruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien wo sie hinkam, erkundigte sie sich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Gesellschaft erscheinen konnten. Sie besuchte sie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem jeden aus ihrer Reisevorräthe, die sie bestandig im Wagen mit sich führte, energische Mittel auf: da denn eine solche Cur, wie sich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall bestimmte.

In dieser Art von Wohlthätigkeit war sie ganz grausam und ließ sich gar nicht einreden, weil sie sich überzeugt war, daß sie vortrefflich handle. Allein es mußte ihr auch ein Versuch von der ärztlichen Seite, und dieser war es, den Charlotten viel zu schaffen machte, weil er Folgen hatte, und jedermann darüber sprach. Erst nach Lucianens Abreise hörte sie davon: Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umständlich davon Rechenschaft geben.

Eine der Töchter eines angesehenen Hauses hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Geschwister schuld zu seyn, und sich darüber nicht beruhigen noch wieder finden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beschäftigt und still, und ertrug selbst den Anblick der Personen nur wenn sie einsein konnten: denn sie argwohnte sogleich, wenn mehrere beisammen waren, daß man untereinander über sie und ihren Zustand reflexirte. Gegen jeden allein äußerte sie sich vernünftig und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und sich sogleich im Stillen vorgenommen, wenn sie in das Haus käme, gleichsam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Gesellschaft wiederzugeben. Sie betrug sich dabei vorsichtiger als sonst, wußte sich allein bei der Seelenkranken einzuführen, und sowie man merken konnte, durch Musik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt verfuhr sie etwas heftig, weil sie Anstalten treffen wollte, so zu reden die tödtende blasse Kunst, das sie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Gesellschaft: und vielleicht wäre auch das noch gelungen, wenn nicht die Societät selbst, aus Neugierde und Ungeduld, sich unzeitig benommen, sich um die Kranke versammelt, sie wieder gemieden, sie durch Flüstern, Kichtzusammenstecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende errang das nicht. Sie entwich unter fürchterlichen Zuckungen, das gleichsam ein Entsetzen vor einem eindringenden Ungeheuren auszudrücken schien. Ordentlich fuhr die Gesellschaft nach allen Seiten auseinander, und Ottilie war unter denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Interessen hatte Luciane eine starke Strafrede nach ihrer Weise an die Gesellschaft gehalten, ohne im mindesten daran zu denken, daß sie allein alle Schuld habe, und ohne sich durch dieses und andres Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu lassen.

Der Zustand der Kranken war seit jener Zeit bedenklicher geworden, ja das Uebel hatte sich so gesteigert, daß die Eltern das arme Kind nicht im Hause behalten konnten, sondern einer öffentlichen Anstalt überantworten mußten. Charlotten blieb manches übrig als durch ein besonder zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter veranlaßten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Otilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; sie bedauerte das arme Mädchen um so mehr als sie überzeugt war, wie sie auch gegen Charlotten nicht läugnete, daß bei einer confessionellen Behandlung die Krankheit gewiß verhütet gewesen wäre.

Es kam auch, weil man sich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverständniß zur Sprache, das Ottilien an dem Architekten ihre gemacht hatte, als er jenen Abend seine Sammlung nicht vorzeigen wollte, es sie ihm gleich so freundlich darum ersuchte. Es war ihr dieses abschlägige Betragen immer in der Seele geblieben und sie wußte selbst nicht warum. Ihre Empfindungen waren sehr zart: denn weder ein Mädchen wie Otilie verläugnen kann, selbst ein Jüngling wie der Architekt nicht verläugnen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe ziemlich gültige Entschuldigungen zur Sprache.

Wenn Sie wüßten, sagte er, wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schönsten Kunstwerke verhalten. Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und hergehen, als wenn man Kunstsormen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfassen müsse, greifen sie mit Einer Hand nach einem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein unmündiger Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers seinen im Voraus sein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen giebt. Niemand denkt daran, daß wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hintereinander eben so verführen, der Einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hätte.

Habe ich Sie nicht auch manchmal, fragte Ottilie, in solche Verlegenheit gesetzt? habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beschädigt?

Niemals, versetzte der Architekt: niemals! Ihnen wäre es unmöglich: das Schicklichste ist mit Ihnen geboren.

Auf alle Fälle, versetzte Ottilie, wäre es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten, nach den Cavieren, wie man sich in Gesellschaft beim Essen und Trinken benehmen soll, ein recht unfläthiges einschöbe, wie man sich in Nasenstüberstunden und Mienen zu betragen habe.

Gewiß, versetzte der Architekt, würden alsdann Gustchen und Liebchen ihre Seitenheiten freudiger mittheilen.

Ottilie hatte ihm schon lange verziehen, als er sich aber den Vorwurf sehr zu Herzen zu nehmen schien und immer aufs neue betheuerte, daß er gar weiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig sey; so empfand sie, daß sie sein zartes Gemüth verletzt habe, und fühlte sich als seine Schuldnerin. Nicht wohl konnte sie ihm daher eine Bitte rund abschlagen, die er in Form eines Gespräches an sie that, ob sie gleich, indem sie sämmtlich Rath pflegen, nicht einfach wie sie ihm seine Wünsche gewähren könne.

Die Sache verhielt sich also. Das Ottilie durch Luciannens Eifersucht von den Gemäldedarstellungen ausgeschlossen worden, war ihm höchst empfindlich gewesen; das Charlotte diesem glänzenden Theil der geselligen Unterhaltung nur unterbrochen beiwohnen können, weil sie sich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt: man wollte es sich nicht entfernen, ohne seine Dankbarkeit auch dadurch zu beweisen, daß er zur Ehre der einen und zur Unterhaltung der andern, eine weit sodnere Darstellung veranstaltete als die bisherigen gewesen waren. Vielleicht kam hiezu, ihm selbst unbewußt, ein andrer geheimer Antrieb: es ward ihm so schwer, dieses Haus, diese Familie zu verlassen, ja es schien ihm unmöglich von Ottiliens Augen zu scheiden, von deren ruhig freundlich erwogenen Blicken er die letzte Zeit fast ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeiertage nahten sich und es wurde ihm auf einmal klar, daß eigentlich eine Gemäldedarstellungen durch runde Figuren von dem sogenannten Presepe angezogenen, von der frommen Vorstellung, die man in dieser heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie sie in ihrer schwindenden Niedrigkeit erst von Hirten bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein schöner früher Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen: aber ohne Ottilien war die Sache nicht aufzuführen. Der junge Mann hatte sie in seinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben, und wenn sie es abschlug, so war bei ihm seine Frage, daß das Unternehmen fallen müsse. Ottilie bald verlegen über seinen Antrag wird ihn mit seiner Bitte an Charlotten. Diese ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch sie ward die Scen Ottiliens, sich jener heiligen Gestalt anzunähern, auf eine freundliche Weise überwunden. Der Architekt arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte einstein wenig Bedürfniß. und Ottiliens Gegenwart schien ihm statt alles Labsals zu seyn; indem er um ihretwillen arbeitete, war es als wenn er keines Schlafs, indem er sich um sie beschäftigte, keiner Speise bedürfte. Zur feierlichen Abendstunde war deßhalb alles fertig und bereit. Es war ihm möglich gewesen wohltönende Blasinstrumente zu versammeln, welche die Einleitung machten und die gemüthliche Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang sich hob, war Charlotte wirklich überrascht. Das Bild das sich ihr darstellte, war so oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Eindruck davon erwarten sollte. Aber hier hatte die Künstlichkeit als Bild ihre besondern Vorzüge. Der ganze Raum war aber nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künstler

durch einen fingen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beschatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde. Frohe Mädchen und Knaben standen umher; die frischen Gesichter scharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren rosiger Schein von dem göttlichen verbunden, deren ätherischer Leib vor dem göttlichmenschlichen verdichtet und lichtbedürftig schien.

Glücklicherweise war das Kind in der anmuthigsten Stellung eingeschlafen, so daß nichts die Betrachtung störte, wenn der Blick auf der schwebenden Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In diesem Augenblick schien das Bild festgehalten und erklärt zu sein. Physisch gesichert, geistig überrascht, schien das umgebende Volk sich eben bewegt zu haben, um die getroffenen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublicken und mehr Verwunderung und Lust, als Bewunderung und Verehrung anzuziehen; obgleich diese auch nicht vergessen und einigen älteren Figuren der Ausdruck derselben übertragen war.

Ottiliens Gestalt, Gebärde, Miene, Blick übertraf aber alles was je ein Maler dargestellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der diese Erscheinung gesehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge sich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge gestanden, es könne jemand etwas wieder so gestalten wollen. Unglücklicherweise war niemand da, der diese ganze Wirkung aufzufassen vermocht hätte. Der Architekt allein, der als Langer stehender Hirt von der Seite über die Knieenden hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Beschränktheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück, bildete sich in ihren Zügen, sowohl indem sie ihre eigene Empfindung, als indem sie die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von dem machen konnte was sie spielte.

Charlotten erfreute das schöne Gebilde, doch wirkte hauptsächlich das Kind auf sie. Ihre Augen frömten von Thränen und sie stellte sich auf das lebendigste vor, daß sie ein ähnliches liebes Geschöpf bald auf ihrem Schooße zu hegen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelassen, theils um den Vorstellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargestellten anzuzeigen. Der Künstler hatte sich vorgenommen, das erste Nacht- und Niedrigerstbild in ein Tag- und Gloriabild zu verwandeln, und bedrängen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung verderblich, die in der Zwischenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer bald theatralischen Lage jeder die größte Verabsäumung gewesen, daß außer Charlotten und wenigen Hausgenossen niemand dieser frommen Kunstsummen zugesehen. Sie wurde daher einigermaßen betroffen, als sie in der Zwischenzeit vernahm, es sey ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Der es war, konnte man ihr nicht sagen. Sie erzog sich darein, um keine Störung zu verursachen. Lichter und Lampen brannten und eine ganz unendliche Helligkeit umgab sie. Der Vorhang ging auf. Für die Zuschauenden ein überraschender Anblick: das ganze Bild war schon Licht, und statt des völlig aufgehobenen Spaltens blieben nur die Farben übrig, die bei der fingen Anwendung eine herliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorerblickt bemerkte Ottilie einen Mannsherren neben Charlotten stehend. Sie erkannte ihn nicht, aber sie glaubte die Stimme des Gehilfen auf der Pension zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff sie. Wie vieles war begegnet, seitdem sie die Stimme dieses treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im sachten Flug fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden schnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: darfst du ihm alles bekennen und gestehen? Und wie wenig würde dich das unter dieser heiligen Gestalt vor ihm zu erscheinen, und wie seltsam muß es ihm vorkommen, daß die er nur natürlich gesehen, als Madte zu erblicken? Mit einer Schnelligkeit die feinerlei sinnen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegeneinander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, indem sie sich zwang immerfort als ein starres Bild zu erscheinen; und wie froh war sie, als der Knabe sich zu regen anfing und der Künstler sich genöthigt sah das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen sollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht entgegeneilen zu können, sich schon die letzten Augenblicke in den übrigen Empfindungen Ottiliens gemischt, so war sie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte sie in diesem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehen? sollte sie sich umkleiden? Sie wußte nicht, sie that das Letzte und suchte sich in der Zwischenzeit zusammenzunehmen, sich zu beruhigen, und war nur recht wieder mit sich selbst in Einstimmung, als sie endlich im erwehnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Capitel.

Insofern der Architekt seinem Clavierinnen das Beste wünschte, war es ihm angenehm, da er doch endlich scheiden mußte, sie in der guten Gesellschaft des schätzbaren Gehilfen zu wissen; indem er voraus ihre Gunst auf sich selbst bezog, empfand er es einigermaßen schmerzhaft, sich sobald, und wie es schien Beschwerdenheit dünken machte, so gut, ja vollkommen erfreut zu sehen. Er hatte noch immer gezaudert, nun aber drängte es ihn dringend, denn was er sich nach seiner Entfernung mußte gefallen lassen, das wollte er wenigstens gegenwärtig nicht erleben.

In großer Erheiterung dieser bald traurigen Gefühle machten ihm die Damen beim Nachtessen noch ein Geschenk mit einer Weste, an der er sie beide lange Zeit hatte stricken sehen, mit einem stillen Neid über den unbekannten Glücklichen dem sie bestimmt werden konnte. Eine solche Gabe ist die angenehmste die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag: denn wenn er dabei des unermüdeten Eifers der schönen Finger gedenkt, so kann er nicht umhin sich zu schmeicheln, das Herz werde bei einer so anhaltenden Arbeit auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben sein.

Die Frauen hatten von einem neuen Mann zu bewirthen, dem sie wohlwollen und dem es bei ihnen wohl werden sollte. Das weibliche Geschlecht hat ein eigen inneres unwandelbares Interesse, von dem sie meist in der Welt abberufen macht; ein äußern erfreigen Verhältniß hingegen lassen sie sich gern und leicht durch den Mann bestimmen der sie eben beschäftigt, und so durch Abwesen wie durch

Empfänglichkeit, durch Barbarei und Nachgiebigkeit führen sie eigentlich das Regiment, dem sich in der gesitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architekt, gleichsam nach eigener Lust und Belieben, seine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derselben geübt und bewiesen; war Beschäftigung und Unterhaltung in diesem Sinne und nach solchen Ansichten eingerichtet: so machte sich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehülfen eine andre Lebensweise. Seine große Gabe war, gut zu sprechen und menschliche Verhältnisse, besonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und so entstand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegensatz, um so mehr als der Gehülfe nicht ganz dasjenige billigte, womit man die Zeit über ausschließlich beschäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihm bei seiner Ankunft entging, sprach er gar nicht. Als man ihm dringend Kirche, Coeurle und was sich darauf bezog, mit Zufriedenheit sehen ließ, nannte er seine Meinung, seine Gesinnungen darüber nicht zurückhalten. Man mache betreffe, sagte er, se will mir diese Annäherung, diese Vermischung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man sich gewisse besondre Räume wärmet, weidet und anfeuchtet, um erst dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu bauen und zu unterhalten. Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in und das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgeräthsinn in dem Saale erhalten sehen, wo man zu speisen, sich gesellig zu versammeln, mit Spiel und Tanz zu ergetzen pflegt. Das Höchste, das Vernünftigste am Menschen, ist gestaltlos, und man soll sich hüten es anders als in einer That zu gestalten.

Charlotte, die seine Gesinnungen schon im Ganzen kannte und sie noch mehr in kurzer Zeit erforschte, brachte ihn gleich in seinem Fache zur Thätigkeit, indem sie ihre Gartenfrage, welche der Architekt vor seiner Abreise eben gemustert hatte, in dem großen Saal aufmarschiren ließ; da sie sich denn in ihren heitern reinlichen Uniformen, mit gesetzlichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Wesen, sehr gut ausnahmen. Der Gehülfe prüfte sie nach seiner Weise, und hatte durch mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht, und ohne daß es so schien, in Zeit von weniger als einer Stunde, sie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

Wie machen Sie das nur? sagte Charlotte, indem die Knaben wegtogen. Ich habe sehr aufmerksam zugehört; es sind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, sie in so kurzer Zeit, bei so vielem Hin- und Wiederreden, in solcher Folge zur Sprache zu bringen.

Vielleicht sollte man, versetzte der Gehülfe, auf den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man darf und noch viel mehr zu leisten vermag. Fassen Sie einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halten Sie ihn recht fest; machen Sie sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht seyn, Gespräche weise, an einer Masse Kinder zu erfahren was sich davon schon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig seyn, mögen noch so sehr ins Weite gehen, wenn nur Ihnen Ihre Gegenfrage Geist und Sinn wieder herwärts zieht, wenn Sie sich nicht von ihrem Standpunkte zurückrufen lassen; so müssen die Kinder zuletzt denken, begreifen, sich überzeugen, nur von dem was und wie es der Lehrende will. Beim größter Fehler ist der, wenn er sich von den Lernenden mit in die Irre treiben läßt, wenn er sie nicht auf dem Punkte festhalten weiß den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächstens einen Versuch und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.

Das ist artig, sagte Charlotte: die gute Pädagogik ist also gerade das Umgekehrte von der guten Lesenkunst. In der Gesellschaft soll man auf nichts verweilen, und bei dem Unterricht wäre das höchste Gebot, gegen alle Zerstreuung zu arbeiten.

Abwechslung ohne Zerstreuung wäre für Lehre und Leben der schönste Wahlspruch, wenn dieses löbliche Gleichgewicht nur so leicht zu erhalten wäre: sagte der Gehülfe, und wollte weiter fortfahren als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu berufen, deren mannigfaltige Zahl sich so eben über den Hof verbreitet. Er bezeigte seine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu allen anhalte. Männer – so sagte er – sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich derselben müssen zusammen zu handeln, sich unter ihres Gleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militärischen Sinn, so wie ein knapperes Kostüm Bequemlichkeit und alle Knaben sind so ohnedem geborne Soldaten: man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Ersinnen und Erklettern.

So werden Sie mich dagegen nicht tadeln, versetzte Charlotte, daß ich meine Mädchen nicht überein kleide. Wenn ich sie Ihnen vorführe, hoffe ich Sie durch ein buntes Gemisch zu ergetzen.

Ich billige das sehr, versetzte jener. Frauen sollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen; jede nach eigner Art und Weise, damit eine Jede fühlen lernte, was ihr eigentlich zur Zierde und wohl stehe. Eine wichtigere Ursache ist noch die: weil sie bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln.

Das scheint mir sehr parador, versetzte Charlotte; sind wir doch fast niemals für uns.

O ja! versetzte der Gehülfe, in Absicht auf andere Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein, und will allein seyn. In die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihres Gleichen hervorzubringen.

Man darf, sagte Charlotte, das Wahre nur wunderlich sagen, so scheint gleich das Wunderliche auch wahr. Wir wollen und aus Ihren Bemerkungen das Beste herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zusammenhalten, und auch gemeinsam wirken, um den Männern nicht allzu große Vorzüge über uns einzuräumen. Ja. Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um beste lebhafter empfinden müssen, wenn

sich die Herren untereinander auch nicht sonderlich vertrauen.

Mit vieler Sorgfalt untersuchte der verständige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber seinen entschiedenen Beifall. Sehr richtig heben Sie, sagte er. Ihre Untergebenen nur zur nächsten Brauchbarkeit heran. Natürlichkeit veranlaßt die Kinder mit Freuden etwas auf sich selbst zu halten, und alles ist gewonnen, wenn sie das was sie thun, mit Munterkeit und Selbstgefühl zu leisten angetrieben sind.

Uebrigens fand er zu seiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, sondern alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfnisse. Mit wie wenig Worten, rief er aus, hier sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen, wenn jemand Ohren hatte zu hören.

Mögen Sie es nicht mir mir verübeln, sagte freundlich Ottilie.

Recht gern, versetzte jener, nur müssen Sie mich nicht verraten. Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehen.

Zu Müttern, versetzte Ottilie, das könnten die Frauen noch hingehen lassen, da sie sich, ohne Mütter zu seyn, doch immer einreden müssen. Wärterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden sich unsre jungen Männer viel zu gut halten, da man jedem leicht ansehen kann, daß er sich zum Gebieten fähiger dünkt.

Deswegen wollen wir es ihnen verschweigen, sagte der Gehülfe. Man schmeichelt sich ins Leben hinein, aber das Leben schmeichelt uns nicht. Wie viel Menschen mögen denn das freundlich sagenlassen, was sie am Ende doch müssen? Lassen wir aber diese Betrachtungen, die uns hier nicht berühren.

Ich preise Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinen Mädchen sich mit Puppen herumtragen und einige Lappen für sie zusammenstecken; wenn ältere Gespielinnen absann für die jüngeren sorgen, und das Haus sich in sich selbst ordnet und aufbaut: dann ist der weitere Schritt ins Leben nicht groß, und ein solches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was sie bei ihren Eltern verließ.

Aber in den gebildeten Ständen ist die Aufgabe sehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, besonders auf gesellschaftliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Wir ändern selten daher unsre Zöglinge nach außen hin; es ist nothwendig, es ist unerläßlich und möchte recht gut seyn, wenn man davon nicht das Maß überschritte; denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man sie leicht ins Gränzenlose, ohne im Stande zu erhalten was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöst oder verfehlt wird.

Bei Manchem womit wir unsere Schülerinnen in der Pension ausstatten, wird mir bange, weil die Prüfungen mir sagt, von wie geringem Gebrauch es künftig seyn werde. Was wird mehr gleich abgeschrieben, was nicht gleich der Vergessenheit übergeantwortet, sobald ein Frauenzimmer sich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

Indessen kann ich mir den frommen Wunsch nicht versagen, da ich mich einmal diesem Geschäft gewidmet habe, daß es mir vereinst in Gesellschaft einer treuen Gehülfin gelingen möge, an meinen Zöglingen dasjenige rein auszubilden, was sie verbürgen, wenn sie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbstständigkeit hinübertreten; daß ich mir sagen könnte: in diesem Sinne ist an einem die Erziehung vollendet. Freilich schiebt sich eine andere immer wieder an, die bemahe mit jedem Jahre unsers Lebens, wo nicht von uns selbst, doch von den Umständen veranlaßt wird.

Wie wahr fand Ottilie diese Bemerkung! Was hatte nicht eine ungeahndete Leidenschaft im vergangenen Jahre an ihr erzogen! was sah sie nicht alles für Prüfungen vor sich schweben, wenn sie nur aufs Nächste, aufs Nächst-Künftige blickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehülfin, einer Gattin erwähnt; denn bei aller seiner Besonderheit konnte er nicht unterlassen, seine Ansichten auf eine entfernte Weise anzudeuten; ja er war durch mancherlei Umstände und Vorfälle aufgefordert worden, bei diesem Besuch einige Schritte seinem Ziele näher zu thun.

Die Vorsteherin der Pension war bereits in Jahren, sie hatte sich unter ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiterinnen schon lange nach einer Person umgesehen, die eigentlich mit ihr in Gesellschaft träte, und zuletzt dem Gehülfen, dem sie zu vertrauen bedeutende Ursache hatte, den Antrag gethan: er solle mit ihr die Lehranstalt fortführen, darin als in dem Seinigen unterwalten und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Besitzer eintreten. Die Haupt-sache schien dieser, daß er eine einstimmende Gattin finden müsse. Er hatte im Stillen Ottilien vor Augen und im Herzen; allein es reuten sich manche Zweifel, die wieder durch günstige Ereignisse einigen Gegenbewicht erhielten. Luciane hatte die Pension verlassen: Ottilie konnte freier hinzutreten; von dem Verhältnisse zu Eduard hatte zwar etwas verlautet; allein man nahm die Sache, wie alle Vorfälle mehr, gleichgültig auf, und selbst dieses Ereignis konnte zu Ottiliens Vortheil gereichen. Dem wäre man zu seinem Entschluß gekommen, kein Zweifel wäre geblieben, hätte nicht ein unvermuthet Besuch auch hier eine besondere Anregung gegeben. Nie kann die Erscheinung von bedeutenden Menschen in irgend einem Kreise nies mals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baronesse, welche so oft in den Fall kamen, über den Werth verschiedener Pensionen befragt zu werden, weil sich jedermann an die Erziehung seiner Kinder verlegen ist, hatten sich vorgenommen, diese personers kennen zu lernen, von der so viel gutes gesagt wurde, und fanden nunmehr in ihren neuen Verhältnissen zusammen eine solche Unterhaltung anstellen. Allein die Baronesse beabsichtigte noch etwas anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotten hatte sie mit dieser alles umständlich durchgesprochen was sich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie bestand aber nun abermals darauf: Ottilie müsse entfernt werden. Sie suchte Charlotten neuen Muth einzusprechen, welche sich vor Eduards Drohungen noch immer fürchtete. Man sprach über die verschiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Pension war auch von der Neigung des Gehülfen die Rede, und die Baronesse entschloß sich um so mehr zu dem gedachten Besuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen, man beobachtet die Anstalt und spricht von Ottilien. Der Graf selbst unterhält sich gern über sie, indem er sie bei dem nahen Besuch genauer kennen gelernt.

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich,
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Sie hatte sich ihm genähert, ja sie ward von ihm angezogen, weil sie durch sein gehaltvolles Gespräch dasjenige zu sehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie sie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, so schien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erst recht wünschenswerth zu sein. Jede Anziehung ist wechselseitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilien, daß er sie gern als seine Tochter betrachtete. Auch hier war sie der Baronesse zum zweiten Mal und mehr als das erste Mal im Wege. Wer weiß was diese, in Zeiten leidenschaftlicher Liebenschaft, gegen sie angestiftet hätte; jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheirathung den Ehevarianen unschädlicher zu machen.

Sie trafen daher den Gehülfen auf eine leise doch wirksame Art thätiger an, daß er sich zu einer kleinen Excursion auf das Schloß einrichten und seinen Planen und Wünschen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, sich ungesäumt nähern solle.

Mit vollkommner Bestimmung der Vorsteherin war er daher seine Reise an, und hegte in seinem Gemüth die besten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie ist ihm nicht ungünstig, und wenn zwischen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, so glich sich dieses gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baronesse ihn wohl fühlen lassen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hause verwandt zu sein, daß es kaum niemanden besser: denn man würde sich, selbst bei dem größten Vermögen, ein Gewissen daraus machen, dergestalt eine ansehnliche Summe zu entziehen, die dem näheren Grade nach ein vollkommnes Recht auf ein Besitzthum zu haben scheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Mensch das große Vorrecht, nach seinem Tode noch über seine Habe zu disponiren, sehr selten zu Gunsten seiner Lieblinge gebraucht, und wie es scheint, aus Achtung für das Herkommen, nur diejenigen begünstigt, die nach ihm sein Vermögen besitzen würden, wenn er auch selbst keinen Willen hätte.

Sein Gefühl setzte ihn auf der Reise Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte seine Hoffnungen. Zwar fand er gegen sich Ottilien nicht ganz so offen wie sonst; aber sie war auch erwachsener, gebildeter und wenn man will, im Allgemeinen mittheilender als er sie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in manches Einsicht nehmen, was sich besonders auf sein Fach bezog. Doch wenn er seinem Zwecke sich nähern wollte, so hielt ihn immer eine gewisse innere Scheu zurück.

Einst gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit, indem sie, in Beisein Ottiliens, zu ihm sagte: Nun, Sie haben alles was in meinem Kreise heranwächst, so ziemlich gerühmt; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wohl in ihrer Gegenwart aussprechen.

Der Gehülfe bezeichnete hierauf, mit sehr viel Einsicht und rühmem Ausdruck, wie er Ottilien in Absicht eines festern Betragens, einer bedeutenern Mittheilung, eines höhern Blicks in die wechselnden Dinge, der sich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, sehr zu ihrem Vortheil verändert finde; daß er aber doch glaube, es könne ihr sehr zum Nutzen gereichen, wenn sie auf einige Zeit in die Pension zurückkehre, um das in einer gewissen Folge gründlich und für immer sich anzueignen, was die Welt nur stückweise und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur abgerissen überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig sein: Ottilie wisse selbst am besten aus was für zusammenhängenden Lehrvorträgen sie das was bruchstückweise herausgerissen worden.

Ottilie konnte das nicht leugnen; aber sie konnte nicht gestehen, was sie bei diesen Worten empfand, weil sie sich es kaum selbst auszulegen wußte. Es schien ihr in der Welt nichts mehr zusammenzuhängen, wenn sie an den geliebten Mann dachte, und sie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zusammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit einer freundlichen Art. Sie sagte, daß sowohl sie als Ottilie eine Rückkehr nach der Pension längst gewünscht hätten. In dieser Zeit nur sey ihr die Gegenwart einer so lieben Freundin und Helferin unentbehrlich gewesen; doch wolle sie in der Folge nicht hinderlich sein, wenn es Ottiliens Wunsch bleibe, wieder auf so lange derthin zurückzukehren, bis sie das Angefangene geendet und das Unterbrochene sich vollständig zugeeignet.

Der Gehülfe nahm diese Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen sagen, er eh es gleich vor dem Gedanken schauderte. Charlotte dingegen dachte Zeit zu gewinnen; sie hoffte Eduard sollte sich erst als glücklicher Vater wieder finden und einrichten, dann, war sie überzeugt, würde sich alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weise gesorgt werden.

Nach einem bedeutenden Gespräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewisser Stillstand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich sieht. Man ging im Saale auf und ab, der Gehülfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Folioband, der noch von Luciannis Zeiten der liegen geblieben war. Als er sah, daß darin nur Risse enthalten waren, setzte er ihn gleich wieder zu. Dieser Vorfall mag jedoch zu einem Gespräch Anlaß gegeben haben, worein wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzuzeichnen. Man ermüdet sich daran, wenn man sie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bekümmert, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen.“

„Es gehört durchaus eine gewisse Verfertigkeit dazu, um sich gern mit Carricaturen und Zerrbildern abzuquälen. Unserm guten Gehülfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeschichte gequält worden bin: ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden.“

„Dießmal gestand er mir, daß es ihm eben so gehe. Von der Natur, sagte er, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jener Staude an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsre ersten Compatrioten. Die Vögel, die auf unsern Zweigen ein und wieder hüpfen, die in unserm Laube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns, von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, auf seiner Umgebung gewisse Geschäfte einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns

macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gebiert schon ein buntes geräuschvolles Leben daraus, um Affen, Papageien und Mohren um sich zu erziehen."

„Manchmal wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, dann ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er wird ein anderer Mensch. Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande wo Elephanten und Tiger zu Hause sind."

„Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der und das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Localität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigenen Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören."

„Ein Naturalien-Cabinet kann und vorkommen wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzengattern balsamirt unterstehen. Einer Priester-Caste geziemt es wohl, sich damit in geheimnißvollen Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht eindringen, um so weniger, als etwas Näheres und Wirksameres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

„Ein Lehrer der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Resultat davon ist, was wir obenein wissen können, das das Menschengemüth am verhältnißlosen und einsamsten das Gleichnißt der Gottheit an sich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich dünkt; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

Achtes Capitel.

Es giebt wenig Menschen, die sich mit dem Nächstvergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich seyn will, wieder hervorzurufen und herzustellen. Selbst in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren vieles schuldig sind, pflegt es so zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu solchen Betrachtungen ward unser Gehilfe aufgefordert, als er an einem der schönen Tage, an welchen der scheidende Winter den Frühling zu thun pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die sich von Eduards Vater herschrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen, in dem Zimmer desjenigen der sie pflanzte, und nun, da sie erst anerkannt und genossen werden sollten, sprach niemand mehr von ihnen; man besuchte sie kaum und hatte Liebhaberei und Aufwand gegen eine andere Seite hin ins Freie und Weite gerichtet.

Er machte bei seiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die sie nicht unglücklich aufnahm. Indem uns das Leben fortzieht, verliere sie, glauben wir uns und selbst zu handeln, unsere Thätigkeit, unsere Vergnügungen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt sind.

Gewiß, sagte der Gehilfe; und wer widerstebt dem Strome seiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Gesinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, so kann man verwundert seyn, daß er mit seinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieser in einer Periode lebte, wo man Lust hatte sich manches zuzueignen, dieses Eigenthum zu sichern, zu beschränken, einzuzäunen und in der Absonderung von der Welt seinen Genuß zu befestigen; so wird jener gedrängt sich auszubreiten suchen, mittheilen, verbreiten und das Vorige jene eröffnen.

Ganze Zeiträume, versetzte Charlotte, gleichen diesem Vater und Sohn, den Sie schildern. Von jenen Zuständen, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringsten Schlösser nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, darvon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle an, die Gräben selbst fürstlicher Residenz werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man so auf Reisen das äußerst, sollte man glauben: der allgemeine Friede sey befestigt und das goldne Zeitalter vor der Thür. Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an Kunst, an Zwang soll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem schöpfen. Haben Sie wohl einen Begriff, mein Freund, daß man aus diesem in einen andern, in den vorigen Zustand zurückkehren könnte?

Warum nicht? versetzte der Gehilfe; jeder Zustand hat seine Bequemlichkeit, der beschränkte sowohl als der uneingeschränkte. Der letztere setzt Ueberfluß voraus und führt zur Verschwendung. Lassen Sie uns bei Ihrem Beispiel bleiben, das auffallend genug ist. Sobald der Mangel eintritt, sogleich ist die Selbstbeschränkung wiedergegeben. Menschen die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt sind, führen schon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit sie ihrer Erzeugnisse sicher seyen. Daraus entsteht nach und nach eine neue Ansicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand und selbst der Vielbesitzende meint zuletzt auch das alles nutzen zu müssen. Glauben Sie mir: es ist möglich, daß Ihr Sohn die sämmtlichen Parkanlagen vernachlässigt und sich wieder hinter die ernsten Mauern und unter die hohen Linden seines Großvaters zurückzieht.

Charlotte war im Stillen erfreut, sich einen Sohn verständigt zu hören, und vertieb dem Gehilfen deshalb die etwas unfreundliche Prophezeiung, wie es dereinst ihrem lieben Sohnem Part ergehen könne. Sie spottete deshalb ganz freundlich: Wir sind beide noch nicht alt genug um dergleichen Widersprüche wahrmals erlebt zu haben; allein wenn man sich in seine frühe Jugend zurückdenkt, sich erinnert worüber man von seinen Eltern, seinen Lehrern gehört, Länder und Städte nur in die Betrachtung aufnimmt; so möchte wohl gegen die Bemerkung nichts einzuwenden seyn. Sollte man denn aber einem solchen Naturgang nichts entgegensetzen, sollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinstimmung bringen können?

Sie haben mir freundlich einen Knaben verheißen; wünschte denn der gerade mit seinem Vater im Widerspruch stehen? verführen was seine Eltern erbaut haben, anstatt es zu vollenden und zu erheben wenn er in demselben Sinne fortführt?

Dazu giebt es auch wohl ein vernünftiges Mittel, versetzte die Gehilfin, das aber von den Menschen selten angewandt wird. Der Vater erhebe seinen Sohn zum Mitbesitzer, er lasse ihn mitunternehmen, und erlaube ihm, wie sich selbst, eine unschädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt sich in die andre verwehen, keine an die andre anstückeln. Ein junger Zweig verbindet sich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachsener Ast mehr anzuflicken ist.

Es freute den Gehilfen, in dem Augenblick da er Abschied zu nehmen sich gerüstet sah, Charlotten zufälligerweise etwas angenehmes gesagt und ihre Gunst aufs neue damit befestigt zu haben. Schon allzulange war er von Hause weg, doch wußte er zur Rückreise sich nicht eher zu entschließen, als nach völliger Uebergehung, er müsse die heranrückende Epoche von Charlottens Niederkunft erst vorbeigehen lassen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entscheidung hoffen könne. Er fügte sich deßhalb in die Umstände und kehrte mit diesen Aussichten und Hoffnungen wieder zur Versteherin zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt sich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die sich um sie versammelt hatten, waren ihre geschlossenere Gesellschaft. Ottilie besorgte das Hauswesen, indem sie kaum daran denken durfte was sie that. Sie hatte für sich zwar völlig ergeben, sie wünschte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden, sich auch noch ferner auf das thätigste zu bemühen, aber sie sah nicht ein wie es möglich werden wollte. Nichts konnte sie vor völliger Verwerrenheit retten, als daß sie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen versicherten sämmtlich, es sey der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als sie der Wöchnerin Glück wünschte und das Kind auf das herzlichste begrüßte. Schon bei den Anstalten zur Verbeerrathung ihrer Tochter war Charlotten die Anwesenheit ihres Gemahls höchst fühlbar gewesen; nun sollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gesammelt seyn; er sollte ihn Namen nicht bestimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erste von allen Freunden die sich glückwünschend sehen ließen, war Mittler, der seine Kundschafter ausgestellt hatte um von diesem Ereignis sogleich Nachricht zu erhalten. Er fand sich ein und zwar sehr behaglich. Kaum daß er seinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, so sprach er sich gegen Charlotten laut aus, und war der Mann alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hindernisse der Seite zu bringen. Die Taufe sollte nicht lange aufgeschoben werden. Der alte Geistliche, mit einem Fuß schon im Grabe, sollte durch seinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zusammenknüpfen; Otto sollte das Kind heißen: es konnte keinen andern Namen führen als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entschiedenen Zudringlichkeit dieses Mannes, um die hunderterlei Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Besserwerden, Anderswissen, das Schwanken, Meinen, Umund Wiedermeinen zu beseitigen; da gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten auf einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entstehen, und indem man alle Verhältnisse schonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsschreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; sie sollten gleich ausgefertigt seyn: denn ihm war selbst höchlich daran gelegen, ein Glück das er für die Familie so bedeutend hielt, auch der übrigen mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenschaftlichen Vorfälle dem Publicum nicht entgangen, das obendrein in der Ueberzeugung steht, alles was geschieht, geschehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feier des Taufactes sollte würdig aber beschränkt und kurz seyn. Man kam zusammen. Ottilie und Mittler sollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geistliche, unterstützt vom Kirchendiener, trat mit langsamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet. Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als sie mit Neigung auf dasselbe herunterlah, erschrak sie nicht wenig an seinen offenen Augen; denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen, eine solche Uebereinstimmung hätte jeden überraschen müssen. Mittler, der zunächst das Kind empfing, stutzte gleichfalls, indem er in der Bildung derselben eine so auffallende Aehnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm sonst noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten alten Geistlichen hatte ihn gebindert, die Taufhandlung mit mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indessen, voll von dem Gegenstande, gedachte seiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, sich sogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er sich äußern würde. Dieß mal konnte er sich um so weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Gesellschaft von lauter Frauen war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Acts, mit Behaglichkeit sich an die Stelle des Geistlichen zu versetzen, in einer muntern Rede seine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um so mehr dabei zu verweilen, als er Charlottens Beifall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entging dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein ärgeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war; denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck gewürdigt und Ottiliens Haltung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr laß deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.

Nun war er im Zuge recht glänzend zu schließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind darbiete, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nachher aber schnell zurückfuhr. Dem Fall kann abgeholfen ward er in einen Sessel gebracht und man mußte ihn, ungeachtet aller augenblicklichen Beihülfe, für todt ansprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu sehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, sondern mit den Augen diese ungeheuern Gegensätze zusammenzufassen, war für die Umstehenden eine schwere

Aufgabe, zu überraschender Lösung gelangt wurde. Ottilie allein betrachtete den Einsiedler unverwandt, der noch immer seine freundliche einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet, warum sollte der Körper noch erhalten werden?

Führten sie auf diese Weise gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens; so waren sie dagegen wundersame nächtliche Erscheinungen zum Trost gegeben, die ihr das Dasein des Geliebten versicherten und ihr eigenes befestigten und belebten. Wenn sie sich Abends zur Ruhe legte, und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einem ganz hellen doch mild erleuchteten Raum hinübersähe. In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet wie sie ihn sonst sahe, sondern im freieren Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte: stehend, gehend, sitzend, reitend. Die Gestalt bis auf kleinste außermalt bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das mindeste dazu that, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte. Manchmal sah sie ihn auch umgeben, besonders von etwas Bewaffnetem, das dunkler war als der helle Grund; aber sie unterschied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menschen, als Pferde, als Bäume und Gewächse vorkommen konnten. Genährt durch Gefühl sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht morgend wieder erwachte, so war sie erquickt, gestreift, sie fühlte sich überhaupt: Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältniß.

Neuntes Capitel.

Der Frühling war gekommen, später aber auch rascher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorsatzes: alles keimte, arbeite und blühte zur rechten Zeit; man erfreute sich hinter wohl angelegten Glasbeeten und Oefen entwickelt werden, trat nun sogleich der ernstlich von außen wirkenden Natur entgegen, und alles was zu thun und zu besorgen war, blieb nicht bloß hoffnungsvolle Mühe wie bisher, sondern ward zum besten Genuß.

In dem Gärtner aber hatte sie zu erleben über manche durch Lucianens Mißtritt entstandene Lücke unter den Zypressenbäumen. Aber die zerstörte Symmetrie mancher Baumkrone, die sie machte ihm Muth, daß sich das alles bald wieder herstellen werde; aber er hatte zu ein tiefes Gefühl, zu einen reinen Begriff von seinem Handwerk, als daß diese Trostgründe viel bei ihm hätten fruchten sollen. So wenig der Gärtner sich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerstreuen darf, so wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze zieht den eigensinnigen Menschen, von denen man alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Consequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Diese Eigenschaften besaß der gute Mann in einem hohen Grade, bewunderte auch Ottilie so gern mit ihm wirkte; aber sein eigentliches Talent konnte er schon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn da er außer alles was die Bäume- und Küchen-Gärtnerei betraf, auch die Erfordernisse eines ältern Ziergartens, vollkommen zu fassen verstand — wie denn überhaupt einem vor dem andern dieses oder jenes gelingt — ob er schon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikeln-Stöcke, die Natur selbst hatte herausfordern können: so waren ihm doch die neuern Zierbäume und Modeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das sich nach der Zeit auftheilt, und den darin herumnummenden fremden Namen, eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Bloß die Herrschaft verjagt Jahre zu verfluchten angefangen, bittet er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze ausgehen sah, und mit den Handelsgärtnern die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in seinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber, nach mancherlei Versuchen, eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr bestärkte, als er auf die Blumenfreie Eduards eigentlich angewiesen war, dessen Abwesenheit man in diesem wie in manchem andern Falle täglich nachdrücklicher empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel schlugen und Zweige trieben, bemühte sich auch Ottilie immer mehr an diese Räume gefüllt. Gerade vor einem Jahre trat sie als Fremdling, als ein unbedeutender Mensch hier ein; wie viel hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie so reich und nie so arm gewesen. Das Gefühl von beidem wechselte augenblicklich mit einander ab, so daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie immer wieder das Nächste mit Antheil, ja mit Leidenschaft ergriff.

Das alles was Eduarden besonders lieb war und ihre Sorgfalt am stärksten an sich zog, läßt sich denken; ja warum sollte sie nicht hoffen, daß er selbst nun bald wiederkommen, daß er die räthselhafte Dunkelheit, die sie dem Abwesenden gestellt, dankbar gegenwärtig bemerken werde.

Aber noch auf eine viel andre Weise war sie veranlaßt für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, dessen unmittelbare Pflegerin sie um so mehr werden konnte, als man es seiner Amme zu entwöhnen, sondern mit Milch und Wasser aufzuziehen sich entschlossen hatte. Es sollte in jener schönen Zeit der freien Luft ermuthen; und so trug sie es denn selbst heraus, trug das sonderbare unterweilen zwischen Pflanzen und Blüthen her, die bereits seiner Kindheit so fremdartig entgegen treten sollten, zwischen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachsen durch ihre Jugend bestimmt schienen. Wenn sie nun sich der sah, so verlor sie sich nicht, zu welchem ernsten trauten Zustande das Kind geboren sey: denn faßt alles wohin das Auge blickte, sollte dereinst ihm gehören. Wie wünschenswerth war es zu diesem allen, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter, aufwüchse und eine erneute frohe Verbindung befestigte.

Ottilie fühlte dies alles so rein, daß sie sich's als entsündigen wirklich dachte und sich selbst dabei gar nicht empfand. Unter diesem klaren Himmel,

bei diesem hellen Sonnenschein, ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; ja in manchen Augenblicken glaubte sie diese Höhe schon erreicht zu haben. Sie wünschte nur das Wohl ihres Freundes, sie glaubte sich völlig dem zu entsagen, sogar ihn niemals wieder zu sehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem andern anzugehören.

Daß der Herbst eben so herrlich würde wie der Frühling, dafür war gesorgt. Alle sogenannten Sommergewächse, alles was im Herbst mit Blüthen nicht enden kann und sich der Kälte noch viel entgegen entwickelt, Astern besonders, waren in der größten Mannigfaltigkeit gesät und setzten nun überallhin verpflanzt einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken den wir gefaßt, etwas Auffallendes das wir gethan, tragen wir wohl in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde einzelne bedeutsame Bemerkungen, ertheilte Ansichten, flüchtige geistreiche Worte auszuzeichnen, so würden wir seine reich werden. Briefe hebt man auf, um sie nur wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Discretion, und so verschwindet der lebendig unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere. Ich nehme mir vor, dieses Versäumniß wieder gut zu machen.“

„So wiederholt sich denn abermals das Jahresmährchen vor uns. Wir sind nun wieder, Gott sey Dank! an seinem artigsten Capitel. Weinben und Maidblumen sind wie Liebesscherzen oder Blumetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen.“

„Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun giebt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Gabe, so sind die Kinder dahinterher um ein Geworbe zu erbetteln; keines bettelt mehr; jedes reicht die einen Strauß; es hat ihm gegrüßt ehe du vom Schlaf erwachtest, und das Bettende sieht dies so freundlich an wie die Gabe. Niemand sieht erbarmlicher aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen.“

„Warum nur das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist, warum es so kurz scheint und so lang in der Erinnerung! Mir ist es mit dem vergangenen so, und mromdo auffallender, als im Garten, wie Vergänglichstes und Dauerndes in einander greift. Und doch ist nichts so flüchtig das nicht eine Spur, das nicht seines Gleichen zurücklaßt.“

„Man läßt sich den Winter anch gefallen. Man glaubt sich freier auszutreten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie deuten auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verfärbert und der Baum sich als eine Gestalt und entlassen drängt.“

„Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas anderes unvergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und sperrt jedem Gefiederten das Denken zu wollen, was eigentlich singen heiße.“

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, ist nur eine Comödie a tiroir, ein lakirtes Spaziergangsstück. Man schiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles was ans Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zusammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden.“

Zehntes Capitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet sich munter und wohl. Sie freut sich an dem schönsten Knaben, dessen viel versprechende Gestalt ihr Mann und Oheim täglich beschäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Besitz; ihre alte Thätigkeit regt sich wieder; sie erbietet, wo sie auch hinsieht, im vergangenen Jahre vieles actiun und empfindet Freude am Gethanen. Den einem eigenen Gefühl belebt steigt sie zur Woodhütte mit Ottilien und dem Kinde, und indem sie dieses auf den kleinen Tisch, als auf einen häuslichen Altar niederlegt, und noch zwei Plätze leer sieht, gedenkt sie der vorigen Zeiten und eine neue Hoffnung für sie und Ottilien erhebt besser.

Junge Frauenzimmer sehen sich bedeutend vielleicht nach diesen oder jenen Zuwachs um, mit stiller Prüfung, ob sie ihn wohl zum Guten wenden; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu sorgen hat, schaut in einen weitern Kreis vorn. Sie ging es auch in diesem Augenblick Charlotten, der eine Verwandtne des Hauptmanns mit Ottilien nicht unwahrscheinlich schien, wie sie doch auch schon ehemals in dieser Hütte nebeneinander gesessen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Ansicht auf eine entschiedene Heirath weder verschwunden sey.

Charlotte stieg weiter und Ottilie trug das Kind. Jene überließ sich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem festen Lande giebt es wohl Schiffe, wenn sich davon auf das sicherste zu erholen und beruhigen. Ist solche und passenderthe. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht soviele eine Anlage und wird darin geführt: Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem scharf ins Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um und etwas über unsere Wünsche geben zu können.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo sie vollkommen befriedigt wurden. Denn die Umarbeitung war viel sicherer als man sich's hatte denken können. Alles störende Fremdartige war rings umher entfernt; alles Gute der Landschaft, was die Natur, was der Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel ins Auge, und schon grünten die jungen Pflanzungen, die bestimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgesonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus selbst war nahezu bewohnbar; die Aussicht, besonders aus den obern Zimmern, höchst mannigfaltig. Je länger man sich umsah, desto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verschiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen war höchst wünschenswerth, und wie schnell ward die Lust zu bauen und zu schaffen in Charlotten wieder erweckt, da sie alle grobe Arbeit gethan fand. Ein Tischler, ein Tapezierer, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung sich zu helfen wußte, nur dieser bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden schnell eingerichtet; denn in der Entfernung vom Schlosse mußte man alle Bedürfnisse um sich versammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von diesem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunkt, eröffneten sich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genossen vergnüglich in einer höheren Region der freien frischen Luft bei dem schönsten Wetter.

Ottilie's liebster Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, ging herunter nach den Platanen auf einem beraumen Fußsteig, der sodann zu dem Punkte leitete, wo einer der Kähne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute sich manchmal einer Wasserfahrt; allein ohne das Kind, weil Charlotte deßhalb einige Besorgniß zeigte. Doch versehlte sie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu besuchen und an seiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freien Luft genossen, freundlich Theil zu nehmen.

In dieser schönen Zeit kam Charlotten der Besuch eines Engländers sehr gelegen, der Eduarden auf Reisen kennen gelernt, einigemal getroffen und nunmehr neugierig war, die schönen Anlagen zu sehen, von denen er so viel gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsschreiben vom Grafen mit und stellte zugleich einen stillen aber sehr gefälligen Mann als seinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit seinem Begleiter, und manchmal allein die Gegend durchstrich; so konnte man seinen Bemerkungen wohl ansehen, daß er ein Liebhaber und Kenner solcher Anlagen war, der wohl auch manche derselben selbst ausgeführt hatte. Deutsch in Jahren nahm er auf eine heitere Weise an allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In seiner Gegenwart genossen die Frauenzimmer erst vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effekt ganz frisch, und er hatte um so mehr Freude an dem Entstandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan, von dem was die Natur geliefert, kaum zu unterscheiden wußte.

Man kann wohl sagen, daß durch seine Bemerkungen der Park wuchs und sich verschönerte. Schon zum voraus erkannte er was die neuen heranstrebenden Pflanzungen versprachen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheben oder anzuordnen war. Hier deutete er auf eine Durchsicht, welche gewährte, die Zierde einer ganzen Buschpartie zu werden versprach; hier auf eine Höhle die ausgeräumt und erweitert einen erwünschten Ruheplatz geben konnte, indessen man nur wenige Bäume zu fällen brauchte, um von ihr aus herrliche Felsenmassen außerhalbirmt zu erblicken. Er wünschte den Bewohnern Glück, daß ihnen so manches nachzuarbeiten übrig blieb, und ermahnte sie, damit nicht zu eilen, sondern für folgende Jahre sich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geselligen Stunden keineswegs lästig; denn er beschäftigte sich die arbeitsame Zeit des Tags, die malerischen Ansichten des Parks in einer mäßigen dunklen Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch sich und andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieses, schon seit mehreren Jahren, in allen bedeutenden Gegenden getban und sich dadurch die anziehendste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille das er mit sich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt sie, theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten sich, hier in ihrer Einsamkeit die Welt so benutzen zu dürfen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüsse, Städte, Castelle und manches andre Local, das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeiziehen zu sehen.

Jene von beiden Frauen hatte ein besonderes Interesse; Charlotte das allgemeinere, gerade an dem, wo sich etwas bisterisch merkwürdiges fand, während Ottilie sich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, worein Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt; denn jeder Mensch hat in der Nähe und in der Ferne gewisse örtliche Einzelnheiten die ihn anziehen, die ihm, seinem Character nach, um des ersten Eindrucks, gewisser Umstände, der Gewohnheit willen, besonders lieb und aufregend sind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am besten gefalle, und wo er nun seine Wohnung aufschlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als Eine schöne Gegend vorzuspiegeln, und was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem ebenso accentuirten Französisch gar behaglich mit anzutheilen.

Auf die Frage hinwegen, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am liebsten zurückkehre, ließ er sich ganz unbewunden, sodaß den Frauen unerwartet, alle vernehmen.

Ich habe mir nun angewöhnt überall zu Hause zu seyn und finde zuletzt nichts bequemer, als das Andre für mich bauen, pflanzen und sich haushäuslich bemühen. Nach meinem eigenen Bedürfnissen setze ich mich nicht zurück, theils aus politischen Ursachen, verzichte aber weil mein Leben, für das ich zu überzeugen, mit dem ich es noch zu genießen hoffe, an allem seinen Theil nimmt, sondern nach Indien gesonnen ist, um sein Leben dort, wie manche aber andere, oder zu nutzen, oder gar zu vergeuden.

Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anstatt daß wir gleich anfangen uns in einem mäßigen Zustande behaglich zu finden, so geben wir immer mehr ins Breite, um es und immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen; fremde Gäste, Neugierige, unruhige Nefende.

Selbst bei vielen Mitteln sind wir immer nur halb und halb zu Hause, reisenders auf dem Lande, wo uns manches gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch das wir am ersten wünschten, ist nicht zur Hand, und gerade was wir am meisten bedürften, ist vergessen. Wir richten uns immer nothdürftig ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Mücke thun, so wirken Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht alles,

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch seine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht jeder in diese Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung selbst in einer Gesellschaft, deren Verhältnisse ihm sonst bekannt sind, ausspricht. Charlotten war eine solche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts neues; und die Welt lag ohnehin so deutlich vor ihren Augen, daß sie keinen besondern Schmerz empfand, wenn gleich jemand sie unbedachtsam und unvorsichtig ndthigte, ihren Blick da oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete als sah, und ihren Blick wegwenden durfte ja mußte von dem was sie nicht sehen mochte und sollte. Ottilie ward durch diese traulichen Reden in den schrecklichsten Zustand versetzt; denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der ammuthige Schleier, und es schien ihr, als wenn alles was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sey, weil der eine es alles gehört, es nicht gesehn, weil auch der, wie der gegenwärtige Gast, zum Herumschweifen in der Welt und zwar zu dem gefährlichsten, durch die Liebe den und Mädchen gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt, aber sie saß diesmal in der peinlichsten Lage, die durch die Fremden weiteres Gespräch oder vermehrt als vermindert wurde, daß er mit heiterer Eigenheit und Behaglichkeit fortsetzte.

Nun glaub' ich, sagte er, auf dem rechten Wege zu seyn, da ich mich immerfort als einen Reisenden betrachte, der vielen entsagt, um vieles zu genießen. Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Decoration wartet, gerade weil schon so viele da gewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt; es mag so gut oder schlimm seyn als es will, nirgends sind' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit, oder ganz von der willkürlichen Zufälligkeit abzuhangen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir ein tägliches Wohnzimmer umräumbar wird, weil ich es muß repariren lassen, daß man mir eine liebe Tasse zerbricht und es mir eine ganze Zeit aus seiner andern schmecken will. Alles dessen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über den Kopf zu brennen anfängt, so packen meine Leute gelassen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen diesen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr aufgegeben, als es mich zu Hause gekostet hätte.

Bei dieser Schilderung sah Ottilie nur Eduarden vor sich, wie er nun auch, mit Entbehren und Beschwerde, auf ungebahnten Straßen hinjiehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege, und bei so viel Unbestand und Wagniß sich gewöhne heimatlos und freundlos zu seyn, alles wegzuwerfen nur um nichts verlieren zu können. Glücklicherweise trennte sich die Gesellschaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum sich in der Einsamkeit auszuweinen. Gewaltsamer hatte sie kein dumpfer Schmerz ergriffen, als diese Klarheit, die sie sich noch klarer zu machen strebte, wie man es zu thun pflegt, daß man sich selbst peinigt, wenn man einmal auf dem Wege ist gepeinigt zu werden.

Der Zustand Eduards kam ihr so kümmerlich, so jämmerlich vor, daß sie sich entschloß, es koste was es wolle, zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotten alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betäuben.

Indessen hatte der Begleiter des Lords, ein verständiger ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zustände seinem Freunde offenbart. Dieser wußte nichts von den Verhältnissen der Familie; allein jener, den eigentlich auf der Reise nichts mehr interessirte als die sonderbaren Ereignisse, welche durch natürliche und künstliche Verhältnisse, durch den Conflict des Gesetzlichen und des Ungehörigen, des Verstandes und der Vernunft, der Leidenschaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, jener hatte sich schon früher, und mehr noch im Hause selbst, mit allem bekannt gemacht was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen gewesen wäre. Man müßte ganz in Gesellschaft schweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen sollte: denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, sondern die trivialsten Aeußerungen können auf eine so mißklingende Weise mit dem Interesse der gegenwärtigen zusammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen, sagte der Lord, und uns aller allgemeinen Gespräche enthalten. Geben Sie der Gesellschaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anecdoten und Geschichten zu hören, womit Sie Ihr Portefeuille und Ihr Gedächtniß auf unserer Reise bereichert haben.

Allein auch mit dem besten Vorsatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde diesmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichten die Aufmerksamkeit erregt und die Theilnahme aufs höchste gespannt hatte; so dachte er mit einer zwar sonderbaren, aber sanfteren Begebenheit zu schließen, und ahnete nicht, wie nahe diese seinen Zuhörern verwandt war.

Die wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter um vereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Beide in sich selbst gewendet, deutlich in ihrem Wollen, fest in ihren Vorsätzen; jedes einzeln gesiebt und geübt von seinen Gespielen; immer Widerspruch wenn sie zusammen waren, immer aufbauend für sich allein, immer wechselsweise zerstörend wo sie sich begegneten, nicht weniger nach Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; quitartig durchaus und liebenswürdig, und nur bäsend, ja bösartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieſes wunderliche Verhältniß zeigte ſich ſogen bei ſittlichen Epheleuten. es zeigte ſich bei unmerkenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu ſpielen. ſich in Parteien zu ſondern. einander Schlachten zu liefern pflegen. ſo ſtellte ſich das trotz a mutige Mädchen ſelbſt an die Spitze des einen Heers. und ſocht gegen das andre mit ſolcher Gewalt und Erbitterung. daß dieſes ſchimpflich wäre in die Flucht geſchlagen worden. wenn die einzelner Widerſacher ſich nicht ſehr brav gehalten und ſeine Generin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte ſie ſich ſo gewaltſam. daß er. um ſeine Augen zu erhalten. und die Feindin doch nicht zu beſchädigen. ſein feines Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dieß vertrug ſie ihm nie. ja ſie machte ſo heimliche Anſtalten und Verſuche ihm zu beſchädigen. daß die Eltern. die auf dieſe leidſamen Leidenſchaften ſahen Ernſt Art anlegt. ſich mit einander verſtändigten und beſchloſſen. die beiden feindlichen Weſen zu trennen und jene liebliche Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen bald hervor. Jede Art von Unterricht ſchlug bei ihm an. Gönner und eigene Neigung beſtimmten ihn zum Soldatenſtande. Ueberall wo er ſich fand. war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur ſchien nur zum Wohlſeyn. zum Behagen anderer zu wirken. und er war in ſich. ohne deutliches Bewußtſeyn. recht glücklich. den einzigen Widerſacher verloren zu haben. den die Natur ihm zugeſetzt hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zuſtand. Ihre Jahre. eine zunehmende Bildung. und mehr noch ein gewiſſes inneres Gefühl zogen ſie von den bisherigen Spielen hinweg. die ſie bisher in Geſellſchaft der Knaben ausübten pflegte. Im Ganzen ſchien ihr etwas zu fehlen. nichts war um ſie herum. das werth geweſen wäre. ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte ſie noch niemanden gefunden.

Ein junger Mann. älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widerſacher. von Stand. Vermögen und Bedeutung. beliebt in der Geſellſchaft. geſucht von Frauen. wendete ihr ſeine ganze Neigung zu. Es war das erſte Mal. daß ſich ein Freund. ein Liebhaber. ein Diener um ſie bemühte. Der Vorzug. den er ihr vor vielen gab. die Ritter. gebildeter. gefälliger und unterhaltender waren als ſie. that ihr ſehr zu wohl. Seine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit. ohne daß er zudringlich geweſen wäre. ſein treuer Beſtand bei verſchiedenen unangenehmen Zufällen. ſein gegen ihre Eltern zwar ausgeſprochenes. doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben. da ſie freilich noch ſehr jung war: das alles nahm ſie für ihn ein. wenn die Gewohnheit. die äußern nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältniſſe. das ihrige beitrugen. Sie war ſo oft Braut genannt worden. daß ſie ſich endlich ſelbſt dafür hielt. und weder ſie noch irgend jemand dachte daran. daß noch eine Prüfung nöthig ſey. als ſie den Ring mit denjenigen wechſelte. der ſo lange Zeit ihre Verlobung galt.

Der ruhige Gang den die ganze Sache genommen hatte. war auch durch das Verhältniß nicht beſchleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten alles ſo fortgewähren; man freute ſich des Zuſammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernſtern Lebens genießen.

Indeſſen hatte der Entfernte ſich zum äußerſten ausgearbeitet. eine verdiente Stufe ſeiner Lebensbeſtimmung erſtiegen. und kam mit Urlaub die Seinigen zu beſuchen. Auf eine ganz natürliche aber doch ſonderbare Weiſe ſtand er ſeiner Cousine Natalien abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche. heitzliche Familienempfindungen bei ſich genährt. ſie war mit allem was ſie umgab in Uebereinſtimmung; ſie glaubte glücklich zu ſeyn und war es auch auf gewiſſe Weiſe. Aber nun ſtand ihr zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht haſſenswerth. ſie war bei Haſſes unfähig geworden; ja der kindiſche Haß. der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des innern Werthes geweſen. äußerte ſich nun in rohem Erſtaunen. erſtaunlichen Betrachten. gefälligem Umgehen. bald wichtigem bald unwichtigem und doch notwendigem Annahen. und das alles war wechſelnde. Eine lange Entfernung gab zu längerem Unterhaltungen Anlaß. Selbſt jene kindiſche Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu ſcherzhafter Erinnerung. und es war als wenn man ſich ſeinen neckiſchen Haß wenigſtens durch eine freundſchaftliche aufmerkſame Behandlung vergüten müſſe. als wenn jenes gewaltſame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgeſprochenes Anerkennen bleiben dürfte.

Von ſeiner Seite blieb alles in einem verſtändigen. wünſchenswerthen Maß. Sein Stand. ſeine Verhältniſſe. ſein Streben. ſein Ehrgeiz beſchäftigten ihn ſo ernſtlich. daß er die Freundlichkeit der ſchönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit annahm. ohne ſie deshalb in irgend einem Theile aufmerkſamer zu betrachten. oder ſie innern Bräutlichen zu mißkennen. mit dem er übrigens in den beſten Verhältniſſen ſtand.

Bei ihr dingegen ſah es ganz anders aus. Sie ſahen ſich wie auf einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erſte Leidenſchaft geweſen. und dieſer heftige Kampf war doch nur unter der Form des Widerſtrebens. eine heftige gleichſam angeborene Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor. als daß ſie ihn immer geliebt habe. Sie ſchnelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; ſie wollte ſich des angenommenen Verlöſts erinnern. als er ſie entwaffnete; ſie wähnte ſich ein ihr gerichtet Gefängniß empfunden zu haben. da er ſie band. und alles was ſie zu ſeinem Schaden und Verderb unternommen hatte. kam ihr nur als unſchuldiges Mittel vor. ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie verwünſchte jene Trennung. ſie bejammerte den Schlaf in dem ſie verfallen. ſie verfluchte die ſalbenvolle. träumeriſche Gewohnheit. durch die ihr ein ſo unbedeutender Bräutigam hatte werden können. ſie war verzweifelt. beweiſt verwundet. vorwärts und rückwärts wie man es nehmen will.

Hätte jemand ihre Empfindungen. die ſie ganz gedrängt hielt. entwickeln und mit ihr theilen können. ſo würde er ſie nicht gescholten haben; denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten. ſobald man ſie beiden einander ſah. Wenn man dem Einen ein gewiſſes Zutrauen nicht verſagen konnte. ſo erregte der Andere das völlige Vertrauen; wenn man den Einen gern zur Geſellſchaft mochte. ſo wünſchte man ſich den Andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme. an außerordentliche Fälle. ſo hätte man wohl an dem Einen gezweifelt. wenn einem der Andere vollkommene Gewißheit gab. Für

ſolche Verhältniſſe iſt den Weitern ein beſonderer Tact angeboren und ſie haben Urſache ſo wie Gelegenheit ihn auszuüben.

Jemehr die ſchöne Braut ſolche Geſinnungen bei ſich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend jemand daſſenige aufzutreten im Fall war, was zu Gunſten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältniſſe, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern ſchien; deſto mehr begünſtigte das ſchöne Herz ſeine Einſeitigkeit, und indem ſie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zuſage unaufhaltſam gedrungen war, von der andern der emporſtrebende Jüngling gar kein Geheimniß von ſeinen Geſinnungen, Planen und Ausſichten machte, ſich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen ſie bewies, und nun gar von ſeiner unmittelbaren Abreiſe die Rede war; ſo ſchien es als ob ihr früher kindiſcher Geiſt mit allen ſeinen Tücken und Gewaltſamkeiten wieder erwachte, und ſich nun auf einer höhern Lebensſtufe mit Unwillen rächte, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beſchloß zu ſterben, um den einmal gehaßten und nun ſo heftig geliebten für ſeine Unthreilnahme zu ſtrafen und ſich, indem ſie ihn nicht beſitzen ſollte, wenigſtens mit ſeiner Einbildungskraft, ſeiner Reue auf ewig zu vermählen. Er ſollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er ſollte nicht aufhören ſich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Geſinnungen nicht erkannt, nicht erforſcht, nicht geachtet habe.

Dieſer ſeltſame Wahnſinn bealeitete ſie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen, und ſo ſie den Menſchen gleich wunderlich vorkam, ſo war niemand aufmerkſam oder klug genug, die innere wahre Urſache zu entdecken.

Indeſſen hatten ſich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnungen von mancherlei Feſten erfahren. Kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas neues und unerwartetes angeſtellt werden wäre. Kaum war ein ſchöner Platz der Landſchaft, den man nicht aufgeſchmückt und zum Empfang vieler frohen Gäſte bereitet hätte. Auch wollte unſer junger Anſtimmling noch vor ſeiner Abreiſe das ſeinige thun, und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreiſe zu einer Waſſerluſtfahrt. Man beſtieg ein großes ſchönes wohlausgeſchmücktes Schiff, eine der Jachten zu einem kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Waſſer die Bequemlichkeit des Landes übertragen ſahen.

Man fuhr auf dem breiten Strome mit Muſik dahin; die Geſellſchaft hatte ſich bei heißer Tageszeit in den unteren Räumen verſammelt, um ſich an Geiſtes- und Geſellſpielen zu ergetzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte ſich auf Steuer geſetzt, den alten Schiffsmeiſter abzulöſen, der an ſeiner Seite eingeſchlafen war; und eben brauchte der Wachende alle ſeine Vorſicht, da er ſich einer Stelle nahte, wo zwei Inſeln das Ausſtrecte verengten und, indem ſie ihre flachen Kieſufer bald an der einen bald an der andern Seite hereinſtreckten, ein gefährliches Fahrwaſſer zubereiteten. Faſt war der ſorgſame und ſcharfſichtige Steurer in Verſuchung den Meiſter zu wecken, aber er getraute ſich's zu und fuhr gearn die Enge. In dem Augenblicke erſcheint auf dem Verdeck ſeine ſchöne Freundin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuermann. Nimm dieß zum Andenken! rief ſie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing; ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerkſamkeit. Ich ſtöre dich nicht weiter, rief ſie: du ſiehſt mich nicht wieder! Sie ſprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da ſie ins Waſſer ſprang. Einige Stimmen riefen: retter! retter! ſie ertrinkt. Er war in der entſetzlichſten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeiſter, will das Ruder ergreifen, der jüngere eilt ihm übergeben; aber es iſt keine Zeit die Herrſchaft zu wechſeln; das Schiff brandet, und in eben dem Augenblick, die läſtigſten Kleidungsſtücke wegwerfend, ſtürzte er ſich ins Waſſer, und ſchwamm der ſchönen Feindin nach.

Das Waſſer iſt ein freundliches Element für den, der damit bekannt iſt und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geſchickte Schwimmer beherrſchte es. Bald hatte er die vor ihm fortgeriſſene Schöne erreicht; er faßte ſie, wußte ſie zu heben und zu tragen; beide wurden vom Strom gewaltſam fortgeriſſen, bis ſie die Inſeln, die Werder, weit hinter ſich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. Nun erſt ermannte, nun erholte er ſich aus der erſten zudringenden Noth, in der er ohne Beſinnung nur mechaniſch gehandelt; er blickte mit emporſtrebendem Haupt umher und ruderte nach Verabredung einer nahen buſchigten Stelle zu, die ſich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er ſeine ſchöne Beute aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu ſpüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad vor das durch Gebüſch lief, in die Augen leuchtete. Er belud ſich aufs neue mit der theuren Laſt, er entdeckte bald eine einſame Wohnung und erreichte ſie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth ſprach ſich geſchwind aus. Was er nach einiger Beſinnung forderte, ward geleiſtet. Ein klares Feuer brannte; wollne Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was erwärmenden vorräthig war, ſchnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andere Betrachtung. Nackt war verfahren, den ſchönen bildlichen nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie ſchlug die Augen auf, ſie erblickte den Freund, umfaßte ſeinen Hals mit ihren himmliſchen Armen. So blieb ſie lange; ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen und verbündete ihre Geneſung. Willſt du mich verlaſſen, rief ſie aus: da ich dich ſo wiedergefand? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht was er ſagte noch was er that. Nun ſtarre dich, rief er hinzu: ſtarre dich; denke an dich um beiderſeits und meinetwillen.

Sie dachte nun an ſich und bemerkte jetzt erſt den Zuſtand in dem ſie war. Sie konnte ſich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht ſchamen; aber ſie entließ ihn gern, damit er für ſich ſorgen möge: denn noch war was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute bereiteten ſich; er bot dem Jünglinge, und ſie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollſtändig da hing, um ein Paar vom Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteurer nicht nur angezogen ſondern geputzt. Sie ſahen allerliebſt aus, ſtaunten einander an, als ſie zuſammentraten, und fielen ſich mit unendlicher Leidenſchaft, und doch halb lächelnd über die Verwunderung, gewaltſam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Biegſamkeit der Liebe ſtellten ſie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und

es fehlte nur die Muſik um ſie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Waſſer zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreiſe in eine Mitwiſ, aus der Verſuchung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenſchaft gefunden zu haben, alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend das zu faſſen, er würde ſpringen oder ſich verirren. Hierbei muß das Herz das Beſte thun, wenn eine ſolche Ueberraſchung ertragen werden ſoll.

Ganz verloren eins ins andre, konnten ſie erſt nach einiger Zeit an die Angſt, an die Sorgen der Zurückgelaſſenen denken, und faſt konnten ſie ſelbſt nicht ohne Angſt, ohne Sorge daran denken, wie ſie jenen wieder begegnen wollten. Sollen wir fliehen? ſollen wir uns verbergen? ſagte die Jünglina. Wir wollen zuſammen bleiben, ſagte ſie, indem ſie an ſeinem Hals hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geſchichte des geſtrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte ohne weiter zu fragen nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einherangeſchwommen; es war mit vieler Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs ungewiſſe fort, in Hoffnung die Verlornen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Seefahrenden aufmerkſam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz ſich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte ſich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauſpiel ward es, da die Landenden! Die Eltern der beiden Verlobten drängten ſich zuerſt ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte faſt die Beſinnung verlaſſen. Kaum hatten ſie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet ſeyen, ſo traten dieſe in ihrer ſonderbaren Verkleidung aus dem Buſch hervor. Man erkannte ſie nicht eher, als bis ſie ganz herangetreten waren. Wen ſah' ich! riefen die Mütter: was ſeh' ich! riefen die Väter. Die Geretteten warfen ſich vor ihnen nieder. Eure Kinder! riefen ſie aus: ein Paar. Verwirrt! rief das Mädchen. Gebt uns Euren Segen! rief der Jünglina. Gott und Euren Segen! riefen beide, da alle Welt ſtammelnd verſtummte. Euren Segen! erſcholl es zum dritten Mal, und wer hätte den verſagen können?

Elftes Capitel.

Der Erzählende machte eine Pauſe, aber hatte vielmehr lauſchend als er bemerken mußte, daß Charlotte wohl bemerkt ſey; ja ſie ſtand auf und verließ mit einer ſtummen Entſchuldigung das Zimmer; denn die Geſchichte war ihr bekannt. Dieſe Begebenheit hatte ſich mit dem Hauptmann und einer Kindsfrau wirklich zugetragen, zwar nicht ganz wie ſie der Engländer erzählte, denn was ſie in den Hauptzügen nicht entſtellt, nur um einzelnen mehr anzudeuten und auszuſchmücken, wie es dem gleichen Geſchichten zu gehen pflegt, wenn ſie oft durch den Mund der Menge und jedann durch die Phantaſie eines geiſt- und geſchmackvollen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meiſt alles und nichts wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie ſie die beiden Fremden ſelbſt verlaſſen, und nun kam der Lord an die Reihe zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hauſe bekanntes oder gar verwandtes erzählt worden. Wir müſſen uns hüten, fuhr er fort, daß wir nicht nun mehr Aergerniß ſtiften. Für das viele Gute und Angenehme das wir hier genoſſen, ſcheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine ſonderbare Weiſe zu empfehlen ſuchen.

Ich muß geſtehen, verſetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas anderes feſthält, ohne deſſen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieſes Haus nicht gern verlaſſen möchte. Sie waren geſtern, Mittwochs, als wir mit der traqbaren dunklen Kammer durch den Park zogen, viel zu geſchäftig, ſich einem wahrhaft maleriſchen Standpunkt aufzuwühlen, als daß Sie hätten bemerken ſollen was nebenher vorging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig verſteckten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber andeut. Ottilie, die uns begleitete, ſtand an zu folgen, und bat, ſich auf dem Rahne derüben begeben zu dürfen. Ich ſetzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der ſanften Schifferin. Ich verſicherte ihr, daß ich ſeit der Schweiz, wo auch die reizendſten Mädchen die Stelle des Fuhrmanns vertreten, nicht ſo angenehm ſey über die Wellen abgeſchaukelt worden; kennte mich aber nicht enthalten ſie zu fragen, warum ſie eigentlich abgeſtoßen jenen Seitenweg zu nehmen; denn wirklich war in ihrem Aufſuchen eine Art von ängſtlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht anlügen wollen, verſetzte ſie freundlich, ſo kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich ſelbſt ihr mich hatet ein Geheimniß erwartet. Ich habe jenen Rudenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hatte, den ich ſonſt nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer leidigen Empfindung auszuſetzen, um ſo mehr als ſich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einfindet, woran ich ſonſt auch manchmal leide. Wir landeten. Ottilie unterſtützte ſich mit Ihnen und ich unterſtützte mich ſie Stelle, die ſie mir aus der Ferne deutlich anzeigen hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine ſehr deutliche Spur von Feuerfarben entdeckte, die mich überzeugte, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein eiſernes Kreuz in der Erde finden.

Verzeihen Sie, Mylord: ich ſehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit auf dieſe Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiter Nichts und als Freund nachſehen; aber es iſt mir unmöglich von hier zu ſcheiden, ohne das ſeltne Kind und die Perſonalverhältniſſe verſtanden zu haben.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Rede auf Zuname kam, daß der Lord nicht ſeine Gründe darzu angeben mußte, welche der Neugierde ſolcher Perſonen und Perſonchen auf immer entſagen, aber doch vielen bei ſeiner Meinung, in ſeinen Grundſätzen verharrte. Auch es war unterhaltend zu erkennen, daß man deswegen, weil ſolche Perſonen nicht abkommen gelangen, die Sache nicht aufgaben, ja vielmehr nur deſto eindringlicher und gründlicher unterſuchen müßte; da ſich gewiß noch manche Perſon und Verwandtſchaften unerwarteter Weiſen unterzuordnen, neuen näherer traten ſie und abermals entfernter, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen ſeyen.

Er hatte ſeinen Apparat von ſeltenen Steinen, Mineralien und andern metalliſchen Subſtanzen, den er in einem ſolchen Kiſtchen immer bei ſich

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Biſt du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

führte, ſchon ausgetrieben und ließ nun Metalle, an Fäden ſchwebend, über ſiegende Metalle zum Verſuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, ſagte er dabei, die ich auf Ihrem Geſichte lieſ, daß ſie bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation iſt aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, ſollen ſie neugierig werden was wir wunderliches hier beginnen.

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verſtand ſogleich was vorging. Ich habe manches von dieſen Dingen gehört, ſagte ſie, aber niemals eine Wirkung geſehen. Da Sie alles ſo hübſch bereit haben, laſſen Sie mich verſuchen, ob es mir nicht auch anſchlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand; und da es ihr Ernſt war, hielt ſie ihn feſt und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeſte Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbemerkter über die unterliegenden Metalle. Aber in dem Augenblicke ward das ſchwebende wie in einem entſchiedenen Wirbel fortgetrieben und drehte ſich, je nachdem man die Unterlage wechſelte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreiſen, jetzt in Ellypſen, oder nahm ſeinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle ſeine Erwartung.

Der Lord ſelbſt ſtutzte einigemahen, aber der andere kannte vor Luſt und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannigfaltigung der Verſuche. Ottilie war gefällig genug ſich in ſein Verlangen zu finden, bis ſie ihn zuletzt freundlich erſuchte, er möge ſie entlaſſen, weil ihr der Kopfweh ſich wieder einſtelle. Er darüber verwundert, ja entzückt, verſicherte ihr mit Enthuſiasmus, daß er ſie von dieſem Uebel völlig heilen wolle, wenn ſie ſich ſeiner Curart anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geſchwind begriff woraus die Rede ſey, lehnte den wohlgeſinnten Antrag ab, weil ſie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulaſſen, wovor ſie immerfort eine ſtarke Apprehenſion gefühlt hatte.

Die Fremden hatten ſich entfernt und, ungeachtet man von ihnen auf eine ſonderbare Weiſe verehrt worden war, doch den Wunſch zurückgelaſſen, daß man ſie irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die ſechſten Tage, um in der Nachbarſchaft ihre Gegenbeſuche zu enden, womit ſie kaum fertig werden konnte, indem ſich die ganze Landſchaft umher, einige wahrhaft theilnehmend, andre blos der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um ſie bekümmert hatten. Zu Hauſe belebte ſie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man ſah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, dächte erſtreckte dem Anblick, an Größe, Ebenmaß, Stärke und Geſundheit, und was noch mehr in Verwunderung ſetzte, war ſeine doppelte Aehnlichkeit die ſich immer mehr entwickelte. Den Geſichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen ſich immer weniger von Ottiliens Augen unterſcheiden.

Durch dieſe ſonderbare Verwandtſchaft und vielleicht noch mehr durch das ſchöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes auch von einer andern mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachſenden Geſchöpfe ſo viel als eine Mutter, oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entfernte ſich Charlotte, ſo blieb Ottilie mit dem Kinde und der Wärterin allein. Nanny hatte ſich ſeit einiger Zeit, eiferſüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrin allein Neigung zuzuwenden ſchien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort das Kind in die freie Luft zu tragen und gewöhnte ſich an immer weitere Spaziergänge. Sie hatte das Milchfläſchchen bei ſich, um dem Kinde, wenn es nöthig, ſeine Nahrung zu reichen. Selten unterließ ſie dabei ein Buch mitzunehmen, und ſo bildete ſie, das Kind auf dem Arm, leſend und wandelnd, eine gar anmuthige Peniſeroſa.

Zwölftes Capitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht und Eduard, mit Ehrenzeichen geſchmückt, rühmlich entlaſſen. Er drang ſich ſogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß ſie es bemerkten und wußten, ſcharf hatte beobachten laſſen. Sein ſtiller Aufenthalt dichte ihm auch freundliche entgegen: denn man hatte indeſſen nach ſeiner Anordnung manches eingerichtet, gebeſſert und gebedert, ſo daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächſt Genießbare erſetzten.

Eduard, durch einen raſchern Lebensgang an entſchiedenere Schritte gewöhnt, nahm ſich nunmehr vor dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiederſehens war groß. Jugendfreundſchaften, wie Blutsverwandtſchaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverſtändniſſe, von welcher Art ſie auch ſeyen, niemals von Grund aus ſchaden und die alten Verhältniſſe ſich nach einiger Zeit wieder herſtellen.

Zum frohen Empfang erkundigte ſich Eduard nach dem Zuſtande des Freundes, und vernahm, wie vollkommen nach ſeinen Wünſchen ihn das Glück begünſtigt habe. Halb ſcherzend vertraulich fragte Eduard ſodann, ob nicht auch eine ſchöne Verbindung im Werke ſey. Der Freund verneinte es, mit bedeutendem Ernſt.

Ich kann und darf nicht hinterhaltig ſeyn, fuhr Eduard fort: ich muß dir meine Geſinnungen und Vorſätze ſogleich entdecken. Du kennſt meine Lebensart für Ottilien und daß längſt begriffen, daß ſie es iſt, die mich in dieſen Feldzug geführt hat. Ich läugne nicht, daß ich gewünſcht hatte, ein Leben loß zu werden, das mir ohne ſie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich dir geſtehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war ſo ſchön, ſo wünſchenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröſtliche Ahnung, ſo manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn beſtärkt, Ottilie könne die meine werden. Ein Glas mit unſerm Namenszug begegnet, bei der Grundſteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu Trümmern; es ward aufgefangen und iſt wieder in meinen Händen. So will ich mich denn ſelbſt, rief er mir zu, als ich an dieſem einſamen Orte ſo viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte; mich ſelbſt will ich an die Stelle des Glaſes zum Zeichen machen, ob unſre Verbindung

möglich ſey oder nicht. Ich gehe hin und ſuche den Tod, nicht als ein Raſender, ſondern als einer der zu leben hofft. Ottilie ſoll der Preis ſeyn, um den ich kämpfe; ſie ſoll es ſeyn, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verſchanzung, in jeder belagerten Feſtung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunſche verſichert zu bleiben, im Sinne Ottilien zu gewinnen, nicht ſie zu verlieren. Dieſe Gefühle haben mich geleitet, ſie haben mir durch alle Gefahren beigeſtanden; aber nun finde ich mich auch wie einen der zu ſeinem Ziele gelangt iſt, der alle Hinderniſſe überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege ſteht. Ottilie iſt mein, und was noch zwiſchen dieſem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichts bedeutend anſehen.

Du ſcheuſt, verſetzte der Major, mit wenig Zägen alles aus, was man dir entgegenſetzen könnte und ſollte; und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu deiner Frau in ſeinem ganzen Werthe dir zurückrufen. Überlaſſe ich dir ſelbſt; aber du biſt es ihr, du biſt es ihr ſchuldig, dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß auch ein Sohn gegeben iſt, ohne zugleich auszuſprechen, daß ihr einander auf immer angehört, daß ihr um dieſes Weſens willen ſchuldig ſeyd, vereint zu leben, damit ihr vereint für ſeine Erziehung und für ſein künftiges Wohl ſorgen möget.

Es iſt blos ein Dünkel der Eltern, verſetzte Eduard, wenn ſie ſich einbilden, daß ihr Daſeyn für die Kinder ſo nöthig ſey. Alles was lebt findet Nahrung und Beihilfe, und wenn der Sohn, nach dem frühen Tode des Vaters, keine ſo beaume, ſo begünſtigte Jugend hat; ſo gewinnt er vielleicht eben deßwegen an ſonderer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er ſich in andere ſchicken muß; was wir denn doch früher oder ſpäter alle lernen müſſen. Und hievon iſt ja die Rede gar nicht: wir ſind reich genug, um mehrere Kinder zu verſorgen, und es iſt keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf Ein Haupt ſo viele Güter zu häufen.

Als der Major mit einigen Zügen Charlottens Werth und Eduards lange beſtandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Eduard haſtig in die Rede: Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzuwohl einſehe. Wer in einem gewiſſen Alter frühere Jugendwünſche und Hoffnungen realiſiren will, betrügt ſich immer; denn jedes Jahrzehend des Menſchen hat ſein eigenes Glück, ſeine eigenen Hoffnungen und Ausſichten. Wehe dem Menſchen der vorwärts oder rückwärts zu greifen, durch Umſtände oder durch Wahn verantaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; ſoll ſie es denn fürs ganze Leben ſeyn? Sollen wir uns, aus irgend einer Art von Bedenklichkeit, daſſelbige verſagen, was uns die Sitten der Zeit nicht abſprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Menſch ſeinen Vorſatz, ſeine That zurück, und hier gerade ſollte es nicht geſchehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieſer oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Exemplar des Lebens die Rede iſt!

Der Major verſetzte nicht auf eine eben ſo geſchickte als nachdrückliche Weiſe Eduarden die verſchiedenen Beyläge zu ſeiner Gemahlin, zu den Familien, zu der Welt, zu ſeinen Beſitzungen vorzuſtellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

Alles dieſes, mein Freund, erwiederte Eduard, iſt mir vor der Seele vorbeygegangen, mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln ſauſten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchſchoſſen ward; es hat mir vorgeſchwebt beim ſtillen nächtlichen Feuer unter dem geſtirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe ſie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgerungen, zu wiederholten Malen, und nun für immer.

In ſolchen Augenblicken, wie kann ich dir's verſchweigen, warſt auch du mir gegenwärtig, auch in gedrängteſt in meinen Kreis; und gebören wir denn nicht ſchon lange zueinander? Wenn ich dir etwas ſchuldig geworden, ſo komme ich jetzt in den Fall dir es mit Zinſen abzutragen; wenn du mir je etwas ſchuldig geworden, ſo ſiehſt du dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß du liebſt Charlotten, und ſie verdient es; ich weiß du biſt ihr nicht gleichgültig, und warum ſollte ſie deinen Werth nicht erkennen! Nimm ſie von meiner Hand! führe mir Ottilien zu: und wir ſind die glücklichſten Menſchen auf der Erde.

Eben weil du mich mit ſo hohen Gaben beſtechen willſt, verſetzte der Major, muß ich deſto vorſichtiger, deſto ſtrenger ſeyn. Anſtatt daß dieſer Vorſchlag, den ich ſtill verehre, die Sache erleichtern möchte, erſchwert er ſie vielmehr. Es iſt, wie von dir, nun auch von mir die Rede, und ſo wie von dem Schickſal, ſo auch von dem guten Namen, von der Ehre zweier Männer, die bis jetzt unbeſcholten, durch dieſe wunderliche Handlung, wenn wir ſie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchſt ſeltſamen Lichte zu erſcheinen.

Eben daß wir unbeſcholten ſind, verſetzte Eduard, giebt uns das Recht und auch einmal ſollten ja laſſen. Wer ſich ſein ganzes Leben als einen zuverläſſigen Mann bewieſen, der macht eine Handlung zuverläſſig, die bei andern zweideutig erſcheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen die ich mir auferlegt, durch die ſchwierigen gefahrvollen Thaten die ich für andere gethan, berechtigt auch etwas für mich zu thun. Was dich und Charlotten betrifft, ſo ſey es der Zukunft anheim gegeben; mich aber wirſt du, wird niemand von meinem Vorſatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, ſo bin ich auch wieder zu allem erbötig; will man mich mir ſelbſt überlaſſen, oder mir wohl gar entgegen ſeyn; ſo mag ein Extrem entſtehen, es werde auch wie es wolle.

Der Major hielt es für ſeine Pflicht, dem Vorſatz Eduards ſo lange als möglich Widerſtand zu leiſten, und er bediente ſich nun gegen ſeinen Freund einer ſingen Wendung, indem er nachzugeben ſchien und nur die Form, den Geſchäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man dieſe Trennung, dieſe Verbindungen erreichen ſollte. Da trat denn ſo manches Unerfreuliche, Beſchwerliche, Unſchickliche hervor, daß ſich Eduard in die ſchlimmſte Laune verſetzt fühlte.

Ja ſehr wohl, rief dieſer endlich, nicht allein von Feinden, ſondern auch von Freunden muß was man wünſcht, erſtürmt werden. Das was ich will, was mir unentbehrlich iſt, halte ich feſt im Auge; ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältniſſe, weiß ich wohl, beben ſich nicht auf und bilden ſich nicht, ohne daß manches falle was ſteht, ohne daß manches weiche was zu beharren Luſt hat. Durch Ueberlegung wird ſo

etwas nicht geendet; vor dem Verstande sind alle Rechte gleich, und auf die steigende Wagschale läßt sich immer wieder ein Gegengewicht legen. Entschließe dich also, mein Freund, für mich, für dich zu handeln, für mich, für dich diese Zustände zu entwirren, aufzulösen, zu verknüpfen. Laß dich durch keine Betrachtungen abhalten; wir haben die Welt ohnehin schon von uns reden machen, sie wird noch einmal von uns reden, und sodann, wie alles Uebrige was aufhört neu zu seyn, vergessen und uns gewähren lassen wie wir können, ohne weiteren Theil an und zu nehmen.

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein für allemal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgesetztes behandelte, als er, wie alles anzustellen sey, im Einzelnen durchsprach und sich über die Zukunft auf das Heiterste, sogar in Scherzen erging.

Dann wieder ernsthaft und nachdenklich fuhr er fort: Wollten wir und der Hoffnung, der Erwartung überlassen, daß alles sich von selbst wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünstigen sollte; so wäre dies ein sträflicher Selbstbetrug. Auf diese Weise können wir uns unmöglich retten, unsere allseitige Ruhe nicht wieder herstellen; und wie sollte ich mich retten können, da ich unsicherlich die Schuld an allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie ist nur in Gefolg von dieser Veränderung bei uns eingetreten. Wir sind nicht mehr Herr über das was daraus entsprungen ist, aber wir sind Herr, es unschädlich zu machen, die Verhältnisse zu unserm Glücke zu leiten. Magst du die Augen von den schönen und freundlichen Aussichten abwenden, die sich uns eröffne, magst du mir, magst du uns Allen ein trauriges Entsagen gebieten, insofern du dir's möglich denkst, insofern es möglich wäre; ist denn nicht auch abkommen, wenn wir uns vornehmen in die alten Zustände zurückzuführen, manches Unfreundliche, Unbequeme, Verbrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entspränge? Würde der glückliche Zustand in dem du dich befindest, dir wohl Freude machen, wenn du gebindert wärst, mich zu besuchen, mit mir zu leben? Und nach dem was vorgegangen ist, würde es doch immer peinlich seyn. Charlotte und ich würden mit allem unserm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn du mit andern Menschen glauben magst, daß Jahre, daß Entfernung solche Empfindungen abstumpfen, so tief eingegrabene Züge auslöschen; so ist ja eben von diesen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren sondern in Freude und Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigste auszusprechen: wenn wir auch, unserm Außern und innern Zustande nach, das allenfalls abwarten könnten, was soll aus Ottilien werden, die unser Haus verlassen, in der Gesellschaft unserer Vorsorge entbehren und sich in der verruchten kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Male mir einen Zustand worin Ottilie, ohne mich, ohne uns, glücklich seyn könnte, dann sollst du ein Argument aufgesprochen haben, das stärker ist als jedes andre, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht erwehren kann, dennoch recht gern aufs neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will.

Diese Aufgabe war so leicht nicht zu lösen, wenigstens fiel dem Freunde hierauf keine dringliche Antwort ein, und es blieb ihm nichts übrig, als wiederholt einzuschärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen sey, und daß man wenigstens, wie es anzugreifen wäre, auf das ernstlichste zu bedenken habe. Eduard ließ sich's gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ihn der Freund nicht eher verlassen wolle, als bis sie hier die Sache völlig eingeleitet worden, und die ersten Schritte gethan seyen.

Dreizehntes Capitel.

Völlig fremde und sogar einander gleichgültige Menschen, wenn sie eine Zeit lang zusammen leben, lehren ihr Innres wechselseitig heraus, und es muß eine gewisse Vertraulichkeit entstehen. Um so mehr läßt sich erwarten, daß unsern beiden Freunden, in dem sie wieder neben einander wohnten, täglich und stündlich zusammen umgingen, gegenseitig nichts verborgen blieb. Sie wiederholten das Andenken ihrer frühern Zustände, und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduarden, als er von Reisen zurückgekommen, Ottilien zugedacht, daß sie ihm das schöne Kind in der Folge zu vermählen gemeint habe. Eduard die zur Verwirrung entzückt über diese Entdeckung, sprach ohne Rückhalt von der gegenseitigen Neigung Charlottens und des Majors, die er, weil es ihm gerade bequem und günstig war, mit lebhaften Farben ausmalte.

Ganz läugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingestehen; aber Eduard befestigte, bestimmte sich nur mehr. Er dachte sich alles nicht als möglich, sondern als schon geschehen. Alle Theile traueten nur in das zu wollen was sie wünschten; eine Scheidung war gewiß zu erlangen; eine baldige Verbindung sollte folgen, und Eduard wollte mit Ottilien reisen.

Unter allem was die Einbildungskraft sich angenehmes ausmalt, ist vielleicht nichts reizenderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten, ihr neues frisches Verhältniß in einer neuen frischen Welt zu genießen, und einen dauernden Bund an so viel wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestätigen hoffen. Der Major und Charlotte sollten unterdessen unbeschränkte Vollmacht haben, alles was sich auf Besitz, Vermögen und die irdischen wünschenswerthen Einrichtungen bezieht, dergestalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden seyn könnten. Worauf jedoch Eduard am allermeisten zu fußen, wovon er sich den größten Vortheil zu versprechen schien, war dieß: Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Thätigkeiten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.

Das alles war bei Eduarden so fertig geworden, daß er seinen Tag länger anstehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus besaß, wo er verweilen und die Rückkunft des Majors abwarten wollte. Doch konnte er sich nicht überwinden, daselbst sogleich anzulegen, und begleitete den Freund noch durch den Ort. Sie waren beide zu Pferde, und in dem bedeutenden Gespräch verweilt rollten sie zusammen weiter.

Auf einmal erblickten sie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, dessen rothe Ziegeln sie zum ersten Mal blinken sahen. Eduarden ergreift eine

unwiderſtehliche Schwindel; es ſtellt noch dieſen Abend alles abzuthun ſeyn. In einem ganz nahen Dorfe will er ſich verborgen halten; der Major ſoll die Sache Charlotten dringend vorſtellen, ihre Vorſicht überraſchen und durch den unerwarteten Antrag ſie in freier Eroffnung ihrer Gesinnung nothigen. Denn Eduard, der ſeine Wünſche auf ſie übergetragen hatte, glaubte nicht anders als daß er ihren entſchiedenen Wünſchen entgegen komme, und hoffte eine ſo ſchnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er ſah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit dieſer dem Lauernden ſchnell verſchwinde, wollten einige Kanonenſchläge losgebrannt werden, und wäre es Nacht geworden, einige Raketen ſteigen.

Der Major ritt nach dem Schloſſe zu. Er fand Charlotten nicht, ſondern erfuhr unterwegs, daß ſie gegenwärtig oben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Beſuch in der Nachbarſchaft abgelegt, von welchem ſie heute wahrſcheinlich nicht ſobald nach Hauſe komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er ſein Pferd geſtellt hatte.

Eduard indeſſen von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, ſchlich aus ſeinem Hinterhalte durch eine ſame Pfade, nur Jägern und Fiſchern bekannt, nach ſeinem Park, und fand ſie gegen Abend im Gebüſch in der Nachbarſchaft des Sees, deſſen Spiegel er zum erſten Mal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte dieſen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und ſah im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte ſie zu den Eichen bei der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeſchlafen; ſie ſetzte ſich, legte ihn neben ſich nieder und fuhr fort zu leſen. Das Buch war eins von denen die ein zartes Gemüth an ſich ziehen und nicht wieder los laſſen. Sie vergaß Zeit und Stunde, und dachte nicht, daß ſie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber ſie ſah verſunken in die Bach, in ſich ſelbſt, ſo liebenswürdig umgeben, daß die Bäume, die Sträuche einigs andre hätten denken, mit Augen begabt ſeyn ſollen, um ſie zu bewundern und ſich an ihr zu erfreuen. Und eben ſtel ein ſchönliches Streiflicht der ſinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt ſo weit vorzudringen, der ſeinen Park leer, die Gegend einſam fand, wagte ſich immer weiter. Endlich trieb er durch das Gebüſch bei den Eichen, er ſieht Ottilien, ſie ihn; er fliegt auf ſie zu und liegt zu ihren Füßen. Nach einer langen ſtummen Pauſe, in der ſich beide zu faſſen ſuchen, erklärt er ſie mit wenig Worten, warum und wie er hierher gekommen. Er habe den Major an Charlotten abgeſchickt, ihr gemeinſames Schickſal werde vielleicht in dieſem Augenblick entſchieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, ſie gewiß auch nie an der ſeinigen. Er bitte ſie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beſchwur ſie; er wollte ſeine alten Rechte geltend machen und ſie in ſeine Arme ſchließen; ſie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und ſtaunt. Großer Gott! ruft er aus: wenn ich Urſache hätte an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, ſo würde dieſe Geſtalt fürchterlich gegen ſie zeugen. Iſt dies nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie geſehen.

Nicht doch! verſetzte Ottilie: alle Welt ſagt, es gleiche mir. Wär' es möglich! verſetzte Eduard und in dem Augenblick ſchlug das Kind die Augen auf, zwei große, ſchwarze, durchdringende Augen. tief und feurig. Der Knabe ſah die Welt lieber ſo verſtändig an; er ſchien die beiden zu kennen. Sie vor ihm ſtanden. Eduard warf ſich bei dem Kinde nieder, er kniete zweimal vor Ottilien. Du biſt's! rief er aus: deine Augen ſind's. Ach! aber laß mich nur in die deinigen ſchauen. Laß mich einen Schleier werfen über jene unſelige Stunde, die dieſem Weſen das Daſeyn gab. Soll ich deine reine Seele mit dem ängſtlichſten Gedanken erſchrecken, daß Mann und Frau entfernter ſich einander ans Herz drücken und einen geheimen Bund durch lebhafte Wünſche erheitigen können: Oder ja, da wir einmal ſo weit ſind, da mein Verhältniß zu Charlotten getrennt werden muß, da du die Meinige ſeyn wirſt, warum ſoll ich es nicht ſagen! Warum ſoll ich das harte Wort nicht ausſprechen: dies Kind iſt auf einem doppelten Ehebruch erzeugt: es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden ſollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen dieſe herrlichen Augen den deinigen ſagen, daß ich in den Armen einer andern dir gedörte; möchſt du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich deinen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann!

Herr! rief er aus, indem er aufſprang und einen Baum zu hören glaubte, als das Fenſter bei der Mauer geöffnet ſtand. Es war ein Jäger, der in benachbarten Gehrn geſchoſſen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war unerſchüttert.

Nun erſt ſah Ottilie, daß die Sonne ſich hinter die Berge geſenkt hatte. Noch zuletzt glänzte ſie von den Fenſtern des obern Gebäudes zurück. Unſere Lieb, Eduard! rief Ottilie. So lange haben wir entbehrt, ſo lange gelitten. Vollends war unſere Charlotten Quelle ſind. Sie muß unſer Schickſal entſcheiden, ſie muß dir nicht verweigern. Ja bin die Deine, wenn ſie es verſtattet; wo nicht, ſo muß ich dir entſagen. Du bis die Entſcheidung ſo nah ſtandſt, ſo laß uns erwarten. Gehe zu dem Dorf zurück, wo der Major dich erwartet. Wie manches kann vorkommen, das eine Erklärung erfordert. Iſt es wahrſcheinlich, daß ein roher Knecht verſtehen wird den Ernſt ſeiner Unternehmungen verſtünde! Vielleicht ſucht er dich auf in dieſem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich; er kann ihr entgegen gegangen ſeyn, denn man wußte wo ſie hin war. Wie leicht kann dich mißlich! Laß mich! Jetzt muß ſie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben.

Ottilie ſprach in Haſt. Sie rief ihr alle Möglichkeiten zuſammen. Sie war glücklich in Eduards Nähe und fühlte, daß ſie ihm ganz entſagen müßte. In bitte, ich beſchwöre dich, Geliebter, rief ſie aus: kehre zurück und erwarte den Major. In gehorche deinen Befehlen, rief Eduard, indem er ſie ernſt leidenſchaftlich anfaßte und ſie dann voll in ſeine Arme ſchloß. Sie umfaßten ihn mit den ihrigen und drückte ihn auf das Herzlichſte an ihre Bruſt. Die Hoffnung ſtand wie ein Stern, der vom Himmel ſagt, über ihre Häupter da. Sie wandten, ſie ſtanden einander umarmend, ſie verweilten zum erſten Mal entſchieden, reine Küſſe und trennten ſich gewaltſam und ſchmerzlich.

Die Sonne war untergegangen und es dämmerte ſchon und Ottilie ſuchte um den See. Ottilie kann verwirrt und bewegt; ſie ſah nach dem Berabhange hinüber und glaubte Charlottens weißes Kleid auf

dem Alten zu sehen. Der Umweg war groß am See hin; sie kannte Charlottens unaustilgbares Vorurteil gegen das Kind. Die Platanen sieht sie gegen sich über, nur ein Wasserraum trennt sie von dem Pfade, der zunächst zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken ist sie schon drüben wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde sich aufs Wasser zu wagen, verschwindet in diesem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, sie rührt ihn an, sie will ihn ins Wasser stoßen, da reißt sie ihr Herz zurück, daß ihre Füße schwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohen.

Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wird betrübt den Steg, der Kahn schwankt und arbeitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entrückert ihr, nach der einen Seite und wie sie sich erhalten will, Kind und Buch, nach der andern, alles ins Wasser. Sie ergreift noch das Kindes Gewand; aber ihre unbesonnene Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwenden, sich aufzurichten; endlich gelingt's, sie zieht das Kind auf dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu atmen.

In dem Augenblicke kehrte ihre ganze Besonnenheit zurück, aber nun desto größer ist ihr Schmerz. Der Kahn treibt fast in der Mitte des Sees, das Ruder schwimmt fern, sie erblickt niemanden am Ufer und auch was hätte es ihr geholfen, jemanden zu sehen! Von allem abgesondert, schwebt sie auf dem trennenden umspülenden Elemente.

Sie sucht Hülfe bei sich selbst. So oft hatte sie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte sie es erlebt. Sie entkleidet das Kind, und trocknet's mit ihrem Mutterschleppkleid. Sie reibt ihren Busen auf und zeigt ihm zum ersten Mal dem freien Himmel; zum ersten Mal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach! und sein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkältenten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Thränen entquollen ihren Augen und erbeuten der Oberfläche des Erstarrten einen Schein von Wärme und Leben. Sie sieht nicht nach, sie überhäuft es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hülfsmittel zu ersetzen, die sie in dieser Augenblendheit verfaßt sind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht bölelos. Sie wendet sich nach oben, kniend sinkt sie in dem Kahne nieder und beut das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre unschuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit zerknirschtem Blick sieht sie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Zähe zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Nach wendet sie sich nicht verachtend zu den Sternen, die schon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Capitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, sie ruft den Chirurgus hervor, sie übergiebt ihm das Kind. Der auf alles gefaßte Mann behandelt den partes Leichnam stufenweise nach gewohnter Art. Ottilie steht ihm in allem bei; sie schafft, sie bringt, sie sorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd; denn das höchste Unglück wie das höchste Glück verändert die Ansicht aller Gegenstände; und nur, als nach allen durchgesetzten Versuchen der wackere Mann den Kopf schüttelt, auf ihre bedrängnißvollen Fragen erst schweigend, dann mit einem leisen Nein antwortet, verläßt sie das Schlafzimmer Charlottens, worein dieß alles gebracht, und kaum hat sie das Wohnzimmer betreten, so fällt sie, ohne den Sopha erreichen zu können, erschöpft auf Ansicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotten vorfahren. Der Chirurg bittet die Umstehenden dringend zurück zu bleiben, er will ihr entgegen, sie vorbereiten; aber schon betritt sie ihr Zimmer. Sie findet Ottilien an der Erde, und ein Mädchen des Hauses führt ihr mit Geschrei und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein und sie erfährt alles auf einmal. Wie sollte sie aber jede Hoffnung mit einmal aufgeben! Der erfahrne, kunstreiche, sinnige Mann bittet sie nur das Kind nicht zu sehen; er entfernt sich, sie mit neuen Anstalten zu täuschen. Sie hat sich auf ihren Sopha gesetzt. Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundin Knie herangeboben, über die ihr schönes Haupt hingesenkt ist. Der ärztliche Freund geht an und um sie; er scheint sich um das Kind zu bemühen, er beugt sich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbei, die Todesstille wird immer tiefer. Charlotte vernimmt sich's nicht mehr, das das Kind nie wieder ins Leben zurückkehren; sie verlangt es zu sehen. Man hat es in warme wollne Tücher reinlich eingehüllt, in einem Korb gelegt, den man neben sie auf den Sopha setzt; nur das Gesichtchen ist frei; ruhig und süß liegt es da.

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden und die Kunde drang bis nach dem Gasthof erschollen. Der Maler hatte sich die bekannten Wege hinaufbegeben; er ging um das Haus herum, und indem er einen Bedienten anbrieb, der in dem Nebengebäude etwas zu holen lief, verschaffte er sich nähere Nachricht und ließ den Chirurgen herauskufen. Dieser kam, erstaunt über die Erscheinung seines alten Gönners, berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotten auf seinen Anteil vorzubereiten. Er ging hinein, kam ein abgesondertes Gespräch an und führte die Einbildungskraft von einem Gegenstand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotten vorgegenwärtigte, seine gerechte Teilnahme, dessen Nähe dem Große, der Gesinnung nach, die er denn bald in eine wirkliche übergehen sieh. Genug er erfuhr, der Freund stehe vor der Thür, er wisse alles und wünsche eingelassen zu werden.

Der Maler trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem schmerzlichen Lächeln. Er stand vor ihr. Sie hat die grünseidne Decke auf die den Leichnam verbarg, und bei dem dunklen Schein einer Kerze erblickte er, nicht ohne schreckes Grausen, sein erstarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und so saßen sie gegen einander über, schweigend. Die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knien Charlottens; sie athmete sanft, sie schlief, oder sie sahen zu schlafen.

Der Morgen dämmerte, das Licht verlosch, beide Freunde schienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte bückte den Major an und sagte

gesagt: erklären Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hieher, um Theil an dieser Trauerscene zu nehmen?

Es ist hier, antwortete der Major ganz leise wie sie gefragt hatte, — als wenn sie Ottilien nicht aufwecken wollten — es ist hier weder Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und sachte heran zu treten. Der Fall, in dem ich Sie finde, ist so ungeheuer, daß das Bedeutende selbst weshalb ich komme, dagegen seinen Werth verliert.

Er gestand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck seiner Sendung, in so fern Eduard ihn abgeschickt hatte; den Zweck seines Kommens, in so fern sein freier Wille, sein eigenes Interesse dabei war. Er trug beides sehr gut, doch aufrichtig vor; Charlotte hörte gelassen zu, und schien weder darüber zu stammen, noch unwillig zu seyn.

Als der Major geendigt hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiser Stimme, so daß er genöthigt war seinen Stuhl heranzurücken: In einem Falle wie dieser ist, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer gesagt: wie wird es morgen seyn? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von mehreren jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe ist bei mir außer Zweifel und bald ausgesprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hatte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind gefährdet. Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Verderben, daß Vermuthen und Ungewiß, Pflicht und alles Heiligste sich ihm in den Weg stellen: es soll etwas geschehen was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so arrelt es zuletzt durch, wie wollen und gewarten wie wir wollen.

Doch was sag' ich! Eigentlich will das Schicksal meinen eigenen Wunsch, meinen eigenen Vorsatz, gegen die ich unbedachtsam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Lange ich nicht selbst Ottilien und Eduarden wie als das schicklichste Paar zusammengebracht? Hatte ich nicht selbst beide eine andere zu nähern gesucht? Waren Sie nicht selbst mein Freund, Mitwisser dieses Plans? Und warum sollte ich den Eigensinn eines Mannes mehr vor wahrer Liebe unterscheiden? Warum nahm ich seine Hand an da ich als Freundin ihm und einer andern Gattin glücklich gemacht hätte? Und betrachten Sie nun diese unglückliche Stillumwende: Ich zittere vor dem Augenblicke, wenn sie aus ihrem halben Todtenschlafe zum Bewußtseyn erwacht. Wie soll sie leben, wie soll sie sich trösten, wenn sie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduarden das zu ersetzen, was sie ihm als Verlobung des wunderbarsten Zufalls entrissen hat? Und sie kann ihm alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenschaft mit der sie ihn liebt. Vermag die Liebe alles zu heilen, so vermag sie noch weniger alles zu ersetzen. An mich darf in diesem Augenblick nicht gedacht werden.

Entfernen Sie sich in der Stille, lieber Major. Sagen Sie Eduarden, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittlern die ganze Sache einzuleiten überlasse; daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne gut kann. Ich will jedes Papier unterschreiben, das man mir bringt; aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich berathe, daß ich berathe.

Der Major stand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilien weg. Er erfaßte seine Finger auf diese liebe Hand. Und für mich, was darf ich hoffen? lispelte er leise.

Lassen Sie mich Ihnen die Antwort schuldig bleiben, versetzte Charlotte. Wir haben nicht verschuldet unglücklich zu werden; aber auch nicht verdient zusammen glücklich zu seyn.

Der Major entfernte sich. Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nöthig zu ihrem allseitigen Glück. Er dachte sich Ottilien mit einem eigenen Kind auf dem Arm, als den vollkommensten Trost für das, was sie Eduarden gewandt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerem Recht sein Ebenbild trüge, als der abgeschiedene.

So schmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gasthofe Eduarden fand, der die ganze Nacht im Freien dem Major erwartet hatte. Da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück und auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß am seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. Gar leicht ließ er sich bei der Kunde den Major bewegen, der ihm sämmtlich den Entschluß seiner Gattin verkündete, wieder nach seinem Dorfe, und seinem nahe der kleinen Stadt zurückzukehren, wo sie das Nächste überlegen und einleiten wollten.

Charlotte sah, nachdem der Major sie verlassen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen versenkt; denn sogleich richtete Ottilie sich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erst erbot sie sich von dem Schooße, dann von der Erde und stand vor Charlotten.

Zum zweiten Mal — so begann das herrliche Kind mit einem unbeschreiblichen anmuthigen Ernst — zum zweiten Mal widerstand mir Ludwigen. Du sahest mir auch; es begann bei Menschen in deinem Leben oft Schwindel auf irdische Weise, und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich hatte nun die Bemerkung wahr, und bin gekommen sie zu Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Sinnen mal an das verlebt, so sahest auf dem Zimmer wo jetzt, mein Freund lag auf seinen Knien, ich schief nicht, ich wachte nicht; ich phantasierte. Ich vernahm alles was um mich vorging, besonders alle Reden sehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht antworten. Das ist meiner Seele mich verwirrt schien. Damals sprachst du mit einer Freundin über mich; du erwartetest mein Erwachen, als eine arme Maise in der Welt verlassen zu seyn; du schilderteest meine unbeholfene Lage und wie möglich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besonderer Glücksstern über mir walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten bestimmte Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, so der Fall da da mich herrlich, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmst, und auch noch eine Zeit hernach.

Aber ich bin auf meinem Pfade geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen. Ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem

ſchrecklichen Ereigniß klärſt du mich wieder über meinen Zuſtand auf, der jammervoller iſt als der erſte. Auf deinem Sopha ruhend, bald erſtarrt, wie aus einer fremden Welt vernehm' ich abermals deine leiſe Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir ſelbſt ausſieht; ich ſchaudere über mich ſelbſt; aber wir damals habe ich auch dießmal in meinem halben Todtenſchlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ja du entſchloſſen, wie ich's war, und wozu ich entſchloſſen bin, wußt du gleich erfahren. Eduard wird' ich nie! Auf eine ſchreckliche Weiſe hat Gott mir die Augen aufgethan, in welchem Verhältniß ich befangen bin. Ich will es büßen; und niemand gebrauche mich von meinem Vorſatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beſte, nimm deine Maßregeln. Laß den Major zurückkommen; ſtöre ihn, daß keine Schritte geſchehen. Wie ängſtlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, ausſchreien: du ſollteſt ihn nicht mit ſo frevelhaften Hoffnungen entlaſſen.

Charlotte ſah Ottiliens Zuſtand, ſie empfand ihn; aber ſie hoffte durch Zeit und Vorſtellungen etwas über ſie zu gewinnen. Doch als ſie einige Worte ausſprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: Nein! rief Ottilie mit Erbebung: ſucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre: du habeſt in die Scheidung gewilligt, bläſe ich in demſelbigen See mein Vergehen, mein Verbrechen.

Fünfzehntes Capitel.

Wenn ſich in einem glücklichen friedlichen Zuſammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenoſſen, mehr als nöthig und billig iſt, von dem unterhalten was geſchieht oder geſchehen ſoll; wenn ſie ſich einander ihre Vorſätze, Unternehmungen, Beſchäftigungen wiederholt mittheilen, und ohne gerade wechſelſeitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichſam rathſchlagend behandeln: ſo findet man dagegen, in wichtigen Momenten, eben da wo es ſammen ſollte, der Menſch verkehrte fremden Beiſtandes, fremder Beſtätigung am allermeiſten, daß ſich die einzelnen auf ſich ſelbſt zurückziehen, jedes für ſich zu handeln, jedes auf ſeine Weiſe zu wirken ſtrebt, und indem man ſich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erſt der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach ſo viel wunderreichen und unglücklichen Ereigniſſen war denn auch ein gewiſſer ſtiller Ernſt über die Freundinnen gekommen, der ſich in einer ſiebenwöchentlichen Stockung äußerte. Ganz in der Stille hatte Charlotte das Kind nach der Capelle geſendet. Es ruhte dort als das erſte Opfer eines ahnungsvollen Verhängniſſes.

Charlotte kehrte ſich, ſo viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand ſie Ottilien zuerſt, die ihres Beiſtandes bedurfte. Sie beſchäftigte ſich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu laſſen. Sie wußte wie ſehr das himmliſche Kind Eduarden liebte; ſie hatte nach und nach die Scene die dem Unfalle vorher gegangen war, herausgefordert, und jeden Umſtand, theils von Ottilien ſelbſt, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten ſehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja geſprächig, aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte ſtets aufgemerkt, ſtets beobachtet, ſo wußte viel; das kam jetzt alles zum Vorſchein. Sie unterhielt, ſie zerſtreute Charlotten, die noch immer die ſtille Hoffnung nährte, ein ihr ſo werthes Paar verbunden zu ſehen.

Allein bei Ottilien ging es anders zuſammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundin entdeckt; ſie war von ihrer früheren Einſchränkung, von ihrer Dumpfheit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entſchluß fühlte ſie ſich auf befreit von der Laſt jenes Vergehens, jenes Mißgriffes. Sie betrachtete ferner Gewalt mehr über ſich ſelbſt; ſie hatte ſich in der Taufe ihres Herrens nur unter der Bedingung bei völligen Entſagens verziehen, und dieſe Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie ſehr Haus und Park, Seen, Felſen- und Baumgruppen, nur traurige Empfindungen täglich in ihnen beiden erneuerten. Daß man den Ort verändern müßte, war allzu deutlich; wie es geſchehen ſollte, nicht ſo leicht zu entſcheiden.

Sollten die beiden Frauen zuſammenbleiben? Eduards früherer Wille ſchien es zu gebieten, ſeine Erklärung, ſeine Drohung es nöthig zu machen; allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen, mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anſtrengung, ſich in einer peinlichen Lage neben einander befanden. Ihre Unterhaltungen waren vermieden. Manchmal mochte man gern etwas nur bald verſtehen, bitters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verſtand wenigſtens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete ſich zu verletzen, und gerade die Furcht war am erſten verletzbar und verletzte am erſten.

Wollte man den Ort verändern und ſich zugleich, wenigſtens auf einige Zeit, von einander trennen; ſo trat die alte Frage wieder hervor: wo ſich Ottilie hinbegeben ſolle? Jenes große reiche Haus hatte vorgeſtellte Verſuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtochter unterhaltende und wetteifernde Geſpielinnen zu verſchaffen. Schon bei der letzten Anweſenheit der Baroneſſe, und neuerlich durch Briefe, war Charlotte aufgefordert worden, Ottilien derſelben zu ſenden; jetzt brachte ſie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich dahin zu gehen, wo ſie daſſelbige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

Laſſen Sie mich, liebe Tante, ſagte ſie, damit ich nicht eingeſchränkt und eigenſinnig erſcheine, daſſelbige ausſprechen was zu verſchweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht wäre. Ein ſeltſam unglücklicher Menſch, und wenn er auch ſämmtliches wäre, iſt auf eine fürchterliche Weiſe gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in allen die ihn ſehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entſetzen. Jeder will das Ungeheure ihm anſehen was ihm anferlegt ward; jeder iſt neugierig und ängſtlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine unerhörte That geſchehen, jedem furchtbar der ſie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht ſo hell, und die Sterne ſcheinen ihren Glanz zu verlieren.

Wie groß, und doch vielleicht zu entſchuldigen, iſt gegen ſolche Unglückliche die Indiscretion der Menſchen, ihre alberne Zudringlichkeit und

unaufrichtige Gutmüthigkeit. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo rede; aber ich habe unglücklich mit jenem armen Mädchen gelitten, als ich Luciane und den verbrannten Zimmern des Hauſes herumzog, ſich freundlich mit ihm beſchäftigte, es in der beſten Abſicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bange und immer bänger zaudernd ſteh und in Ohnmacht ſank, ich es in meine Arme nahm, die Geſellſchaft erſchreckt aufſprang und jeder erſt recht neugierig auf die Unglücksfälle ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schickſal bevorſtehe; aber mein Mitgefühl, ſo wahr und lebhaft, iſt noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich ſelbſt wenden und mich bitten, daß ich nicht zu öfnmaligen Auftritten Anlaß gebe.

Du wirſt aber, liebes Kind, verſetzte Charlotte, dem Anblick der Menſchen dich nirgends entziehen können. Klöſter haben wir nicht, in denen ſonſt eine Freiſtatt für ſolche Gefühle zu finden war.

Die Einſamkeit macht nicht die Freiſtatt, liebe Tante, verſetzte Ottilie. Die ſchätzenswertheſte Freiſtatt iſt da zu ſuchen, wo wir thätig ſeyn können. Alle Bildungen, alle Entdeckungen ſind keineswegs geeignet und einem abmunkelnden Gefühle zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entſchieden iſt. Nur, wenn ich im mühſamen Zuſtande der Welt zur Scham dienen ſoll, dann iſt ſie mir widerwärtig und unerträglich. Kinder man auch aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, kann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu ſcheuen brauche.

Du müßte mich ſehr irren, verſetzte Charlotte, wenn deine Neigung dich nicht zur Penſion zurückjagte.

Ja, verſetzte Ottilie, ich leugne es nicht: ich denke es mir als eine glückliche Beſtimmung. Andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem ſonderbarſten erzogen worden. Und leben wir nicht in der Geſchichte, das Menſchen, die wegen großer ſittlicher Unfälle ſich in die Wüſten zurückzogen, dort keineswegs, wie ſie hofften, verdarben und abſtarb waren. Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den beſten Weg zu führen; und wer konnte es beſſer als die in den Irrgängen des Lebens ſchon Irrenden leiten! Sie wurden berufen den Unglücklichen beizuſtehen, und wer vermochte dies eher als die, denen ſein eigenes Unglück mehr bekannt konnte.

Du wirſt eine ſonderbare Beſtimmung, verſetzte Charlotte. Ich will der nicht widerſprechen; es mag ſeyn, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie ſehr danke ich Ihnen, ſagte Ottilie, daß Sie mir dieſen Verſuch, dieſe Erfahrung gönnen wollen. Schmeichle ich mir nicht zu ſehr, ſo ſoll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgeſtanden, und wie klein, wie nichtig ſie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verſammelten der jungen Anſtaltsleute betrachten, bei ihren kindiſchen Scherzen lächeln und ſie mit leiſer Hand aus allen kleinen Verirrungen herumſtören. Der Glückliche iſt nicht der eigentl Glücklichen vorzuleben: es liegt in der menſchlichen Natur, immer mehr von ſich und vom andern zu fordern je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche der ſich erhebt, weiß ſich und andre das Geſetzt zu nähren, das auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genießen werden ſoll.

Laß mich gegen deinen Vorſatz, ſagte Charlotte zaudernd nach einigem Bedenken, noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigſte ſcheint. Es iſt nicht von dir, es iſt von einem Dritten die Rede. Die Geſinnungen des guten vermöchten frommen Gefühlen ſind dir bekannt; auf dem Wege den du gehſt, wirſt du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher ſeyn. Da er ſchon jetzt, ſeinem Gefühl nach, nicht gern ohne dich leben mag, ſo wird er auch künftig, wenn er einmal deine Mitwirkung gewohnt iſt, ohne dich ſein Geſchäft nicht mehr verwalten können. Du wirſt ihm anfangs darum bleiben, um es ihm hernach zu verleiden.

Das Geſchäft iſt nicht ſanft mit mir verfahren, verſetzte Ottilie; und wer mag ſicher, daß es nicht viel Beſſeres zu erwarten. So gut und verſtändig als der Freund iſt, eben ſo, boſe ich, wird ſich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältniſſes zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Perſon erblicken, die nur dadurch ein unbedeutendes Uebel für ſich und andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn ſie ſich dem Heiligen widmet, das uns unſichtbar umgebend allein gegen die angedeuteten zudringenden Mächte beſchirmen kann.

Charlotte nahm alles was das liebe Kind ſo bereits geäußert, zur ſtillen Ueberlegung. Sie hatte verſtändlich, obgleich auf das leiſeſte, angedeutet, es möchte eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar ſey; aber auch nur die leiſeſte Erwähnung, die mindeſte Hoffnung, der kleinſte Verdacht ſchien Ottilien aufs tiefſte zu rühren; ja ſie ſprach ſich deutlich aus, daß ſie es nicht umgehen könnte. Hierüber ganz deutlich aus.

Wenn dem Entſchluß, entgegnete ihr Charlotte, Eduarden zu entlaſſen, ſo feſt und unveränderlich iſt, ſo bitte dich nur vor der Gefahr des Wiederſehens. In der Entfernung von dem geliebten Gegenſtande ſcheinen wir, ſo lebhafter unſere Neigung iſt, beide mehr Herr von uns ſelbſt zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenſchaft, wie ſie ſich nach außen entfernte, nach innen wenden, aber wie bald, wie gefährlich ſind wir nach dieſem Irrthum verſetzen, wenn daſſenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unſern Augen ſteht. Thue jetzt was du deinen Zuſtänden am gemäſſeſten hältſt: prüfe dich zu verändre lieber deinen gegenwärtigen Entſchluß, aber auf dir ſelbſt, aus freiem wollendem Herzen. Laß dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraſchung, in die vorigen Verhältniſſe wieder hineinziehen; kann nicht es erſt einen Zwieſpalt im Gemüth der unentſchloſſen iſt. Wie geſagt, ehe du dieſen Schritt thuſt, ehe du dich von mir entfernſt und ein neues Leben anfängſt, laß dich wohl weiß auf welche Weiſe leiden; ſo bedenke noch einmal, ob du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entlaſſen kannſt. Haſt du dich aber hierüber beſtimmt; ſo ſchließen wir einen Bund, daß du dich mit ihm nicht einlaſſen willſt, ſelbſt nicht in eine Unterredung, wenn er dich aufſuchen, wenn er ſich zu dir drängen ſollte. Ottilie bekannt ſich nicht einem Augenblick, ſie gab Charlotten das Wort, daß ſie ſich ihnen ſelbſt geraten hatte.

Nun aber bewegte Charlotten immer noch jene Drohung Eduards vor der Seele, daß er Ottilien nur ſo lange entlaſſen könne, als ſie ſich vom Charlotten nicht trennte. Da hatten ſich zwar die Zeit die Umſtände ſo verändert, es war ſo mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereigniſſe für

aufgehoben zu achten war; dennoch wollte ſie auch im entfernteſten Sinne weder etwas wagen, noch etwas vornehmen das ihn verletzen könnte, und ſo ſollte Mittler in dieſem Falle Eduards Geſinnungen erforſchen.

Mittler hatte ſeit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, beſucht. Dieſer Umſtand, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchſt unwahrſcheinlich machte, wurde gewaltſam auf ihn; aber immer nach ſeiner Einrichtsweiſe hoffend und ſtrebend, ermite er ſich nun im Stillen über den Entſchluß Ottiliens. Er vertraute der lindernden vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beiden Gatten zuſammenzuhalten und ſah dieſe leidenſchaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erſter Erklärung ſchriftlich unterrichtet, ihn auf das unſtändigſte gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß ferne weiteren Schritte geſchähen, daß man ſich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gerücht des ſchönen Kindes ſich wieder verliere. Man wog den ſpätern Erzeugniſſen und Geſinnungen hatte ſie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittlern die ſchwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zuſtandes Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohlwiſſend, daß man das Geſchehene ſich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geſchehendes einwilligt, überredete Charlotten: es ſey das beſte, Ottilien gleich nach der Penſion zu ſchicken.

Deßhalb wurden, ſobald er weg war, Anſtalten zur Reiſe gemacht. Ottilie packte zuſammen, aber Charlotte ſah wohl, daß ſie weder das ſchöne Käſtchen, noch irgend etwas daraus mitzunehmen ſich anſchickte. Die Freunden ſchwieg und ließ das ſchweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreiſe kam herbei; Charlottens Wagen ſollte Ottilien den erſten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweiten bis in die Penſion bringen; Nanny ſollte ſie begleiten und ihre Dienerin bleiben. Das leidenſchaftliche Mädchen hatte ſich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden und hing nun an ihr wie ſonſt durch Natur und Neigung; ja ſie ſchien durch unterhaltende Redſeligkeit, das bisher Verſäumte wieder nachzuholen und ſich ihrer geliebten Herrin völlig widmen zu wollen. Ganz außer ſich war ſie nun über das Glück mitzureiſen, fremde Gegenden zu ſehen, da ſie noch niemals außer ihrem Geburtsort geweſen, und nannte nun Schloß und Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abſchied zu nehmen. Unglücklicherweiſe traf ſie das bei in die Zimmer der Maſerkranken und empfand ſogleich die Folgen der Anſteckung. Man wollte die Reiſe nicht aufſchieben; Ottilie drang ſelbſt darauf: ſie hatte den Weg ſchon gemacht, ſie kannte die Wirthsleute bei denen ſie einkehren ſollte, der Kutſcher vom Schloſſe führte ſie; es war nichts zu beſorgen.

Charlotte widerſetzte ſich nicht; auch ſie eilte ſchon in Gedanken aus dieſen Umgebungen weg, nur wollte ſie noch die Zimmer die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade ſo wie ſie vor der Ankunft des Hauptmanns geweſen. Die Hoffnung ein altes Glück wiederherzuſtellen flammt immer einmal wieder in dem Menſchen auf, und Charlotte war zu ſolchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

Sechzehntes Capitel.

Als Mittler gekommen war, ſich mit Eduarden über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand geſtützt, den Arm auf den Tiſch geſtemmt. Er ſchien ſehr zu leiden. Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder? fragte Mittler. Es klagt mich, verſetzte jener; und doch kann ich es nicht haſſen: denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch ſie jetzt, denk' ich, auf ihrem linken Arm geſtützt, und leidet wohl mehr als ich. Und warum ſoll ich es nicht tragen, wie ſie? Dieſe Schmerzen ſind mir beiſam, ſind mir, ich kann beinah ſagen, wünſchenswerth: denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter ſchwebt mir das Bild ihrer Geſtalt, von allen ihren übrigen Umrißen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenſchaften, die nöthig ſind um es zu ertragen.

Als Mittler den Freund in dieſem Grade exaltirt fand, hielt er mit ſeinen Anbringen nicht zurück, daß er jedoch ſtufenweiſe, wie der Gedanke bei den Frauen entſprungen, wie er nach und nach zum Vorſatz gereift war, bitterlich verirrte. Eduard äußerte ſich kaum bezogen. Aus dem Wenigen was er ſagte, ſchien hervorzugehen, daß er jenen alles überlaſſe; ſein gegenwärtiger Schmerz ſchien ihn gegen alles gleichgültig gemacht zu haben.

Kaum aber war er allein, ſo ſtand er auf und ging in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte ſeinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer ſich beſchäftigt. Schon unter Mittlers Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden ſich lebhaft ergangen. Er ſah Ottilien, allein oder ſo gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem geworbenen Wirthshauſe, deſſen Zimmer er ſo oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er wünſchte, er wollte nur. Er mußte ſie ſehn, ſie ſprechen. Wozu, warum, was daraus entſtehen ſollte? davon konnte die Rede nicht ſeyn. Er widerſtand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward ins Vertrauen gezogen, und erforſchte ſogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reiſen würde. Der Morgen brach an; Eduard ſäumte nicht, unbegleitet ſich zu Pferde dahin zu machen, wo Ottilie übernachten ſollte. Er kam nur allzuzeitig dort an; die überraſchte Wirthin empfing ihn mit Freuden; ſie war ihm ein großes Familienglück ſchuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat ſich ſehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verſchafft, indem er deſſen That, wobei er allein gegenwärtig geweſen, herausbrach, mit Eifer bis vor den Fürſtlichen Thron trug. Die Hinderniſſe einiger Mißverſtändniſſe überwand. Sie wußte nicht, was ſie ihm alles zu Liebe thun ſollte. Sie räumte ſchnell in ihrer Purpſtube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, unbarmherzig zuſammen; allein er ſtändigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier bereinziehen ſollte, und ließ für ſich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthin erſchien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr anzuſehen, ihrem Gönner, der ſich dabei ſehr intereſſirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweiſen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer ringsumher, in dem er ſie ſehen ſollte; es ſchien ihm in ſeiner ganzen häuslichen Seltſamkeit ein himmliſcher Aufenthalt. Was dachte er ſich nicht alles aus, er er Ottilien überraſchen, er er

ſie vorbereiten ſollte! Endlich gewann die letztere Meinung Oberhand; er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Dieß Blatt ſollte ſie empfangen.

Eduard an Ottilien.

Indem du dieſen Brief lieſeſt, Geliebteſte, biſt du in deiner Nähe. Du mußt nicht erſchrecken, dich nicht entfernen; du haſt von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu dir drängen. Du ſollſt mich nicht eher als du es erlaubſt.

Bedenke vorher deine Lage, die meinige. Wie ſehr danke ich dir, daß du keinen entſcheidenden Schritt zu thun vorhaſt; aber bedeutend genug iſt er, ihn thun nicht: Hier, auf einer Art von Scheidewege, überlege nochmals: kannſt du mein ſeyn, willſt du mein ſeyn? O du ergetzeſt und allen eine große Wohlthat und mir eine überſchwängliche.

Laß mich dich wiederſehen, dich mit Freuden wiederſehen. Laß mich die ſüße Frage mündlich thun, und beantworte ſie mir mit deinem ſchönen Selbſt. An meine Bruſt, Ottilie! wieder, wo du mancheinal geruht haſt und wo du immer hingehört: —

Indem er ſchrieb, ergriff ihn das Gefühl, ſein Höchſterſehntes nahe ſich, es werde nun gleich gegenwärtig ſeyn. Zu dieſer Thüre wird ſie hereine treten, dieſen Brief wird ſie leſen, wirklich wird ſie wie ſonſt vor mir daſtehen, deren Erſcheinung ich mir ſo oft herbeiſehnte. Wird ſie noch dieſelbe ſeyn? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Geſinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte ſchreiben wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder ſetzte er noch hinzu: Ich höre dich kommen. Auf einen Augenblick lab wohl!

Er faltete den Brief, überſchrieb ihn; zum Siegeln war es zu ſpät. Er ſprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Saal zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petſchaft noch auf dem Tiſche gelaſſen. Sie ſollte dieſe nicht zuerſt ſehen; er ſprang zurück und hatte ſie glücklich weg. Vom Vorſaal her vernahm er ſchon die Wirthin, die auf das Zimmer losging, um es dem Gaſt anzuweiſen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber ſie war zugefahren. Den Schlüſſel hatte er beim Hineinſprengen herunter geworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeſchnappt und er ſtund gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; ſie gab nicht nach. O wie hätte er gewünſcht als ein Geiſt durch die Spalten zu ſchlüpfen! Vergebens! Er verbarg ſein Geſicht an den Thürpfoſten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als ſie ihn erblickte zurück. Auch Ottilien fonnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete ſich gegen ſie, und ſie ſtanden die Liebenden abermals auf die ſeltſamſte Weiſe gegen einander. Sie ſah ihn ruhig und ernſthaft an, ohne vor oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, ſich ihr zu nähern, trat ſie einige Schritte zurück bis an den Tiſch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie, rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen: Sind wir nur Schatten, die einander gegenüber ſtehen? Aber vor allen Dingen höre: es iſt Zufall, daß du mich gleich jetzt hier findeſt. Neben der ſteht ein Brief, der dir vorgeleſen ſollte. Lieb, ich bitte dich, lies ihn! und dann beſchließe was du kannſt.

Sie blickte heraus auf den Brief und nach einigem Beſinnen nahm ſie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern hatte ſie ihn geleſen und ſo legte ſie ihn leiſe weg; dann drückte ſie die Augen, in die Hand gedrückten Hände zuſammen, führte ſie gegen die Bruſt, indem ſie ſich nur wenig vorwärts neigte, und ſah den dringend Verderbten mit einem ſolchen Blick an, daß er von allem abzuſtehen genöthigt war, was er verlangen oder wünſchen mochte. Dieſe Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es ſah völlig aus, als würde ſie in die Knie ſinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelnd zur Thür hinaus und ſchickte die Wirthin zu der Einſamen.

Er ging auf dem Vorſaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es ſtille. Endlich trat die Wirthin heraus und zog den Schlüſſel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, ſie wußte nicht was ſie thun ſollte. Zuletzt im Weggehen bot ſie den Schlüſſel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht ſtehen und entfernte ſich.

Eduard im tiefſten Kummer warf ſich auf Ottiliens Schwelle, die er mit ſeinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in ſolcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an, der Kutſcher trieb, die Wirthin ſchloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeſchlafen, ſie ging zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch dieſen Anblick vermochte Eduard nicht aufzuhalten. Die Wirthin wagte nicht das ruhige Kind zu wecken, ſie ſetzte ſich gegenüber. Endlich ſchlug Ottilie die ſchönen Augen auf und richtete ſich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühſtück ab, und nun tritt Eduard vor ſie. Er bittet ſie inſtändig nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären; er wolle allen ihren Willen, ſchwöre er; aber ſie ſchweigt. Niedergeſchlagenen Augen, ihr Haupt zu einem ſanften Nein. Er fragt, ob ſie nach der Penſion wolle? Gleichgültig verneint ſie das. Aber als er fragt, ob er ſie zu Charlotten zurückkehren dürfe? bejaht ſie's mit einem getroſten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenſter dem Kutſcher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg iſt ſie, wie der Blitz zur Stube hinaus, die Treppe hinab in dem Wagen. Der Kutſcher nimmt den Weg nach dem Schloſſe zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebzehntes Capitel.

Wie blaß überraſcht war Charlotte als ſie Ottilien vorfahren und Eduarden zu Pferde folgen in den Schloßhof hereinſprengen ſah. Sie eilte ihr zur Thürentreppe: Ottilie trat aus und umfaßt ſich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt ſie die Hände beider Ehegatten, drückt ſie zuſammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft ſich Charlotten um den Hals und vermiſcht in Thränen; er kann ſich nicht erklären, bittet Geduld mit ihm zu haben, Ottilien verlaſſen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer und der Schaudert da ſie hineintritt; es war ſchon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände ſtanden da. Es erklären ſo verſtändig als unerfreulich. Man hatte alles weggetragen, nur das Kätzchen, unſelbſtſtändig wo man es hinſtellen ſollte, in der Mitte des Zimmers ſitzen gelaſſen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer geſtreckt. Charlotte bemüht ſich um ſie, fragt was vorgegangen und erhält keine Antwort.

Die Freuden.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Cameleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! da hab' ich ſie!
Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig-dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belebt ſie nicht. Er wirft ſich vor ihr nieder, er bedeckt ihre Hände in Thränen, er flieht auf ſein Zimmer, und als ſie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der ſie aufklärt ſoweit er vermag. Das Uebrige denkt ſie ſich zuſammen, und dann ſogleich mit Entſchloſſenheit an das was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer iſt aufs baldigſte wieder eingerichtet. Eduard hat die ſeinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er ſie verlaſſen.

Die Drei ſcheinen ſich wieder gegeneinander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu ſchweigen und Eduard vermag nichts als ſeine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm ſelbſt zu fehlen ſcheint. Charlotte findet Beiden an Mittlern und an den Mayer. Jener war nicht anzutreffen; dieſer kommt. Gegen ihn ſchüttet Eduard ſein Herz aus, ihm offenbart er jeden kleinſten Umſtand, und ſo erfährt Charlotte was begegnet, was die Lage ſo ſonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie ſpricht auf liebevollſte mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht beſtürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft ſeiner Gattin; aber ſeine Neigung beherrſcht ihn ausſchließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verſpricht ihm in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er iſt ſo krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abzuwechſeln verlaſſen; er bringt in Charlotten, ſie ſoll dem Mayer ihre Hand zuſagen; eine Art von wahnſinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu beſänftigen, ihn zu erhalten, thut was er fordert. Sie ſagt dem Mayer ihre Hand zu, auf den Fall, daß Ottilie ſich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zuſammen eine Reiſe machen. Der Mayer hat ihr ſeinen Hof ein auswärtiges Geſchäft, und Eduard verſpricht ihn zu begleiten. Man macht Anſtalten und man beruhigt ſich einigermaßen, indem wenigſtens etwas geſchieht.

Unterdeſſen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speiſe noch Trank zu ſich nimmt, indem ſie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, ſie wird ängſtlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meiſtentheils die Schwäche, daß wir jemanden auch zu ſeinem Beſten nicht gern quälen mögen. Charlotte ſann alle Mittel durch, endlich gerieth ſie auf den Gedanken, jenen Geiſtern auf der Penſion kommen zu laſſen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unverhofften Außenbleibens ſich ſehr freundlich geängſtet, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man ſpricht, um Ottilien nicht zu überraſchen, von dieſem Vorſatz in ihrer Gegenwart. Sie ſcheint nicht einzuſtimmen; ſie bedenkt ſich; endlich ſcheint ein Entſchluß in ihr zu reifen, ſie eilt nach ihrem Zimmer und ſendet noch vor Abend an die Verſammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

Warum ſoll ich ausdrücklich ſagen, meine Geliebten, was ſich von ſelbſt verſteht. Ich bin aus meiner Bahn geſchritten und ich ſoll nicht wieder hinein. Ein feindſeliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, ſcheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir ſelbſt wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Vorſatz, Eduarden zu entſagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm dreht' ich nicht wieder zu begegnen. Es iſt anders geworden; er ſtand ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen vor mir. Mein Verſprechen mich mit ihm in feine Unterredung einzulaſſen, habe ich vielleicht zu buchſtäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewiſſen bei Augenblicks ſchwieg ich, verſtummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu ſagen. Ein ſtrenges Ordensgelübde, welches den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbedenklich ängſtigt, habe ich zufällig vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, ſo lange mir das Herz gebietet. Beruft keine Mittelsperſon! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speiſe und Trank genießen ſoll, als ich höchſtens bedarf. Heilt mir durch Nachſicht und Geduld über dieſe Zeit hinweg. Ich bin jung, die Jugend ſtellt ſich unverſehens wieder her. Duldet mich in eurer Gegenwart, erfreut mich durch eure Liebe, belehrt mich durch eure Unterhaltung; aber mein Inneres überlaßt mir ſelbſt.

Die längſt vorbereitete Abreiſe der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geſchäft des Mayors ſich verdorrte; wie erwünſcht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs neue angeregt, durch ihre troſtvollen hoffnungerregenden Worte wieder ermuthigt und zu ſtandhaftem Ausharren bereitigt, erklärte er auf einmal: es werde ſich nicht entfernen. Wie thöricht! rief er aus, das Unentbehrlichſte, Nothwendigſte vorſätzlich, vorteilig wegwerfen, das, wenn und auch der Verluſt bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre. Und was ſoll es heißen? Doch nur, daß der Menſch ſo ſcheine, wollen, wählen zu können. So habe ich es? Verbergt euch ſolchem albernen Dünkel. Stunden zu Tage zu früh, mich von Freunden losgerissen, um nur nicht von dem letzten unausweichlichen Termin entſchieden gezwungen zu werden. Dießmal aber will ich bleiben. Warum ſoll ich mich entfernen? Iſt ſie nicht ſchon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu faſſen, ſie an mein Herz zu drücken; ſogar darf ich es nicht denken, es ſchaudert mir. Sie hat ſich nicht von mir weg, ſie hat ſich über mich weggeſetzt.

Und ſo blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen alles nichts, wenn er ſich mit ihr zuſammenfand. Und ſo war auch der dieſelbe Empfindung getrieben; auch ſie konnte ſich dieſer ſeligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor ästen ſie eine unbeſchreibliche, faſt magiſche Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter Einem Dache; aber ſelbſt ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beſchäftigt, von der Geſellſchaft hin und her gezogen, näherten ſie ſich einander. Fanden ſie ſich in Einem Saale, ſo bauerte es nicht lange und ſie ſtanden, ſie ſaßen neben einander. Nur die nächſte Nähe konnte ſie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und dieſe Nähe war genug; nicht eines Blicks, nicht eines Wortes, keiner Geberde, keiner Berührung bedurfte es, um des reinen Zuſammenfeins. Dann waren es nicht zwei Menſchen, es war nur Ein Menſch in bewußtloſen vollkommnen Behagen, mit ſich ſelbſt zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung feſtgehalten, das andre hätte ſich nach und nach von ſelbſt, ohne Vorſatz, zu ihm hingetragen. Das Leben war ihnen

ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie nur mit einander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelaſſen, ſo daß man ſich über ſie völlig beruhigen konnte. Sie entfernte ſich wenig aus der Geſellſchaft, nur hatte ſie es erlangt, allein zu ſpeiſen. Niemand als Nanny bediente ſie.

Was einem jeden Menſchen gewöhnlich begegnet, wiederholt ſich mehr als man glaubt, weil ſeine Natur dazu die nächſte Beſtimmung giebt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Vertrautheit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zuſammen ein Ganzes, in welchem jeder Menſch, wie in ſeinem Elemente, in einer Atmoſphäre ſchwimmt, worin es ihm allem gemein und behaglich iſt. Und ſo finden wir die Menſchen, über deren Verabredetheit ſo viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unſerm Erſtaunen unverändert, und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte ſich auch in dem täglichen Zuſammenleben unſerer Freunde faſt alles wieder in dem alten Gleiſe. Noch immer äußerte Ottilie ſtille ſchwärmend durch manche Gefälligkeit ihr unentſtelltes Weſen; und ſo jedes nach ſeiner Art. Auf dieſe Weiſe zeigte ſich der häusliche Cirkel als ein Ebenbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch alles beim Alten ſey, war verzeihlich.

Die herbſtlichen Tage, am Ende jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Geſellſchaft um eben die Stunde aus dem Freien ins Haus zurück. Der Sammet an Früchten und Blumen, der ſolcher Zeit eigen iſt, ließ glauben als wenn es der Herbſt jenes erſten Frühlings wäre: die Zwiſchenzeit war ins Vergeſſen gefallen. Denn man blühte die Blumen, dergleichen man in jenen erſten Tagen auch gehabt hatte; nun reifte Früchte an den Bäumen, die man damals blühen geſehen.

Der Major ging aus und ein; auch Mittler ließ ſich hier ſehen. Die Verhältniſſen waren meiſtens regelmäßig, Eduard ſah gewöhnlich; verwirrter, ſie charmirter, heiter, ja ſogar heiterer, wenn man will, als jemals. Ob nun als wenn er, ſo gut durch Frühlingsluft als durch Gefühl, Ottilien Herzchen wieder beleben, ihr Schweigen wieder aufthun wollte. Er ſetzte ſich wie vormals, daß ſie ihm ins Auge ſehen konnte, ja er ward unruhig, zerſtreut, wenn ſie nicht hinſah, wenn er nicht gewiß war, daß ſie ſeinen Worten mit ihrem Augen folgte.

Jedes unerfreuliche unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöſcht. Keines trug mehr dem andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verſchwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Clavierſpiel Charlottens, ſo wie Eduards Flöte mit Ottiliens Behandlung des Zitherinſtruments wieder wie vormals zuſammenklang. So rückte man dem Geburtstage Eduards näher, deſſen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er ſollte ohne Feſtlichkeit in ſtillem freundlichem Behagen diesmal gefeiert werden. So war man halb ſtillſchweigend bald ausdrücklich mit einander übereingekommen. Doch je näher dieſe Epoche heranrückte, vermehrte ſich das Feierliche in Ottiliens Weſen, das man früher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie ſannen im Garten oft die Blumen zu muſtern; ſie hatte dem Gärtner anbefohlen, die Sommergewächſe aller Art zu ſchonen, und ſie beſonders bei den Alten aufzubehalten, die gerade dieſes Jahr in ausnehmender Menge blühten.

Achtzehntes Capitel.

Das Bedeutendſte jedoch was die Freunde mit ſtiller Aufmerkſamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum erſten Mal aufgemacht und daraus verſchiedenes gewählt und abgeſchnitten hatte, was ſie zu einem einigen aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als ſie das Uebrige mit Beihülfe Nanny's wieder einpacken wollte, konnte ſie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, ungleich ſchon ein Theil herausgenommen war. Das junge baylerige Mädchen konnte ſich nicht faſt ſehen, beſonders da ſie auch für alle Kleinern Stücke des Anzugs geſorgt hatte. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Perlen, Handſchuhe und ſo manches andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu ſchenken. Dieſe verweigerte es; ſog aber ſogleich die Schublade einer Kommode heraus und ließ das Kind wählen, das haſtig und unaufhaltſam zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenoſſen ihr Glück zu verſtänden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilien alles ſorgfältig wieder einzuſchachten; ſie öffnete hierauf ein verborgenes Fach das im Deckel angebracht war. Dort hatte ſie kleine Zettelchen und Briefe Eduards, manuerley aufgetrocknete Blumenerinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten, und was ſonſt noch verborgen. Nun fand ſich ſogar ein Ring — es war das Portrait ihres Vaters — und verſchloß das Ganze, worauf ſie den kleinen Schlüſſel an dem goldnen Kettchen wieder um den Hals an ihre Bruſt hing.

Mannerley Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu ſprechen anfangen; denn ſie hatte bisher eine beſondere Gefälligkeit bewieſen, eine Art von beſonderer Selbſtzufriedenheit, ein Lächeln wie es demjenigen auf dem Geſichte ſchwebt, der Gelegenheit etwas Gutes und Erfreuliches vorbringt. Niemand wußte, daß Ottilie auf manche Stunde in ihrer Schweigſamkeit unterbrach, auf der ſie ſich nur für ſich ſelbſt, wo ſie erſchien, durch Geiſteskraft äußerte.

Mittler hatte ſich viele Zeit hier ſehen laſſen und war länger geblieben als ſonſt gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewiſſen Moment giebt wo allein das Eiſen zu ſchmieden iſt. Ottiliens Schweigen ſo wie ihre Weigerung ſagte er ſich ſeinen Gunſten aus. Er war bisher kein Zweifler zu Erweckung der Gottesgedanken; er hoffte das Zweifeln des guten Mannes auf irgend eine andere gütliche Weiſe zu vernehmen; er horchte, er gab nach, er gab ſo verſtehen und hörte ihr nach ſeiner Weiſe eine gemäßigte.

Allein überzeugt war es dieſe Seele in Anſpruch fand, ſein Räſonnement über Materien zu äußern, denen es eine große Wichtigkeit beilegte. Er ſetzte viel in ſich, und wenn er mit andern war, ſo verhielt er ſich gewöhnlich nur handelnd gegen ſie. Brach nun einmal unter Freunden ſeine Rede los, wie nur ſchon öfter geſchehen dawen; ſo rollte ſie ohne Rückſicht fort, verletzte oder heute, nagte oder ſchadete, wie es ihr gerade klaren mochte.

Den Abend vor Eduards Geburtstage ſaßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend beiſammen; Mittler aber im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem Ihrigen geblieben, von morgenden Sonntag auf einander folgend und ihrem Wachſen manches andeutend.

welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaximen gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowohl bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sey als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. Der Mensch ist von Hause aus thätig, sagte er, und wenn man ihm zu greifen verstehe, so führe er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person, mag lieber in meinem Kreise Feder und Getrieben so lange halten, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Erfolg los würde und nicht Rechtes an seiner Stelle fände. Der Mensch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu stimmen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und sinnt darüber nicht weiter nach, als hier oberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile verrichtet.

Wie verderblich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die Jehngebote in der Kinderlehre wiederkäuen läßt. Das vierte ist noch ein ganz höflich vernünftiges gebietendes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Wenn sie das die Kinder recht in den Sinn schreiben, so haben sie den ganzen Tag daran aufzuhalten. Nun aber das fünfte, was soll man dazu sagen? Du sollst nicht tödten. Als wenn irgend ein Mensch in mindesten Lust hätte den andern todt zu schlagen! Man hätte einen, man erpfärrt sich, man übereilt sich und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen todt schlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Kindern Mord und Todtschlag zu verbieten? Wenn es diese: Sorge für des Andern Leben, entferne was ihm schädlich seyn kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beschädigst, denke daß du dich selbst beschädigst: das sind Gebote wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern Statt haben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem Wortsinn nachschleppt.

Und nun gar das sechste, daß finde ich ganz abscheulich: Man's die Kinderchen vorahnender Kinder auf gefährliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade das war man entfernen will, mit Gewalt herantringen! Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht mißbräuchlich bestraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plaudern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein — Du sollst nicht ehebrechen, fuhr Mittler fort: Wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, so sollst du suchen es aufzuklären, du sollst suchen sie zu begütigen, sie zu versöhnlichen, ihren wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen, und mit sanfter Unterhandlsamkeit das Wohl der andern fördern, indem du ihnen fühlbar machst was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.

Charlotte saß wie auf Kohlen, und der Zustand war ihr um so ängstlicher als sie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte was und wo er's sagte, und ehe sie ihn noch unterbrechen konnte, sah sie schon Ottilien, deren Gestalt sich verwandelt hatte, auf dem Zimmer gehen.

Sie erlassen uns wohl das fernere Gebot, sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen verfolgte Mittler, wenn ich nur das rechte, worauf die andern beruhen.

Mit entsetzlichem Schrei hereinstürzend rief Nanny: Sie stirbt! Das Fräulein stirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der vorgreife Schmerz auf mehreren Strahlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblassen, erstarren: sie läuft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Ohnmacht. Er läßt etwas Kraftgetränke bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie läßt fast im Zuckungen als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab: was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stockt; er wiederholt seine Frage. Das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer. Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee, sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Anderungen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu: weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran, sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt wie es schien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet sie sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber daß man das Kißchen herbeibringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Geberden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus. Liebe, Dankbarkeit, Ardnung und das herzlichste Lebewohl.

Eduard der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand, er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. Sie bleibt es lange. Endlich ruft er aus: Soll ich deine Stimme nicht wieder hören? wirst du nicht mit einem Wort sie mich ins Leben zurückrufen? Gut, gut! ich folge dir dahinter; du werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm freundlich die Hand, sie blickt ihn ueberall und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen, stummen Bewegung der Lippen: Versprich mir zu leben! ruft sie aus, mit heller zärtlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zurück. Ich versprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bei. Eduards Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen

beſinnen konnte, beſtand er darauf: Ottilie ſollte nicht aus dem Schloſſe gebracht, ſie ſollte erwartet, geſtützt, als eine Leidende behandelt werden; denn ſie ſey nicht todt, ſie könne nicht todt ſeyn. Man that ihm ſeinen Willen, inſofern man wenigſtens das unterließ was er verboten hatte. Er verlangte nicht ſie zu ſehen.

Noch ein anderer Sarg ergriff, noch eine andere Sorge beſchäftigte die Freunde. Nanny von dem Arzt heftig angefochten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt, und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man ſie wieder, ſie ſaßen außer ſich zu ſeyn. Ihre Eltern nahmen ſie zu ſich. Die beſte Begegnung ſchien nicht anzuſchlagen, man mußte ſie einſperren, weil ſie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweiſe gelang es, Edwarden der heftigſten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu ſeinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück ſeines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzuſtellen, daß Ottilie in jener Capelle beigeſetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen ſtillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel ſchwer ſeine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß ſie im offenen Sarge hinaufgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe aufgeſtellt werden ſollte, ließ er ſich's zuletzt gefallen und ſahen ſich in alles ergeben zu haben.

Man kleidete den beiden Körper in jenem Schmuck den ſie ſich ſelbſt vorbereitet hatte: man ſetzte ihr einen Kranz von Aſterblumen auf das Haupt, die wie traurige Geſtirne abwärts glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Capelle zu ſchmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet als wenn bereits der Winter alle Freude und den Boden weggetilgt hätte. Beim frühen Morgen wurde ſie im offenen Sarge auf dem Schloß beigetragen und die aufſteigende Sonne röthete noch mals das himmliſche Geſicht. Die Begleitenden drängten ſich um die Träger, niemand wollte vorangehen, niemand folgen, jedermann ſie umgeben, jedermann noch zum letzten Male ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, ſonſt ſittſam und unberührt, Unerbittlichen waren die Mädchen, die ihren Verluſt am unmittelbarſten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte ſie zurückgehalten oder vielmehr man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbniſſes verheimlicht. Man verwachte ſie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als ſie aber die Glocken läuten hörte, ward ſie nur allzubald inne was vorging, und da ihre Wächterin, aufs Neugierde den Zug zu ſehen, ſie verließ, entkam ſie zum Fenſter hinaus auf einen Gang und von da, weil ſie alle Thüren verſchloſſen fand, auf den Dachboden.

Eben ſchwankte der Zug den reinlichen mit Blättern beſtreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny ſah ihre Geſellerin deutlich unter ſich, deutlicher, vollſtändiger, ſchöner als alle die dem Zuge folgten. Ueberwältigt, wie auf Wolken oder Wogen getragen, ſchien ſie ihrer Dienerin zu winken und dieſe verworren ſchwankend taumelnd ſtürzte todt.

Nacheinander fuhr die Menge mit einem entſetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Beſtimmel waren die Träger genöthigt die Bahre niederzuſetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es ſchien an allen Gliedern zerſchmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus beſonderer Fügung lebnte man es über die Leiche. ja es ſchien ſelbſt noch mit dem letzten Lebenshauch ſeine geliebte Herrin erretten zu wollen. Kaum aber hatten ihre ſchlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftloſen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufſprang, Arme und Augen zornig gen Himmel erhob, dann auf die Knie vor dem Sarge niederſtürzte und anhaltig entzückt zu der Herrin hinauf ſtaunte.

Endlich ſprang ſie wie begeiſtert auf und rief mit heftiger Stimme: Ja, ſie hat mir verziehen! Was mir kein Menſch, was ich mir ſelbſt nicht vergeben konnte, vergiebt mir Gott durch ihren Blick, ihre Geberde, ihren Mund. Nun ruht ſie wieder ſo ſtill und ſanft: aber Ihr habt geſehen wie ſie ſich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich ſegnete, wie ſie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle geſehen, Ihr ſeyd Zeugen, daß ſie es mir ſagte: Du iſt vergeben! — Ja ihr mögt meine Mörderin mehr unter Euch; ſie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Unbemerkt drängte ſich die Menge; ſie waren erſtaunt, ſie horchten und ſahen ihn und wieder, und kaum wußte jemand was er beginnen ſollte. Traut ſie nun zur Ruhe! ſagte das Mädchen; ſie hat das Ihrige gethan und leidten, und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte ſich weiter. Nanny folgte zuerſt und man gelangte zur Kirche, zur Capelle.

Sie ſtand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Köſterchen, in ein dunkel eingenes Behältniß eingeſchloſſen. Man hatte für eine Mönchin geſorgt, welche in der erſten Zeit des Leichnams wahrnehmen ſollte, der unter ſeiner Glasdecke gar lieblenswürdig lag. Aber Nanny wollte ſich dieſes Amt nicht nehmen laſſen; ſie wollte allein, ohne Geſellin bleiben und der zum erſten Mal angezündeten Lampe ſorglich warten. Sie verlangte daß ſo eilig als möglich, daß man ihr nachgab, um ein anderes Gemüthsübel daß ſich verſtorben hieß, zu verbitten.

Aber ſie blieb nicht lange allein: denn gleich mit einbrechender Nacht, als das ſchwebende Licht ſein volles Recht ausübend einem helleren Scheine verbreitete, öffnete ſich die Thüre und es trat der Architekt in die Capelle, deren trauriges verſperrte Wunde, bei ſo vielem Sammer, allererſt bemerkbar und abmungsheller, als er je hätte glauben können, ihm entgegen drangen.

Nanny ſaß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich: aber ſchweigend deutete ſie auf die verblichene Herrin. Und ſo ſtand er auf der andern Seite, in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf ſich ſelbſt zurückgewieſen, klar, in ſich belebt, mit niederhängenden Armen, gefalteten, mittelmäßig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entſeelten hingewandt.

Schon einmal hatte er ſo vor Bahrer geſtanden. Unwillkürlich geriethe er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war ſie und bedeutend! Auch hier war etwas unabgethanes Würdiges von ſeiner Hand herangeführt; und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Verdienſten in einem Manne als unveräußerlich verloren behauert wurden, wenn Eigenſchaften, die der Nation, dem Fürſten, in entſcheidenden Momenten unentbehrlich ſind, nicht geſchätzt, vielmehr verworfen und aufgeſtoßen wurden; ſo waren hier ſo viel andere ſtille Tugenden, von der Natur erſt kurz aus ihren gehaltreichen

Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand ſchnell wieder aufgetilgt: ſeltene, ſchöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Gewinn umfängt und mit ſehnſüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling ſowie auch das Mädchen eine Zeit lang; als ſie ihm aber die Thränen blaulig aus dem Auge ſtahlen ſah, als er ſich im Schmerz ganz aufzulöſen ſchien, ſprach ſie mit ſo viel Wahrheit und Kraft, mit ſo viel Wohlwollen und Eigenheit ihm zu, daß er über den Fluß ihrer Rede erſtaunt, ſich zu faſſen verſuchte, und ſeine ſchöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorkam. Seine Thränen trockneten, ſeine Schmerzen linderten ſich, ſinnend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abſchied und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne weiter jemand geſehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Märchens Wiſſen, in der Kirche geblieben, und fand, als er ſie des Morgens beſuchte, ſie heiter und getroſten Muthes. Er war auf mancherlei Verwirrungen gefaßt, er dachte ſchon, ſie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern ſeltnen Erſcheinungen ſprechen; aber ſie war natürlich, ruhig und ſich völlig ſelbſtbewußt. Sie erinnerte ſich vollkommen alles früheren Zuſtandes mit großer Genauigkeit, und nichts in ihrem Leben ſchritt aus dem Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Beſorgnißvolle Leidensgenoſſin, die ſie mit Freundlichkeit oft wiederholte: wo Ottilie ſich aufgehalten, ſie geſegnet, ihr verziehen, und ſie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd ſchöne, mehr ſchlaf- als todtenähnliche Zuſtand Ottiliens zog mehrere Menſchen herbei. Die Verehrer und Anbeter wollten ſie noch ſehen, und jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; manche um darüber zu ſpotten, die meiſten um daran zu zweifeln, und wenige um ſich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß deſſen wirkliche Befriedigung verlagt iſt, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt geſchmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers wieder geſund geworden: warum ſollte nicht auch ein ähnliches Glück hier andern bereitet werden? Zärtliche Mütter brachten zuerſt heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und ſie glaubten eine wirkliche Beſſerung zu ſpüren. Das Zutrauen vermehrte ſich, und zuletzt war niemand ſo alt und ſo ſchwach, der ſich nicht an dieſer Stelle eine Ermunterung und Erleichterung gefunden hätte. Der Zudrang wuchs und man ſah ſich genöthigt die Capelle, ja, außer den Stunden des Gottesdienſtes, die Kirche zu verſchließen.

Eduard wagte ſich nicht wieder zu den Abgeſchiedenen. Er lebte nur vor ſich hin, er ſchien keine Thräne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu ſeyn. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, ſein Genuß von Speiſe und Trank vermindert ſich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung ſchien er aus dem Glaſe zu ſaugen, das ihm freilich kein wahrhafter Freund anwieſen. Er betrachtet noch immer gern die verſchiedenfarbigen Haarengänge und ſein ernſthafteſter Blick kann ſchon anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumſtand zu begünſtigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben ſcheint: ſo mögen ſich auch gern die ſtillſten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entſetzen wieder: es war daſſelbe und nicht daſſelbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man bringt in den Kammerdiener und dieſer muß geſtehen: daß echte Glas ſey unlängſt zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards Jugendzeit, unterſchieben worden. Eduard kann nicht zürnen, ſein Scharfſinn iſt ausgeſprochen durch die That; wie ſoll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank ſchmeckt ihm von nun an zu widerſtehen; er ſcheint ſich mit Vorſatz der Speiſe des Getränkes zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu ſprechen. Ach! ſagte er einmal zu dem Maler, der ihm wenig von der Seite kam: was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Beſtreben nur immer eine Nachahmung, ein falſches Bemühen bleibt! Was ihr Geliebtes genießen wird mit Pein; und doch, um dieſer Geliebten willen, bin ich genöthigt dieſe Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf dieſem Meere nach; aber meine Natur hält mich zurück und mein Verſprechen. Es iſt eine ſchreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gebört Genie zu allem, auch zum Martyrerthum.

Was ſollen wir, bei dieſem peinvollſten Zuſtande, der ehegattlichen, freundſchaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen ſich Eduards Anverwandte eine Zeit lang hin und herwogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte durch dieſe traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und bemerkte, nach ſeiner gewöhnlichen Faſſung, genau die Umſtände in denen man den Verſtorbenen angetroffen hatte. Charlotte führte heran; ein Verdacht des Selbſtmordes regte ſich in ihr, ſie wollte ſich, ſie wollte die andern einer unverzeihlichen Unvorſichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen, und Mittler aus ſittlichen Gründen, wußten ſie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von ſeinem Ende überraſcht worden. Er hatte, wie er früher ſorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien übrig gebliebene, in einem ſtillen Augenblick, vor ſich aus einem Kaſtchen, aus einer Bruſttaſche ausgebreitet; eine Locke, Blumen in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen die ſie ihm geſchrieben, von jenem erſten an das ihm ſeine Gattin ſo zufällig abzunehmen leicht überraſchen hatte. Das alles konnte er nicht einer unaufhörlichen Betrachtung mit Pflicht geben. Und ſo lag denn auch dieſes vor kurzem ſo unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unbegreifter Ruhe, und wie er im Gedanken an die Heilige eingeſchlafen war, ſo konnte man wohl ihn ſelig nennen. Charlotte gab ihm ſeinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß niemand weiter in dieſem Gewölbe beigeſetzt werde. Unter dieſer Bedingung machte ſie für Kirche und Schule, für den Geiſtlichen und den Schullehrer anſehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede ſchwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder ſchauen vom Gewölbe auf ſie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es ſeyn, wenn ſie dereinſt wieder zuſammen erwachen.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

Das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre liebe Gevatterin, die heute im Nachspiele, als junger Officier gekleidet, das Publikum entzückte, mit großerer Lebendigkeit, als sonst, wenn sie nur ein mäßiges Abendessen vorzubereiten hatte; dießmal sollte sie mit einem Pathen überrascht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Post geschickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung seiner Geliebten gedenke.

Barbara war als alte Dienerin, Vertraute, Kupplerinn, Unterhändlerinn und Haushälterinn, im Dorfe bis Norberg, die Stadt zu eröffnen, und auch diesen Abend konnte sie ihrer Neugierde um so weniger widerstehen, als ihr die Gunst des freigebigen Liebhabers mehr als selbst Marianen am Herzen lag. In erster großten Freude hatte sie in dem Packet ein feines Stück Mousselin und die neuesten Bänder für Marianen, für sich aber ein Stück Cattun, Handschuhe und ein Mützchen Bey gefunden. Mit vielen Reflexionen, welche Dankbarkeit erzeugte, sie sich abwechselnd vorhersagte, wie jedes nahm sie sich vor, auch bey Marianen seiner in diesen zu gedenken, sie zu erinnern, was sie ihm schuldig sey und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müsse.

Das Mousselintuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Christkindlein auf dem Tischchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe, alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianens auf der Treppe vernahm und ihr entgegen eilte. Aber wie sehr sorte wundert trat sie zurück, als das weinende Mädchen eintrat, ohne auf die Liebkosungen zu achten, sich an ihr vorbei drängte, mit ungewöhnlicher Hast und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, umherging und wieder kam und den feierlich angekleideten Lichtern kaum Blick schenkte.

Was hast du, Liebchen? rief die Alte verwundert aus. Ums Himmels willen, Mariannen, was giebt's? Sieh hier diese Geschenke! Von wem sie wohl sey, als von deinem zärtlichsten Freunde? Norberg schickt dir das Stück Musselin zum Nachtkleide; bald ist er selbst da; er scheint mir eifriger und freigebiger als jemals.

Die Alte kehrte sich um, und wollte die Gaben, wenigstens sie bewundernd, vorweisen, als Mariane, sich von den Geschenken wegwendend, mit Heftigkeit ausrief: Fort! Fort! heute will ich nichts von allem diesen hören; ich habe dir geboten, du hast es vergessen, es sey so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich dein, mache mit mir, was du willst, aber bis dahin will ich mein seyn, und hätten dir tausend Zungen, du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mensch will ich dem geben, der mich liebt und den ich liebe. Keine Geschenke! Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte.

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorstellungen und Gründen; doch da sie in ernsterem Wortwechsel heftig und bitter ward, sprang Mariane auf sie los und faßte sie bey der Brust. Die Alte lachte überlaut. Ich werden sorgen müssen, rief sie aus, daß sie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens sicher seyn will. Fort, zieht euch aus! Ich dulde das Mädchen wieder mir abbilden, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat; herunter mit dem Rock und immer so fort alles herunter! es ist eine unbequeme Tracht, und für euch geschaffen, wie ich merke. Die Nachstehenden begreifen euch.

Die Alte hatte Hand an sie gelegt. Mariane riß sich los. Nicht so geschwind; rief sie aus; ich habe noch heute Besuch zu erwarten.

Das ist nicht gut, versetzte die Alte. Doch nicht den jungen, zärtlichen unbeschreiblich Liebhaber, den ihr so sehr verfluchte Marianne.

Es scheint, als wenn die Gerechtigkeit eure herrschende Leidenschaft werden wollte, erwiderte die Alte spottend; ihr könnt euch der Anmaßungen, der Unverschämtheit nicht genug Ehre an. Es muß gewiß sehr angenehm seyn, als zweideutiges Gericht angebracht zu werden. —

Spotte, wie du willst. Ich sag' dir's, ich sag' dir's! Mit welchem Entzücken sprach ich zum ersten Mal diese Worte aus! Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft verwünscht habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn fassen, als wenn ich ihn nicht halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen. —

Mäßige dich, sagte die Alte gelassen; mäßige dich! Ich mich eine Freude wenn Ihr Wort unterbrechen; Norberg kommt in vierzehn Tagen spricht er! Hier ist sein Brief, der die Geschenke begleitet hat. —

Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mich's verbrennen. Vierzehn Tage! Welche Zwischen! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen, was kann sich da nicht verändern!

Wilhelm trat herein. Mit welcher Leidenschaft flog sie ihm entgegen! mit welchem Entzücken umfaßte sie die rothe Uniform! drückte es das weiße Atlasweßchen an seine Brust! Wer wagte hier zu beschreiben, wem gegenüber ich, die Schlacht zweier Liebenden aufzuzeichnen! Die Alte ging murrend bey Seite, wir entfernen uns mit ihr und lassen die Geliebten allein.

Zweites Capitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sey, und ihm den täglichen Verlust des Schauspiels nachdrücklich unterlagen werde. Wenn ich gleich fühle, fuhr sie fort, manchmal arm und Theater aber, so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch deine unnützige Leidenschaft zu diesen Versammlungen gestört wird. Der Vater wetteifert immer, wozu es nur möge seyn. Wie man seine Zeit so verderben könne? —

Ich bate es auf Knien von ihm herab mißbilligte, verfeinte Wilhelm, und bate ihn endlich zu baldiger Abreise; aber uns Himmelweiten Mutter! ist denn auch unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Weg verkürzt? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug? und war es nöthig, ein neues zu bauen? Verwundet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Hausbedarfs zur Verschönerung der Zimmer? Diese seltenen Tapeten, diese emaillirten Porzellan sind sie nicht auch unnütz? können wir uns nicht mit Gemälden behelfen? Wenigstens bekenne ich, daß mir diese gefärbten Wände, diese buntverdammt weiß-rothen Blumen, Sandstel, Arabesken und Laubern einen barbarischen unausstehlichen Eindruck machen. Sie kommen mir höllenmäßig vor, wie mir ist Quadratverband. Wer wie andere sich vor Freuden so thun, Mann man noch so lange warten muß, so weiß man doch, es wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannigfaltigsten Gegenstände sehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben. —

Mach' es nur mäßig, sagte die Mutter; der Vater will auch Freuds unterhalten seyn, und kann glaubt er, es geschehe doch, und am Ende trag' ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünschte Puppenspiel vorwerfen lassen, daß ich euch vor zwölf Jahren zum heiligen Christ gab, und das euch zuerst Geschmack am Schauspiel beibrachte.

Schelten Sie das Puppenspiel nicht, lassen Sie sich Ihre Liebe und Vorsorge nicht nehmen! Es waren die ersten vernünftigen Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hause genoß; ich sehe es diesen Augenblick noch vor mir, ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns, nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke, vor einer Thüre wies, deren sich, die uns einen andern Zimmer bereinigen. Sie eröffnete sich; allein nicht wie sonst zum Putz- und Kinderzimmer, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit aufgeräumt. Es stand sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von ferne, und wie unsre Neugierde größer ward, um zu sehen was noch Blendendes und Glänzendes sich hinter der bald durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wich man jedem sein Städtchen an und geboten uns, in Geduld zu warten.

Es saß nun alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe, und wir sahen eine prächtig gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wundersichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Szene, in großer Verlegenheit über die Zumuthung des schwerbürdigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir dabei als der zwergegestaltete Sohn Isai mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder hervorhüpfte und sprach: Großmächtigster König und Herr Herr! es entfalle keinem der Mund um deswillen; wenn Ihre Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem abwartigen Riesen in den Streit treten. — Der erste Act war geendet und die Zuschauer höchst begierig zu sehen, was nun weiter vorgehen sollte; jedes wünschte, die Musik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David wurde das Kinn des Ungeheuers den Wangen unter dem Sammel und den Thieren auf dem Felde; der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, bis endlich wie ein Blitz und Gott der ganzen Szene einen verblauen Aufschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: Saul hat Tausend erschlagen, David aber Zehntausend; der Kopf des Riesen vor dem siegen Ueberwinder herumgetragen wurde, und er die schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glückspring so unvermuthig geendet sey. Denn nach der Idee des großen Gedicht und kleinen David hatte man weiter vorgehen sollte, hätte recht charakteristisch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Purpurn hingekommen? Ich hatte versprochen, sie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte indem ich ihm meinem von diesem Kinderspiel unterhielt.

Es wundert mich sehr, daß du dich dieser Dinge so lebhaft erinnerst; denn du natürlich alles den ärgsten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchlein entwendetest und das ganze Stück auswendig lerntest; ich wurde es erst gewahr, als du eines Abends zu einem Gedicht und Dorin von Mirabs wandtest, sie beide gegen einander verwirrten Hosen, dem Riesen endlich einen Stoß gabst und sein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächternem Griff dem kleinen David in die Hand steckest. Ich hatte damals so eine verdrießliche mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine rednerische Rede, daß ich mir seelenvergnügt, daß die hölzerne Truppe nun selbst zu übervalten. Ich dachte damals nicht, daß es mir so manche verdrießliche Stunde machen sollte, —

Lassen Sie sich's nicht gereuen, verfeinte Wilhelm; denn es haben mich diese Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.

Und mit diesem erhat er sich die Schlüssel, eilte, fand die Purpurn und war einen Augenblick in jene Zeiten versetzt, wo sie ihm noch belebt schienen, wo er sie durch die Lebhaftigkeit seiner Stimme, durch die Bewegung seiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm sie mit auf seine Stube und verwahrte sie sorgfältig.

Drittes Capitel.

Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann; so müssen wir unsern Helden deshalb glücklich preisen, daß ihm zeitlich ward, die süßeste Leidenschaft in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenige Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indem die meisten von ihren frühern Empfindungen nur dunkle eine dunkle Schale gerührt werden, in welcher sie, nach einem sämmtlichen Genuß, gesammelt sind, ihren besten Wünschen entlassen, und das

was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Rhythmus der Einbildungskraft hatte sich Wilhelms Begierde zu dem reizenden Mädchen erregt; nach einem kurzen Umgange hatte er ihre Neigung gewonnen, er fand sich im Besitz einer Person, die er so sehr liebte, ja verehrte; denn sie war ihm zuerst in dem günstigen Lichte theatralischer Vorstellung erschienen, und seine Leidenschaft zur Bühne verband sich mit der ersten Liebe zu einem weiblichen Gegenstande. Seine Jugend hob ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Phantasie erhöht und erhalten wurden. Auch der Anstand seiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche seinen Empfindungen sehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre sittlichen Verhältnisse vor der Zeit entdecken, verbreitete über sie einen liebenswürdigen Anstrich von Sorge und Scham, ihre Leidenschaft für ihn war bedeckt, selbst ihre Unruhe schien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; sie war das lieblichste Gespenst in seinen Armen.

Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte, und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückdachte, erschien ihm alles neu, seine Pflichten drängender, seine Liebhabereien lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente praktischer, seine Vorsätze entschiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Marianens Liebe ungestört zu genießen. Er verwandte des Tags seine Geschäfte pünktlich, entzog sie sorgfältig dem Schauspiel, war Abends bei Liebe unterhaltend, und schien, wenn alles zu Bette war, in seinem Mantel gehüllt, lange in dem Garten hinaus, und eilte, alle Cinders und Leanders im Busen, unaufhaltsam zu einer Gestalten.

Nun vernehmen Sie? sagte Mariane, als er eines Abends ein Bündel hereinwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geschenke, sehr zusammen schnürte. Sie werden es nicht erraten, versetzte Wilhelm.

Sie vermuthete sich Mariane, wie entsetzte sich Barbara, als die auseinander Serviette einen verwirrenden Haufen spannenlanger Purpen sehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verwirrten Bande auseinander zu wickeln und jede Feder einzeln vorzuzeigen bemüht war. Die Alte schien verdrießlich bei Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwei Liebende zu unterhalten, und so vergnügten sich unsere Leute den halben Abend aufs beste. Die kleine Truppe ward gemustert, jede Feder genau betrachtet und bewundert. König Saul im schwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wußte Mariane gar nicht anzusehen; er sehr ihr, sagte sie, zu steif und pedantisch aus. Desto besser behagte ihr Jonathan, sein rundes Kinn, sein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte sie ihm gar artig am Draperie hin und her zu drehen, ihn den Nervenreizen machen und Liebeserklärungen vorsagen. Dagegen wollte sie dem Propheten Samuel nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Brustbildchen anpries und erzählte, daß der Schauspieler gestern das Lederrock von einem alten Kleide der Großmutter genommen sey. Darin war ihr zu David und Goliath zu groß; sie hielt sich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm so artig zu thun, und lockte ihre Liebkosungen von der Purpe auf unsern Freund herüber zu tragen, daß auch diesmal wieder ein gemaltes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer sämtlichen Träume wurden sie durch einen Lärm geweckt, welcher auf der Straße entstand. Mariane rief der Alten, die nach ihrer Gewohnheit sich, das veränderliche Material der Theatergarderobe zum Gebrauch des nächsten Stückes anzupassen beschäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Gesellschaft lustiger Gesellen aus dem Italiäner Keller nebenan heraus kämmle, wo sie bei festlichen Anlässen, die eben angekommen, des Examenjagens nicht gespottet hatten.

Schade, sagte Mariane, daß es uns nicht früher einzufallen ist, wir hätten uns auch was zu Gute thun sollen.

Es ist wohl noch Zeit, versetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisd'or hin; verschaffe Sie uns, was wir wünschen, so soll Sie's mit genießen.

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit stand ein artig bestellter Tisch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte sich dazu setzen; man aß, trank und ließ sich's wohl sein.

Im folgenden Tagen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das Gespräch auf Wilhelms Lieblingsmaterie zu wenden. Sie haben uns schon einmal, sagte sie, von der ersten Aufführung eines Puppenspiels am Weihnachtsabend unterhalten; es war lustig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet anfangen sollte. Nun kennen wir das vortrefliche Personal, das seine großen Wirkungen hervorbrachte.

Ja, sagte Mariane; erzähle und weiter, wie war's zu'n zu Wunder?

Es ist eine schöne Empfindung, liebe Mariane, versetzte Wilhelm, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den unschädlichsten Weg durchmessen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft um einem geringen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dankenswerth, was wir uns einmal, mit dem zu erreichenden, was wir damals ansteuerte, fast wären. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich nun, da ich in diesem Augenblicke mit mir von dem Vergangenen rede, weil ich zugleich vorwärts in das zukünftige Land schaue. Das wir jetzt Hand in Hand durchwandern können.

Wie war es mit dem Ballet? fiel die Alte ihm ein. Ich fürchte, es ist nicht alles abgelaufen, wie es sollte.

So ist, versetzte Wilhelm; sehr gut! Von einem wunderlichen Sortimen der Meubeln und Meublemen, Schafer und Schaferinnen, Hirtlas und Hirtlasinnen, ist nur eine dunkle Erinnerung auf meinem ganzen Leben geblieben. Nun sieh der Barbara, die Thüre schloß sich und die ganze kleine Gesellschaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte. Ich hatte noch etwas erzählt haben wollte, das ich noch viele Fragen that, und daß ich nur unsern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe getrunken hatte.

Den andern Morgen war leider das musikalische Gerüste wieder verschwunden, der musikalische Schreier weggeblasen, man ging durch eine Thüre wieder hin aus einer Stube in die andere, und so viel

Abenteuer hatten keine Spur zurückgelassen. Meine Geschwister liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, ich allein schlich hin und her, es schien mir unmöglich, daß da nur zwo Thürpfosten seyn sollten, wo gestern so viel Zauberei gewesen war. Ach, wer eine verlorne Liebe sucht, kann nicht unglücklicher seyn, als ich mir damals schien.

Ein freudetrunkner Blick, den er auf Marianen warf, überzeugte sie, daß er nicht fürchtete jemals in diesen Fall kommen zu können.

Viertes Capitel.

Mein einziger Wunsch war nunmehr, fuhr Wilhelm fort, eine zweite Aufführung des Stücks zu sehen. Ich lag der Mutter an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bei den Menschen einen Werth haben, Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und deutliche Director des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabei in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hanswurst zu produciren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, beschäftigte in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Baues nicht wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen, und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater, das er einmals in müßigen Stunden zusammen gebaut, gemalt und gemalt hatte. Er war es, der mit Hülfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen beisaste. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde auf Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte ich das erste Mal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweiten Male die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe? war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erste Mal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das alles doch so hübsch war? und es doch so ausfah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten? und wo die Lichter und die Leute seyn möchten? diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zaubernden zu seyn, zugleich meine Hände verdoppelt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachspiel, die Zuschauer waren aufgestanden und schwatzten durcheinander. Ich drängte mich näher an die Thüre und öffnete inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sey. Ich bog den untern Zapfen auf und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath und wie sie alle heißen mochten, in Einen Schrankten packte, und so erhielt meine doppelbefriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Lieutenant im Heiligthume sehr geschäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Späßen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieser Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kömmt doch eigentlich alles an.

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen; sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlnen wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um etwas herauszuholen, einen verstohlnen Blick that; desto schneller war ich einen Augenblick zu benutzen, den mir die Nachlässigkeit der Wirthschafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig abzumgdrelle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinließ, um ihr etwas herausgetragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durcheinander ausdünsten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb einst Sonntag Morgens, da die Mutter von dem Gelaute überrascht ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öffnete, und mich mit Einem Schritt in der Nähe so vieler langentbehrter Glückseligkeit fühlte. Da lagen Kästen, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielbesitzenden gewellten Pflaumen, verfah mich mit einigen getrockneten Birnen, und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu; mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glücklich wendte, als mir ein paar nebeneinanderstehende Kasten in die Augen fielen, auf deren einem Drathe

oben mit Fächern versehen, durch den übel verschlossenen Schieber herausdringen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freundenwelt aufeinander gepackt sey. Ich wollte die ineinen aufreißen, betrachten, die untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Drähte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bemerkungen machte, daß ich alles, so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein gefürchtetes Bündelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, daß oben aufgelegen hatte, zu mir steckte, und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Von der Zeit an wandte ich alle verstohlenen einsamen Stunden darauf, mein Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es seyn müßte, wenn ich auch die Gestalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerlei Umständen, studirte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen, und lernte sie auswendig, nur daß ich mich meist an den Platz der Hauptbelden zu setzen pflegte, und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtnisse mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Riesen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte sie oft vor mich hin, niemand gab Acht darauf, als der Vater, der manchmal einen solchen Ausruf bemerkte, und seit sich selbst das gute Gedächtniß seiner Knaben priess, der von so wenigen Jahren so mannichfal dade behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener, und trieb eines Abends das Stück zum größten Ärgerniß der meiner Mutter, indem ich mir einige Mägdchen von zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.

Glücklicher Weise fiel diese Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant selbst den Wunsch geäußert hatte, mich in diese Geheimnisse einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm sogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein paar Zimmer im obersten Stocke, die gewöhnlich leer standen, überließ, in deren einem wieder die Zuschauer sitzen, in dem andern die Schauspieler seyn, und das Dreschtuch abermals die Oeffnung der Thüre ausfüllen sollte. Der Vater hatte seinem Freunde das alles zu veranstalten erlaubt, er selbst schien nur durch die Zimmer zu sehen, nach dem Grundsatze, man müsse den Kindern nicht merken lassen, wie lieb man sie habe, sie greifen immer zu weit um sich; er meinte, man müsse bei ihren Freuden ernst scheinen, und sie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit sie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Sechstes Capitel.

Der Lieutenant schlug nunmehr das Theater auf, und dekorate das Uebrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam, und vermuthete die Absicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer, und nahm mich mit hinaus. Zitternd vor Freude trat ich hinein, und erblickte auf beiden Seiten des Gesellen die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; ich betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhub, so daß ich nun über der kleinen Welt sprechte. Ich sah nicht ohne Vorsicht zwischen die Bretterchen hinunter, weil die Einrichtung, welche herrliche Wirkung das Ganze neu außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse ich eingeweiht sey, mich umfaßten. Wir machten einen Versuch, und es ging gut.

Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, außer daß ich in dem Feuer der Akten meinen Jonathan fallen ließ, und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen, und ihn zu holen: ein Zufall, der die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte, und mich unglaublich kränkte. Auch schien dieses Versehen dem Vater sehr willkommen zu seyn, der das große Verlangen, sein Stückchen so ganz zu sehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke sich gleich an die Fenster hing, und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur dies oder das nicht verfehlt hätte.

Mich kränkte das immer, ich war traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß schon wieder verschlafen, und war in dem Gedanken selig, daß ich, außer jenem Unfalle, trefflich gespielt habe. Dazu kam der Beifall der Zuschauer, welche durchaus behaupteten: obgleich der Lieutenant in Absicht der groben und feinen Stimme sehr viel actirt habe, so verdiene er doch meist zu affectirt und steif, dagegen sprache der neue Anfänger seinen David und Jonathan vortrefflich; besonders lobte die Mutter den freimüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert, und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeschlagen, und da der Frühling herbeikam, und man ohne Feuer beisammen konnte, lag ich in meinen Frei- und Spielstunden in der Kammer, und ließ die Puppen wacker durch einander spielen. Oft lud ich meine Geschwister und Kameraden hinauf; wenn sie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft drückte über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Gestalt gewann.

Ich hatte kaum das erste Stück, wozu Theater und Schauspieler geschaffen und gelegenheit waren, etlichemal aufgeführt, als es mir schon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die deutsche Schaubühne und verschiedene Italiänisch-deutsche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich sehr vertiefte und jedesmal nur erst vorne die Personen überrechnete, und dann sogleich, ohne weiteres, zur Aufführung das Stückes schritt. Da mußte nun Königs Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Trauerspielern, Cato und Darius spielen; wobei zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistentheils nur die fünften Acte, wo es an ein Todtstechen ging, aufgeführt wurden.

Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannigfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als alles anziehen mußte. Ich fand

Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt,
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome da nieder;
Es naht ſich die zweyte, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch und ſo traurig verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt.
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der zweyten,
Als kaum ſich die Lippe der erſten geküßt.

darin ſtürmiſche Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitze und Donner. Ich half mir mit Puppe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen, der Blitz war fürchterlich anzuſehen, nur der Donner gelang nicht immer, doch daß hatte ſo viel nicht zu ſagen. Auch fand ſich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich ſo manche Freude genoß; und ich geſtehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speiſekammer an ſich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.

Die Decorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn, daß ich von Zugend auf ein Geſchick gehabt hatte, mit dem Circkel umzugehen, Purpe auszuſchneiden, und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu Statten. Um deſto weher that es mir, wenn mich gar oft das Perſonal an Aufführung großer Sachen hinderte.

Meine Schweſtern, indem ſie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verſchaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, ſetzte ſie, ſo gut man konnte, zuſammen, ſparte ſich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte ſich manches Stückchen Taft zuſammen, und ſchaffte nach und nach eine Theatergarderobe an, in welcher beſonders die Rettungskleider für die Damen nicht vergeſſen waren.

Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück verſehen, und man hätte denken ſollen, es würde nun erſt recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt: ſie faſſen weite Plane, machen große Anſtalten, auch wohl einige Verſuche, und es bleibt alles zuſammen liegen. Dieſes Fehlers muß ich mich anklagen. Die größte Freude lag bei mir in der Erfindung, und in der Beſchäftigung der Einbildungskraft. Daß über jenes Stück intereſſirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider daran machen. Ueber ſolchen Anſtalten waren die urſprünglichen Kleidungsſtücke meiner Perſonen in Unordnung geraten und verſchleppt worden. Daß alſo nicht einmal das erſte große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantaſie, probirte und bereitete ewig, tanzte tauſend Luftſchlöſſer, und ſpürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerſtört hatte.

Während dieſer Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm aufgeboten, um ihre Schalkhaftigkeit zu verbergen. Sie ſcherzhaft die Begebenheit von einer Seite ſahen, ſo war ſie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabei zu ernſthaft. Sie ſetzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten, und gab ihm ſchwindare Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit und ihres Beifalls. Sie trank aus ſeinem Glaſe, und Wilhelm war überzeugt, es ſey kein Wort ſeiner Geſchichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pauſe rief er aus: es iſt nun an dir, Mariane, mir auch deine erſten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu ſehr mit dem Gegenwärtigen beſchäftigt, als daß wir uns wechſelsweiſe um unſere vorige Lebensweiſe hätten bekümmern können. Sage mir: unter welchen Umſtänden biſt du erzogen? Welche ſind die erſten lebhaften Eindrücke, deren du dich erinnerſt?

Dieſe Fragen würden Marianen in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn ihr die Alte nicht ſogleich zu Hülfe gekommen wäre. Glauben Sie denn, ſagte das kluge Weib, daß wir auf das, was uns früh begegnet, ſo aufmerkſam ſind, daß wir ſo artige Begebenheiten zu erzählen haben, und, wenn wir ſie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein ſolches Geſicht zu geben wüßten?

Als wenn es deſſen bedürfte! rief Wilhelm aus. Ich liebe dieſes zärtliche, gute, liebliche Geſchöpf ſo ſehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne ſie zugebracht habe. Laß mich wenigſtens durch die Einbildungskraft Theil an deinem vergangenen Leben nehmen! Erzähle mir alles, ich will dir alles erzählen. Wir wollen uns wo möglich täuſchen, und jene für die Lude verlornen Zeiten wieder zu gewinnen ſuchen.

Wenn Sie ſo eifrig darauf beſtehen, können wir Sie wohl beſtreiten, ſagte die Alte. Erzählen Sie uns nur erſt, wie Ihre Liebhaberei zum Schauſpiele nach und nach gewachſen ſey, wie Sie ſich ſelbſt, wie Sie ſo glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauſpieler gelten können? Es hat Ihnen dabei gewiß nicht an luſtigen Begebenheiten gemangelt. Es iſt nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen, ich habe noch eine Flaſche in Reſerve; und wer weiß, ob wir bald wieder ſo ruhig und zufrieden zuſammenſitzen.

Mariane ſchaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in ſeiner Erzählung fortfuhr.

Siebentes Capitel.

Die Zerſtreuungen der Jugend, da meine Geſpanniſchaft ſich zu vermehren anfing, thaten dem einſamen ſtillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechſelsweiſe bald Jäger, bald Soldat, bald Reiter, wie es unſre Spiele mit ſich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Gerätſchaften ſchnellich anzuſchaffen. So waren die Schwerter meiſtens aus meiner Fabrik; ich verſtörte und verguldete die Schilten, und ein gewiſſer Inſtinct ließ mich nicht ruhen, bis ich unſre Miliz ins Antike umgeſchaffen hatte. Helme waren den verfertigt, mit papiernen Büſchen geſchmückt, Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht. Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hauſe, die etwa Schneider waren, und die Nätherinnen manche Nadel zerbrachen.

Einen Theil meiner jungen Geſellen ſah ich nun wohlgerüſtet, die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausſtaffirt, und es kam ein ziemlich Corps zuſammen. Wir marſchirten in Höfen und Gärten, ſchlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beigelegt war.

Dieſes Spiel, das die andern ſehr unterhielt, war mir einigemal getrieben worden, als es mich ſchon nicht mehr befriedigte. Der Anblick ſo vieler gerüſteten Geſtalten mußte in mir nothwendig die Ritterideen aufregen, die ſeit einiger Zeit, da ich in das Leſen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

Das befreite Jeruſalem, davon mir Korgens Ueberſetzung in die Hände fiel, gab meinen herumſchweifenden Gedanken endlich eine beſtimmte

Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht leſen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umſchwebten. Beſonders feſſelte mich Cidermde mit ihrem ganzen Thun und Leiden. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daſeyns, thaten mehr Wirkung auf den Geiſt, der ſich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihrem Garten nicht verachtete.

Aber bundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwiſchen den Giebeln des Hauſes angebracht iſt, ſpazierte, über die Gegend hinſah, und von der hinabgeſunkenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille ſchrillte, ſagte ich mir die Geſchichte des traurigen Zweikampfs zwiſchen Tancred und Clorinden vor.

So ſehr ich, wie billig, von der Partei der Ehrlichen war, ſtand ich doch der heidniſchen Heldin mit ganzem Herzen bei, als ſie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der dichten Hülle der Streit des ganzen, und ſie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein das Ungeheuer Clorindens iſt nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der ſie werden ſoll:

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſ't, ſie erkennt, und zur Taufe bebend das Waſſer holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem verzauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut aus dem Stiche fließt, und nun Clorinden um in die Ohren tönt, daß er auch hier Clorinden verwunde, daß er vom Schickſal beſtimmt ſey, das was er liebt überall unwiſſend zu verletzen!

Es vermehrte ſich die Geſchichte meiner Einbildungskraft ſo, daß ſich mir, was ich von dem Gedichte geleſen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergeſtalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weiſe vorzuſtellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reginalden ſpielen, und fand dazu zwei Rüſtungen ganz bereit, die ich ſchon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Stanyolen ſollte den eiſernen Tancred, die andere von Silber, und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorſtellung ergänzte ich alles meinem Geſpannen, die baren ganz entzückt wurden, und nur nicht wohl bereiten konnten, das das alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden ſollte.

Dieſen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich diſponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gaſthofs Haus, ohne zu bedenken, daß die alte Tante ſie nimmermehr dazu geben würde; eben ſo war es mit dem Theater, wozu ich auch keine beſtimmte Idee hatte, außer daß man es auf Kaſten ſetzen, die Couliſſen von Leinwand ſpanniſchen Wänden hinſtellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müſſe. Woher aber die Materialien und Geräthſchaften kommen ſollten, hatte ich nicht bedacht.

Für den Wald fanden wir eine gute Ausſkunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuſer, der nun Förſter geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten ſtechen möchte, die auch wirklich geſchwinder, als wir hoffen konnten, herbeigebracht wurden. Nun aber fand man ſich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, da die Bäume vertheilt, zu Stande bringen ſollte. Da war guter Rath theuer! Es fehlte an Platz im Theater, an Vorhängen. Die ſpaniſchen Wände waren das einzige, was wir hatten.

In dieſer Verlegenheit gingen wir wieder dem Lieutenant an, dem war eine weitläufige Beſchreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben ſollte. So wenig er uns begriff, ſo behülflich war er, ſchon in eine kleine Stube, was ſich von Tiſchen im Hauſe und der Nachbarſchaft nur finden wollte, an einander, ſtellte die Wände darauf, machte eine hintere Ausſicht von grünen Vorhängen, die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe geſtellt.

Indeſſen war es Abend geworden, man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder ſaßen auf innen Plätzen, das Stück ſollte angehn, die ganze Heldenſchaar war angezogen; nun fehlte aber jeder zum erſten Mal, daß er nicht wiſſe, was er zu ſagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenſtande durchdrungen war, hatte ich vergeſſen, daß doch jeder wiſſen müſſe, was und wo er es zu ſagen habe; und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den übrigen auch nicht beigefallen; ſie glaubten, ſie würden ſich leicht als Helden darſtellen, leicht ſie handeln und reden können, wie die Perſonen, in deren Stelle ſie verſetzt hatte. Sie ſtanden alle erſtaunt, fragten ſich einander, was zuerſt kommen ſollte? und ich, der ich mich als Tancred vorne an gebaut hatte, fing, allein anfretzelnd, einige Verſe aus dem Heldengedichte herzuſagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald ins Erzählende überging, und ich in meiner eignen Rede endlich als dritte Perſon vortam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte; ſo mußte ich unter großem Gelächter meiner Zuſchauer eben wieder anziehen; ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verzmaßlich war die Expedition; die Zuſchauer ſaßen da, und wollten etwas ſehen. Geliebet waren wir; ich raffte mich zuſammen, und entſchloß mich kurz und gut, David und Goliath zu ſpielen. Einige der Geſellſchaft hatten ehemals das Puppenſpiel mit mir aufgeführt, alle hatten es oft geſehen; man theilte die Rollen aus, es verſprach jeder ſein Beſtes zu thun, und ein kleiner dreijähriger Junge malte ſich einen ſchwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke entſtehen ſollte, die als Hanswurſt mit einer Poſſe auszufüllen, eine Anfalt, die ich, als dem Ernſte des Stückes zuwider, ſehr ungern anſehen ließ. Doch ſprang ich mir, wenn ich nur einmal aus dieſer Verlegenheit errettet wäre, mich nie, als mit der größten Ueberlegung, an die Vorſtellung eines Stücks zu wagen.

Achtes Capitel.

Mariane, vom Schloß überwältigt, lehnte ſich an ihren Geliebten, der ſie feſt an ſich drückte und in ſeiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberreſt des Weins mit gutem Bedacht genoß.

Die Verlegenheit, ſagte er, in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück, das man erfinnte, zu ſpielen unternahmen,

war bald vergessen. Meiner Leidenschaft, jeden Rock, den ich las, jede Geschichte die man mich lehrte, in einem Schauspiele darzustellen, konnte selbst der unbedeutendste Stoff nicht widerstehen. Ich war völlig überzeugt, daß alles, was in der Erzählung vorgeht, vorgestellt eine viel größere Wirkung thun müsse; alles sollte vor meinen Augen, alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeschichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir sorgfältig aus, wo einer auf eine besondere Weise erstehen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft sah über Expositionen und Verwicklung hinweg und eilte dem interessanten sünften Acte zu. So lag ich auch wirklich an, einige Stücke von innen hervor zu schreiben, ohne daß ich auch nur bei einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

Zu gleicher Zeit las ich, theils auf eigenem Antrieb, theils auf Veranlassung meiner guten Freunde, welche in den Geist mir gekommen waren, Schauspiele aufzuführen, einen ganzen Bund theatralischer Productionen durch, wie sie der Zufall mir in die Hände führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsre Befriedigung finden. Leider aber war mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafte Vorstellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, versührte mich zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde; gewöhnlich wählte ich daher bei der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schicken, und, wenn es nur einigermaßen angehn wollte, wohl gar ein paar Rollen.

Kinder wissen beim Spiele aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bändchen zur Puppe, und jeder Mantel zur Hütte. In diesem Sinne entwickelte sich unser Privattheater. Bei der völligen Unkenntniß unserer Kräfte unternahmen wir alles, bemerkten kein qui pro quo, und waren überzeugt, jeder müsse uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging alles einen so gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Verbrüderung zu erzählen übrig bleibt. Erst spielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannspersonen auftreten; dann verkleideten wir einige aus unserm Mittel, und zogen zuletzt die Schwestern mit ins Spiel. In einigen Häusern hielt man es für eine nützliche Beschäftigung und lud Gesellschaften darauf. Unser Artillerielieutenant verlieh uns auch hier nicht. Er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, deklamiren und gestikuliren sollten; allein er erntete für seine Bemühung meistens wenig Dank, indem wir die theatralischen Künste schon besser als er zu verstehen glaubten.

Wir vertheilen gar bald auf das Trauerspiel: denn wir hatten oft sagen hören, und glaubten selbst, es sei leichter, eine Tragödie zu schreiben und vorzustellen, als im Lustspiele vollkommen zu seyn. Auch übten wir uns beim ersten tragischen Versuche ganz in unserm Elemente; wir suchten uns der Höhe des Standes, der Vortrefflichkeit der Charaktere, durch Steifheit und Affectation zu nähern, und stünden uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht rasen, mit den Füßen stampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

Knaben und Mädchen waren in diesen Spielen nicht lange beisammen, als die Natur sich zu regen, und die Gesellschaft sich in verschiedene kleine Cirkel beschränken zu wollen anfing. Da beim meistentheils Komödie in der Komödie gespielt wurde. Die glücklichen Paare bedeuten sich hinter den Theatervorhängen die Hände auf das zärtlichste; sie verschwammen in Gleichgültigkeit, wenn sie einander, so bedauert und aufgesucht, recht ideälisch vorkamen, sind gegen über der unglücklichen Nebenbuhler sich vor Neid verzehrten, und mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten.

Diese Spiele, möglich ohne Verstand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unser Gedächtniß und unsern Körper, und erlangten mehr Geistesgegenwart im Sprechen und Betragen, als man sonst in so frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit besonders Epoche, mein Geist richtete sich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauspiele zu lesen, zu schreiben und zu spielen.

Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort; man hatte mich dem Handelsstand gewidmet, und zu unserm Nachar auf das Comptoir gethan; aber eben zu seliger Zeit entfernte sich mein Geist nur gewaltsamer von allem, was ich für ein niedriges Geschäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das sich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muse der tragischen Dichtkunst und eine andere Frauengestalt, in der ich das Gewerbe personificirt hatte, sich um meine werthe Person recht wacker zanken. Die Erfindung ist gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verse etwas taugen; aber ihr sollt es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darin herrschen. Wie ängstlich hatte ich die alte Hausmutter gesinnelbert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüsseln an der Seite, Brillen auf der Nase, immer geschäftig, immer in Unruhe, pünktlich und haushälterisch, kleinlich und besorgerlich; wie stümmerlich bekleidet ich den Zustand dessen, der sich unter ihre Ruthe beugen und sein knechtisches Tagewerk im Schweiße des Angesichtes verdienen sollte!

Alle anders trat jene dagegen auf! Welche Erscheinung ward sie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gekleidet, in ihrem Wesen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzusehen. Das Gefühl ihrer selbst gab ihr Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, sie umhüllten jeden Gliedt, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten, wie ein taufendfaches Echo, die reizenden Bewegungen der Gliedmaßen. Mein ein Centrast: und auf welche Seite sich mein Herz wandte, kannst du leicht denken. Auch war nichts vergessen, um meine Muse kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie sie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettstreit war heftig, die Reden beider Personen contrastirten gedrittig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah an einander zu malen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Person geziemt, die eine Steckadel aufhebt, und jene, wie eine, die Königreiche verschenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verschmäht; ich sah die mir versprochenen Reichthümer schon mit beim Rücken an;

entzerrt und nackt überzog ich mich der Muſe, die mir ihren goldnen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

Hätte ich denken können, o meine Geliebte! rief er aus, indem er Marianen feſt an ſich drückte, daß eine ganz andere, eine liebkosende Gottheit kommen, mich in meinem Vorſatz ſtärken, mich auf meinem Wege begleiten würde; welch eine ſchönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben. wie intereſſant würde nicht der Vorſatz befunden werden ſeyn! Denn es iſt kein Gedicht, es iſt Wahrheit und Leben, was ich in deinen Armen finde; laß uns das ſüße Glück mit Bewußtſeyn genießen!

Durch den Druck ſeines Armes, durch die Lebhaftigkeit ſeiner erhitzten Stimme, war Mariane erwacht, und verbarg durch Liebkoſungen ihre Verlegenheit; denn ſie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile ſeiner Erzählung vernommen, und es iſt zu wünſchen, daß unſer Held für ſeine Lieblingsgeſchichten aufmerkſamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm ſeine Nächte im Genuſſe vertraulicher Liebe, ſeine Tage in Erwartung neuer ſeliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Marianen hinzog, fühlte er ſich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Menſch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung ſeiner Wünſche ward eine ruhende Gewohnheit. Sein Herz theilte, den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft zu verehren, ſein Geiſt, das ſelteſte Mädchen mit ſich empor zu heben. In der kleinſten Verrichtung ſtrahlte ihm ihr Andenken. War ſie ihm heute nothwendig geworden, ſo war ſie ihm geſtern unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menſchheit an ſie gefeſſelt war. Seine reine Seele theilte, daß ſie die Hälfte mehr als die Hälfte ſeiner ſelbſt ſey. Er war dankbar und ungegeben ohne Grenzen.

Auch Mariane kannte ſich eine Zeit lang täuſchen; ſie theilte die Empfindung ſeines lebhaften Glücks mit ihm. Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbſt an dem bunten Putztiſche war ſie nicht ſicher davor, ſelbſt unter den Küſſen ſeiner Liebe. Und wenn ſie nun gar weiter allein war, und aus den Worten, in denen ſeine Liebe ſich ergoß, ſie hervorrief, in das Bewußtſeyn ihrer Zuſtandes herabſank, dann war ſie zu bedauern. Denn Lucinden kam ihr zu Hülfe, ſo lange ſie in dieſer Art Vorwürfe hörte, ſich über ihre Verhältniſſe betrog, aber allmälig ſie nicht kannte; da erſchienen ihr die Vorfälle, denen ſie ausgeſetzt war, nur einzeln; Verdruß und Verdruß löſten ſich ab. Demüthigung wurde durch Eiteikeit, und Mancherlei durch zuvorkommlichen Uebermuth ertragen; ſie kannte Noth und Gewohnheit ſich als Geiz und Rechtfertigung anführen, und ſo lange laufen ſich die unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage anhäuften. Nun aber hatte das arme Mädchen ſich Augenblicke in eine beſſere Welt hinübergeträumt gefühlt, hatte wie von oben herab, aus Licht und Freude ins Dode. Verworfene ihres Lebens herunter geſehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib iſt, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand ſich äußerlich und innerlich um nichts gebeſſert. Sie hatte nichts, was ſie aufrichten konnte. Wenn ſie in ſich blickte und ſuchte, war es in ihrem Geiſte leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je kraftiger dieſer Zuſtand war, deſto heftiger ſchloß ſich ihre Neigung an den Geliebten feſt; ja die Leidenſchaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Daneben ſchwebte Marianen glücklich in höheren Regionen, ihm war auch eine neue Welt aufgegangen. aber leicht an herrlichen Ahndungen. Kaum hatte ſich das Uebermaß der erſten Freude nach, ſo füllte ſich das hell vor ihre Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. Sie iſt dein! Sie hat ſich dir hingegeben! Sie, das geliebte, geachtete, angebetete Geſchöpf, die auf Treu und Glauben hingegeben; aber ſie hat ſich ſeinem Andenken überlaſſen. Wie er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt; ſein Herz ſtieß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von gedachten Worten die erbauenden Gemmungen vor. Er glaubte den heilen Blick des Sanctiſts zu erfahren, daß ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem flackernden, ſchleppenden, dürftigen Leben herauf zu reißen, auch dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas Leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Wirren nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſchritte, und in ſelbſt gefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Dichter eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören. Alles, was in den unreifen Maſſen ſeiner Seele bisher gleichmäßig hatte wirken wollen, trat. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, ließ Geſtalten freilich ſehr in einander fließen; dafür aber auch das Ganze eine beſto reizendere Wirkung that.

Zehntes Capitel.

Er ſah nun zu Hauſe, trennte unter ſeinen Papieren, und rückte ſich gar ferne. Was nach ſeiner bisherigen Beſtimmung ſchmutzte, ward bei Seite gelegt; er wurde bei ſeiner Wanderung in die Welt auch von aller unangenehmen Erinnerung frei ſeyn. Nur Werke des Geſchmacks, Dichter und Künſtler, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten aufgeſtellt; und da er bisher die Kunſtrichter ſehr wenig genutzt hatte, ſo erneuerte ſich ſeine Begierde nach Belehrung, als er ſeine Bücher wieder durchſah und fand, daß die theoretiſchen Schriften noch meiſt unaufgeſchnitten waren. Er hatte ſich, in der größten Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ſolcher Werke, viele davon angeſchafft, und mit dem beſten Willen in Stunde und nur bis in die Hälfte ſich darein leſen können.

Dagegen hatte er ſich deſto eifriger an Poeſie gehalten, und in allen Arten, die ihm bekannt worden waren, ſelbſt Verſuche gemacht.

Werner trat herein, und als er ſeinen Freund mit den bekannten Heften beſchäftigt ſah, rief er

aus: Bist du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, du hast nicht die Absicht, eins oder das andere zu vollenden! Du fängst sie durch und wirbst durch, und beginnst allenfalls etwas Neues. — Zu verwerfen ist nicht die Sache des Schlafens, es ist genug, wenn er sich übt. —

Aber doch fertig machst, so gut er kann.

Und doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menschen fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt, und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag.

Ich weiß wohl, es war nie deine Sache etwas zu Stande zu bringen, du warst immer müde, ehe es zur Hälfte kam. Da du noch Director unsers Puppenspiels warst, wie oft wurden neue Kleider für die Zwergesellschaft gemacht, neue Decorationen aufgeschmiert! Bald sollte dieses, bald jenes Trauerspiel aufgeführt werden, und höchstens sahst du einmal den fünften Act, wo alles recht bunt durch einander ging, und die Leute sich erstachen.

Wenn du von jenen Zeiten sprechen willst, wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unsern Puppen angezogt und auf den Leib fest genäht waren, herunter trennen ließen, und den Aufwand einer weitläuftigen und unnützen Garderobe machten? Warst du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verbinden hatte, der meine Liebhabereien anzufeuern und zu nützen wußte? —

Werner lachte und rief aus: Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von jenen theatralischen Zeitvertreiben Vortheil zog, wo Dieserem jenen Krieges. Als ihr euch zur Befreiung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals der Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen.

Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Thorheiten zu heilen. —

Wie ich sie kenne, möchte das wohl ein eitles Bestreben seyn. Es gehört schon etwas dazu, wenn ein einziger Mensch klug und reich werden soll, und meistens wird er es auf Unkosten der Andern.

Es fällt mir eben recht der Zänkling am Scheidewege in die Hände, verleite Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszieht; das ist doch fertig geworden, es mag übrigens seyn wie es will.

Leg es bei Seite, wirf es ins Feuer! versetzte Werner. Die Erfindung ist nicht im geringsten lobenswürdig; schon neulich ärgerte mich diese Composition genug, und soll dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verse seyn; aber die Vorstellungsart ist grundfalsch. Ich erinnere mich noch deines verfeinerten Gewerbes, deiner zusammengesammelten erbärmlichen Sprüche. Du magst das Buch in irgend einem elenden Krame haben aufgeschnappt haben. Von der Handlung hattest du damals keinen Begriff; ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter seyn müßte, als der Geist eines ächten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsere Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze übersehen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne: Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Haushalter sollte sie in seiner Wirthschaft einführen.

Vergeß mir, sagte Wilhelm lächelnd, du singst von der Form an, als wenn das die Sache wäre; genehmlich vergeht ihr aber auch über eurem Hoffen und Bilanciren das eigentliche Factum des Lebens.

Leider steht du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins ist, eins ohne das andere nicht bestehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl; er mag die Posten nicht gerne zusammen rechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer seyn, als sich alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht, denn er weiß sogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ja ich überzeuge, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.

Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich verhabe, auf andere Gedanken bringt.

O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um dich auf immer zu dem unsern zu machen; und wenn du zurück kommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Speditionen und Speculation einen Theil des Geldes und Mobilvermögens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirst einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Producte aller Welttheile betrachte, wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind: Welch eine angenehme ernsthafte Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich versichtig in Vorrath zu setzen, und den Vortheil jedes Augenblickes dieser großen Circulation zu genießen! Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort. Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wenn du siehst, wo so manches beisammt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Waare siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Circulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelm ausübte, hatte sich gewöhnt, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue, als sein sonst verständiger und aufgeklärter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Universelle von der Welt einen so großen Werth und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen, und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen seyn. In dieser Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieser Welt für

der Erde bemächtigt, sie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinste Raum unsers Welttheils ist schon in Besitz genommen, jeder Besitz befestigt, Aemter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigen Erwerb, eine billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und über geht, einen starken Gewinn; sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unsere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann die versichern, wenn du nur deine tüchtigen Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Geschäfte als eine unübersehliche Etagerie der dringenden Fälle entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht: aber Kronen theilet sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sey ohne Verachtung jener gesagt, von echtem und der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.

Wilhelmen verdroß dieser Ausfall ein wenig, doch verbarg er seine Empfindlichkeit; denn er erinnerte sich, daß Werner auch seine Prostropyen mit Italienischen anzubrennen pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu leben, wenn jeder von seinem Handwerk aufs beste dächte; nur mußte man ihm das seinige, dem er sich mit Leidenschaft gewidmet hatte, unangefochten lassen.

Und dir, rief Werner aus, der du an menschlichen Dingen so herzlichen Antheil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel seyn, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewähren sehen: Was ist rührender, als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange fröhlzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer ans Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt, und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.

Siebtes Capitel.

Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unserer beiden Freunde näher kennen lernen; ein paar Männer von sehr verschiedener Denkungsart, deren Gesinnungen aber darin übereinkamen, daß sie den Handel für das edelste Geschäft hielten, und beide höchst aufmerksam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Speculation bringen konnte. Der alte Meister hatte gleich nach dem Tode seines Vaters eine bedeutende Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und Antiquitäten ins Geld gesetzt, sein Haus nach dem neuesten Geschmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt, und sein übriges Vermögen auf alle mögliche Weise gelten gemacht. Einen ansehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und dessen Speculationen gewöhnlich durch das Glück begünstigt wurden. Nichts wünschte aber der alte Meister so sehr, als seinem Sohne Eigenschaften zu geben, die ihm selbst fehlten, und seinen Kindern Güter zu hinterlassen, auf deren Besitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine besondere Neigung zum Prächtigen, zu dem was in die Augen fällt, das aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben sollte. In seinem Hause mußte alles solid und massiv seyn, der Vorrath reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice fortdar; dagegen waren die Gäste selten, denn eine jede Mahlzeit ward ein Fest, das sowohl wegen der Kosten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelassenen und einförmigen Schritt, und alles, was sich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was niemandem einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengesetztes Leben führte der alte Werner in einem dunklen und finstern Hause. Hatte er seine Geschäfte in der engen Schreibstube am alten Pulte vollendet, so wollte er gut essen, und wo möglich noch besser trinken, auch konnte er das Gute nicht allein genießen; neben seiner Familie mußte er seine Freunde, alle Fremde, die nur mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bei Tische sehen; seine Stühle waren matt, aber er lud täglich jemanden ein, darauf zu sitzen. Die guten Speisen zogen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, und niemand bemerkte, daß sie in gemeinem Geschirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen bessern ersetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zusammen kamen, sich wegen gemeinschaftlicher Geschäfte berathschlagten und eben heute die Verbindung Wilhelms in Handelsangelegenheiten beschlossen.

Er mag sich in der Welt umsehen, sagte der alte Meister, und zugleich unsre Geschäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menschen keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige betragen; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben, als der Ihrige.

Der alte Meister, welcher von seinem Sohne und dessen Fähigkeiten einen großen Begriff hatte, sagte diese Worte in Hoffnung, daß sein Freund ihm widersprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausstreichen sollte. Allein hierin betrog er sich; der alte Werner, der in praktischen Dingen niemandem traute, als dem, den er geprüft hatte, versetzte gelassen: Man muß alles versuchen; wir können ihn eben denselben Weg schicken, wir geben ihm eine Vorschrift, wornach er sich richtet; es sind verschiedene Schulden einzukassiren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Speculation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten am Ort und Stelle zu sammeln, läßt sich dabei wenig thun.

Er mag sich vorbereiten, versetzte der alte Meister, und sobald als möglich aufbrechen. Wo nehmen

wir ein Pferd für ihn her, das ſich zu dieſer Expedition ſchickt?

Wir werden nicht weit darnach ſuchen. Ein Krämer in H***, der uns noch einiges ſchuldig, aber ſonſt ein guter Mann iſt, hat mir eins an Zahlungsſtatt angeboten; mein Sohn kennt es, es ſoll ein recht brauchbares Thier ſeyn.

Er mag es ſelbſt holen, mag mit dem Poſtwagen hinüberfahren, ſo iſt er übermorgen bei Zeiten wieder da, man macht ihm indeſſen den Mantelſack und die Briefe zurechte, und ſo kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen.

Wilhelm wurde gerufen und man machte ihm den Entſchluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu ſeinem Vorhaben in ſeinen Händen ſah, da ihm die Gelegenheit ohne ſein Mitwirken zubereitet worden! So groß war ſeine Leidenſchaft, ſo rein ſeine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, ſich dem Drucke ſeines bisherigen Lebens zu entziehen, und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß ſein Gewiſſen ſich nicht im mindeſten regte, keine Sorge in ihm entſtand, ja daß er vielmehr dieſen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für dieſen Schritt preiſen und ſegnen ſollten, er erkannte den Blick eines leitenden Schickſals an dieſen zuſammentreffenden Umſtänden.

Die lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er ſeine Geliebte wieder ſehen ſollte! Er ſah auf ſeinem Zimmer und überdachte ſeinen Reiſeplan, wie ein künſtlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenſchaft manchmal die Fäden aus den feſtgeſchloſſenen Ketten herauszieht, und die Ueberzeugung bei ſich zu nähren, daß ſeine Rettung möglich, ja noch näher ſey, als kurzſichtige Wächter glauben.

Endlich ſchlug die nächtliche Stunde; er entfernte ſich aus ſeinem Hauſe, ſchüttelte allen Druck ab, und wandelte durch die ſtillen Gaſſen. Auf dem großen Platze hub er ſeine Hände gen Himmel, fühlte alles hinter und unter ſich; er hatte ſich von allem losgemacht. Nun dachte er ſich in den Armen ſeiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüſte, er ſchwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieſer Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen, und wie ſchön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligé empfing ſie ihn, er glaubte ſie noch nie ſo reizend geſehen zu haben. So weidete ſie das Geſchenk des abweſenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenſchaft verſchwendete ſie den ganzen Reichthum ihrer Liebesſinnen, welche ihr die Natur einzeln, welche die Kunſt ſie gelehrt hatte, an ihren Liebling, und man frage, ob er ſich glücklich, ob er ſich ſelig fühlte?

Er entdeckte ihr, was vorgegangen war, und ließ ihr im allgemeinen ſeinen Plan, ſeine Wünſche ſehen. Er wußte unterzukommen ſuchen, ſie alsdann abholen, er hoffte, ſie werde ihm ihre Hand nicht verſagen. Das arme Mädchen aber ſchwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Bruſt, der, ob er gleich ihr Verſtummen auf das günſtigſte auslegte, doch eine Antwort gewünſcht hätte, beſonders da er ſie zuletzt auf das beſcheidenſte, auf das freundlichſte fragte: ob er ſich denn nicht Vater glauben dürfe? Aber auch darauf antwortete ſie nur mit einem Seufzer, einem Kuſſe.

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; ſie fand ſich ſehr allein, mochte den Tag nicht ſehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte ſetzte ſich zu ihr, ſuchte ihr einzureden, ſie zu tröſten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz ſo ſchnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegen gebebt hatte. Konnte man ſich auch in einer ängſtlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte ſich, ein unbezwinglicher Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil ſtand bevor, wenn beide, wie es leicht möglich war, einmal zuſammentreffen ſollten.

Beruhige dich, Liebchen, rief die Alte; verweine mir deine ſchönen Augen nicht! Iſt es denn ein ſo großes Unglück, zwei Liebhaber zu beſitzen? Und wenn du auch deine Zärtlichkeit nur dem einen ſchenken kannſt; ſo ſey wenigſtens dankbar gegen den andern, der, nach der Art wie er für dich ſorgt, gewiß dem Freund genannt zu werden verdient.

Es ahnte meinem Geliebten, verſetzte Mariane dagegen mit Thränen, daß uns eine Trennung bevorſtehe; ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm ſo ſorgfältig zu verbergen ſuchen. Er ſchlief ſo ruhig an meiner Seite. Auf einmal höre ich ihn ängſtliche unverſtändliche Töne ſtammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt er mich! O Mariane! rief er aus, welchem ſchrecklichen Zuſtande daß du mich entriſſen! Wie ſoll ich dir danken, daß du mich aus dieſer Hölle befreit haſt? Mir träumte, fuhr er fort, ich befände mich entfernt von dir, in einer unbekannten Gegend; aber dein Bild ſchwebte mir vor; ich ſah dich auf einem ſchönen Hügel, die Sonne beſcheinen den ganzen Platz; wie reizend kamſt du mir vor! Aber es währte nicht lange, ſo ſah ich dein Bild hinuntergleiten, immer hinuntergleiten; ich ſtreckte meine Arme nach dir aus, ſie reichten nicht durch die Ferne. Immer ſank dein Bild und näherte ſich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, aber ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab dir ein Mann die Hand; er ſchien dich hinaufführen zu wollen, aber leitete dich ſeitwärts, und ſchien dich nach ſich zu ziehen. Ich rief, da ich dich nicht erreichen konnte, ich hoffte dich zu warnen. Wollte ich gehen, ſo ſchien der Boden mich feſt zu halten; kennt' ich gehen, ſo hinderte mich das Waſſer, und ſogar mein Schreien erſtickte in der beklemmten Bruſt. — So erzählte der Arme, indem er ſich vom ſeinem Schrecken an meinem Buſen erholte, und ſich glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die ſeligſte Wirklichkeit verdrängt zu ſehen.

Die Alte ſuchte ſo viel möglich durch ihre Proſe die Poeſie ihrer Freundin ins Gemeine des gemeinen Lebens herunter zu locken, und bediente ſich dabei der guten Art, welche Vogelſtellern zu gelingen pflegt, indem ſie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen ſuchen, welche ſie bald und häufig in ihrem Garne zu ſehen wünſchen. Sie lobte Wilhelmen, rühmte ſeine Geſtalt, ſeine Anmut, ſeine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, ſtand auf, ließ ſich ankleiden und ſchien ruhiger. Mein Kind, mein Liebchen, fuhr die Alte ſchmeichelnd fort, ich will dich nicht betrüben, nicht

beleidigen. Ich denke dir nicht dein Glück zu rauben. Darfst du meine Absicht verkennen, und daß du vergessen, daß ich jederzeit mehr für dich als für mich gesorgt habe? Sag mir nur, was du willst; wir wollen schon sehen, wie wir es ausführen.

Was kann ich wollen? versetzte Mariane; ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend; ich liebe ihn, der mich liebt, sehr, daß ich mich von ihm trennen muß, und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unsere ganze Existenz schuldig sind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm ist sehr eingeschränkt, er kann nichts für mich thun. —

Ja, er ist unglücklicherweise von jenen Liebhabern, die nichts als ihr Herz bringen, aus den diese haben die meisten Prätensionen.

Spotte nicht! der Unglückliche denkt sein Haus zu verlassen, auf das Theater zu gehen, mir seine Hand anzubieten.

Leere Hände haben wir schon viere.

Ich habe keine Wahl, fuhr Mariane fort, entscheide du: Stoße mich da oder dort hin, nur wisse noch eins: wahrscheinlich trag' ich ein Pfand im Busen, das uns noch mehr an einander fesseln sollte; das bedenke und entscheide, wer soll ich lassen? wem soll ich folgen?

Nach einigem Stillschweigen rief die Alte: daß doch die Jugend immer zwischen den Extremen schwankt! Ich finde nichts natürlicher, als alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebst du den einen, so mag der andere bezahlen; es kommt nur darauf an, daß wir klug genug sind, sie beide auseinander zu halten. —

Mache was du willst, ich kann nichts denken; aber folgen will ich.

Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigensinn des Directors, der auf die Sitten seiner Truppe hält, vorsichtig nennen. Beide Liebhaber sind schon gewohnt, heimlich und vorsichtig zu Werke zu gehen. Für Freunde und Gelegenheit will ich sorgen; nur musst du hernach die Rolle spielen, die ich dir vorschreibe. Wer weiß, welcher Umstand uns hilft. Kame Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt ist! Wer wehrt dir, in den Armen des einen an den andern zu denken? Ich wünsche dir zu einem Sohne Glück; er soll einen reichen Vater haben.

Mariane war durch diese Vorstellungen nur für kurze Zeit getröstet. Sie konnte ihren Zustand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; sie wünschte diese schmerzlichen Verhältnisse zu vergessen, und tausend kleine Umstände machten sie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm hatte indessen die kleine Reise vollendet, und überreichte, da er seinen Handelsfreund nicht zu Hause fand, das Empfehlungsschreiben der Gattin des Abwesenden. Aber auch diese gab ihm auf seine Fragen wenig Bescheid; sie war in einer heftigen Gemüthsbewegung und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, so vertraute sie ihm und es war auch nicht zu verheimlichen; daß ihre Stieftochter mit einem Schauspieler davon gegangen sey, mit einem Menschen, der sich von einer kleinen Gesellschaft vor kurzem los gemacht, sich im Orte aufgehalten, und im Französischen Unterricht gegeben habe. Der Vater, außer sich vor Schmerz und Verdruß, sey ins Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu lassen. Sie schalt ihre Tochter derlig, schmähte den Liebhaber, so daß an beiden nichts Lobenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und setzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der sich und sein bemitleidet Verhalten durch diese Scene gleichsam mit prophetischem Geiste voraus getadelt und gestraft fühlte. Noch stärkern und innigern Antheil mußte er aber an dem Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit stiller Trauer und halben Worten seine Expedition der Frau erzählte, und, indem er, nach eingelesenem Briefe, das Pferd Wilhelmen vorführen ließ, seine Zerstreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte sogleich das Pferd zu bestiegen, und sich aus einem Hause zu entfernen, in welchem ihm, unter den gegenwärtigen Umständen, unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauses, dem er so viel schuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter seinem Dache behalten zu haben, entlassen.

Unser Freund hatte ein trauriges Abendessen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgestanden, und eilte frühmorgens sobald als möglich sich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wissen, ihm mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das Empfindlichste grollt hatten.

Er ritt langsam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl bewaffneter Leute durchs Feld kommen sah, die er an ihren langen und weiten Röcken, groben Aufschlägen, unförmlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem trauerigen Gange und dem benommen Tragen ihres Körpers sogleich für ein Commando Landmiliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten sie stille, setzten ihre Flinten nieder, und lagerten sich bequem auf dem Rasen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bei ihnen, und ließ sich mit einem jungen Menschen, der zu Pferde herbei kam, in ein Gespräch ein. Er mußte die Geschichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu sehr bekannt war, leider noch einmal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern sonderlich günstig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man derselben gekommen sey, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingekehrt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit sah man von ferne einen Wagen herbeikommen, der von einer Bürgerwache mehr säuberlich als förmlerlich umgeben war. Ein uniformirter Stadtschreiber ritt voraus, und complimentirte mit dem gegenwärtigen Actuarius (denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm gesprochen hatte) an der Gränze mit großer Gewissenhaftigkeit und wunderlichen Geberden, wie es etwa Gesandte und Zauberer, der eine immer der andere außerhalb des Kreises, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war indes auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Stroh bei einander saßen, sich zärtlich anblickten, und die Umstehenden kaum zu bemerken schienen. Zufälligerweise hatte man sich genöthigt gesehen, sie von dem letzten Dorfe auf

eine so unfreundliche Art fort zu bringen, indem die alte Kutsche, in welcher man die Saiten transportirte, zerbrochen war. Sie erbat sich bei der hiesigen Gesellschaft unter Freunden, den man, in der Voraussetzung, er sey auf einem capitalen Verbrechen betroffen, bis dahin mit Ketten belastet worden gehen lassen. Diese Ketten trugen denn freilich nicht wenig bei, den Anblick der barmherzigen Gruppe interessanter zu machen, besonders weil der junge Mann sich mit vielem Anstand bewegte, indem er wiederholt seinen Gefährten die Hände küßte.

Wir sind sehr unglücklich! rief sie den Umstehenden zu; aber nicht so schuldig, wie wir scheinen. Sie betrogen grausame Menschen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachlässigen, reißen sie mit Unwillkühr aus den Armen der Freude, die sie ihnen nach langen trüben Tagen bereitstiate!

Indem die Umstehenden auf verschiedene Weise ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gestalten ihre Ceremonien absolvirt, der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schicksal der Verlieben großen Theil nahm, eilte auf dem Fußpfade voraus, um mit dem Amtmanne noch ehe der Zug anlange, Bekanntschaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Actuarius einholte, und durch eine unbändige Erzählung, wie alles gegangen, beschenkt aber durch ein weitläuftiges Lob seines Pferdes, das er erst gestern vom Juden gekauft, jeder andern Gespräche verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar außen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthause zusammenhing, abgeladen, und sie in der Stille hineingeführt. Der Actuarius nahm über diese schonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthause versammelte Volk nelken, und ihm das angenehme Schauspiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von solchen außerordentlichen Fällen kein sonderlicher Liebhaber war, weil er meistentheils dabei einen und den andern Fehler machte, und für den besten Willen gewöhnlich von fürstlicher Regierung mit einem derben Verweise belohnt wurde, ging mit schweren Schritten nach der Amtsstube, wohin ihn der Actuarius, Wilhelm und einige angesehene Bürger folgten.

Zuerst ward die Schöne vorgeführt, die, ohne Frechheit, gelassen und mit Bewußtseyn ihrer selbst hereintrat. Die Art, wie sie gekleidet war und sich überhaupt betrug, setzte, daß sie ein Mädchen sey, die etwas auf sich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zustand nicht unfreudlich zu reden an.

Der Actuarius aber ihr zu schwatzen, und hielt seine Feder über dem abgebrochenen Blatte. Der Amtmann setzte sich in Fassung, sah ihn an, räusperte sich, und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße und wie alt sie sey?

Ja bitte Sie, mein Herr, versetzte sie, es muß mir als wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und meine Jahre fragen, da Sie sehr gut wissen, wie ich heiße, und daß ich so alt wie Ihre dritte Tochter bin. Was Sie von mir wissen wollen, und was Sie wissen müssen, will ich gern ohne Umschweife sagen.

Erst meine Eltern zweiter Heirath wurde ich zu Hause nicht zum besten gehalten. Ich hatte einige böhmische Parthien thun können, wenn nicht meine Stiefmutter, aus Furcht vor der Aussteuer, sie zu verreiten gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Menschen kennen lernen, ich habe ihn lieben müssen, und da wir die Hindernisse voraussahen, die unserer Verbindung im Wege standen, entschlossen wir uns, uns einander in der weiten Welt ein Glück zu suchen, das uns zu Hause nicht gewährt seien. Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war: wir sind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt hergeschleppt werde. Der Fürst ist gerecht, er wird diese Härte nicht billigen. Wenn wir strafbar sind, so sind wir es nicht auf diese Weise.

Der alte Amtmann war hierüber verdrießlich und verlegen zu Verantworten. Die anständigen Antworten sammelten ihm sogar um den Kopf, und die allzulange Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich verrücket. Das Uebel wurde noch größer, als sie bei wiederholten erbittlichen Fragen sich nicht weiter einlassen wollte, sondern sich auf das, was sie oben gesagt, standhaft berief.

Ja ein feine Verbrecherin, sagte sie. Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es ist eine bessere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen soll.

Der Actuarius hatte indessen immer die Worte nachgeschrieben, und flüsterte dem Amtmanne zu: er solle nur weiter gehen; ein förmliches Protokoll würde sich nachher leicht verfassen lassen.

Der Alte nahm wieder Muth, und fing nun an, nach den süßen Geheimnissen der Liebe mit derben Worten und in vergebrachten trockenen Formen sich zu erkundigen.

Wilhelmen stieg die Röthe ins Gesicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten sich gleichfalls durch die reinste Farbe der Schamhaftigkeit. Sie schwieg und stockte, bis die Verlegenheit selbst sie zuletzt ihren Mund zu eröffnen nöthigte.

Sey Sie versichert, rief sie aus, daß ich Ehre genug seyn würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich selbst sprechen müßte; sollte ich nun lügen und flocken, da sie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihm von dem Augenblicke an, da ich seiner Neigung und seiner Treue gewiß war, als meinem Ehemann angesehen; ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und wo ein übergeugtes Herz nicht verlegen kann. Wissen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu gestehen zauderte, so war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten schlimme Folgen haben könnte, allein daran Ursache.

Wilhelm sahe, als er die Geschäftigkeit hörte, einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens, indem sie die Gerichtsverfassung für eine freie Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm versetzte seine Mariane in diesem Augenblicke vor den Richterstuhl, lente ihr manschonende Worte in den Mund, sieh ihre Aufrichtigkeit noch vermehrt und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftige Leidenschaft, welchen Liebenden zu befeuern, verwandelte sich seiner. Er verlor sie nicht aus den zauderndem Amtmann vermehrte er, mußte doch der Sache ein Ende machen, es sey so

alles ſo klar als möglich, und bedürfe ferner weiter keiner Unterhaltung.

Dieſes half ſo viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menſchen, nachdem man ihm vor der Thüre die Jacken abgenommen hatte, hereinkommen ließ. Dieſer ſahen über ein Sopha mehr nachſinkend. Seine Antworten waren geſetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroiſche Freimüthigkeit zeigte, ſo empfand er ſich hingegen durch Beſtimmtheit und Ordnung ſeiner Anlagen.

Da auch vieles Verdrießliche gemeldet war, welches mit dem vorigen in Allem übereinſtimmte, nur daß er, um das Mädchen zu ſchonen, barmherzig lügen mußte, was ſie ſelbſt ſchon bekannt hatte, ließ man auch ſie endlich wieder vortreten, und es entſtand zwiſchen beiden eine Szene, welche ihnen das Herz unſers Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was nur in Neigungen und Kindheiten vorgehen pflegt, ſah er hier in einer unangenehmen Gerichtsſtube vor ſeinen Augen; den Streit wechſelſeitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Iſt es denn alſo wahr, ſagte er bei ſich ſelbſt, daß die ſchönſte Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menſchen ſich verbirgt, und nur in abgelegenerter Einſamkeit, in tiefem Geheimniß zu genießen wagt, wenn ſie durch einen feindſeligen Zufall hervorgeſcheuchet wird, ſich alsdann muthiger, ſtärker, tapferer zeigt, als andere draufende und großthuende Leidenſchaften?

In ſeinem Troſte faßte ſich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden beide in leidliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte er noch dieſen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern wieder gebracht. Denn er ſetzte ſich feſt vor, hier ein Mittelsmann zu werden, und die glückliche und anſtändige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat ſich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verſtattet wurde.

Vierzehntes Capitel.

Das Gefängniß der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeſchlagenen Jüngling ſein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, ſich zum Mittler anbot, und ſelbſt die beſten Hoffnungen gäbe, erheiterte ſich das traurige und ſorgenvolle Gemüth des Gefangnen, er fühlte ſich ſchon wieder befreit, mit ſeinen Schwiegereltern verſöhnt, und es war nun von ſämtlichem Erwerb und Unterkommen die Rede.

Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit ſein, verſetzte Wilhelm; denn Sie ſcheinen mir bereits von der Natur beſtimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Geſtalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefälliges Herz! Können Schauſpieler beſſer ausgeſtattet ſein? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, ſo wird es mir viel Freude machen.

Ich danke Ihnen von Herzen, verſetzte der andere; aber ich werde wohl ſchwerlich davon Gebrauch machen können, denn ich denke, wo möglich, nicht auf das Theater zurückzukehren.

Daran thun Sie ſehr übel, ſagte Wilhelm nach einer Pauſe, in welcher er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, denn er hatte nicht anders, als daß der Schauſpieler, ſo bald er mit ſeiner jungen Gattin befreit ſein würde, das Theater zurücke werde. Es ſchien ihm eben ſo natürlich und nothwendig, als daß der Froſch das Waſſer ſuche. Dieſer einem Raubvogel hatte er darum gewechſelt, und mußte nun zu ſeinem Erſtaunen das Gegentheil erfahren.

Ja, verſetzte der andere, ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzutreten, vielmehr eine bürgerliche Betrauung, ſie ſei auch welche ſie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann.

Das iſt ein ſonderbarer Entſchluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne beſondere Urſache iſt es niemals rathſam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdies wüßte ich keinen Stand, der ſo viel Annehmlichkeiten, ſo viel reizende Nebenſeiten darbiete, als den eines Schauſpielers.

Man ſieht, daß Sie keiner geweſen ſind, verſetzte jener. —

Darauf ſagte Wilhelm: mein Herr, wie ſelten iſt der Menſch mit dem Zuſtande zufrieden, in dem er ſich befindet! Er wünſcht ſich immer den ſeinen Nächſten, aus welchem ſich dieſer gleichfalls herausſehnt. —

Indeß bleibt doch ein Unterſchied, verſetzte Melina, zwiſchen dem Schlimmen und dem Schlimmern; Erfahrung, mein Freund, kann man ſo benutzen. Iſt wohl irgend ein Stückchen Brod ekelhafter, unſchmeckender und unbeißlicher in der Welt? Bedenke wohl es eben ſo gut, als wir den Thieren zu ketten. Was hat man von dem Neide ſeiner Mitgenoſſen, und der Parteilichkeit des Directors, von der verdrießlichen Laune des Publikums auszuſtehen! Wahrhaftig, man muß ein Bär ſein, wie ein Bär, der in Geſellſchaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und gepeitſcht wird, um bei dem Tone eines Dudelſacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte darüber bei ſich ſelbſt, was er jedoch dem guten Menſchen nicht mit Gewalt ſagen wollte. Er ging alſo nur von ferne mit dem Geſpräch um ihn herum. Jener ließ ſich beſto aufrichtiger und mittheilender heraus. – Thäte es nicht Noth, ſagte er, daß ein Director jedem Staatsrathe zu Füßen ſitze, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwiſchen der Meſſe ein paar Groſchen mehr an einem Orte einnehmen zu laſſen. Ich habe den unſrigen, der ſo weit ein guter Mann war, oft bedauert, wenn er mit allem zu anderer Zeit Urſache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Acteur ſteigert ihn, die Schauſpielerin kann es nicht leugnen; und wenn er ſeine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich ſetzen will, ſo iſt oft dem Publikum gleich zu viel, das Haus faſt leer, und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer ſpielen. Nein, mein Herr! da Sie ſich unſrer, wie Sie ſagen, annehmen wollen; ſo bitte ich Sie, ſprechen Sie auf das ernſthafteſte mit den Eltern meiner Geliebten! Man verſorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Sprecher- oder Einnehmerdienſt, und ich will mich glücklich ſchätzen.

Nachdem ſie noch einige Worte gewechſelt hatten, ſtand Wilhelm mit dem Vorſatze auf, morgen ganz früh die Eltern aufzuſuchen und zu ſehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, ſo machte er ſich in folgenden Anordnungen Luft machen:

Beherzigung.

Ach was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle.
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, sondern in der Lage das Armseligste. Aber das du nicht Herr werden kannst! Meister Mensch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunst oder irgend eine Lebensart ergriffe, möchte nicht wie du seinen Zustand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente greifen ist, findet in demselben sein sämmtliches Dasein! Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit! Nur der innre Trieb, die Lust, die Liebe dessen und Hasse dermehr überwinden, Mage bahnen, und uns aus dem engen Kreise, worin sich andere kümmerlich abängstigen, emporheben. Dir sind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben sein Pensum ist. Die Zuschauer stehst du an, wie sie sich selbst an Marionetten vorbeimalen. Du könnte es also freilich eingeln seyn, hinter einem Pult über lumirten Büchern zu sitzen, Linien auszutragen und Siegle herauszusiegeln. Du fühlst nicht das zusammenwirkende, zusammentreffende Ganze, das allein durch den Geist erfunden, begriffen und ausgeführt wird; du fühlst nicht, daß in den Menschen ein besserer Sinne lebt, der, wenn er seine Nahrung erhält, wenn er nicht getragt wird, von der Höhe täglicher Bedürfnisse und Gleichgültigkeit tiefer blickt, und doch so früh und fast nie ersticht wird. Du fühlst in deiner Seele keine Kraft ihn aufzubauen, in deinem eignen Herzen keinen Reichthum, um den erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich, die Unbequemlichkeiten sind dir zuwider, und es ist dir verborgen, daß in jedem Stande die Feinde lauern, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden sind. Du traust wohl, dich in jene Gränzen einer gemeinen Stelle zu fehren; dann welche Wärmeit du wohl ausfüllen, du Geist und Muth verlangst! Gieb einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geistlichen deine Gesinnungen, und mit eben so viel Recht wird er sich über das Kümmerlichr seines Standes beschweren können. Ja, hat es nicht sogar Menschen gegeben, die von allem Lebensgefühl so ganz verlassen waren, daß sie das ganze Leben und Wesen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und slaubgleiches Dasein erklärt haben? Regten sich lebendig in deiner Seele die Gestalten mancher Menschen, wärmte deine Brust ein identisierendes Feuer, verbreitete sich über deine ganze Gestalt die Stimmung, die aus dem Innersten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühltest du dich genug in dir selbst, so würdest du vor gewiß Ort und Gelegenheit aufsuchen, dich in andern fühlen zu können.

Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund aufgekleidet, und stieg mit einem Gerüste des innigsten Behagens zu Bette. Ein eigen morgenden Tages traun wäre, entwickelte sich in seiner Seele, angenehme Phantasien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüber, und überließen ihn dort seinen Geschwistern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen, und das ruhende Haupt unsers Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er schon wieder erwacht, und dachte seiner vorhergehenden Unterhaltung nach. Er hörte in das Haus der verlassnen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug sein Anbringen bescheiden vor, und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geschehen war es einmal, und wenn gleich außerordentliche Fremde und harte Leute sich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu setzen, und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, so hat der gegen das Geschehene auf die Gemüther der meisten eine unwiderstehliche Gewalt und was unmöglich scheint, nimmt sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein. Es war also bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen sollte; dagegen sollte er wegen ihrer künftigen Verheirathung mitwirken und versprechen, das Vermächtniß einer Tante, noch einige Jahre, gegen geringe Interessen, in den Händen zu lassen. Der zweite Punkt, wegen einer hypothekarischen Versorgung, fand schon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen sehen, man wollte die Verbindung eines verlaufenen Menschen mit einer so angesehenen Familie, welche sonst mit einem Superintendenten verwandt war, sich durch die Gegenwart nicht beständig aufreiben lassen, man konnte eben so wenig hoffen, daß die fürstlichen Creditoren ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich stark dagegen, und Wilhelm, der sehr eifrig darüber sprach, weil er dem Menschen, den er geringschätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht abrathen, und überzeugt war, daß er einen solchen Schritt nicht werth sey, konnte mit allen seinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, so würde er sich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen. Denn der Vater, der seine Tochter gerne bei sich behalten hätte, dachte den jungen Menschen, weil seine Frau selbst ein Auge auf ihn geworfen hatte, und diese konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und so mußte Melina wider seinen Willen mit seiner jungen Braut, die seinen größern Lust begrüßte, die Welt zu sehen und sich der Welt sehen zu lassen, nach einigen Tagen abreisen, um bei irgend einer Gesellschaft ein Unterkommen zu finden.

Fünfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des ersten Liebesbedürfnisses! Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Thun stundenlang ergetzt, die Unterhaltung mit Gespräches allein trägt, und mit der Unterhaltung weiß zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenpart auch nur die letzten Silben der ausgesprochenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den früheren, besonders aber in den spätern Zeiten seiner Leidenschaft für Marianen, als er den ganzen Reichthum seines Gefühls auf sie hinüber trug, und sich dabei als einen Bettler anfah, der von ihren Almosen lebte. Und wie und eine Gegend reizender, je allein reizend vorkommt, wenn sie von der Sonne beschienen wird; so war auch alles in seinen Augen verschönert und verherrlicht, was sie umgab, was sie berührte.

Wie oft stand er auf dem Theater hinter den Wänden, wenn er für das Privatissimum von dem Director erbeten hatte. Dann war freilich die perspectivische Magie verschwunden, aber die viel mächtigere Zauberin der Liebe fing erst an zu wirken. Stundenlang konnte er am schwarzen Lichtvorhang stehen, den Qualm der Unschlitt-Lampen einsehen,

nach der Geliebten hinausblicken, und, wenn sie wieder hereintrat und ihn freundlich anlud, sich im Wonne verlieren hieß an dem Balsam- und Lotus-Geruche in einen paradiesischen Zustand versetzt fühlten. Die aufgeschwellten Limonaden, die Wasserfälle von Zimbel, die papiernen Rosenlöcher und die einfältigen Strohhütten erregten in ihm lieblich dichterische Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe dürftig erscheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil sie auf Einem Brette mit seiner Vielgeliebten standen. Und so ist es gewiß, daß Lieder, welche Rosenlauben, Mordthewäldchen und Wendischen erst besungen muß, auch sogar Hobelspänen und Papierschnitzeln einem Anschein belebter Naturen geben kann. Sie ist eine so starke Würze, daß selbst schale und alte Brühen davon schmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurft' es freilich, um jenen Zustand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich sie selbst antraf.

In einem feinen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von seines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, mußte er, in dem Frauenzimmer, sein Zimmer, das er als sein kleines Reich ansah, stattlich ausstaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quasten befestigt, wie man Thronen vorzustellen pflegt; er hatte sich einen Teppich in die Mitte des Zimmers, und einen feinern auf den Tisch anzubringen gewußt; seine Bücher und Geräthschaften legte und stellte er fast mechanisch so, daß ein niederländischer Maler gute Gruppen zu seinen Stillleben hätte daraus nehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden und die Aermel seines Schlafrocks nach orientalischem Zuschnitte kurz tragen lassen. Doch war er hierzu die Ursache an, daß die langen weiten Aermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war, und nicht mehr fürchten durfte gestört zu werden, trug er gewöhnlich eine seidene Schärpe um den Leib, und er soll manchmal einen Dolch, den er sich aus einer alten Rüstkammer zugeeignet, in den Gürtel gesteckt, und so die ihm zugetheilten tragischen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne sein Gebet knieend auf dem Teppich verrichtet haben.

Die glückliche pries er daher in jenen Zeiten den Schauspieler, dem er im Besitz so mancher maskirlichen Kleider, Rüstungen und Waffen, und in steter Uebung eines edlen Betragens sah, dessen Geist einen Spiegel des verschiedensten und prächtigsten, was die Welt an Verhältnissen, Gesinnungen und Leidenschaften hervorgebracht, darzustellen schien. Oben so dachte sich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauspielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater die äußerste Spitze sey, etwa wie ein Silber, das vom Läuter-Feuer lange herum getrieben worden, endlich farbig schön vor den Augen des Arbeiters erscheint, und ihm zugleich anbeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zusätzen gereiniget sey.

Wie sehr mußte er daher anstaunen, wenn er sich bei seiner Geliebten befand, und durch den abgelösten Vorhang, der ihn umzog, hören und auf Tische, Stühle und Boden sah, die Trümmer eines ausgeputzten, leichten und saftigen Dupes sagen, wie das glänzende Kleid eines abgefahrnen Fischers, zerfetzt in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, als Kämme, Seife, Tücher waren mit den Spuren ihrer Bestimmung gleichfalls nicht verschont. Puder, Rollen und Schure, Bürste und italiänische Blumen, Stuck, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Blüter und Strohhüte, bunt verschmähte die Nachbarschaft des andern, alle waren durch ein gemeinschaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem andern bemerkte, ja vielmehr ihm alles, was ihr gehörte, für heilig hatte, und werden mußte; so fand er zuletzt in dieser verworrenen Wirthschaft einen Reiz, den er in seiner stattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbrust wegnahm, um zum Clavier zu kommen, dort ihre Röcke aufs Bette legte, um sich setzen zu können, wenn sie selbst mit unbefangener Freimüthigkeit manches Natürliche, das man sonst gegen einen andern aus Anstand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen suchte — es war ihm, sag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinschaft zwischen ihnen durch unsichtbare Bande befestigt würde.

Nicht eben so leicht konnte er die Ausübung der übrigen Schauspieler, die er bei seinen ersten Besuchen manchmal bei ihr antraf, mit seinen Begriffen vereinigen. Gefällig im Mittagsanzuge kamen sie an ihren Beruf und Zweck am wenigsten zu denken; über den poetischen Werth eines Stückes hörte er sie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: was wird das Stück machen? Ob es ein Zugstück? Wie lange wird es spielen? Wie oft kann es, wohl gar noch werden? und was Fragen und Bemerkungen dieser Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg, und besonders gegen den Einen und den Andern ungerecht sey, dann auf das Publikum, das es mit seinem Beifall selten den rechten Mann belohne, daß das deutsche Theater sich täglich verschlimmere, daß der Schauspieler nach seinen Verdiensten immer mehr geehrt werde, und nicht genug geehrt werden könne. Dann sprach man viel von Kaffeehäusern und Weinhäusern, und was daselbst vorgefallen, wie viel traurig ein Kamerad Schulden habe und Ayung leiden müsse, von Disproportion der wechselnden Gage, von Cabalen einer Gegenpartei; wobei denn bald jener die große und verdiente Kunstmeisterschaft des Publikums priese, der in Betracht kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht genugsam gerühmt werden konnte.

Alle diese Dinge, die Wilhelmen sonst sehr manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder ins Gedächtniß, als ihn sein Diener langsam nach Hause trug, und er die verschiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, überdachte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja in ein ganzes Städtchen erkommen war, hatte er mit Augen gesehen, die Scenen auf der Landstraße und im Amthause, die Gesinnungen Meina's, und was sonst noch vorgegangen war, stellten sich ihm wieder dar, und brachten seinen lebhaften, vorbrennenden Geist in eine Art von seraphischer Unruhe. Da er nicht länger ertrug, sondern seinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt jagte.

Allein auch auf diesem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, sein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernsthaftes, bedeutendes und unerwartetes Geschäft mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Daseyn bestimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil sie bei Anlässen weder schnell noch sichtbar auftreten; auch war sein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwang, wo durch sich ihre Liebe aber nur desto fester knüpfte: denn ungeachtet ihrer verschiedenen Denkungsart fand jeder seine Rechnung bei dem andern. Werner that sich darauf etwas zu Gute, daß er dem vertrauten, ebenso gegenseitig auszuwendenden Geist Wilhelms immer Zügel und Gebiß anzulegen wußte, und Wilhelm fühlte oft einen verdienten Triumph, wenn er seinen bedächtigen Freund in warmer Aufwallung mit sich fortriß. Er liebte sich einer an dem andern. Sie wurden gewohnt sich täglich zu sehen, und man hätte sagen sollen, das Verlangen einander zu finden, sich mit einander zu besprechen, sey durch die Unbeständigkeit, einander verständlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber waren sie doch weit so beide gute Menschen waren, bereit einander, mit einander nach Einem Ziel, und konnten niemals begreifen, warum denn seiner den andern auf seine Gesinnung bekehren könne.

Werner bemerkte seit einiger Zeit, daß Wilhelms Besuche seltner wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerstreut abredt, daß er sich nicht mehr in lebhafte Ausführung seltsamer Vorstellungen versetzte, an welcher sich freilich ein freies, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zutrauen biet findendes Gemüth am sichersten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner suchte anfangs den Fehler in seinem eignen Betragen, bis ihn einige Stadtgespräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unterredungen Wilhelms ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ sich auf eine Untersuchung ein, und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauspielerin öffentlich besucht, mit ihr auf dem Theater gespeiset und sie nach Hause gebracht habe; er wäre trostlos gewesen, wenn ihm auch die nächtlichen Zusammenkünfte bekannt geworden wären; denn er dürfte, daß Mariane ein verführerisches Mädchen sey, die seinen Freund wahrscheinlich ums Geld bringe, und sich noch nebenher von dem unwürdigsten Liebhaber unterhalten lasse.

Schnell er seinen Verdacht so viel möglich zur Gewißheit erhoben, beschloß er einen Angriff auf Wilhelmen, und war mit allen Anstalten völlig in Bereitschaft, als dieser eben vertraulich und verstimmt von seiner Reise zurückkam.

Werner trug ihm noch denselben Abend alles, was er wußte, erst gelassen, dann mit dem dringendsten Ernste einer wohldenkenden Freundschaft vor, ließ seinen Zug unbestimmt, und sah seinem Freunde alle die Bitterkeiten zu lesen, die ruhige Menschen an Liebende mit jugendlicher Schadenfreude so freigebig auszuspenden pflegen. Aber wie man sich denken kann, vielleicht zu wenig aus. Wilhelm versetzte mit inniger Verneinung, daß mit großer Sicherheit: du kennst das Mädchen nicht; der Schein ist vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin ihrer Treue und Tugend so gewiß, als meiner Liebe.

Werner beharrte auf seiner Anklage, und erbot sich zu Beweisen und Zeugen. Wilhelm verwarf sie, und entfernte sich von seinem Freunde verdrießlich und erschüttert, wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaften festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerucht hat.

Höchst unbehaglich fand sich Wilhelm, daß sein schönes Bild Marianens erst durch die Grillen der Neue, dann durch Werners Unfreundlichkeit in seiner Seele getrübt und beinahe entstellt zu sehen. Er griff zum sichersten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wieder herzustellen, indem er Rosette auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hinlockte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei seiner Ankunft vorbei gerathen, sie hatte ihn diese Nacht erwartet, und es läßt sich denken, daß alle Zweifel bald aus seinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit schien sein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie sehr sich das Publikum, wie sehr sich sein Freund an ihr verschnitten.

Mancherlei lebhafte Gespräche führten sie auf die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft, deren Erinnerung eine der schönsten Unterhaltungen zweier Liebenden bleibt. Die ersten Schritte, die sind in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aufschlüsse so reizend, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtniß zurück ruft. Jener Theil sucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher, uneigennütziger geliebt, und jeder wünscht in diesem Wettstreit lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Marianen, was sie schon so oft gehört hatte, daß sie bald seine Aufmerksamkeit von dem Schauspiel ab und auf sich ziehen gezogen habe, daß ihre Gestalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefesselt; wie er zuletzt nur die Stücke, in denen sie gespielt, besucht habe, wie er endlich auf's Theater gekommen sey, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr gestanden habe; kam sprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, und ein Gespräch einzuleiten.

Mariane dagegen wußte nicht Wort haben, daß sie ihn so lange nicht bemerkt hätte; sie behauptete, ihn schon auf dem Prosceniume gesehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am heiligen Tage angehabt; sie behauptete, daß er ihr damals vor allen andern gefallen, und daß sie seine Bekanntschaft gewünscht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das alles! wie gern ließ er sich überreden, daß sie zu ihm, als er sich ihr genähert, durch einen unwiderstehlichen Zug hingeführt worden, daß sie absichtlich zwischen die Coulissen neben ihn getreten sey, um ihn näher zu sehen und Bekanntschaft mit ihm zu machen, und daß sie zuletzt, da seine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden gewesen, ihm selbst Gelegenheit gegeben, und ihn absichtlich genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeizuholen.

Unter diesem liebevollen Wettstreit, den sie durch alle kleine Umstände ihres kurzen Romans verstärkten, vergingen ihnen die Stunden sehr schnell, und Wilhelm verließ völlig berauscht seine Geliebte, mit dem festen Vorsatze, sein Vorhaben unverzüglich ins Werk zu richten.

Sechszehntes Capitel.

Was zu seiner Abreise nöthig war, hatten Vater und Mutter besorgt; nur einige Kleinigkeiten, die

an der Equipage fehlten, verhärteten seinen Aufenthalt auf einige Tage. Wilhelm benutzte die Zeit, um an Marianen einen Brief zu schreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche sie sich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich sonst in deinen Armen bedeckte, sitze ich und denke und schreibe an dich, und was ich finde und treibe, ist nur um deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichsten unter den Männern, ist es wie einem Bräutigam, der ahnungsvoll, welch' eine neue Welt sich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den festlichen Treppen steht, und, während der heiligen Ceremonien, sich gedankenvoll läutern vor die geheimnißreichen Vorhänge versetzt, woher dem die Unendlichkeit der Liebe entgegen lächelt.

Ich habe über mich gewonnen, dich in einigen Tagen nicht zu sehen; es war leicht, in Hoffnung einer solchen Entschädigung, etwas mit dir zu entbehren. Ganz bei deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen was ich wünsche? und doch ist es nöthig; denn es scheint, als dächtest du mich bisher nicht verstanden.

Wie oft habe ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, wenig zu sagen wagt, an deinem Herzen geforscht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß; denn in deinem Herzen muß eben der Wunsch keimen; vernommen hast du mich in jenem Kusse, in der andeutungsvollen Nähe jener glücklichen Stunde. Da lernt' ich deine Bescheidenheit kennen, und wie vermerkte sich meine Liebe; Wo eine andere sich künstlich betragen hatte, um durch übertriebenen Sonnenschein einen Eindruck in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervor zu locken, und ein Verlorenes zu befestigen, eben da zieht du dich zurück; schützest die dargebotene Brust deines Geliebten wieder zu, und stellst durch eine anderweitende Gleichgültigkeit deine Bestimmung zu verbergen; aber ich verstehe dich! Weich ein Elender müßte ich sein, wenn ich an diesen Zeichen deiner uneigennützigen, nur für den Freund besorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und sei ruhig! Wir gehören einander an, und keins von beiden verliert oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

Nimm sie hin, diese Hand! feierlich noch dies überflüssige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem verklärten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schicksal sorgt für die Liebe und um sie gerüstet, da Liebe genügsam ist.

Mein Herz hat schon lange meiner Eltern Haus verlassen; es ist bei dir, wie mein Geist auf der Bühne schwebt. O meine Gelieb'te! Ist wohl einem Menschen je gewährt, seine Wünsche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kommt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe steigt deine Liebe und dein Glück vor mir auf und ab.

Kaum daß ich mich hatte, nicht auffahre, zu dir hinüber und mir deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen früh weiter in die Welt nach meinem Ziele hinstürze. — Nein, ich will mich bezwingen; ich will nicht unbesonnen übereilte, vorwegene Schritte thun; mein Plan ist entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

Ich bin mit Directen Seile bekannt, meine Reise geht gerade zu ihm, er hat vor einem Jahre oft seinem Lenken etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünscht, und ich werde ihm gewiß willkommen sein; denn bei einer Truppe möchte ich auch mehr als einer Ursache mich einfinden; auch hielt Serlo sie weit von hier, das ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt finde ich da gleich; ich lebe mich in den Dialekt um, lerne die Gesellschaft kennen, und bole dich nach.

Mariane, du siehst, was ich über mich gewinnen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich so lange nicht zu sehen, dich in der weiten Welt zu wissen; recht lebhaft dar an mich nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder deine Liebe vorstelle, die mich vor allem sichert, wenn du meine Bitte nicht verschmähst, ehe wir scheiden, und du mir deine Hand vor dem Priester reichst, so werde ich ruhig gehen. Es ist nur eine Formel unter uns, aber eine so schöne Formel, der Segen des Himmels ja dem Segen der Erde. In der Naturbeschaffenheit, im Mittelmäßigsten, geht es leicht und dunkler ab.

Für den Anfang habe ich Geld genug; wir wollen theilen, es wird für uns beide hinreichen; ehe das verzehrt ist, wird der Himmel weiter helfen.

Ja, Liebste, es ist mir gar nicht bange. Was mir so viel Feldmarkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie erfahren, daß man sein Fortkommen in der Welt hatten könne, wenn es einem Ernst ist, und so fühle Muth genug für zwei, ja für mehrere einen tröstlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt ist anständiger, sagen viele; ich habe noch nicht gefunden, daß sie anständiger sei, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun weiß. Mir klopft die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu leben, was sie so tief in das Herz stehen. Meine Lehrmeister mal ich es freilich mir, der mich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen hat, daß durch die Seele gegangen, wenn ich die Elenden gesehen habe sich einreihen, sie konnten aus ein großes trefflicheres Wort aus Herz reden: Ein Ton, der durch die Fülle zugewungen wird, klingt viel heller und reiner; es ist unerhört, wie ein rohe Barbier in ihrer großen Ungeschicklichkeit verschönen.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste! Wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist, so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich will's nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein Paar gute Geister den Menschen erscheinen werden, ihre Herzen aufzuschließen, ihre Gemüther zu verbinden, und ihnen himmlische Gefühle zu bereiten, so gewiß mir an deinem Busen Freuden gewährt waren, die immer himmlischer genannt werden müssen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus und selbst geraubt, über uns selbst erhaben fühlten.

Ich kann nicht schließen; ich habe schon zu viel gesagt, und weiß nicht, ob ich der Feder alles gesagt habe, alles, was mich angstet; denn die Bewegung des Rades, das sich in meinem Herzen dreht, sind keine Worte verständig aufzuzeichnen.

Nimm dieses Blatt indeß, meine Liebe, ich habe es wieder durchgelesen und finde, daß es von meine

anfangen ſollte; doch enthielt es alles, was du zu wiſſen nöthig haſt, wol die Vorbereitung iſt, wenn ich bald mit Feſtlichkeit der ſchönen Liebe an deinem Buſen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauſchend ſeine Feſſeln abfeilt. Ich ſage gute Nacht meinen ſorgloſen ſchlafenden Eltern! — Lebe wohl, Geliebte; lebe wohl! Für dießmal ſchließ' ich; die Augen ſind mir zwei, dreimal zugefallen; es iſt ſchon tief in der Nacht."

Siebzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm ſeinen Brief ſchön gefaltet in der Taſche, ſich zu Marianen hinſetzte; auch war es kaum däſter geworden, als er ſich wider ſeine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinſchlich. Sein Plan war: ſich auf die Nacht anzumelden, ſeine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlaſſen, ihr, eh er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken, und bei ſeiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten, oder durch die Macht ſeiner Liebestönen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte ſich an ihrem Busen kaum wieder faſſen. Die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß ſie nicht wie ſonſt mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte ſie einen ängſtlichen Zuſtand nicht lange verbergen; ſie ſchützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor; ſie beklagte ſich über Kopfweh, ſie wollte ſich auf den Vorſchlag, daß er heute Nacht wieder kommen wolle, nicht einlaſſen. Er ahnte nichts Böſes, drang nicht weiter in ſie; fühlte aber, daß es nicht die Stunde ſey, ihr ſeinen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bei ſich, und da verſchiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine böſeliche Weiſe weggaarden aktivaten, ergriff er im Zaumel ſeiner ungenügſamen Liebe eines ihrer Halstücher, flechte es in die Taſche, und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er ſtellte ſich Hauſe, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete ſich um, und ſuchte wieder die freie Luft.

Als er einige Straßen auf und abgenommen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem ortswiſſen Gaſthofe fragte; Wilhelm erbot ſich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte ſich nach dem Namen der Straße, nach den Beſitzern verſchiedener großen Gebäude, vor denen ſie vorbei gingen, ſodann nach einigen Polizei-Einrichtungen der Stadt, und ſie waren in einem ganz intereſſanten Geſpräche begriffen, als ſie am Thore des Wirthshauſes anlamen. Der Fremde nötigte ſeinen Führer hinein zu treten, und ein Glas Punſch mit ihm zu trinken; zufällig gab er ſeinen Namen an und ſeinen Geburtsort, auch die Gegend, die ihn hierher gebracht hätten, und erſuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieſer verſchwieg eben ſo wenig ſeinen Namen, als ſeine Wohnung.

Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meiſters, der die ſchöne Kunſtſammlung beſaß? fragte der Fremde.

Ja, ich bin's. Ich war zehn Jahre, als der Großvater ſtarb, und es ſchmerzte mich lebhaft, dieſe ſchönen Sachen verkaufen zu ſehen.

Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.

Sie wiſſen alſo davon?

O ja, ich habe dieſen Schatz noch in Ihrem Hauſe geſehen. Ihr Großvater war nicht bloß ein Sammler, er verſtand ſich auf die Kunſt, er war in einer frühern glücklichen Zeit in Italien geweſen, und hatte Gelegenheit von dort mit zurück gebracht, welche jetzt um ſeinen Preis mehr zu haben wären. Er beſaß treffliche Gemälde von den beſten Meiſtern; man konnte kaum ſeinen Augen, wenn man ſeine Handzeichnungen durchſah; unter ſeinen Marmorn waren einige unſchätzbare Fragmente; von Bronzen beſaß er eine ſehr inſtructive Suite; ſo hatte er auch ſeine Münzen für Kunſt und Geſchichte zweckmäßig geſammelt; ſeine wenigen geſchnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgeſtellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauſes nicht ſummetriſch gebaut waren.

Ein Knabe denkt, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen herunter genommen und eingepackt wurden. Ich waren die erſten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer und die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenſtände nach und nach verſchwinden ſahen. Die wir von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir eben ſo unveränderlich hielten, als das Haus und die Stadt ſelbſt.

Wenn ich nicht irre, ſo gab Ihr Vater das größte Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Geſellſchafts-Handel einging.

Ganz richtig: und ihre geſellſchaftlichen Speculationen ſind ihnen wohl gegliickt; ſie haben in dieſen zwölf Jahren ihr Vermögen ſehr vermehrt, und ſind heute nur beſſe beſtiget auf den Erwerb geſtellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der ſich viel beſſer zu dieſem Handwerke ſchickt, als ich.

Es thut mir leid, daß dieſer Ort eine ſolche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich ſah es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl ſagen, ich war Urſache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bei ſo einem wichtigen Handel ſich nicht allein auf ſein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geſchickt und verlangte meinen Rath. Sechs Tage beſah ich das Cabinet, und am ſiebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anſtand zu bezahlen. Sie waren alle ein muntrer Knabe oft um mich herum; Sie erklärten mir die Gegenſtände der Gemälde, und wußten darüber das Cabinet recht gut aufzulegen.

Ich erinnere mich einer ſolchen Perſon, aber in Ihnen hätte ich ſie nicht wieder erkannt.

Es iſt auch ſchon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblings-Bild darunter, von dem Sie mich gar nicht wegkaufen wollten.

Ganz richtig! es ſtellte die Geſchichte vor, wie der kranke Königstohn ſich über die Braut ſeines Vaters in Liebe verzehrt.

Es war eben nicht das beſte Gemälde, nicht gut zuſammengeſetzt, von feiner ſonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manierirt.

Das verſtand ich nicht, und verſteh' es noch nicht; der Gegenſtand iſt es, der mich an einem Gemälde reizt, nicht die Kunſt.

Da ſahen Ihre Großeltern anders zu denken; denn der größte Theil ſeiner Sammlung beſtand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienſt ihres Meiſters bewunderte, ſie wußten vorſtellen was ſie wollten; auch hing dieſes Bild in dem äußerſten Vorſaale, zum Zeichen, daß er es wenig ſchätzte.

Da war es eben, wo wir Kinder immer spielen durften, und wo dieses Bild einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, den mir selbst Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöschen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde stünden. Wie jammert mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die schöne Triebe, das schnelle Erröthen, das und die Natur gab, in sich verschließen, und das Feuer, das ihn und andere erwärmen und beleben sollte, in seinem Busen verbergen muß, so daß sein Innerstes unter angebornen Schmerzen verzehrt wird! Wie bedaure ich die Unglückliche, die sich einem Andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den wirklichen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat!

Diese Gefühle sind freilich sehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunstliebhaber die Werke großer Meister anzusehen pflegt; wahrscheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauses geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke selbst aufgegangen seyn, so daß Sie nicht immer nur sich selbst und Ihre Neigung in den Kunstwerken gesehen hätten.

Gewiß that mir der Verlust des Cabinets gleich sehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichsam so seyn mußte, um eine Liebhaberei, um ein Talent in mir zu entwickeln, die mir mehr auf mein Leben wirken sollten, als jene leblosen Bilder je gethan hätten; so versöhnte ich mich bald damit, und verehre das Schicksal, das mein Bestes und einiges Bestes einzuleiten weiß.

Leider höre ich oft genug wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinem lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt.

So glauben Sie kein Schicksal? Keine Macht, die über uns waltet, und alles zu unserm Besten lenkt?

Es ist hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort, anzuloben, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen deutbar zu machen suche; hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserm Besten gereicht. Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide, und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseyns; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wohl kann der, der vom Irrthum auf gewissen, in dem Aberglauben einen gewissen Wahrscheinlichkeit finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuzuschreiben möchte, welcher zu seinem Besten sogar eine Absicht sieht. Heißt das etwas weiter, als seinem eigenen Verstande entsagen, und seinen Neigungen unbemessenen Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu seyn, indem wir ohne Ueberzeugung hinnehmen, und durch anarchische Zufälle determiniren lassen, und entehren dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.

Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umstand Sie veranlaßte, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine erfreuliche Gelegenheit Ihnen entgegen kam, und eine Reihe von unerwarteten Vortheilen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie selbst noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Freudenlust in das Seelenleben, Zutrauen zu einer solchen Lebenskraft einflößen? —

Mit diesen Betrachtungen hatte sein Mädchen ihre Tugend, niemand sein Geld im Beutel behalten; denn es zierte Antäus genug, beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiß, was ihm und andern nöthig ist, und seine Mittel zu verbinden arbeitet. Jeder hat sein eigen Gleis unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allen; nur die Fähigkeit kann weit und angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt seyn.

Dieses und mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten sie sich, ohne daß sie einander sonderlich überzeugt zu haben schienen, doch bestimmten sie auf den folgenden Tag einen Ort der Zusammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es schwoll sein Busen. Durchreisende Spielleute machten eine angenehme Nachtmusik. Er sprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten sie ihm zu Mariannens Wohnung. Hohe Bäume standen davor vor ihrem Hause, daunter stellte er seine Sänger; er selbst ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung, und überließ sich ganz den Empfindungen, die in der lebenden Nacht um ihn schwebten. Unter den hellen Sternen hingestreckt war ihm sein Daseyn wie ein goldner Traum. — Sie hört auch diese Tönen. Lauf er in seinem Herzen; sie schützt, weilen Instrumente, weilen Töne die Nacht verschönernd machen; auch in der Entfernung sind wir durch diese Melodien zusammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die stumme Stimmung der Liebe. Auch zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetnadeln; was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen, denn es ist nur Eins, was in beiden wirkt. Eine Kraft, die sie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? und doch, ich werde kein von ihr seyn, werde einen Heiligen für unsere Liebe suchen, und werde sie immer mit mir haben.

Wie oft ist mir's geschehen, daß ich abwesend von ihr, in Gedanken an sie verloren, ein Buch, ein Kleid oder sonst etwas berührte, und glaubte ihre Hand zu fühlen, so ganz war sie mit ihrer Gegenwart umflochten. Und einen Augenblick muß ich erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuschauers trieben, die sie gewissen Gütter den sommerlichen Anstand der reinen Schlafrock zu verlassen für entbehrlichen dürften! — Muß ich erinnern? — Als wenn man den Kauf des Tuchs mißbilligt in der Erinnerung erwecken könnte, der unsere Sinne, von dämmrischen Banden umstrickt, auf alter ihrer Fassung riefe. — Und ihre Gestalt — — Er verlor sich im Andenken an sie, seine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, drückte seine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht sangen begierig den Hauch auf, der aus dem innern Busen bewegt hervorbrang. Er drückte mit dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte, es war verzehrt, es duftete im verlornen Feuer. Seine Thränen benetzten seine Glieder, die zitterten vor Verlangen.

Die Musik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem seine Empfindungen bisher empor getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte sich, da seine Gefühle nicht mehr von den sanften Tönen genährt und gemildert wurden. Er setzte sich auf ihre Schwelle nieder, und war schon mehr beruhigt. Er küßte den messingenen Ring, womit man an ihre Thüre poche, er küßte die Schwelle, über die ihre Füße aus und ein gingen, und erwärmte sie durch das Feuer seiner Brust. Dann lag er wieder eine Weile stille, und dachte sie hinter ihren Verhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf in süßer Ruhe, und dachte sich selbst so nahe an ihr Bett, daß ihm verkam, sie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich, wie die Geister der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechselten in ihm; die Liebe lief mit schauderader Hand tausendfältig über alle Saiten seiner Seele; es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen.

Hätte er den Hauptschlüssel bei sich gehabt, der ihm sonst Mariannens Thüre öffnete, er würde sich nicht gehalten haben, würde ins Heiligthum der Liebe eingedrungen sein. Doch er entfernte sich langsam, schwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hause, und war immer wieder umgewendet; endlich als er's über sich vermochte, ging, und an der Ecke noch einmal zurückfah, kam es ihm vor, als wenn Mariannens Thüre sich öffnete, und eine dunkle Gestalt sich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu sehen, und eh er sich faßte und recht auffah, hatte sich die Erscheinung schon in der Nacht verloren; nur ganz weit glaubte er sie wieder an einem weißen Hause vorbeistreifen zu sehen. Er stund und stinzte, und ehe er sich ermannte und nacheilte, war das Phantom verschwunden. Wohin sollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menschen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie einer, dem der Blitz die Gegend in einem Nu erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Gestalten, den Zusammenhang der Pfade in der Finsterniß vergebens sucht, so war's vor seinen Augen, so war's in seinem Herzen. Und wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erregt, in folgenden Augenblicken der Fassung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erscheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurückläßt; so war auch Wilhelm in der gestillten Unruhe, als er, an einen Eichbaum gelehnt, die Helle des Morgens und das Geschrei der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen, und ihn nach Hause trieben.

Er hatte, wie er zurück kam, das unerwartete Wiedersehen mit den traurigsten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben; doch die schöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erscheinung zurück dachte, war auch dahin. Sein Herz zu legen, ein Siegel seinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Haltung auf der vorigen Tasche. Das Rauschen einer Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er bob auf und las:

„Er hab' ich dich lieb, kleiner Narr! was war dir auch gestern? Heute Nacht kommt' ich zu dir. Ich glaube wohl, daß dir's leid that, von hier wegzugehen; aber habe Geduld; auf die Messe komm' ich dir nach. Höre, thu mir nicht wieder die schwarzgrünbraune Jacke an, du siehst drin aus wie die Herr von Ender. Hab' ich dir nicht das weiße Ragtuch darum geschickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will? Schick' mir deine Zettel immer durch die alte Sibylle; die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt."

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsre Theilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; alles, was geendigt, was abgetan da liegt, kann unsre Aufmerksamkeit keinesweges fesseln, besonders wenn wir schon früher der Unternehmung einen üblen Ausgang vorhergesagt haben.

Deswegen sollen unsre Leser nicht unmittelbar mit dem Jammer und der Not unsers verunglückten Freundes, in die er geriet, als er seine Hoffnungen und Wünsche, auf eine so unerwartete Weise, zerstört sah, unterhalten werden. Wir überspringen vielmehr einige Jahre, und suchen ihn erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich so viel, als zum Zusammenhang der Geschichte nötig ist, vorerzählen haben.

Die Pest oder ein böses Fieber rasen in einem gesunden, wohlgebauten Körper, den sie anfallen, tämelter und heftiger, und so ward der arme Wilhelm unvermuthet von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in Einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künstlich geordneten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig anwachsende Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander zucken und sausen; so singen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Thätigkeit und Getränntes auf einmal sonderbar durch einander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzu eilt, und dem, den es trifft, ist es eine Wohlthat, daß ihm die Sinne verlassen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerzens folgten darauf; doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren; seine Schmerzen waren unvermischt erneuerte Versuche, das Glück, das ihm auf der Seele entlief, noch fest zu halten, die Möglichkeit derselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf immer abgeschiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen. Wie man einen

Körper, so lange die Verwesung dauert, nicht ganz todt nennen kann, so lange die Kräfte, die vorgehens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der Theile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles an einander aufzureiben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigem Stand zerfallen sehen, dann empfindet das erbärmliche leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erneuten.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreissen, zu zerstören, zu erdulden, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte sein ganzes Dasein an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Unglauben, und unserm Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugniß so bei der Hand, und wieviel Geschichten und Erzählungen weiß er nicht zu nutzen. Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labsal des mindesten augenblicklichen Betrugs, verrrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, dem Arzenein, der Ueberspannung und der Mattigkeit; hatte die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfnisse sich erst recht fühlbar macht, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes, und eine stummerische Unterhaltung. Erst als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah Wilhelm mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulkans hinunter blickt.

Nunmehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er, nach so großem Verlust, noch einen Schmerzlichen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick dauren konne. Er verachtete sein eigen Herz, und schmiß sich nach dem Labsal des Jammers und der Thränen.

Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er sie sich aus, strebte wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinauf gearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein vergier Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den schrecklichen Abgrund, faßte sein Auge an der verschwemmenden Tiefe, warf sich hinunter, und erwartete von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit sich wiederbelebter Grausamkeit zerriß er sich selbst; denn die Jugend, die so treu an einander hält, ist grausam. Was sie verschmerzt, weiß sie nicht, was sie verschmerzt, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viele erinnerungen Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Werth geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der einzige, der erste und der letzte sey, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm.

Zweites Capitel.

Gewöhnt, auf diese Weise sich selbst zu quälen, griff er nun auch das Uebrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, sein Talent als Dichter und Schauspieler mit hämischer Kritik von allen Seiten an. Er sah in seinen Arbeiten nichts als eine geistlose Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Werth; er wollte darin nur steife Schulercercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeisterung fehle. In seinen Gedichten fand er nur ein monotones Silbenmaß, in welchem, durch einen armseligen Reim zusammen gehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen sich hinschleppten; und so benahm er sich auch jede Aussicht, jede Lust, die ihn von dieser Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauspielertalente ging es nicht besser. Er schalt sich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieser Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, sein Gang, seine Bewegung und Declamation mußten verhalten; er sprach sich jede Art von Vorzug, jedes Verdienst, das ihm über das Gemeine empor gehoben hätte, entschieden ab, und vermehrte seine stumme Verzweiflung dadurch auf den höchsten Grad. Denn, wenn es hart ist, der Liebe einen Wunsch zu entsagen, so ist die Entsagung nicht weniger schmerzlich, von dem Umgange der Musen sich loszureissen, sich ihrer Gemeinschaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den schönsten und nahesten Beifall, der unsrer Personen, unserm Betragen, unserer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

So hatte sich denn unser Freund völlig resignirt, und sich zuletzt mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet. Zum Erstaunen seines Freundes und zur größten Zufriedenheit seines Vaters war niemand auf dem Comptoir und der Börse, im Laden und Gewölbe thätiger, als er; Correspondenz und Rechnungen, und was dem anhängen wurde, besorgte und verrichtete er mit größtem Fleiß und Eifer. Freilich nicht mit dem heitern Fleiße, der zunächst dem Geschäftigen Belohnung ist, wenn wir thätig sind, wenn wir arbeiten sind, mit Ordnung und Folge verrichten, sondern mit dem stillen Fleiße der Pflicht, der den besten Beifall zum Grunde hat, der durch Uebereinkunft gelobnt wird, der aber doch oft, selbst dann, wenn ihm das schönste Bewußtseyn die Krone reicht, einen verdrießenden Seufzer kaum zu erlicken vermag.

Auf diese Weise hatte Wilhelm eine Zeitlang sehr emsig fortgelebt und sich sehr thätig gezeigt, daß seine harte Prüfung vom Schicksale in seinem Besten vergessen worden. Er war froh, auf dem Meere des Lebens sich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu sehen, anstatt daß andere später und schwerer die Mißgriffe sahen, wegen sie ein zusammenhänger Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entschlossen er war, seinen liebsten Vorstellungen zu entsagen, so war doch einiger Zeit nöthig, um ihn von seinem Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der

Liede, des poetischen Hervorbringens und der persönlichen Darstellung, mit kräftigen Gründen, so ganz in sich vermehrt, daß er Mund faßte, alle Scenen seiner Thorheit, alles, was ihn irgend noch daran erinnern konnte, völlig auszulöschen. Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet, und holte ein Reisemanuskript hervor, in welchem sich hundertvierzig Liebesbriefe fanden, die er in verschiedenen Augenblicken von Marianen erhalten, oder derselben gesandt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da sie noch frisch in ihren Haaren blühte; jedes Zettelchen an die glückliche Stunde, wozu sie ihn dadurch einlud; jede Schleife an den lieblichen Putztag seines Hauptes, ihren schönen Busen. Mußte nicht auf diese Weise jede Empfindung, die er schon lange ertödtet glaubte, sich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenschaft, über die er abgesiegt, von seiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieser Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wer merkt erst, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag ist, wenn ein einsamer, durchdringender Sonnenstrahl uns den ausmunternden Glanz einer heitern Stunde darstellt.

Nicht ohne Bewegung sah er dabei viele so lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor sich aufgehen. Einigemal trieb er dazu, und hatte noch eine Pergamentene und ein eisernes Halsband übrig, als er sich entschloß, mit den dichterischen Versuchen seiner Jugend das anwachsende Feuer wieder anzublasen.

Bis jetzt hatte er alles sorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühsten Entwicklung seines Geistes an, auf der Feder geflossen war. Noch lagen seine Scherzen in Bündel gebunden auf dem Boden des Kessels, wohin er sie gepackt hatte, als er sie auf seiner Flucht mitzunehmen pflegte. Wie ganz anders eröffnete er sie jetzt, als er sie damals zusammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und geheftet haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, sondern wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eignes Siegel erbrechen, und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergreift mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Packet eröffnete, und die zerstreuten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltsam aufloderten. Als Werner hereintrat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte und fragte, was hier vorgehe?

Ich sehe einen Beweis, sagte Wilhelm, daß es mit Ernst sey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward; und mit diesen Worten warf er das zweite Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geschehen.

Ich sehe nicht ein, wie du zu diesem Extrem kommst? sagte dieser. Warum sollen denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich seyn, oder gar nicht existiren soll; weil jeder, der seine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten, und sich vor jeder Verführung dazu ernsthaft in Acht nehmen sollte. Denn freilich trägt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, dasjenige, was er sieht, nachzuahmen: aber dieses Verlangen verwirft gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinreißt. Hast du es nicht in dem Cirkel unserer Freunde bemerkt? So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die sogleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen. Wie viele treten auf diesem Wege herum: Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Mitmenschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widersprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er sich selbst so oft gequält hatte, gegen seinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es sey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geschick habe, hintangen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde sich so manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unser Freund, der darüm ganz anderer Meinung war, fiel ihm sogleich ein, und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie sehr irrst du, lieber Freund, wenn du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammen gerafften Stunden seine hervorgebracht werden. Nein der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste bedacht ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen taktlos, und wonach? nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mittelpunkt seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf sie Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne abnen läßt. Gleichsam wie einem Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwieklos bewegen, er sieht die unaufhaltsamen Kämpfe der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Erfreuliche jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen arbeitet, so schreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingewebt auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit

derer, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen gängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! wüßt du, daß er zu einem kümmerlichen Geschäfte herunter steige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meierhof durch sein Bellen sichern?

Werner hatte, wie man sich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menschen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und, ohne daß sie spinnen und weben, beidseitige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten! Wenn sie nur auch bei Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen, und sich vor dem Froste zu flüchten!

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und so sollten sie immer leben. Genügsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen zu süßen, sich an jedem Gegenstand aufmunternden Worten und Melodien mitzuteilen, bezauberte von jeder die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbteil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine galterete Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held tauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein unaussprechliches Dasein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beredte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Neugierige konnte seine Besitzthümer, seine Angelegenheiten nicht mit einem Augen so festhar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth rühmenden und erhöhenden Geistes bestrahlet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter geehrt, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns niedergebracht, als der Dichter?

Mein Freund, versetzte Werner nach einigem Nachdenken, ich habe schon oft bedauert, daß du das, was du so lebhaft fühlst, mit Gewalt aus deiner Seele zu verbannen strebst. Ich wüßte mich sehr irren, wenn du nicht besser thätest, dir selbst einigermaßen nachzugeben, als dich durch die Vorspräche eines so harten Entsagens aufzureiben, und dir mit der einen unschuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen.

Darf ich dir's gestehen, mein Freund, versetzte der andre, und wirst du mich nicht lächerlich finden, wenn ich dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, so sehr ich sie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz untersuche, alle frühen Wünsche steh, ja noch fester als sonst darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichem gegenwärtig übrig? Ach, wer mir vorausgesagt hätte, daß die Arme meines Geistes so bald verstümmelt werden sollten, mit denen ich ins Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfassen hoffte, wer mir das vorausgesagt hätte, würde mich zur Verzweiflung getrieben haben. Und noch jetzt, da ich die Gerichte über mich ergangen ist, jetzt, da ich die verloren habe, die anstatt einer Gottheit mich zu meinen Mitmenschen hinüber führen sollte, was bleibt mir übrig, als mich den bittersten Schmerzen zu überlassen? O mein Bruder, fuhr er fort, ich leugne nicht, sie war mir bei meinen heimlichen Anschlägen der Kloben, an den eine Strickleiter befestigt ist; gefährlich bestand sowohl der Abenteurer in der Luft, das Eisen drückt, und er liegt zerschmettert am Fuße seiner Wünsche. Es ist auch nun für mich kein Trost, keine Hoffnung mehr! Ich werde, rief er aus, indem er aufsprang, von diesen unglückseligen Papieren keines übrig lassen. Er faßte abermals ein paar Hefte an, riß sie auf und warf sie ins Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens. Laß mich! rief Wilhelm, was sollen diese elenden Blätter? Für mich sind sie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen sie übrig bleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen sie vielleicht einmal der Welt zum Gespötte dienen, anstatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Geschick! Nun verstehe ich erst die Klagen der Dichter, der aus Nord weiß gewordenen Tragiken. Wie lange hielt ich mich für unsterblich, für unverwundbar, und ach! nun seh' ich, daß ein tiefer tödter Stachel nicht wieder aufwachsen, sich nicht wieder herstellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß. Nein! keinen Tag des Lebens sei der Erinnerung von mir weichen, der mich noch zuletzt umdringe, und auch über Andenken soll bei mir bleiben, mit mir leben und sterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden soll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bei mir entschuldigt. Ich bin zu grausam gewesen, du hast mich in deine Kälte, in deine Härte anstrumpfig eingereibt, meine zerrütteten Sinne ordnen gehalten und mich verhindert, das für sie und für mich zu thun, was ich und beiden schuldig war. Wer weiß, in welchem Zustand ich sie verlegt habe, und erst nach und nach fühle mich's auch Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülflosigkeit ich sie verließ! War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? War's nicht möglich? Mehrere Mißverständnisse können die Welt verwirren, mehrere Umstände können dem größten Fehler Verzeihung erflehen? — Wie oft denke ich mir sie, in der Größe für sich sorgend, auf ihren Elendsgen gestützt. — Das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, die er mir zugeschwur! Mit diesem unsanften Schlag hat schöne Leben zu entlassen, das uns verband! — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er sich mit dem Gesichte auf den Tisch warf, und die übergebliebenen Papiere benetzte.

Werner stand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte sich dieses rasche Aufloderu der Leidenschaft nicht vermuthet. Etlichemal wollte er seinem Freunde in die Rede fallen, etlichemal das Gespräch wo anders hinlenken, vergebens! er widerstand dem Strome

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

nicht. Auch hier übernahm die aufdauernde Freundschaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigsten Anfall des Schmerzens vorüber, indem er durch seine stille Gegenwart eine aufrichtige reine Theilnehmung an seinen Leiden, und so diesen sie diesen Abend; Wilhelm und stille Nachempfindung des Schmerzens verstand, und der andere erquickt durch den neuen Ausdruck einer Leidenschaft, die er lange bemeistert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Capitel.

Nach solchen Auftritten pflegte Wilhelm meist nur dieß einzige für den Gesandten und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beste Weg, dem Lehrmeister das ihm wieder anzulocken suchte, zu entfernen. Seine alte Art, sich gegen Fremde zu betragen, seine Leichtigkeit, sich in allen lebenden Sprachen Correspondenz zu führen, gaben seinem Vater und dessen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung und trösteten sie über die Krankheit, deren Ursache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pause, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man versetzte Wilhelmen Aereels zum zweiten Mal, und wir finden ihn auf seinem Pferde, dem Mantelsack hinter sich, erheitert durch freie Luft und Bewegung, dem Gebirge sich nähern, wo er einige Auftritte anzutreffen hoffte.

Er durchstrich lange sam Thäler und Berge mit der Empfindung des ersten Vergnügens. Ueberhangende Felsen, rauschende Wasserbäche, bewachsene Wände, tiefe Gründe sah er hier zum ersten Mal, und doch hatten seine frühesten Jugendträume schon in solchen Gegenden geschwebt. Er fühlte sich bei diesem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus seiner Seele weggewaschen, und mit völliger Heiterkeit sagte er sich Stellen aus verschiedenen Gedichten, besonders aus dem Psalter für vor, die an diesen einsamen Plätzen schauerweise seinem Gedächtnisse zufloßen. Auch erinnerte er sich mancher Stellen aus seinen eigenen Liedern, die er mit einer besondern Zufriedenheit recitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Gestalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menschen, die auf einander folgend hinter ihm kamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen und den Weg ins Gebirge, durch steile Fußpfade, eilig fortsetzten, unterbrachen einigemal seine stille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerksam auf sie geworden wäre. Endlich gesellte sich ein gesprächiger Gefährte zu ihm, und erzählte die Ursache der starken Pilgerschaft.

Zu Hochdorf, sagte er, wird heute Abend eine Komödie gegeben, wozu sich die ganze Nachbarschaft versammelt.

Wie! rief Wilhelm, in diesen einsamen Gebirgen, zwischen diesen unbewohnlichen Wäldern hat die Schauspielkunst einen Weg gefunden, und sich einen Tempel aufgebaut? und ich muß zu ihrem Feste wallfahrten?

Sie werden sich noch mehr wundern, sagte der andere, wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es ist eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernährt. Der Unternehmer, der sie zu sagen von aller menschlichen Gesellschaft entfernt lebt, weiß seine Arbeiter im Winter nicht besser zu beschäftigen, als daß er sie veranlaßt hat, Komödie zu spielen. Er liebt seine Karten unter ihnen, und wünscht sie auch sonst von rohen Sitten abzuhalten. So bringen sie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag ist, geben sie ihm zu Ehren eine besondere Festlichkeit.

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten sollte, und stieg bei der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schulzen auf dieser Stelle stand.

Als er seinen Namen nannte, rief der Alte verwundert aus: Ei, wem Herr [illegible] Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich so viel Dank und bis jetzt noch Geld schuldig bin! Ihr Herr Vater hat so viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Bösewicht seyn müßte, wenn ich nicht einig und erbötig bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu sehen, daß es mir Ernst ist.

Er rief seine Frau herbei, welche eben so erfreut war, den jungen Mann zu sehen; sie verglich ihn mit seinem Vater gleiche, und bedauerte, daß sie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geschäft war klar und bald berichtigt; Wilhelm stellte ein Billetchen weit in die Tasche, und nahm an, daß seine übrigen Geschäfte auch so leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauspiels kam heran, man erwartete nur noch den Oberforstmeister, der endlich auch ankonnte, mit einigen Jägern eintraf, und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Gesellschaft wurde nunmehr ins Schauspielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die [illegible] am Garten lag. Bank und Theater waren, ohne sonderlichen Geschmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Malern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei dem Theater in der Residenz gedient, und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, Gefängniß etwas vorgestellt. Das Stück hatten sie von einer herumziehenden Truppe geborgt, und nach ihrer eigenen Weise zurecht geschnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreißen wollen, brachte allerlei interessante Situationen hervor. Es war das erste Stück, das unser Freund nach einer so langen Zeit wieder sah; er machte mancherlei Betrachtungen. Es war roher Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charaktere. Es gefiel und ergötzte. So sind die Anfänge aller Schauspielkunst. Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Den Schauspielern hätte er die und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, so hätten sie um vieles besser seyn können.

In seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tabaksdampf, der immer stärker und stärker wurde. Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfang des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen sich mehrere dieß Freiheit heraus. Auch machten die ersten Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt; allein sie fanden bald den Weg zur Hintenthüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs, und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterre eingenommen hatte.

Zum Nachspiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das den Alten in seinem Prunkgemahde vorstellte, stand auf einem Altar, mit Kränzen behangen. Alle Schauspieler huldigten ihm in pantomimischen Stellungen. Das sinnste Kind trat, weich gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Versen, worauf die ganze Familie und sogar der Oberforstmeister, der sich bisher an seine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte sich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu bedauern, die Actricen in der Nähe zu besehen, sie wegen ihres Spiels zu loben, und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die kleinen Geschäfte unsers Freundes, die er nach und nach in größern und kleinern Gesellschaften verrichtete, liefen nicht alle so glücklich, noch so erquicklich ab. Manche Schuldner baten um Aufschub, manche waren unbedlich, manche leugneten. Nach seinem Auftrage sollte er einige verklagen; er mußte einen Advocaten aufsuchen, diesen instruiren, sich vor Gericht stellen, und was dergleichen verdrießliche Geschäfte noch mehr waren.

Eben so schlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihm einigermaßen unterrichten konnten; wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch ansehnliche Gesellschaften einluden, und eine Reise zu Pferd in diesen Gegenden mit unterhaltlichen Bekanntschaften verknüpfet war, so dachte er dem Heimweh, als er sich dem starken Lande wieder näherte, und am Fuße des Gebirges, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, an einem sanften Flusse, im Sonnenscheine, ein heiteres Landstädtchen liegen sah, in welchem er zwar keine Geschäfte hatte, aber eben deswegen sich entschloß, ein paar Tage daselbst zu verweilen, um sich und seinen Pferde, das von dem schlimmen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu verschaffen.

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, fand es darin sehr lustig, vornehmlich sehr lebhaft zu. Eine große Gesellschaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen starken Mann bei sich hatten, waren mit Weib und Kindern eingekehrt, und machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Lärm über den andern. Bald stritten sie mit dem Wirthe, bald unter sich selbst; und wenn die Zank unleidlich war, so waren die Aeußerungen ihrer Vergnügsamkeit ganz und gar unerträglich. Unglücklich, ob er gehen oder bleiben sollte, stand er unter dem Thore, und sah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüst aufzuschlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er konnte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhabern anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines, an der Seite des Platzes stehenden, andern Gasthauses sich auftrat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich zu bemerken zeigte. Er konnte unerachtet der Entfernung bemerken, daß ihre eine angenehme Heiterkeit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare hatten nachlässig aufgebückt um ihren Nacken; sie setzen sich nach dem Fremden umzusehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Friseurschürze umgegürtet und ein weißes Zäschchen anhatte, aus der Thüre jenes Hauses, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und sagte: das Frauenzimmer am Fenster läße Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der schönen Blumen abtreten wollten? — Sie hielten ihr alle zu Diensten, versetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte, und zugleich der Schönen ein Compliment machte, welches sie mit einem freundlichen Gegengruß erwiderte, und sich vom Fenster zurückzog.

Nachdenkend über dieses artige Abenteuer ging er nach seinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geschöpf ihm entgegen sprang, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein kurzes seidenes Wämschen mit geschlitzten spanischen Ermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen, standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf aufgeknüpft und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das letzte, und lief sie auf, da sie bei ihm vorbei kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft seyn müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte, und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinauf kam, fand er auf dem weiten Vorsaale zwei Mannspersonen, die sich im Fechten übten, oder vielmehr ihre Geschicklichkeit an einander zu versuchen schienen. Der eine war offenbar von der Gesellschaft, die sich im Hause befand. Der andere hatte ein weniger weltes Ansehen. Wilhelm sah ihnen zu, und hatte Ursache, sie beide zu bewundern, und als nicht lange darauf der schwarzhärtige nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der andere, mit vieler Artigkeit, Wilhelmen das Rapier an.

Wenn Sie einen Schüler, versetzte dieser, in die Lehre nehmen wollen, so bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu machen. Sie fochten zusammen, und obgleich der Fremde dem Ansehmling weit überlegen war, so war er doch höflich genug, zu verlieren, das alles nur auf Uebung ankommen, und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen deutschen Fechtmeister unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung ward durch das Getöse unterbrochen, mit welchem die bunte Gesellschaft aus dem Wirthshause aufzog, um die Stadt von ihrem Schauspiel zu benachrichtigen, und auf ihre Künste neugierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor sich hielt, das mit Bändern und Flittern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon einige auf ihren Schultern Kinder, in abenteuerlichen Stellungen, leicht und bequem daher trugen; unter denen die junge, schwarzhaarige, hübsere Gestalt Wilhelms Aufmerksamkeit aufs neue erregte.

Nachdem sich unter der andringenden Menge drollig hin und her, und theilte mit sehr bezeichnenden Späßen, indem er bald den Mädchen näßte, bald einen Knaben prellte, seine Zettel aus, und erweckte unter dem Volke eine außerordentliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

An den gedruckten Anzeigen waren die mannigfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Marteau und der Demoiselle Laurencette herausgestrichen, welche beide, als Hauptpersonen, die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu entfernen, sich dadurch von vornehmerer Aufern zu geben, und größere Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte sich auch die schöne Marianen wieder am Fenster sehen lassen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, sich bei seinem Gesellschafter nach ihr zu erkundigen. Dieser, den wir einstweilen Laertes nennen wollen, erzählte Wilhelmen zu ihr hinüber zu begleiten. Ich und das Frauenzimmer, sagte er lächelnd, sind ein paar Krämmer einer Schauspielergesellschaft, die vor kurzem hier spielte. Die Annuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben, und unsre wenige zusammelte Baarschaft in Jude zu verdrehen, indeß ein Freund ausgezogen ist, ein Unternehmen für sich und uns zu suchen.

Laertes begleitete sodann seinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick stehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. Sie werden mir es gewiß danken, sagte er, indem er zurückkam, daß ich Ihnen diese artige Bekanntschaft verschaffe.

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantoffelchen mit bloßen Füßen auf der Stube entgegen getreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligé geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein bequemes und bequemes Ansehen gab; ihr kurzes Neidchen ließ die niedlichsten Füße von der Welt sehen.

Seyn Sie mir willkommen! rief sie Wilhelmen zu, und nehmen Sie meinen Dank für die schönen Blumen. Sie führte ihn mit der einen Hand ins Zimmer, indem sie mit der andern den Strauß an die Brust drückte. Als sie sich niedergesetzt hatten, und in gleichgültigen Gegenständen begriffen waren, denen sie eine reizende Wendung zu geben wußte, schüttete ihr Laertes abgeraute Mandeln in den Schooß, von denen sie sogleich zu naschen anfing. Seyn Sie, welch ein Kind dieser junge Mensch ist! rief sie aus; er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von solchen Naschereien sey, und er ist's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.

Lassen Sie uns nur gestehen, versetzte Laertes, daß wir hierin, wie in mehrerem, einander gern Gesellschaft leisten. Zum Beweis, sagte er, es ist heute ein sehr schöner Tag; ich dächte wir führen spazieren und nähmen unser Mittagsmahl auf der Mühle. — Recht gern, sagte Philine, wir müssen unserm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen. Laertes fuhr fort, denn er ging niemals, und Wilhelm wußte einen Augenblick nach Hause, um seine Haare, die von der Reise noch verworren aussahen, in Ordnung bringen zu lassen. Das können Sie hier! sagte sie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigste Weise seinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen, und sich in ihrer Gegenwart frisiren zu lassen. Man muß ja seine Zeit versäumen, sagte sie; man weiß nicht, wie lange man noch beisammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeschickt, benahm sich nicht zum besten, raufte Wilhelmen, und schien sowohl nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal seine Unart, stieß ihn endlich ungeduldig hinweg und sagte ihm zur Thüre hinaus. Nun übernahm sie selbst die Bemühung, und kräuselte die Haare unsers Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob sie gleich auch nicht zu selten sahen, und bald dieses bald jenes an ihrer Arbeit auszusetzen hatte, indem sie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knien die seinigen zu berühren, und Strauß und Duften so nahe an seine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Versuchung gesetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Puderwedel seine Stirne gereinigt hatte, sagte sie zu ihm: stecken Sie ihn ein, und gedenken Sie meiner dabei. Es war ein artiges Messer; der Griff von einfacherem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenke mein. Wilhelm steckte es zu sich, dankte wie, und bat um die Erlaubniß, sie ein kleines Gegengeschenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Küche besorgt, und nun begann eine sehr muntere Tafel. Philine ward jedem Armen, der sie anbrechte, etwas zum Schlage hinaus, indem sie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen, und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ. Es waren Bergleute, die, zu Cither und Cymbel, mit lebhaften und hellen Stimmen, verschiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, so hatte eine beträchtliche Menge einen Kreis um sie geschlossen, und die Gesellschaft machte ihnen eine Bewegung an den Fenstern zu. Als sie diese Aufmerksamkeit gesehen, erweiterten sie ihren Kreis, und schienen sich in ihren mannigfaltigsten Stücken vorzubereiten. Nach einer Pause trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und stellte, indeß die andern eine ernsthafte Melodie spielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, so trat ein Bauer aus der Menge, und gab jenem zu verstehen, er wolle ihn dabei gewähren, daß er sich von hier hinwegscheiden solle. Die Gesellschaft war darüber verwundert, und erkannte erst den, in einen Bauer verkleideten, Bergmann, als er den Mann anfuhr, und in einer Art von Neckerei den andern schalt, daß er wage auf seinem Acker zu hantieren. Jener kam nicht aus der Fassung, sondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuschlagen, und gab ihm dabei die ersten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verstand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuhauer, die sich früher stürzten, ein herzliches Gelächter aufschlugen. Der Bergmann suchte ihn zu belehren, und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdischen Schätze des Landes herausgewältigt würden. Der Bauer, der seinem zuerst mit Schlagen gedroht hatte, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde von einander; besonders aber sog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus diesem Streite.

Wir haben, sagte Wilhelm bei Tische, an diesem kleinen Dialog das lebhafteste Beispiel, wie nützlich allen Ständen das Theater seyn könnte, wie vielen Vort teil der Staat selbst daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Gesichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem sie der Staat selbst ehren und schätzen muß. Jetzt stellen wir nur die lächerliche

Seite der Menschen dar; der Lustspieldichter ist gleichsam nur ein dämischer Contreleur, der auf die Fehler seiner Mitbürger überall ein wachsames Auge hat und froh zu seyn scheint, wenn er ihnen eins anhängen kann. Stille es nicht eine andere nehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann seyn, den natürlichen, wechselseitigen Einfluß aller Stände zu übersehauen, und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei seinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf diesem Wege manche sehr unterhaltende, zugleich nützliche und lustige Stücke ersonnen werden.

So viel ich, sagte Laertes, überall wo ich herumgeschwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; selten aber zu befehlen, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehn, bis es schädlich wird; dann zürnt man und schlägt drein.

Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, sagte Philine, ich kann mir sie nicht anders als in Perücken vorstellen, und eine Perücke, es mag sie anstehen wer da will, erregt in meinen Eingeweiden eine krampfhafte Bewegung; ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunter nehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen.

Mit einigen lebhaften Gesängen, welche sie sehr schön vortrug, schnitt Philine das Gespräch ab, und trieb zu einer fernellen Rückfahrt, damit man die Künste der Seiltänzer am Abende zu sehen nicht versäumen möchte. Drollig bis zur Ausartlassenheit, setzte sie ihre Freiheitslust gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem sie zuletzt, da ihr und ihren Reisegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinaus warf.

Philine und beide Begleiter zu sich in ihre Wohnung, weil man, wie sie sagte, aus ihren Fenstern das öffentliche Schauspiel besser als im andern Wirthshause sehen könne.

Als sie ankamen, fanden sie das Gerüst aufgeschlagen, und den Hintergrund mit aufgehängten Lampen erhellt. Die Schwungbretter waren schon befestigt, das Schlagseil an die Pfosten befestigt, und das straffe Seil über die Bühne gezogen. Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt, und die Fenster mit Zuschauern einiger Art besetzt.

Paulus verrettete erst die Versammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuschauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerksamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die seltsamsten Verrenkungen darstellten, erregten bald Verwunderung, bald Grausen, und Wilhelm konnte sich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim ersten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die sonderbaren Stellungen hervorbringen sah. Doch bald erregten die lustigen Sprünge ein lebhaftes Vergnügen, wenn sie erst einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zusammen sich vorwärts und rückwärts in der Luft überschlugen. Ein lautes Händeklatschen des ganzen Versammlung.

Nun aber ward die Aufmerksamkeit auf einen ganz andern Gegenstand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerst, damit sie durch ihre Uebungen das Schauspiel verlängerten, und die Schwierigkeit der Kunst ins Licht setzten. Es zeigten sich auch einige Männer und erwachsene Frauenspersonen mit ziemlicher Geschicklichkeit; allein es war noch nicht Monsieur Narcis, noch nicht Demoiselle Landrinette.

Endlich traten auch diese aus einer Art von Zelt hinter aufgespannten rothen Vorhängen hervor, und erstillten durch ihre angenehme Gestalt und zierlichen Putz die bisher gütlich genährte Erwartung der Zuschauer. Er, ein munteres Bürschchen von mittlerer Größe, schwarzen Augen und einem starken Haarzopf; sie, nicht minder wohl und kräftig gebildet; beide zeigten sich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und seltsamen Posituren. Ihre Leichtigkeit, seine Bewegenheit, die Genauigkeit, womit beide ihre Kunststücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anstand, womit sie sich betrugen, die aufeinander bezogenen Bemühungen der andern um sie gaben ihnen das Ansehn, als wenn sie Herr und Meister der ganzen Truppe wären, und jedermann hielt sie des Rangs werth.

Die Begeisterung des Volks theilte sich dem Zuschauern an den Fenstern mit, die Damen sahen unverwandt nach Narcissen, die Herrn nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publikum entheilt sich nicht des Klatschens; kaum daß man noch über Paulinen lachte. Wenige nur schlichen sich weg, als einige von der Truppe, um Geld zu sammeln, sich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht, sagte Wilhelm zu Philinen, die bei ihm am Fenster lag, ich bewundere ihren Verstand, womit sie auch geringe Kunststücke, nach und nach, um mehr Zeit anzubringen, gestreckt zu machen wußten, und wie sie aus der Ungeschicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuosität ihrer Besten ein Ganzes zusammen arbeiteten, das erst unsre Aufmerksamkeit erregte, und dann uns auf das angenehmste unterhielt.

Das Volk hatte sich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indes Philine und Laertes über die Gestalt und die Geschicklichkeit Narcissens und Landrinettens in Streit geriethen, und sich wechselsweise neckten. Wilhelm sah das wunderbare Kind auf der Straße bei andern spielenden Kindern stehen, mancher Philinen darauf aufmerksam, die sogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, sinnend die Treppe hinunter klapperte und es herausführte.

Hier ist das Kätzchen, rief sie, als sie das Kind zur Thüre hereinzog. Es blieb am Eingange stehen, eben als wenn es gleich wieder hinausschlüpfen wollte, faste die rechte Hand vor die Brust, die linke vor die Stirn, und schaute sich tief, führte dich nicht, liebe Kleine, sagte Wilhelm, indem er auf sie los ging. Sie sah ihn mit unsicherm Blick an, und trat einige Schritte näher.

Wie nennst du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon. — Wie viel Jahre bist du? — Es hat sie niemand gezählt. — Wer war dein Vater? — Der große Teufel ist todt. —

Nun das ist wunderlich genug! rief Philine aus. Man fragte sie noch Einiges; sie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutsch und mit einer sonderbar seltsamen Art vor; dabei legte sie jedesmal die Hände an Brust und Haupt und neigte sich tief.

Wilhelm konnte sie nicht genug ansehen. Seine Ahnen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnißvollen Zustande dieses Wesens angezogen.

Er schätzte sie gerade bis dreißig Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen starken Wuchs versprachen, oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war meist regelmäßig, aber auffallend; ihre Stirne gebietrisch, ihre Nase außerordentlich schön, und der Mund so roth schon für ihr Alter zu sehr aufgeschlossen schien, und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer freundlich und reizend genug. Ihre braunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Diese Gestalt präsentirte sich Wilhelmen sehr viel um so gut sie noch immer an, schwieg und vergaß der Gegenwärtigen über seinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus seinem Halbträume, indem sie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte, und nun ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Sie machte ihren Knicks, wie oben, und fuhr eilfertig zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbei kam, daß unsere neuen Bekannten sich für diesen Abend trennen sollten, traten sie vorher noch eine Spatzierfahrt auf den morgenden Tag an. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Landsitze, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm ertrug diesen Abend noch manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und ironisirend antwortete.

Den andern Morgen, als sie sich abermals eine Stunde im Freien gesäet hatten, nahmen sie nach Philinens Gutdünken, vor welchem sie die beiden Kutscher schon hatten ankommen sehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutsche verschwanden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hause anzutreffen war. Sie hatte sich, so erzählte man, mit einem paar Fremden, die diesen Morgen angekommen waren in den Wagen gesetzt, und war mit ihnen davon gefahren. Unser Freund, der sich in ihrer Gesellschaft eine angenehme Unterhaltung versprochen hatte, konnte seinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes, und rief: So gefällt sie mir! Das sieht ihr ganz ähnlich! Lassen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhause gehen; sie mag sein, wo sie will, wir wollen ihretwegen unsere Promenade nicht versäumen.

Als Wilhelm unterwegs diese Incommoden des Betragens zu tadeln fortfuhr, sagte Laertes: Ich kann nicht inconsequent finden, wenn jemand seinem Charakter treu bleibt. Wenn sie sich etwas vornimmt oder jemanden etwas versichert, so geschieht es nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem sein werde, den Vorsatz auszuführen oder ihr Versprechen zu halten. Sie versteht sich darin, aber man muß immer bereit sein, ihr das Gegebene wieder zu geben.

Dies ist ein seltsamer Charakter, versetzte Wilhelm.

Nichts weniger als seltsam, nur daß sie keine Umstände macht. Ich liebe sie deswegen, ja ich bin ihr Freund, weil sie mir das Geschenk sie rein darstellt, das ich zu hassen so viel Ursache habe. Sie ist nur die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geschlechts; so sind alle, nur wollen sie es nicht Wort haben.

Unter mancherlei Gesprächen, in welchen Laertes seinen Haß gegen das weibliche Geschlecht sehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Ursache davon anzugeben, waren sie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm sehr verstimmt eintrat, weil die Aeußerungen des Laertes ihm die Erinnerung an sein Verhältniß zu Marianen wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beschatteten Quelle, unter herrlichen alten Bäumen, Philinen allein, an einem steinernen Tische sitzen. Sie sang ihnen ein lustiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Gesellschaft fragte, rief sie aus: Ich habe sie schon angeführt; ich habe sie zum Besten gehabt, wie sie es verdienten. Sachen unterwegs setzte ich ihre Freigebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß sie von den zarten Naschereien waren, nahm ich mir gleich vor, sie zu bestrafen. Nach unserer Ankunft fragten sie den Kellner, was zu haben sei? der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit seiner Zunge alles, was da war, und mehr als da war, hersagte. Ich sah ihre Verlegenheit, sie blickten einander an, stotterten, und fragten nach dem Preise. Was bedeuten Sie sich lange, rief ich aus, die Tafel ist das Geschenk eines Freundenmenschen, lassen Sie mich dafür sorgen. Ich sinne darauf an, ein unvermuthet Mittagmahl zu bestellen, wozu noch manches durch Boten aus der Nachbarschaft abholt werden sollte. Der Kellner, den ich durch ein paar gewiesene Münzen zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und so haben wir sie durch die Vorstellung eines vornehmen Gastmahls heraufgeängstigt, daß sie sich kurz und gut zu einem Spatziergange in den Wald entschlossen, von dem sie wohl schwerlich zurückkommen werden. Ich habe eine Viertelstunde auf meine eigene Hand gelacht, und werde lachen, so oft ich an die Gesichter denke. Bei Tische erinnerte sich Laertes an abnliche Fälle; sie kamen in den Gang, lustige Gesichten, Mißverständnisse und Prellereien zu erzählen.

Ein junger Mann von ihrer Bekanntschaft auf der Stadt kam mit einem Buche durch den Wald geschlichen, setzte sich zu ihnen, und rühmte den schönen Platz. Er machte sie auf das Rieseln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Gesang der Vögel aufmerksam. Philine sang ein Liedchen vom Kuckuk, welches dem Anstimmling nicht zu behagen schien; er entfernte sich bald.

Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Naturbetrachten hören sollte, rief Philine aus, als er weg war; es ist nichts unerträglicher, als sie das Vergnügen verrechnen zu lassen, das man genießt. Wenn schön Wetter ist, geht man spazieren, wie man tanzt, wenn aufgespielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Musik, wer ans schöne Wetter denken? Der Tänzer interessirt und, nicht die Violine, und in ein paar schöne schwarze Augen zu sehen, thut einem paar blauen Augen gar zu wohl. Was sollen dasigen Quellen und Brunnen, und alte morsche Linden! Sie sah, indem sie so sprach, Wilhelmen, der ihr gegenüber saß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigstens bis an die Thüre seines Herzens vorzudringen.

Sie haben Recht, versetzte er mit einiger Verlegenheit, der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste, und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. Alles andere, was und umgiebt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Jenem wir uns dabei aufhalten, jenem wir darauf werfen und Zeit daran nehmen, beide schwächer wird das Gefühl unsers eignen Werthes und das Gefühl der Gesellschaft. Die Menschen, die einen großen Werth auf Garten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder

irgend ein Beſitzthum legen. ſind weniger gefällig und gefällig; ſie verlieren die Menſchen aus den Augen, welche zu entfernen und zu verſammeln nur ſehr wenigen glückt. Selbſt wir ek mehr auch auf dem Theater? Ein guter Schauſpieler macht ausbald eine elende, unſchickliche Decoration vergeſſen. dahingegen das ſchönſte Theater den Mangel an gutem Schauſpielern erſt recht fühlbar macht.

Nach Tiſche ſetzte Philine ſich in das beſchattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeiſchaffen. Sie wand ſich einen vollen Kranz, und ſetzte ihn auf; ſie ſah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin; auch den flocht ſie, indem ſich beide Männer neben ſie ſetzten. Als er unter allerlei Scherz und Anſpielungen fertig geworden war, drückte ſie ihm Wilhelmen mit der größten Anmuth auf's Haupt und rückte ihm mehr als einmal anders, bis er recht zu ſitzen ſchien. Und ich werde, wie es ſcheint, leer ausgehen, ſagte Laertes.

Mit nichten, verſetzte Philine. Ihr ſollt euch keineswegs beklagen. Sie nahm ihren Kranz vom Haupte und ſetzte ihn Laertes auf.

Wären wir Nebenbuhler, ſagte dieſer, ſo würden wir ſehr heftig ſtreiten können, welchen von beiden du am meiſten begünſtigſt.

Da wär' ihr rechte Thoren, verſetzte ſie, indem ſie ſich zu ihm hinüberbog, und ihm den Mund zum Kuß reichte, ſich aber ſogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelmen ſchlang und einen ſeidenen Fuß auf ſeine Lippen drückte. Welcher ſchmeckt am beſten? fragte ſie neckiſch.

Wunderlich! rief Laertes. Es ſchemt, als wenn ſo etwas niemals nach Wermuth ſchmecken könne.

So wenig, ſagte Philine, als irgend eine Gabe, die jemand ohne Neid und Eigenſinn genießt. Nun hätte ich, rief ſie aus, noch Luſt, eine Stunde zu tanzen, und dann müßten wir wohl wieder nach unſern Seringern ſehen.

Man ging nach dem Hauſe, und fand Muſik daſelbſt. Philine, die eine gute Tänzerin war, erhob ihre beiden Geſellſchafter. Wilhelm war nicht ungeſchickt, allein es fehlte ihm an einer fünftlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen ſich vor, ihn zu unterrichten.

Man verſammelte ſich. Die Seiltänzer hatten ihre Künſte ſchon zu produciren angefangen. Auf dem Platze hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden, doch war unſern Freunden, als ſie ausſtiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menſchen nach dem Thore des Gaſthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm ſprang hindurch, um zu ſehen, was es ſey, und mit Entſetzen erblickte er, als er ſich durchs Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergeſellſchaft, der das intereſſante Kind bei den Haaren und dem Hauſe zu ſchleppen bemühet war, und mit einem Peitſchenſtiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losſchlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu, und faßte ihn bei der Bruſt. Das das Kind losſchrie er wie ein Raſender, oder Einer von uns bleibt hier auf der Stelle. Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß dieſer zu erſticken glaubte, das Kind losließ, und ſich gegen den Angreifenden zu vertheidigen ſuchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewogt hatten, fielen dem Seiltänzer ſogleich in die Arme, entwaffneten ihn, und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieſer, der ſich jetzt nur auf die Waffen ſeines Mundes reduzirt ſah, fing gräßlich zu dröhnen und zu fluchen an: die ſaule, unnütze Creatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; ſie verweigere den Tieren zu tanzen, den er dem Publico verſprochen habe; er wolle ſie lehren gehorchen, und es ſolle ihn niemand daran hindern. Er ſuchte ſich loszumachen, um das Kind, das ſich unter der Menge verkrochen hatte, aufzuſuchen. Wilhelm hielt ihn zurück, und rief: Du ſollſt nicht eher dieſes Geſchöpf weder ſehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenſchaft giebſt, wo du es geſtohlen haſt; ich werde dich aufs äußerſte treiben; du ſollſt mir nicht entgehen. Dieſe Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Abſicht, auf einem dunkeln Gefühl, oder, wenn man will, aus Inſpiration ausgeſprochen hatte, brachte den wüthenden Menſchen auf einmal zur Ruhe. Er rief: Was hab' ich mit der unnützen Creatur zu ſchaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider koſten, und Sie mögen ſie behalten; wir wollen dieſen Abend noch einig werden. Er eilte darauf, die unterbrochene Vorſtellung fortzuſetzen, und die Unruhe des Publikums durch einige bedeutende Kunſtſtücke zu vertreiben.

Wilhelm ſuchte unterdeß, da es ſtille geworden war, nach dem Kinde, das ſich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, andere auf den Dächern der benachbarten Häuſer geſehen haben. Nachdem man es an allen Orten geſucht hatte, mußte man ſich beruhigen, und abwarten, ob es nicht von ſelbſt wieder herbeikommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hauſe gekommen, welchen Wilhelm über die Sociſtale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieſer wußte nichts davon, denn er war nicht lange bei der Geſellſchaft, erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Lächterlichmachen ſeine eigenen Sociſtale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beifall Glück wünſchte, deſſen er ſich zu erfreuen hatte, äußerte er ſich ſehr gleichgültig darüber. Wir ſind gewohnt, ſagte er, daß man über uns lacht, und unſere Künſte verwundert; aber wir werden durch den außerordentlichen Beifall nun nichts gebeſſert. Der Entrepreneur zahlt uns, und mag ſehen, wie er zurechte kömmt. Er beunruhigte ſich darauf, und wollte ſich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er ſo ſchnell hin wolle? lächelte der junge Menſch und geſtand, daß ſeine Figur und Talente ihm einen ſolchen Beifall zugezogen, als der des großen Publikums ſey. Er habe von einigen Frauenzimmern Beſtſchaft erhalten, die ſehr artig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Beſuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort mit der größten Aufrichtigkeit ſeine Abenteuer zu erzählen, und hätte die Manier, Straßen und Häuſer anzugeben, wenn nicht Wilhelm eine ſolche Indiscretion abgelehnt und ihn höflich entlaſſen hätte.

Laertes hatte indeſſen Landsmannen unterhalten, und verſicherte, ſie ſey vollkommen wörtlig, ein Weib zu ſeyn und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unſern Freunde für dreißig Thaler überlaſſen wurde, gegen welche der ſowohrtärtige beſitzige Italiäner ſeine Anſprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er ſolches nach dem Tode ſeines Bruders, den man, wegen ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit, den großen Teufel genannt, zu ſich genommen habe.

Der andere Morgen ging meiſt mit Aufſuchen des Kindes hin. Vergebens durchſtrich man alle Winkel des Hauſes und der Nachbarſchaft; es war verſchwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Waſſer gefprungen ſeyn, oder ſich ſonſt ein Leids angethan haben.

Philinens Reue kannten die Unruhe unſers Freundes nicht ablenken. Er brachte einen traurigen nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um ſich dem Publicum auf's beſte zu empfehlen, konnte ſein Gemüth nicht erheitert und zerſtreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortſchaften hatte die Anzahl der Menſchen außerordentlich zugenommen, und je weniger ſich auch der Raumgehalt des Gebäudes zu einer ungeheuren Größe. Der Dunſtkreis über den Dächern und durch das Faß mit raucherten Böden machte eine große Senſation. Der Geruch Mann ließ vom Allermeinen Grauen. Entſetzen und Erſtaunen, indem er ſich mit dem Kopf und den Füßen auf ein Paar auseinander geſetzende Stühle legte, auf ſeinem vollſchwebenden Leib einen Amboß heben und mit Hämmern von einigen ſtarken Schmiedegeſellen ein Hufeiſen tüchtig ſchmieden.

Auch war die ſogenannte Herculesſtärke, da eine Reihe Männer auf den Schultern einer erſten Reihe ſtehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, ſo daß zuletzt eine lebendige Pyramide entſteht, deren Spitze ein Kind, auf den Kopf geſtellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in dieſen Gegenden noch nie geſehen worden, und endlich würzte das ganze Schauſpiel, Marſch- und Tambourniette ließen ſich in Trauſeln auf den Schultern der übrigen durch die verwickeltſten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeſchrei des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumenſträuße und ſeidene Tücher zu, und drängte ſich, ſie mit Geſicht zu faſſen. Jedermann ſchien glücklich zu ſeyn, ſie anzuſehen, und von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Welcher Schauſpieler, welcher Schriftſteller, ja welcher Menſch überhaupt würde ſich nicht auf dem Gipfel ſeiner Wünſche ſehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen ſo allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köſtliche Empfindung müßte es ſeyn, wenn man gute, edle, der Menſchheit würdige Gefühle eben ſo ſchnell durch einen elektriſchen Schlag aufbrechen, ein ſolches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als dieſe Leute durch ihre körperliche Geſchicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menſchlichen geben, wenn man ſie mit der Vorſtellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unſinns und der Albernheit entzünden, erſchüttern, und ihr ſtockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung ſetzen könnte! Er ſprach unſer Freund, und da weder Philine noch Laertes geſtimmt ſchienen, einen ſolchen Discurs fortzuſetzen, unterhielt er ſich allein mit dieſen Lieblingsbetrachtungen, als er bis ſpät in die Nacht um die Stadt ſpazierte, und ſeinen alten Wunſch, das Gute, Edle, Große durch das Schauſpiel zu verſinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit eines losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Fünftes Capitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräuſch abgezogen waren, fand ſich Mignon ſogleich wieder ein, und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Zerſtreuungen auf dem Saale fortſetzten. Wo daß du geſteckt? fragte Wilhelm freundlich; du daß und viel Sorge gemacht. Das Kind antwortete nichts, und ſah ihn an. Du biſt nun unſer, rief Laertes, wir haben dich erkauft. – Was daß du bezahlt? fragte das Kind ganz trocken. — Hundert Ducaten, verſetzte Laertes; wenn du ſie wieder geſtiſt, kannſt du frey ſeyn. – Das iſt wohl viel? fragte das Kind. – O ja, du magſt dich nur gut aufführen. – Ich will dienen, verſetzte ſie.

Von dem Augenblicke an merkte ſie genau was der Kellner den beiden Freunden für Dienſte zu leiſten hatte, und litt ſchon den andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte auch ſelbſt thun, und machte auch ihre Geſchichte, zwar langſam und mitunter unbeholfen, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie ſtellte ſich oft an ein Gefäß mit Waſſer, und wuſch ihr Geſicht mit ſo großer Emſigkeit und Heftigkeit, daß ſie ſich faſt die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß ſie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weiſe loszuwerden ſuche, und über dem Eifer, womit ſie es that, die Röthe, die ſie durch's Reiben hervorgebracht hatte, für die natürlichſte Schminke hielt. Man bedeutete ſie, und ſie ließ ab, und nachdem ſie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte ſich eine ſchöne braune, ſogleich nur von wenigem Roth erhöhte Geſichtsfarbe.

Durch die freyelhaften Reize Philinens, durch die gebrannnnelle Gegenwart des Kindes, mehr als er ſich ſelbſt geſtehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verſtörene Tage in dieſer ſonderbaren Geſellſchaft zu, und rechtfertigte ſich bei ſich ſelbſt durch eine ſtrenge Uebung in der Reite- und Tanzkunſt, wozu er ſo leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert, und gewiſſermaßen erſtreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen ſah, welche gleich nach dem erſten frohen Grüße, ſich nach der Directrice und den übrigen Schauſpielern erkundigten, und mit großem Schrecken vernahmen, daß jene ſich ſchon lange entfernt hatte, und dieſe bis auf wenige zerſtreut ſeyen.

Das junge Paar hatte ſich nach ihrer Verbindung zu der, wie wir wiſſen, Wilhelm verhältniſch geweſen, an einigen Orten nach Engagement umgeſehen, keines gefunden, und war endlich in dieſes Städtchen gewieſen worden, wo einige Perſonen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater gefunden haben wollten.

Philinen wollte Madame Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als ſie Bekanntſchaft machten, entſchieden gefallen. Sie wünſchten die neuen Aufnimmlinge gleich wieder los zu ſeyn, und Wilhelm konnte ihnen keine günſtigen Geſinnungen beibringen, ob er ihnen gleich wiederholt verſicherte, daß ſie recht gute Leute ſeyen.

Eigentlich war auch das bisherige luſtige Leben unſrer drei Abenteurer durch die Erweiterung der Geſellſchaft auf mehr als eine Weiſe geſtört; denn Melina ſing im Wirthshauſe an, hatte in eben demſelben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden, gleich zu markten und zu cujoniren an. Er wollte für wenig Geld beſſeres Quartier, reinlichere Mahlzeit und prompterre Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Geſichter, und wenn die andern, um froh zu leben,

sich alles gefallen liessen, und nur geschwind bezahlten, um nicht länger an das zu denken, was schon verzehrt war; so mußte die Madrigal, die Melina regelmäßig scaletig verbrieten, jedesmal von vorn wieder durchgenommen werden, so daß Philine ihm, ohne Umstände, ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madame Melina dem lustigen Mädchen. Diese junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr allerdings an Geist und Feste. Sie declamirte nicht übel, und wollte immer declamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeclamation war, die auf einzelnen Stellen laftete, und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei diesem allen war sie nicht leicht jemandem, besonders Mannern, unangenehm. Vielmehr suchten ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen schönen Verstand zu: denn sie war, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte; sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit einer besondern Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so lange als möglich einzugehen, sobald sie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Stille eine solche neue Erscheinung aufzunehmen. Sie verstand zu sprechen und zu schweigen, und ob sie gleich kein tüchtiges Gemüth hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo das andern sympathe Seite sein möchte.

Sechstes Capitel.

Melina hatte sich indessen nach den Träumern der vorigen Directionen genau erkundigt. Sowohl Decorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute verkauft, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Direction erhalten, unter gewissen Bedingungen, wenn sich Liebhaber fänden, in den Verkauf auch ferner Hand zu wirken. Melina wollte die Sachen besehen, und sog Wilhelmen mit sich. Dieser empfand, als man unter die Zimmer erblickte, eine gewisse Neigung dazu, die er sich jedoch selbst nicht gestand. In so einem schlechten Zustande und die geflecktesten Decorationen waren, so wenig scheinbar auch tägliche und deutsche Kleider, alte Caricaturröcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen sein mochten; so konnt' er sich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichsten Augenblicke seines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hatte Melina in sein Herz seinen Genius, so würde er ihm ebenfalls anrathen haben, eine Summe Geldes auf die Verkleidung, Aufstellung und neue Belebung dieser verstreuten Glieder zu einem schönen Ganzen verwenden. Wenn ein glücklicher Mensch, rief Melina aus, könnte ich sein, wenn ich nur zwei hundert Thaler besäße, um zum Anfange den Besitz dieser ersten theatralischen Bedürfnisse zu erlangen. Wie bald wollt' ich ein kleines Schauspiel beisammen haben, das uns in dieser Stadt, in dieser Gegend, gewiß ergötzen erquicken sollte. Mildheim schwieg, und beide verließen nachdenklich die wieder eingesperrten Säle.

Melina hatte von dieser Zeit an einen andern Discurs als Projecte und Vorschläge, wie man ein Theater einrichten und dabei seinen Vortheil finden könnte. Er suchte Positionen und Certificate zu interessiren, und man trat Wilhelmen Vorschläge, Geld herzuschießen, und Sicherheit dagegen anzunehmen. Diesem fiel aber erst bei dieser Gelegenheit recht auf, daß er nur so lange nicht hätte verweilen sollen: er entschuldigte sich, und wollte Anstalten machen, seine Reise fortzusetzen.

Jetzteren war sein Diamond Gestalt und Wesen immer reizender geworden. In alle seinem Thun und Lassen hatte das Kind etwas zuvorkommendes. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es flog auf den Gelände der Gänge weg, und eh man sich's versah, saß es oben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine besondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte sie, seit einiger Zeit, mit über die Brust geschlagenen Armen. Manche Leute war sie ganz stumm, zu Zeiten antwortete sie mehr auf verfängliche Fragen, immer spröder, je mehr sie sah, daß man nicht unterschieden konnte, ob es Mißoder Unkenntniß der Sprache war, indem sie ein gebrochenes mit Französisch und Italiänisch durchflochtenes Deutsch sprach. In seinem Dienste war das Kind unermüdet, und früh mit der Sonne auf; es verlor sich dagegen Abends zeitig, schlief in einer Kammer auf der nackten Erde, und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohsack anzunehmen. Er fand sie oft, daß sie sich weinte. Auch ihre Kleider waren reinlich, regelmäßig alles fein bepreßt und breitet an ihr gestickt war. Man sagte Wilhelmen auch, daß sie alle Morgen ganz früh in die Messe gehe, wovon er ihr einmal folgte, und sie in der Ecke der Kirche mit dem Rosenkranze fand und unbemerkt beim sah. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hause, machte sich mehrere Gedanken über diese Gestalt, und konnte sich bei ihr nichts bestimmtes denken.

Neues Anbringen Melina's um eine Summe Geldes, zur Ausbildung der mehr erwähnten Theatergerätschaften, bestimmte Wilhelmen noch mehr, an seine Reise zu denken. Er wollte den Versuch, der lange nichts von ihm erfahren hatten, noch mit dem benutzen Postlage schreiben; er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an, und war mit Erzählung seiner Abenteuer, worauf er, ohne es selbst zu bemerken, sich unversehens von der Materie entfernt hatte, schon ziemlich weit gekommen, als er, zu seinem Verdruß, auf der hintern Seite des Briefblatts einen einzigen Vers geschrieben fand, die er für Madame Melina aus seiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verspaß das Wiederholung seines Versuchens auf den nächsten Postlag.

Siebentes Capitel.

Unsere Gesellschaft befand sich abermals versammelt, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbei kam, auf jeden Wagen, der entfernt, äußerst aufmerksam war, rief mit großer Lebhaftigkeit: Unser Pedant! Da kommt unser abentheuerlicher Pedant! Wen mag er bei sich haben? Sie rief und winkte zum Fenster hinaus, und der Wagen hielt stille.

Ein schwarzlich grauer Teufel, den man an seinem verschatten, granlichbraunen Rocke und an seinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magister, wie sie auf Akademien zu vorwohnen pflegen, hätte halten sollen, flieg aus dem Wagen, und entschädigte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abzog, eine übelerwachsene, aber übrigens sehr

steife Prädikate, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

So wie sie ihre Gefälligkeit fand, einen Theil der Männer zu fesseln und ihre Liebe zu genießen, so war das Vergnügen nicht viel geringer, das sie sich so oft als möglich gab, die übrigen, die sie alten in diesem Augenblicke nicht liebte, auf eine sehr leichtfertige Weise zum Besten zu haben.

Ueber den Lärm, womit sie diesen alten Freund empfing, vergaß man auf die übrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwei Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Nach einbrücke sich's bald, daß er sie alle drei vor einigen Jahren bei der Gesellschaft, die in seiner Vaterstadt spielte, mehrmals gesehen hatte. Die Töchter waren seit der Zeit heran gewachsen; der Alte aber hatte sich wenig verändert. Dieser spielte gewöhnlich die gutmüthigen, polternden Alten, wovon das deutsche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht selten antrifft. Denn da es der Charakter unserer Landsleute ist, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leisten, so denken sie selten daran, daß es auch eine Art geben, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiste des Widerspruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürrisches Wesen ihre liebste Tugend in Contraste darzustellen.

Solche Rollen spielte unser Schauspieler sehr gut, und er spielte sie so oft und ausschließlich, daß er darüber eine ähnliche Art sich zu betragen im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, sobald er ihn erkannte; denn er erinnerte sich, wie oft er diesen Mann neben seiner geliebten Mariane auf dem Theater gesehen hatte; er hörte ihn noch sprechen, er hörte ihre schmeichelnde Stimme, mit der sie seinem rauhen Wesen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erste lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen anwärts zu finden und zu hoffen sey? ward leider mit Nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Gesellschaften, bei denen man sich erkundigt, besetzt, und einige davon sogar in Sorgen seyen, wegen des bevorstehenden Kriegs auseinander gehen zu müssen. Der polternde Alte hatte mit seinen Töchtern, aus Verdruß und Liebe zur Abwechselung, ein vortheilhaftes Engagement aufzugeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um bieher zu kommen, wo denn auch, wie sie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher sich die übrigen über ihre Angelegenheiten sehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünschte den Alten allein zu sprechen, wünschte und fürchtete von Marianen zu hören, und befand sich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus seinem Traume reißen; aber ein Wortwechsel, der sich erhub, machte ihn aufmerksam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, sich aber diesmal lebhaft widersetzte, als er den Tisch decken und Essen herbeischaffen sollte. Ich habe mich verpflichtet, rief er aus, Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menschen aufzuwarten. Sie gerieth darüber in einen heftigen Streit. Philine bestand darauf, er habe seine Schuldigkeit zu thun, und als er sich hartnäckig widersetzte, sagte sie ihm ohne Umstände, er könnte gehn, wohin er wolle.

Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne? rief er aus, ging trotzig weg, machte seinen Bündel zusammen, und eilte sogleich zum Hause hinaus. Gib, Mignon, sagte Philine, und schalk und was wir brauchen; sag es dem Kellner, und bis aufwarten!

Mignon trat vor Wilhelm hin, und fragte in ihrer sonderbaren Art: Soll ich? darf ich? und Wilhelm versetzte: thu, mein Kind, was Mademoiselle dir sagt.

Das Kind besorgte alles, und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gästen auf. Nach Tische suchte Wilhelm mit dem Alten einen Spaziergang zu machen, es gelang ihm, und nach mancherlei Fragen, wie es ihm bisher gegangen, wendete sich das Gespräch auf die ehemalige Gesellschaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Marianen zu fragen.

Sagen Sie mir nichts von dem unsinnigen Geschöpf! rief der Alte, ich habe verschworen, nicht mehr an sie zu denken. Wilhelm erschrak über diese Aeußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf eine Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu schmähen. Wie gern hätte unser Freund das Gespräch abgebrochen; allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes anhalten.

Ich schäme mich, fuhr dieser fort, daß ich ihr so geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entschuldigen. Sie war so artig, natürlich und gut, so gefällig und in jedem Sinne leidlich. Wie hätt' ich mir vorgestellt, daß Freudest und Undank die Hauptzüge ihres Charakters seyn sollten.

Schon hatte sich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmste von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, seine Rede endlich stockte, und er ein Schnupftuch aus der Tasche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt seine Rede unterbrachen.

Was ist Ihnen? rief Wilhelm aus. Was giebt Ihren Empfindungen auf einmal eine so entgegengesetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht; ich nehme an dem Schicksale dieses Mädchens mehr Antheil, als Sie glauben; nur lassen Sie mich alles wissen.

Ich habe wenig zu sagen, versetzte der Alte, indem er wieder in seinen ernsthaften, verdrießlichen Ton überging; ich werde es ihr nie verzeihen, was ich um sie geduldet habe. Sie hatte, fuhr er fort, immer ein gewisses Zutrauen zu mir; ich liebte sie wie meine Tochter, und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entschluß gefaßt, sie zu mir zu nehmen, und sie aus den Händen der Alten zu retten, von denen Anfeindung ich mir nicht viel Gutes versprach. Meine Frau starb, das Project zerschlug sich.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterstadt, es sind nicht gar drei Jahre, merkte ich ihr eine sichtbare Traurigkeit an; ich fragte sie, aber sie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reise. Sie fuhr mit mir in Einem Wagen, und ich bemerkte, was sie mir anzog bald gestand, daß sie guter Hoffnung sey, und in der größten Furcht schwebte, von unserm Director verstoßen zu werden. Mich dauerte es nur kurze Zeit, so machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnehin nur auf sechs Wochen stand, sogleich auf, zahlte was sie zu fordern hatte, und ließ sie, aller

Verſtellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem ſolchen Wirthshauſe zurück.

Der Henker hole alle liederlichen Dirnen! rief der Alte mit Verdruß, und beſonders dieſe, die mir ſo manche Stunde meines Lebens verdorben hat. Was ſoll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für ſie gethan, was ich an ſie gehängt, wie ich auch in der Abweſenheit für ſie geſorgt habe. Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen, und meine Zeit hinbringen, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf ſo ein Geſchöpf die mindeſte Aufmerkſamkeit wenden. Was war's? Im Anfang erbeitt ich Dankſagungsbriefe. Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Moden geſchickt hatte. O die Verſtellung und der Leichtſinn der Weiber iſt ſo recht zuſammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben, und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu ſchaffen!

Achtes Capitel.

Man denke ſich Wilhelms Zuſtand, als er von dieſer Unterredung nach Hauſe kam. Alle ſeine alten Wunden waren wieder aufgeriſſen, und das Gefühl, daß ſie ſeiner Liebe nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Intereſſe des Alten, in dem Lobe, daß er ihr wider Willen geben mußte, war unſerm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erſchienen; ja ſelbſt die heftige Anklage des leidenſchaftlichen Mannes enthielt nichts, was ſie vor Wilhelms Augen hätte herabſetzen können. Denn dieſer bekannte ſich ſelbſt als Mitſchuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Davonlaufen zuletzt ſchien ihm nicht tadelhaft; er machte ſich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, daß ſie als Mädchen, als Mutter, in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrſcheinlich mit ſeinem eigenen Kinde herumirren. Verſtellungen, welche das ſchmerzlichſte Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet, und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als ſie das Licht niedergeſetzt hatte, bat ſie ihn zu erlauben, daß ſie ihm heute Abend mit einem Kunſtſtücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpfe nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das ſie darauf hatte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewiſſen Maßen die Eier auseinander, dann rief ſie einen Menſchen herein, der im Hauſe aufwartete und die Violine ſpielte. Er trat mit ſeinem Inſtrument in die Höhe; ſie verband ſich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Muſik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem ſie Tact und Melodie mit dem Schlage der Castagnetten begleitete.

Bedende, leicht, raſch, genau führte ſie den Tanz. Sie trat ſo ſcharf und ſo ſicher zwiſchen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, ſie müſſe eins zertreten oder bei ſchnellen Wendungen das andre forttreiben. Mit nichten! Sie berührte keines ob ſie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja ſogar mit Sprüngen, und zuletzt halb knieend ſich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltſam, wie ein Uhrwerk, lief ſie ihren Weg, und die ſonderbare Muſik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und fortlaufenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Reiz. Wilhelm war von dem ſonderbaren Schauſpiele ganz hingeriſſen; er vergaß ſeiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in dieſem Tanze ſich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, ſcharf, trocken, heftig, und in ſanften Stellungen mehr feierlich als angenehm, zeigte ſie ſich. Er empfand was er ſchon für Mignon gefühlt in dieſem Augenblicke auf einmal. Er ſchnitt ſich, dieſes verlaſſene Weſen an Kindesſtatt ſeinem Herzen einzuverleiben, es in ſeine Arme zu nehmen, und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; ſie rollte die Eier mit den Füßen ſanft zuſammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beſchädigte keines, und ſtellte ſich dann, indem ſie die Binde von den Augen nahm, und ihr Kunſtſtück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß ſie ihm den Tanz, den er zu ſehen gewünſcht, ſo artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er ſtreichelte ſie, und bedauerte, daß ſie ſich's habe ſo ſauer werden laſſen. Er verſprach ihr ein neues Kleid, worauf ſie heftig antwortete: keine Farbe! Auch bat verſprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was ſie darunter meine. Sie nahm die Eier zuſammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe, und ſchwang ſich zur Thüre hinaus.

Von dem Muſicus erfuhr er, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, ſo lange vorzuſingen, bis er ihn habe ſpielen können. Auch habe ſie ihm für ſeine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unſer Freund theils wachend, theils von ſchweren Träumen geängſtigt, zubrachte, in denen er Marianen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Geſtalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald deſſelben beraubt ſah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon ſchon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet, und erklärte nach ihrer Art, daß ſie ein neues Wamſchen und Schifferhoſen, wie ſie ſolche an den Knaben in der Stadt geſehen, mit blauen Aufſchlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte ſeit dem Verluſt Marianens alle muntern Farben abgelegt. Er hatte ſich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieſer Farbe belebte einigermaßen ſein ſtilles Kleidung. Mignon, betrübt ſeine Farbe

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles was du liebtest,
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kannst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

zu tragen, trieb den Schneider, der in kurzem die Arbeit zu liefern verſprach.

Die Tanz- und Fecht-Stunden, die unſer Freund heute mit Lærtes nahm, wollten nicht zum beſten glücken. Auch wurden ſie bald durch Melina's Ankunft unterbrochen, der umſtändlich zeigte, wie jetzt eine kleine Geſellſchaft beiſammen ſey, mit welcher man ſchon Städte genug aufführen könne. Er erneuerte ſeinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etabliſſement vorſtrecken ſolle, wovon dieſer abermals ſeine Unentſchloſſenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten ſich abermals eine Staffetfahrt ausgedacht: denn Veränderung des Orts und der Gegenſtände war eine Luſt, nach der ſie ſich immer ſehnten. Täglich an einem andern Orte zu eſſen, war ihr höchſter Wunſch. Dieſemal ſollte es eine Maskerade werden.

Das Schiff, womit ſie die Krümmungen des angenehmen Flußes durchfahren wollten, war ſchon durch den Pedanten beſtellt. Philine trieb, die Geſellſchaft zauderte nicht, und man hald eingeſchifft.

Was ſangen wir nun auf ſagte Philine, in dem ſie alle auf die Bank niedergelaſſen hatten.

Das kürzeſte wäre, verſetzte Lærtes, wir extemporirten ein Stück. Nehme jeder eine Rolle, die ſeinem Charakter am angemeſſenſten iſt, und wir wollen ſehen, wie es uns gelingt.

Kürtzeſtlich! ſagte Wilhelm, denn in einer Geſellſchaft, in der man ſich nicht verſtellt in welcher jedes nur ſeinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen, und wo man ſich immer verſtellt, darum kommen ſie gar nicht. Es iſt alſo nicht übel gethan, wir geben uns die Verſtellung gleich von Anfang zu, und ſind nachher unter der Maske ſo aufrichtig, als wir wollen.

Ja, ſagte Lærtes, deßwegen geht ſich's ſo angenehm mit Weibern um, die ſich niemals in ihrer natürlichen Geſtalt ſehen laſſen.

Das macht, verſetzte Madame Melina, daß ſie nicht ſo eitel ſind, wie die Männer, welche ſich einbilden, ſie ſeyen ſchon immer liebenswürdig genug, wie ſie die Natur hervorgebracht hat.

Indeſſen war man zwiſchen angenehmen Büſchen und Hügeln, zwiſchen Gärten und Weinbergen hingefahren und die lustern Frauenzimmer, beſonders aber Madame Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Lærtes fing ſogar an, ein artiges Gedicht von der beſchreibenden Gattung über eine ländliche Naturſcene feierlich herzuſagen; allein Philine unterbrach ſie, und ſchlug ein Spiel vor, daß ſich niemand unterfangen ſolle, von einem unbelebten Gegenſtande zu ſprechen; ſie ſetzte vielmehr den Vorſchlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte ſollte einen penſionirten Offizier, Lærtes einen ſchwatzenden Fechtmeiſter, der Pedant einen Juden vorſtellen, ſie ſelbſt wollte eine Tyrolerin machen, und überließ den übrigen ſich ihre Rollen zu wählen. Man ſollte finden, als ob ſie eine Geſellſchaft weitvermder Menſchen ſeyen, die ſo eben auf einem Marktſchiffe zuſammen kommen.

Sie fing ſogleich mit dem Juden ihre Rolle zu ſpielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete ſich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer ſtille hielt, um mit Erlaubniß der Geſellſchaft noch jemand einzunehmen, der am Ufer ſtand, und gewinkt hatte.

Das iſt eben noch was wir brauchten, rief Philine: ein blinder Paſſagier fehlte noch der Reiſegeſellſchaft.

Ein wohlgekleideter Mann ſtieg in das Schiff, den man an ſeiner Kleidung und ſeiner erwärmten Miene wohl für einen Geiſtlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Geſellſchaft, die ihm nach ihrer Weiſe dankte, und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeiſtlichen an, die er zur Verwunderung aller auf das artigſte durchſetzte, indem er bald ermahnte, bald Hülfreichen ertheilte, einige ſchwache Seiten vielen lieh, und ſich doch im Reſpect zu erhalten wußte.

Indeſſen hatte jeder, der nur ein einziges Mal aus ſeinem Charakter herausgegangen war, ein Pfand geben müſſen. Philine hatte ſie mit großer Sorgfalt geſammelt, und beſonders dem geiſtlichen Herrn mit vielen Künſten bei der künftigen Einlöſung bedeutet, ob er gleich nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen war völlig aufgeräumt. Hemdenknöpfe und Schnallen, und alles, was Bezeichnen an ſeinem Leibe war, hatte Philine in ſich genommen; denn er wollte einen treffenden Exulanten vorſtellen, und konnte auf keine Weiſe in ſeine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das angenehmſte vergangen, jedes hatte ſeine Einbildungskraft und ſeinen Witz aufs möglichſte anzuſtrengen und jedes ſeine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausſtaffirt. So kam man an dem Ort an, wo man ſich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geiſtlichen, wie wir ihn, ſeinen Aufſehn und ſeiner Rolle nach, nennen wollen, auf dem Spaziergange bald in ein intereſſantes Geſpräch.

Ich finde dieſe Uebung, ſagte der Unbekannte, unter Schauſpielern, ja in Geſellſchaft von Freunden und Bekannten, ſehr nützlich. Es iſt die beſte Art, die Menſchen aus ſich heraus und durch einen Umweg wieder in ſich hinein zu führen. Es ſollte bei jeder Truppe eingeführt ſeyn, daß ſie ſich manchmal auf dieſe Weiſe üben möchte, und das Publicum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht gekanntes Stück aufgeführt würde, worauf ſich freilich die Schauſpieler in mehreren Proben müßten vorbereitet haben.

Man dürfte ſich, verſetzte Wilhelm, ein extemporirtes Stück nicht als ein ſolches denken, das auch dem Strengſten ſogleich componirt würde, ſondern als ein ſolches, wovon zwar Plan, Handlung und Scenen-Eintheilung gegeben wären, deſſen Ausführung aber dem Schauſpieler überlaſſen bliebe.

Ganz richtig, ſagte der Unbekannte, und eben was dieſe Ausführung betrifft, würde ein ſolches Stück, ſobald die Schauſpieler nur einmal im Gang wären, außerordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte, denn durch dieſe muß freilich der überlegende Schriftſteller ſeine Arbeit zieren, ſondern die Ausführung durch Geberden und Mienen, Ausrufungen und was dazu gehört, kurz das ſtumme, belebende Spiel, welches nach und nach bei und ganz verloren zu gehen ſcheint. Es ſind wohl Schauſpieler in Deutſchland, deren Lærtes gedacht, was ſie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaubern, durch Mienen, durch zarte anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten, und die Pauſen des Geſprächs durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wiſſen; aber eine Uebung, die einem

glücklichen Naturell zu Hülfe käme, und es lehrte, mit dem Schriftsteller zu wetteifern, ist nicht so im Gange, als es zum Troste derer, die das Theater besuchen, wohl zu wünschen wäre.

Sollte aber nicht, versetzte Wilhelm, ein glückliches Naturell, als das Erste und Letzte, einen Schauspieler, wie jeden andern Künstler, ja vielleicht wie jeden Menschen, allein zu einem so hoch aufgestellten Ziele bringen?

Das Erste und Letzte. Anfang und Ende möchte es wohl seyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künstler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erst aus ihm macht, was er seyn soll, und zwar früh Bildung; denn vielleicht ist derjenige, dem man Genie zuschreibt, übler daran als der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt; denn jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falsche Wege gestoßen werden, als dieser.

Aber, versetzte Wilhelm, wird das Genie sich nicht selbst retten, die Wunden, die es sich geschlagen, selbst heilen?

Mit nichten, versetzte der andere, aber wenigstens nur nothdürftig; denn niemand glaube die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen; so wird dieser Mensch ein veredelt, vollkommneres und glückseligeres Leben führen, als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können.

Das mag wohl wahr seyn, sagte Wilhelm, denn jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das jeden nach seiner Weise erzieht!

Das Schicksal, versetzte lächelnd der andere, ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungeeignetes Organ haben. Denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte.

Sie scheinen einen sehr sonderbaren Gedanken aufzusprechen, versetzte Wilhelm.

Mit nichten: Das meiste, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meisten nicht auf etwas Albernes hinaus?

Sie wollen scherzen.

Und ist es nicht, fuhr der andere fort, mit dem, was einzelnen Menschen begegnet, eben so? Gesetzt, das Schicksal hätte einen zu einem guten Schauspieler bestimmt, (und warum sollt' es uns nicht auch mit guten Schauspielern verloren?) unglücklicherweise führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenspiel, wo er sich früh nicht enthalten könnte, an etwas Abgeschmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes lieblich, wohl gar interessant zu finden, und so die jugendlichen Eindrücke, welche wir verbitten, denen wir eine gewisse Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen.

Die fremden Sie aufs Puppenspiel! fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

Es war nur ein unwillkürliches Beispiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein anderes. Gesetzt, das Schicksal hätte einen zu einem großen Maler bestimmt, und dem Zufalle beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen, glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit so lobhaftem Sinn er das Unreine in seiner Jugend anschaut und nach seiner Art verarbeit hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, unwissenden daß er es zu überwinden suchte, mit ihm aufs innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter unbedeutender Gesellschaft gelebt hat, wird sich, wenn er auch später eine bessere haben kann, immer nach jener zurücksehnen, deren Eindruck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur selten zu wiederbringender Freuden, geblieben ist.

Man kann denken, daß unter diesem Gespräch sich nach und nach die übrige Gesellschaft entfernt hatte. Besonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder herver, welche auf allerlei Weise gelöst werden mußten, wobei der Fremde sich durch die artigsten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Gesellschaft, und besonders den Frauenzimmern, sehr empfahl, und so flossen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küssen und allerlei Neckereien auf das angenehmste vorbei.

Zehntes Capitel.

Als sie sich wieder nach Hause begeben wollten, sahen sie sich nach ihrem Gefährten um; allein er war verschwunden, und an seinem Orte zu finden.

Es ist nicht artig von dem Manne, der sonst viel Lebensart zu haben scheint, sagte Madame Melina, eine Gesellschaft, die ihn so freundlich aufgenommen, ohne Abschied zu verlassen.

Ich habe mich die ganze Zeit her schon verwundert, sagte Laertes, wo wir diesen sonderbaren Mann schon ehemals würde gesehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beim Abschiede darüber zu befragen.

Mir ging es eben so, versetzte Wilhelm, und ich hätte ihn gewiß nicht entlassen, bis er uns etwas näheres von seinen Umständen entdeckt hätte. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihn nicht schon irgendwo gesprochen hätte.

Und doch stunter die rund, sagte Philine, darin wirklich irren. Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er ausblickt wie ein Mensch, und nicht wie Hand oder Kunz.

Was soll das heißen, sagte Laertes, sehen wir nicht auch aus wie Menschen?

Ja weiß, was ich sage, versetzte Philine, und wenn ihr mich nicht begreift, so tadelt's gut seyn. Ich werde nicht um Ende noch gar meine Worte auslegen sollen.

Zwei Kutſchen fuhren vor. Man lobte die Einfall des Laertes, der ſie beſtellt hatte. Philine nahm neben Madame Melina, Wilhelmen gegenüber, Platz, und die übrigen richteten ſich ein ſo gut ſie konnten. Laertes ſelbſt ritt auf Wilhelms Pferde, das auch mit herausgenommen war, nach der Stadt zurück.

Philine ließ kaum in dem Wagen, als ſie artige Lieder zu ſingen und das Geſpräch auf Geſchichten zu lenken wußte, von denen ſie behauptete, daß ſie mit Glück dramatiſch behandelt werden könnten. Durch dieſe klage Wendung hatte ſie gar bald ihren jungen Freund in ſeine beſte Laune geſetzt, und er componirte aus dem Reichthum ſeiner lebendigen Bildervorräthe ſogleich ein ganzes Schauſpiel mit allen ſeinen Acten, Scenen, Charakteren und Verwicklungen. Man fand für gut, einige Arien mit Geſange einzuflechten; man dichtete ſie, und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an, und ſang ſie aus dem Stegreife.

Sie hatte eben heute ihren ſchönen, ſehr ſchönen Tag: ſie wußte mit allerlei Necereien unſern Freund zu belauern; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht geweſen war.

Seitdem ihm jene grauſame Entdeckung von der Seite Marianens gerieſen hatte, war er dem Gedanken treu geblieben, ſich vor der zuſammenziehenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treuloſe Geſchlecht zu meiden, ſeine Sinnen- gen, ſeine Neigung, ſeine ſüßen Mißbräuche in ſeinem Busen zu verſchließen. Die Gewiſſenhaftigkeit, womit er dieß Gelübde beobachtete, gab ſeinem ganzen Weſen eine geheime Nahrung, und da ſein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, ſo ward eine lieberolle Mittheilung nun zum Bedürfniſſe. Er ging wieder wie von dem erſten Jugendnebel begleitet umher, ſeine Augen faßten jeden reizenden Gegenſtand mit Freuden auf, und nie war ſein Urtheil über eine liebenswürdige Geſtalt ſanfter geweſen. Wie gefährlich ihm in einer ſolchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt ſich leider nur zu gut einſehen.

Zu Hauſe fanden ſie auf Wilhelms Zimmer ſchon alles zum Empfange bereit, die Stühle zu einer Vorleſung zurechte geſtellt, und den Tiſch in die Mitte geſetzt, auf welchem der Punſchnapf ſeinen Platz nehmen ſollte.

Die deutſchen Ritterſtücke waren damals eben neu, und hatten die Aufmerkſamkeit und Neigung des Publicums an ſich gezogen. Der alte Polterer hatte einen dieſer Art mitgebracht, und die Vorleſung war beſchloſſen worden. Man ſetzte ſich nieder. Wilhelm bemächtigte ſich des Exemplars und fing zu leſen an.

Die gebarniſchten Ritter, die alten Burgen, die Trauergeſtalt, Rechtlichkeit und Redlichkeit, beſonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Perſonen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorleſer that ſein Möglichſtes, und die Geſellſchaft war außer ſich. Zwiſchen dem zweiten und dritten Act kam der Punſch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke ſelbſt ſehr viel getrunken und angeſtoßen wurde, ſo war nichts natürlicher, als daß die Geſellſchaft bei jedem ſolchen Falle ſich lebhaft an den Platz der Helden verſetzte, gleichfalls anſtimmte und die Bänkelſänge unter den handelnden Perſonen recht leben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des ehrlichſten Nationalgeiſtes entzündet. Wie ſehr geeilt es dieſer deutſchen Geſellſchaft, ſich, ihrem Charakter gemäß, auf eignem Grund und Boden poetiſch zu ergehen! Beſonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfahrnen Speiſekiſten, das Mooß und die hohlen Bäume, über alles aber die nächtlichen Zigeunerfeuerchen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauſpieler ſah nun, wie er bald in Helm und Harniſch, jede Schauſpielerin, wie ſie mit einem großen flatternden Kragen ihre Dienſtbarkeit vor dem Publike produciren werde. Jeder wollte ſich ſogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der deutſchen Geſchichte zueignen, und Madame Melina verbat nur, Seyn oder Dichten, wenn ſie Hoffnung hatte, nicht anders als Aberwitz oder Narrheit taufen zu laſſen.

Gegen den fünften Act ward der Beifall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich ſeinen Unterdrücker entlarvt, und der Tyrann entſetzt wurde, war das Entzücken ſo groß, daß man ſchwur, man habe nie ſo glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeiſtert hatte, war der lauteſte, und da der zweite Punſchnapf geleert war und Mitternacht herannahte, ſchwur Laertes heut und theuer, es ſey kein Menſch würdig, an dieſe Gläſer jemals wieder eine Lippe zu ſetzen, und warf mit dieſer Betheurung ſein Glas hinter ſich und durch die Scheiben auf die Gaſſe hinaus. Die übrigen folgten ſeinem Beiſpiele, und ungeachtet der Proteſtationen des betrübten Wirthes wurde der Punſchnapf ſelbſt, der nach einem ſolchen Feſte durch unheilbaren Gebrauch nicht wieder entweiht werden ſollte, in tauſend Stücke geſchlagen. Philine, der man ihren Rauſch am wenigſten anſah, indem die beiden Mädchen nicht in den anſtändigſten Steigerungen auf dem Canape tanzen, reitze die andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madame Melina recitirte einige erbauende Gedichte, und ihr Mann, der im Rauſche nicht ſehr liebenswürdig war, fing an auf die ſatteſte Bereitung des Punſches zu ſchelten, verſicherte, daß er ein Fell ganz anders einzurichten verſtehe, und ward zuletzt, als Laertes Stillſchweigen gebot, immer gröber und lauter, ſo daß dieſer, ohne ſich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indeſſen war die Staatswache herbei gekommen und verlangte ins Haus eingelaſſen zu werden. Wilhelm, vom Leſen ſehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen und die Glieder der Geſellſchaft in ihren mäßigen Umſtänden nach Hauſe zu ſchaffen. Er warf ſich, als er zurück kam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet auf's Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufſchlug, und mit düſterm Blick auf die Verwüſtungen des vergangnen Tages, dem Unrath und die üblen Wirkungen deſſelben, die ein geiſtreiches, lebhaftes und wohlgemeintes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Eilftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er ſogleich den Wirth herbei, und ließ ſowohl den Schaden als die Zeche auf ſeine Rechnung ſchreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß ſein Pferd von Laertes geſtern bei dem Herumreiten dergeſtalt

angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmerz wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Zimmer zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen bessern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Pudermesser noch schuldig war, zu kaufen, und war nächstens bedrängt, er wußte sich nicht in den Gränzen eines proportionirten Geschenkes. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar seine mattirte Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch, und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den ersten Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madame Melina, die ihn eben, als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, sagte noch vor Tische eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war um so erstaunter, als er nichts weniger denn diese Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß ob zwar Philine ihm gefallen sey, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden, er entschuldigte sich so gut er konnte, aber sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, bekräftigte aber Madame Melina auf seine Weise, vielmehr ward diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeicheleien, wodurch sie sich eine Art von Neigung unsers Freundes erworben hatte, nicht hinreichte, diesen Besitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen.

Ihrem Mann fanden sie gleichfalls, da sie zu Tische kamen, bei sehr üblem Humor, und er fing schon an, ihr über Kleinigkeiten auszuhalten, als der Wirth hereintrat und einen Harfenspieler ankündete. Sie werden, sagte er, gewiß Vergnügen an der Musik und an dem Gesange dieses Mannes finden; es kann sich niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas wenigstes mitzutheilen.

Lassen Sie ihn weg, versetzte Melina, ich bin nichts weniger als gestimmt, einen Leiermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienen. Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie verstand ihn, und war gleich bereit, zu seinem Verdruß, den angemeldeten Künstler zu belohnen. Sie wendete sich zu Wilhelmen, und sagte: seien wir den Mann nicht hören, sollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen langen Weile zu retten?

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Ausdruck hereintretenden Mann begrüßt und ihn hereingewinkt hätte.

Die Gestalt dieses seltsamen Gastes setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, und er hatte schon von einem Stuhle Besitz genommen, ehe jemand ihn zu fragen oder sonst etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein dichter Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen blickten sanft unter langen weißen Augenbraunen hervor. An eine wohlgebildete Nase schloß sich ein langer weißer Bart an, ohne die gefältete Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen; und so fing er auf der Harfe, die er vor sich genommen hatte, zu präludiren an.

Die angenehmen Töne, die er aus dem Instrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Gesellschaft.

Ihr pflegt auch zu singen, guter Alter, sagte Philine.

Gott uns etwas, das Herz und Geist zugleich mit den Sinnen ergetzt, sagte Wilhelm. Das Instrument rühre nur die Sinnen begleiten; denn Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn, scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unsern Augen herum schweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möchten; da sich der Gesang sogleich mit ein Gemüth gen Himmel hebt, und das bessere Ich in uns ihm zu begleiten anreizt.

Der Alte sah Wilhelmen an, aufsann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe, und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger, und ermahnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug das Lied mit Feuer, Leben und Wärme vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bei diesem Anlasse gedichtet. Wilhelm entdeckte sie kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf seinen Stuhl zurück; denn die übrigen machten sogar bald laut einige alberne Anmerkungen, und stritten, ob es ein Pfeife oder ein Jude sey.

Als man nach dem Verfasser des Liedes fragte, gab er keine bestimmte Antwort; nur versicherte er, daß er reich an Gesängen sey, und wünschte nur, daß sie gefallen möchten. Der größte Theil der Gesellschaft war erhitzt und ermüdet, so fiel Melina nach seiner Art offen geworden, und indem man unter einander schwatzte und scherzte, fing der Alte das Lob des geselligen Lebens auf das ernsthafteste zu singen an. Er pries Einigkeit und Geselligkeit mit einnehmenden Tönen. Auf einmal ward sein Gesang trocken, rauh und verworren, als er gebässige Verschiedenheit, kurzsichtige Freundschaft und gefährlichen Zwiespalt bedauerte, und gern warf jede Seele diese unbequemen Fesseln ab, als er, auf den Saiten einer verdrungenen Melodie getragen, die Friedensbilder pries, und das Glück der Seelen die sich wiederfinden sang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: wer du auch seist, der du, als ein böswichter Saitenzwist, mit einer sanftenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank! rührte, daß wir alle dich bewundern, und vertraut uns, wenn du etwas bedarfst!

Der Alte sammelte, ließ erst seine Finger über die Saiten schleichen, dann griff er sie stärker an, und sang:

Was bin' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke machen?
Laßt den Gesang zu unserm Ohr
Im Saale wiederwachen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe dann, der Knecht rief:
Bringt ihn herein den Alten.

Gegrüßet sind ihr hohen Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schlecht, Augen, euch, hier ist nicht Zeit
Sich flammend zu ergetzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug die vollen Töne;
Der Ritter schaute muthig drein,
Und in den Schooß die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß einen Trunk des besten Weins
In reinem Glase bringen.

Er setzt' es an, er trank es aus:
O Trank der süßen Labe!
O! dreimal beseligtes Haus,
Wo das ist Reine Gabe!
Erquickt's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Da der Sänger nach genehmigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeschenkt worden, ergriff, und es mit freundlicher Miene, sich gegen seine Wohlthäter wendend, austrank, entstand eine allgemeine Freude in der Versammlung. Man klatschte und rief ihm zu, es möge dieses Glas zu seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner alten Glieder gereichen. Er sang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Gesellschaft.

Kannst du die Melodie, Mitter, rief Philine: der Schäfer pauke sich zum Tanz?

O ja, versetzte er; wenn Sie das Lied singen und aufführen wollen, so mir soll es nicht fehlen.

Philine stand auf, und hielt sich fertig. Der Alte begann die Melodie, und sie sang ein Lied, das wir unsern Lesern nicht mittheilen können, weil sie es vielleicht abgeschmackt oder wohl gar unanständig finden könnten.

Inzwischen hatte die Gesellschaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flasche Wein ausgetrunken, und fing an sehr laut zu werden. Da aber unserm Freunde die üblen Folgen ihrer Lust noch in frischem Andenken schwebten, suchte er abzubrechen, stellte dem Alten für seine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand, die andern thaten auch etwas, man ließ ihn abtreten und ruhen, und versprach sich auf den Abend eine wiederholte Freude von seiner Geschicklichkeit.

Als er hinweg war, sagte Wilhelm zu Philinen: ich kann zwar in Ihrem Leibgesange weder ein dichterisches noch sittliches Verdienst finden; doch wenn Sie mit eben der Naivetät, Eigenheit und Zierlichkeit etwas Schalkisches auf den Theater jemals ausführen, so wird Ihnen allgemeiner lebhafter Beifall gewiß zu Theil werden.

Ja, sagte Philine, es müßte eine recht angenehme Empfindung seyn, sich am Tische zu wärmen.

Uebrigens, sagte Wilhelm, wir sehr beschämt dieser Mann manchen Schauspieler. Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatische Ausdruck seiner Romanzen war? Gewiß, es lohnt mehr Darstellung in seinem Gesang, als in unsern steifen Personen auf der Bühne; man sollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und diesen musikalischen Erzählungen eine sinnliche Gegenwart zuschreiben.

Sie sind ungerecht! versetzte Laertes: ich gebe mich weder für einen großen Schauspieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Musik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben giebt und ihnen zugleich das Maß vorschreibt; wenn Declamation und Ausdruck schon von dem Componisten auf mich übertragen werden; so bin ich ein ganz andrer Mensch, als wenn ich im prosaischen Drama das alles erst erschaffen, und Tact und Declamation mir erst erfinden soll, wovon mich noch dazu jeder Mitspielende stören kann.

So viel weiß ich, sagte Melina, daß uns dieser Mann in Einem Punkte gewiß beschämt, und zwar in einem Hauptpunkte. Die Stärke seiner Talente zeigt sich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit seyn werden, wo wir eine Mahlzeit bemerkbar, bewegt er, unsre Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfassung zu setzen, durch ein Liedchen aus der Tasche zu locken. Es scheint so angenehm zu seyn, das Geld zu verschleudern, womit man sich und andern eine Freude verschaffen könnte.

Das Gespräch bekam durch diese Bemerkung nicht die angenehmste Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, entwertete mit einiger Leidenschaft, und Melina, der sich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt seine Beschwerden mit ziemlich trockenen Worten vor. Es sind nun schon vierzehn Tage, sagte er, daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe besetzen haben, und beides konnten wir für eine sehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir so viel creditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder sich einem Entschluß genähert hätten. Greifen Sie damals zu, so wären wir jetzt im Ganze. Ihre Absicht zu verreisen haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld scheinen Sie mit diese Zeit über auch nicht gespart zu haben; wenigstens giebt es Personen, die immer Gelegenheit zu verschaffen wissen, daß es abwechselnd wegache.

Dieser nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unsern Freund. Er versetzte einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Gesellschaft aufstand und sich zerstreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er sich nicht lange mehr bei so unfreundlichen und undankbaren Menschen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, sich auf eine seinerne Bank zu setzen, die vor dem Thore seines Gastlocals stand, und bemerkte nicht, daß er bald aus Lust, bald aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, benutzbar von mancherlei Gedanken, theils und vor sich hinsetzend zugebracht hatte, schlenderte Philine singend zur Hausthüre heraus, setzte sich zu ihm, ja man dürfte

heimahe fagern, auf ihn, ſo nahe rückte ſie an ihn heran, lehnte ſich auf ſeine Schultern, ſpielte mit ſeinen Locken, ſtreichelte ihn, und gab ihm die beſten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben, und ſie nicht in der Geſellſchaft allein laſſen, in der ſie vor langer Weile ſterben müßte; ſie könne nicht mehr mit Melina unter Einem Dache aushauern, und habe ſich deßwegen herüber geflüchtet.

Vergebens ſuchte er ſie abzuweiſen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermuthet ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals, und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens.

Sind Sie toll, Philine? rief Wilhelm aus, indem er ſich loszumachen ſuchte. Die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene! Laſſen Sie mich los, ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.

Und ich werde dich feſt halten, ſagte ſie, und ich werde dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis du mir verſprichſt, was ich wünſche. Ja lache mich zu Tode, fuhr ſie fort; nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo anmuthige Scene ſehen, werden mich ihren Weibern als ein Muſter einer ſinnlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.

Eben gingen einige Leute vorbei, und ſie liebkoſte ihn auf das anmuthigſte, und er, um kein Aergerniß zu geben, war genöthigt, die Rolle des gedultigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken, und trieb voll Uebermuth allerhand Unartigkeiten, bis er zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

Sie ſind ein rechter Stock, ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende. Sie ſtand verdrießlich auf, und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück, und rief: ich ſtande eben, daß ich darum in dich vernarrt bin, ich will nur ſehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den ſteinernen Mann auf der ſteinernen Bank wieder finde.

Dießmal that ſie ihm Unrecht: denn ſie ſehr er ſich von ihr zu entfalten ſtrebte, ſo würde er doch in dieſem Augenblicke, hätte er ſich mit ihr in einer einſamen Laube befunden, ihre Liebkoſungen wahrſcheinlich nicht unerwiedert gelaſſen haben.

Sie ging, nachdem ſie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte ſeinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch bot er ſich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff, in die Thüre zu treten, als Melina herbeikam, ihn beſcheiden anredete, und ihn wegen einiger im Vorübergehen hart ausgeſprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat. Sie nehmen mir nicht übel, fuhr er fort, wenn ich in dem Zuſtande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängſtlich beziehe; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verbindet mich von einem Tag zum andern, ruhig zu leben und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt iſt. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo ſetzen Sie mich in den Beſitz der theatraliſchen Garderobekaſten, die ſich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.

Wilhelm, der ſich ungern auf der Schwelle aufgehalten hatte, über die ihm eine unwiderſprechliche Nöthigung in dieſem Augenblicke zu Pferden hinüberging, ſagte mit einer überraſchten Zerſtreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: wenn ich Sie dadurch gefällig und zufrieden machen kann, ſo will ich mich nicht länger bedenken. Gehn Sie hin, machen Sie alles richtig. Ich bin bereit, noch dieſen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen. Er gab hierauf Melina's die Hand zur Beſtätigung ſeines Verſprechens, und war ſehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen ſah; leider aber wurde er von ſeinem Eindringen ins Haus zum zweiten Mal, und auf eine unangenehmere Weiſe zurück gehalten.

Ein junger Menſch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her, und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

Da bin ich wieder! rief er aus, indem er ſeine großen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenſter gehen ließ; wo iſt Mamsell? Der Hunter mag es länger in der Welt aushalten, ohne ſie zu ſehen.

Der Wirth, der eben dazu getreten war, verſetzte: ſie iſt oben, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt ſtehen. Er hätte in den erſten Augenblicken den Jungen bei den Haaren rückwärts die Treppe herunterreißen mögen; dann bemmte der heftige Krampf einer gewaltſamen Eiferſucht auf einmal den Lauf ſeiner Lebensgeiſter und ſeiner Thränen, und da er ſich nach und nach von ſeiner Erſtarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf ſeine Stube, und fand Mignon mit Stricken beſchäftigt. Das Kind hatte ſich eine Zeit der mit großem Fleiße bemüht, alles, was es anwendig wußte, zu ſpreiben, und hatte ſeinem Herrn und Freund das Geſchriebene zu correctern gegeben. Sie war unermüdet, und faßte gut; aber die Buchſtaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier ſchien der Körper dem Geiſte zu widerſprechen. Wilhelm, dem die Aufmerkſamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, antete dießmal wenig auf das, was ſie ihm zeigte; ſie fühlte es, und verdrießlich darüber nur deſtoweniger, als ſie glaubte, dießmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelms Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauſes auf und ab, und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter ſprengte vor, der ein gutes Anſehn hatte, und der bei geſetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand, und rief: ei, Herr Stallmeiſter, ſieht man Sie auch einmal wieder!

Ich will nur hier füttern, verſetzte der Fremde, ich muß gleich weiter auf das Gut, um in der Geſchwindigkeit allerlei einrichten zu laſſen. Der Graf kommt morgen mit ſeiner Gemahlin, ſie werden ſich eine Zeit lang dorthin aufhalten, um den Prinzen von *** auf das beſte zu bewirthen, der in dieſer Gegend wahrſcheinlich ſein Hauptquartier aufſchlägt.

Es iſt Schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können, verſetzte der Wirth: wir haben gute

Gesellschaft. Der Reitknecht, der nachgesprengt, nahm dem Stallmeister das Pferd ab, der sich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt, und Wilhelmen von der Seite ansah.

Dieser, da er merkte, daß von ihm die Rede sey, begab sich weg, und ging einige Straßen auf und ab.

Dreizehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er sich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzusuchen, durch dessen Harfe er die bösen Geister zu verscheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein schlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens, und in demselben die Treppe hinauf, bis auf den Boden, wo ihm der süße Harfenklang aus einer Kammer entgegenschallte. Es waren herzerschütternde, klagende Töne, von einem traurigen, ängstlichen Gesange begleitet. Wilhelm stellte sich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantasie vortrug, und wenige Strophen theils singend theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher, nach einer kurzen Aufmerksamkeit, ungefähr folgendes verstehen:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führet ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die wehmüthige herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gedrehenen Lauten darein mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten, seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklommenes Herz auf; er wider stand nicht dem Mitgefühl, und konnte und wollte die Thränen nicht zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch auf seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele drückten, lösten sich zu gleicher Zeit auf, er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammerthüre auf, und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genöthigt gewesen.

Was hast du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter; rief er aus: alles, was in meinem Herzen stockte, hast du los gelöst; laß dich nicht stören, sondern fahre fort, indem du deine Leiden lindertest, einen Freund glücklich zu machen. Der Alte wollte aufstehen und etwas reden. Wilhelm verbinderte ihn daran; denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder.

Der Alte trocknete seine Thränen, und fragte mit einem freundlichen Lächeln: wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.

Wir sind hier ruhiger, versetzte Wilhelm, singe mir, was du willst, was zu deiner Lage paßt, und ohne nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es scheint mir, als ob du heute nicht irren könntest. Ich finde dich sehr glücklich, daß du dich in der Einsamkeit so angenehm beschäftigen und unterhalten kannst, und, da du überall ein Fremdling bist, in deinem Herzen die angenehmste Bekanntschaft findest.

Der Alte blickte auf seine Saiten, und nachdem er sanft präludirt hatte, stimmte er an und sang:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam seyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein?
So überschleicht der Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein.
Mich Einsamen die Qual.
Ach werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe seyn,
Da läßt sie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden, und doch die Anmuth der seltsamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unser Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm sagte, antwortete der Alte mit der reinsten Uebereinstimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Versammlung frommer Menschen, die sich, abgesondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geistreicher zu erbauen glauben, beigewohnt hat, wird sich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird sich erinnern, wie der Eifrige seinen Worten den Werth eines Gesanges anzuweisen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünscht, daß sie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein anderer auf der Gemeinde, in einer andern Weise die, dem Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an diesen wieder ein dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen sie entlehnt sind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn sie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen, für diese besondere Gesellschaft, für diesen Augenblick ein eigenes Ganzes entsteht, durch dessen Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird. So erfand der Alte seinen Gast, indem er, durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen, nahe und ferne Gefühle, wachende und schlummernde, angenehme und sauerzliche Empfindungen in eine Circulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zustande unsers Freundes das Beste zu hoffen war.

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückwege über seine Lage lebhafter, als bisher geschehen, zu denken an, und war mit dem Vorsatze, sich aus derselben heraus zu reißen, nach Hause gelangt, als

ihm der Wirth sogleich im Vertrauen eröffnete, das Mademoiselle Poitine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er seinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in dessen Nähe gekommen sey, und ein gutes Abendessen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben diesem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; sie gingen zusammen auf Wilhelms Zimmer, wo dieser, wiewohl mit einem Zaudern, seinen Versprechen Genüge leistete, dreihundert Thaler, auf Wechsel, an Melina auszahlte, welche dieser sogleich dem Notarius übergab, und dagegen das Document über den geschlossenen Kauf der ganzen theatralischen Gerätschaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden sollte.

Kaum waren sie aus einander gegangen, als Wilhelm ein entsetzliches Geschrei in dem Hause vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchdrang. Er hörte diese Mißlaute von oben herunter, an seiner Stube vorbei, nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unsern Freund herunter lockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raserei. Der Knabe weinte, knirschte, stampfte, drohte mit geballten Fäusten, und stellte sich ganz unbegreiflich vor Zorn und Verdruß. Mignon stand gegenüber und sah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einstweilen diese Erscheinung.

Der Knabe sey nach seiner Rückkunft, da ihn Poitine gut aufgenommen, zufrieden, lustig und munter gewesen, habe gesungen und gesprungen bis zur Zeit, da der Stallmeister mit Poitinen Bekanntschaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwischen Kind und Jüngling angefangen, seinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuschlagen, und zur und nieder zu rennen. Poitine habe ihm bedeutet, heute Abend bei Tische aufzuwarten, worüber er nur noch mürrischer und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüssel mit Ragout, anstatt sie auf den Tisch zu setzen, zwischen Mademoiselle und den Gast, die ziemlich nahe zusammen gesessen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeister ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinausgestoßen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Personen säubern helfen, deren Kleider sehr übel zugerichtet gewesen.

Als der Knabe die gute Wirkung seiner Rache vernahm, sing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunter liefen. Er freute sich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schmerz, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm stand nachdenklich und beschämt vor dieser Szene. Er sah sein eignes Innerstes, mit starken und übertriebenen Zügen dargestellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eifersucht entzündet; auch er, wenn ihn der Wohlstand nicht zurückgehalten hätte, würde gern seine wilde Laune befriedigt, gern mit tückischer Schadenfreude den geliebten Gegenstand verletzt, und seinen Nebenbuhler ausgefordert haben; er hätte die Menschen, die nur zu seinem Verdruße da zu seyn schienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeigekommen war, und die Geschichte vernommen hatte, bedauerte scheinbar den unglücklichen Knaben, als dieser heftigste und sonderbarste Leidenschaften in seinem Busen nährte, und schwur: der Stallmeister müsse ihm Satisfaction geben, er habe noch seine Bekleidung auf sich sitzen lassen; weigere sich der Stallmeister, so werde er sich zu rächen wissen.

Laertes war hier gerade in seinem Falle. Er ging ernsthaft hinaus, den Stallmeister zu Rainen das Knaben herauszufordern.

Das ist lustig, sagte dieser; einem solchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgestellt. Sie gingen hinunter, und Poitine sprang ihnen. Mein Sohn, sagte der Stallmeister zu Friedrichen, du bist ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unserer Jahre und Kräfte die Sache obnehin etwas abenteuerlich macht, so schlage ich statt anderer Waffen ein Paar Rapiere vor; wer wollen die Klinge mit Kreide bestreichen, und wer dem andern den ersten, oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Ueberwinder gehalten, und von dem andern mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, tractirt werden.

Laertes entsann sich, daß dieser Vorschlag angenommen werden könnte; Friedrich gebrauchte ihn als seinen Lehrmeister. Die Rapiere kamen herbei, Poitine setzte sich hin, stritte, und sah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeister, der sehr gut focht, war gefällig genug, seinen Gegner zu schonen, und sich einige Kreidenflecke auf den Rock bringen zu lassen, worauf sie sich umarmten, und Wein herbeigeschafft wurde. Der Stallmeister wollte Friedrichs Herkunft und seine Gesinnte wissen, der denn ein Mährchen erzählte, das er schon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unsre Leser bekannt zu machen gedenken.

In Wilhelms Seele vollendete indessen dieser Zweikampf die Darstellung seiner eignen Gefühle; denn er konnte sich nicht leugnen, daß er das Rapier, ja lieber noch einen Degen selbst gegen den Stallmeister zu führen wünschte, wenn er schon einsah, daß ihm dieser in der Fechtkunst weit überlegen sey. Doch würdigte er Poitinen nicht eines Blicks, hätte sich vor jeder Aeußerung, die seine Empfindung hätte verrathen können, und eine, nachdem er einigemal auf die Gesundheit der Kämpfer Bescheid gethan, auf sein Zimmer, wo sich tausend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte sich der Zeit, in der sein Geist durch ein unbedingtes hoffnungsvolles Streben emporgehoben wurde, wo er in dem leidentsten Gemische aller Art, wie in einem Elemente schwamm. Es ward ihm deutlich, wie er sonst in ein unbestimmtes Sehnen gerathen war, in welchem er nur noch schärfend festete, was er sonst mit vollen Zügen eingesogen hatte; aber deutlich konnte er nicht sehen, welches unüberwindliche Verhältniß ihm die Natur zum Gesetz gemacht hatte, und wie sehr dieses Verhältniß durch Umstände nur gereizt, bald befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf also niemand wundern, wenn er bei Betrachtung seines Zustandes, und indem er sich auf denselben heraus zu denken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch seine Freundschaft zu Laertes, durch seine Neigung zu Poitinen, durch seinen Antheil an Mignon, länger als billig an einem Orte und in einer Gesellschaft festgehalten wurde, in welcher er seine Lieblingsneigung gegen, gleichsam verstohlen seine Wünsche befriedigen, und, ohne sich einen Zweck vorzusetzen, seinen alten Träumen nachgehetzen

konnte. Aus diesen Verhältnissen sich herauszureißen, und gleich zu scheiden, glaubte er Kraft genug zu besitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken sich mit Melina in ein Gelegenheitsgeschäft eingelassen, er hatte den räthselhaften Alten kennen lernen, welchen zu entbehren er eine unbeschreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch sich nicht zurückhalten zu lassen, war er noch lang nun auf der gewonnenen Gedanken entschlossen, aber glaubte wenigstens entschlossen zu seyn. Ich muß fort, rief er aus, ich will fort: Er warf sich in einen Sessel, und war sehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob sie ihm aufwarten dürfe? Sie kam still; es schmerzte sie tief, daß er sie heute so kurz abgefertigt hatte.

Nichts ist rührender, als wenn eine Liebe, die sich im Stillen genährt, eine Treue, die sich im Verborgenen befestigt hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth gewesen, zur rechten Stunde nahe kommt und ihm offenbar wird. Die lange und streng verschlossene Knospe war reif, und Wilhelm Herz konnte nicht empfänglicher seyn.

Sie stand vor ihm und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagte er, indem er ihre Hände nahm, du bist auch mit unter meinen Schmerzen. — Ich muß fort. — Sie sah ihm in die Augen, die vom verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er beugte ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wechselnd verbreitete. — Was ist dir Mignon? rief er aus, was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Geberde, welche Schmerzen verbeißt. Er bog sie auf, und sie fiel auf seinen Schooß; er drückte sie an sich, und küßte sie. Sie antwortete durch seinen Händedruck, durch seine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gliedern gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick! — Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob und sie umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, sie vom Herzen sich den schmerzenden Gliedern mittheilte, sie hing nur in seinen Armen. Er faßte sie an sein Herz, und bewegte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie sonst, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Resort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und ihre Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Mannen nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinder, es ergoß sich ihr Innerstes, und in der Verirrung des Augenblicks fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. — Mein Kind! rief er aus, mein Kind! Du bist ja mein! wenn dich das Wort trösten kann. Du bist mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlassen! — Ihre Thränen flossen noch immer. — Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte vom ihrem Gesichte. — Mein Vater! rief sie, du willst mich nicht verlassen! willst mein Vater seyn! — Ich bin dein Kind!

Sanft sing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten unbeschreiblichsten Glückes genoß.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorber steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth:
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg, o Vater, laß uns ziehn!

Als Wilhelm des Morgens sich nach Mignon im Hause umsah, fand er sie nicht, hörte aber, daß sie früh mit Melina aufgestanden sey, welcher sich, um die Garderobe und die übrigen Theater-Geräthschaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Musik vor seiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenspieler sey schon wieder zurückgekommen; allein er unterschied bald die Töne einer Violine, und die Stimme, welche zu singen anfing, war Mignons Stimme. Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und sang das Lied, das wir so eben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unserm Freunde besonders, da er gleich die Worte nicht alle verstehen

konnte. Er ließ sich die Strophen wiederholen und erklären, schrieb sie auf und übersetzte sie ins Deutsche. Über die Originalität der Wendungen konnte er nur von seiner Nachahmung; die sinnliche Unmittelbarkeit des Ausdrucks verschwand, indem sie gedrehrene Sprache übereinkommend, und das Unzusammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob sie auf etwas Sonderbares aufmerksam machen, als ob sie etwas wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Gesang dumpfer und düsterer; bald: kennst du es wohl? drückte sie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem: dahin! dahin! lag eine unwiderstehliche Sehnsucht, und ihr: Laß und ziehn! wußte sie, bei jeder Wiederholung, dergestalt zu modificiren, daß es bald dringend und dringend, bald treibend und weiterspreizend war.

Nachdem sie das Lied zum zweiten Mal vorgetragen hatte, hielt sie einen Augenblick inne, sah Wilhelmen scharf an und fragte: kennst du das Land? — Es muß wohl Italien gemeint sein, versetzte Wilhelm; woher hast du das Liedchen? — Italien! sagte Mignon bedeutend: gehst du nach Italien, so nimm mich mit, ob friert mich hier. — Bist du schon dort gewesen, liebe Kleine? fragte Wilhelm. — Das Kind war still und nichts weiter war ihm zu bringen.

Melina, der bereintam, befah die Tänzer und fernte sich, daß sie schon so hübsch zurecht gemacht sei. Das Instrument war ein Instrumentchild der alten Garderobe. Mignon hatte sich's diesen Morgen aufgesetzen, der Harfenspieler bezog es sogleich, und das Kind entwickelte bei dieser Gelegenheit ein Talent, was man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte schon die Garderobe mit allen Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths versprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu spielen. Mit frohem Herzen und erheiterten Gesichte kam er nunmehr wieder zurück. Er schien ein ganz anderer Mensch zu sein: denn er war sanft, höflich gegen jedermann, zuvorkommend und einnehmend. Er wünschte sich Glück, daß er nunmehr seine Freunde, die bisher verlegen und mißig gewesen, werde beschäftigen und auf eine Zeitlang engagiren können, wobei er zugleich bemerkte, daß er freilich zum Anfange nicht im Stande sei, die vorzüglichen Subjekte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er seine Schuld einem so großmüthigen Freunde, als Wilhelm sich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müsse.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, sagte Melina zu ihm, welche Freundschaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer sehr wunderlichen Lage. Sie erinnern sich, wie lebhaft ich Ihnen bei unserer ersten Bekanntschaft meine Neigung gegen das Theater sehen ließ, und doch wußte ich mich, sobald ich verheirathet war, und Liebe zu meiner Frau, welche sich viel Freude und Beifall versprach, nach einem Engagement umsehen. Ich fand deins, wenigstens fein beständiges, dagegen aber, glücklicherweise, einige Gesellschaftsämmer, die oben in außerordentlichen Fällen jemanden brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte. Französisch verstand, und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeitlang recht gut, ich ward freundlich bezahlt, schaffte mir manches an, und meine Bedürfnisse machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Verborgung war nicht zu denken, und meine Frau verfiunte nur selbe erringen nach dem Theater, indem sie einer Zeit, wo ihre Umstände nicht die vortheilhaftesten sind, um sich dem Publicum mit Ehren darzustellen. Nun, hoffe ich, soll der Anfang, die ich durch Ihre Hülfe eintreten werde, für mich und die Meinigen ein guter Anfang sein, und ich verdanke Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch wie es wolle.

Wilhelm hörte diese Äußerungen mit Zufriedenheit an, und die sämmtlichen Schauspieler waren gleichfalls mit der Erklärung des neuen Directors so ziemlich zufrieden, ernteten sich bemerkt, daß sie so schnell ein Engagement gefunden, und waren genügt, für den Anfang mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil sie meistens hoffentlich, was ihnen so unvermuthet angeboten wurde, als einen Anfang ansahen, auf den sie vor kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff diese Disposition zu benutzen, suchte auf eine geschickte Weise jeden besonders zu sprechen, und hatte bald den einen auf diese, den andern auf eine andere Weise zu bereden gewußt, daß sie die Contracte gesonnen abzuschließen gesinnt waren, über das neue Verhältniß kaum nachdachten, und sich schon gestört glaubten, mit landesüblicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Man setzten die Bedingungen in gehörige Form abtragen werden, und Melina dachte schon an die Stücke, mit denen er zuerst das Publicum anlocken wollte, als ein Courier dem Stallmeister die Ankunft der Herrschaft verkündigte, und dieser zu den untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der bedeckte Wagen, von dessen Bock zwei Bedienten herunterspranzen, vor dem Gasthause vor, und Philine war nach ihrer Art am ersten bei der Hand und stellte sich unter die Thüre.

Wer ist Sie? fragte die Gräfin im Heraustreten. Eine Schauspielerin, Ihro Excellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Gesichte und demüthigem Geberden sich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Personen umher stehen sah, die sich gleichfalls für Schauspieler ausgaben, erkundigte sich nach der Stärke der Gesellschaft, nach dem letzten Orte ihres Aufenthalts und ihrem Director. Wenn es Franzosen wären, sagte er zu seiner Gemahlin, könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, und ihm bei uns eine Lieblingsunterhaltung verschaffen.

Es käme darauf an, versetzte die Gräfin, ob wir nicht diese Leute, wenn sie schon unglücklicherweise nur Deutsche sind, auf dem Schloß so lange der Fürst bei uns bleibt, spielen ließen. Sie hat doch wohl einige Gesellschaftszeit. Eine große Societät läßt sich aus beiden durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde sie schon zusammen.

Unter diesen Worten gingen sie die Treppe hinauf, und Melina präsentirte sich oben als Director. Auf Ihr seine Leute zusammen, sagte der Graf, und fix! Er sie nur vor, damit sie sehe, was an ihnen ist. Ich will auch zugleich die Ehre von den Stücken hören. Die sie allenfalls aufführen können.

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer, und kam bald mit den Schauspielern zurück. Sie drückten sich vor und hinter einander.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

die einen präsentirten sich schlecht, aus großer Begierde zu gefallen, und die andern nicht besser, weil sie sich leichtsinnig darstellten. Philine bezeigte der Gräfin die außerordentlichste Gnädig und Freundlichkeit war, alle Ehrfurcht; der Graf musterte indeß die Fächer. Er trage einen jeden nach seinem Fache, und äußerte gegen Melina, daß man streng auf Fächer halten müßte, welchem Ausspruch dieser in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte sodann einem jeden, worauf er besonders zu studiren, was er an seiner Figur und Stellung zu bessern habe, zeigte ihnen einfältig, woran es den Deutschen immer fehle, und ließ so außerordentliche Kenntnisse sehen, daß alle in der größten Demuth vor so einem erfahrnen Kenner und erlauchten Beschützer standen, und kaum Athem zu holen sich getrauten.

Wer ist der Mensch dort in der Ecke? fragte der Graf, indem er nach einem Subjecte sah, das ihm noch nicht vorgestellt worden war, und eine hagre Figur nahte sich in einem abgetragenen, auf dem Leibe mit Flecken besetzten Rocke; eine kümmerliche Perücke bedeckte das Haupt des demüthigen Clienten.

Dieser Mensch, den wir schon aus dem vorigen Buche als Publikums Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magister und Poeten zu spielen, und meistens die Rolle zu übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begossen werden sollte. Er hatte sich gewisse drolligte, lächerliche, furchtsame Bücklinge angewöhnt, und seine stockende Sprache, die zu seinen Rollen paßte, machte die Zuschauer lachen, so daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Gesellschaft angesehen wurde, besonders da er übrigens sehr dienstfertig und gefällig war. Er nahte sich auf seine Weise dem Grafen, neigte sich vor demselben, und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er sich in seinen Rollen auf dem Theater zu geberden pflegte. Der Graf sah ihm mit gefälliger Aufmerksamkeit und mit Ueberlegung eine Zeit lang an, alsdann rief er, indem er sich zu der Gräfin wendete: Mein Kind, betrachte mir diesen Mann genau; ich dächte dafür, daß ich ein großer Schauspieler, oder kann es werden. Der Mensch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, so daß der Graf laut über ihn lachen mußte, und antwort: Er macht seine Sachen excellent! Ich wette, dieser Mensch kann spielen was er will, und es ist Schade, daß man ihn bisher zu nichts bessern gebraucht hat.

Ein so außerordentlicher Vorzug war für die übrigen sehr kränkend, nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen Recht, und versetzte mit ehrerbietiger Miene: Ach ja, es hat mich ihm und mehreren von uns nur ein solcher Kenner und eine solche Aufmunterung gefehlt, wie wir sie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.

Ist das die sämmtliche Gesellschaft? sagte der Graf.

Es sind einige Glieder abwesend, versetzte der kluge Melina, und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterstützung fänden, sehr bald aus der Nachbarschaft nöthig seyn.

Indessen sagte Philine zur Gräfin: es ist noch ein recht hübscher junger Mann eben, der sich gewiß bald zum ersten Liebhaber ausbilden würde.

Warum läßt er sich nicht sehen? versetzte die Gräfin.

Ich will ihn holen, rief Philine, und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beschäftigt, und beredete ihn mit herunterzugehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier; denn da er von vornehmen Personen hörte, war er voll Verlangen, sie näher kennen zu lernen. Er trat ins Zimmer, und seine Augen begegneten sogleich den Augen der Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf sich mit den übrigen beschäftigte. Wilhelm neigte sich, und gab auf verschiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Artigkeit und feines Betragen machten den angenehmsten Eindruck auf ihn, um so mehr, da ihre Reden und Geberden mit einer gewissen Schamhaftigkeit, ja man dürfte sagen, Verlegenheit begleitet waren. Nach dem Grafen ward er vorgestellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, sondern zu seiner Gemahlin und Tochter trat, und sie um etwas zu fragen schien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf daß lebhafteste mit der seinigen übereinstimmte, ja daß sie ihm eifrig zu bitten und ihn in seiner Gesinnung zu bestärken schien.

Er kehrte sich darauf bald zu der Gesellschaft, und sagte: ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu euch schicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht, und euch remt viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt, euch auf dem Schlosse spielen zu lassen.

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und besonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

Sieht Sie Kleine, sagte die Dame, indem sie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte: sieht Sie mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir, ich will sehen mein Versprechen halten. Sie muß sich nur besser anziehen. Philine entschuldigte sich, daß sie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und sogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen englischen Hut und ein feines Halstuch, die leicht aufzurichten waren, herauszusuchen. Nun putzte die Gräfin selbst Philinen an, die fortfuhr sich mit einer kindischen, unschuldigen Miene gar artig zu geberden und zu betragen.

Der Graf bot seiner Gemahlin die Hand und führte sie hinunter. Sie grüßte die ganze Gesellschaft im Vorbeigehen freundlich, und kehrte sich nochmals gegen Wilhelmen um, indem sie mit der holdseligsten Miene zu ihm sagte: wir sehen uns bald wieder.

So glückliche Aussichten belebten die ganze Gesellschaft; jeder ließ nunmehr seinen Hoffnungen, Wünschen und Einbildungen freien Lauf, sprach von den Rollen, die er spielen, von dem Beifall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch gelegentlich durch einige Verstellungen, den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zuletzt die Gesellschaft in Athem setzen könne, indeß andere in die Küche gingen, um ein besseres Mittagessen zu bestellen, als man sonst einzunehmen gewohnt war.

Zweites Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es

war zu besorgen, er werde gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken, und einsehen, daß er seine formirte Truppe vor sich habe, indem sie kaum Ein Stück geläufig lesen konnten; allein sowohl der Director als die sämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da sie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthusiasmus das vaterländische Theater betrachtete, dem ein jeder Schauspieler und jede Gesellschaft willkommen und ehrwürdig war. Er begrüßte sie alle mit Feierlichkeit, pries sich glücklich eine deutsche Bühne so unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen, und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Tasche, in welchem Melina die Punkte des Contractes zu erblicken bestte; allein es war ganz etwas anderes. Der Baron hat sie, ein Drama, das er selbst verfertigt, und das er von ihnen gespielt zu sehen wünschte, mit Aufmerksamkeit anzuhören. Willig schlossen sie einen Kreis, und waren erfreut, mit so geringen Kosten sich in der Gunst eines so nothwendigen Mannes befestigen zu können, ob gleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich so: das Stück war in fünf Acten geschrieben, und von der Art, die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über seine Feinde davon trug, über welche sodann die strengste poetische Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieses Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug sich selbst zu denken, und ganz sachte aus der Demuth, zu der er sich noch vor kurzem genesat fühlte, zu einer gläcklichen Selbstgefälligkeit empor zu heben, und von da aus die annuthigsten Aussichten in die Zukunft zu übersehen. Diejenigen, die seine ihnen angewiesene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bei sich für schlecht, und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor, dagegen die andern eine Stelle, bei der sie deklatschen zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichsten Zufriedenheit des Verfassers verhalten.

Mit dem Oekonomischen waren sie geschwind fertig. Melina wußte in seinem Vortheil mit dem Baron den Contract abzuschließen, und ihn vor den ersten Schauspielern gehörig zu halten.

Ueber Wilhelmen sprach Melina den Baron im Vorbeigehen, und versicherte, daß er sich sehr gut zum Theaterdichter analisire, und zum Schauspieler selbst seine üblen Anlagen habe. Der Baron wandte sogleich mit ihm als einem Eingeweihten Bekanntschaft, und Wilhelm produzirte einige kleine Stücke, die meist wenigen Relationen an einem Tage, als er den größten Theil seiner Arbeiten im Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte sowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, versprach, bei seinem Aufenthalte, allen die beste Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Essen, Beifall und Geschenke, und Melina setzte noch die Versicherung eines bestimmten Taschengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch diesen Beisatz die Gesellschaft gesetzt war, indem sie statt eines ängstlichen und niedrigen Zustandes auf einmal Ehre und Behagen vor sich sah. Sie machten sich schon zum voraus auf jene Neckereien lustig, und jedes hielt für unschuldig, nur noch irgend einen Groschen Geld in der Tasche zu behalten.

Mittlerweile ging indessen mit sich zu Rathe, ob er die Gesellschaft auf das Schloß begleiten sollte, und fand in mehr als einem Sinne räthlich dahin zu gehen. Melina hoffte bei diesem vortheilhaften Engagement seine Schuld wenigstens zum Theil abtragen zu können, und unser Freund, der auf Menschenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufschlüsse über das Leben, über sich selbst und die Kunst zu erlangen hoffte. Dabei durfte er sich nicht gestehen, wie sehr er wünschte, der schönen Gräfin wieder näher zu kommen. Er suchte sich vielmehr im allgemeinen zu überreden, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte seine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaus hebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens ängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß der Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leichter ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Spiel gesetzt, um bei der Uebereinkunft, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Winkes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmend sich anarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit halb erschöpften Kräften ankergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angeborenes Vermögen! und wie sicher bildet ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet ist, so das nicht jeder unglückliche Vorfall sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth solcher Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Gast früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Maße leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter übergessen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!

So rief unser Freund allen denjenigen Glück zu, die sich in den höheren Regionen erblicken; aber auch denen, die sich einem solchen Kreise nähern, auf diesen Quellen schöpfen können, und pries seinen Genius, der Anstalt machte, auch ihn diese Stufen hinan zu führen.

Indessen mußte Melina, nachdem er lange sich den Kopf zerbrochen, wie er nach dem Verlangen des Grafen und nach seiner eigenen Ueberzeugung, die Gesellschaft in Acht eintheilen und einem jeden seine bestimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, sehr zurückhalten seyn, wenn er bei einem so geringen Personal die Schauspieler willig fand, sich nach Möglichkeit in diese oder jene Rollen zu schicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen, die beiden jungen Frauenzimmer theilten sich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen.

der alte Polterer ward am beſten geſpielt. Melina ſelbſt glaubte als Chevalier auftreten zu dürfen. Madame Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja ſogar der fürſtlichen Mütter übergehen, und weil in den neuern Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Port, wenn er auch vorkommen ſollte, lächerlich gemacht wird, ſo mußte der bekannte Günſtling des Grafen nunmehr die Präſidenten und Miniſter ſpielen, weil dieſe gewöhnlich als Böſewichter vorgeſtellt und im fünften Acte übel behandelt werden. Eben ſo ſteckte Melina mit Vergnügen, als Kammerjunker oder Kammerherr, die Grobheiten ein, welche ihm von biedern deutſchen Männern, verabredetermaßen, in mehreren beliebten Stücken aufgefordrungen wurden, weil er ſich doch bei dieſer Gelegenheit artig herausreden konnte, und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu beſitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen von verſchiedenen Gegenden mehrere Schauſpieler herbeigereiſet, welche ohne ſonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne ſonderliche Bedingungen feſtgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden ſuchte, nahm ſich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unſer neuer Director ſeine Bemühungen im mindeſten anerkannte; vielmehr glaubte dieſer mit ſeiner Würde auch alle nöthige Einſicht übernommen zu haben; beſonders war das Erreichen eine ſeiner angenehmſten Beſchäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gedrängte Zeitmaß herunter zu ſetzen wußte, ohne irgend eine andere Rückſicht zu nehmen. Er hatte viel Zuſpruch, das Publicum war ſehr zufrieden, und die geſchmackvollſten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Reſidenz keineswegs ſo gut als das ihre beſtellt ſey.

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbei, daß man ſich zur Ueberfahrt ſchicken, die Kutſchen und Wagen erwarten ſollte, die unſere ganze Truppe nach dem Schloſſe des Grafen hinüber zu führen beſtellt waren. Schon zum voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren, wie man ſitzen ſollte. Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe aufgemacht und feſtgeſetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur beſtimmten Stunde kamen weniger Wagen als man erwartet hatte, und man mußte ſich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Urſache an, daß im Schloſſe alles in großer Bewegung ſey, weil nicht allein der Fürſt einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, ſondern weil auch unerwarteter Beſuch ſchon gegenwärtig angelangt ſey; der Platz gebe ſehr zuſammen, ſie würden auch deßwegen nicht ſo gut logiren, als man es ihnen vorher beſtimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte ſich in die Wagen, ſo gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten ſich die Luſtigſten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß ſie die Rückkehr der Kutſchen hätten abwarten ſollen. Die Caravane zog mit Freudengeſchrei aus, zum erſten Mal ohne Sorgen wie der Wirth zu bezahlen ſey. Das Schloß des Grafen ſtand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele, ſie waren die glücklichſten und fröhlichſten Menſchen von der Welt, und jeder entkleidete unterwegs an dieſen Tag, nach ſeiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlſtand.

Ein ſtarker Regen, der unerwartet einfiel, konnte ſie nicht aus dieſen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und ſtärker wurde, ſwärmten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünſchter konnte ihnen nichts erſcheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palaſt des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegen glänzte, ſo daß ſie die Fenſter zählen konnten.

Als ſie näher kamen, fanden ſie auch alle Fenſter der Seitengebäude erhellet. Ein jeder dachte bei ſich, welches wohl ſein Zimmer werden möchte, und die meiſten begnügten ſich beſcheiden mit einer Stube in der Manſarde oder den Flügeln.

Nun fuhren ſie durch das Dorf und am Wirthshauſe vorbei. Wilhelm ließ halten, um dort abzuſteigen; allein der Wirth verſicherte, daß er ihm nicht den geringſten Raum anweiſen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäſte angekommen, ſogleich das ganze Wirthshaus beſprochen, an allen Zimmern ſtehe ſchon ſeit geſtern mit Kreide deutlich angeſchrieben, wer darin wohnen ſolle. Wider ſeinen Willen mußte alſo unſer Freund mit der übrigen Geſellſchaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude ſahen ſie geſchäftige Köche ſich hin und her bewegen, und waren durch dieſen Anblick ſchon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes geſprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über dieſen Ausſichten auf. Wie ſehr verwunderten ſie ſich dagegen, als ſich dieſer Empfang in ein entſetzliches Fluchen auflöſte. Die Bedienten ſchimpften auf die Fuhrleute, daß ſie hier hereingefahren ſeyen; ſie ſollten umwenden, rief man, und wieder hinaus nach dem alten Schloſſe zu, hier ſey kein Raum für dieſe Gäſte! Einem ſo unfreundlichen und unerwarteten Beſcheide fügten ſie noch allerlei Spöttereien hinzu, und lachten ſich unter einander aus, daß ſie durch dieſen Irrthum in den Regen geſprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holperichten Weg zwiſchen zwei Mauern in das alte dürftere Schloß gejagt, welches unbewohnt da ſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen ſtill, und die Fuhrleute, Anfpanner aus dem Dorfe, ſpannten aus und ritten ihrer Wege.

Da niemand zum Empfange der Geſellſchaft ſich zeigte, ſtiegen ſie aus, riefen, ſuchten; vergebens! Auch hier finſter und ſtille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, worein ſie kaum die Geſtalten in der Finſterniß unterſcheiden. Sie ſtarren und ſchauerten, die Frauen fürchteten ſich, die Kinder fingen an zu weinen, ihre Ungeduld verwebte ſich mit jedem Augenblicke, und ein ſo ſchneller Glückswechſel, auf den niemand vorbereitet war, brachte ſie alle ganz und gar aus der Faſſung.

Da ſie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufſchließen werde, da

bald Regen, bald Sturm sie täuschte, und sie mehr als einmal den Tritt des erwünschten Schutzvogts zu hören glaubten, blieben sie eine lange Zeit unmuthig und unthätig, es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen, und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihre Freund, der Baron, geblieben sey, und waren in einer höchstbeschwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menschen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurück geblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde gestürzt sey, sich am Fuße stark beschädigt habe, und daß man auch sie, da sie im Schlosse nachgefragt, mit Ungestüm hierher gewiesen habe.

Die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit; man rathschlagte, was man thun sollte, und konnte keinen Entschluß fassen. Endlich sah man von weitem eine Laterne kommen, und holte frischen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlösung verschwand auch wieder, indem die Erscheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeister des Grafen vor, und dieser erkundigte sich, als er näher kam, sehr eifrig nach Mademoiselle Philinen. Sie war kaum auf dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr sehr dringend anbot, sie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für sie bei den Kammerjungfern der Gräfin bereitet sey. Sie besann sich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da sie den andern ihren Koffer einpfohlen, mit ihm fortreiten; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beschwor den Stallmeister, daß er endlich, um nur mit seiner Schönen fortzukommen, alles versprach, und versicherte, in kurzem solle das Schloß erbrochen und sie auf das beste einquartirt werden. Bald darauf sahen sie den Schein seiner Laterne verschwinden, und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erschien, und sie mit einigem Troste und Hoffnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre des alten Gebäudes, in das sie mit Gewalt eindrangen. Ein jeder sorgte nun für seine Sachen, sie abzupacken, sie herein zu schaffen. Das meiste war, wie die Personen selbst, tüchtig durchweicht. Bei dem Einen Lichte ging alles sehr langsam. Im Gebäude fand man sich, stöberte, sirl. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einfältige Hausknecht ließ mit genauer Noth seine Laterne da, ging, und kam nicht wieder.

Nun fing man an das Haus zu durchsuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen, große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von seiner vorigen Pracht noch übrig, von andern Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tisch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige angebrannte leere Bettstellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die nassen Koffer und Mantelsäcke wurden zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wanderer zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wanderer saß auf einige Stufen gesetzt. Mignon lag auf seinen Knien; das Kind war unruhig, und auf seine Frage, was ihm fehlte? antwortete es: mich hungert! Er fand nichts bei sich, um das Verlangen des Kindes zu stillen, die übrige Gesellschaft hatte jeden Vorrath aufgezehrt, und er mußte die arme Creatur ohne Erquickung lassen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle unthätig, still in sich gekehrt; denn er war sehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf seinem Sinne bestanden und bei dem Wirthshause abgestiegen sey, wenn er auch auf dem obersten Boden hätte sein Lager nehmen sollen.

Die Uebrigen geberdeten sich jeder nach seiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gebälk in einen angebrannten Kamin des Saals geschafft und zündeten mit großem Jauchzen den Schutthaufen an. Unglücklicherweise ward auch diese Hoffnung sich zu trocknen und zu wärmen auf das schrecklichste getäuscht, denn dieser Kamin stand nur zur Zierde da, und war von oben herein vermauert; der Dampf trat schnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz schlug prasselnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben; der Zug, der durch die zerbrochenen Fensterscheiben drang, gab ihr eine unsittige Richtung, man stürzte das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinanderziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte sich, der Zustand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe beldrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieser wendete sich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem schön porcellanenen Teller Confect und Früchte überreichte, sagte er: dieß schickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, zur Gesellschaft zu kommen; sie läßt sagen, setzte der Bediente mit einer leichtfertigen Miene hinzu, es gebe ihr sehr wohl, und sie wünsche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.

Wilhelm erwartete nichts weniger als diesen Antrag, denn er hatte Philinen, seit dem Abenteuer der steinernen Bank, mit entschiedener Verachtung begegnet, und war so fest entschlossen, keine Gemeinschaft mehr mit ihr zu machen, daß er im Begriff stand, die süße Gabe wieder zurück zu schicken, als ein bittender Blick Mignons ihn vermochte, sie anzunehmen, und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung schlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Gesellschaft zu haben, und erkundigte sich nach dem Baron. Dieser lag zu Bette, hatte aber schon so viel der Bediente zu sagen wußte, einem andern Auftrag gegeben, für die elend Bedrängten zu sorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von seinen Lichtern, das dieser in Ermangelung eines Leuchters auf das Fenstergesims stehen mußte, und nun wenigstens bei seinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt sah. Denn es währte noch lange, ehe die Anstalten trugen werden, die unsere Gäste zur Ruhe bringen sollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde darauf Bettstellen, dann Tischen, alles wohl durchnetzt, und es war schon weit über Mitternacht, als endlich Strohsäcke und Matratzen herbeigeschafft wurden, die, wenn man sie zuerst gehabt hätte, höchstwillkommen gewesen wären.

In der Zwischenzeit war auch etwas von Essen und Trinken angelangt, das ohne viele Kritik genossen wurde, ob es gleich einem sehr unordentlichen Abend ähnlich sah, und von der Anstalt, die man für die Gäste hatte, kein sonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Gesellen vermehrte sich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufreizten und sich wechselsweise allerlei Streiche spielten. Der andere Morgen brach an unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten, und erkundigte sich nach ihren Umständen. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der gestört derbei hinkte, verklagte den Hausthüreinheizer, wo befehlswidrig er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl sogleich, daß alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden sollte. Darauf kamen einige Officiere, die von den Actricen sogleich Kundschaft nahmen, und der Graf ließ sich die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen jeden bei seinem Namen an, und wußte einige Scherze in die Unterredung, daß alle über einen so anädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich wußte Wilhelm auch an die Reihe, an den sich Mignon anhing. Wilhelm entschuldigte sich so gut er konnte über seine Freiheit, der Graf hingegen schien seine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen stand, den man für einen Officier hielt, ob er gleich seine Uniform anhatte, sprach besonders mit unserm Freunde, und zeichnete sich vor allen andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachlässig waren seine blonden Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr wachtes, festes und bestimmtes Wesen. Seine Fragen waren lebhaft, und er setzen sich auf alles zu verstehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte sich nach diesem Manne bei dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu sagen wußte. Er habe den Character als Major, sey eigentlich der Günstling des Prinzen, verstehe dessen geheimste Geschäfte und werde für dessen rechten Arm gehalten. Ja man habe Ursache zu glauben, er sey sein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien sey er mit Gesandtschaften gewesen, er werde überall sehr distinguirt, und das mache ihn einsiedlisch; er wähne, die deutsche Literatur aus dem Grunde zu kennen, und erkaufe sich allerlei schaale Spöttereien gegen dieselbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, sich auch von ihm entfernt zu halten, denn am Ende gehe er jedermann etwas ab. Man nenne ihn Zarno, weiße aber nicht recht, was man aus dem Namen machen solle.

Wilhelm hatte darauf nichts zu sagen, denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, eine gewisse Neigung.

Die Gesellschaft wurde in dem Schlosse eingetheilt, und Melina bekam sehr strenge, sie sollten sich nunmehr ordentlich halten, die Frauen sollten besonders wohnen, und jeder nur auf seine Rollen, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten. Er setzig Vorschriften und Gesetze, die aus vielen Punkten bestanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war bestimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeine Büchse entrichten sollte.

Diese Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Officiere gingen aus und ein, spaßten nicht eben auf das feinste mit den Actricen, hatten die Acteure zum Besten, und vernichteten die ganze kleine Polyzeiordnung, noch ehe sie Wurzel fassen konnte. Man sagte sich durch die Zimmer, verkleidete sich, verstellte sich. Melina, der anfangs einige Ernst zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das äußerste getrachtt, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu sehen, wo das Theater aufgerichtet werden sollte, ward das Uebel nur immer größer. Die jungen Herren ersannen sich allerlei platte Späße, durch Hülfe einiger Acteure wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere besessen sey; auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina'n in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schlosse gehörte, durch eine Galerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater sehr wohl aufgestellt werden konnte. Dasselbst zeigte der einsichtsvolle Hausherr, wie er alles weise eingerichtet haben.

Nun ward der Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüste aufgeschlagen und ausgeziert, was man von Decorationen in dem Gerüste hatte und brauchen konnte, angewendet, und das übrige mit Hülfe einiger geschickten Leute des Grafen verfertiget. Wilhelm griff selbst mit an, daß die Perspective bestimmen, die Umrisse abschnüren, und war höchst beschäftigt, daß es nicht unschicklich werden sollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war sehr zufrieden damit, zeigte, wie sie das, was sie wirklich thaten, eigentlich machen sollten, und ließ dabei ungemeine Kenntnisse jeder Kunst sehen.

Nun fing das Probiren recht ernstlich an, wozu sie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn sie nicht von den vielen anwesenden Fremden immer gestört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäste an, und ein jeder wollte die Gesellschaft in Augenschein nehmen.

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch besonders vorgestellt werden sollte. – Ich habe, sagte er, dieser vortrefflichen Dame so viel von Ihren geistreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß sie nicht erwarten kann, Sie zu sprechen und sich eins und das andere vorlesen zu lassen. Halten Sie sich ja gefaßt auf den ersten Wink hinüber zu kommen, denn bei dem nächsten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden. Er bezeichnete ihm darauf das Nachspiel, welches er zuerst vorlesen sollte, wodurch er sich ganz besonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar sehr, daß er zu einer solchen unruhigen Zeit eingetroffen sey, und sich mit der übrigen Gesellschaft in dem alten Schlosse schlecht behelfen müsse. –

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er seinen Eintritt in die große Welt machen sollte. Du hast, sagte er, bisher im Stillen für dich gearbeitet, nur von einigen Freunden Beifall erhalten; du hast eine Zeit lang ganz an deinem Talente verzweifelt, und du mußt

immer noch in Sorgen seyn, ob du denn auch auf dem rechten Wege bist, und ob du so viel Talent als Neigung zum Theater hast. Vor den Ohren solcher zärtlichen Kenner, im Cabinette, wo seine Illusion statt findet, ist der Versuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, diesen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen, und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern.

Er nahm darauf einige Stücke durch, las sie mit der größten Aufmerksamkeit, corrigirte hier und da, recitirte sie sich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu seyn, und flectirte dasjenige, worauf er am meisten gabt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Tasche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihm versichert, sie würde allein mit einer guten Freundin seyn. Als er in das Zimmer trat, kam die Baronesse von E** ihm mit vertraulicher Freundlichkeit entgegen, freute sich seine Bekanntschaft zu machen, und präsentirte ihm der Gräfin, die sich eben frisiren ließ, und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing, neben deren Stuhl er aber leider Perrinen finden und allerlei Verdrießen machen sah. — Das saubre Kind, sagte die Baronesse, hat uns verschiedenes vorgesungen. Entlassen Sie doch das unangenehme Liedchen, damit wir nichts davon verlieren. —

Wilhelm hatte das Stecknen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friseurs wünschte, ehe er seine Vorlesung anfangen wollte. Man bot ihm eine Tasse Chocolade an, wozu ihm die Baronesse selbst den Zwieback reichte. Demungeachtet schmeckte ihm das Frühstück nicht, denn er wünschte zu lebhaft der schönen Gräfin irgend etwas vorzusingen, was sie interessiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Perrine war ihm nur zu sehr im Wege, die ihm als Favoritin oft schon unbequem gewesen war. Er sah mit Schmerzen dem Friseur auf die Hände, und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indessen war der Graf hereingetreten, und erzählte von den Dank zu erwartenden Gästen, von der Einrichtung des Tages, und was sonst etwa Häuslichen vorkommen möchte. Da er hinaus anzuordnen hatten, ihr, weil sie noch vor Tafel was reiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Taumeriden war indessen fertig geworden, und sie verließ die Herren hereinkommen.

Die Baronesse sah sich inzwischen Mühe unsern Freund zu unterhalten, und ihm viele Achtung zu beweisen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerstreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuscripte in der Tasche, heftete auf jedem Augenblick, und fast wollte seine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelassen wurde, der seine Pappen, Kasten, Schachteln unbeschreiblich eine nach der andern eröffnete, und jede Sorte seiner Waaren mit einer diesem Geschlechte eigenen Zudringlichkeit vermies.

Die Gesellschaft vermehrte sich. Die Baronesse sah Wilhelmen an, und sprach laut mit der Gräfin; er bemerkte es, ohne die Absicht zu verstehen, die ihm endlich zu Hause klar wurde, als er sich nach einer ängstlich und vergebens durchharrten Stunde wegstahl. Er fand ein schönes englisches Portefeuille in der Tasche. Die Baronesse hatte es ihm heimlich beizustecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig geflochtene Mappe überbrachte, ohne recht deutlich zu sagen, woher sie komme.

Zehntes Capitel.

Das Gemisch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Rest des Tages, bis er gegen Abend wieder Beschäftigung fand, indem Melina ihm erschien. Der Graf habe von einem Versuche gesprochen, das dem Prinzen zu Ehren, den Tag seiner Ankunft, aufgeführt werden sollte. Er wolle darin die Eigenschaften dieses großen Helden und Menschenfreundes personificirt haben. Diese Tugenden sollten mit einander auftreten, sein Lob verkündigen und zuletzt seine Büste mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobei sein vergoldeter Name mit dem Fürstenhute durchscheinend glänzen sollte. Der Graf habe ihm aufgetragen, für die Personification und übrige Einrichtung dieses Stückes zu sorgen, und er denke, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes sey, hierin gerne beistehen werde.

Wie! rief dieser verdrießlich aus, haben wir nichts als Portraite, verjüngte Namen und allegorische Figuren, um einen Fürsten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient! Wie kann es einem vernünftigen Manne schmeicheln, sich in Leinwand aufgestutzt und seinen Namen auf schlechtem Papiere schimmern zu sehen! Ich fürchte sehr, die Allegorien würden, besonders bei unserer Bauerne, in manchen Zweideutigkeiten und Possen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen lassen, so kann ich nichts dazu haben, nur bitte ich, daß ich damit verschont bleibe.

Melina entschuldigte sich, es sey nur die ungefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlasse, wie sie das Stück arrangiren wollten. Herzlich gerne, versetzte Wilhelm, trage ich etwas zum Vergnügen dieser vortrefflichen Herrschaft bei, und meine Muse hat noch kein so angenehmes Geschäft gehabt, als zum Lob eines Fürsten, der so viel Verehrung verdient, und nur stammend sich deren zu laben. Ich will der Sache nachdenken, vielleicht gelingt es mir, unsere kleine Truppe so zu stellen, daß wir doch wenigstens einen Effect machen.

Von diesem Augenblicke kam Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er entschlief, hatte er alles schon ziemlich geordnet, und den andern Morgen, der früher Tag, war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja schon einige der vornehmsten Stellen und Gesänge in Verse und in Papiere gebracht.

Wilhelm eilte morgens gleich den Baron wegen gewisser Umstände zu sprechen, und legte ihm seinen Plan vor. Dieser gefiel ihm sehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung. Denn er hatte den Grafen gestern Abend von einem ganz andern Stücke sprechen hören, welches nach seiner Angabe in Verse gebracht werden sollte.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, versetzte Wilhelm, daß es die Absicht des Herrn Grafen gewesen sey, gerade das Stück, so wie er es Melina'n angegeben, fertigen zu lassen: wenn ich nicht irre, so wollte er uns blos durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weisen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künstler an, was er wünscht, und

überläßt ihm alsdann die Sorge das Werk hervorzubringen.

Mitnichten, versetzte der Baron; der Herr Graf verläßt sich darauf, daß das Stück so und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Irrige hat freilich eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner Idee, und wenn wir es durchsetzen wollen, ihm von seinen ersten Gedanken abzubringen, so müssen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baronesse dergleichen Operationen meisterhaft anzulegen; es wird die Frage seyn, ob ihr der Plan so gefällt, daß sie sich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen.

Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, sagte Wilhelm, denn es möchte unser Personale und unsere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübsche Kinder gerechnet, die im Hause hin und wieder laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeister zugehören.

Darauf ersuchte er den Baron, die Damen mit seinem Plane bekannt zu machen. Dieser kam bald zurück und brachte die Nachricht, sie wollten ihn selbst sprechen. Heute Abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzen, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewissen Generals ernsthafter werden würde als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen, er sollte durch die gedeckte Treppe eingeführt werden, und ihnen alsdann seine Sache auf das beste vortragen. Diese Art von Geheimnißgebe der Angelegenheit nahm der ersten einen doppelten Reiz, und die Baronesse besonders freue sich wie ein Kind auf dieses Rendezvous, und mehr noch darauf, daß es heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend, um die bestimmte Zeit, ward Wilhelm abgeholt und ins Damenzimmer geführt. Die Art, mit der ihn die Baronesse in einem kleinen Cabinette entgegen kam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie drückte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Untersuchen. Er legte seinen Plan mit der ihm natürlichen Wärme und Lebhaftigkeit vor, so daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unsere Leser werden erlauben, daß wir sie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene sollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der jenes Spiel vorstellte, wo Eins herum gehen muß, dem Andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf sollten sie mit andern Scherzen abwechseln und zuletzt zu einem immer wieder kehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied singen. Darauf sollte der Harfner mit Mignon herbeikommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeilocken; der Alte sollte verschiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude singen, und Mignon darauf den Tiertanz tanzen.

In dieser unschuldigen Freude werden sie durch eine kriegerische Musik gestört, und die Gesellschaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannspersonen setzen sich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Da scheint alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Person, über deren Bestimmung der Dichter noch ungewiß war, herbei kommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit sey, die Ruhe wieder herstellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den schönsten Zügen geschildert, mitten unter den Waffen Sicherheit versprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Gesetze gesetzt. Es wird ein allgemeines Fest zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane sehr zufrieden, nur bedauerten sie, es müsse nothwendig etwas Alexandrisches in dem Stücke seyn, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorschlag, den Aufführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müsse Minerva herbei kommen, ihm Grenzen anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und diesen Lob zu preisen. Die Baronesse übernahm das Geschäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, aufgeführt worden sey; dabei verlangte sie ausdrücklich, daß am Ende des Stücks nothwendig die Büste, der verjagene Nausen und der Fürstenhut erscheinen müßten, weil sonst alle Unterhaltung vergeblich seyn würde.

Wilhelm, der sich schon im Geiste vorgestellt hatte, wie sein er seinen Helden aus dem Munde der Minerva preisen wollte, gab nur nach langem Widerstande in diesem Punkte nach, allein er fühlte sich auf eine sehr angenehme Weise gezwungen. Die schönen Augen der Gräfin und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auf die sichtbarste und angenehmste Empfindung, auf die so erwünschte Einheit einer Composition und auf alle sichtlichen Details Verzicht zu thun, und gegen sein poetisches Gewissen zu handeln. Eben so stand auch seinem bürgerlichen Gewissen ein harter Kampf bevor, indem der bestimmterer Austheilung der Rollen die Damen ausdrücklich darauf bestanden, daß er mitspielen müsse.

Lartes hatte zu seinem Theil jenen gewaltthätigen Kriegsherrn erhalten. Wilhelm sollte den Anführer der Landleute vorstellen, der einige sehr artige und gefühlvolle Verse zu sagen hatte. Nachdem er sich eine Zeit lang gesträubt, mußte er sich endlich doch ergeben; besonders fand er keine Entschuldigung, da die Baronesse ihm vorstellte, die Schauspiele hier auf dem Schlosse seyn ohnedem nur als ein Gesellschaftstheater anzusehen, auf dem sie gern, wenn man nur eine schicksliche Einleitung machen könnte, mitzuspielen wünschte. Darauf entließen die Damen unsern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baronesse versicherte ihn, daß er ein unvergleichlicher Mensch sey, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo sie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der sorgfältigsten Verfassung des Dialogs und der Lieder zu.

Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Stück gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal, die Baronesse kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen bieten wollte,

tiselte sie heimlich zu ihm: Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.

Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie sind recht freiheig und arbeiten an meinem Vorspiele, daß ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bei Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden ist, damit man nicht argen das Costum verstößt. Ich lasse deswegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeitragen, worin sich das Bild derselben befindet.

In eben dem Augenblicke traten einige Bediente mit großen Körben voll Bücher allerlei Formats in den Saal.

Montfaucon, die Sammlungen antiker Statuen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologischer Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Grafen vortreffliches Gedächtniß stellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten oder sonst vorkommen mochten. Es mußte deshalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbei geschafft werden, so daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern saß. Endlich, da ihm seine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek sey, und es möchte wohl das erste Mal vorkommen, daß eine Büchersammlung so ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.

Die ganze Gesellschaft freute sich über den Einfall, und besonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuschaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

Nunmehr, sagte der Graf, indem er sich zu Wilhelm wendete, ist es eine Hauptsache, welche Göttin meinen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Krieges oder der Künste?

Sollte es nicht am schicklichsten seyn, Ew. Excellenz, versetzte Wilhelm, wenn man hierüber sich nicht bestimmt aussprächte, und sie, eben weil sie in der Mythologie eine doppelte Person spielt, auch hier in doppelter Qualität erscheinen ließe. Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, sie preist einen Helden, indem sie seine Mannhaftigkeit erhöht, sie übermindet die Gewaltthätigkeit und stellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baronesse, der es bange wurde, Wilhelm möchte sich verrathen, suchte geschwinde den Leidschneider der Gräfin dazwischen, der seine Memoiren abgeben mußte, wie ein solcher antiker Rock auf das beste accommodirt werden könnte. Dieser Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache sehr leicht zu machen, und da Madame Melina, unachtet ihrer hohen Schwangerschaft, die Rolle der himmlischen Jungfrau übernommen hatte, so wurde er angewiesen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen, ihre Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verschnitten werden sollten.

Auf eine originelle Weise wußte die Baronesse Wilhelmen wieder bei Seite zu schaffen, und ließ ihn bald darauf wissen, sie habe die übrigen Sachen auch besorgt. Sie schickte ihm zugleich den Musikus, der des Grafen Hauscapelle dirigirte, damit dieser theils die nothwendigen Stücke convenirten, theils schicksliche Melodien aus dem Musikvorrathe dazu aussuchen sollte. Nunmehr ging alles nach Wunsche, der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, sondern war hauptsächlich mit der transparenten Decoration beschäftigt, welche am Ende des Stückes die Zuschauer überraschen sollte. Seine Erfindung und die Geschicklichkeit seines Conditors brachten zusammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf seinen Reisen hatte er die größten Feuerkünstler dieser Art gesehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht, und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geschmacke anzuordnen.

Unterdessen endigte Wilhelm sein Stück, gab einem jeden seine Rolle, übernahm die seinige, und der Musicus, der sich zunächst sehr gut auf den Tanz verstand, richtete das Ballet ein, und so ging alles zum besten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte sich in den Weg, das ihm eine böse Lücke zu machen drohte. Er hatte sich den größten Effect vom Wignen'schen Tanze versprochen, und wie erstaunt war er daher, als das Kind ihm, mit seiner gewöhnlichen Trotzlaune, anfing zu tanzen, versicherte, es sey nunmehr sein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er suchte es durch allerlei Zureden zu bewegen, und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich sich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: lieber Vater! bleib auch da von den Brettern! Er merkte nicht auf diesen Wink, und sann, wie er durch eine andere Wendung die Scene interessant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte, und in dem Reihentanze die einzelne Stimme singen und die Verse dem Chore zubringen sollte, freute sich recht ausgelassen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunsche, sie hatte ihr besonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Aufwartungen unterhielt, und dafür täglich etwas geschenkt bekam: ein Kleid zu diesem Stücke wurde auch für sie parente gemacht; und weil sie von einer leichten nachahmenden Natur war, so hatte sie sich bald aus dem Umgange der Damen so viel gemerkt, als sich für sie schickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Geradheit des Stallmeisters nahm mehr zu als ab, und da die Officiere auch stark auf sie eindrangen, und sie sich in einem so reizenden Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Sprobe zu spielen, und auf eine geschickte Weise sich in einem gewissen vornehmen Ansehen zu üben. Kalt und fein wie sie war, kannte sie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie ärgerlichen hätte verfahren können, sie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier begnügte sie sich ihres Vortheils nur, um sich zu belustigen, um sich einen guten Tag zu machen und impertinent zu seyn, wo sie merkte, daß es ohne Gefahr geschehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward gehalten, der Graf wollte dabei seyn, und seine Gemahlin fing an zu sorgen, wie er es anziehen möchte. Die Baronesse verlor Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbei rückte, immer mehr Verlegenheit: denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Er freute ihn herzlich, und er war geneigt, seine guten Dienste dem Damen anzubieten. Es wäre gar schlimm, sagte er, gnädige Frau, wenn Sie sich aus dieser Sache nicht herausbelfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen

bleiben. Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſey, nur ſtehe er freylich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. Ich will mich, ſagte ſie, heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen, und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Comditor habe ich auch ſchon vorgeſehen, daß er ja die Decorationen am Ende recht ſchön macht, dabey aber doch etwas geringes fehlen läßt.

Ich wünſchte einen Hof, verſetzte Jarno, wo wir ſo thätige und flinke Freunde brauchten, als Sie ſind. Will es heute Abend mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen heraus holen, und ihn nicht eher wieder hinein laſſen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Succurs zu hoffen iſt. Ich habe ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrifft, und das ich noch immer aus Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm auch das eine Diſtraction geben, und zwar nicht die angenehmſte.

Einige Geſchäfte hinderten den Grafen, beim Anfang der Probe zu ſeyn, dann unterhielt ihn die Baroneſſe. Jarno's Hülfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurecht zu weiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergaß er ſich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach, und die Illuminationen gut ausfiel, bezeugte er ſich vollkommen zufrieden. Erſt als alles vorbei war, und man zum Spiele ging, ſchien ihm der Unterſcheid aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von ſeiner Erfindung ſey? Auf einen Wink fiel nun Jarno aus ſeinem Hinterhalte darüber, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, beſtätigte ſich, man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarſchaft campiren zu ſehen, das Haus war voll Lärmen und Unruhe, und unſere Schauſpieler, die nicht immer zum beſten von den unvilligen Bedienten verſorgt wurden, mußten, ohne daß jemand ſonderlich ſich ihrer erinnerte, in dem alten Schloſſe ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen; die Generalität, die Stabsofficiere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menſchen, die theils zum Beſuche, theils geſchäftswegen einſprachen, machten das Schloß einem Bienenſtocke ähnlich, der eben ſchwärmen will. Jedermann drängte ſich herbey, den vortrefflichen Fürſten zu ſehen, und jedermann bewunderte ſeine Leutſeligkeit und Herablaſſung, jedermann erſtaunte in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligſten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenoſſen mußten nach Order des Grafen bei der Ankunft des Fürſten auf ihrem Poſten ſeyn, kein Schauſpieler durfte ſich blicken laſſen, weil der Prinz mit den vorbereiteten Feierlichkeiten überraſcht werden ſollte, und ſo ſchien er auch des Abends, als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit geworfnen Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauſpiel, vielweniger auf ein Vorſpiel zu ſeinem Lobe, vorbereitet zu ſeyn. Alles lief auf das beſte ab, und die Truppe mußte nach vollendeter Vorſtellung herbei und ſich dem Prinzen zeigen, der jeden auf die freundlichſte Weiſe etwas zu fragen, jedem auf die gefälligſte Art etwas zu ſagen wußte. Wilhelm als Autor mußte beſonders vortreten, und ihm ward gleichfalls ſein Theil Beifall zugeſprochen.

Nach dem Vorſpiele fragte niemand ſonderlich, in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegentlich davon ſprach, und es ſehr verſtändig lobte; nur ſetzte er hinzu: es iſt Schade, daß Sie mit hohlen Küſſen am hohle Röſe ſpielen. — Mehrere Tage lag Wilhelmen dieſer Ausdruck im Sinne, er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen ſollte.

Unterdeſſen ſpielte die Geſellſchaft jeden Abend ſo gut, als ſie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Möglichſte, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte ſie auf, und in ihrem alten Schloſſe glaubten ſie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge ſich die große Verſammlung herbei, nach ihren Vorſtellungen ziehe ſich die Menge der Fremden, und ſie ſeyen der Mittelspunkt, um den und um deßwillen ſich alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu ſeinem großen Verdruſſe gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die erſten Vorſtellungen von Anfange bis zu Ende auf ſeinem Seſſel ſitzend, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abwartete, ſo ſchien er ſich doch nach und nach auf eine gute Weiſe davon zu diſtanziren. Gerade diejenigen, welche Wilhelm im Geſpräche als die Verſtändigſten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theaterſaale zu, übrigens ſaßen ſie im Vorzimmer, ſpielten, oder ſchienen ſich von Geſchäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar ſehr, bei ſeinen anhaltenden Bemühungen des erwünſchteſten Beifalls zu entbehren. Bei der Auswahl der Stücke, der Abſchrift der Rollen, den häufigen Proben, und was ſonſt nur immer vorkommen konnte, ging er Melina'n eifrig zur Hand, der ihn denn auch, ſeine eigene Unzulänglichkeit im Stillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß, und trug ſie mit Wärme und Lebhaftigkeit, und mit ſo viel Anſtand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er ſich ſelbſt gegeben hatte.

Die fertigſte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Geſellſchaft jeden Zweifel, indem er ſie verſicherte, daß ſie die größten Effecte hervorbringe, beſonders indem ſie eins ſeiner eigenen Stücke aufführte, nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausſchließende Neigung für das franzöſiſche Theater habe, daß ein Theil ſeiner Leute hinlaufe, worunter ſich Jarno beſonders auszeichne, den Liebhabereien der engliſchen Bühne einen leidenſchaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf viele Weiſe die Kunſt unſrer Schauſpieler nicht auf das beſte bemerkt und bewundert, ſo waren dagegen ihre Perſonen den Zuſchauern und Zuſchauerinnen nicht völlig gleichgültig. Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Schauſpielerinnen gleich von Anfang die Aufmerkſamkeit junger Officiere erregten; allein ſie waren in der Folge glücklicher und machten wichtigere Eroberungen. Denn wir ſchweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tag intereſſanter

vorkam, so wie auch in ihm eine stille Neigung gegen sie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu treffen. Sich wechselseitig anzusehen, war einen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren, oder für irgend eine Folge besorgt zu sein.

Wie über einen Fluß hinüber, der sie scheidet, zwei feindliche Vorposten sich ruhig und lustig zusammen besprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchem ihre beiderseitigen Parteien begriffen sind, so wechselte die Gräfin mit Wilhelm bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und jedes glaubte an seiner Seite, sicher seinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baronesse hatte sich indessen den Laertes ausgesucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling besonders gefiel, und der, so sehr Wilhelm verliebt war, doch ein vorzügendes Abenteuer nicht verschmähete, und wirklich diesmal wider Willen durch die Leutseligkeit und das einnehmende Wesen der Baronesse gefesselt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten, oder, wenn man will, einen schlimmen Dienst erzeigt, indem er ihn mit den Gesinnungen dieser Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes sie einst laut rühmte, und sie allen andern ihres Geschlechts vorzog, versicherte der Baron scherzend: ich merke schon, wie die Sachen stehen, unsre liebe Freundin hat wieder einen für ihre Ställe gewonnen. Dieses unglückliche Gleichnis, das nur zu klar auf die gesamtlichen Liebesneigungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die Maßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Verdruß zugeben, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr:

Jeder Fremde glaubt, daß er der erste sei, dem ein so angenehmes Betragen gelte; aber es irrt gewaltig, denn wir alle sind einmal auf diesem Wege herumgeritten worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er sei wer er sei, muß sich eine Zeitlang vor ihrem Hofe anbinden, und sich mit Sehnsucht um sie bemühen.

Den Glücklichen, der eben, in die Gärten einer Zauberin eingetreten, von allen Seiten eines ständlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts angenehmer überraschen, als wenn ihm, dessen Ohr ganz auf den Gesang der Nachtigall lauscht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermutet entgegen grunzt.

Laertes schämte sich nach dieser Entdeckung recht vor Herzen, daß ihn seine Eitelkeit nochmals verleiten habe, von irgend einer Frau auch nur im mindesten gut zu denken. Er vermaledeite sie nunmehr völlig, hielt sich zu dem Stallmeister, mit dem er wegig sprach und auf die Jagd ritt, bei Pferden und Vorstellungen aber sich betrug, als wenn dieß blos eine Nebensache wäre.

Der Graf und die Gräfin liehen manchmal morgens einige von der Gesellschaft rufen, da jeder denn immer Plätzchen unordentlich Glück zu verneiden Ursache fand. Der Graf hatte seinen Liebling, den Pedanten, oft stundenlang bei seiner Toilette. Dieser Mensch ward nach und nach beliebter, und bis auf Uhr und Dose entwirrt und ausgestattet.

Auch wurde die Gesellschaft manchmal zusammt und sonders nach Tafel vor die hohen Herrschaften gefordert. Sie schätzten sich es zur großen Ehre, und bemerkten es nicht, daß man zu diesem derselben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde herumbringen, und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen gesagt, daß er zu gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, lesen, und dadurch auch von sich eine gute Meinung erwecken solle. Er fand dazu an einem solchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen französischen Theaterschriftsteller lese, darauf ihm denn Wilhelm mit einem sehr bedachten Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürst, ohne seine Antwort abzuwarten, schon im Begriff war, sich weg und zu jemand anderm zu wenden, er sagte ihm vielmehr sogleich und laut ihm deutsch in den Weg, indem er fortfuhr: er schätze das französische Theater sehr hoch und lese die Werke der großen Meister mit Entzücken; besonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürst den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse. Ja kann es mir vorstellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihres höheren Verhältnisse so vortrefflich und richtig schildert. Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt; und Racine vornehme Personen. Ja kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht, und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter solcher gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studire, so kommt es mir wirklich vor, ich sey am Hofe, sey in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter geweiht, und ich sehe, durch die Augen eines scharfdenkenden Franzosen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Leidenschaften und Schwächen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr ansehen, ihn seine Ungnade fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königs hängt, mehr als Stücke schreiben sollte, die des Beifalls eines Königs und eines Fürsten werth seien.

Jarno war darüber verdrießlich und hörte unserem Freunde mit Verwunderung zu; der Fürst, der seine Gesinnungen und nur mit einem gefälligen Blicke seinen Beifall gezeigt hatte, wandte sich leichtwärts, entließ Wilhelmen, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anständig sey, unter solchen Umständen einen Discurs fortzusetzen und eine Materie erschöpfen zu wollen, noch gerne mehr gesprochen und vom Fürsten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Augen und Gefühl seinen Lieblingsdichter gelesen.

Haben Sie denn niemals, sagte Jarno, indem er ihn beiseite nahm, ein Stück von Shakespearen gelesen?

Nein, versetzte Wilhelm: denn seit der Zeit, daß sie in Deutschland bekannter geworden sind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, daß sie jetzt zurückzug eine alte sagenhafte Lobhudelei und Verspottung gegenwärtig wieder erneuerte. Indessen

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht!

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon dein liebes Bild empfunden
[illegible] meiner Bruſt.

hat mich alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, ſolche ſeltſame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die über alle Wahrſcheinlichkeit, allen Wortſinn hinausſchweifen ſcheinen.

Ich will Ihnen denn doch rathen, verſetzte jener, einen Verſuch zu machen; es kann nichts ſchaden, wenn man auch das Seltſame mit eigenen Augen ſieht. Ich will Ihnen ein paar Theile bergen, und Sie können Ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn Sie ſich gleich von allem losmachen, und in der Einſamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieſer unbekannten Welt ſehen. Es iſt ſämtlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, dieſe Affen menſchlicher auszuputzen, und dieſe Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie ſich an die Form nicht ſtoßen; das Uebrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlaſſen.

Die Pferde ſtanden vor der Thür, und Jarno ſetzte ſich mit einigen Cavalieren auf, um ſich mit der Jagd zu erluſtigen. Wilhelm ſah ihm traurig nach. Er hätte gern mit dieſem Manne noch vieles geſprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen aab. Ideen, deren er bedurfte.

Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwicklung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Waſſer fällt; griffe jemand ſogleich zu, riefe ihn ans Land, ſo wäre es um einmal naß werden gethan, anſtatt daß er ſich auch wohl ſelbſt, aber um jenſeitigen Ufer, herauszuhelfen, und einen beſchwerlichen weiten Umweg nach ſeinem beſtimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es ſich gedacht. Er ſah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe, und verwunderte ſich, wie einen leichten Anſtand ſie ihm zu geben wußten. Ein Herr auf dem Marſche, ein fürſtlicher Held an ſeiner Spitze, ſo viele mitwirkende Krieger, ſo viele zuhörende Verehrer erhöhten ſeine Einbildungskraft. In dieſer Stimmung erhielt er die verſprochenen Bücher, und in kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genies, und führte ihn einem unabſehlichen Meere zu, worin er ſich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauſpielern hatte ſeit ihrem Aufenthalte im Schloſſe verſchiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange genoſſen ſie zu beiderſeitiger Zufriedenheit; denn indem der Baron das erſtemal in ſeinem Leben einen ganzen Stücke, mit denen er ein Geſellſchaftstheater ſchon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauſpieler und auf dem Wege zu einer anſtändigen Vorſtellung ſah, war er von dem beſten Humor, bewies ſich freigebig, und kaufte bei jedem Galanteriehändler, deren ſich manche einſtellten, kleine Geſchenke für die Schauſpielerinnen, und wußte den Schauſpielern manche Douceurs, Champagner extra zu verſchaffen; dagegen gaben ſie ſich auch mit ſeinen Grillen alle Mühe, und Wilhelm ſparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, deſſen Rolle ihm zugefallen war, auf das genauſte zu memoriren.

Indeſſen hatten ſich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeſchlichen. Die Vorliebe des Barons für gewiſſe Schauſpieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dieß die übrigen verdrießen. Er erhob ſeine Günſtlinge ganz ausſchließlich, und brachte dadurch Eiferſucht und Uneinigkeit unter die Geſellſchaft. Melina, der ſich bei ſtreitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand ſich in einem ſehr unangenehmen Zuſtande. Die Geprieſenen nahmen das Lob an, ohne ſonderlich dankbar zu ſeyn, und die Zurückgeſetzten ließen auf allerlei Weiſe ihren Verdruß ſpüren, und wußten ihrem erſt bedauernden Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weiſe unangenehm zu machen; ja es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewiſſes Gedicht, deſſen Verfaſſer man nicht kannte, im Schloſſe viele Bewegung verurſachte. Bisher hatte man ſich immer, doch auf eine ziemlich feine Weiſe, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten, man hatte allerlei Geſchichten auf ihn gebracht, gewiſſe Vorfälle ausgenutzt, und ihnen eine luſtige und intereſſante Geſtalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entſtehe eine Art von Handwerksneid zwiſchen ihm und einigen Schauſpielern, die ſich auch einbildeten, Schriftſteller zu ſeyn, und auf dieſe Sage gründet ſich das Gedicht, von welchem wir ſprachen, und welches lautete wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz ſo nah am Thron,
Und um manch ſchön Stück Ackerland,
Um Ihres Vaters feſtes Schloß,
Um ſeine Wildbahn und Gehölz.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, ſo wie es ſcheint,
Weil die Natur vom Knaben ſchon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward mit leichtem Mund und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide wie wir ſind;
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß,
Beabren nicht des Andern Platz,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Capitel.

Die Stimmen über dieſes Gedicht, das in einigen faſt unleſerlichen Abſchriften ſich in verſchiedenen Händen befand, waren ſehr getheilt, auf den Verfaſſer aber wußte niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude ſich darüber zu ergetzen anfing, erklärte ſich Wilhelm ſehr dagegen.

Wir Deutſchen, rief er aus, verdienten, daß unſere Muſen in der Verachtung blieben, in der ſie ſo lange geſchmachtet haben. Da wir nicht Männer von Stande zu ſchätzen wiſſen, die ſich mit unſerer Literatur auf irgend eine Weiſe abgeben mögen, Geburt, Stand und Vermögen ſtehen in keinem Widerſpruch mit Genie und Geſchmack. Das haben und ſtrenge Nationen gelehrt, welche unter ihren beſten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in Deutſchland ein

Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften widmete, wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch verdunkelt; Neapel dagegen mannigfaltig aus der Dunkelheit hervor, und traten wie unsre sämmtliche Sterne an den Horizont: so wird das nicht immer so seyn, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Musen auf dem Wege, sich ihrer Vorrechte auch zu Erringung des sechsten Frames der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Ehemann, der die Musen zu schlecht weis, spotten, sondern auch Personen von Stande selbst mit ausdrücklicher Laune und niemals zu billigender Schadenfreude, ihres Gleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

Es kamen die letzte Neuerung gegen den Grafen gerathen zu seyn, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freilich war dieser Herrn, der immer auf seine Art mit dem Baron zu scherzen pflegte, ein solcher Anlaß sehr erwünscht, seinen Verwandten auf alle Weise zu plagen. Jedermann hatte seine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfasser des Gedichtes seyn könnte, und der Graf, der sich nicht genug an Scharfsinn von jemand übertroffen sah, fiel auf einen Gedanken, den er sogleich zu beschwören bereit war: das Gedicht könnte sich nur von seinem Vetter herschreiben, der ein sehr feiner Kopf sey, und an dem er schon lange so etwas poetisches Genie gemerkt habe. Um ihn ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er denjenigen einen Morgen hindurch vor sich kommen, der ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baronesse und Jarno's das Gedicht nach seiner Art vortragen mußte, und dafür Lob, Beifall und ein Geschenk einernten. Und die Frau des Grafen, ob es nicht somit noch einige Gedanke von früheren Zeiten besitze, mit Kindern abzulohnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Musikus, und in den Augen derer, die dem Baron günstig waren, einer Persönlichkeit und Geltung zu Wilhelm. Von der Zeit an unterhielt ihn der Graf nur immer mehr, er machte seine Rolle spielen wie er wollte, so daß der arme Mensch zuletzt aufschlafen, zu Hause verrückt wurde, und darauf sann, sich Pulver in Zimmer im Schlosse zu verbrennen.

Wäre dieser Plan sogleich zu vollführen gewesen, so möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends spät nach dem alten Schlosse ging, und in dem dunkeln engen Thore herum tappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Personen festgehalten, indessen andere auf ihn wacker losschlugen, und ihn im Dunkeln so zerbläuten, daß er beinahe liegen blieb, und nur mit Mühe zu seinen Kameraden hinaufkroch, die so sehr sie sich anstellten, über seinen Unfall ihre heimliche Freude blicken, und sich sonst des Endes erworben konnten, als sie ihn so wohl durchwalkt, und seinen neuen braunen Rock über und über weich, als wenn er mit Mälkern Händel gehabt, verstaubt und zerlebt sahen.

Der Graf, der sogleich diesen Nachricht erhielt, brach in einen unbeschreiblichen Zorn aus. Er behandelte diese That als das größte Verbrechen, qualifizierte sie zu einem beleidigten Majestätsrecht, und ließ durch seinen Gerichtshalter die strengste Inquisition vornehmen. Der weißgeblumte Rock sollte eine Hauptanweise geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schlosse zu haschen haben konnte, wurde mit in die Untersuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron versicherte bei seiner Ehre feierlich; jene Art zu scherzen habe ihm freilich sehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen sey nicht das freundschaftlichste gewesen, aber er habe sich darüber hinausgesetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Musikanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindesten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauses brachten bald die ganze Sache in Vergessenheit, und der unglückliche Günstling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unsere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortspielte, und im ganzen sehr wohl gehalten wurde, ging nun an, je besser es ihr ging, desto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Essen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und sie saßen ihrem Wohlthäter, dem Baron, an, daß er alle sie besser sorgen, und ihnen zu dem Genusse und der Bequemlichkeit, die er ihnen verschaffen, noch endlich verhelfen solle. Diese Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloser.

Wilhelm kam indessen, außer in Proben und Schaustunden, wenig mehr zum Vorscheine. In einem der hintersten Zimmer verschlossen, wenig nur Minuten und dem Harfner der Zutritt gerne verstattet wurde, lebte und webte er in der Shakespearischen Welt, so daß er außer sich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerley geistiger Gestalten in ihre Stube herbeyziehen. Die Beschwörungen sind so gräßlich, daß sie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geister, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinandrängend, am Ende selbst und über dem Haupte des Meisters in einer drohender Verwandlung sich bewegend herumtreiben. Jeder Winkel ist vollgepfropft, und jeder Schritt beengt. Der denen sich aus und Kreisgestalten ziehen sich in Pilze zusammen. Unaufhaltsamerweise hat der Zauberkünstler das Wort verloren, womit er diese Ausgeburt wieder zur Ruhe bringen könnte. — So saß Wilhelm, und mit unerträglicher Verwirrung wechselten Empfindungen und Reflexionen in ihm resp. von denen er keinen Vortheil und keine Ahnung voraus hatte. Nichts konnte ihn aus diesem Zustande reißen, und es war sehr anzurathen, wenn irgend jemand zu seinem Gesellschafter nahe, ihn von dem, was ihn quälte, sogleich zu unterhalten.

Da mußte es denn auf, als man ihm die Nachricht brachte, es hätte in dem Schlosse eine Situation vorgefallen und ein Knabe verkündet worden, der sich einen natürlichen Kindermord vorbereitet gemacht habe, und da er den Rock eines Verliebten machen wolle, wahrscheinlich mit unter den Menschen umgehen sey. Der Knabe konnte zwar auf kein Nachtmädchen, und man konnte ihn deswegen nicht förmlich befragen, wollte ihm aber als einem Bauernsohne einen Denkzettel geben und ihn weiter suchen, weil es einige Tage in der Gegend verrufen gewesen sey, daß der Rock in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an eine Gartenmauer angelehnt habe, und derüber weggegangen sey.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts sonderlich merkwürdig, als Mignon heftig herein kam und ihm versicherte, der Gefangene sey Friedrich, der sich seit den Händeln mit dem Stallmeister von der Gesellschaft und aus unsern Augen verloren hatte.

Wilhelm, den der Knabe interessirte, machte sich eilends auf, und fand im Schloßhofe schon Zurüstungen. Denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch in dergleichen Fällen. Der Knabe wurde herbeigebracht: Wilhelm trat dazwischen und bat, daß man inne halten möchte, indem er den Knaben kenne, und vorher erst verschiedenes seinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe mit seinen Vorstellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu sprechen. Dieser versicherte, von dem Ueberfalle, bei dem ein Acteur sollte gemißhandelt worden seyn, wisse er gar nichts. Er sey nur um das Schloß herum gestreift, und bei Nachts herein geschlichen, um Pistolen aufzusuchen, deren Schlafzimmer er ausfindschaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unterwegens aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der, zur Ehre der Gesellschaft, das Verdächtniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeister und bat ihn, nach seiner Kenntniß der Personen und des Hauses, diese Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien.

Dieser launige Mann erdachte, unter Mitbehilf Beistand, eine kleine Geschichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen sey, doch wieder gewünscht, sich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deßwegen die Absicht gehabt, bei Nachtzeit einige seiner Gönner aufzusuchen, und sich ihnen zu empfehlen. Man bezeigte übrigens, daß er sich sonst gut aufgeführt, die Damen mischten sich darein, und er ward entlassen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Person der wunderbaren Familie, die Wilhelm seit einiger Zeit als seine eigene ansah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich an, und alle drei verbanden sich nunmehr, ihrem Freunde und Beschützer aufmerksam zu dienen, und ihm etwas angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte sich nun täglich besser bei den Damen einzuschmeicheln. Wenn sie zusammen allein waren, leitete sie meistentheils das Gespräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man sich beschäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe; sie erzählte daher von ihm, was sie wußte und nicht wußte; hütete sich aber irgend etwas vorzubringen, das man zu seinem Nachtheil hätte deuten können, und rühmte dagegen seinen Edelmuth, seine Freigebigkeit und besonders seine Sittsamkeit im Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Alle übrigen Fragen, die an sie geschahen, beantwortete sie mit Klugheit, und als die Baronesse die zunehmende Neigung ihrer jüngern Freundin bemerkte, war auch ihr diese Entdeckung sehr willkommen. Denn ihre Verhältnisse zu mehrern Männern, besonders in diesen letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht verborgen, deren reine Seele einen solchen Leichtsinn nicht ohne Mißbilligung und ohne sanften Tadel bemerken konnte.

Auf diese Weise hatte die Baronesse sowohl als Philine, jede ein besonderes Interesse, unsern Freund der Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdieß bei Gelegenheit wieder für sich zu arbeiten, und die verlorne Gunst des jungen Mannes sich wo möglich wieder zu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Gesellschaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erst den andern Morgen zurück erwartete, ersann sich die Baronesse einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn sie liebte die Verkleidungen und kam, um die Gesellschaft zu überraschen, bald als Bauermädchen, bald als Page, bald als Jägerbursche zum Vorschein. Sie gab sich dadurch das Ansehn einer kleinen Fee, die überall, und gerade da, wo man sie am wenigsten vermuthet, gegenwärtig ist. Niemand glaub ihrer Freude, wenn sie unerkannt eine Zeit lang die Gesellschaft belauscht, oder sonst unter ihr gewandelt hatte, und sie sich zuletzt auf eine scherzhafte Weise zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ sie Mitchimen auf ihr Zimmer fordern, und da sie eben noch etwas zu thun hatte, sollte Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand, nicht ohne Verwunderung, statt der gnädigen Frauen, das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewissen anständigen Freimüthigkeit, in der sie sich bisher geübt hatte, und nützigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerst scherzte sie im allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge, und ihn auch, wie sie wohl merke, gegenwärtig hierher gebracht habe; sodann warf sie ihm auf eine angenehme Art sein Betragen vor, womit er sie bisher gequält habe, schalt und beschuldigte sich selbst, gestand, daß sie sonst wohl so seine Bezeichnung verdient, machte eine so aufrichtige Beschreibung ihres Zustandes, den sie den vorigen nannte, und setzte hinzu: daß sie sich selbst verachten müsse, wenn sie nicht fähig wäre sich zu ändern, und sich seiner Freundschaft werth zu machen.

Mitchim war über diese Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wissen, daß eben ganz leichtsinnige und der Besserung unfähige Menschen sich oft am lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob sie gleich nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurück zu treten, auf den eine übermüthige Natur sie hinreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und vernahm von ihr den Vorschlag zu einer sonderbaren Verkleidung, womit man die schöne Gräfin zu überraschen gedachte.

Er fand dabei einiges Bedenken, daß er Philinen nicht verdrießlich; allein die Baronesse, welche in dem Augenblick hereintrat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig, sie zog ihn vielmehr mit sich fort, indem sie versicherte, es sey eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und sie führte ihn in die Garderobe des Grafen. Ließ ihn seinen Rock ausziehen, und in den seidnen Schlafrock des Grafen hinein schlüpfen, setzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn ins Cabinet und hieß ihn sich in den großen Sessel setzen

und ein Buch nehmen, gründete die argantische Lampe selbst an, die vor ihm stand, und unterrichtete ihn, was er zu thun, und was er für eine Rolle zu spielen habe.

Man werde, sagte sie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls und seine üble Laune ankündigen; sie werde kommen, einigemal im Zimmer auf und abgehn, sich alsdann auf die Lehne des Sessels setzen, ihren Arm auf seine Schultern legen, und einige Worte sprechen. Er solle seine Ehrenmannsrolle so lange und so gut als möglich spielen; wenn er sich aber endlich entdecken müßte, so solle er höflich artig und galant seyn.

Wilhelm sah nun unruhig genug in dieser wunderlichen Maske; der Vorschlag hatte ihn überrascht, und die Aufführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baronesse wieder zum Zimmer hinaus, als er erst bemerkte, wie gefährlich der Posten war, den er eingenommen hatte. Er leugnete sich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er seiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm seine Grundsätze einen Gedanken an ernsthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, so war er wirklich in diesem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen, oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bei ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte sich wieder vor seiner Einbildungskraft. Mariane erschien ihm im weißen Morgenkleide, und küßte um sein Andenken. Philinens Liebenswürdigkeit, ihre schönen Haare, und ihr einschmeichelndes Betragen waren durch ihre neueste Gegenwart wieder wirksam geworden; doch alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er sich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenig Minuten an seinem Halse fühlen sollte, deren unschuldige Liebkosungen er zu erwiedern aufgefordert war.

Die sonderbare Art, wie er aus dieser Verlegenheit sollte gezogen werden, ahnete er freilich nicht. Denn wie groß war sein Erstaunen, ja sein Schrecken, als hinter ihm die Thür sich aufthat, und er bei dem ersten verstohlnen Blick in den Spiegel den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand hereim trat. Kein Zweifel, was er zu thun habe, ob er fliehen bleiben oder aufstehen, fliehen, bekennen, leugnen oder um Verzeihung bitten sollte, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbemerkt in der Thür stehen geblieben war, trat zurück und machte sie sachte zu. In dem Moment sprang die Baronesse zur Seitenthür herein, blies die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle, und zog ihn nach sich in das Cabinet. Geschwind warf er den Schlafrock ab, der sogleich wieder seinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baronesse nahm Wilhelms Rock über den Arm, und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verschläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem sie sich erholt hatte, von ihr vernahm: sie sey zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. Ich weiß es schon, sagte die Gräfin: was mag wohl begegnet seyn? Ich habe ihn so eben zum Seitenthor hereinreiten sehen. Erschrocken sey die Baronesse sogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuhalten.

Unglücklicherweise sind Sie zu spät gekommen! rief Wilhelm aus; der Graf war vorhin im Zimmer, und hat mich sitzen sehen.

Hat er Sie erkannt?

Ich weiß es nicht. Er sah mich im Spiegel, so wie ich ihn, und ob ich wußte, ob es ein Gespenst oder er selbst war, trat er schnell wieder zurück, und drückte die Thüre hinter sich zu.

Die Vorlegenheit der Baronesse vermehrte sich, als ein Bedienter sie zu rufen kam, und anzeigte, der Graf befinde sich bei seiner Gemahlin. Mit schwerem Herzen ging sie hin, und fand den Grafen zwar still und in sich gekehrt, aber in seinen Aeußerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Man sprach von den Vorfällen der Jagd und den Ursachen seiner früheren Zurückkunft. Das Gespräch ging bald aus. Der Graf ward stille, und besonders mußte der Baronesse auffallen, als er nach Wilhelm fragte, und den Wunsch äußerte, man möchte ihn rufen lassen, damit er etwas vorlese.

Wilhelm, der sich im Zimmer der Baronesse wieder angekleidet und eingetrocknet erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herüber. Der Graf hob ihm ein Buch, aus welchem er eine abenteuerliche Novelle nicht ohne Bemerkungen vorlas. Sein Ton hatte etwas Unsicheres. Zitterndes, das glücklicherweise dem Inhalt der Geschichte gemäß war. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beifalls, und lobte den besondern Ausdruck der Vorlesung, da er zuletzt unsern Freund entließ.

Eilftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakspeare's gelesen, als ihre Wirkung auf ihn so stark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er suchte Gelegenheit, mit Jarno zu sprechen, und konnte ihm nicht genug für die verschaffte Freude danken.

Ich habe es wohl vorausgesehen, sagte dieser, daß Sie gegen die Trefflichkeit des außerordentlichen und wundersamen aller Schriftsteller nicht unempfindlich bleiben würden.

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köstlichen Stücke, die ich durch Ihre Güte jetzt habe kennen lernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu seyn, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die geheimste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gebäude! Man glaubt vor den aufgeschlagenen, unabsehbaren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe so erstaunt und außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiter zu lesen.

Brave, sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte, so wollte ich es haben! und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben. —

Ich wünschte, versetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, wie selbst unbemerkt, beängstigten, finde ich in Shakspeare's Stücken erfüllt und entwickelt.

Es ſcheint, als wenn er uns alle Räthſel offenbarte, ohne daß man doch ſagen kann: hier oder da iſt das Wort der Auflöſung. Seine Menſchen ſcheinen natürliche Menſchen zu ſeyn, und ſie ſind es doch nicht. Dieſe geheimnißvollen und zuſammengeſetzteſten Geſchöpfe der Natur handeln vor uns in ſeinen Stücken, als wenn ſie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuſe man von Kryſtall gewünſcht hätte, ſie zeigten noch ihrer Beſtimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen das ſie treibt. Dieſe wenigen Blicke die ich in Shakſpeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas anderß, in der wirklichen Welt ſchnellere Fortſchritte vorwärts zu thun, mich in die Tiefe der Schickſale zu miſchen, die über ſie verhängt ſind, und vielleicht, wenn es mir glücken ſollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu ſchöpfen, und ſie von der Schaubühne dem lechzenden Publicum meines Vaterlandes auszuſpenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfaſſung, in der ich Sie ſehe, verſetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Laſſen Sie den Vorſatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen geblunt ſind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich ſeyn, ſo geſchieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in dieſe Geſellſchaft gekommen ſind, für die Sie weder geboren noch erzogen ſeyn können. So viel hoffe ich und ſehe ich, daß Sie ſich heraus ſehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umſtänden; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur ſagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können ſonnelle Wechſel des Glückes hervorbringen; widmen Sie Ihre Kräfte und Talente unſerm Fürſten, widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht ſcheuen, ſo habe ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu ſtellen, den eine Zeitlang beſtehet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm kannte ſeinen Dank nicht genug auszudrücken, und war willig ſeinem Freunde und Beſchützer die ganze Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Sie hatten ſich unter dieſem Geſpräche weit in den Park verloren, und waren auf die Landſtraße, welche durch denſelben ging, gekommen. Jarno ſtand einen Augenblick ſtill, und ſagte: bedenken Sie meinen Vorſchlag, entſchließen Sie ſich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich verſichre Sie, es iſt mir bisher unbegreiflich geweſen, wie Sie ſich mit ſolchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß geſehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelſänger und an ein albernes zwitterhaftes Geſchöpf hängen mußten.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Officier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Officier ſprang vom Pferde, beide umarmten ſich und unterhielten ſich mit einander, indem Wilhelm, beſtürzt über die letzten Worte ſeines freigeiſteriſchen Freundes, in ſich gekehrt an der Seite ſtand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte; dieſer aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand, und rief mit Emphaſe: ich treffe Sie in einer würdigen Geſellſchaft; folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes, und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünſche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt. Er ſprach's, umarmte Wilhelmen, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an ſeine Bruſt. Zu gleicher Zeit trat Jarno herbei, und ſagte zu dem Fremden: es iſt am beſten, ich reite gleich mit Ihnen hinein, ſo können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort. Beide ſchwangen ſich darauf zu Pferde, und überließen unſern verwunderten Freund ſeinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarno's klangen noch in ſeinen Ohren. Ihm war unerklärlich, das Paar menſchlicher Weſen, das ihm unſchuldigerweiſe ſeine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er ſo ſehr verehrte, ſo tief herunter geſetzt zu ſehen. Die ſonderbare Umarmung des Officiers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn, ſie beſchäftigte ſeine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarno's Reden hatten ſein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun brach er auf ſeinem Rückwege gegen ſich ſelbſt in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die barbariſche Kälte Jarno's, die ihm aus den Augen herausſprühe, und aus allen ſeinen Gebärden ſpreche, habe verkennen und vergeſſen mögen. — Mein, rief er aus, du bildeſt dir nur ein, du abgeſtorbener Weltmann, daß du ein Freund ſeyn könneſt! Alles was du mir anbieten magſt, iſt der Empfindung nicht werth, die mich an dieſe Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bei Zeiten entdeckt, was ich von dir zu erwarten hätte! —

Er faßte Mignon, die ihm entgegenkam, in die Arme, und rief aus: nein, uns ſoll nichts trennen, du gutes kleines Geſchöpf! Die ſchwarze Klugheit der Welt ſoll mich nicht verwirren, dich zu verlaſſen, noch zu vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin.

Das Kind deſſen heftige Liebesſcenen er ſonſt abzuſehen pflegte, erfreute ſich dieſes unerwarteten Ausdrucks der Zärtlichkeit, und hing ſich ſo feſt an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt loswerden konnte.

Seit dieſer Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen Acht, die ihm nicht alle lebenswürdig ſchienen; ja es kam wohl manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beiſpiel Karten verbacht, das Gebäude auf den Baron, welches der arme Pedant ſo ihener hatte bezahlen müſſen, ſey Jarno's Arbeit. Da nun dieſer in Wilhelms Gegenwart über den Verfall geſchernt hatte, glaubte unſer Freund hierin das Zeichen eines höchſt verdorbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter ſeyn, als einen Unſchuldigen, deſſen Leiden man verurſacht, zu verſpotten, und weder an Genugthuung noch Entſchädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm ſie ſelbſt veranlaßt, denn er war durch einen ſehr ſonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Officiere, im unteren Saale des alten Schloſſes, mit einem Theile der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ganze Nächte auf eine luſtige Weiſe zubrachten. Einen Morgen, als er nach ſeiner Gewohnheit früh aufgeſtanden, kam er von ungefähr in das Zimmer, und fand die jungen Herren, die eine höchſt ſonderbare Toilette zu machen im Begriff ſtunden. Sie hatten in einen Napf mit Waſſer Kreide eingerieben, und trugen

den Teig mit einer Bürſte auf ihre Weſten und Beinkleider, ohne ſie auszuziehen, und ſtellten alſo die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das ſchnellſte wieder her. Unſerm Freunde, der ſich über dieſe Handgriffe wunderte, fiel der weiß beſtäubte und beſtellte Rock des Pedanten ein; der Verdacht wurde um ſo viel ſtärker, als er erfuhr, daß einige Verwandte des Barons ſich unter der Geſellſchaft befänden.

Um dieſem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, ſuchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühſtücke zu beſchäftigen. Sie waren ſehr lebhaft, und erzählten viele luſtige Geſchichten. Der eine beſonders, der eine Zeitlang auf Werbung geſtanden, wußte nicht genug die Luſt und Thätigkeit ſeines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menſchen an ſich zu ziehen, und jeden nach ſeiner Art zu überliſten verſtand. Umſtändlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hauſe und ſorgfältiger Erziehung, durch allerlei Vorſpiegelungen einer anſtändigen Verſorgung, betrogen worden, und ſagte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange ſo wohl getban habe, ſich von einem angeſetzenen, tapferen, klugen und freigebigen Officier geſchätzt und hervorgezogen zu ſehen.

Wie ſogleich Wilhelm ſeinen Genius, der ihm ſo unvermuthet den Abgrund zeigte, deſſen Rande er ſich unſchuldigerweiſe genähert hatte. Er ſah nun in Jarno nichts als den Werber; die Unwahrheit des fremden Officiers war ihm leicht erklärlich. Er verabſcheute die Geſinnungen dieſer Männer, und vermied von dem Augenblicke mit irgend jemand, der eine Uniform trug, zuſammenzukommen, und ſo wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, ſehr angenehm geweſen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müſſen, aus der Nähe ſeiner ſchönen Freundin, vielleicht auf immer, verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwiſchen hatte die Baroneſſe mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen ſeit jenem Abenteuer war ihr ein völliges Räthſel. Er war ganz aus ſeiner Manier herausgegangen; von ſeinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Geſellſchaft und an die Bedienten hatten ſehr nachgelaſſen. Von Pedanterie und abelterlichem Weſen merkte man wenig, vielmehr war er ſtill und in ſich gekehrt, jedoch ſchien er heiter, und wirklich ein anderer Menſch zu ſeyn. Bei Vorleſungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wählte er ernſthafte, oft religiöſe Bücher, und die Baroneſſe ſetzte in beſtändiger Furcht, es möchte hinter dieſer anſcheinenden Ruhe ſich ein geheimer Groll verbergen, ein ſtiller Vorſatz, den Frevel, den er ſo zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entſchloß ſich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und ſie konnte es um ſo mehr, als ſie mit ihm in einem Verhältniſſe ſtand, in dem man ſich ſonſt wenig zu verbergen pflegt. Jarno war ſeit kurzer Zeit ihr entſchiedener Freund; doch wußten ſie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lärmenden Welt, die ſie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfin war dieſer neue Roman nicht entgangen, und höchſt wahrſcheinlich ſuchte die Baroneſſe ihre Freundin gleichfalls zu beſchäftigen, um den ſtillen Vorwürfen zu entgehen, welche ſie denn doch manchmal von jener edlen Seite zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baroneſſe ihrem Freunde die Geſchichte erzählt, als er lachend ausrief: da ſtandet der Alte gewiß ſich ſelbſt geſehen zu haben: er fürchtet, daß ihm dieſe Erſcheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun iſt er zahm geworden, wie alle die Halbmenſchen, wenn ſie an die Auflöſung denken, welcher niemand entgangen iſt, noch entgehen wird. Nur Stille! da ich hoffe, daß er noch lange leben ſoll, ſo wollen wir ihn bei dieſer Gelegenheit wenigſtens ſo formiren, daß er ſeiner Frau und ſeinen Hausgenoſſen nicht mehr zur Laſt ſeyn ſoll.

Sie ſannen nun, ſo bald es nur ſchicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahnungen, Erſcheinungen, und dergleichen zu ſprechen. Jarno ſpielte den Zweifler, ſeine Freundin gleichfalls, und ſie trieben es ſo weit, daß der Graf endlich Jarno bei Seite nahm, ihm ſeine Freigeiſterei verwies und ihm, durch ſein eigenes Beiſpiel, von der Möglichkeit und Wirklichkeit ſolcher Geſchichten zu überzeugen ſuchte. Jarno ſpielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Ueberzeugten, machte ſich aber gleich daraus in ſtiller Nacht mit ſeiner Freundin deſto luſtiger über den ſchwachen Weltmann, der nun auf einmal von ſeinen Ahnen durch einen Popanz bekehrt werden, und der nur noch deßwegen ſo leben ſey, weil er mit ſo vieler Faſſung ein bevorſtehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

Auf die natürlichſte Folge, welche dieſe Erſcheinung nicht haben konnen, mochte er doch wohl nicht gefaßt ſeyn, rief die Baroneſſe mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der ſie, ſobald ihr eine Sorge von Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man ſchmiedete neue Anſchläge, den Grafen noch mehr irre zu machen, und die Neigung der Gräfin zu Wilhelm noch mehr zu reizen und zu befeſtigen.

In dieſer Abſicht erzählte man der Gräfin die ganze Geſchichte, die ſie zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber ſeit der Zeit nachdenklicher ward, und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zuvorkommender war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumalen ſchien.

Die Anſtalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken, und der Prinz zugleich ſein Hauptquartier verändern würde; ja es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut verlaſſen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unſere Schauſpieler konnten ſich alſo leicht die Rationäle ſtellen; doch nur der einzige Melina nahm ſeine Maßregeln darnach, die andern ſuchten nur noch von dem Augenblicke ſo viel als möglich das Vergnüglichſte zu erhaſchen.

Wilhelm war indeſſen auf eine eigene Weiſe beſchäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abſchrift ſeiner Stücke verlangt, und er ſah dieſen Wunſch der liebenswürdigen Frau als die ſchönſte Belohnung an.

Ein junger Autor der ſich noch nicht gedruckt geſehen, verbirgt in einem ſolchen Falle die größte Aufmerkſamkeit auf eine reinliche und zierliche Abſchrift ſeiner Werke. Es iſt gleichſam das goldne Zeitalter der Autorſchaft: man ſieht ſich in jene Jahrhunderte verſetzt, in denen die Preſſe noch

nicht die Welt mit ſo viel unnützen Schriften überſchwemmt hatte; wo nur würdige Geiſtesproducte abgeſchrieben, und von den edelſten Menſchen verwahrt wurden, und wie leicht begeht man alsdann den Fehlſchluß, daß ein ſorgfältig abgeſchriebenes Manuſcript auch ein würdiges Geiſtesproduct ſey, werth von einem Kenner und Beſchützer beſeſſen und aufgeſtellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in kurzem abgehen ſollte, noch ein großes Gaſtmahl angeſtellt. Viele Damen aus der Nachbarſchaft waren geladen und die Gräfin hatte ſich bei Zeiten angezogen. Sie hatte dieſen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als ſie ſonſt zu thun gewohnt war. Friſur und Aufſatz waren geſuchter, ſie war mit allen ihren Juwelen geſchmückt. Eben ſo hatte die Baroneſſe das Möglichſte gethan, um ſich mit Pracht und Geſchmack anzukleiden.

Philine, als ſie merkte, daß den beiden Damen in Erwartung ihrer Gäſte die Zeit zu lang wurde, ſchlug vor, Mildmeinen kommen zu laſſen, der ſein fertiges Manuſcript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzuleſen wünſchte. Er kam und erſtaunte im Hereintreten über die Geſtalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur gehoben worden waren. Er las nach dem Befehle der Damen, allein ſo zerſtreut und ſelbſtet, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht ſo nachſichtig geweſen wären, ſie ihn gar bald würden entlaſſen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, ſchien es ihm, als wenn ein elektriſcher Funke ſich vor ſeinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu ſeiner Recitation hernehmen ſollte. Die ſchöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt ſchien es ihm, als ob er nie etwas Vollkommneres geſehen hätte, und von den tauſenderlei Gedanken, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, mochte ungefähr Folgendes der Inhalt ſeyn:

Wie thöricht leben ſich doch ſo viele Dichter und ſogenannte geiſtbildende Menſchen gegen Putz und Pracht auf, und verlangen nur in einfachen, der Natur angemeſſenen Kleidern die Frauen alles Standes zu ſehen. Sie ſchelten den Putz, ohne zu bedenken, daß oft der arme Putz nicht iſt, der uns mißfällt, wenn wir eine häßliche oder minder ſchöne Perſon reich und ſonderbar gekleidet erblikken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier verſammeln und ſie fragen, ob ſie wünſchten etwas von dieſen Falten, von dieſen Bändern und Spitzen, von dieſen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? Würden ſie nicht ſtreiten, den angenehmen Eindruck zu ſtören, der ihnen hier ſo völlig und natürlich entgegen kommt? Ja, natürlich darf ich wohl ſagen! Wenn Minerva ganz gerüſtet aus dem Haupte des Jupiter entſprang, ſo ſcheinet dieſe Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu ſeyn.

Er ſah ſie oft im Leſen an, als wenn er dieſen Eindruck ſich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falſch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich ſonſt über die Verwechſelung eines Wortes oder Buchſtabens als über einen lebhaften Schandfleck einer ganzen Vorleſung verzweifeln konnte.

Ein ſeltſamer Lärm, als wenn die Gäſte angefahren kämen, machte der Vorleſung ein Ende; die Baroneſſe ging weg, und die Gräfin, im Begriff ihren Schreibtiſch zuzumachen, der noch offen ſtand, ergriff ein Nippfläſchchen und ſteckte noch einige Ringe an die Finger. Wir werden uns bald trennen, ſagte ſie, indem ſie ihre Augen auf das Fläſchchen heftete: nehmen Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünſcht, als daß es Ihnen wohl gehen möge. Sie nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Kryſtall ein ſchön von Haaren geflochtenes Schild zeigte, und mit Steinen beſetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelmen, der, als er ihn annahm, nichts zu ſagen und nichts zu thun wußte, ſondern wie eingewurzelt in den Boden zu ſtand. Die Gräfin ſchloß den Schreibtiſch zu, und ſetzte ſich auf ihren Sopha.

Und ich ſoll hier antworten, ſagte Philine, indem ſie zur rechten Hand der Gräfin niederkniete: ſehr nur den Menſchen, der zur Unzeit ſo viele Worte im Munde führet und jetzt nicht einmal eine armſelige Dankſagung verſtammeln kann. Friſch, mein Herr, thun Sie wenigſtens pantomimiſch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute ſelbſt nichts zu erfinden wiſſen, ſo ahmen Sie mir wenigſtens nach.

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin, und küßte ſie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm ſtürzte auf ſeine Knie, faßte die linke, und drückte ſie an ſeine Lippen. Die Gräfin ſchien verlegen, aber ohne Widerwillen.

Ha! rief Philine aus, ſo viel Schmuck hab' ich wohl ſchon geſehen, aber noch nie eine Dame ſo würdig ihn zu tragen. Welche Armbänder! aber auch welche Hand! Welcher Halsſchmuck! aber auch welche Bruſt!

Stille, Schmeichlerin, rief die Gräfin.

Stellt denn das den Herrn Grafen vor? ſagte Philine, indem ſie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an koſtbaren Ketten an der linken Seite trug.

Er iſt als Bräutigam gemalt, verſetzte die Gräfin.

War er denn damals ſo jung? fragte Philine: Sie ſind ja nur erſt, wie ich weiß, wenige Jahre verheirathet.

Dieſe Jugend kommt auf die Rechnung des Malers, verſetzte die Gräfin.

Es iſt ein ſchöner Mann, ſagte Philine. Doch ſollte wohl niemals, fuhr ſie fort, indem ſie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, in dieſe verborgene Kapſel ſich ein ander Bild eingeſchlichen haben?

Du biſt ſehr verwegen, Philine! rief ſie aus: ich habe dich verzogen. Laß mich ſo etwas nicht zum zweiten Mal hören.

Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich, rief Philine, ſprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die ſchöne Hand noch in ſeinen Händen. Er ſah unverwandt auf das Armſchloß, das, zu ſeiner größten Verwunderung, die Anfangsbuchſtaben ſeiner Namen in brillantenen Zügen ſehen ließ.

Beſitz' ich, fragte er beſcheiden, in dem koſtbaren Ringe denn wirklich Ihre Haare?

Ja, verſetzte ſie mit halber Stimme; dann nahm ſie ſich zuſammen, und ſagte, indem ſie ihm die Hand drückte: Stehen Sie auf, und leben Sie wohl!

Hier ſteht mein Name, rief er aus, durch den ſonderbarſten Zufall! Er zeigte auf das Armſchloß.

Wer? rief die Gräfin: es iſt die Chiffer einer Freundin!

Es ſind die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Vergeſſen Sie meiner nicht. Ihr Bild ſteht unauslöſchlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl, laſſen Sie mich ſterben!

Er küßte ihre Hand, und wollte aufſtehen; aber wie im Traum das Seltſamſte aus dem Seltſamſten ſich entwickelnd uns überraſcht, ſo hielt er, ohne zu wiſſen wie es geſchah, die Gräfin in ſeinen Armen, ihre Lippen ruhten auf den ſeinigen und ihre wechſelſeitigen lebhaften Küſſe gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem erſten aufwallenden Schaum des friſch eingeſchenkten Bechers der Liebe ſchlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf ſeiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen; er umfaßte ſie mit Lebhaftigkeit, und drückte ſie wiederholend an ſeine Bruſt. O daß ein ſolcher Augenblick nicht Jahrhunderte währen kann, und wehe dem menſchlichen Gemüt, daß auch unſern Freunden dieſe kurzen Augenblicke unterbrach.

Die erſchrack Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin ſich auf einmal mit einem Schrei von ihm losriß, und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr.

Er ſtand betäubt vor ihr da; ſie hielt die andere Hand vor die Augen, und rief nach einer Pauſe: entfernen Sie ſich, reiſen Sie!

Er ſtand noch immer.

Verlaſſen Sie mich, rief ſie, und indem ſie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke anſah, ſetzte ſie mit der lieblichſten Stimme hinzu: lieben Sie mich, wenn Sie mich lieben.

Wilhelm war aus dem Zimmer, und wieder auf ſeiner Stube, eh er wußte, wo er ſich befand.

Die Unglücklichen! Welche ſonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß ſie aus einander?

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Lothario ſtand nachdenklich am Fenſter und blickte, auf ſeinen Arm geſtützt, in das Feld hinaus. Philine ſchlich über den großen Saal herbei, lehnte ſich auf den Freund, und verſpottete ſein ernſthaftes Anſehen.

Lache nur nicht, verſetzte er, es iſt abſcheulich, wie die Zeit verache, wie alles ſich verändert und ein Ende nimmt! Sieh nur, hier ſtand vor kurzem noch ein ſchönes Laar, wie luſtig ſahen die Zelte aus; wie lebhaft ging es darin zu! wie ſorgfältig betrachte man den ganzen Bezirk! und nun iſt alles auf einmal verſchwunden. Nur kurze Zeit werden das zerriſſene Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen; dann wird alles bald umgeackert ſeyn, und die Gegenwart ſo vieler tauſend tüchtigen Menſchen in dieſer Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute ſpuken.

Philine fing an zu ſingen, und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. Laß uns, rief ſie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn ſie vorüber iſt, ſie wenigſtens als eine ſchöne Göttin, indem ſie bei uns vorbeigeht, fröhlich und zierlich verehren.

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madame Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, ſie gleichfalls zum Tanze einzuladen, und ſie dadurch an die Mißgeſtalt zu erinnern, in welche ſie durch ihre Schwangerſchaft verſetzt war.

Wenn ich nur, ſagte Philine hinter ihrem Rücken, meine Frau mehr guter Hoffnung ſehen ſollte!

Sie hofft dem, ſagte Laertes.

Aber es ſtehet ihr ſo häßlich. Heiß du die vordere Mantelfalte des verſtörten Rocks geleben, die immer voraus ſpaziert, wenn ſie ſich bewegt! Sie hat gar keine Art noch Geſchick, ſich nur ein bißchen zu maſkiren und ihren Zuſtand zu verbergen.

Laß nur, ſagte Laertes, die Zeit wird ihr ſchon zu Hülfe kommen.

Es wäre doch immer hübſcher, rief Philine, wenn man die Kinder von den Bäumen ſchüttelte.

Der Baron trat herein, und ſagte ihnen etwas Freundliches im Namen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereiſt waren, und machte ihnen einige Vorwürfe. Er ging darauf zu Wilhelmen, der ſich im Nebenzimmer mit Noten beſchäftigte. Das Kind hatte ſich ſehr freundlich und zutraulich bezeigt, nach Wilhelms Eltern, Geſchwiſtern und Verwandten gefragt, und ihn dadurch an ſeine Pflicht erinnert, den Seinigen von ſich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm, nebſt einem Abſchiedsgruße von den Herrſchaften, die Verſicherung, wie ſehr der Graf mit ihm, ſeinem Spiele, ſeinen poetiſchen Arbeiten und ſeinen theatraliſchen Bemühungen zufrieden geweſen ſey. Er zog darauf zum Beſchluß dieſer Geſinnung einen Beutel hervor, durch deſſen ſchönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldſtücke durchſchimmerte: Wilhelm trat zurück, und weigerte ſich ihn anzunehmen.

Sehen Sie, ſagte der Baron fort, dieſe Gabe als einen Beweis für Ihre Zeit, als eine Entſchädigung für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieſes einen guten Namen und die Neigung der Menſchen verſchafft, ſo iſt billig, daß wir durch Fleiß und Anſtrengung zugleich die Mittel erwerben, unſer Bedürfniß zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geiſt ſind. Wären wir in der Stadt, wo alles zu finden iſt, ſo hätte man dieſe kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder ſonſt etwas verwandelt; nun aber iſt es mir den Zauberſtab unmittelbar in Ihre Hände; ſchaffen Sie ſich ein Kleinod dafür, das Ihnen am liebſten und am dienlichſten iſt, und verwahren Sie es zu unſerm Andenken. Dabei bitten Sie ja den Beutel zu füllen. Die Damen haben ihn ſelbſt geſtickt, und ihre Abſicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die anmuthigſte Form zu geben.

Vergeben Sie, verſetzte Wilhelm, meiner Verlegenheit und meinem Zweifel, dieſes Geſchenk anzunehmen. Es verwickelt gleichſam das Wenige, was ich geben habe, und hindert das freie Spiel einer gleichſam Erinnerung. Geld iſt eine ſchöne Sache, wo etwas abgethan werden ſoll, und ich wünſchte mich in dem Andenken Ihres Hauſes ſo ganz abgethan zu ſehen.

Das iſt nicht der Fall, verſetzte der Baron; aber indem Sie ſelbſt ſort empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf ſich weniger als Ihren

Schultern deuten soll: ein Mann, der seinen größten Ehrgeiz darein setzt, aufmerksam und gerecht zu seyn. Ihm ist nicht entgangen, welche Mühe Sie sich gegeben, und wie Sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben. Ja er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu bestätigen, Ihr eignes Geld nicht schonten. Nie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihn nicht versichern kann, daß seine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat.

Wenn ich nur an mich selbst denken, wenn ich nur meinen eignen Empfindungen folgen dürfte, versetzte Wilhelm, würde ich mich, ungeachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, diese Gabe, so schön und ehrenvoll sie ist, anzunehmen; aber ich leugne nicht, daß sie mich in dem Augenblicke, in dem sie mich in Verlegenheit setzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mit manchen stillen Kummer verursachte. Ich habe sowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenschaft zu geben habe, nicht zum besten haushalterisch; nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getrost von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieser sonderbare Seitenweg geführt hat. Ja sogar die Delicatesse, die uns wie ein zartes Gewissen bei solchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf- und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, stieß' ich beschämt vor den Irrigen.

Es ist sonderbar, versetzte der Baron, welch ein wunderlich Bedenken man sich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menschliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, solche Scrupel gern zu erzeugen und sorgfältig zu nähren.

Ist es nicht das nämliche mit allen Ehrenpunkten? fragte Wilhelm.

Ja ja, versetzte der Baron, und andern Vorurtheilen. Wir wollen sie nicht aufsäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszurotten. Aber mich freut immer, wenn einzelne Personen fühlen, über was man sich hinauszusetzen kann und soll, und ich denke mit Vergnügen an die Geschichte des gelehrten Dichters, der für ein Hoftheater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beifall des Monarchen erhielten. Ich muß ihn ansehnlich belohnen, sagte der großmüthige Fürst; man forsche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod Vergnügen macht, oder ob er nicht verschmäht Geld anzunehmen. Nach seiner scherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann: ich danke selbst für die gnädigen Gesinnungen, und da der Kaiser alle Tage Geld und nimmt, so sehe ich nicht ein, warum ich mich schämen sollte, Geld von ihm anzunehmen.

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlassen, als Wilhelm eifrig die Baarschaft zählte, die ihm so unvermuthet, und, wie er glaubte, so unverdient zugekommen war. Es schien, als ob ihm der Werth und die Würde des Goldes, die uns in spätern Jahren erst fühlbar werden, ahnungsweise zum ersten Mal entgegen blickten, als die schönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte seine Rechnung und fand, daß er, besonders da Melina den Vorschuß sogleich wieder zu bezahlen versprochen hatte, eben so viel, ja noch mehr in Cassa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den ersten Strauß abverdorben ließ. Mit dürftiger Zufriedenheit blickte er auf sein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuversicht die Feder, um einen Brief zu schreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit, und sein bisheriges Betragen in das beste Licht setzen sollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung, und ließ nur in bedeutenden und mystischen Ausdrücken basjenige, was ihm begegnet seyn konnte, errathen. Der ganze Zustand seiner Casse, der Erwerb, den er seinem Talent schuldig war, die Gunst der Großen, die Neigung der Frauen, die Bekanntschaft in einem weiten Kreise, die Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein solches wunderliches Luftgemälde, daß Fata Morgagna selbst es nicht seltsamer hätte durcheinanderwirken können.

In dieser glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geschlossen war, ein langes Selbstgespräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte, und sich eine thätige und würdige Zukunft ausmalte. Das Beispiel so vieler edlen Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakspearische Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der schönen Gräfin hatte er ein unaufsprechliches Feuer in sich getrunken. Das alles wunnte, das sollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeister kam und fragte, ob sie mit Einpacken fertig seyen. Leider hatte, außer Melina, noch niemand daran gedacht. Nun sollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte versprochen, die ganze Gesellschaft einige Tagereisen weit transportiren zu lassen, die Pferde waren eben bereit, und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach seinem Koffer; Madame Melina hatte sich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach seinem Gelde, Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit großer Sorgfalt gepackt. Philine sagte: ich habe in dem meinigen noch Platz, nehmt Wilhelms Kleider, und behaft Mignon, das Uebrige nachzubringen. Wilhelm mußte es, nicht ohne Widerwillen, geschehen lassen.

Indem man aufpackte, und alles zubereitete, sagte Melina: Es ist mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktschreier reisen; ich wünschte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenspieler sich noch geschwinde den Bart scheren ließe. Mignon hielt sich fest an Wilhelm, und sagte mit großer Lebhaftigkeit: ich bin ein Knabe: ich will kein Mädchen seyn! Der Alte schwieg, und Philine machte bei dieser Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beschützers, einige lustige Anmerkungen. Wenn der Harfner seinen Bart abschneidet, sagte sie, so mag er ihn nur sorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, sobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieser Bart allein hat ihm die Gnade dieses Herrn verschafft.

Als man in sie drang und eine Erklärung dieser sonderbaren Aeußerung verlangte, ließ sie sich folgendergestalt vernehmen: der Graf glaubt, daß es zur Illusion sehr viel beitrage, wenn der Schauspieler auch im gemeinen Leben seine Rolle fortspielt, und seinen Character souteniert; deswegen war er dem Pedanten so günstig, und er fand, es sey recht gescheidt, daß der Harfner seinen falschen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, sondern auch beständig bei Tage trage, und freute sich sehr über das natürliche Aussehen der Maskerade.

Als die Andern über diesen Irrthum und über die sonderbaren Meinungen des Grafen spotteten, ging der Harfner mit Wilhelm bei Seite, nahm von ihm Abschied, und bat mit Thränen, ihn ja sogleich zu entlassen. Wilhelm redete ihm zu, und versicherte, daß er ihm gegen jedermann schützen werde, daß ihm niemand ein Haar krümmen, vielweniger ohne seinen Willen absondern solle.

Der Alte war sehr bewegt, und in seinen Augen glühte ein sonderbares Feuer. Nicht dieser Anlaß treibt mich hinweg, rief er aus; schon lange mache ich mir stille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich sollte nirgends verweilen, denn das Unglück erreicht mich und beschädigt die, die sich zu mir gesellen. Fürchten Sie alles, wenn Sie mich nicht entlassen, aber fragen Sie mich nicht, ich gehöre nicht mir zu, ich kann nicht bleiben.

Wem gebricht du an? Wer kann eine solche Gewalt über dich ausüben?

Mein Herr, lassen Sie mir mein schauderndes Geheimniß, und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, ist nicht des irdischen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schicksale; ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!

In diesem Zustande, in dem ich dich sehe, werde ich dich gewiß nicht lassen.

Es ist Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudre. Ich bin sicher bei Ihnen, aber Sie sind in Gefahr. Sie wissen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin schuldig, aber unglücklicher als schuldig. Meine Gegenwart verscheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unstät soll' ich seyn, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholet, der mich nur langsam verfolgt, und nur dann sich werfen läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Undankbar kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlasse.

Sonderbarer Mensch! du kannst mir das Vertrauen in dich so wenig nehmen, als die Hoffnung, dich glücklich zu sehen. Ich will in die Geheimnisse deines Aberglaubens nicht eindringen; aber wenn du ja in Ahnung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen selbst so sage ich dir zu deinem Trost und zu deiner Aufmunterung: geselle dich zu meinem Glücke, und wir wollen sehen, welcher Genius der stärkste ist, dein schwarzer oder mein weißer!

Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, um ihm noch mancherlei Tröstliches zu sagen; denn er hatte schon seit einiger Zeit in seinem wunderbaren Begleiter einen Menschen zu sehen geglaubt, der durch Zufall oder Schicksung eine große Schuld auf sich geladen hat und nun die Erinnerung derselben immer mit sich fortschleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm seinen Gesang behorcht, und folgende Zeilen wohl bemerkt:

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

Der Alte mochte nun sagen was er wollte, so hatte Wilhelm immer ein stärker Argument, wußte alles zum Besten zu kehren und zu wenden, wußte so brav, so herzlich und tröstlich zu sprechen, daß der Alte selbst wieder aufzuleben und seinen Grillen zu entsagen schien.

Zweites Capitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen aber wohlhabenden Stadt mit seiner Gesellschaft unterzukommen. Schon bemerkten sie sich an dem Orte, wohin sie die Pferde des Grafen gerettet hatten, und fuhren sich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen sie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen, und zeigte sich, nach seiner Gewohnheit, übrigens sehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die schönen Ducaten der Gräfin in der Tasche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und sehr leicht vergaß er, daß er sie in der Kutschen Velany, die er den Seinigen zuschickte, schon sehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakspeare, den er mit großer Freude auch als seinen Vetter anerkannte, und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeitlang aufhielt, und, ungeachtet seiner edlen Natur, an der Rohheit, Unsinnigkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergetzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und der Selbstbetrug, wozu er eine fast unüberwindliche Neigung spürte, ward ihm dadurch außerordentlich erleichtert.

Er fing nun an über seine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Weschen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine sehr angemessene Tracht sey. Lange gestrickte Beinkleider und ein Paar Schnürstiefeln schienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verschaffte er sich eine solche seidne Schärpe, die er zuerst unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreite er seinen Hals von der Knechtschaft einer Binde, und ließ sich einige Streifen Nesseltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit gerieten, und das völlige Ansehn eines antiken Kragens erhielten. Das seidne seinne Halstuch, das geerbte Andenken Mariannens, lag nur lose geknüpft unter der nesseltuchnen Krause. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen bedauerten, diese Tracht lasse ihm vorzüglich gut. Philine stellte sich ganz bejammert darüber, und bat sich seine schönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur desto näher zu kommen, unbarmherzig abgeschnitten hatte. Sie empfahl sich dadurch nicht übel, und unser Freund, der durch seine Freigebigkeit sich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harro's Manier mit den Uebrigen umzugehen, fand bald Gefallen in der Gesellschaft, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man focht, man tanzte, man erfand allerlei Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Mittags, den man angetroffen hatte, in starkem Maße, und Philine tauerte in der Unordnung dieser Lebensart dem fürdten Helden auf, für den sein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der sich die Gesellschaft besonders ergetzte, bestand in einem extemporirten Spiel, in welchem sie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten sich sehr gut die Eigenheiten des äußern Anstandes verschiedner vornehmer Personen gemerkt, und die Nachahmung derselben ward von der übrigen Gesellschaft mit dem größten

Bin ich's noch, den du bey ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt,
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegen über ſtellſt?

Reitzender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Beifall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archive ihrer Erfahrungen einige besondere Liebeserklärungen, die an sie gerichtet waren, vorbrachte, wußte man sich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu lassen.

Wilhelm schalt ihre Unbarmherzigkeit; allein man setzte ihm entgegen, daß sie das, was sie dort erhalten, genugsam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen so verdienstvolle Leute, wie sie sich zu seyn rühmten, nicht das beste gewesen sey. Nun beschwerte man sich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie sehr man sie zurückgesetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

Ich wünschte, sagte Wilhelm darauf, daß durch eure Aeußerungen weder Neid noch Eigenliebe durchschiene, und daß ihr jene Personen und ihre Verhältnisse aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtetet. Es ist eine eigene Sache, sehen durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menschlichen Gesellschaft gesetzt zu seyn. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseyns verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Höchste zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich. Das Betragen der Verschiedenen gegen Geringere, und auch unter einander, ist nach äußern Vorzügen abgemessen; sie erlauben jedem seinen Titel, seinen Rang, seine Livrey und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen.

Diesen Worten gab die Gesellschaft einen unmäßigen Beifall. Man fand abscheulich, daß der Mann von Verdienst immer zurück stehen müsse, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden sey. Sie kamen besonders über diesen letzten Punkt auf dem Hundertsten ins Tausendste.

Schelte sie nicht darüber, rief Wilhelm aus, bedauert sie vielmehr! Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es geschenkt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! sie giebt dem verübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptcapital unsers Reichthums aus.

Mignon hatte sich ihm unter diesen Worten genähert, sodaß ihre zarten Arme um ihn, und blieb mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt, und fuhr fort: Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen! wie leicht eignet er sich die Herzen zu. Ein gefälliges, verbindliches, nur einigermaßen menschliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister fest zu halten. Uns kommt alles seltner, wird alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir auf das, was wir erwerben und leisten, einen größern Werth legen. Welche rührenden Beispiele von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie sahen sie uns Schauspieler solche gern spielen! Die Treue ist, in diesem Falle, ein Band, das Streben einer edlen Seele, einem Gröbern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Ja, diese Tugenden sind nur für den geringen Stand; er kann sie nicht entbehren, und sie bleiben ihm schön. Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund seyn könne.

Mignon drückte sich immer fester an ihn.

Nun gut, versetzte Einer aus der Gesellschaft: wir brauchen ihre Freundschaft nicht, und haben sie niemals verlangt. Nur sollten sie sich besser auf Künste verstehen, die sie doch beschützen wollen. Wenn wir am besten gespielt haben, hat uns niemand zugeredet; alles war lauter Parteilichkeit. Wem man günstig war, der gefiel, und man war dem nicht günstig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Allerne und Abgeschmackte Aufmerksamkeit und Beifall auf sich zog.

Wenn ich abrechne, versetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Ironie gewesen seyn mag: so denk ich, es geht in der Kunst, wie in der Liebe. Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst denjenigen nicht freund seyn darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft.

Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß sie um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgenen üben kann.

Unterdessen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers sterben, rief Einer aus der Ecke.

Nicht eben sogleich, versetzte Wilhelm. Ich habe gesehen, so lange einer lebt und sich rührt, findet er immer seine Nahrung, und wenn sie auch gleich nicht die reichlichste ist. Und werdet habt ihr euch denn zu beschweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am schlimmsten aussah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unserer Uebung zu thun, und nur einigermaßen weiter zu streben? Wir treiben fremde Dinge, und entfernen, den Schuljungen ähnlich, alles, was uns nur an unsre Lection erinnern könnte.

Wahrhaftig, sagte Philine, es ist unverantwortlich! Laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle spielen. Jeder muß sein Möglichstes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium stünde.

Man überlegte nicht lange; das Stück ward bestimmt. Es war eines derer, die damals in Deutschland großen Beifall fanden, und nun verschollen sind. Einige pfiffen eine Symphonie, jeder besann sich schnell auf seine Rolle, man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte sich wechselsweise; man hatte sich selten so wohl gehalten.

Als ſie fertig waren, empfanden ſie alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohlgebrachte Zeit, theils weil jeder beſonders mit ſich zufrieden ſeyn konnte. Wilhelm ließ ſich weitläufig in ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

Ihr ſollter ſehen, rief unſer Freund, wie weit wir kommen möchten, wenn wir unſre Uebungen auf dieſe Art fortſetzten, und nicht blos auf Audienzen, ſondern auf Proben und Spielen uns mechaniſch geläufig und handwerksmäßig einübrichten. Wie viel mehr Luſt verbreiten die Tonkünſtler, wie ſehr erquicken ſie ſich, wie genau ſind ſie, wenn ſie gemeinſchaftlich ihre Uebungen vornehmen! Wie ſind ſie bemüht, ihre Inſtrumente übereinzuſtimmen, wie genau halten ſie Takt, wie zart wiſſen ſie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, ſich bei dem Solo eines Andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder ſucht in dem Geiſt und Sinne des Componiſten zu ſpielen, und jeder das, was ihm aufgetragen iſt, ob es mag viel oder wenig ſeyn, gut auszudrücken. Sollten wir nicht eben ſo genau und eben ſo geiſtreich zu Werke gehen, da wir eine Kunſt treiben, die noch viel zarter als jede Art von Muſik iſt, da wir die gewöhnlichſten und ſeltenſten Aeußerungen der Menſchheit geſchmackvoll und ergetzend darzuſtellen berufen ſind? Kann etwas abſcheulicher ſeyn, als in den Proben zu fudeln, und ſich bei der Vorſtellung auf Laune und gut Glück zu verlaſſen? Wir ſollten unſer größtes Glück und Vergnügen darein ſetzen, mit einander übereinzuſtimmen, um uns wechſelsweiſe zu gefallen, und auch nur in ſo fern den Beifall des Publicums zu ſchätzen, als wir ihn uns gleichſam unter einander ſchon ſelbſt garantirt hatten. Warum iſt der Caroſſelmeiſter ſeines Drehwerks gewiſſer, als der Director ſeines Schauſpiels? Weil dort jeder ſich ſeines Antriebs, der das äußere Spiel belebigt, ſchämen muß; aber wie ſelten hab' ich einen Schauſpieler vorſetzliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr ſo ſchnöde beleidigt wird, anerkennen und ſich ihrer ſchämen ſehen! Ich wünſchte nur, daß das Theater ſo ſchmal wäre, als der Drath eines Seiltänzers, damit ſich kein Ungeſchickter hinaus wagte, anſtatt daß jetzo ein jeder ſich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Die Geſellſchaft nahm dieſe Apoſtrophe gut auf, indem jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede ſeyn könne, da er ſich noch vor kurzem nebſt den Uebrigen ſo gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man anfangen, auf dieſer Reiſe und künftig, wenn man zuſammen bliebe, eine geſellige Bearbeitung wolle gewalten laſſen. Man fand nur, daß weil dieſes eine Sache der guten Laune und des freien Willens ſey, ſo müſſe ſich eigentlich kein Director darein miſchen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menſchen die republikaniſche Form die beſte ſey; man bekaupetete, daß Amt eines Directors müſſe herumgehen; er müſſe von allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beigeſetzt bleiben. Sie waren ſo von dieſem Gedanken eingenommen, daß ſie wünſchten, ihn gleich ins Werk zu richten.

Ich habe nichts dagegen, ſagte Melina, wenn ihr auf der Reiſe einen ſolchen Verſuch machen wollt; ich laſſendire meine Directorſchaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen. Er hoffte, dabei zu fouren, und manche Anlagen der kleinen Republik oder dem Intermisdirector aufzuwälzen. Man ging man ſehr lebhaft zu Rathe, wie man die Form des neuen Staates aufs beſte einrichten wolle.

Es iſt ein wanderndes Reich, ſagte Laertes; wir werden wenigſtens keine Grenzſtreitigkeiten haben.

Man ſchritt ſogleich zur Sache, und erwählte Mariannen zum erſten Director. Der Senat ward beſtellt, die Frauen erhielten Sitz und Stimme, man ſetzte Geſetze vor, man verwarf, man annullirte. Die Zeit ging unvermerkt unter dieſem Spiele vorüber, und weil man ſie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Ausſicht für die vaterländiſche Bühne eröffnet zu haben.

Drittes Capitel.

Wilhelm hoffte nunmehr, da er die Geſellſchaft in ſo guter Diſpoſition ſah, ſich auch mit ihr über das hiſtoriſche Verdienſt der Stücke unterhalten zu können. Es iſt nicht genug, ſagte er zu ihnen, als ſie des andern Tages wieder zuſammen kamen, daß der Schauſpieler ein Stück nur ſo obenhin anſehe, daſſelbe nach dem erſten Eindrucke beurtheile, und ohne Prüfung ſein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dieß iſt dem Zuſchauer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten ſeyn, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauſpieler dagegen ſoll von dem Stücke und von den Urſachen ſeines Lobes und Tadels Rechenſchaft geben können; und wie wir er das, wenn er nicht in den Sinn ſeines Autors, wenn er nicht in die Abſichten deſſelben einzudringen verſteht? Ich habe den Fehler, ein Stück als einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an ſich und nicht im Zuſammenhange mit dem Stücke zu betrachten, an mir ſelbſt in dieſen Tagen ſo lebhaft bemerkt, daß ich euch das Beiſpiel erzählen will, wenn ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

Ihr kennt Shakſpeare's unvergleichlichen Hamlet aus einer Vorleſung, die euch ſchon auf dem Schloſſe das größte Vergnügen machte. Wir ſetzten uns vor das Stück zu ſpielen, und ich hatte, ohne zu wiſſen was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen; ich glaubte ſie zu ſtudiren, indem ich anfing, die ſchwierigſten Stellen, die Selbſtgeſpräche und jene Auftritte zu memoriren, in denen Hamlet der Serle, Ertzherzog des Geiſtes und Lebhaftigkeit ſeinen Spielgenoſſen haben. wo das bewegte Gemüth ſich in einem gefühlvollen Ausdrucke zeigen kann.

Auch glaubte ich recht in den Geiſt der Rolle einzudringen, wenn ich die Laſt der tiefen Schwermuth gleichſam ſelbſt auf mich nähme, und unter dieſem Druck meinem Vorbilde durch das ſeltſame Labyrinth ſo mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen ſuchte. So memorirte ich, und ſo übte ich mich, und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Perſon zu werden.

Allein je weiter ich kam, deſto ſchwerer ward mir die Vorſtellung des Ganzen, und mir ſchien zuletzt faſt unmöglich, zu einer Ueberſicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider manches nicht paſſen. Bald ſchienen ſich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widerſprechen, und ich verzweifelte faſt, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen könnte. In dieſen Zerquälungen bemühte ich mich lange vergebens, bis ich mich endlich auf einem ganz beſonders Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

Ich ſuchte jede Spur auf, die ſich von dem Charakter Hamlets in ſeiner Zeit vor dem Tode ſeines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieſer traurigen Begebenheit, unabhängig von dem nachfolgenden ſchrecklichen Ereigniſſe, dieſer intereſſante Jüngling geweſen war, und was er ohne ſie vielleicht geworden wäre.

Zart und edel entſproſſen wuchſ die königliche Blume, unter den unmittelbaren Einflüſſen der Majeſtät, hervor; der Begriff des Rechts und der fürſtlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anſtändigen mit dem Bewußtſeyn der Höhe ſeiner Geburt, entwickelten ſich zugleich in ihm. Er war ein Fürſtein geborner Fürſt, und wünſchte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut ſeyn möchte. Angenehm von Geſtalt, geſittet von Natur, gefällig von Herzen aus, ſollte er das Muſter der Jugend ſeyn und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine verderbliche Leidenſchaft war ſeine Liebe zu Ophelien ein ſtilles Vorgefühl ſüßer Bedürfniſſe; ſein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz original; vielmehr mußte dieſe Luſt, durch das Los, das man dem Dritten beilegte, geſchärft und erhöht werden; zum ſtäteſten kannte er die Rechtlichen, und wußte die Ruhe zu ſchätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewiſſen Grad hatte er in Künſten und Wiſſenſchaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeſchmackte war ihm zuwider, und wenn in ſeiner zarten Seele der Haß aufkommen konnte, ſo war es nur eben ſo viel als nöthig iſt, um bewegliche und falſche Schlingen zu verachten, und ſpöttiſch mit ihnen zu ſpielen. Er war gelaſſen in ſeinem Weſen, in ſeinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beſchäftigung. Ein akademiſches Hinſolendern ſchien er auch bei Hofe fortzuſetzen. Er beſaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Geſellſchafter, nachſichtig, beſcheiden, beſorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergeſſen; aber niemals konnte er ſich mit dem vereinigen, der die Gränzen des Rechten, des Guten, des Anſtändigen überſchritt.

Wenn wir das Stück wieder zuſammen leſen werden, ſtunt ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigſtens hoffe ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.

Man gab der Schilderung lauten Beifall; man glaubte voraus zu ſehen, daß ſich nun die Handlungsweiſe Hamlets gar gut werde erklären laſſen; man freute ſich über dieſe Art, in den Geiſt des Schriftſtellers einzudringen. Jeder nahm ſich vor, auch irgend ein Stück auf dieſe Art zu ſtudiren und den Sinn des Verfaſſers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nur einige Tage mußte die Geſellſchaft an dem Orte liegen bleiben, und ſogleich zeigten ſich für verſchiedene Glieder derſelben nicht unangenehme Abenteuer, beſonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarſchaft ein Gut hatte, gegen die er ſich aber äußerſt kalt, ja unartig betrug, und darüber von Philinen viele Sottiſen erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unſerm Freunde die unglückliche Liebesgeſchichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geſchlechte feind geworden war. Wer wird ihm übel nehmen, wenn ſie aus, daß er ein Geſchlecht haßt, das ihm ſo übel mitgeſpielt hat, und ihm alle Uebel, die ſonſt Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem ſehr concentrirten Grade zu verſchlucken gab? Stellen Sie ſich vor: binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient und Wittwer! Ja wäßte nicht, wie man's einem ärger machen wollte.

Laertes lief bald lachend, bald verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebſten Art die Geſchichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Menſch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergeſellſchaft eingetroffen, ein ſechzig vierzigjährigen Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der ſich mit dem Director entzweiet, abzureiſen Willens geweſen. Er habe ſich aus dem Stegreife ſterblich verliebt, dem Vater alle möglichen Vorſtellungen gethan zu bleiben, und endlich verſprochen, das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautſtandes ſey er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn ſeine Frau des andern Morgens, als er in der Probe geweſen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerſchmuck beehrt, weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hauſe gerilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an ſeiner Stelle gefunden, habe mit unſinniger Leidenſchaft drein geſchlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert, und ſey mit einer leiblichen Wunde davon gekommen. Vater und Tochter ſeyen darauf noch in der Nacht abgereiſt, und er ſey leider auf eine doppelte Weiſe verwundet zurück geblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem ſchleichteſten Feldſcheer von der Welt geführt, und der Arme ſey leider mit ſchwarzen Zähnen und triefenden Augen aus dieſem Abenteuer geſchieden. Er ſey zu bedauern, weil er übrigens der braveſte Junge ſey, den Gottes Erdboden trage. Beſonders, ſagte ſie, thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt; denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

Melina unterbrach ſie, mit der Nachricht, daß alles zum Transport völlig bereit ſey, und daß ſie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Dispoſition, wie ſie fahren ſollten.

Wenn mich ein guter Freund auf den Schooß nimmt, ſagte Philine, ſo bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich ſitzen; übrigens iſt mir alles einerlei.

Es thut nichts, ſagte Laertes, der auch herbei kam.

Es iſt verdrießlich! ſagte Wilhelm, und eilte weg. Er fand für ſein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verlangt hatte. Eine andere Eintheilung ward gemacht, und man freute ſich, bequem abreiſen zu können, als die unbehagliche Nachricht einlief: daß auf dem Wege, den ſie nehmen wollten, ſich ein Freicorps ſetzen laſſe, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte ſelbſt war man ſehr auf dieſe Zeitung aufmerkſam, wenn ſie gleich nur ſchwankend und zweideutig war. Nach der Stellung der Armeen ſahen ſie unmöglich, daß ein feindliches Corps ſich habe durchſchleichen, oder daß ein freundliches ſo weit habe zurück bleiben können. Jedermann war eifrig unſrer Geſellſchaft die Gefahr, die auf ſie wartete, recht gröblich zu beſchreiben, und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die Meiſten waren darüber in Unruhe und Furcht geſetzt, und als nach der neuen republikaniſchen Form die ſämmtlichen Glieder des Staats zuſammen gerufen wurden, um über dieſen außerordentlichen Fall

zu berathschlagen, waren sie fast einstimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müsse.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für schimpflich, einen Plan, in den man mit so viel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er sprach ihnen Muth ein, und seine Gründe waren männlich und überzeugend.

Noch, sagte er, ist es nichts als ein Gerücht, und wie viele dergleichen entstehen im Kriege! Verständige Leute sagen, daß der Fall höchst unwahrscheinlich, ja beinah unmöglich sey. Sollten wir uns in einer so wichtigen Sache bloß durch ein so unbestimmtes Gerede bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste, und wir finden auf selbiger den besten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo ihr Bekanntschaften, Freunde vor euch seht, und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin, aber in welche schlimmen Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, und in der spaten Jahrszeit wieder heraus zu finden, und was für Zeit und Geld werden wir indessen verschlittern! Er sagte noch viel, und trug die Sache von so mancherlei vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht sich verringerte, und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen so viel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzusagen, und ihnen die Marodeurs und das herumlaufende Gesindel so nichtswürdig zu schildern, und selbst die Gefahr so lieblich und lustig darzustellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom ersten Moment an auf seiner Seite, und versicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigstens einige übereinstimmende Ausdrücke in seiner Manier. Philine lachte sie alle zusammen aus, und da Madame Melina, die, ihrer hohen Schwangerschaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorschlag heroisch fand; so konnte Melina, der denn freilich auf dem nächsten Wege, auf den er accordirt hatte, viel zu sparen hoffte, mehr widerstehen, und man willigte in den Vorschlag von ganzem Herzen.

Man fing nun an, sich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man tauschte große Hirschfänger, und hieng sie an wohlgeschliffenen Riemen über die Schultern. Wilhelm steckte noch überdies ein Paar Terzerole in den Gürtel; Laertes hatte ohnedem eine gute Flinte bei sich, und man machte sich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweiten Tag stiessen die Jubelente, die der Gegend wohl kundig waren, vor: sie wollten auf einem waldigen Bergplane Mittagsrast halten, weil das Dorf weit abgelegen sey, und man bei guten Tagen gern diesen Weg nähme.

Die Unterredung war schön, und jedermann stimmte leicht in den Vorschlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gehölze voraus, und über seine sonderbare Gestalt mußte jeder, der ihm begegnete, stutzig werden. Er eilte mit schnellen und zurückbeugenden Gebärden den Wald hinauf, Laertes pfiff hinter ihm drein, nur die Frauen ließen sich in den Wagen fortschleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, stets auf den Hirschfänger, den man ihr, als die Gesellschaft sich bewaffnete, nicht abschlagen konnte. Um ihren Hut hatte sie die Perlenschnur gewunden, die Wilhelm von Mariannens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes, der Harfner hatte das friedlichste Ansehen. Sein langes Kleid war in den Gürtel gesteckt, und so ging er freier. Er stützte sich auf einen knotigen Stab, sein Instrument war bei den Wagen zurück geblieben.

Nachdem sie nicht ganz ohne Beschwerlichkeit die Höhe erstiegen, erkannten sie sogleich den angezeigten Platz an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große sanftabhängige Waldwiese lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichste Erquickung dar, und es zeigte sich an der andern Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, schöne und hoffnungvolle Aussicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ferne, und neue in der Ferne eintretende Berge machten die Aussicht noch hoffnungvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung bezeichneten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an, und erwarteten geschäftig, singend, die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herkam, und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit Einem Munde begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwischen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zusammen genossen; so war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen schien. Alle fühlten sich einander näher, alle wünschten in einem so angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man bemerkte die Jäger, Köhler und Holzhauer. Leute, die ihr Beruf in diesen glücklichen Wohnungen fest hält; aber alles aber priess man die reizende Wirthschaft eines Jägermeisterhauses. Man bemerkte die wundernahen Gefilden, die in seltsam Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu gemeinen vereinigt sind; man freute sich, einen einigermaßen ähnlich zu sehn.

Indessen hatten die Frauen angefangen, Frühstück zu stehen, und die mitgebrachten Speisen aufzupacken und zu ordnen. Einige Töpfe standen beim Feuer, gruppenweise lagerte sich die Gesellschaft unter den Bäumen und Büschen. Ihre seltsamen Kleidungen und die mancherlei Massen waren hier ein fremdes Ansehen. Die Pferde wurden an Seite gebunden, und wenn man die Kutschen hätte verstecken wollen, so wäre der Anblick dieser kleinen Horde wie zur Illusion romantisch gewesen.

Wilhelm genoß ein wie zufälliges Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Colonie und sich als Anführer derselben denken. In diesem Sinne unterredete er sich mit einem jeden, und belebte den Wahn des Moments so poetisch als möglich auch. Die Gestalt der Gesellschaft erhöhten sie; man aß, trank und jubilirte, und bekannte wiederholt, niemals schönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bei den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren, und jungen duellmäßig, chevalleresken Anlage ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweikampf darstellen, in welchem Hamlet und sein Gegner ein so tragisches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß

man in dieser wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geschehen pflegt, nur ungeschickt hin und wieder stoßen dürfe: sie hofften ein Muster darzustellen, wie man, bei der Aufführung, auch dem Kenner der Tonkunst ein würdiges Schauspiel zu geben habe. Man schloß einen Kreis um sie her; beide fochten mit Eifer und Einsicht, das Interesse der Zuschauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nächsten Busche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Gesellschaft fuhr erschreckt auseinander. Bald erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutschen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geschlechte, unsre Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach den Pistolen, eilten den Räubern entgegen, und forderten, unter lebhaften Ordnungen, Rechenschaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakonisch mit ein paar Musketenschüssen antwortete, drückte Wilhelm seine Pistole auf einen Kraushopf ab, der den Wagen erstiegen hatte, und die Stricke des Gepäcks auseinander schnitt. Wohlgetroffen stürzte er sogleich herunter. Laertes hatte auch nicht fehl geschossen, und beide Freunde zogen bedeutet ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberischen Bande mit Fluchen und Geheul auf sie losbrach, einige Schüsse auf sie that, und sich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegen setzte. Unsre jungen Helden hielten sich tapfer; sie riefen ihren übrigen Gesellen zu, und munterten sie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes, und das Bewußtseyn dessen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwischen der Brust und dem linken Arm verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut spaltete, und fast bis auf die Hirnschale durchdrang, betäubt, fiel er nieder, und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erst in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der wunderbarsten Lage. Das erste, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor seinen Augen lag, entgegen blickte, war das Gesicht Philinens, das sich über das seine herüber neigte. Er fühlte sich schwach, und da er, um sich emporzurichten, eine Bewegung machte, fand er sich in Philinens Schoos, in den er auch wieder zurücksank. Sie saß auf dem Rasen, hatte den Kopf des vor ihr ausgestreckten Jünglings leise an sich gedrückt, und ihm in ihren Armen, so viel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerstreuten blutigen Haaren an seinen Füßen, und umfaßte sie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm seine blutigen Kleider anfah, fragte er mit gebrochener Stimme, wo er sich befinde, was ihm und den andern begegnet sey? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die Uebrigen, sagte sie, seyen alle in Sicherheit, und niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte sie nichts erzählen, und bat ihn inständig, er möchte sich ruhig halten, weil seine Wunden nur schlecht und in der Eile verbunden seyen. Er reichte Mignon die Hand, und erkundigte sich nach der Ursache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine: dieses gutherzige Geschöpf, da es seinen Freund verwundet gesehen, habe sich in der Geschwindigkeit auf nichts besonnen, um das Blut zu stillen, es habe seine eigenen Haare, die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu stopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abstehen müssen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos. Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer saß, der noch ganz wohl verschlossen und unbeschädigt aussah. Er fragte, ob die andern auch so glücklich gewesen, ihre Habseligkeiten zu retten? Sie antwortete mit Achselzucken und einem Blick auf die Wiese, wo zerbrochene Kasten, zerschlagene Koffer, zerschnittene Mantelsäcke und eine Menge kleiner Geräthschaften zerstreut hin und wieder lagen. Kein Mensch war auf dem Platze zu sehen, und die wunderliche Gruppe fand sich in dieser Einsamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wissen wollte: die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerstand hätten thun können, waren gleich in Schrecken gesetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil sah mit Entsetzen dem Unfalle zu. Die Fuhrleute, die sich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigsten gehalten hatten, wurden niedergeworfen und gebunden, und in kurzem war alles rein ausgeplündert und weggeschleppt. Die beängstigten Reisenden fingen, sobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verlust zu bejammern an, eilten, mit möglichster Geschwindigkeit, dem benachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit sich, und brachten nur wenige Trümmer ihrer Besitzthümer davon. Der Harfner hatte sein beschädigtes Instrument an einen Baum gehängt, und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzusuchen, und seinem für todt zurückgelassenen Wohlthäter noch Möglichkeit beizuspringen.

Sechstes Capitel.

Unsre drei verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeit lang in ihrer seltsamen Lage, niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philinens Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzuwachen. Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblick zu. Endlich, da ihnen ihr Wunsch gewährt ward, und Menschen sich ihnen näherten, überfiel sie ein neuer Schrecken. Sie sahen ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege herankommen, den auch sie zurückgelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Gesellschaft angebeteter Gäste diesen Wahlplatz besuchen möchte, um Nachlese zu halten.

Wie angenehm wurden sie dagegen überrascht, als ihnen auf den Büschen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Gesichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Cavalieren begleitet wurde. Reitknechte, Bedienten und ein Trupp Husaren folgten nach.

Philine, die zu dieser Erscheinung große Augen machte, war eben im Begriff zu rufen und die sodne Amazone um Hülfe anzuflehen, als diese selbst erstaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, sogleich ihr Pferd lenkte, herzurritt und stille hielt. Sie erkundigte sich eifrig nach dem Verwundeten, dessen Lage, in dem Schrecke der leichtertigen Samariterin, ihr höchst sonderbar vorgekommen seyn.

Ist es Ihr Mann? fragte sie Philinen. Es ist nur ein guter Freund, versetzte diese mit einem Ton, der Wilhelmen höchst zuwider war. Er hatte seine Augen auf die sanften, hohen, stillen, theilnehmenden

Gesichtshöhe der Ankommenden gehestet; er glaubte nie etwas Höheres noch Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Ein weiter Mannsüberrock verbarg ihm ihre Gestalt; sie hatte ihn, wie es schien, gegen die Kühle der ersten Abendluft von einem ihrer Gesellschafter gelangt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen; einige stiegen ab, die Dame that ein gleiches, und fragte, mit menschenfreundlicher Theilnehmung, nach allen Umständen des Unfalls, der die Reisenden betroffen hatte, besonders aber nach den Wunden des hingestreckten Jünglings. Darauf wandte sie sich schnell um, und ging mit einem alten Herrn seitwärts nach dem Wagen, welche langsam den Berg herauf kamen, und auf dem Waldplatz stille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutsche gestanden, und sich mit den Ankommenden unterhalten hatte, stieg ein Mann von unterseiter Gestalt heraus, den sie zu unserm verwundeten Helden führte. An dem Kästchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Tasche mit Instrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch seine Hand leicht, und seine Hülfe willkommen.

Er untersuchte genau, erklärte, seine Wunde sey gefährlich, er wolle sie auf der Stelle verbinden, alsdann könne man den Kranken in das nächste Dorf bringen.

Die Besorgniß der jungen Dame schienen sich zu vermehren. Sehen Sie nur, sagte sie, nachdem sie einigemal hin- und hergegangen war, und den alten Herrn wieder herbeigeführt, sehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leider er nicht um unsertwillen! Wilhelm hörte diese Worte, und verstand sie nicht. Sie sing unruhig hin und wieder; es schien, als könnte sie sich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen, und als fürchtete sie zugleich den Mehlstand zu verlieren, wenn sie gehen möchte, zu der Zeit, da man ihn, wieweit mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus schnitt eben den linken Aermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr, mit einem ernsthaften Tone, die Nothwendigkeit, ihre Reise fortzusetzen, vorhielte. Wilhelm hatte seine Augen auf sie gerichtet, und war von ihren Blicken so eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war indessen aufgestanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küssen. Als sie neben einander standen, glaubte unser Freund nie einen seltsamen Abstand gesehen zu haben. Philine war ihm noch nie in einem so unvortheilhaften Lichte erschienen. Sie schien, wie es ihm vorkam, sich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger sie berühren.

Die Dame trugte Philinen verschiedenes, aber leise. Endlich kehrte sie sich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken dabei stand, und sagte: Lieber Onkel, darf ich auf Ihre Kosten fertigen lassen? Sie soll sogleich den Ueberrock aus, und ihre Jacke, ihn den Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der beifällige Blick ihrer Augen bisher festgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer schönen Gestalt überrascht. Sie trat näher herzu, und legte den Rock sanft über ihn. In diesem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes stammeln wollte, wurfe der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffene Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als sey ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unsanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde saß, herauszuziehen Anstalt machte. Die Heilige verschwand vor den Augen des Hinsinkenden; er verlor alles Bewußtseyn, und als er wieder zu sich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne sammt ihren Begleitern, verschwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unser Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Barbierjunge mit einer Anzahl Bauern herankam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Aesten und eingeflochtenem Reisig eine Trage, luden den Verwundeten darauf, und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrschaft zurück gelassen hatte, sachte den Berg hinunter. Der Harfner, flink und in sich gekehrt, trug sein beschädigtes Instrument, einige Leute schleppten Philinens Koffer, sie schlenderte mit einem Bündel nach. Mignon sprang bald voraus, bald zur Seite durch Busch und Wald, und blickte sehnlich nach ihrem kranken Beschützer hinüber.

Dieser lag in seinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektrische Wärme schien aus der feinen Wolle in seinen Körper überzugehen; genug, er fühlte sich in die behaglichste Empfindung versetzt. Die schöne Besitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er sah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelste Gestalt, von Strahlen umgeben, vor sich stehen, und seine Seele eilte der Verschwundenen durch Felsen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit sinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshause an, in welchem sich die übrige Gesellschaft befand, und verzweiflungsvoll den verlorenen Verlust beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauses war von Menschen vollgepfropft; einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen; einige sich hinter den Ofen gedrückt, und Frau Melina erwartete, in einer benachbarten Kammer, ängstlich die Niederkunft. Der Schrecken hatte sie beschleunigt, und unter dem Beistande der Wirthin, einer jungen, unerfahrnen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge herein gelassen zu werden verlangten, entstand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, das man zuerst auf Wilhelms Rath, unter seiner besondern Anführung, diesen gefährlichen Weg unternommen, und so in diesem Unfall aufgefischt habe. Man warf die Schuld des kleinen Aufsatzes auf ihn, wiederstrebte ihm an der Thüre seinem Eintritt, und behauptete: er müsse anderswo unterzukommen suchen. Philinen begegnete man noch schonder; der Harfenspieler und Wagner mußten auch das übrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Vorsorge für die Verlassenen von seiner schönen Herrschaft ernstlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Flüchen und Orduen auf die Gesellschaft los, gebot ihnen zusammenzurücken, und den Ankommenden Platz zu machen. Man sing an sich zu bewegnen. Er bereitete Wilhelmen einen Platz auf einem Tische, den er in eine Ecke schob; Philine ließ ihren Koffer daneben stellen, und setzte sich darauf. Jener brachte sich so gut er konnte, und der Jäger

begab ſich weg, um zu ſehen, ob er nicht ein bequemes Quartier für das Oberpaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jedermann erzählte und erhöhte ſeinen Verluſt, man ſchalt die Verwegenheit, durch die man ſo vieles eingebüßt, man verhehlte ſogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unſeres Freundes empfand, man verhöhnte Philinen, und wollte ihr die Art und Weiſe, wie ſie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Auf allerlei Anzüglichkeiten und Stichreden hätte man ſchließen ſollen, ſie habe ſich während der Plünderung und Niederlage um die Gunſt des Anführers der Bande bemüht, und habe ihn, wer weiß durch welche Künſte und Gefälligkeiten, vermocht, ihren Koffer frei zu geben. Man wollte ſie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlüſſern ihres Koffers, um ihre Neider recht von ſeiner Gegenwart zu überzeugen, und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eigenes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes ſchwach, und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels mild und ſanft geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei ſeinem Stillſchweigen von der unzufriedenen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich aufzurichten, und ihnen die Unart vorzuſtellen, mit der ſie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er bot ſein verbundenes Haupt in die Höhe, und fing, indem er ſich mit einiger Mühe ſtützte und gegen die Wand lehnte, folgendergeſtalt zu reden an:

Ich vergebe dem Schmerze, den jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen ſolltet, daß ihr mir widerſteht und mich von euch ſtoßt, das erſte Mal, da ich Hülfe von euch erwarten könnte. Für die Dienſte, die ich euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich euch erwies, habe ich mich durch euren Dank, durch euer freundſchaftliches Betragen bisher genugſam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht, zurückzugehen und zu überdenken, was ich für euch gethan habe; dieſe Berechnung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Liebe und eine heimliche Neigung haben mich bei euch gehalten. Ich nahm an euren Arbeiten, an eurem Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntniſſe waren zu eurem Dienſte. Gebt ihr mir jetzt auf eine bittre Weiſe den Unfall Schuld, der uns betroffen hat; ſo erinnert ihr euch nicht, daß der erſte Vorſchlag, dieſen Weg zu nehmen, von fremden Leuten kam, von euch allen geprüft, und ſo gut von jedem als von mir gebilligt worden iſt. Wäre unſre Reiſe glücklich vollbracht, ſo würde ſich jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er dieſen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde ſich unſrer Ueberlegungen und ſeines aufgeklärten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinde Bewußtſeyn nicht frei ſpräche, ja wenn ich mich nicht auf euch ſelbſt berufen könnte. Habt ihr gegen mich etwas zu ſagen, ſo bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wiſſen; habt ihr mir nichts Gegründetes anzugeben, ſo ſchweigt, und quält mich nicht, jetzt da ich der Nahe ſo äußerſt bedürftig bin.

Statt aller Antwort ſingen die Mädchen an abermals zu weinen und ihren Verluſt umſtändlich zu erzählen; Melina war ganz außer Faſſung: denn er hatte freilich am meiſten, und mehr als wir denken können, eingebüßt. Die ein Raſender ſtolperte er in dem engen Raume hin und her, ſtieß den Kopf wider die Wand, fluchte und ſchalt auf das unzuverläſſigſte; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat, mit der Nachricht, daß ſeine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er ſich die heftigſten Ausbrüche, und einſtimmig mit ihm heulte, ſchrie, drummte und lärmte alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zuſtande und von Verdruß über ihre niedrige Geſinnung bis in ſein Innerſtes bewegt war, fühlte, unerachtet der Schwäche ſeines Körpers, die ganze Kraft ſeiner Seele lebendig. Faſt rief er aus, muß ich euch verachten, ſo verlassenswerth ihr auch ſeyn mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unſchuldigen mit Vorwürfen zu beladen; habe ich Theil an dieſem falſchen Schritte, ſo möge ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Geſellſchaft verloren hat, ſo verliere ich das Meiſte. Was an Garderobe geraubt worden, was an Decorationen zu Grunde gegangen, war mein: denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich ſpreche Sie von dieſer Forderung hiemit völlig frei.

Sie haben gut ſchenken, rief Melina, was niemand wiederfinden wird. Ihr Geld lag in meiner Frau Koffer, und es iſt Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht. Aber, o! wenn das alles wäre! — Er fing auf neue zu ſtampfen, zu ſchimpfen und zu fluchen an. Jedermann erinnerte ſich der ſchönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Doſen, Hüte, welche Melina von dem Kammerdiener ſo glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen ſeine eigenen, obgleich viel geringern, Schätze dabei wieder ins Gedächtniß; man klagte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verſtehen, er habe wahrlich nicht übel gethan, ſich mit dieſer Sachen zu aſſociiren, und durch ihr Glück auch ſeine Habſeligkeiten zu retten.

Glaubt ihr denn, rief er endlich aus, daß ich etwas Eignes haben werde, ſo lange ihr darbt, und iſt es wohl das erſte Mal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein iſt, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.

Es iſt mein Koffer, ſagte Philine, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fetzen, die ich Ihnen aufgeboben, können wenig betragen, und wenn ſie an die redlichſten Juden verkauft werden. Denken Sie an ſich, was Ihre Heilung koſten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verſetzte Wilhelm, nichts verenthalten, was mein iſt, und das Wenige wird uns auf der erſten Verlegenheit retten. Allein der Menſch beſitzt noch manches, womit er ſeinen Freunden beiſtehen kann, das eben nicht klingende Münze zu ſeyn braucht. Alles, was in mir iſt, ſoll dieſen Unglücksfällen gewidmet ſeyn, die gewiß, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges

Vertrauen herum werden. Ja, fuhr er fort, ich fühle, daß ihr bedrückt, und was ich vermag, will ich euch leisten; sammelt mir euer Vertrauen aufs neue, beruhigt euch für diesen Augenblick, nehmet an, was ich euch versprechen! Wer will die Zusage im Namen aller von mir empfangen?

Hier streckte er seine Hand aus, und rief: ich verspreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlassen will, als bis ein jeder seinen Verlust doppelt und dreifach ersetzt sieht, bis ihr den Zustand, in dem ihr euch, durch meine Schuld es wolle, befindet, völlig vergessen, und mit einem glücklichern vertauscht habt.

Er hielt seine Hand noch immer ausgestreckt, und niemand wollte sie fassen. Ich verspreche es noch einmal, rief er aus, indem er auf sein Kissen zurücksank. Alle blieben stille; sie waren beschämt, aber nicht getröstet, und Philine auf ihrem Koffer sitzend, knackte Nüsse auf, die sie in ihrer Tasche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück, und machte Anstalt, den Verwundeten wegzuschaffen. Er hatte den Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen; Philinens Koffer ward fortgetragen, und sie folgte mit natürlichem Anstand. Mignon lief voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Etablissement, das schon lange Zeit als Gast- und Ehrenbette bereit stand, eingegeben. Hier bemerkte man erst, daß die Wunde aufgesprungen war und stark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband sorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber. Philine wartete ihn treulich, und als die Mühseligkeit sie übermeisterte, löste sie der Harfenspieler ab; Mignon war mit dem stillen Vorsatz zu wachen in einer Ecke eingeschlafen.

Des Morgens, als Wilhelm sich ein wenig erholt hatte, erinnerte er von dem Jäger, daß die Herrschaft, die ihnen gestern zu Hülfe gekommen sey, vor kurzem ihre Güter verlassen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen, und sich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den sittlichen Herrn und seine Nichte, zeigte den Ort an, wohin sie sich zuerst begeben, erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlassenen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, in welche sich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umständliche Beschreibung der Wunden, versicherte, daß sie leicht heilen würden, wenn der Patient sich ruhig hielte und sich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'oren zurückgelassen, daß er dem Geistlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben, und die Curkosten für den Chirurgus bei dem niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelms Frau, introducire sich ein für allemal bei ihm in dieser Qualität, und werde nicht zugeben, daß er sich nach einer andern Wartung umsehe.

Philine, sagte Wilhelm, ich bin Ihnen bei dem Unfall, der uns begegnet ist, schon manchen Dank schuldig geworden, und ich wünschte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu sehen. Ich bin unruhig, so lange Sie um mich sind; denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, schließen Sie sich an die übrige Gesellschaft an, suchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit; nur verlassen Sie mich; Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben.

Sie lachte ihm ins Gesicht, als er geendigt hatte. Du bist ein Thor, sagte sie, du wirst nicht klug werden. Ich weiß besser, was dir gut ist; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, also auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was gebt's dich an?

Sie blieb, und hatte sich bald bei dem Pfarrer und seiner Familie eingeschmeichelt, indem sie immer lustig war, jedem etwas zu sagen, jedem nach dem Sinne zu reden wußte, und dabei immer that was sie wollte. Wilhelm befand sich nicht übel; der Chirurgus, ein unwissender, aber nicht ungeschickter Mensch, ließ die Natur walten, und so war der Patient bald auf dem Wege der Besserung. Sebastian wünschte dieser sich wieder verheirathet zu sehen, um seine Plane, seine Wünsche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er sich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte. Er sah die schöne Amazone reitend aus den Büschen hervorkommen, sie näherte sich ihm, stieg ab, ging hin und wieder, und bemühte sich um seinetwillen. Er sah das umflatternde Kleid von ihren Schultern fallen; ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzend verschwinden. Alle seine Jugendträume knüpften sich an dieses Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Chlorinde mit einem Augen gesehen zu haben; ihm fiel der Traum Königsdorfs wieder ein, an dessen Lager die schöne theilnehmende Prinzessin mit stiller Beschäftigkeit bemerkt war.

Sollten nicht, sagte er manchmal im Stillen zu sich selbst, uns in der Jugend wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben, und unserm unbefangenen Auge abnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgefühl der Früchte, die wir einst zu brechen bestimmt sind, möglich seyn?

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tausendmal zu wiederholen. Tausendmal rief er den Klang jener süßen Stimme zurück, und wie deutete er Philinen, die jene bildreiche Hand ergriff hatte. Oft kam ihm die Geschichte wie ein Traum vor, und er würde sie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieses Gewand war das lebhafteste Verlangen verbunden, sich damit zu bekleiden. Sobald er aufstand, warf er es über, und betrachtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken, oder auf sonst eine Weise beschädigt werden.

Zehntes Capitel.

Laertes besuchte seinen Freund. Er war bei jener lebhaften Scene im Wirthshause nicht gegenwärtig gewesen, denn er lag in einer obern Kammer.

Ueber seinen Verlust war er sehr getröstet, und half sich mit seinem gewöhnlichen: was thut's? Er erzählte verschiedene lächerliche Züge von der Gesellschaft, besonders gab er Frau Melina Schuld: sie beweine den Verlust ihrer Tochter nur deswegen, weil sie nicht das altdeutsche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde taufen zu lassen. Was ihren Mann betreffe, so offendare sich's nun, daß er viel Geld bei sich gehabt, und auch schon damals des Verschusses, den er Wilhelmen abgelockt, keineswegs bedurft habe. Melina wollte nunmehr mit dem nächsten Postwagen abgehen, und werde von Wilhelmen ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund den Director Serlo verlangen, bei dessen Gesellschaft er, weil die eigne Unternehmung gescheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sey. Das hast du deiner Verwegenheit zu danken, sagte Philine, und erzählte: wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen, und als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freisenter zugebauen habe. Endlich sey es beim Arme ergriffen und auf die Seite geschleudert worden. Man schalt auf sie, daß sie das Uebel nicht eher entdeckt habe, doch merkte man wohl, daß sie sich vor dem Chirurgus gescheut, der sie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man suchte das Uebel zu heben, und sie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war sie aufs neue empfindlich, weil sie den besten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philinen überlassen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte sich nur um desto thätiger und aufmerksamer.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er sich mit ihr in einer sonderbaren Nähe. Er war auf seinem weiten Lager in der Umrube des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutscht. Philine lag quer über den vordern Theil hingestreckt; sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu seyn. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen; sie war zurück und mit dem Kopf nah an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden aufgelösten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Verlag ihre Reize; eine kindische Schönde Bloße schwebte über ihrem Gesichte. Er sah sie eine Zeit lang an, und schien sich selbst über das Vergnügen zu tadeln, womit er sie ansah, und wir wissen nicht, ob er seinen Zustand segnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte sie eine Zeit lang aufmerksam betrachtet, als sie sich zu regen anfing. Er schloß die Augen sachte zu, doch konnte er nicht unterlassen zu blinzen und nach ihr zu sehen, als sie sich wieder zurecht rückte und wegging, nach dem Frühstück zu fragen.

Nach und nach hatten sich nun die sämmtlichen Schauspieler bei Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsschreiben und Reisegeld, mehr oder weniger unartig und ungestüm, gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens stellte sie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch diesen Leuten eine ansehnliche Summe zurückgelassen, daß man ihn nur zum Besten habe. Vielmehr kamen sie darüber in einen lebhaften Zwist, und Wilhelm behauptete nunmehr ein für allemal, daß sie sich gleichfalls an die übrige Gesellschaft anschließen und ihr Glück bei Serlo versuchen sollte.

Nur einige Augenblicke verlor sie ihr Gleichmuth, dann erholte sie sich schnell wieder, und rief: wenn ich nur meinen Blonden wieder hätte, so wollt' ich mich um euch alle nichts kümmern. Sie meinte Friedrichen, der sich vom Wahnsinne verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht ans Bette: daß Philine in der Nacht abgereist sey; im Nebenzimmer habe sie alles, was ihr gehöre, sehr ordentlich zusammengelegt. Er empfand ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschafterin verloren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu seyn. Allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte sich die Kleine nach und nach zurückgezogen, und war stille für sich geblieben; nun aber, da sie wieder freies Feld gewann, trat sie mit Aufmerksamkeit und Liebe hervor, war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten.

Eilftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten nahete er sich der Besserung; er hoffte nun in wenig Tagen seine Reise antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein schmerzendes Leben fortsetzen, sondern zweckmäßige Schritte sollten künftig seine Bahn bezeichnen. Zuerst wollte er die dülfreiche Herrschaft aufsuchen, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu seinem Freunde dem Director eilen, um für die verunglückte Gesellschaft auf das beste zu sorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Adressen versehen war, besuchen, und die ihm aufgetragnen Geschäfte verrichten. Er machte sich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beistehen und ihm Gelegenheit verschaffen werde, durch eine glückliche Speculation den Verlust zu ersetzen, und die Lücke seiner Casse wieder auszufüllen.

Das Verlangen, seine Retterin wieder zu sehen, wuchs mit jedem Tage. Um seine Reiseroute zu bestimmen, ging er mit dem Geistlichen zu Rathe, der sachne geographische und statistische Kenntnisse hatte, und eine artige Bücher- und Charten-Sammlung besaß. Man suchte nach dem Orte, den die Familie während des Krieges zu ihrem Sitz erwählt hatte, man suchte Nachrichten von ihr selbst auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Charte zu finden, und die generalogischen Handbücher sagten nichts von einer solchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er seine Verstimmeniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenspieler: er habe Ursache zu glauben, daß der Jäger, es sey aus welcher Ursache es wolle, den wahren Namen verschwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal sich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenspieler abschickte; aber auch diese Hoffnung ward getäuscht. Er sah der Alte sich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verschiedene lebhafte Bewegungen und unvergleichene Durchmärsche in diesen Gegenden vorgefallen: niemand hatte auf die reisende Gesellschaft besonders Acht gegeben, so daß der aufgesendete Bote, um nicht für einen südlichen Spion angesehen zu werden, wieder zurückgehen und ohne Detailirt vor seinem Herrn und Freund erscheinen mußte. Er legte strenge Rechenschaft ab, wie er den Auftrag auszurichten gesucht.

und war bemüht, allen Verdacht einer Nachlässigkeit von sich zu entfernen. Er suchte auf alle Weise Wilhelms Betrübnis zu lindern, besann sich auf alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherlei Muthmaßungen vor, wobei denn endlich ein Umstand vorkam, woraus Wilhelm einige räthselhafte Worte der schönen Verschwundnen deuten konnte.

Die räuberische Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, sondern jener Herrschaft aufgelauert, bei der sie mit Recht vieles Geld und Kostbarkeiten vermuthete, und von deren Zug sie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freicorps, ob man sie Marodeurs oder Räubern zuschreiben sollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Caravane waren die Geringen und Armen zuerst auf den Platz gekommen, und hatten das Schicksal erduldet, das jenen zubereitet war. Darauf bezogen sich die Worte der jungen Dame, deren sich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich seyn konnte, daß ein vorsichtiger Genius ihn zum Opfer bestimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, so war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, sie wieder zu finden, sie wieder zu sehen wenigstens für den Augenblick alle Hoffnung verschwunden war.

Was diese sonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwischen der Gräfin und der schönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen sich, wie sich Schwestern gleichen mögen, deren eine die jüngere noch die ältere genannt werden darf, denn sie scheinen Zwillinge zu seyn.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unendlich süß. Er rief sich ihr Bild nur allmählich wieder ins Gedächtnis. Aber nun trat die Gestalt der edlen Amazone gleich dazwischen, eine Erscheinung verwandelte sich in die andere, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diese oder jene fest zu halten.

Die wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handschriften seyn, denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in seiner Schreibtafel, und in dem Ueberrock hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man sich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Obems erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß seine Retterin dieses Billet geschrieben, daß es auf der Reise in einem Wirthshause aus einem Zimmer in das andere geschafft und von dem Obem in die Tasche gesteckt worden sey. Er hielt beide Handschriften gegen einander, und wenn die zierlich gestellten Buchstaben der Gräfin ihm sonst so sehr gefallen hatten; so fand er in den ähnlichen aber freieren Zügen der Unbekannten eine ausdrucksvolle fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und schon die Züge schienen ihm, so wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnsucht, und wie einstimmend mit seinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieser Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichsten Ausdrucke sangen:

Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Ach! der mich liebt und kennt
Ist in der Weite.
Es schwindet mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!

Zwölftes Capitel.

Die sanften Lockungen des lieben Schutzgeistes, anstatt unsern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe, die er vorher empfunden hatte. Eine deutliche Gluth schlich in seinen Adern; bestimmte und unbestimmte Gegenstände wechselten in seiner Seele und erregten ein endeloses Verlangen. Bald wünschte er sich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich schien, bleiben zu können, sah er sich erst um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden seines Schicksals hatte sich so sonderbar verworren; er wünschte die seltsamen Knoten aufgelöst oder zerschnitten zu sehen. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, schaute er eilig zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, es würde jemand seyn, der ihn aufsuchte, und wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte. Er erzählte sich Geschichten vor, wie sein Freund Werner in diese Gegend kommen und ihn überraschen könnte, daß Mariane vielleicht erscheinen dürfte. Der Tod seines Großvaters setzte ihn in Bewegung. Melina sollte von seinem Schicksale Nachricht geben, vorzüglich aber sollte der Jäger wieder kommen und ihn zu jener angedeuteten Schurkerei einladen.

Von allem diesen geschah leider nichts, und er mußte zuletzt wieder mit sich allein bleiben, und indem er das Vergangne wieder durchnahm, ward ihm ein Umstand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer wichtiger und unerträglicher. Es war seine vernunftlose Herrführerschaft, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes edlen Tages sich vor der Gesellschaft so ziemlich herausgeredet hatte; so konnte er sich doch selbst seine Schuld nicht verleugnen. Er schrieb sich meistens in verdrießlichen Augenblicken den ganzen Verlauf allein zu.

Die Eigenliebe läßt uns sowohl unsre Tugenden als unsre Fehler viel bedeutender, als sie sind, erscheinen. Er hatte das Vertrauen auf sich rege gemacht, den Willen der Uebrigen gelenkt, und war, von Unerfahrenheit und Jugend geleitet, voraus gegangen; es ergriff sie eine Gefahr, der sie nicht gewachsen waren. Laute und stille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Gesellschaft nach dem empfundenen Verlufte zugelaut hatte, sie nicht zu verlassen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher ersetzt hätte; so hatte er sich über eine neue Verwegenheit zu schelten, wonnit er ein allgemein aufgewühltes Uebel auf seine Schultern zu nehmen sich vermaß. Bald verwies er sich, daß er durch Aufspannung und Drang des Augenblicks ein solches Versprechen gethan hatte; bald fühlte er wieder, daß jenes aufmerksame Hinreichen seiner Hand, die niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Übereilung sey gegen das Gefühl, das sein Herz gethan hatte. Er sann auf Mittel, ihnen wohlthätig und nützlich zu seyn, und fand alle Ursache, seine Reise zu Serlo zu beschleunigen. Er packte nunmehr seine

Mayllied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Lust!

O Lieb'! o Liebe!
So golden-schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Sachen zusammen, und stille, ohne seine völlige Genesung abzuwarten, ohne auf den Rath des Pastors und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Gesellschaft Mignons und des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn sein Schicksal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreizehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offnen Armen, und rief ihm entgegen: Seh' ich Sie! Erkenn' ich Sie wieder? Sie haben sich wenig oder nicht geändert. Ja Ihre Liebe zur edelsten Kunst noch immer so stark und lebendig? So sehr erfreu' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich selbst das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bei mir erregt haben.

Wilhelm bat betroffen um eine nähere Erklärung.

Sie haben sich, versetzte Serlo, gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit autem Gewissen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unser Schicksal hängt von der Meinung des Publicums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen schwerlich bei uns wohl aufgenommen werden dürfte.

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunsten sprechen, aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unser Freund sehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Gespräch unterbrach, und ihm sogleich als Schwester Aurelia von seinem Freunde vorgestellt ward. Sie empfing ihn auf das freundschaftlichste, und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal einen entscheidenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihren geistreichen Gesichtern noch ein besonderes Interesse gab.

Zum ersten Mal seit langer Zeit fand sich Wilhelm wieder in seinem Elemente. Bei seinen Gesprächen hatte er sonst nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künstlern und Kennern zu sprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verstanden, sondern die auch sein Gespräch belebrend erweiterten. Mit welcher Geschwindigkeit ging man die neusten Stücke durch! Mit welcher Sicherheit beurtheilte man sie! Wie wußte man das Urtheil des Publicums zu prüfen und zu schätzen! In welcher Geschwätzigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte sich bei Wilhelms Vorliebe für Shakspearen, das Gespräch nothwendig auf diesen Schriftsteller lenken. Er zeigte die lebhafteste Hoffnung auf die Epoche, welche diese vortrefflichen Stücke in Deutschland machen müßten, und bald brachte er seinen Hamlet vor, der ihn so sehr beschäftigt hatte.

Serlo versicherte, daß er das Stück längst, wenn es nur möglich gewesen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann setzte er mit Lächeln hinzu: und Opheliens finden sich wohl auch, wenn wir nur erst den Prinzen haben.

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieser Scherz des Bruders zu mißfallen schien; er ward vielmehr nach seiner Art weitläufig und lehrreich in welchem Sinne er den Hamlet gespielt haben wolle. Er legte ihnen die Resultate umständlich dar, mit welchen wir ihn oben beschäftigt gesehn, und gab sich alle Mühe, seine Meinung annehmlich zu machen, so viel Zweifel auch Serlo gegen seine Hypothesis erregte. Nun gut, sagte dieser zuletzt, wir geben Ihnen alles zu; was wollen Sie weiter daraus erklären?

Vieles, alles, versetzte Wilhelm. Denken Sie sich einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermuthet stirbt. Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu sein; aber nun ist er erst gebohren, auf den Abstand aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthanen scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt, und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim, ungeachtet scheinbarer Versprechungen, vielleicht auf immer ausgeschlossen; er fühlte sich nun so arm an Gnade, an Gütern, und fremd in dem, was er von Jugend auf als sein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist als jeder Edelmann; er giebt sich für einen Diener eines jeden, er ist nicht öffentlich, nicht herablassend, nein, herabgesunken und bedürftig.

Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundenen Traume. Vergebens daß sein Oheim ihn auszunutzen, ihm seine Lage und einem andern Gesichtspunkte zeigen will; die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweite Schlag, der ihn traf, versetzte tiefer, drückte noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb da sein Vater todt, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassenen edlen Mutter die Heldengestalt seines großen Angeschiedenen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zauberähnliche Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So setzen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht daß ich etwas in das Stück hineinlege oder einen Zug übertreibe.

Serlo sah seine Schwester an, und sagte: Habe ich dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an, und wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden. Wilhelm schwur doch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Gehör.

Denken Sie sich, rief er aus, diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine, stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. — Die schreckliche Anklage über seinen Oheim ertönt in seinen Ohren. Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: erinnere dich meiner!

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen geborenen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein: Stannen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird selbst gegen die lächelnden Bildewächter, schwört, den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten.

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir ist deutlich, daß Shakspeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne sind' ich das Stück durchaus gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schoos hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zerrüttet.

Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese ist schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor und zurück tritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden.

Vierzehntes Capitel.

Verschiedene Personen traten herein, die das Gespräch unterbrachen. Es waren Virtuosen, die sich bei Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Concerte versammelten. Er liebte die Musik sehr, und behauptete, daß ein Schauspieler ohne diese Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl seiner eigenen Kunst gelangen könne. So wie man viel leichter und anständiger agire, wenn die Geberden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, so müsse der Schauspieler sich auch seine prosaische Rolle gleichsam im Sinne componiren, das er sie nicht etwa einförmig nach seiner individuellen Art und Weise hersinge, sondern sie in gehöriger Abwechslung nach Takt und Maß behandle.

Aurelie schien an allem, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte sie zuletzt unsern Freund in ein Seitenzimmer, und indem sie ans Fenster trat und den gestirnten Himmel anblickte, sagte sie zu ihm: Sie sind uns manches über Hamlet schuldig geblieben; ich will zwar nicht neugierig seyn, und wünsche, daß mein Bruder auch mit andern unbaue, was Sie uns noch zu sagen haben, doch lassen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören.

Von ihr läßt sich nicht viel sagen, versetzte Wilhelm, denn nur mit wenig Meisterzügen ist ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Wesen schwebt in reiner süßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf dessen Hand sie Anspruch machen darf, fließt so aus der Quelle, daß gute Herz überredet sich so ganz seinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide geradezu und unbeschrieben warnen. Der Wohlstand, wie der leiseste Flor auf ihrem Busen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieser leisen Bewegung. Ihre Einbildungskraft ist angeflecht, ihre stille Bescheidenheit athmet eine liebevolle Begierde, und sollte die braune Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen.

Und nun, sagte Aurelie, wenn sie sich verlassen sieht, verschmäht und verhaßt, wenn in der Seele ihres wahnsinnigen Geliebten sich das Edelste zum Tiefsten umwendet, und er ihr, statt des süßen Bevogters der Liebe, den bittern Kelch der Leiden darreicht —

Vor Herz bricht, rief Wilhelm aus, das ganze Gerüst ihres Daseyns rächt auf seinen Fugen, der Tod ihres Vaters stürmt herein, und das schöne Gebäude stürzt völlig zusammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie die letzten Worte aussprach. Nur auf das Kunstwerk, dessen Zusammenhang und Vollkommenheit gerühmt, achtete er nicht, daß seine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand; nicht, daß ein eigner tiefer Schmerz durch diese dramatischen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt von ihren Armen unterstützt, und ihre Augen, die sich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt sie nicht länger ihren verborgnen Schmerz zurück; sie faßte des Freundes beide Hände, und rief, indem er erstaunt vor ihr stand: Verzeihen Sie, verzeihen Sie einem gedrängten Herzen! die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen; vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöst. Mein Freund! fuhr sie fort, seit einem Augenblicke sind wir erst bekannt, und schon werden Sie mein Vertrauter. Sie konnte die Worte kaum aussprechen, und sank an seine Schulter. Denken Sie nicht übler von mir, sagte sie schluchzend, daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehen. Sein Sie, bleiben Sie mein Freund, ich verdiene es. Er redete ihr auf das herzlichste zu: umsonst! ihre Thränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblicke trat Serlo sehr unwillkommen herein, und sehr unerwartet Pauline, die er bei der Hand hielt. Hier ist Ihre Freund, sagte er zu ihr; er wird sich freun. Sie zu begrüßen.

Wie! rief Wilhelm erstaunt, muß ich Sie hier sehen! Mit einem verschönten, geistigen Wesen ging sie auf ihn los, dieß im wolkommen, rührte Serlo's Güte, der sie ohne ihr Verdienst, blos in Hoffnung, daß sie sich halten werde, unter seine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabei gegen Wilhelm freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Diese Verstellung währte aber nicht länger, als die beiden zusagen waren. Denn als Aurelie ihren Schmerz zu verbergen wagung, und Serlo abgetreten ward, sah Pauline erst recht genau nach dem Thüren, so eilte auch gewiß fort sehen, dann bückte sie wie überhäuft in der Stube herum, setzte sich an die Erde, und wollte vor Aergern und Lachen ersticken. Dann sprang sie auf, schmeichelte unserm Freunde, und freute sich über alle Maßen, daß sie so klug gewesen sey, vorauszumachen, daß Terrain zu recognosciren und sich einzunisten.

Hier ging es bunt zu, sagte sie, gerade so wie mir's recht ist. Aurelie hat einen unglücklichen Liebesbandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Mensch seyn muß, und den ich selbst wohl einmal sehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlassen, oder ich müßte mich sehr irren. Es klimmt da ein Knabe herum, ungefähr von drei Jahren, sehr

wie die Sonne; der Papa mag allerliebst seyn. Ich kann sonst die Kinder nicht leiden, aber dieser Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntschaft, das Alter des Kindes, alles trifft zusammen.

Nun ist der Freund seiner Wege gegangen; seit einem Jahre sieht er sie nicht mehr. Sie ist darüber außer sich und unerträglich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er schön thut, ein Aktricheen, mit der er vertraut ist. In der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun sieh' ich auch auf der Liste. Der Narr! — Vom übrigen Volke sollst du morgen hören. Und nun noch ein Mährchen von Pöllinen, die du kennst; die Erzählerin ist in dich verliebt. Sie schwur, daß es wahr sey, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß sey. Sie hat Wilhelmen inständig, er möchte sich in Aurelien verlieben, dann werde die Hetze erst recht angehen. Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Lust auf ein halbes Jahr giebt, so will ich an der ersten Zwiebel sterben, die sich zu diesen vierfach verschlungenen Romane hinzuwirft. Sie hat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben, und wir so viel Achtung beyzeiten, als sie durch ihre öffentlichen Betragen verbinden wollte.

Fünfzehntes Capitel.

Den nächsten Morgen gedachte Wilhelm Madame Melina zu besuchen; er fand sie nicht zu Hause, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Gesellschaft, und erfuhr: Pöllinе habe sie zum Frühstück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin, und traf sie alle sehr aufgeräumt und getröstet. Das kluge Gesahrd hatte sie versammelt, sie mit Chocolade bewirthet und ihnen zu verstehen gegeben, noch sey nicht alle Aussicht versperrt; sie hoffe durch ihren Einfluß den Director zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm sey, so geschickte Leute in seine Gesellschaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerksam zu, schlürften eine Tasse nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel, und nahmen sich vor, das Beste von ihr zu reden.

Glauben Sie denn, sagte Wilhelm, der mit Pöllinen allein aetleten war, daß Serlo sich noch entschließen werde, unsre Gesellschaft zu erhalten? Philinen nichten, verfetzte Pöllinе, es ist mir auch gar nichts daran gelegen; ich wollte, sie wären je eher je lieber fort! Den einzigen Laertes wünscht' ich zu behalten; die Uebrigen wollen wir schon nach und nach bei Seite bringen.

Hierauf gab sie ihrem Freunde zu verstehen, daß sie gewiß überzeugt sey, er werde nunmehr sein Talent nicht länger verraathen, sondern unter Direction eines Serlo aufs Theater gehen. Sie kannte die Ordnung, den Geschmack, den Geist, der hier herrsche, nicht genug rühmen; sie sprach so schmeichelnd zu unserm Freunde, so schmeichelhaft von seinen Talenten, daß sein Herz und seine Einbildungskraft sich eben so sehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten. Er verbarg seine Neigung vor sich selbst und vor Pöllinen, und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er sich nicht entschließen konnte, zu seinen Handelscorrespondenten zu gehen, und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen. Denn, ob er sich gleich die Unruhe der Sennen dieser Zeit über vorstellen konnte, so schrute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umständlich zu erfahren, um so mehr, da er sich einen großen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stückes versprach.

Serlo hatte sich geweigert, ihn bei der Probe zuzulassen. Sie müssen uns, sagte er, erst von der besten Seite kennen lernen, eh wir zugeben, daß Sie uns in die Karte sehen.

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unser Freund den Abend darauf der Vorstellung bei. Es war das erste Mal, daß er ein Theater in solcher Vollkommenheit sah. Man tranze sämmtlichen Schauspielern fürtreffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunst zu, und doch waren sie einander nicht gleich; aber sie hielten und trugen sich wechselsweise, feuerten einander an, und waren in ihrem ganzen Spiele sehr bestimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete sich sehr zu seinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmtes Gefühl des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung, mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit seines Daseyns schien sich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattirungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, erweckte um so viel mehr Freude, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Uebung gemacht hatte.

Seine Schwester Aurelie blieb nicht hinter ihm, und erhielt noch größeren Beifall, indem sie die Gemüther der Menschen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen so sehr im Stande war.

Nach einigen Tänzen, die auf eine angenehme Weise zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unserm Freund. Er eilte zu ihr, und fand sie auf dem Canapé liegen; sie schien an Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Wesen konnte eine federhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte sich, als sie den Hereintretenden ansah. Vergeben Sie! rief sie ihm entgegen; das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich schwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Spannern in Stillen unterhalten, ja sie gaben mir Stärke und Trost; nun haben Sie, ich weiß nicht wie es zugegangen ist, die Bande der Verschwiegenheit gelöst, und Sie werden nun selbst wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich selbst streite.

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er versicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beständig vor der Seele geschwebt, daß er sie um ihr Vertrauen bitte, daß er sich ihr zum Freund widme.

Indem er so sprach, wurden seine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde saß, und allerlei Spielwerk durcheinander warf. Er machte, wie Pöllinе schon angegeben, ungefähr drei Jahre alt seyn, und Wilhelm verstand nun erst, warum das leichtfertige, in ihren Kinderreden seltsam erbauene, Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn um die offnen Augen und das volle Gesicht kräuselten sich die schönen goldnen Locken, an einer blendend weißen Stirne zeigten sich zarte dunkle sanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Gesundheit glänzte auf seinen Wangen. Setzen Sie sich zu mir, sagte Aurelie: Sie sehen das glückliche Kind mit Verwunderung an; gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich

bewahre es mit Sorgfalt; nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen, denn sie lassen mich den Werth einer solchen Gabe nur selten empfinden.

Erlauben Sie mir, fuhr sie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede; denn es ist nur sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelassene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen; Sie sind nun da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlassenes Geschöpf mehr in der Welt! werden Sie sagen. Sie sind ein Mann, und denken; wie geberdet sie sich bei einem nothwendigen Uebel, das gewisser als der Tod über einem Weibe schwebt, bei der Untreue eines Mannes, die Thörin! — O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen; aber es ist so außerordentlich; warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht jemand auftragen, es Ihnen zu erzählen! O wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Verzweiflung noch Trost seyn; aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Willen betrogen, das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bei edlen Gesinnungen, wie die Ihrigen sind, versetzte der Freund, können Sie nicht ganz unglücklich seyn.

Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnung schuldig bin? fragte Aurelie; der allerseltensten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, am Sinne und Neigung zu verführen.

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sklav seyn, wenn sie nur im wilden Genuß ihrer selbst vergessen konnte.

Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unschuld uns für Begriffe von dem männlichen Geschlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war jeder, den sie bevorzugte; wie satt, übermüthig, leer und abgeschmackt dagegen, sobald er seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte; so daß ich diese Frau Jahre lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen; was für Begegnungen mußte sie erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja mit welcher Art diese schändlichen Fesseln zu tragen!

So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund, und wie rein dachte ich's, da ich zu bemerken schien, daß selbst leidliche Männer, um Verhältniß gegen das unsrige, jedem guten Gefühl zu entsagen schienen, zu dem sie die Natur sonst noch mochte fähig gemacht haben.

Leider mußt' ich auch bei solchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geschlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von sechszehn Jahren war ich klüger als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich selbst kaum verstehe. Warum sind wir so klug, wenn wir jung sind, so klug, um immer thörichter zu werden!

Der Knabe machte Lärm, Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzubolen. Hast du noch immer Zahnweh? sagte Aurelie zu der Alten, die das Gesicht verbunden hatte. Fast unleidlich, versetzte diese mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen schien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. Ich kann nichts als jammern und klagen, rief sie aus, und ich schäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Besonnenheit ist schon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie stockte und schwieg. Ihr Freund, der meinte Allgemeines sagen wollte, und nichts Besonderes zu sagen wußte, drückte ihre Hand, und sah sie eine Zeit lang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor sich auf dem Tischchen liegen fand; es waren Shakspeare's Werke, und Hamlet aufgeschlagen.

Serlo, der eben zur Thür herein kam, nach dem Befinden seiner Schwester fragte, schaute in das Buch, das unser Freund in der Hand hielt, und rief aus: sind' es Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht: Es sind mir gar manche Zweifel aufgestoßen, die das kanonische Ansehn, das Sie dem Stücke so gerne geben möchten, sehr zu vermindern scheinen. Haben doch die Engländer selbst bekannt, daß das Hauptinteresse sich mit dem dritten Act schließe, daß die zwei letzten Acte nur Kümmerlinge das Ganze zusammenbetten, und es ist doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken.

Es ist sehr möglich, sagte Wilhelm, daß einige Glieder einer Nation, die so viel Meisterstücke aufzuweisen hat, durch Vorurtheile und Beschränktheit auf falsche Urtheile geleitet werden; aber das kann uns nicht hindern, mit eigenen Augen zu sehen, und gerecht zu seyn. Ich bin weit entfernt, den Plan dieses Stücks zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer erfunden worden sey; ja, er ist nicht erfunden, es ist so.

Wie wollen Sie das auflegen? fragte Serlo.

Ich will nichts auflegen, versetzte Wilhelm, ich will Ihnen nur vorstellen, was ich mir denke.

Aurelie bog sich von ihrem Kissen auf, lützte sich auf ihre Hand, und sah unsern Freund an, der mit der größten Versicherung, daß er Recht habe, also zu reden fortfuhr: Es gefällt uns so wohl, es schmeichelt so sehr, wenn wir einen Helden sehen, der durch sich selbst handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm sein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hindernisse abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geschichtschreiber und Dichter mochten uns gerne überreden, das ein so stolzes Loos dem Menschen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer starr und eigensinnig durchgeführten Idee von Rache ein Bösewicht bestraft, nein, es geschieht eine ungeheure That, sie wälzt sich in ihren Folgen fort, treibt Unthaten mit; der Verbrecher scheint dem Abgrunde, der ihm bestimmt ist, zuzueilen zu wollen, und stürzt hinein, eher da, wo er seinen Weg glücklich aufzuhalten gehofft. Denn das ist die Eigenschaft der Grundidee, daß sie auch Blicke über den Unschuldigen, wie der guten Handlung, daß sie viele Vortheile auch über den Unverbienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden sei weder bestraft noch belohnt wird. Hier in unserm Stücke wie wunderbar! Das Jugeeimer sendet seinen Geist und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umstände kommen zusammen, und treiben die Rache, vergebens! Weder Irrlichen noch Unterirdischen kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerechtigkeit kommt. Der Böse fällt mit dem Guten.

Ein Geschlecht wird wegermüdet, und das andere steht auf.

Nach einer Pause, in der sie einander anfahen, nahm Serlo das Wort: Sie machen der Vorsehung sein sonderlich Compliment, indem Sie den Dichter erheben, und dann scheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, wie Andere zu Ehren der Vorsehung, ihm Entzweck und Plan unterzuschieben, an die er nicht gedacht hat.

Sechzehntes Capitel.

Lassen Sie mich, sagte Aurelie, nun auch eine Frage thun. Ich habe Ophelien's Rolle wieder angesehen, ich bin aufgeweckt damit, und getraue mir, sie unter gewissen Umständen zu spielen. Aber sagen Sie mir, hätte der Dichter seiner Wahnsinnigen nicht andere Liedchen unterlegen sollen? Konnte man nicht Fragmente aus melancholischen Balladen wählen? Was sollen Zweideutigkeiten und lästerne Anrüchigkeiten in dem Munde dieses edlen Mädchens?

Beste Freundin, versetzte Wilhelm, ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in diesen Sonderbarkeiten, auch in dieser anscheinenden Unschicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wissen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit des Gemüth des guten Kindes beschäftigt ist. Hamlet ist vor sich hin, aber kaum verbarg sie ihre Eifersucht, ihre Wünsche. Heimlich klangen die Töne der Lüsternheit in ihrer Seele, und wie oft mag sie versucht haben, gleich einer unvorsichtigen Märterin, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu singen mit Liedchen, die sie nur mehr wach hatten machen müssen. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über sich selbst entrissen ist, da ihr Herz auf der Zunge schwebt, wird diese Zunge ihre Verrätherin, und in der Unschuld des Wahnsinns ergetzt sie sich, vor König und Königin, an dem Nachklange ihrer geliebten losen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben schleicht, und so weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor seinen Augen entstand, die er sich auf keine Weise erklären konnte.

Serlo war einigemal in der Stube auf und ab gegangen, ohne daß er irgend eine Absicht merken ließ. Auf einmal trat er an Aureliens Putztisch, griff schnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit seiner Beute der Thür zu. Aurelie bemerkte kaum seine Handlung, als sie aufsuhr, sich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenschaft angriff, und geschickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenstandes zu fassen. Sie rangen und balgten sich sehr hartnäckig, drehten und wanden sich lebhaft mit einander herum; er lachte, sie ereiferte sich, und als Wilhelm bonjus eilte, sie auseinanderzubringen und zu besänftigen, lud er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite springen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erstaunt zurück und seine stumme Verwunderung schien nach der Ursache zu fragen, warum ein so sonderbarer Streit über einen so wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entstehen können.

Sie sollen, sprach Serlo, Schiedsrichter zwischen uns beiden seyn. Was hat sie mit dem scharfen Stahle zu thun? Lassen Sie sich ihn zeigen. Dieser Dolch, zierlich feiner Spanischarbeit, spitz und scharf wie Nadel und Messer! Zu was die Pest? Heftig wie sie ist, that sie sich noch einmal von ungefähr ein Leides. Ich habe einen innerlichen Hab gegen solche Sonderbarkeiten: ein ernstlicher Gebrauch dieser Art ist toll, und ein so gefährliches Spielwerk ist abgeschmackt.

Ich habe ihn wieder! rief Aurelie, indem sie die blanke Klinge in die Höhe hielt: ich will meinen treuen Freund nun desto weniger verwahren. Verzeih mir, rief sie aus, indem sie den Stahl küßte, daß ich dich so vernachlässigt habe!

Serlo schien im Ernste böse zu werden. – Nimm es wie du willst, Bruder, fuhr sie fort; kannst du denn wissen, ob mir nicht etwas unter dieser Form ein köstlicher Talisman beschert ist; ob ich nicht Hülfe und Rath zur schlimmsten Zeit bei ihm finde; muß denn alles schädlich seyn was gefährlich aussieht?

Dergleichen Reden, in denen kein Sinn ist, thaten mich toll machen! sagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch sorgfältig in der Scheide, und stellte ihn zu sich. Lassen Sie uns das Gespräch fortsetzen, das der unglückliche Bruder gestört hat, sie ein. als Wilhelm einige Fragen über den sonderbaren Streit vorbrachte.

Ich muß Ihre Schilderung Ophelien's wohl gelten lassen, fuhr sie fort: ich will die Absicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich sie mehr bewundern, als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben. Mit Verwunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem sie Dichtung und besonders dramatische Dichtung beurtheilen; die tiefsten Abgründe der Erfindung sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Züge der Ausführung sind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenstände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmonische Berührung der Dichtkunst erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, sahe sie fort, von außen kommt nichts in Sie hinein; ich habe nicht leicht jemanden gesehen, der die Menschen, mit denen er lebt, so wenig kennt, so von Grund aus verkennt, wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu sagen; wenn man Sie Ihren Shakspeare erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter, und hätten zugehört, wie man sich daselbst berede, Menschen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, seh' ich in Ihnen gleich das erste, groß geborne Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erhabener Gutmüthigkeit Ehren und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt, und sie treuherzig als seines Gleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen.

Die Ahnung meines schülerhaften Wesens, werthe Freundin, versetzte er, ist mir bisher tätig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach Innen als nach Außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehen und zu begreifen.

Gewiß, sagte Aurelie, ich hatte Sie anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Besten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeschickt haben, so manches Gute sagten, wenn ich

Ihre Briefe mit den Verlegern dieser Menschen zusammen hielt.

Die Bemerkung Aurelions, so wahr sie sein mochte, und so sehr ihr Freund diesen Mangel bei sich empfand, schreckte doch einigermaßen, so sonderbar Selbstbekenntnis mit sich, daß es sich ward, und sich selbst anvertrauen, theils aus seiner Empfindlichkeit merken zu lassen, theils in seinem Busen mehr der Neigung sich Vorwürfe zu machen.

Sie blieben nicht darüber verlegen sein, sieher Ansicht fort: zum Theile sich Verstandes können wir immer gelangen; aber die Fülle des Herzens kann uns niemand geben. Sind Sie zum Künstler bestimmt, so können Sie viele Dunkelheit und Unklarheit nicht lange genug bewahren; sie ist die schöne Hülle über der jungen Knospe: Unglück genug, wenn wir sie früh herausreißen werden. Gewiß, es ist aus, wenn wir sie nicht immer können, für sie wir arbeiten.

O! ich war auch einmal in diesem glücklichen Zustande, als ich mit dem höchsten Begriff von mir selbst und meiner Nation die Bühne betrat. Was waren die Deutschen nicht in meiner Einbildung, was konnten sie nicht sein! In dieser Nation sprach ich, hier die mich ein kleines Gerüst erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich umhüllte, die Gegenstände vor mir genau zu unterscheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der aus der Menge herauf drang: wie dankbar nahm ich das Geschenk an, daß mir einstimmig von so vielen Händen dargereicht wurde! Lange wagte ich mich so hin; wie ich wollte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück; ich war mit meinem Publikum in dem besten Vernehmen: ich glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen, und bildete die Gefühlen und Besten der Nation vor mir zu sehen.

Unaufhaltsamerweise war es nicht die Schauspielerin allein, deren Natur- und Kunst die Theaterfreunde interessirte, sie wandten auch Aufmerksamkeit auf das unsichtbare Mädchen. Sie gaben mir nicht undeutlich zu verstehen, ich meine Person sei, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch persönlich mit ihnen zu theilen. Lieber war das nicht meine Sache; ich wünschte ihre Gemälden zu erheben, aber an das, was sie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindesten Anspruch; und nun wurden mir alle Stände, Alter und Charaktere, einer um den andern, zur Last, und nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes verliebtes Mädchen, in mein Zimmer verschließen, und so mir manche Mühe ersparen konnte.

Die Männer zeigten sich meist, wie ich sie bei meiner Tante zu sehen gewohnt war, und da wäre bei mir auch Schimpf nur wieder Ariadnen erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Abercien belehrt unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, sie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hause zu sehen, traten sie mir vor, sie alle aufzusuchen, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom verwahrlosten Lakenbiener und dem eingebildeten Kaufmannssohn, bis zum gewandten anvertrauten Bedienten, dem kühnen Soldaten und dem raschen Prinzen, alle nach und nach, bei mir vorbei gegangen sind, und jeder nach seiner Art seinen Roman angefangen gedachte; so werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu sein.

Den ehrsamlich aufgeklärten Studenten, den bemühthigkeit verlorenen Gelehrten, den sarkastischen Bürgern gemüthsamen Bauern, den stolzen zudringlichen Geschäftsmann, den braven Landwirth, den freundlich glatt-platten Hofmann, den jungen und den Vater sorgentragenden Geistlichen, den gelassenen, so wie den schwachen und thätig speculirenden Kaufmann, alle habe ich in Bewegung gesehen, und beim Himmel! wenige sanken sich darunter, die mir nur ein gemeines Interesse einzuflößen im Stande gewesen wären; vielmehr war es mir äußerst verdrießlich, den Beifall der Thoren im Einsehen, mit Oberflächlichkeit und langer Weile einzuschlafen, der mir im Ganzen so wohl behagt hatte, den ich mir im Großen so gerne zueignete.

Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Compliment erwartete, wenn ich hoffte, die sollen einen Autor lesen, den sie beurtheilen; so mußten sie eine scharfe Anmerkung über die andere, und manchen ein spaßhaftes Stück, in welchem sie wählerisch mich spielen zu sehen. Wenn ich in der Gesellschaft darum bat, es mir etwas ein ernsthafteres, wichtiger Ton nachklänge, und zur rechten Zeit wieder zum Verstehn käme, spannte ich selten eine Saite vernehmen. Ein Fehler, der vorkommen war, wenn ein Staatsmann sich versprach oder irgend einen Provinzialism hören ließ, daß warum die wichtigsten Punkte, an denen sie sich stellen, von denen sie nicht loskommen konnten. Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden sollte; sie hätten sich zu klug, sich unterhalten zu lassen, und sie glaubten mich wunderlich zu unterhalten, wenn sie an mir herum tänzelten. Ich ging an, sie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich bei mir durch ihre Abgesandten hatte prostituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen so kindisch vor, so klein erzogen, so sclavisch unterrichtet, so leer von wirklichen Meinen, so gedankenlos. Oft rief ich aus: es kann doch kein Deutscher einen Zug gutmachen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!

Sie sehen, wie verblendet, wie propodeutisch anarchisch ich war, und je länger es währte, desto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich unterrichten können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verbesserte mich, und vielmehr als sich mich verbesserten. Mein Bruder, der das Theater beurtheilen hatte, wünschte sehr einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder besaß: Genie, Leben, Geist und talentvolles Wesen; an dem sich aber auch viel fand, was einen steifen Lehrer zur Ordnung, Fleiß, eine schulige Gabe handhaben und mit Gründe anzugeben.

Er ist mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie; wir haben zusammen gelebt, ohne daß ich recht weiß, warum. Genug, unsere Zahlen gingen gut. Wir nahmen viel ein, davon war die Thätigkeit meines Bruders Ursache; wir sparten gut aus, und das war das Verdienst meines Mannes. Ich konnte nicht mehr an Welt und Nationen. Wie der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich zuletzt, that ich's nur zu sehen: ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht schweigen durfte, weil ich doch heraus gebrochen war, um zu reden.

Denn, daß ich es nicht zu arg machte, eigentlich hatte ich mich ganz in die Arbeit meines Bruders ergeben; ihm war am Beifall und Geld zu thun:

denn, unter uns, er hört ſich gerne loben und braucht viel. Ich ſpielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Ueberzeugung, ſondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete ſich nach allen Schwätzern des Publicums; es ging Geld ein, er konnte nach ſeiner Willkür leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indeſſen in einen handwerksmäßigen Gelehrten gefallen. Ich jog meine Tage ohne Freude und Antheil hin, meine Ede war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab, die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In dieſen Tagen machte ich eine Bekanntſchaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und ſonderbares, denn es wird bald zu Ende ſeyn.

Sie ſchwieg eine Zeit lang ſtille, dann fuhr ſie fort: auf einmal ſtockt meine geſchwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Laſſen Sie mich ein wenig ausruhen; Sie ſollen nicht weggehen, ohne ausführlich all mein Unglück zu wiſſen. Rufen Sie doch indeſſen Mignon herein, und hören was ſie will.

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer geweſen. Da man bei ſeinem Eintritt leiſer ſprach, war es wieder weggeſchlichen, ſaß auf dem Saale ſtill und wartete. Als man ſie wieder hereinkommen hieß, brachte ſie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographiſchen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die erſten Landcharten geſehen, ihn viel darüber gefragt, und ſich, ſo weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen, etwas zu lernen, ſchien durch dieſe neue Kenntniß noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inſtändig, ihr das Buch zu kaufen. Sie habe dem Bildermann ihre großen ſilbernen Schnallen dafür eingeſetzt, und wolle ſie, weil es heute Abend ſo ſpät geworden, morgen ſelbſt wieder einlöſen. Es ward ihr bewilligt, und ſie fing nun an, dasjenige, was ſie wußte, theils herzuſagen, theils nach ihrer Art die wunderlichſten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anſtrengung ſie nur ſchwer und mühſam begriff. Sie war auch ihre Handſchrift, mit der ſie ſich viele Mühe gab. Sie ſprach noch immer ſehr gebrochen Deutſch, und nur wenn ſie den Mund zum Singen aufthat, wenn ſie die Cither rührte, ſchien ſie ſich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch ſie ihr Innerſtes aufſchließen und mittheilen konnte.

Wir müſſen, da wir gegenwärtig von ihr ſprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die ſie ſeit einiger Zeit unſern Freund öfters verſetzte. Wenn ſie kam oder ging, guten Morgen, oder gute Nacht ſagte, ſchien ſie ihn ſo feſt in ihre Arme, und küßte ihn mit ſolcher Inbrunſt, daß ihm die Heftigkeit dieſer ausſtrömenden Natur oft angſt und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit ſchien ſich in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Weſen bewegte ſich in einer raſtloſen Stille. Sie konnte nicht ſeyn, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu knoten, Papier oder Holzwerk zu kauen. Jedes ihrer Spiele ſchien nur eine innere heftige Erſchütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben ſchien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem ſie ſich ſehr artig abzuwerfen wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe geſtimmt war, ſich mit ihrem Freunde über einen Gegenſtand, der ihr ſo ſehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die Dürftigkeit der Kleinen dißmal ungeduldig, und gab ihr zu verſtehen, daß ſie ſich wegbegeben ſollte, und man mußte ſie endlich, da alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortſchicken.

Jetzt oder niemals, ſagte Aurelie, muß ich Ihnen den Reſt meiner Geſchichte erzählen. Wäre mein perſönlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde ſagen, ſetzen Sie ſich zu Pferde, ſuchen Sie auf irgend eine Weiſe Bekanntſchaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, ſo haben Sie mir gewiß vergeben, und bedauern mich von Herzen. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten ſagen, wie liebenswürdig er war, und wie ſehr ich ihn liebte.

Eben zu der kritiſchen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes beſorgt ſeyn mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurück gekommen, wo er in Geſellſchaft einiger Franzoſen mit vieler Diſtinction unter den Fahnen der Vereinigten Staaten gedient hatte.

Er begegnete mir mit einem gelaſſnen Anſtande, mit einer offnen Gutmüthigkeit, ſprach über mich ſelbſt, meine Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, ſo theilnehmend und ſo deutlich, daß ich mich zum erſten Mal fremden konnte, meine Exiſtenz in einem andern Weſen ſo klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig ohne abſprechend, treffend ohne liebles zu ſeyn. Er zeigte keine Härte, und ſein Mutwille war zugleich gefällig. Er ſchien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu ſeyn, das machte mich aufmerkſam; er war keineswegs ſchmeichelnd und aufdringend, das machte mich ſorglos.

In der Stadt ging er mit Wenigen um, war meiſt zu Pferde, beſuchte ſeine guten Bekannten in der Gegend, und beſorgte die Geſchäfte ſeines Hauſes. Kam er zurück, ſo ſtieg er bei mir ab, bedauerte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, ſchaffte dem Leidenden durch einen geſchickten Arzt Linderung, und wie er an allem, was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an ſeinem Schickſale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geſchichte ſeiner Campagne, ſeiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenſtande, ſeine Familienverhältniſſe; er vertraute mir ſeine gegenwärtigen Beſchäftigungen. Genug, er hatte nichts geheimes vor mir; er entwickelte mir ſein Innerſtes, ließ mich in die verborgenſten Winkel ſeiner Seele ſehen; ich lernte ſeine Fehlgriffen, ſeine Leidenſchaften kennen. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich eines herzlichen, geiſtreichen Umgangs genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingeriſſen, ich über mich ſelbſt Betrachtungen anſtellen konnte.

Inzwiſchen verlor ich meinen Mann ungefähr wie ich ihn genommen hatte. Die Laſt der theatraliſchen Geſchäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbeſſerlich auf dem Theater, war in der Haushaltung nichts nütze; ich beſorgte alles, und ſtudirte dabei meine Rollen fleißiger als jemals. Ich ſpielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um ſeinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum beſten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauſpiel wußte; aber einigemal bedorate er mich, und wie angenehm mich ſein unvermuthetes Beifall überraſchte, können Sie denken.

Gewiß, ich bin ein seltsames Geschöpf. Bei jeder Rolle, die ich spielte, war es mir eigentlich nur immer zu Munde, als wenn ich ihn lobte und zu seinen Ehren spräche: denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens seyn, wie sie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, so getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu sprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu ins Gesicht aussprechen wollte; war er abwesend, dann hatte ich freies Spiel. Ich that mein Bestes mit einer gewissen Ruhe, mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit. Der Beifall freute mich wieder, und wenn ich dem Publicum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: das sind ihr ihm schuldig!

Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publicum, zur ganzen Nation verändert. Sie erschien mir auf einmal wieder in dem vortheilhaftesten Lichte, und ich erstaunte recht über meine bisherige Verblendung.

Die unverständig, sagt' ich oft zu mir selbst, war es, als du ehmals auf eine Nation schaltest, eben weil es eine Nation ist. Müssen denn nicht einem einzelne Menschen so interessant seyn? Keineswegens! Es fragt sich, ob unter der großen Masse eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt sey, die durch günstige Umstände entwickelt, durch vorzügliche Menschen zu einem gemeinsamen Endzwecke geleitet werden können. Ich freute mich nun, so wenig hervorstechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß sie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verschmähten; ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

Lothar — Lassen Sie mich meinen Freund mit seinem geliebten Vornamen nennen — hatte mir immer die Deutschen von der Seite der Tapferkeit vorgestellt, und mir gezeigt, daß seine bravere Nation in der Welt sey, wenn sie recht geführt werde, und ich ahnte mich, an die erste Eigenschaft eines Volks niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geschichte bekannt, und mit den meisten verdienstvollen Männern seines Zeitalters stand er in Verhältnissen. So lang er war, hatte er ein Auge auf die hervorleuchtende hoffnungsvolle Jugend seines Vaterlandes, auf die stillen Arbeiten in so vielen Fächern beschäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutschland thun, was es sey, und was es seyn könne, und ich schämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die sich in eine Theater-Garderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geistreich und belebend zu seyn. Nun schien ich mir selbst inspirirt, so oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beigestanden, ich hätte die wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht.

So lebte die junge Wittwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchst unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner vertrautesten Schwester. Er nahm an den kleinsten Umständen meiner Verhältnisse Theil; inniger, vollkommner ist keine Einigkeit zu denken. Der Name der Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, es ist hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Siebzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Besuch bei seinen Handelsfreunden aufschieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daselbst antreffen werde. Er fürchtete sich vor den Vorwürfen, die sie enthalten mußten; wahrscheinlich hatte man auch dem Handelshause Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man sich seinetwegen befand. Er scheute sich, nach so vielen ritterlichen Abenteuern, vor dem schülerhaften Ansehn, in dem er erscheinen würde, und nahm sich vor, recht trotzig zu thun, und auf diese Weise seine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu seiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging alles sehr gut und leidlich ab. In dem großen ludenden und beschäftigten Comptoir hatte man kaum Zeit, seine Briefe aufzusuchen; seines längern Außenbleibens ward nur im Vorbeigehn gedacht. Und als er die Briefe seines Vaters und seines Freundes Werner eröffnete, fand er sie sämmtlich sehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläuftigen Journals, dessen Führung er dem Sohne beim Abschiede sorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellarisches Schema mitgegeben, schien über das Stillschweigen der ersten Zeit ziemlich beruhigt, so wie er sich nur über das Räthselhafte des ersten und einzigen vom Schlosse des Grafen noch abgesandten Briefes beschwerte. Werner scherzte nur auf seine Art, erzählte lustige Stadtgeschichten, und bat sich Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsstadt häufig würde kennen lernen. Unser Freund, der außerordentlich erfreut war, um einen so wohlfeilen Preis losgekommen zu seyn, antwortete sogleich in einigen sehr muntern Briefen, und versprach dem Vater ein ausführliches Reise-Journal, mit allen verlangten geographischen, statistischen und mercantilischen Bemerkungen. Er hatte vieles auf der Reise gelesen, und hoffte daraus ein leidliches Heft zusammenschreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beinah in eben dem Falle war, in dem er sich befand, als er, um ein Schauspiel, das weder geschrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter anzuzünden und Zuschauer herbeizurufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an seine Composition zu gehen, ward er selber gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von mancherlei Ansichten des Herzens und Geistes sprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußern Gegenständen, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

In dieser Verlegenheit kamen die Kenntnisse seines Freundes Lothar ihm gut zu Statten. Die Gewohnheit hatte beide jungen Leute so unähnlich sie sich waren, zusammen verbunden, und jener war, bei allen seinen Fehlern, mit seinen Sonderbarkeiten wirklich ein interessanter Mensch. Mit einer heitern glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über seinen Zustand irgend nachzudenken. Nun hatte ihn aber sein Unglück und seine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt, und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerstückelte unsers Daseyns eröffnet. Daraus war eine launigte, rhapsodische Art über die Gegenstände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern entstanden. Er war nicht gern allein, trieb sich auf allen Kaffeehäusern, an allen Wirthstischen herum, und wenn er so zu

Hauſe blieb, waren Reiſebeſchreibungen ſeine liebſte, ja ſeine einzige Lectüre. Dieſe konnte er nun, da er eine große Landbibliothek fand, nach Wunſch befriedigen, und bald ſpurte die halbe Welt in ſeinem guten Gedächtniſſe.

Wie leicht konnte er daher ſeinem Freunde Rath einſprechen, als dieſer ihm den völligen Mangel an Verrath zu der von ihm ſo feierlich verſprochenen Relation entdeckte. Du wollen wir ein Kunſtſtück machen, ſagte jener, das ſeinesgleichen nicht haben ſoll.

Iſt nicht Deutſchland von einem Ende zum andern durchreiſt, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder deutſche Reiſende den herrlichen Vortheil, ſich ſeine großen oder kleinen Aufgaben vom Publicum wieder erſtatten zu laſſen? Gieb mir nur deine Reiſeroute, ehe du zu uns kamſt; das Andere weiß ich. Die Quellen und Hülfsmittel zu deinem Werke will ich dir aufſuchen: an Quadratmeilen, die nicht gemeſſen ſind, und an Volksmenge, die nicht gezählt iſt, müſſen wir's nicht fehlen laſſen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taſchenbüchern und Tarifen, die wir bekannt, die zuverläſſigſten Documente ſind. Darauf gründen wir unſere politiſchen Räſonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen ſoll's nicht fehlen. Ein paar Fürſten beſchreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns deſto eher glaubt, wenn wir einigen andern etwas anhängen; und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreiſen, ſo tragen wir ihnen in einem Wirthshauſe, laſſen ſie uns im Vertrauen das allerneſte Zeug ſagen. Beſonders vergeſſen wir nicht eine Liebesgeſchichte mit irgend einem netten Mädchen auf das anmuthigſte einzuflechten, und es ſoll ein Wort geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen ſoll, ſondern das dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt.

Man ſchritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Luſt an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauſpiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand, und ſeine Ideen, die nur ſo lange ſich in einem engen Kreiſe herumgedreht hatten, täglich weiter ausbreiteten.

Achtzehntes Capitel.

Nicht ohne das größte Intereſſe vernahm er ſtückweiſe den Lebenslauf Serlo's; denn es war nicht die Art dieſes ſeltnen Mannes, vertraulich zu ſeyn, und über irgend etwas im Zuſammenhange zu ſprechen. Er war, man darf ſagen, auf dem Theater geboren und gebildet. Schon als Kummel Kind mußte er durch ſeine bloße Gegenwart die Zuſchauer rühren, weil auch ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſinnlichen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes: Vater und Mutter, brachte in beliebten Stücken ihm ſchon den größten Beifall zuwege, ehe er wußte, was das Händeklatſchen bedeute. Als Amor kam er, zitternd, mehr als einmal, im Flugwerke herunter, entwickelte ſich als Harlekin aus dem Ei, und machte als kleiner Affenlehrer ſchon früh die ariſtaliſchen Streiche.

Leider machte er den Beifall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, prügelte ihn beim Einſtudiren einer jeden Rolle zu abgemeſſenen Zeiten; nicht, weil das Kind ungeſchickt war, ſondern damit es ſich deſto gewiſſer und anhaltender geſchickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Gräuſpiel gelegt wurde, den umſtehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die älteſten Leute erinnern ſich noch genau des Orts und der Stelle. Er wuchs heran, und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geiſtes und Fertigkeiten des Körpers, und dabei eine große Biegſamkeit ſowohl in ſeiner Verſtellungsart, als in Handlungen und Geberden. Seine Nachahmungsgabe überſtieg allen Glauben. Sehen als Knabe ahmte er Perſonen nach, ſo daß man ſie zu ſehen glaubte, ob ſie ihm ſchon an Geſtalt, Alter und Weſen völlig unähnlich und unter einander verſchieden waren. Dabei fehlte es ihm nicht an der Gabe, ſich in die Welt zu ſchicken, und obgleich er ſich einigermaßen ſeiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als ſeinem Vater zu gefallen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm, und ſeine Geſchicklichkeit ſich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte ſich der loſe Knabe nun in der freien Welt, da ihm ſeine Eulenſpiegelspoſſen überall eine gute Aufnahme verſchafften. Sein guter Stern führte ihn zuerſt in der Faſtnachtszeit in ein Kloſter, wo er, weil eben der Pater, der die Umgänge zu beſorgen und durch geiſtliche Mährchen die chriſtliche Gemeinde zu erbauen hatte, geſtorben war, als ein höllriſcher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er ſogleich die Rolle Gabriels in der Verkündigung, und wußte dem bläſchen Mädchen nicht, die als Maria ſeinen eifrigſten Gruß, mit äußerſter Demuth und innerlichem Stolze, ſehr zierlich aufnahm. Er ſpielte darauf ſucceſſive in den Myſterien die wichtigſten Rollen, und wußte ſich nicht wenig, da er endlich gar als Heiland der Welt verſpottet, geſchlagen und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bei dieſer Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich ſpielen; daher er ſie, um ſich auf die ſchnellſte Weiſe an ihnen zu rächen, bei Gelegenheit des jüngſten Gerichts in die gräßlichſten Kleider von Kaiſern und Königen ſteckte, und ihnen in dem Augenblicke, da ſie, mit ihren Rollen ſehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen andern vorauszugehen den Scepter nahmen, unvermuthet in Teufelsgeſtalt begegnete, und ſie mit der Ofengabel, zur herzlichſten Erbauung ſämmtlicher Zuſchauer und Bettler, weiblich durchdroſch, und unbarmherzig zurück in die Grube ſtürzte, wo ſie ſich von einem hervordringenden Feuer auf's übelſte empfangen ſahen.

Er war klug genug einzuſehen, daß die gefreuten Häupter ſein freches Unternehmen nicht wohl vermerken, und ſelbſt vor ſeinem privilegirten Anhänger und Beſchützer, Amte ſeinen Reſpect haben würden; er machte ſich daher, noch ehe das tauſendjährige Reich anging, in aller Stille davon, und ward in einer benachbarten Stadt von einer Geſellſchaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offnen Armen aufgenommen. Es waren verſtändige, geiſtreiche, leutſelige Menſchen, die wohl einſahen, daß die Summe unſrer Exiſtenz, durch Vernunft dirigirt, niemals rein ausgehe, ſondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Dieſen bürgerlichen, und, wenn er ſich in die ganze Maſſe vertheilt, gefährlichen Bruch ſuchten ſie zu beſtimmten Zeiten vorſetzlich loszuwerden. Sie waren einen Tag der

Woche recht ausführlich Narren, und strafte an demselben wechselsweise durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und andern Närrischen bemerkt hatten. War diese Art gleich roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der sittliche Mensch sich täglich zu bemerken, zu warnen und zu strafen pflegt; so war sie doch lustiger und sicherer: denn indem man einen gewissen Schoosnarren nicht verleugnete, so practicirte man ihn auch nur für das, was er war, anstatt daß er auf dem andern Wege, durch Hülfe des Selbstbetrugs, oft im Hause zur Herrschaft gelangt, und die Vernunft zur heimlichen Knechtschaft zwingt, die sich einbildet, ihn lange versagt zu haben. Die Narrenmaske ging in der Gesellschaft herum, und jedem war erlaubt, sie an seinem Tage, mit eignem oder fremden Attributen, charakteristisch auszuzieren. In der Carnevalszeit nahm man sich die größte Freiheit, und verkleidete mit der Bemühung der Geistlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feierlichen und allegorischen Aufzüge von Tugenden und Lastern, Künsten und Wissenschaften, Welttheilen und Jahreszeiten versinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe, und gaben ihm Ideen entfernter Gegenstände, und so waren diese Scherze nicht ohne Nutzen. Da von einer andern Seite die geistlichen Mummereien nur einen abgeschmackten Aberglauben noch mehr befestigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in seinem Elemente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geschick, was er vor sich fand zu nutzen, zurecht zu stellen, und scheinbar zu machen. Seine Einfälle, seine Nachahmungsgabe, ja sein bestimmter Witz, den er wenigstens einen Tag in der Woche völlig frei, selbst gegen seinen Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Gesellschaft werth, zu unentbehren.

Doch trieb ihn seine Unruhe bald aus dieser vortheilhaften Lage in andere Gegenden seines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Theil von Deutschland, wo es zur Verderbniß des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht; er konnte mit seinen Masken nichts mehr ausrichten; er mußte suchen auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er sich bei kleinen und großen Gesellschaften auf, und merkte, bei dieser Gelegenheit, sämmtlichen Stücken und Schauspielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem deutschen Theater herrschte, dem albernen Fall und Klang der Alexandriner, dem geschraubtprotzigen Dialog, die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Situationsreden hatte er bald gefaßt, und zugleich bemerkt, was rührte und gefiel.

Nicht eine Rolle der gangbaren Stücke, sondern die ganzen Stücke blieben leicht in seinem Gedächtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauspielers, der sie mit Beifall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälligerweise auf seinen Streifereien, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein ganze Stücke besonders auf Dorfhöfen und in Dörfern vorzustellen, und sich dadurch überall sogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verschaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war sein Theater gleich aufgeschlagen; mit einem scheinlichen Ernst und ansteckenden Enthusiasmus wußte er die Einbildungskraft seiner Zuschauer zu gewinnen, ihre Sinne zu täuschen, und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg, und einen Tisch zum Throne umzuschaffen. Seine Jugendwärme ersetzte den Mangel eines tiefen Gefühls; seine Heftigkeit seinen Stärke, und seine Sonderbarkeit Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater sehen kannten, erinnerte er an alles, was sie gesehen und gehört hatten, und in den Uebrigen erregte er eine Ahnung von etwas Wunderbarem, und den Wunsch, näher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verstellte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichste Schadenfreude, wenn er alle Menschen, auf gleiche Weise, aus dem Stegreife, zum Besten haben konnte.

Bei seinem lebhaften, freien und durch nichts gehinderten Geist verbesserte er sich, indem er Noten und Stücke oft wiederholte, sehr geschwind. Bald recitirte und spielte er dem Sinne gemäßer, als die Muster, die er anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf diesem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu spielen und doch immer vorstellt zu seyn. Er schien hingerissen, und lauerte auf den Effect, und sein größter Stolz war, die Menschen stufenweise in Bewegung zu setzen. Selbst das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald mit einer gewissen Mäßigung zu verfahren, und so lernte er, theils gezwungen, theils aus Instinct, das, wovon so wenig Schauspieler einen Begriff zu haben scheinen: mit Organ und Geberden ökonomisch zu seyn.

So wußte er selbst rohe und unfreundliche Menschen zu behalten und für sich zu interessiren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geschenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja manchmal gar das Geld, wenn er dessen nach seiner Meinung genug hatte, ausschlug; so schickte man ihn mit Empfehlungsschreiben einander zu und so wanderte er eine ganze Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß, und nicht ohne die angenehmsten und artigsten Abenteuer blieb.

Bei der innerlichen Kälte seines Gemüthes liebte er eigentlich niemand; bei der Klarheit seines Blicks konnte er niemand achten, denn er sah nur immer die äußern Eigenheiten der Menschen, und trug sie in seine mimische Sammlung ein. Dabei aber war seine Selbstigkeit äußerst belebigt, wenn er nicht ihm gefiel, und wenn er nicht überall Beifall erregte. Wie dieser zu erlangen sey, darauf hatte er nach und nach so genau Acht gegeben, und hatte seinen Sinn so gefaßt, daß er nicht allein der seinen Darstellungen, sondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als schmeicheln konnte. Und so arbeitete seine Gemüthsart, sein Talent und seine Lebensart dergestalt wechselsweise gegen einander, daß er sich unvermerkt zu einem vollkommnen Schauspieler ausgebildet sah. Ja, durch eine listsam scheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung stieg durch Kunst und Uebung, seine Action, Declamation und sein Geberdenspiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künstlicher, zu verstellt und ängstlich zu werden schien.

Von seinen Schicksalen und Abenteuern sprechen wir vielleicht an einem andern Orte, und bemerken hier nur so viel: daß er in spätern Zeiten, da er schon ein gemachter Mann, im Besitz von ansehnlichem Raumen, und in einer sehr guten obgleich nicht stillen Lage war, sich angewöhnt hatte, im Gespräch auf eine feine Weise theils ironisch, theils spöttisch den Zuhörern zu machen, und dadurch sich sehr ernsthafte Unterhaltung zu verstören. Besonders gebrauchte er diese Manier gegen Wilhelm, sobald

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

dieſer, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretiſches Geſpräch anzuknüpfen Luſt hatte. Demungeachtet waren ſie ſehr gern beiſammen, indem durch ihre beiderſeitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünſchte, alles auf den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunſt in einem Zuſammenhange behandelt haben. Er wollte ausgeſprochene Regeln feſtſetzen, beſtimmen, was recht, ſchön und gut ſey, und was Beifall verdiene; genug, er behandelte alles auf das ernſthafteſte. Serlo hingegen nahm die Sache ſehr leicht, und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er, durch eine Geſchichte oder einen Schwank, die artigſte und vergnüglichſte Erläuterung beizubringen, und die Geſellſchaft zu unterrichten, indem er ſie ergötzte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf dieſe Weiſe ſehr angenehme Stunden zubrachte, beſonders ſich Melina und die Uebrigen in einer beſſer verbrieflichern Lage. Sie erſtaunten unſerm Freunde manchmal wie böſe Geiſter, und machten ihm nicht bloß durch ihre Gegenwart, ſondern auch oft durch komiſche Geſichter und bittre Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte ſie nicht einmal zu Gaſtrollen gelaſſen, geſchweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte demungeachtet nach und nach ihre ſämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft ſich Schauſpieler um ihn geſellig verſammelten, hatte er die Gewohnheit leſen zu laſſen, und manchmal ſelbſt mitzuleſen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden ſollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meiſtens nur theilweiſe. So ließ er auch, nach einer erſten Aufführung, Stellen, bei denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einſicht der Schauſpieler, und verſtärkte ihre Sicherheit, den rechten Punkt zu treffen. Und wie ein geringer aber richtiger Verſtand mehr als ein verwirrtes und unaufgeklärtes Genie zur Zufriedenheit anderer wirken kann; ſo erhielt er mittelmäßige Talente, durch die deutliche Einſicht, die er ihnen unmerklich verſchaffte, zu einer bewundernswürdigen Fähigkeit. Nicht wenig trug dazu bei, daß er auch Gedichte leſen ließ, und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erweckt, den ein wohlvorgetragener Rhythmus in unſrer Seele erregt, anſtatt daß man bei andern Geſellſchaften ſchon anfing, nur dieſenige Proſa vorzutragen, wozu einem jeden der Schnabel gewachſen war.

Bei ſolchen Gelegenheiten hatte er auch die ſämmtlichen angetroffenen Schauſpieler kennen lernen, daß was ſie waren, und was ſie werden konnten, beurtheilt, und ſich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten, bei einer Revolution, die ſeiner Geſellſchaft drohete, ſogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf ſich beruhen, lehnte alle Interceſſionen Wilhelms für ſie mit Achſelzucken ab, bis er ſeine Zeit erſah, und ſeinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorſchlag that: er ſolle doch ſelbſt bei ihm aufs Theater gehen, und unter dieſer Bedingung wolle er auch die Uebrigen engagiren.

Die Leute müſſen alſo doch ſo unbrauchbar nicht ſeyn, wie Sie mir ſolche bisher geſchildert haben, verſetzte ihm Wilhelm, wenn ſie jetzt auf einmal zuſammen angenommen werden können, und ich dächte, ihre Talente möchten auch ohne mich dieſelbigen bleiben.

Serlo erröthete ihm daraus, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, ſeine Lage: wie ſein erſter Liebhaber Miene mache, ihn bei der Erneuerung des Contracts zu ärgern, und wie er nicht geſinnt ſey, ihm nachzugeben, beſonders da die Gunſt des Publicums gegen ihn ſo groß nicht mehr ſey. Liebe er das ſein gehen, ſo würde ſein ganzer Anhang ihm folgen, wohnach denn die Geſellſchaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Lotten, dem alten Polterer und ſelbſt an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er verſprach dem armen Pedanten als Juden, Miniſter, und überhaupt als Böſewicht einen entſchiedenen Beifall zu verſchaffen.

Wilhelm ſtutzte, und verdroß den Serlo nicht ohne Unruhe, und war, um etwas zu ſagen, verſetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: Sie ſprechen auf eine ſehr freundliche Weiſe nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie ſtehts denn aber mit den ſchwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfſinne gewiß nicht entgangen ſind?

Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu ſtarken Seiten machen, verſetzte Serlo. Es iſt unter euch allen, die ihr denn doch nur Naturaliſten und Pfuſcher ſeyd, keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von ſich gäbe; denn ſo viel ich alle beurtheilen kann, ſo iſt kein einziger Stock darunter, und Sebote allein ſind die Unverbeſſerlichen. Sie mögen nun aus Eigenſinn, Dummheit oder Hypocondrie unartig und unbiegſam ſeyn.

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bemühungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um ſchleunige Entſcheidung, und verlieh ihn in nicht geringer Unruhe.

Bei der wunderlichen und gleichſam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reiſebeſchreibung, die er mit Lotten zuſammenſetzte, war er auf die Zuſtände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerkſamer geworden, als er ſonſt geweſen war. Er begriff jetzt erſt die Abſicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals ſo lebhaft empfohlen. Er fühlte zum erſten Male, wie angenehm und nützlich es ſeyn könne, ſich zur Mittelsperſon ſo vieler Gewerbe und Bedürfniſſe zu machen, und bis in die tiefſten Gebirge und Wälder des feſten Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsſtadt, in der er ſich befand, gab ihm bei der Unruhe des Lotten, der ihn überall mit herumſchleppte, den anſchaulichſten Begriff eines großen Mittelpunkts, woher alles ausfließt, und wohin alles zurückkehrt, und es war das erſte Mal, daß ſein Geiſt im Anſchauen dieſer Art von Thätigkeit ſich wirklich ergetzte. In dieſem Zuſtande hatte ihm Serlo den Antrag gethan, und ſeine Wünſche, ſeine Neigung, ſein Zutrauen auf ein angeborenes Talent, und ſeine Verpflichtung gegen die thätloſe Geſellſchaft wieder treu gemacht.

Da ſteh' ich nun, ſagte er zu ſich ſelbſt, abermals am Scheidewege zwiſchen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erſchienen. Die eine ſteht nicht mehr ſo ſchmeichelnd aus, wie damals, und die andere nicht ſo prächtig. Der einen wie der andern zu folgen fühlt ich eine Art von innerm Beruf, und von beiden Seiten ſind die äußern Anläße ſtark genug; es ſcheint der unmöglich, ſich zu entſcheiden; da wünſchen, daß irgend ein Uebergewicht von Außen deine Wahl beſtimmen möge, und doch, wenn du dich recht unterſuchſt, ſo ſind es nur äußere Umſtände, die dir

eine Neigung zu Erwerb. Erwerb und Besitz erfüllen, aber beim innerlichen Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunsch, die Anlagen, die in dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, sie sonst verwittert oder geistig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schicksal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünsche führt? Gelocket nicht alles, was ich mir ehemals aufgebaut und vorgesetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu seyn als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir seit jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen mochte, steht vor mir, und bietet sich mir selbst an. Hierher wollte ich flüchten, und bin sachte hergeleitet worden; bei Cerlo wollte ich unternehmen suchen, er sucht mich, und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Marianen, die mich aufs Theater lockte? oder war es Liebe zur Kunst, die mich an das Mädchen festknüpfte? War jene Aussicht, jener Anblick nach der Bühne bloß einem unorientirten, unruhigen Menschen willkommen, der ein Leben fortzusetzen wünschte, das ihm die Verhältnisse der bürgerlichen Welt nicht gestatteten, oder war es alles anders, reiner, würdiger? und was sollte dich bewegen können, deine damaligen Gesinnungen zu ändern? Hast du nicht vielmehr bisher selbst unwissend deinen Plan verfolgt? Ist nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da seine Nebenabsichten dabei im Spiele sind, und da du zugleich ein feierlich gegebenes Wort halten, und dich auf eine edle Weise von einer schweren Schuld befreien kannst?

Alles, was in seinem Herzen und seiner Einbildungskraft sich bewegte, verwebte nun auf das lebhafteste gegen einander sich. Daß er seine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verlassen brauche, war sein kleinstes Gewicht auf der Wagschale, und doch schwankte sie noch hin und wieder, als er seine Freunden Aurelie gewohnterweise zu besuchen ging.

Zwanzigstes Capitel.

Er fand sie auf ihrem Ruhebette; sie schien krank. Glauben Sie noch morgen spielen zu können? fragte er. O ja, versetzte sie lebhaft; Sie wissen, daran hindert mich nichts. — Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beifall meines Parterre's von mir abzulehnen; sie meinen es gut und werden mich noch umbringen. Vorgestern hatt' ich das Herz mäßig mir reißen! Sonst kannt' ich es wohl leiden, wenn ich mir selbst gehel; wenn ich lange studirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das stillkommene Zeichen, nun sey es gesungen, von allen Enden widerhallte. Jetzo sag' ich nicht, was ich will, nicht wie ich's will; ich werde hingerissen, ich vergesse mich, und mein Spiel macht einen weit größeren Eindruck. Der Beifall wird lauter, und ich denke: Möchtet ihr, was euch entzückt! Die unsolidesten, unbestimmten Anklänge rühren euch, ziehen euch Bewunderung ab, und ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen sind, der ihr einer Wahnsinnigen gespottet habt.

Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und vertieft. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es wieder von vorn an. Morgen Abend bin gestellt werden. Es schreyt' ich mich hin und her; es ist mir langweilig aufzustehen, und verdrießlich zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Cirkel in mir. Dann treten die seligen Tröstungen vor mir auf, dann werf' ich sie weg, und verzweifle sie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben — warum soll das nothwendig seyn, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch anders seyn? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird.

O, meine Freunden, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufstehen, selbst den Dolch zu führen, mit dem Sie sich unsichtlich verwunden! Wieder Jhnen denn nichts? Ist denn Ihre Jugend, Ihre Gestalt, Ihre Gesundheit, sind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verschulden verloren haben, müssen Sie denn alles Uebrige hinterdrein werfen? Ist das auch nothwendig?

Sie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie auf: Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb ist, nichts als Zeitverderb ist die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun sollen! Nun ist alles rein zu nichts geworden. Ich bin ein armes verlebtes Geschöpf, nichts als verlebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bei Gott, ich bin ein armes Geschöpf!

Sie verstummte, und nach einer kurzen Pause rief sie heftig aus: Ihr seyd geworden, daß sich euch alles an den Hals wirft. Nein, ihr könnt es nicht fühlen, kein Mann ist im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, daß sich zu ehren weiß. Bei allen heiligen Engeln, bei allen Brüdern der Seligkeit, die sich ein reines gottähnliches Herz erschaffen, es ist nichts Himmlischers, als ein weibliches Wesen, das sich dem geliebten Manne hingiebt! Wie fühl, fest, hell, klar, klug, wenn wir verbinden. Weiber zu beißen, und alle diese Vorzüge sagen wir euch zu Füßen, sobald wir lieben, sobald wir besitzen. Gegenliebe zu erwarten. O wir nun! ich mein ganzes Daseyn so mit Wissen und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, abscheulich verzweifeln. Ich soll kein Blutstropfen in mir seyn, der nicht gestraft wird, keine Faser, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatralischen Aufwand von Leidenschaft!

Fern war von unserm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entsetzliche, bald natürliche, bald erzwungene Zustand seiner Freunden peinigte ihn nur zu sehr. Er empfand die Martern der unglücklichen Anspannung mit; sein Gehirn zerrüttete sich, und sein Blut war in einer Ueberhitzung.

Sie war aufgestanden und ging in der Stube hin und wieder. Ich sage mir alles vor, rief sie aus, warum ich ihn nicht lieben sollte. Ja weiß auch, daß er es nicht werth ist; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beschäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm' ich eine Rolle vor, wenn ich sie auch nicht zu spielen habe; ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, festiger und festiger, im Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Verträuter, welche entsetzliche Arbeit ist es, sich mit Gewalt von sich selbst zu entfernen! Mein Verstand leidet, mein Gedächtniß ist so angespannt; um mich vom Wahnsinne zu retten, überlaß ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe.

– Ja, ich ſterbe ihm, ich liebe ihn! rief ſie unter tauſend Thränen, ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben.

Er faßte ſie bei der Hand, und bat ſie auf das inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. O, ſagte er, wie ſonderbar iſt es, daß den Menſchen nicht allein ſo manches Unmöglichſcheinende, ſondern auch ſo manches Mögliche verlagt iſt. Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine unglückliche Feſſelknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Roß zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach.

Er hatte Aurelien ſeine Geſchichte mit Marianen vertraut, und konnte ſich alles jetzt daraus beziehen. Sie ſah ihm ſtarr in die Augen und fragte: Können Sie ſagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtſinniger Galanterie, mit feuerlebter Betheurung, mit berückenden Schwüren ihre Gunſt abzuſchmeicheln geſucht?

Das kann ich, verſetzte Wilhelm, und zwar ohne Selbſtgefälligkeit: denn mein Leben war ſehr einfach, und ich bin ſelten in die Verſuchung gerathen, zu verlieren. Und welche Warnung, meine ſchöne, meine edle Freundin, iſt mir der traurige Zuſtand, in den ich Sie verſetzt ſehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemeſſen iſt, das durch die Nährung, die Sie mir einflößten, ſich bei mir zur Ernſte und Form beſtimmt, und durch dieſen Augenblick adelsbrief wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen, und ſelbſt die ernſtlichſten in meinem Buſen bewahren; kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann.

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an, und entfernte ſich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. Es iſt nichts daran gelegen! rief ſie: ſo viel Weiberträumen mehr oder weniger. Die See wird darum doch nicht wachſen. Doch fuhr ſie fort, unter Tauſenden Einen gerettet, das iſt doch etwas, unter Tauſenden Einen Redlichen gefunden, das iſt anzunehmen! Wiſſen Sie auch, was Sie verſprechen?

Ich weiß es, verſetzte Wilhelm lächelnd, und hielt ſeine Hand hin.

Ich nehm' es an, verſetzte ſie, und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, ſo daß er glaubte, ſie würde die ſeine faſſen; aber ſchnell fuhr ſie in die Taſche, zog den Dolch blitzſchnell heraus, und führ mit Spitze und Schneide ihm raſch über die Hand weg. Er zog ſie ſchnell zurück, aber ſchon lief das Blut herunter.

Man muß euch Männer ſcharf zeichnen, wenn ihr merken ſollt, rief ſie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine haſtige Geſchäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte ſeine Hand damit, um das erſte hervordringende Blut zu ſtillen. Verzeihen Sie einer Halbwahnſinnigen, rief ſie aus, und laſſen Sie ſich dieſe Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin verſöhnt, ich bin weiter bei mir ſelber. Auf meinen Knieen will ich Abbitte thun, laſſen Sie mir den Troſt, Sie zu heilen.

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, ſtillte das Blut und beſah die Wunde ſorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie, und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn ſtill, und mit einer nachdenklichen Beſorgſamkeit in ſich gekehrt. Er fragte einigemal: Beſte, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still, erwiederte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legte: ſtill!

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinem zwei kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bedeutete; ſie ſelbſt verband ihn unter allerlei wunderlichen Reden. Erinnerungen und Erwähnen, und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen, die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit; niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehen gedachte. Er trank, zum Beiſpiel, lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unfolgſamkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thür aufließ oder zuſchlug, und, wenn ihm etwas verboten wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm davon rannte; ſo mußte er eine große Lection anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Aurelien ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts Zärtliches, wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich an der alten Amme, die ihm denn freilich allen Willen that.

Aber auch dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen mußte, und Felix hätte ſich ganz allein gelaſſen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeiſt erſchienen. Auf das artigſte unterhielten ſich beide Kinder mit einander; ſie lehrte ihm kleine Lieder, und er, der ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, recitirte ſie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte ſie ihm die Landcharten erklären, mit denen ſie ſich noch immer ſehr abgab, wobei ſie jedoch nicht mit der beſten Methode verfuhr. Denn eigentlich ſchien ſie bei den Ländern kein beſonderes Intereſſe zu haben, als ob ſie kalt oder warm ſeyen. Von den Polarpolen, von dem ſtrengſten Eiſe daſelbſt, und von der zunehmenden Wärme, je mehr man ſich von ihnen entfernte, wußte ſie ſehr gut Rechenſchaft zu geben. Wenn jemand reiſte, fragte ſie nur, ob er nach Norden oder nach Süden

gebe, und bemühte ſich die Wege auf ihrem kleinen Theater aufzufinden. Beſonders wenn Wilhelm von Roſen ſprach, war ſie ſehr aufmerkſam, und ſchien ſich immer zu betrüben, ſobald das Geſpräch auf eine andere Materie überging. So wenig man ſie bei todten konnte, eine Rolle zu übernehmen, oder auch nur, wenn geſpielt wurde, auf das Theater zu gehen; ſo gern und fleißig lernte ſie Oden und Lieder auswendig, und erregte, wenn ſie ein ſolches Gedicht, gewöhnlich von der ernſten und feierlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegreife declamirte, bei jedermann Erſtaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war, ſuchte ſie aufzumuntern; am meiſten aber empfahl ſie ſich ihm durch einen ſehr artigen, mannigfaltigen und manchmal ſelbſt muntern Geſang, und auf eben dieſem Wege hatte ſich der Harfenſpieler ſeine Gunſt erworben.

Serlo, ohne ſelbſt Genie zur Muſik zu haben, oder irgend ein Inſtrument zu ſpielen, wußte ihren beiden Werth zu ſchätzen; er ſuchte ſich ſo oft als möglich dieſen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verſchaffen. Er hatte wöchentlich einmal Concert, und nun hatte ſich ihm durch Mignon, den Harfenſpieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeſchickt war, eine wunderliche kleine Hauscapelle gebildet.

Er pflegte zu ſagen: der Menſch iſt ſo genirt, ſich mit dem Gemeinſten abzuquälen, Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn einen ſolchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen iſt Urſache, daß viele Menſchen, ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte, ſagte er, alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemälde ſehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.

Bei dieſen Geſinnungen, die Serlo gewiſſermaßen natürlich waren, konnte es den Perſonen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in dieſem vergnüglichen Zuſtande brachte man Wilhelmen eines Tages einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Werners Beſtſchaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erſchrak nicht wenig, als er den Tod ſeines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen, und hatte ſeine häuslichen Angelegenheiten in der beſten Ordnung hinterlaſſen.

Dieſe unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innerſten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, ſo lange ſie ſich mit uns des irdiſchen Daſeyns erfreuen, vernachläſſigt, und nur dann erſt die Verſäumniß betrauert, wenn das ſchöne Verhältniß wenigſtens für dießmal aufgehoben iſt. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Abſterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genoſſen habe.

Wilhelms Gedanken wandten ſich nun bald auf ſeine eigenen Verhältniſſe, und er fühlte ſich nicht wenig beunruhigt. Der Menſch kann in ſeine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht nur ein deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtande noch nicht ausgebildet ſey.

Wilhelm ſah ſich in einem Augenblicke frei, in welchem er mit ſich ſelbſt noch nicht einig werden konnte. Seine Geſinnungen waren edel, ſeine Abſichten lauter und ſeine Vorſätze ſchienen nicht verwerflich. Das alles durfte er ſich mit einigem Zutrauen ſelbſt bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er ſagte daher auf die Erfahrung anderer und auf die Reſultate, die ſie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am erſten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Geſpräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu ſammeln unternähme. Er ſchrieb daher Freunde und eigene Meinungen und Worte, ja ganze Geſpräche, die ihm intereſſant waren, auf, und hielt leider auf dieſe Weiſe das Falſche ſo gut als das Wahre feſt. Vielleicht viel zu lange an einer Idee, ja man möchte ſagen an einer Centnerlaſt hängen, und verlieh dabei ſeine natürliche Denk- und Handlungsweiſe, indem er oft fremden Lichtern als Leitſternen folgte. Aureliens Bitterkeit und ſeines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menſchen beſtachen öfters als billig war ſein Urtheil: niemand aber war ihm gefährlicher geweſen als Jarno, ein Mann, deſſen heller Verſtand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, ſtrenges Urtheil fällte, dabei aber dem Fehler hatte, daß er dieſe einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit ausſprach, da doch die Ausübung des Verſtandes eigentlich nur Einmal und nur in dem beſtimmteſten Falle gelten, und ſchon unrichtig werden, wenn man ſie auf den nächſten anwendet.

So entfernte ſich Wilhelm, indem er mit ſich ſelbſt einig zu werden ſtrebte, immer mehr von der beſtimmten Einheit, und bei dieſer Verwirrung ward es ſeinen Leidenſchaften um ſo leichter, alle Anſtrengungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, und ihn über das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespoſt zu ſeinem Vortheil, und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Urſache, an eine andere Einrichtung ſeines Schauſpiels zu denken. Er mußte entweder ſeine alten Contracte erneuern, wozu er keine große Luſt hatte, indem mehrere Mitglieder, die ſich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden; oder er mußte, wohin auch ſein Wunſch ging, der Geſellſchaft eine ganz neue Geſtalt geben.

Ohne ſelbſt in Wilhelmen zu dringen, trate er Aurelien und Philinen auf; und die übrigen Perſonen, die ſich noch Engagement ſuchten, ließen uns ſerm Freunde gleichfalls keine Ruhe, ſo daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege ſtand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegengeſetzten Sinne aufgetreten war, ihn endlich zu einer Entſchließung hinbringen ſollte. Wir laſſen nur den Eingang weg und ordnen übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

Zweites Capitel.

— So war es und ſo muß es denn auch wohl recht ſeyn, daß jeder bei ſeiner Gelegenheit ſeinem

Gewerbe nachgeht und seine Thätigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verschieden, als auch in der nächsten Viertelstunde schon nichts mehr nach seinem Sinne im Hause geschah. Freunde, Bekannte und Verwandte drängten sich zu, besonders aber alle Menschenarten, die bei solchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, schrieb und rechnete; die einen holten Wein und Kuchen, die andern tranken und aßen; niemanden sah ich aber ernsthafter beschäftigt, als die Weiber, indem sie die Trauer anlegten.

Du wirst mir also verzeihen, mein Lieber, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch an meinen Vortheil dachte, mich deiner Schwester so hülfreich und thätig als möglich zeigte, und ihr, sobald es nur einigermaßen schicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unser Sache sey, eine Verbindung zu beschleunigen, die unser Vater aus allzugroßer Umständlichkeit bisher verzögert hatten.

Nun mußt du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen sey, das große leere Haus in Besitz zu nehmen. Wir sind bescheidener und vernünftiger; unsern Plan sollst du hören. Deine Schwester zieht nach der Heirath gleich in unser Haus herüber, und sogar auch deine Mutter mit.

Wie ist das möglich? wirst du sagen; ihr habt ja selbst in dem Neste kaum Platz. Das ist eben die Kunst, mein Freund! Die geschickte Einrichtung macht alles möglich, und du glaubst nicht, wieviel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu sich sogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöste Geld soll dauerndtätige Zinsen tragen.

Ich hoffe du bist damit einverstanden, und wünsche, daß du nichts von den aufzuopfernden Liebhabereien deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögest. Dieser setzte seine höchste Glückseligkeit in eine Anzahl unscheinbarer Kunstwerke, die niemand, ich darf wohl sagen niemand, mit ihm genießen konnte; jener lebte in einer kostbaren Einrichtung, die er niemand mit sich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe deine Beistimmung.

Es ist wahr, ich selbst behalte in unserm ganzen Hause keinen Platz als den an meinem Schreibepulte, und noch seh' ich nicht ab, wo man künftig eine Wiege hinsetzen will; aber dafür ist der Raum außer dem Hause desto größer. Die Kaffeehäuser und Klubbs für den Mann, die Spaziergänge und Spazierfahrten für die Frau, und die schönen Lustörter auf dem Lande für beide. Dabei ist der größte Vortheil, daß auch unser runder Tisch ganz besetzt ist, und es dem Vater unmöglich wird, Freunde zu sehen, die sich nur desto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er sich Mühe gegeben hat, sie zu bewirthen.

Nur nichts Ueberflüssiges im Hause! nur nicht zu viel Möbeln, Gerätschaften, nur keine Kutsche und Pferde! Nichts als Geld und dann auf eine vernünftige Weise leben Tag gethan, was dir beliebt. Nur keine Garderobe, immer das Neueste und Beste auf dem Leibe; der Mann mag seinen Rock abtragen und die Frau den übrigen vertrödeln, sobald er nur einigermaßen aus der Mode kömmt. Es ist mir nichts unerträglicher, als so ein alter Kram von Besitzthum. Wenn man mir den testirten Edelstein schenken wollte, mit der Bedingung ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt sich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntniß: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht, und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als in sofern man sie nutzen kann.

Nun wirst du aber sagen: wie ist denn in einem sauern Plane an mich gedacht? Wie soll ich unterkommen, wenn ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem einzigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?

Das ist freilich der Hauptpunkt. Brüderchen, und auf den werde ich dir gleich dienen können, wenn ich dir vorher das gebührende Lob über deine vortreffliche angewendete Zeit werde unterrichtet haben.

Sage nur, wie hast du es angefangen, in so wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und interessanten Gegenstände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an dir kenne, hätte ich sie doch solche Aufmerksamkeit und solchen Fleiß nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen du die Reise gemacht hast; die Beschreibung der Eisen- und Kupferhämmer ist vortrefflich und zeigt von vieler Einsicht in die Sache. Ich habe sie ehemals auch besucht; aber meine Relation, wenn ich sie dagegen halte, sieht sehr stümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwandfabrikation ist lehrreich, und die Anmerkung über die Concurrenz sehr treffend. An einigen Orten hast du Zeichen in der Addition gemacht, die jedoch sehr verzeihlich sind.

Was aber mich und meinen Vater am meisten und höchsten freut, sind deine gründlichen Einsichten in die Bewirthschaftung und besonders in der Verbesserung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Steuerstation liegt, in einer sehr fruchtbaren Gegend zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hause lösen, dazu an; ein Theil wird gedorrt, und ein Theil kann stehen bleiben; und wir rechnen auf dich, daß du dahin ziehst, den Verbesserungen vorstehst, und so kann, um nicht viel zu sagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth steigen; man verkauft es wieder, sucht ein größeres, verbessert und handelt wieder, und dazu bist du der Mann. Unsre Jedern sollen indeß zu Hause nicht müßig seyn, und wir wollen und bald in einen beneidenswerthen Zustand versetzen.

Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reise und ziehe hin, wo du es vergnüglich und nützlich findest. Vor den ersten halben Jahre bedürfen wir deiner nicht; du kannst dich also nach Belieben in der Welt umsehen: denn die beste Bildung findet ein geschickter Mensch auf Reisen. Lebe wohl, ich freue mich, so nahe mit dir verbunden, auch nunmehr im Geist der Thätigkeit mit dir vereint zu werden."

So gut dieser Brief geschrieben war, und so viel dienenswürdige Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als eine Weise. Das Lob, das er über seine fingirten statistischen, technologischen und ruralischen Kenntnisse erhielt, war ihm ein stiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm sein Schwager von Glück des bürgerlichen Lebens vorzeichnete, reizte ihn keineswegs: vielmehr war er durch einen heimlichen Geist des Widerspruchs mit Heftigkeit auf die entgegengesetzte Seite getrieben. Er überzeugte sich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er sich zu geben wünschte, vollenden könne, und schien in seinem Entschlusse nur desto mehr bestärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wissen, sein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle seine Argumente zusammen und

bestätigte bei sich seine Meinungen nur um desto mehr, je mehr er Ursache zu haben glaubte, sie dem klugen Werner in einem günstigen Lichte darzustellen, und auf diese Weise entstand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

„Dein Brief ist so wohl geschrieben, und so gefährdet und klug gedacht, daß sich nichts mehr dazu setzen läßt. Du wirst mir aber verzeihen, wenn ich sage, daß man gerade das Gegentheil davon meinen, behaupten und thun, und doch auch Recht haben kann. Deine Art zu seyn und zu denken geht auf einen unbeschränkten Besitz und auf eine leichte lustige Art zu genießen hinaus, und ich brauche dir kaum zu sagen, daß ich daran nichts, was mich reizte, finden kann.

Zuerst muß ich dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu seyn, mit Hülfe eines Freundes aus mehreren Büchern zusammengeschrieben ist, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieser Art weiß, aber keineswegs verstehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein eigenes Innere voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin?

Daß ich dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht. Von dem ich eben diese Gesinnungen, nur daß mir Nero lese ich eben diese Gesinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher sind. Ich habe mehr Welt gesehen, als du glaubst, und sie besser benutzt, als du denkst. Sowohl deswegen dem, was ich sage, einige Aufmerksamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach deinem Sinne seyn sollte.

Wäre ich ein Edelmann, so wäre unser Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, so muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünsche, daß du mich verstehen mögest. Ich weiß nicht wie es in fremden Ländern ist, aber in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf persönliche, Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Noth seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen wie er will. Immer dem es dem Edelmann, der mit den Vornehmsten umgeht, zur Pflicht wird, sich selbst einen vornehmen Anstand zu geben, indem dieser Anstand, da ihm weder Thür noch Thor verschlossen ist, zu einem freien Anstand wird, da er mit seiner Frau, mit seiner Person, es sey bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß: so hat er Ursache, etwas auf sie zu halten, und zu feiern, daß er etwas auf sie hält. Eine gewisse feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bei ernsthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er selten läßt, daß er überall im Gleichgewicht steht. Er ist eine öffentliche Person, und je ausgebildeter seine Bewegungen, je sonorer seine Stimme, je ausdauernder und gemessener sein ganzes Wesen ist, desto vollkommner ist er. Wenn er gegen Hohe und Niedere, gegen Freunde und Verwandte immer eben derselbe bleibt, so ist nichts an ihm auszusetzen, man darf ihm nicht anders wünschen. Er sey kalt, aber wendig; versteckt, aber klug. Wenn er sich äußerlich in jedem Momente seines Lebens zu beherrschen weiß, so hat niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an und um sich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, alles scheinen nur Zugaben zu seyn.

Nun denke dir irgend einen Bürger, der an seine Vorzüge nur einigen Anspruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte desto unglücklicher werden, je mehr sein Naturell ihm zu jener Art zu seyn Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar seine Gränzen kennt, wenn man auch ihm Könige oder königähnliche Figuren erschaffen kann; so darf er überall mit einem stillen Bewußtseyn vor seines Gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine stille Gefühl der Gränzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: was bist du? sondern nur: was darf man? welche Einsicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wirviel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur sein, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll thun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon voraus gesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sey, noch seyn dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachlässigen muß.

In diesem Unterschiede ist nicht etwa die Mäßigung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft selbst Schuld; es sind daran einmal etwas andern wird und was sich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug, ich habe, wie die Sachen jetzt stehen, an mich selbst zu denken, und wie ich mich selbst und das, was mir ein unerlässliches Bedürfniß ist, retten und erringe.

Ich habe nun einmal gerade zu jener barocken Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt verlagt, eine unverbesserliche Neigung. Ich habe, seit ich dich verlassen, durch Lesen übung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und stelle mich so ziemlich dar. Eben so habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle. Nun lerne ich dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Person zu seyn, und in einem weiteren Kreise zu gefallen und zu wirken. Dazu kommt meine Neigung zur Dichtkunst und zu allem, was mit ihr in Verbindung steht, und das Bedürfniß, meinen Geist und Geschmack auszubilden, damit ich nach und nach auch bei dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für schön halte. Du siehst wohl, daß alles für mich nur auf dem Theater zu finden ist, und daß ich mich in diesem einzigen Elemente noch wünschen kann. Auf den Brettern erscheint der gebildete Mensch so gut verständig zu seinem Glanz, als in den obern Classen; Geist und Körper müssen bei jeder Bemühung gleichen Schritt gehen, und ich werde da so gut seyn und scheinen können, als irgend anderswo. Sache ich daneben noch Beschäftigungen, so gibt es dort

mechanische Quälereien genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verschaffen.

Diskurire mir nicht darüber; denn eh du mir schreibst, ist der Schritt schon geschehen. Wegen der verschiednen Vorurtheile will ich meinen Namen verändern, weil ich mich ohnedem schäme als Meister aufzutreten. Lebe wohl. Unser Vermögen ist in so guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was ich brauche, verlange ich gelegentlich von dir; es wird nicht viel seyn, denn ich hoffe, daß mich meine Kunst auch nähren soll."

Der Brief war kaum abgeschickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der Uebrigen großen Verwunderung sich auf einmal erklärte: daß er sich zum Schauspieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig, denn Serlo hatte schon früher sich so erklärt, daß Wilhelm und die Uebrigen damit gar wohl zufrieden seyn konnten. Die ganze verunglückte Gesellschaft, mit der wir uns so lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, wenn sie jedoch, außer einer Lustrolle, sich einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hätte. Wie sie ohne Zutrauen gefordert hatten, so empfingen sie ohne Dank. Die meisten wollten lieber ihre Anstellung dem Einflusse Philinens zuschreiben, und richteten ihre Danksagungen an sie. Indessen wurden die ausgefertigten Contracte unterschrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entstand vor Wilhelms Einbildungskraft, in dem Augenblicke, als er seinen fingirten Namen unterzeichnete, das Bild jenes Maskenballs, wo er verwundet in Philinens Schoos gelaun. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm und flog ab. Ihr menschenfreundliches Benehmen hielt sie gehen und kommen; endlich stand sie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern; ihr Gesicht, ihre Gestalt fing an zu glänzen und sie verschwand. So schrieb er seinen Namen nur mechanisch hin, ohne zu wissen was er that, und fühlte erst, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an seiner Seite stand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leise wegzuziehen versucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm sich aufs Theater begab, war den Serlo nicht ohne Einschränkung zugestanden werden. Dieser verlangte, daß Hamlet ganz und unverstückt aufgeführt werden sollte, und dieser ließ sich das wunderliche Begehren in so fern gefallen, als es möglich seyn würde. Nun hatten sie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich sey, und was man von dem Stück weglassen könne, ohne es zu zerstücken, darüber waren beide sehr verschiedener Meinung.

Wilhelm befand sich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem artigen Mädchen an einem verehrten Schriftsteller irgend etwas mangelhaft seyn könne. Unsere Empfindung von ihnen ist so ganz, so mit sich selbst übereinstimmend, daß wir uns auch in ihnen eine solche vollkommene Harmonie denken müssen. Serlo hingegen sonderte gern und beinah zu viel; sein scharfer Verstand wollte in einem Kunstwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganze erkennen. Er glaubte, so wie man die Stücke finde, habe man wenig Ursache mit ihnen so gar bedächtig umzugehen, und so mußte auch Shakspeare, so mußte besonders Hamlet viel leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn jener von der Absonderung der Spreu von dem Weizen sprach. Es ist nicht Spreu und Weizen durcheinander, tief dieser, es ist ein Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Ist nicht Eins mit dem andern und durch das andere? Immer behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tisch; der Künstler müsse goldne Aepfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. Sie erschöpften sich in Gleichnissen, und ihre Meinungen schienen sich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unser Freund, als Serlo ihm einst nach langem Streit das einfachste Mittel anrieth, sich kurz zu resolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerspiele, was eben nicht gerne wolle noch ohne, abzustreichen, mehrere Personen in Eine zu drängen, und wenn er mit dieser Art noch nicht bekannt genug sey, oder auch nicht kurz genug dazu habe, so solle er ihm die Arbeit überlassen, und er wolle bald fertig seyn.

Das ist nicht unserer Abrede gemäß, versetzte Wilhelm. Wie können Sie bei so viel Geschmack so leichtsinnig seyn?

Mein Freund, rief Serlo aus, Sie werden es auch schon werden. Ich kenne das Abscheuliche dieser Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt Statt gefunden hat. Aber wo ist auch eins so verwahrlost, als das unsere? In dieser elenden Verstümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publicum erlaubt sie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maß des Personals, der Decorationen und Theatermechanik der Zeit, des Dialogs und der physischen Kräfte des Acteurs hinausschritten? und doch sollen wir spielen, und immer spielen und immer neu spielen. Sollen wir uns dabei nicht unsers Vortheils bedienen, da wer mit zerstückelten Werken eben so viel ausrichten als mit ganzen? Sagt und das Publicum doch selbst in den Vorstellungen, wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern Nationen, haben Gefühl für ein ästhetisches Ganze; sie loben und tadeln nur stellenweise; sie entzücken sich nur stellenweise; und für wen ist das ein größeres Glück als für den Schauspieler, da das Theater immer nur ein geflecktes und gestückeltes Wesen bleibt.

Ich! versetzte Wilhelm; aber muß es denn auch so bleiben, muß denn alles bleiben was ist? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im größten Irrthum geschlossen hätte.

Serlo gab der Sache eine lustige Wendung und ersuchte Wilhelmen, ihre öftern Gespräche über Hamlet nochmals zu bedenken, und selbst die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu ersinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einsamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. Ich möchte mich sehr irren, rief er aus, wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu helfen ist; ja ich bin überzeugt, daß Shakspeare es selbst so würde gemacht haben, wenn sein Genie nicht auf die Hauptsache so sehr gerichtet, und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre.

Lassen Sie hören, sagte Serlo, indem er sich gravitätisch aufs Canapee legte; ich werde ruhig aufhorchen, aber auch beste strenger richten.

Wilhelm versetzte: Mir ist nicht bange; hören Sie nur. Ich unterscheide, nach der genauesten Untersuchung, nach der reiflichsten Ueberlegung, in der Composition dieses Stücks zweierlei: das erste sind die großen innern Verhältnisse der Personen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Charakteren und Handlungen der Hauptfiguren entstehen, und diese sind einzeln vortrefflich, und die Folge, in der sie aufgestellt sind, unverbesserlich. Sie stimmen durch seine Art von Behandlung überein, so genau verwandt, so innig verflochten, daß man sie nicht trennen kann, ohne sie zu zerstören. Diese sind's, die jedermann zu sehen verlangt, die niemand anzutasten wagt, die sich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beinahe alle auf das deutsche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das zweite, was bei diesem Stück zu bemerken ist, ich meine die äußern Verhältnisse der Personen, wodurch sie von einem Orte zum andern gebracht, oder auf diese und jene Weise durch gewisse zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzu unbedeutend angesehen, nur im Vorbeigehn davon gesprochen, oder sie gar weggelassen hat. Freilich sind diese Fäden nur dünn und lose, aber sie geben doch durch's ganze Stück, und halten zusammen, was sonst auseinander fiele, auch wirklich auseinander fällt, wenn man sie wegschneidet, und ein Uebriges gethan zu haben glaubt, daß man die Enden stehen läßt.

Zu diesen äußern Verhältnissen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Gesandtschaft an den alten Oheim, den gemeinschaftlichen Zwist, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und seine Rückkehr am Ende; ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Lust Hamlets dahin zu gehen, die Reise des Laertes nach Frankreich, seine Rückkunft, die Verschickung Hamlets nach England, seine Gefangennehmung beim Seeräuber, der Tod der beiden Verlobte auf den Briefe: alles dieses sind Umstände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieses Stücks, in dem offenbar der Held seinen Plan hat, auf das äußerste schaden und höchst schädlich sind.

So höre ich Sie einmal gerne, rief Serlo.

Fallen Sie mir nicht ein, versetzte Wilhelm. Sie möchten mich nicht immer loben. Diese Fehler sind wie äußerliche Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feste Mauer anzuziehen. Mein Vorschlag ist also, an jenen edlen großen Situationen gar nicht zu rühren, sondern sie sowohl im Ganzen als Einzelnen unbedingt zu schonen, aber diese äußern, einzelnen, verflechten und zerstreuenden Motive alle auf einmal wegzuwerfen und ihnen ein einziges zu substituiren.

Und das wäre? fragte Serlo, indem er sich aus seiner ruhigen Stellung aufhob.

Es liegt auch schon im Stücke, erwiederte Wilhelm, nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es sind die Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

Nach dem Tode des alten Hamlet werden die eroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter schickt seinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlets, der aber an Lasterlust und Lebensklugheit allen andern vorgelaufen ist, nach Dänemark, auf die Ausrüstung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen, der Schweigerei ergebenen König nur saumselig von Statten geht.

Horatio kennt den alten König, denn er hat seinen letzten Schlachten beigewohnt, hat bei ihm in Gunsten gestanden, und die erste Gelegenheit wird dadurch nicht verloren. Der neue König giebt sodann dem Horatio Audienz und schickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indem Horatio den Auftrag erhält, die Rüstung derselben zu beschleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünschte, mit Horatio zur See gehe.

Gott sei Dank! rief Serlo, so werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die immer ein lediger Anlaß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut; denn außer den zwei einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuschauer sich nichts zu denken; das Uebrige sieht er alles, das Uebrige geht alles vor, anstatt daß sonst seine Einbildungskraft in der ganzen Welt herumgejagt würde.

Sie sehen leicht, versetzte Wilhelm, wie ich nun mehr und das Uebrige zusammen hatten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Missethat seines Stiefvaters entdeckt, so räth ihm dieser, mit nach Norwegen zu gehen, sich der Armee zu versichern und mit vereinter Hand zurück zu kehren. Da Hamlet dem König und der Königin zu gefährlich wird, haben sie kein näheres Mittel, ihn los zu werden, als ihn nach der Flotte zu schicken, und ihm Rosenkranz und Güldenstern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurück kommt, soll dieser bis zum Meuselmord erhitzte Jüngling ihm nachgeschickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünstiger Winde liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück, seine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; sein Zusammentreffen mit Laertes in Opheliens Grabe ist ein großer unentbehrlicher Moment. Hieraus mag der König bedenken, daß es besser sei, Hamlet auf der Stelle los zu werden; das Fest der Aussöhnung mit Laertes wird nun sicherlich begangen, wobei man Mitternacht hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht schließen; es darf niemand übrig bleiben. Hamlet giebt, da nun das Mißtrauen des Volks wieder eintritt, seine Stimme flehend dem Horatio.

Nur geschwind, versetzte Serlo, setzen Sie sich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beifall; nur daß die Lust nicht verrauche.

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte sich schon lange mit einer Uebersetzung Hamlets abgequält; er hatte sich dabei der gestreckten Wieland'schen Arbeit bedient, darauf die er überhaupt Shakspeare'n zuerst kennen lernte. Was an derselben auszusetzen war, fühlte er bunpe, und so war er im Besitz eines vollständigen Exemplars in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung so ziemlich einig geworden war. Er fing nun an, nach seinem Plane auszuheben und einzuschieben, zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wiederherzustellen: denn so sorgsam er auch mit seiner Idee war, so suchen ihm doch bei der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Gesellschaft vor. Sie bezeugten sich sehr zufrieden damit; besonders machte Serlo manche günstige Bemerkung.

Sie haben, sagte er unter anderm, sehr richtig empfunden, daß unsere Umstände dieses Stück begleiten, aber einfacher seyn müssen, als sie und der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater vorgeht, was der Zuschauer nicht sieht, was er sich vorstellen muß, ist wie ein Hintergrund, vor dem die spielenden Figuren sich bewegen. Die große einfache Aussicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück sehr gut thun; nähme man sie ganz weg, so ist es nur eine Familienscene, und der große Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Unsicherheiten zu Grunde geht, wird nicht in seiner Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannigfaltig, beweglich, confus: so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden.

Wilhelm nahm nun wieder die Partie Shakspeare's, und zeigte, daß er für Inszenirung geschrieben habe, für Maschinen, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Dover zu sehen gewohnt sind, und daß, was jenen etwas ganz gewöhnliches sey, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und beide stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das deutsche Theater solle, dieser ernstere, einfachere Hintergrund für unsre Vorstellungsart am besten werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt; den Polonius übernahm Serlo; Aurelie, Ophelien; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, unterjochter, murrischer, neuangekommener Jüngling erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geistes war man in einiger Verlegenheit. Für beide Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo schlug den Pedanten zum Könige vor; wogegen Wilhelm aber aufs äußerste protestirte. Man konnte sich nicht entschließen.

Ferner hatte Wilhelm in seinem Stücke die beiden Rollen von Rosenkranz und Güldenstern stehen lassen. Warum haben Sie diese nicht in Eine verbunden? fragte Serlo; diese Abbreviatur ist doch so leicht gemacht.

Gott bewahre mich vor solchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben! versetzte Wilhelm. Das, was diese zwei Menschen sind und thun, kann nicht durch Einen vorgestellt werden. In solchen Kleinigkeiten zeigt sich Shakspeare's Größe. Dieses leise Auftreten, dieses Schmeicheln und Bücken, dieß Jasagen, Streicheln und Schmeicheln, diese Bedeutigkeit, dieß Schweigen, diese Artigkeit und Leerheit, diese reuelose Schurkerei, diese Unfähigkeit, wie kann sie durch Einen Menschen aufgedrungen werden? Es sollten ihrer wenigstens ein Dutzend seyn, wenn man sie haben könnte; denn sie sind blos in Gesellschaft etwas, sie sind die Gesellschaft, und Shakspeare war sehr bescheiden und weise, daß er nur zwei solche Repräsentanten auftreten ließ. Ueberdieß brauche ich sie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem Einen, guten, trefflichen Horatio contrastirt.

Ich verstehe Sie, sagte Serlo, und wir können uns helfen. Den einen geben wir Elmiren (so nannte man die älteste Tochter des Polterers); es kann nicht schaden, wenn sie gut aussehen, und ich will die Puppen putzen und dressiren, daß es eine Lust seyn soll.

Philine freute sich außerordentlich, daß sie die Herzogin in der kleinen Komödie spielen sollte. Das will ich sie natürlich machen, rief sie aus, wie man in der Geschwindigkeit einen Zweiten betrachtet, nachdem man den Ersten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben, und jeder Mann soll wünschen, der dritte zu werden.

Aurelie machte ein verdrießliches Gesicht bei diesen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

Es ist recht Schade, sagte Serlo, daß wir kein Ballet haben; sonst sollten Sie mir mit Ihrem ersten und zweiten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte sollte noch dem Tact einschlafen, und Ihre Füßchen und Mädchen würden sich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebst ausnehmen.

Von meinen Mädchen wissen Sie ja wohl nicht viel, versetzte sie schnippisch, und was meine Füßchen betrifft, rief sie, indem sie schnell unter den Tisch reichte, ihre Pantöffelchen herauf holte und neben einander vor Serlo hinstellte: hier sind die Stiefchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden.

Es war Ernst! sagte er, als er die zierlichen Halbschuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas artigers sehen.

Sie waren Pariser Arbeit; Philine hatte sie von der Gräfin zum Geschenk erhalten, einer Dame, deren schöner Fuß berühmt war.

Ein reizender Gegenstand! rief Serlo; das Herz hüpft mir, wenn ich sie ansehe.

Welche Verzuckungen! sagte Philine.

Es geht nichts über ein Paar Pantöffelchen von so feiner schöner Arbeit, rief Serlo; doch ist ihr Klang noch reizender, als ihr Anblick. Er hub sie auf und ließ sie einigemal hinter einander wechselsweise auf den Tisch fallen.

Was soll das heißen? Nur wieder her damit! rief Philine.

Darf ich sagen, versetzte er mit verstellter Bescheidenheit und schalkhaftem Ernst, wir andern Jungesellen, die wir Nachts meist allein sind, und uns doch wie andre Menschen fürchten, und im Dunkeln uns nach Gesellschaft sehnen, besonders in Wirthshäusern und fremden Orten, wo es nicht ganz geheuer ist, wir finden es gar köstlich, wenn ein gutherziges Kind uns Gesellschaft und Beistand leisten will. Es ist Nacht, man liegt im Bette, es rascheln, man schaudert, die Thüre thut sich auf, man erkennt ein liebes pitschendes Stimmchen, es schleicht was herbei, die Vorhänge rauschen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und puff! man ist nicht mehr allein. Ach der liebe, der einzige Klang, wenn die Absätzchen auf den Boden aufschlagen! Je zierlicher sie sind, je feiner Klang's. Man spreche mir von Pistolenschüssen, von rauschenden Bächen, vom Säuseln der Winde, und von allem, was je gesungen und gepfiffen worden ist, ich halte mich an das Klipp! Klapp! — Klipp! Klapp! ist das schönste Thema zu einem Rendeau, das man immer wieder von vorne zu hören wünscht.

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und sagte: wie ich sie kennen getreten habe! Sie sind mir viel zu weit. Dann spielte sie damit und rieb die Sohlen gegen einander. Was das heiß wird! rief sie aus, indem sie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und sie gegen Serlo hinreichte. Er war gutmüthig genug nach der Wärme zu fühlen, und Klipp! Klapp! rief sie, indem sie ihm einen derben Schlag mit dem Absatz versetzte, daß er schreiend die Hand zurück zog. Ich will euch lehren bei meinen Pantoffeln was anders denken, sagte Philine lachend.

Und ich will dich lehren alte Leute wie Kinder anführen! rief Serlo dagegen, sprang auf, faßte sie

mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Fuß, deren jeden sie sich mit ernstlichem Widerstreben gar künstlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten sich um die Gruppe, der Staub schlug an den Boden, und Aurelie, die von diesem Unwesen innerlich belästigt war, stand mit Verdruß auf.

Sechstes Capitel.

Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug, und fast wollte die Gesellschaft nicht hinreichen.

Wenn das so fort geht, sagte Serlo, wird unser Souffleur auch noch aus dem Loche hervorsteigen müssen, unter und wandeln, und zur Person werden.

Sehen sie? habe ich ihn an seiner Stelle bewundert, versetzte Wilhelm.

Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhefer giebt, sagte Serlo. Kein Zuschauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verstehen jede Sylbe. Er hat sich gleichsam ein eigen Organ dazu gemacht, und ist wie ein Genius, der uns in der Noth vermuthlich zuflüstert. Er fühlt, welchen Theil seiner Rolle der Schauspieler vollkommen inne hat, und ahnet von weitem, wenn ihn das Gedächtniß verlassen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überlesen konnte, da er sie mir Wort vor Wort vorsagte, spielte ich sie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jedem andern unbrauchbar machen würden: er nimmt so verzüglichen Antheil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht eben deklamirt, aber doch affectvoll recitirt. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht.

So wie er mich, sagte Aurelie, mit einer andern Sonderbarkeit einst an einer sehr gefährlichen Stelle stecken ließ.

Wie war das bei seiner Aufmerksamkeit möglich? fragte Wilhelm.

Er wird, versetzte Aurelie, bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Thränen weint, und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt; und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen offenen Augen hervorsieht. Stellen, bei denen wir andern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen.

Und warum erschrickt er mit dieser zarten Seele nicht auf dem Theater?

Ein besseres Organ und ein steifes Betragen schließen ihn von der Bühne, und seine hypochondrische Natur von der Gesellschaft aus, versetzte Serlo. Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen; aber vergebens. Er liest vortrefflich, wie ich nicht wieder habe lesen hören; niemand hält wie er, die zarte Gränzlinie zwischen Declamation und affectvoller Recitation.

Gefunden! rief Wilhelm, gefunden! welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauspieler, der und die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren soll.

Man muß so viel Leidenschaft haben wie Sie, versetzte Serlo, um alles zu seinem Endzwecke zu nutzen.

Gewiß, ich war in der größten Sorge, rief Wilhelm, daß vielleicht diese Stelle wegbleiben möchte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.

Das kann ich doch nicht einsehen, versetzte Aurelie.

Ich hoffe, Sie werden bald meiner Meinung seyn, sagte Wilhelm. Shakspeare führet die ankommenden Schauspieler zu einem doppelten Endzweck herein. Erst macht der Mann, der den Tod des Priamus mit so viel eigner Nahrung deklamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen selbst; er schärft das Gewissen des jungen schwankenden Mannes: und so wird diese Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauspiel so große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt sich durch den Schauspieler beschämt, der an fremdem, an fingirten Leiden so großen Theil nimmt; und der Gedanke, auf eben die Weise einen Vorwurf auf das Gewissen seines Stiefvaters zu werfen, wird dadurch bei ihm sogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog ist's, der den zweiten Akt schließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu recitiren!

„O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sklave bin ich! — Ist es nicht ungeheuer, daß dieser Schauspieler hier, nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenschaft, seine Seele so nach seinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung sein ganzes Gesicht entfärbt; — Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochne Stimme! Sein ganzes Wesen von Einem Gefühl durchdrungen: und das alles um nichts — um Hekuba! — Was ist Hekuba für ihn oder er für Hekuba, daß er um sie weinen sollte?"

Wenn wir nur unsern Mann auf das Theater bringen können, sagte Aurelie.

Wir müssen, versetzte Serlo, ihn nach und nach hineinführen. Bei den Proben mag er die Stelle lesen, und wir sagen, daß wir einen Schauspieler, der sie spielen soll, erwarten, und so sehen wir, wie wir ihm näher kommen.

Nachdem sie darüber einig waren, wendete sich das Gespräch auf den Geist. Wilhelm konnte sich nicht entschließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlassen, damit der Polterer den Geist spielen könne, und meinte vielmehr, das man noch einige Zeit warten sollte, indem sich doch noch einige Schauspieler gemeldet hätten, und sie unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann sich daher denken, wie verwundert Wilhelm war, als er, unter der Adresse seines Theaternamens, Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen, versiegelt, auf seinem Tische fand:

„Du bist, o sonderbarer Jüngling, wir wissen es, in großer Verlegenheit. Du findest kaum Menschen zu deinem Hamlet, geschweige Geister. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares soll geschehen. Hast du Vertrauen, so soll zur rechten Stunde der Geist erscheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort; dein Entschluß wird uns bekannt werden."

Mit diesem seltsamen Billette eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las, und endlich mit bedenklicher Miene versicherte: die Sache sey von Wichtigkeit; man müsse wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie sprachen vieles hin und wieder; Aurelie war still und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab sie nicht undeutlich zu verstehen, daß sie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen, völlig außer Sorge zu seyn, und den Geist gelassen zu erwarten.

Mit einem gemahlten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Fühle was dieß Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosen-Band!

Ueberhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgedankten Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe, gut zu ſpielen, damit man ſie ja recht vermiſſen ſollte, und von der Neugierde auf die neue Geſellſchaft konnte er auch die beſte Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelms auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an mehr über Kunſt zu ſprechen, denn er war am Ende doch ein Deutſcher, und dieſe Nation giebt ſich gern Rechenſchaft von dem, was ſie thut. Wilhelm ſchrieb ſich manche ſolche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht ſo oft unterbrochen werden darf, denjenigen unſrer Leſer, die ſich dafür intereſſiren, ſolche dramaturgiſche Verſuche bei einer andern Gelegenheit vorlegen.

Beſonders war Serlo eines Abends ſehr luſtig, als er von der Rolle des Polonius ſprach, wie er ſie zu faſſen gedachte. Ich verſpreche, ſagte er, dießmal einen recht würdigen Mann zum Beſten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutſamkeit, Annehmlichkeit und geſchmackloſes Weſen, Freiheit und Aufpaſſen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit, da wo ſie hin gehören, recht zierlich aufſtellen. Ich will einen ſolchen grauen, reblichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbſchritm aufs allerdeutlichſte vorſtellen und vortragen, und dazu ſollen mir die etwas rohen und groben Pinſelſtriche unſers Autors gute Dienſte leiſten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeſchmackt ſeyn, um jedem nach dem Maule zu reden, und immer ſo fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum Beſten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit ſolcher Luſt und Schalkheit übernommen.

Wenn ich nur auch von der meinigen ſo viel beſitzen könnte, ſagte Aurelie. Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in dieſen Charakter zu finden. Nur eins weiß ich leider: das Gefühl, das Opheliens den Kopf verrückt, wird mich nicht verlaſſen.

Wir wollen es ja nicht ſo genau nehmen, ſagte Wilhelm: denn eigentlich hat mein Wunſch, den Hamlet zu ſpielen, mich bei allem Studium des Stücks, aufs äußerſte irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle ſtudire, deſto mehr ſehe ich, daß in meiner ganzen Geſtalt kein Zug der Phyſiognomie iſt, wie Shakſpeare ſeinen Hamlet ausſtellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle alles zuſammen hängt, ſo getraue ich mir kaum, eine leidliche Wirkung hervor zu bringen.

Sie treten mit großer Gemüthsbaſtlichkeit in Ihre Laufbahn, verſetzte Serlo. Der Schauſpieler ſchickt ſich in die Rolle wie er kann, und die Rolle richtet ſich nach ihm wie ſie muß. Wie hat aber Shakſpeare ſeinen Hamlet vorgezeichnet? Iſt er Ihnen denn ſo ganz unbekannt?

Zuverderſt iſt Hamlet blond, erwiederte Wilhelm.

Das heiß' ich weit geſucht, ſagte Aurelie. Woher ſchließen Sie das?

Als Däne, als Nordländer, iſt er blond von Hauſe aus, und hat blaue Augen.

Sollte Shakſpeare daran gedacht haben?

Bestimmt ſind' ich es nicht ausgedrückt, aber in Verbindung mit andern Stellen ſcheint es mir unwiderſprechlich. Ihm wird das Haaren ſauer, der Schweiß läuft ihm vom Geſichte, und die Königin ſpricht: er iſt fett, laßt ihm zu Athem kommen. Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbeleibt vorſtellen; denn braune Leute ſind in ihrer Jugend ſelten in dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende Melancholie, ſeine weiche Trauer, ſeine thätige Unentſchloſſenheit beſſer zu einer ſolchen Geſtalt, als wenn Sie ſich einen ſchlanken, brünnlichten Jüngling denken, von dem man mehr Entſchloſſenheit und Beſtändigkeit erwartet.

Sie verderben mir die Imagination, rief Aurelie, weg mit Ihrem fetten Hamlet: ſtellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein Quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autors liegt uns nicht ſo nahe, als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns bewegen iſt.

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene? Serlo verfocht, es ſey ein vergebliches, mißverſtandener Streit; beide könnten in ihrer Art vortrefflich ſeyn, nur müßten ſie ſich in den Gränzen ihrer Gattung halten.

Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im Klaren darüber, verſetzte Wilhelm.

Wer iſt es auch? ſagte Serlo, und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme.

Sie ſprachen viel darüber und bündig, und endlich war Folgendes ungefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung. Der Unterſchied beider Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußern Form, nicht darin, daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen ſind nur dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu ſchreiben.

Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen der Hauptfigur müſſen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, das Verbringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigſtens nicht in hohem Grade wirkend ſeyn; von dem dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Landgeiſtliche von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, mit wenig leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, alles widerſteht ihm, und er räumt und rückt die Hinderniſſe aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man ſich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben könne; daß er aber immer durch die Geſinnungen der Perſonen gelenkt und geleitet werden müſſe; daß hingegen das Schickſal, das die Menſchen, ohne ihr Zuthun, durch unzuſammenhängende äußere Umſtände in einer unvorgeſehenen Cataſtrophe hinbringe, nur im Drama Statt habe; daß der Zufall auch paſſabel, manchmal aber tragiſche Situationen hervorbringen dürfe; daß Schickſal hingegen müſſe immer fürchterlich ſeyn, und werde im höchſten

Sinne tragisch, wenn es schuldige und unschuldige, von einander unabhängige, Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Diese Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet, und auf die Ereignisse des Stückes. Der Held, sagte man, hat eigentlich auch nur Gesinnungen; es sind nur Begebenheiten, die ihn stoßen, und deswegen hat das Stück etwas von dem Gedenken des Romans: weil aber das Schicksal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That anfängt, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, so ist es im höchsten Sinne tragisch, und leider keinen andern als einen tragischen Ausgang.

Nun sollte Leseprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Fest ansah. Er hatte die Rollen vorher communicirt, daß also von dieser Seite kein Anstoß seyn konnte. Die sämmtlichen Schauspieler waren mit dem Stücke bekannt, und er suchte sie nur, ehe sie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leseprobe zu überzeugen. Wie man von jedem Musicus verlange, daß er, bis auf einen gewissen Grad, vom Blatte spielen könne, so solle auch jeder Schauspieler, ja jeder welterzogene Mensch, sich üben, vom Blatte zu lesen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung sogleich ihren Charakter abzugewinnen, und sie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Meinen reiche nicht, wenn der Schauspieler nicht vorher in den Geist und Sinn des guten Schriftstellers eingedrungen sey; der Buchstabe könne nichts wirken.

Serlo versicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachsehen wolle, sobald der Leseprobe ihr Recht widerfahren sey: denn gewöhnlich, sagte er, ist nichts lustiger, als wenn Schauspieler von Studiren sprechen; es kommt mir eben so vor, als wenn die Freimäurer von Arbeiten reden.

Die Probe lief nach Wunsch ab, und man kann sagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Gesellschaft sich auf diese wenigen wohlangewandten Stunden gründete.

Sie haben wohl gethan, mein Freund, sagte Serlo, nachdem sie wieder allein waren, daß Sie unsern Mitarbeitern so ernstlich zusprachen, wenn ich gleich fürchte, daß sie Ihre Wünsche schwerlich erfüllen werden.

Wie so? versetzte Wilhelm.

Ich habe gefunden, sagte Serlo, daß so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so sparn sie sich Mühe, um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man sey ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man, durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft, diese Bretter in Tempel, die Barren in Wälder verwandelt, ist wenigen geraten. Diese innere Stärke des Geistes, wodurch allein der Zuschauer getäuscht wird, diese erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illusion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff?

Lassen Sie uns daher ja nicht zu sehr auf Geist und Empfindung dringen! Das sicherste Mittel ist, wenn wir unsern Freunden mit Gelassenheit zuerst den Sinn des Buchstabens erklären, und ihnen den Verstand eröffnen. Der Anlage hat, eilt alsdann selbst dem geistreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer sie nicht hat, wird wenigstens niemals ganz falsch spielen und recitiren. Ich habe aber bei Schauspielern, so wie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe noch nicht deutlich und geläufig ist.

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur ersten Theaterprobe sehr zeitig und fand sich auf den Brettern allein. Das Local überraschte ihn, und gab ihm die wunderbarsten Erinnerungen. Die Wald- und Dorfdecorationen standen genau so, wie auf der Bühne seiner Vaterstadt; auch bei einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane ledsaft ihre Liebe bekannte, und ihm die erste glückliche Nacht zusagte. Die Bauernhäuser giengen sich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgensonne beschien durch einen halb offenen Fensterladen hereinfallend, einen Theil der Bank, die neben der Thüre schlecht befestigt war; nur leider setzten sie nicht wie damals auf Mariannens Sopha und Busen. Er setzte sich nieder, dachte dieser wunderbaren Uebereinstimmung nach, und staunte zu oben, daß er sie vielleicht auf diesem Platze bald wieder sehen werde. Act- und es war weiter nichts, als daß ein Nachspiel, zu welchem diese Decoration gehörte, damals auf dem deutschen Theater sehr oft gegeben wurde.

In diesen Betrachtungen störten ihn die übrigen antommenden Schauspieler, mit denen zugleich zwei Theater- und Garderobenfreunde herein traten, und Wilhelmen mit Entschuldigung begrüßten. Der eine war entschlossen an Madame Melina attacirt; der andere aber ein ganz reiner Freund der Schauspielkunst, und beide von der Art, wie sich jede gute Gesellschaft Freunde wünschen sollte. Man wußte nicht zu sagen, ob sie das Theater mehr kannten oder liebten. Sie liebten es zu sehr, um es recht zu kennen; sie kannten es genug, um das Gute zu schätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber der ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem sie das Gute vor und nach festeten, war über allen Ausdruck. Das Mechanische machte ihnen Freude, das Geistige entzückte sie, und ihre Neigung war so groß, daß auch eine zerstückelte Probe sie in eine Art von Illusion versetzte. Die Minuten schienen ihnen jedesmal in die Ferne zu treten, das Gute verdrängte sie wie ein naher Gegenstand. Kurz sie waren Liebhaber, wie sie sich der Künstler in seinem Fache wünscht. Ihre liebste Wanderung war von den Coulissen ins Parterre, vom Parterre in die Coulissen, ihr angenehmster Aufenthalt in der Garderobe, ihre emsigste Beschäftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauspieler etwas zuzusetzen, ihr lebhaftestes Gespräch über den Effect, den man hervorgebracht hatte, und ihre beständigste Bemühung, den Schauspieler aufmerksam, thätig und warm zu erhalten, ihm etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun, und, ohne Verschwendung, der Gesellschaft manchen Genuß zu verschaffen. Sie hatten sich beide das

ausschließende Recht verschafft, bei Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erscheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlets betraf, mit Wilhelmen nicht bei allen Stellen einig; hier und da gab er nach, meistens aber behauptete er seine Meinung, und im Ganzen diente diese Unterhaltung sehr zur Bildung seines Geschmacks. Er ließ die beiden Freunde sehen, wie sehr er sie schätze, und sie dagegen weissagten nichts weniger von diesen vereinten Bemühungen, als eine neue Epoche fürs deutsche Theater.

Die Gegenwart dieser beiden Männer war bei den Proben sehr nützlich. Besonders überzeugten sie unsre Schauspieler, daß man bei der Probe Stellung und Action, wie man sie bei der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und alles zusammen durch Gewohnheit mechanisch vereinigen müsse. Besonders mit den Händen sollte man sie bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragischer Schauspieler, der in der Probe Tabak schnupft, mache sie immer bange: denn höchst wahrscheinlich werde er an einer solchen Stelle, bei der Aufführung, die Prise vermissen. Ja, sie hielten dafür, daß niemand in Stiefeln probiren solle, wenn die Rolle in Schuhen zu spielen sey. Nichts aber, versicherten sie, schmerze sie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rocktaschen versteckten.

Außerdem ward durch das Zureden dieser Männer noch etwas sehr Gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannspersonen exerciren lernten. Da so viele Militärrollen vorkommen, sagten sie, sieht nichts betrübter aus, als Menschen, die nicht die mindeste Dressur zeigen, in Hauptmanns- und Majors-Uniform auf dem Theater herumschwanken zu sehen.

Wilhelm und Laertes waren die ersten, die sich der Pädagogik eines Unterofficiers unterwarfen, und setzten dabei ihre Fechtübungen mit großer Anstrengung fort.

So viele Mühe gaben sich beide Männer mit der Ausbildung einer Gesellschaft, die sich so glücklich zusammengefunden hatte. Sie sorgten für die künftige Zufriedenheit des Publicums, indem sich dieses über ihre entschiedene Liebhaberei gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht, wie viel Ursache man hatte ihnen dankbar zu seyn, besonders da sie nun verstanden, den Schauspielern oft den Hauptpunkt einzuschärfen, daß es nämlich ihre Pflicht sey, laut und vernehmlich zu sprechen. Sie fanden hierbei mehr Widerstand und Umwillen, als sie anfangs gedacht hatten. Die meisten wollten sich gehört seyn, wie sie sprachen, und wenige bemühten sich so zu sprechen, daß man sie hören könnte. Einige schoben den Fehler aufs Gebäude. Andere sagten, man könne doch nicht schreien, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu sprechen habe.

Unsre Theaterfreunde, die eine unsägliche Geduld hatten, fanden auf alle Mühe diese Verwirrung zu lösen, diesen Eigensinn zu bekämpfen. Sie sparten weder Gründe noch Sonnetchefeien, und erreichten zuletzt doch ihren Endzweck, wobei ihnen das gute Beispiel Wilhelms besonders zu Statten kam. Er bat sich aus, daß sie sich bei den Proben in die entferntesten Ecken setzen, und sobald sie ihn nicht vollkommen verständen, mit dem Schlüssel auf die Bank pochen möchten. Er artikulirte gut, sprach gemäßigt aus, steigerte den Ton stufenweise, und überschrie sich nicht in den heftigsten Stellen. Die pochenden Schlüssel hörte man bei jeder Probe weniger; nach und nach ließen sich die Andern dieselbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauses von jedermann würde verstanden werden.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie gern die Menschen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weise erreichen möchten, wieviel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen, was sich eigentlich von selbst versteht, und wie schwer es ist, denjenigen, der etwas zu leisten wünscht, zur Uebernahme der ersten Bedingungen zu bringen, unter denen sein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anstalten zu Decorationen und Kleidern und was sonst erfordert sich war zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm besondere Grillen, denen Serlo nachsah, theils in Rücksicht auf den Contract, theils aus Ueberzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch diese Gefälligkeit zu gewinnen, und in der Folge desto eher nach seinen Absichten zu lenken.

So sollte zum Beispiel König und Königin bei der ersten Audienz auf dem Throne sitzend erscheinen. Die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen stehen. Hamlet, sagte er, muß sich ruhig verhalten; seine schwarze Kleidung unterscheidet ihn schon genug. Er muß sich aber verbergen als zum Vorschein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt ist, wenn der König mit ihm als Sohn spricht, kann mag er herbei treten und die Scene ihren Gang geben.

Noch eine Hauptschwierigkeit machten die beiden Gemälde, auf die sich Hamlet in der Scene mit seiner Mutter so heftig bezieht. Mir sollen, sagte Wilhelm, in Lebensgröße beide im Grunde des Zimmers neben der Hauptthüre sichtbar seyn, und zwar muß der alte König in völliger Rüstung, wie der Geist, auf eben der Seite hängen, wo dieser hervortritt. Ich wünsche, daß die Figur mit der rechten Hand eine beschlossene Stellung annehme, etwas gewandt sey und gleichsam über die Schulter sehe, damit sie dem Geiste völlig gleiche, in dem Augenblicke, da dieser zur Thüre hinaus geht. Es wird eine sehr große Wirkung thun, wenn in diesem Augenblick Hamlet nach dem Geiste und die Königin nach dem Bilde sieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unscheinbarer als jener, vorgestellt werden.

So gab es noch verschiedene Punkte, von denen wir zu sprechen vielleicht Gelegenheit haben.

Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende sterben muß? fragte Serlo.

Wie kann ich ihn am Leben erhalten, sagte Wilhelm, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja schon so weitläufig darüber gesprochen.

Aber das Publicum wünscht ihn lebendig.

Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur dieß nicht; ist's unmöglich. Wir wünschen auch, daß ein braver nützlicher Mann, der an einer chronischen Krankheit stirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beschwert den Arzt, der ihn nicht halten kann; und so wenig als dieser einer Naturnothwendigkeit zu widerstehen vermag, so wenig können wir einer anerkannten Kunstnothwendigkeit gebieten. Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben wollen, und nicht die sie haben sollen.

Wer das Geld bringt, kann die Waare nach seinem Sinne verlangen.

Gewissermaßen; aber ein großes Publicum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Einen, dessen man das Geld zuwerfen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach, durch das Gute, Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen. Weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst bei dieser Anstalt nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm schmeicheln wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

So handelten sie noch manches ab, das sich bei sonders auf die Frage bezog: was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was unverändert bleiben müsse? Wir lassen und hierauf nicht weiter ein, sondern lesen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets selbst denjenigen Theile unserer Leser vor, der sich etwa dafür interessiren könnte.

Zehntes Capitel.

Die Hauptprobe war vorbei: sie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch manches zu besorgen: denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch sehr nothwendige Anstalten bis auf den letzten Augenblick verschoben worden.

So waren zum Beispiel die Gemälde der beiden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, von der man einen so großen Effect hoffte, sah noch sehr mager aus, indem weder der Geist noch sein gemaltes Ebenbild dabei gegenwärtig war. Serlo scherzte bei dieser Gelegenheit und sagte: wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geist ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unser Souffleur aus der Coulisse den Vorrang des Geistes supplirten müßte.

Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unsern Unglauben verscheuchen, versetzte Wilhelm; er kommt gewiß zur rechten Zeit, und wird uns so gut als die Zuschauer überraschen.

Gewiß, rief Serlo, ich werde froh sein, wenn das Stück morgen gegeben ist: es macht uns mehr Umstände, als ich geglaubt habe.

Aber niemand in der Welt wird froher sein als ich, wenn das Stück morgen gespielt ist, versetzte Philine, so wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von Einer Sache reden zu hören, wobei doch nichts weiter heraus kommt, als eine Repräsentation, die, wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht durchreichen. Macht doch in Gottesnamen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszusetzen; ja wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können.

Lassen Sie mich Ihre Gleichnis zu meinem Vortheile brauchen, sagte Wilhelm. Bedenken Sie, was Natur und Kunst, was Handel, Gewerbe und Gewerbe zusammen schaffen müssen, bis ein Gastmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Forst im Walde, der Fisch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unsre Tafel zu besetzen würdig ist, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachlässigkeit schätzt man die Sorge des entferntesten Mitwerk, des Schäfers, des Feldermeisters, beim Mahle kommt er, als müsse es nur so sein. Und sollten tausenden alle diese Menschen nicht arbeiten, nicht schaffen und ernten, sollte der Hausherr das alles nicht sorgfältig zusammen bringen und zusammen halten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend ist? Aber sein Genuß ist vorübergehend; denn der Einzelne, den er zurücklässt, ist bleibend, und was man mit Fleiß und Anstrengung thut, theilt dem Zufriedenen selbst eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wissen kann, wie weit sie wirkt.

Wir ist alles einerlei, versetzte Philine, nur muß ich auch diesmal erfahren, daß Männer immer im Widerspruch mit sich selbst sind. Bei all eurer Gewissenhaftigkeit, den armen Autor nicht verstümmeln zu wollen, laßt ihr doch den schönsten Gedanken aus dem Stücke.

Den schönsten? rief Wilhelm.

Gewiß den schönsten, auf den sich Hamlet selbst was zu Gute thut.

Und der wäre? rief Serlo.

Wenn Sie eine Perücke auf hätten, versetzte Philine, würde ich sie Ihnen ganz säuberlich abnehmen; denn es scheint nöthig, daß man Ihnen das Verständniß eröffne.

Die andern dachten nach, und die Unterhaltung stockte. Thorn war aufgestanden, es war schon spät, man schien auseinander gehen zu wollen. Als man so unentschlossen da stand, fing Philine ein Liedchen, auf eine sehr zierliche und gefällige Melodie, zu singen an.

Einer nicht in Traurethnen
Von der Finsternis der Nacht;
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die sanfte Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die sanfte Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung flieht,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergeußt:

Wenn der rasche lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liederoll ein Liedchen singt,
Das Gesangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit früh bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit versperret!

Darum an dem sauern Tage
Werke hie es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Sie machte eine leichte Verbeugung, als sie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie sprang zur Thür hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte sie die Treppe hinunter singen und mit den Absätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr eine gute Nacht wünschte, noch einige Augenblicke stehen und sagte:

Wie sie mir zuwider ist! recht meinem innern Wesen zuwider! bis auf die kleinsten Zufälligkeiten. Die rechte braune Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder so reizend findet, mag ich gar nicht ansehn, und die Schramme auf der Stirne hat mir sie wol Mibrigs, so was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon sie noch das Zeichen trage. Wohl ist sie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man sich vor ihr hüten mag.

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie schien mit mehr Unwillen fortzufahren:

Es ist mir beinahe unbegreiflich, ein freundliches höfliches Wort mit ihr zu reden, so sehr passe ich sie, und doch ist sie so anstoßig. Ich wollte, wir wären sie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewisse Gefälligkeit gegen dieses Geschöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerksamkeit, die an Achtung gränzt, und die sie, bei Gott, nicht verdient!

Wie sie ist, bin ich ihr Dank schuldig, versetzte Wilhelm; ihre Aufführung ist zu tadeln; ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Charakter! rief Aurelie: glauben Sie, daß so eine Creatur einen Charakter hat? O, ihr Männer, daran erkenne ich euch: Solcher Frauen seyd ihr werth!

Sollten Sie mich im Verdacht haben, meine Freundin? versetzte Wilhelm. Ich will von jeder Minute Rechenschaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe.

Nun, nun, sagte Aurelie, es ist spät, wir wollen nicht streiten. Alle wie Einer, Einer wie Alle! Gute Nacht, mein Freund! gute Nacht, mein seiner Parabiesvogel!

Wilhelm fragte, wie er zu diesem Ehrentitel komme?

Ein andermal, versetzte Aurelie, ein andermal. Man sagt, sie hätten keine Füße, sie schweben in der Luft, und nährten sich vom Aether. Es ist aber ein Mährchen, fuhr sie fort, eine poetische Fiction. Gute Nacht, sagt euch was Schönes träumen, wenn ihr Glück habt.

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das seinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der scherzende aber entschiedne Ton Aureliens hatte ihn beleidigt: er fühlte tief, wie Unrecht sie ihm that. Philinen konnte er nicht widrig, nicht unhold betrachten; sie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er sich so fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht stolz und standhaft vor sich selbst dastehen konnte.

Eben war er im Begriff sich auszuziehen, nach seinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuschlagen, als er zu seiner größten Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bett erblickte, der eine stand, der andere lag. — Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu sehen, ja es schien als bewegten sie sich; er stand und sah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, versetzte ihm den Athem; und nach einer kurzen Pause, in der er sich erholt hatte, rief er gestört:

Stehen Sie auf, Philine! Was soll das heißen? Wo ist Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Mährchen des Hauses werden?

Es rührte sich nichts.

Ich scherze nicht, fuhr er fort, diese Neckereien sind bei mir übel angewandt.

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entschlossen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu, und riß die Vorhänge von einander. Stehen Sie auf, sagte er, wenn ich Ihnen nicht das Zimmer diese Nacht überlassen soll.

Mit großem Erstaunen fand er sein Bette leer, die Kissen und Decken in schönster Ruhe. Er sah sich um, suchte noch, suchte alles durch, und fand keine Spur von dem Gast. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war nichts zu sehen; er suchte ängstiger und ängstiger; ja, ein besonnener Zuschauer hätte glauben mögen, er suche um zu finden.

Kein Schlaf stellte sich ein; er setzte die Pistolen auf seinen Tisch, ging auf und nieder, blies manchmal bei dem Tische stehen, und ein seltsamer Einfall, der ihn belauschte, will verlauern: er bade sich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebsten Strelzchen beschäftigt; er habe sie mit einem gewissen Interesse angesehen, behandelt, damit gespielt, und sich erst gegen Morgen in seinen Kleidern aufs Bette geworfen, wo er unter den seltsamsten Phantasien einschlummerte.

Und wirklich schlief er noch, als Serlo herein trat und rief: Wo sind Sie? Noch im Bette? Umbhalun! Ich suchte Sie auf dem Theater, wo noch so mancherlei zu thun ist.

Eilftes Capitel.

Vor- und Nachmittag verflossen eilig. Das Haus war schon voll, und Wilhelm eilte, sich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum ersten Mal anprobirte, konnte er sie gegenwärtig anlegen; er zog sich an, um fertig zu werden. Als er zu den Frauen ins Versammlungszimmer kam, berufen sie ihm einstimmig, daß nichts recht sitze; der fahne Federbusch sey verschoben, die Schnalle passe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zusammen zu stecken. Die Symphonie ging an, Philine hatte etwas gegen die Krause einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszusetzen. Laßt mich, ihr Kinder, rief er, diese Nachtlasiafeit wird mich erst recht zum Hamlet machen. Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört und das Stück war angefangen. Er besah sich im Spiegel, drückte den Hut tiefer ins Gesicht und erneuerte die Schminke.

In diesem Augenblick stürzte jemand herein und rief: der Geist! der Geist!

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptsorge zu denken, ob der Geist auch kommen werde. Nun war sie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichste Gestalt zu erwarten. Der Theatermeister kam und sagte über dieses und jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit, sich nach dem Gespenst umzusehen, und eilte nur sich an Serlo

einzufinden, wo König und Königin schon von ihrem Hofe umgeben in aller Herrlichkeit glänzten; er bitte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erscheinung des Geistes ganz verwirrt sprach, und fast seine Rolle vergessen zu haben schien.

Der Zwischenakt verging, ging in die Höhe und er sah das volle Haus vor sich. Nachdem Horatio seine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drängte er sich an Hamlet, und als er sich ihm, dem Prinzen, präsentirte, sagte er: der Teufel steckt in dem Harnische! Er hat uns alle in Furcht gesetzt.

In der Zwischenzeit sah man nur zwei große Männer in weißen Mänteln und Cuppen in den Coulissen stehen, und Wilhelm, dem in der Zerstreuung, Unruhe und Verlegenheit der erste Monolog, wie er glaubte, mißlückt war, trat, ob ihm gleich ein lebhafter Beifall beim Abgehen begleitete, in der schauerlichen dramatischen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er sich zusammen und sprach die so zweckmäßig angebrachte Stelle, über das Schmausen und Trinken der Nordländer, mit der gehörigen Gleichgültigkeit, vergaß, so wie die Zuschauer, darüber des Geistes, und er schrak wirklich, als Horatio auftrat: seht her, es kommt! Er war mit Festigkeit herum, und die edle große Gestalt, der leise, unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der schwerscheinenden Rüstung, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er wie versteinert da stand, und nur mit halber Stimme: ihr Engel und himmlischen Geister, beschützt uns! ausrufen konnte. Er starrte ihn an, holte einigemal Athem, und brachte die Anrede an den Geist so verwirrt, zerrissen und gezwungen vor, daß die größte Kunst sie nicht so trefflich hätte ausdrücken können.

Seine Uebersetzung dieser Stelle kam ihm sehr zu Statten. Er hatte sich nahe an das Original gehalten, dessen Wortbildung ihm die Verfassung eines überraschten, erschrockenen, von Entsetzen ergriffenen Gemüthes einzig auszudrücken schien.

„Sey du ein guter Geist, sey ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit dir oder Dämpfe der Hölle, sey Gutes oder Böses dein Beginnen, du kommst in einer so würdigen Gestalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!“ —

Man spürte im Publico die größte Wirkung. Der Geist winkte, der Prinz folgte ihm unter dem lautesten Beifall.

Das Theater verwandelte sich, und als sie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geist unverwandt inne und wandte sich um; dadurch kam ihm Hamlet erstaunt zu nahe zu stehen. Mit Verlangen und Neugierde sah Wilhelm jetzt sich zwischen das niedergelassene Visir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Nase erblicken. Furchtsam ausweichend stand er vor ihm; allein als die ersten Töne aus dem Helme dessen drangen, als eine wohllautende, nur ein wenig taube Stimme sich in den Worten hören ließ: ich bin der Geist deines Vaters, trat Wilhelm einige Schritte schaudernd zurück, und das ganze Publicum schauderte. Die Stimme sagten jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme seines Vaters zu bemerken. Diese wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde, den seltsamen Freund zu entdecken, und die Sorge, ihn zu beleidigen, selbst die Unschicklichkeit, ihm als Schauspieler in dieser Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengesetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geistes seine Stellung so oft, schien so unbestimmt und verlegen, so aufmerksam und so zerstreut, daß sein Spiel eine allgemeine Bewunderung, so wie der Beifall ein allgemeines Entsetzen erregte. Dieser sprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Verdrusses, als des Jammers, aber eines geistigen, langsamen und unabtheilbaren Verdrusses. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdischen getrennt ist, und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt verlangt der Geist, aber auf eine sonderbare Art: denn ein leichter, grauer, durchsichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verbindung zu steigen schien, legte sich über ihn weg und zog sich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlets Freunde zurück und schworen auf das Schwert. Da war der alte Mauerwurf so gefällig unter der Erde, daß er ihnen, wo sie auch stehen mochten, immer unter den Füßen rief: Schwört! und sie, als ob der Boden unter ihnen brennte, schnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erschien da, wo sie standen, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung, und hinterließ bei allen Zuschauern den tiefsten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltsam seinen Gang fort, manis mißglückte, alles gerieth; das Publicum bezeigte seine Zufriedenheit; die Lust und der Muth der Schauspieler schien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel und der lebhafteste Beifall erscholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürstlichen Leichen sprangen behend in die Höhe und umarmten sich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Aufständigen herantrat, auf das bestimmte des Platzes verwiesen und anständig ist.

Der Kaiser kam und überreichte ihm eine schwere Tasse. Wir haben gut deklamirt, rief er aus, und das Vorurtheil wird uns zu Statten kommen. Wo ist denn nun das versprochene Abendessen? Wir dürsten, es sind heute schweren Tassen.

Sie hatten ausgemacht, daß sie in ihren Theaterkleidern beisammen bleiben und sich selbst ein Fest feiern wollten. Wilhelm hatte unternommen das Local, und Madame Merkin das Essen zu besorgen.

Ein Zimmer, worin man sonst zu malen pflegte, war aufs Beste aufgeputzt, mit allerlei kleinen Decorationen umkleidet und so herausgeputzt worden, daß es halb einem Garten, halb einem Säulensaale ähnlich sah. Beim Hereintreten wurde die Gesellschaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feierlichen Schein durch den Dampf des süßesten Räucherwerks, das man nicht gespart hatte, über eine wohl gesäumte und bestellte Tafel verbreiteten. Mit Aufrufungen lobte man die Anstalten und nahm natürlich mit Anstand Platz; es schien, als wenn eine königliche Familie im Gesterreiche zusammen käme.

Wilhelm saß zwischen Aurelien und Madame Melina; Serlo zwischen Philinen und Elmiren; niemand war mit sich selbst noch mit seinem Platze zufrieden.

Die beiden Theaterfreunde, die sich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Gesellschaft. Sie waren einsylbig während der Verrichtung und die Bühne gekommen, und konnten nicht genug von ihrer eignen und von des Publicums Zufriedenheit sprechen; nunmehr aber, als sie sich besonders, jedes ward für seinen Theil reichlich belohnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienst nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souffleur, der bescheiden am Ende der Tafel saß, ward ein großes Lob über seinen rauhen Vortrag; die Fechtübung Hamlets und Laertes konnte man nicht genug erheben; Opheliens Trauer war über allen Ausdruck schön und ergreifend; von Polonius Spiel durfte man gar nicht sprechen; jeder Gegenwärtige hörte sein Lob in dem andern und durch ihn.

Aber auch der abwesende Geist nahm seinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem sehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne gesprochen, und man wunderte sich am meisten, daß er von allem, was bei der Gesellschaft vorgegangen war, unterrichtet schien. Er glich völlig dem gemalten Bilde, als wenn er dem Künstler gestanden hätte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie schauerlich es aufgeleuchtet habe, als er unterm von dem Gemälde hervorgetreten und vor seinem Ebenbilde vorbeigeschritten sey. Ingleichen sey Irrthum habe sich dabei so sonderbar vermischt, und man habe wirklich sich überzeugt, daß die Königin die eine Gestalt nicht sehe. Madame Melina ward bei dieser Gelegenheit sehr gelobt, daß sie bei dieser Stelle in die Höhe nach dem Bilde erstarrt, indeß Hamlet wieder auf den Geist gewiesen.

Man erkundigte sich, wie das Gespenst habe hereinkommen können, und erfuhr vom Theatermeister, daß zu einer hintern Thüre, die sonst immer mit Decorationen verstellt sey, diesen Abend aber, weil man den gothischen Saal gebraucht, frei geworden, zwei große Figuren in weißen Mänteln und Capuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterscheiden können, und sie seyen sie nach geendigtem dritten Act wahrscheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte besonders an ihm, daß er nicht so schmeichelmäßig gekommt und sogar am Ende eine Stelle, die einem so großen Helden besser zieme, seinem Sohn zu besseren, angebracht habe. Wilhelm hatte sie im Gedächtniß behalten und versprach sie ins Manuscript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gastmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenspieler fehlten; bald aber machten sie eine sehr angenehme Erscheinung. Denn sie traten zusammen herein, sehr abenteuerlich ausgeputzt: Felix schlug den Triangel, Mignon das Tamburin und der Alte hatte die schwere Harfe umgehangen und spielte sie, indem er sie vor sich trug. Sie sangen um den Tisch und sangen allerlei Lieder. Man gab ihnen zu essen, und die Gäste glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn sie ihnen so viel süßen Wein gäben, als sie nur trinken wollten; denn die Gesellschaft selbst hatte die köstlichen Flaschen nicht geschont, welche diesen Abend, als ein Geschenk der Theaterfreunde, in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder sprangen und sangen fort, und besonders war Mignon ausgelassen, wie man sie niemals gesehen. Sie schlug das Tamburin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem sie bald mit druckendem Finger auf dem Felle schnell hin und her schnurrte, bald mit dem Rücken der Hand, bald mit den Knöcheln darauf pochte, ja mit abwechselndem Rhythmus das Pergament bald wider die Knie, bald wider den Kopf schlug, bald schüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und so auf dem einfachsten Instrumente gar verschiedene Töne hervorlockte. Nachdem sie lange gesungen hatten, setzten sie sich in einen Lehnsessel, der gerade Wilhelmen gegenüber am Tische leer geblieben war.

Bleibt von dem Sessel weg! rief Serlo, er sieht vermuthlich für den Geist da; wenn er kommt, kann's euch übel gehen.

Ich fürchte ihn nicht, rief Mignon; kommt er, so stehen wir auf. Es ist mein Oheim, er thut mir nichts zu Leide. Diese Rede verstand niemand, als wer wußte, daß sie ihren vermeintlichen Vater den grimmen Teufel genannt hatte.

Die Gesellschaft sah einander an, und ward noch mehr in dem Verdacht bestärkt, daß Serlo um die Erscheinung des Geistes wisse. Man schwatzte und trank und die Mädchen sahen von Zeit zu Zeit furchtsam nach der Thüre.

Die Kinder, die in dem großen Sessel saßen, nur wie Puticenfiguren auf dem Kasten, über den Tisch hervorragten, fingen an, auf diese Weise ein Stück aufzuführen. Mignon machte den schnarrenden Ton sehr artig nach, und sie fuhren zuletzt die Köpfe dergestalt zusammen und auf die Tischkante, wie es eigentlich nur Heiligenfiguren aufhalten können. Mignon ward die zur Wuth lustig, und die Gesellschaft, so sehr sie anfangs über den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden, denn nun strang sie auf und packte die Schellentrommel in der Hand, um den Tisch herum. Ihre Haare flogen, und indem sie den Kopf zurück und alle ihre Glieder abwechselnd in die Luft warf, setzten sie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinah unmögliche Stellungen und auf alten Monumenten noch oft in Erstaunen setzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, suchte jedermann zur Unterhaltung der Gesellschaft etwas beizutragen. Die Frauenzimmer sangen einige Kanons, Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Concert pianissime auf der Maultrommel. Indessen spielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerlei Spiele, wobei sich die Hände begegnen und vermischen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer bedeutungsvollen Zärtlichkeit. Madame Melina besonders schien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verbergen. Es war spät in der Nacht, und Aurelie, die fast allein noch Herrschaft über sich behalten hatte, ermahnte die Uebrigen, indem sie aufstand, aufzubrechen.

Serlo gab noch zum Abschied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde, auf eine fast unbegreifliche Weise, den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, so war die Täuschung vollkommen. Indessen war jedermann aufgestanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm, sie nach Hause zu führen. Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theatermeister, und sagte: Hier ist der Schleier, worin der Geist verschwand. Er ist an der Versenkung hängen geblieben und wir haben ihn eben gefunden. Eine wunderbare Reliquie! rief Wilhelm, und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er sich am linken Arm ergriffen und zugleich einen sehr heftigen Schmerz. Mignon hatte sich verflucht gebadet, hatte ihn angefaßt und ihm in den Arm gebissen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verschwand.

Als die Geistesgegenwart in die freie Luft kam, merkte fast jeder, daß man für diesen Abend des Guten zu viel genossen hatte. Ohne Abschied zu nehmen verlor man sich auseinander.

Wilhelm hatte kaum seine Stube erreicht, als er seine Kleider abwarf und nach ausgelöschtem Licht ins Bett eilte. Der Schlaf wollte sogleich sein ganzes Gemüthe umfangen, allein ein Geräusch, das in seiner Stube hinter dem Ofen zu entstehen schien, machte ihn aufmerksam. Eben schwebte vor seiner erregten Phantasie das Bild des geharnischten Königs; er richtete sich auf, das Gespenst anzureden, als er sich von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen, und eine Brust an der seinigen fühlte, die er wegzustoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe, und fand sein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeschlafenen Rausche war ihm der Kopf böse, und die Erinnerung an den unerkannten nächtlichen Besuch machte ihn unruhig. Sein erster Verdacht fiel auf Philinen, und doch schien der liebliche Körper, den er in seine Arme geschlossen hatte, nicht der ihre gewesen zu seyn. Unter leidenschaftlichen Liebesscenen war unser Freund an der Seite dieses seltsamen, Damen Besuches eingeschlafen und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er sprang auf, und indem er sich anzog, fand er seine Uhr, die er sonst zu vernachlässigen pflegte, nur angelassen, und wußte sich nicht zu erinnern, ob er sie gestern Abend zugezogen hatte.

Am wunderbarsten aber erschien ihm der Schleier des Geistes, den er auf seinem Bette fand. Er hatte ihn mit herauf gebracht und wahrscheinlich selbst dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an dessen Saum er eine Schrift mit schwarzen Buchstaben erblickt hatte. Er entfaltete sie und las die Worte: Zum ersten und letzten Mal! Jüngling, Lieb! Er war betroffen und wußte nicht was er sagen sollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühstück. Wilhelm erkannte über den Anzug des Kindes, ja man kann sagen, er erschrack. Sie hatten diese Nacht größer geworden zu seyn: sie trat mit einem hohen edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an, wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm, oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, still schweigend wieder fort.

Die Zeit einer angesetzten Leseprobe kam nun herbei; man versammelte sich und alle waren durch das gestrige Fest verstimmt. Wilhelm nahm sich zusammen, so gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen seine so lebhaft appretirten Grundsätze zu verstoßen. Seine große Uebung half ihm durch; denn Uebung und Gewohnheit müssen in jeder Kunst die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune so oft lassen würden.

Eigentlich aber konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zustand, der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweise werden soll, mit einer Feierlichkeit anfangen dürfe. Man setze nur, was glücklich vollendet ist; alle Ceremonien zum Anfange erschöpfen Lust und Kräfte, die das Streben here vorbringen und uns bei einer fortgesetzten Mühe beiwohnen sollen. Unter allen Festen ist das Hochzeitfest das unsinnlichste; seines sollte mehr in Stille. Der Muth und Hoffnung begangen werden als dieses.

So schien der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner jemals so alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Interesse an Hamlet war erschöpft und man fand aber unbequem, daß er den folgenden Tages zum zweiten Mal vorgestellt werden sollte. Wilhelm zeigte den Schleier des Geistes vor; man mußte darans schließen, daß er nicht wieder kommen werde. Serlo war besonders dieser Meinung; er schien mit den Anstalten der wunderbaren Gestalt sehr vertraut zu seyn; dagegen ließen sich aber die Worte: Flieh! Jüngling, flieh! nicht erklären. Alle konnte Serlo mit jemandem einstimmen, der den vorzüglichsten Schauspieler seiner Gesellschaft zu entfernen die Absicht zu haben schien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geistes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beide erklärten, daß sie sich einstudirt seyen, und es war kein Wunder, denn bei den vielen Proben und der wiederholten Behandlung dieses Stücks waren alle so damit bekannt geworden, daß sie sämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechseln können. Doch probirte man einiges in der Geschwindigkeit, und als man spät genug auseinander ging, flüsterte Philine dem Antreibe Mignons leise zu: Ja muß meine Pantoffeln holen: du schließ denn den Riegel nicht vor! Diese Worte setzten ihn, als er auf seine Stube kam, in stumme Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gast der vorigen Nacht Philine gewesen, ward dadurch verstärkt, und war sind auch geneigt, uns zu dieser Meinung zu schlagen, besonders da wir die Ursachen, welche ihn dieselbst zurückhielt machten und ihm einen andern, sonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging darüber einigemal in seinem Zimmer auf und ab, und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeschoben.

Auf einmal führte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: Meister! Rette das Haus! Es brennt! Wilhelm sprang vor die Thüre und ein gewaltiger Rauch drängte sich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gasse hörte man schon das Feuergeschrei, und der Harfenspieler kam, sein Instrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie stürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

Retten Sie das Kind! rief sie; wir wollen nach dem Uebrigen greifen.

Wilhelm, der die Gefahr nicht für so groß hielt, gedachte zuerst nach dem Ursprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu ersticken. Er gab dem Alten das Kind, und befahl ihm, die steinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartenquartier in den Garten führte, zu eilen, und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien, ihre Sachen auf eben diesem

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſt's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faßt;
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

Wege zu retten. Er selbst drang durch den Rauch hinauf; aber vergebens setzte er sich der Gefahr aus. Die Flamme schien von dem benachbarten Hause herüber zu dringen und hatte schon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; andre, die zur Rettung herbeieilten, litten, wie er, vom Qualm und Feuer. Doch sprach er ihnen Muth ein und rief nach Wasser; er beschwor sie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und versprach, bei ihnen zu bleiben. In diesem Augenblicke sprang Mignon herauf und rief: Meister! Rette deinen Felix! Der Alte ist rasend! der Alte bringt ihn um! Wilhelm sprang, ohne sich zu besinnen, die Treppe hinab und Mignon folgte ihm an den Ferſen.

Auf den letzten Stufen, die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entsetzen stehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daselbst aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und schrie; der Alte stand mit niedergesenktem Haupte seitwärts an der Wand. Was machst du, Unglücklicher? rief Wilhelm. Der Alte schwieg. Mignon hatte den Felix aufgehoben, und schleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinanderzurren und zu dämpfen strebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit versengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte sogleich, die Kinder im Garten zu suchen. Auf der Schwelle eines entfernten Lusthäuschens fand er sie, und Mignon that ihr möglichſtes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts Zusammenhängendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indessen hatte das Feuer gewaltsam mehrere Häuſer ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm besah das Kind beim rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betastete es überall, es sah kein Zeichen von Schmerz von ſich, es beruhigte ſich vielmehr nach und nach, und fing an ſich über die Flamme zu verwundern, ja ſich über die ſchönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Syarren und Gebäude zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er ſonſt verloren haben konnte; er fühlte ſtark, wie werth ihm dieſe beiden wunderlichen Geſchöpfe ſeien, die er einer ſo großen Gefahr entronnen ſah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an ſein Herz, und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber ſanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und ſie feſt hielt.

Meiſter, ſagte ſie (noch niemals, als dieſen Abend, hatte ſie ihm dieſen Namen gegeben, denn anfangs pflegte ſie ihn Herr, und nachher Vater zu nennen), Meiſter! wir ſind einer großen Gefahr entronnen: denn Felix war am Tode.

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenſpieler, als ſie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand geriſſen und das Stroh ſogleich anzuzünden habe. Darauf habe er den Felix niedergeſetzt, mit wunderlichen Geberden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Meſſer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie ſey zuvorgekommen und habe ihm das Meſſer aus der Hand geriſſen; ſie habe geſchrieen, und einer vom Hauſe, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, ſey ihr zu Hülfe gekommen, der müſſe aber in der Verwirrung wieder weggegangen ſeyn, und den Alten und das Kind allein gelaſſen haben.

Zwei bis drei Häuſer ſtanden in vollen Flammen. In dem Garten hatte ſich niemand retten können, wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen ſeiner Freunde, weniger wegen ſeiner Sachen. Er getraute ſich nicht die Kinder zu verlaſſen, und ſah das Unglück ſich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf ſeinem Schooße eingeſchlafen, Mignon lag neben ihm und hielt ſeine Hand feſt. Endlich hatten die getroffenen Anſtalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude ſtürzten zuſammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm ſelbſt ward in ſeiner leichten Kleidung der fallende Thau faſt unerträglich. Er führte ſie zu den Trümmern des zuſammengeſtürzten Gebäudes, und ſie fanden neben einem Kohlen- und Aſchenhaufen eine ſehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zuſammen. Jedermann hatte ſich gerettet; niemand hatte viel verloren.

Wilhelms Koffer fand ſich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigſtens einiger Scenen, die mit neuen Schauſpielern beſetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizei. Die Geiſtlichkeit verlangte: daß nach einem ſolchen Strafgerichte Gottes das Schauſpielhaus geſchloſſen bleiben ſollte, und Serlo behauptete: daß theils zum Erſatz deſſen, was er durch die Nacht verloren, theils zur Aufmunterung der erſchreckten Gemüther, die Aufführung eines intereſſanten Stückes mehr als jemals am Platz ſey. Dieſe letzte Meinung drang durch und das Haus war gefüllt. Die Schauſpieler ſpielten mit ſeltenem Feuer und mit mehr leidenſchaftlicher Freiheit als das erſte Mal. Die Zuſchauer, deren Gefühl durch die ſchreckliche nächtliche Scene erhöht, und durch die lange Weile eines zerſtreuten und verbrachten Tages noch mehr auf eine intereſſante Unterhaltung geſpannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeigezogene Zuſchauer, die keine Vergleichung mit dem erſten Abend anſtellen konnten. Der Polterer ſpielte ganz im Sinne des unbekannten Geiſtes, und der Pedant hatte ſeinem Vorgänger gleichfalls gut aufgeraßt; daneben kam ihm ſeine Erkältlichkeit ſehr zu Statten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, trotz ſeines Purpurmantels und Hermelinkragens, einen zuſammengeflickten Lumpen König ſchalt.

Sonderbarer als er, war vielleicht niemand zum Throne gelangt: und obgleich die übrigen, beſonders aber Philine, ſich über ſeine neue Würde äußerſt luſtig machten, ſo ließ er doch merken, daß der Graf als ein großer Kenner, das und noch viel mehr von ihm beim erſten Anblick voraus geſagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und verſicherte: ſie werde ihm gelegentlich die Rockärmel putzen, damit er ſich jener unglücklichen Nacht im Schloſſe erinnern, und die Krone mit Beſcheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte ſich in der Geſchwindigkeit nach Quartieren umgeſehen, und die Geſellſchaft war dadurch

sehr zerstreut worden. Wilhelm hatte das Lusthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, lieb gewonnen; er erbielt leicht die Schlüssel dazu und richtete sich daselbst ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung sehr eng war, mußte er den Knaben bei sich behalten und Mignon wollte den Knaben nicht verlassen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem ersten Stocke eingenommen. Wilhelm hatte sich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder schliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, standen die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufstieg; die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich schön. Philine hatte, beim Herausgehen aus dem Theater, ihn mit dem Ellenbogen angestrichen und ihm einige Worte zugeflüstert, die er aber nicht verstanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich, und wußte nicht, was er erwarten oder thun sollte. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur diesen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuschließen sollte, und die Pantoffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Absicht war, wußte er nicht. Er wünschte sie nicht zu sehen, und doch hätte er sich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch schwerer auf dem Herzen lag, war das Schicksal des Harfenspielers, den man nicht wieder gesehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen jedermann den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande sey. Denn er kam ihm zuerst von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe schien die Folge eines solchen unglücklichen Ereignisses zu seyn. Doch war es bei der Untersuchung, welche die Polizei sogleich anstellte, wahrscheinlich geworden, daß nicht in dem Hause, wo sie wohnten, sondern in dem dritten davon der Brand entstanden sey, der sich auch sogleich unter den Dächern wegerstreckten hatte.

Wilhelm überlegte das alles in einer Laube sitzend, als er in einem nahen Gange jemanden schleichen hörte. An dem traurigen Gesange, der sogleich angestimmt ward, erkannte er den Harfenspieler. Das Lied, das er sehr wohl verstehen konnte, enthielt den Trost eines Unglücklichen, der sich dem Wahnsinne ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und stützam will ich stehn,
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter ziehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint,
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.

Unter diesen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er sie verschlossen fand, an den Evalieren übersteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn, aufzuschließen, weil er fürchten wolle und müsse. Wilhelm stellte ihm vor: daß er wohl aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt thune, und zeigte ihm, wie sehr er sich durch einen solchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte bestand auf seinem Sinne.

Wilhelm gab nicht nach und drängte ihn endlich halb mit Gewalt ins Gartenhaus, schloß sich daselbst mit ihm ein und führte ein wunderbares Gespräch mit ihm, das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und ängstlichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mittheilen.

Fünfzehntes Capitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin sich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen sollte, der so deutliche Spuren des Wahnsinns zeigte, riß ihn Laertes noch am selbigen Morgen. Dieser, der nach seiner alten Gewohnheit überall zu sein pflegte, hatte auf dem Kaffeehause einen Mann gesehen, der vor einiger Zeit die heftigsten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeistlichen anvertraut, der sich ein besonderes Geschäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch diesmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt, und die Familie des Wiederhergestellten erregte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte sogleich den Mann aufzusuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter scheinen Verwänden den den Alten zu übergeben. Die Scheidung schmerzte Mignonen, Philinen rief, und nur die Hoffnung, ihn wieder hergestellt zu sehen, konnte sie ihm einigermaßen erträglich machen. Sie war er gewohnt, den Mann um sich zu sehen und seine geistreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die Harfe war mit verbrannt; man suchte eine andere, die man ihm auf die Reise mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignons verzehrt, und als man ihr wieder etwas neues schaffen wollte, bat Aurelie den Vorschlag, daß man sie doch endlich als Mädchen kleiden solle.

Nun gar nicht; rief Mignon aus und bestand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch wohlfahren mußte.

Die Gesellschaft hatte nicht viel Zeit, sich zu besinnen; die Vorstellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm brachte oft ins Publicum, und nur selten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er sie zu hören wünschte, ja öfters vernahm er, was ihm den getrübte oder verdroß. So erzählte zum Beispiel, gleich nach der ersten Aufführung Hamlets, ein junger Mensch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauspielhause gewesen. Wilhelm lauschte und hörte, zu seiner großen Beschämung, daß der junge Mann zum Beweis seiner Hintermänner den Hut aufbehalten und ihn nächstdem das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er sich mit dem größten Vergnügen erinnerte.

Ein anderer versicherte: Wilhelm habe die Rolle des Laertes sehr gut gespielt; hingegen mit dem Schauspieler, der den Hamlet unternommen, könne man nicht eben so zufrieden seyn. Diese Verwechslung war nicht ganz unnatürlich, denn Wilhelm und Laertes glichen sich, wenigstens in einem sehr entfernten Sinne.

Ein dritter lobte sein Spiel, besonders in der Scene mit der Mutter, aufs lebhafteste, und bedauerte nur: daß eben in diesem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weste hervorgesehen habe, wodurch die Illusion äußerst gestört worden sey.

In dem Innern der Gesellschaft gingen indessen allerlei Veränderungen vor. Philine hatte seit jenem Abend nach dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringste Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es schien vorsetzlich, ein entferntes Quartier gemiethet, verkehrte mit Cliniren und kam seltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen blieb, besuchte sie manchmal, besonders da er Cliniren bei ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit sich. Beide waren im Hereintreten sehr verwundert, als sie Philinen in dem zweiten Zimmer in den Armen eines jungen Officiers sahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider an hatte, dessen abgewendetes Gesicht sie aber nicht sehen konnten. Philine kam ihren besuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verschloß das andere. Sie überraschen mich bei einem wunderbaren Abenteuer! rief sie aus.

So wunderbar ist es nicht, sagte Serlo: lassen Sie uns den hübschen, jungen, benehmenswerthen Freund sehen; Sie haben uns ohnedem schon so zugestutzt, daß wir nicht eifersüchtig seyn dürfen.

Ich muß Ihnen diesen Verdacht noch eine Zeitlang lassen, sagte Philine scherzend; doch kann ich Sie versichern, daß es nur eine gute Freundin ist, die sich einige Tage unbekannt bei mir aufhalten will. Sie sollen ihre Schicksale künftig erfahren, ja vielleicht das interessante Mädchen selbst kennen lernen, und ich werde wahrscheinlich alsdann Ursache haben, meine Bescheidenheit und Nachsicht zu üben; denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntschaft ihre alte Freundin vergessen.

Wilhelm stand versteinert da; denn gleich beim ersten Augenblick hatte ihn die rothe Uniform an den so sehr geliebten Rock Mariannens erinnert; es war ihre Gestalt, es waren ihre blonden Haare, nur schien ihm der gegenwärtige Officier etwas größer zu seyn.

Um des Himmels Willen! rief er aus, lassen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wissen, lassen Sie uns das verstorbene Mädchen sehen. Wir sind nun einmal Theilnehmer des Geheimnisses; wir wollen versprechen, wir wollen schweigen, aber lassen Sie uns das Mädchen sehen!

O wie er in Feuer ist! rief Philine, nur gelassen, nur geduldig, heute wird einmal nichts daraus.

So lassen Sie uns nur ihren Namen wissen! rief Wilhelm.

Das wäre alsdann ein schönes Geheimniß, versetzte Philine.

Wenigstens nur den Vornamen.

Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreimal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich sonst durch den ganzen Kalender durchführen.

Gut, sagte Wilhelm: Cecilie also?

Nichts von Cecilien!

Henriette?

Keineswegs! Nehmen Sie sich in Acht: Ihre Neugierde wird aufgeschlossen müssen.

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte seinen Mund aufthun, aber die Sprache versagte ihm. Mariane? stammelte er endlich, Mariane!

Bravo! rief Philine, getroffen! indem sie sich nach ihrer Gewohnheit auf den Absatz herum drehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der seine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort in Philinen zu dringen, daß sie die Thüre öffnen sollte.

Die verwundert waren daher beide, als Wilhelm aufeinmal heftig ihre Raserei unterbrach, sich Philinen zu Füßen warf und sie mit dem lebhaftesten Ausdrucke der Leidenschaft bat und beschwor. Lassen Sie mich das Mädchen sehen, rief er aus, sie ist mein, es ist meine Mariane! Sie, noch der ich mich alle Tage meines Lebens gesehnt habe, sie, die mir noch immer statt aller andern Weiber in der Welt ist: Geben Sie wenigstens zu ihr hinein, sagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Mensch hier ist, der seine erste Liebe und das ganze Glück seiner Jugend an sie knüpfte. Er will sich rechtfertigen, daß er sie unfreundlich verließ, er will sie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was sie auch gegen ihn gefehlt haben mag, er will sogar keine Ansprüche an sie mehr machen, wenn er sie nur noch einmal sehen kann, wenn er nur sehen kann, daß sie lebt und glücklich ist!

Philine schüttelte den Kopf und sagte: mein Freund, reden Sie leise! Betrügen wir uns nicht; und ist das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, so müssen wir sie schonen, denn sie vermuthet keinesweges, Sie hier zu sehen. Ganz andere Angelegenheiten führen sie hierher, und das wissen Sie doch, man möchte oft lieber ein Gespenst als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen sehen. Ich will sie fragen, ich will sie vorbereiten und wir wollen überlegen, was zu thun ist. Ich schreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen sollen, aber ob Sie kommen dürfen; gehorchen Sie mir pünktlich, denn ich schwöre, niemand soll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieses liebenswürdige Gesichpf mit Augen sehen. Meine Thüren werde ich besser verschließen halten, und mit Art und Fleiß werden Sie mich nicht besuchen wollen.

Wilhelm beschwor sie, Serlo redete ihr zu; vergebens! Beide Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird sich jedermann denken. Wie langsam die Stunden des Tages dahingingen, in denen er Philinens Billet erwartete, läßt sich begreifen. Unglücklicherweise mußte er selbigen Abend spielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgestanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingelassen werden. Er fand ihre Thüre verschlossen und die Hausleute sagten: Mademoiselle sey heute früh mit einem jungen Officier weggefahren; sie habe zwar gesagt, daß sie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil sie alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer sich über diese Nachricht. Er eilte zu Laertes, und schlug ihm vor, ihr nachzusetzen, und, es koste was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies seinem Freunde seine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit. Ich will wetten, sagte er, es ist niemand anders als Friedrich. Der Junge ist von gutem Hause, ich weiß es recht wohl; er ist unsinnig in das Mädchen verliebt, und hat wahrscheinlich seinen Verwandten so viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeitlang mit ihr leben kann.

Durch diese Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes stellte ihm vor, wie unwahrscheinlich das Mährchen sey, das Philine ihnen vorgespiegelt hatte, wie Figur und Haar sehr gut auf Friedrichen passe, wie sie bei zwölf Stunden Vorsprung so leicht nicht einzuholen seyn würden, und hauptsächlich wie Serle seinen von ihnen beiden beim Schauspiele entbehren könne.

Durch alle diese Gründe wurde Wilhelm endlich nur so weit gebracht, daß er Verzicht darauf that,

selbst nachzusehen. Laertes wußte noch in selbiger Nacht einen tüchtigen Mann zu schaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein gesetzter Mann, der mehreren Herrschaften auf Reisen als Courier und Führer gedient hatte, und eben jetzt ohne Beschäftigung stille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache, mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufsuchen und einholen, sie alsdann nicht aus den Augen lassen und die Freunde sogleich, wo und wie er sie fände, benachrichtigen solle. Er setzte sich in derselbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweideutigen Paare nach, und Wilhelm war durch diese Anstalt wenigstens einigermaßen beruhigt.

Sechzehntes Capitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Sensation weder auf dem Theater noch im Publico. Es war wie mit allem wenig Ernst; die Frauen hatten sie durchgängig, und die Männer hätten sie lieber unter vier Augen als auf dem Theater gesehen, und so war ihr schönes und für die Bühne selbst glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Gesellschaft gaben sich desto mehr Mühe; Madame Melina besonders that sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit sehr hervor. Sie merkte, wie sonst, Wilhelmen seine Grundsätze ab, richtete sich nach seiner Theorie und seinem Beispiel, und hatte zuletzt ein ich weiß nicht was in ihrem Wesen, das sie interessanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewissen Grad. Sie wußte sich in Serlo's Launen zu schicken, und deßto sich des Singens ihm zu Gefallen, worin sie auch bald so weit kam, als man dessen zur geselligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangenommene Schauspieler ward die Gesellschaft noch vollständiger, und indem Mitbeim und Serlo jeder in seiner Art wirkte, jener bei jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, dieser die einzelnen Theile gewissenhaft durcharbeitete, belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauspieler, und das Publikum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

Wir sind auf einem guten Wege, sagte Serlo einst, und wenn wir so fortfahren, wird das Publicum auch bald auf dem rechten seyn. Man kann die Menschen sehr leicht durch tolle und unschickliche Darstellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß darnach greifen.

Was unserm Theater hauptsächlich fehlt, und warum weder Schauspieler noch Zuschauer zur Besinnung kommen, ist, daß es darauf im Ganzen zu bunt ausliefet, und daß man nirgends eine Gränze hat, woran man sein Urtheil anlehnen könnte. Es scheint mir kein Vortheil zu seyn, daß wir unser Theater gleichsam zu einem unendlichen Naturschauplatze auszuweiten haben; doch kann mir niemand verdenken, wenn ich, wo nicht Director noch Schauspieler sich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge den rechten Kreis selbst bezeichnet. Eine jede gute Societät existirt nur unter gewissen Bedingungen, so auch ein gutes Theater. Gewisse Manieren und Redensarten, gewisse Gegenstände und Arten des Betragens müssen ausgeschlossen seyn. Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammenlegt.

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig oder uneinig. Wilhelm und die Meisten waren auf der Seite des englischen, Serlo und einige auf der Seite des französischen Theaters.

Man ward einig in leeren Stunden, deren ein Schauspieler leider so viele hat, in Gesellschaft die berühmtesten Schauspiele beider Theater durchzugehen, und das beste und nachahmenswerthe derselben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen französischen Stücken. Aurelie entfernte sich jedesmal, sobald die Vorlesung anging. Anfangs hielt man sie für krank; endlich aber fragte sie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

Ich werde bei keiner solchen Vorlesung gegenwärtig seyn, sagte sie, denn wie soll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerrissen ist? Ich hasse die französische Sprache von ganzer Seele.

Wie kann man einer Sprache feind seyn, rief Wilhelm aus, der man den größten Theil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann?

Es ist kein Vorurtheil! versetzte Aurelie; ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Luft an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun da er mich los von sich wollte, fing er an französisch zu schreiben, das vorher man damal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen errübrte, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine trefflicke Sprache; sie ist eine perfide Sprache! ich finde. Gott sey Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser unfreiheres treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu bewundern, die so feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu seyn, damit sie sich nur alle unter einander recht betrügen und belügen können! Seine französischen Briefe lieben sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sich's einreden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen, waren es Phrasen, vermaledeite Phrasen! Er hatte mir alle Fronde an der ganzen Sprache, an der französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck oder Sceleen in ihrer Mundart verdorben: mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre!

Auf diese Weise konnte sie stundenlang fort über ihren Unmuth zu zeigen und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verstimmen. Serlo machte früher oder später ihren launischen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für diesen Abend das Gespräch zerstört.

Ueberhaupt ist es leider der Fall, daß alles, was durch mehrere zusammentreffende Menschen und Umstände hervorgebracht werden soll, seine Lange Zeit sich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergesellschaft so gut wie von einem Reiche, von einem Cirkel Freunde so gut wie von einer Armee, läßt sich gewöhnlich der Moment ansehen, wenn sie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinstimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit

ſtanden; oft aber verändert ſich ſchnell das Perſonal, neue Glieder treten hinzu, die Perſonen paſſen nicht mehr zu den Umſtänden, die Umſtände nicht mehr zu den Perſonen; es wird alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald auseinander. So konnte man ſagen, daß Serlo's Geſellſchaft eine Zeit lang ſo vollkommen war, als irgend eine deutſche ſich hätte rühmen können. Die meiſten Schauſpieler ſtanden an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern was zu thun war. Ihre perſönlichen Verhältniſſe waren leidlich und jedes ſuchen in ſeiner Kunſt viel zu verſprechen. Weil jedes die erſten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte ſich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur das erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann, und bald miſchten ſich die Leidenſchaften dazwiſchen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege ſtehen, und alles ſo leicht auseinanderzerren, was vernünftige und wohldenkende Menſchen zuſammenhalten wünſchen.

Philinens Abgang war nicht ſo unbedeutend als man anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geſchicklichkeit Serlo zu unterhalten, und die übrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie erregte Aureliens Heftigkeit mit großer Gelaſſenheit, und ihr eigenſtes Geſchäft war, Wilhelmen zu ſchmeicheln. So war ſie eine Art von Bindungsmittel für's Ganze, und ihr Verluſt mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebſchaft nicht leben. Elmire, die in wenliger Zeit herangewachſen und man könnte beinahe ſagen ſchön geworden war, hatte ſchon lange ſeine Aufmerkſamkeit erregt, und Philine war klug genug, dieſe Leidenſchaft, die ſie merkte, zu begünſtigen. Man muß ſich, pflegte ſie zu ſagen, bei Zeiten auf Kuppeln legen; es bleibt uns doch weiter nichts übrig, wenn wir alt werden. Dadurch hatten ſich Serlo und Elmire dergeſtalt genähert, daß ſie nach Philinens Abſchiede bald einig wurden, und der kleine Roman intereſſirte ſie beide, um ſo mehr, als ſie ihn vor den Alten, der über eine ſolche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verſtanden hätte, geheim zu halten alle Urſache hatten. Elmirens Schweſter war mit im Verſtändniß, und Serlo mußte beiden Mädchen daher vieles nachſehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Näſcherei, ja wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin ſie Philinen keineswegs glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß ſie gleichſam nur von der Luft lebte, ſehr wenig aß, und nur den Schaum eines Champagnerglaſes mit der größten Zierlichkeit wegſchlürfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er ſeinen Sachen gefallen wollte, das Frühſtück mit dem Mittageſſen verbinden, und an dieſes durch ein Veſperbrot das Abendeſſen anknüpfen. Dabei hatte Serlo einen Plan, deſſen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewiſſe Neigung zwiſchen Wilhelmen und Aurelien zu entdecken, und wünſchte ſehr, daß ſie ernſtlich werden möchte. Er hoffte den ganzen mechaniſchen Theil der Theaterwirthſchaft Wilhelmen aufzubürden, und an ihm, wie an ſeinem erſten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Beſorgung unmerklich übertragen, Aurelie führte die Caſſe, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach ſeinem Sinne. Doch war etwas, was ſowohl ihn als ſeine Schweſter heimlich kränkte.

Das Publicum hat eine eigne Art, gegen bekannte Menſchen von anerkanntem Verdienſte zu verfahren; es ſingt nach und nach an gleichgültig gegen ſie zu werden, und begünſtigt viel geringere aber neu erſcheinende Talente; es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt ſich gern dieſen alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug hierüber Betrachtungen anzuſtellen. Die neuen Ankömmlinge, beſonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerkſamkeit, allen Beifall auf ſich gezogen, und beide Geſchwiſter mußten die meiſte Zeit, nach ihren erſtgiebigen Bemühungen, ohne den willkommenen Klang der zuſammenſchlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch beſondere Urſachen. Aurelions Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publicums waren Viele unterrichtet. Serlo ſchmeichelte zwar jedermann im Einzelnen, aber ſeine ſpitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder jungen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und gefälligkeitig, und hatten alſo auch ſämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beſchäftigung eines Regiſſeurs übernommen hatte, ſo fingen die meiſten Schauſpieler um deſto mehr an unartig zu werden, als er nach ſeiner Weiſe etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünſchte, und beſonders darauf beſtand, daß alles Mechaniſche vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen ſolle.

In kurzer Zeit war das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeit lang beinahe idealiſch gehalten hatte, ſo gemein, als man es nur irgend bei einem herumreiſenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anſtrengung ſich mit allen Erforderniſſen des Metiers bekannt gemacht und ſeine Perſon ſowohl als ſeine Geſchäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, ſchien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieſes Handwerk weniger, als irgend ein andres, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geſchäft war läſtig und die Belohnung gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei iſt, der Ruhe des Geiſtes genießen kann, als dieſes, wo man nach überſtandenen mechaniſchen Mühſeligkeiten noch durch die höchſte Anſtrengung des Geiſtes und der Empfindung erſt das Ziel ſeiner Thätigkeit erreichen ſoll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verſchwendung des Bruders hören, er mußte die Mimte Serlo's mißverſtehen, wenn dieſer ihn zu einer Heirath mit der Schweſter von ferne zu leiten ſuchte. Er hatte dabei ſeinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das tiefſte drückte, indem der nach dem zweideutigen Officier fortgeſchickte Bote nicht zurück kam, auch nichts von ſich hören ließ, und unſer Freund daher ſeine Mariane zum zweiten Mal verloren zu haben fürchten mußte.

Zu dem bisher Geſagten kam eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu ſchließen. Er ergriff dieſe Zwiſchenzeit, um jenen Geiſtlichen zu beſuchen, bei welchem der Harfenſpieler in der Koſt war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das Erſte, was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf ſeinem Inſtrumente Lection gab. Er begrüßte ihn mit Freude. Wilhelmen wieder zu ſehen, ſtand auf und reichte ihm die Hand und ſagte: Sie ſehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin; Sie erlauben, daß ich fortfahre, denn die Stunden ſind eingetheilt.

Der Geistliche begrüßte Wilhelmen auf das freundlichste und erzählte ihm, daß der Alte sich schon recht gut anlasse und daß man Hoffnung zu seiner völligen Genesung habe.

Ihr Gespräch fiel natürlich auf die Methode. Wahnsinnige zu curiren.

Außer dem Physischen, sagte der Geistliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und verdirbt ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel vom Wahnsinne zu heilen sehr einfach. Es sind eben dieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden. Man erregt ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Seyn und Thun mit so Vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen sind; so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden. Ich habe drei alten Mannern Stunden eingetheilt, er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten, und ist schon viel heiterer. Er wünscht von dem Knöbe zu genießen, den er pflanzt, und wünscht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geschenkt hat, recht emsig zu unterrichten, damit sie der Knabe zu brauchen kömne. Als Geistlicher suche ich ihm über seine wunderbaren Scrupel nur wenig zu sagen, aber ein thätiges Leben führt so viele Ereignisse herbei, daß er bald rühren muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirksamkeit gehoben werden kann. Ich gebe sachte zu Werke; wenn ich ihm aber noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich viel gewonnen; denn es bringt mich nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie vieles ist leider nicht in unserer Erziehung und in unsern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unsere Kinder zur Tollheit vorbereiten.

Wilhelm verweilte bei diesem vernünftigen Manne einige Tage, und erfuhr die interessantesten Geschichten, nicht allein von verrückten Menschen, sondern auch von solchen, die man für klug, ja für weise zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnsinn gränzen.

Dreißch belebt aber ward die Unterhaltung, als der Medicus eintrat, der den Geistlichen, seinen Freund, besuchen, und ihm bei seinen menschenfreundlichen Bemühungen beizustehen pflegte. Es war ein sittlicher Mann, der bei einer schwächlichen Gesundheit viele Jahre in Ausübung der edelsten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte fast nicht anders als in freier Luft seyn; dabei war er äußerst gesellig und thätig, und hatte seit vielen Jahren eine besondere Neigung, mit allen Landgeistlichen Freundschaft zu stiften. Jahren, an dem er eine nützliche Beschäftigung kannte, suchte er auf alle Weise beizustehen; andern, die noch unbestimmt waren, suchte er eine Liebhaberei einzureden; und da er sonst mit den Edelleuten, Kammerherren und Gerichtshaltern in Verbindung stand, so hatte er in Zeit von zwanzig Jahren sehr viel im Stillen zur Cultur mancher Zweige der Landwirthschaft beigetragen, und alles, was dem Felde, Thieren und Menschen ersprießlich ist, in Bewegung gebracht, und so die wahrste Aufklärung befördert. Für den Menschen, sagte er, sey nur das Eine ein Unglück, wenn sich irgend eine Idee bei ihm festsetze, die seinen Einfluß ins thätige Leben habe oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abziehe. Ich habe, sagte er, gegenwärtig einen solchen Fall an einem vornehmen und reichen Edelmann, wo mir bis jetzt noch alle Kunst mißlückt ist: sieh gebiert der Fall in Ihr Fach, lieber Pastor, und dieser junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen.

In der Abwesenheit eines vornehmen Mannes verflechten man, mit einem nicht ganz wohlgewogenen Scherze, einen jungen Menschen in die Haushaltung dieses Herrn. Seine Gemahlin sollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Posse erzählt hat, so fürchte ich doch sehr, man hatte die Absicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in sein Zimmer, glaubt sich selbst zu sehen, und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald sterben werde.

Er überläßt sich Personen, die ihm mit teilnehmen Ihren scheinen, und ich sehe nicht, wie er abzuhalten ist, mit seiner Gemahlin unter die Herrenhuther zu gehen, und den größten Theil seines Vermögens, da er keine Kinder hat, seinen Verwandten zu entziehen.

Mit seiner Gemahlin? rief Wilhelm, den diese Erzählung nicht wenig erschreckt hatte, unwillkürlich aus.

Und leider, versetzte der Arzt, der in Wilhelms Ausrufung nur eine menschenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, ist diese Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Dem dieser junge Mensch nimmt Anstoß von ihr, sie ist nicht vorsichtig genug, eine zutrauende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schließt sie in seine Arme, und drückt ihr das große mit Brillanten besetzte Portrait ihres Gemahls zermalmt wider die Brust. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine Röthe und dann keine Spur zurück läßt. Ich bin als Mensch überzeugt, daß sie sich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieser Druck keine üblen Folgen haben werde, aber sie läßt sich nicht ausreden, es sey eine Verbärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblick sey nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses Uebel mit einem Krebsübeln sich endigen, und so ist ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für sie und andere völlig verloren.

Ja Unglückseliger! rief Wilhelm, indem er sich vor die Stirne schlug und aus der Gesellschaft ins Feld lief. Er hatte sich noch nie in einem solchen Zustande befunden.

Der Arzt und der Geistliche, über diese seltsame Entdeckung höchlich erstaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und der dem umständlichen Bekenntnis dieser Beschwerden sich sehr ängstlich anklagte. Beide Männer nahmen den größten Antheil an ihm, besonders da er ihnen seine übrige Tage nun auch mit schwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung malte.

Den andern Tag hieß sich der Arzt nicht lange bitten, mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Gesellschaft zu leisten, und Aurelien, die der Freund in bedenklichen Umständen zurückgelassen hatte, wo möglich Hülfe zu verschaffen.

Sie fanden sie auch wirklich schlimmer, als sie vermutheten. Sie hatte eine Art von übergehendem Fieber, dem um so weniger beizukommen war,

als ſie die Anfälle nach ihrer Art vorſätzlich unterhielt und verſtärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt, und betrug ſich ſehr gefällig und klug. Man ſprach über den Zuſtand ihres Körpers und ihres Geiſtes, und der neue Freund erzählte manche Geſchichten, wie Perſonen, ungeachtet einer ſolchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten; nichts aber ſey ſchädlicher in ſolchen Fällen, als eine vorläufige Erneuerung leidenſchaftlicher Empfindungen. Beſonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Perſonen ſehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzaufteilenden kränklichen Anlage wahrhaft reinliche Geſinnungen bei ſich zu nähren beſtimmt geweſen wären. Er ſagte das auf eine ſehr beſcheidene Weiſe und gleichſam hiſtoriſch, und verſprach dabei ſeinen neuen Freunden eine ſehr intereſſante Lectüre an einem Manuſcript zu verſchaffen, das er aus den Händen einer unnennt abgeſchiedenen vortrefflichen Freundin erhalten habe. Es iſt mir unendlich werth, ſagte er, und ich vertraue Ihnen das Original ſelbſt an. Nur der Titel iſt von meiner Hand: Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Ueber diätetiſche und mediciniſche Behandlung der unglücklichen aufgeſprannten Aurelie vertraute der Arzt Wilhelmen noch ſeinen beſten Rath, verſprach zu ſchreiben und wo möglich ſelbſt wieder zu kommen.

Inzwiſchen hatte ſich in Wilhelms Abweſenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit ſeiner Regie das ganze Geſchäft mit einer gewiſſen Freiheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache geſehen, und beſonders bei Kleidungen, Decorationen und Requiſiten alles reinlich und anſtändig angeſchafft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze geſchmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beikommen konnte; und er fand ſich hierzu um ſo mehr berechtigt, als Serlo ſelbſt ſeine Anſprüche machte, ein genauer Wirth zu ſeyn, der Glanz ſeines Theaters gerne loben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Koſten, verſicherte, daß ſie keine Schulden habe, und noch ſo viel hergab, als nöthig war, die Schulden abzutragen. die Serlo unterdeſſen durch außerordentliche Freigebigkeit gegen ſeine Schauſpieler und ſonſt etwa auf ſich geladen haben mochte.

Melina, der indeſſen die Garderobe beſorgte, hatte, kalt und beinahlich wie er war, der Sache im Stillen nachgedacht, und wußte, bei der Entfernung Wilhelms und bei der zunehmenden Krankheit Aureliens, Serlo ſchädlicher zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben, und endlich wieder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Miltitz noch luſtiger leben könne. Serlo hörte das gern und Melina wagte ſich mit ſeinem Plane hervor.

Ich will, ſagte er, nicht behaupten, daß einer von den Schauſpielern gegenwärtig zu viel Gage hat; es ſind verdienſtvolle Leute und ſie würden an jedem Orte willkommen ſeyn; allein für die Einnahme, die ſie uns verſchaffen, erhalten ſie doch zu viel. Mein Vorſchlag wäre eine Oper einzurichten, und was das Schauſpiel betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, Sie ſind der Mann, allein ein ganzes Schauſpiel aufzumachen. Meſſen Sie jetzt nicht ſelbſt erfahren, daß man Ihre Verdienſte verkennt. Nicht weil Ihre Mitſpieler vortrefflich, ſondern weil ſie gut ſind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente ſeine Gerechtigkeit mehr widerfahren.

Stellen Sie ſich, wie wohl ſonſt geſchehen iſt, nur allein hin, ſuchen Sie mittelmäßige, ja ich darf ſagen ſchlechte Leute für geringe Gage an ſich zu ziehen, ſtutzen Sie das Volk, wie Sie es ſo ſehr verſtehen, im Mechaniſchen zu, wenden Sie das Uebrige an die Oper, und Sie werden ſehen, daß Sie mit derſelben Mühe und mit denſelben Koſten mehr Zufriedenheit erregen, und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.

Serlo war zu ſehr geſchmeichelt, als daß ſeine Einwendungen einige Stärke hätten haben ſollen. Er geſtand Melina'n gerne zu, daß er bei ſeiner Liebhaberei zur Muſik längſt ſo etwas gewünſcht habe; doch ſehe er freilich ein, daß die Neigung des Publicums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bei ſo einer Vermiſchung eines Theaters, das nicht recht Oper nicht recht Schauſpiel ſey, nothwendig der Ueberreſt an einem beſtimmten und aufführlichen Kunſtwerke ſich völlig verlieren müſſe.

Melina ſcherzte nicht ganz fein über Wilhelms pedantiſche Ideale dieſer Art, über die Anmaßung das Publicum zu bilden, ſtatt ſich von ihm bilden zu laſſen, und beide vereinigten ſich mit großer Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder ſich luſtig machen ſolle, und verbargen ſich kaum, daß ſie nur jener Perſonen loszuſeyn wünſchten, die ihrem Plane im Wege ſtanden. Melina bedauerte, daß die ſchwächliche Geſundheit Aureliens ihr kein langes Leben verſpreche, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo ſchien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger ſey, und gab dadurch zu verſtehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Register von Erfahrungen, die zu machen ſeyen, hervor, und Serlo ſah in ihm ſeinen erſten Schwager dreiſach erſetzt. Sie fühlten wohl, daß ſie ſich über dieſe Unterredung das Geheimniß zuzuſagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr aneinander gedrängt und nahmen Gelegenheit, insgeheim über alles, was vorkam, ſich zu beſprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen zu tadeln, und ihr neues Project in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verſchwiegen auch beide über ihren Plan ſeyn mochten, und ſo wenig ſie durch Worte ſich verriethen, ſo waren ſie doch nicht politiſch genug, in dem Betragen ihre Geſinnungen zu verbergen. Melina widerſetzte ſich Wilhelmen in manchen Fällen, die in ſeinem Kreiſe lagen, und Serlo, der niemals günſtig mit ſeiner Schweſter umgegangen war, ward nur bitterer, ſeitdem ihre Kränklichkeit zunahm, und ſeitdem ſie bei ihren ungleichen, leidenſchaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

In eben dieſer Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieſes Stück war ſehr glücklich beſetzt und alle konnten in dem beſchränkten Kreiſe dieſes Trauerſpiels die ganze Mannigfaltigkeit ihres Spiels zeigen. Serlo war als Marinelli an ſeinem Platz, Odoardo ward ſehr gut vorgetragen, Madame Melina ſpielte die Mutter mit vieler Einſicht. Cimire zeichnete ſich in der Rolle Emilieus ja ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anſtand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieſer Gelegenheit hatte er, ſowohl mit ſich ſelbſt als mit Serlo und Aurelien, die Frage oft abgehandelt: welch ein Unterſchied ſich zwiſchen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und in wiefern jenes in dieſem, dieſes aber nicht in jenem enthalten zu ſeyn brauche?

Serlo, der selbst als Marinelli den Hofmann rein, ohne Carricatur vorstellte. Äußerte über diesen Punkt manchen guten Gedanken. Der vornehme Anstand, sagte er, ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist, und eine lange anhaltende Übung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt: denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches steifes Wesen; man soll vielmehr nur alles vermeiden, was unwürdig, was gemein ist; man soll sich nie vergessen, immer auf sich und andere Acht haben, sich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen, und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie. Dieser ist wie ein sehr wohlgekleideter Mann: er wird sich nirgends anlehnen, und jedermann wird sich hüten, an ihn zu streichen; er unterscheidet sich vor andern, und doch darf er nicht allein stehen bleiben; denn wie in jeder Kunst, also auch in dieser, soll zuletzt das Schwerste mit Leichtigkeit ausgeführt werden; so soll der Vornehme, ungeachtet aller Absonderung, immer mit andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt seyn, immer als der erste erscheinen, und sich nie als ein solcher aufdringen.

Man sieht also, daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm seyn müsse; man sieht, warum Frauen im Durchschnitt sich eher dieses Ansehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am schnellsten zu diesem Anstande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun fast an seiner Rolle, allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das Einzelne die feinsten Bemerkungen mittheilte, und ihn dergestalt ausbildete, daß er bei der Aufführung, wenigstens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darstellte.

Serlo hatte versprochen ihm nach der Vorstellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwischen Bruder und Schwester hinderte sehr fruchtbare Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Ordina auf eine Weise gespielt, wie man sie wohl niemals wieder sehen wird. Sie war mit der Rolle überhaupt sehr bekannt, und hatte sie in den Proben gleichgültig behandelt: bei der Aufführung selbst aber zog sie, möchte man sagen, alle Schleusen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darstellung, wie sie sich kein Dichter in dem ersten Feuer der Erfindung hatte denken können. Ein unmäßiger Beifall des Publicums belohnte ihre schmerzlichen Bemühungen, aber sie lag auch bald ohnmächtig in einem Sessel, als man sie nach der Aufführung aufsuchte.

Serlo hatte schon über ihr Abtreten sein Spiel, wie er es nannte, und über die Entschlüssung ihres innersten Herzens vor dem Publicum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geschichte bekannt war, seinen Unwillen zu erkennen gegeben, und wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen gestampft. Laßt sie, sagte er, als er sie von den übrigen umgeben in dem Sessel fand, sie wird noch ehestens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall recht vollkommen seyn.

Undankbarer! rief sie aus. Unmenschlicher! Man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unsern Ohren kommt! Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte versäumt, ihr den Mantel zu bringen, die Portechaise war nicht da; es hatte geregnet und ein sehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man rettete ihr vergebens zu, denn sie war übermäßig erhitzt; sie ging vorsetzlich langsam und lobte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und den Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange, so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort fürs andere sprach; man brachte sie zu Bette, durch häufig angewandte Mittel legte sich ein Uebel, indem sich das andere zeigte. Das Fieber ward stark und ihr Zustand gefährlich.

Den andern Morgen hatte sie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelm rufen und übergab ihm einen Brief. Dieses Blatt, sagte sie, wartet schon lange auf diesen Augenblick. Ich fühle, daß das Ende meines Lebens bald daran naht: versprechen Sie mir, daß Sie es selbst abgeben und daß Sie durch wenige Worte mein Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er ist nicht fühllos, und wenigstens soll ihn mein Tod einen Augenblick erschrecken.

Wilhelm übernahm den Brief, indem er sie jedoch tröstete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

Nein, versetzte sie, benehmen Sie mir nicht meine nächste Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme schließen.

Kurz darauf kam das vom Arzt verschriebene Manuscript an. Sie ersuchte Wilhelmen, ihr daraus vorzulesen, und die Wirkung, die es that, wird der Leser am besten beurtheilen können, wenn er sich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Wesen unsrer armen Freundin ward auf einmal gelindert. Sie nahm den Brief zurück und schrieb einen andern, wie es schien in sehr sanfter Stimmung: auch forderte sie Wilhelmen auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden sollte, zu trösten, ihn zu versichern, daß sie ihm verziehen habe, und daß sie ihm alles Glück wünsche.

Von dieser Zeit an war sie sehr still und suchte sich nur mit wenigen Worten zu beschäftigen, die sie sich aus dem Manuscript eigen zu machen suchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorlesen mußte. Die Abnahme ihrer Kräfte war nicht sichtbar, und unvermuthet fand sie Wilhelm eines Morgens todt, als er sie besuchen wollte.

Bei der Öffnung, die er für sie gebadt, und bei der Beerdigung, mit ihr zu leben, war ihm ihr Verlust sehr schmerzlich. Sie war die einzige Person, die es eigentlich gut mit ihm meinte, und die Kälte Serlo's in der letzten Zeit hatte er nur allzusehr gefühlt. Er eilte daher, die aufgetragene Botschaft auszurichten und wünschte sich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina diese Abreise sehr erwünscht: denn dieser hatte sich bei der weitläuftigen Correspondenz, die er unterhielt, eifrig mit einem Sänger und einer Sängerin eingelassen, die das Publicum einstweilen durch Zwischenspiele zur künftigen Oper vorbereiten sollten. Der Verlust Aureliens und Wilhelms Entfernung sollten auf diese Weise in der ersten Zeit übertragen werden, und unser Freund war mit allem zufrieden, was ihm seinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte sich eine sonderbar wichtige Idee von seinem Auftrage gemacht. Der Tod seiner Freundin hatte ihn tief gerührt, und da er sie so frühzeitig von dem Schauplatze abtreten sah, mußte er nothwendig gegen den, der ihr Leben verkürzt, und dieses kurze Leben ihr so unaussteh gemacht, feindselig gesinnt seyn.

Ungeachtet der letzten gelinden Worte der Eltern verdrossen, nahm er sich doch vor, bei Ueberreichung des Briefs ein strenges Gericht über den ungetreuen Freund ergehen zu lassen, und da er sich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung poltersicher als völlig ward. Nachdem er sich völlig von der guten Composition seines Aufsatzes überzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anstalt zu seiner Abreise. Mignon war beim Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reise? und als sie das letzte von ihm erfuhr, sagte sie: so will ich dich hier wieder erwarten. Sie bat ihn um die Perlenschnur Mariannens, die er dem lieben Geschöpf nicht versagen konnte; das Halstuch hatte sie schon. Dagegen steckte sie ihm den Schleier des Geistes in den Mantelsack, ob er ihr gleich sagte, daß ihn dieser Flor zu keinem Gebrauch sey.

Melina übernahm die Regie, und seine Frau versprach auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben, von denen sich Wilhelm ungern losriß. Feier war sehr lustig beim Abschiede, und als man ihn fragte: was er wolle mitgebracht haben, sagte er: Hört! bringe mir einen Vater mit. Mignon nahm den Scheidenden bei der Hand, und indem sie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, sagte sie: Meister! vergiß uns nicht und komm bald wieder.

Und so lassen wir unsern Freund unter tausend Gedanken und Empfindungen seine Reise antreten, und zeichnen hier noch zum Schlusse ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal recitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang so mancher sonderbaren Ereignisse verhindert wurden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen,
Denn mein Gebeimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen.
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgunnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Sechstes Buch.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz gesundes Kind, weiß mich aber von dieser Zeit so wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres befiel mich ein Blutsturz, und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinsten Umstände dieses Zufalls stehn mir noch vor Augen, als hätte er sich gestern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld ausstieß, ward, so wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiste die ersten Hülfsmittel gereicht wurden, sich nach seiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte, das war die eigentliche Gestalt meines Herzens. In dem heftigsten Husten und abmattenden Fieber war ich stille wie eine Schnecke, die sich in ihr Haus zieht; sobald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß versagt war, suchte ich mich durch Augen und Ohren schadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher, und wer Sie an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die biblischen Geschichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenständen der Natur. Er besaß ein artiges Cabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte sie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Insecten und manche Arten von anatomischen Präparaten, Menschenbau, Finochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen; und damit doch auch der Fürst der Welt eine Stimme in dieser Versammlung behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Teufelchen. Alles ward angenommen und alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzenei, ohne zu fragen, wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? wie sehen sie aus? wie heißen sie? Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldnen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wieder hergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Weiteres übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen, ich verlangte nach Wesen, die meine Liebe erwiederten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Gespielen zu besitzen, das in einem der Märchen meiner Tante eine sehr nützliche Rolle spielte. Es war ein Salzfischen, das von einem Bauermädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war.

aber in diesem artigen Thiere stak ein verwöhnichter Prinz, der sich endlich wieder als sahmer Jüngling zeigte und seine Wohlthäterin durch seine Hand belohnte. So ein Späßchen hätte ich gar zu gerne der Serlo.

Nun wollte sich aber keines finden, und da alles neben mir so ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen so sßlichen Besitz fast vergehen. Unterdessen tröstete ich mich, indem ich solche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche deutsche Hertulet der liebste; die andächtige Liebesgeschichte war ganz nach meinem Sinne. Besagenete seiner Baliska irgend etwas, und es begegneten ihr arnaliane Dinge, so betete er erst, ob er ihr zu Hülfe eilte, und die Gebete standen ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unsichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weise fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für allemal sollte Gott auch mein Vertrauter seyn.

Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was, alles durch einander; aber die römische Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der ersten Christen, in einen Roman gestellet, erregten bei mir das lebhafteste Interesse.

Nun fing die Mutter an, über das stete Lesen zu schmälen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab sie mir den andern wieder. Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel eben so fleißig gelesen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabei war meine Mutter immer sorgfältig, daß keine verführerischen Bücher in meine Hände kämen, und ich selbst würde jede ansändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzessinnen waren alle äußerst tugendhaft, und ich wußte überaus von der natürlichen Gesinnte des menschlichen Geschlechts mehr, als ich wollen ließ, und hatte es meistens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zusammen, und brachte bei meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Herzen gebetet, so hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müssen.

Meiner Mutter und dieser Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte: aber dabei war etwas zu sehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuschneiden, war für mich ein Fest. Dem Vater brachte ich die Einzelnheiten, und er redete mit mir darüber, wie mit einem jungen Studenten, und offenbarte mich oft mit inniger Freude seinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte Französisch, Tanzen und Fechten, und erbeute den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts was sich auf meinen Zustand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, war stolz darauf, besser als meines Gleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand setzten, von Religion zu schwatzen, aber nie fiel es mir ein zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele so gestaltet sey, es sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wiederstrahlen könnte; das hatte ich ein für allemal schon vorausgesetzt.

Französisch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeister war ein wackrer Mann. Er war nicht ein leichtsinniger Empiriker, nicht ein trockner Grammatiker; er hatte Wissenschaften, er hatte die Welt gesehen. Zuletzt mit dem Sprachunterricht fättigte er meine Wißbegierde auf manierliet Weise. Ich liebte ihn so sehr, daß ich seine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Letzmen lief mir anfangs schwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Uebung.

Tanzen war anfangs nur meine geringste Freude; mein Körper war zu empfindlich und ich lernte nur in der Gesellschaft meiner Schwester. Durch den Einfall unsers Tanzmeisters, allen seinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Lust zu dieser Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten sich zwei Söhne des Hofmarschalls aus: der jüngste so alt wie ich, der andere zwei Jahr älter. Kinder von einer solchen Schönheit, daß sie nach dem allgemeinen Geständnis alles übertrafen, was man je von schönen Kindern gesehen hatte. Auch ich hatte sie kaum erblickt, so sah ich niemand mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerksamkeit und wünschte schön zu tanzen. Wie es kam, daß auch diese Knaben unter allen andern mich vorzüglich bemerkten? Genug, in der ersten Stunde waren wir die besten Freunde, und die kleine Lustbarkeit ging noch nicht zu Ende, so hatten wir schon ausgemacht, wo wir uns nächstens wieder sehen wollten. Eine große Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als beide den andern Morgen, jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenstrauß begleitet war, sich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwidert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unsre jungen Bekanntschaften und schon lebezeit zusammen ein. Wir aber waren schlau genug, die Sache dergestalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einsahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwei Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entschieden; sie gefielen mir beide, und wir standen aufs beste zusammen. Auf einmal ward der ältere sehr krank; ich war selbst schon oft sehr krank gewesen, und wußte den Leidenden durch Uebersendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken schicklicher Lectereinsen zu erfreuen, daß seine Eltern die Aufmerksamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben und mich sammt meinen Schwestern, sobald er nur das Bette verlassen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindisch, und von dem Tage an war ich für ihn entschieden. Er warnte mich gleich, vor seinem Bruder gehetzt zu seyn; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eifersucht des jüngern machte dem Roman vollkommen. Er spielte und tausend Streiche; mit Lust vermehrte er unsre Freude, und vermehrte das durch die Leidenschaft, die er zu zerstören suchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünschte Schäfchen gefunden, und diese Leidenschaft hatte, wie sonst eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß sie mich still machte und mich von der schwärmenden Freude zurückzog. Ich war einsam und gerührt und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der krankte, zu beten anhielt.

So viel Kindliches in dem Vorgang war, so viel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unserm

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beyden,
Wie beym stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da du uns auf reichbebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

französischen Sprachmeister mußten wir täglich, statt der sonst gewöhnlichen Uebersetzung, Briefe von unsrer eignen Erfindung schreiben. Ich brachte meine Liebesgeschichte unter dem Namen Phyllis und Damon zu Markte. Der Alte sah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar sehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einst Gelegenheit nahm, zu sagen: wie das artig, wie das natürlich ist! Aber die gute Phyllis mag sich in Acht nehmen, es kann bald ernsthaft werden.

Mich verdroß, daß er die Sache nicht eben für ernsthaft hielt, und fragte ihn pfiffig, was er unter ernsthaft verstehe? Er hub sich nicht zweimal fragen, und erklärte sich so deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Denn da sich gleich darauf bei mir der Verdruß einstellte, und ich ihm übel nahm, daß er solche Gedanken tragen könne, fühlte ich mich, wollte meine Sachne rechtfertigen und sagte mit feuerrothen Wangen: aber, mein Herr, Phyllis ist ein ehrbares Mädchen!

Nun war er vollkommen genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen, und indem wir Franzosisch sprachen, mit dem „honnête“ zu spielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich rächte das Lächerliche und war äußerst verwirrt. Er, der mich nicht furchtsam machen wollte, brach ab, brachte aber das Gespräch bei andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauspiele und kleine Geschichten, die ich bei ihm las und überlegte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, was für ein schwacher Sinn die sogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affects sey. Ich widersprach nicht mehr, äußerte mich aber immer heimlich, und seine Anmerkungen wurden mir zur Last.

Mit meinem guten Damon kam ich auch nach und nach aus aller Verbindung. Die Grillen des jüngern hatten unsern Umgang zerrissen. Nicht lange Zeit darauf starben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren sie vergessen.

Phyllis wuchs nun schnell heran, war ganz gesund und fing an die Welt zu sehen. Der Ernst verwandelte sich und trat bald darauf nach dem Tode seines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun sah es Komödien, Bälle und was sich daran anschließt, und es und gleich die Eltern so viel als möglich zurückhielten, so mußte man doch bei Hof, wo sie eingeführt war, erscheinen. Die Freuden stürmten herein, in allen Häusern war große Welt, an und selbst waren einige Cavaliere empfohlen und andere introducirt, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort mich auf eine bescheidene und doch treffende Weise zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war fremdartig von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umständen für zu schwach zu halten; aber er redete deutlich so nachdrücklich, daß mir einst bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn sehr leidsam zu mir sagte: weil die Gefahr so groß und das menschliche Herz so schwach ist, so will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.

Die naive Antwort schien ihn zu freuen, er lobte meinen Vorsatz; aber es war bei mir nichts weniger als ernsthaft genommt; dießmal war es nur ein leeres Wort: denn die Empfindungen für den Unsichtbaren waren bei mir fast ganz verloschen. Der große Schwarm, mit dem ich umgehen war, zerstreute mich und riß mich wie ein starker Strom mit fort. Es waren die leersten Jahre meines Lebens. Taglang von nichts zu reden, keinen gesunden Gedanken zu haben, und nur zu schwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der gelobten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgehen war, hatten keine Ahnung von Wissenschaften; es waren deutsche Hofleute und diese Klasse hatte damals nicht die mindeste Cultur.

Ein solcher Umgang, sollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müssen. Ich lebte in sinnlicher Munterkeit nur so hin, ich sammelte mich nicht, ich betete nicht, ich sagte nicht an mich noch an Gott: aber ich sah es als eine Führung an, daß mir keiner von den rohen sachten, reichen und wohlaufgeputzten Männern gefiel. Sie waren liederlich und verstellten sich nicht, das schreckte mich zurück; ihr Gespräch stritten sie mit Zweideutigkeiten, das bestreitete mich und ich hielt mich fast graden sie; ihre Unart überstieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir, grob zu seyn.

Ueberdieß hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meisten dieser leichten Bursche nicht allein die Tugend, sondern auch die Gesundheit eines Mädchens in Gefahr sey. Nun graute mir erst vor ihnen, und ich war schon besorgt, wenn mir einer auf irgend eine Weise zu nahe kam. Ich hütete mich vor Gläsern und Tassen, wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgestanden war. Auf diese Weise war ich moralisch und physisch sehr sicher, und alle die Artigkeiten, die sie mir sagten, nahm ich flugs für schuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die sich damals bei uns aufhielten, gefiel mir ein junger Mann besonders aus, den wir im Scherz Narcis nannten. Er hatte sich in der diplomatischen Laufbahn guten Ruf erworben, und hoffte bei verschiedenen Veränderungen, die an unserm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und seine Kenntniße und sein Betragen öffneten ihm den Weg in eine achtliche Gesellschaft der würdigsten Männer. Mein Vater sprach viel zu seinem Lobe, und seine feine Gestalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn sein ganzes Wesen nicht eine Art von Selbstzufriedenheit gehabt hätte. Ich hatte ihn gesehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie gesprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er sich auch befand, tanzten wir eine Menuet zusammen; auch das ging ohne nähere Bekanntschaft ab. Als die besitzen Tänze anfingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Gesundheit besorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer, und unterhielt mich mit altern Freundinnen, die sich zum Spiele gesetzt hatten.

Narcis, der eine Weile mit herumgetummelt war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er sich von einem Nasenbluten, das ihn beim Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über mancherlei zu sprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Discurs so interessant, es fiel gleich seine Spur von Zärtlichkeit drein mischte, daß wir nun beide das Tanzen nicht mehr vermissen konnten. Wir wurden bald von den andern darüber ernscht, ohne daß wir uns darüber irre machen ließen. Den andern Tanz

konnten wir unser Gespräch wieder anknüpfen und schonten unsre Gesundheit sehr.

Nun war die Bekanntschaft gemacht. Narcis wartete mir und meinen Schwestern auf, und man fing an erst wieder an, gewahr zu werden, was ich empfunden hatte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Gewühle auszudrücken verstand. Mein neuer Freund, der von jeher in der besten Gesellschaft gewesen war, hatte außer dem positiven und politischen Fache, das er ganz überfah, sehr ausgebreitete literarische Kenntnisse, und ihm blieb nichts Neues, besonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte uns sendete mir manch angenehmes Buch, doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverständnis gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unbedeutlich hielt, so viel unwissende Männer beschämen zu lassen. Selbst mein Vater, dem diese neue Gelegenheit, meinen Geist auszubilden, sehr erwünscht war, verlangte ausdrücklich, daß dieses literarische Commerz ein Geheimnis bleiben sollte.

So währte unser Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht sagen, daß Narcis auf irgend eine Weise Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affect; vielmehr schien der Reiz meiner fünfzehn Semester, die damals außerordentlich schön war, ihn nicht gleichgültig zu lassen. Er gab der im Scherze allerlei freundliche Namen auf fremden Sprachen, deren mehrere er sehr gut sprach, und deren eigentümliche Redensarten er gern und deutsche Gespräch mischte. Sie erwiderte seine Artigkeiten nicht sonderlich; sie war von einem andern Zuschnitt gebunden, und da sie überhaupt sehr rasch und ein Kleinigkeiten unreins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er sich gut zu halten, und so war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß wie lange wir noch auf diese Weise fortgelebt hätten, wären durch einen sonderbaren Zufall unsere Verhältnisse nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schwestern in ein gewisses Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Gesellschaft war zu gemischt, und ob sonst dem sich dort oft Menschen trieb mit ein. Dießmal war doch vom plattesten Schlage mit ein. Dießmal war Narcis auch mit geladen, und um seinetwillen war ich geneigt hin zu gehen; denn ich war dem gewiß, jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weise unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir manches ausspielen, denn einige Männer hatten stark getrunken; nach Tische sollten und wußten Pfänder aufgesetzt werden. Es ging dabei sehr rauschend und lebhaft zu. Narcis hatte ein Pfand zu lösen; man gab ihm auf, der ganzen Gesellschaft etwas ins Ohr zu sagen, das übermann angenehm wäre. Er machte sich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Als einmal sah ihm dieser eine Ohrfeige, daß mir die ich gleich daran saß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen auswischte und mich vom Erbrechen einigermaßen erholt hatte, sah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narcis blutete, und der andere, außer sich vor Wein, Zorn und Eifersucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Gesellschaft zurück gehalten werden. Ich nahm Narcisen beim Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein andres Zimmer, und weil ich meinem Freund vor seinem tollen Gegner nicht sicher glaubte, riegelte ich die Thüre sogleich zu.

Wir stellten beide die Wunde nicht für ernsthaft, denn wir sahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterlief, gewahr, und es zeigte sich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hülfe zu schicken, konnte aber niemand ansichtig werden, denn alles war unter gebrochen, den rasenden Menschen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauses herausgesprungen und ihre Mutter selbst ängstlich und über die zerstreute Kundschaft fast zu Tode lachen wollte. Ich bat sie dringend, mir einen Wundarzt zu schaffen, und sie, nach ihrer wilden Art, sprang gleich die Treppe hinunter, selbst einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand, und ein Handtuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig; der Verwundete erblaßte und sank in Ohnmacht zu sinken. Niemand war in der Nähe, der mir hatte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es fehlen die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber sah todtenblaß da.

Nun kam endlich die tätige Hausfrau und wie erschrak sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle beide mit Blut überströmt sah; denn niemand hatte sich vorgestellt, daß Narcis verwundet sey; alle meinten, ich habe ihm glücklich hinaus gebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Wasser und was nur erquicken und erfrischen konnte, im Ueberfluß da, nun kam auch der Wundarzt und ich hätte wohl abtreten können; allein Narcis hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre ohne gehalten zu werden stehen geblieben. Ich sahe während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustrecken und schiefe es wenig, daß die ganze Gesellschaft zusammen wieder stand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen stummen verbindlichen Abschied von mir und wurde nach Hause getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; sie wußte mich ganz ausstehen und ich darf nicht verschweigen, daß ich, da man sein Blut von meinem Körper abwusch, zum ersten Mal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich auch auch ohne Hülfe für sehr hatten dürfte. Ich konnte seinen meiner Kindungsstücke wieder anziehen, und da die Personen im Hause alle kleiner oder stärker waren als ich, so kam ich in einer seltsamen Verkleidung zum größten Erstaunen meiner Eltern nach Hause. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unsinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerst verdrießlich. Wenig fehlte, so hätte mein Vater selbst, seinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er schalt die anwesenden Herren, daß sie ein solches mutwilliges Beginnen nicht auf der Stelle gestraft, denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann sogleich, nachdem er aufgestanden, den Degen gegogen und Narcisen von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erst aufher worden, als Narcis selbst zum Degen griff. Ich war unbeschreiblich alternet und affectirt, oder wie soll ich es ausdrücken; der Affect, der im tiefsten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgerochen.

wie eine Flamme, welche Luft bestimmt. Und wenn Lust und Freude sehr gesucht sind, die Liebe zuerst zu erzeugen und im Stillen zu nähren; so wird sie, die von Natur heyhaft ist, durch den Schrecken am leichtesten angetrieben, sich zu entscheiden und zu erklären. Man gab dem Todterschrecken Arznei ein und legte es zu Bette. Mit dem frühesten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freunde, der an einem starken Wundfieber recht krank darnieder lag.

Mein Vater sagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und suchte mich wegen der Folgen, die dieser Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man sich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müsse und was derselben mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm gestanden hätte, daß er diese Sache ohne Zweikampf geendigt zu sehen wünschte; allein er blieb still, denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in solche Händel sich nicht zu mischen hätten. Ueberdem schien es mir, als wenn zwischen den beiden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betreffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt seiner weitern Unterredung meiner Mutter. Natalie, sagte er, sey äußerst gerührt von meinem gelassenen Betragen, habe ihm anvertraut, sich für meinen ewigen Sclaven erklärt, bejaht, er werde lange sein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen wollte; er habe sich die Erlaubniß ausgebeten, um als Vater anhalten zu dürfen. Mama sagte mir das alles freudig wieder, damit aber die wohlthätige Erinnerung daran, auf so etwas, das in der ersten Bewegung gesagt worden, dürfe man sie sehr nicht achten. Ja freilich, antwortete ich mit angenommener Miene, und fühlte der Himmel weiß was und wieviel dabey.

Natalie blieb zwey Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal schreiben, begehrte mir aber unzweifelhaft sein Andenken durch die verbindlichste Aufmerksamkeit. Alle diese mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zusammen, und beständig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterbielt sich von der Begebenheit. Man sprach mit mir davon in einem bedeutenden Tone, man zog Folgerungen daraus, die, so sehr ich sie abzuleiten suchte, mir immer sehr nahe gingen. Was vorher Zärtlichkeit und Gewohnheit gewesen war, ward nun Gunst und Neigung. Die Unruhe in der ich lebte, war um so heftiger, je sorgfältiger ich sie vor allen Menschen zu verbergen suchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erschreckte mich, und die Möglichkeit einer nähern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Ehestandes hat für ein halberwachsenes Mädchen gewiß etwas schreckhaftes.

Durch diese heftigen Erschütterungen ward ich wieder an mich selbst erinnert. Die dunklen Bilder eines zerstreuten Lebens, die mir sonst Tag und Nacht vor den Augen schwebten, waren auf einmal weggeblasen. Meine Seele fing wieder an sich zu regen; allein die sehr unterschiedene Bekanntschaft mit dem unsichtbaren Freunde war so leicht nicht wieder herzustellen. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen sonst ein großer Unterschied.

Ein Zweikampf, worin der Hauptmann stark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Gönners, der endlich wieder auf dem Schauplatze erschien. Vor allen Dingen ließ er sich mit verbundener Hand und eingewickelter Hand in unser Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bei diesem Besuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Danksagungen und Höflichkeiten; doch sann er Gelegenheit, mir einige geheime Zeichen seiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Hoffnung nur zu sehr vermehrt ward. Nachdem er sich obnig wieder erholt, besuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bei allen seinen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb alles unerörtert.

Auf diese Weise ward ich in steter Uebung gehalten. Ich kannte mich keinem Menschen vertrauen und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte meinen während vier wilder Jahre ganz vergessen; nun rechte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntschaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienvisiten, die ich ihm machte, und da ich ihnen auch, wenn ich vor ihm erschien, immer schöne Kleider anlegte, meine Jugend, Gesundheit und Vergnügtheit; so schien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn sein Fürst, von dem er sein Glück erwartet, sich so gegen ihn betrüge, sehr beunruhigt werden; mir aber war nicht viel dabei zu Muthe. Ich hatte mich so brauchbar, gesunder und Brauchlichkeit; wollte sich Gott meiner Andenken gefallen lassen, so war es gut; wo nicht, so glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben.

So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Gestalt meiner Seele. Meine Gesinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch schon Anstalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Natalie besuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hause war. Nun ersahren es alle Liebhaber und sagte mich, es ist ihm mein Herz, und, wenn es eine ehrenvolle wohlbedachte Stelle erhielte, auch dereinst meine Hand schenken möchte?

Man hatte mir zwar in unsre Dienste genommen; allein anfangs hielt man ihn, weil man sich vor seinem Eifergeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn schnell emporgehoben hätte, und ihn, weil er einiges Vermögen hatte, bei einer kleinen Besoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zusammen und verwies ihn an meinen Vater, an dessen Einwilligung er nicht zu zweifeln schien, und mit mir erst auf der Stelle einig sein wollte. Endlich sagte ich Ja, indem ich die Bestimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er sprach alsdann mit diesen vermuthlich; sie zeigten ihre Zufriedenheit; man gab sich das Wort auf den bald zu bestimmenden Fall, daß man ihm weiter anzeigen werde. Schwestern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimniß auf das strengste anbefohlen.

Nun war auf einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verschiedenheit zwischen beiden setzte sich sehr stark. Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, so wäre es eine große Wohlthat für unser Geschlecht; selbst wenn auf dieses Verhältniß keine Ehe erfolgen sollte. Die Liebe gewinnen beiden Personen nimmt

dadurch nicht ab, aber sie wird vernünftiger. Unzählige kleine Uebereilen, alle Fehlertierien und Launen fallen gleich hinweg. Ausort und der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenstunde besser als in dem schönsten Aufsatze erzählen. dann wird einem weitdenkenden Manne gewiß die Frisur gleichgültig, und es ist nichts natürlicher, als daß er auch solid denkt, und lieber sich eine Hausfrau, als der Welt eine Puppe zu bilden wünscht. Und so geht es durch alle Fächer durch.

Hat ein solches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verstand und Kenntnisse besitzt, so lernt sie mehr, als vohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, sondern sie sucht sich auch auf diesem Wege so immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geschlecht so nötige und anständige Unterwerfung sogleich an; der Bräutigam herrscht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und seine Gelinde sucht ihm abzumerken, was er wünscht, um es noch eher zu vollbringen als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um vieles missen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt sonn kann, das heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter diesen stillen Freuden hin. Narcis sah mir nicht die mindeste Gelegenheit zu Beschwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm, daß wußte er wohl und wußte es zu schätzen. Insgemein entstanden sich auch anscheinende Kleinigkeiten, etwas, das unserm Verhältnisse nach und nach Stärke gab.

Narcis ging alle Projektmacherei mit mir um, und nie wußte er es, daß von mir zu beurteilen, was uns noch nützlich war. Allein über die Gränzen der Thorheit und Tollkühnheit waren wir sehr verschiedener Meinung. Ich wollte sicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche ebenfalls die ganze Welt hätte wissen dürfen. Er, an Rädern reiten gewohnt, fand dies Trab sehr strenge; hier setzte es nun beständigen Widerspruch; er lobte mein Betragen und suchte meinen Entschluß zu untergraben.

Wir fiel das ernsthafte meines alten Sprachmeisters wieder ein, und zugleich das Hülfsmittel, das ich damals dagegen zu wenden hatte.

Wie Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir so einen lieben Bräutigam geschenkt und dafür wußte ich ihm Dank. Die wahre Liebe selbst concentrirte meinen Geist und setzte ihn in Bewegung, und meine Beschäftigung mit Gott widersprach ihr nicht. Ganz natürlich sprach ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich selbst das, was mich bange machte, wünschte und begehrte. Ich kam mir sehr stark vor und bekete nicht etwa: Bewahre mich vor Versuchung; über die Versuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In diesen losen Mittelschmack eigner Andacht erzählen ich dreist vor Gott; er stieß mich nicht weg; auf die gerinnde Bewegung in den hinterließ er einen sanften Eindruck in meiner Seele, und dieser Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzusuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narcissen todt, nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbst meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht sah, so konnte ich seine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, so schien mir, als wenn ich die Bewegung nicht verragen könnte. Auf ein brillantes Fest, bei dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas neues anschaffen, noch das alte der Mode gemäß aufputzen. Einer war mir so lieb als der andere, doch möchte ich lieber sagen, einer so lästig als der andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zuzubringen zu haben, wenn ich mit mit altern Personen ein Spiel ausmachen konnte, wenn ich sonst nicht die mindeste Lust hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa scherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erste Mal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen gesellschaftlichen Vergnügungen, die sich nur denken lassen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren;
Ich schien mir nur für ihn geboren,
Begehrte nichts als seine Gunst.

So war ich oft in der Gesellschaft einsam, und die öffentliche Einsamkeit war mir meistens lieber. Allein mein geschäftiger Geist konnte weder schlafen noch träumen; ich fühlte und dachte, und erfand nach und nach eine Irrtafel, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten sich Empfindungen anderer Art in meiner Seele, die jenen nicht widersprachen. Denn meine Liebe zu Narcis war dem ganzen Sodenumsplane gemäß und stieß nirgend gegen meine Pflichten an. Sie widersprachen sich nicht und waren doch unendlich verschieden. Narcis war das einzige Ziel, das mir vorschwebte, auf das sich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl ertrug sich auf kein Bild und war unaussprechlich angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der sonst alle meine Geheimnisse wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die alles, was man Zusammendang mit dem Unsichtbaren heißen kann, mit leichten und schweren Waffen bestritten. Ich las die Bücher, weil sie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von alle dem, was darin geglaubt hatte.

Ueber Wissenschaften und Kenntnisse ging es auch nicht ohne Widerspruch ab; er machte es wie alle Männer, sprettete über gelehrte Frauen und bildete unaufgefordert an mir. Ueber alle Gegenstände, die Aufmerksamkeit zu erregen pflegte er mit mir zu sprechen, und indem er mir Schriften von allerlei Art beständig zuschickte, wiederholte er oft die bedeutende Lehre: daß ein Frauenzimmer von Welten dennoch halten müsse, als der Ehemann seinem Glauben im katholischen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weise vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als sonst zu setzen pflegte, war er der erste, der gelegentlich der Eitelkeit mich widersetzen konnte, von meinen Vorzügen zu sprechen.

Ein berühmter und damals wegen seines Einflusses, seiner Talente und seines Geistes sehr gerühmter Weltmann kam an unserm Hofe großen Beifall. Er zeichnete Narcissen besonders aus und hatte ihn beständig um sich. Sie stritten auch über die Thaten der Frauen. Narcis vertraute mir weitläufig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen schriftlichen Aufsatz. Ich sprach ziemlich geläufig französisch; ich hatte bei meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Correspondenz mit meinem Freunde war in dieser Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus französischen Büchern nehmen. Mein

Aufsatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor kurzem gedichtet hatte. Genug, Narcis schien sich auf seine Gelübde ohne Rückhalt etwas zu Gute zu thun, und die Geschichte endigte zu seiner großen Zufriedenheit mit einer geistreichen Epistel in französischen Versen, die ihm der Graf bei seiner Abreise zusandte, worin ihres freundschaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende gläcklich gepriesen wurde, daß er nach so manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattin was Tugend sey am sichersten erfahren würde.

Dieses Gedicht ward mir vor allen und dann aber auch fast jedermann gezeigt, und jeder dachte dabei, was er wollte. So ging es in mehreren Fällen und so mußten alle Fremden, die er schätzte, in unserm Hause bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt sich wegen unsres geschickten Arztes eine Zeit lang hier auf. Auch in diesem Hause war Narcis wie ein Sturm gewaltet; er führte mich daselbst ein, man fand bei diesen würdigen Personen eine angenehme Unterhaltung für Geist und Herz, und selbst die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Gesellschaft schienen in diesem Hause nicht so leer wie anderwärts. Jedermann wußte wie wir zusammen standen; man behandelte uns, wie es die Umstände mit sich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieser einen Bekanntschaft, weil sie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war fast ein Jahr unsrer Verbindung verstrichen, und mit ihm war auch unser Frühling dahin. Der Sommer kam und alles wurde ernsthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narcis Anspruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem sich mein ganzes Schicksal entscheiden sollte, und indeß Narcis und alle Freunde sich bei Hofe die möglichste Mühe gaben, gewisse Eindrücke, die ihm ungünstig waren, zu vertilgen, und ihm den erwünschten Platz zu verschaffen, wendete ich mich mit meinen Anliegen zu dem unsichtbaren Freunde. Ich ward so freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei gestand ich meinen Wunsch, Narcis möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht unbescheiden, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geschehen sollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Concurrenten besetzt. Ich erschrak heftig über die Zeitung, und eilte in mein Zimmer, daß ich still hinter mir zumachte. Der rohe Sonnenschein loderte sich in Tränen auf; der nächste Gedanke war: es ist aber doch nicht von ungefähr geschehen, und sogleich setzte die Entschließung, es mir recht wohl gefallen zu lassen, weil auch dieses anscheinende Uebel zu meinem wahren Besten gereichen würde. Nun drangen die sanftesten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbei; ich fühlte, daß für mit dieser Hülfe alles ausblühen muß. Ich ging heiter zu Tische, zum Erstaunen meiner Hausgenossen.

Narcis hatte weniger Kraft als ich und ich mußte ihn trösten. Auch in seiner Familie bemerkten sich Widerwärtigkeiten, die ihn sehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns Statt hatte, vertraute er mir alles. Seine Mutterschwestern fremde Dienste zu geben waren auch nicht glücklicher; alles fühlte sich tief um seinet- und meinetwillen, und alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen so wohl aufgenommen wurde.

Je sanfter diese Erfahrungen waren, desto öfter suchte sie zu erneuern, und den Trost immer da, wo ich ihn so oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer: es war mir wie einem, der sich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege steht, das Schatten macht. Was ist das? fragte ich mich selbst. Ich spürte der Sache eifrig nach, und bemerkte deutlich, daß alles vor der Beschäftigkeit meiner Seele schwand; wenn die nicht ganz in der angenehmen Richtung zu Gott gehen war, so blieb es kalt; ich fühlte seine Wirkung nicht, und konnte seine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweite Frage: was verhindert diese Richtung? Hier war ich in einem weiten Feld, und verwickelte mich in eine Untersuchung, die beinahe das ganze zweite Jahr meiner Liebesgeschichte fortdauerte. Ich hätte sie früher endigen können, denn ich kam bald auf die Spur; aber ich wollte es nicht gestehen, und suchte tausend Ausflüchte.

Ich fand sehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch mehrere Zerstreuung und Beschäftigung mit unwürdigen Sachen gehindert werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo alles gleichgültig oder toll sah? Gern hätte ich die Sache an ihren Ort gestellt seyn lassen, und hätte auf geradewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf sah; allein ich durfte nicht: mein Innres widersprach mir zu oft. Wollte ich mich der Gesellschaft entziehen und meine Verhältnisse verändern, so konnte ich nicht. Ist war nun einmal in einen Kreis hinein gesperrt; gewisse Verbindungen konnte ich nicht los werden, und in der mir so angelegenen Sache drängten und häuften sich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette, und stand nach einer schlaflosen Nacht auch wieder so auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterstützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwägen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am ersten in Untersuchung genommen. Nie ist etwas für oder gegen diese Dinge geredet, gedacht, oder geschrieben worden, das ich nicht aufsuchte, besprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich diese Dinge, so war ich gewiß, Narcissen zu beleidigen; denn er fürchtete sich äußerst vor dem Lächerlichen, das uns der Anschein ängstlicher Gewissenhaftigkeit vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für schädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geschmack, sondern bloß um seinetwillen that, so wurde mir alles entsetzlich schwer.

Diese unangenehme Wettläufigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darstellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerstreuten und meinen innern Frieden störten, so zu verrichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unsichtbaren Wesens offen bliebe, und wie schwerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf diese Weise nicht beigelegt werden konnte. Denn sobald ich mich in das Gewand der Thorheit steckte, blieb es nicht bloß bei der Maske, sondern die Narrheit durchdrang mich sogleich durch und durch.

Darf ich hier das Gelag einer bloß historischen Darstellung überschreiten, und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Das konnte das seyn, daß meinem Geschmack und meinen Sinnesart so änderte, daß ich im zwanzigwanzigsten

Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von diesem Alter unschuldig belustigen können? Warum waren sie mir nicht unschuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil sie mir nicht unschuldig waren, weil sie nicht, wie andre meines Gleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich umgesucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die aus ein Vergnügen wahrhaftig gewarteten, daß man verjährend bei Lustbarkeiten saßt, und daß in diesen höhern Freuden zunächst ein geheimer Stachel zur Stärkung im Unglück aufbewahrt sey.

Aber die geselligen Vergnügungen und Zerstreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen starken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, sie zu fliehen, als thäte ich sie nicht. Wie manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja Meister über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden: ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber schon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtsein entschieden. Wenn auch etwas in mir war, das sich nach den sinnlichen Freuden hinwandte, so konnte ich sie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch so sehr liebt, dem wird alle Lust zum Trinken vergehen, wenn er sich bei vollen Fässern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu ersticken drohete. Meine Luft ist mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft, und es hätte gleich vom Anfang an wenig Ueberlegung bei mir gekostet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narcissens Gunst zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tausendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung, auch scharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn schlang, entdeckte ich, daß es nur schwach war, daß es sich zerreißen lasse. Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke sey, die mich in den lufterleeren Raum sperrte; nur noch so viel Kraft sie einzuweg zu schlagen, und du bist gerettet!

Gedacht gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal, wie mir's mein Herz war. Narcissen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Wasser gestanden, ging nun an der natürlichen Luft: es konnte nicht höher steigen, als die Atmosphäre warm war.

Unglücklicherweise erkältete sie sich sehr. Narcis fing an, sich zurückzuziehen und fremd zu thun; das stand ihm frei; aber mein Thermometer fiel, so wie er sich zurückzog. Meine Familie bemerkte es, man befragte mich, man wollte sich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich siebzehn Jahre außerhalb habe, daß ich bereit sey, noch sieben oder acht bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen; daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Lassen von meiner Ueberzeugung abhängen müsse; daß ich zwar niemals eigensinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle, aber da es mein eigenes Glück betreffe, müsse die Entscheidung von mir abhangen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Raisonnement des gebrten Arztes mich bewegen würde, eine, sonst vielleicht ganz gesunde, und von vielen sehr geliebte Speise zu mir zu nehmen, sobald mir meine Erfahrung bewiese, daß sie mir jedesmal schädlich sey, wie ich den Gebrauch des Kaffees zum Beispiel anführen könnte, so wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moralisch zuträglich aufdemonstriren lassen.

Da ich mich so lange im Stillen vorbereitet hatte, so wußte mir die Debatten darüber nur angenehm als unterhaltend. Ich machte meinem Herzen Luft, und führte den ganzen Wortis meines Enthusiasmus. Ich war nicht ein Haar breit, und wenn ich nicht kindlichen Respect schuldig war, der mir es nicht erlaubte, so würde ich sie alle ausgelacht haben. Ich war bald fertig. In meinem Hause siegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf sanftere Gesinnungen, nur waren sie bei ihr nicht zur Reife gediehen; seine Noth hatte sie gedrängt und den Muth, ihre Ueberzeugung durchzusetzen, erhöht. Sie freute sich, durch mich ihre stillen Wünsche erfüllt zu sehen. Die jüngere Schwester schien sich an mich anzuschließen; die zweite war aufmerksam und still. Die Tante hatte am meisten einzuwenden. Die Gründe, die sie vorbrachte, schienen ihr unwiderleglich, und waren es auch, weil sie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt, ihr zu sagen, daß sie in meinem Sinne eine Stimme in dieser Sache habe, und sie ließ nur selten merken, daß sie auf ihrem Sinne verharre. Auch war sie die einzige, die diese Begebenheit von Ratem ansah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich sage, daß sie kein Gemüthe und die eingeschränktesten Begriffe hatte.

Der Vater benahm sich ganz seiner Denkart gemäß. Er sprach wenig, aber öfter mit mir über die Sache, und seine Gründe waren verständig, und als seine Gründe unwiderleglich; nur daß diese Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu disputiren. Aber bald veränderten sich die Scenen: ich mußte an sein Herz Anlehnung machen. Gedrängt von seinem Verlangte trat ich in die affectvollen Verbindungen auf. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie sehr ich Narcissen liebte, und welchen Zwang ich mir seit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich sey, daß ich recht handle, daß ich bereit sey, diese Gewißheit mit dem Verlust des geliebten Bräutigams und anscheinenden Glücks, ja wenn es nöthig wäre, mit Hab' und Gut zu versiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlassen, und mein Brot in der Fremde verdienen, als gegen meine Einsichten handeln wolle. Er verbarg seine Rührung, sagte eine Zeit stille und erklärte sich endlich öffentlich für mich.

Narcis vermied seit jener Zeit unser Haus, und nun sah mein Vater die wöchentliche Gesellschaft auf, in der sich dieser befand. Die Sache machte Aufsehen bei Hof und in der Stadt. Man sprach darüber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, an denen das Publicum Antheil zu nehmen pflegt, weil es sonst wohnt ist, auf die Entschließungen fremder Gemüthe einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug, und wußte, daß man oft von eben den Personen über das getadelt wird, wozu man sich durch sie hat bereden lassen, und dann seine das würdem mir die meiner innern Verfassung alle solche vorübergehende Meinungen so gut als gar nicht gewesen seyn.

Dagegen versagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narcissen nachzuhängen. Er war mir unentbehrlich geworden, und mein Herz hatte sich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichsam auf das neue und viel geläuterter als vorher. Wollte er meine Ueberzeugung nicht stören, so war ich die seine; ohne diese Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm

aufgeschlagen. Mehrere Monate lang trug ich diese Empfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich still und stark genug fühlte, um ruhig und gesetzt zu Werke zu gehen, so schrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches Billet, und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich seine Art kannte, sich selbst in geringern Dingen nicht gern zu erklären, sondern stillschweigend zu thun, was ihm gut däuchte, so drang ich gegenwärtig mit Versag in ihn. Ich erhielt eine lange und wie mir schien abgeschmackte Antwort, in einem weitläufigen Styl und unbedeutenden Phrasen: daß er ohne bessere Stellen sich nicht entfernten, und mir seine Hand anbieten könne, daß ich am besten wisse, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein so lang fortgesetzter freundlicher Umgang könne meinem Renommee schaden, ich würde ihm erlauben, sich in der bisherigen Entfernung zu halten; sobald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig seyn.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt sey, möge es zu spät seyn, meine Renommee zu menagiren, und für diese wären mir mein Gewissen und meine Unschuld die sichersten Bürgen; ihm aber gäbe ich hiermit sein Wort ohne Bedenken zurück, und wünschte, daß er dabei sein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Wesentlichsten mit der ersten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle mir anfragen würde, ob ich sein Glück mit ihm theilen wollte.

Wie dieß das nun so viel als nichts gesagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache sey abgethan, und sie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das erwünschteste befördert wurde, ließ er mir seine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Gesinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich, und eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg, wie man sich aus dem Schauspielhause heraus sehnt, wenn der Vorhang gefallen ist. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun sehr leicht war, eine reiche und ansehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach seiner Art glücklich wußte, so war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einigemal, noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher, äußerliche Heirathsanträge an mich getan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausschlug, so sehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünscht hätten.

Nun schien mir nach einem stürmischen März und April das sechste Maiwetter beschert zu seyn. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich ansehen, wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch gewonnen. Jung und voll Empfindung wie ich war, däuchte mir die Sehnsucht tausendmal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht schämte, so hatte ich Herz, meine Liebe zu Künsten und Wissenschaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, malte, las, und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich leugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntschaften aufgab, vor der Einsamkeit graute. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt. Meine Bekanntschaften wurden erst recht vertraulich, nicht nur mit Einzelnen, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, sondern auch mit Fremden. Meine Geschichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menschen neugierig, das Mädchen zu sehen, die Gott weder schonte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewisse religiöse Stimmung in Deutschland bemerkbar. Im mehreren fürstlichen und gräflichen Häusern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerksamkeit hegten, und in den geringern Ständen war durchaus diese Gesinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an sich. Sie hatte sich indessen verstärkt, indem sich einige Verwandten in die Stadt gewendet hatten. Diese schätzbaren Personen suchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtschaft, und ich lernte in diesem Hause einen großen Theil der Fürsten, Grafen und Herrn des Reichs kennen. Meine Gesinnungen waren niemandem ein Geheimniß, und man mochte sie ehren oder auch nur schonen, so erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weise sollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der sonst nur im Vorbeigehen besucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienste seines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deßwegen verlassen, weil nicht alles nach seinem Sinne ging. Sein Verstand war richtig und sein Charakter streng, und er war darin meinem Vater sehr ähnlich; nur hatte dieser dabei einen gewissen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward, in Geschäften nachzugeben und etwas gegen seine Ueberzeugung nicht zu thun, aber geschehen zu lassen, und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für sich oder vertraulich mit seiner Familie zu verbeißen. Mein Oheim war um vieles jünger, und seine Selbstständigkeit ward durch seine äußern Umstände nicht wenig bestätigt. Er hatte eine sehr reiche Mutter gehabt, und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuschusses, anstatt daß mein Vater bei seinem mäßigen Vermögen durch Besoldung an den Dienst fest geknüpft war.

Noch unbiegsamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und es schien von der Zeit an alles von sich entfernen zu wollen, was nicht von seinem Willen abhing.

In der Familie sagte man sich gelegentlich mit einiger Selbstgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrscheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns schon als Erben seines großen Vermögens ansehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der übrigen ward nach diesen Hoffnungen nicht wenig gestimmt. Bei der Festigkeit seines Charakters hatte er sich geweigert, in der Unterredung niemand zu widersprechen, vielmehr die Meinung eines jeden freundlich anzuhören, und die Art, wie sich jeder eine Sache dachte, noch selbst durch Argumente und Beispiele zu erheben.

Wer ihn nicht kannte, glaubte stets mit ihm einerlei Meinung zu seyn; denn er hatte einen überwiegenden Verstand und kannte sich in alle Verhältnissarten vortreflich. Mit mir ging es ihm nicht so glücklich, denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahnung hatte, und so stunden theilnehmend und verständig er mit mir über meine Gesinnungen sprach, so war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So gehemt er übrigens war, entdeckte sich doch der Endzweck seines ungewöhnlichen Aufenthalts bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, sich unter uns die sänfte Schwester ausersehen, um sie nach seinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß sie konnte nach ihren körperlichen und geistigen Gaben, besonders wenn sich ein ansehnliches Vermögen noch mit auf die Schale legte, auf die ersten Partien Anspruch machen. Seine Gesinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimisch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stubendame verschaffte, worein ich sehr bald auch die Zunkunft zog.

Meine Schwester war mit seiner Fürsorge nicht so zufrieden und nicht so dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die sie bisher sehr weislich verborgen hatte: denn sie fürchtete wohl, was auch wirklich geschah, daß ich ihr auf alle mögliche Weise die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen sollen, widerrathen würde. Ich that mein Möglichstes, und es gelang mir. Die Absichten des Oheims waren zu ernsthaft und zu deutlich und die Aussicht für meine Schwester, bei ihrem Weltsinne zu reysen, als daß sie nicht eine Neigung, die ihr Verstand selbst mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben sollen.

Da sie nun den sanften Lectionen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, so war der Grund zu seinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er sie einer Freundin, die als Oberhofmeisterin in großem Ansehen stand, zur Aufsicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete sie zu dem Ort ihres neuen Aufenthalts. Wir kannten beide mit der Ausnahme, die wir erfuhren, sehr zufrieden seyn, und manchmal mußte ich über die Person, die ich nun als Stubendame, als treue und fromme Stubendame, in der Welt spielte, heimlich lächeln.

In frühern Zeiten würde ein solches Verhältniß mich sehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben: nun aber war ich bei allem, was mich umgab, sehr gelassen. Ich hielt mich in großer Stille ein paar Stunden frisiren, puzte mich, und dachte nichts dabei, als daß ich in meinem Verhältnisse diese Gallatracht anziehen schuldig sey. In den angefüllten Sälen sah ich mit allen und jeden, ohne daß mir irgend eine Gestalt oder ein Wesen einen starken Eindruck zurückgelassen hätte. Wenn ich wieder nach Hause kam, waren müde Beine meist alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verstande nützten die vielen Menschen die ich sah; und als Muster aller menschlichen Tugenden, eines guten und edlen Betragens, lernte ich einige Frauen, besonders die Oberhofmeisterin, kennen, unter der meine Schwester sich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht so augenblickliche körperliche Folge von dieser Reise. Bei der größten Enthaltsamkeit und der genauesten Diät war ich dem nicht, wie sonst. Herr von meiner Zeit und meinen Kräften, Nahrung, Bewegung, Aufstehn und Schlafengehen, Ankleiden und Ausfahren ging nicht, wie zu Hause, von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geselligen Kreises darf man nicht stecken, ohne unbeliebt zu seyn, und alles was nothig war, leistete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorüber gehen würde, und weil ich mich gewisser als jemals fühlte. Demungeachtet mußte dieses fremde unruhige Leben auf mich stärker, als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hause angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, so überfiel mich ein Blutsturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und schnell vorüberging, doch lange Zeit eine merkliche Schwäche hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lection aufzufassen. Ja trat es freundig. Nichts fesselte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Nichts niemals finden würde, und so war ich in dem bittersten und ruhigsten Zustande, und ward, indem ich Verzicht auf's Leben gethan hatte, beim Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszustehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beschwerde überfallen wurde, die sie noch fünf Jahre trug, ehe sie die Schuld der Natur bezahlte. In dieser Zeit gab es manche Uebung. Oft wenn ihr die Banglichkeit so stark wurde, ließ sie uns des Nachts alle vor ihr Bette rufen, um wenigstens durch unsre Gegenwart zerstreut, wo nicht gehoben zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch krank zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er darauf heftige Beschwerden, die aber auch langsame Fortschritte machten. Nun aber wurden sie heftiger, und wenn sie auf einen hohen Grad stiegen, so zerriß der Jammer mir das Herz. Bei diesen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am meisten, weil sie mich hinderte, meine pflichtmäßigen, lieblichen Pflichten zu erfüllen, oder mir doch wie Aufopferung äußerst beschwerlich machte.

Kam jemand zu mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeschlagen, Wahrheit oder Phantasie sey, so ich vielleicht nur nach andern gedacht, oder ob der Gegenstand meinem Glauben eine Realität habe, und zu meiner größten Unterstützung fand ich immer das letztere. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beliebtesten unter ihnen gelangt und gefunden, und das was mir mit allen erschienen, wie ein Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach diesem Sonnort. Wenn mich alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselbe zu haben scheinen, ihre Meinungen aufzudringen. Beispiele von wirklichen Gottesverehrungen bekannt zu machen, wahrscheinlich weil sie den Buch- und Siegelmännern, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu Leibe zu gehen, alle Urkunde mit ihnen das wahre Gefühl seyn, und wie wenig solche Erfahrungen mögen sie selbst gemacht haben!

Ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott gesucht hatte. Ist unmittel viel gethan, und doch kann und darf ich nicht mehr sagen. So wichtig jede Erfahrung in den kritischen Augenblicke für mich war, so matt, so unbedeutend, unwahrscheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Athemholen Zeichen

meines Lebens iſt, mir bewieſen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſey. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſt's, was ich mit geiſtlichem Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache mit größter Wahrheit ſagen kann.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne Sünden befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, ſich ſeines eigenen Geiſtes, ohne fremde Formen, in reinem Zuſammenhang bewußt zu ſeyn? Mir war es ernſt mit meiner Seligkeit. Beſchieden vertraute ich fremdem Anſehn; ich ergab mich völlig dem halliſchen Belebrungsſyſtem, und mein ganzes Weſen wollte auf jene Wege hinweiſen.

Nach dieſem Lehrplan mußte die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Noth bald mehr bald weniger die verſchuldete Strafe erkennen und den Vorſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſtedt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß.

Das alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott anfrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hinterwärts wohl ein, wo ich unwürdig geweſen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angſt. Nicht einen Augenblick iſt mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja die Idee eines böſen Geiſtes und eines Straf- und Qual-Ortes nach dem Tode konnte keinesweges in dem Kreiſe meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menſchen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unſichtbaren zugeſchloſſen war, ſonderbar genug ſich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für ſie eine Linderung zu verſprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen ſchienen. Ich durfte nur Menſchen auf dieſer Welt anſehen, die gehäſſigen Gefühlen in ihrem Buſen Raum geben, die ſich gegen das Gute von irgend einer Art verſtocken und ſich und andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuſchließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von ſich — wie über allen Ausdruck ſchienen mir dieſe Menſchen elend! Wer hätte eine Hölle ſchaffen können, um ihren Zuſtand zu verſtärken!

Dieſe Gemüthsbeſchaffenheit blieb mir, einen Tag wie den andern, zehn Jahre lang. Sie erhielt ſich durch viele Proben, auch am ſchmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieſer Gelegenheit meine heitere Gemüthsbeſchaffung frommen aber ganz ſchulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundſchaftlichen Verweis erdulden. Man meinte mir eben zur rechten Zeit vorzuſtellen, welchen Ernſt man anzuwenden hätte, um in geſunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernſt wollte ich es auch nicht fehlen laſſen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wähnte nun mein Leben gern traurig und voll Schrecken geweſen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für allemal nicht möglich war, wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter ſchmerzensvollem Ende gruute mir vor dem Tode nicht. Doch lernte ich vieles und ganz andre Sachen, als meine unberufenen Lehrmeiſter glaubten, in dieſen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einſichten ſo mancher hochgerühmten Leute zweifelhaft und verwahrte meine Geſinnungen in der Stille. Eine gewiſſe Freundin, der ich erſt zu viel eingeräumt hatte, wollte ſich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieſer war ich genöthigt mich los zu machen, und einſt ſagte ich ihr ganz entſchieden, ſie ſolle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rath nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand ſich ſehr beleidigt, und ich glaube, ſie hat mir's nie ganz vergeben.

Dieſer Entſchluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geiſtlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältniſſen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beiſtand meines treuen unſichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich über dieſe weiſe und glückliche Leitung erſtaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußte es ſelbſt nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Weſen, auf dem alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unſichtbaren Freunde fühlte ich den ſüßeſten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieſes Glück immer zu genießen, war ſo groß, daß ich gern unterließ, was dieſen Umgang ſtörte, und hierin war die Erfahrung mein beſter Lehrmeiſter. Allein es ging mir wie Kranken, die keine Arznei haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung; der Gedanken fand. Kam ich nachher in Geſellſchaft, ſo machte es einen deſto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlicher Vortheil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurückzog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, meine Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetiſche Vorſicht aufgeführt. Zu dieſe mich nicht für ſchlimm und fand meinen Zuſtand wünſchenswerth. Ohne ſonderbare Umſtände und Verhältniſſe wäre ich auf dieſer Stufe ſtehen geblieben, und ich kann nur auf einem ſonderbaren Wege weiter. Gegen den Rath aller meiner Freunde faßte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs ſtutzig. Endlich wandte ich mich an meinen unſichtbaren Führer, und da dieſer es mir verargnete, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geiſt, Herz und Talenten hatte ſich in der Nachbarſchaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und ſeine Familie. Wir ſtimmten in unſern Sitten, Hausverfaſſungen und Gewohnheiten ſehr überein, und konnten uns daher bald an einander anſchließen.

Philo, ſo will ich ihn nennen, war ſchon in ſeinen Jahren, und meinem Vater, deſſen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewiſſen Geſchäften von der größten Bedeutung. Er ward bald der innige Freund unſers Hauſes, und da er, wie er ſagte, an mir eine Perſon fand, die nicht das Ausſchweifende und Leere der großen Welt, und nicht das Trockne und Aengſtliche der Stillen im Lande habe, ſo waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir ſehr angenehm und ſehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeste Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geschäfte zu mischen und irgend einen Einfluß zu suchen, so hörte ich doch gerne davon, und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich mir eine geräuschlose Deutlichkeit zu verschaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Diese letzten waren, wenn ich so sagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eifersüchtig, und hatten dabei von mehr als einer Seite Recht, wenn sie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille, denn ich konnte selbst ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einsichten unterzuordnen, und doch wollte bisweilen meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, so ging ich meinen Pfad getrost fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narcissen: nur hatte eine fromme Erziehung sein Gefühl mehr zusammengehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn jener in weltlichen Geschäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, so war dieser klar, scharf, schnell, und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innersten Verhältnisse fast aller der vornehmen Personen, deren Aeußeres ich in der Gesellschaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von Weitem zuzusehen. Philo konnte mir nichts mehr verderben; er vertraute mir nach und nach seine äußern und innern Verbindungen. Ich fürchtete für ihn, denn ich sah gewisse Umstände und Verwicklungen voraus, und das Uebel kam schneller als ich vermuthet hatte; denn er hatte mit gewissen Bekenntnissen immer zurückgehalten und auch zuletzt entdeckte er mir nur so viel, daß ich das Schlimmste vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich sah mit unbeschreiblicher Wehmuth einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch schuldig war, und es nun mit schwerem rückständigen Zinsen abzahlte, und dieser Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns beide in dem sonderbarsten Zustande.

Nachdem ich mich lange mit seiner Gemüthsverfassung beschäftigt hatte, wendete sich meine Betrachtung auf mich selbst. Der Gedanke, du bist nicht besser als er, flieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete sich nach und nach aus, und verfinsterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß, du bist nicht besser als er; ich fühlte es, und fühlte es so, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte: und es war kein schneller Uebergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht umfaßt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das leiseste gewahr werden können, so war mir jetzt die Möglichkeit derselben in der Ahnung aufs schrecklichste deutlich geworden, und doch kannte ich das Uebel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich schuldig seyn könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine solche Gesellschaftsverbindung, wofür ich die meinige anerkennen mußte, sich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, die ich nach dem Tode hoffte, schicken könne; so wenig fürchtete ich, in eine solche Trennung zu gerathen. Bei allem Bösen, das ich in mir entdeckte, hatte ich Ihn lieb, und hoffte, was ich fühlte, so ich wünschte es noch ernstlicher zu hassen, und mein ganzer Wunsch war, von dieser Krankheit und dieser Anlage zur Krankheit erlöst zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt seine Hülfe nicht versagen würde.

Die einzige Frage war: was heilt diesen Schaden? Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken; denn jeden Jahre hatte ich schon mehr als nur rieche Tugend geübt, und die nun erkannten Greuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten sie nicht auch wie bei David losbrechen können, als er Bathseba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sey?

Sollte es also wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menschheit seyn? Müssen wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend einmal die Herrschaft unsrer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem besten Willen nichts andres übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen, und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Trost schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsre Neigung meistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsre Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde eingeprägt hatte, hatten für mich schon einen viel entschiedenern Werth.

Indem ich einst die Lieder studirte, welche David nach seiner bösartigen Katastrophe gedichtet hatte, war mir sehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böse schon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte; daß er aber entschuldigt seyn wollte, und daß er auf das dringendste um ein reines Herz bittet.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den symbolischen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erst, daß ich diesen so oft wiederholten Spruch noch nie verstanden hatte. Die Fragen: Was heißt das? Wie soll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir fort. Endlich glaubte ich bei einem Schwimmer zu sehen, das das, was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Worts, durch das alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sey. Daß der Urunähnliche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, hie er durchschaut und umfaßt, einsenkt, als Bewohner derselben habe, durch unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen sey, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufersteigen, wo wir auch wohnen sollten, um glücklich zu seyn: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O warum müssen wir, um von solchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zustände anzeigen! Wo ist vor ihm etwas Höhes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf Einmal in die Welt,
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reitzt uns, mancherley gefällt,
Mancherley verdrießt uns, und von Stund'
zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl,
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchſchleicht uns
innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unſre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?
Ach es möchte gern gekannt ſeyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und eben darum iſt er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieſer unſichtbaren Wirklichkeit Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet und die Schrift. Was iſt denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieſer zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlicher Zuſtand des Gemüths ſeyn.

Nun, Allmächtiger! ſo ſchenke mir Glauben. Kehrte ich einſt in dem größten Druck des Herzens, Ich lehnte mich auf einen kleinen Tiſch, an dem ich ſaß, und verbarg mein bethränktes Geſicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man ſeyn muß, wenn Gott auf unſer Gebet achten ſoll, und in der man ſelten iſt.

Ja, wer nur ſchildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jeſus einſt erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen ähnlich gleich, wodurch unſre Seele zu einem abweſenden Geliebten geführt wird, ein Ziehen, das vermuthlich viel weſentlicher und wahrhafter iſt, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menſchgewordenen und am Kreuz Geſtorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

Das iſt Glauben! ſagte ich, und ſtrang wie halberſchreckt in die Höhe. Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geiſt eine Fähigkeit ſich aufzuſchwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei dieſen Empfindungen verlaſſen uns die Worte. Ich konnte ſie ganz deutlich von aller Phantaſie unterſcheiden; ſie waren ganz ohne Phantaſie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezogen, als die Einbildungskraft, indem ſie uns die Züge eines abweſenden Geliebten vormalt.

Als das erſte Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieſer Zuſtand der Seele ſchon vorher bekannt geweſen; allein ich hatte ihn nie in dieſer Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals feſt halten, nie zu einem beſtimmten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menſchenſeele ein und das andremal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel iſt es das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott iſt.

Mit dieſer mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher ſehr zufrieden geweſen, und wäre mir nicht durch ſonderbare Schickung ſeit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir ſelbſt außer allen Credit gekommen, ſo wäre ich vielleicht mit jenem Zuſtande immer zufrieden geblieben.

Nun aber hatte ich ſeit jenem großen Augenblicke Muth bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrückte, aufſchwingen, wie ein Vogel fingend über den ſchnellſten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängſtlich bellend ſtehen bleibt.

Meine Freude war unbeſchreiblich, und es ich gleich niemand etwas davon entdeckte, ſo merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Urſache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer ſchweigen, und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten geſucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umſtände verleiten laſſen, mit meinem Geheimniſſe hervor zu treten! dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg erſparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf dieſe nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, ſo hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich: denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten. Sobann ergreift unſre Seele oft ein und das andere von den geiſtigen Bildern, und ſchwingt ſich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts beſſeres hat, iſt doch dieſe Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verſchaffen uns kirchliche Anſtalten, Glocken, Orgeln und Geſänge, und beſonders die Vorträge unſrer Lehrer. Auf ſie war ich ganz unſäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu beſuchen, und nur das ſonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch ſeine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldnen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Oele heraus zu finden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle möglichе Privat-Erbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt, ich reſpectirte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts liebers einfiel. Denn meine Seele hat nur Flügelbrüder und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geſchah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfniß zu fühlen.

Philo's Eltern hatten mit der herrnhuthiſchen Gemeinde in Verbindung geſtanden; in ſeiner Bibliothek fanden ſich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mit mir einigemal ſehr klar und billig darüber geſprochen, und mich erſucht, einige dieſer Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein phyſiologiſches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu armen Ketzer; ſo ließ ich auch das Ebersdorfer Geſangbuch bei mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Abſicht gleichfalls aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußern Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ungefähr das gedachte Geſangbuch, und fand zu meinem Erſtaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter ſehr ſeltſamen Formen, auf dasjenige zu deuten ſchienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen ſchienen auf eine eigene Weiſe ausgedrückt; keine Schule, Terminologie erinnerte an etwas fremdes oder nennes. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein

solches Verlöschen ins Gedächtnis zu fassen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblick, in welchem mir das Wahre geschenkt worden war, verflossen auf diese Weise ungefähr drei Monate. Endlich fachte ich den Entschluß, meinem Freunde Philo also zu entdecken, und ihn um die Mitteilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ungeachtet mir ein Etwas im Herzen ernstlich davon abriet.

Ich erzählte Philo die ganze Geschichte umständlich, und da er selbst darin eine Hauptperson war, da meine Erzählung auch für ihn die fremdeste Busspredigt enthielt, war er äußerst betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich, und glaubte, auch bei ihm sey eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

Er versorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüssige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortschritte in der Zinzendorfischen Art zu denken und zu sprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weise des Grafen nicht auch gegenwärtig zu schätzen wisse; ich lasse ihm gern Gerechtigkeit widerfahren; er ist kein leerer Phantast; er spricht von großen Wahrheiten meist in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geschmäht haben, wußten seine Eigenschaften weder zu schätzen, noch zu unterscheiden.

Ich gewann ihn unbeschreiblich lieb. Wäre ich mein eigner Herr gewesen, so hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlassen, wäre zu ihm gezogen; unsichtbar hätten wir uns verstanden, und schwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank sey meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfassung so eingeschränkt hielt! Es war schon eine große Reise, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und schwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Erquickungsstunden war die edle Phantasie mein Zeitvertreib. Der einzige Mensch, den ich sah, war Philo, den mein Vater sehr liebte, dessen offnes Verhältnis zu mir aber durch die letzte Erklärung einigermaßen gelitten hatte. Bei ihm war die Ahndung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Versuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, so vermied er diese Materie um so leichter, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse immer neue Gegenstände des Gespräches herbeiführen wußte.

Ich war also eine herrnhutische Schwester auf meine eigene Hand, und hatte diese neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen besonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu schätzen sehr Ursache hatte, und dessen große Verdienste auch gegenwärtig, durch seine äußerste Abneigung gegen die herrnhutische Gemeinde, in meinen Augen nicht geschmälert wurden. Leider sollte dieser würdige Mann an mir und andern viele Betrübnis erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm, als einem der Gott ernstlich suchte, in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben. Wie schmerzhaft war es daher für seinen geistlichen Führer, als dieser Cavalier sich in der Folge mit der herrnhutischen Gemeinde einließ und sich lange unter den Brüdern aufhielt; wie angenehm dagegen, als sein Freund sich mit den Brüdern wieder entzweite, in der Nähe zu wohnen sich entschloß, und sich seiner Leitung aufs neue völlig zu überlassen schien.

Nun wurde der Neuangekommene gleichsam im Triumpo allen besonders geliebten Seelchen des Oberhirten vorgestellt. Nur in unser Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater niemand mehr zu seinen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation; er hatte das Verlittete des Herz und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel schöne natürliche Eigenschaften, und ward bald der große Heilige für alle, die ihn kennen lernten, worüber sich sein geistlicher Gönner äußerst freute. Leider war jener nur über äußere Umstände mit der Gemeinde brouillirt, und im Herzen noch ganz Herrnhuter. Er ding zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchst anstoßen. Er war an jene Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er sich nunmehr vor seinem alten Freunde sorgfältig verbergen mußte, so war es ihm desto notwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich erblickte, mit seinen Verschen, Litaneien und Bilderchen hervor zu rücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts, und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einst besuchte ich, in einer freien Stunde, eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Personen dort an, und merkte bald, daß ich sie in einer Unterredung gestört hatte. Ich ließ mir nichts merken, erbiedte aber, zu meiner großen Verwunderung, an der Wand einige vermischte Bilder, in zierlichen Rahmen. Ich sahe geschwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hause gewesen, vorgegangen seyn mochte, und bewußte, unmittelbar nach meine Erscheinung mit einigen angemessenen Versen.

Man denke sich das Erstaunen meiner Freundinnen. Wir erklärten uns, und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich suchte nun öfter Gelegenheit auszugehen. Leider fand ich sie nur alle drei bis vier Wochen, wurde mit dem adeligen Apostel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich besuchte, wenn ich konnte, ihre Versammlungen, und bei meinem geistigen Sinne war es mir unendlich angenehm, das von andern zu vernehmen und andern mitzutheilen, was ich bisher nur in und mit mir selbst aufgearbeitet hatte.

Ich war nicht so eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie sie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die förmlich symbolische Sprache, gefördert waren. Dem unerachtet ging ich mit ihnen fort, und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Unterhaltung und Herzenserhebung berufen sey. War ich doch auch durch manche unschuldige Uebung zum besseren vorbereitet worden. Ich nahm meinen Teil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bei so zarten Gegenständen eher durch Worte verletzt als anscheinet wird, und ließ übrigens mit stiller Verrücktheit einen jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen geselligsanftlichen Genusses folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beinahe sagen, manches Scandal verursachten. Der Zeitpunkt war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher der

herrnhuthischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Vermuthung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anmaßlichen Zuhörer sich sämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung, und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurückziehen. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicherweise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bäuerischen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit stiller Zufriedenheit: denn mich von solchen Empfindungen und Gegenständen selbst mit wohlwollenden Menschen zu unterhalten, war mir schon verdrießlich, wenn sie den tiefsten Sinn nicht fassen konnten, und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widersachern zu streiten, worüber man sich kaum mit Freunden verstand, schien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle edle Menschen, die in diesem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr bestes Innerste beinah zerstörten.

So sehr auch der würdige Mann in diesem Falle Unrecht haben mochte, und so sehr man mich auch gegen ihn aufzubringen suchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung versagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in seine Art, diese Sachen anzusehen, mit Billigkeit versetzen. Ich hatte niemals einen Menschen ohne Scharlatanerie gesehen; nur ist diese auffallender bei vorgeblichen Mysterien. Wir wähnen sehen und wollen nun ein für allemal, daß die, die so sehr privilegirt sind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen sollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann, und hoffte den Einfluß meiner stillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenstillstande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott kürzte die Sache kürzer, und nahm ihn zu sich. Bei seiner Bahre weinten alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm gestritten hatten. Seine Rechtschaffenheit, seine Gottesfurcht hatte niemals jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um diese Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch diese Streitigkeiten gewissermaßen in einem andern Lichte erschienen war. Der Oheim hatte seine Pläne auf meine Schwester in der Stille durchgeführt. Er stellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor, und zeigte sich in einer reichlichen Aufsteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein; die Schwester war hier und vorbereitet, und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet. Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen alle mit heiterm Geiste.

Zum ersten Mal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geschmack, von seinem Italiänischen Baumeister, von seinen Sammlungen und seiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das alles mit dem, was ich schon gesehen hatte, und machte mir ein sehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernsten und harmonischen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand, und der sich in jedem Saal und Zimmer verstärkte. Hatte Pracht und Zierrath mich sonst nur zerstreut, so fühlte ich mich hier gesammelt und auf mich selbst zurückgeführt. Auch in allen Anstalten zu Festlichkeiten und Festen erregten Pracht und Würde ein stilles Gefallen, und es war mir eben so unbegreiflich, daß Ein Mensch das alles hätte erfinden und ordnen können, als daß mehrere sich vereinigen konnten, um in einem so großen Sinne zusammenzuwirken. Und bei dem allen schienen der Wirth und die Seinigen so natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung selbst war unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Musik machte überraschte uns, und der Geistliche wußte dieser Ceremonie alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich stand neben Philo, und statt mir Glück zu wünschen sagte er mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit siedendem Wasser begießen hätte. Warum? fragte ich. Ob ich mir allezeit sie, wenn ich eine Copulation ansehe, versetzte er. Ich lachte über ihn, und habe nachher oft genug an seine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Gesellschaft, worunter viel junge Leute waren, schien noch einmal so glänzend, indem alles, was uns umgab, würdig und ernsthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tischaufsätze stimmten zu dem Ganzen, und wenn mir sonst die Baumeister mit den Conditoren auf Einer Schule entsprungen zu seyn schienen; so war hier Conditor und Tafeldecker bei dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zusammenblieb, hatte der geistige und verständige Wirth für die Unterhaltung der Gesellschaft auf das mannigfaltigste gesorgt. Ich wiederhole hier nicht die traurige Erfahrung, die ich so oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemischte Gesellschaft sich befinde, die sich selbst überlassen zu den allgemeinsten und schalsten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die schlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranstaltet. Er hatte zwei bis drei Maricaille, wenn ich sie so nennen darf, bestellt; der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu sorgen: Tänze, Exzierfahrten, kleine Spiele waren von seiner Erfindung, und standen unter seiner Direction, und da junge Leute gern im Freien leben, und die Einflüsse der Luft nicht scheuen; so war ihnen der Garten und der große Gartensaal überlassen, an den zu diesem Endzweck noch einige Galerien und Pavillons angebaut waren, zwar nur von Brettern und Leinwand, aber in so edlen Verhältnissen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward.

Wie selten ist eine Fête, wobei derjenige, der die Gäste zusammenberufen, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen!

Jagd und Spielpartien, kurze Promenaden, Gesellschaften zu vertraulichen einsamen Gesprächen waren für die ältern Personen bereitet, und derjenige, der am frühsten zu Bette ging, war auch gewiß am weitesten von allem Lärm entfernt.

Durch diese gute Ordnung schien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu seyn, und doch, wenn man uns bei Nacht betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß desselben und ohne den Geist des Wirthes wohl schwerlich so viele Leute darin beherbergt, und jeden nach seiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgestalteten Menschen ist, so angenehm ist uns eine ganze Einrichtung, uns der uns die Gegenwart eines vernünftigen, verständigen, vernünftigen Wesens sichtbar wird. Sagen in ein vernünftiges Haus zu kommen ist eine Freude, wenn es auch somit geschmacklos gebaut und verziert ist; denn es zeigt uns die Gegenwart wenigstens von Einer Seite gebildeter Menschen. Wie doppelt angenehm ist es uns also, wenn uns einer menschlichen Wohnung uns der Geist einer höhern, obgleich auch nur sinnlichen, Cultur entgegen spricht.

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieses auf dem Schlosse meines Oheims anschaulich. Ich hatte vieles von Kunst gehört und gelesen; Vieles selbst war ein großer Liebhaber von Gemälden, und hatte eine schöne Sammlung; auch ich selbst hatte viel gezeichnet: aber überall war ich so sehr mit meinen Empfindungen beschäftigt, und trachtete nur das Eine, was Werth ist, erst recht und Reine zu bringen, theils schienen doch alle die Sachen, die ich gesehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerstreuen. Nun war ich zum ersten Mal durch etwas Aeußeres auf mich selbst zurückgeführt, und ich lernte den Unterschied zwischen dem natürlichen vortrefflichen Gesang der Nachtigall und einem vierstimmigen Hallelujah aus gefühllosen Menschenkehlen zu meiner größten Verwunderung erst kennen.

Ich verbarg meine Freude über diese neue Anschauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles andere in sein Theil gegangen war, sich mit mir besonders zu unterhalten pflegte. Er sprach mit großer Bescheidenheit von dem, was er besaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von Einem, was in dem es gesammelt und aufgestellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach seiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meister zu sein glaubte, demjenigen unterzuordnen schien, was nach meiner Ueberzeugung das rechte und beste war.

Wenn wir uns, sagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt selbst die Gestalt seiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weise sich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe; so muß uns dieses Geheimniß schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also in dem Begriff des Menschen ein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden; so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advocat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können.

Ich lächelte und versetzte: Belachen Sie mich nicht zu sehr, lieber Oheim, durch die Gelehrigkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu sagen haben, ist für mich von so großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigenen Sprache zu hören wünschte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, schon zu überlesen suchen.

Ich werde, sagte er darauf, auch auf meine eigene Weise, ohne Veränderung des Tons fortfahren dürfen. Der Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles andere und ist nur Pfuscherei, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die daß zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns und oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beste Theil erwählt; Sie haben Ihr sittliches Wesen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit sich selbst und mit dem höchsten Wesen übereinstimmen zu machen gesucht, indeß wir andern wohl auch nicht zu tadeln sind, wenn wir den sinnlichen Menschen in seinem Umfange zu nennen und thätig zu Einheit zu bringen suchen.

Durch solche Gespräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich verlangte von ihm, daß er mir mit, ohne Umschweife, wie mit sich selbst sprach. Glauben Sie nicht, sagte der Oheim zu mir, daß ich Ihnen schmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß; in wie fern sein Zweck groß oder klein sey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erst nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und dessen, was man böß in der Welt nennt, entstehet blos, weil die Menschen so nachlässig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn sie solche kennen, unablässig darauf los zu arbeiten. Sie kennen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müsse ein Thurm gebauet werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterschlägt. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfniß war, mit Ihrer innern sittlichen Natur ins Reine zu kommen, aufhört der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hin und her bewegen. Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben.

Sie brauchen, versetzte ich hier, das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie zur einer höhern Absicht, gleichsam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns schon am Herzen liege, wie man ein geliebtes Kind für die Gesundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde.

Was es auch sey, versetzte er, der Verlust oder die Empfindung, daß uns etwas für das andere hingegeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigste am Menschen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben, und der ist oben zu loben, dem es immer noch der Waare gefällt, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, dem der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menschen deßhalb zu tadeln, denn sie sind eigentlich nicht Schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden, und in der sie sich nicht zu regieren wissen. So werden Sie, zum Beispiel, im Durchschnitt, weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen,

und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber ins Weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer ein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, fuhr er fort, ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie geben, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir bei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Gesellschaft, sehr zufrieden erzählte; daß er doch heute sechs Kirchen und zwei Galerien sei Seite gebracht habe. Man will mancherlei wissen und kennen, und gerade das, was einen am wenigsten angeht, und man bemerkt nicht, daß sein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich, womit beschäftigt er sich? und wie? und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Interesse an ihm auf Zeitlebens entschieden.

Sie sind, lieber Oheim, versetzte ich darauf, vielleicht zu strenge, und entziehen manchen guten Menschen, dem Sie nützlich seyn könnten, Ihre hülfreiche Hand.

Ist es denn zu verdenken, antwortete er, der so lange vergebens an ihnen und um sie gearbeitet hat? Wie sehr leidet man nicht in der Jugend von Menschen, die uns zu einer angenehmen Lustpartie einzuladen glauben, wenn sie uns in die Gesellschaft der Danaiden oder des Sisyphus zu bringen versprechen. Gott sey Dank, ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn einer unglücklicherweise in meinen Kreis kommt, suche ich ihn auf die höflichste Art hinaus zu complimentiren: denn gerade von diesen Leuten hört man die bittersten Klagen über den verworrenen Lauf der Weltshändel, über die Seichtigkeit der Wissenschaften, über den Leichtsinn der Künstler, über die Leerheit der Dichter und was alles noch mehr ist. Sie bedenken am wenigsten, daß eben sie selbst und die Menge, die ihnen gleich ist, gerade das Buch nicht lesen würden, das geschrieben wäre wie sie es fordern, daß ihnen die echte Dichtung fremd sey, und daß selbst ein gutes Kunstwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch lassen Sie uns abbrechen, es ist hier keine Zeit zu schelten noch zu klagen.

Er leitete meine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Gemälde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge hielt sich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenstand bedeutend war; er lief es eine Weile geschehen, dann sagte er: können Sie nun auch dem Genius, der diese Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerksamkeit. Gute Gemüther sehen so gerne den Finger Gottes in der Natur; warum sollte man nicht auch der Hand seines Nachahmers einige Betrachtung schenken? Er machte mich sodann auf unscheinbare Bilder aufmerksam, und suchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geschicke der Kunst allein und den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunstwerks geben könne, daß man erst die beschwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Mensch sich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen müsse, um zu begreifen wie es möglich sey, daß das Genie auf dem Gipfel, bei dessen blendem Anblick uns schwindelt, flug frei und fehlbloß bewege.

Er hatte in diesem Sinne eine schöne Reihe zusammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir sie auslegte, die moralische Bildung hier im Gleichnisse vor mir zu sehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, versetzte er: Sie haben vollkommen Recht, und wir sehen daraus, daß man nicht wohl thut, der sittlichen Bildung, einsam, in sich selbst verschlossen nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, dessen Geist nach einer moralischen Cultur strebt, alle Ursache hat, seine feinere Sinnlichkeit zugleich mitauszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von seiner moralischen Höhe herabzugleiten, indem er sich den Lockungen einer regellosen Phantasie überginbe, und in den Fall kommt, seine edlere Natur durch Vergnügen an geschmacklosen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerem herab zu würdigen.

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele, aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurück dachte, daß unter den Liedern, die mich erbauet hatten, manches abgeschmackte mochte gewesen seyn, und daß die Bildchen, die sich an meine geistlichen Ideen anschlossen, wohl schwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte sich indessen öfters in der Bibliothek aufgehalten, und führte mich nunmehr auch in sein Zimmer ein. Wir bewunderten die Ausdauer und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jenem Sinne gesammelt: denn es waren beinahe auch nur solche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen, oder uns zur rechten Ordnung anweisen, die uns entweder rechte Materialien geben, oder uns von der Eitelkeit unsers Geistes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unsäglich gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt; um beste anzeneuer war mir's hier von der Uebersicht des Ganzen zu sprechen, und Lücken zu bemerken, wo ich sonst nur eine beschränkte Verwunderung oder eine unerbiliche Aufklärung gefeben hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntschaft eines sehr interessenten stillen Mannes. Er war Arzt und Naturforscher, und schien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauses zu gehören. Er zeigte uns das Naturaliencabinet, das, wie die Bibliothek, in verschlossenen Glasschränken zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum verbeelte, ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend, und zeigte meinem Vater mehrere Gegenstände, die er ehemals auf das Krankenbette seines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verbeelte der Arzt so wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er sich mir in Absicht auf religiöse Gesinnungen näherte, lobte dabei den Oheim außerordentlich wegen seiner Toleranz und Schätzung von allem, was den Werth und die Einheit der menschlichen Natur anzeige und befördere, nur verlange er freilich von allen andern Menschen ein gleiches und pflege nichts so sehr, als individuellen Dünkel und ausschließende Beschränktheit, zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schwester sah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er sprach verschiedenemal mit mir über das, was er für sie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte schöne Güter, die er selbst bewirthschaftete und die er, in dem besten

Zustande, seinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, schien er besondere Gedanken zu hegen: ich werde es, sagte er, nur einer Person überlassen, die zu kennen, zu schätzen und zu geniessen weiß was es enthält, und die einsieht, wie sehr ein Reicher und Vornehmer, besonders in Deutschland, Ursache habe etwas Musterhaftiges aufzustellen.

Schon war der größte Theil der Gäste nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abschied und glaubten die letzte Szene der Feierlichkeit erlebt zu haben, als wir aufs neue durch seine Aufmerksamkeit, und ein würdiges Vergnügen zu machen, überrascht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schwester Trauung ein Chor Menschenstimmen sich, ohne alle Begleitung irgend eines Instrumentes, hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verschaffen; er schien nicht darauf zu merken. Wir überraschten waren wir dadurch, als er eines Abends zu uns sagte: die Tanzmusik hat sich entfernt; die jungen flüchtigen Freunde haben sich entfernt; das Ehepaar selbst steht schon ernsthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer solchen Epoche von einander zu scheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigstens anders wiedersehen, regt uns zu einer feierlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann, als durch eine Musik, deren Wiederholung Sie schon früher zu wünschen schienen.

Er ließ durch das indes verstärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor und vier- und achtstimmige Gesänge vortragen, die uns, ich darf wohl sagen, wirklich einen Vorschmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Gesang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiterer Kehle, wie die Waldvöglein, Gott zu loben glauben, weil sie sich selbst eine anonyme Empfindung machen; dann die erste Musik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, selten aber, auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen, hingerissen wird. Nun vernahm ich eine Musik aus den tiefsten Sinne der trefflichen menschlichen Naturen entsprungen, die durch bestimmte und geübte Organe in harmonischer Einheit wieder zum tiefsten besten Sinne des Menschen sprach, und ihn würdig in diesem Augenblicke seine Geistähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren katholische, geistliche Gesänge, die sich, wie Juwelen, in dem goldnen Ringe einer gesitteten weltlichen Geistlichkeit aufnahmen, und mich, ohne Anforderung einer sogenannten Erbauung, auf das geistigste erhoben und glücklich machten.

Bei unserer Abreise wurden wir alle auf das ehrste beschenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stifts, kunstmäßiger und schöner gearbeitet und emaillirt als man es sonst zu sehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befestigt wurde, und den er als den edelsten Stein einer Naturaliensammlung anzusehen bat.

Meine Schwester zog nun mit ihrem Gemahl auf seine Güter; wir andern kehrten alle nach unsern Wohnungen zurück und schienen uns, wegen unsere äußern Umstände anderwärts, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu seyn. Wir waren, wie auf einem Versuchsstück, auf die platte Erde gesetzt und mußten uns wieder nach unserer Weise benehmen und beholfen.

Die sonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreise gemacht hatte, ließen einen schönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in seiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern suchte, indem er mir, von Zeit zu Zeit, von seinen besten und gelungensten Kunstwerken zusandte, und wenn ich sie lange genug genossen hatte, wieder mit andern vertauschte.

Ich war zu sehr gewohnt, mich mit mir selbst zu beschäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen, und mich davon mit ähnlich gesinnten Personen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerksamkeit ein Kunstwerk hätte betrachten sollen, ohne bald auf mich selbst zurückzukehren. Ich war gewohnt, ein Gemälde und einen Kupferstich nur anzusehen wie die Buchstaben eines Buchs. Ein sodaner Druck gefällt wohl; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So sollte mir auch eine bildliche Darstellung etwas sagen, sie sollte mich belehren, rühren, bessern; und der Oheim mochte in seinen Briefen, mit denen er seine Kunstwerke erläuterte, reden was er wollte, so blieb es mir mir doch immer beim Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie, von solchen Betrachtungen, ja eine Welle von mir selbst ab; ich mußte dulden und wirken, mehr, als meine schwachen Kräfte zu ertragen schienen.

Meine ledige Schwester war bisher mein rechter Arm gewesen; gesund, stark und unbescholtenlich gültig hatte sie die Besorgung der Haushaltung über sich genommen, wie mich die periodische Pflege des alten Vaters beschäftigte. Es überfällt sie ein Katarrh, woraus eine Brustkrankheit wird, und in drei Wochen liegt sie auf der Bahre; the Tod setzt mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne ansehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe sie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Brust schien aufzumachen, ich husstete heftig, und war so besser, daß ich seinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verbreitete Schwester kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, seine Kinder und die Hoffnung seiner Nachkommenschaft auf einmal zu verlieren; seine gerechten Sorgen vermehrten meinen Jammer; ich klebte zu Gott um Herstellung einer leidlichen Gesundheit, und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu fristen. Ich genas, und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weise, erfüllen.

Meine Schwester ward wieder unter Hoffnung, Mancherlei Sorgen, die in solchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt; sie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das sollte dem Vater verborgen bleiben: ich mußte Stellvertreter seyn, und konnte es nun so eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und beide wirklich gute Menschen waren, nur daß beide, anstatt einander nachzusehen, mit einander rechteten, und aus Begierde, völlig mit einander übereins zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernst angreifen, und das anführen, was ich sonst nur gelungen hatte.

Meine Schwester gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reisen. Beim Anblick des Kindes war er ungemein heiter und froh, und bei der Taufe erschien er mir gegen seine Art wie begeistert. Ja ich möchte

sagen, als ein Genius mit zwei Gesichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald hinzutreten hoffte; mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdische Leben, das in dem Knaben entsprungen war, der von ihm abstammte. Er ward nicht müde auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von seiner Gestalt, seiner Gesundheit, und dem Wunsche, daß die Anlagen dieses neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hause anlangten, und erst nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, das sich nach Tisch, ohne Frost, durch eine etwas entzündete Hitze äußerte. Er legte sich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und verfuhr treulich seine Amtsgeschäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernsthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geistes, die Klarheit und Deutlichkeit vergessen, womit er die Anordnungen seines Hauses, die Besorgung seines Begräbnisses, als wie das Geschäft eines andern, mit der größten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm sonst nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude stieg, sagte er zu mir: Wo ist die Todesfurcht hingekommen, die ich sonst noch wohl empfand? Sollt' ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Mir die Umstände seines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, ist in meiner Einsamkeit eine meiner angenehmsten Unterhaltungen, und die sichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabei wird mir niemand wegzuläugnen wissen.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem strengen Gesetzsaale, aus der größten Einschränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich kenne ihre wie einer Sprache, die man lange entbehrt hat. Sonst war ich selten zwei Stunden außer dem Hause; nun verlohr ich kaum Einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich sonst nur abgemessene Besuche machen konnte, wollten sich meines anhaltenden Umgangs, so wie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfters wurde ich zu Tische geladen. Spazierfahrten und kleine Lustreisen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Cirkel durchlaufen war, sah ich, daß das unschätzbare Gut der Freiheit nicht darin besteht, daß man alles thut, was man thun mag, und wozu und die Umstände einladen, sondern daß man das eine standhaft und ruhig, auf den rechten Wege thun kann, was man für recht und schicklich hält, und ich war alt genug, in diesem Falle ohne Lehrmeister zu der schönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht verhehlen konnte, war, sobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der herrnhutischen Gemeine fortzusetzen und fester zu knüpfen, und ich eilte, eine ihrer nächsten Einrichtungen zu besuchen: aber auch da fand ich keineswegs, was ich mir vorgestellt hatte. Ich war ehrlich genug meine Meinung merken zu lassen, und man suchte mir dagegen beizubringen: diese Verfassung sey gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeinde. Ich konnte nur das geräumen lassen; doch hätte mich meiner Ueberzeugung der wahre Geist aus einer kleinen so gut als aus einer großen Anstalt hervorblicken sollen.

Einer ihrer Bischöfe, der gegenwärtig war, ein ungemeiner Schüler des Grafen, beschäftigte sich viel mit mir; er sprach vollkommen Englisch und weil ich es ein wenig verstand, meinte er, es sey ein Wink, daß wir zusammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht; sein Umgang konnte mir nicht im geringsten gefallen. Er war ein Mensch sonder Sitte, ein geborner Mährer; seine Art zu denken konnte das Handwerksmäßige nicht verleugnen. Besser verstand ich mich mit dem Herrn von L**, der Major in französischen Diensten gewesen war; aber in der Unterhaltsamkeit, die er gegen seine Verwandten bezeigte, fühlte ich mich niemals klug; ja es war mir, als wenn man mir eine Dorfuhr gäbe, wenn ich die Majorin und andere, mehr oder weniger angesehene Frauen dem Bischof die Hand küssen sah. Indessen wurde doch eine Reise nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Besten, niemals zu Stande kam.

Meine Schwester war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu seyn und zu denken, wie sie dereinst, uns ähnlich, erzogen werden sollte. Mein Schwager war hocherfreut über Vaterschaft, als in dem Jahr darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünschte bei seinen großen Gütern Knaben um sich zu sehen, die ihm einst in der Verwaltung beistehen könnten.

Ich hielt mich bei meiner schwachen Gesundheit still, und bei einer ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den Tod nicht, ja ich wünschte zu sterben, aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu untersuchen und ihm immer näher zu kommen. In den vielen schlaflosen Nächten habe ich besonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beschreiben kann.

Es war als wenn meine Seele ohne Gesellschaft des Körpers dächte; sie sah den Körper selbst als ein ihr fremdes Wesen an, was man etwa um Kleid anzieht. Sie hatte sich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor, und fühlte daraus, was folgen werde. Alle diese Zeiten sind dahin; was fehlt wird auch dahin gehen: der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das weiblichenannte Ich, Ich bin.

Diesem großen, erhabenen und tröstlichen Gefühle so wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der sich mit immer näher verband; es war der Arzt, den ich in dem Hause meines Oheims hatte kennen lernen, und der sich von der Verfassung meines Körpers und meines Geistes sehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir, wie sehr diese Empfindungen, wenn wir sie unabhängig von äußern Gegenständen in uns nähren, uns gewissermaßen auflösen und den Grund unseres Daseins untergraben. Thätig zu seyn, sagte er, ist des Menschen erste Bestimmung, und alle Zwischenzeiten, in denen er aufzuruhen genöthigt ist, sollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Thätigkeit erleichtert.

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eignen Körper als einen äußern Gegenstand anzusehen, und da er wußte, daß ich meine Constitution, mein Ideal und die medicinischen Hülfsmittel ziemlich kannte, und ich mir die durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein dunkler Kreis gezogen war, so leitete er meine Aufmerksamkeit von der Kenntniß des menschlichen Körpers und der Specereien auf die übrigen nachbarlichen Gegenstände der Schöpfung, und führte mich wie im Paradiese umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gemüth fortsetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer auf der Entfernung ahnen.

Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug; wie interessant war mir das Werk seiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem seines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften aufs neue, mit meiner Schwester, auf einen Knaben, dem mein Schwager so sehnlich entgegen sah, und dessen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann starb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schwester folgte ihm, nachdem sie der Welt einen schönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlassenen Kinder konnte ich nur mit Wehmuth ansehn. So manche gesunde Person war vor mir, der Kranken, hingegangen; sollte ich nicht vielleicht von diesen hoffnungsvollen Blüthen manche abfallen sehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wissen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, besonders in dem höhern Stande heranwächst, und es schien mir, als wenn sie seit der Zeit meiner Jugend sich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte, daß ich, bei meiner Schwäche, wenig oder nichts für die Kinder zu thun im Stande sey; um desto erwünschter war mir der Obems Entschluß, der natürlich aus seiner Denkungsart entsprang, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erziehung dieser liebenswürdigen Geschöpfe zu verwenden. Und gewiß, sie verdienten es in jedem Sinne, sie waren wohlgebildet, und versprachen, bei ihrer großen Verschiedenheit, sämmtlich guturartige und verständige Menschen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerksam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte sorgfältig die Bilder seiner Vorfahren aufbewahrt, sich selbst und seine Kinder von tüchtigen Meistern malen lassen, auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergessen worden. Wir kannten die Charaktere der ganzen Familie genau, und da wir sie oft unter einander verglichen hatten, so suchten wir nun bei den Kindern die Aehnlichkeiten des Aeußern und Innern wieder auf. Der älteste Sohn meiner Schwester schien seinem Großvater, väterlicher Seite, zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild sehr gut gemalt in der Sammlung unseres Oheims aufgestellt war; auch liebte er wie jener, der sich immer als ein braver Officier gezeigt hatte, nichts so sehr als das Gewehr, womit er sich immer, so oft er mich besuchte, beschäftigte. Denn mein Vater hatte einen sehr schönen Gewehrschrank hinterlassen, und der Knabe hatte nicht eher Ruhe, bis ihm ein Paar Pistolen und eine Jagdflinte schenkte, und bis er daraus gebracht hatte, wie ein deutsches Schloß aufzuziehen sey. Uebrigens war er in seinen Handlungen und seinem ganzen Wesen nichts weniger als rauh, sondern vielmehr sanft und verständig.

Die älteste Tochter hatte meine ganze Neigung gefesselt, und es mochte wohl daher kommen weil sie mir ähnlich sah, und weil sie sich von allen vieren am meisten an mir hielt. Aber ich kann wohl sagen, je genauer ich sie beobachtete, da sie heranwuchs, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Verwunderung, ja ich darf beinahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehn. Man sah nicht leicht eine ältere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine um sich gleiche, auf seinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war seinen Angelegenheit ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben so konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sich nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige. Ich gestehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, nur aus der Wohlthätigkeit ein Geschäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja ich gab oft im mehrern Verhältnisse zu viel dahin, aber gewissermaßen konnte ich mich nur los, und es mußte mir jemand angeboren seyn, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe sie niemals einem Armen Geld geben sehen, und was sie von mir zu diesem Endzweck erhielt, verwandelte sie immer erst in das nächste Bedürfniß. Niemals erschien sie mir liebenswürdiger, als wenn sie meine Kleider, und Wäsche zerrahte plünderte; immer fand sie etwas, das sie nicht trug und nicht brauchte, und diese alten Sachen zusammenzusuchen und sie irgend einem verunglückten Kinde anzupassen, war ihre größte Glückseligkeit.

Die Gesinnungen ihrer Schwester zeigten sich schon anders; sie hatte vieles von der Mutter, versprach schon frühe sehr zierlich und reinlich zu werden, und scheint ihr Versprechen halten zu wollen; sie ist sehr mit ihrem Aeußern beschäftigt und wußte sich, von früher Zeit an, auf eine in die Augen fallende Weise zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken sie sich als ein kleines Kind im Spiegel besah, als ich ihr die schönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlassen hatte, und die sie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich diese verschiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm zu denken, wie meine Besitzungen, nach meinem Tode, unter sie zerfallen und durch sie wieder lebendig werden würden. Ich sah die Jagdflinten meines Vaters schon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln, und auf seiner Jagdtasche schon wieder Hühner herunterfallen; ich sah meine sämmtliche Garderobe bei der Schwester Confirmation, kaum kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen, und mit meinen besten Stoffen ein stattsames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geschmückt: denn zu Ausstattung solcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine besondere Neigung, ob sie gleich, wie ich hier bemerken muß, selbst keine Art von Liebe, und wenn ich es sagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen, wie es sich bei mir in meiner Jugend so lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weise merken ließ.

Wenn ich nun dachte, daß die jüngste an eben demselben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, so sah ich mit Ruhe meine Bestimmungen, wie meinen Körper, den Elementen wieder gegeben.

Die Kinder wuchsen heran, und sind zu meiner Zufriedenheit gesunde, frohe und muntre Geschöpfe. Ich ertrage oft mit Geduld, daß der Oheim sie von mir entfernt hält, und sehe sie, wenn sie in der Nähe eher etwas wohl gar zu in der Stadt sind, selten.

Ein wunderbarer Mann, den man für einen französischen Geistlichen hält, ohne daß man recht von seiner Herkunft unterrichtet ist, hat die Aufsicht über die sämmtlichen Kinder, welche an verschiedenen Orten erzogen werden und bald hier bald da in der Lehre sind.

Ich konnte anfangs seinen Plan in dieser Erziehung sehen, bis mir mein Arzt jetzt eröffnete: der

Oheim habe sich durch den Abbe überzeugen lassen, daß, wenn man an der Erziehung des Menschen etwas thun wolle, müsse man sehen, wohin seine Neigungen und Wünsche gehen? Sodann müsse man ihn in die Lage versetzen, jene soviel als möglich zu befriedigen, diese soviel als möglich zu erreichen, damit der Mensch, wenn er sich getrieben habe, früh genug seinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, desto eifriger daran halte und sich desto emsiger fortbilde. Ich wünsche, daß dieser fonderbare Versuch gelingen möge; bei so guten Naturen ist es vielleicht möglich.

Aber daß, was sie nicht an diesen Erziehern billigen kann, daß sie alles von den Kindern zu entfernen suchen, was sie zu dem Umgange mit sich selbst und mit dem unsichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deßhalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Praktischen ist denn sein Mensch tolerant: Denn wer kann verkennen, daß er seinen feine Art und Weisen gerne lassen wolle, sagt doch immer diejenigen von der Thätigkeit anzuspornen, die nicht so denken wie er.

Diese Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübte mich desto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt sein kann. Warum sollte er nicht einen göttlichen Ursprung, nicht einen wirklichen Gegenstand haben, da er sich im Praktischen so wirksam erweiset? Werden wir darüber doch unseres eigenen Daseins selbst erst recht gewiß, warum sollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Wesen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Lebenslust fühle, das zu thun, was ich für Recht halte, selbst bei der Gewißheit meines Verderbs, der mir so manchen Genuß verkürzt; läßt sich das alles aus der menschlichen Natur, deren Verderben ich so tief eingesehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebetes; nichts erscheint mir in Gestalt eines Gebetes; es ist ein Treten, der mich leitet und mich immer recht führet; ich trete mit Freiheit meinen Gesinnungen, und weiß in wenig von Einschränkung als von Reue. Gott sei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück zuzuschreiben habe, daß ich an diese Vorsicht nur mit Demuth denken darf. Denn gewiß werde ich in Gefahr kommen, als mein eigenes Können und Vermögen fest zu werden, da ich so deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, sich erzeugen und wachsen könne.

Siebentes Buch.

Erstes Capitel.

Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen. Wilhelm trat ihm entgegen und sah ihn mit Wehmuth an. Ach! sagte er zu sich selbst, erscheinen uns denn stets die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müssen Thränen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungetrübt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, und rührt das Andenken jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimath näher zu sein, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt.

Inzwischen hatte ihm ein Fußgänger eingeholt, der sich zu ihm gesellte, mit starkem Schritte neben dem Pferde blieb, und, nach einigen gleichgültigen Reden, zu dem Reiter sagte: wenn ich mich nicht irre, so muß ich Sie irgendwo schon gesehen haben.

Ich erinnere mich Ihrer auch, versetzte Wilhelm; haben wir nicht zusammen eine lustige Wasserfahrt gemacht? — Ganz recht! erwiederte der andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und sagte nach einigem Stillschweigen: ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen sein mag, damals hielt ich Sie für einen luthertischen Landgeistlichen und jetzt sehen Sie mir eher einem katholischen ähnlich.

Heute betrachten Sie sich wenigstens nicht, sagte der andere, indem er den Hut abnahm und ein Toupet sehen ließ. Wie ist denn Ihre Gesellschaft hingekommen? Sind Sie noch lange bei ihr geblieben?

Länger als billig; denn leider wenn ich an jene Zeit zurück denke, die ich mit ihr zugebracht habe, so glaube ich in ein unausfüllbares Leere zu sehen; es ist mir nichts davon übrig geblieben.

Darin irren Sie sich; auch, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unserer Bildung bei; doch es ist gefährlich, sich davon Rechenschaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder stolz und thätig, oder niedergeschlagen und sentimentälig, und eins ist für die Folge so verderblich als das andere. Das fürchte ich immer, nur das nächste zu thun was vor uns liegt, und das ist jetzt, fuhr er mit einem Lächeln fort, daß wir einen ins Quartier zu kommen.

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lothario's Gut sei? Der andere versetzte, das es hinter dem Berge liege. Vielleicht treffe ich Sie dort an, fuhr er fort, ich habe nur in der Nachbarschaft noch etwas zu besorgen. Leben Sie so lange wohl! Und mit diesen Worten ging er einen steilen Pfad, der schneller über den Berg hinüber zu führen schien.

Ja wohl hat er Recht! sagte Wilhelm vor sich, indem er weiter ritt: an das nächste soll man denken, und für mich ist wohl jetzt nichts näheres, als der traurige Auftrag, den ich übernehmen soll. Und sehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grausamen Freunde bekämen soll.

Er fing darauf an, sich dieser Kunstwerk vorzusagen, es fehlte ihm auch nicht eine Silbe, und je mehr ihm sein Gedächtniß zu Statten kam, desto

mehr wuchs seine Leidenschaft und sein Mut. Aurelien's Leiden und Tod waren lebhaft vor seiner Seele gegenwärtig.

„Gott meiner Freundin!“ rief er aus, unschlüssig mit sich und wenn es ihr möglich ist, so sieh mir ein Zeichen, daß du bekümmert, daß du versöhnt seyst!“

Unter diesen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen, und sah an diesen Abgang, an der andern Seite, ein wunderliches Gebäude liegen, das er sogleich für Lothario's Wohnung hielt. Ein altes unregelmäßiges Schloß, mit einigen Thürmen und Giebeln, schien die erste Anlage dazu gewesen zu seyn: allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die zwölf nach Osten in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zusammenhingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architectonische Ansehen schien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu seyn. Keine Spur von Wall und Graben war zu sehen, eben so wenig als von künstlichen Gärten und großen Alleen. Um Gemüse- und Baumgarten drang bis an die Häuser hinan, und kleine nahbare Gärten waren selbst in den Zwischenräumen angelegt. Ein besseres Obst, dem Lag in einiger Entfernung; Gärten und Felder schienen durchaus in dem besten Zustande.

In seine eigenen liebenswürdigen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das was er sah nachzudenken, stellte sein Pferd in einen Gasthof ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schlosse zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre, und benachtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl schwerlich vor den Herren kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu schreiben und seyen einige seiner Geschäftsleute abwesend lassen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück, und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort ersuchte er ihn sich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang anbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab, und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Kostüme hangen an der Wand umher hingen; er wiederholte den Anfang seiner Rede, und sie schien ihm in Gegenwart dieser Harnische und Kragen erst recht am Platz. So oft er etwas rauschen hörte, setzte er sich in Position, um seinen Gegner mit Würde zu empfangen, eben erst den Brief zu überreichen, und ihn dann mit den Waffen des Verwurfs anzufallen.

Mehrmals war er schon getäuscht worden, und fing wirklich an verdrießlich und verstimmt zu werden, als endlich auf einer Seitenthüre ein wohlaussehender Mann, in Stiefeln und einem sattsamen Ueberrocke, heraustrat. Was bringen Sie mir Gutes? sagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen; verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.

Er sattete, indem er dieses sprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das Blatt Aurelianen, und sagte: Ich bringe die letzten Worte einer Freundin, die Sie nicht ohne Rührung lesen werden.

Lothario nahm den Brief und ging sogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offne Thüre sehen konnte, erst noch einige Briefe siegelte und überschrieb, dann Aureliens Brief eröffnete und las. Er schien das Blatt einigemal durchgelesen zu haben, und Wilhelm, wohlen seinem Gefühl nach die pathetische Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht passen wollte, nahm sich doch zusammen, ging auf die Schwelle los und wollte seinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Cabinets sich öffnete, und der Geistliche hereintrat.

Ich erhalte die wunderlichste Depesche von der Welt, rief Lothario ihm entgegen; verzeihen Sie mir, fuhr er fort, indem er sich gegen Wilhelmen wandte, wenn ich in diesem Augenblicke nicht gestimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bei uns! und Sie sorgen für unsern Gast. Abee, daß ihm nichts abgehe.

Mit diesen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen; der Geistliche nahm unsern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerstreben folgte.

Stillschweigend gingen sie durch wunderliche Gänge, und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geistliche führte ihn ein, und verließ ihn ohne weitere Entschuldigung. Bald darauf erschien ein munterer Knabe, der sich bei Wilhelmen als seine Bedienung ankündigte und das Abendessen brachte. Bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauses, wie man zu frühstücken, zu speisen, zu arbeiten und sich zu vergnügen pflege, manches erzählte, und befragte sich Lotharios Ruhm gar vielen vernehmen.

So angenehm auch der Knabe war, so konnte ihm Wilhelm doch bald ledigwerden. Er wünschte allein zu seyn, denn er fühlte sich in seiner Lage äußerst gedrückt und beklommen. Er machte sich Vorwürfe, seinen Vorsatz so schnell vollführt, seinen Auftrag nur bald ausgerichtet zu haben. Bald nahm er sich vor, den andern Morgen das Versäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lotharios Gegenwart ihn ganz andern Gefühlen stimmte. Das Haus, worin er sich befand, kam ihm auch so wundersam vor; er wußte sich in seine Lage nicht zu finden. Er wollte sich ausziehen und öffnete seinen Mantelsack, und seinen Nachtsachen brachte er zugleich den Schleier des Geists hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick verwirrte seine traurige Stimmung. Kind! Jünglina, sprach sie! rief er aus, was soll das unsichre Wort deuten! was sinden! worin sinden? Weit dieser hätte der Geist nur zugeredet: Kehre in dich selbst zurück! Er betrachtete die englischen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgültig sah er über die meisten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich strandendes Schiff vorgestellt: ein Vater war seinen sudenden Töchtern erwartete den Tod von den verzweifelnden Wellen. Das eine Frauenzimmer saßen verzweifelnd mit ihrer Amazone zu haben; ein unausstehliches Mitleiden ergriff unsern Freund, er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß seinem Herzen Luft zu machen. Thränen drangen aus seinen Augen, und er konnte sich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erschienen ihm gegen Morgen. Er fand sich in einem Garten, den er als Knabe öfters besucht hatte, und sah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begrüßte ihn, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hausrocke; und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, bot er den Arm seiner Schwester und dem Gartenhause bolen, wohin Marianen bei der Hand und führte sie doch einer Laube.

Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer, nur sah er Aurelien an dem einen gegenüberstehen Fenster stehen; er ging sie anzureden, allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er hatte zum Fenster hinaus und sah in einem fremden

Und da sucht das Aug' oft so vergebens
Ringsumher, und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des
Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh';
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bey deinem Weh, bey deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger, starrer Ruh'?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frey entgegen.
O sie ist werth zu seyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten
Segen,
Den er dir nun in deiner Freundinn giebt.

Garten, viele Menſchen verſammelt, von denen er einige ſogleich erkannte. Frau Melina ſaß unter einem Baum und ſpeiſte mit einer Roſe, die ſie in der Hand hielt; Lartis Hand neben ihr und zählte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Gras, ihre ausgeſtreckt auf dem Rücken, dieſer auf dem Geſichte. Philine trat hervor, und klatſchte über den Kindern in die Hände. Mignon blieb unbeweglich. Felix ſprang auf und ſtob vor Freuden. Erſt lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann ſchrie er ängſtlich, als der Harfenſpieler mit großen, langſamen Schritten ihm nachkam. Das Kind lief gerade auf einen Teich; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu ſpät, das Kind lag im Waſſer; Wilhelm ſtand wie einverwurzelt. Nun ſah er die ſeltne Amazone an der andern Seite des Teichs, ſie ſtreckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und zwang am Ufer hin, das Kind durch ſeinen Hauch das Waſſer in derſelben Richtung auf den Strand zu, und erhielt ihr nach, wie ſie ging, endlich reichte ſie ihm ihre Hand und zog es auf dem Trocknen. Wilhelm war indeſſen näher gekommen, das Kind brannte über und über, und es nahm ſeinen Lauf den Treppen vom Berge herab. Wilhelm war nicht deliberater, denn die Amazone nahm ſchnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war ſogleich gelöſcht. Als ſie den Schleier aufhob, ſprangen zwei Knaben hervor, die zuſammen mutwillig hin und her ſpielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging, und in der Entfernung ſeinen Vater und Mariannen in einer Laube ſpazieren ſah, die mit beiden Armen den ganzen Garten zu umfaſſen ſchien. Er richtete ſeinen Weg auf beide zu, und machte mit ſeiner ſchönen Begleiterin den Durchſchnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und ſie mit großem Geſchrei und allerlei Poſſen aufhielt. Sie wollten demungeachtet ihren Weg weiter fortſetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu; der Vater und Mariane ſtutzten vor ihm zu ſtehen, er lief nur deſto ſchneller, und Wilhelm ſah jene faſt im Fluge durch die Laube hindurchweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er ſich halten! Mit dieſer gemiſchten Empfindung wachte er auf und fand ſein Zimmer ſchon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweites Capitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühſtück ein; dieſer fand den Abbe ſchon im Saale; Lothario, hieß es, ſey ausgeritten; der Abbe war nicht ſehr geſprächig und ſchien über nachdenklich zu ſeyn; er fragte nach Auriliens Tode und hörte mit Teilnahme der Erzählung Wilhelms zu. Ach! rief er aus, wenn es lobbaft und gegenwärtig iſt, welche unendliche Operationen Natur und Kunſt machen müſſen, bis ein geendeter Menſch daſteht, wer ſelbſt ſo viel als möglich an der Bildung ſeiner Mitbrüder Theil nimmt; der möchte verzweifeln, wenn er ſieht, wie ſremwillig ſich oft der Menſch zerſtört und ſo oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zu Grunde zu gehen. Wenn ich das bedenke, ſo ſcheint mir das Leben faſt eine ſo zufällige Gabe, daß es ſelbſt jeden mäßigen, der ſie nicht oder als billig ſchätzt.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Thüre mit Heftigkeit ſich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinſtürzte, und den alten Bedienten, der ſich ihr in den Weg ſtellte, zurückſtieß. Sie eilte gerade auf den Abbe zu, und konnte, indem ſie ihn bei dem Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: Wo iſt er? Wo hat er ihn? Ich iſt eine entſetzliche Verrätherei! Gerade nun! Ich weiß was vorgeht! Ich will ihn ſehen! Ich will wiſſen wo er iſt.

Beruhigen Sie ſich, mein Kind, ſagte der Abbe mit ungenommener Gelaſſenheit, kommen Sie auf Ihr Zimmer. Sie ſollen alles erfahren, nur müſſen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen ſoll. Er bot ihr die Hand an, im Sturm ſie wegzuführen. Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen, rief ſie aus, ich haſſe die Wände, ſeitdem darin Ihr mich allein ſo lange gefangen hatter! Und doch habe ich alles erfahren, der Dorfſt hat ihn herausgefordert, er iſt hinausgeritten ſeinen Gegner aufzuſuchen und vielleicht jetzt oben in dieſem Augenblicke — es war nur einsbermal, als hörte ich ſchießen. Laſſen Sie anſpannen und reiten Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geſchrei.

Sie eilte unter den heftigſten Drohungen nach dem Fenſter, der Abbe hielt ſie zurück und ſagte vergebens für ſie beſänftigen.

Man höre einen Wagen fahren, ſie riß das Fenſter auf: er iſt todt! rief ſie. Da kommen ſie ihn — Er ſteigt aus! ſagte der Abbe. Sie leben, er lebt — Er iſt verwundet, verſetzte ſie heftig, ſonſt kam er zu Pferde! Sie führen ihn! Er iſt gefährlich verwundet! Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, der Abbe eilte ihr nach und Wilhelm folgte ihnen; er ſah wie die Schöne ihrem herzukommenden Geliebten entgegnete.

Lothario lehnte ſich auf ſeinen Begleiter, welchen Wilhelm ſogleich für jenen alten Gönner Jarnos erkannte, ſprach dem tröſtlichen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er ſich auch auf ſie ſtützte, kam er die Treppe langſam herauf; er grüßte Wilhelmen und warb in ſein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder herauf und trat zu Wilhelmen. Sie ſind, wie es ſcheint, ſagte er, gröſtentheils, überall Schauſpieler und Theater zu finden; wir ſind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz luſtig iſt.

Ich ſtehe mich, verſetzte Wilhelm. Sie in dieſem ſonderbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erſchrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und geſetzt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? Iſt der Baron ſchwer verwundet? — Ich glaube nicht, verſetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. Nun was ſagen Sie? rief ihm Jarno entgegen — Das es ſehr gefährlich ſteht, verſetzte dieſer, und ſtellte einige Inſtrumente in ſeine lederne Taſche zuſammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Taſche herunter hing, er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widerſprechende Farben, ein ſeltſames Muſter, Gold und Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieſes Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überraſcht, die Inſtrumentenraſche des alten Chirurgus vor ſich zu ſehen, der ihn in ſeinem Wagen verbunden hatte, und die Hoffnung, nach ſo langer Zeit wieder eine Spur ſeiner Amazone zu finden, ſchlug wie eine Flamme durch ſein ganzes Weſen.

Wo haben Sie die Taſche her? rief er aus. Wem gehörte ſie vor Ihnen? Ich bitte, ſagen Sie mir's. — Ich habe ſie in einer Auction gekauft, verſetzte

jener, was kümmert's mich, wem sie angehörte? Mit diesen Worten entfernte er sich, und Jarno sagte: Wenn diesem jungen Menschen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge. — So hat er also diese Tasche nicht erfunden? versetzte Wilhelm. — So wenig als es Gefahr mit Lotharios hat, antwortete Jarno.

Wilhelm stand in ein vielfaches Nachdenken versenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zeither gegangen sey? Wilhelm erzählte seine Geschichte im allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und seiner Botschaft gesprochen hatte, rief jener aus: es ist doch sonderbar, sehr sonderbar!

Der Abbe trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an seiner Statt hinein zu gehen, und sagte zu Wilhelmen: der Baron läßt Sie ersuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Gesellschaft zu vermehren und zu seiner Unterhaltung unter diesen Umständen beizutragen. Haben Sie nöthig etwas an die Ihrigen zu bestellen, so soll Ihr Brief gleich besorgt werden, und damit Sie diese wunderbare Begebenheit verstehen, von der Sie Augenzeuge sind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß ist. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufsehen machte als billig war, weil sie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerin entrissen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung, er vermied sie; allein der ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich, ihr Schicksal mit gesetzlicher Miene zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch, sie glaubte sich äußerst beleidigt, und wünschte gerächt zu werden; sein Ritter fand sich, der sich ihrer angenommen hatte, bis endlich ihr Mann, von dem sie sich lange getrennt hatte, die Szene erfuhr und sich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; denn ist der Duell, wie ich höre, noch schlimmer daher gebracht.

Von diesem Augenblicke an ward unser Freund im Hause, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgelesen; Wilhelm leistete diesen seinen Dienst mit Freuden. Liebe kann nicht vom Liede hinreißen, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verdoppelt alle ihre übrige Aufmerksamkeit. Aber heute lasen auch Lotharios sehr streng, ja er bat, daß man nicht weiter lesen möchte.

Ich fühle heute so lebhaft, sagte er, wie indirekt der Mensch seine Zeit verstreichen läßt! Wie manches habe ich mir vorgenommen, wie manches ausgedacht, und wie saudert man nicht bei seinen besten Vorsätzen! Ich habe die Vorschläge über die Veränderungen gelesen, die ihr auf meinen Gütern machen will, und ich kann sagen, ich freue mich vorzüglich dieserwegen, daß die Kugel meinen gesährlichern Weg genommen hat.

Eudie sah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte sie fragen, ob denn sie, ob seine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten? Jarno dagegen versetzte: Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erst von allen Seiten überlegt, bis man sich dazu entschließt.

Lange Ueberlegungen, versetzte Lotharios, zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede ist. Ueberalle Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich überlege sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bei der Wirthschaft meiner Güter, die Dienste meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewissen Rechten strack und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich sind, so daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? Soll ich denn, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Steigen Vortheile gönnen, die und erweiterte Kenntnisse, die uns eine verrückende Zeit darbietet?

Der Mensch ist nun einmal so! rief Jarno, und ich table mich nicht, wenn ich mich auch in dieser Eigenheit ertappe; der Mensch begehrt alles an sich zu reißen, um nur nach Belieben damit schalten und walten zu können; das Geld, das er nicht selbst ausgiebt, scheint ihm selten wohl angewendet.

O ja, versetzte Lothario, wir könnten manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkürlich umgingen.

Das einzige, was ich zu erinnern habe, sagte Jarno, und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt die Veränderungen machen, wodurch Sie wenigstens im Augenblicke verlieren, ist, daß Sie selbst noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im Reinen wären.

Aus indessen einer Kugel, oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund! fuhr Lotharie fort: das ist ein Hauptfehler gemeiner Menschen, daß sie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? Warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit? meine Gesellweiler so lange sich selbst überlassen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu seyn; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so werth, so theuer geworden.

Ich erinnere mich wohl des Briefes, versetzte Jarno. Den ich noch über das Meer erhielt. Sie schrieben mir: ich werde zurückkehren, und in mein Haus, in meinen Baumgarten, meinen unter den Menschen sagen: hier, oder nirgends ist Amerika!

Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer dasselbe, und doch schelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht so thätig wie dort bin. Ja einer gewissen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verstand, und wir werden auch nur zu Verstand, so daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr sehen, und wenn wir es erkennen, doch tausend Entschuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verständiger Mensch ist viel für sich, aber fürs Ganze ist er wenig.

Wir wollen, sagte Jarno, dem Verstande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das Außerordentliche, was geschieht, meistens thörichter ist.

Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menschen das Außerordentliche außer der Ordnung thun. So giebt mein Schwager sein Vermögen, in so fern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde, und glaubt

ſeiner Seele Heil dadurch zu befördern; hätte er einen geringen Theil ſeiner Einkünfte aufgeopfert, ſo hätte er viel glückliche Menſchen machen, und ſich und ihnen einen Himmel auf Erden ſchaffen können. Selten ſind unſere Aufopferungen thätig; wir thun gleich Verzicht auf das, was wir wegwerfen. Nicht entſchließen, ſondern verzweifelt entlaufen wir dem, was wir beſitzen. Viele Tage, ich geſteh' es, ſchwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin faſt entſchloſſen, das auf Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängſtlicher Wahn treibt: ich weiß meine Gerettung nicht abzuwarten. Hier ſind die Papiere, ſie dürfen nur ins Reine abgeſchrieben werden. Nehmen Sie den Gerichtsbalter dazu, unſer Gaſt bilft Ihnen auch. Sie wiſſen ſo gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier aufeland oder ſterbend dabei bleiben und anbeten: hier, oder nirgend iſt Herrnhut!

Als Lydie ihren Freund von ſterben reden hörte, ſtürzte ſie vor ſeinem Bette nieder, hing an ſeinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein, Jarno und Wilhelmen die Papiere und abzutragen Lydien, ſie zu entfernen.

Uns Himmels willen! rief Wilhelm, als ſie in dem Saal allein waren, was iſt das mit dem Grafen? Welche ein Graf iſt das, der ſich unter die Brüdergemeinde begiebt?

Den Sie ſehr wohl kennen, verſetzte Jarno. Sie ſind das Geſpenſt, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt. Sie ſind der Bösewicht, der ſein artiges Weib in einen Zuſtand verſetzt, in dem ſie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.

Und ſie iſt Lotharie's Schweſter? rief Wilhelm. Nicht anders.

Und Lotharie weiß — ?

Alles.

O laſſen Sie mich ſterben! rief Wilhelm aus; wie kann ich vor ihm ſtehen? Was kann er ſagen?

Daß niemand einen Stein gegen den andern aufheben ſoll, und daß niemand lange Reden anfangen ſoll, um die Leute zu beſchämen, er müßte ſie denn vor dem Spiegel halten wollen.

Auch das wiſſen Sie?

Wie manches andere, verſetzte Jarno lächelnd; doch dießmal, fuhr er fort, werde ich Sie ſo leicht nicht wie das vorigemal loslaſſen, und vor meinem Werbeſold haben Sie ſich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen dieſen Argwohn nicht einflößen ſollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht geſehen habe, hat ſich vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürſten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältniſſen herausgeriſſen. Ich beſtrebte gern was vernünftig war, verſchwieg nicht wenn ich etwas abgeſchmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem böſen Maule zu reden. Das Menſchenpack fürchtet ſich vor nichts mehr, als vor dem Verſtande; vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchterlich iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bei Seite ſchaffen; dieſe iſt nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen, ich habe zu leben, und von meinem Plane ſollen Sie weiter hören. Sie ſollen Teil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber ſagen Sie mir, wie iſt es Ihnen ergangen? Ich ſehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben ſich verändert. Wie ſteht's mit Ihrer alten Grille, etwas ſchönes und ganzes in Geſellſchaft von Zigeunern hervorzubringen?

Ich bin geſtraft genug: rief Wilhelm aus; erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man ſpricht viel vom Theater, aber wer nicht ſelbſt darauf war, kann ſich keine Vorſtellung davon machen. Die völlig böſe Menſchen mit ſich ſelbſt unbekannt ſind, wie ſie ihr Geſchäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Gränzen ſind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erſte, ſondern auch der einzige ſeyn, jeder möchte gerne alle übrigen ausſchließen, und ſieht nicht, daß er mit ihnen zuſammen kaum etwas leiſtet; jeder bildet ſich wunderreiginal zu ſeyn, und iſt unfähig ſich in etwas zu finden was außer dem Schlendrian iſt: dabei eine unverbrennbare Unruhe nach etwas neuem. Mit welcher Heftigkeit werfen ſie gegen einander! und nur die ſkrupulöſe Eigenliebe, der beſchränkteſte Eigennutz macht, daß ſie ſich mit einander verbinden. Vom wechſelſeitigen Betragen iſt gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und ſchändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anſpruch auf die unbedingteſte Achtung, jeder iſt empfindlich gegen den mindeſten Tadel. Das hat er ſelbſt alles ſchon beſſer gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegenteil getan? Immer beobachtig und immer ohne Zutrauen. Kommt es, als wenn ſie ſich vor nichts ſo ſehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geſchmack, und nichts ſo ſehr zu erhalten ſuchten, als das Majeſtätsrecht ihrer perſönlichen Willkür.

Wilhelm holte Atem, um ſeine Litanei noch weiter fortzuſetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. Die armen Schauſpieler! rief er aus, warf ſich in einen Seſſel und lachte fort: die armen guten Schauſpieler! Wiſſen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er ſich einigermaßen wieder erholt hatte, daß Sie nicht das Theater, ſondern die Welt beſchrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Zügen und Handlungen zu Ihren bunten Pinſelſtrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, dieſe ſchönen Qualitäten ſeyen nur auf die Bretter gebannt.

Wilhelm faßte ſich, denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdroſſen. Sie können, ſagte er, Ihren Menſchenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß dieſe Fehler allgemein ſeyen.

Und es zeugt von Ihrer Unbekanntſchaft mit der Welt, wenn Sie dieſe Erſcheinungen dem Theater ſo hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauſpieler jeden Fehler, der aus dem Selbſtbetrug und aus der Begierde zu gefallen entſpringt; denn wenn er ſich und andern nicht etwas ſpielt, ſo iſt er nichts. Zum Schein iſt er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall doch ſchätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen ſuchen, denn beſtehen ſteht er da.

Sie erlauben, verſetzte Wilhelm, daß ich von meiner Seite wenigſtens lächele. Wie hätte ich geglaubt, daß Sie ſo billig, ſo nachſichtig ſeyn könnten.

Nein, bei Gott: dieß iſt mein ordentlicher, wohlbedachter Ernſt. Alle Fehler des Menſchen verzeih' ich dem Schauſpieler, keine Fehler des Schauſpielers verzeih' ich dem Menſchen. Laſſen Sie mich meine Klagelieder hierüber nicht anſtimmen, ſie würden heftiger klingen als die Ihrigen.

Der Chirurgus kam und dem Cabinet, und auf Befragen, wie ſich der Kranke befinde? ſagte er mit lebhafter Freundlichkeit: recht ſehr wohl, ich hoffe

ihm bald völlig wieder hergestellt zu sehen. Sogleich eilte er zum Saal hinaus, und erwartete Mikbelins Frage nicht, der schon den Mund öffnete, sich nochmals und dringender nach der Brieftasche zu erkundigen. Das Verlangen, von seiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno; er entdeckte ihm seinen Fall, und bat ihn um seine Beihülfe. Sie wissen so viel, sagte er, sollten Sie nicht auch das erfahren können?

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er zu seinem jungen Freunde: Seyn Sie ruhig, und lassen Sie sich weiter nichts merken, wir wollen der Sachen schon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lothario's Zustand, die Sache steht gefährlich, das sagt mir die Freundlichkeit und der gute Trost des Wundarztes. Ich hätte Lydien schon gern weggeschafft, denn sie nutzt hier gar nichts, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Heute Abend hoff' ich soll unser alter Medicus kommen, und dann wollen wir weiter rathschlagen.

Viertes Capitel.

Der Medicus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir schon kennen, und dem wir die Mittheilung des interessanten Manuscripts verdanken. Er besuchte vor allen Dingen den Verwundeten, und setzte mit dessen Befinden seinesweges zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung, den lieben sie nichts merken, als sie Abends zu Tische kamen.

Wilhelm begrüßte ihn aufs freundlichste, und erkundigte sich nach seinem Harfenspieler. — Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zu rechte zu bringen, versetzte der Arzt. — Dieser Mensch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeschränkten und wunderlichen Leben, sagte Jarno. Wie ist es ihm weiter ergangen? Lassen Sie mich es wissen.

Nachdem man Jarno's Neugierde befriedigt hatte, fuhr der Arzt fort: Nie habe ich ein Gemüth in einer so sonderbaren Lage gesehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindesten Antheil genommen, ja fast auf nichts gemerkt; bloß in sich gekehrt, betrachtete er sein doppeltes leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erschien. Wie rührend war es, wenn er von diesem traurigen Zustande sprach: Ich sehe nichts vor mir, nichts hinter mir, tief es aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der schrecklichsten Einsamkeit befinde; sein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entfernter unförmlicher Gespenst sich rückwärts scheu lehnt. Denn da ist keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor und Zurück, kein Wort drückt diesen immer gleichen Zustand aus. Manchmal ruf' ich in der Nacht dieser Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieses seltsame unbegreifliche Wort ist voll und klar gegen die Finsternis meines Zustandes. Kein Strahl einer Gottheit erscheint mir in dieser Nacht, ich weine meine Thränen alle mir selbst und um mich selbst. Nichts ist mir grausamer als Freundschaft und Liebe; denn sie allein locken mir den Wunsch ab, daß die Erscheinungen, die mich umgeben, wirklich seyn möchten. Aber auch diese bleiben Gespenster sind nur aus dem Abgrunde gestiegen, um mich zu ängstigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtseyn dieses ungeheuren Das seyns zu rauben.

Sie sollten ihn hören, fuhr der Arzt fort, wenn er in vertraulichen Stunden auf diese Weise sein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn sich ihm etwas aufdringt, das ihm nöthigt, einen Augenblick zu gestehen, eine Zeit sey vergangen, so scheint er wie erstaunt, und dann verwirrt er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erscheinung der Erinnerung. Eines Abends sang er ein Lied über seine grauen Haare; wir saßen alle um ihn her und weinten.

O, saufen Sie es mir: rief Wilhelm aus.

Haben Sie denn aber, fragte Jarno, nichts entdeckt von dem, was er sein Verbrechen nennt, nicht die Ursache seiner sonderbaren Tracht, sein Betragen beim Brande, seine Wuth gegen das Kind?

Nur durch Muthmaßungen können wir seinem Schicksale näher kommen; ihm unmittelbar zu fragen, würde gegen unsere Grundsätze seyn. Da wir wohl merken, daß er katholisch erzogen ist, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verschaffen; aber er entfernt sich auf eine sonderbare Weise jedesmal, wenn wir ihm dem Geistlichen näher zu bringen suchen. Daß ich aber Ihrem Wunsch, etwas von ihm zu wissen, nicht ganz unbefriedigt lasse, will ich Ihnen vermuthungsweise unsere Vermuthungen entdecken. Er hat seine Jugend in dem geistlichen Stande zugebracht; daher kommt er sein langes Gewand und seinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit seines Lebens unbekannt. Erst spät mag eine Verirrung mit einem sehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Gelübde das Daseyn gab, sein Gemüth völlig zerrüttet haben.

Sein größter Wahn ist, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unschuldigen Knaben bevorstehe. Erst fürchtete er sich vor Mignon, ob er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängstigte ihn Felix, und da er das Leben bei alle seinem Elend unendlich liebt, scheint seine Neigung gegen das Kind daher entstanden zu seyn.

Was haben Sie denn zu seiner Besserung für Hoffnung? fragte Wilhelm.

Es geht langsam vorwärts, versetzte der Arzt, aber doch nicht zurück. Seine bestimmten Beschäftigungen treibt er fort, und wer haben ihm gewohnt, die Zeitungen zu lesen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.

Ich bin auf seine Lieder neugierig, sagte Jarno.

Davon werde ich Ihnen verschiedene geben können, sagte der Arzt. Der dritte Sonn des Geistlichen, der seinem Vater die Predigten nachzuschreiben gewohnt ist, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgeschrieben, und mehrere Lieder nach und nach zusammengelesen.

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen, und sagte ihm: Sie müssen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden; ihre Position, und, ich darf wohl sagen, unbesonnene Liebe und Leidenschaft hindert das Barons Genesung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelassenheit, es ist gleich bei seiner guten Natur nicht gefährlich ist. Ein besonnen gesehen, wie ihm Lydie mit stürmischer Vergeßlichkeit, unbegreiflicher Angst und aus verschiedenen Zimmern ewalt, und — genug, setzte er nach einer Pause, mit einem Lächeln, binzu, der Medicus verlangt auch dringlichst, daß sie das Haus auf einige Zeit verlassen solle. Wir haben ihr erwandelt, eine sehr gute Freundin dalte sich in der Nähe auf, verlange sie zu sehen und erwarte sie jeden Augenblick. Sie hat sich bereden lassen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwei Stunden von hier wohnt. Dieser ist unterrichtet, und wird herzlich bedauern, daß Fräulein

Therese so eben weggefahren sey; er wird wahrscheinlich machen, daß man sie noch einholen könne. Lydie wird ihr nacheilen, und, wenn das Glück gut ist, wird sie von einem Orte zum andern geführt werden. Anfangs, wenn sie darauf bestehe, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widersprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen, der Kutscher ist ein geschickter Kerl, mit dem man noch Abende nehmen muß. Sie setzen sich zu ihr in den Wagen, unterhalten sie und dirigieren das Abenteuer.

Sie geben mir einen sonderbaren und bedenklichen Auftrag, versetzte Wilhelm; wie dasjenige ist die Gegenwart einer geraubten teuren Liebe: und ich soll selbst das Werkzeug dazu seyn? Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich jemanden auf diese Weise hintergehe: denn ich habe immer geglaubt, daß es und zu weit führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen.

Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf diese Weise, versetzte Jarno.

Bei Kindern möchte es noch hingehen, sagte Wilhelm, indem wir sie so zärtlich lieben und offenbar überlehren; aber bei unsers Gleichen, für die uns nicht immer das Herz so laut zu Stimme anruft, möchte es oft gefährlich werden. Doch glauben Sie nicht, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, daß ich bedrogen diesen Auftrag ablehne. Bei der Eifersucht, die mir Ihr Verstand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaften Wunsche, seine Genesung, durch welche Mittel sie auch möglich sey, zu befördern, mag ich mich gerne selbst vergessen. Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall seine Ueberzeugung für ihn verleugnen. Unsere liebste Leidenschaft, unsere besten Wünsche sind wir für ihn aufzuopfern schuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich schon die Qual voraussehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben.

Dagegen erwarte Sie auch keine geringe Belohnung, versetzte Jarno, indem Sie Fräulein Theresen kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt; sie beschämt hundert Männer, und sie möchte sie eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur all artige Heroinendarstellen in dieser zweideutigen Kultung herum gehen.

Wilhelm war betroffen; er hoffte in Theresen seine Amazone wieder zu finden, um sie mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und sich entfernte.

Die neue nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Gestalt wieder zu sehen, brachte in ihm die sonderbarsten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenstande ihrer aufrichtigsten und heftigsten Liebe hinterlistig zu entfernen im Begriff war, erschien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen stand vor der Thüre, Lydie zauderte einen Augenblick hinein zu steigen. Grüßt euren Herren nochmals, sagte sie zu dem alten Bedienten: der Alte bog sich wieder zurück. Thränen standen ihr im Auge, als sie im Fortfahren sich nochmals umwendete. Sie kehrte sich darauf zu Wilhelmen, nahm sich zusammen, und sagte: Sie werden an Fräulein Theresen eine sehr interessante Person finden. Mich wundert, wie sie in diese Gegend kommt: denn Sie werden wohl wissen, daß sie und der Baron sich heftig liebten. Ungeachtet der Entfernung war Lothario oft bei ihr; ich war damals um sie, es schien als ob sie nur für einander leben würden. Auf einmal aber verschwand sich's, ohne daß ein Mensch begreifen konnte warum. Er hatte mich kennen lernen, und ich leugne nicht, daß ich Theresen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihm nicht zurückstieß, als er auf einmal mich statt Theresen zu wählen schien. Sie betrug sich gegen mich, wie ich es nicht besser wünschen konnte, ob es gleich beinahe scheinen mußte, als hätte ich ihr einen so werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tausend Thränen und Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet! Erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verstohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in seiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich: fern von ihm hatte ich kein trockenes Auge, keinen ruhigen Pulsschlag. Einst verzog er mehrere Tage, ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg, und überraschte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieser unglückselige Handel dazwischen gekommen, so hätte ich ein himmlisches Leben geführt; und was ich ausgestanden habe, seitdem er in Gefahr ist, seitdem er leidet, sag' ich nicht, und noch in diesem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können.

Wilhelm wollte sich eben wähnen nach Theresen erkundigen, als sie bei dem Gerichtshalter vorfuhren, der an dem Wagen kam, und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Therese schon abgefahren sey. Er bot den Reisenden ein Frühstück an, sagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächsten Dorfe einzuhalten seyn. Man entschloß sich nachzufahren, und der Kutscher säumte nicht: man hatte schon einige Dörfer zurückgelegt und niemand angetroffen. Lydie bestand nun darauf, man solle umkehren; der Kutscher fuhr zu, als verstünde er es nicht. Endlich verlangte sie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das verabredete Zeichen. Der Kutscher erwiederte; wir haben nicht nöthig denselben Weg zurück zu fahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer ist. Er fuhr nun seitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich da sein bekannter Gegenstand zum Vorschein kam, gestand der Kutscher, er sey unglücklicher Weise irre gefahren, wolle sich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf sehe. Die Nacht kam herbei und der Kutscher machte seine Sache so geschickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht. Lydie schlief kein Auge: bei Mondschein fand sie überall Bekanntschaften, und immer verschwanden sie wieder. Morgens schienen ihr die Gegenstände bekannt, aber desto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen artig gebauten Landhause stille; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie sah sie starr an, sah sich um, sah sie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

Fünftes Capitel.

Wilhelm ward in ein Mansardenzimmerchen geführt; das Haus war neu, und so klein als es beinah nur möglich war, dabei freundlich und ordentlich.

Ja Theresen, die ihn und Lydien an der Kutsche empfangen hatte, fand er seine Anwesne nicht; es war ein anderes, ein stummelweit von ihr unterschiedenes Wesen. Vertrauen, ohne gross zu seyn, bewegte sie sich mit viel Lebendigkeit, und ihren hellen offnen Augen schien nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube, und fragte, ob er etwas bedürfe? Verzeihen Sie, sagte sie, daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oefterreich noch unangenehm macht; mein kleines Haus ist eben fertig geworden, und Sie werden dieses Stübchen eins, das meinen Gästen bestimmt ist. Wären Sie nur bei einem angenehmern Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müssen Sie vorlieb nehmen; meine Mamsell ist mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienst gelaufen, und ein Knecht hat sich die Hand perauisirt. Es thäte Noth, ich verrichtete alles selbst, und am Ende, wenn man sich darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man ist mit niemand mehr geplagt als mit den Dienstboten; es will niemand dienen, nicht einmal sich selbst.

Sie sagte noch manches über verschiedene Gegenstände, überhaupt schien sie gern zu sprechen. Wie denn fragte nach Lydien, ob er das gute Mädchen nicht sehen und sich bei ihr entschuldigen könnte!

Das wird jetzt nicht bei ihr wirken, versetzte Theresse; die Zeit entschuldigt, wie sie tröstet. Werte sind in beiden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht sehen. — Lassen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen, rief sie, als ich sie verließ; ich möchte an der Menschheit verzweifeln! So ein ehrliches Gesicht, so ein offnes Betragen und diese heimliche Tücke! Lothario ist ganz bei ihr entschuldigt; auch sagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: „Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich.“ In diesen nennet Lydie Sie auch, verdammt Sie mit den übrigen.

Sie ersetzt mir zu viel Ehre, indem sie mich schilt, versetzte Wilhelm; ich darf an die Freundschaft dieses trefflichen Mannes noch keinen Anspruch machen, und ihn dießmal nur ein unschuldiges Werkzeug. Ich will meine Handlung nicht loben; genug, ich kennte sie thun. Ich war von der Gesundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich lieber schätzen muß, als irgend jemand, den ich verehre sonst. O welch ein Mann ist das! Fräulein, was welche Menschen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft darf ich, so darf ich wohl sagen, zum ersten Mal ein Gespräch geführt; zum ersten Mal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern freundlicher, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen; was ich atmete, ward mir klar, und was ich meinte, kennte ich aussprechen. Leider war dieser Genuß erst durch allerlei Scenen unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung; dann ist bleibt für Sanftmuth, selbst mit Aufopferung meines Gefühls diesem trefflichen Kreise von Menschen meinen Einklang abzutragen.

Theresse hatte unter diesen Worten ihren Gast sehr freundlich angesehen. O, wie süß ist es, rief sie aus, seine eigne Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erst dann recht wir selbst, wenn uns ein anderer vollkommen Recht giebt. Auch ich denke über Lothario vollkommen wie Sie; nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; dafür schwärmen aber auch alle die für ihn, die ihm näher kennen, und das schmerzliche Gefühl, das sich in meinem Herzen zu seinem Andenken mischt, kann mich nicht abhalten, täglich an ihn zu denken. Ein Seufzer erweiterte ihre Brust, indem sie dieses sagte, und in ihrem reichen Auge blinkte eine schöne Thräne. Glauben Sie nicht, fuhr sie fort, daß ich so weich, so leicht zu rühren bin! Es ist nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Narbe am untern Augenlid, man hat mir sie glücklich abgebunden, aber das Auge ist seit der Zeit immer schwach geblieben, der gewaltsame Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier sah das Mädchen; Sie sehen keine Spur mehr davon.

Er sah keine Spur, aber er sah ihr ins Auge, es war klar wie Crystall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen.

Wir haben, sagte sie, nun das Lesenswerth unserer Verbindung ausgesprochen; lassen Sie uns sobald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; scheinen Sie mir ein kleines Vertrauen, und lassen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber die und da seinand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Sie eilte fort, und versprach ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte sehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünschte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen, sie kam ihm aus seinem Zimmer entgegen.

Als sie die enge und beinah steile Treppe einseln hinuntergehen mußten, sagte sie: das könnte alles weiter und breiter seyn, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um seiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm so werth machte. Wo ist der Verwalter? fragte sie, indem sie die Treppe völlig herunter kam. Sie müssen nicht denken, fuhr sie fort, daß ich so rein bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Aecker meines Freigutchens kann ich wohl selbst bestellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das kleine Gut erkauft hat, das ich nie und niemanden kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, seine Leute sind in dieser Gegend neu, und ich bitte ihnen gerne sich einzurichten.

Sie machten einen Spaziergang durch Aecker, Wiesen und einige Baumalleen. Theresse bedeutete den Verwalter in allem, sie konnte ihm von jeder Meinigkeit Rechenschaft geben, und Wilhelm hatte Ursache genug, sich über ihre Kenntniß, ihre Besinnlichkeit und über die Gewandtheit, wie sie in jedem Falle Mittel anzuwenden wußte, zu verwundern. Sie hielt sich nie zu lang auf, eilte immer zu den bedeutenden Punkten, und so war die Sache bald abgethan. Gehen unsern Herrn, sagte sie, als sie den Mann verabschiedete; ich werde ihn sobald als möglich besuchen, und wünsche vollkommene Besserung. Da könnte ich nun auch, sagte sie mit Lachein, als er weg war, bald wild und ausbündig werden; denn mein guter Nachbar wäre nicht angenehm, wir seine Hand zu geben.

Der Alte mit dem Podagra? rief Wilhelm; ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu so einem verzweifelten Entschluß kommen könnten? — Ich bin auch gar nicht verlegen! versetzte Theresse. Wohlbedenk ist jeder, der dem, was er bedarf, vorzubeugen

weiß; vielhabend zu ſeyn iſt eine läſtige Sache, wenn man es nicht verſteht.

Wilhelm zeigte ſeine Verwunderung über ihre Wirthſchaftskenntniſſe. — Entſchiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgeſetzte Beſchäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch mehr möglich, verſetzte Thereſe, und wenn Sie erſt erfahren werden, was mich dazu beleht hat, ſo werden Sie ſich über das ſondere Talent nicht mehr verwundern.

Sie fing nun, als ſie zu Hauſe anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er ſich kaum herumdrehen konnte; ſo eng waren die Wege, und ſo reinlich war alles beſtanzt. Er wußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte; denn da lag das Brennholz ſo accurat geſtapt, gehalten und geſparrt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre, und immer ſo liegen bleiben ſollte. Mein Stanlein alle Geſchäfte an ihren Plätzen, das Hühnchen war weiß und rein angeſtrichen und luſtig anzuſehen. Glad das Handwerk verſtehen kann, das keine ſchönen Verhältniſſe kennt, aber für Bedürfniß Dauer und Heiterkeit arbeitet, ſchien auf dem Platze vereinigt zu ſeyn. Man brachte ihm das Eſſen auf ſein Zimmer, und er hatte Zeit genug, Betrachtungen anzuſtellen. Beſonders fiel ihm auf, daß er nun wieder eine ſo intereſſante Perſon kennen lernte, die mit Lothario in einem nahen Verhältniſſe geſtanden hatte. Billig iſt es, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß ſo ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberſeelen an ſich ziehe! Wie weit verbreitet ſich die Wirkung der Männlichkeit und Würde! Wenn nur andere nicht ſo ſehr dabei zu kurz kämen! Ja geſtehe dir nur deine Furcht. Wenn du bereits beim Anagone wieder anfingſt, dieſe Geſtalt aller Geſtalten, du findeſt ſie, trotz aller deiner Hoffnungen und Träume, zu deiner Beſchämung und Demüthigung doch noch am Ende — als ſeine Braut.

Sechstes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne lange Weile zugebracht, als ſich gegen Abend ſeine Thüre öffnete, und ein junger artiger Jägerburſche mit einem Gruße hereintrat. Wollen wir nun ſpazieren gehen? ſagte der junge Menſch, und in dem Augenblick erkannte Wilhelm Thereſen an ihren ſchönen Augen.

Verzeihen Sie mir dieſe Maskerade, fing ſie an, denn leider iſt es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen ſoll, in der ich mich ſo gerne in dieſer Weiſe trug, will ich mir auch jene Tage auf alle Weiſe vergegenwärtigen. Kommen Sie! ſelbſt der Play, an dem wir ſo oft von unſern Jagden und Spaziergängen ausruhten, ſoll dazu beitragen.

Sie gingen, und auf dem Wege ſagte Thereſe zu ihrem Begleiter: es iſt nicht billig, daß Sie mich allein reden laſſen; ſchon wiſſen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das mindeſte von Ihnen; erzählen Sie mir indeſſen etwas von ſich, damit ich Mund bekomme. Ihnen auch meine Geſchichte, und meine Verhältniſſe vorzulegen. Leider hab' ich dort ſagte Wilhelm, nichts zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verwerrendſten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen. Ihr Blick und alles, was Sie umgiebt, Ihr ganzes Weſen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie ſich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem ſchönen reinen Wege in einer ſichern Folge gegangen ſind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie ſich nichts vorzuwerfen haben.

Thereſe lächelte und verſetzte: wir wollen abwarten, ob Sie auch noch ſo denken, wenn Sie meine Geſchichte hören. Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Geſprächen fragte ihn Thereſe: ſind Sie frei? — Ich glaube es zu ſeyn, verſetzte er, aber ich wünſche es nicht. — Gut! ſagte ſie, das deutet auf einen complicirten Roman, und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben.

Unter dieſen Worten ſtiegen ſie den Hügel hinan und lagerten ſich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. Hier, ſagte Thereſe, unter dieſem deutſchen Baume will ich Ihnen die Geſchichte eines deutſchen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an.

Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieſer Provinz, ein heiterer, karer, thätiger, wackrer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß er gegen eine Frau zu nachſichtig war, die ihn nicht zu ſchätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter ſagen! Ihr Weſen war dem ſeinigen ganz entgegengeſetzt. Sie war rauh, unbeſtändig, ohne Neigung weder für ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind; verſchwenderiſch, aber ſchön, freigebig, voller Talente, das Entzücken eines Cirkels, den ſie um ſich zu verſammeln wußte. Freilich war ihre Geſellſchaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieſer Cirkel beſtand meiſt aus Männern, denn keine Frau befand ſich wohl neben ihr, und noch weniger konnte ſie das Vertrauen irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Geſtalt und Geſinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Waſſer ſucht, ſo waren von der erſten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Ställe mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauſes ſchien, ſelbſt da ich noch ſpielte, mein einziger Inſtinct, mein einziges Augenmerk zu ſeyn. Mein Vater freute ſich darüber, und gab meinem kindiſchen Beſtreben fürſorgliche zweckmäßigſten Beſchäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht, und verhehlte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran, mit der Jahren vermehrte ſich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchſehen half, kannte ich ihn recht aufblühen, wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen ſah, ſo war es, als wenn ich in mich ſelbſt hinein ſähe, denn eben die Augen waren es, die mich zum vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben dem Muth, nicht eben der Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter; er entſchuldigte mich gelind, wenn ſie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm ſich meiner an, nicht als wenn er mich beſchützen, ſondern als wenn er meine guten Eigenſchaften nur entſchuldigen könnte. So ſetzte er auch keiner von ihren Neigungen Hinderniſſe entgegen; ſie fing an mit größter Leidenſchaft ſich auf das Schauſpiel zu werfen, ein Theater ward erbauet, an Männern fehlte es nicht von allen Alter und Geſtalten, die ſich mit ihr auf der Bühne darſtellten, an Frauen dagegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihren erſten Jugendjahren zu werden verſprach, mußte die zweiten Rollen

übernahmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorstellen, indeß meine Mutter sich die ersten Liebhaberinnen, Heldinnen und Soubrettenn aller Art verbeten. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da hereben standen, und für etwas anders, als sie waren, gehalten seyn wollten. Ich sah immer nur meine Mutter und Lydien, diesen Baron und jenen Secretär, sie mochten nun als Fürsten und Grafen, oder als Bauern erscheinen, und ich konnte mich begreifen, wie sie mir imponiren wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe sey, daß sie verliebt oder gleichgültig, geistig oder stockdumm seyen, da ich doch meist von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deßwegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern; ich pflegte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, beforgte das Abendessen, und hatte des andern Morgens, wenn sie noch lange schliefen, schon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die sie des Abends gewöhnlich übereinander geworfen zurückließen.

Meiner Mutter schien diese Thätigkeit ganz recht zu seyn, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben; sie betrachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß sie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: wenn die Mutter so ungeweiht seyn könnte als der Vater, so würde man wohl schwerlich diese Maad für meine Tochter halten. Ich konnte nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte, ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Person, und da ich ge wohnt war wie ein Faß des Gesinde zu beobachten; denn, im Vorbeygehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung; so fielen mir nach sich auch die Verhältnisse meiner Mutter und ihrer Gesellschaft auf. Es ließ sich wohl bemerken, daß sie nicht alle Männer mit abendländischen Augen ansahe; ich gab sonderer Acht, und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war, und bey dieser Gelegenheit selbst mit einer Leidenschaft bekannter wurde, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft verachtet hatte. Ich wußte alle ihre Zusammenkünfte, aber ich schwieg, und sagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten sie nicht unternehmen, ohne das Gesinde zu bestechen. Dieses fing an mir zu trauen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachlässigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entstanden, waren mir unerträglich, ich entdeckte, ich sagte alles meinem Vater.

Er hörte mich anfangs an. Guter Kind, sagte er zuletzt mit Lächeln, ich weiß alles; sey ruhig, er traue es mir Geduld, denn es ist nur um deinetwillen, daß ich es leide.

Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich schalt meinen Vater im Stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Ursache willen sich etwas zu dulden brauche; ich beharrte auf der Ordnung, und ich war entschlossen, die Sache aufs äußerste kommen zu lassen.

Meine Mutter war reich von sich, verachtete aber doch mich, als sie sollte, und dieß gab mir so wohl merkte, manche Erklärung zwischen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht abzuhelfen, bis die Leidenschaften meiner Mutter selbst eine Art von Entwicklung hervorbrachten.

Der erste Lisdaher ward auf eine eclatante Weise anderen: das Haus, die Gegend, ihre Verhältnisse waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einsam; sie wollte nach der Stadt, da galt sie nicht genug. Ich weiß nicht, was alles zwischen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entschloß sich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfahre, in eine Reise, die sie nach dem südlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel; ja ich glaube, daß mein Vater nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart auch schon mit einer ansehnlichen Summe abkaufte. Alles nöthige Gesinde ward abgeschafft, und das Gilet seinen unsere Ordnung zu begünstigen; wir hatten einige sehr gute Jahre, alles gelang nach Wunsch. Aber leider dauerte dieser frohe Zustand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Seite lähmte, und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles erraten, was er verlangte, denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängstlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein seyn wollte; er deutete mit heftiger Geberde, daß jedermann sich entfernen sollte, und wenn wir uns allein sahen, war er nicht im Stande, das rechte Wort hervor zu bringen. Seine Unbeholfenheit stieg aufs äußerste und sein Zustand betrübte mich im innersten Herzen. So viel konnte mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich besonders anging. Welches Verlangen fühlte ich nicht, es zu erfahren! Sonst kannt ich ihm alles an den Augen ansehen; aber jetzt war es vergebens! Selbst seine Augen sprachen nicht mehr. Nur so viel war mir deutlich: er wollte nichts, er begehrte nichts, er strebte nur mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte sich, er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig; und nicht lange, so war er todt.

Ich weiß nicht, wie sich bei mir der Gedanke festgesetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach seinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich suchte schon bei seinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts; nach seinem Tode ward alles versiegelt. Ich schrieb meiner Mutter und bot ihr an, als Verwalter im Hause zu bleiben; sie setzte es auf und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechselseitiges Testament zum Vorschein, wodurch sie im Besitz und Genuß von allem, und ich, wenigstens ihre ganze Lebenszeit über, von der abhängig blieb. Nun glaubte ich erst recht die Winke meines Vaters zu verstehen; ich bedauerte ihn, daß er so schwach gewesen war, auch nach seinem Tode ungerecht gegen mich zu seyn. Denn einige meiner Freunde wollten sogar behaupten, es sey beinah nicht besser, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich sollte das Testament anfechten, wozu ich mich aber nicht entschließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu sehr; ich vertraute dem Spielfall, ich vertraute mir selbst.

Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarschaft, die große Güter besaß, immer in guten Verhältnissen gestanden; sie nahm mich mit Freundlichkeit auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzustehen. Sie lebte sehr regelmäßig und liebte die Ordnung in allem, und ich half ihr treulich in dem Kampfe mit Verwalter und Gesinde. Ich bin weder geizig noch mißtrauisch, aber wir Weiber bestehen überhaupt viel ernsthafter als selbst ein Mann darauf, daß nichts verschleudert werde. Jeder Unterschleif ist und unverzeihlich; wir wollen, daß jeder nur ernähre, insofern er dazu berechtigt ist.

Nun war ich wieder in meinem Elemente, und trauerte still über den Tod meines Vaters. Meine Beschützerin war mit mir zufrieden, nur ein kleiner Umstand störte meine Ruhe. Lydie kam zurück; meine Mutter war grausam genug, daß arme Mädchen anzustellen, nachdem sie aus dem Grunde verworben war. Sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenschaften als Bestimmung anzusehen; sie war gewohnt, sich in nichts zu mäßigen. Als sie unvermuthet wieder erschien, nahm meine Wohlthäterin auch sie auf; sie wollte mir an die Hand gehn und traute sich in nichts schicken.

Um diese Zeit kamen die Verwandten und fünftigen Erben meiner Dame oft ins Haus, und der lustigen sich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte gar bald, wie sehr er sich vor allen andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeste Beziehung auf mich selbst. Er war gegen alle höflich, und bald schien Lydie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war selten bei der Gesellschaft; in seiner Gegenwart sprach ich weniger als gewöhnlich; denn ich will nicht leugnen, daß eine leidyafte Unterhaltung von jener mir die Märze des Lebens war. Ich sprach mit meinem Vater gern viel über alles, was begegnete. Was man nicht besprizt, bekennt man nicht recht. Keinen Menschen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von seinen Reisen, von seinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm so klar, so offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthschaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schicksale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beschränkten Reisenden, der immer nur seine Personen an die Stelle des Landes setzt, wovon er uns ein Bild zu geben verspricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte selbst; ich habe nicht leicht ein so reines Vergnügen empfunden.

Aber unaufgefordert sprach nur meine Zuhörerschaft. Als ich ihn einst Abends über die Frauen reden hörte. Das Gespräch machte sich ganz natürlich; einige Damen und der Nachbarschaft hatten uns besucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Gespräche geführt. Man sey ungerecht gegen unser Geschlecht, hieß es, die Männer wollten alle höhere Cultur für sich behalten, man wolle uns zu keinen Wissenschaften zulassen, man verlange, daß wir nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen seyn sollten. Lothario sprach wenig zu all diesem; als aber die Gesellschaft kleiner ward, sagte er auch hierüber offen seine Meinung. Es ist sonderbar, rief er aus, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist; und welche ist höher als das Regiment des Hauses? Wenn der Mann sich mit äußern Verhältnissen quält, wenn er die Besitzthümer herbei schaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverfassung Antheil nimmt, überall von Umständen abhängt, und, ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt; immer nur politisch seyn muß, wo er gern vernünftig wäre, verstecke, wo er offen, falsch, wo er redlich zu seyn wünschte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indessen derselbe eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das aufführen, was wir als recht und gut einsehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unsern Zwecken sind? Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fordern wir sie, als da, wo wir aufstehn und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die in sorgenden immer bereit seyn soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage, so wie der Nacht vorzustehn! sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und aufzuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von niemand abhängig, und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und, wenn das Glück gut ist, das dem Staate seyn, was seiner Gattin zu Hause so wohl anstieht.

Er machte darauf eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche. Ich ward roth, denn er beschrieb mich, wie ich leidte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um so mehr, da ich aus allen Umständen sah, daß er mich persönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ja erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich so sehr schätzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! Welche Aufmunterung war mir geworden!

Als sie weg waren, sagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: Schade, daß die Männer oft denken und reden, was sie doch nicht zur Ausführung kommen lassen, sonst wäre eine treffliche Partie für meine liebe Therese geradezu gefunden. Ich scherzte über ihre Aeußerung, und fügte hinzu, daß zwar der Verstand der Männer sich nach Hausbälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen seinen Weltstreit aufhalten können. Diese Worte sagte ich Lydien zum Spotte; denn sie merkte nicht, daß Lothario großen Eindruck auf sie gemacht habe, und auch er schien bei jedem neuen Besuche immer aufmerksamer auf sie zu werden. Sie war arm, sie war nicht von Stande, sie kannte an seine Heirath mit ihm denken; aber sie konnte der Wonne nicht widerstehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein es ist mir schon unendlich angenehm war, zu sehen, wohin meine Natur von einem so verehrten Manne gestellt und gerechnet werde, will ich doch nicht leugnen, daß ich damit mich ganz zufrieden war. Ich wünschte nun auch, daß er mich kennen, daß er persönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entstand bei mir dieser Wunsch ohne irgend einen bestimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

Der größte Dienst, den ich meiner Wohlthäterin leistete, war, daß ich die schönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen suchte. In diesen köstlichen Besitzungen, deren großen Werth Zeit und

Umstände immer vermehren. ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort, nirgends war Plan und Ordnung, und des Streitens und des Unrechts eins kein Ende. Manche Berge standen öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die alten Schläge. Ich beging alles selbst mit einem geschickten Forstmann, ich ließ die Waldungen messen, ich ließ schlagen, säen, pflanzen, und in kurzer Zeit war alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fort zu kommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu seyn, Mannskleider machen lassen, ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

Ich hörte, daß die Gesellschaft junger Freunde mit Lotharie wieder ein Jagen angestellt hatte; zum ersten Mal in meinem Leben fiel mir's ein zu scheuen, oder, daß ich mir nicht unrecht true, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unserm Jäger hinaus, um die Gesellschaft an der Gränze zu erwarten. Sie kam. Lotharie kannte mich nicht gleich; einer von den Neffen meiner Wohlthäterin stellte mich ihm als einen geschickten Forstmann vor, sprach über meine Jugend und trieb sein Spiel zu meinem Lobe so lange, bis endlich Lotharie mich erkannte. Der Neffe secundirte meine Absicht, als wenn wir es abgeredet hätten. Umständlich erzählte er, und dankbar, was ich für die Güter der Tante und also auch für ihn gethan hatte.

Lothario hörte mit Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich mit mir, fragte nach allen Verhältnissen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntnisse vor ihm ausbreiten zu können; ich bestand in meinen Examen sehr gut, ich legte ihm einige Vorschläge zu gewissen Verbesserungen zur Prüfung vor, er billigte sie, erzählte mir ähnliche Beispiele, und verstärkte meine Gründe durch den Zusammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblicke. Aber glücklicherweise wollte ich nur gehaust, wollte nicht geliebt seyn: denn — wir kamen nach Hause, und ich bemerkte mehr als sonst, daß die Aufmerksamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen schien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht, und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein schönes Vertrauen gegen mich, er redete mich in Gesellschaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und schien besonders in Haushaltungssachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich alles wüsse. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; sogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, sog er mich ins Gespräch, und ich suchte in seiner Abwesenheit mehr Kenntnisse von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Ich ward mir leicht, denn es wiederholte sich nur im Großen, was ich im Kleinen so genau wußte und kannte.

Er kam von dieser Zeit an öfter in unser Haus. Es ward, ich kann wohl sagen, von allem gesprochen, aber gewöhnlich ward unser Gespräch zuletzt immer ökonomisch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Mensch durch consequente Anwendung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Geldes, selbst durch gewissenhafte Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel geredet.

Ich widerstand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie sehr, wie herzlich wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß seine öftern Besuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigstens war auf das lebhafteste davon überzeugt, sie machte mich zu ihrer Vertrauten, und bedauerte sehr, wie mich noch einigemalen getröstet. Daß, was sie sehr zu wenig Vertrauen zu setzen schien, sich so bemerkbar machte, war ihr Ernst einer ernsthaften, dauernden Verbindung zeigte sich keine Spur, um so deutlicher sah ich den Hang des leichtsinnigen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

So standen die Sachen, als mich die Frau vom Hause mit einem unvermutheten Antrag überraschte. Lotharie, sagte sie, bietet Ihnen seine Hand an, und wünscht Sie in seinem Leben immer zur Seite zu haben. Sie verbreitete sich über meine Talente schaffen, und sagte mir, was ich so gerne andrete: daß Lotharie überzeugt sey, in mir die Person gefunden zu haben, die er so lange gewünscht hatte.

Das höchste Glück war nun für mich erreicht; ein Mann verlangte mich, den ich so sehr schätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, treue, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angebornen Neigung, meiner durch Uebung erworbenen Talents vor mir sah; die Summe meines ganzen Daseyns schien sich ins Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung, er kam selbst, er sprach mit mir allein, er reichte mir seine Hand, er sah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erste und letzte. Er vertraute mir seine ganze Lage, was ihm sein Amerikanischer Zeitzug gekostet, welche Schulden er auf seine Güter geladen, wie er sich mit seinem Großoheim einigermaßen darüber entzweit habe, wie dieser würdige Mann für ihn zu sorgen denke, aber freilich auf seine eigene Art; er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohlestehenden Manne doch nur mit einer haushältischen jedient sey; er hoffe durch seine Schwester den Alten zu bereden. Er teate mir den Zustand seines Vermögens, seine Plane, seine Aussichten vor, und erbat sich meine Meinung. War bis zur Einwilligung seines Oheims sollte es ein Geheimniß bleiben.

Kaum hatte er sich entfernt, so fragte mich Lydie: ob er etwa von ihr gesprochen habe? Ich sagte nein, und machte ihr lange Weile mit Erzählung von ökonomischen Gegenständen. Sie war unruhig, mißlaunig, und sein Betragen, als er wieder kam, verderbte ihren Zustand nicht.

Doch ich sehe, daß die Sonne sich in ihrem Umlaufe neigt: Es ist Ihr Glück, mein Freund, Sie hätten sonst die Geschichte, die ich mir so gerne selbst erzähle, mit allen ihren kleinen Umständen darzuthun müssen. Lassen Sie mich eilen. Wir nahen einer Epoche, bei der nicht nur zu verweilen ist.

Lotharie machte mich mit seiner trefflichen Schwester bekannt, und diese wußte mich auf eine freundliche Weise beim Obeim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unsre Wünsche, und ich kehrte, mit einer glücklichen Nachricht, zu meiner Wohlthäterin zurück. Die Sache war im Hause nun kein Geheimniß mehr, Lydie erfuhr sie, sie glaubte etwas Unmöglichkeit zu vernehmen. Als sie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verschwand sie auf einmal, und man wußte nicht, wohin sie sich verloren hatte.

Der Tag unserer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn schon oft um sein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreisen wollte, noch mals an sein Versprechen. Sie haben vergessen, sagte er, mir das Gedicht zu geben, worinnen Sie es soyasi wünschen. Es war so: ich hatte ein

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins,
Auf! trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des echten Weins.

Geschenk von einer Freundin, das ich sehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem Aussern Glase befestigt, inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf oben ihr Bild gemalt werden sollte, als sie mir unglücklicherweise durch den Tod entrissen wurde. Cottarie's Verlangen befriedigte mich in dem Augenblicke, da ihr Verlust nur noch sehr schmerzhaft war, und ich wünschte die Lücke, die sie mir in ihrem Geschenk zurückgelassen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkästchen, und eröffne es in seiner Gegenwart; kaum sieht er hinein, so erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers, er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerksamkeit, und fragt hastig: wen soll dies Portrait vorstellen? — Meine Mutter, versetzte ich. — Hätt' ich doch geschworen, rief er aus, es sey das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf. — Ob ich einerlei Person, versetzte ich lächelnd, und Sie haben alle Ihre Schwestermutter, ohne es zu wissen, kennen gelernt. Saint Alban ist der romantische Name, unter dem meine Mutter reist; sie befindet sich unter demselben noch gegenwärtig in Frankreich.

Ich bin der unglücklichste aller Menschen! rief er aus, indem er das Bild in das Kästchen zurück warf, seine Augen mit der Hand bedeckte und solcheid das Zimmer verließ. Er warf sich auf sein Pferd, ritt auf den Balcon und rief ihm nach; er kehrte sich um, warf mir eine Hand zu, entfernte sich eilig — und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Die Sonne ging unter, Therese sah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beiden schönen Augen füllten sich mit Thränen.

Therese schwieg, und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand; er fühlte sie mit Theilnehmung, sie trocknete ihre Thränen, und stand auf. Lassen Sie uns zurückgehen, sagte sie, und für die unsrigen sorgen!

Das Gespräch auf dem Wege war nicht lebhaft: sie kamen zur Gartenthüre herein, und sahen Lydien auf einer Bank sitzen; sie stand auf, wink ihnen aus, und begab sich ins Haus zurück; sie hatte ein Papier in der Hand, und zwei kleine Mädchen waren bei ihr. Ich sehe, sagte Therese, sie trägt ihren einzigen Trost, den Brief Cottarie's, noch immer bei sich. Ihr Freund versprach ihr, daß sie gleich, sobald er sich wohl befindet, wieder an seiner Seite leben soll; er bittet sie, so lange ruhig bei mir zu verweilen. An diesen Worten hängt sie, mit diesen Zeilen trocknet sie sich aber seine Freunde sind übel bei ihr angeschrieben.

Indessen waren die beiden Kinder herangekommen, deutlichen Theresen, und gaben ihr Rechenschaft von allem, was in ihrer Abwesenheit im Hause vorgenommen war. Sie sehen hier noch einen Theil meiner Beschäftigung, sagte Therese. Ich habe mit Lottarie's trefflicher Schwester einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinschaftlich, ich bilde die Lehrlinge und dienstfertigen Hausbedienten, und sie übernimmt den übrigen, an denen sich ein vorzüglicher Talent zeigt; denn es ist billig, daß man auf jede Weise für das Glück der Männer und der Haushaltung sorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, so werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Sanftheit, ihre Güte macht sie der Anbetung einer ganzen Welt würdig. Wilhelm getraute sich nicht zu sagen, daß er leider die schöne Gräfin schon kenne, und daß ihn sein vorübergehendes Verhältniß zu ihr auf ewig schmerzen werde; er war sehr zufrieden, daß Therese das Gespräch nicht fortsetzte, und ihn ihre Geschäfte sie in das Haus zurückzugehen nöthigten. Er befand sich nun allein, und die letzte Nacht, durch die junge schöne Gräfin auch schon genöthigt sey, durch Wortlosigkeit den Mangel an eignem Glück zu ersetzen, machte ihn äußerst traurig; er fühlte, daß er bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen. Er pries Theresen glücklich, daß selbst bei jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr selbst vorzugehen brauchte. Wie glücklich ist der über alles, rief er aus, der, um sich mit dem Schicksal in Einklang zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!

Therese kam auf sein Zimmer, und bat um Verzeihung, daß sie ihn störe. Hier in dem Wandschrank, sagte sie, steht meine ganze Bibliothek: es sind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufrede. Lydie verlangt ein geistliches Buch, es findet sich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich seyn; sie fehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzenei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht gesiwind genug aus dem Hause loswerden kann; ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensart mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse.

Sie suchten unter den Büchern, und fanden einige sogenannte Erbauungsschriften. Die Zukunft zu diesen Büchern, sagte Therese, hat Lydie von meiner Mutter gelernt: Schauspiele und Romane waren ihr Leben, so lange der Liebhaber treu blieb; seine Entfernung brachte sogleich diese Bücher wieder in Credit. Ich kann überhaupt nicht begreifen, sahr sie fort, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geschichten zu uns spreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschrieben sind, unsern Irrthümern Namen zu geben.

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte seinen Abend mit Revidiren der kleinen Bibliothek zu; sie war wirklich dies durch Zufall zusammen gekommen.

Therese blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, stets immer gleich; sie erzählte ihm die Folgen ihrer Denkungsart in verschiedenen Anfällen sehr umständlich. Ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wer sieben, was unsern Lesern zu wissen nöthig ist, hier ins Kurze zusammen.

Die Ursache von Lothario's rascher Entfernung ließ sich leider sehr leicht erklären; er war Theresens Mutter auf ihrer Reise begegnet, ihre Reize zogen ihn an, sie war nicht taub gegen ihn, und nun entfernte ihn diese unglückliche, schnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur selbst für ihn bestimmt zu haben schien. Therese blieb in dem reinen Kreise ihrer Beschäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie sich heimlich in der Nachbarschaft aufhalten habe. Sie war abgereist, als die Herrschaft sich aus unbekannten Ursachen, mehr entfernt

wurde, sie suchte sich Lothario zu nähern, und es schien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überrascht als mit Ueberlegung, mehr aus langer Weile als aus Vorsatz, ihren Wünschen begegnet sey.

Therese war ruhig darüber, sie machte keine weitern Ansprüche auf ihn, und selbst wenn er ihr Gatte gewesen wäre, hatte sie vielleicht Muth genug gehabt, ein solches Verhältniß zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht gestört hätte; wenigstens äußerte sie oft, daß eine Frau, die das Hauswesen recht zusammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantasie nachsehen und von seiner Rückkehr jederzeit gewiß seyn könne.

Theresens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht; ihre Tochter mußte es entgelten, denn sie erhielt wenig von ihr; die alte Dame, Theresens Beschützerin, starb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Capital zum Vermächtniß. Therese wußte sich sogleich in den engen Kreis zu finden. Lotharios vor ihr ein besseres Besitzthum an. Jarno machte den Unterhändler, sie schlug es aus. Ich will, sagte sie, im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Große mit ihm zu theilen; aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder anderer willen in Verlegenheit setzt, ich zuerst zu meinem werthen Freund, ohne Bedenken, die Zuflucht nehmen könne.

Nichts bleibt weniger verborgen und unangenehmer als zweideutige Thätigkeit. Kaum hatte sie sich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, so suchten die Nachbarn schon ihre nähere Bekanntschaft und ihren Rath, und der neue Besitzer der angränzenden Güter gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es nur auf sie ankäme, ob sie seine Hand annehmen und Erbe des größten Theils seines Vermögens werden wolle. Sie hatte schon gegen Wilhelmen dieses Verhältnisses erwähnt, und scherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

Es giebt, sagte sie, den Menschen nichts mehr zu toben, als wenn einmal eine Heirath geschieht, die sie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch sind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen; denn es sieht leider nach einer langen Zeit mit den meisten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermischung der Stände durch Heirathen verdienen nur in so fern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des andern seinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweise, die sie nicht mit einander theilen noch vertauschen können, und das ist's, warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen sind recht glückliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenne ich nur Eine Mißheirath, wenn sich seiern und respectiren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pächtersohn aus der Nachbarschaft meine Hand geben.

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren, und daß seine neue Freundin, ihm noch ein Abschiedswort bei Lydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Mädchen ließ sich bewegen, er sagte ihr einige freundliche Worte, sie verstand: den ersten Schmerz dar' ich überwunden. Lothario wird mir stets theuer seyn; aber seine Freunde kenne ich, es ist mir leid, daß er so umgeben ist. Der Abbe wäre übrig, wegen einer Grille die Menschen zu Narr zu lassen, oder sie gar dinein zu führen; der Arzt möchte gern alles ins Gleiche bringen; Jarno hat sein Gemüth, und Sie — wenigstens kennen Charakter! Fahren Sie nur so fort, und lassen Sie sich als Werkzeug dieser drei Menschen brauchen, man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange, mir ist es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider, ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimniß verbargen. Wozu diese verschlossenen Zimmer? diese wunderlichen Gänge? Warum kann niemand zu dem großen Thurm gelangen? Warum verbannten sie mich, so oft sie nur konnten, in meine Stube? Ja will gestehen, daß Eifersucht zuerst mich auf diese Entdeckung brachte, ich stürzte eine glückliche Nebenbuhlerin so voreilig vom Felsen. Nun glaube ich daß nicht mehr, ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint, aber eben so gewiß bin ich überzeugt, daß er von seinen künstlichen und falschen Freunden betrogen wird. Wenn Sie sich nun ihm verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden soll, was Sie an mir verbrochen haben, so befreien Sie ihn aus den Händen dieser Menschen. Doch was hoffe ich! Ueberreichen Sie ihm diesen Brief, wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf sein Wort verlasse. Ach! rief sie aus, indem sie aufstand und am Halse Theresens weinte: er ist von meinen Feinden umgeben, sie werden ihn zu bereden suchen, daß ich ihm nichts aufgetragen habe; o! der weiß Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth ist, ohne daß zandaz seyn zu dürfen.

Wilhelms Abschied von Theresen war heiterer; sie wünschte ihm bald wieder zu sehen. Sie kennen mich ganz, sagte sie: Sie haben mich immer reden lassen; es ist daß nächste Mal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwidern.

Auf seiner Rückreise hatte er Zeit genug, diese neue, helle Erscheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte sie ihm angethan! Er dachte an Mignon und Felix, wie allerliebst die Kinder unter einer solchen Aufsicht werden könnten; kaum dachte er an sich selbst, und städtische, welche Wonne es seine müsse, in der Nähe eines so ganz klaren menschlichen Wesens zu leben. Als er sich dem Schloß näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitenabsätzen mehr als sonst auf; er nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit Jarno oder den Abbe darüber zur Rede zu stellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schlosse kam fand er den edlen Lothario auf dem Wege der völligen Besserung; der Arzt und der Abbe waren nicht zu sehen. Jarno allein war geblieben. In langer Zeit hatte der Gefundene schon wieder aus bald allein, bald mit seinen Freunden. Sein Gespräch war ernsthaft und gedrängt, seine Unterhaltung belehrend und ermunternd, oft bemerkte man Spuren einer zarten Fröhlichkeit, ob er sie gleich zu verbergen suchte, und wenn sie sich wider seinen Willen zeigte, niemals zu mißbilligen schien.

So war er eines Abends sind bei Tische, ob er gleich heiter aufsah.

Sie haben heute gewiß ein Abenteuer erlebt? sagte endlich Jarno, und zwar ein angenehmes.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03789/153

„Wie Sie sich auf Ihre Leute verstehen!“ versetzte Lothario. „Ja, es ist mir ein sehr angenehmes Abenteuer begegnet. In einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht so reizend gefunden, als diesmal, da es mich so empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenseit des Wassers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren besucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich selbst glaubte: ich fühlte mich weich, und, bei wieder aufstehenden Kräften, wie neugeboren. Alle Gegenstände erschienen mir in eben dem Lichte, wie ich sie in frühern Jahren gesehen hatte, alle so lieblich, so anmuthig, so reizend, wie sie mir lange nicht erschienen sind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war, ich ließ mir sie aber ganz wohlgefallen. Ritt sachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menschen eine Krankheit sich gewünschen können, welche mild zu süßen Empfindungen stimmt. Sie wissen vielleicht, was mich ehemals so oft diesen Weg führte?“

Wenn ich mich recht erinnere, versetzte Jarno, so war es ein kleiner Liebeshandel, der sich mit der Tochter eines Pächters entsponnen hatte.

Man dürfte es wohl einen großen nennen, versetzte Lothario; denn wir hatten uns beide sehr lieb, recht im Ernst, und auch ziemlich lange. Zufälligerweise traf heute alles zusammen, mir die ersten Zeiten unserer Liebe recht lebhaft darzustellen. Die Knaben schütteten eben wieder Maikäfer von den Bäumen, und das Laub der Linden war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich sie zum ersten Mal sah. Nun war es lange, daß ich Marianetten nicht gesehen habe, denn sie ist weit weg verheirathet, nur dörte ich zufällig, sie sey mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu besuchen.

So war ja wohl dieser Spaziergang nicht so ganz zufällig?

Ich leugne nicht, sagte Lothario, daß ich sie anzutreffen wünschte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, sah ich ihren Vater vor der Thüre sitzen; ein Kind von ungefähr Einem Jahre stand bei ihm. Als ich mich näherte, sah eine Frauensperson schnell eben zum Fenster heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich jemand die Treppe herunter springen. Ich dachte gewiß, sie sey es, und, ich will's nur gestehn, ich schmeichelte mir, sie habe mich erkannt, und sie komme mir eilig entgegen. Aber wie beschämt war ich, als sie zur Thüre heraus sprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig actrifiet, als ich, wie sie hinein eilte, an ihrem Nacken und an dem fortfliegenden Tuch eine merkliche Röthe zu sehen glaubte.

Ich hielt still und sprach mit dem Vater, und schielte indessen an den Fenstern herum, ob sie sich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und so ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert: denn ob ich gleich kaum das Gesicht gesehen hatte, so schien sie mir fast gar nicht verändert, und zehn Jahre sind doch eine Zeit: ja sie schien mir jünger, eben so schlank, eben so leicht auf den Füßen, der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange eben so reich der liebenswürdigsten Röthe empfindlich. Dabei Mutter von sechs Kindern, vielleicht noch von mehrern. Es hatte diese Erscheinung so gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um so mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt, und an dem nächsten Walde erst umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. Es sehr mich auch der fallende Thau an die Vorschrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher gewesen wäre, gerade nach Hause zu kehren, so nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pantheons zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geschöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mir einen leichten Hecke umgangen ist. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Person, nach der ich verlangte.

Da mir gleich die Abendsonne in den Augen lag, sah ich doch, daß sie sich am Zaune beschäftigte, der sie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an sie kam, hielt ich still, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Reben, die eine leise Luft hin und her wehte, machten mir ihre Gestalt undeutlich. Ich redete sie an, und fragte, wie sie lebe. Sie antwortete mir mit halber Stimme: ganz wohl. Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beschäftigt war Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit sie zu fragen: wo denn ihre übrigen Kinder seyen? Es ist nicht mein Kind, sagte sie, das wäre früh: und in diesem Augenblick schickte sich's, daß ich durch die Zweige ihr Gesicht genau sehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erscheinung sagen sollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Fast jünger, fast jünger, als ich sie vor zehen Jahren gekannt hatte. Sind Sie denn nicht die Tochter des Pächters? fragte ich bald verwirrt. Nein, sagte sie, ich bin ihre Muhme.

Aber Sie gleichen einander so außerordentlich, versetzte ich.

Das sagt jedermann, der sie vor zehen Jahren gekannt hat.

Ich fuhr fort, sie verschiedenes zu fragen; mein Irrthum war mir angenehm, ob ich ihn gleich schon entdeckt hatte. Ich kannte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückseligkeit, das vor mir stand, nicht losreißen. Das Kind hatte sich indessen von mir entfernt, und war Blumen zu suchen nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Anstand, und eilte dem Kinde nach.

Indessen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hause ihres Vaters sey, und indem ich ritt, beschäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob sie selbst, oder die Muhme das Kind vor den Pferden gerettet habe. Ich wiederholte mir die ganze Geschichte mehrmals im Sinne, und ich wußte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich gewirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Ueberreste dieser Stimmung erlöse.

Es pflegt in vertraulichen Bekenntnissen ähnlicher Liebesbegebenheiten wie mit Gespenstergeschichten zu gehen: ist nur erst eine erzählt, so stießen die übrigen von selbst zu.

Unsere kleine Gesellschaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieser Art. Lothario hatte am meisten zu erzählen. Jarno's Geschichten trug n alle einen eigenen Charakter, und was Wilhelm zu gestehen hatte, wissen wir schon. Indessen war ihm lange, daß man ihn an die Geschichte mit der Gräfin erinnern mochte; allein niemand dachte derselben auch nur auf die entfernteste Weise.

Es ist wahr, sagte Lothario, angenehmer kann keine Empfindung in der Welt seyn, als wenn das

Herz nach einer gleichgültigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstande wieder öffnet, und doch wollt' ich diesem Glück für mein Leben entsagt haben, wenn mich das Schicksal mit Theresen hätte verbinden wollen. Allein ist nicht immer Jünglings- und man sollte nicht immer Kind seyn. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter seyn, als eine Gattin zu finden, die übereinstimmt, die wirkt, und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige annimmt, was die seinige liegen lassen muß, deren Geschäftigkeit sich nach allen Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgehen darf. Welchen Himmel hatte ich mir mit Theresen geträumt! Nicht den Himmel eines schwärmerischen Glücks, sondern eines sichern Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Genügsame, und eine Seele, stark das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen. Ach ich sah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geschichte Frauen sehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erscheinen; diese Klarheit über die Umstände, diese Gewandtheit in allen Fällen, diese Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so gut bewahrt, ohne daß sie jemals daran zu denken scheinen. Sie können wohl, fuhr er fort, indem er sich lächelnd gegen Wilhelmen wendete, mir verzeihen, wenn Therese mich Aurelien entführte; mit jener konnte ich ein heiteres Leben hoffen, da bei dieser auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.

Ich leugne nicht, versetzte Wilhelm, daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien sehr streng zu tadeln.

Auch verdient es Tadel, sagte Lothario; ich hätte meine Freundschaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechseln sollen, ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die sie verdiente, eine Neigung eindrängen sollen, die sie weder erregen, noch erhalten konnte. Ach sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte, und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.

Ich sey dem, erwiderte Wilhelm, wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht verwerfen, daß unsere Gesinnungen und Handlungen auf eine sonderbare Weise von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewisse Pflichten sollten wir niemals aus den Augen setzen. Die Asche der Freundin ruhe sanft: wir wollen, ohne uns zu schelten und sie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab streuen. Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, lassen Sie mich fragen, warum Sie sich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, dessen sich jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar vernachlässigen können. Wie können Sie, bei Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verlassen? Sie haben diese ganze Zeit noch mit keiner Silbe an das öffentliche Geschäft gedacht, von diesem Anwurfe so viel zu erzählen wäre.

Von wem reden Sie? versetzte Lothario, ich verstehe Sie nicht.

Von wem anders, als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem schönen Kinde, dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater sich seiner annimmt?

Sie irren sehr, mein Freund, rief Lothario: Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigsten von mir. Ich weiß von keinem Kinde, sonst würde ich mich deß- sen mit Freuden annehmen; aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geschöpf als eine Verlassenschaft von ihr ansehen, und für seine Erziehung sorgen. Hat sie sich denn irgend etwas merken lassen, daß der Knabe ihr, daß er mir angehöre?

Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben, es war aber einmal so angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Ich kann, fiel Jarno ein, einigen Aufschluß hierüber geben. Eine alte Weis, daß Sie oft müssen gesehen haben, brachte das Kind zu Aurelien, sie nahm es mit Leidenschaft auf, und dieß ist ihre Leiden durch seine Gegenwart zu lindern: auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.

Wilhelm war durch diese Entdeckung sehr unruhig geworden, er gedachte der guten Mignon neben dem schönen Felix auf das lebhafteste, er zeigte seinen Wunsch, die beiden Kinder aus der Nähe, in der sie sich befanden, herauszuziehen.

Wir wollen damit bald fertig seyn, versetzte Lothario. Das wunderliche Mädchen überraschen wir Theresen, sie kann unmöglich in besserer Hände gerathen, und was den Knaben betrifft, den dächt' ich, nähmen Sie selbst zu sich: denn was sogar die Frauen an uns angenehm zurück lassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abquälen.

Ueberdampf dächte ich, versetzte Jarno. Sie entsagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal ein Talent haben.

Wilhelm war betroffen; er mußte sich zusammennehmen, denn Jarno's harte Worte hatten seine Eigenliebe nicht wenig verletzt. Wenn Sie mich das von überzeugen, versetzte er mit gezwungenem Lächeln, so werden Sie mir einen Dienst erweisen, es ist gleich nur ein trauriger Dienst ist, wenn man uns aus einem Lieblingsträume aufschüttelt.

Ohne viel weiter darüber zu reden, versetzte Jarno, möchte ich Sie nur antreiben, erst die Kinder zu holen; das übrige wird sich schon geben.

Ich bin bereit dazu, versetzte Wilhelm; ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Geschäft des Knaben etwas näheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wiederzusehen, das sich mit so vieler Eigenheit an mich geschlossen hat.

Man ward einig, daß er bald aufreisen sollte.

Den andern Tag hatte er sich dazu vorbereitet, das Pferd ward gesattelt, nur wollte er noch von Lothario Abschied nehmen. Als die Chaise bereit kam, setzte man sich wie gewöhnlich zu Tische, ohne auf den Hausherrn zu warten, er kam erst spät, und setzte sich zu ihnen.

Ich wollte wetten, sagte Jarno. Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe gestellt. Sie haben der Begierde nicht widerstehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzusehen.

Errathen! versetzte Lothario.

Lassen Sie uns hören, sagte Jarno, wie ist es abgelaufen? Ich bin äußerst neugierig.

Ich leugne nicht, versetzte Lothario, daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich hatte daher den Entschluß, nochmals hinzureiten, und die Personen wirklich zu sehen, deren verstümmeltes Bild nur eine so angenehme Illusion gemacht hatte. Ich flog schon in einiger Entfernung vom Hause ab, und ließ die Pferde bei Seite führen, um die Kinder nicht zu stören, die vor dem Thore spielten. Ich ging in das Haus, und von unserer kam sie mir entgegen, denn sie war es selbst, und ich erkannte sie

ungeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war ſtärker geworden, und ſchien größer zu ſeyn; ihre Anmuth glühte durch ein geſetzteres Weſen durchdurch, und ihre Mutterwürde war in ein ſtilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den ſie ſonſt ſo leicht und frei trug, hing ein wenig geſenkt, und leiſe Falten waren über ihre Stirne gezogen.

Sie ſchlug die Augen nieder, als ſie mich ſah, aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, ſie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abweſend, nach ihren Kindern, ſie trat an die Thüre und rief ſie herbei, alle kamen und verſammelten ſich um ſie. Es iſt nichts reizender, als eine Mutter zu ſehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, von hoch nur etwas zu ſagen; ſie bat mich hinein zu treten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; ſie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch alles auf dem alten Platze fand, und — ſonderbar! die ſchöne Muhme, ihr Ebenbild, ſaß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Geſtalt ſo oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das ſeiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und ſo ſtand ich in der ſonderbaren Gegenwart, zwiſchen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Begirk Blüthen und Früchte ſtufenweis neben einander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfriſchung zu holen, ich gab dem ehemals ſo geliebten Geſchöpfe die Hand und ſagte zu ihr: ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu ſehen. — Sie ſind ſehr gut, mir das zu ſagen, verſetzte ſie; aber auch ich kann Ihnen verſichern, daß ich eine unausſprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünſcht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wieder zu ſehen; ich habe es in Augenblicken gewünſcht, die ich für meine letzten hielt. Sie ſagte das mit einer geſetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals ſo ſehr an ihr entzückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlaſſe euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf ſeinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geſtalten, die er kannte und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre ſonderbaren Schickſale, die wenig Erfreuliches entwickelt, waren ihm ſchmerzlich gegenwärtig. Ach! rief er aus, arme Mariane! was wurde ich noch von dir erfahren müſſen! Und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeiſt, dem ich ſo viel ſchuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umſtänden treff' ich dich vielleicht. Wenn du mir einſt wieder begegneſt!

In der Stadt war niemand von ſeinen Bekannten zu Hauſe; er eilte auf das Theater, er glaubte ſie in der Probe zu finden; alles war ſtill, das Haus ſchien leer, doch ſah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aurelien alte Decorien reſtaurirt. Leinwand zu einer neuen Decoration zuſammenzuziehen; es fiel nur ſo viel Licht herein, als nöthig war, ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon ſaßen neben ihr auf der Erde; beide hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, ſagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchſtaben kennte, als wenn er auch zu leſen verſtünde.

Die Kinder ſprangen auf und begrüßten den Ankommenden; er umarmte ſie auf's zärtlichſte und ſetzte ſie näher zu der Alten. Biſt du ein? ſagte er zu ihr mit Ernſt, die dieſes Kind Aurelien zugeführt hatte. Sie ſah von ihrer Arbeit auf, und wendete ihr Geſicht zu ihm; er ſah ſie in vollem Lichte, erſchrak, trat einige Schritte zurück; es war die alte Barbara.

Wo iſt Mariane? rief er aus. — Weit von hier, verſetzte die Alte.

Und Felix? . . .

Iſt der Sohn dieſer unglücklichen nur allzuzärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns geſtiftet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie ſo glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!

Sie ſtand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt ſie feſt. Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen, ſagte Sie, laſſen Sie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und ſchmerzen wird. Sie entfernte ſich, und Wilhelm ſah den Knaben mit einer ängſtlichen Fremde an; er durfte ſich das Kind noch nicht zueignen. Er iſt beim, rief Mignon, er iſt beim, und drückte das Kind an Wilhelms Knie.

Die Alte kam, und überreichte ihm einen Brief. Hier ſind Marianens letzte Worte, ſagte ſie.

Sie iſt todt! rief er aus.

Todt! ſagte die Alte; möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe erſparen können.

Ueberraſcht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die erſten Worte geleſen, als ihn ein bittrer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, ſtürzte auf eine Raſenbank, und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte ſich um ihn. Indeſſen hatte Felix den Brief aufgehoben, und gerirte ſeine Geſpielin ſo lange, bis dieſe nachgab, und zu ihm zweite und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt ſie zweimal zu hören. „Wenn dieſes Blatt jemals zu dir kommt, ſo erkenne deine unglückliche Geliebte. Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, deſſen Geburt ich nur einige Tage überlebe, iſt dein; ich ſterbe dir treu, ſo ſehr der Schein auch gegen mich ſprechen mag; mit dir verlor ich alles, was mich an das Leben feſſelte. Ich ſterbe zufrieden, da man mir verſichert, das Kind ſey geſund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr, leb wohl und vergiß mich nicht!“

Bleich ein ſchauerlicher und noch zu ſeinem Troſte halb räthſelhafter Brief; deſſen Inhalt ihm erſt recht fürchtbar ward, da ihn die Klarheit durchdrang und flammend verringen und widerbellten.

Da haben Sie es nun! rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er ſich erholt hatte; kaufen Sie dem Himmel, daß nach dem Verluſte eines ſo guten Mädchens, Ihnen noch ein ſo vortreffliches Kind übrig bleibt. Nimmt wird Ihrem Schmerze abnehmen, wenn Sie erwachen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich ſie geworden iſt, und was ſie Ihnen alles aufgeopfert hat.

Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden, rief Wilhelm aus, auf einmal trinken! Ueberzeuge mich, ja überrede mich nur, daß ſie ein gutes Mädchen war, daß ſie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unerſetzlichen Verluſt.

Es iſt jetzt nicht Zeit, verſetzte die Alte, ich habe zu thun, und wünſchte nicht, daß man mich beſuchen könnte. Laſſen Sie es ein Geheimniß ſeyn, daß

Heil Ihnen angetörbt; ich hätte über meine übertriebene Verstellung zu viel Vorwürfe von der Gesellschaft zu erwarten. Mignon verräth uns nicht, sie ist gut und verschwiegen.

Ja wußte es lange und sagte nichts, versetzte Mignon. — Wie ist es möglich! rief die Alte — Wieder? sagt Wilhelm ein.

Der Geist hat mir's gesagt.

Wo? wo?

Im Garbiber, da der Alte das Messer zog, rief mir's zu: Rufe seinen Vater, und da steigt er mir ein.

Wer rief denn?

Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe, ich war so ängstlich, ich zitterte, ich betete, da rief's und ich verstand's.

Wilhelm drückte sie an sein Herz, empfand ihr Fieber und entfernte sich. Er bemerkte erst jetzund, daß sie viel blässer und magrer geworden war, als er sie verlassen hatte. Madame Melina fand er von seinen Bekannten zuerst; sie begrüßte ihn aufs freundlichste. O! daß Sie doch alles, rief sie aus, bei uns finden möchten, wie Sie wünschten!

Ich gewinne daran, sagte Wilhelm, und erwarte es nicht. Gestehen Sie es nur, man hat alle Anstalten gemacht, mich entbehren zu können.

Warum sind Sie auch weggegangen? versetzte die Freundin.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Personen glauben wir zu sein! Wir denken alleine den Kreis zu schließen, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leere, Narrung und Athem stocken, und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas besseres, doch für etwas angenehmeres.

Und die Leiden unserer Freunde bringen wir nicht in Anschlag?

Auch unsere Freunde thun wohl, wenn sie sich bald finden, wenn sie sich sagen: da wo du bist, da wo du bleibst, wirke was du kannst, sey thätig und gefällig, und laß dir die Gegenwart besser seyn.

Bei näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet, und zog die ganze Aufmerksamkeit des Publikums an sich. Seine Rollen waren inzwischen durch Laertes und Serlatte besetzt worden, und beide tockten den Jarbaren einen weit lebhaftern Beifall ab, als er je mals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: sehn Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Capitalist, oder Gott weiß was werden wird! Wilhelm umarmte ihn, und fühlte ein vortreffliches feines Tuch an seinem Rocke; seine übrige Kleidung war einfach, aber alles vom besten Zeuge.

Lösen Sie mir das Räthsel! rief Wilhelm aus.

Es ist noch Zeit genug, versetzte Laertes, um zu erzählen, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vortheil zieht, und mir einen Theil davon abtritt; ich wollte viel darum geben, wenn ich mir dabei auf Zutrauen gegen die Weiber erwerben könnte: denn es ist eine höchst Nichts im Hause, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann seyn.

Sie wissen wohl noch nicht, sagte Madame Melina, daß sich indessen auch unser und eine Heirath gemacht hat? Serlo ist wirklich mit der schönen Cimire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertrautheit nicht mit ansehen wollte.

So unterbrachen sie sich über manches, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geist und dem Sinne der Gesellschaft nach, wirklich längst verabschiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren sonderbaren Besuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn alles schlief, und verlangte seine Vorbereitungen, eben als wenn das jüngste Mädchen sich zu einem Geliebten schleichen wollte. Er las indeß Mariannen Brief wohl hundertmal durch, las mit ausnehmendem Entzücken das süße Treue von ihrer geliebten Hand, und mit Entsetzen die Ankündigung ihres Todes, dessen Annäherung sie nicht zu flüchten schien.

Mitternacht war vorbei, als etwas an der halboffnen Thüre rauschte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat. Ich sei's, sagte sie, die Gespenster unserer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß ihr ungerührt davon sitzt, daß ihr nur um eure Neugierde zu befriedigen, mich so feierlich erwartet, und daß ihr euch setzt, wie damals, in eure kalte Eisenliebe hüllet, wenn uns das Herz bricht. Aber setzt her: so brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflasche hervor, so stellte ich die drei Gläser auf den Tisch, und so saßt ihr an, uns mit euren mitleidigen Kindergeschichten zu täuschen und einzuschläfern, wie ich euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wecken muß.

Wilhelm wußte nicht, was er sagen sollte, als die Alte wirklich den Stöpsel springen ließ, und die drei Gläser vollschenkte.

Trinkt! rief sie, nachdem sie ihr schäumendes Glas schnell ausgeleert hatte, trinkt! eh der Geist herauf kommt! Dieses dritte Glas soll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenossen vorüber gehen. Wie rein waren ihre Lippen, als sie euch das erste Beichen that! Ach! und nun auf ewig verstummt und erstarrt!

Sibylle! Furie! rief Wilhelm aus, indem er aufsprang und mit der Faust auf den Tisch schlug, welch ein böser Geist besitzt und treibt dich? Für wen hältst du mich, daß du denkst, die entsetzliche Geschichte von Mariannens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß du noch solche höllische Kunstgriffe brauchst, um meine Marter zu schärfen? Geht deine unersättliche Wuth so weit, daß du beim Todtenmahle schwelgen mußt, so trink und rede! Ich habe dich von jeher verachtet, und noch kann ich dich nur verachtet denken, wenn ich dich, ihre Geschwätzigkeit, nur anhöre.

Gemach, mein Herr! versetzte die Alte: Sie werden mich nicht aus meiner Fassung bringen. Sie sind und noch sehr entschuldet, und von einem Schuldner läßt man sich nicht übel beschimpfen. Aber Sie haben Recht, auch meine einfachste Erzählung ist Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Rausch und den Tod Mariannens, um die Ihrige zu bleichen.

Die Meuige! rief Wilhelm aus, welch ein Mährchen willst du beginnen?

Unterbrechen Sie mich nicht, fiel sie ein, hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen. Ich erinnere jetzt ganz genau, Haben Sie nicht es ist einerlei, als Sie bei uns waren, ein Blatt gefunden und mitgenommen?

Ja fand das Blatt rief, als ich es mitgenommen hatte: es war in das Halstuch vermuthlich, das ich aus unbändiger Liebe ergriff und zu mir steckte.

Was enthielt das Papier?

Die Aufsätzen eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächsten Nacht besser als gestern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eignen Augen gesehen, denn er schlich früh vor Tage aus Eurem Hause hinweg.

Sie können ihn gesehen haben; aber was bei uns vorgieng, wie traurig Mariane diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zubrachte, da werden Sie erst jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig seyn, weder lange noch geschwind. Daß ich Marianen betrübte, sah einem gewissen Vorherz zu ergehen; sie folgte, ja ich kann sagen, sie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte, er werde beständig seyn. Gleich darauf mußte er seine Reise machen und Mariane lernte Sie kennen. Was hatte ich da nicht auszustehen! was zu hindern! was zu erdulden! Oft rief ich manchmal, hättest du wenigstens Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschenkt, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem redlichen Verhältnisse gethan, was ich jetzt wider Willen verkauft habe. Sie überließ sich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine unumschränkte Gewalt über ihren Verstand, denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen: ich hatte keine Macht über ihr Herz, denn niemals neigte sie, was ich für sie that, wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz widersprach: nur der unbegwinglichen Noth gab sie nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drückend. In den ersten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwickelung von Umständen ihr Vermögen, das arme Mädchen war an wanderlei Bedürfnisse gewöhnt, und ihren kleinen Gemüth waren gewisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; für nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber geben als nehmen, und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genöthigt ward, sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden loszuwerden.

Und hätte sie, fuhr Wilhelm auf, sie nicht retten können?

O ja, versetzte die Alte, mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.

Abscheuliche, niederträchtige Kupplerin! so hast du das unglückliche Geschöpf geopfert? so hast du sie deiner Rache, deinem unersättlichen Heißhunger hingegeben?

Ihr thätet besser, Euch zu mäßigen, und mit Schimpfreden inne zu halten, versetzte die Alte. Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eure großen vornehmen Häuser, da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges, bimmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen aufsinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben, und mit gehender Treff finden, als bei ihr irgend eine erfahrne Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen disponiren zu können.

Schweig! rief Wilhelm; glaubst du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entschuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!

So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wieder meinen Willen die Ihre. Bei diesem Kontrakter habe ich mir wenigstens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück, er eilte Marianen zu sehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunst, um ihr Betragen zu entschuldigen: ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewissen geschärft habe, und daß man ein Gewissen, so lange es spricht, respectiren müsse. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und versprach ihm, mein Bestes zu thun. Er war reich und rob, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit, und liebte Marianen auf das äußerste. Er versprach mit Geduld, und ich arbeitete desto lebhafter, um ihm nicht zu sehr zu trauen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand; sie überredete sie, ja ich kann sagen, ich zwang sie endlich durch die Drohung, daß ich sie verlassen würde, an ihren Liebhaber zu schreiben, und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und stellten zufälliger Weise seine Antwort in den Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böses Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, so ging die Qual von neuem an; sie schwur, daß sie Ihnen nicht untreu werden könne, und war so leidenschaftlich, so außer sich, daß sie mir ein herzliches Mitleid abpreßte. Ich versprach ihr endlich, daß ich auch diese Nacht Norbergen beruhigen, und ihn unter allerlei Vorwänden entfernen wollte; ich bat sie zu Bette zu gehen, allein sie schien mir nicht zu trauen: sie blieb angezogen, und saß bei mir, bewegt und aufgewunt wie sie war, in ihren Kleidern ein.

Norberg kam; und ich suchte ihn abzuhalten, ich stellte ihm ihre Gewissensbisse, ihre Reue mit den schwärzesten Farben vor; er wünschte sie nur zu sehen, und ich ging in das Zimmer, um sie vorzubereiten; er stürzte mir nach, und wir traten beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, sprang mit Muth auf und entriß sich unsern Armen; sie beschwur und bat, sie flehte, drohte und versicherte, daß sie nicht nachgeben würde. Sie war unverschämt genug, über ihre wahre Leidenschaft einige Worte fallen zu lassen, die der arme Norberg im geistlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er sie, und sie schlich sich ein. Ich deutete ihm noch kaltes bei mir, und sprach mit ihm über ihren Zustand, daß sie guter Hoffnung sey, und daß man daß arme Mädchen schonen müsse. Er fühlte sich so sehr auf einen Knaben, daß er alles einging, was sie von ihm verlangte, und daß er versprach, lieber einige Zeit zu verreisen, als seine Gelüste zu ängstigen, und die durch diese Gemütsbewegungen zu schaden. Mit diesen Gesinnungen schlief er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache aufmerken haben, so hätte es zu Ihrer Glückseligkeit nichts weiter bedurft, als in den Blicken ihres Verwandlers zu lesen, den Sie so begünstigt, so zärtlich bieten, und dessen Erscheinung Sie zur Verzweiflung brachte.

Rabest Du wahr! sagte Wilhelm.

So wahr, sagte die Alte, als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen.

Ja, gewiß Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unsers nachtlichen Mercurs recht lebhaft darstellen könnte. Wie heiter machte sie auf!

wie freundlich rief sie mich herein! wie lebhaft dankte sie mir! wie verglich sie mich an ihren Vater! Nun, sagte sie, indem sie lächelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir selbst, mich an meiner Gestalt freuen. Da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie ist es möglich, daß ihr verwandten zu haben! welch eine himmlische Empfindung ist es, seinem Herzen zu folgen! Wie dank' ich dir, daß du bis meiner angekommen, daß du deine Klugheit, deinen Verstand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet hast! Steh mir bei, und erinne, was mich ganz glücklich machen kann!

Ich sah sie nach, ich wollte sie nicht reizen, ich schmeichelte ihrer Hoffnung, und sie liebkoste mich auf das zärtlichste. Entfernte sie sich einen Augenblick vom Fenster, so mußte ich Wache stehen; denn Sie sollten nun ein für allemal vorbei gehen, man wollte Sie wenigstens sehen; so ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts, zur gewöhnlichen Stunde, erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte schon an der Treppe, die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand sie zu meiner Verwunderung in ihrer Officierstracht, sie sah unaussprechlich heiter und reizend aus. Verdien' ich nicht, sagte sie, heute in Mannskracht zu erscheinen? Habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter soll mich heute wie das erste Mal sehen, ich will ihn so zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken, als damals: denn bin ich jetzt nicht viel mehr die Seine als damals, da mich ein erster Entschluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber, fuhr sie nach einigen Nachdenken hinzu, noch das' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erst das Aeußerste wagen, um seiner werth, um seines Besitzes gewiß zu sein; ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zustand offenbaren, und ihm alsdann überlassen, es er mich behalten oder verstoßen will. Diese Szene bereite ich ihm, bereite ich mir zu: und wäre sein Gefühl mich zu verstehen falsch, so würde ich alsdann ganz wieder mir selbst angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Trost finden, und alles erdulden, was das Schicksal mir auferlegen wollte.

Mit diesen Gesinnungen, mit diesen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen; Sie kamen nicht. O! wie soll ich den Zustand des Wartens und Hoffens beschreiben? Ich sehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Innigkeit du von dem Manne sprachst, dessen Grausamkeit du noch nicht erfahren hattest!

Gute liebe Barbara, rief Wilhelm, indem er aufsprang und die Alte bei der Hand faßte: es ist nun genug der Verstellung, genug der Verbergung. Dein gleichgültiger, dein ruhiger, dein zurückhaltender Ton hat dich verrathen. Gib mir Mariannen wieder! sie lebt, sie ist in der Nähe. Nicht umsonst hast du diese späte einsame Stunde zu deinem Besuche gewählt, nicht umsonst hast du mich durch diese entzückende Erscheinung vorbereitet. Wo hast du sie? Wo verbirgst du sie? Ich glaube dir alles, ich verspreche dir alles zu glauben, wenn du mir sie zeigst, wenn du sie meinen Armen wiedergiebst. Ihren Schatten habe ich schon im Arme gehalten, laß mich sie wieder in meine Arme fassen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will sie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über sich und dich Glück wünschen, ich will ihr meinen Arm anbieten. Komm! Wo hast du sie versteckt? Laß sie, laß mich nicht länger in Ungewißheit! Dein Endzweck ist erreicht. Wo hast du sie verborgen? Komm, daß ich sie mit diesem Kuß begrüße! daß ich wieder ihr beides Angesicht sehe!

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen, sie sah ihn starr an, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und ein ungewisser Schmerz ergriff sie. Welch ein unglücklicher Irrthum, rief sie aus, Sie Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich hatte sie verborgen, aber unter die Erde; weder das Grab der Sonne noch eine vertrauliche Kreye wird ihr beides Angesicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den Augenblick zurück, und sagen Sie ihm, da liegt deine Mutter, die dem Vater ungehört verkommt hat. Das liebe Herz schlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu sehen, nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie auf den Ausgang meiner Erzählung, ohne meines Mährchens; sie hatte Kammer hat sie aufgenommen, wovon dem Bräutigam folgt, worauf man seinem Gelüsten entgegen geht.

Sie warf sich auf die Erde an einem Stuhl nieder und weinte bitterlich: Wilhelm war zum ersten Male völlig überzeugt, daß Mariane todt sey; er verfiel also in einen traurigen Zustand. Die Alte richtete sich auf, ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen, rief sie, und warf ein Packet auf den Tisch. Hier diese Briefkasten mögen völlig Ihre Grausamkeit bekennen; lesen Sie diese Blätter mit trocknen Augen durch, wenn es Ihnen möglich ist. Sie schlich leise fort, und Wilhelm hatte diese Nacht das Herz nicht, die Briefkasten zu öffnen, er hatte sie selbst Mariannen geschenkt, er wußte, daß sie jedes Blättchen, das sie von ihm erhalten hatte, sorgfältig darin aufbob. Den andern Morgen vermochte er es über sich; er öffnete das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen mit Bleistift von seiner eigenen Hand des sonderbaren entgegen, und riefen ihm jede Situation, von dem ersten Tage ihrer anmuthigen Bekanntschaft, bis zu dem letzten ihrer grausamen Trennung, wieder hervor. Allein nicht ohne die lebhaftesten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Blättern, die an ihn geschrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt sah, von Mehrern waren zurückgewiesen worden.

Keines meiner Blätter hat dich zu dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat dich nicht erreicht; daß du selbst diese grausamen Briefe gelesen? Seh ich dich nie wieder sehen? Noch einmal verlang' ich es, ich bitte dich: komm, o komm! ich verlange dich nicht zu behalten, wenn ich dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann.

Wenn ich sonst bei dir saß, deine Hände hielt, dir in die Augen sah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu dir sagte: lieber, lieber guter Mann! das schreibt du so gern, ich muß es dir so oft wiederholen, ich wiederhole es noch einmal: lieber, lieber guter Mann! sey gut, wie du warst, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!

Du hörst mich für sonstlich, ich bin es auch, aber nicht wie du denkst. Komm, damit ich nur den einzigen Trost habe, von dir ganz gekannt zu seyn, es gehe mir nachher, wie es wolle.

Nicht um meinetwillen allein, auch um dein selbst willen fleh' ich dich an, zu kommen. Ich fühle dir

unerträglichen Schmerzen, die du leidest, indem du mich fliehst; denn, daß unsere Trennung weniger grausam werde! Ich war vielleicht nie deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da du mich in ein gränzenloses Elend zurückstießest.

Bei allem, was heilig ist, bei allem, was ein menschliches Herz rühren kann, ruf' ich dich an! Es ist um eine Seele, es ist um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von denen dir eins ewig theurer seyn muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes aussprechen: daß Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist dein. Seitdem ich dich liebe, hat kein anderer mir auch nur die Hand gedrückt; o daß deine Liebe, daß deine Rechtschaffenheit die Gefährten meiner Jugend gewesen wären!

Du willst mich nicht hören? so muß ich denn zu letzt recht vollkommen, aber diese Blätter sollen nicht untergehen, vielleicht können sie noch zu dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme deiner Reue nicht mehr zu mir, nein Ohr erreichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Trost seyn: daß ich ohne Schuld gegen dich war, wenn ich mich auch nicht unschuldig nennen durfte.

Wilhelm konnte nicht weiter; er überließ sich ganz seinem Schmerz, aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes herein trat, dem er seine Empfindungen zu verbergen suchte. Dieser brachte einen Beutel mit Ducaten hervor, zählte und rechnete, und versicherte Wilhelmen: es sey nichts sachneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege sey, reich zu werden; es thune uns auch alsdann nichts fühlen oder abdarben. Wilhelm erinnerte sich seines Traums und lächelte; aber zugleich dachte er auch mit Schaudern: daß in jenem Traumgesichte Mariane ihn verlassen, um seinem verstorbenen Vater zu folgen, und daß beide zuletzt wie Geister schwebend sich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus seinem Nachdenken, und führte ihn auf ein Kaffeehaus, wo sich sogleich mehrere Personen um ihn versammelten, die ihn sonst gern auf dem Theater gesehen hatten; sie freuten sich seiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie sie hörten, die Bühne verlassen wolle; sie sprachen so bestimmt und verständig von ihm und seinem Spiele, von dem Grade seines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zu letzt ausrief: o wie unendlich werth wäre mir diese Theilnahme vor wenig Monaten gewesen! Wie belehrend und wie erfreulich! Niemals hätte ich mein Genüth so ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich so weit gekommen, am Publico zu verzweifeln.

Dazu sollte es überhaupt nicht kommen, sagte ein ältlicher Mann, der bevortrat: das Publicum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten als man glaubt; nur muß der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen: denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man wie sich zu Rathe geben, wenn man etwas thun und hervorbringen soll: wenn es aber gethan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammen setzen; denn diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug.

Das sollten sie eben nicht, sagte Wilhelm. Ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen werde.

So wollen wir denn laut werden, rief ein junger Mann, Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen alles einbeln, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind.

Wilhelm lehnte die Einladung ab, und bezog sich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder sprechen wollte, indem er sie von ihr weggenommen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum besten bei ihm verwahrt. Er verrieth sich, als er den sonnen Felix wieder ansichtig ward. O, mein Kind! rief er aus, mein liebes Kind! Er hub ihn auf, und drückte ihn an sein Herz. Vater! Was hast du mir mitgebracht, rief das Kind. Mignon sah beide an, als wenn sie warnen wollte, sich nicht zu verrathen.

Was ist das für eine neue Erscheinung? sagte Madame Melina. Man sagte die Kinder bei Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das strenge Geheimniß nicht schuldig zu seyn glaubte, entdeckte seiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina sah ihn lächelnd an. O! über die leichtgläubigen Männer! rief sie aus: wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden; aber dafür sehen sie sich auch ein anderr mal weder rechts noch links um, und wissen nichts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben. Sie kennte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.

Er sprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei sich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob sie sich gleich ungerne von beiden zugleich trennte, fand doch den Vorschlag gut, ja nothwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon schien einer freien Luft und anderer Verhältnisse zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte sich nicht erholen.

Lassen Sie sich nicht irren, fuhr Madame Melina fort, daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtsinnig geäußert habe. Der Alten ist freilich wenig zu trauen, doch wer Unwahrheit zu seinem Nutzen erfindt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich scheinen. Aurelien hatte die Alte vorgespielt, Felix sey ein Sohn Lothario's, und die Eigenheit, beiden wie Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen, oder sie von Herzen hassen. Felix kam herein gesprungen, sie drückte ihn an sich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hause, und bestellte die Alte, die ihn jedoch nicht eher, als in der Dämmerung, zu besuchen versprach: er empfing sie verdrießlich, und sagte zu ihr: Es ist nichts Schändlicheres in der Welt, als sich auf Lügen und Mährchen einzurichten! Schon hast du viel Böses damit gestiftet, und jetzt, da dein Wort das Glück meines Lebens

Auf! in der holden Stunde
Stoßt an, und küsset treu
Bey jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin,
Genießt die freye Weise
Und treuen Brudersinn?
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freyem Lebensblick,
Und alles was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust,
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freyer unsre Brust.

entscheiden könnte, jetzt steh' ich zweifelhaft, und wage nicht das Kind in meine Arme zu schließen, dessen ungetrübter Besitz mich äußerst glücklich machen würde. Ja kann dich, schändliche Creatur, nicht ohne Haß und Verachtung ansehen.

Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden soll, versetzte die Alte, ganz unerträglich vor. Und wenn's nun Euer Sohn nicht wäre, so ist es das scheußte, angenehmste Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um sich zu haben. Ist es nicht werth, daß Ihr Euch seiner annehmt? Verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm, nicht einen kleinen Unterhalt für mein dürftiges Leben? O! ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Gerechtigkeit reden; aber wie eine arme Creatur, deren geringstem Bedürfniß nichts entgegen kommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hülfe sieht, wie die sich durch die selbstischen Menschen durchdrücken, und im Stillen darben muß — davon würde manches zu sagen seyn, wenn ihr hören wolltet und könntet. Haben Sie Mariannens Brief gelesen? Es sind diejenigen, die sie zu jener unglücklichen Zeit schrieb. Vergebens suchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen diese Blätter zuzustellen; Ihr grausamer Schwager hatte Sie so umlagert, daß alle List und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht alles mit dem überein, was ich erzählt habe? Und setzt nicht Norbergs Brief die ganze Geschichte außer allen Zweifel?

Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

Haben Sie ihn nicht in der Brieftasche gefunden? versetzte die Alte.

Ich habe noch nicht alles durchlesen.

Geben Sie nur die Brieftasche her; auf dieses Document kommt alles an. Norbergs unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht, ein anderes von seiner Hand mag auch den Knoten lösen, insofern am Faden noch etwas gelassen ist. Sie nahm ein Blatt aus der Brieftasche. Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand, er nahm sich zusammen und las.

„Sag' mir nur, Mädchen, wie vermagst du das über mich? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttin selbst mich zum seufzenden Liebhaber umschaffen könnte. Anstatt mir mit offenen Armen entgegen zu eilen, gleitest du mich zurück; man hätte es wahrhaftig für Absehen nehmen können, wie du mich betrugst. Ich's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Lager in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwei Thüren davon. Es ist zu toll, sag' ich dir! Ich habe versprochen, dir einige Bedenkzeit zu lassen, nicht gleich in dich zu dringen, und ich möchte rasend werden über jede verlorne Viertelstunde. Habe ich dir nicht geschenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelst du noch an meiner Liebe? Was willst du haben? sag' es mir. Es soll dir an nichts fehlen. Ich wollte, der Pfaffe müßte verstummen und verdorren, der dir solches Zeug in den Kopf gesetzt hat. Mußtest du auch gerade an so einen kommen! Es giebt so viele, die unsern Leuten etwas nachzudenken wissen. Genug, ich sage dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wissen, denn ich gehe bald wieder weg, und wenn du nicht wieder freundlich und gefällig bist, so sollst du mich nicht wieder sehen....“

In dieser Art ging der Brief noch lange fort, drehte sich zu Wilhelms schmerzlichster Zufriedenheit immer um denselben Punct herum, und zeigte für die Wahrheit der Geschichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweites Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus diesen und mehreren Papieren nicht ohne tiefen Schmerz die Geschichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menschen nach und nach zahm gemacht, indem sie ihm den Tod Marianens meldete, und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix sein Sohn sey; er hatte ihr einigemal Geld geschickt, das sie aber für sich behielt, da sie Anreizen die Sorge für des Kindes Erziehung aufgewagt hatte. Aber leider dauerte dieser beinliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil seines Vermögens verpraßt, und wiederholte Liebesgeschichten sein Herz gegen seinen ersten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrscheinlich das alles lautete, und so sahen es zusammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, sich der Freude zu überlassen; er scheu sich vor einem Geschenke zu fürchten, das ihm ein übler Genius darreichte.

Ihre Zweifelsucht, sagte die Alte, die seine Gemüthsstimmung erriet, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie desto genauer auf ihn Acht, bemerken Sie seine Gaben, seine Natur, seine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach sich selbst wiederkennen, so müssen Sie schlechte Augen haben. Denn das versichere ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir sey niemand ein Kind unterschieben; aber es ist ein Glück für die Weiber, daß die Männer in diesen Fällen nicht so scharfsichtig sind.

Nach allem diesem setzte sich Wilhelm mit der Alten auseinander; er wollte den Felix mit sich nehmen, sie sollte Mignon zu Theresen bringen, und hernach eine kleine Pension, die er ihr versprach, wo sie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um sie auf diese Veränderung vorzubereiten. — Meister! sagte sie, behalte mich bei dir, es wird mir wohl thun und weh.

Er stellte ihr vor, daß sie nun herangewachsen sey, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müsse. — Ich bin gebildet genug, versetzte sie, um zu lieben und zu trauern.

Er machte sie auf ihre Gesundheit aufmerksam, daß sie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geschickten Arztes bedürfe. — Warum sey man für mich sorgen, sagte sie, da so viel zu sorgen ist?

Nachdem er sich viele Mühe gegeben, sie zu überzeugen, daß er sie jetzt nicht mit sich nehmen könne, daß er sie zu Personen bringen wolle, wo er sie öfters sehen werde, schien sie von alle dem nichts gehört zu haben. Du willst mich nicht bei dir? sagte sie. Vielleicht ist es besser. Schicke mich zum alten Harfenspieler, der arme Mann ist so allein.

Wilhelm suchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben sey. — Ich sehne mich jede Stunde nach ihm, versetzte das Kind.

Ich habe aber nicht bemerkt, sagte Wilhelm, daß du ihm so geneigt seyst, als er noch mit uns lebte.

Ja fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur seine Augen nicht sehen, aber wenn er schlief, setzte ich mich gern zu ihm, ich wartete ihm die Fliegen, und konnte mich nicht satt an ihm sehen.

O! er hat mir in schrecklichen Augenblicken beigestanden, es weiß niemand, was ich ihm schuldig bin. Hilf! ich nur den Weg gewußt, ich wäre schon zu ihm gelaufen.

Wilhelm stellte ihr die Umstände weitläufig vor, und sagte: sie sey so ein vernünftiges Kind, sie möchte doch auch diesmal seinen Wünschen folgen. — Die Vernunft ist grausam, versetzte sie, das Herz ist besser. Ich will hingehen, wohin du willst, aber laß mir meinen Felix!

Nach vielem Hin- und Widerreden war sie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben, und sie zusammen an Fräulein Therese zu schicken. Es ward ihm das um so leichter, als er sich noch immer fürchtete, den schönen Felix sich als seinen Sohn zuzueignen. Er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum, das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben seyn, und, ohne sich es zu gestehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel, und suchte dort Aehnlichkeiten zwischen sich und dem Kinde aufzufinden. Ward es ihm denn einen Augenblick recht wahrscheinlich, so drückte er den Knaben an seine Brust, aber auf einmal, erschreckt durch den Gedanken, daß er sich betrügen könne, setzte er das Kind nieder, und ließ es davonlaufen. O! rief er aus, wenn ich mir dieses unschätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entrissen, so wäre ich der unglücklichste aller Menschen!

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun seinen förmlichen Abschied vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er schon abgeschieden sey, und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr, seine zwei Schutzgeister hatten sich entfernt, und seine Gedanken eilten ihnen nach. Der schöne Knabe schwebte wie eine reizende ungewisse Erscheinung vor seiner Einbildungskraft, er sah ihn, an Theresens Hand, durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterin sich bilden; Therese war ihm noch viel werther geworden, seitdem er das Kind in ihrer Gesellschaft dachte. Selbst als Zuschauer im Theater erinnerte er sich ihrer mit Lächeln; heimde war er in ihrem Falle, die Vorstellungen machten ihm keine Illusion mehr.

Serlo und Melina waren äußerst höflich gegen ihn, sobald sie merkten, daß er an seinen vorigen Platz seinen weitern Anspruch machte. Ein Theil des Publicums wünschte ihn nochmals auftreten zu sehen; es wäre ihm unmöglich gewesen, und bei der Gesellschaft wünschte es niemand, als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abschied von dieser Freundin, er war gerührt, und sagte: wenn doch der Mensch sich nicht vermessen wollte, irgend etwas für die Zukunft zu versprechen! Das geringste vermag er nicht zu halten, gelegentliche wenn sein Versprechen Bedeutung ist. Wie schwer ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zusammen in jener unglücklichen Nacht versprach, da wir berauscht, fast verliebt und vermummt in eine elende Schenke zusammengedrängt waren. Wie erdrückt damals das Unglück meinen Muth und meinen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun ist aus allem dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlasse Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück ist, daß man mein Versprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß niemand mich jemals deshalb gemahnt hat.

Seyn Sie nicht ungerecht gegen sich selbst, versetzte Frau Melina; wenn niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, so werde ich es nicht verkennen: denn unser ganzer Zustand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht besessen hätten. Gibt es doch unsern Vorsätzen, wie unsern Wünschen, Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts verlangt zu haben.

Sie werden, versetzte Wilhelm, durch Ihre freundschaftliche Auslegung mein Gewissen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen.

Es ist auch wohl möglich, daß Sie es sind, versetzte Madame Melina, nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen. Leben Sie wohl. Wenn unsere äußern Umstände sich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergestellt haben, so entsteht in meinem Innern durch Ihren Abschied eine Lücke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird.

Wilhelm schrieb vor seiner Abreise aus der Stadt noch einen weitläufigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige Briefe gewechselt, aber weil sie nicht einig werden konnten, hörten sie zuletzt auf zu schreiben. Nun hatte sich Wilhelm wieder genähert, er war im Begriff, dasjenige zu thun, was jener so sehr wünschte, er konnte sagen: ich verlasse das Theater, und verbinde mich mit Mängern, deren Umgang mich, in jedem Sinne, zu einer reinen und sichern Thätigkeit führen muß. Er erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er so lange sich nicht darum bestimmt hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menschen sey, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußern Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen. Wilhelm hatte sich in diesem Falle befunden; er schien nunmehr zum ersten Mal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er treffe fort mit einem ganz andern Sinn, als das erste Mal; die Aussichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas frohes zu erleben.

Neuntes Capitel.

Als er nach Lothario's Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben, daß Lothario hingegangen sey, die hinterlassenen Güter in Besitz zu nehmen. Sie kommen eben zur rechten Zeit, sagte er, um mir und dem Abbe beizustehen. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde. Das Einzige war dabei bedenklich, daß ein ansehnliches Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Anlage hatte; nun sind wir fertig und auf entschlossen, mit jenem gar meine Sache zu machen, denn sonst hätten wir uns eine Noth und Verdruß daraus zu machen. Wir haben es so schnell als möglich mit einem klugen Manne zu thun.

Nun machen wir Calculs und Anschläge: auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, so daß jeder ein schönes Besitzthum erhält. Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt, man besah die Felder, Wiesen, Waldungen, und obgleich Jarno und der Abbe die Sache sehr gut zu verstehen schienen, so wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Therese von der Gesellschaft seyn möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit diesen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, seine Abenteuer und seine zweifelhafte Vaterschaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm so wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtsinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß sie manchmal in vertrauten Gesprächen, bei Tische und auf Spaziergängen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben, und dadurch wenigstens anzeigten, daß sie unter sich manches abzuthun hatten, das ihm verborgen sey. Er erinnerte sich an das, was Lydie gesagt hatte, und glaubte um so mehr daran, als eine ganze Seite des Schlosses vor ihm immer unzugänglich gewesen war. In gewissen Galerien und besonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang gesucht.

Eines Abends sagte Jarno zu ihm: wir können Sie nun so sicher als den unsern ansehen, daß es unbillig wäre, wenn wir sie nicht tiefer in unsere Geheimnisse einführten. Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er sich in einer größern Masse verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern. Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind; morgen früh, vor Sonnenaufgang, seyn Sie angezogen und bereit.

Jarno kam zur bestimmten Stunde, und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schlosses, dann durch einige Galerien, und sie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die stark mit Eisen beschlagen war. Jarno pochte, die Thüre that sich ein wenig auf, so daß eben ein Mensch hineinschlüpfen konnte. Jarno schob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen. Dieser fand sich in einem dunkeln und engen Verhältnisse, es war finster um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, stieß er schon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: Tritt herein! und nun bemerkte er erst, daß die Seiten des Raums, in dem er sich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein schwaches Licht hindurch schimmerte. Tritt herein! rief es nochmals; er hob den Teppich auf, und trat hinein.

Der Saal, in dem er sich nunmehr befand, schien ehemals eine Capelle gewesen zu seyn; anstatt des Altars stand ein großer Tisch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen, darüber schien ein ausgezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken; an den Seiten waren schön gearbeitete Schränke mit feinem Drahtgittern verschlossen, wie man sie in Bibliotheken zu sehen pflegt, nur sah er anstatt der Bücher viele Rollen aufgestellt. Niemand befand sich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenster Wilhelmen gerade entgegen, und bestrahlte ihn freundlich.

Setze Dich! rief eine Stimme, die von dem Altar her zu tönen schien. Wilhelm setzte sich auf einen kleinen Armstuhl, der wider der Vorhang des Gemäldes stand; es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte sich darein ergeben, es war schon die Morgensonne blendete; der Sessel stand fest, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete sich, mit einem kleinen Geräusche, der Vorhang über dem Altar, und zeigte, innerhalb eines Rahmens, eine leere, dunkle Oeffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte, und zu ihm sagte: Sollten Sie mich nicht wieder erkennen? Sollten Sie, unter andern Dingen, die Sie wissen möchten, nicht auch zu erfahren wünschen, wo die Kunstsammlung Ihres Großvaters sich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie sich des Gemäldes nicht mehr, das Ihnen so teuer war? Wo mag der kranke Königssohn wohl sein schmachten? — Wilhelm erkannte sogleich den Fremden, der, in jener bedrängten Nacht, sich mit ihm im Gasthause unterhalten hatte. Vielleicht, fuhr dieser fort, können wir jetzt über Schicksal und Charakter eher einig werden.

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang sich wieder rasch zusammenzog. Sonderbar! sagte er bei sich selbst, sollen zufällige Ereignisse einen Zusammenhang haben? Und das, was wir Schicksal nennen, sollte es bloß Zufall seyn? Wo mag wohl meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in diesen feierlichen Augenblicken daran?

Er hatte nicht Zeit weiter zu denken, denn der Vorhang öffnete sich wieder, und ein Mann stand vor seinen Augen, den er sogleich für den Landgeistlichen erkannte, der mit ihm und der lustigen Gesellschaft jene Wasserfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbe, ob er gleich nicht dieselbe Person schien. Mit einem heitern Gesichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: nicht vor Irrthum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihm seinen Irrthum aus vollen Backen anstreichen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange genug Hand, er kennet sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist. Der Vorhang schließt sich abermals, und Wilhelm hatte Zeit nachzudenken. Von welchem Irrthum kann der Mann sprechen? sagte er zu sich selbst, als von dem, der mich mein ganzes Leben verführt hat, daß ich die Bildung suchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringste Anlage hatte.

Der Vorhang riß sich schneller auf, ein Officier trat hervor, und sagte nur im Vorbeigehen: Lernen Sie die Menschen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann! Der Vorhang schloß sich, und Wilhelm brauchte sich nicht lange zu besinnen, um diesen Officier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte, und Spuld gewesen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie dieser bisher gekommen, und wer er sey, war Wilhelmen völlig ein Räthsel. — Wenn so viele Menschen an der Theil nahmen, seinen Lebensweg kennen lernten, und wußten, was darauf zu thun sey, warum führten sie ihn nicht ferngen? warum nicht ernsten?

warum begünstigten ſie deine Spiele, anſtatt dich davon wegzuführen?

Rechte nicht mit uns! rief eine Stimme: Du biſt gerettet, und auf dem Wege zum Ziel. Du wirſt deine beiner Thorheiten bereuen und ſeine zurück wünſchen, dein glücklicheres Schickſal kann einem Menſchen werden. Der Vorhang riß ſich von einander, und, in voller Rüſtung, ſtand der alte König von Dänemark in dem Raume. Ja du biſt der Geiſt deines Vaters, ſagte das Brüderlein, und ſterbe getroſt, da meine Wünſche für dich, mehr als ich ſie ſelbſt begriff, erfüllt ſind. Steile Gegenden laſſen ſich nur durch Umwege erſtimmen, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl, und gedenke mein, wenn du genießeſt, was ich dir vorbereitet habe.

Wilhelm war äußerſt betroffen, er glaubte die Stimme ſeines Vaters zu hören, und doch war ſie es auch nicht; er befand ſich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrenſten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat, und ſich hinter den grünen Tiſch ſtellte. Treten Sie herbei! rief er ſeinem verwandelten Freunde zu. Er trat herbei, und ſtieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. Hier iſt Ihr Lehrbrief, ſagte der Abbé, bedenken Sie ihn, er iſt von wichtigem Inhalt. Wilhelm nahm ihn auf, öffnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz, das Urtheil ſchwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln iſt leicht, Denken ſchwer; nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang iſt heiter, die Schwierigkeit iſt der Platz der Erwartung. Der Knabe ſtaunt, der Jüngling beſtimmt ihn, er lernt ſpielend, der Ernſt überraſcht ihn. Die Nachahmung iſt uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, ſeltner geſchätzt. Die Höhe zeigt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gern auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunſt kann gelehrt werden, der Künſtler braucht ſie ganz. Wer ſie halb kennt, iſt immer irre und redet viel; wer ſie ganz beſitzt, mag nur thun und redet ſelten oder ſpät. Jene haben keine Geheimniſſe und keine Kraft, ihre Lehre iſt wie gebackenes Brod ſchmackhaft und ſättigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht ſäen, und die Saatfrüchte ſollen nicht vermahlen werden. Die Worte ſind gut, ſie ſind aber nicht das Beſte. Das Beſte wird nicht deutlich durch Worte. Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte. Die Handlung wird nur vom Geiſte begriffen und wieder dargeſtellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten ſind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, iſt ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuſcher. Es ſind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zuſammen. Ihre Geſchwätzigkeit den Schüler zurück, und ihre dehnbare Mittelmäßigkeit ängſtigt die Beſten. Der echten Künſtlers Lehre ſpiegelt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, ſpricht die That. Der echte Schüler lernt auch dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert ſich dem Meiſter.

Genug! rief der Abbé, das übrige zu ſeiner Zeit. Jetzt ſehen Sie ſich in jenen Schränken um.

Wilhelm ging hin und las die Aufſchriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung Lothario's Lehrjahre, Jarno's Lehrjahre und ſeine eignen Lehrjahre daſelbſt aufgeſtellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren.

Darf ich hoffen, in dieſe Rollen einen Blick zu werfen?

Es iſt für Sie nunmehr in dieſem Zimmer nichts verſchloſſen.

Darf ich eine Frage thun?

Ohne Bedenken! und Sie können entſcheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächſt am Herzen liegt, und am Herzen liegen ſoll.

Gut denn! Ihr ſonderbaren und weiſen Menſchen, deren Blick in ſo viel Geheimniſſe dringt, könnt Ihr mir ſagen, ob Felix wirklich mein Sohn iſt?

Heil Ihnen über dieſe Frage! rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zuſammenſchlug: Felix iſt Ihr Sohn! Bei dem Heiligſten, was unter uns verborgen liegt, ſchwör' ich Ihnen, Felix iſt Ihr Sohn! und der Gewinnung nach war ſeine abgeſchiedene Mutter Ihrer nicht unwerth: Empfangen Sie das fleiſchliche Kind aus unſerer Hand, ehren Sie ſich nun, und wagen Sie es, glücklich zu ſeyn.

Wilhelm hörte ein Geräuſch hinter ſich, er kehrte ſich um, und ſah ein Kindergeſichtchen ſpaltbaft durch die Teppiche des Eingangs hervor gucken, es war Felix. Der Knabe verſteckte ſich ſogleich ſchreyend, als er geſehen wurde. Komm hervor! rief der Abbé. Er kam gelaufen, ſein Vater ſtürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme, und drückte ihn an ſein Herz. Ja, ich fühl's, rief er aus, du biſt mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommſt du her, mein Kind, gerade in dieſem Augenblick?

Fragen Sie nicht, ſagte der Abbé. Heil dir, junger Mann! deine Lehrjahre ſind vorüber; die Natur hat dich losgeſprochen.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Felix war in den Garten geſprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken. Der ſanfteſte Morgen zeigte jeden Gegenſtand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heiterſten Augenblick. Felix war neu in der frauen und herrlichen Welt, und ſein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenſtänden, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie geſellten ſich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte; Wilhelm ſah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erſt fühlen, welch ein ſchwaches Intereſſe er an den Dingen außer ſich genommen hatte, wie wenig er

kannte und wußte. An diesem Tage, dem vernünftigsten seines Lebens, seinen auch seine eigne Bildung erst anzufangen; er fühlte die Nothwendigkeit sich zu belehren, wovon er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbe hatten sich noch nicht sehen lassen; Aurelie kannten sie, und wegen allen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Zutrauen entgegen, der er kannte seinen Augen nicht, es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anstand, ihn anzureden. Beide umarmten sich auf herzlichste, und beide konnten nicht verbergen, daß sie sich wechselsweise verändert fanden. Werner behauptete, sein Freund sey größer, starker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden. — Etwas von seiner alten Trockenheit vermisse ich, setzte er hinzu. — Sie wird sich auch schon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der ersten Verwunderung erholt haben, sagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen sehr vortheilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht hätte. Der gute Mann schien eher zurück als vorwärts gegangen zu seyn. Er war viel magerer, als ehemals, sein spitzes Gesicht schien feiner, seine Nase länger zu seyn, seine Stirn und sein Scheitel waren von Haaren entblößt, seine Stimme hell, dünn und schreiend, und seine eingefallene Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitsamer Hypochondrist gegenwärtig sey.

Wilhelm war bescheiden genug, um sich über diese große Veränderung sehr mäßig zu erklären, da der andere jungern seiner freundschaftlichen Freude vielen Lauf ließ. Wahrhaftig! rief er aus, wenn du deine Zeit solcher angewendet, und, wie ich vermuthe, nutzlich gewonnen hast, so darf du dich indessen ein Vermögen geworben, das sein Glück machen kann und muß; verschlendere und verschleudere nur auch das nicht weiter: du sollst mir mit dieser Zigur eine reiche und schöne Erbin erkaufen. — Du wirst doch, versetzte Wilhelm lächelnd, meinen Charakter nicht verkennen! Kann findest du mich langer Zeit deinen Freund wieder, so siehst du ihn schon als eine Waare, als einen Gegenstand deiner Speculation an, mit dem sich etwas gewinnen läßt.

Jarno und der Abbe schienen über diese Erinnerung seltsamerweis verwundert, und ließen beide Freunde sich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige unterreden. Werner ging um seinen Freund herum, drehte ihn hin und her, so, daß er ihn fast verlegen machte. Nein! nein! rief er aus, so was ist mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen sind tiefer, deine Stirn ist breiter, deine Nase feiner und dein Mund liebreicher geworden. Sieh nur einmal, wie er steht! wie das alles paßt und zusammenhängt! Wie doch das Kostümen arbeitet! Ja armer Teufel dazgen — er besah sich im Spiegel — wenn ich diese Zeit her mehr recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir.

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht eingesehen; ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinschaft zu kaufen die Absicht hatte. Dieses Geschäft führte Werner vorher; er hatte seine Gedanken, Wilhelmen auf seinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. Wenn Sie es mit diesem jungen Manne, wie es scheint, gut meinen, sagte er, so sorgen Sie selbst dafür, daß unser Theil nicht vorthcilhafter werde; es soll von meinem Freunde abhangen, ob er das Gut annehmen und einen Theil seines Vermögens daran wenden will. Jarno und der Abbe versicherten, daß es dieser Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im allgemeinen verhandelt, als Werner sich nach einer Partie Lomber erkundigte, wozu sich denn auch gleich der Abbe und Jarno mit hinsetzten; er war es nun einmal so gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beiden Freunde nach Tische allein waren, befragten und besprachen sie sich sehr lebhaft über alles, was sie an miteinander wünschten. Wilhelm rühmte seine Lage und das Glück seiner Anstalten unter so trefflichen Menschen. Werner dagegen schätzte den Kopf, und sagte: man sollte doch auch nicht glauben, als was man mit Augen sieht: Mehr als ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, du letzteft mit einem liebreichen jungen Edelmann, führtest viel Staatsgesprächen zu, hättest ihm sein Geld durchgebracht, und zwar schuld, daß er mit seinen sämmtlichen Anverwandten gespannt sey. — Es würde mich um meinetz und um der guten Menschen willen verdrießen, daß wir so verkannt werden, versetzte Wilhelm, wenn mich nicht meine theatralische Laufbahn mit jeder übeln Nachrede versöhnt hatte. Alle sollen die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgültige Ersammlung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, pündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgethan, und doch weiß selten jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterstadt. Werner erzählte, mit großer Hast, alles was sich verändert hatte, und was noch bestand und gedieh. Die Frauen im Hause, sagt er, sind vergnügt und glücklich, es fehlt nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit bringen sie zu, sich zu putzen, und die andere Hälfte, sich gegnug sehen zu lassen. Haushälterisch sind sie soviel als billig ist. Meine Kinder lassen sich zu gesitteten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon fixen und sorciren, und rechnen, laufen, handeln und erben; einem jeden soll sowohl als möglich ein eigenes Gewerbe eingerichtet werden, und was unser Vermögen betrifft, daran sollst du deine Lust sehen. Wenn nur mit den Gütern in Ordnung sind, mußt du gleich mit nach Hause: denn es sieht doch aus, als wenn du, mit einiger Vernunft, in die mercantilischen Unternehmungen eingreifen könntest. Deiner neuen Freunde sollen gerathen seyn, da sie dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein nützlicher Teufel, und werde erst, wie lieb ich dich habe, da ich mich nicht satt an dir sehen kann, daß du so wohl und so gut aussiehst. Das ist doch noch eine andere Gestalt, als das Porträt, das du einmal an die Schwester schicktest, und worüber im Hause großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebst, mit offenem Halse, bedeutender Brust, großer Krause, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Mantchen und schlottern Hosen; Vater und Sohn hingegen behaupteten, das Costum sey nur noch zwei Finger breit vom Hanswurst. Man sieht da doch auch wie ein Mensch, nur fehlt der Zopf, in den ich deine Haare einzubinden beizeiten bitte man sich denn doch einmal unterwegs als Juden an, und forbert Zoll und Geleit von dir.

– Felix war indessen in die Stube gekommen, und hatte sich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Canapee gelegt, und war eingeschlafen. Was ist das für ein Mann? fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu sagen, noch Lust, eine doch immer zweideutige Geschichte einem Manne zu erzählen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Gesellschaft begab sich nunmehr auf die Güter, um sie zu besehen und den Handel abzuschließen. Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite, und freute sich, um des Knaben willen, recht lebhaft des Besitzes, dem man entsagen sah. Die Fähigkeit des Kindes nach den Kirschen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerten ihn an die Zeit seiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! Wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wieder herzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Auch, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegen wachsen, und alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte nichts gleichen. O, der unnöthigen Strenge der Moral! rief er aus, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu allem bildet, was wir seyn sollen. O, der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört, und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!

So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge aufgeschlitzter Wörter vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls zusammengezählt eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einziger Wörfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, so wollte es auch den Namen von allem hören; es glaubte nicht anders als sein Vater müsse alles wissen, quälte ihn oft mit Fragen, und gab ihm Anlaß, sich nach Gegenständen zu erkundigen, denen er sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte sich früher bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme und wo die Flamme hinkomme, war dem Vater seine eigene Beschränkung erst recht sichtbar; dies er wünschte zu erfahren, wie weit sind der Mensch mit seinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe sich und andern jemals Rechenschaft zu geben.

Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Wesen Unrecht geschehen sah, erfreute den Vater höchlich, als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind schlug heftig nach dem Köchenmädchen, das einige Tauben abgeschnitten hatte. Dieser schöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerstört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Fröscke todt schlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind und die Handlungen anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Dasein habe, ward einen Augenblick gestört, als Wilhelm in kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts aufzusetzen, er war nicht im Stande ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tode dieser Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter sich zu, noch wollte er seinen Teller nicht abessen, und sein Bedarfen war niemals größer, als wenn man ihm nachsah, daß er den Brüen unmittelbar aus der Schüssel nehmen, das volle Glas stehen lassen und aus der Flasche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebst, wenn er sich mit einem Buche in die Ecke setzte, und sehr ernsthaft sagte: ich muß das gelesene Zeug studiren: ob er gleich die Buchstaben noch lange weder unterscheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind getban hatte, wie wenig er zu thun fähig sey, so entstand eine Unruhe in ihm, die sein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. Sind wir Männer denn, sagte er zu sich, so selbstsüchtig gebeten, daß wir unmöglich für ein Wesen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an, seine Eigenheit ergetzte mich, und dabei hab' ich es auch grausamste vernachlässigt. Was that ich zu seiner Bildung, nach der es so sehr strebte? Nichts! Ich überließ es sich selbst und allen Zufälligkeiten, denen es, in einer ungebildeten Gesellschaft, war ausgesetzt seyn konnte; und dann für diesen Knaben, der dir so merkwürdig war, ehe er dir so werth seyn konnte, hat dich denn kein Herz gedrängt auch nur jemals das geringste für ihn zu thun? Es ist nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudest; nimm dich zusammen, und denke, was du für dich und die ganze Gesellschaft zu thun hast, welche Natur und Neigung so fest an dich knüpfte.

Sogleich war dieses Selbstgespräch nur eine Einleitung, sich zu bekennen, daß er schon gedacht, geforat, gesucht und gewählt hatte; er konnte nicht länger zögern, sich es selbst zu gestehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verlust Mariannens, fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben suchen müsse, und daß er sie nicht sicherer als in Theresen finden werde. Er kannte dieses vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine solche Gattin und Gehülfin seinen die einzige zu seyn, der man sich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm keine Verlegenheit. Sie waren durch ein sonderbares Schicksal auf ewig getrennt. Therese hielt sich für frei, und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache gesprochen, die sich von selbst verstehe.

Nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen war, nahm er sich vor, ihr von sich zu sagen, so viel

er nur wußte. Sie sollte ihn kennen lernen, wie er sie kannte, und er fing nun an, seine eigene Geschichte durchzudenken; sie schien ihm an Begebenheiten so leer und im Ganzen jedes Bekenntniß so wenig zu seinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Vorsatz abzustehen im Begriff war. Endlich entschloß er sich, die Rolle seiner Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; dieser sagte: es ist eben zur rechten Zeit, und Wilhelm erhielt sie.

Es ist eine sonderbare Empfindung, wenn ein ehrlicher Mensch, mit Bewußtseyn, auf dem Punkte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden soll. Alle Ueberzeugungen sind Krisen, und ist eine Krise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel: Die Besserung fühlt man, und man sieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indessen vorbereitet genug, die Umstände hatten schon laddast zu ihm gesprochen, seine Freunde hatten ihn eben nicht geschont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Hast aufrollte, so ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umständliche Geschichte seines Lebens in großen scharfen Zügen geschrieben; weder einzelne Begebenheiten, noch beschränkte Empfindungen verwirrten seinen Blick, allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beschämen, und er sah zum ersten Mal sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait ein anderes Selbst: man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann.

Wilhelm beschäftigte sich nunmehr, indem alle Umstände durch dies Manuscript in sein Gedächtniß zurück kamen, die Geschichte seines Lebens für Theresen aufzusetzen, und er schämte sich fast, daß er gegen ihre großen Tugenden nichts aufzustellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit bewesen konnte. So umständlich er in dem Aufsatze war, so kurz faßte er sich in dem Briefe, den er an sie schrieb; er bat sie um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr seine Hand an, und bat sie um baldige Entscheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er diese wichtige Sache noch erst mit seinen Freunden, mit Jarno und dem Abbe berathen sollte, entschied er sich zu schreiben. Er war zu fest entschlossen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er sie noch hätte dem Urtheil des vernünftigsten und besten Mannes unterwerfen mögen; ja, sogar brauchte er die Vorsicht, seinen Brief auf der nächsten Post selbst zu bestellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in so vielen Umständen seines Lebens, in denen er irrt und im Verborgenen zu handeln glaubte, laut [illegible] ja sogar geleitet worden war, wie ihm aus der gelesenen Rolle nicht undeutlich erschien, eine Art von unausgedrungener Empfindung gegeben, und nun wollte er, wenigstens zu Theresens Herzen, rein vom Herzen zu reden, und ihrer Entschließung und Entsendung sein Schicksal schuldig seyn, und so machte er sich kein Gewissen, seine Wächter und Aufseher in diesem wichtigen Punkte wenigstens zu umgehen.

Zweites Capitel.

Kaum war der Brief abgesendet, als Lothario zurückkam. Jedermann freuete sich, die vorbereiteten wichtigen Geschäfte abgeschlossen und bald geendigt zu sehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie so viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöst, und nun sein eigenes Verhältniß auf die Zukunft bestimmt werden sollte. Lothario beurtheilte sie alle auf's beste; er war selbst wieder beruhigt und heiter, er hatte das Ansehen eines Mannes, der weiß, was er thun soll, und dem in allem, was er thun will, nichts im Wege steht.

Wilhelm konnte ihm seinen herzlichen Gruß nicht zurückgeben. Dieß ist, mußte er zu sich selbst sagen, der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Theresens, an dessen Statt du dich einzudrängen denkst. Glaubst du denn jemals einen solchen Eindruck auszulöschen oder zu verbannen? – Wäre der Brief noch nicht fort gewesen, er hätte vielleicht nicht gewagt, ihn abzusenden. Glücklicherweise war der Wurf schon gethan, vielleicht war Therese schon entschieden, nur die Entfernung hielt noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schicksal. Gewinn und Verlust mußten sich bald entscheiden. Er suchte sich durch alle diese Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen seines Herzens beinahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerksamkeit konnte er auf das wichtige Geschäft wenden, woran gewissermaßen das Schicksal seines ganzen Vermögens hing. Ach! wie anders deutend erscheint dem Menschen in leidenschaftlichen Augenblicken alles was um umgiebt, alles was ihm angehört!

Zu seinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß, und Werner mit Leichtigkeit. Dieser hatte bei seiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den schönen Besitz, der ihm oder vielmehr seinem Freunde werden sollte. Lothario von seiner Seite schien ganz andere Betrachtungen zu machen. Ich kann mich nicht sowohl über einen Besitz freuen, sagte er, als über die Rechtmäßigkeit desselben.

Nun, beim Himmel! rief Werner, wird denn dieser unser Besitz nicht rechtmäßig genug?

Nicht ganz, versetzte Lothario.

Geben wir denn nicht unser bares Geld dafür?

Recht gut! sagte Lothario; auch werden Sie bald jenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Besitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt.

Wie? sagte Werner, so wollten Sie also lieber, daß unsere frei gekauften Güter steuerbar wären?

Ja, versetzte Lothario, als auf einen gewissen Grad; denn durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe emancipirend werden, für einen Hauptantrieb, den Besitz des Edelmanns für weniger gegründet anzusehen, als den, den seinigen? nur den, daß jener nicht belastet ist, und auf ihn lastet.

Wie wird es aber mit den Zinsen unseres Capitals aussehen? versetzte Werner.

Um nichts schlimmer, sagte Lothario, wenn aus der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Fehns-Pehns erlassen, und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleichter vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu versetzen. Statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn sie mit freiem

Augen umherſehen, und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rückſichten, durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht beſſere Bürger haben, und nicht ſo oft um Köpfe und Hände verlegen ſeyn.

Ich kann Sie verſichern, ſagte Werner, daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Dienſte und Geleite habe ich nur ſo bezahlt, weil es einmal hergebracht iſt.

Nun, ſagte Lothario, ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen: denn wie der war ein guter Vater iſt, der bei Tiſche erſt ſeinen Kindern vorlegt, ſo iſt der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.

Durch ſolche allgemeine Betrachtungen wurden ihre beſondern Geſchäfte nicht aufgehalten, vielmehr beſchleunigt. Als ſie ziemlich damit zu Stande waren, ſagte Lothario zu Wilhelmen: ich muß Sie nun an einen Ort ſchicken, wo Sie nöthiger ſind als hier; meine Schweſter läßt Sie erſuchen, ſobald als möglich zu ihr zu kommen; die arme Magnen ſcheint ſich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schweſter ſchickte mir dieſes Billet noch nach, woraus Sie ſehen können, wie viel ihr daran gelegen iſt. Lotharie überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der ſchon in der größten Verlegenheit zugebracht hatte, erkannte ſogleich an dieſen flüchtigen Bleiſtiftzügen die Hand der Gräfin, und wußte nicht, was er antworten ſollte.

Nehmen Sie Felix mit, ſagte Lothario, damit die Kinder ſich unter einander aufheitern. Sie müßten morgen früh bei Zeiten weg; der Wagen meiner Schweſter, in welchem meine Equipage ſtehen bleibt, iſt noch hier, ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Poſt. Leben Sie recht wohl, und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabei meiner Schweſter, ich werde ſie bald wieder ſehen, und ſie ſoll ſich überhaupt auf einige Gäſte vorbereiten. Der Freund unſeres Großoheims, der Marteſe Cipriani, iſt auf dem Wege, hierher zu kommen; er hoffte, den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und ſie wollten ſich zuſammen an der Erinnerung früherer Verhältniſſe ergetzen, und ſich ihrer gemeinſamen Kunſtliebhaberei erfreuen. Der Marteſe war viel jünger als mein Oheim, und verdankte ihm den beſten Theil ſeiner Bildung; wir müſſen alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am beſten durch eine größere Geſellſchaft geſchehen.

Lothario ging darauf mit dem Abbé in ſein Zimmer. Jarno war vorher weggeritten; Wilhelm eilte auf ſeine Stube; er hatte niemand, dem er ſich vertrauen, niemand, durch den er einen Schritt, vor dem er ſich ſo ſehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam, und erſuchte ihn, einzupacken, weil ſie noch dieſe Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun ſollte; endlich rief er aus: du willſt nur machen, daß du auf dieſem Hauſe kommſt; unterwegens überlegſt du, was zu thun iſt, und bleibſt allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, ſchickſt einen Boten zurück, ſchreibſt, was du dir nicht zu ſagen getraueſt, und dann mag werden was will. Ungeachtet dieſes Entſchluſſes brachte er eine ſchlafloſe Nacht zu; nur ein Blick auf den ſo ſchön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. O! rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie ſehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen ſollen; aber dieſen Schatz, den ich einmal beſitze, erhalte mir, du ewiglicher, oder unendlicher Schickſal! Wäre es möglich, daß dieſer beſte Theil von mir ſelbſt vor mir zerſtört, daß dieſes Herz von meinem Herzen geriſſen werden könnte, ſo lebe wohl, Verſtand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorſicht, verſchwinde, du Trieb zur Erhaltung; Alles, was und von Thiere unterſcheidet, verliere ſich! und wenn es nicht erlaubt iſt, ſeine traurigen Tage freiwillig zu endigen, ſo bebe ein frühzeitiger Wahnſinn das Bewußtſeyn auf, ehe der Tod, der es auf immer zerſtört, die lange Nacht herbeiführt!

Er faßte den Knaben in ſeine Arme, küßte ihn, drückte ihn an ſich und bewegte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; ſein helles Auge, ſein freundlicher Blick rührten den Vater aufs innigſte. Welche Scene ſteht mir bevor, rief er aus, wenn ich dich der faſtwen unglücklichen Gräfin vorſtellen ſoll, wenn ſie dich an ihren Buſen drückt, den dein Vater ſo tief verletzt hat. Mich ſie nicht fürchten, ſie ſtößt dich wieder von ſich mit einem Schrei, ſobald deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!

Der Kutſcher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen, er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen; nun wickelte er ſeinen Felix wohl ein, der Morgen war kalt aber heiter, das Kind ſah zum erſten Mal in ſeinem Leben die Sonne aufgehn. Sein Erſtaunen über den erſten feurigen Blick, über die wachſende Gewalt des Lichts, ſeine Freude und ſeine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater, und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen ſtillen See empor ſteigt und ſchwebt.

In einer kleinen Stadt ſpannte der Kutſcher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm ſogleich ein Zimmer in Beſitz, und fragte ſich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen ſolle? In dieſer Unentſchloſſenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher noch mals anzuſehen ſich nicht getraut hatte, es enthielt folgende Worte: Schicke mir deinen jungen Freund ja bald; Mignon hat ſich dieſe beiden letzten Tage eher verſchlimmert. Er traurig dieſe Gelegenheit iſt, ſo ſoll mich doch freuen, ihn kennen zu lernen.

Die letzten Worte hatte Wilhelm beim erſten Blick nicht bemerkt. Er erſchrak darüber, und war ſogleich entſchieden, daß er nicht gehen wollte. Wie? rief er aus, Lotharie, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit geſetztem Gemüth einen Bekannten, den ſie lieber nicht wieder ſähe, ſie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich ſehe ſie zurückſchaudern, ich ſehe ſie erröthen! Nein, es iſt mir unmöglich, dieſer Scene entgegen zu gehen. So eben wurden die Pferde herausgeführt und eingeſpannt; Wilhelm war entſchloſſen abzureiſen und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe herauf kommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß alles fertig ſey, kam er geſchwind auf eine Urſache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und ſeine Augen ruhten ohne Aufmerkſamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. Um Gottes Willen! rief er aus, was iſt das? das iſt nicht die Hand der Gräfin, es iſt die Hand der Amazone!

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunter zu kommen, und führte Felix mit ſich fort. Iſt es möglich? rief er aus, iſt es wahr? was ſoll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen?

eilen und mich einer Entwicklung entgegenführen? Du bist auf dem Wege zu ihr, und kannst zaudern? Diesen Abend sollst du sie sehen, und weißt dich fremd und Gefangnis einsperren! Es ist ihre Hand, la sie ist's! diese Hand berührt dich, ihr Wagen ist angespannt, dich zu ihr zu führen, nun ist's sich das Räthsel: Lothario hat zwei Schwestern. Er weiß meinen Verhältnis zu der einen; wie viel ich der andern schuldig bin, ist ihm unbekannt. Auch sie weiß nicht, daß der vertraute Vagabund, der ihr, wo nicht sein Leben, doch seine Gesundheit verdankt, in dem Hause ihres Bruders so unverdient gütig aufgenommen werden ist.

Felix, der sich unten im Wagen schaukelte, rief: Vater, komm! o komm, sieh die schönen Wolken, die schönen Farben! Ja, ich komme, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunter sprang, und alle Erscheinungen des Himmels, die du gutes Kind noch sehr bewunderst, sind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.

Im Wagen sitzend rief er nun alle Verhältnisse in sein Gedächtnis zurück. So ist also auch diese Natalie die Freundin Theresens! welch' eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Aussichten! Wie seltsam, daß die Furcht, von der einen Schwester reden zu hören, mir das Dasein der andern ganz und gar verborgen konnte! Mit welcher Freude sah er seinen Felix an; er hoffte für den Knaben wie für sich die beste Aufnahme.

Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beste, der Postillon fuhr langsam. Felix war eingeschlafen, und neue Scenen und Zweifel flogen in dem Busen unsers Freundes auf. Von welchem Wahn, von welchen Einfällen warst du beherrscht! sagte er zu sich selbst: eine ungewisse Aehnlichkeit der Handschrift macht dich auf einmal sicher, und aller der Gelegenheit, das wunderbarste Mädchen auszudenken. Er nahm das Billet wieder vor, und bei dem abgebrannten Tageslicht glaubte er wieder, die Handschrift der Gräfin zu erkennen; seine Augen wollten im Einzelnen nicht wieder finden, was ihm sein Herz im Ganzen auf einmal gesagt hatte. — So ziehen doch denn vom diese Pferde zu einer fürchterlichen Scene! wer weiß ob sie dich nicht in wenig Stunden schon wieder zurückführen werden? Und wenn du sie nur noch allein antrafest! aber vielleicht ist ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baronesse! Wie verändert werde ich sie finden! Werde ich vor ihr auf den Füßen stehen können?

Nur eine schwache Hoffnung, daß er seiner Amazone entgegen gehe, konnte wenigmal durch die trüben Vorstellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen rasselte in einen Hof hinein, und hielt still: ein Bedienter, mit einer Wachsfackel, trat aus einem prächtigen Portal hervor, und kam die dreizehn Stufen hinunter, bis an den Wagen. Sie werden schon lange erwartet, sagte er, indem er das Leder aufschlug. Wilhelm, nachdem er aufgeklettert war, nahm den schlafenden Felix auf den Arm, und der erste Bediente rief einem zweiten, der mit einem Lichte in der Thüre stand: Führe den Herrn gleich zur Baronesse.

Blitzschnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: welch ein Glück! es sey vorsätzlich oder zufällig, die Baronesse ist hier! ich soll sie zuerst sehen! wahrscheinlich schläft die Gräfin schon! Ihr guten Geister, helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!

Er trat in das Haus, und fand sich an dem ersten bestellten, seinem Gefühle nach, dem heiligsten Orte, den er je betreten hatte. Eine verabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite sanfte Treppe, die ihm entgegenstand, und sie oben vom Umwenden in zwei Teile theilte. Marmorne Statuen und Büsten standen auf Piedestalen und in Nischen gestellt, einige schienen ihm bekannt. Jugenderinnerungen verloschen nicht auch in ihren kleinsten Teilen. Er erkannte eine Muse, die seinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Gestalt und an ihrem Werte, doch an einem restaurirten Arme und an den neuerdings gesetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Mährchen erlebte. Das Kind ward ihm schwer; er zauderte auf den Stufen, und sinnte nieder, als ob er es bequemer fassen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung. Er konnte kaum sich wieder aufreden. Der verbindliche Bediente wollte ihm das Kind abnehmen, er konnte es nicht von sich lassen. Darauf trat er in den Vorsaal, und zu seinem noch größern Erstaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königssohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nötigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Cabinet. Dort, hinter einem Lichtschirme, der sie beschattete, saß ein Frauenzimmer und las. O daß sie es wäre! sagte er zu sich selbst in diesem entscheidenden Augenblick. Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und drückte sich der Dame zu nähern, aber das Kind fand seinen traurigen zusammen, das Frauenzimmer stand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! er konnte sich nicht halten, stürzte auf seine Knieen, und rief aus: sie ist's! er faßte ihre Hand, und küßte sie mit unendlichem Entzücken. Das Kind las zwischen ihnen beiden auf dem Teppich und schlief sanft.

Felix ward auf das Canapee gebracht. Natalie setzte sich zu ihm, sie bot Wilhelmen auf den Sessel sitzen, der zunächst dabei stand. Sie bot ihm einige Erfrischungen an, die er annahm, indem er nur beschäftigt war, sich zu versichern, daß sie es sey, und ihre durch den Lichtschirm beschatteten Züge genau wieder zu sehen, und sicher wieder zu erkennen. Sie erzählte ihm von Mignons Krankheit im allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei seiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an seinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieses erste Organ des Lebens, bei unvermutheten Gemütsbewegungen, manchmal plötzlich stille stehe, und keine Spur der beiläufigen Lebensregung an dem Busen des guten Kindes gefühlt werden könne. So vieler ängstlicher Krampf vorbei, sie ändere sich die Kraft der Natur wieder in gewaltsamen Pulsen, und ängstige das Kind manmehr durch Ueberma, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte sich einer solchen krampfhaften Szene, und Natalie setzte sich sie auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache sprechen, und die Ursache, warum man den Freund und Wohltäter des Kindes gegenwärtig vermissen, umständlicher vorlegen würde. Eine sonderbare Veränderung, fuhr Natalie fort, werden Sie an ihr finden; sie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen sie sonst einen so großen Abscheu zu haben schien.

Wie danken Sie das erreicht? fragte Wilhelm.

Wenn es wünschenswerth war, so sind wir es nur dem Zufall schuldig. Hören Sie, wie es zugegangen ist. Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesellschaft mir angenehm ist, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Bösen zu bilden wünschen. Aus meinem

Munde hören ſie nichts, als was ich ſelber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß ſie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe iſt. Fragen ſie mich darüber, ſo ſuche ich, ſo viel nur möglich iſt, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um ſie dadurch, wo nicht nützlich, doch unſchädlich zu machen. Schon ſeit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauerkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Chriſte vernommen, die zu gewiſſen Zeiten in Perſon erſcheinen, gute Kinder beſchenken und unartige beſtrafen ſollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſeyn müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, wir vornahm, ihnen bei der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen dießmal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſo wohl verdient hätten. Sie waren äußerſt aufgeraumt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Bruſt und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglaſſen, doch befanden die Frauenzimmer, die ſie anputzten, auf ein Paar großer goldner Schwingen, an denen ſie recht ihre Kunſt zeigen wollten. So trat mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wunderſame Erſcheinung in die Mitte der Mädchen, und überraſchte mich ſelbſt. Da kommt der Engel! ſagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück; endlich riefen ſie aus: es iſt Mignon! und getrauten ſich doch nicht, dem wunderſamen Bilde näher zu treten.

Hier ſind eure Gaben, ſagte ſie, und reichte das Körbchen hin. Man verſammelte ſich um ſie, man betrachtete, man beſühlte, man befragte ſie.

Biſt du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte, ich wär' es, verſetzte Mignon.

Warum trägſt du eine Lilie?

So rein und offen ſollte mein Herz ſeyn, dann wär' ich glücklich.

Wie iſt's mit den Flügeln? Laß ſie ſehen!

Sie ſtellen ſchöneres vor, die noch nicht entfaltet ſind.

Und ſo antwortete ſie bedeutend auf jede unſchuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Geſellſchaft befriedigt war, und der Eindruck dieſer Erſcheinung ſtumpf zu werden anfing, wollte man ſie wieder ausleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Cither, ſetzte ſich hier auf dieſen hohen Schreibtiſch hinaus, und ſang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und ſeine himmliſchen Geſtalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung,
Vor Kummer alternt' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

Ich entſchloß mich ſogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu laſſen, und ihr noch einige der Art anzuſchaffen, in denen ſie nun auch geht, und in denen, wie es mir ſcheint, ihr Weſen einen ganz andern Ausdruck hat.

Da es ſchon ſpät war, entließ Natalie den Abkommling, der nicht ohne einige Dankbarkeit ſich von ihr trennte. Ich ſie verbeirathet oder nicht? dachte er bei ſich ſelbſt. Er hatte gefürchtet, ſo oft ſich etwas regte, eine Thür möchte ſich aufthun, und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in ſein Zimmer einließ, entfernte ſich ſchneller, als er Muth gefaßt hatte, nach dieſem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beſchäftigte ſich das Bild der Amazone mit dem Bilde ſeiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zuſammenfließen; jenes hatte er ſich gleichſam geſchaffen, und dieſes ſchien faſt ihn umſchaffen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch alles ſtill und ruhig war, ging er, ſich im Hauſe umzuſehen. Es war die reinſte, ſchönſte, würdigſte Baukunſt, die er geſehen hatte. Iſt doch wahre Kunſt, rief er aus, wie gute Geſellſchaft: ſie nöthigt und auf die angenehmſte Weiſe, das Maß zu erkennen, nach dem und zu dem unſer Innerſtes gebildet iſt. Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büſten ſeinen Geſpenſtern auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde ſeines kranken Königsſohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente klopfte ihm verſchiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturalienſammlung, ein phyſikaliſches Cabinet. Er fühlte ſich ſo fremd vor allen dieſen Gegenſtänden. Jetzt war indeſſen erwacht und ihm nachgeſprungen; der Gedanke, wie und wann er Thereſens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete ſich vor dem Anblick Mignons, gewiſſermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie unnatürlich war ſein gegenwärtiger Zuſtand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Theresen aufgeſetzt hatte, und mit frohem Muth ſich ganz einem ſo edlen Weſen hingab.

Natalie ließ ihm zum Frühſtück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verſchiedne freundlich gekleidete Mädchen, alle, wie es ſchien, unter zehn Jahren, einen Tiſch zurechte machten, indem eine ältliche Perſon verſchiedene Arten von Getränken hereintrachte.

Wilhelm beſchaute ein Bild, das über dem Canapé hing, mit Aufmerkſamkeit, er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, ſo wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein, und die Aehnlichkeit ſchien ganz zu verſchwinden. Zu ſeinem Troſte hatte es ein Ordensband an der Bruſt, und er ſah ein gleiches an der Bruſt Natalien's.

Ich habe das Portrait hier anaeſehen, ſagte er zu ihr, und mich verwundert, wie ein Maler zugleich ſo wahr und ſo falſch ſeyn kann. Das Bild

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange! lange!
Auf ewig ſo geſellt.

gleiten Ihnen, im allgemeinen, recht sehr gut, und doch sind es weder Ihre Züge noch Ihr Charakter.

Es ist vielmehr zu verwundern, versetzte Natalie, daß sie so viel Aehnlichkeit hat; denn es ist gar mein Bild nicht; es ist das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erst ein Kind war. Es ist gemalt, als sie ungefähr meine Jahre hatte, und beim ersten Anblick glaubt jedermann mich zu sehen. Sie hätten diese treffliche Person kennen sollen. Ja Sie hätten diese treffliche Person kennen sollen. Ich bin ihr so viel schuldig. Eine sehr sonderbare Geschichte, zweifelhaft zu viel Bedächtigung mit sich selbst, und dabei eine sittliche und religiöse Aengstlichkeit ließen sie das der Welt nicht seyn, was sie unter andern Umständen hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir besonders leuchtete.

Wäre es möglich, versetzte Wilhelm, der sich einen Augenblick besonnen hatte, indem nun auf einmal so vielerlei Umstände ihm zusammentreffend erschienen, wäre es möglich, daß jene schöne herrliche Seele, deren stille Bekenntnisse auch mir mitgetheilt worden sind, Ihre Tante sey?

Sie haben das Heft gelesen? fragte Natalie.

Ja! versetzte Wilhelm, mit der größten Theilnahme und wird eine Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am meisten aus dieser Schrift entgegen leuchtete, war, ich möchte es sagen, die Reinlichkeit des Daseyns, nicht allein ihrer selbst, sondern auch alles dessen, was sie umgab, diese Selbstständigkeit ihrer Natur und die Unabhängigkeit, etwas in sich aufzunehmen, was mit der edlen liebevollen Stimmung nicht harmonisch war.

So sind Sie, versetzte Natalie, billiger, ja ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur, als manche andere, denen man auch dieses Manuscript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer abweisenden Neigung zu kämpfen hat, wie viel ihm seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in abweisen Fällen nur an sich selbst denkt, und verzeiht, was er andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht fast genug schonend habe; und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu hart, sich allzu abweisend bildet, ja, wenn man will, sich übersittet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu seyn. Dennoch sind diese Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind. Tyrannisiren, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen, aber wäre Freundin Therese, was sie ist, wenn ihr nicht eine ähnliche Treue in ihrem Hauswesen immer vorschwebte?

So finde ich also, rief Wilhelm aus, in Theresens Freunden jene Natalie vor mir, an welcher das Herz seiner trefflichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an so uneigennützig, so liebevoll und häuslich war: Nur aus einem solchen Gesichtspunkte konnte eine solche Natur entstehen: Welch' eine Aussicht eröffnet sich vor mir, da ich auf einmal Ihre Verwandten und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, übersehe.

Ja! versetzte Natalie. Sie könnten in einem andern Zimmer nicht besser von uns unterrichtet seyn, als nun den Aufsatz unserer Tante; ferdinand hat ihre Mignon zu mir sie zu viel Gutes von dem Kinde sagen lassen. Wenn man von einem Kinde redet, spricht man niemals den Gegenstand, immer nur seine Hoffnungen aus.

Wilhelm hatte indessen schnell überdacht, daß er nun auch von Lothario's Herkunft und früher Jugend unterrichtet sey; die schöne Gestalt erschien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals, auch er war diesen Perlen so nahe gewesen, als ihre zarten liebevollen Lippen sich zu den seinigen herabneigten; er suchte diese lebhaften Erinnerungen zu entfernen. Er lief die durch andere Gegenstände zu entfernen. Er lief die Bekanntschaften durch, die ihm jene Schrift verschafft hatte. So bin ich denn, rief er aus, in dem Hause des würdigen Oheims! Ich ist sein Haus, es ist ein Tempel, und Sie sind die würdige Priesterin. In der Genius selbst, ich werde mich des Eindrucks von gestern Abend zerstreuen, als ich vereinigt, und die alten Kunstbilder der früheren Jugend wieder vor mir standen. Ich erinnerte mich der mir bekannten Marmorbilder in Mignons Lied; aber diese Bilder hatten über mich nicht zu traurig, sie faßten mich mit hohem Ernst an, und schlossen meine erhöhte Zeit unmittelbar an diesen Augenblick. Diesen unsern alten Familiensaal, diese Lebensfreude meines Großvaters, finde ich hier, zwischen so vielen andern würdigen Kunstwerken aufgestellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieses guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Gesellschaft!

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlassen, um ihren kleinen Beschäftigungen nachzugehen. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr seine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein schätzbarer Theil der aufgestellten Kunstwerke seinem Großvater angehört hatte, gab eine sehr heitere geselzige Stimmung. So wie er durch jenes Manuscript mit dem Hause bekannt worden war, so fand er sich nun auch gleichsam in seinem Eigenthume wieder. Nun wünschte er Mignon zu sehen; die Freundin hat ihn, sich noch so lange zu gedulden, bis der Arzt, der in Nanni's Gesellschaft gewesen worden, wieder zurück käme. Man kann leicht denken, daß es derselbe kleine thätige Mann war, den wir schon kennen, und dessen auch die Bekanntschaft einer schönen Seele erwünscht.

Da ich mich, fuhr Wilhelm fort, mitten in seinem Familienkreis befinde, so ist es wohl der Ort, diese Schrift zurückzugeben, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hause Ihres Bruders, nach den seltsamsten Ereignissen, wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufschlüsse über ihn?

Natalie versetzte: über ihn wäre vieles zu sagen; wovon ich am genauesten unterrichtet bin, ist der Einfluß, den er auf unsere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigstens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung für nur an die Neigung anschließen müsse; wie er jetzt denkt, kann ich nicht sagen. Er behauptete: das erste und letzte am Menschen sey Naturtrieb, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibe. Man giebt zu, Talente er zu sagen, daß Poeten geboren werden, man giebt es bei allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Tugenden der menschlichen Natur kaum gewöhnlich nachgeahmt werden können; aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede auch nur die gemeinste Fähigkeit aus angeboren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere verderbliche, perfectible Erziehung macht die Menschen unnütz; sie erregt Mißmuth statt Treue zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemißt, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch,

die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber, als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst, oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln, und sich einer unbedingten Freiheit zu überfreuen.

Es ist sonderbar, sagte Wilhelm, daß dieser merkwürdige Mann auch an mir Teil genommen, und mich, wie es scheint, nach seiner Weise, wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeit lang in meinen Irrtümern gestärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, in Verbindung mit mehreren, mich gleichsam zum Besten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten.

Ich habe mich nicht über diese Grille, wenn sie eine ist, zu beklagen, sagte Natalie; denn ich bin freilich unter meinen Geschwistern am besten dabei gefahren. Auch seh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte schöner ausgebildet werden können; nur hätte vielleicht meine gute Schwester, die Gräfin, anders behandelt werden sollen. Vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden soll, läßt sich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden.

Sie haben noch einen Bruder? rief Wilhelm.

Ja! versetzte Natalie, und zwar eine sehr lustige, leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte, in der Welt herumzufahren, so weiß ich nicht, was aus diesem losen, lockern Wesen werden soll. Ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Daß einige verdächtig mich, daß der Arbe, und überhaupt die Gesellschaft meines Bruders, jedermann unterrichtet sind, wo er sich aufhält und was er treibt.

Wilhelm war eben im Begriff Natalien Gedanken sowohl über diese Paradoxen zu erforschen, als auch über die geheimnisvolle Gesellschaft von der Aufschlüsse zu begehren, als der Medicus hereintrat, und nach dem ersten Willkommen sogleich von Mignons Zustande zu sprechen anfing.

Natalie, die darauf den Zeller bei der Hand nahm, sagte, sie wolle ihn zu Mignon führen, und das Kind auf die Erscheinung seines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm allein, und fuhr fort: Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum ertragen können. Natalie läßt uns Raum, damit wir freier von Dingen sprechen können, die, ob ich sie gleich nur durch sie selbst erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart so frei nicht abgehandelt werden dürften. Die sonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede ist, besteht beinah nur aus einer tiefen Sehnsucht: das Verlangen, ihr Vaterland wieder zu sehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ist, möchte ich fast sagen, das einzige tröstliche an ihr; beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüht. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hause sein, und ist in sehr frühen Jahren, durch eine Gesellschaft Gaukelnder, ihren Eltern entführt worden. Woraus kann man von ihr nicht erfahren, theils weil sie zu jung war, um Ort und Namen genau ansehen zu können, besonders aber, weil sie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menschen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die sie in der Irre fanden, und denen sie ihre Wohnung so genau beschrieben, mit so dringenden Bitten sie nach Hause zu führen, nahmen sie nur desto eiliger mit sich fort, und scherzten Nachts in der Herberge, da sie glaubten, das Kind schlafe schon, über den guten Fang, und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wieder finden sollte. Da hierüber das arme Geschöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der sich zuletzt die Mutter Gottes erbarm, und es versicherte, daß sie sich seiner annehmen wolle. Es schwur darauf bei sich selbst einen heiligen Eid, daß sie künftig niemand mehr vertrauen, niemand ihre Geschichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und sterben wolle. Selbst dieses, was ich Ihnen hier erzähle, hat sie Natalien nicht ausdrücklich vertraut; unsere meiste Freundin hat es aus einzelnen Aeußerungen, aus Liedern und sinnbildlichen Unterredungen, die gerade das verrathen, was sie verschweigen wollen, zusammengereimt.

Wilhelm konnte sich nunmehr manches Lied, manches Wort dieses guten Kindes erklären. Er bat seinen Freund aufs dringendste, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den sonderbaren Gesängen und Bekenntnissen des einzigen Wesens bekannt worden sey.

O! sagte der Arzt, bereiten Sie sich auf ein sonderbares Bekenntniß, auf eine Geschichte, an der Sie, ohne sich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieses guten Geschöpfs entscheidend ist.

Lassen Sie mich hören, versetzte Wilhelm, ich bin äußerst ungeduldig.

Erinnern Sie sich, sagte der Arzt, eines gewissen, nächtlichen, weiblichen Besuchs nach der Aufführung des Hamlets?

Ja, ich erinnere mich dessen wohl! rief Wilhelm beschämt, aber ich glaubte nicht in diesem Augenblicke daran erinnert zu werden.

Wissen Sie, wer es war?

Nein! Sie erschrecken mich! aus Himmels willen, doch nicht Mignon? wer war's, sagen Sie mir's.

Ich weiß es selbst nicht.

Also nicht Mignon?

Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff, sich zu Ihnen zu schleichen, und mußte, aus einem Mantel, mit Entsetzen sehen, daß eine Nebenbuhlerin ihr zuvorkam.

Eine Nebenbuhlerin! rief Wilhelm aus, reden Sie weiter, Sie verwirren mich ganz und gar.

Seyn Sie froh, sagte der Arzt, daß Sie diese Resultate so schnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entfernten Antheil nehmen, wir waren genug gequält, bis wir den verworrenen Zustand dieses guten Wesens, dem wir zu helfen wünschten, nur so deutlich einsehen konnten. Durch leichtsinnige Reden Postillions und der andern Mädchen, durch ein gewisses Liedchen aufmerksam gemacht, war ihr der Gedanke so reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß sie dabei etwas weiter als eine vertrauliche, edelhafte Muthe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam, in Ihren Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerz ausgeruht, sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der lustige Rund und die Stimmung des Abends genugsamen Mut, den Mut, das Verlangen zu verstehen, und sich jene Nacht bei Ihnen einzuschleichen. Schon war sie vorausgelaufen, um sich in der unverschlossenen Stube

zu verbergen, allein als sie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte sie ein Geräusch; sie verbarg sich, und sah ein weibliches, wohlgebautes Wesen in ihr Zimmer schleichen. Sie kannte selbst bald darauf, und sie hörte den großen Riegel zuschieben.

Mignon empfand unerhörte Qual, alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht mischten sich in dem unerkannten Verlangen einer dunklen Begierde, und griffen die bald entwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnsucht und Erwartung lebhaft geschlagen hatte, rang auf einmal an zu stocken, und drückte zu Athem kommen, sie wußte sich nicht zu helfen, sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach, und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen Zuckungen hin.

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm stille schwieg, fuhr er fort: Natalie hat mir versichert, es habe sie in ihrem Leben nichts so erschreckt und angegriffen, als der Zustand des Kindes bei dieser Erzählung; ja unsere edle Freundin machte sich Vorwürfe, daß sie durch ihre Fragen und Einleitungen diese Bekenntnisse hervorgelockt, und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens so grausam erneuert habe.

Das gute Geschöpf, so erzählte mir Natalie, war kaum auf diesem Punkte seiner Erzählung, oder vielmehr seiner Antworten auf meine gestellten Fragen, als es auf einmal vor mir niederstürzte, und, mit der Hand am Busen, über den wiederbrennenden Schmerz jener schrecklichen Nacht klagte. Es wand sich wie ein Wurm an der Erde, und ich wußte alle meine Fassung zusammenzunehmen, um die Mittel, die mir für Geist und Körper unter diesen Umständen bekannt waren, zu denken und anzuwenden.

Sie setzen mich in eine dringliche Lage, rief Wilhelm, indem Sie mich, eben im Augenblicke, da ich das liebe Geschöpf wieder leben soll, mein vielfaches Interesse gegen dasselbe so lebhaft fühlen lassen. Soll ich sie leben, warum nahmen Sie mir den Mund, ihr mit Freiheit entgegen zu treten? Und soll sie Ihnen gestehen: da ihr Gemüth so gestimmt ist, so sah' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen soll? Sind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Stimmung ihrer Natur so weit untergraben hat, daß sie sich vom Leben abzulösen droht, warum soll sie durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern, und vielleicht ihr Ende beschleunigen?

Mein Freund! versetzte der Arzt, wo wir nicht helfen können, sind wir doch schuldig zu lindern, und der Empfindungskraft ihre zerstörende Gewalt nimmt, und die Sehnsucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigsten Beispiele. Auch mit Maß und Ziel: Denn eben so kann die Gegenwart eine verbildende Leidenschaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betrauen Sie sie freundlich, und lassen Sie uns abwarten, was daraus entsteht.

Natalie kam eben zurück, und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen sollte. Sie schemt mit Recht sehr glücklich zu seyn, und wird den Freund desto ich, uns empfangen. Wilhelm folgte nicht ohne einigen Widerstreben: er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenschaftliche Szene. Als er hereintrat, erhob sich gerade das Frauenbild.

Mignon im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, sah hatte Feier auf dem Gesichte und drückte ihm an ihr Herz; sie sah völlig aus wie ein abgeschiedener Geist, und der Knabe wie das Leben selbst; es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand, und sagte: ich danke dir, daß du mir das Kind wieder verwahrt; sie hatten den Gott weiß wie entführt, und ich konnte nicht leben zweifen. So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen.

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, versetzte die Gesellschaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm sie öfters sehen, und daß man sie sowohl körperlich als geistig im Gleichgewicht erhalten sollte. Er selbst entfernte sich, und versprach in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreise beobachten: man hätte sich nichts besseres gewünscht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinsten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verschiedenem Alter, die theils in ihrem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sie mehr oder weniger zu besuchen kamen.

Der Graf Jarek Lobend, sagte Wilhelm einmal zu ihr, ist wohl immer sehr glücklich gewesen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, scheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu passen. Sie haben sich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie gedrängt, einen Schritt zurück zu thun.

Das bin ich meinem Oheim und dem Adel schuldig, versetzte Natalie, die meine Eigenheiten so gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaften Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfnisse der Menschen sah, und ein unüberwindliches Verlangen empfand, sie aufzuklären. Das Kind, das noch nicht auf seinen Füßen stehen konnte, der Alte, der sich nicht mehr auf den seinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unbeholfenheit einer armen, die treiben an zu erhalten, jedes stille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen notwendigen Fähigkeiten, diese überall zu entdecken, schien mein Amt von der Natur bestimmt. Ich sah, worauf mich niemand aufmerksam gemacht hatte; ich sahen aber auch nur andere, um das zu sehen. Die Reize der leblosen Natur, für die so viele Menschen äußerst empfindlich sind, hatten keine Wirkung auf mich, beinah noch weniger die Reize der Kunst, meine anschauende Empfindung war und ist es noch, wenn sich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darstellte, so ergriff ich im Geiste einen Anlaß, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden.

Sah ich einen Armen in Lumpen, so fielen mir die übertäßigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Mimgen hatte hängen sehen; sah ich Kinder, fern der Mimgen hatte hängen sehen; sah ich Kinder, die sich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verwilderten, so erinnerte ich mich dieser oder jener Frau, der ich bei Reinlichkeit und Bequemlichkeit, unser Mittel abgemerkt hatte; sah ich viele Menschen in einem engen Raume eingesperrt, so dachte ich, sie müßten in die großen Zimmer mancher Häuser und Paläste einquartirt werden. Diese Art zu sehen war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeste Reflexion, so daß ich darüber, als Kind, das wunderlichste Zeug von der Welt machte, und mehr als einmal, durch die sonderbarsten Anträge, die Menschen in Verlegenheit setzte. Von einer Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe, und spät, als ein Mittel, die

Bedürfnisse zu befriedigen, anfreden konnte; alle meine Wohlthaten bestanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht worden ist. Nur der Liebe fehlen mich zu verstehen, er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir selbst, mit diesen Wünschen und Neigungen bekannt, und lehrte mich sie zweckmäßig befriedigen.

Haben Sie denn, fragte Wilhelm, bei der Erziehung Ihrer Kinnen weiblichen Welt auch die Grundsätze jener sonderbaren Männer angenommen? lassen Sie denn auch jede Natur sich selbst ausbilden? lassen Sie denn auch die Irrigen suchen und irren. Mißgriffe thun, sich glücklich am Ziele finden, oder unglücklich in die Irre verlieren?

Nein! sagte Natalie; diese Art mit Menschen zu handeln würde ganz gegen meine Gesinnungen seyn. Wer nicht im Augenblick hilft, scheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblicke Rath giebt, nie zu rathen. Eben so nöthig scheint es mir, gewisse Gesetze aufzustellen und den Kindern einzuschärfen, die dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, ich möchte beinah behaupten: es sey besser nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt, und wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann.

So ist also Ihre Handlungsweise, sagte Wilhelm, völlig von jener verschieden, welche unsere Freunde beobachten?

Ja! versetzte Natalie; Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer sehen, daß sie eben auch mich, auf meinem Wege, gerade deswegen, weil es mein Weg ist, keineswegs stören, sondern mir in allem, was ich nur wünschen kann, entgegenkommen.

Einen umständlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, versparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Gesellschaft zu seyn, und war genöthigt es ihr um so lieber, als sie sich nach und nach wieder an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuschließen und überhaupt heiterer und lebenslustiger zu werden schien. Sie ding sich beim Spatziergehen, da sie leicht müde war, gern an seinen Arm. Nun, sagte sie, Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuspatzieren, von einem Hause aufs andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie bemerkenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen.

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als einmal in den Garten lud. War dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in andern gleichsam wieder fest an Vater und Sohn, und schien eine Trennung von diesen mehr als alles zu fürchten.

Natalie sahen nachdenklich. Wir haben gewünscht, durch Ihre Gegenwart, sagte sie, das arme gute Herz wieder aufzuschließen; ob wir wohl gethan haben, weiß ich nicht. Sie schwieg und schien zu erwarten, daß Wilhelm etwas sagen sollte. Auch fiel ihm ein, daß durch seine Verbindung mit Theresen Mignon unter den gegenwärtigen Umständen aufs äußerste gekränkt werden müsse; allein er getraute sich in seiner Ungewißheit nicht, von diesem Verhältniß zu sprechen, er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet sey.

Eben so wenig konnte er mit Freiheit des Geistes die Unterredung verfolgen, wenn seine alte Freundin von ihrer Schwester sprach, ihre guten Eigenschaften rühmte, und ihren Zustand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen werde. Ihr Gemahl, sagte sie, hat nun seinen andern Sinn, als den abgeschiedenen Grafen in der Gemeinde zu ersetzen, durch Einsicht und Thätigkeit diese große Anstalt zu unterstützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abschied zu nehmen; er wird nachher die verschiedenen Orte besuchen, wo die Gemeinde sich niedergelassen hat; man scheint ihm nach seinen Wünschen zu behandeln, und fast glaub' ich, er wagt mit meiner armen Schwester eine Reise nach Amerika, um ja seinem Verdränger recht dankbar zu werden; und da er einmal schon beinah überzeugt ist, daß ihm nicht viel fehle, ein Heiliger zu seyn, so mag ihm der Wunsch manchmal vor der Seele schweben, vor möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Therese gesprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und fast jedesmal war Wilhelm im Begriff, seinen neuen Freunden zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer sein Herz und seine Hand angeboten habe. Ein gewisses Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; er zauderte so lange, bis endlich Natalie selbst mit dem bisweilen scherzenden, bisweilen heitern Lächeln, das man an ihr zu sehen gewohnt war, zu ihm sagte: so muß ich denn doch zuletzt das Stillschweigen brechen, und mich in Ihr Vertrauen gewaltsam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimniß, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen so wichtig ist, und die mich selbst so nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten; ich unterstütze mich nicht ohne Beruf in diese Sache, hier ist meine Legitimation: hier ist der Brief, den sie Ihnen schreibt, den sie durch mich Ihnen sendet.

Einen Brief von Theresen! rief er aus.

Ja, mein Herr! und Ihr Schicksal ist entschieden. Sie sind glücklich. Lassen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünschen.

Wilhelm verstummte und sah vor sich hin. Natalie sah ihn an; sie bemerkte, daß er blaß ward. Ihre Freude ist stark, fuhr sie fort, sie nimmt die Gestalt des Schreckens an. sie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil ist darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe. Sie werden dankbar seyn, denn ich darf Ihnen sagen: mein Einfluß auf Theresens Entschließung war nicht gering: sie fragte mich um Rath, und, sonderbarer Weise, waren Sie eben hier, ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich besiegen, die Beten gingen lebhaft hin und wieder; hier ist ihr Entschluß! hier ist die Entwickelung! Und nun sollen Sie alle ihre Briefe lesen. Sie sollen in das sanfte Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick thun.

Wilhelm entfaltete das Blatt, das sie ihm unversiegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte:

„Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie ſind und wie ich Sie kenne. Was an uns ſelbſt, was an unſern Verhältniſſen der Ehſtand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wiſſen. Da uns keine Leidenſchaft, ſondern Neigung und Zutrauen zuſammenführet, ſo wagen wir weniger als tauſend andere. Sie verzeihen mir gewiß, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; darüber will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Buſen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus ſogleich mit theilen, ſo ſind wir Herr und Meiſter, indeſſen wird der Gutskauf abgeſchloſſen. Ich wünſchte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um ſogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir ſchenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Thereſe drückt Sie an ihre Bruſt mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen alles ſagen.“

Wilhelm, dem dieſes Blatt ſeine Thereſe wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder nöthig zu ſich ſelbſt gekommen. Unter den Leſen verſchiedene ſeltſamliche Gedanken in ſeiner Seele. Mit Entſetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in ſeinem Herzen; er ſchalt ſich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unſinn, er ſtellte ſich Thereſen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter, oder vielmehr er erdeute ſich ſo weit, daß er heiter ſcheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechſelten Briefe vor, und denen wir einige Stellen auszuheben wollen.

Nachdem Thereſe ihrem Bräutigam nach ihrer Art geſchildert hatte, fahre ſie fort:

„So ſtelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt ſeine Hand anbietet. Wie er von ſich ſelbſt denkt, wird da künftig aus den Partieen ſeben, in welchem er ſich mir ganz offen beſchreibt: ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich ſeyn werde.“

„Was den Stand betrifft, ſo weißt du, wie ich von jeher darüber gedacht habe. Einige Menſchen fühlen die Mißverhältniſſe der äußern Zuſtände ſchmerzlich, und können ſie nicht übertragen. Ich will niemanden überzeugen, ſo wie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beiſpiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beiſpiel handle. Mich ängſtigen nur die innern Mißverhältniſſe, ein Gefäß, das ſich zu dem, was es enthalten ſoll, nicht ſchickt: viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Roheit, Jugend und Pedanterei, Bedürfniß und Ceremonien, dieſe Verhältniſſe wären's, die mich vernichten könnten, die Welt mag ſie ſtempeln und ſchlagen wie ſie will.“

„Wenn ich hoffe, daß wir zuſammen paſſen werden, ſo gründe ich meinen Ausſpruch vorzüglich darauf, daß er dir, liebe Natalie, die ich ſo unendlich ſchätze und verehre, daß er dir ähnlich iſt. Ja, er hat von dir das edle Suchen und Streben nach dem Beſſern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, ſelbſt hervorbringen. Wie oft habe ich dich nicht im Stillen getadelt, daß du dieſen oder jenen Menſchen anders behandeltteſt, daß du in dieſem oder jenem Fall dich anders betrugſt, als ich würde gethan haben, und doch zeigte der Ausgang meiſt, daß du Recht hatteſt. Wenn wir, ſagteſt du, die Menſchen nur nehmen wie ſie ſind, ſo machen wir ſie ſchlechter; wenn wir ſie behandeln, als wären ſie, was ſie ſeyn ſollten, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind. Ich kann weder ſo ſehen noch handeln, das weiß ich recht gut. Einſicht, Ordnung, Fleiß, Beſitz, das iſt meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno ſagte: Thereſe verdient ihre Zöglinge, Natalie bildet ſie. Ja, er ging ſo weit, daß er mir einſt die drei ſchönen Eigenſchaften: Glaube, Liebe und Hoffnung völlig abſprach. Statt des Glaubens, ſagte er, hat ſie die Einſicht, ſtatt der Liebe die Beharrlichkeit, und ſtatt der Hoffnung das Zutrauen. Auch ich wollte gerne geſtehen, ich ich dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt, als Klarheit und Klugheit, nur deine Gegenwart hat mich überzeugt, belehrt, überwunden, und deiner ſchönen hohen Seele trat' ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in dem ſelben Sinn; ſeine Lebensbeſchreibung iſt ein ewiges Suchen und Nichtfinden; aber nicht das leere Suchen, ſondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt ihn, er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm ſelbſten kann. Sie, meine Liebe, ſchadet mir auch diesmal meine Klarheit nicht; ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem heimlich, und ich weiß nicht, wie ich es verrin bin, zwei ſolchen Menſchen entgegenſehen. Aber ich will es werth ſeyn dadurch, daß ich meine Pflicht thue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann.“

„Ob ich Lothario's gedenke? Lebhaft und täglich. Ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Stille umgiebt, nicht einen Augenblick miſſen. O wie des daure ich den trefflichen Mann, der durch einen Zufall gewiſſer mit mir verwandt iſt, daß die Natur ihn mir ſo nahe gerückt hat. Wahrlich ein Weſen, wie du, wäre ſeiner mehr werth als ich. Du ſchnitt' ihn die mißt' ich ihn abtreten. Laß und ihm ſeyn, was nur möglich iſt, daß er eine würdige Partie findet, und auch dann laß uns zuſammen ſeyn und zuſammen bleiben.“

Was werden nun aber unſere Freunde ſagen? Der gann Natalie. — Ihr Bruder weiß nichts davon! — Nein; ſo wenig als die Jarnaen, die Sache iſt bisher nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lotte Thereſen für Grillen in den Kopf ſetzt hat; ſie ſcheint dem Abbe und Jarno zu mißtrauen. Lotte hat ihre gegen gewiſſe geheime Verbindungen und Plane, von denen ich nur im allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigſtens einigen Argwohn einzuflößen, und bei dieſem entſcheidenden Schritt ihres Lebens wollte ſie niemand als mir einigen Einfluß verſtatten. Mit meinem Bruder war ſie ſchon früher übereingekommen, daß ſie ſich wechſelsweiſe ihre Herrath nur melden, ſich darüber nicht zu Rathe geben wollten.

Natalie ſchrieb nun einen Brief an ihren Bruder, ſie lud Mitbeiden ein, einige Worte dazu zu ſetzen. Thereſe hatte ſie darum gebeten. Man wollte erſtaunen, als Jarno ſich unvermuthet anmelden ließ. Auf freundlichſte ward er empfangen, und

ſchien er ſehr munter und ſcherzhaft, und konnte endlich nicht unterlaſſen zu ſagen: eigentlich komme ich lieber um Ihnen eine ſehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; ſie betrifft unſere Thereſe. Sie haben uns manchmal geſtanden, ſchöne Natalie, daß wir uns ſo vieles bekümmern; nun aber ſehen Sie, wie gut es iſt, überall ſeine Spitzen zu haben. Rathen Sie, und laſſen Sie uns einmal Ihre Sagacität ſehen!

Die Selbſtgefälligkeit, womit er dieſe Worte ausſprach, die ſchalkhafte Miene, womit er Wilhelmen und Natalien anſah, überzeugten beide, daß ihr Geheimniß entdeckt ſey. Natalie antwortete lächelnd: wir ſind viel zu künſtlicher, als Sie denken, wir haben die Auflöſung des Räthſels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, ſchon zu Papiere gebracht.

Sie überreichte ihm mit dieſen Worten den Brief an Lotharie, und war zufrieden, der kleinen Ueberraſchung und Beſchämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf dieſe Weiſe zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, ſtaunte, ließ es aus der Hand ſinken, und ſah ſie beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, ja des Entſetzens an, den man auf ſeinem Geſichte nicht gewohnt war. Er ſagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen. Jarno ging in der Stube auf und ab. Was ſoll ich ſagen? rief er aus, oder ſoll ich's ſagen? Es kann kein Geheimniß bleiben, die Verwirrung iſt nicht zu vermeiden. Alſo denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraſchung gegen Ueberraſchung! Thereſe iſt nicht die Tochter ihrer Mutter: das Hinderniß iſt gehoben: ich komme hierher, ſie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten.

Jarno ſah die Beſtürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederſchlugen. Dieſer Fall iſt einer von denen, ſagte er, die ſich in Geſellſchaft am ſchlechteſten ertragen laſſen. Was jedes dabei zu denken hat, denkt es am beſten in der Einſamkeit; ich wenigſtens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub. Er eilte in den Garten. Wilhelm folgte ihm mechaniſch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden ſie ſich wieder zuſammen. Wilhelm nahm das Wort und ſagte: ſonſt, da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundſchaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja ſie drängten ſich zu mir; jetzt, da es Ernſt wird, ſcheint das Schickſal mit mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entſchluß, Thereſen meine Hand anzubieten, iſt vielleicht der erſte, der ganz rein aus mir ſelbſt kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zuſage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das ſonderbarſte Geſchick meine ausgeſtreckte Hand nieder. Thereſe reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume, ich kann ſie nicht faſſen, und das ſchöne Bild verläßt mich auf ewig. Sie lebe denn wohl, du ſchönes Bild: und ihr Bilder der reichſten Glückſeligkeit, die ihr euch darum der verſammelt!

Er ſchwieg einen Augenblick ſtill, ſah vor ſich hin, und Jarno wollte reden. Laſſen Sie mich noch etwas ſagen, fiel Wilhelm ihm ein; denn um mein ganzes Geſchick wird ja doch hinfüro das Loos geworfen. In dieſem Augenblick kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lotharie's Gegenwart, beim erſten Anblick mir eingeprägte, und der mir beſtändig geblieben iſt. Dieſer Mann verdient jede Art von Neigung und Freundſchaft, und ohne Aufopferung läßt ſich keine Freundſchaft denken. Um ſeinetwillen war es mir leicht, ein unſchuldiges Mädchen zu bethören, um ſeinetwillen ſoll mir möglich werden, der würdigſten Braut zu entſagen. Geben Sie ihm, erpädlen Sie ihm die ſonderbare Geſchichte, und ſagen Sie ihm, wozu ich bereit bin.

Jarno verſetzte hierauf: in ſolchen Fällen halte ich dafür, iſt ſachen alles gethan, wenn man ſich nur nicht übereilt. Laſſen Sie uns keinen Schritt ohne L. Porte's Einwilligung thun! Ich will ja ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder ſeine Briefe ruhig.

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Verlegenheit. Sie hatten Zeit, ſich dieſe Begebenheiten auf mehr als Eine Weiſe zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erſt auf, daß ſie dieſe wunderbare Erklärung ſo gerade von Jarno angenommen, und ſich nicht um die nähern Umſtände erkundigt hatten. Ja Wilhelm wollte ſogar einigen Zweifel hegen; aber aufs höchſte ſtieg ihr Erſtaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Brief von Thereſen ankam, der folgenden ſonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

„Es iſt ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo muß ich doch meinem vorigen Briefe ſogleich noch einen nachſenden, und dich erſuchen, mir meinen Bräutigam eilig zu ſchicken. Er ſoll mein Gatte werden, was man auch für Plane macht, mir ihn zu rauben. Gieb ihm inliegenden Brief: Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig ſeyn wer will.“

Der Brief an Wilhelmen enthielt Folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Thereſe denken, wenn ſie auf einmal, leidenſchaftlich, auf eine Verbindung dringt, die der ruhigſte Verſtand nur eingeleitet zu haben ſcheint? Laſſen Sie ſich durch nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureiſen. Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun deutlich Geliebter, da man mir Ihren Beſitz rauben oder mir wenigſtens erſchweren will.“

Was iſt zu thun? rief Wilhelm aus, als er dieſen Brief geleſen hatte.

Noch in keinem Fall, verſetzte Natalie, nach einigem Nachdenken, hat mein Herz und mein Verſtand ſo geſtritten, als in dieſem; ich wüßte nichts zu thun, ſo wie ich nichts zu rathen weiß.

Wäre es möglich? rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, daß Lotharie ſelbſt nichts davon wüßte, oder wenn er davon wüßte, daß er mit uns das Spiel verflochtner Plane wäre? Hat Jarno, indem er unſern Brief geleſen, das Mädchen auch dem Stearkeje erfunden? Würde er uns was anders geſagt haben, wenn wir nicht zu vorteilig geweſen wären? Was kann man wollen? Was für Abſichten kann man haben? Was kann Thereſe für einen Plan meinen? Ja, es läßt ſich nicht leugnen, Lotharie iſt von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben, ich habe ſelbſt erfahren, daß man thätig iſt, daß man ſie in einem gewiſſen Sinne um die Handlungen, um die Schickſale mehrerer Menſchen beſtimmert, und ſie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieſer Geheimniſſe verſtehe ich nichts, aber die neueſte Aeußerung, mir Thereſen zu entreißen, ſehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite mahlt man mir das wahliche Glück Lotharie's, vielleicht nur zum Scheine, vor: auf der andern ſehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was ſoll ich thun? Was ſoll ich unterlaſſen?

Nur ein wenig Geduld! sagte Natalie, nur eine kurze Bedenkzeit! In dieser sonderbaren Verknüpfung weiß ich nur so viel, daß wir daß, was unwiederbringlich ist, nicht übereilen sollen. Gegen ein Mädchen, gegen einen künftigen Plan stehen Bedenklichkeit und Ungewißheit uns bey; es muß sich bald aufklären, ob die Sache wahr oder ob sie erfunden ist. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung, sich mit Theresen zu verbinden, so wäre es grausam, ihm ein Glück auf etwas zu entreißen, in dem Augenblicke, da es ihm so freundlich erscheint. Lassen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er selbst glaubt, ob er selbst hofft.

Diesen Gründen ihres Raths kam glücklicherweise ein Brief von Lothario zu Hülfe: Jarno nicht wieder zurück, schrieb er; von meiner Hand eine Zeile ist mir mehr, als die umständlichsten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Therese nicht die Tochter unsrer Mutter ist, und ich kann die Hoffnung, sie zu besitzen, nicht aufgeben, bis sie auch überzeugt ist, und alsdann zwischen mir und dem Freunde mit ruhiger Ueberlegung entscheidet. Laß ihn, ich bitte dich, nicht von deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verspreche dir, diese Ungewißheit soll nicht lange dauern.

Sie sehen, wie die Sache steht, sagte sie freundlich zu Wilhelmen: gehen Sie nur Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hause zu gehen.

Ich gehe es! rief er aus, indem er ihr die Hand reichte; ich will dieses Haus weder Ihren Willen nicht verlassen. Ich danke Gott und meinem guten Geist, daß ich diesmal gelitten werde, und zwar von Ihnen.

Natalie schrieb Theresen den ganzen Verlauf und erklärte, daß sie ihren Freund nicht von sich lassen werde, sie suchte zugleich Lothario's Brief mit.

Therese antwortete: „Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario selbst überzeugt ist, denn gegen seine Schwester wird er sich nicht auf diesen Grad verstellen. Ich bin verdrießlich, sehr verdrießlich. Es ist besser, ich sage nichts weiter. Am besten will's, ich komme zu dir, wenn ich nur erst die arme Lydie unterzubringen habe, mit der man grausam umgeht. Ich fürchte, wir sind alle betrogen, und werden so betrogen, um nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, so entschlüpfte er mir doch, und wäre sich an das Herz seiner Therese, die ihm dann niemand entreißen sollte; aber ich fürchte, ich soll ihn verlieren und Lothario nicht wieder gewinnen. Diesen entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich besitzen zu können, von weitem zeigt. Ich will nichts weiter sagen, die Verwirrung wird noch ärger werden. Ob nicht indessen die schönsten Verhältnisse so verschoben, so untergraben und so zerrüttet werden, daß auch dann, wenn alles im Klaren seyn wird, doch nicht wieder zu bessern ist, mag die Zeit lehren. Reißt sich mein Freund nicht los, so komme ich in wenigen Tagen, um ihn bey dir aufzusuchen und fest zu halten. Du wunderst dich, wie diese Leidenschaft sich seiner Therese bemächtigt hat. Ich ist keine Leidenschaft, es ist Ueberzeugung, daß da Lothario nicht mein werden konnte, dieser neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag' ihm das, im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche saß und sich seiner Theilnahme freute: Sag' ihm das, im Namen Theresens, die seinem Antrage mit einer verzüglichen Offenheit entgegen kam! Mein erster Traum, wie ich mit Lothario leben würde, ist weit von meiner Seele weggeräckt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedächte, steht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich so wenig, daß man glaubt, es sey so was leichtes, diesen mit jenem aus dem Steuerruder wieder umzutauschen?"

Ich verlasse mich auf Sie, sagte Natalie zu Wilhelmen, indem sie ihm den Brief Theresens gab; Sie entschieden mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Daseyn ist mit dem Daseyn meines Bruders so innig verbunden und verwurzelt, daß er seine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja ich kann wohl sagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt das Herz, Liebe und ein Gefühl seyn kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt.

Sie hielt inne, Wilhelm nahm ihre Hand und rief: O fahren Sie fort! es ist die rechte Zeit zu einem wahren wechselseitigen Vertrauen; wir haben nie nöthiger gehabt, uns genauer zu kennen.

Ja, mein Freund! sagte sie lächelnd, mit ihrer ruhigen, sanften, unbestreitlichen Heiterkeit, es ist vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen sage, daß alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Mährchen erschienen sey.

Sie haben nicht gelitten! rief Wilhelm aus.

Nie oder immer! versetzte Natalie.

Fünftes Capitel.

Sie waren unter diesem Gespräch im Garten auf und ab gegangen. Natalie hatte verschiedene Blumen von seltsamer Gestalt gepflückt, die Wilhelmen völlig unbekannt waren und nach deren Namen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, sagte Natalie, für wen ich diesen Strauß pflücke? Er ist für meinen Oheim bestimmt, dem wir einen Besuch machen wollen. Die Sonne scheint eben so lebhaft nach dem Saale der Versammlung: ich muß Sie diesen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim besonders beaümstiget, mitzunehmen. Er war ein sonderbarer Mann und der eigentliche Eindruck seines Daseyns, für gewisse Pflanzen und Thiere, für gewisse Menschen und Gegenden, ja sogar in einigen Steinarten hatte er eine entschiedene Neigung, die selten erklärlich war. Wenn ich nicht pflegte er oft zu sagen, wir von Jugend auf so sehr widerstanden hätte, wenn ich nicht seltene Bücher, meinen Verstand und Witze und Alleinerie aufzudrehen, so wäre ich der beschränkteste und unerträglichste Mensch geworden: denn nichts ist unerträglicher, als abgeschmackte Ideendreh an demjenigen, von dem man eine reine, gediegene Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachäfte, und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entschuldigen konnte. Meine Schuld ist es nicht, sagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einstimmung bringen können. Bey solchen Gelegenheiten pflegte er meist über sich zu scherzen und zu sagen: Natalien kann man bey Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht.

Unter diesen Worten waren sie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen

geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwei Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre selbst war auf ägyptische Weise oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernsthaften, ja zu einem schauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überrascht, als diese Erwartung sich in die reinste Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufrieben. In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen standen; in den Pfeilern dazwischen sah man kleinere Oeffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes sah man regelmäßig abgetheilt, und zwischen heitern und mannigfaltigen Einfassungen, Kränzen und Zierrathen heitere und bedeutende Gestalten in Feldern von verschiedener Größe gemalt. Die architektonischen Glieder waren mit dem schönen gelben Marmor, der ins röthliche hinüberspielt, belleidet. Schlanke Streifen von einer glücklichen chemischen Composition ahmten den Lasurstein nach, und gaben, indem sie gleichsam in einem Gegensatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle diese Pracht und Zierde stellte sich in reinen architektonischen Verhältnissen dar, und so schien jeder, der hineintrat, über sich selbst erhoben zu seyn, indem er durch die zusammenwirkende Kunst erst erfuhr, was der Mensch sey und was er seyn könne.

Der Thüre gegenüber sah man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polster gelehnt. Er hielt eine Rolle vor sich, und schien mit stiller Aufmerksamkeit darauf zu blicken. Sie war so gerichtet, daß man die Worte die sie enthielt, benamen lesen konnte. Es stand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem sie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims; denn er selbst war in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatte. — Hier brachten wir manche Stunde zu, sagte Natalie, bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige gebildete Künstler an sich gezogen, und seine beste Unterhaltung war, die Zeichnungen und Cartons zu diesen Gemälden aussinnen und bestimmen zu helfen.

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. Weiß ein Leben, rief er aus, in diesem Saale der Vergangenheit: Man könnte ihn eben so gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und so wird alles seyn: Nichts ist vergänglich, als der eine, der gerade nicht zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrtausenden vielleicht erfreut sich ein Vater dieses dürftigen Mannes, der seinen Ernst ablegt, und sich mit seinem Sohne neckt. So verschallen wird durch alle Zeiten die Braut sitzen, und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernste des Greises, konnte man in schöner lebendiger Folge sehen, wie der Mensch seine angeborne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen vermeint, den Krug aus dem klaren Wasser weder heraufzuheben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte sich alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden an dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen, welche sie einflößten, schien noch etwas anders gegenwärtig zu seyn, wovon der ganze Mensch sich angezogen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. Was ist das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgetheilt, das uns menschliche Begebenheiten und Schicksale einflößen, so stark und zugleich so anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es spricht aus dem Ganzen, es spricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich diese mir besonders zueignen könnte! Welchen Zauber übt es in diesen Flächen, diesen Linien, diesen Höhen und Breiten, diesen Massen und Farben! Was ist es, daß diese Figuren, auch nur obenhin betrachtet, schon als Zierrath so erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen fassen, sich glücklich finden und ganz etwas anderes fühlen und denken, als das, was vor Augen steht.

Und gewiß! könnten wir beschreiben, wie glücklich sich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegensatz, durch Einförmigkeit oder Buntheit, alles bestimmt, so und nicht anders ersonnen als es erfunden sollte, und eine so vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich sobald nicht zu entfernen wünschte.

Vier große marmorne Candelaber standen in den Ecken des Saals, vier Kinder in der Mitte um einen sehr schön gearbeiteten Sarkophag, der seiner Größe nach eine junge Person von mittlerer Gestalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bei diesem Monumente stehen, und indem sie die Hand darauf legte, sagte sie: mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu diesem Werke des Alterthums. Er sagte manchmal: nicht allein die ersten Stärken fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Nämen verwahrt kunt, sondern auch Früchte, die am Zweige hängend uns noch lange die süßeste Hoffnung geben, indeß ein innlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerstörung vorbereitet. Ich fürchte, fuhr sie fort, er hat auf das liebe Mädchen gewirkt, das sich unserer Pflege nach und nach zu entziehen und zu bisher ruhigen Wohnung zu neigen scheint.

Als sie im Begriff waren wegzugehen, sagte Natalie: ich muß Sie noch auf etwas aufmerksam machen. Bemerken Sie diese dahrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Ehre der Sänger verborgen stehen, und diese ehernen Zierrathen unter dem Gesimse dienen, die Terrine zu befestigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Bestattung aufgehängt werden sollen. Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben, und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: das Theater verwöhnt uns gar zu sehr, die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Concerten hört und immer die Gestalt des Musicus; die wahre Musik ist allein fürs Ohr; eine schöne

Stimme iſt das allgemeinſte was ſich denken läßt, und indem das eingeſchränkte Individuum, das ſie hervorbringt, ſich vors Auge ſtellt, zerſtört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will jedem ſeyn, mit dem ich reden ſoll, denn es iſt ein einzelner Menſch, deſſen Geſtalt und Charakter die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer nur ſingt, ſoll unſichtbar ſeyn; ſeine Geſtalt ſoll mich nicht beſtechen oder irre machen. Hier ſpricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geiſt zum Geiſte, nicht eine tauſendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menſchen. Eben ſo wollte er auch bei Inſtrumentalmuſiken die Orcheſter ſo viel als möglich verſteckt haben, weil man durch die mechaniſchen Bewegungen und durch die verdrießlichen, immer ſeltſamen Geberden der Inſtrumentenſpieler ſo ſehr zerſtreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Muſik nicht anders als mit zugeſchloſſenen Augen anzuhören, um ſein ganzes Daſeyn auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: Nein ich; nein ich!

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein; ſie war außer Athem, und konnte kein Wort ſagen: Felix, noch in einiger Entfernung, rief: Mutter Thereſe iſt da! Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Nataliens Armen, ihr Herz pochte gewaltſam.

Böſes Kind, ſagte Natalie, iſt dir nicht alle dieſe Bewegung unterſagt? Sieh, wie dein Herz ſchlägt!

Laß es brechen! ſagte Mignon, mit einem tiefen Seufzer; es ſchlägt ſchon zu lange.

Man hatte ſich von dieſer Verwirrung, von dieſer Art von Beſtürzung kaum erholt, als Therese hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte ſie und das gute Kind. Dann wendete ſie ſich zu Wilhelmen, ſah ihn mit ihren klaren Augen an, und ſagte: nun, mein Freund, wie ſteht es, Sie haben ſich doch nicht irre machen laſſen? Er that einen Schritt gegen ſie, ſie ergriff auf ihn zu und hing an ſeinem Halſe. O meine Thereſe! rief er aus.

Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig die deine! rief ſie unter den lebhafteſten Küſſen.

Felix zog ſie am Rocke und rief: Mutter Thereſe, ich bin auch da! Natalie ſtand und ſah vor ſich hin; Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen und indem ſie den rechten Arm heftig ausſtreckte, fiel ſie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß; keine Bewegung des Herzens noch des Pulſes war zu ſpüren. Wilhelm nahm ſie auf ſeinen Arm und trug ſie eilig hinauf, der ſchlotternde Körper hing über ſeine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Troſt; er und der junge Wundarzt, den wir ſchon kennen, bemühten ſich vergebens. Das liebe Geſchöpf war nicht ins Leben zurückzurufen.

Natalie wandte Thereſen. Dieſe nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war ſtumm und ohne Sprache, und hatte den Mund nicht, ihren Augen zu begegnen. So ſah er neben ihr auf dem Canapee, auf dem er Natalien zuerſt angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Sonderbaren durch, oder vielmehr er dachte nicht, er ließ das auf ſeine Seele wirken, was er nicht entfernen konnte. Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberſchiffchen, vor uns hin und wieder bewegen, und unaufhaltſam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger ſelbſt erſponnen und zuletzt haben. Mein Freund! ſagte Thereſe, mein Geliebter! indem ſie das Stillſchweigen unterbrach, und ihn bei der Hand nahm: laß uns dieſen Augenblick feſt zuſammenhalten, wie wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen, werden zu thun haben. Dieß ſind die Ereigniſſe, welche zu ertragen man zu zweien in der Welt ſeyn muß. Bedenke, mein Freund, fühle, daß du nicht allein biſt, gelige, daß du deine Thereſe liebſt, zuerſt dadurch, daß du deine Schmerzen ihr mittheilſt! Sie umarmte ihn und ſchloß ihn ſanft an ihren Buſen, er ſchlug ſie in ſeine Arme, und drückte ſie mit Heftigkeit an ſich. Das arme Kind, rief er aus, ſuchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht an meinem unſichern Buſen; laß die Sicherheit des heutigen mir in dieſer ſchrecklichen Stunde zu gute kommen. Sie hielten ſich feſt umſchloſſen, er fühlte ihr Herz an ſeinem Buſen ſchlagen, aber in ſeinem Geiſte war es öde und leer; nur die Bilder Mignons und Nataliens ſchwebten wie Schatten vor ſeiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. Gieb uns deinen Segen! rief Thereſe, laß uns in dieſem traurigen Augenblicke vor dir verbunden ſeyn. — Wilhelm hatte ſein Geſicht an Thereſens Halſe verborgen; er war glücklich genug, weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er ſah ſie nicht, nur bei dem Klange ihrer Stimme verbreiteten ſich ſeine Ahndungen. — Was Gott zuſammenfügt, will ich nicht ſcheiden, ſagte Natalie lächelnd, aber verbinden kann ich euch nicht, und kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus eurem Herzen zu verdrängen ſcheint. Wilhelm riß ſich bei dieſen Worten aus den Armen Thereſens. Wo wollen Sie hin? riefen beide Frauen. Laſſen Sie mich das Kind ſehen, rief er aus, das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Ahnen ſehen, iſt geringer, als wenn unſere Einbildungskraft das Uebel gewaltſam in unſer Gemüth einſenkt; laſſen Sie uns den abgeſchiedenen Engel ſehen! Seine heitere Miene wird uns ſagen, daß ihm wohl iſt! — Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten ſie ihm, aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, bieß ſie ab, ſich der Verblichenen zu nähern, und ſagte: Halten Sie ſich von dieſem traurigen Gegenſtande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Reſten dieſes ſonderbaren Weſens, ſo viel meine Kunſt vermag, einige Dauer gebe. Ich will die ſchöne Kunſt, einen Körper nicht allein zu balſamiren, ſondern ihm auch ein gewiſſermaßen Anſehn zu erhalten, bei dieſem actiſchen Geſchöpfe ſogleich anwenden. Da ich ihren Tod vorausſah, habe ich alle Anſtalten gemacht, und mit dieſem Gebäude hier ſoll mir's gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu ſehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben.

Der junge Chirurgus hatte ſeine merkwürdige Inſtrumentenkatſche wieder in Händen. Wo wollen Sie denn? fragte Wilhelm den Arzt. Ich kenne ſie ſehr gut, verſetzte Natalie, er hat ſie von ſeinem Vater, der Sie damals im Walde verbunden hat.

O ſo habe ich mich nicht geirrt, rief Wilhelm, ich erkannte das Band ſogleich! Treten Sie mir es ab! Es brachte mich zuerſt wieder auf die Spur von

meiner Wohlthäterin. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein ſolches leblos Weſen! Bei wie viel Schmerzen war dieß Band nicht ſchon gegenwärtig, und ſeine Fäden halten noch immer! Wie vieler Menſchen letzten Augenblick hat es ſchon begleitet, und ſeine Farben ſind noch nicht verblichen! Es war gegenwärtig in einem der ſchönſten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag, und Ihre hülfreiche Geſtalt vor mir erſchien, als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichſten Sorgfalt für mein Leben beſorgt war, deſſen frühzeitigen Tod wir nun beweinen.

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, ſich über dieſe traurige Begebenheit zu unterhalten, und Fräulein Thereſen über das Kind und über die wahrſcheinliche Urſache ſeines unerwarteten Todes aufzuklären; denn es wurden Fremde gemeldet, die, als ſie ſich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den übrigen entſtand ein augenblicklich Stillſchweigen. Thereſe ſagte lächelnd zu Lotharion: Sie glaubten wohl kaum, mich hier zu finden; wenigſtens iſt es eben nicht räthlich, daß wir uns in dieſem Augenblick aufſuchen; indeſſen ſeh'n Sie mir nach einer ſo langen Abweſenheit herzlich begrüßt.

Lothario reichte ihr die Hand, und verſetzte: wenn wir einmal leiden und entbehren ſollen, ſo mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wohlwollenden Gutes geſchehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entſchließung, und mein Vertrauen auf Ihre Herz, auf Ihren Verſtand und auf einen Sinn iſt noch immer ſo groß, daß ich Ihnen mein Schickſal und das Schickſal meines Freundes gerne in die Hände lege.

Das Geſpräch wendete ſich ſogleich zu allgemeinen, ja, man darf ſagen, zu unbedeutenden Gegenſtänden. Die Geſellſchaft trennte ſich bald zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lotharion, Thereſe mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schloſſe geblieben.

Die Erſcheinung der drei Freunde in dem Augenblick, da Wilhelmen ein ſchwerer Schmerz auf der Bruſt lag, hatte, ſtatt ihn zu zerſtreuen, ſeine Laune gereizt und verſchlimmert; er war verdrießlich und argwöhniſch, und konnte und wollte es nicht verbergen, als Jarno ihn aber ſein mürriſches Stillſchweigen zur Rede ſetzte. Was braucht's da weiter? rief Wilhelm aus. Lothario kommt mit ſeinen Beiſtänden, und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer ſo geſchäftig ſind, jetzt nicht auf uns wirken, und ich weiß nicht was für einen ſeltſamen Zweck mit und an uns ausführen ſollten. So viel ich dieſe heiligen Männer kenne, ſcheint es jedoch jetzt eine löbliche Abſicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entſtehen kann, mag wohl unſern unheiligen Augen ewig ein Räthſel bleiben.

Sie ſind verdrießlich und bitter, ſagte Jarno, das iſt recht ſchön und gut. Wenn Sie nur erſt einmal recht böſe werden, wird es noch beſſer ſeyn.

Dazu kann auch Rath werden, verſetzte Wilhelm, und ich fürchte ſehr, daß man Luſt hat, meine angeborne und angebildete Geduld dießmal aufs äußerſte zu treiben.

So möchte ich Ihnen denn doch, ſagte Jarno, anderen, bis wir ſehen, wie unſere Geſchichten hinaus wollen, etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein großes Mißtrauen zu hegen ſcheinen.

Es ſteht bei Ihnen, verſetzte Wilhelm, wenn Sie es auf meine Zerſtreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth iſt ſo vielfach beſchäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an dieſen würdigen Abenteuern den ſchicklichen Theil nehmen kann.

Ich laſſe mich, ſagte Jarno, durch ihre angenehme Stimmung nicht abſchrecken, Sie über dieſen Punkt aufzuklären. Sie halten mich für einen geſchickten Kerl, und Sie ſollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr iſt, dießmal hab' ich Auftrag. — Ich wünſchte, verſetzte Wilhelm, Sie ſprächen aus eigner Bewegung und aus gutem Willen mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum ſoll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts beſſeres zu thun habe, ſagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, ſo haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Aufmerkſamkeit zu widmen; vielleicht ſind Sie dann geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs ſage: alles, was Sie im Thurme geſehen haben, ſind eigentlich nur noch Reſiduen von einem jugendlichen Unternehmen, bei dem es anfangs den meiſten Eingeweihten großer Ernſt war, und über das nun alle gelegentlich nur lächeln.

Alſo mit dieſen würdigen Zeichen und Worten ſpielt man nur, rief Wilhelm aus, man führt uns mit Feierlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichſten Erſcheinungen ſehen, man gibt uns Räthſel voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freilich das wenigſte verſtehn, man erbaut uns, daß wir bisher Lehrlinge waren, man ſpricht uns los, und wir ſind ſo klug wie vorher. — Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand? fragte Jarno, es enthält viel Gutes; denn jene allgemeinen Sprüche ſind nicht aus der Luft gegriffen; freilich ſcheinen ſie demjenigen leer und dunkel, der ſich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den ſogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe iſt. — Gewiß ganz nah, verſetzte Wilhelm, ſo ein Amulet ſollte man immer auf der Bruſt tragen. — Nun, ſagte Jarno lächelnd: wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet.

Jarno blickte hinein, und überlief die erſte Hälfte mit den Augen. Dieſe, ſagte er, bejaht ſich auf die Ausbildung des Kunſtſinnes, wovon andere ſprechen mögen; die zweite handelt vom Leben, und da bin ich beſſer zu Hauſe.

Er fing darauf an, Stellen zu leſen, ſprach dazwiſchen und knüpfte Anmerkungen und Erklärungen mit ein. Die Neigung der Jugend zum Geheimniß zu Ceremonien und großen Worten iſt außerordentlich, und oft ein Zeichen einer gewiſſen Tiefe des Charakters. Man will in dieſen Jahren ein ganzes Weſen, wenn auch nur dunkel und unbeſtimmt, ergriffen und verehrt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimniſſe viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch daſſelbe wirken zu müſſen. In dieſen Geſinnungen beſtärkte der Abbé eine junge Geſellſchaft, theils nach ihren Grundſätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Geſellſchaft in Verbindung ſtand, die ſelbſt viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigſten in dieſes Weſen finden. Ich war älter, als die andern, ich hatte von Jugend auf klar geſehen, und wünſchte in allen Dingen nichts als Klarheit; ich hatte kein anderes Intereſſe, als die Welt zu kennen wie ſie war, und ſtellte mich dieſer Liebhaberei die Thorheit deſſen Gefährten an, und faſt hätte darüber unſere

Lili's Park.

Iſt doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarſten Thiere,
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie.
O wie ſie hüpfen, laufen, krappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöſchter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt
nicht nach ihr!
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequick, welch ein Gequacker!

ganze Bildung eine falsche Richtung genommen; denn wir fingen an, nur die Fehler der andern und ihre Beschränkung zu sehen, und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbe kam uns zu Hülfe und lehrte uns, daß man die Menschen nicht betrachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessiren, und daß man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu betrachten und zu erkennen im Stande sei. Er rieth uns jene ersten Formen der Gesellschaft beizubehalten; es blieb daher etwas gesetzliches in unsern Zusammenkünften, man sah wohl die ersten mystischen Einbrüche auf die Einrichtung des Ganzen, nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur Kunst erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen und uns ein eigenes Archiv unserer Weltkenntniß bilden; daher entstanden die vielen Confessionen, die wir theils selbst schrieben, theils wozu wir andere veranlaßten, und aus denen nachher der die Lehrjahre zusammengesetzt wurden. Man allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden. Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückseligkeit. Alle diese, die nicht auf ihre Füße gestellt seyn wollten, wurden mit Mystificationen und andern Hocus Pocus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Wir sprachen nach unserer Art nur hiejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu sie geboren seyen, und die sich genung geübt hatten, um mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit, ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie sich mit mir sehr überwitzt, versetzte Wilhelm: denn was ich kann, will oder soll, weiß ich, gerade seit jenem Augenblick, am allerwenigsten sien. — Wie sind ohne Zweifel in diese Verwirrung gerathen, bei gute Glück mag uns wieder heraushelfen; indessen hören Sie nur: derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur wenige, die den Sinn haben, und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten nichts mehr: Diese Phrasen haben mich schon verwirrt genug gemacht. — So will ich bei der Erzählung bleiben, sagte Jarno, indem er die Rolle bald zuwickelte, und nur manchmal einen Blick hinein that. Ich selbst habe der Gesellschaft und den Menschen am wenigsten genutzt; ich bin ein sehr schlechter Lehrmeister, es ist mir unerträglich zu sehen, wenn jemand ungeschickte Versuche macht, einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr sähe, geraden Wegs den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbe, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren gehoben werden. Auch über Sie haben wir uns oft gestritten; er hatte Sie besonders in Gunst genommen, und es will schon etwas heißen, in dem hohen Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie müssen mir nachsagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit sagte. — Sie haben mich wenig geschont, sagte Wilhelm, und Sie scheinen Ihren Grundsätzen treu zu bleiben. — Wie ist denn da zu schonen, versetzte Jarno, wenn ein junger Mensch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falsche Richtung nimmt? — Verzeihen Sie, sagte Wilhelm, Sie haben mir streng genug alle Fähigkeit zum Schauspieler abgesprochen; ich gestehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieser Kunst ganz entsagt habe, so kann ich mich doch unmöglich bei mir selbst dazu für ganz unfähig erklären. — Und bei mir, sagte Jarno, ist es doch so rein entschieden, daß wer sie nur selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. Geben Sie, zum Beispiel, den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bei denen Ihr Character, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu Gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe. Man soll sag, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn man nur das Verdienst des Meisters hat wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherei gewendet hat, sämmerlich bedauern.

Lesen Sie nichts! sagte Wilhelm, ich bitte Sie inständig, sprechen Sie fort, erzählen Sie mir. Wären Sie mich auf! Und so hat also der Abbe mir zum Hamlet geholfen, indem er einem Geist herbeischaffte? — Ja, denn er verflüchtete, daß es der einzige Weg sey, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären. — Und darum ließ er mir den Schleier zurück, und dies mich studiren? — Ja, er hoffte sogar mit der Vorstellung des Hamlets sollte Ihre ganze Lust gedämpft seyn. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir stritten noch selbigen Abend nach der Vorstellung darüber. — Und Sie haben mich also spielen sehen? — Gewiß. — Und wer stellte denn den Geist vor? — Das kann ich selbst nicht sagen, entweder der Abbe oder sein Zwillingsbruder, doch glaub' ich dieser, denn er ist am ein wenigsten größer. — Sie haben also auch Geheimnisse unter einander? — Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben; sie sind einander doch kein Geheimniß.

Es verwirrt mich schon das Andenken dieser Verwortenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich so viel schuldig bin, und dem ich so viel Vorwürfe zu machen habe.

Was ihn uns so schätzbar macht, versetzte Jarno, was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns alle erhält, ist der freie und starke Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichern, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und andern; nur die bedeutender, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Arzt, er hat Sinn für alles, Lust an allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle sehen! fuhr Jarno fort: Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu zerstören suchen hilft sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten stehen rissen Handwerksleute bis zur höchsten Ausübung der geistigen Kunst, vom Tollen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichen Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum ernstesten Bunde, von dem reinsten

Gefühl der ſinnlichen Gegenwart bis zu den leiſeſten Ahnungen und Hoffnungen der entfernteſten geiſtigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menſchen, und muß ausgebildet werden; aber nicht in einem, ſondern in vielen. Jede Anlage iſt wichtig, und ſie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne befördert, der andere nur das Nützliche befördert, ſo machen beide zuſammen erſt einen Menſchen aus. Das Nützliche befördert ſich ſelbſt, denn die Menge dringt ſich hervor, und alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige ſtellen's dar, und viele bedürfen's.

Halten Sie inne! rief Wilhelm, ich habe das alles geleſen. — Nur noch einige Zeilen, verſetzte Jarno, hier ſind' ich den Abbé ganz wieder: eine Kraft beherrſcht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft ſich zu vollenden; das verſtehen ſo wenig Menſchen, die doch lehren und wirken wollen. — Und ich verſtehe es auch nicht, verſetzte Wilhelm. — Sie werden über dieſen Text den Abbé noch oft genug hören, und ſo laſſen Sie uns nur immer recht deutlich ſehen und feſthalten, was an uns iſt, und was wir an uns ausbilden können: laſſen Sie uns gegen die andern gerecht ſeyn, denn wir ſind nur in ſo fern zu achten, als wir zu ſchätzen wiſſen. — Von Gottes wegen! meine Erzählungen weiter! ich fühle, ſie ſind ein ſchmerzlich Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber, mit Ihrer grauſamen Verſtummelung, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weiſe Sie mich anſpannen wollen. — Jeden Verdacht, ich verſtehere Sie, werden Sie uns künftig abſchneiden. Es iſt Ihre Sache zu prüfen und zu wählen, und die unſere, Ihnen beizuſtehen. Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begränzung beſtimmt. Acht an mich halten Sie feſt, ſondern an den Abbé; nicht an ſich denken Sie, ſondern an das, was Sie umgiebt. Lernen Sie zum Beiſpiel Lotharios Treffſichkeit einſehen, wie ſein Überblick und ſeine Thätigkeit ungetrennlich mit einander verbunden ſind, wie er immer im Fortſchreiten iſt, wie er ſich ausbreitet und jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch ſey, eine Welt mit ſich, ſeine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unſern guten Mediciner dagegen: Es ſcheint gerade die entgegengeſetzte Natur zu ſeyn. Wenn jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, ſo richtet dieſer ſeinen hellen Blick nur auf die nächſten Dinge, er verſchafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbringe und belebte; ſein Handeln ſteht einem guten Wirthſchafter vollkommen ähnlich, ſeine Wirkſamkeit iſt ſtill, indem er einem jeden in ſeinem Kreis befördert; ſein Wiſſen iſt ein beſtändiges Sammeln und Aufſpeichern, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lotharie in einem Tage zerſtören, woran dieſer Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lotharie, in einem Augenblick, andern die Kraft mit, das Zerſtörte hundertfältig wieder herzuſtellen. — Es iſt ein trauriges Geſchäft, ſagte Wilhelm, wenn man über die kleinen Vorzüge der andern in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt unzufrieden iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt. — Ruhig und vernünftig zu betrachten iſt zu keiner Zeit ſchädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unverwirrt ſelbſt an ihren Platz, und jede falſche Thätigkeit ſtirbt, wozu uns die Phantaſie lockt, wird allmählich gern von uns aufgegeben. Befreien Sie ſo möglich Ihren Geiſt von allem Ärgwohn und aller Ängſtlichkeit: Dort kommt der Abbé, ſeyn Sie ja freundlich gegen ihn bis Sie ſich mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm ſchuldig ſind. Der Schalk! da geht er zwiſchen Natalien und Therſiten, ich wette wetten, er denkt ſich was aus. Sie wie er überhaupt gern ein wenig das Schickſal ſpielt, ſo läßt er auch nicht von der Liebhaberei, manchmal eine Heirath zu ſtiften.

Bitterlin, deſſen leidenſchaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die Klagen und guten Worte Jarno's nicht verbeſſert worden war, fand endlich Gelegenheit, das ſein Freund, gerade in dieſem Augenblick, einen ſolchen Verdrießniſſes erneuerte, und ſagte zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: ich dächte, man überließe die Liebhaberei, Heirathen zu ſtiften, Perſonen, die ſich lieb haben.

Sechstes Capitel.

Die Geſellſchaft hatte ſich eben wieder begegnet, und unſere Freunde ſahen ſich genöthigt, das Geſpräch abzubrechen. Nicht lange, ſo ward ein Courier gemeldet, der einen Brief in Lothario's eigene Hände übergeben wollte; der Mann ward vorgeführt, er ſah rüſtig und thätig aus, ſeine Livrey war ſehr reich und geſchmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte ſich nicht, es war der ſeine Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeſandt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief geleſen hatte, ernſthaft und faſt verdrießlich fragte: wie heißt ſein Herr?

Das iſt unter allen Fragen, verſetzte der Courier mit Beſcheidenheit, auf die ich am wenigſten zu antworten weiß; ich beſſe der Brief wird das Nöthige vermelden; mündlich iſt mir nichts aufgetragen.

Es ſey wie ihm ſey, verſetzte Lotharie mit Lächeln, da ſein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir ſo dienſtfertig zu ſchreiben, ſo ſoll er uns willkommen ſeyn. Er wird nicht lange auf ſich warten laſſen, verſetzte der Courier mit einer Verbeugung, und entfernte ſich.

Vernehmet nur, ſagte Lotharie, die teils abgeſchmackte Botſchaft. Da unter allen Gäſten, ſo ſchreibt der Unbekannte, ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſeyn ſoll, wenn er ſich einſtellt, und ich denſelben als Reiſegefährten beſtändig mit mir herumführe, ſo bin ich überzeugt, der Beſuch bei Ew. Gnaden und Dieſen zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden, weshalb deſſe ich mit der ſämmtlichen hieſigen Familie vollkommener Zufriedenheit anzufangen, und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich, und ſo weiter. Graf von Somnenfels.

Das iſt eine neue Familie, ſagte der Abbé.

Es mag ein Vicariatsgraf ſeyn, verſetzte Jarno.

Das Geheimniß iſt leicht zu erraten, ſagte Natalie; ich wette, es iſt Bruder Friedrich, der uns ſchon ſeit dem Tode des Oheims mit einem Beſuche droht.

Getroffen! ſchöne und weiſe Schweſter, rief jemand aus einem nahen Buſche, und ſogleich trat ein angenehmer, heiterer, junger Mann hervor; Wilhelm konnte ſich kaum eines Schreies enthalten. Wie? rief er, unſer blonder Ekelm, der ſoll mir auch hier noch erſcheinen? Friedrich ward anſtandsſam, ſah Wilhelmen an und rief: wahrlich, weniger

erstaunt wär' ich gewesen, die berühmten Pyramiden, die doch in Aegypten so fest stehen, über das Grab des Königs Mausolus, das, wie man mir versichert hat, gar nicht mehr existirt, hier in dem Garten meines Onkels zu finden. Als ich meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter, Tod mir besonders angelegen.

Nachdem er rings herum alles bewillkommt und gegrüßt hatte, sprang er wieder auf Wilhelmen los, und rief: Hattet mir ihn ja warm diesen Helden, Heerführer und dramatischen Poeten! Ich habe ihn bei unserer ersten Bekanntschaft schlecht, ja, ich darf wohl sagen, mit der Hechel traktirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge verspart. Er ist großmüthig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne seine Feinden Fehden aufs Haupt sammeln, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst seyn soll, den man jemandem erzeigen kann, nein, er schickt meistens den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an seinem Stein stoße.

In diesem Geschmack fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß jemand ihm Einhalt zu thun im Stande gewesen wäre, und da niemand in dieser Art ihm erwidern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein. Verwundert nahm endlich rief er aus: Aber meine große Belesenheit in heiligen und Profan-Scribenten; ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin. Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe, wo er herkomme; allein er konnte vor lauter Zustandsprechen auf allen Gesichtern nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie sagte leise zu Theresen: seine Art von Lustigkeit thut mir wehe; ich wette wetten, daß ihm dabei nicht wohl ist.

Da Friedrich, außer einigen Späßen, die ihm Zarte verweherte, keinen Anlaß für seine Possen in der Gesellschaft fand, sagte er: es bleibt mir nichts übrig als mit der ernsthaften Familie auch ernsthaft zu werden, und weil mir, unter solchen bedenklichen Umständen, sogleich meine sämmtliche Sündenlast schwer auf die Seele fällt, so will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entschließen, wovon ihr aber, meine werthen Herrn und Damen, nichts vernehmen sollt. Dieser edle Freund hier, dem schon einiges von meinem Leben und Thun bekannt ist, soll es allein erfahren, um so mehr, als er allein darnach zu fragen einige Ursache hat. Wäret ihr nicht neugierig zu wissen, fuhr er gegen Wilhelmen fort, wie und wo? wer? wann und warum? wie steht's mit der Conjugation des griechischen Verbi Phileo. Philo? und mit den Derivationis dieses allerliebsten Zeitwortes aus?

Somit nahm er Wilhelmen beim Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weise drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen, als er im Fenster ein Pudermesser liegen fand, mit der Inschrift: Gedenke mein. Ihr Pest eure werthen Sachen gut auf! sagte er; wahrlich das ist Philinens Pudermesser, das sie euch jenen Tag schenkte, als ich euch so gerauft hatte. Ja beste, ihr habt bei solchen Mädchens Kostig dabei gehabt, und verschone euch, sie hat euch auch nicht vergessen, und wenn ich nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, so würde ich euch nicht ohne Neid ansehen.

Neben Sie nichts mehr von diesem Geschöpfe, versetzte Wilhelm. Ich kenne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht losgeworden konnte, aber das war auch alles.

Pfui! schalt euch, rief Friedrich, wer wird eine Geliebte verleugnen! und ihr habt sie so complet geliebt, als man es nur wünschen konnte. Es vergeht kein Tag, daß ihr dem Mädchen nicht etwas schenket, und wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als sie euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Officierchen ist es denn auch endlich geglückt.

Wie? Sie waren der Officier, den wir bei Philinen antrafen, und mit dem sie wegzieht?

Ja, versetzte Friedrich, den Sie für Marianen halten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht.

Welche Grausamkeit! rief Wilhelm, mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen.

Und noch dazu den Courier, den Sie uns nachschicken, gleich im Dienste zu nehmen! versetzte Friedrich. Es ist ein tüchtiger Kerl, und ist diese Zeit nicht von unserer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer so rasend, wie jemals. Mir hat sie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahezu in einem mordoleaischen Falle befinde, und alle Tage heftigste verwandelt zu werden.

Sagen Sie mir nur, fragte Wilhelm, wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alle Gegenstände und Fabeln zu sprechen.

Auf die lustigste Weise, sagte Friedrich, bin ich gelehrt und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir, wir haben einen Putzer, das alte Spiel eines Ritterguts abgewirthet, worein wir, wie die Fabeln, auch lustige leben. Dort haben wir eine ganz compendiöse, aber doch ansehnliche Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik, zwei Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetrost hatten, manchmal langes Weile, wir wollten lesen, und ehe wir's uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämmtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen, wir setzten uns gegeneinander und lasen gegeneinander, und immer nur stellenweis, und einer Buch wie das den andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in unser Gesellschaft zu sein, wo man für unsterblich hält, irgend eine Materie so lange fortführen, oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu sein, wo keins das andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir und reactionsfähig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gebildet, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon sind den wir nichts Neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren diese Art uns zu unterrichten auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Landuhr, die in einigen Minuten auseinanderläuft. Einmal dreht sie das andere herum, und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kommt oft wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so fuhren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben, und unsere Studien äußerst mannigfaltig sind.

„Diese Torheit begreife ich wohl, sagte Wilhelm, wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist; wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich.

Das ist, rief Friedrich, eben das Glück und das Unglück: Philine darf sich nicht sehen lassen, sie mag sich selbst nicht sehen, sie ist guter Hoffnung. Unserm lischer und lächerlicher ist nichts in der Welt als sie. Noch kurz, ehe ich weg ging, kam sie zufälligerweise vor den Spiegel. Pfui Teufel! sagte sie, und wendete das Gesicht ab, die leibhafte Frau Melina! das garstige Bild! Man sieht doch ganz niederträchtig aus!

Ich muß gestehen, versetzte Wilhelm lächelnd, daß es ziemlich komisch seyn mag, euch als Vater und Mutter beisammen zu sehen.

Es ist ein recht närrischer Streich, sagte Friedrich, daß ich noch zuletzt als Vater gelten soll. Sie behaupter's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwöhnte Besuch, den sie euch nach dem Hamlet abgestattet hatte, ein wenig irre.

Was für ein Besuch?

Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verschlafen haben? Das allerliebste, flüchtige Gespenst jener Nacht, wenn ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geschichte war mir freilich eine harte Mitgift, doch wenn man sich so etwas nicht mag gefallen lassen, so muß man gar nicht leben. Die Vaterschaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt und also bin ich Vater. Da setzt ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind sich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, so kann es wo nicht ein nützlicher doch angenehmer Weltbürger werden.

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt als der Abbé die Freunde unverwerkt in einen Gartensaal führte, und, als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

Wir haben, sagte er, im allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter seyn; es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.

Frau von *** lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen, nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bei dem dritten die Aerzte der Mutter beinahe den Tod verkündigten, und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man war genöthigt, sich zu entschließen, man wollte das Ehebund nicht aufheben, man befand sich dürftig genommen, zu wohl. Frau von *** suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit, eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Charakter hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hände, nach welcher das gute Mädchen sich Thereses Vater dienstbar, in der Besorgung des Hauswesens fortsetzte und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Gefälligkeit als vorher bezeigte.

Nach einiger Zeit erklärte sie sich guter Hoffnung, und die beiden Ehelente kamen bei dieser Gelegenheit, obwohl auf ganz verschiedenen Anlässen, auf einerlei Gedanken. Herr von *** wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmäßiges im Hause einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indisposition ihres Arztes ihr Zustand in der Nachbarschaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeschobenes Kind sich wieder in Ansehn zu setzen, und durch eine solche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hause zu erhalten, das sie unter den übrigen Umständen zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl, sie merkte ihm seinen Wunsch ab, und wußte, ohne ihm entgegen zu gehn, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen, und erhielt fast alles, was sie verlangte, und so entstand das Testament, worin so wenig für das Kind gesorgt zu seyn schien. Der alte Arzt war gestorben, man wendete sich an einen jungen, thätigen, gefälligen Mann, er ward gut belohnt, und er konnte selbst eine Ehre darin suchen, die Unschicklichkeit und Uebereilung seines abgeschiedenen Collegen ins Licht zu setzen und zu verbessern. Die wahre Mutter witzigte nicht ungern ein, man spielte die Verstellung sehr gut. Therese kam zur Welt, und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh wieder heraus wagte, starb, und den guten Mann trostlos hinterließ.

Frau von *** hatte indessen ganz ihre Absicht erreicht, sie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem sie übertrieben paradirte, sie war zugleich eine Nebenbuhlerin todgeworden, deren Verhältniß sie denn doch mit weiblichen Augen ansah, und deren Einfluß sie, für die Zukunft wenigstens, beinahl fürchtete; sie überdauste das Kind mit Zärtlichkeit, und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine so lebhafte Theilnahme an seinem Verlust dergestalt an sich zu ziehen, daß er sich ihr, man kann wohl sagen, ganz ergab. sein Glück und das Glück seines Kindes in ihre Hände legte, und kaum kurze Zeit vor seinem Tode, und noch gewissermaßen nur durch seine erwachsene Tochter, wieder Herr im Hause ward. Das war, sahne Therese, das Geheimniß, das Ihnen Ihr fremder Vater wahrscheinlich so gern entdeckt hätte, das ich's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die sonderbarste Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden ist, in der Gesellschaft fehlt, umständlich vorlegen wollte. Hier sind die Papiere, die aufs strengste beweisen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich schon dieser Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erst jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu sagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn diese Hoffnung zum zweiten Male verschwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen: denn ich gestehe gern, daß ich die Neigung unsres Freundes zu diesem guten Mädchen keineswegs begünstigte, seitdem ich seiner Verbindung mit Thereſen wieder entgegen sah.

Niemand erwiederte etwas auf diese Geschichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derselben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Gesellschaft, wenn sie beisammen war, zu beschäftigen, auch bot die Gegend so manche Reize dar, daß man sich gern dahin theils einzeln, theils zusammen, zu

Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umfah. Jarno richtete, bei einer ſolchen Gelegenheit, ſeinen Auftrag an Wilhelmen aus, leate ihm die Papiere vor, ſagten aber weiter keine Entſchließung von ihm zu verlangen.

In dieſem höchſt ſonderbaren Zuſtand, in dem ich mich befinde, ſagte Wilhelm darauf, brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich ſogleich anfangs, in Gegenwart Nataliens, und gewiß mit einem reinen Herzen, geſagt habe: Lothario und ſeine Freunde können jede Art von Entſagung von mir fordern, ich lege Ihnen hiermit alle meine Anſprüche an Theresen in die Hand, verſchaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlaſſung. O: es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entſchließen. Schon dieſe Tage hab' ich gefühlt, daß Theresie Mühe hat, nur einen Schein der Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie mich hier zuerſt begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung iſt mir entwendet, oder vielmehr ich habe ſie nie beſeſſen.

Solche Fälle möchten ſich wohl beſſer, nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären, verſetzte Jarno, als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entſteht.

Ich dächte vielmehr, ſagte Wilhelm, daß gerade dieſer Fall der ruhigſten und der reinſten Entſcheidung fähig ſey. Man hat mir ſo oft den Vorwurf des Zauderns und der Unentſchloſſenheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entſchloſſen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich ſelbſt begehen? Giebt ſie die Welt nur darum ſo viel Mühe, und zu bilden, um uns fühlen zu laſſen, daß ſie ſich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß los zu werden, in das ich mit den reinſten Geſinnungen von der Welt gerathen bin.

Ungeachtet dieſer Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieſer Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an ſeinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgültig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: Sie ſind nachdenklich, Jarno, ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken.

Ich bin es, verſetzte der Freund, und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bei uns ſchon lange vorbereitet iſt, und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen, denn ich bin im Begriff nach Amerika überzuſchiffen.

Nach Amerika? verſetzte Wilhelm ſchreiend: ein ſolches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten auserſehen würden.

Wenn Sie unſern Plan ganz kennen, verſetzte Jarno, ſo werden Sie ihm einen beſſern Namen geben, und vielleicht für ihn einnehmen werden. Hören Sie mich an: Man darf nur ein wenig mit den Weltbändeln bekannt ſeyn, um zu bemerken, daß und große Veränderungen bevorſtehn, und daß die Beſitzthümer beinah nirgends mehr recht ſicher ſind.

Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Weltbändeln, fiel Wilhelm ein, und habe mich erſt vor kurzem um meine Beſitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, ſie mir noch länger aus dem Sinne zu ſchlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung ſo hypochondriſch macht.

Hören Sie mich aus, ſagte Jarno: die Sorge gezieme dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſeyn könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenfüße hergeſtellt werden. Es iſt gegenwärtig nichts weniger als räthlich nur an Einem Orte zu beſitzen, nur Einem Plage ſein Glück anzuvertrauen, und es iſt wieder ſchwer, an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deßwegen etwas andres ausgedacht: aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertreibt. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältniſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bei ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbe will nach Rußland gehn, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich an uns anſchließen wollen, ob Sie Lothario in Deutſchland beiſtehn, oder mit mir gehen wollen. Ich dächte Sie wählten das letzte: denn eine große Reiſe zu thun iſt für einen jungen Mann äußerſt nützlich.

Wilhelm nahm ſich zuſammen und antwortete: Der Antrag iſt aller Ueberlegung werth, denn mein Wahlſpruch wird doch nächſtens ſeyn: je weiter weg, je beſſer. Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntſchaft mit der Welt herrühren, mir ſcheinen aber einer ſolchen Verbindung ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu ſetzen.

Dauen ſich die meiſten nur dadurch heben werden, verſetzte Jarno, daß unſer bis jetzt nur wenig ſind, redliche, gewandte und entſchloſſene Leute, die einen gewiſſen, allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der geſellige Sinn entſtehen kann.

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, verſetzte darauf: und wenn ihr mir ein gutes Wort gebt, gebe ich auch mit.

Jarno ſchüttelte den Kopf.

Nun, was habt ihr an mir auszuſetzen? fuhr Friedrich fort. Bei einer neuen Colonie werden auch junge Coloniſten erfordert, und ihr bringt ich gleich mit: auch tüchtige Coloniſten, das verſichre ich euch. Und dann möchte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierüben nicht mehr am Platz iſt, die ſüß reizende Lydia. Wie ſoll das arme Kind mit ſeinem Schmerz und Jammer hin, wenn ſie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn ſie nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte, mein Jugendfreund, da ihr doch im Ganzen ſeyd, Verlaſſene zu tröſten, ihr entſchädigt euch, jeder nähme ſein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.

Dieſer Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verſtellter Ruhe: weiß ich doch nicht einmal, ob ſie frei iſt, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu ſeyn ſcheine, ſo möchte ich einen ſolchen Verſuch nicht machen.

Natalie ſagte darauf: Bruder Friedrich, du glaubſt, weil du für dich ſo leichtſinnig handelſt, auch für andere gelte deine Geſinnung. Unſer Freund verdient ein weiblicheres Herz, das ihm ganz angehöre, das

nicht an seiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem kräftigen vernünftigen und reinen Charakter, wie Theresens, war ein Wagestück dieser Art zu rathen.

Was Wagestück! rief Friedrich: in der Liebe ist alles Wagestück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Gesange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es ist alles nur ein Wagestück und der Zufall thut alles.

Ich habe immer gesehen, versetzte Natalie, daß unsere Grundsätze nur ein Supplement zu unsern Erfahrungen sind. Wir hängen unsern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Gesetzes um. Gieb nur Acht, welchen Weg dich die Sehne noch führen wird, die dich auf eine so gewaltsame Weise angezogen hat und festhält.

Sie ist selbst auf einem sehr guten Wege, versetzte Friedrich, auf dem Wege zur Heiligkeit. Es ist freilich ein Umweg, aber desto lustiger und sicherer; Maria von Magdala ist ihr auch gegangen, und wer weiß wie viel andere. Unterbrauch, Schwester, wenn von Liebe die Rede ist, sollteſt du dich gar nicht drein mischen. Ich glaube du betrachtest nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und du giebst dich alsdann, nach deiner gewohnten Gutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Ersetzung hin. Also laß uns nur jetzt mit diesen Seelenverkäufer da unsern Handel schließen und über unsere Reisegesellschaft einig werden.

Sie kommen mit Ihren Vorschlägen zu spät, sagte Jarno; für Lydien ist gesorgt.

Und wie? fragte Friedrich.

Ich habe ihr selbst meine Hand angeboten, versetzte Jarno.

Alter Herr, sagte Friedrich, da macht ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Substantivum betrachtet, verschiedene Adjectiva, und folglich, wenn man ihn als Subject betrachtet, verschiedene Prädicate finden könnte.

Ich muß aufrichtig gestehen, versetzte Natalie, es ist ein gefährlicher Vorsatz, sich ein Mädchen zuzueignen, in dem Augenblicke, da sie aus Liebe zu einem andern verzweifelt.

Ich habe es gewagt, versetzte Jarno, sie wird unter einer gewissen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es ist in der Welt nichts schätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein anderer geliebt wird, ist mir beinah reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines edlen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Haben Sie Lydien in diesen Tagen schon gesprochen? versetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd; Natalie schüttelte den Kopf und sagte, indem sie aufstand: ich weiß gar nicht mehr, was ich auf euch machen soll, aber mich sollt ihr gewiß nicht irre machen.

Sie wollte sich eben entfernen, als der Abbé mit einem Briefe in der Hand hereintrat, und zu ihr sagte: Bleiben Sie! ich habe hier einen Vorschlag, bei dem Ihr Rath willkommen seyn wird. Der Marquise der Freund Ihres verstorbenen Oheims, den wir sich einiger Zeit erwarten, muß in diesen Tagen hier seyn. Er schreibt mir, daß ihm doch die deutsche Sprache nicht so geläufig sey, als er geglaubt, daß er einer Gesellschafterin bedürfe, der sie vollkommen mehr einigen andern besitze; da er mehr wünschte in wissenschaftliche als politische Verbindungen zu treten, so sey ihm ein solcher Dolmetscher unentbehrlich. Ich wüßte niemand geschickter dazu, als unsern jungen Freund. Er kennt die Sprache, ist sonst in vielem unterrichtet, und es wird für ihn selbst ein großer Vortheil seyn, in so guter Gesellschaft und unter so vortheilhaften Umständen Deutschland zu sehen. Wer sein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßstab für fremde Länder. Was sagen Sie, meine Freunde? was sagen Sie, Natalie?

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden; Jarno schien seinen Vorschlag, nach Amerika zu reisen, selbst als kein Hinderniß anzusehen, indem er obnehin nicht sogleich aufbrechen würde; Natalie schwieg, und Friedrich führte verschiedene Sprachwörter über den Nutzen des Reisens an.

Wilhelm war über diesen neuen Vorschlag im Herzen so entrüstet, daß er es kaum verbergen konnte. Er sah eine Verabredung, ihn baldmöglichst loszuwerden, nur gar zu deutlich, und was das schlimmste war, man ließ ihn offenbar, so ganz ohne Schonung sehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, alles, was er selbst erfahren hatte, wurde wieder aufs neue vor seiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm alles angelegt hatte, schien ihm auch nur eine künstliche Darstellung zu seyn.

Er nahm sich zusammen und antwortete: Dieser Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung.

Eine geschwinde Entschließung möchte nöthig seyn, versetzte der Abbé.

Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt, antwortete Wilhelm. Wir können die Ankunft des Mannes abwarten, und dann sehen, ob wir zusammen passen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen, und ihn überall mit hinführen darf.

Diese Bedingung wird schwerlich zugestanden werden, versetzte der Abbé.

Und ich sehe nicht, rief Wilhelm aus, warum ich mir von irgend einem Menschen sollte Bedingungen vorschreiben lassen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland sehen will, einen Italiäner zur Gesellschaft brauche?

Weil ein junger Mensch, versetzte der Abbé mit einem gewissen imponirenden Ernste, immer Ursache hat, sich anzuschließen.

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an sich zu halten nicht im Stande sey, da sein Zustand nur durch die Gegenwart Natalien's noch einigermaßen gelindert ward, ließ sich hierauf mit einiger Hast vernehmen: man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe, es wird sich gewiß entscheiden, ob ich Ursache habe mich weiter anzuschließen, oder es nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderstehlich gebieten, mich von so mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige, eitele Gefangenschaft drohen.

Er sprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien verdichte ihm einigermaßen, indem sich in diesem leidenschaftlichen Augenblick ihre Gestalt und ihr Werth nur desto tiefer bei ihm eindrückten.

Ja, sagte er zu sich selbst, indem er sich allein fand, gestehe dir nur, du liebst sie, und du flüchtest wieder, was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann. Sie liebte ich Marianen und ward so schrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte sie verachten. Aurelien achtete ich, und konnte sie nicht lieben; ich verehrte Theresien, und die väterliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr

an: und jetzt da in deinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt ist du genöthigt zu fliehen: Ach! warum muß sich zu diesen Empfindungen, zu diesen Erkenntnissen, das unüberwindliche Verlangen des Besitzes gesellen? und warum rissen, ohne Besitz, eben diese Empfindungen, diese Ueberzeugungen jede andere Art von Glückseligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? wird du nicht immer zu dir sagen: Natalie ist nicht da! und doch wird leider Natalie die immer gegenwärtig seyn. Seltsam! du die Augen, so wird sie sich die darstellen; bist du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben, wie die Erscheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurückläßt. War nicht sonst früher die schnell vorübergegangene Gestalt der Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? und du hattest sie nur gesehen, du kanntest sie nicht. Nun da du sie kennst, da du ihr so nahe warst, da sie so vielen Antheil an dir gezeigt hat, nun sind ihre Eigenschaften so tief in dein Gemüth gedrückt, als ihr Bild jemals in deine Sinne. Aengstlich ist es, immer zu suchen, aber viel ängstlicher, gefunden zu haben und verlassen zu müssen. Wornach soll ich in der Welt nun weiter fragen? wornach soll ich mich weiter umsehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der diesem gleich ist? und da soll reisen, nun nur immer das Entfernere zu finden? Ist denn das Leben blos wie eine Rennbahn, wo man sogleich schnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerste Ende erreicht hat? Und steht das Ganze, das Vortreffliche nur wie ein festes, unerschütterliches Ziel da, von dem man sich eben so schnell mit raschen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? anstatt daß jeder andere, der nach irdischen Waaren strebt, sie sich in den verschiedenen Himmelsgegenden, oder weit gar auf der Messe und dem Jahrmarkt anschaffen kann.

Komm, lieber Knabe! rief er seinem Sohne entgegen, der eben daher gesprungen kam, sey und bleibe du mir alles! Du warst mir zum Ersatz deiner geliebten Mutter gegeben, du solltest mir die zweite Mutter ersetzen, die ich die bestimmt hatte, und nun bald du noch die größere Lücke auszufüllen. Beschäftige mein Herz, beschäftige meinen Geist mit deiner Sehnsucht, deiner Liebenswürdigkeit, deiner Wißbegierde und deinen Fähigkeiten!

Der Knabe war mit einem neuen Spielzeuge beschäftigt, der Vater suchte es ihm besser, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Lust daran. Du bist ein wahrer Mensch! rief Wilhelm aus; komm, mein Sohn! komm, mein Bruder, laß uns in der Welt zweckes hinspielen, so gut wir können!

Sein Entschluß, sich zu entfernen, das Kind mit sich zu nehmen, und sich an den Gegenständen der Welt zu zerstreuen, war nun sein fester Vorsatz. Er schrieb an Werners, erkundete ihn um Geld und Creditbriefe, und schickte Friedrichs Courier mit dem geschärften Auftrage weg, bald wieder zu kommen. So sehr er gegen die übrigen Freunde auch verstimmt war, so rein blieb sein Verhältniß zu Natalien. Er vertraute ihr seine Absicht; auch sie nahm sie bekannt an, daß er gehen könne und müsse, und wenn ihn auch gleich diese scheinbare Gleichgültigkeit an ihr schmerzte, so beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm verschiedene Städte zu besuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen. Der Courier kam zurück, brachte was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit diesem neuen Aufstand nicht zufrieden zu seyn schien. Meine Hoffnung, daß du vernünftig werden würdest, scheint dieser, ist nun wieder eine gute Weile hinaus geschoben. Wo schweift dir nun alle zusammen herum? und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu dessen wirthschaftlichem Beistande du mir Hoffnung machtest? Auch die übrigen Freunde sind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir ist das ganze Geschäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein so guter Rechtsmann ist, als ich ein Hausmann bin, und daß wir beide etwas zu schreyen gewohnt sind. Lebe wohl! Deine Ausschweifungen sollen dir verziehen seyn, da doch ohne sie unser Verhältniß in dieser Gegend nicht hätte so gut werden können.

Was das Aeußere betraf, dächte er nun immer abreisen können, allein sein Gemüth war noch durch zwei Hindernisse gebunden. Man wollte ihm ein für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bei den Ceremien, welche der Arzt zu halten gedachte, zu welcher Feierlichkeit noch nicht alles bereit war. Auch war der Arzt, durch einen sonderbaren Brief des Landgeistlichen, abgerufen worden. Es betraf den Harfenspieler, von dessen Schicksalen Wilhelm näher unterrichtet seyn wollte.

In diesem Zustand fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn alles schlief, ging er in dem Hause hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunstwerke zog ihn an, und stieß ihn ab. Er konnte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch lassen, alles erneuerte ihn an alles, er überfah den ganzen Gang seines Lebens, nur lag er leider verbrochen vor ihm, und schien sich auf ewig nicht schließen zu wollen. Diese Kunstwerke, die sein Vater verkauft hatte, schienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Besitz des Künstlerwerthen in der Welt theils ausgeschlossen, theils desselben durch eigne oder fremde Schuld herum geworfen werden sollte. Er verlor sich so weit in diesen sonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er sich selbst manchmal wie ein Geist vorkam, und, selbst wenn er die Dinge außer sich befindete und betrachtete, sich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da sey.

Nur der leidigste Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene so freventlich und doch so nothwendig verlassen müsse, nur seine Thränen gaben ihm das Gefühl seines Daseyns wieder. Vergebens rief er sich den glücklichen Zustand, in dem er sich doch eigentlich befand, vors Gedächtniß. So ist denn alles nichts, rief er aus, wenn das Eine fehlt, das dem Menschen alles übrige werth ist!

Der Arzt verkündigte der Gesellschaft die Ankunft des Marchese. Sie sind zwar, wie es scheint, sagte er zu Wilhelmen, mit Ihrem Knaben allein abzureisen entschlossen; lernen Sie jedoch wenigstens diesen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Fälle nützlich seyn kann. Der Marchese erschien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgestalteten, gefälligen lombardischen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der schon um vieles älter war, bei der Armee, dann in Geschäften Betrunkschaft gemacht; sie hatten nachher einen großen Theil von Italien zusammen durchreist, und die Kunstwerke, die der Marchese hier wieder fand, waren zum großen Theil in seiner Gegenwart und unter manchen glücklichen Umständen, deren er sich noch wohl erinnerte, gekauft und angeschafft worden.

Der Italiäner hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunst als andere Nationen; jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künstler, Meister und Professor heißen, und bekennt wenigstens durch diese Aufrichtigkeit, daß es nicht genug sey, nur etwas durch Ueberlieferung zu erbeuten, oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er gesteht, daß jeder vielmehr über das, was er thut, auch fähig seyn sollte zu denken. Grundsätze aufzustellen, und die Ursachen, warum dieses oder jenes zu thun sey, sich selbst und andern deutlich zu machen.

Der Freunde ward gerührt, so sehnte Wilhelmen ohne den Barbier wieder zu finden, und erkannt, den Geist seines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlassenen sprechen zu hören. Sie gingen die verschiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, sich einander verständlich machen zu können. Der Marchese und der Abbe führten das Wort; Natalie die sich wieder in die Gegenwart ihres Oheims versetzt fühlte, wußte sich sehr gut in ihre Meinungen und Gesinnungen zu finden; Wilhelm mußte sich's in theatralische Terminologie übersetzen, wenn er etwas davon verstehen wollte. Man hatte Noth Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war selten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunstwerke in der neuern Zeit so selten seyen, sagte der Marchese: es läßt sich nicht leicht denken und übersehen, was die Umstände für den Künstler thun müssen, und dann sind bei dem größten Genie, bei dem entschiedensten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an sich selbst zu machen hat, unglaublich der Fleiß, der zu seiner Ausbildung nöthig ist. Wenn nun die Umstände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt sehr leicht zu befriedigen ist und selbst nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt, so wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen fest hielten; es wäre seltsam, wenn er nicht lieber für Medewaaren Geld und Lob eintauschen, als den rechten Weg wählen sollte, der ihn mehr oder weniger in einem kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deswegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen, und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart, und für die Zukunft wenig Hoffnung.

Ja, versetzte der Abbe, und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich eben so von selbst aus, wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunstwerk, wie über eine Speise. Sie begreifen nicht, was für einer andern Cultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstsinne zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deswegen finden wir so viel einseitige Culturen, wovon doch jede sich anmaßt, über das Ganze abzusprechen.

Was Sie da sagen, ist mir nicht ganz deutlich, sagte Jarno, der eben hinzutrat.

Auch ist es schwer, versetzte der Abbe, sich in der Kürze deßhalb hierüber zu erklären. Ich sage nur soviel: sobald der Mensch an mannigfaltige Thätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anspruch macht, so muß er auch fähig seyn, mannigfaltige Organe an sich gleichsam unabhängig von einander auszubilden. Wer alles und jedes in seiner ganzen Mannigfaltigkeit thun oder genießen will, wer alles außer sich zu einer solchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird seine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hindringen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemüthe an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesangs willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich einer Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen. Nun sieht man aber meist die Menschen entschiedene Werke der Kunst geradezu bekämpfen, als wenn es ein welcher Ton wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen soll sich der gebildete Mann sogleich wieder umwenden, das festgemauerte Gebäude sich auflösen oder zusammenziehen, ein Gemälde soll lehren, ein Schauspiel bessern, und alles soll alles werden. Eigentlich aber weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit sie alles leer und todter Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduciren sie zuletzt auf den sogenannten Effect, alles ist relativ, und so wird auch alles relativ, außer dem Unsinn und der Angemaßtheit, die denn auch ganz absolut regiert.

Ja verstehe Sie, versetzte Jarno, oder vielmehr ich sehe wohl ein, wie das, was Sie sagen, mit den Grundsätzen zusammenhängt, an denen Sie so fest halten; ich harre oft aber mit den armen Teufeln von Menschen unmäßig so genau nehmen. Ihr genußfreudige ihrer genug, die sich bei den größten Werken der Kunst und der Natur sogleich ihres armseligsten Bedürfnisses erinnern, ihr Gewissen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beste und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst mühsam verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können.

Achtes Capitel.

Am Abend lud der Abbe zu den Exequien Mignons ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit, und fand denselben auf das sonderbarste erhellt und aufgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Fries hervorkamen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachskerzen, und so nach Verhältniß auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophag umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, dunkelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Frauz, die auf dem Sarkophag ruhte, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehen. Die Gesellschaft setzte sich, und zwei unsichtbare Chöre sangen mit beidem Gesang an zu fragen: Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft? Die zwei Kinder antworteten mit lieblichen Stimmen: Einen andern Geliebten bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmlischer Gesangvögel ihn dereinst wieder aufweckt.

Chor.

Erstling der Jugend in unserm Kreise, sey willkommen! mit Trauer willkommen! Der selige kein Knabe, kein Mädchen nam: Nur das Alter nahe sich willig und nehmen der Alten Hände, und in ernster Gesellschaft rufe das tiefe, tiefe Kind:

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er soll hier bleiben! Laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die sanfte, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel bewegt sie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Rosen kränzten ihr Haupt, blickte sie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geistes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Sehnende, das Höchste, hinauf über die Sterne das Leben trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermissen sie hier, in den Gärten wandelt sie nicht, sammelt der Wiese Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir lassen sie hier: Laßt uns weinen und bei ihr bleiben!

Chor.

Kinder, kehret ins Leben zurück! Eure Thränen trocknet die frische Luft, die um das schlummernde Wasser spielt. Aufstieht der Nacht: Tag und Lust und Dauer ist das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren ins Leben zurück. Gebt der Tag uns Arbeit und Lust, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder! eilet ins Leben hinaus! Im der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmlischem Blick und dem Kranz der Unsterblichkeit!

Die Knaben waren schon fern, der Abbe stand von seinem Sessel auf, und trat hinter den Sarg. Es ist die Verordnung, sagte er, des Mannes, der diese stille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden soll. Nach ihm, dem Erbauer dieses Hauses, dem Ersinder dieser Stätte, haben wir zuerst einen jungen Fremdling hierher gebracht, und so sagt schon dieser kleine Raum zwei ganz verschiedene Opfer der strengen, unerbittlichen und unvermeidlichen Todesgöttin. Nach bestimmten Gesetzen treten wir ins Leben ein, die Tage sind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts rufe machen, aber für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge und den stärksten zerschneidet gewaltsam die Schere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint. Von dem Kinde, das wir hier bestatten, wissen wir wenig zu sagen. Noch ist sein Aufenthalt, woher es kam; seine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl seiner Lebensjahre vermindern wir nur. Sein tiefes verschlossenes Herz ließ uns seine innersten Angelegenheiten kaum erraten; nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Diese sämtliche Neigung, diese lebhafte Dankbarkeit schien die Flamme zu seyn, die das Oel seines Lebens aufzehrte; die Geschicklichkeit des Arztes konnte das schöne Leben nicht erhalten, die sorgfältigste Freundschaft vermochte nicht es zu stillen. Aber wenn die Kunst den schwebenden Geist nicht zu fesseln vermochte, so hat sie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balsamische Masse ist durch alle Adern gedrungen, und steht nun an der Stelle des Bluts die so frisch verblühenden Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und sehen Sie das Wunder der Kunst und Sorgfalt!

Er hub den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelsreitern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei, und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um das Märchen willen unzählichst gesprochen worden. Dieser trat mit den andern herbei, und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbe fuhr fort: Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses arme, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung, sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben, nach den Gebräuchen der Kirche, dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kerkchen vorhergeht ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht. Er streckte unaufhörlich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Marchese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. O Gott! rief er aus, indem er sich aufrichtete, und seine Hände gen Himmel bob, armes Kind! Unglückliche Nichte! Finde ich dich hier wieder! Welche schmerzliche Freude, dich, auf die wir schon lange Verzicht gethan hatten, diesen guten lieben Körper, den wir lange in See einen Raub der Fische glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten! Ja wohne ferner Bestattung sei, die so herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menschen wird, die dich zu seiner Ruhestätte begleiten. Und wenn ich werde reden thunen, sagte er mit gebrochner Stimme, werde ich thunen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbe den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren, sehr verzierten Deckel auf den Sarg, und sangen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt ist nun der Schatz, das schöne Gebild der Vergangenheit: hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in unserm Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Bedenket den heiligen Ernst mit hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unſichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Geſellſchaft vernahm die ſtärkenden Worte, jedes war zu ſehr mit den wunderbaren Entdeckungen und ſeinen eigenen Empfindungen beſchäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Marteſe, Wilhelmen Therese und Lotharie hinaus, und erſt als der Geſang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde ſie mit aller Gewalt wieder an, und ſehnlich wünſchten ſie ſich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Marteſe vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Geſpräche mit dem Abbé. Er erbat ſich, wenn die Geſellſchaft beiſammen war, öfters Muſik; man ſorgte gern dafür, weil jedermann zufrieden war, des Geſprächs überhoben zu ſeyn. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anſtalt zur Reiſe mache. Eines Tages ſagte er zu Wilhelmen: er verlange nicht die Reſte des guten Kindes zu beunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und geſittet hat, aber ſeine Freunde müſſen mir verſprechen, mich in ſeinem Vaterlande, an dem Platze zu beſuchen, wo das arme Geſchöpf geboren und erzogen wurde; ſie müſſen die Säulen und Statuen ſehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben iſt.

Ich will Sie in die Buchten führen, wo ſie ſo gern die Steinchen zuſammenlas. Sie werden ſich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen ſo viel ſchuldig iſt. Morgen reiſe ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geſchichte vertraut, er wird ſie Ihnen wieder erzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein dritter die Begebenheiten mit mehr Zuſammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Tode verſchied, auf meiner Reiſe durch Deutſchland folgen, ſo ſind Sie willkommen. Laſſen Sie Ihren Knaben nicht zurück; bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er und macht, wollen wir uns Ihrer Vorſorge für meine arme Nichte wieder erinnern.

Noch ſelbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überraſcht. Wilhelm bebte an allen Gliedern als ſie hereintrat, und ſie, obgleich vorbereitet, hielt ſich an ihrer Schweſter, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie ſonderbar einfach war ihr Anzug, und wie verändert ihre Geſtalt! Wilhelm durfte kaum auf ſie hinblicken; ſie begrüßte ihn mit Freundlichkeit und einige allgemeine Worte konnten ihre Geſinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Marteſe war bei Zeiten zu Bette gegangen und die Geſellſchaft hatte noch keine Luſt ſich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuſcript hervor. Ich habe, ſagte er, ſogleich die ſonderbare Geſchichte, wie ſie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am wenigſten Tinte und Feder ſparen ſoll, das iſt beim Aufzeichnen einzelner Umſtände merkwürdiger Begebenheiten. Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede ſey, und der Abbé las:

Meinen Vater, ſagte der Marteſe, mag ich, ſo viel Vieles ich auch gelieben habe, immer für einen der wunderbarſten Menſchen halten. Sein Charakter war ebel und gerade, ſeine Ideen weit, und man darf ſagen groß; er war ſtreng gegen ſich ſelbſt; in allen ſeinen Planen fand man eine unbeſtechliche Folge, an allen ſeinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. Er gut ſich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein Geſchäft verhandeln ließ, ſo wenig konnte er, um eben dieſer Eigenſchaften willen, ſich in die Welt finden, da er vom Staate, von ſeinen Nachbarn, von Kindern und Geſinde die Beobachtung aller der Geſetze forderte, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Seine mäßigſten Forderungen wurden übertrieben durch ſeine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die Weiſe entſtand, wie er ſich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblick, da er einen Palaſt bauete, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der ſchönſten Lage erwarb, innerlich mit dem ernſteſten Ingrimm überzogen geſehen, daß Schickſal habe ihm verdammt, entbehrſam zu ſeyn und zu büßen. In ſeinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte, zeigte er nur die Uebertagenheit ſeines Verſtandes; es war ihm unerträglich, getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Verwögen disponirt. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu hoffen hatte. Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der jüngſte Selbſt werden. Ich war leibhaft, ſinnig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt. Der jüngſte ſollen zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigt, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem bärtſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich jeden von uns beiden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden, und verſicherte, daß nichts gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter dem Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren, und eine Tochter mitgebracht hatte, die ungefähr zehn Jahr alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte, und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſers Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten trefflich ausgeſtattet worden war, und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Güter, ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran, und war von ſonderbarer Schönheit; mein älterer Bruder ſeherzte oft mit mir, daß ich mich um ſie bewerben ſollte.

Indeſſen hatte Bruder Auguſtin im Kloſter ſeine Jahre in dem ſonderbarſten Zuſtande zugebracht; er überließ ſich ganz dem Genuß einer heftigen Schwärmerei, jenen bald geiſtigen bald phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang in den dritten Himmel erhoben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſinken ließen. Bei meines Vaters Letzzeiten war an keine Veränderung zu denken, und was hätte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſers Vaters beſuchte er und heftiger ſein Zuſtand, der uns im

Alle Bäume, alle Büſche, ſcheinen lebendig
zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Herden
Zu ihren Füßen; ſogar im Baſſin die Fiſche
Patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und ſie ſtreut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geſchweige die Beſtien. Da geht's an ein
Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia geſteckt.

Aber der Blick auch! Der Ton!
Wenn ſie ruft Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau ſogar,

Anfang jammerte, ward nach und nach um vieles erträglicher, denn die Vernunft hatte gesiegt. Allein je sicherer sie ihm völlige Aufrechterhaltung und Heilung auf dem reinen Wege der Natur versprach, desto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von seinen Gelübden befreien sollten: er gab zu verstehen, daß seine Absicht auf Sperata, unsere Nachbarin, gerichtet sey.

Mein ältester Bruder hatte zu viel durch die Härte unseres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zustande des jüngsten hätte bleiben können. Wir sprachen mit dem Beichtvater unserer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Absicht unseres Bruders, und baten ihn die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider seine Gewohnheit schwieg er, und als endlich unser Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geistlichen lebhafter empfahlen, mußte er sich entschließen, uns die sonderbare Geschichte zu entdecken.

Sperata war unsre Schwester, und zwar sowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in spätern Jahren nochmals übereilt, in welchen das Recht der Ehegatten schon verloschen zu seyn scheint; über einen ähnlichen Fall hatte man sich kurz vorher in der Gegend lustig gemacht, und mein Vater, um sich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszusetzen, beschloß diese späte, gesetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man sonst die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unsere Mutter kam heimlich nieder, das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebst dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ sich leicht bereden, sie für seine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte sich nur ausbedungen, im äußersten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war gestorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufsicht einer alten Frau; wir wußten, daß Gesang und Musik unsern Bruder schon bei der Jugend hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, seine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, so war es nöthig, ihm, so bald als möglich, von der Gefahr zu unterrichten, in der er schwebte.

Er sah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. Sperata eure unwahrscheinlichen Mährchen, rief er aus, für Kinder und leichtgläubige Thoren; mir werdet ihr Speraten nicht vom Herzen reißen. Sie ist mein. Verleumdet sogleich eure abscheuliches Gespenst, das mich nur vergebens ängstigen würde. Sperata ist nicht meine Schwester. Sie ist mein Weib! — Er beschrieb und mit Entzücken, wie ihn das himmlische Mädchen aus dem Zustande der unnatürlichen Absonderung von den Menschen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther gleich beiden Kehlen zusammen stimmten, und wie er alle seine Leiden und Verirrungen segnete, weil sie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar sich dem liebenswürdigsten Mädchen ergeben könne. Wir entsetzten uns über die Entdeckung, und jammerte sein Zustand, wir wußten uns nicht zu helfen, er versicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Busen trage. Unser Beichtvater that alles, was ihm seine Pflicht eingab, aber dadurch ward das Uebel nur schlimmer. Die Verhältnisse der Natur und der Religion, der sittlichen Rechte und der bürgerlichen Gesetze wurden von meinem Bruder aufs destialste durcheinander. Nichts schien ihm heilig als das Verhältniß zu Sperata, nichts schien ihm würdig als der Name Vater und Gattin. Diese allein, rief er aus, sind der Natur gemäß, alles andere sind Grillen und Meinungen. Gab es nicht eine Völker, die eine Heirath mit der Schwester billigten? Nennt eure Götter nicht, rief er aus, ihr braucht die Namen nie, als wenn ihr uns betrügen, uns von dem Wege der Natur abführen, und die edelsten Triebe durch scheußlichen Zwang zu Verbrechen entstellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geistes, zum scheußlichsten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die ihr lebendig begrabt.

Ich darf reden, denn ich habe gelitten wie keiner, von der höchsten süßesten Fülle der Schwärmerei bis zu den fürchterlichen Wüsten der Dunkelheit, der Verdorrt, der Verwüstung und Verzweiflung, von den höchsten Ahnungen übersinnlicher Wesen, bis zu dem völligsten Unglauben, dem Unglauben an mir selbst. Allen diesen entsetzlichen Bodensatz des am Rande schäumenden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Wesen war bis in sein Innerstes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Busen eines himmlischen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß sie ist, daß wir eins sind, daß aus dieser lebendigen Verbindung ein drittes entstehen und uns entgegenblicken soll, nun erbebet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft hervorgen können, und stellt sie dem lebhaften, wahren, unzerstörbaren Genuß der reinen Liebe entgegen! Begegnet mir unter jenen Cypressen, die ihre ernsthaften Gipfel den Himmel werden, besucht uns an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühen, wo die zierliche Myrte und ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euern trüben, grauen, von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen!

So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben bewiesen, da sie ihm der Beichtvater selbst versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschrumpften Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Sehr die Lilien an: entspringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht krankbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es laut aus; das Gesetzbuch, das nicht sein soll, kann nicht werden; das Gesetzbuch, das falsch lehrt, wird bald verführt. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Dasein, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da seht um euch her, und was verbietet, was verflucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Getümmel der Welt sind tausend Handlungen gebaltigt und geehrt, auf denen der Fluch ruht. Auf benannen Mißgang so gut als überstrenger Arbeit, auf Willkür und Uebermuth, wie auf Noth und Mangel sieht sie mit traurigen Augen nieder; nur Mißbelt ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht frei zu seyn. Sperata ist mein; nur der

Tod soll mir sie nehmen. Wie ich sie behalten kann? wie ich glücklich werden kann? Das ist eure Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.

Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzusetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die schrecklichsten Folgen haben könnte. Er solle überlegen, daß er nicht in der freien Welt seiner Gedanken und Vorstellungen, sondern in einer Verfassung lebe, deren Gesetze und Verhältnisse die Unbezwinglichkeit eines Naturgesetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater versprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schlosse lassen wollten; darauf ging er weg, und versprach in einigen Tagen wiederzukommen. Was wir vorausgesehen hatten, traf ein; der Verstand hatte unsern Bruder stark gemacht, aber sein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entsetzlichsten Zweifel bemächtigten sich seiner. Er brachte zwei fürchterliche Tage und Nächte zu; der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe, umsonst! Der ungebundene freie Verstand sprach ihn los; sein Gefühl, seine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

Eines Morgens fanden wir sein Zimmer leer, ein Blatt lag auf dem Tische, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt sey, seine Freiheit zu suchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen, er sey auf alles gefaßt, wenn man sie trennen wolle.

Wir erschraken nicht wenig, allein der Beichtvater bat uns ruhig zu seyn. Unser armer Bruder war nahe genug beobachtet worden; die Schiffer, anstatt ihn überzusetzen, führten ihn in sein Kloster. Ermüdet von einem vierundzwanzigstündigen Wachen schlief er ein, sobald ihn der Kahn im Mondenschein schaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er sich in den Händen seiner geistlichen Brüder sah; er erbolte sich nicht eher, als bis er die Klosterpforte hinter sich zuschlagen hörte.

Schmerzlich gerührt von dem Schicksal unseres Bruders machten wir unserm Beichtvater die lebhaftesten Vorwürfe; allein dieser ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unser Mitleid für den armen Kranken tödtlich sey, er handle nicht aus eigner Willkühr, sondern auf Befehl des Bischofs und des hohen Rathes. Die Absicht war: alle öffentliche Aergerniß zu vermeiden, und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata sollte gesinnt werden, sie sollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder sey. Sie ward einem Geistlichen anempfohlen, dem sie vorher sehen ihren Zustand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerschaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Gefängnisse ganz glücklich. So wie die meisten unserer Mädchen konnte sie weder schreiben, noch Geschriebenes lesen: sie gab daher dem Pater Aufträge, was er ihrem Geliebten sagen sollte. Dieser glaubte den frommen Betrug einer säugenden Mutter schuldig zu seyn, er brachte ihr Nachrichten von unserm Bruder, den er niemals sah, ermahnte sie in seinem Namen zur Ruhe, bat sie, für sich und das Kind zu sorgen, und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

Sperata war von Natur zur Religiosität geneigt. Ihr Zustand, ihre Einsamkeit vermehrten diesen Zug, der Geistliche unterhielt ihn, um sie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper stark genug, die ängstlichsten Seelenleiden zu ertragen, so fing er an, das Vergehen ihr mit schrecklichen Farben vorzumalen, das Vergehen, sich einem Geistlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Incest behandelte. Denn er hatte den sonderbaren Gedanken, ihre Neue jener Reue gleich zu machen, die sie empfunden haben würde, wenn sie das wahre Verhältniß ihres Zutritts erfahren hätte. Er drohte dadurch so viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes so sehr vor ihr, er zeigte ihr die schrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in solchen Fällen nachgeben, und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle; er zeigte ihr, wie beilsam es sey, einen solchen Fehler in der Zeit abzubüßen, und dafür bereinst die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß sie endlich wie eine arme Sünderin ihren Nacken dem Beil willig darreichte, und inständig bat, daß man sie auf ewig von unserm Bruder entfernen möchte. Als man sie viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewissen Aufsicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloster zu seyn, je nachdem sie es für gut hielte.

Ihr Kind wuchs heran, und zeigte bald eine sonderbare Natur. Es konnte sehr früh laufen, und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen, es sang bald sehr artig, und lernte die Cither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken, und es schien das Hinderniß mehr in seiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indessen ein trauriges Verhältniß zu dem Kinde; die Behandlung des Geistlichen hatte ihre Vorstellungsart so verwirrt, daß sie, ohne wahnsinnig zu seyn, sich in den seltsamsten Zuständen befand. Ihr Vergehen schien ihr immer schrecklicher und straffälliger zu werden; das oft wiederholte Gleichniß des Geistlichen vom Incest hatte sich so tief bei ihr eingeprägt, daß sie einen solchen Abscheu empfand, als wenn ihr das Verhältniß selbst bekannt gewesen wäre. Der Beichtvater dünkte sich nicht wenig über das Kunststück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geschöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzusehen, wie die Mutterliebe, die über das Dasein des Kindes sich so herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem schrecklichen Gedanken stritt, daß dieses Kind nicht da seyn sollte. Bald stritten diese beiden Gefühle zusammen, bald war der Abscheu über die Liebe gewaltig.

Man hatte das Kind schon lange von ihr weggenommen, und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte sich bald seine besondere Lust zum Klettern. Die höchsten Gipfel zu ersteigen, auf den Rändern der Schiffe herumzutanzen, und den Seiltänzern, die sich manchmal in dem Orte sehen ließen, die wunderlichsten Kunststücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

Um das alles leichter zu üben, stiehlt sie mit den Knaben die Kleider zu wechseln, und ob es gleich von ihren Pflegeltern streng untersagt und unpaßlich gehalten wurde, so ließen wir ihr doch so viel als möglich nachsehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit, sie verirrte sich, sie blieb aus, und kam immer wieder. Meistentheils wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft; man suchte sie nicht mehr, man erwartete sie. Dort schien sie auf den Stufen auszuruhen, dann

lief sie in den großen Saal, besah die Statuen, und wenn man sie nicht besonders aufhielt, eilte sie nach Hause.

Zuletzt ward denn doch unser Hoffen erfüllt, und unsere Nachsicht bestraft. Das Kind blieb aus, man fand seinen Hut auf dem Wasser schwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Giessbach sich in den See stürzt. Man vermutete, daß es bei seinem Klettern zwischen den Felsen verunglückt sey; bei allem Nachforschen konnte man den Körper nicht finden.

Durch das unvorsichtige Geschwätz ihrer Gesellschafterinnen erfuhr Operata bald den Tod ihres Kindes; sie schien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verstehen, sie freue sich, daß Gott das arme Geschöpf zu sich genommen und so bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu stiften.

Bei dieser Gelegenheit kamen alle Märchen zur Sprache, die man von unsern Wassern zu erzählen pflegt. Es hieß: der See müsse alle Jahre ein unschuldiges Kind haben; er leide keinen todten Körper, und werfe ihn früh oder spät an Ufer, ja sogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde gesunken sey, müsse wieder heraus. Man erzählte die Geschichte einer unbesonnenen Mutter, deren Kind im See ertrunken sey, und die Gott und seine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigstens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächste Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nachdem alles beisammen gewesen, habe sie sämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen, aber, o Wunder! als sie in den Tempel getreten, sey das Packet immer schwerer geworden, und endlich als sie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu schreien angefangen, und sich zu jedermanns Erstaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch sorgfältig aufgesucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

Auf die arme Mutter machten diese Geschichten großen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung, und begünstigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für sich und seine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen gerubt, nunmehr gänzlich gehoben sey; daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um sie nach Rom zu bringen, so würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, in seiner schönen frischen Haut umgeben, vor dem Volke dastehn. Es werde mit seinen eignen Augen wieder Vater und Mutter schauen, und der Papst, von der Einstimmung Gottes und seiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks, den Eltern die Sünde vergeben, sie losisprechen und sie verbinden.

Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlangen, glaubte sie, jeder blinkende Schaum treibe ihr Kind hervor; es mußte zum Ferine jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen.

So war sie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das steinige Ufer flach in den See ging; sie sammelte in ein Körbchen alle Knochen, die sie fand. Niemand durfte ihr sagen, daß es Thierknochen seyen; die großen begrub sie, die kleinen hub sie auf. In dieser Beschäftigung fuhr sie unablässig fort. Der Geistliche, der durch die unerklärliche Ausdehnung seiner Pflicht ihren Zustand verursacht hatte, nahm sich ihrer nun aus allen Kräften an. Durch seinen Einfluß ward sie in der Gegend für eine Einsiedlerin, nicht für eine Verrückte gehalten; man stand mit gefalteten Händen, wenn sie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die sie bei der unglücklichen Verbindung beider Personen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlassen, daß sie unablässig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten solle, und sie hat mit einer der wundernswürdigen Geduld und Gewissenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

Wir hatten unterdessen unsern Bruder nicht aus den Augen verloren; weder die Aerzte noch die Geistlichkeit seines Klosters wollten uns erlauben, vor ihm zu erscheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach seiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, so oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenster an der Decke seines Zimmers belauschen.

Nach vielen schrecklichen und sonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen seltsamen Zustand der Ruhe des Geistes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er saß fast niemals, als wenn er seine Harfe nahm und darauf spielte, da er sie denn meistens mit Gesang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung, und in allen äußerst seltsam und folgsam, denn alle seine Leidenschaften schienen sich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöst zu haben. Man konnte ihn zu allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

Außer dieser Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloster hin und her ging, und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es noch besser seyn würde, über Berg und Thäler so zu wandeln, sprach er auch von einer Erscheinung, die ihn gewöhnlich ängstigte. Er behauptete nämlich, daß bei seinem Erwachen, zu jeder Stunde der Nacht, ein schöner Knabe unten an seinem Bette stehe, und ihm mit einem sanften Messer drohe. Man versetzte ihn in ein anderes Zimmer, allein er behauptete, auch da, und zuletzt sogar an andern Stellen des Klosters, stehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja man erinnerte sich nachher, daß er in der Zeit öfter als sonst an dem Fenster gestanden und über den See hinüber gesehen habe.

Unsere arme Schwester indessen schien von dem einzigen Gedanken, von der beschränkten Beschäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unser Arzt schlug vor, man sollte ihr nach und nach unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kindes heimlich mischen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Versuch war zweifelhaft, doch schien wenigstens so viel dabei gewonnen, daß man sie, wenn alle Theile beisammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen, und ihr zu einer Reise nach Rom Hoffnung machen könnte.

Es geschah, und ihre Begleiterin vertauschte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reste mit den gefundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete sich über die arme Kranke, als die Theile sich nach und nach zusammenfanden, und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befestigt; sie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerei die Zwischenräume ausgefüllt.

So hatte man die Glieder zusammenkommen lassen, es fehlten nur wenige der äußeren Enden. Eines Morgens, als sie noch schlief, und der Medicus gekommen war, noch ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verletzten Reste aus dem Kästchen weg, das in der Schlafkammer stand, um dem Arzte zu zeigen, wie sich die gute Kranke beschäftige. Kurz darauf hörte man sie aus dem Bette springen, sie bot das Tuch auf, und fand das Kästchen leer. Sie warf sich auf ihre Kniee; man kam und hörte ihr freudiges, inbrünstiges Gebet. Ja! es ist wahr, rief sie aus, es war kein Traum, es ist wirklich! Erfreut euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, sahre Geschöpf wieder lebendig gesehen. Es stand auf, und warf den Schleier von sich, sein Glanz erleuchtete das Zimmer, seine Schönheit war verklärt. es konnte den Boden nicht betreten, es es gleich wollte. Leicht ward es empor gehoben, und konnte mir nicht einmal seine Hand reichen. Da rief es mich zu sich, und grüßte mir den Mies, den ich geben soll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen, ich fühl' es, und es wird mir so leicht ums Herz. Mein Kummer ist verschwunden, und schon das Anschauen meines wieder Auferstandenen hat mir einen Vorschmack der himmlischen Freude gegeben.

Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heitersten Aussichten beschäftigt, auf keinen irdischen Gegenstand richtete sie ihre Aufmerksamkeit mehr, sie genoß nur wenige Speisen, und ihr Geist machte sich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man sie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung, sie öffnete die Augen nicht wieder, sie war, was wir todt nennen.

Der Ruf ihrer Wissen hatte sich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Ansehn, das sie in ihrem Leben genoß, verwandelte sich nach ihrem Tode schnell in den Gedanken, daß man sie sogleich für selig, ja für heilig halten müsse.

Als man sie zu Grabe bestatten wollte, drängten sich viele Menschen mit ungestümer Heftigkeit hinzu, man wollte ihre Hand, man wollte wenigstens ihr Kleid berühren. In dieser leidenschaftlichen Erhöhung fühlten verschiedene Kranke die Uebel nicht, von denen sie sonst geplagt wurden; sie hielten sich für geheilt, sie bekannten's, sie priesen Gott und seine neue Heiligt. Die Geistlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu stellen, das Volk verlangte Gelegenheit seine Andacht zu verrichten, der Zudrang war unaufhörlich; die Bergbewohner, die ohnedies zu lebhaften, enthusiastischen Gefühlen gestimmt sind, drangen auch ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten sich mit jedem Tage. Die polizeilichen Verordnungen, die einen solchen neuen Dienst einschränken und nach und nach wieder schlaffen sollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerstand war das Volk bereit, und gerne jeden Unglaubigen bereit in Thätlichkeiten auszubrechen. Wandelte nicht auch, riefen sie, der heilige Borromäus unter unsern Vorfahren? Erlebte seine Mutter nicht die Wonne seiner Heiligsprechung? Hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felsen bei Arona und seine geistige Größe sämtliche vergangenheiten wollen? Leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugesagt, unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern?

Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulniß von sich gab, und aber weißer und gleichsam durchsichtig ward, erhöhte sich das Zutrauen der Menschen immer mehr, und es zeigten sich unter der Menge verschiedene Curen, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären und auch nicht geradezu als Betrug ansprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht selbst kam, hörte wenigstens eine Zeitlang von nichts anderem reden.

Das Kloster, worin mein Bruder sich befand, erschrak so gut als die übrige Gegend von diesen Wundern, und man nahm sich um so weniger in Acht, in seiner Gegenwart davon zu sprechen, als er sonst auf nichts aufzumerken pflegte, und sein Verhältniß nur manchen bekannt war. Dadurch schien er aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben; er führte seine Zimmer mit solcher Schlauheit auf, daß niemals jemand hat begreifen können, wie er auch dem Kloster herausgekommen sey. Man erfuhr nachher, daß er sich mit einer Anzahl Wallfahrer übersetzen lassen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Eorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umschlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo seine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenig Andächtige knieten in den Winkeln, ihre alte Freundin saß zu ihren Häupten, er trat hinzu und grüßte sie, und fragte: wie sich ihre Gebieterin befände? Ihr seht es, versetzte diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigen Zaubern nahm er ihre Hand. Er schreckt von der Kälte, ließ er sie sogleich wieder fahren, er sah sich umruhig um, und sagte zu der Alten: ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben, ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit seyen wieder da seyn; sag' ihr das, wenn sie aufwacht.

So ging er hinweg, wir wurden nur spät von diesem Vorgange benachrichtigt, man versetzte nach, wo er hingekommen sey, aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Brauchbänden eine Spur von ihm wieder, als kein zu spät, und sie verlor sich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutschland sey, allein der Krieg hatte solche schwache Fußstapfen gänzlich verwischt.

Zehntes Capitel.

Der Abbe hörte zu lesen auf, und niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin drückte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt stand sie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die Uebrigen schwiegen, und der Abbe sprach: Es entspricht nun die Frage, ob man den guten Markese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimniß zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler Eine Person ist? Ueberlegen wir, was zu thun sey, sowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre, nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurückerwarten, für Nachrichten bringt.

Jedermann war derselben Meinung, und der Abbe fuhr fort: eine andere Frage, die vielleicht schneller abzuthun ist, entsteht zu gleicher Zeit. Der Markese ist unglaublich geärgert über die Gastfreundschaft, die seine arme Nichte bei uns, besonders bei unserm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geschichte umständlich, ja wiederholt erzählen müssen, und er zeigte seine lebhafteste Dankbarkeit. Der

junge Mann, sagte er, das ausgeschlagen, mit mir zu reisen, ehe er das Verhältnis kannte, das unter uns besteht. Ich bin nun kein Fremder mehr, von dessen Art zu sein und von dessen Launen er einmal nicht gewiß wäre; ich bin sein Verwandter, wenn Sie wollen sein Verwandter, und da sein Knabe, den er nicht zurücklassen wollte, erst das Hinderniß war, das ihn abhielt, sich zu mir zu gesellen, so lassen Sie jetzt dieses Kind zum schönern Bande werden, das uns nur desto fester an einander knüpft. Ueber die Verwandtschaft, die ich nun schon habe, sey er mir noch auf der Reise nähnlich, er kehre mit mir zurück, mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen, er verschmähte die Erbschaft seines Pflegevaters nicht: denn nach einer geheimen Abrede unsers Vaters mit seinem Freunde ist das Vermögen, das er seiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unserer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er verdient hat.

Therese nahm Wilhelmen bei der Hand, und sagte: wir erleben abermals hier so einen schönen Fall, daß unerkanntes Verdienst die höchsten und schönsten Zinsen bringt. Folgen Sie diesem sonderbaren Ruf, und indem Sie sich um den Marksen verpflichtet verdient machen, eilen Sie einem schönen Lande entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als Einmal an sich gezogen hat.

Ich überlasse mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung, sagte Wilhelm; es ist vergebens in dieser Welt nach eignem Willen zu streben. Was ich fest zu halten wünschte, muß ich fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf.

Mit einem Druck auf Theresens Hand machte Wilhelm die seinige los. Ich überlasse Ihnen ganz, sagte er zu dem Abbe, was Sie über mich beschließen; wenn ich meinen Zweck nicht von mir zu lassen brauche, so bin ich zufrieden überall umzugraben, und alles, was man für recht hält, zu unternehmen.

Auf diese Erklärung entwarf der Abbe sogleich seinen Plan: man solle, sagte er, dem Marksen abreisen lassen. Wilhelm solle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überzeugt habe, was zu thun sey, könne Wilhelm mit Felix nachreisen. So bedeutete er auch dem Marksen, unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reise ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indessen zu besehn. Der Marksen ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Versicherung seiner Dankbarkeit, worein die Geschenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geschnittenen Steinen und gestickten Stoffen bestanden, einen gar sonderbaren Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reisefertig und man war um so mehr vergnügt, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten; man beförderte dem armen Harfenspieler wieder ein lindes Vergessen, ihn eben der Zeit als man hoffen konnte, ihn durch auf in einen bessern Zustand zu versetzen. Man schickte den Courier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, dessen Gestalt und Wesen bedeutend, ernsthaft und auffallend war, und den niemand kannte. Beide Ankommlinge schwiegen eine Zeit lang still; endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, redete ihn die Hand und sagte: kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr? Es war die Stimme des Harfenspielers, aber von seiner Gestalt waren keine Spur übrig geblieben zu seyn. Er war in der anständigen Tracht eines Reisenden, reinlich und anständig gekleidet, sein Bart war verschwunden, seinen Locken sah man einige Kunst an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an seinem bedeutenden Gesichte die Züge des Alters nicht mehr erschienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhaftesten Freude; er ward den andern vorgestellt, und betrug sich sehr vernünftig, und mußte nicht, wie bekannt er der Gesellschaft nach vor kurzem geworden war. Sie werden Gesandt mit einem Menschen haben, fuhr er mit großer Geläufigkeit fort, der, so erwachsen er auch aussieht, nach einem langen Leiden erst wie ein unerfahrenes Kind in die Welt tritt. Diesem wackern Mann bin ich schuldig, daß ich wieder in einer menschlichen Gesellschaft erscheinen kann.

Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte sogleich einen Spaziergang, um das Gespräch abzubrechen, und um gleichgültiger zu seyn.

Als man allein war, sah der Arzt folgende Erklärung: Die Genesung dieses Mannes ist uns durch den sonderbarsten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange, nach unserer Ueberzeugung, moralisch und physisch behandelt, es ging auch bis auf einen gewissen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und seinen Bart und sein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und seine Gesänge schienen wie seine Vorstellungsart wieder der dem Leben sich zu nähern. Sie wissen, welch ein sonderbarer Trieb des Geistlichen mich von hier abrief. Ich kam, so fand unsern Mann ganz verändert, er hatte seine Locken in eine vorgerückte Form zusammenlegen, er verlangte gewöhnliche Kleider, und schien auf einmal ein anderer Mensch geworden zu seyn. Wir waren neugierig die Ursache dieser Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht uns mit ihm selbst darüber einzulassen; endlich entdeckten wir zufällig die sonderbare Verwandtnis. Ein Glas flüssiges Opium setzte in der Hausapotheke des Grafen liegen, man hielt für nötig die stärkste Untersuchung anzustellen, jedermann suchte sich des Verdächtes zu erwehren, es gab unter den Hausgenossen wirklich Scenen. Endlich trat dieser Mann auf, und gestand, daß er es sey; man fragte ihn, ob er das von genommen habe? er sagte Nein! fuhr aber fort: Ich kaufe diesen Besitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Ich bringe euch ab, mir dieses Fläschchen zu nehmen, und ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zustand wieder zurückfallen sehen. Das Gefühl, daß es wünschenswerth sey, die Leiden dieser Erde durch den Tod geendigt zu sehen, brachte mich zuerst auf den Weg der Genesung; bald darauf entstand der Gedanke, sie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieser Absicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, sogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft, die Schmerzen zu ertragen, und so habe ich, seitdem ich den Talisman besitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt. Sorgt nicht, sagte er, daß ich Gebrauch davon mache, sondern verschließt euch, als Kenner des menschlichen Herzens, mich, indem ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugesteht, erst vom Leben recht abhängig zu machen. Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem festen, geschlossenen Glasfläschchen dieses Gift als das sonderbare Gegengift bei sich.

Man unterrichtete den Arzt von allem, und ihr besen entdeckt wurden war, und man berichtete gegen Augustin das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

Der Abbe nahm ſich vor, ihn nicht von ſeiner Seite zu laſſen, und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indeſſen ſollte Wilhelm die Reiſe durch Deutſchland mit dem Marheſe vollenden. Natalien erſchien Auguſtinen eine Neigung zu ſeinem Vaterlande wieder einzuflößen, ſo wollte man ſeinen Verwandten den Zuſtand entdecken, und Wilhelm ſollte ihn den Einigen wieder zuführen.

Dieſer hatte nun alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar ſchien, daß Auguſtin ſich freute, als er vernahm, wie ſein alter Freund und Wohlthäter ſich ſogleich wieder entfernen ſollte, ſo entdeckte doch der Abbe bald den Grund dieſer ſeltſamen Gemüthsbewegung. Auguſtin konnte ſeine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünſchte den Knaben je eher je lieber entfernt zu ſehen.

Man waren nach und nach ſo viele Menſchen angekommen, daß man ſie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um ſo mehr da man nicht allein anfangs auf den Empfang ſo vieler Gäſte die Einrichtung gemacht hatte. Man frühſtückte, man ſpeiſte zuſammen, und hätte ſich gern bewegt, man lebt in einer vorläufigen Uebereinſtimmung, wenn ſchon in der Stille die Gemüther ſich gewiſſermaßen aus einander ſondern. Therſes war manchmal mit Lotharin, noch öfter allein ausgeritten, ſie hatte in der Nachbarſchaft ſchon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungsgenius, und ſie mochte nicht Unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen in beſten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechſel ſtehen müſſe. Von einer Verbindung zwiſchen ihr und Lotharin ſchien gar die Rede nicht zu ſeyn, die beiden Schweſtern hatten ſich viel zu ſagen, der Abbe ſchien den Umgang des Hauſes unterlegt zu ſuchen. Jarne hatte mit dem Arzt Hauſenſtreit zu thun, Friedrich hielt ſich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten ſich auch meiſtentheils die Paare auf dem Spaziergange, indem die Geſellſchaft ſich trennte, und wenn ſie zuſammen ſein wollten, ſo nahm man geſchwind ſeine Zuflucht zur Muſik, um alle zu verbinden, indem man jeden ſich ſelbſt wiedergab.

Unverſehens vermehrte der Graf die Geſellſchaft, ſeine Gemahlin abzuholen, und, wie es ſchien, einen feierlichen Abſchied von ſeinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarne eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Geſellſchaft finde? ſo ſagte jener in einem Anfall von toller Laune die ihm immer ergriff, ſobald er den Grafen gewahr ward: Sie finden den ganzen Adel der Welt beiſammen, Marheſen, Marquis, Milord's und Baronen, es hat nur noch an einem Grafen gefehlt. Sie ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erſte Perſon, die ihm im Vorſaal entgegen kam. Milord! ſagte der Graf zu ihm auf franzöſiſch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, ich freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft unverhofft zu erneuern; denn ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie nicht im Gefolge des Prinzen ſollte in meinem Schloſſe geſehen haben. — Ich hatte das Glück, Ew. Excellenz damals aufzuwarten, verſetzte Wilhelm, nur erſetzen Sie mir ja viel Ehre. Wenn Sie mich für einen Engländer und zwar vom erſten Range halten, ich bin ein Deutſcher, und — zwar ein ſehr braver junger Mann, fiel Jarne ſogleich ein. Der Graf ſah Wilhelmen lächelnd an, und wollte eben etwas erwiedern, als die übrige Geſellſchaft herbei kam, und ihn aufs freundlichſte begrüßte. Man entſchuldigte ſich, daß man ihm nicht ſogleich ein anſtändiges Zimmer anweiſen könne, und verſprach dem übrigen Raum ungeſäumt zu verſchaffen.

Es iſt, ſagte er lächelnd, ich ſehe wohl, daß man dem Zufalle überlaſſen hat, den Feuerwerkszettel zu machen; mit Vorſicht und Einrichtung, wie viel iſt da nicht möglich! Jetzt bitte ich euch, rühret mir keinen Pantoffel vom Platze, denn ſonſt, ſeh' ich wohl, giebt es eine große Unordnung. Jedermann wird unbequem wohnen, und das ſoll niemand von meinetwegen thun müſſen, auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge, ſagte er zu Jarne, und auch Sie, Meiſter, indem er ſich zu Wilhelmen wandte, wie viele Menſchen ich damals auf meinem Schloſſe beinahe untergebracht habe. Man gebe mir die Liſte der Perſonen und Bedienten, man zeige mir an, wie jedermann gegenwärtig einquartirt iſt, ich will einen Dislocationsplan machen, daß mit der wenigſten Beunruhung jedermann eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gaſt bleiben ſoll, der ſich zufälligerweiſe bei uns einfinden könnte.

Jarne machte ſogleich dem Adjutanten des Grafen, verſchaffte ihm alle nöthige Notizen, und hatte nach ſeiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieſer gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig, er las in ſeiner Gegenwart die Namen über alle Thüren ſchreiben, und man konnte nicht leugnen, daß mit wenig Umſtänden und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarne unter anderm ſo geleitet, daß die Perſonen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Intereſſe an einander nahmen, zuſammen wohnten.

Nachdem alles eingerichtet war, ſagte der Graf zu Jarne: Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meiſter nennen, und der ein Deutſcher ſeyn ſoll. Jarne ſchwieg ſtill, denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von denen Leuten war, die, wenn ſie fragen, eigentlich belehren wollen; auf jede dieſer, ohne Antwort abzuwarten, in ſeiner Rede fort: Sie hatten mir im damals vorgeſtellt, und im Namen des Prinzen beſtens empfohlen. Wenn ſeine Mutter auch eine Deutſche war, ſo hatte ich dafür, daß ſein Vater ein Engländer iſt, und zwar von Stande; wer wollte das engliſche Blut alles berennen, das ſeit dreißig Jahren in deutſchen Adern herum fließt! Ich will weiter nicht darauf dringen, wir haben immer ſolche Familiengebrimmiſſe; doch wir wird man in ſolchen Fällen nicht aufbinden. Darauf erzählte er noch verſchiedenes, was damals mit Wilhelmen auf ſeinem Schloß vorgegangen ſeyn ſollte, wozu Jarne gleichfalls ſchwieg, obgleich der Graf ganz irrig war. Er ſah Gelegenheit wunderbare Combinationen und Raiſonnements anzubringen, die ihm bei jungen Engländer in bei und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in bei Prinzen Geſellſchaft wohl als einmal vorgekommen. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt, und war noch immer ſtolz darauf, ſich der geringſten Umſtände ſeiner Jugend erinnern zu können; nun beſtimmte er aber mit einer Sicherheit wunderbare Combinationen und Raiſonnements, die ihm bei

es sey die Pflicht eines jeden, der sich in Hauptsachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen sich ihr bestmöglich gleich stelle.

Wilhelm hatte unter diesen Episoden mehr als einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtsinnige Friedrich eraktt manche Geistesunart, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? Wodurch war er dazu berechtigt? Und mußte nicht die Gesellschaft glauben, daß, weil beide viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine so unvorsichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe?

Eines Tages waren sie bei einem solchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Augustin auf einmal zur Thüre, die er auftrieb, mit gräßlicher Geberde herein stürzte; sein Angesicht war bleich, sein Auge wild, er schien reden zu wollen, die Sprache versagte ihm. Die Gesellschaft entsetzte sich, Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnsinns vermutheten, sprangen auf ihn los, und hielten ihn fest. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltsam sprach und rief er: Nicht mich halten, eilt! helft! Retter das Kind! Felix ist ertrunken!

Sie ließen ihn los, er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entsetzen drängte sich die Gesellschaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte. Augustin trieb seine Schritte nach dem Zimmer des Abbé's, man fand das Kind, das erschrocken und verlegen schien, als man ihm schon von weitem zurief: Was hast du angefangen!

Lieber Vater! rief Felix, ich habe nicht auf der Flasche, ich habe aus dem Glase getrunken, ich war so durstig.

Augustin setzte die Hände zusammen, rief: Er ist verloren! drängte sich durch die Umstehenden, und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tische stehen, und eine Caraffine darneben, die über die Hälfte leer war; der Arzt kam, er erfuhr, was man wußte, und sah mit Entsetzen das wohlbekannte Fläschchen, worin sich das tödtliche Opium befunden hatte, leer auf dem Tische liegen; er ließ Essig herbei kaufen, und that alle Mittel seiner Kunst zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer reinigen, sie bemühte sich ängstlich um ihn. Der Abbé war fortgekommt, Augustinen aufzusuchen, und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Eben so hatte sich der unglückliche Vater vergebens bemüht, und fand als er zurückkam auf allen Gesichtern Bestürzung und Sorge. Der Arzt hatte indessen die Mandelmilch im Glase untersucht, es entdeckte sich die stärkste Beimischung von Opium, das Kind lag auf dem Kanapee und schien sehr krank, es hat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einflößen, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothar hatte seine Leute ausgeschickt und war selbst weggeritten, um der Flucht Augustins auf die Spur zu kommen. Natalie saß bei dem Kinde, es schauete auf ihren Schooß, und bat sie flehentlich um Essig, insbesondre um ein Stückchen Zucker, der Essig sey gar zu saure! Der Arzt gab es zu: man müsse das Kind, das in der entsetzlichsten Bewegung war, einen Augenblick ruhen lassen, sagte er: es sey alles nöthige geschehen, er wolle das wohlthe thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es schien, herbei, er sah ernst, ja feierlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel, und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung. Wilhelm, der trostlos in einem Sessel lag, sprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus.

Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer. Zu begreifen nicht, sagte der Arzt nach einiger Pause, daß sich auch nicht die geringste Spur eines gefährlichen Zustandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Dosis Opium zu sich genommen haben, und man finde in an seinem Pulse keine weitere Bewegung, als die in seinen Mitteln und der Furcht aufgeregten kann, in die wir uns Kind versetzt haben.

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Augustin auf dem Oberboden in seinem Blute gefunden habe, ein Scheermesser habe neben ihm gelegen, wahrscheinlich habe er sich die Kehle abgeschnitten. Der Arzt eilte fort und beorgnete den Leuten, welche den Körper die Treppe herumtrugen. Er ward auf ein Bett gelegt und genau untersucht, der Schnitt war in die Luftröhre gegangen, auf einen starken Blutverlust war eine Ohnmacht gefolgt, doch ließ sich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig sey. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zusammen, und legte den Verband auf. Die Nacht ging allen schlaflos und sorgenvoll vorüber. Das Kind wollte sich nicht vom Natalien trennen lassen. Wilhelm saß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf seinem Schooße, Kopf und Brust lagen auf dem ihrigen, so theilten sie die angenehme Last und die schmerzlichen Sorgen, und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gereicht, sie sprachen kein Wort, sahen auf das Kind, und sahen einander an. Lothario und Jarno saßen am andern Ende des Zimmers, und führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gern, wenn und die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mittheilen würden. Der Knabe schlief sanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, sprang auf und verlangte ein Butterbrot.

Sobald Augustin sich einigermaßen erholt hatte, suchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erhielt nicht ohne Mühe, und nur nach und nach: daß, als er bei der unglücklichen Dislocation des Grafen in ein Zimmer mit dem Abbé versetzt worden, er das Manuscript und darin seine Geschichte gefunden habe; sein Entsetzen sey ohne gleichen gewesen, und er habe sich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe; sogleich habe er seine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch gemischt, und habe noch, als er es an den Mund gesetzt, geschaudert; darauf habe er es stehen lassen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu sehen, bei seiner Zurückkunft habe er das Kind getrunken, eben desmalttat, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man hat den Unglücklichen zuletzt zu sehen, er faßte Wilhelmen traurigstarr bei der Hand: Ach! sagte er, warum habe ich dich nicht länger verlassen, ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde, und er mich. Der Knabe sagt: sagte Wilhelm. Der Arzt, der aufmerksam zugehört hatte, fragte Augustinen, ob alles Gesagte verstellt gewesen? Nein! versetzte er, nur das Glas. So hat durch den allerletzten Zufall, rief der Arzt, das Kind und der Flasche getrunken! Ein guter Genius hat seine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der so nahe jedem bereitet stand! Nein! nein! rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt, wir führen uns ist dieß Ausfrage! Ausdrücklich sagte das Kind, daß es nicht aus der Flasche, sondern aus dem Glase getrunken habe. Seine Gesundheit ist nur ein

Schein, es wird uns unter den Händen wegsterben. Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoſte: Nicht wahr, Felix, du haſt aus der Flaſche getrunken und nicht aus dem Glaſe? Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im Stillen, wie ſich die Sache verhalte; auch ſie bemühte ſich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren, es weinte nur heftiger, und ſo lange, bis es einſchlief.

Wilhelm wachte bei ihm, die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Auguſtinen todt in ſeinem Bette; er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Wärter durch eine ſcheinbare Ruhe betrogen, den Verband ſtill aufgelöſ't, und ſich verblutet. Natalie ging mit dem Kinde ſpazieren, es war munter wie in ſeinen glücklichſten Tagen. Du biſt doch gut, ſagte Felix zu ihr, du zankſt nicht, du ſchlägſt mich nicht, ich will dir's nur ſagen, ich habe aus der Flaſche getrunken! Mutter Aurelie ſchlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Caraffine griff, der Vater ſah ſo bös aus, ich dachte, er würde mich ſchlagen.

Mit beſtändigen Schritten eilte Natalie zu dem Schloſſe. Wilhelmen kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. Glücklicher Vater! rief ſie laut, indem ſie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, da haſt du deinen Sohn! Er hat aus der Flaſche getrunken, ſeine Unart hat ihn gerettet.

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelndem, ſtiller, beſcheidner Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menſchen ertragen mag. Jarno, aufmerkſam auf alles, konnte dießmal eine ſolche hohe Selbſtgenügſamkeit nicht erklären, bis er endlich nach mancherlei Umſchweifen erfuhr: der Graf ſey überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch ſein Gebet und durch das Auflegen ſeiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun bekannte er auch ſogleich weitläuftig; gerade war bei ihm alles wie gewöhnlich in einem Augenblicke, und beim Anſtriche faßte die ſchöne Gräfin Wildenau Hand, ehe ſie noch die Hand der Schweſter los ließ, drückte alle vier Hände zuſammen, kehrte ſich ſchnell um, und flog in den Wagen.

So viel ſchreckliche und wunderbare Begebenheiten, die ſich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten, und alles in Unordnung und Verwirrung ſetzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Eſſens, Trinkens und geſelligen Zuſammenſeyns waren verrückt und umgekehrt. Außer Therefen war niemand in ſeinem Gleiſe geblieben; die Männer ſuchten durch geiſtige Getränke ihre gute Laune wieder herzuſtellen, und, indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigſten Leidenſchaften bewegt und zerrüttet, die unvermutheten und ſchreckhaften Anfälle hatten ſein Innerſtes ganz aus aller Faſſung gebracht, einer Leidenſchaft zu widerſtehen, die ſich des Herzens ſo gewaltſam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch ſchien ihm alles zu fehlen; die Briefe von Wernern mit den Anweiſungen waren da, ihm manches nichts zu ſeiner Reiſe, als der Muth ſich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieſer Reiſe. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Therese nur auf ſeine Entfernung warteten, um ſich traun zu faſſen. Jarno war wider ſeine Gewohnheit ſtill, und man hätte beinahe ſagen können, er habe etwas von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicherweiſe half der Arzt unſerm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte, und ihm Arznei gab.

Die Geſellſchaft kam immer Abends zuſammen, und Friedrich, der aufgeklärteſte Menſch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, beſchäftigte ſich des Geſpräches, und brachte nach ſeiner Art, mit humorvollen Citaten und unterſpeiſelhaften Anſpielungen, die Geſellſchaft zum Lachen, und ſetzte ſie auch nicht ſelten in Verlegenheit, indem er laut zu denken ſich erlaubte.

An die Krankheit ſeines Freundes ſchien er gar nicht zu glauben. Kind, als ſie alle beiſammen waren, rief er aus: Wie nennt ihr das Uebel, Doctor, das unſern Freund anfallen darf? Paßt hier keiner von den dreitauſend Namen, mit denen ihr eure Unwiſſenheit ausputzt? An ähnlichen Beiſpielen wenigſtens hat es nicht gefehlt. Es kommt, fuhr er mit einem empfindſamen Tone fort, ein ſolcher Caſus in der ägyptiſchen oder babyloniſchen Geſchichte vor.

Die Geſellſchaft ſah einander an und lächelte.

Wie dieß der König? rief er aus, und hielt einen Augenblick inne. Wenn ihr mir nicht einhelfen wollt, fuhr er fort, ſo werde ich mir ſelbſt zu helfen wiſſen. Er riß die Thürflügel auf, und wies nach dem großen Bilde im Vorſaal. Wie heißt der Jüngerknecht mit der Krone dort, der ſich am Fuße des Bettes um ſeinen kranken Sohn abkrümmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt, und in ihren ſittſamen Scheinenaugen Gift und Gegenmittel zugleich führt? Wie heißt der Pruſcher von Arzt, dem erſt in dieſem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erſte Mal in ſeinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die auch dem Gemahle curirt, und die eben ſo wohlthuend als heilſam iſt?

In dieſem Tone fuhr er fort zu ſchwadronieren. Die Geſellſchaft nahm ſich ſo gut als möglich zuſammen, und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen, und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweiſe ging ſie mit Jarno auf und nieder; als ſie an die Thüre kam, ſchritt ſie mit einer ſtarken Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorſaale hin und wieder, und ging ſodann auf ihr Zimmer.

Die Geſellſchaft war ſtill. Friedrich fing an zu tanzen und zu ſingen.

O, Ihr werdet Wunder ſehn!
Was geſchehn iſt, iſt geſchehn,
Was gethan iſt, iſt gethan.
Es eß tagt.
Stellt Ihr Wunder ſehn.

Therese war Natalien nachgegangen. Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin, und ſpielte davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenſtervertiefung geſtanden, und ſah, ohne ſich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der ſchrecklichſten Lage. Selbſt da er ſich nun mit ſeinem Freunde allein ſah, blieb er eine Zeit lang ſtill; er überlief mit flüchtigem Blick ſeine Geſchichte, und ſah zuletzt mit Schaudern auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand; endlich ſprang er auf und rief: bin ich Schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, ſo ſtrafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundſchaft, und laſſen Sie mich ohne Troſt in die weite Welt hinaus gehen, in der ich mich lange hätte verlieren ſollen. Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grauſamen zufälligen Verwicklung, auf der ich mich heraus zu winden unfähig war, ſo geben Sie mir die

Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft, auf eine Reise mit, die ich nicht länger verschieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde sagen können, was diese Tage in mir vorgegangen ist. Natalien leide ich eben jetzt diese Strafe, weil ich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beigestanden. Sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen. Aber und abermal geben mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und immer umsonst. Wie sehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Die glaubte ich sie gefaßt zu haben, wie hoffte ich sie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? Sollte ich's? Vergebens klagen wir Menschen uns selbst, verachten das Schicksal an: Wir sind elend und zum Elend bestimmt, und ist es nicht völlig einerlei, ob eigene Sünde, äußerer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laster, Wahnsinn oder Blödsinn uns ins Verderben stürzen? Leben Sie wohl; ich werde keinen Augenblick länger in dem Hause verweilen, in welchem ich das Gastrecht, wider meinen Willen, so schrecklich verletzt habe. Die Indiscretion Ihres Bruders ist unverzeihlich, sie trennt mein Unglück auf den höchsten Grad, sie macht mich verzweifelt.

Und wenn nun, versetzte Lothario, indem er ihn bei der Hand nahm, Ihre Verbindung mit meiner Schwester die nehmste Bedingung wäre, unter welcher sich Therese entschlossen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine solche Entschädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; sie schwur, daß dieses doppelte Paar an Einem Tage zum Altare gehen sollte. Ein Verstand hat mich gewählt, sagte sie, sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hülfe kommen. Wir wurden einig. Natalien und Sie zu beobachten, wir machten den Abbé zu unserm Vertrauten, dem wir versprechen mußten, seinen Schritt zu dieser Verbindung zu thun, sondern alles seinen Gang gehen zu lassen. Wir haben es getan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeschüttelt. Lassen Sie uns, da wir einmal so wunderbar zusammen kommen, nicht ein gemeines Leben führen; lassen Sie uns zusammen auf eine würdige Weise thätig seyn! Unglaublich ist es, was ein geübter Mensch für sich und andere thun kann, wenn er, ohne bestimmte Forderungen zu machen, das Gemüth hat, Vormund von selbst zu werden, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was sie doch alle gerne thun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Lassen Sie uns hierauf einen Bund schließen; es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtseyn, von guten Menschen ausgeführt wird. Meine Schwester Natalie ist hiervon ein lebendiges Beispiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweise bleiben, welche die Natur dieser sonderbaren Seele vorgeschrieben hat. Ja sie verdient diesen Ehrennamen vor vielen andern, mehr, wenn ich sagen darf, als unsre edle Tante selbst, die ja der Zeit, als unser guter Arzt jenes Manuscript so trefflich vorlas, die sechste Natur war, die wir in unserm Kreise kannten. Indeß hat Natalie sich entwickelt, und die Menschheit freut sich einer solchen Erscheinung.

Er wollte weiter reden, aber Friedrich sprang mit großem Geschrei herein. Welch einen Kranz verdient ich! rief er aus, und wie werdet Ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Cypreß, Eichenlaub, das frischeste, das ihr finden könnt, windet zusammen; so viel Verdienste habt ihr in mir zu krönen. Natalie ist dein! Ja du der Zauberer, der diesen Segen geboren hat.

Er schwärmt, sagte Wilhelm, und ich gehe.

Halt du Aufrecht! sagte der Baron, indem er Wilhelmen fest hielt.

Aus einer Macht und Gewalt, versetzte Friedrich, auch von Gottes Gnaden, wenn ihr wollt; so war ich Freiersmann. So bin ich jetzt Gesandter, ich habe an der Thüre geklopft, sie hat sich ganz dem Abbé entdeckt.

Unverschämter! sagte Lothario, wer heißt dich horchen.

Wer heißt sie sich einschließen! versetzte Friedrich; ich hörte alles ganz genau. Natalie war sehr bewegt. In der Nacht da das Kind so krank schien, und bald auf ihrem Schooße ruhte, als du trostlos vor ihr saßest, und die geliebte Bürde mit ihr theiltest, that sie das Gelübde, wenn das Kind stürbe, dir ihre Liebe zu bekennen, und die selbst die Hand anzubieten; sagt sie, da das Kind lebt, warum soll sie ihre Gesinnung verändern? Was man einmal so verspricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen, und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt, der kommt bloß um der Formalität willen; ja weiter nichts werden die Herren verlangt.

Er hat geheurat, sagte der Baron. — Wie ungezogen! rief der Abbé.

Nun geschwind, versetzte Friedrich, wie sieht's mit den Ceremonien aus? Die lassen sich an den Fingern herzählen, ihr müßt reisen, die Einladung des Marschs kommt euch derweile zu Statten. Send ihr nur einmal über die Grenze, so findet sich zu Hause alles, die Menschen wissen's euch Dank, wenn ihr etwas Wunderliches unternehmt, ihr verschafft ihnen eine Unterhaltung, die sie nicht zu bezahlen brauchen. Es ist eben, als wenn ihr eine Freudenbude gäbt; es können alle Stände daran Theil nehmen.

Ihr habt euch freilich mit solchen Volksfesten schon sehr ums Publicum verdient gemacht, versetzte der Abbé, und ich komme, so scheint es, heute nicht mehr zum Wort.

Ist nicht alles, wie ich's sage, versetzte Friedrich, so belehrt uns eines Bessern. Kommt herüber, kommt herüber; wir müssen sie sehen und uns freuen.

Lothario umarmte seinen Freund und führte ihn zu der Schwester, sie kam mit Theresen ihm entgegen, alles schwieg.

Nicht gesandert! rief Friedrich. In zwei Tagen könnt ihr reisefertig seyn. Wie meint ihr, Freund, fuhr er fort, indem er sich zu Wilhelmen wendete, als wir Bekanntschaft machten, als ich euch den schönen Strauß überreichte, wer konnte denken, daß ihr jemals eine solche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?

Erinnern Sie mich nicht in diesem Augenblicke des höchsten Glücks an jene Zeiten!

Deren ihr euch nicht schämen sollet, so wenig man sich seiner Ankunft zu schämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich mag sagen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.

Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, versetzte Wilhelm, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.

Wilhelm Meiſters Wanderjahre

oder

die Entſagenden.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felſen ſaß Wilhelm an granier, bedeutender Stelle, wo ſich der ſteile Gebirgsweg um eine Ecke herum ſchnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne ſtand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felſengründen zu ſeinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in ſeine Sehreitafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man dieſen Stein? ſagte der Knabe.

Ich weiß nicht, verſetzte Wilhelm.

Iſt das wohl Gold, was darin ſo glänzt? ſagte jener.

Es iſt kein's; verſetzte dieſer: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.

Katzengold! ſagte der Knabe lächelnd; und warum?

Wahrſcheinlich weil es falſch iſt und man die Katzen auch für falſch hält.

Das will ich mir merken, ſagte der Stein, und ſteckte den Stein in die leberne Reiſetaſche, brachte jedoch ſogleich etwas anders hervor und fragte: was iſt das? Eine Frucht, verſetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, ſollte ſie mit den Tannenzapfen verwandt ſeyn. — Das ſieht nicht aus wie ein Zapfen, es iſt ja rund. — Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wiſſen zu ſäen, zu pflanzen und zu warten, dann laſſen ſie die Stämme wachſen und groß werden wie ſie können. — Die Jäger wiſſen alles; geſtern zeigte mir der Bote, wie ein Hirſch über den Weg gegangen ſey, er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggeſprungen, nun aber ſah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt, es mag ein großer Hirſch geweſen ſeyn. — „Ich hörte wohl wie du den Boten ausfragteſt.“ — Der wußte viel und iſt doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es iſt gar zu ſchön den ganzen Tag im Walde zu ſeyn und die Vögel zu hören, zu wiſſen wie ſie heißen, wo ihre Neſter ſind, wie man die Eier ausbrütet oder die Jungen; wie man ſie füttert und wenn man die Alten fängt: das iſt gar zu luſtig.

Kaum war dieſes geſprochen, ſo zeigte ſich den ſteilen Weg herab eine ſonderbare Erſcheinung. Zwei Knaben, ſchön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man aber für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, ſprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit ſie näher zu betrachten, als ſie vor ihm ſtutzten und einen Augenblick ſtill hielten. Um des älteſten Haupt bewegten ſich reiche blonde Locken, auf welche man zuerſt blicken mußte, wenn man ihn ſah, und dann zogen ſeine klar-blauen Augen den Blick an ſich, der ſich mit Gefallen über ſeine ſchöne Geſtalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorſtellend, war mit braunen und ſchlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und worein der Widerſchein ſich in ſeinen Augen zu ſpiegeln ſchien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, dieſe beiden ſonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Weſen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felſecke herum ernſt aber freundlich herabrief: Warum ſteht ihr ſtille? verſperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm ſah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung geſetzt, ſo erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erſtaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzujunger junger Mann, leicht geſchürzt, von brauner Haut und ſchwarzen Haaren, trat kräftig und ſorgfältig den Felſenweg herab, indem er hinter ſich einen Eſel führte, der erſt ſein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die ſchöne Laſt, die er trug, ſehen ließ. Ein ſanftes, liebenswürdiges Weib ſaß auf einem großen, wohlbeſchlagenen Sattel; in einen blauen Mantel, der ſie umhüllte, hielt ſie ein Wickelkind, das ſie an ihre Bruſt drückte und mit unbeſchreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er ſtutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verhielt ſeinen Schritt, aber der Alte war zu ſchlau, die Verlegenheit ſogleich zu verbergen, und Wilhelm ſah ſie mit Verwunderung hinter der vorſpringenden Felswand verſchwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieſes ſeltſame Geſicht aus ſeinen Betrachtungen riß. Neugierig ſtand er auf und blickte von ſeiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er ſie nicht irgend weiter hervorkommen ſähe. Und eben war er im Begriff hinabzuſteigen und dieſe ſonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felix herantam und ſagte: „Vater, darf ich nicht mit dieſen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du ſollſt auch mitgehen, hat der Mann zu mir geſagt. Komm! dort unten halten ſie.“

Ich will mit ihnen reden,“ verſetzte Wilhelm.

Er fand ſie auf einer Stelle, wo der Weg wenig abhängig war, und verſchlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr an ſich gezogen hatten. Erſt jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern beſondern

Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Biß auf einen gewissen Punct versteht sich!
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu seyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr sagtet Ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, g'rad' aus: Ich bin
der Bär!
In einem Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polizeiart auf der Schulter und ein langes schwankes eisernes Werkzeug. Die Kinder trugen große Schalksknechte, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Einsein absahen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, die sie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Antwortlosigkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?“

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob ihr wirkliche Wanderer oder ob ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.“

„So kommt mit in unsere Wohnung,“ sagte jener. „Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem sie den Zelter schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!“ sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Knaben ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es trat mir Leid, daß ich euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht muß ich oben auf dem Grabhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Bagage, alles liegt noch oben, unversucht und unversorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, unsere freundliche Einladung gemäß zu thun, so sehe ich euch meinen Zelter zum Pfande mit. Morgen bin ich bei euch. Wie weit ist's hin?“

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung,“ sagte der Zimmermann, „und von dem Grabhause habt ihr nur noch anderthalb Stunden. Unser Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir euch.“

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Zelter mit Behagen in so guter Gesellschaft, er konnte ihn mit den lieben Einsiedlern verlassen, sogar die er traulig anblickt. Für eine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von zweier Brust und starkbeinen Schultern: in seiner Natur war ein gutes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmwedel und ein Körbchen erarbeitet, womit er beiderlei auszuspähen schien. Schon drohte der Zug abermals an eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich euch aber erfragen?“

„Fragt nur nach Sankt Joseph!“ erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Fohlen zu unterscheiden.

Er stieg aufwärts und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erneute er sich der großen Gebirgsansicht, und so sah er denn auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun ist endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwischen uns setzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl ist man noch immer in der Nähe seiner Lieben, so lange die Strömе von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte glücklich an Ihre Inselschwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und so sendet unser Geist seine Bilder, das Herz seine Gefühle benetzend abwärts. Aber drüben, fürchte ich, stellt sich eine Zweideutung der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch ist das vielleicht nur eine vorzeitige Besorglichkeit; denn es wird wohl auch drüben nicht anders seyn als hier. Was könnte mich von der scheiden? von dir, der ich auf ewig gehöre! Nur wenn gleich ein wunderliches Geschick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich so nahe stand, unerwartet auslöscht. Ich hatte Zeit mich zu fassen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir diese Fassung zu geben, hätte ich sie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenen entscheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht gesponnen wäre, der mich für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden soll. Doch ich darf so von allem dem nicht reden. Deine zarten Worte will ich nicht überschreien: auf diesem Gipfel sey es das letzte Mal, daß ich das Wort Trennung vor die Aussprache. Mein Leben soll eine Wanderschaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich anzuhören und ganz eigene Prämissen zu bedenken. Wie gerne ich manchmal, wenn ich die Betrachtungen unterbreche, die mir der Verein, die ich mir selbst vorlegen: Manches wird bedacht, manches überlegt, aber selten oder der Ueberrechnung dient mir dies Blatt, dieses Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Absolution, statt eines schicklichen Gewissens, und ich lenke wieder ein. Ich bitte mich, und meine Zeilen stürzen sich nicht mehr wie Gebirgswasser einer über den andern.

Doch will ich dir gern gestehen, daß ich oft diesen leisen Lehrer und Menschenführer vermisse, die innen Schlüssel meiner, mechanische Pflichten aufzugen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade dieser Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der schwierigste, der wunderlichste schien, diesen betrachte ich am bequemsten zu tragen.

Nicht über drei Tage soll ich unter diesem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft acclamirt, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verlängern, daß auch nicht die geringste Verbindung des Aufenthalts mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist essentiell das erste Mal, daß ich still halte, das erste Mal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Von hier sende ich die manches bisher Vernommene.

Beobachtete. Geſparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, führeſt zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl ſagen, von der du in meinen Tagebuche mehr finden wirſt. Jetzt lebe wohl und lege dieſes Blatt mit dem Geſicht auf der Hand, daß es nur Eine zu ſagen habe, nur Eines ſagen und wiederholen möchte, aber es nicht ſagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es iſt eingepackt. Der Bote ſchnürt den Mantelſack und das Reff. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen. Die Nebel dampfen auf allen Gründen; aber der obere Himmel iſt heiter. Wir ſteigen in die düſtere Tiefe hinab, die ſich auch bald über unſerm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinüberſenden! Laß meinen letzten Blick zu dir ſich noch mit einer unwillkührlichen Thräne füllen! Ich bin entſchieden und entſchloſſen. Du ſollſt keine Klagen von mir hören; du ſollſt nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen ſich, indem ich ſchließen will, nochmals tauſend Gedanken, Wünſche, Hoffnungen und Vorſätze. Gläubigerweiſe treibt man mich hinweg. Der Ferne ruft und der Wirklichkeit ſchon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unerſchlagne Erben vor den Abſcheidenden die Anſtalten, ſich in Beſitz zu ſetzen, nicht verbergen.

Zweites Capitel.

Sanct Joſeph der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, ſeinem Boten auf dem Fuße folgend, ſteile Felſen hinter und über ſich gelaſſen, ſchon durchſtrichen ſie ein ſanftered Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbeſtandnen Wald, durch manchen freundlichen Wieſengrund, immer vorwärts, bis ſie ſich endlich an einem Abhange befanden, und in ein ſorgfältig bebautes, von Hügeln rings umſchloſſenes Thal hinabſchauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Kloſtergebäude zog ſogleich die Aufmerkſamkeit an ſich. „Dies iſt Sanct Joſeph,“ ſagte der Bote: „Dammerſchade für die ſchöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gerüſte und Bäume noch ſo wohl erhalten durchſtehen, da ſie gleich ſechzig viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Kloſtergebäude hingegen,“ verſetzte Wilhelm, „ſehe ich, ſind noch wohl erhalten.“ „Ja,“ ſagte der andere, „es wohnt ein Schaffner darinnen, der die Wirthſchaft beſorgt, die Zinſen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hierher zu zahlen hat.“

Unter dieſen Worten waren ſie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von anſtändigen, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, ſich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Zeug mit den Augen von geſtern ſah er ſogleich beſchäftigt um einen Tragkorb, den eine rüſtige Frau von ſich geſtellt hatte; ſie waren im Begriff Kirſchen zu pflücken; eigentlich aber feſtliche Zeit, der immer etwas Geld bei ſich führte. Nun machte er ſogleich als Gaſt den Wirth, ſpendete reichliche Früchte an ſeine Geſpielen, ſelbſt dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in dieſen unfruchtbaren Mooswildern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal ſo ſchön erſcheinen. Sie trage ſolche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, bei den Käufern etwas zu hoch geſchienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, ſagten die Kinder, er ſelle nur einſtweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu den Räume führten, den ſie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unſer Wanderer fand ſich in einer ſehr reinlichen, wohlerhaltenen Capelle, die aber, wie er wohl ſah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite ſtand ein Tiſch, ein Seſſel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeſchnitztes Gerüſt mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläſern. Es ſchien nicht an einigen Truhen und Kiſten, und ſo erbenklich alles war, doch nicht an dem Einfachſten des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenſtern an der Seite herein. Was aber die Aufmerkſamkeit des Wanderers am meiſten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenſtern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Theile der Capelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabhingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde ſtellten die Geſchichte des heiligen Joſeph vor. Hier ſah man ihn mit ſeiner Zimmerarbeit beſchäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie ſproßte zwiſchen beiden aus dem Boden, indem einige Engel ſie lauſchend umſchwebten. Hier wird er getraut; es folgt der engliſche Gruß. Hier ſitzt er mißmuthig zwiſchen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und ſinnt darauf, ſeine Gattin zu verlaſſen. Zuruf erſcheint ihm aber der Engel im Traum, und ſeine Lage ändert ſich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wunderſam ſchönes Bild. Man ſieht mancherlei Holz zuzimmert; eben ſoll es zuſammengelegt werden, und zuſälligen Weiſe bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind iſt auf dem Kreuze eingeſchlafen, die Mutter ſitzt daneben und betrachtet es mit innigen Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu ſtören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beſchauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des geſtrigen lebendigen Bildes hier an der Wand ſah.

Nicht lange war er ſeinen Betrachtungen überlaſſen, ſo trat der Wirth herein, den er ſogleich als den Führer der heiligen Caravane wieder erkannte. Sie begrüßten ſich aufs herzlichſte; mancherlei Geſpräche folgten; doch Wilhelms Aufmerkſamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Intereſſe ſeines Gaſtes und fing lächelnd an: „Gewiß, ihr bewundert die Uebereinſtimmung die ich Gebäudes mit ſeinen Bewohnern, die ihr geſtern kennen lerntet. Sie iſt aber vielleicht noch ſonderbarer, als man vermuthen ſollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblole lebendig iſt, ſo kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.“

„O ja!“ verſetzte Wilhelm; „es ſollte mich wundern, wenn der Geiſt, der vor Jahrhunderten in dieſer Bergöde ſo gewaltig wirkte und einen ſo mächtigen Körper von Gebäuden, Beſitzungen und Rechten an ſich zog, und dadurch mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es ſollte mich wundern, wenn

er nicht aus und aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Meinen ausübte. Lasst uns lieber nicht in Allgemeinen verharren, macht mich mit eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, dass eine Spielerei und Anmassung die Vergangenheit sich wieder in eines darstellt, und das was verschwand, abermals heraustritt."

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Wirtes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thür.

Alte beisst er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als das er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre, und sah die Mutter Gottes von aeltern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich; die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung: „Marie!" rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!" „Alte heisst sie auch Marie; es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt." Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wunderbare altertümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, dass der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelmen zu einem Spaziergange auf, indes der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des sämtlichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebe, und Wände sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters der auf den breiten Mauerplatten eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos rüben in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Abendsonne führten einen belebenden Hauch hinan, und von einiger Höhe stumme der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebendigste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in dem sich die Hausfrau niederliess. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelmen zur rechten. Die drei Kinder reichten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlgewärmtes Essen. Spezielle Umstände deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder waren Anlass zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirtin nicht genugsam betrachten konnte.

Nach Tische versicherte sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Bergabhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abdachungen und waldigen Klüften hintereinander hinaufgeschoben sah. „Es ist billig," sagte der Wirth, „das ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr als ich an Ihnen fühle, dass Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört. Die Capelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Kleidergebäude. Die Einsiedlei besteht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Staatsrath hier eben hält, und der ich, Sohn des ersten Staatsraths, der abgestalt seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Der heilige Joseph, obgleich sehr ehrenliche Verehrung hier eben lange aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, dass man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders zur selben ihn genannt fühlte; und daher kam es, dass man mich in der Taufe Joseph nannte, dadurch gewissermassen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn es mich zu meinem Vater geleitete, indem er die Einsiedlei besorgte, so schien ich mich eben so gern zu mich lieber, an meine Mutter zu, welche nach Vermögen gern aushelfende und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebiete bekannt und geliebt war. Sie wusste mich bald da, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von freundlichem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas mehr einheimisches als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher; wenn man will, auch ferner; die Bedürfnisse gering, aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt, seinen Händen, seinen Füssen muss er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in Einer Person; auch bleibt jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und tritt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die kleinen Fuhrlade hinauf und hinabzuführen. Der Esel ist ein Gesinn sein so verständiges Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreisst. Und ich sann am so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her als ich in der Capelle stets benutzt hatte, dass es in der Ehre gehalten war. Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Capelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Zeughaus, ja fast wie ein Stall behandelt. Pferdedecken, Stangen, Gerätschaften, Trommeln und Fahnen und was man nur wollte, war übereinander geworfen. Glücklicherweise hat die Gemälde so doch stehen und die Täfelung etwas aushalten. Aber wenn als Kind erfreute ich mich besonders über alles das Gebälk hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wusste, dass der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, dass der, welcher an das einträgliche Einsiedleramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben musste, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäss, welche wünschten, dass vielleicht diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nötig war, selbst, worauf ihm und dem Ganzen grosser Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschliessen, ihm darin nachzustehen. Mein Verlangen war mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerk, wovon ich das Arbeitszeug

ſo umſtändlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt geſehen. Ich erklärte mein Anſinnen; man war mir nicht entgegen, um ſo weniger, als bei ſo mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anſpruch genommen ward, ja, bei einigem Geſchick und Liebe zu ſeinerer Arbeit, beſonders in Waldgegenden, die Tiſchler und ſogar die Schnitzelbänke ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Ausſichten beſtärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr ganz verloſchen iſt. Sowie Sie wiſſen, was ich vorhabe, ſo werden Sie ſich's entſinnen können, wenn ich Sie nochher davor führe. Dem heiligen Joſeph war nichts gemeineres aufzutragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwiſchen zwei geachteten Säulen ſoll der Prachtſitz aufgeführt werden. Joſeph nimmt ſorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köſtlichen Königsthron. Aber wie erſtaunt iſt er, wie verlegen, als er den Prachtſeſſel herbeſchafft: er findet ſich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war wie bei Hofe nicht zu ſpaßen; der fromme Zimmermeiſter iſt in der größten Verlegenheit. Das Chriſtkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich bemühtigem Eifer die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt ſeine Noth und arbeitet gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er ſolle den Thron an der einen Seite faſſen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht ſich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troſte des beunruhigten Meiſters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu ſehen, und an den Reſten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gefehlt war, daß freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann geweſen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus ſeg ich aber keine Bedenklichkeit, ſondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem ſo ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um ſo leichter aufzuführen war, als in der Nachbarſchaft ein Meiſter wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Geſellen und Lehrburſche beſchäftigen konnte. Ich blieb alſo in der Nähe meiner Eltern und ſetzte gewiſſermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feiertſtunden und Feiertage zu den vorhabigen Beſchaffen, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

Die Heimſuchung.

„So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; „ich bemühte die Vortheile des Handwerks ſehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen was dabei erfordert wurde. Nebenher verſah ich meinen alten Dienſt, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leiſtete. Ich zog mit meinem Thier durchs Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Kräutern und Kunſtſachen rückwärts mit was und wie hier oben fehlte. Mein Meiſter war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen auf meinen Wanderungen manches Haus zu ſehen, das ich mit aufgeführt, das ich vergrößert hatte. Denn beſonders dieſes letzte Einerben der Balken, dieſes Einſchneiden von gewiſſen einfachen Formen, dieſes Einfremmen zierender Figuren, dieſes Motivatlen einiger Verzierungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den ſo luſtigen Anblick gewährt, ſolche Künſte waren mir beſonders übertragen, weil ich mich am beſten auf der Sache ſpaß, der ich immer den Thron Herodes und ſeine Herrlichkeit im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Perſonen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, ſtanden beſonders junge Frauen oben an, die ſich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man ſchon in ſolchen Fällen die Vorſchriften gegen mich geheimnißvoll zu beobachten pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, ſondern alles ging durch ein gutes Weib, welche in fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, ſelbſt in der Kunſt erfahren, die ſo manchen gleich beim Eintritt in das Leben zum Leben rettet, ſtand mit Frau Elisabeth in vertrauernd guten Verhältniſſen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unſerer rüſtigen Bergbewohner dieſen beiden Frauen ſein Daſein zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth überzeugt empfing, die wöchigen Anweiſungen auf meine räthſelhaften Fragen, die ich ſelbſt nicht verſtand, erregten mir ſonderbare Ehrfurcht für ſie, und ihr Haus, das hochſt reinlich war, ſchien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzuſtellen.

Indeſſen hatte ich durch meine Kenntniſſe und Handwerksfertigkeit in der Familie gemeinen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Bürtſcher für den Keller geſorgt hatte, ſo ſorgte ich nun für Dach und Fach, und verbeſſerte manchen ſchadhaften Theil der alten Gebäude. Beſonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remiſen für den häufigen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieſes geſchehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war ſie in Ordnung, faſt wie Ihr ſie ſehet; wobei ich mich bemühte, die ſtehenden oder beſchädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzuſtellen. Auch ſelbſt Ihr dieſe Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; ſie ſind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, ſie in ruhigen Stunden zu ſchnitzen, nachdem ich ſie vorher aus ſtarken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zuſammen gefügt hatte. Was dieſe in dieſer Zeit von Gemälden nicht beſchädigt oder verloſchen war, hat ſich auch noch erhalten und ich hatte dem Glasmeiſter bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenſter herſtellte.

Hatten jene Väter und die Gebauten an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beſchäftigt, ſo brächte ſich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum anſehen, darin, beſonders zu Sommerzeit, verweilen, und über das was ich ſah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderſtehliche Neigung in mir dieſem Heiligen nachzuſpüren; und da ſich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeiführen ließen, ſo wollte ich wenigſtens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen; wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des ſakraren Thiers ſchon lange begonnen hatte. Das kleine Geſchöpf, deſſen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich ſuchte mir einen viel ſtattlichern Träger aus, ſpürte für einen wohlgebauten Eſel der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeſchafft, und ein Netz von bunten

Sonderen, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langgetragenen Gehörns, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand ruhig hielt. Niemanden fiel ein über mich zu treiben, wenn ich in diesem Anzuge durchs Gewage kam; denn man erkannte in gemeiner der Wettläufigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und die und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Machtamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich ging mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die fruchtbarste Wahrheit kam und an dem Rande des Hegeabhangs eine weibliche Gestalt sitzend, oder vielmehr liegend, fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu seyn. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Verwunderung aus: „Wo ist er? Hat ihr ihn gesehen?“ Ich fragte: „wen?“ Sie versetzte: „meinen Mann.“ Vor ihrem plötzlich jugendlichen Aufstehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich erwahrte, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fahrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nahern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seyen sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich sogleich entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können und sey an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange. Sie bitte mich inständig sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste liebenswürdigste Gestalt stand vor mir; denn sonnte ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beistände meiner Mutter und der Frau Elisabeth bald benützen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald der bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt und so für diesmal die Sache geschlichtet. Geschwind verflechte ich meine Rehde in eine benachbarte Hecke, die nur einen Durchzug zur Niederlage gelegt hatte, richtete meinen Sattel um, brauchte Zaum und Hals, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab mehrere zu geben.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie sie sie gleichsam in der Luft schwebend und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erneuete. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Bedienten ziemt. Oft sah sie mich, wenn wir auf eine entlegene Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie sah mich mit steiger Unruhe mit einem solchen tiefverdüsterten Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte was nur möglich war; ja, ich erfreute sie endlich durch eine hohe, affische Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen: nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit den ästigen Gipfeln, der Fesseln und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam sie diesesmal leider ohne Ausbeute: auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich dem Herabsteigen mich in ziemlicher Höhe tollkühn und heruntersprang, trat sie einen Schritt, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah. Was soll ich euch lange von den hundert Kunststücken unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie konnte ich es auch! denn daß ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nächste zu Allem macht. Für meinen Geist waren die Blumen, die ich ihr brach, die ferneren Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel sonstare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener unseren Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Rosmunds durchlief in ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß kamen, wünschte ich, als wenn ich etwas am Verbandzeuge zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, noch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen heraufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem ernsthaften Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie einer der seltsame Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher.“

Der Lilienkönig.

„Ich säumte noch mich zu entfernen, denn ich war unschlüssig was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann unverzüglich und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie labt euch gar sehr darum ersuchen, sagte sie. Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzte ich. Das geht nicht an, sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden behilflich zu seyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter

und hoffte bei dem Ausmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, daß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft freundlich zu mir herunterlad. Jeden Augenblick hoffe ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich sie nie so gern als Witwe denken. Das streifende Commando fand sich nach und nach zusammen und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sey. Auch vernahm ich daß nach der früheren Anrede einige gegangen waren diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Alle hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so sah ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch was erzähl' ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man beharrte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los seyn.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth bezeichnete. Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie, aber kommt gerade näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Betten verhängte meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen; in das weiseste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Litienklänge ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge einer reinen Verbindung aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

Wie danke ich euch für eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde! sagte die Mutter. — Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: Es ist keine Waise mehr, wenn ihr wollt!

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn in unsere Berge und Thäler zu uns wandern genistet hin. Noch weiß ich mir den seltsamen Umstand zurückzurufen, worauf ich auch schon, wie billig, verzichtete. Wochen gingen vorüber; Marie hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Rückweg nach Deutschland. Sie verweilte sie bei Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen und freundlichen Beistand zu danken. Sie gefiel sich bei uns und ich schmeichelte mir, es gefiehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch so gern gesagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und tiefliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Loge führte, die ich schon damals zu einem wohnaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu seyn, ob ich gleich mehr stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Das Gefühl verpflichtet die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Ehe, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man setzt die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gewährt den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn.

Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Marien der Tod ihres Mannes gewesen und wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeitlang in der Nachbarschaft, dann zog sie zu uns herüber und wir verlebten noch eine Weile in dem friedmäßen und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten sich; und so überstrahlt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Verdienst an Zahl der Personen, aber die Tugenden jener Mutterbilder an Treue und Reinheit der Gesinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, so kann wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt; denn ob wir gleich alle gute Zugänger und thätige Träger sind, so bleibt das tadelnde Urtel doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie ihr uns geltern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen treuen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

Drittes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

So eben schließe ich eine angenehme, bald wunderbare Geschichte, die ich für dich aus dem Munde eines wackern Mannes aufgeschrieben habe. Wenn es nicht ganz seine Worte sind, wenn ich sie mit da meine Gesinnungen, bei Gelegenheit der Erinnerung aufgebracht habe, so war es bei der Verwandtschaft, die ich hier mit ihm fühle, ganz natürlich. Jene Verehrung seines Werths gestattet sie nicht zu trennen,

die ich für dich empfinde? und hat nicht selbst das Zusammentreffen dieser beiden Liebenden etwas Unheimliches mit dem unsrigen! Daß er aber glaubten genug ist, neben dem Thiere herzugehen, das die vorzeit schöne Bürde trägt, das er mit seinem Jammern Abends in das alte Kirchenthor einzwingen kann, daß er unzertrennlich von seinen Gefährten, von den Thieren ist, darüber darf uns wohl im Innern freuen. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schicksal beklagen, weil ich der sagrigst habe zu schweigen und zu dulden, wie es ich auch übernommen hatte.

Aber manchen schönen Zug des Zusammenlebens dieser Fremden und heitern Menschen muß ich übergehen: denn wie liebe ich alles schreiben! Einige Tage sind mir angenehm vergangen, aber der Innig mahne mich nun, auf meinen weitern Weg bedacht zu sein.

Mit Heller hatte ich heut einen kleinen Handel; denn er wollte sich mich nothigen, einen meiner guten Vorsätze zu übertreten, die ich mir angelegt habe. Ein Heller, ein Unglück, ein Schicksal ist mir's nun einmal, daß sich, ohne ich mich's verliehe, die Gesellschaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde aufladen, an der ich nachher zu tragen und zu schleppen habe. Nun soll auf meiner Wanderschaft kein weiter und ein bestimmter Geselle werden. Wir wollen und sollen zu zwei sein und bleiben, und eben sieht ich ein neues, eben nicht erfreuliches, Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauses, mit denen Heller sich gestern diese Tage her ergötzte, hatte sich ein kleiner, munterer, armer Junge gesellt, der sich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit sich brachte, und sich sehr geschwind bei Heller in Gunst setzte. Und als meerte sichen an allerlei Aeußerungen, daß dieser sich einen Gefährten für den nächsten Weg auserkoren hatte. Der Knabe ist hier in der Gegend bekannt, weil wegen seiner Munterkeit überall geduldet und mitgenommen gelegentlich ein Almosen. Wer aber gehet er nicht und ob er einen Handwerk, in zu entlernen. Das gelobt auch Heller war unwillig darüber, und es gab eine kleine Szene.

Bei dieser Gelegenheit machte ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Nähe der Linde oder des Saals stand ein Kasten mit Steinen, welchen Heller, der seit unserer Wanderung durchs Gebirg eine gewaltsame Neigung zum Bellen bekommen, eifrig hervorzog und zusammlete. Es waren schöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unser Wirth sagte: das Kind könne sich entlesen was es wolle. Ich sah dieses Bellen überhaupt von einer großen Nähe, die ein Freund vor unsern von hier wegen sendet. Er nannte den Montan und da kannte denn auch ich mich stente, diesen Namen zu nennen unter dem einer von unsern besten Freunden reist, dem wir so manches schöne sind. Indem ich nach Zeit und Umständen trage, kann ich dessen, den auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Die Nachricht, daß Montan sich in der Nähe befinde, hatte Wilhelm nachtheilig gemacht. Er überlegte, daß es nicht wohl dem Zufall überlassen sei, ob er einen so werthen Freund wiedersehen solle, und entschlossig sich daher bei seinem Wirthe, es mag nicht wisse, wohin dieser Reisende seinen Weg genommen habe. Normand hatte davon nähere Kenntnis, und diesen war Wilhelm entschlossen, seine Wanderung nach dem ersten Plane fortzusetzen, als Heller anbrief: „wenn der Vater nicht so eigen wäre, wir wollten Montan schon finden.“ „Auf welche Weise?“ fragte Wilhelm. Heller versetzte: „der kleine Fix sagte gestern, er wolle den Herrn wohl aufführen, der seine Steine bei sich habe und sich auch gut darauf verstünde.“ Nach einigem Hin- und Widerreden entschloß sich Wilhelm zuletzt, den Versuch zu machen und dabei auf den verschlagenen Knaben desto mehr Acht zu geben. Dieser war bald gefunden und brachte, da er vernahm, worauf es abgesehen sei, Schlegel und Eisen und einen tüchtigen Hammer nebst einem Säckchen mit, und lief in seiner bergmännischen Tracht munter voraus.

Der Weg ging seitwärts abermals bergauf. Die Kinder sprangen miteinander von Fels zu Fels, über Steg und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Platz vor sich zu haben, drang Fix, bald rechts bald links biegend, eilig hinan. Da Wilhelm und besonders der gesandte Bote nicht so schnell folgten, so machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts und sangen und pfiffen. Die Gestalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerksamkeit des Heller, der nunmehr mit den Lärchen- und Zirbelbäumen zuerst Bekanntschaft machte und von den wunderbaren Genossen angezogen ward. Und so konnte es der beschwerlichen Wanderung von einer Stelle gar andern nicht an Unterhaltung.

Der kleine Fix stand auf einmal still und horchte. Er wandte sie andern zu: „Hört ihr wohl?“ sprach er. „Es ist der Schall eines Hammers, der den Fels trifft.“ — „Wir hören's.“ versetzten die andern. — „Das ist Montan!“ sagte er, „oder jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann.“ — Als sie dem Schalle nachgingen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte, traten sie auf eine Waldblöße und sahen einen steilen, hohen, nackten Felsen über alles hervorragen, die beiden Wälder selbst tief unter sich lassend. Auf dem Gipfel erblickten sie eine Person. Sie kannten sie entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten sich die Kinder auf, die schroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beschwerlichkeit, Heller; denn wer zuerst einen Felsen hinanklettert, steht immer sicherer, weil er sich die Griffe beim Aufsteigen; einer der nachfolgt, sieht nur wenige einer gelangt ist aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeschrei. „Es ist Jarno!“ rief Heller seinem Vater entgegen, und Jarno trat sogleich an eine schroffe Stelle, reichte seinem Freunde die Hand und sog ein zu ihm. Sie umarmten und bewillkommten sich in der freien Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten sie sich losgelassen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht sowohl um seinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuren Abgrunde hängen sah. Jarno bemerkte es und hieß alle sogleich niedersitzen. „Es ist nichts natürlicher,“ sagte er, „als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unvorsätzlich befinden, um gänzlich unsere Kleinheit und unsere Größe zu fühlen. Aber es ist so überhaupt kein edler Genuß als da, wo man erst schwindeln muß.“

„Sind denn das die großen Berge, über die wir gestiegen sind?“ fragte Heller. „Wie klein stehen sie aus! Und hier,“ fuhr er fort, indem er ein Erbsenkorn Erbsen vom Gipfel losblies, „ist ja schon das Kaiserstuhl wieder; das ist so wohl überall.“ — „Es ist weit und breit,“ versetzte Jarno; „und da du nach seinem Dunst urtheilst, so merke dir, daß du gegenwärtig auf dem steilen Gebirge, auf dem

früheſten Geſtern dieſer Welt ſiegeſt.“ — „Iſt denn die Welt nicht auf einmal gemacht?“ fragte Felix. — „Schwerlich,“ verſetzte Montan: „gut Ding will Weile haben.“ — „Da unten iſt alſo wieder anderes Geſtein,“ ſagte Felix, „und dort wieder anderes, und immer wieder anderes!“ indem er von den nächſten Bergen auf die entfernteren und ſo in die Ebene hinabwies.

Es war ein ſehr ſchöner Tag und Jarno ließ ſie die herrliche Ausſicht im Einzelnen betrachten. Neu ſtanden die und da mehr, re Gipfel, dem ähnlich worauf ſie ſich befanden. Ein mittleres Gebirg ſchien heranzuſtreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiter hin verflächte es ſich immer mehr; doch zeigten ſich wieder ſeltſam vorſpringende Geſtalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüſſe ſichtbar und eine fruchtreiche Gegend ſchien ſich wie ein Meer auszubreiten. Zog ſich der Blick wieder zurück, ſo drang er in ſchauerliche Tiefen, von Waſſerfällen durchrauſcht, labyrinthiſch miteinander zuſammenhängend.

Felix ward des Fragens nicht müde und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten; wer das jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wohl und aufrichtig ſey. Daher, als die ungeduldig, n Knaben weiter kletterten, ſagte Wilhelm zu ſeinem Freunde: „Du haſt mit dem Kinde über dieſe Sachen nicht geſprochen. Wie du mit der ſelber darüber ſprichſt.“ — „Das iſt auch eine ſtarke Forderung,“ verſetzte Jarno. „Spricht man ja mit ſich ſelbſt nicht immer, wie man denkt, und es iſt Pflicht, andern nur dasjenige zu ſagen, was ſie aufnehmen können. Der Menſch verſteht nichts als was ihm gemäß iſt. Die Kinder an der Gegenwart feſthalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, iſt das Beſte was man ihnen kann. Sie fragen ohnedem früh genug nach den Urſachen.“

„Es iſt ihnen nicht zu verdenken,“ verſetzte Wilhelm. „Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt leben, und es iſt brauchbar, anſtatt ſie zu entwickeln, geſchwind zu fragen: wieder? und wohin?“ — „Und doch kann man,“ ſagte Jarno, „den Kinder die Gegenſtände nur oberflächlich leben, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden.“ — „Die meiſten Menſchen,“ erwiederte Wilhelm, „bleiben lebenslänglich in dieſem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Zufällige gemein und alltäg vorkommt.“ — „Wen kann ſie wohl herrlich nennen,“ verſetzte Jarno: „denn es iſt ein Mittelzuſtand zwiſchen Verzweiflung und Vergötterung.“ — „Laß uns bei den Knaben verharren,“ ſagte Wilhelm, „der mir nun vor allem anzulegen iſt. Er hat nun einmal Freude an dem Geſtein gewonnen, ſeitdem wir auf der Reiſe ſind. Kannſt du mir nicht ſo viel mittheilen, daß ich ihm, wenigſtens auf eine Zeit, genug thue?“ — „Das geht nicht an,“ ſagte Jarno. „In einem jeden neuen Kreiſe muß man ſelbſt wieder als Kind anfangen, leidenſchaftliches Intereſſe auf die Sache werfen, ſich erſt an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat.“

„So ſage mir denn,“ verſetzte Wilhelm, „wie biſt du zu dieſen Kenntniſſen und Einſichten gelangt? denn es iſt doch ſo lange noch nicht her, daß wir aus einander gingen!“ — „Mein Freund,“ verſetzte Jarno, „wir mußten uns verſammlen, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erſte was einem tüchtigen Menſchen unter ſolchen Umſtänden einfällt, iſt ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenſtände ſind ihm nicht genug; dieſe taugen nur zur Zerſtreuung; er verlangt ein neues Ganze und ſtellt ſich gleich in deſſen Mitte.“ — „Warum denn aber,“ fiel Wilhelm ihm ein, „gerade dieſes Allerſeltſamſte, dieſe einſamſte aller Neigungen?“ — „Eben deshalb,“ rief Jarno, „weil ſie einſiedleriſch iſt. Die Menſchen will' ich meiden. Ihnen iſt nicht zu helfen, und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne ihre Albernheiten anzutaſten, und niemand dankt jemals, ob du glücklicher oder unglücklicher biſt.“ — „Es ſteht noch nicht ſo ganz ſchlimm mit ihnen,“ verſetzte Wilhelm lächelnd. — „Ich will dir dein Glück nicht abſprechen,“ ſagte Jarno. „Wandre nur hin, du zweiter Diogenes! Laß dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöſchen! Dort hinabwärts liegt eine neue Welt vor dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn du nicht puppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt du unter ihnen nichts nütze.“ — „Unterhaltender ſcheinen ſie mir doch,“ verſetzte Wilhelm, „als deine ſtarren Felſen.“ — „Keineswegs,“ verſetzte Jarno; „denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu bezweifeln.“ — „Du ſuchſt eine Anrede,“ verſetzte Wilhelm, „denn es iſt nicht in deiner Art, dich mit Dingen abzuquälen, die keine Hoffnung übrig laſſen, ſie zu begreifen. Sey aufrichtig und ſage mir was du an dieſen faulen und ſtarren Liebhabereien gefunden haſt?“ — „Das iſt ſchwer von jeder Liebhaberei zu ſagen, beſonders von dieſer.“ Dann bedann er ſich einen Augenblick und ſprach: „Buchſtaben mögen eine ſchöne Sache ſeyn, und doch ſind ſie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren und doch ſind ſie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlautet zu laſſen; am Ende lieben wir am Buchſtaben und am Ton, und ſind nicht beſſer dran als wenn wir ſie ganz entbehrten; was wir mittheilen, was uns überliefert wird, iſt immer nur das Gemeinſte, der Mühe gar nicht werth.“

„Du willſt mir antworten,“ ſagte der Freund: „denn was heißt das zu dieſen Felſen und Zacken?“ — „Wenn ich nun aber,“ verſetzte jener, „eben dieſe Spalten und Riſſe als Buchſtaben betrachte, ſie zu entziffern ſuchte, ſie zu Worten bildete und ſie fertig zu leſen lernte, hätt' ich da etwas gewonnen?“ — „Nein, aber es ſcheint mir ein merkwürdiges Alphabet.“ — „Enger als du denkſt, man muß es nur kennen lernen wie ein anderes auch. Die Natur hat nur Eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit ſo vielen Kritzeleien herumzuquälen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geſchieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgequält habe, daß ein ſcharfer Kritikus kommt und mir verſichert, das alles ſey nur unterſchoben.“ — Lächelnd verſetzte der Freund: „und doch wird man auch hier deine Lesarten ſtreitig machen.“ — „Allein bedenke,“ ſagte jener, „red' ich mit niemanden darüber und mag auch mit dir eben, weil ich dich liebe, das ſeltſame Zeug von dben Worten nicht weiter wechſeln und betrieglich anſtauſchen.“

Viertes Capitel.

Beide Freunde waren, nicht ohne Sorgfalt und Mühe, herabgeſtiegen, um die Kinder zu erreichen, die ſich unten an einem ſchattigen Orte gelagert hatten. Faſt ebtriger als der Mundvorrath wurden

die gesammelten Steinmuster von Montan und Jarir ausgepackt. Der letztere hatte viel zu fragen, der erstere viel zu benennen. Jarir freute sich, das jener die Namen von allen wisse, und debitirte sie schnell im Gedächtniß. Endlich brachte er noch einen hervor und fragte: „wie heißt denn dieser?“ Montan betrachtete ihn mit Verwunderung und sagte: „wo hast ihr den her?“ Zig antwortete schnell: „ich habe ihn gefunden, er ist aus diesem Lande.“ — „Er ist nicht aus dieser Gegend,“ versetzte Montan. — Jarir freute sich, den überlegenen Mann in einigen Zweifel zu setzen. — „Du selbst einen Ducaten haben,“ sagte Montan, „wenn du mich an die Stelle bringst, wo er aufliegt.“ — „Der ist leicht zu verdienen,“ versetzte Zig, „aber nicht gleich.“ — „So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann. Das ist aber unmöglich: denn es ist ein Kreuzstein, der von St. Jakob in Compostell kommt, und den ein Fremder verloren hat, wenn du ihn nicht gar entwendet hast, da er so wunderbar aussieht.“ — „Gebt euren Ducaten,“ sagte Zig, „dem Reisegefährten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu St. Joseph befindet sich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den auseinander gebrochenen obern Steinen derselben entdeckt' ich eine Schicht von bleiern Gestein, das seinen zur Grundlage diente, und schlug davon so viel herunter, als ich bequem wegnehmen konnte. Wäsche man die obern Steine weg, so würde gewiß noch viel davon zu finden seyn.“

„Nimm dein Goldstück,“ versetzte Montan, „du verdient es für diese Entdeckung. Sie ist artig genug. Man freut sich mit Recht, wenn die leblose Natur ein Gleichniß dessen, was wir lieben und verehren, hervorbringt. Sie erscheint uns in Gestalt einer Symbole, die ein Zeugniß dessen, was von Ewigkeit her beschlossen ist und erst in der Zeit wirklich werden soll, zum voraus niederlegt. Hierauf als auf eine wunderreelle, heilige Schicht, hatten die Priester ihren Altar gegründet.“

Wilhelm, der eine Zeit lang zuhörte und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte seinen schon früher geäußerten Wunsch, daß Montan ihm so viel mittheilen möge, als er zum ersten Unterricht des Knaben nöthig hätte.

— „Gieb das auf,“ versetzte Montan. „Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wissen sollen. Wer andre lehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen was er weiß, aber er darf nicht halbwissend seyn.“ — „Wo sind denn aber so vollkommene Lehrer zu finden?“ — „Die trifft du sehr leicht,“ versetzte Montan. — „Wo denn?“ sagte Wilhelm mit einigem Unglauben. — „Da wo die Sache zu Hause ist, die du lernen willst,“ versetzte Montan. „Den besten Unterricht zieht man aus vollständiger Umgebung. Lernst du nicht fremde Sprachen in den Ländern am besten, wo sie zu Hause sind? wo nur diese und keine andere dem Ohr berühret?“ — „Und so wärst du,“ fragte Wilhelm, „zwischen den Gebirgen zur Kenntniß der Gebirge gelangt?“ — „Das versteht sich.“ — „Ohne mit Menschen umzugehen?“ fragte Wilhelm. — „Menschen nur mit Menschen,“ versetzte jener, „die derartig waren. Da wo Pygmäen, angereizt durch Metalladern, den Fels durchwühlten, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weise die schwersten Aufgaben zu lösen suchen, da ist der Ort, wo der wißbegierig Denkende seinen Platz nehmen soll. Er sieht handeln, thun, läßt geschehen und erfreut sich des Gelückten und Mißglückten. Was nützt, ist nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren. Indem ich aber vom höchsten und letzten spreche, wenn man sich erst klar durch vieles und reiches Gewahrwerden entwickelt, sich in die Knaben vor uns, bei denen Ginges klingt es ganz anders. Jede Art von Thätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil alles leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang ist schwer! Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn: allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen.“

Wilhelm, der indessen nachgedacht hatte, sagte zu Montan: „Selbst du wirst es zu der Ueberzeugung gebracht haben, daß die sämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, so auch im Unterricht zu sondern seyen?“ — „Ich weiß mir nichts anderes noch besseres,“ erwiderte jener. „Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich seyn, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen.“ — „Man hat aber doch eine vielseitige Bildung für vortheilhaft und nothwendig gehalten.“ — „Sie kann es auch seyn in ihrer Zeit,“ versetzte jener; „Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist. Ja es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten: wohl dem, der es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt. Bei gewissen Dingen versteht sich's durchaus und sogleich. Ueber dich zum tüchtigen Violinisten und so vortrefflich, daß Capellmeister wird dir deinen Platz im Orchester mit Gunst anweisen. Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit in allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde. Laß und abbrechen! Wer es nicht glauben will, der gehe seinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber sage: von unten hinauf zu dienen ist überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beschränken ist das beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst, und der beste, wenn er Kunst thut, thut er alles, oder um weniger paradox zu seyn, in den Einen, was er recht thut, steht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird.“

Dieses Gespräch, das wir nur fragmentweise wiederliefern, verzog sich bis Sonnenuntergang, der so herrlich er war, doch die Gesellschaft nach einem Ort, wo man die Nacht zubringen wollte. — „Unser Dach wüßte ich euch nicht zu führen,“ sagte Zig; „wollt ihr aber bei ein in guten alten Kloster, an warmer Stätte die Nacht verbringen oder verlieren, so seid ihr willkommen.“ Und so folgten sie ihm alle durch wundersame Pfade zum stillen Ort, wo sich ein jeder bald einheimisch fühlen sollte.

In der Mitte eines beschränkten Waldraums lag dampfend und wärmend der wohlgewölbte Kohlenmeiler, an der Seite die Hütte von Tannenreisern, ein helles Feuerchen daneben. Man setzte sich, man richtete sich ein. Die Kinder waren sogleich um die Köhlersfrau geschäftig, welche gastfreundlich bemüht, erbetene Brodschnitten mit Butter zu tränken und durchzuziehen zu lassen, köstlich fette Bissen den hungrig Lüsternen bereitete.

Indeß nun darauf die Knaben durch die kaum erhellten Fichtenstämme Versteckens spielten, wie Wölfe heulten, wie Hunde bellten, so daß auch wohl ein herzhafter Wanderer darüber hätte erschrecken mögen, besprachen sich die Freunde vertraulich über

ihre Zuſtände. Nun aber gehörte zu den ſonderbaren Verpflichtungen der Entſagenden auch die: daß ſie zuſammentreffend, weder vom Vergangenen noch Künftigen ſprechen durften, nur das Gegenwärtige ſollte ſie beſchäftigen.

Jarno, der von bergmänniſchen Unternehmungen und den dazu erforderlichen Kenntniſſen und Thatſachgkeiten den Sinn voll hatte, trug Wilhelmen auf das genaueſte und vollſtändigſte mit Leidenſchaft vor, was er ſich alles in beiden Welttheilen von ſolchen Kunſteinſichten und Fertigkeiten verſpreche; worein ſich jedoch der Freund, der immer nur im menſchlichen Herzen den wahren Schatz geſucht, kaum einen Begriff machen konnte, vielmehr zuletzt lächelnd erwiederte: „So ſtehſt du ja mit dir ſelbſt im Widerſpruch, indem du erſt in deinen älteren Tagen dasjenige zu treiben anfängſt, wozu man von Jugend auf ſollte eingeleitet ſeyn.“ — „Keineswegs!“ erwiederte jener; „denn eben, daß ich in meiner Kinderzeit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde daß ich mit den Prachtingen groß geworden bin, auf dem Berggraben mit ihnen kleine Rindenſchiffchen niederfahren ließ, das hat mich zurück in dieſen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und vergnügt fühle. Schwerlich kann dieſer Köhlerdampf dir zuſagen wie mir, der ich ihn von Kindheit auf als Weihrauch einzuſchlürfen gewohnt bin. Ich habe viel in der Welt verſucht und immer daſſelbe gefunden: in der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menſchen; ſelbſt das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermiſſen wir ungern. Ich quälte mich einmal gar lange mit einer Wunde, die nicht heilen wollte, und als ich endlich genas, war es mir höchſt unangenehm, als der Chirurg ausblieb, ſie nicht mehr verband und das Frühſtück nicht mehr mit mir einnahm.“

„Ich möchte aber doch,“ verſetzte Wilhelm, „mein neun Sinn einen freieren Blick über die Welt verſchaffen, als ein beſchränktes Handwerk zu geben vermag. Man umgränze den Menſchen wie man wolle, ſo ſchaut er doch zuletzt in ſeiner Zeit umher, und wie kann er die begreifen, wenn er nicht einigermaßen weiß, was vorhergegangen iſt. Und müßte er nicht mit Erſtaunen in jeden Gewölbladen eintreten, wenn er keinen Begriff von den Ländern hätte, woher dieſe unentbehrlichen Seltſamkeiten bis zu ihm gekommen ſind?“

„Wozu die Umſtände?“ verſetzte Jarno; „lieſe er die Zeitungen wie jeder Philiſter, und trinke Kaffee wie ſeine alte Frau. Wenn du es aber doch nicht laſſen kannſt, und auf eine vollkommene Bildung ſo verſeſſen biſt, ſo begreif' ich nicht, wie du ſo blind ſeyn kannſt, wie du noch lange ſuchen magſt, wie du nicht ſiehſt, daß du dich ganz in der Nähe einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt befindeſt.“ — „In der Nähe?“ ſagte Wilhelm und ſchüttelte den Kopf. — „Freilich!“ verſetzte jener: „was ſiehſt du hier?“ — „Wie denn?“ — „Grad' hier vor der Naſe.“ Jarno ſtreckte ſeinen Zeigefinger aus und deutete und rief unaufhaltſam: „was iſt denn das?“ — „Nun denn!“ ſagte Wilhelm, „ein Kohlenmeiler; aber was ſoll das hier?“ — „Gut; endlich! ein Kohlenmeiler! Wir verſuchen manchen ihn anzuweiſen?“ — „Man ſieht Schritte an und übereinander.“ — „Wenn das getan iſt, was geſchieht ferner?“ — „Wie mir ſcheint,“ ſagte Wilhelm, „wilſt du auf Sokratiſche Weiſe mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu laſſen, daß ich äußerſt abſurd und diſſentirend ſey.“

„Keineswegs!“ verſetzte Jarno; „fahre fort, mein Freund, pünktlich zu antworten. Alſo! was geſchieht nun, wenn der regelmäßige Holzſtoß dicht und doch luftig geſchichtet worden?“ — „Nun denn! man zündet ihn an.“ — „Und wenn er nun durchaus entzündet iſt, wenn die Flamme durch jede Ritze durchſchlägt, wie beträgt man ſich? läßt man's feurig brennen?“ — „Keineswegs! man deckt eilig mit Raſen und Erde, mit Kohlengeſtübe und was man bei der Hand hat, die durch und durch dringende Flamme zu.“ — „Um ſie auszulöſchen?“ — „Keineswegs! um ſie zu dämpfen.“ — „Und alſo läßt man ihr ſo viel Luft als nöthig, daß ſich alles mit Glut durchziehe, damit alles recht gahr werde. Alsdann verſchließt man jede Ritze, verbindert jeden Ausbruch, damit je alles nach und nach in ſich ſelbſt verlöſche, verkohle, verkühle, zuletzt auseinander gezogen, als verkäufliche Waare an Schmied und Schloſſer, an Bäcker und Koch abgelaſſen und, wenn es zu Nutzen und Frommen der lieben Chriſtenheit genugſam gedient, als Aſche von Wäſchekünnen und Staubfedern verbraucht werde.“

„Nun,“ verſetzte Wilhelm lachend, „in Bezug auf dieſes Geſchäft wie ſiehſt du dich denn an?“ „Das iſt nicht ſchwer zu ſagen,“ erwiederte Jarno, „ich halte mich für einen alten Kohlenkorb tüchtig löchener Kohlen, dabei aber erlaub' ich mir die Eigenheit, mich nur um mein ſelbſt willen zu verbrennen, beſwegen ich denn den Leuten gar wunderlich vorkomme.“ — „Und mich,“ ſagte Wilhelm, „wie wirſt du mich behandeln?“ — „Jetzt beſonders.“ ſagte Jarno, „ſeh' ich dich an, wie einen Wanderſtab, der die wunderliche Eigenſchaft hat in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinſetzt, mitunter aber Wurzel zu faſſen. Nun male dir das Geſchäft weiter aus, und lerne begreifen, wenn weder Förſter noch Gärtner, weder Köhler noch Tiſcher, noch irgend ein Handwerker aus dir etwas zu machen weiß.“

Unter ſolchem Geſpräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, etwas aus dem Buſen, das halb wie eine Brieftaſche, halb wie ein Beſteck ausſah, und von Montan als ein altbekanntes angeſprochen wurde. Unſer Freund leugnete nicht, daß er es als eine Art von Fetiſch bei ſich trage, in dem Aberglauben, ſein Schickſal hange gewiſſermaßen von deſſen Beſitz ab.

Was es aber geweſen, dürfen wir an dieſer Stelle dem Leſer noch nicht vertrauen, ſo viel aber müſſen wir ſagen, daß hieran ſich ein Geſpräch anknüpfte, deſſen Reſultate ſich endlich dahin ergaben, daß Wilhelm bekannte: wie er ſchon längſt genegt ſey einem gewiſſen beſondern Geſchäft, einer ganz eigentlich nützlichen Kunſt ſich zu widmen, vorausgeſetzt Montan werde ſich bei den Verbündeten dahin verwenden, daß die läſtigſte aller Lehrsbedingungen, nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen, baldigſt aufgehoben und ihm vergönnt werde, ſich zu Erreichung ſeines Zweckes da oder dort, wie es ihm beliebe möge, ſich aufzuhalten. Dies verſprach Montan zu bewirken, nachdem jener feierlich angelobt hatte, die vertraulich aufgeforderte Abſicht unabläßig zu verfolgen und den einmal gefaßten Vorſatz auf das treulichſte feſtzuhalten.

Dieſes alles ernſtlich durchſprochen und einander unabläßig erwiedernt waren ſie von ihrer Raſtſtätte wo ſich eine wunderlich verſtärkte Geſellſchaft nach und nach verſammelt hatte, bei Tagesanbruch aus dem Wald auf eine Blöße gekommen, an der ſie einiges Wild antrafen, das beſonders dem fröhlich auffallenden Zeltt viel Freude machte. Man bereitete ſich zum Scheiden, denn hier deuteten die Pfade nach verſchiedenen Himmelsgegenden. Zig ward nun über

Denn ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf Einmal an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen,
Es wildſt die innere Natur.
Was, du ein Thor, Ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken!
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutztes Bäumchen höhnt
Mich an! ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe,
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,

die verschiedenen Richtungen befragt, der aber zerstreut schien, und gegen seine Gewohnheit verworrene Antworten gab.

„Du bist überhaupt ein Schelm,“ sagte Jarno: „diese Männer heute Nacht, die sich um uns herum setzten, sammelst du alle. Es waren Holzhauer und Bergleute, das mochte hingehen, aber die letzten hatt' ich für Schmuggler, für Wilddiebe, und der lange, ganz leute, der immer Zeichen in den Sand schrieb und den die andern mit einiger Achtung behandelten, war gewiß ein Schatzgräber, mit dem du unter der Decke spielst.“

„Es sind alles gute Leute,“ ließ Fix sich darauf vernehmen; „sie nähren sich kümmerlich, und wenn sie manchmal etwas thun, was die andern verbieten, so sind es arme Teufel, die sich selbst etwas erlauben müssen nur um zu leben.“

Einmischen aber war der kleine schelmische Junge, da er Vorsehungen der Freunde sich zu trennen bemerkte, nachdenklich; er überlegte sich etwas im Stillen, denn er stand zweifelhaft, welchem von beiden Theilen er folgen sollte. Er berechnete seinen Vortheil; Vater und Sohn gingen leichtsinnig mit dem Silber um, Jarno aber gar mit dem Golde; diesen mußte er losgelassen viel er fürs beste. Daher ergriff er sogleich eine dargebotene Gelegenheit, und als im Scheiden Jarno zu ihm sagte: „nun, wenn ich nach St. Joseph komme, will ich sehen, ob du ehrlich bist, ich werde den Kreuzstein und den verfallenen Altar suchen.“ „Ihr werdet nichts finden,“ sagte Fix, „und ich werde doch ehrlich bleiben; der Stein ist drüber, aber ich habe sämmtliche Stücke wegschaffen und sie hier oben verwahrt. Es ist ein seltsames Gestein, ohne daß sie läßt sich kein Schatz heben; man bezahlt mir ein kleines Stück gar theuer. Ihr hattet ganz recht, daß ihr mir meine Bekanntschaft mit dem dagern Manne.“

Nun gab es neue Verabredungen. Fix versicherte sich an Jarno, gegen einen nochmaligen Dukaten, an mäßiger Entfernung ein tüchtiges Stück dieses seltenen Minerals zu verfassen, wogegen er den Gang nach dem Riesenschloß abkürzt, weil aber dennoch Zeit darauf verlang, dem Boten einschärfte die Reisenden nicht zu tief hinein zu lassen; denn niemand finde sich aus diesen Höhlen und Klüften jemals wieder heraus. Man schied, und Fix versprach zu unter Zeit in den Hallen des Riesenschlosses wieder einzutreffen.

Der Bote schritt voran, die beiden folgten; Jener war aber kaum den Berg eine Strecke hinaufgestiegen, als Felix bemerkte: man gehe nicht den Weg, auf welchem Fix gekommen habe. Der Bote versetzte jedoch: „er muß es besser wissen; denn erst in diesen Tagen hat ein gewaltiger Sturm die nächste Waldstrecke niedergestürzt; die kreuzweis übereinander geworfenen Bäume versperren diesen Weg; folgt mir, ich bringe euch an Ort und Stelle.“ Felix vertraute sich den beschwerlichen Pfad durch zerbrochen Gestrüt und Sprung von Fels zu Fels, und freute sich über sein erworbenes Wissen, das er nun von Granit zu Granit häufe.

Und so ging es aufwärts, bis er endlich auf zusammengestürzten schwarzen Säulen stehen blieb und auf einmal das Riesenschloß vor Augen sah. Wände von Säulen ragten auf einem einsamen Gipfel hervor, geschlossene Säulenwände bildeten Pforten an Pforten, Gänge nach Gängen. Ernstlich warnte der Bote, sich nicht hineinzuverlieren, und an einem sonnigen, über weite Aussicht gebietenden Flecke, die Aufenthalt seiner Vorgänger bemerkend, war er geschäftig, ein prasselndes Feuer zu unterhalten. Indem er nun an solchen Stellen eine frugale Kost zu bereiten schon gewohnt war, und Wilhelm in der dämmernden Aussicht, von der Gegend näher Erkundigung einzog, durch die er zu wandern gedachte, war Felix verschwunden; er mußte sich in die Höhle verloren haben, auf Rufen und Pfeifen antwortete er nicht und kam nicht wieder zum Vorschein.

Wilhelm aber, der, wie es einem Pilger ziemt, auf manche Fälle vorbereitet war, brannte aus seiner Jagdtasche einen Knaut Bindfaden hervor, band ihn sorgfältig fest und vertraute sich dem leitenden Zeichen, an dem er seinen Sohn hineinzuführen schon die Absicht gehabt hatte. So ging er vorwärts und ließ von Zeit zu Zeit sein Pfeifchen ertönen, lange vergebens. Endlich aber erklang aus der Tiefe ein schmeichelnder Pfiff, und bald darauf schaute Felix am Boden aus einer Kluft des schwarzen Gesteins hervor. „Bist du allein?“ pfiffte bedenklich der Knabe. — „Ganz allein!“ versetzte der Vater. — „Reiche mir Streifel: reiche mir Knittel!“ sagte der Knabe, empfing sie und verschwand, nachdem er ängstlich gerufen hatte: „laß niemand in die Höhle!“ Nach einiger Zeit aber tauchte er wieder auf, forderte noch längeres und stärkeres Holz. Der Vater harrte ziemlich auf die Lösung dieses Räthsels. Endlich erhub sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kätzchen mit, nicht größer als ein kleiner Ottarband, von prächtigem schönem Ansehen, es schien von Gold zu seyn, mit Schmelz gehirt. „Stecke es zu dir, Vater, und laß es niemanden sehen!“ Er erzählte darauf mit Hast, wie er, aus innerem gewaltsamen Antrieb, in jene Spalte getrieben sey, und unten einen räumlichen Raum gefunden habe. In demselben fand, wie er sagte, ein großer eiserner Kasten, zwar nicht verschlossen, dessen Deckel jedoch nicht zu erheben, kaum zu stützen war. Um nun darüber Herr zu werden, habe er die Knittel verlangt, um sie theils als Stützen unter den Deckel zu stellen, theils als Keile dazwischen zu schieben, zuletzt habe er den Kasten zwar leer, in einer Ecke desselben jedoch das Prachtexemplar gefunden. Sie versprachen sich deshalb dieselbige ein tiefes Geheimniß.

Mittag war vorüber, etwas hatte man genossen, Fix war noch nicht, wie er versprochen, zurückgekommen; Felix aber, besonders unruhig, sehnte sich von dem Orte weg, wo der Schatz ordentlich oder unterirdischer Forderung aufgesetzt schien. Die Säulen tanzten ihm schwärmer, die Höhlen tiefer vor. Ein Geheimniß war ihm aufgeladen, ein Besitz, freudenlos oder unrechtmäßig? sicher oder unsicher? Die Unschuld trieb ihn von der Stelle, er glaubte die Sorge los zu werden, wenn er den Platz verändere.

Sie schlugen den Weg ein nach jenen angedeuteten Gütern des großen Landesherrn, von dessen Reichthum und Sonderbarkeiten man ihnen so viel erzählt hatte. Felix sprang nicht mehr wie am Morgen, und alle drei gingen stundenlang vor sich hin. Zimmermal weiß er das Kätzchen seyn, der Vater, auf den Boten hindeutend, wies ihn zur Ruhe. Nun war er von Verlangen. Fix möge kommen! Dann schente er sich wieder vor dem Scheinen, bald pfiff er, um ein Zeichen zu geben, dann reute ihn seyn es getwan zu haben, und so dauerte das Schwanken immerfort. Bis Fix endlich sein Pfeifchen aus der Ferne ihren ließ. Er entschuldigte sein Außenbleiben vom Riesenschlosse, er habe sich mit Jarno verspätet, der Wind habe ihn gehindert; dann forschte er genauer, wie es ihnen zwischen Säulen und Höhlen ergangen seyn? Wie tief sie vorgedrungen? Felix erzählte ihm ein Mährchen über das andere, bald übermüthig,

bald verlegen; er sah den Vater sächelnd an, pfiffe ihm verstohlen und that alles Möglichste, um an den Tag zu geben, daß er heimlich beiße und daß er sich verstelle.

Sie waren endlich auf einen Fahrweg gelangt, der sie bequem zu jenen Besitzthümern hinführen sollte; Fitz aber behauptete einen näheren und beiseren Weg zu kennen; auf welchem der Vater sie nicht begleiten wollte und den er allein der eingeschlagenen Weg vor sich hinging. Die beiden Wanderer vertrauten dem leisen Junaen und glaubten wohl gethan zu haben, denn nun ging es ſt. il den Berg hinan, durch einen Wald der recht nur forstmäßig gehauenen Laubenwände, der immer durchsichtiger werdend, ihnen zuletzt die schönste Bühnung, die man sich nur denken kann, im klarsten Sonnenlichte seben ließ.

Ein großer Garten, nur der Fruchtbarkeit, wie es schien, gewidmet, lag, ebenfalls mit Obstbäumen reichlich ausgestattet, offen vor ihren Augen, indem er terrassirte, in mancherlei Abtheilungen, einen, zwar im ganzen abhängen, doch aber mannigfaltig bald erhobenen, bald vertieften Boden bedeckte. Mannigfaltige Weinranken waren darin gepflanzt, so daß der Raum verschiedenen Bedürfnissen anzupassen schien; der jetzige, wie Fitz versicherte, von einem einzigen Herrn bebauet und benutzt ward. Ueber den Garten hinaus erstreckte sich eine mannigfaltige Landschaft, reichlich bebaut und bepflanzt. Sie kannten Seen und Flüsse deutlich unterscheiden.

Sie waren den Berg hinan immer näher herangekommen und gewahrten nun endlich im Garten zu ihren, als Wilhelm stutzte, und Fitz seine Standesfreude nicht verbarg; denn eine hohe Mauer, sorgsam genug von außen, ebenso von innen durch das Espalier völlig ausgefüllt. Ein tiefer Graben trennte sie also von dem Garten, in den sie unmittelbar hineinsahen. — „Wir haben noch immer einen ziemlichen Umweg zu machen," sagte Fitz, „wenn wir die Straße, die hineinführt, erreichen wollen. Doch weiß ich auch einen Eingang von dieser Seite, wo wir um ein gutes näher sehen. Die Gewölbe, durch die das Regenwasser in den Garten gerathen hineinführt, können sich hier; sie sind noch und breit genug, daß man mit ziemlicher Bequemlichkeit hindurch kommen kann." Als Felix von Gewölben hörte, konnte er vor Begierde sich nicht lassen, diesen Eingang zu betreten. Wilhelm folgte den Knaben, und sie fingen zusammen die ganz trocken liegenden beiden Stufen dieser Entleitungsgewölbe hinunter. Sie befanden sich bald im hellen, bald im dunklen, je nachdem von Seitenöffnungen bei mehr oder weniger oder von Pfeilern und Wänden aufgehalten ward. Endlich gelangten sie auf einen ziemlich weiten Platz und sahen daselbst vor sich auf einmal in ihrer Nähe ein Haus sich, zu welcher Zeit sich zwei verborgen. Eisenthüren schlossen und von beiden Seiten einsperrten. Zwar war die ganze Gesellschaft; nur Wilhelm und Felix waren gelangen. Denn Fitz, als der Hund sich, sprang schnell rückwärts, und das anschlagende Gitter faßte nur seinen weiten Ermel; er aber, sehr geschwind das Zudecken abwerfend, war entflohen, wie sich einen Augenblick anzusehen.

Die beiden Einsperrten hatten kaum Zeit sich von ihrem Erstaunen zu erholen, als sie Menschenstimmen vernahmen, welche sich langsam zu nähern schienen. Bald darauf traten Bewaffnete mit Jagen an die Gitter und mehrere Diene, was sie für einen Fang machten gethan haben. Sie fragten zugleich, ob man sich gutwillig ergeben wolle. — „Hier kann von keinem Ergeben die Rede sein," versetzte Wilhelm: „wir sind in unserer Gewalt. Eher haben wir Ursache zu fragen, ob ihr uns sangen wollt. Die einzige Waffe, die wir bei uns haben, liefere ich euch aus," und mit diesen Worten reichte er seinen Hirschfänger durchs Gitter; dieses schnitt sie und man führte ganz gelassen die Antommlinge mit sich vorwärts, und als man sie einen Wendeltreppe hinaufgetragen hatte, befanden sie sich bald an einem seltsamen Orte; es war ein geräumiges trianisches Zimmer, durch kleine unter dem Gesimse verborgene Fenster erleuchtet, die angebrachten der starken Eisenstäbe Licht genug verbreiteten. Für Tische, Stühle stellen und was man allenfalls sonst in einer mäßigen Herberge verlangen könnte, war gesorgt, und es schien dem der sich hier befand, nichts als die Freiheit zu fehlen.

Wilhelm hatte sich bei seinem Eintritt sogleich niedergesetzt und überdachte den Zustand; Felix rumorte, nachdem er sich von dem Erstaunen erholt hatte, drach in eine unbändige Wuth aus. Diese steilen Wände, diese hohen Fenster, diese festen Thüren, diese Angstumstände, diese Einschränkung war ihm ganz neu. Er sah sich um, er rannte hin und her, stampfte mit den Füßen, wollte, rüttelte an den Thüren, schrie mit den Knaben dagegen, so er war im Begriff, mit dem Stocke dawider zu rennen, hätte nicht Wilhelm ihn gefaßt und mit Kraft festgehalten.

„Besinn dir das nur ganz anlassen, mein Sohn," fing der Vater an: „denn Ungeduld und Gewalt heilen uns nicht aus dieser Lage. Das Geheimniß wird sich aufklären; aber ich möchte mich höchlich irren, oder wir sind in keine schlimmen Hände gefallen. Betrachte diese Institution: „Dem Unbegreiflichen Betreuung und Ersatz, dem Verbirgten Mitleiden, dem Sündigen abnahende Gerechtigkeit." Alles dieses zeigt uns an, daß diese Anstalten Werke der Nothwendigkeit, nicht der Grausamkeit sind. Der Mensch hat mit allzuviele Ursache, sich vor dem Menschen zu schützen. Der Mißwollenden giebt es gar viele, der Mißthätigen nicht weniger, und nun zu leben wie sich's ordert ist nicht genug immer wohlgethan."

Felix hatte sich zusammen genommen, ward sich sogleich auf eine der Lagerstätten, ohne weiteres Reden noch Erwiedern. Der Vater ließ nicht ab und sprach ferner: „Laß dir diese Erfahrung, die du so früh und unbemüht machst, ein lebhaftes Zeugniß bleiben, in welchem uns in was für einem vollkommenen Jahrzunkert du geboren bist. Welchen Vieo mußte man die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige achtsam, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu sein! Gewiß waren es Männer adelicher Natur, die dieß zuerst lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu befestigen. Des Schönen sind die Menschen selten satt, öfter des Guten; und wie noch müssen wir daher diejenigen halten, die dieses mit großen Aufopferungen zu befördern suchen."

Diese trostlich beruhenden Worte, welche die Absicht der einschränkenden Umgebung völlig rein aussprachen, hatte Felix nicht vernommen; er lag im tiefsten Schlafe, schöner und frischer als je; denn eine Leidenschaft, wie sie ihn seither nicht leicht ergriff, hatte sein ganzes Innerste mit die vollen Wangen hervorgetrieben. Ihn mit Gelassenheit betrachtend stand der Vater, als ein wohlgebildeter junger Mann

vereinrat, der, nachdem er den Ankömmling einige Zeit freundlich angesehen, anfing ihn über die Umstände zu befragen, die ihn auf den ungewöhnlichen Weg und in diese Lage gebracht hätten. Wilhelm erzählte die Begebenheit ganz kürzlich, überreichte ihm einige Papiere, die seine Personen aufzuklären dienten, und verließ sich auf den Boten, der nun bald auf dem orientalischen Wege, von einer andern Seite anlangen müsse. Als dieses alles so weit im Klaren war, ersuchte der Beamte seinen Gast, ihm zu folgen. Jetzt war nicht zu erwarten, die Untergebenen trugen ihm daher auf der täglichen Ratrage, wie oft man bald den unbewußten Ring, in die freie Luft.

Wilhelm folgte dem Beamten in ein schönes Gartenzimmer, wo Erfrischungen aufgesetzt wurden, die er gewissen sollte, indessen jener gange in höherer Stelle Berichte abzustatten. Als Jetzt erwachend ein gedecktes Tischchen, Obst, Wein, Zwieback und zugleich die Heiterkeit der offenstehenden Thüre bemerkte, ward es ihm ganz wunderlich zu Mute. Er läuft hinaus, er kehrt zurück, er glaubt träumen zu haben; und hatte bald bei so guter Kost und so angenehmer Umgebung den vorhergegangenen Sorgen und alle Bedrängnis, wie einen schweren Traum dessen Morgen, vergessen.

Der Bote war angelangt, der Beamte kam mit ihm und einem andern ältlichen noch freundlichern Manne zurück, und die Sache klärte sich folgendergestalt auf. Der Herr dieser Besitzung, im höhern Sinne wohlthätig, daß er alles um sich her zum Dom und Straßen anlegte, hatte aus seinem unendlichen Baumschulen, seit mehreren Jahren, kleine Sämlinge und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umsonst, Nachlässigen um einen gewissen Preis, und denen, die damit handeln wollten, gleichfalls dem um einen billigen, überlassen. Aber auch diese beiden Classen forderten umsonst, was die Würdigen umsonst erhielten, und da man ihnen nicht nachgab, suchten sie die Stämme zu entwenden. Auf mancherlei Weise war es ihnen gelungen. Dieses verdroß den Besitzer um so mehr, da nicht allein die Baumschulen geplündert, sondern auch durch Uebereilung verdorbt worden waren. Man hatte Spur, daß sie durch die Thüreinrichtung hereingekommen, und bedrauß eine solche Gitterfalle mit einem Selbstschuß eingerichtet, der aber nur als Zeichen gelten sollte. Der kleine Knabe hatte sich unter mancherlei Verwänden im Garten sehen lassen, und es war nichts natürlicher, als daß er aus Kürnheit und Scheinheit die Fremden einen Weg führen wollte, den er früher zu anderm Zwecke ausgefunden. Man hörte gewünschte seiner habhaft zu werden; indessen wurde sein Wandern unter andern gerichtlichen Gegenständen aufgeboten.

Fünftes Capitel.

Auf dem Wege nach dem Schlosse fand unser Freund zu seiner Verwunderung nichts was einem ältern Lustgarten, oder einem modernen Park ähnlich gewesen wäre; großblumige Fruchtbäume, Gemüsebeeter, große Strecken mit Heilkräutern bestellt, und was nur irgend brauchbar konnte genannt werden, überhaupt auf sanft abhängiger Fläche mit Einem Blicke. Nur von hohen Linden umschattetter Platz breitete sich würdig als Vorhalle des ansehnlichen Gebäudes, eine lange daraufstehende Allee, ebenen Daches und Bürde, gab zu jeder Stunde des Tags Gelegenheit im Freien zu verweilen und zu luftwandeln. Eintretend in das Schloß fand er die Wände der Hausflur auf eine eigene Weise bekleidet; große geographische Abteilungen aller vier Welttheile stellen sich in die Augen; künstliche Treppenwände waren gleichfalls mit Ansichten einzelner Reiche geschmückt, und, in den Hauptsaal eingetreten, fand er sich umgeben von Prospecten der merkwürdigsten Städte oben und unten eingefaßt von landschaftlicher Darstellung der Gegenden, worin sie gelegen sind, alles kunstreich dargestellt, so daß die Einzelnheiten deutlich in die Augen fielen und zugleich ein monumentbrechender Bezug durchaus bemerkbar blieb.

Der Hausherr, ein kleiner lebhafter Mann von Jahren, bewillkommnete den Gast und fragte, ohne weitere Einleitung, gegen die Wände deutend: ob ihm vielleicht eine dieser Städte bekannt sey, und ob er daselbst jemals sich aufgehalten? Von manchem konnte nun der Freund anfangende Rechenschaft geben und beweisen, daß er mehrere Orte nicht allein gesehen, sondern auch ihre Zustände und Eigenheiten gar wohl zu beurteilen gewußt.

Der Hausherr klingelte und befahl ein Zimmer den beiden Ankömmlingen anzuweisen, auch sie später zum Abendessen zu führen; dieß geschah denn auch. In einem großen Erkbaute entgegneten ihm zwei Frauenzimmer, worein die eine mit ernster Heiterkeit zu ihm sprach: „Sie finden hier kleine Gesellschaft aber gute; ich, die jüngere Nichte, heiße Herstlite, diese, meine ältere Schwester, nennt man Juliette, die beiden Herren sind Vater und Sohn, Beamte, die Sie kennen, Hausfreunde, die sich Vertrauens genießen, daß sie verbunden." Setzen wir uns! Die beiden Frauenzimmer nahmen Wilhelm in die Mitte, die Beamten sahen an beiden Enden, Jetzt an der andern langen Seite, wo er sich sogleich Herstlitten gegenüber gestellt hatte, und sein Auge von ihr nicht wendete.

Nach verlaufenen allgemeinen Gespräch ergriff Herstlite Gelegenheit zu sagen: „damit der Fremde desto eher mit uns vertraut und in unsere Umgebungen eingeweiht werde, muß ich bekennen, daß bei uns viel gelesen wird, und daß wir uns, aus Zufall, Neigung, aus wohl Widerspruchsgeist, in die verschiedenen Literaturen getheilt haben. Der Oheim ist fürs Italienische, die Dame hier nimmt es nicht übel, wenn man sie für eine vollendete Engländerin hält, so aber halte mich an die Franzosen, diesen sie heiter und gesellig sind. Hier, Ammann Papa erfreut sich des deutschen Alterthums, und der Sohn mag denn wie billig dem neuern, jüngern seinen Antheil zuwenden. Hiernach werden Sie uns beurtheilen, hiernach Ihren nehmen, einstimmen oder streiten; in jedem Sinne werden Sie willkommen sein. Und in diesem Sinne belehrt sich auch die Unterhaltung.

Indessen war die Richtung der feurigen Blicke des schönen Jetzt Herstlitten keineswegs entgangen, sie schützte sich überrascht und geschmeichelt, und sendete ihm die vorsichtigsten Blicken, die er freudig und dankbar empfing. Nun aber, als er beim Nachtisch über einen Teller Aepfel zu wir hinsah, glaubte sie in den reizenden Früchten eben so viel Rivale zu erblicken. Gehastet, gethan, sie faßte einen Apfel und reichte ihn dem herumwedelnden Abenteurer über den Tisch hinüber; dieser, hastig zugreifend, fing sie gleich zu schälen an; unverwandt aber nach der weiten jenem Nachbarin niedlichend schnitt er sein tief in den Daumen. Das Blut floß lebhaft; Herstlite sprang auf, bemühte sich um ihn, und als sie das Blut

gestillt, stolzte sie die Wunde mit Englischem Pflaster aus ihrem Besteck. Indessen hatte der Knabe sie angefaßt und wollte sie nicht loslassen; die Störung ward allgemein, die Tafel aufgehoben und man bereitete sich zu scheiden.

„Sie lesen doch auch vor Schlafengehen?“ sagte Herrliß zu Wilhelm, ich schicke Ihnen ein Manuscript, eine Uebersetzung aus dem Französischen von meiner Hand, und Sie sollen sagen, ob Ihnen viel artigeres vorgekommen ist. Ein verlassenes Mädchen tritt auf: das müßte keine sonderliche Empfindung seyn, aber wenn ich jemals närrisch werden möchte, wie mir manchmal die Lust ankommt, so wär' es auf diese Weise.“

Die pilgernde Thrin.

Herr von Revanne, ein reicher Privatmann, besitzt die schönsten Ländereien seiner Provinz. Nebst Sohn und Schwester bewohnt er ein Schloß, das einen Fürsten würdig wäre; und in der That, wenn sein Park, seine Wasser, seine Pflanzungen, seine Manufacturen, sein Hauswesen auf freie Weisen unter die Hülfte der Einwohner ernährten, so ist er durch sein Ansehen und durch das Gute, daß er stiftet, wirklich ein Fürst.

Vor einigen Jahren spazierte er an den Mauern seines Parks hin auf der Heerstraße und ihm gefiel in einem Lustwäldchen anzuruhen, wo der Reisende gern verweilt. Hochstämmige Bäume ragen über junges dichtes Gebüsch; man ist vor Wind und Sonne geschützt; ein sauber gefaßter Brunnen sendet seine Wasser über Wurzeln, Steine und Rasen. Der Spazierende hatte wie gewöhnlich Buch und Flinte bei sich. Nun versuchte er zu lesen, öfters durch Gesang der Vögel, manchmal durch Wanderschritte angenehm abgezogen und zerstreut.

Ein schönes Morgen war im Vorrücken, als jung und liebenswürdig ein Frauenzimmer sich gegen ihn her bewegte. Sie verließ die Straße, indem sie sich Ruhe und Erquickung an dem frischen Orte zu versprechen schien, wo er sich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überrascht wie er war. Die Pilgerin mit den schönsten Augen von der Welt und einem Gesicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete sich an Körperbau, Gang und Anstand dergestalt aus, daß er unwillkürlich von seinem Platze aufstand und nach der Straße blickte, um das Gefolge kommen zu sehen, das er hinter ihr vermuthete. Dann zog die Gestalt abermals, indem sie sich edel gegen ihn verbeugte, seine Aufmerksamkeit an sich, und erwiderig erwiderte er den Gruß. Die schöne Reisende setzte sich an den Rand des Quells, ohne ein Wort zu sagen und mit einem Seufzer.

Seltsame Wirkung der Sympathie! rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte; dieser Seufzer ward in der Stille von mir erwiedert. Ich blieb stehen, ohne zu wissen was ich sagen oder thun sollte. Meine Augen waren nicht hinreichend, diese Vollkommenheiten zu fassen. Anfangs streckt wie sie sag, auf einen Eilwagen gelehnt, es war die schönste Frauengestalt, die man sich denken konnte: Ihre Schuhe gaben mir zu eigenen Betrachtungen Anlaß; ganz bestaubt deuteten sie auf einen langen zurückgelegten Weg, und doch waren ihre seidenen Strümpfe so blank, als wären sie eben unter dem Glättstein hervorgegangen. Ihr aufgeschürztes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare schienen diesen Morgen erst gelegt; feines Weißzeug, feine Spitzen: sie war angezogen, als wenn sie zum Balle gehen sollte. Auf eine Landstreicherin deutete nichts an ihr, und doch war sie's; aber eine beklagenswerthe, eine verehrungswürdige.

Zuletzt benutzte ich einige Augenblicke, die sie auf mich warf, sie zu fragen, ob sie allein reise. „Ja, mein Herr,“ sagte sie, „ich bin allein auf der Welt.“ — „Wie? Madame, sie sollten ohne Eltern, ohne Bekannte seyn?“ — „Das wollte ich eben nicht sagen, mein Herr. Eltern hab' ich, und Bekannte genug; aber keine Freunde.“ — „Daran,“ fuhr ich fort, „können Sie wohl unmöglich Schuld seyn. Sie haben eine Gestalt und gewiß auch ein Herz, denen sich viel vergeben läßt.“

Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Compliment verbarg, und ich machte mir einen guten Begriff von ihrer Erziehung. Sie öffnete gegen mich zwei himmlische Augen vom vollkommensten, reinsten Blau, durchsichtig und glänzend; hierauf sagte sie mit edlem Tone: sie könne es einem Ehrenmanne, wie ich zu seyn scheine, nicht verhehlen, wenn er ein junges Mädchen, das er allein auf der Landstraße treffe, einigermaßen verdächtig halte: ihr sey das schon öfter entgegen gewesen; aber, ob sie gleich fremd sey, obgleich niemand das Recht habe, sie anzuforschen, so bitte sie doch zu glauben, daß die Absicht ihrer Reise mit der gewissenhaftesten Ehrbarkeit bestehen könne. Ursachen, von denen sie niemand Rechenschaft schuldig sey, nöthigten sie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren, die man für ihr Geschlecht befürchte, nur eingebildet seyen, und daß die Ehre eines Weibes, selbst unter Straßenräubern, nur bei Schwäche des Herzens und der Grundsätze Gefahr laufe.

Uebrigens gehe sie nur zu Stunden und auf Wegen, wo sie sich sicher glaube, spreche nicht mit jedermann und verweile manchmal an freundlichen Orten, wo sie ihren Unterhalt erwerben könne durch Dienstleistung in der Art, wonach sie erzogen worden. Hier sank ihre Stimme, ihre Augenlieder neigten sich und ich sah einige Thränen ihre Wangen herabfallen.

Ich versetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifle, so wenig als einem achtungswerthen Betragen. Ich bedauere sie nur, daß irgend eine Nothwendigkeit sie zu dienen zwinge, da sie so werth scheine Diener zu finden; und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in sie dringen wolle, vielmehr mich durch ihre nähere Bekanntschaft zu überzeugen wünschte, daß sie überall für ihren Ruf eben so besorgt sey als für ihre Tugend. Diese Worte schienen sie abermals zu verlegen, denn sie antwortete: Namen und Vaterland verberge sie, eben um des Rufs willen, der denn doch am Ende mehr oder weniger Wirklichkeit als Muthmaßliches enthalte. Biete sie ihre Dienste an, so weise sie Zeugnisse der letzten Häuser vor, wo sie etwas geleistet habe, und verhehle nicht, daß sie über Vaterland und Familie nicht befragt seyn wolle. Darauf bestimme man sich und stelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unschuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim.

Aeußerungen dieser Art ließen keine Geistesverwirrung bei der sonderbaren Abenteurerin angenehmen. Herr von Revanne, der einen solchen Entschluß in die Welt zu laufen nicht gut begreifen konnte, vermuthete nun, daß man sie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheirathen wollen. Vornach sie erzählte, sie sey darauf, es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe sey; und wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen andern zutraute, verliebte er sich selbst und fürchtete, sie möchte weiter

reisen. Er kannte seine Augen nicht von dem schönen Gesicht wegwenden, das von einem grünen Hauslichte verschönert war. Niemals pflegte, wenn es je Nymphen gab, auf den Rasen sich eine schönere hingestreckt; und die etwas romanhafte Art dieser Zusammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel näher zu betrachten, bewog Herr von Roxanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse führen zu lassen. Sie machte keine Schwierigkeit, sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit dem anmuthigsten Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus. Sie bemerkt nur, was Aufmerksamkeit verdient, es sey an Möbeln, Malereien, oder es betreffe die schicklichere Eintheilung der Zimmer. Sie findet eine Bibliothek, sie kennt die guten Bücher, und spricht darüber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwätz, keine Verlegenheit. Bei Tafel ein eben so edles und natürliches Betragen und den liebenswürdigsten Ton der Unterhaltung. So weit ist alles verständig in ihrem Gespräch, und ihr Charakter scheint so liebenswürdig wie ihre Person.

Nach der Tafel machte sie ein kleiner muthwilliger Zug noch schöner, und indem sie sich an Fräulein Roxanne mit einem Lächeln wendet, sagt sie: es sey ihr Brauch, ihre Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen, und so oft es ihr an Geld fehle. Nähnadeln von den Wirthinnen zu verlangen. Erlauben Sie, fügte sie hinzu, daß ich eine Blume auf einem ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie künftig bei deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen. Fräulein von Roxanne versicherte darauf: daß es ihr sehr leid thue, keinen aufgezogenen Grund zu haben und deshalb das Vergnügen ihrer Geschicklichkeit zu bewundern entbehren müsse. Alsbald wendete die Pilgerin ihren Blick auf das Clavier. So will ich denn, sagte sie, mit Windmänz antragen, wie es auch ja sonst schon die Art umherstreifender Sänger war. Sie versuchte das Instrument mit zwei oder drei Vorspielen, die eine sehr geübte Hand ankündigten. Man vermietete nicht mehr, daß sie ein Frauenzimmer von Stande sey, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten. Zuerst war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging sie zu ernsten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte. Sie netzten sich mit Thränen, ihr Gesicht verwandelte sich, ihre Finger bielten an; aber auf einmal überraschte sie jedermann, indem sie ein muthwilliges Lied, mit der schönsten Stimme von der Welt, lustig und lächerlich vortrackte. Da man in der Folge Ursache hatte zu glauben, daß diese burleske Romanze sie etwas näher angehe, so verzeihe man mir wohl, wenn ich sie hier einschalte.

Wieder im Mantel so geschwinde,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat wohl der Freund beim scharfen Winde
Auf einer Wallfahrt sich erbaut?
Wer hat ihm seinen Hut genommen?
Was er mit Willen darfte gehn?
Wie ist er in den Wald gekommen
Auf den beschneiten wilden Höhn?

Gar wunderlich von warmer Stätte,
Wo er sich besseren Spaß versprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre seine Schmach!

So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bändel abgerackt:
Der arme Freund ist ausgezogen,
Beinah wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ging er solche Wege
Nach seinem Rosel voll Gefahr!
Der ärgerlich sitzen im Mühlgehege
Wie sonst im Paradiese war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drächte schnell sich aus dem Haus.
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus:

Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Spitze von Verrath!
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und kann auf solche schwarze That!
Kennt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hieß den raschen Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm.
Und erst die Mutter anzuschreien
Jetzt eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom:
Da tanzen Brüder, guetten Tanten,
Da stand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Da forderten sie Kranz und Binden
Mit gräßlichem Geheul von mir.
Was bringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unsinnigen Jahrestag ein!
Denn solche Scherze zu gewinnen
Da muß man viel bekunder seyn.

Weiß Amor seinen schönen Spiele
Doch immer heilig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen setzgehn Jahre stehn. —
Da raubten sie das Kleeterbündel
Und wälzten auch den Mantel neu.
Wie nur so viel verschlaue Gesindel
Im engen Hause sich vertreun!

Da sprang ich auf und tobt und flunte,
Gewiß durch alle Durchgangerm,
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Doch flog noch manches wilde Wort.
So macht' ich mich mit Donnerstimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man soll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten nehm!
So lasset doch den Frauen von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn.
Doch send ihr auch von den Gebäuden
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Gebieten.
Doch sie verrathen mißt ihr nicht.

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Halmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde,
Denn wirklich ist sie wohlverdient;

So geht es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen treu beklagt.
Und Nachts, mit allzuklarer Wage,
Zu Amors falscher Mähre reitet.

Wohl war es bedenklich, daß sie sich auf eine seltne Weise verraten konnte, und dieser Ausfall mochte für ein Angesehen eines Kopfes gelten, der sich nicht immer gleich war. Aber, sagte mir Herr von Revanne, auch wir verfallen alle Betrachtungen, die wir hätten machen können, ich weiß nicht wie es zugeht. Uns müßte die unaussprechliche Anmuth, womit sie diese Possen vortrachte, bestechen haben. Sie spielte nachher, aber mit Einsicht. Ihre Finger arbeiteten ihr vollkommen und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da sie geendigt hatte, erschien sie so gelind wie vorher, und wir glaubten, sie habe nur den Augenblick der Verbauung erleichtern wollen.

Bald darauf bat sie um die Erlaubniß, ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink sagte meine Schwester: wenn sie nicht zu essen hätte und die Bewirthung ihr nicht mißfiele, so würde es uns ein Fest seyn sie mehrere Tage bei uns zu sehen. Ich dachte ihr eine Beschäftigung anzubieten, da sie sich einmal gefallen ließ zu bleiben. Doch diesen ersten Tag und den folgenden führten wir sie nur umher. Sie verleugnete sich nicht einen Augenblick; sie war die Vernunft mit aller Anmuth begabt. Ihr Geist war fein und treffend, ihr Gedächtniß so wohl ausgeziert und ihr Gemüth so schön, daß sie gar oft unsere Bewunderung erregte und alle unsere Aufmerksamkeit festhielt. Dabei kannte sie die Gesetze eines guten Betragens und übte sie gegen einen jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns besuchten, so vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer solchen Erziehung vereinigen sollten.

Ich wagte wirklich nicht mehr ihr Dienstverschläge für mein Haus zu thun. Mein Schwester, der sie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu schonen. Zusammen besorgten sie die häuslichen Dinge, und hier ließ sich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter, und wußte sich gleich darauf in alles zu schicken, was höhere Anordnung und Berechnung erheischte.

In kurzer Zeit stellte sie eine Ordnung her, die wir bis jetzt im Schlosse gar nicht vermißt hatten. Sie war eine sehr verständige Haushälterin; und da sie damit angefangen hatte, bei uns mit und an Tafel zu essen, so zog sie sich nicht etwa auf falscher Bescheidenheit zurück, sondern speiste mit uns ohne Bedenken fort; aber sie rührte keine Karte, kein Instrument an, als bis sie die übernommenen Geschäfte zu Ende gebracht hatte.

Nun muß ich freilich gestehen, daß mich das Schicksal dieses Mädchens innigst zu rühren anfing. Ich bedauerte die Eltern, die wahrscheinlich eine solche Tochter sehr vermißten; ich seufzte, daß so sanfte Tugenden, so viele Eigenschaften verloren gehen sollten. Schon lebte sie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen, das wir ihr einzuflößen suchten würde zuletzt das Geheimniß auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück, wir konnten helfen; war es ein Fehler, so ließ sich bessern, unsere Vermittelung, unser Zeugniß würden ihr Verzeihung eines verabredeten Irrthums verschaffen können; aber alle unsere Freundschaftsversicherungen, unsere Bitten selbst waren unnütz. Bemerkte sie die Absicht einige Aufklärung von ihr zu gewinnen, so versteckte sie sich hinter allgemeine Sittensprüche, um sich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beispiel, wenn wir von ihrem Unglück sprachen: Das Unglück, sagte sie, fällt über Gute und Böse. Es ist eine wirksame Arznei, welche die guten Säfte zugleich mit den üblen angreift.

Suchten wir die Ursache ihrer Flucht aus dem väterlichen Hause zu entdecken: wenn das Rechtfertigte lächelnd, so ist es darum nicht schuldig. Fragten wir, ob sie Verfolgungen erlitten: das ist das Schicksal mancher Mädchen von guter Geburt. Verfolgungen zu erdulden und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, dem werden mehrere begegnen. Aber wie hatte sie sich entschließen können, ihr Leben der Roheit der Menge auszusetzen, oder es wenigstens manchmal ihrem Erbarmen zu vertrauen? Darüber lachte sie wieder und sagte: dem Armen, der den Reichen bei Tafel begrüßt, fehlt es nicht an Beifall. Einmal, als die Unterhaltung sich zum Scherze neigte, sprachen wir ihr von Liebhabern und fragten sie: ob sie den freiligen Helden ihrer Romanze nicht kenne? Ja weiß noch recht gut, welch Wort sie zu uns sprach, sie erröthete nicht, sahen mich ein paar Augen, so ernst und streng, daß ich meinigen einen solchen Blick nicht aushalten konnte; und so oft man auch nachher von Liebe sprach, so konnte man erwarten, die Anmuth ihres Wesens und die Lebhaftigkeit ihres Geistes gerührt zu sehen. Gleich fiel sie in ein Nachdenken, das wir für Grübeln hielten, und das doch wohl nur Schmerz war. Doch blieb sie im Ganzen munter, nur ohne große Lebhaftigkeit, ebel ohne sich ein Ansehn zu geben, gerade ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen ohne Aengstlichkeit, eher duldsam als sanftmüthig, und mehr erkenntlich als dergleich gegen Lobsprüchen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer, gebildet einem großen Hause vorzustehen, und doch schien sie nicht älter als ein und zwanzig Jahre.

So zeigte sich diese junge unerklärliche Person, die mich ganz eingenommen hatte, binnen zwei Jahren, die es ihr scheel bei uns zu verweilen, bis sie mit einer Thorheit schloß, die viel seltsamer ist als ihre Eigenschaften ehrwürdig und glänzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird sich erdreisten ihnen; was mich betrifft, so fürchte ich schwach genug zu seyn sie immer zu vermissen.

Nun will ich die Thorheit eines verständigen Frauenzimmers erzählen, um zu zeigen, daß Thorheit oft nichts weiter sey, als Vernunft unter einem andern Aeußern. Es ist wahr, man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dem edlen Charakter der Pilgerin und der teuflischen List, deren sie sich bediente; aber man kennt ja schon zwei ihrer Unzertrennlichen, die Pilgerschaft selbst und das Lied.

Es ist wohl deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er sich freilich auf sein fünfzigjähriges Gesicht nicht verlassen, oder er sahen sie frisch und wacker aufsteh als ein Preisjäger; vielleicht aber hoffte er durch seine reine kindliche Gesinnheit zu gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftmuth, Großmuth seines Charakters; vielleicht auch durch sein Vermögen, ob er gleich sehr genug gesinnt war, um zu fühlen, daß man das nicht erkauft was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig, zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken führte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er vorsichtig die Unbekannte zu gewinnen, die von durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht werth geworden. Er bemühte sich aufrichtig um ein

liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwärtigen Zustand erhöht schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn: er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehn. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, dachte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsätzen nicht geziemen. Diesen ungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingiebt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend zeigt. Auch machte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er später bereute. Bei einer hochachtungsvollen Freundschaft sprach er von einer dauerhaften, geheimen, gesetzmäßigen Verbindung. Er beklagte sich auch wohl und sprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er die nicht, die er liebte, als er eines Tages zu ihr sagte: daß viele Wohlthäter Ehen für andere zurückverbieten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Gerabheit: viele Wohlthäter möchten ihren Begünstigten sämmtliche Rechte gern abhandeln für eine Linie.

Die schöne Fremde, in die Bewerbung zweier Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, scheint keine andere Absicht gehabt zu haben, als sich und andern alberne Streiche zu ersparen, indem sie in diesen bedenklichen Umständen einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Ehrbarkeit seines Alters und drohte, wie es bräuchtlich, sein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern. Der Vater, etwas weniger unverständig, war doch eben so dringend: aufrichtig beide. Dieses liebenswürdige Wesen hätte sich vor wohl eines verdienten Zustandes versichern können: denn beide Herren von Revanne betheuren, ihre Absicht sey gewesen, sie zu heirathen.

Aber an dem Betragen dieses Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches Gemüth, hätte sich auch der Geist durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnsinn verirrt, die Herzenswunden nicht unterhält, die es nicht heilen will. Die Pilgerin fühlte, daß sie auf einem äußersten Punkte stehe, wo es ihr wohl nicht leicht seyn würde sich lange zu vertheidigen. Sie war in der Gewalt zweier Liebenden, welche ihre Zudringlichkeit durch die Raubheit ihrer Absichten entschuldigen konnten, indem sie im Sinne hatten, ihre Verweigerung durch ein feierliches Bündniß zu rechtfertigen. So war es, und so bedarf sie es.

Sie konnte sich unter Fräulein von Revanne versammen: sie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthäter. Sie konnte nicht aus der Fassung, sie erdachte ein Mittel, jedermann seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt. Sie ist wahrsinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und stellen sie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tages, als Herr von Revanne die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigte, etwas zu lebhaft erwiederte, nahm sie auf einmal ein ernstes Wesen an, das ihm auffiel. „Ihre Güte, mein Herr, ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit schuldig; aber freilich —“ „Grausames Mädchen!“ sagte Herr von Revanne, „ich verstehe Sie. Mein Sohn hat Ihr Herz gerührt.“ — „Ich! mein Herr, dabei ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung mich bräuten —“ „Wie? Mademoiselle, Sie wirren —“ „Ich denke wohl ja,“ sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Thräne verbrachte, denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schuldbekenntnissen, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verließ Herr von Revanne war, so mußte er doch diese neue Art von unschuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterschleier bewundern, und er fand die Verneigung sehr am Platze. — „Aber, Mademoiselle, das ist nur ganz unbegreiflich —“ „Mir auch,“ sagte sie, und ihre Thränen flossen reichlicher. Sie flossen so lange, bis Herr von Revanne am Schluß eines sehr verdrießlichen Nachdenkens, mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und sagte: „dies klärt mich auf! Ich sehe wie lächerlich meine Forderungen sind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verursachen, versprechs ich Ihnen von seinem Erbtheile so viel als nöthig ist, um zu erfahren, ob er Sie so sehr liebt als ich.“ — „Ah! mein Herr, erbarmen Sie sich meiner Unschuld und sagen ihm nichts davon.“

Verschwiegenheit fordern ist nicht das Mittel sie zu erlangen. Nach diesen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruß und höchst aufgebracht vor sich zu sehen. Bald erschien er mit einem Blicke, der niederschmetternde Worte verkündigte. Doch er stockte und konnte nichts weiter hervorbringen, als: „Wie? Mademoiselle, ist es möglich?“ — „Nun was denn? mein Herr,“ sagte sie, mit einem Lächeln, das bei einer solchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann. — „Wie? was denn? Geben Sie, Mademoiselle, Sie sind mir ein schönes Wesen: Aber wenigstens sollte man rechtmäßige Kinder nicht entehren; es ist schon genug, sie anzulagen. Ja, Mademoiselle, ich durchdringe Ihr Complot mit meinem Vater. Sie geben mir beide einen Sohn, und es ist mein Bruder, daß ich gewiß.“

Mit eben derselben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die schöne Unthige: „von Nichts sind Sie gewiß; es ist weder Ihr Sohn, noch Ihr Bruder. Die Knaben sind bedarfig: es habe seinen gewollt; es ist ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menschen, den Bösen, den Thoren und den Unartigen.“

Darauf ihrem Herzen Luft machend: „Leben Sie wohl!“ fuhr sie fort. „Leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundlage der Aufrichtigkeit. Diese sind nicht gefährlich bei einem gesunden Reichthum. Sein Sie gut gegen Arme. Wer die Bitte bedürftiger Unschuld verachtet, wird einst selbst bitten und nicht erhört werden. Wer sich sein Bedenken macht, das Bedenken eines ungeübten Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um sie wirbt, der verdient sie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Absichten, gegen den Plan seiner Familie, zu Gunsten seiner Leidenschaften, Vorwürfe schmeichelt, verdient die Früchte seiner Leidenschaft zu entdecken und der Nothzucht einer Zaumlose zu entsagen. Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt; und

werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beispiel, sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten verlassen. Sie wissen, ob ich untreu bin. Ihr Vater weiß es auch. Ich achtete durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen. Gewiß diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause bedrohen. Aber weil Sie jung sind, sage ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen sind nur mit Mühen unzertrennt; und das will ich dem Freunde von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wieder sieht, wenn sein Herz rein genug sein wird zu vermissen, was er verloren hat."

Der junge Jeronime hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blitz getroffen; Thränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen: Mademoiselle gehe weg, Mademoiselle sei ein Engel, oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerin hatte so gut sich vorgesehen, daß man sie nicht wieder fand. Und als Vater und Sohn sie erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten, ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Jeronime seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so plötzlich wie die Engel so siebenmal wirdig erschienen war.

Sechstes Capitel.

Nach einer langen und gründlichen Ruhe, deren die Wanderer wohl bedürfen mochten, sprang Felix lebhaft aus dem Bette und eilte sich anzuziehen; der Vater glaubte zu bemerken mit mehr Sorgfalt als bisher. Nichts saß ihm knapp noch nett genug, auch hätte er alles neuer und frischer gewünscht. Er sprang nach dem Garten und bastete unterwegs nur etwas von der Wartei, die der Diener für die Gäste brachte, weil erst nach einer Stunde die Frauenzimmer im Garten erscheinen würden.

Der Diener war gewohnt die Fremden zu unterhalten, und manches im Hause vorzuzeigen; so auch führte er unsern Freund in eine Galerie, worin bloß Portraite aufgehangen und gestellt waren. Alles Personen, die im achtzehnten Jahrhundert gewirkt hatten, eine große und herrliche Gesellschaft; Gemälde so wie Büsten, wo möglich, von vortrefflichen Meistern. Sie finden, sagte der Custode, in dem ganzen Schloß kein Bild, das, auch nur von ferne, auf Negation, Ueberlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unser Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefördert werde, um sich das Wahre zu vergegenwärtigen. Wir haben so genug, pflegt er zu sagen, als daß wir diese gefährliche Eigenschaft unsers Geistes durch äußere reizende Mittel noch steigern sollten.

Die Frage Wilhelms: wenn man ihm aufwarten könnte? ward durch die Nachricht beantwortet: der Herr sey, nach seiner Gewohnheit, ganz früh weggeritten. Er pflege zu sagen: Aufmerksamkeit ist das Leben! Sie werden diese und andere Sprüche, in denen er sich beliebt, in den Zeilen über den Thüren eingeschrieben sehen, wie wir z. B. gleich antreffen. Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.

Die Frauenzimmer hatten schon unter den Linden das Frühstück bereitet. Felix entschwiegelte um sie her, und trachtete in allerlei Thorheiten und Verwegenheiten sich hervorzuthun eine Abmahnung, einen Verweis von Herstilien zu erhaschen. Nun suchten die Schwestern durch Aufmerksamkeit und Mittheilung das Vertrauen des schweigsamen Gastes, der ihnen gefiel, zu gewinnen; sie erzählten von einem verirrten Vetter, der drei Jahre abwesend, zunächst erwartet werde, von einer würdigen Tante, die unfern in ihrem Schlosse wohnend als ein Schutzgeist der Familie zu betrachten sey. In strahlender Gesundheit des Körpers, in blühender Gesundheit des Geistes, war sie gesichtet, als wenn die Stimme einer unsichtbar gewordenen Urstoffe rein göttliche Worte über die menschlichen Dinge ganz einfach ausspräche.

Der neue Gast lenkte nun Gespräch und Frage auf die Gegenwart. Er wünschte den edlen Oheim in rein entschiedener Thätigkeit gerne näher zu kennen; er gedachte des angedeuteten Wegs vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen und suchte die Worte auf seine Weise auszulegen, das ihm denn ganz gut gelang und Julietten's Beifall zu erwerben das Glück hatte.

Herstilie, die bisher lächelnd schweigsam geblieben, versetzte dagegen: „Wir Frauen sind in einem besondern Zustande. Die Maximen der Männer hören wir immerfort wiederholen, ja wir müssen sie in goldnen Buchstaben über unsern Häuptern sehen, und doch wünschten wir Mädchen im stillen das Umgekehrte zu sagen: das auch gilte, wie es gerade hier der Fall ist. Die Schöne findet Verehrer auch Freier, und endlich wohl gar einen Mann, dann gelangt sie zum Wahren, das nicht immer höchst erfreulich seyn mag, und wenn sie klug ist, widmet sie sich dem Nützlichen, sorgt für Haus und Kinder und wird darüber dabei. Es habe ich's wenigstens oft gefunden. Wir Mädchen haben Zeit zu betrachten und da finden wir meist was wir nicht suchten."

Ein Bote vom Oheim traf ein mit der Nachricht, daß sämmtliche Gesellschaft auf ein nahes Jagdhaus zu Tische geladen sey, man thune ihn reiten und fahren. Herstilie erwählte zu reiten. Felix hat inständig man möge ihm auch ein Pferd geben. Man kam überein, Julietten sollte mit Wilhelm fahren und Felix als Page seinen ersten Antritt der Dame seines jungen Herzens zu verdanken haben.

Indessen fuhr Julietten mit dem neuen Freunde durch eine Reihe von Anlagen, welche sämmtlich auf Nutzen und Genuß hindeuteten, ja die unzähligen Fruchtbäume machten zweifelhaft, ob das Obst allen verzehrt werden thune.

„Sie sind durch ein so wunderliches Vorzimmer in unsere Gesellschaft getreten und fanden manches wirklich seltsame und sonderbare, so daß ich vermuthen darf, Sie wünschten einen Zusammenhang von allem diesem zu wissen. Alles beruht auf Geist und Sinn meines trefflichen Oheims. Die kräftigen Mannsjahre dieses Edlen fielen in die Zeit der Decarte und Fitangieri; die Maximen einer allgemeinen Menschlichkeit wirkten damals nach allen Seiten. Dieß Allgemeine jedoch bildete sich der strebende Geist der strenge Character nach Neigungen aus, die sich ganz aufs Praktische bezogen. Er verbreitete und nicht, wie er jenen liberalen Bestrebungen: „Den Meisten das Beste" nach seiner Art verwandelt und „Vielen das Erwünschte" angeeignet. Die meisten lassen sich nicht finden noch kennen, was das Beste sey noch weniger anbauen. Viele jedoch sind immer um uns her; was sie wünschen erfahren wir, was sie wünschen

sollten überlegen wir, und so läßt sich denn immer Bedeutendes thun und schaffen. In diesem Sinne, fuhr sie fort, ist alles was Sie hier sehen gepflanzt, gebaut, einzeln steht und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen; alles hat seinen Platz, seinen nahen Bezug zu Liebe."

Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen besitzend, sagte zu sich selbst: „Einem Kinde da werden soll es an einer Kirsche, an einem Apfel fehlen, wornach sie mit Recht so lästern sind; der Hausfrau stellt es nicht an Kohl noch an Rüben, aber sonst einem Gemüse im Topf ermangeln, damit dem unlieblichen Kartoffelgange mit einigermaßen das Gleichgewicht gehalten werde. In diesem Sinne, auf diese Weise sinnt er zu leisten, wozu ihm sein Besitzthum Gelegenheit giebt, und so haben sich seit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obst in die tiefsten Schluchten des Felsgebirges vertheilen mußten."

„Ich habe selbst davon genossen wie ein Kind," versetzte Wilhelm; „da wo ich dergleichen nicht anzutreffen hoffte zwischen Tannen und Felsen. Überraschte mich weniger ein reiner Frühmuskus als ein ermattetes frisches Obst. Die Gaben des Geistes sind überall zu Hause, die Gegende der Natur über den Erdboden sparsam ausgetheilt."

„Ferner hat unser Wärtiger von entfernten Orten manches den Gebirgen näher gebracht; in diesen Gebäuden am Fuße hin finden sie Salz aufgespeichert und Gewürze verrätig. Für Tabak und Branntwein läßt er andere sorgen; dieß seyen keine Bedürfnisse, sagt er, sondern Gelüste und da würden sich seine Unterhändler genug finden."

Angelangt am bestimmten Orte, einem geräumigen Forsthause im Walde, fand sich die Gesellschaft zusammen und bereitet eine kleine Tafel gesetzt. Zeigen wir uns, sagte Hersilie: hier steht zwar der Stuhl des Oheims aber gewiß wird er nicht kommen, wie gewöhnlich. Es ist mir gewissermaßen leid, daß unser neuer Gast, wie ich höre, nicht lange bei uns verweilen wird; denn es müßte ihm verdrießlich seyn unser Personal kennen zu lernen, es ist das ewig in Romanen und Schauspielen wiederholte: ein wunderlicher Oheim, eine sanfte und eine muntere Nichte, eine lange Tante, Hausgenossen nach bekannter Art; und käme nun gar der Vetter wieder, so lernte er einen phantastischen Reisenden kennen, der vielleicht einen noch sonderbaren Gesellen mitbrächte, und so wäre das lediges Stück erfunden und im Wirthschaftlichen gesetzt."

„Die Eisenweiten des Oheims haben wir in ehren," versetzte Juliette; „sie sind niemanden zur Last, verreichen niemand jedermann zur Bequemlichkeit, eine bestimmte Tagesstunde ist ihm nun einmal verdrießlich, setzen das er sie einhalt, wie er denn versichert; eine der lieblichen Erinnerungen meiner Zeit sey das Speisen nach der Karte."

Unter manchen andern Gesprächen kamen sie auch auf die Neigung des werthen Mannes, überall Inscriften zu belieben. „Meine Schwester," sagte Hersilie, „weiß sie skurrilen anzulegen, und dem Ehrliebe verstellt sich's nun die Wette; so oder finde, daß man sie alle umlesen kann und daß sie alsdann eben so wenig sind, und vielleicht noch mehr." „Ja lesegne mich," versetzte Wilhelm, „es sind Sprüche darunter die sich in sich selbst zu vernichten scheinen; so sah ich z. B. sehr auffallend angeschrieben „Besitz und Genuß;" denen sich diese beiden Begriffe nicht mal."

Hersilie fiel ein: „Dergleichen Inscriften, scheint es, hat der Oheim von den Orientalen genommen, die an allen Wänden die Sprüche des Corans weder verstehen als verstehen." Juliette, ohne sich irren zu lassen, erwiderte auf obige Frage: „unterscheiden Sie die wenigen Worte, so wird der Sinn alsbald hervorleuchten."

Nach einigen Zwischenreden fuhr Julie fort weiter aufzuklären wie es gemeint sey: „Jeder suche den Besitz der ihm von der Natur, von dem Schicksal zugekommen war, zu vermehren, zu erhalten; zu steigern, er werde mit allen seinen Fertigkeiten so weit immer als er zu reichen fähig ist; immer aber heute er habet wie er andere daran will Theil nehmen lassen; denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie gewinnen."

Indem man sich nun nach Besitzarten umsah, fand sich der Freund erst in seinem Fache; man wetteferte, man überbot sich um jene lakonischen Worte recht wahr zu finden. Warum, rief er, verehrt man den Fürsten, als weil er einen jeden in Thätigkeit setzen, fördern, beschäftigen und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaft machen kann? Warum schaut als les nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht. Warum beneiden alle Menschen den Dichter? weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist. Der Musiker ist glücklicher als der Maler, er spendet willkommene Gaben aus, persönlich unmittelbar, anstatt daß der letzte nur giebt, wenn die Gabe sich von ihm abwendet.

Nun hieß es ferner im Allgemeinen: jeder Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeinsamt ausgehen kann; er muß Lucil seyn um nicht Lucil zu werden, zusammen halten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Thörichter ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dieß ist der Sinn der Worte Besitz und Gemeinsamt; das Capital soll niemand angreifen, die Interessen werden einzeln im Weltlaufe sehr jedermann angehören.

Man hatte, wie sich im Gefolg des Gespräches ergab, dem Oheim vorgeworfen, daß ihm seine Güter nicht einmal was sie sollen. Er versetzte dagegen: „das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Bequemlichkeit macht, indem ich andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, das diese Spende durch mich durchgeht und sie sey sich als wieder ins Glieder."

Derweilen unterhielten sich die Frauenzimmer mit dem neuen Freunde gar vielseitig und bei immer wachsendem gegenseitigem Vertrauen sprachen sie über einen unlängst erwarteten Vetter.

„Wir hatten ihm wunderliches Betragen für abgerechnet mit dem Oheim. Er läßt sich einigen Jahren nichts von sich hören, sendet unmittelbar seinen Aufenthalt verhüllend unbestimmte Gegende, schreibt nun auf einmal ganz aus der Nähe, will aber nicht eher zu uns kommen als wir ihm von unsern Zuständen Nachricht geben. Dieß Betragen ist mehr natürlich; was gab darinnen Recht, wir wußten es vor seiner Rückkehr erklären. Heute Abend gehen wir Ihnen einen Brief weraus das Weitere zu ersehen ist." Hersilie ging hinaus: „gestern machte ich Sie mit einer wirklichen Landkarten bekannt, heute sollen Sie von einem verrückten Reisenden vernehmen." — „Gestehe es nur," sagte Juliette hinzu, „diese Mittheilung ist nicht ohne Absicht."

Hersilie fragte so eben etwas ungeduldig: „wo der Narrisch bleibe?" als die Meldung geschah, der Oheim erwarte die Gesellschaft, mit ihm die Nachricht

in der großen Laube zu genießen. Auf dem Heimwege bemerkte man eine Zeltthüre, die sehr emsig ihre bland gereinigten Casserollen, Schüsseln und Teller klappernd einpackend beschäftigt war. In einer geräumigen Laube fand man den alten Herrn an einem runden großen reichgedeckten Tisch, auf welchem sie eben die schönsten Früchte, willkommenes Backwerk und die besten Süßigkeiten, indem sich jene Bedürfnisse, reinlich aufgetragen wurden. Auf die wiederholten Anfragen des Oheims: Was bisher begonnen? Womit man sich unterhalten? fiel Hersilie vorschnell ein: „unser guter Gast hätte wohl über Ihre lateinischen Inscriptionen verweilt werden können, wäre ihm Ihr Büchlein nicht durch einen fortlaufenden Commentar zur Hülfte genommen." „Du hast es immer mit Zuhörern zu thun," versetzte der Oheim, „sie ist ein wackres Mädchen, hat noch etwas lernen und begreifen mag." — „Ich möchte vieles gern vergessen was ich weiß, und was ich begriffen habe, ist auch nicht viel werth," versetzte Hersilie in Heiterkeit.

Hierauf nahm Wilhelm das Wort und sagte bedächtig: „Kurzgefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Uebereinstimmung zu bringen." „Ganz richtig," erwiederte der Oheim, „hat doch der vernünftige Mann in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschäftigung gehabt."

Indessen belebte sich die Tafelrunde nach und nach, so daß Spätere kaum Platz fanden. Die beiden Amtleute waren gekommen, Jäger, Pferdebändiger, Gärtner, Förster und andere, denen man nicht gleich ihren Beruf ansehen konnte. Jeder hatte etwas von dem letzten Augenblick zu erzählen und mitzutheilen, das sich der alte Herr gefallen ließ, auch wohl durch theilnehmende Fragen hervorrief, zuletzt aber aufstand, und die Gesellschaft, die sich nicht stören sollte, begrüßend, mit den beiden Amtleuten sich entfernte. Das Obst hatten sich alle, das Zuckerwerk die jungen Leute, wenn sie auch ein wenig wild aussahen, gar wohl schmecken lassen. Einer nach dem andern stand auf, begrüßte die Bleibenden und ging davon.

Die Frauenzimmer, welche bemerkten, daß der Gast auf das was vorging mit einiger Verwunderung Acht gab, erklärten sich folgendermaßen: „Sie sehen hier abermals die Wirkung des Talentes unsers trefflichen Oheims; er behauptet: keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung als daß man in Gasthäusern, an besonderen kleinen Tischen, nach der Karte speisen könne; sobald er dieß gewahr worden, habe er für sich und andere dieß auch in seiner Familie einzuführen gesucht. Wenn er vom besten Humor ist, mag er gern die Scherzreise eines Familientisches lebhaft schildern, wo jedes Glied mit fremden Gedanken beschäftigt sich niedersetzt, ungern hört, in Zerstreuung spricht, mürrisch schweigt, und wenn gar das Unglück kleine Kinder heranführt, mit augenblicklicher Pädagogik, die unsittliche Mißstimmung hervorbringt. So manches Uebel, sagte er, muß man tragen, von diesem habe ich mich zu befreien gewußt. Selten erscheint er an unserm Tische, und besetzt den Stuhl nur augenblicklich, der für ihn leer steht. Seine Zeltthüre führt er mit sich weiter, spricht gewöhnlich allein, andere mögen für sich sorgen. Wann er aber einmal Präsident, Kanzler oder sonst Ersatzmann anbietet, kann versichern sich alle zerstreuten Anhängsel genießen das Bescheerte, wie Sie gesehen haben. Das macht ihm Vergnügen; aber niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt, jeder muß aufstehen, der sich gelabt hat, und nur so ist er gewiß immer von Genießenden umgeben zu seyn. Will man die Menschen ergetzen, hören sie ihn sagen, so muß man ihnen das zu verschreiben suchen, was sie selten oder nie zu erlangen im Falle sind."

Auf dem Rückwege brachte ein unerwarteter Vorfall die Gesellschaft in einige Gemüthsbewegung. Hersilie sagte zu dem neben ihr reitenden Felix: „sieh dort, was mögen das für Blumen seyn? sie deuten die ganze Sommerseite des Hügels, ich hab' sie noch nie gesehen." Sogleich regte Felix sein Pferd an, sprengte auf die Stelle los und war im Zurückkommen mit einem ganzen Büschel blühender Kronen, die er von weitem schüttelte, als er auf einmal mit dem Pferde verschwand. Er war in einen Graben gestürzt. Sogleich sprangen sich zwei Reiter von der Gesellschaft ab nach dem Punkte hinsprengend.

Wilhelm wollte aus dem Wagen. Julietta verbat es: „Hülfe ist schon bei ihm und unser Gehen ist in solchen Fällen, daß nur der Helfende sich von der Stelle regen darf." Hersilie hielt ihr Pferd an: „so wohl," sagte sie, „Aerzte braucht man nur selten, Wundärzte jeden Augenblick." Schon sprengte Felix mit verbundenem Kopfe wieder heran, die blühende Beute festhaltend und doch emporzeigend. Mit Selbstgefälligkeit reichte er den Strauß seiner Herrin zu, dagegen gab ihm Hersilie ein buntes leinenes Halstuch. „Die weiße Binde kleidet dich nicht," sagte sie, „diese wird schon tüchtiger aussehen." Und so kamen sie zwar beruhigt aber theilnehmender gestimmt nach Hause.

Es war spät geworden, man trennte sich in freundlicher Hoffnung morgenden Wiedersehens; der hier folgende Briefwechsel aber erhielt unsern Freund noch einige Stunden nachdenklich und wach.

Lenardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drei Jahren den ersten Brief von mir, liebe Tante, unserer Abrede gemäß, die freilich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt sehen und mich ihr ringsherum, und wollte für diese Zeit meine Heimath vergessen, von der ich kaum zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das Einzelne sollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indessen sind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und hergegangen. Ich habe Geld erhalten, und meine Gaben für meine Nächsten sind Ihnen indessen zur Austheilung überliefert worden. An den überschickten Waaren konnten Sie sehen, wo und wie ich mich befand. An den Meinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgeklaubt; dann die Spitzen, die Quodlibete, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach Lyon bezeichnen, für die Frauenzimmer bezeichnet; und so werde ich auf Ihren Schreib-, Näh- und Theetischen, an Ihren Reglige's und Festkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiseerzählung prüfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und sind vielleicht nicht einmal neugierig etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen ist höchst nöthig durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in den Kreise steht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um anderen zu nützen, sich erst erkundigt, was man in dem Hause weiß und mag, und sich nicht einbildet, daß man ihm wegen seiner schönen Augen, oder Haare, gerade nach seiner eigenen Weise empfangen müsse. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben

Ich flieh' in's dunkelste Gebüsche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Über die Planken zu springen!
Mir versagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleyt mich nieder;
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünstelten Kaskaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Oreaden.

Auf Einmal! Ach es dringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie ist's die dort in ihrer Laube singt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft ist warm, ist blüthevoll.
Ach! singt sie wohl, daß ich sie hören soll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büsche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und so — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Nichten, von ſich ſelbſt, von unſern Verwandten, nähern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, laſſen Sie Ihre geliebte Feder, die Sie für Ihren Neffen ſo lange nicht eingetaucht, auch einmal zu ſeinen Gunſten auf dem Papiere tummeln! Ihr unterrichtetes Schreiben ſoll unſäglich mein Ereignis ſeyn, mit dem ich mich einſiedle, ſo daß ich es erhalten habe. Es hängt alſo von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu ſehen. Man verändert ſich viel weniger, als man glaubt, und die Zuſtände bleiben ſich auch meiſtens ſehr ähnlich. Nicht was ſich verändert hat, ſondern was geblieben iſt, was allmählich zu- und abnahm, will ich auf einmal wieder erkennen und mich ſelbſt in einem bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie derzlich alle die Unſrigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens ſo viel Wärme enthalten ſey, als manchmal nicht in ſtetiger Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tauſend Grüße jedem und allem!

Nachſchrift.

Verſäumen Sie nicht, beſte Tante, mir auch von unſern Geſchäftsmännern ein Wort zu ſagen, wie es mit unſern Gerichtshaltern und Pachtern ſteht. Was iſt mit Valerinen geworden, der Tochter des Pachters, den unſer Onkel kurz vor meiner Abreiſe, zwar mit Recht, aber doch dünkt mich mit ziemlicher Härte austrieb? Sie ſehen, ich erinnere mich noch mancher Umſtände; ich weiß wohl noch alles. Ueber das Vergangene ſollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgetheilt haben.

Die Tante an Julietten.

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreijährigen Schweiger. Was doch die wunderlichen Menſchen wunderlich ſind! Er glaubt, ſeine Worten und Zeichen ſehen ſo gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde ſagen oder ſchreiben kann. Er bildet ſich wirklich ein, im Verſtehen zu ſtehen, und will nun von unſerer Seite das ſmarſt geleiſtet haben, was er uns von der ſeinigen ſo hart und unerquicklich verſagte. Was ſollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief ſeinen Mißmuth entgegen nehmen, wenn ich mein Kopfweh nicht anmelden, das mich gegenwärtig Blatt kaum zu Ende ſchreiben läßt. Wir verlangen ihn alle zu ſehen. Ueberdenkt, meine Lieben, doch das Geſchäft. Bin ich hergeſtellt ob ihr zweifelt dabei, ſo will ich das Meinige beitragen. Wählt euch die Perſonen und die Verhältniſſe, wie ihr ſie am liebſten beſchreibt. Theilt euch darein. Ihr werdet alles beſſer machen als ich ſelbſt. Der Bote bringt mir doch von euch ein Wort zurück?

Juliette an die Tante.

Wir haben gleich geleſen, überlegt und ſagen mit dem Boten unſere Meinung, jede beſonders, wenn wir erſt zuſammen verſtehen haben, daß wir nicht ſo zuſammitzig ſind wie unſere liebe Tante gegen den immer verlegenen Neffen. Nachdem er ſeine Karten drei Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, ſollen wir die unſrigen auflegen, und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes ſpielen. Das iſt keineswegs billig und doch mag es ſeyn: denn der Fremde betrügt ſich oft, gerade weil er zu viel ſichert. Nur über die Art und Weiſe ſind wir nicht einig, was und wie man's ihm ſenden ſoll. Zu ſchreiben, wie man über die Seinigen denkt, das iſt für uns wenigſtens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über ſie nur in dieſem und jenem Falle, wenn ſie einem beſonderes Verdrießen oder Verdruß machen. Uebrigens lebt jeder den andern gewarten. Sie könnten es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einſicht und die Billigkeit zugleich. Herſilie, die, wie Sie wiſſen, leicht zu entzünden iſt, hat mir in der Geſchwindigkeit die ganze Familie und dem Siegreiſe ins Luſtige recenſirt; ich wollte, daß es auf dem Papier ſtünde, um Ihnen ſelbſt bei Ihren Ueben ein Lächeln abzugewinnen; aber nicht, daß man es ihm ſchickte. Mein Vorſchlag iſt jedoch, ihm unſere Correſpondenz dieſer drei Jahre mitzutheilen; da mag er ſich durchleſen, wenn er Muth hat, oder mag kommen, um zu ſehen, was er nicht leſen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, ſind in der beſten Trennung und ſtehen gleich zu Befehl. Dieſer Meinung trat Herſilie mit bei; ſie entſchuldigt ſich mit der Unterſtützung ihrer Papiere u. ſ. w., wie ſie Ihnen ſelbſt ſagen wird.

Herſilie an die Tante.

Ich will und muß ſehr kurz ſeyn, liebe Tante, denn der Bote zeigt ſich unartig ungeduldig. Ich finde es eine übermäßige Gutmüthigkeit und gar nicht am Platz, Lenardo'n unſere Briefe mitzutheilen. Was brauchen er zu wiſſen, was wir Gutes von ihm geſagt haben, was brauchet er zu wiſſen, was wir Böſes von ihm ſagten, um aus den Texten noch mehr als dem Ertrag herauszufinden, daß wir ihm gut ſind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie. Es iſt ſo was Abgemeſſenes und Anmaßliches in dieſer Forderung, in dieſem Betragen, wie es die Herren meiſtens haben, wenn ſie aus fremden Ländern kommen. Sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entſchuldigen Sie ſich mit Ihrem Kopfweh. Er wird ihnen kommen; denn wenn er nicht käme, ſo warten wir noch ein wenig. Vielleicht fällt es ihm alsdann ein, auf eine ſonderbare geheime Weiſe ſich bei uns zu introduciren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht alles in den Plan eines ſo klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübſch und wunderbar ſeyn! das dürfte allerlei Verhältniſſe hervorbringen, die bei einem ſo diplomatiſchen Eintritt in ſeine Familie, wie er ihn jetzt verbat, ſich unmöglich entwickeln können.

Der Bote! der Bote! Ziehen Sie Ihre alten Leute beſſer, oder ſmicken Sie junge. Dieſem iſt weder mit Schmeicheln, noch mit Mein beizukommen. Leben Sie tauſendmal wohl!

Nachſchrift um Nachſchrift.

Sagen Sie mir, was will der Vetter in ſeiner Nachſchrift mit Valerinen? Dieſe Frage iſt mit doppelt anzufallen. Es iſt die einzige Perſon, die er mit Namen nennt. Wir andern ſind ihm Nichten, Tanten, Geſchäftsträger; ſeine Perſonen ſondern Rubriken. Valerine, die Tochter unſeres Gerichtshalters! Freilich ein blondes ſondines Kind, daß dem Herrn Vetter vor ſeiner Abreiſe mag in die Augen geleuchtet haben. Sie iſt verheirathet, gut und glücklich; das wundert ich Ihnen nicht zu ſagen. Aber er weiß es ſo wenig, als er ſonſt etwas von uns weiß. Vergeſſen Sie ja nicht ihm in einer Nachſchrift zu melden: Valerine ſey täglich ſchöner geworden und habe auch deßhalb eine ſehr gute Partie gethan. Sie

ſey die Frau eines reichen Gutsbeſitzers. Verheirathet ſey die ſchöne Blondine. Machen Sie es ihm recht deutlich. Nun aber, liebe Tante, iſt das noch nicht alles. Hier er ſich der blonden Schönheit ſo genau erinnern und ſie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Hummel von Brünette, verwechſeln kann, die Nachedine hieß, und die, wer weiß wohin gerathen iſt, das bleibt mir völlig unbegreiflich und intriguirt mich ganz beſonders. Denn es ſcheint doch, der Herr Vetter, der ſein gutes Gedächtniß rühmt, verwechſelt Namen und Perſonen auf eine ſonderbare Weiſe. Vielleicht fühlt er dieſen Mangel und will das Friſeſcene durch Ihre Schilderung wieder auffriſchen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie; aber ſuchen Sie zu erfahren, wie es mit den Vaterinen und Nachedinen ſteht und was für Ihnen. Trinen vielleicht noch alle ſich in ſeiner Einbildungskraft erhalten haben, indeſſen die Etten und Illen daraus verſchwunden ſind. Der Vote! Der verwünſchte Vote!

Die Tante den Nichten.

(Dictirt.)

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen die, mit denen man ſein Leben zubringen hat! Lenardo iſt ein verzogener Neffe. Es iſt abſcheulich, daß Sie ihm unſere Briefe ſchicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünſche mir nur Gelegenheit, mich nächſtens von einer andern Seite darzuſtellen. Sie machen andere viel leiden, indem Sie leiden und blind ſind. Baldige Beſſerung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe iſt nicht zu beſſen.

Die Tante an Herſilie.

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch mit an Lenardo eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorſatz geblieben wäre, ihm mit meiner incorrigible Meinung, mein Leiden und die Beaemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe ſind nicht fort.

Wilhelm an Natalien.

Der Menſch iſt ein geſelliges, geſprächiges Weſen; ſeine Luſt iſt groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben ſind, und wenn auch weiter nichts dabei herauskäme. Wie oft verlagt man ſich in Geſellſchaft, daß einer den andern nicht zum Worte kommen läßt und eben ſo kann man ſagen, daß einer den andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geſchäft wäre, das man einſam und allein abthun muß.

Vieleriet die Menſchen ſchreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich ſchon genug iſt. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geſchichten, Anekdoten, Beſchreibungen von gegenwärtigen Zuſtänden einzelner Menſchen, in Briefen und größeren Aufſätzen in der Stille circulirt, davon kann man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Expäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe ſeine Zeit zu, ſeinen Verwandten und Freunden dasjenige mitzutheilen, womit man ſich beſchäftigt, als man Zeit ſich zu beſchäftigen ſelbſt hatte. Dieſe Bemerkung, die ſich mir ſeit einigen Tagen aufdringt, machte ich um ſo lieber, als mir die Schreibſeligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verſchafft, ihre Verhältniſſe geſchwind und nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir, man giebt mir einen Pack Briefe, ein paar Hefte Reiſejournale, die Confeſſionen eines Gemüthes, das noch nicht mit ſich ſelbſt einig iſt, und ſo bin ich in kurzem überall zu Hauſe. Ich kenne die nächſte Geſellſchaft; ich kenne die Perſonen, deren Bekanntſchaft ich machen werde, und weiß von ihnen beinahe mehr als ſie ſelbſt, weil ſie dem doch in ihren Zuſtänden befangen ſind und ich an ihnen vorbeiſchwebe, immer an deiner Hand, mich mit dir über alles beſprechend. Auch iſt es meine erſte Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich dir alles mittheilen dürfe. Hier alſo einige Briefe die dich in den Kreis einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumbreche, ohne mein Gelübde zu brechen oder zu ungeben.

Siebentes Capitel.

Am frühſten Morgen fand ſich unſer Freund allein in die Galerie, und ergetzte ſich an ſo mancher bekannten Geſtalt; über die Unbekannten gab ihm ein vorgefundener Katalog den erwünſchten Aufſchluß. Das Porträt wie die Biographie haben ein ganz eigenes Intereſſe; der bedeutende Menſch, den man ſich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgeſondert heraus, und ſtellt ſich vor uns wie vor einen Spiegel; ihm ſollen wir entſchiedene Aufmerkſamkeit zuwenden, wir ſollen uns ausſchließlich mit ihm beſchäftigen, wie er behaglich vor dem Spiegelglas mit ſich beſchäftiget iſt. Ein Feldherr iſt es, der jetzt das ganze Heer repräſentirt, hinter ihm ſo Kaiſer als Könige, für die er kämpft, und Trabe zurücktreten. Der gewandte Hofmann ſteht vor uns, eben als wenn er uns den Fuß machte, wir denken nicht an die große Welt für die er ſich eigentlich ſo unmuthig ausgebildet hat. Ueberraſchend war jedoch unſerm Beſchauer die Bekanntheit mancher längſt vorübergegangenen mit lebendigen, ihm bekannten und leibhaftig gegebenen Menſchen, ja Bekanntheit mit ihm ſelbſt! Und warum ſollten ſich nur Zwillings-Menſchenen aus Einer Mutter entwickeln? Sollte die große Mutter der Götter und Menſchen nicht auch das gleiche Gebild aus ihrem fruchtbaren Schooße gleichzeitig oder in Pauſen hervorbringen können?

Endlich durfte denn auch der geſchäftige Beſchauer ſich nicht leugnen, daß manches anziehende, manches Abneigung erweckende Bild vor ſeinen Augen vorüberſchwebe.

In ſolchem Betrachten überraſchte ihn der Hausherr, mit dem er ſich über dieſe Gegenſtände freundlich unterhielt und hiernach deſſen Gunſt immer mehr zu gewinnen ſchien. Denn er ward freundlich in die innern Zimmer geführt vor die köſtlichſten Bilder bedeutender Männer des ſechzehnten Jahrhunderts in vollſtändiger Gegenwart, wie ſie für ſich

leiden und leben, ohne sich etwa im Spiegel oder im Zuschauer zu beschauen, sich selbst gelassen und genügend und durch ihr Dasein wirkend, nicht durch irgend ein Wollen oder Vornehmen.

Der Hausherr, zufrieden daß der Gast eine so reich daran gebrachte Versammlung vollkommen zu schätzen wußte, lud ihn Handschriften sehen von manchen Personen, über die sie verfügen in der Galerie gesprossen hatten; sogar zwei Reliquien, von denen man gewiß war, daß der frühere Besitzer sich ihrer bedient, sie verändert hatte.

„Doch ist meine Art von Poesie," sagte der Hausherr lächelnd, „meine Einbildungskraft muß sich an etwas festhalten; ich mag kaum glauben daß es etwas gewesen sey was nicht noch da ist. Ueber solche Heimathsräume vergangener Zeit suche ich mir die strengsten Zeugnisse zu verschaffen, sonst werden sie nicht aufgenommen. Am schärfsten werden sämmtliche Ueberlieferungen geprüft; denn ich glaube wohl daß der Mönch die Chronik geschrieben hat, wovon er aber gesagt, daran glaube ich selten." Zuletzt legte er Wilhelmen ein weißes Blatt vor mit Erlaubniß um einige Zeilen, doch ohne Unterschrift; worauf der Gast durch eine Tapetenthüre sich in den Saal entlassen und an der Seite des Custode fand.

„Es freut mich," sagte dieser, „daß Sie unserm Herrn werth sind; schon daß Sie zu dieser Thüre herausstammen ist ein Beweis davon. Wissen Sie aber, wofür er Sie hält? Er glaubt einen praktischen Pädagogen an Ihnen zu sehen, den Knaben vermuthet er von vornehmem Hause, Ihrer Führung anvertraut, um mit rechtem Sinn eingeleitet in die Welt und ihre mannigfaltigen Zustände, nach Grundsätzen früherziehn eingewiesen zu werden." „Er thut mir zu viel Ehre an," sagte der Freund, „doch will ich das Wort nicht vergebens aussprechen haben."

Beim Frühstück, wo er seinen Zeiss schon um die Frauenzimmer beschäftigt fand, erbrieten sie ihm den Wunsch; er möge, da er nun einmal nicht zu hatten sey, sich zu der edlen Tante Makarie verfügen und vielleicht von da zum Vetter, um das wunderliche Zaubern aufzuklären. Er werde dadurch sogleich zum Gliede ihrer Familie, erzeige ihnen allen einen entschiedenen Dienst und trete mit Lenardo ohne große Vorbereitung in ein zutrauliches Verhältniß.

Er schob verstellt dagegen: „wohin Sie mich senden beabsichtigen, ich mich gern; ich ging auch zu ahnen und zu denken, bei Ihnen habe ich mehr erfahren und gelernt als ich hoffen durfte, und bin überzeugt auf dem nächsten einzuleitenden Wege werde ich mehr als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen."

„Und du ersterer Taugenichts! Was wirst denn du lernen?" fragte Herfilie, worauf der Knabe sehr keck erwiderte: „ich lerne schreiben, damit ich dir einen Brief schicken kann und reiten wie keiner, damit ich immer gleich wieder bei dir bin." Hierauf sagte Herfilie bedenklich: „mit meinen gesammten Verehrern hat es mir niemals recht glücken wollen, es scheint, daß die folgende Generation mich nächstens entschädigen will."

Nun aber empfinden wir mit unserm Freunde wie schmerzlich die Stunde des Abschieds herannaht und mögen uns gern von den Figurinen seines treflichen Wirthes, von den Seltsamkeiten des äußerordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen. Um ihn aber nicht falsch zu beurtheilen, müssen wir auf das Herkommen, auf das Herkommen dieser schon zu hohen Jahren gelangten würdigen Person unsere Aufmerksamkeit richten. Was wir aufzutragen wissen ist folgendes:

Sein Großvater lebte als thätiges Glied einer Gesandtschaft in England, gerade in den letzten Jahren des William Penn. Das hohe Weltwesen, die reinen Absichten, die unverrückte Thätigkeit eines in vorzüglichem Maße, der Conflict, in den er beständig mit der Welt gerieth, die Gefahren und Bedrängnisse, unter denen der Staat zu erliegen schien, erregten in dem empfänglichen Geist des jungen Mannes ein entschiedenes Interesse; er verbrüderte sich mit der Angelsachsen, und zog endlich selbst nach Amerika. Der Vater unsers Herrn ist in Philadelphia geboren und beide rühmten sich beigetragen zu haben, daß eine allgemeine freiere Religionsübung in den Colonien Statt fand.

Hier entwickelte sich die Maxime, daß eine in sich abgeschlossene, in Sitten und Religion übereinstimmende Nation vor aller fremden Einwirkung, aller Neuerung sich wohl zu hüten habe, daß aber da, wo man auf frischen Boden viele Glieder von allen Seiten her zusammen berufen will, möglichst unbedingte Thätigkeit im Erwerb, und freier Spielraum der allgemeinsittlichen und religiösen Vorstellungen zu vergönnen sey.

Der lebhafte Trieb nach Amerika im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts war groß, indem ein jeder, der sich dieses Eingenannten unbequem fand, sich drüben in Freiheit zu setzen hoffte; dieser Trieb ward genährt durch wünschenswerthe Besitzungen, die man erlangen konnte, ehe sie noch die Bevölkerung weiter nach Westen verbreitete. Manche sogenannte Grafschaften standen noch zu Kauf an der Gränze des bewohnten Landes, nach der Vater unsers Herrn hatte sich dort bedeutend angesiedelt.

Wie aber in den Söhnen sich oft ein Widerspruch hervortut gegen väterliche Gesinnungen, so setzte sich's auch hier. Unser Hausherr als Jüngling nach Europa gelangt fand sich hier ganz anders; diese unschätzbare Cultur seit mehreren tausend Jahren entsprungen, gewachsen, ausgebreitet, gedämpft, gedrückt, nie ganz erdrückt, wieder aufathmend, sich neu belebend und nach wie vor in unendlichen Thätigkeiten hervortretend gab ihm ganz andere Begriffe, wohin die Menschheit gelangen kann. Er sog vor, an den großen unübersehlichen Vortheilen dem Antheil hinzunehmen und lieber in der großen gemischt thätigen Masse mitzuwirken sich zu verlieren, als drüben über dem Meere um Jahrhunderte verspätet den Orpheus und Lotung zu spielen; er sagte: „Ueberall bedarf der Mensch Gehülfe, überall muß er Nächsten nehmen, und ich will mich doch lieber mit meinem Könige absinden, daß er mir diese oder jene Gerechtsame zugestehe, lieber mich mit meinen Nachbarn vergleichen, daß sie mir gewisse Beschränkungen erlassen, wenn sie ihnen von einer andern Seite nachgebe, als daß ich mich mit den Irokesen herumschlage, um sie zu vertreiben, oder sie durch Contracte betrüge, um sie zu verdrängen, und ihrem Häuptling, wo man von Mosquitos zu Tode gestochen wird."

Er übernahm die Familienpflege, wußte sie freundsinnig zu behandeln, sie wirthschaftlich einzurichten, weite unnütz scheinende Nachbardistricte thätig anzusiedeln und so sich innerhalb der cultivirten Welt, die in einem gewissen Sinne auch gar oft eine Wildniß genannt werden kann, ein mäßiges Gebiet zu erwerben und zu bilden, das für die beschränkten Zustände immer noch vorzüglich genug ist.

Religionsfreiheit ist daher in diesem Bezirk naturlich, der öffentliche Cultus wird als ein freies

Bekanntsein anzuregen, daß man in Leben und Tod zusammen gehöre; hiernach aber wird sehr darauf gesehen, daß niemand sich absondere.

Man wird in den einzelnen Ansiedelungen mäßig große Gebäude gewahr; dieß ist der Raum, den der Grundsatz jeder Gemeinde sondern ist; hier kommen die Aeltesten zusammen um sich zu berathen, hier versammeln sich die Glieder um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen. Aber auch zu heiterm Ergetzen ist dieser Raum bestimmt; hier werden die bedeutlichen Tänze geübt und der Feiertag mit Musik geschlossen.

Hierauf kann uns die Natur selbst führen. Bei gewöhnlich heiterer Witterung sehen wir unter derselben Linde die Aeltesten im Rath, die Gemeinde zur Erbauung und die Jugend im Tanze sich schwenken. Auf ernstern Erholungsgründe zeigt sich das Heilige so schön. Ernst und Heiligkeit mäßigen die Luft und nur durch Mäßigung erhalten wir uns.

Ist die Gemeinde anderes Sinnes und wohlhabend genug, so sieht es ihr frei, verschiedene Bauarbeiten den verschiedenen Zwecken zu widmen.

Wenn aber dieß alles aufs Oeffentliche und Gemeinsame sittliche bezogen ist, so bleibt die eigentliche Religion ein Innerers, ja Individuelles, denn sie hat ganz allein mit dem Gewissen zu thun, dieses soll erregt, soll beschwichtigt werden. Erregt, wenn es stumpf, unthätig, unwerthen dahin brütet, beschwichtigt, wenn es durch zeitige Unruhe das Leben zu verbittern droht. Denn es ist ganz nah mit der Sorge verwandt, die in den Kummer übergehen droht, wenn wir uns oder andern durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.

Da wir aber zu Betrachtungen, wie sie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt sind, auch nicht immer aufgeregt seyn mögen, so ist hiezu der Sonntag bestimmt, wo alles was den Menschen drückt, in religiöser, sittlicher, geselliger, ökonomischer Beziehung zur Sprache kommen muß.

„Wenn Sie eine Zeit lang bei uns bleiben,“ sagte Juliette, „so würde auch unser Sonntag Ihnen nicht mißfallen. Ueberzeugen Sich selbst, wärten Sie eine große Stille bemerken; jeder bleibt einsam und widmet sich einer vorgeschriebenen Betrachtung. Der Mensch ist ein beschränktes Wesen, unsere Beschränkung zu überdenken ist der Sonntag gewidmet. Sind es körperliche Leiden, die wir im Lebenskummel der Woche vielleicht gering achteten, so müssen wir am Anfang der neuen alsobald den Arzt aufsuchen; ist unsere Beschränkung ökonomisch und sonst bürgerlich, so sind unsere Beamten verpflichtet ihre Sitzungen zu halten; ist es geistig, sittlich, was uns verdüstert, so haben wir uns an einen Freund, an einen Mitbetenenten zu wenden, dessen Rath, dessen Einwirkung zu erbitten; genug, es ist das Gesetz, daß niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die nächste Woche hinüber nehmen dürfe. Von drängenden Pflichten kann und nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen. Auch der Obrist selbst unterläßt nicht solche Prüfung, es sind sogar Fälle, wo er mit uns vertraulich über eine Angelegenheit gesprochen hat, die er im Augenblick nicht übersehen konnte; am meisten aber besprecht er sich mit unserer alten Tante, die er von Zeit zu Zeit besuchend aufgeht. Auch pflegt er Sonntag Abends zu fragen, es sei denn gebeutet und abgethan worden. Sie sehen hieraus, daß wir alle Sorgfalt anwenden, um nicht in Ihren Orden, nicht in die Gemeinschaft der Entsagenden aufgenommen zu werden.“

„Es ist ein sauberes Leben!“ rief Hersilie, „wenn ich mich alle acht Tage reinigen, so hab' ich es freilich bei dreihundert und fünfundsechzigen zu thun.“

Vor dem Abschiede jedoch erhielt unser Freund von dem jüngern Beamten ein Packet mit heiligendem Schreiben, und welchem wir folgende Stelle ausheben:

„Wir will scheinen, daß bei jeder Nation ein anderes Sinn vorwalte, dessen Beherrschung sie allein glücklich macht, und dieß bemerkt man ja schon an verschiedenen Menschen. Der eine, der sein Ohr mit vollen, anmuthig erregenden Tönen gefüllt, Geist und Seele dadurch angeregt wünschet, dankt er mir's, wenn ich ihm das trefflichste Gemälde vor Augen stelle? Ein Gemäldefreund will schauen, er wird alles ehren durch Gedicht oder Roman seine Einbildungskraft erregen zu lassen. Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig genießen könne?

„Sie aber, vorübergehender Freund, sind mir als ein solcher erschienen, und wenn Sie die Nettigkeit einer vornehm reichen französischen Verirrung zu schätzen wußten, so bekk ich, Sie werden die einfache treue Redlichkeit deutscher Zustände nicht verschmähren, und wir verzeihen, wenn ich nach meiner Art und Denkweise, nach Herkommen und Stellung, kein anmuthigeres Bild finde, als wie sie uns der deutsche Mittelstand in seinen reinen Häuslichkeiten sehen läßt.

Lassen Sie sich's gefallen und gedenken mein.“

Achtes Capitel.

Wer ist der Verräther?

„Nein! nein!“ rief er aus, als er heftig und eilig ins angewiesene Schlafzimmer trat und das Licht niedersetzte; „nein! es ist nicht möglich! Aber wohin soll ich mich wenden? Das erste Mal denk' ich anders als er, das erste Mal empfind' ich, will ich anders. — O mein Vater! konntest du unsichtbar gegenwärtig seyn, mich durch und durch schauen, du würdest dich überzeugen, daß ich noch derselbe bin, immer der treue, gehorsame, liebevolle Sohn. — Nein zu sagen! des Vaters liebsten, lange gehegtem Wunsch zu widerstreben! wie soll ich's offenbaren? wie soll ich's ausdrücken? Nein, ich kann Julien nicht betrathen. — Indem ich's aussprechen, erschrecke ich. Und wie soll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater! Er blickt mich staunend an und schweigt, er schüttelt den Kopf, der einsichtige, kluge, gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh mir! — O ich wüßte wohl, wenn ich diese Pein, diese Verlegenheit verrrante, wenn ich nur zum Fürsprecher ausgriffe; aus allen dich, Lucinde! und ihr möcht' ich zuerst sagen, wie ich dich liebe, wie ich mich ihr hingebe und dich flehentlich bitte: vertritt mich, und kannst du mich lieben, wisst du mein seyn, so vertritt uns beide.“

Dieses kurze, heftig leidenschaftliche Selbstgespräch aufzuklären wird es aber viele Worte kosten.

Professor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wunderlieblicher Schönheit, den er, bis in das achte Jahr, der Vorsicht seiner Gattin, der würdigsten Frau überließ; diese leitete die Stunden und Tage des Kindes, zum Leben, Lernen und zu allem guten Betragen. Sie starb, und im Augenblicke

fühlte der Vater, daß er diese Sorgfalt personlich nicht weiter fortsetzen könne. Bisher war alles Uebereinkunft zwischen den Eltern; sie arbeiteten auf Einen Zweck, beschlossen zusammen für die nächste Zeit was zu thun sey, und die Mutter verstand alles weislich auszuführen. Doppelt und dreifach war nun die Sorge des Vaters, welcher wohl wußte und täglich vor Augen sah, daß für Söhne der Professoren auf Akademien selbst nur durch ein Wunder eine glückliche Bildung zu hoffen sey.

In dieser Verlegenheit wendete er sich an seinen Freund, den Oberammann zu R., mit dem er sonst frühere Plane näherer Familien-Verbindungen durchgesprochen hatte. Dieser wußte zu rathen und zu helfen, daß der Sohn in eine der guten Lehranstalten aufgenommen wurde, die in Deutschland blühten, und worin für den ganzen Menschen, für Leib, Seele und Geist möglichst gesorgt ward.

Unterdessen war nun der Sohn, der Vater sey doch sand sich gar zu allem. Seiner Gattin verbarg der liebenden Gegenwart des Knaben entzogen, den er, ohne selbstbezügliches Bemühen, so erwünscht heranarbeitet gefunden. Auch hier kam die Freundschaft des Oberammanns zu Statten; die Entfernung ihrer Wohnorte verschwand vor der Neigung, der Lust sich zu bewegen, sich zu zerstreuen. Hier fand man der verwaiste Gefährte in einem gleichfalls mutterlosen, familienlosen zwei sohne, verschiedenartig liebenswürdige Thoter heranzuwachsen; wo denn beide Väter sich immer mehr und mehr befestigten in dem Gedanken, in der Aussicht, ihre Häuser dereinst auch erfreulichste verbunden zu sehen.

Sie lebten in einem glücklichen Fürstenlande; der tüchtige Mann war seiner Stelle lebenslänglich gewiß und ein schwiegersohn wahrscheinlich. Nun sollte, nach einem verständigen Familien- und Ministerial-Plan, sich Lucidor zu dem wichtigen Posten des künftigen Schwiegervaters bilden. Dieser ließ ihm auch von Stufe zu Stufe, was ihm anzueignen nöthig sey, alle Kenntniß zu überliefern, alle Thätigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat bedarf, die Pflege des strengen gerichtlichen Rechts, des sittlichen, wo Klugheit und Gewandtheit dem Ausübenden zur Hand geht; der Talent zum Taschgebrauch, die höheren Ueberblicken nicht ausgeschlossen, aber alles unmittelbar am Leben, wie es gemäß und unabweichlich zu gebrauchen war.

In diesem Sinne hatte Lucidor seine Schuljahre gebracht, und ward nun durch Vater und Gönner zur Akademie verwiesen. Er zeigte das schönste Talent zu allem und verdankte der Natur auch noch das seltene Glück, daß Liebe zum Vater, zum Freunde für den Freund, seine Jünglingen gerade dahin lenken zu wollen, wohin man deutete, rasch und gehorsam, dann aus Ueberzeugung. Auf eine ausmärtige Akademie ward er gesendet und ging daselbst, sowohl nach eigener vielseitiger Neigenschaft, als nach Zeugnis seiner Lehrer und Aufseher, den Gang, der ihn zum Ziele führen sollte. Nur konnte man nicht billigen, daß er in einigen Fällen zu ungeduldig dran gewesen. Der Vater schüttelte darüber den Kopf, der Oberammann nickte. Wer hätte sich nicht einen solchen Sohn gewünscht.

Indessen wuchsen die Töchter heran, Julie und Lucinde, Jene, die jüngere, weiblich, lieblich, unstät, obsolt unterhaltend; die andere zu derjenigen schwer, weil sie in Geradheit und Reinheit beständig darstellte, was wir an allen Frauen wünschenswerth finden. Man befindet sich wechselseitig, und im Hause des Professors fand Julie die unterhaltendste Unterhaltung.

Geographie, die er durch Typographie zu beleben wußte, gehörte zu seinem Fach- und schnell Julie nur einen Band actuirt worden, verglichen und der Homannischen Officin eine ganze Reihe da standen, so wurden sämmtliche Städte aufmerksam, bemerkt, vorgepoppt oder zurückgewiesen; alle Höfen besonders erlangten ihre Gunst; andere Städte, welche nur einigermaßen ihren Beifall erhalten wollten, mußten sich mit viel Thürmen, Kuppeln und Minaretten kräftig hervorheben.

Der Vater ließ sie wochenlang bei dem geprüften Freunde; sie nahm wirklich zu an Wissenschaft und Einsicht und konnte so gewandt die bewegte Welt nach Hauptzügen, Punkten und Orten. Auch war sie auf Trachten fremder Nationen sehr aufmerksam, und wenn ihr Pflegevater manchmal überrascht wurde, ob ihr denn von den vielen jungen hübschen Leuten, die da vor dem Fenster hin und wiederkamen, nicht einer oder der andere wirklich gefallen? so sagte sie: ja freilich, wenn er recht seltsam aussähe! — Da nun unsere jungen Studierenden es niemals daran fehlen lassen, so hatte sie oft Gelegenheit an einem oder dem andern Theil zu nehmen; sie erinnerte sich an ihm irgend einer fremden Nationaltracht, versicherte jedoch zuletzt, es müsse verwandelt ein Gräuel, völlig nationell ausstaffirt, verabscheuungs. Denn sie ihm vorzüglichen Aufmerksamkeit widmen sollte; bedeutete sie sich auch auf die Leipziger Messe wünschte, wo dergleichen auf der Straße zu sehen wären.

Nach seinem trockenen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unser Lehrer seine gebildetern Augenblicke, als wenn er sie sorgsam unterrichtete und dabei heimlich erinnerte, sich eine so liebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu erziehen. Die beiden Väter waren übrigens einverstanden, daß die Mädchen nichts von der Absicht vermuthen sollten, auch Lucidor's dieß man sie verbergen.

So waren Jahre vergangen, wie sie denn gar leicht vergehen: Lucidor stellte sich dar, vollendet, alle Prüfungen bestehend, selbst zur Freude der obern Vorgesetzten, die nichts mehr wünschten als die Hoffnung alter, würdiger, bequemlicher, gunstbezeigter Diener mit gutem Gewissen erfüllen zu können.

Uns so war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßem Schritt endlich darin gediehen, daß Lucidor, nachdem er sich in unterschiedenen Stellen musterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienst und Wunsch erlangen sollte, gerade Mittenwegs zwischen der Akademie und dem Oberammanns gelegen.

Der Vater sprach nunmehr mit dem Sohn von Julien, auf die er wohl nur hingedeutet hatte, als von dessen Braut und Gattin, ohne weiteres Zweifel und Bedingung, daß Alles gerathen sey; ein lebendiges Kleinod sich angeeignet zu haben. Er sah seine Schwiegertochter im Geiste seinen wieder von Zeit zu Zeit bei sich, mit Garten, Planen und Stäudchen beschäftigt; der Sohn dagegen ernstwerte sich bei akademischen, bürgerlichen Weisel, das ihn zu sinnlicher Zeit, durch Redners wie durch Freundschaft immer ergetzt hatte. Nun sollte Lucidor zu dem Oberammann hinüberreiten, die verlangte Jene Sohne aber betrachten, ich einige Wochen, zu Gewohnheit und Bekanntschaft, mit dem Gedanken daute machen. Würden sie immer Leute, was zu hoffen, bald einig, so stellte man's darüber, der Vater

würde ſogleich erſcheinen, damit ein feierliches Verlöbniß das gehoffte Glück für ewig befeſtige.

Lucidor kommt an, er wird freundlichſt empfangen, ein Zimmer ihm angewieſen, er richtet ſich ein und erſcheint. Da findet er denn, außer den unſichen bekannten Familienliedern, noch einen halberwachſenen Sohn, verzogen, geradezu, aber geſcheidt und gutmüthig, ſo daß wenn man ihn für den luſtigen Rath nehmen wollte, er gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein ſehr alter, aber geſunder, freimüthiger Mann, ſtill, ſein Ring, anſtehend, nun hie und da anſtreifend. Vieles nach Lucidor kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutenden Anſehn, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weiteſten Weltgegenden höchſt unterhaltend. Sie hießen ihn Antoni.

Julie empfing ihren angekündigten Bräutigam freundlich aber zuvorkommend. Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauſes, wie jene ihrer Perſon. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für alle, nur für Lucidor's nicht; er obendrein ſchweigſam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht gar zu verſtummen, ſich fragend verhalten; wobei denn niemand zum Vortheil erſcheint.

Zerſtreut war er durchaus: denn er hatte von erſten Augenblick an nicht Anneigung, noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Julien gefühlt; Lucinde dagegen zog ihn an, daß er hinſtarrte, wenn ſie ihn mit ihren vollen, feinen, ruhigen Augen anſah.

So bedrängt erreichte er den erſten Abend ſein Schlafzimmer, und ergoß ſich in jenem Monologe, mit dem wir begonnen haben. Ihn aber auch dieſen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer ſolchen Redeſülle zu demjenigen paßt, was wir ſchon von ihm wiſſen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meiſt etwas anders im Sinn, als was die Gegenwart erheiſchte; beſonders Unterhaltung und Geſpräch ihm nie recht glücken wollte; er fühlte das und wurde ſchweigſam, außer wenn von beſtimmten Fächern die Rede war, die er durchſtudirt hatte, davon ihm ſogleich zu Dienſten ſtand, was er bedurfte. Dazu kam daß er, früher auf der Schule, ſpäter auf der Univerſität, ſich an Freunden herzen und ſeinen Herzensdrang unglücklich vergeudet hatte; jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu ſeinem Vater war er nur gewohnt unſinne zu ſprechen, und ſein volles Herz ergoß ſich daher in Monologen ſobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er ſich zuſammen genommen, und wäre doch beinahe außer Faſſung gerathen, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freier entgegen kam. Sie wußte viel zu ſagen, nach ſeinen Land- und Waſſerfahrten, wie er, als Student, mit dem Bündelchen auf'm Rücken die Schweiz durchſtreift und durchſtiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte ſie nun von der ſchönen Inſel, auf dem großen ſüdlichen See, vieles wiſſen; rückwärts aber mußte der Rhein, von ſeinem erſten Urſprung an, erſt durch höchſt unerfreuliche Gegenden begleitet werden, und ſo hinabwärts durch manche Abwechſelung; wo es denn freilich zuletzt, zwiſchen Mainz und Koblenz, noch der Mühe werth iſt den Fluß, ehe er ſich, aus ſeiner letzten Beſchränkung in die weite Welt, ins Meer zu ergießen.

Lucidor fühlte ſich hierbei ſehr erleichtert, erzählte gern und gut, ſo daß Julie entzückt ausrief: ſo was müſſe man ſelbander ſehen. Worüber denn Lucidor abermals erſtaunt, weil er darin eine Aufforderung auf ihr gemeinſames Wandern durchs Leben zu ſpüren glaubte.

Von ſeiner Erſtaunensſpitze jedoch wurde er bald abgeleitet; denn der Fremde, den ſie Antoni nannten, verdunkelte gar geſchwind alle Bergaueliten, Felſeneingezwängte, freiesklaffende Thäler: nun hier, nun unmittelbar nach Genua; Livorno lag nicht weit, das Intereſſanteſte im Landenehmen war auf den Raum ſo mit; Neapel mußte man, ehe man ſtürbe, geſehen haben, dann aber hieß freilich Conſtantinopel noch übrig, das doch auch nicht zu verſäumen ſey. Die Beſchreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, bis die Einbildungskraft aller mit ſich fort, ob er gleich weniger Feuer darum zu legen hatte. Julie, ganz außer ſich, war aber noch keineswegs befriedigt, ſie fühlte noch Luſt nach Alexandrien, Cairo, beſonders aber zu den Pyramiden, von denen ſie ziemlich auslangende Kenntniſſe durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor, des nächſten Abends, (er hatte kaum die Thüre angezogen, das Licht noch nicht niedergeſetzt,) rief aus: nun beſinne doch denn! es iſt Ernſt. Du haſt viel Ernſtes gelernt und durchdacht; was ſoll denn Rechtsgelehrſamkeit, wenn du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelſt? Siehe dich als einen Bevollmächtigten an, vergiß dich ſelbſt und thue was du für andere zu thun ſchuldig wärſt. Es verſchränkt ſich aufs fürchterlichſte! Der Fremde iſt offenbar um Lucindens willen da, ſie bezeigt ihm die ſchönſten, edelſten geſellig häuslichen Talente; ſie kannſt leuchten; die kleine Narrin möchte mit jedem durch die Welt laufen, für nichts und wieder nichts. Ueberdies noch iſt ſie ein Schatz, ihr Antheil an Staaten und Ländern iſt eine Poſſe, wodurch ſie uns zum Schweigen bringt. Warum aber ſeh' ich dieſe Sache ſo verworren und verſtrickt an? Iſt der Theorie mann nicht ſelbſt der verſtändigſte, der einfachſte, liebenswürdigſte Vermittler? Du willſt ihm ſagen wie du fühleſt und denkſt, und er wird mitdenken, wenn auch nicht mitfühlen. Er vermag alles über den Vater. Und iſt nicht eine wie die andere ſeine Tochter? Was will denn der Antoni Reiſer mit Lucinden, die für das Haus geboren iſt, um glücklich zu ſeyn und Glück zu ſchaffen; beſte ſich doch das ſpröde Ducken über den ewigen Juden, das wäre eine allerliebſte Partie werden.

Des Morgens ging Lucidor feſten Entſchluſſes hinab mit dem Vater zu ſprechen und ihn deßhalb in bekannten freien Stunden unverzüglich anzugehn. Wie groß war ſein Schmerz, ſeine Verlegenheit, als er vernahm: der Theraminann, in Geſchäften verreiſt, werde erſt übermorgen zurückerwartet. Julie ſchien heute ſo recht dazu ihren Reiſetag zu haben, ſie hielt ſich an den Weltwanderer und überließ mit einigen Scherzreden die ſich auf Häuslichkeit bezogen, Lucidor an Lucinden. Hatte der Fremde vorher das edle Mädchen aus gewiſſer Ferne geſehen, nach einem allgemeinen Eindruck, und ſich ſchon vergliedert angeeignet, ſo mußte er in der nächſten Nähe alles beſtätigt und dreifach entdecken was ihn erſt im allgemeinen anzog.

Der gute alte Hausfreund, an der Stelle des abweſenden Vaters, that ſich nun hervor, auch er hatte gelebt, gelitten und war, nach manchen Unterſuchungen des Lebens, noch endlich an der Seite des Jugendfreundes aufgeräumt und wohlbehalten. Er belebte das Geſpräch und vertheilte ſich beſonders über Verirrungen in der Wahl eines Gottes, erzählte merkwürdige Beiſpiele von ſeltner und verſpäteter Erklärung. Lucinde erſchien in ihrem völligſten

Glanze, sie gestand: daß im Leben das Zufälligste jeder Art, und so auch in Verbindungen das Allerbeste bemerken könne; doch sey es schöner, derjenige denket, wenn der Mensch sich sagen dürfe: er sey sein Glück sich selbst, der stillen, tugendhaften Ueberzeugung seines Herzens, einem edlen Vorsatz und tapferen Entschlusse schuldig geworden. Lucidon's standen die Thränen in den Augen als er Beifall gab, worauf die Frauenzimmer sich bald entfernten. Der alte Vorsteher mochte sich in Wechselgedanken gern ergehen, und so verbreitete sich die Unterhaltung in heitere Beispiele, die jedoch unsern Helden so nahe berührten, daß nur ein so rein gebildeter Jünglings nicht herauszusprechen über sich gewinnen konnte; das geschah aber als er allein war.

„Ich habe mich gehalten!“ rief er aus: „mit solcher Verwirrung will ich meinen guten Vater nicht kränken; ich habe an mich gehalten; denn ich sehe in diesem würdigen Hausfreunde den Stellvertretenden beider Väter; ja ihm will ich reden, ihm alles entdecken, er wird's gewiß vermitteln und hat beinahe schon ausgesprochen was ich wünsche. Stelle er in einzelnen Fälle scheiten, was er übrigens billigt: Morgen früh sind' ich ihn auf; ich muß diesem Drange Luft machen.“

Beim Frühstück fand sich der Greis nicht ein; er hatte, dieß es, gestern Abend zu viel gesprochen, zu lange gesessen und einige Tropfen Wein über Gewohnheit getrunken. Man erzählte viel zu seinem Lobe und zwar gerade solche Reden und Handlungen die Lucidon's zur Verzweiflung brachten, daß er sich nicht sogleich an ihn wendete. Dieses unangenehme Gefühl ward nun geschärft, als er vernahm: bei solchen Anfällen lasse der gute Alte sich monatelang in acht Tagen gar nicht sehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geselliges Zusammensein gar arge Vortheile, besonders wenn die Bewirthenden sich, als dauernde, rührende Personen, mehrere Jahre veranlaßt befinden der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hülfe zu kommen. So war es hier geglückt. Der Oberamtmann, seit unverheirathet, dann in einer langen glücklichen Ehe, selbst verwaltend, an einem einträglichen Posten, hatte nach eigenem Blick und Einsicht, nach Liebhabern seiner Frau, ja zuletzt nach Wünschen und Grillen seiner Kinder, erst arbiere und kleinere, abgesonderte Anlagen besorgt und beguünstigt, welche mit Gefühl zunächst durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebste, verschiedentlich abwechselnde, Gartenähnliche Scenerie für dem Durchwandelnden darstellten. Eine solche Wallfahrt ließen denn auch unsere jungen Familienglieder ihren Gast antreten, wie man seine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er das, was uns gewöhnlich geworden, auffallend erfreue und den günstigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächste, so wie die fernere Gegend war zu besonderen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelnheiten höchst geeignet. Fruchtbare Hügel wechselten mit wohlbewässerten Wiesengründen, so daß das Ganze von Zeit zu Zeit zu sehen war, ohne Lust zu seyn; und wenn Grund und Boden verzüglich dem Nutzen gewidmet erschien, so war doch das Angenehme, das Reizende nicht ausgeschlossen.

An die Haupt- und Wirthschaftsgebäude schlossen sich Lust-, Obst- und Grabgärten, aus denen man sich unversehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchschlangelte. Hier in der Mitte war, auf der bedeutendsten Höhe, ein Saal erbaut, mit anstehenden Gemächern. War zur Hauptthüre hereingetreten sah man gegenüber durch einen großen Spiegel die günstigste Aussicht, welche die Gegend nur gewähren mochte, und kehrte sich geschwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Ueberraschung zu nehmen: denn das Herankommen war künstlich genug eingeleitet und alles Mittlere verdeckt was Ueberraschung bewirken sollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel sich nicht gern hin und wieder gewendet hätte.

An köstlichen, heiteren, lustigen Tage einmal auf dem Wege, hielt man einen sinnigen Frevsinn um und durch das Ganze. Hier wurde das Abendpflanzen der guten Mutter bezeichnet, wo eine verzüglich Buche einzusammen sich freien Raum gehalten hatte. Bald nachher wurde Lucindens Morgenandacht von Julien bald nachlich anachronet, in der Nähe eines Wasserbeens zwischen Pappeln und Ulmen, an hinabstreichenden Wiesen, hinaufgehenden Aeckern. Es war nicht zu beschreiben wie blühend! sahen überall glaubte man es gesehen zu haben, aber nirgends in seiner Einheit so bedeutend und so wiederkommen. Dazu setzte der Junker, auch bald wider Willen Julien's, die niedlichen Lauben und tändelnden Gartenanlagen, die, nächst einer vertrauten gelegenen Mühle, kaum noch zu bemerken; sie schrieben sich aus einer Zeit her, wo Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, sich in den Kopf gesetzt hatte, Müllerin zu werden und, nach dem Absang der beiden alten Leute, selbst einzurichten und sich einen braven Müllerknappen aufzusuchen.

Das war zu einer Zeit, rief Julie, wo ich noch nichts vom Städten wußte die an Flüssen liegen, oder gar am Meer, von Genua nichts u. s. w. Ihr guter Vater, Lucidon, hat mich belehrt, der sein ernstes Wesen mit leichtem vierter. Sie setzte sich nächst auf ein Bänkchen, das sie kaum noch trug, unter einem Holunderstrauch, der sich zu tief gebeugt hatte. „Heiliges Heidn!“ rief sie, sprang auf und lief mit dem lustigen Bruder voran.

Das zurückbleibende Paar unterhielt sich verständig, und in solchen Fällen nähert sich der Verstand auch wohl dem Gefühl. — Abwechselnd einfache natürliche Gegenstände zu durchwandern, mit Ruhe zu betrachten wie der verständige, kluge Mensch einem etwas abzugewinnen weiß, wie die Einsicht und Vorbedachte, zum Gefühl seiner Bedürfnisse sich neigende, Wunder thut, um die Welt erst bewundrar zu machen, kann zu bewältern und endlich zu übervoltern, das alles konnte hier im einzelnen zur Sprache kommen. Lucindo sah von allem Rechenschaft und konnte, so bescheiden sie war, nicht verbergen, daß die bedeutendsten angenehmen Verbindungen entfernter Partien ihr Werk seyen, unter Anrede. Leitung oder Veranstaltung einer verehrten Mutter.

Da sich aber denn doch der lästige Tag endlich zum Abend neigte, so mußte man auf Rückkehr denken, und als man auf einen angenehmen Umweg sann, verlangte der lustige Bruder: man solle den kürzern, obgleich nicht erfreulichen, wohl gar beschwerlichern Weg einschlagen. „Denn,“ rief er aus, „ihr habt mit euren Anlagen und Anstalten gepralt, wie ihr die Gegend für malerische Augen und für pärtliche Herzen verschönert und verbessert; laßt mich aber auch zu Ehren kommen.“

Nun mußte man über geackerte Stellen und holprichte Pfade, ja wohl auch auf zufällig hingeworfenen Steinen über Moorstelle wandern und sah schon in einer gewissen Ferne, allerlei Maschinenwerk verworren aufgethürmt. Näher betrachtet, war ein

großer Luſt und Spielplatz, nicht ohne Verſtand, mit einem gewiſſen Wohlſinn eingerichtet. Und ſo ſtanden hier in gehörigen Entfernungen zuſammengeordnet, das große Schauſtück, wo die Auf- und Abſteigenden immer gleich horizontal ruhig ſitzen bleiben, andere Schaukeln, Schwungſeile, Luftkugel, Kegel und Zeltenbahnen und was nur auch erdacht werden kann, um auf einem großen Triftraum eine Menge Menſchen verſchiedenartigſt und gleichmäßig zu beſchäftigen und zu erluſtigen. „Dieß,“ rief er aus, „iſt meine Erfindung, meine Anlage! und zugleich der Vater das Geld und ein geſcheidter Kerl den Kopf dazu hergab, ſo hätte doch, ohne mögen ihr oft unvernünftig nennt, Verſtand und Geld ſich nicht zuſammen gefunden.“

So beſtens beſtimmt kamen alle vier mit Sennenuntergang wieder nach Hauſe. Antoni fand ſich ein; die Kleine jedoch, die an dieſem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einſpannen und fuhr über Land zu einer Freundin, in Verzweiflung ſie ſeit zwei Tagen nicht geſehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen fühlten ſich verlegen ehe man ſich's verſah, und es ward ſogar ausgeſprochen, daß des Vaters Anbeten die Anderthalben beunruhige. Die Unterhaltung fing an zu ſtocken, als auf einmal der luſtige Junker aufſprang und gar bald mit einem Buche zurückkam, ſich zum Vorleſen erbietend. Lucinde entdeckt ſich nicht zu fragen, wie er auf den Einfall komme, den er ſeit einem Jahre nicht gehabt; worauf er munter verſetzte: wir fällt alles zur rechten Zeit ein, deſſen könnt ihr euch nicht rühmen. Er las eine Folge echter Mährchen, die den Menſchen und ſich ſelbſt hinausführten, ſeinen Wünſchen ſpielten und ihn jede Bedingung vergeſſen machen, zwiſchen welche wir, ſelbſt in den glücklichſten Momenten, doch immer noch eingeklemmt ſind.

„Was beginne ich nun?“ rief Lucinde, als er ſich endlich allein fand; „die Stunde drängt; zu Antoni das' ich kein Vertrauen, er iſt weltfremd, ich weiß nicht wer er iſt, wie er ins Haus kommt, noch was er will; um Lucinden ſcheint er ſich zu bemühen und was könnte ich daher von ihm beſſen? Mir bleibt nichts übrig als Lucinden ſelbſt anzuſprechen; ſie muß es wiſſen, ſie zuerſt. Dich war ja mein erſtes Gefühl, warum laſſen wir uns auf Umgehtswege verleiten! Das Erſte ſoll nun das Letzte ſeyn, und ich beſſe zum Ziel zu gelangen.“

Sonnabend Morgen ging Lucinde, zeitig angekleidet, in ſeinem Zimmer auf und ab, was er Lucinden zu ſagen hätte bin und her bedenkend, als er eine Art von ſcherzhaftem Streit vor ſeiner Thüre vernahm, die auch alsbald aufging. Da ſtand der luſtige Junker einen Knaben vor ſich hin, mit Kaffee und Backwerk für den Gaſt; er ſelbſt trug kalte Küche und Wein. „Du ſollſt voranziehen,“ rief der Junker; „denn der Gaſt muß zuerſt bedient werden, ich bin gewohnt mich ſelbſt zu bedienen. Mein Freund! heute komme ich etwas früh und immutuariſch; genießen wir unſer Frühſtück in Ruhe und dann wollen wir ſehen was wir anfangen; denn von der Geſellſchaft haben wir wenig zu beſſen. Die Kleine iſt von ihrer Freundin noch nicht zurück; dieſe müſſen gegenein ander wenigſtens alle vierzehn Tage ihr Herz ausſchütten, wenn es nicht ſpringen ſoll. Sonnabend iſt Lucinde ganz unbrauchbar, ſie liefert dem Vater pünktlich ihre Haushaltungsrechnung; da das' ich mich auch einmiſchen ſollen, aber Gott bewahre mich! Wenn ich weiß was eine Sache koſtet, ſo ſchmeckt mir kein Biſſen. Gäſte werden auf Morgen erwartet, der Alte hat ſich noch nicht wieder ins Gleichgewicht geſetzt. Antoni iſt auf die Jagd, wir wollen das Gleiche thun.

Flinten, Taſchen und Hunde waren bereit als ſie in den Hof kamen, und nun ging es an den Felbern weg, wo denn doch allenfalls ein junger Haſe und ein armer gleichgültiger Vogel aufgeſtöbert wurde. Indeſſen beſprach man ſich von häuslichen und gegenwärtig geſchehen Verhältniſſen. Antoni ward genannt, und Lucidor verſichte nicht ſich nach ihm zu erkundigen. Der luſtige Junker, mit einiger Selbſtgefälligkeit, verſicherte; jenen wunderlichen Mann, ſo gebeimnißvoll er auch thue, habe er ſchon durch und durch geſehen. „Er iſt,“ fuhr er fort, „etwas wie der Sohn aus einem reichen Handelshauſe, das gerade in dem Augenblick fallirte, als er, in der Fülle ſeiner Jugend, Theil an großen Geſchäften mit Kraft und Munterkeit zu nehmen, daneben aber die ſich ereignen darbietenden Genüſſe zu theilen gedachte. Den der Höhe ſeiner Hoffnungen veruntergeſtürzt faßte er ſich zuſammen und teilete, anderen dienend, dasjenige was er für ſich und die Seinigen nicht mehr bewirken konnte. Er durchreiſte er die Welt, lernte ſie und ihren wechſelſeitigen Werther aufs genauſte kennen und vergaß dabei ſeines Vortheils nicht. Unermüdete Thätigkeit und erprobte Redlichkeit brachten und erbielten ihm von vielen ein unbedingtes Vertrauen. So erwarb er ſich aller Orten Bekannte und Freunde, ja es läßt ſich gar wohl merken, daß ſein Verdienen ſo weit in der Welt umher verbreitet iſt, als ſeine Bekanntſchaft reicht, weshalb denn auch ſeine Gegenwart in allen vier Theilen der Welt von Zeit zu Zeit nöthig iſt.“

Umſtändlicher und naiver hatte dieß der luſtige Junker erzählt und ſo manche poſſenhafte Bemerkung eingeſchloſſen, eben als wenn er ſein Mährchen recht weitläufig auszuſpinnen gedächte.

„Wie lange ſteht er nicht ſchon mit meinem Vater in Verbindung! Die meinen ich ſehe nichts, weil ich mich um nichts bekümmere; aber eben deßwegen ſeh ich's nur deſto beſſer, weil mich's nichts angeht. Vieles Geld hat er bei meinem Vater niedergelegt, der es wieder ſicher und vortheilhaft unterbringt. Erſt geſtern ſtellte er dem alten ein Juwelen-Käſtchen zu; einfacher, ſchöner und koſtbarer hab' ich nichts geſehen, obgleich nur mit einem Blick, denn es wird verheimlicht. Wahrſcheinlich ſoll es der Braut zu Vergnügen. Luſt und thätiger Zuſpruch bereitet werden. Antoni hat ſein Zutrauen auf Lucinden geſetzt! Wenn ich ſie aber zuſammen ſehe, kann ich ſie nicht für ein wohl aſſortirtes Paar halten. Die Knöchin wäre beſſer für ihn, ich glaube auch ſie nimmt ihn lieber als die Aelteſte; ſie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knaſterbart ſo munter und theilnehmend hinüber, als wenn ſie ſich mit ihm in den Wagen ſetzen und auf und davon fliegen wollte.“ Lucinde faßte ſich zuſammen; er wußte nicht was zu erwiedern wäre, alles was er vernahm, hatte ſeinen innerſten Beifall. Der Junker fuhr fort: „aber vorhaupt hat das Mädchen eine verſteherte Neigung zu alten Leuten, ich glaube ſie hätte Ihren Vater ſo feiſte weg geheirathet wie den Sohn.“

Lucidor folgte ſeinem Gefährten, wo ihn dieſer auch über Steg und Stein hinführte; beide vergaßen die Jagd die ohnehin nicht erheblich ſeyn konnte, wo gut aufgenommen, der eine Freund ſich mit Eſſen, Trinken und Schwätzen unterhielt, der andere aber in Gedanken und Ueberlegungen ſich verſenkte, wie er die gemachte Entdeckung für ſich und ſeinen Vortheil benutzen möchte.

Lucidor hatte nach allen diesen Erzählungen und Erklärungen soviel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich beim Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden sein sollte. Er durchstrich die sämmtlichen Gänge des Parks bei heiterer Abendsonne; umsonst! Nirgends seine Seele war zu sehen; endlich trat er in die Thüre des großen Saals und, wundersam genug, die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückscheinend, bleudete ihn dergestalt, daß er die beiden Personen die auf dem Sopha saßen nicht erkennen, wohl aber unterscheiden konnte, daß einem Frauenzimmer von einer neben ihr sitzenden Mannsperson die Hand sehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher sein Entsetzen, als er bei herzustellter Augenruhe Lucinden und Antoni vor sich sahe. Er hätte verstummen mögen, stand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichst und unbefangen willkommen hieß, zurückte und ihm bat zu ihrer rechten Seite zu sitzen. Unbewußt ließ er sich nieder, und wie sie ihn anredete, nach dem heutigen Tage sich erkundigte, Betrachtung daß häuslicher Abhaltungen, da konnte er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni stand auf und empfahl sich; Lucinde, als sie, sich gleichfalls erhebend, den Zurückbleibenden zum Spaziergange einlud. Neben ihr betrachtend war er schweigsam und verlegen; auch sie schien beunruhigt; und wenn er nur einigermaßen bei sich gewesen wäre, so hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müssen, daß sie heimliche Seufzer zu verbergen habe. Sie benutzte sich zuletzt als sie sich dem Hause näherten, er aber wandte sich, erst langsam, dann heftig gegen das Freie. Der Park war ihm zu eng, er eilte durchs Thor, nur die Stimme seines Herzens vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommensten Abends. Als er sich allein sah und seine Gefühle sich im herzbeengenden Thränenerguß Luft machten, rief er auf:

„Sollen einsamal im Leben, aber nie so grausam daß ich den Schmerz empfinden, der mich nun ganz elend macht: wenn das gewünschteste Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt, und zugleich sein Sweden für ewig entzündet. Ich saß bei ihr, ging neben ihr, das bewegte Kleid berührte mich und ich hatte sie schon verloren! Zähle dir das nicht vor, tröstle dich's nicht auf, sammle und entschließe dich!“

Er hatte sich selbst den Mund verboten, er schwieg und sann, durch Felder, Wiesen und Busch, meist immer auf den wegsamsten Pfaden hinschreitend. Nun als er spät in sein Zimmer trat, hielt er sich nicht und rief: „Morgen früh bin ich fort, selbst einen Tag will ich nicht wieder ersehen.“

Und so ward er sich ausgekleidet aufs Lager. — Glückliche, gesunde Jugend! Er schlief schon; die abmüdende Bewegung des Tages hatte ihm die süßeste Nachtruhe verdient. Aus köstlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrühste Sonne; es war eben der längste Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des herabsinkenden Abendgestirns gar nicht empfunden, so fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur, um zu verzweifeln. Er sah die Welt so herrlich als je, seinen Augen war sie es noch; sein Inneres aber widersprach, das gebrte ihm alles nicht mehr an, er hatte Lucinden verloren.

Neuntes Capitel.

Der Mantelsack war schnell gepackt, den er wollte liegen lassen, seinen Brief schrieb er dann, nur mit wenig Worten sollte sein Ausbleiben vom Tisch, vielleicht auch vom Abend, durch den Reitknecht entschuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Dieser aber fand er unten, schon vor dem Stalle, mit großen Schritten auf und ab gehend. Sie wollen doch nicht reiten? rief der sonst autmüthige Mensch mit einigem Verdruß. Ihnen darf ich es wohl sagen, aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er sich doch gestern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben sollte er danke Gott einen Sonntagmorgen zu ruhen. Kommt er nicht heute früh vor Tag, rumort im Stalle und wie ich aufspringe, sattelt und zäumt er Ihr Pferd, ist durch keine Vorstellung abzuhalten; er schwingt sich drauf und fort: bedente nur das gute Werk das ich thue! Dies Geschöpf geht immer nur gelassen einen kurzen Trab, ich will sehen daß ich ihm zu einem raschen Lebensgalop anrege. Er sagte ungefähr so und verführte andere wunderliche Reden.

Lucidor war doppelt und dreifach betroffen, er liebte das Pferd, als seinem eigenen Charakter, seiner Lebensweise zusagend; ihm verdroß, das gute verständige Geschöpf in den Händen eines Wildfangs zu wissen. Sein Plan war gestört, seine Absicht zu einem Unterredungsfreunde, mit dem er in freier, herzlicher Verbindung gelebt, in dieser Krise zu fragen. Das alte Zutrauen war erwacht, die das zwischen liegenden Meilen wurden nicht gerechnet, er glaubte schon bei dem wohlwollenden, verständigen Freunde Rath und Linderung zu finden. Diese Ansicht war nun abgeschnitten; doch sie war's nicht, wenn er es wagte auf leichten Wanderfüßen, die ihm zu Gebote standen, sein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen suchte er nun aus dem Park ins freie Feld, auf den Weg, der ihn zum Freunde führen sollte, zu gelangen. Er war seiner Richtung nicht ganz gewiß, als ihm, unter Hand, über dem Gebüsch hervorragend, auf wundersliehem Zimmerwerk, die Einsiedelei, auf der man ihm früher ein Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel, und er jetzo zu seiner größten Verwunderung, auf der Galerie unter dem Giebelfirsten Dache den guten Alten, der einige Tage für krank gehalten worden, munter um sich blickend erschaute. Dem freundlichen Gruße, der drinnenden Einladung herauf zu kommen widerstand Lucidor mit Aufstchten und eifrigen Geberden. Nur Theilnahme für den guten Alten, der die steile Treppe schwankenden Tritts herunterstellend herabzuführen drohte, konnte ihn vermögen entgegen zu gehen, und sodann sich dem aufsiehen zu lassen. Mit Verwunderung betrat er das anmuthige Sälchen, es hatte nur drei Fenster gegen das Land, eine allerliebste Aussicht; die übrigen Wände waren versetzt, aber vielmehr verdeckt von hundert und aber hundert Bildnissen, in Kupfer gestochen, allenfalls auch gezeichnet, auf die Wand neben einander in gewisser Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwischenräume getrennt.

„Ich begrüße Sie, mein Freund, wie nicht leben; dies ist das Heiligthum, in dem ich meine letzten Tage vergnüglich zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern, die mich die Gesellschaft begehen läßt, hier bring' ich meine Diätfehler wieder ins Gleichgewicht.“

Lucidor besah sich das Ganze und, in der Geschichte wohl erfahren, sah er alsbald klar, daß eine historische Neigung zu Grunde liege.

„Hier eben in der Friese,“ sagte der Alte, „finden Sie die Namen vortrefflicher Männer auf der Urgicht, dann auf der nächsten auch nur die Namen, denn wie sie aufgeschrieben, möchte schwerlich auszumitteln seyn. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an, hier sind die Männer, die ich noch nennen gehört als Knabe. Denn etwa fünfzig Jahre bleibt der Name verzüglicher Menschen in der Erinnerung des Volks, weiterhin verschwindet er oder wird mährchenhaft. — Obgleich von Deutschen Eltern bin ich in Holland geboren und für mich ist Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urvater aller erdenklichen Männer und Helden.

„Nun seyen Sie aber Ludwig den Vierzehnten gleich neben ihm, als welcher“ — wie gern hätte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es sich geschickt hätte, wie es sich uns, den Erzählenden, wohl ziemen mag: denn ihn bedrohte die neue und neueste Geschichte, wie sie an den Bildern Friedrichs des Großen und seiner Generale, nach denen er dinschelte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an seiner nächsten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Ansichten als interessant nicht entgehen, so hatte er doch auf Akademien schon die neuere und neueste Geschichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wissen. Sein Sinn stand in die Ferne, er hörte nicht, er sah kaum, und war nun im Begriff auf die ungeschickteste Weise zur Thüre hinaus und die lange, fatale Treppe hinunter zu poltern, als ein Hinderniß von unten heftig zu vernehmen war.

Indessen sich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenster hinaus und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: „kommen Sie herunter aus Himmelswolken, aus Ihren historischen Bildersaal, alter Herr! Schicken Sie Ihre Falken und dessen mir unsern jungen Freund begleitigen — wenn er's erlaubt. Lucidor's Pferd hat so etwas unvernünftig angegriffen, es hat ein Eisen verloren und ich müßte es stehen lassen. Was wird er sagen? Es ist doch gar zu abfurd, wenn man abfurd ist.“

„Kommen Sie herauf,“ sagte der Alte und wendete sich herum zu Lucidor: „nun, was sagen Sie?“ Lucidor schwieg und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Wiederreden gab eine lange Scene; genug, man beschloß, den Reitknecht sogleich hinzuschicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurückhaltend eilten beide junge Leute nach dem Hause, wohin sich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ, es mochte daraus werden was wollte, wenigstens war in diesen Mauern der einzige Wunsch seines Herzens eingeschlossen. In solchem verzweifelten Falle vermissen wir obnehin den Beistand unseres freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Bestimmung und Richtigung eingreift. Jedoch fand er sich, da er sein Zimmer betrat, in dem wunderlichsten Zustande, eben als wenn jemand in ein Gasthofszimmer, das er so eben verließ, unerwünscht wieder einzutreten genöthigt ist, weil ihm eine Achse gebrochen.

Der lustige Junker machte sich nun über den Mantelsack, um alles rasch erheiternd auszupacken, vorzüglich legte er zusammen, was von festlichen Kleidungsstücken, obgleich reiselustig, vorhanden war; er übelnahm Lucidor's Scheu und Strümpfe anzuziehen, rückte dessen Halstuch, kämmte Locken zurecht und putzte ihn aufs beste heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unsern Freund und sein Maßwerk vom Kopf bis zum Fuße beschauend: „Nun sehe ihr doch, Freundchen, einem Menschen gleich, der einigen Anspruch auf hübsche Kinder macht und ernstlich genug dabei, um sich nach einer Braut umzusehen. Nur einen Augenblick! und ihr sollt erfahren, wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde schlägt. Das hab' ich Offizieren abgelernt, nach denen die Mädchen immer schielen, und da hab' ich mich zu einer gewissen Seelenlehre selbst entwickelt, und nun sehen sie mich auch an, weil keine weiß was sie aus mir machen soll. Da entsteht nun aus dem Hin- und Herstehen, aus Verwunderung und Aufmerksamkeit, oft etwas gar Artiges, das, wie' es auch nicht dauerhaft, doch werth ist, daß man ihm den Augenblick gönne.“

„Aber nun kommen Sie, Freund, und erweisen mir den gleichen Dienst! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle schlafen sehen, so werden Sie Mig und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht absprechen.“

Nun zog er den Freund mit sich fort, durch lange weitläufige Gänge bis alten Schlosses. „Ich habe mich,“ rief er aus, „ganz hingeschleift. Drum mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein; denn man kann's den andern doch nicht recht machen.“

Sie kamen an der Kanzlei vorbei, eben als ein Diener herausstrat und ein Urvater-Schreiberei, schwarz, groß und vollständig herausstieg; Papier war aus nicht vergessen.

„Ich weiß schon, was da wieder aufgeschrieben werden soll,“ rief der Junker; „geh hin und laß mir den Schlüssel. Thun Sie einen Blick hinein, Lucidor! es unterhält Sie wohl bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund ist ein solches Local nicht verhaßt wie einem Stallverwandten;“ und so sahen er Lucidorn in den Gerichtssaal.

Der Jüngling fühlte sich sogleich in einem bekannten aufregenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, auf Geschäft erpicht, an solchem Tische saß, hörend und schreibend sich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte stattliche Hausapfelei zum Dienste der Themis, bei veränderten Religionsbegriffen, verwandelt sey. In den Reposituren fand er Rubriken und Acten ihm früher bekannt; er hatte selbst in diesen Angelegenheiten, von der Hauptstadt her, gearbeitet. Einen Faszikel aufschlagend fiel ihm ein Reskript in die Hände, das er selbst mundirt, ein anderes, wovon er der Konzipient gewesen. Hausschrift und Papier, Kanzleisiegel und des Verfügenden Unterschrift, alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er sich dann umsah und den Sessel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und bestimmt, einen so schönen Platz, einen so würdigen Wirkungskreis, den er zu verschmähen, zu entbehren Gelahr lief, das alles bedrängte ihn doppelt und dreifach, indem die Gestalt Lucindens zu gleicher Zeit sich von ihm zu entfernen schien.

Er wollte das Freie suchen, fand sich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte leichtsinnig alle Schalbach, die Thüre verschlossen hinter sich gelassen; doch blieb unser Freund nicht lange in dieser peinlichsten Bestimmung, denn der andere kam wieder, entschuldigte sich und erzählte wirklich guten Humor durch seine leibliche Gegenwart. Eine gewisse

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären, zu mild,
Für einen Pudel, zu wild,
So zottig, täpſig, knollig!“
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken,
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle ſieben Sinnen jücken!
Und Sie, ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küß' ihre Schue, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag,
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen
Leiſ' an ihr Knie — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn, und kraut mir um die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derben Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.

Verwegenheit der Farben und des Schmucks seiner Kleidung war durch natürlichen Geschmack gedämpft; wie wir es selbst talentirten Juristen einen gewissen Beifall nicht versagen. „Heute," rief er aus, „ist uns die Lamoreille vorgekommen! Eine vergötzte Zeit; gute Freunde, manierte Freunde und anatomisirende, hübsche Mädchen, medizinisch verbildete Wesen und dann auch mein Vater, und Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Fest werden, alles ist im Saale schon versammelt beim Frühstück."

Lucidorn war's auf einmal zu Mute, als wenn er in tiefe Nebel hinein sähe, alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm gespenstig; doch sein Charakter in Begleitung eines treuen Herzens hielt ihn aufrecht, in wenigen Augenblicken stürzte er sich schon allen gewachsen. Nun eilte er dem eilenden Freunde, mit sicherem Trieb, fest entschlossen abzuwarten, es geschehe was da wolle, sich zu erklären oder entfernt was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals beschränken. Im einem großen Halbkreis ringe an den Fenstern umher entwickelte er sogleich seinen Vater neben dem Oberamtmann, beide Gattin anwesend. Die Schwestern, Antonie und Ernst noch Bekannte und Unbekannte überhaupt er mit einem Blick, der ihm Ruhe werden wollte. Schwankend näherte er sich seinem Vater, der ihn höchst freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewissen Formalität, die ein vertrauendes Annähern kaum begünstigte. Vor so vielen Personen schend suchte er sich für den Augenblick einen schicklichen Platz; er hätte sich neben Luciden stellen können. Aber Julie, dem aufgenommenen Anblick zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte; Antonie blieb neben Lucidorn.

In diesem bedeutenden Momente rührte sich Lucidorn abermals als Beamtenadel, und schärfte von seiner ganzen Rechtswissenschaft rief er sich jene schöne Maxime zu seinem eignen Frommen herauf: wir sollen unerkannte Gebärde der Fremden wie unsere eigenen behandeln, warum nicht die unsrigen in eben dem Sinne? — Im Geschäftsvertrauen wohl selbst durchdrungen ist schnell was er zu sagen habe. Interessen scheinen die Gesellschaft in einen formalen Hadertanz aufgelöst um zu überschäumen. Dem Inhalt seines Vortrags konnte er wohl, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgestellt, das große Intendanz. Kanzleiverwandte dabei; der Oberamtmann machte eine Bewegung, seine Rede vorzubereiten; Lucidorn wollte ihm zuvorkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dies machte ihn aus aller Fassung, er überzeugte sich, daß alles entschieden, alles für ihn verloren sey.

Nun war an gegenwärtigen sämmtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familienverbindungen, Gesellschafts- und Amtsverhältnissen nichts mehr zu ändern, er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julien und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unterstehen vermutete und er sich selbst draußen nicht wieder finden konnte.

Schon vor dem Tagestore, das ihn ebenfalls Blanke über ihn herabsahen, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, aufsuchende ehrerbietig, scheint er vorüberging und gelangte in den großen Gartensaal. Dort mußten ihm die Knie versagen, er stürzte hinein, und warf sich trostlos auf den Sofa unter dem Spiegel; mußten in der sittlich verächtlichen Gesellschaft in solcher Verworrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin und her schlug. Sein verdammendes Daseyn kämpfte mit dem gegenwärtigen, es war ein grimmiger Augenblick.

Und so lag er eine Zeit, mit dem Gesichte in das Kissen versenkt, und schonte seiner Umstände. Arm gerufen hatte. Ganz in seinen Schmerz versunken fuhr er, sich heraus fühlend, schnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Person gewahrt zu haben, da erblickt er Lucinden, der ihm nahe stand.

Verwundend, man habe sie gesendet ihn abzuholen, der aufgestanden, ihn mit spöttlichen schwesterlichen Worten in die Gesellschaft seinem widerlichen Schicksal entgegen zu führen. rief er aus: „Sie hatte man nicht senden müssen, Lucinde, denn Sie sind es, die mich von hier vertreiben, ich kehre nicht zurück: Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig sind, Ihnen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht. Denn, kannst Sie von mir wissen können, wie unmöglich es sey mich zurückzubringen, so nehmen Sie den Schmerz zu meinem Betrauern, das Ihnen und allen wahrhaftig vorkommen muß. Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unaufhörlich laut wiederhole: nur mit Ihnen werd' ich leben, meine Jugend enden, genießen, und so das Alter an treuen redlichen Antauf. Dies aber sey so fest und sicher als irgend etwas, was vor dem Altar je geschworen worden, was ich jetzt schwöre, indem ich Sie verlasse, der bedauernswürdigste aller Menschen."

Er machte eine Bewegung zu entschlüpfen, ihr die sie gedrängt vor ihm stand; aber sie faßte ihn sanft in ihren Arm. — „Was machen Sie?" rief aus. — „Lucidor," rief sie, „nicht zu besinnen, wie Sie wohl wähnen. Sie sind mein, ich die Ihre; ich hatte Sie in meinen Armen, sandern Sie nicht, die ersinnen um mich zu foltern. Ihr Vater ist alles zufrieden; Antonie bestätigt meine Schwester." Er staunt sie an sich von ihr zurück. „Das wäre wahr" Lucinde schwelte und sinke, er entzog sich ihren Armen. „Lassen Sie mich noch einmal in der Ferne sehen, was ist nah, so nicht nur anzehren soll." Er faßte ihre Hände, Blick in Blick! „Lucinde, sind Sie mein?" — Sie versetzte: „nun ja denn." die süßesten Tränen in dem neuen Auge: er umschlang sie und warf sein Haupt unter das ihre, dann wie am Uferrohren im Strudelwasser; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber sein entzückter Blick, sich wieder schnell hier in den Spiegel. Da sah er sie in seinen Armen, sich von den ihren umschlungen; er blickte wieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menschen durchs ganze Leben. Zuweilen sah er auch auf der Schwesterliche die Landcharte, die ihm gestern so geheimnis und abmunsvoll erschienen war, gleichgültig und verrissen als sie; und sich in solcher Stellung, auf solchem Hintergrunde: Genug seine Bestimmung über Leben.

„Aber sind wohl allein," sagte Lucinde, und kaum hatte er sich von seinem Entzücken erholt, so erschienen erwachte und verlangte Mädchen und Knaben. Kleine traurig, den Ausgang verzögernd. „Das sollte alles anders werden," rief Lucinde; „wie artig war es eingerichtet und nun seht's tumultuarisch durch einander." Ein munterer Marsch tönte von weitem und man sah die Gesellschaft, den breiten Weg vor sich herauf heranziehen. Er zauderte entlassen zu sehen und sinken seiner Schritte nur an ihrem Arm sowie sie neben ihm. die feierliche Scene des Wiedersehens, des Dants für eine schon vollendete Vergewung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anders war's jedoch von den launischen Göttern beschlossen; einen Postillon mit lustig schmetterndem Ton, von der Gegenseite, schien den ganzen Anstand in Verwirrung zu setzen. „Wer mag kommen?“ rief Lucinde. Lucidor'n schauderte vor einer fremden Gegenwart, und auch der Wagen schien ganz fremd. Eine zweisitzige, neue, ganz neuste Reisechaise! Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter anständiger Knabe sprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber niemand stieg heraus; die Chaise war leer, der Knabe stieg hinein, mit einigen geschickten Handgriffen war er die Sprietzel zurück, und so war, in einem Nu, das niedlichste Gebäude zur lustigsten Spazierfahrt vor den Augen aller Anwesenden bereitet, die indessen verstummten. Antoni, den übrigen voreilend, führte Julien zu dem Wagen. „Versuchen Sie,“ sprach er, „ob Ihnen dieß Fuhrwerk gefallen kann, um darin mit mir auf den besten Wegen durch die Welt zu rollen; ich werde Sie keinen andern führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir uns zu helfen wissen. Ueber das Gebirg sollen und Saumrosse tragen, und den Wagen dazu.“

„Sie sind allerliebst!“ rief Julie. Der Knabe trat heran und zeigte mit Taschenspielers-Gewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vortheile und Bedürfnisse des ganzen leichten Baues.

„Auf der Erde weiß ich keinen Dank,“ rief Julie, „nur auf diesem kleinen beweglichen Himmel, auf dieser Weise, in die Sie mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken.“ Sie war schon eingesprungen, ihm Blick und Kuß freundlich zuwerfend. Gegenwärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein, da ist aber ein anderer, den ich auf dieser Probefahrt mitzunehmen gedenke, er hat auch noch eine Probe zu bestehen.“ Sie rief nach Lucidor, der, eben mit Vater und Schwiegervater in stummer Unterhaltung begriffen, sich gern in das leichte Fuhrwerk nöthigen ließ, da er ein unabweichlich Bedürfniß fühlte nur einen Augenblick auf irgend eine Weise sich zu zerstreuen. Er saß neben ihr, sie rief dem Postillon zu, wie er fahren solle. Flugs entfernten sie sich, in Stand gebückt, und den Augen der verwundert Nachschauenden.

Julie setzte sich recht fest und beauem ins Eckchen. — „Rücken Sie nun auch derthin, Herr Schwager, daß wir uns recht beauem in die Augen sehen.“

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit, ich bin noch immer wie im Traume, dessen Sie mir mehr beraub.

Julie. Sehen Sie die hübschen Bauersleute, wie sie freundlich grüßen! Bei Ihrem Herseyn sind Sie ja nicht ins obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen sind. Es ist niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienst erweisen könnte. Diesen Weg, den wir so beauem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieses Gute gestiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geh' es zu; aber was sollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verwirrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld, ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen, nun sind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg dunkigt! Alle diese Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens macht erst die Gränze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie scheinen nicht recht zu sagen, was Sie sagen wollten.

Julie. Nun sehen Sie hier links hinunter, wie sieht sie das alles entwickelt! Die Kirche mit ihren beyden Linden, das Amthaus mit seinen Pappeln hinter dem Dorfbrunnen. Auch die Garten liegen vor uns und der Park.

Der Postillon fuhr schärfer.

Julie. Jenen Saal dort drüben kennen Sie; er sieht sich von hier aus eben so gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier spiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche, man sieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben sich vor kurzem wahrscheinlich ein Paar Leute näher bestiegelt und ich müßte mich sehr irren, mit großer wechselseitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich erwiederte nichts. Sie fuhren eine Zeit lang stillschweigend vor sich hin, es ging sehr schnell. „Hier,“ sagte Julie, „fängt der schlechte Weg an, um den wohnen Sie sich einmal verdient machen. Hier es hinab geht schauen Sie noch hinüber, die Bäche meiner Mutter rast mit ihrem herrlichen Gipfel über alles hervor. „Da fährst.“ fuhr sie zum Kutschenden fort, „den schlechten Weg hin, wir nehmen den Fußpfad durchs Thal und sind eher drüben wie du.“ Im Aussteigen rief sie aus: „das gefesten Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Antenreiser, weiß noch seine Wallfahrten beauem genug einzurichten. Für sich und seine Genossen: es ist ein sehr sachter beauemer Wagen.“

Und so war sie auch schon den Hügel brunten; Lucidor setzte sinnend und fand sie auf einer wohlgelegenen Bank sitzend, es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu sich.

Julie. Nun sitzen wir hier und sehen einander nichts an, das hat denn doch so seyn sollen. Das kleine Quecksilber wollte Ihnen gar nicht anstehen. Nicht leben kennten Sie ein solches Wesen, verrath war es Ihnen.

Lucidors Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freilich Lucinde! Sie ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schwester war ein für allemal ausgeschlossen. Ich seh' es, auf Ihren Lippen schwebt die Frage, wer uns so genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es steht ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wohl! ein Verräther ist im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn.

Julie. Der ist bald entlarvt. Sie selbst! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit mit sich selbst zu reden, und da will ich denn in unser aller Namen bekennen, daß wir Sie wechselsweise belauscht haben.

Lucidor (aufspringend). Eine saubere Gastfreundschaft, auf diese Weise den Fremden eine Falle zu stellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran Sie zu belauschen, so wenig als irgend einen andern. Sie wissen, Ihr Bett steht in einem Verschlag der Wand, von der Gegenseite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Bedürfniß dient. Da hatten wir einige Tage vorher unsern Alten genöthigt zu schlafen, weil wir für ihn in seiner abgelegenen Einsiedelei viele Sorge trugen; nun führen Sie gleich den ersten Abend mit einem solchen leidenschaftlichen Menelas ins Zeug, dessen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichst entdeckte.

Lucidor hatte nicht Lust sie zu unterbrechen. Er entfernte sich.

Julie (aufgestanden dem folgend). Wie war uns mit dieser Erklärung gedient! Denn ich gestehe gern:

wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, so blieb doch der Zustand der mich erwartete mir keineswegs wünschenswerth. Frau Oberamtmännin zu seyn, welche schreckliche Lage! Einen tüchtigen braven Mann zu haben, der den Leuten Recht sprechen soll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann; der es weder nach oben noch unten recht macht, und, was das Schlimmste ist, sich selbst nicht. Ich weiß, was meine Mutter ausgestanden hat, von der Unbeständigkeit, Unersättlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod, ging ihm eine gewisse Mäßigkeit auf, er suchte sich in die Welt zu finden, an ihr sich auszuzeichnen, die er sich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor äußerst unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die unerträgliche Bedenklichkeit, stand still. Für den Scherz eines Abends mochte das hingehen, aber eine solche beschämende Mystification Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gast zu verüben ist nicht verzeihlich.

Julie. Wir alle haben und in die Schuld getheilt, wir haben Sie alle bethört; ich aber allein habe die Schuld des Herzens.

Lucidor. Alle! beste unverzeihlichste! Und wie konnten Sie mich, den Tag über, ohne Beschämung ansehen, den sie des Nachts schmählich unerlaubt übertreten? Denn ich sehe jetzt ganz deutlich mit Einem Blick, daß Ihre Tagesanstalten nur darauf berechnet waren, mich zum Besten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Luciade! —

Julie. Und Luciade! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten sagen: wie tief es Sie schmerzt von Luciaden über zu denken, Luciaden mit uns allen in Eine Klasse zu werfen?

Lucidor. Luciaden begreift ich nicht.

Julie. Sie wollen sagen, diese reine edle Seele, dieses zarte gefaßte Wesen, die Güte, das Wohlwollen selbst, diese Frau wie sie kaum sollte, verbindet sich mit einer leichtsinnigen Gesellschaft, mit einer übermüthrenden Schwester, einem verzogenen Jungen, und gewissen geheimnißvollen Personen: Das ist unbegreiflich.

Lucidor. Ja wohl ist das unbegreiflich.

Julie. So begreifen Sie es denn: Luciaden, wie uns allen waren die Hände gebunden. Hatten Sie die Verleumdern bemerken können, wie sie sich kaum zurückhielt Ihnen alles zu offenbaren. Sie würden sie doppelt und dreifach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für sich jeden und dunderfach wäre; auch versichere ich Sie, uns allen ist der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das ist nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erster Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle seine Kinder nichts gegen einen solchen Tausch einzuwenden hätten, so entschloß er sich alsobald zu Ihrem Vater zu reisen. Die Wichtigkeit des Geschäfts war ihm bedeutlich. Ein Vater allein fühlt den Respect, den man einem Vater schuldig ist. — Er muß es zuerst wissen, sagte der meine, um nicht etwan hintenrein, wenn wir einig sind, eine ärgerlichverzwungene Zustimmung zu geben. Ich kenne ihn genau, ich weiß wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorsatz festhält, und es ist mir bange genug. Er hat sich Julien, seine Karten und Prospecte so zusammen gedacht, daß er sich schon vornahm, das alles zuletzt hierher zu fixiren, wenn der Tag käme, wo das junge Paar sich hier niederließe und Ort und Stelle so leicht nicht verändern könnte: da wollt' er alle Ferien und zuweilen und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerst erfahren was die Natur und für einen Streich gespielt, da noch nichts eigentlich erklärt, noch nichts entschieden ist. Hierauf nahm er uns allen den feierlichen Handschlag ab, daß wir Sie beobachten und, es geschehe was da wolle, Sie hinhalten sollten. Wie sich die Räthsel verbärtet, wie es Kunst, Mühe und Bedarflichkeit gekostet Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, das mögen Sie von ihm selbst hören. Genug, die Sache ist abgethan, Luciade ist Ihnen gegönnt. —

Und so waren beide, vom ersten Sitze lebhaft sich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortsprechend, und langsam weiter gehend, über die Wiesen hin, auf die Erhöhung gekommen an einen andern wohlgebahnten Kunstweg. Der Wagen fuhr schnell heran; Angenehmes machte sie ihrem Nachbar aufmerksam auf ein seltsames Schauspiel. Die ganze Maschinerie, worauf sich der Bruder soviel zu Gute that, war belebt und bewegt, schon führten die Räder eine Menschenjagd auf und nieder, schon wogten die Schaukeln. Maskirte wurden erblickt und was man nicht alles für tollen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unglaublichen Menge gewagt sah! Alles das hatte der Junker in Bewegung gesetzt, damit nach der Tafel die Gäste fröhlich unterhalten würden. „Du fährst und durchs untere Dorf,“ rief Julie, „die Leute wollen nur wohl, und sie sollen sehen wie wohl es mir geht.“

Das Dorf war da, die Jüngern sämmtlich hatten schon den Lustzug erteilt, alte Männer und Frauen zeigten sich, durch das Posthorn erregt, an Thür und Fenstern, alles grüßte, segnete, rief: o! das schöne Paar!

Julie. Nun da haben Sie's! Wir hätten am Ende doch wohl zusammen gepaßt; es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jetzt aber, liebe Schwägerin: —

Julie. Nicht wahr, jetzt „lieb.“ da Sie mich los sind.

Lucidor. Nur ein Wort: Auf Ihnen lastet eine schwere Verantwortlichkeit; was sollte der Handedruck, da Sie meine Lebensschreckliche Stellung kannten und fühlten mußten? Es grämlich Bedrängtes ist mir in der Welt noch nichts vorgekommen.

Julie. Danken Sie Gott, nun wär's abgethan, alles ist verzeihen. Ich wollte Sie nicht, das ist wahr, aber das Sie mich ganz und gar nicht wollten, das verzeiht kein Mädchen, und dieser Händedruck war, merken Sie sich's! für den Schalk. Ja gestehe, es war schalkischer als billig, und ich verzeihe mir nur indem ich Ihnen verzeihe, und so sey denn alles vergeben und vergessen: Hier meine Hand.

Er schlug ein, sie rief: da sind wir schon wieder! in unsern Part schon wieder, und es geht bald um die weite Welt und auch wohl zurück; wir treffen uns wieder.

Sie waren vor dem Gartensaal schon angelangt, er schien leer; die Gesellschaft hatte sich, im Umhagen die Tafelzier überlang versäumen zu sehen, zum Spazieren bewegt. Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf sich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen, sie dankte in einer herzlichen Umarmung und entheilt sich nicht der freudigsten Thränen. Des edlen Mannes Wange röthete sich, seine Züge traten entfaltet hervor, sein Auge blickte feurig, und ein schöner bedeutender Jüngling erschien aus der Hülle.

Und so zogen beide Paare zur Gesellschaft, mit Gefühlen die der schönste Traum nicht zu geben vermöchte.

Zehntes Capitel.

Vater und Sohn waren, von einem Reitknecht begleitet, durch eine angenehme Gegend gekommen, als dieser, im Angesicht einer hohen Mauer die einen weiten Bezirk zum muthmaßlichen Forsten stillschweigend bedeutete, sie möchten nun zu Fuße sich dem großen Thore nähern, weil kein Pferd in diesen Kreis eingelassen würde; sie zogen die Glocke, das Thor ertönte sogleich, ohne daß eine Menschengestalt sichtbar geworden wäre, und sie gingen auf ein altes Gebäude los das zwischen uralten Stämmen von Buchen und Eichen ihnen entgegen schimmerte. Wundersam war es anzusehen, denn so alt es der Form nach schien, so war es doch als wenn Mauer und Steine neuen so eben erst abgegangen wären, dergestalt neu, vollständig und nett erschienen die Fugen wie die ausgearbeiteten Verzierungen.

Der metallne schwere Ring an einer wohlgeschnitzten Pforte ließ sie ein zu klopfen, welches Felix muthwillig etwas unsanft verrichtete; auch diese Thüre sprang auf und sie fanden zunächst auf der Hausflur ein Frauenzimmer sitzen von mittlerem Alter, am Stickrahmen mit einer wohlgezeichneten Arbeit beschäftigt. Diese begrüßte sogleich die Ankommenden als schon gemeldet und begann ein heiteres Lied zu singen, worauf sogleich aus einer benachbarten Thüre ein Frauenzimmer heraustrat, das man für die Beschließerin und thätige Haushälterin, nach den Anhängseln ihres Gürtels, ohne weiteres zu erkennen hatte. Auch diese freundlich grüßend führte die Fremden eine Treppe hinauf und erzählte ihnen einen Saal der sie ernsthaft ansprach, weit, hoch, ringsum getäfelt, eben früher eine Reihenfolge historischer Schilderungen. Zwei Personen traten ihnen entgegen, ein jüngeres Frauenzimmer und ein ältlicher Mann.

Jene hieß den Gast sogleich freundlich willkommen. „Sie sind,“ sagte sie, „als einer der unsern angemeldet. Wie soll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwärtigen vorstellen? Er ist unser Hausfreund im schönsten und weitesten Sinne, bei Tage der belehrende Gesellschafter, bei Nacht Astronom und Arzt zu jeder Stunde.“

„Und ich,“ versetzte dieser freundlich, „empfehle Ihnen dieses Frauenzimmer, als die bei Tage unermüdet Geschäftige, bei Nacht wenn's Noth thut gleich bei der Hand, und immerfort die heiterste Lebensgesellschafterin.“

Angela, so nannte man die durch Gestalt und Betragen einnehmende Schöne, vervollständigte sodann die Ankunft Makariens; ein grüner Vorhang zog sich auf, und eine sittliche wunderwürdige Dame ward auf einem Lehnsessel von zwei jungen blühenden Mädchen hereingeschoben, wie von zwei andern ein runder Tisch mit erwünschtem Frühstück. In einem Winkel der ringsumbrachenden massiven eichenen Bänke waren Kissen gelegt, darauf setzten sich die obigen drei. Makarie in ihrem Sessel gegen ihnen über. Felix verzehrte sein Frühstück stehend, im Saal umher wandelnd und die ritterlichen Bilder über dem Getäfel neugierig betrachtend.

Makarie sprach zu Wilhelm als einem Vertrauten, sie setzten sich in geistreicher Schilderung ihrer Verwandten zu erkennen; es war, als wenn sie die innere Natur eines jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchsähe. Die Personen, welche Wilhelm kannte, standen wie verklärt vor seiner Seele, das einsichtige Wohlwollen der ansehnlichen Frau hatte die Schale losgelöst und den gesunden Kern veredelt und belebt.

Nachdem nun diese angenehmen Gegenstände durch die freundlichste Behandlung erledigt waren, sprach sie zu dem würdig-a Gesellschafter: „Sie werden von der Gegenwart dieses neuen Fremden nicht wiederum Anlaß zu einer Entschuldigung finden und die versprochene Unterhaltung abermals verspäten; er scheint von der Art, wohl auch daran Theil zu nehmen.

Jener aber versetzte darauf: „Sie wissen, welche Schwierigkeit es ist sich über diese Gegenstände zu erklären, denn es ist von nichts Wenigerem als von dem Mißbrauch fürtrefflicher und weitumfangender Mittel die Rede.“

„Ich geh' es zu,“ versetzte Makarie; „denn man kommt in doppelte Verlegenheit. Spricht man von Mißbrauch, so scheint man die Würde des Mittels selbst anzutasten, denn es liegt ja immer noch in dem Mißbrauch verborgen; spricht man von Mitteln, so kann man kaum zugeben, daß seine Gründlichkeit und Würde irgend einen Mißbrauch zulasse. Indessen, da wir unter uns sind, nichts festlegen, nichts nach außen wirken, sondern nur uns aufklären wollen, so kann das Gespräch immer vorwärts gehen.“

„Doch müßten wir,“ versetzte der bedächtige Mann, „vorher anfragen, ob unser neuer Freund auch Lust habe an einer gewissermaßen abstrusen Materie Theil zu nehmen, und ob er nicht vorzöge in seinem Zimmer einer nöthigen Ruhe zu pflegen. Sollte wohl unsere Angelegenheit, außer dem Zusammenhange, ohne Kenntniß wie wir darauf gelangt, von ihm gern und gänstig aufgenommen werden?“

„Wenn ich das, was Sie gesagt haben, mir durch etwas Analoges erklären möchte; so scheint es ungefähr der Fall zu seyn, wenn man die Heuriken angreift und eines Angriffs auf die Religion beschuldigt werden kann.“

„Wir können die Analogie gelten lassen,“ versetzte der Hausfreund; denn es ist auch hier von einem Complex mehrerer bedeutender Menschen, von einer hohen Wissenschaft, von einer wichtigen Kunst und, daß ich kurz sey, von der Mathematik die Rede.“

„Ich habe,“ versetzte Wilhelm, „wenn ich auch über die fremdesten Gegenstände sprechen hörte, mir immer etwas daraus nehmen können: denn alles was den einen Menschen interessirt, wird auch in dem andern einen Anklang finden.“

„Vorausgesetzt,“ sagte jener, „daß er sich eine gewisse Freiheit des Geistes erworben habe; und da wir Ihnen dieß zutrauen, so will ich von meiner Seite wenigstens Ihrem Verharren nichts entgegen stellen.“

„Was aber fangen wir mit Felix an?“ fragte Makarie, „welcher, wie ich sehe, mit der Betrachtung jener Bilder schon fertig ist und einige Lünge bald merken läßt.“

„Vergönnt mir diesem Frauenzimmer etwas ins Ohr zu sagen,“ versetzte Felix, rannte Angela etwas Nahe zu die sich mit ihm entfernte, bald aber lachend zurückkam, da denn der Hausfreund folgendermaßen zu reden anfing.

„In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Zuflucht;

ich finde mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde daß mir ein anderer zur Seite steht. Leben thut' ich ohne Bedenken, denn warum soll ich verzweifeln, wenn mir etwas zusagt? sollte es auch meine Besorgnißheit ausdrücken, so daß' ich mich deren nicht zu schämen; table ich aber, so kann mir begegnen, daß ich etwas Fürtreffliches abweise, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung anderer zu die es besser verstehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde. Deßwegen bring' ich hier einiges Geschriebene, sogar Ueberzeugungen mit; denn ich traue in solchen Dingen meiner Nation so wenig als mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben." Er fing nunmehr nach erhaltener Erlaubniß folgendermaßen zu lesen an. —

Wenn wir aber uns bewegen finden diesen wertben Mann nicht lesen zu lassen, so werden es unsere Gönner wahrscheinlich geneigt aufnehmen, denn was oben gegen das Verweilen Wilhelms bei dieser Unterhaltung gesagt worden, gilt noch mehr in dem Falle, in welchem wir uns befinden. Unsere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen, und wenn dieser die und da schon mehr als völlig didaktisch geworden, so finden wir doch gerathen, die Geduld unserer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu stellen. Die Papiere, die und vorliegen, ordnenten wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen und fahren diesmal im Geschichtlichen ohne weiteres fort, da wir selbst ungeduldig sind daß das waltende Räthsel endlich aufgeklärt zu sehen.

Enthalten können wir uns aber dem nicht ferner einiges zu erwähnen was noch vor dem abendlichen Scheiden dieser edlen Gesellschaft zur Sprache kam. Wilhelm, nachdem er jener Vorlesung aufmerksam zugehört, äußerte ganz unbewunden: „hier vernehme ich von großen Naturgaben, Fähigkeiten und Fertigkeiten, und doch zuletzt, bei ihrer Anwendung, manches Bedenken. Sollte ich mich darüber uns Kurze fassen, so würde ich anstreben: große Gedanken und ein reines Herz, das ist's was wir uns von Gott erbitten sollen."

Diesen verständigen Worten Beifall gebend theilte die Versammlung sich auf; der Astronom aber versprach, Wilhelmen in dieser herrlichen klaren Nacht an den Wundern des geklärten Himmels vollkommen Theil nehmen zu lassen.

Nach einigen Stunden ließ der Astronom seinen Gast die Treppen zur Sternwarte hinaufwinden, und zuletzt auf die völlig freie Fläche eines runden hohen Thurmes heraustreten. Die heiterste Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Staunenden, welcher zum ersten Male das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte. Denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünstige Witterung die uns den Ganzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hause bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felsen, am meisten aber überall die innern Beunruhigungen des Gemüths, die uns alle Umsicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüstern sich bin und herbewegen.

Ergriffen und erstaunt hielt er sich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu sein, es überreicht unsre Fassungskraft, es drückt uns zu vernichten. Was bin ich dem gegen das All? sprach er zu seinem Geiste: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte stehen? Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: das Resultat unsres heutigen Abends ist ja auch das Räthsel gegenwärtigen Anerkennens. Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte die nach vielen Seiten hingezogen werden in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sie straft: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sodald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervorthut? Und selbst wenn es dir schwer würde diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß giebt.

Wer soll, wer kann aber auf sein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewissermaßen irre zu werden, da er meistens finden wird, daß sein Wollen richtig, sein Thun falsch, sein Begehren thätlich und sein Erlangen dennoch ernüchternd gewesen!

Wie oft daß du diese Gestirne leuchten gesehen und dabei sie dich nicht jederzeit anders gefunden? sie aber sind immer dieselbigen und stehen immer dasselbige: wir bezeichnen, wiederholen sie, durch unsern gesetzmäßigen Gang, Tag und Stunde; frage dich ands wie verhältst du dich zu Tag und Stunde? — Und so kann ich denn diesmal antworten: das gegenwärtigen Verhältnisses das' ich mich nicht zu schämen, meine Absicht ist, einen edlen Familienkreis in allen seinen Gliedern erwünscht verbunden beizustellen; der Weg ist bezeichnet. Ihn soll erforschen. Was edle Seelen auseinander hält, soll Hindernisse wegräumen und sollen auf welche Art sie auch seyen. Dieß darfst du vor diesen himmlischen Heerscharen bekennen; achteten sie deiner, sie würden zwar über deine Beschränktheit lächeln, aber sie ehrten gewiß deinen Vorsatz und begünstigten dessen Erfüllung.

Bei diesen Worten und Gedanken wendete er sich wieder zu sehen, da fiel ihm Jupiter in die Augen, das Glücksgestirn, so herrlich leuchtend als je; er nahm das Omen als günstig auf und verharrte freudig in diesem Anschauen eine Zeit lang.

Hierauf sogleich bezog ihn der Astronom herabzukommen und ließ ihn durch dieses Gestirn durch ein vollkommenes Fernrohr, in bedeutender Größe, begierig von seinen Monden, als ein himmlisches Wunder anschauen.

Als unser Freund lange darin verstanden geblieben, wendete er sich um und sprach zu dem Sternfreunde: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mir dieses Gestirn so über alles Maß näher gerückt. Als ich es vorhin sah, fand ich es im Verhältniß zu dem übrigen unpublicum des Himmels und zu mir selbst; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungskraft unverhältnißmäßig hervor und ich weiß nicht, ob ich die übrigen Schaaren gleicherweise herangeführen wünschen sollte. Sie werden mich einengen, mich beängstigen."

So ergieng sich nuter Freund nach seiner Gewohnheit weiter und es kam bei dieser Gelegenheit manches Unerwartete zur Sprache. Auf einiges Erwiedern des Kunstverständigen versetzte Wilhelm: „ich begreife recht gut, daß es euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das unaehemer Weitall nach und nach zu heranziehen wie ich hier den Planeten sah und sehe. Aber erlauben Sie mir es auszusprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel, wodurch wir unsern Sinnen zu Hülfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger als er ist, denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seinem innern Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt;

es gehört eine höhere Cultur dazu, deren nur vorzügliche Menſchen fähig ſind, inneres Wahres mit Reinem von außen herangerückten Falſchen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille ſehe, bin ich ein anderer Menſch und gefalle mir ſelbſt nicht; ich ſehe mehr als ich ſehen ſollte, die ſchärfer geſehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern und ich lege die Gläſer gewöhnlich wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieſes oder jenes in der Ferne beſchaffen ſeyn möchte, befriedigt iſt."

Auf einige ſcherzhafte Bemerkungen des Aſtronomen fuhr Wilhelm fort: „Wir werden dieſe Gläſer ſo wenig als irgend ein Maſchinenweſen aus der Welt bannen, aber dem Sittenbeobachter iſt es wichtig zu erforſchen und zu wiſſen, woher ſich manches in die Menſchheit eingeſchlichen hat, worüber man ſich beklagt. So bin ich z. B. überzeugt, daß die Gewohnheit Augenbrillen zu tragen an dem Dünkel unſerer jungen Leute hauptſächlich Schuld hat."

Unter dieſen Geſprächen war die Nacht weit vorgerückt, worauf der im Wachen bewährte Mann ſeinem jungen Freunde den Vorſchlag that ſich auf dem Feldbette niederzulegen und einige Zeit zu ſchlafen, um alsdann mit friſcherem Blick die dem Anfang der Sonne voreilende Venus, welche eben heute in ihrem vollendeten Glanze zu erſcheinen verſpräche, zu ſchauen und zu begrüßen.

Wilhelm, der ſich bis auf den Augenblick recht kraft und munter erhalten hatte, fühlte auf dieſe Anmuthung des wohlwollenden, vorſorglichen Mannes ſich wirklich erſchöpft, er legte ſich nieder und war augenblicklich in den tiefſten Schlaf geſunken.

Geweckt von dem Sternkundigen ſprang Wilhelm auf und eilte zum Fenſter, vor Staunen, ſtarrte er einen Augenblick, dann rief er enthuſiaſtiſch: „welche Herrlichkeit! welch ein Wunder!" Andere Worte des Entzückens folgten, aber ihm blieb der Anblick immer ein Wunder, ein großes Wunder.

„Daß Ihnen dieſes liebenswürdige Geſtirn, das heute in Fülle und Herrlichkeit wie ſelten erſcheint, überraſchend entgegen treten würde, kennt' ich vorausſehen, aber das darf ich wohl ausſprechen, ohne halt geſchollen zu werden, kein Wunder ſey' ich, durchaus kein Wunder!"

„Wie konnten Sie auch!" verſetzte Wilhelm, „da ich es mitbringe, da ich es in mir trage, da ich nicht weiß, wie mir geſchieht. Laſſen Sie mich noch immer ſtumm und ſtammelnd hinblicken, ſodann vernehmen Sie!" Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Ich lag ſanft, aber tief eingeſchlafen, da fand ich mich in den geſtrigen Saal verſetzt, aber allein. Der grüne Vorhang ging auf, Makarinens Seſſel bewegte ſich hervor, von ſelbſt wie ein belebtes Weſen; er glänzte golden, ihre Kleider ſchienen prieſterlich, ihr Anblick leuchtete ſanft; ich war im Begriff mich niederzuwerfen. Wolken entwickelten ſich um ihre Füße, ſtets gingen oben ſie flügelartig die heilige Geſtalt empor, an der Stelle ihres herrlichen Angeſichtes ſah ich zuletzt, zwiſchen ſich theilenden Gewölk, einen Stern blinken, der immer aufwärts getragen wurde und durch das eröffnete Deckengewölb ſich mit dem ganzen Sternhimmel vereinigte, der ſich immer zu verbreiten und allen zu umſchließen ſchien. In dem Augenblick weckten Sie mich auf; ſchlaftrunken taumle ich nach dem Fenſter, den Stern noch lebhaft in meinem Auge, und wie ich nun hinblicke — der Morgenſtern, von gleicher Sehnſucht, erfüllen vielleicht nicht von gleicher ſtrahlender Herrlichkeit, wirklich vor mir!

Dieſer wirkliche da draußen ſchwebende Stern ſetzt ſich an die Stelle des geträumten, er ſcheint auf was an dem erſcheinenden Herrlichſten war, aber ich ſchaue doch fort und fort, und Sie ſchauen ja mit mir was eigentlich vor meinen Augen zugleich mit dem Nebel des Schlafes hätte verſchwinden ſollen."

Der Aſtronom rief aus: „Wunder, ja Wunder! Sie wiſſen ſelbſt nicht, welche wunderſame Rede Sie führten. Möge dich nicht auf den Argwohn der Herrlichen bringen, welcher früher oder ſpäter eine ſolche Apotheoſe beſtrafen iſt."

Den andern Morgen eilte Wilhelm, um ſeinen Freund aufzuſuchen, der ſich früh ganz in der Stille weggeſchlichen hatte, nach dem Garten, den er zu ſeiner Verwunderung durch eine Anzahl Mädchen bearbeitet ſah; alle, wo nicht ſchön, doch feine bäuerliche, deren die das zwanzigſte Jahr erreicht zu haben ſchien. Sie waren verſchiedentlich gekleidet, als verſchiedenen Ortſchaften angehörig, thätig, heiter gruppirt und fortarbeitend.

Ihm begegnete Angela, welche die Arbeit anzuordnen und zu beurtheilen auf und abging; ihr lieh der Gaſt ſeine Verwunderung über eine ſo plötzlich lebenstüchtige Colonie vernehmen. „Dieſe," verſetzte ſie, „bleibt nicht aus, ändert ſich, aber bleibt immer dieſelbe. Denn mit dem zwanzigſten Jahr treten dieſe, ſo wie die ſämmtlichen Bewohnerinnen unſrer Stiftung, ins thätige Leben, meiſtens in den Eheſtand. Alle jungen Männer der Nachbarſchaft, die ſich eine wackere Gattin wünſchen, ſind aufmerkſam auf dasjenige, was ſich bei uns entwickelt. Auch ſind unſre Zöglinge hier nicht etwan eingekerkert, ſie haben ſich ſchon auf manchen Jahrmärkte umgeſehen, ſind geſehen worden, gewünſcht und verlobt; und ſo warten denn mehrere ſämmtlichen aufmerkſam, wenn bei uns wieder Platz wird um die Ihrigen einzuführen."

Nachdem dieſe Angelegenheit beſprochen war, konnte der Gaſt ſeiner neuen Freundin den Wunſch nicht bergen, daß geſtern Abend vorgeleſene nochmals durchzuſehen; „den Hauptſinn der Unterhaltung habe ich gefaßt," ſagte er: „nun möcht' ich aber auch das Einzelne, wovon die Rede war, näher kennen lernen."

„Dieſen Wunſch zu befriedigen," verſetzte jene, „finde ich mich glückſeligerweiſe ſogleich in dem Falle; das Verhältniß, das Ihnen ſo ſchnell zu unſerm Innerſten gegeben ward, berechtigt mich, Ihnen zu ſagen, daß jene Papiere ſchon in meinen Händen und von mir nebſt andern Blättern ſorgfältig aufgehoben werden. Meine Herrin, fuhr ſie fort, iſt von der Wichtigkeit des augenblicklichen Geſpräches lebhaft überzeugt; dabei gehe voraus, ſagt ſie, was kein Buch enthält und doch wieder das Beſte, was Bücher jemals enthalten haben. Deshalb machte ſie mir's zur Pflicht einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geiſtreichen Geſpräch, wie Samenkörner aus einer vielfältigen Pflanze, hervorſpringen. Iſt man treu, ſagte ſie, das Gegenwärtige feſt zu halten, ſo wird man erſt Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den beſten Gedanken ſchon aufgeſchrieben, das liebenswürdigſte Geſtirt ſchon aufgezeichnet finden. Hiedurch kommen wir zum Anſchauen jener Uebereinſtimmung, wenn der Menſch berufen iſt, wozu er ſich oft wider ſeinen Willen finden muß, da er ſich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an."

Angela fuhr fort dem Gaſte weiter zu vertrauen, daß dadurch ein bedeutendes Archiv entſtanden ſey, worunter ſie in ſchlaflosen Nächten manchmal ein Blatt Makarien vorlese; bei welcher Gelegenheit denn wieder auf eine merkwürdige Weiſe tauſend Einzelnheiten hervorſpringen, eben als wenn eine Maſſe Queckſilber

stellt und sich nach allen Seiten hin in die vielfachsten unzählbaren Kügelchen zertheilt.

Auf seine Frage: inwiefern dieses Archiv als Geheimniß bewahrt werde? eröffnete sie; daß allerdings nur die nächste Umgebung davon Kenntniß hatte, doch wolle sie es wohl verantworten und ihm, da er Lust bezeige, sogleich einige Hefte vorlegen.

Unter diesem Gartengespräche waren sie gegen das Zelt gelangt und in die Zimmer eines Seitengebäudes eingetreten, sagte sie lächelnd: „ich habe bei dieser Gelegenheit Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen, worauf Sie am wenigsten vorbereitet sind.“ Sie ließ ihn darauf durch einen Vorhang in ein Cabinet hineinblicken, wo er, erstlich zu großer Verwunderung, seinen Felix schreibend an einem Tischchen sitzen sah und sich nicht gleich diesen unerwarteten Fleiß entrathseln konnte. Bald aber ward er belehrt, als Angela ihm entdeckte, daß der Knabe jenen Augenblick seines Verschwindens dazu angewendet und erklärt, Schreiben und Reiten sey das Einzige, wozu er Lust habe.

Unser Freund ward sodann in ein Zimmer geführt, wo er in Schränken ringsum viele wohlgeordnete Papiere zu sehen hatte. Natürlich wandte er sich zu denjenigen auf den verschiedensten Inhalt, Einsicht und Ordnung leuchtete hervor. Als nun Wilhelm solche Vorsicht pries, eignete das Verdienst derselben Angela dem Hausfreunde zu; die Anlage nicht allein sondern auch in schwierigen Fällen die Einrichtung wisse er mit eigener Uebersicht bestimmt zu leiten. Darauf sagte sie die gestern vorgelesenen Manuscripte vor und verglich dem Besitzen sich derselben, so wie alles Uebrigen zu benutzen, und nicht nur Einsicht daran, sondern auch Absicht zu nehmen.

Hier nun mußte der Freund bekennen zu Werke gehen, denn es fand sich nur allzuviel Anpreisens und Wünschenswerthes; besonders achtete er die Hefte kurzer kaum zusammenhängender Sätze höchst schätzenswerth. Resultate waren es, die wenn wir nicht ihre Veranlassung wüßten, als paradox erscheinen, und aber nöthigen, vermittelst eines angekehrten Findens und Erfindens, rückwärts zu gehen und uns die Fixation solcher Gedanken vom weit her, von unten herauf, wo möglich zu vergegenwärtigen. Auch dergleichen dürfen wir aus eben angeführten Ursachen seinen Platz einräumen. Jetzo werden wir die erste sich darbietende Gelegenheit nicht versäumen und an schicklichen Orte auch das hier Gewonnene mit Ausmahl darzubringen wissen.

Am dritten Tage Morgens begab sich unser Freund zu Angela, und nicht ohne einige Verlegenheit fand er vor ihr. „Heute soll ich sprechen,“ sprach er, „und von der trefflichen Frau, bei der ich gestern den ganzen Tag leider nicht vorgelassen worden, meine letzten Aufträge erhalten. Hier nun liegt mir etwas auf dem Herzen, auf dem ganzen innern Sinn, worüber ich aufgeklärt zu seyn wünschte. Wenn es möglich ist, so gönnen Sie mir diese Wohlthat.“

„Ich glaube Sie zu verstehen,“ sagte die Angenehme, „doch sprechen Sie weiter.“ — „Ein wunderbarer Traum,“ fuhr er fort, „mittlere Worte des ernsten Sammelkundigen, ein abgesondertes verschlossenes Fach in dem zugänglichen Schranken, mit der Inschrift: Makariens Eigenheiten, diese Veranlassungen gesellen sich zu einer innern Stimme, die mir zuruft, die Bemühung um jene Himmelsblumen sey nicht etwa nur eine wissenschaftliche Liebhaberei, ein Bestreben nach Kenntniß des Sternenalls, vielmehr sey zu vermuthen: es liege hier ein ganz eigenes Verhältniß Makariens zu den Gestirnen verborgen, das zu erkennen mir höchst wichtig seyn müsse. Ich bin weder neugierig noch zudringlich, aber dieß ist ein so wichtiger Fall für den Geist- und Sinnbesitzer, daß ich mich nicht enthalten kann anzufragen: ob man zu so vielem Vertrauen nicht auch noch dieses Uebermaß zu vergönnen belieben möchte?“ — „Dieß zu gewähren bin ich berechtigt,“ versetzte die Gefällige. „Ihr merkwürdiger Traum ist einer Makarien ein Geheimniß geblieben, aber ich habe mit dem Hausfreund Ihr sonderbares geistiges Eingreifen, Ihr unvermitteltes Erfassen der tiefsten Geheimnisse betrachtet und überlegt, und wir dürfen uns ermuntern Sie weiter zu führen. Lassen Sie mich nun zuförderst gleichnißweise reden! Bei schwer begreiflichen Dingen thut man wohl sich auf diese Weise zu helfen.“

„Wie man von dem Dichter sagt, die Elemente der sittlichen Welt seyen in seiner Natur innerlichst verborgen und hätten sich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm nichts in der Welt zum Anschauen komme, was er nicht vorher in der Ahnung gehabt: eben so sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unsres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, verwandten sich immer deutlicher belebend, gründlich eingreifen. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, denn vergnügte sie sich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam sie hierüber zur Einheit und Beruhigung, als bis sie den Beistand, den Freund gewonnen hatte, dessen Verdienst Sie und sehen genugsam kennen lernten.“

„Als Mathematiker und Philosoph unablässig von Anfang, war er lange zweifelhaft, ob diese Anschauung nicht etwa anzuerkennen sey; denn Makarie mußte gelten den strengsten Unterricht in der Astronomie genossen und sich Lehrsätzlich damit beschäftigt zu haben. Dadurch berichtete sie aber auch: wie sie viele Jahre ihres Lebens die innern Erscheinungen mit den äußern Gestirnen zusammengehalten und verglichen, aber niemals hierin eine Uebereinstimmung finden können.“

„Der Weltende sich hierauf dasjenige was sie einmal, welches sie nur von Zeit zu Zeit ganz deutlich war, auf das genauste vortrugen, stellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß sie nicht sowohl das ganze Sternensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr gestalte als ein integrirender Theil darin bewege. Er verfuhr nach dieser Voraussetzung und seine Calcule wurden auf eine unglaubliche Weise durch ihre Antworten bestätigt.“

„Sonst nur darf ich Ihnen diesmal vertrauen und auch dieses eröffne ich nur mit der dringenden Bitte gegen niemanden hievon irgend ein Wort zu erwähnen. Denn sollte nicht jeder Verständige und Vernünftige, bei dem reinsten Wohlwollen, dergleichen Aeußerungen für Phantasien, für übelverstandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wissens halten und erklären? Die Familie selbst weiß nichts Näheres hievon, diese gebenken Andeutungen, die entscheidenden Gesichte sind es die bei den Ihrigen als Krankheit gelten, wodurch sie angenehmlich gehindert sey an der Welt und ihren Interessen Theil zu nehmen. Dieß, mein Freund, verwahren Sie im Stillen und lassen sich auch gegen Lenardo nichts merken.“

Gegen Abend ward unserer Wanderer Makarien neuerdings vorgestellt, gar manches anmuthig Belehrende kam zur Sprache, davon wir nachstehendes aufzeichnen.

Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese letzten sind gerade die bedeutendsten. In dieser Betrachtung hat mir vorzüglich der wunderbare Neffe Anlaß gegeben, der junge Mann, von dem Sie in der Familie manches Seltsame gehört haben, und den ich, wie die Meinigen sagen, mehr als billig, schonend und liebend behandle.

Von Jugend auf entwickelte sich in ihm eine gewisse muntere, technische Fertigkeit, der er sich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntniß und Meisterschaft fortschritt. Späterhin war alles was er von Reisen nach Hause schickte, immer das Künstlichste, Nützlichste, Feinste, Zarteste von Handarbeit, auf das Land hindeutend wo er sich eben befand und welches wir erraten sollten. Hieraus möchte man schließen, daß er ein trockner, unbetheiligender, in Aeußerlichkeiten befangener Mensch sey und bleibe; auch war er im Gespräch zum Eingreifen an allgemeinen sittlichen Betrachtungen nicht aufgelegt, aber er besaß im Stillen und Geheimen einen wunderbar feinen praktischen Tact des Guten und Bösen, des Löblichen und Unlöblichen, daß ich ihm weder gegen Aeltere noch Jüngere, weder gegen Obere noch Untere jemals habe fehlen sehen. Aber diese angeborne Gewissenhaftigkeit, ungeregelt wie sie war, bildete sich im Einzelnen zu grillenhafter Schwäche; er mochte sogar sich Pflichten erfinden, da wo sie nicht gefordert wurden, und sich ganz ohne Noth irgend einmal als Schuldner bekennen.

An seinem ganzen Reiseverfahren, besonders aber an dem Vorbereitungen zu seiner Wiederkunft, glaube ich, daß er wähnt, früher ein weibliches Wesen unseres Kreises verletzt zu haben, deren Schicksal ihn jetzt beunruhigt, wovon er sich befreit und erlöst fühlen würde, sobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe, und das Weitere wird Angela mit Ihnen besprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unsrer Familie ein glückliches Zusammenfinden. Aufrichtig gestanden: ich wünschte ihn auf dieser Erde nochmals zu sehen, und im Abscheiden ihn herzlich zu segnen.

Elftes Capitel.

Das nußbraune Mädchen.

Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau aufgerichtet, versetzte Lenarde mit einem Lächeln: „So sehr ich Ihnen verbunden bin für das was ich durch Sie erfahre, so muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?“ Der andere besann sich einen Augenblick. „Ja,“ sagte er darauf, „ich entsinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Baterine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheirathet sey und sich in einem wünschenswerthen Zustande befinde.“

„Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen,“ versetzte Lenarde. „Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche.“

„Es ziemt sich nicht für mich zu fragen, welch Verhältniß Sie zu ihr gehabt,“ sagte Wilhelm; „ahnung. Sie können ruhig sein, wenn Sie auf meine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil nehmen.“

„Es ist das wunderlichste Verhältniß von der Welt,“ sagte Lenarde; „keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man sich's denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich seine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zaudernder Zustand, daß die Furcht, in unsere Wohnung zurückzukehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe.“

„Denn glauben Sie,“ fuhr er fort, „ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen, die man kennt, auf gewisse Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wieder zu finden, und so denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu sein. Um dieß einzige Wesen war es mir zu thun, dessen Zustand sich verändern mußte, und sich. Dank sey es dem Himmel, ins Bessere verändert hat.“

„Sie machen mich neugierig,“ sagte Wilhelm. „Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten.“

„Ich halte es wenigstens dafür,“ versetzte Lenarde, und fing seine Erzählung folgendermaßen an.

„Die herkömmliche Kreisfahrt durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu vollenden, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung aber ich von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr seinen Reiz, jenehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, ehe wir es uns alle versahen.

„Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu thun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu Stande bringt, und inzwischen alles Andere ruhen und schweigen muß. Weshalb er denn freilich vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Particuliers zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er sich sogleich zu fassen. Einige Banken die er unternommen, ja sogar angefangen hatte, wurden eingestellt, und weil er sein Erspartes niemals angreifen will, so sah er sich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächste war, aufstehende Schulden, besonders Pachtreste einzusassiren; denn auch dieses gehörte mit zu seiner Art und Weise, daß er gegen Schuldner nachsichtig war, so lange er bis auf einen gewissen Grad selbst nichts bedurfte. Sein Geschäftsmann erhielt die Liste; diesem war die Ausführung überlassen. Von Einigen erhielten wir nichts: nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pachter eines unserer Güter, mit dem der Oheim lange Gerauf gehabt hatte, endlich wirklich aufgetrieben, seine Contum zu sträflichem Ersatz des Ausfalls unbezahlten und das Gut anderweit verpachtet werden sollte. Es war dieser Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie seines Gleichen, davon klug und thätig; wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche als Haushalter gescholten. Nach seiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, es sie seien rüstig und entschlossen zu werden versprach, doch viel zu jung, um entstehenden einzugreifen; genug es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können.“

„Ich hatte meine Reiſe im Sinn, und die Mittel dazu muſte ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Einſchiffen ging an, die Augenblicke drängten ſich. Eines Abends durchſtrich ich noch einmal den Park, um Abſchied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn ſo hieß das Mädchen; das andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Geſichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg.“

Lenarde hielt einen Augenblick nachdenkend inne. „Wie iſt mir denn?“ ſagte er: „dieß ſie auch Valerine? Ja doch,“ fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für ſie, ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache ſtand, und ich wohl ſah, daß es ſchwer, ja unmöglich ſeyn würde, in dieſem Augenblick etwas für ſie zu thun, ſo ſagte ich's ihr aufrichtig, und ſetzte die eigne Schuld ihres Vaters in ein ungünſtiges Licht.“

„Sie antwortete mir darauf mit ſo viel Klarheit und zugleich mit ſo viel kindlicher Schonung und Liebe, daß ſie mich ganz für ſich einnahm und daß ich wöre es meine eigene Caſſe geweſen, ſie ſogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren ſeine Anſtalten, ſeine Befehle; bei ſeiner Denkweiſe, bei dem was bisher ſchon geſchehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Verſprechen heiligen. Wer etwas von mir verlangte, ſetzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es ſo angewöhnt abzuſchlagen, daß ich ſogar das nicht verſprach, was ich zu halten gedachte. Dieſe Gewohnheit kam mir auch diesmal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verſtand, und ich leugne nicht, daß ſie mir am Ende ſelbſt zu hart vorkamen. Wir hatten ſchon einigemal daſſelbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth ſie bereiter machte, ein unvermeidliches Unterjoch, den ſie vor ſich ſah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr geſtaltes Weſen verlies ſie nicht ganz; aber ſie ſprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelaſſenheit beobachtete, bebte ſich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünſchte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag ſie zu meinen Füßen; hatte meine Hand gefaßt, gefüßt, und ſah ſo gut, ſo tief denkwürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner ſelbſt nicht bewußt war. Schnell ſagte ich, indem ich ſie aufhob: ich will das Möglichſte thun, beruhige dich mein Kind; und ſo wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmöglichſte! rief ſie mir nach. — Ich weiß nicht mehr was ich ſagen wollte, aber ich ſagte: ich will, und flohe. Thun Sie's! rief ſie auf einmal, mit einem Ausdruck von himmliſcher Hoffnung. Ich grüßte ſie und eilte fort.“

„Den Oheim wollte ich nicht zuerſt angehen; denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn nicht an das Einzelne erinnern durfte, wenn er ſich das Ganze vorgeſetzt hatte. Ich ſuchte den Geſchäftsträger; er war weggeritten; Gäſte kamen den Abend, Freunde, die Abſchied nehmen wollten. Man ſpielte, man ſpeiſte bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerſtreuung verwiſchte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geſchäftsträger kam zurück, er war geſchäftiger und überdrängter als nie. Jedermann fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit mich zu hören; doch machte ich einen Verſuch ihn feſtzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, ſo wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel um Gotteswillen davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen. Der Tag meiner Abreiſe war feſtgeſetzt; ich hatte Briefe zu ſchreiben, Gäſte zu empfangen, Beſuche in der Nachbarſchaft abzuſtatten. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geſchäft der Abreiſe zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch als mir der Geſchäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unſere Gebungelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals für Valerinens Vater zu bitten.“

„Lieber Baron, ſagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur ſo etwas einfallen? Ich habe heute ohnedies mit Ihrem Oheim einen ſchweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben um ſich hier loszumachen, belauft ſich weit höher als wir glaubten. Dieß iſt zwar ganz natürlich, aber doch beſchwerlich. Beſonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan ſcheint und noch manches hinten nach hinkt; das iſt nun aber oft ſo und wir andern müſſen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausſtehenden Schulden eingetrieben werden ſollen, hat er ſich ſelbſt ein Geſetz gemacht; er iſt darüber mit ſich einig und man möchte ihn wohl ſchwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es iſt ganz vergebens.“

„Ich ließ mich mit meinem Geſuch zurückſchrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhänge, gelind und billig zu verfahren. Er verſprach alles, nach Art ſolcher Perſonen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerſtreuung wuchs: ich ſaß im Wagen und bebte jedem Antheil, den ich zu Hauſe haben konnte, den Rücken.“

„Ein lebhafter Eindruck iſt wie eine andere Wunde; man fühlt ſie nicht, indem man ſie empfängt. Erſt ſpäter fängt ſie an zu ſchmerzen und zu eitern. Mir ging es ſo mit jener Bearbeitung im Garten. So oft ich einſam, ſo oft ich unterhaltſamſt war, trat mir jenes Bild des flehenden Mädchens, mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz, wo ſie kniete, dem Weg den ich einſchlug mich von ihr zu entfernen, das Ganze zuſammen wie ein friſches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöſchlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen bedeckt, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte. Immer trat er in jeder ſtillen Stunde hervor, und je länger es währte, deſto ſchmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundſätze, meine Gewohnheit aufgeladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur ſtotternd, zum erſten Mal in ſolchem Falle verleugnet.“

„Ich verſetzte mich in den erſten Briefen unſerm Geſchäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatoriſch. Dann ſetzte er aus dieſen Punkt zu erwiedern; dann waren ſeine Worte zweideutig, zuletzt ſchwieg er ganz. Die Entfernung wuchs, mehr Gegenſtände traten zwiſchen mich und meine Heimath; ich ward zu mancherlei Betrachtungen, mancher Thätigkeit aufgefordert; das Bild verſchwand, das Mädchen ſah bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Briefe, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeugen, mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen fehlenden Zuſtand mit allen ſeinen Bedingungen beinahe verſchwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hauſe näherte, da ich meiner Familie, was ich

wieder entbehrt, mit Zinsen zu erstatten gedenke, jetzt überfällt mich diese wunderliche Reue — ich muß sie selbst wunderlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Gestalt des Mädchens steigt auf mit den Gestalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr als zu vernehmen, sie sey in dem Unfalle, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen: denn mir schien mein Unterlassen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schicksals. Schon tausendmal habe ich mir gesagt, daß dieses Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit sey, daß ich früh zu jenem Gelag: nie zu versprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun scheint sich eben die Reue, die ich gefloh'n, an mir zu rächen, indem sie diesen Fall statt tausend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei ist das Bild, die Vorstellung, die mich ängstet, so angenehm, so liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, so scheint der Kuß, den sie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Lenarde schwieg, und Wilhelm versetzte schnell und lebhaft: „So hätte ich Ihnen denn keinen erbärmlichen Dienst erzeigen können, als durch den Nachtrag meines Vortrags, wie manchmal in einem Postscript das Interessanteste des Briefes enthalten seyn kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß ist sie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbesitzers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch beim Abschied versicherte."

„Schön," sagte Lenarde: „nun hält mich nichts ab. Sie haben mich absolvirt und wir wollen so gleich zu den Meinigen, die mich obnedem länger als billig ist erwarten. Wilhelm erwiderte darauf: „Weiter kann ich Sie nicht begleiten: denn eine sonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen, und die Orte, die ich verlasse, in einem Jahr nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieser Sonderbarkeit nicht aussprechen darf."

„Es thut mir sehr leid," sagte Lenarde, „daß wir Sie so bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege sind mir wohlzuthun, so könnten Sie mich sehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen besuchen, sich von ihrem Zustand genau unterrichten und mir alsdann schriftlich oder mündlich — der dritte Ort einer Zusammenkunft wird sich schon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten."

Der Vorschlag wurde weiter besprochen! Vater eines Aufenthalt hatte man Wilhelmen genannt. Er übernahm es sie zu besuchen; ein dritter Ort wurde festgesetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen sollte, der indessen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenarde und Wilhelm hatten ihren Weg, neben einander reitend, auf angenehmen Wiesen unter mancherlei Gesprächen eine Zeit lang fortgesetzt, als sie sich nunmehr der Landstraße näherten und den Wagen des Barons erwarteten, der, von seinem Herrn begleitet, die Heimath wieder finden sollte. Hier wollten die Freunde sich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen, freundlichen Worten Abschied und versprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

„Wenn ich bedenke," versetzte Lenarde, „daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum sollte ich Valerinen nicht selbst aufsuchen? warum nicht selbst von ihrem glücklichen Zustande mich überzeugen? Sie waren so freundlich sich zum Boten anzubieten; warum wollten Sie nicht mein Begleiter seyn? Denn einen Begleiter muß ich haben, einen stillen Beistand, wie man sich rechtliche Beistände nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachsen zu seyn glaubt."

Die Einreden Wilhelms, daß man zu Hause den so lange Abwesenden erwarte, daß es einen sonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenarde, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muthe war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was sie bei der Ankunft sagen sollten, und die Freunde schlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinens Wohnort führte. Die Gegend schien reich und fruchtbar und der wahre Sitz des Landbaues. Es war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinens Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt bestellt. Wilhelm hatte Zeit die Landschaft genau zu betrachten, indem Lenarde schweigend neben ihm ritt. Endlich fing dieser an: „Ein anderer an meiner Stelle würde sich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern suchen: denn es ist immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren ersten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Verstummung und Unwahrheit davor sicher stelle. Unwahrheit kann uns eben so sehr in Verlegenheit setzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen wie oft und viele edle Ziele uns, so möchte es doch immer der Mühe werth seyn, sich ein für allemal den Wahren zu ergeben. Lassen Sie uns also getrost verwärts gehen ich will mich nennen und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen."

Nun waren sie an den Gutshof gekommen, und stiegen in dem Bezirk behalben ab. Ein ansehnlicher Mann, einfach gekleidet, den sie für einen Pachter hatten kennten, trat ihnen entgegen und kündigte sich als Herrn des Hauses an. Lenarde nannte sich, und der Besitzer schien höchst erfreut, ihn zu sehen und kennen zu lernen. „Was wird meine Frau sagen," rief er aus, „wenn sie den Neffen ihrer Wohlthäters wieder sieht! Nicht genug kann sie erwähnen und erzählen, was sie und ihr Vater Ihrem Oheim schuldig ist."

Welche sonderbaren Betrachtungen kreuzten sich schnell in Lenarde's Geist. Verstellt dieser Mann, der so redlich aussieht, seine Bitterkeit hinter ein freundlich Gesicht und glatte Worte? Ist er im Stande, seinen Vorwürfen eine so gefällige Außenseite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht diese Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben seyn? Oder, so dachte er sich mit schneller Hoffnung, ist die Sache nicht so übel gewerden als du denkst? denn eine ganz bestimmte Nachricht hast du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechselten hin und her, indem der Hausherr anspannen ließ, um seine Gattin holen zu lassen, die in der Nachbarschaft einen Besuch machte.

„Wenn ich Sie indessen, bis meine Frau kommt, auf meine Weise unterhalten und zugleich meine Geschäfte fortsetzen darf, so machen Sie einige Schritte mit mir aufs Feld, und sehen sich um, wie ich meine Wirthschaft betreibe: denn gewiß ist Ihnen, als einem großen Gutsbesitzer, nichts angelegener, als die edle Wissenschaft, die edle Kunst des Feldbaues."

So treibt sie's fort mit Spiel und Lachen;
Es hofft der oft betrogne Thor;
Doch will er sich ein Bißchen unnütz machen,
Hält sie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon sie wohl einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, fest
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie suche, schaudre, wieder fliehe —
So läßt sie den zerstörten Armen gehn,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.

Lenardo widerſprach nicht; Wilhelm unterrichtete ſich gern; und der Landmann hatte ſeinen Grund und Boden, den er unumſchränkt beſaß und beherrſchte, vollkommen gut inne; was er vornahm war der Abſicht gemäß; was er ſäete und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Urſachen ſo deutlich anzugeben, daß es ein jeder begriff und ſich möglich gehalten hätte, daſſelbe zu thun und zu leiſten: ein Wahn in den man leicht verfällt, wenn man einem Meiſter zuſieht, dem alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden ergetzten ſich ſehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine ſchwache Seite zeigen, die freilich an jedem zu bemerken iſt, der ſich einem Gegenſtand ausſchließlich ergiebt.“ Er führte ſie auf ſeinen Hof, zeigte ihnen ſeine Werkzeuge, den Vorrath derſelben, ſo wie den Vorrath von allem erdenklichen Geräthe und deſſen Zubehör. „Man tadelte mich oft,“ ſagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht ſchelten. Glücklich iſt der, dem ſein Geſchäft auch zur Puppe wird, der mit denſelben zuletzt noch ſpielt und ſich an dem ergetzt, was ihm ſein Zuſtand zur Pflicht macht.“

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Beſonders erfreute ſich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieſer Mann aufgelegt ſchien, und verfehlte nicht ſie zu erwiedern; indeſſen Lenardo, mehr in ſich gekehrt, an dem Glück Valerinens, das er in dieſem Zuſtande für gewiß hielt, ſtillen Theil nahm, obgleich mit einem leiſen Gefühl von Unbehagen, von dem er ſich ſeine Rechenſchaft zu geben wußte.

Man war ſchon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Beſitzerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erſtaunte, wie erſchrak Lenardo, als er ſie ausſteigen ſah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, aber blond, mit allen Vortheilen die Blondinen eigen ſind.

Dieſe Schönheit, dieſe Anmuth erſchreckte Lenardo'n. Seine Augen hatten das braune Mädchen gefaßt; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieſer Züge erinnerte er ſich; ihre Anrede, ihr Betragen verriethen ihm bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Anſehen ſtand, deßhalb denn auch dieſer bei der Ausſtattung viel gethan, und den neuen Paare behülflich geweſen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße freudlich erzählt, mit einer Freude, wie ſie die Ueberraſchung einer Wiederſehens ungezwungen äußern läßt. Da man ſich wieder erkannt, wurde getragt; die Veränderungen der Geſtalt wurden betrachtet, welche merklich genug bei Perſonen dieſes Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber doppelt liebenswürdig, wenn Zufriedenheit ſie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zuſtande heraushob. Die Geſellſchaft ward geſprächig und die Unterhaltung ſo lebhaft, daß Lenardo ſich faſſen und ſeine Beſtürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geſchwind genug von dieſem ſeltſamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that ſein Möglichſtes um dieſen beizuſtehen; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen geſehen, ſich ihrer erinnert, bei ihr eingekehrt ſey, ließ ſie auch nicht den mindeſten Verdacht ſchöpfen, daß hier eine andere Abſicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beiſammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Geſpräch ſich ſehnten, das denn auch endlich begann, als ſie ſich in dem Gaſtzimmer allein fanden.

„Ich ſoll, ſo ſcheint es,“ ſagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt ſie. Dieſe blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man ſeine Schönheit nennen durfte, ſpielen ſehen; ja ich trieb mich ſelbſt mit ihnen, obgleich ſo vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringſten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der einen behalten und ihn der andern beigelegt. Nun finde ich die, die mich nicht angeht, nach ihrer Weiſe über die Maßen glücklich, indeſſen die andere, wer weiß wo hin, in die Welt geworfen iſt.“

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen ihre Gäſte zu ſehen hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht mit welchen Geſinnungen ſie zum Frühſtück kamen. Wilhelm, der wohl einſah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Lenardo ſich in der peinlichſten Lage befinde, brachte das Geſpräch auf frühere Zeiten, auf Geſpielen, aufs Local, das er ſelbſt kannte, auf andere Erinnerungen, ſo daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam des nußbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszuſprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Rosette gehört, ſo entſann er ſich deſſen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Buttenden zurück, mit einer ſeltſamen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Ausſtattung des frommen Pachters, ſeine Reſignation und ſeinen Abzug erzählte, und wie er ſich auf ſeine Tochter gefreut, die ein kleines Bündel getragen. Lenardo glaubte zu verſinken. Unglücklicher und glücklicher Weiſe ergriff ſich Valerine in einer gewiſſen Unruhigkeit, die Lenardo'n das Herz zerreißend, ihm dennoch möglich machte, mit Beihülfe ſeines Gefährten, einige Faſſung zu zeigen.

Man ſchied unter vielen, aufrichtigen Bitten des Eheraars um baldige Wiederkunft und einer beiderſeitig verbindlichen Zuſage beider Gäſte. Und wie dem Menſchen, der ſich ſelbſt was Gutes gönnt, alles zum Glück geſchlagt, ſo legte Valerine zuletzt das Schweichen Lenardo'n ſeine fürchterliche Zerſtreuung beim Abſchied, ſein baldiges Wiederſehen zu ihrem Vortheil aus, und konnte ſich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten an einer wiederaufwachenden, oder neu entſtehenden Neigung, wie ſie ſich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach dieſem ſonderbaren Ereigniß ſagte Lenardo: „daß wir, bei ſo ſchönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen ſcheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen tröſten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entzogen gehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat. Sie, dem es bei ſeiner eigenthümlichen Sendung, gleichgültig iſt, wohin und wozu er ſeinen Weg richtet. Nehmen Sie es über ſich Nachrichten aufzuſuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Iſt ſie glücklich, ſo bin ich zufrieden; iſt ſie unglücklich, ſo helfen Sie ihr auf meine Koſten. Handeln Sie ohne Rückſichten, ſparen, ſchonen Sie nichts.“

„Nach welcher Weltgegend aber,“ ſagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben wie ſoll ich damit begabt ſeyn?“

„Hören Sie!“ antwortete Lenardo: „in voriger Nacht, wo Sie mich als einen Verzweifelnden raſtlos auf- und abgehen ſahen, wo ich leidenſchaftlich in Kopf und Herzen alles durcheinander warf, da kam ein alter Freund mir vor den Geiſt, ein würdiger Mann, der, ohne mich eben zu bofmeiſtern, auf meine Jugend großen Einfluß gehabt hat. Gern hätt' ich mir ihn, wenigſtens theilweiſe, als Reiſegefährten erbeten, wenn er nicht wunderſam durch die ſchönſten Kunſt- und altertümlichen Seltenheiten an ſeine Wohnung gekettet wäre, die er nur auf Augenblicke verläßt. Dieſer, weiß ich, genießt einer ausgebreiteten Bekanntſchaft mit allem was in dieſer Welt durch irgend einen edlen Faden verbunden iſt; zu ihm eilen Sie, ihm erzählen Sie, wie ich es vorgetragen, und es ſteht zu hoffen, daß ihm ſein ſortes Gefühl irgend einen Ort, eine Gegend anzudeuten werde, wo ſie zu finden ſeyn möchte. In meiner Bedrängniß hielt es mir ein, daß der Vater des Kindes ſich zu den Frommen zählte und ich ward im Augenblick fromm genug mich an die moraliſche Wetterordnung zu wenden und zu bitten: ſie möge ſich hier, zu meinen Gunſten, einmal wunderbar gnädig offenbaren.“

„Noch eine Schwierigkeit,“ verſetzte Wilhelm, „bleibt jedoch zu heben: wo ſoll ich mit meinem Fritz hin? denn auf ſo ganz ungewiſſen Wegen möcht' ich ihn nicht mit mir führen und ihn doch auch nicht gerne von mir laſſen; denn mir dünkt der Sohn entwickelte ſich nirgends beſſer als in Gegenwart des Vaters.“

„Irrweg!“ erwiderte Lenardo, „dieß iſt ein doſſer väterlicher Irrthum: der Vater behält immer eine Art von beſpotiſchem Verhältniß zu dem Sohn, deſſen Tugenden er nicht anerkennt und an deſſen Fehlern er ſich freut; deßwegen die Alten ſchon zu ſagen pflegten, der Helden Söhne werden Taugenichtſe, und ich habe mich weit genug in der Welt umgeſehen um hierüber uns klare zu kommen. Glücklicherweiſe wird unſer alter Freund, an den ich Ihnen ſogleich ein eiliges Schreiben verfaſſe, auch hierüber die beſte Auskunft geben. Als ich ihn vor Jahren das letzte Mal ſah, erzählte er mir gar manches von einer pädagogiſchen Verbindung, die ich nur für eine Art von Utopien halten konnte; es ſchien mir alles ſo, unter dem Bilde der Wirklichkeit, eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorſchlägen und Verſuchen gemeint, die freilich zuſammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl ſchwerlich zuſammentreffen möchten. Weil ich ihn aber kenne, weil er gern durch Bilder das Möglichſte und Unmöglichſte verwirklichen mag, ſo ließ ich es gut ſeyn und nun kommt es mir zu Gute; er weiß gewiß Ihnen Ort und Umſtände zu bezeichnen, wenn Sie Ihren Knaben getroſt vertrauen und von einer weiſen Leitung das Beſte hoffen können.“

Im Dahinreiten ſich auf dieſe Weiſe unterhaltend, erblickten ſie eine edle Villa, die Gebäude im ernſtfreundlichen Geſchmack, freien Vertrauen und in weiter würdiger Umgebung wohlerhaltene Bäume; Thüren und Schalten aber durchaus verſchloſſen, alles einſam doch wohlerhalten anzuſehen. Von einem ältlichen Manne, der ſich am Eingang zu beſchäftigen ſchien, erfuhren ſie: dieß ſey das Erbtheil eines jungen Mannes, dem es von ſeinem, in hohem Alter erſt kurz verſtorbenen Vater ſo eben hinterlaſſen worden.

Auf weiteres Befragen wurden ſie belehrt: dem Erben ſey hier leider alles zu ſeyerlig, er habe hier nichts mehr zu thun und das Verbannene zu genießen ſey gerade nicht ſeine Sache; deßwegen er ſich denn ein Local näher am Gewirge ausgedacht, wo er für ſich und ſeine Geſellen Meerkatzen baue und eine Art von jägeriſcher Einſiedelei anlegen wolle. Alles den Verſtändigen ſelbſt betraf, vernahmen ſie, er ſey der mitgeerbte Caſtellan, ſorge aufs genaueſte für Erhaltung und Reinlichkeit, damit irgend ein Enkel, in die Neigung und Beſitzung des Großvaters eingreifend, alles finde wie dieſer es verlaſſen hat.

Nachdem ſie ihren Weg einige Zeit ſtillſchweigend fortgeſetzt, begann Lenardo mit der Betrachtung, daß es die Eigenheit des Menſchen ſey von vorn anfangen zu wollen; worauf der Freund erwiederte, dieß laſſe ſich wohl erklären und entſchuldigen, weil doch, genau genommen, jeder wirklich von vorn anfängt. „Sind doch,“ rief er aus, „meinem die Leiden erlaſſen, von denen ſeine Vorfahren geplagt waren, kann man ihm verdenken, daß er von ihren Freuden nichts wiſſen will?“

Lenardo verſetzte hierauf: „Sie ermuthigen mich zu geſtehen, daß ich eigentlich auf nichts gerne warten mag, als auf das, was ich ſelbſt geſchaffen habe. Niemals mocht' ich einen Diener, den ich nicht von Knaben heraufgebildet, kein Pferd, das ich nicht ſelbſt zugeritten. Im Geſetz dieſer Sinnesart will ich denn auch gern bekennen, daß ich unwiderſtehlich nach uranfänglichen Zuſtänden hingezogen werde, daß meine Reiſen durch alle vorgeſchrittenen Länder und Völker dieſe Gefühle nicht abſtumpfen können, daß meine Einſiedlungsluſt ſich über dem Meer ein Behagen ſtatte, und daß ein dürftig vernachläſſigter Familienſitz in jenen friſchen Gegenden mich hoffen läßt, ein im Stillen gehäufter, meinen Wünſchen genau nach und nach heranreifender Plan werde ſich endlich ausführen laſſen.“

„Dagegen wüßt' ich nichts einzuwenden,“ verſetzte Wilhelm, „ein ſolcher Gedanke iſt Neue und Unbeſtimmte gewendet, hat etwas Eigenes. Greifts. Nur bitt' ich zu bedenken, daß ein ſolches Unternehmen nur einer Geſammtheit glücken kann. Sie geben hinüber und finden dort ſchon Familienbeſitzungen wie ich weiß; die Meinigen hegen gleiche Pläne und haben ſich dort ſchon angeſiedelt; vereinigen Sie ſich mit dieſen unſichtigen, klugen und kräftigen Menſchen, für beide Theile muß ſich dadurch das Geſchäft erleichtern und erweitern.“

Unter ſolchen Geſprächen waren die Freunde an den Ort gelangt, wo ſie nunmehr ſcheiden ſollten, beide ſetzten ſich nieder zu ſchreiben; Lenardo empfahl ſeinen Freund dem oberwähnten ſonderbaren Mann, Wilhelm trug den Zuſtand ſeines neuen Lebensgenoſſen den Verbündeten vor, woraus, wie natürlich, ein Empfehlungsſchreiben entſtand; worin er zum Schluß auch ſeine, mit Jarno beſprochene Angelegenheit empfahl und die Gründe nochmals auseinander ſetzte, warum er von der unbequemen Bedingung, die ihn zum ewigen Juden ſtempelte, bald möglichſt befreit zu ſeyn wünſchte.

Beim Austauſchen dieſer Briefe ſchien jedoch Lenardo ſich Wilhelm nicht erweitern ſeinem Freund nochmals gewiſſe Bedenklichkeiten aus Herz zu legen.

„Ich hatte es,“ ſprach er, „in meiner Lage für den wünſchenswertheſten Auftrag, Sie, edler Mann, von einer Genelühmnrube zu befreien und zugleich ein menſchliches Geſchäft aus dem Elende zu retten, wenn es ſich darin befinden ſollte. Ein ſolches Ziel kann man als einen Stern anſehen, nach dem man

ſchrift. Wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabei die Gefahr nicht benennen, in der Sie auf jeden Fall noch immer ſchweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus ſein Wort zu geben ablehnt, ich würde von Ihnen das Verſprechen verlangen, durchaus weibliche Kleider, das Ihnen ſo theurer zu ſtehen kömmt, nicht wieder zu legen, ſich zu bequemen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohl geht; es ſey nun, daß ich ſie wirklich glücklich finde, oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich ſie aber zu einem Verſprechen weder vermögen kann noch will, ſo beſchwöre ich Sie bei allem was Ihnen werth und heilig iſt, ſich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund zu Liebe, keine Annäherung, es ſey unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermißten ſich zu erlauben; wenn wir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich ſie finde, die Gegend, wo ich ſie laſſe, näher bezeichne, aber gar ausſtreiche: Sie glauben meinem Wort, daß ich ihr wohlgehe und ſind ſodann ſchon und beruhigt."

Lenardo lächelte und verſetzte: „Leiſten Sie mir dieſen Dienſt und ich werde dankbar ſeyn. Was Sie thun wollen und können, ſey Ihnen anheim gegeben und mich überlaſſen Sie der Zeit, dem Verhalte und wo möglich der Vernunft."

„Verzeihen Sie," verſetzte Wilhelm, „wer jedes weiß, unter welchen ſeltſamen Formen die Neigung bei uns einſchleicht, dem muß es bange werden, wenn er vorausſieht, ein Freund könne haßenswerthe wünſchen, was ihm in ſeinen Zuſtänden, ſeinen Verhältniſſen verderbliche Unfälle und Verwirrung bringen müßte."

„So beſe," ſagte Lenardo, „wenn ich das Mädchen allerdings weiß, um ſie bin ich."

Die Freunde ſchieden, jeder nach ſeiner Seite.

Zwölftes Capitel.

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin ſein Brief lautete. Er fand ſie heiter und wohlgebaut, allein der neuen Anlagen jenſeit nur allzuviele. Daß ſie kaum vorher durch einen Brand möchte verheert ſeyn. Die Adreſſe ſeines Briefes führte ihn zu dem letztern, kleinern, verſtändigen Theil, an ein Haus von altem, ernſtem Bauart, dem wohlerhaltnen und reinlichen Anſehns. Treue Fenſterſcheiben, wunderlich geſtalt, deuteten auf ehrenfeſte Innenwand von innen. Und ſo entſprach denn auch wirklich das Innere dem Aeußern. In ſaubern Räumen zeigten ſich überall Gerathſchaften, die ſeit einigen Generationen mochten gedient haben, unterminirt mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich anfangs getäfelten Zimmer. Viele Uhren hatten ſchon manchen Geburts- und Sterbeſtunde geſchlagen, und was unherſtand erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergehen könne.

Der Antwortende gab ſeinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bei Seite legte und in einem heitern Geſpräche ſeinen Gaſt unmittelbar kennen zu lernen ſuchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm, gegen ſonſtige Gewohnheit, ſeine Blicke beobachtend im Zimmer umherſchweifen ließ, ſagte der gute Alte: „meine Umgebung erregt ihre Aufmerkſamkeit. Sie ſehen hier, wie lange etwas dauern kann, und man muß doch auch derjenigen ſehen, zum Gegengewicht deſſen was in der Welt ſo ſchnell wechſelt und ſich verändert. Dieſer Theetiſch diente ſchon meinen Eltern und war ein Hauptzug unſerer abendlichen Familienverſammlungen; dieſer ungeheure Kaminſchirm ſchützt auch noch immer vor dem Feuer, das viele alte mächtige Jahre anfährt; und ſo geht es durch alles durch. Antheil und Thätigkeit kennt ich daher auf gar viele andere Gegenſtände wenden, weil ich mich mit der Verwahrung dieſer andern Beſitzthümer, die ſo vielen Menſchen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beſchäftige. Eine liebevolle Aufmerkſamkeit, auf das was der Menſch beſitzt, macht ihn reich, indem er ſich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stockuhr, dem geliebten Mädchen, Abſchied nehmend, entwendete, den Bußenſtreif damit zuſtellte, und dieſen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen, mehrjährigen Reiſe wieder zurückbrachte. Uns andern kleinen Menſchen iſt dieß wohl als eine Tugend anzurechnen."

„Manches bringt wohl auch," verſetzte Wilhelm, „von einer ſo weiten großen Reiſe einen Schatz im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre." Der Alte ſchien von Lenardo's Zuſtande nichts zu wiſſen, ob er gleich den Brief inzwiſchen erbrochen und geleſen hatte. Denn er ging zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück. „Die Beharrlichkeit auf dem Beſitz," fuhr er fort, „gibt und in manchen Fällen die größte Energie. Dieſem Eigenſinn bin ich die Rettung meines Hauſes ſchuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bei mir löſchen und retten. Ich verwehrt, befahl Fenſter und Thüren zuzuſchließen und wandte mich mit meinen Leuten gegen die Flamme. Unſerer Anſtrengung gelang es, dieſen Zipfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen fand alles noch bei mir, wie Sie es ſehen und wie es beinahe ſeit hundert Jahren geſtanden hat." „Mit allem dem," ſagte Wilhelm, „werden Sie mir geſtehen, daß der Menſch der Veränderung nicht widerſteht, welche die Zeit hervorbringt." „Gewiß," ſagte der Alte, „aber doch der am längſten ſich erhält, hat auch etwas gethan."

„Ja wohl über unſer Dauern kommt uns wir übrig zu erhalten und zu ſichern; wir überliefern Kommende wir übertragen Geſinnungen ſo gut als Beſitz, und da mir es nun vorzüglich um den letztern zu thun iſt, ſo hab' ich deshalb ſeit langer Zeit wunderliche Vorſicht gebraucht, auf ganz eigene Vorkehrungen aſſennen; nur ſpät aber iſt mir's gelungen meinen Wunſch erfüllt zu ſehen."

„Gewiß wird zerſtreut der Sohn was der Vater geſammelt hat, ſammelt etwas anders oder auf andere Weiſe. Kann man jedoch den Enkel, die neue Generation abwarten, ſo kommen dieſelben Neigungen, dieſelben Anſichten wieder zum Vorſchein. Und ſo hab' ich denn endlich, durch Sorgfalt unſerer gaſtfreundlichen Freunde, einen tüchtigen jungen Mann erworben, welcher mir möglich noch mehr auf beſtrittenen Beſitz hält als ich ſelbſt und eine heftige Neigung in wunderlichen Dingen empfindet. Wenn Jahrgang hat er entſchieden durch die verwahrſamen Anſtrengungen erworben, wenn ihm das Feuer von unſerer Wohnung abzuwehren gelang; verwirrt und dreifach hat er den Schatz verdient, deſſen Beſitz ich ihm zu überlaſſen gedenke; ja er iſt ihm ſchon übergeben, und ſeit der Zeit mehrt ſich unſer Vertrauen auf eine wunderſame Weiſe."

„Nicht alles jedoch was Sie hier ſehen iſt unſer. Vielmehr, wie Sie ſonſt in Planetenbahnen manches

fremde Juwel erblicken, so kann ich Ihnen bei uns Kostbarkeiten bezeichnen, die man, unter den verschiedenen Umständen, besserer Aufbewahrung halber, hier niedergestellt." Wilhelm gedachte des herrlichen Kästchens, das er einmalen nicht gern auf der Reise mit sich herumführen wollte, und entheit sich nicht es dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerksamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt sein könnte und wies etwas Verdächtiges vor. Wilhelm brachte zur Sprache: ob man es wohl erklären sollte? Der Alte war nicht der Meinung. „Ich glaube zwar, daß man es ohne sonderliche Besorgnung thun könne," sagte er; „allein da Sie es durch einen so wunderbaren Zufall erhalten haben, so sollten Sie daran Ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich gewesen sind und wenn dieses Kästchen etwas bedeutet, so muß sich gelegentlich der Schlüssel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am wenigsten erwarten." „Es giebt wohl solche Fälle," versetzte Wilhelm. „Ich habe selbst einige erlebt," erwiederte der Alte; „und hier sehen Sie den merkwürdigsten vor sich. Von diesem eisenumnetzten Cylinder deckt in sein dreißig Jahren den Körper mit Haaren und Fäsen aus einem Stücke, der Gesamtlaut sowohl als die verschiedene Kunst wurde ersordert, in dem seltsamsten Kästchen aufbewahrt, vor ungefähr sehr Jahren erhielt ich das hier sichtbare Kreuz, mit der Inschrift, und ich ließ mich verführen, durch den geschicktesten Bildhauer unserer Zeit, die Arme ausseinen zu lassen; aber wie weit war der Gute hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben; doch es möchte stehen, mehr in ernsthaften Betrachtungen als zu Bewunderung des Kunstwerkes."

„Nun denken Sie mein Evangen! Vor kurzem erhielt ich die ersten zarten Arme, wie Sie sehen, von lieblichster Harmonie, hier angefügt sehen und in einander über ein so glückliches Zusammentreffen, enthalte mich nicht die Schicksale der christlichen Religion daran zu erkennen, die, oft genug gestaltet und zerstreut, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden muß."

Wilhelm bewunderte das Bild und die seltsame Fügung. „Ich werde Ihrem Rath folgen," sagte er hinzu; „bleibe das Kästchen verschlossen, bis der Schlüssel sich findet, und wenn es bis ans Ende meines Lebens liegen sollte." „Wer lange lebt," sagte der Alte, „sieht manches versammelt und manches auseinander fallen."

Der junge Besitzgenosse trat so eben herein und Wilhelm erklärte seinen Vorsatz, das Kästchen ihrem Gewahrsam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch herbei gebracht, das anvertraute Gut eingetragen, mit manchen bedeutenden Ceremonien und Verrichtungen, ein Empfangsschein ausgestellt, der zwar auf jenen Vorgekommenden lautete, aber nur auf ein mit dem Empfänger verabredetes besonderes Zeichen hinterlegt werden sollte.

Als dieses alles vollbracht war überlasen manchen Inhalt des Briefes. Zuerst sich über den Unterschriften des alten Herrn betrachtend, wobei der alte Freund sich ohne Weiteres zu einigen Maximen bekannte, welche der Ernennung zum Grunde liegen sollten.

„Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Besorgung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben giebt höhere Bildung als Halbheit im Dutzendtalente. Da wo ich Sie nunmehr hin sende, hat man alle Thätigkeiten gesondert; gewiß werden die Zöglinge auf jenem Schritt, dahin erkennt man wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit verschiedenen Künsten bald da bald dorthin wendet. Diese Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden was ihm gemäß ist, sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung, nur allzugeschäftig, abirren mag."

„Ferner," fuhr er fort, „darf ich hoffen auf jenem herrlich begrünten Mittelraum wird man Sie auf den Weg leiten wo jenes gute Mädchen zu finden ist das einen so sonderbaren Eindruck auf Ihren Freund machte, der den Werth einer unschätzbaren weiblichen Gesellschaft, durch sittliches Gefühl und Betrachtung, so hoch erhebt hat, daß er dessen Dasein zum Zweck und Ziel seines Lebens zu machen genöthigt war. Ich hoffe, Sie werden ihn beruhigen können; denn die Vorsehung hat tausend Mittel die Gefallenen zu erheben und die Niedergedrückten aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Aeste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen können; doch wir hoffen's, wir wissen's."

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Grenze der Provinz, in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten; beim ersten Eintritt genwarteten sie sogleich der fruchtbaren Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünstigte. Es war nun, vor der Ernte und alles in größter Fülle; das, was sie sonst gleich in Verwunderung setzte, war, daß sie weder Frauen noch Männer, weder auf dem aus Knaben und Jünglinge beschäftigt sahen auf eine glückliche Ernte sich vorzubereiten, ja auch sahen auf ein erfreuliches Erntefest freundliche Anstalt zu treffen. Sie begrüßten einen um den andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Rechenschaft geben konnte. Die Adresse ihres Briefs lautete: an den Obern, oder die Drei. Auch hierin konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragen, den jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu besteigen sich bereitete; sie eröffneten ihre Zwecke; der Letzte Freundlichkeit schien ihm zu gefallen und sie ritten sie zusammen die Straße hin.

Sehen hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannigfaltigkeit erwaltete die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehn gab; eben war er im Begriff seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wunderbarere Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt sein wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besonderm, aber verschiedenen Geberden gegen die Vorüberreitenden und es

war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde, die dritte " Handen strack und mutig; die Arme niedergelegt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anfatt daß jene verteilweis nach links und rechts.

Als man darauf Halt machte und anfing, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgesetzten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Geberden; Felix fiel ein und sagte munter: „was für eine Stellung hab' ich denn einzunehmen?“ „Auf alle Fälle,“ versetzte der Aufseher, „macht die Arme über die Brust und eindhaft: frisch nach oben geseben, ohne den Blick zu verwenden.“ Er gehorchte. Doch rief er bald: „dich gefällt mir nicht sonderlich, ich sehe ja nichts da drehen; dauert es lange? Doch ja!“ rief er freudig, ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen?“ „Wienach du's aufnimmst, so nachdem du dich verhältst,“ versetzte jener; „jetzt mische dich unter sie, wie sie sich mischen.“ Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.

„Mögen und können Sie mir,“ sagte Wilhelm darauf, „das was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Geberden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfangen.“ „Ganz richtig,“ versetzte jener, „Grüße, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht.“

„Dürfen Sie mir aber,“ versetzte Wilhelm, „die Bedeutung des Stufengangs wohl erklären? denn daß es einer sey, läßt sich wohl einsehen.“ „Dich gebührt Hören als ich dir,“ antwortete jener; „so viel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß niemehr den Knaben, zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende, fabliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist jedem geboten für sich zu behalten und zu hegen was man ihm als Besitzes zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darüber schwatzen, und so modificirt sich die Lehre hundertfältig. Augerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf alles ankommt, so denkt er, es sey nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen, denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten.“ „Ich verstehe Sie,“ versetzte Wilhelm, „warum sollten wir das was in körperlichen Dingen so nöthig ist nicht auch geistig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannigfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf, und doch sehe ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abstufungen, vom Hellsten bis zum Dunkelsten. Doch bemerke ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienstes genannt seyn kann, indem die kleinsten und größten Knaben untermischt, so an Schnitt als Farben gleich seyn können, aber die von gleichen Geberden im Gewand nicht mit einander übereinstimmen.“ „Auch was dies betrifft,“ versetzte der Begleitende, „darf ich mich nicht weiter auslassen; doch müßte ich mich sehr irren, oder Sie werden über alles, wie Sie nur wünschen mögen, aufgeklärt von uns scheiden.“

Man versetzte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber mußte dem Fremding nothwendig auffallen, daß je weiter sie ins Land kamen, ein wohllautender Gesang ihnen immer mehr entgegen tönte. Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder zu dem Geschäft besonders angemessen und in gleichen Fällen überall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise; gegen Abend fanden sich auch Tänzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix stimmte vom Pferde herab mit ein und war nicht ganz unglücklich. Wilhelm veranlaßte sich an dieser die Gegend belebenden Unterhaltung.

„Wahrscheinlich,“ so sprach er zu seinem Gefährten, „wendet man viele Sorgfalt auf solchen Unterricht, denn sonst könnte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet seyn.“ „Allerdings,“ versetzte jener, „bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt; andere Vortheile zu selbsthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich: denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlaß dieser Zeichen jedesmal in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner dem Text darunter zu fügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen spielend zum Maß- und Schönschreiben als nothwendig, und da diese alles zugleich nach festen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen aufgeübt und nachgeholt werden muß, so fassen sie den hohen Werth der Maß- und Rechenkunst viel geschwinder als auf jede andere Weise. Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichsam bahnte Wege nach allen Seiten.“

Wilhelm suchte sich noch weiter zu unterrichten und verbarg seine Verwunderung nicht, daß er gar keine Instrumental-Musik vernehme. „Diese wird bei uns nicht vernachlässigt,“ versetzte jener, „aber in einem besondern Betracht, in sich zusammthaltende Vorzüglichkeiten gelibt; und da ist denn wieder dafür gesorgt, daß die verschiedenen Instrumente in aneinander liegenden Ortschaften gelehrt werden. Besonders die Mitglieder der Anfänger sind in gewisse Einschränkungen verwiesen, wo sie niemand zur Verzweiflung bringen; denn sie werden selbst geplagt, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft kaum ein traurigeres Leiden zu dulden sey, als das uns die Nachbarschaft eines angehenden Fidlers oder Violinspielers auferlegt.“

„Unsere Anfänger aber, aus eigener löblicher Gesinnung niemand lästig seyn zu wollen, freiwillig länger oder kürzer in die Wüste, und verlieren sich abgelegener, um das Verdienst, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weshalb jedem von Zeit zu Zeit ein Versuch, heranzutreten erlaubt wird, der selten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bei dieser wie bei unsern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stunde geworden, freut mich innigst, für das Uebrige sorgt sich um desto leichter.“

Nun waren sie zu einem Ort gelangt wo Felix verweilen und sich an der Umgebung prüfen sollte, bis man zur förmlichen Aufnahme gereift wäre; indem von weitem hörten sie einen fremdigen Gesang;

es war ein Spiel woran ſich die Knaben in der Feierſtunde dieſmal ergetzten. Ein allgemeiner Chorgeſang erſcholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreiſes freudig klar und rhythmiſch an ſeinem Theile zuſtimmte, den Worten des Regelnden gehorchend. Dieſer überraſchte jedoch bisers die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgeſang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte ſogleich allein ein ſchickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorſchwebenden Sinne anzupaſſen. Schon zeigten die meiſten viel Gewandtheit, einige, denen das Kunſtſtück mislang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Jetzt war Kind genug ſich gleich unter ſie zu miſchen und zog ſich noch ſo leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erſte Gruß zugereimet; er legte ſogleich die Hände auf die Bruſt, blickte aufwärts, und zwar mit ſo ſonderlicher Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei ſey ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Geſpielen, alles gefiel dem Knaben ſo wohl, daß es ihm nicht ſonderlich wehe that ſeinen Vater abreiſen zu ſehen; faſt blickte er dem weggeführten Pferde ſchmerzlicher nach; doch ließ er ſich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne; man verſprach ihm dagegen, er ſolle wo nicht daſſelbe doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da ſich der Thore nicht erreichen ließ, ſagte der Aufſeher: „ich muß euch nun verlaſſen, meine Geſchäfte zu verfolgen; doch will ich euch zu den Dreien bringen, die unſern Heiligthümern vorſtehen, euer Brief iſt auch an ſie geraichet und ſie zuſammen ſtellen den Thorn vor.“ Wilhelm hätte gewünſchet von den Heiligthümern im voraus zu vernehmen, jener aber verſetzte: „die Dreie werden euch, zu Erwiederung des Vertrauens, daß ihr uns euren Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit, gewiß das Nöthigſte eröffnen. Die ſichtbaren Gegenſtände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, ſind in einen beſondern Bezirk eingeſchloſſen, werden mit nichts gemiſcht, durch nichts geſtört; nur zu gewiſſen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um ſie hiſtoriſch und ſinnlich zu belehren, da ſie denn genugſamen Eindruck mit wegnehmen, um, bei Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren.“

Nun ſtand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwalds; auf ein gegebenes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte und ein ernſter, anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büſchen vielerlei Art beſchattet, kaum daß er ſtattliche Mauern und anſehnliche Gebäude durch dieſe dichte und hohe Naturumzäunung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreien, die ſich nach und nach herbeifanden, leitete ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu jeder das Seinige beitrug, deſſen Inhalt wir jedoch in der Kürze zuſammenfaſſen.

„Da ihr uns euren Sohn vertraut,“ ſagten ſie, „ſind wir ſchuldig euch tiefer in unſer Verfahren hineinblicken zu laſſen. Ihr habt manches Aeußere geſehen, welches nicht ſogleich ſein Verſtändniß mit ſich führt; was davon wünſcht ihr vor allem aufgeſchloſſen?“

„Anſtändige, doch ſeltſame Geberden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünſchte; bei euch bezieht ſich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich dieſen Bezug erfahren.“

„Wohlgeborne, geſunde Kinder,“ verſetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hätte, dieſes zu entwickeln iſt unſere Pflicht, bisers entwickelt ſich's beſſer von ſelbſt. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch iſt es das, wornach alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſey. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo freuet es euch.“ Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf.

Jene, nach einem anſtändigen Zaudern riefen: „Ehrfurcht!“ Wilhelm ſtutzte. „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen fehlt ſie, vielleicht euch ſelbſt.“

„Dreierlei Geberde habt ihr geſehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor den was über uns iſt. Jene Geberde die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel, das iſt was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß vom ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſey, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweite, Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt. Die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte, lächelnde Blick ſagen, daß man die Erde werth und heiter zu betrachten habe; ſie giebt Gelegenheit zur Nahrung; ſie gewährt unſäglichen Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt ſie. Wenn einer ſich förperlich beſchädigt, verſtümmelt oder unfruchtig, wenn ihn andere vorſätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdiſche Wiſſenloſe ihm ein Leid zufügte, das bedeut' er wohl: denn ſolche Gefahr begleitet ihn ſein Leben lang. Aber aus dieſer Stellung befreien wir unſern Zögling baldmöglichſt, ſogleich wenn wir überzeugt ſind, daß die Lehre dieſes Grabs genugſam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn ſich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen ſich richten. Man ſteht er ſtark und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit ſeines Gleichen macht er Front gegen die Welt. Weiter wüßten wir nicht hinzuzufügen.“

„Es leuchtet mir ein!“ verſetzte Wilhelm; „deswegen liegt die Menge wohl ſo im Argen, weil ſie ſich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer ſich dieſem überliefert, verhält ſich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen ſeines Gleichen gehäſſig; das wahre, echte, unentbehrliche Selbſtgefühl aber zerſtört ſich in Dünkel und Anmaßung. „Erlauben Sie mir deſſen ungeachtet,“ fuhr Wilhelm fort, „ein Einziges einzuwenden: daß man nicht von jeher die Furcht vor Völker vor mächtigen Naturerſcheinungen, und ſonſt unerklärlichen, abmungsvollen Ereigniſſen, für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Geſinnung ſich ſtufenweiſe entwickeln ſollte.“ Hierauf erwiederten jene: „der Natur iſt Furcht wohlgemäß. Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes, oder unbekanntes mächtiges Weſen, der Starke ſucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden, beide wünſchen es los zu werden und fühlen ſich glücklich, wenn ſie es auf kurze Zeit beſeitigt haben. wenn ihre Natur ſich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wieder herſtellte. Der natürliche Menſch wiederholt dieſe Operation millionenmal in ſeinem Leben, von der Furcht ſtrebt er zur

Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich. Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, aber vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deßwegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Wurzel, hier das Geschäft aller echten Religionen, deren es auch nur drei giebt nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne. Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. „Keine Religion," sagten sie, „die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre giebt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst verunreint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische, es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Ahndung von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben wie sie wollen. Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben was uns gleich ist, nennen wir die philosophische; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich heraus ziehen und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen. Indem er nun das Verhältniß zu seines Gleichen und alle zur ganzen Menschheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdischen Umgebungen, natürlichen und zufälligen, durchschaut, lebt er im kosmischen Sinne allein in der Wahrheit. Nun ist aber von der dritten Religion zu sprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns ist; wir nennen sie die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen. Ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hinderniße, sondern als Förderniße des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hienen finden sich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur ist nicht Ziel, und da dieses einmal erreicht ist, so kann die Menschheit nicht wieder zurück, und man darf sagen, daß die christliche Religion, da sie einmal erschienen ist, nicht wieder verschwinden kann, da sie sich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag."

„In welcher von diesen Religionen bekennt ihr euch denn insbesondere?" sagte Wilhelm. „In allen dreien, erwiederten jene; denn sie zusammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus diesen dreien Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals auf dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

„Ein solches Bekenntniß, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht," versetzte Wilhelm, „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß auch hiesige verschiedene Arten sich unter einander trennt." Hierauf versetzten jene: „Schon wird dieses Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Credo!" riefen jene laut; „denn der erste Artikel ist ethnisch und gehört allen Völkern; der zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten aber die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verbindungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?"

„Ich danke," versetzte jener, „daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anflang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen."

„Ganz richtig," erwiederten jene, „nun aber mußt ihr noch mehr erfahren, damit ihr euch überzeugt, daß euer Sohn in den besten Händen sey. Doch dies Geschäft bleibe für die Morgenstunden: ruht aus und erquickt euch, damit ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh in das Innere folgen könnt."

Zweites Capitel.

An der Hand des Aeltesten trat nun unser Freund durch ein antikisirtes Portal in eine runde aber vielmehr achteckige Halle, die mit Gemälden in reichlich verziert war, daß sie den Antömmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, daß alles was er erblickte einen bedeutenden Sinn haben müßte, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff seinen Begleiter deßhalb zu befragen, als dieser ihn einlud, seitwärts in eine Gallerie zu treten, die an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die Wand jedoch mehr als dieser heitre natürliche Schmuck die Augen an sich; denn sie war durchaus gemalt, und der Antömmling konnte nicht lange davon vergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Israeliten den Stoff zu diesen Bildern geliefert hatten.

„Es ist hier," sagte der Aelteste, „wo wir dir jenige Religion überliefern, die ich euch der Kürze wegen, die ethnische genannt habe. Der Gehalt derselben findet sich in der Weltgeschichte, so wie die Hülle derselben in den Begebenheiten. In der Weltbetrachtung, in der Geschichte ganzer Völker wird sie eigentlich begriffen."

„Ihr habt," sagte Wilhelm, „wie ich sehe, dem israelitischen Volke die Ehre erzeigt und seine Geschichte zum Grunde dieser Darstellung gelegt, oder vielmehr ihr habt sie zum Gegenstande derselben gemacht." — „Wie ihr sehr," versetzte der Alte; „denn ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Friesen nicht sowohl synchronistische als symphronistische Handlungen und Begebenheiten aufgeführt sind, indem

unter allen Völkern gleichbedeutende und gleiches bedeutende Nachrichten vorkommen. So erblickt ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in der Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, den Apoll unter den Hirten Admets eben in der Fruse; woraus wir lernen können, daß wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Die Betrachtenden schritten weiter. Wilhelm fand meistens bekannte Gegenstände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er sie sonst zu sehen gewohnt war. Ueber weniges hat er sich einige Erklärung aus; wobei er sich nicht enthalten konnte nochmals zu fragen, warum man die israelitische Geschichte vor allen andern gewählt. Hierauf antwortete der Aeltere: „Unter allen heidnischen Religionen, denn eine solche ist die israelitische gleichfalls, hat diese große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem eigentlichen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vorzüglichste Nation sey, sondern nur ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker; aber an Selbstständigkeit, Festigkeit, Zusammenhalt und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit findet es seines Gleichen. Es ist das bedauernswerthe Volk der Erde, es ist, es war, es wird seyn, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen."

„Es stimmt sich nicht mit euch zu rechten," versetzte Wilhelm, „da ihr mich zu belehren im Stande seyd. Erklärt mir daher noch die übrigen Vorbilde dieses Volks, oder vielmehr seiner Geschichte, seiner Reliquien." — „Die Hauptvortheil," versetzte jener, „ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß auf den frembesten Elementen ein tüchtiges Ganze entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen; hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche zu rühmen."

Die Folge der Hauptbilder sowohl, als die Beziehung der kleinern, die sie oben und unten begleiteten, gab dem Gast so viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzulenken, als an die Gegenstände zu fesseln schien. Indessen sagte jener bei Gelegenheit: „noch einen Vortheil der israelitischen Religion muß ich hier erwähnen: daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihn eine würdige Menschengestalt zu geben, und im Gegensatz die scheußlichsten Abgötterei durch Thier- und Unthiergestalten zu bezeichnen."

Unser Freund hatte sich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch diese Hallen die Weltgeschichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm einiges neu in Absicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zusammenstellung der Bilder, durch die Reflexionen seines Begleiters manche neue Ansichten entsprungen, und er freute sich, daß seine durch eine so würdige sinnliche Darstellung sich jene großen, bedeutendenmusterhaften Ereignisse für sein ganzes Leben als wirklich, und als wenn sie neben ihm lebendig gewesen wären, gegangen sollte. Er betrachtete diese Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden; und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sclaverei ganzer Massen dieser bedauernswürdigen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale waren auf eine enge Weise allegorisch vorgestellt, da eine plastische, eine reale Darstellung derselben außer den Gränzen der alten Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeschlossen, und Wilhelm war verwundert sich schon am Ende zu sehen. „Ich finde," sagte er zu seinem Führer, „in diesem Geschichtgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher sein Gebet geben wollten."

„Dieß zu thun, wie ihr es verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den ihr bezeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten. Was den Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen: eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Deswegen ist hier das Aeußere abgeschlossen und ich erföhne euch nun das Innere."

Eine Pforte that sich auf und sie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweiten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern Hand zu seyn, als die ersten: alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

„Ihr seht," sagte der Begleiter, nachdem sie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, „hier weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Aeußere, anders als das vorige, und ein Inneres das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt angedeutet. Jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein." — „Ihr werdet die Gefälligkeit haben," versetzte Wilhelm, „mir diese wenigen Worte umständlicher auszulegen; denn ich fühle mich nicht gesetzt es selbst zu thun." — „Sie haben einen natürlichen Sinn," versetzte jener, „obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am geschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu bereiten, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine ungahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und übrerliche Gebrechen; aber diese durch geistige, oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, ist außerordentlich und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichnisse bei der Parabel, ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieses sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, sinnlichen Bilde verkörpert, so daß es uns als lebendig, gegenwärtig wirklich entgegen tritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsers Gleichen umgehen können, daß ist denn auch eine zweite

Art von Wunder und wird billig zu jenen erſten geſtellt, zu welchen uns noch vorgezogen. Hier iſt die lebendige Lehre ausgeſprochen, die Lehre, die treuen Streit erregt; es iſt meine Meinung über das, was Recht oder Unrecht iſt; es iſt das Rechte oder Unrechte unwiderſprechlich ſelbſt."

Dieſer Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr, es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem erſten nur vorbei ging, ſo verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenſtände waren nicht ſo auffallend, nicht ſo mannigfaltig; aber beſto einladender den tiefen ſtillen Sinn derſelben zu erforſchen. Auch betraten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges un. indem Wilhelm eine Bedeutendheit äußerte, daß man eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meiſters von ſeinen Jüngern, gelangt ſey. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geſchichte.

„Wir ſondern," verſetzte der Aelteſte, „bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung, ſehr gerne, was nur möglich zu ſondern iſt; denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entſpringen. Das Leben mengt und miſcht oftmalen alles durcheinander, und ſo haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende deſſelben abgeſondert. Im Leben erſcheint er als ein wahrer Philoſoph — ſtoiſch auch an dieſem Ausdruck — als ein Weiſer im höchſten Sinne. Er ſteht auf ſeinem Punkte feſt; er wandelt ſeine Straße ungeirrt, und indem er das Fluchen zu ſich herabſteigt, indem er die Umwiſſenden, die Armen, die Kranken ſeiner Weisheit, ſeines Reichthums, ſeiner Kraft theilhaftig werden läßt und ſich herablaßt ihnen gleich zu ſtellen ſcheint, ſo verleugnet er nicht von der andern Seite ſeinen göttlichen Urſprung; er wagt ſich Gott gleich zu ſtellen, ja ſich für Gott zu erklären. Auf dieſe Weiſe ſetzt er von Jugend auf ſeine Umgebung in Erſtaunen, gewinnt einen Theil derſelben für ſich, reizt den andern gegen ſich auf und zwingt allen, denen es um eine gewiſſe Höhe im Leben und Leben zu thun iſt, was ſie von der Welt zu erwarten haben. Und ſo iſt ſein Wandel für den edlen Theil der Menſchheit noch belehrender und fruchtbarer als ſein Tod; denn zu jenen Prüfungen iſt jeder, zu dieſem ſind nur wenige berufen; und darum wir alles übergehen, was aus dieſer Betrachtung folgt, ſo betrachtet die rührende Szene des Abendmahls. Hier läßt der Weiſe, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaiſt zurück, und indem er für die Guten beſorgt iſt, ſtiftet er zugleich mit ihnen einen Verräther, der ihn und die beſſern zu Grunde richten wird."

Mit dieſen Worten eröffnete der Aelteſte eine Pforte und Wilhelm trat, als er ſich wieder in der erſteren Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indeſſen den ganzen Umkreis des Hofes zurückgelegt. „Ich beſſer," ſagte Wilhelm, „ihr würdet mich ans Ende führen und bringt mich wieder zum Anfang." — „Für dießmal kann ich euch weiter nichts zeigen," ſagte der Aelteſte; „meiter laſſen wir unſere Zöglinge nicht ſehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was ihr bis jetzt durchlaufen habt; das äußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jugend auf, das innere, beſonders Geiſtige und Herzliche nur denen, die mit einiger Beſonnenheit herangewachſen, und das Uebrige, was des Jahrs nur Einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlaſſen. Jene letzte Religion, die auf der Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt entſpringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Liebenswerthen, geben wir einem jeden nur ausſtattungsweiſe in die Welt mit, damit er wiſſe, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein ſolches Verhältniß ſich in ihm regen ſollte. Ich habe auch am nun Verlauf eines Jahres wiedergutgethan, unſer allgemeines Feſt zu beſuchen und zu ſehen, wie weit euer Sinn vorwärts gekommen; alsdann ſollt auch ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden."

„Erlaubt mir eine Frage," verſetzte Wilhelm, „habt ihr denn auch, ſo wie ihr das Leben jenes göttlichen Mannes als Lehre und Muſterbild aufſtellt, ſein Leiden, ſeinen Tod, gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?" — „Auf alle Fälle," ſagte der Aelteſte. „Herausmachen wir kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über dieſe Leiden, eben weil wir ſie ſo hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martyrerthum und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszuſetzen, die ihr Angeſicht verbarg, als eine ruchloſe Rotte ihre Mordſpiele aufführte, mit ihren tiefen Geheimniſſen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu ſpielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigſte gemein und abgeſchmackt erſcheint. So viel ſey für dießmal genug, um euch über unſern Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß ihr um auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wünſchenswerther Weiſe, gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, ſchwankend und unſtät wieder finden ſollt."

Wilhelm zauderte, indem er ſich die Bilder der Vorhalle belah und ihren Sinn gelernt wünſchte. „Auch dieſes," ſagte der Aelteſte, „können wir euch aufs Jahr ſpalten. Bei dem Unterricht den wir in der Zwiſchenzeit den Kindern geben, laſſen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt und vernehmt, was unſere beſten Redner über dieſe Gegenſtände öffentlich zu ſagen für dienlich halten."

Bald nach dieſer Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der geſtrige Aufſeher meldete ſich, er hatte Wilhelms Pferd vorgeführt, und ſo verabſchiedete ſich der Freund von der Treue, welche zum Abſchied ihm dem Aufſeher entgegennehmen empfahl: „dieſer wird nun zu den Seinigen gehören, und wir iſt bekannt was zu thun auf ſeine Treuen zu erwidern daß; denn er wünſcht gerne noch über manches was er bei uns ſah und hörte belehrt zu werden; Maß und Ziel iſt ihr nicht verborgen."

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch ſogleich anbrachte. Als ſie durchritten ſtellten ſich die Kinder wie geſtern; aber heute ſah er, obgleich ſelten, einen und den andern Knaben, der den vorbeireitenden Aufſeher nicht grüßte, von ſeiner Arbeit nicht aufſah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Urſache und was dieſe Unaufmerkſamkeit zu bedeuten habe? Jener erwiederte darauf, „die ift freilich der bedeutungsvoll; denn es iſt die böſeſte Strafe, die wir den Zöglingen auflegen. Sie ſind anwärtig erklärt. Ihr Betragen, ihr Fleiß, ihre Geſchicklichkeit, ihre Ehrfurcht zu beweiſen und ausdrücklich ſich als rein und ungetrübt darzuſtellen; ſie thun aber das Möglichſte um ſich aus dieſer Lage zu retten und finden ſich auch geſtern wieder in jede Pflicht. Sollte jemand in ſolches Weſen verfallen ja ſeiner Nächſten ſeine Freiheit machen, ſo wird er, mit einem kurzen aber bündigen Bericht, den Eltern wieder zurückgeſandt. Hier ſind den Gefangen nicht Fragen erlaubt, man die Gegend verlaſſen wo ſie gelten."

Ein anderer Anblick reizte, heute wie gestern, bei Wanderers Rengierde; es war Mannigfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglingskleidung; hier schien kein Stufengang obzuwalten, denn solche, die verschieden grüßten, waren übereus gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses sonderbaren Widerspruchs. „Er löst sich," versetzte jener, „darin auf, daß es ein Mittel ist die Genitive der Knaben eigenst zu erforschen. Die lassen bei sonstiger Strenge und Ordnung, in diesem Falle eine gewisse Willkür gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, so auch innerhalb einer mäßigen Beschränkung, Form und Schnitt wählen; doch beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen. Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewissermaßen schwierig: es ist der Nachahmungstrieb, die Neigung sich anzuschließen. Sehr selten, daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht da gewesen, meistens wählen sie etwas Bekanntes, was sie gerade vor sich sehen. Doch auch diese Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar, durch solche Neuerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei, sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus, wir erfahren wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleich stellt."

„Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode sich über alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Tracht verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchen wir auf gelinde Weise Einhalt zu thun, wir lassen die Vorräthe ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung ist nicht mehr zu haben; wer solchen etwas Neues, etwas Reizendes bereits, durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt kecken wir die Muntern, durch ernste Schattirungen, braune, faltenreiche Tracht, die Besonnenen, und stellen so nach und nach ein Gleichgewicht her.

Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt, sie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Vorstellung, dem Blicke der Vorgesetzten."

Unter solchen und andern Gesprächen gelangte Wilhelm an die Gränze der Provinz, und zwar an dem Punkt wo sie der Wanderer, nach des alten Freundes Anleitung, verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegen zu gehen.

Beim Lebewohl bemerkte zunächst der Aufseher: Wilhelm möge nun erwarten bis das große Fest allen Theilnehmern auf mancherlei Weise angekündigt werde. Hierzu würden die sämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge und freie zufällige Leben entlassen. Alsdann solle er, dies so, auch die übrigen Landschaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundsätzen der einzelne Unterricht, in vollständiger Umgebung, ertheilt und ausgeübt wird.

Drittes Capitel.

Der Angewöhnung des werthen Publicums zu schmeicheln, welches seit geraumer Zeit Gefallen findet sich stückweise unterhalten zu lassen, gedachten wir erst nachstehende Erzählung in mehreren Abtheilungen vorzulegen. Der innere Zusammenhang jedoch, nach Gesinnungen, Empfindungen und Ereignissen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen die wir schon kennen und lieben aufs innigste zusammengeflochten worden.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinauf führte. Kaum erkannte er sie; denn schon war sie wieder größer und schöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte sie an seine Brust mit dem Sinn eines Vaters und sie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, seiner Schwester, war er gleichfalls willkommen und als Hilarie schnell hinweggieng das Frühstück zu bereiten, sagte der Major freudig: „diesmal kann ich mich kurz fassen und sagen, daß unser Geschäft beendigt ist. Unser Bruder der Obermarschall, sieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt. Er tritt bei seinen Lebzeiten die Güter und und unsern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er sich ausbedingt, ist freilich stark; aber wir können es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft alles. Die neue Einrichtung soll bald in Ordnung seyn. Da ich zunächst meinen Absichten erwarte, so sehe ich noch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unsrigen einen entschiedenen Vortheil bringen kann. Wir sehen ruhig zu, wie unsre Kinder emporwachsen und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beschleunigen."

„Das wäre alles recht gut," sagte die Baronin, „wenn ich dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich selbst erst gewahr worden bin. Hilariens Herz ist nicht mehr frei; von der Seite hat dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen."

„Was sagst du?" rief der Major; „ist's möglich? indessen wir uns alle Mühe geben und ökonomisch vorsehen, so stiftet uns die Neigung einen solchen Streich! Sag' mir, Liebe, sag' mir geschwind, wer ist es, der das Herz Hilariens stehlen konnte? Oder ist es denn auch schon so arg? Ist es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöschen hoffen kann?"

„Du mußt erst ein wenig sinnen und rathen," versetzte die Baronin und vermehrte dadurch seine Ungeduld. Sie war schon aufs höchste gestiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Frühstück trugen, hereintretend eine schnelle Auflösung des Räthsels unmöglich machte.

Der Major setzte glaubte das schöne Kind mit andern Augen anzusehen als kurz vorher. Es war ihm deutsche als wenn er eifersüchtig auf den Begünstigten wäre, dessen Bild sich in einem so schönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken und er bemerkte nicht, daß alles genau so eingerichtet war, wie er es am liebsten hatte und wie er es sonst zu wünschen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieses Schweigen und Strecken verlor Hilarie fast selbst ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte sich verlegen und zog ihre Tochter ans Clavier; aber ihr geistreiches und gefühlvolles Spiel konnte den Major kaum einigen Beifall abloden. Er wünschte das schöne Kind und das Frühstück je eher je lieber

Und ich! — Götter iſt's in euern Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freyheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder,
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

entfernt zu sehen, und die Baronin mußte sich entschließen aufzudecken und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuschlagen.

Kaum waren sie allein, so wiederholte der Major dringend seine vorige Frage; worauf seine Schwester nach einer Pause lächelnd versetzte: „wenn du den Glücklichen finden willst, den sie liebt, so brauchst du nicht weit zu gehen, er ist ganz in der Nähe: du liebst sie.“

Der Major stand betroffen. Dann rief er aus: „Es wäre ein sehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas überreden wolltest, das mich im Ernst so verlegen wie unglücklich machen würde. Denn es ist wie sehr unsere Verhältnisse durch ein so unerwartet Ereignis geändert werden müßten. Das Einzige was mich tröstet, ist die Ueberzeugung, daß Neigungen dieser Art nur scheinbar sind, daß ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine echte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen sich durch sich selbst, oder doch wenigstens mit einiger Beihülfe verständiger Personen, gleich wieder zurückkommt.“

„Ich bin dieser Meinung nicht,“ sagte die Baronin: „denn nach allen Symptomen ist es ein sehr ernstliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen ist.“

„Etwas so Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Wesen nicht zugetraut,“ versetzte der Major.

„Es ist so unnatürlich nicht,“ versetzte die Schwester. „Aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst einer Leidenschaft für einen ältern Mann, als du bist. Du hast fünfzig Jahre; das ist immer noch nicht gar zu viel für einen Deutschen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern.“

„Wodurch willst du aber deine Vermuthung bekräftigen?“ sagte der Major.

„Ich ist keine Vermuthung, es ist Gewißheit. Das Nähere sollst du nach und nach vernehmen.“

Hilarie gesellte sich zu ihnen und der Major fühlte sich, wider seinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen schien ihm liebevoller, und schon fing er an den Worten seiner Schwester Glauben beizumessen. Die Empfindung war bei ihm höchst angenehm, ob er sich gleich solche weder gestehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchst liebenswürdig, indem sich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Beweglichkeit gegen einen Oheim auf das innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der so viele alte Bäume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eigenen Frühlings glauben. Und wer hätte sich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigsten Mädchens dazu verführen lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt; Abends nach Tisch setzte sich Hilarie wieder ans Clavier; der Major hörte mit andern Ohren als heute früh; eine Melodie schlang sich in die andere, ein Lied schloß sich ans andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er alles nach seiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kupferstiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bis auf jeden einzelnen kleinen Umstand versorgt und gesichert.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er diesmal; seine Lebensgeister waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Kammerdiener, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein böses Wort gegeben: denn alles ging in der strengsten Ordnung, seinen gewöhnlichen Gang; die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstücke zu rechter Stunde zerstreut; aber der Herr war früher aufgestanden und nichts wollte passen.

Sodann gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so wie er zu seyn wünschte. Einige graue Haare konnte er nicht leugnen, und von Runzeln schien sich auch etwas eingefunden zu haben. Er wischte und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es seyn konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er sagen sollte und war erstaunt, einen so veränderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenstrauß entgegen und er hatte nicht den Muth sie wie sonst zu küssen und an sein Herz zu drücken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls kannte nicht lange zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, rief sie aus: „Du räthst nicht, wen und dieses Blatt anzumelden kommt.“ „Se entdecke es nur bald,“ versetzte der Major; und erfuhr daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute verbeireise und für einen Augenblick einzusprechen gedenke. „Ich bin neugierig ihn wieder zu sehen,“ sagte der Major; „er ist kein Jüngling mehr und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen spielt.“ — „Er muß um zehn Jahre älter seyn als du,“ versetzte die Baronin. — „Ganz gewiß,“ erwiederte der Major, „nach allem was ich mich erinnere.“

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter gefälliger Mann herein. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Herauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann, in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer verwitweten Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe, daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, worauf ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn diese hatte durch jetzige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermaßen mit Erstaunen, hatte der Major das äußere Behalten

seines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu seyn, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte. — „Du betrachtest mich aufmerksamer als billig ist,“ sprach er endlich den Major an; „ich fürchte sehr, du findest den Unterschied gegen vorige Zeit nur allzugroß.“ — „Keineswegs,“ versetzte der Major, „vielmehr bin ich voll Verwunderung dein Aussehen frischer und jünger zu finden als das meine; da ich doch weiß, daß du schon ein gemachter Mann warst, als ich, mit der Kühnheit eines wagehalsigen Gelehrtenbeils, dir in gewissen Verlegenheiten beistand.“ — „Es ist deine Schuld,“ versetzte der andere, „es ist die Schuld aller deiner Gleichen; und es ihr schon darum deßhalb nicht zu schelten seyd, so seyd ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will seyn und nicht scheinen. Das ist recht gut, so lange man etwas ist. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Seyn ist, so merkt denn doch ein jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachlässigen.“ — „Du hast Recht,“ versetzte der Major, und konnte sich fast eines Seufzers nicht enthalten. — „Vielleicht nicht ganz Recht,“ sagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht so lange aufhalten wollte als nur möglich ist. Ihr andern aber habt Ursache auf andere Dinge zu sehen, die bedeutender und nachhaltiger sind.“ — „Doch giebt es Gelegenheiten,“ sagte der Major, „wo man sich innerlich frisch fühlt und sein Aeußeres auch gar gern wieder auffrischen möchte.“

Da der Anstimmung die wahre Gunsthälfte des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er diese Aeußerung im Soldatensinne und ließ sich weitläufig darüber aus: wie viel bei Militär aufs Aeußere ankomme und wie der Officier, der so manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

„Es ist zum Beispiel unverantwortlich,“ fuhr er fort, „daß eure Schläfe schon grau sind, daß die und da sich Runzeln zusammenziehen und daß euer Scheitel bald zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet wie ich mich erhalten habe! und daß alles ohne Heereis und mit sehr wenniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um sich zu beschäftigen oder wenigstens lange Weile zu machen.“

Der Major fand bei dieser zufälligen Unterredung zu sehr seinen Vortheil, als daß er sie so bald hätte abbrechen sollen; doch ging er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werke. — „Das habe ich nun leider versäumt!“ rief er aus, „und nachzuholen ist es nicht; ich muß mich nun schon darein ergeben, und ihr werdet deßhalb nicht schlimmer von mir denken.“

„Versäumt ist nichts!“ erwiederte jener, „wenn ihr andern ernsthaften Herren nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen jeden, der sein Aeußeres bedenkt, für eitel erklärten und euch dadurch selbst die Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu seyn und selbst zu gefallen.“ — „Wenn es auch keine Zauberei ist,“ lächelte der Major, „wodurch ihr andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimniß, oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszupreuen wißt.“ — „Du magst im Scherz oder im Ernst reden,“ versetzte der Freund, „so hast du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um den Aeußeren einige Nahrung zu geben, hat oft viel früher als das Innere abnimmt, giebt es wirklich unschätzbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib ich und verbarre nun, ohne deßhalb meine weitern Forschungen aufzugeben. Soviel kann ich dir sagen und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkästchen führe ich bei mir, über allen Preis! ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben.“

Der Gedanke, etwas dieser Art sey möglich und diese Möglichkeit werde eben gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien. Hilariens anmuthigen Aufmerksamkeiten getrost entgegen ging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt; so wußte der Major um so vertegener, als jener gleich nach Tische sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf morgen früh andringlich zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sey und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache los zu gehen, so lenkte er von weiten dahin, indem er das vorige Gespräch wieder auffassend versicherte: er für seine Person würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen jeden, dem sie ein solches Bestreben ansmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genöthigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

„Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich!“ versetzte der Freund; „denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sie ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn du es recht genau betrachtest: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Daseyn verbergen, daß er eine Freude am Daseyn habe? Fände die gute Gesellschaft, denn von der ist doch hier allein die Rede, nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn einer Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hinderte Freude an dem ihrigen zu haben und

sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern und von diesem Ueberma ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderliche oder unsittliche Strenge gegen etwas Unverwerfliches? Warum will man nicht eine Neigung billigen und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren könnte: denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefühl andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott: alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtseyn, mit Maß und im rechten Sinne: so würden wir in der bevölkerten Welt die glücklichsten Menschen seyn. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus; doch es kleidet sie und sie gefallen und um desto mehr. Wie kann ein junger Mensch sich bilden, der nicht eitel ist? Eine leere, hohle Natur wird sich wenigstens einen äußern Schein zu geben wissen und der tüchtige Mensch wird sich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, so habe ich Ursache mich auch deßhalb für den glücklichsten Menschen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt eitel zu seyn, und weil ich, je mehr ich es bin, nur desto mehr Vergnügen den Menschen verschaffe. Ich werde gelobt, wo man andere tadelt, und habe gerade auf diesem Wege das Recht und das Glück noch in ein in Alter das Publicum zu ergetzen und zu erfreuen, in welchem andere nichts bringen vom Theatertag abtreten, oder nur mit Schmach darauf verzichten."

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieser Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, sollte nur zu einem Uebergang dienen, um dem Freunde, auf eine geschickte Weise, seinen Wunsch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgesetzten Gespräch, das Ziel noch weiter verrückt zu sehen und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Für mich," sagte er, „wäre es gar nicht abgeneigt auch zu deiner Fahne zu schwören. Da du es nicht für zu spät hältst und glaubst, daß ich das Versäumte noch einigermaßen nachholen könne, Aehnliches mit etwas von deinen Talenten, Pomaden und Balsamen und mich ich will einen Versuch machen."

„Mittheilungen," sagte der andere, „sind schwerer als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich dir von meinem Flaschchen etwas abfülle und von den besten Ingredienzien mehr als Teilte die Hälfte zurücklasse; die Anwendung ist das Schwerste. Man kann das Ueberlieferte nicht gleich zu sagen machen; wie dieses und jenes passe, unter was für Umständen, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen seyen, kann gelehrt Uebung und Nachdenken; ja selbst diese wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben in der Sache, worein die Rede ist, im Angehenden Talent hat."

„Du willst, wie es scheint," versetzte der Major, „nun wieder zurücktreten. Du machst mir Skrupeln rigkeiten, um deine, freilich etwas fabelhaften Bemühungen in Sicherheit zu bringen. Du hast nicht Lust mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die That zu prüfen."

„Durch diese Neckereien, mein Freund," versetzte der andere, „würdest du mich nicht bewegen deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht selbst so gute Gesinnungen gegen dich hätte, wie ich es ja zuerst der angeborn habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Mensch hat gar eine eigne Lust Proselyten zu machen, dasjenige was er an sich schätzt, auch andere sich in andern zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen was er selbst genießt und sich in ihnen wieder zu finden und darzustellen. Darwahr, wenn dieß auch Egoismus ist, so ist er der liebenswürdigste und lobenswürdigste, derjenige der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhält. Aus dem nehme ich denn auch, abgesehn von der Freundschaft die ich zu dir trage, die Lust einen Schüler in der Verjüngungskunst aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meister erwarten kann, daß er seine Pfuscher ziehen will, so bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich sagte schon: weder Specereien noch irgend eine Anweisung ist hinlänglich; die Anwendung kann nicht im allgemeinen gelehrt werden. Der zu Liebe und aus Lust meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir sogleich anbieten. Ich lasse dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Taschenkünstler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimnisse eingeweiht ist, doch die ganze Behandlung recht gut versteht und für den Anfang dir von großem Nutzen seyn wird, bis du dich in die Sache so hineingearbeitet, daß ich dir die höheren Geheimnisse endlich auch offenbaren kann."

„Wie!" rief der Major, „du hast auch Stufen und Grade deiner Verjüngungskunst? Du hast noch Geheimnisse für die Eingeweihten?" „Ganz gewiß" versetzte jener. „Das müßte gar eine schlechte Kunst seyn, die sich auf einmal fassen ließe, deren Regeln von demjenigen gleich gefaßt werden könnte, der zuerst hereintritt."

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewiesen, der ihm gut zu halten versprach. Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläser hergeben, sie wußte nicht wozu; die Theilung ging vor sich, man war bis in die Nacht munter und heiterlich zusammen. Bei dem späteren Aufgang des Mondes fuhr der Graf zurück und versprach in einiger Zeit zurückzukommen.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer. Er war früh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihm nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzuwenden die Nacht sey, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt geölkt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbrauen bearbeitet und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Ceremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von angenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald eingeschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich immundsatt, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamirten. Allein das süße Bild Hilarien's, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles was zum Anzuge des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und sogleich gegen eine solche Uebereilung protestirte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Verjüngen gelingen, wenn man für so manche Mühe

und Ereignisse Freude erleben ſolle. Der Herr vernahm ſodann, daß er in einiger Zeit aufzuſtehen, ein kleines Frühſtück zu genießen und alsdann in ein Bad zu ſteigen habe, welches ſchon bereitet ſey. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, ſie mußten befolgt werden und einige Stunden gingen unter dieſen Geſchäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte ſich gekleidet in die Kleidung zu werfen; denn er war ſeiner Natur nach erregt und wünſchte noch überdies Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm ſein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man ſich durchaus abgeordnet müſſe, ſeiern werden zu wollen. Alles was man thue, müſſe man langſam und behaglich vollbringen, beſonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsſtunde mit ſich ſelbſt anzuſehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit ſeinen Reden völlig überein. Dafür glaubte ſich aber auch der Major würklich beſſer angezogen als jemals, als er vor den Spiegel trat und ſich auf das ſchmuckſte herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen hatte der Kammerdiener ſogar die Uniform modernerer zugeſtutzt, indem er die Nacht auf dieſe Verwandlung wendete. Eine ſo ſchnell erſcheinende Verjüngung gab dem Major einen beſonderen heiteren Sinn, ſo daß er ſich von innen und außen erfriſcht fühlte und mit ungeduldigen Verlangen den Seinigen entgegen eilte.

Er fand ſeine Schweſter vor dem Stammbaume ſtehen, den ſie hatte aufhängen laſſen, weil Abends vorher zwiſchen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede geweſen, welche, theils unverheirathet, theils in fernen Landen wohnhaft, theils gar verſchollen, mehr oder weniger den beiden Geſchwiſtern, oder ihren Kindern, auf reiche Erbſchaften Hoffnung machten. Sie unterhielten ſich einige Zeit darüber, ohne des Punktes zu erwähnen, daß ſich dieſer alle Familienſorgen und Bemühungen blos auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte ſich dieſe ganze Anſicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch ſeine Schweſter in dieſem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte ſich, der Major ſtand allein vor dem lakoniſchen Familiengemälde, Hilarie trat an ihn heran, lehnte ſich kindlich an ihn, beſchaute die Tafel und fragte: wen er alles von dieſen gekannt habe? und wer wohl noch leben und übrig ſeyn möchte?

Der Major begann ſeine Schilderung von den älteſten, deren er ſich auf ſeiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verſchiedener Väter, die Abſonderlichkeit oder Unbeholfenheit der Kinder mit lebhaften, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, ſprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verſchwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillſchweigen übergieng er diejenigen, deren man ſich hatte zu ſchämen gehabt. Endlich kam er an die unterſten Reihen. Da ſtand nun ſein Bruder, der Oberſtmarſchall, er und ſeine Schweſter und unten drunter ſein Sohn und daneben Hilarie.

„Dieſe ſtehen einander gerade genug ins Geſicht,“ ſagte der Major, und fügte nicht hinzu was er im Sinne hatte. Nach einer Pauſe verſetzte Hilarie bedenklich, dabei laut und faſt mit einem Seufzer: „und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt.“ Zugleich ſah ſie mit ein Paar Augen an ihm hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorſprach. „Verſteh' ich dich recht?“ ſagte der Major, indem er ſich zu ihr wendete. — „Ich kann nichts ſagen,“ verſetzte Hilarie lächelnd, „was Sie nicht ſchon wiſſen.“ — „Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne!“ rief er aus und fiel ihr zu Füßen. „Willſt du mein ſeyn?“ — „Um Gottes Willen ſtehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig.“

Die Baronin trat herein. Ohne überraſcht zu ſeyn ſtutzte ſie. — „Wäre es ein Unglück,“ ſagte der Major, „Schweſter! ſo iſt die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken.“

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergeſtalt geliebt, daß Sie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war ſelbſt die Neigung Hilariens aus dieſer Vorliebe der Mutter, wo nicht entſprungen, doch gewiß genährt worden. Alle drei vereinigten ſich nunmehr in Einer Liebe. Einem Behagen und ſo floſſen für ſie die glücklichſten Stunden dahin. Nur wurden ſie denn doch zuletzt auch wieder der Welt um ſich der gewahr und dieſe ſtellt ſelten mit ſolchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien bekannt, das ihm ſehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geſchäfts mit dem Oberſtmarſchall ſollte der Major ſeinen Sohn in der Garniſon beſuchen, alles mit ihm abreden und dieſe Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zuſtand verrückt, die Verhältniſſe, die ſonſt ſich freundlich in einander ſchmiegten, ſtießen ſich nunmehr anzufeinden, und es war ſchwer vorauszuſehen was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indeſſen mußte ſich der Major entſchließen ſeinen Sohn aufzuſuchen, dem er ſich ſchon angemeldet hatte. Er mochte ſich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne ſonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlaſſen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit ſeinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte ſeines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten ſich nach ſo langer Trennung auf's herzlichſte. Sie hatten einander viel zu ſagen und ſprachen doch nicht ſogleich aus, was ihnen zunächſt am Herzen lag. Der Sohn erzählte in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwiſchen den ältern Familienhäuptern wegen des Vermögens überdacht, wegen der einſtigen Güter und ſonſt verhandelt und beſchloſſen worden.

Das Geſpräch fing ſchon einigermaßen an zu ſtocken, als der Sohn ſich ein Herz faßte und zu dem Vater ſämmtlich ſagte: „Sie behandeln mich ſehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Beſitzthümern und Vermögen und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigſtens zum Theil, es mir eigen werden ſoll; Sie halten mit dem Namen Hilarien zurück. Sie erwarten daß ich ihn ſelbſt ausſpreche, daß ich mein Verlangen ja erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu ſeyn.“

Der Major befand ſich bei dieſen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils ſeiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des andern mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforſchen, ſo ſchwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Lächeln an. — „Sie

erraten nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe.“ fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur kurz, ein für allemal heraussetzen. Ja kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bey so mancherley Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es gesagt seyn und so sey es gleich gesagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen: Ja gebende Hilarien als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich gesellschaftlich in den freundschaftlichen Verhältnissen leben möchte; aber eine andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang: Sie werden mich nicht unglücklich machen.“

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich über sein Gesicht verbreiten wollte und fragte den Sohn mit einem milden Ernst: wer denn die Person sey, welche sich seiner so gänzlich bemächtigen thanen? — „Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater: denn sie ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ja fürchte nur, Sie werden selbst von ihr hingerissen, wie jedermann, der sich ihr nähert. Bey Gott! ich erliebe es und lebe Sie als den Rival Ihres Sohnes.“

„Wer ist sie denn?“ fragte der Major. „Wenn du ihre Persönlichkeit zu schildern nicht im Stande bist, so erzähle mir wenigstens von ihren äußern Umständen: denn diese sind doch wohl eher aufzusprechen.“ — „Wohl, mein Vater!“ versetzte der Sohn; „und doch würden auch diese äußern Umstände bei einer andern anders seyn, anders auf eine andere wirken. Sie ist eine junge Witwe. Erben eines alten, reichen, vor kurzem verstorbenen Mannes, unabhängig und vielleicht werth es zu seyn, von vielen umgehen, von eben so vielen geliebt, von eben so vielen umworben, doch wenn sich nicht jetzo heirathet, nur von Herzen angehörig.“

Mit Befremdlichkeit, will der Vater sagen, und dem Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort das Betragen der schönen Witwe gegen ihn zu erklären, jene unwiderstehliche Anmuth, jene zarten Gunstbezeugungen einzeln hervorzuheben, in denen der Vater nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein geachteten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgend einen verzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gelacht einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Scheideweg aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier abwählen könnte; aber diesmal war ihm selbst viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Witwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bei sich unterdrücken, vielleicht auch nur verschweigen.

„Du scheust mich in große Verlegenheit,“ begann der Vater nach einiger Pause. „Die ganze Uebereilung zwischen den übrig gebliebenen Gliedern an ein Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß du dich mit Hilarien verbindest. Heirathest du einen Fremden, so ist die ganze schöne, räthliche Verbindung eines ausländischen Vermögens wieder aufzulösen, und du insbesondere in deinem Theile nichts zum besten bekannt. Es gäbe weiter noch ein Mittel, daß aber ein wenig sonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wohurch ich der aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde.“

„Das größte von der Welt!“ rief der Lieutenant aus; „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder bieten, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem jeden gönnte, der ihm werth ist: Sie sind mir alle, mein Vater; wie liebenswürdig ist mein Hilarie! und eben der vorübereilenden Gedanke über die Hand zu bieten, zeugt von einem tugendlichen Herzen, von reiner Mutterglut. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Steareste ja recht gut durchsinnen und ausdenken. Dann würde ich erst recht glücklich seyn, wenn ich Sie glücklich machte; dann würde ich mich erst recht freuen. Ja! Sie sind die Vorsicht, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst so schön und löblich bewährt würden. Nun schone ich Sie erst mündlich vertraulich und mit recht offenem Herzen zu meiner Schonen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegen gehen.“

Mit diesen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einstreuen wollte, nicht Raum gewinnen, sondern eilte mit ihm zur schönen Witwe, welche sie in einem großen wohleingerichteten Hause, umgeben von einer immer mehr sich verschönernden aufgeklärten Gesellschaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eine von den weiblichen Wesen, denen kein Mann entgeht. Mit angenehmer Gewandtheit wußte sie den Major zum Helden dieses Abends zu machen. Die übrige Gesellschaft schien ihre Familie, der Major allein der Gast zu seyn. Sie kannte seine Verhältnisse recht gut, und doch wußte sie darnach zu fragen, als wenn sie alles erst von ihm recht erfahren wollte; und so mußte auch jedes von der Gesellschaft schon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der eine mußte seinen Bruder, der andere seine Güter und der dritte sonst wieder etwas genannt haben, so daß der Major bei einem jedesmaligen Gespräch sich immer als den Mittelpunkt fühlte. Auch sah er genöthigt bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, die Lichter auf ihn gerichtet; genug, er kann sich so benachten, daß er beinahe die Ursache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte sie seines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft antsprach; er schien für sie, wie die übrigen alle, bereits nur um des Vaters willen Aufmerksamkeit.

Frauenzimmerliche Handarbeiten in Gesellschaft unternommen und sonstige abendgültig verfaßte erzeugen durch Mindest und Anmuth oft eine wichtige Bedeutung. Umarmungen und einig verfaßten gegen leise Bemerkungen einer Schönen das Ansehen völliger Unaufmerksamkeit auf die Umgebung, und erregen in denselben ein stilles Mißgefühl. Dann aber allenfalls wie beim Erwachen ein Blick, der versichert die Anwesende wieder mitten in der Gesellschaft, sie erscheint als neu willkommen. Sogar sie aber aus der Arbeit in den Schooß nieder, setzt sie Aufmerksamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem sich die Männer so gern ergehen, doch wird derjenige höchst schmeichelhaft, den sie besonders begünstigt.

Unsere schöne Witwe arbeitete auf diese Weise an einer so prächtigen als geschmackvollen Brieftasche, die sich nun überhaupt durch ein größeres Format auszeichnete. Diese wurde nun eben von der Gesellschaft bewundert, von dem nächsten Nachbar aufgenommen, unter großen Lobpreisungen der Reihe nach herumgegeben, indessen die Künstlerin sich mit dem Major von ernsten Gegenständen besprach; ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Ueberreibung, doch als sichtbares an den Major kam, schien

sie es als seiner Aufmerksamkeit nicht werth von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weise die Verdienste der Arbeit anzuerkennen verstand, inzwischen der Hausfreund darin ein Pensches zauberhaftes Werk zu sehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und gesellte sich zufällig zusammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „was sagen Sie zu meinem Vater?“ Lächelnd versetzte sie: „mich däuchte, daß Sie ihn wohl zum Muster nehmen könnten. Sehn Sie nur wie nett er angezogen ist! Da er sich nicht besser trägt und hält als sein lieber Sohn!“ So fuhr sie fort den Vater auf Unkosten des Sohnes zu beschreiben und zu loben, und eine sehr gemischte Empfindung von Zufriedenheit und Eifersucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, so gesellte sich der Sohn zum Vater und erzählte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug sich nur beste freundlicher gegen die Witwe, und sie stgte sich gegen ihn schon auf einen lebhaftern, vertraulichern Ton. Kurz, man kann sagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major so gut als die übrigen alle, ihr und ihrem Kreise schon angehörte.

Ein stark einfallender Regen hinderte die Gesellschaft auf die Weise nach Hause zu kehren, wie sie gekommen war. Einige Lastwagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande; man sitze obnehin schon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in sein Zimmer trat, fühlte sich wirklich in einer Art von Taumel, von Unsicherheit seiner selbst, wie es denen geht, die schnell aus einem Zustande in den entgegengesetzten übertreten. Die Erde scheint sich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe steigt, und das Licht zittert noch im Auge dessen, der auf einmal ins Finstere tritt. So fühlte sich der Major noch von der Gegenwart des schönen Wesens umgeben. Er wünschte sie noch zu sehen, zu hören, sie wieder zu sehen, wieder zu hören; und nach einiger Besinnung vergaß er seinen Sohn, ja er erieb ihn glücklich, daß er Ansprüche machen dürfe so viel Vorzüge zu besitzen.

Aus diesen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinstürzte, den Vater umarmte und ausrief: „ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!“ Nach solchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die schöne Frau im Gespräche gegen ihn, den Sohnes auch nicht mit einer Silbe erwähnt habe. — „Das ist eben ihre zarte, schweigende, halbschweigende, halbandeutende Manier, wodurch man seiner Wünsche gewiß wird und sich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war sie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich gestehe es gern, daß ich zurückblieb, um sie noch einen Augenblick zu sehen. Ich fand sie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiß wohl, es ist ihre Gewohnheit: wenn die Gesellschaft weg ist, darf kein Licht ausgelöscht werden. Sie geht allein in ihren Zauberhallen auf und ab, wenn die Geister entlassen sind, die sie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter dessen Schutz ich zurückkam. Sie sprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren schon einigemale bis ans Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt ist. War sie schön, wenn sie sich unter den Kronleuchtern her bewegte, so war sie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem sanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und standen beim Umsetzen einen Augenblick still. Ich weiß nicht was mir die Verwegenheit augenblicklich ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigsten Gespräch auf einmal ihre Hand zu fassen, diese zarte Hand zu küssen, sie an mein Herz zu drücken. Man zog sie nicht weg. Himmlisches Wesen, rief ich, verbirg dich nicht länger vor mir. Wenn in diesem schönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor dir steht; so verhülle sie nicht länger, offenbare sie, gestehe sie: es ist die schönste, es ist die höchste Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Armen auf!

Ich weiß nicht was ich alles sagte, ich weiß nicht wie ich mich geberdete. Sie entfernte sich nicht, sie widerstrebte nicht, sie antwortete nicht. Ich wagte es sie in meine Arme zu fassen, sie zu fragen, ob sie die Meinige seyn wolle. Ich küßte sie mit Ungestüm; sie drängte mich weg. — Ja doch, ja! oder so etwas sagte sie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: ich sende meinen Vater, der soll für mich reden! — Kein Wort mit ihm darüber! versetzte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie sich, vergessen Sie, was geschehen ist.

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: „Was glaubst du nun, was zu thun sey? Die Sache ist, däucht ich, auf dem Siegeswege gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht sehr schicklich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte.“ „Um Gotteswillen mein Vater!“ rief er aus: „das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit gestört und verstimmt seyn. Es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. In Sie sind ich, dem ich mein Glück schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel besiegt, und niemals würde der Sohn einen so glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.“

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten sie tief bis in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig über ihre Plane; der Major wollte nur noch der Form wegen einen Abschiedsbesuch machen, und sodann seiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn sollte die seinige befördern und beschleunigen, wie es möglich wäre.

Viertes Capitel.

Der schönen Witwe machte unser Major einen Morgenbesuch um Abschied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Absicht seines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand sie in zierlichster Morgenkleidung in Gesellschaft einer ältern Dame, die durch ein höchst gefälliges freundliches Wesen ihm alsobald einnahm. Die Anmuth der jüngern, der Anstand der ältern setzten das Paar in das wünschenswertheste Gleichgewicht, auch schien ihr wechselseitiges Betragen durchaus dahin zu sprechen, daß sie einander angehörten.

Die jüngere setzte eine fleißig gearbeitete, uns von gestern schon bekannte Briefmappe zu einem vollendet

zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erscheinens wendete sie sich zur Freunden und reichte das künstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfend: „Sie sehen also daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen mancher Zögerns und Säumens dem Ansehen nicht hatte.“

„Sie kommen eben recht, Herr Major,“ sagte die ältere, „unsern Streit zu entscheiden, oder wo möglichst sich für eine oder die andere Partei zu erklären; ich behaupte, man fängt eine solche weitschichtige Arbeit nicht an, ohne einer Personen zu gedenken der man sie bestimmt hat, man vollendet sie nicht ohne einen solchen Gedanken. Beschauen Sie selbst das Kunstwerk, denn so nenn' ich es billig, es dergleichen sie ganz ohne Zweck unternommen werden kann.“

Unser Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zusprechen. Theils gestochen, theils gestickt, erregte sie zugleich mit der Verwunderung das Verlangen zu erfahren wie sie gemacht sey. Die bunte Seide wollte vor, doch war auch das Gold nicht verschmäht, genug man wußte nicht ob man Pracht oder Gesmack mehr bewundern sollte.

„Es ist doch noch einiges daran zu thun,“ versetzte die Schöne, indem sie die Schleife des umschlingenden Bandes wieder aufzog und sich mit dem Innern beschäftigte. „Ich will nicht streiten,“ fuhr sie fort, „aber erzählen will ich wie mir bei solchem Geschäft zu Mute ist. Als junge Mädchen werden wir gewöhnt mit den Fingern zu tändeln und mit den Gedanken minder zu schweifen, beides bleibt uns indem wir nach und nach die schwersten und künstlichsten Arbeiten verfertigen lernen, und ich leugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieser Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Personen, an Zustände, an Freud' und Leid. Und so ward mir das Ende sogar ein werth und das Vollendete, ich darf wohl sagen, festhar. Als ein solches nun darf' ich das Geringste für etwas halten, die leichteste Arbeit gewann einen Werth, und die schwierigste doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung dabei reicher und vollständiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Personen glaubt' ich daher dergleichen immer anbieten zu können; sie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigensten übertrieste, das vielfach und anmutsprechlich doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe verreinigt immer wie ein freundlicher Gruß wohlgefällig aufgenommen ward.“

Auf ein so liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiederung möglich; doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohllautende Worte zu fügen. Der Major aber, von jeher gewohnt die anmutige Weisheit Römischer Schriftsteller und Dichter zu schätzen und ihre leuchtenden Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte sich einiger hier der gar wohl passenden Verse, hütete sich aber, um nicht als Pedant zu erscheinen, sie auszusprechen oder auch irrer nur zu erwähnen; verstummte lieber, um nicht stumm und geistlos zu erscheinen, auf dem Theatral eine prosaische Paraphrase, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Gespräch beinahe ins Stocken gerathen wäre.

Die ältere Dame griff deßhalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buche, es war eine Sammlung von Poesien, welche so eben die Aufmerksamkeit der Freundinnen beschäftigte; dies gab Gelegenheit von Dichtkunst überhaupt zu sprechen, doch blieb die Unterhaltung nicht lange im allgemeinen, denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß sie von dem poetischen Talent des Major unterrichtet seyen. Jenen hatte der Sohn, der selbst auf den Ehrentitel eines Dichters seine Ansprüchen nicht verbarg, von den Gedichten seines Vaters vorgesprochen, auch einiges recitirt; im Grunde um sich mit einer poetischen Herkunft zu schmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt ist, sich für einen Vorschreitenden, die Fähigkeiten des Vaters stufenweise Jünaling bescheidentlich ahnen zu können. Der Major aber, der sich zurückzuziehen suchte, da er bloß als Literator und Liebhaber gelten wollte, suchte, da ihm kein Ausweg gelassen war wenigstens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er sich ebenfalls geübt habe, für subaltern und fast für unecht wollte angesehen wissen; er konnte nicht leugnen, daß er in dem seinigen, was man beschreibend, und in einem gewissen Sinne belehrend nennt, einige Versuche gemacht habe.

Die Damen, belebendere die Sänerei, nahmen sich dieser Dichtart an; sie sagte: wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menschen Wunsch und Absicht bleibt, was soll uns da das aufgeregte Wesen das uns wollüstlich anreizt eine etwas zu sehen, das uns beunruhigt um uns denn doch zuletzt uns wieder selbst zu überlassen; unendlich viel angenehmer ist mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene die mich in bessere Gegenden versetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwerth des Einfach-ländlichen zu Gemüthe führt, mich durch duftige Haine zum Wald, unversehrt auf eine Höhe zum Anblick eines Landes hinführt, da denn auch wohl gegenüber, erst angedeute Schloß sodann wohlausgebaute Städten emporsteigen und die blauen Berge zum Schluß ein verheißungsvolles Gemälde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, so bin ich auf meinem Sopha banklar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderschaft, vielleicht unter andern ungünstigen Umständen vor Augen sehe.“

Der Major, der das vorwaltende Gespräch eigentlich nur als Mittel ansah seine Zwecke zu befördern, suchte sich wieder nach der lyrischen Dichtkunst hinzuwenden, wovon sein Sohn vorhin Ursache zu reden hatte. Man widersprach ihm nicht gerade zu, aber man suchte ihn von dem Wege wegzuleiten den er einmal schlagen hatte, besonders da er auf sein denkschaftliche Gedichte hinzudeuten schien, womit der Sohn der anwesenden Dame die entschiedene Neigung seines Herzens nicht ohne Kraft und Gefühl vorzutragen gewußt hatte. „Lieder der Liebenden,“ sagte die schöne Frau, „mag ich weder vorgelesen noch vorgesungen, glücklich Liebende benedeit man eh man sich's versieht, und die Unglücklichen machen auch immer lange Weile.“

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer beiden Freunden gewendet, das Wort auf und sagte: „warum machen wir solche Umschweife, verlieren die Zeit in Unterhaltungen, gegen einen Mann den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir sein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenschaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten vortrefflich schon theilweise zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten auch das Ganze nicht vorzuenthalten?“ „Ihr Sohn,“ fuhr sie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns

neugierig gemacht den Zusammenhang zu sehen.“ Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und diese verwerthen wollte, klehen es die Damen nicht gelten, indem sie es für eine offenbare Ausflucht ansprachen um die Erfüllung ihrer Wünsche indirect abzulehnen. Er kam nicht los bis er unterwunden versprochen hatte das Gedicht zu senden, sodann aber nahm das Gespräch eine Wendung, die ihn hinderte zu Gunsten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, besonders da ihm dieser alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit schien, sich zu beurlauben, und der Freund auch dergleichen einige Bewegung machte, sprach die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch sie nur noch schöner ward, indem sie die frisch gemahlte Schleife der Brieftasche sorgfältig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber sind längst schon leider im Ruf daß ihren Versprechen und Zusagen nicht viel zu trauen sey; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel stelle, nicht verlange sondern gebe. Nehmen Sie diese Brieftasche, sie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgeschirr, viel Erinnerungen sind daran geknüpft, manche Zeit verging unter der Arbeit, endlich ist sie fertig, bedienen Sie sich derselben als eines Boten uns ihre liebliche Arbeit zu überbringen.“

Bei solch unerwartetem Anerbieten fühlte sich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieser Gabe hatte so gar kein Verhältniß zu dem was ihm gewöhnlich ungab, zu dem übrigen dessen er sich bediente, daß er sie, sogleich dargereicht, kaum zurückgeben konnte; doch nahm er sich zusammen, und seinem Erinnern ein überliefertes Gute niemals verlagte, so trat eine classische Stelle alsbald ihm ins Gedächtniß. Nur wäre es pedantisch gewesen sie anzuführen, doch regte sie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Steyreis mit artiger Paraphrase einen freundlichen Dank und ein zierliches Compliment entsponnen zu bringen im Falle war; und so schloß sich denn diese Scene auf eine friedliegende Weise für die sämmtlichen Unterredenden.

Also fand er sich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß versetzet; er hatte zu senden, zu schreiben zugesagt, sich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlassung einigermaßen unangenehm fiel, so mußte er doch für ein Glück solchen auf eine heitere Weise mit dem Frauenzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm so nah angehören sollte. Er fühlte alle nicht ohne eine gewisse innere Zufriedenheit; denn wie sollte der Dichter eine solche Aufmunterung nicht empfinden, dessen treufleißiger Arbeit, die so lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerksamkeit zu Theil wird.

Gleich nach seiner Rückkehr ins Quartier setzte der Major sich nieder zu schreiben, seiner guten Schwester alles zu berichten und da war nichts natürlicher als daß in seiner Darstellung eine gewisse Exaltation sich verwirrbar, wie er sie selbst empfand. Die aber durch das Einreden seines von Zeit zu Zeit störenden Sohns noch mehr gesteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieser Brief einen sehr gemischten Eindruck, denn wenn auch der Umstand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befördert und beschleunigt werden konnte, genommen war sie ganz zufrieden zu stellen, so wollte ihr doch die sonderbare Wirbne nicht gefallen, ohne daß sie sich deßwegen Rechenschaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthusiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; sie kennen sich unter einander zu gut um sich einer solchen ausschließlichen Verehrung werth zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Kaufer im Laden, wo der Handelsmann mit seinen Waaren die er kennt im Vortheil steht, auch sie in den besten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unschuld herumtritt, er betrat der Waare, will und wünscht sie und versteht gar selten sie mit Kenneraugen zu betrachten. Jener weiß recht gut was er giebt, dieser nicht immer was er empfängt. Aber es ist einmal im menschlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja es scheint als nothwendig, denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauschen beruht darauf.

In Gefolge seines Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baronesse weder mit der Leidenschaft des Sohns noch mit der günstigen Stimmung des Vaters völlig zufrieden seyn; sie fand sich überrascht von der glücklichen Werbung der Sache, doch ließ eine Ahnung weitern begreifen Ungelegenheit des Alters sich nicht abweisen. Hilarie ist ihr zu jung für den Bruder, die Witwe für den Sohn nicht jung genug; indessen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten scheint. Ein frommer Wunsch, daß alles gut gehen möge, stieg mit einem leisen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern nahm sie die Feder und schrieb an jene menschenkennende Freundin indem sie nach einem gesellschaftlichen Eingang also fortfuhr.

„Die Art dieser jungen verführerischen Witwe ist mir nicht unbekannt, weiblichen Umgang scheint sie abzulehnen und nur eine Frau um sich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr schmeichelt und wenn ihre stummen Verzüge sich nicht klar genug darstellen, sie noch mit Worten und geschickter Behandlung der Aufmerksamkeit zu empfehlen weiß. Zuschauer, Theilnehmer an einer solchen Negerdeclamation müssen Männer seyn, daher entsteht die Nothwendigkeit sie anzuziehen, sie festzuhalten. Ja dennoch nichts Uebles von der schönen Frau, sie scheint anständig und behutsam genug, aber eine solche übersorme Eitelkeit opfert den Umständen auch wohl etwas auf und, was ich für das Schlimmste halte, mehr als ist reflectirt und verfänglich, ein gewisses gläubiges Naturell leitet und beschäftigt sie, mehr als gut, sich vorlieber an sie einer geborenen Kokette als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit.“

Der Major nunmehr auf den Gütern angelangt widmete Tag und Stunde der Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgeordneter Hauptgehalte in der Ausführung mannigfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwunden und für Augenblicke ganz und gar untergehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Mhalsidee eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliirten einer unbesiegbaren Ausdauer und die Hand bieten sehen.

Und so wäre denn auch hier der traurige Anblick sodann, anfänglicher, vernachlässigter Besitzungen

durch das verständige Bemerken einsichtiger Personen nur zu einem trefflichen Zustande geworden, hätte man nicht unklarer voraus gesehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verstand und Rechtlichkeit benutzt, hinreichend seyn werde, das Abgeforderte zu leisten und das Versäumte in Umrissen zu versehen, um zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarschall war angelangt und zwar mit einem ernsten Advocaten, doch gab dieser dem Major weniger Beschäftigung als jener, der zu den Menschen gehörte, die keine Zwecke haben, oder, wenn sie einen vor sich sehen, die Mittel dazu abstreiten. Ein täglich und stündliches Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfniß seines Lebens. Nachlangen Zaudern ward es ihm endlich ernst seine Gläubiger los zu werden, die Güterlast abzusondern, die Unordnung seines Hauswesens in Riegel zu setzen, einen anständigen gesicherten Unterhalt ohne Sorge zu genießen, dagegen aber auch nicht das Geringste von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren zu lassen.

Im Ganzen gestand er allen ein was die Geschwister in den ungetrübten Besitz der Güter betreffe, besonders auch des Hauptgutes seyen sollte, aber auf einem gewissen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahr auf seinen Geburtstag die ältesten Freunde und die neusten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der solchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Ansprüche nicht fallig aufgeben. Die Meubeln alle sollten in dem Lustsaale bleiben, die Kupferstiche an den Wänden, so wie auch die Früchte der Spalliere ihm versichert werden. Pfirsiche und Erdbeeren von den ausgesuchtesten Sorten, Birnen und Aepfel ares und schmackhaft, besonders aber eine gewisse Sorte grauer kleiner Aepfel, die er seit vielen Jahren der Fürstin Witwe zu verehren gewohnt war, sollten ihm reichlich geliefert seyn. Hieran schlossen sich andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern insgemein beschwerlich.

Der Obermarschall war übrigens von dem leichten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß alles nach seinen Wünschen, wie es ihm sein leichtes Temperament vorspiegelte, hatte, sich endlich einrichten würde, so sorgte er für eine gute Tafel, machte sich einige Stunden auf einer mäßigen Jagd die nöthige Bewegung, erzählte Geschichten auf Geschichten und setzte durchaus das heiterste Gesicht; auch sah er auf gleiche Weise, daß dem Major zum Gewinnen, daß er so verderblich verfahren; vertanzte noch etwas Geld, ließ die kleinen verzärtelten grauen Gebäckel, welche dieses Jahr besonders wohl gerathen waren, sorgfältig einpacken und führ mit diesem Schatz, den er als eine wünschenswerthe Verehrung der Fürstin zu überreichen gedachte, nach seinem Wartersitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an seiner Seite blieb mit ganz entgegengesetzten Gefühlen zurück und wäre an den Verschränkungen, die er vor sich sah, fast verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hülfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu lösen, das Entwickelte zu genießen hoffen darf.

Glücklicherweise war der Advocat ein rechtlicher Mann, der, weil er somit viel zu thun hatte, diese Angelegenheit bald beendete. Eben so glücklich schlug sich ein Kammerdiener des Obermarschalls hinzu, der gegen mäßige Bedingnissen in dem Geschäft mitzuwirken versprach, wodurch man einem gedeihlichen Abschluß entgegen sehen durfte. So angenehm aber auch dieses war, so fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieser Angelegenheit, es bedürfe gar mancher Umrennen, um ins Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick nur ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, vielmehr peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen ängstlich.

Ein anderer eintretender Umstand schreckt, der ihn hätte beunruhigen sollen, verdrießt ihn zu der besten Laune. Sein seelmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Landpartie nicht verlassen hatte, schien einige Zeit her einen andern Weg einzuschlagen, wenn ihm seines Aufstehen des Majors, tägliches Ausreiten und Umhergehen desselben, so wie der Zutritt mancher Beschäftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarschalls mehrerer Geschäftslosen, zu nöthigen schien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mannes zu beschäftigen das Recht hatten, ließ er den Major schon einige Zeit verschont, aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpunkte, welche bisher durch ein geringeres Hausgesinde waren vernachlässigt gewesen. Alles was nicht nur den Schein der Gesundheit bezweckte, sondern was die Gesundheit selbst aufrecht erhalten sollte, ward eingeschärft, besonders aber Maß in allem und Abwechslung nach den Vorkommenheiten. Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbrauen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Diener schon länger gesorgt hatte. Dabei wurde Mäßigung aber und abermals in allem, was den Menschen aus seinen Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieser Schönheits-Erhaltungsbefehl sich seinen Abschluß erbat, weil er seinem Herrn nichts mehr nütze sey, auch nicht wisse, was er sich noch wohl wieder zu seinem vorigen Betragen zurückwünschen möchte, um den mannigfaltigen Vergnügungen eines theatralischen Lebens fernerhin sich ergeben zu können.

Und wirklich war es dem Major sehr wohl wieder sich selbst gegeben zu seyn. Der verständige Mann brauchte sich nur zu mäßigen, so ist er auch glücklich. Er mochte sich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was sich daran knüpft wieder mit Freiheit bedienen, die Gestalt Hilarien's trat in solchen einsamen Momenten wieder freudig hervor und er fügte sich in den Zustand des Brautstandes, vielleicht des anmuthigsten, wo man in den geweihten Kreis des Lebens gezogen ist.

Bei einer Pause des Geschäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilt er auf sein Gut, wo er des Verwalters Frau einsieht, daß er an die schöne Witwe gedacht und das ihm nicht auf dem Sinne gekommen war, seine Gedichte vorzulesen, die in guter Ordnung verwahrt lagen; in gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk- und Erinnerungsbüchlein. Aufgriffe beim Lesen alter und neuer Schriftsteller entwickelt, wieder zur Hand. Bei seiner Vorliebe für Horaz und die Alexandrischen Dichter war das Meiste daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen erbärmlichen Behagens verganger Zeit, verdrießgeschwundner Zustände und Empfindungen anderten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Rex!

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae

Wie ist denn mir doch zu Muthe!
So wonniglich und so klar!
Da bei frischem Knabenblute
Mir so wild, so dürster war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken
Wie auch wohlgemuthe ich sey,
Denk' ich jene rothen Backen,
Und ich wünsche sie herbei.

Nachdem unser Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdbericht gar bald herausgefunden, erfreute er sich an der sorgfältigen Reinschrift, wie er sie vor Jahren mit lateinischen Lettern, groß Octav, zierlichst verfaßt hatte. Die ethnische Brieftasche von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor sich so prächtig eingebunden gesehen. Einige Zeilen taxirt waren höchst nothwendig; Protokolliert aber kaum zulässig. Jene Stelle des Dud fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine precäre Umschreibung, so wie damals durch eine prosaische, sich am besten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factos solum vestes spectare jovabat,
Tum quoque dum fierent, tantus decor affuit arti.

Zu Deutsch:

Ich sah's in meisterlichen Händen,
Wie denk' ich gern der schönen Zeit!
Sah erst entwickeln, dann vollenden
Zu nie gesehn'rer Herrlichkeit.
Zwar ist's besitz' es gegenwärtig.
Doch soll ich mir nur selbst gestehn:
Ich wollt' es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu schön!

Mit diesem Uebertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das sodann skizzirte Verdum: dum fierent, in ein traurig abgestorbenes Substantivum verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbessern zu können. Nun ward auf einmal seine Verliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig und der Glanz des Deutschen Parnasses, auf den er doch auch im stillen hinaufstrebte, fingen ihm sich zu verdunkeln.

Endlich aber da er dieses bittere Compliment mit dem Urtexte unvergleichen noch ganz artig fand, und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl auffassen würde, so entstand eine zweite Bedenklichkeit: daß, da man in Versen nicht galant sprechen, ohne verliebt zu scheinen, er dabei als zärtlicher Schwiegervater eine wunderliche Rolle spiele. Das Schlimmste jedoch fiel ihm zuletzt ein: Jene Ovidischen Verse werden von Arachnen gesagt, einer eben so gelehrten als hübschen und pertichen Weberin. Wurde nun aber diese durch die weibliche Minerva in eine Spinne verwandelt, so war es gefährlich eine schöne Frau mit einer Spinne, wenn auch nur von Ferne vergleichen, im Mittelpunkte eines ausgespannten Netzes schwelgen zu sehen. Konnte man sich doch unter der geistreichen Gesellschaft, welche unsere Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher diese Wandlung ausgewittert hätte. Wie sich nun der Freund aus einer solchen Verlegenheit gezogen ist und selbst unerkannt geblieben, und wie müssen diesen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Musen auch wohl einen Schleier zu werfen sich die Schicklichkeit erlauben. Genug, das Jagdgedicht selbst ward abgeschrieben, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leser brauchen deshalb sich an der entsetzlichen Jagdliebhaberei und allem was sie begünstigen mag; erforderlich ist der Jahreszeitenwechsel, der sie mannigfaltig auffrischt und anregt. Die Eigenheiten sämmtlicher Gesindspe, denen man nachstrebt, die man zu erlegen gesinnt ist, die verschiedenen Charaktere der Jäger, die sich durch Lust, bisher Mühe hingeben, die Zufälligkeiten wie sie verbessern oder beschädigen; alles war, besonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der besten Laune dargestellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahn-Balz bis zum zweiten Schneefinken und von da bis zur Rabenhütte war nichts versäumt, alles wohl gefaßt, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, knapp und scherzhaft, oft ironisch dargestellt.

Jenes eigentliche Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abriß von diesen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einem gefälligen Aufsatz des heiter Denkenden gewann und sehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnsprüche, nach dem Genuß ein gewisses Leere empfinden ließ. War es das Umblättern dieser Papiere oder sonst ein unzugänglicheres Mißbehagen, der Major fühlte sich nicht besser gestimmt. Daß die Jahre, die zuerst eine schöne Gabe nach der andern bringen, sie alsdann nach und nach wieder entziehen, schien er auf dem Scheidepunkt, wo er sich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Einer versäumte Badereise, ein obne Genuß verstrichener Sommer, Mangel an flotter gewohnter Bewegung, alles ließ ihn gewisse übervertliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm und sich ungeduldiger dabei bewies als billig sein mochte.

Schon einige Monate waren die sämmtlichen Familienglieder ohne besondere Nachricht von einander geblieben; der Major beschäftigte sich in der Residenz gewisse Einrichtungen und Besitzungen seines Geschäfts abschließen zu machen; die Baronin und Hilarie trieben ihre Theilnahme auf die bestmöglichste Ausstattung der Söhne, seiner Söhnen mit Leidenschaft durcheinander, schon hier über alles zu vergessen. Der Winter war angekommen und nahm alle Leidenschaft mit unerbittlichen Stürmungen und frühzeitigen Finsternissen.

Wer heute durch eine düstere Novembernacht sich in der Gegend des adeligen Schlosses verirrt hätte, und bei dem schwachen Lichte eines behellten Mondes Aecker, Wiesen, Baumgruppen, Hügel und Oerlichkeiten vor sich liegen sähe, auf einmal aber bei einer sonderbaren Wendung um eine Ecke die ganz hell erleuchtete Fensterreihe eines langen Gebäudes vor sich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine festlich gesinnelte Gesellschaft dort anzutreffen. Wie sehr verwundert müßte er aber seyn, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drei Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen in denen Zimmern zwischen hohen Wänden, neben freundlichem Haustrab, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken.

Da wir nun aber die Baronin in einem festlichen Zustande zu überraschen glauben, so ist es nothwendig zu bemerken, daß diese schimmernde Erleuchtung hier nicht als außerordentliche anzusehen sey, sondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame auch ihrem frühern Leben mit herübergenommen hatte. Als Tochter einer Oberhofmeisterin, bei Hof erzogen, war sie gewohnt den Winter allen übrigen Jahrszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer

Auf dem See.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freyer Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Ruderetakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unſerm Lauf.

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! ſo Gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;

ſtattlichen Erneuerung zum Element aller ihrer Geſchäfte zu machen. Zwar an Kandelabern fehlte es nirgends, aber einer unter ihren älteſten Dienern hatte ſo große Luſt an Künſtlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schloſſe nicht und da einzuführen nicht wäre bemüht geweſen, wodurch denn zwar die Erhellung mannigfalt lebhaft geſtaltet, aber auch wohl gelegentlich die und da eine partielle Finſternis eintrat.

Die Baronin hatte den Zuſtand einer Herrſchaft durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbeſitzer und entſchiedenen Landwirth aus Neigung und wohlbedächtig verbeſſert, und ihr einſtiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche anfangs nicht zuſagte, mit Einſtimmung ſeiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrerer Meilen eingefaßt, ſo gut hergeſtellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in ſo gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieſer löblichen Anſtalt die Hauptabſicht, daß die Damen, beſonders zur guten Jahrszeit überall hinreiten konnte; dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erneuerung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenſchaftliche Sorge für ihre Tochter genugſame Beſchäftigung, der öftere Beſuch des Bruders mannigfache Unterhaltung, und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer warmen Beſtätigung gleich ſah.

Den heutigen Tag war jedoch dieſe Erleuchtung recht am Platze; denn wer ſehen in einem der Zimmer eine Art von Ehrenbezeugung aufgeſtellt, in die Augen fallend und glänzend. Das hohe Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu ſteigern und dabei alles zuſammengeſtellt und auseinander, was zur Ausſtattung Hilariens bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der lobigen Abſicht mehr das Zeitende zur Spitze zu bringen, als dasjenige zu erheben was ſchon geleiſtet war. Alles Nothwendige fand ſich, und zwar aus den feinſten Stoffen und von der zierlichſten Arbeit; auch an Mittelkörnern war kein Mangel, und doch wußte Annette überall da noch eine Lücke anſchaulich zu machen, wo man eben ſo gut den ſchönſten Zuſammenhang hätte finden können. Denn nun alles Weſentliche, ſtattlich ausgeſtreut, die Augen blendete, Erſtaunen, Bewunderung und alle die zarteren Grade der Art, wie ſie auch Namen haben mögen, genugſames Licht unter warfen, ſo fehlte doch alles bunte Gedränge, mit deſſen Ankauf man weitläufig ſpöttelt, weil man bei jeder veränderlicher Mode das Allermeiſte als Gipfel und Abſchluß hinzuſtellen wollte.

Nach dieſem heiterſten Anthauen ſchritten ſie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannigfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wenn das Schickſal ſie auch führen mochte, bei einem glücklichen Anfang auch von ihnen herauf annehmlich und ihre Gegenwart wünſchenswerth macht, hatte in dieſem ländlichen Zuſtande ſo viele abwechſelnde und bildende Unterhaltungen eingeleitet gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend ihnen überall zu Hauſe ſchien, bei ſeinem Gefühl ſich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß ſich ergötzte. Nur darf gemeldet werden, wenn es entſchieden, würde zu weitläufig ſeyn; genug dieſer Abend war auch ein Muſterbild des bisherigen Lebens. Ein geiſtreiches Leſen, ein anmuthiges Pianoſpiel, ein lieblicher Geſang zog ſich durch die Stunden hartnäckig, zwar wie ſonſt, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten verehrten Mann, dem man dieſes und ſo manches Andere zum freundlichſten Empfang vorführte. Es war ein brauchbares Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den ſüßeſten Empfindungen belebte, die Mutter mit ſeinem Sinne nahm ihren reinen Theil daran und ſelbſt Annette, ſonſt nur flug und thätig, mußte ſich gewiſſen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abweſenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig verſprachen. Auf dieſe Weiſe hatten ſich die Empfindungen aller drei in ihrer Art liebenswürdigen Frauen mit der ſie umgebenden Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichſten Zuſtande ins Gleiche geſtellt.

Fünftes Capitel.

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußerſten Thor, Wechſel drohender und fördernder Stimmen, Licht und Fackelſchein im Hofe, unterbrachen den zarten Geſang. Aber gedämpft war der Lärm eine man deſſen Urſache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht, auf der Treppe Gräuſen und lebhaftes Hin- und Herſprechen heraufkommender Männer. Die Thüre ſprang auf eine Meldung, die Frauen entweichen ſie. Fauſt ſtürzte herein in ſchauderhafter Geſtalt, verwirrenen Hauptes, auf dem die Haare theils borſtig ſtarrten, theils vom Regen dunkelnaß niederhingen; zerfetzten Kleides wie eines der durch Dorn und Dickicht durchgeſtürmt, gräulich beſchmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herausgerudert.

„Mein Vater!“ rief er aus. „wo iſt mein Vater!“ Die Frauen ſtanden beſtürzt; der alte Jäger, ſein früherer Diener und liebevollſter Pfleger mit ihm eintretend rief ihm zu: „Der Vater iſt nicht hier, beſinnen Sie ſich; hier iſt Tante, hier iſt Mutter, ſehen Sie doch!“ — „Nicht hier, man ſo laßt mich weg ihn zu ſuchen, er allein ſoll's hören, dann will ich ſterben. Laßt mich von den Lichtern weg, von dem Tag, er blendet mich, er vernichtet mich.“

Der Hausarzt trat ein, ergriff ſeine Hand, vorſichtig den Puls fühlend, mehrere Bediente ſtanden ängſtlich umher. — „Was will ich auf dieſen Treppen, ich verderbe ſie, ich zerſtöre ſie; mein Unglück traufe auf ſie herunter, mein verworrenes Geſicht beunruhe ſie.“ — Er drangte ſich gegen die Thüre, man bemühte das Verlorene um ihn wegzuführen und in das entfernte Gaſtzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter ſtanden erſtarrt, ſie hatten Troſt gegeben von Jurien verſagt, nicht durch Kunſt verdeckt, in gräulicher widerwärtiger Wirklichkeit, die im Contraſt mit einer behaglichen Glanzwohnung im ſtarken Kerzenſchimmer nur deſto fürchterlicher ſchien. Erſtarrt ſahen die Frauen ſich an und jede glaubte in den Augen der andern das Schreckbild zu ſehen, das ſich ſo tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit dieſer Bedeutenheit ſendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten ſich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung daß man ihn ausführlich, freudig, dringe, bald genöthigt bald unbemerkt laſſe er alles geſchehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Gewalt verwieſen.

Endlich vernahmen die bedrängſten Frauen, man habe ihm zur Ader gelaſſen und ſonſt alles Beſtätigende möglichſt angewendet; er ſey zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran, die Baronin verlangte wenn er schlafe ihn zu sehen, der Arzt widerstand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte sich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze flimmerte hinter dem grünen Schirm, man sah wenig, man hörte nichts; die Mutter näherte sich dem Bette, Hilarie sehnsuchtsvoll ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein höchst zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt plötzlich, schienen unter den schon wieder sich kräuselnden Locken auf das anmuthigste hervor, eine ruhende Hand und ihre länglichen zart-kräftigen Finger zogen den unsteten Blick an. Hilarie leise athmend glaubte selbst einen leisen Athem zu vernehmen, sie näherte die Kerze, wie Psyche in Gefahr die heilsamste Ruhe zu stören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie diese Guten, alles Antheils würdigen Personen ihre nächtlichen Stunden zugebracht, ist und ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten sich beide höchst ungeduldig. Des Auftrages war kein Ende, der Wunsch den Leidenden zu sehen beschleunigen doch dringend, nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Besuch.

Die Baronin trat hinein, Flavio reichte die Hand hin — „Verzeihung, liebste Tante, einige Geduld, vielleicht nicht länger“ — Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die Rechte — „Gegrüßt, liebe Schwester“ — das fuhr ihr durchs Herz, er ließ nicht los, sie sahen einander an, das herrliche Paar centralisirend im seelenvollen Sinne. Des Jünglings schwarze funkelnde Augen stimmten zu den blassern verwirrten Locken; dagegen stand sie scheinbar himmlisch in Ruhe, doch zu dem erschütternden Begehrniß gesellte sich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schwester! — ihr Aeußerstes war aufgeregt. Die Baronin sprach: „wie geht es, lieber Neffe?“ — „ganz leidlich, aber man behandelt mich übel“ — „wie so?“ „da haben Sie mir Blut gelassen, das ist grausam, Sie haben es weggeschafft, das ist frech; es gehört ja nicht mein, es gehört alles, alles ihr“ — Mit diesen Worten schien sich seine Gestalt zu verwandeln, doch mit diesen Thränen verbarg er sein Antlitz ins Kissen.

Hilariens Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck, es war als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor sich eröffnet sähe, zum ersten Mal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Rasch, leidenschaftlich eilte sie durch den Saal, warf sich im letzten Cabinet auf den Sopha, die Mutter folgte und fragte was sie leider schon begriff. Hilarie wunderlam aufblickend rief: „Das Blut, das Blut es gehört alles ihr, alles ihr und sie ist es nicht werth. Der Unglückseligste! der Arme!“ Mit diesen Worten erleichterte der bitterste Thränenstrom das bedrängte Herz.

Wer unternähme es wohl die auf dem Vorgegebenen sich entwickelnden Zustände zu enthüllen, an den Tag zu bringen, das innere aus dieser ersten Zusammenkunft den Frauen erwachsende Unheil? Auch dem Leidenden war sie höchst schädlich, sie behauptete wenigstens der Arzt, der zwar oft genug zu bersichten und zu trösten kam, aber sich doch verpflichtet fühlte alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit, die Tochter wagte nicht zu verlangen was die Mutter nicht gutgeheißen hätte, und so gehorchte man dem Gebot des verständigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch einiges aufgezeichnet, es aber sogleich neben sich im Bette verschlossen. Nun gesellte sich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld, es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von schöner freier Hand, obgleich mit Hast geschrieben, es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder ist der arme Mensch geboren,
Zu Wundern ist der irre Mensch verloren,
Nach welcher dunklen, schwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewisse Schritte?
Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in aufsiedenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte sich überzeugt daß der Jüngling bald wieder herzustellen sey, körperlich gesund werde er sämmtlich sich wieder froh fühlen, wenn die auf seinem Geist lastende Leidenschaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie sann auf Erwiederung; sie saß am Flügel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht, in ihrer Seele klang nichts zu tiefen Schmerzen, doch bei diesem Versuch schmeichelten Rhythmus und Reim sich verstellt an ihre Gesinnungen an, daß sie jenem Gefühl mit sinnender Heiterkeit entsagte, indem sie sich Zeit nahm folgende Strophe aufzubilden und abzurunden:

Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibst du doch zum Jugendglück geboren;
Ermanne dich zu rasch gesundem Schritte,
Kennst in der Freundschaft Himmelsglanz und Hölle,
Empfinde dich in treuer Guten Mitte,
Da spriesse dir des Lebens heil're Quelle.

Der ärztliche Hausfreund übernahm die Botschaft, sie gelang, schon erwiederte der Jüngling gemäßigt; Hilarie fuhr mildernd fort und so setzten man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen, und vielleicht ist es und vergönnt den ganzen Verlauf dieser beiden Cur gelegentlich mitzutheilen. Genug einige Zeit versirrich in solcher Beschäftigung höchst angenehm; ein rubiges Wiedersehen bereitete sich vor, das der Arzt nicht länger als nöthig zu verspäten gedachte.

Indessen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere sich beschäftigt, und diese dem gegenwärtigen Zustande ganz angemessene Unterhaltung wirkte gar wunderlam auf den erregten Geist. Sie sah manche Jahre ihres Lebens zurück, schwere drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment tröstigte; besonders rührte sie die Erinnerung an ein sonderes Verhältniß zu Motarien und zwar in bedenklichen Zuständen. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und sogleich der Entschluß gefaßt sich auch dießmal an sie zu wenden: denn zu wem sonst hätte sie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem sonst Zucht und Hoffnung offen bekennen sollen?

Bei dem Aufräumen fand sie aber auch unter andern des Bruders Miniatur-Portrait und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd seufzen. Hilarie überraschte sie in diesem Augenblick, denselbigte sich des Bildes und auch sie ward von jener Aehnlichkeit wunderlam betroffen.

So verging einige Zeit, endlich mit Verabredung des Arztes und in seinem Gefolge trat Flavio ungemeldet zum Frühstück herein. Die Frauen hatten sich vor dieser ersten Erscheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, in schrecklichen Momenten etwas heiter auch wohl lächerlich sich zu ereignen pflegt, so glückte es auch hier. Der Scherz kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von seinem Anzug nichts zu brauchen war, so hatte man sich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, die er, zu bequemen Jagd- und Familienfesten, bei der Schwester in Verwahrung ließ. Die Baronin lächelte und warm sich zusammen; Hilarie war, sie wußte nicht wie, betroffen, genug sie wendete das Gesicht weg und dem jungen Manne wollte in diesem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen noch eine Pirouette glücken. Um nun sämmtlicher Gesellschaft auf der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Gestalten. Der Vater sey etwas größer, dieß es, und deßhalb der Rock etwas zu lang; dieser sey etwas breiter, deßhalb der Rock über die Schulter zu eng. Beide Mißverhältnisse gaben dieser Maskerade ein komisches Ansehen.

Durch diese Einzelnheiten lenken kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Für Hilarien freilich blieb die Aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja beängend.

Nun aber wünschten wir wohl den nächsten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umständlich geschildert zu sehen, da wir nach eigener Art und Weise uns nur mit dem Allgemeinsten befassen dürfen. Hier muß denn nun von dem Einfluß der Dienerschaft abermals die Rede seyn.

Ein gewisses Talent konnte man unserm Flavio nicht absprechen, es bedurfte jedoch nur zu sehr eines leidenschaftlich sinnlichen Antriebes, wenn etwas Vorzügliches gelingen sollte; deswegen denn auch fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, höchst einnehmend und liebenswerth erschienen, und nun einer gegenwärtigen höchst liebenswürdigen Schönen, mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich gern zu der Rolle einer Vertrauten: sie bietet sich heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm seyn müßte, sich an die Stelle der Angebeteten leise geboten zu sehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr ins Bedeutende. Wechselgedichte, wie sie der Liebende gern verräth, weil er sich von seiner Schönen, wenn auch nur bedeutend, bald und bald kann erwidern lassen was er wünscht und was er aus ihrem schönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte. Dergleichen wurden mit Hilarien auch wechselsweise gelesen, und zwar, da es nur aus der einen Hands schrieb geschah, in welcher man bequemlich, am zu rechter Zeit einzuhalten, umherschauen und zu diesem Zweck jedes das Bändchen anfassen mußte, so fand sich, daß man, nahe sitzend, nach und nach Personen an Personen, Hand an Hand immer näher rückte, und die Gestalt sich ganz natürlich zuletzt im Verborgnen berührten.

Aber bei diesen schönen Verhältnissen, unter solchen daraus entspringenden, allerliebsten Annehmlichkeiten, fühlte Flavio eine schmerzliche Sorge, die er sorgfältig verbarg und, immerfort nach der Ankunft seines Vaters sich sehnend, zu bemerken gab, daß er diesem das Wichtigste zu vertrauen habe. Dieses Geheimniß indeß wäre, bei einigem Nachdenken, nicht schwer zu errathen gewesen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem jugendlichen Jünglinge hervorgerufnen Momente, den Unglücklichen entschieden abgewiesen und die bisher vertraulich behauptete Hoffnung auf einen und beseligt haben. Eine Scene, wie dieß zugegangen, wollen wir nicht zu schildern, aus Furcht, hier möchte und die sogenannte Glatt ermangeln. Genug, er war so wenig bei sich selbst, daß er sich eiligst aus der Garnison ohne Urlaub entfernte, und, um seinen Vater aufzusuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut seiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor kurzem haben ankommen sehen. Die Folgen eines solchen Schrittes fielen ihm nun bei Mäßigter nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzige möglichste Vermittlung entbehren sollte, sich weder zu fassen noch zu retten.

Wie erstaunt und betroffen war er deßhalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehändigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit aufbrach, der aber nach den freundlichsten Worten damit endigte, daß der ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat sollte verlängert werden.

So unerklärlich nun auch diese Gunst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemüth fast ängstlicher als die verschmähte Liebe selbst zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück bei seinen liebenswürdigsten Verwandten so wohl aufgehoben zu seyn; er durfte sich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war nach kurzem in allen seinen angenehmgeselligen Thätigkeiten wieder hergestellt, die ihm der schönen Witwe selbst wieder als ihrer Umgebung auf eine Zeit lang nothwendig genannt hatten, und nur durch eine verstärkte Werbung ihrer Hand für immer verscheucht werden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer thätigen Lebensweise aufgefordert. Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in den Schloß zusammenhielt, hatte überall, in großen Wassermassen niederrauschend, Flüsse und Bäche angeschwellt; es waren Dämme gebrochen und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfdächer, Bäume, Höhe, gebüsche und kleinere Besitzthümer, zwar aus Hügeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber dennoch Fälle war man eingerichtet; die Hausleute betahl und die Diener führten aus. Nach der ersten allgemeinen Bedürfnisse ward Brot gebacken, Thiere wurden geschlachtet, Fischerkähne fuhren hin und her, Hülfe und Verlegenheit nach allen Orten hin verbreitend. Alles schien sich schön und gut, das freundliche Gegenüber ward freudig und dankbar aufgenommen, nur an einem Orte wollte man den ausstehenden Gemeindevorsteher nicht trauen; Flavio übernahm das Geschäft und fuhr mit einem wohlbeladnen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geschäft, einfach behandelt, gelang zum besten; auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie dem Scheiden gegeben. Gerade in den Zeitpunkt dieser Unglücksfälle war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die sich das schöne Kind besonders interessirte. Flavio fand die Wöchnerin, und brachte allgemeinen und diesen besondern Dank mit nach Hause. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch niemand

ungetrennten, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja lächerlichen Ereignissen viel zu sprechen; manche nothgedrungene Zustände wurden interessant beschrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderstehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wohnerin zu begrüßen, zu beschenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerstand der gut gesinnten Mutter siegte endlich der freudige Wille Hilariens dieses Abenteuer zu bestehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe wie diese Begebenheiten und bekannt geworden einigermaßen besorgt gewesen zu seyn, es möge hier einige Gefahr obwalten, ein Stranden, ein Umschlagen des Kahns. Lebensgefahr der Schönen kühne Rettung von Seiten des Jünglings um das leise gekräuselte Band noch fester zu ziehen. Aber von allem diesem war nicht die Rede, die Fahrt lief glatt ab, die Wohnerin ward beinahe und beschenkt; die Gesellschaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung und wenn hier und da ein kleiner Anstoß sich hervorthat, wenn der Anschein eines gefährlichen Moments die Fortredenden zu beunruhigen schien, so endete solch's nur mit neckendem Scherz, daß einst dem andern eine ängstliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtsame Geberde wollte abgemerkt haben. Indessen war das wechselseitige Vertrauen bedeutend gewachsen; die Gewohnheit sich zu sehen und unter allen Umständen zusammen zu seyn, hatte sich verstärkt und die gefährliche Stellung, wo Verwandtschaft und Neigung zum wechselseitigen Annähern und Festhalten sich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Unnöthig fanden sie jedoch auf solchen Liebeswegen immer weiter und weiter verleitet worden. Der Himmel klärte sich auf, eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein, die Wasser gefroren ehe sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluthen erst getrennt war hing nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsobald that sich als erwünschte Vermittlerin die schöne Kunst hervor welche die ersten raschen Wintertage zu verderblichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen im Norden erfunden worden. Die Rittersammt dürfte sich jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig die reine glatte Fläche, selbst mit einiger Gefahr, als der Erste zu beschreiten. Unter den Hausgenossen fanden sich viele zu höchster Leichtigkeit Geübte; denn dieses Vergnügen ward ihnen fast jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbundenen Canälen, diesmal aber in der seyndin erweiterten Fläche.

Hilarie fühlte sich nun erst durch und durch gesund und Hilarie, seit ihren frühesten Jahren von dem Obeim eingeleitet, bewies sich so lieblich als kräftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint, Kreisen und weiten, was sonst so schwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen scherzhaften Frevel, man floh sich um sich einander augenblicks wieder zu finden.

Aber innerhalb dieser Luft und Freudigkeit der weite sich auch eine Welt des Bedürfnisses; immer waren bisher noch einige Ortschaften nur halb versorgt geblieben, eilig flogen nunmehr auf tüchtig bespannten Schlitten die nöthigsten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu Gute kam, war daß man auf manchen der verderbenden Hauptstraße abgelegenen Orten nunmehr schnell die Erzeugnisse des Feldbaues und der Landwirthschaft in die nächsten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von derther aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf einmal eine bedrängte, den bittersten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder hervorgetreten durch eine glatte dem Geschicken, dem Kühnen geöffnete Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht bei vorwaltendem Vergnügen mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man hatte unter jene Bedürfnisse, begabte sie mit allem Nothwendigen; auch andere wurden beimgesucht: Alte, für deren Gesundheit man besorgt gewesen; Gastliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung sittlich zu pflegen gewohnt war und sie jetzt in dieser Prüfung noch achtenswerther fand; kleinere Gastfreier, die über genug vor Zeiten sich in gefährliche Niederungen angebaut, diesmal aber durch wohlangelegte Dämme geschützt unbeschädigt geblieben — und nach gränzenloser Angst sich ihres Daseyns doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte seine Geschichte, er war sich und auch wohl andern eine bedeutende Person geworden, deßwegen sich auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln. Kommen und Gehen, denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thauwetter möchte den ganzen schönen Kreis glücklichen Wechselwirkens zerstören, die Wirthe verdorben und die Gäste vom Hause abtreiben.

War man den Tag in so rascher Bewegung und dem lebhaftesten Interesse beschäftigt, so verlief der Abend auf ganz andere Weise die angenehmsten Stunden, denn das hat die Eisluft vor allen andern ihresgleichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet. Sämmtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft, neue Kräfte zu ergnzen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort getrieben sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht losreißen, jeder Lauf gegen das eisenblanke Schuh, wo sich sonst viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Kehrtur ins Weite beliebt, man mochte sich nicht von einander entfernen aus Furcht sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand um der Gegenwart ganz gewiß zu seyn. Am allerseligsten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschattenen Augen Erwiederung wie sonst, aber es schien anders zu seyn. Aus ihren Augenlinien schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten was der Mund weislich verschwieg, sie fühlten sich leide in einem seltsam behaglichen Zustande.

Alle beschlämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gesträuch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen. Da blitzten sie auf und sahen im Gestirnmer des Widerscheins die Gestalt eines Mannes hin und her schweben, der seinen Schatten zu verfolgen schien und selbst dunkel vom Lichtglanz umgeben auf sie zuschritt; unwillkürlich wendeten sie sich

ab, jemanden zu begegnen wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die sich immerfort hin und herbewegende Gestalt und schienen nicht bemerkt zu seyn. Sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schlosse, dem vertikal sie auf einmal diese ruhige Fassung, denn die Gestalt umtrieb sie mehr als einmal das bedauernswerthe Paar. Zufällig hatten sie die Schattenseite gewonnen, jener vom vollen Mondglanz beleuchtet fuhr gerade auf sie zu, er stand nah vor ihnen, es war unmöglich den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie, und fasste ihr Haupt in seinen Schoos auf, sie verbarg ihr Angesicht, sie wußte nicht wie ihr geworden war. — „Da bole einen Schelten, dort unten fährt noch einer vorüber, ich hoffe sie hat sich nicht beschädigt, hier, bei diesen hohen drei Erlen sind' ich euch wieder!“ so sprach der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich an dem Jüngling empor. — „Laß uns fliehen,“ rief sie, „das ertrag' ich nicht.“ — Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses deßhalb, daß Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte, er gab ihr die freundlichsten Worte.

Ausgemalen ist nicht die innere Gestalt der drei, nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Ottmia sie gelangten spät nach dem Schlosse, das junge Paar empfing sich nicht zu berühren, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er verachtend ins Weite und Breite blätterig herumgeführt hatte. Musik und Tanz waren schon im Gange. Hilarie, unter dem Vorwand schmerzlicher Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in ihr Zimmer. Flavio überließ Verlauf und Anordnung sehr gern einigen jungen Gesellen, die sich deren bei seinem Aufenthalten schon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorschein und sand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, sein Zimmer wie bevorab anzutreffen: die eigenen Kleider, Wäsche und Geräthschaften, nur nicht so ordentlich wie es's gewohnt war: sondern liegend.

Die Hausfrau verfah mit aufständigem Zwang ihre Pflichten und war froh war sie, als alle Gäste, solche sich unterbrachten, ihr endlich Raum ließen mit dem Bruder sich zu erklären. Es war bald gethan, denn brauchte es Zeit sich von der Ueberraschung zu erholen, daß Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beschwichtigen; an Lösung des Knotens, an Besreiung des Geistes war nicht sogleich zu denken.

Unsere Leser übergnugen sich wohl, daß von diesem Punkte an wir beim Vortrag unserer Geschichte nicht mehr darstellend, sondern erzählend und betrachtend verfahren müssen, wenn wir in die Gemüthszustände, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und sie uns vergegenwärtigen wollen.

Wir versichern alle zuerst, daß der Major, seitdem wir ihn aus den Augen verloren, seine Zeit sortwährend jenem Familiengeschäft gewidmet, dabei aber, so sehen und einsah es auch vorlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwartete Hindernisse traf. Wie es denn überhaupt so leicht nicht ist, einen alten verworrenen Zustand zu entwickeln und die vielen verschränkten Fäden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deßhalb den Ort öfters verändern mußte, um bei verschiedenen Stellen und Personen die Angelegenheit zu betreiben, so gelangten die Briefe der Schwester nur langsam und unvollständig zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und dessen Krankheit erfuhr er zuerst; kaum hörte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Das Hilarien's Neigung im Umwenden begriffen sey, blieb ihm verborgen, denn wie hätte die Schwester ihn davon unterrichten sollen.

Auf die Nachricht der Ueberschwemmung beschleunigte er seine Reise, kam jedoch erst nach eingetretenem Frost in die Nähe der Eisfelder, schaffte sich Schlittenfuhr, sendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schlosse, und sich mit raschem Lauf dorthin bewegend gelangte er, die erleuchteten Fenster sehen von Ferne schaudig, in einer taktlosen Nacht zum unerfreulichsten Anschauen, und war mit sich selbst in die unangenehmste Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von unserer Wahrheit zum äußern Wirklichen ist im Contrast immer schwerlich; und sollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn sich eins vom andern losreißt, entsteht in der Seele eine unerhörte Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde ging. Ja der Wahn hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur in manchen tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrthums erhöht und gestärkt. Eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst, sie stehen über sich erhoben und blicken, indem der alte Weg verschwert ist, schnell umher nach einem neuen, um ihn alsfort sicher und muthig anzutreten.

Unsäglich sind die Verlegenheiten, in welche sich der Mensch in solchen Augenblicken versetzt sieht; unfähig die Mittel, welche eine erfinderische Natur innerhalb ihrer eignen Kräfte zu entdecken, sogleich aber auch, wenn diese nicht ausdauern, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

In gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtseyn, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im Tiefsten vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Kammerdiener verabschiedet, sich seinem natürlichen Lebenslaufe wieder überlassen, auf den Sporn Universitäten zu machen aufgegeben hatte, empfand er sich an mancherlei körperlichen Besonen eingetretnen verstärkt. Er empfand das Unangenehme eines Uebergangs vom ersten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch weilte diese Rolle immer mehr und mehr sich um anderwesen. Die Sorgfalt für das Seelchen Hilarien's und der Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annahender Gegenwart sich erst später entfaltete. Und wenn er sich Hilarien in seinen Armen dachte, so war es ihr Glück was er bevorzugte, das er ihr zu schaffen wünschte, mehr als die Wonne sie zu besitzen. Ja er mußte sich, wenn er ihre Abneigung gegen jenen wollte, zuerst ihre dunnliche ausgesprochene Neigung, er mußte seinen Augenblick denken, wo sie sich ihm so unverdeckt gezeigt hatte.

Nun aber, da er in starker Nacht ein verirrtes junges Paar vor sich gewann, die Liebenswürdigkeit zusammenführend, in dem Gemüthe des Jünglings, beide seiner verbliebnen bisherigen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verschwunden in die Nacht, und er sich selbst im düstersten Zustande überlassen; wer könnte das mit, und vorgestellte nun in seiner Seele!

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie darf sich deßhalb anderen; Hilarie blieb darnächtig auf ihrem Zimmer, der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne den früheren Herzang zu erfahren. Das Andere war durch einen weiblichen Freund der schönen Witwe verursacht. Um ihren höher leidenschaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswürdigen, welche Absicht

auf ihn verwirrt, nicht zu überlassen, wendet sie mehr scheinbare Gunst als billig ist an ihn. Er beharrt aufgeregt und ermattigt sucht seine Zwecke heftig bis ins Ungehörige zu verfolgen, worüber denn erst Widerwärtigkeit und Zwist, darauf ein entschiedener Bruch den ganzen Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt nichts übrig als die Fehler der Kinder, wenn sie traurige Folgen haben, zu bedauern und, wo möglich, herzustellen; gehen sie tätlicher als zu hoffen war vorüber, sie zu verzeihen und zu vergessen. Nach wenigem Bedenken und Verreden ging Flavio sodann, um an der Stelle seines Vaters manches zu besorgen, auf die übernommenen Güter, und sollte dort bis zum Ablauf seines Urlaubs verweilen, dann sich wieder ans Regiment anschließen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Packete zu eröffnen, welche sich während seines längeren Ausbleibens bei der Schwester gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes wohnlichen Freundes, der wohlconservirten Schauspielers. Dieser durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatze sich zu verheirathen, trug mit der besten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste höusliche Mittel sey, sich des sohnen Geschlechts zu entbalten und einer löblichen benommen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhaltes hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausführung und nicht gleich begreift, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmuthige Wendung sich auszeichnete:

„Der spate Mond der vor Nacht noch anständig leuchtet verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte die im Winter frisch und kräftig erscheint sieht im Frühling verbrannt und mißfärbig aus, neben hellaufgrünender Birke."

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschließung hier vorzüglich preisen; denn wie ein kleines Ereignis die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo schwankende Gesinnungen obwalten, die Wage dieser oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen und er fürchtete den zweiten zu verlieren. An eine täuschend scheinbare Wiederherstellung war bei seinen Gesinnungen nicht zu denken, und mit diesem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an ihm ganz entsetzlich zu scheinen, besonders jetzt, da er sich mit ihr unter Einem Dach befand. Früher oder später hätte vielleicht ein solches Ereignis wenig gewirrt, gerade in diesem Augenblicke aber trat ein solcher Moment ein, der einem jeden an eine gesunde Vollständigkeit gewöhnten Menschen höchst widerwärtig begegnen muß. Es ist ihm als wenn der Schlußstein seines organischen Wesens entfernet wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zusammenzustürzen drohte.

Wie dem auch sey, der Major unterhielt sich mit seiner Schwester gar bald einstimmig und verständig über die so verwirrt scheinende Angelegenheit; sie mußten beide bekennen, daß sie eigentlich nur durch einen Umweg ans Ziel gelangt seyen, ganz nahe daran, von dem sie sich zufällig, durch äußern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrnen Kindes verleitet, unbedachtsam entfernt; sie fanden nichts natürlicher, als auf diesem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen sodann jede elterliche Sorgfalt, wozu sie sich die Mittel zu verschaffen gewußt, treu und unabläßig zu widmen. Völlig in Uebereinstimmung mit dem Bruder ging die Baronin zu Hilarien ins Zimmer. Diese saß am Flügel, zu eigner Begleitung singend und die eintretende Begrüßende mit heiterem Blick und Neigung zum Anhören gleichsam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Sängerin aussprach, die nicht besser wäre zu wünschen gewesen. Nachdem sie geendigt hatte, stand sie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing sie zu sprechen an: „Beste Mutter: es war schön, daß wir über die wichtigste Angelegenheit so lange geschwiegen; ich danke Ihnen, daß Sie sie bis jetzt diese Saite nicht berührten, nun aber ist es wohl Zeit sich zu erklären, wenn es Ihnen gefällig ist. Wie denken Sie sich die Sache?"

Die Baronin, höchst erfreut über die Ruhe und Milde zu der sie ihre Tochter gestimmt fand, begann sogleich ein verständiges Darlegen der frühern Zeit, der Verschiedenheit ihres Benehmens und seiner Veranlasse; sie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, der, einem jungen Mädchen so nahe, bekannt geworden, auf ein freies Herz nothwendig machen müsse, und sich darauf, statt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenschaft sich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerksam zu, und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einstimmung zu erkennen; die Mutter ging auf den Sohn über und jene ließ ihre langen Augenwimpern fallen; und wenn die Rednerin nicht so rühmliche Argumente für den Jüngern fand, als sie für den Vater anzuführen gewußt hatte, so hielt sie sich hauptsächlich an die Aehnlichkeit beider, an den Vorzug, den diesem die Jugend gebe, der zugleich als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt die völlige Verwirklichung des väterlichen Daseyns von der Zeit wie billig verspräche. Auch hier schien Hilarie gleichstimmig zu deuten, obschon ein etwas ernsterer Blick und ein manchmal niederschauender Auge eine gewisse in diesem Fall höchst natürliche Bewegung verriethen. Auf die äußeren glücklichen gewissermaßen gebietenden Umstände lenkte sich hierauf der Vortrag. Der abgeschlossene Vergleich, der schöne Gewinn für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin sich erweiternden Aussichten, alles ward völlig der Wahrheit gemäß vor Augen gestellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarien selbst erinnerlich seyn müsse, daß sie früher dem mit ihr heranwachsenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, sey verlobt gewesen. Aus alle dem Vorgesagten zog nun die Mutter den sich selbst ergebenden Schluß, daß nun mit ihrer und des Oheims Einwilligung die Verbindung der jungen Leute ungesäumt Statt finden könne.

Hilarie ruhig blickend und sprechend erwiederte darauf: Sie könne diese Folgerung nicht zugeben lassen, und führte gar sanft und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und daß wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Vernünftige Menschen, wenn sie etwas Verständiges ausgesonnen, wie diese oder jene Verlegenheit zu beseitigen wäre, dieser oder jener Zweck zu erreichen seyn möchte, und dafür sich alle denkbaren Argumente verdeutlicht und geordnet, fühlen sich höchst unangenehm betroffen, wenn diejenigen, die zu einem Glücke mitwirken sollen, völlig andern Sinnes gefunden werden, und aus Gründen die tief im Herzen ruhen, sich demjenigen widersetzen, was so schön als nöthig ist. Man wechselte Reden ohne sich zu hintergehen; das Verständige wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte sich dem Räsonnen, dem Nothwendigen nicht fügen; das Gebrechen erbitzte sich, die Schärfe des Verstandes traf das schon verwundete Herz, das nun nicht mehr möglich, sondern leidenschaftlich seinen Zustand an den Tag gab, so daß zuletzt die Mutter selbst vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erstaunt zurücktrat, als sie mit Energie und Wahrheit das Unsichtbarste, ja Verabredetste einer solchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte läßt sich denken, vielleicht auch, wenn gleich nicht wollkommen, nachempfinden, was der Major, der von dieser entstehenden Weigerung im Innersten gesteinwichelt, zwar hoffnungslos, aber gerührt vor der Schwester stand, sich von jener Besammung entwanden und so vieles Ereignis, das ihm zur zartesten Ehrensache geworden war, in seinem Innern aufgestauet fühlte. Er verbarg diesen Zustand augenblicklich seiner Schwester und versteckte seine schmerzliche Zufriedenheit hinter eine in diesem Falle ganz natürliche Aeußerung: Man müsse nichts übereilen, sondern dem guten Kinde Zeit lassen, den eröffneten Weg, der sich nunmehr gewissermaßen selbst verstände, freundlich einzuschlagen.

Nun aber können wir kaum unsern Lesern zumuthen auf diesen ergreifenden innern Zuständen in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt viel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Musik und Gesang, mit Zeichnen und Stricken ihre Tage anzunehmen zu verbringen, aus mit Lesen und Vorlesen sich und die Mutter zu unterhalten, so beschäftigte sich der Major bei zunehmendem Frühjahr die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn der sich in der Folge als einen tüchtigen Beisitzer, und wie er gar nicht zweifelte konnte, als glücklichen Gatten Hilariens erwiesen, fühlte nun erst ein militairisches Bedürfen nach Rahm und Rang, wenn der andrechende Krieg verbrieben seine. Und so glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß voraussetzen, daß dieses Räthsel, welches nur noch an eine gerückt seyen, sich bald auflösen und auseinander legen würde.

Leider aber war in dieser auseinander Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Bescheidenheit und Festigkeit, aber doch, bei entscheidendem Anlaß, mit Sicherheit zu erkennen gab, sie bleibe so fest bei ihrer Ueberzeugung, als nur einer seyn kann dem etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihm umgebenden Welt im Einklang stehen oder nicht. Der Major empfand sich zwiespaltig; er würde sich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie sich wirklich für den Sohn entschiede, entschiede sie sich aber für ihn selbst, so war er eben so überrascht, daß er ihre Hand auszuschlagen müsse.

Bedauern wir den guten Mann, dem diese Sorgen, diese Qualen wie ein beweglicher Nebel unablässig vorschwebten, bald als Hintergrund auf welchem sich die Wirksamkeiten und Beschäftigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald verantretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein solches Wanken und Schweben bewegte sich vor den Augen seines Geistes; und wenn ihn der fordernde Tag zu rascher wirksamer Thätigkeit anfuhr, so war es bei solchem Erwachen wo alles Widerwärtige gestaltet und immer umgestaltet, im unerfreulichsten Kreis sich in seinem Innern umwälzte. Dies ewig wiederkehrende Unausweichbare brachte ihn in einen Zustand, den wir fast Verzweiflung nennen dürften, weil Handeln und Schaffen, die sich sonst als Heilmittel für solche Lagen am sichersten bewährten, hier kaum lindernde gelegentliche denn befriedigend wirken wollten.

In solcher Lage erhielt unser Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Pfarrhaus des nahgelegenen Städtchens, wo ein eilig Durchreisender ihn dringend zu sprechen wünschte. Er bei seinen vielfachen Geschäfts- und Wetterverhältnissen an dergleichen gewöhnt, säumte um so weniger als ihm die freie flüchtige Hand einigermaßen erinnerlich schien. Rasch und gefaßt nach seiner Art begab er sich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, fast bäuerischen Oberstube die schöne Witwe ihm entgegen trat, schöner und anmuthiger als er sie verlassen hatte. War es, daß unsere Einbildungskraft nicht fähig ist das Vergängliche festzuhalten und völlig wieder zu vergegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zustand ihr mehreren Reiz gegeben, genug es bedurfte doppelter Fassung sein Erstaunen, seine Verwirrung unter dem Schein allgemeiner Höflichkeit zu verbergen; er gräßte sie verbindlich mit verlegener Kälte.

„Nicht so, mein Bester!“ rief sie aus, „erinnerst was dich! in Sie zwischen diese geweihten Wände in diese höchst ruhige Umgebung berufen: ein so gleichter Handgruß verdient nicht auf, sich herein zu unterhalten. Ich befreie meine Brust von einer schweren Last, indem ich sage, nehmet: in Ihrem Hause hab' ich viel Unrecht angerichtet.“ — Der Major trat stumm zurück — „Ich weiß alles,“ fuhr sie fort, „wir brauchen uns nicht zu erröthen; Sie und Hilarie, Hilarien und Flavie, ihre gute Schwester, sie alle bedaure ich.“ Die Sprache schien ihr zu stocken, die herrlichsten Augenwimpern kennten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten, ihre Wange rötherte sich, sie war schöner als jemals. In äußerster Verwirrung stand der alte Mann vor ihr, ihn durchdrang eine unbekannte Rührung. „Setzen wir uns,“ sagte die Augen trocknend das allerliebste Weiben. „Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich. Sie sehen wie ich bestraft bin.“ Sie hielt ihre gefaltete Hand abermals vor die Augen und verbarg wie bittend sie weinte.

„Klären Sie mich auf, meine Gnädige,“ sprach er mit Fassung — „Nichts von gnädig,“ entgegnete sie dämmisch lächelnd. „nennen Sie mich ihre Freundin. Sie haben keine treuere. Und also, mein Freund, ich weiß alles, ich kenne die Lage der ganzen Familie genau, aller Gesinnungen und Leiden bin ich vertraut.“ — „Was konnte Sie bis auf diesen Grad unterrichten?“ — „Schriftbetrunnisse. — Diese Hand wird Ihnen nicht fremd sein.“ Sie wies ihm einige entsiegelte Briefe hin — „Die Hand meiner Schwester. Briefe, unbereut, der nachlässigen Sorgfalt nach, wie traute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß gestanden?“ „Unmittelbar nicht, mittelbar seit geraumer Zeit: hier die Aufgerert — An * * *.“ „Ein neues Räthsel, an Makarien, die schweigsamste aller Frauen“ — „Deßhalb aber kann die Vertraute, der Vertrauer

aller bedrängten Seelen, aller derer die sich selbst verloren haben, sie wieder zu finden wünschten und nicht wissen wo" — „Gott sey Dank!" rief er aus, „daß sich eine solche Vermittlung gefunden hat, mir wollt' es nicht ziemen sie anzubieten. Ich sage meine Schwester hat sie es that: denn auch mir sind Beispiele bekannt, daß jene Trefflichkeit im Verhalten eines sittlich-magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein rein schönes Innere gewiesen und ihm auf einmal erst mit sich selbst befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat." —

„Diese Weisheit erzeigte sie auch mir," versetzte die Schöne; und in diesem Augenblick fühlte unser Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entschieden daß aus dieser sonst in ihrer Eigenheit abgeschlossenen werthwürdigen Person sich ein sittlichschönes, theilnehmendes und theilgebendes Wesen hervortrat. — „Ich war nicht unglücklich, aber unruhig," fuhr sie fort, „ich gebrte mir selbst nicht recht mehr an, und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich seyn. Ich achtet mir selbst nicht mehr, ich mochte mich vor dem Spiegel zurechtrücken wie ich wollte, es schien mir immer als wenn ich mich zu einem Maskenball herausputzte; aber seitdem sie mir ihren Spiegel vorhielt, seit ich gewahr wurde, wie man sich von innen selbst schmücken könne, kennt' ich mir wieder recht schön vor." Sie sagte das zwischen Lächeln und Weinen, und war, man mußte es zugeben, mehr als liebenswürdig. Sie erschien achtungswerth und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

„Und nun, mein Freund, fassen wir uns kurz: hier sind die Briefe: sie zu lesen und wieder zu lesen, sich zu bedenken, sich zu bereiten bedürften Sie allenfalls einer Stunde mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden wir wenigen Worten unsere Zustände sich entscheiden lassen."

Sie verließ ihn, um in dem Garten aufs und abzugehen, er enthielte nun einen Briefwechsel der Baronin mit Makarien, dessen Inhalt wir summarisch andeuten. Jene beklagt sich über die sodme Witwe, die eine Frau die andere ansieht und scharf beurtheilt, gibt hervor. Eigensinn ist nur von Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.

Hierauf von Seiten Makariens eine mildere Beurtheilung. Schilderung eines solchen Wesens von innen heraus. Das Aeußere erscheint als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entschuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raserei und Tollheit des Sohns, der wachsenden Neigung des jungen Paars, von der Ankunft des Vaters, der entschiedenen Weigerung Hilariens. Ueberall finden sich Erwiederungen Makariens von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung stammt, daß hier nur eine sittliche Besserung entstehen müsse. Sie übersendet zuletzt den ganzen Briefwechsel der schönen Frau, deren himmelschönes Innere nun hervortritt, und das Aeußere zu verderblichen beginnt. Das Ganze schließt mit einer dankbaren Erwiederung an Makarien.

Sechstes Capitel.

Wilhelm an Lenardo.

Endlich, theuerster Freund, kann ich sagen sie ist gefunden und zu Ihrer Verpflegung darf ich hinzu setzen, in einer Lage wo für das gute Wesen nichts weiter zu wünschen übrig bleibt. Lassen Sie mich im allgemeinen reden, ich verrate noch hier an Ort und Stelle, wie ich alles vor Augen habe, worein ich Nachricht geben soll.

Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie der bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeiten im reinsten anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne. Umsicht und Mäßigung. Unschuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmern Gegenwart gefühlt, über welche eine heitere Aussicht auf die nächste Zeit und die Zukunft waltet. Dieses zusammen betrachtet möchte wohl hinreichend seyn, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles dessen was unter uns besprochen worden, auf das dringendste bitten: der Freund möge es bei dieser allgemeinen Schilderung belassen, solche allenfalls in Gedanken ausmalen, dagegen aber aller weitern Nachforschung entsagen und sich dem großen Lebensgeschäfte, in das er nun wahrscheinlich vollkommen eingeweiht seyn wird, auf die lebhafteste Weise widmen.

Ein Duplicat dieses Briefes sende an Hersilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am fliessten weiß wo Sie zu finden sind. An diesen prüfen im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverlässigen Freund schreibe noch einiges weitere er mittheilen wird; besonders bitte, was mich selbst betrifft mit Antheil zu betrachten und mit frommen treuen Wünschen mein Vorhaben zu fördern.

Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht alles trügt, so ist Lenardo, der höchstwerthzuschätzende, gegenwärtig in eurer Mitte und ich sende deßhalb das Duplicat eines Schreibens, damit es ihm sicher zugestellt werde. Möge dieser verträgliche junge Mann in eurem Kreis zu ununterbrochenen bedeutenden Thaten verführungen werden, da, wie ich hoffe, sein Inneres derzubist ist.

Was mich betrifft, so kann ich, nach sorgfältigster thätiger Selbstprüfung, mein durch Montan vorlängst angebrachtes Gesuch nunmehr nur noch ernstlicher wiederholen; der Wunsch meine Wanderlehre mit mehr Fassung und Sicherheit zu vollenden wird immer dringender. In fernerer Hoffnung man würde meinem Vorstellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geschäfts zu Gunsten meines edlen Freundes werde ich nun wohl meinen fernern Lebensgang unter den schon aufgesprochenen Bestimmungen getrost antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurückgelegt, gedenke ich in ○○○ einzutreffen. An diesem Ort hoff' ich eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemäß von neuem zu beginnen.

Siebentes Capitel.

Nachdem unser Freund vorstehende Briefe abgelassen, schritt er, durch manchen benachbarten Gegenstand fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thalgegend sich ihm eröffnete, wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, so manches abzuschließen

gedachte. Unerwartet traf er hier auf einem jungen lebhaften Reisegefährten, durch welchen seinem Bestreben und seinem Genuß manches zu Gunsten gereichen sollte. Er findet sich mit einem Maler zusammen, welcher, wie derselben viele, in der offnen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und spuken, sich diesmal als ein auch gezeichneter Künstler darstellte. Beide schicken sich gar bald in einander, vertrauen sich wechselseitig Neigungen, Absichten, Vorsätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künstler, der aquarellirte Landschaften mit geistreicher, wohlgefälliger und ausgeführter Staffage zu schmücken weiß, leidenschaftlich eingenommen sey von Mignons Schicksalen, Gestalt und Wesen. Er hatte sie gar oft schon vorgestellt und begab sich nun auf die Reise, die Umgebungen, worin sie gelebt der Natur nachzubilden; hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzustellen und so ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See. Wilhelm trachtet die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Lustfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze wurden gesucht und die Wendungen kühner und gutmüthiger Fischer so wenig als die breiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dies alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedesmal gefühlmäßig erregten Stimmung anzuzeigen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Nähe zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie sie leidet und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte ins Engere der Persönlichkeit einzufassen wußte.

Und so sah man denn das Knaben- Mädchen in mannigfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter diesen hohen Säulenportale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schautelte sie sich pfeilschnell auf dem angebundenen Kahn, dort erkletterte sie den Mast und ergötzte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allem hervor, welches der Künstler auf der Herreise, noch eh er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakterzügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfällen besprüht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steife Ursprünglichkeit nie anmuthiger und bedeutender dargestellt worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker um Furcht einzuflößen, zu wunderlich um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumrosse schleppen, bald über Knüppelwege, bald einges hauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäck, an welchem herum die sämmtlichen Instrumente einer betäubenden Musik, schlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belästigen. Zwischen allem dem, das liebenswürdige Kind, in sich gekehrt ohne Trutz, unwillig ohne Widerstreben, geführt aber nicht geschleppt. Wer hätte sich nicht des merkwürdigen, ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakterisirt war die grimmige Enge dieser Feldmassen; die alles durchschneidenden schwarzen Schlachten, zusammengetürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen hingedeutet. Auch ließ der Künstler mit kindhaftendem Wahrheitssinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkstatt mächtiger Krystalle, aber als Aufenthalt einer fabelhaft furchtbaren Drachenbrut anfprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu besuchten die Freunde den Palast des Marchese; der Greis war von seiner Reise noch nicht zurück; sie wurden aber auch in diesem Bezirk, weil sie sich mit geistlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abwesenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm sehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen gerne wieder gesehen und herzlich begrüßt hätte, so förderte er sich doch vor dessen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er schon den zartesten Lohn dahin genommen hatte.

Und so schwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der schönsten Jahreszeit ging ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tausend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht sein Firmament und von da See und Erde freigebigst übersponnen und sich im Abglanz erst vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgestreut von Natur, durch Kunst gepflegt und gefördert, umgab sie überall. Schon die ersten Kastanienwälder hatten sie willkommen geheißen, und nun konnten sie sich eines traurigen Lächelns nicht enthalten, wenn sie, unter Cypressen gelagert, den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe sich entfalten und Früchte zugleich aus denselben Laube hervorglühend erblicken.

Durch den frischen Gesellen entstand jedoch für Wilhelm ein neuer Genuß. Unserm alten Freund hatte die Natur kein malerisches Auge gegeben. Ursprünglich für sichtbare Schönheit nur an menschlicher Gestalt, ward er auf einmal gewahr: ihm sey durch einen gleichgestimmten, aber zu ganz andern Genüssen und Thätigkeiten gebildeten Freund, die Umwelt aufgeschlossen.

In gesprächiger Hindeutung auf die wechselnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung, wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen sonst darmächtig gehegten Zweifeln befreit. Berdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen Italiänischer Gegenden gewesen; der Himmel schien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar höchst lieblich doch unwahr und das manderlei feinste Grün doch gar zu bunt; nun versöhnte er aber mit seinem neuen Freunde aufs innigste, und lernte, empfänglich wie er war, mit diesen Augen die Welt sehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit enthüllte, wußte man nach Kunst als der würdigsten Auslegerin unbegwingliche Sehnsucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der malerische Freund ihm von einer andern Seite entgegen; dieser hatte manchmal einen heitern Gesang angestimmt und dadurch ruhige Stunden auf weite und breite Wasserfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf sich's, daß er, in einem der Paläste, ein ganz eigenes Saitenspiel fand, eine Laute in kleinem Format, kräftig wohlklingend, bequem und tragbar, er wußte das Instrument alsbald zu stimmen, so glücklich und

angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen so freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Ankömmling, den sonst strengen und trocknen Castellan erweichend bewegen und ihm freundlich nöthigte das Instrument dem Sänger auf eine Zeit lang zu überlassen, mit der Bedeutung solches vor der Abreise treulich wieder zu geben, auch in der Zwischenzeit an irgend einem Sonn- oder Feiertage zu erscheinen um die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt. Boot und Kahn bahnten um ihre Nachbarschaft, selbst Frachts und Marktschiffe verweilten in ihrer Nähe. Beiden von Menschen zogen am Strande nach und die Landenden sahen sich sogleich von einer freyhinnigen Menge umgeben: die Scheidenden segnete jedermann, zufrieden des schmuckesvoll.

Nun hatte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung beider eigentlich geendigt sey; alle die auf Mignon sich beziehenden Gegenden und Localitäten waren sämmtlich umrissen, theils in Licht, Schatten und Farbe gesetzt, theils in heißen Tagesstunden trefflich ausgeführt. Dieß zu leisten hatten sie sich auf eine enge Weise von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen Wilhelms Gefährte gar oft hinderlich war, den wußten sie solchergestalt gelegentlich zu umgehen durch die Ausiegung es gelte nur für das Land, auf dem Wasser sey es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm selbst, daß ihre eigentliche Absicht erreicht sey, aber leugnen konnte er sich nicht, daß der Wunsch: Hilarien und die schöne Witwe zu sehen, auch noch befriedigt werden müsse, wenn man mit freiem Sinne diese Gegend verlassen wollte. Der Freund, dem er die Geschichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute sich schon einen herrlichen Platz in einer seiner Zeichnungen leer und ledig zu wissen, den er mit den Gestalten so holder Personen künstlerisch zu verzieren gedachte.

Nun stellten sie Kreuz- und Querfahrten an, die Puncte wo der Fremde in dieses Paradies einzutreten pflegt beobachtend. Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung Freunde hier zu sehen bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff herangleiten, worauf sie Jagd machten und sich nicht entbielten sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer einigermaßen betroffen fassten sich sogleich, als Wilhelm das Blättchen verwies und beide den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil, ohne Bedenken, anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen das Schiff der Damen zu besteigen, welches eilig geschah.

Und nun vergegenwärtige man sich die Vier, wie sie, im zierlichsten Raum, beisammen, gegen einander überstehen in der seligsten Welt von lindem Luftzug angeweht, auf sämtlichen Wellen geschaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir sie vor kurzem gesondert gesehen, das männliche, mit dem wir seyn sitt Wonen ein gemeinsames Reiseleben führen, und wir sehen sie nach einiger Betrachtung sämmtlich in der anmuthigsten, obgleich gefährlichsten Lage.

Für die drei, welche sich sehen, willig oder unwillig, zu den Entsagenden gezählt, ist nicht das Schwerste zu besorgen, der vierte jedoch, dürfte sich nur allzubald in jenen Orten aufgenommen sehen.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die interessantesten Localitäten, sowohl des Ufers als der Inseln, hinreichend hatte drucken mögen, brachte man die Damen gegen den Ort, wo sie übernachten sollten und wo ein gewandter, für diese Reise angenehmer Führer alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten zu besorgen wußte. Hier war nun Wilhelms Gefährte ein freundlicher aber unbequemer Ceremonienmeister; denn gerade an dieser Station hatten die Freunde vor kurzem drei Tage zugebracht und alles Merkwürdige der Umgegend erschöpft. Der Künstler, welchen sein Gefährte zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten die Damen ans Land zu geleiten, die es aber ablehnten, wohingegen man sich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in sein Schiff gestiegen, das sich eiligst vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wundersam-klagenden Gesang, den die Venetianischen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erschallen lassen, lieblich anzustimmen begann. Gebot genug zu solchem Vortrag, der ihm diesmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verklärte er, verhältnißmäßig zur wachsenden Entfernung den Ton, so daß man am Ufer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute schweigen, seiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Damen, anstatt sich ins Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte sich so begeistert, daß er nicht endigen konnte, auch selbst als zuletzt Nacht und Entfernung das Aufkommen aller Gegenstände entzogen; bis ihm endlich der mehrberufene Freund bemerklich machte, daß wenn auch Finsterniß den Ton begünstige, das Schiff der Kreis längst verlassen habe, in welchem derselbe wirken könne.

Der Betäubung gemäß traf man sich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man sich mit der schönen Reihe mannichfaltig eingelagerter, bald reizumzogen überstehender, bald sich verschiedener Ansichten, die, im Wasser sich gleichmäßig verbergend, bei Uebersahren das mannigfaltigste Vergnügen gewährten. Dabei ließen denn die künstlerischen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuthen und ahnen was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für alles dieses schien die stille Hilarie freien und schönen Sinn zu besitzen.

Aber nun gegen Mittag erschien abermals das Wunderbare; die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun suchte der Sänger seinen Vortrag einer solchen Annäherung zu benehmen, wo nicht bloß von einem zart und lebhaft jodenden, allgemeinen Schmeicheln, sondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Personen der Lehrjahre schuldig sind, über den Saiten, über den Lippen schweben; doch entbielt er sich, aus wohlmeinender Schonung, deren er selbst bedurfte, und schwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen minder, zum Gewinn seines Vortrags, der sich nur um desto einschmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hätten, auf diese Weise den Hafen blockirend, nicht an Essen und Trinken gedacht, wenn die vorsichtigen Freundinnen nicht gute Bissen herübergesendet hätten, wozu ein begleitender Trunk aufgesuchten Weins zum allerbesten schmeckte.

Jede Absonderung, jede Bedingung, die unsern aufkeimenden Leidenschaften in den Weg tritt, schärft sie anstatt sie zu dämpfen; und auch diesmal läßt sich vermuthen, daß die kurze Abwesenheit beiden Theilen gleiche Sehnsucht erregt habe. Allerdings

Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

---

man sah die Damen in ihrer blendend-munteren Gondel gar bald wieder heranfahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen Venetianischen Sinne; hier begegnet es ein luftig-leichtes, gefälliges Schiff, das, hätte sich unser kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geräumig genug gewesen wäre.

Einige Tage wurden so auf diese eigene Weise zwischen Begegnen und Scheiden, zwischen Trennen und Zusammensein hingebracht; im Genuß vergnügt klassischer Geselligkeit schwebte immer Entfernung und Einkehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man sich die ältern zurück, vermißte man die neuen, so mußte man bekennen, daß auch diese schon starken Anspruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefaßter, gereifter Geist, wie unsere sonore Wirtin, konnte sich zu solcher Stunde völlig im Gleichgewicht erhalten.

Hilarions Herz war zu sehr verwundet als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig gewesen wäre; aber wenn die Anmuth einer herrlichen Gegend uns lindernd umgiebt, wenn die Milde gefühlvoller Freunde auf uns einwirkt, so kommt etwas Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, geisterhaft entfernt. So abwechselnd hin und wieder gefaßt, angezogen und abgestoßen, genähert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beurtheilen glaubte doch der gewandte, wiedererfahrne Reisefährer einige Veränderung in dem traurigen Betragen seiner Herrinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Gleichnißhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch über das Erreichbare zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Orte wo ihre Tafel bereitet wäre dringen wollte, begannte ihnen ein anderes gefälligeres Schiff, das, an das übrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch mit allen Herrlichkeiten einer festlichen Tafel einladend verwies; man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zusammen abwarten und erst die Nachtschatten die herkömmliche Trennung.

Glücklicherweise hatten die männlichen Freunde, auf ihren früheren Fahrten, gerade die geschmackteste der Inseln aus einer gewissen Naturgerüste zu betreten vermeidlässigt und auch jetzt nicht gesäumt die dortigen, gemeinweges im besten Stand erhaltenen Künstlerien den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Meisterinnen völlig erschöpft wären. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf: Man zog den Führer ins Vertrauen, dieser wußte jene Fahrt sogleich zu beschleunigen und sie hielten solche für die gemachte. Nun durften sie hoffen und erwarten, nach so mannen unterbrochenen Freuden, drei volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk verbringen.

Hier müssen wir nun den Reiseführer besonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche mehrere Herrschaften geleitend dies selben Reuten oft zurücklegen; mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und, ohne Hinzusetzung eigenen Vortheils, ihre Patrone dem immer wohlfeiler und vergnüglicher durchs Land zu führen verstehen, als dieses auf eigene Hand würde gethan gen sein.

Zu gleicher Zeit that sich eine lebhafte weibliche Bekleidung der Frauenzimmer, zum ersten Mal entschieden, thätig hervor, so daß die schöne Witwe zur Bedingung machen konnte, die beiden Freunde möchten bei ihr als Gäste einkehren und mit mäßiger Bewirthung vorlieb nehmen. Auch hier gelang alles zum allerbesten: denn der kluge Gesellschafter hatte, bei dieser Gelegenheit wie früher, von dem Empfehlungs- und Creditbriefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß, in Abwesenheit der Besitzer, Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet worden. In sonst einige Aussicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, daß man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingeborne Herrschaft solcher Paradiese fühlen mußte.

Das sämmtliche Gepäck aller unserer Reisenden ward sogleich auf die Insel gebracht, wodurch für die Gesellschaft große Bequemlichkeit entstand, der größte Vortheil aber dabei erzielt ward, indem die sämmtlichen Vorräthe alle des trefflichen Künstlers, zum ersten Male als beisammen, ihm Gelegenheit gaben den Weg, den er genommen, in thätiger Folge den Seinen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf. Nicht etwa wie Liebhaber und Künstler sich wechselsweise prädizieren, hier ward einem vorzüglichen Manne das gebührliche und einsichtigste Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phrasen dasjenige, was wir nicht vorzeigen können glaubigen Lesern nur unterschieben, so stehe hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen sowohl, als gleichen und ähnlichen Arbeiten, mehrere Jahre nachher, bewundernd verweilte.

„Ihm gelingt die heitere Ruhe stiller See: Ausstehenden darzustellen, wo anliegends freundliche Wohnungen, sie in der klaren Fluth spiegelnd, gleichsam zu baden scheinen; höher, mit begrünten Höhen umgeben, hinter denen Waldschatten und einige Bergspitzen aufsteigen. Der Farbenton solcher Zeichen ist heiter, erheiternd: die Fernen mit mildernden Duft wie übergossen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchfeuchten Gründen und Thälern hervorsteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder ist des Meisters Kunst zu loben in Ansichten aus Thälern näher am Hochgebirg gelegen, wo kräftig beschattete Bergeshänge niederstehen, frische Ströme sich am Fuß der Felsen eilig fortwälzen.

Treffliche weiß er, in mäßig schattenden Bäumen des Vordergrundes, den unterscheidenden Charakter verschiedener Arten, so in Gestalt des Ganzen, wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blätter beizubehalten anzudeuten; nicht weniger in dem auf manchertei Weise nüancierten frischen Grün, worin sanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächeln und die Lichter dadurch gleichsam bewegt erscheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmählich der lebhafte grüne Ton und vermählt sich, auf entfernten Bergwänden, schwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unsern Künstler glücken über alles Darstellungen höherer Alpengegenden; das einfach Große und Stille ihres Charakters, die aufgehobenen Weiten am Bergeshang, mit dem frischesten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln stehende Tannen aus dem Rasenteppich ragen und von beiden Seitenwänden sich schäumende Bäche stürzen. Mag er die Weiden mit grasenden Rindvieh staffiren, oder den engen, um Felsen sich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maultreibern, er trifft es alles gut und geistreich; immer am schicklichen Ort, und nur in so großer Fülle angebracht zieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stören

oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von der tüchtigen Meisterhand, leicht mit wenigem sichern Strichen und doch vollendet. Er bestimmt sich später englischer glänzender Permamentfarben auf Papier, daher sind diese Gemälde von vorzüglich bildendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und gesättigt.

Seine Abbildungen tiefer Felsschluchten, wo um und um nur todtes Gestein starrt, im Abgrunde, von tönner Brücke überspannen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit. Wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenige bedeutende Striche und Massen von Localfarben, mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

Eben so charakteristisch weiß er die Gegenden des Hochgebirgs darzustellen, wo weder Baum noch Gesträuch mehr fortkommt, sondern nur zwischen Felsenzacken und Schneegipfeln kümmige Flächen mit zarten Rasen sich bedecken. So sonderbar und einladend er dergleichen Stellen auch erkennt, so sinnig hat er doch unterlassen hier mit weidenden Heerden zu staffiren, denn diese Gegenden geben nur Futter den Gemsen, und Wildschützen einen gefahrvollen Erwerb."

Wir entfernen uns nicht von der Absicht, unsern Lesern den Zustand solcher wilden Gegenden so nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort, Wildschütz, mit wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen auf Gratsjäden, die für das Vieh selbst beschwerlich unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie erklettern deswegen, mit Steigeisen an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felsabhängen an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen gemähet und zu Heu getrocknet, so werden sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe wieder gesammelt an Bindbörfen verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie besonders mit großer Aufmerksamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß sie selbst diesem Fache nicht fremd sey; am wenigsten blieb sich dem Künstler verborgen, der sich von niemand lieber erkannt gesehen hätte als gerade von dieser anmuthigsten aller Personen. Die ältere Freundin schwieg dabey nicht länger, sondern tadelte Hilarien, daß sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervorzutreten auch diesmal, wie immer, zauderte; hier sey die Frage nicht; gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu lernen. Eine sonderbare Gegenbitte finde sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genöthigt war ihre Blätter vorzuweisen, welch' ein Talent hinter diesem stillen, perlenhellen Wesen verborgen liege; die Fähigkeit war angeboren. Freiheit erhöht. Sie besaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bey ihren sinnlichen Sommer- und Putzarbeiten zu höherer Kunst bedarfen. Man bemerkte freilich Lieblosigkeit in den Strichen und deßhalb nicht dauhaft sich aufdringende Charakter der Gegenstände, aber man bewunderte genugsam die sinnigste Ausführung; dabey jedoch das Ganze nicht auf vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gerückt. Sie schwieg, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, hätte sie ihn nicht vollkommen gefaßt, deßhalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fährt sie sich durch das große, freie Talent, die breite Hand des Künstlers aufzuregen, etwas was von Sinn und Geschmack in ihr wohnte schlummerte; es geht hervor auf, daß sie nur Muth fassen, einige Hauptmaximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich beybringend, wiederholt überliefert, ernst und sträflich befolgen müsse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein, sie hält sich allmählig weniger an die Theile als ans Ganze, und so entwickelt sich die schönste Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf; wie eine Reihenfolge, an der wir uns Abends unbemerkt vorübergingen. Morgens mit Sonnenaufgang vor unsern Augen hervorkommt, so daß wir das Nahende fühlen, daß die herrliche Erscheinung dem Lichte entgegen regt, mit Augen zu schauen glauben.

Aus nicht ohne sittliche Nachwirkung war eine solche ästhetische Uebung geblieben: denn einen magischen Einfluß auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigsten Dankbarkeit gegen irgend jemand, dem wir entschiedene Belehrung schuldig sind. Dasmal war es das erste frohe Gefühl, das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die heitere Welt erst Tage lang vor sich zu sehen, und nun die auf einmal verliehene vollkommenere Darstellungsgabe zu empfinden. Welche Wonne in Flügen und Farben dem Unaussprechlichen näher zu treten! Sie fühlte sich mit einer neuen Jugend überrascht und konnte sich eine besondere Anmuthung zu jenem, dem sie dieß Glück schuldig geworden, nicht verhehlen.

Sie saßen sie neben einander, man hätte nicht unterscheiden können, wer dasiger Kunstvertraute zu überliefern, oder sie zu ergreifen und aufzunehmen gewesen wäre. Der glücklichste Wetteifer, wie er sich selten zwischen Schüler und Meister entzündet, that sich hervor. Manchmal schien der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einwirken zu wollen, sie aber, sanft ablehnend, eilte gleich das Gewünschte, das Nothwendige zu thun und immer zu seinem Erstaunen.

Die schöne Witwe ging indeß mit Wilhelm, unter Cypressen und Pinien, bald an Trauben- bald an Orangenlaubengängen der Terrassen hin und konnte sich zuletzt nicht enthalten den leise angedeuteten Wunsch des neuen Freundes zu erfüllen: sie mußte ihm die wunderbare Verschränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihren frühern Verhältnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschieden werden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte sich alles genau zu merken, schrieb die traulose Erzählung später auf, und wir gedenken sie, wie er solche verfaßt und durch Herstellen an Natalien gesendet, künftig unsern Lesern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun heranzunehmen und ein hervorleuchtender starker Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen eingefunden, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und einige widerstrahlenden See, dessen Länge sich zum Theil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu überschauen.

Daß man nun auch in solchen Zuständen besprechen mochte, so war doch nicht zu unterlassen das wunderbare Verweben, die Verzüge durch

Himmels, dieſes Waſſers, dieſer Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes nochmals zu werden, ja ſie anſchaulich und lyriſch anzuerkennen.

Man mag ſich aber nicht geſtand, was man ſich kaum ſelbſt bekennen mochte, war das tiefe ſonnerliche Gefühl, das in jedem Busen, ſtärker oder ſchwächer, durchaus aber gleich wahr und zart ſich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete ſich über die Geſammtheit; ein allmähliches Verſtummen wollte faſt ängſtlich werden.

Da ermannte, da entſchloß ſich der Sänger, auf ſeinem Inſtrumente kräftig präludierend, unvermuthet jener frühern wohlbedachten Scenung. Zum ſchwerſte Mignons Bild mit dem erſten Zartgefang des beiden Kinder vor. Leidenſchaftlich über die Gränze gerieſen, mit ſchmelzendem Griff die wohllautenden Saiten aufregend, begann er anzuſtimmen:

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub — — — — —

Hilarie ſtand erſchüttert auf und entfernte ſich, die Sterne verſchleiernd; unſere ſchöne Mutter bewegte, ablehnend, eine Hand gegen den Sänger, indem ſie mit der andern Wilhelms Arm ergriff. Hilarien folgte der verworrene Jüngling, Wilhelmen zog die innre beklemmte Fremdin hinter beiden drein. Und als ſie nun alle vier im hohen Mondſchein ſich gegenüber ſtanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verbergen. Die Frauen warfen ſich einander in die Arme, die Männer umfaßten ſich und Luna ward Zeuge, der ehrlichen, treuherzigen Thränen. Einige Beſinnung kehrte langſam erſt zurück, man zog ſich auseinander, ſchweigend, unter ſeligſamen Gefühlen und Wünſchen, denen doch die Hoffnung ſchon abgeſchnitten war. Nun fühlte ſich unſer Künſtler, welchen der Freund mit ſich trug, unter dem hohen Himmel, in der ernſtlichen Nachtſtunde, eingeweiht in alle Schmerzen des erſten Grades der Entſagenden, welchen jene Freunde ſchon überſtanden hatten, nun aber ſich in Gefahr ſahen abermals ſchmerzlich geprüft zu werden.

Früh hatten ſich die Jünglinge zur Ruhe begeben und, am frühen Morgen zeitig erwachend, faßten ſie ein Herz und glaubten ſich ſtark zu einem Abſchied aus dieſem Paradieſe, erſannen wanderlei Plane wie ſie ohne Pflichtverletzung, in der angenommenen Rähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorſchläge behielt gedachten ſie anzuvertrauen, als die Nachricht ſie überraſchte, ſchon beim früheſten Scheine des Tages ſeyen die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unſerer Herzenskönigin belehrte ſie des Weitern. Man kennte zweifelhaft ſeyn, ob mehr Verſtand oder Güte, mehr Neigung oder Freundſchaft, mehr Anerkennung des Verdienſtes oder leiſes verhohlenes Vorurtheil, darin ausgeſprochen ſey. Leider entheilt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen, noch ſie irgendwo aufſuchen, ja, wenn man ſich zufällig begegnete, einander freundlich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberſchlag für die Freunde zur öbsten Wüſte geworden; und gewiß hätten ſie ſelbſt geſtaltet, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht undankbar ſie ſich auf einmal gegen eine ſo ſchöne, ſo merkwürdige Umgebung verhielten. Kein ſelbſtſüchtiger Hypochondriſt würde ſo ſcharf und ſcheelſüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachläſſigung der Maurn, das Verwittern der Thürme, den Grasüberzug der Dächer, das Ausſterben der Bäume, das verwüſtende Vermodern der Kunſtwerken, und was noch alles heranſchauen zu bemerken wäre, geübt und beſchäftigt haben. Sie ſahen ſich indeß in gar ei ſich fügen wollte; unſer Künſtler machte vorgeſtern ſeine Arbeit zuſammen, ſie ſchliefen beide ſich ein. Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des See's, wo jener, nach früherer Verabredung, ſeinen Weg zu Natalien ſuchte, um ſie, durch die ſchönen landſchaftlichen Bilder, in Gegenden zu verſetzen die ſie vielleicht ſobald nicht betreten ſollte. Vorzeitigt ward er zugleich den unerwarteten Fall bedrängt vorzutragen, wodurch er in die Lage geraten von den Bundesgliedern des Entſagens auf freundſchaftliche in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt doch getröſtet zu werden.

Leonardo an Wilhelm.

Ihr Schreiben, mein Theuerſter, traf mich in einer Thätigkeit, die ich Verwirrung nennen könnte, wenn der Zweck nicht ſo groß, das Erlangen nicht ſo ſicher wäre. Die Verbindung mit den Herren iſt wichtiger als beide Theile ſich denken können. Darüber darf ich nicht anfangen zu ſchreiben, weil ſich gleich bewerkſtelligt wie unüberſehbar das Ganze, wie unausſprechlich die Verknüpfung. Thun eine Reiſe muß jetzt unſre Loſung ſeyn, Tauſend Dank, daß Sie mir auf ein ſo annuntigtes Geheimniß hofften; ſolcheiert in die Ferne hinbeuten, ich glaube dem ganzen Weſen einen ſo einfach glücklichen Zuſtand, worüber mich ein Wirbel von Verſtellungsnoth, doch nicht ganz Leidſtern, wieder treiben wird. Der Abſo übernimmt das Weitere zu vermelden, ich darf nur deſſen gedenken was fördert, die Gelegenheit verſäumen zu Thun und Worten. Sie haben mich — und hier nicht weiter; wo genug zu ſchaffen iſt, bleibt kein Raum für Betrachtung.

Der Abbe zu Wilhelm.

Wenn hätte geſtellt, ſo wäre Ihr wohlgeſchriebener Brief ganz Unſrer Abſicht entgegen und höchſt ſchädlich geworden. Die Schilderung der Gegenſtanden iſt ſo gemächlich und reizend, daß, um ſie ſicherlich aufzufinden, der wunderliche Freund vollkommen alles hätte ſehen und liegen laſſen, wären unſre nunmehr verkündeten Plane nicht ſo ernſt und weitausſehend. Nun aber hat er die Preiſe verſtanden und ſo verſtanden daß, daß er von der wichtigſten Angelegenheit völlig durchdrungen iſt, und ſich von allen Andern ab- und allein bereiten getrauen kann.

In dieſem unſerm neuen Verhältniß, deſſen Einleitung wir Ihnen verdanken, erwarten ſich bei näherer Unterſuchung, für jene wie für uns, weit größere Vortheile als man gehofft hätte.

Denn gerade durch eine von der Natur wenigſtens begünſtigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen iſt, die den der Oberin abtritt, ward in der neuern Zeit ein Kanal projectirt, der aus dem unſere Beſitzungen ſo ziehen wird und wodurch, wenn wir uns anerkannter ſaſſen, ſich der Verkehr bedeutend und unberechenbar erhöht.

Hierbei kann er ſeine Hauptrichtung, ganz von vorne anzufangen, ſehr bequem entwickeln. In beiden Seiten jener Waſſerſtraße wird anbebauet und unbewohntes Land genugſam zu finden ſeyn; hier mögen Spinnerinnen und Webermann ſich anſiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede ſich und jenen

mäßige Werkſtätten beſtellen; alles was durch die erſte Hand verrichtet werden, indeſſen wir andern die verſchiedenſten Aufgaben zu löſen unternehmen und den Umſchwung der Thätigkeit zu befördern wiſſen.

Dieſes iſt alſo die nächſte Aufgabe unſeres Freundes. Aus den Gebrauch vernimmt man Klagen über Klagen wie dort Naturnahtdringter überhand nehme; auch ſollen jene Strecken im Uebermaß bevölkert ſeyn. Dort wird er ſich umſehen, Menſchen und Zuſtände beurtheilen und die Wahrheit thätigen ſich ſelbſt und andern nützlichen in unſern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Lenardo zu berichten, er bereitet den völligen Abſchluß vor. Eine Reiſe zu den Pädagogien hat er unternommen um ſich tüchtige Künſtler, nur wenige, zu erkiuren. Die Künſte ſind das Salz der Erde; wie dieſes zu den Speiſen, ſo verhalten ſich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunſt nicht mehr an als nur das das Handwerk nicht abgeſchmackt werde.

Im Ganzen wird zu jener pädagogiſchen Anſtalt uns eine dauernde Verbindung höchſt nützlich und nöthig werden. Wir müſſen thun und dürfen aus Bitten nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen iſt unſre höchſte Pflicht.

Tauſend und aber tauſend Betrachtungen ſchließen ſich hier an; erlauben Sie mir, nach unſrer alten Weiſe, nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründen ſich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Feſtigkeit und Würde beruhen mag; aber ſie reicht nicht mehr hin, wir müſſen den Begriff einer Weltfrömmigkeit faſſen, unſre redlich menſchlichen Geſinnungen in einen praktiſchen Bezug ins Weite ſetzen, und nicht nur unſre Nachſten fördern, ſondern zugleich die ganze Menſchheit umfaſſen.

Um nun zuletzt Ihres Geſuches zu erwähnen, ſag' ich ſoviel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären was Sie eigentlich vorhätten, doch er gab ſein Freundes-Wort daß es verſtändig und, wenn es gelänge, der Geſellſchaft höchſt nützlich ſeyn würde. Und ſo iſt Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichſalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie ſind von aller Beſchränktheit entbunden, wie es Ihnen ſchon zugekommen ſeyn ſollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt geweſen. Deßhalb wiederhol' ich im Namen aller: Ihr Zweck, obſchon unausgeſprochen, wird im Zutrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reiſen Sie, halten Sie ſich auf, bewegen Sie ſich, verharren Sie; was Ihnen gelingt wird recht ſeyn; möchten Sie ſich zum nothwendigſten Glied unſrer Kette bilden.

Ich lege zum Schluß ein Täfelchen bei, woraus Sie den bewaldeten Mittelpunkt unſrer Communicationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen geſtellt wohin Sie zu jeder Jahrszeit Ihre Briefe zu ſenden haben; am liebſten ſeben wir's durch ſichere Boten, deren Ihnen genugſame an mehreren Orten angedeutet ſind. Eben ſo finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie einen oder den andern der Unſrigen aufzuſuchen haben.

Zwiſchenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle dem Leſer eine Pauſe und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weßhalb vor gern, wäre es mit der typographiſchen Einrichtung zu vermögen geweſen, an dieſer Stelle einen Band abgeſchloſſen hätten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwiſchen zwei Capiteln genügen um ſich über das Maß gedachter Zeit hinwegzuſetzen, da wir längſt gewohnt ſind zwiſchen den Sinken und Steigen des Vorhangs in unſerer perſönlichen Gegenwart dergleichen geſchehen zu laſſen.

Wir haben in dieſem zweiten Bande die Verhältniſſe unſrer alten Freunde bedeutend ſteigern ſehen und zugleich friſche Bekanntſchaften gewonnen; die Ausſichten ſind der Art, daß zu hoffen ſteht es werde allen uns leben, wenn ſie ſich uns Leben zu finden wiſſen, ganz erwünſcht gerathen. Erwarten wir alſo zunächſt, einen nach dem andern, ſich verſelbſtändt und entwickelnd, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden.

Neuntes Capitel.

Suchen wir nun unſern ſeit einiger Zeit ſich ſelbſt überlaſſenen Freund wieder auf, ſo finden wir ihn wie er, von Seiten des flachen Landes her, in die pädagogiſche Provinz hineintritt. Er kommt über Auen und Wieſen, umgeht auf trockenem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuſchte als waldige Hügel, überall freie Umſicht über einen wenig bewegten Boden. Auf ſolchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft er befände ſich in der pferdenährenden Region, auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Heerden dieſes edlen Thiers verſchiedenen Geſchlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt ſich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke die, eiligſt näher und näher anſchwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber durch friſchen Seitenwind entweht, ihren innern Zumuth zu offenbaren genöthigt iſt.

In vollem Galop ſtürzt eine große Maſſe ſolcher edlen Thiere heran, ſie werden durch reitende Hüter gelenkt und zuſammengehalten. An dem Wanderer ſprengt das ungeheure Gewimmel vorbei, ein ſchöner Knabe unter den begleitenden Hütern blieb ihn verwundert an, parirt, ſpringt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen, der Sohn berichtet, daß er in der erſten Prüfungszeit viel ausgeſtanden, ſein Pferd vermißt und auf Aeckern und Wieſen ſich zu Fuß herumgetrieben; da er ſich denn auch in dem ſtillen mühſeligen Landleben, wie er voraus proteſtirt, nicht ſonderlich erwieſen; daß Erntefeſt habe ihm zwar ganz wohl, das Beſtellen hinterdrein, Pflügen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen, mit den nothwendigen und nutzbaren Hausthieren habe er ſich zwar, doch immer läſſig und unzufrieden beſchäftigt, bis er denn zur lebhafteren Reiterei endlich befördert worden. Das Geſchäft die Stuten und Fohlen zu hüten ſey mitunter zwar langweilig genug, indeſſen wenn man ein munteres Thierchen vor ſich ſehe, das einen vielleicht in drei vier Jahren tüchtig davon trüge, ſo ſey es doch ein ganz anderes Weſen als ſich mit Kälbern und Fertein abzuquälen, deren Lebenszweck dahinnachſte, wohl geſtaltet und angeleitet ſortigeſchaft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der ſich wirklich zum Jüngling heranſtreckte, ſeiner geſunden Haltung, einem gewiſſen frei-heitern, um nicht zu ſagen geiſtreichen Geſpräche, konnte der Vater wohl zufrieden ſeyn. Beide folgten reitend nunmehr eilig

der eilenden Heerde, bei einſam gelegenen weitläuftigen Gebäuden vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Marktfeſt gehalten ward. Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durcheinander und man wüßte nicht zu unterſcheiden ob Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kaufluſtige zuſammen, um Geſchöpfe oder Abkunft, forgfältiger Zucht ſich zuzueignen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwiſchen tönt auch der lebhafte Schall wirkſamſter Blasinſtrumente und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unſer Wanderer trifft nun den vorigen ſchon bekannten Aufſeher wieder an, geſellt ſich zu andern tüchtigen Männern, welche ſtill und gleichſam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wiſſen. Wilhelm, der hier abermals ein Beiſpiel ausſchließlicher Beſchäftigung und, wie ihm bei aller Breite ſcheint, beſchränkte Lebensbetreibung zu bemerken glaubt, wünſcht zu erfahren worin man die Zöglinge ſonſt noch zu üben pflege, um zu verhindern daß bei ſo wilder, gar wiſſenswerther roher Beſchäftigung, Thiere nährend und erziehend der Jüngling nicht ſelbſt zum Thiere verwildere. Und ſo war ihm denn ſehr lieb zu vernehmen daß gerade mit dieſer gewaltſam und rauhe ſcheinenden Beſtimmung die zarteſte von der Welt verknüpft ſey, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermißte der Vater den Sohn an ſeiner Seite, er ſah ihn, zwiſchen den Lücken der Menge durch, mit einem jungen Tabulettkrämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilſchen. In kurzer Zeit ſah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufſeher nach der Urſache einer gewiſſen Verlegenheit und Zerſtreuung fragte und begegnen vernahm daß es den Sohn gelte: laſſen Sie es nur, ſagte er zur Beruhigung des Vaters, er iſt unverloren; damit Sie aber ſehen wie wir die Unſrigen zuſammenhalten, ſtieß er mit Gewalt in ein Pfeifchen das an ſeinem Buſen hing, in dem Augenblicke antwortete es hundenweiſe von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: Jetzt laß ich es dabei bewenden, es iſt nur ein Zeichen daß der Aufſeher in der Nähe iſt und ungefähr wiſſen will, wie viel ihn hören. Auf ein zweites Zeichen ſind ſie ſtill, aber bereiten ſich auf das dritte antworten ſie und ſtürzen herbei. Uebrigens ſind dieſe Zeichen auf gar mannigfaltige Weiſe vervielfältigt und von beſonderem Nutzen.

Auf einmal hatte ſich um ſie her ein freierer Raum gebildet, man konnte freier ſprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen ſpazierte. „In jenen Sprachübungen,“ fuhr der Aufſehende fort, „wurden wir dadurch beſtimmt, daß auf allen Weltgegenden Jünglinge ſich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß ſich nicht, wie in der Fremde zu geſchehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgeſondert, Parteien bilden, ſo ſuchen wir durch freie Sprachmittheilung ſie einander zu nähern.“

Am nothwendigſten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei dieſem Feſtmarkte jeder Fremde in ſeinen eigenen Ideen und Anſprüchen gemeinſame Unterhaltung, beim Feilſchen und Markten aber alle Begnemlichkeit finden mag. Damit jedoch keine Babyloniſche Verwirrung, keine Verderbniß entſtehe, ſo wird das Jahr über monatsweiſe nur Eine Sprache im Allgemeinen geſprochen; nach dem Grundſatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bewegungen werden ſoll.

„Wir ſehen unſere Schüler,“ ſagte der Aufſeher, „ſämmtlich als Schwimmer an, welche, mit Verwunderung, im Elemente das ſie zu verſchlingen drohte, ſich leichter fühlen, von ihm getragen und getrieben ſind; und ſo iſt es mit allem beſſen ſich der Menſch unterfängt.“

„Jetzt jedoch einer der Unſrigen zu dieſer oder jener Sprache beſondere Neigung, ſo iſt auch mitten in dieſem tumultuoſ ſcheinenden Leben, das zugleich ſehr viel ruhige, mäßig einſame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht geſorgt. Ihr würdet unſere reitenden Grammatiker, unter welchen ſogar einige Pedanten ſind, aus dieſen dürftigen und unbürtigen Centauren wohl ſchwerlich herausfinden. Euer Felix hat ſich zum Italiäniſchen beſtimmt und da, wie ihr ſehen wilt, melodiöſer Geſang bei unſern Anſtalten durch alles durchgreift, ſo ſollter ihr, in der Langweile des Hüttenlebens, gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit iſt mit anfangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt.“

Da eine jede Region ihr eigenes Feſt feiert, ſo führte man den Gaſt zum Bezirk der Inſtrumental-Muſik. Dieſer, an die Ebene gränzend, zeigte ſchon freundliche und zierliche abweichende Thäler, kleine iſolante Wälder, ſanfte Bäche, an deren Seite die und da ein bemooster Fels hervortrat. Zerſtreute, umbuſchte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in ſanften Gründen drängten ſich die Häuſer näher aneinander. Jene anmuthig vereinzelten Hütten lagen ſo weit auseinander, daß weder Ton noch Miſtöne ſich wechſelſeitig erreichen konnten.

Sie näherten ſich ſodann einem weiten, rings umbauten und umſchatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerkſamkeit und Erwartung geſpannt ſchienen. Eben als der Gaſt eintrat, ward eine mächtige Symphonie aller Inſtrumente aufgeführt, deren vollſtändige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orcheſter ſtand ein Klavier zur Seite, welches zu beſonderer Betrachtung Anlaß gab; auf demſelben befanden ſich jüngere und ältere Schüler, jeder hielt ſein Inſtrument bereit ohne zu ſpielen; es waren diejenigen die noch nicht vermochten, oder nicht wagten ins Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man wie ſie gleichſam auf dem Sprunge ſtanden, und hörte rühmen: ein ſolches Feſt gebe Feiern vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent ſich plötzlich entwickele.

Da nun auch Geſang zwiſchen den Inſtrumenten ſich hervorthat, konnte dem Zweifel übrig bleiben daß auch dieſer begünſtigt werde. Auf eine Frage ſodann was noch ſonſt für eine Bildung ſich hier freundlich anſchließe, vernahm der Wanderer: die Dichtkunſt ſey es, und zwar von der lyriſchen Seite. Hier komme alles darauf an daß beide Künſte, jede für ſich und aus ſich ſelbſt, dann aber gegen und miteinander entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andere in ihrer Bedingtheit kennen; ſo dann wird gelehrt wie ſie ſich wechſelsweiſe bedingen und ſich ſodann wieder wechſelſeitig befreien.

Der poetiſchen Rhythmik ſtellt der Tonkünſtler Tacteintheilung und Tactbewegung entgegen. Hier zeigt ſich aber bald die Herrſchaft der Muſik über die Poeſie; denn wenn dieſe, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer ſo rein als möglich im Sinne hat, ſo ſind für den Muſiker wenig Sylben entſchieden lang oder kurz; nach Belieben verſtört dieſer das gewiſſenhafteſte Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt ſogar Proſe in Geſang, wo dann die wunderbarſten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde ſich gar bald vernichtet fühlen, wäre er

nicht, von ſeiner Seite, durch lyriſche Zartheit und Kühnheit, dem Muſter Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in ſanfteſter Folge, bald durch die raſcheſten Uebergänge, hervorzurufen.

Die Sänger die man hier findet ſind meiſt ſelbſt Poeten. Auch der Tanz wird in ſeinen Grundzügen geübet, damit ſich alle dieſe Fertigkeiten über ſämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gaſt über die nächſte Gänge führte, ſah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerſtreut waren die Häuſer, nicht mehr hüttenartig; ſie zeigten ſich vielmehr regelmäßig zuſammengeſtellt, ſtädtig und ſchön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemeſſenen Stadt gewahr. Hier ſind bildende Kunſt und die ihr verwandten Handwerke zu Hauſe und eine ganz eigene Stille herrſcht über dieſen Räumen.

Der bildende Künſtler denkt ſich zwar immer in Bezug auf alles was unter den Menſchen lebt und webt, aber ſein Geſchäft iſt einſam, und durch den ſonderbarſten Widerſpruch verlangt vielleicht kein anderes ſo entſchieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet jeder im Stillen was bald für immer die Augen der Menſchen beſchäftigen ſoll; eine Feierabendruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer, oder abgemeſſene Schläge der Zimmerleute vernommen, die ſo eben emſig beſchäftigt waren ein herrliches Gebäude zu vollenden, ſo wäre die Luft von ſeinem Ton bewegt geweſen.

Unſerm Wanderer fiel der Ernſt auf, die wunderbare Strenge, mit welcher ſowohl Anfänger als Fortſchreitende behandelt wurden; es ſchien als wenn keiner aus eigner Macht und Gewalt etwas leiſtete, ſondern als wenn ein geheimer Geiſt ſie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Stügze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und als ſich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieſer: die Einbildungskraft ſey ohnedin ein vages, unſtätes Vermögen, während das ganze Verdienſt des bildenden Künſtlers darin beſtehe, daß er ſie immer mehr beſtimmen, feſthalten, ja endlich bis zur Gegenwart erdörren lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit ſicherer Grundſätze in andern Künſten. Würde der Muſiker einem Schüler vergönnen will auf den Saiten herumzugreifen, oder ſich gar Intervalle nach eigner Luſt und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlaſſen ſey; das Element worin er wirken ſoll, iſt entſchieden gegeben, das Werkzeug daß er zu handhaben hat, iſt ihm eingehändigt, ſogar die Art und Weiſe wie er ſich deſſen bedienen ſoll, ich meine den Fingerwechſel, findet er vorgeſchrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und ſeinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches geſetzliche Zuſammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu ſtrengen Forderungen, zu entſchiedenen Geſetzen am meiſten berechtigt, iſt: daß gerade das Genie, das angeborne Talent ſie am erſten begreift, ihnen den willigſten Gehorſam leiſtet. Nur das Halbvermögen wünſchte gern ſeine beſchränkte Beſonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu ſetzen, und ſeine falſchen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbſtſtändigkeit, zu beſtändigen. Das laſſen wir aber nicht gelten, ſondern hüten unſere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird.

Mit dem Genie haben wir am liebſten zu thun, denn dieſes wird eben von dem guten Geiſte beſeelt, bald zu erkennen was ihm noth iſt. Es begreift, daß Kunſt eben darum Kunſt heiße, weil ſie nicht Natur iſt. Es bequemt ſich zum Reſpect, ſogar vor dem was man conventionell nennen könnte: denn was iſt dieſes anders, als daß die vorzüglichſten Menſchen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beſte zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer ſind auch hier, wie überall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen, mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geſchäfts gemäß, eingeführt und eingetragen.

Den ferner unſern geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung ſetzen, daß die Stadt ſich immer zu erweitern, Straße auf Straße ſich zu entwickeln ſchien, mannigfaltige Anſichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude ſprach ihre Beſtimmung unzweideutig aus, ſie waren würdig und ſtattlich, weniger prächtig als ſchön. Den ehlern und ernſteren in Mitte der Stadt ſchloſſen ſich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorſtädte anmuthigen Sroſs gegen das Feld ſich hinzogen, und endlich als Gartenwohnungen zerſtreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlaſſen hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Muſiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen ſeyen, welche Maler, Bildhauer und Baumeiſter bewohnen. Man erwiderte ihm, dieß liege in der Natur der Sache. Der Muſikus müſſe immer in ſich feſtiſt gefeſtet ſeyn, ſein Innerſtes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu ſchmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geiſt von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künſtler in der Außenwelt leben und ſein Inneres gleichſam unbewußt an und in dem Auswendigen manifeſtiren. Bildende Künſtler müſſen wohnen wie Könige und Götter, wie wollten ſie denn ſonſt für Könige und Götter bauen und verzierten? Sie müſſen ſich zuletzt dergeſtalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken ſich verehrt fühle.

Sodann ließ unſer Freund ſich ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in dieſen feſtlichen, andere Regionen ſo belebenden, tumultuariſch erregenden Tagen hier die ſyrdne Stille herrſche und das Arbeiten nicht auch ausgeſetzt werde?

Ein bildender Künſtler, hieß es, bedarf keines Feſtes, ihm iſt das ganze Jahr ein Feſt. Wenn er etwas Treffliches geleiſtet hat, es ſteht, nach wie vor, ſeinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt. Da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anſtrengung, keines friſchen Gelingens, woran ſich der Muſiker immer abplagt, dem daher das ſpitzbirbiſte Feſt innerhalb des vollzähligſten Kreiſes zu gönnen iſt.

Man ſollte aber doch, verſetzte Wilhelm, in dieſen Tagen eine Ausſtellung beleben, wo die dreijährigen Fortſchritte der tüchtigſten Zöglinge mit Vergnügen zu beſchauen und zu beurtheilen wären.

An anderen Orten, verſetzte man, mag eine Ausſtellung ſich nöthig machen, bei uns iſt ſie es nicht. Unſer ganzes Weſen und Seyn iſt Ausſtellung. Seben

Sie hier die Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt; ſtreifte nach hundertmal beſprochenen und durchdachten Riſſen: denn der Baulende ſoll nicht herumtaſten und verſuchen; was ſtehen bleiben ſoll, muß recht ſtehen und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen, dauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir ſchon täglicher, am täglichſten mit Malern, ſie dürfen dieß und jenes verſuchen, beide in ihrer Art. Ihnen ſtehe frei in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen, ſich eine Stelle zu wählen die ſie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen iſt, ſo wird die Ausführung zugeſtanden, und zwar auf zweierlei Weiſe, entweder mit Vergünſtigung früher oder ſpäter die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn ſie dem Künſtler ſelbſt mißfiele, oder mit Bedingung das einmal Aufgeſtellte unabänderlich am Orte zu laſſen. Die meiſten erwählen das Erſte und behalten ſich jene Erlaubniß vor, wobei ſie immer am beſten berathen ſind. Der zweite Fall tritt ſeltner ein, und man bemerkt daß alsdann die Künſtler ſich weniger vertrauen, mit Gefallen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich ſehenswerthe, bauernswürdige Arbeiten hervorzubringen wiſſen.

Nach allem dieſem verſäumte Wilhelm nicht ſich zu erkundigen: was für ein anderer Unterricht ſich ſonſt noch anſtelle, und man geſtand ihm, daß es die Dichtkunſt, und zwar die epiſche ſey.

Doch mußte dem Freunde dieß ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht verſtattet, ſogar ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen: ihnen wird nur eine Reihe von Motiven, Ueberlieferungen und Traumen lateiniſch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald, an malleriſcher oder poetiſcher Ausführung, daß eigene Productive des einer oder der andern Kunſt gewiſſenhaften Talents. Dichter und Bildner teilen beſchäftigen ſich an Einer Quelle, und jeder ſucht das Waſſer nach ſeiner Weiſe zu ſeinem Vortheil hinzuleiten, um nach Erforderniß ſeine Zwecke zu erreichen; welches ihm viel beſſer gelingt, als wenn er das ſchon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reiſende ſelbſt hatte Gelegenheit zu ſehen wie das vorgieng. Mehrere Maler waren in einem Zimmer beſchäftigt, ein wunterer junger Freund erzählte ſehr ausführlich eine ganz einfache Geſchichte, ſo daß er faſt eben ſo viele Worte als jene Pinſelſtriche anwendete, ſeinen Vortrag ebenfalls aufs rundeſte zu vollenden.

Man verſicherte, daß beim Zuſammenarbeiten die Freunde ſich gar anmuthig anneckelten und daß ſich auf dieſem Wege bereits Zuneigungen entwickelten, welche großen Enthuſiasmus für die zweckvolle Darſtellung zu erregen wüßten.

Der Freund wendete nun ſeine Erkundigungen zur bildenden Kunſt zurück. „Ihr habt,“ ſo ſprach er, „keine Ausſtellung, alſo auch wohl keine Preisaufgabe?“ „Eigentlich nicht,“ verſetzte jener, „aber oder ſonſt in der Nähe können wir euch ſehen laſſen was wir für nützlichſten halten.“

Sie traten in einen großen von oben gänzlich erleuchteten Saal, ein weiter Kreis verſchiedener Künſtler zeigte ſich zuerſt, aus deſſen Mitte ſich eine wohlgeſtalte Gruppe günſtig aufgeſtellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgeſtalten, in verwirrenden Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwiſchen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindſeligkeit zuletzt ſich in wechſelſeitig freundlichen Beiſtand auflöſt. Dieſes merkwürdig verſchlungene Kunſtwerk war von jedem Punkte einzeln gleich künſtlig anzuſehen. In einem weiten Umfang ſaßen und ſtanden ſtudirende Künſtler, jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt; der Maler an ſeiner Staffelei, der Zeichner am Reißbrett; einige modellirten rund, einige flach erhoben; ja ſogar Baumeiſter entwarfen den Unterbau, worauf künftig ein ſolches Kunſtwerk geſtellt werden ſollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach ſeiner Weiſe bei der Nachbildung. Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, ſorgfältig jedoch, ſie nicht zu zerſtören, ſondern ſo viel wie möglich beizubehalten. Eben ſo wurden die flach erhobenen Arbeitern behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maßſtabe wiederholt, und er ſchien das Modell wirklich in gewiſſen Bewegungen und Gliederbeugung übertroffen zu haben.

Nun offenbarte ſich, dieß ſey der Meiſter des Modelles, der daſſelbe vor der Ausführung in Marmor, hier, einer nicht beurtheilenden, ſondern praktiſchen Prüfung unterwarf, und ſo alles was jeder ſeiner Mitarbeiter, nach eigner Weiſe und Denkart, daran gethan, beibehalten, oder verändert, genau beobachtend bei nochmaligem Durchdenken in eignem Vortheil anzuwenden wußte; dergeſtalt daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet daſtehen wird, alsdann nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch allen anzugehören ſcheinen möge.

Die größte Stille beherrſchte auch dieſen Raum, aber der Vorſteher erhob ſeine Stimme und rief: „wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieſer ſtationären Werke mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergeſtalt erregte, daß alles was wir hier heute leben wieder flüſſig würde, ohne ſeinen Charakter zu verlieren, damit wir uns übersinnen, daß, was der Künſtler hier feſtgehalten, ſey auch das Würdigſte.“

Namentlich aufgefordert von allen, verlieh ein ſchöner Jüngling ſeine Arbeit und begann betaubt tretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunſtwerk nur zu beſchreiben ſchien, bald aber warf er ſich in die eigentliche Region der Dichtkunſt, taudte ſich in die Mitte der Handlung und beherrſchte dieß Element zur Bewunderung; nach und nach ſteigerte ſich ſeine Darſtellung durch herrliche Declamation auf einen ſolchen Grad, daß wirklich die ſtarre Gruppe ſich um der Rede zu bewegen und die Zahl der Zinnen daran verdoppelt und verdreifacht ſchien. Wilhelm ſtand entzückt und rief zuletzt: „wer will ſich hier noch enthalten zum eigentlichen Geſang und zum rhythmiſchen Lied überzugehen!“

„Dieß möcht' ich verbitten,“ verſetzte der Vorſteher; „denn wenn unſer trefflicher Bildhauer auch redlich ſeyn will, ſo wird er bekennen, daß ihm unſer Dichter eben darum beſchwerlich gefallen, weil jener Künſtler am weiteſten auseinander ſtehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Maler hat ſich gewiß lebendige Züge daraus angeeignet.“

„Ein ſanftes gemüthliches Lied möcht' ich unſerm Freunde zu hören geben, eines das ihm ſo ernſtlich vortrugt, es bewegt ſich über das Ganze der Kunſt und iſt mir ſelbſt wenn ich es höre ſtets erbaulich.“

Nach einer Pauſe, in der ſie einander zuwinkten und ſich durch Zeichen beredeten, erſcholl von allen

Seiten nachfolgender Herz und Geiſt erhebende, würdige Geſang:

Zu erfinden, zu beſtehen
Bleibe Künſtler oft allein;
Deines Wirkens zu genießen
Eile fremde zum Verein!
Hier im Ganzen ſchau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gebn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſey's genug!
Mehr erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, fort vollbracht —
Es ron jeder hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Die Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Weht ein Sinn der, w'gen Art;
Dieſer iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getreu der höchſten Klarheit
Heißen Tags entgegenblickt.

Die beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Stell des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn;
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von gebildetem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entſtiebe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menſchenbild geniebe,
Daß ein Gott ſich hergewandt,
Welch ein Wertzeug ihr gebrauchet;
Stellet euch als Brüder dar;
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſtamme vom Altar.

Alles dieſes mochte Wilhelm gar wohl gelten laſſen, ob es ihm gleich ſehr paradox, und hätte er es nicht mit Augen geſehen, gar unmöglich ſcheinen mochte. Da man es ihm nun aber offen und frei, in ſchöner Folge vortrug und bekannt machte, ſo bedurfte es kaum einer Frage um das Weitere zu erfahren; doch entſchloß er ſich nicht den Führenden zu letzt folgendermaßen anzureden: „ich ſehe hier iſt gar klüglich für alles geſorgt was im Leben wünſchenswerth ſeyn mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatiſche Poeſie aufweiſen und wo ſtunte ich mich darüber belehren? Ich ſah mich unter allen euren Gebäuden um und finde keines das zu einem ſolchen Zweck beſtimmt ſeyn könnte.“

„Verbitten hierein wir nicht auf dieſe Anfrage, daß in unſerer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen ſey; denn das Drama ſetzt eine wählige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen ſich bei uns nicht findet; denn ſolches Gelichter wird, wenn es nicht ſelbſt ſich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seyd jedoch gewiß, daß bei unſerer allgemein wirkenden Anſtalte auch ein ſo wichtiger Punkt wohl überlegt worden; keine Region aber wollte ſich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unſern Zöglingen ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit, oder gar erheuchelten Schmerz, ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in der Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechſelnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien ſanden wir durchaus gefährlich und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen.“

„Man ſagt aber doch,“ verſetzte Wilhelm, „dieſe weit um ſich greifende Kunſt befördere die übrigen ſämmtlich.“

„Keineswegs,“ erwiederte man, „ſie bedient ſich der übrigen, aber verdirbt ſie. Zu verdenke dem Schauſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Maler geſellt; der Maler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren.“

„Gewiſſenlos wird der Schauſpieler was ihm Kunſt und Leben darbietet zu ſeinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden und der Muſikus im gleichen Nachtheil ſeyn. Die ſämmtlichen Künſte kommen mit vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu unter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber, leicht gekannt, Haß und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu vergeuden Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle, es hat einen zweideutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, mit zu Liebhabrei verleugnen kann.“

Wilhelm ſah mit einem tiefen Seufzer vor ſich nieder, denn alles auf einmal vergegenwärtigte ſich ihm was er auf und an den Brettern genoſſen und gelitten hatte; er ſegnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen ſolche Pein zu erſparen gewußt, und aus Ueberzeugung und Freundſchaft jene Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in dieſen Betrachtungen, ſondern fuhr fort: „da es unſer höchſter und heiligſter Grundſatz iſt, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, ſo dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter ſo großer Anzahl ſich eine mimiſche Naturgabe auch wohl entſchieden hervorthue; dieſe ſelbſt ſich aber in unwiderſtehlicher Luſt des Nachahmens fremder Charaktere, Geſtalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau und, bleibt er ſeiner Natur durchaus getreu, ſo haben wir uns mit großen Theorien aller Nationen in Verbindung geſetzt und ſenden einen bewährten Zögling ſogleich hinüber, damit er wie die Ente auf dem Teiche, ſo auf den Brettern ſeinem künftigen Lebenswaſſer und Geſtmatter eiligſt entgegen geleitet werde.“

Wilhelm hörte dieß mit Gedult, doch nur mit halber Ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß; denn es wunderlich iſt der Menſch geſinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenſtandes zwar überzeugt ſeyn, ſich von ihm abwenden, ſogar ihn verwünſchen kann, aber ihn doch nicht von andern auf gleiche Weiſe behandelt wiſſen will; und vielleicht regt ſich der Geiſt des Widerſpruchs, der in allen Menſchen wohnt, nie lebendiger und wirkſamer als in ſolchem Falle.

Mag doch der Redacteur dieſer Bogen hier ſelbſt geſtehen: daß er mit einigem Unwillen dieſe wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihm wohl

überzeugen, daß dieß ein unvergeblicher Irrthum, eine fruchtloſe Bemühung geweſen?

Doch wir finden keine Zeit ſolchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig und hinzugeben, denn unſer Freund ſieht ſich angenehm überraſcht, da ihm abermals einer von den Dreien, und zwar ein beſonders zuſagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reinſten Seelentrieben verbündend, Weiſe ſich höchſt erquicklich mit. Vertrauend konnte der Wanderer ſich ändern und fühlte ſein Vertrauen erwidert.

Hier vernahm er nun, daß der Obere ſich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweiſe, lehre, ſorge, indeſſen die Dreie ſich verbindet um ſämmtliche Regionen heimzuſuchen und überall, nach genommener tiefſter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufſehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubeſtimmte zu gründen und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.

Eben dieſer treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Ueberſicht ihrer innern Zuſtände und äußern Verbindungen, ſo wie Kenntniß von der Wechſelwirkung aller verſchiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Zögling versetzt werden könne. Genug, mit dem beſten Vernehmen ſtimmte alles völlig überein. Zugleich machte die Schilderung ſeines Lebens ihm viel Vergnügen, und der Plan, wie man ihn weiter führen wollte, mußte ſeinen ganzen Beifall gewinnen.

Zehntes Capitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gebäuden und Aufſehen zu einem Vergfeſt eingeladen, welches zunächſt gefeiert werden ſollte. Sie erſtiegen mit Schwierigkeit das Gebirg, Wilhelm glaubte ſogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend ſich langſamer bewegte, als würde die Finſterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegen ſetzen. Als aber eine tiefe Nacht ſie umgab, ward ihm dieß Räthſel aufgelöſt; kleine Flammen ſah er aus vielen Schluchten und Thälern ſchwankend hervorſammeln, ſich zu Linien verlängern, ſich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher als wenn ein Vulcan ſich aufthut und ſein ſprühendes Erbe ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte ſich dieſe Erſcheinung, und ſo glühte ſie nach und nach mächtiger, breiter und getrennter, funkelte wie ein Strom von Sternen, ganz luft- und lichtlos, aber dem Auge über die ganze Gegend ſich verbreitend.

Nachdem nun der Geſellſchaft ſich einige Zeit an der Verwunderung des Gaſtes ergetzt, denn ihre Geſichter und Geſtalten erſchienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, ſo wie ihr Weg, begann er zu ſprechen: „Ihr ſeht hier freilich ein wunderliches Gaukelſpiel; dieſe Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde ſchwelen und wirken und die Bergwerke verſtellter, traum erregender ſeltſamer Gebäude begünſtigen, dieſe ſteigen und walten gegenwärtig auch ihren Cabinetern hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewinnte man je eine ſo erfreuliche Herrſchaft, wo das möglichſte, unterirdiſch zerſtreute, den Augen entzogene Gewerbſt ſich und in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung ſichtbar macht.“

Unter ſolchen Reden und Betrachtungen waren ſie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammenſee um einen wohlerleuchteten Inſelraum ſich ergoſſen. Der Wanderer ſtand nunmehr in dem blendenden Kreiſe, wo ſchwimmende Lichter zu tanzenden gegen die gar ſchwarzen Hinterwand gereihten Teppich einen abwechslungsvollen Contraſt bildeten. Sofort erklang die heiterſte Muſik zu thätigen Geſängen. Hohle Felsmaſſen gegen maſchinenhaft heran und ſchloſſen bald ein glänzendes Innere dem Auge bei erſteunten Zuſchauers auf. Mimiſche Darſtellungen, und was nur einen ſolchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte ſich, um eine frohe Aufmerkſamkeit zugleich zu ſpannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unſer Freund erfüllt, als er ſich den Hauptleuten vorgeſtellt ſah und unter ihnen, in ernſter ſtattlicher Tracht, Freund Jarno erblickte. „Nicht umſonſt,“ rief dieſer aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauſcht; du findeſt mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und glaubſt lieber in dieſer Beſchränkung unter und über der Erde, als ſich breiten zu können.“ — „Da wirſt du alſo,“ verſetzte der Wanderer, „als ein Hochverſtändiger vornehmer freigeſinnter ſeyn mit Aufklärung und Unterricht als du es gegen mich warſt auf jenen Berg- und Felſenſpitzen.“ — „Keineswegs!“ erwiederte Montan, „die Berge ſind ſtumme Meiſter und machen ſchweigſame Schüler.“

An vielen Tafeln ſpeiſte man nach dieſer Feierlichkeit. Alle Gäſte, die geladen oder ungeladen ſich eingefunden, waren vom Handwerk, deßwegen denn auch an dem Tiſche, wo Montan und ſein Freund ſich niederſetzten, ſogleich ein ernſthaftes Geſpräch entſtand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Zuletzt aber verlor das Geſpräch ſich ins Allgemeine und da war von nichts Gewiſſerem die Rede als von Erſchaffung und Entſtehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte ſich ſogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unſere Erdgeſtaltung aus einer nach und nach ſich ſenkend abnehmenden Waſſerbedeckung herleiten; ſie führten die Trümmer organiſcher Meereserzeugniſſe auf den höchſten Bergen ſo wie auf flachen Höhenzügen zu ihrem Vortheil an. Andere beſtanden dagegen darauf, es müßten erſt glühen und ſchmelzen, und hernach ein Feuer obwalten, das nachdem es auf der Oberfläche gewaltſam gewirrt, zuletzt ins Innere zurückgezogen, ſich noch immer durch die ungeheuren Gewölbe im Innern als auf der Erde drängenden Vulcane bethätigen, und durch ſucceſſiven Ausbruch und gleichfalls nach und nach überſtrömende Laven die höchſten Berge bildete; wie ſie denn überhaupt den andern Denkenden zu Gemüthe führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein thätiges Feuer immer einen Herd vorausſetze. So erfahrungsgemäß auch dieſes ſcheinen mochte, ſo waren manche doch nicht damit zufrieden; ſie behaupteten: mächtige in dem Schooß der Erde ſchon völlig fertig gewordene Gewälde ſeyen, mittelſt unwiderſtehlich elaſtiſcher Gewalten, durch die Erdrinde durchaus in die Höhe getrieben und zugleich in dieſem Umwälzen manche Theile derſelben weit über Nachbarſchaft und Ferne nahe geſtürzt und zerſplittert worden; ſie beriefen ſich auf manche Vorkommniſſe, welche ohne eine ſolche Vorausſetzung nicht zu erklären ſeyen.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche, Partie klagte über dieſe vorgeſtellten Bemühungen

und betheuerte: gar manche Zuſtände dieſer Erdoberfläche würden nie zu erklären ſeyn, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsſtreifen aus der Atmoſphäre herunterfallen und weite breite Landſchaften durch ſie bedeckt werden laſſe. Sie berufen ſich auf größere und kleinere Felsmaſſen, welche zerſtreut in vielen Landen umherliegend gefunden und ſogar noch in unſern Tagen als von oben herabſtürzend aufgeleſen werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei ſtille Gäſte ſogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und auf den höchſten Gebirgszügen, auf weit ins Land hingeſenkten Gletſchern, gleichſam Rutſchwege für ſchwere Urſteinmaſſen bereitet, und dieſe auf glatter Bahn, fern und ferner hinaufgeſchoben im Geiſte ſehen. Sie ſollten ſich, bei eintretender Epoche des Auftauens, niederſenken und für ewig in fremden Boden liegen bleiben. Auch ſollte ſodann durch ſchwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Dieſe guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer die Erſchaffung einer Welt mit vulkaniſchem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu laſſen. Da uns übrigens die Gluth des Weines ſtark mit einwirkte, ſo hätte das herrliche Feſt beinahe mit tödtlichen Händeln abgeſchloſſen.

Ganz verwirrt und verdüſtert ward es unſerm Freund zu Muthe, welcher noch von Alters her den Geiſt, der über den Waſſern ſchwebte und die hohe Fluth, welche funfzehn Ellen über den höchſten Felsbürgen geſtanden, im ſtillen Sinne hegte, und dem unter dieſen ſeltſamen Reden die ſo wohl geordnete, bewachſene, belebte Welt vor ſeiner Einbildungskraft chaotiſch zuſammenzuſtürzen ſchien.

Den andern Morgen unterließ er nicht den erſten Montan hierüber zu befragen, indem er ausrief: „geſtern konnt' ich dich nicht begreifen, denn unter allen den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich deine Meinung und deine Entſcheidung zu hören, an deſſen Statt warſt du bald auf dieſer bald auf jener Seite, und ſuchteſt immer die Meinung beſtehender der da ſprach zu verſtärken. Nun aber ſage mir ernſtlich was du darüber denkſt, was du davon weißt.“ Hierauf erwiederte Montan: „ich weiß ſoviel wie ſie, und möchte darüber gar nicht denken.“ — „Hier aber,“ verſetzte Wilhelm, „ſind ſo viele widerſprechende Meinungen, und man ſagt ja die Wahrheit liege in der Mitte.“ — „Keines wegs!“ erwiederte Montan: „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforſchlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt.“

Nachdem nun auf dieſe Weiſe noch einiges hin und wieder geſprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort. „Du tadelſt mich, daß ich einem jeden in ſeiner Meinung nachhalf, wie ſich denn für alles noch immer ein ferneres Argument auffinden läßt; ich vermehrte die Verwirrung dadurch, daß iſt wahrlich eigentlich aber kann ich es mit dieſem Geſchlecht nicht mehr ernſtlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebſte, und das ſind doch unſre Ueberzeugungen, muß jeder im tiefſten Ernſt bei ſich ſelbſt bewahren. Jeder weiß nur für ſich was er weiß und das muß er geheim halten; wie er es ausſpricht, ſogleich iſt der Widerſpruch rege, und wie er ſich in Streit einläßt, kommt er in ſich ſelbſt aus dem Gleichgewicht und ſein Beſtes wird, wo nicht vernichtet, doch gelähmt.“

Durch einige Gegenrede Wilhelms veranlaßt erklärte Montan ſich ferner: „wenn man einmal weiß, worauf alles ankommt, hört man auf gefräßig zu ſeyn.“ — „Worauf kommt nun aber alles an?“ verſetzte Wilhelm haſtig. — „Das iſt bald geſagt,“ verſetzte jener: „Denken und Thun, Thun und Denken. Das iſt die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingeſetzten von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen ſich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort ſollte eins ohne das andere nicht Statt finden. Wer ſich zum Geſetz macht was einem jeden Neugebornen der Genius bei Menſchenverſtand des heimlich ins Ohr flüſtert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, ſo wird er ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden.“

Montan geleitete ſeinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodiſch umher. Überall begrüßt von einem derben Glück auf! welches ſie heiter zurückgaben. „Ich möchte wohl,“ ſagte Montan, „ihnen manchmal zurufen: Sinn auf! denn Sinn iſt mehr als Glück; doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt ſind. Weil ich nun hier wo nicht zu befehlen, doch zu rathen habe, bemüht' ich mich die Eigenſchaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man ſtrebt leidenſchaftlich nach den Metallen die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derſelben aufzuklären geſucht, und es iſt mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, ſondern der Sinn, der das Glück verbreitet, um es zu regeln. Wie dieſe Gebirge hier entſtanden ſind, weiß ich nicht, will's auch nicht wiſſen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Blei und Silber iſt man erpicht, das ſie in ihren Buſen tragen; das Blei bedalt' ich für mich und gebe Veranlaſſung das Gewünſchte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's verſuchsweiſe, es gelingt, und ich habe Glück. Was ich verſtehe, verſteh' ich mir, was mir gelingt, gelingt mir für andere, und niemand denkt, daß es ihm auf dieſem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünſchelruthe beſitze, ſie merken aber nicht, daß ſie mir widerſprechen, wenn ich etwas Vernünftig's vorbringe, und daß ſie dadurch ſich den Weg abſchneiden zu dem Baum des Erkenntniſſes, wo dieſe prophetiſchen Reiſer zu brechen ſind.“

Ermuthigt an dieſen Geſprächen, überzeugt daß auch ihm durch ſein bisheriges Thun und Denken geglückt in einem weit entlegenen Fache, dem Hauptſinne nach, ſeines Freundes Forderungen ſich gleichzuſtellen, gab er nunmehr Rechenſchaft von der Anwendung ſeiner Zeit, ſeitdem er die Vergünſtigung erlangte die auferlegte Wanderſchaft nicht nach Tagen und Stunden, ſondern dem wahren Zweck einer vollſtändigen Ausbildung gemäß eintheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälligerweiſe vieles Nahes keine Noth, denn ein bedeutendes Ereigniß gab unſerm Freunde Gelegenheit, ſein erworbenes Talent geſchickt und glücklich anzuwenden und ſich der menſchlichen Geſellſchaft als wahrhaft nützlich zu erweiſen.

Welcher Art aber dieß geweſen, dürfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leſer bald, noch ehe er dieſen Band aus den Händen legt, davon genugſam unterrichtet ſeyn wird.

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf;
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller.
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

Elftes Capitel.

Herfilie an Wilhelm.

Die ganze Welt wurft mir seit langen Jahren vor, ich sey ein launig wunderliches Mädchen. Mag ich's doch seyn, so bin ich's ohne mein Verschulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben und nun brauche ich Geduld mit mir selber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zusammen, bald wechselsweise, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unselige Alkmene, die von zwei Wesen die einander vorstellen unablässig bedrängt wird.

Ich habe Ihnen viel zu sagen, und doch schreibe ich Ihnen, so scheint es, nur wenn ich ein Abenteuer zu erzählen habe; alles übrige ist auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun also zu dem heutigen:

Ich sitze unter den hohen Linden und mache so eben ein Briefchen fertig, ein sehr zierliches, ohne deutlichst zu wissen, wer es haben soll, Vater oder Sohn, aber gewiß einer von beiden; da kommt ein junger Tabulettkrämer mit Körbchen und Kästchen auf mich zu, er legitimirt sich bescheiden durch einen Schein des Beamten, daß ihm erlaubt sey auf den Gütern zu hausiren; ich besehe seine Schächtelchen bis in die unendlichsten Kleinigkeiten, deren niemand bedarf und die jedermann kauft aus kindischem Trieb zu besitzen und zu vergeuden. Der Knabe scheint mich aufmerksam zu betrachten. Schöne schwarze, etwas lustige Augen, wohlgezeichnete Augenbrauen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug. Sie verstehen mich, etwas Orientalisches.

Er thut mancherlei Fragen auf die Personen der Familie bezüglich, denen er allenfalls etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne, Herfilie, spricht er beschieden, wird Herfilie verzeihen, wenn ich eine Botschaft ausrichte? Ich sehe ihm verwundert an, er zieht das kleinste Schreibtäfelchen hervor, in ein weißes Nähmuchen gefaßt, wie man sie im Gebirg für die kindlichen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, sehe es beschrieben und leise die mit schwarzem Griffel sauber eingegrabene Inschrift:

Felix
lindt
Herfilien.
Der Stallmeister
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über das was ich in der Hand halte, mit Augen sehe, am meisten darüber, daß das Schicksal sich fast noch wunderlicher beweisen will als es selbst bin. — Was soll das? sag' ich zu mir, und der kleine Schalk ist mir gegenwärtiger als je, ja es ist mir als ob sein Bild sich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbestriedigende Antworten; ich examinire, und erfahre nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zusammenbringen. Zuletzt vermuthe ich aus Reden und Wiederreden so viel, daß der junge Krämer aus die pädagogische Provinz durchgezogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erbandeltes Täfelchen die Inschrift geschrieben und ihm für ein Widerchen Antwort die besten Gesinnte versprochen. Er reichte mir sodann ein gleiches Täfelchen, deren er mehrere in seinem Waarenbestand verwies, zugleich einen Griffel, wobei er so freundlich drang und bat, daß ich bei des annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte, und schrieb:

Herfiliens
Gruß
an Felix.
Der Stallmeister
halte sich gut.

Ich betrachtete das Geschriebene und fühlte Verdruß über den ungeschickten Ausdruck. Weder Zärtlichkeit, noch Geist, noch Witz, bloße Verlegenheit, und warum? Vor einem Knaben stand ich, an einen Knaben schrieb ich; sollte mich das aus der Fassung bringen? Ich glaube gar ich seufzte und war eben im Begriff das Geschriebene wegzuwischen; aber jener nahm es mir so zierlich aus der Hand, daß mich um irgend eine schwerliche Einbildung, und so gestand's, daß ich, weiß ich doch nicht wie's gekommen, das Täfelchen in das Briefchen flechte, das Band darumschlang, und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, sich tief verneigend einen Augenblick zauderte, daß ich eben noch Zeit hatte ihm mein Bentelchen in die Hand zu drücken, und mich schalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte sich schicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, schon verschwunden, ich begriff nicht recht wie.

Nun ist es vorüber, ich bin schon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden, und glaube kaum an die Erscheinung. Hatte ich nicht das Täfelchen in der Hand? Ist ist gar zu zierlich, die Schrift gar sein und sorgfältig gezogen; ich glaube ich hätte es gestickt, wenn ich die Schrift ausspalbieren nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorstehendes geschrieben; was ich aber auch darüber denke will immer nicht fördern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur: dergleichen sind jetzt im Roman nicht zu entbehren, sollen sie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum selbst er auch vor aufgedrungener Verwirrung? warum hatt' ich nicht Gegenwart des Geistes genug, um ihn schicklicher Weise festzuhalten?

Nach einer Pause nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntnisse fortzusetzen. Die entschiedene fortdauernde Neigung eines zum Jünglinge heranreifenden Knaben wollte mir schmeicheln; da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes sey, in diesen Jahren nach älteren Frauen sich umzusehen. Fürwahr, es giebt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu älteren Frauen. Sonst, da es mich nicht selbst betraf, dachte ich darüber, und wollte bedarfter Weise gefunden haben: es sey eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der sie sich kaum losgerissen haben. Jetzt drängt's mich, mir die Sache so zu deuten: ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich sehe ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach welch ein Unterschied ist es, ob man sich oder die andern beurtheilt.

Zwölftes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

Schon Tage geh' ich umher und kann die Feder anzusetzen mich nicht entschließen; es ist so mancherlei zu sagen, mündlich [illegible] sich wohl eins ans andere, entwickelt sich auch [illegible] leicht eins aus dem andern; laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem allgemeinsten beginnen, es leuret mich doch zuletzt aufs Wunderliche was ich mitzuteilen habe.

Du hast von dem Jüngling gehört der, am Ufer des Meeres spazierend, einen Ruderpflock fand, das Interesse das er daran nahm bewog ihn ein Ruder anzuschaffen, als notwendig dazu gehörend. Dieß aber war nun auch weiter nichts nütze; er trachtete ernstlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht sonderlich fördernd, er verschaffte sich Segelstangen und Segel und so nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schiffahrt erforderlich ist. Durch zweckmäßiges Bestreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geschicklichkeit, das Glück begünstigt ihn, er sieht sich endlich als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs und so steigert sich das Gelingen, er gewinnt Wohlhaben, Ansehen und Namen unter den Seefahrern. —

Indem ich nun dich veranlasse diese artige Geschichte wieder zu lesen, muß ich bekennen daß sie nur im weitesten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt dasjenige auszudrücken, was ich vorzutragen habe. Indessen muß ich noch einiges entfernter durchgehen.

Die Fähigkeiten die in dem Menschen liegen lassen sich eintheilen in allgemeine und besondere, die allgemeinen sind anzusehen als gleichgültig ruhende Tüchtigkeiten, die nach Umständen geweckt und zufällig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein, er will nachmachen, nachbilden was er sieht, auch ohne die mindesten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich ist es daher immer, daß er leisten will, was er leisten sieht; das Natürlichste jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beschäftigung ergriffe. Hier ist alles beisammen: eine vielleicht im besondern schon angeborne, in ursprünglicher Richtung entschiedene Tüchtigkeit, sodann eine folgerecht stufenweis fortschreitende Uebung und ein entwickeltes Talent das uns nöthigte auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Gewerb führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Befähigkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am glücklichsten, die ein angeborenes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Naturstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigner Wahl, in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Da dieses aber auch nicht ist was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden daß wir die Mittelglieder, die Hülfsgeister unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so fügsam wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vertragen können. Hier also zunächst eine der frühsten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, sodann auch von Wällen, dem Glacis und demnächstigen ummauerten Gärten. Und aber einmal, oder vielmehr sie selbst uns Freie zu führen, hatten unsere Eltern längst mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verschobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingstfeste ward Einladung und Vorschlag, denen man nur unter der Bedingung sich fügte: alles so einzuleiten daß man zu Nacht wieder zu Hause seyn könnte; denn außer seinem längst gewohnten Bette zu schlafen, schien eine Unmöglichkeit. Die Freuden des Tags so eng zu concentriren war freilich schwer, zwei Freunde sollten besucht und ihre Ansprüche auf seltene Unterhaltung befriedigt werden; indessen hoffte man mit großer Pünktlichkeit alles zu erfüllen.

Am dritten Feiertag, mit dem frühsten, standen alle munter und bereit, der Wagen stehe zur bestimmten Stunde vor, bald hatten wir alles Beschränkende der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelassen, eine freie, weitausgebreitete Welt trat sich vor den Unerfahrnen auf. Das durch einen Nachtregen erst erfrischte Grün der Fruchtfelder und Wiesen, das mehr oder weniger bessere der eben aufgetrockneten Strauch- und Baumknospen, das nach allen Seiten hin blendend sich verbreitende Weiß der Baumblüthe, alles gab uns den Vorschmack glücklicher paradiesischer Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erste Station, bei einem würdigen Geistlichen. Freundlichst empfangen konnten wir bald gewahr werden, daß die aufgehobene kirchliche Feier den Ruhe und Freiheit suchenden Gemüthern nicht entnommen war. Ich betrachtete den ländlichen Handkraft zum ersten Mal mit freudigem Antheil; Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung, selbst der widrig anzuschauende Unrath schien das Unentbehrlichste im ganzen Kreise; sorgfältig war er gesammelt und gewissermaßen zierlich aufbewahrt. Doch dieser auf das Reine und doch Bedenkliche gerichtete frische Blick ward gar bald auf ein Genießbares gelenket; appetitliche Kuchen, frische Milch, und sonst mancher ländliche Leckerbissen ward von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beschäftigten sich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlassend, in dem angränzenden Baumstück ein Gesträuch zu weitringen das eine alte wohlgesinnte Tante ihnen aufzutragen hatte. Sie sollten nämlich so viel Seestäbchen als möglich sammeln und solche getrennt mit zur Stadt bringen, indem die hausthätische Matrone gar allerlei gesundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieser Beschäftigung auf Wiesen, an Rändern und Zäunen hin und wieder liefen, gesellten sich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft gesammelter Frühlingsblumen schien immer erquickender und balsamischer zu werden.

Wir hatten nun schon so eine Masse Sträuße und Büschen zusammengebracht, daß wir nicht

wußten wo mit hin; man fing jetzt an die gebildeten Abtheurerinnen auszupupfen; denn um sie war es denn eigentlich doch nur zu thun, jeder suchte in sein Hütchen, sein Mützchen möglichst zu sammeln.

Der ältere dieser Knaben, etwa an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fischers, den dieses Blumengewinde nicht zu freuen schien, ein Knabe der mich bei seinem ersten Auftreten gleich besonders angezogen hatte, und mich ein mit ihm nach dem Fluß zu geben, der, schon ansehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wir setzten uns mit ein paar Angelruthen an eine schattige Stelle, wo im tiefen ruhig Naben Wasser gar manches Fischlein sich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es zu thun, wie der Köder am Angel zu befestigen sey, und es gelang mir einigemal hintereinander die kleinsten dieser zarten Geschöpfe wider ihren Willen in die Luft herauszuschnellen. Als wir nun so zusammen nebeneinander gelehnt beschäftigt saßen, sahen er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerksam, der von unserer Seite sich in den Strom hineinerstreckte. Da sey die sanfte Gelegenheit zu haben. Er thue, rief er, endlich aufspringend, der Versuchung nicht weiter stehen, und ehe ich mich's versah war er unten, ausgezogen und im Wasser.

Da er sehr gut schwamm verlief er bald die seichte Stelle, übergab sich dem Strom und kam bald an mich in dem tieferen Wasser heran; mir war ganz wunderlich zu Muthe geworden. Grashüpfer sangen um mich her, Ameisen trabelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen und goldglimmende Sonnenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Füßen, eben als jener einen großen Kreis zwischen Murgeln hervorbrausend ihm lustig aufsprang, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehenden Kauf gleichsam zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht, man schmiegte sich an der Sonne in den Schatten, und der Schattenkühle drinnen ins kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht mich nunmehr zu locken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet wagt' ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier sah er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich heranübte, sich aufrichtete im höheren Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer derbsachen Ferne geblendet, so sahen nur die menschliche Gestalt von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir und noch immer unverhüllt gegeneinander, unsere Gemüther zogen sich an und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit als die Gesellschaft den angenehmen Fußweg durch Busch und Wald etwa eine dreiviertel Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich, wir schienen schon unzertrennlich; als ich aber bälstwegs um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin, mit stiller Bemerkung des Unschicklichen, dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag: er solle seinen rückkehrenden Vater ja sagen, sie möchte bei ihrer Rauhausekunft nothwendig sodine Kreide verfinden, die sie den Gästen als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft eilantste nunmehr zum Amthause, wo wir auch einen ländlichen Zustand antrafen, doch höherer Art. Um durch die Schuld der überthätigen Hausfrau sich verspätenden Mittagessen machte mich nicht ungeduldig, denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Thergarten, wohin die Tochter, etwas länger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir überst unterhaltend. Frühlingsstimmen aller Art klangen in zierlich eingehegten Feldern, sie ausstaffirend oder ihre Kinder schmückend. Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmüthig, wir gingen vertraulich zusammen, faßten uns bald bei der Hand und schienen nichts besseres zu wünschen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, so an gereihten Narcissen und Jonquillen; sie setzte mir verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyacinthengloken schon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahreszeiten gesorgt; schon grünten die Büsche der künftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Reihenbeete verwendete Sorgfalt versprach den mannigfaltigsten Flor; näher aber versprete schon die Hoffnung vielblumiger Lilienstängel gar weislich zwischen Rosen vertheilt. Und wie manche Laube versprach nicht zunächst mit Geisblatt, Jasmin, ernsten und rankenartigen Gewächsen zu prangen und zu schatten.

Betrachte ich nach so viel Jahren meinen damaligen Zustand, so scheint er mir wirklich verhängnißvoll. Unerwartet, in denselbigen Augenblick, ergriff mich das Vergefühl von Freundschaft und Liebe. Denn als ich ungern Abschied nahm von dem schönen Kinde, erblickte mich der Gedanke, diese Gefühle meinem jungen Freunde zu erklären, zu vertrauen und seiner Theilnahme zugleich mit diesen frischen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, so darf ich wohl bekennen: daß im Laufe des Lebens mir jenes erste Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles übrige was uns nachher zu den Sinnen kommt nur Copien zu sein scheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlich ursprünglichen Gefühls und Sinnes ermangeln.

Wie müßten wir verzweifeln das Aeußere so kalt, so todtes zu erblicken, wenn nicht in unserm Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschönern eine schöpferische Kraft erweckt.

Es dämmerte schon als wir und der Waldeck wieder näherten, wo der junge Freund warten versprochen hatte. Ich strengte die Sehkraft möglichst an um seine Gegenwart zu erforschen; als es mir nicht gelingen wollte lief ich ungeduldig der langsam schreitenden Gesellschaft voraus, rannte durch Gebüsche hin und wieder. Ja rief, ich klagte mich; er war nicht zu sehen und antwortete nicht; ich empfand zum ersten Mal einen leidenschaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte ſich in mir die unmäßige Irrung vertraulicher Zuneigung, ſchon war es ein unwiderſtehlich Bedürfniß meinen Geiſt von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlöſen, die ſie in mir aufgeregt hatte. Es war voll, der Mund überfloß ſchon um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundſchaft, wegen vernachläſſigter Zuſage.

Daß aber ſollten mir ſchwerere Prüfungen zugedacht ſeyn. Aus den erſten Häuſern des Ortes ſtürzten Mütter ſchreiend heraus, heulende Kinder folgten, niemand gab Red' und Antwort. Von der einen Seite der um das Eiland ſahen wir einen Trauerzug herumziehen, er bewegte ſich langſam die lange Straße hin; es ſchien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; bei Tragen und Schleppen war kein Ende. Das Geläute dauerte fort, es vermehrte ſich, die Menge lief zuſammen. Sie ſind ertrunken, alle ſämmtlich ertrunken: Der! wer? welcher? Die Mütter, die ihre Kinder um ſich ſahen ſchrieen getröſtet. Aber ein ernſter Mann trat heran und ſprach zur Pfarrerin: unglücklich-treuſte bin ich zu lange außen geblieben, ertrunken iſt Korlyn ſelbſtdritt, er wollte ſein Verſprechen halten und weinte. Der Mann, der Fiſcher ſelbſt war es, ging weiter dem Zuge nach, wie Knaben erſchreckt und erſtaunt. Da trat ein fleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „Vater die Freyja," Frau Pfarrerin" und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entkleidete ihnen wie vor dem Schiffbruchen, man fragte, man forſchte und erfuhr ſo viel: dieſer letzte Kleine war am Ufer geblieben, er ſah die Freyja auf die ſie ihm von unten zuwarfen, Aldbaun aber nach vielem Fragen und Antworten fragen erfuhr man: Korlyn mit zwei verklammten Knaben ſey unten an und in das Waſſer hingegangen, zwei andere jüngere haben ſich ungeheißen dazu geſellt, die durch ein Schelten und Drohen abzuhalten der weiſe. Nun waren über eine ſteinige gefährliche Stelle die erſten faſt hinaus, die letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer einer der andern hinunter; ſie geſtand ich zuletzt auch dem Vorderſten und alle ſtürzten in die Tiefe. Korlyn, als guter Schwimmer, hätte ſich gerettet, allein aber hielt in der Angſt ſich an ihn, er ward niedergezogen. Dieſer Kleine ſodann war ſchreiend ins Dorf gelaufen ſeinen Sack mit Krebſen feſt in den Händen. Mit andern Augen anſehen alle der zufällig ſpät rückkehrende Fiſcher vorhin, man hatte ſie nach und nach herausgezogen, wohl gefunden und nun trug man ſie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehauſe zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Pfade des Todes; ich folgte leidenſchaftlos, man wollte mich nicht entlaſſen; ich war im ſchrecklichſten Zuſtande. Ich umgang das Haus und raſtete nicht; endlich erfaßt ich meinen Vortheil und ſprang zum offenen Fenſter hinein.

In dem großen Saale, wo Verſammlungen aller Art gehalten werden, lagen die lingaliſchen auf Stroh, nackt, aufgeſtreckt, glänzendweiße Leiber, auch bei hellſtem Lampenlichte hervorſtechend. Ich ward mich auf den geſehen, auf meinen Freund; ich wußte nicht von meinem Zuſtand zu ſagen, ich wimmerte kläglich und überſchwemmte ſeine breite Bruſt mit unendlichen Thränen. Ich hatte etwas von Medea gehört das in ſolchem Falle blöſterlich ſeyn ſollte, ich rief meine Thränen ein und belegte mich mit der Bärenwut, die ich erregte. In der Verwirrung hatte ich ihm Athem einzublaſen, aber die Perlenreihen ſeiner Zähne waren feſt verſchloſſen, die Lippen auf denen der Abſchiedskuß noch zu ruhen ſchien, verſagten auch das leiſeſte Zeichen der Erwiederung. An menſchlicher Hülfe vergweifelnd wandt' ich mich zum Gebet, ich flehte, ich betete, es war mir als wenn ich in dieſem Augenblicke Wunder thun müßte, die noch unwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Nähe ſchwebende wieder hineinzulocken.

Man riß mich weg; weinend, ſchluchzend ſaß ich im Wagen und vernahm kaum was die Eltern ſagten: unſere Mutter, was ich nachher ſo oft wiederholen hörte, hatte ſich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indeſſen eingeſchlafen und erwachte verhältniſſert am ſpäten Morgen in einem räthſelhaften verwirrten Zuſtande.

Als ich mich aber zum Frühſtück begab, fand ich Mutter, Tante und Kleine in wichtiger Berathung. Die Kreuze ſollten nicht geſotten, nicht auf den Tiſch gebracht werden; der Vater wollte eine ſo unmittelbare Erinnerung an das nächſt vergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante ſeinen ſich dieſer ſeltenen Gelegheit eifrigſt bemächtigen zu wollen, ſchalt aber nebenher auf mich, daß wir die Schildkrötchinnen mitgebringen verſäumt; doch ſeinen ſie ſich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durcheinander kriechenden Mißgeſtalten für zu heftiger Verſpeiung übergab, worauf ſie denn deren weitere Behandlung mit der Kleinen verabredete.

Um aber die Bedeutung dieſer Scene klar zu machen, muß ich von dem Charakter und den Meinungen dieſer Frau das Nähere vermelden; Die Eigenſchaften, von denen ſie beherrſcht wurde, konnte man ſtatiſch betrachtet, keineswegs rühmen; und doch brachten ſie, bürgerlich und politiſch angeſehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichſten Sinne geldgeizig, denn es bewerte ſie jeder baare Pfennig den ſie aus der Hand gehen ſtürzt, und ſah ſie überall für ihre Bedürfniſſe noch Surrogaten um, welche man handhaft, durch Tauſch oder irgend eine Weiſe beſchaffen konnte. So waren die Schildkrötchinnen zum Theil beſtimmt, den ſie für gefunden hielt als worauf einen anſehlichen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es ſey nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arzenei, man brauche ſich deßhalb nicht an fremde Länder zu wenden. So beſorgte ſie in einem kleinen Garten alles, was nach ihrem Sinn die Speiſen ſchmackhaft machen und Kranken zuträglich wäre: ſie beſuchte keinen fremden Garten ohne dergleichen von da mitzubringen.

Dieſe Geſinnung und was daraus folgte konnte man ihr ſehr gerne zugeben, da ihre emſig geſammelte Baarſchaft der Familie doch endlich zu Gute kommen ſollte; auch wußten Vater und Mutter hierin tauſend ihr nachzugehen und förderlich zu ſeyn.

Eine andere Leidenſchaft jedoch, eine thätige, die ſich unermüdet geſchäftig bewieſen hat, war der Streit, für eine bedeutende einſichtsreiche Perſon gehalten zu werden. Und ſie hatte ſicherlich vielen Ruhm ſich verdient und erreicht; denn die ſonſt nannigen, ſogar oft ſchädlichen unter Frauen verwaltenden Klatſchereien wußte ſie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles was in der Stadt vorging, und dieſer auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete ſich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den ſie ſich nicht zu miſchen genwußt hätte, welches ihr um beſte mehr gelang als ſie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu ſteigern wußte. Manche Heirath hatte ſie geſtiftet, wobei wenigſtens der eine Theil ſicherlich

zufrieden blieb. Was sie aber am meisten beschäftigte, war das Fördern und Befördern solcher Personen, die ein Amt, eine Anstellung suchten, wodurch sie sich denn wirklich eine große Anzahl Clienten erwarb, deren Einfluß sie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Witwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen Ernsten Mannes, hatte sie beim Hof gelernt, wie man diejenigen durch Reinigkeit zu gewinnen, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitläufigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, sey zunächst bemerkt, daß sie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Er war geistig gleich tüchtig, und zu seinem Unglück eben so sprachkundig und gewandt. Ihm also unter irgend einem Vorwande ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erste Sorge. Sein Gewissen war nicht das zarteste, aber auch sein Muth, seine Verwegenheit mußte in Anspruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerstand seiner Collegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die sie ihm entgegensetzten, übertäuben sollte.

Nun war gerade der Fall, daß sie einen unwürdigen begünstigte; sie hatte das möglichste getan um einzuschieben: die Angelegenheit hatte für sie eine günstige Wendung genommen und nun kamen die Freude, denjenigen man freilich selten gelebten, glücklicher Weise zu Statten. Sie selten ungeduldig gefüttert und nach und nach dem rohen Günner, der gewöhnlich ganz allein sehr tüchtig speiste, auf die Tafel gebracht werden.

Verschiedenes gab der unglückliche Vorfall zu manchen Besprechungen und geistigen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der ersten, der seine Betrachtung, seine Sorge, über die Familie, über die Stadt hinaus zu erstrecken durch einen allgemein weltverbreitenden Geist getrieben war. Die großen Hindernisse, welche der Einmischung der Bürgern anfangs entgegen standen, zu beseitigen, war er mit verständigen Aerzten und Polizeiverwandten bemüht. Größere Sorgfalt in den Hospitälern, menschlichere Behandlung der Gefangenen und was sich hieran ferner schließen mag, machte das Geschäft wie mein ganzes Leben, durch seines Lesens und Nachdenkens; wie er denn auch seine Ueberzeugung überall aussprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er sah die bürgerliche Gesellschaft, welcher Staatsform sie auch untergeordnet wäre, als einen Naturzustand an, der sein Gutes und sein Böses habe, seine gewöhnlichen Lebenskreis, abwechselnd reiche und stümmerliche Jahre, mehr weniger zufällig und unregelmäßig, Hagelschläge, Wasserfluthen und Brandstätten; daß Gute sey zu genießen und zu nutzen, das Böse abzuwenden oder zu ertragen; nichts aber, meinte er, sey wünschenswerther als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder andern Betrachtung.

In Gemäßheit einer solchen Gemüthsart mußte er nun bestimmt werden, eine schon früher angeregte, wohlthätige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen; es war die Wiederbelebung der für todt Gebliebenen, auf welche Weise sich auch die äußern Zeichen des Lebens mochten verloren haben. Bei solchen Gerichten erkundete ich mir nun, daß man bei jenen Kindern das Umgekehrte versucht und angewendet, ja sie gewissermaßen erst erweckt; ferner hielt man dafür, daß durch einen Versuch solchen ihnen allen wäre zu helfen gewesen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit versäumen, alles zu lernen was in solchem Falle nöthig wäre, besonders das Aderlassen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit sich fort. Das Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe war aufgeregt, überall schaut' ich mich um es zu befriedigen. Indessen ward Emilie recht, Amalie dauerhaft und Genß durch das Theater überwältigt beschäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieser umständlichen Erzählung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht ans Ziel meiner Absicht gelangt sey, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was soll ich da sagen: wie kann ich mich entschuldigen: Allenfalls hatte ich folgendes vorzubringen: Wenn es dem Humoristen erlaubt ist, daß Hunderte und Tausende durcheinander zu werfen, wenn er endlich seinem Leser überläßt, das was allenfalls daraus zu nehmen sey in baller Bedeutung entlich aufzufinden, sollte es dem Verständigen, dem Vernünftigen nicht zustehen auf eine seltsam scheinende Weise rings unter nach vielen Punkten hinzuwirken, damit man sie in Einem Brennpunkte zuletzt abgespiegelt und zusammengefaßt erkenne, einsehen lerne wie die verschiedenen Einwirkungen den Menschen nöthigend zu einem Entschluß treiben, den er auf keine andere Weise, weder auf innerm Trieb noch äußern Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem mannigfaltigen, was mir noch zu sagen übrig bleibt, darf ich die Wahl, was ich zuerst vornehmen will; aber auch dieß ist gleichgültig, da zuletzt alle einer in Schuß fassen, lesen und weiter lesen, zuletzt wird denn doch auf einmal hervorspringen und bei ganz natürlich scheinen was mit einem Worte ausgesprochen die höchst seltsam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad daß du nachher diesen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hättest scheinen mögen.

Um nun aber einigermaßen in die Reihe zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Aufenthalte umsehen und einen Besuches gedenken, daß ich mit unserem geprüften Freunde, Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gedränge fand, zu ganz besonderer Erweckung einiger Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt. Du erinnerst dich gewiß jenes Besuchs, das einer flüchtiger Bekanntschaft verwerfen, als du dich mit, wie ich vermuthet im Walde hingestreckt lagbibliotheken näherten? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und machte einen so tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngeren wiederfand. Dieser legte seinen schönern Werth darauf; die Instrumente sämmtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmäßiger eingerichtet, und ich erlangte jenes nun desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen bequem erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu redlicher Erinnerung: Es war Zeuge bei Angenblicks wo mein Glück begann, zu dem ich erst durch großen Umweg gelangen sollte.

Zufällig sah ich Jarno, als wir bei dem Bader übernachteten, der sich allsonst erkannte, und auf meine

Erklärung erwiderte: „Ich habe nichts dagegen.“ ſprach er, „daß man ſich einen ſolchen Teufel aufſtellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines günſtigen Umſtandes, es hebt und ſpornt alles etwas das auf ein Unbegreifliches deutet, ermuntert uns in Verlegenheiten und ermuthigt unſere Hoffnungen; aber ſodann wäre es, wenn du dich durch ſeine Werkzeuge hättеſt anreizen laſſen, auch ihren Gebrauch zu verſtehen und dasjenige zu leiſten was ſie ſtumm von dir fordern.“

„Laß mich bekennen,“ verſetzte ich darauf, „daß mir dieß hundertmal eingefallen iſt; es ergte ſich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen ließ.“ Ich erzählte ihm hierauf die Geſchichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gedrt, ihnen wäre zu helfen geweſen wenn man ihnen zur Ader gelaſſen hätte; ich nahm mir vor es zu lernen, doch jede Stunde löſchte den Vorſatz aus.

„So ergreif ihn jetzt,“ verſetzte jener, „ich ſehe dich ſchon ſo lange mit Angelegenheiten beſchäftigt, die des Menſchen Geiſt, Gemüth, Herz, und wie man das alles nennt, betreffen und ſich darauf beziehen; allein was daß du dabei für dich und andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigne Fehler geraten, ſie zu heilen vermag der Verſtand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entſchloſſene Thätigkeit hingegen alles. Hier wirkt jeder mit und auf ſich ſelbſt, das haſt du an dir, haſt es an andern erfahren.“

Mit heftigen und bittern Worten, wie er gewohnt iſt, ſetzte er mir zu und ſagte manches harte das ich nicht wiederholen mag. Es ſey nichts der Mühe werth, ſetzte er endlich, zu lernen und zu leiſten, als den Geſunden zu heilen, wenn er durch irgend einen Zufall verletzt ſey; durch einſeitige Behandlung ſtelle ſich die Natur leicht wieder her, die Kranken müſſe man den Aerzten überlaſſen, niemand aber bedürfe eines Wundarztes mehr als der Geſunde. In der Stille des Landlebens, im engſten Kreis der Familie ſey er eben ſo willkommen als in und nach dem Getümmel der Schlacht; in den ſüßeſten Augenblicken wie in den bitterſten und gräßlichſten; überall walte das böſe Geſchick grimmiger als der Tod, und eben ſo unbarmherzig, ja noch auf eine ſchmählichere, Luſt und Leben verletzende Weiſe.

Du kennſt ihn und brauſt ohne Anſtrengung, daß er mich ſo wenig als die Welt ſchonte. Ein Fürſtenſohn aber lehnte er ſich auf das Argument, das er im Namen der großen Geſellſchaft gegen mich wendete. „Narrenpoſſen,“ ſagte er, „ſind eure allgemeine Bildung und alle Anſtalten dazu. Daß ein Menſch etwas ganz entſchieden verſtehe, vorzüglich leiſte, wie nicht leicht ein anderer in der nächſten Umgebung, darauf kommt es an, und beſonders in unſerm Verbande ſpricht es ſich von ſelbſt aus. Du biſt gerade in einem Alter, wo man ſich mit Verſtande etwas vorſetzt, mit Einſicht das Vorliegende beurtheilt, es von der rechten Seite angreift, ſeine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den beſten Zweck hinlenkt.“

Das ſoll ich nun weiter fortfahren anzuſprechen was ſich von ſelbſt verſteht! Er machte mir deutlich, daß ich Dispoſitionen von dem ſo wunderlich gebildeten unſittlichen Leben erhalten könne; es werde jedoch ſchwer ſeyn es für mich zu erlangen. „Du biſt von der Menſchenart,“ ſprach er, „die ſich leicht an einem Ort, nicht leicht an eine Beſtimmung gewöhnen. Allen ſolchen wird die unſtäte Lebensart vorgeſchrieben, damit ſie vielleicht zu einer ſichern Lebensweiſe gelangen. Mußt du dich ernſtlich dem gänzlichſten aller Geſchäfte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu thun, ſo verwende ich mich für dich.“ So ſprach er haſtig und fügte hinzu was ſeine Beredſamkeit noch alles für gewaltige Gründe vorzubringen wußte.

Hier nun bin ich geneigt zu enden, zunächſt aber ſelbſt in umſtändlicher erfahren wie ich die Erlaubniß an beſtimmten Orten mich länger aufhalten zu dürfen, benutzt habe, wie ich in das Geſchäft, wozu ich immer eine ſtille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug! bei dem großen Unternehmen, dem ihr entgegen geht, werd' ich als ein nützliches als ein übriges Glied der Geſellſchaft erſcheinen und euren Wegen, mit einer gewiſſen Sicherheit, mich anſchließen; mit einigem Stolze, denn es iſt ein löblicher Stolz eurer werth zu ſeyn.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Nach allem dieſem, und was daraus erfolgen mochte, war nun Wilhelms erſtes Anliegen ſich den Verbündeten wieder zu nähern und mit irgend einer Abtheilung derſelben irgendwo zuſammen zu treffen. Er zog daher ſein Täfelchen zu Rath und legte ſich auf den Weg der ihn vor andern ans Ziel zu führen verſprach. Weil er aber den günſtigſten Punkt zu erreichen, auer durchs Land gehen mußte, ſo ſah er ſich genöthigt die Reiſe zu Fuße zu machen und das Gepäck hinter ſich herwagen zu laſſen. Für ſeinen Gang aber ward er auf jedem Schritte reichlich belohnt, indem er unerwartet ganz allerliebſte Gegenden antraf; es waren ſolche wie ſie das letzte Gebirg gegen die Fläche zu bildet, behölzte Hügel, die ſanften Abhänge haushälterisch benutzt, alle Flächen grün, irgendwo etwas Steiles. Unfruchtbares und Ungefälliges zu ſehen. Nun gelangte er zum Hauptthale, worein die Seitenwaſſer ſich ergoſſen; auch dieſes war ſorgfältig bebaut, anmuthig überſehbar, ſchlanke Bäume bezeichneten die Krümmung des durchgehenden Fluſſes und einſtrömender Bäche, und als er die Charte, ſeinen Wegweiſer, vornahm, fand er zu ſeiner Verwunderung, daß die gegegene Linie dieſes Thal gerade durchſchnitt und er ſich alſo vorerſt wenigſtens auf rechtem Weg befinde.

Ein altes, wohlerhaltenes, zu verſchiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte ſich auf einem buſchigen Hügel; am Fuße deſſelben zog ein heiteres Flecken ſich hin mit einladendem in die Augen fallendem Wirthshaus; auf dieſes ging er zu, und ward zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit

Entſchuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Geſellſchaft nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gaſthof auf einige Zeit gemiethet habe; deswegen er alle Gäſte in die ältere, weiter hinaufſtehende Herberge verweiſen müſſe. Nach einer kurzen Unterredung ſchien der Mann ſich zu bedenken und ſagte: „zwar findet ſich jetzt niemand im Hauſe, doch es iſt eben Sonnabend und der Boot kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und ſeine Beſtellungen für das Nächſte macht. Wäre dieſe es ja eine ſpecielle Ordnung unter dieſen Männern und eine Luſt mit ihnen zu verkehren, ob ſie gleich genau ſind, denn man hat zwar keinen großen aber einen ſichern Gewinn.“ Er dieß darauf den neuen Gaſt in den obern großen Verſaal ſich zu ſetzen und was ferner ſich ereignen möchte, abzuwarten.

Hier fand nun der Hereintretende einen weiten ſaubern Raum, außer Bänken und Tiſchen, völlig leer; deſto mehr verwunderte er ſich eine große Tafel über einer Thüre angebracht zu ſehen, worauf die Worte in goldnen Buchſtaben zu leſen waren: Ubi homines sunt modi sunt; welches wir Deutſche erklären, daß da wo Menſchen in Geſellſchaft zuſammen treten, ſogleich die Art und Weiſe wie ſie zuſammen ſeyn und bleiben mögen, ſich ausbilde. Dieſer Spruch gab unſerm Wanderer zu denken, er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er das hier beſtätigt fand, was er mehrmals in ſeinem Leben als vernünftig und förderſam erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der Boot, welcher, von dem Wirthe vorbereitet, nach einer kurzen Unterredung und beinem ſonderlichen Anſehen ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drei Tage zu bleiben, an allem, was vorgehen möchte, ruhig Theil zu nehmen, und es geſchehe was wolle nicht nach der Urſache zu fragen, ſo wenig als beim Abſchied nach der Zeche. Das alles mußte der Neuende ſich gefallen laſſen, weil der Beiantrage in ſeinem Punkte nachgeben konnte.

Eben wollte der Boot ſich entfernen, als ein Geſang die Treppe herauf ſtieß; zwei bärtige junge Männer kamen heran, denen jener durch ein einfaches Zeichen zu verſtehen gab, der Gaſt ſey aufgenommen. Ihren Geſang nicht unterbrechend begrüßten ſie ihn freundlich, duettirten gar anmuthig und man konnte ſehr leicht bemerken, daß ſie völlig eingeübte und ihrer Kunſt Meiſter ſeyen. Als Wilhelm die aufmerkſamſte Theilnahme bewies, ſchloſſen ſie und fragten: ob ihm nicht auch manchmal ein Lied bei ſeinen Anſtrengungen einfalle und daß er ſo vor ſich hin ſinge? „Mir iſt zwar von der Natur,“ verſetzte Wilhelm, „eine glückliche Stimme verliehen, aber innerlich kommt mir oft ein gehemmter Gemüth etwas Rhythmiſches vorzuflüſtern, ſo daß ich mich beim Wandern ſchon mal im Takt bewege und zugleich ſetze Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn zuweilen ein Lied begleitet wird, das ſich mir auf eine oder die andere Weiſe gefällig vergegenwärtigt.“

„Erinnert ihr euch eines ſolchen, ſo ſtimmt es uns auf,“ ſagten jene; „wir wollen ſehen ob wir euren ſingenden Dämon zu begleiten wiſſen.“ er nahm hierauf ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel und übergab ihnen folgendes:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang;
Auch dem unbefangen Triebe
Folget Freude, folget Luſt:
Und beim Streben, ſey's in Liebe,
Und beim Leben ſey die That.

Nach kurzem Bedenken ordnete ſogleich ein fremder dem Wanderſchritt angemeſſener Zweigeſang, der, bei Wiederholung und Verſchränkung immer fortſchreitend, den Hörenden mit hinriß; er war im Zweifel, ob dieß ſeine eigne Melodie, ſein früheres Thema, oder ob ſie jetzt erſt ſo angepaßt ſey daß ſeine andere Bewegung denkbar wäre. Die Sänger hatten ſich eine Zeit lang auf dieſe Weiſe vernehmlich ergangen, als zwei tüchtige Burſche hereintraten, die man an ihren Attributen ſogleich für Maurer anerkannte, zwei aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Dieſe vierte, ihr Handwerkszeug ſachte niederlegend, horchten dem Geſang und faßten bald gar ſicher und entſchieden in denſelben mit ein, ſo daß eine vollſtändige Wanderzeltſchaft über Berg und Thal dem Gefilde dahin zu ſchreiten ſchien, und Wilhelm glaubte nie etwas ſo Anmuthiges, Herz und Sinn Erbebendes vernommen zu haben. Dieſer Strudel ſchien wollte noch erhöht und bis zum Letzten aufgetrieben werden, als eine rieſenhafte Figur die Treppe herauf ſteigend einen Garben ſeilen Tritt mit dem beſten Willen kaum zu nehmen im Stande war. Ein ſchwer bepacktes Roß folgte ihr ſogleich in die Höhe, ſich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfing, worüber die andern lachten, ohne jedoch auf ihren Geſang zu fallen. Dore überraſcht aber fand ſich Wilhelm, als mit einer ungeheuern Baßſtimme dieſes Ensemble gleichfalls einzufallen begann. Der Saal erſchütterte und bedeutend war es, daß er den Refrain an ſeinem Theile ſogleich verändert und zwar dergeſtalt ſang:

Du im Leben nichts verſtehſt;
Sey dein Leben That um That!

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo in einem langſamern Schritt hernieder[illegible] und die Uebrigen nöthigte ſich ihm zu fügen. Als man zuletzt geſchloſſen und ſich genugſam verſtändigt hatte, warfen ihm die andern vor, als wenn er getrabt habe ſie irre zu machen. „Keineswegs,“ rief er aus, „ihr ſeyd es die ihr mich irre zu machen gedenkt, aus meinem Schritt wollt ihr mich bringen, der gemäßigt und ſicher ſeyn muß, wenn ich mit meiner Bürde bergauf bergab ſchreite und doch zu jetzt zu beſtimmten Stunde eintreffen und euch beſtellen ſoll.“

Einer nach dem andern ging nunmehr zu dem Boot hinein und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angeſehen ſey, wornach er ſich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwiſchenzeit kam ein Paar muntere ſchöne Knaben, eine Tafel in der Geſchwindigkeit zu bereiten, mäßig mit Speiſe und Wein zu beſetzen, worauf der hereintretende Boot ſie nunmehr alle ſich mit ihm niederzulaſſen einlud. Die Knaben warteten auf, verſahen ſich aber auch nicht und nahmen ſodann ihren Antheil dahin. Wilhelm erkannte ſich übrigens Scenen, da er noch unter den Schauſpielern dauerte, doch ſchien ihm die gegenwärtige Geſellſchaft viel ernſter, nicht zum Scherz auf Scherz, ſondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet.

Das Geſpräch der Handwerker mit dem Boot belehrte den Gaſt hierüber aufs Klarſte. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein gewaltſamer Brand die anmuthigſte Landſchaft in Aſche gelegt hatte; nicht weniger hörte man, daß der wackere Boot mit Anſchaffung des Holzes und ſonſtiger Baumaterialien beſchäftigt ſey, welches dem Gaſt um ſo räthſelhafter vorkam, als ſämmtliche Männer hier, nicht wie Einheimiſche, ſondern wie

Vorüberwandernde, ſich in allem Uebrigen anklindigten. Zum Schluſſe der Tafel bolte St. Chriſtoph ſo nannten ſie den Rieſen, ein beſtätigtes gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Geſang hielt noch einige Zeit die Geſellſchaft für das Ohr zuſammen, die dem Blick bereits auseinander gegangen war; worauf dem Wilhelm in ein Zimmer geführt wurde von der anmuthigſten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war ſchon herauf und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Buſen unſeres Wanderers. Die Geiſter aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber, beſonders aber war ihm Lenardo's Bild ſo lebendig, daß er ihn unmittelbar vor ſich zu ſehen glaubte. Dieß alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichſten Lärm beinahe erſchreckt wäre. Es klang aus der Ferne her und doch ſchien es im Hauſe ſelbſt zu ſeyn, denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu ſeiner größten Kraft ſtieg. Wilhelm, der ſonſt ein zartes Ohr hatte alle Töne zu unterſcheiden, konnte doch ſich für nichts beſtimmen, er vergliech es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entſchiedenen Ton von ſich giebt. Da dieſes Nachtſchrecken gegen Morgen nachließ, oder es Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, iſt ſchwer auszumitteln; genug, er ſchlief ein und ward von der aufgehenden Sonne ermuntert erweckt.

Kaum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühſtück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtiſche bemerkt hatte, ohne über deren Eigenſchaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitſchulteriger, auch bejahrter Mann, der ſich durch ausgeſtattetes Geräth als Barbier ankündigte und für bereitete Mühelinen dieſen ſo erwünſchten Dienſt zu leiſten. Uebrigens ſchwieg er ſtill, und das Geſchäft war mit ſehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von ſich gegeben hätte. Wilhelm begann daher und ſprach: „Eure Kunſt verſteht ihr meiſterlich und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Meſſer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte, zugleich ſcheint ihr aber die Geſetze der Geſellſchaft genau zu beobachten.“

Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, ſchlich der Schweigſame zur Thüre hinaus. „Wahrlich!“ rief ihm Wilhelm nach; „aber ſeyd ſeiner Nothdurft, wo nicht ſelbſt, doch wenigſtens gewiß ein Verkündiger, es iſt euer Glück, daß ihr den Gerndienſt von mir nicht verlangen wollt, ihr würdet euch dabei ſchlecht befunden haben.“

Kaum hatte dieſer wunderliche Mann ſich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für dieſen Mittag eine Einladung ankündend, welche gleichfalls ziemlich ſeltſam klang: das Band, ſo ſagte der Einladende ausdrücklich, bringe den Freunden willkommen, berufe denſelben zum Mittagsmahle und ferne ſich der Hoffnung mit ihm in ein nähertes Verhältniß zu treten. Man erkundigte ſich ferner nach dem Befinden des Gaſtes und wie er mit der Bewirthung zufrieden ſey; der denn von allem was ihm begegnet war nur mit Lob ſprechen konnte. Freilich hätte er ſich gern bei dieſem Manne, wie vorher bei dem ſchweigſamen Barbier, nach dem entſetzlichen Ton erkundigt, der ihn dieſe Nacht, wo nicht geängſtigt, doch beunruhigt hatte; ſeines Angeklommenen ſey doch eingedenk enthielt er ſich jeder Frage und beſtieß, ohne zudringlich zu ſeyn, aus Neigung der Geſellſchaft oder zufällig, nach ſeinen Wünſchen belehrt zu werden.

Als der Freund ſich allein befand, dachte er über die wunderliche Perſon erſt nach, die ihn hatte einladen laſſen, und wußte nicht recht was er daraus machen ſollte. Einen oder mehrere Vorgeſetzte durch ein Rentrum anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor. Uebrigens war es ſo ſtill um ihn her, daß er nie einen ſtilleren Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und ging nach dem Städtchen zu. Die Meſſe war eben geendigt und unter den ſich herausdrängenden Einwohnern und Landleuten erblickte er drei Bekannte von geſtern, einen Zimmergeſellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den proteſtantiſchen Gottesverehrern gerade die drei andern. Wie die übrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt, ſo viel aber getraute er ſich zu ſchließen, daß in dieſer Geſellſchaft eine entſchiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam denſelben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Vorſaal zu führen, wo er ihn niederſitzen ließ. Viele Perſonen gingen vorbei, in einen anſtoßenden Saalraum hinein. Die ſchon bekannten waren darunter zu ſehen, ſelbſt St. Chriſtoph ſchritt vorüber; alle grüßten den Vogt und den Unbekannten. Was dem Freund dabei am meiſten auffiel, war daß er nur Handwerker zu ſehen glaubte, alle nach gewohnter Weiſe, aber höchſt reinlich gekleidet; wenige, die er allenfalls für Kanzleiverwandte gehalten hätte.

Als nun ſeine neuen Gäſte weiter zudrangen, führte der Vogt unſern Freund durch die flattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unabſehbare Tafel gedeckt, an deren unterem Ende er vorerſt geführt wurde, nach oben zu, wo er drei Perſonen quer vorſtehen ſah. Aber von welchem Erſtaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Lenardo, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieſer Ueberraſchung hatte man ſie noch nicht erholt, als ein zweiter Mühlinen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und ſich als den wunderlichen Friedrich, Natalien's Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete ſich über alle Gegenwärtigen; ein Freude- und Segenruf erſcholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man ſich geſetzt, ward alles ſtill und das Gaſtmahl mit einer gewiſſen Feierlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenardo ein Zeichen, zwei Sänger ſtanden auf und Wilhelm verwunderte ſich ſehr, ſein geſtriges Lied wiederholt zu hören. Das wir, der nächſten Folge wegen, hier wieder einzuzeichnen für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln.
Rieselnd das Thal entlang.
Da erklingt es wie von Flügeln.
Da bewegt ſich's wie Geſang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und beim Streben, ſeyd's in Liebe,
Und beim Leben ſey die That.

Kaum hatte dieſer Zwiegeſang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, ſich zum Ende geneigt, als gegenüber ſich zwei andere Sänger ungeſtüm erhuben, welche mit ernſter Heftigkeit das Lied mehre umſtehen als fortſetzten, zur Verwunderung des Unſtimmungs aber ſich alſo vernehmen ließen:

Denn die Bande sind zerrissen,
Das Vertrauen ist verlorn:
Kann ich sag'n, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt
Ich nun Starken, ich nun wandern,
Wie die Witwe trauervoll,
Statt dem Einen, mit den Andern
Fort und fort mich wenden soll!

Der Chor, in diese Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Christoph, vom untern Ende der Tafel her, gar bald unterscheiden. Behende zuletzt dem Bande selbst gefährlich; Lenardo stand auf und alle setzten sich sogleich nieder, den Hymnus unterbrechend. Jener begann mit freundlichen Worten: zwar kann ich euch nicht tadeln, daß ihr euch das Scheidlied, das uns allen bevorsteht, immer vergegenwärtigt, um zu demselben jede Stunde bereit zu seyn. Haben doch lebenskundige, bedachte Männer den Ihrigen zugerufen: gedenkt zu sterben! so führen wir lebenslustige Jüngere wohl uns immerfort erinnern und ermahnen mit den heitern Worten: gedenkt zu wandern! habet ihr aber wohlgethan, mit Maß und Heiterkeit dessen zu erwähnen, was man ehrerbietig willig unternimmt, eher wenn man sich endlich glaubt. Ihr wißt an dessen was unter uns fest steht und was bevorsteht ist, gebt uns dies auch in erfreulichen aufmunternden Tönen zu genießen, vorauf denn dieses Abschiedslied für viele mal gebraucht sey!" Er setzte sodann seinen Becher und sonst sich nieder; die vier Sänger standen sogleich auf und begannen in abgetheilten, sich anschließenden Tönen:

Bleibe nicht am Todten hangen,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorgen los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Bei dem wiederholenden Chorgesange stand Lenardo auf und mit ihm alle; sein Wink setzte die ganze Tischgesellschaft in sinnende Bewegung; die unteren gegen. St. Christoph voran, paarweis zum Saale hinaus, und der angestimmte Wandergesang ward immer heiterer und freier; besonders aber nahm er sich sehr gut aus als die Gesellschaft in den terrassirten Schloßgarten versammelt von hier aus das gesammte Thal überschaute, in dessen Fülle und Anmuth man sich wohl gern verloren hätte. Indessen die Menge sich nach Belieben hier und dorthin zerstreute, machte man Wilhelmen mit dem treuen Vorsitzenden bekannt. Es war der Antimason, der das gefährliche, zwischen mehreren Staatsüberfassungen liegende Schloß dieser Gesellschaft, so lange sie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr mehrfache Vortheile zu verschaffen gewußt, dagegen aber auch, als ein kluger Mann die Anwesenheit so seltener Gäste zu nutzen verstand. Denn indem er für billige Preise seine Fruchtböden aufthat und was sonst noch zu Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre zu verschaffen wußte, so wurden bei seiner Gelegenheit längst vermißliche Dinge wieder unterfahren, Planken gerissen und andere Mangel auf den Grad gehoben, daß ein längst vernachlässigtes in Verfall gerathenes Besitzthum verschönender Familien den freien Anblick einer lebendig benutzten Wohnlichkeit gewährte und das Zeugniß gab: Leben sey Leben, und wer andern nützlich sey, auch sie ihm zu nutzen in die Nothwendigkeit versetze.

Zweites Capitel.

Hersilie an Wilhelm.

Mein Zustand kommt mir vor wie ein Trauerspiel des Alters; da die Vertrauten völlig erwachsen sind, so muß zuletzt alles in Monologen verhandelt werden, und fürwahr eine Correspondenz mit Ihnen ist einem Monolog vollkommen gleich; denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unsre Sylben nur oberflächlich auf, um sie verhallen zu lassen. Haben Sie auch nur ein einzig Mal etwas erwidert, worauf man wieder hätte erwidern können? Parteend, abhorrend sind Ihre Briefe! Indem ich aufstehe Ihnen entlagen zu treten, so werfen Sie mich wieder auf den Sessel zurück.

Vorstehendes war schon einige Tage geschrieben; nun findet sich ein neuer Drang und Gelegenheit gegenwärtiges an Lenardo zu bringen; dort findet Sie's oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag lautet meine Rede darin, daß wenn Sie, nun geschienen diesem Blatt nicht gleich vom Sitze aufspringen und, als ferneuer Wanderer, sich eilig bei mir einstellen, so ertlär' ich Sie für den undankbarsten aller Manner, d. h. denn die undankbarste aller Eigenschaften unsres Geschlechts abgelegt; so verstehe darunter die Neuerder, die mich eben in dem Augenblick auf das entschiedenste denke ondit.

Kurz und gut: zu Ihrem Praedicatsleben ist das Seidelsteiern gefunden; das darf aber niemand wissen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen verschweigen Sie nun.

Vor einigen Tagen empfing unser Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe sich zu der und der Zeit in der Nachbarschaft aufgehalten, allerlei Gerede verübt und endlich bei einem verunglückten Unternehmen seine Jacke eingebüßt habe.

Wie dieser Fetzen nun beschrieben war, blieb den Zweifel übrig es sey jener Fitz, von dem Feier so viel zu erzählen wußte und den er sich so oft als Spießlaufenruthen zurückwünschte.

Nun erbat sich jene Stelle die benannte Fleidung, wenn sie noch vorhanden wäre, weil der in Untersuchung gerathene Knabe sich darauf berufe. Von dieser Zumuthung stutzt man unser Gerichtshalters gelegentlich und zeigt das Kleidchen vor, ob er es abfordre.

Mich treibt ein guter oder böser Geist in die Brustfalte zu greifen; ein wenig kleiner, flachlicher als Conrad kommt mir in die Hand; ich, die ich sonst so appretirende, steife und schreibsaul bin, schicke die Hand, schicke sie, schwinge und hab Fleid wird

fortgeſchritten. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichſte. Beim erſten verſtohlenen Blick ſeh' ich, errath' ich, in Ihrem Käſtchen ſey es der Schlüſſel. Nun gab es wunderliche Gewiſſenszweifel, mancherlei Skrupel ſtiegen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich: was ſoll es jenen Geringen, da es dem Freunde ſo nützlich ſeyn kann! Dann wollte ſich mancherlei vom Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überſtimmen konnten.

Da ſehen Sie nun in was für einen Zuſtand mich die Freundſchaft verſetzt; ein fameſes Organ entwickelt ſich pflichtig. Ihnen zu Liebe; welch ein wunderliches Ereigniß! Mochte das nicht mehr als Freundſchaft ſeyn, was meinem Gewiſſen dergeſtalt die Wage hält. Wunderlam bin ich demnächſt, zwiſchen Schuld und Neugier; ich machte mir hundert Grillen und Märrchen was alles daraus erfolgen könnte: mit Recht und Gericht iſt nicht zu ſpaßen. Herſilie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Weſen, in einen Criminalproceß verwickelt, denn darauf geht's doch hinaus, und was bleibt mir da übrig als an den Freund zu denken, am beſten wollten ich das alles leide: Ich habe ſonſt auch an Sie geſchrieben

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Immer weiter aber flieg das Uebel, indem die verwirrende Sorge hervortrat, daß man auch ſogar für die friedlichen Gräber gelichter Angehörigen zu ſtiften habe. Kein Acker, keine Wälder, weder Hoben noch Niedrigs war in ſeiner Naturſtatt mehr ſicher; der Hügel, den man mit Blumen geſchmückt, die Inſchriften, mit denen man das Andenken zu erhalten getrachtet, nichts konnte gegen die eintrinnliche Raubſucht ſchützen; der ſchmerzlichſte Abſchied ſollte auf gemeinſame geführt und indem man ſich vom Grabe wegwendete mußte ſogen die Zurcht einpfand zu werden, die gedenkmalen herumliegen Glieder der geliebten Perſonen, getrennt, verſchleppt und entwürdigt zu wiſſen.

Aber dieſes kam wiederholt und immer dringender zur Sprache, ohne daß irgend jemand an ein Hülfsmittel gedacht hätte oder daran hätte denken können, und immer allgemeiner wurden die Beſchwerden, als junge Männer die mit Aufmerkſamkeit den Lehrvortrag gehört, ſich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gehörten und Vernommen überzeugen und ſich die ſo nothwendige Kenntnis immer tiefer und lebendiger der Einbildungskraft überliefern wollten.

In ſolchen Augenblicken entſteht eine Art von unnatürlichem wiſſenſchaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigſten Befriedigung wie nach dem Unmittelbarſten und Nothwendigſten zu begehren anfängt.

Schon einige Zeit hatte ein ſolcher Aufruhr und Aufenthalt die Wiſſens- und Thatluſtigen beſchäftigt und aufgehalten, als endlich ein Fall, über den die Stadt in Bewegung geriet, einen Morgens das Für und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein ſehr ſchönes Mädchen, verwegen ihrer ausgelaſſenen Liebe, hatte den Tod im Waſſer geſucht und gefunden; die Anatomie bemächtigte ſich derſelben; vergebens war die Bemühung der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers ſelbſt, der nur durch tauſend Argwohn verdächtig geworden. Die obern Behörden, die ſo eben das Geſetz gegeben hatten, durften keine Ausnahme bewilligen; auch eilte man ſo ſchnell als möglich die Beute zu nehmen und zur Benutzung zu verſtümmeln.

Wilhelm, der als nächſter Agnat gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Size den man ihm anwies, auf einem ſandern Brette, reinlich zugedeckt, eine bedenkliche Aufgabe; denn als er die Hülle wegnahm lag der ſchönſte weibliche Arm zu entblößen, der ſich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geſchlungen hatte. Er hielt ihn Beklagt in der Hand und getraute ſich nicht es zu entfernen, er ſtand und getraute ſich nicht niederzuſitzen. Der Widerwille dieſes herrliche Naturerzeugnis noch weiter zu entſtellen ſtritt mit der Anforderung, welche der wiſſenswürdige Mann an ſich zu machen hat und welcher ſämmtliche Umſtehende ſo Genüge leiſteten.

In dieſen Augenblicken trat ein anſehnlicher Mann zu ihm, den er, zwar als einen Aeltern, aber immer als einen ſehr aufmerkſamen Zuhörer und Zuſchauer bemerkt, und demſelben ſogen nachgefragt hatte; niemand aber konnte nähere Auskunft geben; daß er ein Bildhauer ſey, darin war man einig; man hielt ihn aber auch für einen Geiſtmacher, der in einem gewiſſen Hauſe wohne, deſſen erſte Flur allein den Beſchauenden, aber bei dem Beſchäftigten zugänglich, die übrigen ſämmtlichen Räume jedoch verſchloſſen ſeyen. Dieſer Mann hatte ſich Wilhelmen verſtändlich gemacht, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wußte er ſchon alle weitere Verhandlung und Erklärung zu vermeiden ſinnen.

Diesmal jedoch ſprach er mit einer gewiſſen Feierlichkeit: „Ich bitte Sie zunächſt, Sie ſtaunen das ſchöne Gebilde an, ohne es zerſtören zu wollen; [illegible] Sie ſich über das Gitter gebückt hinaus und [illegible] mir.“ Hiermit legte er den Arm wieder zu [illegible] dem Taglöhner einen Wink und beide verließen den Ort. Schweigend gingen ſie neben einander her, als der Halbdetachirte vor einem großen Thore ſtill ſtand, deſſen Pförtchen er aufſchloß und unſern Freund hineinwinkte der ſich ſodann auf einer Treppe befand, groß, geräumig. Wie war ſie in alten Kunſtbauſen ſehen, wo die unternommenen Riſſen und Balken ſogleich untergeſtützen werden. Hier ſtanden Gypsabgüſſe von Statuen und Büſten, auch Bretter verſchlage gerade und leer. „Als hielt hier tauſendmiſch aus,“ ſagte der Meiſter; „der von hier aus mögliche Waſſertransport iſt für mich unſchätzbar.“ Dieſes alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerb eines Bildhauers, ohne ſo konnte Wilhelm nichts anderes finden als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Kopf- und Handgeſtellen, mit großeren und kleineren Figuren, Büſten aus weit auch einzelnen Gliedern der ſchönſten Geſtalten angefüllt war. Mit Vergnügen betrachtete unſer Freund dieß alles und vorzüglich gern den belebenden Worten ſeines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kunſt zwiſchen dieſen künſtlerischen Arbeiten und den wiſſenſchaftlichen Betrachtungen, von denen ſie bekannt, gewahren mußte. Endlich ſagte der Hausherr mit einigem Ernſt: „warum ich Sie hierher führe werden Sie leicht einſehen, dieſe Thüre,“ führe er fort, indem er ſich nach der Seite wandte, „läßt nicht an der Saalthüre weder wir kommen als Sie benutzen mögen.“ Wilhelm trat hinein und hatte nicht zu erklauen, als er, ſtatt wie er den reinſten Anordnung lebender Geſtalten zu ſehen, hier die Wände durchaus mit anatomiſchen Zergliederungen aufgehängt fand; ſie waren in Maſſe oder ſonſtiger Maſſe verſteigt ſehn, genug ſie hatten zuerſt das rothe farbige Anſehen erſt fertig anwendbar Präparate. „Hier, mein Freund,“ ſagte der Künſtler, „hier ſehen Sie ſchätzenswerthe Surrogate für eine Bemühungen, die wir mit dem Widerwillen der Welt, in unſeligen Augenblicken mit Fleiß und großer Zudrang dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieſen Gegenſtand in meinen Geheimniß betreiben, denn Sie haben gewiß oft ſehen Männer von Zeit mit Verſchwendung haben neben ſtehen. Ich ſuche mich dieſe machen und betrete etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung ſeyn wird. Der Thorweg beſchreibt, wenn er ſich zum plaſtiſchen Behandlung eröffnet, wird der ewig zerſtörenden Natur, bei jeder Verletzung, gewiß am beſten in Hülfe treten; den Arzt hilft würde ein ſolcher Beſitz bei ſeinen Functionen erleichtern. Doch laſſen Sie uns nicht viel Worte machen. Sie ſehen in kurzem ein fahren, daß Aufnahme mehr belehrt als Entziehen. Verſtehen mehr als Trennen. Todtes beleben mehr als das Gebildete noch weiter tödten; kurz alles, wollen Sie mein Zögler ſeyn?“ Und auf Bejahung leitete der Meiſter den Gaſte das Knochengerüſt eines menſchlichen Armes vor, in der Stellung wie ſie jenen vor kurzem vor ſich geſehen hatten. „Ich bitte,“ fuhr der Meiſter fort, „zu bemerken gebeut, wie Sie der Bänderlehre durchaus Aufmerkſamkeit ſchenken und mit Recht, denn mit einem beginnt ſich für uns das volle Knochengerüſt erſt wieder zu beleben; Hebekel mußte ſein Gebäude ſich erſt auf dieſe

Weiſe wieder ſammeln und fügen ſehen, ehe die Glieder ſich regen, die Arme laſten und die Füße ſich aufrichten konnten. Hier iſt biegſame Maſſe, Stützchen und noch feſtes Gerüſt nöthig; nun verſuchen Sie Ihr Glück.“

Der neue Schüler nahm ſeine Gedanken zuſammen und als er die Knochenbeile näher zu betrachten anfing, ſah er, daß dieſe künſtlich von Holz geſchnitzt ſeyen. „Ich habe,“ verſetzte der Lehrer, „einen geſchickten Mann dieſer Kunſt nach Brete ging, indem die Heiligen und Märtyrer die er zu ſchnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden. Ihn hab' ich darauf geleitet ſich der Skelettbildung zu bemächtigen und ſolche im Großen wie im Kleinen naturgemäß zu bearbeiten.“

Nun that unſer Freund ſein Beſtes und erwarb ſich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm angenehm ſich zu erproben wie ſtark oder ſchwach die Erinnerung ſey, und er fand zu vergnügtlicher Ueberraſchung daß ſie durch die That wieder hervorgerufen werde; er gewann Leidenſchaft für dieſe Arbeit und erſuchte den Meiſter in ſeine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unabläſſig; auch waren die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar ſchicklich verbunden. Von hier aber ſollten die Sehnen und Muskeln aufgehen, und es ſchien eine völlige Umkleidung des ganzen Körper auf dieſe Weiſe nach allen ſeinen Theilen gleichmäßig herzuſtellen. Hierbei trübten ihn der Lehrer, indem er die Vervielfältigung durch Abformung ſcheu trieb, da denn das Nacharbeiten das Beiſtellen der Exemplare eben wieder neue Anſtrengung, neue Aufmerkſamkeit verlangte.

Allein, worein der Menſch ſich ernſtlich einläßt, iſt ein Unendliches; nur durch weiterleitende Thätigkeit weiß er ſich dagegen zu helfen, auch kam Wilhelm bald über den Zuſtand vom Gefühl ſeines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung iſt, hinaus und fand ſich behaglich bei der Arbeit. „Es freut mich,“ ſagte der Meiſter, „daß Sie ſich in dieſe Verhältnißart zu ſchicken wiſſen und daß Sie mir ein Zeugniß geben wie ſtudirſame eine ſolche Methode ſey, wenn ſie auch von den Meiſtern des Fach's nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben und dieſe wird ſich vorzüglich mit Ueberlieferung beſchäftigen; was bisher geſchehen iſt ſoll auch künftig geſchehen, das iſt gut und mag und ſoll ſo ſeyn. Wo aber die Schule ſtockt, das muß man bemerken und wiſſen; das Lebendige muß man erproben und üben, aber im Stillen, ſonſt wird man gehindert und hindert andere. Sie haben lebendig gefühlt und jenen es durch Thor. Verbinden heißt mehr als Trennen. Nachbilden mehr als Anſehen.“

Wilhelm erwies nun das ſolche Modelle im Stillen ſchon weit verbreitet ſeyen, aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen ſolle. Dieſer wackere Künſtler hatte ſich ſchon mit Erzbarte und jenem Befreundeten in Verhältniß geſetzt, man fand die Gründung einer ſolchen Schule in jenen ſich verbindenden Provinzen ganz beſonders am Platze, ja höchſt nothwendig, beſonders unter natürlich geſitteten wohldenkenden Menſchen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Cannibaliſches hat. „Geben Sie zu, daß der größte Theil von Aerzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menſchlichen Körpers in Gedanken behält und damit aufzukommen glaubt, ſo werden gewiß ſolche Modelle hinreichen die in ſeinem Geiſte noch und nach entſtehenden Bilder wieder anzufriſchen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja es kommt auf Neigung und Liebhaberei an, ſo werden ſich die zarteſten Reſultate der Zergliederungskunſt nachbilden laſſen. Leiſtet dieß ja ſchon Zeichenfeder, Pinſel- und Grabſtichel.“

Hier öffnete er ein Seitenſchränkchen und ließ die Geſichtsmuskeln auf die wunderſamſte Weiſe nachgebildet erblicken. „Dieß iſt leider,“ ſprach er, „das letzte Kunſtſtück eines abgeſtorbenen jungen Gehülfen der mir die beſte Hoffnung gab, meine Gedanken durchzuführen und meine Wünſche nützlich auszubreiten.“

Ueber die Einwirkung dieſer Beſtandtheilsweiſe nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwiſchen beiden geſprochen, auch war das Verhältniß zur bildenden Kunſt ein Gegenſtand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes ſchönes Beiſpiel wie auf dieſe Weiſe vorwärts und rückwärts zu arbeiten ſey ergab ſich aus ihren Mittheilungen. Der Meiſter hatte einen ſchönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildſame Maſſe abgegoſſen und ſuchte nun mit Einſicht die überle Geſtalt von der Epidermis zu entblößen und das ſchöne Lebendige in ein todtes Muskelpräparat zu verwandeln. „Auch hier finden ſich Mittel und Zweck ſo nahe beiſammen und ich will gern geſtehen daß ich über den Mittein den Zweck vernachläſſigt habe, den nicht ganz mit eigener Schuld; der Menſch ohne Hülle iſt eigentlich der Menſch, der Bildhauer ſteht unmittelbar an der Seite der Elohim als ſie den unſterblichen widerwärtigen Thon zu dem herrlichſten Gebilde umzuſchaffen wußten; ſolche göttliche Gedanken muß er hegen, dem Reinen iſt alles rein, warum nicht die unmittelbare Abſicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man dieß nicht verlangen, ohne Feigenblätter und Thierfelle kommt es nicht aus, und das iſt noch viel zu wenig. Kann hatte ich etwas gelernt ſo verlangten ſie von mir, würdige Männer in Schlafröcken und weiten Aermeln und zahlloſen Falten; da wendete ich mich rückwärts und da ich das was ich verſtand nicht einmal zum Ausdruck des Sichtbaren anwenden durfte, ſo wollte ich nützlich ſeyn, und auch dieß iſt von Bedeutung. Wird mein Wunſch erfüllt, wird es als brauchbar anerkannt, daß wir in ſo viel andern Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, da wo den Menſchengeiſt eine gewiſſe Friſche verläßt, ſo wird gewiß manche bildende Künſtler ſich, wie ich es gethan, herumwenden und lieber auch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe.“

Hieran ſchloß ſich die Betrachtung daß es eben ſchön ſey zu bemerken, wie Kunſt und Technik ſich immer abwechſeln die Wage halten, und ſo nah verwandt immer eine zu der andern ſich hinneigt, ſo daß die Kunſt nicht ſinken kann ohne in ein ödliches Handwerk überzugehen, das Handwerk ſich nicht ſteigern ohne kunſtreich zu werden.

Beide Perſonen fügten und gewöhnten ſich ſo vollkommen aneinander, daß ſie ſich nur ungern trennten, als es nöthig ward um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegen zu gehen.

„Damit man aber nicht glaube,“ ſagte der Meiſter, „daß wir uns von der Natur aufhalten und ſie verleugnen wollen, ſo eröffnen wir eine friſche Ausſicht. Drüben da, über Meere, wo gewiſſe menſchenähnliche Geſinnungen ſich immerfort ſteigern, muß man endlich bei Abſtaffung der Todesſtrafe weitläufige Caſtelle, immanente Bezirke bauen, um den

ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu ſchützen und das Verbrechen nicht ſtraflos walten und werden zu laſſen. Dort, mein Freund, in dieſen traurigen Bezirken, laſſen Sie uns dem Aſeplaz eine Kapelle vorbehalten, dort ſo abgeſendert wie die Strafe ſelbſt werde unſer Wiſſen unmerkbar an ſolchen Gegenſtänden erfriſcht, deren Zerſtückelung unſer menſchliches Gefühl nicht vertrage, bei deren Anblick uns nicht, wie es Jenen bei jenem ſpäten unnüzlichen Arm ergieng, das Meſſer in der Hand ſtrebe und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menſchheit aufgehoben werde."

„Dieſes" ſagte Wilhelm, „waren unſere letzten Geſpräche, ich ſah die wohlgeratheten Kinder den Fluß hinabſchwimmen, ihnen die gläklichſte Fahrt und uns eine gemeinſame frohe Gegenwart beim Ausladen wünſchend."

Unſer Freund hatte dieſen Vortrag mit Geiſt und Enthuſiasmus wie gewöhnt ſo geendigt, beſonders aber mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß ſeiner Rede zu bemerken glaubte, daß Lenardo, wie zerſtreut und anweſend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen ſchien, Friedrich hingegen gelächelt, einigemal beinahe den Kopf geſchüttelt habe, ſo fiel dem zartempfindenden Mienenkenner eine ſo geringe Zuſtimmung, bei der Sache die ihm höchſt wichtig ſchien, dergeſtalt auf, daß er nicht unterlaſſen konnte, ſeine Freunde deßhalb zu befragen.

Friedrich erklärte ſich hierüber ganz einfach und aufrichtig, er könne das Vernehmen jener Lehren und gut bemeſſenes aber für ſie bedeutend, am wenigſten aber für ausführbar halten. Dieſe Meinung ſuchte er durch Gründe zu unterſtüzen, von der Art wie ſie demjenigen der für eine Sache eingenommen iſt und ſie durchzuſezen gedenkt, mehr als man ſich vorſtellen mag, beizubringen auffallt. Deßhalb denn auch unſer plaſtiſcher Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zugehört ſchien, lebhaft erwiderte:

„Du haſt Vorzüge, mein guter Friedrich, die dir niemand leugnen wird, ich am wenigſten, aber hier ſprichſt du wie gewöhnliche Menſchen gewöhnlich; am Neuen ſehen wir nur das Seltſame, aber im Seltenen ſelbſt alltäglich das Bedeutende zu erblicken dazu gehört eben mehr. Für euch muß erſt alles in That übergehen, es muß geſchehen, als möglich, als wirklich vor Augen treten, und dann laßt ihr es auch gut ſein wie etwas anders. Was du vorbringſt hör' ich ſchon zum voraus von Unterrichteten und Unterrichtenden; von jenen aus Vorurtheil und Bequemlichkeit, von dieſen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben wie das ausgeſprochene kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geiſt Muth faſſen muß zu einem unerhörten Bedürfnis neue Mittel aufzuerfinden, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt. Da tritt ſich die Erfindung, da greift ſich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit bunzu.

„Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, iſt meiſt ohne die gesunde Kenntnis der äußern und innern Glieder des Menſchen, und es reicht keineswegs hin, auf Schulen flüchtige Kenntnis davon genommen, ſich von Geſtalt, Lage, Zuſammenhang der mannigfaltigſten Theile des unterrichteten Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich ſoll der Arzt, dem es Ernſt iſt in der Wiederholung dieſes Wiſſens, dieſes Anſchauens ſich zu üben, ſich den Zuſammenhang dieſes lebendigen Wunders immer vor Geiſt und Auge zu erneuern alle Gelegenheit faſſen. Könnte er ſeinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu ſeinen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Sold nehmen, der, nach ſeiner Anleitung, für ihn im Stillen beſchäftigt, gleichſam in Gegenwart aller Verwandlungen des verſchwiegenen Lebens, auf die ſchwierigſten Fragen ſogleich zu antworten verſtände.

„Jemehr man dieß einſehen wird, je lebhafter, beſtimmter, leidenſchaftlicher wird das Studium der Zergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maße werden ſich die Mittel vermindern, die Gegenſtände, die Körper, auf die ſolche Studien zu gründen ſind, ſie werden ſeltner, ſeltner, theurer werden, und ein wahrhafter Conflikt zwiſchen Lebendigen und Todten wird entſtehen.

„In der alten Welt iſt alles Sklavenbrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wahrſcheinliche nach ſtarrer Weiſe behandeln will. Dieſer Conflikt den ich anfündige zwiſchen Todten und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod gehen, man wird ereifern, man wird unterſtuzen, Geſetze geben und nichts ausrichten. Verſuch und Verbot heißen in ſolchen Fällen nichts; man muß von vorn anfangen. Und das iſt's was mein Meiſter und ich in den neuen Zuſtänden zu leiſten beſtimmt, und zwar nichts Neues, es iſt ſchon da: aber das was jene Kunſt iſt muß Hand werden, was im Beſondern geſchieht muß im Allgemeinen möglich werden, und nichts kann ſich verbreiten als was anerkannt iſt. Unſer Thun und Leiſten muß anerkannt werden als das einzige Mittel in einer entſchiedenen Bedrängnis, welches beſonders große Stärke bedeutet. Ich will die Worte meines Meiſters anführen, aber merkt auf: Er ſprach eines Tages im größten Vertrauen:

„Der Zeitungsleſer findet Artikel intereſſant und luſtig beinah, wenn er von Aufrichtungsmaſchinern erzählen hört. Erſt ſtahlen ſie die Körper in unſerm Gewinnſt; dagegen ſteht man Wächter auf: ſie trommen mit gewaffneter Straar, um ſich ihrer Beute gewaltſam zu bemächtigen. Und das Seltſamſte zum Seltſamen wird ſich ereignen, ich darf es nicht laut ſagen, denn ich würde, zwar nicht als Mitſchuldiger, aber doch als zufälliger Mitwiſſer in die gefährlichſte Unterſuchung verwikelt werden, wo man mich in jedem Fall beſtrafen müßte, weil ich die Unthat, ſobald ich ſie entdekt hatte, den Geridten nicht anzeigte. Ihnen geſteh ich's, mein Freund, in dieſer Stadt hat man gemeynet, um den dringenden, gut bezahlenden Anatomen einen Gefallen zu erweiſen. Der entdekte Körper lag vor uns. Ich darf die Szene nicht ausmalen. Er entdekte die Unthat, ich aber auch, wir ſahen einander an und ſchwiegen beide, wir ſahen vor uns hin und ſchwiegen und gingen aus Gebraut. — Und das iſt's, mein Freund, was mich zwiſchen Wacht und Gras gebannt hat, daß ich's, was gewiß auch Sie bei der Kunſt feſt halten wird, welche früher oder ſpäter vor allen übrigen wird geprieſen werden."

Friedrich ſprang auf, ſchlug in die Hände und wollte des Bravorufens kein Ende machen, ſo daß Wilhelm zulezt im Ernſt böſe wurde. „Bravo!" rief jener aus. „nun erkenne ich dich wieder! Das erſte Mal ſeit langer Zeit daß du wieder geſprochen, wie einer dem etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum erſten Mal hat der Fluß der Rede dich wieder fortgeriſſen, du haſt dich als einen ſolchen erwieſen, der etwas zu thun und es anzuordnen im Stande iſt."

Lenardo nahm hierauf das Wort und vermittelte dieſe kleine Mißhelligkeit vollkommen. „Ich ſchien abweſend," ſprach er, „aber nur deßhalb weil ich

mehr als gegenwärtig war. Ich erinnerte mich nämlich des großen Cabinets dieser Art, das ich auf meinen Reisen gesehen und welches mich dergestalt interessirte, daß der Custode, der um nach Gewohnheit fertig zu werden die auswendig gelernte Schnurre herzubeten anfing, gar bald, da er der Künstler selber war, aus der Rolle fiel und sich als einen kenntnißreichen Demonstrator bewies.

„Der merkwürdige Gegenstand im hohen Sommer, in kühlen Zimmern, bei schwüler Wärme draußen, diejenigen Gegenstände vor mir zu sehen, denen man im strengsten Winter sich kaum zu nähern traut. Hier diente braunem alles der Wißbegierde. In größter Gelassenheit und schönster Ordnung zeigte er mir die Wunder des menschlichen Baues und freute sich mich überzeugen zu können, daß zum ersten Anfang und zu später Erinnerung eine solche Anstalt vollkommen hinreichend sey; wobei denn einem jeden frei bleibe in der mustern Zeit sich an die Natur zu wenden und bei schicklicher Gelegenheit sich um diesen oder jenen besondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen. Denn nur einem einzigen, großen, auswärtigen Museum habe er eine solche Sammlung gearbeitet, die Universitäten aber widerstünden durchaus dem Unternehmen, weil die Meister der Kunst wohl Professoren aber keine Prosektoren zu bilden wüßten.

„Hiermit hielt ich denn diesen geschickten Mann für den einzigen in der Welt, und nun hören wir daß ein anderer auf dieselbe Weise bemüht ist; wer weiß wo noch ein Dritter und Vierter an das Tageslicht hervortritt. Wir wollen von unserer Seite dieser Angelegenheit einen Anstoß geben. Die Empfehlung muß von außen herkommen, und in unsern neuen Verhältnissen soll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden."

Viertes Capitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Hefte in der Hand in Wilhelms Zimmer, und ihm solches überreichend sprach er: „Gestern Abend hatte ich vor allen euren Tugenden, welche vorzupublicio ihr unschlüssig genug war't, nicht Raum von mir und meinen Vorsätzen zu reden, deren ich mich wohl auch zu rühmen habe und die mich zu einem würdigen Mitglied dieser großen Caravane stempelt. Besthaut hier dieses Heft und ihr werdet ein Prosestück anerkennen."

Wilhelm überflog die Blätter mit schnellen Blicken und sah, lesirlich angenehm, obschon flüchtig geschrieben, die gestrige Relation seiner anatomischen Studien, fast Wort vor Wort wie er sie abgestattet hatte, weshalb er denn seine Verwunderung nicht bergen konnte.

„Ihr wißt," erwiederte Friedrich, „das Grundgesetz unserer Verbindung, in irgend einem Fache muß einer vollkommen seyn, wenn er Anspruch auf Mitgenossenschaft machen will. Nun verbrauch ich nun den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte? und wußte nichts aufzufinden, so nahe mir es auch lag, daß mich niemand an Gelehrsamkeit übertreffe, niemand an einer schnellen leichten leserlichen Hand. Dieser angenehmen Eigenschaften erinnert ihr euch wohl von unserer theatralischen Laufbahn her, wo wir unser Pulver nach Sperlingen verschossen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wohl einen Hasen in die Küche schaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch sonstirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen auf dem Gedächtniß geschrieben! das war euch damals recht, ihr dachtet, es müßte so seyn; ich auch, und es wäre mir nicht eingefallen, wie sehr es mir zu Statten kommen könne. Der Arzt machte zuerst die Entdeckung, er fand, daß das Wasser auf seine Mühle trieb, er versuchte mich zu üben und mir gefiel was mir so leicht ward und einen ernsten Mann beschäftigte. Und nun bin ich, wo's Noth thut, gleich eine ganze Kanzlei, außerdem führen wir noch so eine zweibeinige Rechenmaschine bei uns, und kein Fürst mit noch so viel Beamten ist besser versehen als unsre Vereinigten."

Heiteres Gespräch über dergleichen Thätigkeiten führte die Gedanken auf andere Glieder der Gesellschaft. „Sollten wir wohl denken," sagte Friedrich, „daß das unnützeste Geschöpf von der Welt, wie es scheint, meine Pistine, das nützlichste Glied der großen Kette werden wird; legt ihr ein Stück Tuch hin, stellt Manner, stellt Frauen ihr vors Gesicht; ohne Maß zu nehmen schneidet sie auf dem Ganzen und weiß dabei alle Flecken und Gebrechen dergestalt zu nutzen, daß großer Vortheil daraus entsteht, und das alles ohne Papiermaß. Ein glücklicher geistiger Blick lehrt sie das alles, sie sieht den Menschen an und schneidet, dann mag er hin gehen wohin er will, sie schneidet fort und schafft ihm einen Rock auf den Leib wie angegossen. Doch das wäre nicht möglich, hätte sie nicht auch eine Rabbiern herangezogen. Montanelli Lucie, die nun einmal still geworden ist und still bleibt, aber auch reinlich näht wie keine, Stich für Stich wie Perlen, wie geflickt. Das ist nun was auf den Menschen werden kann; eigentlich hängt so viel Unnützes um und herum, auf Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür, ein Kompendium zusammengesetzt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deshalb weder aufsinden noch ausüben."

Allgemeine Betrachtungen über die Vortheile der geselligen Verbindung die sich so glücklich zusammengefunden, eröffneten die schönsten Aussichten.

Als nun Lenardo sich darauf zu nennen gedrängt, ward er von Wilhelmen erinnert, auch von sich zu sprechen, von dem Lebensgange, den er bisher geführt, von der Art, wie er sich und andere gebildet, freundliche Nachricht zu ertheilen.

„Sie erinnern sich gar wohl, mein Bester," versetzte Lenardo, in welchem wunderbare leidenschaftliche Zustände Sie noch den ersten Augenblick unserer neuen Bekanntschaft getroffen; ich war verstummt, verschlossen, in das wunderlichste Verlangen, in eine unwiderstehliche Begierde, es konnte damals nur von der nächsten Stunde die Rede seyn, vom schweren Leiden, daß mir bereitet war, daß mir selbst zu fühlen ich mich so einig erwies. Ich konnte Sie nicht bekannt machen mit meinen früheren Zuständen, wie ich jetzt thun muß, um Sie auf den Weg zu führen, der mich hierher gebracht hat.

„Unter den frühsten meiner Jünglingen, die sich nach und nach durch Umstände entwickelten, that sich ein gewisser Trieb zum Technischen hervor, welcher jeden Tag durch die Umgebung genährt wurde die man auf dem Lande schaut, wenn man bei größeren Bauten, besonders aber bei kleinen Veränderungen, Anlagen und Grillen, ein Handwerk nach andere entstehen und sich lieber angeschickt und pfuscherhaft einreißt, als daß man sich meisterwürdig verfahren sieht. Zum Glück wanderte ein unserer Gegend ein Tauschirkünstler auf und ab, der, weil er bei mir seine Rechnung fand, mich lieber als irgend einen Nachbar unterstützte; er

richtete mir eine Dreſchſtube ein, deren er ſich bei jedem Beſuch mehr zu ſeinem Zwecke als zu meinem Unterricht zu bedienen wußte. So auch ſpannte ich Tuchſtreckerwerkzeug an, und meine Neigung zu dergleichen ward erhöht und belebt durch die damals laut ausgeſprochene Ueberzeugung: es könne niemand ſich ins Leben wagen, als wenn er es im Nothfall durch Handwerksthätigkeit zu friſten verſtehe. Mein Eifer ward von den Erſtern dann ihren eigenen Grundſätzen gemäß, thätig; ich erinnere mich kaum, daß ich je gefeiert habe, denn alle freien Stunden wurden verwendet etwas zu wirken und zu ſchaffen. Ja, ich darf mich rühmen, ſchon als Knabe einen geſchickten Schmied durch meine Anforderungen zum Stellkünſtler, Feinſchmied und Uhrmacher gebildet zu haben.

„Daß alles zu leiſten wußten denn freilich auch erſt die Werkzeuge erſchaffen werden und wir litten nicht wenig an der Krankheit jener Techniker, welche Mittel und Zweck verwechſeln. Ueber Zeit auf Vorbereitungen und Anlagen verwenden, als daß ſie ſich recht ernſtlich an die Ausführung hielten. Wo wir uns jedoch praktiſch thätig erweiſen konnten, war bei Ausführung der Parkanlagen, deren kein Gutsherr mehr entbehren durfte; manche Moors und Anderndütte, Knutteldorfiana und Dante zeugten von unſerer Emſigkeit, womit wir eine Urbarkeit in ihrer ganzen Roheit mitten in der gebildeten Welt darzuſtellen eifrig bemüht geweſen.

„Dieſer Trieb führte mich bei zunehmenden Jahren auf erneuter Theilnahme an allem was der Welt so nöthig und in ihrer gegenwärtigen Lage ſo unentbehrlich iſt, und gab meinen mehrjährigen Reiſen ein eigentliches Intereſſe.

„Da jedoch der Menſch gewöhnlich auf dem Wege, der ihn herangetrieben, fortzuwandern pflegt, ſo war es dem Maſchinenweſen weniger günſtig als der unmittelbaren Handarbeit, wo wir Kraft und Geſchick in Verbindung ausübten; deswegen ich mich auch beſonders in ſolchen abgeſchloſſenen Kreiſen gern aufhielt, wo, nach Umſtänden, dieſe oder jene Arbeit zu Hauſe war. Dergleichen giebt jeder Vereinigung eine beſondere Eigenthümlichkeit, jeder Familie, einer kleinen und mehreren Familien beſtehenden Völkerſchaft, den entſchiedenſten Charakter, man lebt in dem reinſten Gefühl eines lebendigen Ganzen.

„Dabei hatte ich mir anaxandrine alles aufzuzeichnen, es mit Figuren aufzuſtatten und ſo, nicht ohne Ausſicht auf künftige Anwendung, meine Zeit löblich und erfreulich zuzubringen.

„Dieſe Neigung, dieſe ausgebildete Gabe benutzt ich nun aufs beſte bei dem wichtigen Auftrag den mir die Geſellſchaft gab, den Zuſtand der Gewerbe bemerken zu unterſuchen und die brauchbaren Momente derſelben mit in unſern Zug aufzunehmen. Wenn Sie nun den ſchönen Abend, wo mich mannigfaltige Geſchäfte drängen, mit Durchleſung eines Theils meines Tagebuchs zudringen? Ich will mich bemühen, daß es gerade angenehm zu leſen ſey, nur ſehen es immer unterhalten und gewiſſermaßen unterrichtend. Doch wir beſprechen ja uns immer ſelbſt in allem was wir verrichtungen."

Fünftes Capitel.

Leonardo's Tagebuch.

Montag den 15.

Tief in der Nacht war ich nach mühſam erſtiegener hoher Gebirgshöhe eingetroffen in einer leidlichen Herberge und ſehen vor Tagesanbruch aus ermüdlichem Schlaf durch ein anhaltendes Schellen- und Glockengeläute zu meinem großen Verdruß aufgeweckt. Eine große Reihe Saumroſſe zog vorüber, ich ich mich hatte anklleiden und ihnen zuvorkommen können. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald die unangenehm und verdrießlich ſolche Geſellſchaft ſey. Das monotone Geläute bestand die Thiere; das zu beiden Seiten weit über die Thiere hinausreichende Gepäck (ſie trugen diesmal große Sacke Baumwolle) ſtreift bald einerſeits an die Felſen, und wenn das Thier, um dieſes zu vermeiden, ſich gegen die andere Seite wirft, ſo ſchwankt die Laſt über dem Abgrund, dem Zuſammenſturze und Schwindel erregend, und, was das Schlimmſte iſt, in beiden Fällen bleibt man gehindert an ihnen vorbei zu ſchreiten und den Vorritt zu gewinnen.

Endlich gelangt' ich an der Seite auf einen freien Felſen, wo St. Chriſtoph, der mein Gepäck leichtig einher trug, einen Mann begrüßte, welcher ſtille daſtehend den vorbeiziehenden Zug zu muſtern ſchien. Es war auch wirklich der Aufſeher; nicht nur gewährte ihm eine beträchtliche Zahl der laſttragenden Thiere, andere hatte er nebſt ihren Treibern gemiethet, ſondern er war auch Eigenthümer eines geringern Theils der Waaren; verwechſelte aber beſtändig ſein Geſchäft darin, für größere Kaufleute den Transport der übrigen treulich zu beſorgen. Im Gespräch erfuhr ich von ihm, daß dieſer Baumwolle ſey, welche aus Macedonien und Cypern über Triest komme und, vom Fuße des Bergs, auf Maultieren und Saumroſſen zu dieſen Höhen und weiter bis jenſeit des Gebirges getragen werde. Wo Spinner und Weber in Unzahl durch Thäler und Schluchten einen großen Vorrath gelieferter Waaren ins Ausland vorbereiteten. Der Waſſen waren beauemen Ladens wegen, theils anderthalb theils drei Centner ſchwer, welches letztere die volle Laſt eines Saumthiers ausmacht. Der Mann lobte die Qualität der auf dieſem Wege ankommenden Baumwolle, vergliche ſie mit der von Oſt- und Weſtindien, beſonders mit der von Cayenne, als der bekannteſten; er ſchien von ſeinem Geſchäft ſehr gut unterrichtet und da es mir auch ganz unbekannt geblieben war, ſo gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indeſſen war der ganze Zug vor uns vorüber und ich erblickte nur mit Widerwillen, auf dem in die Höhe ſich ſchlangelnden Felſenweg, die unabſehlichen Reihe beider beſagten Geſchöpfe, hinter denen der man ſpazieren und in der beraubenden Sonne zwiſchen Felſen braten ſollte. Indem ich mich nun gegen meinen Boten darüber beſchwerte, trat ein unterſetzter muskirter Mann zu uns und berauber auf einem ziemlich großen Reff eine verhältnismäßig leichte Bürde zu tragen ſchien. Man begrüßte ſich und es war gar bald an beiden Handelsmännern zu ſehen, daß St. Chriſtoph und dieſer Anſtreicher einander wohl bekannt ſeyen; da erfuhr ich denn ſogleich über ihn Folgendes. Für die entfernteren Gegenden im Gebirge, wohin zu Pferde zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit wäre, giebt es eine Art von unterſpekulirenden Handelsmann, oder Sammler, welcher Garnträger genannt wird. Dieſer fliegt nämlich durch alle Thäler und Winkel, betrug Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partien, tauſcht dagegen Garn ein, oder kauft es, von welcher Qualität es auch ſeyn möge, und überläßt es dann wieder mit einem Profit an Gebürn an die unterhalb anſäſſigen Fabrikanten.

Als nun die Unbequemlichkeit hinter den Maulthieren herzuſchlendern abermals zur Sprache kam,

verwieſen; die vollen Spindeln in dazu beſtimmten Kaſtchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk ſorgfältig aufgehoben. Nun war man ſchon bekannter geworden, die Arbeit jedoch ging ihren Gang, nur beſchäftigte man ſich mit dem Haſpeln und zeigte ſchon viel freier theils die Maſchine theils die Behandlung vor, und ich ſchrieb ſorgfältig auf.

Der Haſpel hat Rad und Zeiger, ſo daß man bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche nieder ſchlägt, ſo oft hundert Umgänge auf den Haſpel getommen ſind. Man nennt nun die Zahl von tauſend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verſchiedene Feine des Garns beurtheilt wird.

Recht gereift Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund, links gereift 50 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haſpels wird ungefähr ſieben Viertel Ellen oder etwas mehr betragen, und die ſchlanke fleißige Spinnerin behauptete 4 auch 5 Schneller, das waren 5000 Umgänge, alſo 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu ſpinnen; ſie erbot ſich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die ſtille und beſcheidene Briefſpinnerin es nicht ganz laſſen und verſicherte: daß ſie aus dem Pfund 120 Schneller ſpinne in verhältnißmäßiger Zeit; Briefgarnſpinnen geht nämlich langſamer als ſpinnen am Rade, wird auch beſſer bezahlt. Vielleicht ſpinnt man am Rade wohl das Doppelte. Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haſpel voll, und zeigte mir wie nun das Ende des Fadens am paarmal umgeſchlagen und angeknüpft werde, ſie nahm den Schneller ab, drehte ihn ſo, daß er in ſich zuſammen lief, zog das eine Ende durch das andere durch und konnte das Geſchirr der gelben Spinnerin als abgeſchieden mit anſtändiger Selbſtgefälligkeit verſtatten.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, ſtand die Mutter auf und ſagte: da der junge Herr doch alles zu ſehen wünſche, ſo wolle ſie ihm nun auch die Trockenweberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem ſie ſich an den Weberſtuhl ſetzte, wie ſie nur dieſe Art beibehalten; weil ſie eigentlich allein für grobe Tattune gelte, wo der Einſchlag trocken eingetragen und nicht ehe dicht geſchlagen wird, ſie zeigte mir dann auch einige trockene Waare; dieſe iſt immer ſtatt ohne Streifen und Quadrate, oder ſonſt irgend ein Abzeichen, und nur ſelbſt die ſind ein halbes Viertel Ehe weit.

Der Mond leuchtete vom Himmel und unſer Garnträger beſtand auf einer weitern Muſterung, weil es Zeit und Stunde halten und überall richtig eingreifen müſſe, die Fuhrgabe ſeyen gut und klar, verſicherte bei ſeiner Rechtlichkeit. Wir von unſerer Seite erbeuteten den Abſchied durch ſeltene Bauer- und Halstücher, dergleichen Waare St. Chriſtoph ein ziemliches Packet mit ſich trug; das Geſchenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Ihrigen zu vertheilen.

Dienſtag den 14. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenverſammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung davon auf einem freien Hügel ſtand eine Capelle, und es fing ſchon an wohnlicher und menſchlicher auszuſehen. Wir kamen an Umfriedungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf ſolidern, ſorgfältig gehüteten Viehwachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt wo neben dem Spinnen das Weben ernſtlicher getrieben wird.

Unſere geſtrige Tagereiſe, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüſtigen und ingenieuſen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote beſtieg den Heuboden und ich war eben im Begriff ihm zu folgen, als St. Chriſtoph mir ſein Roß verkauft und zur Thüre hinausging. Ich kannte ſeine böſliche Art und ließ ihn gewähren.

Den andern Morgend jedoch war das erſte, daß die Familie zuſammenlief und den Kindern ernſtlich verboten ward nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräulicher Bär oder ſonſt ein Ungethüm in der Nähe ſich aufhalten müſſe, denn es habe die Nacht über von der Capelle hergeſtalt geklirrt und gedrummt. Das Felſen und Hauſen der hohen Bäume erzittern mögen, und man riethe, bei unſerer heutigen kurzen Wanderung, wohl auf der Hut zu ſeyn. Wir ſtellten die guten Leute möglichſt zu beruhigen, welches in dieſer Einöde jedoch ſchwerer ſchien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eilige ſein Geſchäft abthun und ehestens kommen werde was abzuholen; denn wir hätten heute einen langen und beſchwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr in im Thale nur hinabſteigen, ſondern einen vorgeſchobenen Gebirgszug müßten überklettern wollen. Ich mir dieſes mich daher die Zeit ſo gut als möglich zu nutzen und mich von unſern guten Wirthsleuten in die Verhalte des Webens einführen zu laſſen.

Beide waren ältliche Leute, in ſpätern Tagen noch mit zwei, drei Kindern geſegnet; reinliche Geſichte und abwechſelnde Verrichtungen ward man in ihrer Umgebung. Thun und Reden gut bald vertraut. Ich kam gerade zum Anfang einer neuen Arbeit, dem Ueberzug vom Spinnen zum Weben, und da ich zu keiner weitern Zerſtreuung Antrieb fand, ſo ließ ich mir das Geſchäft, wie es eben vorging, im Gange war, in meine Sinnerkreiſe gleich mit hinein.

Die erſte Arbeit, das Garn zu binden, war ſchnell verrichtet. Man ſtellet Stühle in einem hinten Lemmaker, welches aus Stangenholz und etwas Bindwerkzeug beſteht, wohinein die Faden mehr Halt bekommen. Jene waren die Garnbringe ſchon trocken und man verſetzte ſich zu ſpulen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrſpulen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen ſitzend, verrichtete dieſe leichte Arbeit, ein Enkel ſtand neben ihm und ſuchte bequemes Spulrohr ſelbſt zu handhaben. Indeſſen ſtellte der Vater die Spulen, um zu ſpinnen, auf einen mit Querleiſten abgetheilten Rahmen, ſo daß ſie ſich frei um ſenkrechte ſtehende Axen drehen bewegten und den Faden ablaufen ließen. Sie wurden mit gröberm und feinerm Garn in der Ordnung aufgeſtellt, wie das Muſter einer vorhandenen Stricke im Gewebe es vorſchrieb. Ein Inſtrument (das Breitzeug) angeſtellt wie ein Fächrum aufgeſtellt, bot Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Faden gezogen ſind; dieſes befeſtigt ſich in der Nähe des Webers, und der Linken faßt er die Faden zuſammen und teilt ſie, hin und wieder gehend, auf den Zwirlkarmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man mehr Gänge. Die Länge beträgt entweder 20 oder auch 30 Ellen. Beim Anfang eines neuen Ganges faßt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Faden herauf und eben ſo viel herunter, und nennt ſolches die Kreuze; ſo werden die verſchiedenen Faden über die zwei oben an dem Leiſtenkamm angebrachten Stäbe gelegt. Dieſes geſchieht, damit der Weber die Faden in gehöriger gleicher Ordnung

erhalten kann. Iſt man mit dem Zetteln fertig, ſo wird das Geriſſe unterbunden und dabei ein jeder Gang beſonders abgetheilt, damit ſich nichts verwirren kann; ſodann werden mit aufgeſteckten Gränzfaden alle letzten Gang Male gemacht, damit der Weber das gehörige Maß wieder bringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Geſtalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die Werſte genannt wird.

Mittwoch den 17.

Wir waren früh vor Tage aufgeſtanden und genoſſen eines herrlichen verſpäteten Mondſcheins. Die hervorbrechende Helle, die aufſteigende Sonne, ließ uns ein beſſer bewohntes und bebautes Land ſehen. Hatten wir oben, um über Bäche zu kommen, Schrittſteine, oder zuweilen einen ſchmalen Steg nur an der einen Seite mit Lehne verſehen angetroffen, ſo waren hier ſchon anſehnliche Brücken über das immer breiter werdende Waſſer geſchlagen; das Annuthige wollte ſich nach und nach mit dem Wilden gatten und ein erfreulicher Eindruck ward von den ſämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber, aus einer andern Flußregion, kam ein ſonderbarer, ſchwarzlockiger Mann hergeſchritten, und rief ſchon von Weitem, als einer der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Gruß euch Gott, Herr Gevatter Garnträger!“ Dieſer ließ ihn näher herankommen, dann rief auch er mit Verwunderung: „Dank euch Gott, Herr Gevatter Geſchirrfaſſer! Woher des Landes? welche unerwartete Begegnung!“ Jener anwortete herantretend: „Schon zwei Monate ſchreit' ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geſchirr zurecht zu machen und ihre Stühle ſo einzurichten, daß ſie wieder eine Zeit lang ungeſtört fortarbeiten können.“ Hierauf ſprach der Garnhotte, ſich zu mir wendend: „Da Ihr, junger Herr, ſo viel Luſt und Liebe zu dem Geſchäft beweiſt und euch ſorgfältig darum bekümmert, ſo kommt dieſer Mann gerade zur rechten Zeit, den ich euch in dieſen Tagen ſchon ſtill herbei gewünſcht hatte. Es würde euch alles beſſer erklärt haben als die Mädchen mit allem guten Willen, er iſt Meiſter in ſeinem Geſchäft und verſteht was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wieder herzuſtellen, wie es Noth thut und es jeder nur wünſchen mag.“

Ich beſprach mich mit ihm und fand einen ſehr verſtändigen, in gewiſſen Sinne gebildeten, ſeiner Sache völlig gewachſenen Mann, indem ich einiges was ich dieſer Tage gelernt hatte mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu löſen bat; auch ſagt' ich ihm was ich oefters ſchon von den Anfängen der Weberei gehört. Jener rief dagegen freudig aus: „Das iſt recht erwünſcht, da kommt ich gerade zur rechten Zeit um einem ſo werthen lieben Herrn über die einfache und bewundernswürdige Kunſt, die den Menſchen eigentlich erſt vom Thiere unterſcheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geſinnten Leuten, und ich will nicht Geſchirrfaſſer heißen, wenn ihr nicht ſogleich das Handwerk ſo gut faſſen ſollt, wie ich ſelbſt.“

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Geſpräch mannigfaltig fortgeſetzt und wir gelangten nach einigen Raſten ans Frühſtück, zu einer zwar auch unter und übereinander doch beſſer gebauten Häuſergruppe. Er wies uns an das beſte. Der Garnhotte ging mit mir und St. Chriſtoph nach Abrede zuerſt hinein, indeſſen aber, nach den erſten Verbeugungen und einigen Scherzen, folgte der Schirrfaſſer, und es war auffallend daß ſein Hereintreten eine freudige Ueberraſchung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder verſammelten ſich um ihn; einem am Webeerſtuhl ſitzenden wohlgebildeten Mädchen flogte das Schiffchen in der Hand, das juſt durch den Zettel durchfahren ſollte, dem ſo viele ſie auch den Tritt an, ſtand auf und kam ſpäter, mit langſamer Verlegenheit ihm die Hand zu reichen. Beide, der Garnhotte ſowohl als der Schirrfaſſer, ſetzten ſich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man ſich eine Zeitlang gelabt, wendete ſich der wackere Mann zu mir und ſagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über dieſe Freude des Wiederſehens nicht hinausſehen, wir können noch Tage lang miteinander ſchnacken; Sie müſſen morgen fort, laſſen wir den Herrn in das Geheimniß unſerer Kunſt leben; Leinen und Zetteln kennt er, zeigen wir ihm das Uebrige vor, die Jungfrauen da ſind mir ja wohl bekändlich. Ich ſehe an dieſem Stuhl iſt man beim Aufwinden.“ Das Geſchäft war der jüngeren zu der ſie traten. Die ältere ſetzte ſich wieder an ihren Webeerſtuhl und verfolgte mit ſtiller liebevoller Miene ihre lebhafte Arbeit.

Ich betrachtete nun ſorgfältig das Aufwinden. Zu dieſem Zweck läßt man die Gänge des Zettels nach der Ordnung durch einen großen Kamm laufen, der eben die Breite des Weberbaums hat auf welchen aufgewunden werden ſoll; dieſer iſt mit einem Einſchnitt verſehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Zettels durchgeſteckt und in dem Einſchnitt befeſtigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen ſitzt unter dem Weberſtuhle und hält den Strang des Zettels ſtark an, während die Weberin den Weberbaum an einem Hebel gewaltſam herumdreht und zugleich Acht giebt, daß auch in der Ordnung zu liegen komme. Wenn alles aufgewunden iſt, ſo werden durch die Riſſe ein runder und zwei flache Stäbe, Scheiben, geſtoßen, damit ſie ſich halte, und nun beginnt das Einbreben.

Von alten Gewebe iſt noch etwa eine Viertel Elle am zweiten Weberbaum übrig geblieben und von dieſem laufen etwa drei Viertel Ellen lang die Fäden durch das Blatt in der Lade ſowohl als durch die Flügel des Geſchirrs. An dieſe Fäden nun dreht der Weber die Fäden des neuen Zettels, einen um den andern, ſorgfältig an, und wenn er fertig iſt wird alles Angedrehte auf einmal durchgezogen, ſo daß die neuen Fäden bis an den noch leeren vordern Weberbaum reichen; die abgeriſſenen Fäden werden angeknüpft, der Eintrag auf kleine Spulchen gewunden, wie ſie ins Weberſchiffchen paſſen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geſchlichtet.

So lang der Weberſtuhl iſt wird der Zettel mit einem Leimwaſſer, aus Handſchuhleder bereitet, vermittelſt eingetauchter Bürſten durch und durch angeſtrichen, ſodann werden die obengedachten Schienen, die das Geriſſe halten, zurückgezogen, alle Fäden aufs genaueſte in Ordnung gelegt und alles ſo lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänſeflügel geſtrichen, bis es trocken iſt, und nun kann das Weben beginnen und fortgeſetzt werden bis es wieder nöthig wird zu ſchlichten.

Das Schlichten und Fädeln iſt gewöhnlich jungen Leuten überlaſſen, welche zu dem Webereeſſahl herangezogen werden, oder in der Muße der Winterabende leiſtet ein Bruder oder ein Liebhaber der bäuriſchen Weberin dieſen Dienſt, oder dieſe machen wenigſtens die kleinen Späßchen mit dem Eintragsgarn.

Feine Muſſeline werden naß gewebt, nämlich der Schuß des Einſchlaggarns wird in Leinwaſſer getaucht, auch naß auf die kleinen Spulchen gewunden und ſogleich verarbeitet, wodurch ſich das Gewebe gleicher ſchlagen läßt und klarer erſcheint.

Donnerſtag den 10. September.

Ich fand überhaupt etwas Geſchäftiges, unbeſtreitlich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zuſtand einer ſolchen Weberſtube; mehrere Stühle waren in Bewegung, da gingen noch Spinn- und Spulräder, und am Ofen die Alten mit den benachbarten Nachbarn oder Bekannten ſitzend und traulich Geſpräche führend. Zwiſchen durch ließ ſich wohl auch Geſang hören, meiſtens Ambroſius Lobwaſſers vierſtimmige Pſalmen, ſeltener weltliche Lieder; dann leicht auch wohl ein fröhlich ſchallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jakob einen witzigen Einfall gefaßt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn ſie Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 52 Ellen nicht gar zu feine Muſſeline zu Stande bringen; es iſt aber ſelten, und bei einigen Hausgeſchäften iſt ſolches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webegeſchirres ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geſchieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anſpannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberin ſeiner baumwollenen Tücher einen ſchweren Stein an den Nagel bei vorderm Weberbaume hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe ſtarkig angeſpannt wird (das Kunſtwort heißt däumen), ſo verlängert es ſich merklich, auf 52 Ellen $\frac{1}{2}$ Ellen und auf 84 etwa $1\frac{1}{2}$ Elle; dieſer Ueberſchuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder ſie bebt ſich's zu Halstüchern, Schürzen u. ſ. w. auf.

In der Karlen ſanftellen Mondnacht, wie ſie nur in hohen Gebirgshöhen obwaltet, ſaß die Familie mit ihren Gäſten vor der Hausthüre im lebhafteſten Geſpräch. Lenardo in tiefen Gedanken. Schon unter allem dem Leben und Wirken und ſo mancher handwerklichen Betrachtungen war ihm ſeiner von Freund Hilarien zu ſeiner Vermählung geſchriebene Brief wieder ins Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er ſo oft geleſen, die Zeilen, die er mehrmals angeſchaut, ſtellten ſich wieder ſeinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblings-Melodie ehe wir uns verſehen auf einmal dem tiefſten Gehör leiſe hervortritt, ſo wiederholte ſich jene zarte Mittheilung in der ſtillen ſich ſelbſt angehörigen Seele.

„Häuslicher Zuſtand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng nicht zu weit, im glücklichſten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um ſie her bewegt ſich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinſten anſtändigſten Sinne; hier iſt Beſonnenheit und Mäßung in die Ferne, Umſicht und Mäßigung, Umſtand und Thätigkeit.“

Aber dieſmal mehr äußerend als beſchwichtigend war die Erinnerung: „Haſt doch,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „dieſe allenthalben lakoniſche Beſchreibung ganz und gar auf den Zuſtand der mich hier umgiebt. Iſt nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung in die Ferne will mir nicht gleichermaßen deutlich ſcheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beſchen, aber einen weitern, einen beſſern; ſie mag ſich behaglich wie dieſe hier, vielleicht noch behaglicher finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umherſchauen.“

Nun aber durch ein lebhaftes ſich ſteigerndes Geſpräch der Uebrigen aufgeregt, mehr Luſt habend auf das was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke den er dieſe Stunden her gehegt vollkommen lebendig. Sollte nicht eben dieſer Mann, dieſer mit Werkzeug und Geſchirr ſo meiſterhaft umgehende für unſre Geſellſchaft das nützlichſte Mitglied werden können? Er überlegte das und alles was ihm die Vorzüge dieſes gewandten Arbeiters ſchon ſtark in die Augen getreten. Er lenkte daher das Geſpräch dahin und machte zwar wie im Scherze, aber deſto unbemerkender, jenem den Antrag, ob er ſich nicht mit einer bedeutenden Geſellſchaft verbinden und den Verſuch machen wolle übers Meer auszuwandern.

Jener entſchuldigte ſich, gleichfalls heiter bethenernd, daß es ihm hier wohl gehe, daß er auch Beſſeres erwarte; in dieſer Landesart ſey er geboren, darin gewohnt, weit und breit bekannt und überall vertraulich aufgenommen. Ueberhaupt werde man in dieſen Thälern keine Neigung zur Auswanderung finden, keine Noth ängſtige ſie und ein Gebirg halte ſeine Leute feſt.

„Deßwegen wundert's mich,“ ſagte der Garnbote, „daß es heißen will Frau Suſanne werde den Factor heirathen, ihr Beſitzthum verkaufen und mit ſchönem Geld über's Meer ziehen.“ Auf Befragen erfuhr unſer Freund, es ſey eine junge Witwe, die in guten Umſtänden ein reichliches Gewerbe mit den Erzeugniſſen des Gebirges betreibe, worzu ſich der wandernde Reiſende morgen gleich ſelbſt überzeugen könne, indem man auf dem eingeſchlagenen Wege zeitig bei ihr eintreffen werde. „Ich habe ſie ſchon verſchiedentlich nennen hören,“ verſetzte Lenardo, „als belebend und wohlthätig in dieſem Thale und verſäumte nach ihr zu fragen.“

„Gehen wir aber zur Ruh,“ ſagte der Garnbote, „um den morgenden Tag der heiter zu werden verſpricht, von früh auf zu nutzen.“

Hier endigte das Manuſcript, und als Wilhelm nach der Fortſetzung verlangte, hatte er zu erfahren daß ſie gegenwärtig nicht in den Händen der Freunde ſey. Sie war, ſagte man, an Makarien geſendet, welche gewiſſe Verwicklungen, deren darin gedacht werden, durch Geiſt und Liebe ſchlichten und bedeutende Verknüpfungen aufklären ſolle. Der Freund mußte ſich dieſe Unterbrechung gefallen laſſen und ſich bereiten, an einem geſelligen Abend, in heiterer Unterhaltung, Vergnügen zu finden.

Sechstes Capitel.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weltumherſchauenden Laube ſaßen, trat eine anſehnliche Figur auf die Schwelle, welche unſer Freund ſogleich für den Barbier von heute früh erkannte. Auf einen tiefen, ſtummen Bückling des Mannes erwiderte Lenardo: „Ihr kommt, wie immer, ſehr gelegen und werdet nicht ſäumen und mit eurem Talent zu erfreuen.“ „Ich kann Ihnen wohl,“ fuhr er zu Wilhelmen gewendet fort, „nämlich von der Geſellſchaft erzählen, deren Band zu ſeyn ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unſern Kreis, als wer gewiſſe Talente aufzuweiſen hat, die zum

Nutzen oder Vergnügen einer jeden Geſellſchaft dienen würden. Dieſer Mann iſt ein derber Unterhändler in verſtecklichen Fällen, wo Entſchluß und körperliche Kraft gefordert wird, ſonſtens Meiſter trefflich an der Seite zu ſtehen bereit iſt. Was er als Bauchkünſtler leiſtet, davon können Sie ſich ſelbſt ein Zeugniß geben. Hieburch iſt er uns ſchon ſo nützlich als willkommen. Da nun aber dieſe Beſchäftigung gewöhnlich eine große und oft lästige Geſchwätzigkeit mit ſich führt, ſo hat er ſich zu eigner Bildung eine Bedingung gefallen laſſen; wie denn jeder der unſ. uns leben will ſich von einer gewiſſen Sitte bedingen muß, wenn ihm nach anderen Seiten hin die größere Freiheit gewährt iſt. Dieſer alſo hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, indem etwas Gewöhnliches, oder Zufälliges durch ſie ausgedrückt wird; daraus aber hat ſich wie ein anderes Talent mit entwickelt, welches ohnſtäglich klug und ereignißreich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

„Sein Leben iſt reich an wunderlichen Erfahrungen, die er ſonſt zu ungelegner Zeit ſchwätzend zerſplitterte, nun aber durch Schweigen gebändigt im ſtillen Sinne wiederbelebt und erbaut. Hiermit verbindet ſich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geſchehenen Leben und Bewegung. Mit beſonderer Kunſt und Geſchicklichkeit weiß er wahrhafte Mährchen und wahrſcheinliche Geſchichten zu erzählen, wodurch er oft zur ſchicklichen Stunde uns gar ſehr ergetzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöſ't wird; wie ich denn gegenwärtig thue, und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er ſich in gegenwärtiger Zeit beſonders gut benommen hat. Nun hoff' ich daß er auch künftig, unſerm theuren Gaſt zu Lieb' und Ehren ſich beſonders hervorthun werde."

Ueber das Geſamt des Nothmantels verbreitete ſich eine geiſtreiche Heiterkeit und er fing ungeſäumt folgendermaßen zu ſprechen an.

Die neue Meluſine.

Hochverehrte Herren! Da mir bekannt iſt daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht beſonders hören, ſo will ich eine weiteres verſchonen, daß ich dießmal vorzüglich gut zu bedienen hoffe. Denn mir ſind zwar ſchon gar manche wahrhafte Geſchichten zu Ohren und allſeitiger Zufriedenheit ausgegangen, heute aber darf ich ſagen daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertreffe, und die, wiewohl ſie mir ſchon vor einigen Jahren begegnet iſt, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja ſogar eine endliche Entwicklung hoffen läßt. Sie möchte ſchwerlich ihres Gleichen finden.

Vorerſt ſey geſtanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer ſo eingerichtet, um der nächſten Zeit, ja des nächſten Tages ganz ſicher zu ſeyn. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einſt nahm ich mir eine Reiſe vor, die mir guten Gewinn verſchaffen ſollte; aber ich machte meinen Zuſchnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich ſie mit Extrapoſt angefangen und ſodann auf der ordinären eine Zeit lang fortgeſetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt dem Ende derſelben zu Fuße entgegen zu gehen.

Als ein leidlicher Burſche hatte ich von jeher die Gewohnheit, ſobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthin oder auch nach der Köchin umzuſehen und mich ſchmeichelriſch gegen ſie zu beyzeigen, wodurch denn meine Zeche merklich vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Poſthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner beygebrachten Weiſe verfahren wollte, raſſelte gleich hinter mir ein ſchöner zweiſpänniger Wagen, mit vier Pferden beſpannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und ſah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte ſogleich ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob ſie etwas zu befehlen habe. Denn Anſehnliches zeigte ſich ſeine ſchöne Geſtalt, und der liebenswürdigſte Geiſter war, wenn man es näher betrachtete, mit einem feinen Zug von Traurigkeit geſchmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne. — O ja! ſagte ſie, wenn Sie mir mit Sorgfalt das Kätzchen das auf dem Sitze ſteht herausbringen und hinaustragen wollen; aber ich bitte gar ſehr es recht flach zu tragen und im mindeſten nicht zu bewegen oder zu rütteln. Ich nahm das Kätzchen mit Sorgfalt, ſie verſicherte den Kutſchenſchlag, wir fingen zuſammen die Treppe hinauf, und ſie ſagte dem Geſinde, daß ſie dieſe Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer, ſie hieß mich das Kätzchen auf den Tiſch ſetzen, der an der Wand ſtand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß ſie allein zu ſeyn wünſchte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig aber freundig die Hand küßte.

„Bedienen Sie das Abendeſſen für uns beide," ſagte ſie darauf; und es ließ ſich denken, mit welchem Vergnügen ich dieſen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthin und Geſinde kaum über die Achſel anſah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen ſollte. Es war aufgetragen, wir ſetzten uns gegen einander über, ich labte mich zum erſten Mal ſeit geraumer Zeit an einem guten Eſſen und zugleich an einem ſo erwünſchten Anblick, ja mir kam es vor, als wenn ſie mit jeder Minute ſchöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch ſuchte ſie alles abzulehnen was ſich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt, ich plauderte, ich ſuchte allerlei Kunſtgriffe mich ihr zu nähern, aber vergebens; ſie hielt mich durch eine gewiſſe Würde zurück, der ich nicht widerſtehen konnte, ja ich mußte wider meinen Willen jetzig genug von ihr ſcheiden.

Nach einer meiſt durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob die Pferde beſtellt haben; ich hörte nein, und ging in den Garten, ſah ſie angekleidet am Fenſter ſtehen und eilte zu ihr hinauf. Als ſie mir ſo ſchön und ſchöner als geſtern entgegen kam, trotz ſich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit; ich ſtürzte auf ſie zu und faßte ſie in meine Arme. „Unglaublich und wiederherſtellendes Weſen!" rief ich aus; „verzeih, aber es iſt unerhört!" Mit unglaublicher Gewandtheit entzog ſie ſich meinen Armen, und ich hatte nur einmal einen Kuß auf die Wange drücken können. — „Halten Sie ſolche Ausbrüche einer plötzlichen leidenſchaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verſcherzen wollen, das Ihnen ſehr nahe liegt, das aber erſt nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann."

„Fordere was du willſt, engliſcher Geiſt!" rief ich aus, „aber drücke mich nicht zur Verzweiflung." Sie verſetzte lächelnd: „Wollen Sie für meinen Dunſt wissen, ſo hören Sie die Bedingungen: Ich komme hierher eine Freundin zu beſuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indeſſen wünſche ich, daß mein Wagen und dieß Kätzchen

Wie soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen! Sie haben dabei nichts zu thun als das Kästchen mit Behutsamkeit in und aus dem Wagen zu heben, sich daneben zu setzen und sehr Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, so wird es auf einen Tisch gestellt, in eine besondere Stube, in der Sie weder wohnen noch schlafen dürfen. Sie verschließen die Zimmer jedesmal mit diesem Schlüssel, der alle Schlösser auf- und zuschließt und dem Schlosse die besondere Eigenschaft giebt, daß es niemand in der Zwischenzeit zu eröffnen im Stande ist."

Ich sah sie an, mir ward sonderbar zu Muthe; ich versprach alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, sie bald wieder zu sehen, und wenn sie mir diese Hoffnung mit einem Kuß besiegelte. Sie that es und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leidenschaftlich geworden. Ich sollte nun die Pferde bestellen, sagte sie. Wir besprachen den Weg den ich nehmen, die Orte wo ich mich aufhalten und sie erwarten sollte. Sie brückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie schien gerührt beim Abschied und ich wußte schon nicht mehr was ich that oder thun sollte.

Als ich vor meiner Bestellung zurückkam, fand ich die Stubenthüre verschlossen. Ich versuchte gleich meinen Hauptschlüssel und er machte sein Probestück vollkommen. Die Thüre sprang auf, ich sah das Zimmer leer, nur das Kästchen stand auf dem Tische, wo ich es hingestellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Kästchen sorgfältig hinunter und setzte es neben mich. Die Wirthin fragte: „wo ist denn die Dame?" Ein Kind antwortete: „sie ist in die Stadt gegangen." Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich gestern Abend mit bestandten Gamaschen hier angekommen war. Daß ich nun bei guter Muße viele Gesichter hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Kästchen streichelte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun frisch vor mich hin, stieg mehrere Stationen nicht aus und rastete nicht, bis ich zu einer ansehnlichen Stadt gelangt war, wo ihn sie mich beschieden hatte. Ihre Befehle wurden sorgfältig beobachtet, das Kästchen in ein besonders Zimmer gestellt, und ein paar Mannlichter daneben angezündet, wie sie auch verordnet hatte. Ich verschloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu Gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenken sie beschäftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt ohne Gesellschaft zu leben; diese fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieser Gelegenheit an zu schmelzen, und verlor sich einen Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unversehens einem leidenschaftlichen Spiel überlassen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Gestalt entblößt, mit dem Ansehen eines reichen Mannes eine ziemlige Zeche erwartend, ungewiß ob und wenn meine Gabe sich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt schmie ich mich nach ihr, und glaubte nun gar nicht mehr ohne sie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach den Abendessen das mir gar nicht geschmeckt hatte, weil ich es bisjmal einsam zu genießen genöthigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, sprach mit mir selbst, verwünschte, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und ergriff mich ganz unbarmherzig. Auf einmal höre ich in dem verschlossenen Zimmer neben an eine leise Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich rufe mich zusammen, greife nach dem Hauptschlüssel, aber die Flügelthüren springen von selbst auf, und im Schein zwei verhüllenden Wachslichter kommt mir meine Gabe entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küsse ihr Kleid, ihre Hände, sie heißt mich auf, ich wage nicht sie zu umarmen, kaum sie anzusehen; doch gesteht sie ihr anfrichtig und rasch meinen Fehler. — „Er ist zu verzeihen," sagte sie, „nur verspürt ihr leider euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wiedersehen." „Hier ist noch mehr Geld," sagte sie, „und hinreichend, wenn ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat euch aber diesmal Wein und Spiel in Verlegenheit gesetzt, so hütet euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiedersehen hoffen."

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel schlugen zusammen, ich pochte, ich bat, aber nichts ließ sich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Zehe verlangte, schelte der Kellner und sagte: „So wissen wir doch, warum ihr eure Thüren auf eine so künstliche und unbegreifliche Weise verschließt, daß kein Hauptschlüssel sie öffnen kann. Wir vermutheten bei euch viel Geld und Kostbarkeiten; nun aber haben wir den Schatz zur Treppe hinunter gehen sehen, und auf alle Weise schien er wichtig wohl verwahrt zu werden."

Ich erwiderte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und flieg mit meinem Kästchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundin künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, so ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst meiner anrechnen zu wollen; denn indem sie mich immer in einiger Entfernung hielten, verbreiteten sie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich nur suchte die Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete um mertiret, so war es eben vorkam. Wie groß war da der meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er sich so rund und strotzend war wie anfangs. Ich wollte mich dieser schönen Eigenschaft näher versichern, setzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe an nun und fing nun an mit meiner Gesellschaft lustig zu leben, wie vorher. Da setzte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnügungen. Nun bemerkte es aber immer größern Aufmerksamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihn durch mein verwünschtes Zählen die Tugend angehext zu sein entwendet hätte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange, und konnte nicht zurück, und doch war ich mit meiner Baarschaft bald am Ende. Ich verwünschte meine Lage, schalt auf meine Freundin, die mich so in Versuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, sagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das Kästchen zu öffnen, es möchte sein was es wolle, das Kästchen zu öffnen, es möchte sein was es wolle, das Kästchen zu öffnen, es möchte sein was es wolle

im Begriff den Vorſatz auszuführen, doch verſchob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angeſagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wie waren durch Wein und Trompetenſchall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich paſſirte, daß beim Nachrufen ein älterer Freund meiner ſiebzehen Schönheit, von Reiſen kommend, unvermuthet hereintrat. Ich zu ihr ſetzte und ohne große Umſtände ſeine alten Rechte geltend zu machen ſuchte. Daraus entſtand nun bald Unwille, Haber und Streit; wir zogen vom Leder, und ich ward mit mehreren Wunden halbtodt nach Hauſe getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlaſſen, es war ſchon tief in der Nacht, mein Wärter eingeſchlafen, die Thür des Seitenzimmers ging auf, meine geheimnißvolle Freundin trat herein und ſetzte ſich zu mir ans Bette. Sie fragte nach meinem Befinden; ich antwortete nicht, denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort mit vielem Antheil zu ſprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewiſſen Balſam, ſo daß ich mich geſtärkt und aufgeſchieden gelabt fühlte, ſo geſtärkt, daß ich mich erdrehen und ſie ausſcheiten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf ſie, auf die Leidenſchaft die ſie mir eingeflößt, auf ihr Erſcheinen, ihr Verſchwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnſucht die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich ſchwur ihr zuletzt, daß wenn ſie nicht die Meinige ſeyn, mir dießmal nicht angehören, und ſich mit mir verbinden wolle, ſo verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entſchiedene Antwort forderte. Als ſie zauderud mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden, mit der entſchiedenen Abſicht mich zu verbluten. Aber wie erſtaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper ſchmuck und glänzend und ſie in meinen Armen fand.

Nun waren wir das glücklichſte Paar von der Welt. Wir baten einander wechſelſeitig um Verzeihung und wußten ſelbſt nicht recht warum. Sie verſprach nun mit mir weiter zu reiſen, und bald ſaßen wir nebeneinander im Wagen, das Käſtchen gegen uns über, am Platze der dritten Perſon. Ich hatte deſſelben niemals gegen ſie erwähnt, auch jetzt fiel mir's nicht ein davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen ſtand und wir durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft beide daſſe ſorgten, wie es einmal die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer in uns auf dem Wagen hin und her zu vermahlen mit dem Verſchluß der Thüren beſchäftigte.

So lange noch etwas im Dunkel war, hatte ich zuweilen ſort belauſcht; als es mit meiner Baarſchaft zu Ende ging, ließ ich ſie es merken. — Darüber wußte leicht Rath geſchafft, ſagte ſie, und deutete auf ein paar kleine Taſchen, eben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldſtücke heraus, ſo wie aus der andern einige Silberbemünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzuſetzen. So trafen wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit andern froh, und ich dachte nicht daran, daß ſie mich wieder verlaſſen könnte, um ſo weniger, als ſie ſich ſeit einiger Zeit entſchieden guter Hoffnung befand, worüber unſere Heiterkeit und unſere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich ſie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne ſie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Käſtchen wieder auf den Weg, verſuchte die Kraft beider Taſchen und fand ſie noch immer bewährt.

Die Reiſe ging glücklich von Statten, und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wunderſamen Begebenheiten erwartete; ſo ereignete ſich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erſtaunen, in Sorgen, ja in Furcht geſetzt wurde. Weil ich nun von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reiſen gewohnt war, ſo geſchah es daß ich oft im Finſtern fuhr und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgingen, ganz dunkel war. Einmal bei ſo finſterer Nacht war ich eingeſchlafen, und als ich erwachte ſah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denſelben und fand, daß er aus dem Käſtchen hervorbrach, das einen Riß zu haben ſchien, eben als wäre es durch die heiße und trockne Witterung der eingetretenen Sommerzeit geſprungen. Meine Gedanken an die Juwelen warden wieder rege, ich vermuthete daß ein Karfunkel im Käſtchen liege und wünſchte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich ſo gut ich konnte zurecht ſo daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geſchmack, ja Koſtbarkeit meublirtes Zimmer hineinſah, gerade ſo als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinabgeſehen. Zwar konnte ich nur einen Theil des Raums beobachten, der mich auf das Lieblichſte anſprach. Ein Kaminfeuer ſchien zu brennen, neben welchem ein Lehnſeſſel ſtand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der andern Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich ſogleich für meine Frau erkannte, obſchon ihr Bild nach dem allerkleinſten Maßſtabe zuſammengezogen war. Die Sylphe ſetzte ſich in den Seſſel ans Kamin um zu leſen, legte die Brände mit der niedlichſten Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, daß allerliebſte kleine Weſen ſen ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt meine anderweite Stellung einzurichten zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinſahe, war mir hineingegangen wollte, daß es kein Traum geweſen, war das Licht verſchwunden und ich blickte in eine leere Finſternis.

Wie erſtaunt, ja erſchrocken ich war, läßt ſich begreifen. Ich mußte mir tauſend Gedanken über dieſe Entdeckung und ſonnte den eigentlich nichts denken. Darüber ſchlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meinem Schatzen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererſcheinung in völliger Menſchengröße wünſchen oder fürchten ſollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne gegen Abend in weißem Kleide herein, und da ich eben im Zimmer bämmerte, ſo kam ſie mir länger vor, als ich ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war, und ich erinnerte mich dabei zu haben, daß alle vom Geſpinſt der Nixen und Undinen bei einbrechender Nacht an Länge ganz merklich zunähmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte ſie nicht recht freudmäßig an meine beklemmte Bruſt drücken.

„Mein Liebſter,“ ſagte ſie, „ich fühle nun wohl an deinem Umfang, was ich leider ſchon weiß. Du haſt mich in der Zwiſchenzeit ge etwa; du biſt von dem Zuſtand unterrichtet, in dem ich mich zu gewiſſen

Zeiten beſtaͤnden; beim Gluͤck und bei meinung iſt hier durch unterbrochen, ja es ſteht auf dem Punkte ganz vernichtet zu werden. Ich muß doch verreiſen und weiß nicht ob ich dich jemals wieder ſehen werde.“ Ihre Gegenwart, die Innigkeit mit der ſie ſprach, entfernte ſogleich faſt jede Erinnerung jener Geiſter-ſcene, die mir ſonſt wieder nur als ein Traum vorgeſchwebt hatte. Ich empfing ſie mit Leidenſchaft, uͤberzeugte ſie von meiner Leidenſchaft, verſicherte ihr meine Unſchuld, erzaͤhlte ihr das Zufaͤllige der Entdeckung, gewann ich that zuviel, daß ſie ſelbſt beruhigt ſchien und mich zu beruhigen ſuchte.

„Pruͤfe dich genau,“ ſagte ſie: „ob dieſe Entdeckung deiner Liebe nicht geſchadet habe, ob du vergeſſen kannſt, daß ich in zweierlei Geſtalten mich neben dir befinde, ob die Verringerung meines Werths nicht auch deine Neigung vermindern werde.“

Ich ſah ſie an; ſodann war ſie als jemals und ich dachte bei mir ſelbſt: iſt es denn ein ſo großes Ungluͤck eine Frau zu beſitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, ſo daß man ſie im Kaſtchen herumtragen kann! Waͤre es nicht viel ſchlimmer, wenn ſie zur Rieſin wuͤrde und ihren Mann in den Kaſten ſteckte? Meine Heiterkeit war zurueckgekehrt. Ich haͤtte ſie am liebſten der Welt nicht ſehen laſſen. — „Verſteh Herz,“ verſetzte ich, „laß uns bleiben und ſeyn wie wir gewohnt ſind. Koͤnnten wir's beide denn beſtaͤndiger finden! Behalte du deine Bequemlichkeit und ich will verſuche dir das Kaſtchen nur deſto gefaͤlliger zu tragen. Wie ſollte das Nichtsſagende, was ich in meinen Leben geſehen, einen ſchlimmen Eindruck auf mich machen! Wie gluͤcklich wuͤrden die Liebhaber ſeyn, wenn ſie ſolche Miniaturbilder beſitzen koͤnnten! Und am Ende war es auch nur ein ſolches Bild, eine kleine Lebensaufgelaſſene. Du pruͤfſt und meſſeſt mich; du ſollſt aber ſehen wie ich mich halten werde.“

„Die Sache iſt ernſthafter als du denkſt,“ ſagte die Sybille; „indeſſen den ich recht wohl gerathen, daß du ſie leicht nimmſt: denn für uns beide kann noch immer die beſte Folge werden. Ich will dir vertrauen und von meiner Seite das Moͤgliche thun, nur verſprich mir, dieſer Entdeckung niemals vorwurfsweiſe zu gedenken. Dazu ſag' ich noch eine Bitte recht inſtaͤndig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht.“

Ich verſprach was ſie begehrte, ich bat ſie um unſicher zu verſprechen; doch ſie wunderte ſich des Geſpraͤchs und alles war im vorigen Gleis. Mir hatten unſer Urſache den Ort unſeres Aufenthaltes zu veraͤndern; die Stadt war groß, die Geſellſchaft viele ſah, die Jahreszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfeſt.

Bei allen ſolchen Freuden war meine Frau ſehr gern geſehen, ja von Maͤnnern und Frauen ſelbſt verlangt. Ein gutes einſchmeichelndes Betragen, mit einer gewiſſen Hoheit verknuͤpft, machte ſie jedem mann lieb und ehrenwerth. Ueberdies ſpielte ſie herrlich die Laute und ſang dazu, und alle geſelligen Talente mußten durch ihre Talente gehoben werden.

Ich will nur geſtehen, daß ich mir und der Welt niemals viel habe machen koͤnnen, ja ich hatte viel mehr auf mich eine angenehme Wirkung. Meine Sybille, die mir das bald abgemerkt hatte, ſuchte mich daher niemals wenn wir allein waren auf dieſe Weiſe zu unterhalten; dagegen ſchien ſie ſich in Geſellſchaft zu entſchaͤdigen, wo ſie denn gewoͤhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum ſollte ich es leugnen, unſere letzte Unterredung, ungeachtet meines beſten Willens, war doch nicht vermoͤgend geweſen die Sache ganz bei mir abzuthun; vielmehr hatte ſich meine Einbildungskraft der ſeltſam geſtimmt, ohne daß ich mir es vollkommen bewußt geweſen wäre. Da brach einige Wochen in großer Geſellſchaft der verwaiste Ehemann los, und mir entſprang daraus der allergroͤßte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, ſo ſtehe ich nach jener ungluͤcklichen Entdeckung meine Sonderbeit viel weniger, und nun ward ich eiferſuͤchtig auf ſie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir ſaͤmtlich gegen einander über in ziemlicher Entfernung ſaßen, befand ich mich ſehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir ſeit einiger Zeit reizend geſchienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden ſparte man des Weines nicht, indeſſen von der andern Seite ein paar Muſikfreunde ſich meiner Frau bemaͤchtigt hatten und die Geſellſchaft zu Geſaͤngen, einzelnen und chormaͤßigen, aufzumuntern und anzufeuern wußten. Darüber fiel ich in uͤble Laune; die beiden Kunſtliebhaber ſtimmten zudringlich: der Geſang machte mich draußen, und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, ſo wurde ich wirklich aufgebracht, lorrte den Becher und ſetzte ihn ſehr unſanft nieder.

Durch die Unmuth meiner Nachbarinnen fuͤhlte ich mich zugleich ganz wieder gemildert, aber es iſt eine boͤſe Sache um den Verzeh, wenn er einmal auf dem Wege iſt. Er treibt ordentlich fort, obgleich alles mich hatte ſollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit ſtimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch truͤbſinniger, als man eine Laute brachte und meine Sybille leren Geſang zur Verwunderung aller Hoͤrenden in unbegreiflicher Vollendung hoͤren ließ. Ich ſaß eine allgemeine Stille. Alle auch ſonſt mögen ſollte ich nicht mehr und die Toͤne thaten mir in den Zaͤhnen weh. War es denn ein Wunder, daß endlich der kleinſte Funke die Mine zuͤndete?

Eben hatte die Saͤngerin ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als ſie nach mir, und wahrlich recht liebreich verlangte. Leider drangen die Worte nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunter ſtuͤrzte und einen neu anfuͤllte. Mit dem reinen Zeigefinger winkte ſie mir lieblich drohend. „Bekennen Sie daß es Wein iſt!“ ſagte ſie, nicht lauter als daß es ich hoͤren konnte. — „Waſſer iſt für die Nixen.“ rief ich aus. — „Meine Damen,“ ſagte ſie zu meinen Nachbarinnen, „draͤngen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde.“ — „Sie werden ſich doch nicht meiſtern laſſen:“ pfiffelte mir die Eine ins Ohr! — „Das will der Zwerg!“ rief ich aus, mich heftiger geberdend, wodurch ich den Becher umſtieß. — „Fort iſt nicht verſchuldet:“ rief die Wunderſchoͤne, that einen Griff in die Saiten, als wolle ſie die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf dieſer Stoͤrung weiter auf ſich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um ſo mehr als ſie aufſtand, aber nur als wenn ſie ſich das Spiel bequemer machen wollte, und ja praͤludirten fortfuhr.

Als ich den rothen Wein aber das Tiſchtuch fließen ſah, kam ich wieder zu mir ſelbſt. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte und war recht maͤrchen zerknirſcht. Zum erſten Mal ſprach die Muſik mich an, die erſte Strophe die ſie ſang war ein freundlicher Abſchied an die Geſellſchaft, wie ſie ſich noch zuſammen fuͤgen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Societaͤt gleichſam auseinander, jeder fuͤhlte ſich einzeln, abgeſondert, niemand glaubte ſich mehr gegenwaͤrtig. Aber was ſoll ich denn von der letzten Strophe ſagen? Sie war allein an mich gerichtet.

die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Ueberdruß Abſchied nimmt.

Stumm führte ich ſie nach Hauſe und erwartete mit nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unſer Zimmer gelangt, als ſie ſich höchſt freundlich und anmuthig, ja ſogar ſchalkhaft erwies und mich zum glückſeligſten aller Menſchen machte.

Des andern Morgens ſagte ich ganz getroſt und liebevoll: „Du haſt ſo manchmal, durch gute Geſellſchaft aufgefordert, geſungen, ſo zum Beiſpiel geſtern Abend das rührende Abſchiedslied; ſinge nun auch einmal mir zu Liebe ein hübſches, fröhliches Willkommen in dieſer Morgenſtunde, damit es uns werde als wenn wir uns zum erſten Mal kennen lernten.“

„Das vermag ich nicht, mein Freund,“ verſetzte ſie mit Ernſt. „Das Lied von geſtern Abend bezog ſich auf unſere Scheidung, die nun ſogleich vor ſich gehen muß; denn ich kann dir nur ſagen, die Beleidigung gegen Verſprechen und Schwur hat für uns beide die ſchlimmſten Folgen; du verſcherzeſt ein großes Glück und auch ich muß meinen liebſten Wünſchen entſagen.“

Als ich nun hierauf in ſie drang und bat, ſie möchte ſich näher erklären, verſetzte ſie: „das kann ich leider wohl, denn es iſt doch um mein Bleiben bei dir getban. Vernimm alſo was ich dir lieber bis in die ſpäteſten Zeiten verbergen hätte. Die Geſtalt, in der du mich im Küchlein erblickteſt, iſt mir wirklich angeboren und natürlich; denn ich bin aus dem Stamm des Königs Edwald, des mächtigen Fürſten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geſchichte ſo vieles meldet. Unſer Volk iſt noch immer wie vor Alters thätig und geſchäftig und auch daher leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorſtellen, daß die Zwerge in ihrer Arbeit zurückgeblieben ſind. Sonſt waren Schwerte, die den Feind verfolgten, wenn man ſie ihm nachwarf, unſichtbar und geheime nißvoll bindende Ketten, unburchdringliche Schilder und bergleichen ihre berühmteſten Arbeiten. Jetzt aber beſchäftigen ſie ſich hauptſächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes, und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdeſt erſtaunen, wenn du unſere Werkſtätten und Waarenlager binburch gehen ſollteſt. Dieß wäre nun alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein der ſonderer Umſtand einträte.“

Da ſie einen Augenblick inne hielt, erkannte ich ſie um fernere Erbfnung dieſer wunderſamen Geheimniſſe, worin ſie mir denn auch ſogleich willfahrte.

„Es iſt bekannt,“ ſagte ſie, „daß Gott ſobald er die Welt erſchaffen hatte, ſo daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich daſtand, daß Gott, ſage ich, ſogleich vor allen Dingen die Zwerglein erſann, damit auch vernünftige Weſen wären, welche ſeine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Küſten anſtaunen und verehren könnten. Ferner iſt bekannt, daß dieſes kleine Geſchlecht ſich nachmals erhoben und ſich die Herrſchaft der Erde anzumaßen gedacht, weshalb denn Gott die Drachen erſchaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen ſich in den großen Höhlen und Spalten ſelbſt einzuniſten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derſelben Feuer ſpieen und manch anderes Wüſte begingen, ſo wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergeſtalt daß ſie nicht mehr wußten wo aus noch ein und ſich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieſes unſaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach ſeiner Weisheit ſein Geſchöpf zu zerſtören nicht beſchließen mochte, ſo ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alſobald die Rieſen erſchuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht austrotten doch wenigſtens vermindern ſollten.“

„Als nun aber die Rieſen ſo ziemlich mit den Drachen fertig geworden, ſtieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel, weswegen ſie gar manches Frevele, beſonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth ſich zu ihrem Herrn wandten, der ſodann aus ſeiner Machtgewalt die Ritter ſchuf, welche die Rieſen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben ſollten. Damit war denn das Sechſtmalgewort von dieſer Seite beſchloſſen, und es findet ſich, daß nachher Rieſen und Drachen ſo wie die Ritter und Zwerge immer zuſammengehalten haben. Daraus kannſt du nun erſehen, mein Freund, daß wir von dem älteſten Geſchlecht der Welt ſind, welches uns zwar zu Ehren gereicht doch aber auch großen Nachtheil mit ſich führet.

„Da nämlich auf der Welt nichts ewig beſtehen kann, ſondern alles was einmal groß geweſen, klein werden und abnehmen muß, ſo ſind auch wir in dem Falle, daß wir ſeit Erſchaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allen andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes dieſem Schickſal am erſten unterworfen iſt. Deßhalb haben unſere weiſen Meiſter ſchon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe heraus ins Land geſendet werde, um ſich mit einem ehrſamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeſchlecht wieder angefriſcht und vom gänzlichen Verfall gerettet ſey.“

Indeſſen meine Schöne dieſe Worte ganz treuherzig vorbrachte, ſah ich ſie bedenklich an, weil es ſchien als ob ſie Luſt habe mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß ſie mich anſtatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben ſollen, meine Vorfahren ſeyen von Gott unmittelbar erſchaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte ſie freundlich: „aber ſage mir, mein liebes Kind, wie kommſt du zu dieſer großen und anſehnlichen Geſtalt? denn ich kenne wenig Frauen, die dir an prächtiger Bildung vergleichen können.“ — „Das ſollſt du erfahren,“ verſetzte meine Schöne. „Es iſt von jeher im Rath der Zwergenthümer gebraucht, daß man ſie ſo lange als möglich vor jedem außerordentlichen Sorgen in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzeſſin wieder einmal in das Land zu ſenden, wenn nicht mein nachgeborner Bruder ſo klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen ſogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß wo er hingekommen iſt. Bei dieſem in den Jahrbüchern ganz unerhörten Falle verſammelte man die Weiſen, und kurz und gut, der Entſchluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu ſchicken.“

„Der Entſchluß!“ rief ich aus; „das iſt wohl alles ſchön und gut. Man kann ſich entſchließen, man kann etwas beſchließen; aber einem Zwergleim viele Göttergeſtalt zu geben, wie haben eure Weiſen dieß zu Stande gebracht?“

Es war auch ſchon von unſern Aeltern vorgeſehen. In dem königlichen Schatz lag ein ungeheurer goldner Fingerring. Ich ſpreche jetzt von ihm wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, eher mals an ſeinem Orte gezeigt wurde: denn es iſt derſelbe, den ich hier am Finger habe; und nun ging man folgendergeſtalt zu Werke. Man unterrichtete mich von allen was beyverſtehe, und belehrte mich was ich zu thun und zu laſſen habe.“

„Ein köſtlicher Palaſt nach dem Muſter des lieblichſten Sommeraufenthalts meiner Eltern, wurde verfertigt: ein Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünſchen kann. Er ſtand am Eingang einer großen Felſenkluft und verſperrte ſie aufs beſte. An dem beſtimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte und vierundzwanzig Prieſter trugen auf einer köſtlichen Bahre, nicht ohne Beſchwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über ſie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abſchiede ſchritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing ſogleich merklich zu wachſen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring ſogleich an den Finger ſteckte. Nun im Nu verſchloſſen ſich Fenſter, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen ſich ans Hauptgebäude zurück, ſtatt des Palaſtes ſtand ein Käſtchen da vor mir, das ich ſogleich aufhob und mit fortertrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, ſo groß und ſtark zu ſeyn, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landſtrecken, aber doch immer ſchon ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, beſonders aber gegen die Ameiſen, mit denen wir Zwerge nicht immer in guterm Verhältniß ſtehen und beſtwegen oft von ihnen geplagt werden.

„Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug ich erfuhr manchen, aber niemand als du ſchien mir werth, den Stamm des herrlichen Eichwald zu erneuern und zu verewigen.“

Bey allen dieſen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geſchüttelt hätte. Ich that verſchiedene Fragen, worauf ich aber keine ſonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Verdrießlichkeit erfuhr, daß ſie nach dem was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müſſe. Sie hoffe zwar wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe ſie ſich unvermeidlich zu ſtellen, weil ſonſt für ſie ſo wie für mich alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufgefodert zu zahlen und was ſonſt noch alles daraus entſtehen könnte.

Da ich hörte daß uns das Geld nachgehen dürfte, fragte ich nicht weiter was ſonſt noch geſchehen möchte. Ich faßte die Achſeln, ich ſchwieg und ſie ſchien mich zu verſtehen.

Wir packten zuſammen und ſetzten uns in den Wagen, das Käſtchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palaſt anſehen konnte. Es ging es mehrere Stationen fort. Poſtgeld und Trinkgeld wurden aus den Täſchchen rechts und links genommen und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgeſtiegen waren, als meine Schöne verabſchiedet und ich auf ihr Geheiß mit dem Käſtchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich ſteilen Pfaden zu einem engen Wieſengrund, durch welchen ſich eine klare Quelle bald ſtürzte, bald ſanftmd ſchlängelte. Da zeigte ſie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Käſtchen niederſetzen und ſagte: Lebe wohl! du findeſt den Weg gar leicht zurück; gedenke mein, ich hoffe dich wiederzuſehen.

In dieſem Augenblick war mir's als wenn ich ſie nicht verlaſſen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren ſchönen Tag, oder wenn ihr wollt ihre ſchöne Stunde. Mit einem ſo lieblichen Weſen allein, auf grüner Matte, zwiſchen Gras und Blumen, von Felſen beſchränkt, von Waſſer umrauſcht, welches Herz wäre da wohl ſtillos geblieben! Ich wollte ſie bey der Hand faſſen, ſie umarmen, aber ſie ſtieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht ſogleich entfernte.

„Iſt denn gar keine Möglichkeit,“ rief ich aus, „daß ich bey dir bleibe, daß du mich bey dir behalten könnteſt?“ Ich begleitete dieſe Worte mit ſo ſämmerlichen Geberden und Thränen, daß ſie gerührt ſchien und nach einigem Bedenken mir geſtand, eine Fortdauer unſerer Verbindung ſey nicht ganz unmöglich. Aber war gluͤcklicher als ich. Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte ſie endlich mit der Sprache herauszurücken und nur zu entdecken, daß wenn ich mich entſchlöſſe, mit ihr ſo klein zu werden als ich ſie ſehen geſehen, ſo könnte ich auch jetzt bey ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieſer Vorſchlag gefiel mir nicht ganz, doch konnte ich mich einmal in dieſem Augenblick nicht von ihr losreißen, und aus Wunderbare ſeit genannter Zeit ſchon gewöhnt, zu raſchen Entſchlüſſen aufgelegt, ſchlug ich ein und ſagte, ſie möchte mit mir machen was ſie wollte.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausſtrecken, ſie faßte den übrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldnen Ring ganz leiſe ſich ab und ließ ihn derüber an meinen Finger laufen. Kaum war dies geſchehen, ſo fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog ſich zuſammen und folterte mich entſetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verſchwunden war. Wie mir indeſſen zu Muthe geworden, dafür möchte ich keinen Ausdruck zu finden. auch bleibt mir nichts übrig zu ſagen als daß ich mich ſehr bald in kleiner Perſon neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiederlebens nach einer kurzen und doch ſo ſeltſamen Trennung, oder wenn ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, überſteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, ſie erwiederte meine Liebkoſungen und das kleine Paar fühlte ſich ſo glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit klettern wir nun mehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns bedeutend ein unabſehbar-ungeheurer Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße, und wie erſtaunt war ich, dort eine große geregelte Maſſe zu ſehen, die ich doch bald für das Käſtchen, in dem Zuſtand wie ich es hingeſetzt hatte, wieder erkennen mußte.

Gehe hin mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an. Du wirſt Wunder ſehen, ſagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und hatte kaum angeklopft, ſo erſtarrte ich wirklich das größte Wunder. Zwey Seitenflügel bewegten ſich hervor und zugleich ſetzten ſich Schuppen und Späne verſchiedener Theile hervor unter, da war denn Thüren, Fenſter, Säulengänge und alles was zu einem vollſtändigen Palaſte gehört, auf einmal zu Geſetze kamen.

Wer einen künstlichen Schreibtisch von Röntgen gesehen hat, wo mit einem Zug viele Federn und Resorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Briefe und Geldschäfer sich auf einmal oder kurz nacheinander entwickeln, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterin unvermerkt hineinging. In dem Hauptsaal erkannte ich sogleich das Kamin das ich ehemals von oben gesehen, und den Sessel worauf sie gesessen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich herein geschaut hatte. Ich verschone euch mit Beschreibung des Uebrigen; genug alles war geräumlich und geschmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militärische Musik vernahm. Meine schöne Hälfte sprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und schauten, wie auf einer aufgethanen Zeitlinse ein glänzender Zug sich bewegte. Stallvater, Bediente, Hausofficianten und ein glänzender Hofstaat folgten hintereinander. Endlich erblickte man ein goldnes Gedränge und in demselben den König selbst. Als der ganze Zug vor dem Palast aufgestellt war, trat der König mit seiner nächsten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, sie riß mich mit sich fort, wir warfen uns ihm zu Füßen, er hob mich sehr gnädig auf, und als ich vor ihn zu stehen kam, bemerkte ich erst, daß ich freilich in dieser kleinen Welt die ansehnlichste Statur hatte. Wir gingen zusammen nach dem Palaste, da mich der König in Gegenwart seines ganzen Hofes mit einer wohl studirten Rede, worin er seine Ueberraschung aufs hier zu finden ausdrückte, zu bewillkommnen geruhte, mich als seinen Schwiegersohn erkannte und die Trauungszeremonie auf Morgen ansetzte.

Wie schrecklich ward mir auf einmal zu Muthe, als ich von Heirath reden hörte; denn ich fürchtete mich bisher davor fast mehr als vor der Musik selbst. die mir doch sonst das Verhaßteste auf Erden schien. Diejenigen, die Musik machen, pflegte ich zu sagen, stehen doch wenigstens in der Einbildung, unter einander einig zu seyn und in Uebereinstimmung zu wirken; denn wenn sie lange genug gestimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerrissen haben, so glauben sie steif und fest, die Sache sey nunmehr aufs Reine und ein Instrument passe genau zum andern. Der Capellmeister selbst ist in diesem glücklichen Wahn, und nun geht es fröhlig los, unterdeß uns andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Ehestand hingegen ist dieß nicht einmal der Fall; denn ob er gleich nur ein Duett ist und man doch denken sollte, zwei Stimmen, ja zwei Instrumente müßten einigermaßen übereingestimmt werden können, so trifft es doch selten zu; denn wenn der Mann einen Ton angiebt, so nimmt ihn die Frau gleich höher; da geht es denn aus dem Kammer- in den Chorton und immer so weiter hinauf, daß zuletzt die blasenden Instrumente selbst nicht folgen können. Und also, da mir die harmonische Musik zuwider bleibt, so ist mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmonische gar nicht leiden kann.

Von allen Festlichkeiten, worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen; denn ich achtete gar wenig darauf. Das festbare Essen, der köstliche Wein, nichts wollte mir schmecken. Ich sann und überlegte, was ich zu thun hätte. Denn da war nicht viel aufzustimmen. Ich entschloß mich als es Nacht wurde, kurz und gut, auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und so gut als möglich verbarg. Mein erstes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu schaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte, vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward, sobald ich ihn abzuziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt. Die aber sogleich nachließen, sobald ich von meinen Vorhaben abstand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Person hatte sehr gut geschlafen — und wollte mich eben weiter umsehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen viele Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entsetzte ich mich, als alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameisenheer über mich niederstürzte. Kaum wurden sie mich gewahr, als sie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf solche Weise zudeckten, steckten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte ich solle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameise von ansehnlicher Statur sich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und sich sogar meiner Gunst empfahl. Ich vernahm daß die Ameisen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er sie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet mich herbeizuschaffen. Nun war ich Kluger in der Händen von noch Klügern. Ich sah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Zeremonien schweigen; genug wir waren vereheirathet. So lustig und munter es jedoch bei und herging, so fanden sich dessen ungeachtet einsame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das solle ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Gestalt und meinen Bedürfnissen völlig gemäß. Die Flaschen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja wenn man will, verhältnißmäßig besseres Maß als bei uns. Meinem feinen Gaumen schmeckten die zarten Bissen vortrefflich, ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend, und ich leugne nicht, die Neuheit machte mir diese Verhältnisse höchst angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zustand nicht vergessen. Ich empfand in mir einen Maßstab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum ersten Mal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält seyn sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und ersahen mir manchmal im Traum wieder ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergsgenossen, so viele andere Bande machten mich ganz und gar ungeduldig, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann.

Weil ich übergenug war daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, so beschloß ich ihn abzufeilen. Ich entwendete deßhalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicherweise war ich klein, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; sie war nicht gering: denn das goldne Reifchen, so dünn es anfangs war, in dem Verhältniß dicker geworden, als es sich aus seiner ersten Größe zusammen gezogen hatte. Alle freien Stunden wendete ich unbemerkt an dieses Geschäft

und war ſing genug, als das Metall bald durchgeſeilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf einmal ſprang der goldne Reif mit Gewalt vom Finger und meine Finger ſaus mit ſolcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu ſtoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unſeres Commerzialhofes durchgeſtoßen, ja das ganze Commerzgebäude durch meine friſche Ungeſchicklichkeit zerſtört haben würde.

Da ſtand ich nun wieder, freilich um ſo viel größer, allein, wie mir vorkam, auch um vieles dümmer und unbehülflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, ſah ich die Schatulle neben mir ſtehen, die ich ziemlich ſchwer fand, als ich ſie aufhob und den Fußſad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einſpannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich ſogleich den Verſuch mit den Täſchchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches aufgegangen ſchien, fand ich ein Schlüſſelchen, es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Erlaß fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens, nachher wurde dieſer verkauft, um mich auf dem Poſtwagen fortzubringen. Die Schatulle ſperrte ich zuletzt los, weil ich immer dachte, ſie ſollte ſich noch einmal füllen, und ſo kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Kheim, wo ihr mich zuerſt habt kennen lernen.

Siebentes Capitel.

Hertilie an Wilhelm.

Bekanntſchaften, wenn ſie ſich auch gleichgültig anknüpfen, haben oft die wichtigſten Folgen, und nun gar die Ihrige, die gleich von Anfang nicht gleichgültig war. Der wunderliche Schlüſſel kam in meine Hände als ein ſeltſames Pfand; nun beſitze ich das Kaſtchen auch. Schlüſſel und Kaſtchen, was ſag n Sie dazu! Was ſoll man dazu ſagen! Hören Sie, wie's zuging:

Ein junger, feiner Mann läßt ſich bei meinem Oheim melden und erzählt, daß der curieuſe Antiquitätenkramer, der mit Ihnen lange in Verbindung geſtanden, vor kurzem geſtorben ſey, und ihm die ganze merkwürdige Verlaſſenſchaft übertragen, zugleich aber zur Pflicht gemacht habe, alles fremde Eigenthum, was eigentlich nur deponirt ſey, unverzüglich zurückzugeben. „Eines Gut beunruhige niemanden, denn man habe den Verluſt allein zu ertragen: fremdes Gut jedoch zu bewahren, habe er ſich nur in beſondern Fällen erlaubt, ihm wolle er dieſe Laſt nicht aufbürden, ja er verbiete ihm, in ſolcher ſittlicher Liebe und Autorität ſich damit zu befaſſen.“ Und hiemit zog er das Kaſtchen hervor, das, wenn ich es ſchon aus der Beſchreibung kannte, mir doch ganz vorzüglich in die Augen fiel.

Der Oheim, nachdem er es von allen Seiten beſehen, gab es zurück, und ſagte: „Auch er habe es ſich zur Pflicht gemacht, in gleichem Sinne zu handeln und ſich mit ſeiner Antiquität, ſie ſey auch noch ſo ſchön und wunderbar, zu befaſſen, wenn er nicht wiſſe wem ſie früher angehört und was für eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen ſey. Nun zeige dieſes Kaſtchen weder Buchſtaben noch Ziffer, weder Jahrzahl noch ſonſt eine Andeutung, worauf man den frühern Beſitzer oder Künſtler errathen könne, es ſey ihm alſo völlig unnütz und ohne Intereſſe.“

Der junge Mann ſtand in großer Verlegenheit und fragte nach einigem Beſinnen, ob er nicht erlauben wolle, ſolches der feinen Gerichten vorzulegen! Der Oheim lächelte, wandte ſich zu mir und ſprach: „das wäre ein hübſcher Gedanke für den Hertilie: du biſt ja auch allerlei Commod und pierlate Koſtbarkeiten. Sag' es ihm; denn ich wollte wetten, der Freund, der hat mehr gleichgültig dieſes Gut gelegentlich wieder und heil zu ab.“

Das muß ich nun ſo einſtimmen, wenn ich treu erzählen will und ſodann muß ich bekennen, ich ab das Kaſtchen mit neidiſchen Augen an und eine gewiſſe Habſucht bemächtigte ſich meiner. Mir widerſtrebte das perrliche dem vollen Fehr vom Schickſal zugedachte Schatullchen in dem altväteriſchen verroſteten Depoſitenkaſten der Gerichtsſtube zu wiſſen. Mündlich und ſchriftlich erwartig zog ſich die Hand darnach, mein böſer Dämonſt trieb ſie zurück; ich hatte ja den Schlüſſel, das Kaſtchen ließ ſich nicht entdecken; nun ſollte ich mir die Qual anthun, das Schloß unverſehrt zu laſſen, eher mich der unerlaubten Mittel bedienen es aufzuſchließen! Allein ich wußte nicht, was es Wunſch oder Ahnung, ich ſtellte mir vor, Sie kämen, kämen bald, wären ſchon da wenn ich auf mein Zimmer träte; genug, es war mir ſo wunderlich, ſo ſeltſam, ſo confus, wie es mir immer geht, wenn ich aus meiner gleichmüthigen Heiterkeit herausgeſtört werde. Ich ſage nichts weiter, beſtreite nicht, entſchuldige nicht; genug, hier liegt das Kaſtchen vor mir in meiner Schatulle, der Schlüſſel daneben, und wenn Sie eine Art von Herz und Gemüth haben, ſo denken Sie, wie mir zu Muthe iſt, wie viele Leidenſchaften ſich in mir durcheinanderwinden, wie ich Sie verwünſche, auch wohl Feier dazu, daß es ein Ende werde, wenigſtens daß eine Ordnung vorgehe, was damit zum Teufel mit dieſem wunderbaren Fluch, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen; und ſollte ich auch nicht auf alle Verlegenheit geraten werden, ſo wünſche ich wenigſtens ſehnlichſt, daß dieſe ſich aufklären, ſich entziehen, wenn mir auch, wie ich fürchte, etwas Schlimmeres begegnen ſollte.

Achtes Capitel.

Unter den Papieren die uns zur Redaction vorliegen finden wir einen Entwurf den wir eine weitere Verbreitung hier einſchalten will unſere Anlegenheiten immer ernſthafter werden und für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.

Im Ganzen möchte dieſe Erzählung dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wie ſie St. Evremond am heitern Abend einem Kreiſe verſammelter luſtiger Geſellen vortrug.

Die geſellſchaftliche Weite.

Es iſt bekannt daß die Menſchen, ſobald es ihnen einigermaßen wohl und nach ihrem Sinne geht, alſo bald nicht wiſſen was ſie vor Uebermuth anfangen ſollen; und ſo hatten denn auch mußige Studenten die Gewohnheit während der Ferien ſchaarenweis das Land zu durchziehen und nach ihrer Art Einen zu treiben, welche freilich nicht immer die beſten Folgen hatten. Sie waren gar verſchiedener Art, wie ſie das Burſchenleben zuſammenführt und bindet. Ungleich von Geburt und Wohlhabenheit, Geiſt und Bildung, aber alle geſellig in einem heitern Sinne mit einander ſich fortbewegend und treibend. Auch

aber wollten ſie oft zum Geſellen: denn wenn ich ſchwerere Laſten trug als einer von ihnen, ſo mußten ſie mir denn auch den Ehrentitel eines großen Kerles ertheilen und zwar dauptſächlich deßhalb, weil ich ſtiltener aber beſto kräftiger meine Poſſen trieb, wovon denn folgendes ein Zeugniß ablegen mag.

Wir hatten auf unſeren Wanderungen ein angenehmes Bergdorf erreicht, das bei einer abgeſchiedenen Lage den Vortheil einer Poſtſtation und in großer Entfernung ein paar hübſche Mädchen zu Bewohnerinnen hatte. Man wollte ausruhen, die Zeit verſchlendern, verliebeln, eine Weile wohlleiter leben und beſhalb mehr Geld verzehren.

Es war gerade nach Tiſch, als einige ſich unterhielten, andere im erniedrigten Zuſtand befanden. Die einen lachen und ſchliefen ihren Rauſch aus; die andern hätten ihn gern auf irgend eine muthwillige Weiſe ausgelaſſen. Wir hatten ein paar große Zimmer im Seitenflügel nach dem Hof. Eine ſchöne Equipage, die mit vier Pferden herumgefahren, ſtand an die Fenſter. Die Bedienten ſprangen vom Bock und halfen einem Herrn von ſtattlichem vornehmem Anſehen heraus, der ungeachtet ſeiner Jahre noch rüſtig genug auftrat. Seine große wohlgebildete Naſe fiel mir zuerſt ins Geſicht, und ich weiß nicht was für ein böſer Geiſt mich anhauchte, ſo daß ich in einem Augenblick den teufliſchen Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, ſogleich auszuführen begann.

„Was dünkt euch von dieſem Herrn?“ fragte ich die Geſellſchaft. „Er ſieht aus,“ verſetzte der Eine, „als ob er nicht mit ſich ſpaßen laſſe.“ „Ja ja,“ ſagte der andre, „er hat ganz das Anſehen ſo einen vornehmen Herr mich nicht an.“ „Und deſſen ungeachtet,“ erwiederte ich ganz ernſthaft, „was wettet ihr, ich will ihm bei der Naſe zupfen, ohne daß mir deßhalb etwas Liebes widerfahre; ja ich will mir ſogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen.“

„Wenn du es leiſteſt,“ ſagte Raufbold, „ſo zahlt dir jeder einen Louisd'or.“ — „Laſſen Sie das Geld für mich ein.“ rief ich aus; „auf Sie verlaſſe ich mich.“ — „Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen,“ ſagte der Kleine. — „Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ verſetzte ich und ſprang die Treppe hinunter.

Bei dem erſten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen ſehr ſtarken Bart hatte und vermuthete daß keiner von ſeinen Leuten raſiren könne. Nun begegnete ich dem Kellner und fragte: „hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?“ „Freilich,“ verſetzte der Kellner, „und es iſt eine rechte Noth. Der Kammerdiener des Herrn iſt ſchon zwei Tage zurückgeblieben. Der Herr will keinen Bart abſcheut leiden, und unſer einziger Barbier, wer weiß, wo er in die Nachbarſchaft hineingaſſirt.“

„Sie melden mich an,“ verſetzte ich; „führt mich als Barbierer bei den Herrn nur ein, und ihr werdet Ehre mit mir einlegen.“ Ich nahm das Raſirzeug das ich im Hauſe fand und folgte dem Kellner.

Der alte Herr empfing mich mit großer Grandezza, beſah mich von oben bis unten, als ob er meine Geſchicklichkeit auf mir herausſpüren wollte. „Verſteht er ſein Handwerk?“ ſagte er zu mir.

„Ich ſuche meines Gleichen,“ verſetzte ich, „ohne mich zu rühmen.“ Auch war ich meiner Sache gewiß: denn ich hatte früh die erſte Kunſt getrieben und war beſonders deßwegen berühmt, weil ich mit der linken Hand raſirte.

Das Zimmer, in welchem der Herr ſeine Toilette machte, ging nach dem Hof und war gerade ſo gelegen, daß unſere Freunde ſklaviſch bereitwillig kamen, beſonders wenn die Fenſter offen waren. Ihr gehöriger Verrichtung fehlte nichts mehr. Der Barbier hatte ſich geſetzt und das Tuch vorgenommen. Da trat ganz beſcheidentlich vor ihn hin und ſagte: „Excellenz! mir iſt bei Ausübung meiner Kunſt das Beſondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute beſſer und zu mehrerer Zufriedenheit raſirt habe, als die Vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Urſache bald da bald dort geſucht, endlich aber gefunden daß ich's in freier Luft viel beſſer mache als in verſchloſſenen Zimmern. Wollten Ew. Excellenz deßhalb erlauben daß ich die Fenſter aufmache, ſo würden Sie den Effect zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden.“ Er gab es zu, ich öffnete das Fenſter, gab meinen Freunden einen Wink und fing an, den ſtarken Bart mit großer Anmuth einzuſeifen. Eben ſo bedeutend und leicht trieb ich das Strepptiſch vom Boden weg, wobei ich nicht verſäumte, als ich an die Oberlippe kam, meinen Gönner bei der Naſe zu faſſen, und ſie mehrmals derber und tüchtiger zu biegen, wobei ich mich ſo zu ſtellen wußte, daß die Mienenſpiele zu ihrem größten Vergnügen erkennen und bekannen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr ſtattlich bewegte ſich der alte Herr gegen den Spiegel: man ſah daß er ſich mit einiger Gefälligkeit betrachtete, und wirklich, es war ein ſehr ſtattner Mann. Dann wendete er ſich zu mir mit einem feurigen Schwanken aber freundlich-ernſten Blick und ſagte: „Er verliert, mein Freund, vor vielen ſeines Gleichen gerühmt zu werden, denn ich bemerke an ihm weit weniger Unarten als an andern. So führt er nicht zwei dreimal über dieſelbige Stelle, ſondern es iſt mit Einem Strich gethan; auch ſtreicht er nicht, wie mehrere thun, ſein Scheermeſſer in der flachen Hand ab und führt den Unrath nicht der Perſon über die Naſe. Beſonders aber iſt ſeine Geſchicklichkeit der linken Hand zu bewundern. Hier iſt etwas für ſeine Mühe! fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. Nur Eines merke er ſich: daß man Leute von Stande nicht bei der Naſe faßt. Wird er dieſe däuriſche Sitte künftig vermeiden, ſo kann er wohl noch in der Welt ſein Glück machen.“

Ich verneigte mich tief, verſprach alles Mögliche, bat ihn bei allenfallſigen Mißfehlen mich wieder zu beehren, und eilte was ich konnte zu unſerem jungen Geſellen, die mir indeß ziemlich Angſt gemacht hatten. Denn ſie verführten ein ſolches Geſchrei und ein ſolches Getümmel, ſprangen wie toll in der Stube herum, klatſchten und riefen, weckten die Schlafenden, und erzählten die Begebenheit immer mit neuen Lügen und Zoten, daß ich ſelbſt, als ich mit Zimmer trat, die Fenſter vor allen Dingen zumachte und ſie um Gottes willen bat, ruhig zu ſeyn, endlich aber mitlachen mußte, über das Aufſehen einer närriſchen Handlung, die ich mit ſo vielem Ernſte durchgeführt hatte.

Mit nach einiger Zeit ſich die jedesmal Weſſen des Lachens einigermaßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich; die Geſellſchaft hatte ich in der Taſche und den wohlverdienten Gulden dazu und ich hielt mich für ganz wohl aufgeklärt, welches mir nun ſo erwünſchter war, als die Geſellſchaft beſchloſſen hatte den andern Tages aufeinander zu gehen. Aber und war mehr beſtimmt mit Zucht und Ordnung zu ſchaden. Die Geſchichte war zu reizend, als daß man ſie hätte bei ſich behalten können; ſo

ſehr ich auch gebeten und beſchworen hatte, nur bis zur Ankunft des alten Herrn meinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Jüngſte genannt, hatte ein Ehebeverſtändniß mit der Tochter des Hauſes. Sie kamen zuſammen und Gott weiß, ob es ſie nicht beſſer zu unterhalten wußte; genug er erzählte ihr den Spaß und ſie wollten ſie ſich nun zuſammen aufladen. Dabei blieb es nicht, ſondern das Mädchen brachte die Mähre ſachte und ſo unbemerkt ſie endlich noch kurz vor Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir ſaßen luſtiger als ſonſt: denn es war den Tag über genau acht geben worden, als auf einmal der kleine Kellner, der uns ſehr zugethan war, hereintrat und rief: „Rettet euch, man wird euch toll ſchlagen.“ Wir ſtutzten auf und wollten mehr wiſſen; er aber war ſchon zur Thüre wieder hinaus. Ich ſprang auf und ſah den Rentmeiſter vor; allein aber hörten wir an der Thüre pochen und ſchlagen, ja wir glaubten zu hören, daß ſie durch eine Axt geſprengt werde. Maſchinenmäßig zogen wir uns ins zweite Zimmer zurück, als warfen verſtummt: „wir ſind verrathen,“ rief ich aus; „der Teufel hat uns bei der Naſe.“

Jemand griff nach ſeinem Degen, ich ſetzte hier abermals meine Rückenkraft, und ſchon eine Doppelte eine ſchwere Commode vor die Thüre, die glücklicherweiſe herwärts ging. Doch hörten wir ſchon das Gepolter im Vorzimmer und die befeſtigten Schläge an unſere Thüre.

Der Baron ſahen entſchieden ſich zu verſchließen, wiederholt aber rief ich ihm und den übrigen zu: „rettet euch: hier ſind Schläge zu fürchten nicht allein aber Beſchimpfung, das Schlimmere für den Pflichtvergeſſenen.“ Das Mädchen flehte herein, die ſelbſt hie und verrathen hatte, mit verzweifelt ihrem Liebhaber in Todesgefahr zu wiſſen. „Fort, fort!“ rief ſie uns und ſagte ihm an: „fort, fort! ich bring' euch über Wieſen, Schwanen und Gänge. Kommt alle, der letzte ziehe die Leiter nach.“

Auch ſtürzte man zur Hintenthüre hinaus; ich hob noch einen Koffer auf die Kiſte um die ſchon herunterſtürzenden Zöglingen der belagerten Thüre zurückzuhalten und ſchwebte. Aber meine Behendigkeit, mein Trug wollte mir verderblich werden.

Als ich den übrigen nachgeeilt rannte, fand ich die Leiter ſchon aufgezogen und ſah alle Hoffnung mich zu retten gänzlich verſperrt. Da fiel' ich nun, in der eigentliche Verräther, der ich mit beider Hand, mit ganzen Knochen zu entrinnen ſchien aufgab. Und wer weiß — denn laßt mich immer herr in Gedanken ſtehen, da ich jetzt hier gegenwärtig auch das Mädchen vorerzählen kann. Kurz verſtummt war, daß dieſe verwegene Tatte ſich in ſolchete Folgen verlor.

Der alte Herr, viel gekränkt von Verdächtigung ohne Raub, ging ſich's zu Gemüthe, und man der bauptet, dieſes Ereigniß habe ſeinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mittwirkend. Dem Stein, den Thätern auf die Spur zu gelangen trachtend, erfuhr unglücklicherweiſe die Thatſache des Barons, und erſt nach Jahren verſtand ganz klar, forderte er dieſen heraus und eine Wunde von dem ſchönen Mann entſtehend, ward ergrimm für das ganze Leben. Auch ſeinem Gegner verdarb dieſer Handel einige ſchöne Jahre, durch zufällig ſich entſchleichende Ereigniſſe.

Da nun jede Fabel eigentlich einmal leeren ſoll, ſo iſt euch allen, welchen die ergreifendſte gemeint ſey, wohl überlaut und deutlich.

Neuntes Capitel.

Der höchſt bedeutende Tag war angebrochen, heute ſollten die erſten Schritte zur allgemeinen Feuerverſicherung eingeleitet werden, denn ſollte ſich's entſcheiden wer dem wertben in die Welt hinaus geben, oder wer lieber aufbleibt, auf dem zuſammengetragenen Boden der alten Erde, verweilen und ſein Glück verſuchen wolle.

Ein muntered Lied erſcholl in allen Straßen des heiteren Feſtes; Maſſen traten ſich zuſammen, die einzelnen Gäſter eines jeden Handwerks ſchloſſen ſich an einander an, und ſo zogen ſie, unter einſtimmigem Geſange, nach einer durch das Loos entſchiedenen Ordnung in den Saal.

Da Vorachtungen, wie wir Lenarden, Friederichen und den Antimann bezeichnen wollen, warum eben im Begriff waren zu ſetzen und den geſchwenden Platz einzunehmen, als ein Mann von einnehmendem Weſen zu ihnen trat und ſich die Erlaubniß auswirkte an der Verſammlung Theil nehmen zu können. Ihm wäre nichts angenehmer geweſen, ſo geſittet, zuvorkommend und freundlich war ſein Betragen, wobnrch eine imponante Geſtalt, welche ſowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geſelligen Leben hinbeutete, ſich höchſt anmuthig erwies. Er trat mit den übrigen hinein, man überließ ihm einen Ehrenplatz, alle hatten ſich geſetzt, Lenarde blieb ſtehen und fing folgendermaßen zu reden an:

„Betrachten wir, meine Freunde, des feſten Landes bewohnteſte Provinzen und Reiche, ſo finden wir überall wo ſich unſerer Boden verwertbet, denſelben bebaut, bepflanzt, getragelt, verſchönt und in gleichem Verhältniß genutzet, in Dorf zu genommen, befeſtigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundeigens, und ſind geneigt ihn als das Feſte, das Beſte anzuſehen was den Menſchen werden kömne. Finden wir nun, bei näherer Anſicht, Eltern- und Kinderliebe, innige Vereinigung der Flur- und Stattgenoſſen, kommt auch das allgemeine patriotiſche Gefühl unmittelbar auf den Boden gewändet, dann erſcheint uns jedes Ergreifen und Behaupten des Raums, im Großen und Kleinen, immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, ſo hat es die Natur gewollt! Ein Menſch auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beide vertrachten miteinander und zuletzt knüpfen ſich die ſchönſten Bande. Wer möchte denn wohl die Brunoſelle alles Daſeyns wie herrlichſt verführen. Werth und Würde ſo ſchöner einzeiner Hinmelsgabe verkennen?

„Und doch darf man ſagen: wenn das was der Menſch beſitzt von großem Werth iſt, ſo muß man demjenigen was er thut und leiſtet noch einen größern zuſtreichen. Wir mögen daher bei völligem Ueberſchauen den Grundbeſitz als einen kleineren Theil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meiſten und höchſten beruhen beſtehen aber eigentlich im Bewegtlichen, und in demjenigen was durchs bewegte Leben gewonnen wird.

„Hiermit muß mancherlei werden wir Jüngeren beſonders gemüthigt; denn hätten wir uns die Luſt zu bleiben und zu verharren von unſern Vätern geerbt, ſo fänden wir uns doch tauſendfältig aufgefordert die Unſern vor weiterer Aus- und Umſicht freiwegs zu verſichtigen. Eilen wir deshalb ſchnell aus Meeresufer und übergugen uns mit einem Blick welch unermeßliche Räume der Thätigkeit offen ſtehen, und bekennen wir, ſogar bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt.

„Doch in solche grenzenlose Weiten wollen wir uns nicht verlieren, sondern unsere Aufmerksamkeit dem zusammenhängenden, weiten, breiten Boden so mancher Länder und Reiche zuwenden. Dort sehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Stätte beweglich, deren lebendig nährender Heerdenbesitz überall hinzuleiten ist. Wir sehen sie in Mitten der Wüste, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünschten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung, solches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfniß; endlich betrachten sie die Oberfläche der Welt, als wäre sie nicht durch Berge gehämmt, nicht von Flüssen durchzogen. Haben wir doch den Nordosten gesehen sich gegen Südwesten bewegen, ein Volk das andere vor sich hertreiben, Herrschaft und Grundbesitz durchaus verändern.

„Von übervölkerten Gegenden der wird sich ebenfalls dasselbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre schwer zu sagen; wunderlich aber ist es, daß durch eigene Uebervölkerung wir uns einander innerlich drängen und, ohne erst abzuwarten daß wir vertrieben werden, uns selbst vertreiben. Das Urtheil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.

„Hier ist nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth, in unserm Busen einer gewissen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungedultige Lust nicht zu unterdrücken, die uns antreibt Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch sinnen und vorhaben geschehe nicht aus Leidenschaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, sondern aus einer dem besten Rath entsprechenden Ueberzeugung.

„Man hat gesagt und wiederholt: „wo mir's wohlgeht ist mein Vaterland!“ Doch wäre dieser treffliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: „wo ich nütze ist mein Vaterland!“ Zu Hause kann einer unnütz seyn, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: „trachte jeder überall sich und andern zu nutzen.“ so ist dieß nicht etwa Lehre noch Rath, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.

„Nun beschaue man den Erdball und lasse das Meer vorerst unbeachtet, man lasse sich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und hefte den Blick auf das feste Land und staune, wie es mit einem sich wimmelnd durchkreuzenden Ameisengeschlecht überflossen ist. Hiezu hat Gott der Herr selbst Anlaß gegeben, indem er den babylonischen Thurmbau verhinderte, das Menschengeschlecht in alle Welt zerstreute. Lasset uns ihn darum preisen, denn dieser Segen ist auf alle Geschlechter übergegangen.

„Bemerkt nun mit Hinsicht wie sich alle Jugend sogleich in Bewegung setzt. Da ihr der Unterricht weder im Hause noch an der Thüre geboten wird, eilt sie alsobald nach Ländern und Städten, worin sie der Lust des Wissens und der Weisheit versichert; nach empfangener sonstiger, mäßiger Bildung fühlt sie sich sogleich getrieben weiter in der Welt umherzuschauen, es sie da oder dort irgend eine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken beförderlich, aufzufinden und erhaschen könne. Mögen sie denn ihr Glück versuchen! wir aber gedenken sogleich vollendeter, ausgezeichneter Männer, jener edlen Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr muthvoll entgegen gehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn zu bereiten.

„Sehet aber auch auf glatten Heerstraßen Stand auf Stand in langen Wolkenzügen emporragen, die Cyne beschleunigend donnernder, überrascher Wagen, worin Vornehme, Reiche und so manche andere dahin rollen, deren verschiedene Dienstweise und Tracht Vorst uns gar zierlich auseinander setzt.

„Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuße getrost nachfolgen, den das Vaterland zur Pflicht macht, fremde Geschicklichkeit sich anzueignen und nicht eher als bis ihm dieß gelungen, an den väterlichen Herd zurückzutreten. Häufiger aber begegnen wir auf unsern Wegen Marktenden und Handelnden; ein kleiner Krämer sogar darf nicht vermissen, von Zeit zu Zeit seine Bude zu verlassen. Messen und Märkte zu besuchen, um sich dem Großhändler zu nähern und seinen kleinen Vortheil am Betrieb, an der Theilnahme des Größeren sich zu steigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt sich einzeln, zu Pferde, auf allen Haupt- und Nebenstraßen die Menge derer, die auf unsern Bezirk auch gegen unser Wollen Anspruch zu machen bestissen sind. Mahler aller Art und Preisverzeichnisse verbreiten und in Stadt- und Landhäusern, und worin wir uns auch flüchten mögen, gefährlich überraschen sie uns. Gelegenheit bietend, welche selbst aufzusuchen niemand in den Sinn gekommen wäre. Was soll ich aber nun von dem Volke sagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern sich zueignet, und durch seine bewegliche Thätigkeit die Nutzenden zu überlisten und die Mitwandernden zu übervortheilen versteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böses von ihnen sprechen; mehr Gutes, weil sich unser Bund vor ihnen hütet, mehr Böses, weil der Wanderer jeden Begegnenden fremdlich zu behandeln, wechselseitigen Vortheils eingedenk, vorsichtiglich ist.

„Nun aber vor allen Dingen haben wir der sämmtlichen Künstler mit Theilnahme zu gedenken, denn sie sind auch durchaus in die Weltbewegung mit verflochten. Wandert nicht der Maler, mit Staffelei und Palette, von Gesicht zu Gesicht; und werden seine Kunstgenossen nicht bald da bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden ist? Lobhafter jedoch strebet der Musiker daher, denn er ist es eigentlich der für ein neues Ohr neue Ueberraschung, für einen frischen Sinn frisches Erstaunen bereitet. Die Schauspieler sodann, wenn sie gleich Thespis Wagen verschmähen, ziehen doch noch immer in kleineren Chören umher, und ihre bewegliche Welt ist an jeder Stelle bedeutend genug aufgebaut. Eben so verändern sie einzeln, sogar ernste, verwirrende Verbindungen aufgebend, gern den Ort und dem Orte, wenn ein gesteigertes Talent mit zugleich gesteigertem Bedürfniß Anlaß und Vorwand giebt. Hierzu bereiten sie sich gewöhnlich dadurch vor, daß sie kein bedeutendes Theatergerüst des Vaterlandes unbesiegen lassen.

„Hiernach werden wir sogleich genaust auf den Lehrstand zu sehen, diesen findet ihr gleichfalls in fortdauernder Bewegung, ein Katheder um das andere wird betreten und verlassen, um den Samen einiger Bildung ja nach allen Seiten hin reichlich auszustreuen. Einiger aber und weiter ausgestreut sind jene frommen Seelen, die das Heil den Völkern zu bringen sich durch alle Weltheile zerstreuen. Dagegen rüstern andere sich das Heil abzuholen, sie ziehen zu ganzen Schaaren nach gewissen wunderthätiger Stelle, dort zu suchen und zu empfangen was ihnen Innern zu Hause nicht verliehen ward.

„Wenn uns nun diese sämmtlich nicht in Verwunderung setzen, weil ihr Thun und Lassen ohne Wandern meist nicht denkbar wäre, so soll in wir diejenigen, die ihren Kreis dem Boden nehmen, erst wenn sie uns an denselben gefesselt halten, Kometen!

Geiſtes-Gruß.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht,
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
„Dieß Herz ſo feſt und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh.
„Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
„Fahr immer, immer zu.“

Auch ohne Besitz läßt sich Benutzung denken, und wir sehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlassen, die ihm als Jagerstätter Wertheit und Freude mehrere Jahre gewährt hat; unabeilig forsert er nach gleichen oder größeren Vortheilen, es sey nah' oder fern. Ja sogar der Eigenthümer verläßt seinen erst gerodeten Neubruch, sobald er ihn durch Cultur einem weniger gewandten Besitzer erst angenehm gemacht hat; aufs neue dringt er in die Wüste, macht sich abermals in Wäldern Platz, zur Belohnung jenes ersten Bemühens, einen bequem und breiter gebauten Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren gedenkt.

„Lassen wir ihn dort mit Bären und andern Gethier sich herumschlagen und führen in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs vermindert antreffen. Irgend ein großes geregeltes Reich bescheine man, wo der Fürstliche sich als den Bewegsamsten denken muß; nach dem Winke des Fürsten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brandbare von einem Ort zum andern versetzt. Auch ihm gilt unser Zuruf: suchet überall zu nützen, überall sind ihr zu Hause. Selten wir aber bedeutende Staatsmänner, obwohl ungern, ihren hohen Posten verlassen, so haben wir Ursache sie zu bedauern, da wir sie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen dürfen; nicht als Auswanderer, weil sie einen wünschenswerthen Zustand entbehren, ohne daß irgend eine Aussicht auf bessere Zustände sich auch nur scheinbar eröffnete; nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weise nützlich zu seyn selten veranlaßt ist.

„In einem eigenen Wanderleben jedoch ist der Soldat berufen; selbst im Frieden wird ihm bald dieser bald jener Posten angewiesen; fürs Vaterland nah' oder fern zu streiten muß er sich immer bereitwillig erhalten; und nicht nur fürs unmittelbare Heil, sondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrscher wendet er seinen Schritt allen Weltstrichen zu, und nur wenigen ist es geraahnt sich die eine zu anzueignen. Wie nun bei dem Soldaten die Tapferkeit als erste Eigenschaft anerkannt ist, so wird sie doch stets mit der Treue verbunden gedacht, weshalb wir denn gewiß, wenn ihrer Zuverlässigkeit gerühmte Völker, aus der Heimath gerufen, willkühen und gesittigten Regenten als Leibwache dienen sehen.

„Noch eine sehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Classe erblicken wir in den Geschäftsmännern, welche von Hof zu Hof gesandt, Fürsten und Minister umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unsichtbaren Fäden überkreuzen. Auch deren ist keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick sicher; im Frieden sendet man die tüchtigsten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem folgenden Heere nachgehend, dem Hauptquartier die Wege bahnend, sind sie immer eingerichtet einen Ort mit dem andern zu verknüpfen, deshalb sie auch jederzeit einen großen Vorrath von Reisekarten mit sich führen.

„Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vorzüglichste Masse thätiger Menschen als unsere Gönner und Gesellschaftsgenossen angesprochen, so findet auch theure Freunde, zum Abschied noch die höchste Gunst bevor, indem sie euch mit Kaisern, Königen und Fürsten verbrüdert findet. Denken wir zuerst sogleich jenes edlen kaiserlichen Wanderers, Hadrian, welcher zu Fuß an der Spitze seines Heers, den bewohnten, den unterworfenen Erdkreis durchschreitet und ihn so erst vollkommen in Besitz nahm. Denken wir mit Scham dem der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die sein Widerstreit helfen, Mauer und Bollwerk harmlose Völker nicht schirmen konnte; begleiten wir endlich mit redlichem Behagen jene unglücklichen verbannten Fürsten, die, von dem Gipfel der Höhe herabgestiegen, nicht einmal in die bescheidene Gilde thätiger Wanderer aufgenommen werden konnten.

„Da wir uns nun alles dieses einander vorgegenwärtigt und aufgeklärt, so wird sein beschränkter Trübsinn, seine leidenschaftliche Dunkelheit über uns walten. Die Zeit ist vorüber wo man absonderlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wissenschaftlicher, meistens dreidrender, künstlerisch nachbildender Wortmeister sind wir überall bekannt genug, daß wir ungefähr wissen was zu erwarten sey.

„Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unsere Gesellschaft aber ist darauf gegründet, daß jeder in seinem Maße, nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, wohin er seine Wünsche richtet, so suchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen was im Ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte; und wechselseitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, ist die angenehmste, höchst belehrende Unterhaltung.

„In solchem Sinne nun dürfen wir uns in einem Weltkunde bezeichnen. Einfach groß ist der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verstand und Kraft. Einheit ist allmächtig, deshalb keine Spaltung, kein Widerstreit unter uns. Insofern wir Grundsätze haben, sind sie uns allen gemein. Der Mensch, so suchen wir, lerne sich ohne dauernden äußeren Bezug zu denken, er suche das Interessante nicht an den Umständen, sondern in sich selbst, dort wird er's finden, mit Liebe dagen und pflegen. Er wird sich anbauen und einrichten daß er überall zu Hause sey. Wer sich dem Meeresdasein widmet, geht überall am sichersten zum Ziel; unsere Heimath das Fahrzeug, darinnen haben wir sie in der Wahl des Wegs verschlungen zu seyn. Doch was der Mensch und ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht genügend. Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfniß. Alle braudbaren Menschen sollen in Bezug unter einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht.

„Und so ist denn allen bekannt, wie und auf welche Weise unser Bund gestiftet und gegründet sey, niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jedem Augenblick ihren Raum, der nicht versichert wäre, daß er überall, wenn Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnt, sich immer wohl empfinden, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst weiter bergestellt finden werde.

„Zwei Pflichten schwan haben wir aufs strengste übernommen: jenen Gemeinsinn in Ehren zu halten, denn sie sind alle mehr oder weniger in Gefahr verfällt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu lassen und, da sie sämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und verdienen, innerhalb einer jeden und, auf wie lange es auch sey, nach ihren Willen und Wunsch zu dienen. Entstehlich hatten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterei und Strenge zu üben und zu fördern. Wie es die Umstände von uns selbst verlangt, welche auch den treu Umstandsten entpuppt, zu denen wir und sämmtlich bekennen, und alle in diese höhere allgemeine Weisheit, einige sogar von Jugend auf, eingeweiht zu seyn das Glück und die Freude haben. Dieses also haben wir in der feierlichen Trennungsstunde

nochmals bedenken, erklären, nehmen und anerkennen, auch mit einem traulichen Lebewohl beschließen wollen.

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.“

Zehntes Capitel.

Unter dem Schlußgesange richtete sich ein großer Theil der Anwesenden rasch empor und zog paarweise geordnet mit weitumherklingendem Schalle den Saal hinaus. Lenardo, sich niedersetzend, fragte den Gastfreund er sein Anliegen hier öffentlich vorzutragen gedenke, oder eine besondere Sitzung verlange? Der Fremde stand auf, begrüßte die Gesellschaft, und begann folgende Rede:

„Hier ist es, gerade in solcher Versammlung, wo ich mich vorerst ohne Weiteres zu erklären wünsche. Diese hier in Ruhe versammelten, dem Anblick nach sämmtlich wackere Männer geben sogar durch ein solches Verbarren deutlich Wunsch und Absicht zu erkennen, dem vaterländischen Grund und Boden auch fernerhin angehören zu wollen. Sie sind mir alle freundlich gegrüßt, denn ich darf erklären: daß ich ihnen sämmtlich, wie sie sich hier anschließen, ein thätigwirkendes Tagewerk, auf mehrere Jahre angewiesen im Fall bin. Das wünsche schon, aber erst nach kurzer Frist, eine nochmalige Zusammenkunft, weil es nöthig ist, vor allen Dingen den würdigen Versicherern, welche bisher diese wackern Leute zusammenbieten, meine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren, und sie von der Zuverlässigkeit meiner Sendung zu überzeugen. Sodann aber will es sich ziemen, mich mit den Vertrauenden im Einzelnen zu besprechen, damit ich erfahre, mit welchen Leistungen sie mein sittliches Anerbieten zu erwiedern gedenken.“

Hierauf begehrte Lenardo einige Frist, die nächsten Geschäfte des Augenblicks zu besorgen, und nachdem diese bestimmt war, richtete sich die Masse der Liebhabertheilenden aufwärts in die Höhe, gleichfalls paarweise unter einem mäßig gefälligen Gesang aus dem Saale sich entfernend.

Oddard entdeckte sodann den zurückbleibenden beiden Führern seine Absichten und Vorsätze und legitimirte seine Berechtigung. Nun konnte er aber mit so vorzüglichen Menschen in fernerer Unterhaltung von dem Geschäft nicht Rechenschaft geben, ohne des menschlichen Grundes zu gedenken, worauf das Ganze eigentlich beruhe. Wechselseitige Erklärungen und Bekenntnisse tiefer Herzensangelegenheiten entfalteten sich hierauf bei fortgesetztem Gespräch. Bis tief in die Nacht blieb man zusammen und verwickelte sich immer unentwirrbarer in die Labyrinthe menschlicher Beziehungen und Schicksale. Hier nun fand sich Oddard bewogen, nach und nach von den Angelegenheiten seines Geistes und Herzens fragmentarische Rechenschaft zu geben, deshalb denn auch von diesem Gespräche und freilich nur unvollständige und unbefriedigende Kenntniß zugenommen. Doch sollen wir auch hier Friedrich's glücklichem Talent des Auffassens und Festhaltens die Vergegenwärtigung interessanter Scenen verdanken, so wie einige Aufklärung über den Lebensgang eines vorzüglichen Mannes der uns zu interessiren anfängt, wenn es auch nur Andeutungen wären beizubringen, was in der Folge vielleicht ausführlicher und im Zusammenhange mitzutheilen ist.

Nicht zu weit.

Es schlug zehn in der Nacht, und so war denn zur verabredeten Stunde alles bereit: in beengten Säälchen zu vieren eine geräumige artige Tafel gedeckt, mit feinem Nachtisch und Zuckergerüchteten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen bestellt. Die freuten sich die Kinder auf diese Nachtzeit, denn sie sollten mit zu Tische sitzen; indessen solchen sie munter, gewaht und maskirt, und, weil Kinder nicht zu entstellen sind, erschienen sie als die niedlichsten Zwillingsgenossen. Der Vater theilte sie zu sich und sie sagten das Tischgebet, zu ihrer Mutter Geburtstag gedichtet, bei weniger Nachhülfe gar schicklich her.

Die Zeit verstrich, von Viertel zu Viertelstunde entheilt die gute Alte sich nicht des Freundes Ungeduld zu vermehren. Mehrere Lampen, sagte sie, seyen auf der Treppe dem Erlöschen ganz nahe, ausgesuchte Lieblingsspeisen der Geliebten thuten Übergar werden, so sey es zu befürchten. Die Kinder aus langer Weile fingen erst unartig an und Unglück wurden sie unerträglich. Der Vater nahm sich zusammen und doch wollte die angewohnte Gelassenheit ihm nicht zu Gebote stehen; er wendete sämmtlichtig auf die Wagen, einige rasselten unaufgehalten vorbei, ein gewisses Bergessen wollte sich regen. Zum Zeitvertreib forderte er noch eine Repetition von den Kindern; diese, im Ueberdruß unschlüssig, verstreut und ungeschickt, sprachen falsch, seine Geberde war mehr richtig, sie übertrieben wie Schauspieler die natürlichen empfinden. Die Pein des guten Mannes wuchs mit jedem Momente, bald eilf Uhr war verschwunden. Das Weitere zu schildern überlassen wir ihm selbst.

„Die Glocke schlug eilfe, meine Ungeduld war bis zur Verzweiflung gestiegert, ich bestie nicht mehr, ich fürchtete. Nun war mir bange sie möchten hereintreten, mit ihrer gewöhnlichen leichten Anmuth sich flüchtig entschuldigen, versichern daß sie sehr müde sey und sich betragen als wäre sie mir vor, ich beschränke ihre Freuden. In mir tobte sich alles um und um, und gar viele, was ich Jahre der geübt, lobte wiederbrennend auf meinem Gritte. Zu fing an sie zu hassen, ich wußte kein Betragen zu denken wie ich sie empfangen sollte. Die guten Kinder, wie Engelchen herausgeputzt, schliefen ruhig auf dem Sopha. Unter meinen Füßen brannte der Boden, ich begriff, ich verstand mich nicht, und mir blieb nichts übrig als zu fliehen, bis nur die nächsten Augenblicke überstanden wären. Ich eilte, leicht und festlich angezogen wie ich war, nach der Hausthüre. Ich weiß nicht was ich der guten Alten für einen Vorwand hinstotterte, sie drang mir einen Ueberrock zu, und ich fand mich auf der Straße in einem Zustande, den ich seit langen Jahren nicht empfunden hatte. Gleich dem sänftlen leidenschaftlichen Menschen, der nicht wo ein noch aus weiß, rannte ich die Gassen hin und wieder. Ich hätte das freie Feld gewunnen, aber ein kalter feuchter Wind blies streng und widerwärtig genug, um meinen Verdruß zu begränzen.“

Wir haben, wie an dieser Stelle auffallend zu bemerken ist, die Reste des epischen Dichters und anmaßend, einen geneigten Leser nur allzuschnell in die

Mitte leidenschaftlicher Darstellung zerissen. Wir setzen einen bedeutenden Mann in häuslicher Verwirrung, ohne von ihm etwas weiter erfahren zu haben; deshalb wir denn für den Augenblick nur nöthig einigermaßen den Zustand aufzuklären, uns zu der guten Alten gesellen, herhand was sie allenfalls vor sich thun, bewegt und verlegen, leise murmeln oder laut ausrufen möchte.

„Ich hab' es längst gedacht, ich habe es voraus gesagt, ich habe die gnädige Frau nicht gekannt, sie bitter gewarnt, aber es ist stärker wie sie. Wenn der Herr sich des Tags auf der Canzlei, in der Stadt, auf dem Lande sich in Geschäften abmüdet, so findet er Abends ein leeres Haus, oder Gesellschaft die ihm nicht zusagt. Sie kann es nicht lassen. Wenn sie nicht immer Menschen, Männer um sich sieht, wenn sie nicht hin- und wiederfährt, sich ausputzen kann, ist es als wenn ihr der Athem ausginge. Heute an ihrem Geburtstag fährt sie früh aufs Land. Gut! wir machen indeß hier alles zurecht; sie verspricht heilig um neun Uhr zu Hause zu seyn; wir sind bereit. Der Herr überdreht die Kinder ein ausmerksam gelerntes artiges Gedicht, sie sind herausgeputzt; Lampen und Lichter, Geschlenes und Gebratenes, an gar nichts fehlt es, aber sie kommt nicht. Der Herr hat viel Gewalt über sich, er verbirgt seine Ungeduld, sie leidet auch. Er entfernt sich aus dem Hause so spät. Warum, ist offenbar; aber worin? Ich habe ihr oft mit Nebenbuhlerinnen gedroht, ehrlich und redlich. Bisher hab' ich am Herrn nichts bemerkt, eine Scheue hebt ihm längst auf, benahm sich um ihn. Wer weiß wie er bisher gelimpft hat. Nun weiß's Gott, diesmal treibt ihn die Verzweiflung seinem guten Willen nicht anerkannt zu sehen, da Nacht aus dem Hause, da geht ihr alles verloren. Ich sag' es ihr mehr als einmal, sie solle es nicht zu weit treiben."

Sucht mir den Freund nun wieder auf und hören ihn selber.

„In dem angeschienen Gasthofe sah' ich unten Licht, klopfte am Fenster und fragte den herauskommenden Kellner mit bekannter Stimme: es nicht Fremde angekommen oder anzumelden seien? Seine hatte er das Thor geöffnet, verneinte beides und bat mich hereinzutreten. Ich fand es meiner Lage gemäß das Mädchen fortzuschicken, ersuchte ihn um ein Zimmer, das er mir gleich im zweiten Stock einräumte; der erste sollte, wie er meinte, für die erwarteten Fremden bleiben. Er eilte einiges zu veranstalten, ich ließ es geschehen und verbirgte mich für die Zeche. So weit war's vorüber; ich aber fiel wieder in meine Schmerzen zurück, verzagenwünschte mir alles und jedes, erbitterte und milderte, sinalt mich und wußte mich zu fassen, zu besänftigen; suche sich dem morgen früh alles wieder einleiten; ich dachte mir einen den Tag abermals im gewohnten Gange; dann aber tummelte sich auch neue der Verderb ausdrängig hervor; ich hatte nie geglaubt daß ich so unglücklich seyn könne."

An dem edlen Manne, den wir hier so unerwartet über einen geringscheinenden Vorfall in leidenschaftlicher Bewegung sehen, haben unsere Leser es wohl sogar in dem Grade Theil genommen daß sie nähere Nachricht von seinen Verhältnissen zu erfahren wünschen. Wir benutzen die Pause, die hier in das nächtliche Abenteuer eintritt, indem er stumm und heftig in dem Zimmer auf und abzugehen fortfährt.

Wir lernen Odoard als den Sprößling eines alten Hauses kennen, auf welchen durch eine Folge von Generationen die edelsten Vorzüge vererbt worden. In der Militärschule acquirirt ward ihm ein gewandter Anstand zu eigen, der mit den ihdividuellen Fähigkeiten vermunden seinen Betrachter eine ganz besondere Anmuth verlieh. Ein kurzer Heirathsantrag lehrte ihn die äußern Verhältnisse vorer Persönlichkeiten gar wohl einsehen, und als er nun darauf durch früh erworbene Gunst einer gesandtschaftlichen Sendung angeschlossen die Welt zu sehen und fremde Höfe zu examinen Gelegenheit hatte, so that sich die Harmonie seiner Auffassung und glückliches Gedächtnis des Vergangenen bis ans genauste, besonders aber ein guter Takt in Unterhaltungen aller Art auf's vortheilhafteste bewerk. Die Leichtigkeit des Ausdrucks in manchen Sprachen, bei einer steten und nicht aufringlichen Persönlichkeit, führten ihn von einer Stufe zur andern; er hatte Glück bei allen diplomatischen Sendungen, weil er das Wohlwollen der Menschen gewann und sich dadurch in den Vertrieb setzte. Mißhelligkeiten zu schlichten, besonders aus die beiderseitigen Interessen bei gereizter Erregung vorliegender Gründe zu befriedigen wußte.

Einen so vorzüglichen Mann sich anzueignen war der erste Minister bedacht; er verheirathete ihm seine Tochter, ein Frauenzimmer von der heitersten Sinnlichkeit und gewandt in allen höheren geselligen Tugenden. Allein wie dem Laufe aller menschlichen Glückseligkeit sich je einmal ein Damm entgegenstellt, der ihn irgendwie zurückdrängt, so war es auch hier der Fall. An dem fürstlichen Hofe wurde Prinzessin Sophronie als Mündel erzogen, sie der letzte Zweig eines Astes, deren Verwandten und Anverwandten, wenn auch Land und Leute an den Oheim zurückfielen, doch immer bedeutend genug blieben, weshalb man sie denn, um weitläufige Erörterungen zu vermeiden, an den Erbprinzen, der freilich viel jünger war, zu verheirathen wünschte.

Odoard kam zu Verdacht einer Neigung zu ihr, man fand, er habe sie in einem Gedichte unter dem Namen Aurora allzu leidenschaftlich gefeiert; hierzu gesellte sich eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite, indem sie mit einer Charakterstärke gewissen Neckereien ihrer Gespielinnen trotzig entgegnete: sie möchte keine Augen haben, wenn sie für solche Vorzüge blind seyn sollte.

Durch seine Heirath wurde nun wohl ein solcher Verdacht beschwichtigt, aber durch mehrere Gegner dennoch im Stillen fortgenährt und gelegentlich wieder aufgefrischt.

Da Staats- und Erbsaatsstreitigkeiten, es mag sie gleich so wenig als möglich zu berühren suchte, kamen doch manchmal zur Sprache. Der Fürst nicht gewohnt als Einer Mann zu handeln, hatte sich darauf gewöhnt, als Einer Natur wollen es darauf für nöthig hielt, die Angelegenheit vermehrten wollen zu lassen, während die stillen Anhänger der Prinzessin sie aber thun und dadurch die edle Dame in größerer Freiheit zu sehen wünschten, besonders da der benachbarte alte König, Sophronien verwandt und ähnlich, nach am Leben sey und sich zu väterlicher Einwirkung geneigt bereit erwiesen habe.

Odoard kam in Verdacht, bei einer dies ceremoniellen Sendung dortihin, das Gemüth des man verspüren wollte, wieder in Anregung gebracht zu haben. Die Widersacher bekamen sich dieses Vorfalls, und der Schwiegervater, den er von seiner Unschuld überzeugt hatte, wußte seinen ganzen Einfluß anwendend, um eine Art von Staatsverschwörung in einer entfernten Provinz zu erwirken. Er fand sich glücklich dahin, alle seine Kräfte konnte er in Thätigkeit setzen, es war Nothwendiges, Nützliches, Gutes.

Gaſtrecht, Gruß zu thun, er konnte Dankendes leiſten, ohne ſich anzuſprengen, anſtatt daß man in jenen Verhältniſſen gegen ſeine Ueberzeugung ſich mit Verbeugungsbedeutungen beſchäftigen, gelegentlich ſelbſt zu Grunde geht.

Nicht ſo empfand es ſeine Gattin, welche nur in größern Cirkeln ihre Freiheit fand und ihm nur ſpäter nothgedrungen folgte. Sie betrug ſich ſo ſchonend als möglich gegen ſie und begünſtigte alle Surrogate ihrer bisherigen Glückſeligkeit, des Sommers Lamparten in der Nachbarſchaft, im Winter ein Liebhabertheater, Bälle und was ſie ſonſt einzuleiten beliebte. Zu er duldete einen Hausfreund, einen Fremden, der ſich ſeit einiger Zeit eingeſtellt hatte, ob er ihm gleich keineswegs gefiel. Da er ihm durchaus bei einem klaren Blick aus Augen ſchien, eine gewiſſe Zuſtändigkeit anzuſehen glaubte.

Von allem dieſem was wir ausſprechen mag in dem gegenwärtigen bedeutſamen Augenblick einiges dunkel und trüb, ein anderes klar und deutlich ihm vor der Seele vorübergegangen ſeyn. Genug wenn wir nach dieſer vertrauenden Erhöhung, zu der Friedrichs gutes Gedächtniß den Stoff mitgetheilt, und abermals zu ihm wenden, ſo finden wir ihn wieder in dem Zimmer heftig auf- und abgehend, durch Geberden und manche Ausrufungen einen innern Kampf offenbarend.

„In ſolchen Gedanken war ich heftig im Zimmer auf- und abgegangen, der Kellner hatte mir eine Taſſe Bouillon gebracht, deren ich ſehr bedurfte; denn über die ſorgfältigen Anſtalten bei Feſt zu Feſte hatte ich nichts zu mir genommen, und ein ſpäter Abendeſſen ſtand unbedürft zu ſpät. Zu dem Augenblick hörten wir ein Poſthorn ſehr angenehm die Straße herauf. Der kommt auch dem Gebirge, ſagte der Kellner. Wir fuhren ans Fenſter und ſahen beim Schein zweier hellbrennenden Wagenlaternen vierſpännig, wohlbepackt vorfahren einen Herrſchaftswagen. Die Bedienten ſprangen vom Bocke; da ſind ſie! rief der Kellner, und eilte nach der Thüre. Ich hielt ihn feſt, ihm einzuhärfen, er ſolle ja nichts ſagen daß ich da ſey, nicht verrathen daß etwas beſtellt worden, er verſprach's und ſprang davon.

„Indeſſen hatte ich verſäumt zu bemerken wer angekommen ſey, und eine neue Unruhe bemächtigte ſich meiner, mir ſchien der Kellner ſtumm allzulange mit Nachricht zu geben. Endlich vernahm ich von ihm, die Gäſte ſeyen Frauenzimmer, eine ältliche Dame von würdigem Anſehen, eine mittlere von unglaublicher Anmuth, ein Kammermädchen, wie man ſie nur wünſchen möchte. Sie fing an, ſagte er, mit Befehlen, fuhr fort mit Schmeicheln und fiel, als ich ihr ſagen that, in ein heiter ſchmeichelndes Weſen, daß ihr wohl das natürlichſte ſeyn mochte.“

„Gar ſchnell bemerkte ich,“ fährt er fort, „die abgenutzte Verwunderung mich ſo klein und das Haus zu ihrem Umfang ſo bereit zu finden, die Zimmer erleuchtet, die Kamine brennend; ſie machten ſich's bequem, im Saale fanden ſie ein kaltes Abendeſſen, ich bot Beinkleider an, die ihnen willkommen ſeyen.“

Nun laſen die Damen den Tiſche, die ältere ſpeiſte kaum, die ſchöne Liebliche gar nicht; das Kammermädchen, das ſie Lucie nannten, ließ ſich's wohl ſchmecken und erbot dabei die Vorzüge des Geſchirrs, entfernte ſich der hellen Kerzen, des feinen Tafelgeräths, des Porzellans und aller Geräthſchaften. Am lodernden Kamin hatte ſie ſich früher aufgewärmt und fragte nun den wieder eintretenden Kellner, ob man hier denn immer ſo bereit ſey, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht unvermuthet ankommende Gäſte zu bewirthen? Dem jungen gewandten Burſchen ging es in dieſem Falle wie Kindern, die wohl das Geheimniß verſchweigen, aber das etwas Gebeimes ihnen vertraut ſey nicht verbergen können. Erſt antwortete er zweideutig, anderwärts ſodann, und zuletzt, durch die Lebhaftigkeit der Zofe, durch Hin- und Wiederreden in die Enge getrieben, geſtand er: es ſey ein Bekannter, es ſey ein Herr gekommen, ſey fortgegangen, wiedergekommen, zuletzt aber entſchieden ſey der Herr ſey wirklich oben und gehe beunruhigt auf und ab. Die junge Dame ſprang auf, die andern folgten; es wollte ein alter Herr ſeyn, meinten ſie luſtig; der Kellner verſicherte dagegen, er ſey jung. Nun zweifelten ſie wieder, er bedauerte die Blödheit ſeiner Ausſage. Die Verwirrung, die Unruhe vermehrte ſich. Es müſſe der Oheim ſeyn, verſicherte die Schöne; es ſey nicht in ſeiner Art erwidrte die ältere. Niemand als er habe wiſſen können, daß ſie in dieſer Stunde hier eintreffen würden, verſetzte jene beharrlich. Der Kellner aber bethenerte fort und fort, es ſey ein junger anſehnlicher, kräftiger Mann. Lucie ſchwur dagegen auf den Oheim; dem Schalk, dem Kellner ſey nicht zu trauen, er widerſprache ſich ſchon eine halbe Stunde.

Nach allem dieſem mußte der Kellner hinauf, dringend zu bitten, der Herr möge doch ja eilig herunterkommen, dort auch zu bleiben. die Damen würden heraufſteigen und ſelbſt danken. „Ich bin ein Murmeltier ohne Gränzen,“ ſagte der Kellner fort; „ich begreife nicht warum Sie zaudern ſich ſehen zu laſſen; man hält Sie für einen alten Oheim den man wieder zu unarmen leidenſchaftlich verlangt. Gehen Sie hinunter, ich bitte. Sind denn das nicht die Perſonen die Sie erwarteten? Verſchmähen Sie ein ſo artigſtes Abenteuer nicht mutwillig; ſelten, und ihrem werth iſt die junge Schöne, es ſind die anſtändigſten Perſonen. Eilen Sie hinunter, ſonſt möchten ſie Ihnen warten auf die Stube.“

Leidenſchaft ergreift Leidenſchaft. Bewegt wie er war, ſehnte er ſich nach etwas Anderm, Fremdem. Er flog hinab, in Hoffnung mit den Ankommenden in heiterem Geſpräch ſo erklären, aufzuklären, fremde Zuſtände zu genuanciren, ſich zu zerſtreuen, und doch war es ihm, als ginge er einem bekannten ahnungsvollen Zuſtand entgegen. Nun ſtand er vor der Thüre; die Damen, die des Oheims Tritt zu hören glaubten, eilten ihm entgegen, er trat ein. Welch' ein Zuſammentreffen! Welch' ein Anblick! Die ſeine Schöne that einen Schrei und warf ſich der ältern um den Hals, der Freund erkannte ſie beide, erſchrack zurück, dann drängt' es ihn vorwärts, er lag zu ihren Füßen und berührte ihre Hand, die er ſogleich wieder losließ, mit dem beſchiedenſten Kuß. Die Sylben: Na — ro — ta! erklangen auf ſeinen Lippen.

Wenden wir unſern Blick nunmehr nach dem Hauſe unſres Freundes, ſo finden wir daſſelbe ganz eigne Zuſtände. Die gute Alte wußte nicht was ſie thun oder laſſen ſollte, ſie unterbielt die Lampen des Vorhauſes und der Treppe; das Eſſen hatte ſie vom Feuer gebracht, einiges war unwiederbringlich verdorben. Die Kammerjungfer war bei den ſchlafenden Kindern geblieben und hatte die vielen Kerzen der Zimmer gelöſcht, ſo ruhig und gedultig als jene verdrießlich hin- und herfuhren.

Endlich rollte der Wagen vor, die Dame ſtieg aus und verwahrte ihre Gemahlin ſey vor einigen Stunden abgereiſt worden. Die Treppe hinaufſteigend ſetzten ſie von der ſeltſamen Erkundigung keine Kenntniß zu nehmen. Nun erfuhr die Alte von einem Bedienten, ein Unglück ſey unterwegs begegnet, der

Wagen in einen Graben geworfen worden, und was alles nachher sich ereignet.

Die Dame trat ins Zimmer: was ist das für eine Maskerade? sagte sie, auf die Kinder deutend. Es hatte Jemen drei Verwandten genannt, verbirgt die Jungfer, wären Sie einige Stunden früher angekommen. Die Kinder, aus dem Schlafe gerüttelt, sprangen auf und begannen, als sie die Mutter vor sich sahen, ihren eingelernten Spruch. Den beiden Seiten verlegen ging es eine Weile, dann ohne Musterung und Nachhülfe kam es zum Stocken, endlich brach es völlig ab und die guten Kleinen wurden mit einigen Liebkosungen zu Bette geschickt. Die Dame sah sich allein, warf sich auf den Sopha und brach in bittre Thränen aus.

Dem es wird nun ebenfalls notwendig von der Dame selbst und von dem wie es scheint übel abgelaufenen ländlichen Feste nähere Nachricht zu geben. Albertine war eine von den Frauenzimmern, denen man unter vier Augen nichts zu sagen hätte, die man aber sehr gern in großer Gesellschaft sieht. Dort erscheinen sie als wahre Zierden des Ganzen und als Reizmittel in jedem Augenblick einer Stockung. Ihre Anmuth ist von der Art, daß sie, um sich zu äußern, sich deutlich darzustellen, einen gewissen Raum braucht, ihre Wirkungen verlangen ein größeres Publikum. Sie bedürfen eines Elements das sie trägt, das sie nötigt anmutig zu sein; gegen den Einzelnen wissen sie sich kaum zu verhalten.

Auch hatte der Hausfreund sich bedroht ihre Kunst, und erhielt sie darin, weil er Bewegung auf Bewegung einzuleiten und unterbrechen, Wenn und Nein geschickt zu verbinden wußte. Bei Rollenaustheilungen wählte er für die sämtlichen Väter und wußte durch ein anständiges abstimmen Benehmen über die jämmern ersten, zweiten und dritten Liebhaber sich ein Uebergewicht zu verschaffen.

Fierine, Besitzerin eines bedeutenden Rittergutes in der Nähe, Winters in der Stadt wohnend, verglichen gegen Oberd, dessen Hauswirthliche Einrichtung zweifelhaft: aber glücklicherweise ihrem Landsitz erblickt zu Gute kam und den Fremden bestechen in der Folge bedeutend zu vermehren die Ansicht gab, wenn Sommers ihr Landgut und mochte es ganz Schauplatze mehrfacher anständiger Vergnügungen. Gewöhnlich pflegten warten niemals verabsäumt und mannigfaltige Feste veranstaltet.

Fierine war ein munteres neckisches Wesen, wie es seinen nirgends anständig, auch seine Anhänglichkeit forderte noch verlangend. Leidenschaftliche Tänzerin, schonte sie die Männer nur in sofern sie gut im Takte bewegten, einig rege Gesellschafterin, hielt sie denjenigen unerträglich der auch nur einen Augenblick vor sich hinsah und nachzudenken schien; übrigens als heitere Liebhaberin, wie sie in jedem Stück, jeder Oper nöthig sind, sie gar anmuthig darstellend, weshalb denn zwischen ihr und Albertinen, welche die Anständigen spielte, sich nie ein Nebenstreit verzeichnet.

Den eintretenden Geburtstag in guter Gesellschaft zu feiern war aus der Stadt und aus dem Lande umher die beste Gesellschaft eingeladen. Einen Tanz, schon nach dem Frühstück begonnen, setzte man nach Tafel fort; die Bewegung zog sich in die Länge, man fuhr zu spät ab, und von der Nacht auf schlimmen Wege, doppelt schlimm weil er eben geebnet wurde, ehe man's dachte, schon überrascht, verfuhr der Kutscher und warf in einen Graben. Unsere Schöne mit Fierinen und dem Hausfreunde flüchten sich in schlimmer Verwirrung; der letzte wußte sich schnell herauszuwinden, kam über den Wagen sich beugend rief er: Fierine, wo bist du? Albertine glaubte zu ermessen, er sagte hinein und zog Fierinen die eben lag ermunternd hervor, bemühte sich um sie und trug sie endlich auf kräftigem Arm den wiedergefundenen Weg ein. Albertine lief noch um den Wagen, Kutscher und Bedeute halfen ihr heraus, und gefügt auf den letzten mußte sie weiter zu kommen. Der Weg war schlimm, für Tanzschuhe nicht günstig; indessen von dem Burschen unterstützt strauchelte sie selten Augenblick. Aber im Innern sah es noch wilder noch wüster aus. Wo ihr gestern wußte sie nicht, begriff sie nicht.

Allein als sie ins Wirthshaus trat, in der kleinen Stube Fierinen auf dem Bette, die Wirthin und Leute um sie beschäftigt sah, ward sie ihres Unglücks gewiß. Ein getrübtes Verhältniß zwischen dem untreuen Freunde und der verrätherischen Freundin offenbarte sich augenblicklich auf einmal, sie mußte sehen wie tiefe, die Augen aufschlagend, sich dem Freund um den Hals warf, mit der Wonne einer neu wiederaufkeimenden zärtlichsten Neigung, wie die schwarzen Augen wieder glänzten, eine frische Röthe die blühenden Wangen auf einmal wieder zierend färbte; wortlos sah sie verstummt, reizend, allerliebst aus.

Albertine stand vor sich hinsinnend, einsam, kaum bemerkt; jene erholten sich, nahmen sich zusammen, der Stube war gedacht, man war denn doch genöthigt sich wieder in den Wagen zu setzen, und in der Hölle selbst stimmten widermärtig Gesinnte, Verrathene mit Verrätherin so eng nicht zusammengepaßt sein.

Eilftes Capitel.

Lenardo bemerkt als Oberd waren einige Tage sehr schnell verschlafen, jener, die Abreisenden mit allem Nöthigen zu versehen, dieser, sich mit den Meisend-n bekannt zu machen, ihre Fähigkeiten zu beurtheilen um sie von seinen Zwecken unterrichtend zu unterrichten. Indessen vier Freierinnen und unserm Freunde Raum und Ruhe zu stiller Unterhaltung. Wilhelm sich sah den Plan im allgemeinen vorgenommen, und da man mit Landschaft und Gegend genugsam vertraut geworden, auch die Hoffnung besprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete eine große Anzahl Bewohner einzuweisen zu sehen, so verabredete man das Gespräch, wie natürlich, zuerst auf das was Menschen eigentlich zusammenhält: auf Religion und Sitte. Darüber konnte denn der heitere Friedrich hinreichende Auskunft geben, und vor wärmen wohl hinreichende Auskunft geben, und vor wärmen wohl unterrichtenden Stunden, wenn wir das Gespräch in seinem Sinne mitleiten könnten, das durch Frag' und Antwort, durch Einwendung und Berichtigung sich gar vielfach durchschlang und in mannigfaltigem Sprudeln zu dem eigentlichen Zweck gefällig hinabeilte. Indessen dürfen wir uns so lange nicht aufhalten und sehen lieber gleich die Resultate, als daß wir uns vorzubereiten sie erst nach und nach in dem Geiste unserer Leser hervorreizen zu lassen. Folgendes erzählen als die Quintessenz, dessen was verhandelt wurde: Daß der Mensch ins Unvermeidliche sich füge, darauf bringen alle Religionen, jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden.

Die christliche hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung zur ermuthig nach; darauf entfiele denn die Geduld, ein hohes Gefühl, welch eine schwere Gabe

das Daſeyn bleibe, auch wenn ihm, anſtatt des gewünſchten Genuſſes, das widerwärtigſte Leiden aufgebürdet wird. An dieſer Religion halten wir feſt, aber auf eine eigne Weiſe; wir unterrichten unſere Kinder von Jugend auf von den großen Vortheilen, die ſie uns gebracht hat; dagegen von ihrem Urſprung, von ihrem Verlauf eben wir zuletzt Kenntniß. Alsdann wird uns der Urheber erſt lieb und werth, und alle Nachricht die ſich auf ihn bezieht wird heilig. In dieſem Sinne, den man vielleicht pedantiſch nennen mag, aber doch als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie ſollten wir ihm den Antheil an der höchſten Cultur vergönnen, deren Urſprung und Herkommen er verleugnet?

Hiervon iſt unſere Sittenlehre ganz abgeſondert, ſie iſt rein thätig und wird in den wenigen Worten begriffen: Mäßigung im Willkürlichen, Conſequenz im Nothwendigen. Nun mag ein jeder dieſe lateiniſchen Worte nach ſeiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu gründlicher Ausführung.

Der größte Reſpect wird allen eingeprägt für die Zeit, als für die höchſte Gabe Gottes und der Natur und die aufmerkſamſte Begleiterin des Daſeyns. Die Uhren ſind bei uns vervielfältigt und deuten ſämmtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelſtunden an, und um ſolche Zeichen möglichſt zu vervielfältigen, gehen die in unſerm Lande errichteten Telegraphen, wenn ſie ſonſt nicht beſchäftigt ſind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an, und zwar durch eine ſehr geiſtreiche Vorrichtung.

Unſere Sittenlehre, die alles ganz praktiſch iſt, bringt nun hauptſächlich auf Beſonnenheit, und dieſe wird durch Eintheilung der Zeit, durch Aufmerkſamkeit auf jede Stunde höchſtlich gefördert. Etwas muß gethan ſeyn in jedem Moment, und wie wollt' es geſchehen, achtete man nicht auf das Maß wie auf die Stunde?

In Betracht daß wir erſt anfangen, legen wir großes Gewicht auf die Familienkreiſe. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir große Verpflichtungen zuzutheilen; die Erziehung wird bei uns um ſo leichter, als jeder für ſich ſelbſt Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen ſtellen muß.

Gewiſſe Dinge freilich müſſen nach einer gewiſſen gleichförmigen Gründheit gelehrt werden: Leſen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Maſſe zu überliefern übernimmt der Arbe; ſeine Methode erfinnert an den wechſelſeitigen Unterricht, doch iſt ſie geiſtreicher; eigentlich aber kommt alles darauf an, zu gleicher Zeit Lehrer und Schüler zu bilden.

Aber noch eines wechſelſeitigen Unterrichts will ich erwähnen: der Uebung, anzugreifen und ſich zu vertheidigen. Hier iſt Lotharie in ſeinem Felde; ſeine Manövers haben etwas Aehnliches von unſern Feldjägern; doch kann er nicht anders als originell ſeyn.

Hiebei bemerke ich, daß wir im bürgerlichen Leben keine Gladiatoren, im ſoldatiſchen keine Tyrannen haben; dort wie hier iſt Menſchenwürde verbunden mit Blasinſtrumenten, hinreichend. Das alles iſt ſchon da geweſen und iſt noch da; die ſchickliche Anwendung deſſelben aber iſt dem Geiſt überlaſſen, der es auch allenfalls wohl erfunden hätte.

„Das größte Bedürfniß eines Staats iſt das einer muthigen Obrigkeit,“ und daran ſoll es dem unſrigen nicht fehlen; wir alle ſind ungeduldig das Geſchäft anzutreten, munter und überzeugt, daß man einfach anfangen müſſe. So denken wir nicht an Juſtiz, aber wohl an Polizei. Ihr Grundſatz wird kräftig ausgeſprochen: niemand ſoll dem andern unbekannt ſeyn; wer ſich unbekannt erweiſt, wird beſtraft, bis er begreift wie man ſich anſtellt um gekannt zu werden. Iſt etwas Verdächtiges, Unvernünftiges in dem Falle, ſo wird dieß gleichmäßig bei Seite gebracht.

In jedem Bezirk ſind drei Polizeidirectoren, die alle acht Stunden wechſeln, ſchichtweiſe, wie im Bergwerk, das auch nicht ſtillſtehen darf, und einer unſrer Männer wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand ſeyn.

Sie haben das Recht zu ermahnen, zu tadeln, zu ſtrafen und zu beleidigen; finden ſie es nöthig, ſo rufen ſie mehr oder weniger Geſchworne zuſammen. Sind die Stimmen gleich, ſo entſcheidet der Vorſitzende nicht, ſondern es wird das Loos gezogen, weil man überzeugt iſt, daß bei gegeneinander ſtreitenden Meinungen es immer gleichgültig iſt, welche beſiegt wird.

Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir laſſen ſie freilich gelten im nothwendigen Mittlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf ſie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslaſſen.

Fragt man nach der höhern Obrigkeit die alles lenkt, ſo findet man ſie niemals an Einem Orte; ſie zieht beſtändig umher, um Gleichheit in den Hauptſachen zu erhalten und in täglichen Dingen einem jeden ſeinen Willen zu geſtatten. Iſt dieß doch ſchon einmal im Lauf der Geſchichte da geweſen: die Deutſchen Kaiſer zogen umher, und dieſe Einrichtung iſt dem Sinne freier Staaten am allergemäßeſten. Wir führten uns vor einer Hauptſtadt, ob wir ſchon den Punkt in unſern Betrachtungen ſehen, wo ſich die größte Anzahl von Menſchen zuſammenhalten wird. Dieß aber verheimlichen wir, dieß mag nach und nach, und wird noch früh genug entſtehen.

Dieſes ſind im allgemeinſten die Punkte, über die man meiſtens einig iſt, doch werden ſie beim Zuſammentreten von mehrern oder auch wenigern Gliedern immer wieder aufs neue durchgeſprochen. Die Hauptſache wird aber ſeyn, wenn wir uns an Ort und Stelle befinden. Den neuen Zuſtand, der aber dauern ſoll, ſpricht eigentlich das Geſetz aus. Unſre Strafen ſind getheilt: Ermahnung darf ſich jeder erlauben der ein gewiſſes Alter hinter ſich hat; mißbilligen und ſchelten nur der anerkannte Aelteſte; beſtrafen nur eine zuſammenberufene Zahl.

Man bemerkt daß ſtrenge Geſetze ſich ſehr bald abſtumpfen und nach und nach toter werden, weil die Natur immer ihre Rechte behauptet. Wir haben läßliche Geſetze um nach und nach ſtrenger werden zu können, unſre Strafen beſtehen vorerſt in Abſonderung von der bürgerlichen Geſellſchaft, anfänglich, entſchiedener, kürzer und länger nach Befund. Wünſcht nach und nach der Beſitz der Staatsbürger, ſo zwackt man ihnen auch davon ab, weniger oder mehr, wie ſie verdienen daß man ihnen von dieſer Seite wehe thue.

Allen Gliedern des Bundes iſt davon Kenntniß gegeben, und bei angeſtellten Examen hat ſich erfunden daß jeder von den Hauptpunkten auf ſich ſelbſt die ſchicklichſte Anwendung macht. Die Hauptſache bleibt nur immer daß wir die Vortheile der Cultur mit dankbar nehmen und die Nachtheile zurücklaſſen. Branntweinſchenken und Leihbibliotheken werden bei uns nicht geduldet; wir nun aber gegen Klaſſiker und Bücher verhalten will ich lieber

nicht eröffnen; dergleichen Dinge wollen gethan seyn, wenn man sie beurtheilen soll.

Und in eben diesem Sinne hält der Sammler und Ordner dieser Papiere mit andern Anerbietungen zurück, welche unter der Gesellschaft selbst noch als Probleme circuliren, und welche zu verwirren man vielleicht an Ort und Stelle nicht rathlich findet; um desto weniger Beifall dürfte man sich versprechen, wenn man derselben hier umständlich erwähnen wollte.

Zwölftes Capitel.

Die zu Oheim's Vortrag angesetzte Frist war gekommen, welcher, nachdem alles versammelt und beruhigt war, folgendermaßen zu reden begann:

„Das bedeutende Werk, an welchem Theil zu nehmen ich diese Masse wackerer Männer einzuladen habe, ist Ihnen nicht ganz unbekannt, denn ich habe ja seyen im Allgemeinen mit Ihnen davon gesprochen. Nach meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der alten Welt so gut wie in der neuen Raume sind, welche einen bessern Anbau bedürfen als ihnen bisher zu Theil ward. Dort hat die Natur große weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und einsam wildert liegt, daß man sich kaum getraut auf sie loszugehen und ihr einen Raum anzuweisen. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüstenegen abzugewinnen und sich eines dauernden Besitzes zu versichern. In der alten Welt ist es aus Umgekehrte. Hier ist überall ein theilweiser Besitz schon ergriffen, mehr oder weniger durch unendliche Zeit das Nöthige dazu arbeitsam; und wenn dort das Fremdgewordene als unüberwindliches Hinderniß erscheint, so sieht hier das Einfachvorhandene beinahe noch schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen. Die Natur ist durch Einsicht der Menschen, durch Gewalt oder Ueberredung zu nöthigen.

„Wird der einzelne Besitz von der ganzen Gesellschaft für heilig geachtet, so ist er es dem Besitzer noch mehr. Gewohnheit, innerliche Eindrücke, Ordnung für Verfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je alter derselbige Zustand sind, je verschlungener, je gehäufter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, indem es dem Einzelnen etwas nehme, dem Ganzen und durch Nöth- und Mitwirkung auch jenem wieder unerwartet zu Gute käme.

„Seit mehrere Jahre steh' ich im Namen meines Fürsten einer Provinz vor, die, von seinen Staaten getrennt, lange nicht so wie es möglich wäre benutzt wird. Eben diese Angelegenheit oder Einzelnesidenz, wenn man will, hinderte, daß dieser seine Anstalt sich treffen ließ, die den Bewohnern Gelegenheit gegeben hätte, das was sie vermögen nach außen zu verbreiten, und von außen zu empfangen was sie bedürfen.

„Wie ich unumschränkter Vollmacht gebot ich in diesem Lande. Manches Gute war zu thun, aber doch immer nur ein beschränktes; dem Bessern waren überall Riegel vorgeschoben, und das Menschenswertheste schien in einer andern Welt zu liegen.

„Ich hatte keine andere Verpflichtung als gut Haus zu halten. Was ist leichter als das! Eben so leicht ist es Mißbräuche zu beseitigen, menschlicher Fähigkeiten sich zu bedienen, den Bestrebsamen nachzuhelfen. Dies alles ließ sich mit Verstand und Gewalt recht denkem leisten, dieß alles that ich gewissermaßen von selbst. Aber wohin besonders meine Aufmerksamkeit, meine Sorge sich richtete, dieß waren die Nachbarn, die nicht mit gleichen Gesinnungen, am wenigsten mit gleicher Ueberzeugung, ihre Landestheile regierten und regieren ließen.

„Beinahe hätte ich mich resignirt und mich innerhalb meiner Lage am besten gehalten und das Herkömmliche, so gut als es sich thun ließ, benutzt, aber ich bemerkte auf einmal, das Jahrhundert komme mir zu Hülfe. Jüngere Beamte wurden in der Nachbarschaft angestellt, sie hegten gleiche Gesinnungen, aber freilich nur im Allgemeinen wohlwollend, und opfinierten nach und nach meinen Planen zu thätiger Verbindung um so eher bei, als mich das Loos traf, die größeren Anforderungen zuzugestehen, ohne daß gerade jemand merkte, auch der größere Vortheil neige sich auf meine Seite.

„So sind nun unser Drei über ansehnliche Landbestrecken zu gebieten berufen, unsere Fürsten und Minister sind von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit unserer Vorschläge überzeugt; denn es gehört freilich mehr dazu, seinen Vortheil im Großen als im Kleinen zu überlegen. Hier zeigt uns immer die Nothwendigkeit was wir zu thun und zu lassen haben, und da ist denn schon genug, wenn wir diesen Maßstab und Gesammtzweck legen; dort aber sollen wir eine Zukunft eröffnen, und wenn auch ein durchdringender Geist den Plan dazu fände, wie kann er hoffen, andere darin einstimmen zu sehen!

„Noch würde dies dem Einzelnen nicht gelingen; die Zeit welche die Geister reif macht, öffnet zugleich ihren Blick ins Weitere, und im Weiteren läßt sich das Größere leicht erkennen, und eins der stärksten Hindernisse menschlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieses besteht nämlich darin, daß die Menschen wohl über die Sache einig werden, viel seltener aber über die Mittel, darin zu gelangen. Denn das wahre Gerade liegt uns über und selbst hinaus und senkrecht und vor wie ein Stern; die Mehrheit der Mittel aber ruft uns in uns selbst zurück, und da wird der Einzelne gerade wie er war, und fühlt sich eben so isolirt, als hätt' er vorher nicht ins Ganze gestimmt.

„Hier also haben wir zu wiederholen: das Jahrhundert muß uns zu Hülfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vortheil den niedern verdrängen.

„Hier sey es genug, und wir' es ja viel für den Augenblick, in der Folge wird ja einen jeden Interessenter daran kommen. Genaue Vermessungen sind gefordert, die Straßen bezeichnet, die Punkte bestimmt, wo man die Gasthöfe, und in der Folge vielleicht die Dörfer herumlegt. In aller Art von Bauwissenschaften ist Gelegenheit, so Nothwendigkeit vorhanden. Treffliche Baumeister und Techniker bereiten alles vor; Risse und Anschläge sind gefertigt; die Absicht ist, größere und kleinere Aecorde auszutheilen, und so mit genauer Controle die verschiedenen Geldsummen, zur Verwunderung des Mutterlandes, zu verwenden. Da wir denn der schönsten Hoffnung leben, es werde sich eine vereinte Thätigkeit nach allen Seiten von nun an entwickeln.

„Worauf ich nun aber die sämmtlichen Theile nebener aufmerksam zu machen habe, weil es vielleicht auf ihre Entschließung Einfluß haben könnte, ist die Einrichtung, die Gestalt, in welche wir alle Mitwirkenden vereinigen und ihnen eine würdige

Stellung unter ſich und gegen die übrige bürgerliche Welt zu ſtoffen gedenken.

„Sobald wir jenen bezeichneten Boden betreten, werden die Handwerke ſogleich für Künſte erklärt und durch die Bezeichnung „ſtrenge Künſte“ von den „freien“ entſchieden getrennt und abgeſondert. Dießmal kann hier nur von ſolchen Beſchäftigungen die Rede ſeyn welche den Aufbau ſich zur Angelegenheit machen; die ſämmtlichen hier anweſenden Männer, jung und alt, bekennen ſich zu dieſer Claſſe.

„Zählen wir ſie her in der Folge wie ſie den Bau in die Höhe richten und nach und nach zur Vollendbarkeit befördern.

„Die Steinmetzen nenn' ich voranß, welche den Grund und Eckſtein vollkommen bearbeiten, den ſie mit Weihluſt der Maurer am rechten Ort in der genauſten Bezeichnung niederſenken. Die Maurer folgen hierauf, die auf den ſtreng unterſuchten Grund das Gegenwärtige und Zukünftige wohl befeſtigen. Früher oder ſpäter bringt der Zimmermann ſeine vorbereiteten Contignationen herbei, und ſo ſteigt nach und nach das Beabſichtigte in die Höhe. Den Dachdecker rufen wir eiligſt herbei; im Innern bedürfen wir des Tüchers, Glaſers, Schloſſers, und wenn ich den Tüncher zuletzt nenne, ſo geſchieht es weil er mit ſeiner Arbeit zur verſchiedenſten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefälligen Schein zu geben. Mancher Hülfsarbeiten gedenk' ich nicht, nur die Hauptſache verfolgend.

„Die Stufen von Lehrling, Geſell und Meiſter müſſen aufs ſtrengſte beobachtet werden; auch können in dieſen viele Abſtufungen gelten, aber Prüfungen ſtimmen nicht ſorgfältig genug ſeyn. Wer bezweifelt wohl, daß er ſich einer ſtrengen Kunſt ergiebt und er darf keine täglichen Forderungen von ihr erwarten; ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen wie bei großen Gefahren muß der Leichtſinn verbannt ſeyn.

„Gerade hier muß die ſtrenge Kunſt der freien zum Muſter dienen und ſie zu beſchämen trachten. Sehen wir die ſogenannten freien Künſte an, die doch eigentlich in einem höhern Sinne zu nehmen und zu nennen ſind, ſo findet man, daß es ganz gleichgültig iſt, ob ſie gut oder ſchlecht betrieben werden. Die ſchlechteſte Statue ſteht auf ihren Füßen wie die beſte, eine gemalte Figur ſchreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwärts, ihre mißgeſtalteten Arme greifen gar kräftig zu, die Figuren ſtehen nicht auf dem richtigen Plan und der Boden fällt deßwegen nicht zuſammen. Bei der Muſik iſt es noch auffallender; die geilſte Fidel einer Dorfſchenke erregt die wackern Glieder auf kräftigſte, und wir haben die unſchicklichſten Kirchenmuſiken gehört bei denen der Geiſtliche ſich erbaute. Wollte ihr nun gar auch die Poeſie zu den freien Künſten rechnen, ſo werdet ihr freilich ſehen, daß dieſe kaum weiß wo ſie eine Gränze finden ſoll. Und doch hat jede Kunſt ihre innern Geſetze, deren Nichtbeobachtung aber der Menſchheit keinen Schaden bringt: dagegen die ſtrengen Künſte dürfen ſich nichts erlauben. Den freien Künſtler darf man loben, man kann an ſeinen Vorzügen Gefallen finden, wenn gleich ſeine Arbeit bei näherer Unterſuchung nicht Stich hält.

„Betrachten wir aber die beiden, ſowohl die freien als ſtrengen Künſte, in ihren vollkommenſten Zuſtänden, ſo hat ſich hier vor Pedanterei und Bockbeuteley, jene vor Gedankenloſigkeit und Pfuſcherei zu hüten. Wer ſie zu leiten hat wird hierauf aufmerkſam machen. Mißverſtände und Mängel werden dadurch verhütet werden.

„Ich wiederhole mich nicht, denn unſer ganzes Leben wird eine Wiederholung des Geſagten ſeyn; ich bemerke nur noch folgendes: Wer ſich einer ſtrengen Kunſt ergiebt muß ſich ihr fürs Leben widmen. Lieber nannte man ſie Handwerk, ganz angemeſſen und richtig; die Bekenner ſollten mit der Hand wirken, und die Hand, ſoll ſie das, ſo muß ein ganzes Leben ſie beſeelen, ſie muß eine Natur für ſich ſeyn, ihre eignen Gedanken, ihren eignen Willen haben, und das kann ſie nicht auf vielerlei Weiſe.“

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geſchloſſen hatte, richteten die ſämmtlichen Anweſenden ſich auf, und die Gewerke, anſtatt abzuziehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der anerkannten Oberen. Oboard reichte den Sämmtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon ſie, nach einer bekannten Melodie, mäßig munter ein zutrauliches Lied ſangen:

Bleiben. Geben. Geben. Bleiben.
Sey fortan dem Tüchtigen gleich.
Wo wir Köſtliches betreiben
Iſt der wirthſte Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes,
Wer gehorchet der erreicht es,
Zeig' ein feſtes Vaterland.
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheilteſt Kraft und Bürde
Und erwägſt es ganz genau.
Stiftſt dem Alten Rud' und Würde,
Jünglingen Geſchäft und Frau.
Wechſelſeitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenzaun.
Auch der Nachbarſchaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Scheute weilt,
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Ueberfluß iſt zugetheilt.
Siehn wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das feſte Vaterland.
Heil dir Führer! Heil dir Band!

Dreizehntes Capitel.

Eine vollkommene Stille ſchloß ſich an dieſe lebhafte Bewegung der vergangenen Tage. Die drei Freunde blieben allein gegen einander über ſtehen und es ward gar bald merkbar daß zwei von ihnen, Lenarde und Friedrich, von einer ſonderbaren Unruhe betrieben wurden; ſie verharrten nicht, daß beide ungeduldig ſeyen für ihren Theil in der Abreiſe von dieſem Ort ſich gehindert zu ſehen. Sie erwarteten einen Boten, hieß es, und es kam indeſſen nichts Vernünftiges, nichts Entſcheidendes zur Sprache.

Endlich kommt der Bote, ein bedeutendes Packet überbringend, worüber ſich Friedrich ſogleich hermacht um es zu eröffnen. Lenarde bält ihn ab und ſpricht: „Laß es unberührt, leg' es vor uns nieder auf den Tiſch; wir wollen es anſehen, denken und vermuthen was es enthalten möge. Denn unſer Schickſal iſt ſeiner Beſtimmung näher, und wenn wir nicht ſelbſt Herren darüber ſind, wenn es von dem Verſtande, von den Empfindungen anderer abhängt, ein Ja oder

Rein, ein so oder so zu erwarten ist, dann pflegt es ruhig zu stehen, sich zu fassen, sich zu fragen ob man es dräuten würde als wenn es ein sogenanntes Gottesurtheil wäre, wo uns auferlegt ist die Vernunft gefangen zu nehmen."

„Du bist nicht so gelaut als du scheinen willst," versetzte Friedrich, „allein deswegen allein mit deinen Gedanken und spalte darüber nach Belieben. mich berühren sie auf alle Fälle nicht; aber laß mich mich diesem alten gepräften Freunde den Inhalt offenbaren und die zweifelhaften Zustände vorlegen, die wir uns schon so lange verheimlicht haben." Mit diesen Worten riß er unsern Freund mit sich weg und schon unterwegs rief er aus: „sie ist gefunden, länast gefunden! und es ist nur die Frage wie es mit ihr werden soll."

„Das wußt' ich schon," sagte Wilhelm: „denn Freunde offenbaren einander gerade das am deutlichsten was sie einander verschweigen; die letzte Stelle des Tagebuchs, wo sich Lenardo gerade mitten im Gedräng des Briefes erinnert den ich ihm schrieb, rief mir in der Einbildungskraft im ganzen Umgange des Guten und Gefälli jenes gute Wesen hervor; ich sah ihn schon mit dem nächsten Morgen sich ihr nähern, sie anerkennen und was daraus mochte erfolgt seyn. Da will ich denn aber aufrichtig gestehen daß nicht Neugierde, sondern ein redlicher Antheil den ich ihr gewonnen habe, mich über euer Schweigen und Zurückhalten kummervoll."

„Und in diesem Sinne," rief Friedrich, „bist du gerade bei diesem angekommenen Paket hauptsächlich mit interessirt; der Verfaß des Tagebuchs war an Makarien gesandt und man wollte die durch Erzählung des erstlinnamthige Ereignis nicht verstümmern. Nun stellt du's auch gleich haben; Lenardo hat gewiß indessen ausgepackt und was braucht er nicht zu seiner Aufklärung."

Friedrich sprang hiermit nach alter Art hinweg, sprang wieder herbei und brachte das versprochene Heft: „nun muß ich aber auch erfahren," rief er, „was aus uns werden wird." Hiemit war er wieder entsprungen und Wilhelm las:

Lenardo's Tagebuch.

Fortsetzung.

Freitag den 5ten.

Da man heute nicht sämmen durfte um seinen zu Frau Susanne zu gelangen, so frühstückte man eilig mit der ganzen Familie, dankte mit verstecken Glückwünschen, und hinterließ dem Geschirrfaser welcher zurückkehrte, die den Zungfrauen zugedachten Geschenke, etwas reichlicher und brauchbarer als die vorgetragen, so ihm bemüht zu scheinen, worüber der gute Mann sich sehr erfreut zeigte.

Diesmal war der Weg früh zurückgelegt; nach einigen Stunden erblickten wir in einem runden, nicht allzuweiten, flachen Thale, dessen eine seitige Seite von Wellen des klarsten See's leicht bespült sich widerspiegelte, wohl und anständig gebaute Häuser, um welche ein besserer, sorgfältig gepflegter Boden, bei seniger Lage, einiges Gartenwerk begünstigte. In das Hauptthaus durch den Gärtnern eingeführt und Frau Susannen vorgestellt, schien ich etwas ganz eigenes als sie uns freundlich anfrach und versicherte: es sey ihr sehr angenehm daß wir Freitags kämen, als dem ruhigsten Tage der Woche, da Donnerstags Abends die geeignete Waare zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Gärtnern, welcher sagte: „die bringt wohl Daniel jederzeit hinunter!" versetzte sie: „gewiß, er versieht das Geschäft so leidig und treu als wenn es sein eigenes wäre." „Ist doch auch der Unterschied nicht groß," versetzte jener: übernahm einige Aufträge von der freundlichen Familie und eilte seine Geschäfte in den Seitenthälern zu verbringen, versprach in einigen Tagen wieder zu kommen und mich abzuholen.

Mir war indessen ganz wunderlich zu Muthe; mich hatte gleich beim Eintritt eine Ahnung befallen daß es die Erwünschte sey; beim längeren Hinblick war sie es wieder nicht, kannte es nicht seyn, und doch beim Wegblicken, oder wenn sie sich anderhete war sie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantasie ihr Wesen gegeneinander treiben.

Einige Stunnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit aeßbert hatten, brachten sie nach; die Herrin, mit freundlichster Ermahnung zum Fleiße, marktete mit ihnen, überließ aber, um sich mit dem Gast zu unterhalten, das Geschäft an zwei Mädchen, welche sie Gretchen und Liebchen nannte, und welche ich um deste aufmerksamer betrachtete als ich ausserlich wollte wie sie mit der Schilderung des Geschwätzers allmälig zusammentrafen. Diese beiden Figuren machten mich ganz irre und zerstörten alle Aehnlichkeit zwischen der Geliebten und der Hausfrau.

Aber ich betrachtete diese nur deste genauer und sie schien mir allerdings das würdigste, liebenswürdigste Wesen von allen die ich auf meiner Gebirgsreise erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug um mit ihr über das Geschäft, welches sie gut verstand, mit Kenntnis sprechen zu können; meine einsichtige Theilnahme erfreute sie sehr, und als ich fragte: woher sie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport übers Gebirg ich vor einigen Tagen gesehen; so erwiderte sie, daß eben dieser Transport ihr einen ansehnlichen Vorrath mitgebracht. Die Lage ihres Wohnorts sey auch deshalb so glücklich, weil die nach dem See hinunterführende Hauptstraße etwa nur eine Viertelstunde ihres Thals hinabwärts vorbeyginge, wo sie denn einwechet in Persien, oder durch einen Zauter, die ihr von Triest bestimmten und adressirten Ballen in Empfang nehme; wie denn das vorgestern auch geschehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen räthlichen Keller hineinsehen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu sehr ausdrochne, an Gewicht verliere und weniger gesponnen werde. Dann fand ich auch was ich schon im Zimmer nen kannte meistentheils hier versammelt; sie deutete nach und nach auf dies und jenes, und ich nahm vertändigen Antheil. Indessen wurde sie stiller, aus ihren Fragen konnt' ich erraten, sie vermutete daß ich vom Handwerk sey. Denn sie sagte, da die Baumwolle so eben angekommen, so erwarte sie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Triester Handlung, der nach einer beigelegten Ansicht ihres Zustandes die jährige Gebühr abholen werde; diese liege bereit, für einen jeden welcher sich legitimiren könne.

Einigermaßen verlegen suchte ich auszuweichen und bäthte ihr nach als sie eben einiges anzuordnen durchs Zimmer ging; sie erschien mir wie Penelope unter den Mägden.

Sie kehrt zurück und mich dünkt es sey was Sie genes in ihr vorgegangen. — „Sie sind denn nicht vom Kaufmannsstande?" sagte sie, mich weiß nicht woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Irrige zu verlassen; erkennigen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's wie es

Ihnen aufs Herz ist.“ Dabei sah mich ein fremdes Gesicht mit so ganz bekannten erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu fassen wußte. Meine Kniee, mein Verstand wollten mir verlagen, als man sie glücklicherweise sehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorsatz stärken so lang als möglich an mich zu halten; denn es schwebte mir vor als wenn abermals ein unseliges Verhältniß mich bedrohte.

Gretchen, ein gesetzter freundlicher Kind, führte mich ab, wir die thürlichen Gewehr [illegible] gen; sie that es verständig und ruhig, ich [illegible] um ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, was sie [illegible] vorlage in meine Schreibtafel, wo es noch steht, [illegible] Zeugniß eines bloß mechanischen Verfahrens, denn ich hatte ganz anderes im Sinne; es lautet folgendermaßen:

„Der Eintrag von getrettener sowohl als gegossener Weberei geschieht je nachdem das Muster es erfordert mit weißem lose gedrehtem sogenannten Mungengarn, mitunter auch mit Türkischrott gefärbten, desgleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden.

„Beim Scheeren ist das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tischförmigen Rahmen bilden, um welchen der mehrere arbeitende Personen sitzen.“

Lieschen, die unter den Scheerenden gesessen, steht auf, greift sich zu und, ist geschäftig drein zu reden und zwar auf eine Weise, um jene durch Widerspruch nur irre zu machen; und als ich Gretchen dessen ungeachtet mehr Aufmerksamkeit bewies, so fuhr Lieschen umher um etwas zu holen, zu bringen und streifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu sein, mit ihrem zarten Elbogen zweimal merklich bedeutend an meinen Arm hin, welches mir nicht sonder [illegible] gefallen wollte.

Die Gu[illegible]sohne sie verdient überhaupt, besonders aber alsdann so zu heißen, wenn man sie mit den übrigen vergleicht; hatte mich in den Garten ab, wo wir der Abendsonne genießen sollten ob sie sich hinter das Gebirg verstecke. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen, wie es wohl erscheint wenn man etwas Erfreuliches zu sagen zaudert; auch mir war es in dieser Verlegenheit gar lieblich zu Muthe. Wir gingen neben einander her, ich getraute mir nicht ihr die Hand zu reichen, so gern ich's gethan hätte; wir schienen uns beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Zund nur allzufrüh ins Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich fruh aufgetriebe Baumwollenstauden erkannte. — „Sie nähren und pflegen wir die für unser Geschäfte unentbehrlich ja wie bewährtigen Samenkörner, die mit der Baumwolle, einen so weiten Weg zu uns machen. Es gelingt uns Dankbarkeit und es ist ein eigen Vergnügen dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgeleerbene Reste unser Dasein belebt. Sie sehen hier den Anfang, die Mitte ist Ihnen bekannt, und heute Abend, wenns Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß.

„Wir als Fabrikanten selbst oder ein Factor bringen unsre die Woche über eingegangene Waare Donnerstag Abends in das Marktschiff und langen so, in Gesellschaft von andern die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein jeder seine Waare zu den Kaufleuten die im Großen handeln, und sucht sie so gut als möglich anzubringen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungsstatt.

„Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrikation nebst dem baaren Verdienst holen die Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfniß und Vergnügen. Wo einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden: Die Gewinnsüchtigen harren und ahnden ersahren wie der Verkauf der Waaren aufgefallen und berechnen schon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modesachen die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte: die Letztern endlich und diesenigen die Kinder auf die Eßwaaren und wenn es auch nur Semmeln wären.

„Die Abfahrt aus der Stadt verspricht sich gewöhnlich viel geaue Abend, dann belebt sich der See allmählich und die Schiffe gleiten irgend, oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin; jedes wendet sich dem andern vorzunehmen; und die denen es gelingt verbinden wohl scherzend die welche zurück zu bleiben sich genöthigt sehen.

„Es ist ein erfreuliches sodann Schauspiel um die Zahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den anliegenden Gebirgen von Abendroth erleuchtet sich warm und allmählich tiefer und tiefer smaltirt, die Sterne sichtbar werden, die Abendberglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reine Gelände sieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück, endlich in die Nähe der Heimath gekommen hört man ein Horn geblasen und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herab bewegen, ein jedes Haus hat einen Angehörigen im Schiffe hat sendet jemanden um das Gepäck tragen zu helfen.

„Wir liegen hoher hinauf, aber jedes von uns hat oft genug diese Fahrt mit bestanden, und was das Geschäft betrifft so sind wir alle von gleichem Interesse.“

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und sodn sie das alles sprach und kannte mich der offenen Bemerkung nicht enthalten: wie sie in dieser rauhen Gegend, bei einem so mechanischen Geschäft, zu solcher Bildung habe gelangen können? Sie versetzte, mit einem allerliebsten, beinahe schalkhaften Lächeln vor sich hinsehend: „ich bin in einer sodnern und freundlichern Gegend geboren, wo vorzüglich Menschen verziehen und hausen, und es ist gleich als Kind mich weich und unbändig erwies, so war doch der Einfluß geistreicher Besitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Wesen that eine fromme Erziehung, die ein gewisses Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, als von Allgegenwart göttlicher Liebe getragen, in mir entwickelte. Wir wanderten auf.“ fuhr sie fort — das feine Lächeln verließ ihren Mund, eine unterdrückte ernste Tiefe füllte das Auge — „wir wanderten weit, weit, von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher, in diese höchst thätige Gegend; das Haus worin Sie mich finden war von gleichgesinnten Menschen bewohnt, man nahm uns traulich auf, mein Vater sprach dieselbe Sprache, in demselben Sinn, wir schienen bald zur Familie zu gehören.

„In allen Haus- und Handwerksgeschäften griff ich tüchtig ein, und alles über welches Sie mich nun

An ein goldnes Herz,

das er am Halſe trug.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beyde?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande,
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach! Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er iſt der alte freygeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

---

gebieten seyen habe ich stufenweise gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauses, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und schön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu seiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zutraulicher Natur; die Frömmigkeit, wie sie im Hause geübt wurde, fand bei ihm keinen Eingang, sie genügte ihm nicht, er las bedenkliche Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art die dem Geist eine allgemeinere freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so war er bemüht nach und nach mir dasjenige mitzutheilen, was ihm so innig beschäftigte. Endlich da ich in alles einging, hielt er nicht länger zurück mir sein ganzes Geheimniß zu eröffnen und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergängen sich nur von solchen Grundsätzen unterhielt welche den Menschen selbstständig machen, und dessen wahrhaftes Neigungsverhältniß nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gesinnungen zu bestärken, wodurch die Menschen sonst von einander völlig entfernt werden."

Ob ich gleich sie nicht scharf ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblickte, bemerkt' ich doch mit Verwunderung und Antheil, daß ihre Gesichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen erheiterte sich ihr Gesicht: „ich muß," sagte sie, „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun und damit Sie meine Wohlverbundenheit, die manchmal nicht ganz natürlich scheinen möchte, sich besser erklären können.

„Leider mußten wir beide uns vor den übrigen verstellen, und ob wir gleich uns sehr bösten nicht zu sagen und im groben Sinne fallen zu seyn, so waren wir es doch im zarten, indem wir den vielbesuchten Brüder- und Schwesterversammlungen nicht beizuwohnen niemals Entschuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar manches gegen unsere Ueberzeugung hören mußten, so ließ er mich sehr bald begreifen und einsehen, daß nicht alles vom freien Herzen rede, sondern daß viel Vorteilhaftes, Bilder, Gleichnisse, herkömmliche Redensarten und wiederholt anflingende Zeilen sich immerfort wie um eine gemeinsame Achse herumdrehten. Ich merkte nun eine gemeinsame Achse herumdrehten. Ich merkte nun besser auf und machte mir die Sprache so zu eigen daß ich allenfalls eine Rede so gut als irgend ein Vorsteher hätte halten wollen. Erst ergetzte der Gute sich daran, endlich dem Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich ihn zu beschwichtigen den entgegengesetzten Weg einschlug, ihm nur desto aufmerksamer zuhörte, ihm seinen herzlich treuen Vortrag wohl aber Tage später wenigstens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem geistigem Wesen zu wiederholen wußte.

„So wuchs unser Verhältniß zum innigsten Bande, und eine Leidenschaft zu irgend einem erkannbaren Warren, Guten, so wie zu unlöblicher Ausübung desselben war eigentlich was uns vereinigte.

„Indem ich nun bedenke was Sie veranlaßt haben mag zu einer solchen Erzählung mich zu bewegen, so war es meine thätige Beschreibung vom glücklich vollbrachten Marttage. Verwundern Sie sich darüber nicht; denn gerade war es eine frohe herzliche Betrachtung beider und erhabener Naturscenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und arbeitslosen Stunden am sodnsten unterhielt. Treffliche vaterländische Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt, Hallers Alpen, Gessners Idyllen, Kleists Frühling, wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Welt bald von ihrer anmuthigen, bald von ihrer erhabenen Seite.

„Recht gern erinnere ich mich wie wir beide, starre und weidlang, uns an die Worte aus der Ferne hastig auf die bedeutenden Erscheinungen der Erde und des Himmels aufmerksam zu machen suchten, einander vorzueilen und zu überbieten trachteten. Dieß war die schönste Erholung, nicht nur nach täglichen Geschäft, sondern auch von jenen ernsten Gesprächen, die uns oft nur zu tief in unser eigenes Innere versenkten, und uns bezu zu benutzigen drohten.

„In diesen Tagen kehrte ein Reisender bei uns ein, wahrscheinlich unter erborgtem Namen, wir trinken nicht weiter in ihn, da er sogleich durch sein Wesen uns Vertrauen einflößt, da er sich in gutem bescheidenen Benehmen, so wie anständig aufmerksam in unserm Versammlungen. Von meinem Freund in den Gebirgen umhergeführt zeigt er sich gleich einsichtig und sensuniteressirt. Auch ich suchte mich zu ihrem stillen Unterhaltungen, wo alles nach und nach zur Sprache kommt was einem innern Menschen bedeutend werden kann; da bemerkt er denn gar bald in unserer Denkweise in Absicht auf die göttlichen Dinge etwas Sonderndes. Die religiösen Ausdrücke waren uns trivial geworden, der Form, den sie entwalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die Gefahr unsres Zustandes bemerken wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten seyn müsse, an welches vom Jugend auf sich soviel ansangeschlossen, sie sey vielleicht ursächlich bei der Unvollkommenheit behaftet des eignen Innern. Freundlichen täglich und stündlich durchgeführte Frömmigkeit werde gut, ist nur Zutrauen und wurde wie eine Art von Politik auf den äußern Zustand aber nicht auf auf den tiefen Sinn; das einzige Mittel dagegen sey ein eigener Bund sittlich gleichgesinnter, gleichgestimmter gleichverpflichtende Gesinnungen hervorzurufen.

„Die Eltern hatten unsre Verbindung stillschweigend vorausgesetzt und ich weiß nicht wie es geschah, die Gegenwart des neuen Freundes belebte einigte die Verlobung, es schien sein ihnliche diese Bestätigung unsres Bundes in dem stillen Kreise zu feiern, da er denn auch mit anderen wurde, wie der Vorsteher die Gelegenheit ergriff uns an den Bund von Lucinen und an die große Gefahr der Laurent die man uns wollte anzurechnen haben zu erinnern. Wir brauchten noch einmal diese Gemeinde und er las und ein darauf bezügliches Blatt vorlief, welches ich oft in der Folge wieder anzusehen Ursache fand.

„Er schien nunmehr und es war als wenn mit ihm alle guten Geister gewichen waren. Der Bemerkung ist nicht neu wie die Erfahrung eines vorzüglichen Menschen in irgend einem Kreise Epoche macht und bei seinem Scheiden eine Lücke sich setzt, in die sich bisher ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun lassen Sie mich einen Seufzer über das Nächstfolgende werfen; denn einen Zug will wenn uns Verlieren festhaben Leben, seine herrliche Gestalt plötzlich zerstört; er wendete Handwerk seine letzten Stunden dazu an sich mit mir Treffliches vorzunehmen zu sehen und mir die Worte zu seinem Andenken zu hören. Was aber hieraus sich uns fand, war schmerzlicher machte, war, daß sie kurz vorher einen Trauer verloren hatten und sich nun in eigentlichsten Sinne, verwaist sahen, wodurch sie zarten Gemüth derselbst ergriffen wurde, daß sie der Leben nicht lange existieren. Sie gingen den lieben Jüngsten bald nach und mich ernste noch ein anderes Kindes.

daß mein Vater, vom Schlag gerührt, zwar noch ſämtliche Kenntniß von der Welt, aber weder geiſtige noch körperliche Thätigkeit gegen dieſelbe behalten hat. Und ſo bedurfte ich denn freilich jener Selbſtſtändigkeit in der größten Noth und Abſonderung, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Miteinander voraus, frühzeitig geübt und noch vor kurzem durch die rein belebenden Worte des geheimnißvollen Durchreiſenden recht eigentlich geſtärkt hatte.

„Doch darf ich nicht undankbar ſeyn, da mir in dieſem Zuſtand noch ein tüchtiger Gehülfe geblieben iſt, der als Factor alles das beſorgt, was in ſolchen Geſchäften als Pflicht männlicher Thätigkeit erſcheint. Kommt er denn Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, ſo erfahren Sie mein wunderbares Verhältniß zu ihm.“

Ich hatte manches dazwiſchen geſprochen und durch beifälliges vertrauliches Antheil ihr Herz immer mehr aufzuſchließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht dasjenige ganz nahe zu berühren was noch nicht völlig ausgeſprochen war; auch ſie rückte immer näher zu, und wir waren ſo weit daß bei der geringſten Veranlaſſung das offenbare Geheimniß uns Wort gerathen wäre.

Sie ſtand auf und ſagte: „Laſſen Sie uns zum Vater gehen!“ ſie eilte voraus und ich folgte ihr langſam; ich ſchüttelte den Kopf über die wunderſame Lage in der ich mich befand. Sie trat mich in eine hintere ſehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Seſſel ſaß. Er hatte ſich wenig verändert. Ich ging auf ihn zu, er ſah mich erſt ſtarr, dann mit lebhafteren Augen an; ſeine Züge erheiterten ſich, er ſuchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte ſeine ruhende zu faſſen, ergriff er die meine von ſelbſt, erhärtete ſie und ſprang auf, die Arme gegen mich ausſtreckend. „O Gott!“ rief er, „der Junker Lenardo! er iſt's, er iſt es ſelbſt!“ Ich konnte mich nicht enthalten ihn an mein Herz zu ſchließen; er ſank in den Stuhl zurück, die Tochter eilte hinzu ihm beizuſtehen; auch ſie rief: „er iſt's! Sie ſind es Lenardo!“

Die jüngere Mutter war herbeigekommen, ſie führten den Vater, der auf einmal wieder gehen konnte, der Kammer zu, und gegen mich gewendet ſprach er ganz deutlich: „wie glücklich, glücklich! daß ſehen wir und wieder!“

Ich ſtand, vor mich hinſchauend und denkend, Mariechen kam zurück und reichte mir ein Blatt mit dem Vermelden, es ſey daſſelbige, wovon geſprochen. Ich erkannte ſogleich Wilhelms Handſchrift, ſo wie vorhin ſeine Perſon aus der Beſchreibung mir entgegen getreten war; mancherlei fremde Geiſter ſchwärmten um mich her, es war eine eigene Bewegung im Vorhauſe. Und dann iſt es ein wiederwärtiges Gefühl, aus dem Entzückendſten einer treuen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbarſter Erinnerung her Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf einmal zu der ſpröden Wirklichkeit einer zerſtreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Dießmal war der Freitag Abend überhaupt nicht ſo heiter und luſtig wie er ſonſt wohl ſeyn mochte; der Factor war nicht mit dem Marktſchiff aus der Stadt zurückgekehrt, er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geſchäfte erſt morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles beſtellte und Verſprochene mitbringen. Die Nachbarn welche Jung und Alt in Erwartung wie gewöhnlich zuſammengekommen waren, machten verdrießliche Geſichter, Lieschen beſonders, die ihm entgegen gegangen war, ſchien ſehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend ohne hinein zu ſehen, denn es hatte mir ſchon heimlichen Verdruß gemacht auf jener Erzählung zu verweilen, daß Wilhelm die Verbindung beſtätigt habe. „Alle Freunde ſind ſo, alle ſind Diplomaten; ſtatt unſer Vertrauen redlich zu erwiedern folgen ſie ihren Anſichten, durchkreuzen unſere Wünſche und mißleiten unſer Schickſal.“ Sie rief ich aus, doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde Recht, beſonders die jetzige Stellung bedeutend, und entheilt mich nicht weiter das Folgende zu leſen.

Jeder Menſch findet ſich von den früheſten Momenten ſeines Lebens an, erſt unbewußt, dann halbendlich ganz bewußt; immerfort findet er ſich bedingt, begränzt in ſeiner Stellung, weil aber niemand Zweck und Ziel ſeines Daſeyns kennt, vielweder das Geheimniß deſſelben von höchſter Hand verborgen wird, ſo taſtet er nur, greift zu, läßt fahren, ſteht ſtille, bewegt ſich, zaudert und übereilt ſich, und auf wie mancherlei Weiſe denn alle Irrthümer entſtehen, die uns verwirren.

Sogar der Beſonnenſte iſt im täglichen Weltleben genöthigt, klug für den Augenblick zu ſeyn und gelangt deßwegen im allgemeinen zu reiner Klarheit. Sollten weiß er ſicher, wohin er ſich in der Folge wenden und was er eigentlich zu thun und zu laſſen habe.

Glücklicherweiſe ſind alle dieſe und noch hundert andere wunderſame Fragen durch unſern unaufhaltſam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geiſtes. Wenn ihr ſodann in freier Stunde aufathmet und euch zu erheben Raum findet, ſo gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weiſe verehrend hinzugeben, jedes Ereignis mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend den 10.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine fühlende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf und abgegangen; die Hausfrau — ich fühlte mich zufrieden, ſie nicht als Witwe denken zu dürfen — zeigte ſich erwünſcht erſt am Fenſter, dann an der Thüre; ſie erzählte mir: der Vater habe gut geſchlafen, ſey heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten erbeten, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erſt nach dem Gottesdienſte zu ſehen wünſche, wo er ſich gewiß recht geſtärkt fühlen werde. Sie ſagte mir darauf, daß ſie mich heute viel werde allein laſſen; es ſey für ſie ein ſehr beſchäftigter Tag, kam herunter und gab mir Rechenſchaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um ſie zu hören, dabei überzeugt' ich mich, daß ſie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angegangen und mit Willen beſchäftigt ſchien. Sie fuhr fort: „es iſt gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewehr gegen das Ende der Woche fertig ſey und

am Sonnabend Nachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der solches durchsieht, mißt und wägt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fabrikfrei, auch es ihm an Gewicht und Maß das Gebirge eingeliefert worden, und wenn alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Webersohn bezahlt. Seinerseits ist nun er bemüht das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Fäden und Knoten zu reinigen, solches aufs zierlichste zu legen, die schönste federfreiste Seite oben vors Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen."

Indessen kamen auch dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare ins Haus tragend, worunter ich auch die erblickte welche unsern Geschirrfasser beschäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelassene Geschenk und erzählte mit Anmuth: „der Herr Geschirrfasser sey bei ihnen, arbeite heute an ihrem herstehenden Webestuhl und habe ihr beim Abschied versichert: was er an ihm thue solle Frau Susanne gleich der Arbeit ansehen." Darauf ging sie, wie die übrigen, ins Haus und ich konnte mich nicht enthalten die liebe Wirthin zu fragen: „ums Himmelswillen: wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?" — „Es ist," versetzte sie, „der dritte den man mir aufbürdet; ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünschten, denn es war der Name ihrer verstorbenen Tochter, an deren Stelle sie mich eintreten ließen, und der Name bleibt doch immer der schönste lebendigste Stellvertreter der Person." Darauf versetzte ich: „ein vierter ist schon erfunden, ich würde Sie Gute-Seidne nennen, insofern es von mir abhinge." Sie machte eine gar liebliche demüthige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Genesung des Vaters, mit der Freude mich wieder zu sehen so zu verbinden und zu steigern, daß ich in meinem Leben nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die Seidne-Gute, doppelt und dreifach ins Haus zurückgerufen, übergab mich einem verständigen unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen sollte. Wir gingen zusammen bei südlichem Wetter, durch reich abwechselnde Gegenden. Aber man übergeht sich wohl daß weder Fels noch Wald, noch Wasserfurz, noch weniger Mühlen und Schmiedswerkstatt, sogar künstlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerksamkeit abgewinnen konnten. Indessen war der Wandergang für den ganzen Tag angelegt, der Bote trug ein feines Frühstück im Ränzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Essen im Zechenhause eines Bergwerks, wo niemand recht aus mir klug werden konnte, indem nüchternen Menschen nichts leidiger vorkommt als ein leeres, theilnahme benehmendes Umherschauen.

Am wenigsten aber begriff mich der Bote, welchen eigentlich der Garnträger mich gewiesen hatte, mit großem Lob meiner sodnen technischen Kenntnisse und des besonderen Interesses an solchen Dingen. Auch von meinem vielen Aufschreiben und Bemerken hatte jener gute Mann erzählt, worauf sich denn der Beragnosi gleichfalls einzurichten hatte. Lange wartete mein Begleiter, daß ich meine Schreibtafel hervorholen sollte, nach welcher er denn auch endlich, einigermaßen ungeduldig, fragte.

Sonntag den 21.

Mittag kam beinahe herbei, eh ich die Fremdin wieder ansichtig werden konnte. Der Handelsherr diente, bei dem sie mich nicht gegenwärtig wünschte, war indessen gehalten; der Vater hatte denselben beigewohnt und die erbaulichsten Worte deutlich und vernehmlich sprechend, alle Anwesenden und sie selbst bis zu den verschiednen Thränen gerührt. „Es waren," sagte sie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an beiden Klangen mich gefreuet hatte; diesmal flossen sie aber so herzlich zusammengeschmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Rinne dünflüssen sehen. Es war mir angst und bange er möchte sich in diesen Ergießungen aufsperren, jedoch ließ er sich ganz manierlich zu Bette führen; er wollte sachte sich sammeln und den Rath, soviel er sich Kraft genug fühle, zu sich rufen lassen."

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher, aber eben deshalb konnte ich mehr empfinden und bemerken daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewisse Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte, sowie es päbstliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß dieß der Fall sey. „Ich habe," fuhr sie fort, „wie Sie zuerst bereinkraten einen von denen Herren zu sehen gestannt die mir in Trieft Credit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden als ich mein Geld vorrätig wußte, man mochte die ganze Summe oder einen Theil verlangen. Was mich aber drückt ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein: für alle Zukunft. Das überhand nehmende Maschinenwesen ängst und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hülfe bringen. Und wer möchte sich solche Sorgenisse gern vergegenwärtigen: Denken Sie das viele Thäler sich durchs Gebirg schlingen, wie das wohnende Sie herabkamen, noch schweift Ihnen das höchst frohe Leben vor das Sie diese Tage der dort gesehen, wovon Ihnen die genannte Menge allseits anbringend gestern das erfreulichste Zeugnis gab: denken Sie wie das nach und nach zusammensinken, abfurchen, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bewohnt, wieder in ihre wilde Einsamkeit zurückfallen werde.

„Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere: entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen, oder aufzubrechen, die Besten und Mürbigsten mit sich fort zu ziehen und ein günstigeres Schicksal jenseit der Meere zu suchen. Eins wie das andere hat sein Bedenken, aber wer bist uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen? Ich weiß recht gut daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgehe selbst Maschinen zu errichten und die Nahrung der Menge an sich zu reißen. Ich kann niemanden verdenken, daß er sich für seinen eigenen Nächsten hält; aber ich könne mir verzeihlich vor, sollt' ich diese guten Menschen plündern und sie zuletzt arm und dürftig wandern sehen; und wandern müssen sie früh oder spat. Sie ahnen, sie wissen, sie sagen es, und niemand entschließt sich zu irgend einem heilsamen

Schritte. Und doch, woher ſoll der Entſchluß kommen? wird er nicht jedermann eben ſo ſehr erſchwert als mir?

„Mein Bräutigam war mit mir entſchloſſen zum Auswandern; er beſprach ſich oft über Mittel und Wege ſich hier feſtzuwinden. Er ſah ſich nach den Beſſeren um, die man um ſich verſammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an ſich heranziehen, mit ſich fortziehen könnte; wir ſehnten uns, mit vielleicht allzu jugendlicher Hoffnung, in ſolche Gegenden, wo daſjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengeſetzten Falle: der redliche Gehülfe, der mir nach meines Gatten Tode geblieben, treflich in jedem Sinne, mit freundſchaftlich liebevoll anhänglich, er iſt ganz der entgegengeſetzten Meinung.

„Ich muß Ihnen von ihm ſprechen, ob Sie ihn gleich haben; lieber hätt' ich es nachher gethan, weil die perſönliche Gegenwart gar manches Räthſel aufſchließt. Ungefähr von gleichem Alter wie mein Gatte, ſchloß er ſich als kleiner armer Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden Geſellen an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe; ſie wachſen zuſammen heran und bleiben zuſammen, und doch waren es zwei ganz verſchiedene Naturen: der eine freigebig und mittheilend, der andere in früherer Jugend gedrückt, verſchloſſen, den geringſten ergriffenen Beſitz feſthaltend, zwar frommer Geſinnung, aber mehr an ſich als an andere denkend.

„Ich weiß recht gut daß er von den erſten Zeiten der ein Auge auf mich richtete, er durfte es wohl, denn ich war ärmer als er; doch hielt er ſich zurück ſobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Thätigkeit und Treue machte er ſich bald zum Mitgenoſſen des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unſerer Auswanderung dieſen hier einzuſetzen und ihm das Zurückgelaſſene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode des Trefflichen näherte er ſich mir und vor einiger Zeit verbiekt er nicht daß er ſich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der doppelt wunderliche Umſtand ein, daß er ſich von jeher gegen das Auswandern erklärte und dagegen eifrig bemüht, wir ſollen auch Maßregeln anlegen. Seine Gründe freilich ſind dringend, denn in unſern Gebirgen dauert ein Mann, der, wenn er unſere einfacheren Werkzeuge vernachläſſigend, zuſammengeſetztere ſich bauen wollte, uns zu Grunde richten könnte. Dieſer in ſeinem Fache ſehr geſchickte Mann — wir nennen ihn den Geſchirrfaſſer — iſt einer wohlhabenden Familie in der Nachbarſchaft anhänglich und man darf wohl glauben daß er im Sinne hat von jenen ſteigenden Erfindungen für ſich und ſeine Beglaubigten nützlichen Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehülfen iſt nichts einzuwenden, denn ſchon iſt gewiſſermaßen zu viel Zeit verſäumt, und gewinnen jene den Vorrang, ſo müſſen wir, und zwar mit Unſtarken, doch das Gleiche thun. Dieſes iſt was mich ängſtigt und quält, das iſt's was Sie mir, theuerſter Mann, als einen Schutzengel erſcheinen läßt."

Ich hatte wenig Tröſtliches hierauf zu erwiedern, ich mußte den Fall ſo verwickelt finden, daß ich mit Bedenklichkeit aufbat. Sie aber fuhr fort: „ich habe noch manches zu erklären, damit meine Lage Ihnen noch mehr wunderlich erſcheine. Der junge Mann, dem ich perſönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten erſetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde — ſie ſeufzte indem ſie dieß ſprach — wird ſeit einiger Zeit entſchieden dringender, ſeine Vorträge ſind ſo liebevoll als verſtändig. Die Nothwendigkeit meine Hand ihm zu reichen, die Unthunlichkeit an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzige wahre Mittel der Selbſterhaltung zu verſäumen, ſind nicht zu widerlegen und es ſcheint ihm mein Widerſtreben, meine Grille des Auswanderns ſo wenig mit meinem übrigen haushältiſchen Sinn überein zu ſtimmen, daß ich bei einem letzten etwas heftigen Geſpräch die Vermuthung bemerken konnte, meine Neigung müſſe wo anders ſeyn." — Sie brachte das letzte nur mit einigen Stocken hervor und blickte vor ſich nieder.

Was mir bei dieſen Worten durch die Seele fuhr denke jeder, und doch, bei blitzſchnell vorüberfahrender Ueberlegung mußt' ich fühlen daß jedes Wort die Verwirrung nur vermehren würde. Doch ward ich zugleich, ſo vor ihr ſtehend, mir deutlich bewußt daß ich ſie im tiefſten Grabe lieb gewonnen habe, und nun alles was in mir von vernünftiger, beſtändiger Kraft übrig war, aufzuwenden hatte, um ihr nicht ſogleich meine Hand anzubieten. Mag ſie doch, dachte ich, alles hinter ſich laſſen wenn ſie mir folgt! Doch die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. Sollſt du eine neue falſche Hoffnung hegen um lebenslänglich daran zu büßen?

Wir hatten beide eine Zeit lang geſchwiegen, als Lieschen, die ich nicht hatte herantommen ſehen, überraſchend vor uns trat und die Erlaubniß verlangte auf dem nächſten Hammerwerke dieſen Abend zuzubringen. Ohne Bedenken ward es gewährt. Ich hatte mich indeſſen zuſammengenommen und fing an im allgemeinen zu erzählen: wie ich auf meinen Reiſen das alles längſt bekannkommen geſehen, wie Trieb und Nothwendigkeit des Auswanderns jeden Tag ſich vermehre; doch bleibe dieß immer das Gefährlichſte. Unvorbereitetes Wegeilen bringe unglückliche Wiederkehr; kein anderes Unternehmen bedürfe ſo viel Vorſicht und Leitung als ein ſolches. Dieſe Betrachtung war ihr nicht fremd, ſie hatte mir über alle Verdrießniſſe geklagt, aber zuletzt ſprach ſie mit einem tiefen Seufzer: „ich habe dieſe Tage Ihres Hierſeyns immer gehofft durch vertrauliche Erzählung Troſt zu gewinnen, aber ich fühle mich über geſtellt als vorher, ich fühle recht tief wie unglücklich ich bin." Sie bot den Blick nach mir, aber die aus den ſchönen guten Augen ausquellenden Thränen zu verbergen wendete ſie ſich um und entfernte ſich einige Schritte.

Ich will mich nicht entſchuldigen, aber der Wunſch dieſe herrliche Seele wo nicht zu tröſten, doch zu zerſtreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von den wunderlamen Vereinigungen mehrerer Wanderuden und Scheidenden zu ſprechen, in die ich ſchon ſeit einiger Zeit getreten war. Unverſehens hatte ich ſchon ſo weit mich herausgeſagen, daß ich kaum hätte zurückhalten können, als ich gewahrte wie unvorſichtig mein Vertrauen geweſen ſeyn mochte. Sie beruhigte ſich, ſtaunte, erheiterte, entfaltete ihr ganzes Weſen und fragte mit ſolcher Neigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr ausweichen, daß ich ihr alles bekennen mußte.

Gretchen trat vor uns und ſagte: wir möchten zum Vater kommen! Das Mädchen ſchien ſehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Wegzehrung ſagte die Schöne-Gute: „Lieschen hat Urlaub für heut Abend, beſorge du die Geſchäfte." — „Ihr hättet ihn nicht geben ſollen," verſetzte Gretchen, „ſie ſtiftet nichts Gutes; ihr ſeht dem Schalk mehr nach als billig, vertraut ihr mehr als recht iſt. Eben jetzt

erfahr' ich, sie hat ihm gestern einen Brief geschrieben; einer Gespräch hat sie belauscht, jetzt geht sie ihm entgegen."

Ein Kind hat indessen beim Vater abgeliefert war, hat mich zu eilen, der gute Mann sey unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt sah er aufwärts im Bette. „Kinder," sagte er, „ich habe diese Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht, ferner von allen Dank- und Lobgesängen Davids ist von mir unverändert geblieben und ich füge hinzu, aus eigenem Sinne mit gestärktem Glauben: Warum hofft der Mensch nur in die Nähe, da muß er handeln und sich beeilen, in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen." Er faßte Lenardo's Hand und so die Hand der Tochter, und beide in einander legend sprach er: „das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band seyn; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und heilt einander, so uneigennützig wie euch Gott helfe." Als er dies gesagt sank er zurück mit himmlischem Lächeln und war hinweggegangen. Die Tochter stürzte vor dem Bett nieder, Lenardo neben sie, ihre Wangen berührten sich, ihre Thränen vereinigten sich auf seiner Hand.

Der Gebäude rennt in diesem Augenblick herein, erstarrt über die Scene. Mit wildem Blick, die schwarzen Locken schüttelnd, ruft der wohlgestaltete Jüngling: „Er ist todt; in dem Augenblick da ich seine wiederhergestellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schicksal, das Schicksal seiner Tochter zu entscheiden, das Wesend das ich nächst Gott am meisten liebe, dem ich ein gesundes Herz wünschte, ein Herz das den Werth meiner Neigung fühlen könnte. Für mich ist sie verloren, sie kniet neben einem andern! Hat er euch angesegnet? gesteht's nur!"

Das herrliche Wesen war indessen aufgestanden. Lenardo hatte sich erhoben und erbost; sie sprach: „ich erkenn' euch nicht mehr, den sanften, frommen, auf einmal so verwilderten Mann; wißt ihr doch wie ich euch danke, wie ich von euch denke."

„Von Danken und Denken ist hier die Rede nicht," versetzte jener gefaßt, „hier handelt sich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieser fremde Mann macht mich besorgt; wie ich ihn ansehe getrau' ich mich nicht ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühe Verbindungen zu lösen vermag ich nicht."

„Sobald du wieder in dich selbst zurücktreten kannst," sagte die Gute, sichtbar als je, wenn mit dir zu sprechen ist wie sonst und immer, so will ich dir sagen, wie du betrügen, bei den irdischen Rollen meines verstorbenen Vaters, daß ich zu diesem Herrn und Freunde kein andres Verhältnis habe, als das du kennen, billigen und theilen kannst, und dessen du dich erfreuen mußt."

Lenardo schauderte bis tief ins Innerste, alle drei standen still, stumm und nachdenkend eine Weile; der Jüngling nahm zuerst das Wort und sagte: „Der Augenblick ist von zu großer Bedeutung als daß er nicht entscheidend seyn sollte. Es ist nicht aus dem Stegreif was ich spreche, ich habe Zeit gehabt zu denken, also vernehmt: die Ursache meine Hand nur zu verweigern, war meine Weigerung dir zu folgen, wenn du aus Noth oder Grille wandern würdest. Hier also erklär' ich feierlich vor diesem gültigen Zeugen, daß ich deinem Auswandern kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr es befördern und dir überall hin folgen will. Gegen diese mir nicht abgenöthigte, sondern nur durch die seltsamsten Umstände beschleunigte Erklärung, verlang' ich aber im Augenblick deine Hand." Er reichte sie hin, stand fest und sicher da, die beiden andern wichen überrascht, unwillkürlich zurück.

„Ich ist ausgesprochen," sagte der Jüngling, ruhig mit einer gewissen grimmen Heiterkeit; „das sollte geschehen, es ist zu unser aller Besten. Gott hat es gewollt; aber damit du nicht denkst es sey Ueberredung und Grille, so wisse nur, ich hatte der zu Lieb auf Berg und Felsen Verzicht getban und eben jetzt in der Stadt alles eingeleitet um nach deinem Willen zu leben. Nun aber geh' ich allein, du wirst mir die Mittel dazu nicht verlagen, du behältst noch immer genug übrig um es hier zu verlieren wie du fürchtest und wie du Recht hast zu fürchten. Denn ich habe mich endlich auch überzeugt: der künstliche, werkthätige Sebelm hat sich ins obere That gewendet, dort legt er Maschinen an, du wirst ihm alle Nahrung an sich ziehen sehen, vielleicht rufst du, und mit allzubald, ein neuen Freund zurück, den du vertreibst."

Peinlicher haben nicht leicht drei Menschen sich gegenüber gestanden, alle zusammen in Furcht sich einander zu verlieren und im Augenblick nicht wissend, wie sie sich wechselseitig erhalten sollten.

Leidenschaftlich entschlossen stürzte der Jüngling zur Thüre hinaus. Auf ihres Vaters erstarrte Brust hatte die Tochter ihre Hand gelegt: „in die Nähe soll man nicht hoffen," rief sie aus, „aber in die Ferne, das war sein letzter Segen. Vertrauen wir Gott, jeder sich selbst und dem andern, so wird sich's wohl fügen."

Vierzehntes Capitel.

Unser Freund las mit großem Antheil das Vergelegte, mußte aber zugleich gestehen, er habe schon beim Schluß des vorigen Heftes geahnet, so verhalte sich's mit dem Ende nehmen, wo die Furcht in Umständlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunsche nichts völlig unerörtert zu lassen uns in Zweifelhaft versetzte. Durch die eben angekommene Depesche wurden wir zwar von manchem unterrichtet, die Briefe jedoch und die vielfachen Beilagen enthielten verschiedene Dinge, gerade nicht von allgemeinem Interesse. Wir sind also gekommen, dasjenige was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch das was später zu unserer Kenntniß kam, zusammen zu fassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft eines treuen Referenten getreu abzuthielten.

Vor allen Dingen haben wir daher zu berichten, daß Lothario mit Julien, seiner Gemahlin, und Natalien, die ihren Bruder nicht von sich lassen wollte, in Begleitung des Abbe's, schon wirklich zur See gegangen sind. Unter günstigen Vorbedeutungen reiften sie ab und hoffentlich bildet ein fördernder Wind ihre Segel. Die einzige unangenehme Empfindung, eine wahre sittliche Trauer, nehmen sie mit: daß sie Makarien vorher nicht ihren Besuch abstatten

trauten. Der Umweg war zu groß, das Unterneh-
men zu bedeutend, ſchon warf man ſich einige Ent-
ſagung vor und mußte ſelbſt eine heilige Pflicht der
Nothwendigkeit aufopfern.

Wir aber an unſerer erzählenden und darſtellen-
den Stelle, ſollten dieſe treuen Perſonen, die uns
früher ſo viele Neigung abgewonnen, nicht in ſo
weite Entfernung ziehen laſſen ohne von ihrem bis-
herigen Vornehmen und Thun nähere Nachricht er-
halten zu haben, beſonders da wir ſo lange nichts
Tagebüchliches von ihnen vernommen. Gleichwohl
unterließen wir dieſes, weil ihr bisheriges Geſchäft
ſich nur verwickelnd auf das große Unternehmen be-
zog, auf welches wir ſie loslaufen ſehen. Wir leben
jedoch in der Hoffnung, ſie bereinſt in voller gerege-
lter Thätigkeit, den wahren Werth ihrer verſchiedenen
Charaktere offenbarend, vergnüglich wieder zu finden.

Juliette, die flinke Gute, deren wir uns wohl
noch erinnern, hatte geheirathet, einen Mann nach
dem Herzen des Oheims, barsmal in ſeinen Sinne
weit- und fortwirkend. Juliette war in der letzten
Zeit viel um die Tante, wo manches derjenigen zu-
ſammentrafen auf die ſie wohlthätigen Einfluß ge-
habt; nicht nur ſolche die dem feſten Lande gewidmet
blieben, auch ſolche die über See zu gehen gedachten.
Jenerley bewegen hatte ſchon früher mit Friedrichen
Abſchied genommen; die Mittheilung durch Beyrn
war unter dieſen deſto lebhafter.

Vermißte man alſo in dem Verzeichniſſe der
Gäſte jene edlen Obengenannten, ſo waren doch
manche bedeutende und ſchon näher bekannte Per-
ſonen darauf zu finden. Hilarie kam mit ihrem
Gatten, der nun als Hauptmann und anſehnlicher
reicher Gutsbeſitzer auftrat. Die in ihrer großen
Anmuth und Liebenswürdigkeit gewann ſich hier
wie überall gar gern Verehrung einer allgegebnen
Leidenſchaft von Intereſſe zu Intereſſe übergebend
zu wechſeln, deren wir ſie im Lauf der Erzählung
ſchuldig gefunden. Beſonders die Männer rechneten
es ihr nicht hoch an. Einen dergleichen Fehler, wenn
es einer iſt, finden ſie nicht anſtößig, weil ein jeder
wünſchen und hoffen mag auch an die Reihe zu
kommen.

Flavio, ihr Gemahl, rüſtig, munter und lie-
benswürdig genug, ſchien vollkommen ihre Neigung
zu feſſeln; ſie mochte ſich das Vergangene ſelbſt ver-
ſchieden haben; auch fand Natarie keinen Anlaß deſſen
zu erwähnen. Er, der immer leidenſchaftliche Dok-
tor, hat ſich auch, beim Anſchauen ein Gebiet vorlieben
zu dürfen, welches er zu Ehren ihrer und ihrer Um-
gebung in den wenigen Tagen ſeines Hierſeyns ver-
folgte. Man ſah ihn oft im Freien auf und abgehen,
nach einigem Stillſtand mit bewegter Geberde wieder
vorwärts ſchreitend in die Schreibtafel ſchreiben, hin-
ein und wieder ſchreiben. Nun aber ſchien er es
für vollendet zu halten, als er durch Angela jenen
Wunſch zu erkennen gab.

Die gute Dame, obgleich ungern, verſtand ſich
dazu, und es lieh ſich allenfalls annehmen, ob man gleich
dadurch weiter nichts erfuhr als was man ſchon
wußte, nichts fühlte als was man ſchon gefühlt hatte.
Indeſſen war denn doch der Vortrag leicht und ge-
fällig. Deutung und Reime ſtimmten neu, wenn
man es auch hätte im Ganzen etwas kürzer wünſchen
mögen. Zuletzt übergab er daſſelbe auf gefärbtes
Papier ſehr ſchön geſchrieben, und man ſchied mit
vollkommener wechſelſeitiger Zufriedenheit.

Dieſes Paar, welches von einer bedeutenden wohl-
genutzten Reiſe nach Süden zurückgekommen war, um
den Vater, den Major, vom Hauſe abzuholen, der mit
jener Unwiderſtehlichen, die nun ſeine Gemahlin ge-
worden, auch etwas von der paradieſiſchen Luft zu
einiger Erquickung einathmen wollte.

Dieſe beiden kamen denn auch, im Wechſel, und
ſo wie überall hatte bei Materien die Merkwürdige
auch vorzügliche Gunſt, welche ſich beſonders darin
erwies, daß die Dame in den innern Zimmern und
allein empfangen wurde, welche Genegtheit auch
nachher dem Major zu Theil ward. Dieſer empfand
ſich darauf als gebildeter Militär, guter Haus- und
Landwirth, Literaturfreund, ſogar als Tonkünſtler
beſchäftigungsvoll, und fand bei dem Aſtronomen und
ſonſtigen Hausgenoſſen guten Eingang.

Auch von unſerm alten Herrn, dem würdigen
Oheim, ward er beſonders aufgezeichnet, welcher, in
mäßiger Ferne wohnend, bisjetzt mehr als er ſonſt
pflegte, ungerne war für Stunden herüber kam, aber
keine Nacht, auch bei angebotener größten Bequem-
lichkeit, zu bleiben bewogen werden konnte.

Bei ſolchen kurzen Zuſammenkünften war ſeine
Gegenwart jedoch höchſt erfreulich, weil er jedoann,
als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd
auftreten wollte; wobei denn ſogar ein Zug von arti-
ſtokratiſcher Pedanterie nicht unangenehm empfunden
wurde. Ueberdem ging bisjetzt ſein Betragen von
Grund aus, er war glücklich, wie wir und alle fühl-
len, wenn wir mit verſtändig vernünftigen Leuten
wichtiges zu verhandeln haben. Das anſtaſſende Ge-
ſchäft war nöthig im Ganze, es bewegte ſich ſtätig
mit geſetzgener Verarbeitung.

Hiervon nur die Hauptmomente. Er iſt drüben
über dem Meere, von ſeinen Verhältnis der Eigen-
thümer. Was das heißen wolle, möge der Kenner
tertiger Angelegenheiten, da es uns hier zu weit
führen müßte, ſeinen Freunden näher erklären. Diese
wichtigen Beſitzungen waren bisher verpachtet und
trugen, bei mancherlei Unannehmlichkeiten, wenig ein.
Die Geſellſchaft die wir genugſam kennen iſt nun be-
rechtigt dort Beſitz zu nehmen, mitten in der voll-
kommenſten bürgerlichen Einrichtung, von da ſie als
einflußreiches Staatsglied ihren Vortheil erſehen und
ſich in die noch unangebaute Wüſte fern verbreiten
kann. Hier nun will ſich Friedrich mit Lenard be-
ſonders hervorthun, um zu prüfen, wie man eigent-
lich von vorn beginnen und einen Naturweg eine
ſolange führne.

Kaum hatten ſich die Genannten von ihrem Auf-
enthalte höchſt zufrieden entfernt, ſo waren beſagter
Gäſte ganz anderer Art angemeldet und doch auch
willkommen. Wir erwarteten wohl kaum Pylianen
und Cretenſer an ſo heiliger Stätte auftreten zu ſehen,
und doch kamen ſie an. Der zunächſt in den Gebirgen
noch immer weilende Montan ſetzte ſie hier ohnfehl-
bar auf dem nächſten Wege zur See zu bringen. Beide
wurden von Handbietterinnen, Confirmanten, ſonſt
angeſtellten und mitwohnenden Frauen ſehr gut auf-
genommen; Pyliane brachte ein paar allerliebſte Kin-
der mit und prächtige Kn. bei einer einfachen ſehr rei-
zenden Kleidung, aus durch das Sonderbare, daß ſie
einen blumig geſtickten Gürtel heraß an langer ſilber-
ner Kette eine mäßig große englische Scheere trug,
mit der ſie manchmal, gleichſam als wollte ſie ihren
Geſpräch einigen Nachdruck geben, in die Luft ſchnitt
und ſchnippte und durch einen ſolchen Act die ſämmt-
lichen Anweſenden erbeutete; worauf denn bald die
Frage folgte: ob es denn in einer ſo großen Familie
nichts zuzuſchneiden gebe? und da fand ſich denn daß
erwünſcht für eine ſolche Thätigkeit ein paar Präute
ſelten anbeſtellt werden. Sie ſteht darauf die Lan-
deskracht an, läßt die Mädchen vor ſich auf und abgehen

und ſcheuchet immer zu. Weder ſie aber, noch Geiſt und Geſchmack verfahren, ohne dem Charakter einer ſolchen Tenne etwas zu benehmen, daß eigentlich ſodann Barbarische herſtellen mit einer Anmuth zu vermitteln weiß. Es ſcheint daß die Beſitzenden ſich auch andern beſſer gefallen und die Bauglatte überwinden, man möge von dem Herkommlichen doch abweichen ſeyn.

Hier kam nun Lucie, die mit gleicher Fertigkeit, Zierlichkeit und Sauberkeit zu nähen verſtand, weßwegen man zu Hülfe, und man durfte hoffen, mit dem übrigen weiblichen Verſtand, die Braute ſchneller als man gedacht hatte herausgeputzt zu ſehen. Dabei durften ſich dieſe Mädchen nicht lange entfernen. Philine beſchäftigte ſich mit ihnen bis aufs Aeußerſte und behandelte ſie wie Puppen oder Theaterſtatuen. Geräuſchte Bänder und ſonſtiger in der Nachbarſchaft ſäuberer Zeitkonſum wurde ſodann verbraucht und ſo erzeugte man zuletzt, daß dieſe ſtädtiſchen Körper und püdeln Figuren, ſonſt durch barbariſche Phantaſeen geſpacht, nunmehr zu einiger Evidenz gelangten, wobei alle Dorfheit doch immer zu einiger Anmuth herausgeſtutzt erſchien.

Allzuthätige Perſonen werden aber doch in einem gleichmäßig geregelten Zuſtande läſtig. Philine war mit ihrer geſchäftigen Sorgfalt in den Zimmern gerathen, wo die Vorräthe zu Kleidern für die große Familie, in Stoffen aller Art, zur Hand lagen. Da fand ſie nun in der Aufhäufung das alles zu verſchneiden die große Gelüſtigkeit; man mußte ſie wirklich daraus entfernen und die Thüren feſt verſchließen, denn ſie kannte weder Maß noch Ziel. Angela wollte wirklich deshalb nicht als Braut behandelt ſeyn, weil ſie ſich vor einer ſolchen Zuſammenkunft fürchtete; überhaupt ließ ſich das Verhältniß zwiſchen beiden Schweſtern allerliebſt einleiten. Doch mußten kaum erſt ſpäter die Rollen ſeyn.

Montan länger als man gedacht hatte zauderte zu kommen und Philine drang darauf, Montanen vorbereitet zu werden. Es geſchah, weil man ſie allerdings beſſer über ſich zu wiſſen hoffte, und ob man wahrſcheinlich genug die beiden Schweſtern zu den Augen der Heiligen zu ſehen. Zu beiden Seiten lagen ſie ihr an den Knieen. Philine zwiſchen ihren zwei Kindern, die ſie lebhaft ununterbrochen, aus gewonnener Heiterkeit ſprach ſie: „ich habe meinen Mann, meine Kinder, beſchäftige mich gern für ſie, auch für andere. Das Uebrige verzeihet mir.“ Materie gründete ſie irgiand, ſie entfernte ſich mit anſtändiger Biegung.

Lucie ſaß von der linken Seite her vor Heiligen mit dem Geſicht auf dem Knoche, wandte bisweilen auch ſeine Worte ſprechen; Makarie ihre Thränen aufmerkſam, kniete nur auf die Schwelle auf der Schwellenſtufe, kaum tüchte ſie ihr Haupt zwiſchen den geſchwiſterlichen Haaren wie ſie vor ihr lag, bräunlich und wiederbrolt in frommer Andacht.

Lucie richtete ſich auf, erſt auf ihre Knieen, dann auf die Füße und ſtraute zu ihrer Mobilbaterin mit leiſer Heiterkeit. „Wie gelobeten mir,“ ſagte ſie, „wie iſt mir: Der ſchwere läſtige Druck, der mir, wo nicht alle Beſtimmung doch alles Ueberlegen raubte, er iſt auf einmal von meinem Haupte aufgehoben. ich kann nun frei in die Höhe ſehen, meine Gedanken in die Höhe richten und — ſetzte ſie nach tiefem Athemholen hinzu, — mich glaube mein Herz will nach.“ In dieſem Augenblicke eröffnete ſich die Thüre und Montan trat herein, wo ſchnell der Aufſtand erwarteter plötzlich und unerwartet erſchien. Lucie ſprang munter auf und zu, umarmte ihn freudig, und indem ſie ihn vor Makarien führte, rief ſie aus: „er ſoll erfahren was er dieſer Herrlichen ſchuldig iſt und ſich mit mir dankend mehr erweiſen.“

Montan, betroffen und, gegen ſeine Gewohnheit, zerſtreuenden verſtarrt, faßte mit edler Bewegung gegen die würdige Dame: „es ſcheint ſehr viel zu ſeyn, denn ich werde daß ihr ſchuldig. Es iſt das erſte Mal, daß du mir offen und liebevoll entgegen kommſt, das erſte Mal daß du mich anſiehſt, daß du mich drückſt, ob ich es gleich längſt verdiente.“

Hier nun müſſen wir vertraulich eröffnen: daß Montan Lucien von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Contrario ſie ihm entführet, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben und ſie ſich endlich, vielleicht zu nicht geringer Verwunderung unſerer früheren Leſer, als Gattin zugeeignet habe.

Dieſe drei zuſammen, welche ſich in der europäiſchen Geſellſchaft doch nicht ganz behaglich fühlen mochten, mäßigten kaum den Ausdruck ihrer Freude wenn von den dort erwarteten Zuſtänden die Rede war. Die Schwere Philinens zuckte ſchon: denn man gedachte ſich das Monopol vorzubehalten dieſe neuen Colonien mit Kleidungsſtücken zu verſorgen. Philine beſtritt den großen Tuch- und Leinwandvorrath ſehr artig und ſpielte in der Luft, die Ernte für Sichel und Ernte, wie ſie ſagte, ſchon vor ſich ſehend.

Lucie dagegen, erſt durch ſeine glücklichen Segnungen zu thätnehmender Liebe wieder aufgemacht, ſah im Geiſte ſchon ihre Schweſterinnen ſich ins Innerſte der Provinzen ausbreiten und ein ganzes Volk von Hausfrauen zu Genauigkeit und Fertigkeit einzuleiten und aufzutragen. Auch der ernſte Montan hat die dortige Beſchaffe an Blei, Kupfer, Eiſen und Steinkohlen hergeſtalt vor Augen, daß er alle ſein Wiſſen und Können manchmal nur für ängſtlich taſtendes Verſuchen erklären möchte, um erſt dort in eine reiche belohnende Ernte muthig einzugreifen.

Daß Montan ſich mit andern Aſtronomen bald verſtehen würde war vorauszuſehen. Die Geſpräche die ſie in Gegenwart Makarien's führten waren höchſt anziehend, wir finden aber nur wenigen davon uns benachrichtigen, indem Angela ſeit einiger Zeit beim Zuhören manche Aufzeichnung und beim Aufzeichnen manche Lieblingsarbeit gewohnt war. Auch mochte ihr manches zu allgemein und für Frauenzimmer nicht ſattſam genug vorkommen. Wir ſchalten daher nur einige der in jene Tage gehörigen Aeußerungen hier vorübergehend ein, die nicht einmal von ihrer Hand geſchrieben und zuſammen ſind.

Bei dem Studiren der Naturkräfte, beſonders deren welche die Natur betrachten, iſt die Unterſuchung ſo wichtig als ſchwer: es hat was uns von Intereſſe der Gegenſtand und von unſern Vorfahren für gültig genommen werden, auch wirklich zuverläßig ſey, in dem Grade hat man darauf fortwährend ſicher fortkommen mag; aber es gibt verdammliches Bekenntniß zur Rationale geworden und beſtand mehr einen Stillſtand als einen Fortſchritt veranlaßt? Ein Kennzeichen ſey ſicherer dieſe Unterſuchung, wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thätige Beſtreben eingreifend und fördernd geweſen und geblieben.

Im Gegenſatze über die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat: ob das Angenommene wirklich Gewinn, oder nur modiſche Uebereinſtimmung ſey? denn eine Meinung, von energiſchen Männern angefangen, verbreitet ſich contagiös über die Menge und dann beißt ſie verſtimmt — eine Anmaßung die für den treuen Forſcher gar keinen Sinn ausſpricht. Staat und Kirche mögen allenfalls Urſache finden.

ſich für verſtehend zu erklären: denn die haben es mit der widerſpenſtigen Maſſe zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, ſo iſt es ganz einerlei, durch welche Mittel, aber in den Wiſſenſchaften iſt die abſoluteſte Freiheit nöthig: denn da wirft man nicht für heut und morgen, ſondern für eine undenklich vorſchreitende Zeitenreihe.

Gewann aber auch in der Wiſſenſchaft das Falſche die Oberhand, ſo wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben, und wenn ſie ſich in einen einzigen Geiſt zurückzöge, ſo hätte das nichts zu ſagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und ſeinen Ueberzeugungen fragt, oder wo dieſe ſich, bei verbreiteterem allgemeinem Licht, auch wieder hervorwagen dürfen.

Was jedoch weniger allgemein, obgleich untergreiflich und wunderſeltſam zur Sprache kam, war die gelegentliche Erörterung Montans, daß ihm bei ſeinen gebirgiſchen und bergmänniſchen Unterſuchungen eine Perſon zur Seite gehe, welche ganz wunderſame Eigenſchaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe was man Geſtein, Mineral, ja ſogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdiſch fließenden Waſſer, metalliſcher Lager und Gänge, ſo wie der Steinkohlen und was dergleichen in Maſſen beiſammen ſeyn möchte, ſondern was wunderbarer ſey, ſie befinde ſich anders und werde anders ſobald ſie nur den Boden wechſele. Die verſchiedenen Gebirgsarten übten auf ſie einen beſondern Einfluß, werden er ſich mit ihr, ſeitdem er eine, zwar wunderliche aber doch ausdauernde Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verſtändigen und ſie im Einzelnen prüfen könne. da ſie denn auf eine merkwürdige Weiſe die Probe beſtehe, indem ſie ſowohl chemiſche als phyſiſche Elemente durchs Gefühl gar wohl zu unterſcheiden wiſſe, ja ſogar ſchon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichtern unterſcheide. Dieſe Perſon, über deren Geſchlecht er ſich nicht näher erklären wollte, habe er mit den abreiſenden Freunden vorausgeſchickt, und hoffe zu ſeinen Zwecken in den ununtersuchten Gegenden ſehr viel von ihr.

Dieſes Vertrauen Montans eröffnete das ſtrenge Herz des Aktreuenen, welcher ſodann mit Makarien Vergünſtigung auch ihm das Verhältniß derſelben zum Weltſyſtem offenbarte. Durch nachherige Mittheilungen des Aktreuenen ſind wir in den Fall, wo nicht Genugſames, doch das Hauptſächliche ihrer Unterhaltungen über ſo wichtige Punkte mitzutheilen.

Bewundern wir indeſſen die Redlichkeit der hier eintretenden Fälle bei der größten Verſchiedenheit. Der eine Freund, um nicht ein Tinnen zu werden, hatte ſich in die tiefſten Klüfte der Erde verſenkt und auch dort ward er gewahr, daß in der Menſchennatur was Analoges zum ſtarrſten und rohſten vorhanden ſey; dem andern gab von der Gegenſeite der Geiſt Makariens ein Beiſpiel daß, wie dort das Verbildete, hier das Unförmen weibsgatterl Naturen eigen ſey, daß man weder nöthig habe ſich zum Mittelpunkte der Erde zu bringen, noch ſich über die Gränzen unſres Sonnenſyſtems hinaus zu entfernen, ſondern ſchon genügſam beſchäftigt und vergnüglich auf That aufmerkſam gemacht und zu ihr berufen werde. An und in dem Boden findet man für die höchſten irdiſchen Bedürfniſſe das Material, eine Welt des Geiſtes, den höchſten Fähigkeiten des Menſchen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenen geiſtigen Wege werden immer Abelnatur, Liebe, geregelte freie Wirkſamkeit gefunden. Dieſe beiden Welten gegen einander zu bewegen, ihre beiderſeitigen Eigenſchaften in der vorübergehenden Lebenserſcheinung zu manifeſtiren, das iſt die höchſte Geſtalt wozu ſich der Menſch auszubilden hat.

Hierauf ſchloſſen beide Freunde einen Bund und nahmen ſich vor, ihre Erfahrungen allenfalls auch nicht zu verheimlichen, weil derjenige der ſie als einem Roman wohl ziemende Mährchen belächeln könnte, ſie doch immer als ein Gleichniß des Menſchenswerthe betrachten dürfte.

Der Abſchied Montans und ſeiner Frauenzimmer folgte bald hierauf, und wenn man ihm mit Lucien noch gern gewalten hätte, ſo war doch die allzuunruhige Pittine mehreren an Rande und Sitte gewohnten Frauenzimmern, beſonders aber der edlen Angela beſchwerlich, wozu ſich noch beſondere Umſtände hinzufügten, welche die Unbehaglichkeit vermehrten.

Schon oben hatten wir zu bemerken, daß Angela nicht wie ſonſt die Pflicht des Aufnehmens und Aufzeichnens erfüllte, ſondern anderwärts beſchäftigt ſchien. Um dieſe Anomalie an einer der Ordnung dergeſtalt ergebenen und in den treuſten Kreiſen ſich bewegenden Perſon zu erklären, ſind wir genöthigt einen neuen Mitſpieler in dieſes vielumfaſſende Drama noch zuletzt einzuführen.

Unſer alter geprüfter Handelsfreund Werner mußte ſich bei zunehmenden, ja gleichſam ins Unendliche ſich vermehrenden Geſchäften, nach feſten Gebäuden umſehen, welche er nicht ohne vorläufige beſondere Prüfung näher an ſich anſchloß. Einen ſolchen ſendet er nun an Makarien, um wegen Auszahlung der bedeutenden Summen zu unterhandeln, welche dieſe Dame aus ihren großen Verwilligen dem neuen Unternehmen, beſonders in Rückſicht auf Lenardo, ihren Liebling, zuzuwenden beſchloß und erklärte. Gedachter junger Mann, nunmehr Werners Gehülfe und Geſelle, ein friſcher natürlicher Jüngling und eine Wundererſcheinung, empfiehlt ſich durch ein eignes Talent, durch eine gränzenloſe Fertigkeit im Kopfrechnen, wie überall, ſo beſonders bei den Unterredungen wie ſie jetzt zuſammenwirken, da ſie ſich durchaus mit Zahlen im mannigfaltigſten Sinne einer Geſellſchaftstrennung beſchäftigen und ausgleichen müſſen. Sogar in der täglichen Societät, wo bald Hin- und Wiederreden über weltliche Dinge, von Zahlen, Summen und Ausgleichungen die Rede iſt, muß ein ſolcher höchſt willkommen mit einwirken. Ueberdem ſpielte er den Flügel höchſt anmuthig, wo ihm der Talent und ein liebenswürdiges Naturell verbunden und vereint äußerſt wünſchenswerth zu Hülfe kommt. Die Töne fließen ihm leicht und harmoniſch zuſammen, manchmal aber beutet er an, daß er auch wohl in tiefern Regionen zu Hauſe wäre, und ſo wird er höchſt anziehend, wenn er gleich wenig Worte macht und kaum irgend etwas Geſättigtes auf ſeinen Geſprächen durchflicht. Auf alle Fälle iſt er jünger als ſeine Jahre, man möchte beinahe etwas Kindliches an ihm finden. Wie es übrigens auch mit ihm ſey, er hat Angela's Gunſt gewonnen, ſie die feinige, zu Makariens größter Zufriedenheit; denn ſie hatte längſt gewünſcht daß edle Mädchen verheirathet zu ſehen.

Dieſe jedoch, immer bedenkend und fühlend wie ſchwer ihre Stelle zu beſetzen ſeyn werde, hatte wohl ſchon irgend ein liebevolles Anerbieten abgelehnt, vielleicht ſogar einer ſtillen Neigung Gewalt angethan; ſeitdem aber eine Nachfolgerin beſtimmt, ja gewiſſermaßen ſchon beſtimmt worden, ſcheint ſie von einem wohlgefälligen Eindruck überraſcht, ihm bis zur Leidenſchaft nachgegeben zu haben.

Wir aber kommen nunmehr in den Fall das Wichtigſte zu eröffnen, indem ja alles, worüber ſeit ſo mancher Zeit die Rede geweſen ſich nach und nach gebildet, aufgeklärt und wieder geklärt hatte. Entſcheiden iſt alſo auch nunmehr, das die Schöne-Gute, ſonſt das nußbraune Mädchen genannt, ſich Makarien zur Seite ſtag. Der im Allgemeinen vorgelegte, auch von Lenardo ſchon gebilligte Plan iſt ſeiner Ausführung ganz nah: alle Theilnehmenden ſind einig; die Schöne-Gute übergiebt dem Gebäude ihr ganzes Beſitzthum. Er heirathet die zweite Tochter jener arbeitſamen Familie und wird Schwager des Sattlerfaſſers. Hiedurch wird die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrication durch Local und Zuſammenwirkung frei, und die Bewohner des arbeitſamen Thales werden auf eine andere lebhaftere Weiſe beſchäftigt.

Dadurch wird die Liebenswürdige frei, ſie tritt bei Makarien an die Stelle von Angela, welche mit jenem jungen Manne ſchon verlobt iſt. Hiemit wäre alles für den Augenblick berichtet; was nicht entſchieden werden kann bleibt im Schweben.

Nun aber verlangt die Schöne-Gute, das Mitbeim ſie advoke; gewiſſe Umſtände ſind noch zu berichtigen und ſie legt bloß einen großen Werth darauf, daß er das was er doch eigentlich angefangen auch vollende. Er entdeckte ſie zuerſt, und ein wunderſam Geſchick trieb Lenardo auf ſeine Spur; und nun ſoll er, ſo wünſcht ſie, ihr den Abſchied von dort erleichtern, und ſo die Freude, die Verabſchiedung empfinden, einen Theil der verſchränkten Schickſalsfäden ſelbſt wieder anknüpfen und angeknüpft ſehen.

Nun aber müſſen wir, um das Geſtändige, das Gemüthliche zu einer Art von Vollſtändigkeit zu bringen, auch ein Geheimeres offenbaren, und zwar folgendes: Lenardo hatte über eine nähere Verbindung mit der Schönen-Guten niemals das Mindeſte geäußert; im Laufe der Unterhandlungen aber, bei dem vielen Hin- und Wiederſenden war denn doch auf eine zarte Weiſe an ihr geforſcht worden, wie ſie dieß Verhältniß anſehe, und was ſie, wenn es zur Sprache käme, allenfalls zu thun gemeint wäre. Aus ihrem Erwidern konnte man ſich ſo viel zuſammenſetzen: ſie fühle ſich nicht werth einer ſolchen Neigung wie der ihres edlen Freundes, durch Hinneigung ihres getheilten Selbſt zu antworten. Im Widerſpruchen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Weſens; dieß aber könne ſie nicht anbieten. Das Andenken ihres Bräutigams, ihres Garten und der wechſelſeitigen Einneigung beider ſey noch ſo lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Weſen dergeſtalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenſchaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinſte Wohlwollen, und in dieſem Falle die vollkommenſte Dankbarkeit übrig bleibe. Man berathete ſich hierüber, und da Lenardo die Angelegenheit nicht berührt hatte, war es auch nicht nöthig hierüber Ausſprache und Antwort zu geben.

Einige allgemeine Betrachtungen werden beſonderlich hier am rechten Orte ſtehen. Das Verhältniß ſämmtlicher vorübergehenden Perſonen zu Makarien war vertraulich und ehrfurchtsvoll, alle fühlten die Gegenwart eines höheren Weſens, und doch blieb in ſolcher Gegenwart einem jeden die Freiheit ganz in ſeiner eigenen Natur zu erſcheinen. Jeder zeigt ſich wie er iſt, mehr als je vor Eltern und Freunden mit einer gewiſſen Zuverſicht, denn er war gelenkt und veranlaßt nur das Gute, das Beſte was an ihm war, an den Tag zu geben, daher beinahe eine allgemeine Zufriedenheit entſtand.

Verſchweigen aber können wir nicht daß durch dieſe gewiſſermaßen zerſtreuenden Zuſtände Makarie mit der Lage Lenardo's beſchäftigt blieb; ſie äußerte ſich auch darüber gegen ihre Nächſten, gegen Angela und den Aſtronomen. Lenardo's Inneres glaubten ſie deutlich vor ſich zu ſehen, er iſt für den Augenblick beruhigt, der Gegenſtand ſeiner Sorge wird höchſt glücklich; Makarie hatte für die Zukunft auf jeden Fall geſorgt. Nun hatte er das große Geſchäft muthig anzutreten und zu beginnen, das Uebrige dem Folgegang und Schickſal zu überlaſſen. Dabei konnte man vermuthen daß er in jenen Unternehmungen hauptſächlich geſtärkt ſey durch den Gedanken, ſie bereinſt, wenn er Fuß gefaßt, hinüber zu berufen, wo nicht gar ſelbſt abzuholen.

Allgemeiner Bemerkungen konnte man hiebei ſich nicht enthalten. Man beachtete näher den ſeltenen Fall der ſich hier hervorthat: Leidenſchaft als Gewiſſen. Man gedachte zugleich anderer Beiſpiele einer wunderſamen Umbildung einmal gefaßter Eindrücke, der geheimnißvollen Entwickelung angeborner Neigung und Sehnſucht. Man bedauerte daß in ſolchen Fällen wenig zu rathen ſey, würde es aber höchſt räthlich finden ſich möglichſt klar zu halten, und dieſem oder jenem Hang nicht unbedingt nachzugeben.

Zu dieſem Punkte aber gelangt können wir der Verſuchung nicht widerſtehen ein Blatt aus unſern Archiven mitzutheilen welches Makarien betrifft und die beſondere Eigenſchaft die ihrem Geiſte ertheilt ward. Leider iſt dieſer Aufſatz erſt lange Zeitnachdem der Inhalt mitgetheilt worden auch dem Gedächtniß geſchrieben und nicht, wie es in einem ſo merkwürdigen Fall wünſchenswerth wäre, für ganz authentiſch anzuſehen. Dem ſey aber wie dem wolle, ſo wird hier ſchon ſo viel mitgetheilt, um Nachdenken zu erregen und Aufmerkſamkeit zu empfehlen, ob nicht irgendwo ſchon etwas Aehnliches oder ſich Annäherndes bemerkt und verglichen werden.

Fünfzehntes Capitel.

Makarie befindet ſich zu unſerm Sonnenſyſtem in einem Verhältniß, welches man auszuſprechen kaum wagen darf. Im Geiſte, der Seele, der Einbildungskraft liegt ſie, ſchaut ſie es nicht nur, ſondern ſie macht gleichſam einen Theil deſſelben; ſie ſieht ſich in jenen dunnſtlosen Kreiſen mit fortgehen, aber auf eine ganz eigene Art; ſie wandelt ſeit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt iſt, in einer Spirale, ſich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreiſend.

Wenn man annehmen darf, daß die Weſen, inſofern ſie körperlich ſind, nach dem Centrum, inſofern ſie geiſtig ſind, nach der Peripherie ſtreben, ſo gehört unſere Freundin zu den geiſtigſten; ſie ſpeiſet nur geboren um ſich von dem Irrdiſchen zu entziehen, um die nächſten und fernſten Räume des Daſeyns zu durchdringen. Dieſe Eigenſchaft, ſo herrlich ſie iſt, ward ihr doch ſeit den früheſten Jahren als eine ſchwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert ſich von Klein auf ihr innerſtes Selbſt als von leuchtenden Weſen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem ſogar das beſſte Sonnenlicht nichts anhaben konnte. Oft ſah ſie zwei Sonnen, eine innere nämlich, und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in ſeiner Größe bei allen Phaſen ſich gleich blieb, der innere ſich immer mehr und mehr verminderte.

Diese Gabe zog ihren Antheil an von gewöhnlichen Dingen, aber ihre trefflichen Eltern wendeten alles auf ihre Bildung; alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirksam, dergestalt daß sie allen äußeren Verhältnissen zu genügen wußte, und, indem ihr Herz, ihr Geist ganz von überirdischen Gestalten erfüllt war, dem ihr Thun und Handeln immerfort dem Ewigen, Sittlichen gemäß blieb. Wie sie heranwuchs überall hülfreich, unaufdringlich in großen und kleinen Diensten wandelte sie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geistiges Ganze sich zwar um die Weltsonne aber nach dem liebenswürdigsten in flätig zunehmenden Kreisen bewegte.

Die Ueberfülle dieses Zustandes ward einigermaßen dadurch gemildert, daß es auch in ihr zu tagen und zu nachten sonnen, da sie denn, bei verdämpftem innerem Licht, äußere Pflichten auf das treuste zu erfüllen strebte, bei frisch aufgeschaffenem Innern sich der seligsten Ruhe hingab. Ja sie will bemerkt haben, daß eine Art von Wolken sie von Zeit zu Zeit umschwebten, und ihr den Anblick der himmlischen Genossen auf eine Zeit lang umdämmerten, eine Epoche die sie stets zu Wehl und Freude ihrer Umgebungen zu benutzen wußte.

So lange sie die Anschauungen geheimhielt, gehörte viel dazu sie zu ertragen, was sie davon öffenbarte wurde nicht anerkannt, oder mißdeutet, sie ließ es daher in ihrem langen Leben nach außen als Krankheit gelten, und so spricht man in der Familie noch immer davon; zuletzt aber hat ihr das gute Glück den Mann zugeführt, den ihr bei uns setzt, als Arzt, Mathematiker und Astronom gleich schätzbar, durchaus ein edler Mensch, der sich jedoch erst eigentlich aus Neugierde zu ihr herandrang. Als sie aber Vertrauen gegen ihn gewann, ihm nach und nach ihre Zustände beschrieben, das Gegenwärtige aus Vergangene angeschlossen und in die Ereignisse einen Zusammenhang gebracht hatte, ward er so von der Erscheinung eingenommen, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte, sondern Tag vor Tag stets tiefer in das Geheimniß einzudringen trachtete.

Im Anfange, wie er nicht unbemüht zu versichern gab, hielt er es für Täuschung; denn sie sprach nicht daß von der ersten Jugend an sie sich um die Sterne und Himmelskunde fleißig bekümmert habe, daß sie darin wohl unterrichtet worden und keine Gelegenheit verstimmt sich durch Maschinen und Bücher den Weltbau immer mehr zu versinnlichen. Deshalb er sich denn nicht anbreden ließ, es sey eingelernt. Die Wirkung einer in hohem Grad gereizten Einbildungskraft, der Einfluß des Gedächtnisses sey zu vermuthen, eine Mitwirkung der Urtheilskraft, besonders aber eines verstecken Calculs.

Er ist ein Mathematiker und also barnäckig, ein heller Geist und also unglaubig; er wehrte sich lange, bemerkte jedoch was sie anzeigt genau, fundte der Folge verschiedener Jahre beizukommen, hielt sich besonders an die neusten mit dem gegenwärtigen Stande der Himmelskörper übereinstreffenden Angaben, und rief endlich aus: nun warum sollte Gott und die Natur nicht auch eine lebendige Armillarsphäre, ein geistiges Räderwerk erschaffen und einrichten, daß es, wie ja die Uhren uns täglich und stündlich leisten, dem Gang der Gestirne von selbst auf eigne Weise zu folgen im Stande wäre.

Hier aber wagen wir nicht weiter zu gehen; denn das Unglaubliche verliert seinen Werth wenn man es näher im Einzelnen beschauen will. Doch sagen wir so viel: daßjenige was zur Grundlage der ausstellenden Berechnungen diente war folgendes: ihr der Seherin erschien unsere Sonne in der Mitten um vieles kleiner als sie solche bei Tage erblickte, auch gab eine ungewöhnliche Stellung dieses Oberen Himmelslichtes im Thierkreise Anlaß zu Folgerungen.

Dagegen entstanden Zweifel und Irrungen, weil die Schauende ein und das andere Gestirn anbemerkte, als gleichfalls in dem Zodiak erscheinend, von denen man aber am Himmel nichts gewahr worden konnte. Es mochten die damals noch unentdeckten kleinen Planeten seyn. Denn aus andern Angaben ließ sich schließen, daß sie länger über die Bahn des Marsbinaus, der Bahn des Jupiter sich näherte. Dkundbar hatte sie eine Zeit lang diesen Planeten, es wäre schwer zu sagen in welcher Entfernung, mit Staunen schwer zu sagen in welcher Herrlichkeit betrachtet, und das in seiner ungeheuren Herrlichkeit betrachtet, und das in seiner ungeheuren Herrlichkeit betrachtet, und das Spiel seiner Monde um ihn her geschaut; hernach aber ihn auf die wunderseltsamste Weise als abnehmenden Mond gesehen, und zwar ungewendet wie und der wachsende Mond erscheint. Daraus wurde geschlossen, daß sie ihn von der Seite sehe und wirklich im Begriff sey, über dessen Bahn hinauszutreten und in den unendlichen Raum dem Saturn entgegen zu streben. Dorthin folgt ihr die Einbildungskraft, aber wir dessen daß eine solche Entfernte sich nicht ganz aus unserm Sonnensystem entfernen, sondern wenn sie an die Gränze desselben gelangt ist, sich wieder zurückkehren werde, um zu Gunsten unserer Urenkel in das trübsche Leben und Wirken wieder einzuwirken.

Indem wir nun diese ätherische Dichtung, Verzeihung hoffend, hiemit beschließen, wenden wir uns wieder zu jenen terrestrischen Märchen, wovon wir oben eine vorübergehende Andeutung gethan.

Montan hatte mit dem größten Anschein von Emsichtigkeit angegeben: jene wunderbare Personen welche mit ihren Gefährten den Unterschied der irdischen Stoffe so wohl zu bezeichnen wisse sey schon mit den ersten Wanderern in die weite Ferne gegangen, welches jedoch dem Aufmerksamen durchaus hätte sollen unwahrscheinlich dünken. Denn wie wollte Montan und seines Gleichen eine so bereite Wünschelruthe von der Seite gelassen haben! Auch ward kurz nach seiner Abreise durch Hin- und Wiederreden und sonderbare Erzählungen der unteren Hausbedienten hierüber ein Verdacht allmählich rege. Wie eine nämliche und Eucke hatten eine dritte mitgebracht, unter dem Vorwand es sey eine Dienerin, wenn sie sich aber gar nicht zu sondern schien; wie sie denn auch beim Aus- und Ankleiden der Herrinnen niemals gefordert wurde. Ihre einfache Tracht flechte den derben wohlgebauten Körper gar schicklich, bemerkte aber, sie wie die ganze Person auf etwas Zärtliches. Ihr Betragen, ohne roh zu seyn, zeigte keine gesellige Bildung, wovon die Kammerunbedienten immer gesellige Bildung, wovon die Kammerunbedienten immer die Carricatur darzustellen pflegen. Auch fand sie gar bald unter der Dienerschaft ihren Platz; sie gesellte sich zu den Gärtnern und Feldgenossen, ergriff den Spaten und arbeitete für zwei bis drei. Nahm sie den Rechen, so flog er auf das geschickteste über das aufgewühlte Erdreich und die weiteste Fläche glich einem wohlgeebneten Beete. Uebrigens hielt sie sich still und gewann gar bald die allgemeine Gunst. Sie erzählten sich von ihr: man habe sie oft das Werkzeug niederlegen und aner seh ein über Stock und Steine springen sehen, auf eine versteckte Quelle und Steine springen sehen, auf eine versteckte Quelle zu, wo sie ihren Durst gelöscht. Diesen Gebrauch habe sie täglich wiederholt, indem sie von irgend einem Punkte aus wo sie gestanden, immer ein oder das andere rein ausfließende Wasser zu finden gewußt, wenn sie dessen bedurfte.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach! nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erſcheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Bruſt!

Und so war denn doch für Montans Angeben ein Zeugniß zurückgeblieben, der wahrscheinlich am tätige Versuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gewarnt einer so merkwürdigen Person vor seinem edlen Wirthen, welche sonst wohl ein solches Zutrauen verdient hätten, zu verbinden beliebte. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden auch unverkündig wie es vorliegt mitgetheilt haben, um forschende Männer auf ähnliche Fälle, die sich vielleicht öfter als man glaubt durch irgend eine Andeutung hervorthun, freundlich aufmerksam zu machen.

Sechzehntes Capitel.

Der Amtmann jenes Schlosses, das wir noch vor kurzem durch unsere Wanderer belebt gesehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil seiner Herrschaft und seinen eignen immer vor Augen habend, saß nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die seinem Bezirk während der Anwesenheit seiner Gäste zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbstgefälligkeit vorzutragen und auseinander zu setzen sich bemühte. Allein dieses war nach seiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringste; er hatte bemerkt was für große Wirkungen von thätigen, geschickten, freisinnigen und tüchtigen Menschen ausgehen. Die einen hatten Absicht genommen über das Meer zu segeln, die andern nur auf dem festen Lande ihr Unternommen zu finden, nun ward er noch ein drittes heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alsobald Nutzen zu ziehen den Entschluß faßte.

Beim Abschied zeigte sich, was man hätte voraussagen und wissen können, daß von den jungen rüstigen Männern sich gar manche mit den hübschen Kindern des Dorfs und der Gegend mehr oder weniger befreundet hatte. Nur einige bedeuten Mutzenau, als Odoardo mit den Seinigen abging, sich als entschieden Bleibende zu erklären; von Lenardo's Aufwandern war keiner geblieben aber von diesen letztern bethätigten verschiedene in kurzer Zeit zurückkehren und sich anstellen zu wollen, wenn man ihnen einigermaßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewähren könne.

Der Amtmann welcher die sämmtliche Verhältnisse und die häuslichen Umstände seiner ihm untergebenen kleinen Völkerschaft ganz genau kannte, sagte heimlich sich ein wahrer Zweifel über das Ereignis, daß man so große Anstalten und Aufwand machte, um über dem Meer und im Mittelande sich frei und thätig zu erweisen, und doch dabei ihm, der auf seiner Hufe ganz ruhig gesessen, gerade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe, und ihm Gelegenheit gebe einige der vorzüglichsten zurückzuhalten und sich zu versammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden nichts natürlicher als das Liebenlassen, wohl angewendet, gar löbliche nützliche Folgen habe. Er faßte sogleich den Entschluß in seinem kleinen Bezirk etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicherweise waren wohlhabende Einwohner diesmal gleichsam genöthigt ihre Töchter den allzusehlen Gatten gesetzmäßig zu überlassen. Der Amtmann machte seinen einen solchen bürgerlichen Umfall als ein Glück begreiflich, und da es wirklich ein Glück war daß gerade die in diesem Sinne brauchbarsten Handwerker das Loos getroffen hatte, so hielt es nicht schwer die Einleitung zu einer Möbelfabrik zu machen, die ohne weitläufigen Raum und ohne große Umstände nur Geschicklichkeit und hinreichendes Material verlangt. Das letzte verstand der Amtmann; Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geschicklichkeit brachten die Einwandernden mit.

Das alles hatte der gewandte Geschäftsmann sogen im Stillen, bei Anwesenheit und im Tumult der Menge, gar wohl überdacht und traute daher, sobald es um ihn ruhig ward, gleich zum Werk, schritten.

Rudi, aber freilich eine Art Todtenrudi, war nach Verlauf dieser Flutz über die Straßen des Orts, über den Hof des Schlosses gekommen, als unsern rasonnirenden und berechnenden Geschäftsmann ein hereinsprengender Reiter aufrief und aus seiner ruhigen Fassung brachte. Des Pferdes Huf klappte freilich nicht, es war nicht beschlagen, aber der Reiter der von der Decke herabsprang — er ritt ohne Sattel und Steigbügel, auch bändigte er das Pferd nur durch eine Trense — er rief laut und ungeduldig nach den Bewohnern, nach den Gästen, und war leidenschaftlich verwundert alles so still und todt zu finden.

Der Amtsdiener wußte nicht was er aus dem Ankömmling machen sollte; auf einen einstudierten Wortwechsel kam der Amtmann selbst hervor und wußte auch weiter nichts zu sagen als das alles weggezogen sey. — Wohin? war die Frage des jungen lebendigen Ankömmlings. — Mit Gelassenheit bezeichnete der Amtmann den Weg Lenardo's und Odoardo's, auch eines dritten problematischen Mannes, den sie theils Wilhelm, theils Meister genannt hätten. Dieser habe sich auf dem einige Meilen entfernten Hofe eingeschifft, er fahre hinab erst seinen Sohn zu besuchen und alsdann ein wichtiges Geschäft weiter zu verfolgen.

Schon hatte der Jüngling sich wieder aufs Pferd geschwungen und Kommando genommen von dem nächsten Wege zum Hafen sich, als er schon weiter zum Thor hinaus stürzte und so eilig davon flog, daß dem Amtmann, der noch auf seinen Fußen stand, kaum ein verfliegender Staub anzudeuten schien, daß der verwirrte Reiter den rechten Weg genommen habe.

Nur eben war der letzte Staub in der Ferne verflogen und unser Amtmann wollte sich wieder zu seinem Geschäft niederlegen, als zum vierten Schloßthor ein Zubote herangesprengt kam und ebenfalls nach der Gesellschaft fragte, der noch etwas Nachträgliches zu überbringen er eilig abgesendet worden. Er hatte für sie ein ansehnliches Packet, bemerkte aber auch einen einzelnen Brief, adressirt an Wilhelm genannt Meister, der dem Ueberbringer von einem jungen Frauenzimmer besonders auf die Seele gebunden und dessen baldige Bestellung eifrigst eingeschärft worden war. Leider konnte auch dieser von anderer Bescheid werden als daß er das Nest leer finde und daher seinen Weg eiligst fortsetzen müsse, wo er sie entweder sämmtlich antreffen, oder eine weitere Anweisung zu finden dessen dürfte.

Den Brief aber selbst, den wir unter den vielen uns anvertrauten Papieren gleichfalls vorgefunden, dürfen wir, als höchst bedeutend, nicht zurückhalten. Er war von Hersilien, einem so wunderbaren als liebenswürdigen Frauenzimmer, welches in unsern Mittheilungen nur selten erwähnt, aber bei jedesmaligem Auftreten, gewiß jeden Geistreichen, Empfindenden unwiderstehlich angezogen hat. Auch ist

das Schicksal das sie betrifft wohl das sonderbarste, das einem zarten Gemüthe widerfahren kann.

Siebzehntes Capitel.

Herstlie an Wilhelm.

Ich saß denkend und wußte nicht zu sagen was ich dachte. Ein denkendes Nichtdenken wandelt mich aber manchmal an, es ist eine Art von empfindender Gleichgiltigkeit. Ein Pferd sprengt in den Hof und weckt mich aus meiner Ruhe, die Thüre springt auf und Felix tritt herein im jugendlichsten Glanze wie ein kleiner Apollo. Er eilt auf mich zu, will mich umarmen, ich weise ihn zurück; er fährt gleichgiltig, fast in einiger Entfernung, und in ungetrübter Heiterkeit preis't er mir das Pferd an das ihn hergetragen, erzählt von seinen Uebungen, von seinen Freuden umständlich und vertraulich. Die Erinnerung an ältere Geschichten bringt mich auf das Praktischen, er weiß das ich's habe und verlangt es zu sehen; ich gehe nach, es war unmöglich zu versagen. Er betrachtet's, erzählt umständlich wie er es entdeckt, ich verwirre mich und verrathe daß ich den Schlüssel besitze. Nun steigt seine Neugier aufs höchste, auch den will er sehen, nur von ferne. Dienender und liebenswürdiger hatten traute Mutter und Amme selten; er bittet mir bei mir, knieet und bittet mit so feurigen holden Augen, mit so süßen sanften Worten, und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wunderzeheimniß von weitem, aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihm, und sprang muthwillig zur Seite um einen Tisch herum.

„Ich habe nichts vom Küssen noch vom Schlüssel!“ rief er aus; „dein Herz wünsche ich zu öffnen, daß es sich mir aufthue, mir entgegen käme, mich an sich drücke, mir verheißne es an meine Brust zu drücken.“ Er war unendlich schön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugehen wollte fand er das Kästchen auf dem Tische immer vor sich hin; schon hatt' der Schlüssel drinne; er drohte umzudrehen und drehte wirklich. Das Schlüsselloch war abgerieben, die äußere Hülfte fiel auf den Tisch.

Ich war verwirrter als man sein kann und sein sollte. Er benützt meine Unaufmerksamkeit, läßt das Kästchen stehen, fährt auf mich los und faßt mich in die Arme. Ich rang vergebens, seine Augen näherten sich den meinigen und es ist was Schönes, sein eigenes Bild im liebenden Auge zu erblicken. Ich sah's zum ersten Mal, als er seinen Mund lebhaft auf den meinigen drückte. Ich will's nur gestehen, ich gab ihm seine Küsse zurück, es ist doch sehr süßen einen Gleichnissen zu machen. Ich riß mich los, die Kunst die uns trennt erschien mir nur zu deutlich; statt mich zu fassen überwirrt ich das Mal, ich fleht mich zu gürnen weg, meine Verwirrung gab mir Muth und Verstand; ich bedrohte, ich schalt ihn, befahl ihm nie wieder vor mir zu erscheinen; er glaubte meinen wahrhaften Ausdruck. „Gut“ sagte er, „so reit' ich in die Welt, bis ich umkomme.“ Er warf sich auf sein Pferd und sprengte weg. Noch halb träumend will ich das Küssen verwahren, die Hälfte des Schlüssels lag abgerieben, ich befand mich in doppelter und dreifacher Verlegenheit.

O Männer, o Menschen! Werdet ihr denn nie mals die Vernunft ersprießlich? war es nicht an dem Vater genug, der so viel Unheil anrichtete, der durfte es noch der Sohn's nun auch unaufhörlich zu verwirren?

Diese Bekanntnisse lagen eine Zeit lang bei mir, nun tritt ein sonderbarer Umstand ein den ich melden muß, der obiges aufklärt und verdüstert.

Ein alter dem Oheim ehemaliger Geschäftsmann und Juwelenhändler tritt ein, bringt seltsame antiquarische Schätze vor; ich werde veranlaßt das Kästchen zu bringen, er betrachtet den abgeriebenen Schlüssel und zeigt, was man bisher übersehen hatte, daß der Bruch nicht rund, sondern glatt sey. Durch Verätzung fassen die beiden Enden einander an, er zieht den Schlüssel ergänzt hervor, sie sind magnetisch verbunden, halten einander fest aber seitlich nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung, das Kästchen springt auf, das er gleich wieder zuriehlt: an solche Geheimnisse sey nicht gut rühren, meinte er.

Meinen unerklärlichen Zustand vergegenwärtigen Sie sich, Gott sey Dank, zuweilen nur; denn wie wollte man außerhalb der Verwirrung die Verwirrung erkennen. Das bedeutende Kästchen steht vor mir, den Schlüssel der nicht schließt hab' ich in der Hand, jenes wollt' ich gern unerbrochen lassen, wenn dieser mir nur die nächste Zukunft aufschlösse.

Um mich bestimmen Sie sich eine Weile zu nicht, aber was ich einsinnig bitte, stets, dringend empfehle: forschen Sie nach Zeit; ich habe vergebend umhergesandt um die Spuren seines Weges aufzufinden. Ich weiß nicht ob ich den Tag segnen oder fürchten soll der uns wieder zusammenführt.

Endlich, endlich! verlangt der Bote seine Absertigung; man hat ihn lange genug hier aufgehalten, er soll die Wanderer mit wenigen Depeschen erreichen. In dieser Gesellschaft wird er Sie so auch wohl finden, aber man wird ihn zurecht weisen. Ich unterdeß werde nicht beunruhigt seyn.

Achtzehntes Capitel.

Nun gleitete der Kahn, besonnen von beider Mittagsleine den Fluß hinab, gelinde Lüfte kühlten den erwärmten Aether, sanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen doch behaglichen Anblick. Das Kornfeld näherte sich dem Strome und im guter Boden trat so nah heran, daß ein rauschendes Wasser auf irgend eine Stelle sich hinwendend das losere Erdreich gewaltig angegriffen, fortgerissen und steile Abhänge von bedeutender Höhe sich gebildet hatten.

Ganz oben, auf dem schroffsten Rande einer solchen Stelle, wo sonst der Leinpfad mochte vorgegangen seyn, sah der Freund einen jungen Mann vorantreten, gut gebaut von kräftiger Gestalt. Kaum aber wollte man ihn sodann ins Auge fassen als der dort überhangende Rasen lockerte und jener Unglückliche jählings, Pferd über Mann unter, ins Wasser stürzte. Hier war nicht Zeit zu denken wie und warum, die Seiler fuhren schnellstmöglich dem Strudel zu und

hatten im Augenblick die ſchöne Beute gefaßt. Entſetzt ſprangen ſogleich beyde Jünglinge zu Waffe, und nach kurzer Ueberlegung ſuchten die gewandten Männer einem Kampfgetümmel zu. Das ſie hatten im Auf- ſtehen ſchon ihre Mäntel abgeworfen, und ſo ſtanden ſie da, ihren Körper aufs beſte bedeckt und abgerundet war auch. Man aber ſah ſogleich an ihren Augen, daß ſie ſich nicht ſchonen würden, und ſo ſtürzten ſie ſich auf einander, wie Löwen, die ſich um ihre Beute ſchlagen.

Wilhelm griff ſogleich nach der Lanzette, die über des Arms zu ſtechen, daß Blut ſprang reichlich hervor und mit der ſchlangelnd aufſpielenden Waffe vermochte ſie jetzt ſtreifenden Streiche noch. Das Leben ſchnell wieder; kaum hatte der liebevolle Wundarzt nur Zeit die Binde zu befeſtigen, als der Jüngling ſich ſchon muthvoll auf ſeine Füße ſtellte. Wilhelmen ſcharf anſah und rief: „Wenn ich leben ſoll, ſo ſey es mit dir!“ Mit dieſen Worten fiel er dem erkennenden und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So ſtanden ſie feſt umſchlungen, wie Kaiſer und Perſer. Beyder Hut lag auf dem Wachsfelde vom Strauß zum Lieb begegnet.

Man bat ihn ſich zu beruhigen. Die wackern Männer hatten ſchon ein bequemes Lager bald fertig, bald ſpärlich unter leichten Büſchen und Zweigen bereitet; hier ließ er nun auf den ritterlichen Mantel hingeſtreckt, der verletzte Jüngling, braune Locken ſchnell gerrichtet, rollten ſich ſchon wieder auf, er lächelte beruhigt und ſchlief ein. Mit Gefallen ſah unſer Freund auf ihn herab, indem er ihn paßirte. — „Wird in dem immer aufs neue hervorgebrannt, herrlich Ebenbild Gottes!“ rief er aus, „und wird ſogleich wieder beſchädigt, verletzt von innen oder von außen.“ — Der Mantel hat über ihn her, eine gemäßigte Sonnenglanz durchwärmte die Glieder ſanft und innigſt, ſeine Wangen röthelten ſich geſund, er ſchien ſchon völlig wieder hergeſtellt.

Die thätigen Männer, einer guten gradlinten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum voraus ſich erfreuend, hatten auf dem beſten Pferd die Reiter des Jünglings ſchon ſo gut als verrechnet, um ihn beim Erwachen ſogleich wieder in den geſellig anſtändigſten Zuſtand zu verſetzen.

Reiſe der Söhne Megaprazons.

Fragmente.

1794.

Erſtes Capitel.

Die Söhne Megaprazons überſtehen eine harte Prüfung.

Die Reiſe ging glücklich von Statten. ſchon mehrere Tage ſchwellte ein günſtiger Wind die Segel des kleinen, wohlausgerüſteten Schiffes, und in der Hoffnung bald Land zu ſehen beſchäftigten ſich die trefflichen Brüder ein jeder nach ſeiner Art. Die Sonne hatte den größten Theil ihres täglichen Laufes zurückgelegt; Eriſtemon ſah an dem Sternenhimmel und betrachtete mit Aufmerkſamkeit die Windroſe und die Charten, Pannyg freute ſich, daß ſie mehrere Tage ſchwarze Fiſche auf dem Meere herumziehen beſpritzt; Eurymenes hielt ſeine Schreibtafel und ſchrieb, wahrſcheinlich eine Rede die er bei der erſten Landung zu halten gedachte; Atlides lauerte am Vordertheil, mit dem Wurfſpieß in der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Alciphron trocknete Meerpflanzen und Entroches, der jüngſte, lag auf einer Matte in ſanftem Schlafe.

Weckt den Bruder: rief Eriſtemon, und verſammelt euch bei mir; unterbrecht einen Augenblick eure Geſchäfte, ich habe euch etwas Wichtiges vorzutragen. Entroches erwache! Setzt euch nieder, ſchließt einen Kreis.

Die Brüder gehorchten dem Worte des älteſten und ſchloſſen einen Kreis um ihn. Entroches, der jüngſte, war ſchnell auf den Füßen, ſtreckte ſeine großen blauen Augen, ſchüttelte ſeine blonden Locken und ſetzte ſich mit in die Reihe.

Der Compaß und die Charte, ſuhr Eriſtemon fort, deuten mir einen wichtigen Punkt unſerer Fahrt an; wir ſind auf die Höhe gelangt die unſer Vater beim Abſchied angekündet, und ich habe nun einen Auftrag aufzuſuchen den er mir damals anvertraute. Wir ſind neugierig zu hören, ſagten die Geſchwiſter untereinander.

Eriſtemon erbrach den Buſen ſeines Kleides und brachte ein zuſammengefaltetes buntes ſeidnes Tuch hervor. Man konnte bemerken daß etwas darein gewickelt war, an allen Seiten hingen Schnüre und Fransen herunter, künſtlich genug in viele Knoten geſchlungen, fertig, prächtig und lieblich anzuſehen.

Es erbräne jeder ſeinen Knoten, ſagte Eriſtemon, wie es ihn der Vater gelehrt hat. Und ſo lief er das Tuch herumgehen. jeder löſete es, jeder öffnete den Knoten den er allein zu löſen verſtand, der älteſte löſete es zuletzt, zog die letzte Schleife auseinander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor den er auseinander faltete und las:

Megaprazon an ſeine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten Muth und frohen Gebrauch eurer Kräfte! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel geſegnet hat, würden mir nur eine Laſt ſeyn, ohne die Kinder die mich erſt zum glücklichen Manne machen. Jeder von euch hat, durch den Einfluß eines eignen günſtigen Geſtirns, eigne Gaben von der Natur erhalten. Ihr habt jeden nach ſeiner Art von Jugend auf geſegnet, ich habe es euch an nichts fehlen laſſen, ich habe den älteſten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, ihre Söhne wachſen und trare Leute geworden. Nun habe ich euch zu einer Mannbarkeit aufgerüſtet, die euch und unſerm Hauſe Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und ſeltnen Inſeln und Länder ſind verdämmt, die mein Urgroßvater Pantagruel theils beſucht theils entdeckt hat: als da iſt die Inſel der Papimanen, Papefiguen, die Laternen-Inſel und die Drachen-Inſel der heiligen Jungfer, daß ich von den übrigen Ländern und Völkern ſchweige. Denn ſeitdem iſt es: berühmt ſind jene Länder, aber unbekannt, und ſeitdem jeden Tag mehr in Vergeſſenheit zu gerathen. Alle Völker Europens ſeufzen aus, Entdeckungsreiſen zu machen, alle Gegenden des Oceans ſind durchſucht, und auf ſeiner Charte finde ich die Inſeln bezeichnet, deren erſte Kenntniß wir meinem unermüdlichen Urgroßvater ſchuldig ſind; entweder alſo gelangten die berühmteſten neuen Seefahrer nicht in jene Gegenden, oder ſie haben, uneingedenk jener erſten Entdeckungen, die Küſten mit neuen Namen belegt, die Inſeln umgetauft, die Sitten der Völker nur obenhin betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unbemerkt gelaſſen. Euch iſt es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachleſe zu halten, die Ehre eures Aeltervaters wieder aufzuſtellen und euch ſelbſt einen unverdienten Ruhm zu erwerben. Euer kleines künſtlich gebautes Schiff iſt mit allem ausgerüſtet, und euch ſelbſt kann es an nichts fehlen: denn wer eurer Anreiſe gab ich einem jeden zu bedenken, daß man ſich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man ſich die Gunſt der Menſchen auf verſchiedenen Wegen erwerben könne. Ich rieth euch dabei wohl zu bedenken, womit ihr außer dem Proviant der Munition, den Schiffsgeräthſchaften eure Fahrzeug beladen, was für Waare ihr mitnehmen, mit was für Hülfsmitteln ihr euch verſehen wollte. Ihr habt nachgedacht, ihr habt mehr als Eure Kiſte auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt was ſie enthalten. — — Zuletzt verlautet ihr Geld zur Reiſe und ich ließ euch ſechs Säcken einnähen, ihr nahmt ſie in Verwahrung und fuhrt unter meinen Segenswünſchen, unter den Thränen eurer Mutter und eurer Frauen, in Hoffnung glücklicher Rückkehr, mit günſtigem Winde davon.

Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Theil einer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt, ihr naht euch den Inseln auf denen ich euch freundlichen Empfang, wie meinem Urgroßvater, wünsche.

Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich euch einen Augenblick betrübe — es ist zu eurem Besten.

Epistemon hielt inne, die Brüder horchten auf.

Daß ich euch nicht mit Ungewißheit quäle, so sey es gerade heraus gesagt: es ist kein Geld in den Fäßchen.

Kein Geld! riefen die Brüder wie mit einer Stimme. Es ist kein Geld in den Fäßchen, wiederholte Epistemon mit halber Stimme und sieh das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an und jeder wiederholte in seinem eignen Accente: kein Geld! kein Geld?

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: kein Geld! ruft ihr aus und kaum halten eure Lippen einen harten Tadel eures Vaters zurück. Faßt euch! Geht in euch und ihr werdet die Wohlthat preisen die ich euch erzeige. Es steht Geld genug in meinen Gewölben, da mag es stehen bis ihr zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß ihr der Reichthümer werth seyd die ich euch hinterlasse.

Epistemon las wohl noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang: er enthielt die trefflichsten Gedanken, die richtigsten Bemerkungen, die beifallswürdigsten Ermahnungen, die schönsten Aussichten; aber niemand war im Stande die Aufmerksamkeit der Geschwister an die Worte des Vaters zu fesseln, die schöne Beredsamkeit ging verloren, jeder kehrte in sich selbst zurück, jeder überlegte was er zu thun, was er zu erwarten habe.

Die Vorlesung war noch nicht beendigt als schon die Ansicht des Vaters erfüllt war: jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert womit ihn die Natur ausgerüstet, jeder fand sich reich genug, einige glaubten sich mit Waaren und andern Hülfsmitteln wohl versehen; man bestimmte schon den Gebrauch voraus, und als nun Epistemon den Brief zusammenfaltete, ward das Gespräch laut und allgemein; man theilte einander Pläne, Projecte mit, man widersprach, man fand Beifall, man erhitzte sich, man scherzte, man schwätzte bis tief in die Nacht und eh man sich niederlegte mußte man gestehen, daß man sich auf der ganzen Reise noch nicht so gut unterhalten hatte.

Zweites Capitel.

Man entdeckt zwei Inseln; es entsteht ein Streit, der durch Mehrheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Tages war Eutyches zuerst erwacht und hatte seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief: ich sehe Land! — Wo? riefen die Geschwister. — Dort, sagte er, dort! und deutete mit dem Finger nach Nord-Osten. Der schöne Knabe war vor seinen Geschwistern, ja vor allen Menschen, mit scharfen Sinnen begabt; und so machte er überall wo er war ein Feuerrohr entbehrlich. Brüder, versetzte Epistemon, du siehst recht, erzähle uns weiter was du gewahr wirst. Ich sehe zwei Inseln, fuhr Eutyches fort, eine rechts, lang, flach, in der Mitte scheint sie gebirgig zu seyn; die andre links, zeigt sich schmäler und hat höhere Berge. — Martia! sagte Epistemon und rief die übrigen Brüder an die Charte. Sehet, diese Insel rechter Hand ist die Insel der Papuanen, eines frommen wohlthätigen Volkes. Möchten wir bei ihnen eine so gute Aufnahme als unser Aeltervater Pantagruel erlebte. Nach unsres Vaters Befehl landen wir zuerst daselbst, erneuten uns mit frischem Obst, Feigen, Pfirsichen, Trauben, Pomeranzen die zu jeder Jahreszeit daselbst wachsen; wir genießen des guten frischen Wassers, des köstlichen Weines; wir verbessern unsre Säfte durch schmackhafte Gemüse; Blumenkohl, Broccli, Artischocken und Carden; denn ihr müßt wissen, daß durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, sondern daß auch Unkraut und Disteln eine zarte und schmackhafte Speise worden. — Glückliches Land: riefen sie aus: wohlversorgtes, wohlbelohntes Volk! Glückliche Reisende die in diesem irdischen Paradiese eine gute Aufnahme finden! — Haben wir uns nun völlig erholt und wiederhergestellt, alsdann schauen wir im Vorbeigehn die andere leider auf ewig verwünschte und unglückliche Insel der Papefiguen, wo wenig wächst und das wenige noch von bösen Geistern zerstört oder verzehrt wird. Sagt und mögt ihr von dieser Insel! rief Panurg, nichts von ihren Kohlrüben und Kohlrabis, nichts von ihren Weibern, ihr verderbt uns den Appetit, den ihr uns so eben erregt habt.

Und so lenkte sich das Gespräch wieder auf das selige Wohlleben, das sie auf der Insel der Papuanen zu finden hofften; sie lasen in den Tagebüchern ihres Aeltervaters was ihm dort begegnet, wie er fast göttlich verehrt worden war, und erneuerten sich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indessen hatte Eutyches von Zeit zu Zeit nach den Inseln hingeblickt und als sie nun auch den andern Brüdern sichtbar waren, konnte er schon die Gegenstände genau und immer genauer daraus unterscheiden je näher man ihnen kam. Nachdem er beide Inseln lange genau betrachtet und mit einander verglichen, rief er aus: es muß ein Irrthum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landstrecken, die ich vor mir sehe, stimmen keineswegs mit der Beschreibung überein die Bruder Eusebius davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt ich sehe gut.

Wie meinst du das? Bruder, sagte einer und der andere.

Die Insel zur rechten Seite auf die wir zuschiffen, fuhr Eutyches fort, ist ein langes flaches Land mit wenigen Hügeln und scheint mir gar nicht bewohnt; ich sehe weder Wälder auf den Höhen, noch Bäume in den Gründen; keine Dörfer, keine Gärten, keine Saaten, keine Heerden an den Hügeln, die doch der Sonne so sehr entgegen liegen.

Ich begreife das nicht, sagte Epistemon. —

Eutyches fuhr fort: die und da sieht es ungeheure Steinmassen, von denen ich mich nicht zu sagen unterfange ob es Städte oder Felsenwände sind. Es thut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küste fahren die so wenig verspricht.

Und jene Insel zur Linken? rief Alcidek. — Sie scheint ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten häuslichsten Götter. Alles ist grün, alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genutzt.

Ihr stellet die Quellen selbst, die aus den Felsen sprudeln, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche füllen. Büsche auf den Felsen, Wälder auf den Bergrücken, Häuser in den Gründen, Gärten, Weinberge, Aecker und Ländereien in der Breite wie ich nur sehen und sehen mag.

Man stutzte, man zerbrach sich den Kopf. Endlich rief Panurg: wir können sich ein halbhundert Kluge Leute so lang bei einem Sacrisiefehler aufhalten: weiter ist es nichts. Der Copist hat die Namen der beiden Inseln auf der Charte verwechselt, jenes ist Papimanie, diese da ist Papefigue, und ohne das gute Gesicht unserer Brüders waren wir im Begriff einen schnöden Irrthum zu begehen. Wir verlangen nach der gesegneten Insel und nicht nach der verwünschten; laßt uns also den Lauf dahin richten wo uns Fälle und Freudenfeste zu empfangen versprecht.

Epistemon wollte nicht sogleich seine Charten eines so großen Fehlers beschuldigen lassen, er brachte viel zum Beweise ihrer Genauigkeit vor; die Sache war aber den übrigen zu wichtig, es war die Sache des Gaumens und des Magens die jeder vertheidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwärtigen Winde noch bequem nach beiden Inseln kommen könne, daß man aber, wenn er andrehte, nur schwer von der ersten zur zweiten segeln würde. Man bestand darauf, daß man das Sichere für das Unsichere nehmen und nach der fruchtbaren Insel fahren müsse.

Epistemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Gesetz das ihnen der Vater vorgeschrieben hatte.

Ich zweifle gar nicht, sagte Panurg, daß meine Meinung die richtige ist und daß man auf der Charte die Namen verwechselt hat. Laßt uns fröhlich seyn! wir schiffen nach der Insel der Papimanen. Laßt uns versichtig seyn und die nöthigen Anstalten treffen.

Er ging nach einem Kasten, den er öffnete und allerlei Kleidungsstücke daraus hervorholte. Die Brüder sahen ihm mit Verwunderung zu und konnten sich des Lachens nicht erwehren, als er sich auskleidete und, wie es schien, Anstalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar violetseidene Strümpfe an, und als er die Schuhe mit großen silbernen Schnallen gezieht hatte, kleidete er sich übrigens ganz in schwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um seine Schultern, einen zusammengeschlagenen Hut mit einem violet und goldnen Bande nahm er in die Hände, nachdem er seine Haare in runde Locken getränselt hatte. Er begrüßte die Gesellschaft ehrbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne sich aus der Fassung zu geben besuchte er den Kasten zum zweiten Male. Er brachte eine rothe Uniform hervor mit weißen Kragen, Aufschlägen und Klappen; ein großes weißes Kreuz sah man auf der linken Brust. Er verlangte, Bruder Alkides solle diese Uniform anziehen, und da sich dieser weigerte, fing er folgendergestalt zu reden an: Ich weiß nicht was ihr Uebrigen in den Kasten gepackt und verwahrt hattet die ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unsrer Kindheit überließ womit wir uns den Aeltern angenehm machen wollten; so viel kann ich euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern bestehe, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankerotte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobne Kibitze, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgesucht, und zwar habe ich mit den letzten nur getauschet und meine Doubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe completirt, ausgebessert, gereinigt und geändert; — —

— — — — — — — — — —

Der Papimane erzählt was in ihrer Nachbarschaft vorgegangen.

So sehr uns diese Uebel ennüyren, schienen wir sie doch eine Zeit lang über die wunderbaren und schrecklichen Naturbegebenheiten zu vergessen, die sich in unserer Nachbarschaft zutrugen. Wir hatt von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war.

Wir haben nichts davon gehört, sagte Epistemon, und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Aeltern in diesen Meeren auf Entdeckungen ausging. Erzählt uns von dieser Insel was ihr wißt, damit wir beurtheilen ob es der Mühe werth ist selbst hin zu segeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen.

Es wird schwer seyn sie zu finden, versetzte der Papimane.

Ist sie verfluchet? fragte Alcipron.

Sie hat sich auf und davon gemacht, versetzte jener.

Wie ist das zugegangen? fragten die Brüder fast mit einer Stimme.

Die Insel der Monarchomanen, fuhr der Erzähler fort, war eine der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unseres Archipelagus; man konnte sie füglich in drei Theile theilen, und sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste, und dem Lande. Die Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt dieses Gebäude zu verherrlichen. Saget ihr seine Fundamente, so waret ihr zweifelhaft ob es auf Mauern oder auf Felsen stand: so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Saget ihr seine Säulen, so glaubtet ihr alle Tempel der Götter wären hier symmetrisch zusammengestellt, um alle Völker zu einer Musterfeier hierher einzuladen. Betrachtetet ihr seine Giebel und Zinnen, so mußtet ihr denken die Riesen hätten hier zum zweiten Mal Anstalt gemacht den Himmel zu erstürmen; man konnte es eine Stadt, ja man konnte es ein Reich nennen. Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit, und niemand stiegen ihm auf der ganzen Erde gleich zu seyn.

Nicht weit von da fing die steile Küste an sich zu erstrecken; auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen. Auch hier hatte man Felsen gebaut um Felsen zu verbinden, die ganze Höhe war terrassenweise eingeschnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Mauerwerken hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen, denn die Küste lag der Sonne wohl ausgesetzt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Paläste; der Schiffer verstummte der sich der Küste näherte.

Der dritte Theil und der größte war meistentheils Ebene und fruchtbarer Boden, diesen bearbeitete das Landvolk mit vieler Sorgfalt.

Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte

wie billig gerichten sollte; es war ihm aber der schwerer Strafe unterlegt sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in solchen Umständen befanden, hatten Mittel genug ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigstens immer zu thun was er wollte.

Diese paradiesische Glückseligkeit ward auf eine Weise gestört die höchst unerwartet war, es man sie gleich längst hätte vermuthen sollen. Es war den Naturforschern bekannt, daß die Insel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdischen Feuers sich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch verüber seyn mochten, fanden sich doch noch häufige Spuren ihres alten Zustandes; Schlacken, Bimssteine, warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Insel von innerlichen Erschütterungen oft vieles leiden. Man sah hier und dort an der Erde bei Tage Dämpfe steigen, bei Nacht Feuer blasen, und der lebhafte Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenschaften des Bodens ganz natürlich schließen.

Es sind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsseite des Landes, zwischen der Ebene und der steilen Küste, ein gewaltsamer Vulcan ausbrach, der viele Monate die Nachbarn sowohl verwüstete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte.

Wir konnten von unserm Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entsetzlich anzusehen, wenn in der Finsterniß ein brennender Himmel über ihrem Horizont schwebte; das Meer war in ungewöhnlicher Bewegung und die Stürme sausten mit fürchterlicher Wuth.

Ihr könnt euch die Größe unserer Erstaunung denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entsetzliches Getrassel gehört und Himmel und Meer gleichsam in Feuer gesehen, ein großes Stück Land auf unsere Insel zuschwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die steile Küste selbst die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre Palasie, Mauern und Gärten erkennen, und wir schrieen das sie an unsere Küste, die an jener Seite sehr sandig und untief ist, stranden und zu Grunde gehen möchten. Glücklicherweise erhob sich ein Wind und trieb sie etwas mehr nordwärts. Dort läßt sie sich, wie ein Schiffer erzählt, bald da bald dorten sehen, hat aber noch keinen festen Stand gewinnen können.

Wir erfuhren bald, daß in jener schrecklichen Nacht die Insel der Monarchomanen sich in drei Theile gestalten, daß sich diese Theile gewaltsam einander abstießen, und daß die beiden andern Theile, die Residenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meere herum schwämmen, und von allen Strömen wie ein Schiff ohne Steuer hin und wieder getrieben würden. Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder gesehen; die Residenz aber trauten wir noch vor einigen Tagen im Nord-Osten sehr deutlich am Horizont erkennen.

Es läßt sich denken daß unsere Reisenden durch diese Erzählung sehr in Feuer gesetzt wurden. Ein wichtiges Land, das sie Anderen unentdeckt gelassen, es ist gleich so nahe vorbei gekommen, in dem sonderbarsten Zustande von der Welt stückweise aufzusuchen, war ein Unternehmen, das ihnen von mehr als einer Seite Ruhm und Ehre versprach. Man zeigte ihnen von weitem die Residenz am Horizont als eine große blaue Masse, und zu ihrer größten Freude ließ sich wechselsweis in der Entfernung ein hohes Ufer sehen, welches die Papimanen sogleich für die steile Küste erkannten, die mit günstigem Wind, obgleich langsam, gegen die Residenz zu ihre Richtung zu nehmen schien. Man faßte daher den Entschluß gleichfalls dahin zu steuern, zu sehen ob man nicht die schöne Küste unterwegs antreffen und in ihrer Gesellschaft, oder wohl gar in einem der schönen Paläste, den Weg nach der Residenz vollenden könne. Man nahm von den Papimanen Abschied, hinterließ ihnen einige Rosenkränze, Scapulare und Agnus Dei, die von ihnen, ob sie gleich deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Die Brüder saßen friedlich bei einander, sie unterhielten sich von den neuesten Begebenheiten die sie erlebt, von den neuesten Geschichten die sie erfahren hatten. Das Gespräch wandte sich auf einen seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen; jeder machte eine Anmerkung über die Ursachen dieser Händel, und über die Folgen welche aus der Hartnäckigkeit der Pygmäen entstehen könnten. Jeder ließ sich von seinem Eifer hinreißen, so daß in kurzer Zeit die Menschen, die wir bisher so einträchtig kannten, sich in zwei Parteien spalteten, die aufs heftigste gegen einander zu Felde zogen. Altidor, Alcipbron, Entoches bemantelten: die Zwerge seyen eben ein so höfliches als unverschämtes Geschöpf; es sey in der Natur dem einmal eins für das andere geschaffen, die Wiese bringe Gras und Kräuter hervor damit sie der Kuh gemähe, und der Stier werde wie billig wieder vom edlern Menschen verzehrt. So sey es denn auch ganz wahrscheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches sich um so weniger lenanen lasse als der Kranich durch den Genuß des sogenannten edlaren Gottes um so viel vollkommener werde.

Die andern Brüder dagegen behaupteten, daß solche Beweise, aus der Natur und von ihren Absichten hergenommen, sehr ein geringes Gewicht hätten, und daß deswegen ein Geschöpf nicht geradezu für das andere gemacht sey, weil eines benutzen könne sich des andern zu bedienen.

Diese mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechselt, als das Gespräch heftig zu werden anfing und man von beiden Seiten mit Scharfsinnigkeiten erst, dann mit anzüglichern bittern Spott die Meinung zu verbeißen suchte welcher man zugethan war. Ein wilder Sturmwind ergriff die Brüder, von ihrer Sanftmuth und Verträglichkeit erfahren keine Spur mehr in ihrem Betragen; sie unterbrachen sich, ertönen die Stimmen, schlugen auf den Tisch, die Bitterkeit wuchs, man endigte sich kaum lästiger Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten das kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindseligkeiten zu erblicken.

Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechsels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff von der Größe des ihrigen, aber von ganz verschiedener Form, sich nahe an sie gelegt hatte; sie erforschten daher nicht wenig als ihnen, wie mitten auf dem Meere, eine ernsthafte Stimme zurief: was giebts meine Herren! — Wir können Männer, die in einem Schiffe wohnen, sich als auf diesen Grad entzweien!

Ihre Streitsucht machte einen Augenblick Pause. Allein welche seltsame Erscheinung! Weder der

überraschende Anblick des fremdartigen Schiffes, noch die ehrwürdige Gestalt dieses Mannes konnte einen wilden Ausbruch verhindern. Man erkannte ihn zum Schiedsrichter und jede Partei suchte schon eifrig ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe sie ihm die Streitsache selbst deutlich gemacht hatten. Er bat sie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und so bald er es erlangt hatte, sagte er zu ihnen: die Sache ist von der größten Wichtigkeit und Sie werden mir erlauben daß ich erst morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flasche Madera, den ich sehr echt mit mir führe, und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird. Die Brüder, ob sie gleich aus einer der Familien waren die den Wein nicht verschmähen, hätten dennoch lieber Wein und Schlaf und Alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzusprechen; allein der Fremde wußte ihnen seinen Wein so artig aufzudringen, daß sie sich unmöglich erwehren konnten ihm Beifall zu thun. Kaum hatten sie die letzten Gläser von den Lippen gesetzt, als sie schon alle ein süßes Vergessen ihrer selbst ergriff, und eine angenehme Hinfälligkeit sie auf die unbereiteten Lager ausstreckte. Sie verschliefen das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Wärme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie sahen ihren Nachbar beschäftigt an seinem Schiffe etwas aufzubessern, sie grüßten einander und er erinnerte sie lächelnd an den Streit des vorigen Abends. Sie wußten sich kaum noch darauf zu besinnen und schämten sich, als er in ihrem Gedächtnis die Umstände wie er sie gefunden nach und nach hervorrief. Ich will meiner Meynung, fuhr er fort, nicht mehr Werth geben als sie hat, die ich Ihnen gestern in der Hitze einiger Gläser Madera beizusetzen, aber Sie thunen von Glück sagen daß Sie so sanfte einer Sorge losgeworden, von der so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind.

Sind wir krank gewesen? fragte einer, das ist doch sonderbar. Ja kann Sie versichern, versetzte der fremde Schiffer, Sie waren vollkommen angesteckt, ich traf Sie in einer heftigen Krisis.

Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen? fragte Alcipyron, ich verstehe mich doch auch ein wenig auf die Medicin.

Es ist das Zeitfieber, sagte der Fremde, das einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem sie glauben sich noch bestimmter auszudrücken; andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen seyn will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt; ich wollte wetten Sie haben sie gestern Abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen.

Was sind denn die Symptome dieses Uebels? fragte Alcipyron.

Sie sind sonderbar und traurig genug, versetzte der Fremde; der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vortheile, er opfert Alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hülfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer, so setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Gesetze die sonst den Einzelnen und dem Staate nutzen, er flieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr, die Ihr, die Ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schient, ehe Ihr in den Fall wart —

— — — — — — — — — —

Kaum befanden sich unsere Brüder in dem leidlichen Zustande in welchem wir sie gesehen haben, als sie bald empfanden daß ihnen gerade noch das Beste fehlte um ihren Tag fröhlich hinzubringen und zu enden. Alsbald erneute ihre Gesinnungen auch den ihnen wogen und sagte: so wohl es und auch geht, meine Brüder, besser als Reisende sich nur wünschen dürfen, so können wir doch nicht unbedankt gegen das Schicksal und unsern Wirth genannt werden, wenn wir frei gestehen daß wir in diesem thätigen Schweife, an dieser üppigen Tafel, einen Mangel fühlen der doch unleidlicher ist, je mehr und die übrigen Umstände begünstigt haben. Auf Reisen, im Lager, bei Geschäften und Handelsmaaßen und was sonst den unternehmenden Geist der Männer zu beschäftigen pflegt, vergessen wir eine Zeit lang der liebenswürdigen Gesellinnen unsres Lebens, und wir scheinen sie unentbehrliche Gegenwart der Sachen einen Augenblick nicht zu vermissen. Haben wir aber nur wieder Grund und Boden erreicht, bedeckt uns ein Dach, schließt uns ein Saal in seine vier Wände, gleich entdecken wir was und fehlt: ein freundliches Auge der Geisterin, eine Hand die sich traulich mit der unsern zusammenschließt.

Ja habe, sagte Panurg, den alten Wirth über diesen Punkt erst auf die feinste Weise sondirt, und da er nicht hören wollte, auf die grobste Weise befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er leugnet daß ein weibliches Geschöpf in dem Palaste sey. Die Gelichte des Königs sey mit ihm; ihre Frauen seyen ihr gefolgt und die übrigen ermordet oder entführt.

Er redet nicht wahr, versetzte Epistemon, die traurigen Reste, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapferer Männer, und er sagte ja selbst daß noch niemand weggeschafft oder begraben sey.

Weit entfernt, sagte Panurg, seinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und seine vielen Flügel betrachtet und im Zusammenhange überlegt. Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felsen senkrecht aus dem Meere hervorstehen, liegt ein Gebäude das mir so prächtig als fest zu seyn scheint, es hängt mit der Residenz durch einen Gang zusammen der auf ungemeinen Bogen steht. Der Alte, da er uns Alles zu zeigen schien, hat und immer von dieser Seite weggehalten, und ich wette drei Kinder sich die Schlüssel kommen, an deren Erdfnung und viel gelegen wäre.

Die Brüder wurden einig daß man den Weg dahin suchen solle. Um sein Aufseyen zu erregen ward Panurg und Alcipyron abgesandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüssel durch künstliches angewandten Druck sich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen weiter zu gehen, und kamen, um den Brüdern, was sie ausgerichtet, anzuzeigen.

Ein vorgefundenes Stück des Planes.

Megaprazon erwacht und ruft Epiſtemon. Macht ſich von den Ketten. Sie kommen an. Anrede. Sie haben ſich proſtituirt. Lobrede auf die Handlichen. Es wird alles eingeſtickt. Man geht zu Schiffe.

Golfo von Neapel. Weitere Reiſe. Abſchied und Rede des Megaprazon. Gedanken der ſeine Brüder. Megaprazon wirft das Abſchied ins Meer. Entſetzen. Weitere Reiſe. Der Steuermann behauptet ſie ſeyen bei der Inſel Papimanie. Streit darüber. Entſcheidung.

Sie fahren nach der anderen Inſel. Panurgs Vorſchlag. Wird bewundert. Er klagt ans. mit ihm X. und Y. Er trieft Schläge. X. rettet ihn; entſchuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zuſtand ihrer Inſel. Offerte es ſie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Gehen ab.

Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen ſich auf den Weg. Nacht. Langen den Papimäen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Papimäen. Morgens nach Papimanie. Werden freundlich empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen ſich nach der anderen Inſel. Erzählung von der Inſel der Mesnarcomanen. Vulcan. Zerfallen der Inſel in drei ſchwimmende Theile. Reſidenz. Man zeigt ſie von fern. Abſchied.

Sie fahren fort. Legen ſich bei Windſtille vor Anker. Poltroniren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, ſehen die Inſel nicht mehr. Schwimmende Einſiedler. Erzählung. Verfaſſer. Anzeige der Reſidenz. Abſchied.

Finden die Reſidenz. Beſchrieben. Tafel des Lebens ꝛc. Abſtinenz. Cadaverö. Caſtellan. Beſehen ſich. Unleidlicher Geſtank. Einfall Panurgs. Werden in die See geworfen. Die Reſidenz gereinigt. Man genießt.

Entdeckung des Panurg. Paris. Eiferſucht der Brüder. Prätenſion. Bedingung des Vaters. Entſchließ bereiten ſich. Morgen. Entdeckung. Beſchreibung. Venus und Mars. Troſt der andern.

Unterhaltungen
deutſcher Ausgewanderten.

1793 — 1795.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutſchland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigſten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine überwerfbare Lücke in unſer Vaterland einbrach, verlies eine edle Familie ihre Beſitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Gefahren zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Perſonen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß ſie ſich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genoſſen, die ein wohldenkender Vater ſeinen Kindern und Nachkommen ſo gern zu verſchaffen wünſchte.

Die Baroneſſe von C., eine Witwe von mittlern Jahren, erwies ſich auch jetzt auf dieſer Flucht, wie ſonſt zu Hauſe, zum Troſte ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entſchloſſen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mannichfaltige Schickſale ausgebildet war ſie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geſchäft erſchien ihrem durchdringenden Geiſte willkommen. Sie wünſchte vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntſchaft ſetzte ſie in Stand es zu thun. Nun mußte ſie ſich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darſtellen, und verſtand auch dieſe zu leiten, für ſie zu ſorgen und den guten Humor, wie er ſich zeigte, in ihrem Kreiſe, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich ſtellte ſich bei unſern Flüchtlingen die gute Laune nicht ſelten ein; denn überraſchende Verfälle, neue Verhältniſſe gaben den aufgeſpannten Gemüthern mancherlei Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteriſtiſch und auffallend. Das eine lief ſich durch eine falſche Furcht, durch ein ängſtliches Entreiben hinter ſich; das andere gab einer unnützen Sorge Raum, und alles, was dieſer zu viel, jener zu wenig that, jeder Fall wo ſich Schwäche und Nachläſſigkeit oder Uebereilung zeigte gab in der Folge Gelegenheit ſich wechſelsweiſe zu plagen und aufzuziehen, ſo daß dadurch dieſe traurigen Zuſtände luſtiger wurden, als eine vorſätzliche Luſtreiſe ehemals hatte können.

Denn wir wir manchmal in der Komödie ein Zeitlang, ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, ernſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas unſchicklich vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umſtänden begleitet ſeyn.

Beſonders mußte Fräulein Luiſe, die älteſte Tochter der Baroneſſe, ein lebhaftes, heiteres und in guten Tagen verwöhntes Frauenzimmer, ſehr viel leiden, da von ihr behauptet wurde, daß ſie bei dem erſten Schrecken ganz aus der Faſſung gerathen ſey, in Zerſtreuung, ja in einer Art von Abweſenheit, die unnöthigſten Sachen mit dem größten Ernſte zum Aufpacken getrieben, und ſogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angeſehen habe.

Sie vertheidigte ſich aber ſo gut ſie konnte; nur wollte ſie keinen Scherz, der ſich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr ſchon Leiden genug verurſachte, ihn bei der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wiſſen, und eine gewünſchte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgehalten und vielleicht gar vereitelt zu ſehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entſchloſſener junger Mann, führte alles was die Mutter beſchloß mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeiſter und Wegweiſer. Der Letztere des jüngern hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leitete der Baroneſſe im Wagen Geſellſchaft; Vetter Karl fuhr mit einem alten Geiſtlichen, der als Hausfreund ſchon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halb-Chaiſen, und einige ſchwerbepackte Brancards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, ſchloſſen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Geſellſchaft ihre Wohnungen verlaſſen, aber Vetter Karl entfernte ſich mit doppeltem Widerwillen von dem jenſeitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen: er hatte ſich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freiheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die einen bezahlte, von den andern mit großer Leidenſchaft verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Karln. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſchienen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Karl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verbohrte ſie nicht in Grillen. Er glaubte um ſo freier ſich dieſen Gefinnungen ergeben zu können, als er ſelbſt ein Erbmann war, und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben dieſe Güter, die

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch's Feld und liebe Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum besten darauf dachte. Dessungeachtet konnte Karl einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vortheile versprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich führte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles dessen, was bei den Neufranken gutes oder übles geschah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die andern um desto mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verbuppelt nur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm überworfen und ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baronesse wußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luise machte ihm am meisten zu schaffen, indem sie, freilich oft ungerechterweise, seinen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen suchte. Der Hofmeister gab ihm im Stillen recht, der Geistliche im Stillen unrecht, und die Kammermädchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freigebigkeit respectabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die große Anzahl französischer und deutscher Auswanderer, die sie überall antrafen und denen Betrauen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Ursache man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baronesse die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne, wie ungeeignet in jedem Sinne die Menschen seyen, als in solchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfassung, sagte sie, scheint wie ein Schiff zu seyn, das eine große Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und kranke, über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüberbringt; nur in dem Augenblicke wenn das Schiff scheitert, sieht man wer schwimmen kann, und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde.

Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und alten Gewohnheiten mit sich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von steten Aufforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil, von der Lust ihrem Nebenmenschen tödtlich etwas zu versetzen, überallhin begleitet. Der Leichtsinnige freut sich der Flucht wie einer Spazierfahrt und der Ungeduldige verlangt, daß ihm auch noch als Bettler alles zu Diensten stehe. Wie selten daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für andere zu leben, für andere sich aufzuopfern getrieben wird.

Indessen man nun mancherlei Betrachtungen machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbei gegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gekehrt, die Franzosen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der siegreichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheins, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erstaunt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeifließen sahen, wie freudig nahmen sie wieder von jedem Theile des Hauses Besitz, wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und sonstigen Hausrath, wie werth war ihnen auch das geringste das sie schon verloren geglaubt hatten, wie flogen ihre Hoffnungen, daß einst auch jenseit des Rheines alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Kaum erschien in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeieilten sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederholen, und sich in manchen Fällen Rath und Beistand von ihr zu erholen.

Umgeben von diesen Besuchen, ward sie auf angenehmste überrascht, als der Geheimerath G. mit seiner Familie bei ihr ankam, ein Mann dem die Gräfin von Jugend auf zum Vertrauten geworden war, ein Mann der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das gleiche von andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Wildheit der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb, und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, so wie die Folgen seiner verderblichen Gesinnungen und Meinungen, hielten seinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er manches mit hypochondrischem Gemüthe betrachtete und mit Leidenschaft beurtheilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baronesse, fand, nach so vielen Trübsalen, einen Hammel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachsen, hatten sich mit einander getheilt, sie kannten keine Geheimnisse vor einander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die behaglichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten sie sich treulich, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur diese letzte Zeit her waren sie durch die Umstände verhindert worden, sich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um so lebhafter drängten sich ihre gegenwärtigen Gespräche, um desto mehr hatten sie einander zu sagen, indessen die Thäter der Geheimnisse tückisch ihre Zeit mit Fräulein Luisen in einer wechselnden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider war der süße Genuß dieser reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen gestört, den man, je nachdem der Wind sich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Eben so wenig konnte, bei den vielen zusammenlaufenden Neuigkeiten des Tages, der politische Discurs vermieden

werden, der gewöhnlich die ungerechteste Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten sehr lebhaft genähret wurden. Und wie unmäßige Menschen sich deßhalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich auf der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelseyn beorstehet; so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Partei ausführte, welche dem alten System zugethan war, und daß Karl für die entgegengesetzte sprach, welche von den vorhandenen Neuerungen Heilung und Sedung des alten kranken Zustandes hoffte.

Im Anfange wurden die Gespräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, besonders da die Baronesse durch anmuthige Zwischenreden beide Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blokade von Mainz in eine Belagerung übergehen sollte, und man nunmehr für diese sonst so stille Stadt und ihre zurückgelassenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äußerte jedermann seine Meinungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Klubbisten ein Gegenstand des allgemeinen Gespräches, und jeder erwartete ihre Bestrafung oder Befreiung, je nachdem er ihre Handlungen entweder schalt oder billigte.

Unter die ersten gehörte der Geheimerath, dessen Argumente Karln am verdrießlichsten fielen, wenn er den Verstand dieser Leute angriff und sie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer selbst beschuldigte.

Wie verblendet müssen sie seyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Gespräch sehr lebhaft zu werden anfing, wenn sie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Theilnehmung herunter blicken werde. Man wird sie als Werkzeuge betrachten, sie eine Zeit lang gebrauchen und endlich wegwerfen, oder wenigstens vernachlässigen. Wie sehr irren sie sich, wenn sie glauben, daß sie jemals in die Zahl der Franzosen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß ist erscheint nichts lächerlicher als ein kleiner und schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß seiner selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses, sich jenem gleich zu stellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig seyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Schärpe herum läuft, wird die Maskerade verwünschen, wenn er, nachdem er seine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieser neuen Form von denen, auf die er sein ganzes Vertrauen setzte, niedrig behandelt wird. Ja es ist nur höchst wahrscheinlich, daß man bei der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, solche Leute den unsrigen überliefert oder überträgt. Mögen sie dann alsdann ihren Lohn dahin nehmen, mögen sie alsdann die Züchtigung empfinden, die sie verdienen, ich mag sie so unparteiisch richten als ich kann.

Unparteiisch! rief Karl mit Heftigkeit aus; wenn ich doch dieß Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freilich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen. Freilich haben sie nicht die wenigen wohlbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinne gepflegt; vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile eines Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten: sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Lässigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit eure Staatsdiener sich noch Ehrfurcht zu erwerben glaubten; freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt seyn möchten! Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke daß beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben; und da man solche darunter zählt, wer wird sie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der sie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben soll.

Der Geheimerath scherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute die einen Gegenstand zu idealisiren geneigt seyen; Karl sonnte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was daraus nicht passe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Gespräch immer heftiger und es kam von beiden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweit hatte. Berges bens suchte die Baronesse, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand zuwege zu bringen; selbst der Geheimerätin, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrschaft über Karls Gemüth sich erworben hatte, gelang es nicht auf ihn zu wirken; um so weniger, als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken, und über die besondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu spielen, daß sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Karl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, bielt mit dem Geständniß nicht zurück: daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen aufforderte, der alten Staterei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sey, sie werde die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die übrigen ansehn und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es sey lächerlich zu denken, daß die Franzosen nur irgend einen Augenblick, bei einer Capitulation oder sonst, für sie sorgen würden; vielmehr würden diese Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen, und er hoffe sie alle gehangen zu sehen.

Diese Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Ernte finden und kein schuldiges

Haupt verbieten werde. Dann fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerath persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, sagte der Geheimerath, mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts, was sonst achtungswerth schien, mehr geehrt wird. Es that mir leid, daß ich zum zweiten Mal, und zwar durch einen Landsmann verwiesen werde; aber ich sehe wohl, daß von diesem weniger Schonung als von den Franzosen zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestätigt, daß es besser sey, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit diesen Worten stand er auf und ging aus dem Zimmer; seine Gemahlin folgte ihm; die Gesellschaft schwieg. Die Baronesse gab mit einigen, aber starken, Ausdrücken ihre Mißvergnügen zu erkennen; Karl ging im Saale auf und ab. Die Geheimerätin kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baronesse ging zu ihm ihn zu bereden; indessen weinten die Fräulein und küßten sich und waren äußerst betrübt, daß sie sich so schnell und unerwartet von einander trennen sollten. Die Baronesse kam zurück; sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zusammen zu tragen was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslösens und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Küssen und Seufzern verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thränen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baronesse sah ihm nach; die Thränen standen ihr in den Augen. Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Stickrahmen. Die ganze Gesellschaft war still, ja verlegen; besonders äußerte Karl seine Unruhe, indem er, in einer Ecke stehend, ein Buch durchblätterte und manchmal darüber weg nach seiner Tante sah. Endlich stand er auf und nahm seinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und sagte mit edler Fassung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ob habe Ihnen Verdruß verursacht, verzeihen Sie meine Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baronesse: ich werde deinen Groll gegen dich hegen, weil du ein edler guter Mensch bist; aber du kannst nicht wieder gut machen, was du verdorben hast. Ich entferne durch deine Schuld in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundin, die ich seit langer Zeit zum ersten Mal wieder sah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns betrübt. Sie, die schon lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird, und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß schon wieder flüchtig werden, und die Gesellschaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderlich er auch in manchen Stücken seyn mag, doch ein trefflicher reichserfahrner Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen- und Weltkenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, gefällige und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringst uns deine Heftigkeit; wodurch kannst du ersetzen, was wir verlieren?

Karl. Schonen Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug, lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen.

Baronesse. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede seyn; es ist nur die Frage ob du dich überzeugen kannst. Denn nicht das erste Mal begehst du diesen Fehler, und es wird das letzte Mal nicht seyn. O ihr Menschen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammen drängt, euch nicht dultsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die übrigen unaufhaltsam losdringen? Könnt ihr so nicht an euch selbst arbeiten, und euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und treten schlagen, wie die Wetterbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem Fenster, wo er bisher gestanden, auf die Baronesse zu und sagte: er wird sich bessern, dieser Fall soll ihm, soll uns allen zu Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, und vor Augen stellen. Wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baronesse. Wie leicht doch Männer sich überreden thunen, besonders in diesem Punkte! Das Wort Herrschaft ist ihnen ein so angenehmes Wort, und es klingt so vornehm sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es sey wirklich auch in der Ausübung ernst damit; und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen im Stande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wäßte auch nicht einen, der auch nur der geringsten Entsagung fähig wäre.

Hofmeister. Sie sind selten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals so von Verdruß und Leidenschaft überwältigt gesehen, als in diesem Augenblick.

Baronesse. Ich habe mich dieser Leidenschaft wenigstens nicht zu schämen. Wenn ich mir meine Freundin, in ihren Reisewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gastfreundschaft sich zurück erinnernd denke, so möchte ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeister. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht so bewegt und so heftig gesehen, als in diesem Augenblick.

Baronesse. Ein kleines Uebel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maaß; und dann ist es wohl kein kleines Uebel eine Freundin zu entbehren.

Hofmeister. Beruhigen Sie sich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns bessern, daß wir das möglichst thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baronesse. Keineswegs; es soll mir keiner von euch ein Vertrauen abloken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hause.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur: rief Karl, und Sie sollen sich über unsern Ungehorsam nicht zu beschweren haben.

Nun meine Gesinnung wird so arg nicht seyn, versetzte schadenfroh die Baronesse, indem sie sich zusammennahm: ich mag nicht gerne befehlen, besonders so freigesinnten Menschen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeister. Und beides soll uns ein unverbrüchliches Gesetz seyn.

Baronesse. Es wäre thöricht, wenn ich das Interesse abzuleiten gedächte, das jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir selber selbst schon geworden sind. Ich kann die Gesinnungen nicht ändern, die bei einem jeden nach seiner Denkweise entstehen, sich befestigen, streben und wirken, und es wäre eben so thöricht als grausam, zu verlangen, daß er sie nicht mittheilen sollte. Aber das kann ich von dem Cirkel erwarten, in dem ich lebe, daß gleichgesinnte sich im Stillen zu einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige sagt, was der andere schon denkt. Auf unserm Zimmer, auf Spaziergängen und wo sich übereinkommende treffen, eröffne man seinen Busen nach Lust, man lehne sich auf diese oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft die Freude einer leidenschaftlichen Unterredung. Aber, Kinder, in Gesellschaft laßt uns nicht vergessen, wieviel wir sonst schon, ehe alle diese Sachen zur Sprache kamen, um gefällig zu seyn, von unsern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder, so lange die Welt stehen wird, um gefällig zu seyn, wenigstens äußerlich sich wird beherrschen müssen. Ich fordere euch alle nicht im Namen der Tugend, sondern im Namen der gemeinsten Höflichkeit auf: wir und andern in diesen Augenblicken das zu leisten, was ihr von Jugend auf, ich darf sagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straße begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baronesse fort, weiß ich nicht, wie wir geworden sind? wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist? Wie sehr hütete man sich sonst in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm seyn konnte! Der Protestant vermied in Gegenwart des Katholiken irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verloren, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war. Jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen. — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu seyn zurückkehren! Wir haben bisher schon manches traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besitzthümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Gesellschaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater starb, bat ihr mir wohl mit Worten und Zeichen diesen unersetzlichen Verlust bei jedem Anlaß erneuert? Habt ihr nicht alles, was sein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch eure Liebe, eure stillen Bedürfnungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene gefällige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlmeinende aber rohe Hülfe; jetzt, da nicht etwa in der Mitte von glücklichen ein oder der andere Zufall diesen oder jenen verletzt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verschlungen wird, sondern wo unser einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit genießen.

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baronesse. Hier ist sie, mit der Bedingung, daß ihr Lust habt euch von ihr leiten zu lassen. Rufen wir eine Amnestie aus! Man kann sich jetzt nicht geschwind genug dazu entschließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die sich nach dem Abschiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten sich nicht bezwingen. Vetter Karln freundlich anzusehen.

Kommt der, ihr Kinder, rief die Baronesse; wir haben eine ernsthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns befestigen, und den guten Ton, den wir eine Zeit lang vermissen, wieder unter uns einführen soll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns einander zu schätzen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerstreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir schreckende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du so schöne Kenntnisse hast. Wie lange haben Sie (sie redete sie den Hofmeister an) die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen; wir sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Gesellschaft, hervorlangen; wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr, von euren Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigstens, unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig darboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns einführen, bietet alle eure Kräfte auf, lebendig, nützlich und besonders gefällig zu seyn; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, beobachtet seyn, wenn auch alles öfters drunter und drüber gehen sollte. Kinder, versprecht mir das!

Sie versprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es ist ein schöner Abend, genießt ihn jeder nach seiner Weise, und laßt uns beim Nachtessen, seit langer Zeit zum ersten Mal, die Früchte einer freundschaftlichen Unterhaltung genießen.

So ging die Gesellschaft auseinander; nur Fräulein Luise blieb bei der Mutter sitzen: sie konnte den Verdruß, ihre Gespielin verloren zu haben, nicht so bald vergessen, und ließ Karln, der sie zum Spaziergange einlud, auf eine sehr schnippische Weise abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeit lang still neben einander geblieben, als der Geistliche herein trat, der von einem langen Spaziergange zurückkam, und von dem was in der Gesellschaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er

legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangenes Gespräch mit ihrer Mutter fortsetzte, schnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem sein. Sehen wenn wer sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt: denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verleumden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Aussicht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald diesen bald jenen zum Zahlmeister und Kindbetten zu machen. Wenn nun auch diese Quelle versiegen wird, so werden wir manche Personen wohl stumm in unsrer Mitte sehen.

Ist dieser Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein? fing der Alte lächelnd an; nun Sie wissen, daß ich mich gütlich schätze, manchmal ein Opfer für die übrige Gesellschaft zu werden. Denn, gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig finden; so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte: was ist in meiner Abwesenheit vorgenommen? und was für Gespräche sind aus unserm Cirkel ausgeschlossen?

Die Baronesse unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich sein, die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und stärker als Andere.

Wir wollen es erleben, sagte Luise.

Dieses Gesetz, fuhr er fort, enthält nichts beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm sein, indem er dasjenige, was er sonst allenfalls verfehlen mied, in die Gesellschaft mit gut darf. Denn, nehmen Sie mir nicht übel, Frau, sein wer nicht kenn die Menschenfeinde, die Auspasser und Verleumder, als die Gesellschaft? Ich habe selten bei einer Lektüre, bei irgend einer Darstellung interessanter Materien, die Geist und Herz beleben sollten, einen Cirkel so aufmerksam und die Seelen stärke so thätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin herunterisse, vorgetragen wurde. Fragen Sie sich selbst und fragen Sie eine andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann, ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst, an allem was neu ist lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der großen Menschenmasse nichts willkommener sein, als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine leere Geschäftigkeit. Taste und Schade strebende auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise aufzulassen.

Nun! viel Lustes, es scheint Sie wollen sich zu beißen; somit ging es über einzelne Personen her, so soll es das ganze unterhaltende Gespräch entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemand selbig neben mich setzen, versetzte jener; aber es darf mich ja Ihnen sagen: wir andern, die wir nun der Gesellschaft abdanken, müssen und nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen oder etwas thun, das ihr unwider ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr in der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt, muß man zu vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung vorfällt ist.

Für sich, im Stillen, mögen Sie wohl allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tages verschlafen haben, sagte Luise ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort, auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andere Menschen ein großer Nachsicht bin, indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte.

Was ist es für eine Sammlung? fragte die Baronesse.

Gewiß nichts weiter als eine skandalöse Chronik, setzte Luise hinzu.

Sie irren sich, sagte der Alte.

Wir werden sehen, versetzte Luise.

Ich will anbieten, sagte die Baronesse, und überhaupt gerathene Dir nun an, einmal, wo es auch zum Scherz sein mag, dazu mir unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Ursache uns zu ärgern, die in uns decken, und nur an Scherz Neigung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin besteht Ihre Sammlung? wird sie zu unserer Unterhaltung dienlich und schicklich sein? ich sie schon lange angelegen? Warum haben wir auch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben, versetzte der Alte. Ich habe schon lange in der Welt und habe immer gern das Alte neu, das Neue alten Leuten Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschäfte führt sie weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten warten und sammeln, mit denen man sich im Publikum trägt, die man sich untereinander erzählt, habe ich manche, die mich einen reinern, schönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit; manche die durch eine geistreiche Wendung und immer in erwarteten Ausspruch machen; manche die uns die menschliche Natur und ihre innern Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen; andere wieder, deren sonderbare Materialien uns ergetzen. Aus der großen Masse, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bedürfnisse beschäftigen, und die eben so gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich dieselben gesammelt, die mir auf irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth bereicherten und beschäftigten, und die mir, wenn ich wieder daran denke, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin sehr neugierig, sagte die Baronesse, zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind und was sie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, versetzte der Alte, daß von Processen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede seyn wird. Diese haben meistentheils nur ein Interesse für die welche damit geplagt sind.

Luise. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht läugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweiet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luise. So! Also wahrscheinlich eine Sammlung lästerner Späße gegen Sie und für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich diese Bemerkung mache, sie liegt so ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch sagen dürfen.

Der Alte. Sie sollen, hoffe ich, nichts was ich lästern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luise. Und was nennen Sie denn so?

Der Alte. Ein lästerndes Gespräch; eine lästerne Erzählung sind mir unerträglich. Denn sie stellen uns etwas gemeines, etwas das der Rede und Aufmerksamkeit nicht werth ist, als etwas besonderes, als etwas reizendes vor und erregen eine falsche Begierde, anstatt den Verstand angenehm zu beschäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleier ansehen, oder wovon man ganz seine Augen wegwenden sollte.

Luise. Ich verstehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geschichten wenigstens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen lassen? Es soll wohl eine Mädchenschule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beiden. Denn ernsthaft erfahren werden Sie nichts neues, besonders da ich sehen seit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewisse Recensionen in den gelehrten Zeitungen niemals überschlagen.

Luise. Sie werden ausgelacht.

Der Alte. Sie sind Braut und ich entschuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baronesse. Ich sehe wohl, wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen was ich zu Anfange des Gespräch schon gesagt habe, es scheint aber nicht, daß sie den guten Willen hat aufzumerken.

Luise. Was brauch's da guten Willen und viele Worte! man mag es beschen wie man will, so werden es standhafte Geschichten seyn, auf eine oder die andere Weise standhaft, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohldenkenden Menschen nur dann etwas standhaft vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet, und besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet; wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am liebsten seine stille Betrachtung, und ferner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch bald ein Probstück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben (und wir haben doch die meiste Zeit in Einem Kreise zugebracht,) vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht läugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde; — man soll seine meiner Geschichten deuten:

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen, und wenn es uns beliebt das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Eben so werden Sie mir erlauben bescheidlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Märchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Luise. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das beste wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam sey darf. Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft aufgespart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich. Wenn aber die Gesellschaft, nach einer ernsthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtische umsehen, alsdann werd' ich bereit seyn, und wünsche daß das, was ich verspreche, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baronesse. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luise. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das sollten Sie nicht seyn, Fräulein; denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

Abends nach Tische, als die Baronesse gerig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beisammen, und sprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die sich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, in Zweifel was man glauben und was man verwerfen sollte.

Der alte Hausfreund sagte darauf: ich finde am bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr seyn lassen, was wahr seyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfahre, und durch einige Wendung des Gespräches kam man auf die entschiedene Neigung unsrer Natur, das Wunderbare zu glauben.

Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Luise: Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar seyn.

Ohne sich lange bitten zu lassen, fing der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine Geschichte, die großes Aufsehen erregte, und worüber die Urtheile sehr verschieden waren. Die einen behaupteten, sie sey völlig erfunden, die andern, sie sey wahr, aber es stecke ein Betrug dahinter. Diese Partei war wieder unter einander selbst uneinig; sie stritten, wer dabei betrogen haben könnte? Noch andere behaupteten: es sey keinesweges aufgemacht, das seltne Naturen nicht sollten auf Erden und Körper wirken können, und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit ausschließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geschichte selbst:

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitanischen Publicums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verständig wußte sie die Freuden zu genießen, die beide gewähren, ohne dabei aus der Fassung zu kommen, die ihr in ihrer Lage so nöthig war. Als junge, verwöhnte, reiche Leute drängten sich zu ihr, nur wenige nahm sie auf; und wenn sie bei der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bei allen kleinen Abenteuern einen festen, sichern Charakter, der jedem genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in nahem Verhältnisse stand.

Verschiedene Jahre waren hingegangen, sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverlässige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe alles ist, gerade da, wo sie einer Beistandes am nöthigsten bedürfte, bei Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entschließungen, meistentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmste zu rathen, und sie zu den verkehrtesten Schritten zu verleiten sich gedrungen fühlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistentheils unbeschäftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben, und kaum hatte sie dieses Bedürfniß gefühlt, so fand sich unter denen, die sich ihr zu nahern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit einiger wichtiger Geschäfte seines Hauses wegen, in Neapel aufhielt. Bei einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfältigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geist wie sein Körper vollkommen ausgebildet, sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie einer, der sich seinen Anstand vergibt, sich doch immer in andern zu vergessen scheint. Der Handelsgeist seiner Geburtsstadt ruhete auf ihm: er sah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste; sein Haus hatte sich in einige höchst mißliche Spekulationen einlassen und war in gerichtliche Prozesse verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand, und unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freunden bedürfe.

Er hatte sie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit gesehen; sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein, und er versäumte nicht zu kommen.

Sie verkürzte seine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bei seinen mancherlei Verhältnissen den besten Rath geben und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen sein Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegenwart manches entwickelte, was sonst bei ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Rathgeberin zu seyn, und eine wechselseitige, auf die ehrste Achtung, auf das sinnste Bedürfniß gegründete Freundschaft hatte sich in kurzem zwischen ihnen befestigt.

Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen nur Freund zu seyn, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er sich nicht leugnen, daß ihm die vom ihr bes günstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Besonders fiel es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihm seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines jeden Manns oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien, und doch noch vielleicht selbigen Abend, gleichsam zum Spott des werthgeschätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weise gelang es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Verwundern, und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Widerwillen gab sie seinen Wünschen Gehör: ich schwöre, sagte sie, daß ich über diese Nachsuchungen das schändlichste auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweissagt: denn kaum hatte er eine Zeitlang in seiner doppelten Eigenschaft bei ihr gegolten, so singen seine Launen an beschwerlicher zu werden, als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung, und als ein verständiger und angenehmer Mann unaufgelegte Unterhaltung. Dies aber war keinesweges nach dem Sinne des lebhaften Mädchens: sie konnte sich in seine Aufopferung finden und hatte nicht Lust irgend jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu vermindern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen daß sie um seinen Preis der Welt ihre Freiheit wegwerfe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich von gröbsten Unglück betroffen, und leider deckt ihn dieses Unheil nicht allein: seine häuslichen Angelegenheiten fingen

an äuſſerſt ſchlimm zu werden. Er hatte ſich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an ſein Vermögen als eine unerſchöpfliche Quelle angeſehen, daß er ſeine Handelsangelegenheiten verſäumt, um auf Reiſen und in der groſſen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu ſpielen, als ihm ſeine Geburt und ſein Einkommen geſtatteten. Die Proceſſe, auf die er ſeine Hoffnung ſetzte, gingen langſam und waren koſtſpielig. Er mußte deßhalb einigemal nach Palermo, und während ſeiner letzten Reiſe machte das ſinge Mädchen verſchiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von ſich zu entfernen. Er kam zurück, und fand ſie in einer andern Wohnung, entfernt von der ſeinigen, und ſah den Marteſe von S., der damals auf die öffentlichen Luſtbarkeiten und Schauſpiele groſſen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine ſchwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu ſeiner Freundin gelangte, eilte ſie zu ihm, ſorgte für ihn, richtete ſeine Aufwartung ein, und als ihr nichts verborgen blieb, daß ſeine Caſſe nicht zum beſten beſtellt war, ließ ſie eine anſehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihrer Freiheit einzuſchränken hatte der Freund ſchon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerkſamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in ſeinen eigenen Angelegenheiten ſo unklug gehandelt habe, ihr nicht die gänzlichſten Begriffe von ſeinem Verſtande und ſeinem Charakter gegeben. Indeſſen bemerkte er die groſſe Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr ſchien ihre Sorgfalt für ſeine Geneſung, die Treue, womit ſie halbe Tage lang an ſeinem Lager ausblieb, mehr ein Zeichen ihrer Freundſchaft und Liebe, als ihres Mitleids zu ſeyn, und er hoffte nach ſeiner Geneſung in alle Rechte wieder eingeſetzt zu werden.

Wie ſehr irrte er ſich! In dem Maße wie ſeine Geſundheit wieder kam und ſeine Kräfte ſich ermunterten, verſchwand bei ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er ſchien ihr ſo läſtig, als er ihr ſonſt angenehm geweſen war. Auch war ſeine Laune, ohne daß er es ſelbſt bemerkte, während dieſer Begebenheiten höchſt bitter und verdrießlich geworden: alle Schuld, die er an ſeinem Schickſal haben konnte, warf er auf andere und wußte ſich in allem übrig zu rechtfertigen. Er ſah in ſich nur einen unſchuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann, und hoffte völlige Entſchädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit ſeiner Geliebten.

Mit dieſen Anforderungen trat er gleich in den erſten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und ſie beſuchen konnte. Er verlangte nicht weniger, als daß ſie ſich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabſchieden, das Theater verlaſſen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben ſollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit ſeine Forderungen zu bewilligen, erſt auf eine ſcherzhafte, dann auf eine ernſthafte Weiſe, und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet ſey, zu geſtehen. Er verließ ſie, und ſah ſie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem ſehr eingeſchränkten Kreiſe, oder vielmehr bloß in der Geſellſchaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte, und ſich von wenigen Renten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Proceß und bald darauf den andern; allein ſeine Geſundheit war untergraben und das Gluck ſeines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit; der Arzt fündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünſchte er ſeine ſchöne Freundin noch einmal zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklichen Zeiten manche günſtige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten; ſie ſagte es ab. Er ſchickte zum zweiten Mal und ließ ſie beſchwören; ſie bedauerte auf ihrem Simme. Endlich, als er ſchon tief in der Nacht, ſendete er zum dritten Mal; ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Marteſe und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendeſſen. Sie trieb ihr und bat ſie, dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen. Sie ſchickte den Bedienten mit einer abſchläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als ſich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was und dieſem Abenteuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wänden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Marteſe ſtand auf und ſprang ans Fenſter, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiäner ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, ſagte er, ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſeyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie jedermann und zu jeder Zeit bei ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wohl ſchwerlich ſolche traurige und ſchreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen nachdröhnenden Schwingungen waren und allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ ſich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dies ſelbige Zeit derſelbe gewaltſame, ſchreckliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schrei's und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und jeder Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläufig ſeyn? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall. Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man ſtellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gaſſe ſchien der Klang aus der freien Luft zu entſpringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft ſie auswärts aß, vernahm man nichts; ſo oft ſie zu Hauſe war, ließ ſich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer geöffnet. Sie war als eine gute Geſellſchafterin überall

willkommen, und sie hatte sich, um dem üblen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu seyn.

Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beiden, und man hört diesen Mann, der so gut wie tausend andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein unnützer Knabe, an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. Ja wünschte doch auch, sagte er, die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auch, wir sind ja zu Zweien, und werden uns nicht fürchten. Leichtsinn oder Kühnheit, ich weiß nicht was sie vermochte, genug sie rief nach dem Geiste, und in dem Augenblicke entsteht mitten im Wagen der schnetternde Ton, läßt sich dreimal schnell hinter einander gewaltsam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin fand man beide ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich, und vernahm was ihnen begegnet sey.

Die Sehne brauchte einige Zeit sich zu erholen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Gespenst setzen ihr einige Frist zu verstatten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu seyn. Allein diese Hoffnung war zu fruhzeitig.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige, und vermehrte dem Geiste seine unsichtbare Thätigkeit noch um das. Der Schuß fiel manchmal ohne die Gesellschaft zu erschrecken, aber sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Einen Abends, nach einem sehr warmen Tage, öffnete die Sehne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marteau auf den Balken. Kaum hatten die einige Minuten drausen, als der Schuß zwischen ihnen beiden durchfiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schmetterte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören, und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu seyn, als auf einem Wege, den sie bei Abends mit einer Freundin machte, ein unvermutheter Abenteuer sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist? Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß, sagte die Sehne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu seyn und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung bot man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Scherzen war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihrem Fenstern ein taktloß Händelattaken. Sie war als beliebte Sängerin und Staatsviolerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie sah wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorigemal, Posten aus. Sie hörten den Schall, fuhren aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften man bald auf ein übles Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber angenehm anzuhören und lieblich. Sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das sanfteste zu verklingen. Es war als wenn ein himmlischer Geist durch ein sanftes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sey. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einem Augenblick inne hielt, fing die Gesellschaft an ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äußern, ob sie wahr sey, ob sie auch wahr seyn könne?

Der Alte behauptete, ſie müſſe wahr ſeyn, wenn ſie unterreſſant ſeyn ſolle; denn für eine erfundene Geſchichte habe ſie wenig Verbrauch. Jemand bemerkte heraus: es ſcheine ſonderbar, daß man ſich nicht nach dem abgeſchiedenen Freunde und nach den Umſtänden ſeines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geſchichte hätte genommen werden können.

Auch dieſes iſt geſchehen, verſetzte der Alte; ich war ſelbſt neugierig genug, ſogleich nach der erſten Erſcheinung in ſein Haus zu gehen, und unter einem Vorwande die Dame zu beſuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn geſorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenſchaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit ſeines Lebens faſt allein von ihr geſprochen und ſie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgeſtellt habe.

Als ſeine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünſcht als ſie vor ſeinem Ende noch einmal zu ſehen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder ſonſt irgend ein Zeichen der Liebe und Freundſchaft von ihr zu erzwingen. Deſto ſtreitlicher ſey ihm ihre unbeugſame Weigerung geweſen, und ſichtbar habe die letzte entſcheidende abſchlägliche Antwort ſein Ende beſchleunigt. Verzweifelnd habe er ausgerufen: Nein, es ſoll ihr nichts helfen! Sie verwendet mich; aber auch nach meinem Tode ſoll ſie keine Ruhe vor mir haben. Mit dieſer Heftigkeit verſchied er und nur zu ſehr mußten wir erfahren, daß man auch jenſeit des Grabes Wort halten könne.

Die Geſellſchaft fing aufs neue an über die Geſchichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt ſagte der Bruder Fritz: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umſtände in mein Gedächtnis zurück gerufen und meine Combinationen beſſer geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, ſuchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er ſich erbot, gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Intereſſe nicht gleiche, aber doch auch von der Art ſey, daß man ſie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bei einem wackern Ehemann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer ſtarken Familie bewohnte, war eine Waiſe erzogen worden, die, als ſie herangewachſen und vierzehn Jahr alt war, meiſt um die Dame vom Hauſe ſich beſchäftigte und die nächſten Dienſte ihrer Perſon verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und ſie ſchien nichts weiter zu wünſchen, als durch Anhänglichkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu ſeyn. Sie war wohlgebildet und es fanden ſich einige Freier um ſie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieſer Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und ſie zeigte auch nicht das mindeſte Verlangen ihren Zuſtand zu ändern.

Auf einmal begab ſich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hauſe Geſchäfte halber herumging, unterm Thor, hier und da, pochen hörte. Anfangs ſchien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und bejonders jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward ſie ängſtlich und traute ſich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem ſie allein Ruhe hatte.

Dieſes Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr ſtand. Anfangs ſcherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hauſe, der von einem lebhaften Geiſt war, unterſuchte nun ſelbſt die Umſtände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht ſo wohl indem ſie den Fuß aufſetzte, als indem ſie ihn zum Weiterſchreiten aufhob. Dog ſelen die Stöße manchmal unregelmäßig, und beſonders waren ſie ſehr ſtark, wenn ſie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigſten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen. Es fand ſich nichts, außer daß bei dieſer Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorſchein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hauſe verurſachte.

Entrüſtet über dieſe Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem ſtrengen Mittel, nahm ſeine größte Hetzpeitſche von der Wand und ſchwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn ſich noch ein einziges mal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging ſie ohne Anſtrengung im ganzen Hauſe herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich ſieht, fiel Luiſe ein, daß das ſchöne Kind ſein eigenes Geſpenſt war, und auf irgend einer Urſache ſich dieſen Spaß gemacht und ſeine Herrſchaft zum beſten gehabt hatte.

Keineswegs, verſetzte Fritz; denn diejenigen, welche dieſe Wirkung einem Geiſte zuſchreiben, glauben, ein Schuggeiſt wolle jenes das Mädchen aus dem Hauſe haben, aber ihr doch kein Leids zufügen laſſen. Andere nahmen es näher und dichten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wiſſenſchaft oder das Geſchick gehabt habe, dieſe Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hauſe in ſeine Arme zu nöthigen. Dem ſey wie ihm wolle, daß gute Kind gehörte ſich über dieſen Vorfall beinah völlig ab, und ſchien einem traurigen Geiſte gleich, da ſie vorher friſch, munter und die Heiterſte im ganzen Hauſe geweſen. Aber auch eine ſolche körperliche Ahndung läßt ſich auf mehr als eine Weiſe deuten.

Es iſt Schade, verſetzte Karl, daß man ſolche Vorfälle nicht genau unterſucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns ſo ſehr intereſſiren, immer zwiſchen verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten ſchwanken muß, weil die Umſtände, unter welchen ſolche Wunder geſchehen, nicht alle bemerkt ſind.

Wenn es nur nicht überhaupt ſo ſchwer wäre zu unterſuchen, ſagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nicht entweichen laſſe, worin Betrug und Irrthum ſich verſtecken könne. Vermag man denn einem Taſchenſpieler ſo leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wiſſen, daß er uns zum Beſten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein ſehr ſtarker Knall ſich hören ließ. Alle fuhren auf, und Karl ſagte lächelnd: es wird ſich doch kein ſterbender Liebhaber hören laſſen?

Er hätte gewünſcht ſeine Worte wieder zurück zu nehmen, denn Luiſe war bleich und geſtand, daß ſie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, am ſie zu beruhigen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtiſche, der in der Ecke ſtand. Die gewölbte Decke deſſelben war auf völlig durchgeriſſen; man hatte alſo die Urſache des Klanges, aber bedauernd ſtieß es ihnen auf, daß dieſer Schreibtiſch von Nußgrund beſter Arbeit, der ſchon mehrere Jahre an bemeldtem Platze ſtand, in dieſem Augenblicke zufällig geriſſen ſeyn ſollte. Man hatte

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß,
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

ihm oft als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reisen, ohne daß in der Lust die mindeste Veränderung zu spüren war.

Geschwind, sagte Karl, sage uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen.

Das Quecksilber hatte seinen Stand beibehalten, wie seit einigen Tagen; das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bei der Hand haben, rief er aus: gerade das Instrument wäre das nöthigste!

Es scheint, sagte der Alte, daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geistes anstellen wollen.

Sie warfen in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Hast herein kam und meldete, daß man ein starkes Feuer am Himmel sehe, jedoch nicht wisse, ob es in der Stadt oder in der Gegend sey.

Da man durch das vorher gehende schon empfindlicher für den Schrecken geworden war, so wurden alle mehr, als es vielleicht sonst geschehen seyn würde, von der Nachricht betroffen. Frig eilte auf das Belvedere des Hauses, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Charte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bei Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die andern blieben, mehr ohne Sorgen und Bewegung, bei einander.

Frig kam zurück und sagte: ich bringe keine gute Nachricht. Dem Schein nach ist der Brand nicht in der Stadt, sondern auf dem Gute unserer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte nicht mich zu irren. Man bekommt die schönsten Gebäude und überschwemmt den Verlust. Interessen, sagte Frig, ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Angreifen des Schreibtisch-s beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute vergnügen, in der wir den Klang gehört haben. Sie kommen zurück und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen seyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Frig fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsre Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen einen gleichen Schreibtisch an unsre Tante geschenkt hat. Beide waren zu Einer Zeit, aus Einem Holze, mit der größten Sorgfalt von Einem Meister verfertigt, beide haben sich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in diesem Augenblicke mit dem Lieblingsstücke unsrer Tante der zweite Schreibtisch verbrannt, und daß sein Zwillingsbruder auch davon wüßte. Ich will mich morgen selbst aufmachen und diesen seltsamen Factum so gut als möglich zu berichtigen suchen.

Da Friedrich wirklich diese Meinung hegte, aber es bei Wunsch, seiner Schwester zu beruhigen, ihm zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht entscheiden; genug, die ergossen die Gelassenheit über manche unerlaubte Conjecturen zu sprechen, und fanden am Ende eine Conjunctur zwischen Hoffen die auf Einem Eisenen erzeugt worden, zwischen Nerven die Ein Künstler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja sie wurden einig, dergleichen Phänomene eben so gut für Naturphänomene gelten zu lassen, als andere, welche sich hier niederboten, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, sagte Karl, scheint mir: daß jedes Phänomen, so wie jedes Factum an sich eigentlich das Interessante sey. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenreiht, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reißen des unsern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar seyn und zusammenhängen mit was sie will.

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen, und Karl ersah sich gleichfalls eine Recherche zu erzählen, die nicht minder interessant sey, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und beseitigen lasse, als die vorigen.

Der Marschall von Bassompierre, sagte er, erzählt sie in seinen Memoiren; es sey mir erlaubt in seinem Namen zu reden.

Seit länger oder kürzer Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging, (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbauet) daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, sich tief und wiederholt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich sah sie gleichfalls an und dachte ihr freundlich. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat sie an ihre Ladenthüre und sagte zu mir, indem ich vorbeiritt: mein Herr. Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Pistolen folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung nicht zu suchen und zu grüßen bemerkt hätte; ich wollte, wenn sie wünschte mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können, sie wollte kommen, wenn ich sie bestellte. nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen müßte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort wisse, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin ihren wolle: Nathe mir aber, weil sie Pest hat hier und da getze, Mazzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an und er verfügte mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von goldgewebtem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen, und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir äußerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten heraus nehmen wollte, sowohl die meine Liebkosungen mit sehr guter Art als und verlangte mit mir zusammen zu Abend zu essen. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres

Weiß gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genoſſen hätte. Den andern Morgen fragte ich ſie: ob ich ſie nicht noch einmal ſehen könnte, ich verreiſe erſt Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerſtag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß ſie es gewiß lebhafter wünſchte als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, ſey es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne ſie mich wieder ſehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, ſagte ſie: Ihr ſeyd wohl meiner in dieſem Augenblicke ſchon überdrüßig und wollt nun Sonntags verreiſen; aber ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, verſprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden. Darauf antwortete ſie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein ſchändliches Haus um Ihretwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein ſo unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu ſeyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenſchaft bin ich an dieſen abſcheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweiten Mal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes ſterben, wenn ich außer meinem Mann und euch irgend jemand zu Willen geweſen bin, und noch irgend einem andern verlange! Aber was ſoll man nicht für eine Perſon, die man liebt und für einen Baſſompierre? Um ſeinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch ſeine Gegenwart dieſen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt ihr mich noch einmal ſehen, ſo will ich euch bei meiner Tante einlaſſen.

Sie beſchrieb mir das Haus aufs genaueſte und fuhr fort: ich will euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch ſpäter, die Thüre ſoll offen ſeyn. Erſt findet ihr einen kleinen Gang, in dem haltet euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann ſtößt euch eine Treppe ſogleich entgegen, die euch ins erſte Geſchoß führt, wo ich euch mit offnen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das ſchöne Weibchen wieder ſehen ſollte. Um zehn Uhr war ich ſchon am beſtimmten Orte. Ich fand die Thüre, die ſie mir bezeichnet hatte, ſogleich, aber verſchloſſen und im ganzen Hauſe Licht, das ſogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzuflackern ſchien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden, aber ich hörte eine Mannsſtimme, die mich fragte, wer draußen ſey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand ſie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erſtaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettſtroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tiſche ausgeſtreckt ſahe. Ich zog mich eilig zurück und ließ im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich ſuchte? Ich zog den Degen, um ſie mir vom Leibe zu halten, und kam nicht unbewegt von dieſem ſeltſamen Anblick nach Hauſe. Ich trank ſogleich drei bis vier Gläſer Wein, ein Mittel gegen die peſtilenzialiſchen Einflüſſe, das man in Deutſchland ſehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reiſe nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieſer Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging ſogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin geſeſſen hatte.

Dieſes Abenteuer begegnete mir mit einer Perſon von geringem Stande, aber ich verſichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendſten geweſen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnſucht an das ſchöne Weibchen habe denken können.

Auch dieſes Räthſel, verſetzte Frix, iſt ſo leicht nicht zu löſen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hauſe mit an der Peſt geſtorben, oder ob ſie es nur dieſes Umſtands wegen vermieden habe.

Hätte ſie gelebt, verſetzte Karl, ſo hätte ſie ihren Geliebten gewiß auf der Gaſſe erwartet, und keine Geſahr hätte ſie abgehalten, ihn wieder aufzuſuchen. Ich fürchte immer, ſie hat mit auf dem Tiſche gelegen.

Schweigt, ſagte Luiſe: die Geſchichte iſt gar zu ſchrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit ſolchen Bildern zu Bette legen!

Es fällt mir noch eine Geſchichte ein, ſagte Karl, die artiger iſt und die Baſſompierre von einem ſeiner Verfahren erzählt.

Eine ſchöne Frau, die den Abnehmern außerordentlich liebte, beſuchte ihn alle Montage auf ſeinem Sommerhauſe, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er ſeine Frau glauben ließ, daß er dieſe Zeit zu einer Jagdpartie beſtimmt habe.

Zwei Jahre hatten ſie ſich ununterbrochen auf dieſe Weiſe geſehen, als ſeine Frau einigen Verdacht ſchöpfte, ſich eines Morgens nach dem Sommerhauſe ſachte und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen ſie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that ſie einen hellen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß ſie ihren Geliebten nicht mehr wiederſehen, ja daß ſie ſich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem ſie ihm drei Geſchenke, ein kleines Frauenmaß, einen Ring und einen Becher für ſeine drei rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für dieſe Gaben anbefohlen hatte. Man darf ſie ſorgfältig auf, und die Abſtammlinge dieſer drei Töchter glaubten die Urſache mancher glücklichen Ereigniſſe in dem Beſitz dieſer Gabe zu finden.

Das geht nun ſchon über dem Märchen der ſchönen Meluſine und andern dergleichen Feengeſchichten ähnlich, ſagte Luiſe.

Und doch hat ſich eine ſolche Tradition, verſetzte Friedrich, und ein ähnlicher Talisman in unſerm Hauſe erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Karl.

Es iſt ein Geheimniß, verſetzte jener: nur der älteſte Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach ſeinem Tode das Kleinod beſitzen.

Du haſt es alſo in Verwahrung? fragte Luiſe.

Ich habe wohl ſchon zu viel geſagt, verſetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete um ſich hinweg zu begeben.

Die Familie hatte zuſammen, wie gewöhnlich, das Frühſtück eingenommen und die Baroneſſe ſah

wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigen Lächeln: es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wie sie willig seyn sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sey, irgend eine Geschichte anzuhören?

Recht gerne, versetzte die Baronesse, und ich glaube es werden alle übrige mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art mich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der Tausend und Einen Nacht, Eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt. Ein Interesse durch das andere verdrängt wird; wo sich der Erzähler ängstigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuhalten. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Mährlein zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, sie viel Handlung als unentbehrlich und so viel Gesinnung als nöthig; die nicht still steht, sich nicht auf Einem Fleck zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sey unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht besser, gnädige Frau, versetzte der Geistliche, so würde ich glauben, Ihre Absicht sey, mein Waarenlager, nach ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch diese derben und strengen Forderungen völlig in Mißcredit zu setzen. Wie selten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßstab Genüge leisten können. Selbst in diesem Augenblicke fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, mißtrauen Sie mich, die Erzählung die ich im Sinne hatte, zurück zu stellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer italiänischen Seestadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandria zu seinen, kostbare Waaren zu ertauschen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrig blieb.

Bis in sein funfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt, und ihm war von den geselligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; eben so wenig hatte das schöne Geschlecht, bei allen Vorzügen seiner Landsmannnen, seine Aufmerksamkeit weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte, und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tags sein reich beladen Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Processionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu ziehen, und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebendigkeit der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bei einer Rückkehr auf sich selbst, sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum ersten Mal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger! warum gehn mir so spät die Augen auf? Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe, so viel Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voll Waaren, meine Kisten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien; so können doch diese Güter mein Gemüth weder erleichtern noch beruhigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gefahren scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Geschäft das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungeschlachten zu: geh und eile, schaffe noch mehr unsers gleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes. So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem diesem kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: du gemeinhelt dieser Schätze nicht, und niemand wird sie nach dir genießen: hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen seinen Besitzthümern hast du, bist niemand der Demigen etwas besessen, und was du mühsam zusammen getragt hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen, und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schon aus dem gegenwärtigen zu entspringen! Sollte du denn aber selbst gar keine Hoffnung suchen können? Bist du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug, die Versäumnis einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in deinem Alter ist es noch nicht übrigt, ans Freien zu denken, mit

deinen Gütern wirſt du ein braves Weib erwerben und glücklich machen; und ſiehſt du noch Kinder in deinem Hauſe, ſo werden dir dieſe ſpätern Früchte den größten Genuß geben, anſtatt daß ſie oft denen, die ſie zu früh vom Himmel erhalten, zur Laſt werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieſes Selbſtgeſpräch ſeinen Vorſatz bei ſich befeſtigt hatte, rief er zwei Schiffsgeſellen zu ſich und eröffnete ihnen ſeine Gedanken. Sie, die gewohnt waren in allen Fällen willig und bereit zu ſeyn, fehlten auch diesmal nicht, und eilten, ſich in der Stadt nach den jüngſten und ſchönſten Mädchen zu erkundigen: denn ihr Patron, da er einmal nach dieſer Waare rüſtern ward, ſollte auch die beſte finden und beſitzen.

Er ſelbſt feierte ſo wenig als ſeine Abgeſandten. Er ging, fragte, ſah und hörte, und fand bald was er ſuchte in einem Frauenzimmer, das in dieſem Augenblick das ſchönſte der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr ſechszehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Geſtalt und Weſen das Angenehmſte zeigte, und das Beſte verſprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteſte Zuſtand, ſowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Söhnen verſichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Luſt, und von dieſem Tage an führte ſich unſer Handelsmann zum erſten Mal im wirklichen Beſitz und Genuß ſeiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die ſchönſten und reichſten Stoffe zur Bekleidung des ſchönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Bruſt und in den Haaren ſeiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkäſtchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand die ſie trug.

So führte er ſich nicht allein ſo reich, ſondern reicher als bisher, indem ſeine Güter ſich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren ſchienen. Auf dieſe Weiſe lebte das Paar faſt ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er ſchien ſeine Liebe zu einem thätigen und herumſtreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückſeligkeit gänzlich vertauſcht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt ſich ſo leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unſer Handelsmann oft, wenn er andere ſich einſchiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren ſah, wieder die Regungen ſeiner alten Leidenſchaft gefühlt, ja er hatte ſelbſt in ſeinem Hauſe, an der Seite ſeiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieſes Verlangen vermehrte ſich mit der Zeit und verwandelte ſich zuletzt in eine ſolche Sehnſucht, daß er ſich äußerſt unglücklich fühlen mußte, und — zuletzt wirklich krank ward.

Was ſoll nun aus dir werden? ſagte er zu ſich ſelbſt. Du erfährſt nun wie thöricht es iſt, in ſpäten Jahren eine alte Lebensweiſe gegen eine neue zu vertauſchen. Wie ſollen wir das, was wir immer getrieben und geſucht haben, aus unſern Gedanken, ja aus unſern Gliedern wieder heraus bringen? Und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fiſch das Waſſer, wie ein Vogel die freie Luft erſchien, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer ſchönen jungen Frau eingeſperrt habe? Anſtatt daß ich dadurch beſſre Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, ſo ſcheint es mir, daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menſchen für Thoren, welche in raſtloſer Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen ſuchen; denn die Thätigkeit iſt das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Beſitzes nicht empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beſchäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entſchluß faſſe, ſo bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich iſt es ein gewagtes Unternehmen, ſich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Iſt es billig um ein reizendes und treibſames Mädchen zu freien, und ſie nach einer kurzen Zeit ſich ſelbſt, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlaſſen? Spazieren dieſe jungen ſeidnen Herren nicht ſchon jetzt vor meinen Fenſtern auf und ab? Suchen ſie nicht ſchon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerkſamkeit meines Weibchens an ſich zu ziehen? und wird nicht oft geſchehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder bereitet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Conſtitution wäre es thöricht zu hoffen, daß ſie ſich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernſt du dich, ſo wirſt du bei deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes, und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauſes verloren haben.

Dieſe Betrachtungen und Zweifel, mit denen er ſich eine Zeit lang quälte, verſchlimmerten den Zuſtand, in dem er ſich befand, aufs äußerſte. Seine Frau, ſeine Verwandten und Freunde bemerkten ſich um ihn, ohne daß ſie die Urſache ſeiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei ſich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Menſch! du läſſeſt es ihr zu ſauer werden ein Weib zu bewahren, das ihr doch bald, wenn ein Uebel fortdauert, ſtetsund hinter ihr und einem andern laſſen muß. Iſt es nicht wenigſtens klüger und beſſer, du ſuchſt das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommſt, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchſte Gut der Frauen geſchätzt wird. Wie mancher Mann kann durch ſeine Gegenwart den Verluſt dieſes Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann. Warum ſollteſt du nicht Muth haben, dich einem ſolchen Gutes zu entſchlagen, da von dieſem Entſchluſſe dein Leben abhängt.

Mit dieſen Worten ermunterte er ſich und ließ ſeine Schiffsgeſellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weiſe ein Fahrzeug zu beſtrachten, und alles bereit zu halten, daß ſie bei dem erſten günſtigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er ſich gegen ſeine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hauſe eine Bewegung ſiehſt, woraus du ſchließen kannſt, daß ich mich zu einer Abreiſe anſchicke. Betrübe dich nicht, wenn ich dir geſtehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu dir iſt noch immer dieſelbe, und ſie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachläſſigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder ſehe, den ich jetzt mit größerem Eifer beſuchen werde, weil ich dort die köſtlichſten Stoffe und die edelſten Koſtbarkeiten

für dich zu gewinnen trachte. Ich lasse dich im Besitz aller meiner Güter und meines Vermögens; betiene dich dessen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit zweifacher Freude werden wir uns wiedersehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte: daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne, noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum besten gedenken möge.

Nachdem er darauf verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich dich aufs beste, nicht zu mißdeuten was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgnis meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, versetzte die Sachse darauf, du bist meinetwegen besorgt, indem du nach Art der Männer unser Geschlecht ein für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und frey gekannt, und nun glaubst du, daß ich in deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar seyn werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht, denn sie ist bei euch Mannern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen; du sollst keine Frau so zärtlich und treu bei deiner Rückkunft wiederfinden, als du sie Abends fandest, wenn du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest.

Diese Gesinnungen traue ich dir zu, versetzte der Gemahl, und bitte dich darin zu verharren. Laß uns aber an die äußersten Fälle denken; warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen! Du weißt wie sehr deine Reize und reizende Gestalt die Augen unserer jungen Mitbürger auf sich zieht; sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um dich bemühen; sie werden sich die auf alle Weise zu nähern, so zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild deines Gemahls, wie mit seine Gegenwart, sie von deiner Thüre und deinem Herzen verscheuchen. Du bist ein edles und gutes Kind, aber die Verdirbnisse der Natur sind verschmitzt und gewaltsam; sie siegen mit unserer Vernunft verständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterricht mich nicht. Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit, selbst bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht, und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenstand deiner Wünsche seyn; aber, wer weiß was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit ersetzen was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte dich, höre mich auf!

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit du leugnest, und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest: so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch weiter als der Tugend einer Frau gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde bethörte, bemühen sie sich um eine jede, und finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Hältst du dich genügt, daß nach einem Freunde umzublicken, so forsche nach einem, der diesen Namen verdient, der beständig und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Mobilität des Geheimnisses zu erheben weiß.

Hier verbarg die feine Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. Was du auch von mir denken magst, rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich auftun, und mich verschlingen und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entrissen werden, die uns eine so reizende Zukunft unters Daseyns versichert! Entferne das Mißtrauen aus deiner Brust, und laß mir die ganze reine Hoffnung, dich bald wieder in meinen Armen zu sehen.

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu der ruhigen gesucht, stürzte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besitz eines großen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu sehen; und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein großes Haus, in dessen prächtigen Zimmern sie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verkümmten nicht, häufig vor ihr im Fenster vorüberzugehen, und indem des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig, doch gewöhnte sie sich bald daran, und sieh an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Ohr wohlklang, nicht zurückhalten.

Anstatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, setzten sie ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie kannte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien schon auswendig, und bald sah die Neugierde nicht mehr verlegen zu wissen, wer die Unbekannten, und besonders wer die Bedeutenden seyn möchten. Sie hörte sich zum Zeitvertreib eine solche Theilnahme wohl erlauben.

Sie ging daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Jalousien nach der Straße zu sehen, auf die Vorbeigehenden zu merken, und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am häufigsten im Auge behielten. Es waren meist schöne wohlgestaltete junge Leute, die aber freilich in Gesellschaft schwelgt als in ihrem ganzen Reichthum eben so viel Leichtsinn als Eitelkeit sehen ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

Wahrlich, sagte die Dame manchmal scherzend zu sich selbst, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Betrügung, unter der er mir einen Liebhaber zugeschickt, schickt er alle diejenigen

und, die ſich um mich bewarben, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Vermögen ſchützt, die aber unſrer Einbildungskraft keinesweges aufzureizen, noch unſre Neigung anzureizen im Stande ſind. Vor dieſen, die mein Haus mit ihrem Artigkeiten belagern, bin ich ſicher daß ſie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen ſchenken könnte, finde ich nicht im mindeſten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieſer Gedanken erlaubte ſie ſich immer mehr in ihr, dem Vergnügen an der Muſik und an der Geſtalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß ſie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Buſen, dem ſie nur zu ſpät zu widerſtreben gedachte. Die Einſamkeit und der Müßiggang, das braune, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem ſich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit ſtillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, beſonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern. So war es alſo doch möglich, daß ich ihm ſo lebhaft auffiele, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und ſo war es alſo doch möglich, in einem ſolchen Fall mir Vorſicht und Klugheit anzurathen! Doch was konnen Vorſicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbeſtimmten Verlangen zu ſpielen ſcheint. Wie ſoll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntſchaft noch eine Wahl übrig?

Mit ſolchen und hundert andern Gedanken vermehrte die ſchöne Frau das Uebel, das bei ihr ſchon weit genug um ſich gegriffen hatte. Vergebens ſuchte ſie ſich zu zerſtreuen; jeder angenehme Gegenſtand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefſten Einſamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In ſolchem Zuſtande befand ſie ſich, als ſie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es ſey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna ſtudirt habe, ſo eben in ſeine Vaterſtadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu ſeinem Lobe zu ſagen. Bei außerordentlichen Kenntniſſen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die ſonſt Jünglingen nicht eigen iſt, und bei einer ſehr reizenden Geſtalt die größte Beſcheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er ſich auf dem Rathhauſe ein, um daſelbſt ſeine Geſchäfte zu beſorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines ſo vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne ſtillen Wunſch, in ihm denjenigen zu finden, dem ſie ihr Herz, ſelbſt nach der Vorſchrift ihres Mannes, überlaſſen könnte. Wie aufmerkſam wurde ſie daher, als ſie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hauſe vorbeigehe; wie ſorgfältig beobachtete ſie die Stunde, in der man auf dem Rathhauſe ſich zu verſammeln pflegte. Nicht ohne Bewegung ſah ſie ihn endlich vorbei gehen; und wenn ſeine ſchöne Geſtalt und ſeine Jugend für ſie nothwendig reizend ſeyn mußten, ſo war ſeine Beſcheidenheit von der andern Seite dasjenige was ſie in Sorgen verſetzte.

Einige Tage hatte ſie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunſche nicht länger widerſtehen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie kleidete ſich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz ſchlug ihr, als ſie ihn die Straße herkommen ſah. Allein wie betrübt, ja beſchämt war ſie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in ſich gekehrt und mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ſie auch nur zu bemerken, auf das zierlichſte ſeines Weges vorbei ging.

Vergebend verſuchte ſie mehrere Tage hintereinander auf eben dieſe Weiſe von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er ſeinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuſchlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr ſie ihn aber anſah, deſto mehr ſchien er ihr derjenige zu ſeyn, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da ſie ihr nicht widerſtand, endlich ganz und gar gewaltſam. Wie? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nachdem dein erſter verſtändiger Mann den Zuſtand vorausgeſehen, in dem du dich in ſeiner Abweſenheit befinden würdeſt, da keine Weiſſagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günſtling nicht leben kannſt, ſollſt du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem unbarmherzigen Geheimniß genießen kannſt? Thöricht, wer die Gelegenheit verſäumt, thörichter, wer der gewaltſamen Liebe widerſtehen will!

Mit ſolchen und vielen andern Gedanken ſuchte ſich die ſchöne Frau in ihrem Vorſatze zu ſtärken, und nur kurze Zeit ward ſie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es gegangen, daß eine Leidenſchaft, welcher wir lange widerſtehen, uns zuletzt auf einmal dahinreißt, und unſer Gemüth dergeſtalt erfüllt, daß wir auf Bürgerpflicht und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältniſſe und Pflichten, mit Verachtung als auf leichte Hinderniſſe zurückſehen; ſo faßte ſie auf einmal den raſchen Entſchluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem gelehrten Manne zu ſchicken und, es koſte was es wolle, ihn zu ſeinem Beſitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tiſche ſaß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau ſie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte ſich nicht über dieſe Botſchaft; er hatte den Handelsmann in ſeiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abweſend war, und oft er gleich von ſeiner Heirath nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelaſſene Frau, in der Abweſenheit ihres Mannes, wahrſcheinlich in einer wichtigen Sache ſeines rechtlichen Beiſtandes bedürfe. Er antwortete bejahend dem Mädchen auf das verbindlichſte und verſicherte, daß er, ſobald man von der Tafel aufgeſtanden, nicht Stunden würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unausſprechlicher Freude vernahm die ſchöne Frau, daß ſie den Geliebten nun bald ſehen und ſprechen ſollte. Sie kleidete ſich aufs beſte anzuziehen, und ließ geſchwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichſte aufputzen. Orangenblätter und Blumen wurden geſtreut, der Erde mit den koſtlichſten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beſchäftigt hin, die ihr ſonſt unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging ſie ihm entgegen, als er endlich antam, mit welcher Verwirrung hieß ſie ihn, indem ſie ſich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Taburett ſitzen, das zunächſt dabei ſtand! Sie verſtummte in ſeiner ſo erwünſchten Nähe, ſie hatte nicht bedacht, was ſie ihm ſagen wollte; auch er war ſtill und ſah beſcheiden vor ſich. Endlich

ermannte sie sich und sagte nicht ohne Scherz und Betrübniß:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und unverdrossenen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es nicht bedenke, eher für den Beschützer als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, so lange wir zusammen leben, die größte Zuneigung gegen mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn mir ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein vorsichtiger und gerechter Mann schätzte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat. Er besorgt, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könnte, er wußte, daß sie niemehr einem Garten voll süßer Früchte gleicht, die für jedermann, so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige

ich wie es mir heute geſchehen iſt, nicht vermeiden, bei einem Gaſtmahl zu erſcheinen; ſo darf ich deswegen doch nicht meine Pflichten hintanſetzen, vielmehr muß ich den Neigungen aller Lect. reiſ. n. die an mir verherrlichen, zu widerſtehen ſuchen. Können Sie ſich entſchließen, einen Monat lang gleichfalls alle dieſe Geſetze zu befolgen; ſo werden Sie alsdann ſich befähigt in dem Beſitz eines Freundes deſto mehr zu freuen, als Sie ihn durch ein ſo lobenswürdiges Unternehmen gewiſſermaßen ſelbſt erworben haben.

Die ſchöne Dame vernahm ungern die Hinderniſſe, die ſich ihrer Neigung entgegenſetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch ſeine Gegenwart dergeſtalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu ſtreng ſchien, wenn ihr nur dadurch der Beſitz eines ſo werthen Gutes verſichert werden konnte. Sie ſagte ihm daher mit den gefälligſten Ausdrücken: Mein ſüßer Freund! das Wunder wodurch Sie Ihre Geſundheit wieder erlangt haben, iſt mir ſelbſt ſo werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Verſuche Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen ſchuldig ſind. Ich freue mich, Ihnen einen ſo ſichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genaueſte nach Ihrer Vorſchrift richten, und ehe Sie mich losſprechen, ſoll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genaueſte diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen ſie ihm die Hälfte ſeines Gebäudes erhalten konnte, entfernte er ſich mit der Verſicherung, daß er ſie bald wieder beſuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorſatze fragen würde; und ſo mußte ſie ihn gehen laſſen, als er ohne Handſchuh, ohne Fuß, mit einem kaum bedeutenden Bißlein von ihr ſchied. Ein Glück für ſie war die Beſchäftigung, die ihr der ſeltſame Vorfall gab, denn ſie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerſt wurden die ſchönen Blätter und Blumen hinausgeſchickt, die ſie zu ſeinem Empfang hatte ſtreuen laſſen; dann kam an die Stelle des wohlgepolſterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das ſie ſich, zum erſten Mal in ihrem Leben nur von Waſſer und Brot kaum geſättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war ſie beſchäftigt Hemden zuzuſchneiden und zu nähen, deren ſie eine beſtimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen verſprochen hatte. Bei dieſer neuen und unbequemen Beſchäftigung unterbrach ſie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres ſüßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückſeligkeit; und bei den dieſen Vorſtellungen ſchien ihre ſchmale Koſt ihr eine herzſtärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und ſchon am Ende derſelben fingen die Roſen ihren Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr ſonſt wohl paßten, waren zu weit, und ihre ſonſt ſo raſchen und munteren Glieder matt und ſchwach geworden; als der Freund wieder erſchien und ihr durch ſeinen Beſuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte ſie in ihrem Vorſatze zu beharren, munterte ſie durch ſein Beiſpiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungeſtörten Genuſſes durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er ſich auf, und verſprach bald wieder zu kommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs neue munter fort, und von der ſtrengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch, leider! hätte ſie durch eine große Krankheit nicht mehr erſchöpft werden können. Ihr Freund, der ſie am Ende der Woche abermals beſuchte, ſah ſie mit dem größten Mitleiden an, und ſtärkte ſie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun ſchon vorüber ſey.

Nun ward ihr das ungewohnte Faſten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage läſtiger, und die überreichere Entwickſamkeit ſchien den geſunden Zuſtand eines an Mude und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Sehne wollte ſich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahrszeit, ſich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die dennoch völlig verſchwindende innerliche Wärme einigermaßen zuſammenzuhalten. Ja ſie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und ſogar gezwungen in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte ſie da über ihrem Zuſtand machen! Wie oft ging di ſe ſeltſame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie ſchmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergangen, ohne daß der Freund erſchienen wäre, der ſie dieſe äußerſten Aufopferungen koſtete! Dagegen aber bereitete ſich in dieſen trüben Stunden ihre völlige Geneſung vor, ja ſie ward entſchieden. Denn als bald darauf ihr Freund erſchien und ſich an ihr Bette auf eben daſſelbe Taboret ſetzte, auf dem er ihre erſte Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewiſſermaßen zärtlich zuſprach, die kurze Zeit noch ſtandhaft auszudauern, unterbrach ſie ihn mit Lächeln und ſagte: Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gebäude dieſe wenigen Tage mit Gedult und mit der Ueberzeugung aufdauern, daß Sie es mir zu meinem beſten anvertraut haben. Ich bin jetzt ſo ſchwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir ſelbſt erhalten: Sie haben mich mir ſelbſt gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daſeyn von nun an Ihnen ſchuldig bin.

Bloßlich! mein Mann war verſtändig und fing, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, ſie über eine Neigung nicht zu ſchelten, die durch ſeine Schuld in ihrem Buſen entſtehen konnte. ja er war großmüthig genug, ſeine Rechte der Forderung der Natur hintan zu ſetzen. Aber Sie, mein Herr, Sie ſind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen laſſen, daß außer der Neigung noch etwas in uns iſt, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig ſind, jedem gewohnten Gut zu entſagen und ſelbſt unſere heftigſten Wünſche von uns zu entfernen. Sie haben mich in dieſe Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide ſind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erſt mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das ſo ſtill und ruhig in uns wohnt, und ſo lange, bis es die Herrſchaft im Hauſe gewinnt, wenigſtens durch zarte Erinnerungen ſeine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen ſehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Beſitzthümer entſtehen, ſondern zeigen Sie ihnen auch, durch ſanfte Anleitung und durch Beiſpiel, daß in jedem Menſchen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Leben ſeyn, und Sie werden mehr als der erſte Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen.

Man muß Ihren Procurator loben, ſagte die Baronneſſe, er iſt zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; ſo ſollten alle diejenigen ſeyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor

vielen andern den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsre Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihnen Beifall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie mehr moralische Erzählungen wünschen, denn es ist die erste und letzte.

Luise. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der besten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verstehn mich unrecht. Es ist nicht die einzige moralische Geschichte, die ich erzählen kann, sondern alle gleichen sich dermaßen, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint.

Luise. Sie sollten sich doch endlich diese Paradoxen abgewöhnen, die das Gespräch nur verwirren; erklären Sie sich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, uns Ueberzeugung eines Bessern, selbst gegen seine Neigung zu handeln. Dieses lehret uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann etwas anderes lehren.

Luise. Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luise. Auch wenn sie gut ist?

Der Alte. Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur in so fern sie etwas Gutes wirkt.

Luise. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So soll man sich verbieten, wohlthätig zu sein, sobald man sieht, daß man sein eignes Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.

Luise. Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür ist bei den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch gesetzt auch; so würde der zu schämen sein, der sich lieber unkenntbar zeigte, als daß er etwas Schandliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.

Luise. So thunte es denn also doch unzählige moralische Geschichten geben.

Der Alte. In diesem Sinne, ja; doch würden sie alle nichts weiter sagen, als was mein Prinzipator gesagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiste nach nennen; denn darin haben Sie Recht, der Stoff kann sehr verschieden sein.

Luise. Hätten Sie sich eigentlicher ausgedrückt, so hätten wir nicht gestritten.

Der Alte. Aber auch nicht gesprochen. Verwirrungen und Mißverständnisse sind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luise. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig sein. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr seines eignen Lebens andere rettet, ist das keine moralische Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtsamer Mensch seine Furcht überwindet und eben dasselbe thut, dann ist es eine moralische Handlung.

Die Baronesse. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beispiele, und verglichen sich gelegentlich mit Luisen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon ehrlich erfreuen; aber sonderbar ist nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet. Haben Sie noch eine Geschichte dieser Art, so wünschten wir sie zu hören. Ich liebe mir sehr Parallelgeschichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hierher gehören, verdringen: denn ich habe auf diese Eigenschaften des menschlichen Geistes besonders Acht gegeben.

Luise. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich leugne nicht, daß ich die Geschichten nicht liebe die unsre Einbildungskraft immer in fremde Länder und Zeiten jagen. Muß denn alles in Italien und Sicilien, im Orient geschehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Fremdlinge nach Samarkand und Ormus versetzen, um unsre Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden und beide eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen gewillfahrt werden. Doch ist es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut durchgearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ich's wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas ähnliches bekannt ist, und die nur durch eine genaue Darstellung dessen was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald dem Vater bald der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwunderwürdige Weise verbindet.

Heroen war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und freien Sinn des Vaters, so auch den Trieb den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art bei manchen Gegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft sich für andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen habe möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt, und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen; denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zärtliche Kleidung mehr als billig war ausgab, so wußte die Mutter, als eine gute Haushälterin, dem gewöhnlichen Aufwande solche Gränzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er

gern mit Menſchen lebte, hatte er ſich in Geſellſchaften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als ſtrebende Naturen, wählten ſich gewöhnlich im Hauſe das Beiſpiel deſſen, der am meiſten zu leben und zu genießen ſcheint. Sie ſehen in einem Vater, der ſich's wohl ſeyn läßt, die entſchiedene Regel, wornach ſie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil ſie ſolche ſchon früh zu dieſer Einſicht gelangen, ſo ſchreiten meiſtentheils ihre Begierden und Wünſche in größer Disproportion der Kräfte ihres Hauſes fort. Sie finden ſich bald überall gehindert, um ſo mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meiſtentheils nur gewähren möchten, was ſie ſelbſt in früherer Zeit genoſſen, da doch jedermann mäßiger und einfacher zu leben ſich bequeme.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an ſeinen Geſpielen ſah. Er wollte in Kleidung, in einer gewiſſen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurückbleiben; er wollte ſeinem Vater ähnlich werden, deſſen Beiſpiel er täglich vor Augen ſah, und der ihm doppelt als Muſterbild erſchien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günſtiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe ſah, daß der Mann auf dieſem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und bei den von jedermann geſchätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte hierüber, wie man ſich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, ſondern ſelbſt immer in der Mode ſeyn wollte. So wuchs er heran und ſeine Forderungen wuchſen immer vor ihm her, ſo daß er zuletzt, da er achtzehn Jahre alt war, ganz außer Verhältniß mit ſeinem Zuſtande ſich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn ſeine Mutter hatte ihm davor den größten Abſcheu eingeflößt, ſein Vertrauen zu erhalten geſucht und in mehreren Fällen daſſelbe getan, um ſeine Wünſche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweiſe mußte ſie, in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußere ſah, wo er durch die Neigung zu einem ſehr ſchönen Mädchen, verflochten in größere Geſellſchaft, ſich andern nicht allein gleich zu ſtellen, ſondern vor andern ſich hervorzuthun und zu gefallen wünſchte, in ihrer Haushaltung gedrängter ſeyn als jemals; anſtatt alſo ſeine Forderungen wie ſonſt zu befriedigen, fing ſie an ſeine Vernunft, ſein gutes Herz, ſeine Liebe zu ihr in Anſpruch zu nehmen, und ſagte ihm, indem ſie ihn zwar übergenug aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm ſo faſt als ſein Leben war, die Verhältniſſe nicht verändern, in denen er ſich befand. Von der erſten Jugend an war er dieſem Zuſtande entgegen, er war mit allem was ihm umgab zuſammengewachſen; er konnte keine Faſer ſeiner Verbindungen, Geſellſchaften, Spaziergänge und Luſtpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Geſpielen, eine neue ehrenvolle Bekanntſchaft und, was das ſchlimmſte war, eine Liebe zu verlegen.

Wie doch und werth er ſeine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß ſie zugleich ſeiner Eitelkeit, ſeinem Geiſte, ſeiner Thätigkeit und ſeinen lebhaften Hoffnungen ſchmeichelte. Eine der ſchönſten, angenehmſten und reichſten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigſtens für den Augenblick, den Vorzug vor ſeinen vielen Mitwerbern. Sie erſchien ihm mit dem Dunſt, den er ihr widmete, gleichſam zu prahlen, und ſie ſchienen wechſelsweiſe auf die Ketten ſtolz zu ſeyn, die ſie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihren Dienſte zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſey.

Dieſer Umgang und dieſes Beſtreben machte Ferdinanden mehr Aufwand als es unter andern Umſtänden nothwendig geweſen wäre. Sie war eigentlich von ihren abweſenden Eltern einer ſehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künſte und ſeltſame Anſtalten, um Otilien, dieſe Zierde der Geſellſchaft, in Geſellſchaft zu bringen. Ferdinand erſchöpfte ſich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo gern genoß und die ſie jedem, der um ſie war, zu erhalten wußte.

Und in eben dieſem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieſer Seite keine Hülfe zu ſehen; einen ſo lebhaften Abſcheu vor Schulden zu fühlen, die auch ſeinen Zuſtand nicht lange würden gefriſtet haben; dabei von jedermann für wohlhabend und freigebig angeſehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß bei Geld zu empfinden, war gewiß eine der peinlichſten Lagen, in der ſich ein junges, durch Leidenſchaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewiſſe Vorſtellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun feſter; gewiſſe Gedanken, die ihn ſonſt nur Augenblicke beunruhigten, ſchwebten länger vor ſeinem Geiſte, und gewiſſe verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er ſonſt ſeinen Vater als ſein Muſter angeſehen, ſo benethete er ihn nun als ſeinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünſchte, war jener im Beſitz; alles, worüber dieſer ſich ängſtigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem nothwendigen die Rede, ſondern von dem was jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren ſollte, um ihn genießen zu laſſen. Der Vater dagegen war ganz anderer Geſinnung; er war von denen Menſchen, die ſich viel erlauben und die bewegen in den Fall kommen, denen, die von ihnen abhängen, viel zu verſagen. Er hatte dem Sohne etwas gewiſſes ausgeſetzt und verlangte genaue Rechenſchaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts ſchärft das Auge des Menſchen mehr als wenn man ihn einſchränkt. Darum ſind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf niemand ſind untergebene aufmerkſamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch ſein Beiſpiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen ſeines Vaters aufmerkſam, beſonders auf ſolche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurtheilte ihn ſtrenger, wenn jener ſich willkürlich etwas koſtſpieliges erlaubte.

Iſt es nicht ſonderbar, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Eltern, während ſie ſich mit Gewalt aller Art überſtürzen, indem ſie bloß nach Mittel ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuſſe ausſchließen, da die Jugend am empfänglichſten dafür iſt! Und mit welchem Rechte thun ſie es?

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält,
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirrt? Leute der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel bitter ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen; dann ist uns das nicht nothwendig, was wir zu Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar einsehen, daß sein Enkel arm werth ist, zu genießen; so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode ab rasch worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte, und so hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen früheren Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirthschaften fortfährt, wohl gar auf immer verloren kann.

Mit diesen und andern Sophistereien über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sey im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichen Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Lustpartie oder eine andere angenehme Gesellschaft aufschlagen mußte. Denn schon hatte er kleine Sachen von Werth, die er besaß verkauft, und sein gewöhnliches Taschengeld wollte seinen Zweck hintreiben.

Sein Gemüth verstockte sich und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm, nach seiner Meinung, überall im Wege stand.

In eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein sein guter, sondern auch ein unordentlicher Hausvater war. Denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu suchen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Kasse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hineingriff, einen entschiedenen Mangel spürte.

In dieser Gemüthsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, das Seine zu thun, wenn er nur einen dunklen und unentwickelten Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Casse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr aus anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur heimlich geschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu wohlthätigen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und verfolgte den Seitenweg; der Deckel flog scheinbar auf und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heimlichkeit suchte er nunmehr jede Veranlassung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war seitdem um seine Sechse; alles was er that und vornahm, war listenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein berechnetes, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel stand, dem niemanden widerstand, das ihm zwar nicht übel stand, dem niemanden widerstand.

Was der Feuerfunke auf ein gefülltes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaß von physischer Stärke anzunehmen; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr häufte Ferdinand sämtliche Argumente auf einander, und desto muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; sie suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Onkel gewendet, und Ferdinand war bezweckt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Onkel zu erkennen gab.

Aber um sich und die diesen Veranlagen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld daraus gelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute verständigten sich äußerst da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke von Ferdinanden kamen; sie sagte ihm darüber zu Rede, und als er es gestand, sagte sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Zumuthungen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er hat sie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie ihm ihre Hand nicht zu verlagen, sonst er verzage und hänglich eingreifend sein würde. Sie sah ihn, sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem allzüblichen Augenblicke verschaffen sie die Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend heißen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch auf Gewohnheit gewohl Freunde als Liebhaber, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Casse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn seine Leidenschaften abdrängten. Er war oft allein und die ganze Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erschrack über sich selbst bei ruhigen Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Anspräche an fremdes Gut, und wie die Autoren alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und saure Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung bestätigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen

ſchäftswerth machte, daß der Gute eigentlich leben möchte, um alle Geſetze zu beſchämen, indem ein anderer ſie entweder umgehen, oder zu ſeinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwiſchen ehe dieſe wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu verſtändigen Entſchlüſſen führten, unterlag er doch noch einigemal der Verſuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu ſchöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem böſen Geiſte an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er ſich und faßte den Entſchluß, vor allen Dingen die Handlung ſich unmöglich zu machen, und ſeinen Vater von dem Zuſtande des Geſchäfts zu unterrichten. Er fing es klug an, und trug den Kaſten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart ſeines Vaters durch das Zimmer, begann mit Verlaß die Unaufmerkſamkeit mit dem Kaſten wieder den Schreibtiſch zu ſtellen, und wie erſtaunte der Vater, als er den Deckel aufſahen ſah. Sie unterſuchten beide das Schloß und fanden, daß die Schließbalken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Zugleich ward alles reparirt, und Ferdinand hatte ſeit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in ſo guter Verwahrung ſah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm ſich zugleich vor, die Summe, die er ſeinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu ſammeln und ſie ihm auf eine oder die andere Weiſe zuzuſtellen. Er fing nun an aufs genaueſte zu leben und von ſeinem Taſchengelde, was nur möglich war zu ſparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er ſonſt verſchwendet hatte; indeſſen ſahen die Summe ſchon groß, da ſie ein Anfang war, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwiſchen dem erſten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf dieſem guten Wege, als der Vater ſich entſchloß, ihn in Handelsgeſchäften zu verſuchen. Er ſollte ſich mit einer entfernten Fabrikanſtalt bekannt machen. Man hatte die Abſicht in einer Gegend, wo die erſten Bedürfniſſe und die Handarbeit ſehr wohlfeil waren, ſelbſt ein Comtoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu ſetzen, den Vertrieb, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, ſelbſt zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anſtalt ins Große zu treiben. Ferdinand ſollte die Sache in der Nähe unterſuchen und davon einen umſtändlichen Bericht abſtatten. Der Vater hatte ihm ein Reiſegeld ausgeſetzt und ihm vorgeſchrieben damit auszukommen; es war reichlich und er hatte ſich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf ſeiner Reiſe lebte Ferdinand ſehr ſparſam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil ſeines Reiſegeldes erſparen könnte, wenn er auf jede Weiſe ſich einzuſchränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand ſie. Denn die Gelegenheit iſt eine gleichgültige Göttin, ſie begünſtigt das Gute wie das Böſe.

In der Gegend, die er beſuchen ſollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Den neuentdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er ſah bald ein, daß man mit einem gewiſſen Capital, mit Vorſchüſſen, Einkauf bei erſten Materials im Großen, mit Anlegung von Maſchinen durch die Hülfe thätiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Ihm dieſer möglichen Thätigkeit ſehr erbeben. Die herrliche Gegend, in der ihm ſchon Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine freundliche und unerwartete Weiſe anſtatten möchte.

Er ſah alles mit größerer Aufmerkſamkeit, weil er alles ſchon als das ſeinige anſah. Er hatte zum erſten Mal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowohl als die Gegenſtände intereſſirten ihn aufs höchſte, ſie waren koſtbar und Heilung für ſein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnſinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu ſeyn ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackerer aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements zuerſt in Briefen gegeben hatte, war ihm ſtets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit ſeinen Ideen bekannt, und freute ſich, wenn ihm der junge Menſch entgegen, ja zuvorkam. Dieſer Mann führte ein ſehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil ſeine Geſundheit es ſo forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er ſein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünſchte, um mit Unterſtützung eines fremden Capitals und friſcher Kräfte dasjenige auszuführen zu ſehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, worein ihn aber ſeine phyſiſchen und bienenlichen Umſtände zurückſetzten.

Kaum hatte er Ferdinanden geſehen, als ihm dieſer ſein Mann zu ſeyn ſchien, und ſeine Hoffnung wuchs, als er ſo viel Neigung des jungen Menſchen zum Geſchäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ ſeiner Nichte ſeine Gedanken merken, und dieſe ſchien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, gefundes und auf jede Weiſe gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt ſie immer raſch und thätig, und die Sorge für ſeine Geſundheit immer weich und gefällig. Man konnte ſich zur Gattin keine vollkommnere Perſon wünſchen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, ſah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünſchte, wenn Ottilie einſt als ſeine Gattin in dieſen Gegenden wohnen würde, ihr eine ſolche Hausfräulein und Beſorgerin beigeben zu können. Er erweiterte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine ſehr ungezwungene Weiſe; er lernte ſie näher kennen und ſie ſodann; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und ſowohl ſie als ihr Oheim legten ſein Betragen nach ihren Wünſchen aus.

Ferdinand hatte ſich nunmehr genau umgeſehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach ſeiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, ſelbſt den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten geſagt und jede Haushaltung glücklich geprieſen, die einer ſo ſorgfältigen Wirthin überlaſſen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Abſichten habe, und waren in allem um deſto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Plane zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die einverwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, und der eine außerordentliche Freude darüber hatte, und der ihm alle möglliche Beihülfe leistete. Ja er wollte seinem jungen Freunde also auf Credit verschaffen, daß dieser getrost nicht annahm, sondern einen Theil der von Sigrich von dem Ueberschusse des Reisegeldes bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken; denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen tugendwürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient, und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu seyn, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neunundneunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiederherstellung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatsache betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Packet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Diese vermißte er, und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Ducaten fehlten, die er vor einiger Zeit versorgt, aber gewiß wieder erst packen hatte. Er wußte, daß der Sacristein sonst durch einen Stich aufgezogen war, er sah als gewiß an, daß er herausgeschnitten sey, und gerieth darüber in die äußerste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus aus und umkehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen, niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr möglichstes, ihren Garten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde; daß niemand an dem Unglücke, das sich ereignet, Theil nehme, als nur um sich durch sein Mitleiden zu beruhigen; daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, das man noch wundersichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, das man vielleicht den Dieb entdecken, und, ohne ihn auf peinlichem Wege unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem mannichfaltigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewissel Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurück kommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versöhnung für Ferdinand zu hoffen sey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte. Sie erstarrte, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sey, ihren Sohn nämlichs auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Der lag nur daran, den unglücklichen Gegenstand aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verfaßte, erfragte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt: er müsse sie nicht übervortheilen, denn ihrem Sohn, der eine solche Commission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann bedauerte sein, zeigte die Preise genau an und sagte dabei: man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer gebüren Verdrüß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünschte sich aufzuklären und fürchtete das schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten, und brachte zugleich in seinen Waaren beinahe das Ebengeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann getrost und verdrießlich, um so mehr als er einige außerordentliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Bücher, der Mobilien, des Secretairs selbst, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren.

Seine ganze Freude war hin, ſeine Hoffnungen und Ausſichten; er fühlte ſich als einen gemeinen, zu allen ſchlechten Menſchen.

Er wollte ſich eben nach einem ſtillen Verſteck der Bauern, die man bald ankommen ſollten, umſehen, und ſich durch die Thätigkeit auf ſeinem Pferde herauszureißen, als die Mutter ihn bei der Seite nahm, und ihm mit Liſt und Kunſt ſein Vergehen verhielt, und ihm auch nicht den mindeſten Anſtoß zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerriſſen; er warf ſich unter tauſend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, bedauerte, daß nur die Reinigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß ſich keine anderen Laſter zu dieſem jemals geſellt hätten. Er erzählte darauf die Geſchichte ſeiner Reue, daß er verſtohlen dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtiſch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Ernſtwarnis auf der Reiſe und durch eine ſittliche Speculation ſich im Stande ſehe, alles wieder zu erſetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, beſtand darauf zu wiſſen, wo er mit den großen Summen hinkommen ſey, denn die Geſchenke betrügen den geringſten Theil. Sie zeigte ihm zu ſeinem Entſetzen eine Berechnung deſſen, was dem Vater fehlte; er konnte ſich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und doch und immer ſchwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerſt zornig. Sie vermied ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue ſeine Beſſerung und Beſtrafung wahrſcheinlich machen ſollte, ſeine liebevolle Mutter noch mit Lügen, Ränken und Mährchen aufzuhalten gedenke, daß ſie gar wohl wiſſe, wer des einen fähig ſey, wer alles übrigen fähig. Bisherſcheinlich habe er unter ſeinen liederlichen Kameraden Mitſchuldige, wahrſcheinlich ſey der Handel, den er geſchloſſen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und ſchwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verſtoßung; doch nichts krauste ihn mehr, als daß ſie ihn merken ließ, eine Verbindung zwiſchen ihm und Ottilien ſey eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ ſie ihn in dem traurigſten Zuſtande. Er ſah ſeinen Fehler entdeckt, er ſah ſich in dem Verdachte, der ſein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er ſeine Eltern überreden, daß er das Geld nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemütsart ſeines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er ſah ſich im Begriffe von allem dem, was er ſeyn konnte, die Ausſicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verſchwand. Er ſah ſich verſtoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgeſetzt.

Aber ſelbſt alles dieſes, was ſeine Einbildungskraft verwirrte, ſeinen Stolz verletzte, ſeine Liebe kränkte, war ihm nicht das ſchmerzlichſte. Am tiefſten verwundete ihn der Gedanke, daß ſein trefflicher Vorſatz, ſein männlicher Entſchluß, ſein beſonnener Plan, das geſchehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden ſollte. Wenn ihn jene Vorſtellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er ſein Schickſal verdient habe; ſo ward er durch dieſe auf's innigſte gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat ſelbſt gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande iſt. Dieſe Rückkehr auf ſich ſelbſt, dieſe Betrachtung, daß das edelſte Streben vergebens ſeyn ſollte, machte ihn weich; er wünſchte nicht mehr zu leben.

In dieſen Augenblicken dürſtete ſeine Seele nach einem höhern Beiſtand. Er fiel an ſeinem Stuhle nieder, den er mit ſeinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe von göttlichen Weſen. Sein Gebet war eines erdbeſtürmenden Inhalts: der Menſch, der ſich ſelbſt vom Laſter wieder erhebt, habe Anſpruch auf eine unmittelbare Hülfe; derjenige, der treue ſeiner Kräfte ungetraut laſſe, ſtumme ſich da, wo ſie eben aufgehen, wo ſie nicht hinreichen, auf den Beiſtand des Vaters im Himmel berufen.

In dieſer Ueberzeugung, in dieſer dringenden Bitte verharrte er eine Zeit lang, und bemerkte kaum, daß ſeine Thüre ſich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Geſichte auf ihn zutam, ſeine Verwirrung ſah und ihn mit freundlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich dich wenigſtens als ſeinen Läugner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Geld hat ſich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Caſſier zuzuzählen, und durch die vielen Beſchäftigungen des Tages zerſtreut, hat er es vergeſſen. Was dein Stillſchweigen ſtumm deine Angabe ziemlich zuſammen, die Summe iſt nun viel geringer. Ich kannte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und verriet dem Vater die fehlende Summe wieder zu verlaſſen, wenn er ſich zu derſelben und weiter nach der Sache nicht zu fragen verſtrache.

Ferdinand ging ſogleich zur größten Freude über. Er eilte ſein Handelsgeſchäft zu vollbringen, ſtellte bald der Mutter das Geld zu, erkrankte ſelbſt bald, und er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters in ſeinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter. Doch hatte dieſer ganze Vorfall eine ſehr ernſte Wirkung bei ihm zurückgelaſſen. Er hatte ſich überzeugt, daß der Menſch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß dadurch der Menſch das göttliche Weſen für ſich intereſſiren und ſich deſſen Beiſtand verſprechen könne, den er eben ſo unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater ſeinen Plan, ſich in jenen Gegenden niederzulaſſen. Er ſtellte die Anſtalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Dieſem gefiel eine ſo glänzende Schwiegertochter, und die Ausſicht, ſeinen Sohn ohne Koſten ausſtatten zu können, war ihm ſehr angenehm. —

Dieſe Geſchichte gefällt mir, ſagte Luiſe, als der Alte geendigt hatte, und ob ſie gleich aus dem gemeinen Leben genommen iſt, ſo kommt ſie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns ſelbſt fragen und andere beobachten; ſo finden wir, daß wir ſelten durch uns ſelbſt bewegen werden, bloßen ehrenvollen Wünſchen zu entſagen; meiſt ſind es die äußern Umſtände die uns dazu nöthigen.

Ich wünſchte, ſagte Karl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu verſagen, ſondern daß wir dasjenige gar nicht kennten was wir nicht beſitzen ſollen. Leider iſt in unſern Zuſtänden alles zuſammengedrängt, alles iſt verflochten, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir ſollen nur immer drunter weggehen, und an dem Schatten genügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun.

Laſſen Sie uns, ſagte Luiſe zum Alten, nun Ihre Geſchichte weiter hören.

Der Alte. Sie iſt wirklich ſchon aus.

Luiſe. Die Entwicklung haben wir freilich gehört; nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterſcheiden richtig, und da Sie ſich für das Schickſal meines Freundes intereſſiren, ſo will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreit von der drückenden Laſt eines ſo häßlichen Vergehens, nicht ohne beſcheidne Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dachte er nun an ſein künftiges Glück und erwartete ſehnſuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um ſich zu erklären und ſein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Geſellſchaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand ſie ſchöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick in welchem er ſie allein ſprechen und ihr ſeine Ausſichten vorlegen könnte. Die Stunde kam und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr ſeine Hoffnungen, die Nähe ſeines Glückes und den Wunſch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie beſtürzt, als ſie die ganze Sache ſehr leichtſinnig, ja man dürfte beinahe ſagen höhniſch aufnahm. Sie ſcherzte nicht ganz fein über die Einfedelei die er ſich ausgeſucht habe, über die Figur die ſie beide ſpielen würden, wenn ſie ſich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in ſich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdroſſen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn geweſen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm ſonſt verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein ſehr helles Auge, um zu ſehen, daß ein ſogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er ſich doch bald zuſammen, und die Ueberwindung, die ihm ſchon einmal gelungen war, ſchien ihm zum zweiten Male möglich. Er ſah Ottilien oft und gewann über ſich, ſie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen ſie, und ſie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren und er fühlte bald, daß ſeltſam bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß ſie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abſtoßend, angenehm und launiſch ſeyn konnte. Sein Gemüth machte ſich nach und nach von ihr los, und er entſchloß ſich auch noch die letzten Faden entzwei zu reißen.

Dieſe Operation war ſchmerzhafter als er ſich vorgeſtellt hatte. Er fand ſie eines Tages allein und nahm ſich ein Herz, ſie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtnis zurückzurufen, in denen ſie beide, durch das zarteſte Gefühl gebunden, eine Anrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann faſt ſagen zärtlich; er ward weicher und wünſchte in dieſem Augenblicke, daß alles anders ſeyn möchte als er ſich vorgeſtellt hatte. Doch nahm er ſich zuſammen und trug ihr die Geſchichte ſeines bevorſtehenden Etabliſſements mit Ruhe und Liebe vor. Sie ſchien ſich darüber zu freuen und gewiſſermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeſchoben werde. Sie gab zu erkennen, daß ſie nicht die mindeſte Luſt habe die Stadt zu verlaſſen; ſie ließ ihre Hoffnung ſehen, daß er ſich, durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand ſetzen könnte, auch unter ſeinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu ſpielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß ſie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als ſein Vater gehen und ſich in allem noch anſehnlicher und reputirlicher zeigen werde.

Nur zu ſehr fühlte Ferdinand, daß er von einer ſolchen Verbindung ſein Glück zu erwarten habe, und doch war es ſchwer ſo vielen Reizen zu entſagen. Ja vielleicht wäre er ganz unſchlüſſig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöſ't, und in ſeinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand ſchrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals verſicherte, daß ſie ihn glücklich machen würde, wenn ſie ihm zu ſeiner neuen Beſtimmung folgen wollte; daß er aber für beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und ſich auf eine ungewiſſe Zukunft durch ein Verſprechen zu binden.

Noch auf dieſen Brief wünſchte er eine günſtige Antwort; allein ſie kam nicht wie ſein Herz, ſondern wie ſie ſeine Vernunft nöthigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine ſehr zierliche Art ſein Wort zurück, ohne ſein Herz ganz loszulaſſen, und eben ſo ſprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war ſie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was ſoll ich nun weiter umſtändlich ſeyn? Ferdinand eilte in ſeine friedlichern Gegenden zurück, ſeine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur um ſo mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir ſchon kennen, ihm als Gattin begläcke, und der alte Oheim alles that ſeine häusliche Lage zu fördern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in ſpätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir ſeine Geſchichte ſelbſt erzählt; und wie es Menſchen zu gehen pflegt, denen irgend etwas bedeutendes in früherer Zeit begegnet, ſo hatte ſich auch ſeine Geſchichte ſo tief bei ihm einabdrückt, daß ſie einen großen Einfluß auf ſein Leben hatte. Selbſt als Mann und Hausvater pflegte er ſich manchmal etwas, daß ihm Freude würde gemacht haben, zu verſagen, um nur nicht aus der Uebung einer ſo ſchönen Tugend zu kommen, und ſeine ganze Erziehung beſtand gewiſſermaßen darin, daß ſeine Kinder ſich gleichſam aus dem Stegreife etwas mußten verſagen können.

Auf eine Weiſe die ich im Anfang nicht billigen konnte, unterſagte er, zum Beiſpiel, einem Knaben bei Tiſche von einer beſtimmten Speiſe zu eſſen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe beſtändig, und es war als wenn weiter nichts geſchehen wäre.

Und ſo ließen die Aeltern aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obſt oder ſonſt einen Leckerbiſſen vor ſich vorbeigehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl ſagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in ſeinem Hauſe. Er ſchien über alles gleichgültig zu ſeyn und ließ ihnen eine faſt unbändige Freiheit; nur ſtel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die Minute geſchehen mußte; alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt ſeine Ordre für den Tag, Geſchäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Sie ſtundenlang von ſeinen Geſprächen und Anmerkungen über die ſonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er ſcherzte mit mir als einem katholiſchen Geiſtlichen über meine Gefälle und behauptete, daß eigentlich

jeder Mensch sowohl sich selbst Enthusiasmerie als andern Sectirism getroben sollte; nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im ganzen wohl Recht gehabt habe; denn so fromme auch in einem Reiche alles auf die creative Gewalt an; die gelesegende möge so vernünftig seyn als sie wolle, es dörfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sey.

Luise sprang ans Fenster, denn sie hörte Friedrichen zum Hofe hereinreiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sey, daß der Schrecken zu eben der Stunde dort verbannt sey, da der übrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke sagte er, als der Brand sich ihrem dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen mochte sich etwas am Werke verrücken und sie blieb auf halb zwölfe stehen. Wir haben also wenigstens das die Zeit betrifft eine völlige Uebereinstimmung. Die Baronesse lächelte, der Hofmeister behauptete, daß wenn zwei Dinge zusammentrafen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne. Luisen gefiel es das gegen diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Karl zum Alten, und irgend ein Mährchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein sonderbar Vermögen, nur mag sie nicht gern, wenn sie das was wirklich geschehen ist vertrauen will; die luftigen Gestalten, die sie erschaffen, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, däucht mich, an keinen Gegenstand binden, sie muß aus keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so daß wir vergessen, daß etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte. Ihre Anforderungen an ein Produkt der Einbildungskraft umständlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten was ihr gefallen wird. Sie macht keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinen gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühern Jahren oft unterhielten. Diesen Abend versprech ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden sollen.

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem was indessen geschehen war einzusaugen beflis-

Das Mährchen.

An dem großen Flusse, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reisende übergesetzt seyn wollten.

Als er vor der Thür hinaustrat, sah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Kahne schweben, die ihm versicherten, daß sie große Eile hätten uns schon an jenem Ufer zu seyn wünschten. Der Alte stimmte nicht, stieß ab und fuhr, mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit, quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten fast hörbaren Sprache gegen einander zischten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn schwankte! rief der Alte, und wenn ihr so unruhig seyd, kann er umschlagen; setzt euch, ihr Lichter!

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verhöhnten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld, und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe! riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Kahn. — Ums Himmels willen, was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich ins größte Unglück! wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erheben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen seyn würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, versetzten jene.

So macht ihr mir mit noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sie nöthte und die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammensuchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: wo bleibt denn mein Lohn?

Wer dein Gott nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrlichter — Ihr undankbaren Wesen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde! Wir verschmähen sie, und haben sie nie genossen — Und doch kann ich euch nicht los lassen, bis ihr mir versprecht, daß ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten schwerend davon schlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung die sie jemals gehabt hatten. Sie versprachen seine Forderung nächstens zu befriedigen; er entließ sie und stieß ab. Er war schon weit hinweg als sie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das wichtigste vergessen! Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinan treiben lassen, wo er in einer gebraigen Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Geld verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die durch die betäubende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erfaßt kaum die

leuchtenden Scheiben, als sie solche auf der Stelle mit großer Begierde verschlang, und alle Stücke, die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsstücken zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Kaum waren sie verschwunden, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sey; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicher zu stellen, auf dem Felsen herum, um zu untersuchen, wo das schöne Gold herein gestreut haben könnte. Sie fand niemanden. Deste angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hindurch, und ihr unmittelbares Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichste verklärt. Verzehrend durchstrich sie die einsame Wildniß; deste mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Fand' ich doch endlich meinesgleichen! rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Widerwärtigkeiten darin Sumpf und Moor zu stricken; denn es ist gleich auf trocknen Bergwiesen, in beiden Aufenthalten am lieblichsten, gewürzte hafte Kräuter gerne gemein und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte; sie hätte sie doch des lieben Geldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr erwünscht gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie lief auf sie los, durchirrte sie, und konnte sich so unaufhaltsam Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr vorbey und sahen sie weg und lachten nach ihrer Weise. Frau Mahme, sagten sie, wenn Sie schon von der vorgesteckten Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten; freilich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn sehen Sie nur, wir machen bloße Flammen indem sie ihre ganze Breite ausspreiten sich so lang und spitz als möglich wie schon uns Herren von der vorgesteckten Linie diese schlanke Länge bleibet: nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, wenn Familie kann sich des rühmen? so lang es Irrlichter giebt, hat noch keins weder gesessen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich. Denn sie mochte den Kopf so hoch heben als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich noch so im dunklen Raum ausdrordentlich wohl gefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Fremden so schon Augenblicke zu verminderm, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felsklüft gefallen sey; sie vermuthe es sey ein Geschenk, der unmittelbar vom Himmel käme. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach sie zu verschlingen. Laßt es Euch schmecken, Frau Mahme, sagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die festere Speise schnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen und sie leuchtete wirklich auf's herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeste zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war, fordert von mir was ihr wollt; was in meinen Kräften ist, will ich euch leisten.

Nicht schön! riefen die Irrlichter, sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führ' und so schnell als möglich zum Palaste und Garten der schönen Lilie, wir sterben vor Ungeduld, und ihr zu Füßen zu werfen.

Diesen Dienst, versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers. — Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! wie grausam ist der Fürst, der uns nun scheidet! sollte es nicht möglich seyn, den Alten wieder zu rufen?

Sie würden sich vergebens bemühen, versetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer antrafen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns schön gebettet! Giebt es denn kein ander Mittel, über das Wasser zu kommen? — Noch einiges, nur nicht in diesem Augenblick. Im selbst kann die Herren übersetzen, aber erst in der Mitternachtstunde. — Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen. So können Sie Abends auf dem Schatten des Rieses hinüber fahren. — Wie geht das zu? — Der große Riese, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände bedeuten seinen Stroppalen, seine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, sie alle. Deswegen ist er beym Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigsten, und so darf man sich Abends nur auf den Nacken eines Schattens setzen, der Riese geht alsdann achte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mitternacht sich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüsch dicht und Ufer flöht, so kann ich Sie übersetzen und der schönen Lilie vorstellen; sonnen Sie zuhegen die Mittagsstunde, so rathen Sie nur gegen Abend in jener Felsennacht den Riesen aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden von ihnen losgekommen, theils um sich in ihrem eigenen Lichte zu ergetzen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise geplagt ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu brauchen gelangen wußte, so kannte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war sie erwohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Krystalle durch, bald fühlte sie die Haaren und Haare des gediegenen Silbers, und drachte um und den andern Edelsteinen mit sich ans Licht hervor. Doch hatte sie

zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verſteinerten Felſen Gegenſtände geſtellt, welche die bildende Hand des Menſchen verriethen. Glatte Wände, an denen ſie nicht aufſteigen konnte, ſcharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am ſonderbarſten vorkam, menſchliche Figuren, um die ſie ſich mehrmals geſchlungen hatte, und die ſie für Erz oder äußerſt polirten Marmor halten mußte. Alle dieſe Erfahrungen wünſchte ſie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zuſammenzufaſſen und das, was ſie nur muthmaßte, zu beſtätigen. Sie glaubte ſich nun fähig durch ihr eignes Licht dieſes wunderbare unterirdiſche Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit dieſen ſonderbaren Gegenſtänden völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ringe, durch die ſie in das Heiligthum zu ſchleichen pflegte.

Als ſie ſich am Orte befand, ſah ſie ſich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenſtände der Betende nicht erleuchten konnte, ſo waren ihr doch die nächſten deutlich genug. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſah ſie in eine glänzende Reihe hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lautrem Golde aufgeſtellt war. Dem Maß nach war die Bildſäule über Menſchengröße, der Geſtalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: Wo kommſt du her? — Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was iſt herrlicher als Gold? fragte der König. — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was iſt erquicklicher als Licht? fragte jener — Das Geſpräch, antwortete dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bei Seite geſchielt und in der nächſten Nische ein anderes herrliches Bild geſehen. In derſelben ſah ein ſilberner König, von langer und ehrwürdiger Geſtalt; ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt. Krone, Gürtel und Scepter mit Edelſteinen geſchmückt; er hatte die Heiterkeit des Stoikers in ſeinem Angeſichte und ſchien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei dieſem Lichte ſah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und über einem Felſen alß einem Menſchen glich. Sie wollte ſich nach dem vierten umſehen, der in der größten Entfernung von ihr ſtand, aber die Mauer öffnete ſich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der herauskroch, ging die Ankommlinge der Schlange auf ſich. Er war alß ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren ſtille Flamme man gerne hinein ſah, und die auf eine wunderbare Weiſe, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommſt du, da wir Licht haben? fragte der goldene König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf. — Endigt ſich mein Reich? fragte der ſilberne König. — Spät oder nie, verſetzte der Alte.

Mit einer ſtarken Stimme fing der eherne König an zu fragen: Wann werde ich aufſtehen? — Bald, verſetzte der Alte. — Mit wem ſoll ich mich verbinden? fragte der König. Mit deinen ältern Brüdern, ſagte der Alte. — Was wird aus dem jüngſten werden? fragte der König. — Er wird ſich ſetzen, ſagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen flatternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte alles betrachtet und beſah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand an eine Säule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig alß ſchön. Allein das Metall, woraus er gegoſſen war, konnte man nicht unterſcheiden. Genau betrachtet war es eine Miſchung der drei Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren. Aber beim Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammengeſchmolzen zu ſeyn; goldne und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehn.

Indeſſen ſagte der goldne König zum Manne: Wie viel Geheimniſſe weißt du? — Drei, verſetzte der Alte. — Welches iſt das wichtigſte? fragte der ſilberne König. — Das offenbare, verſetzte der Alte. — Willſt du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, ſagte der Alte. Das kümmert's mich! murmelte der zuſammengelegte König vor ſich hin.

Ich weiß das vierte, ſagte die Schlange, während ſich dem Alten und ſeiner Lampe ihm etwas auf Ohr. — Es iſt an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallnen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblicke verlaſſt der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und jedes durchſtrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Gold, denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, jede Thiere in Edelſteine zu verwandeln, und alle Metalle zu vernichten; dieſe Wirkung zu äußern mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wurde ſie nur einen ſchönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat in ſeine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand ſein Weib in der größten Betrübniß. Sie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief ſie aus, wollt' ich dich heute doch nicht fortlaſſen! — Was giebt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum biſt du weg, ſagte ſie mit Schluchzen, ſo kommen zwei unanſtändige Wanderer vor die Thüre; unverſchämt laſſe ich ſie herein, es ſchienen ein paar artige, reinliche Leute; ſie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte ſie für Irrlichter halten können: kaum ſind ſie im Hauſe, ſo fangen ſie an, auf eine unverſchämte Weiſe, mit mir Worten zu ſcherzen, und werden ſo zudringlich, daß ich mich ſchäme daran zu denken.

Nun, verſetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geſcherzt; denn deinem Alter nach ſollten ſie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelaſſen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau: ſoll ich immer von meinem Alter hören! Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß.

Und sieh dich nur um, wie die Wände aussehen; sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe; alles Gold haben sie herunter gekratzt, du glaubst nicht mit welcher Beständigkeit, und sie verstecken immer, es schmecke viel besser als gemeines Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Muthes, und gewiß sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel größere, breitere und glänzender geworden. Nun fingen sie ihren Mutwillen von neuem an, streichelten mich wieder, bießen mich ihre Königin, schüttelten sich und eine Menge Goldstücke sprangen herum; du siehst noch wie sie dort unter der Bank leuchten; aber welch ein Unglück! unser Mops fraß einige davon und sieh da liegt er am Kamine todt! das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich sah es erst, da sie fort waren, denn sonst hätte ich nicht versprochen, ihre Schuld beim Zährmann abzutragen. — Was sind sie schuldig? fragte der Alte — Drei Kohlkäuptet, sagte die Frau, drei Artischocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen.

Du kannst ihnen den Gefallen thun, sagte der Alte; denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob sie und dienen werden, weiß ich nicht, aber versprochen und bezahlt haben sie es.

Indessen war das Feuer am Kamine zusammengebrannt. der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuchtenden Goldstücke bei Seite, und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein, in dem schönsten Glanze, die Mauern überzogen sich mit Gold und der Mops war zu dem schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Abweichelung der braunen und schwarzen Farbe des festen daran Gebliebenen machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

Nimm deinen Korb, sagte der Alte, und stelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artischocken und die drei Zwiebeln, lege sie unter und trage sie zum Flusse. Gegen Mitternacht laß dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bringe ihr den Onyx, sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sey nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Boot ging mit langsamem Schritt, denn der Korb drückte sie auch Hauptsächlich und es war doch nicht der Onyx der so lastete. Alles todte was sie trug fühlte sie nicht, vielmehr bot sich allhaarn der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüse oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine Zeit lang hingegangen, als sie auf einmal, erschreckt, stille stand; denn sie hatte beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser herausstreigen, und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Endlich er sie gewahr ward, fing er an sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände seines Schattens griffen spielend in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückkehren und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder ersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses anlam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger edler schöner Mann, den sie nicht genug anreden konnte, stieg aus dem Kahne.

Was bringt ihr? rief der Alte. — Ich ist das Gemüse das euch die Irrsichter schuldig sind, versetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und versicherte, daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat um inständig, erzählte ihm, daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne und daß ihr der Lust auf dem Wege den sie vor sich habe beschwerlich sey. Er blieb bei seiner abschlägigen Antwort, indem er ihr versicherte, daß es nicht einmal vom ihm abhange. Was mir gehört, muß ich neun Stunden zusammenlassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielem Hinundwiederreden versetzte endlich der Alte: es ist noch ein Mittel. Wenn ihr euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm' ich die sechs Stücke zu mir, es ist aber einige Gefahr dabei. — Wenn ich mein Wort halte, so laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringste. Steckt eure Hand in den Fluß, kehre der Alte fort, und versprecht daß ihr in vierundzwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte that's, aber wie erschrak sie nicht, als sie ihre Hand tief schwarz wieder aus dem Wasser zog. Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände immer das schönste an ihr gewesen wären, und daß sie, ungeachtet der harten Arbeit, diese edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie besah die Hand mit großem Verdruße und rief verzweiflungsvoll aus: das ist nun schlimmer! ich sehe sie ist gar geschwunden, sie ist viel kleiner als die andere.

Jetzt scheint es nur so, sagte der Alte; wenn ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können, nur daß sie niemand sehen wird. — Ich wollte sie her, ich könnte sie nicht brauchen und man sah' mir's nicht an, sagte die Alte; indessen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, nun diese schwarze Haut und diese Sorge bald losswerden. Eilig nahm sie darauf den Korb, der sich von selbst über ihren Scheitel erhob und sprang in die Höhe schwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der sachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Gestalt und sein sonderbarer Anzug hatten sich der Alten tief eingedrückt.

Seine Brust war mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, durch den alle Theile seines schönen Leibes sich durchbewegten. Um seine Schultern hing ein Purpurmantel, um sein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in schönen Locken; sein hehres Gesicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt. So wie seine schönsthenten Füße. Mit raschen Schritten ging er gelassen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz schien alle äußere Eindrücke abzustumpfen.

Die geſprächige Alte ſuchte ihn zu einer Unterredung zu bringen. Allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Beſcheid, ſo daß ſie endlich, ungeachtet ſeiner ſchönen Augen, müde ward ihm immer vergebend anzureden, von ihm Abſchied nahm und ſagte: ihr geht mir zu langſam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht verſäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu paſſiren und der ſchönen Lilie das vortreffliche Geſchenk von meinem Manne zu überbringen. Mit dieſen Worten ſchritt ſie eilends fort und eben ſo ſchnell ermannte ſich der ſchöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr geht zur ſchönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was iſt das für ein Geſchenk das ihr tragt?

Mein Herr, verſetzte die Frau dagegen, es iſt nicht billig, nachdem ihr meine Fragen ſo einſilbig abgelehnt habt, euch mit ſolcher Leutſeligkeit nach meinen Geheimniſſen zu erkundigen. Wollt ihr aber einen Tauſch eingehen und mir eure Schickſale erzählen, ſo will ich euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geſchenke ſteht. Sie wurden bald einig; die Frau verrrauete ihm ihre Verhältniſſe, die Geſchichte des Hundes, und ließ ihn dabei das wunderbare Geſchenk betrachten.

Er bot ſogleich das natürliche Kunſtwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der ſanft zu ruhen ſchien, in ſeine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirſt von ihren Händen berührt, du wirſt von ihr belebt werden, anſtatt daß Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schickſal zu erfahren. Doch was ſage ich traurig! iſt es nicht viel beneidet und königlicher durch ihre Gegenwart gefärbt zu werden, als es ſeyn würde von ihrer Hand zu ſterben! Sieh und mich an, ſagte er zu der Alten; in meinen Jahren, welche einen elenden Zuſtand muß ich erdulden. Dieſen Harniſch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, dieſen Purpur, den ich durch eine weiſe Regierung zu verdienen ſuchte, hat mir das Schickſal gelaſſen, jenen als eine unnöthige Laſt, dieſen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert ſind hinweg, ich bin übrigens ſo nackt und bedürftig, als jeder andere Erdenſohn, denn ſo unſelig wirken ihre ſchönen blauen Augen, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht ſowohl von ſeinem innern als von ſeinem äußern Zuſtande unterrichtet ſeyn wollte. Sie erfuhr weder den Namen ſeines Vaters noch ſeines Königreichs. Er ſtreichelte den harten Mops, den die Sonnenſtrahlen und der warme Buſen des Jünglings als wenn er lebte erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und ſchien ſich davon für ſeinen traurigen Zuſtand künftig viel Gutes zu verſprechen.

Unter dieſen Geſprächen ſahen ſie von ferne den majeſtätiſchen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarſte ſchimmern. Beide erſtaunten. denn ſie hatten dieſes Gebäude noch nie ſo herrlich geſehen. Wie! rief der Prinz; war ſie nicht ſchön genug, als ſie vor unſern Augen wie von Jaſpis und Praſem gebaut daſtand? Muß man nicht fürchten ſie zu betreten, da ſie aus Smaragd, Chryſopras und Chryſolith mit der anmuthigſten Mannigfaltigkeit zuſammengeſetzt erſcheint? Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war: denn die Schlange war es, die ſich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Geſtalt einer thönern Brücke da ſtand. Die Wanderer betraten ſie mit Furchtſamkeit und gingen ſchwerigen Fußes hinüber.

Sie waren kaum am jenſeitigen Ufer, als die Brücke ſich zu ſchwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Waſſers verdörrte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Geſtalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß auf ihren Rücken über den Fluß zu ſetzen gedankt, als ſie bemerkten, daß außer ihnen dreien noch mehrere Perſonen in der Geſellſchaft ſeyn mußten, die ſie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben ſich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete; ſie horchten auf und konnten endlich Folgendes vernehmen: Wir werden, ſagten ein paar weichende Stimmen, und erſt incognito in dem Part der ſchönen Lilie umſehen, und erſuchen euch, uns mit Anbruch der Nacht, ſobald wir nur irgend präſentabel ſind, der vollkommenen Sichtbarkeit vorzuſtellen. An dem Rande des großen Sees werdet ihr uns antreffen. Es bleibt dabei, antwortete die Schlange, und ein ziſchender Laut verlor ſich in der Luft.

Unſere drei Wanderer beredeten ſich nunmehr, in welcher Ordnung ſie bei der Sohnen vertreten wollten, denn ſo viel Perſonen auch um ſie ſeyn konnten, ſo durften ſie doch nur einzeln kommen und geben, wenn ſie nicht empfindliche Schmerzen erdulden ſollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hund im Korbe nahte ſich zuerſt dem Garten und ſuchte ihre Gönnerin auf. die leicht zu finden war, weil ſie eben zur Harfe ſang; die lieblichen Töne zeigten ſich erſt als Runge auf der Oberfläche des ſtillen Sees, dann wie ein leichter Hauch ſetzten ſie Gras und Blüthe in Bewegung. Auf einem eingeſchloſſenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannigfaltiger Bäume, ſaß ſie und bezauberte beim erſten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das ſich ihr mit Entzücken näherte und bei ſich ſelbſt ſchwur, die Schöne ſey während ihrer Abweſenheit nur immer ſchöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigſten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück euch anzuſehen, welch einen Himmel verbreitet eure Gegenwart um euch her! Wie die Harfe ſo zeigend in eurem Schooße lehnt, wie eure Arme ſie ſo ſanft umgeben, wie ſie ſich nach eurer Bruſt zu ſehnen ſcheint und wie ſie unter der Berührung eurer ſchlanken Finger ſo zärtlich klingt: Dreifach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konnteſt!

Unter dieſen Worten war ſie näher gekommen; die ſchöne Lilie ſchlug die Augen auf, ließ die Hände ſinken und verſetzte: Betrüge mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur deſto ſtärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Kanarienvogel todt, der ſonſt meine Lieder auf das angenehmſte begleitete, er war gewöhnt auf meiner Harfe zu ſitzen, und ſorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich von Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anſtimmte, und mein kleiner Sänger munterer als jemals ſeine harmoniſchen Töne hören läßt, ſchießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Thier, erſchrocken, flüchtet in meinen Buſen und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen ſeines ſcheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen ſchleicht der Räuber dort ohnmächtig am Waſſer hin, aber was kann mir ſeine Strafe helfen, mein Liebling iſt todt und ſein Grab

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan:
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor,
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren.

Ermannt euch, schöne Lilie: rief die Frau, indem sie selbst eine Thräne abwischte, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt euch zusammen, mein Alter läßt euch sagen, ihr sollt eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vorspiele des größten Glückes ansehen; denn es sey an der Zeit; und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie sie schwarz geworden ist! wahrhaftig sie ist seinen um vieles kleiner, ich muß eilen eh sie gar verschwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum mußt' ich den Riesen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? könnt ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel geben? so bring ich sie dem Flusse und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die eurige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebeln könnte't du allenfalls noch finden: aber Artischocken suchest du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Oelsäften dieser Cypressen, die Kolossen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reiser als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf diese Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben fortgehen, als sie fühlte, daß sie das beste vergessen hatte. Sie hub sogleich den verwandelten Hund herauf und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. Mein Mann, sagte sie, schickt euch dieses Andenken, ihr wißt, daß ihr diesen Edelstein durch eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird euch gewiß viel Freude machen, und die Verrätherei, daß ich ihn verlierte, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß ihr ihn besitzt.

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zusammen, sagte sie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! ist es nicht bloß ein Wahn unserer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammentrifft, und vorzüglich das beste sey soll.

Was deuten mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wohl seines
Gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?

Entfernt vom schönen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deßhalb der schönen Lilie sogleich zuversichtlich Muth ein.

Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt: rief sie aus; fragt nur diese gute Frau wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint. Was sonst unbrauchbarer Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht spärlich auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar und kein Smaragd so saftfarbig.

Ja wünsche euch Glück dazu, sagte Lilie, allein verzeihet mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den vollen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber schreiten und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die auf dem Flusse selbst herausstehen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand gehefter, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. Verweilt noch einen Augenblick, sagte die schöne Lilie, und nehmt meinen armen Kanarienvogel mit. Bitter die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib seyn; aber ein was ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch sey, sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, der Tempel ist erbauet.

Er steht aber noch nicht am Flusse, versetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, sagte die Schlange; ich habe die Könige gesehen und gesprochen.

Aber wann werden sie aufstehen? fragte Lilie.

Die Schlange versetzte: ich hörte die großen Worte im Tempel erdröhnen: es ist an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. Höre ich doch, sagte sie, die glücklichen Worte schon heute zum zweiten Mal; wann wird der Tag kommen, an dem ich sie dreimal höre?

Sie stand auf und sogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüsch, das ihr die Harfe abnahm. Dieser folgte eine andre, die den eisenbeinernen, geschnitzten Feldstuhl, worauf die Schöne gesessen hatte, zusammensetzte und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine dritte, die einen großen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwas ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck schön und reizend waren diese drei Mädchen und doch erhöhten sie nur die Schönheit der Lilie, indem sich jedes gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die schöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie drückte sich, berührte ihn und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er sich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt seinem Wohlthäterin auf das freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich. So tut du mir's, rief sie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirst, bist du mir doch willkommen; zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir scherzen, freundlich dich streicheln, und seit dich an mein Herz drücken. Sie ließ ihn darauf los, sagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sie so munter und unschuldig mit ihm

auf dem Grase herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese unmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn schon kennen, nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig sas und die Flügel hängen ließ.

Es ist nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst, das Ungethüm, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Sollte dein unglücklicher Vogel nicht! versetzte darauf der Jüngling; Klage vielmehr dich an und das Schicksal, und vergönne mir, daß ich mit dem Geschrei meines Freundes Gesellschaft mache.

Indessen hörte der Mops nicht auf die Schlange zu necken, und sie antwortete dem unartigen Liebling mit dem freundlichsten Betragen. Sie klatschte mit den Händen, um ihn zu verscheuchen; dann lief sie, um ihn wieder nach sich zu ziehen. Sie suchte ihn zu haschen, wenn er floh, und jagte ihn von sich weg, wenn er sich an sie zu drängen versuchte. Der Jüngling sah stillschweigend und mit wachsendem Verdrusse zu; aber endlich, da sie das boshafte Thier, das ihm ganz abscheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Busen drückte und die schwarze Schnauze mit ihren himmlischen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: Muß ich, der ich durch ein trauriges Geschick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich selbst, verloren habe, muß ich vor meinen Augen sehen, daß eine so widernatürliche Mißgeburt dir zur Freude treten, deine Neigung fesseln und deine Umarmung genießen darf! Soll ich noch länger nur so hin und wieder gehen, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmessen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Busen; er schlage in diesem Augenblick zur lezten Flamme auf! Wenn Steine an deinem Busen ruhen können, so möge ich zu Stein werden; wenn deine Berührung tödtet, so will ich von deinen Händen sterben.

Mit diesen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von seiner Hand, er aber stürzte auf die Schlange los, sie streckte die Hände aus, ihn abzuhalten und berührte ihn nur desto früher. Das Bewußtseyn verließ ihn, und mit Entsetzen fühlte sie die schwere Last an ihrem Busen. Mit einem Schrei trat sie zurück, und der todte Jüngling sank entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geschehen! Die schöne Lilie stand unbeweglich, und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu flocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens suchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde untergesunken. Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hülfe nicht um, denn sie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte sich die Schlange desto emsiger; sie schien auf Rettung zu sinnen, und wirklich dienten ihr sonderbaren Bewegungen wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, fasste das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Lilliens hervor, brachte den eisenhämmernen Feldstuhl, und ältlich, mit freundlichen Geberden, die Schöne sich zu setzen; bald darauf kam die zweite, die einen feuerfarbenen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte sie das prächtige Instrument an sich gedrückt, und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erste mit einem hellen runden Spiegel zurückkam. Sie hat den Schmerz gegendber Stelle, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmste Bild, das in der Natur zu finden war, darstellte. Der Schmerz erdrückte ihre Sehnerven, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man heftige Lage verändert zu sehen; so sehr wünschte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erschien fest zu halten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr, bald bald löste sich ihr Schmerz in Thränen auf, zwei Mädchen fassten sie hülfreich in die Arme, die Harfe sank aus ihrem Schooße, kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bei Seite.

Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, es die Sonne untergeht? flüsterte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Lilliens Thränen vermehrten sich. In diesem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verloren und verstümmelt, rief sie aus! seht wie meine Hand beinahe ganz weggefressen ist! weder der Jährmann noch der Riese wollten mich übersetzen, weil ich noch eine Schuldnerin bei Wasserstein bin; vergebens habe ich hundert Kohlköpfer und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drei Stücke, und drin Antipode ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth, sagte die Schlange, und sucht hier zu helfen; vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzusuchen, es ist noch zu hell sie zu sehen, aber vielleicht über ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß, und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.

Das Weib eilte so viel sie konnte, und die Schlange schien eben so ungeduldig als Lilie die Nachtluft der beiden zu erwarten. Leider vergeblich! schon der Strahl der sinkenden Sonne war den höchsten Gipfel der Bäume, des Dickicht, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um, denn sie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Zaubrin den magischen Kreis durchbringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn den Habicht, dessen Brust die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie schnellte sich vor Freuden über das gute Zeichen, und sie betrog sich nicht; denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See dergleiten, gleich als wenn er auf Schlittschuhen ginge.

Die Schlange verändrte nicht ihre Stelle, aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: welcher gute Geist sendet dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach dir verlangen und deiner so sehr bedürfen?

Der Geiſt meiner Lampe, verſetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führet mich hierher. Sie braucht mich, wenn man meiner bedarf, und ich ſehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden ſoll. Seyn ruhig, ſchönſtes Mädchen! ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein ein jeder hilft mir, ſondern wer ſich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufſtehen wollen wir und hoffen. Hatte deinen Kreis geſchloſſen, fuhr er fort, indem er ſich an die Schlange wendete, ſich auf einen Trabigel neben ſie hinſetzte und den todten Körper betrachtete. Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und legt ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte ſtehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indeſſen untergegangen, und wie die Finſterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weiſe zu leuchten an, ſondern der Schleier Liliens gab auch ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelsweiſe mit ſtiller Betrachtung an. Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erſchien daher das alte Weib in Geſellſchaft der beiden munteren Flammen, die zwar zeither ſehr verſchwendet haben mußten, denn ſie waren wieder äußerſt mager geworden, aber ſich nur deſto artiger gegen die Prinzeſſin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Anſtand ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen, beſonders zeigten ſie ſich ſehr empfindlich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Bescheiden ſchlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Ey ihrer Schönheit verſchönerte ſie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Verſicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne ſo lange ſie von ſeiner Lampe bedienet ſey, behauptete ſie mehr als einmal, daß wenn es ſo fort gehe, noch vor Mitternacht dieſes edle Glied völlig verſchwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Geſpräch der Irrlichter aufmerkſam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch dieſe Unterhaltung zerſtreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbeygekommen man wußte nicht wie. Der Alte ſah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir ſind zur glücklichen Stunde beſammen, jeder verrichte ſein Amt, jeder thue ſeine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in ſich aufheben, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verſchenkt.

Nach dieſen Worten entſtand ein wunderbares Geräuſch, denn alle gegenwärtige Perſonen ſprachen für ſich und brüllten laut aus was ſie zu thun hätten, nur die drei Mädchen waren ſtille; eingeſchlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenſturm, die dritte neben dem Seſſel, und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war ſpät. Die flammenden Jünglinge harrten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die ſie auch den Dienerinnen gewidmet, ſich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerſchönſte, gehalten.

Faſſe, ſagte der Alte zum Habicht, den Spieß, und mit dem erſten Sonnenſtrahl bekränze die Sonnenſtirnen und wecke ſie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an ſich zu bewegen, theilte den Kreis auf und zog langſam in großen Ringen nach dem Ufer. Feuerlein folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte ſie für die ernſthaftern Flammen halten ſollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, deſſen ſanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, ſie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender, ſie boben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Kanarievogel auf die Bruſt. Der Korb hob ſich in die Höhe und ſchwebte über dem Haupte der Alten und ſie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die ſchöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beſchloß den Zug, und die Gegend war von dieſen vielerlei Lichtern auf das ſonderbarſte erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung ſah die Geſellſchaft, als ſie zu dem Fluße gelangte, einen herrlichen Bogen über denſelben hinüberſteigen, wo durch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchſichtigen Edelſteine bemerkt, woraus die Brücke zuſammengeſetzt ſchien, ſo erſtaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts ſchnitt ſich der helle Kreis ſcharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Artigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langſam hinüber, und der Führmann, der von ferne auf ſeiner Hütte hervorſah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die ſonderbaren Lichter, die darüber zogen.

Kaum waren ſie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach ſeiner Weiſe zu ſchwanken und ſich wellenartig dem Waſſer zu nähern anfing. Die Schlange bewegte ſich bald darauf ans Land, der Kreis ſetzte ſich zur Erde nieder, und die Schlange zog aufs neue ihren Kreis umher, der Alte neigte ſich vor ihr und ſprach: was haſt du beſchloſſen?

Mich aufzuopfern, eher ich aufgeopfert werde, verſetzte die Schlange; verſprich mir daß du meinen Stein am Lande laſſen willſt.

Der Alte verſprach's und ſagte darauf zur ſchönen Lilie: rühre die Schlange mit der linken Hand an und beiden Geliebten mit der rechten. Lilie rührte nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke ſchien dieſer in das Leben überzugehen, er bewegte ſich im Korbe, ja er richtete ſich in die Höhe und ſah; Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt ſie zurück, er bat darauf den Jüngling aufſtehen und ſeiterte ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreiſe trat.

Der Jüngling ſtand, der Kanarienvogel flatterte auf ſeiner Schulter, es war wieder Leben in beiden, aber der Geiſt war noch nicht zurückgekehrt; der ſchöne Fremd hatte die Augen offen und ſah nicht, wenigſtens ſchien er alles ohne Theilnehmung anzuſehen, und kaum hatte ſich die Verwunderung über dieſe Begebenheit in etwas gemäßigt, als man erſt bemerkte, wie ſonderbar die Schlange ſich verändert hatte. Ihre ſchöner ſchlanker Körper war in tauſend und tauſend leuchtende Edelſteine verfallen; unverſehens hatte die Alte, die noch immer zugegen war, die Schlange getödtet, und man ſah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein ſchöner Kreis leuchtender Edelſteine lag im Graſe.

Der Alte machte ſogleich Anſtalt, die Steine in den Korb zu faſſen, wozu ihm ſeine Frau behülflich

seyn mußte. Beide trugen darauf den Kork gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er schmeckte die ganze Labung, nicht ohne Widerwillen der Gefährten und seines Weibes, die gerne davon sich etwas aufgesucht hätten, in den Fluß. Die leuchtende und funkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden, wo sie sich in der Ferne verloren oder unterstunken.

Meine Herren, sagte darauf der Alte überseelig zu den Irrlichtern, nunmehr folge ich Ihnen den Weg und erfülle den Gang, aber Sie leisten mir den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müssen und die außer Ihnen niemand aufschließen kann.

Die Irrlichter zeigten sich ausständig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felsen, der sich vor ihm auftat; der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch; Lili und unschlüssig hielt sich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Nun schossen die Irrlichter den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammen neigten und mit einander zu streiten schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem großen ehernen Thore befand, dessen Riegel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der Alte rief sogleich die Irrlichter herbei, die sich nicht lange aufmuntern ließen, sondern geschäftig mit ihren spitzen Flammen Schloß und Riegel aufsprengten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten schnell aufsprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erschienen. Jeder neigte sich vor den ehrwürdigen Herrschern, besonders stehen es die Irrlichter an frauen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pause fragte der goldne König: Woher kommt ihr? — Aus der Welt; antwortete der Alte. Wohin geht ihr? fragte der silberne König — In die Welt; sagte der Alte — Was wollt ihr bei uns? fragte der eherne König — Euch begleiten, sagte der Alte.

Der gemischte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, sprach: Hebet euch weg von mir, mein Gold ist nicht für euren Gaum. Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmeichelten sich an ihn, sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Wiederscheine. Ihr seyd mir willkommen, sagte er, aber ich kann euch nicht ernähren; sättiget euch anderwärts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten sich und suchten, bei dem ehernen vorbei, der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengelegten los. Wer wird die Welt beherrschen? rief dieser mit stotternder Stimme. — Wer auf seinen Füßen steht, antwortete der Alte. — Das bin ich! sagte der gemischte König — Es wird sich offenbaren, sagte der Alte, denn es ist an der Zeit.

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichste. Heiliger Vater, sagte sie, tausendmal dank' ich dir, denn ich höre das allmuthvolle Wort zum dritten Mal. Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken. Die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel sich bewegte, wie ein Schiff das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind; die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzutun als er hindurch zog. Er stieß wiederuhl an, kein Felsen stand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke setzten ein feiner Regen durch die Oeffnung der Kuppel herunterzufließen; der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: Wir sind unter dem Flusse und bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehn, doch sie betrogen sich; der Tempel ging aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Bretter und Balken, in ungeschickter Verbindung, begannen sich zu der Oeffnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Förmanns, denn sie war es die der Tempel, im Aufsteigen, vom Boden abgelöset und in sich aufgenommen hatte, saß ziemlich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Bretter und Balken, in ungeschickter Verbindung, begannen sich zu der Oeffnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Förmanns, denn sie war es die der Tempel, im Aufsteigen, vom Boden abgelöset und in sich aufgenommen hatte, saß ziemlich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Bretter sanken tief, und der Tempel schwebte wie ein Schiff das unvermuthet ans Land stößt. Aengstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verschlossen und auf ihr Pochen hörte niemand. Sie suchten heftiger und wunderten sich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verstärkenden Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, so veränderte sie sogar ihre Gestalt; denn das edle Metall verlieh die gefälligen Formen der Bretter, Pfosten und Balken, und bekam sich zu einem herrlichen Gebäude von getriebener Arbeit aus. Nun stand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, aber wenig war mit dem Tempel würtig.

Durch eine Treppe, die von innen herausging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer schien ihn zu unterstützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein silbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm sogleich den Förmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die schöne Lilie stieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief: Soll ich denn noch unglücklich werden? ist bei so vielen Wundern durch sein Wunder meine Hand zu retten? Ihr Mann beurte nach der offenen Pforte und sagte: Siehe, der Tag bricht an, eile und habe dich im Flusse. — Welch ein Rath! rief sie, ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt — Siehe, sagte der Alte, und folge mir! Alle Schulden sind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel, der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: Drei sind die da herrschen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bei dem ersten Worte stand der goldne König auf, bei dem zweiten der silberne und bei dem dritten hatte sich der eherne langsam empor gehoben, als der zusammengelegte König sich plötzlich auseinander niederlegte.

Wer ihn sah, wandte sich, ungeachtet des feyerlichen Augenblicks, kaum das Lachen verhalten, denn er sah nicht, er lag nicht, er konnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengeschoben.

Die Zerschauer, die sich wieder um ihn herbeigestellt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich blaß beim Morgenlichte, doch wieder gut gefärbt und wohl bei Stimmung: sie hatten auf eine geschickte Weise die goldenen Zweyen des künstlichen Bettes mit ihren spitzen Zungen wie auch innerlich heraus gelesen. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erwarteten sich eine Zeit lang offen und die Haare sind in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zerrissen Bekenntnisse aufgehoben worden, brach auf einmal das Bild zusammen und leider grade an den Stellen die ganz blieben, wenn der Mensch sich freut; hingegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer mehr lachen konnte, mahte seine Augen wegwenden; das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und grade auf den ehernen König los. An den Füßen des mächtigen Pferdes lag ein Schwert, in ehernet Scheide. Der Jüngling gürtete sich — Das Schwert an der Linken, die Rechte frei: rief der gewaltige König. Sie gingen herauf zum silbernen, der sein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: Mache die Thaten! Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich lenkender Geberde dem Jüngling den Eichenkranz auch Haupt und sprach: Erkenne das Höchste!

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach ungefähretem Lowert mit sich seine Brust, seine Arme, reizen sich und seine Füße traten selber auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mindern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist, und das erste Wort seines Mundes war Liebe.

Liebe Liebe! rief er, als er ihr die silbernen Treppen hinauf entgegeneilte; denn sie hatte von der Zinne des Altars seiner Reise zugesehen: liebe Liebe! was kann der Mann, aufgefaßtet mit allem, was ihn schmerzen wünschen als die Unterbrich und die Kälte Neigung die mir dein Busen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drey heiligen Bildsäulen anfah, herrlich sind diese ist das Reich unserer Väter, aber in hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, als gemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe. Mit diesen Worten fiel er dem schönen Mädchen um den Hals; sie hatte den Schleier weggeworfen und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten unverschämtesten Röthe.

Hierauf sagte der Alte Lächelnd: Die Liebe herrscht nicht, aber sie siegt, und das ist mehr.

Ueber dieser Feierlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun stehen auf einmal durch die offne Pforte ganz unerwartete Begenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein großer mit Gästen angefüllter Platz machte den Vordort, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beiden Enden mit Kolossalgestalten für die Wanderer dräuend und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten, und emsig hin und wieder gingen. Der ganze Platz in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern, kreuzweise hin und her flossen. Sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Bildes so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

Gelernte der Sultanin zu Ehren, sagte der Mann mit der Lampe, du hast die das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schimmernden und leuchtenden Edelsteine, die Asche ihrer aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke, auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Hand, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Lilliens, aber die vierte, schöner als sie drei, war eine unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinaufstieg.

Darfst du mir Thatsache mehr glauben, liebes Weib? sagte der Mann mit der Lampe zu der Sultanin: wende dir und jedem Geschöpfe, daß sich diesen Morgen im Flusse baden!

Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit beyden jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, bot ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit an nahm. Mann ich bin ja nun da, sagte er lächelnd, so darfst du heute einen andern Gatten wählen; von heute an ist keine Ehe gültig, die nicht auf neue geschlossen wird.

Weißt du denn nicht, versetzte sie, daß auch du jünger werden sollst? — Ich freue mich, wenn ich meinen jungen Augen auch ein wackrer Jüngling erscheine; ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das fünfzehnte Jahrtausend hinüberreisen.

Die Königin bewillkommnete ihre neue Freundin und Frau mit vor und mit ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Männer nach der Brücke hinsah und zumerkte, daß das Gedränge bei Weitem nicht so groß, wie gewöhnlich gewesen, daß sich viele Tausende in der bequemen Breite der Brücke schon verloren hatten, und daß sie, ohne sich zu drängen, ja ohne sich zu berühren, ihren Weg fortsetzten. Er sah, wie gewöhnlich schlanke Männer und Frauen, die sich in der Mitte der Brücke, wo sie am breitesten war, begegneten, sich mit Leichtigkeit auswichen, wie sie, ohne sich zu stoßen, ihre Plätze wechselten, und wie sich die Dicken, Unförmlichen, Gebückten, Lahmen, Blinden, Krüppel, Kranken, Schwachen, Alten, Kinder, Schwangern, Säugenden, Tragenden, Geführten, Getragenen, Gefahrenen, Gezogenen, Geschobenen, Gerollten, Gebundenen, Gefesselten, Gefangenen, Gehenkten, Gerichteten, Gemordeten, Gefolterten, Gerädertten, Gespießten, Gepfählten, Gebrannten, Gesteinigten, Ertränkten, Erstickten, Erdrosselten, Erschlagenen, Erschossenen, Zerstückten, Zerrissenen, Zerfleischten, Zermalmten, Zerquetschten, Zerschmetterten, Zerbrochenen, Zerschnittenen, Zerhackten, Zerhauenen, Zerspaltenen, Zerbohrten, Zerstochenen, Zerstoßenen, Zerstampften, Zerriebenen, Zermahlenen, Zerbissenen, Zerkauten, Zerschundenen, Zerkratzten, Zerfetzten

Der König, als er dieſe Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkührlichen Bewegung nach dem Schwerte, doch beſann er ſich und blickte ruhig erſt ſein Scepter, dann die Lampe und das Ruder ſeiner Gefährten an. Ich errathe deine Gedanken, ſagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unſere Kräfte ſind gegen dieſen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sey ruhig! er ſchadet zum letzten Mal, und glücklicherweiſe iſt ſein Schatten von uns abgekehrt.

Indeſſen war der Rieſe immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offnen Augen ſah, die Hände ſinken laſſen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden feſtgehalten wurde. Er ſtand als eine koloſſale mächtige Bildſäule, von röthlich glänzenden Steine, da, und ſein Schatten zeigte die Erunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her, nicht in Zahlen, ſondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nähtlicher Richtung zu ſehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die als ſie mit größter Herrlichkeit geſchmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, heraustrieg, das ſeltſame Bild erblickte, das die Ausſicht aus dem Tempel nach der Brücke faſt zudeckte.

Indeſſen hatte ſich das Volk dem Rieſen nachgedrängt, da er ſtill ſtand, ihn umgeben und ſeine Verwandlung angeſtaunt. Von da wandte ſich die Menge nach dem Tempel, den ſie erſt jetzt gewahr zu werden ſchien und drängte ſich nach der Thür.

In dieſem Augenblick ſchwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar ſtehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erſchienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmliſchen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf ſein Angeſicht. Als die Menge ſich wieder erholt hatte und aufſtand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgeſtiegen, um durch verborgene Hallen nach ſeinem Palaſte zu gehen, und das Volk zerſtreute ſich in dem Tempel, ſeine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht ſtehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war deſto begieriger zu wiſſen, was unter dem Teppiche in der vierten Niſche für ein Klumpen verborgen ſeyn möchte; denn, wer es auch mochte geweſen ſeyn, wohlmeinende Beſcheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zuſammengeſunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf wegzuheben.

Das Volk hätte kein Ende ſeines Schauens und ſeiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte ſich in dem Tempel ſelbſt erdrückt, wäre ihre Aufmerkſamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldſtücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten, die nächſten Wanderer ſtürzten darüber her, um ſich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte ſich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter ſich hier nochmals eine Luſt machten und das Gold aus den Gliedern des zuſammengeſunkenen Königs auf eine luſtige Weiſe vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeit lang hin und wieder, drängte und zerrik ſich, auch noch da keine Goldſtücke mehr herabfielen. Endlich verlief es ſich allmählich, zog ſeine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel iſt der beſuchteſte auf der ganzen Erde.

Die guten Weiber.

1800.

Henriette war mit Armbors schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spaziert, in welchem sich der Sommerklub zu versammeln pflegte. Die fanden sich diese beiden zuerst ein; sie bogten gegen einander die bitterste Neigung und nährten bei einem feinen geistreichen Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.

Die lebhafte Henriette sah kaum in der Ferne Amalien nach dem Lusthause gehen, als sie eilte ihre Freundin zu begrüßen. Amalie hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalie brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergehen der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche laute Unterhaltung der Spieler im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer andern entgegensetzte. Henriette hatte gegen war mit ihren Worten nicht karg, mit allem zufrieden und mit dem Lose freier bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinklair nennen wollen, trat zu den beiden. Was bringen Sie Neues? rief Henriette ihm entgegen.

Sie ahnen es wohl kaum, versetzte Sinklair, indem er sein Portefeuille herauszog. Und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich die Kupfer zum diesjährigen Damenkalender bringe, so werden Sie die Gegenstände derselben doch nicht errathen; ja wenn ich weiter gehe, und Ihnen eröffne daß in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgestellt sind —

Nun! fiel Henriette ihm in das Wort: es scheint Sie wollen unserm Scharfsinne nichts übrig lassen. Sogar, wenn ich nicht irre, thun Sie mir es zum Possen, da Sie wissen, daß ich gern Charaden und Räthsel entwickele, gern das, was einer sich denkt, ausfragen mag. Alle zwölf Frauenzimmer-Charaktere, oder Begebenheiten, oder Anspielungen, oder was sonst zur Ehre unseres Geschlechts gereichen könnte.

Sinklair schwieg und lächelte. Amalie warf ihren stillen Blick auf ihn und sagte, mit der feinen, höhnischen Miene die ihr so wohl steht: Wenn ich sein Gesicht recht lese, so hat er etwas gegen uns in der Tasche. Die Männer wissen sich gar viel, wenn sie etwas finden können, was uns, wenigstens dem Scheine nach, beraßest.

Sinklair. Sie sind gleich ernst, Amalia, und dreyen bitter zu werden. Kann mag' ich meine Blättchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinklair. Es sind Carricaturen.

Henriette. Die liebe ich besonders.

Sinklair. Abbildungen böser Weiber.

Henriette. Desto besser! Darunter gehören wir nicht. Wir wollen uns unsere leidigen Schwestern im Bilde so wenig zu Gemüthe ziehen, als die in der Gesellschaft.

Sinklair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Brieftasche weg, zog die Bilder heraus, breitete die sechs Blättchen vor sich auf den Tisch aus, überlief sie schnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karte schlägt. Vortrefflich! rief sie, das heiß' ich nach dem Leben! hier diese, mit dem Schnupftabaksfinger unter der Nase, gleicht völlig der Mad. S., die wir heute Abend sehen werden; diese, mit der Katze, sieht beinahe aus wie meine Großtante; die mit dem Knaul hat was von unserer alten Putznachern. Es findet sich wohl zu jeder dieser häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Männern. Einen solchen gebückten Wassister hab' ich irgendwo gesehen und eine Art von solchem Zwirnballer auch. Sie sind recht lustig diese Käpferchen und besonders häßlich gestochen.

Wie können Sie, versetzte ruhig Amalia, die einen kalten Blick auf die Bilder warf und ihn sogleich wieder abwendete, hier bestimmte Aehnlichkeiten aufsuchen. Das Häßliche gleicht dem Häßlichen, so wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet sich unser Geist ab, zu diesem wird er hingezogen.

Sinklair. Aber Phantasie und Witz finden mehr ihre Rechnung, sich mit dem Häßlichen zu beschäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen läßt sich viel machen, aus dem Schönen nichts.

Aber dieses macht uns zu etwas, fuhr vernichtet uns: sagte Armbors, der im Fenster gestanden und von weitem zugehört hatte. Er ging, ohne sich dem Tische zu nähern, in das anstoßende Cabinet.

Alle Klubgesellschaften haben ihre Epochen. Das Interesse der Gesellschaft anemander, das gute Verhältniß der Personen zu einander, ist steigend und fallend. Unser Klubb hat diesen Sommer gerade seine schöne Zeit. Die Mitglieder sind meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen, sie schätzen wechselseitig ihren Werth und lassen den Umwerth still auf sich beruhen. Jeder findet seine Unterhaltung und das allgemeine Gespräch ist oft von der Art, daß man gern daher verweilen mag.

Eben kam Secken mit seiner Frau, ein Mann, der erst in Handels-, dann in politischen Geschäften viel gereist hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Gesellschaft meistens nur ein willkommner Lonversspieler; seine Frau, liebenswürdig, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. Sie fühlte sich glücklich daß sie ungehindert eine lebhafte Sinnlichkeit heiter beschäftigen durfte. Einen Hausfreund trunte sie nicht entbehren, und Lustparteien und Zerstreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Tugenden.

Wir behandeln unsere Leser als Fremde, als Klubgäste, die wir vertraulich gern, in der Geschwindigkeit, mit der Gesellschaft bekannt machen möchten. Der Dichter soll und seine Personen in ihren Handlungen darstellen, der Gesprächschreiber darf sich ja wohl kürzer fassen und sich und seinen Lesern durch eine allgemeine Schilderung geschwind über die Exposition wegheisen.

Seyton trat zu dem Tische und sah die Bilder an. Hier entsteht, sagte Henriette, ein Streit für und gegen Caricatur. Zu welcher Seite wollen Sie sich schlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderstehlich anlockendes?

Amalie. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn sie über einen Abwesenden hergeht, etwas unglaublich reizendes?

Henriette. Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?

Amalie. Das ist's warum ich sie verabscheue. Ist nicht der unauslöschliche Eindruck jedes Eselhaften eben das, was uns in der Welt so oft verfolgt, und manche gute Speise verdirbt und manchen guten Trunk verjagt.

Henriette. Nun so reden Sie doch, Seyton.

Seyton. Ich würde zu einem Vergleich raten. Warum sollen Bilder besser seyn als wir selbst? Unser Geist scheint zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch soviel andere Gegensätze scheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu seyn, und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und sanft gemalt hat, daß ihm einfällt einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen.

Amalie. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch das in ihr Gebiet zögen, was bessern Regionen angehört.

Seyton. Darin handeln sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch zu sich herüber was ihnen kaum angehören kann.

Amalie. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder vorzüglicher Menschen so schändlich entstellen. Ich mag es machen wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfsinnigen Bösewicht, und den in so manchem Betracht achtenswerthen Fox al ein wohlgesättigtes Schwein denken.

Henriette. Das ist was ich sagte. Alle solche Fratzenbilder drängen sich unaufhaltsam ein und ich leugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Gespenster aufrufe, und sie noch schlimmer verzerre.

Amalie. Lassen Sie sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zu Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter.

Seyton. Ich sehe, hier ist die Hunde-Liebhaberei nicht zum erfreulichsten dargestellt.

Amalie. Das mag hingehen, denn mir sind diese Thiere besonders zuwider.

Hinkluir. Erst gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menschen.

Seyton. Sie erinnern sich wohl, was ein Reisender von der Stadt Graig erzählt: daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, bald alberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich seyn, daß der habituelle Anblick von denselben unvernünftigen Thieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben könnte.

Hinkluir. Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft, nach dem gewissen deutschen Ausdruck, manchmal still stehen kann; so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

Hinkluir. Glücklicherweise haben wir in der Gesellschaft niemand, der einen Hund begünstigte, als Madame Seyton. Sie liebt ihr artiges Mündchen beschönen.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig seyn.

Madame Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es bewerkt was Sie vorhin sagten. Einfluß, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind, (so sicher seiner Frau zu) nicht unsere Geschichte erzählen? Sie macht uns beiden keine Schande.

Madame Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen und er fing an zu erzählen: Wir beiden liebten uns, und hatten uns vorgenommen einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etablissements voraussahen. Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger, als ich wünschte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war ein munterer Gesellschafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hause galt das Thier statt einer Unterhaltung, auf den Promenaden, wo wir so oft zusammen spazirt hatten, sahen das Geschöpf mich aufzusuchen und, wenn es aus den Büschen sprang, mich anzukündigen. So täuschte sich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit da ich wieder zu kommen hoffte, meine Abwesenheit sich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geschöpf mit Tode abging.

Madame Seyton. Nun, liebes Männchen, hübsch redlich, artig und vernünftig erzählt.

Seyton. Es steht dir frei, mein Kind, mich zu contrariren. Meiner Freunden schien ihre Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant, der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an mich schrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangelisten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte.

Genug, man mag so billig denken als man will, die Sache stand gefährlich.

Madame Seyton. Ich muß dich nur gewähren lassen. Eine wahre Geschichte ist ohne Exaggeration selten erzählenswerth.

Seyton. Ein beiderseitiger Freund, den wir, als stillen Menschenkenner und Herzenskenner, zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal, und hatte die Verabredung gemacht. Er beobachtete das gute Kind im Stillen und kam eines Tags mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten ähnlich sah. Die artige und derzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines, aus dem Grabe gleichsam auferstandenen, Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder herein; der junge, menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt und der neue Günstling blieb ein steter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß.

hielt ich das Gesindvolk noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich, wie einen Fremden, dertig anbellte. Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtniß haben als die antiken! rief ich aus; Ulyß wurde nach so langen Jahren von seinem Hunde wieder erkannt, und dieser hier kannte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen. Und doch hat er deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht! versetzte sie, indem sie mir versprach das Räthsel aufzulösen. Das geschah auch bald, denn ein besseres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

Madame Reyton. Mit dieser Geschichte mag's so bewenden. Wenn dir's recht ist, so gebe ich noch eine Stunde spazieren; denn du wirst dich nun doch an den Lowbertisch setzen.

Er nickte ihr sein Ja zu: sie nahm den Arm ihres Hausfreundes an und ging nach der Thür. Liebes Kind, nimm doch den Hund mit! rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft lächelte und er mußte mit lachen, als er es gewahr ward, wie dieses absurde Wort so artig paßte, und jedermann darüber eine kleine, stille Schadenfreude empfand.

Hinkintir. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicherweise eine Verbindung befestigte; ich kann von einem andern sagen, dessen Einfluß sehr störend war. Auch ich liebte, auch ich verreiste, auch ich ließ eine Freundin zurück. Nur mit dem Unterschied, daß ihr mein Wunsch sie zu besitzen noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft, ich mochte gern, wie Reisende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die lebendere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. Daß sie's aus Beid des Widerspruchs, der manchmal das sanfte Geschlecht beherrscht, oder war es ein unglücklicher Zufall, genug die liebenswürdigen Eigenschaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demselben, die Aufmerksamkeit, der Zeitvertreib, kurz was alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit' und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so manches andere, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte, ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältniß immer kälter, und wenn es sich jetzund gar zerstören, so muß ich, wenigstens in meinem Herzen, die erste Schuld jenem Hunde beimessen.

Armidore, der aus dem Cabinet wieder zur Gesellschaft getreten war, sagte nachdem er diese Geschichte vernommen: es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die gesellschaftlichen Thiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gedruckt werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab:

Ferrand und Carbano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Pagen am Einem Hofe, Offiziere bei Einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden, und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Carbano hatte Glück bei den Weibern. Ferrand im Spiel. Jener mußte das seine mit Leichtsinn und Uebermuth, dieser mit Behagen und Anhaltsamkeit.

Zufällig hinterließ Carbano in dem Moment als ein genaues Verhältniß abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er schaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer andern, eben da er sie zu meiden gedachte, und von der Zeit an ward es Carbano einer jeden Liebelei zum Anstand ein solches Hündchen zu unterhalten. Ferrand wußte um diese Posse, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre.

Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheirathet war und auf seinen Gütern lebte. Carbano brachte einige Zeit, theils bei ihm, theils in der Residenzstadt zu, und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einst sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebstes Löwenhündchen, er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt es, streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Thier erhalten habe? Von Carbano, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des freien Neunzeichens, womit Carbano seinen Blankesinnig zu begleiten pflegte, des Sinnes des leichtsinnigen Ehemanns, er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus seinen Liebesumgang mit Gewalt gegen die Erde, verjagt das sonderbare Thier, und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Uebereinkunft sich abzufinden, und ein gerrüttetes Hauswesen machen den Beschluß dieser Geschichte.

Nicht ganz war diese Erzählung gevorgelt, als Talalie in die Gesellschaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünscht wo sie hintam, eine der seltenen Zierden dieses Kreises, ein gebildeter Geist und eine glückliche Schriftstellerin.

Man sagte ihr die bösen Weiber vor, womit sich ein geschickter Künstler an dem schönen Geschlecht versündigt, und sie ward aufgefordert sich ihrer besser Schwestern anzunehmen.

Wahrscheinlich, sagte Amalie, wird nun auch eine Anklageung dieser liebenswürdigen Bilder den Almanach sperren! Wahrscheinlich wird es dem einen oder dem andern Schriftsteller nicht an Witz gebrechen, um das in Worten noch recht anzubringen, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengedrängt hat.

Sinklair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz auftallen lassen, noch konnte er leugnen, daß hier und da eine Erklärung nöthig sein, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht bestehen könne und erst dadurch gleichsam belebt werden müsse. Wie sehr sich auch der bildende Künstler bemühet, Witz zu zeigen, so ist er doch niemals dabei auf seinem Fleck. Ein Zerrbild ohne Inschriften, ohne Erklärung ist gewissermaßen dumm, es wird erst etwas durch die Sprache.

Amalia. So lassen Sie denn auch dieses kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden. Ein Frauenzimmer ist in einem Lehnsessel eingeschlafen, wie es scheint über dem Lesen; ein anderes, das dabei steht, ertappt ihr eine Dose, über sonst ein Gesicht hin, und weint. Was soll das vorstellen?

Hinkintir. So soll es also den Erklärer machen? ebbelte die Damen weiter gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklärer gut gesinnt zu sein scheinen.

Hier fiel, wie man mit sagte, eine Schriftstellerin vorzestellt seyn, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Tintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und diesen Dienst unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorstellungen, so wie Feder und Tinte sogleich wieder finden.

Arden. ein berühmter Künstler, der mit Talenten gekommen war, machte der Darstellung, wie sie das Blatt zeigte, den Krieg. Wenn man, so sagte er, ja diese Begebenheit, oder wie man es nennen will, darstellen wollte, so mußte man sich anders dabei benehmen.

Henriette. Nun lassen Sie uns das Bild geschwind auf's neue convenieren.

Arden. Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genau betrachten. Daß jemand sich beim Schreiben das Tintenfaß halten läßt, ist ganz natürlich, wenn die Umstände von der Art sind, daß er es mitgehende hinlegen kann. So viel Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Tintenfaß, wenn sie, in ihrer Sänfte sitzend, die Geschichten aufschrieb die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß jemand der im Bette schreibt, sich das Tintenfaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß. Genug, sobne Henriette, die Sie so gern fragen und forschen, was mußte der Künstler vor allen Dingen thun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tisch verbannen, er mußte die Schatulle so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand wo das Tintenfaß stehen konnte.

Arden. Gut! Ich hätte sie in einem der gewöhnlichen Lehnsessel vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre sonst Bergeren nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehn hätte. Es wird supponirt, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer anders das Unbequeme zumachet, macht sich's selbst unbequem. Das Papier entsinkt dem Schooße, die Feder der Hand und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält vertraulich das Tintenfaß.

Henriette. Ganz recht! Denn hier haben wir sachen ein Tintenfaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen soll. Warum sie nun gar Thränen abzuwischen scheint, läßt sich bei einer so gleichgültigen Handlung nicht denken.

Jinklair. Ich entschuldige den Künstler. Hier hat er dem Erfinder Raum gelassen.

Arden. Der denn auch wahrscheinlich an den bei den Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Witz üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der die beide Künstler witzige Darstellungen versuchte, ob sich sie allein für äußerst schwer hatte; aber auch alsdann bewähre er sich sein Talt selbstständig zu machen. Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben, nur sehe er zu, sein eigner Commentator zu werden.

Jinklair. Wenn Sie ein witziges Bild machen; so werden Sie dem angehören, daß es nur für den Unterrichteten, nur für den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend und treffend sein kann; warum sollen wir alle den Commentator nicht danken, der uns in den Stand setzt, das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird.

Arden. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes das sich nicht selbst erklärt; nur möchte sie so kurz und sinnlich sein als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Wort wird behalb nicht von allen verstanden; was von dieser Art auf fernen Zeiten uns Ländern zu und gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der ihm ein witziges Wort ein witziges Werk schreiben wollte. Der Witz läuft schon bei seinen Ueberzeugungen Gefahr zu wirken, im zweiten und dritten Glied wird er noch seltsamer anstarren.

Jinklair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünschte, wie sie bequemst, wie sie beliebt ist.

Arnidore eintrat er auf dem Cabinet kommen). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette sie waren schon längst bei Seite gelegt.

Amalia. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe und zwar für immer. Dem Herausgeber muß aufgeholfen werden, seinen Gebrauch davon zu machen. Ein Dutzend und mehr hübsche, dafür werth Bilder in einem Dutzendkalender; liegt es der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruinieren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen seiner Schönen, welcher Gatte seiner Frau, ja welcher Vater seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt was sie nicht ist und was sie nicht seyn soll.

Arnidore. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun: Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in gleichem Sinn machen finden; unser wackerer Chodowiecki hat schon manche Scenen der Unnatur, der Verderbtheit, der Barbarei und der Abgeschmacktheit in kleinen Monatskupfern treflich dargestellt; allein was hat er: er stellte dem Haßenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausharrens, eines gebührten Strebens nach Werth und Sohnbarkeit. Lassen Sie uns mehr thun als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte thun. Hat der billende Künstler dießmal die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller, oder, wenn ich meine Künstler ansprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite und so kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern. Cutalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Ueberschreiben Sie die Schilderung guter Frauen. Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern; und getrauen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten.

Jinklair. Thun Sie es, Cutalie! ergeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind.

Cutalie. Schriftsteller versprechen gar zu leicht, weil sie hoffen, dankenige leisten zu können, was sie versprechen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Muße vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Was in unsern Gunsten zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß,
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bey der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Das Günstige vorzutragen geübet Gastfreundschaft, und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

Armidore. Einsicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung würden nur in diesem Fall noch willkommner.

Dinklate. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören, als von der Verfasserin, die sich in den Mährchen, das uns gestern so sehr entzückte, so unvergleichlich bewiesen hat.

Eulalie. Das Mährchen ist nicht von mir!

Dinklate. Nicht von Ihnen?

Armidore. Das kann ich beyegen.

Dinklate. Doch von einem Frauenzimmer.

Eulalie. Von einer Freundin.

Dinklate. So giebt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Aber weiß wie viel und beste're.

Armidore. Mögen Sie der Gesellschaft erzählen, was Sie mir entdeckten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche sonderbare Weise diese angenehme Production entstanden ist.

Eulalie. Ein Frauenzimmer das ich auf einer Reise schätzen und kennen lernte, fand sich in sonderbare Lagen versetzt, die zu erzählen allzu weitläufig seyn würde. Ein junger Mann, der viel für sie gethan hatte, und der zuletzt seine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung. Ueberraschte ihre Verlobte und sie gewinnte, vor der ehelichen Verbindung, ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereignisse nöthigten den Bräutigam sich zu entfernen und sie sah, in einer einsamen ländlichen Wohnung, nicht ohne Sorgen und Unruhe, dem Glücke Mutter zu werden entgegen. Sie war gewohnt mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren seine Vorträge mehr zu beklagen, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüthe hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem einzigen ten Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geists, zum Anfang seines Daseyns, eine günstige Nahrung zu bereiten, schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufällig fanden sich in der einige Bände Mährchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von dem sammernden Verhältnissen loszureißen, und diese phantastischen Produktionen machten auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz abwenden konnte, so theilete sie nunmehr alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich tragische Mutter-Gefühl, in einem so bedenklichen Zustande, alles verwebte sie, in körperlichen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeyzogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalia. Weder sie sich wohl schwerlich das Zeitvertreib hatten ließ.

Eulalie. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderlich und mährchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Neigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Pflegekindes zurückgebracht wurde. An ihrem Hochzeittage schrieb sie das Mährchen, das, bis auf weniges, ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eignen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Serlen, der seinen Platz am Lombrett sie eben einem andern überlassen hatte, herbeieilte und sich nach dem Inhalte des Gespräches erkundigte. Man sagte ihm kurz: es sey die Rede von einem Mährchen, das aus täglichen phantastischen Confessionen eines krankenden Gemüthes, doch gewissermaßen verständlich, entstanden sey.

Eigentlich, sagte er, ist es Schade, daß so viel ich weiß, die Tagebücher abgekommen sind. Vor zwanzig Jahren waren sie Sklaven in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich einen Schatz zu besitzen, wenn es seine Gemüthszustände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Person, der eine solche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeschlagen wäre. Eine Gouvernante hatte sie in früher Jugend an ein solches tägliches, ängstliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt fast zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden. Sie verschwiegen es nicht als erwachsenes Frauenzimmer, sie nahm die Gewohnheit mit in den Ehestand hinüber. Solche Papiere hielt sie nicht sonderlich geheim und hatte es auch nicht Ursach, sie manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne zum Lesen heraus zu geben. Das Ganze verlangte niemand zu sehen!

Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an sie, einen Hausfreund zu besitzen.

Mit eben der Pünktlichkeit, mit der sie sonst ihrem Papiere täglich geschienen hatte, setzte sie auch die Bezeugte hierin neuen Verhältnissen fort. Von der ersten Neigung, durch eine wachsende Neigung, bis zum unentwickelten der Gewohnheit, war der ganze Zeitraum einer Leidenschaft entweder aufgezeichnet und gerettet dem Manne zur sonderbaren Lectüre, als er einmal zufällig über den Schreibtisch kam und, ohne Argwohn und Absicht, eine aufgeschlagene Seite des Tagebuchs bemerkte. Man begreift, daß er sich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu lesen, da er denn zuletzt noch ziemlich gerührt von dannen ging, weil er sah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine gefährliche Weise den gefährlichen Gast zu entfernen.

Armidore. Es sollte doch, nach dem Muniche meines Freundes, die Rede von guten Weibern seyn, und ehe man sich's versieht, wird wieder von bösen gesprochen, die wenigstens nicht die ersten sind.

Amalia. Warum denn immer bös oder gut! Möchten wir nicht mit uns selbst, so wie mit andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns das hervorbringen mögen und wie sich jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung besser stellt?

Armidore. Ich glaube es würde angenehm und nicht unnütz seyn, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden und deren uns manche im Leben vorkommen, auffegte und sammelte. Leise Züge, bey den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheit daraus entspringen, sind recht gut des Aufbehaltens werth. Der Romanenschreiber kann sie nicht brauchen, denn sie haben zu wenig bedeutendes, der Anekdotensammler auch nicht, denn sie haben nichts witziges und regen den Geist nicht auf; nur bedeutende, der, im ruhigen Anschauen, die Menschheit gerne sieht, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Dinklate. Herwahr! wenn wir früher an ein so thätiges Werk gedacht hätten, so würden wir unsern

Freunde, dem Herausgeber des Damenkalenders, gleich an Hand geben können und ein Dutzend Geschichten, wo nicht von fürtrefflichen, doch gewiß von guten Frauen aufsuchen können, um diese bösen Weiber zu balanciren.

Amalia. Besonders wünschte ich, daß man solche Fälle zusammentrüge da wo eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erspart. Um so mehr als auch hier der Künstler eine theure (kostspielige) Gattin, zum Nachtheil unsers Geschlechts, aufzuopfern hat.

Zeyton. Ich kann Ihnen gleich, schöne Amalia, mit einem solchen Falle aufwarten.

Amalia. Lassen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Männern gewöhnlich, wenn sie die Frauen loben wollen, sie gehen vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Zeyton. Diesmal wenigstens brauche ich die Umkehrung meiner Absicht, durch einen bösen Geist, nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirthe gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wohl hauptsächlich ein Mittel ergriffen haben, das ihm übrigte den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos, ohne Liederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheirathet, eine stille leibliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn, bei sich im Stillen, tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das baare Geld nöthigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab, sie fühlte ganz den Werth desselben, so wie die Nothwendigkeit sich desselben zu Besitz zu setzen, sich dadurch zu erhalten. Ohne eine angeborne Heftigkeit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, sie übet sie die Verschwendung fleißiger. Freigebigkeit ist eine Tugend die dem Mann glänzt, und fest halten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarethe, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Fourage von Fuhrleuten und Unterthanen erhielt, aufgezählt wie sie waren, eine Zeit lang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einsticht und darauf wieder ausgab und auszahlte, ohne Packete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wohl ein, daß, wenn er auch nicht verschwendete, manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müßte. Der Wunsch ihm auf bessere Wege zu leiten war so groß bei ihr, der Verdruß zu sehen, daß manches, was sie im kleinen erwarb und zusammenbrilt, im großen wieder vernachlässigt wurde und auseinander floß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch deswegen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm soviel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dabei einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es anfaßt; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn, in einem Schein von Ungeschicklichkeit, auf die Stelle, wo die Ducaten lagen, eine Gelieferte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten und war mit ihrem ersten Beischlange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jenen Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen wegenommen habe. So vermehrt sich nach und nach ihr heimlicher Schatz und zwar um desto reichlicher, als sie alles was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das strengste zusammentheilt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben, und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich einmal höchst ärgerlich kame ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzufragen, und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sey. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen, sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Ernte nicht ganz bezahlen können. Da er alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarethe schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anschlag und freilich ließen ihm die Folgen seiner Handlungsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarethe kennte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben einrant, und an dem sie ihm sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Goldrollen antam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war, mit sorlechter Schrift, jedoch sorgfältig darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah, und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erspart worden sey. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig überirug, seine Geschäfte vor wie nach, nur mit noch größerem Eifer, besorgte, von dem Tage an aber seinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Cassiers mit großen Ehren, sein falscher Rauthaler, ja kein verrufner Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach dem Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof mit allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Zinklair. Also ging alle diese Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrschaft hinaus. Ich möchte doch wissen, in wie fern man Recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für so herrschsüchtig hält.

Amalia. Da haben wir also schon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe verdient.

Armidore. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber. Ich glaube in Ihren Gesichtszügen bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht sehr verwöhnt sind, diesen Vorwurf von Ihrem Geschlechte abzulehnen.

Eulalie. In so fern es ein Vorwurf wäre, wünschte ich, daß ihn unser Geschlecht durch sein Betragen ablehnte; in wie fern wir aber auch ein Recht zur Herrschaft haben, möchte ich uns nicht gern vergeben. Wir sind nur herrschsüchtig, in so fern wir auch Menschen sind; denn was heißt herrschen anders, in dem Sinn wie es hier gebraucht wird, als auf seine eigne Weise, ungehindert thätig zu seyn, seines Daseyns möglichst genießen zu können. Dieß fordert jeder rohe Mensch, mit Willkühr, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erscheint bei uns Frauen dieses Streben nur lebhafter, weil uns die Natur das Herkommen in die Ehe eben so gut zu verkürzen scheinen, als die Männer begünstigt sind. Was diese besitzen, müssen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger, als das, was man ererbt hat.

Zenton. Und doch können sich die Frauen nicht mehr beklagen, sie erben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr, als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sey ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausspruch: „Er soll dein Herr seyn“ ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist. Die Männer kennen sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbilden, stand die Akademie immer, und indem sie bildungsfähig sind, mögt sich in der Erfahrung die Waagschale zu ihren Gunsten.

Armidore. Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; denn bei einem weiseren Einfluß muß der Mann weiblicher werden und dann verliert er; denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie; denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommner denken läßt.

Zenton. Ich habe mich in so tiefe Betrachtungen nicht eingelassen; indessen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrscht und herrschen muß; daher, wenn ich an Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht wo sie herrscht; denn daß sie irgend wo herrsche, setze ich voraus.

Amalia. Und da finden Sie denn was Sie vor aufsehen!

Zenton. Warum nicht? geht es doch den Physikern und andern, die sich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel besser. Ich finde durchgängig: die thätige, zum Erwerben, zum Erhalten geschaffene, ist Herr im Hause; die schöne, leicht und oberflächlich gebildete, Herr in großen Cirkeln; die tiefer gebildete beherrscht die kleinen Kreise.

Amalia. Und so wären wir also in drei Classen eingetheilt.

Sinklair. Die doch alle dünkt mich, ehrenvoll genug sind, und mit denen freilich noch nicht alles erschöpft ist. Es giebt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht sprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unser Lob sich nothwendig in Tadel verkehren müsse.

Henriette. Die vierte Classe also wäre zu erraten. Lassen Sie sehen.

Sinklair. Gut, unsre drei ersten Classen waren Wirksamkeit, zu Hause, in großen und in kleinen Cirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unsre Thätigkeit?

Sinklair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! und wie das? Eine unthätige Frau sollte herrschen!

Sinklair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinklair. Durch Vernehmen! Wer aus Charakter oder Marime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalia. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, besonders wenn sie die Preisen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalia, es ist nichts unschädlicher als solche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was andre von uns denken. Nun also die verneinenden, wie wäre es mit diesen?

Sinklair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung sprechen. In unserm lieben Vaterland soll es weniger in Frankreich gar seine geben, und zwar deswegen, weil die Frauen sowohl bei uns, als bei unsern gepriesenen Nachbarn, einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo sie sehr beschränkt sind, wo der äußerliche Anstand ängstlich, die öffentlichen Vergnügungen seltener sind, sollen sie sich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man sogar einen eigenen Namen, mit dem das Volk, die Menschenkenner, ja sogar die Aerzte, ein solches Frauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geschwinde den Namen; Namen kann ich nicht raten.

Sinklair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt seyn soll, man nennt sie Schälke.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinklair. Ich war eine Zeit, als Sie die Fragmente des Schweizer Physiognomisten mit großem Antheil lesen mochten; erinnern Sie sich nicht auch, etwas von Schälken darin gefunden zu haben.

Henriette. Es könnte seyn; denn ist es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinklair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude jemand einen Possen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verwandeln, das Leben sauer macht. Es ist auch in jener Gegend etwas gewöhnliches. Mir ist es einigemal vorgekommen, daß mir ein Kindermädchen, gegen den ich diese und jene Frau sonst pries, einwendete: aber sie ist ein Schalk. Ich hörte sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: es ist ein Schalk, da wird schwer zu helfen seyn.

Amalia stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Sinklair. Mir schien es auch so, und deswegen schrieb ich damals die Symptome dieser bald moralischen, bald physischen Krankheit, in einem Aufsatz zusammen, den ich das Capitel von den Schälken

nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologischen Bemerkungen dachte, ich habe es aber bisher sorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl schon einmal sehen lassen, und wenn sie einige hübsche Geschichten wissen, woraus wir recht deutlich sehen können, was ein Schalk ist, so sollen sie künftig auch in die Sammlung unserer neuesten Novellen aufgenommen werden.

Zinklair. Das mag alles recht gut und schön seyn, aber meine Absicht ist verfehlt, um herumwirren ich herum; ich wollte jemand in dieser geistreichen Gesellschaft bewegen, einen Text zu diesen Calenders stechen zu übernehmen, oder uns jemand zu empfehlen, dem man ein solches Geschäft übertragen könnte, anstatt dessen schelten, ja vernichten sie mir diese Blättchen und ich gebe, fast ohne Kupfer, so wie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indessen das, was diesen Abend hier gesprochen und erzählt worden ist, auf dem Papi re; so würde ich beinahe für das, was ich suchte und nicht fand, ein Aequivalent besitzen.

Armidoro (aus dem Cabinet rufend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünschen zuvor. Die Angelegenheit unsers Freundes, des Herausgebers, ist auch mir nicht fremd. Auf diesem Papiere habe ich geschwind protokollirt was gesprochen worden, ich will es ins Reine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geistes zu ziehen, so würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton, die Frau in mit den schroffen Zügen, in denen unser Künstler sie beliebigen mag, wieder aussöhnen.

Henriette. Ich kann Ihrer thätige Freundschaft nicht loben, Armidoro, aber ich wollte Sie hätten das Gespräch nicht nachgeschrieben. Es giebt ein böses Beispiel. Wir leben so heiter und zutraulich zusammen, und es muß uns nichts sprechlicheres seyn, als in der Gesellschaft einen Menschen zu wissen, der aufmerkt, nachschreibt und, wie jetzt gleich alles gedruckt wird, eine zerstückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publicum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man versprach ihr nur allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen sollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereden, das Protokoll des Geschwindschreibers zu redigiren, sie wollte sich von dem Mährchen nicht zerstreuen mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Protokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie konnten, aus der Erinnerung nachhalfen, und es kann wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

Novelle.

1827.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schlosshofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eifrigen Beschäftigungen der nächsten Lieben sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontaschchen, man schos die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch die und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewiß Eitelkeit sich zu zeigen nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von trefflichen Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin aufs beste durch das Gewimmel der anfahrenden Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe: er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Ländervereises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und seltnes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht einen Spaziertritt vorzuschlagen, den sie im Gleichbruche, des fürstlichen Obelms, unternehmen sollte, auch lasse ich, sagte er, vor unsern Homerio, als Stalls- und Hofjunker, der für alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war als das Schloß selbst von dem Fuße derauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung wo man es gestern Abend gelassen hatte als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Lichter und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die anmuthenden Gläser recht auffallend die dortseitige Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen den Gemäuer angehäuert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die sorgsame Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer dem Schlosse nähern Stelle, über welche der Zaubjung weggehen mußte; sie erwartete den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Durchdringungsfähigkeit des Instruments, erkannten ihre aufmerksamen Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie entdeckte sich nicht abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Zahn und seiner Bitterung sich entgegen stemmte, und wie doch die und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir manches anthun und diese Mißmuth zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht um jeden Wanderer, jeden Beschauenden in Erstaunen zu setzen zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter betrachtete sprach er weiter: Hier, wo man, den Holzweg durch die äußern Ringmauern herausnehmend, vor die eigentliche Burg gelangt, zeigt uns ein Felsen entgegen von dem Gipfelsten des ganzen Gebirgs; hier auf nun steht gemauert ein Thurm, den niemand wußte zu sagen wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald der diesen uralten Gipfel umzieht; seit hundertundfünfzig Jahren hat seine Art hier gelungen und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihre sind an den Mauern anbringt stellt sich der glatte Aborn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen, um diese mühsam wie und herumschlingen und unsere Jugendre verständig führen. Seht nur wie trefflich unser Meister dieß Charakteristische auf dem Papier angedeutet hat, wie sonderlich sich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten

zwischen das Mauerwerk verflechten und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeleitungen sind. Es ist eine Mühnig wie keine, ein zufällig einzigst Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was sagt ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, fanden Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen oder gefährlichen Weg bereitet. Inwendig bedurfte es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber den haben mächtige Bäume die und da zu wunderlich Gitter und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen, nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt; ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Diese Blätterschichten wegnehmend haben wir den merkwürdigsten Platz gebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu bedauern, daß auf den Stufen die in den Hauptthurm hinaufführen ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann um die Zinne, der umhergränzen Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweist man denselben in Schatten, denn dieser Baum ist der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die sämmtlichen Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter den wir ihm zugegeben eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Aussicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge, seine Augen fliegen lassen, der nicht wünschte sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein und meldete die Pferde seyen vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin höre ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so ritten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes unter, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles was der Mensch leistet und bedarf, man bildet sich einen Begriff ein, es sey kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Ueberlegungen gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander gränzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannigfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ja weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahrszeit kömmt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der fürstlichen häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ja hatte mich kaum —

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung eines Unheils gelangweilt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends in besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, behaft ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hintenthore herauszureiten, zum Vorderthore hergunter ihren widerwillig bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und so war auch Honorio von der sonst so erlesenen Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu seyn.

Wie voranzusehen durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Lieutenantsbürge erbeutete jeden Augenblick durch eine geistreiche Bemerkung. Ja wiederholte, sagte sie, meine gestrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die sanfteste und anmuthigste sey.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Thal und Wiesen her. Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seyen, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ja es doch als ob die Weiber nicht brauchig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten wenn er sich damit schmückt und aufputzt. Die sodane Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Krambäume ein gebrechliches Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten als ein abgrenzendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wälde und Wüstenstimme laut und kräftig hören, die Pferde schauderten und man kannte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften sie die bunten colossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfunden sollte. Der grimmig umgehende Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er seine Beute seiner würdig vor sich sähe; andere wunderliche bunte Gestalten verdeckten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch schreckliches immer aufgeregt seyn will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube derselbige sey inwendig ebenfalls so feiner; es ist an Mord und Todschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bankelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert seyn, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie sodann und lebhaft es sey, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch möglichen von solchen Scheußlichkeitsbildern möchte übrig geblieben seyn, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als gebirgter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlbestellte sorgte Fruchts- und Lustgärten sanfte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begränzten und ermüdeten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweiten Male gemäht, sommerlich üppig anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so gegen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem leidlichen Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, dem Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Zeit- und Maßgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangt man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß tief, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten übrigen Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahtbarte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Umfang erfreuet, oder vielmehr, wie es und bei dem Umfang auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Aussicht, ritten sie eine steinigte breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein gränzgebietender Gipfel entgegen stand, wenig alte Bäume tief unten am seinen Fuß; sie ritten hindurch und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgerathen vorne, und so thürmte sich's aufwärts; das bayrischen Herzoge so stürmte sich's aufwärts; das bayrischen Herzoge stürzte sie in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeigte Neigung zu einem Versuch. Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bedenklicher, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unthätig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorliegender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels übergung aber sich doch noch malerisch genug hinter einander schob.

Die Sonne, herunter auf ihren höchsten Stelle, verlieh die starke Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so ihrbetliches Wertheng überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, bestellte das Benöthigte ferkassenweis unterzubringen, jenseits das aufgethürmte Kalke und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war schon verschiedentlich über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu seyn pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erste Mal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reine sich und friedlich ausbreite, und den Eindruck verleihe als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt seyn könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, da sey doch oder niedrig, weit oder eng, so giebt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Getroͤse nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme daͤmpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Glaͤser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Otheim sprach: Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchtete immer das Unglück zum zweiten Male zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin auflas, sagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwarteten, unbegreiflichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, obendrein, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon wieder seyn. Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche drei treflichen Oheimen wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürsterclich wohl war jener Fall, überraschend und endringlich genug, um geübtere eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks aͤngstlich durchzufassen, als zur Nachtzeit auf dem großen buderreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder aus Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen zängelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein gerötet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre blechernen an den Laden flammend ausgespannten Zeichen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich mutwillig tanzend vergnügen, und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit freisendem Gebrüll rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestelk noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Geistesmacht dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenskarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbrauuen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Marrwar, nun schien der heitere morgenländische Geschäftskreis unnahbar, ihre Augen verblähen. Wald und Meere hatten einen wunderbaren dämpfenden Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seine fahenden Hüte nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle bei nahen fließens Bache herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Gelbsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte; herausspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, tam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stapfte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es überraschte sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am steilen Gerölle bei Hangen an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben trostlos zu Boden. Die sodine Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herstieg, neben ihm gemächlich heraufritt, schien seine Kraft auf neue anzuspornen und zu reizen. Beide Reiter erreichten zugleich den Ort wo die Fürstin am Pferde stand, der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte, und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit seinen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen und tniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gegogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war siegen, er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Morrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gehe ihm den Rest, sagte die Fürstin, ich fürchte er beschädigt euch noch mit den Krallen. — Vergeblt! erwiederte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf eurem Schlitten glänzen soll. — Freuelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit in tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt eben, deßhalb aber denke ich auf freudigste, ich blicke dieses Fell nur an wie es euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzt sie. — Ist es doch, erwiederte der Jüngling mit gläubiger

Manar, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger der zur Scheu getragen wurden. — Ich werde mich an eure Klugheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; denn ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal hier, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise unerlaubt wäre, so laßt mich bitten von der Gunst, von der Gnade die ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat an eurer Tafel zu sitzen, wen ihr beehrt eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende fremden von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Weltheils gesprochen wird, ergeht an den curiosen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sey? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das Alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, euch selbstständigen Edelmann heranwachsen zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte eure That wäre ein so empfindender Reisepaß als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.

Das anfangs einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kannten, und kaum war Hermorie sich besinnend aufgestanden, als sie sich beugend und schreiend über den Leichnam der warf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich ziemlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sey die Meisterin und Wärterin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzjunge, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen fließweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Stufen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine naturliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den obngefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier: ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niederlassen und auf uns gewartet; denn deine Fußsohlen schmerzten dich, und deine Flanken hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar: Und, und, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr seyn: Wehe, wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse heran Reiter heranssprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltsam betriebener Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Höhe einherspringend stutzten und harrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig anzeigen mochte. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereignis, einen Kreis unter von Reitern und Rachefordernden zu Fuße. Unsicherlich war man nicht was zu thun sey; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkommt, wie dieß gute Thier.

Der Löwe, sagte der Fürst, hast du seine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer kommt herunter, der sein ohne Noth auf einen Baum geretten hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Also, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr habet eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir einer Geschöpf nicht schonen können; warum wart ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen? — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir dielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir überreilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab, eilig ein Mann herausspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam, unser Alkmen springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: eben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber setzte der Mann: warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen um sie ausputzen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich besser, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wohl schon in

Bären gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herabdrohte, ſagte hierauf: welche Bürgſchaft geht ihr mir, daß wenn wir eures Löwen ſchonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier dieſe Frau und dieſes Kind, erwiederte der Vater haſtig, erbieten ſich ihm zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beſtimmten Koſten herausſchaffe, da wir ihn denn unſchädlich und unbeſchädigt, wieder zurückbringen werden.

Der Knabe ſchien ſeine Fibe verſuchen zu wollen, ein Inſtrument von der Art, das man ſonſt die ſanfte, ſüße Fibe zu nennen pflegte; ſie war kurz geſtaltet wie die Pfeifen; wer es verſtand wußte die am mannigfaltigſten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürſt den Bärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieſer aber verſetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten verwauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben ſoll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergeſtalt entſtellt, daß niemand als durch jenen erſten engen Anweg zu dem Zauberſchloſſe gelangen thune, wozu es Fürſt Friedrichs Geiſt und Geſchmack ausbilden will.

Noch einigem Nachdenken, wobei ſich der Fürſt nach dem Kinde umſah, das immer ſanft gleichſam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er ſich zu Honorio und ſagte: du biſt heute viel geleiſtet, vollende das Tagwerk. Beſetze den ſchmalen Weg, haltet eure Büchſen bereit, aber ſchießt nicht eher als bis ihr das Geſindſ nicht ſonſt zurückſcheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er ſich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige ſtehen. Eilig ſchickte Honorio ſich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte ſeine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Geſetz, und vielleicht eben deßwegen ſo hergergreifend; die Umſtehenden ſchienen wie begeubert von der Bewegung einer liebrartigen Weiſe, als der Vater mit anſländigem Enthuſiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürſten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gottswerke weiſe ſind, jedes nach ſeiner Art. Geht den Felſen wie er feſt ſteht und ſich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenſchein; uralte Bäume pieren ſein Haupt und ſo gerädnt ſchaut er weit umher; ſtürzt aber ein Theil herunter, ſo will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen ſie nicht verharren, muthwillig ſpringen ſie tief hinab, der Bach nimmt ſie auf, zum Fluſſe trägt er ſie. Nicht widerſtehend, nicht widerſpenſtig, eilig, netn, glatt und abgerundet gewinnen ſie ſchneller ihren Weg und gelangen von Bach zu Fluß, endlich zum Ozean, wo die Riesen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preiſt den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum ſeht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene, noch ſpät im Herbſt ſammelt ſie emſig und baut ſich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meiſter und Geſelle; ſchaut die Ameiſe da! ſie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, ſie baut ſich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdenklein und Kiefernadeln, ſie bewahrt ein die Höhe und wölbet es zu; aber ſie hat nun emſig gearbeitet, denn das Pferd ſtampft mit Hufen alles auseinander, ſehr dumm! es zerreißt ihre Balken und zerſtreut ihre Planken, ungeduldig ſchnaubt es und kann nicht raſten; denn der Herr hat das Roß zum Geſellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin ſie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernſten Schrittes durchzog er die Wüſte, dort berrſcht er über alles Gethier und nichts widerſteht ihm. Doch der Menſch weiß ihn zu zähmen und das grauſamſte der Geſchöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, worauch auch die Engel gemacht ſind, die dem Herrn dienen und ſeinen Dienern. Denn in der Ehe wengrube ſchente ſich Daniel nicht; er blieb feſt und getreu!, und das wilde Brüllen unterbrach nicht ſeinen frommen Geſang.

Dieſe mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthuſiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind die und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geſchickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Fibe ergriff, im Einklang ſich hören ließ, das Kind aber ſang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Gang;
Engel ſchweben ihm zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Fibe zu begleiten, die Mutter trat die und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz beſonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderſetzte, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch ſich ſelbſt aufregend erhöhte.

Engel ſchweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Dieſe ſanften frommen Lieder
Laſſen Ungſtäct nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder
Und ſo iſt es ſchon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erfaßrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet entbüllt.

Alles war ſtill, hörte, berachte und nur erſt als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie bezaubert; jeder in ſeiner Art gerührt. Der Fürſt, als wenn er erſt jetzt das Unheil überſähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte wieder auf ſeine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, ſich nicht verſagte das geſtickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl die jugendliche Bruſt von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten ſie beklemmt hatten. Eine vollkommene Stille beherrſchte die Menge, man ſchien die Gefahren vergeſſen zu haben, unten den Brand und von oben das Erſtehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürſt zuerſt wieder in die Gruppe

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir;
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir,
„Manch bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Zitterstöne beschwichtigen und ihn sodann anbinden, so wie unbeschädigt in seinen Verschlag wieder zurücktreiben könnte? Sie bejahten es, versicherend und betheuernd; der Kastellan wurde ihnen als Begweiser zugegeben. Nun entfernte der Zärtl mit Wenigen sich eiligst, die Zärtlin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reisig zu bäufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstück sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereignis gefaßt. Aber die Heraufkommenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah wunder wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen, ich fluche dir nicht, schone meinen Löwen, guter junger Mann, ich flehe dich.“

Honorio schaute gerade vor sich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann — Du schaust nach Abend, rief die Frau, du thust wohl daran, dort giebt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst. Hierauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überspielen sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

Wenn euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, fortfährt und singend, wie ihr überzeugt seyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns des selben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Gott ihn das Kind binden, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns versteken, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das beste thun. Es sey, versetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich euch durch einen beschwerlichen Steig auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels und das bekämpfte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppe hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Zitterton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war abermahlen genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger bewegte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er hier der versöhnten dem aufgeregten Thiere entgegen ginge; die Mutter betete, mit bestorzem Gesicht, überzeugt vorbetend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Zitte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend verschlagenen Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Beschwerde. Er zeigte die und da Lust sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke bereinfandte, wie verklärt niederstreute und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin bin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schooß gebogen, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingedrungen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm sänftend sein buntbelaubtes Halstuch vom Nacken, und verband die grünliche Tatze des Unthiers. Es daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurücklehnt und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustschlag des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sey.

Giorretin sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vergessplelt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrlich sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwimmt zurück.
Blanket Schwert erklärt im Liede,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Geber enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anbeimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so gebt mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Lieben Sohn und zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochgetannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Winckelmann.

Ihre der Herzogin

Anna Amalia von Sachſen-Weimar und Eiſenach

Hochfürſtlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigſte Fürſtin,

Gnädigſte Frau,

Jenes mannigfaltige Gute, das Kunſt und Wiſſenſchaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigſte Erlaubniß vermehrt, Winckelmanns Briefe an Berendis dem Druck übergeben zu dürfen. Sie ſind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte ſich unter Höchſtihre Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann ſich in der ängſtlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme leſen kann.

Wären dieſe Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, ſo hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem ſolchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schickſal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer ſollte wohl des Möglichen gedenken, wenn das Geſchehene ſo viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben ſeit jener Zeit ſo viel Räthliches und Angenehmes geſtiftet und gehegt, indeß unſer fördernder und mitfühlender Fürſt Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünſtigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beſchränkten Kreiſe nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige ſogen die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher ſteigen würde, wenn ſich ein Unterrichteter das Werden und Wachſen darzuſtellen bemühte.

Nicht auf Beſitz, ſondern auf Wirkung war es angeſehen, und um ſo mehr verdient die höhere Cultur dieſes Landes einen Annaliſten, je mehr ſich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die ſichtbaren Spuren ſchon verloſchen ſind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtſeyn anfänglicher Stiftung und fortgeſetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und geſunden Alter, gelangen und noch ſpät einer glänzenden Epoche genießen, die ſich jetzt für unſern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in ſich verknüpft, befeſtigt, geſichert und der Nachwelt überliefert werden ſoll.

Da ich mir denn zugleich ſchmeicheln darf, jener unſchätzbaren Gnade, wodurch Höchſtdieſelben mein Leben zu ſchmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter

J. W. v. Goethe.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſelten bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch. Denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſt ſich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daſeyns, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmanniſchen Briefe haben manchmal dieſen wünſchenswerthen Charakter.

Wenn dieſer treffliche Mann, der ſich in der Einſamkeit gebildet hatte, in Geſellſchaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernſt und bedächtig war, ſo fühlte er vor dem Briefblatt ſeine ganze natürliche Freiheit und ſtellte ſich hier ohne Bedenken dar, wie er ſich fühlte. Man ſieht ihn beſorgt, beängſtet, verwundert, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gebahrtem Charakter, der auf ſich ſelbſt vertraut, der, obgleich die äußern Umſtände ſeiner Einbildungskraft ſo mancherlei Mühlbares vorlegen, doch meiſtens den beſten Weg ergreift, bis auf den letzten ungebuldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben koſtete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Redlichkeit und Derbheit, je nachdem ſie an verſchiedene Perſonen gerichtet ſind, einen verſchiedenen Charakter, welches immer der Fall iſt, wenn ein geiſtreicher Briefſteller ſich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung ſpricht, und alſo eben ſo wenig als in der Nähe das Gehörige und Paſſende vernachläſſigen kann.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freunde zum bestimmten Zwecke. Jenaische von großer Bedeutlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Gesellschaftsneuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Sodn ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit edler Geschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Mutterwitz und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer charakterisiren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Dahlenschen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Gallimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, thun nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung. Sie sind zum Theil aus Nöthen, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefsteller geht sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen, in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, festgebundenen Charakter, doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele belebt sie. Ueberdieß sehen sie, verglichen mit andern sonst bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Auffassung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr für Menschenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern, und fügen einiges über den Mann an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgetheilt werden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seesen in der Altmark im Jahre 1720, studirte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußischen Regiment Husaren, die der Furst nach geendigtem Kriege, aber noch ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmannen, mit dem er sich freundschaftlich verband und später, durch dessen Empfehlung, bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in Französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Weimarischer Minister, unsern Berendis in sehr thätige Geschäfte, wo er zuerst als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Executor bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1765 am 26. October zu Weimar.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen, so wie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unausprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen eines besondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch versucht man immer aufs neue durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über W., seinen Charakter und sein Geschicktes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die öffentliche Mitwelt nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden; so haben vorzügliche Geister hierzu ihre Eigenheit, eine Art von Sehen vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuspiegeln, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen, und auf diese Weise das Vorrecht sich nach innen bezüglich zu leben.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig, zu suchen was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern; so kann man versichert seyn, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben um dem Gemüthe, Tüchtiges und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzufinden.

Eine niederige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes, und was in einer solchen Laufbahn ängstliches und beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern gehabelt. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den

Zuſchauen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entſchieden genug aufgefaſſt worden. Einige nicht genugſam übertragte Verſuche fremde Länder zu ſehen, mißlangen ihm. Er träumte ſich eine Reiſe nach Aegypten; er begab ſich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergeſehene Hinderniſſe wieſen ihn zurück. Beſſer geleitet von ſeinem Genius, ergriff er endlich die Idee, ſich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie ſehr ihm ein ſolcher Aufenthalt gemäß ſey. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entſchiedener Plan, dem er mit Klugheit und Feſtigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Menſch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch ſeiner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leiſtet er nur, wenn ſich die ſämmtlichen Eigenſchaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, beſonders der Griechen in ihrer beſten Zeit; auf die beiden erſten ſind wir Neuern vom Schickſal angewieſen.

Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Daſeyn gewährt; dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchſtraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeyns erfreut?

Wirft ſich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, faſt bei jeder Betrachtung ins Unendliche, am zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beſchränkten Punkt wieder zurückzukehren, ſo fühlten die Alten, ohne weiteren Umweg, ſogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der ſchönen Welt. Hieher waren ſie geſetzt, dazu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenſchaft Gegenſtand und Nahrung.

Warum ſind ihre Dichter und Geſchichtſchreiber die Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheiferuden, als weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen ſowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten, daß es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu vergegenwärtigen.

Das, was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen ſcheint.

Nach einerlei Weiſe lebte der Dichter in ſeiner Einbildungskraft, der Geſchichtſchreiber in der politiſchen, der Forſcher in der natürlichen Welt. Alle bildten ſich am Nächſten, Wahren, Wirklichen feſt, und ſelbſt ihre Phantaſiebilder haben Knochen und Mark. Der Menſch und das Menſchliche wurden am wertheſten geachtet, und alle ſeine innern, ſeine äußern Verhältniſſe zur Welt mit ſo großem Sinne dargeſtellt als angeſchaut. Noch fand ſich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerſtückelt, noch war jene kaum theilbare Trennung in der geſunden Menſchennatur nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, ſondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen vorzüglich geſchickt; denn wie die geſunde Faſer dem Widerſtreit, und bei jedem krankhaften Anfall ſich eilig wieder herſtellt; ſo vermag der jenen eigene geſunde Sinn ſich gegen innern und äußern Unfall geſchwinde und leicht wieder herzuſtellen. Eine ſolche antike Natur war, in ſo fern man es nur von einem unſrer Zeitgenoſſen behaupten kann, in Winckelmann wieder erſchienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probeſtück ablegte, daß ſie durch dreißig Jahre Niederigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege geräumt, nicht abgeſtumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erſcheint er ganz und abgeſchloſſen, völlig im antiken Sinne. Angewieſen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Beſitz und Verluſt, Erhebung und Erniedrigung, und in ſolchem ſeltſamen Wechſel immer mit dem ſchönen Boden zufrieden, auf dem und ein ſo veränderliches Schickſal heimſuchte.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geiſt, ſo blieb ihm derſelbe auch in ſeinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wiſſenſchaften im Großen und Breiten die Alten ſich ſehen in einer gewiſſen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfaſſung der mannigfaltigen, außermenſchlichen Gegenſtände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerſtückelung der Einheit faſt unerläßlich iſt; ſo hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Mißtaren ſich zu zerſtreuen, in unzuſammenhängenden Kenntniſſen ſich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollſtändige ſeiner Perſönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Mißtaren und Wiſſenswerthen herumſchweifte, theils durch Luſt und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet; ſo kam er doch früher oder ſpäter immer zum Alterthum, beſonders zum Griechiſchen, zurück, mit dem er ſich ſo nahe verwandt fühlte, und mit dem er ſich in ſeinen beſten Tagen ſo glücklich vereinigen ſollte.

Heidniſches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf dieſe Welt und ihre Güter angewieſenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidniſchen Sinne vereinbar ſeyen. Jenes Vertrauen auf ſich ſelbſt, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Adnerren, die Bewunderung derſelben gleichſam nur als Kunſtwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schickſal, die in dem beſten Werthe des Daſeyns ſelbſt wieder auf dieſe Welt angewieſene Zukunft gehören ſo nothwendig zuſammen, machen ſolch ein unzerrennliches Ganze, bilden ſich zu einem von der Natur ſelbſt beabſichtigten Zuſtand des menſchlichen Weſens, daß wir in dem höchſten Augenblicke des Genuſſes, wie in dem tiefſten der Aufopferung, ja des Untergangs eine unerwüſtliche Geſundheit gewahr werden.

Dieſer heidniſche Sinn leuchtet aus Mk. Handlungen und Schriften hervor, und ſpricht ſich beſonders in ſeinen frühern Briefen aus, wo er ſich noch

im Conflict mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Partheien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, seiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr zuberkannten.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Gränze des gewissen Bedürfnisses. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu seyn. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Eduris und Thoas noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung ueberaller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod seyen und bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man schämt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte W. sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Ihee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel reich zu seyn, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelte nicht, sein Daseyn, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich W. selbst mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet W. alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüberschwindet; so erwirbt ihm doch diese sodme Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfniß sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und anbildet; so würde dem alterthümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein betrachtender Gegenstand desselben glücklich hervortrate. Wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst: denn das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der sodme Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen kann man sagen, es sey nur ein Augenblick, in welchem der sodme Mensch stehen sey.

Dagegen tritt nun die Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Maß, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufnimt, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf, und erhebt, indem es die menschliche Gestalt deifelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen Nachrichten und Zeugnissen der Alten und einwirken können. Der Geist war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Geist zu erheben. Man erblickte die höchste Würde, und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung aussprachen: es sey ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Gränzen hinaussteigern und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir W. oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er beliebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholicismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen schmachtete W. lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um W. einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, den trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu reißen, mußte ihm wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte seinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugeeignet zu haben. Der Dresdner Hof, weder allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beitreter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich alle zu stimmen. Die Beharrenden bei Fürsten bleibt, in gewissen Sinne, immer die herrschende, und die Römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeigehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte W. fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu seyn, um sich innig mit dem dortigen Daseyn zu verweben, einen zutrauenden Umgang zu genießen, nothwendig zu jener Gemeinde sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er, ohne diesen früheren Entschluß, seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihm, als einem gründlich abgewogenen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht verwegen gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Ueberzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Ueberzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen unschuldigen Verdruß, daß wir nach außen die und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu seyen glauben.

Und so erscheint auch W. bei seinem vorgehabten Schritt, besorgt, ängstlich, kummervoll und in tiefwissenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie edel, tief und rechtlich sind seine vertraulichen Aeußerungen über diesen Punkt!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel behaftet, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen darauf, daß die Menschen den bedarrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie sämmtlich in Parteien getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder vom Gefühl, noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern soll man, da wo uns mehr das Gesetzte als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieses nun die eine schwere, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehn, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegen billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für uns ere Praxis einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschwätzige Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst widerlich nur mittelmäßig und achtungswürdig vorkommen, erscheinen uns nun als wunderbar, und es ist nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für W. selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Mosaikwerk, das er unnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten zu haben, so vielleicht gar durch lose Reden sich der eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben, wenigstens ist die und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden Griechischer Kunst.

Von allem literarischen, ja selbst von dem höchsten was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, vom Poesie und Rhetorik, von den bildenden Künsten überzugehen ist schwer, ja fast unmöglich; denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen. Aber weder und nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberbebt. Um zu beurtheilen, in wie fern dieses Winckelmann gelungen, liegen die Dokumente genugsam vor uns.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinung er aufzufassen, zu redigiren und aufzustellen wußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift: Ueber die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, nebst zwei Anhängen, entstanden ist.

So sehr W. schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so trefflich Grundsätzen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgestellt ist; so sind sie doch, sowohl dem Stoff als der Form nach, keineswegs darauf und wunderlich, daß man ihnen wohl vorgeben durchaus einen Sinn abgewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet ist; weshalb diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, ein Schattenrig der damaligen Zustände unserem es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen.

Ehrhart, Hagedorn, Oeser, Dietrich, Heinecken, Oesterreich siehen, riechen, beförderten die Kunst jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke waren beschränkt,

ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Gestalten und Anerbieten cursiren, deren mannigfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Winckelmanns, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verbehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbereitet, doch einigermaßen vorgebildet, seinen Weg an, und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigentliche Bildungsepoche beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Vorstellungen ändert, die eben so reell als barbarisch seyn müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom, und wer kennte würdiger seyn, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande ist. Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Ideen nungen übertroffen. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her, mit Stimmen wandert er durch die Reste eines Riesengezeltes, das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich, wie zu den Sternen des Firmaments, winket er seine Augen zu solchen Wundergestalten empor, und jeder verschlossene Schrein öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankommling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand, noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannigfaltig, und seinen Fühlt er die Harmonie voraus, die aus diesen vielen, oft feindlich scheinenden Elementen zuletzt für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet alles, und wird, auf daß er sein Behagen vollkommener werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund (W. v. Humboldt) die mächtige Wirkung, welche jener Zustand ausübt, geschrieben entwickelte, werden wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit

„Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei dem alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt. Römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindende Gedanke, zu sehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sey es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge baten führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Raum ausschließt, an der man sich übergläcklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar ist, und dann dem äußern Sinn zugleich die Einfachheit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation. Die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klarern Medium, und die Schönheit der Farben in unaufhörlicher Mannigfaltigkeit vereint; so ist hier der Naturgenuß keiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall spielt treiben sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur mehrmal, als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu seyn wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wir nächstens mit einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine bald verpflanzte ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie seyn. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich sprechende Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer politirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so siehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als das ganze Geschlecht."

Mengs.

Aber W. hätte lange Zeit in den weiten Kreisen alterthümlicher Ueberbleibsel nach den wenigsten seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihm nicht zugleich mit Mengs zu zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit werth ist. Hier lernte dieser die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen, und sah sich sogleich aufgefordert, eine Schrift vom Geschmack der Griechischen Künstler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunstwerken aufmerksam umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht allein von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Zeiten herrühren, und daß sämmtliche Betrachtungen des Orts, der Zeitalters, des individuellen Verdienstes zugleich angestellt werden müssen; also fand auch Winckelmann mit seinem Gefährte, daß hier die Asche der ganzen Kunstcanonik beisammen sey. Er theilt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung von dem Style der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst, und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange gesuchtes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlornes Land.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordischer Völker, und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in

ihrem Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht werden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinsehen, in welche man will, so hatte der gerade richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art sich auf die Barbaren zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, bis die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam ins Allgemeine wirken kann.

Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunstgeschichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollkommenheit, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in wiederholten Individuen nothdürftig darstellen muß. Er giebt daher nur sittliche Ursachen an, die sich auch auf andere nicht anzuschließen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genugthun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunst von dem ersten Zeitraume unmöglich. Warum nun mehrere, ähnliche, tüchtige Menschen in sich einen gewissen Jahrestreis zusammengehen und sich zu gleicher Kunst und deren Bestrebung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Nachahmung nährt die Talente, bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nacheiferung, und schnell erhebt sich das mit großem Fleiß geförderte auf die höchste Stelle. Schwer verweilt sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, fürchtet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vorgängern nachzukommen bemüht, dann aber, wenn wir sie übertreffen, oder zu erreichen verzweifeln, verraten der Fleiß und der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man strebt nicht mehr nach dem Besitz, den andre schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das, worinnen wir nicht glänzen können, fahren, und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit wie mich dünkt, entsteht das größte Hinderniß vollkommene Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilians, die einen dürftigen Entwurf der alten Kunstgeschichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in diesem Fache angezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit Römischen Kunstliebhabern, eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Charakter der Griechischen, die beiden Künstler mit dem der Römischen Redner gefunden und sich bei Rednern und Kunstfreunden dadurch näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichnißweisen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeitcharakter zusammenfällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen genöthigt ist.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen bewundert haben, Polygnot und Aglaophon. Ihr einfacher Contour steht noch richtig Liebhabern, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Einneigung.

Nachher haben Zeuxis und Parrhasius, die nicht weit auseinander lebten, beide ungefähr um die Zeit des Peloponnesischen Krieges, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt, und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bekommt alles dergestalt, daß sie ihm die Gesetze der nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als übrigens belebt und beibehalten werden.

So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Ueberfluß Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmuth Apelles, von niemanden übertroffen werden. Gegnavon bewundert man, daß er in Mischung der Kunstfarben überhaupt unter die besten gerechnet werden muß, und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Töpfern ähnlich gearbeitet, Kalamis, weniger streng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form gleichlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja er stellt sogar das erwachsene Alter vermindert, und sein über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Alle würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommenen Religion, wie man sagt, zu Statten kam, so sehr hat die Majestät des Werkes dem Gotte sich gleichgestellt.

Lysippus und Praxiteles ſollen nach der allgemeinen Meinung die Wahrheit am beſten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er darin zu viel gethan; er hat die Aehnlichkeit der Todtheit vorgezogen.“

Litterariſches Metier.

Man ſieht, es iſt ein Menſch glücklich genug, für ſeine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbſt war das Beſte zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er ſieht und kennt, oder noch eher, was ihm mangt. Und ſo war auch die litterariſch-bibliographiſche Bildung haſtenzige Verdienſt, das W. früher dem Grafen Bünau und ſpäter dem Cardinal Paſſionei empfahl.

Ein Büchertenner iſt überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Luſt merkwürdige und rare Bücher zu ſammeln lebendiger, das blühende buchhändleriſche Geſchäft noch mehr in ſich ſelbſt beſchränkt war. Eine große Deutſche Bibliothek ſah einer großen Römiſchen ähnlich. Sie trennten mit einander im Beſitz der Bücher weniger. Der Bibliothekar eines Deutſchen Großen war für einen Cardinal ein erwünſchter Hausgenoſſe, und konnte ſich auch da gleich wieder als zu Hauſe finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anſtatt daß man ſie jetzt, bei dem ſchnellen Fortſchreiten der Wiſſenſchaften, bei dem zweckmäßigen und zweckloſen Anhäufen der Druckſchriften, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzuſehen hat, ſo daß ein Bibliothekar, weit mehr als ſonſt, ſich von dem Gange der Wiſſenſchaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Urſache hat, und ein Deutſcher Bibliothekar Kenntniſſe beſitzen muß, die fürs Ausland verloren waren.

Aber nur kurze Zeit, und nur ſo lange als es nöthig war, um ſich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verſchaffen, blieb W. ſeiner eigentlichen litterariſchen Beſchäftigung getreu, ſo wie er auch faſt das Intereſſe an dem was ſich auf kritiſche Unternehmungen bezog, verlor. Weder Handſchriften verglichen noch Deutſchen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede ſtehen wollte.

Doch hatten ihm ſeine Kenntniſſe einen früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privilegien der Italiener überhaupt, beſonders aber der Römer, hat aus mancherlei Urſachen etwas Geheimnißvolles. Dieſes Geheimniß, dieſe Abſonderung, wenn man will, einſiedlle ſich auch über die Litteratur. Gar mancher Gelehrter widmete ſein Leben im Stillen einem bekannten Werke ohne jemals damit erſcheinen zu wollen oder zu können. Auch finden ſich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche bei mannigfaltigen Kenntniſſen und Einſichten, ſich ſchriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. In ſolchen fand W. den Eingang gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani, und erwähnt ſeiner zunehmenden Bekanntſchaften, ſeines wachſenden Einfluſſes mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenoſſe des Cardinals Albani geworden zu ſeyn. Dieſer, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entſchiedene Kunſtliebhaberei, die beſte Gelegenheit ſie zu befriedigen, und ein bis ans Wunderbare gränzendes Sammlergluck gehabt hatte, fand in ſpäteren Jahren in dem Geſchäft dieſe Sammlung würdig aufzuſtellen, und ſo mit jenen Römiſchen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth ſolcher Schätze aufmerkſam geweſen, ſeine höchſtes Vergnügen, ja den dazu beſtimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war ſein Geſchmack und ſeine Luſt. Gebäude drängten ſich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Carvatiden und Basreliefe, Statuen und Büſte fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinette die merkwürdigſten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedenken wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weiſe gefüllt. Ein überdachſtes die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich ſcheint, alles habe heraus Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, ſo daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menſchenmaſſe in dieſen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit aufgedrungen Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen ſehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichſam nur als Modell zu Gebäuden, ihre Gebäude angelegt ſind. Dieſe Bemerkung gilt ſogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem ſolchen überfüllten Zuſtande verſetzt W. die Villa ſeines Herrn und Freundes, den Ort ſeiner höhern und artiſtiſchen Bildung. So ſtand ſie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis ſie in der alles bewegenden und zerſtreuenden Zeit ihres ſämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgeriſſen und der angehäufte Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den ſonderbarſten Wechſel der Dinge führte man dieſe Schätze nur bis in die Tiber. In kurzer Zeit gab man ſie dem Beſitzer zurück, und der größte Theil, ob auf wenige Juwelen, befindet ſich wieder an der alten Stelle. Jenes erſte traurige Geſchick dieſes Kunſteinklangs und deſſen Wiederherſtellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdiſchen Leid, ſo wie der zum Theil nicht immer erfreulichen Freude, ſchon entwachſen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf ſeinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging; ſondern es waren auch die Herculaniſchen und Pompejaniſchen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Verheimlichung und Langſamkeit unbekannt geblieben, und ſo kam er in eine Ernte, die ſeinem Geiſte und ſeiner Thätigkeit genugſam zu ſchaffen gab.

Traurig iſt es, wenn man das Verdrießliche als fertig und abgeſchloſſen anſehen muß. Rüſtkammern, Galerien und Muſeen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Starres und Geſpenſterartiges; man beſchränkt ſeinen Sinn in einem ſo beſchränkten Kunſtkreiſe, man gewöhnt ſich ſolche Sammlungen

als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst, wie im Leben, kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sey.

In einer so glücklichen Lage befand sich W. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunsthandel bewegten sich manche alte Besitzungen und Tagelicht, gingen vor seinen Augen vorbei, ermunterten seine Neigung, erregten sein Urtheil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vortheil für ihn war sein Verhältniß zu dem Leben der großen Sinckischen Besitzungen. Erst nach dem Tode des Sammlers lernte er diese kleine Kunstwelt kennen, und bereichte darin nach seiner Einsicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler, verdient hätte. Manches ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm W. mit dem Orden Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen übereilter und doch immer geistreicher Behandlung und die überbliebene Correspondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper, wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung, zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als W. zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte, und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er übersah die Vorzeit, so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er kannte das Alterthum, so wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, selbst in seinem tiefgebrückten Zustande. Er hatte sich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab, und fing sogleich an, alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gähren und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte, und diesem Anfang allen seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend seyn könnte, und eben so ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zu Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscript auf das Papier gekommen, und sodann später im Druck für die Folgezeit hier worden, hing von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir endlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben, und immer sein ferneres und nächstes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Todten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen, wie das Leben der meisten Menschen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen, wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, selbst ausgesetzt seyn möchte: denn Beschränkung ist überall unser Loos.

Philosophie.

Da bei dem Vorrücken der Cultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Machthum gedeihen, vielmehr, nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände, einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß; so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissene beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde: denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Uebermaß von Ehre und Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit äußet wieder ins Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung macht; so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verleugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen, und was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltsorgen und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen; so wird sie von denen gescholten, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Weise man aber dagegen die Philosophen bescheidigen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen die meisten Zeitgriffe thun und dadurch

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön:
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

ihren Credit vor der Welt selbst schmälern; so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

W. beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß W. die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Ernst's Anleitung, und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu seyn scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem besten was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen, ausgebildet erscheinen.

Auch W. gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poesie.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen; so finden wir doch, bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß die und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luther'sche Kirchenlieder, und sein Verlangen ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeugt.

Die Poesien der Vorzeit schienen ihm früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessirt zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, worauf diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten musternd, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet seyn, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr W. überhaupt auf ein gewisses Ansehn vor der Welt achtete, so sehr er sich einen literarischen Rahm wünschte, so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feierlichen Styl zu erheben suchte; so war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufsatze dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Erklärung eines Monuments, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Irrthum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern.

Hatte er das Manuscript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet, so wurden Verbesserungen und Nachträge hinterdrein geschickt, und von allen diesen Neuerungen machte er seinen Freunden sein Gewissen: denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein ganzes Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That selbst klar, das Unternehmen seiner monumenti inediti.

Man sieht wohl, daß jene Lust neue Gegenstände bekannt zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Alterthumskunde in so großem Maße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstlerschule einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorsatz sich entwickelte, in der vorausgeschickten Abhandlung das Werk über die Kunstgeschichte, das ihm schon im Rücken lag, stillschweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrängen und vielleicht sogar theilweise aufzuheben.

Im Bewußtseyn früherer Mißgriffe, über die ihn der Nicht-Römer kaum zurecht weisen durfte, schrieb er ein Werk in Italiänischer Sprache, das auch in Rom gelten sollte. Nicht allein befestigt er sich dabei der größten Aufmerksamkeit, sondern wählt sich auch freundschaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, sich ihrer Einsicht, ihres Urtheils auf das fügliche bedient, und so ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre machen würde.

Papst.

Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigstens mittelbar manches Gute zufließen lassen!

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV. Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und so mögen auch die verschiedenen Stellen, welche W. bekleidete, ihm durch die Gunst seiner hohen Freunde mehr, als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden seyn.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die besondere Auszeichnung dem Papste aus

den monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu hören, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten dasjenige was sie leisten, als die Hauptsache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig ändert; so tritt im Gegentheil bei W. der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antlitz und Hinterlassen, vom Schönheits- und Freundschaftssinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen; so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

W. war durchaus eine Natur, die es redlich mit sich selbst und mit andern meinte, seine angeborne Wahrhaftigkeit entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbstständiger und unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich zuletzt die höfische Nachsicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Litteratur so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in sich selbst zurücktreten, doch finden wir auch hier jene altertümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich, ihm liegt im Sinne was er vorhat, er interessirt sich für sein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens, und hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessiren werden. Wir finden daher in seinen Briefen, vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er spricht es aus, daß es sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Räthsel, und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war, und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielsylbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Sylben zusammenbuchstabirt, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze; sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen, wie im Aesthetischen, zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches Wesen erscheint. Sehr schön verräth sich W. innerhalb der Gränzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er aufs Letzte, sich eine Existenz aufs Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinct und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten eben so geschwind zurückkommt, als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, so wie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

Gesellschaft.

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz heimisch fand; so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen gesehen zu werden bringt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er sich in seinem besseren Elemente als in dem römischen befunden thunen.

Er bemerkt selbst, daß die hortigen, besonders geistlichen Großen, so ceremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle südlichen Nationen würden eine unendliche lange Weile finden, wenn sie gegen die Übrigen sich in der fortdauernden, wechselseitigen Spannung erhalten sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Sclaven sich gegen ihre Türkischen Herren mit weit mehr Insolenz betragen, als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; allein wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunsten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen schuldig ist.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er sich gehen läßt, und diese kommen seiner Umgebung zu Gute. Dergleichen Scenen schildert W. mit großem Behagen, sie erleichtern ihm seine übrige Abhängigkeit, und nähren seinen Freiheitssinn, der mit Scheu auf jede Fessel hinsieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Freunde.

Wenn W. durch den Umgang mit Einheimischen sehr glücklich ward, so erlebte er desto mehr Pein und Noth von Fremden. Es ist wahr, nichts kann fürchterlicher seyn, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Genähtes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft Römisch Gesinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen, und sogar bis auf den Aetna hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel, worin sie, selbst auf Reisen, ihre von Hause mitgebrachten, gewohnten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urtheilende, nicht um sich der fremde, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünschte W. mehr als einmal, verschwört sie nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er schreibt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da thun denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessau, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, so wie den Baron von Riedesel, einen Mann, der sich in der Sinnesart gegen Kunst und Alterthum ganz unseres Freundes würdig erzeigte.

Welt.

Wir finden bei W. das unnachlassende Streben nach Estimation und Consideration; aber er wünscht

ſie durch etwas Neues zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenſtände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine ſo große Feindſchaft gegen den Franzöſiſchen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, ſo erhielt er auch ſolche Connexionen auf eine geſchickte und thätige Weiſe. Die Ehrenbezeugungen von Akademien und gelehrten Geſellſchaften waren ihm angenehm, ja er bemühte ſich darum.

Am meiſten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document ſeines Verdienſtes, ich meine die Geſchichte der Kunſt. Sie ward ſogleich ins Franzöſiſche überſetzt, und er das durch weit und breit bekannt.

Das, was ein ſolches Werk leiſtet, wird vielleicht am beſten in den erſten Augenblicken anerkannt. Das Wirkſame beſſelben wird empfunden, das Neue lobt bald aufgenommen, die Menſchen erſtaunen, wie ſie auf einmal gefördert werden; dahingegen eine tälere Nachkommenſchaft mit einem Zahn an den Werken ihrer Meiſter und Lehrer herumtaſtet und Forderungen aufſtellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht ſo viel geleiſtet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und ſo war W. den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugſam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präſidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm ſelbſt öfters gerühmten Glückſeligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gequält, die, indem ſie tief in ſeinem Charakter lag, gar mancherlei Geſtalten annahm.

Er hatte ſich früher kümmerlich beholfen, ſpäter von der Gnade des Hofs, von der Gunſt mancher Wohlwollenden gelebt, wobei er ſich immer auf das geringſte Bedürfniß einſchränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indeſſen war er auch auf das thätigſte bemüht, ſich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verſchaffen, wozu ihm endlich die gelungene Aufgabe ſeines Kupferwerks die ſchönſte Hoffnung gab.

Allein jener ungewiſſe Zuſtand hatte ihn gewöhnt, wegen ſeiner Subſiſtenz bald hierhin bald dorthin zu ſehen, bald ſich mit geringen Vortheilen im Hauſe eines Cardinals, in der Vaticana und ſonſt unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Ausſicht vor ſich ſah, großmüthig ſeinen Platz aufzugeben, indeſſen ſich doch wieder nach andern Stellen umzuſehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann iſt einer, der in Rom wohnt, der Reiſenden nach allen Weltgegenden ausgeſetzt. Er ſieht ſich im Mittelpunkt der alten Welt, und die für den Alterthumsforſcher intereſſanteſten Länder nah um ſich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichſam angeboten, und erregt in einem, der wie W. mit Begierde des Schauens geboren iſt, von Zeit zu Zeit ein unſäglich liebes Verlangen, welches durch ſo viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchgängen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereiſen Mode ſtatt machen, bald, indem ſie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuregen nicht müde werden.

So will denn unſer W. auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Geſellſchaft ſolcher wohlhabenden Reiſenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu ſchätzen wiſſen.

Noch eine Urſache dieſer innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht ſeinem Herzen Ehre, es iſt das unwiderſtehliche Verlangen nach abweſenden Freunden. Herr Hamilton, ſo die Eigenſucht des Mannes, der ſonſt ſo ſehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er ſieht für ſich, er unterhält ſich mit ihnen durch Briefe, er ſehnt ſich nach ihrer Umarmung und wünſcht die früher zuſammenverlebten Tage zu wiederholen.

Die beſonders nach Norden gerichteten Wünſche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzuſtellen, der ihm ſchon früher einen Antrag ſeiner Dienſte gewürdigt, war ſein Stolz, den Fürſten von Deſſau wiederzuſehen, deſſen hohe ruhige Natur er als von Gott auf die Erde geſandt betrachtete, den Herzog von Braunſchweig, deſſen große Eigenſchaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Miniſter von Münchhauſen, der ſo viel für die Wiſſenſchaften that, perſönlich zu preiſen, deſſen unſterbliche Stiftung in Göttingen zu bewundern, ſich mit ſeinen Schweizer Freunden wieder einmal ſelbſt und vertraulich zu freuen, ſolche Loſungen übten in ſeinem Herzen, in ſeiner Einbildungskraft wieder, mit ſolchen Bildern hatte er ſich lange beſchäftigt, lange geſpielt, bis er zuletzt unglücklicherweiſe ſeinem Trieb gelegentlich folgt und ſo in ſeinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem Italiäniſchen Zuſtand gewöhnet, jeder andere ſchien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hinneigung durch das bergigte und felſigte Tyrol intereſſirt, ſo entzückt hatte, ſo fühlte er ſich auf dem Rückwege in ſein Vaterland wie durch eine Cimmeriſche Pforte hindurch geſchleppt, beängſtet und mit der Unbehaglichkeit, ſeinen Weg fortzuſetzen, behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchſten Stufe des Glücks, das er ſich nur hatte wünſchen dürfen, der Welt verſchwunden. Ihm erwartete ſein Vaterland, ihm ſtreckten ſeine Freunde die Arme entgegen, alle Aeußerungen der Liebe, deren er ſo ſehr bedurfte, alle Zeugniſſe der öffentlichen Achtung, auf die er ſo viel Werth legte, warteten ſeiner Erſcheinung, um ihn zu überhäufen. Und in dieſem Sinne hätten wir ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen emporſteigen, daß ein kurzer Schrecken, ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Schrecken des Alters, die Annahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerſtreuung der Kunſtſchätze, die er, eigleich in einem andern Sinne vorausgeſagt, iſt nicht vor ſeinen Augen geſchehen. Er hat als Mann gelebt, und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun gemeßt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Jüngerer und Kräftiger zu erſcheinen: denn in der Geſtalt, wie der Menſch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und ſo Achilles und Achill als ewig ſtrebender Jüngling gegenwärtig. Das Winckelmann früh hinweggeſchieden, kommt uns und uns zu Gute. Von ſeinem Grade der Stärke und der Anlaufs ſeiner Kraft, wollen wir in uns den lebhafteſten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzuſetzen.

Philipp Hackert.

Der Durchlauchtigſten Fürſtin und Frauen

Maria Paulowna, Großfürſtin von Rußland,

Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar und Eiſenach

Kaiſerlichen Hoheit.

Durchlauchtigſte Fürſtin,
Gnädigſte Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günſtige Sterne. Dieſe höchſten Perſonen erfreuen ſich an dem Talent eines vorzüglichen Künſtlers, beſchäftigen, begünſtigen ihn und gründen ſein zeitliches Glück. Sollte ich mich dadurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiſerlichen Hoheit Namen dieſer Lebensdarſtellung vorzuſetzen, und ihm zu ſeinen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchſtdieſelben mit gleicher Geſinnung die Werke ſo wie die Kenntniſſe verdienter Künſtler ſchätzen, und ſie auf mannigfaltige Weiſe aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der ſchönen Künſte, wozu Ew. Kaiſerlichen Hoheit neben ſo vielen andern Gaben die vorzüglichſten Talente verliehen ſind. Wie beglückt muß ich mich ſchätzen, daß die Zeit mich aufſparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner ſolcher Vorzüge zu ſeyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die ſich Höchſtihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren fortdauer ſich in tiefſter Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Weimar, den 16. Febr. 1811.

unterthänigſter Diener
J. W. v. Goethe.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode ſeines verehrten Freundes Philipp Hackert erbielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographiſcher Aufſätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie ſind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verſtorbenen zugeſagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth ſolcher Aufſätze beruht auf einem natürlichen, faſt mehr noch als die Mehe ſelbſt loſen und ungezwungenen Styl, welcher ſich jedoch in einer Druckſchrift wunderlich ausnehmen, ja kaum leſbar ſeyn würde. Den Freunden des Künſtlers und der Kunſt eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung ſo wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu löſen ſich angelegen ſeyn ließ; und man wünſcht, daß die Abſicht wenigſtens im Ganzen möge gelungen ſeyn.

Dieſe durch unſere Redaction entſtandene Zuſammenfaſſung beſteht in zwei Abtheilungen, wovon die erſte einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunſtganges unſers Hackert bis in ſein vierzigſtes Jahr, die zweite eine Anzahl nicht eigentlich zuſammenhängender Anecdoten enthält, welche jedoch die Kunſt- und Lebensthätigkeit des verewigten Mannes vielſeitig vor Augen ſtellen. Möchte man von jener erſten Abtheilung wünſchen, daß ſie etwas mehr, und von der letzten, daß ſie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, ſo gelänge es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieſer Hefte weder hier etwas zugethan, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derſelben zu zerſtören. Da man über Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn ſelbſt erhält, ſo iſt es billig, daß man auch ſeiner eigenen Art, wenn er von ſich ſpricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an dieſen Aufſätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um ſie leſbar zu machen, damit das mitunter glückliche Leben unſers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beſchauers hinfließen möge.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert iſt zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, deſſen Vornamen, Perzeichniſſe und Verdienſte, war anfänglich im Dienſte des Markgrafen, nachher des Prinzen Heinrich von Schwedt, ſodann bei darauf folgenden Regimentsinhabern, des Erbprinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, wurde unter Friedrich Wilhelm dem Erſten.

Philipp Hackert war von ſeinen Eltern dem geiſtlichen Stande gewidmet, und ſollte deßhalb auf der Schule zu Prenzlau in allen Erforderlichen, beſonders aber in den orientaliſchen Sprachen, unterrichtet werden; allein ſein ausgezeichnetes Kunſttalent entwickelte ſich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, daß nicht mit der Malerei in Verbindung ſtand, aber ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerkſam in jenen andern Lectionsſtunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und ſo ließ man ihn nur die nothwendigſten beſuchen und ſonſt recht viele Zeit zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Soon im elften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Fiethen zu Pferde, im verjüngten Maßstabe, in Oel copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Auricheln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für abgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generallieutenant ein Infanterieregiment in Preußen commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig seyn; weswegen ihn sein Vater im Jahre 1755, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus kinus daselbst angelegenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch: denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte seine allgemeineren Kunstbegriffe, und konnte dem jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die vier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, da ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Fiume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, es dereinen einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Copien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange bemerken hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen, und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. P. H. theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit; und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so bestärkte er auf die vertraulichste Weise, die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondre Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweiten, durch den Director Oesterreich und den Handelsmann Gotzkowsky, eine Sammlung aufkaufte, und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem benöthigten Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte Landschaften copirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche dieser, da er sie eben so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, hergestalt gefielen, daß er den Künstler bereden, sich vorzüglich und ausschließend der Landschaftsmalerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Hackerten für diese Gattung, und schenkte der Welt einen der besten Maler in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Claude Le Lorrain, Gaspanelet, Wouwerman, Berghem, Asselin u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publicum verstreut wurden, und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darbieten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler mehr günstigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählig zu eigenen Originalien hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erinnerung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde zu entscheiden pflegt, so war Herrn Le Sueur's verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Zutrauen auf Beifall, und nicht blos auf precaire Nachsicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Rossbach gegen 500 Französische Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten, und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranlaßte jener, daß alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen übel compromittiren thaten,

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte P. H. in den Stand, die seiner Kunst nöthigen Hülfsbücher und mehrere Bequemlichkeit

fortzusetzen. Er hatte auf der Maleracademie seine die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt; wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler, und was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet, und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde; sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wohnhaus blieb dem Künstler bis an sein Ende patronisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehr mals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddick mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche bey Benus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Vogelsteldty, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keinesweges unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer manchen herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen anzubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu seyn: denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Prorst in Barth, und auf eben derselben Reise, den Baron Oltdoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht, und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes, denselben die Erlaubniß erwirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

P. H. trat also im Julius 1761, in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Mahlerung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie auf freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein, und decorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit taufte Baron Oltdoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er, als unverheirathet, bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm, und nebst einem jungen Spalding, die drei Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radierte P. H. zugleich, zum Zeitvertreibe, seine kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rügen vorstellten und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: De la manière de graver à l'eau forte, et au burin; und die Presse drücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gyps gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Oltdoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und ganz Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Oltdoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin, und ging mit Aufträgen vom Baron Oltdoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier, in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher jahrelanger Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Portraits in schwarzer und weißer Kreide, und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal mit ein Cabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, D. A. Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reisten beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach

Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie liessen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlechte entsprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unaufgesetzt conträre Winde zwangen das Schiff nach einer mühseligen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dower gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen den Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert, auf Mangel anderer Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich tummeln, oder in mannigfaltigen Verrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im August 1765 langte P. H. mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Wien und nachmals zu Herrn Hallé; wobei er jedoch immer unter Hackerts Aufsicht blieb, indem er fortfuhr bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die ökonomischen armseligen Bauerhäuschen, mit den daran klebenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammengestoppelt, konnte P. H., dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; deßwegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Perignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder sodann Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufs zeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Osthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges, gemeinschaftlich mit dem Kammerrath Giese, für die Schwedische Armee gemachten Getreidelieferungen nach Stralsund gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand bekam, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihm überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Jori kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen; welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigemälde, nach den von P. H. zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouaches Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde alle ganz allerliebste Produkte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sey, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publicums durch ihre Talente einigen Vortheil zu ziehen. Sie verreiseten sich daher sogleich Gouache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Art beit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinet dieses geniegten Fremdlings aufgestellt.

Diese Gemälde verbreiteten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie ansehnlicher gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Bestellungen, als sie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Vernetschen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug P. H. zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herrn Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt werden, schmitt irgend ein ubertriebener Mensch, vermuthlich aus Eifersucht, heimlicher Weise das Bild der Tempeste mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich bemerkt; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war P. H. so glücklich seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Dithoff, welcher im Jahre 1760 die ihm gleichfalls vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen Französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Glück als ehemals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisd'or bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiederersatz dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen in Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Bis nahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibsel des Alterthums zu besichtigen, über Marseille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im December 1768 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besehen hatten, setzten sie ihre Studien, sowohl in der Französischen Akademie nach den Antiken, als überall nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Papst Clemens des XIII., Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu benutzen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergel und des vom Französischen Hofe pensionirten Malers Cattalé geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahre eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und so weiter, um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gemacht hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Tretor so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinah ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Daß in Paris Verdienste setzte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge verwilderter Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort bei Theaters, wo zum ersten Male Guarini's Pastor fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Aeckerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten sie die Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, nebst andern Studien, die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Tretor zu malen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Oel-, Leim- und Wasserfarben auf mannigfaltige Weise nachzubilden.

P. H. malte unter andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im October machten sie beide, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Fußreise nach Ebenjener ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte seine solide Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zum Malerischen, als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen, unvollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur skizzirt, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen, oder wohl gar aufgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemälde, ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit sonderm Fleiß ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den Englischen Minister,

den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem Paar kleinen Gemälde-Gemälden, drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Pietro für den Ritter die durch eine vorzügliche Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr gesucht für das Werk Campi flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen, damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo wieder hergestellt und zu einer jedem Reconvalescenten heilsamen Veränderung der Luft nach Bietri und Cavano gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannigfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig; und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Nässe sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erregt, von dem er erst nach mehreren Monaten, durch seinen Freund Cirillo, besonders mittelst der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die Russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwalooff von seiner Monarchin, Katharina der Zweiten, den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5ten Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der Türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung nöthigen Details auf das genauste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaftes, und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher P. H. den vollständigen Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin; fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Angabe der Gegend, keine authentische Darstellung der Attake und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen seyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt gegangen. Das einzige was der Künstler noch verlangt, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commentur des Malteserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblick krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als P. H. gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contreadmirals Greigh, eines Schotten in Russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi, zwei theils geometrisch äußere risse, theils auf Perspectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweier, sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Verstellungen folgende seyn sollten.

Das erste: die am 5. Julius 1770 von der in Linie geordneten Russischen Flotte genaachte Attake auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene Türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem Russischen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der Russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer Russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der Russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende Russische Flotte, wie sie, dem Anbruch des Tages, von Tschesme zurückfährt und ein Türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß breit und zwölf Fuß hoch, wurde die Bearbeitung beider Pläne vorgeschlagen, und diese durch einen Courier nach Petersburg zu Empfolung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihm vollkommen zusprechen gestellt hatte, 500 Zechinen auszahlen, so wie P. H. schon vorher, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno, von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchst Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwalooff erhielt sie, mit welchem zu gleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt und der Preis für jedes derselben auf 575 Römische Zechinen verguligt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12000 Gulden belief.

Das erſte Gemälde, welches der Künſtler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht ſelber, in dem bedeutenden Momente, da beide Vice-Admiral-Schiffe brannten, und die Schlacht am heftigſten entſchieden ſeyn mußte. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieſer Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, ſo verſäumte P. H. dieſe Gelegenheit nicht, ſich mit ſeinem Bilde daſelbſt einzufinden, um ſowohl von Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in dieſem Bilde, durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht, und dem Verlangen dieſer Herren Genüge geleiſtet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der Türkiſchen Flotte im Hafen vorſtellte, von Rom nach Livorno zu Waſſer abgehen, weil ſie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreiſe aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Piſa in einem Saale des Grafen Orlow aufgeſtellte Gemälde, ſowohl von dieſem Herrn als von allen anweſenden See-Officieren auf eine entſcheidende Weiſe erhielt, war für den Künſtler deſto ſchmeichelhafter, ſo wie die getreue Darſtellung dieſes vom Grafen Orlow erfochtenen Sieges demſelben um ſo intereſſanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches ſie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht ſehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, ſo daß ſolches zur Erhaltung des Andenkens an dieſen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde exiſtirte.

Indeſſen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorſtellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeſchrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines ſolchen, vom Künſtler nie mit Augen geſehenen Ereigniſſes deutlich entſprechende Vorſtellung, ſelbſt nach den beſten Beſchreibungen der See-Officiere, zu geben. An dieſem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entſchloß ſich jedoch endlich auch dieſes Hinderniß auf eine ganz eigene grandioſe Weiſe zu heben, und die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit, durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden Ruſſiſchen Fregatte, dem Künſtler zu geben, wenn er ſich anheiſchig machen würde, dieſen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht darzuſtellen.

Der Graf hatte ſich die Erlaubniß dazu ſowohl von ſeinem eigenen Hofe, als auch vom Großherzoge von Toscana, erbeten, und nun wurde gegen Ende des May's gedachte Fregatte, die man mit ſo viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, ſechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menſchen, in Brand geſteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geſchleudert; zuverläſſig das treueſte und koſtbarſte Modell, was je einem Künſtler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieſer alten Fregatte auf 3000 Zechinen ſchätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelſtunden in dem obern Theilen, ehe ſich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erſt durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunſtfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten ſie ſich nach und nach alle von ſelbſt ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff ſich plötzlich auf, und eine lichte Feuerſäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal ſo hoch, ſtieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geſchwindigkeit aufgeſchlenderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenſchirms erhielten, indem ſich Pulverfäſſer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberſte Theil mit dicken ſchwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte ſich dieſe ſchreckliche Feuerſäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus ſchwarze Säule von Rauch aufſtieg, die ſich eben ſo wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben ſo langer Zeit auch dieſe Flamme erloſch, und nur noch der ſchwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich über der Region des vertrannten Körpers emporſtewerte.

Aufmerkſam auf den Effect dieſes Vorgangs, nach allen ſeinen Theilen, retrachtete der Künſtler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte, zu obliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete ſodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm feſtgeſetzten Zeit.

Er hatte, während derſelben, ſieben Reiſen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen fürs Poſtgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die Ruſſiſche Monarchin ſechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf Franzöſiſchen Fuß. Zwei derſelben ſtellten ein, von einer Ruſſiſchen Eskadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daſelbſt erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der Ruſſiſchen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte einen Seevorfall in Aegypten; das ſechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tſchesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde ſind in Peterhof in einem eigens dazu beſtimmten großen Saal aufgeſtellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stifters der Ruſſiſchen Seemacht, und ſodann das Portrait von Katharina der Zweiten ſich befindet, unter deren Regierung die Ruſſiſche Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb ſich durch dieſe Arbeit, nebſt einem anſehnlichen Gewinn, einen eben ſo frühzeitigen als ſolidden Ruhm, der ſich durch das Aufſehen, welches das ſonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, koſtbare Modell verurſachte, mit ungemeiner Geſchwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältniſſe.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von Engländern beſtellten Arbeiten, ſelbſt nach London; und als dieſe im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausſtellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte ſich der Ruf des Künſtlers und das Verlangen nach ſeinen Arbeiten.

Einſchränkung.

Ich weiß nicht was mir hier gefällt,
In dieſer engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeß' ich doch, vergeß' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und ach! ich fühle, nah' und fern
Iſt mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im October des nemlichen Jahres in Bath, wohin er sich, solche wieder herzustellen brachen hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurück gelegt, mit Tode abging.

Herr Manuel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Verdienste, und die seinen damals berühmte Deutsche Künstlerin Angelica Kauffmann, die Güte für die Uebersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihm seinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Tode dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahres eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Daselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuvs, zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Portraitmalerei gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichnenmeister einer Akademie, im 35sten Jahre seines Alters starb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte sich nachmals 1778 in Genf, und als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte P. H. in Gesellschaft des Rathes Reiffenstein, eine Reise nach Tivoli und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der Römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer anschaft stehenden Wasser errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus gegen Sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamare u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte Pegio Mirteto, Ponte Corvese und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von 60 Italiänischen Meilen um diese Stadt kein merkwürdiger Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Celena, dem Geburtsort Pius des Sechsten, und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und zwei Fuß breites Oelgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als P. H. demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toscaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. P. H. erwiederte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Ansicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten ten wohl in zwei Monaten fertig seyn könnten. P. H. antwortete: „es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferstich-Druckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“ Der Papst sprach: „Mein P. H. für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen, und sagte: „Wenn ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns: ihr findet alle Protection.“ Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will euch sehr wohl.“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von P. H. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr. Hackert auszunehmen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villegiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntnis. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papstes verheirathet wurde, an den Duca di Nemi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da seine mütterlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtnis die ganze Melinische Erbschaft an das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt haben wollen, besuchen diesen Hügel. P. H. fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht, und alle interessante Monumente benthlich zu sehen sind, und so dann sie in Kupfer stechen zu lassen; welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubnis von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa da Rufina, und im October die Villegiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Ansuchen, der ein Cavalier war und täglich die Messe in

einer Capelle durch Stiftung ihrer Vorältern lesen mußte, befahl, dem P. H. die ganze Villa nebst allem, was er nöthig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit machte er in Gesellschaft die Aussicht von Rom, und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Capitain, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer der trunken, und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Verstand fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri seinen längst verlangt hatte, dieselbe mehrere Male dem Escobien zugeeignet werden, theils weil der Papst, noch als Prälat, öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war; auch P. H. der lange in Rom gelebt, und viel mit der Römischen Noblesse umgang hatte, den Römischen Styl sehr genau kannte: so ließ er durch seinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Mir sind," sagte er, „von allem genau unterrichtet, was ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte; ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich seyn. Ihr zeichnet euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andre suchen Geld zu ziehen, zwacken auf alle Weise die armen Römer, und gehen davon; ihr hingegen sachet, eine Ansehen der Nation, zu deren was ihr thut, und der jungen Künstler Copien bei Fremden anzubringen." — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majestreine magistre auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Neffe, jetzt Cardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatican logirte; begleitenden dem Cardinal Secretario di Stato, welches Pallavicini war, den P. H. schon länst kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und bildete alle zum Sitzen. Er hatte einen digesten Benedictiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob sie zur allein seligmachenden Römisch-katholischen Religion gehörten. Der Cardinal sagte: „daß ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt seyn müssen." Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht Römisch-katholisch sey. Der Cardinal stimmte steifig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der dirste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und sich zum wahren Glauben bekennen." Da tunnte es P. H. nicht länger aufhalten, stand auf, stellte sich vor Sr. Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Secte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert seyn, daß ich nichts gegen die Römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Aposten ist, und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, so ist auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er gebohren und erzogen worden, verändere. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch." Da P. H. dieses sehr höflich sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, daß sehr zum Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Gerace, ein Freund von P. H., der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte; der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Gerace diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig sey, denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen gebeten, sagte der C—e: „der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begehrt er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll euch um Verzeihung bitten, daß er mit euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß ihr nie davon sprechen möget." Der schwurrige Abbate bat dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. P. H. antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte P. H. den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu ihr Excellenz das erstere Ministerio gab; er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden." Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die

Tafel war auch geistreich und angenehm; an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Emilio christlicher dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Richard Payne Knight.

Philipp Hackert's großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden, und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Scheere.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdige Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust an Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf eine Seefläche zu verbreiten wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Richard Payne Knight, verreiste sich P. H. zu einer Reise nach Sicilien, auf gemeinschaftliche Kosten; welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1775 wurde in entgegengesetzter Richtung eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, schwärzte durch die Gletscher des Grindelwaldes, nach Lausanne und Genf, wo P. H. seinen Bruder Carl nebst dem berühmten Maler Jakob Werner antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizergebirge gemacht hatte. Dies unerwartete Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hatte Werner in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beider, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

P. H. ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchen er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Oelgemälde zu restaurieren, und über den dabei anzuwendenden Mastix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dann gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marcantonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt; denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinen malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

In gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Ansichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Secreise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn, und es er gleich noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Bath, die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland, über auf sechs bis sieben Jahre, Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde benachrichtigt, daß Reifenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und zeichnete sie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, da Reifenstein am Pohagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von derjenigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Puzzoli, Baja und Caserta, bei ihm zu machen ertheilten; so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihm unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gewußt. Diesmal aber mußte er es beiden, und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Geldumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die

Sache verzweifelte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice-Admiral Tschitschagoff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertschen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Reich zu schwach ist, und werde deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihm dort zu beschützen.“ — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, sie erkannte für den Künstler mit unterthänigstem Dante. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand sich in manchen andern Verhältnissen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Jirt, Mole di Gaeta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, westl der Campagna Felice, von S. Leucio der genommen, abgebildet werden.

P. H. kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel Russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo P. H. zeichnete. Da nun die Studien in S. Leucio sechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der Russische Minister jeden Morgen gekommen sey, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß P. H. schon vieles für Katharina die Zweite gemalt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Portici, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an P. H. das Verlangen des Königs; und da der Hof im Mai nach Castel a Mare ging, leitete man die Sache so ein, daß P. H. an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche P. H. gemacht hatte. Dieß war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Verschlingen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr seyn mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. Er packte denn P. H. seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guisefana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. P. H. hatte eine kleine große Vorstellung von der Einsicht des Königs, und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im diesem Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne angedeutet werden.

Er besah alles zum zweiten Mal mit vieler Zufriedenheit und sagte: so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchenjagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt. Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber bekannte er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky, dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit P. H. sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. P. H. erwiederte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a Mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest in Boschette. Abends mit Illumination und andern Erfreulichen gab, so ließ er P. H. einladen, und dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von seinem Jagdhause zu S. Leucio zu haben, und sagte hinzu: er wisse wohl, daß dieses eine malerische Gegend sey; allein da dieser Ort ihm stets gefallen, und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb seyn, davon ein gutes Bild zu sehen. P. H. machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten (denn die Ernte ist hier später als in Caserta, wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit: ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenfiguren, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. P. H. antwortete, daß es sehr geschickt sey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild ging nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun P. H. zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter andern sagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den hundten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt, wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren; sie sind jetzt im Paradiese.“

Die übrigen drei Gegenden zu seinen bestellten Gouachen waren sehr malerisch: Persano, Portici und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a Mare zu verfertigen mit seinen Galeeren. Er mußte deßhalb in Neapel länger verweilen, um

die übrigen Studien zu machen: denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Perspective verfertigt seyn. Zu Anfang Septembers sendete P. H. die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Pausilipo aufhing, wenn da nach Portici hinwärts, und vermachte im Schlosszimmer zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta, und brachte dem König das große Leigemälde von Castel a Mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und P. H. stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte, und dies war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es unbesehen vor, rief es nach Caserta kommen, und die Königin taufte es sogleich.

P. H. mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd zu Fingare. Eine andere Parforce-Jagd von Cardiello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph der Zweite kam nach Neapel und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte P. H., sprach viel mit ihm, aber der stillte seine Arbeit; der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; P. H. mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal zu Fusaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden sollten. Neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch aussahl. Der König und Joseph den Zweiten nach al Fusaro ein; P. H. mußte mit drei fertigen Stücken seiner Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu P. H. sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat euch zu uns geschickt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir euch zu danken.“ Sie sagte dieses und anderes Verbindliche mehr in Französischer Sprache.

P. H. blieb in Neapel bis Anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bilder in Persano nehmen wollte, so mußte P. H. versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers dem Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahrszeiten vorstellend, nach Persina in den Palast des Grafen. Der König statiete daselbst einen Besuch ab, und in den diesen Stunden des Tages war er bei P. H. und sah malen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leucio, gegen Piemonte Aliffa zu, mit dem Volturno; der Sommer zu S. Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano, mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder waren, wie gesagt, in einem runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Stützen dienten, sandte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie finden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. P. H. bekamerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieser. Zu diesem Bilde gehörten viel Studien, sowohl der Personen, als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Fingaro. Der König wollte sein Portrait auf diesem Bilde haben, und da dem Künstler ein und eine halbe Stunde es viel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1781 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab P. H. ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt des Hofes, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta, großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß P. H., da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß P. H. jüngst deutlich erklärte, wenn ihm Ihre Majestät nicht 100 Neapolitanische Dukaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter zu und her zu reisen.

Die Königin war anzufrieden über das Betragen des Königs, daß P. H. wieder nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 hat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König und ihn etc. im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dies geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um 6 Uhr: denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ P. H. kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst 6 Zalanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um 11 Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring und ihrer Schwester, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte doch und versprechen, im October wieder in Caserta zu seyn.

Anſtellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die beſtimmte Zeit zurück, und alles ging ſeinen alten Gang. Im Jahre 1786 ſprach der König mit P. H., daß er ihn und ſeinen Bruder Georg engagiren wolle, und ſie in Neapel bleiben ſollten. Dieſe Sache wurde ſehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, ſtellte P. H. die Conditionen für ſich und ſeinen Bruder, und ſagte den Inhalt ſelbſt an den König. Dieſer wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorſtellen ſollte. Dieß geſchah im März, und Acton ſchrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erſt die Depeſche von der Finanzſecretarie, wo die Penſion ſollte gehoben werden. Die Brüder reiſten nach Rom, und machten Anſtalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geſchah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palaſt von Francavilla in der Chiaja.

Nun iſt es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn ſie in königliche Dienſte treten, einen Eid ablegen müſſen; da P. H. aber ſchon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte, und ſehr bekannt war, ſo ſprach der König nie von dem Eide: auch kann in Neapel kein Proteſtant den katholiſchen Eid ablegen. Ein Cavalier aber ſagte einſt zum König: ob Ihre Majeſtät wohl wüßten, daß P. H. nicht zur Römiſch-katholiſchen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es ſehr wohl: wiſſet aber auch, daß es ein chriſtlicher Mann iſt, der einen vortrefflichen moraliſchen Charakter hat, und mir mit aller Treue ohne Eidſchwur dient. Ich wünſche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er.“

Familiarität des Königs.

Einſt wollte P. H. nach Caſerta fahren, wo er ſeine Wohnung im alten Palaſt hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caſerta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß ſtille halten — der König kannte ihn ſogleich, grüßte ihn ſehr freundlich, nach ſeiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caſerta. Er kam von Carditello, und ſpeiſte gewöhnlich um 1 Uhr. P. H. eilte nach, und ſobald er in ſeinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als ſich ſogleich dem König zu präſentiren, weil dieſer ihn ſchon geſehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechſelt, tritt der König in ſein Schlafzimmer, und ſpricht auf eine gnädige freundliche Weiſe: „Sehr, wir ſind geſchwinder. Ich bin der erſte, der euch die Viſite macht.“ Er befahl, P. H. ſollte ſich völlig ankleiden, und hielt ſich eine gute halbe Stunde auf, um ſeinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „was macht ihr morgen?“ P. H. ſagte: wenn Ew. Majeſtät keine andern Befehle geben, ſo richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen früh, ſagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt ihr mit mir gehen. Ich habe ſchöne Ausſichten entdeckt, die ich euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich ſchön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein paſſionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Geſundheit in ſeinen Jugendjahren ſoll ſehr ſchwächlich geweſen ſeyn; durch die Jagd iſt er ſtark, geſund und friſch geworden. P. H., der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf ſeinem Poſten war, bat ihn unter hundert Schüſſen nur einen einzigen feſten ſehen. Doch war es nicht allein die Jagd, ſondern das Bedürfniß der friſchen Luft zu ſeyn, was ihn geſund erhielt. P. H. hat oft Gelegenheit durch ſein Zeichnen gehabt, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu ſehen, amüſirte den König ſo ſehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beſchäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert iſt oft mit ihm zur See nach Iſchia und Capri geweſen. Des Nachts commandirte ſeine Corvette der Capitän, des Tages der König ſo gut als der beſte Seeofficier. Die Fiſcherei und Anlagen zur Fiſcherei verſtand er vollkommen, ſo wie er es auch bewieſen hat auf dem See von Fuſaro, der ſchon von Alters her durch einen Canal Zuſammenhang mit der See hat, und deßwegen Salzwaſſer iſt, wohin der König Auſtern aus Tarante zur See in Behältern kommen ließ, um ſie da zu vermehren; welches auch in wenigen Jahren den glücklichſten Erfolg hatte. Die Fiſcherei war gemeiniglich auf dem See von Fuſaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tauſend Pfund verkaufte. Die Auſtern wurden in den Monaten, worin ſich ein R. befindet, öffentlich, ſowohl in Neapel als am See ſelbſt für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R. iſt, als von Mai an bis in den September, durfte keine Auſter angerührt werden, weil ſie ſich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beſte Matroſe, und ſchalt ſehr ſeine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunſt ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehren ſeyn, ſo iſt er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er ſchreibt eine vortreffliche Hand, und ſchreibt geſchwind, verſtändig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Geſetze von San Leucio geſehen und geleſen, bevor ſie gedruckt wurden. Der König hatte ſie einem ſeiner Freunde übergeben, der nachſehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeſchrieben und gedruckt. Hätte man dieſen Herrn zu Studien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben laſſen, ſo wäre er einer der beſten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

P. H. war mit dem König in Perſano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm beſtellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verſchiedene Thiere, beſonders wilde Schweine, Hirſche, Tannthiere und Rehe zu malen. Dieſe Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um 12 Uhr, alſo wollte P. H. nicht ſpeiſen, um ſeine Arbeit bis an den Abend fortzuſetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu ſehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in ſein Appartement ging. Eines Tages war es ſchon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in ſeinem Zimmer war, ließ er ſich kleine Würſte von Schnepfen, mit Schweinefleiſch vermiſcht, geben.

weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf dieſen Jagden ſpeiſ'te er nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während als er die Tafel'e abſatzte er in ſeinem Kammerdiener Borelli: „Giovet bmunter, rufet mir den Hackert: er ſoll kommen ſo wie er iſt, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geſchah ſogleich. Die Königin befand ſich bei dem König; er ſah alles mit Wohlgefallen an; endlich ſagte er: „Ich finde, daß ihr heute viel gearbeitet habe, worüber ich erſtaune.“ — P. H. ſagte: wenn ich nicht fertig bin, und ein Sturm kommt, ſo verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majeſtät es geſchenkt haben, würden ſehr übel auf mich zu ſprechen ſeyn. — „Es freut mich, daß ihr ſo charitabel denkt. Habt ihr den Mittag gegeſſen!“ — Gerechtigkeit, erwiederte P. H. Zu Mittag kann ich nicht eher ſpeiſen, als wenn meine Tagearbeit vollendet iſt, es ſey um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt ſich nicht wohl ſtudiren. — „Dieſe Würſte ſind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, ſie werden euch ſo gut ſchmecken wie mir. Borelli! ſagt, daß ich den fehlen habe. Hackert von denſelben Würſten zu geben und von demſelben Burgunder, damit er ſich nach ſo vieler Arbeit wohl erhole.“ Er befahl den andern Tag dem Küchenmeiſter, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu ſpeiſen gäbe. Man ſah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und ſagte.

Geſchenke.

Der König iſt außerordentlich gnädig und höflich. P. H. erinnert ſich nicht, daß der König ihn je beleidigt hatte: Ihr müßt oder ihr ſollt das thun; ſondern immer pflegte er mit Artigkeit zu ſagen: Hackert, ihr werdet mir den Gefallen thun, ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: ich bitte euch das zu thun. Iſt die Sache gemacht, ſo dankt er ſehr höflich dafür, und macht Weihnet von allerlei Art zum Geſchenk, nachdem die Jagden ſind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon iſt, und es auch mit Geſchmack anſieht.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand vergeſſe, ſo hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Weihnet geſchenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieſes geſchehen, ſo reitet oder fährt der König nach Caſerta. Iſt das Weihnet nachgekommen, ſo zeigt man es dem König an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht geſchrieben wird. Sodann macht jeder eine neue Note gemacht, und alles dieſes geſchieht in des Königs Beiſeyn. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſteht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekommt, welche ſie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bekommt jeder mann richtig was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geſchenke an ſeinen beſtimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermaler, und ſeine Claſſe in der Hofe, als die Kammermedici, Kammermeiſter der Muſik, wie Paiſiello, mit welchen dieſe Claſſe aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat deren vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd geweſen war, bekam er allemal einen Zährling von etwa 120 Pfund, welches die beſten waren. Oefters ſchoß der König, wenn die Laſſen früh ankamen, in der Faſanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinſte, weil ſie als Proteſtanten Fleiſch eſſen konnten. Letzterer erhielt einſt in der heiligen Woche ein Schwein nebſt einem Korb voll Beaſſinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit ſchon warm war, ſo verſchenkte er einen großen Theil in Neapel an ſeine proteſtantiſchen Freunde; wo ſie wurden bei ihm vergeben; und in der heiligen Woche kamen oft katholiſche Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleiſch zu eſſen.

Wenn die große Faſanenjagd war, wo ſechs bis ſiebenhundert geſchoſſen wurden, bekam ein jeder von ſeiner Claſſe einen Faſanen: P. H. aber bekam zwei. Der König ſagte: „alles was von Hackerts Bekannten nach Caſerta kommt, gehet bei ihm zu ſpeiſen: er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher Weiſe vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere ſich aufhielt, war Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Pesce Spada (Schwertfiſch). Dieſer Fiſch kommt mit dem Tonno aus dem Mittelländiſchen und mittelländiſchen Meer, im Mai, hat ſeinen Zug, und geht gegen Ende Auguſts wieder zurück wie der Tonno. Er iſt außerordentlich delikat, etwas fett, und man kann nicht viel davon eſſen, denn er iſt ſchwer zu verdauen. Er iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne ſein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König einen ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein. Hackert kam einen Tag's von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er ſollte kommen und den großen ſchönen Fiſch ſehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf laſſen teilte und ſagte: das iſt für euch; hernach ein großes Stück für die Königin, welches ſogleich des Abends in der Frühe, mit Semmeln bedeckt, ſpedirt wurde; hernach ein Stück für Monſignore Biſchof von Caſerta, für den Intendanten von Caſerta ein Stück; dann für Dom Filippo Hackert und für den Architekt Collecini. Jedes wurde auf eine ſilberne Schüſſel gelegt und einem jeden zugeſtellt. Die Portion war ſo groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beſchenkte, und doch auf drei Tage für ſich behielt. Dieſer Fiſch ganz friſch, ſo recht ebbar, er muß bis auf einen Punkt, wie das Fleiſch, mortificirt ſeyn. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Roſt in dünnen Stücken gebraten und mit verſchiedenen Saucen gegeſſen. Wenn er gebraten iſt, hält er ſich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genoſſen. P. H. bekam alle Wochen Geſchenke an Speiſen vom Könige; im Sommer hauptſächlich Fiſche, die der König aus Neapel zum Präſent erhalten hatte, und die das beſte waren, was die See giebt. Er bekam oft eine große Schüſſel Kohlen, die hinten am Kopf des Tonno ſind. Dieß iſt das zarteſte Fleiſch an jedem Fiſch; man bekommt kaum mehr als zwei eſſen. Sie werden mit der platten Seite, die unter ihnen liegt, ohne alle andere Umſtände auf dem Roſt gebraten. Verſchiedene Fremde von Stande, die dieſe Speiſe nicht kannten, haben ſich oft bei Hackert eine Unverdauung gegeſſen, weil

ſie zu viel davon eſſen. Es iſt gewiß, daß es von den Fiſchen der größte Leckerbiſſen iſt, den man eſſen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, ſagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palaſt in Caſerta ſeyn. Kommt, wir wollen viele Arrangements meines Schreib-Cabinets treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaſte wohnet, ſo ſtehen keine Wachen vor den Thüren im Palaſte, daß alſo ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verſchloſſen ſind; die Truppen u. ſ. w. bloß ſind mit Schildwachen beſetzt. Der Ritter Hamilton nebſt einer anſehnlichen vornehmen Geſellſchaft hatten Hackert erſucht, ihnen einen Mittag zu eſſen zu geben, weil ſie den Engliſchen Garten ſehen wollten. Dieſer hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn ſie kommen wollten, den Tag zu beſtimmen, weil die Küche ſehr groß in Caſerta bei Sommers iſt, und man keine Proviſion von Fleiſch nur einen Tag halten kann; ſonſt würden ſie eine ſehr ſchlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geſchrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam die ganze Geſellſchaft von acht Perſonen in ſeiner Wohnung an, und ließen ihm aufs Schloß ſagen, wenn er ihnen in den Engliſchen Garten nachkommen wollte, ſo ſollte es ihnen lieb ſeyn; wo nicht, ſo würden ſie um 4 Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war ſehr beſtürzt und ſchickte zu Hackert auf den Palaſt. Der König ſagte: „Den Filippo, da iſt Joſeph, euer Kutſcher! (der König kannte gewiß alle ſeine Leute) gehet hin, er hat euch gewiß was zu ſagen.“ — Der Kutſcher brachte die Nachricht, die Hackert miſſiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieſer: „was will der Joſeph von euch haben?“ — Hackert mußte dem König alles ſagen. Zugleich ſetzte er hinzu: ich habe dem Koch ſagen laſſen, er ſoll machen was er kann und was zu haben iſt: warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben! Der König lachte herzlich und ſagte: „Hamilton wird ſehr unzufrieden ſeyn, wenn das Mittageſſen nicht gut iſt. Es ſchadet ihm aber nichts; warum hat er nicht ausſiert.“ Hackert ſagte: Ew. Majeſtät wiſſen, daß in Caſerta nichts anders als gutes Rindfleiſch iſt, gute Butter von Carbitello; das Uebrige kommt aus Neapel. Der König ſagte: „mit etwas wollen wir euch helfen. Ich werde euch einen großen Fiſch ſenden: denn ich habe heut früh ein Geſchenk von Fiſchen bekommen. Sonſt kann ich euch nichts geben, denn ihr wiſſet, daß alle Morgen meine Proviſion, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ — Der Koch hatte indeſſen doch etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittageſſen, wovon der Fiſch die Hauptſchüſſel war.

Kochkunſt.

Der König iſt immer gutherzig, giebt gerne, und freut ſich, wenn andre es mitgenießen. Einſt auf einer großen Faſanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu ſehen, ſo hat die Faſanen in Netz und Gliedern da lagen, worein der König allein hundert geſchoſſen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während ſie nun gezählt wurden und der Jagdſchreiber ſie aufſchrieb, und wie viel ein jeder geſchoſſen hatte, nahm der König einen alten Faſanhahn auf, unterſuchte ihn und ſagte: dieſer iſt recht fett; er ſuchte einen zweiten und ſo den dritten. Darauf ſagte er zu ſeinem Laufer: „der iſt für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caſerta zu Mittag ſpeiſen.“ Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten mit dem Befehl, daß man den Faſan allein ſollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und dieſen mit Brühe und Faſan zuſammenkochen laſſen. Der Reis zieht das Fett des Faſans an ſich und bekommt einen vortrefflichen Geſchmack. Der König machte ein ſolch genannt Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber,“ ſagte er, „morgen friſch kochen laſſen, ſonſt iſt er nicht mehr ſo gut, und ich will wiſſen, wie es euch geſchmeckt hat.“ In der That war es eine geſunde und delicate Schüſſel, woran man ſich allein völlig ſatt eſſen konnte. P. H. ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn ſpielen zu ſehen, weil er es ſehr gut ſpielte. So wie der König ihn ſah, fragte er gleich: „wie hat der Faſan geſchmeckt?“ Außerordentlich gut, erwiederte er. Der König ſagte: „meiner war auch ſehr gut. Sehet ihr, daß ich auch weiß, daß ſimple Speiſen die beſten und geſundeſten ſind.“ Der König hatte ſehr gute Franzöſiſche Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzoſen ſo abgelernt, daß ſie eben ſo geſchickt waren wie dieſe. Hackert geſtand oft, daß er nie einen Hof geſehen, wo alles ſo gut und ordentlich bedient war, als der Neapolitaniſche.

In Caſerta hatte P. H. ſeine Tafel vom Hofe, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreiſen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühſtück war er aus der Conditorei verſorgt. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erſte Kammermaler das Recht hat, ſo auch der Capitän von der Wache, und andere Herren, die an dieß Königs Tafel nicht ſpeiſen können, als der Contreleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthſchaft vorſteht, der Fourier, der die Quartiere beſorgt u. ſ. w. Dieſe Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König ſpeiſt, in demſelben Augenblick bedient, wenn man dem König ſervirt. So wie der König abgeſpeiſt hat, iſt die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre rare Sachen, eben ſo gut bedient iſt, wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide ſehr gutherzig ſind, freuen ſich, wenn andre, die ſie ſchätzen, mitgenießen. Wenn alſo mit ſolchen ſeltnen Sachen ihre Tafel bedient war, ſo ſchickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüſſel, der König an Hackert, und ſagte: er verdient es und verſteht es. Die Königin, wenn ſie ohne große Suite war, ſchickte gleichfalls an Hackert verſchiedene Sachen von ihrer Tafel, ſogar Sauerkraut, und ſagte: „bringt es dem Hackert, der verſteht es. Es iſt auf Deutſche Art mit einem Faſan zubereitet. Die Italiäner eſſen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geſchmack.“ Es verſteht ſich, daß ſo viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Eſſer war; nur wenn er um drei Uhr oder ſpäter, nach der Jagd, ſpeiſte, aß er etwas mehr, beklagte ſich aber des Abends, daß er zu viel gegeſſen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig luſtig in Belvedere geſehen, wo er von ſeinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonſt trank er ſehr mäßig.

Wenn er um 12 Uhr zu Mittag gespeis't hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber gute Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so aß er bloß ein Spiegelei Wein mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speis'te. P. H. war oft dabei zugegen: denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: ich werde bei der Tafel euch das übrige sagen, so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-Güter für 12.000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuiten-Güter will nichts nachlassen, also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 5000 Ducati, die will ich geben. Das mehrste davon ist erspart von verflossenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati. Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu seyn. Der König frug ihn: „Habt ihr die 5000 Ducaten bei euch?“ Er antwortete: ja! — „Kommt herein.“ In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und sagte: „das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuiten-Gütern sehe. Ich werde euch ein Billet geben, daß ihr und die Pacht bezahlt habt.“ — Zu Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza da Banco nennt, wo man dies hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein Sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach Spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König stehet vor einem Tische und erwiedert ihm Alles. Vor der Thüre stehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König gerufen, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Man hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem commandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, schön wie ein Lamm, und dabei beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Processes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn ihr's dem Hunde nicht gebt, so laßt er euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: ich habe eine gebratene Caßsia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König sagte ihm: „gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem König alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, hieß ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben und ihm sagen: dieses wäre damit er zu leben hatte; sein Proceß sollte bald gerendigt seyn. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: jetzt werdet ihr wohl nicht mehr eine Caßsia in der Tasche haben für dem Bassa.“ So bloß der Hund. Nein, sagte der Priester, ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Nassen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem Spanischen Hofe und der Prinzessin Jacci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambuca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Spediteure, der als Küchenwagen täglich von Caserta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 5 Uhr von da wieder zurückging, war misbräuchlicher Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Spediteure allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wenn die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jacci als Oberhaupt bezeichnen, so wurde einen Abend der ansichtsvolle Spediteure, als er Capo de China vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Officier nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammerfrauen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die Deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier nächsten länger gebrütet werden, als die Hühnereier.

Die Gnade hätte schon 10 Tage auf den Eiern gesessen und noch wäre keine aufgekommen; sie wolle also gerne Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Thörin, und sagte: „Was! man bittet mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Thörin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen, und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francaville'schen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hoch und sagte: „Du misserathst dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abends zu erleben, lesst die übrigen;“ und ging zum Billard. Die Possen zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Thörin mit dem König und Bocchetto gehen mußte um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hätte; sie denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von 30 Fasanenclern mache. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Duc. jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambuca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele andere waren gefängliche auf die Festungen, und geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

P. H. stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: Ew. Majestät, es ist gut, dieses kann gemacht werden. So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: Wenn Ew. Maj. es erlauben, so habe ich noch bedacht, noch dieses hinzuzufügen. Es gefiel dem König und er sagte: „machet, wie ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles approbirt und, wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habe ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und siehet wie alles so gut und fertig gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Eher ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

Die Giunta.

Einen Nachmittag kam Hackert nach Belvedere bei S. Leucio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiskal von Caserta, der bald laut war, und gewöhnlich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Harsches gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die 100.000 Ducati verdient. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe seinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recours gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit einer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recurs von Arbeitern, das Geld wird aufgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seyd.“ Damit wurde der Fiskal abgefertigt. P. H. wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorübergienge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, es vergeht ihm bald. Wie P. H. kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: „ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta gejagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiskal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten hinzwischen kommen, so wird alles verderben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!“ — Daß ist wahr. Wenn der König allein dirigirt, so gehet es gut, denn er kennt seine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

Fac totum.

Der König war so gewohnt, P. H. bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen, wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „bringt es zum Hackert.“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und reparirt werden. Es geschah gewöhnlich. Oefters sagte P. H.: Ew. Maj. haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient seyn. Dieß geschah. Oefters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Arcantische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte blieben den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ sie mit siedendem Wasser rein machen, und zeigte dem Manne zum zweiten Mal die Methode sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein es ſind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen, dieſe Bäume
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach mich klug.

Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es desgleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses oder jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

P. H. war bisher in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip alles durchzusetzen, und sich nie ein Dementi zu geben; und so zog sich die Sache bisher in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf sein Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche P. H. mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seyen; diese könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und P. H. förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Commission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Cepolini, durch Jenkins, der ein Handler war und vieles hatte restauriren lassen, in Beisein des Raths Reiffenstein und der Angelica Kauffmann geschätzt, damit alles unparteiisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und P. H. verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die solchesten Statuen verkaufen, und mit dem Geste die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen. Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Differenzen und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Teckaner und ein Preuße, die wichtige Commission hätten, und daß es in der Folge Verdrießlichkeiten und große Uebel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum dritten Mal schrieb Hackert: daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber seinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Ihre Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caracciolo, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rath vorlegte, so antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde; denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als P. H. nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caracciolo eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt von Sicilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihn bestehen können, da sie so ungereimt war. Einige Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Catilina, die der Minutuli am Gaeta gefunden war, welcher ihm viel Geld zu stehen, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von jener Statue; täglich wurden in den Orti Farnesiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. s. w.

Gemälde-Restauration.

P. H. kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andreä als den berühmtesten und besten Gemälde-Restaurateur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta, unter den Augen Sr. Majestät, die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte antrieb: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pieta von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Sacco von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Rubens. Sonnenstreife genannt, bei den Carthäusern zu S. Martino in Neapel, welches von einem Neapolitanischen Scholarer ganz übermalt war, und Anlaß gab, daß Andreä berufen wurde. Der König sagte: ich will selbst sehen, wie Andreä das Uebermalte abnimmt. Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu P. H. und Andreä. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen, und freute sich der Acquisition, die er an Andreä gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 900 Ducati Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig seyn würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten. Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

Carthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Da er gleich den Carthäusern von S. Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Rivera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, so schickte doch der Majordomo maggiore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte, und sagte zum König: es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da P. H.

zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Carthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Capelle verlieren sollte. P. H. benutzte ihn so viel wie möglich, sagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu seinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; so er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Carthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas schwer. P. H. konnte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Carthäuser aufgebracht; Hackert sah also, daß es nicht Zeit war davon weiter zu sprechen. Er erbielt darauf vom König einen besondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Commission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: ich habe zum ersten Male das Gemälde der Carthäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen. Der König sagte: Nicht wahr, es ist schön? Hackert erwiederte sogleich: Um Vergebung! Ew. Majestät, es macht einen sonderbaren Effect, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. daß ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemalt; er hat die Verherrlichung des Leichnams Christi in den Punkt der Perspective gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Capelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Carthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Apartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben. Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig, ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen üblen Streich thun lassen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „geht es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt: die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andreas gegeben, den Carthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erlies den München die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Custoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gesetzt, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagsmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andreas und Ignazius Andreä, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der P. Prior nebst drei Procuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von 16 Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gesetzt unter vielen Vivat! &c. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi sondiren ließen. P. H. als ein Fremder, im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sey wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der P. Prior kam selbst zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbewegbar und sagte: so oft ich die Carthause und die P. Prior besuche, so gehen sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Krunen mittheilen. (Die Carthäuser haben das beste, feinste und wohlgeschmeckteste Brot.) Dieses geschah öfters er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerufern von Neapel. Die Geistlichen sind viß aus Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wurden sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnet. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnt in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Haußmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati. —

P. H. hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Carthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß, dem Geschmack nach, man glauben sollte, es wäre Fleisch; besonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von rares und seltlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lieber sie sind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Malerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram, meist andern sieben Neapolitanischen Malern, zu Hackert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einem Mal verboten war. Die Ursache des Verbotes war diese: Man hatte den unsinnigen Plan gemacht die ganze Galerie stehen zu lassen. Deswegen lieh man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stehen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner gern allein das Vorrecht haben wollte. P. H. hielt die acht Maler zurück, derobete sie, daß Ram allein, den der König kannte, denselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sie auf Hackert berufen hätte, der es Ew. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie more billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging P. H. des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war barmherzig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: Ew.

Maj. es ſind acht Maler geſtern bei mir geweſen, die daſelbſt Anliegen haben. Sie ſind von mir abgewieſen, um Ew. Maj. in dieſen Zeiten nicht zu erſchrecken. (Der König ſagte ſogleich: „ich danke euch für eure Vorſicht.“) Es ſind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein ſich von Copien ernähren. Dieſe Menſchen ſind in Verzweiflung, werden dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. ſind übel von der Beſchaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erſtlich, daß die ganze Galerie geſtochen werde, dazu gehören ſo viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferſtecher kommen laſſen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen iſt noch weit zarter mit der ſeinigen. Welcher Particulier kann ſolche Werke unternehmen, wozu ſo viele Tauſende Ducats gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur ſchwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferſtecher bernehmen? Wenn es jemanden einfallen ſollte, einige Bilder von Capo di Monte zu ſtechen, ſo ſind ſchon ſo viele tauſend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erſt neue machen zu laſſen. Außerdem, ſo ſind viele Gemälde repetirt, finden ſich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen alſo den armen Copiſten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künſtler der Gelegenheit zu benehmen, in der Galerie zu ſtudiren. — Ew. Maj. ſehen ſelbſt ein, daß dieß der Kunſt und dem Publicum ſchädlich iſt. Ueberhaupt iſt die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu ſtudiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj., als Souverain, ihnen es verbieten; ich finde es höchſt unbillig und ungerecht. — Der König ſagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun ſollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich hatte Euch den Rath nicht eyer durch ein Billet wiſſen zu laſſen, daß er allen Malern ſage, ſie ſollen ihre Ruhe ſuchen; die Sache ſoll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marcheſe di Marco nach Caſerta zum Rath. Geht gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mit ge-thun habt.“ — Marcheſe di Marco war ein Abvocat, ein vernünftiger und billiger Miniſter, der aber von der Kunſt kein Wort verſtand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, ſagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Don Cleto Danielle, der viel Prätenſion auf Kunſtkenntnis machte und nichts davon verſtand, habe ihm dieß als die beſte Unternehmung für den Staat ſo vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geſchehen ſey. P. H. erwiederte: wenn Ew. Excellenz verlangen, ſo will ich Ihnen alles ſchriftlich geben. Er fand es nicht nöthig. Denſelben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte ſtudiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König ſieht gemeiniglich eine Sache erſt für klein an. Die Scheine, die dieß wiſſen, machen den Plan immer auf die Weiſe, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und iſt ſchändlich betrogen. P. H. hat ſich bei verſchiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu ſagen, daß es nicht für einen Monarchen ſey, ſolche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er ſelbſt eingreife und mit wenigen Perſonen das Geſchäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angeſtellten Leute und ihrer Beſoldungen. Der König begriff es ſehr gut; allein die kleine Gewinnſucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den beſten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches leider in Neapel nur zu oft geſchieht. Wenn er endlich nach verſchiedenen Jahren ſeinen Schaden einſah, ſo fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als ſie in des Königs Dienſte traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß ſie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferſtichdruckerei lieferte, damit es ſowohl für ſie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden ſich viele Verhinderungen. Denn ſobald das Papier im Lande gemacht wurde, ſo ſahen die Staatten wohl ein, daß der Unterſchleif aufhörte. Der erſte Schritt geſchah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er ſogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen laſſen. Der Director der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Miniſter Acton, der die Landcharten u. ſ. w. ſtechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da P. H. ihn öfter ſah, und wöchentlich wenigſtens einmal bei ihm ſpeiſte, ſo kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand ſich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Meroia, der eine Papiermühle hatte, wo ſehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieſer wollte ſich wegen ſeiner Kinder bei dem Hofe Verdienſt verſchaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von ſechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf daſſelbe ſeine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht daraus drucken laſſen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorſicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe gehen, wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufſchrieb. Nach vielem Gezänke kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er eben bei Philipp alles geſehen hatte, ging er mit Erudium zu Georg, um zu ſehen was er und ſeine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es ſtand auf Brettern an der Erde in großen Ballen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu ſehen und zu wiſſen, fragte ſogleich, wozu die große Menge Papier dienen ſollte. Die Antwort war ſehr kurz: Zu unſern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen laſſen. „Was! ſagte der König, von des Stefano Meroia Papier?“ Ja! Ew. Maj. — „Wie iſt es möglich, daß Ihr ſo viel Papier kommen laſſet; denn heute früh iſt der Director Carcani bei mir geweſen und hat mir vorgeſchwatzt, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier ſchlecht iſt.“

Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und ſagte: „ich ſehe, daß es egal iſt und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und ſagte: „es iſt rein, weiß und ſeidn.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg ſagte: wenn es nicht gut iſt, ſo muß Merola den Ausſtoß zurücknehmen. Der König ward auf das deſſigste aufgebracht über den Director ſeiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren ſich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preiſe und ſeinen Namen eigenhändig geſchrieben hatte. Als der König das ſchlechte und noch einmal ſo theure Papier ſahe, ward er noch zornigter und ſagte: „Carcani iſt ein S——.“ Endlich beſänftigte er ſich und ſagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Miniſter Acton war gleichfalls falſch berichtet und ſagte zu Philipp: das Papier iſt noch nicht getruckt. Dieſer antwortete: Ew. Excellenz, es iſt gut und wir laſſen darauf drucken. Der Miniſter kam gleich nach dem Mittagsmahl ins Cruzimm zu Philipp und Georg, ſah den Betrug ein, und bat ſogleich einige Bieh zu ſeinen Gut- und Landwirten kommen zu laſſen, die in ſeine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani ſchamroth, und alles wurde nunmehr auf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge immer beſſer ward.

Fortſetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Miniſters Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Ehicanen. Er war aber bei dem König und dem Miniſter Acton ſo gut angeſchrieben, daß er immer frei kommen durfte. P. H. ging öfters ſelbſt mit ihm, wenn er den König ſprach. Er war ein rechtſchaffner Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Neapolitaner, der auch ſo Neapolitaniſch ſprach. Alle Drei beſchäftigten ihn ſo, daß alle Anfechtungen immer zu Waſſer wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, ſo verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. P. H. ſollte die Sache zu Stande bringen. Er ſagte ihm oft: was denken Sie das Sie wohl haben möchten? Gelt, ſagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit ſeiner Papiermühle, Werken u. dgl. leiſtete. P. H. war ſehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen ſollte. Einſt ſprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, ſagte die Königin: ſo wollen wir ihn zum Ritter vom Conſtantin-Orden machen. P. H. verbat es, denn es ſchien ihm nicht am Platz zu ſeyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefſohn von ſeiner verſtorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns geweſen, im adeligen Cadettenhauſe zu Gaeta, woſelbſt nur zwölf Cadetten waren, ſollte erziehen laſſen. Dem Merola gefiel der Einfall; P. H. ſetzte es dem Miniſter Acton vor; nachdem dieſer Information von ſeinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches ſogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld koſtete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhauſe zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsſchreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit dieſem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieſer Spagnuolismo iſt in Neapel ſtolirt. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, iſt wie ein Edelmann anzuſehen. Der König ſagte zu niemanden Don, wenn er nicht auf der Claſſe ſolcher Perſonen iſt. Wenn er mit ſeinen Kindern ſpricht, ſagt er Don Francesco oder Donna Luiſe u. ſ. w.; ſonſt bedient er ſich des Italiäniſchen Sor, welches nicht ſo viel als Signor iſt. So ſpricht er mit allen denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derſelbe ſehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei; hingegen alle Künſtler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeiſter, der Kammer-Chirurgus; alle Kammerſtimmen Donna u. ſ. w. Die Kammerſtimmen, wenn ſie verheirathet ſind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erſte Kupferdrucke.

Als P. H. dem König die erſten zwei Drucke brachte, die Georgs Schüler geſtochen hatten, und die auf Papier von Traſatte gedruckt waren, ſo ſagte der König zu ihm: „Ihr wiſſet und habt geſehen, daß jedesmal, wenn ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieſes Mal kann ich euch meine Freude nicht genug beſchreiben über die beiden Kupfer: denn ſie ſind von Neapolitanern geſtochen und auf Neapolitaniſch Papier gedruckt. (Er ging ſogleich zur Königin, die auch ſelbſt kam, um ſeine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet euren Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn ſehe, ſo werde ich ihm ſelbſt danken, daß er und ſeine Schüler erzieht.“ Ein Blatt war von Del Frate, und das andere von Vincenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienſt genommen hatte, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und die Idee eines rechtſchaffenen Mannes von ihm hat, ſetzt einen oft in Verlegenheit. In dieſem Fall befand ſich P. H. ſehr oft. Eines Morgens in Caſerta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Miniſtern ſtanden und ſprachen. Da der König Hackert ins erſte Zimmer hineintreten ſah, ſo winkte er und ſchrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit geſagt, ihr werdet mir ſie jetzt auch ſagen.“ P. H. fand ſich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht worum die Rede war. Der König ſagte: „Es ſind ſechs Monate, daß ihr in Apulien die Tarante geweſen ſeyd. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie ſind die Wege?“ P. H. ſagte: Ew. Majeſtät, da wo die Wege gemacht ſind, habe ich ſie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man ſie noch nicht angefangen hat zu machen, ſind ſie, wie bekannt, ſchlecht. Unterſucht habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Commiſſion. Dem Anſchein nach ſind ſie vortrefflich, und ich habe geſehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geſchehen iſt. Die Brücken, die man gebaut hat, ſind ſehr ſchön und feſte; beſonders

haben mir die sehr gefallen, welche über Giess- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich testbar seyn. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nützlich. Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren.“ — P. H. sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm deinlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und P. H. erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam, und sagte: kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen. Da der Wegebau zu seinem Departemente gehörte, so war er sehr dabei interessirt; denn es waren Recurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben. P. H. erwiederte: das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur dinschickten, der die Wege untersuchte. Nein! sagte jener, das geht nicht; denn die Schurken könnten den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da P. H. ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caracciolo: er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat. Hackert sollte zwischen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti sagte: wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb todt. Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig seyn sollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen, so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei seyn sollen.“ — P. H. sagte: wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit. — „Andere als Inspector soll auch mit dabei seyn.“ P. H. schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache ward erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marchese Caracciolo, als ein alter Bekannter und Freund, nahm P. H. freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist, und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekommt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihm empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und sagte: das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann. — Nun! sagte er, wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verstehe, wenn Sie es thun, so glaubt es der König.“ Hackert bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er alles thun, was in seinen Kräften stünde. Er möchte indeß sein Gebild haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Cranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Cranti bekam die Pension, vier Jahre in Rom zu studiren.

Wie P. H. zum König kam, fand er daselbst den Ritter Santafilla, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm seine Commissionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hackert: „Sie gehet morgen mit Santafilla nach Caserta. Ihr kennt die Kiste worin die Kupfer sind. Suchet nach einem Beschmack die besten davon aus, und versiert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „in dem Cabinet wo Borelli schläft, wisset ihr, ist ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santafilla den Schlüssel nehmen, wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zu sich und sagte zu P. H.: „Ich gebe euch den Schlüssel; lasset ihn nicht aus euern Händen. Kommt ihr früh drei Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder, wo nicht, so bändigt mir ihn morgen früh ein.“ P. H. war sehr verlegen und bat um die Ursache erfahren zu dürfen, warum er ihm all in den Schlüssel anvertraute. Im warum er ihm all in den Schlüssel anvertraute. Im dessen richtete er die Sache so ein, daß Santafilla mit dabei seyn mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und eben so auch bei dem Kupferstichen auslachen. Alle vor den Custoden des Palastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santafilla alle Ehre.

Der König setzte P. H. so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alle Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er hat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half alles nichts: denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er gehet seinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

P. H. war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kammerjunkern bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, bei Abends bisher zu zeichnen als Karten zu spielen; so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Reichard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen

Römiſchen Kaiſerin, war, und wo auch die Frau Luiſe, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, ſich befand. Da die Königin ſah, daß die Fräulein ſehr artig Landſchaften zeichneten, ſo fiel es ihr ein, daß P. H. beiden Prinzeſſinnen Lection geben möchte. P. H. erwiederte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderer Commiſſionen, die ihm täglich verwehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog ſich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, ſondern beſtand darauf und ſagte: „Sie geben viele Abende in dieſe Geſellſchaft; alſo kommen Sie zu meinen Kindern. Dieſelbe Geſellſchaft ſoll auch da ſeyn, und ſie zeichnen alle zuſammen.“ Sie ſetzte noch hinzu: „ich werde, ſo oft ich Zeit habe, ſelbſt in die Geſellſchaft kommen.“ Es iſt benahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuſchlagen; ihre Beredſamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen iſt, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es P. H. annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeiſter der Prinzeſſinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 10 Ducati monatlich angenommen, ſo hätten ihm die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anſtändig war. Alſo wurde es angefangen. Die Prinzeſſin Marie Therese, mit allem Geiſt, war ſehr flüchtig, die Prinzeß Luiſe ſolider und zeichnete beſſer. Die Königin kam ſehr oft, ſo daß mehr Geſellſchaft als Lection war. Oft, wann P. H. ſah, daß die beiden Prinzeſſinnen nicht Luſt zum Zeichnen hatten, fing er vor, unter verſchiedenen Vorwänden, daß es beſſer wäre von der Kunſt zu ſprechen, Kupfer zu ſehen oder andere Kunſtſachen, welches den Prinzeſſinnen außerordentlich gefiel. Er machte ſich durch dieſe Art Lection zu geben ſehr beliebt. Seine Abſicht war eigentlich dieſe, daß die Prinzeſſinnen von den Künſten unterrichtet würden, um mit Kennerangen ſelbſt urtheilen zu können, wenn ſie künftig im Stande wären die Künſte zu unterſtützen. Je länger dieß dauerte, je lebhafter wurde es ihm. Da die Prinzeſſinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, ſo konnten ſie des Abends die Stunde ſieben Uhr nicht erwarten: denn die Geſellſchaft unterhielt ſie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche ſie frei hatten, nicht wollten gemirt ſeyn, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte ſich darüber, indeſſen war nichts zu machen. So frei auch die Geſellſchaft war, ſo war ſie doch geſpannt: denn jedes Wort, das geſprochen wurde, mußte beacht ſeyn; ſonſt gab es Anſtoß.

Dieſes hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tiſchbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Therese Lection im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber ſeinen Wünſchen nicht entſprochen haben. Nach vielen Monaten, da die Prinzeſſinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geſchenk für allen den Zeitverluſt, den er hatte. Auf dieſe Weiſe kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geſchenk, eine goldene Doſe, für drei Jahre, die er die mehrſte Zeit in Caſerta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtſamkeit hatten ſie für ihn, daß, wenn ſie anders beſchäftigt waren, ſie ihn wiſſen ließen, daß er ſich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten ſie noch für ihn; z. B. wenn ſie kleine Feſte gaben, wo die Prinzeſſinnen des Verzeichniß machen mußten von denen, die ſie einladen, welches die Königin nachſah, und diejenigen ausſtrich, die ſie nicht haben wollte, ſo wurde Hackert jedesmal eingeladen ſowohl zu ihren kleinen Bällen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts ſpeiſte. Die Königin, die auch nicht zu Nacht ſpeiſt, war aber bei Tiſche zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und ſprach viel. Sie hatte das ſo mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzeſſinnen ſich an Geſellſchaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man geſtehen, daß eine Privathonne ſich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen geſehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachſagen, daß ſie in Frankreichen die Märterin und ſtets die beſte Mutter ihrer Kinder in allen Stücken geweſen iſt. Der König gleichfalls liebt ſeine Familie zärtlich und iſt ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung ſeiner Kinder gänzlich der Königin überlaſſen hat.

Da die Prinzeſſinnen ſo weit waren, etwas machen zu können, ſo fertigten ſie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen ſtellen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Perſona auf der Jagd; da er ſie bekam, ward er ſo vergnügt, daß er ſie ſelbſt gleich in ſeinen Zimmer aufhing, und den zärtlichſten Danſagungsbrief an ſeine Kinder ſchrieb.

Directorſtelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor ſeinem Tode zum Ritter des Conſtantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commandrie von 400 Ducati jährlich, ſich bei dem Profeß in der Kirche ſo ſehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf ſtarb und es nie hatte genießen können, ſo bewarben ſich viele um ſeinen Poſten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Profeſſor mit einem ſehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgeſtanden, hatte die gerechteſten Anſprüche auf dieſen Poſten, ſowohl wegen ſeines Talents, als anderer Verdienſte. Wilhelm Tiſchbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hauſe deſſelben, und miethete ſich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb ſich durch die Deutſchen, die um die Königin waren, um die Directorsſtelle bei der Akademie. Es wurde mit P. H. davon geſprochen; er antwortete, daß er ſich nie in die Sache miſchen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann vom Verdienſt, wie De Angelis war, der ſo viele Jahre gedient hatte, zurückzuſetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tiſchbein nicht entgegen ſeyn würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu dieſem Poſten zu empfehlen, weil er ein Fremder ſey. P. H. wurde nicht weiter gefragt, alſo ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Cicco Daniello protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bei Caſerta war, und er der Cicciſco vor vielen Jahren von ſeiner Frau geweſen. Monti, außerdem daß er ein ſchlechter Maler war, bei jedermann mit ſeinen elenden Sonetten beſchwerlich, und hatte ſich

durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm sein Vater als Fideicommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departemente die Sache fiel, weil er der erste Secretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit activiren, daß Monti Director der Malerakademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. P. H. bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu P. H. und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde, und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten sein; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen 100 Ducati, zusammen also 300 Ducati. P. H. stellte dem Tischbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe werth, mit 400 Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 100 Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihm unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König sieht Ihnen 1200 Ducati jährlich Pension und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Director mit so wenigem denselben kann?“ Hackert erwiederte ihm: Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat, er ist vom Könige gemacht und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directorstelle der Akademie annehmen.“ P. H. sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin sind so gut als 1600 Ducati in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Subject, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Den Cicero Danielle und sein Minister Marchese de Marco, beide verstanden nichts von der Malerei. Danielle wollte seinen Monti zum Director haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie beide Directoren würden, daß der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Director 500 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Monti Director, jeder mit 500 Ducati jährlich. Tischbein bezahlte allein 500 Ducati jährliche Miethe für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige freie Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern lehrte auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den edlen antiken Styl ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studirten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er sehr gut und versprach viel. Sein Cenredium war gut colorirt, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verlieh er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders Herrnurnischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Materialent Abbruch that.

Enkaustik.

Da der Ritt Reifenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'Encaustique, sowohl auf seine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tassotage, die er tünchen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der niemal in sein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen selbst mit anstehen, und sagte; Morgen früh werde ich kommen. P. H. vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr sein würde; er kam aber bald fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten schon auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Feuerchen sah, und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei brennen ihrer Halbartist auf Mauer geht ihm so sehr, daß er sagte: Ihr müßt mir mein Bad im Belvedere enkaustisch malen lassen, welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art von Malerei, und wollte genau davon unterrichtet sein. Reifenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu verfertigen. Weil man die Farben ganz kalt sehe und auf das Feuerchen wohl arbeite, daß man erst sieht was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das reine Wachs das in den Farben befindliche schmelzet, und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reifenstein behauptete, man könne versuchen. P. H. gestand es ein. „Aber“ sagte er, „man tappet bei der Sache eben so im Dunkeln wie zuvor; denn die Farben sind blau. Es kommt also, mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es gerath oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. s. w.; daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu bleich und grau. Kurz es seien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkaustisch verfertigen könnte. Ueberdem so ist er der Meinung, daß ein Oelgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann, als ein enkaustisches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Sind und anderes mag in Acht genommen werden, wenn es sich conserviren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da ist diese Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe

etwas weniges dunkler oder heller iſt. Da nun der Maler ſich zu ſeinem ganzen Zimmer oder Saal alle Thüre, die er nöthig hat, bereitet, ſo kann es ihm nicht fehlen, daß ſeine Verzierungen ſowohl in Claire obſcur als Camaieen gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrift, wozu verſchiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieſer Decorations-Malerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er ſeine Farben ſehr gleich dik, und nicht dik an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien iſt dieſe Malerei ſehr nüzlich, um ganze Zimmer auszumalen; denn ſie hält ſich ſehr rein. Man ſtaubt es ab, und reibet es mit ein in wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tiſch abreibet, ſo bekommt es ſeinen vorherigen Glanz. Man iſt von allerley Insecten frei, die ſich in warmen Ländern häufig in die Kalkwänden einniſten, die ſehr ſchwer herauszubringen ſind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang ſtinkt. — Da in den nördlichen Theilen von Europa die Enduſtit anwendbar iſt, müßte die Erfahrung lehren; denn da nach grellen Zeiten die Wände, wenn ſie aufthauen, bluten, ſo ſchwizen, daß das Waſſer darunterkömt, ſo könnte es leicht ſeyn, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abſpringen. Hernach iſt ſie gegen die Leimfarben-Malerei theuer. Da bei der Decoration viele Mode herrſchet, und ſelten der wahre gute Geſchmak nach den Alten eingeführet iſt, ſo iſt die Leimfarben-Malerei vorzuziehen, weil ſie weniger koſtet, und man nach der Mode ſeine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, aufgebaut und vergrößert werden ſollte, ſo daß alle Kunſtwerke daſelbſt aufgeſtellt werden könnten, die ſämmtlichen Statuen, das ganze Muſeum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was ſonſt noch von Kunſtwerken und Antiquitäten ſich vorfinde. Der Plan war gut, bequem und anſtändig. Nachdem der König ſtundenlang mit P. H. und Santarelli alles unterſucht hatte, ertheilte jener den Auftrag, einen genauen Anſchlag über Koſten und Ausführung zu verfertigen. Es waren 500.000 Neapolitaniſche Ducaten nöthig. Dabei war der P. H. ſo gemacht, daß niemand ſtehlen konnte, und wenn die Galeeren-Sclaven, wie gewöhnlich, beim Abtragen des Berges und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch 10.000 Ducaten erſpart wurden, die zum Transport und anderer Verzierung kommen angewandt werden. Der König war ſehr zufrieden mit allem; P. H. verlangte jährlich 50.000 Ducaten, in der Bank deponirt, und verſprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, ſo könnte in weniger Zeit alles in Ordnung ſeyn.

Der Marcheſe Venuti ſedoch mit ſeiner Vielſchwätzerei verdarb alles: denn die Secretarie war ſchon eiferſüchtig, daß der Papſt, der dem Miniſter abgeſchlagen hatte, die Farneſiſchen Statuen abreiſen zu laſſen, daſſelbe doch nachher dem Marcheſe Venuti und P. H. bewilligte; und nun arbeiteten ſie daran, daß die Studien nicht gebaut werden ſollten. Durch Kammerintrigen machte man die Königin glauben, P. H. würde den Staat ruiniren, wenn man ihm gewähren liefe. Anfangs war der König feſt, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin. Da P. H. dieß merkte, zog er ſich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Cicco Danielle Vorſchläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man vertheilte in zwei Jahren 550.000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marcheſe Vivenzio bekam die Commiſſion. Verſchiedene Farben während des Proceſſes, ſogar der Majordomo magaizee, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog ſich aus der Affaire und ſtarb bald auf den zweiten Architekten, welcher geſtorben war. Der König fand ſich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marcheſe Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunſtliebhaber, wünſchte daß das Werk aufgeführet würde, und ſuchte verſchiedene Male P. H. zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieſer aber gab die kurze Antwort: der Hof will betrogen ſeyn; in meinem Leben miſche ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Caſtel a Mare das erſte Kriegsſchiff gebaut, von vierundſechzig Kanonen (La Partenope). Das Schiff, im Moment als es vom Stapel lief, ſtürzte nebſt dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuſchauenden Volk vorgeſtellet worden. Im Grunde war der Veſuv, von jener Seite der geſehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert ſtach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton ſich ſehr gefchmeichelt fand.

Der König beſtellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurüklehre der Escadre von Algier mit der Ausſicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Caſtel a Mare; die Zurüklehre des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de Granat genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die päpſtlichen Galeeren; eine Bue von Iſchia auf der Inſel Zicita. Dieſe ſechs Bilder ſind in Caſerta in einem Vorzimmer des Königs.

Der König ſchikte P. H. 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er ging brauchte zu der Reiſe am Adriatiſchen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drei Monate.

San Leucio.

Als er von ſeiner Reiſe zurükkam, präſentirte er ſich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leucio eine Cur brauche, und ihm ſagte, daß er ſobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Geſellſchaft zu leiſten, der in dieſer Zeit ſonſt niemand ſehe. P. H. ging denſelben Tag noch nach Caſerta. Abends nach ſeiner Ankunft kam er ein höfliches Billet, im Namen des Königs geſchrieben, daß er ſich nicht incommodiren möchte, den andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majeſtät aber angenehm ſeyn, ihn um 1 Uhr des Nachmittags zu ſehen. Er wurde ſehr gnädig empfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er denn Gelegenheit die Beſtelle Seiner Majeſtät verſtändlich zu machen, fragte der König: „Wieviel ihr in Caſerta, oder gar

ihr wieder nach Neapel?“ P. H. erwiederte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der Königin sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn ihr in Caserta bliebe, so würdet ihr nur einen Gefallen thun, alle Nachmittag um 5 Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer stechen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht und den Zimmern eben darf, bis die Cur zu Ende ist.“ So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag benannte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Marzio, der Arzt Peiro und P. H.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leucio zu verschönern, sowohl wegen seiner Gesundheit, die er da antraf, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Belvedere, nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche aufs neue befestigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler von dem alten Vanvitelli, sehr fertig im Bauen, aber dem unglücklichen Borromäischen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon vieles gebaut und verdorben. Dem König aber, der bei P. H. in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack zu meublieren und die Zimmer zu verzieren gar sehr. „Da ist simpel,“ sagte er, „und schön, und doch ist ein Luxus darunter versteckt. Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er P. H. ganz unversehens nach S. Leucio rufen, und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können; aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Mariano Rossi hier; er soll mir einen Plafond malen; ihr müßt mir die Gedanken dazu geben.“ P. H. antwortete: Lassen mich Ew. Majestät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte jetzo Schritte und trug gleich, was ist eure Meinung? Jener versetzte: da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Gemini des Schlafes vorgestellt. Das Uebrige würde ganz simpel verziert, damit man ruhig die schöne Aussicht der Campagne Felice genießen könne. Indessen finde ich vielleicht noch was besseres, wenn Ew. Majestät mir Zeit lassen zu denken. Der König sagte: Besser kann es nicht werden, und so wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier,“ sagte er, „will ich es sonder haben, aber nicht thunlich — stellet euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitze bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket ihr für den Plafond anzugeben?“ P. H. antwortete: Weil San Leucio ein Ort ist, wo Manufacturen angelegt werden, so finde ich schicklich im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen. Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Cabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt, und dienten den Festen Freunde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelstücke war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schicklich von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: es ist ganz für eine Scheune, aber nicht für mich.“ Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbeln, die ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Materei will ich nicht ansehen. Es ist nur zu langweilig vom neuem anzufangen und es herumverreisen lassen.“

Hernach ließ er dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es P. H. entsinnisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also war Belvedere bei San Leucio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina passa per Amore, von Paisiello, zum ersten Male aufgeführt wurde. P. H. hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht, und unger andrer alles eng und klein war, hergestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Cavallerie an den Tafeln sitzen konnten; die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend souperten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie gesehen hatten, daß so viel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupirt. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An der Königl. Tafel befanden sich 18 Personen, und da eben zu der Zeit eine Spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Staboffiziere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König bemerkte P. H. mit einer goldnen Dose und Repetiruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt mir's mals.“ Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200 Unzen in Gold, welches dem für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit 40 Unzen bezahlt hätte, und nur 10 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdhof nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Insgleichen eine Bäckerei, um Brot für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben; denn im Sommer ist die Luft sehr übel, so in gewissen Monaten ist. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über 40 bis 45 Jahre.

P. H. erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello, nebst der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Hauptfeiertage, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf Englische Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude herging, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populare Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte P. H. für seine Mühe, und sagte: „Das ist der einzige Palast den ich habe, der fertig und völlig möblirt ist.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort sich für die Künste zu interessiren. Im Jahre 1790 wurde P. H. mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Feluke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Calabrien und Sicilien zu besuchen, und alle malerischen Gegenden zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel ihnnen gefertiget werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhnlich ist, verlor P. H. viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Calabrien, wo nichts zu zeichnen war, Halt machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syracus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam, und den vielen Gauckeleien der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verschiedene Ansichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr gänstig auf, und überlieh hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst der ganzen Noblesse vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel gelebet, daß sowohl der König als die Königin P. H. bei Hoffesten an Erwerbne vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch sie dieses den Palermitanischen Cavalieren, die P. H. kannten, und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vice-König vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Assemblees, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte P. H. noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel seyn. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug, und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro, zurück. Wäre P. H. nicht noch mit Carditello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beiden Tanten Ludwigs des XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. P. H. mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war: die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. P. H. wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof sein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun oft oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr tostete, und P. H. verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltener als sonst. P. H. sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle Mobilessinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu schmachten. P. H. war sich zurückzuziehen, und nur bei den großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen, oder wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein Casino auf Bomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen, und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs seyn. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den wilden Benedictinern, wo der General und viele Aebte seine Freunde waren, so wie auch zu den Camaldulensern a l'Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Sulmone, Pic di Monte, Alisa, Sal Matteso. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze sehr so schlecht, daß man 15 Procent verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen: der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber bergeben. P. H. lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Degen und Säbeln

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Confiscation verlangt. Man schätzt Bauffetel, die im dreißig Tagen 30 p. C. verloren. Der König zog alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Rettungsplan. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Haus und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieser Lage befand sich P. H. mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Civiata wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müssen den Francavillischen Palast plündern, denn die Königin hat viele schöne Sachen daselbst. Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle mit Papieren und Cameen, und was sie sonst Preciöses hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Ausgang ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann; jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage lebten, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Zimmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand P. H. einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem General-stab und vier Commissarien bei ihm wohnen solle. P. H. widersetzte sich heftig, und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten 40 Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Commissärs blieben die Nacht da, und sollten sich gastfrei auf Matratzen; denn P. H. hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissärs alles verjagen, welches mit vielen und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bekamen endlich ein gleich sechzehn groß-r Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei P. H. in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Wenigkeiten den rettete: denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe, und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum waren. General Rey, der vom General Championnet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte sich in Philipps Quartier und bekam sich seines Bettes, seiner Küchengerätschaften und alles was da war. Der General-stab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so geruhte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirthen sollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden: denn das besondere Verhältniß, worin sie standen, war den antommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey und P. H. den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch öffliche und kräftige Bekanntmachung, auch durch die Verstellung, daß sie geborne Preußen seyen, wurde der General ihr Freund; und wie P. H. im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler Französischen Offizieren zu danken hatte, so dankte er nun Französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß P. H. täglich 1200 Neapolitanische Ducaten Contribution bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden, also wendete er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen, und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte. Da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war die einmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirecte Weise von derselben befreit.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder, und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und bedünge. Hierdurch wurde P. H. in große Verlegenheit gesetzt: denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne, und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale der suchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Französischen Palast verlassen mußte. Sie setzten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages versicherte er: „Daß ihr sein guter Republikaner sein sagte er: „Daß ihr sein guter Republikaner sein könne, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich 6000 Livres Pension verliert, nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber ihr seid ruhige Leute, und habt euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen euch als Artisten und respectiren euch als Preußen. Und wie ich euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von euch. Aber ich rathe euch, ja ich verlange aufs dringendste daß ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet: denn ich kann euch vertrauen,

daß man mir ſchon angeſonnen hat, euch als Royaliſten arretiren zu laſſen. Zudet weg. Männer und Künſtler, wie ihr ſeyd, ihr thunt in der ganzen Welt ruhig leben."

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten ſchon längſt über ihre Lage nachgedacht, ihre Verbindniſſe zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher ſchon vom General Rey etwas Achnliches hören müſſen. Sie ſahen voraus, was nach dem wahrſcheinlichen Abzug der Franzoſen ſie erwartete. St. beſchloß in dieſer ſich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigſtens Livorne zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf ſagte General Rey zu P. H.: Mann gehet ihr? Dieſer antwortete: mit dem erſten Schiffe, das neutral iſt. Ein Däne liegt hier, der Quarantaine hält, mit dem will ich gehen. Der General verſetzte: trut es ſo geſchwind als möglich, denn ich habe meine Urſachen. Er rief ſogleich ſeinem Secretär und gab jedem einen Paß, mit der Verfügung, daß ſtandhaft in der Taſche zu tragen, und die Franzöſiſche Cocarde auf dem Hut. Und ſo waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jacobiner ausgeſchrien, und in Neapel wollte man ſie als Royaliſten einkerkern. In dieſem Falle befanden ſich damals alle vermöglichen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des Dänniſchen Capitains zu Ende, und P. H. mußte die Livorne über 500 Piaſter bezahlen für ſich, ſeinen Bruder, einige zwanzig Kiſten und einen Engliſchen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der Däniſche General-Conſul, Chriſtian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbein und andere mehr, in allem 45 Paſſagiere. Bei Monte Chriſto ward das Schiff von einem Franzöſiſchen Caper beſucht, und will ein Theil auf dem Schiffe war, welcher Dank hatte, ſo wurde das Schiff genommen. P. H. widerſetzte ſich mit Heftigkeit, zeigte ſeinen Franzöſiſchen Paß und wurde als Preuße reſpectirt. Indeſſen wollen ſie das Schiff nach Baſtia in Corſica bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Baſtia keine Gerechtigkeit ſey: alſo da die Caper das Schiff verlaſſen hatten, handelten ſie mit den beiden Reis, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und ſtellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe ſchon das Land verlaſſen, und die Franzoſen ſeyen im Beſitze deſſelben. Sie möchten das Schiff anſtatt nach Baſtia nach Livorne bringen laſſen. Dieſes koſtete 200 Piaſter, welche P. H. mit den beiden obgenannten bezahlte, weil ſie die beſten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungeſtüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reiſe von dreizehn Tagen kamen ſie in der Nacht auf der Rhede daſelbſt an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich beſucht, und weil ein Caper darauf geweſen war, 25 Tage Quarantaine declarirt, welche auch im Hoſpital St. Jacob gehalten wurde.

P. H. ließ gleich ſeinen Engliſchen Wagen wegbringen, da es aber an die Kiſten kam, wollte man ſie viſitiren, ob auch Engliſche Waaren darin wären. Durch den Preußiſchen Agenten und den General Miollis aber wurde alles ſogleich vermittelt, und die Kiſten ohne Viſitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläufigen Proceß, der erſt lange hernach in Paris entſchieden wurde.

General Miollis war durch General Rey ſchon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber ſchwer auszuführen, und man ließ die Entſchuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen ſey. Sie wählten einſtweilen Piſa zu ihrem Wohnplatze und blieben ſich ſtille, bis endlich die kaiſerlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf gegen beide Brüder nach Florenz und richteten ſich ein. Im Jahre 1805 kaufte P. H. ſich eine Villa mit zwei Pöderr, welches ſo viel ſagen will, als zwei Bauerſamilien, welche das Land der Herrſchaft um billige Bedingungen bauen. Dieſe Villa liegt a San Piere di Carreggio nahe bei der Villa, wo Ferdinand Magnifico gewohnt hatte. P. H. hatte ſeine Wohnung in Florenz, und die erſte Monate auf der Villa, wo ein Stadium eingerichtet war, ſo daß er fleißig malte, und ſich dabei auch mit der Cultur des Landes beſchäftigte. Er behandelte ſeinen Wein nach Engliſch Unterricht, preßte ſein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte ſich einen Küchengarten an, baute das Terrain beſſer, ließ amphitheatraliſche Graden ziehen, pflanzte einige tauſend neue Reben, ſo daß ſein Gütchen in kurzem ſehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er ſah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht geſtört werden möchte. Sein Bruder Georg beſorgte in der Stadt den Kupferſtichhandel und was ſonſt von dieſer Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieſer Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er ſtarb den 16ten November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Proteſtant in Livorno begraben: denn in Florenz iſt keine Grabſtätte für Proteſtanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte P. H. in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Beſinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glücks Schmiede ſind. Sein angeborenes Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtüberzeugung jedermann dienen und niemand geboren ſcheinen. Er hatte die Gabe ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im mindeſten dieſſam zu ſeyn. Dabei genoß es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große

Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst so wie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem sein eigenthümliches Wesen jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talents gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er selbst seyn, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er war ihnen zugleich Lehrer und Ohmer, Führer und Beschützer. Sein Aeußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich stark, ohne Reif zu seyn, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in den kalten Gesellschaften der Hofleute bestehe, ohne daß Eudwisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war, und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er übrigte daher durch Thätigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem sie dem Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Horkstow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Director der Englischen Factorei in Hamburg angestellt, und gerade in der Epoche, als die Englischen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Herrführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster Schule erzogen, und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoire seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr jung starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode, und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnortes zuließ, sich in seinem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst.

Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schiffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hamthire die angenehme Stadt Southampton an dem Fluße gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, wo wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieß trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und der Gesellschaft des Segelns merkwürdig und auf allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst umher zu führen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England besuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andere besuchte, und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste, und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst im Jahre 1773 ward er veranlaßt diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; denn der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin, und die Meinung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn zum Unternehmen einen mildern Himmelsstrich zu suchen, und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermuthet ein alter Bekannter antam. Captain Thompson, der den Levante, eine Fregatte von 32 Kanonen commandirte, und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissabon anlegte. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitains nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen Englischen Garnisonen Geld zu bringen, so

fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit in Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Capitän sich drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno; nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten, und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansässig war, vermählt hatte, ging er mit seiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Verwahrung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Castel Gandolfe und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studirten und zeichneten; welches in dieser gütlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kurzen sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige Deutsche Künstler, ingleichen Englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen stunden, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein Italiänischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen Italiänischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beschlossen, und die Träume dieser kleinen Societät sollen oft besonders malerisch gewesen seyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde, Hackert und Knight, die Reise nach Sicilien, worauf er sich zeitlebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Benedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattin ver neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich dauerhaft in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Faulfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Tochter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shrebencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes Lord Batemann darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen überirdischen und Gemüthsverhängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1794 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen seinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Thätige förderud, gegen Leidende hülfreich zu seyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in südlichen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit seiner Abbildungen zu seyn, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Ralp Krause, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Aussichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch treffliche gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen, so wie die ganze Takelt, wodurch sie bewegt werden, aufs genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis ganz vor seinem Ende mit der Geschicklichkeit zur Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und ihre seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis

seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht viermal zwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 28. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Marinen, welche mit ihm seinen Kutter, die Schnelle, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte, welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Ueberresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein vollständiges Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Hackerts Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke,

von

Herrn Hofrath Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen bewundernswürdigen Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem 17ten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Caspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunsttheil, welchen sie so sehr vervollkommnet, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wohl abgeleugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlichen malerischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückbleiben; sodann folgte die Prospectmalerei, deren Ursprung bei den bitumisiebenden Engländern zu suchen seyn dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Namen erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Prospecte sehr vielen Beifall. Während der folgenden Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie auch den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospectmalerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Nebenumstand von geringstem Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieses nimmt man bei Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder, wenn man will des Sinnbarkeitsinnes wahr. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der malerische Effect wesentlich dadurch gestöhrt würde. Dem um eine deutliche Uebersicht von Hackerts Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es nothwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreis landschaftlicher Prospectmalerei, und je nachdem die Werke unseres Künstlers auf diesen höhern Verdienst seinen Anspruch. Auch ist es den wenigen, frei erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospectmaler nicht frei überlassen, und in soferne war Hackerts Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin schon angestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpunkte bewiesen, so hat nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gesagt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Antheil der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospectmalerei auf einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Erstlich, in wiefern der Maler die Gestalt und Proportion der vorhandenen Gegenstände richtig auf seine Leinewand übertragen verstehe; und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen.

Zweitens, in wiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenstände andeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler seinen seiner Zeitgenossen nach. Seine Läste sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig; der Künstler drückt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt hergestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hiebei oft größer als es dem malerischen Effect des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackerts früheren Gemälden Mangel an Uebereinstimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist bald ungegründet, weil er nur auf der Vernachlässigung der Hackertschen Gemälde mit den Meisterstücken der ältern großen Künstler entsprang. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vollendet feiner thätiger gemalt als er. Daß hingegen manche seiner spätern Arbeiten etwas bunt seyen, läßt sich nicht völlig ableugnen. Dazu dient, wie zu einigen harten Stellen, scheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an sich übrige Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu seyn. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen, und den gehachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, alle daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren, und er sich zu Uebertreibungen genöthigt sah. Hackerts Colorit ist deswegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertrefflich. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Haupteigenschaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen ältern Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein treues Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vortheile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch sey, Hackerts Gemälde geben zwar, in Hinsicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit; doch haben sie auch eben so wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nüancirung der Farben welchen die Gründe meistens richtig hintereinander zurück; wo indessen von den abgelegenen näheren Gebirgen sich welche finden, sie wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr beantreten, und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Bedecken beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrift. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet; der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemälde sind, wie es für Prospecte schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet können alle diese Figuren für gut und dinreichend gelten. Weiteres Lob gelingt ihm sogar mitunter recht lebenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch bessere Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl, als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der befindlichen Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente im hohen Grade besessen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinem Nachfolg in jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder in wiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihm übertreffen und ihn von der obersten Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Gunst sey es gesagt!) Aussichten nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solches in Hackerts Bildern wirklich geleistet sehen. Ueber den zweiten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen: denn die Gränzen des Möglichen sind nicht zu bestimmen; absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich einer mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit aus Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm auffallen, und es würde er der Trockenheit und dem Verwurf eines platten geschmacklosen Naturalismus nicht wirksam entgehen. Im Colorit müßte ihm weit wendig beigegen, was schon oben gesagt worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Feld ausreichen. Wollte aber jemand durch Zwingen und Mystassen, so wie durch willkührliche Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren malerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten; so würde er schon in das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert seyn, aber diesem doch seinen Rang als erster

Maler des bedingten Faches der Prospecte nicht streitig machen können.

Ueber Landschaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtseyn seiner Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, öfters angefüllt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzerische Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte, und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand; so wünschte man natürlich diese fruchtbaren Lehren auch aufs Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen mehrere solche Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sey etwas leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen mit einem gewissen Effect zusammengestellt, thunen unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die sehergende Natur Städte, Häuser, Thürme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Cumaischen Marmor sieht man allerlei Figuren besonders Köpfe, sowohl Carricaturen als schöne Gesichter. Dies hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab, wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißrathene Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja sie glaubten sich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist, wie zu allen andern Künsten. Jetzt da ich so viele Jahre alt bin, fange ich erst an wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, unachtet ich von meinen sechszehnten Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleiß studirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannigfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Solidität zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in den Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Gärten, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ertragreich ist und so manche reiche Ernten verspricht, an Oel, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem Italiänischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man z. B. Toskana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur auf solchem Gesichtspunkt betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können sie gut und dienlich seyn, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht: die Natur ist zu sehr gekämmert, selten malerisch. Je weniger die Gegenden cultivirt sind, je malerischer sind sie. An Vorgründen ist der jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Zeichnen gezeichnet haben, damit er seine Landschaften skaffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt. Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften beschlagen sey, daß er Architektur, Optik und Perspective könne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig seyn kann. Außer dem Focus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewinnt er eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie aufs Papier fallen, so sieht man alles verbunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Lustton so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele Künstler Speckton nennen, und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt ist es in der Kunst schwerig das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurückkehren; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Erde, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Styl, sondern auch nach und nach an den Extremen der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große Italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man bisweilen von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ja habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden, oder die man selbst wählt, nachahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannigfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle Formen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach einem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Classen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Castanienbaum. Kann er dessen geschwantige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Eiche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen; denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Character des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackigt Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w., genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam gelobt, so kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeste Act hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Landschaft gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß sorgen bloß im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß dabei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Bisweilen muß er eine verstümmelte Natur nachahmen, sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich seyn.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über den untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variirten Aesten bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaftesten Anleitung; er wird auf diesem Wege die subsusten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd seyn. Da alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen abstract, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich dieses die Ideen neu glauben, so sind sie doch auch bekannten Gegenständen entlehnet. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtniß sei der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Localgedächtniß hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt seyn von so mannigfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet, oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihr Effecte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß, und die Kunst auferbt.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hinzeichnen kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten; denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanik, muß der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang so fortgefahren, so wage er es, große, schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunkt wenigstens zweimal so weit vom Baume nehmen, als der sey doch ist. Erfordert es das Terrain, so ist es besser drei- oder viermal so weit entfernt zu seyn; denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es ist nöthig, sich in den verschiedenen Arten zu üben; sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Serie zeichnet, die ihm gelänflig ist, und es ihm hernach schwer wird sich an andere zu wagen, die ihm nicht gelänflig sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Charakter eines Baumes erkenntlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel von Baumschlag sprechen und auch gescheidte Künstler eitlen

dören, daß nämlich einer und der andere einen vortreflichen Baumschlag habe. Vieles ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumschlag sehr gut seyn, er war aber immer derselbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botaniker den Baum sogleich erkenne, so wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vordergrunde.

Ich rathe sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Stunde weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium vom Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr, sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Ferne macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind hierin sehr verschieden unter sich. Die vulcanischen haben einen ganz besondern Charakter sowohl in der Form, als in der Farbe. Er suche ferner Steine, Felsenstücke, Felsen von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vergrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkt, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alteriert werde. In Entfernungen, wo Gruppen Bäume zusammen stehen, ist man oft genöthigt viele wegzulassen, und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler sein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freilich eine gewisse Uebung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Unbestimmte, was in der Ferne verschwimmt, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darstellen soll. Beim Malen ist dieses leichter als beim Zeichnen, wovon ich an seinem Ort sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug stehen, und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Lichte sie den besten Effect macht, es sey früh Morgens oder etwas später gegen Mittag oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mäßigkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß seyn wie sie wollen, es kommt endlich auf den Punkt, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neubeit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen; so daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder anarbeiten, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgefermten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sey, wie solches Nicolaus und Caspar Poussin, Claudet und Domenichino gelehrt haben. Diese Meister vermitteln einen weiten und ausdehnenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Composition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Baumchen gemalt. Genug man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern aussetzen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sey, und ein Baum sich selten von einem andern unterscheide. Insgemein wäre zu wünschen, das Colorit möchte wärmer seyn: es ist nicht der Ton der Natur; die Fernungen sind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspective, und die Vorgründe und andere Plane zu schwarzgrün: Felsen und andere Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Oesterreich gebraucht, Schuld an dem Dunkelheit sey, weil sie in Oel durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caspar Poussin die harmonie gewesen seyn kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; seine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorhersah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 15 Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Styls aus der schönen Italiänischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen.

Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend, durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspective vorgestellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Caspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussinischen Styls. Seine Composition ist angenehm, die Gruppirung der verschiednen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspective fehlerhaft ist, und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Colorit betrift, so ist meiner Meinung nach seiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Duft ist verschiedenen Tageszeiten, sowohl in der Ferne als der Luft, so außerordentlich. Man findet ihn sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer, dürre, daß auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partien im Baum, sondern nur Massen finden konnte. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

In seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einmal wenn bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat, man wird es aber im einigen Tagen müde, und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussins Figuren sind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte selbst: die Landschaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanisch und der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden seyn. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter zu nennen ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der Französischen Akademie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein kleim Büchlein in der Tasche, und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von Einer Hand. Der Matthesische Gesandschaftsrath, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir einen Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sey, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätze, und ich wußte mir nun durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Voltaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es überhaupt selten so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Theorie bei sonnen, aber seine Studien hätten ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie manierirt sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspective, noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Trieb. Sie studirten nichts nach der Natur. Delane imitirte die schwarzen Gemälde von Caspar Poussin, und machte die seinen noch schwärzer. Forelle that ungefähr das Gleiche: zeichnete etwas nach der Natur, aber eilend, ohne Grundsätze. Unsre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur, oder ließ sie sich von Tito Luseri oder andern zeichnen, und malte eine klare Luft mit Fernung, worin der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claudeschen Styl. Ich kann nicht leugnen, daß ich Reisenstienen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung seiner ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen giebt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es giebt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen den Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach! wem soll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach! die Lippe, die so manche Freude
Sonst genossen hat und sonst gegeben,
Ist gespalten und sie schmerzt erbärmlich.
Und sie ist nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebste mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebissen, daß sie fester
Sich des Freunds versichernd ihn genösse:
Nein, das zarte Lippchen ist gesprungen,
Weil nun über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und liebios mir begegnen.

Und nun soll mir Saft der edeln Traube,
Mit dem Saft der Bienen, bey dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung schaffen.
Ach was will das helfen, mischt die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balsams drunter?

mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Oefters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man seine Figuren setzt, erregt gemeiniglich den Wunsch darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil sie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergänge zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verbindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt, oder ein paar Hirten, sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese weil sie unschuldig sind, und bloß in der Absicht das Vieh zu hüten auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Wehmuth.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben, und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Tempe, Vaucluse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessiren öfters Liebhaber und Kabinette.

Im schrecklichen Tirol ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nicolaus Poussin, wo die Personen bei der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

Ueber Oelmalerei.

In der Zeit als die Kunst mit Oelfarben zu malen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studirte seine Oele und seine Farben, und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler gereibene Farben und gegründete Tücher verfertigen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben, und andere an diesem Haupterforderniß zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachtheilig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß verfetzt, durchs Weiß zerfressen wird; daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich vieles gelernt; besonders aus angestellten und bestätigten Bildern alter Meister habe ich bei sorgfältiger Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihre Malereien behandelt, einlassen, sondern blos beschreiben, wie ich es behandle, und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Vorältern überliefert erhielt, welche sämmtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eigenen Art und Nachdenken zugesetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern feinen Erdfarben sollend gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der sich bitters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Oel jemalich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchgedrungen konnte, daß die Luft, sag' ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schönes Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solch sollend gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe auf beiden geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie gesagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und hindurchrum an den Rändern; wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab, und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen sein, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restauriren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul suo bello Vesuvio nella Pittura, 1788, welche auch ins Deutsche durch den Galerie-Inspector Riedel in Dresden 1791 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 332 f. erwähnte Restauration der Bilder durch Andreä und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 1. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 1. November verwichenen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indeß bin ich gesund, und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk: Winckelmann und sein Jahrhundert, habe ich gelesen, welches mir unser Prediger, Schultheiß in Livorno, gelesen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03796/154

und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, das meine Vorgründe groß sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einigen gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit malt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nöthig und unvermeidlich: denn ungemein aller erdentlichen Sorgfalt. Nämlich ist in Oel und Farben u. s. w., so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die feine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Dutchens Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckten oder Rauchton, der vielmals in Niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben verfängt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Bissen-Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Bissen-Luft so eingedrungen war, daß sie auch Andreä, der geschickte Bilderputzer, nicht heraus bringen konnte. Es hatte den Speckten wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Styl Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Form zu vereinden. Poussin, Caracci, Domenichino, u. s. w. haben einen großen Styl, allein die Objecte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarben-Gemälde im Palast Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die harzerfüllten unnatürlichen Bäume, die allzugelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen seyn. Diese Wasserfarben-Gemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Oelgemälde eher barmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben beynahen Silber, das sie dunkelgrün und mahagoni sind. Boquet hat in Pisa a einen Saal gemalt, und des Poussins gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitirt, daß einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boquet, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat, und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche im Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen vorhabenden Styl, den Silberton der schönen Natur, die nebligten Dünste, die fahlen Formen der Bäume, ohne den Character zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealische, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manieirte zu fallen, und die großen Meister zu beschämen, eher schwach nachzuahmen, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Styls an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verändere, so hoffe ich, daß meine Werke die Critik mehr aushalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anderen dabei zu ergötzen u. s. w. Giebt es für diesen neuen Styl nicht im allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die wir, wenn es wirklich gelückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen, die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Jagre, der seit der Bassirischen Geschichte aus Rom hieher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes Vaterländisches Colorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Preußischen Styl, welche besser seyn würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, so ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Beurenuti ist jetzt der Director der Akademie. Demarzi ist hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, compact, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön; die Subjects aber immer grausam. Mord und Todtschlag. Noch sehr ich seinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gaussier und seine in häuslichen Gemäld u ist geschickte Frau haben vor einigen Jahren, kurz gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gaussier war auf dem Gipfel seiner Kunst, und hatte sich sein Lebelang gesaßt, ihn zu erreichen; da er gemessen sollte, so starb er. —

Ueber Kunstwerke
und
theoretische Gegenstände der Kunst.

Von Deutscher Baukunst.

D. M.

Ervini a Steinbach.

1773.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deinen sollte: Anno domini 1318. xvi. Kal. Febr. obiit Magister Erwinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, kaum deiner Landsleute wie ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz schlug, wärmer, thätiger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ich's vermöchte.

Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und stammert die Aeneiden, die drum trabeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge auftürmte in die Wolken.

Mancherley ward es gegeben, einen Dankesbedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, ganz, und bis in den kleinsten Theil notwendig schien, wie Bäume Gottes, wenigern, auf tausend bittende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern, und dann dereinst ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wird's immer schwindeln an deinem Kolos, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, es ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, stehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid' ich den heiligen in eine deinem Thurm gleich schlank aufstrebende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gaben dabei auf — nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen worden, voll reiner und unreiner Thiere; so auch voll Blumen, Blüthen, Blättern, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschlossene Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, fast zu meinem Zeitvertreib bedeutsamend eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwelkung weihe.

Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiäner, und geht vorbei. Kinderein lacht der Franzose nach, und schnellt triumphirend auf seine Dose à la Grecque. Was habt ihr getan, daß ihr verachtet dürft?

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Meister! Kroesi an den mächtigen Resten Verhältnisse zu bereiten, flichtest aus den deinen Trümmern die Lustbäuser zusammen, und pachtst dich für Verwalter der Kunstgebäuden Reichthümer haben kannst. Hättest du mehr gefleißt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstaunest, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's thaten und es schön ist; notwendig und wahr hättest du deine Plane geschaffen, und ihrenlige Sodenheit wäre blendend aus ihnen gequollen.

So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgeklebt. Die herrliche Wirkung der Säulen trat dir, du wolltest auch ihrer brauchen und mauertest sie ein, weiltest auch Säulenreihen haben, und umgeltetest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorsäulen, die nirgends hin noch der führen, das Mutter Natur, die das Unnöthige und Unnöthige verachtet und hasst, deinen Pöbel trieb, seine Herrlichkeit zu öffentlichen Ekeln zu prostituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun alles seinen Gang: die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen; der Reisebeschreiber gafft, und unsere schönen Geister, genannt Philosophen, erd...chten aus protestantischen Mährchen Principien und Geschichte der Künste und auf den heutigen Tag, und echte Menschen erwordet der böse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schlüssel als Bestseile sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben. Er ist der erste, aus dessen Seele die Ideale, in Ein ewiges Ganzes zusammengewachsen, hervortreten. Aber Schule und Principium

fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll und darf, da neu-französischer philosophirender Kramer, daß der erste zum Bedürfniß empfindsame Mensch vier Stämme zusammelte, vier Stangen darüber verband, und Aeste und Moos drauf deckte? Darauf entscheidet du das Gebrüder unserer heutigen Bedürfnisse, eben als wenn du dem neuen Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausbedürfniß regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgedenkte der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum First, ist und bleibt, wie du allsogleich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schwimmfälle abstrahiren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüsse sich zur Region der Wahrheit zu erheben, sie schweben alle in der Atmosphäre deines Systems. Du willst uns lehren was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt die sehr am Herzen, und in anderer Weltgegend würft du Prophet. Du sagst: die Säule ist der echte, wesentliche Bestandtheil des Gebäudes, und der schönste. Welche erhabene Idee ganz der Form, welche reine mannigfaltige Größe, wenn sie in Reihen dastehen! Nur dürfet euch sie unbedingt zu brauchen; ihre Natur ist, freyzustehen. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Art, hätte die hehre Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säulenein-mauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Intercolumnia mit Mauerwerk ausstopften, die einigen Masochisten erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil unserer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unserer Gebäude. Unsere Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen aufschrecken, und wo ihr sie anstatt, sind sie belastender Ueberfluß. Eben das gilt von unsern Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude stehen euch alle Flächen dar, die je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie zum Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müssen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab; vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie ausstrage gleich einem hochverästeten, weitverbreiteten Baume Gestalt, der mit tausend Aesten, Millionen Zweigen, und Blättern wie Sand am Meer, ringsum der Gegend verstände die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.

Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Mittelmäßigkeiten Gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, däuchte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir verstummten, ungeordneten, unmaterischem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht zu schreiben als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, dieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, dünnen Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Ebenlente ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der ältern Deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Sonderlei, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt“ und so gramte mir's im Geben vorm Anblick eines mißgeformten raumdurchgrünen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keines-weges aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlische irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch fernschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe getröstet, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und stehn da sie nicht in allen ihren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre wolthätigen Gedanken hat' ich zum stimmenden Verhältniß erkoren. Wie über dem Hauptzugange der zwei kleinere zur Seite bedeutsam, sich der weite Kreis des Fensters hebt, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tagelicht war, wie doch darüber der Giebelraum die kleineren Fenster forderte: das all' war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre dürre schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den sinnigen, kühnen Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, das ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen nimmer huldigten. — Und so schied er von mir, und ich verstand in theilnehmende Traurigkeit, die die Tiefe des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgendustglanz mir entgegen, wie froh kennt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzähligen kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, die aufs geringste Fäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinen Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonnerust des Geistes, der auf seine Schöpfung

verschauen, und Gott gleich sprechen kann: es ist gut:

Und nun soll ich nicht erstaunen, heiliger Erwin, wenn der Deutsche Kunstkenner auf Höhen sagen deutscher Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dem Werk mit dem unverstandenen Worte Gothisch verkümmert, da er Gott danken sollte, laut verständigen zu können, das ist Deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiäner sich seiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis' aus, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwierigkeiten finden werden. Und ganz am Ende, wenn du nicht darthust, ein Homer sey schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungener und mißlungener Versuche, und treten andeutend vor das Werk des Meisters, der zuerst die verschiednen Theile in ein lebendig's Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschlies dem Opfer vor allem Wortgepränge über bildende Kunst, komm', genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines theilen Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, das du schaust sein herrliches Werk. Macht es dir einen wirren Eindruck, oder keinen, so gehst du wohl, laß einwandern, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, theurer Jüngling, gelei' ich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, das ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Kunheit siehst. Laß einen Mißverstand und nicht trennen, las die weiche Lehre meiner Schönheitsliebe dich für das bedeutende Raube nicht verstärken, daß nicht zuletzt deine kränkende Empfindung nur eine und deine beide Gestalt erzeugen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seyen entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern. Das ist nicht wahr. Denn in dem Sinne, darin es wahr seyn könnte, braucht weder der Bürger und Handwerker die Worte, sein Prüfestein.

Die Kunst ist lange bildend, eh sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine mächtige Natur, die gleich stark thätig beweist, wann seine Existenz gefährt ist. Spreche er nichts zu sprechen und zu schreiben hat, greift der Halbgott Kraftsam in seiner Nähe, unter nach Stoff dem er sein Geist einzuhauchen. Und so wedelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, greulichen Gestalten, rohen Farben, seine Tücher, seine Federn, und seinen Körper. Und last die Bildnerei aus den rohesten Formen bestehen, sie wird eine Gestaltenversammlung zusammennehmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus innigen, einigen, einem, selbstständigen Empfindung am sich wirft, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit gebohren werden, sie ist ganz und lebendig. Da sind die bei Nationen und einzelnen Menschen dann unendliche Grade. Je mehr sich die Seele einbet zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allem sichtbar und von Ewigkeit sind, deren Hauptaccorde man bemerken, deren Gemeinsame man nur fühlen kann, in denen sich allem das Leben des sittlichen Genius in seligen Weiten um herumspielt, je mehr diese Sphärken in das Wesen eines Geists eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu seyn scheint, daß ihm nichts genug thut als sie, daß er nichts aus sich wirft als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto liebgenugter stehen wir da und bleiben an den Gestalten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihm keiner herabsteigen. Hier steht sein Werk, tritet hin, und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, Deutscher Seele, auf dem einfachsten östern Pfaffenschauplatz des weiten neun.

Und unser neuer hat auf seinen Genius verzichten, hat seine Töne unterschrieben, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einsammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger verwelt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu Tisch Gunsten zu rügen, er baut sein aus Griechischen Säulen und Deutschen Gewölben seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unserer Künstler, als er erfindet wurde zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, bat' ich gesehen ein Modell fertigen, sattlichen antiken Säulenwerks.

Wie sehr unsere gesinnungslose Purpurmaler verhaßt sind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Tinte, und bunte Kleider die Augen der Welter gefangen. Mannlicher Albrecht Dürer, den die Nachwelt anbetteln, deine deutschgesinnte Gestalt ist mir wohlbewußt.

Und ihr selbst, treffliche Menschen, denen die höchste Schönheit zu gemein gegeben ward, und nimmer verantwortet, ist verdünten eure Seligkeit, vor Schaden dem Genius. Er will auf seinen fremden Flügeln, und weiten's die Nähel der Morgenröthe, emporgehoben und verherrlicht werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsalter bewähren, bis er stark und bewußt wie der Cypreß des Gebirgs ausruht auf Land. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pathos jedem ihm nimmer den mannigfaltigen Stoffen erkünstlich könnt, stets im jedesmaligen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn noch und noch die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschenmuthes nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst, das mannigfache Gesetzes des Wirkens, wenn die Fülle des Herzens seine Gestalt ausgewellt, den belebten Lauf des Künstlers, wenn er die mächtige Schale beim in den Backen gebettet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Busen ist, du erstrebst und erlittest genug hast, und genug genossen und fast bist in dieser Schönheit, und werde bist anbetungen in den Arme der Göttin, werde an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Herakles neu gebar — nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leitet er die Seligkeit der Götter auf die Erde.

Verſchiedenes über Kunſt

aus der nächſten Zeit nach dem Götz von Berlichingen und Werther.

Folgende Blätter drucken ich mit Pusillanimität mit der Hoffnung, daß ſie die Menſchen finden werden, denen ſie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks über verſchiedene Kunſt, und ſind alle für eine beſondere Claſſe von Leſern nicht gemacht. Sey's alſo nur denen, die einen Sprung über die Gränzen, worinn Kunſt von Kunſt getrennet wird, als nöthig moraliſe nicht fürchten, und welchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in barmloſer Zutraulichkeit darreicht.

I.

Dramatiſche Form.

Es iſt endlich einmal Zeit, daß man aufgehört hat, über die Form dramatiſcher Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle heißt, und daß man nunmehr Acht auf den Inhalt gebracht, der ſich ſelbſt ſo von ſelbſt zu geben ſcheint.

Dahingegen ſtreitet noch eine Form, die ſich von jener unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſeyn will. Unſer Kopf muß überlegen, was ein anderer Kopf faſſen kann; unſer Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag. Das Zuſammenwerfen der Regeln giebt keine Uebereinkunft, und wenn ja das Beyſpiel gefährlich ſeyn ſollte, ſo iſt's doch im Grunde beſſer ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes.

Freylich, wenn mehrere das Gefühl dieſer innern Form hätten, die alle Formen in ſich begreift, würden uns weniger verſtümmelte Geburten des Geiſtes anekeln. Man würde ſich nicht einfallen laſſen, jede tragiſche Begebenheit zum Drama zu ſtrecken, nicht jeden Roman zum Schauſpiel zerſtückeln! Zu wünſchen, daß ein guter Kopf das doppelte Unweſen parodirte und etwa die Reſpective Fabel vom Weiſ und Lamme zum Trauerſpiel in fünf Acten umarbeitete.

Jede Form, auch die geiſtloſeſte, hat etwas Unwahres, allein ſie iſt ein Gefäß, das Blut, wodurch wir die heiligen Strahlen der verborgenen Natur an das Herz der Menſchen zum Feuerblick ſammeln. Aber das Glas! Wenn's nicht gegoſſen iſt, wird's nicht erlangen; es iſt, wie der gemeinſchwelle Stein der Alchymiſten, Geiſt und Materie, Feuer und Kühlung. Sie einfach, daß es vor allen Thüren liegt und ſo ein wunderbares Ding, daß juſt die Leute, die es beſitzen, nicht einen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, ſtudire die Bühne. Wirkung der Farbenmaſſen, der Lichter, Schatten, Glanzlemwand und Flittern, laſſe die Natur an ihrem Ort, und beſtrebe ſich, richtig anzuleuchten, als was ſich auf Brettern zwiſchen Latten, Pappendeckel und Leinwand, durch Puppen, vor Kindern aufführen läßt.

II.

Nach Falconet und über Falconet.

— Aber, möchte einer ſagen, dieſe ſprechenden Verbindungen, dieſe Glanzkraft des Marmors, die die Uebereinſtimmung hervorbringen, dieſe Uebereinſtimmung ſelbſt, begreifen ſie nicht den Künſtler mit der Menſchheit, mit der Lieblichkeit, die er nachher in ſeine Werke legt? Der Gryf dagegen, betrachte er ihn nicht einen Quelle von Unannehmlichkeiten, die ſo wohl die Malerey als die Bildhauerkunſt erdulden? Dieſe Bemerkung iſt nur obenhin. — Der Künſtler findet die Zuſammenſtimmung weit ſtärker in den Gegenſtänden der Natur, als in einem Marmor, der ſie verſteckt. Das iſt die Quelle wo er unaufhörlich ſchöpft, und da hat er nicht, wie bey der Arbeit nach dem Marmor, zu fürchten in ſchwacher Copie zu ſtehen. Man vergleiche nur, was dieſen Punct betrifft, Pomarantz und Rubens mit Pouſſin, und entſcheide nachher, was ein Künſtler mit allen den ſogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt. Dieſe ſind der Harmonie die Stimmung nicht in der Materie, wirken ſie erregen, ſie verhüten ſie in der Natur zu ſehen, er findet ſie ſo gut in dem Gryf als in dem Marmor;* denn es iſt falſch, daß der Gryf eines harmoniſchen Marmors nicht auch harmoniſch ſey, ſonſt würde man nur Vaſalle ohne Grund machen können; das Gefühl iſt Uebereinſtimmung mit vier Sinnen. Die Liebhaber, die bezaubert von dieſen Tönen, deſſen feinen Schwingungen ſind, darum nicht hinreicht, denn es zeigen ſich ſelbe an dem Marmor ſo gut, wie in der ganzen Natur, nur erkennt man ſie leichter da, wegen der einfachen und ſtarken Wirkung, und der Liebhaber, weil er ſie hier zum erſten Male bemerkt, glaubt, daß ſie hinreicht, aber weniger nirgends ſo kräftig anzutreffen ſeyen. Das Auge des Künſtlers aber findet ſie überall. Er mag die Werkſtatte eines Schuſters betreten, oder einen Stall; er mag das Geſicht ſeiner Geliebten, ſeine Stiefel, oder die Ruine anſehen, überall ſieht er die heiligen Schwingungen und leiſen Töne, womit die Natur alle Gegenſtände verbindet. Bey jedem Trieb eröffnet ſich ihm die magiſche Welt, die ſeine großen Meiſter innig und wohlthätig umwalt, deren Werke in Ewigkeit den weiterſtrebenden Künſtler zur Ehrfurcht durchſchauern, alle Betrüger, ausländiſche und inländiſche, ſtudirte und unſtudirte, im Zaum halten, und den reichen Sammler in Contributionen ſetzen werden.

Jeder Menſch hat mehrmal in ſeinem Leben die Gewalt dieſer Zauberei erfahren, die den Künſtler allegemeinwärts faßt, und durch die ihm die Welt ringsumher belebt wird. Wer iſt nicht einmal beym Eintritt in einen heiligen Wald vom Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unermeßlichen Grauen gefangen? Wem hat nicht in Gefahrwart ſeines Mitgenoſſe die ganze Welt golden angeſchienen? Wer fühlte nicht an ſeinem Arme Himmel und Erde in wonnevollſten Harmonien zuſammenklingen?

* Warum iſt die Natur immer ſchön? überall ſchön? überall bedeutend? ſprechend? Und der Marmor und Gryf, warum will der Liebe, beſonders Liebhaber nicht? Ich weiß, weil die Natur ſich einig in ſich verbindet, eins aus einander, und der Marmor, der bedeutende todte? und durch den Zauberſtab der Betrachtung zu trennen von ſeiner Verbindung.

Davon schützt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er bringt sich in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, sobald ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich zur Schöpfung rüstet, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht. Darum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heiße: das Gefühl ist die Harmonie und vice versa.

Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers wallt, was in ihm nach und nach sich zum verständigen Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu seyn.

Mit dieser Zauber ist's, der aus den Sälen der Großen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchreisen, nur zum Schauplatz der an einander hinwirkenden Eitelkeit ausstaffirt und bestimmten sind. Nur da wo Vertraulichkeit, Behaglichkeit, Innigkeit wohnen, weicht alle Dämonenkraft, und bei dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Prunkgesälen sich zu verflattern: Denn wie geschrieben steht; es sey schwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, eben so schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen medischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterverrücktheit der neuen Welt ergötzt, ein gediegener Künstler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unserer Väter offen waren, schließen sich ihm. Die papierne Tapete, die an einer Wand in wenig Jahren verbleicht, ist ein Zeugniß seines Sinns und ein Gleichniß seiner Werke.

Ueber das Aechte sind schon so viel Blätter verdorben worden, mögen diese mit drein gehn. Mich dünkt das Schlechte gelte in aller Welt über Gebühr, und was ist in der Welt schlechter als das Gefühlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geistlichen Gemälden, wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall zur Statt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde gegenwärtig fühlten, und nicht der unsittlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzaubern. Ja seine da drei Meister zusammen, die man fast immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt; aber ich dürfte mich wohl getrauen noch manche große Namen herbeizurufen, und zu beweisen, daß sie sich alle in diesem wesentlichen Stücke gleich waren.

Ein großer Maler wie der andere, sucht durch große und kleine empfundene Naturzüge den Zuschauer, daß er glauben soll, er sey in die Zeiten der vorgestellten Geschichte entrückt, während er nur in die Vorstellungsart, in das Gefühl des Malers versetzt wird. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß dem Geschichte der Menschheit mit und zu tadelnder menschlicher Theilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt seine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländische Bäuerin vorstellt, sieht freilich jedes Herrchen, das entsetzlich gegen die Geschichte gekränkt ist, welche vermeidet: Christus sey zu Bethlehem im jüdischen Lande geboren worden. Das haben die Italiäner besser gemacht; sagt er. Und wie? — Hat Raphael was anders, was mehr gemalt, als eine liebende Mutter mit ihrem Ersten, Einzigen? und war aus dem Sujet etwas anders zu malen? Und ist Mutterliebe in ihren Aeußerungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler, in allen Zeiten? Aber es sind die biblischen Stücke alle durch falsche Verehrung und die geistliche Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen worden, um gaffende Augen des Dampfkreises zu blenden. Sagt nicht Maria zwischen den Säulenreihen aller Altarvorfassungen, vor den Hirten, mit dem Knäblein da, als lieh sie's um Gold sein? oder hatte sich auch zufammen mit Maria, mit aller Kindesblödigkeit und Weisheit, nur die Ehre dieses Besuches vorbereitet? Das ist nun sinnlich! Das ist gehörig! das führt nicht gegen die Geschichte!

Wie schändet Rembrandt diesen Vorwurf? Er versetzt sich in einen dunkeln Stall; Noth hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Brust, mit dem Volk das Lager zu theilen; sie sind beide tief an Haid mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist alles düster, außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Bücherlein hastet und Maria, einige Gebete vorzusehen scheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein. Der Vorderste, der mit einer Stallaterne vorangeht, sieht, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. Man an diesem Platze die Frage deutlicher aufzudrücken: Ist hier der neugeborne König der Juden?

Und so ist alles Costume lächerlich! denn auch der Maler den's auch am besten zu beobachten scheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Mannes Schmackafter setzte, würde übel angesehen worden, und dann hilft er sich mit abenteuerlichen Formen, belädt euch mit unerkannten Töpfen, und weichem unedlen Gerümpelschranke er nur immer mag, und zwingt euch durch die martervollen Kleid überkünstelter Wesen in Gattin gestalteten Schleppmänteln zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Was der Künstler nicht gesucht hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Kunst weder zu flüchtig! Ich sage euch, es waren keine Weiber, und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erd' und Meer mit Hexen bevölkert, so wäre er ein schlechter Dramaturg gewesen, und es wäre nie kräftiges Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinen Bein geworden.*

Es ist schön von einem Künstler zu fordern, er soll nur, er soll alle Formen umfassen. Hatte doch sie die Natur selbst für ganze Provinzen nur Eine Gesichtsgestalt zu vergeben. Wer allgemein seyn will wird nichts; die Einschränkung ist dem Künstler so nothwendig, als jedem der auch sich etwas Bedeutendes sollen will. Das Hasten an abendländischen Gegenständen, an dem Strand voll alten Haustrats und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er ist. Denn ich will hier nur vom Licht und Schatten reden, sie sind allein auf Rechnung eben das anwenden Lüge. Das Hasten an eben der Gestalt unter Einer Lichtart muß nothwendig den Augen satt, endlich in alle Gehemmnisse setzen. Denn wenn sich das Ding nun darstellt, wie es ist. Nimm sage das Hasten an einer Form, unter allen Lichtern, so wird die dieses Ding immer lebendiger.

* In dem Stücke von Route nach Elsenore: Philemon und Baucis, hat sich Jupiter auf einem Strohbauernbett niedergelassen. Merkur ruht auf einem niedern Lager aus. Mütze und Mänteln sind nach einer Art beschrieben so zu sehen, Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen und auf seinen innern Augen auf einen Hausmann an der Wand, wo er einen seiner Liebeshändel, durch Merkurs Beihilfe aufgeschlossen, nächtlich abgeholet hebt. Wenn so ein Ding nicht mehr wert ist als ein langes Zeitungsmährchen unserer Nachgeschwätzer, so will ich allen Dramen, Dichtern, Tragicen und Scherzen aufgeben.

wahrer, runder, es wird endlich Du selbst werden. Aber bedenke, daß jeder Menschenkraft ihre Gränzen gegeben sind. Wie viel Gegenstände bist du im Stande so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frage dich, geh' vom Häuschen aus und betrachte dich, so du kannst, über alle Welt.

III.

Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe

im Julius 1775.

Vorbereitung.

Wieder an deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in dir über deinem Grabe, heiliger Erwin! fühle ich, Gott sey Dank, daß ich bin, wie ich war; noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und o Wonne, noch einiger, ausschließender gerührt von dem Wahren als ehemals, da ich oft aus sinnlicher Empfindsamkeit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung überkünstelte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, altes belebende Liebe! die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seyst körperlos und entflohen im Nebel.

Gebet.

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter aufgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfesseln und wühlen Thäler, grauer Gotthard! wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was aus Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung flammeln sie über, in feigenden Strahlen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, unfaßendes unaussprechliches Gefühl des, das da ist und da war und da seyn wird.

Erste Station.

Ich will schreiben, denn mir ist's wohl, und so oft ich da schrieb, ist's auch andern wohl worden, die's lasen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Mög' es euch wohl seyn, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verjüngten Stadt morgendlich auf diesem Umgange entgegenweht.

Zweite Station.

Höher in der Luft, hinabschauend, schon überschauend die herrliche Ebne, vaterländisch, liebwärts und doch voll blühenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich schrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das wenige lasen, buchstabenweise nicht verstanden, und worin gute Seelen nur Funken wehen sahen, daß sie unaussprechlich und unaussprechen glücklich macht. Wunderlich wär's, wenn einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatsachen in Räthsel hüllen, und von Wasserbildnissen poetisch lassen: und doch geht mir's jetzt nicht besser. So sey es denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelanstrebender Thurm, und heims, weitverbreitete Welt Gottes! angegafft und löppenweise in den Gedanken der Weltchen aller Blätter aufzupeitzt zu werden.

Dritte Station.

Hört' ich euch bei mir schöpfungsvolle Künstler, gefühlvolle Kenner! deren ich auf meinen kleinen Wanderungen so viele fand, und auch euch, die ich nicht fand, und die sind: Wenn euch dieß Blatt erreichen wird, laßt es euch Stärkung seyn gegen das flache unerwiderte Aufgefallen unbedeutender Mittelmäßigkeit, und sollter ihr an diesen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe.

Tausend Menschen ist die Welt ein Narrätheutasten, die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele, drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urtheil leiten; sie sind willig die Eindrücke andern ordnen, verschieben und ihren Werth auf und ab bestimmen zu lassen.

Hier ward durch Lesens Antunft die Andacht des Schreibens unterbrochen, die Empfindung ging in Gespräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man sich mehr: daß Schöpfungskraft im Künstler seyn müsse, aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbstständig Werk entstehe, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden.

Zur Theorie der bildenden Künste.

Baukunst.

Es war sehr leicht zu sehen, daß die Steinbaukunst der Alten, in so fern sie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunst ihr Muster genommen habe. Vitruv bringt bei dieser Gelegenheit das Märchen von der Hütte zu Marke, das nun auch von so vielen Theoristen angenommen und geheiligt worden ist; allein ich bin überzeugt, daß man die Ursachen viel näher zu suchen habe.

Die Dorischen Tempel der ältesten Ordnung, wie sie in Großgriechenland und Sicilien, bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind, und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken: daß nicht eine hölzerne Hütte zuerst den sehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die ältesten Tempel waren von Holz, sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von innen heraus lagen, und das Gesims ruhte oben drüber. Die sichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht lassen kann, ein wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwischen denselben, die sogenannten Metopen, nicht

einmal verschlagen, so daß man die Schädel der Opferthiere hineinlegen, das Priaden in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurch zu riechen den Vorschlag thun konnte. Diese ganz sollte einfache und rohe Gestalt der Tempel war jedem dem Auge des Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, konnte man sie so gut man konnte im Dorischen Tempel nach.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man bei ödjenigen Tempeln auch die Säulen Stämme zu Säulen genommen habe, weil man sie, wie es scheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerstuhl, den Hauptbalken nur gerad' unterstellte. Als man diese Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die festesten Steine zur Hand; man mußte die Säulen aus Stücken zusammensetzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte sie also sehr stark in Verhältniß zur Höhe, und ließ sie steifer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Pästum, Segeste, Selinunt, Girgent, sind alle von Kalkstein, der mehr oder weniger sich der Tuffsteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird; ja die Tempel von Girgent sind alle von dem losesten Muschel-Kalkstein, der sich denken läßt. Sie waren auch deshalb von der Witterung so leicht anzugreifen, und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerstören.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt: daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines Dorischen Tempels den Marmor beisammengehabt, seine Gedanken geändert, und daraus einen Jonischen gebaut habe.

Vitruv giebt zw ; zur Ursache an: daß dieser Baumeister sowohl als andre mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefällt mir mehr zu glauben, daß dieser Mann, als er die schönen Blöcke Marmor vor sich geseben, solche lieber zu einem gefälligern und reizendern Gebäude bestimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die Dorische Ordnung selbst immer schlanker gemacht, so daß zuletzt der Tempel des Hercules zu Cora acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das, was ich sage, es nicht gerne mit denjenigen verderben, welche für die Form der altherrlichen Tempel sehr eingenommen sind. Ich gestehe selbst, daß sie ein majestätisches, ja einige ein reizendes Ansehen haben: allein es liegt in der menschlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fortzuschreiten; und so war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe, das Auge immer das Schlankere suchte, und der Geist mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden glaubte.

Besonders da man von so mannigfaltigem schönen Marmor für große Säulen aus Einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Gesteins, der alte Granit, aus Aegypten herüber nach Asien und Europa gebracht ward, und seine großen und schönen Massen zu jedem ungeheuren Gebrauche darbot. So viel ich weiß, sind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die Jonische Ordnung unterschied sich bald von der Dorischen, nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulenhöhe, durch ein verziertered Capital, sondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Friese ließ, und den immer unvermeidlichen Brüchen in der Eintheilung derselben entging. Auch würden, nach meinem Begriff, die Triglyphen niemals in die Steinbaukunst genommen seyn, wenn die ersten nachgeahmten Holztempel nicht so gar roh gewesen, die Metopen verwahrt und zugeschlossen, und der Fries etwa abgeräumt worden wäre. Allein ich gestehe es selbst, daß solche Ausbindungen für jene Zeiten nicht waren, und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich ist, Gebäude nur wie einen Holzstoß übereinander zu legen.

Daß nun ein solches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muster ward, wornach ein anderes, von einer ganz andern Materie, aufgeführt wurde, ist ein Schicksal, welches unser Menschengeschlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher lagen, und weit schlimmer auf dasselbe wirkten als Metopen und Triglyphen.

Ich überspringe viele Jahrhunderte und suche ein ähnliches Beispiel auf, indem ich den größten Theil so genannter Gothischer Baukunst aus den Holzschnitzwerken zu erklären suche, womit man in den ältesten Zeiten Heiligenschränkten, Altäre und Cyrellen auszuzieren pflegte, welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchsen, mit allen ihren Sonderlein, Stäben und Leisten, an die Außenseiten der nordischen Mauern anbrachte, und Giebel und formentose Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider suchten alle nordischen Kirchenvorsteher ihre Größe nur in der mannigfaltigen Kleinheit. Wenige verstanden diesen kleinlichen Formen unter sich ein Verhältniß zu geben; und dadurch wurden solche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Kosten versetzt, und in die elendesten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzusetzen das nie geendigt werden kann, indem der erfindungslose Unsinn, der es anfing, auch die Gewalt hatte einen gleichsam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunst.

Kein Kunstwerk ist unbedingt, wenn es auch der größte und gediegenste Künstler verfertigt: er mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste seyn, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieses ist einer der großen Vorzüge der alten Kunst; und wie Menschen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn sie in der Beschränkung ihrer Natur und Umstände mit der möglichsten Freiheit leben; so verdienen auch jene Künstler unsere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch so viel machten, daß wir mit einer angestrengten und aufgebotenen Geistesstraft ihr Verdienst kaum zu ertennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beispiele anführen, wie die Menschen durch das Material zur Kunst geführt und in ihr selbst weiter geleitet worden sind. Für diesmal ein sehr einfaches.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter zu der Aufrichtung so vieler Obelisken durch die Form des Granits selbst sind gebracht worden. Ich habe bei einem sehr genauen Studium der sehr mannigfaltigen Formen, in welchen der Granit sich findet, eine meist allgemeine Uebereinstimmung bemerkt:

Anliegen.

O ſchönes Mädchen du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du an's Fenſter trittſt,
Auf dem Balcone ſtehſt!
Und ſtehſt du wohl umſonſt?
O ſtündeſt du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da,
Wie ſchnell ſpräng' ich hinauf!

daß die Parallelepipeden, in welchen man ihn antrift, öfters wieder diagonal getheilt sind, wodurch sogleich zwei rohe Obelisken entstehen. Wahrscheinlich kommt diese Naturerscheinung in Ober-Aegypten, im Syenitischen Gebirge, teleskopisch vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen ansehnlichen Stein aufrichtete, so hat man dort zu öffentlichen Monumenten die größten, vielleicht selbst in dortigen Gebirgen seltenen, Granitkeile ausgesucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit solcher Sorgfalt hinein zu arbeiten, und das Ganze zu glätten; aber doch nicht so viel, als wenn die ganze Gestalt, ohne einigen Anlaß der Natur, aus einer ungeheuren Felsmasse hätte heraus gehauen werden sollen.

Ich will nicht zur Befestigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben sind; das nämlich erst eine Vertiefung in den Stein gebauen ist, in welcher die Figur dann erst erhoben steht. Man könnte dieses noch aus einigen andern Ursachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten: daß man die meisten Seiten der Steine schon so ziemlich eben gefunden, dergestalt daß es viel vortheilhafter gewesen, die Figuren gleichsam zu incastiren, als solche erhaben vorzustellen, und die ganze Oberfläche des Steins um so viel zu vertiefen.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl.

Es scheint nicht überflüssig zu seyn, genau anzuzeigen was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man sich gleich aus derselben schon lange in Schriften bedient, wenn sie gleich durch theoretische Werke bestimmt zu seyn scheinen, so braucht denn doch jeder sie meistens in einem eignen Sinne, und denkt sich mehr oder weniger dabei, je schärfer oder schwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden soll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künstler, bei dem man das natürliche Talent voraussetzen muß, in der frühsten Zeit, nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Mustern geübt, sich an die Gegenstände der Natur wendete, mit Treue und Fleiß ihre Gestalten, ihre Farben auf das genauste nachahmte, sich gewissenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemälde das er zu fertigen hätte wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete, ein solcher würde immer ein schätzenswerther Künstler seyn; denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem ungleichen Grade wahr würde, daß seine Arbeiten sicher, kräftig und reich seyn müßten.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß eine zwar fähige aber beschränkte Natur angenehme aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne.

Solche Gegenstände müssen leicht und immer zu haben seyn; sie müssen genau gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt, und in einem mäßigen Genuß genügsam seyn.

Diese Art der Nachbildung würde also bei sogenannten todten oder stillstehenden Gegenständen von ruhigem, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden. Sie schließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art zu verfahren zu ängstlich, oder nicht hinreichend. Er sieht eine Uebereinstimmung vieler Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann indem er das Einzelne aufopfert, es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchstaben im Zeichnen nur gleichsam nachzubuchstabiren; er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande den er öfters wiederholt hat, eine eigne bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich genaueren ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden unmittelbar ausdrückt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über sittliche Gegenstände sich in der Seele eines jeden, der selbst denkt, anders reihen und gestalten, so wird auch jeder Künstler dieser Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden, er wird ihre Erscheinungen bedächtiger oder leichter fassen, er wird sie gesetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir sehen daß diese Art der Nachahmung am geschicktesten bei Gegenständen angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine subordinirte Gegenstände enthalten. Diese letztern müssen aufgeopfert werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenstandes erreicht werden soll, wie z. B. bei Landschaften der Fall ist, wo man ganz die Absicht verfehlen würde, wenn man sich ängstlich beim Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr festhalten wollte.

Styl.

Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht, und die verschiedenen charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Styl der höchste Grad wohin sie gelangen kann, der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, in so fern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

Die Ausführung des oben Gesagten würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu, und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben uns dieser Blätter zu erinnern.

Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drei der von einander getheilten Arten, Kunstwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt sind, und daß eine in die andere sich fast verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leicht sichtlicher Gegenstände (wir wollen hier zum Beispiel Blumen und Früchte nennen) kann schon auf einem hohen Grad gerathen werden. Es ist natürlich, daß einer, der Rosen nachbildet, bald die schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden, und unter Tausenden, die ihm der Sommer anbietet, herauslesen werde. Also tritt hier schon die Wahl ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hätte. Er hat mit sichtlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannigfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirsiche, die fein bestaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannigfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunsch im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstigste Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben, gleichsam spielend, gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu ernennen wieder im Stande seyn, und durch eine ruhige wiederholende Betrachtung des einzeln Daseyns die Eigenschaften dieser Gegenstände ohne mühsame Abstraction erkennen und fassen: und so werden die Wunderwerke eines Hunsum, einer Rachel Ruysch entstehen, welche Künstler sich gleichsam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es ist offenbar, daß ein solcher Künstler nur desto größer und entschiedener werden muß, wenn er zu seinem Talente noch ein unterrichtet Botaniker ist; wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitigen Wirkungen erkennt; wenn er die successive Entwicklung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einsieht und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl aus den Erscheinungen seinen Geschmack zeigen, sondern er wird uns auch durch eine richtige Darstellung der Eigenschaften zugleich in Verwunderung setzen und belehren. In diesem Sinne würde man sagen können, er habe sich einen Styl gebildet, da man von der andern Seite leicht einsehen kann, wie ein solcher Meister, wenn er es nicht gar so genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht ausgedrücken beflissen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet also gleichsam im Vorhofe des Styls. Je treuer, sorgfältiger, reiner sie zu Werke gehet, je ruhiger sie das was sie erblickt, empfindet, je gelassener sie es nachahmt, je mehr sie sich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr sie das Nachdenken zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzusondern, und einzelne Gegenstände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernt, desto würdiger wird sie sich machen. Die Schwelle des Heiligthums selbst zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, so sehen wir, daß sie im höchsten Sinne und in der reinsten Bedeutung des Worts ein Mittel zwischen der einfachen Nachahmung und dem Styl seyn könne. Je mehr sie bei ihrer leichteren Methode sich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger sie von der andern Seite das Charakteristische der Gegenstände zu exercitien und sattlich auszudrücken sucht, je mehr sie beides durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet, desto höher, größer und respectabler wird sie werden. Unterläßt ein solcher Künstler sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter sie sich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respectablen Sinne nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten, nach unsrer Meinung, in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns dies angelegen, das Wort Styl in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Dieses Gebäude auch nur erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verständigen unterhalten ein edles Vergnügen. Das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

Einleitung in die Propyläen.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt mit einem leidlosen Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch besonders, bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienssischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dies nicht gegen unsre Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte gesprochen werden, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angetrieben, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in sicherer und klarer Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint?

Welche unsere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und, in gewissen Fächern, welche mehr als die Deutsche?

So viel zur Entschuldigung des symbolischen Triebs, wenn sie so übrig seyn sollte. Er liebe und zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich dem classischen Boden entfernen, er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbindender Freunde über Natur und Kunst enthalten soll.

Derjenige, der zum Künstler berufen ist, wird auf alles um sich her lebhaft Acht geben, die Gegenstände und ihre Theile werden seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, und indem er praktischen Gebrauch von solchen Erfahrungen macht, wird er sich nach und nach üben, immer schärfer zu bemerken, er wird in seiner frühern Zeit alles so viel möglich zu eignem Gebrauch verwenden, später wird er sich auch andern gerne mittheilen. So gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was, unter mancherlei Umständen, von uns seit mehrern Jahren aufgezeichnet worden, unsern Lesern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer beschreibt sich nicht gern, daß reine Bemerkungen seltner sind, als man glaubt? Wir vermischen so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urtheil mit dem was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als insofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unsers Geistes einigermaßen verlassen mögten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehrern stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweite seltsame Sorge, unsere Verhältnisse möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn andere gerade das Gegentheil von unserer Ueberzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, und in dem Besitze solcher Grundsätze zu experimentiren, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewährt hat.

Wenn mehrere vereint auf diese Weise zusammenstehen, daß sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein gleiches Interesse haben, sich fortschreitend auszubilden, und auf nahverwandte Zwecke losgehen, dann werden sie gewiß seyn, daß sie sich auf den mannichfachen Wegen wieder begegnen, und daß selbst eine Richtung, die sie von einander zu entfernen scheint, sie doch bald wieder glücklich zusammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in solchen Fällen das Gegebene gewährt: allein es ist vorübergehend, und indem die Resultate einer weitergehenden Ausbildung unausführlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt ist.

Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschreitens; jeder Moment des Wechselthuns ist fixirt, und wenn das Erreichen uns eine beruhigende Empfindung giebt, so ist ein Blick rückwärts auf das Werden desto emsiger, indem er uns zugleich ein künftiges, unablässiges Fortschreiten dessen lässt.

Kurze Aufsätze in die man von Zeit zu Zeit seine Gedanken, seine Ueberzeugungen und Plänische niederlegt, um sich nach einiger Zeit wieder mit sich selbst zu unterhalten, sind auch ein schönes Hülfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines versäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemessenen Zeit und die vielen Hindernisse bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege stehen.

Daß hier besonders von einem Ideenwechsel solcher Freunde die Rede sey, die sich, im allgemeinen, zu Künsten und Wissenschaften auszubilden streben, versteht sich von selbst, obgleich ein Welt- und Geschäftsleben auch einen solchen Vortheils nicht ermangeln sollte.

Bei Künsten und Wissenschaften aber ist nicht allein eine solche engere Verbindung, sondern auch das Verhältniß zu dem Publicum eben so günstig, als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder leistet, geht der Welt an, und das was sie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt sie auch selbst zur Reife. Der Wunsch nach Beifall, welchen der Schriftsteller fühlt, ist ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas höherem anzulocken; er glaubt den Kranz schon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühsamere Ausbildung jeder angeborenen Fähigkeit nöthig ist, um die dauernde Gunst festzuhalten, die wohl auch, durch Glück und Zufall, auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend ist für den Schriftsteller in einer frühern Zeit sein Verhältniß zum Publicum, und selbst in spätern Jahren kann er es nicht entbehren. So wenig er auch bestimmt seyn mag, andere zu belehren, so wünscht er doch für seinen mitzutheilenden, die er sich gleich gesinnt weiß, deren Angahl aber in der Breite der Welt zerstreut ist, er wünscht sein Verhältniß zu den übrigen Menschen dadurch wieder anzuknüpfen, mit denen er fortzuleben, und in der letzten Generation sich wieder andere für seine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünscht der Jugend die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit benutzt und nützt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In diesem ernsten Sinne verbund sich eine kleine Gesellschaft; eine heitere Stimmung möge unsere Unternehmungen begleiten, und wollen wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufsätze welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob sie gleich von mehrern verfaßt sind, in Hauptpunkten doppendlich niemals mit einander in Widerspruch stehen, wenn auch die Denkart der Verfasser nicht völlig die gleiche seyn sollte. Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verschiedene Charaktere werden oft Einen Grundsatz, den sie sämmtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch ist für in seinen Anschauungen und Urtheilen nicht immer selbst gleich: frühere Ueberzeugungen müssen späteren weichen. Möge immerhin das Einzelne was man denkt und äußert, nicht alle

Proben aufhalten, wenn man nur auf seinem Wege gegen sich selbst und gegen andre wahr bleibt!

So sehr nun auch die Verfasser unter einander und mit einem großen Theil des Publikums in Harmonie zu stehen wünschen und hoffen, so dürfen sie sich doch nicht verbergen, daß ihnen von verschiedenen Seiten mancher Miston entgegen klingen wird. Sie haben dies um so mehr zu erwarten, als sie von den herrschenden Meinungen in mehr als Einem Punkte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend einer Partei mästigen oder verändern zu wollen, werden sie ihre eigne Meinung frei aussprechen, und, wie es die Umstände geben, einer Zeit ausweichen oder sie anerkennen, im Ganzen aber immer auf einem Betrachtungspunkte halten, und besonders diejenigen Bemerkungen, die ihnen zu Bildung eines Künstlers unerläßlich scheinen, oft genug wiederholen. Wem nun die Sache zu thun ist, der muß Partei zu nehmen wissen, sonst verdient er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen versprechen, so müssen wir zugleich anzeigen, daß es besonders solche seyn werden, die sich zunächst auf bildende Kunst, so wie auf Kunst überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künstlers beziehen.

Die vornehmste Forderung die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die: daß er sich an die Natur halten, sie studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

Wie gerne, ja wie ungeheuer diese Anforderung sey, wird wohl immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst, ohne äußere Hülfsmittel, zu überschreiten nicht vermag.

Alles was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff, und wenn sich das schon selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinkt und Geschmack, durch Uebung und Versuche, dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere schöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen, und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt; so ist es, besonders in der neuern Zeit, noch viel seltner, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände, als in die Tiefe seines eignen Gemüths zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht- und oberflächlich Wirkendes, sondern wetteifernd mit der Natur, etwas geistig Organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst: Um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern, so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er sich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers dasjenige mühsam aufsuchen sollte, was zu seinem Zwecke dient; ja es ist die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigste seyn muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse unsrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß sie an das einzelne Praktische, besonders Benützende des Künstlers denken sollten. Deßhalb ist unsere Absicht, hier uns Mittel zu treten, und, wenn wir gleich nicht voraussehen, die nöthige Arbeit selbst vollenden zu können, hoffen, theils im Ganzen eine Uebersicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch das Bedürfniß ihrer Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Innres entwickeln, ihre Theile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Vorbergehende, Nahende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man das, was wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes zusammenstehendes Ganze, in lebendigen Massen vor unserm Auge bewegt, Tone, Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Wesens verwirrt den Verwandter, und man darf wohl sagen, wir sind in andern Fällen, den wahren Sprung anbringen: Was man weiß, sieht man erst: denn wie derjenige der ein kurzes Gesicht hat, einen Gegenstand besser sieht, wenn er sich wieder entfernt, als einen dem er sich erst nähert, weil jenem das geistige Gesicht zuvorkommt, so hilft einerseits in der Kenntniß die Vollendung des Anschauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich Zeichner ist, die Gegenstände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, worauf der Charakter des Ganzen entspringt, einsieht und den Nachdruck darauf legt.

So wie nun eine genaue Kenntniß der einzelnen Theile menschlicher Gestalt, die er zuletzt wieder der als ein Ganzes betrachten muß, dem Künstler äußerst fördert, so ist auch ein Ueberblick, ein Systematisch über und auf verwandte Gegenstände höchst nützlich, vorausgesetzt daß der Künstler fähig ist, sich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtschaft entfernt scheinender Dinge zu fassen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen verbreitet; sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Hatten wir dasselbe fest, so finden wir erst, daß unsere Aufmerksamkeit bei Beobachtung der Gegenstände eine bestimmte Richtung nimmt, daß objective Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir sie Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.

Mustern wir ferner den Künstler auf, auch von unorganischen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, so können wir es nun so oder thun, als man sich gegenwärtig von dem Mineralreich bemerken und sonach unterrichtet. Der Maler bedarf einiger Kenntniß der Steine, um sie charakteristisch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeister um sie zu ordnen, der Steinschneider kann eine Kenntniß der Edelsteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls darnach streben.

Haben wir nun zuletzt dem Künstler aufgetragen, sich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um dieselben kennen zu lernen der ihn besonders interessiren, theils um sich nach mehr Seiten auszubilden, theils um das was ihn betrifft besser zu verstehen, so wollen wir auch über diesen die bedeutenden Punkte noch einiges hinzufügen.

Bisher kannte der Maler die Lehre des Professors von den Farben nur anstaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine praktische Rothwendigkeit führte ihn auf einen eignen Weg, er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bezeichnete gewisse Eigenschaften derselben durch anbrennende Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben die eine Nähe, andere die eine Ferne ausdrückten, und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind, durch welche er diese Phänomene den allgemeinsten Naturgesetzen auf seine Weise näher brachte. Vielleicht bestätigt sich die Vermuthung, daß die farbigen Naturwirkungen, so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, so Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Diese Lehre unstatthaft und für den Künstler fatalisch vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können nun so mehr hoffen, hierin etwas zu thun, das ihm willkommen sey, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Instinkt gethan, auszulegen und auf Grundsätze zurückzuführen bemüht seyn werden.

So viel von dem, was wir zuerst in Absicht auf Natur mitzutheilen hoffen; und nun das Nothwendigste in Absicht auf Kunst.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werkes von der Art ist, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieselben sogar theilweise, vorlegen werden, dabei aber unser Wunsch ist, nicht ein Ganzes zu zerstückeln, sondern aus mannigfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zusammenzusetzen, so wird es nöthig seyn, bald möglichst, allgemein und summarisch dasjenige vorzulegen, worüber der Leser nach und nach im Einzelnen weitere Auseinandersetzungen erhalten wird. Daher wird uns zunächst ein Aufsatz über bildende Kunst beschäftigen, worin die bekannten Rubriken, nach unserer Vorstellungsart und Methode, vorgetragen werden sollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht seyn, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunst vor Augen zu stellen, und zu zeigen, daß der Künstler keinen besitzen zu vernachlässigen habe, wie es leider so oft geschehen ist und geschieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo sich zeigt, wie die Kunst ihre Stoffe sich selbst näher zubereite.

Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gebrt dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in die ein Augenblicke erschafft, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Werth hineinlegt.

Auf diese Weise werden der menschlichen Gestalt die schönen Proportionen, die edlern Formen, die höhern Charaktere gleichsam erst aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gerne niederlegt, wann sie übrigens, in ihrer großen Breite, leicht in Häßlichkeit ausarten und sich ins Gleichgültige verlieren.

Eben dasselbe gilt von zusammengesetzten Kunstwerken, ihrem Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sey Fabel oder Geschichte.

Hier kann der Künstler, der sich die Unternehmung des Werkes nicht vergreift, der das Kunstgemäße zu wählen, oder vielmehr dasselbe zu bestimmen versteht!

Wer in den zerstreuten Motiven, in der weitläufigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu stellen, ängstlich herumirrt, mit Gelehrsamkeit bebaut ist, oder allgemein interessant seyn will, der wird in der Hälfte seiner Arbeit, oft bei unerwarteten Hindernissen stecken, oder nach Vollendung seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüthe, und wir achten diesen Punkt so wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden, oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange auf, sie findet die untergeordneten Motiven, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genie's beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne sasslich, angenehm erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechanische, guiert, wäre diejenige, die durch irgend ein übersinnliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Daseyn, ihre Wirklichkeit verschafft.

Indem wir nun auf solche Art dem Künstler nützlich zu seyn hoffen, und lebhaft wünschen, daß er sich manches Rathes, mancher Vorschläge bei seinen Arbeiten bedienen möge, so bringt sich auf letzter die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen, so wie jeder Mensch, von seinem Zeitalter ebenswohl leide, als man davon gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall ist, und wir können bei uns selbst die Frage nicht ganz ablehnen, welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten?

Alles ist einem ewigen Wechsel unterworfen, und da gewisse Dinge nicht neben einander bestehen können, verdrängen sie einander. So geht es mit Kenntnissen, mit Anstrengungen zu gewissen Uebungen, mit Vorstellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menschen bleiben ziemlich immer dieselben; man will sagt noch ein guter Künstler und Dichter seyn, oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, sind nicht jedem klar, und warum sollte man leugnen, daß nichts ang nehmer wäre, als wenn man einen großen Verfall spielend aufhalten könnte.

Natürlich weise bat das Publicum auf die Kunst großen Einfluß, indem es für seinen Beifall, für sein Geld, ein Werk verlangt das ihm gefalle, ein Werk das unmittelbar zu geniessen sey, und meistens wird sich der Künstler gern darnach bequemen, denn er ist ja auch ein Theil des Publicums, auch er ist in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselben Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt.

Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künstlern entzückt, so wie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter bespiegelt, ohne daß beide nur den mindesten Nutzen davon hätten, ihr Weg könnte natürlich nicht der beste, ihr Geschmack wenigstens einseitig, ihre Kunst

auf dem Nächwege, und ihr Vordringen nach der falschen Seite gerichtet seyn.

Anstatt uns darüber ins Allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die sich besonders auf bildende Kunst bezieht.

Dem Deutschen Künstler, so wie überhaupt jedem neuen und werdenden, ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formwesen zur Gestalt überzugehen, und wenn er auch bis dahin durchdringen wäre, sich dabei zu erhalten.

Jeder Künstler der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage sich: ob nicht die Gegenwart der besten Werke alter und neuer Kunst in ihm das unablässige Streben erregt habe, die in unsichtliche Gestalt in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu studiren und nachzubilden, sich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um sich jenen Kunstwerken, ja ganz auf sich selbst ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das sämmtliche Anschauen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen erhebt? Es gestehe aber auch, daß er nach seiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben herunterfinken müsse, weil er wenig Personen findet, die das Gebildete eigentlich sehen, geniessen und denken mögen, sondern meist nur solche, die ein Werk obenhin ansehen, dabei etwas Bekanntes denken, und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und geniessen.

Das schicklichste Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht, und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß: es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft: es nimmt uns unsre Willkür, wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten wie wir wollen, wir sind genöthigt uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm erhöht und verbessert, wieder zu erhalten.

Daß dies seine Träume sind, werden wir nach und nach im Einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen suchen, besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neuern so oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen sich in Theorie und Praxis doch von den Mustern, die jene bestätigt und ausübten.

Indem wir nun von diesem wichtigen Punkte aufgehen und oft wieder auf denselben zurückkehren werden, so finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen ist.

Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben.

Die Künste selbst, so wie ihre Arten, sind unter einander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vermischen, ja sich in einander zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des echten Künstlers, daß er das Kunstfach in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie auf individuellste zu isoliren wisse.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann uns diese Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, eben so verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man z. B. flach erhobene Werke immer höher und höher macht, kann Ideale, dann Figuren abbilden, zuletzt Gebäude und Landschaften anbringen, und so hat Maler und Puppenspieler dasselbe, ging man immer abwärts in der wahren Kunst, und leider haben treffliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschten wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler praktisch geprüft würden. Wie selten kann man mit dem andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sey, ist viel ausführbarer entschieden. Wie oft sieht man Künstler bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im Allgemeinen, bei der Anordnung im Besondern, so wie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit. Dann ist es Zeit einen Grundsatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entscheiden seyn, ob wir durch ihn den großen Mustern und allem was wir an ihnen schätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empirischen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung stecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Leitung des Künstlers, zur Leitung derselben in manchen Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwürfung, Ausführung und Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke dienen, und wieder wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja, es ist um so nöthiger, sich auch hier daran zu halten, weil unsere Achtung der allgemein gewordenen Vorzüge des Alterthums, dennoch unter den Neuern sowohl einzelne Menschen als ganze Nationen oft eben das verleumden, worin der höchste Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am meisten vor diesem Uebel bewahren. Deshalb sey hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Kritik der ältern sowohl als der neuern Kunstwerke sey, wenn sie einigermaßen Nutzen bringen soll.

Auf jeden, der ein gewisse unmittelbares, aber für das Sodne empfindliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommner Gypsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine gewisse Wirkung thun, denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das Allgemeinste noch übrig, so viel als man mit solchen stumpfen Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden könnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung ist dem Gegenstande abtrieb, es wird mehr ein dunkles unbestimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenstand, in seinem Werth und in seiner Würde, solchen anfangenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern: daß eine allzugenaue kritische Untersuchung den Genuß zerstöre, solche sind es, die sich gegen eine

Würdigung des Einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bei weiterer Erfahrung und Uebung, ein scharfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelegt wird, dann wächst mit der Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne so wie das Ganze vollkommen ist. Ja man lernt einsehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, in so fern man das Mangelhafte einzusehen im Stande ist. Die Restauration von den ursprünglichen Theilen, die Copie von dem Original zu unterscheiden, in dem kleinsten Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners, und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganze mit dunklem Sinne, oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgiebt, soll nach dem Höchsten streben! Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung, denn im Praktischen muß sich jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugetheilt sey; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen ein jeder, der sich selbst verleugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst übertragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt auf's Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu ertheilen beflissen ist, das bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird.

Daher geschieht es so oft, daß derjenige der über Kunstwerke schreibt bloß im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, da allen Lesern, nur denjenigen nicht genug gethan wird, der mit dem Buche in der Hand vor das Kunstwerk tritt.

Aber eben deswegen werden wir in mehreren Abhandlungen vielleicht in dem Falle seyn, das Verlangen der Leser weder zu reizen als zu befriedigen; denn es ist nicht natürlicher als daß sie ein vortreffliches Kunstwerk, das genau geprüfet wird, sogleich vor Augen zu haben wünschen, um das Ganze, von dem die Rede ist zu genießen, und was die Theile betrifft, die Meinung, die sie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfasser für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils gesehen haben, theils künftig sehen werden, so dessen sie für solche, die sich in keinem der beiden Falle befinden, dennoch das Möglichste zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen wo Abgüsse von alten Kunstwerken, alte Kunstwerke selbst, besonders den Deutschen sich näher befinden, und so echter Liebhaberei und Kunstkenntniß so viel an uns liegt, zu begegnen suchen.

Denn nur auf dem höchsten und genauesten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das Vortreffliche kennt, was der Mensch hervorzubringen im Stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst so wie in andern Fächern nahm, wo erst eine beschränkte Thätigkeit in einer trockenen, so traurigen Nachahmung des Unbedeutenden sich mit des Bedeutenden verwirrte, sich darauf im liederlichen, gewöhnlichseeren Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernst und Strenge, unter günstigen Umständen, die Kunst bis zum Höchst n hinaufstieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das sich von allen diesen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Bedeutende hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunstwerke, die mit solcher Leichtigkeit sich aussprechen, die dem Menschen ein bequemes Gefühl seiner selbst, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachahmenden Künstler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem sey. Da der Gipfel dessen was Kunst und Genie darstellen, eine leichte Erscheinung ist, so werden die Nachkommenden getäuscht, sich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten.

Sie verliert die Kunst sich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen so wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hievon einen anschaulichen Begriff bilden wollen, so müssen wir uns Einzelne des Einzelnen hinaufsteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beschäftigung ist, wofür aber der fixere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entschädigt.

Wenn und nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunstwerke gewisse Maximen bewährt hat, so bedürfen wir ihrer am meisten bei Beurtheilung der neuen und neusten Arbeiten, denn da bei Würdigung lebender eher noch verführender Künstler so leicht persönliche Verhältnisse, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Anregung der Menge sich einmischen, so brauchen wir Grundsätze um so nöthiger, um über unsre Zeitgenossen ein Urtheil zu äußern. Die Untersuchung kann alsdann sogleich auf doppelte Weise angestellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundsatz selbst so wie dessen Anwendung prüfen, und wenn man sich auch nicht vereinigen sollte, so kann der streitige Punkt doch sicher und deutlich bezeichnet werden.

Besonders wünschten wir, daß bei lebende Künstler, bei dessen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern hätten, un'ere Urtheile auf diese Weise bedächtig prüfte. Denn jeder der diesen Namen verdient, ist zu unsrer Zeit genöthigt, sich aus Arbeit und eignem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hauptmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er sich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf diesem Wege sich solche Maximen als Gesetze aufstellt, die seinem Talent, seiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß sind. Er unterliegt einem allgemeinen menschlichen Schicksal. Wie Viele dann sich nicht in andern Fächern auf eben diese Weise! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler, wie jeder Mensch ist nur ein einzelnes Wesen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Dahingegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, in so fern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen. Der Leichte sehe nach Ernst und Strenge sich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Wesen vor Augen, der Starke

die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird seine eigne Natur nur desto mehr ausbilden, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit.

Die Ausübung der bildenden Kunst ist mechanisch und die Bildung des Künstlers fängt in seiner frühen Jugend, mit Recht, vom Mechanischen an, seine übrige Erziehung hingegen ist oft vernachlässigt, da doch wohl irrationaler seyn sollte als die Bildung sie doch wohl irrationaler seyn sollte als die Bildung sie anderer, welche Gelegenheit haben, aus dem Leben selbst Vortheil zu ziehen. Die Gesellschaft macht ein neben Menschen bald ödlich, ein geschäftiges Leben den ofensten vorsichtig; literarische Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publicum kommen, finden überall Widerstand und Zurechtweisung; nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt, er hat fast nur mit dem zu thun, der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publicum, das oft nur gewissen krankhaften Einbildern folgt, mit Kennern die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jede Neue mit solchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichste schon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit diese Einleitung zu schließen, damit sie nicht, anstatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben wieder wenigstens den Punkt bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen: was uns das Leben überhaupt, was uns Reisen, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, soll nicht ausgeschlossen seyn, und so sey denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks gesprochen.

Für die Bildung des Künstlers, für den Genuß des Kunstfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte sich Kunstwerke befinden; es war eine Zeit in der sie, geringere Dislocationen abgerechnet, meistens an Ort und Stelle blieben, nun aber hat sich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunst im Ganzen sowohl als im Besondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht kein mehr Ursache als jemals Italien als einen großen Kunstkörper zu betrachten, wie er vor kurzem noch bestand. Ist es möglich das von eine Uebersicht zu geben, so wird sich alsdann erst zeigen, was die Welt in diesem Augenblicke verliert, da so viele Theile von diesem großen und alten Ganzen abgerissen wurden.

Was in dem Art des Abreißens selbst zu Grunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben; all in eine Darstellung jenes neuen Kunstkörpers, der sich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode wie ein Künstler und Kunstliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird sich angeben lassen, so wie dabei noch eine wichtige und schöne Frage zu erörtern ist: was andere Nationen, besonders Deutsche und Engländer thun sollten, um, in dieser Zeit der Zerstreuung und des Verlustes, mit einem wahren, weltbürgerlichen Sinne, der sich leicht mitunter reiner als die Künsten und Wissenschaften Statt finden kann, die mannigfaltigen Kunstschätze, die bei ihnen zerstreut und verschleudert sind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit, für das was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte.

So viel im allgemeinen von der Absicht eines Werks, dem wir recht viel ernsthafte und wohlwollende Theilnehmer wünschen.

Ueber Laokoon.

Ein echtes Kunstwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unsern Verstand immer unerschöpft; es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden. Was also dar über Laoteen gesagt ist, hat keineswegs die Absicht, den Gegenstand zu erschöpfen, es ist mehr der Gelegenheit dieses trefflichen Kunstwerks als über dasselbe geschrieben. Möge dieses bald wieder so aufgestellt seyn, daß jeder Liebhaber sich daran freuen und darüber nach seiner Art reden könne.

Wenn man von einem trefflichen Kunstwerke sprechen will, so ist es fast nöthig von der ganzen Kunst zu reden, denn es enthält sie ganz, und jeder kann, so viel in seinen Kräften steht, auch das Allgemeine aus einem solchen besondern Fall entwickeln; deswegen sey hier auch etwas Allgemeines voraus geschickt.

Alle hohen Kunstwerke stellen die menschliche Natur dar, die bildenden Künste beschäftigen sich besonders mit dem menschlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von diesen. Die Kunst hat viele Stufen, auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen, ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgetheilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisirte Naturen. Man erwartet vor allem Kenntniß des menschlichen Körpers in seinen Theilen, Massen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinsten.

Charaktere. Kenntniß des Abweichens dieser Theile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Theile sich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Dasein anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen

Umfange zu überseben, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und um alle aus seiner Sphäre hinaus Wirkenheit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt, Maß, Gränze, Realität und Würde zu geben.

Bemerkt. Der Gegenstand aber und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung ꝛc., wodurch er für das Auge schön, das heißt, anmuthig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem jeden Kunstwerk fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsre Gruppe sie alle erfüllt, so daß man sie auch derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntniß des menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben, so wie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sey, wird sich aus dem Folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extreme eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird manchem paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmuthig sey. Hierüber alle nur einige Worte:

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein vermischtes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Contraste möglich. Die Gestalt der Künstler, mannigfaltige Massen gegen einander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegen einander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierrath erscheint. Die alten Vasen geben und hundert Beispiele einer solchen anmuthigen Gruppirung, und es würde vielleicht möglich seyn, stufenweise von der ruhigsten Vasengruppe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiele einer sonnenreich sich entfaltenden, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher noch mals zu wiederholen; daß die Gruppe des Laokoon neben allen übrigen anerkannten Verdiensten, zugleich ein Muster sey von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufenzügen, die sich zusammen, theils sinnlich, theils geistig, dem Beschauer darbieten, der dem hohen Pathos der Vorstellung eine angemessene Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es ist ein großes Verdienst für ein Kunstwerk, wenn es selbstständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Daseyn, er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schoos, eine Juno auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben, sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. In dem herrlichen Cirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbstständigen Naturen stehen und ruhen, giebt es kleinere Cirkel, wo die eingelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Z. E. die neun Musen mit ihrem Führer Apoll, ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannigfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Gibt die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln; sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die unter einander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana; oder sie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Finger, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entkleidet. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem trojanischen Nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwerk haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem wozu ihn die Fabel macht; es ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Thieren unterzulegen. Sie sind auch hier keine götterentsprossenen, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, drohende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß sträuben sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gerigt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben seinen beiden Söhnen, sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszuwickeln.

Neuerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt seyn; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Theil genöthigt seyn, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Aufsassern immer wieder neu lebendig seyn.

Um die Intention des Laokoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung, mit geschlossenen Augen davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder, so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, verschwindet im Augenblicke da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drei Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt, der älteste Sohn ist

nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber verletzt sie. Der Vater pfeift, um die Kinder von diesen Umdingen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte. Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters schwebt in Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vortheilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gewissen, sondern sie beißt und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des verwundeten Kreises der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht aufgegeben, glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Künstlern an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen: der Körper flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich nun noch in den Zähnen, die gefaßt, und in den Armen, die ringend sind, der Ueberrest der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Meisterei der Künstler, wenn man versucht den Biß an einer andern Stelle anzubringen, die ganze Geberde würde verändert seyn, und auf keine Weise ist sie schicklicher deutlicher. Es ist alle diese ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bisses, ist wiederbeide es bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervortreiben der Brust, das Niederziehen der Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts seh' ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entstehen.

Fern aber sey es von mir, das in die Einheit der menschlichen Natur trennen, das in den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken abläugnen, das ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Streben, thierische Reizung sammeln auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; aber gestellt, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden auf der höchsten Stufe dargestellt sey, nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man seine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem verletzten, sterbenden, gefundenen, kaum verwundeten Thiere. Hier sey mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist; der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, daß mit aller Energie eine Lust des Lebens treibt, springt und sich ergeht, dann aber etwas unverhofft von einem Gegenstand getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung theilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit, und ein solcher Uebersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirft man offenbar der gestaltige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Uebergange noch die sinnliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Taseron der Fall ist, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt sind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegenlage sämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und sichern Blicke hinsehen.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten, die sie denken lassen. Menschen mit Gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zusammengeballten Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralysiren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung, über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Windungen der Schlangen sind äußerweise angegeben. Die eine umschlingt nur, die andre wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drei Menschen sind allenfalls dadurch weise gewählt: Ein starker wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man denke sich an seiner Statt einen rüstigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, selbst dem Mahe nach, gegen ihn klein gehalten sind; abermals zwei Naturen empfänglich für Schmerz.

Der jüngere strebt unmächtig, er ist gefangligt, aber nicht verletzt, der Vater strebt mächtig, aber unwirksam, vielmehr bringt sein Streben die entgegengesetzte Wirkung hervor. Er reizt seinen Gegner und wird verwundet. Der älteste Sohn ist am leidvollsten verstrickt; er fühlt weder Bestimmung noch Schmerz, er erscheint über die augenblickliche Verwundung und Bewegung seines Vaters, er schreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzustreifen sucht; hier ist also noch ein Beobachter. Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk ist abgeschlossen.

Was ich schon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch besonders bemerken: daß alle drei

Morgenklagen.

O du loſes, leidigliebes Mädchen,
Sag mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktеſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Figuren eine doppelte Handlung äußern, und so höchst mannigfaltig beschäftigt sind. Der jüngste Sohn will sich durch Erhebung des rechten Arms Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück, er will sich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verbindern; der höchste Grad von Thätigkeit, der ihm in seiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater flieht sich von den Schlangen loszuwinden und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Biße. Der älteste Sohn entfernt sich vor der Bewegung des Vaters, und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon eben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, das natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind abwartungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Geben wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern es sey nun wie es wolle von Schlangen umwunden fühlt, so giebt es nur einen Moment des höchsten Interesse: wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft aber verletzt ist, und den dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen andern Fall zu finden; man suche die Reihen anders, als sie hier ausgetheilt sind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang bis auf und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten Punkt steht, so werden wir, wenn wir die nächst folgenden und fernern Momente bedenken, sogleich gewahr werden, daß sich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der diesem an Kunstwerth gleich sey. Der jüngste Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erstickt, oder, wenn er sie retten sollte, in seinem ohnmächtigen hülflosen Zustande noch gebissen. Beide Fälle sind unerträglich, weil sie ein lepros sind, das nicht dargestellt werden soll. Was den Vater betrifft, so wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebissen, wodurch die ganze Lage seines Körpers sich verändern muß, und die ersten Bisse für den Zuschauer, wenn sie nicht verloren gehen, doch, wenn sie anagnisirt werden sollten, ekelhaft seyn würden; oder die Schlange kann auch sich umwenden und den ältesten Sohn anfallen, dieser wird allenfalls auf sich selbst zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung ist aus der Gruppe verschwunden, es ist keine tragische, es ist eine grausame Vorstellung. Der Vater der jetzt in seiner Größe und in seinen Leiden auf sich ruht, müßte sich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Mensch hat bei eignen und fremden Leiden nur drei Empfindungen, Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Voraussehen eines sich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Theilnahme an dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieses Kunstwerk dargestellt und erregt, und zwar in den gehörigsten Abstufungen.

Die bildende Kunst, die immer für den Moment arbeitet, wird, sobald sie einen pathetischen Gegenstand wählt, denjenigen ergreifen der Schrecken erweckt, dahingegen Poesie sich an solche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im höchsten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunst ihr höchstes gethan; allein theils um den Eifer aller menschlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt sie Mitleiden für den Zustand des jüngern Sohns, und Furcht für den ältern, indem sie für diesen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künstler durch Mannigfaltigkeit ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit, minderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen, und vereinigten sie wohl ein geistiges als ein sinnliches Ganze.

Genug wir dürfen fürwitzig behaupten, daß dieses Kunstwerk seinen Gegenstand erschöpfe, und alle Kunstbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns: daß wenn der Meister sein Schönheitsgefühl rubigen und einfachen Gegenständen einflößen kann, sich doch eigentlich dasselbe in seiner höchsten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannigfaltiger Charaktere seine Kraft beweist, und die leidenschaftlichen Ausbrüche der menschlichen Natur in der Kunstnachahmung zu mäßigen und zu hemmen versteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beschreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt sind, sie mit aus der Gruppe des Laokoonischen Stiers; sie gehören unter die wenigen vollendeten Darstellungen, welche uns von alter Skulptur übriggeblieben sind.

Gewöhnlich haben sich die Neuern bei der Wahl solcher Gegenstände verirrt. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumspalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, so wird die Kunst sich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein verzerrter Schmerz, eine vergebliche Anstrengung, ein hülfloser Zustand, ein gewisser Untergang können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt lassen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenstandes zur Poesie.

Man ist schon längst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das gepriesenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der epischen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die verderbliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entflammen sey. Alles ist auf darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen auf dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwinden sie, beißen sie, ergreifen sie, umwinden und umstrikken darauf Brust und Haupt des Vaters, der sich zu Hülfe eilenden Vaters, und tragen mit ihren Opfern triumphirend doch empor, indem der Unglückliche unter ihren Windungen vergebens um Hülfe schreit. Das Volk entfernt sich und sieht dem Anblick, niemand

wagt es mehr, ein Patriot zu seyn, und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geschichte erschreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

Sie sieht also die Geschichte Laokoons im Virgil bloß als ein Mittel zu einem höhern Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sey.

Der Sammler und die Seinigen.

Erster Brief.

Wenn Ihr Abschied, nach den zwei vergnügten nur zu schnell verflossnen Tagen, mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, so hat Ihr Brief, den ich so bald erhielt, so haben die beigefügten Manuscripte mich wieder in eine behagliche Stimmung versetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unsers Gespräches wieder erinnert, ich habe mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in so vielen Fällen als Kunstrichter zusammentreffen.

Diese Entdeckung ist mir doppelt schätzbar, indem ich Ihre Meinung, so wie die meinige, täglich prüfen kann, ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchsehen und mit unsern theoretischen und praktischen Ansichten zusammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter, manchmal stoße ich an, manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir selbst einig werden. Indessen bewährt sich doch, daß man schon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptsachen mit einander übereintrifft, wenn das Kunsturtheil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder schwankt, doch an einem tüchtigen Balken befestigt ist und nicht, wenn ich im Gleichnis verharren darf, Wage und Maasstab zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herausgeben gedenken, durch diese Probestücke meine Hoffnungen und meine stille Theilnahme verstärkt, und gern will ich auch auf irgend eine Weise, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Absichten mit beitragen. Theorie ist nie meine Sache gewesen, was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, steht von Herzen zu Diensten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich sogleich an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geschichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente schon manchen überrascht haben, wenn er gleich durch den Ruf schon genugsam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen ist es alte Bekannte. Sie wunderten sich über den seltsamen Reichthum in den verschiedenen Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch gesteigert seyn, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von allem Kenntniß zu nehmen, was ich besitze.

Von meinem Großvater brauche ich am wenigsten zu sagen, er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir selbst Ihre Aufmerksamkeit auf alles das, was sich von ihm herschreibt. Sie betheuren sich verwundert an diesen Pfeilern unsers seltsamen Familienachlasses, mit einer solchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir, wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig sind. Freilich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebilde-ten, wohin der Sammlungsgeist, zwei Neigungen, die sich oft im Menschen finden, ihre Richtung nehmen sollen, und eben so viel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umständen, unter denen er sich befindet, von gleichstrebenden Künstlern und Kunsthändlern, von den Ländern die er durch bereist, von den Nationen mit denen er in irgend einem Verhältniß steht. Gewiß von tausend derjenigen Zufälligkeiten hängt er ab, Was kann nicht alles zusammentreffen, um ihn selbst oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weise beschränkt, überschwenglich oder einseitig zu machen.

Dem Glücke sey es gedankt, daß mein Großvater in die beste Zeit, in die glücklichste Lage kam, um das an sich zu ziehen, was einem Privatmanne gegenwärtig fast unmöglich seyn würde. Notizen und Briefe über den Ankauf sind noch in meinen Händen und wie unverhältnißmäßig sind die Preise gegen die jetzigen, die eine allgemeinere Liebhaberei einer Nationen so hoch gesteigert hat.

Ja, die Sammlung dieses würdigen Mannes ist für mich, für meine übrigen Besitzungen, für mein Verhältniß und mein Urtheil, was die Dresdener Sammlungen für Deutschland sind, eine ewige Quelle echter Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gerüsts und guter Grundsätze und für einen jeden, selbst für den scharfsichtigen Besitzer, beilam: denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausspruch, meine Herren, daß keines dieser Werke, sich neben jenen thönigten Tassen schämen dürfte, hat mich nicht gestört, er hat mich nur zufrieden gemacht, denn in der Stille hatte ich dieses Urtheil schon selbst gewagt.

Ich schließe diesen Brief, ohne meinen Vorsatz erfüllt zu haben. Ich schwätze anstatt zu erzählen. Zeigt sich doch in beiden die gute Laune eines Alten so gern. Kaum habe ich noch Platz Ihnen zu sagen: daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen und daß Julie besonders sich freier und lebhafter nach der langen verdrießlichen Dresdener Reise erkundigt, weil sie dessen kaum unterwegs ihre neuen und so lebhaft verehrten Freunde wieder zu sehen. Und fürwahr auch seiner ihrer alten Freunde soll sich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu verbundnen.

Zweiter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der sich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorstellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von Sich, Ihrem Zustande, Ihren Arbeiten und Vorsätzen verschafften.

Diese lebhafte Unterhaltung über Sie, in den ersten Augenblicken seiner Wiederkunft, verdarg mir, wie sehr er sich in seiner Anwesenheit verändert hat. Als er auf Akademien ging, versprach er viel. Er

trat aus der Schule, fort im Griechischen und Lateinischen, mit schönen Kenntnissen beider Literaturen, bewandert in der alten und neuen Geschichte, nicht ungelehrt in der Mathematik und was noch alles erfordert wird, um dereinst ein tüchtiger Schulmann zu werden, und nun kommt er zu unserer ordnen Verdrüßlichkeit als Philosoph zurück. Der Philosophie hat er sich vorzüglich, ja ausschließlich gewidmet und unsere kleine Societät, noch eingeschlossen, die wir denn freilich seine sonderlichen philosophischen Anlagen zu haben scheinen, ist sämmtlich zum Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verstehen, interessirt ihn nicht, und was ihn interessirt, verstehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache und wir sind zu alt, sie ihm abzulernen.

Was ich da mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eignen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und sich untergräbt? Gewiß diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu seyn, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem praktischen Arzte.

Doch hievon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es soll der Philosophie gewiß auch nicht gelingen; also geschwind, ins Atelier der Kunst! geschwind zur Geschichte, die ich versprochen habe, damit nicht diesem Briefe gerade das mangle weßwegen er angefangen ist.

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erst, daß er nur für eine gewisse Art von Kunstwerken eine entschiedne Liebhaberei habe. Ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Wasserfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erst schaffte er nur solche Blätter an, dann hielt er sich einige Maler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muscheln mit der größten Genauigkeit malen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten, oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinsel aufs Papier fixirt worden wäre, und so bar er manche Abweichungen verschiedner Gerichte bewahrt, die, wie ich sehe, den Naturforscherm interessant sind.

Nach und nach ging er weiter, er erbat sich zum Portrait. Er liebte seine Frau, seine Kinder; seine Freunde waren ihm werth, daher die Anlage jener Sammlung von Portraitm.

Sie erinnern sich auch wohl der vielen kleinen Bildnisse in Oel auf Kupfer gemalt. Große Meister hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundschaft, dergleichen verfertigt, es war daraus eine übliche Gewohnheit, ja eine eigne Art Malerei geworden, auf welche sich diesem dere Künstler legten.

Dieses Fermat hatte seine eigenen Vortheile. Ein Portrait in Lebensgröße und wäre es nur ein Kopf oder ein Kniestück, nimmt, für das Interesse das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende, wohlhabende Mann sollte sich und seine Familie, und zwar in verschiednen Epochen des Lebens, malen lassen. Von einem geschickten Künstler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgestellt, würde man wenig Platz einnehmen, man könnte auch alle seine guten Freunde um sich der versammeln, und die Nachkommen würden für diese Gesellschaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht, gewöhnlicher Weise, besonders in den neuern Zeiten, jugleich mit dem Besitzer den Erben Platz, und die Moden verändern sich so sehr, daß eine, selbst gutgemalte, Großmutter zu den Tapeten, den Möbeln und dem übrigen Zimmerschmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr passen kann.

Indessen hängt der Künstler vom Liebhaber seiner Zeit, so wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künstler ab. Der gute Meister, der jene kleinen Portraite fast noch allein zu machen verstand, war gestorben, ein anderer fand sich der die lebensgroßen Bilder malte.

Mein Vater hatte schon lange einen solchen in der Nähe gewünscht, seine Neigung ging dahin sich selbst und seine Familie in natürlicher Größe zu sehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Insect, das vorgestellt wurde, genau aufgemessen ward und außer seiner übrigen Wahrheit, auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenstand übereinstimmen mußte, so wollte er auch, accurat wie er sich im Spiegel sah, auf der Leinwand dargestellt seyn. Sein Wunsch ward ihm endlich erfüllt, ein geschickter Mann fand sich, der sich auch eine Zeit lang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater sah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schwester übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es an ein Malen und man hatte nicht an Einer Vorstellung genug. Besonders wurde meine Schwester, wie Sie gesehen haben, in mehr als Einer Maske vorgestellt. Man machte auch Anstalt zu einem großen Familiengemälde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man sich weder über Erfindung noch Zusammenfügung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künstler hatte sich in der Französischen Schule gebildet, die Gemälde waren harmonisch, gestreich und schienen natürlich; doch, genau mit dem Urbilde verglichen, ließen sie vieles wünschen, und einige derselben wurden, da der Künstler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unserm Vater ward endlich meinem Vater sein Wunsch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unseres Künstlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben sollte, einem Deutschen, von Jugend auf in der Lehre gewesen war, besuchte seinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent das ihm völlig befriedigte. Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden, und es gelhad mit einer unglaublichen Genauigkeit, wovon zwar jedem sein geschmackvolles, aber natürliches und wahres Bild entsprang. Da stand sie nun wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare theils um die Stirne fallend, theils in Garten Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den sechsten Reifen, die der Vater bereits gefaßt, ausgefüllt und eine Peitsche in der Hand, von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicherweise fanden sich diese Umstände sehr wahr zusammen ohne abgezwungen zu seyn, mein Vater war entzückt, und der alte Maler machte seinem Sohne gerne Platz, mit dessen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unserm Hause sich eröffnete

die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. Jede Person ward nun gemalt, mit allem, womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen. Sie haben gewiß die nächste Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemälde, in so fern sie die Personen noch im Hause finden, zusammensuchte, um Sie von der schönen Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Tabaksdose, seine große silberne Tabakmaase, sein Stock mit dem Topasknopfe, die Nadiale der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hat, sie stellte sich mit eben der Geberde neben das Bild, das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr und ich erinnere mich unserer das mahlens Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war, in Zeit von einem Jahre, nun auch fast der ganze Hausrath abgemahlt und der junge Künstler mochte, bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit, sich öfters durch einen Blick auf meine Schwester stärken, eine Kur die um desto brillanter war als er in ihren Augen das was er suchte zu finden schien. Genug die jungen Leute wurden einig mit einander zu leben und zu sterben. Die Mutter begünstigte diese Neigung, der Vater war zufrieden ein solches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in seiner Familie zu fixiren.

Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erst eine Reise durch Deutschland thun, die Einwilligung seines Oheims und Vaters beibringen und sodann auf immer der unsere werden sollte.

Das Geschäft war bald vollzogen und ob er gleich sehr schnell zurückkam, so brachte er doch eine schöne Summe Geldes mit, die er sich an verschiedenen Höfen bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden und unsere Familie erlebte eine zufriedenere, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein sehr wohlgebildeter, im Leben sehr bequemer Mann, sein Talent genügte meinem Vater, seine Liebe meiner Schwester, mir und den Hausgenossen seine Freundschaft. Er reiste den Sommer durch, kam wohlbehalten wieder nach Hause, der Winter war der Familie gewidmet, er malte seine Frau, seine Töchter gewöhnlich des Jahres zweimal.

Da ihm alles, bis auf die geringste Kleinigkeit, so wahrhaft, ja so täuschend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine sonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beschreiben muß, weil das Bild selbst, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden ist, sonst würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die besten Portraite hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer ist, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen scheint, allein sie ist blind, und wenn man sie sonst eröffnete, zeigte sich ein mehr überraschender als erfreulicher Gegenstand. Mein Vater hielt mit meiner Mutter am Arme diesen heraus und erschreckte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umstände, theils durch die Kunst hervorgebracht war. Er war abgebildet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gastmahl, aus einer Gesellschaft, nach Hause kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte, mit aller Sorgfalt gemalt, die Figuren aus einem gewissen Standpunkte genau perspectivisch gehalten und die Kleidungen, mit der größten Sorgfalt, zum entschiedensten Effecte gebraucht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward ein Fenster verrückt und alles so gestellt, daß die Täuschung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunstwerk, das sich der Wirklichkeit möglichst näherte, auch gar bald die Schuld alle des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in der Thürbekleidung befestigt und so den Einflüssen einer feuchten Mauer ausgesetzt, die um so heftiger wirkten, als die verschlossene Thür alle Luft abhielt, und so fand man nach einem strengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet worden war, Vater und Mutter völlig zerstört, worüber wir uns um so mehr betrübten, als wir sie schon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück, denn ich habe noch von den letzten Vergnügungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, schien nichts weiter seine Freude dieser Art vermehren zu können, und doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künstler meldete sich und schlug vor die Familie über die Natur in Gyps abzugießen und sie alsdann in Wachs, mit natürlichen Farben, wirklich aufzustellen. Das Bildniß eines jungen Gebildeten, den er bei sich hatte, zeigte sein Talent, und mein Vater entschloß sich zu der Operation. Sie lief glücklich ab, der Künstler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Gesicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perrücke, ein kamahner Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet und so saß der gute Alte noch fest unter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zusammen. Meine Schwester starb noch jung und schön, ihr Mann malte sie im Sarge. Seine Töchter, die, wie sie heranwuchsen, die Schönheit der Mutter, gleichsam in zwei Portionen darstellten, konnte er vor Wehmuth nicht malen. Oft stellte er die kleinen Geräthschaften, die ihr anhebers hatten und die er sorgfältig bewahrte, in Stillleben zusammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte sie den liebsten Freunden, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte.

Es schien, als wenn ihn diese Trauer zum Bedeutenden erhübe, da er sonst nur alles Gegenwärtige gemalt hatte. Den kleinen stummen Gemälden fehlte es nicht an Zusammenhang und Sprache. Auf dem einen sah man in den Geräthschaften das fromme Gemüth der Besitzerin, ein Gesangbuch mit rothem Sammt und goldnen Buckeln, einen artigen gestickten Beutel mit Schnüren und Quasten, worauf sie ihre Motivtaten zu spenden pflegte, den Kelch, woraus sie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing und den er, gegen einen dessern, der Kirche abeintauscht hatte. Auf einem andern Bilde sah man neben einem Brote, das Messer, womit sie den Kindern gewöhnlich vorzuschneiden, ein Samentäschchen, woraus sie im Frühjahr zu säen pflegte, einen Kalender, in den sie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einschrieb, einen gläsernen Becher, mit eingeschnittenem Namenszug, ein frühes Jugendgeschenk vom Großvater, das sie, ungeachtet seiner Zerbrechlichkeit, länger als sie selbst erhalten hatte.

Er setzte seine gewöhnlichen Reisen und übrigens seine gewohnte Lebensart fort. Nur fällig das Gegenwärtige zu sehen und nun durch das Gegenwärtige immer an den verlornen Verlust erinnert, konnte

sein Gemüth sich nicht wieder herstellen, eine Art von unbegreiflicher Schwindel schien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Erstillen hat er matte, verstand auf Geräthschaften die ihm angedeutet und die, sonderbar gewählt und zusammengestellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieser Arbeit einigemal nachdenkend und rauchend, was sonst seine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zustande — und Sie verzeihen mir wohl, wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Fassung zu setzen, und der mich diese Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unverlebens gerührt hat.

Und doch soll dieser Brief mit einem so traurigen Schlusse nicht in Ihre Hand kommen, ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu sagen —

Mein Oheim giebt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu sagen wie sehr er Ihnen ergeben sey. Er bittet noch immer der Verwandtschaft jener alten Zeit sich zu erfreuen, wo man es für Pflicht hielt am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu schreiben. Uns andern ist das nun schon nicht gelehrt worden; ein solches Knicks scheint mir auch natürlich nicht deutlich genug. Ein Federwisch und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wir's nun um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorsamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie versichre, daß Ihnen die Nichten so ergeben sind wie der Onkel? Er hat mir verboten sein letztes Blatt zu lesen, ich weiß nicht was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel wenn ich denke daß er von mir gesprochen hat. Genug er hat mir erlaubt den Anfang seines Briefes zu lesen, und da finde ich daß er unsern guten Philosophen bei Ihnen anschwärzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln weil er sie ernsthaft auf einem Wege verbarrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Seyn Sie aufrichtig und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deswegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich geistreich und gesellig. Er spricht auch mit mir und wenn ich gleich seine Philosophie teufelmäßig verfluche, so verstehe ich doch, wie mich dünkt, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken, denn die Rolle mit den Kupfern, begleitet von den freundlichen Worten, die er mir von Ihnen brachte, verschaffen ihm freilich sogleich die beste Aufnahme.

Wie ich für vieles Andenken, für diese Güte mein en Dank einrichten soll, weiß ich selbst nicht recht, denn es scheint mir als wenn hinter diesem Geschenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorsamen Dienerin sogleich, als Sie ihr diese eisenbunten Luftbilder, diese seltsamen Feen und Geistergestalten aus der Werkstatt meines Freundes Tieck zusendeten? Was kann die arme Julie das für daß etwas Seltsames, Geisterhaftes sie anstreift, daß sie gern etwas Wunderbares vorgestellt sieht und daß diese durch einander schwebenden und bewegten Träume, auf dem Papier fixirt, die Unterhaltung geben!

Genug Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl sehe daß ich mir eine neue Ruthe aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweiten Oheim annahm. Als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! denn auch der kann es nicht lassen die Kinder über ihr Vergnügen ausführen zu wollen.

Dagegen verhält sich meine Schwester besser als ich, diese läßt sich gar nicht einreden. Und weil in unserer Familie denn doch eine Kunstliebhaberei seyn muß, so liebt sie nur das was anmuthig ist und was man immer gern um sich herum sehen mag.

Ihr Brautpaar, dem alles ist nun richtig, was bei Ihrer Durchreise noch nicht ganz entschieden war, hat ihr auf England die schönsten gemalten Kupfer geschickt womit sie äußerst zufrieden ist; aber was sind das nicht auch für kunst- Weißgekleidete Schönen, mit blaßrothen Schleifen und blaßblauen Schleiern! Was sind das nicht für interessante Mütter, mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern. Wenn das alles einmal unter Glas und Mahagoni-Rahmen, gesetzt mit den metallnen Stäbchen, die auch bei der Sonnung waren, auf einem Lillagrunde, das Cabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Tizianen mit ihrem Fernegelase, um den verwandelten Rauf Zettel besichtigt, nicht in die Gesellschaft bringen.

Nun sieht es aus als ob ich mich über meine Schwester aufhalte; denn das ist ja wohl das Klägste was man thun kann um sich Ruhe zu verschaffen, daß man gegen die andern ein wenig unerträglich ist. Und so wäre ich denn mit diesen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre so nahe an den untern Rand unverlebens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Name Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl sagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachschrift dem Philosophen das Wort gegeben, leider stimmt der Oheim noch nicht mit ein, denn der junge Mann hält nicht nur auf einer besondern Methode, die mir keineswegs einleuchtet, sondern sein Geist ist auch auf solche Gegenstände gerichtet über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung sogar, durch die ich fast mit allen Menschen in ein Verhältniß komme, scheint sich nicht einmal ein Berührungspunkt zu finden. Selbst den historischen, den antiquarischen Antheil, den er sonst daran zu nehmen schien, hat er völlig verloren. Die Gütenliebe, von der ich außerhalb meines Herzens wenig weiß, beschäftigt ihn besonders; das Naturrecht, das ich nicht vermisse, weil unser Tribunal gerecht und unsere Polizei thätig ist, verschlingt seine nächsten Betrachtungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühsten Jugend schon durch meinen Oheim verleidet wurde, steht als das Ziel seiner Anstrengen. Da ist es nun um die Unterhaltung, von der ich mir so viel versprach, beinahe gethan, und es hilft mir nichts daß ich ihn als einen edlen Menschen schätze, als einen guten Sohn, als einen Verwandten in der stärksten wünsche, wir haben einander nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemälde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der

Deutschen Komödie, meinen Unmuth auslasse, so zuerst mich die Erfahrung wieder und erinnert mich das es der Weg nicht sey sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenheiten erdenken, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten wie sich das künftig machen kann, und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Officier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiedenen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er konnte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschenke, die mit ihren Bildnissen in Email und Miniatur verziert waren, eine Liebhaberei zu solchen Kunstwerken gewonnen. Er verschaffte sich nach und nach die Portraits verstorbener sowohl als lebender Potentaten, wenn die goldnen Dosen und brillantnen Einfassungen zu den Goldschmieden und Juwelenhändlern wieder zurückkehrten, und so besaß er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel teilte wollte er seinen Schatz immer bei sich haben, und es war möglich die Sammlung in einen sehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er sie vor, ohne daß ihm das Bildniß eines lebenden oder verstorbenen, auch irgend einem Sammlerkästchen, zugeflogen wäre; denn das Ziehen hat eine bestimmte Sammlung, daß sie das Zerstreute an sich zieht, und selbst die Affection eines Besitzers gegen irgendein einzelnes Kleinod, durch die Gewalt der Masse, gleichsam aufsteht und vernichtet.

Von den Portraiten, unter welchen sich auch ganze Figuren, z. B. allegorisch, als Jägerinnen und Nymphen, vorgestellte Prinzessinnen fanden, verbreitete er sich zuletzt auf andere kleine Gemälde dieser Art, weder er jedoch mehr auf die äußerste Feinheit der Ausführung als auf die höhern Kunstzwecke sah, die freilich auch in dieser Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beste dieser Sammlung selbst bewundert; nur weniges ist gegenwärtig durch mich hinzugekommen.

Um nun endlich von mir, als dem gegenwärtigen, vergnügten Besitzer, dem auch oft genug incommodirten Gastfreien, der wohlbekannten und wohlbelobten Sammlung zu reden, so war meine Neigung von Jugend auf der Liebhaberei meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengesetzt.

Ob die etwas ernsthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es so oft bei Kindern findet, aus Geist des Widerspruchs, mit vorsätzlicher Unart, mich von dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entscheiden, genug wenn jener durch die genaueste Nachahmung, durch die sorgfältigste Ausführung das Kunstwerk mit dem Naturwerke völlig auf Einer Linie stehen wollte, wenn dieser eine kleine Tafel nur in so fern schätzte als sie, durch die zartesten Punkte, gleichsam und Unendliche getheilt war, wenn er immer ein Vergrößerungsglas bei der Hand hielt und dadurch das Wunder einer solchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte: so konnte ich fein ander Vergnügen an Kunstwerken finden, als wenn ich Skizzen vor mir sah, die mir auf einmal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen setzten.

Die trefflichen Blätter von dieser Art, welche sich in meines Großvaters Sammlung befanden, und die mich hätten belehren können, daß eine Skizze mit eben so viel Genauigkeit als Geist gezeichnet werden könnte, dienten meine Liebhaberei anzufachen, ohne sie eben zu leiten. Das Künstlergedrängte, Wortabgebrochene, Gemeinsame reizte mich selbst das was, mit weniger Zügen, nur die Hieroglyphe einer Figur war. Wußte ich zu lesen und schätzte es übermäßig, von solchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortsetzte.

Auf diese Weise blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beständig im Widerspruch, der sich um so mehr verlängerte und befestigte, als seiner die Art sich mir oder mich ihm zu nähern verstand.

Da ich gleich, wie gesagt, nur meistens die geistreiche Hand schätzte, so konnte es doch nicht fehlen daß nicht auch manches angeführte Stück in meine Sammlung gekommen wäre. Ich lernte, ohne es selbst recht gewahr zu werden, den glücklichen Uebergang von einem geistreichen Entwurf zu einer geistreichen Ausführung schätzen; ich lernte das Bestimmte verehren, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung that daß der bestimmteste Strich zugleich auch empfunden seyn sollte.

Hierzu trugen die eigenhändigen Radirungen verschiedener Italiänischen Meister, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das Ihrige treulich bei und so war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter praktte.

Ordnung und Vollständigkeit waren die beiden Eigenschaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünschte; so las die Geschichte der Kunst, ich setzte meine Blätter nach Schulen, Meistern und Jahren, ich machte Kataloge und muß zu meinem Lobe sagen, daß ich den Namen seines Meisters, die Lebensumstände seines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer seiner Arbeiten zu bemühen, um sein Verdienst nicht nur in Worten nachzusprechen, sondern es wirklich und anschaulich vor mir zu haben.

So stand es um meine Sammlung, um meine Kenntnisse und ihre Richtung, als die Zeit heran kam die Akademie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wissenschaft, welches nun einmal die Medizin seyn sollte, die Entfernung von allen Kunstwerken, die neuen Gegenstände, ein neues Leben drängte meine Liebhaberei in die Tiefe meines Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit mein Auge an dem Besten zu üben was wir von Abbildungen anatomischer, physiologischer und naturhistorischer Gegenstände besitzen.

Noch vor dem Ende meiner akademischen Laufbahn sollte sich mir eine neue und für mein ganzes Leben entscheidende Aussicht eröffnen, ich sahe Gelegenheit Dresden zu sehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligthum der Galerie! Wie manche Stunde ward zum Anschauen, wie manche Lücke meiner bisherigen Kenntnis ward mir aufgefüllt! und wie erweiterte sich mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst! Ein schwindelartiger Rückblick auf die Familiensammlung, die einst mein werden sollte, war von den angenehmsten Empfindungen begleitet, und da ich nicht Künstler seyn konnte, so wäre ich in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht schon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler bestimmt gewesen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich sonst noch gethan um in der Kenntnis nicht stehen zu bleiben und wie diese Liebhaberei neben

allen meinen Beschäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeist begleitet, davon will ich Sie nicht unterhalten, genug daß ich alle meine übrigen Bestrebungen auf meine Wissenschaft, auf ihre Ausübung verwendete, daß meine Praxis fast meine ganze Thätigkeit verschlang, und daß eine ganz betrogene Beschäftigung meine Liebe zur Kunst meine Leidenschaft zu nennen nur zu vermehren schien.

Das Uebrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzusetzen.

Als mein Vater starb und dieser Schatz nun zu meiner Disposition gelangte, war ich gedrängt genug um die Lücken die ich fand, nicht als Sammler nur auszufüllen weil es Lücken waren, sondern einigermaßen als Kenner, weil sie ausgefüllt zu werden verdienten. Und so glaube ich noch daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meinung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte, übereinstimmend finde. Ich bin nie in Italien gewesen, und doch habe ich meinen Geschmack so viel es möglich war, ins Allgemeine aufzulösen gesucht. Wie es damit steht kann Ihnen nicht verborgen sey. Ich will nicht leugnen daß ich vielleicht meine Neigung die und jene mehr hätte reinigen können und sollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben!

Für diesmal und für immer genug von mir selbst. Möge sich mein ganzer Cyclus innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit sey übrigens das Losungswort, das Ihnen von niemand lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von dem, der sich unterzeichnet

Ihrem aufrichtig ergebnen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundschaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie mir die ersten Stücke der Propyläen nicht nur so bald zugesendet, sondern mir außerdem noch manches im Manuscripte mitgetheilt, das mir, bei mehrerer Breite, Ihre Ansichten deutlicher, so wie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zuruf am Schlusse meines vorigen Briefes recht schön und freundlich erwidert, und ich danke Ihnen für die günstige Aufnahme, womit Sie die kurze Geschichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geschriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verschafften, als Sie, der ältesten Jahrszeit ungeachtet, einen förmlichen Umweg machten, um die Sammlung einer Privatmannes kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fächern genug that und deren Besitzer von Ihnen, ohne langes Bedenken, mit einer aufrichtigen Freundschaft deutlich ward. Die Grundsätze die Sie damals äußerten, die Ideen womit Sie sich vorzüglich beschäftigten, finde ich in diesen Blättern wieder, ich sehe Sie sind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben. Sie sind vorgeschritten, und so darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Interesse vernehmen werden wie es mir, in meinem Kreise, ergangen ist und ergeht. Ihre Schrift muntert Ihr Brief fordert mich auf. Die Geschichte meiner Sammlung ist in Ihren Händen, auch darauf kann ich weiter bauen: denn nun habe ich Ihnen einige Wünsche, einige Bekenntnisse vorzulegen.

Bei Betrachtung der Kunstwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurtheilung dessen was der Künstler geleistet hat den großen Maßstab anzuschlagen, der nach dem Besten was wir kennen eingetheilt ist, eifrig das Vollkommenste aufzusuchen, den Liebhaber so wie den Künstler immer an die Quelle zu weisen, ihn auf hohe Standpunkte zu versetzen, bei der Geschichte wie bei der Theorie, bei dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichsam auf ein Centrum hinzudeuten, ist löblich und schön und eine solche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weise die edlern Metalle zu bringen, um ein bestimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entschiedenen Maßstab aller Vermischungen, die ihm vorkommen, festzusetzen: Man bringe alsdann so viel Kupfer als man will wieder dazu, man vermehre das Gewicht, man verminderte den Werth, man bezeichne die Münzen, die Silbergeschirre nach gewissen Conventionen, alles ist recht gut: die schlechteste Scheidemünze, ja das Gmünder Silber selbst, mag passiren; denn der Probirstein, der Schmelztiegel ist gleich bereit, eine entschiedene Probe des innern Werthes anzustellen.

Denn Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernstes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich, im Bezug auf mein Geschäft, Sie auf gewisse mittlere Fächer aufmerksam machen, die der Künstler so wie der Liebhaber fürs gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu diesen Wünschen und Vorschlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen, ich habe noch etwas in Gedanken, eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntniß gethan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundschaft völlig unwerth zu fühlen. Belieben kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen, es sey daher gewagt! Jeder Fortschritt ist ein Wagstück und nur durch Wagen kommt man entschieden vorwärts. Und nun hören Sie geschwind, damit Sie das was ich zu sagen habe nicht für wichtiger halten als es ist.

Der Besitzer einer Sammlung, der sie, wenn er sie auch noch so gern verweilt, doch immer zu oft vorweisen muß, wird noch und noch, er sey übrigens noch so gut und harmlos, ein wenig tückisch werden. Er sieht ganz fremde Menschen, bei Gegenständen die ihm völlig bekannt sind, auf dem Steckrife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politische Verhältnisse gegen einen Fremden herauszugehen findet sich nicht immer Veranlassung und die Klugheit verbietet es; Kunstwerke reizen auf und vor ihnen genirt sich niemand, niemand zweifelt an seiner eignen Empfindung, und daran daß man nicht Unrecht, niemand zweifelt an der Richtigkeit seines Urtheils, und daran daß man nicht ganz Recht.

So lange ich mein Cabinet besitze will mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat zu glauben daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wisse; er sagte zu mir: ich habe nur kurze Zeit, lassen Sie mich in jedem Fache das Beste, das Werthwürdigste, das Seltenste sehen! Ich dankte ihm, indem ich ihn versicherte daß er der Erste sey der so verfahre, und ich hoffe sein Zutrauen hat ihn nicht gereut, wenigstens schien er äußerst zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht sagen daß er ein besonderer Kenner oder Liebhaber gewesen wäre, auch jenaste vielleicht eben sein Betragen von einer gewissen Gleichgültigkeit, so vielleicht ist uns ein Mann interessanter der einen einzelnen Theil liebt, als der das Ganze nur schätzt; genug dieser verdiente erwahnt zu werden, weil er der Erste war und der

Leute blieb dem meine heimliche Tücke nicht unbekannt konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur gestehe, haben meiner stillen Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Gesicht brachte — verzeihen Sie ich mußte heimlich lachen wenn Sie von dem Antikenschrank, von den Bronzen, die wir eben durchsahen, immer nach der Thüre schielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Kinder waren verschwunden und hatten den Frühstücks-wein mit den Zwiebacken stehen lassen, mein Wink hatte sie entfernt, denn ich wollte meinen Altertümern eine ungetheilte Aufmerksamkeit verschaffen. Verzeihen Sie dieses Bekenntniß und erinnern Sie sich daß ich Sie bei andern Morgens möglichst entschädigte, indem ich Ihnen im Gartenhause nicht allein die gemalten, sondern auch die lebendigen Familienbilder vorstellte und Ihnen, bei einer reizenden Aussicht auf die Gegend, das Vergnügen einer fröhlichen Unterhaltung verschaffte. — Nicht allein sagte ich — und muß wohl, da mir die lange Entsagung meinen Perioden verdorben hat, ihn wieder anders anfangen.

Sie erstaten mir bei Ihrem Eintritt auch eine besondere Ehre, indem Sie anzunehmen schienen daß ich Ihrer Meinung sey, daß ich diejenigen Kunstwerke welche Sie ausschließlich schätzten auch vorzüglich zu schätzen wisse, und ich kann wohl sagen meistens trafen unsere Urtheile zusammen, die und da glaubte ich eine leidenschaftliche Vorliebe, auch wohl ein Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verbannte Ihnen die Aufmerksamkeit auf verschiedene unstreitbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge übersehen hatte.

Nach Ihrer Abreise blieben Sie ein Gegenstand unserer Gespräche, wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingesprochen hatten und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unserer Besuche geleitet. Wir fanden eine große Verschiedenheit der Liebhabereien und Gesinnungen, doch zeigten sich gewisse Neigungen mehr oder weniger in verschiedenen Personen wieder, wir fingen an die ähnlichen wieder zusammen zu stellen und das Buch worin die Namen aufgezeichnet sind daß der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unsere Tücke in Aufmerksamkeit verwandelt, wir beobachteten unsere Gäste genauer und rangirten sie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer wir gesagt, denn ich sag meine Mädchen dießmal wie immer, mit ins Geschäft. Julie war besonders thätig und hatte viel Glück ihre Leute gleich recht zu placiren. Denn es ist den Frauen angeboren die Neigungen der Männer genau zu kennen. Doch gebachte Caroline solcher Freunde nicht zum besten, welche die schönen und seltnen Stücke Englischer Schwarzer Kunst, womit sie ihr stilles Zimmer ausgeschmückt hatte, nicht recht lebhaft preisen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieser Mangel der Empfänglichkeit bei dem guten Kinde viel geschadet hätte.

Liebhaber von unserer Art, denn es ist doch natürlich daß wir von denen zuerst sprechen, finden sich genau betrachtet, gar manche, wenn man ein wenig Vorurtheil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Bedacht, Biegsamkeit oder Strenge nicht eben in Anschlag bringt, und deßwegen hoffe ich günstig für Ihre Proportion, nicht allein weil ich gleichgesinnte Personen vermuthe, sondern weil ich wirklich gleichgesinnte Personen kenne.

Wenn ich also in diesem Sinne Ihren Ernst in der Kunst, Ihre Strenge gegen Künstler und Liebhaber nicht tadeln kann, so muß ich doch, in Betracht der vielerlei Menschen unter die Ihre Schrift lesen sollen, und wenn sie nur von denen gelesen würde die meine Sammlung gesehen haben, noch einiges zum Besten der Kunst und der Kunstfreunde wünschen, und zwar einestheils daß Sie eine gewisse heitere Liberalität gegen alle Kunstsachen zeigten, den beschränktesten Künstler und Kunstliebhaber schätzten, sobald jeder nur ohne sonderliche Anmaßung sein Wesen treibt; anderntheils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerstreit gegen diejenigen empfehlen, die von beschränkten Ideen ausgehen und mit einer unbesiegbaren Einseitigkeit einen vorgezogenen und beschätzten Theil der Kunst zum Ganzen machen wollen. Lassen Sie uns, zu diesen Zwecken, eine neue Art von Sammlung ersinnen, die dießmal nicht aus Bronzen und Marmorstücken, nicht aus Elfenbein noch Silber bestehen soll, sondern worin der Künstler, der Kenner und besonders der Liebhaber sich selbst wieder finde.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichtesten Entwurf senden, alles was Resultat ist zieht sich ins Enge zusammen und mein Brief ist ohnehin schon lang genug. Meine Einleitung ist ausführlich und meinen Schluß sollen Sie mir selbst ausführen helfen.

Unsere kleine Akademie richtete, wie es gewöhnlich geschieht, erst spät ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst und bald fanden wir in unserer Familie fast für alle die verschiedenen Gruppen einen Gesellschafter.

Es giebt Künstler und Liebhaber welche wir die Nachahmer genannt haben, und wirklich ist die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und schätzbaren Punkt getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchste Freude; mein Vater und mein Schwager gehörten dazu und die Liebhaberei des einen so wie die Kunst des andern ließ in diesem Fache fast nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen bis sie die Abbildung wo möglich an die Stelle des Abgebildeten setzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinheit erfordert wird, so bleibt ihnen eine andere Classe nah, welche wir die Punktirer genannt haben; bei diesen ist die Nachahmung nicht das Vorzüglichste, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, bei dem sie die meisten Punkte und Striche anbringen können. Bei diesen wird Ihnen die Liebhaberei meines Oheims sogleich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt gleichsam den Raum ins Unendliche zu füllen und uns sinnlich zu überzeugen daß man die Materie ins Unendliche theilen könne. Sehr schadbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bedürfniß einer würdigen, einer werthen Person dergestalt ins Kleine bringt daß wir das was unser Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge, mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinoden erscheinen sehen.

Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Classe sprachen mußte ich mir wohl selbst einfallen, der ich, mit meiner frühern Liebhaberei, eigentlich ganz im Gegensatze mit jenen stand. Alle diejenigen die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die vorigen mit vielen Strichen und Punkten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die Rede

von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden soll, zu eigner und fremder Beurtheilung erst hinschreiben. denn diese machen erst eine Skizze; Stizzisten nennt man aber diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und alle die das Ende der Kunst, die Ausführung, erreichen; so wie der Punktirer den wesentlichen Anfang der Kunst, die Erfindung, das Geistreiche, oft nicht gewahr wird.

Der Stizzist hat dagegen meist zu viel Imagination, er liebt sich poetische, ja phantastische Gegenstände und ist immer ein bischen übertrieben im Ausdruck.

Selten fällt er in den Fehler zu weich oder unbedeutend zu seyn. diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Kunst in welcher das Weiche, das Gefällige, das Anmuthige herrschend ist hat sich Caroline sogleich erklärt und feierlich protestirt daß man dieser Classe keinen Spitznamen geben möge; Julie hinzugen überlegt sich und ihre Freunde, die poetisch-geistreichen Stizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengern oder liberalern Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweise auf die Holzschnitte und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke, ungeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit, und durch einen gewissen herben und sichern Charakter noch immer erfreuen.

Dann fielen uns noch verschiedne Arten ein, die aber vielleicht schon in die vorigen eingetheilt werden können, als da sind Carricaturzeichner, die man bedeutend Bilderwürtze, physische und moralische Hässliche benamsen könnten. Impressionisten, die mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit alles aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künstler, deren Werke man nicht ohne Commentar versteht, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachste natürlichste Werk nicht ohne Commentar lassen können, und was noch andere mehr waren, davon ich künftig mehr sagen will, für diesmal aber schliesse ich mit dem Wunsche daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit giebt sich über meine Anmassung lustig zu machen. Sie mit dem Anfange desselben verbinden möge, wo ich mich vermaß einige liebenswürdige Schwachheiten geschätzter Freunde zu beklagen. Seien Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unternehmen nicht widerwärtig scheint, schelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel. Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit Ihres

ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir daß Sie mein Brief in der besten Stimmung angetroffen und Ihnen diese herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geschenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel besser allein und viel seltner in Gesellschaft kommt als das Unglück, so habe ich diesmal eine Ausnahme von der Regel erfahren; erwünschter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können und Ihre Anmerkungen zu meinen wunderlichen Classificationen hätten nicht leicht geschwinder Frucht gebracht, als eben in dem Augenblick da sie, wie ein schon keimender Same, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Lassen Sie mich also die Geschichte des gestrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Gestirn Ihres Briefs in eine so glückliche Conjunction tritt.

Gestern meldete sich bei mir ein Fremder an, dessen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freuete mich bei seinem Eintritt, machte ihm mit meinen Bestrebungen im Allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein sehr gebildetes Auge für Kunstwerke, besonders für die Gesichtote derselben. Er erkannte die Meister so wie ihre Schüler, bei zweifelhaften Bildern wußte er die Ursachen seines Zweifels sehr gut anzugeben und seine Unterhaltung erfreute mich sehr.

Vielleicht wäre ich hingerissen worden mich gegen ihn lebhafter zu äußern, wenn nicht der Vorsatz meinen Gast aufzubrechen mir gleich beim Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele seiner Urtheile trafen mit den meinigen zusammen, bei manchen mußte ich sein scharfes und gebildetes Auge bewundern. Das Erste was mir an ihm besonders auffiel war ein entschiedner Haß gegen alle Manierisen. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid und ich war um desto mehr aufgefordert zu untersuchen, aus welcher Quelle eine solche Anmeigung wohl fließen möchte.

Mein Gast war spät gekommen und die Dämmerung verhinderte uns weiter zu sehen. ich sah ihn zu einer kleinen Collation, zu der unser Portefeuille eingeladen war, denn dieser hat sich mir seit einiger Zeit gewährt; wie das kommt muß ich Ihnen im Vertrauen sagen.

Glücklicherweise hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer voraussah, ein Mittel bereitet das sie eben so oft verbindet als entzweit, mein Portefeuille ward von Julieng Anmuth, die er als Kind verlassen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf, den Obeim so wie die Nichte zu unterbalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften der Menschen.

Ehe wir noch alle beisammen waren, ergriff ich die Gelegenheit meine Manierisen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der glücklichen Uebung ihrer Hand und ihrer Anmuth, doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: dieß will ich alles nur sagen um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, meine ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Prinzip und der höchste Zweck der Kunst, freilich noch etwas ganz anders sey.

Mit einem Lächeln das mir nicht ganz gefiel weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiederte er darauf: Sie sind denn also auch den hergebrachten Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sey?

Mir ist kein höheres bekannt, versetzte ich darauf.

Können Sie mir sagen was Schönheit sey? rief er aus.

Vielleicht nicht! versetzte ich, aber ich kann es Ihnen zeigen. Lassen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen sehr schönen Gyps-Abguß des Apoll, einen sehr schönen Marmorkopf des Bacchus, den ich besitze, noch geschwind anblicken, und wir wollen sehen ob wir uns nicht vereinigen können, daß sie schön seyen.

Ehe wir an diese Untersuchung gehen, versetzte er, möchte es wohl nöthig seyn, daß wir das Wort Schönheit und seinen Ursprung näher betrachten.

Schönheit kommt von Schein, sie ist ein Schein und kann als das höchste Ziel der Kunst nicht gelten. Das vollkommen Charakteristische nur verdient schön genannt zu werden, ohne Charakter giebt es keine Schönheit.

Betroffen über diese Art sich auszudrücken, versetzte ich: das mag gehen, aber nicht eingestanden, daß das Schöne charakteristisch seyn müsse, so setzt doch nur daraus daß das Charakteristische dem Schönen allenfalls zu Grunde liege, keineswegs aber daß es Eins mit dem Charakteristischen sey. Der Charakter verhält sich zum Schönen wie das Skelet zum lebendigen Menschen. Niemand wird leugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organisirten Gestalt liege, er begründet, er bestimmt die Gestalt, er ist aber nicht die Gestalt selbst und noch weniger beweist er die letzte Erscheinung die wir, als Umgebung und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen.

Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen, versetzte der Gast, und aus Ihren Worten selbst erhellet daß die Schönheit etwas Unbegreifliches, oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem sey. Was man nicht begreifen kann das ist nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann das ist Unsinn.

Ich können Sie denn die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrücken?

Er. Das ist wieder eine Instanz, auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug was Charakter sey läßt sich nachweisen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter, denn sonst würde sie leer und unbedeutend seyn. Alles Schöne der Alten ist dies charakteristisch und dies aus dieser Eigenthümlichkeit entsteht die Schönheit.

Unser Philosoph war gekommen und hatte sich mit den Nächsten unterhalten: als er uns einig sprechen hörte, trat er hinzu und mein Gast, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichsam angefeuert, fuhr fort.

Das ist eben das Unglück wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verstand selbst falsche Grundsätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen, niemand spricht sie lieber nach als wer den Gegenstand nicht kennt und versteht. So hat uns Lessing den Grundsatz aufgedrungen daß die Alten nur das Schöne gebildet, so hat uns Winckelmann mit der stillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeschläfert, anstatt daß die Kunst der Alten unter allen möglichen Formen erscheint: aber die Herren verweisen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verbeißen die nackten Körper und Schädel der Barbaren, die struppichten Haare, den schmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzliche Haut des entkräften Alters, die vorliegenden Adern und die schlaffen Brüste.

Um Gottes Willen! rief ich aus, giebt es denn aus der guten Zeit der alten Kunst selbstständige Kunstwerke, die solche abscheuliche Gegenstände vollendet darstellen? oder sind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunst, die sich nach äußern Absichten bequemen muß, die um Essen ist?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß und Sie mögen selbst untersuchen und urtheilen. Aber daß Laokoon, daß Niobe, daß Dirce mit ihren Stiefsöhnen selbstständige Kunstwerke sind werden Sie mir nicht leugnen. Treten Sie vor den Laokoon, und sehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erstickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Gifts, heftige Gärung, stockenden Umlauf, erstickende Pressung, und paralytischen Tod.

Der Philosoph schien mir mit Verwunderung anzusehen und zu versetzen: man schaudert, man erstarrt nur vor der bloßen Bedeutung. Fürwahr, wenn es sich mit der Gruppe Laokoons so verhält, was will aus der Anmuth werden die man sogar darin, so wie in jedem echten Kunstwerke finden will? Doch ich will mich darein nicht mischen, machen Sie das mit den Verfassern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengesetzten Meinung sind.

Das wird sich schon geben, versetzte mein Gast, das ganze Alterthum spricht mir zu; denn wo wüthet Schrecken und Tod entsetzlicher als bei den Darstellungen der Niobe?

Ich erschrack über eine solche Assertion, denn ich hatte noch kurz vorher freilich nur die Kupfer im Zahrens gesehen, den ich seitdem beiseite und aufschlug. Ich finde keine Spur von wüthenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchste Superlativation der tragischen Situation unter die höchsten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigten Betragen. Ich sehe hier überall den Kunstzweck die Glieder zierlich und anmuthig erscheinen zu lassen. Der Charakter erscheint nur noch in den allgemeinsten Linien, welche durch die Werke, gleichsam wie ein geistiger Knochenbau, durchgehen sind.

Er. Lassen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden. —

Wir schlugen sie auf.

Ich. Den alten Europäischen, aufrichtig gesagt, sehe ich auch hier nicht das mindeste. Wo wüthen Schrecken und Tod? Hier sehe ich nur Figuren mit solcher Kunst durcheinander bewegt, so glücklich gegeneinander gestellt, oder gestreckt, daß sie, indem sie mich an ein tanzendes Saitenspiel erinnern, mir zugleich die anschauende Empfindung geben. Alles Charakteristische ist gemäßigt, alles natürliche Gewaltsame ist aufgehoben und so möchte ich sagen: das Charakteristische liegt zum Grunde, auf dem ruhen Einfalt und Würde, das höchste Ziel der Kunst ist Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteristischen verbunden werden kann, fällt besonders bei diesen Darstellungen in die Augen. Sind die todten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Heroinen geordnet? Es ist die höchste Schwelgerey der Kunst: sie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten, sie verziert mit menschlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einen Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor sich hingerafft zu sehen. Ja der schöne Genius, der mit gesenkter Fackel den Grabe steht, hat hier bei dem erfindenden, bei dem arbeitenden Künstler gestanden und ihm zu seiner irdischen Größe eine himmlische Anmuth zugedacht.

Mein Gast sah mich lächelnd an und zuckte die Achseln. Leider, sagte er, als ich gemüßigt hatte, leise der sehr ich wohl, daß wir nicht einig werden können. Wie schade, daß ein Mann von Ihren Kenntnissen, von Ihrem Geist nicht einsehen will daß das alles nur leere Worte sind, und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verstand als ein Traum erscheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit versetzen mag, sondern vielmehr widersprechend findet.

Mein Philosoph schien während des letzten Theils unsers Gespräches etwas unruhig zu werden, so

Ja, da segnet' ich die Finsternisse,
Die so ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauschend immer in die Stille,
Ob sich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte sie Gedanken wie ich denke,
„Hätte sie Gefühl wie ich empfinde,
„Würde sie den Morgen nicht erwarten,
„Würde schon in dieser Stunde kommen."

Hüpft' ein Kätzchen oben über'n Boden,
Knisterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte sich, ich weiß nicht was, im Hause,
Immer hofft' ich deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich deinen Tritt zu hören.

Und so lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag schon an zu grauen,
Und es rauschte hier und rauschte dorten.

gelassen und gleichgültig er den Anfang anzuhören schien. er rückte den Stuhl, bewegte ein paarmal die Lippen und fing, als es eine Pause gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte war er Ihnen selbst überliefern! Er ist diesen Morgen beigesetzt wieder da, denn seine Theilnahme an dem gestrigen Gespräch hat auf einmal die Schalen unserer wechselseitigen Entfernung abgeschlossen und ein paar hübsche Pflanzen im Garten der Freundschaft zeigen sich.

Diesen Morgen geht noch eine Post, womit ich die gegenwärtigen Blätter abschicke, über denen ich schon einige Patienten versäumt habe, weßhalb ich Verzeihung vom Apoll, in so fern er sich um Aerzte und Künstler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Diesen Nachmittag haben wir noch sonderbare Scenen zu erwarten. Unser Charakterlikter kommt wieder, zugleich haben sich noch ein halb Dutzend Fremde anmelden lassen, die Jahrszeit ist reizend und alles in Bewegung.

Gegen diese Gesellschaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philosoph und ich; es soll und keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erst den Schluß unserer gestrigen Disputation und empfangen nur noch einen herzlichern Gruß von

Ihrem
zwar diesmal eilfertigen, doch immer
beständigen, treuen Freund und Diener.

Sechster Brief.

Unser würdiger Freund läßt mich an seinem Schreibtisch niedersitzen, und ich danke ihm sowohl für dieses Vertrauen, als für den Anlaß den er mir giebt mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philosophen, er würde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte wie sehr ich mich zu bilden, wie sehr ich zu lernen wünschte. Doch leider hat man schon vor den Menschen, wenn man sich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Ansehen.

Daß ich gestern Abend mich in ein Gespräch über bildende Kunst leidenschaft einmischte, da mir das Anschauen derselben fehlt, und ich nur einige literarische Kenntnisse davon besitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus ersehen daß ich dieß im Allgemeinen schicklich bin, daß ich mein Befugniß mitzureden mehr auf einige Kenntniß der alten Poesie gegründet habe.

Ich will nicht leugnen daß die Art wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr mich erzürnte. Ich bin noch jung, entrüste mich vielleicht zur Unzeit und verdiene um desto weniger den Titel eines Philosophen. Die Worte des Gegners griffen mich selbst an; denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunst das Schöne nicht aufgeben darf, so muß der Schüler der Philosophie sich das Ideal nicht unter die Hirngespinnste verweisen lassen.

Nun, so viel ich mich erinnere, wenigstens den Faden und den Allgemeinen Inhalt des Gespräch.

Ich. Erlauben Sie daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gast (etwas schnäle). Von Herzen gern und wo möglich nichts von Luftbildern.

Ich. Von der Poesie der Alten kann ich einige Rechenschaft geben, von der bildenden Kunst habe ich wenige Kenntniß.

Der Gast. Das thut mir leid: so werden wir wohl schwerlich näher zusammenkommen.

Ich. Und doch sind die schönen Künste nahe verwandt, die Freunde der verschiedensten sollten sich nicht mißverstehen.

Oheim. Lassen Sie hören.

Ich. Die alten Tragödienschreiber verfuhren mit dem Stoff den sie bearbeiteten ohngefähr wie die bildenden Künstler, wenn anders diese Kupfer, welche die Familie der Niobe vorstellen, nicht ganz vom Orte gemal abweichen.

Gast. Sie sind leidlich genug, sie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falschen Begriff.

Ich. Nun! dann können wir sie in so fern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödienschreiber?

Ich. Sie wählten sehr oft, besonders in der ersten Zeit, unerträgliche Gegenstände, unleidliche Begebenheiten.

Gast. Unerträglich nennen die alten Fabeln?

Ich. Gemach! ungefähr mit Ihrer Beschreibung des Lasters.

Gast. Diese finden Sie also unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! nicht Ihre Beschreibung sondern das Beschriebene.

Gast. Als das Kunstwerk?

Ich. Keineswegens! aber das was Sie darin gesehen haben. Die Fabel, die Erzählung, das Skelet, das was Sie charakteristisch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich so vor unsern Augen stünde wie Sie ihn beschreiben, so wäre er werth daß er den Augenblick in Stücken geschlagen würde.

Gast. Sie drücken sich stark aus.

Ich. Das ist wohl einem wie dem andern erlaubt.

Oheim. Nun also zu den Trauerspielen der Alten.

Gast. Zu den unerträglichen Gegenständen.

Ich. Ganz recht! aber auch zu der alles erträglich, leidlich, schön, anmuthig machenden Behandlung.

Gast. Das geschähe denn also wohl durch Einfalt und stille Größe?

Ich. Wahrscheinlich.

Gast. Durch das mildernde Sonnenlichtsprincip?

Ich. Es wird wohl nicht anders seyn.

Gast. Die alten Tragödien wären also nicht fürchterlich?

Ich. Nicht leicht, so viel ich weiß, wenn man den Dichter selbst hört. Freilich, wenn man in der Poesie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grund liegt, wenn man von Kunstwerke spricht als hätte man, an seiner Statt, die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann lassen sich wohl sogar Sophokleische Tragödien als ekelhaft und abscheulich darstellen.

Gast. Ich will über Poesie nicht entscheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunst.

Gast. Ja, es ist wohl das beste daß jeder in seinem Fache bleibt.

Ich. Und doch giebt es einen allgemeinen Punkt in welchem die Wirkungen aller Kunst, verehrter Sie wohl als bildender, sich sammeln, aus welchem alle ihre Gesetze aufblicken.

Gast. Und dieser wäre?

Ich. Das menschliche Gemüth.

Gast. Ja! ja! es ist die Art der neuen Herren Philosophen alle Dinge auf ihren eigenen Grund und Boden zu spielen, und bequemer ist es freilich die Welt nach der Ihre zu modeln, als seine Vorstellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es ist hier von keinem metaphysischen Streite die Rede.

Gast. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal zugeben, lasse sich unabhängig von dem Menschen denken. Die Kunst beziehe sich nothwendig auf denselben: denn die Kunst ist nur durch den Menschen und für ihn.

Gall. Wozu soll das führen?

Jo. Sie selbst, indem Sie der Kunst das Charakteristische zum Ziel setzen, beschränken den Verstand, der das Charakteristische erkennt, zum Mittel.

Gall. Allerdings thue ich das. Was ich mit dem Verstand nicht begreife existirt mir nicht.

Jo. Aber der Mensch ist nicht bloß ein denkendes, er ist zugleich ein empfindendes Wesen. Er ist ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundener Kräfte und zu diesem Ganzen des Menschen muß das Kunstwerk reden, es muß dieser reichen Einheit, dieser innigen Mannigfaltigkeit in ihm entsprechen.

Gall. Führen Sie mich nicht in diese Labyrinthe, denn wir verwirren uns heraus zu helfen. Wir heben das Geschrei auf und jeder behauptet seinen Platz.

Gall. Aus dem meinigen wenigstens bringt es Sie nicht.

Jo. Vielleicht fände sich noch gelegenheit ein Mittel das einer den andern auf seinem Platze nicht belauchen, doch wenigstens beobachten könnte.

Gall. Geben Sie es an.

Jo. Wir wollen uns die Kunst einen Augenblick im Entstehen denken.

Gall. Gut.

Jo. Wir wollen das Kunstwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gall. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen: die kühnen Pfade der Spekulation vermeide ich mir.

Jo. Sie erlauben daß ich ganz von vorn anfange.

Gall. Recht gern.

Jo. Der Mensch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenstand. Sey es ein einzelnes, belebtes Wesen.

Gall. Also etwa zu diesem artigen Schoßhunde.

Julie. Nemon. Belle! es ist keine gute. Ihre als Beispiel zu einer solchen Abhandlung so recht zu wählen.

Jo. Allerdings der Hund ist herrlich genug, und rührte der Mann, den wir annehmen, einen Naturforscher, so würde er diesen Geschöpf auf irgend eine Weise darzustellen suchen; lassen Sie aber auch seine Naturkenntniß noch so gering, so werden wir doch nicht sehr gefördert seyn, denn wir haben nun allenfalls nur zwei Belle's für einen.

Gall. Ich will nicht einreden, sondern erwarten was daraus entstehen soll.

Jo. Nehmen Sie an daß dieser Mann, den verwegenen seines Talentes, nun schon einen Künstler nennen, sich hierbey nicht beruhigte, daß ihm seine Neigung zu eng, zu beschränkt vorkäme, daß er sich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umsähe, dargestellt das gelernt nicht mehr hat Gattungen, sondern der Begriff des Geschöpfs vor ihm stünde, und er diesem endlich durch seine Kunst darzustellen vermöchte.

Gall. Bravo! Das würde mein Mann seyn. Das Kunstwerk würde acht charakteristisch aussehen.

Jo. Ohne Zweifel.

Gall. Und ich würde mich dabei beruhigen und nichts weiter fordern.

Jo. Wir ändern aber steigen weiter.

Gall. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Versuche gehe ich mit.

Jo. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Kunsten entstanden seyn, musterhaft, wissenschaftlich scholastisch; aber nicht befriedigend fürs Gemüth.

Gall. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieses lieben Gemüthes genug thun?

Jo. Es ist nicht wunderlich, es läßt sich nur seine gerechten Ansprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet und das die Liebkin einst unter einander gesprochen: Lasset uns den Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey, und der Mensch sagt daher mit vollem Recht: lasset uns Götter machen, Bilder die uns gleich seyen.

Gall. Wir kommen hier schon in eine sehr dunkle Region.

Jo. Es giebt nur Ein Licht und hier zu leuchten.

Gall. Das wäre?

Jo. Die Vernunft.

Gall. Ja wie seyn sie ein Licht oder ein Irrlicht sey ist schwer zu bestimmen.

Jo. Nennen wir sie nicht; aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geist an ein Kunstwerk macht. Eine bedeutende Neigung soll nicht nur ausgefüllt, unsere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unsere Kenntniß nur geordnet und berichtigt werden; das Höhere was in uns liegt will erweckt seyn, wir wollen verehren und uns selbst verehrungswürdig fühlen.

Gall. Ich fange an nichts mehr zu verstehen.

Oheim. Ich aber glaube einigermaßen folgen zu können. Wir weiß ich meinem will ich durch ein Beispiel zeigen. Nehmen wir an daß jener Künstler einen Adler in Erz gebildet hätte, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; man würde ihn aber auf den Scepter Jupiters setzen. Glauben Sie daß er darin vollkommen passen würde?

Gall. Es käme darauf an.

Oheim. Ich sage nein! Der Künstler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Gall. Was denn?

Oheim. Das ist freilich schwer auszudrücken.

Gall. Ich vermute.

Jo. Und doch liebe sich vielleicht durch Annäherung etwas thun.

Gall. Nur immer zu.

Jo. Er müßte dem Adler geben was er dem Jupiter gab, um diesen zu einem Gott zu machen.

Gall. Und das wäre?

Jo. Das Göttliche, das wir freilich nicht nennen würden, wenn es der Mensch nicht fühlte und selbst vervorbrächte.

Gall. Ich behaupte immer meinen Platz und lasse Sie in die Wolken steigen. Ich sehe recht wohl Sie wollen den hohen Styl der Griechischen Kunst bezeichnen, den ich aber auch nur in so fern schätze als er charakteristisch ist.

Jo. Ihr aus ist er noch etwas mehr, er befriedigt eine hohe Forderung, die aber eine nur nicht die höchste ist.

Gall. Sie scheinen sehr unzufrieden zu seyn.

Jo. Denn der viel erlangen kann, verspricht viel zu fordern. Lassen Sie mich kurz seyn: Der menschliche Geist befindet sich in einer herrlichen Lage wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenstand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in diesem Zustand nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideal erhob ihn über sich selbst; nun aber möchte er an sich selbst wieder zurückkehren, er möchte seine frühere Neigung, die er zum Individuo gehabt, wieder gewinnen, ohne in jene Beschränktheit zurückzukehren, und will auch das Verbundene, das Gattungbegründende nicht fahren lassen. Was würde uns nun in diesem Zustande werden, wenn die Schönheit nicht entstehe und das Räthsel glücklich löste! Sie giebt dem Wissenschaftlichen erst Leben und Wärme, und indem sie das Bedeutende, Hohe mildert

und himmlischen Reiz darüber ausgießt, bringt sie es uns wieder näher. Ein schönes Kunstwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es ist nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfassen, das wir uns zueignen können.

Sal. Sind Sie fertig?

Jh. Für diesmal! der kleine Kreis ist geschlossen, wir sind wieder da wo wir ausgegangen sind: das Gemälde hat gefordert, das Gemälde ist befriedigt und ich habe weiter nichts zu sagen. (Der gute Oheim wird zu einem Kranken hinaus abgerufen.)

Sal. Es ist die Art der Herren Philosophen daß sie sich hinter sonderbaren Worten, wie hinter einer Regide, im Streite ander bewegen.

Jh. Diesmal kann ich wohl versichern daß ich nicht als Philosoph gesprochen habe, es waren lauter Erfahrungssachen.

Sal. Das nennen Sie Erfahrung wovon ein anderer nichts begreifen kann!

Jh. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Sal. Wohl ein besonderes?

Jh. Kein besonderes, aber eine gewisse Eigenschaft muß es haben.

Sal. Und die wäre?

Jh. Es muß produciren können.

Sal. Was produciren?

Jh. Die Erfahrung. Es giebt keine Erfahrung die nicht producirt, hervorgebracht, erschaffen wird.

Sal. Nun das ist arg genug!

Jh. Besonders gilt es von dem Künstler.

Sal. Fürwahr! was wäre nicht ein Portraitmaler zu bezeichen, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er seine sämmtlichen Kunden produciren könnte, ohne sie mit so mancher Sitzung zu incommodiren!

Jh. Vor dieser Anklage fürchte ich mich gar nicht, ich bin vielmehr überzeugt: kein Portrait kann etwas taugen als wenn es der Maler im eigentlichsten Sinne erschafft.

Sal (aufspringend). Das wird zu toll! Ich wollte Sie hätten mich zum Besten und das alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen wenn das Räthsel sich dergestalt auflöste! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie sind, die Hand reichen!

Jh. Leider ist es mein völliger Ernst! und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Sal. Nun so dächte ich wir trennten einander zum Abschied wenigstens die Hände; besonders da unser Herr Wirth sich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präsidenten bei unserer lebhaften Disputation machen konnte. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich lasse morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf?

So stürmte er zur Thüre hinaus und Julie hatte kaum Zeit ihm die Magd, die sich mit der Laterne parat hielt, nachzuschicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte sich schon früher entfernt. Ich glaube es war nicht lange hernach als mein Gegner die reine Sachlichkeit, ohne Charakter, für tode erklärt hatte.

Sie haben es arg gemacht, mein Freund, sagte Julie, nach einer kurzen Pause. Wenn er mir nicht ganz Recht zu haben scheint, so kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben; denn es war doch wohl blos um ihn zu necken als Sie zuletzt behaupteten: der Portraitmaler müsse das Bildniß ganz eigentlich erschaffen.

Schöne Julie, versetzte ich darauf, wie sehr wünschte ich mich Ihnen hierüber verständlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit: Aber Ihnen, deren lebhafter Geist sich in alle Regionen bewegt, die den Künstler nicht allein schätzt, sondern ihm gewissermaßen zuvor eilt, und selbst das was Sie nicht mit Augen gesehen, sich, als stände es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie sollten am wenigsten stutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede ist.

Julie. Ja merke Sie wollen mich bestechen. Es wird Ihnen leicht werden, denn ich höre Ihnen gern zu.

Jh. Lassen Sie uns vom Menschen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht es ein wenig bizarr klingt was wir von ihm sagen. Bleibt doch jedermann zu daß der Poet geboren werden müsse! Schreibt nicht jedermann dem Genie eine schaffende Kraft zu und niemand glaubt dadurch eben etwas Paradoxes zu sagen. Wir leugnen es nicht von den Werken der Phantasie; aber wahrlich der unthätigste, untaugende Mensch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an sich noch an andern gewahr werden: Wie käme es denn her, wenn es nicht aus uns selbst entspränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! ist nicht die Handelnsweise zunächst mit dem Handeln ihm eingeboren? Ist es nicht die Tätigkeit zur guten That die sich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunsch das Gefühlte darzustellen? und was stellen wir denn eigentlich dar was wir nicht erschaffen? und zwar nicht etwa nur ein für allemal, damit es da sey, sondern damit es wirke, immer wachse und wieder werde und wieder hervorbringe. Das ist ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu singen und zu sagen, daß sie in jedem Unerdlichen die herrlichen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes neu hervorbringt, in den kleinsten Theilen ausbildet, im Ganzen umfaßt, bei Tage nicht rastet, bei Nacht nicht ruht, sich an ihrem eignen Werke entzückt, über ihre eigne rege Thätigkeit erstaunt, daß Betunte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem süßesten aller Geschäfte wieder neu erzeugt wird. Ja das Bild der Geliebten kann nicht alt werden, denn jeder Moment ist seine Geburtsstunde.

Ich habe heute sehr gefündigt, ich handelte gegen meinen Vorsatz, indem ich über eine Materie sprach die ich nicht ergründet habe, und in diesem Augenblick bin ich auf dem Wege noch strafwürdiger zu fehlen. Schweigen geübrt dem Menschen, der sich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf glücklich zu seyn. Lassen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt frevlenswerth sey.

Ich ergriff Juliens Hand, ich war sehr bewegt, sie hielt mich freundlich fest. Ich darf es sagen. Gebe der Himmel daß ich mich nicht getrost habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort, der Oheim kam zurück. Er war freundlich genug das an mir zu loben was ich an mir tadelte, war zufrieden daß meine Ideen über bildende Kunst mit den seinigen zusammentrafen. Er versprach mir, in kurzer Zeit, die Anschauung zu verschaffen deren ich bedürfen könnte. Julie sagte mir schergend auch ihren Unterricht zu, wenn ich gefprächiger, wenn ich mittheilender werden wollte — und ich fühle schon recht gut daß sie alles aus mir machen kann was sie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte, sie war sehr vergnügt über seine Freigebigkeit, denn er hatte ihr ein ansehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte sie seine Artigkeit.

Er hatte sie mit freundlichen Worten entlassen und sie ebendrein schönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor um zu scherzen und rief aus: o ja! das kann einem leicht passiren der das Ideal verlangt, das er das Gemeine für schön erklärt!

Julie erinnerte mich scherzend: daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal sey, wornach der Mensch zu streben habe.

Es war fast gewetzet, der Oheim bat mich um einen Dienst, durch den ich mir zugleich selbst dienen sollte, er gab mir eine Abschrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verschiedenen Liebhabereien zu bezeichnen suchte. Er gab mir Ihre Antwort, verlangte daß ich beides geschwind studiren, meine Gedanken darüber zusammenfassen und alsdann gegenwärtig seyn möchte wenn die angemeldeten Fremden sein Cabinet besichten, um zu sehen ob wir noch mehr Classen entdecken und aufzustellen könnten. Ich habe den Ueberrest der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigstens lustig ist, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke daß dieser Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtische liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geschriebene wieder überlesen dürfen. Wie manches wäre anders zu sagen, wie manches besser zu bestimmen gewesen! Ja, wenn wie meinem Gerüst nachginge, so sollten diese Blätter eher ins Feuer als auf die Post. Aber wenn nur das Bolzichte mitgetheilt werden sollte, wie schlecht würde es überhaupt um Unterhaltung aussehen! Indessen soll unser Gast gesagt seyn daß er mich in eine Leidenschaft versetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir dies Unterhaltung mit Ihnen verschafft und zu neuen, schönen Verhältnissen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Juliens Hand! Sie sehen dies Federzüge wieder, von denen Sie einmal physiognomisirten, daß sie einen leicht fassenden, leicht mittheilenden, über die Gegenstände hinschwebenden Geist andeuten.

Gewiß, diese Eigenschaften sind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen soll, die mir im eigentlichsten Sinne aufgedrungen werden: denn ich fühle mich weder Lust bestimmt noch fähig; aber die Herren wollen es so und da muß es ja wohl geschehen.

Die Geschichte des gestrigen Tages soll ich aufzeichnen: die Personen schildern, die gestern unser Cabinet besichten, und unsere Ihnen Rechenschaft von dem allerliebsten Tagwerk geben, worin fürnehmlich alle und jede Künstler und Kunstfreunde, die an einem einzelnen Theile fest halten, die sich nicht zum Ganzen erheben, eingeschachtelt und aufgestellt werden sollen. Jenes erste, insofern es historisch ist, will ich wohl übernehmen, an das letztere kommt es heute ebenhin nicht, und morgen will ich sehen sehen wie ich diesen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wissen wie ich gerade dieß mal dazu komme Sie zu unterhalten, so will ich Ihnen nur ehrlich erzählen, was gestern Abend beim Abschied vorgefallen.

Wir hatten lange beisammen gesessen (versteht sich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philosoph aufgeführt seyn will, und die beiden Schwestern), wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, und selbst, so wie auch alle bekannten Freunde in die verschiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir auseinander gehen wollten fing der Oheim an: nun wer giebt unsern abwesenden Freunden, die wir heute so oft zu uns gewünscht, deren wir so oft gedacht haben, nunmehr auch schnell Nachricht von den heutigen Vorfällen und von den Verschiedenheiten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung, soweit unserer selbst als anderer gemacht haben? An dieser Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten und so der Schneeball sich immer formähle und vergrößere.

Ich versetzte darauf: mich sollte dünken das dieses Geschäft nicht in bessern Händen seyn könnte, als wenn unser Oheim die Geschichte des Tags aufzeichnete, und unser Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufsatz zu machen sich entschlösse.

Eben da Sie das Wort Theorie nennen, versetzte der Freund, muß ich schon mit Entsetzen zurücktreten und mich verklagen, so gern ich Ihnen auch in allem gefällig seyn wollte. Ich weiß nicht was mich diese Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kann habe ich mein Stillschweigen gebrochen und über bildende Kunst geschwatzt, die ich erst studiren sollte, so lasse ich mich verleiten etwas, das theoretisch scheinen könnte, über einen Gegenstand aufzusetzen, den ich nicht übersehe. Lassen Sie mir das süße Gefühl daß ich diese Schwachheiten aus Neigung gegen meine werthesten Freunde begangen habe; aber sparen Sie mir die Beschämung mich mit diesen Unvollkommenheiten vor Personen sehen zu lassen, vor denen ich, als ein Fremder, nicht so ganz im Nachtheil erscheinen möchte.

Hierauf versetzte sogleich der Oheim: was mich betrifft so bin ich nicht im Stande, unter den ersten acht Tagen, in einen Brief zu denken; meine ökonomischen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerksamkeit, ich muß besuchen, Consultationen schreiben, aufs Land fahren. Selbst liebe Kinder wie ihr zusammen überein kommt. Ich dächte Julie expedirte kurz und gut die Feder, finge mit dem Hysterischen an und endigte mit dem Specialisiren. Sie erinnert sich des Geschehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich gesehen daß sie auch im Ratisonnement uns manchmal zuvorkömmt. Ich kenne nur auf guten Willen an und den hat sie weiß.

So ward von mir gesprochen und so muß ich von mir schreiben. Ich verschwätze mich so gut ich konnte, doch mußte ich unklug nachgeben, und ich kenne nicht das ein paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt über mich ausübte, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun sind also meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren, meine Feder eilt gleichsam zu Ihnen hin, es scheint mir als wenn ich, indem ich schreibe, nach und nach den Weg zurücklege der uns trennt. Schon bin ich der Ihnen: lassen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten gestern Mittag kaum abgegessen als man uns schon zwei Fremde meldete, es war ein **Hofmeister mit seinem jungen Herrn.**

Schalkhaft gesinnt und begierig auf die Beute des Tags, eilten wir sogleich sämmtlich nach dem Cabinette. Der junge Herr war ein bläßlicher stiller junger Mann, der Hofmeister hatte nicht eben feine aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen

allgemeinen Eingang sah er sich unter den Gemälden um, daß sich die Erlaubniß aus die vorzüglichsten schriftlich anzumerken. Mein Oheim zeigte ihm gutmüthig die besten Stücke jedes Zimmers, der Fremde wußte sich mit einigen Wort in den Namen des Meisters und den Gegenstand, dabei wünschte er zu wissen wie viel das Stück gefostet haben möchte? wie viel es wohl allenfalls an baarem Gelde werth sey? worin man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte.

Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerksam, er schien bei einsamen Landschaften, felsigen Gegenden und Wasserfallen am meisten zu verweilen.

Nun kam auch der Gast des vorigen Tages, den ich künftig den Charakteristiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, scherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den gestrigen Streit, und versicherte daß er sie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich gesprächig vor ein interessantes Gemälde, der Freund schien düster und verdrießlich, worüber er von mir ausgescholten wurde. Er gestand daß ihn die Behaglichkeit seines Gegners einen Augenblick verstimmt habe, und versprach mir heiter zu seyn.

Wir konnten bemerken daß der Oheim mit seinem Gaste sich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat, mit zwei Reisegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieses Besuches, zum besten geputzt hatten, eilten ihr sogleich entgegen und baten sie willkommen. Sie war freundlich und gesprächig und ein gewisser Ernst bestremdete uns nicht, der ihrem Stand und ihrem Alter angemessen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schwester und ich, schien sie doch auf uns herabzusehen und sich der Superiorität ihres Geistes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten sie was sie zu sehen beliebe? Sie versicherte daß sie in einer Galerie, in einem Cabinet am liebsten allein herumgehe, sich ihren Gefühlen zu überlassen. Wir überließen sie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anständigen Entfernung.

Als ich hörte daß sie über einige Niederländische Bilder und deren uncle Gegenstände sich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen, indem ich ein Kästchen auf die Staffelei hob, worin sich eine köstliche, liegende Venus befindet. Man ist über den Meister nicht einig, aber einig daß sie vortrefflich sey. Ich eröffnete die Thüren und that sie ins rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte sie einen Blick auf die Tafel geworfen, als sie die Augen niederschlug und mich alsdann sogleich mit einigem Unwillen ansah. Ich hätte, rief sie aus, von einem jungen bescheidenen Mädchen nicht erwartet daß sie mir einen solchen Gegenstand gestatten würde. — Wie so? lassen vor die Augen stellen würde — Wie so? fragte ich — und Sie können fragen! versetzte die Dame.

Ich nahm mich zusammen und sagte mit scheinbarer Naivetät: Gewiß, gnädige Frau, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen dieses Bild nicht vorstellen sollte; vielmehr indem ich diesen Schatz unserer Sammlung, den man gewöhnlich nur erst spät zeigt, gleich vom Anfang vorstelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen.

Die Dame. Also diese Nacktheit beleidiget Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht wie mich das Sodünste beleidigen sollte was das Auge sehen kann; und überdieß ist mir der Gegenstand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf geliebt.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben die solche Gegenstände nicht vor Ihren Augen verdunkelten.

Julie. Um Vergebung! wie hätten sie das sollen? und wie hätten sie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erklärte mir die Schuppen der Fische nicht, und man hätte mir sollen ein Geheimniß aus der Gestalt des Menschen machen, wohin alles weist, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich gewesen seyn? Gewiß! hätte man mir alle Menschen mit Kutten zugedeckt, mein Geist hätte nicht eher gerastet und geruht bis ich mir eine menschliche Gestalt selbst erfunden hätte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! wie kann man den Menschen vor dem Menschen verdunkeln! und ist es nicht eine gute Schule der Bescheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübsch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiselle, und die reine Bescheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gefällt es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man seine Neugierde bezähmen lernt, wenn man seinen Vorwitz zu bändigen weiß und ihn wenigstens von Gegenständen ablenkt, die in so manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menschen geben, gnädige Frau, die zu solchen negativen Tugenden hinlänglich sind. Was meine Erziehung betrifft, so müssen Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er sagte mir oft, da ich anfangen konnte über mich selbst zu denken, gewöhne dich auf freie Anschauen der Natur, sie wird dir immer erfahrte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunst möge die Empfindungen bestimmen die daraus entstehen.

Die Dame wendete sich nun und sprach Englisch zu ihrem stummen Begleiter. Sie schien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden, sie kehrte sich um, und da sie nicht weit von einer Verständigung stand, so begleitete ich sie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerksamkeit und bewunderte zuletzt die Flügel des Engels und deren besonders natürliche Abbildung.

Nachdem sie sich lange dabei aufgehalten hatte sie endlich zu einem Ecce Homo bei dem sie mit Entzücken verweilte. Da mir aber diese leidende Miene keineswegs wohlwollig ist, suchte ich Caroline an meine Stelle zu schicken, ich winkte ihr und sie verließ den jungen Baron, mit dem sie im Fenster stand und der eben ein Blatt Papier wieder einsteckte.

Auf meine Frage: womit sie dieser junge Herr unterhalten habe? versetzte sie: er hat mir Gedichte an seine Geliebte vorgelesen, Lieder, die er auf Reisen aus der größten Entfernung an sie gerichtet. Die Verse sind recht hübsch, sagte Caroline, laß dir sie nur auch zeigen.

Ich fand keine Ursache ihn zu unterhalten, denn er war eben zur Dame getreten und hatte sich ihr als ein weitläufiger Verwandter vorgestellt. Sie lobete, wie billig, dem Herrn Christus sogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu bearbeiten, die Kunst schien auf eine Weile vergessen zu seyn, und es entspann sich ein lebhaftes Welt- und Familiengespräch.

Unser junger philosophischer Freund hatte sich indessen an den einen Begleiter der Dame angeschlossen, er hatte an ihm einen Künstler entdeckt

und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung etwas zu lernen, wie er nachher versicherte; allein er fand seine Wünsche nicht befriedigt, obgleich der Mann schöne Kunstsinne zu haben schien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im Einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perspective nicht richtig, hier fehlte die Haltung, hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinsel nicht loben. Eine Schulter sah nicht gut am Rumpf. Hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth, hier stand eine Figur nicht auf dem rechten Plan und was für Bemerkungen noch alles den Genuß der Bilder störten.

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht sehr erbaut war, rief ich den Hofmeister herbei und sagte zu ihm: Sie haben die vortrefflichsten Bilder und ihren Werth bemerkt. Hier ist ein Kenner der sie auch mit den Fehlern bekannt machen kann, und es ist wohl interessant auch diese zu notiren. Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt als wir fast in einen sonnmmen Zustand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher, ernst und einsam, in den Zimmern auf und ab gegangen war, und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu sprechen und bedauerte daß in so wenig Bildern das Costum beobachtet sey! Besonders sagte er seinen ihm die Anachronismen unerträglich! Denn wie könne man ausstehen daß der heilige Joseph in einem 16-hundertem Hute sitze, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Katharina mit dem Christkinde auf Einem Bilde stehen! Dergleichen Fehler könnten zu oft vor als daß man in einer Gemäldesammlung sich mit Behaglichkeit unsrem könnte.

Der Oheim hatte sich zwar, der Höflichkeit gemäß, soweit mit der Dame als den übrigen, von Zeit zu Zeit, unterhalten; allein mit dem Charakteristiker schien er sich doch am besten zu vertragen. Dieser erinnerte sich dann auch der Dame seinen in traurig einem Cabinet begegnet zu seyn. Man fing an auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu sprechen, die Mannigfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, so daß man zuletzt mitten unter Kunstwerken, so von der Kunst um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die ärgste Aufmerksamkeit zog endlich gar unser alter Bedienter auf sich. Diesen könnte man wohl den Unterstufe unserer Sammlung nennen. Er geht sie vor, wenn der Oheim verhindert ist, oder wenn man gewiß weiß daß die Leute eins aus Neugierde kommen. Dieser hat sich bei Gemälden gewisse Späße angewöhnt, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preise der Bilder in Erstaunen zu setzen, er führt die Gäste zu dem Verwundern, zeigt einige merkwürdige Reflexionen, und ergötzt die Zuschauer besonders durch die Künste der Antiquaren.

Diesmal hatte er die Dienerschaft der Dame herumgeführt, mit noch einigen Personen dieses Schlags und sie auf seine Art besser unterhalten als unsere Weise und bei den übrigen Gästen gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künstlichen Trommelschläger, den mein Oheim schon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor seinem Publico ein Stückchen aufspielen, die vornehme Gesellschaft versammelte sich auch unter, das Abgeschmackte setzte jedermann in einen behaglichen Zustand und so ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung gesehen hatte. Die Reisenden konnten sich nicht einen Tag länger aufhalten, eilten sämmtlich ins Wirthshaus zurück und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Recapitulation derselben Bemerkungen, und wenn unsere Gäste nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, so will ich nicht leugnen daß wir dafür mit den Besitzern ziemlich lieblos umgingen.

Caroline befindet war sehr gesprächig, daß sie die Aufmerksamkeit des jungen Herrn nicht von sich entfernen Gelegenheit ab und auf sich zu ziehen gewußt. Ich bemerkte: es könne einem Mädchen nichts förderlicher seyn als ein Gebiet auf eine andere verlassen zu hören! Sie aber versicherte das Gegentheil und behauptete: daß es ihr schön, ja erbaulich vorgekommen sey. Sie habe auch einen abwesenden Liebhaber, und wünsche nichts mehr als daß sich derselbe, in Gegenwart anderer Mädchen, auch so musterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Collation, bei der wir Ihre Gesundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert seine Urtheilen über Künstler und Liebhaber vorzulegen, und er that es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger sind müde geworden und mein Geist ist abgespannt. Auch muß ich sehen ob ich nicht etwa dieses Geschäft von mir ablehnen kann. Die Erzählung der Eigenheiten unserer Besuches mache hinzuthun, allein mich dieser einzulassen finde ich bedenklich und für heute erlauben Sie daß ich ganz stille auf ihrer Gegenwart wegschlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch einmal Julius Hand: Heute ist's mein freier Wille, ja gewissermaßen ein Gebot des Wohlanstands der mich antreibt Ihnen zu schreiben. Nachdem ich mich gestern so sehr gesperrt hatte die leise Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem was mich übrig ist Rechenschaft zu geben, so ward vorgestern bald heute Abend eine seltsame akademische Sitzung gehalten werden sollte, in welcher man die Gabe durchsprechen wollte, um sie schicklich an Sie gelangen zu lassen. Nun sind die Herren an ihrer Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf das allein zu übernehmen, wozu sie mir ihren Beistand großmüthig zusagten, und ich hoffe sie hielten Abend angenehm zu überraschen. Denn wie manches unternehmen die Männer was sie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit eingriffen, und das leicht Begonnene, schwer zu Vollbringende großmüthig beförderten.

Es trat ein sonderbarer Umstand ein, als wir die Liebhaber die uns gestern besuchten auch mit in unsere Eintheilung einzuzeichnen wollten. Sie paßten nirgends hin, wir fanden eben gar kein Fach für sie. Als wir darüber unsern Philosophen befragten, versetzte er: meine Eintheilung kann andere Fächer haben; aber das gereicht ihr zur Ehre daß, außer dem Charakterzeichner, niemand Ihrer übrigen diesmaligen Gäste in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einseitigkeiten, welche als Mängel anzusehen sind, wenn die Natur den Künstler dergestalt beschränkte, als Fehler, wenn er mit Vorsatz in dieser Beschränkung verharrt. Das Falsche, Schiefe, fremd Eingemischte aber findet hier keinen Platz. Meine sechs Classen bezeichnen die Eigenschaften, welche alle zusammen verbunden den wahren Künstler, so wie den wahren Liebhaber.

aufmachen würden, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir einmal in allen Parterren sehr, nur leider zu oft eingeln erschienen.

Nun zur Sache!

Erste Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieses Talent als die Base der bildenden Kunst ansehen. Ob sie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Zeigt ein Künstler damit an, so kann er sich als zu dem Höhern erheben, bleibt er dabei stehen, so darf man ihn einen Copisten nennen und mit diesem Wort gewissermaßen einen unzulässigen Begriff verbinden. Hat aber ein solches Naturell das Verlangen immer in seinen beschränkten Kreis weiter zu gehen; so muß zuletzt eine Verdrehung an Wirklichkeit entstehen, die der Künstler zu leisten, der Liebhaber zu erfahren strebt. Wird der Uebergang zur echten Kunst verfehlt, so findet man sich auf dem schlimmsten Abwege, man gelangt endlich darin, als man Statuen malt und sich stellt, wie es unser guter Grossvater that, im damahligen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schattirissen hat etwas das sich dieser Liebhaberei nähert. Eine solche Sammlung ist interessant genug, wenn man sie in einem Portefeuille besitzt. Nur müssen die Wände nicht mit diesen traurigen, bald Wirklichkeitserinnerungen verpart werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte ohne etwas hinzuzuthun, oder uns weiter zu bringen. Er setzt uns in das einzige Recht beschränkte Dulden hinein, wir erstaunen über die Möglichkeit dieser Operation, wir empfinden ein gewisses Ergetzen, aber recht bedacht kann und hat Wert nicht machen, denn es fehlt ihm die Kunstwahrheit als lebender Schein. Gebald und dieser nur einigermaßen eintritt, so hat das Bildniß schon einen großen Reiz, wie wir bei manchen Deutschen, Niederländischen und Französischen Portrait's und Stilleben empfinden.

(Metaknemes: Das Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand sehen, glauben, daß das alles aus meinen Köpfchen komme. Ich wollte erst unterstreichen was ich buchstäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; dem dann wäre es viel unterstrichen worden. Sie werden am besten sehen wo ich nur referire, ja Sie finden die eignen Worte Ihres letzten Briefs wieder.)

Zweite Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieser Gesellschaft sind unsere Freunde gar zu lustig umgesprungen. Es schien als wenn der Gegenstand sie reizte ein wenig aus dem Gleise zu treten, und es ist gleich dabei fatal, mich zu dieser Classe bekannte, und zur Gewissheit und Deutlichkeit aufforderte, so konnte ich dem nicht verhindern daß ihre eine Menge Namen aufgeführt wurden, die nicht durchgängig ein Lob anzudeuten scheinen. Man nannte sie Poetisirer, weil sie anstatt den poetischen Theil der bildenden Kunst zu kennen und sich darnach zu bestreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen desselben nachjagen und ihre eignen Vorzüge verkennen und versäumen. Man nannte sie Scheinmänner, weil sie so gern dem Scheine nachstreben, der Einbildungskraft etwas vorzuspielen suchen, ohne sich zu bekümmern in wie fern dem Anschauen genug geschieht. Sie wurden Phantomisten genannt, weil ein hohles Gespenterwesen sie anzieht. Phantasmisten, weil traumartige Verzerrungen und Incohärenzen meist ausbleiben. Mendisten, weil sie der Welten nicht entbehren können, um ihren Lustvisionen einen würdigen Boden zu verschaffen.

Zu guterletzt wollte man nach Deutscher Reim- und Klangweise sie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete sie seyen ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Daseyn, und ihnen fehle Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falsche Natürlichkeit zuschrieb, so bildete die Imaginantin von dem Vorwurf einer falschen Natur meist befreit, und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar daß man darauf ausging mich zu reizen und doch that ich den Herren den Gefallen wirklich böse zu werden.

Ich fragte sie, ob denn nicht das Genie sich hauptsächlich in der Erfindung äußere? und ob nun den Poetisiren diesen Vorzug streitig machen könne? Ob es nicht auch schon dankenswerth sey, wenn der Geist durch ein glückliches Traumbild erregt werde? Ob nicht in dieser Eigenschaft, die man mit so vielen wunderlichen Namen anzuwerfen, der Grund und die Möglichkeit der höchsten Kunst dargestellt sey? Ob irgend etwas mächtiger gegen die jetzige Prosa wirke, als eben diese Fähigkeit neue Welten zu schaffen? Ob es nicht ein seltnes Talent, ein seltner Genius sey, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht sprechen müsse?

Die Herren ereiferten sich bald. Sie erinnerten mich daß hier nur von Einseitigkeit die Rede sey; daß eben diese Eigenschaft, weil sie ins Ganze der Kunst so trefflich wirken könne, darum so viel schade, wenn sie sich als einzeln, selbstständig und unabhängig erkläre. Der Nachahmer schadet der Kunst nie, denn er dringt sie mühsam auf eine Stufe wo sie ihm der echte Künstler abnehmen kann und muß, der Imaginant hingegen schadet der Kunst unendlich, weil er sie über alle ihre Gränzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genie's sie aus ihrer kindischen Unbestimmtheit und Unbedingtheit, gegen ihren wahren Mittelpunkt, in ihren eigentlichen, angewiesenen Umkreis zurück zu führen.

Es ward noch einiges hin und wieder gestritten, zuletzt sagten sie: es ich nicht gestehen müsse daß auf diesem Wege die satyrische Carrikaturzeichnung, als die unsittlich, geschmacks und sittenverderblichste Verwirrung, entstanden sey und entstehe?

Diese konnte ich denn freilich nicht in Schutz nehmen: ob ich gleich nicht leugnen will daß mich das boshafte Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieser Erb- und Sonntagssünde aller Adamskinder, als eine pikante Speise nicht ganz übel schmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Charakteristiker.

Mit diesen sind Sie schon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieser Art hinreichend unterrichtet sind.

Wenn dieser Classe an meinem Beifall etwas gelegen ist, so kann ich ihr denselben versichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakteristiken spielen sollen, so muß erst etwas Charakteristisches

da seyn: wenn mir das Bedeutende Spaß machen soll, so kann ich wohl leiden daß jemand das Bedeutende ernsthaft aufführt. Wenn und also ein solcher Charaktermann verarbeiten will, damit meine Poetischer keine Phantasmisten werden, oder sich gar ins Schwebein und Nebeln verlieren, so soll er mir gelobt und gepriesen bleiben.

Der Obrim setzen auch, nach der letzten Unterhaltung, mehr für seinen Kunstfreund eingenommen, so daß er die Partei dieser Classe nahm. Er glaubte man könne sie auch in einem gewissen Sinne Negotisten nennen. Ihre Abstraction, ihre Reduction auf Begriffe begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künstler und Kunstfreunde gehalten, sey der Charakteristiker besonders schätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philosoph aber zeigte auch hier wieder seinen Witz, und behauptete: daß ihre Kunstbeflissenheit, eben wegen ihres scheinbaren Rechtes, durch Beschränkung der Kunst weit mehr schade als das Hinausstreben des Imaginanten, wobei er versicherte, daß er die Fehde gegen sie nicht aufgeben werde.

Es ist eine curiose Sache um einen Philosophen daß er in gewissen Dingen so nachgiebig scheint, und auf andern so fest besteht. Wenn ich nur erst einmal den Schlüssel dazu habe wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachsehe, daß er sie mit allerlei Unnamen verfolgt. Er nennt sie Skeletisten, Wintler, Steife, und der wertt in einer Note: daß ein bloß logisches Dasein, diese Verstandes-Operationen in der Kunst nicht ausreiche, noch ausbreife. Was er damit sagen will darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner will der Charaktermännern die sanfte Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunst zu denken sey. Das will ich denn auch wohl gelten lassen.

Vierte Abtheilung.

Undulisten.

Unter diesem Namen wurden diejenigen bezeichnet, die sich mit den vorhergehenden im Gegensatz befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt nothwendig eine gleichgültige Anmuth entsteht. Sie wurden auch Schlangler genannt, und man erinnerte sich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Diese Schlängelei und Weichheit beyder Sinn, sowohl beym Künstler als Liebhaber, auf eine gewisse Schwäche. Schlaffheit und, wenn man will, auf eine gewisse kränkliche Reizbarkeit. Solche Kunstwerke machen bei denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts sehen wollen, denen eine Seifenblase die bunt in die Luft fliegt schon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunstwerke dieser Art kaum einen Körper oder andern realen Gehalt haben können, so beziehet sich ihre Vortrefflichkeit meist auf die Behandlung, und auf einen gewissen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft und bewegen sind sie im alleinen meinen willkommen, so wie die Musikalität in der Gesellschaft. Denn von rechtswegen soll eine gefällige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts seyn.

Sobald der Künstler, der Liebhaber einseitig sich dieser Neigung überläßt, so verflingt die Kunst wie eine ausschwirrende Saite, sie verliert sich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und schwächer werden. Aus den Gemälden verschwinden die Farben, die Striche des Kupferstichs verwandeln sich in Punkte und so wird alles nach und nach, zum Ergetzen der zarten Liebhaber, in Nanos aufgehen.

Wegen meiner Schwester die, wie Sie wissen, über diesen Punkt seinen Spaß verliebt, und gleich verdrießlich ist wenn man ihre duftigen Kreise stört, gingen wir im Gespräch kurz über diese Materie hinweg. Ich hatte sonst gesagt dieser Classe das Naturalistische aufzuführen und meine Imaginanten da heraus zu verlieben. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden bei Revision dieses Processes vielleicht hierauf Beiacht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Manieristen.

Diese Classe kam noch so ganz gut weg. Niemand glaubte Ursache zu haben ihnen auffällig zu seyn, manches sprach für sie, wenig wider sie.

Wenn man auch nur den Effect betrachtet, so sind sie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punktiren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren. In so fern ihre Arbeit lobenswürdig ist, mag man sie wohl Miniaturisten nennen; selbst es ihnen ganz und gar an Geist, haben sie kein Gefühl fürs Ganze, wissen sie keine Einheit ins Werk zu bringen, so mag man sie Pünktler und Punktirer schelten.

Sie entfernen sich nicht von der wahren Kunst, sie sind nur im Fall der Nachahmer. Sie erinnern den wahren Künstler immer daran daß er diese Eigenschaft, welche sie abgesondert besitzen, auch zu seinen übrigen haben müsse, um völlig vollendet zu seyn, um seinem Werk die höchste Ausführung zu geben.

So eben erinnert mich der Brief meines Obrims an Sie, daß auch dort schon gut und leidlich von dieser Classe gesprochen werden, und wir wollen da her diese trefflichen Menschen auch nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechste Abtheilung.

Stipplen.

Der Obrim hat sich zu dieser Classe schon bekannt und wir waren geneigt, nicht ganz über sie zu sprechen, als er uns selbst aufmerksam machte daß die Entwerfer eine eben so gefährliche Einseitigkeit in der Kunst befördern könnten als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunst soll, durch den äußern Sinn, zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äußern Sinn selbst befriedigen. Der Geist mag sich alsdann hinzugesellen und seinen Beifall nicht versagen. Der Stipplt spricht aber unmittelbar zum Geiste, befliegt und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich, und nur gleichsam symbolisch dargestellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geist, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraschte Liebhaber sieht was nicht da steht. Hier ist nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung, Uebereinstimmung, Ausführung der Rede, sondern ein Schein von allem tritt an die Stelle. Der Geist spricht zum Geiste, und das Mittel wodurch es geschehen sollte, wird zu nichts.

Verdienstvolle Skizzen großer Meister, diese bedeutenden Hieroglyphen, veranlassen meist diese Liebhaberei und führen den echten Liebhaber nach

und nach an die Schwelle der gesammten Kunst, von der er, sobald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurücktreten wird. Der angehende Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Entwerfens unbefangen herumdreht; denn wenn er durch diese Pforte am raschesten in den Kunstkreis hineintritt; so kommt er dabei gerade am ersten in Gefahr an der Schwelle haften zu bleiben.

Dieß sind ungefähr die Worte meines Oheims. Aber ich habe die Namen der Künstler vergessen, die bei einem solchen Talent, das sehr viel versprach, sich auf dieser Seite beschränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gefaßt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel besaß in seiner Sammlung ein bedeutendes Portefeuille von Zeichnungen solcher Künstler, die es nie weiter als bis zum Stizzisten gebracht, und behauptete, daß dabei sich manche interessante Bemerkungen machen lassen, wenn man diese mit den Stizzen großer Meister, die zugleich vollenden konnten, vergliche.

Als man sie weit genommen war diese sechs Classen von einander abgeleitet eine Weile zu betrachten, so fing man an sie weiter zusammen zu verbinden, wie sie oft bei einzelnen Künstlern vereinigt erscheinen, und worein ich schon im Lauf meiner Relation einiges bemerkte. So fand sich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünstler zusammen, auch manchmal mit dem Charakterisirer. Der Stizzist konnte sich auf die Seite des Imaginanten, Skizzisten, oder Undulisten werfen, und dieser konnte sich deinem mit dem Phantomisten verbinden.

Jede Verbindung brachte schon ein Wort höherer Art hervor, als die völlige Einseitigkeit, welche sogar, wenn man sie in der Erfahrung aufsuchte, nur in seltenen Beispielen aufgefunden werden konnte.

Auf diesem Wege gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück; daß nämlich, nur durch die Verbindung der sechs Eigenschaften der vollendete Künstler entstehe, so wie der echte Liebhaber alle sechs Neigungen in sich vereinigen müsse.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernst, strenge und ängstlich, die andere zu leicht und lose. Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen, und wenn unsere einseitigen Künstler und Kunstliebhaber zu zwei und zwei einander entgegenstehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Charakterisirer dem Undulisten,
der Kleinkünstler dem Stizzisten;

so entsteht, indem man diese Gegensätze verbindet, immer eins der drei Erfordernisse des vollkommenen Kunstwerks, wie zur Uebersicht das Ganze folgendermaßen kurz dargestellt werden kann.

Ernst	Ernst und Spiel	Spiel
allein.	verbunden.	allein.
Individuelle Neigung,	Ausbildung ins Allgemeine,	Individuelle Neigung.
Manier.	Styl.	Manier.
Nachahmer.	Kunstwahrheit.	Phantomisten.
Charakterisirer.	Schönheit.	Undulisten.
Kleinkünstler.	Vollendung.	Stizzisten.

Hier haben Sie nun die ganze Uebersicht! Mein Geschäft ist vollendet und ich scheide abermals um so sonneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein bestimmteres oder abstammendes Gespräch eben da anfangen muß wo ich aufhöre. Was ich noch sonst auf dem Herzen habe, eine Confession, die nicht gerade ins Kunstfach einschlägt, will ich nächstens besonders thun und mir dazu eigens eine Feder schneiden, indem die gegenwärtige so abgeschrieben ist, daß ich sie unterfertigen muß, um Ihnen ein Lebewohl zu sagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja diesmal, wie immer, freundlich ansehen mögen.

Julie.

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.

Ein Gespräch.

Auf einem Deutschen Theater ward ein evales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemalt sind, als wenn sie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzudringen gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.

Anwalt. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich sein soll?

Zuschauer. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigstens alles wahr und wirklich scheinen solle.

Anwalt. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre, meine Seele leugne, und behaupte: Sie verlangen das keineswegs.

Zuschauer. Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Decorateur die Mühe, alle Linien auf genaueste nach

den Regeln der Perspective zu geben, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studirte man aufs Costum? Warum liebe man sich es so viel kosten ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu versetzen? Warum rühmt man den Schauspieler am meisten, der die Empfindungen am wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Geberden der Wahrheit am nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?

Anwald. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur ist es schwerer als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzusehen, was man empfindet. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatralischen Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuschauer. Ich werde sagen, daß Sie eine Subtilität hervorbringen, die wohl nur ein Wortspiel seyn könnte.

Anwald. Und ich darf Ihnen darauf versetzen, daß wenn wir von Wirkungen unsers Geistes reden, keine Worte zart und subtil genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfniß des Geistes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten, und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen sucht.

Zuschauer. Gut denn! Nur erklären Sie sich deutlicher, und, wenn ich bitten darf, in Beispielen.

Anwald. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. also wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes vollständiges Vergnügen?

Zuschauer. Wenn alles wohl zusammenstimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

Anwald. Wenn aber die guten Leute da droben singend sich begegnen und decomplimentiren, Bouquets abfingen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herumschlagen, und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung, oder auch nur ein Theil derselben, wahr scheine? ja ich darf sagen auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuschauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, so getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwald. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuschauer. Ohne Widerrede. Ich erinnre mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher dessen ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand, und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommner sie geworden ist.

Anwald. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zuschauer. Gerade nicht, das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwald. Hier sind Sie ja auch in einem völligen Widerspruch, der noch viel schlimmer als ein Wortspiel zu seyn scheint.

Zuschauer. Nur ruhig, wir wollen schon ins Klare kommen.

Anwald. Sobald wir im Klaren sind, werden wir einig seyn. Wollen Sie mir erlauben auf dem Punkt, wo wir stehen, einige Fragen zu thun?

Zuschauer. Es ist Ihre Pflicht, da Sie mich in diese Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder heraus zu fragen.

Anwald. Sie möchten also die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper versetzt werden, nicht gerne Täuschung nennen?

Zuschauer. Nicht gern, und doch ist es eine Art derselben, etwas das ganz nahe mit ihr verwandt ist.

Anwald. Nicht wahr, Sie vergessen beinah sich selbst?

Zuschauer. Nicht beinahe, sondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut ist.

Anwald. Sie sind entzückt?

Zuschauer. Es ist mir mehr als einmal geschehen.

Anwald. Können Sie wohl sagen, unter welchen Umständen?

Zuschauer. Es sind so viele Fälle, daß es mir schwer seyn würde sie aufzuzählen.

Anwald. Und doch haben Sie es schon gesagt; gewiß am meisten, wenn alles zusammenstimmte.

Zuschauer. Ohne Widerrede.

Anwald. Stimmte eine solche vollkommne Aufführung mit sich selbst, oder mit einem andern Naturproduct zusammen?

Zuschauer. Wohl ohne Frage mit sich selbst.

Anwald. Und die Uebereinstimmung war doch wohl ein Werk der Kunst?

Zuschauer. Gewiß.

Anwald. Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß sie keineswegs das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle; können wir nun wir aber eine innere Wahrheit, die aus der Consequenz eines Kunstwerks entspringt, absprechen?

Zuschauer. Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eignen Gesetzen beurtheilt, nach ihren eignen Eigenschaften gefühlt seyn will.

Anwald. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sey, und daß der Künstler keineswegs streben sollte, noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer. Auch es scheint und doch so oft als ein Naturwerk.

Anwald. Ich darf es nicht leugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig seyn?

Zuschauer. Warum das nicht! Es ist ja doch unter uns beiden nicht auf Complimente angesehen.

Anwald. So getraue ich mir zu sagen: nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden seyn, niemals wird er sich mit dem echten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuschauer. Es ist sonderbar, doch läßt sich's hören.

Anwald. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Zuschauer. Lassen Sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Vorgehandelte zu ordnen und weiter zu geben, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwald. Desto lieber.

Zuschauer. Nur dem ungebildeten, sagen Sie, thune ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

„Iſt es ihre Thüre? Wär's die meine!“
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beyde Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen,
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom ſchönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Anwald. Gewiß, erinnern Sie sich der Vögel, die nach den großen Meisterstücken Zeuxens flogen.

Zuschauer. Nun beweist das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwald. Keineswegs, vielmehr beweist mir, daß diese Liebhaber echte Sperlinge waren.

Zuschauer. Ich kann mich doch schwerlich nicht erwehren, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwald. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Zuschauer. Ich höre Geschichten meistens lieber als Raisonnement.

Anwald. Ein großer Naturforscher besaß, unter seinen Hausthieren, einen Affen, den er einst vermißte, und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort saß das Thier an der Erde, und hatte die Kupfer eines ungebundnen, naturgeschichtlichen Werks um sich her zerstreut. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreundes, nahte sich der Herr, und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der gemächliche Affe die sämmtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgerissen hatte.

Zuschauer. Die Geschichte ist lustig genug.

Anwald. Und passend hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminirten Kupfer dem Gemälde eines so großen Künstlers an die Seite setzen?

Zuschauer. Nicht leicht.

Anwald. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuschauer. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken: Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sey, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anwald. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zuschauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung los arbeite?

Anwald. Es ist meine feste Ueberzeugung.

Zuschauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie ertheilten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwald. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind, Kenner zu werden.

Zuschauer. Nun so sagen Sie mir: warum erschrickt auch mich ein vollkommnes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anwald. Weil es mit Ihrer bessern Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommnes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt, und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt seyn, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete, auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Nachgeahmten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Ueberraschende der kleinen Kunstwerke, er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen, und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Zuschauer. Gut, mein Freund, ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten, wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ungefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke Acht geben; wenn ich mich aber nicht betrüge, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unsers Gespräches abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemalten Zuschauer in unserer Oper zufällig finden sollte; und noch sehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Lücke vertheidigen, und unter welcher Rubrik Sie diese gemalten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwald. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Zuschauer. Keineswegs.

Anwald. Und die gemalten Männer?

Zuschauer. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser als einen Sperling halte.

Anwald. Ich wünsche daß ein beiderseitiges Interesse und bald wieder zusammenführen möge.

Philostrats Gemälde.

Was uns von Poesie und Prosa aus den besten Griechischen Tagen übrig geblieben, giebt uns die Ueberzeugung, daß alles was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder schriftlich zu überliefern, auf unmittelbaren Anschauen der äußern und innern Welt hervorgegangen sey. Ihre älteste Mythologie personificirt die wichtigsten Ereignisse des Himmels und der Erde, individualisirt das allgemeinste Menschenschicksal, die unerwartetsten Thaten und unaussprechlichen Duldungen eines immer sich erneuenden seltsamen Geschlechts. Poesie und bildende Kunst finden hier das freieste Feld, wo eine der andern immer neue Vortheile zuweist, indem beide in ewigem Wettstreit sich zu befeuden scheinen.

Die bildende Kunst ergreift die alten Fabeln und bedient sich ihrer zu den nächsten Zwecken, sie reizt das Auge, um es zu befriedigen, sie fordert den Geist auf, um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Ohr nichts mehr überliefern, was der Bildkünstler nicht schon dem Auge gebracht hätte. Und so strebt sich wechselsweise Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis sie endlich das höchste Ziel erreichen: sie kommen der Religion zu Hülfe, und stellen den Gott, dessen Wink die Himmel erschüttert, der andetenden Menschheit vor Augen.

In diesem Sinn haben alle neueren Kunstfreunde, die auf dem Wege, den uns Winkelmann vorzeichnete, treulich verharrten, die alten Beschreibungen

verlorener Kunstwerke mit übriggebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derselben immer gern vergleichen und sich dem genußreichen Geschäft ernsthaft Verlorenes im Sinne der Alten wieder herzustellen, welches unwiderstehlicher oder leichter seyn muß, als der neue Zeitsinn von jenem abweicht oder ihm sich nähert.

So haben denn auch die Weimarischen Kunstfreunde, früherer Bemühungen um Pompejanische Gemälde nicht zu gedenken, sich an der Philostrate Schilderungen mit Lust gehalten, und würden eine Folge derselben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schicksale der Welt und der Kunst das Unternehmen nur einigermaßen begünstigt hätten; doch jene waren zu rauh und diese zu weich, und so mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückbleiben.

Damit nun aber nicht alles verloren gehe, werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir sie schon seit mehreren Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerst also wird vorausgesetzt, daß die Gemälde-Galerie wirklich existirt habe, und daß man den Reiner leben müsse wegen des seitgemäßen Gedankens, sie in Gegenwart von wohlgesinnten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben aufzulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An historisch-poetischen Gegenständen seine Kunst zu üben, war schon längst dem Sophisten untersagt; moralische Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erschöpft; nun blieb das Gebiet der Kunst noch übrig, wohin man sich mit seinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmlosen Darstellungen seine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entsteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu senden, was jene heitere Gesellschaft wirklich angeschaut und was wohl reducirte Zuhörer seyn möchte. Hiezu sind uns in der neuern Zeit sehr viele Mittel gegeben. Herculanische, Pompejanische und andere neuentdeckte Gemälde, besonders auch Mosaiken machen es möglich. Geist und Einbildungskraft in jene Kunstepoche zu erheben.

Erstaunlich, ja verdienstlich ist diese Bemühung, da neuere Künstler in diesem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der ersten Florentinischen Künstler ließen sich Beiträge anführen, daß sie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken strebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber setzt Julius Roman allein in seinen Werken deutlich, daß er die Philostrate gelesen, wodurch auch seine Schülern manches angeregt und eingeleitet wird. Jüngere talentvolle Künstler der neueren Zeit, die sich mit diesem Sinne vertraut machten, trugen zu Wiederherstellung der Kunst ins frattesle, anmuthige Leben, worin sie ganz allein gedeihen kann, gewiß sehr vieles bei.

Aber nicht allein die Schwierigkeit, aus rohen rissen Ueberlieferungen sich das eigentliche Dargestellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung der Philostratischen Gemälde gehindert; eben so schlimm, ja noch schlimmer ist die Verwerrenheit, in welcher diese Bilder hintereinander aufgeführt werden. Braucht man dort schon ausserordentliche Aufmerksamkeit, so wird man hier ganz verwirrt. Deswegen war unsere erste Sorgfalt die Bilder zu sondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge. Und so bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hochheroischen tragischen Inhalts, zielen meist auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran schließt sich, damit die Welt nicht entvölkert werde, II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Kampf- und Jagdlust entgegen, welcher ein besonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ebenfalls, daß die Poesie von diesem Helden aufgegangen sey. „Denn die Dichtkunst beschäftigte sich vorher nur mit Götterpräsen, und erst mit Hercules Athenens Sohn.“ Auch ist er der herrlichste, die mannigfaltigsten Verrichtungen darbietende und durchführende Charakter. Unmittelbar verbindet sich V. Kämpfen und Ringen aufs mächtigste. VI. Jäger und Jagden drängen sich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Ableitung tritt VII. Poesie, Gesang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darstellung von Gegenden folgt sodann, wir finden VIII. viele Seen- und Wasserstücke, wenig Landschaften. IX. Einige Stillleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenstände zur Uebersicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt sich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten Römischen Zahlen deuten auf das erste und zweite Buch Philostrats. Jun. weist auf die Ueberlieferung des Jüngeren. Eben so deuten die Arabischen Zahlen auf die Folge wie die Bilder im Griechischen Text geordnet sind. Was den Herculanischen Alterthümern und neueren Künstlern angehört, ist gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemälde-Galerie.

I. Hoch-heroischen, tragischen Inhalts.

1. Antilochus; vor Troja gebietet Held, von Achill bewaint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgesellen. II. 7.

2. Memnon; von Achill getödtet, von Aurora der Mutter liebevoll bestattet. I. 7.

3. Scamander; das Gewässer durch Vulcan ausgetrocknet, das Ufer versengt um Achill zu retten. I. 1.

4. Menöceus; sterbender Held, als patriotisches Opfer. I. 9.

5. Hippolyt und Phädra; werbende, verschmähte Stiefmutter. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 15.

6. Hippolyt; Jüngling, unschuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 1.

7. Antigone; Schwester, zu Bestattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 29.

8. Evadne; Heldenweib, dem erschlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 30.

9. Panthia; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten sterbend. II. 9.

10. Ajax, der Locrier; unbezwungener Held, dem grausamen Unterdrücker trotzend. II. 15.

11. Philoctet; einsam, gränzenlos leidender Held. III. 17.

12. Pyrrhus; verwegener Jüngling, sich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

13. a) Icarus; gestraft, bedauert vom getrösteten Vater, beschaut vom nachdenklichen Hirten. Herculan. Alterth. T. IV. Tab. 63.

13. b) Phrixus und Helle; Bruder, der die Schwester, auf dem magischen Zug übers Meer.

aus den Wellen nicht retten kann. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. Hyacinth; schöner Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunst. I. 23.

14. a) Cephalus und Procris, Gattin durch Eifersucht und Schicksal getödtet. Julius Roman.

15. Amphiaraus; Prophet, auf der Orakelstätte prangend. I. 26.

16. Cassandra; Familienmord. II. 19.

17. Thyodamas; Siegerin in voller Pracht. II. 5.

18. a) Sieger und Ziegesgöttin, an einer Tropäe. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 59.

19. Themistocles; historisch edle Darstellung. II. 52.

II. Liebes-Annäherung, Bewerbung, Gelingen, Mißlingen.

20. a) Venus; dem Meer entsteigend, auf der Muschel ruhend, mit der Muschel schiffend. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

21. Vorspiele der Liebesgötter. I. 9.

22. Neptun und Amymone; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um sich Wasser aus dem Flusse zu holen, an den Inachus herantam. I. 7.

23. a) Thoseus und die geretteten Kinder. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 5.

23. b) Ariadne; verlassen, einsam, dem fortsegelnden Schiffe bestürzt nachblickend. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 13.

23. c) Ariadne; verlassen, dem abgesegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend, unter dem Beistand von Genien. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 15.

24. Ariadne; schlafende Schönheit, vom Liebenden und seinem Gefolge bewundert. I. 15.

25. a) Vollkommen derselbe Gegenstand, buchstäblich nachgeschrieben. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 16.

25. d) Leda, mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 8.

25. e) Leda, am Eurotas; die Doppelzwillinge sind den Eierschalen entschlüpft. Jul. Roman.

26. Pelops, als Freiersmann. I. 30.

27. Derselbe Gegenstand, ernster genommen. Jun. 9.

28. Pelops führt die Braut heim. I. 17.

29. Vorspiel zu der Argonautenfahrt Jun. 8.

30. Glaucus weissagt den Argonauten. II. 15.

31. Jason und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

32. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

33. Perseus verdient die Andromeda. I. 29.

34. Cyclop vermißt die Galatee. II. 18.

34. b) Cyclop, in Liebeseröffnung. Hercul. Alterth. T. I. p. 10.

35. Pygmäen; Künstler, dem Liebeswahnsinn dienend. I. 36.

36. Meles und Critheis; Homer entspringt. II. 6.

III. Geburt und Erziehung.

37. Minerva's Geburt, sie entwindet sich aus dem Haupte Zeus und wird von Göttern und Menschen herrlich empfangen. II. 27.

38. Jrmele; des Bacchus Geburt. Die Mutter kömmt um, der Sohn tritt durchs Feuer und lebendigste Leben. I. 11.

39. a) Bacchus Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Mercurs. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 12.

39. Hermes Geburt; er tritt sogleich als Schalk und Schalk unter Götter und Menschen. I. 28.

40. Achilles Kindheit, von Chiron erzogen. II. 2.

40. a) Dasselbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 8.

40. Achill, auf Scyros. Der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. 1.

57. Centaurische Familienscene. Höchster Kunstsinn. II. 4.

IV. Herculs.

58. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.

58. b) Dasselbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 7.

59. Achelous; Kampf wegen Dejanira. Jun. 4.

60. Nessus, Errettung der Dejanira. Jun. 16.

61. Antäus; Sieg durch Ringen. II. 21.

62. Hesione; befreit durch Hercules. Jun. 12.

63. a) Derselbe Gegenstand. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 61.

63. Atlas, der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf seine Schultern. II. 26.

65. a) Hylas; untergetaucht von Nymphen. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 6.

65. b) Hylas, überwältigt von Nymphen. Julius Roman.

66. Abderus; dessen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

68. a) Hercules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 6.

68. Hercules, rasend; schlecht belohnte Großthaten. II. 25.

68. a) Hercules, bei Admet; schwelgender Gast im Trauerhause. W. K. F.

70. Thyodamas; der spielsiegerige Held beschwaz't einen widerwilligen Ackersmann. II. 24.

67. Hercules und die Pygmäen; köstlicher Gegensatz. II. 22.

67. a) Derselbe Gegenstand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

68. Palästra; überschwenglich großes Bild; wer den Begriff desselben fassen kann, ist in der Kunst sein ganzes Leben gedrungen. II. 53.

69. Aethlothen; der Athlete, im dritten Siege verscheidend. II. 8.

70. Phorbas; grausam Berauhender unterliegt dem Pythius. II. 10.

VI. Jäger und Jagden.

71. Meleager und Atalanta; heroische Jagd. Jun. 15.

71. b) Das Gleiche, von Julius Roman.

72. Abermals Schweinejagd, von unendlicher Schönheit. I. 28.

73. Gastmahl nach der Jagd; höchst liebenswürdig. Jun. 3.

74. Narcissus; der Jäger in sich selbst verirrt. I. 25.

VII. Poesie, Gesang, Tanz.

75. Pan; von den Nymphen im Mittagsschlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.

76. Midas; der weichliche Lydische König, von schönen Mädchen umgeben, freut sich einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen sich deßhalb auch, der eine aber liegt betrunken, seiner ohnmächtig. I. 22.

77. * Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. **Olympus**; der sanfte Jüngling, einsam sitzend, blickt auf der Flöte; die Oberfläche seines Körpers spiegelt sich in der Quelle. I. 20.

57. a) Olympus flötet, ein silenartiger Pan hört ihm aufmerksam zu. Annibal Carrache.

58. **Olympus**; er hat die Flöte weggelegt und singt. Er sitzt auf blumigem Rasen, Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. **Marsyas** besiegt; der Scythe und Apoll. Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. **Amphion**; auf pierischer Leier spielend, die Steine werkeifern sich zur Mauer zu bilden. I. 16.

61. **Aesop**; die Muse der Fabel stimmt zu ihm. Erhat, betrügt ihn, Thiere stehen menschenartig umher. I. 3.

62. **Orpheus**; Thiere, ja Wälder und Felsen herantanzend. Jun. 6.

62. a) **Orpheus**; entsteht sich (jenem Zauberlehrling ähnlich) vor der Menge von Thieren die er dem angezogen. Ein unscheinbarer Gedanke für den engen Raum des geschnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. **Pindar**; der Neugeborne liegt auf Lorbeer- und Myrthenzweigen unter dem Schutz der Nica. Die Nymphen sind gegenwärtig. Pan tanzt, ein Bienenschwarm umschwebt den Knaben. II. 12.

64. **Sapphicus**; nachdenkend. Meisterneue Gesichte anbietend. Aeschylus steht daneben. Bienen schwärmen umher. Jun. 15.

65. **Venus**; ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eitzig singende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See-, Wasser- und Landstücke.

66. **Bacchus** und die Tyrrhener; offene See, zwei Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bacchantinnen in Zuversicht und Behagen, die Seeräuber gewaltsam, sogleich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. **Andros**; Insel von Bacchus begünstigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein statt Wassers; seine Macht durchdringt das Land. Schmausende versammeln sich um ihn her. Am Ausfluß ins Meer ziehen sich Tritonen heran zur Theilnahme. Bacchus mit großem Gefolg besucht die Insel. I. 25.

68. **Palämon**; am Ufer des Korinthischen Isthmus, im heiligen Haine, opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin schalkend in eine für ihn ährlich bereitete Ueberbühe geführt. II. 16.

69. **Bosporus**; Land und See auf mannigfaltigste und herrlichste belebt. I. 12.

70. **Der Nil**; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a) **Der Nil im Ginten**; Mosaik von Palästrina.

71. **Die Inseln**; Wasser und Land mit ihren Charakteren, Erzeugnissen und Begebenheiten. II. 17.

72. **Thessalien**; Neptun nöthigt den Penenä zu schnellerem Lauf. Das Wasser fällt, die Erde grünt. II. 14.

73. **Die Sümpfe**; im Sinne der vorhergehenden. Wasser und Land in wechselseitigem Bezug freundlich dargestellt. I. 9.

74. **Die Fischer**; bezüglich auf 69. Fang der Tunfische. I. 15.

75. a) **Delphins-Fang**; Julius Roman.

75. b) **Arionslied** am jene Vorstellung zu beleben. Herrat. Alberth. T. II. Tab. 50.

76. **Bobona**; Götterhain mit allen heiligen Gerätschaften, Bewohnern und Angestellten. II. 14.

76. **Nächtlicher Sonnaus**; Unschätzbares Bild, schwer einzuordnen, finde hier als Zugabe. I. 2.

IX. Stillleben.

77. **Fenien**. I. 31.

78. **Fenien**. II. 26.

78. a) **Beispiele** zu vollkommener Befriedigung. Herrat. Alberth. T. II. Tab. 56. sqq.

79. **Gewebe**; Beispiel der zartesten, sichersten Pinselführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberlesen wir nunmehr die Philostratische Gallerie als ein geordnetes Ganze, wird uns klar, daß durch entdeckte wahrhaft antike Bilder wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetorischen Beschreibungen überzeugen dürfen, sehen wir ein daß es nur von uns abhängt einzuschalten und auszufüllen, damit der Begriff einer lebendigen Kunst sich mehr und mehr bewältige, finden wir daß auch große Neuere dieser Sinnesart gefolgt und uns begleitenden musterhafte Bilder hinterlassen; so wird Winnsch und Verpflichtung immer stärker nunmehr ins Einzelne zu gehen, und eine Ausführung, wo nicht zu leisten doch vorzubereiten. Da also obnedin schon zu lange gezaudert worden ungesäumt ans Werk!

I.
Antiochus.

Das Haupterforderniß einer großen Composition war schon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere sich um Einen Mittelpunkt vereinigen müssen, der, wirksam genug, sie anrege, bei einem gemeinsamen Interesse, ihre Eigenheiten auszusprechen. Im gegenwärtigen Fall ist dieser Lebenspunkt ein gebildeter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antiochus, indem er seinen Vater Nestor in der Schlacht zu schützen herandringt, wird von dem Aethiopier Memnon erschlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne; das Gefühl seinen Vater gerettet zu haben umschwebt noch heuer die Todtenbildige. Sein Bart ist mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingestreckt, der Körper, zur Gesetzmäßigkeit gebaut, wie Elfenbein anzusehen, und der Brustwunde nun von purpurnem Blut durchrieselt.

Achill, grimmig-schmerzhaft, warf sich über ihn. Rache schwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröster seines Jammers, als Patroclus unterlag, seinen letzten besten Freund und Gesellen geraubt.

Die Feldherren stehen umher theilnehmend, jeder seinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomed am Freithätigen. Aber steht finster und trotzig, der Lykier als tüchtiger Mann. Ulyß steht auf als rasche deutlich und bemerkend. Nestor scheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf seine Sperre gelehnt, mit überein ander erschlagenen Pferden, umringt die Versammlung, einen Trauergesang anzustimmen.

Dreamander.

In schneller Bewegung stürmt aus der Höhe Ida an auf den Flußgott. Die weite Ebene, wo man auch Troja erblickt, ist mit Feuer überschwemmt, hell, wassergleich, nach dem Flußbette zuströmt.

Das Feuer jedoch wie es den Gott umgiebt, ſtürzt unmittelbar in das Waſſer. Schon ſind alle Bäume des Ufers verbrannt; der Aether ohne Haare ſteht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erſcheint, ſondern gold- und ſonnenfarben.

Menöceus.

Ein tüchtiger Jüngling iſt vorgeſtellt, aufrecht noch auf ſeinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehn, er fängt ſchon an zu wanken und erwartet den Tod mit brechenden Augen. Die Stadt um den herrlichen jungen Mann: Sein kräftiger Körperbau, im Kampfſpiel tüchtig außerarbeitet, traumlich geſunde Farbe. Seine bedeckenden Bruſt möchte man betaſten, die Schultern ſind hart, der Nacken feſt, nicht ſteif, ſein Haarwuchs gemäßigt, der Jünglinge wollte nicht in Locken weibiſch erſcheinen. Vom ſchönſten Ebenmaß Rippen und Lenden. Was und, durch Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückſeite ſichtbar wird, iſt ebenfalls ſchön und bewundernswürdig.

Fragſt du nun aber wer er ſey? ſo erkenne in ihm Creons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebteſten Sohn. Tireſias weiſſagte: daß, nur wenn er beim Einzug der Drachenbrüderkrieger würde, die Stadt befreit ſeyn könne. Heimlich beſchied er ſich heraus und opfert ſich ſelbſt. Nun begreifſt du auch was die Höhle, was der verſiegte Drache bedeutet. In der Ferne ſieht man Theben und die Sieben die es beſtürmen. Das Bild iſt mit hohem Ungrunk gemalt, und eine kühne Perſpective dabei angebracht.

Antigone.

Heldenſchweſter! Mit Einem Knie an der Erde umfaßt ſie den todten Bruder, der, weil er ſeine Vaterſtadt bekriegt, unbeſtattet unbegraben ſollte verweſen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat, der Mondleuchtet das Verbaben. Mit ſtummem Schmerz ergreift ſie den Bruder, ihre Geſtalt giebt Zutrauen, daß ſie kühig ſey einen rieſenhaften Helden zu beſtatten. In der Ferne ſieht man die erſchlagenen Belagerer, Roß und Mann hingeſtreckt.

Unmittelbar wächſt auf Steinles Grabhügel ein Granatbaum; ferner ſteht zu zwei als Todtenopfer gegen einander über brennende Flammen, die ſich ſeitwechſelig ab; jene Frucht, durch blutigen Saft, das Mordbeginnen, dieſe Feuer, durch ſich ſtammes erſcheinen den unauslöſchlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

Evadne.

Ein weibliches Schlachtopfer, mit geopferten Thieren umlegter Holzſtoß faßt den rieſenhaften Körper des Capaneus verzehren. Aber allein ſie ſoll er nicht abſterben: Evadne, ſeine Gattin, Heldenweib, des Helden werth, ſchmückte ſich als höchſtes Opfer mit Kränzen. Ihr Blut iſt rechtmäßig, denn indem ſie ſich ins Feuer ſtürzt, ſtraft ſie ihren Gemahl zurechte. Sie ſchwebt mit ausgeſpannten Armen.

Wer aber auch hat dieſes Feuer angefächelt? Die bekabbter mit ſtarken Fackeln ſind um den dürren Scheiterhaufen verſammelt, ſchon entzündet er ſich, ſchon dampft und flammt er, ſie aber ſehen darüber auf ihr Geſchäft. Und ſo wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax der Locrier.

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundſatz Griechiſcher bildender Kunſt. Verbindung der Eigenſchaften in einem hohen geiſtigen Kreis, er ſey göttlich oder menſchlich. Wenn nun den Helden mehr als andern Frömmigkeit geziemt und die beſſeren vor Troden wie vor Troja als gottergebene ſich darſtellen, ſo bedurfte doch dort wie hier der Lebenskreis eines Gottloſen.

Dieſe Rolle war dem unterordneten Ajax angetheilt, der ſich weder Gott noch Menſchen fügt, zuletzt aber ſeiner Strafe nicht entgeht.

Hier ſehen wir ſchäumende Meereswogen dem unterwaldeten Felſen umgeſtürzen, oben ſteht Ajax furchtbar anzuſehen; er blickt umher wie ein vom Raube ſich Sammelnder. Ihm entgegen Neptun fürchterlich mit wilden Haaren, in denen der anſtrebende Sturm ſauſt.

Das verlaſſene, im Innerſten brennende Schiff treibt fort; in die Flammen, als wie in Segel, ſtößt der Wind. Keinen Gegenſtand kann Ajax ins Auge, nicht das Schiff, nicht die Felſen; dem Meer ſcheint er zu ſtürmen; feindſeligſt fürchtet er den eindringenden Poſeiden, immer noch wie zum Angriff bereit ſteht er, die Arme ſtehen kräftig, der Nacken ſchwillt wie gegen Hector und die Troer.

Aber Poſeiden ſchwingt den Dreizack und ſogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund ſtürzen.

Ein hochtragiſch prägnanter Moment: ein eben Geretteter vom feindſeligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles iſt ſo augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß dieſer Gegenſtand unter die höchſten zu rechnen iſt, welche die bildende Kunſt ſich aneignen darf.

Philoctet.

Einſam ſitzend auf Lemnos leidet ſchmerzhaft Philoctet an der unheilbaren dämoniſchen Wunde. Das Antlitz bezeichnet ſein Uebel. Düſtere Augenbrauen drücken ſich über tiefliegende, geſchwächte, niederſchauende Augen herüber; unbeſtrahltes Haar, wilder ſtarrer Bart bezeichnen genugſam ſein trauriges Zuſtand; das verälterte Gewand, der verwundete Knöchel ſagen das Uebrige.

Er zeigte den Griechen ein verpfändetes Heiligthum, und ward ſo geſtraft.

Rhodogune.

Kriegeriſche Königin! Sie hat mit ihren Perſern die hundertthürmigen Armenier überwunden, und erſcheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegeriſch bewaffnet und königlich geſchmückt ſteht ſie auf dem Schlachtfeld, die Feinde ſind erlegt, Pferde verſtümmelt, Land und Fluß vom Blute gerötet. Die Ehre, wo mit ſie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet, daß die eine Seite ihres Haares aufgeſchmückt iſt, die andere hinabgen in Locken frei herunter fällt. Ihr Pferd Pallas ſteht neben ihr, ſchwarz auf weißen Beinen, auch iſt deſſen erhabene gerundete Stirne weiß und weiße Nasenlöcher ſchnauben. Edelſteine, koſtbares Geſchmeide und vieles andern Putz hat die Fürſtin dem Pferde überlaſſen, damit es freig darauf ſey, ſie muthig einzutragen.

Und wie das Schlachtfeld die Ströme Blut's ein majestätisches Ansehen gewinnt, so erhöht auch der Fürstin Purpurumwand alles, nur nicht sie selbst. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt über die Knie herabzufallen, ist schön, auch schön das Unterfleid, auf welchem in gehäuften Zigueten fließt. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhängt, ist unter der Halsgrube zusammengeheftet, daher die Schulter eingeschlüpft, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieser Anyxa nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Brust bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen gesteckt, hält eine Lanze und von dem Busen den Schild ab. Dieser ist nun, durch die Kunst des Malers, mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, so daß wir seine äußere, obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte sehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt und sind nicht Thiere hineingeraten? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, ist Purpur, dessen Reiz vom Arm überstrahlt wird.

Hier sind durchdrungen von der Siegerin Schönheit und mögen gerne weiter davon sprechen. Hört also: Waren des Sieges über die Armenier bringt sie ein Opfer und möchte ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allesamt so besitzen zu können wie jetzt: denn das Glück der Liebe und Gegenliebe scheint sie nicht zu kennen. Und aber soll sie nicht erschrecken noch abweisen, wir werden sie nur um desto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgesteckt ist, mildert, durch weibliche Zierlichkeit, ihr herbes Ansehn, das gegen der herabhängende das Männlich-Mitte vermehrt. Dieser ist goldner als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung gefärbtester Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbraunen entspringen deßhalb reizend gleich über der Nase wie aus Einer Wurzel und laufen sich mit unglaublichem Reiz um den Halbkreis der Augen. Von diesen erhält die Wange erst ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Ansehn: denn der Sitz der Heiterkeit ist die Wange. Die Augen fallen vom Grauen ins Schwarze, sie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majestät von der Fürstin. Der Mund ist weich, zum Genuß der Liebe reizend, die Lippen rosenblühend und beide einander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich; sie spricht das Opfer gebet zum Siege.

Vermagst du nun den Blick von ihr abzuwenden, so siehst du Gefangene hie und da, Sieges-Zeichen und alle Folgen einer gewonnenen Schlacht, und so viel genugsam zu dich, daß der Künstler nichts versäumt seinem Bild alle Vollständigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorspiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieses belebten, heitern Bildes laßt euch zuerst nicht irre machen, weder durch die Schönheit des Fruchtbaums, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, sondern bemauert vor all n Dingen die Statue der Venus unter einem aufgeschürzten Felsen, dem die mauierste Quelle unausgesetzt entspringt. Dort haben die Kampfen sie aufgerichtet, aus Dankbarkeit daß die Göttin sie zu so glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter bestimmt hat.

Als Weihgeschenke stifteten sie daneben, wie diese Inschrift sagt, einen silbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haften, alles zum Putz der Braut gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihr Erstlings-Aepfel zum Geschenk, sie flehen darum und bitten: der Hain möge sofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Abgetheilt ist der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchschnitten von jungfräulichen Wegen; im Grase läßt sich ein Wettlauf anstellen; auch zum Schlummern finden sich ruhige Plätze. Auf den hohen Aesten hangen goldne Aepfel, von der Sonne gerothet, ganze Schwärme der Liebesgötter an sich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf schimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und Gold. Goldene Köcher und Pfeile haben sie an die Aeste gehangt, den Neidthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, taufendfarbige Kleider liegen im Grase, der Kränze bedürfen sie nicht: denn mit lockigen Haaren sind sie genugsam bekränzt. Nicht weniger auffallend sind die Körbe zum Einsammeln des Obstes; sie glänzen von Carfunkeln, Smaragd, von echten Perlen. Alles Mondsüchtige! Bacchanal.

Lassen wir nun die Menge tanzen, laufen, schlafen oder sich der Aepfel erfreuen; zwei Paare der schönsten Liebesgötter fordern zunächst unsere ganze Aufmerksamkeit.

Hier scheint der Künstler ein Sinnbild der Freundschaft und gegenseitiger Liebe gestiftet zu haben. Zwei dieser schönen Knaben werfen sich Aepfel zu; diese fangen erst an sich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen; dieser faßt ihn auf, und man sieht, daß er ihn wieder küssen und zurückwerfen wird. Ein so anmuthiger Scherz bedeutet, daß sie sich erst zur Liebe reizen.

Das andere Paar scheint Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken, indem mir scheint einer dem andern die Brust zu bieten, damit er desto gewisser treffen könne. Diese sind bedacht in das tiefste Herz die Leidenschaft zu senken. Beide Paare beschäftigen sich zur Seite frei und allein.

Aber ein feindseliges Paar wird von einer Menge Zuschauer umgeben, die Kämpfenden ermuntern einander. Der eine hat seinen Widersacher schon niedergebracht und klagt ihm auf den Rücken, ihm zu binden und zu drosseln, der andere jedoch faßt noch einigen Muth, er strebt sich aufzurichten, hält des Gegners Hand von seinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auswärts dreht, so daß die andern folgen müssen und sich nicht mehr schließen können. Der verdrehte Finger schmerzt aber den Kämpfer so sehr, daß er den kleinen Widersacher ins Ohr zu beißen sucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verliert, jubeln die Zuschauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerliebsten Bewegung aber giebt ein Hase die Veranlassung. Er saß unter den Aepfelbäumen und speiste die abgefallenen Früchte, einige schon angenagt, mußte er liegen lassen: denn die Muthwilligen streckten ihn auf mit Handerlaschen und Geschrei, mit flatterndem Gewand verscheuchen sie ihn. Einige fliegen über ihm her; dieser rennt nach, und als er den Rückkehrenden zu packen denkt, dreht sich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergreift ihn am Bein, sieht ihn aber wieder entwischen und alle Gespielen lachen darüber. Indessen nun die Jagd so verwirrt ist, sind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung, wie sie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum stehen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein: sie wollen

ihm lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihegeschenk; denn dieses prächtige, fruchtbare Geschlecht ist Liebling der Göttin.

Neptun und Amymone.

Danaus, der seine funfzig Töchter streng zu Hausgeschäften anhielt, damit sie, in eng abgeschlossenem Kreise, ihn bedienten und sich erhielten, hatte, nach alter Sitte, die mannigfaltigen Bedürfnissen unter sie vertheilt. Amymone, vielleicht die fünfte, war beschickt das tägliche Wasser zu holen; aber nicht etwa draußen aus einem nah gelegenen Brunnen, sondern drinnen mußte sie wandern, fern von der Wohnung, wo sich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam sie wieder. Der Künstler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Gestalt, wie sie der Nereus-Tochter ziemt. Braun ist die Haut des kräftigen Körpers, angebacht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denn sie saß auf mühsamen Wegen immerfort aufzulesen gerathen ist. Aber heute findet sie nicht die Wasser des Flusses sanft in das Meer überathen. Wellen des Oceans stürmen heran; denn die Pferde Neptuns haben mit Schwimm-Füßen den Gott herbeigebracht.

Die Jungfrau erschrickt, der Eimer ist ihrer Hand entfallen, sie sieht schon wie eine, die zu fliehen denkt. Aber entferne dich nicht, erhabenes Mädchen, siehe! der Gott blickt nicht wild, wie er wohl sonst den Stürmen gebietet, freundlich ist sein Antlitz. Anmuth spielt darüber, wie auf beruhigtem Ocean die Abendsonne. Vertraue ihm, scheue nicht den unsichtigen Blick des Prothus, nicht das schattenlose, geschwungne Ufer, bald wird die Woge sich aufbäumen, unter smaragdenem Gewölbe der Gott sich deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt sollst du nicht bleiben!

Von der Trefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, so erlauben wir uns eine Bemerkung außerhalb desselben. Die Hörte, womit Danaus seine Tochter erzieht, macht jene That wahrscheinlich, wie sie, mehr tyrannisirig als grausam, ihre Gatten in der Brautnacht sämmtlich ermorden. Ammonne, mit dem Liebesgluck nicht unbekannt, scheint das übrigen und wird, wegen dieser Milde sowohl als durch die Gunst des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schwestern für ewig auferlegt ist. Diese verrichten nun das mögliche Geschäft des Wasserschöpfens, aber um allen Ertrag betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schwester sind ihnen durchrissene und perdrückende Scherben in die kraftlosen Hände gegeben.

Thesens und die Gerettelen.

Glücklicherweise, wenn schon durch ein großes Unheil, ward uns dieses Bild nicht bloß in roher rischer Darstellung erhalten; noch jetzt ist es mit Augen zu schauen unter den Schätzen von Portici und im Kupferstich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe steht der junge Held, kräftig und schlank, mächtig und bedeutend vor unsern Augen. Er könnte und ist selbst, weil die Umstände [illegible] die nunmehr Geretteten, als Kinder gebildet sind, der Hauptsache sonderlich untergeordnet durch die Weisheit des Künstlers. Keins derselben wäre fähig die Kraft zu schwingen und sich mit dem Ungeheuer zu messen, das unter den Füßen des Ueberwundnen liegt.

Eben diesem hülfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit, ihm ziemt es die rettende Hand zu ergreifen, zu küssen, die Kniee des Kräftigen zu umfassen, ihm vertraulich zu schmeicheln. Auch eine, zwar nur bald kenntliche Gottheit ist in dem obern Raume sichtbar, anzuzeigen daß nichts Heroisches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geschehe.

Hier entballen wir uns nicht einer weit einartsindenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Würdigkeit der Poesie, so wie der bildenden Kunst, liegt darin, daß sie Hauptsachen sonst und alles was dieselbe umgiebt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Hierdurch steht sie dem Leben auf eine Weise, wodurch sie die Strahlen über das Ganze verbreiten, und so bewährt sich Glück und Vielheit der Erfindung so wie der Composition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geschichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwarten wir Gerechtigkeit; sie darf, ja sie soll den Glanz des Verdienstes über dämpfen als erdörren. Deshalb vertheilt sie Licht und Schatten über alle, selbst den Gerinnsten unter den Mitwirkenden, recht sie besser, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhms zugemessen werde.

Fordert man aber, aus mißverstandener Wahrheitsliebe, von der Poesie, daß sie gerecht sein solle, so verdirbt man sie alsobald, wovon uns Protestat dem wir so viel verdanken, in seinem Heldenbuche das deutlichste Beispiel überliefert. Sein dämonischer Protestat tadelt den Homer deshalb, daß er die Verdienste des Palamedes verschweigen und sich als Mitschuldigen des verbrecherischen Unrechts erweisen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedens-Helden heimtückisch bei Seite geschafft.

Hier sieht man den Uebergang der Poesie zur Prose, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Einbildungskraft entgöttert und ihr vergönnt gelegentlich umherzuschweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verstand, wie es sich schicken mag, zu dienen. Gehen unserer Philostrate sämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es ist keine Poesie mehr, und sie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Sobner, vielleicht einziger Fall, wo eine Bearbeitung trefflich dargestellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theseus entfernt sich, Ariadne schläft ruhig, und schon tritt Bacchus heran, zu liebevollem Empfang der Verlassen, den sie noch nicht kennt. Welche charakteristische Mannigfaltigkeit aus einer Fabel entwickelt!

Theseus mit seinem heftig rudernden Athenern gewinnt schon, heimatbegierig, das hohe Meer; ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke sind von uns abgewendet, nur die Rücken sehen wir; es wäre vergebens sie aufzuhalten.

Im ruhigsten Gegensatz liegt Ariadne auf bemoostem Felsen; sie schläft, ja sie scheint tief der Schlaf. Die volle Brust, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig vermittelt Hals und Kinn das zurückgelehnte Haupt. Die rechte Schulter, Arm und Seite ziehen sich anschließend dem Beschauenden, dagegen die link. Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieses lagendlichen Mundes, wie süß mag er sein! Oh er dufte wie Traumen oder Nepfel, wüßt du nen annahender Gott bald erfahren.

Dieser auch verdient es; denn nur mit Liebe geschmückt läßt ihn der Künstler auftreten; ihn ziert ein purpurnes Gewand und ein rosiger Kranz des Hauptes. Lächelnd ist sein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erbarmt, in sie versunken. Alles andere Beweisen, weswegen Dionysos leicht kenntlich gemacht wird, beleuchtete der kluge, fabelkundige Künstler. Verworfen sind als unnütig das blumige Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrsen; hier ist nur der zartliche Liebende. Auch die Umgebung verhält sich gleichermaßen; nicht klappern die Bacchantinnen diesmal mit ihren Becken, die Zunge enthalten sich der Flöten. Pan selbst mäßigt seine Sprünge, daß er die Schläferin nicht frühzeitig erwecke. Schlägt sie aber die Augen auf, so freut sie sich schon über den Erfolg des Verlustes, sie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe sie noch die Entfernung des Unachtsamen erfährt. Wie absichtlich wird da dicht hattenwohnerüberragtes Mädchen, wenn über diesem dürr scheinenden Felsenufer hin der Freund auf bekannte, berklangte Weinhügel führt, wo du, in Nebengängen, von der munteren Dienerschaft umrinnt, erst des Lebens genießt, welches du nicht enden, sondern, von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwärtigen Himmel genießen wirst.

Prolog der Argonautenfahrt.

Im Vorsaal Junters spielen Amor und Ganymed, dieser an der Pyrenäischen Mähne, jener am Bogen und Köcher leicht zu erkennen; ihr Charakter unterscheidet sie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er sich beim Würfelspiel, das sie am Boden treiben. Amor setzt seinen auf, den andern übermüthig verspottend. Ganymed dringen, von zwei überlebten Knabenalter das eine so eben verlierend, wirft zurücklam und besorgt das letzte hin. Seine Gesichtszüge passen trefflich zu dieser Stimmung, die Manne traurig gesetzt, das Auge lieblich, aber getrübt in Kummer. Was der Künstler hierdurch andeuten wollte, bleibt Wissenden keineswegs verborgen.

Nebenher schauen stehen drei Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angeborenen Rüstung, schaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Manne unverkünstelt gewirbet. Auch die zweite kennt man sogleich. Sie verbindet dem unverschleierten Gesicht ein ewig frisches, ernstes Lächeln. Um sie, auch im Gemälde bedeutend, Juno daneben wird offenbar am Ernst und majestätischen Wesen.

Willst du aber wissen was die wundersame Gesellschaft veranlaßt, so blicke vom Olymp, wo dieses verweilt, hinab auf das Ufer, das unten ausgebreitet ist. Dort sieht in einen Felsgrott liegend ein hehrer Knab, mit wildem Antlitz. Sein Haupthaar dicht und struppig, sein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt seiner Urne, sondern ringsum hervorbrechend zieht er aus die vielen Mündungen, womit er sich ins Meer stürzt.

Hier, am Ufer, sind nun die funfzig Argonauten gelandet, nachdem sie den Bosporus und die beweglichen Felsen durchgeführt; sie berathen sich untereinander. Vieles ist geschehen, mehr noch zu thun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen verdächtigen Göttern lieb und werth ist, so kommen, in aller Namen, drei Göttinnen, den Amor zu bitten, daß er, der Beförderer und Zerstörer großer Thaten, sich diesmal zärtlig erweise und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunsten Jasons wende. Amorn zu bereden und ihm vom Knabenspiel abzuziehen, denn dem nun die Mutter, den eigenen Sohn mit ihren Reizen verpflichtend, einen köstlichen Spielball und verspricht ihn. Jupiter selbst habe sich als Kind damit ergetzt. Auch ist der Ball seines Gottes unwerth, und mit besonderer Lieblichkeit hat ihn der denkende Künstler dargestellt, als wäre er aus Streifen zusammengelegt. Die Nähe aber stellt du nicht, du mußt sie raten. Mit goldenen Kreisen wechseln blaue, so daß er, in die Höhe geworfen und sich umschwingend, wie ein Stern blinkt. Auch ist die Absicht der Göttinnen schon erfüllt; Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hängt am Kleide der Mutter; die Gabe wünscht er gleich, und betheuert das gegen ihre Wünsche augenblicklich zu verführen.

Glaucus der Meergott.

Schon steht der Bosporus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchschneidet das Pontus mittelste Bahn.

Orpheus beschäftigt durch seinen Gesang das lauschende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs ist seltsam; denn es führt die Dioskuren, Herculen, die Aeaciden, Boreaden und was von Halbgöttern bildete zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes ist unverwüstlig, sicher und sicherer Lust geeignet; denn sie zimmerten ihn aus Dodonäischer, weissagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Prophetengeist. Nun im Schiffe selbst ihr einen Helden, als Anführer sich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutendsten und Stärksten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und quadratgebaut. Es ist Jason, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern schifft, des Wunderwidders, das die Geschwister Phrixus und Helle durch die Fluth übers Meer trug. Schwer ist die Aufgabe, die dem jungen Helden auferlegt: ihm geschieht Unrecht, man verdrängt ihn vom väterlichen Thron und nur unter Bedingung, daß er dem unrechtigen Vetter Pelias seinen Schatz entreiße, kehrt er in sein unverletztes Reich zurück. Deshalb ist die ganze Heldenschaft zusammen, ihm ewig den und unterzugehen. Zwölfe hält das Steuer; der Erfinder dieser Kunst, Tyndeus, auf dem Vordertheil, deinet, mit trefflichen Strahlen als die Sonne selbst, in die weite Ferne, entreißt die hintersten Ufer und bewahrt unter dem Wasser jede gefahrdrohende Klippe. Und eben diese durchdringenden Augen des umsichtigen Mannes scheinen auch einen Vorgang zu verbreiten; er blickt auf eine sonderbare Erscheinung, die unmittelbar, unerwartet aus dem Wellen steigt. Die Helden, sämmtlich erstaunt, feiern von der Arbeit. Herculen allein rührt seine Kraft nicht zu Schlagen; noch den ärmsten als Wunder erscheint, sind ihm bekannte Dinge. Rathlos gewohnt zu arbeiten, steht er traurig vor wie nach, unbekümmert um alles in dessen.

Alle nun schauen auf Glaucus, der sich dem Meer entbeut. Dieser, rund ein Fischer, genoß vorweilen Tang und Meerpflanze, die Wellen schlugen über ihm zusammen und führten ihn danach als Fisch zu den Fischen. Aber der übrige, bisherige menschliche Theil ward begünstigt, zukünftige Dinge kennt er, und nun steigt er herauf den Argonauten ihre Schicksale zu verkünden. Wir betrachten seine Gestalt; aus seinem Locken, aus seinem Bart trieft, gießt viel Meerwasser über Brust und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit, womit er sich verwerbet.

Seine Augenbrauen sind stark, in eins zusammengewachsen; sein mächtiger Arm ist kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter sich zwingt. Dicht mit Haaren ist seine Brust bewachsen, Moos und Meergras schlangen sich ein. Am Unterleibe sieht man die Anbeutungen der scharfspitzen Fische gestalt, und wie das Uebrige geformt sey, lässt der Schwung errathen, der hinten aus dem Meere herschlägt. Sich um seine Lenden schlingt und um ges krümmten, halbmondförmig anklingenden Theil die Farbe des Meers abgängt. Um ihn her schwärmen Alcyonen. Auch sie besinnen die Schicksale der Menschen: denn auch sie wurden verwandelt, auf und über den Wellen zu nisten und zu schweben. Das Meer scheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauschen.

Jason und Medea.

Das Liebespaar, das hier gegeneinander steht, giebt zu eigenen Betrachtungen Anlass; wir fragen besorgt: sollten diese beiden wohl auch glücklich gatten seyn? Wer ist sie, die so bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet? das Haar priesterlich geschmückt, in dem Blick, ich weiß nicht ob einen verliebten oder begeisterten Ausdruck. An ihr glaube ich eine der Heliaden zu erkennen! Es ist Medea, Tochter des Aeetes; sie steht neben Jason, welchem Eros ihr Herz gewann. Nun aber scheint sie wunderbar nachdenklich. Worauf sie leidenschaftlich sinnt, wüßt' ich nicht zu sagen; so viel aber lässt sich behaupten: sie ist im Geiste unruhig, in der Seele bedrängt. Sie steht ganz nach innen gekehrt, in tiefer Brust beschäftigt; zur Einsamkeit aber nicht geneigt: denn ihre Kleidung ist nicht lang, deren sie sich bei zauberischen Weihegebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höhern Gewalten sich zu erfreuen; diesmal erscheint sie wie ein edler Fürstin gekmt, die sich der Menge darstellen will.

Jason aber hat ein angenehmes Gesicht, nicht ohne Mannesstraft; sein Auge blickt ernst unter den Augenbrauen her, es deutet auf hohe Gesinnungen, auf ein Verschmähen aller Hindernisse. Das goldgelbe Haar bewegt sich um das Gesicht, und die feine Wolle sproßt um die Wange; gestürzt ist sein weites Kleid, von seinem Schultern fällt eine Löwenhaut, er steht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck seines Gesichtes ist nicht übermüthig, eigentlich bescheiden, doch voll Zutrauen auf seine Kräfte. Amor zwischen beiden macht sich an dieses Kunststück aufgeführt zu haben. Mit übereinandergeschlagenen Füßen steht er sich auf seinen Bogen; die Fackel hat er umgekehrt zur Erde gesenkt, anzudeuten, dass Unheil diese Verbindung bedrohe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieses Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auslegung, du machst dir sie, ohne dich anzustrengen, selbst; denn das ist der Vortheil bei ewigen Darstellungen, daß eine auf die andere hinweist, daß man sich, in bekannter Gegend, mit denselben Personen, nur unter andern Umständen, wieder findet.

Du erkennst hier Phasis, den Jüngern, wieder; sein Strom stürzt sich, wie vormals, ins Meer. Diesmal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts, der Mündung zu. Die Personen, die es trägt, kennst du sämmtlich. Auch hier ist Orpheus, der mit Saitenspiel und Sang die Gefährten antreibt zu kräftigem Ruderschlag. Doch kaum bedarf es einer solchen Anreizung, aller Arme streben zu schon kräftigst den hinabfallenden Fluß zu übereilen, aller Gebärden wohl bewusst, die sie im Rücken stehen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes steht Jason mit seiner schönen Beute; er hält, wie immer, seinen Spieß zur Vertheidigung seiner Gefährten bewaffnet; sie aber steht nicht, wie wir sie sonst gekannt, herrisch und hehr, voll Muth und Trotz; ihre Augen niederblickend, stehen voll Thränen; Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft scheinen sie zu beschäftigen. Auf ihren Zügen ist Ueberlegung aufgedrückt, als wenn sie jeden der streitenden Gedanken in ihrer Seele belauerte, betrachtete, den Blick auf jedem einzelnen hefte.

Am Lande sieht du die Auflösung dessen, was der räthselhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte ist ein Drache vielfach gewunden und geschlungen, das schwere Haupt jedoch auf den Boden gesenkt; diesen hat Medea eingeschläfert, und das goldene Vließ war erobert.

Aber schon hat Aeetes den Verrath entdeckt; in erblickt den zornigen Vater auf einem vierspännigen Kriegswagen. Der Mann ist greß, über die andern hervorragend, mit einer riesenhaften Rüstung angethan. Wüthend glüht sein Gesicht. Feuer strömt aus den Augen. Entzündet ist die Fackel in seiner Rechten und deutet auf den Willen, Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf den Hinterwagen ward sein Spieß gestellt, auch dieß verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieses Heranstürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Nasenlöcher stehen weit offen, den Nacken werfen sie in die Höhe, die Blicke sind voll Muths, wie alles zeigt, sehr besonders, da sie aufgeregt sind; sie tauchen aus tiefer Brust, weit Absyrtus, der seinen Vater Aeetes führt, ihnen schon Blutstrienen geschlagen hat. Der Staub, den sie erregen, verdunkelt über ihnen die Luft.

Perseus und Andromeda.

Und sind diese das Ufer beispülenden Wellen nicht hintreuth? die Küste wäre dieß Indien oder Klein-asien? und hier im fremdesten Lande, was hat wohl der Griechische Jüngling zu thun? Ein seltsamer Kampf ist hier vorgefallen, das sehen wir. Aus dem Aethiopischen Meere stieg oft ein dämonischer Seedrache ans Land, um Heerden und Menschen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königstochter, die deshalb nackt an den Felsen angeschlossen erscheint; aber sie hat nichts mehr zu fürchten, der Sieg ist gewonnen, das Ungeheuer liegt ans Ufer herausgewälzt, und Strome seines Blutes sind es, die das Meer färben.

Perseus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Begünstigung wundersam bewaffnet herbei, aber doch vertraute er sich nicht allein; den Amor rief er heran, daß er ihn beim Luftkampf umschwebte und ihm beistände, wenn er bald auf das Unthier herabschießen, bald sich von ihm wieder vorsichtig entfernen sollte. Beide zusammen, dem Gott und dem Helden, gehört der Siegeskreis. Auch tritt Amor dingu in herrlicher Jünglingsgröße, die Felsen der Andromeda zu lösen, nicht wie sonst göttlich beruhigt und heiter, sondern wie aufgeregt und tief athmend, vom überwundenen großen Bestreben.

Andromeda ist schön, merkwürdig wegen der weissen Haut als Aethiopierin; aber noch mehr Verwunderung erfordert ihre Gestalt. Nicht sind die Lydischen Mädchen weicher und zärter, die von Athen nicht feingebauter Knaben, noch die von Sparta kräftiger.

Besonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher sie sich befindet. Sie kann es nicht glauben, daß sie so glücklich befreit ist, doch blickt sie schon dem Perseus zu lächeln.

Der Held aber liegt unfern in schön duftendem Grase, worein die Schweißtropfen fallen. Den Meeresungeheuern beständig erschlagen, damit niemand, ihn erblickend, verletze. Einheimische Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es ist für uns ein fremder lustiger Anblick diese Aethiopier schwarz gefärbt zu sehen. Wie sie jämmerlich lachen und von Herzen sich freuen, an Gesichtszügen meist einander ähnlich. Perseus läßt es geschehen, stützt sich auf den linken Arm, erhebt sich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde, dieser ist von hoher Purpurfarbe, besprengt mit dunklern Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinausspritzten.

Seine Schulter so trefflich zu malen hat der Künstler die eisenbeinerne des Polyps zum Muster genommen, aber nur der Form nach; denn diese hier, perlet schon lebendig fleischfarben, ward im Kampf nur noch erhitzter. Die Adern sind nun beruhigt heraus; denn nach dem erhitztesten Streite fühlt eine neue lebhafte Regung der Held im Anblick Andromeda's.

Cicero und Cäsarn.

Du erstaunst hier, mein Sohn, das Felsenufer einer zwar heiter und gesittigen, aber doch glücklichen Insel, denn zu sieht in Thälern und auf abhangigen Räumen. Weinlese halten und Weiber abernten. Diese Männer aber haben nicht sorglos und geistet, sondern ihnen wachst, nach dem Willen der Götter, so wie durch dichterische Kunst, alles von selbst entstehen. Auch selbst an diesem steinen Felsen Ziegen und Schafe gedeihen weiden; denn auch Milch, soweit frisch als gerinnende, liefern die Bewohner zu Trank und Speise.

Traun du nun, welches Volk wir scheuen? so antworte ich dir: es sind die rauhen Cimbern, die keine Häuser anerkennen, sondern sich in Hütten des Gestrüppes inseln unterthun; bejammern betreiben sie auch kein gemeinsames Gewerbe, noch versammeln sie sich zu irgend einer Berathung.

Lassen wir aber alles dieses bei Seite; wenden wir unsern Blick auf den Mittelsten unter ihnen, auf den hier thronen Polyphem, den Sohn Neptuns. Neben seinem einzigen Auge dehnt sich ein Brauenbogen von Ohr zu Ohr, über dem aufgeworfenen Mund steht eine breite Nase, die Zotenbe ragen auf dem Lippenwinkel herab, sein dunkel Haar starrt unter wie Fichtenreis, an Brust, Bauch und Schenkeln ist er ganz rauch. Innerlich bumpert er, ihrwenzelnd, nach Menschenfleisch; jetzt aber enthält er sich dessen, er ist vertieft, möchte gar zu gern gesittet erscheinen und bemüht sich wenigstens freundlich anzublicken. Sein Blick aber bleibt immer schrecklich, das Drohende deselben läßt sich nicht mildern, so wie reißende Thiere, wenn sie auch gebeeren, doch immer grimmig anblicken.

Den deutlichsten Beweis aber, wie sehr er wünscht sich angenehm zu machen, giebt sein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt sie ruhen, bestimmt aber Galatäen, die Söhne des Meers, die dort unten auf der Welle spielen herüber blickt er sehnsuchtsvoll, singt ihre weiße Haut, ihr munteres frisches Betragen. An Schönheit übertrafe sie ihm alle Trauben. Auch mit Geschenken möchte er sie bedecken; er hat zwei Rehe und zwei allerliebste Bären für sie aufgezogen. Solch ein Drama, solch eine Schwulst verschlingt alle gewohnte Sorgfalt: diese zerstreuten Schafe sind die einzigen, er achtet sie nicht, zählt sie nicht, kennt nicht mehr landwärts, sein Blick ist aufs Meer gerichtet.

Ruhig schwankt die breite Wasserfläche unter dem Wagen der Schönen; vier Delphine nebeneinander gespannt scheinen, zusammen verstrebend, von Einem Geiste belebt; jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber steht auf dem Muschelwagen; das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, schwillt segelartig über ihrem Haupte und beschattet sie zugleich; dadurch ein röthlicher Durchschein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überdeckt. Mit ihren Haaren versucht Zephyr nicht zu spielen; sie scheinen feucht zu seyn. Der rechte Arm, gebogen, stützt sich, mit sterblichen Zimmern, leicht auf die weiche Hülle, der Ellbogen blendet und durch sein röthlich Weiß, sanft schwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meereswellen, die Brust dringt hervor, wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen! Bein und Fuß sind schwebend über das Meer gewendet, die Ferse berührt ganz leise das Wasser, eine deutsche Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber, die Augen, ziehen uns immer wieder und wieder an. Sie sind bewundernswürdig, sie verraten den schamlosen, unbezaubelten Blick der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend ist es für unsere Zwecke, wenn wir mit dieser Beschreibung zusammenhalten was Raphael, die Carrache und andere an demselben Gegenstand gethan. Eine solche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beide nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufschließen.

Meles und Critheis.

Die Quellnymphe Critheis liebt den Jüngling Meles, aus beiden, Jenichen Ursprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgestellt. Den seiner Quelle, deren Ausfluß und Meer man zugleich sieht, macht die Nymphe seine Durst, sie schöpft das Wasser und trinkt mit der niedergebogenen Hand zu schwachen, indem ihr uebervolle Thränen verdrängen. Der Fluß aber sieht sie wieder und freut sich dieses gastlichen Opfers.

Die Hauptfigure des Bildes ist in der Figur des Meles. Er ruht auf Rasen, Epheu und Hyazinthen, blumenstreuend, früheren Jahren gemäß; er selbst ist als Jüngling dargestellt, jugendlich und gesittet, man möchte sagen seine Augen sinnen auf etwas Poetisches.

An unmittelbaren erweist er sich, daß er nicht bestimmt Wasser auszutrinken, wie ein rohes ungepflegtes Quellgeschlecht wohl thun mag; sondern, indem er mit seiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er das sammelnde Wasser durch die Finger rauschen, als ein Wasser, geschickt Liebesträume zu wecken.

Aber sein Traum ist's, Critheis! denn deine stillen Wünsche sind nicht vergebens: bald werden

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,
Sprang ich auf, und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, ſehnſuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen;
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

sich die Wellen bäumen und, unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe, sich und den Gott liebedurstigend verbergen.

Wie schön das Mädchen ist, wie zart ihre Gestalt, Jemsch in allem: Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung und gerade diese Röthe ist hinlänglich für die Wangen. Das Haar, hinter das Ohr gezogen, ist mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so sittig und einfach, daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Sehöner ist der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche, lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erscheint; so zeigt sich auch eine wohlgebildete Brust.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie nicht fremd: denn schon geleiteten sie, in Bienengestalt, die Flotte der Athenienser Kolonien hierher. Wenn sie aber gerne bereitig am Ort leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einkehrende Gebrt Homers zu feiern.

III.

Minerva's Geburt.

Sämmtliche Götter und Göttinnen sieht da im Olymp versammelt, sogar die Nymphen der Flüsse fehlen nicht. Alle sind erstaunt die ganz bewaffnete Pallas zu sehen, welche so eben aus dem Haupte des Zeus gesprungen ist. Vulcan, der das Werk verrichtet, steht und scheint um die Gunst der Göttin sich zu bemühen, sein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude wie einer, der eine große Arbeit um großen Nutzen willen übernommen, und, stolz auf eine solche Tochter, betrachtet er sie mit Aufmerksamkeit. Auch Juno, ohne Eifersucht, küßt sie mit Neigung an, als ob sie ihr eigen Kind wäre.

Ferner sind unten die Athener und Rhodier versammelt, auf zwei Hochburgen, im Land und auf der Insel, der Neugebornen schön Opfer bringend; die Rhodier nur unvollkommen, ohne Feuer; aber die Athener mit Feuer und hinreichender Anstalt, wovon der Rauch hier glänzend gemalt ist, als wenn er mit gutem Geruch aufstiege. Deswegen schreitet auch die Göttin auf sie zu, als zu den weisesten. Aber zugleich hat Zeus die Rhodier bedacht, weil sie seine Tochter zuerst mit anerkannt: denn man sagt er habe eine große Wolke Gottes über ihre Häuser und Straßen ausgeschüttet. Deswegen schwebt auch hier Plutus, von den Wolken herab über diesen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Steiff anzuzeigen den er ausspendet.

Geburt des Dionysos.

Eine breite Feuerwoge hat die Stadt Theben bedeckt, und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Palast des Cadmus. Denn Zeus hat seinen göttlichen Besuch der Semele vollbracht. Sie ist schon verschieden und Dionysos inmitten des Feuers geboren. Ihr Bräutigam, gleich einem dunklen Schatten, steigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft sich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth, daß sie finster und trüb erscheint. Wundersam theilt sich die Flamme, sie bildet sich nach Art einer angenehmen Grotte: denn der Epheu, reich von Trauben, wächst rings umher; der Weinstock, um Tyrsusruthen geschlungen, steigt willig aus der Erde, er sproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man sich nicht verwundern muß: denn zu Gunsten des Gottes wird zunächst hier alles wundersam gnadenn.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Cithäron's Bergspitzen, den Dionysos verehrt, tanzend und springend, das Wort Evoe im Munde. Aber Cithäron in menschlicher Gestalt betrübt sich schon über das Unglück das bevorsteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen: er mag zu Ehren des Dionysos nicht gern gestanzt seyn. Denn schon rastet die rasende Mesgäre eine Fichte nächst bei ihm, und dort entspringt jene Quelle, wo Penthens Blut und Leben verlieren soll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olympus ist Hermes der Stadt geboren. Die Jahrszeiten nahmen ihn auf. Sie sind alle mit goldener Sichel vorgestellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche sie mit den ausgesuchtesten Blumen bestreuen. Die Mutter ruht neben an auf einem Lager.

Sogleich aber hat er sich aus seinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut sich sein und lächelt ihm zu. Schon tritt der Knabe die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geschmückten Kühe, Phobos Eigenthum, in eine Höhle.

Phobos ist zur Maja gerilt, um sich über diesen Raub zu beklagen. Sie aber sieht ihn verwundert an und scheint ihm nicht zu glauben. Während solches Gespräches hat sich Hermes schon hinter Phobos geschlichen. Leicht springt er hinauf und macht den Bogen los. Phobos aber, den schelmischen Räuber entdeckend, erweitert sein Gesicht. Dieser Ausdruck des Ueberraschs von Verdruß zu Belagen macht der Wahrheit und Fertigkeit des Künstlers viel Ehre.

IV.

Hercules.

Um diesen ungeheuren Gegenstand nur einigermaßen übersehen zu können, fassen wir uns kurz und sagen, daß Hercules der Alkmene Sohn dem Künstler hinreiche, und er sich um alles übrige, was nach und nach auf diesen Namen gehäuft worden, keineswegs umsehen brauche.

Götter und göttergleiche Wesen sind gleich nach der Geburt vollendet: Pallas entspringt dem Haupte Jupiters gewaffnet, Mercur spielt den diebischen Schalk ehe sich die Windeln verlieren. Diese Betrachtung müssen wir festhalten, wenn wir folgendes Bild recht schätzen wollen.

Hercules in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, sondern ausgewickelt wie eben Mercur. Kaum ist Alkmene, durch List der Galanthis, vom Hercules genesen, kaum ist er in Windeln, nach üblicher Ammenweise, befestigt, so schickt die betrogene, unversöhnliche Juno, unmittelbar bei eintretender Mitternacht, zwei Schlangen auf das Kind. Die Wärterin fährt entsetzt vom Lager, die beiden Weiber, nach mehrtägiger Angst und Sorge nochmals aufgeschreckt, fahren völlig durcheinander. Ein wildes Getümmel entsteht in dem so eben beschaulichen Hause.

Trotz diesem allem wäre der Knabe verloren, entschlüpfte er sich nicht kurz und gut. Noch befreit er sich von den tödtigen Banden, faßt die Schlangen,

mit geschicktem Griff, unmittelbar unter dem Kopf an der obersten Kehle, würgt sie; aber sie schleppen ihn fort und der Kampf entscheidet sich zuletzt am Boden. Hier tritt er; denn die Meisterin des Künstlers will nur die Kraft der Arme und Hände darstellen. Diese Glieder sind schon göttlich; aber die Kniee des neugeborenen Menschenkindes müssen erst durch Zeit und Nahrung gestärkt werden, diesmal drücken sie zusammen wie jedem Säugling der aufrecht stehen sollte. Also Herculen am Boden. Schon sind von dem Druck der kindischen Faust, Lebens- und Ringelkräfte der Drachen aufgelöst, schlaff ziehen sich ihre Windungen am Estrich, sie neigen ihr Haupt unter Kindeshand und legen einen Theil der Zähne scharf und giftreich, die Kämme welk, die Augen geschlossen, die Schuppen glanzlos. Verschwunden ist Gold und Purpur ihrer sonst ringelnden Bewegung, und, anzudeuten ihr völliges Verbleichen, ward ihre gelbe Haut mit Blau bestrichen.

Athmend, im Unterliede mit fliegenden Haaren, wie sie dem Bette entsprang, streckt aus die Hände und schreit. Dann scheint sie, über die Wunderthat betroffen, sich zwar vom Strecken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geschäftigen Weiber möchten bestürzt sich gegeneinander verständigen. Auch der Vater ist aufgeregt; unwissend, ob ein feindlicher Ueberfall sein Haus ergriff, sammelt er seine getreuen Diebaner und schreitet daran, zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert ist zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet unentschlossenheit; ob er staunt oder sich freut, weiß er nicht; daß er als Retter zu spät komme, sieht er glücklicherweise nur allzudeutlich.

Und so bedarf denn dieser undramatische Vorgang einer höhern Andeutung, deshalb steht Tiresias in der Mitte, uns zu verständigen die übersinnenswerthe Größe des Helden. Er ist begeistert, ruft und deutet Athenen befehlend, nach Art der Wahrsagenden. Auch ist in der Höhe, nach löblichem dichterischen Sinn, die Nacht als Zeuge dieses großen Ereignisses in menschlicher Gestalt beigestellt; sie trägt eine Fackel in der Hand, sich selbst erleuchtend, damit auch nicht das Geringste von diesen großen Anfängen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd und vor die Einbildungskraft stellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verschwistert äußere That und tieferen Sinn vereinigen, so begegnet uns in den Herculanischen Alterthümern derselbe Gegenstand, freilich nicht in so bedeutungsvoller Sphäre, aber dennoch sehr schätzenswerth. Es ist eigentlich eine Familienscene, verständig gedacht und symbolisirt. Auch hier finden wir Herculen am Boden, nur hat er die Schlangen nicht gewürgt angefaßt, sie so weit auswärts, sie können ihm nach Belieben beißen und reißen. Die bewegtere Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein; sie ist herrlich, von den Alten bei jeder schicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitrio auf einem Thronsessel eben so zu seinen Füßen hat sich der Knabe mit den Schlangen herangelangt, eben im Begriff aufzustehen, das Schwert zu ziehen, befände der sich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihn über der Pädagog. Dieser alte Hausfreund hat den zweiten Knaben auf den Arm genommen und schützt ihn vor Gefahr.

Dieses Bild ist jedermann zugänglich und möchte sich zu schönen, ob es gleich, schwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieser liebenswürdigen Wirklichkeit hat sich nun ein dritter Künstler in das Höchste gehoben, der, wie Pindar meldet, eben den ganzen Himmel um Jenes versammelte, damit Geburt und That der kräftigen Söhne auf Erden für ewige Zeiten bestätigt sey. Zu diesem hohen geistigen Sinne, daß ohne Beyna des Oberen und Unteren nichts Bedeutendes Großes zu erwarten sey, haben die Alten, wie wir schon öfters rühmen müssen, ihre künstlerischen Arbeiten hingelenkt. Auch war bei Minervens Geburt derselbige Fall, und wird nicht noch bis auf diesen Tag bei Geburt eines bedeutenden Kindes, um sie zu bewahrheiten, zu betrachten und zu verehren, alles was Großes und Hohes den Fürsten umgiebt, verherrlichet?

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Hauptmoment herauszuheben und einzeln darzustellen das Glück gerant, erwähnen wir einer sehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind mit den Schlangen im Comfirt bis an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande zuwenden.

Wir schreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf seine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geschieht, wenn eine bestimmte Zahl und Folge angesprochen ist, da man denn wohl immer ein Dugend ähnlicher Gegenstände in einem Kreise beisammen sehen mag. Doch gewiß finden sich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen, oder auf zufällige Anregung, unternahm, noch wichtige, mehr erfreuliche Beyspiele. Glücklicherweise giebt unsere Galerie hievon die schönsten Beispiele.

Herculen und Acheloos.

Um dieses Bild klar ins Anschauen zu fassen, muß du, mein Sohn, dich wohl zusammennehmen und voraus erfahren, daß du auf Aetolischem Grund und Boden seyest. Diese Gegend, mit Buchenland bedeckt, von ernsten, ja widerwärtigen Ansehen, ist die Stammgöttin der Stadt Calydon; sie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlassen und einen Kreis geschlossen hätte, dem angebeuteten Ereignis zuzusehen.

Denn da siehst hier den König Oeneus in Person, traurig, wie es einem König ziemt, der in seiner und der Seinen Errettung sein Mittel sieht. Weswen aber eigentlich die Rede sey, begreifen wir näher, wenn wir seine Tochter neben ihm sehen, zwar als Braut geschmückt, jedoch abgewandt niedergeschlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was sie zu jedem vermeidet, ist ein unwillkommener, furchtbarer Freier, der gefährliche Gränznachbar, Flußgott Acheloos. Er steht in derber Mannsgestalt, breitschultrig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf; zu beiden Seiten stehen ihm die Truggestalten, wodurch er die Calydonier schreckt. Ein Drache in fürchterlichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit strotzendem Kamm, von der andern Seite ein munteres Pferd von schöner Mähne, mit dem Fuß die Erde schlagend, als wenn es zum Treffen stürze. Betrachtest du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, so entsteht du bald vor dem wilden Bart, aus welchen Quellen hervorzurieseln. So sieht man alles in größter Erwartung, als ein

nächtiger Jüngling beantritt, die Ebrenbaut abwerfend und eine Keule in der Hand behaltend.

Hat man nun bisher das Vergangene beantwortungsweise vorgeführt, so siehst du, nun verwandelte sich Alcelaos in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Herculen losrennt. Dieser aber fasst mit der linken Hand das Horn des dämonischen Ungeheuers und schlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, worauf du siehst, daß der Gott in seiner innersten Persönlichkeit verwundet ist. Hercules aber, vergnügt über seine That, betrachtet nur Dejanira; er hat die Keule weggeworfen, und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.

Herculeo und Nessus.

Diese brausenden Fluthen, welche, angeschwollen, Felsen und Baumstämme mit sich führend, jedem Reisenden die sonst bequeme Furt versagen, es sind die Fluthen des Evenus, des Calydonischen Landstroms. Hier hat ein wundersamer Fährmann seinen Posten genommen, Nessus, der Centaur, der einzige seines Geschlechts, der aus Pholoe den Händen des Hercules entrann. Hier aber hat er sich einem friedlichen nützlichen Geschäft ergeben; er dient mit seinen Doppelkräften jedem Reisenden, diese will er auch für Herculen und die Seinigen verwenden.

Herculen, Dejanira und Hyllus tragen im Wagen zum Flusse; hier machte Herculen, damit sie sicherer übersetzen, die Eintheilung. Nessus sollte Dejaniren übersetzen, Hyllus aber auf dem Wagen sich durchbringen. Herculen gedachte watend zu folgen. Schon ist Nessus hinüber. Auch Hyllus hat sich mit dem Wagen gerettet, aber Herculen kämpft noch gewaltig mit dem Flusse. Indessen vermißt sich der Centaur gegen Dejaniren; der Hülfe rufenden gleich gewärtig, fasst Herculen den Bogen und sendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er schießt, der Pfeil trifft, Dejanira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dieß ist der Augenblick, den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus arbeitet die gewaltsame Scene; ans Ufer gelangt hat er sogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden, und nun sieht er drohen, klatscht in die Hände, und freut sich einer That, die er selbst nicht verrichten konnte. Nessus aber scheint das tödtliche Geheimniß Dejaniren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten fest im Auge, daß bei Herculen auf Persönlichkeit alles ankommt sey; nur unmittelbare That sollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fäusten zu zerschmettern, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen, das war seine Bestimmung und sein Geschick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken; als Nahwaffe gebrauchte er die Keule, und selbst diese bloß nur als Wanderstab. Denn gewöhnlich um die That zu beginnen wirft er sie weg, eben so auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Sinnbild, denn für ein Gewand trägt. Und so finden wir ihn immer auf sich selbst gestellt, im Zweikampf, Wettstreit, Wettefer überall eigenhold auftretend.

Das feine Gestalt von dem Künstler jedesmal nach der nächsten Bestimmung modificirt worden, können wir weissagen, wobei die köstlichsten classischen Reste uns zu Hülfe kommen, nicht weniger Zeugnisse der Schriftsteller, wie wir sogleich sehen werden.

Herculeo und Antäus.

Der Libysche Wegelagerer verläßt sich auf seine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verlust durch die mindeste Berührung wieder erstattet werden. Er ist im Begriff die Erschlagenen zu begraben, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Bodens halten, denn er gleicht einer tief gebildeten Erdscholle. Er ist fast eben so breit als lang. Der Kopf mit den Schultern zusammengewachsen; Brust und Hals scheinen so hart als wenn der Erzarbeiter sie mit Hämmern gerichten hätte. Fest steht er auf seinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet sind.

Diesem vierfüßigen Boxer steht ein gelenker Held entgegen, gestaltet als wenn er zu Faustkämpfen ganz allein geboren und gebildet sey. Ebenmaß und Stärke der Glieder geben das beste Zutrauen, sein erhabener Nacken läßt uns glauben, daß er mehr sey als ein Mensch. Seine Farbe ist rothbraun, und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn, ob er sich gleich zusammennimmt, um, als ein von beschwerlicher Wanderung Angegriffener, nicht etwa hier den Körpern zu fliehen. Solchen Vorzug schützt Antäus nicht; schwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er sich die Ohren verwahrt, weil dorthin die ersten mächtigsten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch ist nicht unbewußt, daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gäa, die Mutter, stellt ihren Liebling, wie er sie nur im mindesten berührt, in allen Kräften wieder her. Deshalb faßt Herculen den Antäus in der Mitte, wo die Rippen sind, hält ihm die Hände hinterwärts zusammen, stemmt den Ellenbogen gegen den tenchenden Bauch und stößt ihm die Seele aus. Du siehst wie er winselnd auf die Erde herabblickt. Herculen hingegen voller Kraft bei der Arbeit lächelt. Daß auch Götter diese That betrachten, kannst du an der goldenen Waffe sehen, die, auf den Berg gelagert, sie wahrscheinlich bedeckt. Von derther kommt zu Mercur, als Erfinder des Faustkampfes, den Sieger zu bekränzen.

Herculeo und Atlas.

Diesmal treffen wir unsern Helden nicht kämpfend noch streitend, nein, der ödeste Wetterfeste hat ihn ergriffen, im Dulden will er probiren seyn. Denn auf seinem Wege zu den Hesperischen Heiderinnen, wo er die goldenen Aepfel gewinnen sollte, findet er Atlas, den Vater jener Hesperiden, unter der ungeheuern Last des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, fast erliegend. Wir sehen die riesenstarke Gestalt auf ein Knie niedergedrückt, Schweiß triefend herab. Den eingezogenen Leib und dessen Darstellung bewundern wir, er scheint wirklich eine Höhle, aber nicht finster, denn er ist durch Schatten und Widerscheine, die sich begegnen, genugsam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunststück anzurechnen. Die Brust dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte; sie ist tragig, doch scheint sie gewaltsam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; es scheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmlischen Kreise stützt. Was

aber in diesen sich bewegt, ist nicht körperlich gemalt, sondern als in Aether schwimmend; die beiden Bären sieht man, so wie den Stier, auch Wunde blasen theils gemeinsam, theils widersinnig, wie es sich in der Atmosphäre begeben mag.

Hercules aber tritt hinzu, im Stillen begierig auch dieses Abenteuer zu bestehen; er bietet nicht geradezu dem Riesen seine Dienste, aber bedauert den gewaltsamen Zustand, und erweist sich nicht abgeneigt, einen Theil der Last zu übertragen; der andere dagegen ist es wohl zufrieden und bittet daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun sehen wir die Freudigkeit des Helden zu solcher That, aus seinem Angesicht leuchtet Bereitwilligkeit, die Keule ist weggeworfen, nach Bewältigung streben die Hände. Diese lebhafte Bewegung ist durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick die unsachgemäße Last von den Schultern des einen auf die Schultern des andern hinüberwälzt zu sehen.

Untersuchen wir uns recht, so können wir den Hercules nicht als gedichtet, sondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entschiedensten Verhältnisse gesetzt hat. Er verliert seine Tage als Diener, als Knecht, er stirbt fern seiner Heimath; theils zieht er auf Abenteuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern ist er unglücklich, so wie mit schönen Günstlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert sind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen schönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieser, unbekannt, Wasser zu holen, steigt in Mysien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir wie es ihm ergangen; denn als er umfing, von einem ab Schönheit überrascht, die klare Welle schöpfen will, wie sie in tiefem Waldschlüsse reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht ihn hinabzuziehen. Noch inniger sie eben in derselben Handlung und Bewegung. Zwei andere, aus dem Wasser erhoben, verbinden sich mit ihrer Hände, glücklich verschlungen, sind beschäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit so zartgesinnenschmeichelnder Bewegung, wie es Meernymphinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt den Krug ins Wasser zu tauchen; seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den beiderlichen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen, auf den Gesichtszügen des Knaben würde das liebenswürdigste seyn, was ein Künstler uns darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drei Nymphen abzufassen, entsprechende Begierde, dunkles Verlangen, unsinnliche, gleichsam spielende Theilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beifall der sämmtlichen Kunstwelt Anspruch machen dürfte.

Aber noch ist das Gemälde nicht vollendet, noch schlicht sich ein herrlicher unentbehrlicher Theil daran. Hercules als liebender Jüngling drängt sich durchs Dickicht, er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald, und so antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügerische Antwort vernehmend steht der Held stille, sein Herzchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand zur Stirn gegen das linke Ohr gebogen. Wer nun auch hier die Sehnsucht des getäuschten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünschten.

Hercules und Abderus.

Hier hat der Kräftige das Viergespann des Diomedes mit der Keule bezwungen, eine der Stuten liegt todt, die andere zerrissen, und wenn die dritte wieder aufzuspringen scheint, so sinkt die vierte nieder, rauchsaamig und weiß sämmtlich anzusehen. Die Krippen aber sind mit menschlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie sie Diomed seinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbarische Rossenährer selbst liegt erschlagen bei den Bestien, wilder anzusehen als diese.

Aber ein schwereres Geschäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Uebermaß eines schönen Knaben scheitert in der Ebenmaaß. Wohl! wohl! daß uns die untere Hälfte verdeckt scheint. Denn nur einen Theil seines geliebten Abderos trägt Hercules hinweg, da der andere schon, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Ungeheuern aufgezehrt ist.

Darum blickt der Unbezwingliche so bekümmert vor sich hin, Thränen scheint er zu vergießen, doch er nimmt sich zusammen und sinnt schon auf eine würdige Grabstätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur soll den Geliebten verewigen; eine Stadt soll gebaut werden, jährliche Feste gewidmet, herrlich an ähnlicher Arten Wettspiel und Kampf, nur ohne Pferderennen, das Andenken dieser verhaßten Thiere sey verbannt.

Die herrliche Composition, welche zu dieser Beschreibung Anlaß gegeben, tritt sogleich vor die Phantasie, und der Werth seiner zur Einheit verbundnen mannigfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird sogleich anerkannt.

Wir lenken daher unsere Betrachtung nur auf die bedeutende Darstellung der zerrissenen Glieder, welche der Künstler, der und die Versammlung des Abderos so wirklich vorlegt, vorzüglich in den Pferdetruppen ausspendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, so konnten freilich die Ueberreste des barbarischen Futters nicht vermißt werden; man benutzte sich mit dem Ausspruch: alles Nothwendige ist geschehen.

In den von uns dargestellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, sondern vielmehr dem Zuschauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Trophäen aufgehängt, eben so wenig selbst die Köpfe der freier Hyrtaniaʼs am Palaste des Vaters aufgesteckt, und wie selten wir uns bei den Strömen Blutes benehmen, die in so manchen Bildern mit Grund vermißt hin und wieder fließen und fließen. Und so dürfen wir wohl sagen, der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung

des Sohne. Und ist es bei uns Neuern nicht derselbe Fall: denn wo wollten wir in Kirchen und Galerien die Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollendete Meister so manches widerwärtige Martyrthum dankbar und behaglich anzuschauen.

Wann wir uns in dem Vorigen für unfähig erklärt haben, die Gestalt des Hercules als eines Herrschenden, Gebietenden, Anbefehlenden in unserer Einbildungskraft hervorzubringen, und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leistend anerkennen wollten, so gestehen wir doch gegenwärtig ohne Beschämung, daß der Genius alter Kunst unsere Fähigkeiten weit überflügelt, und dasjenige was jene für unthunlich hielten, schon längst geleistet hat. Denn wie führen uns zur Erinnerung, daß vor dreißig Jahren sich in Rom der Anguß eines nach Englane gewanderten Kopfes befand, den Hercules vorstellend, von überlegsamem Ansehen. In der ganzen Form des Hauptes, so wie in der Bestimmung einzelner Gesichtszüge war der höchste Friede ausgedrückt, den Verstand und klarer Sinn allein dem Antlitz leihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltsame war verschwunden, und jeder Beschauende fühlte sich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Diesem ruhigste man unbedingt als seinem Herrn und Gebieter, ihm vertraute man als Gelegenheit, ihn hörten wir in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und so finden wir den Helden auch in dem zartesten Verhältnisse als Vater zum Sohn, und hier bewährt sich abermals die große Beweglichkeit griechischer Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menschheit. Leider hat die neuere Kunst durch reellanbe Zufälligkeiten verhindert die köstlichsten Verhältnisse nachzubilden: den Segen vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunst die herrlichsten Documente dieser Art hinterließ. Glücklicherweise darf jeder Kunstfreund nur die Herculanischen Alterthümer aufschlagen, um sich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier steht Hercules, heldenhaft gedrückt, ihm fehlt keines seiner bekannten Beigeichen. Die Keule, vom Löwenfell bedangen und bereitet, diene ihm zur bequemen Stütze. Köcher und Pfeile ruhen unter dem sinkenden Arm. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, die Füße übereinandergeschlagen, steht er bedrängt, vom Rücken anzusehen, das mit Kranz und Binde gezierte umwandene Haupt nach uns wendend, und zugleich den kleinen am Reh säugenden Knaben betrachtend.

Reh und Knabe führen uns wieder auf Mysens Kuh zurück. Hier ist eine eben so schöne, so mehr elegante, sentimentale Gruppe, nicht so genau in sich geschlossen wie jene, denn sie macht den Anbeit eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er säugt, blickt nach dem Vater hinauf, er ist schon halbwüchsig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewundere wie die Tafel ausgefüllt sey: vorn in der Mitte steht ein Rind feierlich, eben so zur Seite liegt eine Löwenhaut, anzudeuten daß durch häuslichste und heroische Gegenwart diese Bergeseinöden zum friedlichen Paradies geworden. Wie sollen wir aber diese Frau ansprechen, welche dem Helden so mäßig ruhig gegenüber sitzt? Es ist die Heroine des Berges; maßenhaft starr blickt sie vor sich hin, nach Dämonen-Weise unbetheiligend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fruchtbaren Wiesen der Landschaft. Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, so wie ein Faun über ihr und bezeugt, daß zu gesunder Weide die beste Gegenheit auf den Höhen sey. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Orts, ohne Theil an dem zarten und herrlichen Ereignis zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine bedeutungsvolle Göttin, betrügt wie er; sie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, sie deutet ihm nun auf den wunderlam erhaltenen und glücklich herangewachsenen Sohn. Mir benamsen sie nicht, aber die Kenntnis, die sie führt, deuten auf Nahrung und Versorge. Mastschweinlein ist sie es die den Knaben der säugenden Hinde unterlegt hat.

An diesem Bilde sollte sich jeder Künstler in seinem Leben einmal orientirt haben, er sollte sich prüfen, um zu erfahren wie ferne es möglich sey das was dieses Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag wieder herzustellen, ohne daß dem Hauptbegriff der in sich vollendeten Composition gefahret werde. Sodann wäre die Frage, wie die Choreuten zu erhalten und zu erbauen seyn möchten. Ferner könnte dieses Bild, in allen seinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Gelenkigkeit des Künstlers auf das unwidersprechlichste bewähren.

Hercules und Chiedamas.

Dem Helden, dessen höchstes Verdienst auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl einen seiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen, und so ist Hercules auch von dieser Seite berühmt und dargestellt. Heißhungrig findet er einst, gegen Abend, auf dem schroffsten Theil der Insel Krotal, von Limonien bewohnt, einen Ackersmann den kümmerlichen Bodenraum mit Pflugschar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere; gutwillig will sie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umstände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verschaffen und fängt an sich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier sieht er, aufmerksam auf das Fleisch, das über den Kohlen bratend schmort. Er scheint mit großem Appetit zu erwarten, daß es bald gar werde, und beinahe mit dem Feuer zu hadern, daß es zu langsam wirke. Die Heiterkeit, welche sich über seine Gesichtszüge verbreitet, wird keineswegs gestört, als der in seinen nöthigsten Thieren höchst belästigte Ackersmann ihn mit Verwünschungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgreis steht in seinen großen Formen, der Landmann als ein alter, schroffer, rauchwilder, roher, derber Mann, den Körper beschäftigt nur Knie, Arme, und Kraft entbietet, entblößt.

Die Cantier verehren immerfort, zum Andenken dieses Ereignisses, den Hercules an hohen Festtagen mit Verwünschungen und Steinwerfen, und er, in seiner unverwüstlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu Gute.

Die Kunst, wenn sie lange mit Gegenständen umgeht, wird Herr über dieselben, so daß sie den würdigsten eine leichte, lustige Seite wohl abgewinnt. Auf diesem Wege entsprang auch gegenwärtiges Bild.

Es ist zur Bearbeitung höchst anlockend. Im sodanen Gegensatz steht eine große heitere Heldennatur

gegen eine roh andringende kräftige Gewalt. Die erste ruhig, aber bedeutend in ihrem Ernnen, die zweite durch heftige Bewegung auffallend. Man denke sich die Umgebung dazu. Ein zweiter Stier noch im Pflug, geringer aufgefaßtes Exemplar. Zeilen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre dieß nicht ein schönes Gegenstück zum Ulug bei den Cyclopen, im heitersten Sinne ein glücklicher Gegensatz!

Genuß bei Armen.

Und so mag denn dieses heitere Bild andere vielmalige Arbeit beschließen. Ein trefflich interessirender Kunstfreund entwarf es vor Jahren, zum Verlust in wie fern man sich der antiken Behandlungsweise solcher Gegenstände einigermaßen nähern könne. Der Raum ist wohl das Doppelte so breit als hoch und enthält drei verschiedene Gruppen, welche künstreich zusammen verbunden sind. In der Mitte ruht Herkules rechtsgewandt, auf Pfeiler gelehnt, und nimmt durch diese Lage mit den übrigen stehenden Figuren ins Gleichgewicht. Der vor ihm gestellte Speiseeimer, das unter ihm angeschlagene Weinfaß deuten schon auf reichlich einzunehmenden Genuß, mit welchem sich jener andere wohl bezahlt hatte; dem Helden aber soll sich das Gastmahl unmittelbar erneuern. Dessen sind zu seiner Rechten drei Diener beschäftigt. Einer, die Treppe herantreibend, bringt auf mächtiger Schüssel den ersten Braten. Ein anderer thut noch, die schweren Brotkörbe kaum erschleppend. Die hinzugenommen dritten, der hinan zum Keller schreitet, eine ungeheure Kanne am Henkel schwingt und mit dem Deckel klappernd über die Trinklust des mächtigen Gastes ungeduldet scheint. Alle drei müssen sich verbeugen über die Zudringlichkeit des Helden zurücken, dessen Finger der rechten Hand den im Hintergrund, als Ausdruck von Strahlenglanz, so behandelten Kopf des Schutzgottes aufzudringen bewegt sind. Zur Linken aber steht Admet, eine Schale darreichend, in ruhiger Haltung des freundschaftlichen Wirthes. Und so verbirgt er dem Gast die traurige Trauer, die durch einen Vorhang von dem früher beschriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuschauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus diesem dunklen Winkel, wo eine Anzahl erschrockener Frauen ihre abgeschiedene Herrin betrauern, tritt ein Knabe hervor, der den Vater beim Mantel zupft, ihn herein zu ziehen und ihm Theilnahme an dem unseligen Familienereigniß aufzudringen gebeutet. Durch Gestalt und Handlung dieses Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden, und das Auge kehrt gern über Saal und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus, und in den Hofraum vor demselben, wo man noch einen Handgemeinen beschäftigt sieht, ein aufgebäumtes Pferd zu zügeln, um die entsetzensvolle Botschaft des Todes anzudeuten und auf deren Unerbittlichkeit scherzhaft hinzuweisen.

Da jedoch weder die weitläuftigste Komposition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschten wir gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgewiesen mitzutheilen, um die früheren Andeutungen durch ein Beispiel auszusprechen und wo möglich zu vervollständigen.

Mag nun unser Leser jurückdenken auf das Vergangenheit, worin wir sämmtliche Prosessionsmale vorausgesetzt, so wird er gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir wohl ungern uns in der Hälfte von einer so erfreulichen Ausführung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt, ein glücklicher Augenblick vergönnte sie weder vorzunehmen noch zu vollenden.

Möge das was wir vorgetragen haben nicht bloß gelesen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, sondern in die Thatkraft tüchtiger Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt, können solche Beispiele wirken, denn sie tragen den Sinn mit sich, wornach allein gestrebt, und belehren wo noch zu belehren ist.

Nachträge.

Cephalus und Procris.

Nach Ovids Metam.

Cephalus der leidenschaftliche Jäger, nachdem er das Unglück, welches er unwissend in der Morgendämmerung angerichtet, gewahr worden, erfüllte mit Jammergeschrei Felsen und Wald. Hier, auf diesem nun genug zu schauenden Platte, nachdem er sich aufgerafft, klet er, weinend über sein Geschick, den Todesnam seiner Gattin entseelt im Tode rufend.

Inzwischen hat sein Wehklagen auch wohl in den nächsten Behausungen laut und weit und breit mehr umliegende Räume aufgeregt. Ein alter Baum hat sich herumgetrieben und zu erforschen die Ursache eines mit innerstem Schmerz gepreßten und unterdrückten Geschreies, ihren Frauen, seinen mächtigen Gemahl, deren eine die Hand der Verstorbenen faßt, als ob sie sich wirklich wirklichen Augenblick verstehen wollte, gefallen sich prüfend und beiden der Verlorne schon gestorben auch. Von oben herab auf Procris sich wiegend, sinnt eine Drude, gleichsam als schaut; unten sah sich der unaufmerksamste Hund hingestreckt und scheint sich nach früher Beute sehnend umzusehen. Amor, mit der linken Hand der Hunde ausweichend verbunden, zeigt mit der rechten dem seinen schmerzhaften Pfeil vor.

Wem sagt es nun entgegen? Einer Cicadenart von Jammer, Wehklagen und Klagen, die durch jenes Jammergeschrei erst recht hervorgerufen, die Luft gewaltig werden, sich darüber erfreuen und in die Schmerzen der Hinterbleiben heftig einstimmen. Daß ihnen aber auch mehrere Feinde und den Todestag bereiten werden, dieß beweist das letzte Mahl den der Jagd, welches von der Mutter mit herausgerissen wird, indem sich nach den wahrscheinlich Folgenden umsieht. Auf dem Felsen über ihren Häupten hat eine Zwischenpause trauriger über der andächtigen Szene; weiter oben kommt eine Dryas eilig, sich verwundert umschauend, herzu; sie hat das Geschrei gehört, aber sich nicht gut genommen der Haarflechten zu entgehen; sie kommt, das Langhaar in der Hand schwingend, neugierig und theilnehmend. Ein Nebelchen steigt gegenüber ganz gelassen in die Höhe und zagt, als wenn nichts vorgänge, sein Frühstück von den Zweigen. Damit wir aber ja nicht zweifeln, daß das alles mit Tagesanbruch sich zutrug, eilt Helios auf seinem Wagen aus dem Meere

hervor. Sein Hinsehauen, seine Geberde bezeugen, daß er das Unbeil vernommen, es nun erblicke und mitempfinde.

Uns aber darf es bei aufmerksamer Betrachtung nicht irren, daß die Sonne gerade im Hintergrunde aufgeht und daß ganze eben beleuchtete Personal wie vom Mittag her beleuchtet ist. Ohne diese Fiktion wäre das Bild nicht was es ist, und wir müssen eine jede Kunst verehren, die sich, gegen alle Wirklichkeit, ihrer angeflammten Rechte zu bedienen weiß.

Noch eine Bemerkung haben wir über den Vordergrund zu machen. Hier finden sich die Spur der umgebenden Menschenhände. Die Hauptgruppe ist vor dem tiefsten Waldesdickicht gelagert; der Vordergrund ist als ein einjähriger Schlag behandelt: Bäume sind nicht weit von der Wurzel abgehauen, die Lebendige Rinde hat schon wieder ihren Zweig getrieben. Diesen fortdauernden Schlag hatte der Künstler weislich an, damit wir benutzt und reichlich sähen, was die Bäume, wenn sie auferzogen würden, und verwildern möchten. Eben so weislich ist im Mittelgrunde ein Lager angelegt, damit er uns Fluß und hintere Landschaft nicht verbaue, wo Gebäude, Thürme, Rauch und eine Mühle, als Dienerin der allernährenden Ceres thätig, uns anbauten, daß menschliche Wohnungen zwar fern seyen, daß wir uns aber nicht durchaus in einer Wüste befinden.

Aesop.

So wie die Thiere zum Orpheus kamen um der Musik zu genießen, so zieht sie ein anderes Gefühl zu Aesop, das Gefühl der Dankbarkeit, daß er sie mit Vernunft begabt.

Löwe, Fuchs und Pferd nahen sich.

Die Thiere nahen sich zu der Thüre des Weisen, ihm mit Binden und Kränzen zu verehren.

Aber er selbst scheint irgend eine Fabel zu dichten, seine Augen sind auf die Erde gerichtet und sein Mund lächelt.

Der Maler hat sehr weislich die Thiere, welche die Fabel schildert, vorgestellt, und gleich als ob es Menschen wären führen sie einen Eber heran, von dem Theater Aesops entnommen.

Der Fuchs aber ist Oberführer, den auch Aesop in seinen Fabeln oft als Diener braucht, wie Lustspieldichter den Davus.

Orpheus.

In den ersten Vorzügen der Griechischen Kunst gebürte, daß Bildner und Dichter einen Charakter, den sie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, sondern durch alle denkbaren Fälle durchführten. Orpheus war ihnen das Gefäß, in welches sie alle Wirkungen der Dichtkunst niederlegten: rohe Menschen sollte er der Sittlichkeit näher führen, Flüsse, Wälder und Thiere bezaubern und endlich gar dem Hades eine Verstorbene wieder abzwingen.

Orpheus ist in der Mitte von Lebendigen und leblosen Gegenständen vorgestellt, die sich um ihn versammeln; Löwe und Keuler stehen zunächst und bereiten, Hirsch und Hase sind durch die fürchterliche Gegenwart ihres Erbfeindes nicht erschreckt; auch andere, denen er sonst feindselig nachzujagen pflegt, ruhen in der Gegenwart des Rubenden. Von Geflügel sind nicht die Singvögel des Waldes allein, sondern auch der prächtige Häher, die geschwätzige Krähe und Jupiters Adler gegenwärtig. Dieser, mit ausgespannten Flügeln schwebend, schaut unverwandt auf Orpheus, und, des nahen Hasens nicht gewahrend, hält er den Schnabel geschlossen, eine Wirkung der selbstthätigsten Musik. Auch Wälde und Saale stehen vermischt und erstaunt. Aber noch ein größeres Wagestück bestehet der Maler; denn Bäume treibt er aus ihren Wurzeln, führt sie dem Orpheus zu und stellt sie im Kreise umher. Diese Fichte, Cypresse, Erle, Pappel und andere derselben Bäume, mit bändelartig verschlungenen Aesten, umgeben den Orpheus, ein Theater gleichsam bilden sie um ihn her, so daß die Vögel als Zuhörer auf den Zweigen sitzen mögen. Daß Orpheus in frischem Schatten singe.

Er aber sitzt, die stimmende Barrwolle um die Mange, die adlangende Gelehmähne auf dem Haupte; sein Auge aber ist gedankenvoll, zartsinnend, von dem Gotte voll, den er besingt. Auch seine Augenbrauen scheinen den Sinn seiner Gesänge auszudrücken, nach dem Inhalt bewegt.

Der linke Fuß, der auf der Erde steht, trägt die Zierde die auf dem Schemel ruht, der rechte hingegen deutet den Takt an, indem er den Boden mit der Sohle schlägt; die rechte Hand hält das Plectrum fest und regt über die Saiten hin, indessen der Ellenbogen anliegt und die Handwurzel innwärts gebogen ist; die linke dagegen berührt die Saiten mit geraden Fingern.

Die Andrier.

Sehet der Quellgott auf einem wohlgeschichteten Bette von Trauben, aus denen durch seinen Druck eine Quelle zu entspringen scheint. Sie gewährt den Andriern Wein und sie sind im Genuß dieser Gabe vorgestellt. Der Gott hat ein rothes aufgeschwollenes Gesicht, wie es einem Trinker geziemt, und Epheen wachsen um ihn her, wie sonst die Rohre an wasserreichen Orten. An beiden Ufern sehet ihr die Andrier singend und tanzend; Mädchen und Knaben sind mit Epheen gekrönt, einige trinken, andere wälzen sich schon an der Erde.

Sehet ihr weiter hinaus über diese verbreiteten Feste, sehet ihr den Bach schon ins Meer fließen, wo an der Mündung die Tritonen mit schönen Muscheln ein anblasen, zum Theil trunken und zum Theil blasend verderben. Einige schon trunken tanzen und springen so gut es ihnen gelingen will. Indessen ist Dionysus mit vollen Segeln angekommen um an seinem Feste Theil zu nehmen. Schon hat das Schiff im Hafen Anker geworfen und vermischt folgen ihm Satyre, Silenen, das Lachen und Scomus, zwei der besten Trinker unter den Dämonen.

Naürliche, naive und doch weit ausdeutende Behandlung Griechischer Mythologie findet sich in den alten Kunstwerken.

Theseus, als Knabe, der auf des Hercules Ehrentaat kühn losgeht, indeß die andern Kinder furchtsam fliehen, ist ein schöner und erfreulicher Gedanke.

Orpheus, auf einem bemoosten Baumstamme sitzend, hat durch seine Melodien manche Thiere herbeigezogen, deren herandringende Menge ihn zu

ängstigen scheint. Die Hand ist ihm von den Saiten herabgefallen, er stützt sich auf sie. Gedrückt und gleichsam zurückweichend beugt er sich gegen die linke Seite des gesenkten Steines. Das Angesicht ist schön, die Haare wild. Seine zusammengesunkene Stellung ziert den Raum aufs vollkommenste und giebt Gelegenheit das Leier und Thiere das übrige Terre oeconomisch und bedeutungsvoll auszufüllen. Die Thiere sind klein gehalten; und höchst geistreich ist der Gedanke das ein Schmetterling gleichfalls angezogen, wie nach einem Lichte, so nach den Augen des Sängers flattert.

Von neuerer Kunst, aber doch auch zu beachten und zu schätzen, ist eine geschnittene Muschel: der junge Herkules von der Jugend, als einer Matrone, die Keule empfangend. Dieser Gedanke scheint uns glücklich: denn, wohl überlegt, so ist ein Herkules, der schon mit der Keule an den Scheideweg kommt, von selbst entstehen etwas Tüchtiges vorzunehmen; denken wir ihn aber das er krank und frei, als muthiger Wanderer, den Tiergruß, die Blumenkränze und Weinträge der lockenden Wollust verschmähe, und sich die Keule von der ernsten derben Tugend erbitte, so möchte dieß wohl mehr folgerecht seyn. Auf unserer Camee componiren nur die zwei Figuren mit einander; wie allenfalls die dritte hinzuzufügen, davon kann die Rede seyn, wenn wir auf diesen Gegenstand zurückkehren, der alle Betrachtung verdient, indem er, eigentlich theoretischen Ursprungs, gleichfalls der Poesie und bildenden Kunst gewissermaßen zusagt.

Peneus, der Flußgott, über den Verlust seiner Tochter Daphne betrübt, wird von seinen untergeordneten Quellen und Bächen getröstet. Wenn man fragt, wie denn eigentlich ein Flußgott trauere? so wird jedermann antworten: indem er seicht fließt; getrübet wird er dagegen, wenn ihm frische Wasser zugeführet werden. Das erste, als nicht bildlich, vermied Julius Roman. Peneus liegt, traurig ausgestreckt über einer noch reichlich fließenden Urne; aber das zweite Motiv des Tröstens, des Ermattens, Feuchtwerdens, ist dadurch, so sinnlich als deutlich, ausgedrückt, das vier umhergestreute Flußgötter, zunächst hinter ihm, ihre Urnen reichlich ausgießen, so daß ihre Wasser ihm selbst über die Füße schwellen und er also aufgefordert ist stolzer und muthiger als sonst sich drüben zu erzeigen. Der eminente Geist des Julius Roman zeigt sich hier auch in seiner Glorie.

Die fromme, liebevolle Freude einer Mutter an ihrem jungen Knaben ist schon tausendmal, mehr oder weniger abwechselnd und heilig, vorgestellt und kann in Ewigkeit variirt werden.

Die heitere, muntere Lust einer jungfräulichen Wärterin an einem Kinde, dessen erste menschliche Bewegungen sie leitet und fördert, giebt zu dem mannigfaltigsten, anmuthigsten Darstellungen Anlaß.

Der Jüngling, der Mann, der Greis sey von diesem hohen Lebensgenuß nicht ausgeschlossen. Mercur, der einen Knaben eilig weeträgt und, zurückgewendet, ihn freundlich betrachtet; Herkules und Telephus, den wir schon gerühmt; Chiron und Achill; Phönix und Achill; Pan und Olympus; Nireus Knabe und der, ihn vor den Pfeilen des Apollo schützende, Pädagog, und was somit noch Bedeutendes und Lehrhaftes dieser Art gefunden werden kann, geben köstliche, kunstgerechte und zugleich den sittlichen Sinn rein aufregende Bilder.

Das Höchste dieser Art vielleicht ist Simeon, entzückt über das ihm entgegenkommende Jesuskind. Ein schön motivirtes Bild davon ist uns vorgekommen. Der Priester überläßt sich seinem prophetischen Entzücken, das Kind, gleichsam davon erregt, wendet sich von ihm ab, und indem es nahe die Hand ausstreckt scheint es die Gemeinde zu segnen. Die eilende Mutter biegt sich vor und breitet die Arme aus, den Wiederkommenden wieder zu empfangen. Die reiche Umgebung erlaubt, von den ernst betrachtenden Priestern und Leuten, bis zur gleichgültigen Gegenwart Gezeichnete tragender Kinder, eine vollkommene Stufenreihe darzustellen. Glücklicherweise hat Raphael diesen Gegenstand nicht behandelt und so bleibt dem Künstler die Gelegenheit ohne Vorbild nach dem Höchsten zu streben.

Antik und modern.

Da ich in Verfolgendem gewöhnlich war zu Gunsten des Alterthums, besonders aber der damaligen bildenden Künstler, so viel Gutes zu sagen, so wünschte ich doch nicht mißverstanden zu werden, wie es leider gar oft geschieht, indem der Leser sich eher auf den Gegensatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung sich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit um beispielweise zu erklären, wie es eigentlich gemeint sey, und auf das ewig fortdauernde Leben des menschlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunst, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Carl Ernst Schubarth, in seinem Hefte zur Beurtheilung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu schätzen und dankbar anzuerkennen habe, sagt: „Ich bin nicht der Meinung wie die meisten Verehrer der Alten, unter die „Goethe selbst gehört, daß in der Welt für eine hohe, „vollendete Bildung der Menschheit nichts überhaupt „Günstiges sich hervorgethan habe wie bei den Griechen.“ Glücklicherweise können wir diese Differenz mit Schubarths eigenen Worten ins Gleiche bringen, indem er spricht: „Von unserem Goethe aber sey es „gesagt, daß ich Shakespeare ihm darum vorziehe, „weil ich in Shakespeare einen solchen tüchtigen, sich „selbst unbewußten Menschen gefunden zu haben „glaube, der mit höchster Sicherheit, ohne alles Rai„sonniren, Reflectiren, Subtilisiren, Classificiren „und Potenziren den wahren und falschen Punkt der „Menschheit überall so genau, mit so wie irrenden

Erbschaft in die er eintritt, von den Urvätern des 15ten und 16ten Jahrhunderts durch alle die trefflichen des 18ten hindurch, gegen dessen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach dem die Fülle Niederländischer Meister des 17ten, deren große Fähigkeiten sich bald zu Hause, bald südlich, bald nördlich ausbilden, so wird man nicht leugnen können, daß die ungeheure Sonderheit, womit ihre Auge die Natur durchdringen, und die Leichtigkeit, womit sie ihr eigenes gesammtes Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet sey. Ja, in so fern wir begreifen dürfen, beschränken wir uns gern wir begreifen dürfen, beschränken wir uns gern auf ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe solcher Erzeugnisse, und verargen es Kunstfreunden keineswegs, die sich ganz allein im Besitz und Verehrung dieses Fachs begnügen.

Und so könnten wir noch hundert Beispiele bringen, das was wir aussprechen, zu bewahrheiten. Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es was uns entzückt, und wenn wir nun behaupten, dieses alles gesellet sich am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit höherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweisen. Jeder sey auf seine Art ein Grieche! Aber er sey's.

Eben so ist es mit dem schriftstellerischen Verdienste. Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und desselben Dichters vornehmen, so finden wir manche, die auf eine gewisse populäre Art dort hindeuten, andere daneben, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freie Naturerzeugnisse hervortreten. Und so ist unser wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß ferner Zeit verfaßt sey das schönste Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und so fahren wir noch zum Schlusse einen neueren Künstler vor, um zu zeigen, daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, sondern auch mit bedingten Werken und Zuständen zufrieden sind. Sebastian Bourdon, ein dem siebzehnten Jahrhundert angehöriger Künstler, dessen Name wohl jedem Kunstliebhaber mehrmals um die Ohren gesummt, dessen Talent jedoch in seiner echten Intuitivqualität nicht immer verdiente Anerkennung genossen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollständig vorführt.

Man muß zuvörderst den Gegenstand wohl gelten lassen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürstenstamme, dem bestimmt ist künftig auf die Welt ungeheuern Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerstört und ganz Erneutes dagegen heraufgeführt wird, daß ein solcher Knabe in den Armen der liebevollsten Mutter, unter Obhut des bedächtigsten Greises gefährdet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verschiedenen Momente dieser bedeutenden Handlung sind hundertmal vorgestellt und manche hiernach entsprungene Kunstwerke reizen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch folgendes zu sagen, damit ein Liebhaber, der sie nicht selbst vor Augen schaut, einigermaßen unsern Beifall beurtheilen möge. In diesen Bildern erscheint Joseph als die Hauptperson; vielleicht wären sie für eine Capelle dieses Heiligen bestimmt.

I.

Das Local mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe sieht man noch die beiden bewußten Thiere. Auf einem erhöhteren Hausraum ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gerät gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter beugt sich in frommem Gebete tiefsinnig. Mit diesen ruhigen Tagesanbruch contrastirt ein höchst bewegter gegen Joseph herumschwebender Engel, der mit den Händen nach einer Gegend hindeutet die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns-Handwerkszeug liegt vernachlässigt am Boden.

II.

Zwischen Ruinen hat sich die Familie, nach einer starken Tagereise, niedergelassen. Joseph, an das beladene lastbare, aus einem Steinwege sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe stehend zu genießen; aber ein Engel führt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Frist für das nahe Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kind beschäftigte, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräch herum; denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar seyn.

III.

Drückt eine eilende Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergkluft zur Rechten hinter sich. Knapp am Zaum führt Joseph das Thier einen Pfad hinab, welchen sich die Einbildungskraft am beste steiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer sehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von seiner Gefahr; ihre Blicke sind völlig in das schlafende Kind versenkt. Sehr greifbar ist die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß sie schon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff sind auf der linken Seite zu verschwinden.

IV.

Ganz im Gegensatz des vorigen, ruhen Joseph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Grabmaler eines Königsmumms. Joseph, dahinter stehend und darüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund ungeheures Obermaß und scheint der heiligen Mutter dieses bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Brust, schaut ernst und bedenkend, ohne daß man wüßte wonach sie blickt. Das entfernte Thier schnauft hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne sehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Aegypten schon angelangt sind.

Alles dieses hat der bildende Künstler in so engen Räumen mit leichten aber glücklichen Zügen dargestellt. Durchdrungenheit, vollständiges Denken, geistreiches Leben, Auffassen des Unentbehrlichsten, Beseitigung alles Ueberflüssigen, glücklich sichtiges

Behandlung im Ausführen: dieß ist es was wir an unsern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier so gut als irgend wo die Höhe der Kunst erreicht. Der Parnaß ist ein Montserrat, der viele Ansiedelungen in mancherlei Stagen erlaubt; ein jeder gehe hin, versuche sich und er wird eine Stätte finden, es sey auf Gipfeln oder in Winkeln.

Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände.

(Die mit Häkchen bezeichneten Ergänzungen sind von Goethe's Freunde und Mitarbeiter im Kunstfache, Hofrath Heinrich Meyer.)

I.

Landschaftliche Malerei.

Schematisches.

Der Künstler peinliche Art zu denken.

Wieder abzuleiten.

Der echte Künstler wendet sich aufs Bedeutende, daher die Spuren der ältesten landschaftlichen Darstellungen alle groß, höchst mannigfaltig und erhaben sind.

Hintergrund in Mantegna's Triumphzug.

Tizians Landschaften.

Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

Daher das Steile,

Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

Daher von oben herab das Weite.

Hieherauf zeichnen sich aus, alle die in Tyrol, im Salzburgischen und sonst mögen gearbeitet haben.

„Breughel, Jodocus Momper, Roland Savery, Isaac Major haben alle diesen Charakter."

Albrecht Dürer und die übrigen Deutschen der ältern Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuren Gegenstände die Freiheit des Wirkens verlieren, oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und denselben gewachsen ist.

Daher sie bei allem Anschauen der Natur, zu Nachahmung derselben, ins Abenteuerliche gehen, auch manierirt werden.

Bei Paul Bril mildert sich dieses, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrunde an Gebirgsmassen und in dem Uebrigen an Mannigfaltigkeit nie fehlen läßt.

„Das Beste der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Bril (er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt) befindet sich in der Aldrovandischen Galerie und stellet eine Jagd von Rehen und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in diesem Bilde möchten wir kühl nennen, er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus und stimmt daher vortrefflich zu den flatternden Figuren. Das Landschaftliche, die Gegend ist schön gedacht, einfach, großartig und gleichwohl gefällig; Licht und Schatten wußte der Künstler zweckmäßig zu vertheilen und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung ist zwar fleißig, doch weder gelecft noch peinlich; ein sanfter Luftzug scheinet durch die Bäume zu ziehen und sie leicht zu bewegen; das Gegenstück ist, wiewohl geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdiensten, und stellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldstrom zwischen Felsen und Gestein sich schäumend durchdrängt."

Eintretende Niederländer.

Vor Rubens.

Rubens selbst.

Nach Rubens.

Er, als Historienmaler, suchte nicht sowohl das Bedeutende als daß er es jedem Gegenstand zu verleihen wußte; daher seine Landschaften einzig sind. Es fehlt auch nicht an steilen Gebirgen und gränzenlosen Gegenden, aber auch dem rudigsten, einfachsten, ländlichen Gegenstand weiß er etwas von seinem Geiste zu ertheilen und das Geringste dadurch wichtig und anmuthig zu machen.

„Zum bessern Verständniß des Vorstehenden über Rubens gedenken wir hier einer schätzbaren Landschaft desselben im Palast Pitti zu Florenz. Sie stellt die Heuernte dar, ist trefflich, meisterhaft behandelt, schön erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beschauer nehmen indessen mit Erstaunen, in dem Werke eines Künstlers wie Rubens, die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr, denn auf eine Baumgruppe vorn rechter Hand im Bilde, fällt solches rechts ein; alles übrige, die staffirenden Figuren nicht ausgenommen, ist von der entgegengesetzten Seite beleuchtet."

Rembrandts Realism in Absicht auf die Gegenstände.

Licht, Schatten und Haltung sind bei ihm das Ideelle.

Bolognesische Schule.

Die Carracci.

Grimaldi.

Im Claude Lorrain erblickt sie die Natur für ewig. Die Poussins führen sie ins Ernste, Hehre, sogenannte Heroische.

Anreaung der Nachfolger.

Endliches Auslaufen in die Portrait-Landschaften.

„Es springt in die Augen, daß Goethe's Aufsatz hier abgebrochen, übrigens auch als bloßer Entwurf nicht in allen Theilen vollendet ist, indem nach dem vorerstehen Styl, welchen Nicolaus und Caspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Joh. Both, des Ruysdael, des du Jardin, Potter, Berghem, van der Neer und Anderer Erwähnung hätte geschehen sollen. Wir unternehmen jedoch nicht darüber etwas hinzuzufügen, weil solches eine besondere umständliche Abhandlung erforderte; und so folge nun, ohne weiteres Erörtern, Goethe's weiter, freilich auch nicht vollendeter, doch in einigen Theilen schon mehr ausgeführter Aufsatz über denselben Gegenstand. —"

An seine Spröde.

Siehst du die Pomeranze?
Noch hängt sie an dem Baume,
Schon ist der März verflossen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und sage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du süße Pomeranze,
Ich schüttle, fühl', ich schüttle,
O fall' in meinen Schooß.

II.

Landschaftliche Malerei.

Schmarsicht.

Im ihren Anfängen als Nebenwerk des Geschichtlichen.

„Sehr einfach, oft sogar bloß symbolisch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orgagna und andern."

Durchaus einen steifen Charakter, weil sie ohne Höhen und Tiefen keine Ferne interessant darzustellen wußte kann.

„Das Steife, Strenge herrscht selbst in Tizians Werken, da wo er Felsen und Gebirge malt, noch mehr; so ebenfalls bei Leonardo da Vinci."

Männlicher Charakter der ersten Zeit.

Die erste Kunst durchaus ahnungsreich, deßhalb die Landschaft ernst und gleichsam brütend.

Forderung des Reizenden.

Daher hohe Standpunkte, weite Aussichten.

Beispiele.

Breughel.

Paul Brill; dieser schon höchst gebildet, geistreich und mannigfaltig. Man sehe seine zwölf Monate in sechs Blättern und die vielen andern nach ihm gestochenen Blätter.

Jodocus Momper, Roland Savery.

Einsiedeleien.

„In den Einsiedlern oder Einsiedeleien sind auch wohl J. Muzians Heilige, in Wildnissen dargestellt, zu rechnen, welche Corn. Cort in sechs bekannten schönen Blättern in Kupfer stach."

Nach und nach steigende Anmuth.

Die Carracci.

Domenichino.

„Albani, Guercino, Grimaldi und ihnen an poetischem Verdienst im landschaftlichen Fach nicht nachstehend, P. Fr. Mola und J. Bapt. Mola; auch wäre J. Bapt. Biset hier noch zu nennen."

Claude Lorrain.

Ausbreitung über eine heitere Welt, Zartheit, Wirkung der atmosphärischen Erscheinungen auf's Gemälde.

„Joh. Both."

„Herrmann Swanevelt."

„Poelemburg."

Nicol. Poussin.

Caspar Poussin.

Heroische Landschaft.

Genau besehen eine unglose Erde. Abwechselndes Terrain ohne irgend einen gebauten Boden.

Felsen, meist gerade thyrsische, aber einfache Menschen.

Anständige Wohnungen ohne Bequemlichkeit.

Sicherung der Bewohner und Umwohner durch Thürme und Festungswerke.

In diesem Sinn eine fortgesetzte Schule, viele leicht die einzige von der man sagen kann, daß der reine Begriff, die Auffassungsweise der Meister, ohne merkliche Abnahme überliefert worden.

„Felix Meyer von Winterthur ist zwar seiner Art denselben hier zu gedenken, weil mehrere seiner Landschaften mit wahrhaft Poussinischem Geist erfunden sind; doch ist die Ausführung meistens flüchtig, das Colorit nicht besser genug. Auch einen wenig bekannten Maler aus derselben Zeit, aber etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Merdmüller von Zürich; seine höchst seltenen Arbeiten halten in Hinsicht auf Reizendem und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwischen denen des Fr. Mola, Grimaldi und Cl. Lorrain, und wenn sie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der letztern reichen, so sind sie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigstens gleich zu schätzen."

„Meister, welche in landschaftlichen Darstellungen dem Geschmack der beiden Poussins gefolgt sind."

Glauber.

Franz Milet.

Franz von Nese.

Ed. Bourdon.

Uebergang aus dem Idealen zum Wirklichen durch Topographien.

Merians weit umherschauende Arbeiten.

Beide Arten gehen noch nebeneinander.

Endlich, besonders durch Engländer, der Uebergang zu den Bedeuten.

So wie beim Geschichtlichen zur Porträtiform.

Neuere Engländer, an der großen Liebhaberei zu Claude und Poussin noch immer verharrend.

Sich zu den Bedeuten hinneigend, aber immer noch in der Composition an atmosphärischen Effecten sich ergehend und übend.

Die Hackert'sche klare strenge Manier steht dagegen; seine meisterhaften Bleistift- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß Papier, um ihnen mit Tropa Kraft und Haltung zu geben.

Studien der Engländer auf blau und grau Papier, mit schwarzer Kreide und wenig Pastellfarbe, etwas nebulistisch; im Ganzen aber gut gedacht und sauber ausgeführt.

„Der Verfasser zieht hier auf einige schätzbare Zeichnungen englischer Landschaftsmaler, welche er während seines Aufenthalts in Rom an sich brachte und die noch gegenwärtig unter den von ihm nachgelassenen Kunstschätzen sich befinden."

III.

Landschaftliche Malerei.

Aufgestürztes.

1.

Als sich die Malerei im Westen, besonders in Italien von dem blitzten Byzantinischen mannierhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war, bei ihren ernsten großen Anfängen, ihr Thätigkeit bloß auf menschliche Gestalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Geistliche vorgestellt ward. Eine capellenartige Einfassung wurde den Bildern allenfalls zu Theil, und zwar ganz der Sache angemessen, weil sie ja in Kirchen und Capellen aufgestellt werden sollten.

Wie man aber bei weiterem Fortrücken der Kunst sich in freier Natur umsah, sollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite stehen; deßhalb denn auch jene Umgebungen erwählt, auf starren Felsen vielfach übereinander gethürmte Gebäude, tiefe Thäler, Wälder und Wasserfälle dargestellt wurden. Diese Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren ins Engere und Kleinere, bis sie zuletzt in dasjenige was wir Staffage nennen zusammenschrumpften. Diese landschaftlichen Tafeln oder Bilder, wie vorher die Heiligenbilder, sind durchaus interessant genug, und man überhäufte sie deßhalb nicht allein mit dem was eine Gegend liefern konnte, sondern man wußte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beschauer etwas zu sehen hätte und der Liebhaber für sein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von

den ödesten Felsen, worauf man Gemsen umherklettern sah, stürzten Wasserfälle zu Wasserthälern hinab, durch Ruinen und Gebäude. Diese Wasserfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen, tiefer hinunter belebten sie ländliche Vergnügte Städte, trugen Schiffe von Bedeutung und verloren sich endlich in den Ocean. Das dazwischen Jäger und Fischer ihr Handwerk trieben und tausend andere irdische Mühen sich thätig gelaben, läßt sich denken; es hätte der Luft nicht an Pilgrim, Hirsche und Rehe wetteten auf den Waldwiesen, und man würde nicht anstehen, bedeutige hervorzuheben, was man hört mit einem einzigen Blick zu überschauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erste Bestimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke traurig einen heiligen Einsiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten selten.

2.

Tizian, mit großartigem Kunstgeschmack überhaupt, fing, insofern er sich zur Landschaft wandte, schon an mit dem Reichthum sparsamer umzugehen; seine Bilder dieser Art haben einen ganz eigenen Charakter. Höhlerne wunderliche über einander getürmerte Felsen, mittelmäßige Gegenden mannigfaltige Hügel, anspielende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menschliche, thierische. Auch legte er seine schönen Kinder ohne Bedenken, ganz nackt, unter freien Himmel ins Gras.

3.

Breughels Bilder zeigen die wunderlichste Mannigfaltigkeit: gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Wasser hinab bis zum Meere; aber der Verlauf seiner Gebirge, englisch rauh genug, ist doch weniger steil; besonders aber durch eine seltnere Vegetation merkwürdig. Das Gestein hat überall den Vorzug, denn ist die Lage seiner Schichten, Stärke, höchst mannigfaltig und charakteristisch, durchaus aber ist der ernste Charakter des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Paul Veit, ein hochgebildeter Naturell. In seinen Werken läßt sich die oben beschriebene Herkunft noch weit verspüren, aber es ist alles schon freyer, weitreichender und die Charaktere der Landschaft schon getrennt: es ist nicht mehr eine ganze Welt, sondern bedeutende, aber immer noch weit greifende Einzelnheiten.

Wie trefflich er die Zustände der Localitäten, des Bewohnens und Benutzens irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine zwölf Monate in sechs Blättern das schönste Beispiel. Besonders angenehm ist zu sehen, wie er immer zwei auf zwei zu paaren gewußt, und wie trau auf dem Verlauf des einen in den andern ein vollständiges Bild darzustellen gelungen sey.

Der Einsiedeleien, des Martin de Vos, von Johann und Raphael Sadeler in Kupfer gestochen, ist auch zu gedenken. Hier stehen die Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beide sind mit großem Ernst und tüchtiger Kunst vorgetragen.

4.

Das siebzehnte Jahrhundert befreit sich immer mehr von der zuerstlichen ängstigenden Welt: die Figuren der Cartouche erfordern weitern Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, fruchtbare, bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht und überwiegt endlich durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten.

Dominichin vertieft sich bei seinen Folgenschen Aufenthalt in die abgelegen und einsamen Umgebungen: sein zartes Gefühl, seine meisterhafte Behandlung und das höchst gerathene Menschengeschlecht, das in seinen Räumen wandelt, sind nicht genug zu schätzen.

Von Claude Lorrain, der nun ganz ins Freie, Heitere, Ländliche, Fruchtbarmachtetterische sich erhebt, ist nur zu sagen, daß er aus Texte einer freien Kunstäußerung in diesem Fache gelangt. Jedermann kennt seine Werke, jeder Künstler findet sich nach, und jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug lassen muß.

5.

Damals entstand auch die sogenannte heroische Landschaft, in welcher ein Menschengeschlecht zu denen sollen von wenigen Bedürfnissen und von großen Gesinnungen, Anwendung von Feldern, Felsen und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und steilen Bergen, Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernst und anständig, Thürme und Befestigungen, ohne eigentlichen Kriegszustand anzudeuten, durchaus aber eine unruhige Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, die und da eine Schafherde, auf die Mittele und einfachste Benutzung der Erdoberfläche hinweisend.

Ruysdael als Dichter.

Jacob Ruysdael, geboren zu Harlem 1635, fleißig arbeitend bis 1681, ist als einer der vortrefflichsten Landschaftmaler anerkannt. Seine Werke befriedigen vorerst alle Forderungen, die der äußere Sinn an Kunstwerke machen kann. Hand und Pinsel wissen mit großer Freiheit ja bey genauster Verbindung, Licht, Schatten, Haltung und Wärme des Ganzen läßt nichts zu wünschen übrig. Hiervon überzeugt der Anblick jeglich jeden Liebhaber und Kenner. Gegenwärtig aber wollen wir ihn als denkenden Künstler, ja als Dichter betrachten, und auch hier werden wir gestehen, daß ein hoher Preis ihm gebühre.

Zum gehaltreichen Texte nehmen und wählen drei Gemälde der Königl. Sächs. Sammlung zu statten, wo verschiedene Zustände der bewegten Erdoberfläche mit großem Sinn dargestellt sind, jeder einzeln, abgeschlossen, concentrirt. Der Künstler hat bewundernswürdig gestrichen den Punkt gefaßt, wo die Productionskraft mit dem reinen Verstande zusammentrifft, und dem Beschauer ein Kunstwerk überliefert, welches, dem Auge an und für sich erfreulich

den innern Sinn auftuft, das Nachdenken anregt, und zuletzt einen Begriff ausspricht, ohne sich darin aufzulösen oder zu verlieren. Wir haben wohlgerathene Copien dieser drei Bilder vor uns, und können also darüber ausführlich und gewissenhaft sprechen.

I.

Das erste Bild stellt die successiv bewohnte Welt zusammen dar. Auf einem Felsen, der ein begränztes Thal überschaut, steht ein alter Thurm, neuerdings wiederbaltene neuere Baulichkeiten; an dem Fuße des Felsen eine ansehnliche Wohnung behaglicher Gutsbesitzer. Die uralten rothen Fichten um dieselbe zeigen und an, welch ein langer friedlich vererbter Besitz einer Reihe von Ahnenstiftungen an dieser Stelle gegönnt gewesen. Im Grunde, am Abhange eines Berges, ein weitausgestrecktes Dorf, gleichfalls auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieses Thals hindeutend. Ein stark strömendes Wasser führt im Vordergrunde über Felsen und abgetrocknete schlanke Baumstämme, und so selbst es denn nicht an dem allbelebenden Elemente, und man denkt sich sogleich, daß es ober- und unterhalb durch Mühlen und Hammerwerke werde benutzt seyn. Die Bewegung, Klarheit, Haltung dieser Massen belebend köstlich das übrige Ruhende. Daher wird auch dieses Gemälde der Wasserfall genannt. Es befriedigt jeden, der auch nicht gerade in den Sinn des Bildes einzudringen Zeit und Veranlassung hat.

II.

Das zweite Bild, unter dem Namen des Klosters berühmt, hat bei einer reichern, mehr anziehenden Composition die ähnliche Absicht: im Gegenwärtigen das Vergangene darzustellen, und dieß ist auf das bewundernswürdigste erreicht. Das Abgelegene mit dem Lebendigen in die anschaulichste Verbindung gebracht.

Zu seiner linken Hand erblickt der Beschauer ein verfallenes, ja verwüstetes Kloster, an welchem man jedoch hinterwärts wohlerhaltene Gebäude sieht, wahrscheinlich den Aufenthalt eines Amtmanns oder Schaffners, welcher die ehemals hieher fließenden Zinsen und Gefälle noch ernsthaft einnimmt, ohne daß sie von hier aus, wie sonst, ein allgemeines Leben verbreiten.

Im Angesicht dieser Gebäude steht ein vor alten Zeiten gepflanztes, noch immer fortwachsendes Eisenerund, um anzudeuten, daß die Werke der Natur ein längeres Leben, eine größere Dauer haben, als die Werke der Menschen: denn unter diesen Bäumen haben sich schon vor mehreren Jahren, bei Kirchweihfesten und Jahrmärkten, zahlreiche Pilgrimme versammelt, um sich nach frommen Wanderungen zu erquicken.

Daß übrigens hier ein großer Zusammenfluß von Menschen, eine fortdauernde Lebensbewegung gewesen, darauf deuten die an und in dem Wasser übrig gebliebenen Fundamente von Brückenpfeilern, die gegenwärtig malerischen Zwecke dienen, indem sie den Lauf des Flüßchens hemmen und kleine rauschende Cascaden hervorbringen.

Aber daß diese Brücke zerstört ist, kann den lebendigen Verkehr nicht hindern, der sich durch alles durch seine Straße sucht. Menschen und Vieh, Hirten und Wanderer ziehen nunmehr durch das seichte Wasser und geben dem sanften Fluge desselben einen neuen Reiz.

Auch reich an Fischen sind noch die auf den benutzten Tag diese Fluthen, so wie zu jener Zeit, als man bei Faltentafeln nothwendig ihrer bedurfte; denn Fischer waten diesen unfruchtbaren Grundbewohnern noch immer entgegen und suchen sich ihrer zu bemächtigen.

Wenn nun die Berge des Hintergrundes mit jungen Büschen umlaubt scheinen, so mag man daraus schließen, daß starke Wälder hier abgetrieben und diese sanften Höhen dem Stockausschlag und dem kleinern Gesträuch überlassen werden.

Aber dießseits des Wassers hat sich, zunächst an einer verwitterten, zerbröckelten Felspartie, eine merkwürdige Baumgruppe angesiedelt. Schon steht veraltet eine herrliche Buche da, entblättert, entästet, mit geborstener Rinde. Damit sie uns aber durch ihren herrlich dargestellten Schaft nicht betrübe, sondern erfreue, so sind ihr andere noch vollebendige Bäume zugesellt, die dem tobten Stamme durch den Reichthum ihrer Aeste und Zweige zu Hülfe kommen. Diesen übrigen Baum beglaubigt die nahe Feuchtigkeit, welche durch Moos und Rohr und Sumpfkräuter genugsam angedeutet wird.

Indem nun ein sanftes Licht von dem Kloster zu den Linden und weiter hin sich zieht, an dem weißen Stamm der Buche wie im Widerscheine glänzt, so dann über den sanften Fluß und die rauschende Fälle, über Heerden und Hirten zurückleitet und das ganze Bild belebt, sitzt nah am Wasser im Vordergrunde, uns den Rücken zukehrend, der zeichnende Künstler selbst, und diese so oft mißbrauchte Staffage erblicken wir mit Rührung hier am Platze, so bedeutend als wirksam. Er sitzt hier als Betrachter, als Repräsentant von allen, welche das Bild künftig beschauen werden, welche sich mit ihm in die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart, die sich so lieblich durch einander weht, gern vertiefen mögen.

Glücklich aus der Natur gegriffen ist dies Bild, glücklich durch den Gedanken erdacht, und da man es noch überdieß nach allen Erfordernissen der Kunst angelegt und ausgeführt findet, so wird es uns immer anziehen, es wird seinen wohlverdienten Ruf durch alle Zeiten erhalten, und auch in einer Copie, wenn sie einigermaßen gelang, das größere Verdienst des Originals zur Ahnung bringen.

III.

Das dritte Bild dagegen ist allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofs. Es ist auch einer. Die Grabmale sogar deuten, in ihrem zerfallenden Zustande, auf ein mehr als Vergangenes, sie sind Grabmäler von sich selbst.

In dem Hintergrunde sieht man, von einem vorübergehenden Regenschauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ansehnlichen, in den Himmel strebenden Doms. Eine freistehende, spindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange dauern. Die ganze sonst gewiß fruchtbare Klosterumgebung ist verwildert, mit Stauden und Sträuchen, ja mit schon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe dringt diese Wildniß ein, von dessen ehemaliger frommen Verehrung keine Spur mehr zu sehen ist. Bedeutende, wunderliche Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große angebrachte Steintafeln bezeichnet, geben den Beweis von der Wichtigkeit des Kirchsprengels und was für edle und wohlhabende Geschlechter an diesem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber selbst ist mit großem Geschmack und schöner Künstlermäßigung ausgeführt; sehr gern verweilt der Blick

an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überrascht, wenn er weit hinten neue bescheidene Monumente mehr ahnet als erblickt, um welche sich Trauernde beschäftigen — als wenn uns das Vergangene nichts außer der Sterblichkeit zurücklassen könnte.

Der bedeutendste Gedanke dieses Bildes jedoch macht zugleich den größten malerischen Eindruck. Durch das Zusammenstürzen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, sonst wohlgeleiteter Bach verschüttet, gestemmt und aus seinem Wege gedrängt werden sein. Dieser sucht sich nun einen Weg ins Weite, bis durch die Gräber. Ein Lichtblick, den Regenschauer überwindend, beleuchtet ein paar aufgerichtete steinerne halbigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumstamm und Stock, vor allem aber die heranfluthende Wassermasse, ihre stürzenden Straßen und den sich entwickelnden Schaum.

Diese sämmtlichen Gemälde, so oft copirt, werden vielen Lichtaben vor Augen seyn. Wer das Glück hat die Originale zu sehen, durchdringe sich von der Einsicht, wie weit die Kunst gehen kann und soll.

Wir werden in der Folge noch mehr Beispiele aufsuchen, wo der reinfühlende, klardenkende Künstler, sich als Dichter erweisend, eine vollkommene Symbolik erreicht, und durch die Gesundheit seines äußern und innern Sinnes und zugleich ergetzt, belehrt, erquickt und belebt.

Abendmahl von Leonard da Vinci.

Joseph Bossi
über Leonard da Vinci's Abendmahl zu Mailand.

Großoktav. 264 Seiten. 1810.

Der Verfasser dieses bedeutenden Werkes, ein Mailänder, geboren 1777, von der Natur begabt mit seltenen Fähigkeiten die sich früh entwickelten, vor allem aber mit Neigung und Geschick zur bildenden Kunst ausgestattet, scheint aus sich selbst und an Leonard da Vinci's Verlassenschaft sich daran gebildet zu haben. Er hat wissen wir übrigens von ihm, daß er nach einem sechzehnjährigen Aufenthalte in Rom und seiner Rückkunft ins Vaterland, als Director einer neu zu belebenden Kunstakademie angestellt ward.

So zum Nachdenken als wie zum Arbeiten geneigt, hatte er die Grundsätze und Geschichte der Kunst sich eigen gemacht, und durfte daher das schwere Geschäft übernehmen, in einer wohlüberdachten Copie das berühmte Bild Leonards da Vinci, das Abendmahl des Herrn, wieder herzustellen, damit solches in Mosaik gebracht, und für ewige Zeiten erhalten würde. Wie er dabei verfahren, davon giebt er in genannten Werke Rechenschaft, und unsere Absicht ist eine kurze Darstellung seiner Bemühungen zu liefern.

Allgemein wird dieses Buch von Kunstfreunden günstig aufgenommen, solches aber näher zu beurtheilen ist man in Weimar glücklicherweise in den Stand gesetzt; denn indem Bossi ein gänzlich verdorbenes, übermaltes Original nicht zum Grund seiner Arbeit legen konnte, sah er sich genöthigt, die vorhandenen Copien desselben genau zu studiren; er zeichnete von drei Wiederholungen die Köpfe, wohl auch Hände durch, und suchte möglichst in den Geist seines großen Vorgängers einzudringen und dessen Absichten zu errathen, da er denn zuletzt durch Urtheil, Wahl und Geschick geleitet, seine Arbeit vollendete, zum Verdruß einer nunmehr schon fertigen Mosaik. Gedachte Durchzeichnungen finden sich sämmtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reise Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei; von wie großem Werth sie aber seyen, wird sich in der Folge dieser Darstellung zeigen.

Aus dem Leben Leonards.

Vinci, ein Schloß und Herrschaft im Val d'Arno, nahe bei Florenz, hatte in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Besitzer Namens Pierro, dem ein natürlicher Sohn, von einer und unbekannt gebliebenen Mutter, geboren ward. Dieser, Leonard genannt, erwies gar bald als Knabe sich mit allen ritterlichen Eigenschaften begabt; Stärke des Körpers, Gewandtheit in allen Leibesübungen, Anmuth und gute Sitten waren ihm verliehen, mächtig aber prägte sich Leidenschaft und Fertigkeit zur bildenden Kunst, deßhalb man ihn sogleich nach Florenz zu Verrocchio, einem denkenden, durchaus theoretisch begründeten Manne in die Lehre that, da denn Leonard seinen Meister praktisch bald überraf, ja demselben das Malen verleidete.

Die Kunst befand sich damals auf einer Stufe, wo ein großes Talent mit Glück antreten und sich im Glanze seiner Thätigkeit zeigen kann; sie hatte sich schon seit zwei Jahrhunderten von der magern Steifheit jener Byzantinischen Schule losgesagt, und sogleich durch Nachahmung der Natur, durch Ausdruck frommer, sittlicher Gesinnungen, ein neues Leben begonnen; der Künstler arbeitete trefflich, aber unbewußt. Ihm gelang was ihm sein Talent eingab, wovon sein Gefühl ihm trug, so weit sein Gesichtskreis sich ausbildete, aber seiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten was er leistete, und von seinen Mängeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat jeder im Auge, aber eine lebendige Einheit fehlt; man findet die verschiedensten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusammen gedacht; überall trift man auf etwas Zufälliges, Fremdes; noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wornach man seine eigene Arbeit beurtheilt hätte.

In solche Zeit kam Leonard, und wie ihm bei angeborner Kunstfertigkeit die Natur nachzuahmen leicht war, so bemerkte sein Tiefsinn gar bald, daß hinter der äußern Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimniß verborgen liege, nach dessen Erkenntniß er sich unermüdet bestreben sollte; er suchte daher die Gesetze des organischen Baus, den Grund der Proportion, bemühte sich um die Regeln der Perspective, der Zusammenstellung, Haltung und Färbung seiner Gegenstände im gegebenen Raum, genug alle Kunsterfordernisse suchte er mit Einsicht zu durchdringen;

was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Verschiedenheit menschlicher Gesichtsbildung, in welcher sich sowohl der bestehende Charakter, als die momentane Leidenschaft dem Auge darstellt, und dieses wird der Punkt seyn, wo wir, das Abendmahl betrachtend, am längsten zu verweilen haben.

Dessen öffentliche Werke.

Die unruhigen Zeiten, welche der unzulängliche Peter Medicis über Florenz heraufzog, trieben Leonarden in die Lombardie, wo eben nach dem Tode des Herzogs Francisco Sforza, dessen Nachfolger Ludwig, mit dem Zunamen il Moro, seinem Vorgänger und sich selbst, durch gleiche Grösheit und Thätigkeit Ehre machen, auch die eigene Regierung durch Kunstwerke zu verherrlichen gedachte. Hier nun erhielt Leonard sogleich den Auftrag eine riesenhafte Reiterstatue vorzubereiten. Das Modell des Pferdes war nach mehreren Jahren zur allgemeinen Bewunderung fertig. Da man es aber bei einem Feste, als das Prächtigste was man aufführen konnte, in der Reihe mit dingsg. zerbrach es, und der Künstler sah sich genöthigt das zweite vorzunehmen; auch dieses ward vollendet. Nun zogen die Franzosen über die Alpen; es diente den Soldaten als Zielbild, sie schossen es zusammen, und so ist uns von beiden, die eine Arbeit von sechzehn Jahren gekostet, nichts übrig geblieben. Daran erkennen wir, daß eitle Prunksucht, eben so wie roher Unverstand, den Künsten zum tödtlichen Schaden gereiche.

Nur im Vorübergehen gedenken wir der Schlacht von Anghiari, deren Carton er zu Florenz mit Michel Angelo wetteifernd ausarbeitete, und des Bildes der heiligen Anna, wo Großmutter, Mutter und Enkel, Schooß auf Schooß kunstreich zusammen gruppirt sind.

Das Abendmahl.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unserer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloster alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war; möchten unsere Leser Moretens Kupferstich vor sich nehmen, welcher hinreicht uns sowohl über das Ganze, als wie das Einzelne zu verständigen.

Die Stelle wo das Bild gemalt ist, wird allerdings in Betrachtung gezogen: denn hier thut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte, für ein Refectorium, etwas schicklicher und edler aufgedacht werden als ein Speisemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Raumende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch ungestört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und man wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand, über den nicht allzudoben Thüren, den vierten Tisch gemalt, an demselben Christus und seine Jünger eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen seyn, wenn die Tische des Priors und Christi als zwei Gegenbilder auf einander blickten, und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen einzuschließen fanden. Und eben deshalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen geometrischen Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen. Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, der sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Costum. Absurd angeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein: sie sollte der Gegenwart angenähert werden. Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominicanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Unaefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämmtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gehalten, den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben steht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier sind der Künstler in der Rothwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege; der Künstler sauf sie hier elf Halbfiguren, deren Schooß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im beschränkten Dämmerlicht kaum bemerklich seyn sollten.

Nun verlieg man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen männlichen Speisesaale obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht, und, indem er sein Kunstwerk unmittelbar an die Natur heranbringt, es allsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Contrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch der mich verräth! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit kummlicher Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bestätigt: Ja es ist nicht anders! Einer ist unter euch der mich verräth.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonard dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dies kannte aber auch nur ein Italiäner finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dich ist ein Scheusal, — nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dich ist ein Hauptpunkt. Dich meinet beschuldigt wohl, meine Zuhörer!“ — Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der, alles Theatralische abhaltsam aufmerksam betrachtende Leonard sein forschendes Auge besonders zuwenden; hiernach ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lebendigste dargestellet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in Eins gedacht, in

Verhältniß gestellt, und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entferntere, führt, nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, fußfreilassenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum, und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräther sey? Einen Mißgriff in der Nähe setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Augen, wodurch dessen erschreckende Verwirrtheitbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftestes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrath. Jacobus der ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer der das Ungeheure, das er durch Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und, sich dem Heiland nähernd, beut er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, dringt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht: Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr gehen uns die benachbarten drei letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das sonderlich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht hinüber zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister, und verräth sie so, durch das unschädlichste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Abwehr; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt, und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen; eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermuthet! — Simon sitzt hoheitswürdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sey betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen was Johannes vom Herrn anfragen wird: denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jacobus der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jacobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jacob der jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts legt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens. Der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Technisches Verfahren.

Indem uns nun manches über Gestalten und Gesichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu sagen übrig bleibt, wenden wir uns zu einem andern Theil des Vortrags, von welchem wir nur Belehrung erwarten können: es sind nämlich die mechanischen, chemisch-physischen und technischen Kunstmittel, welche der Künstler anwendete das herrliche Werk zu vollenden. Durch die neuesten Untersuchungen wird es nur allzuklar, daß es auf die Mauer mit Oelfarbe gemalt gewesen; dieses Verfahren, schon längst mit Vortheil aufgeübt, mußte einem Künstler wie Leonard höchst willkommen seyn, der, mit dem glücklichsten Blick die Natur anzuschauen geboren, sie zu durchschauen trachtete, um ihr Inneres im Aeußern vorzustellen.

Wie groß diese Unternehmung, ja wie sie anmaßend sey, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken, daß die Natur von innen heraus arbeitet, und sich selbst erst unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe sie, nach tausendfältigen Versuchen, die Organe aus und an einander zu entwickeln fähig wird, um eine Gestalt wie die menschliche hervorzubringen, welche zwar die höchsten innerlichen Vollkommenheiten äußerlich offenbart, das Räthsel aber, worunter die Natur sich verbirgt, mehr zu verwickeln als zu lösen scheint.

Das Innere nun im Aeußern gewissenhaft darzustellen, war nur der größten Meister höchster und einziger Wunsch; sie trachteten nicht nur den Begriff des Gegenstandes treffend wahr nachzubilden, sondern die Abbildung sollte sich an die Stelle der Natur selbst setzen, ja, in Absicht auf Erscheinung, sie übertreffen. Hier war nun vor allem die höchste Reinlichkeit nöthig, und wie sollte diese anders als nach und nach zu leisten seyn. Ferner war unerläßlich, daß man irgend einen Reinigung anbringen und auffegen könne; diese Vortheile und noch so viele andere bietet die Oelmalerei.

Und so hat man denn nach genauer Untersuchung gefunden, daß Leonard ein Gemisch von Mastix, Pech und andern Antheilen, mit warmen Oefen auf den Mauergrund getragen. Ferner, um jenobl einen obligaten glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Ueberzug von Bienenwachs, auch gelbem und feinen Thonerden. Aber eben diese Sorgfalt scheint dem Werke geschadet zu haben: denn wenn auch dieser letzte zarte Oestrich im Anfange, als die darauf getragenen Farben des Bildes genugsame Nahrung hatten, seinen Theil davon aufnahm und sich eine Weile guthielt, so verlor er doch, als das Oel mit der Zeit austrocknete, gleichfalls seine Kraft und fing an zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerst den Mieder ergötzte, durch welchen das Bild nach und nach unsichtbar ward.

Ort und Platz.

Was aber noch mehr traurige Betrachtungen erregt, ist leider daß man, als das Bild gewalt wurde, dessen Untergang aus der Beschaffenheit des Gebäudes und der Lage deßelben weissagen konnte. Herzog Ludwig, auf Ansuchen der Geistl. übrigte die Mönche ihr verfallendes Kloster an diesem widerwärtigen Orte zu erneuern, daher es denn schlecht und wie zur Frohne gebaut ward. Man sieht in den alten Umgängen eilende, liederlich gearbeitete Säulen, große Bogen mit kleinen abwechselnd, ungleiche, angegriffene Ziegel, Materialien von alten abgetragenen Gebäuden. Wenn man nun so an diesen lichen, dem Blick des Beobachters ausgesetzten Stellen verfuhr, so läßt sich schließen, daß die inneren Mauern, welche überkündt werden sollten, noch schlechter behandelt worden. Hier mochte man verwitterte Backsteine und andere von schädlichen Salzen durchdrungene Mineralien verwenden, welche die Feuchtigkeit des Locals einsogen und verderblich wieder ausdunsten. Ferner stand die unglückliche Mauer, welcher ein so großer Schatz anvertraut war, gegen Norden, und überdieß in der Nähe der Küche, der Speisekammer, der Aborten, und wie traurig! daß ein so vorsichtiger Künstler, der seine Farben nicht genugsam wählen und verfeinern, seine Firnisse nicht genug klären konnte, durch Umstände genöthigt war, gerade Platz und Ort, wo das Bild stehen sollte, den Hauptpunkt worauf alles ankommt, zu überfeben, oder nicht genug zu überlegen.

Wäre aber doch trotz allem diesem das ganze Kloster auf einer Höhe gestanden, so würde das Uebel nicht auf einen solchen Grad erwachsen seyn. Es liegt aber so tief, daß Refectorium tiefer als das Uebrige, so daß im Jahr 1500 bei anhaltendem Regen das Wasser darin über drei Palmen stand, welches uns zu folgern berechtigt, daß das entsetzliche Gewässer, welches 1500 niederging und überschwemmte, sich auf gleiche Weise hierher erstreckt habe. Wenn man sich auch, daß die damaligen Geistlichen das Möglichste zur Austrocknung gethan, so blieb leider noch genug eingesogene Feuchtigkeit zurück, und dieß ereignete sich sogar schon zu der Zeit, als Leonard noch malte.

Etwa zehn Jahre nach vollendetem Bilde überfiel eine schreckliche Pest die ganze Stadt, und wie kann man bedrängten Geistlichen zumuthen, daß sie, von aller Welt verlassen, in Todesgefahr schwebend, für das Gemälde ihres Speisezimmers Sorge tragen sollten?

Kriegsunruhen und unpäßlig anderes Unglück, welches die Lombardei in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts betraf, verursachten gleichfalls die gänzliche Vernachlässigung solcher Werke, da denn das unsere, bei den schon angeführten inneren Mängeln, besonders der Mauer, des Täunchgrundes, vielleicht der Malweise selbst, dem Verderben schon überliefert war. In der Hälfte des 16ten Jahrhunderts sagt ein Reisender, das Bild sey bald verdorben; ein anderer sieht darin nur einen blinden Flecken; man beklagt das Bild als schon verloren, verflucht, man sehe es kaum und schleicht; einer nennt es völlig unbrauchbar, und so sprechen alle spätern Schriftsteller dieser Zeit.

Aber das Bild war doch immer noch da, und wenn auch gegen seine erste Zeit nur ein Schatten, es war noch vorhanden. Jetzt aber nach und nach tritt die Furcht ein, es völlig zu verlieren; die Sprünge vermehren sich, sie laufen zusammen, und die große festbare Fläche, in unzählige kleine Krusten zersprengt, droht Stück vor Stück herabzufallen. Von diesem Zustande gerührt, läßt Cardinal Friedrich Borromeo 1612 eine Copie fordern, deren wir nur vorläufig dankbar gedenken.

Dauerndes Verderbniß.

Allein nicht nur der Zeitverlauf, in Verbindung mit gedachten Umständen, nein die Besitzer selbst, die seine Hüter und Bewahrer hätten seyn sollen, veranlaßten sein größtes Verderben, und bedeckten dadurch ihr Andenken mit ewiger Schande. Die Thüre sollen ihnen zu niedrig, durch die sie ins Refectorium gehen sollten, sie war symmetrisch mit einer andern im Recht angebracht, worauf das Bild paßte. Sie verlangten einen majestätischen Eingang in dieses ihnen so theure Gemach.

Eine Thüre, weit größer als nöthig, ward in die Mitte gebrochen, und, ohne Pietät, weder gegen den Maler noch gegen die abgebildeten Verklärten, zerstörten sie die Füße einiger Apostel, ja Christi selbst. Und hier fängt der Ruin des Bildes eigentlich an! Denn da, um einen Bogen zu wölben eine weit größere Fläche als die Thüre in die Mauer gebrochen werden mußte, so ging nicht allein mehr von der Fläche des Bildes verloren, sondern die Hammer- und Hackenschläge erschütterten das Gemälde in seinem eigenen Leibe; an vielen Orten ging die Kruste los, deren Stücke man wieder mit Nägeln befestigte.

Spätterhin war das Bild durch eine neue Geschmacklosigkeit verkünstert, indem man ein landesherrliches Wappenschild unter der Decke befestigte, welches Christi Gesicht fast berührend, wie die Thüre von unten, so nun auch von oben des Herrn Gegenwart bedrohte und entwürdigte. Von dieser Zeit an besprach man die Wiederherstellung immer aufs neue, unternommen wurde sie später; denn welcher echte Künstler mochte die Gefahr einer solchen Verantwortung auf sich nehmen? Unglücklicherweise endlich im Jahr 1726 meldet sich Bellotti, arm an Kunst, und zugleich, wie gewöhnlich, mit Anmaßungen überflüssig begabt; dieser, marktschreierisch, rühmte sich eines besondern Geheimnisses, womit er das verblichene Bild ins Leben zu rufen sich unterfange. Mit einer kleinen Probe berührt er die traurigen Ueberreste, seiner Willkühr wird solch ein Schutz verdungen, den er sogleich mit Brettern, so gleichen verbrauchet, und nun, bauniger verborgen, mit Kunstschänderischer Hand das Werk von oben bis unten übermalt. Die Mönchlein bewunderten das Geheimniß, das er ihnen, um sie völlig zu berücken, in einem gemeinen Firniß mittheilte, damit sollten sie, wie er sie versicherte, sich künftig aus allen Verlegenheiten erretten.

Ob sie bei einer neuen bald eintretenden Uebermalung des Bildes von diesem köstlichen Mittel Gebrauch gemacht ist nicht bekannt, aber gewiß wurde es noch einigemal theilweise aufgefrischt, und zwar mit Wasserfarbe, wie sich noch an einigen Stellen bemerken läßt.

Indessen verhart das Bild immer und weiter, und aufs neue ward die Frage, inwiefern es noch zu erhalten sey, nicht ohne manchen Streit unter Künstlern und Kunstverständen besprochen. De Giorgi, ein bescheidener Mann von mäßigem Talent, aber einsichtig und eifrig, Kenner der wahren Kunst, lehnte bedenklich ab seine Hand dahin zu führen, wo Leonard die seinige gehalten hatte.

Endlich 1770, auf wiederholtes, aber Einsicht ermangelndes Befehl, durch Nachgiebigkeit eines

posthumischen Priors, ward einem gewissen Mazza das Geschäft übertragen; dieser pfuschte meisterhaft; die wenigen alten Originalstellen, welche durch fremde Hand zweimal gerührt, waren seinem freien Pinsel ein Anstoß; er beschabte sie mit Eisen, und bereitete sich glatte Stellen, die Züge seiner frechen Kunst hinzuzubilden, so mehrere Köpfe wurden auf gleiche Weise behandelt.

Darüber nun regten sich Männer und Kunstfreunde in Mailand, öffentlich tadelte man Gönner und Clienten. Lebhafte, wunderliche Geister schlugen zu, und die Gährung ward allgemein. Mazza, der zu der Rechten des Heilands zu malen angefangen hatte, stellt sich dergestalt an die Arbeit, daß er auch zur Linken gelangte und nun unbehindert hinter die Köpfe des Matthäus, Thaddäus und Simon. Nun an diesen gedachte er Bellotti's Arbeit zunichte, und mit ihm um den Namen eines Herstellers zu wetteifern. Dagegen aber wollte das Gelärm, daß, nachdem der abwesende Prior einen aufwärtigen Ruf angenommen, sein Nachfolger, ein Kunstfreund, nicht zauderte den Mazza sogleich zu entfernen, durch welchen Schritt genannte drei Köpfe in so fern gerettet worden, daß man das Verfahren des Bellotti darnach beurtheilen kann. Und zwar hat dieser Umstand wahrscheinlich zu der Sage Gelegenheit: es seyen noch drei Köpfe des ersten Originals übrig geblieben.

Seit jener Zeit ist, nach mancher Berathschlagung, nichts geschehen, und was hätte man denn an einem dreihundertjährigen Leichnam noch einbalsamiren sollen. Sechzehnhundert und sechsundneunzig überflog das Französische Heer Lombardie Alpen, der General Bonaparte führte es an. Jung, ruhmbegierig und Gerühmtes aufsuchend, ward er vom Namen Leonards an den Ort gezogen, der mit nun so lange fest hält.

Er verordnete gleich, daß vier seine Kriegswohnung seyn, noch anderer Schaden geschehen solle, untersuchte die Oerter auf dem Knie, ehe er zu Pferde stieg. Kurz darauf mißachtete diese Befehle ein anderer General, ließ die Thüre einschlagen, und verwandelte den Saal in Stallung.

Der Aufsatz des Mazza hatte schon seine Lebhaftigkeit verloren, und der Pferdedrudel der nunmehr schlimmer als der Speisekampf von mönchischer Anrichte, anhaltend die Wände beschlug, erzeugte neuen Moder über dem Bilde, ja die Feuchtigkeit sammelte sich so stark, daß sie streifenweis herunterlief, und ihren Weg mit weißer Spur bezeichnete. Nachher ist dieser Saal bald zum Heumagazin, bald zu andern immer militärischen Bedürfnissen mißbraucht worden.

Endlich gelang es der Administration den Ort zu schließen, ja zu vermauern, so daß eine ganze Zeitlang diejenigen die das Abendmahl sehen wollten, auf einer Sprossenleiter von der äußerlich zugänglichen Kanzel herabsteigen mußten, von wo sonst der Vorleser die Speisenden erbaute.

Im Jahr 1800 trat die große Ueberschwemmung ein, verbreitete sich, verschmutzte den Saal und vermehrte höchlich die Feuchtigkeit; hierauf ward 1801, auf Bossi's Veranlassung, der sich hiezu als Secretär der Academie berechtigt fand, eine Thüre eingesetzt und der Verwaltungsrath versprach fernere Sorgfalt. Endlich vereinigte 1807 der Vicekönig von Italien diesen Ort solle wieder hergestellt und zu Ehren gebracht werden. Man setzte Zeugler ein, und einer Zeit des Beistand, erweiterte Gerüste, um zu untersuchen, ob sich noch etwas thun lasse. Man verlegte die Thüre an die Seite, und seit der Zeit findet man keine merkliche Veränderung, obgleich das Bild dem genauen Beobachter, nach Beschaffenheit der Atmosphäre, mehr oder weniger getrübt erscheint. Möge da das Werk selbst so gut als verloren ist, seine Spur, zum traurigen, aber frommen Andenken künftigen Zeiten aufbewahrt bleiben!

Copien überhaupt.

Ehe wir nun an die Nachrichtungen unseres Gemäldes, deren man fast dreißig zählt, gelangen, müssen wir von Copien überhaupt einige Erwähnung thun. Sie kamen nicht in Gebrauch als bis jedermann anstand, die Kunst habe ihren höchsten Gipfel erreicht, da denn geringere Talente, die Werke der größten Meister genauend, an eigner Kraft, nach der Natur, aber auch der Zeit, ähnliches hervorbringen vergeblich, womit denn die Kunst, welche sich nun als Handwerk absteift, anfing ihre eigenen Gebilde zu wiederholen. Diese Unfähigkeit der meisten Künstler blieb den Liebhabern nicht verborgen, die, weil sie sich nicht immer an die ersten Meister wenden konnten, geringere Talente aufreizen und bezahlten, da sie denn, um nicht etwas ganz Ungeschicktes zu erhalten, lieber Nachahmungen von anerkannten Werken bestellten, um doch einigermaßen gut bedient zu seyn.

Nun begünstigten das neue Verfahren sowohl Eigennützige als Künstler durch Kargheit und Ueberzeugung, und die Kunst erniedrigte sich vorsätzlich, aus Grundsatz zu copiren.

Im siebzehnten Jahrhundert und im vorhergehenden hatten die Künstler von sich selbst und von der Kunst einen hohen Begriff und bemerkten sich nicht leicht Erfindungen anderer zu wiederholen, deswegen sieht man auf jener Zeit keine eigentlichen Copien, ein Umstand, den ein Freund der Kunstgeschichte wohl beachten wird. Geringere Künstler bedienten sich wohl zu kleineren Arbeiten höherer Vorbilder, wie bei Skizzen und andern Sonderbarkeiten gesagt, und wenn ja auf religiösen oder sonstigen Bestellungen eine Wiederholung verlangt wurde, so begnügte man sich mit ungefährer Nachahmung, welche nur ungefähr Bewegung und Handlung des Originals ausdrückte, ohne daß man auf Form und Farbe scharf gesehen hätte, deshalb findet man in den reichsten Galerien keine Copie vor dem siebzehnten Jahrhundert.

Nun kam aber die Zeit, wo durch wenige außerordentliche Männer unter welche unser Leonardo ohne Widerrede gezählt, und als der frühere betrachtet wird; die Kunst in jenen ihrer Theile zur Vollkommenheit gelangte; man lernte besser sehen und unterscheiden, und nun war das Verlangen um Nachbildungen trefflicher Werke nicht schwer zu befriedigen, befindet in solchen Schulen, wohin sich viele Schüler drängten und die Werke der Meister sehr gesucht waren. Und doch beschränkte sich zu jener Zeit dies Verlangen auf kleinere Werke, die man mit dem Original leicht zusammenhalten und beurtheilen kann. Bei großen Arbeiten verspielt es sich ganz anders damit wie nachher, weil das Original sich mit den Copien nicht vergleichen läßt, auch solche Bestellungen selten sind. Also begnügte sich nun die Kunst so wie der Liebhaber mit Nachahmungen im Kleinen, wo man dem Copirenden viel Freiheit ließ, und die Folgen dieser Mißthat zeigten sich übermäßig in den wenigen Fällen, wo man Abzeichnungen im Großen verlangte, welche fast immer Copien von Copien waren, und zwar gefertigt nach Copien im kleinern Maßstab, fern von dem Original ausgeführt, oft

sogar nach bloßen Zeichnungen, ja vielleicht nach dem Gedächtniß. Nun wetteten sich die Dugend-Maler, und arbeiteten um die geringsten Preise; man pruukte mit der Malerei, der Gesemas verfiel, Copien mehrten sich, und verunstalteten die Wände der Vorzimmer und Treppen, hungrige Anfänger lebten von geringem Solde, indem sie die wichtigsten Werke in jedem Maßstab wiederholten, ja viele Maler brachten ganz ihr Leben bloß mit Copiren zu; aber auch da sah man in jeder Copie einige Abweichung, sey's Einfall des Bestellers, Grille des Malers, und vielleicht Anmaßung man wolle Original seyn.

Hierzu trat noch die Forderung gewirkter Tapeten, wo die Malerei nicht würdig als baare Geld bereichert scheinen wollte, und man die herrlichsten Bilder, weil sie ernst und einfach waren, für mager und armselig hielt, bewogen der Copiste Baulichkeiten und Landschaften im Grunde anbrachte. Hierzu then an den Kleidern, goldene Strahlen oder Kronen um die Häupter, ferner wunderlich gestaltete Kinder. Thiere, Ethnäden, Grotesken und andere Thorheiten. Oft auch kam wohl der Fall vor, daß ein Künstler, der sich eigene Erfindung zutraute, nach dem Willen eines Bestellers, der seine Fähigkeiten nicht zu schätzen wußte, ein fremdes Werk zu copiren den Auftrag erhielt, und indem er es mit Widerwillen that, doch auch die und da als Original erscheinen wollte, und nun veränderte oder hinzufügte, wie es Kenntniß, vielleicht auch Eitelkeit eingab. Dergleichen geschah auch wohl wie es Zeit und Ort verlangten. Man bediente sich mancher Figuren zu ganz anderm Zweck, als sie der erste Urheber bestimmt hatte. Weltliche Gegenstände wurden durch einige Zuthaten in geistliche verwandelt, heidnische Götter und Helden mußten sich benennen Märtyrer und Jungfrauen zu seyn. Oft auch hatte der Künstler zu eigner Belehrung und Uebung irgend eine Figur aus einem berühmten Werk copirt, und setzte nun etwas von seiner Erfindung hinzu, um ein verkäufliches Bild daraus zu machen. Zuletzt darf man auch wohl der Unbedeutung und dem Mißbrauch der Kupferstiche einen Theil des Kunstverderbens zuschreiben, welche den Dugend-Malern fremde Erfindungen häufig zubrachten, so daß niemand mehr studirte, und die Malerei zuletzt so weit verfiel, daß sie mit mechanischen Arbeiten vermischt ward. Waren doch die Kupferstiche selbst schon von den Originalen verschieden, und wer sie copirte vervielfachte die Veränderung nach eigner und fremder Ueberzeugung oder Grille. Eben so ging es mit den Zeichnungen, die Künstler entwarfen sich die merkwürdigsten Gegenstände in Rom und Florenz, um sie, nach Hause gelangt, willkührlich zu wiederholen.

Copien des Abendmahls.

Hiernach läßt sich nun gar wohl urtheilen was mehr oder weniger von den Copien des Abendmahls zu erwarten seyn, obgleich die frühesten gleichzeitig gefertigt wurden: denn das Werk machte großes Aufsehen, und andere Fürsten verlangten eben dergleichen.

Unter den vielen von dem Verfasser aufgeführten Copien beschäftigen uns hier nur drei, indem die zu Weimar befindlichen Durchzeichnungen von ihnen abgenommen sind; doch liegt diesen eine vierte zum Grund, von welcher wir also zuerst sprechen müssen.

Marcus von Oggiono, ein Schüler Leonard da Vinci's, ohne weitumgreifendes Talent, erwarb sich doch das Verdienst seiner Schule, vorzüglich in den Köpfen, ob er sich schon auch hier nicht immer gleich bleibt. Er arbeitete ungefähr 1510 eine Copie im Kleinen, um sie nachher im Großen zu bemalen. Sie war, herkömmlicher Weise, nicht ganz genau, er legte sie aber zum Grund einer größeren Copie, die sich an der Wand des nun aufgehobenen Klosters zu Castellazzo befindet, gleichfalls im Speisesaal der ehemaligen Mönche. Alles daran ist sorgfältig gearbeitet, doch herrscht in den Bewegungen die gewöhnliche Mittelstraße. Und obgleich Bossi nicht viel Gutes davon sagen mochte, so leugnet er doch nicht, daß es ein bedeutendes Monument, auch der Charakter mehrerer Köpfe, wo der Ausdruck nicht übertrieben worden, zu loben sey. Bossi hat sie durchgezeichnet, und wir werden, bei Vergleichung der drei Copien, auch eigenem Ansehen darüber urtheilen können.

Eine zweite Copie, deren durchgezeichnete Köpfe wir ebenfalls vor uns haben, findet sich in Fresko auf der Wand zu Ponte Capriasca; sie wird in das Jahr 1565 gesetzt, und dem Peter Lovino zugeschrieben. Ihre Verdienste lernen wir in der Folge kennen; sie hat das Eigne, daß die Namen der Figuren hinzugeschrieben worden, welche Vorsicht uns zu einer sichern Charakteristik der verschiedenen Physiognomien verhilft.

Das allmählige Verderbniß des Originals haben wir leider umständlich genug aufgeführt, und es stand schon sehr schlimm um dasselbe, als 1612 Cardinal Friedrich Borromeo, ein eifriger Kunstfreund, dem völligen Verfall dieses Werkes zu vorkommen trachtete und einem Mailänder Andrea Bianchi, zugenannt Besuino, den Auftrag gab eine Copie in wirklicher Größe zu fertigen. Dieser Künstler versuchte sich anfangs nur an einigen Köpfen; diese gelangen, er ging weiter, und copirte die sämmtlichen Figuren, aber einzeln. Die er denn zuletzt mit möglichster Sorgfalt zusammensetzte; das Bild findet sich noch gegenwärtig in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, und liegt der neuesten von Bossi verfertigten Copie hauptsächlich zum Grund, diese aber ward auf folgende Veranlassung gefertigt.

Neueste Copie.

Das Königreich Italien war ausgesprochen und Prinz Eugen wollte den Anfang seiner Regierschaft, nach dem Beispiel Ludwig Sforza's, durch Begünstigung der Künste verherrlichen; Ludwig hatte die Darstellung des Abendmahls dem Leonard aufgetragen. Eugen beschloß das, durch dreihundert Jahre durch, verlorene Bild, so viel als möglich in einem neuen Gemälde wieder herzustellen, dieses aber selbst, damit es unvergänglich bliebe, in Mosaik gesetzt werden, wozu die Vorbereitung in einer schon vorhandenen großen Anstalt gegeben war.

Bossi erhielt sogleich den Auftrag und beginnt Anfangs Mai 1807. Er findet räthlich einen Carton in gleicher Größe zu fertigen, nimmt seine Jugendstudien wieder auf und wendet sich ganz zu Leonard, nachdem dessen Kunstnachlaß und Schriften, besonders letztere, weil er überzeugt ist, ein Mann, der so vortreffliche Werke hervorgebracht, müsse nach den entschiedensten und vortheilhaftesten Grundsätzen gehandelt haben. Er hatte die Köpfe der Copie von Ponte Capriasca und einige andere Theile derselben nachgezeichnet, ferner die Köpfe und Hände der Copie von Castellazzo und der von Bianchi. Nun gelichtet er alles nach was von Vinci selbst, ja sogar was von einigen Zeitgenossen herstammt. Ferner sieht er sich nach allen vorhandenen Copien um, deren er siebenundzwanzig näher oder ferner kennen lernt;

Zeichnungen, Manuscripte von Vinci werden ihm von allen Seiten freundlichst mitgetheilt.

Bei der Ausführung seines Cartons hält er sich zunächst an die Copie der Ambrosiana, sie allein ist so groß wie das Original; Bianchi hatte durch Farbennetze und durchscheinend Papier eine genaue Nachbildung zu geben gesucht und unablässig unmittelbar in Gegenwart des Originals gearbeitet, welches, obgleich schon sehr beschädigt, doch noch nicht übermalt war.

Ende Octobers 1807 ist der Carton fertig, Leinwand an Einem Stück gleichmäßig gegründet, alles bald auch das Ganze aufgezeichnet. Sogleich um einigermaßen seine Tinten zu reguliren, malte Bossi das Wenige von Himmel und Landschaft, das wegen der Höhe und Reinheit der Farben im Original noch frisch und glänzend geblieben. Er untermalt hierauf die Köpfe Christi und der drei Apostel zu dessen Linken; und was die Gewänder betrifft, malte er die jenigen zuerst, über deren Farben er schneller gewiß geworden, um sofort nach den Grundsätzen des Meisters und eigenem Gefühl, die übrigen auszuwählen. So hatte er die ganze Leinewand, von sorgfältigem Nachdenken geleitet, und hielt seine Farben gleich hoch und kräftig.

Leider überfiel ihn, an diesem feuchten und rasch bösen Ort, eine Krankheit die ihn seine Bemühungen einzustellen nöthigte; allein er benutzte diesen Zwischenraum, Zeichnungen, Kupferstiche, schriftliche Aufsätze zu ordnen, theils auf das Abendmahl selbst, theils auf andere Werke des Meisters bezüglich; zugleich begünstigte ihn das Glück das ihm eine Sammlung Handzeichnungen zuführte, welche sich vom Cardinal Cäsar Monti herschreibt, unter andern Kostbarkeiten auch treffliche Skizzen von Leonardo selbst enthält. Er studirte sogar die mit Leonardo gleichzeitigen Schriftsteller, um ihre Meinungen und Wünsche zu benutzen, und diente auf das was ihm förderlich kannte nach allen Seiten umher. So benutzte er seinen krankhaften Zustand und gelangte endlich wieder zu Kräften, um aufs neue ans Werk zu gehen.

Kein Künstler und Kunstfreund läßt die Rechenschaft ungelesen, wie er im Einzelnen verfahren, wie er die Charaktere der Gesichter, deren Ausdruck, ja die Bewegung der Hände durchdacht, wie er sie hervorstellt. Eben so bekennt er das Zusammenhängende, das Innere, den Grund, und zeigt daß er über seinen Theil sich ohne die triftigsten Gründe entschieden. Welche Mühe giebt er sich nicht um unter dem Tische die Füße gesetzmäßig hervorstellen, da diese Theilen in dem Original längst zerstört, in den Copien nachlässig behandelt war.

Bis hierher haben wir von dem Werke des Ritter Bossi im Allgemeinen Nachricht, im Einzelnen Uebersetzung und Auszug gegeben, seine Darstellung nahmen wir dankbar auf, theilten seine Ueberzeugung, ließen seine Meinung gelten, und wenn wir etwas einschalteten, so war es gleichstimmig mit seinem Vortrag; nun aber da von Grundsätzen die Rede ist, denen er bei Bearbeitung seiner Copie gefolgt, von dem Wege den er genommen, sind wir veranlaßt, einigermaßen von ihm abzuweichen. Auch finden wir daß er manche Anfechtung erlitten, daß Gegner ihn streng behandelt, Freunde sogar ihm abgestimmt, wodurch wir wenigstens in Zweifel gesetzt werden, es wir denn alles billigen sollen was er gethan? Da er jedoch selbst von uns abgeschieden, sich nicht mehr vertheidigen, nicht mehr seine Gründe verfechten mag, so ist es unsere Pflicht ihn, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch möglichst zu entschuldigen, indem wir das, was ihm zur Last gelegt wird, den Umständen unter welchen er gearbeitet aufzuerlegen, und vorzuthun suchen daß ihm Unrecht und Handlung mehr aufgenöthigt worden, als daß sie sich aus ihm selbst entwickelt hätten.

Kunstunternehmungen dieser Art, welche in die Augen fallen, Aufsehen, ja Staunen erregen sollen, werden gewöhnlich und kolossale geführt. So übersetzt sehen, bei Darstellung des Abendmahls, Leonard die menschliche Größe um eine völlige Hälfte: die Figuren waren auf neun Fuß berechnet, und obgleich zwölf Personen sitzen, oder sich doch hinter dem Tisch befinden, daher als Halbfiguren anzusehen sind, auch nur eine und zwar gestellt steht, so muß doch das Bild, selbst in ansehnlicher Ferne, von ungeheurer Wirkung gewesen sein. Diese wollte man, wenn auch nicht im Besondern charakteristisch zart, doch im Allgemeinen kräftig wirksam wieder hervorbringen.

Für die Menge war ein Ungeheures angekündigt: Ein Bild von achtundzwanzig Pariser Fuß Länge, und vielleicht achtzehn Fuß hoch, sollte aus tausend und aber tausend Glasstiften zusammengesetzt werden, nachdem vorher ein geistreicher Künstler sorgfältig das Ganze nachgebildet, durchdacht, und alle sinnlichen und geistigen Kunstmittel zu Hülfe rufend, das Verlorne möglichst wieder herzustellen hätte. — Und warum sollte man an der Ausführung dieses Unternehmens in dem Moment einer bedeutenden Staatsveränderung zweifeln? warum sollte der Künstler nicht hingerissen werden, gerade in dieser Epoche etwas zu leisten was im gewöhnlichen Lebensverlauf ganz und gar unthulich scheinen möchte!

Sobald aber setzlosere war, das Bild selbst in der Größe des Originals ausgeführt worden, und Bossi die Arbeit übernahm, so finden wir ihn schon genugsam entschuldigt, daß er sich an die Copie des Pesyino gehalten. Die alte Copie in Castellazzo, welcher man mit Recht große Vorzüge zusprechen, ist um einen guten Theil kleiner als das Original, weßhalb er diese ausschließlich benutzen, sie mußte er figuren und Köpfe vergrößern; welche unleidliche Arbeit aber besonders das Letzte sey ist seinem Kunstsinner verborgen.

Es wird längst anerkannt daß nur den größten Meistern gelungen können kolossale Menschengestalten in Malerei darzustellen. Die menschliche Gestalt, vorzüglich das Antlitz, ist nach Naturgesetzen, in einem gewissen Raum einzuschränken, innerhalb welchem es nur regelmäßig, charakteristisch, schön, geistreich erscheinen kann. Man mache den Versuch sich in einem Hohlspiegel zu beschauen, und wir werden erschrecken vor der seelenlosen, rohen Unform die euch mißgestaltet entgegen tritt. Etwas Aehnliches widerfährt dem Künstler, unter dessen Händen sich ein ungeheures Angesicht bilden soll. Das Lebendige eines Gemäldes entspringt aus der Ausführlichkeit, das Ausführliche lebend wird durch Einzelne dargestellt, und wo will man Einzelnes finden wenn die Theile zum Allgemeinen erweitert sind?

Welchen hohen Grad der Ausführung übrigens Leonard seinen Köpfen gegeben habe, ist unserm Ansehen entgegen. In den Köpfen des Pesyino die vor uns liegen, obgleich aller Ehren, alles Dankes werth, ist eine gewisse Leerheit fühlbar, die den bedeutendsten Charakter aufschwellend verflüßt; zustand

Der Becher.

Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beyden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf Einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich sitzen,
Und er lächelte bescheidenweise,
Als den Unverständigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu senken;
„Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nektar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange sehnenden, geeignet!

aber sind sie ihrer Größe wegen imposant genug gemacht, und müssen auf die Ferne wirken. Boßi fand sie vor sich, die Arbeit der Vertiefung, die er nach kleinen Copien mit eigener Gefahr hatte unternehmen müssen, war gethan. warum sollte er sich nicht dabei beruhigen? Er hatte als ein Mann von lebhaftem Charakter sich für das was ihm übrig entschieden, was zur Seite stand oder gar sich entgegensetzte völlig abgewiesen, daher seine Ungeduldigkeit gegen die Copie von Castellazzo und ein selbst Zutrauen auf Grundsätze die er sich aus den Werken und Schriften des Meisters zubilden hatte; hierüber gerieth er mit Graf Verri in öffentlichen Widerstreit, mit seinen besten Freunden wo nicht in Uneinigkeit, doch in Zwiespalt.

Blick auf Leonard.

Ehe wir aber weiter gehen, haben wir von Leonards Persönlichkeit und Talenten einiges nachzuholen. Die mannigfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgestattet, concentrirten sich vorzüglich im Auge, deshalb er denn, obgleich zu allem fähig, als Maler am entschiedensten groß erschien. Regelmäßig gebildet stand er als ein Mustermensch der Menschheit gegenüber, und wie des Auges Fassungskraft und Klarheit dem Verstande eigentlichst angehört, so war Klarheit und Verständigkeit unserm Künstler vollkommen zu eigen; nicht verlief er sich auf den innern Antrieb seines angeborenen, unschätzbaren Talentes, kein willkürlicher, zufälliger Strich sollte gelten, alles mußte bedacht und überdacht werden. Von der reinen erforschten Proportion an bis zu den seltsamsten, aus widersprechenden Gebilden zusammengehäuften Ungeheuern sollte alles zugleich natürlich und rationell sein.

Dieser scharfen, verständigen Weltanschauung verbanden wir auch die große Ausführlichkeit, womit er verwickelter Erscheinungsfülle fertigste Bewegung mit Worten vorzuführen wußte, eben als wenn es Gemälde werden könnten. Man lese die Beschreibung der Schlacht des Unwetters, und man wird nicht leicht genauere Darstellungen gefunden haben. die zwar nicht gemalt werden können, aber dem Maler andeuten was man von ihm fordern dürfte.

Und so sehen wir aus seinem schriftlichen Nachlaß, wie das zarte rubige Gemüth unseres Leonard geneigt war die mannigfaltigsten und bewegtesten Erscheinungen in sich aufzunehmen. Seine Lehre dringt zuerst auf allgemeine Wohlgestalt, sodann aber auch zugleich auf sorgfältiges Beachten aller Abweichungen bis ins Häßliche; die stufenbare Umwandelung des Kindes bis zum Greis auf allen Stufen, besonders aber, die Ausdrücke der Leidenschaft, von Freude zur Wuth, sollen fleißig wie sie im Leben vorkommen aufgezeichnet werden. Will man in der Folge von einer solchen Abbildung Gebrauch machen, so soll man in der Wirklichkeit eine annahernde Gestalt suchen, sie in dieselbe Stellung setzen, und mit obwaltendem allgemeinen Begriff genau nach dem Leben verfahren. Man sieht leicht ein, daß so viel Vorzüge aus dieser Methode haben mag, sie doch nur von allergrößten Talente ausgeübt werden kann, denn da der Künstler vom Individuellen ausgeht, und zu dem Allgemeinen hinaufsteigt, so wird er immer, besonders wenn mehrere Figuren zusammenwirken, eine schwer zu lösende Aufgabe vor sich finden.

Betrachte man das Abendmahl, wo Leonard dreizehn Personen, vom Jüngling bis zum Greise dargestellt hat. Einen rubig ergrimmt, einen erschreckt, eilig durch den Gedanken eines Familienverrathes angeregt, und aufgeregt. Hier sieht man das sanfteste, sittlichste Betragen bis zu den leidenschaftlichsten Aeußerungen. Seine Sinne nun alles dieses aus der Natur genommen werden, welches gelegentliche Aeußerungen, welche jetzt war nicht erforderlich um so viel Einzelnes aufzutreten und ins Ganze zu verarbeiten; daher ist es gar nicht unwahrscheinlich daß er sechzehn Jahre an dem Werke gearbeitet, und doch weder mit dem Verräther, noch mit dem Gott-Menschen fertig werden können, und zwar weil beides nur Begriffe sind, die nicht mit Augen geschaut werden.

Zur Sache!

Ueberlegen wir nun das Vorgesagte, daß das Bild nur durch eine Art von Kunstwunder seiner Vollendung nahe gebracht werden konnte, daß nach der beschriebenen Behandlungsart, immer in manchen Köpfen etwas Problematisches blieb, welches durch jede Copie, auch durch die genaueste, nur problematischer werden mußte, so sehen wir uns in einem Labyrinth, in welchem uns die vorliegenden Durchzeichnungen wohl erleuchten, nicht aber aus demselben völlig erlösen können.

Zuerst alle müssen wir gestehen, daß uns jene Abhandlung, wodurch Boßi die Copien durchaus verdächtig zu machen sucht, ihre historische Richtigkeit unangetastet, zu dem nächsten Zweck geschrieben zu sein scheint, die Copie von Castellazzo herunter zu setzen, die, ob sie gleich viele Mängel haben mag, doch in Absicht der Köpfe, welche vor uns liegen, gegen die von Boßi gelobten, deren allgemeinen Charakter wir oben zugesprochen, entschiedene Vorzüge hat. In den Köpfen des Marco d'Oggiono ist offenbar die erste Intention des Pinsels zu spüren, ja Leonard könnte selbst daran Theil genommen und den Kopf Christi mit eigener Hand gemalt haben. Sollte er da nicht zugleich auf die übrigen Köpfe, wo nicht auf das Ganze, lehrenden und leitenden Einfluß vertreten. Dürften auch die Dominicaner zu Mailand so unfreundlich sein den weiteren Kunstbetrieb des Werkes zu unterlagen, so fand sich in der Schule selbst so mancher Entwurf, Zeichnung und Carton, womit Leonard, der seinen Schülern nichts vorenthielt, einem beständigen Lehrling, welcher unfern der Stadt eine Nachbildung des Gemäldes sorgfältig unternahm gar wohl aushelfen konnte.

Von dem Verhältniß beider Copien das Vordienst der dritten ist nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geist zu stellen; hier nur mit Benutzung des Nützlichen, das Entscheidende, bis wir vielleicht so glücklich sind Nachzeichnungen dieser interessanten Blätter Freunden der Kunst vorzulegen.

Vergleichung.

St. Bartholomäus: männlicher Jünglingscharf Profil, zusammengefaßtes, reines Gesicht. Augenlid und Braue niederdrückt, den Mund geschlossen, als wie mit Verdacht bewahrt, ein vollkommen in sich selbst unterscheidener Charakter. Bei Beispiel seine Scheu von individueller charakteristischer Gesichtsbildung, ein allgemeines Zeichenhaftes gesucht, mit erhöhtem Munde verbunden. Boßi hat diese Lippenöffnung gewünscht und beibehalten, wozu wir unsere Einstimmung nicht geben könnten.

St. Jacobus der jüngere, ebenfalls Profil, die Verwandtschaftsähnlichkeit mit Christo unverkennbar, erhält durch vorgeschwenkt, leicht geöffnete Lippen etwas Individuelles das jene Aeußerlichkeit wieder

aufhebt. Bei Bespine nahem ein allgemeines, akademisches Christusgesicht, der Mund eher zum Stammen als zum Fragen geöffnet. Unsere Behauptung daß Bartholomäus den Mund schließen müsse, wird dadurch bestätigt daß der Nachbar den Mund geöffnet hält; eine solche Wiederholung würde sich Leonard nie erlaubt haben, wenigstens hat der nachfolgende"

St. Andreas den Mund gleichfalls geschlossen. Er drückt nach Art älterer Personen, die Unterlippe mehr gegen die Oberlippe. Dieser Kopf hat in der Copie von Marco etwas Eigenes, mit Worten nicht Auszusprechendes; die Augen in sich gekehrt, der Mund, obgleich geschlossen, doch naiv. Der Umriß der linken Seite gegen den Grund macht eine schöne Silhouette, man sieht von jenseitiger Stirne, vom Auge, Nasenfläche, Bart, so viel daß der Kopf sich rundet und ein eigenes Leben gewinnt; dahingegen Bespine das linke Auge völlig unterdrückt, doch aber von der linken Stirn- und Bartseite noch so viel sehen läßt, daß ein derber kühner Ausdruck, bei aufmerksamer gehobenem Gesichte entspringt, welcher zwar ansprechend ist, aber mehr zu gebalten Fäusten als zu vorgewiesenen flachen Händen passen würde.

Judas verschlossen, erschrocken, ängstlich aufund rückwärts sehend, das Profil ausgezackt, nicht übertrieben, feinschwegs häßliche Bildung; wie denn der gute Geschmack, in der Nähe so reiner und reblicher Menschen, sein eigentliches Ungeheuer dulden könnte. Bespine dagegen hat wirklich ein solches dargestellt, und man kann nicht leugnen daß abgesondert genommen dieser Kopf viel Verdienst hat; er drückt eine boshaft-kühne Schadenfreude lebhaft aus, und würde unter dem Pöbel der über ein Ecce Homo jubelt, und kreuzige! kreuzige! ruft, sich vortrefflich hervorheben. Auch für einen Meuchelmörder, in teuflischen Augenblick müßte man ihn gelten lassen. Aber von Erschrecken und Furcht, mit Verstellung, Gleichgültigkeit und Verachtung verbunden ist keine Spur; die derbigen Haare passen gut zum Ganzen, ihre Uebertriebenheit jedoch kann nur neben Kraft und Gewaltsamkeit der übrigen Bespinischen Köpfe bestehen.

St. Petrus, sehr problematische Züge. Schon bei Marco ist es bloß schmerzlicher Ausdruck; von Zorn aber und Bedräuung kann man nichts darin sehen, etwas Aengstliches ist gleichfalls ausgedrückt, und hier mag Leonard selbst mit sich nicht ganz einig gewesen seyn; denn derzliche Theilnahme an einem geliebten Meister, und Bedrohung des Verräthers sind wohl schwerlich in einem Gesichte zu vereinigen. Indessen will Cardinal Borromäus zu seiner Zeit dieses Wunder gesehen haben. Sey gut seine Worte auch klingen, haben wir Ursache zu glauben, daß der kunstliebende Cardinal mehr seine Empfindung als das Bild aufgesprochen; denn wir müßten sonst unseren Bespine nicht zu vertheidigen, dessen Petrus einen unangenehmen Ausdruck hat. Er sieht aus wie ein harter Capuziner, dessen Fastenpredigt die Sünder auftrocknen soll. Wundersam, daß Bespine ihm strauhige Haare gegeben hat, da der Petrus des Marco ein schön kurz gelocktes Kräuselhaupt darstellt.

St. Johannes ist von Marco ganz im Vinci'schen Sinne gehalten; das schöne rundliche, sich aber doch nach dem Länglichen ziehende Gesicht, die vom Scheitel an sallsten, unterwärts aber sanft sich krümmenden Haare, vorzüglich wie sie sich an Petrus eindringende Hand anschmiegen, sind allerliebst. Was man vom Schwarzen des Auges sieht, ist von Petrus abgedeckt, eine unendlich feine Bemerkung, indem wer mit innigstem Gefühl seinem heimlich sprechenden Seitenmanne zuhört den Blick von ihm abwendet. Bei Bespine ist es ein verdächtiger, rubender, beinahe schlafender, seine Spur von Theilnahme zeigender Jüngling.

Wir wenden uns nun auf Christi linke Seite, um von dem Bilde des Erlösers selbst erst am Schlusse zu reden.

St. Thomas Kopf und rechte Hand, deren aufgehobener Zeigefinger etwas gegen die Stirne gebogen ist, um Nachdenken anzudeuten. Diese dem Argwöhnischen und Zweifelnden so wohl anstehende Bewegung hat man bisher verkannt, und einen bedenklichen Jünger als drohend angesprochen. In Bespine's Copie ist er gleichfalls nachdenklich genug; da aber der Künstler wieder das sichende rechte Auge weggelassen, so entsteht ein perpendiculares, gleichdrniges Profil, worin von dem Vorgeschobenen, Aufspürenden der ältern Copie nichts mehr zu sehen ist.

St. Jacob der ältere. Die heftige Gesichtsbewegung, der aufgesperrteste Mund, Entsetzen im Auge, ein originelles Wageslück Leonards, von dessen wir Ursache zu glauben, daß auch dieser Kopf dem Marco vorzüglich gerathen sey. Die Durchzeichnung ist vortrefflich, in der Copie des Bespino dagegen alles verloren; Stellung, Haltung, Miene, alles ist verschwunden, und in eine gewisse gleichgültige Allgemeinheit aufgelöst.

St. Philipp, ueberwürdig unscheinbar, gleicht vollkommen den Napha'lischen Jünglingen, die sich auf der linken Seite der Schule von Athen, um Bramante versammeln. Bespino hat aber unglücklicherweise das rechte Auge abermals unterdrückt, und da er nicht verlangen konnte hier liege etwas Mehr als Profil zum Grunde, einen zweideutigen, wunderlich übergebogenen Kopf hervorgebracht.

St. Matthäus, jung, ergloser Natur, mit krausem Haar, ein ängstlicher Ausdruck in dem wenig geöffneten Munde; in welchem die südlichen Zähne eine Art leisen Grimmes aussprechen, zu der heftigen Bewegung der Figur passend. Von allem diesem ist bei Bespine nichts übrig geblieben; starr und geistlos blickt er vor sich hin; niemand abnet auch nur im mindesten die heftige Körperbewegung.

St. Thaddäus, bei Marco, ist gleichfalls ein ganz unscheinbarer Kopf; Aengstlichkeit, Verdacht, Verdruß kündigt sich in allen Zügen. Die Einheit dieser Gesichtsbewegung ist ganz köstlich, passt vollkommen zu der Bewegung der Hände, die wir aufgelegt haben. Bei Bespine ist alles abermals ins Gelegt haben. Bei Bespine ist alles abermals ins Allgemeine gezogen; auch hat er den Kopf dadurch unbedeutender gemacht, daß er ihn zu sehr nach dem Zuschauer wendet, anstatt daß bei Marco die linke Seite kaum den vierten Theil beträgt, wodurch das Argwöhnische, Scheelsehende gar köstlich ausgedrückt wird.

St. Simon der ältere, ganz im Profil, dem gleichfalls reinen Profil des jungen Matthäus entgegen gestellt. An ihm ist die vorgeworfene Unterlippe, welche Leonard bei alten Gesichtern so sehr liebte, am übertriebensten, sinnt aber, mit der ernsten, überhangenden Stirn die vortrefflichste Wirkung von Verdruß und Nachdenken, welches der leidenschaftlichen Bewegung des jungen Matthäus schaff entgegenstellt. Bei Bespine ist es ein abgeleckter, gutmüthiger Greis, der auch an dem wichtigsten, in seiner Gegenwart sich ereignenden Vorfall keinen Antheil mehr zu nehmen im Stande ist.

Nachdem wir nun dergestalt die Apostel beleuchtet, wenden wir uns zur Gestalt Christi selbst. Hier begegnet uns abermals die Legende, daß Leonard wegen der Christus- noch Judas zu malen gewußt, welches wir dorthin stellen, da nach seinem Verschwinden es unmöglich war, an diese beiden Enden der Darstellung die letzte Hand zu legen. Stimmen genug also mag es im Original, nach allen Verhältnissen, welche dasselbe durchaus erleiden müssen, mit Christi nur angelegter Physiognomie aufgelesen haben. Wie wenig Personne verrath, läßt sich daraus schließen, daß er einen teutschen Christuskopf, ganz gegen den Sinn Vinci's, ausstelle, ohne auch nur im mindesten auf die Neigung des Hauptes zu achten, die nothwendig mit der des Johannis in parallelistischer war. Dem Ausdruck wollen wir nichts sagen; die Züge sind regelmäßig, gutmüthig, verständig, wie wir sie an Christo zu sehen gewohnt sind, aber auch ohne bedeutende Sensibilität, daß wir beinahe nicht wüßt, zu welcher Geschichte des neuen Testaments dieser Kopf willkommen seyn konnte.

Hier tritt nun aber zu unserm Vortheil der Fall ein, daß Kenner behaupten, Leonard habe den Kopf des Heilandes in Castellazzo selbst gemalt und innerhalb einer fremden Arbeit das einige gewagt, was er bei seinem eigenen Hauptbilde nicht unternehmen wollen. Da wir das Original nicht vor Augen haben, so müssen wir von der Durchzeichnung sagen, daß sie völlig dem Begriff entspricht, den man sich von einem edlen Manne bildet, dem ein schmerzliches Seelenleiden die Brust beklemmt, wovon er sich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern suchte, dadurch aber die Sache nicht besser, sondern schlimmer gemacht hat.

Durch diese verabredenden Vorurtheile haben wir uns denn dem Verfahren des äußern deutlichen Künstlers, wie er solches in Schulen und Bildern umständlich und deutlich erklärt und bewiesen hat, genugsam genähert, und glücklicherweise finden wir noch eine Gelegenheit, einen fernern Schritt zu thun. Auf der Ambrosianischen Bibliothek nämlich wird eine von Leonard in rother Kreide verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier mit Weiß- und farbiger Kreide. Von dieser hat Ritter Bossi das genaueste Facsimile verfertigt, welches sich täglich vor unsern Augen liegt. Ein edles Jünglingsangesicht nach der Natur gezeichnet, offenbar in Nachahmung des Christuskopfes zum Abendmahl. Reine, regelmäßige Züge, das schlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite gesenkt, die Augen niedergeschlagen, den Mund halb geöffnet und die ganze Bildung durch einen leisen Zug des Kummers in die verwandte Harmonie gebracht. Hier ist freilich nur der Mensch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne diese Züge aufzuopfern, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, ist eine Aufgabe, die auch selbst dem geistreichen irdischen Punkt schwer zu lösen seyn möchte. In dieser Jünglingsphysiognomie, welche zwischen Christus und Johannes schwebt, sehen wir den höchsten Versuch, sich an der Natur fest zu halten, da wo vom Uebersinnlichen die Rede ist.

Die ältere Florentinische und Sanesische Schule entfernten sich von den trockenen Typen der Byzantinischen Kunst dadurch, daß sie überall in ihren Bildern Porträte anbrachten. Dies ließ sich nun sehr gut thun, weil bei den vielen Figurationen ihrer Tafeln die theilnehmenden Personen gerathen schien konnten. Das Zusammenseyn heiliger Männer, Anbetung einer Perhon, Einsammeln von Reliquien, Begräbniß eines verehrten Freundes erfordert von dem Umstehenden nur solchen Ausdruck, der in jedes nachbarlich sinnige Gesicht gar wohl zu legen ist; sodaß nun aber Leonard Lebendigkeit, Bewegung, Leidenschaft verbietet, setzte sich die Schwierigkeit, besonders da nicht etwa ähnliche Personen neben einander stehen, sondern die entgegengesetztesten Charactere mit einander contrastiren sollten. Diese Aufgabe, welche Leonard mit Worten so deutlich ausspricht und sein nahe selbst unauflösbar findet, ist vielleicht Ursache, daß in der Folgezeit große Talente die Sache leichter machen und zwischen der bedeutenden Wirklichkeit und der ihnen eingeborenen allgemeinen Idee, ihren Punkt schwebend ließen, und sich so von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde mit Freiheit bewegten.

Noch manches wäre zu sagen über die höchst verwickelte und zugleich durchsichtige Composition, über den Gegensatz der Köpfe, Körper, Arme, Hände unter einander. Von den Händen besonders würden wir einiges zu sprechen haben, indem Durchzeichnungen nach der Copie des Bossino gleichfalls gegenwärtig sind. Wir schließen aber völlig diese Betrachtung, weil wir vor allen Dingen die Bemerkungen der Transalpinischen Freunde abzuwarten haben. Denn diesen kommt allein das Recht zu, über manche Punkte zu entscheiden, da sie alle und jede Gegenstände, von denen wir nur durch Ueberlieferung sprechen, seit vielen Jahren selbst gesammt, sie noch vor Augen haben, nicht weniger den ganzen Umfang der neuern Zeit persönlich mit erlebten. Außer dem Urtheil aber die von uns angedeuteten Punkte werden sie uns gefällig Nachricht geben, inwiefern Bossi von den Köpfen der Copie in Castellazzo noch Gebrauch gemacht? welches um so wünschenswerther ist, als in jener Uebergangszeit viel gearbeitet und das Kupfer von Morghen dadurch so großen Vortheil erhält, daß sie dabei sorgfältig benutzt worden.

Nun aber müssen wir noch die wir schließen, dankbarlich erinnern, das unser mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenosse, den wir noch immer so gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Mater Mülleri benennen, uns, von Rom aus, mit einem trefflichen Aufsatz über Bossi's Werk in den Heidelberger Jahrbüchern, December 1810, beschenkt, der unserer Arbeit in ihrem Laufe begegnend, vergestalt zu Gute kam, daß wir uns an mehreren Stellen kürzer fassen konnten, und nunmehr auf jene Abhandlung hinweisen, wo unsere Leser mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit seinem geprüften Künstler und Kenner verwandt, ja übereinstimmend gesprochen haben. In Gefolg dessen machten wir uns zur Pflicht, hauptsächlich diejenigen Punkte hervorzuheben, welche jener Kunstkenner nach Gelegenheit und Absicht weniger ausführlich behandelte.

Julius Cäsars Triumphzug,
gemalt von Mantegna.

Des Meisters Kunst im Allgemeinsten.

An den Werken dieses außerordentlichen Künstlers, vorzüglich auch an dem Triumphzug Cäsars, einer Hauptarbeit, worein wir unsere ja dahin gedenken, glauben wir einen Widerstreit zu fühlen, welcher beim ersten Anblick nicht aufzulösen scheint.

Zuerst wird alle werden wir gewahr, daß er nach dem strebt, was man Styl nennt, nach einer allgemeinen Norm der Gestalten, denn sind auch mitunter seine Proportionen zu lang, die Formen zu hager, so ist doch ein allgemein Kräftiges, Tüchtiges Uebereinstimmendes durchaus wahrzunehmen an Menschen und Thieren, nicht weniger in allen Nebensachen von Kleidern, Waffen und ceremoniellem Geräth. Hier überzeugt man sich von seinem Studium der Antike: hier muß man erkennen, er sey in das Alterthum eingeweiht, er habe sich darein völlig versenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarste und individuellste Naturlichkeit bei Darstellung der mannigfaltigsten Gestalten und Charaktere. Die Menschen wie sie leben und leben mit verschiedenen Vorsätzen und Absichten, wie sie auf dem Markte stehen, herrn in Prozessionen einhergehen, sich in Haufen zusammendrängen, weiß er zu schildern; jedes Alter, jedes Temperament wird in seiner Eigenthümlichkeit vorgeführt, so daß wenn wir erst das allgemeinste ideell Streben gewahr wurden, wir sodann, nicht etwa neben an, sondern mit dem Höhern verknüpft, auch das Besonderste, Natürlichste, Gemeinste aufgefaßt und überliefert sehen.

Lebensereignisse.

Diese heimahe unmöglich scheinende Leistung erklärt sich nur durch Ereignisse seines Lebens. Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Francesco Squarcione, gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh sich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihn nicht allein den treusten und entschiedensten Unterricht gönnt, sondern ihn sogar an Kindes Statt annimmt und also mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieser herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und sie an ihm gleichfalls den Künstler wie den Menschen anzuerkennen und zu schätzen weiß, in solchem Grade, daß ihm eine Tochter Jacobi, die Schwester von Johann und Gentile ang. traut wird, da verwandelt sich die eifersüchtige Neigung des ersten väterlichen Meisters in einen gränzenlosen Haß, sein Beistand in Verfolgung, sein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künstlern, denen im funfzehnten Jahrhunderte der hohe Werth antiker Kunst aufgegangen war; er selbst arbeitete in diesem Sinne nach Vermögen und sammte nicht seine Schüler unverrückt dahin zu weisen. — Es sey sehr thöricht, war sein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur suchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unsere großen Griechischen Vorfahren sich jenen längst des Erstiken und des Vortrefflichswerthesten bemächtigt und nur alle aus ihren Schmelzöfen sogen das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Grus der Natur nur mühselig auskundend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens betrauern müssen.

In diesem Sinne hatte sich denn der hohe Geist des talentvollen Jünglings unablässig gebalten, zu Freude seines Meisters und eigenen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindselig zerfallen, verzagt war seines Leitens und Strebens, seines Lehrens und Unterweisens; widersinnig tadelt er nunmehr was der Jüngling auf seinen Naturauf sein Gebeis vollbracht hat und vollbringt, er verbindet sich mit der Menge, welche einen Künstler zu sich herabziehen will um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit das mit sie einen Vervielfältigungstrieb habe, nicht den höheren der im Geiste ruht, sondern den gemeineren äußeren, wo sie dem Abdruck ist und Unähnlichkeit des Originals und der Copie allenfalls in Anspruch nehmen läßt. Nun soll Mantegna nicht mehr gelten, er vermag, so heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen, seine berühmtesten Arbeiten werden als starren und hölzern, als hart und Ecke gescholten. Der alte Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit stehend und fühlt recht gut, daß ihm, eben vom Standpunkt der Antike, die Natur nur desto mahrer leber, seinem Kunstsiel verständlicher geworden, er fühlt sich der gewachsen und wagt auch auf diesen Wege zu schwimmen. Von dem Augenblick an stert er seine Gemälde mit den Porträtbildnissen seiner Mitbürger, und indem er das gereifte Alter im innigen Bunde Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt und so den ersten würdigsten Menschen das erfreulichste Denkmal setzt, so verschwärmt er nicht auch seltsam aufgegriffenes, allzu wenig bekannte, wunderlich gebildete, ja, den letzten Gegensatz Mitgestaltete darzustellen.

Jene beiden Elemente nun führt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verschieden; das Zweite, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Anlage, Grund und Halt. Dagegen bringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein: und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht wie er angeschwollen wieder ganz vom Ganzen verschlungen, so ist es auch hier. Das Studium der Antike giebt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber selbst das größte Talent, welches in seiner Bildung einen Zweispalt erfuhr, indem es sich zweimal und zwar nach entgegengesetzten Seiten auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend ist diesen Widerspruch ganz auszugleichen, das Entgegengesetzte völlig zu vereinigen, so wird jenes Gefühl, von dem wir zuerst gesprochen, das und vor Mantegna's Werken ergreift, vielmehr durch einen nicht völlig aufgelösten Widerstreit erregt. Zufrieden wird es der höchste Genius seyn, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, so er ein solches Abenteuer zu bestehen zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen

und Verdacht sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte.

Dieß Doppelleben also, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet und reizen noch viel zu sagen wäre, manifestirt sich besonders in seinem Triumphzuge Cäsars, wo er alles was ein großes Talent vermochte in höchster Fülle vereinigt führt.

Hievon giebt uns nun einen genugsam allgemeinen Begriff die Arbeit, welche Andreas Andreani gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts unternommen, indem er die neun Bilder Mantegna's, auf eben so viel Blättern, mit Holzstöcken, in bedeutender Größe nachgebildet, und also die Ansicht und den Genuß derselben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen sie vor uns und besprechen sie der Reihe nach.

1.

Posaunen und Hörner, kriegerische Ankündigung, paukachte Musikanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Fels-, Kriegs- und Gilds-Zeichen auf Stangen hoch emporgetragen. Roma's Büste voran. Juno die Beschützerin, der Pfau besonders. Abundantien mit Fruchtkörben und Blumenvasen, sie schwanken über fliegenden Pümpeln und schwebenden Tafeln. Dazwischen in den Lüften flammende, dampfende Fackeln zusammen, den Elementen zur Ehre, zu Anreizung aller Sinne.

Andere Krieger, vorwärts zu schreiten gehindert, stehen still, den unmittelbar nachfolgenden gewaltsamen Drang abzuwehren; je zwei und zwei halten senkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man üppen und drüben angeheftet Gewölbe lang und schmal ausgespannt erblickt. Diese Seitenräume, im Felde abgetheilt, dienen zur Expedition; hier wird dem Ruhe bildlich vorgebracht was geschehen musste, damit dieser überschwengliche Triumphzug Statt fände.

Feste Städte von Kriegsheeren umringt, bestürmt durch Maschinen, eingenommen, verbrannt, zerstört; weggeführte Gefangene zwischen Niederlage und Tod. Völlig die ankündigende Symphonie, die Introduction einer großen Oper.

2.

Hier nun die nächste und höchste Folge des unbedingten Sieges. Weggeführte Götter, welche die nicht mehr zu schützenden Tempel verlassen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweirädrigen Wagen, Kolossalbilde der Edelen auf einspännigen Wagen, sodann eine kleinere tragbare Gottheit in den Armen eines Knechts. Der Hintergrund überdeckt von den hoch aufgethürmten Wagengerüsten. Tempelgefäße, deutlichen Herrlichkeiten angefüllt, zugleich Belagerungsmaschinen, Widder und Ballisten. Aber ganz gränzenlos mannigfaltig aufgeschichtet, gleich hinterdrein, Massen aller Heeresarten, mit großem ernsten Geschmack zusammen und über einander gestellt und gehängt. Erst in der folgenden Abtheilung

3.

wird jedoch die größte Masse aufgedeckt vorüber getragen jede Art von Gefäßen: dickbäuchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen, und auf denselben Tragegestellen Vasen und Krüge; auf den Schultern lasten diese schon schwer genug, aber nebenher trägt jeder noch ein Gefäß oder sonst etwas Bedeutendes. Dergleichen Gruppen ziehen sich auch noch ins folgende Blatt fort.

4.

Die Gefäße sind von der mannigfaltigsten Art, aber die Hauptbestimmung ist, gemünztes Silber herauszutragen. Nun drängen sich über dieses Gedränge, überlange Posaunen in die Luft vor; an ihnen spielen herabhangende Bänder, mit inschriftlicher Widmung; dem triumphirenden Beherrscher Julius Cäsar; gedenkende Opferthiere; zierliche Carnillen und fleischermäßige Possen.

3.

Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drei andern perspectivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, krampfartig. Auf ihren Rücken hohe flammende Candelaber; schöne Jünglinge, leicht beweut aufrechtend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt.

6.

Auf die beschwerliche Masse der ungeheuren Thiere folgt mannigfaltige Bewegung; das Festbarste, das höchste Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger schauen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten ins Bild schreitend. Was aber tragen sie? wahrscheinlich lauteres Gold. Gelbe münzen in kleinerem Gefäßer, kleinere Vasen und Gefäße. Hinter ihnen folgt noch eine Beute von größtem Werth und Wichtigkeit. Es sind die Rüstungen der überwundenen Könige und Helden, jede Persönlichkeit als eigene Treppde. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürsten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangengestalt kaum heben können, sie nah am Boden beschleppen oder gar niederlegen um, einen Augenblick aufzuhauchen, sie wieder frischer fortzutragen.

7.

Doch sie werden nicht sehr gedrängt; hinter ihnen schreiten Gefangene einher; kein Abstechen unterscheidet sie, wohl aber persönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachsenen Töchtern. Zunächst gegen den Zuschauer geht ein Fräulein von acht bis zehen Jahren, an der Mutter Seite, so schmuck und zierlich als bei dem anständigsten Feste. Treffliche tüchtige Männer folgen hierauf in langen Gewändern, ernst, nicht erniedrigt; es ist ein edles Geschick daß sie hinziehn. Auffallend ist daher im folgenden Glied ein grober, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem, beinahe fragendaftem Gesicht rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir lassen ihn vorüber, denn ihm folgt eine Gruppe von anziehenden Frauen. Eine junge Braut in ganzer Jugendfülle, im Besitz aller Vorzüge — wir sagen Braut, weil sie auch ohne Kranz in den Haaren, so bezeichnet zu werden verdiente — steht hinterwärts, vor dem Zuschauer zum Theil verdeckt von einer älteren kinderzählenden Frau; diese hat ein Mädchen auf dem rechten Arme und ihre linke Hand nimmt ein stillstehender Knab ein Anspruch, der den Fuß aufrecht; weinend will er auch getragen seyn. Eine ältere sich über ihn bückende Person, vielleicht die Großmutter, sucht ihn vergebens zu begütigen.

Höchlich rühmen müssen wir indeß den Künstler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Sie sind nicht mehr, ihre Rüstungen trug man wohl vorher; aber die eigentlichen Staaten,

die uralten edlen Familien, die tüchtigen Rathsherren, die behäbigen, frauthar sich fortpflanzenden Bürger führt man im Triumph auf, und so ist es denn alles gesagt: Die einen sind todtgeschlagen und die andern leben.

Zwischen diesem und dem folgende Bilde werden wir nun gewahr, warum der stattliche Gefangene so grimmig zurückblickt. Mißgestaltete Narren und Possenreißer schleichen sich heran und verhöhnen die edlen Unglücklichen; diesem Würdigen ist das noch zu neu, er kann nicht ruhig vorübergehen; wenn er dagegen nicht schimpfen mag, so grinst er dagegen.

8.

Aber der Ehrenmann scheint noch auf eine schmählichere Weise verletzt, es folgt ein Chor Musikanten in contrastirenden Figuren. Ein weibsbadischer, bäbischer Jüngling, in langer, fast weiblicher Kleidung, singt zur Leier, und scheint dabei zu springen und zu gestikuliren; ein feister durfte beim Triumphzug nicht fehlen; sein Geschäft war, sich seltsam zu geberden, weltliche Lieder zu singen, die überwundenen Gefangenen freudhaft zu verspotten. Die Schalks-Narren deuten auf ihn, und scheinen mit albernen Geberden seine Worte zu commentiren, welches jenem Ehrenmann alzu ärgerlich auffallen mag.

Das übrigens von seiner ernsthaft edlen Musik die Rede sey, ergiebt sich sogleich aus der folgenden Figur: denn ein dünnmellanger, schafsheißer, hochgemüthter Dudelsack-Pfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellen-Trommeln scheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts bindende Seilbalken aber und andere Andeutungen machen uns aufmerksam, daß nun bald das Höchste erfolgen werde.

9.

Und nun erscheint auch, auf einem übermäßig, obgleich mit großem Sinn und Geschmack verzierten Wagen, Julius Cäsar selbst, den ein tüchtig gestalteter Jüngling auf einer Art Standarte das Veni Vidi Vici entgegenwirft. Dieses Blatt ist so gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwischen Pferden und Rädern nur mit Angst ansieht, in der Wirklichkeit möchten sie längst zermalmt seyn. Trefflicher war jedoch ein solches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend ist, bildlich nicht darzustellen.

10.

Ein zehntes Bild aber ist für uns nun von der größten Bedeutung, denn das Gefühl: der Zug sey nicht geschlossen, wandelt einen jeden an, der die neun Blätter hinter einander legt. Wir finden nicht allein den Wagen fort, sondern sogar hinter denselben durch den Rahmen angeschnittene Figuren, das Auge verlangt einen Nachhang, und wenigstens einige der Hauptgestalt nahe tretende, den Rücken bedeutende Gestalten.

In Höhle kommt und nun ein eigenhändiger Kupferstich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichsten Werken des Meisters dieser Art zu rechnen ist. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, sämmtlich charakteristischer Personen. Daß es der Senat sey, ist keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumphzug am schicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben, aber auch diese konnte ihm nicht weiter entgegen gehen, als nöthig war umzukehren und vorauszuschreiten, und den versammelten Vätern die Anstimmung vorzuführen.

Doch sey diese Untersuchung dem Alterthumsforscher vorbehalten. Nach unserer Weise dürfen wir nur das Blatt aufmerksam betrachten, so spricht es sich wie jedes vortreffliche Kunstwerk selbst aus; da sagen wir denn geradezu, es ist der Lehrstand, der gern dem siegenden Weltstand huldiget, weil durch diesen allein Sicherheit und Fortdauer zu hoffen ist. Den Nährstand hatte Mantegna in den Triumphzug als Tragende, Bringende, Erzeugende, Pretiöse vertheilt, auch in der Umgebung als Zuschauer aufgestellt. Nun aber freut sich der Lehrstand den Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Staat und Cultur wieder gesichert ist.

In Absicht auf Mannigfaltigkeit der Charakteristik ist das beschriebene Blatt eines der schätzbarsten die wir kennen, und Mantegna hat gewiß diesen Zug auf der hohen Schule von Padua studirt.

Voran im ersten Glied, in langen faltigen Gewändern, drei Männer, mittleren Alters, theils ernsten, theils heiteren Ansehens, wie beides Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweiten Gliede zeichnet sich zunächst eine alte, teilefaile, behaglich-dicke, kräftige Natur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig verwerthet. Das bartlose Kinn läßt einen fleischigen Hals sehen, die Haare sind kurz geschnitten; höchst behaglich hält er die Hände auf Brust und Bauch und macht sich nach allen bedeutenden Vorgängen noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen hat' ich niemanden gefehlen der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottfried; dieser würde in ähnlichen Fall und gleicher Kleidung eben so eindrucksvoll seyn: er sieht vollkommen dem Pfeifer einer dramatischen Gesellschaft gleich. Wie er seine Bart und Hauptbaare, sind auch seine Gesinnen, wenn gleich behaart, doch ohne Bärte; der vordere etwas ernster und grämlicher scheint der dialektischen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden sind sechs, welche in Haupt und Geist alles mit sich zu tragen scheinen; dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere leichtere Gestalten bezeichnet sind, sondern auch dadurch, daß sie geschriebene Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß sie soweit während als lesend sich zu unterrichten gesinnet seyen.

Zwischen jene ältesten und mittleren ist ein Knabe von etwa acht Jahren eingeklemmt, um die ersten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind sich anzuschließen geneigt ist, sich einzumischen Lust hat; es nähat ein Pennal an seiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege sey, wo denn Heranklemmung manches Unangenehme begegnet. Wundersicher und anmuthig natürlicher ist nichts zu erfinnen als daß Knäbchen in seiner Lage.

Die Lehrer setzen jeder vor sich hin, die Schüler unterhalten sich unter einander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militär, von welchem denn doch zuerst und zuletzt die Herrlichkeit des Reiches nach außen erworben und die Sicherheit nach innen erhalten werden muß. Diese ganz große Forderung aber befriedigt Mantegna mit ein paar Figuren; ein jüngerer Krieger, einen Oelzweig tragend, den Blick aufwärts gerichtet, läßt uns im Zweifel, ob er sich des Sieges erfreue, oder ob er sich über das Ende des Kriegs betrübe; dagegen ein alter, ganz abgelebter, in den schweren Waffen, indem er die Dauer des Kriegs verräth, überdrüssig aufgereizt, dieser Triumphzug sey ihm beschwerlich und er werde sich glücklich schätzen, heute Abend irgendwo zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieses Blattes nun, anstatt das wir bisher meistens freie Aussichten gehabt, drängt sich, dem Menschendrang gemäß, allenfalls zusammen; rechter Hand sehen wir einen Palast, zur Linken Thurm und Mauern; die Nähe des Statthers möchte damit anzudeuten seyn, angezeigt daß wir uns wirklich am Ende befinden, daß nunmehr der ganze Triumphzug in die Stadt eingetreten, und innerhalb derselben beschlossen sey.

Sollten auch dieser Vermuthung die Hintergründe der vorhergehenden Blätter zu widersprechen scheinen, indem land-schaftliche Aussichten, viel freie Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläste, doch auch Ruinen gesehen werden, so läßt sich doch auch annehmen, daß der Künstler hierbei die verschiedenen Hügel von Rom gedacht, und sie so behaut und so numerirt, wie er sie zu seiner Zeit gefunden, vorgestellt habe. Diese Andeutung gewinnt um so mehr Kraft, als doch wohl einmal ein Palast, ein Kerker, eine Brücke, die als Wasserleitung dienen kann, eine hohe Ehrensäule da steht, die man denn doch auf ähnlichem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir hatten unsre, weil wir sonst uns Gränzenlose geriethen, und man mit noch so viel gehäuften Worten den Werth der flüchtig beschriebenen Blätter doch nicht ausdrücken könnte.

Aeltere Gemälde.

Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1791.

Die ältesten Monumente der neuern Kunst sind hier in Venedig die Mosaiken und die Griechischen Bilder; von den ältesten Mosaiken dav ich noch nichts gesehen was mir einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätte.

Die alt-Griechischen Gemälde sind in verschiedenen Kirchen zerstreut, die besten befinden sich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müssen sie alle mit Wasserfarbe gemalt seyn und nur nachher mit Oel oder einem Firnis überzogen. Man bemerkt an diesen Bildern noch immer einen gewissen aceröten Kunstbegriff und ein Tractament des Pinsels. Kann hatte man sich gewisse Ideale gemacht; wieder sie solche genommen, wird sich vielleicht auffinden lassen.

Das Gesicht der Mutter Gottes, näher angesehen, scheint der Kaiserlichen Familie nachgebildet zu seyn. Ein uraltes Bild des Kaisers Constantin und seiner Mutter brachte mich auf diesen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Nasenwurzel, daher die lange schmale Nase, unten ganz fein endigend, und ein eben so kleiner feiner Mund.

Der Haupthegriff Griechischer Malerei ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig ist jederzeit dabei gesorgt worden eine Figur vorstelle. Selbst die Mutter Gottes und das Christkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beischrifften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße. Gemälchen ganz klein, als Beiwerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint daß die Griechen mehr als die Katholiken, das Bild als Bild verehrten.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen, denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künstler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing größere Altarbilder zu brauchen, so sehe man sie aus mehreren Heiligenbildern zusammen, die man, in vergoldeten Rahmen-Städen, neben und in einander fügte; bemerken auch oft Stifter und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt ist.

Ferner bediente man sich eines sehr einfachen Kunstgriffs, die Tafel auszufüllen; man reihte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen setzte man musicirende Kinder in Engelsgestalt den Raum eben darüber suchte man mit nachgeahmter Architektur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt sich so lange als möglich; denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und seiner Vorgänger ist keines historisch, und selbst die Gegenden sind wieder zu der alten Vorstellung zurückgeführt; da ist allenfalls ein Heiliger der predigt, und so viele Gläubige die zuhören.

Die ältesten historischen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So ist z. B. in St. Rocco der Saraceni des Heiligen Gerone verwandt sind, von den Vivarini's auf diese Weise gemalt. Selbst die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunst hat ihren Baum von so kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettischen Anfänge in der Schule der Scuola der Reichen; ja selbst Tizian konnte nur langsam jenes religiöse Herkommen ablegen.

Man weiß, daß derjenige, der das große Altarblatt in den Frari's bestellte, sehr ungehalten war so große Figuren darauf zu erblicken.

Das schöne Bild auf dem Altar der Familie Pesaro ist noch immer die Vorstellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat sich Tizian an der alten Weise ganz nahe gehalten und sie nur mit größerer Wärme und Kunst behandelt.

Nun aber fragt sich: wann ist die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen welche das Bild bezahlten und widmeten, sich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Mensch mag gern das Andenken seines Daseyns stiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künstler halten, andächtigen Menschen dieburch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt sich es wohl als eine bildliche Unterschrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halbverdeckten geschmückten Marienbildes die Besteller als demüthige Zwergleim. Nach und nach wurden sie familienweise zu Hauptfiguren, und endlich erscheinen sogar ganze Gilden als historisch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände der Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die sonst nur in Schränkchen über den Altären standen, drängen sich aus über alle architektonisch leeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt. Tintoret schwerlich, obgleich geringere Maler zu solchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute schon längst die Refectorien; Paul Veronese faßte den glücklichen Gedanken andere frohme weltlustige Gastgebote auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzustellen.

Indessen aber die Kunst wächst und mit ihr die Forderungen, so sieht man die Beschränktheit der religiösen Gegenstände. In den besten Gemälden der größten Meister ist sie am traurigsten fühlbar; was eigentlich wirkt und gewirkt wird ist nicht zu sehen; nur mit Nebensachen haben sich die Künstler beschäftigt, und diese bemächtigen sich des Auges.

Und nun fangen erst die Henkersknechte recht an die Hauptpersonen zu spielen; hier läßt sich doch etwas nervig Nacktes anbringen. Doch ist ihr Beginnen immer Abscheu erregend, und wenn reizende Zuschauerinnen mit frischen Kindern nicht noch gewissermaßen das Gegengewicht hielten, so würde man übel erbaut von Kunst und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veronese die schönen Zuschauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abscheulichen Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigen mußten, nur einigermaßen schmackhaft zu machen, ist bemerkenswerth. So waren mir ein Paar allerliebste weibliche Figuren in dem Gefängnisse unerklärlich, in welchem ein Engel den heiligen Rochus bei Nacht erscheint. Stellte man Mädchen eines üblen Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zusammen in einen Kerker gesperrt haben? Auf alle Fälle bleiben diese Figuren wie jetzt das Bild noch zu sehen ist, bei der besten Erhaltung, wahrscheinlich von mehr kräftigem Farbenauftrag betrifft, vorzüglich die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit.

Jemand behauptete, es seyen verlassene Pestkranke; sie sehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veronese haben manchmal bei Altarblättern sich der alten Manier wieder nähern und bestellte Heilige auf ein Bild zusammen malen müssen, wahrscheinlich die Namens-Pathen des Bestellers; es geschieht aber immer mit dem größten Künstlersinn.

Die ältesten Bilder, welche mit Wasserfarbe gemalt sind, haben sich zum Theil hier gut erhalten, weil sie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch scheinen sie die Feuchtigkeit, wenn sie nur nicht gar zu arg ist, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweise der Farben würde ein technisch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anstellen.

Die ersten Oelbilder haben sich gleichfalls sehr gut erhalten, obschon nicht ganz so hell wie die Temperabilder. Als Ursache giebt man an: daß die früheren Künstler in Wahl und Zubereitung der Farben sehr sorgfältig gewesen, daß sie solche erst mit Wasser klar gerieben, sie dann gehörig mit und so auf Einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß sie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß gespart. Ferner bemerkt man, daß sie ihre Tafeln sehr sorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund, wie bei der Tempera; dieser zog unter dem Malen das überflüssige Oel an sich, und die Farbe blieb feste reiner auf der Oberfläche stehen.

Diese Sorgfalt verminderte sich nach und nach, ja sie verlor sich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur schwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veronese und Tizian arbeiteten meistens mit Localfarben; der erste Auftrag ihrer Farben war licht, welchen sie immer mit dunkeln durchsichtigen Tinten zudeckten, deswegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden sind; obgleich die Tizianischen, durch das viele, beim Uebermalen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben.

Als Ursache warum Tintorets Gemälde meistens so dunkel geworden sind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meist à la prima und ohne Spekulus gemalt. Weil er nun auf diese Weise stark auftrage und der Farbe in ihrer ganzen Dicke schon denjenigen Ton geben müsse, den sie auf der Oberfläche behalten sollte, so klagen nicht, wie bei Paul Veronese, hellere Tinten zum Grund; und wenn sich das stark gebrauchte Oel mit der Farbe zusammen verändere, so sind auf einmal ganze Massen dunkel geworden.

Am meisten schadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über schwächeren Auftrag, so daß manchmal nur die höchsten stark aufgetragenen Lichter noch sichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbstoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie schnell übrigens Tintoret gemalt, kann man aus der Menge und Größe seiner Arbeiten schließen, und wie frisch er dabei zu Werke gegangen, sieht man an dem Innen Besitzt, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle schon aufgespannt und befestigt gemalt, die Köpfe ausgelassen, sie zu Hause einzeln gefertigt, ausgeschnitten und dann auf das Bild geklebt; wie man beim Ausbessern und Restauriren gefunden; besonders scheint es bei Porträten geschehen zu seyn, welche er zu Hause bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemälde von Paul Veronese. Drei Porträte von Edelleuten waren auf einem fremden Bilde mit angebracht; beim Restauriren fanden sich diese Gesichter ganz leise aufgeklebt, unten drunter drei andere schöne Köpfe, woraus man sah, daß der Maler zuerst drei Heilige vorgestellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche, einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, so ist das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weise verwüstet.

Bei der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerlei Weise beschädigt worden, ist es zu denken, daß sich mehrere Maler, wiewohl mit ungleicher Geschicklichkeit und Glück, auf die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben legten. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt sind, hat eine Art von Akademie der Gemälde-Restauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director gegeben, und in dem Kloster St. Giovanni e Paolo einen großen Saal, nebst anstehenden geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wieder hergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen, welche man in dieser Kunst gemacht hat, gesammelt und durch eine Gesellschaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art jedes besondere Bild herzustellen, sind sehr verschieden, nach dem verschiedenen Meistern, und nach dem Zustande der Gemälde selbst. Die Mitglieder dieser Akademie haben, durch vielfältige Erfahrung, die mannigfaltigen Arten der Meister sich auf genaueste bekannt gemacht, über Leinwand, Grundirung, ersten Farbenauftrag, Secco laturen, Auslmalen, Accordiren sich genau unterrichtet. Es wird der Zustand jedes Bildes vorher erst untersucht, beurtheilt und sodann überlegt, was aus demselben zu machen möglich sey.

Ich gerieth zufällig in ihre Gesellschaft; denn als ich in genannter Kirche das thätige Bild Tiziano, die Verordnung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, trat mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben besehen wolle, deren Geschäft er mir erklärte. Ich war freundlich aufgenommen, und als sie meine besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit Deutscher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen sie mich lieb, wie ich wohl sagen darf; so ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung bewiesend.

Hatte ich jedesmal zu Hause aufgeschrieben, was ich gesehen und vernommen, so könnt es und noch zu Gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Fälle bemerken.

Tizian und seine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gemodelten Damast, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farbe-Grund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farbe dem Damaste wie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte und dadurch allen Steifheiten wehrte. Ich erinnere mich noch deutlich eines Cyprischen v. Tizian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuster des Damastes erkennen konnte. Trat man davon weg, so sahen eine lebendige Epidermis mit allerlei beweglichen Linien und Maschen ins Auge zu spielen.

Ist nun in einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingerissen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster daraus ab, ein solches Lappchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden soll, befestigt und tritt, wie das alte Bild aufgelegt wird, in die Lücke, wird übermalt und gewinnt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheueres Bild von Paul Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Lücken gerissen waren, beschäftigt; schon sah ich die sämmtlichen gefärmerten Lappchen fertig und durch Zwischenfäden zusammen und auf einander gehalten, wie in einem Erinnerungsrethe, auf der gleichfalls aufgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Beleuchtung der Oertlichkeit besorgt, indem diese kleinen Fetzen aufgeklebt wurden, die wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustand, gefixierte Ersitzung und die Langmuth einer Aebtissin dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei solchen Restaurationen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt und nur so viel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner, aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

Naivetät und Humor.

Die Kunſt iſt ein ernſthaftes Geſchäft, am ernſthafteſten wenn ſie ſich mit edlen, heiligen Gegenſtänden beſchäftigt; der Künſtler aber ſteht über der Kunſt und dem Gegenſtande; hier jener da er ſie zu ſeinem Zwecke braucht, hier dieſem weil er ihn nach eigner Weiſe behandelt.

Die bildende Kunſt iſt auf das Sichtbare angewieſen, auf die äußere Erſcheinung der Natürlichen. Das rein Natürliche, inſofern es ſittlich gleichgültig iſt, nennen wir naiv. Reine Gegenſtände ſind alle das Gebiet der Kunſt, die ein ſittlicher Antheil des Natürlichen dem ſie, Gegenſtände die nach beiden Seiten hinneigen ſind die gänzlichſten.

Das Naive iſt natürlich iſt mit dem Wirklichen verwandter. Das Wirkliche ohne ſittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunſt an und für ſich ſelbſt iſt edel, deshalb fürchtet ſie der Künſtler nicht vor dem Gemeinen. Je inniger er ſich durchdrungen iſt ob ſchon gebeten und je höher wir die größten Künſtler mit Recht ihr Majeſtätsrecht ausüben.

In jedem Künſtler liegt ein Keim von Verwandtheit, ohne den ſein Talent unfruchtbar iſt, und dieſer wird beſonders rege, wenn auch dem Künſtler eingeſchränkten und zu einſeitigen Zwecken dienen und brauchen will.

Naivetät iſt unter den neuern Künſtlern auch hier wohl der reinſte. Er iſt durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich worauf die Anbetung der Könige abgebildet iſt, eine überſchwenglich herrliche Compoſition, zeigt, von dem älteſten anbetenden Fürſten bis zu den Mohren und Affen, die ſich auf den Kameelen mit Anſtand ergetzen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joſeph auch ganz naiv charakteriſirt werden als Pflegevater, der ſich über die eingekommenen Geſchenke freut.

Auf den heiligen Joſeph überhaupt haben es die Künſtler abgeſehen. Die Byzantiner denen man nicht nachſagen kann daß ſie ihr chriſtlichen Humor unterdrückten, laſſen auch bei der Geburt den Heiland immer verdrießlich ſein. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere ſtehen herum, verwundert, ſtatt des verſchmähten Futters ein lebendiges, rumänſch, anmuthiges Geſchöpf zu finden. Engel verehren den Neugeborenen, die Mutter ſitzt ſtill betet; St. Joſeph aber ſitzt abgewendet und tief unmuthig den Kopf nach der ſonderbaren Seite.

Der Humor iſt eine der Elemente die Goethe's Werk, obwohl er vorwaltet, nur ein Surrogat deſſelben iſt, er begleitet die abnehmende Kunſt, verwandelt ſie zuletzt.

Hierüber kann eine Reihe anmuthiger Aufſätze die wir vorbereiten, ſämmtliche Künſtler nämlich, die uns von ſo mancher Seiten bekannt ſind, auseinander von der einen oder andern zu betrachten, und den Gegenſtänden und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln was Zeit und Ort, Nationen und Lehrer mehr oder weniger unſerm Urtheil und Intereſſe nahe rücken ſich zu dem zu bilden was ſie wurden, ſie bei dem zu erhalten, was ſie waren.

Procardicon.

Die Kunſt iſt eine Vermittlerin des Unausſprechlichen, darum ſucht ſie eine Tugend ſie wieder durch Worte vermittelnd zu wollen. Doch indem wir uns darum bemühen, findet ſich für den Verſtand ſo mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu Gute kommt.

Verſchiedenes Einzelne.

Die Kunſt ruht auf einer Art religiöſem Sinn, auf einem tiefen unausſprechlichen Ernſt, wodurch ſie ſich auch in allen mit der Religion verwandt. Die Religion bedarf keines Kunſtſinnes, ſie ruht auf ihrem eignen Ernſt, ſie verliert aber auch keinen, ſo wenig ſie Gewinn giebt.

In Rembrandt's trefflicher Radirung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel hallen, in der Glorie, welche gewaltig das Herrn Haupt umgiebt, in die vorwärts wirkende Hand gleichſam gebohren, welche nun in göttlicher That glanzumwoben dem Verſchlag. Um das Haupt iſt's, wie auch das Geſicht, dunkel.

Es iſt eine Tradition: Dädalus der erſte Plaſtiker habe die Erfindung der Drechſelbank des Töpfers bemerkt. Von Rom möchte wohl nichts vorgekommen ſein, aber der große Mann hat wahrſcheinlich vorempfunden, daß die Tendenz zuletzt in der Kunſt verderblich werden müſſe.

Bei Gelegenheit der Berliniſchen Vorbilder für Zeichenſchulen kam zur Sprache: ob es großer Aufwand auf die höchſte Ausführung der Blätter wäre nöthig zu wenden? Wenn ſich ergab daß gerade den talentvollen jungen Künſtler und Handwerker die Ausführung am meiſten reizt, und daß er durch Beachtung und Nachbildung derſelben erſt befähigt wird, das Ganze und den Werth der Formen zu begreifen.

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:

Nein, ein solch Gefäß hat außer Amorn
Nie ein Gott gebildet noch besessen!
Solche Formen treibet nicht Vulcanus
Mit den sinnbegabten, feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältste, klügste seiner Faunen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnißvoller Gährung verstehn:
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt!

Jm alten Pythagoras sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir stimmen diesen schönen Gedanken nur desto nachdrücklicher einführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Ort niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den zusammiren Marktplatz um sich her bildete. Die zentnerschweren, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felsblöcke mußten, indem sie sich entsprechend herbei bewegten, sich taufs- und bauwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gehörend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straßen anbauen: An wohlschützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist kann nicht ruhen, die Thätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Function, Gebäude und Plätze des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem idealen Zustand; ohne Ahnen, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses theilhaftig. Man gewöhne sich in Sankt Peter aufs und abzugehen und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir aussprechen sollen.

Dagegen in einer schlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Besen die Häuser zusammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines dürftern Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zu Muthe, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schallen-Trommeln hörte und sich bereiten müßte Bärentänzen und Affensprüngen beizuwohnen.

Aphorismen.

Freunden und Gegnern zur Beherzigung.

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Jnnere besehen, ob es denn da auch recht hell ist. Jn der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten bei dieser Gegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte dafür sorgen, sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe, mit Eisblöcken geschossen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Aussprechenden einleuchtet.

Ein Künstler, der solchergestalt Arbeiten vorbereitet, ist nicht immer im Stande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Jdee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, so wie das Leben, zerstört werde.

Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligiren sie immer die Jdee, ohne sich's deutlich bewußt zu seyn.

Eben so geht's allen die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hülfte der Erfahrung ist.

Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben, dann soll es eine schöne Natur geben. Man soll wählen; doch wohl das Beste! und woran soll man's erkennen? nach welcher Norm soll man wählen? und wo ist denn die Norm? doch wohl auch in der Natur?

Und gesetzt, der Gegenstand wäre gegeben, der schönste Baum im Walde, der in seiner Art als vollkommen auch vom Förster anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und suche mir die schönste Seite. Jch trete weit genug weg um ihn sowie zu übersehen; ich warte ein günstiges Licht ab, und nun soll vom dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen seyn!

Der Laie mag das glauben; der Künstler, hinter den Coulissen seines Handwerks, sollte aufgeklärter seyn.

Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch, (Natur von innen.)

Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Fluchtpunkte des mannigfaltigen Streifs waagerechter Linien bannte, erfand das Primair der Perspective.

Wer zuerst aus der Systole und Diastole zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Sonderung und Distrikt, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Principien des Coloris entdeckt.

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erkennet euch wenn ihr draußen, wie ihr es immer heißen mögt, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt seyn, und es trifft nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden; wirken und nicht ins Allgemeine greifen: deßwegen jede Geschichte der Erfindung sich mit den wunderbarsten Räthseln herumschlägt.

Es ist so schwer etwas von Mustern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will so gut verdaut seyn, als der Stoff, so sie verdaut sich viel schwerer.

Mancher hat nach der Antike studirt und sich ihr Wesen nicht ganz zugeeignet. Ist er darum schon tadelnswerth?

Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

Das trocken Nasse, das steif Machre, das ängstlich Nachlässige, und wenn man ältere deutsche Kunst charakterisiren mag, adrett zu jeder Zeit führeten einfacheren Kunstweise. Die alten Venetianer, Florentiner u. s. w. haben das alles auch.

Und wir Deutschen sollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben! —

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben! —

Albrecht Dürern förderte ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bedeutlose Phantasie.

Wie Martin Schön neben ihm steht, und wie das deutsche Verdienst sich dort beschränkte, wäre interessant zu zeigen, und möglich zu zeigen, daß dort nicht alles Tage Abend war.

Wär'te sie doch in jeder italiänischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöst'te und Voß uns griechische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs.

Laßt uns doch vielseitig seyn! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Castanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.

Erlaubt uns in unsern vermischten Schriften doch neben den abends- und morddämmrichten Formen auch die mittags- und stundenhellen.

Man ist nur vielseitig, wenn man zum Höchsten strebt, weil man muß (im Ernst), und zum Geringern hinabsteigt, wenn man will (zum Spaß).

Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins kleinste kommt alles auf die Conception an.

Die Kunst kann niemand fördern als der Meister. Könner fördern den Künstler, das ist recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert.

Man sagt: studire Künstler die Natur! Es ist aber keine Kleinigkeit aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

„Es giebt auch Afterkünstler, Dilettanten und Speculanten: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen."

„An meinen Bildern müßt ihr nicht schnuffeln, die Farben sind ungesund."

Rembrandt.

In allen Künsten giebt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen so zu sagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich denselben zu übersteigen wenn nicht die Kunst zu Hülfe kommt.

Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers, er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen sind die Productionen eines solchen Original-Genie's meistens Reminiscenzen; wer Erfahrung hat wird sie einzeln nachweisen können.

Selbst das mäßige Talent hat immer Geist in Gegenwart der Natur; deßwegen einigermaßen sorgfältige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorbringen gelingt selbst den Besten nicht immer.

Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so daß der Begriff im Bilde immer noch begränzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sey.

Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild und so daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt, und selbst in allen Sprachen ausgesprochen doch unaussprechlich bliebe.

Das Verhältniß der Künste und Wissenschaften zum Leben ist nach Verhältniß der Stufen, worauf sie stehen, nach Beschaffenheit der Zeiten und tausend andern Zufälligkeiten, sehr verschieden; deswegen auch niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seyen nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, beim Gewahrwerden einer fremden Cultur; so daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus Statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, je vielmehr je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, desto mehr wirkt sie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung aufs Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter seyn.

Eine Musik die den heiligen und profanen Charakter vermischt ist gottlos, und eine halbbärtige, welche schwache, sanftere, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Beliebens findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu seyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Ewigseyenden: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Nachtige der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschmähung wird taub, und will die Musik sich an Lehrsachen oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

Plastik wird eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alle Mittlere kann wohl auf mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittlere Kunstwerke dieser Art machen mehr irre als daß sie erfreuen. Die Bildsäule braucht was sich daher noch ein kraftartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig seyn will.

Die Malerei ist die köstlichste und bequemste von allen Künsten. Die Köstlichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen, auch da wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zu Gute hält und sich an ihr erfreut; theils weil eine technische obgleich geistige Ausübung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so daß sie sich also nur einigermaßen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu seyn. Wahrheit in Farben, Oberflächen in Bezeichnungen der sichtbaren Gegenstände auf einander, ist schon angenehm; und da das Auge dessen gewohnt ist alles zu sehen, so ist ihm eine Mißgestalt, und also auch ein Mißwirken nicht so gewaltig als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Maler darf also nur einigermaßen Künstler seyn, so findet er schon ein größeres Publikum als der Musiker, der auf gleichem Grade stände; wenigstens kann der geringere Maler immer für sich operiren, anstatt das der mindere Musiker sich mit andern setzen muß, um durch gefällige Leistung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen verfahren solle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: Der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm soweit die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt was gefordert werden könne und solle; der Liebhaber auf dem Wege zur Bildung darf es, fördert sich am besten wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Vortreffliche einzeln betrachtet; darum bildet sich Gefühl und Sinn für das Höhere immer nach und nach aus. Das Vergleichen der Anfänger ist eigentlich nur eine Beschäftigkeit, die sich gern des Urtheils überheben möchte.

Zu malende Gegenstände.

Nachdem ich über vieles gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf augenblicklige, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung gibt jene jugendlich unverderbene reife Jungfrau Thisbe, die an der aufgenagelten Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behagen eines blühenden in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft ins Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gerühmt werden.

Nun aber zum Heiligsten übergehend, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinnbezug der beiden Naturen nicht besser mit Wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich natürliche Weise zu Hülfe kommt, und dadurch das augenblickliche Ineinander in der Tiefe und Höhe, das der Jünger Betteln bei ihnen gegenwärtig sey, hervorruft, ist selten gemalt worden, so wie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Jemmel. (1. B. Mos. XXXII.)

Vortheile,

die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.

1797.

Der sogenannte Historienmaler hat im Hinsicht des Gegenstandes mit dem Bildhauer einerlei Interesse. Er soll den Menschen kennen lernen, um ihn darstellt in bedeutenden Augenblicken darzustellen.

Beim Bildhauer lernt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er sich auch nur unter dessen Anleitung im Zeichnen übte; allein er findet auch Unterricht im Modelliren, welches ihm künftig bei seiner Kunst vom größten Nutzen seyn wird. Denn wie der Maler es mit der Richtigkeit seiner Theile oft nicht so genau nimmt, so pflegt er auch nur die eine Seite der Erscheinung zu betrachten; beim Modelliren hingegen, besonders des Runden, lernt er den körperlichen Werth des Inhalts schätzen; er lernt die einzelnen Theile nicht nach dem auffassen was sie scheinen, sondern nach dem was sie sind; er wird auf die unzähligen kleinen Vertiefungen und Erhöhungen aufmerksam die über die Oberfläche des Körpers gleichsam ausgegossen sind und die er bei einem einfachen malerischen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt sowohl den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aufsuchen, als auch sich selbst die feststehenden Figuren von Thon modelliren, um seine Gewänder darüber zu legen und sein Bild darnach auszuführen. Er lernt die vielen Hülfsmittel kennen, die nöthig sind um etwas Gutes hervorzubringen, und eine solche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn sein Genie irgend dunkelt, wahr und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn seinen Gemälden wird die Basis nicht fehlen, und wenn er von einem Punkte mit dem Bildhauer ausgeht, so wird er nicht, wie es öfters geschieht, sich nur desto weiter zurückfinden, je weiter er vorwärts kommt. Besonders wird er die Richtigkeit dieser Grundsätze einsehen, wenn ihn sein Geschick nach Rom führen sollte.

Reizmittel in der bildenden Kunst.

Wenn wir uns genau betrachten, so finden wir daß Lüdwerke uns verträglich nach Maßgabe der vorgestellten Bewegung interessiren. Einzelne ruhige Statuen können uns durch hohe Schönheit fesseln, in der Malerei leistet dasselbe Ausführung und Prunk, aber zuletzt schreitet doch der Bildhauer zur Bewegung vor, wie im Laokoon und der Neapolitanischen Gruppe des Stiers: Canova bis zur Vernichtung des Lycas und der Erdrückung des Centauren. Diese folgereiche Betrachtung deuten wir nur an, um überzugehen zu Bemerkungen über die Schlange als Reizmittel in der bildenden Kunst.

Hiezu geben uns die Abgüsse der Stoschischen Sammlung Gelegenheit. Ohne Weiteres zählen wir die Beispiele her:

1) Ein Adler; er steht auf dem rechten Fuße, um den sich eine Schlange gewickelt hat, deren oberer Theil drohend hinter dem linken Flügel hervorragt: der edle Vogel schaut nach derselben Seite und hat auch die linke Klaue aufgehoben im Vertheidigungszustand. Ein sittlicher Gedanke und vollkommene Composition.

2) Eine geistreiche Darstellung, eine Art von Parodie auf die erste. Ein Hahn, so unmöglich als ihn die Alten darzustellen pflegen, tritt mit dem linken Fuße auf den Schwanz einer Schlange, die sich parallel mit ihm als Gegnerin drohend emporbeugt. Er scheint nicht im mindesten von der Gefahr gerührt, sondern trotzt dem Gegner mit geschwellenem Kamm.

3) Ein Storch, der sich niederbückend eine kleinere Schlange zu fassen, zu verschlingen bereitet, wo also dies Gewürm nur als Nahrungsmittel Appetit und Bewegung erregt.

4) Ein Stier im vollen Lauf, gleichsam fliehend; mitten von der Erde erhebt sich eine Schlange seine Weichen bedrohend. Kräftig gedacht und allerliebst ausgeführt.

5) Ein uralt Griechischer geschnittener Stein in meinem Besitz. Ein gehelmter Held, dessen Schild an der Seite steht, dessen rechter Fuß von einer Schlange umwunden ist, beugt sich, um sie zu fassen, sich von ihr zu befreien.

Alterthumsforscher wollten hierin den Herakles sehen, welcher wohl auch gerüstet vorgestellt würde, ehe er den Nemeischen Löwen erlegt und sich alsdann bekleidet als kunstgemäßer Gegenstand den bildenden Künstler barbete.

Unter den mir bekannten Gemmen findet sich dieser, oder ein ähnlicher Gegenstand nicht behandelt.

6) Das Höchste dieser Art möchte denn wohl der Laokoon seyn, wo zwei Schlangen sich mit drei Menschengestalten herumkämpfen; jedoch wäre über ein so allgemein Bekanntes wohl nichts weiter hinzuzufügen.

Myrons Kuh.

Myron, ein Griechischer Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Thiere zu Alten, Procopius im siebenten Jahrhundert zu Rom sah, also daß über tausend Jahre dieses Kunstwerk die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Es sind

uns von denselben mancherlei Nachrichten übrig geblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorstellung des eigentlichen Gehaltes machen; ja was noch sonderbarer scheinen muß, Epigramme, Lobsinnreden an der Zahl, haben uns weiter eben so wenig genugt, sie sind nur merkwürdig geworden als Verirrungen des verfeinerten Kunstbedürfnisses. Man findet sie einförmig, sie stellen nicht dar, sie beschreiben uns nicht. Sie verwirren vielmehr den Begriff, den man sich von der verlornen Gestalt machen möchte, als daß sie ihn bestimmten.

Genannte und ungenannte Dichter scheinen in diesen rhythmischen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunstwerke; sie wissen nichts davon zu sagen, als daß sie sämmtlich die große Natürlichkeit desselben anzupreisen bemüht sind. Ein solches Dilettantenlob ist aber höchst verdächtig.

Denn bis zur Verwechselung mit der Natur, Natürlichkeit darzustellen, war gewiß nicht Myrons Bestreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyklet, in einem höhern Sinne verfuhr, beschäftigt war Athleten, ja sogar den Heroen zu bilden, und gewiß einen Werken Styl zu geben, sie von der Natur abzusondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung gewesen wäre; denn diese ist's doch, die am Ende den Kenner wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myrons eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerksamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch angiehend gemacht haben?

Die sämmtlichen Epigramme preisen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit, und wissen die mögliche Verwechselung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier sie bezwingen, ein Kalb an ihr saugen, die übrige Heerde schlicht sich an sie an, der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um sie von der Stelle zu bewegen, er schlägt nach ihr, er peitscht sie, er zutet sie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug sie einzuspannen, ein Dieb will sie stehlen, eine Bremse setzt sich auf ihr Fell, ja Myron selbst vermischt sie mit den übrigen Kühen seiner Heerde.

Offenbar strebt hier ein Dichter den andern mit leeren rednerischen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Gestalt, die Hautung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Man soll sie zuletzt gar noch hören; diese sollte freilich noch zum Natürlichen. Aber eine brüllende Kuh, in so fern sie plastisch vorzustellen wäre, ist ein so gemeines und noch dazu unbestimmtes Motiv, daß es der hochsinnige Griechе unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es sey, fällt jedermann in die Augen, aber unbestimmt und unbedeutend ist es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Heerde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerin, und wer weiß nach was allem. Auch sagen die Epigramme keineswegs, daß sie gebrüllt habe, nur daß sie brüllen würde, wenn sie Eingeweide hätte, so wie sie sich fortbewegen würde, wenn sie nicht an das Piedestal angegossen wäre.

Stellen wir aber nicht trotz aller dieser Hindernisse doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunstwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falschen Umstände, welche in den Epigrammen enthalten sind, ausheben und den wahren Umstand übrig zu behalten suchen.

Niemand wird in der Nähe dieser Kuh, eher als Gegens und Mittel einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Heerde, den Ackersmann, den Dieb oder die Bremse denken. Aber ein Lebendiges nennte der Künstler ihr angestellen, und zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Ist war eine säugende Kuh: denn nur in so fern sie säugt, ist es erst eine Kuh, die uns, als Heerdenbesitzern, bloß durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Dinge hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derselben ohne eigene Anschauung, das Kunstwerk zu schmücken glaubten, so lassen mehrere Epigramme auch deutlich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine säugende Kuh gewesen.

Myron formte. Wandrer, die Kuh; das Kalb sie entsäugend
Naht lechzend sich ihr, glaubst die Mutter zu sehn.

Armes Kalb, was gabst du bloß mir mit bitterm dem Bilden,
Milch ins Euter hat mir nicht geschaffen die Kunst.

Wollte man jedoch gegen die Einfachheit dieser beiden Gedichte einigen Zweifel erregen und behaupten, es sey hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Wesen auch nur eine poetische Figur, so erhalten sie doch durch Nachstehendes eine unmittelbar sprechende Bekräftigung:

Vorbei Hirt bei der Kuh und deine Flöte schweige!
Daß ungestört ihr Kalb sie säuge.

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte stößt, um die Heerde in Bewegung zu setzen. Er soll in ihrer Nähe nicht blasen, damit sie sich nicht rühre, das Kalb ist hier nicht saugend, sondern wirklich bei ihr, und wird für so lebendig angesehen als sie selbst.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den angestellten, das plastische Bedürfniß von den poetischen abgesondert, so haben wir uns noch mehr zu freuen, daß in Vollendung unserer Absicht zum Ganze unseres Bemühens uns eine Abhandlung aus dem Alterthume überliefert worden, sie ist auf den Münzen von Dardanium oft genug wiederholt, in der Hauptsache sich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon bei, den wir haben gern, durch so viele Künstler, die flach erhabene Arbeit wieder zur Statue verwandelt.

Da man dieß herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Beziehung, ehemals vor den Augen der Kenner stehe, so darf ich die Vorstellungsart der Composition wohl nicht umständlich beschreiben. Die Mutter, Kranau auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper den jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische, einer Zelle, einem Heiligthum, ist das kleine naturgebohrne Geschöpf eingefaßt und füllt den organisch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Betenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, alles ist in den besten dieser Copien angedeutet, was dort im Original aber allen Begriff muß vollendet gewesen seyn. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen und die Gruppe schließt sich

auf die vollkommenste Weise selbst ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden, und er mag, er kann sie nicht draußen, nicht daneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunstwerk alles Uebrige ausschließen und für den Augenblick vernichten soll.

Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegensatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles was mit Worten kaum aufgesprochen werden kann, verehre der bildende Künstler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Betrachtung, daß die Naivetät der Conception und nicht die Naturtreue in der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen ist eine thierische Function und bei vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das starre bewußtlose Stannen des saugenden Geschöpfes, die bewegliche bewußte Thätigkeit des Gesäugten stehen in dem herrlichsten Contrast. Das Fohlen, schon zu ziemlicher Größe erwachsen, kniet nieder, um sich dem Euter zu nähern, aus dem es süßweiße die erwünschte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verlegt, halb erleichtert, schaut sich um, und durch diesen Act entfremdet das vertrauteste Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken seltner die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bei jedem Frühlingsspaziergang können wir diesen Act an Schafen und Lämmern mit Erregung gewahr werden, und ich verbore jedem Freund der Natur und Kunst auf, solchen über Wies und Feld verstreuten Gruppen mehr Aufmerksamkeit als bisher zu schenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunstwerk, so werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thierische Gestalten, einzeln oder gesellt, als hauptsächliche zu Darstellungen analysirten, die nur von einer Seite gesehen werden, weil alles Interesse auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet ist; deßhalb eignen sie sich zu Vasen- und Wandbildern so wie zum Basrelief, und gerade dadurch kennte uns Myrons Kuh, auch flach erhoben, so vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig so sehr gepriesenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preiswürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem Griechischen plastischen Künstler gewesen, eine Göttin jugendlich vorzustellen, Juno, die dem Hercules die Brust reicht, wird dem Poeten verzeihen, wegen der ungemeinen Wirkung die er hervorbringt, indem er die Alltäglichkeit durch den versprützten göttlichen Nahrungssaft entstehen läßt. Der bildende Künstler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein, einen Sohn zuzugesellen, wäre für diese Majestäten höchst ernsthaft gedacht gewesen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höheren Alterthum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido selbst, erscheinen als Ausgeburten der Urgeit, Aphroditen wird zugestellt, aber nicht so nahe verwandt.

Untergeordnete Wesen, Heroinen, Nymphen, Bauern, welchen die Dienste der Ammen, der Erzieher zugetheilt sind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erscheinen, da Jupiter selbst von einer Nymphe wo nicht gar von einer Ziege ernährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung in Verborgenheit genossen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chirons und so mancher andern.

Bildende Künstler jedoch haben ihren großen Sinn und Geschmack am höchsten dadurch bethätigt, daß sie sich der thierischen Handlung des Säugens an Halbmenschen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beispiel jene Centaurenfamilie des Zeuxis. Die Centaurin, auf das Gras hingestreckt, giebt der jünglen Angeturt ihres Doppelwesens die Milch der Mutterbrust, indessen ein anderes Thierkind sich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen damen herein zeigt. So ist uns auch ein schönes Familienbild von Wassergöttern auf einem geschnittenen Stein ältig gefallen, wahrscheinliche Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Scopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht gerabig durch die Fluthen, ein kleiner Flußknabe schwimmt munter voraus, ein anderer, dem das saftige Element auf die Milch der Mutter noch nicht schmecken mag, strebt an ihr hinauf, sie bückt ihm nach, indessen sie ein jüngstes an die Brust geschlossen trägt. Anmuthiger ist nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Natürliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten belehrt, wie höchst schätzbar die Natur auf allen ihren Stufen sey, da wir sie mit dem Hauche des göttlichen Himmels und da wo sie mit den Füßen die thierische Erde berührt.

Noch einer Darstellung jedoch können wir nicht gedenken, es ist die Römische Wölfin. Man sehe sie wo man will, auch in der geringsten Nachbildung, so erregt sie immer ein hohes Vergnügen. Denn an dem grausenreichen Leibe dieser wilden Bestie saß zwei Heldenkinder einer wüthigen Nahrung entrinnen und sich das schrecklichste Geschäft des Waldes auch mütterlich nach diesen fremden Gastlingen umsieht. Der Mensch mit dem wilden Thiere auf das herzlichste in Contact kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt, so kann man wohl einem solchen Wunder auch eine wunderwürdige Deutung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künstler zuerst entsprungen seyn, der einen solchen Gedanken plastisch am besten zu schätzen wußte?

Wie schwach erscheint aber, wie so großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — —

— — — —

Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthropomorphism. Ferner soll nicht das Thierische am Menschen gesteilt werden, sondern das Menschliche des Thiers werde hervorgebracht, damit wir uns in höherm Kunstsinne daran ergetzen, wie wir es ja schon, nach einem unwiderstehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeschöpfen thun, die wir uns so gern zu Gesellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myrons Kuh zurück, so bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämliche, daß er eine junge Kuh vorgestellt, welche zum ersten Male gekalbt, kennt, daß sie vielleicht unter Lebensgefahr gewesen.

Wir wiederholen schon das oben zuerst Gesagte, daß ein Künstler wie Myron nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung gesucht haben könne, sondern daß er den Sinn der Natur aufzufassen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Kenner, dem Dichter ist zu vergeben, wenn er das was im Bilde die höchste ästhetische Kunst ist, nämlich den harmonischen Effect, welcher Seele und Geist des Beschauers auf Einen Punkt concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil

es sich als höchste Natur mittheilt; aber unvergeßlich wäre es, nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nacheifrer des Polyklet, dem Verfahren des Praxiteles, bei der Wiedergabe seines Werks das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schlusse sey uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beizubringen, und zwar das erste von Menage, welcher Juno auf diese Kuh eifersüchtig seyn läßt, weil sie ihr eine zweite Io vorzubilden scheint. Diesem braven Neuern ist also zuerst beizukommen, daß es im Alterthum so viele ideelle Thiergestalten gebe, ja daß sie, bei so vielen Liebesbänden und Metamorphosen, sehr geeignet sind, das zusammenwirken von Göttern und Menschen zu vermitteln. Ein hoher Kunstbegriff, auf den man bei Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat.

Als sie das Kälbchen ersah, beim ehernen, eiferte Juno.
Myron: sie glaubte fürwahr Inachus Tochter zu sehn.
Zulent aber mögen einige physikalische Zeilen stehen, die unsere Ansicht gedrängt darzustellen geeignet sind.

Daß du die Herrlichste bist, Ahnetes Heerden ein Schmuck warst,
Selber des Sonnengotts Rindern Zuversorgung scheinst;
Alles reißet zum Staunen mich hin; zum Preise des Künstlers —
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Jena, den 10ten November 1812.

Anforderung an den modernen Bildhauer.

In der neuesten Zeit ist zur Sprache gekommen: wie denn wohl der bildende Künstler, besonders der plastische, dem Ueberwinder zu Ehren, ihn als Sieger, die Feinde als Besiegte darstellen könne, zu Verherrlichung der Architektur allenfalls im Fronton, im Fries, oder zu sonstiger Zierde, wie es die Alten häufig getan? Diese Aufgabe zu lösen hat in den neuern wunderlichen Tagen, wo gebildete Nationen mit gebildeten kämpfen, äußere Schwierigkeiten als manifest, wo Menschen von höheren Eigenschaften mit rohen tückischen oder mit thierverwandten Gestalten zu kämpfen hatten.

Die Griechen, nach denen wir immer als unsern Meistern umsonst streben müssen, gaben solchen Darstellungen gleich durch den Gegenstand der Gefahren ein unläugbares Interesse. Götter kämpfen mit Titanen, und der Beschauende erklärt sich gleich für die edlere Gestalt: eben derselbe Fall ist, wenn Heroen mit Ungeheuern kämpft, wenn Lapithen mit Centauren im Handel gerathen. Zwischen diesen letzten läßt der Künstler die Scale des Siegs bin und wieder schwanken, Ueberwinder und Ueberwundene wechseln ihre Rollen, und immer fühlt man sich geneigt dem rüstigen Heldengeschlecht endlich Triumph zu wünschen. Fast entgegengesetzt wird das Gefühl angeregt, wenn Männer mit Amazonen sich balgen: diese, obgleich derb und kühn, werden doch als die Schwächern gedacht, und ein derbes Frauengeschlecht fordert unser Mitleid, sobald es besiegt, verwundet oder todt erscheint. Ein schöner Gedanke dieser Art, den man als den heitersten sehr hoch zu schätzen hat, bleibt doch immer jener Streit der Bacchanten und Faunen gegen die Tyrrhener. Wenn jene als echte Berg- und Hügelwesen bald rednerisch bedrängt dem rauberischen Seevolk hergestalt zu Leibe gehen, daß es in das Meer springen muß, und im Sturz noch der gnädigen Gottheit zu danken hat, in Derbheit verwandelt, seinem eigenen Elemente auch ferner anzugehören, so kann wohl nichts Geistreicheres gedacht, nichts Anmuthigeres den Sinnen vorgeführt werden.

Etwas schwerfälliger hat Römische Kunst die der Siegern und gefangenen, saltenreich bekleideten Dacier ihren gepanzerten und sonst wohlbewaffneten Kriegern auf Triumphsäulen untergeordnet; der spätere Perther aber und seine Zeitgenossen die bürgerlich organisirten Parteien der Florentiner auf ähnliche Weise gegen einander kämpfen lassen. Hannibal Carracke, um die Kraftlerne im Saale des Palastes Alexander Farna zu Bologna bedeutend zu steigern, wählt männlich rüstige Gestalten mit Streitern oder Harpyien im Faustschlag, da denn letztere immer die Unterdrückten sind — ein Gedanke, den man weder glücklich noch unglücklich nennen darf. Der Maler zieht große Kunstvortheile aus diesem Gegensatz, der Zuschauer aber, der dieses Motiv zuletzt doch als mechanisch anerkennt, empfindet daraus etwas Ungemüthliches, denn auch Ungeheuer will man überwunden, nicht unterdrückt sehen.

Aus allem diesem erhellt jene außerordentliche Schwierigkeit, erst Kämpfende, sodann aber Sieger und Besiegte charakteristisch gegen einander zu stellen, daß ein Gleichgewicht erhalten und die sittliche Theilnahme an beiden nicht gestört werde.

In der neuern Zeit ist ein Kunstwerk, das uns auf solche Art anspräche, schon seltener. Bewaffnete Scanner mit nackten Amerikanern im Kampfe vorgestellt zu sehen, ist ein unerträglicher Anblick, der Gedanke von Gewaltsamkeit und Unschuld spricht sich allzuwiderlich aus, eben wie denn Bettlermotive schon Ekelerregend. Christen über Türken siegend nehmen sich schon besser aus, besonders wenn das orientalische Militär im Costum des siebenzehnten Jahrhunderts auftritt. Die Verachtung der Mahomedaner gegen alle Sonstalauigen, ihre Grausamkeit gegen Sklaven unseres Volkes berechtigt sie zu dulden und zu tödten.

Christen gegen Christen, besonders der neuesten Zeit, machen kein gutes Bild. Wir haben schöne Kupferstiche, Scenen des Amerikanischen Krieges vorstellend, und doch sind sie, mit reinem Gefühl betrachtet, unerträglich; wohl uniformirte, regelmäßige, kräftig bewaffnete Truppen, im Schlachtgemenge mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, woraunter man Priester als Anführer. Kinder als Zuhauerär schaut, können das Auge nicht ergetzen, noch weniger den innern Sinn, wenn er sich auch sagt, daß der schwächere zuletzt noch siegen werde. Finder man auch gar halbnackte Wilde mit im Conflict, so muß

man ſich geſtehen, daß es eine bloße Zeitungsnachricht ſey, deren ſich der Künſtler angenommen. Ein Panorama von dem fürchterlichen Untergange des Tyroler Landes kann nur diejenigen ergetzt haben, die an der Plünderung ſeiner Schätze Theil genommen.

Wenn wir die Lage der Welt weiſ überſehen, ſo finden wir, daß die Chriſten durch Religion und Sitten alle mit einander verwandt und wirklich Brüder ſind, daß uns nicht ſowohl Geſinnung und Meinung als Gewerb und Handel entzweien. Dem Deutſchen Gutsbeſitzer iſt der Engländer willkommen, der die Wolle verthauert, und auf eben dem Grunde verwünſcht ihn der Mittelländiſche Fabricant.

Deutſche und Franzoſen, obgleich politiſch und moraliſch im ewigen Gegenſatz, können nicht mehr als kämpfend bildlich vorgeſtellt werden; wir haben zu viel von ihrer äußern Sitte, ja von ihrem Mittelgrund aufgenommen, als daß man beide, faſt gleich coſtumirte Nationen, beſonderlich unterſcheiden könnte. Wollte nun gar der Bildhauer damit wir dahin zurückkehren, wo wir ausgegangen ſind; nach einem Recht und Vortheil ſeine Figuren aller Kleidung und äußern Zierde berauben, ſo fällt jeder charakteriſtiſche Unterſchied weg, beide Theile werden völlig gleich; es ſind blöde Leute, die ſich einander erwerben, und die fatale Schickſalsgruppe von Cheruskern und Polynicen müßte immer wiederholt werden, welche dieß durch die Gegenwart der Furien bedeutend machen kann.

Ruſſen gegen Ruſſländer haben ſchon größere Vortheile; ſie beſitzen aus ihrem Alterthume charakteriſtiſche Helme und Waffen, wodurch ſie ſich auszeichnen können, die mannigfaltigen Nationen dieſes unermeßlichen Reichs bieten auch ſolche Abwechſelungen des Coſtums dar, die ein geiſtreicher Künſtler glücklich genug benutzen möchte.

Solchen Künſtlern iſt dieſe Betrachtung gewidmet; ſie ſoll aber und abermals aufmerkſam machen auf den gänzlichen und unaufhaltſamen Gegenſtand; jener hat eine natürliche Leichtigkeit und ſchwimmt immer oben, dieſer wird nur mit beſchwerlichem Kunſtapparat über Waſſer gehalten.

Chriſtus

nebſt zwölf alt- und neuteſtamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeſchlagen.

Wenn wir den Malern abgerathen, ſich vorerſt mit bibliſchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, ſo wenden wir uns, um die jetzo Unberufne die wir vor jenem Cyclus hegen, zu beſchäftigen, an die Bildhauer, und denken hier die Angelegenheit im Großen zu behandeln.

Es iſt uns ſchmerzlich zu vernehmen, wenn man einen Plaſtiker auffordert Chriſtus und ſeine Apoſtel in einzelnen Bildniſſen aufzuſtellen; Raphael hat es mit Geiſt und Heiterkeit einmal maleriſch behandelt und nun ſollte man es dabei bewenden laſſen. Wo ſoll der Plaſtiker die Charaktere nehmen, um ſie genugſam zu ſondern? Die Zeichen des Märtyrerthums ſind der neuern Welt nicht anſtändig genügend, der Künſtler will die Bedeutung nicht abweiſen, und da bleibt ihm denn zuletzt nichts übrig, als wackern wohlbekleideten Männern Eſelsohren auf Eſelsdach um den Leib zu drapiren, mehr als ſie je in ihrem ganzen Leben möchten getragen haben.

In einer Art von Verzweiflung, die uns immer ergreift wenn wir mißleitete oder mißbrauchte ſchöne Talente zu bedauern haben, bildete ſich bei mir der Gedanke; dreizehn Figuren aufzuſtellen, in welchen der ganze bibliſche Cyclus begriffen werden könnte; welches wir denn mit gutem Wiſſen und Gewiſſen hiedurch mittheilen.

I.

Adam,

in vollkommen menſchlicher Kraft und Schönheit; ein Kanon, nicht wie der Heftenmann, ſondern wie der fruchtreiche, weisſtarke Vater der Menſchen zu denken ſeyn möchte; mit dem Fell bekleidet, das ſeine Nachkommen zu tragen ihm von oben geboten ward. Zu der Bildung ſeiner Geſichtszüge würden wir den größten Meiſter auffordern. Der Urvater ſieht mit ernſtem Blick, halb traurig lächelnd, auf einen dem, tüchtigen Knaben, dem er die rechte Hand aufs Haupt legt, indem er mit der linken das Gradeiſen, als von der Arbeit ausruhend, nachläſſig ſinken läßt.

Der erſtgeborne Knabe, ein tüchtiger Junge, erwürgt, mit wildem Kindesblick und trotzigen Fäuſten, ein paar Dracken die ihn bedrängen wollten, worin der Vater, gleichſam über den Verluſt des Paradieſes getröſtet, dunſichtt. Wir ſtellen dieß das Bild dem Künſtler vor die Augen, es iſt für ſich deutlich und rein, was man hinzu denken kann iſt gering.

II.

Noah,

als Winzer, leicht gekleidet und geſchürzt, aber breitſchen gegen das Übrigen anmuthig contraſtirend. einen reich behangenen Rebſtock in der Hand, einen Becher, den er zutraulich hinreicht, in der andern. Sein Geſicht edel-heiter, leicht von dem Geiſte des Weins belebt. Er muß die zufriedene Sicherheit ſeiner ſelbſt andeuten, ein behagliches Bewußtſeyn, daß wenn er auch die Menſchen von wirklichen Übeln nicht zu befreien vermöge, er ihnen doch ein Mittel, das gegen Sorge und Kummer, wenn auch nur augenblicklich, wirken ſolle, darzureichen das Glück habe.

III.

Moſes.

Dieſen Heroen kann ich mir freilich nicht anders als ſitzend denken, und ich erwehre mich deſſen um ſo weniger, als ich, um der Abwechslung willen, auch wohl einen Stehenden und in dieſer Lage Ruhenden nicht vorgeſtellt ſehen. Wahrſcheinlich hat die überhaftige Statue des Michel Angelo, am Grabe Julius des Zweiten, ſich meiner Einbildungskraft dergeſtalt bemächtigt, daß ich nicht von ihr loskommen kann; auch ſey deßwegen das fernere Nachdenken und Erfinden dem Künſtler und Kenner überlaſſen.

IV.

David

darf nicht fehlen, ob er mir gleich auch als eine ſchwierige Aufgabe erſcheint. Den Hirtenſohn, Glücksritter

Helden, Sänger, König und Frauenlied in Einer Person, oder eine vorzügliche Eigenschaft derselben hervorzuheben, darzustellen, möge dem genialen Künstler glücken.

V.

Jesaias.

Fürstensohn. Patriot und Prophet, ausgezeichnet durch eine würdige, warnende Gestalt. Könnte man durch irgend eine Ueberlieferung dem Costume jener Zeiten bestimmen, so wäre das hier von grossem Werthe.

VI.

Daniel.

Diesen getrau' ich mir schon näher zu bezeichnen. Ein heiteres, längliches, wohlgebildetes Gesicht, schicklich bekleidet, von langem, lockigem Haar, schlanke jugendliche Gestalt, enthusiastisch in Blick und Bewegung. Da er in der Reihe zunächst an Christum zu stehen kommt, würd' ich ihm gegen diesen gewendet vorschlagen, gleichsam im Geiste den Verklärten vorauszuschauen.

Wenn wir uns vorstellen in eine Basilika eingetreten zu seyn und, im Vorschreiten, unter die beschriebenen Gestalten betrachtet zu haben, so gelangen wir nun in der Mitte vor

VII.

Christus selbst,

welcher, als hervortretend aus dem Grabe, darzustellen ist. Die herausstehenden Grabesbücher werden Gelegenheit geben den, göttlich, aufs neue Belebten, in verherrlichter Mannesnatur und schicklicher Nacktheit darzustellen, zur Verdeutung, daß wir ihn sehr unsichtlich gemartert, sehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam sehen mussten. Es wird dieses eine der schwersten Aufgaben für den Künstler werden, welche unsres Wissens noch niemals glücklich gelöst worden ist.

Gehen wir nun an der andern Seite hinunter und betrachten die sechs folgenden neutestamentlichen Gestalten, so finden wir

VIII.

den Jünger Johannes.

Diesem würden wir ein rundliches Gesicht, krause Haare und durchaus eine derbere Gestalt als dem Daniel geben, um durch jenen das schwärmerische Streben nach dem Höchsten, hier die befriedigte Liebe in der herrlichsten Gegenwart auszudrücken. Bei solchen Contrasten läßt sich auf eine zarte, kaum den Augen bemerkbare Weise, die Idee darstellen, von welcher wir eigentlich ergriffen sind.

IX.

Matthäus der Evangelist.

Diesen würden wir vorstellen als einen ernsten, stillen Mann von entschieden ruhigem Charakter. Ein Genius, wie ihm ja immer zugetheilt wird, hier aber in Knabengestalt, würde ihm beigestellt, der in flach erhobener Arbeit eine Platte ausmeißelt, auf deren sichtbarem Theil man die Verehrung des auf der Mutter Schooße sitzenden Jesuskindleins, durch einen König, im Fernen durch einen Hirten, mit Andeutungen von folgenden, zu sehen hätte. Der Evangelist, ein Täfelchen in der Linken, einen Griffel in der Rechten, blickt heiter aufmerksam nach dem Vorbilde, als einer der augenblicklich niederschreiben will. Wir sehen diese Gestalt mit ihrer Umgebung auf mannigfaltige Weise verändert im Geiste.

Wir betrachten überhaupt diesen, dem Sinne nach, als das Gegenbild von Moses, und wünschen, daß der Künstler tiefen Geistes, hier Geist und Evangelium in Contrast bringe; jener hat die schon eingegrabenen starren Gebote im Urstein, dieser ist im Begriff das lebendige Ereigniß leicht und schnell aufzufassen. Jenem möchte ich keinen Griffel geben, denn er erhielt seine Tafeln unmittelbar aus der Hand Gottes, bei diesem aber kann, wenn man alles gorisiren will, der Genius die Ueberlieferung vorstellen, durch welche eine dergleichen Kunde erst zu dem Evangelisten mochte gekommen seyn.

X.

Diesen Platz wollen wir dem **Hauptmann von Capernaum** gönnen; er ist einer der ersten Gläubigen, der von dem hohen Wundermanne Hülfe fordert, nicht für sich, noch einen Blutsverwandten, sondern für den treusten willfährigsten Diener. Es liegt hierin etwas so Zartes, daß wir wünschten es möchte mit empfunden werden.

Da bei dem ganzen Vorschlag eigentlich Mannigfaltigkeit zugleich beabsichtigt ist, so haben wir hier einen römischen Hauptmann, in seinem Costume, der sich trefflich ausnehmen wird. Wir verlangen nicht gerade, daß man ihm ausdrücklich ansehe, was er bringt und will, es ist uns genug wenn der Künstler einen kräftig verständigen und zugleich wohlwollenden Mann darstellt.

XI.

Maria Magdalena.

Diese würde ich sogend, oder bald gelehnt dargestellt wünschen, aber weder mit einem Todtenkopf noch einem Buche beschäftigt; ein zu ihr gestellter Genius möchte ihr das Salbfläschchen verweisen, womit sie die Füße des Herrn gesalbt, und sie dabei es mit frommem, wohlgefälligem Behagen an. Diesen Gedanken haben wir schon in einer allerliebsten Zeichnung ausgeführt gesehen, und wir glauben nicht, daß etwas Frommannmuthigeres zu denken sey.

XII.

Paulus.

Der ernste gewaltige Lehrer! Er wird gewöhnlich mit dem Schwerte vorgestellt. Welches wir aber wie alle Marterinstrumente ablehnen und ihn lieber in der verwaltenden Stellung zu sehen wünschten, einmal, der seinem Wort, mit Mienen sowohl als Geberde, Nachdruck verleihen und Ueberzeugung erringen will. Er würde als Gegenstück von Jesaias, dem vor Gefahr warnenden Lehrer, den die traurigsten Zustände voraussichtenden Seher, nicht gerade gegenüber stehen, aber doch in Bezug zu denken seyn.

XIII.

Petrus.

Diesen wünscht ich nun auf das geistreichste und wahrhaftigste behandelt.

Wir sind oben in eine Basilika hereingetreten, haben zu beiden Seiten in den Intercolumnien die zwölf Figuren im Allgemeinen erblickt; in der Mitte, in dem würdigsten Raum, den Eingehenden, Unvergleichbaren. Wir singen, historisch, auf unserer

finken Hand an, und betrachteten das Einzelne der Reihe nach.

In der Gestalt, Miene, Bewegung St. Peters aber wünscht' ich folgendes ausgedrückt. In der Linken hängt ihm ein kolossaler Schlüssel, in der Rechten trägt er den Gegenpart, eben wie einer der im Begriff ist aufs oder zuzuschließen. Diese Haltung, diese Miene recht wahrhaft auszudrücken, müßte einem ächten Künstler die größte Freude machen. Ein ernster forschender Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet seyn, ob er denn auch sich hierher zu wagen berechtigt sey? und dadurch würde zugleich dem Scheidenden die Warnung geachen, er möge sich in Acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Thüre für immer zugeschlossen werde.

Wiederaufnahme.

Ehe wir aber wieder hinaustreten, drängen sich uns noch folgende Betrachtungen auf. Hier haben wir das alte und neue Testament, jenes vorbildlich auf Christum deutend, sodann den Herrn selbst in seine Herrlichkeit eingehend, und das neue Testament sie in jedem Sinne auf ihn beziehend. Wir sehen die größte Mannigfaltigkeit der Gestalten und doch immer, gewissermaßen paarweise, sich auf einander beziehend, ohne Zwang und Anforderung: Adam auf Noah, Moses auf Matthäus, Jesaias auf Paulus, Daniel auf Johannes; David und Magdalena möchten sich unmittelbar auf Christum selbst beziehen, jener stolz auf solch einen Nachkommen, diese durchdrungen von dem allerschönsten Gefühle, einen würdigen Gegenstand für ihr liebevolles Herz gefunden zu haben. Christus steht allein im geistigen Bezug zu seinem himmlischen Vater. Den Gedanken, ihn darzustellen, wie die Gradeskinder von ihm wegsinken, haben wir schon benutzt gefunden, aber es ist nicht die Frage, wen zu sehen, sondern das Gedrängte zu finden, oder wenn es gefunden ist, es anzuerkennen.

Es ist offenbar, daß bei der Fruchtbarkeit der Bildhauer sie nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Gegenstände sind; hier werden ihnen viele Figuren geboten, deren jede einzeln werth ist des Unternehmens; und sollt' auch das Ganze, im Großen ausgeführt, nur der Einbildungskraft anheim gegeben werden, so wäre doch, in Modellen mäßiger Größe, mancher Ausstellung eine annehmliche Mannigfaltigkeit zu geben. Der Verein der hergleichen billigte würde wahrscheinlich Beifall und Zufriedenheit erwerben.

Würden mehrere Bildhauer aufgerufen, sich nach ihrer Neigung und Fähigkeit, in die einzelnen Figuren zu theilen, sie, in gleichem Maßstab, zu modelliren, so könnte man eine Ausstellung machen, die, in einer großen bedeutenden Stadt, gewiß nicht ohne Zulauf seyn würde.

Verein der deutschen Bildhauer.

Jena, den 27. Julius 1817.

Da von allen Zeiten der die Bildhauerkunst das eigentliche Fundament aller bildenden Kunst gewesen und mit deren Abnahme und Untergang auch alles andere Mit- und Untergeordnete sich verlieren; so vereinigen sich die deutschen Bildhauer in dieser der deutlichen Zeit, ohne zu untersuchen wie die übrigen verwandten Künste sich verzusehen hätten, auf ihre alten, anerkannten, ausgeübten und niemals widersprechenden Rechte und Satzungen dergestalt, daß es für Kunst und Handwerk gelte, wo erhobene, halb und ganz runde Arbeit zu leisten ist.

Der Hauptzweck aller Plastik, welches Wortes wir uns künftighin zu Ehren der Griechen bedienen, ist, daß die Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt dargestellt werde. Daher ist ihr alles außer dem Menschen zwar nicht fremd, aber doch nur ein Nebenwerk, welches erst der Würde des Menschen angenähert werden muß, damit sie derselbigen diene, ihr nicht etwa in den Weg trete, oder vielleicht gar hinderlich und schädlich sey. Dergleichen sind Gewänder und alle Arten von Verkleidungen und Zuthaten; auch sind die Thiere hier gemeint, welche diejenige Kunst ganz allein würdig bilden kann, die ihnen ihren Theil von dem im Menschen wohnenden Gottesgefühle in hohem Maße zuzutheilen verstehet.

Der Bildhauer wird daher von frühster Jugend auf einsehen, daß er eines Meisters bedarf und aller Selbsterneret, d. h. Selbstualerei gänzlich absagen. Er wird das gesunde menschliche Gebilde vom Knochenbau herauf, durch Bänder, Sehnen und Muskeln aufs fleißigste durchüben; welches ihm keine Schwierigkeit machen wird, wenn sein Talent, als ein Selbstgefundet sich im Gesunden und Jugendlichen wieder anerkennt.

Wie er nun das vollkommene, höchst gleichzeitige Ebenmaß der menschlichen Gestalt, männlichen und weiblichen Geschlechts, sich als einen würdigen Kanon angezeignen und denselben darzustellen im Stande ist, so ist alsdann der nächste Schritt zum Charakteristischen zu thun. Hier bewährt sich nun jener Topus auf und ab zu allem Bedeutenden, weil dies die menschliche Natur zu offenbaren fähig ist, und hier sind die griechischen Muster allen anderen vorzuziehen, weil es ihnen glückte den Raupen- und Puppen-Zustand ihrer Vorgänger zur höchstbewegten Psyche hervorzuheben, alles wegzunehmen, und ihren Nachfolgern, die sich nicht zu ihnen bekennen, sondern in ihrer Unmacht Original seyn wollen, in dem Sanften nur Schwäche und in dem Starken nur Parodie und Carricatur übrig zu lassen.

Weil aber in der Plastik zu denken und zu reden ganz unzulässig und unnütz ist, der Künstler vielmehr würdige Gegenstände mit Augen sehen muß, so hat er nach den Resten der höchsten Vorzeit zu fragen, welche denn ganz allein in den Arbeiten des Phidias und seiner Zeitgenossen zu finden sind. Hiervon darf man gegenwärtig entschieden sprechen, weil genugsame Reste dieser Art sich schon jetzt in London befinden, so daß man also einen jeden Plastiker gleich an die rechte Quelle weisen kann.

Jeder deutsche Bildhauer verbindet sich daher: alles was ihm von eigenem Vermögen zu Gebote steht oder was ihm durch Freunde, Gönner, sonstige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reise nach England mache und daselbst so lang' als möglich verweile; indem alsdann zuverlässig

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen.
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet,
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen!

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Einen längern Arm und eine ſtärkere Fauſt;
Doch auch mir Geringen verlieh ſie das fürſtliche Vorrecht,
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt.

---

die Elginischen Marmore, sodann aber auch die übrigen dort befindlichen dem Museum einverleibten Sammlungen eine Gelegenheit geben, die in der bemalten Welt nicht weiter zu finden ist.

Dasselbst studire er vor allen Dingen aufs fleißigste den geringsten Ueberrest des Parthenons und des Phigalischen Tempels; auch der kleinste ja verschädigte Theil, wird ihm Belehrung geben. Dabei bedenke er freilich, damit er sich nicht entsetze, daß es nicht gerade nöthig sey ein Phidias zu werden.

Denn obgleich in höherem Sinne nichts weniger von der Zeit abhängt, als die wahre Kunst, sie auch wohl überall immer zur Erscheinung kommen könnte, wenn selbst der talentreiche Mensch sich nicht gewöhnlich gefesselt allerm zu seyn, so ist in unserer gegenwärtigen Lage wohl zu betrachten, daß ja die Nachfolger des Phidias selbst schon von jener strengen Höhe herabsteigen, theils in Juvonen und Aphroditen, theils in Ephebischen und Herculischen Gestalten, und was der Zwischenarten alles enthalten mag, sich jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem eigenen Charakter zu ergehen wußte, bis zuletzt das Porträt selbst, Thiere und Phantasiegestalten von der hohen Würde des Olympischen Jupiters und der Pallas des Parthenons partheiperten.

In diesen Betrachtungen also erkennen wir an, daß der Plastiker die Kunstgeschichte in sich selbst repräsentiren müsse; denn an ihm wird sogleich merklich, von welchem Punkte er ausgegangen. Welch ein lebender Meister dem Künstler beschieden ist, hängt nicht von ihm ab; was er aber für Muster aus der Vergangenheit sich wählen will, das ist seine Sache sobald er zur Erkenntniß kommt, und da wähle er nur immer das Höchste: denn er hat alsdann einen Maßstab, wie schätzenswerth er noch immer sey, wenn er auch hinter jenem zurückbleibt. Wer unvollkommene Muster nachahmt, beschädigt sich selbst: er will sie nicht übertreffen, sondern hinter ihnen zurückbleiben.

Sollte aber dieser gegenwärtige Vereinsvorschlag von den Gliedern der edlen Kunst geduldig und mit Freuden aufgenommen werden, so ist zu hoffen, daß die deutschen Gönner auch hierbey ihre Neigung wenden. Denn obgleich ein jeder Künstler, der sich zum Plastischen bestimmt fühlt, sich diese Wallfahrt nach London zusichwören und mit Gefahr des Pilgers und Märtyrthums ausführen muß, so wird es doch der benachbarten Nation viel anständiger und für die gute Sache schneller wirksam werden, wenn ein geprüfter junger Mann von hinreichender Fertigkeit dorthin mit Empfehlungen gesendet und unter Aufsicht gegeben würde.

Denn gerade, das deutsche Künstler nach Italien, ganz auf ihre eigene Hand, seit dreißig Jahren gegangen und dort, nach Belieben und Grillen, die bald künstlerisches, bald religiöses Wesen getrieben, dieses ist Schuld an allen neuen Verirrungen, welche noch eine ganze Weile nachwirken werden.

Haben die Engländer eine afrikanische Gesellschaft, um gutmüthige, dunkelstrebende Menschen in die widerwärtigen Wüsten zu Entdeckungen abzusenden, die man recht gut voraussehen konnte, sollte nicht in Deutschland der Sinn erwachen, die uns so nahe gebrachten aber alle Begriffe würdigen Kunstschätze auch wie das Mittelland zu benutzen?

Hier wär' eine Gelegenheit wo die Frankfurter ungeheure und wirklich bürgerproportionirte Städelsche Stiftung sich auf dem höchsten bedeutenden Punkt entscheiden sehen lassen könnte. Wie leicht würde es den dortigen großen Handelshäusern seyn, einen jungen Mann zu empfehlen und durch ihre mannigfaltigen Verbindungen in Aufsicht halten zu lassen.

Ob fertlich ein Hörtel plastisches Talent in Frankfurt geboren sey, ist noch die Frage und die noch schwerer zu beantworten, ob man die Kunst anders bald der Bürgerschaft befördern dürfe.

Genug, die Sache ist von der Wichtigkeit, besonders in dem gegenwärtigen Augenblick, daß sie wohl verdiente zur Sprache gebracht zu werden.

Denkmale.

Da man in Deutschland die Neigung hegt, Freunden und besonders Abgeschiedenen Denkmale zu setzen, so habe ich lange schon bedauert, daß ich meine lieben Landsleute nicht auf dem rechten Wege sehe.

Leider haben sich unsere Monumente an die Garten- und Landschaftlichkeiterei angeschlossen und da sehen wir denn abgestumpfte Säulen, Vasen, Urnen, Obelisken und was dergleichen bildlose allgemeine Formen sind, die jeder Liebhaber erfinden und jeder Steinhauer ausführen kann.

Das beste Monument des Menschen aber ist der Mensch. Eine gute Büste in Marmor ist mehr werth als alles Architektonische, was man jemanden zu Ehren und Andenken aufstellen kann; ferner ist eine Medaille, von einem grünlichen Künstler nach einer Büste oder nach dem Leben gearbeitet, ein schönes Denkmal, das mehrere Freunde besitzen können und das auf die späteste Nachwelt übergeht.

Blos zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben, wobei denn aber freilich tüchtige Künstler vorausgesetzt werden. Was hat uns nicht das fünfzehnte, sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert für köstliche Denkmale dieser Art überliefert und wie manches schätzenswerthe auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden sich gewiß die Künstler vermehren, welche etwas Vorzügliches leisten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, würdig anzuwenden wissen.

Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erst nach dem Tode einer geliebten Person, dann erst, wenn ihre Gestalt verübergegangen und ihr Schatten nicht mehr zu haschen ist.

Nicht weniger haben selbst wohllebende, ja reiche Personen Bedenken, hundert bis zweihundert Ducaten an eine Marmorbüste zu wenden, da es doch das Unsichtbarste ist, was sie ihrer Nachkommenschaft überliefern können.

Mehr weiß ich nicht hinzuzufügen, es müßte denn die Betrachtung seyn, daß ein solches Denkmal überdieß noch transportabel bleibt und zur edelsten Zierde

der Wohnungen gereicht, anſtatt daß alle architectoniſchen Monumente an den Grund und Boden gefeſſelt, vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Beſitzer zerſtört und ſo lange ſie ſtehen durch das Aus- und Einbrechen der Namen geſchändet werden.

Alles hier Geſagte könnte man an Fürſten und Vorſteher des gemeinen Weſens richten, nur im höhern Sinne. Wie man es denn, ſo lange die Welt ſteht, nicht höher hat bringen können, als zu einer ökonomiſchen Statue.

Vorſchläge

den Künſtlern Arbeit zu verſchaffen.

Was in der Abhandlung über Akademien hierüber geſagt worden.

Meiſter und Schüler ſollen ſich in Kunſtwerken üben können.

Wer ſie nehmen und bezahlen ſoll.

Könige, Fürſten, Alleinherrſcher.

Wie viel ſchon von ihnen geſchieht.

Wie jedoch, wenn ſie perſönlich keine Neigung zu den Künſten haben, manches auf ein Menſchenalter ſtocken kann.

Die Neigung, das Bedürfniß iſt daher weiter auszubreiten.

Kirchen.

Katholiſche.

Lutheriſche.

Reformirte.

Local wo die Kunſtwerke zu placiren.

Regenten und Militärperſonen, deren öffentliches Leben gleichſam unter freiem Himmel ſtehen billig auf öffentlichen Plätzen.

Miniſter in den Rathsſälen. Andere verdiente Staatsbeamte in den Seſſionsſtuben.

Gelehrte auf Bibliotheken.

In wie fern ſchon etwas Aehnliches exiſtirt.

Eine ſolche allgemeine Anſtalt ſetzt Kunſt voraus und wirkt wieder zurück auf Kunſt.

Italien auch hierin Muſter und Vorgängerin.

Bilder in den Seſſionsſtuben zu Venedig.

Vom Saal der Signoria an, bis zum Bilde der Schnelle vergilbt.

Gemälde im Zimmer der Zehen.

Wie die Sache in Deutſchland ſteht.

Unterſtützung des Begriffs eines Pantheons für eine Nation, beſonders wie die deutſche.

Es würde dadurch allenfalls eine Kunſtliebhaberei auf eine Stadt concentrirt, die doch eigentlich über das Ganze verbreitet und ausgedehnt werden ſollte.

Unſchicklichkeit architectoniſcher Monumente.

Dieſe ſchreiben ſich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunſt.

Doppelter Vorſchlag, einmal für die Bildhauerei, dann für die Malerei.

Warum der Bildhauerkunſt die Portraite zu emancipiren.

Pflicht und Kunſt des Bildhauers, ſich aus eigentlich Charakteriſtiſche zu halten.

Dauer des Plaſtiſchen.

Pflicht, die Bildhauerkunſt zu erhalten, welches vorzüglich durch's Portrait geſchehen kann.

Gradation in Abſicht auf den Werth und Stoff der Ausführung.

1) Erſtes Modell allenfalls in Gyps abgegoſſen.
2) In Thon ausgeführt.
3) In Marmor ausgeführt.

Eine gute Gypsbüſte iſt jede Familie ſchon ſchuldig vom ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derſelben zu haben.

Selbſt in Thon iſt der Aufwand nicht groß und hat in ſich eine ewige Dauer, und es bleibt den Nachkommen noch immer übrig ſie in Marmor verwandeln zu laſſen.

An gebohrn Orten, ſo wie ſelbſt an kleinern, giebt es Klubbs, die ihren bedeutenden Mitgliedern, beſonders wenn ſie ein gewiſſes Alter erreicht hätten, dieſe Ehre zu erzeigen ſchuldig wären.

Die Collegia wären ihren Präſidenten, nach einer gewiſſen Epoche der geführten Verwaltung, ein gleiches Compliment ſchuldig.

Die Stadträthe, ſelbſt kleiner Städte, würden Urſache haben bald jemanden von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß aufs gemeine Weſen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eignen Mitte, oder einen ihrer Eingebornen, der ſich auswärts berühmt gemacht, in dem beſten Zimmer ihres Stadthauſes aufzuſtellen.

Anſtalten, daß dieſes mit guter Kunſt geſchehen könne.

Die Bildhauerzöglinge müßten bei der Akademie neben dem höhern Theile der Kunſt auch im Portrait unterrichtet werden.

Was dabei zu bemerken.

Ein ſogenanntes natürliches Portrait.

Charakteriſtiſches mit Styl.

Wen dem letzten kann nur eigentlich die Rede ſeyn.

Die Akademie ſoll ſelbſt auf bedeutende Perſonen beſonders durchreiſende, Jagd machen, ſie unbekleidet laſſen und einen Abdruck in gebranntem Thon bei ſich aufſtellen.

Was auf dieſe Weiſe ſowohl als durch Beſtellung das ganze Jahr von Meiſtern und Schülern gefertigt würde, könnte bei der Ausſtellung als Concurrenzſtück gelten.

In einer Hauptſtadt würde dadurch nach und nach eine anſehnliche Sammlung entſtehen, indem, wenn man ſich nur einen Zeitraum von zehn Jahren denkt, die bedeutenden Perſonen der In- und Ausenwelt aufgeſtellt ſeyn würden.

Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Collegien, Corporationen beſtellten Büſten, ohne großen Aufwand geſchlagen werden und eine unverſiegbare Welt für die Gegenwart und die Nachwelt, für das In- und Ausland entſtehen.

Die Malerei dingegen müßte auf Bildniß keine Anſprüche machen. Die Portraitmalerei müßte man ganz den Particuliers und Familien überlaſſen, weil ſehr viel dazu gehört, wenn ein gemaltes Portrait verdienen ſoll öffentlich aufgeſtellt zu werden.

Allein um den Maler auch von dieſem Vortheile genießen zu laſſen, ſo wäre zu wünſchen, daß

der Begriff von dem Werth eines selbstständigen Gemäldes, daß ohne weitern Bezug fürtrefflich ist, oder sich dem Fürtrefflichen nähert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Gesellschaft, jede Gemeinheit müßte sich überzeugen, daß sie etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunst thut, wenn sie die Ausführung eines selbstständigen Bildes möglich macht.

Man müßte den Künstler nicht mit verkehrten Allegorien, nicht mit trocknen historischen oder schwachen sentimentalen Gegenständen plagen, sondern aus der ganzen akademischen Masse von dem was dort für die Kunst heilsam und für den Künstler schicklich gehalten wird, sich irgend ein Werk nach Vermögen zueignen.

Niemand müßte sich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungssessionsstube, oder irgend einen Homerischen Gegenstand in einer Kammersession anzutreffen.

Italiänische Behandlung.

Hülfe durch Charakterbilder.

Zimmer der Diele in Benedig.

Wirkung hiervon.

In großen Städten schließt sich's an das übrige Merkwürdige.

Kleine Orte macht es bedeutend.

Guercinische Werke in Cento.

Unabhängichkeit an die Vaterstadt.

Fremde, denken aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.

Möglichkeit hiervei überhaupt ohne Parteigunst zu handeln.

Die Akademien sollen überhaupt alle ihre Urtheile wegen der ausgetheilten Preise öffentlich motiviren.

So auch, warum diesem und jenem eine solche Bestellung zur Ausführung übertragen worden.

Bei der jetzigen Publicität und bei der Art über alles, selbst auch über Kunstwerke mitzureden und zu urtheilen, mögen sie fremd, ungerechte, ja unsichtliche Urtheile erwarten.

Aber sie handeln nur nach Grundsätzen und Ueberzeugung.

Es ist hier nicht von Mißbrauchten die Rede, deren schlechtestes immer noch einen Lobpreiser findet, mehr zu Gunsten des Verlegers als des Verfassers und Werkes. Ist das Werk verkauft, so lacht man das betrogene Publicum aus und die Sache ist abgethan. Wäre hingegen ein schlechtes Bild an einem öffentlichen Orte aufgestellt, so würde es an manchem Reisenden immerfort einen strengen Censor finden, so sehr man es auch anfangs gelobt hätte, und manches, was man anfangs hätte herunterseyen wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.

Die Hauptsache beruht doch immer darauf, daß man von oben herein nach Grundsätzen handle, um, unter gewissen Bedingungen, das möglich Beste hervorzubringen; denn das gegen Kunstarbeiten, die auf diese Weise zu unsern Zeiten hervorgebracht werden, immer manches zu erinnern seyn würde, versteht sich von selbst.

Was alle aus einem solchen Mittelpunkt ausginge, müßte immer aus einem allgemeinen Gesichtspunkt mit Billigkeit beurtheilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Absicht aufs Oekonomische.

Hier ist besonders von Gemeinheiten die Rede, die theils unabhängig, theils vom Consens der Obern abhängig sind.

Thätigkeit junger Leute.

Benutzungen zu unmittelbar wohlthätigen Zwecken, um das Uebel zu ändern.

Höhere Wohlthätigkeit durch Circulation, in welche eine geistige Operation mit eingreift.

Lob der Künste von dieser Seite.

Jungen Künstlern empfohlen.

I.

Die Dilettanten, wenn sie das Möglichste gethan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sey noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz zuletzt entdeckt sich erst das Verfehlte, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunst giebt es keine Vorschule, wohl aber Vorbereitungen; die beste jedoch ist die Theilnahme des geringsten Schülers am Geschäft des Meisters. Aus Farbenreibern sind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein anderes ist die Nachahmung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menschen durch einen bedeutenden Künstler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

II.

Der junge Künstler geselle sich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute, er merke sich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauerburschen ein paar Ohren wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Gestalten einen edlern freiern Anstand zu geben weiß, so begreift dein Mensch, wo er's her hat, und jedermann schwört, er hätte es von der Antike genommen.

Ferner, wenn sich Seiltänzer und Kunstreiter einfinden, versäume er nicht auf diese genau zu achten. Das Ueberraschende, Falsche, Handwerksmäßige lehne er ab, aber er lerne auffassen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menschliche Körper fähig ist.

Der junge Künstler versäume die Thiergestalten nicht, von Pferden und Hunden suche er sich den

Hauptbegriff zu gewinnen; auch wilden fremden Geſtaltungen erweiſe er ſeine Aufmerkſamkeit und Achtung.

III.

Von der Nothwendigkeit: daß der bildende Künſtler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derſelben überhaupt ſind wir genugſam überzeugt; allein wir leugnen nicht, daß es uns öfters bedrängt, wenn wir den Mißbrauch eines ſo löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unſerer Ueberzeugung ſollte der junge Künſtler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er dieſe Einzelnheit in ein angenehmes Bild verwandeln, in einen Rahmen eingeſchloſſen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es ſteht manches Schöne iſolirt in der Welt, doch der Geiſt iſt es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunſtwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erſt ihren Reiz durch das Inſect, das ihr anhängt, durch den Thautropfen der ſie befeuchtet, durch das Gefäß woraus ſie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Buſch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarſchaft eines Felſens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So iſt es mit menſchlichen Figuren und ſo mit Thieren aller Art beſchaffen.

Der Vortheil, den ſich der junge Künſtler hiedurch verſchafft, iſt gar mannigfaltig. Er lernt denken, das Paſſende gehörig zuſammenbinden, und wenn er auf dieſe Weiſe geiſtreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannigfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunſtphäre genug wahrhaft Genüge, ſo hat er noch nebenher den großen nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine ſolche Arbeit braucht nicht im höchſten Grade ausgeführt und vollendet zu ſeyn; wenn ſie gut gedacht, gehalten und fertig iſt, ſo iſt ſie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beſchaue doch jeder junge Künſtler ſeine Studien im Büchelchen und im Portefeuille, und überlege wie viele Blätter er davon auf jene Weiſe genießbar und wünſchenswerth hätte machen können.

Es iſt nicht die Rede vom Höheren, wovon man wohl auch ſprechen könnte, ſondern es ſoll nur als Warnung geſagt ſeyn, die von einigen Abwege zurückruft und auf's Höhere hindeutet.

Verſuche es doch der Künſtler nur ein halb Jahr praktiſch, und ſetze weder Kohle noch Pinſel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenſtand als Bild abzuſchließen. Hat er angeborne Talent, ſo wird ſich's bald offenbaren, welche Anſicht wir bei dieſen Andeutungen im Sinne hegten.

IV.

Wenn ich jüngere deutſche Maler, ſogar ſolche, die ſich eine Zeit lang in Italien aufgehalten befrage: warum ſie doch, beſonders in ihren Landſchaften, ſo widerwärtige grelle Töne dem Auge darſtellen und vor aller Harmonie zu fliehen ſcheinen? ſo geben ſie wohl ganz dreiſt und getroſt zur Antwort: ſie fänden die Natur genau auf ſolche Weiſe.

Kant hat uns aufmerkſam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieſes höchſte Vermögen, was der Menſch beſitzt, Urſache habe, über ſich ſelbſt zu wachen. Wie großen Vortheil uns dieſe Stimme gebracht, möge jeder an ſich ſelbſt geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe ſtellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig ſey, wenn die Kunſt überhaupt, beſonders die deutſche, irgend wieder ſich erheben und in einem erfreulichen Lebensſchritt vorwärts gehen ſolle.

Der zur Vernunft geborne Menſch bedarf noch großer Bildung, ſie mag ſich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beiſpiel, oder durch ſtrenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenſo wird zwar der angehende Künſtler, aber nicht der vollendete geboren; ſein Auge komme friſch auf die Welt, er habe glückliches Blick für Geſtalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Compoſitionen, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Iſt er nun nicht geneigt von höher ausgebildeten Künſtlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt um eigentlicher Künſtler zu ſeyn, ſo wird er im falſchen Begriff von bewahrter Originalität hinter ſich ſelbſt zurückbleiben; denn nicht allein das was wir uns geboren iſt, ſondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir ſind es.

Goethe's

poetiſche und proſaiſche Werke.

Des Zweiten Bandes

Zweite Abtheilung.

Verzeichniſs des Inhalts.

Die diese Jahrzahl deuten die Zeit der Entstehung, die mit gdr. die Zeit der öffentlichen Erscheinung an; die mit * bezeichneten sind theils bisher ungedruckt, theils zum ersten Mal in die gesammelten Werke aufgenommen.

	Seite.
Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung.	
Erster Theil. gdr. 1811.	1
Zweiter Theil. gdr. 1812.	68
Dritter Theil. gdr. 1814.	141
Vierter Theil. gdr. 1833.	210
Briefe aus der Schweiz. Erste Abtheilung. 1779. gdr. 1808.	247
Zweite Abtheilung. 1779. gdr. 1796.	253
Italiänische Reise. 1786—1787. gdr. 1816 und 1817.	269
Zweiter Aufenthalt in Rom. 1787 — 1788. gdr. 1829.	381
Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz. 1792 und 1793. gdr. 1822.	448
Aus einer Reise am Rhein im Jahre 1814, enthaltend das Nachtfest zu Bingen und Herbsttage im Rheingau. gdr. 1817.	516
Annalen*, als Ergänzung meiner sämtlichen Bekenntnisse von 1749 bis 1822, wenig angehängten Noten über den Zimmerner Bergbau (1784).	

* Werke welche Werke eingeschaltet, betreffend in Prosa auf Goethes Freimaurer-Poesien, Frau von Stein, Preciosens Erscheinung, Napoleon, Theater, Besuch von Straßburg, und Zimmerner Bergbau.

	Seite.
die Herzogin Amalia (1807), und Wieland (1813).	589
* Biographische Einzelnheiten:	
Bedeutung des Individuellen.	644
Leipziger Theater. 1765.	644
Lenz.	645
An den Consul Schlosser in Algier. 1779.	645
An Frau von Stein geb. Möser. 1778.	647
Das Louisenfest 1777.	647
Besuch von Iffland. 1779.	649
An Mösers Tochter. 1781.	649
Fernere in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller.	650
Letzte Ausdauerstellung. 1805.	650
Jacobi.	651
Lavater.	651
Aspekte	658
Aus meinem Leben. Fragmentarisches.	658
Epoche der forcirten Talente.	654
Entstehung der Annalen. 1825.	654
Aufenthalt in Dornburg im Sommer 1828.	656
Vorschlag zur Güte.	657

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Erster Theil.

Ὁ μὴ βασὶς ἀνδρωπος οὐ παιδεύεται.

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche beiliegen vielleicht mehr als eine andere beliebten möchte, stehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein solches, immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichterischen Werke beisammen, und finden, indem wir sie durchlesen, manches bekannte, manches unbekannte; ja manches vergessene wird durch diese Sammlung wieder angefrischt. Man kann sich nicht enthalten, diese zwölf Bände, welche in Einem Format vor uns stehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte sich darauf gern ein Bild des Autors und seines Talents entwerfen. Nun ist nicht zu läugnen, daß für die lebhaftigkeit, womit derselbe seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, für die lange Zeit die seinem verflossen, ein Dupend Bänden zu wenig scheinen müssen. Eben so kann man sich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß mehrere befindere Veranlassungen dieselben hervorgebracht, und sowohl äußere bestimmte Gegenstände als innere entschiedene Wirkungskreise daraus hervorschienen, nicht minder auch gewisse temporäre moralische und ästhetische Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben diese Productionen immer unzusammenhängend: ja es sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seyen.“

„Ihre Freunde haben indessen die Nachforschung nicht aufgeben, und suchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweise, manches Räthsel zu erraten, manches Problem aufzulösen; ja sie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes Verhältniß ihnen beiliebt, selbst in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns die und da eine Nachricht nicht unangenehm seyn, welche Sie unsern freundschaftlichen Gesinnungen nicht wohl verargen dürften.“

„Das erste also, warum wir Sie ersuchen, ist, daß Sie uns Jahr, bei der neuen Ausgabe, nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke, in einer chronologischen Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Localität, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen Sie gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange vortragen möchten. Nähmen Sie diese Bemühung einem engern Kreise, vielleicht entspringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftsteller soll bis in sein höchstes Alter den Vortheil nicht aufgeben, sich mit denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem jeden verliehen seyn möchte, in gewissen Zonen mit unermüdetem, mächtig wirksamen Erzeugnissen von neuem aufzutreten; so sollte doch gerade in der Zeit, wo die Extremitäten verhältnißlos geworden, das Bewußtseyn deutlicher wird, das Gefühl sehr unverhältnißmäßig und neubeliebend seyn, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Ersten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereichte, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben.“

Dieses so freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Lust es zu befriedigen. Denn wenn mir in früherer Zeit wissenschaftlich unsern eigenen Weg gehen, und, um nicht irre zu werden, die Anforderungen anderer ungeduldig ablehnen, so ist es uns in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit lieblich bestimmen mag. Ich unterzog mich daher sogleich der vorläufigen Arbeit, die größeren und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände ausfindig zu machen und den Jahren nach zu ordnen. Ich suchte mir Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich sie hervorgebracht. Allein das Geschäft ward bald beschwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nöthig wurden, um die Lücken zwischen dem bereits bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuverlässig seist alles waren ich mich zurück geübt, es setzt manches angefangene und nicht vollendete; ja sogar ist die äußere Gestalt manches vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden. Außer diesem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wissenschaften und andern Künsten bemüht, und was ich in solchen fremd scheinenden Fächern, sowohl einzeln als in Verbindung mit Freunden, theils im Stillen getrieben, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieses wünschte ich nach und nach zu befriedigen meiner Wohlwollenden einzuhalten; allein diese Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter; denn indem ich jener sehr wohl übersehbaren Forderung zu entsprechen wünschte, und mich bemühte die innern Gegungen, die äußern Einflüsse, die theoretisch und praktisch neu mit besserem Sinnen, der Reihe nach darzustellen: so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerissen, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die unmittelbaren Verhältnisse des allgemeinen politischen Verkehrs, die auf mich, wie auf die ganze Masse der Mitlebenden, den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses schien die Hauptaufgabe der Biographie zu seyn, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern sich ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gezogen, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hieraus wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, das nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen haftlich gebildet, das Jahrhundert, als welches soweit den willigen als unwilligen mit sich

zerreiße, bestimme und bilde, betrachte, daß man wohl sagen kann, ein jeder, nur gehn Jahr früher oder später geboren, dürfte, was eine eigene Meinung und die Richtung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden seyn.

Auf diesem Wege, aus mehreren Betrachtungen und Versuchen, aus solchen Erinnerungen und Ueberlieferungen entsprang die gegenwärtige Schilderung, und aus diesem Gesichtspunkt ihres Entstehens wird sie an denen geprüft, genutzt, und am billigsten beurtheilt werden können. Was man sonst noch, besonders über die bald poetische, bald historische Behandlung etwas zu sagen sich möchte, dazu findet sich wohl im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

Erstes Buch.

Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Constellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Mercur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der so eben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als gegleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen.

Diese guten Aspecten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen seyn: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Noth versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt, und der Hebammen Unterricht eingeführt oder erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen seyn.

Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine thurmartige Treppe führte zu zusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche nebst den Thüre ein großes völlig rund Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vorgebauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Gerüst. Die Frauen saßen darin um zu nähen und zu stricken; die Kinder las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahrszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen und durch diese Gerüste die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb, und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Faxenspiele, gelegen, zu denen mich jene sonst ernste und einsame Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waaren versorgt, sondern auch uns Kindern bergleichen Geschirr im Kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Gerüste mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauszukommen wußte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergetzte, daß ich so gar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: Noch mehr! Ich säumte nicht, sogleich einen Topf, und auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach sämmtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu scherben. Meine Nachbarn führten fort ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt und sie riefen immer: Noch mehr! Ich eilte daher straks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben; und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbret der Reihe nach erreichen konnte, und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleichen Verderben. Nur später erschien jemand zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen, und man hatte für so viel zerbrochne Töpferwaare wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schalkischen Urheber bis an ihr Lebensende ergetzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnerte mich ihrer gleichsam als eines Sessels, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, ist sie mir im Gedächtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unser Haus lag, den Hirschgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirsche sahen, so wußte mir diesen Ausdruck erklärt wissen. Man erzählte sodann, unser Haus stehe auf einem Raum, der sonst außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße sich befinde, sey ehmals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden. Man habe diese Thiere hier aufenthalt und gnädigst, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeisen, den man

An Lida.

Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein.
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

denn für einen solchen Zeitfall hier im Graben immer zur Hand gehalt. Wenn auch auswärts Fürsten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verübarmten und stürzten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeschlossen oder belagert hielten. Dies gesitt uns selbst, und wir wünschten, eine solche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unsern Zeiten zu sehen gewesen.

Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders auf dem obersten Stock, eine sehr angenehme Aussicht über eine bennah unabsehbare Fläche von Nachbarhäusern, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Handgärten, unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenseite zu lagen, sehr vernachtheiligt worden, indem die Häuser vom Rehmarkt her wettläufige Hintergebäude und große Garten sich zugesetzt, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hofes von diesen so nah gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen.

Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gewußt hatte. Dort war, wie ich bemerkt, mein Lieblingsaufenthalt. Dieser jene Garten hinaus, über Stadtmauern und Bälle sah man in eine sonne franzosische Ebene; es ist die, welche sich nach Hochst hinzieht. Dort lernte ich Sonnenaufgang gewöhnlich meine Lectionen, wurde die Gewitter ab, und freute mich an der unterm gebenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit den Nachbarn in ihren Garten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergehen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte mich frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das dem von der Natur in uns gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in sinnlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erzählungsmanier, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Sinne

Stock über das Fundament herausdrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, besserte sich, wie schon mehrere vor ihm getan, der Aufsicht, die oberen Teile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern vorzunehmen, und daß neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählich geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können; denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und fensterer. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstiget, die Plätze, auf denen sie angehalten zu werden — dieses alles drohte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins Gleiche setzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr einige mehr Spielraum als bisher, und manche Gelegenheit sich auf Balken zu staukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen ward.

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; denn als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde, und ungeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Nässe bis zu unsern Betten gelangte; so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Dieser Uebergang hatte manches unangenehme; denn indem man die bisher zu Hause abgesondert, ruhig, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, zu Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie aller Mittel und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu setzen.

Um diese Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterstadt zuerst gewahr wurde; wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Gespielen, darin auf und ab wandelte. Um den Eindruck, den diese ernsten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzuteilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er sich in seinen verschiedenen Teilen allmählich vor mir entwickelte. Am liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr altes Ansehen machte sie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk; auch ist es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorsorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern schuldig ist.

Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückentrog der goldene Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Demselben ward alsdann durch Kastanienalleen spazierte, und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits, da schlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Reichthum der Krahne, wenn Waaren aufgeladen wurden; besonders aber unterhielt und die Antunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren ausbringen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jedesmal der Saalhof, der wenigstens an der Stelle stand, wo die Burg Kaiser Karls des Großen und seiner Nachfolger gewesen seyn sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor sich in die alte Gewerbstadt, und besonders Marttages gern in den Gewühl, das sich um die Bartholomäuskirche herum versammelte. Hier hatte sich, von den frühesten Zeiten an, die Menge der Verkäufer und Krämer übereinander gedrängt, und wenn einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neueren Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden. Die Buden des sogenannten Pfarreisens waren uns Kindern sehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bemalte Bogen anzuschaffen. Nur selten aber mochte man sich über den Beschränkten, wenige erfreuten und unreinlichen Marktlag hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den brauschsudern, engen und häßlichen Fleischbänken gestoben bin. Der Römerberg war ein desto angenehmerer Spazierplatz. Der Leben nach der neuen Stadt, durch die neue Krahn, war immer auch besternd und erquicklich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauen-Kirche eine Straße nach der Zeile ging, und wir immer den großen Umweg durch die Hasengasse oder die Catharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerksamkeit des Knabe am meisten an sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die unmaßgeblichen Kleinbezirke nämlich, und die aus früheren Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder bargarischen Räume; so der Nürnberger Hof, das Compostell, das Braunfels, das Stammbaus berer von Stalburg, und mehrere in den spätern Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen einverleibte Festen. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen; alles bezieht auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Pfälze, die Ehrenbreitstein, seitdem neuen, breiter und sicherer angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und seinem regellosen Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine gewisse Neigung zum Altertümlichen setzte sich bei dem Knaben fest, welche besonders durch alte Einrichtungen, Holzschnitte, wie z. B. den Grave'schen von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begünstigt wurde; wobei noch eine andere Lust, blos menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weiteren Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen, sich hervortat. Es war es eine von unsern liebsten Promenaden, die

wir uns des Jahrs ein paarmal zu verſchaffen ſuchten, unwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuſpazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen ſich bis an den Zwinger heran; man ſieht mehreren Tauſend Menſchen in ihre häuslichen, kleinen abgeſchloſſenen, verborgenen Zuſtände. Vor dem Paar- und Sonntagsrocken des Bürgers von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannigfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbei, an dem unſere kindiſche Neugier ſich nicht genug ergetzen konnte. Denn fürwahr der bekannte hinkende Teufel, als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abdeckt, hat kaum mehr für ihnen geſtiftet, als hier vor und unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein, getban war. Die Gottſeligkeit, deren man ſich auf dieſem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Thüren, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verſtehlten nicht ihren Sabalternen aufs beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In ſeinen untern, gewölbmäßigen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſtohlen uns Eintritt in das groß-, höchſt einfache Seſſionszimmer des Rathes. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände ſo wie die Wölbung weiß, und das Ganze ohne Spur von Malerei; eher kahl und einem Bethaus ähnlich. Nur an der mittelſten Wand in der Höhe las man die kurze Inſchrift:

Eines Mannes Rede
Laß keines Mannes Rede;
Man ſoll ſie billig hören beede.

Nach der altertümlichſten Art waren für die Glieder dieſer Verſammlung Bänke ringsumher an der Wertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da derſelben wir leicht, warum die Kamaradrung unſeres Somals nach Bänken eingerichtet ſey. Von der Thür linker Hand bis in die gegenüberſtehende Ecke, als auf der erſten Bank, ſaßen die Schöffen, in der Ecke ſelbſt der Schultheiß, der einzige der ein kleines Tiſchchen vor ſich hatte; zu ſeiner Linken bis gegen die Fenſterſeite ſaßen nunmehr die Herren der zweiten Bank; an den Fenſtern der zog ſich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals ſtand ein Tiſch für den Protokollführer.

Waren wir einmal im Römer, ſo miſchten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den kurzarmigen ſtarlichen Antienyen. Aber erſtlich hatte alles, was ſich auf Wahl und Krönung der Kaiſer bezog, Wir wußten uns die Bank der Schöffen zu verſchaffen, um die neue, heitre, in Freſco gemalte, ſonſt durch ein Gitter verſchloſſene Kaiſertreppe hinaufſteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verſchnörkelten Goldleiſten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thürflügel, auf welchen kleine Kinder oder Genien mit dem tatſerlichen Ornat bekleidet, und bekaſtet mit den K. ſchmeichelnden, eine gar wunderliche Figur ſpielen, betrachteten wir mit großer Aufmerkſamkeit, und beſſen wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaiſerſaale konnte man und nur mit ſehr vielen Mühe wieder herausbringen. Wenn es uns einmal gegluckt war hineinzuſchlüpfen; und wir hielten denjenigen für unſern wahreſten Freund, der uns bei den Brauſtbildern der ſämmtlichen Kaiſer, die in einer gewiſſen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte.

Von Carl dem Großen vernahmen wir manches abenteuerliche; aber das hiſtoriſch intereſſante für uns fing erſt mit Rudolf von Habsburg an, der durch ſeine Mannheit ſo großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Aus Carl der Vierte zog unſre Aufmerkſamkeit an ſich. Wir hatten ſchon von der goldnen Bulle und der perſönlichen Hallgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an ſeinen edlen Gegenkaiſer, Günther von Schwarzburg, nicht entgelten ließ. Maximilianen deuten wir als einen Menſchen- und Bürgerfreund leben, und daß von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiſer aus einem deutſchen Hauſe ſeyn; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach ſeinem Tode die Wahl nur zwiſchen dem König von Spanien, Carl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Erſten, geſchwankt habe. Bedeutlich fügte man hinzu, daß nun abermals eine ſolche Weiſſagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe: denn es ſey augenfällig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaiſers übrig bleibe; ein Umſtand, der obgleich zufällig ſcheinend, die Patriotiſche gekünnten mit Bedenklichkeit erfüllte.

Wenn wir nun ſo einmal unſern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daſelbſt das Erzbild jenes braven, von Freund und Feinden verehrten Günther zu beſuchen. Der merkwürdige Stein, der ehemals bedeckte, iſt in dem Chor aufgerichtet. Der gleich daneben befindliche Thür, welche ins Conclave führt, blieb uns lange verſchloſſen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in dieſen ſo bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten beſſer gethan, ihn durch unſre Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen; denn wir fanden dieſen in der deutſchen Geſchichte ſo merkwürdigen Raum, wo die mächtigſten Fürſten ſich zu einer Handlung von ſolcher Wichtigkeit zu verſammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeziert, ſondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüſten und anderen ſolchen Geräten, das man bei Seite ſeben wollte, verunſtaltet. Deſto mehr ward unſere Einbildungskraft angeregt und das Herz und erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Verzeigen der achten Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhauſe gegenwärtig zu ſeyn.

Mit vieler Beaurre vernahm der Knabe ſodann, was ihm die Seinigen ſo wie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten. Die Geſchichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen; denn es war kein Frankfurter von einem gewiſſen Alter, der nicht dieſe beiden Feierliche und was ſie begleitete, für den Gipfel ſeines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Carls des Siebenten geweſen war, bei welcher beſonders der franzöſiſche Geſandte, mit Koſten und Geſchmack herrliche Feſte gegeben, ſo war doch die Feier für den guten Kaiſer deſto trauriger, der ſeine Reſidenz München nicht behaupten konnte und gewiſſermaßen die Gaſtfreiheit ſeiner Reichsſtädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz des Erſten nicht ſo auffallend prächtig wie jene, ſo wurde ſie doch durch die Gegenwart der Kaiſerin Maria Thereſia verherrlicht, deren Schönheit eben ſo einen großen Eindruck auf die Männer ſcheint gemacht zu haben, als die

ernste würdige Gestalt und die blauen Augen Carls des Siebenten auf die Frauen. Gleichsam wetteifernd beide Geschlechter, dem unübersehbaren Canon einen höchst vortheilhaften Begriff von seinen besten Personen beizubringen. Alle diese Bedeutungen und Erscheinungen gesellten sich mit heiterm und bequemem Gemüth; denn der Kaiser Franz hatte für den Augenblick aller Jedes ein Ende gemacht, und wie von jenen Feierlichkeiten, so sprach man mit Behaglichkeit von den verübergegangenen Kriegsjahren, von der Schlacht bei Dettingen, und was die merkwürdigsten Begebenheiten der verflossenen Jahre mehr seyn mochten; und alles bedeutende und gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Fieber zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und vergnügten Menschen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer solchen patriotischen Versammlung kaum ein halbes Jahr hingebracht, so traten schon die Messen wieder ein, welche in den sämmtlichen Kinderstuben jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entsprungene neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Aufladen und Auspacken der Waaren, erregten von den ersten Momenten des Bewußtseyns an eine unaussprechliche thätige Neugierde und ein unüberwindliches Verlangen nach sinnlichem Besitz. Da der Knabe mit wachsenden Jahren, bald auf diese bald auf jene Weise, wie es die Kräfte seines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen suchte. Zuletzen aber drängte sich die Vorstellung von dem was die Welt alles hervorbringt, was sie besitzt, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander austauschen, in

Diese großen, im Frühjahr und Herbst stattfindenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche am beste würdigen können, als sie die alte Zeit, und was von derselben noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geläutetag war das ganze Volk auf den Beinen. Drängte sich nach der Hauptwache, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen hinaus, alle Fenster waren besetzt, denn das den Tag über was besonderes vorging: die Menge schien nur da zu seyn, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten; denn bei worauf es eigentlich ankam, erschien sich erst mit sinkender Nacht, und wurde meist gestaunt als mit Augen gesehen.

In jenen alten unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that, aber nach Lust das Recht beförderte, wurden die auf die Messen kommenden Handelsleute von Wegelagerern, ihnen und andern Reisenden, willkürlich erpreßt und geplackt. So das Fürsten und andere mächtige Stände die Zeit gern mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt reiten ließen. Hier wollten nun aber die Raubritter sich selbst und ihrem Gabel nichts vergeben; sie gegen den Kaufmannszug entsenden: da sah es dann manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Gelassenden heranskommen, oder ob sie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein den Handels- und Wehrstand selbst anging, sondern auch wenn solche Personen in Krieges- und Friedenszeiten, vergnüglich aber zu Wahrtagen sich versammelt haben, und es kam jetzt zu Thätlichkeiten, so erhielt sogleich irgend ein Gerücht, daß man in der Stadt nach draußen wollte, sich mit seinem Herrn handgemein drängen begehrte; so waren zeitiger darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Recesse deshalb, obgleich stets mit beiderseitigen Verbitterungen, geschlossen worden, und man sah die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten benannten Zweck endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, wie es so lange und oft sehr heftig gestürzt worden war, beinah für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdessen tritt die bürgerliche Canaille in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reuter oder Husaren der zum Gelait bestellten Reuthstände, die nebst ihren Anführern wohl eingefangen und bewirthet wurden; man schaute bis gegen Abend, und ein Abbau, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerlicher Ritter weder sein Pferd noch sich selbst auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendsten Züge herein, und desswegen war der Andrang dortsin am stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Kärrnberger Postwagen an, und man kann sich mit der Nähe, es müsse jedesmal dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen; weshalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei aufzurufen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere kein Gesicht mehr unterscheiden konnte. Unaufhaltsam und wirrlich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein den Wagen nachstürzte; besonders auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gefüllt wurden.

Eine andere, noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage das Publikum anforderte, war das Pfefferwerfen. Es erinnerte diese Ceremonie an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Höfen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, nie nicht zu befreien, noch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen wußten. Der Kaiser, der ihren Gebiethe entweder eine solche Freiheit, da wo es von ihm abhing, gar wohlfeil oder gar nur auf ein Jahr, und sie mußte das der jährlich erneuert werden. Dieses wurde durch ansehnliche Gaben, welche den kaiserlichen Schatz heben, bei und wohl gelegentlich Darreichung sonstiger Geschenke, vor Eintritt der Bartholomäi-Messe verabredet wurden, und zwar das Anbinden wegen, wenn er mit den Schiffen in Gefahr sey. Als der Schultheiß jedesmal nicht mehr vom Kaiser selbst, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er noch viele Vortheile, und erwarb die Zufriedenheit der Bürger, als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Aix-la-Chapelle diese ärgste Verschlimmerung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein schriftlicher Vertrag angefochtet. In dem großen Kaisersaale, in einem ausgebreiteten Raume, sahen erstlich die Schöffen, und eine Stufe vorher der Schultheiß in ihrer Mitte; sie von den Pfort an bis vollmächtigten Procuratoren unsern gegenüber Seite. Der Actuarius sagt an, die auf diesen Tag gesetzten wechselnden Urtheile laut vorzulesen; die Procuratoren bitten um Abschrift, appelliren, oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es ist ein Pfeifer, der in einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hohe bläst. Sie tragen blaue mit Gold verbrämte Mäntel,

auf den Hermelin die Noten befestigt und haben das Haupt bedeckt. Sie waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein. Punkt Zehn aufgetahren, von Trompetern und Pfeifern angeblasen, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen hatten inne. Pfeifer und Begleitung blieben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das genauste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in seltenen Waaren, womit die durchreisende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeifer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen sehr ordentlichen hölzernen Pokal mit Pfeifer angefüllt. Ueber denselben sagen ein Paar Handschuhe, wunderlich geschlagt, mit Seide besetzt und bestickt, als Zeichen einer gestatteten und anzunehmenden Vergünstigung, deren sich auch wohl der Kaiser selbst in gewissen Fällen bediente. Daneben sah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei gerichtlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Zeigstab, den sie immer wieder einlöste, so daß derselbe viele Jahre ein Zeuge dieser Ceremonien gewesen.

Nachdem der Gesandte seine Anrede gehalten, das Geschenk abgegeben, von dem Schultheißen die Versicherung freundlicher Begünstigung empfangen, so entfernte er sich nach dem geschlossenen Kreise, die Pfeifer blasen, der Zug ging ab, wie er gekommen war. Das Gericht verfolgte seine Geschäfte, bis der zweite und endlich der dritte Gesandte eingeführt wurden; denn sie kamen erst einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnügen des Publikums länger daure, theils auch weil es immer dieselben altertümlichen Virtuosen waren, welche Nürnberg für sich und seine Mitstadte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei diesem Feste besonders interessirt, weil es uns nicht wenig somderzelte, unsern Großvater an einer so ehrenvollen Stelle zu sehen, und weil wir gewöhnlich nach seligem Tag den ganz desselben zu benutzen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeifer in ihre Gewölzladen geschlichtet hätte, einen Becher und ein Stäbchen, ein Paar Handschuh oder einen alten Räder-Ablaß zu erhaschen. Man konnte sich diese symbolischen, das Alterthum gleichsam verewigenden Ceremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen unserer Altvordern zu erkundigen, die sich durch wieder auferstandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns bedeutende Gaben, auf eine so wunderliche Weise vergegenwärtigten.

Solchen altervorwürdigen Feierlichkeiten folgte in guter Jahreszeit manches für uns Kinder lustreiches Fest außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, sauber eingefaßt und mit uralten Linden umgeben. Nicht weit davon steht der Hof zu den guten Leuten, einmal ein um dieser Quellen willen erbautes Hospital. Auf den Gemeinweiden unter versammelte man zu einem gewissen Tage des Jahres die Bürgerschaft, die Nachbarschaft, die Hirten sammt ihren Mädchen feierten ein ländliches Fest mit Tanz und Gesang, mit mancherlei Lust und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher nur größerer Gemeintanzplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch neu schöne Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingsten die Schafherden, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleichten Waisenkinder aus ihren Mauern ins Freie; denn man sollte erst später auf den Gedanken gerathen, daß man solche verlassene Creaturen, die sich einst durch die Welt durch zu helfen genöthigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse, und alle Ursach habe, sie von Kindsbeinen an sowohl physisch als moralisch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche sich selbst immer gern einer Spazierfahrt bereiten, verfehlten nicht, von den frühesten Zeiten, und an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, so daß diese ländlichen Feste wohl mit zu den ersten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich; denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dastcht, läßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, unbequemes indem gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsäle luftig, und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung.

Das Erste was man in Ordnung brachte, war die Bücherssammlung des Vaters, von welcher die besten in Franz- oder Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studirzimmers umkleiden sollten. Er besaß die schönen bedeutendsten Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, welche er der äußern Uebereinstimmung wegen sämmtlich in Quart anzuschaffen suchte; sodann vieles was sich auf die römischen Antiquitäten und die eleganteren Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichsten Italienischen Dichter fehlten nicht, und für den Taffo bezeigte er eine große Vorliebe. Die besten neuesten Reisebeschreibungen waren auch vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Kerßler und Nemeitz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nöthigsten Hülfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Realterikon, daß man sie alle nach Belieben Rath erholen konnte, so wie mit manchem andern was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieser Büchersammlung, in saubern Pergamentbänden mit sehr schön gedruckten Titeln, ward in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher, so wie das Binden und Einreihen derselben, betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche diesem oder jenem Werk besondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände.

Inzwischen aber wurden die Gemälde, die sonst in dem alten Hause zerstreut herumgehangen, nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studirstube, alle in schwarzen, mit

geldenen Stäbchen verzierten Rahmen, sommerlich angebracht. Mein Vater hatte den Grundsatz, den er öfters und sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen, und wenigstens auf die abgeschiedenen wenden solle, bei denen Schätzung sehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorstellung, daß es mit den Gemälden völlig wie mit den Rheinweinen beschaffen sey, die, wenn ihnen gleich das Alter einen vorzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre eben so wenig, als in den vergangenen könnten hervorgerufen werden. Nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, eben so feldbar und vielleicht noch schmackhafter. In dieser Meinung bestätigte er sich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder dauerhaftlich dadurch für die Liebhaber einen großen Werth zu erhalten schienen, weil sie dunkler und bräuner geworden, und der harmonische Ton eines solchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater versicherte dagegen, es sey ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewinnen, wollte er nicht zugestehen.

Nach diesen Grundsätzen beschäftigte er mehrere Jahre hindurch die sämmtlichen Frankfurter Künstler: den Maler Hirth, welcher Tieren und Bauernstücken, und andere sogenannte ländliche Gegenden sehr wohl mit Vieh zu staffiren wußte; desgleichen Trautmann, der sich den Rembrandt zum Muster genommen, und es in eingeschlossenen Lichtern und Widerscheinen, nicht weniger in effectvollen Feuerbrünsten weit gebracht hatte, so daß er einstens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandtischen Bilde zu malen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtleben's den Rheingegenden fleißig nachstrebte; nicht weniger Junkern, der Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und ruhig behagliche Personen, nach dem Vorgang der Niederländer, sehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemen Raum, und noch mehr durch die Bekanntschaft eines gebildeten Künstlers, die Liebhaberei wieder angefrischt und belebt. Dieser war Seekatz, ein Schüler von Brinckmann, Darmstädtischer Hofmaler, dessen Talent und Charakter sich in der Folge vor uns umständlicher entwickeln wird.

Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im Ganzen; vorzüglich trug in große Spiegelscheiben das untere zu einer vollkommenen Heiterkeit bei, die in dem alten Hause auf mehreren Ursachen, zunächst aber auch wegen meist runder Fensterscheiben gefehlt hatte. Der Vater pflegte sich besser, weil ihm alles gut gelungen war, und wirte der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man sein glückseligeres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie selbst entsprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Wetterereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum ersten Mal im Tiefsten erschüttert. Am ersten November 1755 erschauete ganz Europa von Lissabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe sicher eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird unerwartet von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palast zum Theil wird vom Meere verschlungen, die gebrochene Erde scheint Flammen zu speien; denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Schutthaufen Menschen, einem Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem eine Empfindung, seine Bestimmung über das Unglück mehr geflattet ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet ein Schaar sonst verborgener, oder durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen übriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten jene Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf liefen die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Politischgesinnten nicht an Urtheilen, an Strafverdächten die Gesetzliebenden nicht fehlen. Da vielen zusammen mußte die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr beängstigt, als über die weiterverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu seiner Zeit so schnell und so mächtig seine Strauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieses wundervoll vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Lenker der Menschen und der Völker, sonst als der Erhaltende, als der Gütige, Treufreie, so weise und gnädig verstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Betrachtete sich das junge Gemüth sich gegen diese Einwürfe verzustellen, welches überhaupt am so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine andere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Testament so viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unvorsichtig hatte ein Dachdecker bei'm Ausbessen die neuen Ziegel, welche den gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitzen auf das gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbeln, verdarb einige schwarze Bücher und sonst mehrere Dinge, und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunklen Gang mit verriß, und dort auf den Knieen liegend durch schrecklichen Lärmen und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte; indessen der Vater ganz allein gefaßt, die Fensterflügel aufriß und aufhob, wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offenern Weg bereitete, so daß man sich, nach endlicher Ermahnung, auf den Vorsälen und Treppen von stattgefundenen und rinnendem Wasser umgeben sah.

Solche Vorfälle, wie übrend sie auch im Ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater selbst uns Kindern zu jeden sich einmal vorgenommen. Er hatte seine Jugend auf dem Coburger Gymnasium zugebracht, welches unter den deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm. Er hatte daselbst einen guten Grund in den Sprachen und was man sonst zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig sich der Rechtswissenschaft befliessen, und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mäßigen und Fleiß verrathe Dissertation: Electa de adiutore hereditatis, wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, daß was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen, so ungefähr als wenn man zum zweiten Mal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte. Im Gefühl seiner Kenntnisse, in Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten, und nur soviel als es nöthig schien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Ein pädagogischer Dilettantismus fing sich überhaupt schon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer mochte wohl die erste Veranlassung dazu geben. Man suchte nach etwas besserem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht seyn muß, der nicht durch Leute vom Metier erteilt wird.

Meinem Vater war sein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunsch gelungen; er sollte denselben Weg gehen, aber monemer und weiter. Er schätzte meine angeborenen Gaben um so mehr als sie ihm mangelten: denn er hatte alles durch unablässigen Fleiß, Anhaltsamkeit und Wiederholung erworben. Er verschärfte mir öfters, früher und später im Ernst und Scherz, daß er mit meinen Anlagen sich ganz anders würde benommen, und nicht so viel darüber damit würde gewirthschaftet haben.

Durch schnelles Ergreifen, Vorarbeiten und Festhalten entwuchs ich sehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeister geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet gewesen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkührliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte. Und wäre nicht der gereimte anschende Lateiner gewesen, so hätte es schlimm mit mir aussehen: doch diesen trommelte und sang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in solchen Gedächtnisversen, wo und die abgeschmacktesten Reime das zu behaltende am besten einprägten. z. B.:

Oder: Oel viel Meraft
Macht das gute Land verhaft.

Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht; so auch entwickelte ich mir sonder, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetorischen Dingen, Chrien und dergleichen that es mir niemand zuvor, es ist schon wegen Sprachfehler oft tintenklexen mußte. Solche Aufsätze waren es jedoch, die meinem Vater besondre Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem, für einen Knaben bedeutenden, Geldgeschenke belohnte.

Mein Vater lehrte die Schweiter in demselben Zimmer Italiänisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, bereitete ich über das Buch weg und faßte das Italiänische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Absicht auf Erfindung und Combination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deßhalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welche er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studieren, alsdann noch eine andre Universität besuchen und promovieren sollte. Was diese zweite betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, in meinem Leibweisen: denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen sollte; es er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraus sehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergetze.

Dieses Mährchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein ernstiger Ernst und seine Trockenheit schienen sich jedesmal aufzuheitern und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese theilhaft zu werden.

Privat-Stunden, welche sich nach und nach vermehrten, hielte ich mit Nachdrücklichen. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Knaben, je mannigfaltiger die Bösartigkeiten meiner Gesellen, desto lieber Unruh, Verdruß und Strafung in die täglichen Lehrstunden. Correctionsstrafen, wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute so starke Cornelius Nepos, das allzu leichte, und durch Predigten und Religions-Unterricht sogar trivial gewordne Neue Testament, Cellarius und Pufer konnten uns kein Interesse geben; dagegen hatte sich eine gewisse Neun- und Derbheit, durch Lesung der damaligen deutschen Dichter, unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es kaum kannte, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen übergegangen.

Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo jeder von ihm selbst verfertigte Verse produciren sollte. Und hier bemerkte mir etwas wunderbares, was mich sehr lang in Unruh setzte. Meine Gespielen, wie sie auch sonst mochten, mußte ich immer für ehr dessen halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche sehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und sich nicht weniger dünkten; ja was mir noch bedenklicher schien, ein guter, obgleich zu solchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber seine Reime sich von Hofmeister machen ließ, hielt diese nicht allein für die allerbesten, sondern war selbst davon überzeugt, er habe sie selbst gemacht; wie er mir in dem vertrauteren Verhältniß, worin ich mit ihm stand, jedesmal aufrichtig behauptete. Da ich nun solchen Irrthum und Wahnsinn sonnbar vor mir sah, sie es mir eines Tages auch Herz, es ich mich vielleicht selbst in dem Falle befände, es nicht jene Gedichte wirklich besser seyen als sie meinigen.

und es ich nicht mit Recht jenen Knaben eben so toll als sie mir vorkommen möchte? Dieses beunruhigte mich sehr und lange Zeit: denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich flocht sogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Erleichterung und Selbstgefühl und zuletzt eine Proberarbeit verbitten, die uns Lehrer und Eltern, welche auf unsere Scherze aufmerksam geworden, auf dem Theatrel aufgaben. Wobei ich gut bestand und allgemeines Lob davontrug.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bilderbücher für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch einfache Gesinnungen, und fanden es dienend, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzutheilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Folianbibel, mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert; Gottfried Chronik, mit Kupfern desselben Meisters, belebte und von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte; die Icones philologicae that noch allerlei Jahrs. Mythologien und Sittlichkeiten hinzu; und da ich gar bald die Dorischen Verwandlungen gewahr wurde, und besonders die ersten Bücher Ovidisch studirte: so war mein Wissen schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich konnte niemals lange Weile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frühmorgen sittlichern Effect, als jene mitunter rohen und gefährlichen Alterthümlichkeiten, machte Feneions Telemach, den ich erst nur in der Neufranzösischen Uebersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen übersetzt, eine gar süße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüth äußerte. Das Robinson Crusoe sich weitaus anschließen, läßt wohl in der Natur der Sache; daß die Insel Juliusburg nicht getheilt habe, läßt sich denken. Lord Anson's Reise um die Welt verband das Wörtlich der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Märchens, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gefahren begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt, und verwuchsen ihm mit unsern Einern auf dem Globus zu folgen. Nun sollte mir auch noch eine reichhaltere Ernte bevorstehen, indem ich an eine Masse Schriften geriet, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vorrätig genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst vorigen Zeiten in einer unschuldigen Weise näher brachte.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksschriften, Volksbücher, bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden, wegen des großen Absatzes mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Mir Kinder hatten also das Glück, diese schändlichen Ueberreste der Mittelzeit auf einem Tische oben vor der Hausthüre eines Bücherverleihers täglich zu finden, und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die sieben Weisen, der Kaiser Octavian, die sieben Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, alles stand und zu Dienste, sobald uns gelüstete nach diesen Werken, anstatt nach irgend einer Nascherei zu greifen. Der arbeite Vorbesitzer dabei war, daß wenn wir ein solches Heft zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und aufs neue verschlungen werden konnte.

Wie eine Familienspaziergang im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchst verdrießliche Weise gestört, und ein freier Zustand in den widerwärtigsten verwandelt wird, so fallen auch die Kinderfreuden unerwartet in die schönste Jahreszeit des Frühlings. Mir ergieng es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit seinem Säckel und Wünschhütlein erkauft, als mich ein Wechselfieber und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken sich ankündigten. Die Einimpfung derselben ward bei uns noch immer für sehr problematisch angesehen, und ob sie gleich populare Schriften über sehr sachlich und eindringlich empfehlen, so zauderten doch die deutschen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen schien. Specultirende Engländer kamen daher aufs feste Land und impften, gegen ein ansehnliches Honorar, die Kinder reicher Personen, die sie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgesetzt; die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entstellte viele Kinder, und wenige Eltern waagten es, nach einem Mittel zu greifen, dessen wahrscheinliche Hülfe doch schon durch den Erfolg mannigfaltig bestätigt war. Das Uebel betraf nun auch unser Haus, und da rief mich mit ganz besonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überzogen, das Gesicht zugeschwollen, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man suchte die möglichste Linderung, und versprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indessen hielt man uns, nach herrschendem Vorurtheil, so warm als möglich, und schärfte dadurch nur das Uebel. Endlich nach traurig verflossener Zeit, sie es mir wie eine Maske vom Gesicht, ohne daß die Blattern eine sichtbare Spur auf der Haut zurückgelassen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich selbst war zufrieden nur wieder das Tageslicht zu sehen, und nach und nach die Röthe Haut zu verlieren; aber andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zustand zu erinnern: besonders eine sehr lebhafte Tante, die früher Aehnlichkeit mit mir entdecken hatte, konnte mich, selbst noch in späteren Jahren, selten ansehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Better, wie garstig ist er geworden! Dann erzählte sie mir umständlich, wie sie sich sonst an mir ergetzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen; und so erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menschen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.

Weder von Masern, noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal verschwore ich mir, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sey; aber leider brachte schon wieder ein anderes im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Umgebung von mir zu entfernen, mich schon öfters im Ausdenken erübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Steitern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr als durch die christliche Duldungslehre ein Uebriges empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieser Familienleiden will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher um drei Jahre jünger als ich, gleichfalls von jener Ansteckung

ergriffen wurde und nicht wenig daran litt. Er war von zarter Natur, still und eigensinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Vertrauniß zusammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehreren nachgeborenen Geschwistern, die gleichfalls, nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines sehr schönen und aufgeweckten Mädchens, die aber auch bald verschwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester, uns allein übrig sahen, und nur um so inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt lästig: denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichtskalender gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumniß unmittelbar wieder einbringen, und belegte die Genesenden mit doppelten Lectionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber in so fern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissermaßen zurückdrängte.

Vor diesen tadelhaften und pädagogischen Verdrießnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehmals eine Burg gewesen zu seyn; denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich saßen wir Enkelchen in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war; die Gänge meistens mit Rosenlauben eingefaßt, ein Theil des Raums den Küchengewächsen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahre bis in den Herbst, in reichlicher Abwechslung, die Rabatten so wie die Beete schmückten. Die lange gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohl gezogenen Spalier-Pfirsichbäumen benützt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermeiden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeer-Büsche unserer Geschicklichkeit eine Falle von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, sowohl wegen seiner Früchte als auch, weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidenwürmer sich ernährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die riesischen Bemühungen, welche nöthig sind, um einen saftigen Rasenplatz zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reinlichen und benehmen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Setzriten der Zwiebeln von Tulpen, Hyacinthen und verwandten Gewächsen, so wie die Sorge für Aufbewahrung derselben überließ er niemanden; und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Destillieren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabei sah er, um sich vor den Dornen zu schützen, seine altertümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm beim Pfeifergericht jährlich in Triple überreicht wurden, woran es ihm beshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock, und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Akademus und Cartesius darstellen konnte.

Alle diese Gartenarbeiten betrieb er eben so treuemäßig und genau als seine Amtsgeschäfte; denn er verunterstand, hatte er immer die Regierende seiner Propositionen für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Acten gelesen. Eben so fuhr er Morgens aufs Rathhaus, speiste nach seiner Rückkehr nichts hierauf in seinem Grosstuhl, und ging alles einen Tag wie den andern. Er sprach wenig, setzte seine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht ihn jemals geschen zu haben. Alles was ihn umgab war altertümlich. In seiner gestalten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reichsgeschichten. Geographie und Länder-Entdeckungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemand als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. Er versicherte er z. B. seiner Gattin, zur Zeit als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vacanz auf der Schöffenbank in der erledigten Stelle actanzen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt stark, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Ernst alles zum Empfange der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hierzu belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen. Er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsherr-Amtung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sey herangetreten und habe ihm auf eine vertrauliche Weise das Compliment gemacht, er möge den verstorbenen Platz einnehmen, und sey darauf zur Thüre hinausgegangen.

Etwas ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zauderte in seinem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sonst alsbald Recht einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Deshalb ward am Mitternacht eine auf verabredete Weise auf den andern Morgen durch den Gerichtsdiener angesagt. Weil dieser nun das Licht in der Laterne verbrennen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes,“ sagte der Großvater zu den Frauen: er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.“ Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg; er wurde wirklich Schultheiß; wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Vorfragung an der dritten und letzten Stelle zu stehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst heraus kamen, und alle die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen her und hin bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern geblättert, und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht um N. N. zu mir und sagte ..... Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute Nacht sah ich .... Das Uebrige war wieder in Chiffern, bis auf die Verbindungs- und andre Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswerth bleibt es dieser, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von abwesenden gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe vererbt; vielmehr waren sie meistentheils kräftige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.

Bei dieser Gelegenheit gedenk' ich derselben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannigfaltige Weise beschäftigt und unterhalten, wenn wir die an einem Materialienhändler Melbert verheirathete zweite Tochter besuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten, gedrängtesten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier haben wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns scheuten zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu, und wenn uns im Laden unter so vielerlei Waaren anfänglich nur das Süßholz und die daraus bereiteten braunen gestempelten Zeltlein vorzüglich interessirten, so wurden wir doch allmählich mit der großen Menge von Gegenständen bekannt, welche bei einer solchen Handlung aus- und eingehen. Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter, in jüngern Jahren, sich in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit, oder im Lesen eines Buches gefiel, so fuhr jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort verlassener Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit einer gute Weile zu betreiben. Zur Zeit öffentlicher Feierlichkeiten, wie bei Krönungen, war sie meist zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem bei solchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehascht, und man erzählte sich: wie sie einmal eine gute Partie bekommen gehabt und solches verschluckt; in der Nacht darauf, habe ihr einer dagegen aufgelauert, wodurch denn die wiedererworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte sie sich viel damit, daß sie dem vorbeifahrenden Kaiser Carl dem Siebenten, während eines Augenblicks, da alles Volk schwieg, auf einem Pfauflotte stehend, ein deutliches Vivat in die Kutsche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und für diese kecke Aufmerksamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hause war um sie her alles bewegt, lebenslustig und munter, und wer Kinder sich für manche frohe Stunde haldig erwerben.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemessenen Zustande befand sich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Catharinen-Kirche angestellten Pfarrer Starck verheirathet war. Er lebte seiner Gesinnung und seinem Stande gemäß sehr einsam, und besaß eine schöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerst den Homer kennen, und zwar in einer prosaischen Uebersetzung, wie sie im siebenten Theil der durch Herrn von Loen besorgten neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten, unter dem Titel: Homers Belagerung der Eroberung des trojanischen Reichs, zu finden ist, mit Kupfern im französischen Theatergeschmack gestochen. Diese Bilder verdarben mir hernachen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vorzustellen vermochte. Die Begebenheiten selbst gefielen mir unendlich; nur hatte ich an dem Werke sehr auszusetzen, daß es uns von der Errichtung Troja's keine Nachricht gebe, und so plötzlich mit dem Tode Hectors endige. Mein Unwillen gegen den ich diesen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es versteht sich von selbst, daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrstunden, auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Dagegen ergaben sich gar mancherlei Abweichungen von der öffentlichen Kirche. Es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und in verschiedenen pflegte, die aber alle blos die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien.

Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen: denn die Geistlichkeit bewegt sich die Laien ebenen sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgeschiedenen waren immer die Verdrießlichen; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Festigkeit, Verharren und Selbstständigkeit. Man erzählte von diesen Tugenden und ihren Aeußerungen allerlei Geschichten. Besonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeisters bekannt, den einer seiner Zunftgenossen durch die Frage zu beschämen gedachte: wer denn eigentlich sein Beichtvater sei? Mit Heiterkeit und Vertrauen auf seine gute Sache erwiderte jener: Ich habe einen sehr vornehmen; es ist niemand geringeres als der Beichtvater des Königs David.

Dieses und dergleichen mag wohl Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Gesinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Offenbarungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar.

Der Knabe hatte sich überhaupt an den ersten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der uns der Natur in unmittelbarer Berührung steht, der sich sein Werk anerkennt und liebt, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der zu wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne, und für denselben eben so wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Thiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt,
Wenn wir im Schwärm der vielen Menſchen
ſind,
Das ſchlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder.

besagten dieses ausdrücklich. Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf, und wollte ihn auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen. Über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufschwingende Gemüth des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig verwehrten Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; allein wie solche zu schichten und aufzubauen seyn möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen rothblatirten goldgeblümten Musikpult, in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe, und baute nun stufenweise die Angeordneten der Natur übereinander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nun war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müßte. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherpulver besaß, welche wo nicht flammend doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja dies sey gelinde Verbrennen und Verdampfen seien noch mehr das was im Gemälde vergeht auszudrücken, als eine offne Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen, und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondere Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohl aufgerichtete Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser was er verschwieg. Er sonnte sich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweise eben, als die gelegentlich Sonne hervorstieg, die Porzellantasse nicht bei der Hand; er stellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Musikpultes; sie wurden angezündet, und die Andacht war so groß, daß der Priester nicht merkte, welchen Schaden sein Opfer anrichtete, als sich ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzchen hatten sich nämlich in den rothen Lack und in die schönen goldenen Blumen auf eine sonderbare Weise eingebrannt, und gleich als wäre ein böser Geist verschwunden, ihre schwarzen unauslöschlichen Tupfen zurückgelassen. Hierüber kam der junge Priester in die äußerste Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größesten Prachtstufen zu bedecken, allein der Muth zu neuen Opfern war ihm vergangen, und fast möchte man diesen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt sey, sich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

Zweites Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine solche schöne Zeit recht mit größerem Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Gesetzen leben, die deren genug sind, eine ansehnliche Menge Bürger zu fassen, und wohl gelegen, um sie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und sind genöthigt Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Besonders solche Städte aus dem weiten Gebiet, so können sie bestimmter im Innern Wohlhäbigkeit bewirken, weil ihre Verhältnisse nach außen sie nicht zu kostspieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf diese Weise verlief den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60.000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte, von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen entwickle, die ihn zu einem solchen ungebetenen Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, theilte sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater der als Schöff von Frankfurt über Franz den Ersten den Krönungshimmel getragen, und von der Kaiserin eine gewirkte goldne Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf kaiserlicher Seite. Mein Vater, von Carl dem Siebenten zum kaiserlichen Rath ernannt, und an dem Stickhofe dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte sich mit der ganzen Familienlüfte gegen Preußen. Gar bald wurden unsere Zusammenkünfte, die man seit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgesetzt hatte, gestört. Die unter Verschwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erst eine Form, in der sie sich aussprechen konnten. Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heiterer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu dämpfen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun fremten wir uns ungestört zu Hause der preußischen Sache, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Töne mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Ueberrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen waren für unsere Partei eben so viele Triumphe. Alles was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geläugnet

oder verkleinert; und da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander der nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julie.

Und so war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, spielte sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch seyn mochten.

Als dritter Takt und Pathe hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeist; es waren meine verhaßtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken; denn ich mußte meinen Helden auf grausliche Weise verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch weil die Mutter mich gewarnt hatte. Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun, wegen Friedrichs des Zweiten, die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen, nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden, hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute seyn, würden auch alles und jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die löblichen Thaten nur nicht gelegnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so sonderbares Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich der Welt und darthat was er vermöge; und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Söhnden und übrigen guten Eigenschaften zu gelten hießen, und dem Kaiser Franz seine Juwelen; und Gold- und Silberbarren weiter auch nicht verachteten; das Graf Daun manchmal eine Schlafmütze gebrauchen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Mißachtung, ja der Verachtung des Publikums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anklebte und nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteiischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja feindlich, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen. Die immer aufeinander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten stellten den Parteien weder Ruhe noch Rast. Wir fanden ein verdrießliches Behagen, jene eingebildeten Uebel und willkürlichen Händel immer von frischem wieder zu erregen und zu schärfen, und so fuhren wir fort und unter einander zu zanken, bis einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuser brachten.

Da nun gleich die meisten sich dieser wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereignisse nur zu einer leidenschaftlichen Unterhaltung bedienten, so waren doch auch andre, welche den Ernst dieser Zeiten wohl einsahen, und befürchteten, daß bei einer Theilnahme Frankreichs der Krieg Schauplatz sich auch in unsern Gegenden aufthun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hause, und suchte uns auf mancherlei Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Zu solchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder aufgestellt, und zwar dergestalt eingerichtet, daß die Zuschauer in meinem Giebelzimmer sitzen, die spielenden und thätigen Personen aber, so wie das Theater selbst vom Prosceniom an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die besondere Vergünstigung, daß diesen bald jenen Knaben als Zuschauer einzulassen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Unruhe, die in den Kindern steckt, ließ sie nicht lange geduldige Zuschauer bleiben. Sie störten das Spiel, und wir mußten uns ein jüngeres Publicum aufsuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das ursprüngliche Hauptdrama, worauf die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, anfwendig gelernt, und führten es anfangs auch ausführlich auf; allein dies ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Decorationen, und traten uns an verschiedene Stücke, die freilich für einen so kleinen Schauplatz zu weitläufig waren. Da wir uns nun gleich durch diese Anmaßungen dasjenige was wir wirklich hätten leisten können, verkümmerten und zuletzt gar verdarben, so hat doch diese sinnliche Unterhaltung und Beschäftigung auf sehr mannigfaltige Weise bei mir das Erinnerungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik gehöht und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege, in so kurzer Zeit, in einem so engen Raume, mit so wenigem Aufwand hätte geschehen können.

Ja hatte früh gelernt mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie ertheilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Puppenarbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch auch da nicht bei reinen trockenen Körpern, bei Kästen und runden Dingen stehen, sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pfeilern, Fenstern und flachen Dächern aussen schmückt wurden; wovon jedoch wenig zu Stande kam.

Weit bedeutender brachen wir an, mit Hülfe unsers Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer aufzurichten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen und hielten sie für eben so schön und gut als sie meinen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfnissen Einer Person bewenden lassen, sondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requisiten ausstatten und machte mich daher unserm kleinen Kreise immer nothwendiger. Daß solche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schlage hinwirken, und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende nahmen, läßt sich denken. In solchen

Fällen hielten gewöhnlich gewisse bestimmte Gespielen an mir, andre auf der Gegenseite, ob es gleich öfter mancherlei Partienwechsel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von den andern aufgefordert, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindselig gegenüber zu stehen; wir verbündeten uns unter vielen Thränen, und haben eine ganze Weile treulich zusammengehalten.

Diesen so wie andre Wohlwollende konnte ich sehr glücklich machen, wenn ich ihnen Märchen erzählte, und besonders liebten sie, wenn ich in eigner Person sprach, und hatten eine große Freude, daß mir als ihrem Gespielen so wunderliche Dinge könnten begegnet sein, und daher gar kein Arges, wie ich Zeit und Raum zu solchen Abenteuern finden können, da sie doch ziemlich wußten, wie ich beschäftigt war, und wo ich aus und einging. Nicht weniger waren zu solchen Begebenheiten Localitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und alles war doch erst heut oder gestern geschehen. Sie mußten sich daher mehr selbst betrügen, als ich sie zum Besten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Lustgestalten und Mährchenteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufkeimerische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht, und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte.

Was jedoch hier nur im allgemeinen und betrachtungsweise vorgetragen worden, wird vielleicht durch ein Beispiel, durch ein Musterstück angenehmer und anschaulicher werden. Ich füge daher ein solches Mährchen bei, welches mir, da ich es meinen Gespielen oft wiedererzählen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß schwebt.

Der neue Paris.

Knabenmährchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Stiefeln von Juchtenleder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, und einem Rock von grünem Bertan mit goldnen Ballatten. Die Weste, ganz von Goldstoff, war aus meines Vaters Brämgamaschenweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken flatterten mir wie Flügeln vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzuziehen gedachte. In dieser groben Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichste. „Ei, seid mir willkommen!“ sagte ich: es ist mir ja gar lieb, daß ich euch hier sehe. — „Kennt ihr mich denn?“ versetzte jener lächelnd. — „Warum nicht?“ war meine gleichfalls lächelnde Antwort. „Ihr seyd Mercur, und ich habe euch oft genug abgebildet gesehen. — „Da bin ich, sagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Sachst du diese drei Aepfel?“ — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die eben so wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Gottfrüchte halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Komm, und mach' deine Sachen gut!“ sagte er scherzend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu seyn. Ich hielt sie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich auswärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der verlornen Aepfel waren. Sie gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und verstaunert da, hatte die Hände noch in der Höhe und bewegte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die andern fortflog, sondern verweilte, und bald auf diese bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich mir eine Zeit lang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war mich anzukleiden und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen schöne Mauer führt; denn es ist hier niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drei Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung sie würde so artig seyn, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich, hinter Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Eingetretene drüber hätte den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewölbe waren aufs zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt. Die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowohl erhabnen als vertieft

gearbeiteten Bändern von Erz befestigt, deren Laubwerk, worin die natürlichen Vögel saßen, so nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Riegel, und ich vermuthete darum, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht gerirt: denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu besehen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten genöthigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sey. — „Junger Herr, wie kommt ihr hieher, und was macht ihr da?“ sagte er mit freundlicher Stimme und Geberde. — Ich verwundere, versetzte ich, die Arbeit dieser Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es müßte denn seyn auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich, versetzte er darauf, daß ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beunruhigte mich. Ich verweilte daher unter dem Vorwande die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verstohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die tadellosesten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten ruhig thun können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich wiederhatte auch eigentlich nicht: denn es hatte jederzeit gelebt, daß ein Prinz oder Sultan in seinem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr verbunden sey. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnarrte, daß ich es kaum spürte. Nun setzte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, setzte sie mir aus, und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hierdurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Nischen mit Muscheln, Korallen und Metallsalzen künstlich ausgesetzt, dadurch und untereinandermauern reinliches Wasser in marmorne Becken, das zwischen waren Vogelhäuser angebracht und andre Verzatterungen, worin Kaninchen herumhüpften. Meerschweinchen hin und wieder liefen, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwätzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narcis, Narcis, so deutlich als ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ob that aber nicht als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser bedeckte Raum eigentlich ein großer Kreis sey, der einen andern viel bedeutendern umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserm Gange hindurchein zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm, mit einer Verbeugung: Ihr seyd so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ob ich wohl auch scheue. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher sehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint? — „Recht gern, versetzte jener: aber sodann müßt ihr euch einigen Bedingungen unterwerfen.“ — Worin bestehen sie? fragte ich hastig. — „Ihr müßt euren Hut und Degen hier zurücklassen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich euch begleite.“ — Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erste dicke steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen: so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem beiden Seiten von Mauer standen ungeheure Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume, und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte bald geschwind, bald einzeln bald zugweise, hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sey; allein da fand ich zu meiner großen Verwunderung, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem glatten Ritter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einem Zwischenraum dieselbe gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits passte, und man also, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen wie man wollte. Ueberdies hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß nach allem was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht? versetzte jener; aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämmtlich dem orientalischen Costum zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch, und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Geberden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Theater gesehen hatte. Unter diesen sah ich in dem Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen

drei grüne Streichen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um, und fragte den Alten nach der Absicht so wie nach den Streichen. Er, ganz gefällig, hatte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren bei e Enden durch ein zwischen durchscheinendes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehen gaben, als sey es ein Werkzeug zu einem nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: es sey dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sey. Er ding die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle; denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke seyn möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen: denn ich hatte beraisonnirt bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zuritten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht; denn unerwartet begannen Spieße, Sperre, Hellebarden, Partisanen sich zu rühren und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwei altertümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Getöse für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Kanals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann; denn nun lag das dunkele Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte: denn die schlängelnden Wege waren aufs reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Wasser, an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden geheftet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr wurde, daß in der Mitte von diesen Beeten und Blumen-Rund ein großer Kreis von Cypressen oder pyramidalischen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige auf der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht! als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin künstliche Einsichten und Einsänge zu haben schien. Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Cither zu hören, und bald noch etwas klimperndes, das keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete sich bald nach einer tiefen Verbeugung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie größte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und hat mich hereingeleiten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten langen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche demartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizendes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andre gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet, und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können: denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit spielen inne gehalten. — „Seyd uns willkommen!“ sagte die mittlere, die nämliche, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt euch zu Füßen und hört zu, wenn ihr Liebhaber von der Musik seyd.“ Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und paßte mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; sie hatte das gelbe Kleid an, und eine Cither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen, und in ihren Betragen majestätisch war, so konnte man der Citherspielerin ein leicht annuthiges, heiteres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht enthalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas rührendes und zugleich auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich auf ihr nicht klug werden: denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch merkte sie sich stellen wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab; denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Blicken an Blicken saß, hatte mich ganz für sich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Eigenheiten meines Traums und die Farben der Kopfzeuge erblickte, so begriff ich wohl, daß ich meine Ursache hätte sie festzuhalten. Die artige Kleine hätte ich hier der Gelegenheit, wenn mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig: als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so belebten sie ihr einige lustige Stückchen zum Besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodieen gar anfangend abgeklimpert, so sprang sie in die Höhe: ich that das Gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen ihre Sprünge zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu seyn schienen: denn sobald wir geendigt, befahlen sie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachtessen herantäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas anderes

in der Welt wäre. Aerte führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohlmeublirte Zimmer: in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirsichen und Trauben vor, und ich genoß soweit die Früchte fremder Länder, als auch die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch stellte sie einen Potal von geschliffenem Krystall mit schäumendem Wein; doch zu trinken bewerkte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir spielen," sagte sie und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah ich nun aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenstiebern und Puppengeräthschaften; Küchen, Wohnstuben und Läden; und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasschränken herum: denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist nichts für euch, ich weiß es wohl. Hier aber, sagte sie, thuruten wir Baumaterialien finden. Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für euch und mich gleich vergnüglich ist." — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich faßte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen," sagte sie; dort spielt sich's am besten mit Soldaten: die Spieße stehen gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat." Man waren wir auf dem goldnen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete meine Linien aufzustellen. Ich war alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reuterei. Die Heere standen gegenüber, und man konnte nichts schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum bezweifeln, wie sie sich im Gleichgewicht hielten: denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen besehaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Gelegenheit in unsern Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sey die Figuren umzustürzen: denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der stehn gebliebenen abhing, gewinnen mußte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und jemehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dies verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allzu nahe heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte als ein Paar ihrer sieben Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber es fand verschiedene, als die zerworfenen Figürchen sich von selbst wieder zusammenfügten. Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch sogleich völlig lebendig wurden. Im Galop von der goldnen Brücke unter die Linden setzten, und im Carriere hin und wieder rannten sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sey, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein Paar mir übrig gebliebenen Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücken, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch verstümmelt; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, büßte mich einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumritten. Mein exprimentirt Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Fuß: stieß sie bei den Ohren und schlug sie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte; ich ließ sie fahren, und das war mein Glück: denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten: allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich stürzte jeden Augenblick gewiß zu werden: denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschnitten mir schon die Kleider; genug ich weiß nicht wie mir geschah, mir verging Hören und Sehen, und ich erwachte mich auf meiner Bettstätte, wo mich meine Schwestern am Fuß unter Linde, wider den mich das aufschließende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die sich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen seyn. Daher sprang ich auf, und als ich einigermaßen das kleine Heer meiner seinem Anführer beraubt, welche das aufgebrochne Gitter mit mir verlassen, geschwind hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Rache gelangen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff die sämmtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorsprühten, und, wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich losspritzten. Mein

leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; verfolgt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und so eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitätisch zwischen diesen willkommnen Gewässern einher, und ich dachte mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verrauchte sich, und ich wünschte nichts mehr als eine Versöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gewandt des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünscht, mich vor ihm nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben mich einigermaßen zu bedecken, stellen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die gröbsten Vorwürfe zu machen. „Was bildest du sich,“ rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht eurem Hals, doch eurem Rücken anmesse!“ Diese Drohung nahm ich höchst übel. Hätte ich auch nur auf solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken: denn sonst sind sie und eure Gebieterinnen verloren! — „Wer bist denn du,“ fragte er trotzig, „daß du so reden darfst!“ — Ein Liebling der Götter, sagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberpalaste verschmachten und veralten lassen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart!“ fragte er erstaunt und bedenklich. — Drei Aepfel, sagte ich, drei Juwelen. — „Und was verlangst du zum Lohn!“ rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geschöpf, versetzte ich, die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat. — Der Alte warf sich vor mir nieder, kehrte sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen, dann stand er auf, ohne bewegt zu seyn, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonnetägig gesaugt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über dem Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl, er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen beste gewisser wieder zu finden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste zweier Nußbäume hervor, und bedeckten zum Theil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren vergierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, alles stand senkrecht über einander, ich wollte es malen, wie ich es gesehen habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir diese Gesichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufrischen und das köstliche Pförtchen zu beschauen. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer seltsamen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist; so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sey so gut als das erste ein Traum gewesen: denn von dem Pförtchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das einzige was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände sich stets dem Ort zu verändern scheinen: denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken, und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich werden alles wieder zusammentreffen, wird auch die Pforte von neuem sichtbar seyn, und ich werde mein möglichst thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.

Dieses Mährchen, von dessen Wahrheit meine Gespielen sich leidenschaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie besuchten, jeder allein, ohne es mir oder den andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander: wie sie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verschweigen mag. Hier ging aber der Streit erst an. Der eine versicherte: die Gegenstände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der zweite behauptete: sie bewegten sich, aber sie entfernten sich von einander. Mit diesem war der dritte über den ersten Punkt der Bewegung einstimmig, doch schienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen sich vielmehr zu nähern. Der vierte wollte noch was merkwürdigeres gesehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengelegten Seiten als ich angegeben. In Absicht auf die Spur des Pförtchens variirten sie auch. Und so gaben sie mir ein frühes Beispiel, wie die Menschen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können. Als ich die Fortsetzung meines Mährchens hartnäckig verweigerte, ward dieser erste Akt öfters wieder gespielt. Ich hörte mich an den Umständen viel zu verändern, und durch die Gleichgültigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt, und überhaupt keineswegs leichtsinnig; vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch höflich, über eine gewisse Würde berufen. Die ich mir herausnahm. Denn es ist mir zwar an guten, ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen jene, die mit rohem Muthwillen anzufechten ein Vergnügen fanden, und und freilich oft sehr unsanft aus jenen mährchenhaften, selbstgefälligen Träumen

aufzuwecken, in die wir uns, ich erfindend, und meine Gespielen theilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Heimlichkeit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Ursache habe, sich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen, oder ihnen entgegen zu wirken.

Unter die Uebungen des Streifzuges, den ich beschrieben habe, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: zum Beispiel, wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt, oder die bei gewissen Spielen verschuldeten Schläge mit mehr oder weniger Geschicklichkeit ausbittet; wenn man sich beim Ringen und Balgen durch die Knöpfe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerei zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegen einander sind, als etwas gleichgültiges behandelt. Dadurch setzt man sich in ein in großen Vortheil, der uns von andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidenstreben gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der andern; und wie eine unartige Grausamkeit keine Gränzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Gränze hinauszutreiben. Ich erzählte einen Fall dieser Art. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinwegnahmen, und ich mit drei mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu malen, zu bekommen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruthen zurück. Da sie sich aus einem geschwind gesammelten Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich mich dem Stegreife bei mir selbst bis zum Geschmiedschlage nicht zu wehren. Sie singen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den andern, einen jüngeren und schwächeren, der mich von hinten anfiel, sprang ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der Schwächste, und mit Blick nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geschwinde Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner, brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vortheil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhuben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die unbarmherzigen Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößt, zeugten bald für mich. Man bedrohte sich die Strafe vor und ließ mich auf dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig, bei der geringsten Beleidigung, einem oder dem andern die Augen ausstechen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Anmuthigkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

Ich will jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einige Bemerkungen zu erhaben, wie manderlei Unangenehmes mir von meinen Gespielen begegnet: denn daß ist ja eben das Lehrreiche solcher sittlichen Mittheilungen, daß der Mensch erfahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen und nicht als einem besonders glücklichen oder unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Empörendsten der Kindheit und der verschiedenen Ständen ein sehr großer Widerstreich zum Vortheil kommt, ich meine den, daß sie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, sich mäßig, verständig, ja vernünftig zu betragen, niemanden aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzufügen und alle gebührigen Regungen, die sich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß man aber im Gegentheil, während die jungen Gemüther mit einer solchen Uebung beschäftigt sind, sie von andern das zu leiden haben, was an ihnen geschehen wird und höchlich verpönt ist. Dadurch kommen die armen Wesen zwischen dem Naturzustande und dem der Civilisation gar erbärmlich an die Klemme, und werden, je nachdem die Charakter sind, entweder tückisch, oder gewaltsam aufbrausend. Wenn sie eine Zeit lang an sich gehalten haben.

Gewalt ist aber mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gut gesinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem rohen Willen wenig entgegenzusetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Gesellen so ziemlich abzuhalten wußte, so war ich doch hinsichtlich ihrer Sticheleien und Mißreden gewachsen, weil in solchen Fällen derjenige, der sich verbeißigt, immer verlieren muß. Es wurden also auch Angriffe dieser Art, insofern sie zum Zorn reizten, mit physischen Kräften zurückgewiesen, oder sie regten wunderliche Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorfällen mißdeuteten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entsprang; denn indem er als der erste unter seines Gleichen dastand, hatte dieses doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach geballtem Pfefferkorn richte etwas darauf einzubilden schien, meinem Großvater in der Mitte des Schöffenraths, eine Stufe

höher als die andern, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so sagte einer der Knaben höhnisch: ich sollte doch, wie der Pfau auf seine Füße, so auf meinen Großvater väterlicher Seite hinsehen, welcher Gastgeber zum Merkenhof gewesen, und wohl an die Thronen und Kronen seinen Aufwand gemacht hätte. Ich erwiderte darauf, daß ich davon keineswegs beschämt sey, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unserer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleich halten dürften, und daß einem jeden seine Tüchtigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll seyn könne. Es sey mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben: denn ich habe mich auch ihm persönlich zu nennen öfters gefreut, sein Bildniß niemals betrachtet, ja sein Grab benützt und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseyns gefreut, dem ich das meine schuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der nächstens von allen, nahm jenen ersten bei Seite und flüsterte ihm etwas in die Ohren, wobei sie mich immer schelmisch ansahen. Sogen fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte sie auf, laut zu reden. — „Nun was ist es denn weiter,“ sagte der erste, „warum du es wissen willst: dieser da meint, du könntest lange herum gehen und suchen, bis du deinen Großvater fändest.“ — Ich brohte nun noch heftiger, wenn sie sich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Mährchen vor, daß sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: mein Vater sey der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Unverschämtheit allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unser Verwögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Stattenverwandten, die sich in Friedberg und sonst aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen seyen, und was noch andre solche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von der Bosheit bernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu als sie erwarteten, denn sie standen schon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich versetzte ganz gelassen: auch dieses könne mir recht seyn. Das Leben sey so hübsch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es schriebe sich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So stehen sie, da sie nichts ausrichten konnten, die Sache für diesmal gut seyn, man spielte zusammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erquickes Versöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft die im Stillen fortfraß. Es wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu seyn, wenn es auch nicht auf die gesetzlichste Weise geweisen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieser Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfsinn aufgefordert. Ich fing nun an die Aufgaben jener zu untersuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrscheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß sein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Besuchzimmer des alten Hauses gehangen hatte, welche beide, nach Erbauung des neuen, in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine sehr schöne Frau gewesen seyn, und von gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines schönen Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, gesehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Geräthschaften, während des alles umwälzenden Hausbaues, verschwunden war. Solche wie manche andere Dinge hatte ich mir in meinem kindlichen Kopfe zusammen, und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichter-Talent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verschaffen weiß.

Da ich nun aber einen solchen Fall niemanden zu vertrauen, oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterstand, so ließ ich es an einer heimlichen Betriebsamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz bestimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entschieden ähnlich zu seyn pflegten. Mehrere unserer Freunde, besonders auch Rath Schneider, unser Hausfreund, hatten Geschäftsverbindungen mit allen Fürsten und Herren der Nachbarschaft, deren, sowohl regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwischen beiden ihre Besitzungen hatten, und die aus besonderer Gunst ihre treuen Geschäftsträger zuweilen wohl mit ihren Bildnissen beehrten. Diese, die ich von Jugend auf vielmals an den Wänden gesehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerksamkeit, forschend ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater, oder gar mit mir entdecken könnte; welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können. Denn bald waren es die Augen von diesem, bald die Nase von jenem, die mir auf einige Verwandtschaft zu deuten schienen. So führten mich diese Kenntnissen trüglich genug hin und wieder. Und es ist gleich in der Folge diesen Vorwurf als ein durchaus leeres Mährchen betrachten wollte, so blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlassen, die sämmtlichen Herren, deren Bildnisse mir sehr deutlich in der Phantasie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bei mir zu mustern und zu prüfen. So weit ist es, daß alles was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgend eine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Dem anstatt hier ernsthafte, zu rügende Betrachtungen einzumischen, wende ich lieber meinen Blick von jenen schönen Zeiten hinweg; denn wer wäre im Stande von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen! Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herum wandeln, nicht anders als mit Bewunderung ansehen; denn meist versprechen sie mehr als sie halten, und es scheint als wenn die Natur unter andern spielerischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier sich ganz besonders vorgesetzt, uns zum Besten zu haben. Die ersten Organe, die sie Kindern mit auf die Welt giebt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Gesichts gemäß; es bezieht sich derselbe ganz- und anhaltslos auf die gesammteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind an und für sich betrachtet, mit seinen Gliedern und in Bezeigungen die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich anbenten, so hätten wir lauter Genie's; aber das Wachsthum ist nicht bloß Entwicklung; die verschiedenen organischen Systeme, die den Einen Menschen

aufmachen, entſpringen aus einander, folgen einander, verwandeln ſich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, ſo daß von manchen Zuſtänden, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewiſſen Zeit, kaum eine Spur mehr zu finden iſt. Wenn auch die menſchlichen Anlagen im ganzen eine entſchiedene Richtung haben, ſo wird es doch dem größten und erfahrenſten Kenner ſchwer ſeyn, ſie mit Zuverläſſigkeit voraus zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein künftiges hingedeutet hat.

Keineswegs gedenke ich daher in dieſen erſten Büchern meine Jugendgeſchichten völlig abzuſchließen, ſondern ich werde vielmehr noch ſpäterhin manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der ſich andeutungsweiſe durch die erſten Jahre ſchon hindurchzog. Hier muß ich aber bemerken, welchen ſtärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unſere Geſinnungen und unſere Lebensweiſe ausübten.

Der ruhige Bürger ſteht zu den großen Weltereigniſſen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen ſie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann ſich, ſelbſt wenn ſie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Partei, nachdem ihn ſein Charakter oder äußere Anlaſſe beſtimmen. Müſſen ſo große Schickſale, ſo bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innre Mißbehagen, verdoppelt und ſchärft das Uebel meiſtentheils und verführt bald noch mögliche That. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von dieſen, und er weiß weder wie er ſeine Neigung, noch wie er ſeinen Vortheil wahren und erhalten ſoll.

Das Jahr 1757, daß wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde demungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reiſen an Begebenheiten als dieſes war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherſtellungen folgten auf einander, verſchlangen ſich und ſtürzten ſich aufeinander, immer aber ſchwebte die Geſtalt Friedrichs d. Sein Name, ſein Ruhm in kurzem wieder oben. Der Entwickelungsgang ſeiner Verehrer ward immer ärger und lebendiger, der Haß ſeiner Feinde bitterer, und die Verſchiedenheit der Anſichten, welche ſelbſt Familien zerſpaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnedem ſchon auf mancherlei Weiſe von einander getrennten Bürger noch mehr zu iſoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Maſſen theilen, wo nur wenige Männer, ſelbſt von der herrſchenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der ſich auf ſich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien ſich eine eigne und abgeſchloſſene Exiſtenz bildet. Von ſolchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede ſeyn müſſen, wenn man ſich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen ſoll.

Mein Vater hatte, ſobald er von Reiſen zurückgekommen, nach ſeiner eignen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um ſich zum Dienſte der Stadt fähig zu machen, eins der ſubalternen Aemter übernehmen und ſolches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage überlaße. Er glaubte nach ſeiner Sinnesart, nach dem Begriffe den er von ſich ſelbſt hatte, im Gefühl ſeines guten Willens, eine ſolche Anſtellung zu verdienen, die freilich weder geſucht noch beſtimmt war. Dahergegen, als ihm ſein Geſuch abgeſchlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verſicherte ſeitdem nie wieder eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verſchaffte er ſich den Charakter eines kaiſerlichen Raths, den der Schultheiß und die älteſten Schöffen als einen beſondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er ſich zum Gleichen der Oberſten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derſelbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteſte Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieſer Seite von dem Rathe ausgeſchloſſen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter ſich eine Societät machen. Sie ſtehen ſo iſolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um ſo mehr, als ſich in dieſer Abgeſchiedenheit das Eigenthümliche der Charakter immer ſchroffer ausbildet. Mein Vater machte ſich auf Reiſen und in der freien Welt, die er geſehen, von einer eleganten und literariſchen Lebensweiſe einen Begriff gemacht haben, als ſie vielleicht unter ſeinen Mitbürgern gewöhnlich war. Zwar fand er darin Vorgänger und Geſellen.

Der Name von Uffenbach iſt bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Anſehen. Er war in Italien geweſen, hatte ſich beſonders auf Muſik gelegt, ſang einen angenehmen Tenor, und da er eine ſchöne Sammlung von Muſikalien mitgebracht hatte, wurden Concerte und Oratorien bei ihm aufgeführt. Weil er nun dabei ſelbſt ſang und die Muſiker begünſtigte, ſo fand man es nicht ganz ſeiner Würde gemäß, und er eingeladenen Gäſten wohl auch die übrigen Landdiener erlaubten ſich darüber manche luſtige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Baron von Hätzel, eines reichen Edelmanns, der verheirathet aber kinderlos ein ſchönes Haus in der Antoniusgaße bewohnte, mit allem Zugehör eines anſtändigen Lebens aufgeſtattet. Auch beſaß er gute Gemälde, Kupferſtiche, Antiken und manches andre, wie es bei Sammlern und Liebhabern zuſammenſteht. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittageſſen, und war auf eigne antiquirte Weiſe wohlthätig, indem er in ſeinem Hauſe die Armen ſpeiſete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt, und ihnen nun unter der Bedingung ein wöchentliches Almoſen reichte, daß ſie in ſeinen geſammten Kleidern ſich dem ſobald kannder und ordentlich vorſtellten. Ich erinnere mich ſeiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgeſtellten Mannes; deſto deutlicher aber ſeiner Auction, der ich vom Anfang bis zum Ende bewohnte, und Zeuge auf Befehl meines Vaters, deſſen aus eignem Antrieb manches erſtand, was ſich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher, und von mir kaum noch mit Augen geſehen, machte Johann Michael von Loen in der literariſchen Welt ſo wie in Frankfurt gleichfalls Aufſehen. Dieſer von Frankfurt gebürtig, hatte es ſich daſelbſt nicht gefallen laſſen und war mit der Schweſter ſeiner Großmutter Textor, einer geborenen Lindheimer, verheirathet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt, und eines erneuten Adels ſich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verſchiedenen Neigungen, welche in Kirche und Staat zum Vorſchein kamen, einzugreifen den Muth hatte. Er ſchrieb den Grafen von Rivera, einen didaktiſchen Roman, deſſen Inhalt aus dem zweiten Titel: „oder der ehrliche Mann am Hofe,“ erſichtlich iſt. Dieſes Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo ſonſt nur Klugheit zu Hauſe iſt, Sittlichkeit verlangte; und ſo brachte ihm ſeine Arbeit

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach!
den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben
verläßt.
Soll es einmal dann ſeyn; ſo kommt ihr, Sor-
gen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und be-
hauptet mein Herz!

Verfall und Ansehen. Ein zweites Werk sollte dagegen beste gefährlicher für ihn werden. Er schrieb: die einzige wahre Religion, ein Buch, das die Absicht hatte, Toleranz, besonders zwischen Lutheranern und Calvinisten zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; besonders schrieb Dr. Benner in Gießen gegen ihn. Von Lorn erwiderte; der Streit wurde heftig und persönlich, und die daraus entspringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfasser, die Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen, die ihm Friedrich der Zweite anbot, der in ihm einen aufgeklärten, und den Neuerungen, die in Frankreich schon viel weiter gediehen waren, nicht abgeneigten vorurtheilsfreien Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlassen, bedauerten, daß er dort nicht zufrieden sey, ja nicht zufrieden seyn könne, weil sich ein Ort wie Lingen mit Frankfurt keinesweegs messen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an dem Behagen des Präsidenten, und versicherte, der gute Oheim hätte besser gethan, sich mit dem Könige nicht einzulassen, weil es überhaupt gefährlich sey, sich demselben zu nähern, sie ein außerordentlicher Herr er auch übrigens seyn möge. Denn man habe ja gesehen, wie schmählich der berühmte Voltaire, auf Requisition des preußischen Residenten Freytag, in Frankfurt sey verhaftet worden, da er doch vorher so hoch in Gunsten gestanden und als des Königs Lehrmeister in der französischen Poesie anzusehen gewesen. Es mangelte bei solchen Belegenheiten nicht an Verwarnungen und Beispielen, um vor Höfen und Herrendienst zu warnen, wovon sich überhaupt ein geborner Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Doctor Orth, will ich nur dem Namen nach gedenken, indem ich verhoffen Frankfurtern hier nicht sowohl ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derselben nur insofern erwähne, als ihr Lauf oder ihre Persönlichkeit auf mich in den frühsten Jahren einigen Einfluß gehabt. Doctor Orth war ein reicher Mann und gehörte auch unter die, welche niemals Theil am Regimente genommen, ob ihn gleich seine Kenntniße und Einsichten wohl dazu berechtigt hätten. Die Deutschen und besonders die Frankfurtischen Alterthümer sind ihm sehr viel schuldig geworden; er gab die Anmerkungen zu der sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind. Die historischen Capitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studirt.

Von Ochsenstein, der ältere jener drei Brüder, deren ich oben als unserer Nachbarn gedacht, war bei seiner eingezogenen Art zu seyn, während seines Lebens nicht merkwürdig geworden, desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er mergens früh ganz im Stillen und ohne Begleitung und Gefolg, von Handwerksleuten zu Grabe getragen seyn wolle. Es geschah, und diese Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegängnisse gewöhnt war, großes Aufsehn. Alle diejenigen, die bei solchen Gelegenheiten einen beträchtlichen Verdienst hatten, erhoben sich gegen die Neuerung. Allein der wackre Patricier fand Nachfolger in allen Ständen, und es man schon dergleichen Begängnisse spottweise Ochsenleichen nannte, so nahmen sie doch zum besten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und die Prunkbegängnisse verloren sich immer mehr. Ich führe diesen Umstand an, weil er eins der früheren Symptome jener Gesinnungen von Demuth und Gleichstellung darbietet, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von ebenderein auf so manche Weise gezeigt haben und in so unerwartete Wirkungen aufgeschlagen sind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Alterthums. Es fanden sich Gemäldecabinette, Kupferstichsammlungen, besonders aber wurden vaterländische Merkwürdigkeiten mit Eifer gesucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsstadt, von denen keine Sammlung veranstaltet war, wurden in Druck und Schrift sorgfältig aufgesucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländischer Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildnisse von Frankfurtern, die in großer Anzahl existirten, wurden zusammengebracht und machten eine besondre Abtheilung der Cabinette.

Solche Männer schwärmte mein Vater sich überhaupt zum Muster annehmen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenschaften, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er sein Haus erbaut, seine Besitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landcharten sammlung der Schweitzischen und anderer damals vorzüglicher geographischen Blätter, jene oberwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildnisse, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger Venetianischer Gläser, Becher und Pokale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden gesondert und aufgestellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auctionen mir jedesmal einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühsten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senckenbergische. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränkten Stadt, wo sich niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum besten aufgenommen. Spottnamen und seltsame, sich lang im Gedächtnis erhaltende Mährchen sind meistens die Frucht einer solchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von dem Zeichen des Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas wunderliches und unsittliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine tadelnswürdige, ja verrückte Weise, wie nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Collegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern practicirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser bald auf jener Seite der Straße sich befand, und im Boden ein Zickzack bildete. Spottbold sagten; er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen

Seelen aus dem Weg zu ſchen, die ihm in gerader Linie wohl verfolgen möchten, und ohne denſelben nach, die ſich vor einem Krokodil flüchten. Doch aller dieſer Scherz und manche luſtige Nachrede verwandelte ſich zuletzt in Ernſt und gegen ihn, als er ſeine anſehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör, auf der Eſchenheimergaſſe, zu einer mediciniſchen Stiftung widmete, wo neben der Anatomie, ein botaniſcher Garten, ein anatomiſches Theater, ein chemiſches Laboratorium, eine anſehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director eingerichtet ward, auf eine Weiſe, deren keine Akademie ſich hatte rühmen dürfen.

Ein anderer vorzüglicher Mann, deſſen Perſönlichkeit mehr ſowohl als ſeine Wirkung in der Nachbarſchaft und ſeine Schriften einen ſehr bedeutenden Einfluß auf mich geübt haben, war Carl Friedrich von Moſer, der ſeiner Geſchäftsthätigkeit wegen in unſerer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-ſittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menſchlichen Natur ihm wohl manchmal zu ſchaffen machten, ihn ſogar zu den ſogenannten Frommen hinzog; und ſo wollte er, wie von Leben das Haſchen, eben ſo das Geſchäftsleben einer gewiſſenhaften Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutſchen Höfe ſtellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die erſten unbedingten Gehorſam verlangten, und die andern meiſtentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entſtand daher ein gewiſſer Conflikt und ſpruelle Veränderungen und Revolutionen. Weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im kleinen viel gefährlicher merklich und ſichtlich werden als im großen. Viele Diener wurden verſtoßen und ſaluirliche Debitcommiſſionen ernannt; andere fanden ſich langſamer oder geſchwinder auf demſelben Weg, wobei die Diener entweder ihr weſentlich Vortheil ſuchen, oder gewiſſenhaft ſich anzueignen und verhaßt machten. Moſer wollte als Staats- und Geſchäftsmann wirken; und hier gab kein erwünſcht, bis zum Martyr anſtändiges Leben ihm eine entſchiedene Ausbeute; aber er wollte auch praktiſch als Menſch und Bürger handeln und ſeiner ſittlichen Würde ſo wenig als möglich vergeben. Sein Herr und Diener, ſein Daniel in der Löwengrube, ſeine Retterin ſind dem darum die Lage, in welcher er ſich zwar nicht befindet, aber doch immer gefährlich ſchien. Sie deuten ſämmtlich auf eine Klugheit in einem Zuſtand, mit deſſen Verhältniſſen man ſich nicht perſönlich und den man doch nicht los werden kann. Bei dieſer Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich in jedem andere Dienſte finden, an welchen es ihm ſeine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich ſeiner als eines angenehmen, verdienſtlichen und dabei zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopſtock auch ſchon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man ſich, wie ein ſo vortrefflicher Mann ſo wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man ſich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieſer Sylben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, beſonders die zu ſeiner Zeit nach und nach herausgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle dieſe hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetiſche Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller, fanden in ſchönen Franzbänden in einer Reihe. An dieſe ſchloſſen ſich Fenelon's Telemach, Popen's beſeeltes Jeruſalem, und andere Ueberſetzungen. Ich hatte dieſe ſämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgeleſen und theilweiſe memorirt, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Geſellſchaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegenſatz erbrachte ſich für meinen Vater, als durch Klopſtocks Meſſias Verſe, die ihm ſeine Verſe ſtörten, ein Gegenſtand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er ſelbſt hatte ſich wohl gehütet dieſes Werk anzuſchaffen; aber unſer Hausfreund, Rath Schneider ſchwärzte es ein und ſeckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf dieſen geſchäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Meſſias gleich bei ſeiner Erſcheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Dieſe ſo natürlich aufgefaßten und doch ſo ſehr verdrehten frommen Gefühle, dieſe gefällige Sprache, wenn man ſie auch nur für harmoniſche Proſa gelten ließ, hatten den übrigens trockenen Geſchäftsmann ſo ergriffen, daß er die zehn erſten Geſänge, denn von dieſen iſt eigentlich die Rede, als das herrlichſte Erbauungsbuch betrachtete, und ſolches alle Jahre einmal in der Charwoche, in welcher er ſich von allen Geſchäften zu entbinden wußte, für ſich im Stillen durchlas und ſich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs hatte er ſeine Empfindungen ſeinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand ſich ſehr beſtürzt, als er eine unbedingte Abneigung vor einem Werke von ſo hohlem Gehalt, wegen einer wie es ihm ſchien gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es ſchien, wie ſich leicht denken läßt, mehr an Wiederholung des Geſprächs über dieſen Gegenſtand; aber beide Entſchieden ſich immer entſchiedener, es kam der, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ ſich endlich erklären, von ſeinem Lieblingsbuche zu ſchweigen, damit er nicht zuletzt einen Jugendfreund und eine gute Sonntagsſtunde verlöre.

Proſelyten zu machen iſt der natürlichſte Wunſch eines jeden Menſchen, und wie ſehr ſank nun unſer Freund im Stillen betrübt, als er in der ſonſt ſo harmoniſchen Familie für ſeinen Heiligen ſo offen gehaßte Gemüther entdeckte. Das Fremdlar, das er ſonſt nur eine Woche rauchte, war und ſie für dieſige Zeit gewonnen. Die Mutter paßt es bequem, und wer Geſchwiſter bemerkt haben und deſſelben wann wir können, um in Freiſtunden, in tragen einem Winkel verbergen, die auffallendſten Stellen auswendig zu lernen, und beſonders die ſarkaſtiſchen und derbſten ſo geläufig als möglich ins Gedächtniß zu faſſen.

Porcia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gelärm meines Satan und Abramelech, welche ins rothe Meer geſtürzt werden, hatten wir uns getheilt. Die erſte Rolle, als die gewaltſamſte, war auf mein Theil gekommen, die andere, um ein wenig täglicher, übernahm meine Schweſter. Die wechſelſeitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohllautenden Verwünſchungen floſſen nur ſo vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit dieſen hölliſchen Nebenarten zu begrüßen.

Es war ein Sonntagsabend im Winter — der Vater ließ ſich immer den Licht raſiren, am Sonntags früh ſah zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir ſaßen auf einem Schämel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier eine ſeifte, unſere herkömmlichen Flüche ziemlich leiſe. Nun hatte aber Abramelech den Satan mit eiſernen Händen zu faſſen meine Schweſter packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leiſe genug aber doch mit feigender Leidenſchaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst.

Ungeheuer, dich an! Verwerfner, schwarzer Verbrecher.

Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!...

Vormals konnt' ich mit beißem, mit grimmigem Hasse dich hassen!

Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß ist fliehender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme rief sie die folgenden Worte:

O wie bin ich gemartert!...

Der gute Evermann erschrack und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Auflauf, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks das hätte entstehen können, wenn man sie von im Rasiren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Mutwillens von und abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, daß die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen sollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollten sie auch sonst im Stande seyn es auszuhalten und zu ertragen!

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschungen für die Stadt sehr belebend. Wer sonst nicht leicht auf den Hause kam, warf sich in seine besten Kleider, um Obnern und Freunden einen Anstandsbesuch freundlich und höflich zu seyn. Für uns Kinder war besonders die Festlichkeit in dem Hause des Großvaters an diesem Tage ein höchst erwünschter Genuß. Mit dem frühesten Morgen waren die Enkel schon daselbst versammelt, um die Trompeten, die Hoboen und Clarinetten, die Posaunen und Fagotten, wie sie das Militär, die Stadtmusici und wer sonst alles erdenken ließ, zu vernehmen. Die verschiedenen und überschriebenen Neujahrsgedichte wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt, und wie der Tag wuchs, so vermehrte sich die Anzahl der Honoratioren. Erst erschienen die Verwandten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe selbst vervollständigten nach ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum sich öffneten. Die Torten, Biscuittuchen, Marzipane, der süße Wein ährte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß sie wie die beiden Burgermeister, aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Vetten nach einer gewissen Abstufung verehrt wurde; genug es fehlte diesem Feste im kleinen an nichts was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und verdrießlich wie die vorigen, aber den ältern Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte besaunte der Thürmer des Hauptthurms so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereshaufen von mehreren Seiten in Bewegung seyen. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man ließ sie vorbeipassiren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschirten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Colonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Constablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Commando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verbarrikadirten und discutirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und niemanden konnte sie beschwerlicher seyn als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist versiegelten Staatszimmer einräumen, und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte; er, obwohl preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen; es war das Traurigste was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Französisch sprach, und im Leben sich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen; denn man quartierte bei uns den Kriegslieutenant, der, obgleich Militärpersonen, doch nur die Einrichtungsfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldenlasten und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange hagere ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen, und von einem würdigen gelassenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausherrn günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemälde zimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, es sey schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, begleite sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche,

als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von Seiten der Kunst vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er hielt desjenigen was er nicht vertilgen konnte, distinct sich aber in unwirthsamer Entfernung, und das Aeußere ertragend was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane unterließ deßhalb sich musterhaft. Nicht einmal seine Landcarten wollte er an die Wände aufgehängt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Officiere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdieß täglich seine Tafel hielt: so gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschließen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Geräusch, wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch auslassenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden aber sehr ernsten und genauen Militairgast, fand sich glücklicherweise ein behaglicher Deutscher, ein sodner wohlbestellter dritter Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut Französisch sprach, sich in alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszustande ihres Gatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich aufgenommen, daß neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie und was sich alles sonst noch sagen ließ, zu bedenken gegeben, so daß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbescholtenheit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Einnahmsherr musterhaft zu betragen vornahm, und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens unter mancherlei Umständen unverdrüßlich gehalten hat.

Meine Mutter besaß einige Kenntniß des Italiänischen, welche Sprache überhaupt niemanden von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher sogleich Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Verhältnissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abkömmlichen Augenblick schenkte (denn er wohnte grade gegenüber) und ihr vor allen Damen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum besten gerieth. Der Graf war gesellschaftlich von der Mäßigkeit, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse strenge Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das geringste was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs strengste verboten, dem Hausherrn nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern täglich vom Nachtische mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit mußten wir, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns einst Tages höchlich betrübte, indem sie das Geferne, das man uns von der Tafel sendete, wegen, weil es ihr unwahlich vorkam, daß der Mann ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sey, vertragen könne.

Außer diesen Lectionen, die wir denn doch allmählich ganz gut genießen und vertragen lernten, dauchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermaßen entbunden zu sein. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte sich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie sehr quälte er sich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle seine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens stellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines solchen Mannes im Hause, unter den gegebenen Umständen, eine wahre Wohlthat sey, daß ein ewiger Wechsel, es sey nun von Officieren oder Gemeinen, auf die Umwartierung des Grafen folgen würde. Keins von diesen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige setzen ihm so unerträglich, daß ihn sein Unmuth ein Schlimmeres das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf diese Weise ward seine Thätigkeit gelähmt, die er sonst hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das was er uns aufzog, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militairischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richtertribunale des Königslieutenants geschlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz besondern Reiz, daß er einen eignen Werth darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er behielt, war streng gerecht; die Art wie er es aussprach, war launig und gelaunt. Er schien sich den Herzog von Osuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetscher nicht eine oder die andere solche Anekdote und und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieser muntere Mann eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im allgemeinen, ohne im Gedächtniß ein besonderes wieder zu finden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieser Mann war sich selbst, seiner Eigenheiten auf's beste bewußt, und weil er gewisse Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man den bösen Dämon nennen will, überfiel, so pflegte er sich in solchen Stunden, die sich manchmal zu Tagen verlängerten, in sein Zimmer zurückzuziehen, niemanden als seinen Kammerdiener, und war selbst in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor, mild, heiter und thätig. Aus den Reden seines

Kammerherrn, Saint Jean, einen kleinen baarn Mannes von munter Gutmüthigkeit, konnte man schließen, daß er in frühern Jahren von solcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet, und sich nun vor ähnlichen Anregen, bei einer so wichtigen, den Blicken aller Welt ausgesetzten Stelle, zu hüten ernstlich vornehme.

Gleich in den ersten Tagen der Anwesenheit des Grafen wurden die sämmtlichen Frankfurter Maler, als Herrn. Schüz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf ernannte sich das Vorzüglichste zu. Ihm wurde mein nächstes helles Gemach bequemer in der Mansarde eingeräumt und sodann in ein Cabinet und Atelier umgewandelt; denn er war Willens die sämmtlichen Künstler, vor allen aber Seekatz in Darmstadt, dessen Pinsel ihm besonders bei natürlichen und unschuldigen Vorstellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen. Er ließ daher von Grasse, wo sein älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte, die sämmtlichen Maße aller Zimmer und Cabinette bestimmen, überlegte sodann mit den Künstlern die Wandabtheilungen, und bestimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden ansehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden sollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seekatz übernahm ländliche Scenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich gelangen; die Jünglinge wollten ihm nicht eben so gerathen, sie waren meist zu hager; und die Frauen mißfielen auf der entgegengesetzten Ursache. Denn da er eine kleine üppige, gute aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wohl ein Modell zuließ, so wollte nichts gefälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt gewesen, über das Maß seiner Figuren hinaus zu gehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinckmann, dessen Pinsel in Staffeleigemälden nicht zu schelten ist.

Schüz, der Landschaftmaler, fand sich vielleicht am besten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, sie wie den sonnigen Tender sie in der schönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte sehr dritte Bilder.

Trautmann rembrandtisirte einige Auferweckungswunder des neuen Testaments, und gründete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Anrissen der Zimmer bemerken konnte ein eigenes Cabinet zugetheilt worden. Herrth malte einige gute Thiere und Bauernbilder. Seine Heerden waren lobenswerth. Junker, an die Nachahmung der ausländischen Niederländer gewöhnt, konnte sich am wenigsten in diesen Tapetentheil finden; jedoch bequemte er sich, für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle diese Männer von meiner frühsten Jugend an gekannt, und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf mich gern um sich leiden mochte, so war ich bei den Aufsätzen, Berathschlagungen und Bestellungen, wie auch bei den Artistinnen gegenwärtig, und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe einzurichten waren, meine Meinung zu äußern gar wohl heraus. Ich hatte mir schon früher bei Gemäldeliebhabern, besonders aber auf Auctionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, es sey nun aus der biblischen oder der Profan-Geschichte oder aus der Mythologie genommen; und wenn ich auch den Sinn der allegorischen Bilder nicht immer traf, so war doch selten jemand gegenwärtig, der es besser verstand als ich. So hatte ich auch öfters die Künstler vermocht, diesen oder jenen Gegenstand vorzuschlagen, und solcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Lust und Liebe. Ja erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich jene Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt.

Nach diesen, für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen, will ich auch einer kleinen Beschämung, die mir innerhalb dieses Künstlerkreises begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine inactuelle Neugierde ließ nichts ungesehen und ununtersucht. Einst fand ich hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen; ich ermangelte nicht, zu forschen was darin verborgen sey, und ohne mich lange zu besinnen zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht aufzudringen pflegt, und ob ich es gleich alsobald wieder hatte zuschieben lassen, so konnte ich doch nicht geschwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat euch erlaubt dieses Kästchen zu eröffnen?“ sagte er mit seiner Königslieutenants-Miene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen, sagte er, dieses Zimmer nicht betreten.“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich diesem Gebot aufs pünktlichste, so daß es dem guten Seekatz, der eben in dem Zimmer arbeitete, sehr verdrießlich war, denn er hatte mich gern um sich, und ich trieb auch einer kleinen Tücke den Gehorsam so weit, daß ich Seekatzen seinen Kaffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle setzte, da er denn von seiner Arbeit aufstehen und ihn holen mußte, welches er so übel empfand, daß er mir fast gram geworden wäre.

Nun aber scheint es nöthig, umständlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in solchen Fällen in der Französischen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu Statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was sonst noch dem äußern Eigenthümlichkeiten, fassen konnte. Aus dem Lateinischen waren mir viele Worte bekannt; das Italiänische vermittelte noch mehr, und so brachte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Besuchen so viel heraus, daß ich mich, wo nicht ins Gespräch mischen, doch wenigstens einzelne Fragen und Antworten bestehen konnte. Aber dieses war alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Freibillet erhalten, dessen ich mich, mit Wissen meines Vaters, unter dem Vorstand meiner Mutter, täglich bediente. Hier saß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne, und paßte um so mehr auf Bewegung, mimischen und Tanz-Ausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verstand was da oben gesprochen wurde, und alle meine Unterhaltung nur vom Gebärdenspiel und Sprachton

nehmen konnte. Von der Komödie verstand ich am wenigsten, weil sie geschwind gesprochen wurde und sich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam seltener vor, und der gemessene Schritt, das Tartarische der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten sie mir in jedem Sinne fasslicher. Es dauerte nicht lange, so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand, und declamirte mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohrs und das ihm so genau verwandte Sprachorgan gefasst hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß je noch eine ganze Rede im Zusammenhang hatte vernehmen können. Ja ich lernte ganze Stellen auswendig und deutete sie, wie ein eingelernter Papagey wegen, welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Ton der protestantischen Prediger zu recitiren mich gewöhnt hatte. Das persiflirte Französische Lustspiel war damals sehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chaussée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischen Figuren. Von den Molièreschen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am meisten Eindruck auf mich machte, war die Hypermnestra von Lemierre, die als ein neues Stück mit Seraglast aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchst anmuthig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin, auf mich machten. Ich kann mir die lebendigen Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, so regte sich der Wunsch bei mir, mich auf dem Theater selbst umzudrehen, wozu sich mir so mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke aushalten konnte, und manche Zeit in den Corridors, auch wohl bei geöffneter Zuhörerthür vor der Thür, mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, so gesellte sich ein solcher munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte und den ich in manchen kleinen Rollen, die wohl nur dialogirt gehen hatte. Mit mir konnte er sich am besten verständigen, indem ich mein Französisch bei ihm gelernt zu haben wußte; und er schlug sich um so mehr an mich, als sein Knabe seines Alters und seiner Nation beim Theater oder selbst in der Nähe war. Wir sangen auch außer der Theaterzeit zusammen, und selbst während der Vorstellungen ließ er mich selten in Ruhe. Er war ein allerliebster kleiner Aufschneider, sowagte garmanst und unausstehlich, und wußte so viel von seinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbarkeiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt, und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hätte verstellen können; so daß niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater, und führte mich besonders in die Foyers, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an- und auskleideten. Das Local war weder gänzlich noch bequem, indem man das Theater in einen Concertsaal hineingezwängt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besonderen Abtheilungen stattfanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spielpartien gelegentlich hatte, waren nun beide Geschlechter meist beisammen und Sitenen sich so wenig unter einander selbst als vor und Kindern zu scheuen, wenn es beim Anlegen ihrer Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum anständigsten herging. Mir war derselben niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit, bei wiederholtem Besuch, ganz natürlich.

Es währte nicht lange, so entspann sich aber für mich ein eignes und besonders Interesse. Der junge Derones, so will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer vertiefte, war außer seinen Aufschneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigen Betragen. Er machte mich mit seiner Schwester bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, braunen Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas stilles, ja trauriges. Ihr sahe ihr auf alle Weise gefällig zu sein; allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten, und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein kantenartiges Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie gerne jederzeit mit sehr guter Art annahm und auf das höflichste dankte; allein ich sah ihren traurigen Blick sich niemals erheitern, und fand keine Spur, daß sie sonst auf mich gunstet hatte. Endlich glaubte ich die Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette seiner Mutter, das mit elegantem seidnen Vorhängen aufgespannt war, ein Porteefeuil, das Portrait eines schönen Mannes, und bemerkte zugleich mit schlauer Miene: das sei eigentlich nicht der Papa, aber eben so gut wie der Papa; und indem er diesen Mann rühmte, und nach seiner Art umständlich und prahlerisch manches erzählte, so glaubte ich herausfinden zu können, daß die Tochter wohl dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Frauenzimmer angehören möchten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Ansehen und hatte sie nur um desto lieber.

Die Neigung zu diesem Mädchen half mir die Schwierigkeiten des Bruders überwinden, der nicht immer in seinen Launen blieb. Ich hatte oft die weitläufigsten Erzählungen seiner Großthaten anzuhören, wie er sich schon bei Gelegenheit, eine jedoch dem andern schalen zu wollen; es sei also bloß der Ehre wegen selbethan. Stets habe er gewußt seinen Widersacher zu entwaffnen, und ihm alsdann vorgeworfen: er verstehe sich auf Fechten so gut, daß er einst selbst in große Verlegenheit geraten, als er den Degen seines Gegners auf einen hohen Baum geschleudert, so daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden können.

Was mir meine Besuche auf dem Theater sehr erleichterte, war, daß mir mein Freiballet, als auch den Händen des Schuitheiten, den Weg zu allen Plätzen eröffnete, und also auch zu den Logen im Proscenium. Dieses war nach Französischer Art sehr tief und an beiden Seiten mit Logen eingefaßt, die durch eine niedrige Barriere getrennt sich in mehreren Reihen hinter einander aufsteigen und zwar dergestalt, daß die ersten Sitze nur wenig über die

Bühne erboten waren. Das Ganze galt für einen besondern Ehrenplatz; nur Offiziere bedienten sich gewöhnlich desselben, obgleich die Nähe der Schauspieler, ich will nicht sagen jede Illusion, sondern gewissermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gestank oder Mißstand, über den sich Voltaire so sehr beschwert, habe ich noch erlebt und mit Augen gesehen. Wenn bei sehr vollem Hause und etwa zur Zeit von Durchmärschen angesehene Offiziere noch jenem Ehrenplatz strebten, der aber gewöhnlich leicht leidig war, so stellte man noch einige Reihen Bank und Stühle ins Proscenium auf die Bühne selbst, und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem sehr mäßigen Raume zwischen den Umkehrenden und Ordnen ihre Gedanken zu entfalten. Ich habe die Hypermnestra selbst unter solchen Umständen aufführen sehen.

Der Vorhang fiel nicht zwischen den Akten; und ich erwähne noch eines seltsamen Gebrauchs, den ich sehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten deutschen Knaben das Kunstwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet und eine vorfallende Störung auf demselben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majestät des Publikums sogleich müssen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr beim Fuß, standen daher in allen Lustspielen ganz behaglich zu beiden Seiten des hintersten Vorhangs, und waren Zeugen von allem was im Innersten der Familie vorging. Da, wie gesagt, zwischen den Akten der Vorhang nicht niedergelassen wurde; so trieben bei einfallender Musik zwei andere dergestalt ab, daß sie auf den Coulissen ganz steif vor jene hintraten, welche sich dann eben so gemessentlich zurückzogen. Wenn nun eine solche Anstalt recht dazu geeignet war, alles was man beim Theater Illusion nennt, aufzuheben, so fällt es um so mehr auf, da dieses zu einer Zeit geschah, wo nach Diderots Grundsätzen und Vorspielen die natürlichste Natürlichkeit auf der Bühne gefordert, und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben wurde. Von einer solchen militärischen Polizeianstalt war selbst die Tragödie entstanden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht sich selbst zu bewachen; die gebadten Grenadiere standen indeß nahe genug hinter den Coulissen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderots Hausvater und die Philosophen von Palissot gesehen habe, und mich im letztern Stück der Figur des Polterers, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnere.

Alle diese theatralische Mannigfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauspielhause festhalten. Wir liefen bei schönem Wetter vor dem Essen und in der Nähe und bezogen allerlei Oerter beiten, welche besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu unserm Aeußern passen: denn ich und meinesgleichen erschienen abstann, angezogen wie man mich in jenem Märchen gekleidet, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife geziert war. Einst, als wir eine ganze Zeit unser Wesen getrieben und Dichtens sich unter uns gemischt hatte, sie diesem ein, mir zu bedeuten, ich hätte mich beleidigt, und müsse ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, sich mir aber seine Aufforderung gefallen und wollte ziehen. Er versicherte mir aber, es sei in solchen Fällen gebräuchlich, daß man an einsame Oerter gehe, um die Sache desto dauerner aufmachen zu können. Wir verstanden uns deshalb hinter einige Scheunen, und stellten uns in gehörige Position. Der Zweikampf erfolgte auf eine etwas theatralische Weise, die Klingen klirrten, und die Stöße gingen neben auf, doch im Innern der Actien blieb er mit der Spitze seines Degens an der ledernen Bandschleife meines Bügels hangen. Sie ward durchbohrt, und er versicherte mir, daß er nun die vollkommenste Satisfaction habe, umarmte mich sodann, gleichfalls recht theatralisch, und wir gingen in das nächste Caffeehaus, um uns mit einem Glase Mandelmilch von unserer Gemüthsbewegung zu erholen und den alten Freundschaftsbund nur desto fester zu schließen.

Ein anderes Abenteuer, das mir auch im Schauspielhause, obgleich später, begegnet, will ich bei dieser Gelegenheit erzählen. Ich saß nämlich mit einem meiner Gespielen ganz ruhig im Parterre, und wir sahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübscher Knabe, ungefähr von unserm Alter, der Sohn eines durchreisenden französischen Tanzmeisters, mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Mäntelchen von rother Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock aufgebauscht, gleich den Tänzerinnen, bis über die Knie schwebte. Wir hatten diesem angehenden Künstler mit dem ganzen Publikum unsern Beifall gezollt, als mir ich weiß nicht wie einfiel, eine metallische Reflexion zu machen. Ich sagte zu meinem Begleiter: wie sahen wir dieser Knabe gepugt und wie gut meinen er sich auch; wer weiß in was für einem zerrissenen Fetzchen er heute schlafen mag! — Allein war schon aufgestanden, nur lief und die Menge nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir gesessen hatte und nun hart an mir stand, war zu meiner Weise die Mutter dieses jungen Künstlers, die sich durch meine Reflexion sehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte sie Deutsch genug, um mich verstanden zu haben, und sprach es gerade so viel als nöthig war, um sich an mir zu rächen. Sie machte mich gewaltig herunter; wer ich denn sei, meinte sie, daß ich Ursache hätte an der Familie und an der Wohlthätigkeit dieses jungen Menschen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe sie ihm eher so gut halten als mich, und seine Talente stünden ihm wohl ein Eilchen bereiten, wovon ich nie nicht würde reden lassen. Diese Strafpredigt dauerte mir in Gedränge und machte die Umstehenden aufmerksam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entschuldigen, noch von ihr entfernen konnte, so war ich wirklich verlegen, und als sie einen Augenblick inne hielt, sagte ich, ohne etwas dabei zu denken: Nun, wegen der Lärm heute noch morgen todt! — Auf diese Worte stieß die Frau zu verstummen. Sie sah mich an und entfernte sich von mir, sobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen sie mir auf, als der Knabe, anstatt sich wochenweis sehen zu lassen, krank ward und zwar sehr gefährlich. Ob er gestorben ist, weiß ich nicht zu sagen.

Dergleichen Vorbedeutungen durch ein ungefähr, so unschuldig aufgesprochenes Wort stunden bei den Alten schon in Ansehen, und es dürfte überhaupt merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieselben geblieben sind.

Nun fehlte es von dem ersten Tage der Besitznehmung unserer Stadt, zumal Kindern und jungen

Leuten, nicht an unerwünschter Zerstreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärsche gegen unsere Aufmerksamkeit hin und her. Die letztern befriedigte natürlich immer zu, und das Soldatenleben schien uns ganz lustig und neuvermählten.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unserm Hause veranlaßte uns den Vortheil, alle bedeutenden Personen der Französischen Armee nach und nach zu sehen, und besonders die ersten, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Pforten, gleichsam wie von Galerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorüberrucken. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines großen ritterlichen Herrn; am deutlichsten aber des Marschalls von Broglio als eines jüngern, nicht großen aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, hübschen Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete: die Alliirten seyen im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesem, die sich keines besondern Kriegsglücks rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung, und seit der Schlacht von Rossbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle preußisch Gesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der höllischen Last. Mein Vater war etwas besorgter, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug einzusehen, daß ein so gewaltsam gehemmtes Uebel leicht mit einem großen Ungemach verbunden werden könne: denn es pflegt sich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegen gehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Ueberlieferung der Franzosen, eine Furcht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur durch Rückzug zu helfen und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles Nähe sich der ersten Einbildungskraft dar, und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, half durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf sie die in solchen Fällen gewöhnliche Antwort erhielt: sie solle ganz ruhig seyn, es sey nichts zu befürchten, sich versehen sich hatten und mit niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit sah ich den Marschall Broglio öfter ankommen, immer heiter, ein wie das andermal an Geberden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut den Mann, dessen Gestalt einen so guten und bequemen Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1758 der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte seine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen gewünscht war, aber den Donner der Kanonen und das Musketenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmlungen und Gebärden sowie bei- und vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Ursulinum-Kloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brot, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf blessirte und gefangene Deutsche unter hessen Zug gewahr wurde, fand das Mitleid seine Grenze, und es schien all wollte jeder sich von allem entblößen, was er nur bewegliches besaß, um seinen bedrängten Landsleuten beizuspringen.

Die Gesinnungen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilosigkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwendung der Hessischen Siegern entgegen zu gehen, ohne zu bedenken, daß die gedrängte Partei erst über ihn wegklecken müßte. Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Thore, wo er allein einsam und ruhig sann; dann wagte er sich auf die Bornheimer Haide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Trosbuben ansichtig ward, die sich den Spaß machten nach den Gränzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Manne bald ein gestreifter Hut um den Kopf lief. Er hielt es für bald rath die gewonnene Aussichtsstation, und erhielt bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Stall bei Bekannte hätte klar machen sollen, daß alles für die Franzosen gut stehe und an dem Weinen zu spüren sey. Nach Hause gekommen, voll Unmuth, verlegt er seinen Ärgerlichen den vermeintlichen Irrthum. Auch er sah den Vorübergehenden mancherlei Scherze treiben; aber nur die Deutschen schien er erkannt, weil doch nicht immer möglich war, weil die Feindlichen Freunde und Freunde gekommen vorgestellt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf den Grafen Wert gelegt und behalte einen ziemlich bevorzugten Tag vorgemacht hatten, waren nämlich erfreut, und die Mutter trippelt entzückt, da sie den Morgens, als sie den Orakel zwei Scharfschützen durch einen Nebenhof retirat, eine für sie Gesinnung sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben und gleiche Gesinnung, wir stimmten ihm mit wie konnten, wie dann ihm etwas Spaß zu sich zu nehmen. Die er den ganzen Tag mehrere hatte; er verweigerte unsere Liebkosungen und sehen Kinder, und hatte sich auf sein Zimmer. Unsere Freude war indessen nicht gestört; die Lage war entschieden; der Königslieutenant, der diesen Tag gegen seine Gewohnheit zu Pferde gewesen, kehrte endlich zurück, seine Gesinnung zu Hause war wichtiger als je. Wir sprangen ihm entgegen, klopften seine Hände und bezeugten ihm unsere Freude. Es seien ihm sehr zu gefallen. „Wohl! sagte er freundlicher als sonst, ich bin auch am ewerwillen vergnügt, liebe Kinder.“ Er befahl Gutes und Zuckerwerk, Allen Wein, überhaupt das Beste zu trinken, und ging auf sein Zimmer, schon von einer großen Menge Dringender, Fordernder, und Bittender umgeben.

Wir blieben nun eine schöne Collation, bekamen den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn doch zu rufen; sie aber klüger als wir wohl wußte, wie

unerfreulich ihm solche Gaben seyn würden. Indessen hatte sie etwas Außerordentliches gemacht und hatte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt, aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und nachdem man die süßen Gaben bei Seite gestellt, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, hinunter, und wir atmeten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Portalen herum. Der Vater mußte, indem er herabging, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübertreten. Kaum Personal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschließt, um mehreres auf einmal abzutun, herauszutreten; und dieß geschah leider in dem Augenblick als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm bitter entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ — Keineswegs! versetzte mein Vater, mit Ingrimm; ich wollte sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen. — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Macht auf: „Dieß soll ihr büßen! rief er: Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugefügt haben.“

Der Vater war indessen gelassen herunitergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher, und fing an zu essen. Wir fremden und darüber, und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust, dem Vater anzuplaudern, was und der Graf für Schikanen verübt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern Abend das Haus erschüttert hatte. Der Königslieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemand zu widersprechen war; doch hatten sie sich mannigmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, aufs lebhafteste den ihnen trotz zu machen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst verflechte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen, und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst dagegen im innere Zimmer zurückgezogen hatte, und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten edlen Mut an einem Unschuldigen gekühlt, und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gespräches hat uns der biedere Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu Gute tat, oft genug wiederholt, so daß ich sie auf dem Gedächtnis wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt das Cabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung die bisher verpönt war. „Was will ihr da!“ rief ihm der Graf zornig entgegen: „Hinaus mit euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten als St. Jean.“

Er hatte mich einen Augenblick für Saint Jean, versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seit wer zwei machen noch nicht einen wie ihr seyd. Entfernt euch!“

Herr Graf, ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen und an die appelliere ich.

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es euch gelingen werde.“

Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns, die Gesinnungen anderer anzuhören.

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehn.“

Nicht alle!

„Oder viele! Was! diese Städter, Reichsstädter wollen sie seyn? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen, seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft; wenn er glücklicherweise getreue Alliirte findet, die ihre Geld, ihr Blut zu seinem Vorteil verwenden; so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Theil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.“

Freilich kennt ihr diese Gesinnungen schon lange, und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schätzt, wenige nur, ihr wißt es!

„Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet, sonst hätte dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen ins Gesicht zu sagen. Es mögen seyn so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihrem tollen Revolutionantenstreich werden, und sich merken was sie zu erwarten haben.“

Nur Aufschub, Herr Graf!

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren.“

Nur einen kurzen Aufschub!

„Nachtag! Ihr denkt mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll euch nicht gelingen.“

Weder verleiten will ich euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; euer Entschluß ist gerecht: er gesteht dem Franzosen, dem Königslieutenant; aber bedenkt, daß ihr auch Graf Thorane seyd.

„Der hat hier nicht mitzusprechen.“

Man sollte ihn draußen Mann hoch auch hören.

„Nun was würde er denn sagen?“

Herr Königslieutenant! würde er sagen: Ihr habt so lange mit so viel Dunkeln, Unwilligen, unbesonnenen Menschen Geduld gehabt, wenn sie es euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über euch, Herr Königslieutenant! und jedermann wird euch deswegen loben und preisen.

„Ihr wißt, daß ich eure Possen mannigmal leiden kann, aber mißbrauchet nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal seyn? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten. Wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt ihr, daß der Feind die Hände in den Schoos gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden

wo sie können. Dieser Handbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier plagte jetzt wohl eine Fuhrfrau und eine andere setzte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Peting-Tapeten ich gehasst, mich ärgert habe, meine Landsmänner nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knien liegen sollen."

Wie viele haben das gethan!

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen; den Generalen und Officieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegen gehen. Anstatt dessen verbreitet mir der Geist dieser Parteigänger die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!"

Es ist ein Parteigeist; aber ihr werdet ihm durch die Bestrafung dieses Mannes nur verschlimmern. Die mit ihm Gleichgesinnten werden euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die andern Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern, und indem sie euch Recht geben, dennoch finden, daß ihr zu hart verfahren seyd.

„Ich habe euch schon zu lange aufgehalten; macht, daß ihr fortkommt."

So hört nur noch dieses! Bedenkt, daß es das Unerbittlichste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen könnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu seyn; aber die Hausfrau ist allen euren Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben euch als ihren Obern betrachtet. Mit diesem einzigen Schlag werdet ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja ich kann wohl sagen, eine Bombe, die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe euch so oft über eure Fassung bewundert, Herr Graf; gebt mir diesmal Gelegenheit, euch anzubeten.

Ein Krieger ist erwürdig, der sich selbst in seinem Haus als einen Kriegsfreund betrachtet, der ist sein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über euch, und es wird euch zu einigem Ruhme gereichen!

„Das müßte wunderlich zugehen," versetzte der Graf mit einem Lächeln.

Nur ganz natürlich, erwiderte der Dolmetscher. Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu euren Füßen geschickt; denn ich weiß, daß euch solche Scenen verdrießlich sind; aber ich will euch die Frau, die Kinder schildern, wie sie euch danken; ich will sie euch schildern, wie sie sich gestritten von dem Tage der Schlacht bei Bergen, und von eurer Großmuth an diesem Tage unterhalten, wie sie es Kindern und Kindskindern erzählen, und auch Fremden ihre Interesse für euch unaufhörlich weisen; eine Handlung dieser Art kann nicht unbelohnt bleiben!

„Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Dolmetscher. An den Nachruhm pflog ich nicht zu denken, der ist für andere, nicht für mich; aber im Augenblick euch zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das ist meine Sorge. Wir haben schon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt euch von den Undankbaren danken, die ich verschone!"

Der Dolmetsch, durch diesen unerwartet glücklichen Ausgang überrascht und bewegt, konnte sich der Thränen nicht enthalten, und wollte dem Grafen die Hände küssen; der Graf wies ihn ab und sagte streng und ernst: Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann! Und mit diesen Worten trat er auf den Vorsaal, um die andringenden Gläubiger zu vertrösten, und das Begehren so vieler wartenden Menschen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen, bei den Ueberbleibseln der gestrigen Zuckerzeremonie, das Verlöbniß eines Liebes, dessen Andenken wir glücklich verschlafen hatten.

Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen, oder ob er sich die Scene nur so ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens hat er bei Wiedererzählung derselben hier mals variirt. Genug, dieser Tag dünkte ihm, so wie der sorgenvollste, so auch der glorreichste seines Lebens.

Wie sehr übrigens der Graf allen falschen Ceremonien abgeneigt, seinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen, und wie er in seinen heitern Stunden immer gespottet gewesen, davon soll eine kleine Bearbeitung ein Zeugniß ablegen.

Ein verschollener Mann, der aber auch unter die adelsuchen einlaufen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Einquartierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich, und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; jener aber meinte derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anklagenden Verbeugung und sagte: Excellenz! Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, so wie die Excellenz. Betroffen von dieser Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend als der Titel sey zu gering, bückte er sich tiefer, und sagte: Monseigneur! — „Mein Herr," sagte der Graf ganz ernsthaft: „wir wollen nicht weiter gehen, denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen." — Der andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war beschäftigung, sich nicht zu rühren. Der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?" — Spangenberg, versetzte jener — „und ich," sagte der Graf, „heiße Thorane. Spangenberg, was will ihr von Thoranen? und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan seyn."

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Gesellschaft noch an selbigem Abend von dem Wackerchen Dolmetsch in unserm Familienkreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Geberden aufgeführt.

Nach diesen Verwirrungen, Anruhen und Bedrängnissen fand sich gar bald die ruhige Sammelheit und der Leichtsinn wieder, mit welchem jedesmals die Jugend von Tage zu Tage lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leben-Lust, sagt ein Französischen Theater wurde mit jeder Vorstellung, die versäumte keinen Abend, ob ich gleich ehedem, wenn ich nach dem Schauspiel mit zur heimischen Familie an den Tisch setzte und mich gar oft nur mit einigen Resten begnügte, die fleißen Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater sey zu gar nichts nütze, und ohne zu gar nichts führen. Ich rief in solchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauspiels zur Hand sind, wenn sie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen. Das Laster im Glück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetische Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die schönen Beispiele von bestraften Vergehungen, Miß Sara Sampson und der Kaufmann von London,

Zweyte Sammlung.

wurden sehr lebhaft von mir verworfen; aber ich zog dagegen öfters den kürzern, wenn die Sachen streiche Scapins und dergleichen auf dem Zettel standen, und ich mir das Behagen mußte verwerfen lassen, das man über die Extravaganzen närrischer Knechte, und über den guten Erfolg der Theorien aufgeklärter Jünglinge im Publikum empfinde. Beide Parteien überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater sehr bald mit der Bühne ausgesöhnt, als er sah, daß ich mit unglaublicher Sauberkeit in der Französischen Sprache zunahm.

Die Menschen sind nun einmal so, daß jeder, was er thun sieht, lieber selbst vornähme, er habe nun Geschick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Cursus der Französischen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen schon zum zweiten- und dritten Mal; von der würdigsten Tragödie bis zum leichtfertigsten Nachspiel war mir alles vor Augen und Geist vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte, so versuchte ich nunmehr nicht als Knabe, bei einem viel lebhaftern dringenden Anlaß, auch die Französischen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige bald mythologische, bald allegorische Stücke im Geschmack des Piron gedichtet; sie hatten etwas von der Parodie und gefielen sehr. Diese Vorstellungen zogen mich besonders an: die goldnen Flügelchen eines breiten Mercur, der Donnerkeil des verkappten Juviter, eine galante Danae, oder wie eine von Göttern besuchte Sabine heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der sie sich herumstellen. Und da mir derjenigen Elemente auch Ovids Verwandlungen und Pomey's Pantheon Mythicum sehr häufig im Kopfe herum summten, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestückt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen noch Göttern fehlte. Der Mercur besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freund Derones vor, welcher sie mit ganz besonderm Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm. Das Manuscript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand, und zuletzt versprach, das Werk bei gehöriger Muße näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine bescheidne Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sey. Sehr viele kämen beim Theater auf Gunst an, und er brächte mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache gehörig hatten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direction überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sey. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen, und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit den Meister zu spielen allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Personen weg, substituirte eine andere, genug er verfuhr mit der tollen Dichterin von der Welt, daß mir die Haare zu Berge standen. Mein Vorurtheil, daß er es doch verstehen müsse, ließ ihn gewähren: denn er hatte mir schon öfters von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der Französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, von der Harmonie der Verse und allem was daran hängt, so viel vorerzählt, daß ich ihm nicht nur für unterrichtet, sondern auch für begründet halten mußte. Er schalt auf die Engländer und verachtete die Deutschen; genug, er trug mir die ganze dramaturgische Litanei vor, die ich in meinem Leben so oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerfetzte Charte mit nach Hause, und suchte sie wieder herzustellen, aber vergebens. Weil ich sie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, so ließ ich aus meinem ersten Manuscript, nach wenigen Veränderungen, eine saubre Abschrift durch unsern Schreib-Knecht anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch so viel erlangte, daß er mich noch vollendeten Schauspiel meine Abendstunden eine Zeit lang ruhig vorlesen ließ.

Dieser mißlungene Versuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr diese Theorien, diese Gesetze, auf die sich jedermann berief, und die mir besonders durch die Lavart meines anmaßlichen Meisters verhaßt geworden waren, um mittelbar an den Quellen kennen lernen, welche mir zwar nicht schwer doch mühsam wurden. Ich las sämtlich Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten und erfuhr weit daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber so verlange, ward mir keineswegs deutlich, und was das Schlimmste war, ich gerieth sogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln über den Cid bekannt machte, und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publikum zu vertheidigen genöthigt sind. Hier sah ich wenigstens auf das deutlichste, daß kein Mensch wußte was er wollte; daß ein Stück wie Cid, das die herrlichste Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Cardinals sollte für schlecht erklärt werden; daß Racine, der Regeln der zu seiner Zeit lebenden Franzosen, nur nun auch mein Abgott geworden war, denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schlegel von Dienstfertigen durch und Kinder den Britannicus aufführen ließ, worein nur die Rolle des Nero zu Theil ward; daß Racine, sage ich, auch zu seiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunstrichtern fertig werden können. Durch alles dieses ward ich verwirrter als jemals, und nachdem ich mich lange mit diesen Herr- und Herrchen, mit dieser theoretischen Saubaberei des vorigen Jahrhunderts abgequält hatte, schleuderte ich das Kind mit dem Bade aus, und warf den ganzen Plunder beide entschieden vor mich hin, so mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Autoren selbst, welche vortreffliche Stücke hervorbrachten, wenn sie darüber zu reden anfingen, wenn sie den Grund ihres Handelns anzeigen wollten, sich verbluteten, entschuldigten, beschönigen wollten, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und ununterbrochener, so daß ich in dieser Zeit Racine und Moliere ganz, und von Corneille einen großen Theil durcharbeitete, die Unbefangenheit hatte.

Der Königslieutenant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es und noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, daß der einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mutmaßen Einfluß auf sein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Neigbarkeit gegen alles was seine Person oder Charakter berührte, dieses zusammen mochte ihm doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Conflikt bringen. Hiezu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entspannen hatte, verwundet wurde, und man dem Königslieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Polizeimeister besann gen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogener lebte und hier und da vielleicht weniger energisch verfuhr.

Indessen war nun schon eine ansehnliche Partie der bestellten Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte seine Freistunden mit der Betrachtung derselben zu, indem er sie im gedachten Giebelzimmer Bane für Bane, breiter und schmäler, neben einander, und, weil es an Platz mangelte, sogar über einander nagelte, wieder abnahm und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten aufs neue untersucht, man erfreute sich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungensten hielt; aber es fehlte auch nicht an Mäuschen, dieses oder jenes anders gestellet zu sehen.

Hieraus entsprang eine neue und ganz wunderliche Operation. Da nämlich der eine Maler Jungfrauen, der andere die Mittelstraße und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am besten arbeitete; so kam der Graf auf den Gedanken, es müßte diese Talente in den Bildern vereinigen, und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen thune. Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man z. B. in eine fertige Landschaft noch schöne Heerden hineinmalen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die ursprüngliche Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmaler auch noch die Hirten und einige Wanderer hineingebracht; diese nahmen sich wiederum einander nicht an, die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht Gesindlich in der friedlichen Gegend existirten. Man kannte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmüthig bezahlte. Und da die vorhergehenden auf einem Bilde durch einander verarbeiteten Theile, bei aller Mühe, keinen guten Effect hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein jeder, daß seine Arbeiten durch die Arbeiten der andern verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künstler hätten sich hierüber entzweit und wären in unverbindliche Feindschaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zutaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künstlern ganz allein blieb, ausgefertiget; und es unterhielt mich, auf den Studien, besonders der Thiere, dieses und jenes Einzelne, diese oder jene Gruppe anzuschauen, und sie für die Nähe oder die Ferne in Verfassung zu bringen; wenn man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Gefälligkeit zu willfahren pflegte.

Die übrigbleibenden an diesem Geschäft wurden alle höchst mürrisch, besonders Seelen, ein sehr braver, ehrenwerther und in sich gegangener Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichliche heitre Laune sich als den besten Gesellschafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in sich gekehrt und völlig trocken wurde. Dieser sollte nun, wenn er schwere Aufgaben gelöst, sie mit dem größten Fleiß und der wärmsten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholten Malen von Darmstadt nach Frankfurt reisen, um entweder an seinen eigenen Bildern etwas zu verändern, oder fremde zu flattiren, oder gar unter seinem Beistand durch einen dritten seine Bilder auf buntscheckige arbeiten zu lassen. Sein Mißmuth nahm zu, sein Widerstand entschied sich, und es brauchte große Bemühungen von unserer Seite, um diesen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Mäuschen zu lenken. Ich erinnere mich noch, daß, als schon die Kasten bereit standen, um die sämmtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher sie an dem Ort ihrer Bestimmung der Tapezierer ohne weiteres aufheften konnte, daß, sage ich, nur eine kleine doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde. Seelen aber nicht zu bewegen war herüberzukommen. Er hatte freilich noch zu guter Letzt das Beste gethan was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben, nach dem Leben in Thürklöpfen dargestellt, und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf die Bewerke den größten Fleiß gewendet hatte. Diese waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer von der Sache gekommen zu sein; nun aber sollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinselzügen zu erweitern. Ein anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte sich schon zu neuer Arbeit eingerichtet, kurz er wollte nicht kommen. Die Abholung war vor der Thüre, trocknen sollte es auch noch, jeder Verzug war mißlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn mündlich abholen lassen. Wir alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen, und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter Dolmetsch sich in einen Wagen setze und den Widerspenstigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt, und zuletzt reichlich beschenkt entlassen wurde.

Nach dem fortgeschafften Bildern zeigte sich ein großer Friede im Hause. Das Eßzimmer im Mainlust wurde geräumt und mit übergehen, und mein Vater, wie er die Kasten fortgeschafft sah, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hintereinem zu sperren. Denn wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der seinigen übereinstimmte; wie sehr es den Vater freuen mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen, durch einen Reichen so fruchtbar befolgt zu sehen; wie sehr es ihm schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so anständigen Erwerb zu verschaffen; so fühlte er doch eine solche Anregung gegen den Freund, der in sein Haus eingedrungen, daß ihm ein dessen Handlungen nichts recht schien recht war. Man solle Künstler beschäftigen, aber nicht zu Tapetenmalern erniedrigen; man solle mit dem was sie nach ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit geliefert, wenn es einem auch nicht durchgängig behagt, zufrieden sein

und nicht immer daran machten und mäßten: genug, es gab, ungeachtet des Grafen eigener liberaler Denkungsart, ein für allemal kein Verhältnis. Wenn Vater beſuchte jenes Zimmer blieb, wenn ſich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einziges Mal, daß Gerhard ſich ſelbſt übertroffen hatte, und das Verlangen dieſe Bilder zu ſehen das ganze Haus durchdrang, daß wenn Vater und der Graf zuſammentretend an dieſen Kunſtwerken ein gemeinſames Gefallen bezeigten, das ſie an einander ſelbſt nicht finden konnten.

Kaum hatten alſo die Kiſten und Kaſten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete aber unterbrochene Vertrag den Grafen zu entfernen, wieder anzuknüpfen wurde. Man ſuchte durch Vorſtellungen die Unthätigkeit, die Dürftigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen, und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beſchluß faßten: es ſolle der Graf umlogiert, und unſer Haus, in Betracht der ſeit einigen Jahren unaufgeſetzt Tag und Nacht getragnen Laſt, künftig mit Einquartierung verſchont werden. Damit ſich aber hierzu ein ſcheinbarer Vorwand finde, ſo ſolle man in eben den erſten Stock, den bisher der Königslieutenant beſeſſen gehabt, Miethleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichſam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von ſeinen geliebten Gemälden kein beſonderes Intereſſe mehr an Hauſe fand, und ernſtlich bald abgereiſet und verſetzt zu werden beſſer, ließ es ſich ohne Widerrede gefallen eine andere gute Wohnung zu beziehen, und ſchied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt Gnadenzeit noch verſchiedene Charaktere, doch wie man hörte, nicht zu ſeiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene ſo emſig von ihm beſtrafte Gemälde in dem Schloſſe ſeines Bruders glücklich angebracht zu ſehen; ſchrieb einige Male, ſendete Musik und ließ von den mehr genannten Künſtlern verſchiedenes nachbilden. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren verſichern wollte, er ſey in Weſtindien, auf einer der Franzöſiſchen Colonien, als Gouverneur geſtorben.

Viertes Buch.

Es war Unbequemlichkeit uns auch die Franzöſiſche Einquartierung machte veranlaßt haben, ſo waren wir ſie doch zu gewohnt geworden, als daß wir ſie nicht hätten vermiſſen, daß uns Kindern das Haus nicht leer ſeyn ſollen. Auch war es uns nicht beſtimmt, wieder zur völligen Familienruhe zu gelangen. Neue Miethleute waren ſchon beſprochen, und nach einigen Kehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Malen und Anſtreichen, war das Haus völlig wieder hergeſtellt. Der Kanzleidirektor Moritz mit den Seinigen, ſehr werthe Freunde meiner Eltern, zogen ein. Dieſer, beim großherzog Frankfurter, aber ein thätiger Zuruf und Geheimdtsmann, beſorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleiner Fürſten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig und über ſeinen Acten emſig geſehen. Frau und Kinder, ſanft, ſtill und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geſellſchaft in unſerm Hauſe; denn ſie blieben für ſich; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genoſſen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Manſard-Zimmer, in welchem die Geſpenſter der wilden Gemälde mir zuweilen vorüberwehten, die ich denn durch Zeichnen und Studien zu verſcheuchen ſuchte.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Kanzleidirectors, kam von jetzt an auch öfters in unſer Haus. Er war ſeinen mehr Weltmann, von einer anſtändigen Geſtalt und dabei von bequemen geſellſchaftlichen Betragen. Auch er beſorgte die Angelegenheiten verſchiedener Standesherrſchaften, und kam mit meinem Vater, bei Anlaß von Comunen und kaiſerlichen Commiſſionen, mehrmals in Berührung. Beide hielten viel auf einander, und ſtanden gemeiniglich auf der Seite der Creditoren, mußten aber zu ihrem Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei ſolcher Gelegenheit Angeordneten für die Seite der Debitoren gewonnen zu werden pflegt. Der Legationsrath theilte ſeine Kenntniſſe gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil dieſe in ſeinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, ſo machte er ſich ein Vergnügen daraus, mir in dieſen Kenntniſſen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, meine architektoniſchen Riſſe genauer als bisher auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeiſters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beſuchte, beſſer zu nutzen.

Dieſer gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünſtler. Wir mußten Cirkele machen und ſie zuſammenſetzen, woraus denn Augen und Naſen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Geſichter und Köpfe entſtehen ſollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künſtliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeit lang mit lauter Qui pro Quo der menſchlichen Geſtalt geneckt, und man glaubte uns zuletzt ſehr weit gebracht zu haben, als wir die ſogenannten Affecten von Le Brün zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch dieſe Zerrbilder forderten uns nicht. Nun ſchwankten wir zu den Landſchaften, zum Baumſchlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode gelehrt werden. Zuletzt hielten wir auf die genaue Nachahmung und auf die Zuverläßigkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder deſſen Gebrauch zu bekümmern.

In dieſem Beſtreben ging uns der Vater auf eine muſterhafte Weiſe vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da ſeine Kinder dieſe Kunſt trieben, nicht zurückbleiben, ſondern ihnen, ſelbſt in ſeinem Alter, ein Beiſpiel geben, wie ſie in ihrer Jugend verfahren ſollten. Er copirte alle einzelne Blätter des Piranesi, nach deſſen bekannten Blättern in klein Octav, mit engliſchem Bleiſtift auf das feinſte holländiſche Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, ſondern abmaß auch die Schraffirung des Kupferſtichs auf genauſte nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leicht, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, ſeine Haltung in ſeine Blätter brachte. Doch waren ſie durchaus zart und gleichförmig. Sein arbeitender unermüdlicher Fleiß ging ſo weit, daß er die ganze

ansehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchgemacht, indessen wir Kinder von einem Kopf zum andern sprangen, und uns nur die Auswahl ten, die uns gefielen.

Um diese Zeit ward auch der sonst längst in Berathung gezogene Virtuos, und in der Musik unterrichten zu lassen, aufgeführt; und zwar verstand der letzte Anstoß dazu mehr einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen sollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meisters war man immer streitig gewesen. Endlich kommt ich einmal zufällig wie auf das Zimmer eines meiner Gespielen, der einen Clavierstund nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebsten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs lustigste bezeichnet, wenn er gebraucht werden soll. Die schwarzen und weißen Tasten werden gleichfalls drollich benannt, ja die Töne selbst erscheinen unter figürlichen Namen. Eine solche bunte Gesellschaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact stehen ganz leicht und anständig zu werden, und indem der Schüler zu dem besten Humor aufgeregt wird, geht auch alles zum schönsten von Statten.

Kaum war ich nach Hause gekommen, als ich den Eltern anfing, nunmehr Ernst zu machen und mich einem unvergleichlichen Manne zum Clavierweiser zu geben. Man nahm noch einigen Anstand, man erkundigte sich; man hörte zwar nichts Übels von dem Lehrer, aber auch nichts sonderlich gutes. Ich hatte indessen meiner Schwester alle die lustigen Bemerkungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten, und setzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenlesen ging zuerst an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß wenn es erst ans Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das sogenannte Weisen seinen Anfang nehmen würde. Allein weder Tabulatur noch Fingersetzung, kein zu einigem Gelächter Gelegenheit zu geben. Es trocken wie die Noten, mit ihren Strichen auf und ein den fünf Linien, blieben auch die schwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling noch Deutering noch Beißfinger war mehr eine Spur zu hören; und das Gelächter verging der Mann so wenig beim trocknen Unterricht, als er es vorher beim trocknen Stab vergessen hatte. Meine Schwester machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sie getäuscht habe, und glaubte weinen, es sey nur Erfindung von mir gewesen. Ich war aber selbst bestürzt und lernte wenig, ob der Mann gleich ehrenfest genug zu Werke ging; denn ich wartete immer noch, bis früheren Späße sollten zum Vorschein kommen, und verdrießlich meine Schwester von einem Tage zum andern. Aber sie blieben aus, und ich hätte mir es bis Pfingsten niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Fall aufgeschrieben hätte.

Unser meiner Gespielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal erblickten sich die sämmtlichen Rädern des humoristischen Springinsfeld; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Knabberer und Beißer, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fatzken und Gucken, wie z. B. die Noten f und g, die Fischen und Gucken, wie er sie und sie benannte, waren auf einmal wieder verhanden und machten die wunderlichsten Männchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen, und fromm sich, daß man auf eine so lustige Weise so viel lernen könne. Er schwur, daß er seinen Eltern keine Ruhe lassen würde, bis sie ihm einen solchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und so war mir, nach den Grundsätzen einer neuern Erziehungslehre, der Weg zu zwei Künsten früh genug eröffnet, durch auf Gefühl, ohne Ueberzeugung, daß ein angeborenes Talent mich darum weiter führen könne. Zeichnen müsse jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verordnete deshalb besonders Kaiser Maximilian, welcher dieses auszudrücken sollte befohlen haben. Auch hielt er mich emsiglicher dazu an, als zur Musik, welche er dagegen meiner Schwester vorzüglich empfahl, ja darüber unsere Übungen eine geraume Zeit des Tages am Clavier festhielt.

So weit ich aber auf diese Weise zu treiben veranlaßt wurde, dabei mochte ich treiben, und selbst die Freiübungen wurden zu allerlei wunderlichen Beschäftigungen verwendet. Sogar ist meinen frühesten Jahren fühlte ich einen Unterscheidungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grausamkeit aus, daß Kinder solche Gegenstände, mit denen sie eine Zeit lang gespielt, die sie bald so, bald so gebrauchen, endlich zerbrechen, zerreißen und zerfressen. Dem pflegt sie auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren wie solche Dinge zusammenhängen, wie sie inwendig aussehen, auf diese Weise an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückte, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupfte, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Ist den Kindern dieses nicht zu verargen, da zu selbst Naturforscher öfter durch Trennen und Zerstören als durch Verbinden, durch Zerlegen mehr durch Leben, sich zu unterrichten glauben.

Im bewußtern Maginetismus, ihre porinn in Sokratischen eingeübt, mußte auch unser Lehrer die Wirkung einer solchen Zerstörungslust erfahren. Denn diese geheime Anziehungskraft, die er meist allem gegen sich anzuwenden Gelegenheiten auszübte, sonderte sie noch überdies von der Art war, daß sie verblichen und täglich an erhöhtem Grimme tragen konnte, diese gewissermaßen Jugend hatte mich herzeblaut zur Bewunderung hingerissen, daß ich mir lange Zeit über ihr Anklammen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nähere Aufschlüsse zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dies gelang, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre: denn die nackte Krone war belebter noch als vorher. Auch diese nahm ich herab und zerriß nun den zierlichen Stern in Hälften, mit dem ich durch Zerstörung und Mißhandeln mannigfaltige Versuche zu machen nicht ermüdete, und denen jedoch mein jugendlicher Geist, außer einer mannigfaltigen Erfahrung, keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Verrichtung nicht wieder zusammenzubringen, die Theile zerstreuten sich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Ursprung.

Nicht glücklicher ging es mit der Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Ein Hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Elektricität alle Geister beschäftigt, erzählte mir hier, wie er als Knabe eine solche Maschine zu bauen gewußt, wie er sich die Hauptbedingungen abgesehen, und mit Hülfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneigläser ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieses gern und oft wiederholte, und sich dabei von der Electricität überzeugt unterrichtete, so fanden wir Kinder die Sache sehr

pianoſtel, und endlich und mit einem alten Spinnrade und einigen Argenglaſern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeſte Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten demungeachtet am Glauben feſt, und waren ſehr vergnügt, als zur Meßzeit, unter andern Raritäten, Zauber- und Taſchenſpielerkünſtler, auch eine Elektriſirmaſchine ihre Kunſtſtücke machte, welche, ſo wie die magnetiſchen, für jene Zeit ſchon ſehr vervollſtändigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte ſich von Tage zu Tage. Man ſah ſich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht beſtreiten konnten, ſo traten mehrere zuſammen, um eine ſolche Abſicht zu erreichen. Allein die Kinder vertragen ſich ſelten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholten Verdruß, gab es nur gewöhnliche Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anſtalten dachte, welche jedoch beſtändiger als vorübergehender ſeyn ſollten.

Auf den Gedanken, Penſionen zu errichten, war man durch die Nothwendigkeit gekommen, welche jedermann empfand, daß die franzöſiſche Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müſſe. Mein Vater hatte einen jungen Menſchen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Secretär, genug nach und nach alles in allem geweſen war. Dieſer, Namens Pfeil, ſprach gut Franzöſiſch und verſtand es gründlich. Nachdem er ſich verheirathet hatte, und ſeine Ehrner für ihn auf einen Zuſtand denken mußten, ſo fielen ſie auf den Gedanken, ihn eine Penſion errichten zu laſſen, die ſich nach und nach zu einer kleinen Schulanſtalt erweiterte, in der man alles nothwendige, ja zuletzt ſogar Lateiniſch und Griechiſch lehrte. Die weitverbreiteten Connexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzoſen und Engländer, um Deutſch zu lernen und ſonſt ſich auszubilden, dieſer Anſtalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in ſeinen beſten Jahren, von der wunderſamſten Energie und Thätigkeit war, ſtand dem Ganzen ſehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beſchäftigt ſeyn konnte, ſo warf er ſich bei Gelegenheit, da er ſeinen Scholaren Muſikmeiſter halten mußte, ſelbſt in die Muſik, und der trieb das Clavierſpielen mit ſolchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taſte angerührt hatte, ſehr bald recht fertig und brav ſpielte. Er ſchien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen thune, als wenn man ſelbſt ſehen in gewiſſen Jahren ſich wieder zum Schüler erklärte, und in einem Alter worin man ſehr ſauer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltſamkeit, ſüngern von der Natur mehr begünſtigten den Rang abzulaufen ſuchte.

Durch dieſe Neigung zum Clavierſpielen ward Pfeil auf die Inſtrumente ſelbſt geführt, und indem er ſich die beſten zu verſchaffen hoffte, kam er in Verhältniß mit Friderici in Gera, deſſen Inſtrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Commiſſion, und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, ſondern mehrere in ſeiner Wohnung aufgeſtellt zu ſehen, ſich darauf zu üben und üben zu laſſen.

Auch in unſer Haus brachte die Lebendigkeit dieſes Mannes einen größern Muſiktrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die ſtrittigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältniſſe. Auch für uns ward ein großer Friderici'ſcher Flügel angeſchafft, den ich, bei meinem Clavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schweſter zu beſte größerer Qual gedieh, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu üben, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte; wobei mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund, abwechſelnd zur Stelle ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier geſendet, und ſobald die Maulbeerbäume genugſames Laub zeigten, ließ man ſie ausſchlüpfen, und wartete der kaum ſichtbaren Geſchöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Manſardenzimmer waren Tiſche und Geſtelle mit Brettern aufgeſchlagen, um ihnen mehr Raum und Unterkunft zu bereiten; denn ſie wuchſen ſchnell, und waren nach der letzten Häutung ſo heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeiſchaffen konnte, ſie zu nähren; ja ſie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß ſie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die grobe und wunderſame Verwandlung in ihnen vorgehen ſoll. War die Witterung günſtig, ſo konnte man freilich dieſes Geſchäft als eine luſtige Unterhaltung anſehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, ſo machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen eintrat; denn dieſe Geſchöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und ſo mußten die benetzten Blätter ſorgfältig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte, und daß dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherlei Krankheiten unter die Herde, wodurch die armen Creaturen zu Tauſenden hingerafft wurden. Die Verweſung entſtehende Fäulniß erregte einen wirklich peſtartigen Geruch, und da man die Todten und Kranken wegſchaffen und von den Geſunden abſondern mußte, um nur einige zu retten, ſo war es in der That ein äußerſt beſchwerliches und widerliches Geſchäft, das uns Kindern manche edle Stunde verkürzte.

Nachdem wir nun einige Jahre die ſonſtigen Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geſchäft beiſtehen, das, obgleich eine ſaubere, und dennoch nicht weniger beſchwerlich ward. Die römiſchen Proſpecte nämlich, welche in dem alten Hauſe, in ſchwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch ſehr vergilbt, und durch die Fliegen nicht wenig unſcheinbar geworden. War nun eine ſolche Umwandlung mit dem neuen Hauſe nicht zuläſſig, ſo hatten dieſe Bilder für meinen Vater auch durch ſeine längere Entfernheit von den vorgeſtellten Gegenden an Werth gewonnen. Denn im Anfange dienen und begleichen Vorſtellungen die erſt kurz vorher empfangenen Eindrücke aufzufriſchen und zu beleben. Sie ſcheinen und gering gegen dieſe und meiſtens nur ein trauriges Surrogat. Verliert hingegen das Andenken der Urgeſtalten immer mehr und mehr, ſo treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, ſie werden und ſie thenen alß es jene waren, und was wir anfangs mißachtet, erwirbt ſich nunmehr unſre Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, beſonders auch mit Porträten. Nicht leicht iſt jemand

mit dem Concerfei eines gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünſcht iſt uns jeder Schattenriß eines Abweſenden oder gar Abgeſtorbenen.

Genug, in dieſem Gefühl ſeiner bisherigen Verſchwendung wollte mein Vater jene Kupferſtiche ſo viel wie möglich wieder herausſtellt wiſſen. Daß dies ſich durch Bleichen möglich ſey, war bekannt: und dieſe bei großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziemlich ungünſtigen Localumſtänden vorgenommen; denn die großen Bretter, worauf die angefeuchteten Bogen befeſtigt und der Sonne ausgeſtellt wurden, ſtanden vor Manſardenfenſtern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt, und waren daher manchen Unfällen ausgeſetzt. Dabei war die Hauptſache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, ſondern immer feucht gehalten werden mußte. Dieſe Obliegenheit hatte ich und meine Schweſter, wobei uns denn wegen der Langenweile und Ungeduld, wegen der Aufmerkſamkeit die und keine Zerſtreuung zuließ, ein ſonſt ſo ſehr erwünſchter Müßiggang zur peinlichſten Qual gereichte. Die Sache ward glücklich durchgeſetzt, und der Buchbinder, der jedes Blatt auf ſtarkes Papier aufzog, that ſein beſtes, die hier und da durch unſre Fahrläſſigkeit zerriſſenen Ränder aufzugeleiten und herzuſtellen. Die ſämmtlichen Blätter wurden in einen Band zuſammengefaßt und waren für diesmal gerettet.

Damit es und Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo mußte ſich gerade um dieſe Zeit ein engliſcher Sprachmeiſter melden, welcher ſich anheiſchig machte, innerhalb vier Wochen, einen jeden der nicht ganz roh in Sprachen ſey, die Engliſche zu lehren und ihn ſo weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar; die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entſchied ſo: auf der Stelle den Verſuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schweſter bei dem erpedirten Meiſter Lection. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer ſtieß von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er ſich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, ſo kam er von Zeit zu Zeit nachzuſehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die erſten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gefaßt, und ſtets uns den übrigen als Muſter aufführen zu können.

Zu Gefolg von dieſem Beginn meines Vaters eine neue Sorgfalt, daß auch das Engliſche bündig in der Reihe der übrigen Sprachbemühungen blieb. Nun bekenne ich, daß es mir immer läſtiger wurde, bald aus dieſer bald aus jener Grammatik oder Vocabelſammlung, bald aus dieſem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen, und ſo meinen Unterricht an den Gegenſtänden zuſammen mit den Stunden zu vertzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Der älteſte Bruder giebt in gutem Deutſch Bericht von allerlei Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in einem frauenzimmerlichen Styl, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, angeſtäbt wie nachher Siegwart getrieben wurde, erwiedert bald ihm, bald den andern Geſchwiſtern, was ſie theils von häuslichen Verhältniſſen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder ſtudirt Theologie und ſchreibt ein ſehr fermiſtes Latein, dem er manchmal ein Griechiſches Poſtſcript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angeſtellt, ward natürlich die Engliſche Correſpondenz in Arbeit, ſo wie einem jüngern der ſich in Marſeille aufhielt, die Franzöſiſche. Zum Italiäniſchen fand ſich ein Muſicus auf ſeinem erſten Ausflug in die Welt, und der jüngſte, eine Art von naſeweiſem Reſtaurateichen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeſchnitten waren, ſich aufs Judendeutſch gelegt, und brachte durch ſeine ſeltſamen Einfälle die übrigen in Verzweiflung, und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für dieſe wunderliche Form ſuchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geſchwiſter ſich aufhielten, ſtudirte, und zu jenen trockenen Localitäten allerlei Menſchlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Perſonen und ihrer Beſchäftigung einige Verwandtſchaft hatten. Auf dieſe Weiſe wurden meine Extemporienbücher viel voluminöſer; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr was mir an eigenem Vorrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn ſie einmal im Gange ſind, kein Ende und keine Grenzen haben, ſo ging es auch hier: denn indem ich mir das bereits Jugendkunſtes zuzueignen und es eben ſo gut zu ſchreiben ſuchte, als ich es leſen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräiſchen fehle, wovon ſich das mehrere verbeutete und verzerrte allein anlernte und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich erklärte daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräiſch zu lernen, und betrieb ſehr lebhaft ſeine Einwilligung; denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich ſagen, daß zum Verſtändniß des alten Teſtaments ſo wie des neuen die Grundkenntniß nöthig wären. Das letzte las ich ganz deutſch, weil die ſogenannten Evangelien und Epiſteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche recitirt, überſetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Eben ſo hatte ich es nun auch mit dem alten Teſtamente zu halten, das mir wegen ſeiner Eigenthümlichkeit ganz beſonders von jeher zugeſagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas bald that, beſchloß den Rector unſeres Gymnaſiums, Doctor Albrecht, um Privatſtunden zu erſuchen, die er mir wöchentlich ſo lange geben ſollte, bis ich von einer ſo einfachen Sprache das Nöthigſte gefaßt hätte; denn er hoffte, ſie werde, wo nicht in kurzer, doch wenigſtens in verzweifelter Zeit als die Engliſche ſich abthun laſſen.

Der Rector Albrecht war eine der originalſten Figuren von der Welt. Klein, nicht lang aber breit, unförmlich ohne verwachſen zu ſeyn, hart von Reden mit Ehrerbeit und Perrücke. Sein über alle Begriffe rigides Geſicht war dennoch zu einem ſarkaſtiſchen Lächeln verzogen, wobei ſeine Augen immer groß blieben, und obgleich roth doch immer leuchtend und geiſtreich waren. Er wohnte in dem alten Kloſter zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnaſiums. Ich hatte ſchon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal beſucht, und die langen dunkeln Gänge, die in Wiſſenszimmer verwandelten Cellen, das unterirdiſche ſteinerne und winkelhafte Local mit ſchauerlichem Behagen durchkrochen. Ohne mir anders zu ſeyn, examinirte er mich ſo oft er mich ſah, und lobte und cumulirte mich. Eines Tages, bei der Translocation nach Jeruſalems Frauen, ſah er mich als einen aufwärtigen Zuſchauer, während er

die silberne praemia virtutis et diligentiae austheilte, nicht weit von seinem Katheder stehen. Ich mochte gar sehnlich nach dem Beutelchen blicken, und weis dem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen solchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich andre diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der übertaupt den Sonderling und zwar in einer auffallenden Weise spielte. Er hatte als Schulmann einen sehr guten Ruf und verstand sein Handwerk, ob ihm gleich das Alter solches auszuüben nicht mehr ganz gestattete. Aber bei nahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er sich durch größere Umstände gehindert, und wie ich schon früher wußte, war er mehr mit dem Consistorium, mit den Scholarchen, noch den Geistlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das sich zum Auffassen auf Fehler und Mängel und zur Satyre hinneigte, ließ er sowohl in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian fast der einzige Schriftsteller war, den er las und schätzte, so würzte er alles, was er sagte und schrieb, mit beigemengten Ingredienzien.

Glücklicherweise für diejenigen, mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direct zu Werke, sondern sprudelte nur mit Bezügen, Anspielungen, classischen Stellen und biblischen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Dabei war sein mündlicher Vortrag (er las seine Reden jedesmal ab) unangenehm, unverständlich, und über alles dies seß manchmal durch einen Husten, öfters aber durch ein dohles baucherschütterndes Lachen unterbrochen, womit er die bedeutenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Diesen seltsamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um 6 Uhr zu ihm, und fühlte immer ein beimliches Behagen, wenn sich die Klingelthüre hinter mir schloß und ich nun den langen düstern Klostergang durchzuwandeln hatte. Wir saßen in seiner Bibliothek an einem mit Wachstuch beschlagenen Tische; ein sehr durchlesener Lucian kam nie von seiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einfluß zur Sache; denn mein Lehrer kannte gewisse sybillische Anmerkungen, und was es denn mit dem Hebräischen eigentlich sollte, nicht anzubringen. Ich versicherte ihn die Absicht auf das Judendeutsch, und sprach vom besserem Verständniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meinte, ich solle schon zufrieden seyn, wenn ich nur lesen lernte. Dies verdroß mich im Stillen, und ich nahm alle meine Kunstsamkeit zusammen, als es an die Buchstaben kam. Ich fand ein Alphabet das ungefähr dem Griechischen zur Seite ging, dessen Gestalten sämtlich, dessen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren. Ich hatte dies alles sehr bald begriffen und behalten, und dachte es sollte nun ans Lesen gehen. Daß dieses von der rechten zur linken Seite geschehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchstäbchen und Zeichen hervor, von Punkten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vocale vorstellen sollten, worüber ich mich um so mehr verwunderte, als sie in dem größern Alphabete offenbar Vocale bedeuten, und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu seyn schienen. Auch ward erklärt, daß die jüdische Nation, so lange sie gebildet, wirklich sich mit jenen ersten Zeichen begnügt und seine andere Art zu schreiben und zu lesen gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf diesem altertümlichen, wie mir schien bequemeren Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas streng: man müsse nach der Grammatik verfahren wie sie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Lesen ohne diese Punkte und Striche sey eine sehr schwere Aufgabe, und könne nur von Gelehrten und den Gelehrtesten geleistet werden. Ich mußte mich alle bequemen und diese kleinen Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verworrner. Nun setzten einige der ersten gröbern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgewornen doch ja nicht unsonst daselben möchten. Dann sollten sie einmal wieder einen leisen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Widerlage dienen. Zuletzt aber, wenn man sich alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen sowohl als der kleinen Personagen in den Ruhestand versetzt, so daß das Auge immer sehr viel und die Lippe sehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige was mir dem Inhalt nach schon bekannt war, in einem fremden taubermelischen Idiom herplotzern sollte, wobei mir denn ein gewisses Mißtrau und Vorgefühl als ein unerwünschtes nicht wenig empfinden wurde, so kam ich gewissermaßen von der Sache ganz ab, und amüsirte mich auf eine kindische Weise an den seltsamen Namen dieser gebäuschen Zeichen. Da waren Kaiser, Könige und Herzoge, die als Accente die und da beminirend, mich nicht wenig unterbrielten. Aber auch diese schalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch sodaß gehalten, daß mir beim Lesen. Uebersehen. Wiederholen. Auswendiglernen der Inhalt des Buchs um so lebhafter entgegentrat, und dieser war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn schon vorher waren mir die Widersprüche der Ueberlieferung mit den Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen, und ich hatte meine Haußlehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon still stand, in manche Noth versetzt; gewisser anderer Unwahrscheinlichkeiten und Inconsequenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräischen Meister zu werden, mit dem alten Testament ausschließlich beschäftigte, und solches nicht mehr in Luthers Uebersetzung, sondern in der wörtlichen beigedruckten Versionen des Sebastian Schmidt, den mir mein Vater sogleich angeschafft hatte, durchstudirte. Hier fanden unsere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, südenthalt zu werden. Lesen. Exponiren. Grammatisch Aufschreiben und Hersagen von Wörtern dauerte selten eine völlige halbe Stunde: denn ich fing sogleich an auf den Sinn der Sache loszugehen, und da wir gleich noch in dem ersten Buche Mosis befangen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir und den spätern Büchern im Sinne lagen. Anfangs suchte der gute Alte mich von solchen Abschweifungen zurückzuführen; zuletzt aber schien es ihm selbst zu unterhalten. Er kam nach seiner nicht auch dem Husten und Lachen, und wiewohl er sich sehr bückte mir eine Auskunft zu geben, die ihn hätte convenmittiren können, so trieb meine Zudringlichkeit doch nicht nach: ja da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen als die Auflösung derselben zu erfahren, so wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch sein Betragen zu berechtigen schien. Uebrigens konnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein über das

andere Mal mit seinen dauschschütternden Lachen ausbrach: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge.“

Indessen mochte ihm meine, die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende, kindische Lebhaftigkeit doch ziemlich ernsthaft und einiger Handhabe werth geschienen haben. Er vermied mich daher nach einiger Zeit auf das große Englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand, und in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war. Die Ueberlegung hatte durch die großen Bemühungen deutscher Gottgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verschiedenen Meinungen waren angeführt, und zuletzt eine Art von Vermittelung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menschenverstand einigermaßen neben einander bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit beygebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen, blätterte in seinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkung machte, war sein gewöhnliches Lachen alles wodurch er meinen Scharfsinn erweiterte. In den langen Sommertagen ließ er mich sitzen so lange ich lesen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Der Mensch mag sich wenden wohin er will, er mag unternehmen was er auch sey, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften selbst, endigten zuletzt damit, daß von jenem frühen und viel gerühmten Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, so wie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorstand.

Dieser kleine Raum sollte den Ursprung und das Wachsthum des Menschengeschlechts eben; von dorther sollten die ersten und einzelnen Nachrichten der Urgeschichte zu uns gelangen, und ein solches Local sollte zugleich so einfach und sabtlich, als mannigfaltig und zu den wundersamsten Wanderungen und Ansiedlungen geeignet, vor unserer Einbildungskraft liegen. Hier zwischen vier benannten Flüssen, war aus der zanken zu bewohnenden Erde ein kleiner, überall anmuthiger Raum dem jugendlichen Menschen ausgesondert. Hier sollte er seine ersten Zustände entwickeln, und hier sollte ihm zugleich das Loos bestimmt sein seiner ganzen Nachkommenschaft beschieden war, seine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß strebte. Das Paradies war verschwunden, Menschen mehrten und verschlimmerten sich; die an die Ufern dieses Gewässers noch nicht gewohnten Thiere wurden unschädlich und vermischten sich zum Grund aus. Nur wenige wurden aus der allgemeinen Ueberschwemmung gerettet; und kaum hatte sich diese greuliche Fluth verlaufen, als der bekannte paradiesische Boden schon wieder vor den Blicken der dankbaren Gerettem lag.

Zwey Flüsse von vieren, Euphrat und Tigris, flossen noch in ihren Betten. Der Name des ersten blieb; den andern schien sein Lauf zu bezeichnen. Gewaltige Spuren des Paradieses waren nach einer so großen Umwälzung nicht zu fordern gewesen. Das erneute Menschengeschlecht ging von hier zum zweiten Mal aus; es fand Gelegenheit sich auf alle Arten zu nähren und zu beschäftigen, am meisten aber große Heerden zahmer Geschöpfe um sich zu versammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Diese Lebensweise, so wie die Vermehrung der Stämme, nöthigte die Völker bald sich von einander zu entfernen. Sie konnten sich sogleich nicht entschließen, ihre Verwandten und Freunde für immer fahren zu lassen; sie kamen auf den Gedanken einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweisen sollte. Aber dieser Versuch mißlang wie jener erste Bestreben. Sie sollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig seyn. Die Einen verwirrten sie, der Bau unterblieb, die Menschen zerstreuten sich; die Welt war bevölkert, aber entzweit.

Unser Blick, unser Antheil bleibt aber noch immer an dieser Gegenden gehestet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der so glücklich ist, seinen Nachkommen einen entschiedenen Charakter aufzuprägen und sie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen, und bei allem Glücks und Unglückswechsel zusammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Westen. Die Wüste setzt seinem Zug kein entschiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet sich in den schönen mittäglichen Gegenden von Palästina. Dieses Land war schon früher in Besitz genommen und ziemlich bevölkert. Berge, nicht allzu hoch aber steinig und unfruchtbar, Wüsten von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedelungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Anhöhen des großen Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menschen nicht auf den Grad ausgebildet, bedürftigend und thätig, um sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Hirten sich kaum hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hielt sich Abraham auf. Sein Bruder Lot ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Ihre ganze Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu bald abnimmt, und dessen Erzeugnisse sich nie mehr mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unversehens eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte kehrt mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Genossenschaft die eigene Nahrung verkümmert hat. Die beiden nahrlosen Brüder ziehen nach Aegypten, und so ist auf der Scheidlinie vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sahen wir die Erde bevölkert und in diesem Raume einen bekannten, den Hirtern geläufigen, und schon mit gewissen Mauern und Burgen und Städten hin und wiederziehen und sie in kurzer Zeit auch reichlichste vermehren. Die Brüder trennen sich zurück; allein gewinnt durch die außerordentliche Noth, lassen sie den Entschluß, sich von einander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittäglichen Kanaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen dem Hain Mamre bleibt, zieht sich Lot nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft rühm genug ist, dem Jordan einen unterirdischen Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Asphaltsees einen trockenen Boden zu gewinnen, und als ein zweites Paradies erscheinen kann und muß; um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben als

Weinlinge und Treuler berühtigt, und dadurch auf ein bequemes und üppiges Leben schließen lassen. Sie wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erscheinen auch als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Auf diesen stillen Bezirken, von diesen Hirtenhütten, die mit den Hammlichen umgeben dürfen, sie als Gäste bewirthen und manche Zwiesprache mit ihnen halten werden wir genöthigt, den Blick abermals gegen Osten zu wenden, und an die Verfassung der Nehemoth zu denken, die im ganzen wohl der einzelnen Verfassung von Canaan gleichen mochte.

Familien hatten zusammen; sie vereinigten sich, und die Landschaft der Stämme wird durch das Local bestimmt, daß sie sich zusammen haben oder zusammen. Auf den Gebirgen, die ihr Wasser nach dem Tigris hinunterschicken, finden wir kriegerische Völker, die schon sehr früh auf jene Bilderverehrer und Weltbeherrscher hindeuten, und in einem für jene Zeiten ungeheuren Zeitzug und ein Vorspiel tätiger Ereignisse geben. Kedor Laomer, König von Elam, wirft schon mächtig auf Verbündete. Er bezwingt lange Zeit: denn schon zwölf Jahre vor Abrahams Ankunft in Canaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüsteten sich zum Kriege. Wir finden sie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrscheinlich auch Abraham nach Canaan gezogen. Die Völker an der linken und unteren Seite des Jordans wurden bezwungen. Kedor Laomer richtet seinen Zug südwärts nach den Pfützen der Wüste, fohann sich nordwärts wendend, schlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Canaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, schlägt und zerstreut sie, und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um seinen Siegeszug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeschleppten befindet sich auch Lot, der das Schicksal des Landes theilt, worin er als Gast sich befindet. Abraham vernimmt es, und hier sehen wir sogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er rafft seine Knechte zusammen, theilt sie in Haufen, fällt auf den bedeutendsten Beuteweg, verwirrt die Siegsharten, die im Rücken keinen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt seinen Bruder und dessen Habe, nebst manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch diesen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichsam von dem Lande Besitz. Den Einwohnern erscheint er als Bezwinger, als Retter, und durch seine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, segnend Melchisedek der König und Priester.

Nun werden die Weissagungen einer unendlichen Nachkommenschaft erneut, sie gehen immer weiter ins Weite. Vom Wasser des Euphrat bis zum Fluß Aegyptens werden ihm die sämmtlichen Landstreden versprochen; aber noch steht es mit seinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er ist achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig: sie will nach orientalischer Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum ist Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum ist Hoffnung zu einem Segne sie zeigt sich der Zwiespalt im Hause. Die Frau beginnt ihrer eigenen Beschlüsse übel gereut, und Hagar flieht, um bei andern Herden einen bessern Zustand zu finden. Nicht ohne höhern Rath kehrt sie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham ist nun neunundneunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenschaft werden noch immer wiederholt, so daß am Ende beide Gatten sie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Isaak zu Theil wird.

Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtentheils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genöthigt, und so sehen und auch die Eben der Erzväter zu eigenen Betrachtungen Anlaß. Es ist, als ob die Gottheiten, welche das Schicksal der Menschen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereignisse jeder Art hier gleichsam im Vorbilde hätten darstellen wollen. Abraham, so lange Jahre mit einer schönen, von vielen umworbenen Frau in kinderloser Ehe, findet sich in seinem hundertsten als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in diesem Augenblick ist sein Hausfriede gestört. Zwei Frauen neben einander, so wie zwei Söhne von zwei Müttern gegen einander über, vertragen sich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Gesetz, Herkommen und Meinung weniger begünstigt ist, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; beide werden entlassen und Hagar genöthigt, den Weg, den sie auf einer freiwilligen Flucht eingeschlagen, nunmehr wieder mit Thränen anzutreten, anfangs, wie es scheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der sie früher zurückgewiesen, rettet sie auch dießmal, damit Ismael auch zu einem großen Volk werde, und die unwahrscheinliche aller Verheißungen selbst über ihre Gränzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwei Eltern in Jahren und ein einziger geliebter hoffnungsvoller Sohn: hier sollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdisches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmlischen bereiten dem Erzvater noch die schwerste Prüfung. Doch von dieser können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzustellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entspringen, und sich eine lebendere geoffenbarte daraus entwickeln, so waren die Länder, in denen bisher unsere Einbildungskraft verweilte, die Lebensweise, die Menschenart wohl am geschicktesten dazu, wenige sind finden wir nicht, daß in der ganzen Welt sich etwas ähnlich günstiges und bestreit hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß sie früher in den menschlichen Gemüthe entsprungen, gehört viel Zartheit der Gesinnung; denn sie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Vorsehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine lebendere Religion, eine von der Gottheit selbst dem Menschen gegebene, führt den Glauben an eine lebendige Vorsehung mit sich: die das göttliche Wesen gewissen begünstigten Menschen Familien, Stämmen und Völkern zusagt. Dieß scheint sich schwer auf dem Innern des Menschen zu entwickeln. Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgschaft aus uralter Zeit.

Sollen sie es haben, daß die israelitische Ueberlieferung gleich die ersten Männer, welche dieser besondern Vorsehung vertrauen, als Glaubenshelden darstellt, welche von jenem reinen Wesen, dem sie sich unbedingt ergeben, alle und jede Gottes eben so bündlings beteigen, als sie ohne zu zweifeln die

spätern Erfüllungen seiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine besondere, gesteigerte Religion den Beruf zum Grunde legt, daß einer mehr von den Göttern begünstigt sein könne als der andere, so entspringt sie auch vorzüglich aus der Anerkennung der Zustände. Nahe verwandt scheinen sich die ersten Menschen, aber ihre Beschäftigungen trennten sie bald. Der Jäger war der steifste von allen; aus ihm entwickelte sich der Krieger und der Herrscher. Der Theil der den Acker baute, sich der Erde verschrieb, Wohnungen und Scheuern aufführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte sich schon etwas bücken, weil sein Zustand Dauer und Sicherheit versprach. Dem Hirten an seiner Stelle schien der ungemessenste Zustand so wie ein gränzenloser Besitz zu Theil geworden. Die Vermehrung der Heerden ging ins Unendliche, und der Raum der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drei Stände scheinen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehen zu haben; und wie der Hirte dem Städter ein Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge, und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Cyzeiter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen Breite und Freiheit, das Gewölbe des Himmels unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen, ihren Gefährten Erdabendheit, und sie bekannten mehr als der thätige verwandte Jäger, mehr als der starre sorgfältige ackerbauende Ackermann, den unerschütterlichen Glauben, daß ein Gott ihnen zur Seite stehe, daß er die Wunde, an deren Anblick nehme, sie führe auch selbst.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Gesinnungslehre übergehen. So merkwürdig sieben und breiter auch die Nationen der Cyzeiter erscheint, so gehen doch Glaube und Meinung und Gesinnungsart hindurch, auf welcher der Mensch herauskommt, aber worein er wieder verfallen kann.

Daß der Haß sich durch das Blut durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwischen den Reihen der Gefallenen einen Frieden schließt, läßt sich wohl denken; daß man einen so durch gemeinschaftliche Thiere ein Bündniß zu befestigen glaubte, findet auch dem verschiedensten; auch daß man die Götter, die man doch immer als Partei, als Widersacher über sich Bestand anfah, durch Geblütetes versöhnen, sie versöhnen, sie gewinnen könne, über diese Vorstellungsart hat man sich gleichfalls nicht zu verwundern. Dieses wird aber bei den Opfern klarer, und betrachten die Art, wie sie in jener Urzeit dargebracht wurden, so finden wir einen einfachen, für uns ganz widersinnigen Gebrauch, der wahrscheinlich auch aus dem Kriege hergenommen. Diesen nämlich: die gesperrten Thiere jeder Art, und wenn ihrer noch so viel zu wimmeln wurden, mußten in zwei Hälften zerhauen, an zwei Seiten gelegt werden, und in der Straße hindurchgehen befanden sich diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund schließen wollten.

Wunderbar und abenteuerlich geht durch jene rohere Welt noch ein anderer schrecklicher Zug, daß alles was geweiht, was verlobt war, sterben mußte: wahrscheinlich auch ein auf den Feinden überragener Kriegsbrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die sich gewaltsam wehrt, wird mit einem solchen Gelübde gedroht; sie geht über, durch Sturm oder Sonst; man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schicksal. Uebereilter und übertriebener Weise werden, bestimmter oder unbestimmter, der gesammte Besitz den Göttern entgegenen, und es kommen die, welche man schonen möchte, in einer so nächsten, die eigenen Kinder, in den Fall als Sühnopfer einen solchen Wahnsinn zu büßen.

In dem sanften, wahrhaft menschlichen Charakter Abrahams konnte eine so barbarische Anschauungsweise nicht entsprungen; aber die Götter, welche manchmal um und zu versuchen, jene Eigenschaften hervorzulocken scheinen, die der Mensch ihnen anzudichten geneigt ist, befehlen ihm das Ungeheure. Er soll seinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und wenn es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur schlachten und verbrennen, sondern ihn in zwei Stücke theilen, und zwischen seinen rauchenden Eingeweiden sich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und Sträuben schickt Abraham sich an, den Befehl zu vollziehen: den Göttern ist der Wille hinreichend. Man sah Abrahams Prüfungen verüber: denn weiter konnten sie nicht gesteigert werden. Aber Sara starb, und dieß giebt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Canaan vornehmlich Besitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dieß ist das erste Mal, daß er sich nach einem Eigenthum auf dieser Erde umsieht. Eine zweifache Höhle gegen den Hain Mamre mag er sich schon früher ausgesucht haben. Diese kauft er mit dem daran stoßenden Acker, und die Form Rechtens, die er dabei beobachtet, zeigt wie wichtig ihm dieser Besitz ist. Er war es auch, mehr als er sich vielleicht selbst denken konnte: denn er seine Söhne und Enkel sollten daselbst ruhen, und der nächste Abraham auf das ganze Land, so wie die innehabende Neigung seiner Nachkommenschaft sich hier zu versammeln, dadurch am eigentlichsten begründet werden.

Von nun an gehen die mannigfaltigen Familienbegebenheiten entwickelnd vor sich. Noch immer hält sich Abraham streng abgesondert von den Einwohnern, und wenn Ismael, der Sohn einer Aegyptierin, auch eine Tochter dieses Landes geheurathet hat, so soll nun Isaak sich mit einer Stammverwandten, einer Ehenbürtigen vermählen.

Abraham sendet seinen Knecht nach Mesopotamien zu den Verwandten, die er dort zurückgelassen. Der treue Diener kommt ankommen an, und um die rechte Braut nach Hause zu nehmen, prüft er die Gemüthsart derer die Mädgen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für sich, und anerbietet reinste Reverenz auch seine Kamele. Er bekommt sie, er trinkt, er sie, die ihm nicht verlagt wird. Er führt sie in das Haus seines Herrn, und sie wird Isaak angetraut. Auch hier geht die Nachkommenschaft lange Zeit erwartet werden. Erst nach einigen Prüfungsjahren wird Rebekka gesegnet, und verliebte Zwiespalt, der in Abrahams Doppelehe von zwei Müttern entstand, entspringt hier von einer. Zwei Knaben von entgegengesetztem Sinne kämpfen sich schon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten ans Licht: der ältere behielt mehr mächtig, der jüngere hart und flug; jener wird des Vaters, dieser der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der schon bei der Geburt beginnt, setzt sich immer fort. Isaak ist ruhig und gleichmäßig über die Erstgeburt, die ihm das Schicksal zugetheilt; Jacob vergißt nicht, daß ihm sein Bruder zurückgesetzt. Aufmerksam auf jede

Gelegenheit, den erwünschten Vorteil zu gewinnen, handelt er seinem Bruder das Recht der Erstgeburt ab, und betrügt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und schwört dem Bruder den Tod, Jakob entflieht, um in dem Lande seiner Verwandten sein Glück zu versuchen.

Nun, zum ersten Mal in einer so edlen Familie erscheint ein Gleichnis, das sein Bedeutsames trägt, durch Klugheit und List die Vorteile zu erlangen, welche Natur und Zufälle ihm versagten. Es ist oft genug bemerkt und ausgesprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Expräter und andere von Gott begünstigte Männer keineswegs als Tugendbilder aufstellen wollen. Auch sie sind Menschen von den verschiedensten Charakteren, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenschaft darf solchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es ist der unerschütterliche Glaube, daß Gott sich ihrer und der Ihrigen besonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, erdenkendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns sichtlich zu machen, eine solche Ueberzeugung dringt sich einem jeden auf; ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich's mit der besondern Religion, die uns verständigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich seyn muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensthätigkeit jener Auserwerten uns hülfe Licht gesetzt wird.

Auch in diesem Glauben tritt Jakob seinen Zug an, und wenn er durch List und Betrug unsere Neigung nicht erwerben hat, so gewinnt er sie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er selbst aus dem Steuerrate wirbt, wie Esau für seinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm sollte sich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerst vollkommen entfalten; er sollte viele Söhne um sich sehen, aber auch durch sie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an List, gesinnt wie er, um dieses Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betrügt ihn, vergilt ihm, was er an seinem Bruder getan: Jakob findet eine Gattin, die er nicht liebt, in seinen Armen. Zwar, um ihn zu besänftigen, giebt Laban nach kurzer Zeit ihm die geliebte dazu, aber unter der Bedingung sieben neuer Dienstjahre; und so entspringt nun Verdruß aus Vertrug. Die nicht geliebte Gattin ist fruchtbar, die geliebte bringt keine Kinder; diese will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch diesen Vorteil. Auch sie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun ist der gute Erzvater der geplagteste Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreien, und keins von der rechten! Endlich wird auch diese beglückt, und Joseph kommt zur Welt, ein Spätling der leidenschaftlichsten Liebe. Jakobs vierzehn Dienstjahre sind um; aber Laban will ihm den ersten treusten Knecht nicht entbehren. Sie schließen neue Bedingungen und theilen sich in die Heerden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die schlechtern, gleichsam nur den Ausschuß, läßt sich Jakob gefallen. Dieser weiß aber auch hier seinen Vorteil zu wahren, und wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt, und durch eine Verwunmung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun durch Kunst und Sympathie den besten und größten Teil der Herde sich zuzueignen, und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volks Israel und ein Musterbild für seine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken wohl nicht das Kunststück doch den Erfolg. Es giebt Verdruß: Jakob flieht mit allem den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachsetzenden Laban theils durch Glück, theils durch List. Nun soll ihm Rahel noch einen Sohn schenken, sie stirbt aber in der Geburt: der Schmerzensvolle Benjamin überlebt sie, aber nun gebären Schmerz soll der Almutter bei dem anscheinenden Verlust seines Sohnes Joseph empfinden.

Vielleicht möchte jemand fragen, warum ich diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen, besonders meinem Geist-, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; weil ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wüst herging. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft, wovon jenes Mährchen ein Zeugnis ablegen mag, mich bald da bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenem morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis, und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenfämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.

Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des Israelitischen Volks verlieren sollten, fassen und nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann: Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig erscheint er und mild und klar, und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihm über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister und Unglück geschieden, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung, und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Königreiche, sodann dem Seinigen pflichtreich und nützlich. Er gleicht seinem Urvater Abraham an Ruhe und Ergebenheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Erschrockenheit. Den dem seinem Vater ihm angeflammten Eifersüchtigen übt er im Großen: es sind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt, es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzusammeln verstehet. Höchst anmuthig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins Einzelne auszumalen.

Ein solches Unternehmen, nur im Umriß angegeben, Charaktere und Begebenheiten, wie den Deutschen nicht mehr fremd. Die Personen des alten und neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und geläutertes Wesen gewonnen, das dem Knaben so wie vielen seiner Zeitgenossen behagen mußte. Von den Bodmerischen Arbeiten dieser Art kam wenig oder nichts zu ihrer oder Daniel in der Löwengrube, von Moser, machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Josephs zu bearbeiten war mir lange schon wünschenswerth gewesen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, besonders da mir seine Denkart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine poetische Behandlung sehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumalen, und durch Einschaltung von Incidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbstständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nöthig sey, und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne. Genug, ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail, und erzählte sie mir der Reihe nach auf das genauste.

Was mir diese Arbeit sehr erleichterte, war ein Umstand, der dieses Werk und überhaupt meine Anstrengungen höchst vollkommen zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Talenten, der aber durch Anstrengung und Dünkel niederkränkig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause, lebte ruhig mit der Familie und war sehr still und in sich gekehrt, und wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieser hatte seine akademischen Hefte mit großer Sorgfalt geschrieben, und sie eine fließige leserliche Hand erworben. Er beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben, und sah es gern, wenn man ihm etwas zu copiren gab; noch lieber aber, wenn man ihm dictirte, weil er sich alsdann in seine glücklichen akademischen Jahre versetzt fühlte. Meinem Vater, der seine eigentliche Hand schrieb, und dessen Deutsche Schrift klein und zitterig war, konnte nichts erwünschter seyn, und er pflegte daher, bei Besorgung einer sowohl als fremder Geschäfte, diesem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu diktiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwischenzeit alles was mir flüchtig durch den Kopf ging von einer fremden Hand auf dem Papier fixirt zu sehen, und meine Erfindungs- und Nachdenkungsgabe wurde mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens.

Um so größer Werk als jenes biblische prosaische epische Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft auf Palästina und Aegypten zurück. So ward mein Manuscript täglich um so mehr auf, als das Gedicht stückweise, wie es es mir selbst gleichsam in die Luft erzählte, auf dem Papier stand, und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeschrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war, denn es kam zu mehrer eignen Verwunderung wirklich zu Stande, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte verdanden seyen, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in ein Format mit jenem zusammengeschrieben, einem ganz artigen Quartband ankündigen würden, dem man den Titel vermischte Gedichte geben könnte; welches mir sehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter Anacreontischer Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Sylbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten, und ich doch vor allem meinem Vater etwas angenehmes zu erzeigen wünschte. Desswegen schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jüngsten Gerichts von Elias Schlegel sehr eifrig vermehrt hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi gefertigte erhielt von meinem Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntäglichen Kirchenmusiken, welche jedesmal abgesungen haben warden, fuhlte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art verfertigt hatte, eben so gut verbienten componirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigirt und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibelustigen jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderem Wohlgefallen auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern; welches er mit desto größerer Ueberzeugung that, als ich das alles nur in sogenannten Nebenstunden gefertigt hatte.

Noch ein anderer Umstand vermehrte den Hang zu diesen theologischen, oder vielmehr biblischen Studien. Der Senior des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, ein sanfter Mann, von schönem gefälligen Ansehen, welcher von seiner Gemeinde so wie der ganzen Stadt als ein exemplarischer Geistlicher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter auftrat, bei den abgesonderten Frommen nicht in bestem Ruf stand, von der Menge hingegen sich durch die Bekehrung eines bis zum Tode bösartigen Freigeistigen General verehrt und gleichsam geadelt gewann, dieser starb, und sein Nachfolger Plitt, ein großer schöner würdiger Mann, der jedoch vom Katheder erst war Professor in Marburg gewesen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, thätigte sogleich eine Art von Religions-Cursus an, dem er seine Predigten in einem gewissen methodischen Zusammenhang widmen wollte. Sonst früher, da ich den einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Eintheilung gemerkt, und konnte dann und wann mit ziemlich vollständiger Recitation einer Predigt groß thun. Da nun aber den neuen Senior manches für und wider in der Gemeine getroffen wurde, und viele dem sonderlichen Zutrauen in seine angekündigten didaktischen Predigten Lust wollten, so nahm ich mir vor sorgfältiger nachzuschreiben, welches mir um so eher gelang, als ich auf einem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen

Ein schon geringerer Versuche gemacht hatte. Ich war höchst aufmerksam und behend; in dem Augenblick daß er Amen sagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das was ich auf dem Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu diktiren, so daß ich die gesprochene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr gloriös über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tische kam, mußte die Freude theilen. Dieser war mir ersuchlich höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bei meinen öftern Besuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht nach über das was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt, nach meinem Dünkel, weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogma's zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit die dabei befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft hätte fortsetzen sollen. Die oft so blätterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt diese Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollständigkeit war, mich durch gute Worte und Versprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis austheilt, obgleich am Schlusse kaum etwas mehr als der Text, die Propositionen und die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine besondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, sollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwischen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Gegenstandes sich deutlich offenbarte. Es schien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend däuchte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreise ein Buch angefangen vorzulesen, so mußten wir es auch durchdringen, wenn wir gleich sämmtlich dabei verzweifelten, und er mitunter selbst der erste war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines solchen Winters, wo wir Bowers Geschichte der Päpste so durchgearbeitet hatten. Es war ein fürchterlicher Zustand, indem wenig oder nichts was in jenen kirchlichen Verhältnissen vorkommt, Kinder und junge Leute aufwecken kann. Indessen ist mir bei aller Unaufmerksamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorlesung soviel abgeblieben, daß ich in späteren Zeiten manches daranzuknüpfen im Stande war.

Bei allen diesen fremdartigen Beschäftigungen und Arbeiten, die so schnell auf einander folgten, daß man sich kaum besinnen konnte, ob sie zufällig und nützlich wären, verlor mein Vater seinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er suchte mein Gedächtniß, meine Gabe etwas zu fassen und zu combiniren, auf juristische Gegenstände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch, in Gestalt eines Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Institutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig, und konnte so gut den Katechesen als den Katechumen vorstehen; und wie bei dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das bedeutendste in der Bibel aufschlagen lernte, so wurde auch hier eine gleiche Bekanntschaft mit dem Corpus Juris für nöthig befunden, worin ich auch bald auf das vollkommenste bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht so rasch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht so günstig, daß er sich selbst hätte aufhelfen können, und meines Vaters Art zu denken nicht so liberal, daß sie mich angesprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegerischen Zustände, in denen wir uns seit einigen Jahren befanden, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Lesen von Geschichten und Romanen, war es uns nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gebe, in welchen die Gesetze schweigen und dem Einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. Wir waren nun heran gewachsen, und dem Säbelrasseln nach sollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich unserer Haut zu wehren, und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehn zu haben. Was den ersten Punkt betrifft, so war uns eine solche Uebung sehr angenehm: denn wir hatten uns schon längst Haurapiere von Haselstöcken, mit Körben von Weiden sauber geflochten, um die Hand zu schützen, verschaffen gewußt. Nun durften wir uns wirklich stählerne Klingen zulegen, und das Gerassel war wir damit machten, war sehr lebhaft.

Zwei Fechtmeister befanden sich in der Stadt: ein ältrer ernster Deutscher, der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging, und ein Franzose, der seinen Vortheil durch avanciren und retiriren, durch leichte flüchtige Stöße, welche stets mit einigen Ausdrehungen begleitet waren, zu erreichen suchte. Die Meinungen, welche Art die beste sey, waren getheilt. Der kleinen Gesellschaft, mit welcher ich Stunde nehmen sollte, gab man den Franzosen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen, und dabei immer in die herkömmlichen Schreiattacke auszubrechen. Mehrere von unsern Bekannten aber hatten sich zu dem deutschen Fechtmeister gewendet, und übten gerade das Gegentheil. Diese verschiedenen Arten eine so wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines jeden, daß sein Meister der bessere sey, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, so hätten die Fechtschulen ganz ernstliche Gefechte veranlaßt; denn fast ward eben so sehr mit Worten gestritten als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwischen beiden Meistern veranstaltet, dessen Erfolg ich nicht umständlich zu beschreiben brauche. Der Deutsche stand in seiner Position wie eine Mauer, paßte auf seinen Vortheil, und wußte mit Battiren und Legiren seinen Gegner ein über das andre Mal zu entwaffnen. Dieser behauptete, das sey nicht Raison, und fuhr mit seiner Bewegtheit fort, den andern in Athem zu setzen. Also brachte er den Deutschen wohl einige Stöße bei, die ihm aber selbst, wenn es Ernst gewesen wäre, in die andre Welt geholfen hätten.

Im Ganzen ward nichts entschieden, noch gehetzt, nur wendeten sich einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte schon zu viel von dem ersten Meister angenommen, daher eine geraume Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns

Renegaten weniger als mit seinen Ursachern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch schlimmer. Zufälligerweise schickte man mich im Herbst auf die Bahn, wo das ich in der Hüpfen und sechsten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantische Behandlung dieser schönen Kunst war mir höchst zuwider. Zum ersten und letzten war immer vom Schlechten die Rede, und es konnte einem doch niemand sagen, wenn denn eigentlich der Schluß der Lektion, worauf doch alles ankommen soll; denn man saß ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Bald schien der Unterricht nur auf Prellerei und Beschämung der Schülern angelegt. Vergaß man die Kunststücke eins oder anzuwenden, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, so ist Versäumnis, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obendrein ausgelacht. Dies alles mit den allerschlimmsten Manier, besonders da ich den Uebungsort selbst ganz unerträglich fand. Der garstige, große, entweder feuchte oder flammende Raum, die Kälte, der Modergeruch, alles zusammen war mir in höchsten Grade zuwider; und da der Stallmeister den andern, weil sie ihn nicht auch durch Fröhlichkeit und sonstige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geschicklichkeit beladen, immer die besten Pferde, mir aber die schlechtesten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ, und mich wie es schien hintansetzte, so brachte ich die allerverdrießlichsten Stunden über einem Geschäft hin, das eigentlich das lustigste von der Welt seyn sollte. Ja der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuständen ist mir so lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenschaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeutte Reitbahnen sorgfältig vermied, und höchstens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß wenn die Anfänge einer abscheulichen Kunst uns überliefert werden sollen, die sich auf eine peinliche und abscheuende Art geschieht. Die Uebersetzung, wie lästig und schädlich dieses sey, hat in spätern Zeiten die Erziehungsmarime aufgestellt, daß alles der Jugend auf eine leichte, lustige und bequeme Art beigebracht werden müsse; woraus denn aber auch wieder der andere Uebel und Nachtheile entsprungen sind.

Mit der Annaberung des Frühlings ward es bei uns auch wieder runiger, und wenn ich mir früher das Aufsehen der Stadt, ihrer geistlichen und weltlichen, öffentlichen und Privatgebäude zu verschaffen suchte, und besonders an dem damals noch vorhandenen Alterthümlichen das größte Vergnügen fand, so war ich nachher bemüht, durch die Lerchenfelder Exemplare und durch andre unter meines Vaters Francofurtensien befindliche Bücher und Pläne, die Personen vergangener Zeiten mir zu vergegenwärtigen; welches mir denn auch durch große Aufmerksamkeit auf das Besondere der Zeiten und Sitten, und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen schien.

Unter den alterthümlichen Resten war mir, von Kindheit an, der auf dem Brückenthurm aufgeflickte Schadel eines Staatsverbrechers merkwürdig gewesen, der von vieren oder vieren, wie die leeren eisernen Spitzen ausweisen, seit 1616 sich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachsenhausen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Thurm vor sich und der Schadel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe schon gern die Geschichte dieser Aufrührer, des Fettmilch und seiner Genossen, erzählen, wie sie mit dem Stadtregiment unzufrieden gewesen, sich gegen dasselbe empört, Meuterei angefangen, die Judenstadt geplündert und gräßliche Handel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiserlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden. Ernsterdings lag mir daran, die nähern Umstände zu erfahren, und was ich denn über Leute gewesen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzschnitten versehenen Buche erfuhr, daß zwar viele Menschen zum Tode verurtheilt, aber zuletzt auch viele Rathsherren abgesetzt worden, weil mancherlei Unordnung und sehr viel Unverantwortliches im Schwange gewesen; da ich nun die nähern Umstände vernahm, wie alles hergegangen: so bedauerte ich die unglücklichen Menschen, welche man wohl als Opfer, die einer stürmischen losern Verfassung abgethan worden, ansehen dürfte; denn von jener Zeit schrieb sich die Einrichtung her, nach welcher jeweils das alljährige Haus Limpurg, das aus einem Klub entsprungene Haus Frauenstein, ferner Juristen, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Theil nehmen sollten, das durch eine auf Venetianische Weise verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Collegien eingeschränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten sonderlich Freiheit zu behalten.

In den armungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling drängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse genannt, weil sie kaum auch etwas mehr als einer einzigen Straße besteht, welche in frühen Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklammt worden seyn. Die Enge der Stimmung, das Beklemmende, der Accent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler etwas zu schaffen unermüdet fortkommender und antretender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Mährchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die vor in Gesprieds Exemplar graphisch abgebildet gesehen, bisher vor dem jungen Gemüthe. Und es mag gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so genaue doch das große Ecrits- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogenwand, in ihrem Umfange, noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmuthwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verewigt worden.

Indessen diesem sie doch das ausverwählte Volk Gottes, und dingen, wie es nun mochte geworden seyn, zum Andenken der ältesten Zeiten andere. Anderthen waren sie ja auch Menschen, thätig, gefällig, und selbst dem Eigennutz, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man keine Achtung nicht verlagen. Uebrigens waren die Mädchen hübsch, und mochten es wohl leiden, wenn ein Christenknabe ihnen am Sabbath auf dem Straßenpflaster begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies. Aeußerst neugierig war ich dabei, ihre Ceremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Landerbüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen; denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder dahinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenstand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns auf unserm häuslichen Frieden, bald setzte ein entsetzlich großes Verbrechen, dessen Untersuchung und Bestrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verschiedenen Executionen seyn, und es ist wohl werth zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig gewesen bin. Es war der Verlag eines Frankfurtischen feinischen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte. Es hatte nämlich etwas fürchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen platzten im Feuer, und wurden durch Ofengabeln auseinander geführt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch rubten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht wenige die sich das verbotene Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publicität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihm gewöhnlich länger als billig aufbielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche angenehme Stunde durch Anlass solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen in dieser und jener Lebensweise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Ich näherte mich dadurch dieser thätigen, das Untere und Obere verbindenden Classe. Denn wenn an der einen Seite diejenigen stehen, die sich mit den einfachen und rohen Erzeugnissen beschäftigen, an der andern solche, die schon etwas verarbeitetes genießen wollen, so vermittelt der Gewerber durch Sinn und Hand, daß jene beiden etwas von einander empfangen und jeder nach seiner Art seiner Mühsale theilhaft werden kann. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gefolge und Farbe von der Beschäftigung erbielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so befestigte sich in mir das Gefühl der Menschheit wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Daseyn als die Hauptbedingung, das Uebrige aber als gleichgültig und zufällig erschien.

Da mein Vater sich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß so gleich wäre aufgezehrt worden; wie ich mich denn kaum erinnere, daß wir zusammen spazieren gefahren, und auf einem Lustorte etwas verzehrt hätten; so war er dagegen nicht karg mit Anschaffung solcher Dinge, die bei innerm Werth auch einen guten äußern Schein haben. Niemand kannte den Frieden mehr wünschen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeste Beschwerlichkeit empfand. In diesen Gesinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne mit Diamanten besetzte Dose versprochen, welche sie erhalten sollte, sobald der Friede publicirt würde. In Hoffnung dieses glücklichen Ereignisses arbeitete man schon einige Jahre an diesem Geschenk. Die Dose selbst von ziemlicher Größe ward in Hanau verfertigt; denn mit den wenigen Goldarbeitern, so wie mit den Perlfedern der Seidenmanufakt, stand mein Vater in guten Verhältnissen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweige schwebte. Der Raum für die Juwelen war gelassen, die theils an der Taube, theils auch an der Stelle wo man die Dose zu öffnen pflegt, angebracht werden sollten. Der Juwelier, dem die völlige Ausführung nebst den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hielt Lautersach und war ein geschickter munterer Mann, der wie mehrere Künstler selten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in der Figur wie sie auf dem Deckelchen angebracht werden sollten, waren zwar bald auf schwarzes Wachs gesetzt und nahmen sich ganz gut aus; allein sie wollten sich von da gar nicht ablösen, um aufs Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch so anstehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt schon die Bedingungen, besonders die Erhebung des Erbherzogs Joseph zum römischen König, genauer wissen wollte, so ward mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paarmal, ja zuletzt fast täglich den saumseligen Künstler beunden. Durch mein unablässiges Dunken und Zureden rückte die Arbeit, wie wohl langsam genug, vorwärts; denn weil sie von der Art war, daß man sie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, so fand sich immer etwas, wodurch sie verdrängt und bei Seite geschoben wurde.

Die Hauptursache dieses Benehmens indeß war eine Arbeit, die der Künstler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiser Franz eine große Neigung zu Juwelen, besonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautersach hatte eine ansehnliche Summe, und, wie sich später fand, größer als sein Vermögen, auf verschieden Edelsteine verwandt, und daraus einen Blumenstrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach seiner Form und Farbe gänzlich verwendet und das Ganze ein Kunststück geben sollte, werth in dem Schatzgewölbe eines Kaisers aufbewahrt zu stehen. Er hatte nach seiner gewöhnlichen Art mehrere Jahre daran gearbeitet, und eilte nun weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaisers zur Krönung sim. Sonst in Frankfurt erwartete, es vollständig zu machen und endlich zusammen zu bringen. Meine Lust derglichen Gegenstände kennen zu lernen, benutzte er sehr gewandt, um mich als einen Mainboten zu zerstreuen und von meinem Vorsatz abzuziehen. Er suchte mir die Kenntniß dieser Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenschaften, ihren Werth aufmerksam, so daß ich ein ganzes Besteck zuletzt aufwendig wußte, und es eben so gut wie er einem Kunden hätte anpreisend vorkommentiren können. Es ist mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wohl todtbarere aber nicht anmuthigere Steine und Prachtstücke dieser Art gesehen. Außerdem besaß er noch eine hübsche Kupferstammlung und andere Kunstwerke, über die er sich gern

unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich, als wirklich der Congreß zu Hubertsburg schon festgesetzt war, that er aus Liebe zu mir ein übriges, und die Taube zusammt den Blumen gelangte am Friedensfeste wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich bei ihm auch, um bei den Malern bestellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt, und wenig Menschen waren davon frei, daß ein Bild auf Holz gemalt einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen sey. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deswegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtsinnigen Künstler sich gerade in dieser wichtigen Sache auf den Tischler verließen. Die dünnen Bohlen wurden aufgeleimt, der Tischler mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derselben aufs genauste zu Werke gehen, und dann blieben sie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo sie genugsam austrocknen konnten. Ein solches ebenliches Brett ward dem Maler Junker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur in seiner künstlichen und zierlichen Weise darauf darstellen sollte. Es war gerade im Frühling, und ich verstumte nicht, ihm wöchentlich einigemal die schönsten Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen; welche er denn auch sogleich einschaltete, und das Ganze nach und nach aus diesen Elementen auf das freundlichste und fleißigste zusammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar so zierliches Thier nachzubilden Lust hatte, auch sie wirklich aufs genauste vorstellte, wie sie am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benagt. Mehr dergleichen unschuldige Naturgegenstände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeschafft und dargestellt, so daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein wohl schattirtes Bild beisammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden sollte, umständlich erklärte, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im einzelnen ganz gut gerathen, im ganzen aber nicht gut componirt sey, weil es so nach und nach entstanden, und er im Anfange das Verfehen begangen, sich nicht vorher einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten, so wie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hatte einordnen können. Er sann mir das während eines halben Jahrs vor meinen Augen entstandene und mir theilweise gefällige Bild umständlich durch, und wußte mich zu meiner Verwunderung vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebliebene Maus für einen Mißgriff; denn, sagte er, solche Thiere haben für viele Menschen etwas skandalöses, und man sollte sie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will. Ich hatte nun, wie es demjenigen zu gehen pflegt, der sich von einem Vorurtheile geheilt sieht und sich viel klüger dünkt als er vorher gewesen, eine wahre Verachtung gegen dieß Kunstwerk, und stimmte dem Künstler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er, nach dem Geschmack den er besaß, ein besser geformtes Gefäß und einen kunstreicher geordneten Blumenstrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiwesen zierlich und erfreulich sowohl zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch diese Tafel mußte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener schon abgebildeten, aber aus dem Gedächtniß, das ihm aber bei einer sehr langen und emsigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entschiedene Freude an dem letztern, das wirklich kunstreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anstatt mit einem mit zwei Stücken überrascht und ihm die Wahl gelassen. Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben, besonders auch den guten Willen und die Thätigkeit; entschied sich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erste, ohne über diese Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künstler ärgerlich, nahm sein zweites wohlgemaltes Bild zurück, und konnte sich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichene Tafel, worauf das erste gemalt stehe, zum Entschluß des Vaters gewiß das übrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerei gedenke, so tritt in meiner Erinnerung eine große Anstalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil sie und deren Vorsteher mich besonders an sich zog. Es war die große Maschinenfabrik, welche der Maler Roth nagel errichtet hatte: ein geschickter Künstler, der aber wohl durch seine Denkweise mehr zum Fabrikmeister als zur Kunst hinneigte. In einem sehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Maschinen gefertigt, von dem rohesten an, das mit der Egarte aufgetragen wird, und das man zu Rüstwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feinern und feinsten, auf welchen bald chinesische und phantastische, bald natürliche Blumen abgedruckt, bald Figuren, bald Landschaften durch den Pinsel geschickter Arbeiter dargestellt wurden. Diese Mannigfaltigkeit, die ins Unendliche ging, ergetzte mich sehr. Die Beschäftigung so vieler Menschen von der gemeinsten Arbeit bis zu solchen, denen man einen gewissen Kunstwerth kaum versagen konnte, war für mich höchst anziehend. In machte Bekanntschaft mit dieser Menge in einzelnen Zimmern hinter einander arbeitenden Gesellen und ältern Männern, und legte auch wohl selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Waare ging außerordentlich stark. Der damals baute, oder ein Gebäude unbaute, welche für seine Lebenszeit versorgt seyn, und diese Maschinentapeten waren allerdings unverwüstlich. Rothnagel selbst hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun, und sah in seinem Comptoir umgeben von Factoren und Handlungsdienern. Die Zeit die ihm übrig blieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er, so wie mit Gemälden die er besaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Talent sich gewinnend zu zeigen; er zog verschiedene Bürger und setzte diesen Kunstweg bis in seine spätesten Jahre fort.

Da seine Wohnung nahe am Eschenheimer Thore lag, so führte mich, wenn ich ihn besucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken welche mein Vater vor den Thoren besaß. Das eine war ein großer Baumgarten, dessen Boden als Wiese benutzt wurde, und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume und was sonst zur Erhaltung diente, sorgfältig beobachtete, obgleich das Grundstück verpachtet war. Noch mehr Beschäftigung gab ihm ein sehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Thore, westlich zwischen den Aeckern der Meinsthüer. Spatenstreiche mit großer Sorgfalt getha pflanz und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahrszeit fast kein Tag, daß nicht mein Vater

sich hinaus begab, da wir ihn denn meist begleiten durften, und so von den ersten Erzeugnissen des Frühlings bis zu den letzten des Herbstes, Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeschäften umgehen, die weil sie sich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das lustigste und am meisten erwünschte; ja es ist keine Frage, daß wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freiern Charakter giebt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unaussprechliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Seiten und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter diese Feier gern so lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gährung im Keller gaben uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein ohne es recht gewahr zu werden.

Dieser ländlichen Beßungen erfreuten wir uns im Frühling 1765 um so mehr, als uns der 15te Februar dieses Jahrs, durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens, zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der größte Theil meines Lebens verfließen sollte. Ehe ich jedoch weiter schreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenschlager, Mitglied des Hauses Frauenstein, Schöff und Schultheißen des oben erwähnten Dexter Orts, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Er hatte in seiner Jugend meisterlichen Festtrott gar wohl den angelernten Französischen Präliaten vorstellen können. Nach seinen akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan, und seine Reisen auch zu diesen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich besonders werth und sprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich interessirten. Ich war nun über, als er eben seine Erläuterung der gültigen Bullschrieb; da er mir denn den Werth und die Würde dieses Documents sehr deutlich herauszusetzen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene weiten und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige was er mir anschaulich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charaktere und Umstände und manchmal sogar mimisch darzustellen; woran er denn große Freude hatte, und durch seinen Beifall mich zur Wiederholung aufreizte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerst der fünf Bücher Mosis, sodann der Aeneide und der Metamorphosen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle, und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln; wenn ich ganz ernsthaft unversehens anhub: omne regnum in se divisum desolabitur: omnes principes ejus fures: omni sorti sorcus. Der kluge Mann schüttelte lächelnd den Kopf und sagte bedenklich: was müssen das für Zeiten gewesen seyn, in welchen der Kaiser auf einer großen Reichsversammlung seinen Fürsten dergleichen Worte ins Gesicht publiciren ließ.

Von Olenschlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man sah wenig Gesellschaft bei ihm, aber in einer geistreichen Unterhaltung war er sehr genußt, und er veranlaßte und junge Leute von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen; denn man hielt darin, daß eine solche Uebung der Jugend besonders nützlich sey. Wir gaben den Kanut von Schlegel, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schwester die Estrithe, und Ulfe dem jüngern Sohn des Hauses zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den Britannicus, denn wir sollten nebst dem Schauspieltalent auch die Sprache zur Uebung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schwester die Agrippine, und der jüngere Sohn den Britannicus. Wir wurden mehr gelobt als wir verdienten, und glaubten es noch besser gemacht zu haben, als wir gelobt wurden. Es stand ich mit dieser Familie in den besten Verhältniß, und bin ihr manches Vergnügen und eine sonnellere Entwicklung schuldig geworden.

Von Reinecf, aus einem adeligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig, ein dagrer schwarzbrauner Mann, den ich niemals lächeln gesehen. Ihm begegnete das Unglück, daß seine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Proceß, und weil die Gerichte, in ihrer Förmlichkeit, seiner Rachsucht weder schnell noch hart genug wollfahren wollten, überwarf er sich mit diesen, und es entstanden Händel aus Händeln, Processe aus Processen. Er zog sich ganz in sein Haus und einen daranstoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläufigen aber traurigen Unterstube, in die seit vielen Jahren kein Pinsel eines Tünchers, vielleicht kaum der Besen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden, und hatte mir seinen jüngern Sohn besonders empfohlen. Seine ältesten Freunde, die sich nach ihm zu richten wußten, seine Gesellschafter, seine Tischgenossen, sah er manchmal bei Tische, und unterhielt dann niemals auch mich einzuladen. Man aß sehr gut bei ihm und trank noch besser. Den Gästen erregte jedoch ein großer, aus vielen Röhren rauchender Ofen die größte Pein. Einer der Vertrautesten wagte einmal dieß zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte: ob er denn für eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aushalten könne. Er antwortete darauf, als ein weiter Thoren und Hexenkünstlerinnen: „Weiße Gott, daß wäre das größte Uebel von denen ich plagen!“ Nur sieht ließ er sich bereden, Tochter und Enkel wiederzusehen. Der Schwiegersohn durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf diesen so braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart sehr günstig: denn indem er sich gern mit mir unterhielt, und mich besonders von Welt- und Staatsverhältnissen belehrte, setzten er selbst sich erleichtert und erheitert zu fühlen. Die wenigen alten Freunde, die sich noch um ihn versammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn sie seinen vertrüglichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend einer Zerstreuung zu bereden wünschten. Wirklich fuhr er nunmehr manchmal mit uns aus, und besuchte die Gegend wieder, auf die er so viele Jahre seinen Blick gewendet hatte. Er gedachte der alten Besitzer, erzählte von ihren Charakteren und Begebenheiten, wo er sich denn immer stumm, aber doch heiter und geistreich erwies. Wir suchten ihn nun auch wieder unter andere Menschen zu bringen, welches uns aber beinah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch höherem Alter als er, war ein Herr von Malapart, ein

reicher Mann, der ein sehr schönes Haus am Roßmarkt besaß und gute Einkünfte von Salinen hatte. Auch er lebte sehr abgesondert; doch war er Sommers viel in seinem Garten vor dem Bockenheimer Thore, wo er einen sehr schönen Rettenbaum wartete und pflegte.

Von Reinecke war auch ein Rettenfreund; die Zeit des Flors war da, und es gestalten einige Anverwandten, ob man sich nicht wechselsweise besuchen wollte. Wir setzten die Sache ein und trieben es so lange, bis endlich von Reinecke sich entschied mit uns einen Sonntag Nachmittag hinaus zu fahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war sehr latonisch, ja diese pantomimisch, und man ging mit wahrhaft diplomatischem Schritt an den langen Rettengesträuchen hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich schön, und die besondern Formen und Farben der verschiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine Art von Gespräch aus, welches ganz freundlich zu werden schien; weshalb wir andern uns um so sehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den festhaltenden alten Rheinwein in geschliffenen Flaschen, schönes Obst und andere gute Dinge aufgestellt sahen. Leider aber sollten wir sie nicht genießen. Denn unglücklicherweise sah von Reinecke eine sehr schöne Reihe vor sich, die aber den Kopf etwas niedersenkte; er griff daher sehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch und bog die Blume von hinten in die Höhe, so daß er sie wohl betrachten konnte. Aber auch diese zarte Berührung verdroß den Besitzer. Von Malapart erinnerte, zwar höflich aber doch steif genug und eher etwas selbstgefällig, an das oculis non manibus. Von Reinecke hatte die Blume schon losgelassen, als auf jenes Wort gleich Feuer und sagte, mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst: es sey einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weise zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Gest wiederholte und sie noch einmal zwischen die Finger nahm. Die beiderseitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bei sich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Hasen nach dem andern laufen, dieß war unsre sprichwörtliche Redensart, wenn ein Gespräch stille unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenkt werden; allein es wollte nichts verfangen; die alten Herren waren ganz stumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reinecs möchte jenen Act wiederholen; da wäre es denn um uns alle geschehen gewesen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre Herren auseinander, indem sie seitdem bald da bald dort beschäftigten, und das Klügste war, daß wir endlich aufbrechen Anstalt machten; und so mußten wir leider den regnenden Erectenzug ungenossen mit dem Rücken ansehen.

Hofrath Häsgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deswegen seiner öffentlichen Stelle noch auch der Advocatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichen Juristen viel Vertrauen schenkte, unter fremder Firmatur ganz zulässig sowohl in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wohl seven sechzig Jahr alt, als ich mit seinem Sohne Schreibstunde hatte und dadurch ins Haus kam. Seine Gestalt war groß, lang ohne hager, breit ohne beleibt zu seyn. Sein Gesicht, nicht allein von den Blattern entstellt, sondern auch des einen Auges beraubt, sah man die erste Zeit nur mit Apprehension. Er trug auf einem hohen Haupte immer eine ganz weiße Gliedermütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damast waren durchaus sehr sauber. Er bewohnte eine gar heitre Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Mannichfaltigkeit seiner Umsetzung entsprach dieser Heiterkeit. Die größte Ordnung seiner Papiere, Bücher, Landcarten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Heinrich Sebastian, der sich durch verschiedene Schriften im Publikum bekannt gemacht, versprach in seiner Jugend wenig. Phlegmatisch, aber täppisch, nicht roh, aber doch geradezu und ohne besondere Neigung sich zu unterrichten, suchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter alles was er wünschte, erhalten konnte. Ja hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, jemehr ich ihn kennen lernte. Da er sich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, so hatte er Zeit genug sich auf andere Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und seine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Opposition stehe. Sein seiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate Scientiarum, das er mir besonders empfahl, und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung setzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt, und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder aufgeseidnt; denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gleichgewicht gebe, daß man sich von den Uebeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen thaten und trieben sah ich täglich an, und fand manches Lobenswürdige, wenn mein alter Herr keineswegs zufrieden seyn wollte. Ja, als er einmal mit die Welt ziemlich von ihrer frauenhaften Seite gescholten hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu schießen gedenke. Er drückte, wie in seinen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: „Mag in Gott entlebt' ich Fehler.“

Mein Timonischer Mentor war auch Mathematiker; aber seine praktische Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine, für damalige Zeiten wenigstens, wunderbare Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Bewegungen von Sonne und Mond anzeigte, stieß er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um zehn Uhr zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich nie bei ihm gesehen. Ausgenommen sind dem Hause stehend erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweimal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, oft noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir, als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Obristlager wollte mich zum Hofmann, Reinecke zum diplomatischen Geschäftsmann bilden; beide, besonders letzterer, suchten mir Poesie und Schriftstellerei zu verleiden. Häsgen wollte mich zum Timon seiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben; ein notwendiges Handwerk, wie er meinte, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen

regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen, und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne; letzteres jedoch sey weder besonders thunlich noch rathsam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihrem Rath, ihrem Fingerzeig zu genügen, so forderten jüngere, an Alter mir nur wenig voraus, gewitzigte mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen andern die Gebrüder Schlosser, und Griesbach. Da ich jedoch mit diesen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, so sage ich gegenwärtig nur soviel, daß sie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademische Laufbahn erbfnenden Studien gepriesen und zum Muster aufgestellt wurden, und daß jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staat und in der Kirche etwas ungemeines leisten.

Was mich betrifft, so hatte ich auch wohl im Sinne, etwas außerordentliches hervorzubringen; worin es aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erwerben sollte, so leugne ich nicht, daß mich an ein wünschenswerthes Glück dachte, dieses mir am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschien, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Fünftes Buch.

Für alle Vögel giebt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit pflegen mich von allem Rohen abzuziehen, und ob ich gleich mit den untern Volksclassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas unangenehmes, vielleicht gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug, und fühlte mich wohl manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe es anzugreifen und zu fassen.

Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr, und wenigstens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben den ich oben Pylades genannt, hatte ich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns seltner, weil unsre Eltern nicht zum besten mit einander standen; wo wir uns aber trafen, strang immer sogleich der alte freundschaftliche Zudel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern St. Gallen Thor einen sehr angenehmen Spaziergang darbieten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: „Es geht mir mit deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen die du mir neulich mittheiltest, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß du sie gemacht habest.“ — Laß es gut seyn, versetzte ich; wir wollen sie machen, uns daran ergetzen, und die andern mögen davon denken und sagen was sie wolle

„Da kommt eben der Unglückstag!“ sagte mein Freund. — Wir möchten nicht davon reden, war meine Antwort. Was hilft's, man belehrt sie doch nicht. — „Mit nichten,“ sagte der Freund, „ich kann es ihm nicht so hingehen lassen.“

Nach einer kurzen gleichgültigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzuwohlgesinnte junge Gesell nicht lassen, und sagte mit einiger Empfindlichkeit gegen jenen: „hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die ihr ihm nicht zutrauen wollt.“ — Er wird es gewiß nicht übel nehmen, versetzte jener: denn es ist ja eine Ehre die wir ihm erweisen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrsamkeit dazu gehöre, solche Verse zu machen, als er bei seiner Jugend besitzen kann. — Ich erwiederte etwas Gleichgültiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe kosten, euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht euch ein Gedicht aus dem Stegreife.“ — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der dritte fragte mich; ob ich mich wohl getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, den ein verschämtes junges Mädchen an einen Jüngling schriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — Nichts ist leichter als das, versetzte ich, wenn wir nur ein Stammbuch hätten. — Jener brachte seinen Taschenkalender hervor, worin sich weiße Blätter in Menge befanden, und ich setzte mich auf eine Bank, zu schreiben. Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es seyn müßte wenn irgend ein hübsches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Prosa oder in Versen entdecken wollte. Ich besann daher ohne Anstand meine Erklärung, und führte sie in einem zwischen dem Knittelvers und Madrigal schwebenden Sylbenmaße mit möglichster Naivetät in kurzer Zeit dergestalt aus, daß, als ich dies Gedichtchen den beiden verlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken versetzt wurde. Jenem konnte ich auf sein Verlangen das Gedicht um so weniger verweigern, als es in seinen Kalender geschrieben war, und ich das Document meiner Fähigkeiten gern in seinen Händen sah. Er fuhr unter vielen Betheuerungen von Bewunderung und Neigung, und wünschte nichts mehr als uns bisers zu besuchen, und wir machten aus, bald zusammen aufs Land zu gehen.

Unsre Partie kam zu Stande, zu der sich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittlern, ja wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte und die auch, weil sie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewisse Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt giebt es vielerlei Erwerbszweige. Sie halfen sich durch, indem sie für die Advocaten schrieben. Kinder der geringern Classe durch Haukunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialschulen zu geschehen pflegt. Mit erwachsenern Kindern, welche confirmirt werden sollten, repetirten sie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Meistern und Kaufleuten einige Wege, und thaten sich Abends, besonders aber an

Genuß und Feiertagen, auf eine singulare Weise etwas zu Gute.

Indem sie nun unterwegs meine Liebesepistel auf das beste herausstrichen, gestanden sie mir, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten; sie sey nämlich mit verstellter Hand abgeschrieben, und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben worden, der nun in der festen Ueberzeugung stehe, ein Frauenzimmer habe sich von fern den Hof gemacht, sey in ihn auf äußerste verliebt, und suche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünsche nichts mehr als ihr auf in Versen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich Geschick dazu, weshalb sie mich inständig bäten, die gewünschte Antwort selbst zu verfassen.

Mystifikationen sind und bleiben eine Unterhaltung für mäßige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine tägliche Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein Genuß für diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch auch andern hilfsam werden können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kugel. Wir hatten uns in unsern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf solchen Mystifikationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz schien mir nicht weiter zu gehen, ich willigte ein; sie theilten mir manches besondere mit, was der Brief enthalten sollte, und wir brachten ihn schon fertig mit nach Hause.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeste jener Gesellschaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es diesmal ausstatten, und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der sich so vortrefflich als poetischer Secretär erwiesen.

Wir kamen spät genug zusammen, die Mahlzeit war die fatalste, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, so drehte sie sich fast gänzlich um die Verdeutschung des gegenwärtigen, freilich nicht sehr aufgeweckten Menschen, der nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung desselben Thema's ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt ihr?“ sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Bitte guten Abend geboten: „die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?“ — Es fehlt an Wein, sagte der eine. Wenn du uns ein paar Flaschen holst, so wäre es sehr hübsch. — Thu' es, Gretchen, sagte der andere; es ist ja nur ein Kapellenruna. — „Warum nicht?“ versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch gefälliger. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien anderlesen, und man konnte der ganzen Gestalt nicht so zutrauen folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gästen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie schon wiederkam; denn der Scheinwirth wohnte nur über die Straße. — Seye dich dafür auch zu uns, sagte der eine. Sie that es, aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsere Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden; denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirthe.

Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand für im Hause zu seyen weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Ehre in die Kirche und hatte bald aufgespürt wo sie sah; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß gedankt zu haben schien. Doch es sollte das Glück mich ihr zu nähern nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebhaber, dessen poetischer Secretär ich geworden war, glauben gemacht, der in seinem Namen gefertigte Brief sey wirklich an das Frauenzimmer abgegangen worden, und zugleich seine Erwartung aufs äußerste gespannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müsse. Auch diese sollte ich schreiben, und die schalkische Gesellschaft ließ mich durch Pylades aufs inständigste ersuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunst zu verwenden, daß dieses Stück recht herrlich und vollkommen werde.

In Hoffnung meine Schöne wiederzusehen, machte ich mich sogleich ans Werk, und dachte mir nun alles was nur möglich wichtigthuend seyn würde, wenn Gretchen es nur schriebe. Ich glaubte alles so auf ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Thun hineingeschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so seyn, und mich in Empfindungen verlor, nur zu denken, daß etwas ähnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So musikalisirte ich mich selbst, indem ich meinte einen andern zum Besten zu haben, und es sollte mir dann und noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, versprach zu kommen und schilte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter ging an und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ich ihm vorlesen sollte; ich that es, und das nicht ohne Störung, indem er über das Blatt weg nach dem schönen Kinde hinsah, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, brückte ich nur besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter, der mich oft durch Liebeserklärungen unterbrochen hatte, versuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zustand, als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gut in Haus, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mann mit die gewünschten Aenderungen artikulirt und ein Zeitchen hergeschrieben hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der

Klaggesang

von der

edeln Frauen des Asan Aga

aus dem Morlackischen.

Was ist weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist k in Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er dr n an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib zu ihm zu kommen.

Mannhaft hinter dem großen Tische saßen, und prüfte die zu machenden Verbindungen auf der großen, faßt den ganzen Tisch einnehmenden Scheibe platte, mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich mancherlei notirte, ja die Gebenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang verschiedenes geschrieben und wieder ausgelöscht, als ich ungeduldig ausrief: es will nicht gehen! — „Desto besser! sagte das liebe Mädchen, mit einem gelassenen Tone; ich wünschte, es ginge gar nicht. Sie stellen sich mit solchen Händeln nicht beschäftigt." — Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafrede vor. „Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz, aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unsere jungen Leute wegen eines solchen Frevels in große Verlegenheit kamen." — Mich soll es aber thun? versetzte ich; der Brief ist geschrieben, und sie verlassen sich drauf, daß ich ihn umändern werde. — „Glauben Sie mir, verletzte sie, und ändern ihn nicht um; ja nehmen Sie ihn zurück, lieber Sie ihn ein, geben Sie fort und suchen die Sache durch Ihren Freund und Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit ihm reden; denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen als ich bin, und abhängig von diesen Verwandten, die zwar nichts böses thun, aber doch oft um der Lust und des Gewinns willen, manches mancherlei vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte; Sie haben ihn mit verstellter Hand copirt, und so mögen Sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, auf der gewiß nichts gutes und vielleicht manches unangenehme für Sie entspringen kann?" — Ich war glücklich sie in einer Folge reden zu hören; denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst, und erwiederte: Ich bin so unabhängig nicht als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu seyn, da mir das schönste fehlt, was ich wünschen dürfte.

Sie hatte mein Concept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es bald laut, gar bald und murmelte. „Das ist recht hübsch, sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe, ihre hielt: nur Schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist." — Das wäre freilich sehr wünschenswerth, rief ich aus; wie glücklich müßte der seyn, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte! — „Es gehört freilich viel dazu, versetzte sie, und doch wird manches möglich." — Zum Beispiel, fuhr ich fort, wenn jemand der Sie sehr, sehr, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte, und sie recht bringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun? — Ich sah ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mit zugeschrieben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich konnte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — „Nicht thöricht! sagte sie: das ist so was Gewisses; aber lieber, wenn's möglich ist." — Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. Niemand soll es erhalten, sagte ich, und eine Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet. — „Nun vollenden Sie die Rettung, rief sie aus; und eilen fort, ehe die andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen." Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und leise mich bittete. Die Thränen waren mir nicht weit; ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden.

Die ersten Liebeneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine gefällige Wendung. Die Natur scheint es wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Uns so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses. Je mehr sich aber mein Entzücken steigerte, desto weher that es mir, sie nicht unmittelbar besuchen, sie nicht wieder sehen und sprechen zu können; denn ich fürchtete die Verwirrung der Personen und ihre Zudringlichkeiten. Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächsten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Gesellschaft gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand sie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da sie mir anstatt vertraulich und freund zu thun, mit fremdem Gesicht entgegen kamen. Der jüngste bedeutete mich sehr freundlich, nahm mich bei der Hand und sagte: „Ihr habt uns neulich einen scheinlichen Streich gespielt, und wir waren auf euch recht böse; doch hat uns eure Entweichen und das Entwenden der poetischen Epistel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht sonst niemals aufgegangen wäre. Zur Verherrlichung möget ihr und heute bewirthen, und dabei soll ihr erfahren, was es denn ist, worauf wir uns etwas einbilden, und was euch gewiß auch Freude machen wird." Diese Anrede setzte mich in nicht geringe Verlegenheit; denn ich hatte ungefähr so viel Geld bei mir, um mir selbst und einem Freunde etwas zu Gute zu thun; aber eine Gesellschaft, und besonders eine solche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Grenzen fand, zu gastiren, war ich keineswegs eingerichtet; ja dieser Antrag verwunderte mich um so mehr, als sie sonst durchaus sehr ernsthaft darauf hielten, daß jeder nur seine Zeche bezahlte. Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der jüngere fuhr fort: „Laßt uns erst in der Laube sitzen und denn will ihr das Weitre erfahren." Wir sahen und sie sagte: „Als ihr die Liebeserklärung neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir so ganz unrecht, andern zum Verdruß und zur Gefahr, auf bloßer leichter Phantasterei, einer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unser aller Vortheil anwenden könnten. Seht, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitgedicht, sie wie auf einen Leichenscherzen. Daß ihr's mir gleich fertig schreibt, das erste bei noch acht Tage Zeit. Meint ihr die machen, welches euch ein Leichtes ist, so trattirt ihr uns zweimal, und wir bleiben auf zwölf Tage einer Schmarre." — Dieser Vorschlag gefiel mir von allen Seiten; denn ich hatte schon von Zweien auf die Sei gedichtsgedichte, deren damals in sehr Menge mehrere circulirten, so bedeutende als einträgliche Verheirathungen hingeschrieben zum Vorschein kamen.

mit einem gewiſſen Neid betrachtet, weil ich ſolche Dinge eben ſo gut, ja noch beſſer zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu prüfen, und beſonders mich getrauet zu ſehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Perſonalien, mit den Verhältniſſen der Familie bekannt; ich ging etwas ablich, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Geſellſchaft begab, und der Wein nicht geſchont wurde, ſo fing das Gedicht an zu ſtottern, und ich konnte es dieſen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen Abend Zeit, ſagten ſie, und wir wollen euch nur geſtehen, daß Hofrath, welcher vor für das Leichenarrangement erhalten, reiſet hin, und morgen noch einen luſtigen Abend zu verbringen. Kommt zu uns: denn es iſt billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf dieſen Einfall gebracht hat.“ — Meine Freude war unſäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, ſchrieb das Ganze noch vor Schlafengehen nieder und den andern Morgen ſehr ſauber und Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, ſo fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebſten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf dieſe Weiſe immer in näherer Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemein, aber doch gewöhnliche Menſchen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn ſie von den vielfachen Mitteln und Wegen ſprachen, wie man ſich etwas erwerben könne; auch erzählten ſie am liebſten von gegenwärtig ſehr reichen Leuten, die mit nichts angefangen. Andere hätten alle arme Handlungsdiener ſich ihren Patronen nothwendig gemacht, und wären endlich ja ihren Schwiegerſöhnen erhoben worden; noch andere hätten einen kleinen Kram mit Schreibtafeln und dergleichen ſo erweitert und verbeſſert, daß ſie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erſchienen. Beſonders ſollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beſtäuben- und Bürſtenbinden und die Uebernahme von allerlei Aufträgen und Beſorgungen für unbeſchäftigte Wohlhabende darchaus ernährend und einträglich ſeyn. Wir alle hörten das gern, und jeder dächte ſich etwas, wenn er ſich in dem Augenblick vorſtellte, daß in ihm ſelbſt ſo viel vorhanden ſey, nicht nur um in der Welt fortzukommen, ſondern ſogar ein auffallend deutliches Glück zu machen. Niemand ſchien dieß Geſpräch ernſthafter zu führen, als Pylades, der zuletzt geſtand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und ſich wirklich mit ihr verſprochen habe. Die Verhältniſſe ſeiner Eltern waren es nicht, daß er auf Anheirathen ſehe; er habe ſich aber einer ſehr ſchönen Handſchrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befleißigt, und wolle nun, in Hoffnung auf jenes künftige Glück ſein Möglichſtes verſuchen. Die Vettern lobten ihn deßhalb, ob ſie gleich das frühzeitige Verſprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und ſetzten hinzu, ſie möchten ihn zwar ſehr einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig noch für unternehmend genug, etwas außerordentliches zu leiſten. Indem er nun, zu ſeiner Rechtfertigung, unglaubliche außerordentliche, was er ſich zu leiſten getraute und wie er es anzufangen gedenke, ſo wurden die Übrigen auch angeregt, und jeder fing nun an zu erzählen, was er ſchon vermöge, was, treiben, welchen Weg er zurückgelegt und was er zunächſt vor ſich ſehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich ſollte nun auch meine Lebensweiſe und Ausſichten darſtellen, und indem ich mich beſann, ſagte Pylades: „Das einzige behalte ich mir vor, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile ſeiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Märchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in lauter Augenblick, ſagte ich, daß ihr mir die Kunſtſtadt erhaltet, welche mir zugewieſen für den Anfang gemacht habe. Wenn ihr mir nach und nach den Verdienſt der ſämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht theilt verſtehen ſen, ſo will ich ſchon zu etwas kommen. Allbann müßt ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in einer Handwerk pfuſche. Worauf ich einen denn vererzählte, was ich mir aus ihren Beſchäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls tüchtig hielt. Ein jeder hatte vorher ſein Verdienſt zu Gelde angeſchlagen, und ich erſuchte ſie, mir auch zu Fertigung meines Punkt behülflich zu ſeyn. Gretchen hatte alles Bisherige ſehr aufmerkſam mit angehört, und zwar in der Stellung die ſie ſehr gut kleidete, ſie mochte nun ſtehen oder ſprechen. Sie ſaßte mit beiden Händen ihre übereinander geſchlagenen Arme und lehnte ſie auf den Rand des Tiſches. Sie konnte ſie lange ſitzen, ohne etwas anderes als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geſchah. Sie hatte manchmal ein Mährchen mit eingeſprochen und über vieles und jenes, wenn wir in unſern Einrichtungen ſtocken, nachgeholfen; dann war ſie aber wieder ſtill und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ ſie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Beyrag und Rath ausſprechen, kann man ſich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem was ich ſagte einen Anſchein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich ſelbſt einen Augenblick täuſchte, mich ſo abgeſondert und plötzlich machte, wie mein Mährchen mich vornehme, und mich dann in der Anſicht ſie zu beſitzen höchſt glücklich fühlte. Pylades hatte ſeine Confeſſion mit der Heirath geendigt, und bei uns andern war nun auch die Frage, ob wir es in unſern Plänen ſo weit getrieben hätten. Ich zweifle ganz und gar nicht daran, ſagte ich: denn eigentlich iſt einem jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hauſe zu bewahren und mit zu genießen zu laſſen, was wir von außen auf eine ſo wunderliche Weiſe zuſammenſtellen. Ich machte die Schilderung von einer Gattin, wie ich ſie wünſchte, und es mußte faſtlich zugegangen ſeyn, wenn ſie nicht Gretchens vollkommenſt Ebenbild geweſen wäre.

Das Leichenarrangement war vergeſſen, das Hochzeitgedicht fand nun auch vollſtändig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu ſehen und neben ihr zu ſeyn, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Weſens. Jene hatten ſich eben ſo an mich gewöhnt, und wir waren faſt täglich zuſammen, als wenn es nicht anders ſeyn könnte. Pylades hatte indeſſen ſeine Sache auch in das Hand gebracht, und ſeine Braut verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Braut leute, obgleich noch ſehr im Keime, verbargen doch

nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab niemanden die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam sobald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, so wie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen niemanden weiter ausüben sehen.

Eine der unterhaltigsten und zugleich unterbrochensten Lustpartien, die ich mit verschiedenen Gesellschaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchster Marktschiff setzten, die darin eingepackten seltsamen Passagiere beobachteten und uns bald mit diesem bald mit jenem, wie uns Lust oder Muthwille trieb, scherzhaft und neckend einließen. Zu Höchst stiegen wir aus, wo zu gleicher Zeit das Marktschiff von Mainz eintraf. In einem Gasthofe fand man eine gut besetzte Tafel, wo die besseren der Auf- und Abfahrenden mit einander speisten und alsdann jeder seine Fahrt weiter fortsetzte; denn beide Gefäße gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagskressen hinauf nach Frankfurt und hatten in sehr großer Gesellschaft die wohleingerichtete Wasserfahrt gemacht, die nur mäßig war. Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vetter in diesen Zug unternommen, als am Tisch in Höchst sich ein junger Mann zu uns gesellte, der etwas älter als wir seyn mochte. Jene kannten ihn und er ließ sich mir vorstellen. Er hatte in seinem Wesen etwas sehr gefälliges, ohne sonst ausgezeichnet zu seyn. Von Mainz heraufgekommen fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück, und unterhielt sich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtwesen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet schien. Als wir uns trennten, empfahl er sich mir und fügte hinzu: er wünsche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er er sich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht was er damit sagen wollte, aber die Vettern klärten mich nach einigen Tagen auf; sie sprachen gutes von ihm und erfuchten mich um ein Vorwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen sey, zu welcher dieser Freund gern gelangen möchte. Ich entschuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge gemischt hatte; allein sie setzten mir so lange zu, bis ich mich es zu thun entschloß. Hatte ich doch schon manchmal bemerkt, daß bei solchen Kommissionsgegenständen, welche leider oft als Gratialsachen betrachtet werden, die Vorsprache der Großmutter über einer Tante nicht ohne Wirkung gewesen. Ich war so weit herangewachsen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deßhalb überwand ich meinen Freunden zu lieb, welche sich auf alle Weise für eine solche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Scrupulantenheit eines Enkels, und übernahm es, ein Bittschreiben das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tische, als der Großvater in seinem Garten beschäftigt war, um so mehr als der Herbst heranrückte, und ich ihm allenthalben behülflich zu seyn suchte, trachte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittschreiben hervor. Er sah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menschen kenne? Ich erzählte ihm im allgemeinen was zu sagen war, und er ließ es dabei bewenden. „Wenn er Verdienst hat und sonst ein gutes Zeugniß hat, so will ich ihm um seinet- und deinetwillen günstig seyn.“ Mehr sagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann, und sich dagegen mit Nähen beschäftigte und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon abgenommen hatten und der Winter herantrat. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich sie einige Mal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand, und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sey. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich ihr bei einer Galanterie-Händlerin sogenannte Italiänische Blumen zu holen. Sie wurden in Kübleru gemacht, waren klein und niedlich. Myrten besonders, Zwergbuchs und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigenthümerin begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und blühend, und unter einer seidnen Mantille sehr wohl gebaut schien. Ich kannte leicht an ihr eine Gehülfin erkennen, denn sie war beschäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Putzhändlerin zeigte mir den langen Kasten mit einzelnen mannigfaltigen Blumen vor; ich besah sie, und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster: aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sey Gretchen selbst. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unsre Bekanntschaft nicht verrathen sollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerin in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer selbst hätte thun können. Ich hatte wirklich seine Wahl, denn ich war auf äußerste verwirrt, und zugleich lichte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, dessen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieser Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren, und suchte mir elendbändig einen ganzen Pappenkasten voll Blumen aus, den ich meiner Schwester vorstellen und sie selbst sollte wählen lassen. Sie wurde ich zum Laden gleichsam hinausgetrieben, indem sie den Kasten durch ihr Mädchen vorausschickte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es sey nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joseph zum Römischen König gewählt und gekrönt werden solle. Ein so höchst bedeutendes Ereigniß müsse man nicht unvorbereitet erwarten, und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbei gehen lassen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlcapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen, und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das hübsche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Festkleide, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen Römischen

Archiv hin und wieder schwatzte. Für diesen Abend war es unmöglich sie zu sehen, und ich durchmachte eine sehr unruhige Nacht. Das gefürchtete Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu besuchen. Sie ließ mir, indem sie mich ansah, aber ich getraute mich nicht vor den andern etwas zu erwähnen. Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an und sagte: „Es ist unbillig, daß ihr unserm Freunde nicht vertrauet was in diesen Tagen von uns beschlossen worden.“ Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unserer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weiblich Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vortheilhaft anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eben eine Gehülfin brauche. Man sey mit der Frau einig geworden, sie gehe täglich so viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müsse sie dort, um des Anstandes willen, sich zu einem gewissen Anzug bequemen, den sie aber jederzeit zurücklasse, weil er zu ihrem übrigen Leben und Wesen sich gar nicht schicken wolle. Durch diese Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübsche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wissen, wo die saloune Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken, und suchte meine eifersüchtige Sorge im Stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der längere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gegenbesuch hervortrat, mir die Personalien erzählte und sogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Disposition des Gedichtes anschicken möchte. Er hatte schon einigemal über die Behandlung einer solchen Aufgabe mit mir gesprochen, und wie ich in solchen Fällen sehr redselig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an diesen Dingen theoretisch ist, umständlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab und meine eigenen und fremden Arbeiten dieser Art als Beispiele benutzte. Der junge Mensch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetischer Ader, und nun ging er so sehr ins einzelne und wollte von allem Rechenschaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: Siehst es doch aus, als wollte ihr mir ins Handwerk greifen und mir die Kundschaft entziehen. — „Ich will es nicht leugnen.“ sagte jener lächelnd: „denn ich thue euch dadurch keinen Schaden. Wie lange werd's währen, so geht ihr auf die Akademie, und bis dahin laßt mich noch immer etwas bei euch profitiren.“ — Herzlich gern, versetzte ich, und munterte ihn auf, selbst eine Disposition zu machen, ein Spidermask nach dem Charakter des Gegenstandes zu wählen, und was etwa sonst noch nöthig scheinen mochte. Er ging mit Ernst an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran so viel umschreiben, daß ich es leichter und besser von vorn herein selbst geleistet hätte. Dieses Lehren und Lernen jedoch, dieses Mittheilen, diese Wechselarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm Theil daran und hatte manchen artigen Einfall, so daß wir alle vergnügt, ja man darf sagen glücklich waren. Sie arbeitete des Tags bei der Putzmacherin; Abends kamen wir gewöhnlich zusammen, und unsre Zufriedenheit wurde selbst dadurch nicht gestört, daß es mit den Beschäftigungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fortwollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Protest zurückkam, weil es dem Besteller nicht gefiel. Indeß trösteten wir uns, weil wir es gerade für unsere beste Arbeit hielten, und jenen für einen schlechten Kenner erklärten, der sie verwarf. Der Vetter, der ein für allemal etwas lernen wollte, verantaßte nunmehr singirte Aufgaben, bei deren Auflösung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da sie nichts einbrachten, unsre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen staatsrechtlichen Gegenstande, der Wahl und Krönung eines Römischen Königs, wollte es nun immer mehr Ernst werden. Der ausführliche auf Augsburg im October 1763 ausgefertigte Reichsgutachten war nach und nach Frankfurt verlegt, und sowohl zu Ende dieß Jahrs als zu Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche dieß wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzleipersonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläufiges Edict, das uns von dem Bevorstehenden benachrichtigte, und den Bürgern ein gelegenheits und den Umständen angemessenes Betragen einschärfte. Bei Rath wurden große Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsdurchmarschmeister vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unser Haus lag im churpfälzischen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichen Einquartierung zu versehen. Der mittlere Stock, welchen einmals Graf Thorane inne gehabt, wurde einem churpfälzischen Cavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal, Nürnbergischer Gesandtschaftsrath, den obersten Stock eingenommen hatte, so waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzosen zusammengedrängt. Dieß brachte mir zu einem neuen Verdruß unter den Hausse, daß ich die meiste Zeit bei Tage auf der Straße zuzubringen, um das was öffentlich zu sehen war, ins Auge zu fassen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhause sehenswerth geschienen, nachdem die Ankunft der Gesandten einen nach dem andern und ihre erste, sodann Gesammtausfahrt den 16ten Februar stattgefunden, so bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiserlichen Commissarien und deren Aufzahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geschah. Die wichtige Persönlichkeit des Fürsten von Liechtenstein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen seyen schon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch diese Wahl und Krönung werde schwerlich an Glanz jener von Carl dem Siebenten gleich kommen. Wir sängern sichen und das gefallen was wir vor Augen hatten, und dünkte alles sehr gut und manches setzte uns in Erstaunen.

Der Wahlconvent war endlich auf den 1ten März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechselseitigen Ceremonialbesuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpassen, weil wir nicht nur gaffen, sondern alles wohl bemerken sollten, um zu Hause gehörig Rechenschaft zu geben, a manchen kleinen Anstand auszufechten, worüber sich mein Vater und Herr von Königsthal, theils

zu unserer Uebung, theils zu eigner Nutz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dieß zu besonderm Vortheil, indem ich über das Aeußerliche so ziemlich ein lebendiges Maß- und Ordnungsstatarium vorstellen konnte.

Die Persönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächst die des Churmainzischen ersten Botschafters, Barons von Erthal, nachmaligen Churfürsten. Ohne irgend etwas auffallendes in der Gestalt zu haben, wollte er mir in seinem schwarzen, mit Spitzen besetzten Talar immer gar wohlgefallen. Der zweite Botschafter, Baron von Breslau, war ein wohlgebauter, im Aeußern heiterer, aber höchst anständig sich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen sehr behaglichen Eindruck. Fürst Esterhazy, der Böhmische Gesandte, war nicht groß aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anständig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine besondere Neigung zu ihm, weil er mich an den Marschall von Broglie erinnerte. Doch verschwand gewissermaßen die Gestalt und Würde dieser trefflichen Personen über dem Vorurtheil, das man für den Brandenburgischen Gesandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieser Mann, der durch eine gewisse Dürftigkeit, sowohl in eigner Kleidung, als in Livreen und Equipagen sich auszeichnete, war vom siebenjährigen Kriege her als diplomatischer Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notorius April, der ihm die gegen seinen König erganene Aechtserklärung von einigen Zeugen begleitet zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: Was! Er insinuiren? die Treppe hinunterzuwerfen oder werfen lassen. Das erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungnen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er auftrat. Es entstand jedesmal eine Art von freudem Zittern, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt hätte. Einst Becker zugerufen hätte. So hoch stand der König, und alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunst der Menge, unter der sich außer den Frankfurtischen Deutsche aus allen Gegenden befanden.

Einerseits hatte ich an diesen Dingen manche Lust: weil alles was vorging, es mochte seyn von welcher Art es wollte, doch immer eine gewisse Neugierde verbarg, irgend ein innres Verhältniß anzeigte, und solche symbolische Ceremonien das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher bewußt verschüttete deutsche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darstellten; andererseits aber konnte ich mir ein gewisses Mißbehagen nicht verbergen. Wenn ich nun zu Hause die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abschreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber standen, die sich das Gleichgewicht hielten, und nur in so fern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beschränken gedachten; daß jedermann sich nur in so fern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern, und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte. Ja man war dießmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweiten, vor seiner Heftigkeit und seinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinen Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit: denn sie hatten so viel mit Einholen der vornehmen Gäste, mit Bedienten, mit Complimentiren, mit Ueberreichung von Geschenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im ganzen wie im einzelnen sich immer zu wehren, zu widersetzen und zu protestiren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will, und ihm wenige von denen die er anspricht, beistehen oder zu Hülfe kommen. Genug wir trat alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersnerischen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner, gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch daher, daß sich die Stadt nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Personen anfüllt. Vergebens werden die Edicte von Zeiten der Stadt an die Pforte schlagen der freien verstatteten goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geschäft Verordneten und ihre Begleiter, sondern manche Standes- und andre Personen, die aus Neugier oder zu Privatzwecken herankommen, stehen unter Protection, und die Frage: wer eigentlich einquartiert wird und wer selbst sich eine Wohnung miethen soll? ist nicht immer sogleich entschieden. Das Gewimmel wächst, und selbst diejenigen die nichts dabei zu leisten oder zu verantworten haben, fangen an sich unbehaglich zu fühlen.

Selbst wir jungen Leute, die wir das alles wohl mit ansehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unsere Augen, für unsere Einbildungskraft. Die Spanischen Mantelkleider, die großen Federbüsche der Gesandten und die uns da noch einigen andere gaben wohl ein hohe altertümliches Ansehen; manches dagegen war wieder so bald neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, bisher sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Hereise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden, daß die Churfürstlichen Collegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlcapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27sten März festgesetzt sey. Nun ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Churfürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indessen betrieb ich meine Kanzellistenarbeit zu Hause sehr lebhaft, und wurde dabei freilich mancherlei stylistische Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen, und bei der neuen Capitulation berücksichtigt werden sollten. Jeder Stand wollte in diesem Document seine Gerechtsame gewahrt und sein Ansehen vermehrt wissen. Gar viele seltsame Bemerkungen und Wünsche wurden jedoch bei Seite gelegen; vieles blieb wie es gewesen war: gleichwohl erhielten die Momenten die dürftigsten Verbesserungen, daß ihnen jene Uebergebung keineswegs zum Präjudiz gereichen sollte.

Sehr vielen und gefährlichen Geschäften mußte sich indessen das Reichsmarschallamt unterziehen: die Masse der Fremden wuchs, es wurde immer schwieriger sie unterzubringen. Ueber die Gränzen der verschiedenen Churfürstlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magistrat wollte von den Bürgern die Lasten abwälzen, zu denen sie nicht verpflichtet seien, und so gab es bei Tag und bei Nacht stündliche Beschwerden, Recurse, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Churfürsten von Mainz erfolgte den 24sten März. Hier fing nun das Kameniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals beläuft werden sollten. Wichtig in der Reihe der Ceremonien

war dieſe Feſtlichkeit: denn alle die Männer, die wir bisher auftreten ſahen, waren, ſo hoch ſie auch ſtanden, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erſchien ein Souverän, ein ſelbſtſtändiger Fürſt, der Erſte nach dem Kaiſer, von einem großen, ſeiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieſes Einzugs würde ich hier manches zu erzählen haben, wenn ich nicht ſpäter wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bei einer Gelegenheit, die niemand leicht erraten ſollte.

An demſelben Tage nämlich kam Lavater, auf ſeinem Rückwege von Berlin nach Hauſe begriffen, durch Frankfurt, und ſah dieſe Feierlichkeit mit an. Da nun gleich ſolche weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindeſten Werth hatten, ſo mochte doch dieſer Tag mit ſeiner Pracht und allem Beiwerken deutlich in ſeine ſehr lebhafte Einbildungskraft ſich eingedrückt haben: denn nach mehreren Jahren, als mir dieſer vorzügliche, aber eigene Mann eine poetiſche Paraphraſe, ich glaube der Offenbarung Sanct Johannis, mittheilte, fand ich den Einzug des Allerheiligſten Schritt vor Schritt, Geſtalt vor Geſtalt, Umſtand vor Umſtand, den Einzug des Churfürſten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, hergeſtalt daß ſogar die Quaſten an den Köpfen der Zaumpferde nicht fehlten. Es wird ſich mehr davon ſagen laſſen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Diskrankheit gelange, durch welche man die alte und neuteſtamentlichen Myſterien dem Anſchauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man ſie völlig ins moderne transferirte, und ihnen auf dem gegenwärtigen Leben, es ſey nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie dieſe Behandlungsart ſich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls künftig die Rede ſeyn; doch bemerke ich hier ſoviel, daß ſie weiter als durch Lavater und ſeine Nachfolger wohl nicht getrieben worden. Indem einer derſelben die heiligen drei Könige, wie ſie zu Bethlehem eintreten, ſo modern ſkulptirte, daß die Fürſten und Herren, welche Lavatern zu beſuchen pflegten, perſönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir laſſen alſo für dießmal den Churfürſten Emmerich Joſeph ſo zu ſagen incognito im Compoſtell eintreffen, und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge ſich verlief, von Pylades und ſeiner Schweſter begleitet, indem dieſe drei ſchienen nun unzertrennlich zu ſeyn) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als ſchon ausgemacht war, daß wir dieſen Abend zuſammen zubringen wollten, und ich fand mich bei Zeiten ein. Die gewöhnliche Geſellſchaft war beiſammen, und jedes hatte etwas zu erzählen, zu ſagen, zu bemerken; wie denn dem einen dieß, dem andern jenes am meiſten aufgefallen war. „Nur Reden,“ ſagte Gretchen zuletzt, „machen mich faſt noch verworrener als die Begebenheiten dieſer Tage ſelbſt. Was ich geſehen, kann ich nicht zuſammennehmen, und möchte von manchem gar zu gern wiſſen, wie es ſich verhält.“ Ich verſetzte, daß es mir ein leichtes ſey, ihre kleinen Dienſt zu erzeigen. Sie ſolle nur ſagen, wofür ſie ſich eigentlich intereſſire. Dieß that ſie, und indem ich ihre einigen erklären wollte, fand ſich's, daß es beſſer wäre in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unſchicklich dieſe Feierlichkeiten und Functionen mit einem Schauſpiel, wo der Vorhang nach Belieben heraufgezogen würde, indeſſen die Schauſpieler fortſpielten, dann werde er wieder aufgezogen und der Zuſchauer thune an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder Theil nehmen. Weil ich nun ſehr redſelig war, wenn man mich gewähren ließ, ſo erzählte ich alles vom Anfang an bis auf den heutigen Tag, in der beſten Ordnung, und vergaß nicht, am meinen Vortrag anſchaulicher zu machen, mich bei vorhandenen Griffeln und der großen Schreibtafel zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechtfahrereien der andern wenig geſtört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit ans Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgeſetzte Aufmerkſamkeit ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und bemerkte, nach ihrem Ausdruck, alle dieſelben, die von den Sachen dieſer Welt unterrichtet ſeyen und wüßten wie dieſes und jenes zugehe und was es zu bedeuten habe. Sie wünſchte ſich ein Knabe zu ſeyn, und wußte mit rechter Freundlichkeit anzuerkennen, daß ſie mir ſogern manche Belehrung ſchuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe wäre,“ ſagte ſie, „ſo wollten wir auf Univerſitäten zuſammen etwas rechtes lernen.“ Das Geſpräch ward in der Art fortgeführt. Sie ſetzte ſich der ſtimmt vor, Unterricht im Franzöſiſchen zu nehmen, deſſen Unerläßlichkeit ſie im Leben der Vorbereitung wohl gewahr worden. Ich fragte ſie, warum ſie nicht mehr verdorben gehe: denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage über zu Geſellen, am Leben vorbei gegangen, um ſie nur einen Augenblick zu ſehen. Sie erklärte mir, daß ſie in dieſer unruhigen Zeit ſich dort nicht hätte aufſetzen wollen. Deßhalb ſah die Stadt wieder in ihrem vorigen Zuſtande, ſo daß ſie auch wieder hingehen.

Nun war von dem nächſt bevorſtehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläufig zu erzählen, und meine Demonſtration durch umſtändliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterſtützen; wie ich denn den Raum des Conclave mit ſeinen Altären, Thronen, Seſſeln und Tiſchen vollkommen gegenwärtig hatte. — Wir ſchieden zu rechter Zeit und mit ſonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen harmoniſch gebildet iſt, kann nichts zu einer ſchönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrbaft iſt. Es entſteht daraus ein ſo gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erfüllt in dem den Schüler ihres geiſtigen Daſeyns, und er in ihr ein Geiſtbild, das nicht der Natur, dem Zufall, oder einem einſeitigen Wollen, ſondern einem beiderſeitigen Willen ſeine Vollendung verdankt; und beide Wechſelwirkung iſt ſo ſüß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ſeit dem alten und neuen Adelard, und einem ſolchen Zuſammentreffen zweier Weſen, die gemüthlichſten Leidenſchaften und ſo viel Glück als Unglück entſprungen ſind.

Gleich den nächſten Tag war große Bewegung in der Stadt, wegen der Wahlen und Gegenwahlen, welche nunmehr mit dem größten Ceremoniel abgehalten wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger beſonders intereſſirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, die Militär, die Bürgerſchaft, nicht etwa durch Repräſentanten, ſondern perſönlich und in Maſſe leiſteten: erſt auf dem großen Römerſaale der Magiſtrat und die Stadtoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die ſämmtliche Bürgerſchaft nach ihren verſchiedenen Graden, Abtheilungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinweſen mit Einem Blick überſchauen, verſammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit, und bei dem bevorſtehenden großen Werke

unverbrüchliche Ruhe angelobten. Nun waren auch Chur-Trier und Churcöln in Person angekommen. Am Vorabend des Montags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich ordentlich hergegangen; die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; man aber sollte wie sie, auch weiter Reise, zu Pferde setzen. Der Anlauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in den Römer, den ich, wie eine Maus den heimischen Kornboden, genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Hauptausgang gelangte, vor welchem die Churfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlgezäumten Rosse waren mit reich gestickten Waldecken überhangen und auf alle Weise aufgeputzt. Churfürst Emmerich Joseph, ein stattlicher beleibter Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese retten mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschaften der anwesenden weltlichen Churfürsten in ihren goldstickenen, mit Gold durchstochenen gelben Sammetröcken reich belegten Spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl, besonders weil den die großen Federn von den allerstolzesten aufgekrempten Hüten aufs prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und niedlichen Schuhe. Wir hätten Haidukenstiefeln, so gelben als man gewollt, Sandalen oder Bottinen gewünscht, um nur ein etwas consequenteres Costum zu erblicken.

Im Betragen unterschied sich auch hier der Gesandte von Pfalz wieder vor allen andern. Er zeigte sich lebhaft und munter, und saß vor der ganzen Ceremonie nicht sonderlich sicher zu Pferde. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich auf's Pferd schwingen konnte, und er deshalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, entblickt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich dann sehr behend hinaufschwang und von nun abermals als ein wichtiger Negotiante Frankreichs des Zweifels bewundert wurde.

Nun war für und der Verlauf wieder gelassen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch hier mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Pfarrkirchen hatten sich ins Allerbeschränkteste zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedeutenden Wahlhandlung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Joseph's des Zweiten, der zum Römischen König ausgerufen wurde.

Der Zubrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alle Gasse und ging in Gastzimmern, so daß man zuletzt nur die ganz gelassenen Anglise bemerkenswerth fand. Kaiser und König waren eben in Hausmannskamm, einem graflich Schönbornischen Schlosse, angelangt und wurden dort herrschaftlich bewirthet und wohlgemuth gehalten; die Stadt aber feierte diese wichtige Epoche durch allgemeine Feste sämmtlicher Bezirksmeister, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite zu Begleitung des Te Deum, durch musikalische Kanonirten.

Hätte man alle diese öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang bis hierher als ein übertäfeltes Kunstwerk angesehen, so würde man nicht viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; Gänge fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Churfürsten von Mainz, welcher aufführlicher zu beschreiben wie abgethan war prächtig und imposant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen gewaltigen Weltherrschers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um ihm Ehrenpunkte des Reichs die gebührige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein andres, ein Prachtgezelt, worin sich die sämmtlichen Churfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen die Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte und nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzuordnen. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach überstandenem Empfange bestiegen sich die Churfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zulauf des Volks, durch mancherlei bei verkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrscherz ankündigten. Was einem Fremden sonst besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, wo der Souverain so vielen Souveränen und ihren Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverain erschien; denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug. Reuperde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm. Berittene und Offizianten, Pauker und Trompeter, Dienerschaft des Raths, von Rathsdienern in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran schlossen sich die drei Compagnien der Bürgercavallerie, sehr wohl berittene, die wir von Jugend auf bei Einholung hoher Gäste und andern öffentlichen Gelegenheiten gesehen hatten. Wir erfreuten uns an dem Blitzen dieser Ehre und an dem Hundertfaltigen derselben einer Souveränität, welche augenblicklich in vollem Glanz erschien. Die vor Gulden Gefolge des Reichserbmarschalls und der von den sechs weltlichen Churfürsten abgeordneten Wahlgesandten folgten sodann schrittweise daher. Keins derselben bestand aus weniger denn zwanzig Personen und zwei Staatswagen; bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Churfürsten war

nun immer im Steigen; die Bürgerin und Hausoffizianten schienen unzählig. Churcölln und Churs Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Churs Mainz allein eben so viel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus auf's prächtigste gekleidet, die Herren in den Campagnen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrerbietig anzusehen, und gedrängte mit allen Ordnungsliebern, zu erscheinen. Das Gefolg der kaiserlichen Majestät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitknechte, Stallknaben und Vorreiter zogen aller Augen auf sich, und schienen sämtlich Gastspielmäßige Gastwagen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des Oberstallmeisters, Oberstjägermeisters, Oberstallmeisters beschäftigen mit großem Prunk diese Abtheilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vorrath seyn sollte.

Nun aber concentrirte sich die Reihe, indem sie Pferde und Pracht steigerten, immer mehr. Denn unter einer aufgewälzten Begleitung eigener Handthierschaft, die meistens zu Fuß, wenige zu Pferde, erschienen die Wahlbotschafter so wie die Churfürsten in Person, nach aufsteigender Ordnung, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Churs Mainz thürigten jetzt kaiserliche Kanzler, eine andere zog Colln, und den Beschluß die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lasirung, Schnitzwerk und Vergoldung aufgeziert, mit rothem gestickten Sammt oben und inwendig besetzt, Thür und Fang bemerkt Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter in alter ihrer Herrlichkeit betreten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, damit er sich recht vervielfältigt, damit er sich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war lange Gassenbreiten, über die Brücke, die Fahrgasse, setzend die Zeile hinunter gegangen, und wendete sich nun der innern Stadt durch die Catharinenpforte, ein ehemaliges Thor, und seit Erweiterung der Stadt ein reiner Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt, seit einer Reihe von Jahren, sich immer mehr in die Höhe und Breite aufgehoben. Man hatte gemessen und gefunden, daß in so vielen Thorweg, durch welchen so manches Jahrh und Kaiser aus- und eingezogen, der jetzige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinem Schmuck und andern Bequemlichkeiten anzustoßen, nicht durchkommen könne. Man berathschlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entschied man sich das Pflaster aufzureißen, und eine kurze Ab- und Auffahrt zu veranstalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen aufgerichtet, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anstoß und Gefahr daran nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieses trübsame Gefüg mit so vielfachem Anfall sich und näherte, auf die hohen Personen und ihre Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Pflanzenschmuck zu wenden; besonders aber fielen uns die wunderlichen, bald auf den Pferden sitzenden, Knechte und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen, schwarz- und gelbkammelnen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, vom kaiserlicher Hofstatt. Man drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Trabant Hall, das Gefolge Sowert anhängt in der rechten Hand hatten, die Hellebardiere als Anführer der kaiserlichen Garden hinter dem Wagen rollend. Die kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Leibtrabanten selbst, in schwarzsammenen Hellebarden, die Räder reich mit Gold gebrämt, darunter rothe Leinwand und lederfarbene Camisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kann von dieser ganzen Pracht und Herrlichkeit gar nicht zu viel sagen, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Reitknechte der Churfürsten kaum bemerkt wurden, ja wir hätten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unsern Magistrat, der in feyerlich gravitätischen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Rathsschreiber mit den Stadtinsignien auf rothsammetnen Kissen hätten in Anonymen nehmen wollen. Daß unsere Stadtgenossen Compagnie bei Ende hatte, daß sie auch diesmal gut genug, und wir schätzen uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentag beyzeiten erbaut.

Wir hatten in einem Haus Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er auch dem Zuschauen, etwas selbst wieder an sich vorbei machte. Das Gottesdienst, der Musik, der Ceremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Verträge und Verpflichtungen waren in Kürze, Chor und Conclave so viel, bis es zur Beschwörung der Wahlcapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen, und auf die Gesundheit des alten und jungen Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gelächter verlor sich indeß, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die ernsthafte Zeit, und es schien nicht an besserer Personen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigstens in Absicht auf ein gewisses mehrere lichtes Interesse und einer lebendigeren Theilnahme, welche habe vorgewaltet. Im Traum des Ersten Krönung war noch nicht alles so aufgemacht, wie gegenwärtig; der Briefe war noch nicht abgefertigt, Frankreich, Churs Brandenburg und Churs Pfalz widersetzten sich der Wahl; die Truppen des thätigen Kaisers standen bei Heidelberg, wo er sein Hauptquartier hatte, und daß wären die von Kaden bestimmenden Reichs-Insassen von den Pflügern weggenommen worden. Indessen unterhandelte man hier, und indem von beiden Seiten die Sache nicht aufs Aeußerste, Maria Theresia selbst, obgleich in gefangenen Umständen, gemeint, um die endlich durchgesetzte Krönung ihres Gemahls in Person zu sehen. Sie traf in Klosterneuburg ein und hielten eine Jagd, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, hielt seiner Gemahlin zu begegnen, allein er kommt zu spät, sie ist schon abgefahren. Ungeduldig wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erkennt sich bisher überraschenden Zusammenstandt. Das Mißverstehen davon verbreitet sich sogleich, und alle Welt nimmt Theil an diesem herrlichen, mit Kindern reich gesegneten Ehepaar, das seit seiner Verbindung so ungetrennlich gewesen, daß sie sonst einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz zusammen an der Venetianischen Gränze Quarantäne halten müssen. Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel verwillkommt, sie betritt den Gasthof zum Römischen Kaiser, nehmen auf der Bornheimer Heide das große Zelt, zum Empfang ihres Gemahls, errichtet ist. Dort findet sie von den geistlichen

Churfürsten von Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Umzug begann, und was man an Vollständigkeit und Pracht abgeben mag, erfüllt reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie stand auf dem Balcon des wohlgelegenen Hauses und begrüßt mit Anstand und Handbewegungen ihren Gemahl: das Volk jauchzte ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie sieht will, als seines Gleichen, und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und prophezeyt und denke sich man es erfüllt an dem erlauchtesten Paare, dem jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, und auf den die Welt, bey den hohen Eigenschaften die er ausübte, die größten Hoffnungen setzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von denen die den Werth einer Neuigkeit einsehen, und sie deswegen bereits sie zuerst zu verkündigen. Sie wußten auch einen schönen menschlichen Zug dieser hohen Personen zu erzählen, die wir so eben in dem größten Prunk vorbeyziehen gesehen. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs zwischen Heusenstamm und jenem großen Gerüste, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Decret der Churfürsten, das Franzen zum Kaiser ernannte, nach Heidelberg überbrachte, und die erhaltenen trefflichen Gesetzentwürfe, mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese beyden Personen standen in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah. Der Zug ward indessen auf eine unschickliche Weise begleitet, und wir jungen Leute sind einigemal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unsern Augen vorbeyzog; und wir konnten das Einzelne näher betrachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung; kein Bild alle und jede, denen es zustimmt und von denen es gefordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufmerksamkeit gemacht und sich einzeln beschieden dargestellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofstaat einer jeden der hohen Gegenwärtigen ganz benennen im einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichs-Insignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, so mußten sie auf freiem Felde den halben Tag bis in die späte Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Gleichheitsstreitigkeit zwischen Churs-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Sachsenhausen, und somit war die Sache für diesmal abgethan.

In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu copiren; selten wollte und sollte man alles, und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so seltsam gewesen war. Von dem was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstag zu erwarten sey, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung versprochen. Der große Tag nahte heran: ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr sagen sollte, als was eigentlich zu sagen sey; ich verarbeitete alles was mir unter die Augen und unter die Kanzleyfeder kam, nur gesondert zu diesem nächsten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch einen Abend ziemlich früh ihre Wohnung, und that mir sodann im voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein diesmaliger Vortrag noch viel besser als der erste unvorbereitete gelungen sollte. Allein gar oft pflegt uns selbst, und andern durch uns, ein angenehmlicher Anlaß mehr Freude als der entschiedenste Vortrag nicht zu gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich diejenige Gesellschaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie saßen fein drin zu spielen; nur Gretchen und der jüngere Bettler hielten sich zu mir und der Schelmtasel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß sie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe, und ihr dieses einzige Schauspiel zu Theil geworden sey. Sie dankte mir aufs verbindlichste, daß ich für sie zu sorgen gewußt, und ihr selber durch Poladen allerley Einlaße mittelst Billette, Anweisungen, Freunde und Fürsprache zu verschaffen die Aufmerksamkeit gehabt.

Von den Reichs-Kleinodien hörte sie gern erzählen. Ich versprach ihr, daß wir diese wo möglich zusammen sehen wollten. Sie machte einige scherzhafte Anmerkungen, als sie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo sie den Zeremonienbeten des Krönungstages zusehen würde, und machte sie aufmerksam auf alles was bevorstand, und was besonders von ihrem Platze gesehen werden konnte.

So vergaben wir an die Zeit zu denken; es war schon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweise den Hausschlüssel nicht bey mir hatte. Ohne das geringste Aufsehen zu erregen konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende, sagte sie, ist es das beste, die Gesellschaft bleibt beysammen.“ Die Betten und jene Fremden hatten schon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man diese für die Nacht unterbringen sollte. Die Sache war bald entschieden; Gretchen ging um Kaffee zu kochen, nachdem sie, weil die Lichter aufzubrennen drohten, eine große messingene Lampe mit Docht und Oel versehen und angezündet hatten gebracht hatte.

Der Kaffee diente für einige Stunden zur Erquickung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus, die Mutter schlief im großen Sessel; die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort. Poladen und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Bettler, gegen uns über am Schreibtische sitzend, hatte seine Arme vor sich übereinandergeschlagen und schlief mit aufliegendem Gesichte. Ich saß in der Zeitstrecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich überwannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein, wachend, in der wunderlichen Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu bewältigen wußte. Ich

schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurecht; sie war liebenswürdiger als je, und drückte mir als im Scherz gar derblich die Hände. Ich stellte mich einen Umweg nach unserm Hause: denn an der Seite, nach dem kleinen Hirschgraben zu, hatte sich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenster, nicht ohne Widerspruch des Nachbarn, angelegt. Diese Stelle vermieden wir, wenn wir nach Hause kommend von ihm nicht bemerkt seyn wollten. Meine Mutter, deren Neugierde und immer zu Gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Aufgehen meiner zu besondern gesucht, und ich empfand also von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im ganzen genommen machte diese unendlich mannigfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur sehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Interesse als das Aeußere der Gegenstände genau zu bemerken, kein Geschäft als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich fertig den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen, und keine andere Ansicht als nur alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja ich beschrieb oft, indem ein solcher Zug vorbei ging, diesen Zug bald laut vor mir selbst, um mich alles Einzelnen zu versichern, und dieser Aufmerksamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der andern.

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Personen vorgestellt; aber theils hatte niemand Zeit sich um andere zu bekümmern, und theils wußte auch ältere nicht gleich, wie sie sich mit einem jungen Menschen unterhalten und ihn prüfen sollen. Ja von meiner Seite war auch nicht sonderlich geschickt mich den Leuten bemerklich darzustellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunst, aber nicht ihren Beifall. Was mich beschäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch andern gemäß seyn könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still, und schien entweder zudringlich oder steif, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen; und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und besonnten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anfahrten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Gränder, weißen Wein bluen und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Außerschätzt zu einem Haufen lag hart der Leder, hier stand die große Bretterspitze, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hindrebte, wo ein neuer Auftritt erschien, und etwas besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Erumglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit alter, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzbefohlenthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Bereduung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Erzbischof Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten und wohl denken können.

Vor unsern Augen führen indessen die Gesandten auf den Römer, und welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlanker gebildeter Herr, den die Spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federbut und die gestickten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch sie mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu verschiedenen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Man zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichs-Insignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im Spanischen Habit, bestiegen gleichfalls ihre Rosse, und indem beide gesalbt, hat sie und der vorangehenden mannichfache Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den sämtlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Edelleuten und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in Spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür erbauet und ein Brettergang aufgerichtet werden, welchen der auf dem Dom zurückkehrende Zug besperren sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses sieht man und in der Folge gar gern von denen

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bey den Meinen.“

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.
Ängstlich folgen ihr zwey liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asans Rosse,
„Ist dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehret die Gemahlinn Asans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner
Schwester!
„Mich verstoßen! Mutter dieser fünfe!“

erzählten, die manchen andern aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichen Tage den wir erlebten, mit voller Kücke verlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und ächte Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Schaudergerüste die fertig geworfene und mit rothgelbe und weißen Tuch überzogene Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sogleich angekommen, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten: denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen sey wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der festlichen Verkleidung aus dem Dom zurückgekommen, und sie ihn so zu sagen als ein Geschenk Carls des Großen vorgestellt, habe er wie zum Schwur beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehgattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin ihrem Gemahl zu begrüßen, das Sonnyfinch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks auf höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden wollen.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die vorherstehn des langen Zugs, welcher über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nun zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Churfürsten die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Sodalen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Gelaute der Glocken aus dem Tempel trat, und ein Herrlich und entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt der erdrückende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungeheures Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen, Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angefallen werden sollte. Es geschah dieß, um manchen bei solchem Auftritten unvermeidlichen Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Volks zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, öffneten das Tuch von der Brücke, wickelten es bauschweise zusammen und warfen es in die Luft. Dadurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Instrität der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge nunmehr an die große Römerfläche, wo die auf der Ferne angekommene so verachtete als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl belegt waren, und ich kam glücklich unmittelbar eben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbhängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochnen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten heraus. Vater und Sohn waren wie Menschenaugen überein getrieben. Des Kaisers Hauskornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich gestickt, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel, seinen wohl an die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein freundlich würdiges Gesicht paßte nach seinem Gewandstücken mit den Kleinodien Carls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Ansehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht leugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gemäßere Gestalt, um der gänzlichern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pferden des großen Saals hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab und zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Sonnyfest

dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein förmliches Staatsspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne stattliche Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes geknäultes Gerüst, und ein Streitbeil in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, serenirte hinein, schwenkte das Gerüst überwärts, streifte es ab und ritt es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marschall war nunmehr versorgt. Der Erbtruchseß ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Hundchen nebst Gerüst und Handbeile zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterfläche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Ritte traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auszuwerfen hatte. Auch er bestieg ein schönes Roß, kam zu beiden Seiten des Balkons anhalt der Pfeilerbastionen ein paar prächtige mit dem Churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Geld- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen sein. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Ritter vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel eins nach vorwärts, und ein jeder noch seinen besondern Preis zu erhaschen trachtete.

Die Marktleute hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Waren rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In vordern und hintern Zelten bereitete der Gebrauch den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle. Preis zu geben. Diesmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Denn stellen die alten schadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Anstalten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter hatten sich hergebrachtermaßen wieder zu postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie ungeschickt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letzte Mal abgefoppt hatten; wie denn auch dem vergitterten Gesellenfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Alle man aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Anständigem und Herkömmlichem schließen soll, so war es wirklich ein sehr stattlicher Augenblick, als die breiten Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergeschlagen, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden totschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese auf den Augen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfeilen abgesägt waren, das Gerüste dann und wann schwankte und zuletzt Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein groß Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gemeinen Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Herr Lucius ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichserbmarschalls bekannten. Vornehmlich Graf[illegible] die Equipirung der Küche herantrabend, sogen an mir vorbei, alle praktisch gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Hantierung für einen Knaben wohl sinnenverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, denn wegen des kleinen Raums mußte wenig. Die Saalthür war verwahrt, indes jungen die Bedienten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälzischen Hausofficianten, den ich ansprach, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er bejahte sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich außer Livree war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das prächtige Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten bei fand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, stehen auf Treppenstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kissen prächtig in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten ihre Büffets hinter sich, auf einem Estrade Platz genommen; Chur-Mainz den Marschällen gegenüber, Chur-Trier zur Seiten und Chur-Cöln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen stehen hier zwar prächtig aufgerichtet aber herrenlos Büffets und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Mittelverhältniß denen, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte ähnlich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn

bauten der größte Theil des Saales ein gespenstiges dürftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch verstärkter anzusehen: denn hier fanden auch so viele Consorten, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Umstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch herwalzen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichst mit Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder bereinatraten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem dringenden Hahlessen wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weise zu feiern: denn ich hatte mit Gretchen, mit Philadel und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtlichen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern, und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Bettern waren anfangs auch bei der Gesellschaft, verirrten sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte die Courpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell wie an einem Tage nur seyn kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die geschmackvollen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu übertreffen gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als wir die Bettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der Brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine fremde Weise zum Besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Fachwerk verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verwerfliche Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lappen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die scheußlichste und mißverständlichste aller Façaden ganz unglaublich in das helle Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pöglioffe ergetzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeit, weil jedermann etwas verfänglich darin erkennen mußte; wie man denn sogar über das sonstige dürre Brandmal des übrigens sehr geschätzten Pöglioffe glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinwegzusetzen pflege; so ging man doch lieber in das Esterhazysche Revier wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein unglücklich gelegenes Quartier ganz übergangen, und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt, worin mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem noch viel prächtigern Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung, begeisterten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Postesseln; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier eingezwungen wir nun zu vieren ancinanderzuschließen möchte dringlich auf und ab, und ich an Gretchens Seite bäumte mir wirklich in jenen glücklichen Stunden Eisflumm zu wandeln, wo man die krystallnen Gebilde vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleiteten von Philadel fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um so weniger sein, und verbrachten den anßigen Theil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, pochte sie mich auf die Stirn. Ich war das erste und letzte Mal, daß sie mir diese Gunst erwies; denn leider sollte sie sie nicht wiederholen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf,“ sagte sie, „und mache dich auf etwas unangenehmes gefaßt. Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen dritten untersuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte was bevorsteht. Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat sowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag: denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr böse Wendung nehmen.“

Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm als sie war; doch rührte es mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden sollte. Der alte wohlmeinende Freund trat endlich herein, die Thränen standen ihm in den Augen; er faßte mich beim Arm und sagte: „Es thut mir herzlich Leid, daß ich in solcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich bitte mich gehabt, daß Sie sich so weit verirren konnten. Aber was thut nicht falsche Gesellschaft und böses Beispiel; und so kann ein junger unerfahrner Mensch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden.“ — Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, versetzte ich darauf, so wenig als solcher Gesellschaft beinahe zu haben. — „Es ist jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede,“ fiel er mir ins Wort, „sondern von einer Untersuchung, und Unerfahrenheit von einem aufrichtigen Bekenntniß.“ — Was verlangen Sie zu

wissen? sagte ich dagegen. Er setzte sich und sah ein Blatt hervor und fing an zu singen: „Haben Sie nicht den N. N. Ihrem Freunde als einen Etwas in die Stelle empfohlen?“ Ich antwortete: ja. — „Wir haben Sie ihn kennen gelernt!“ — Auf Spatziergängen. — „In welcher Gesellschaft?“ — Ich stutzte: denn ich wollte nicht gern meine Freunde verraten. — „Das Verschweigen wird nichts helfen,“ fuhr er fort: „denn es ist alles schon actenmäßig bekannt.“ — Was ist denn bekannt? sagte ich. — „Das Ihnen dieser Mensch durch andere Gemeinheiten ist verrathen worden und zwar durch [illegible]. Hier nannte er die Namen von drei Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte; welches ich in den Fragenden denn auch sogleich erkannte. — „Sie wissen,“ fuhr jener fort, „diese Menschen nicht kennen, und haben doch mit ihnen öftere Zusammenkünfte gehabt.“ — Auch nicht die geringste, versetzte ich: denn wie gesagt, außer dem ersten, kenne ich keinen und habe auch den niemals in einem Hause gesehen. — „Sind Sie nicht oft in der [illegible] Straße gewesen?“ — Niemals, versetzte ich. Dies war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Potales einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthüre hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich mir die Aufklärung erlauben zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu seyn.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte; denn es war mir von alle dem, was er zu wissen verlangte, nichts bekannt. Endlich schien er verdrießlich zu werden und sagte: „Sie belügen mein Vertrauen und meinen guten Willen sehr schlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht läugnen, daß Sie für diese Leute selbst oder für ihre Mitschuldigen Briefe verfaßt, Aufsätze gemacht und so in ihren schlechten Streichen behülflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten: denn es ist von nichts geringerem als nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, unterschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend, Sie und einige andere Jünglinge verschonen will, die gleich Ihnen ins Netz gelockt worden.“ — Es war mir aufgefallen, daß unter den Personen die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältnisse trafen nicht zusammen, aber sie berührten sich, und ich konnte noch immer besorgen, meine jungen Freunde zu schonen. Allein der wackre Mann wurde immer dringender. Ich konnte nicht läugnen, daß ich manche Nächte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen, an Tagen wo mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seyen; genug, alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dies gab mir Muthlosigkeit im Schweigen zu seyn. — „Lassen Sie mich,“ sagte der brave Freund, „nicht von Ihnen wegziehen. Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein anderer kommen, der Ihnen nicht so viel Spielraum läßt. Verständigen Sie die einzelnen böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit.“

Nun stellte ich mir die guten Bettern und Gretchen lebendig, recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verdorben, beschimpft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Bettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtschaffenheit bewahrten, sich in so böse Händel konnten einlassen haben, wenigstens der älteste, der mir immermehr recht gefallen wollte, der immer früher nach Hause kam und wenig heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück. — Ich bin nur, sagte ich, verflossen nichts böses bewußt, und kann von der Seite ganz ruhig seyn; aber es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen mit denen ich umgegangen bin, sich einer verwegenen oder gefährlichen Handlung schuldig gemacht hätten. Man möge sie suchen, man möge sie finden, sie überführen und bestrafen, ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen, und will auch gegen die nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben. — Er ließ mich nicht ausreden, sondern rief mit einiger Bewegung: „Ja man wird sie finden. In drei Häusern kamen diese Bösewichter zusammen. (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuser, und zum Unglück befand sich auch das darunter, worin ich zu gehen pflegte.) Das erste Nest ist schon ausgehoben,“ fuhr er fort, „und in diesem Augenblick werden sie die beiden andern. In wenig Stunden wird alles in Klarem seyn. Entziehen Sie sich durch ein redliches Bekenntniß einer gerichtlichen Untersuchung, einer Confrontation und wie die garstigen Dinge alle heißen.“ — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja, bei der Umkehr unserer Zusammenkünfte konnte ich hoffen, jenem noch mehr als mir nützlich zu seyn. — Setzen Sie sich, rief ich aus, und helfe ihm von der Thür zurück: ich will Ihnen alles erzählen, und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern; nur das eine bitte ich, von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit.

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, umfaßte kurtze und setzte doch so mehr in mir die Personen, Gegenstände, Bedeutenheiten und Gedenkwürdigkeit und verausgewärtigte, und so manche unerwartete Freude, so manchen heitern Genuß absichtlich vor einem Criminalrichter hervorrufen sollte, bekommt mir doch die sonderbarste Empfindung, so daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenschaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß ihm jetzt das reichste Bekenntniß auf dem Wege sein möchte sich zu offenbaren (denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom, daß ich im Begriff sehe mit Widerwillen ein Angeheurtes zu bekennen; suchte mich, da ihm an der Entdeckung alles gelegen war, auch hoffe ja beruhigen; welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch in so fern, daß ich meine Geschichte nothdürftig auseinander zu setzen konnte. Er war, obgleich zufrieden über die Aufschlüsse der Beziehungen, doch noch einigermaßen zweifelhaft, und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wuth versetzten. Ich verschwöre endlich, daß ich nichts weiter zu sagen habe, und weiß wirklich nicht zu fürchten brauche: denn ich bin unschuldig, von gutem Hause und wohl empfohlen; aber jene können eben so unschuldig seyn, ohne daß man sie dafür ansehende oder sind beglaubige. Ich erkläre zuletzt, daß wenn man jene nicht wie mich schonen, ihren Thorheiten nachsehen, und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im mindesten hart und unrecht geschehe, so würde ich mir ein Leids anthun, und daran solle mich niemand hindern. Nun versicherte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht, und war, als er mich zuletzt verließ, in der entsetzlichsten Lage. Ich wußte mir

nun den Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältnisse ans Licht gebracht zu haben. Ich sah voraus, daß man die sinnlichen Handlungen, die ins Geistliche Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Polaski mit in diesen Handel verwickeln und sehr unglücklich machen könnte. Alle diese Vorstellungen drängten sich lebhaft untereinander vor meiner Seele, schärften und spornten meinen Schmerz, so daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die Länge lang auf die Erde warf, und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schwester hereintrat, über meine Geberde erschrak und alles Mögliche that mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magistratsperson unten beim Vater die Nachricht des Hausfreundes erwartet, und nachdem sie sich eine Zeit lang eingeschlossen gehalten, seyen die beiden Herren weggegangen, und hätten untereinander sehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und sie glaube die Worte verstanden zu haben: es ist recht gut, die Sache hat nichts zu bedeuten. — „Freilich," fuhr ich auf, „hat die Sache nichts zu bedeuten, für mich, für uns; denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, so würde man mir durchzuhelfen wissen; aber jene, jene," rief ich aus, „wer wird ihnen beistehen!" — Meine Schwester suchte mich umständlich mit dem Argumente zu trösten, daß wenn man die Verbrecherin retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müsse. Das alles half nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ, und sowohl die Bilder meiner Neigung und Leidenschaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechselsweise hervorrief. Ich erzählte mir Mährchen auf Mährchen, sah nur Unglück auf Unglück, und ließ es besonders daran nicht fehlen, Greichen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten auf meinem Zimmer zu bleiben und mit niemand mein Geschäft zu pflegen, außer den Linkugen. Es war mir ganz recht, denn ich befand mich am liebsten allein. Meine Mutter und Schwester besuchten mich von Zeit zu Zeit, und ermangelten nicht mir mit allerlei gutem Trost auf das kräftigste beizuspringen; ja sie kamen sogar schon den zweiten Tag, im Namen des nun bessern unterrichteten Vaters mir eine völlige Amnestie anzubieten, die ich zwar dankbar annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Rechtsanfängen, welche man nunmehr den Neuerungen verseuche, besuchen sollte, hartnäckig ablehnte, und versicherte, daß ich weder von der Welt, noch von dem Römischen Reiche etwas wissen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verderbliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber selbst nichts zu sagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Versuche, mich aus dem Hause und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen. Vergebens! weder der große Galatag, noch was bei Gelegenheit so vieler Standeserhöhungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaisers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Churfürst von der Pfalz mochte kommen um den beiden Majestäten aufzuwarten, diese mochten die Churfürsten besuchen, man mochte zur letzten Churfürstlichen Sitzung zusammenfahren, um die rückständigen Punkte zu erledigen und den Churverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dauffeste die Glocken läuten, den Kaiser sich in die Kapuzinerkirche begeben, die Churfürsten und den Kaiser abreisen, ohne deshalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, so unnöthig es auch seyn mochte, reckte mich auf, und wie der Pulverdampf sich verzog und der Schall verhallte, so war auch alle diese Herrlichkeit vor meiner Seele weggeschwunden.

Ich empfand nun meine Zufriedenheit, als im Wiederthun meines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen, und drohten, gerade durch diese Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam mir nichts mehr wünschenswerth, nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen, zu wissen wie es meinen armen Freunden und Geliebten ergehe, was sich bei näherer Untersuchung ergeben, in wiefern sie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unschuldig möchten erfunden seyn. Auch dieß malte ich mir auf das mannigfaltigste umständlich aus, und ließ es nicht fehlen sie für unschuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünschte ich mich von dieser Ungewißheit befreit zu sehen, und schrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache nicht vorenthalten solle. Bald zerriß ich sie wieder, aus Furcht mein Unglück recht deutlich zu erfahren und den phantastischen Trostes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt wechselsweise genährt und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, so daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hülfe rufen und darauf denken mußte, auch auf alle Weise zu beruhigen. Man glaubte oft im allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig versicherte, daß alle in jene Emeute mehr oder weniger Verwickelten mit der größten Schonung behandelt werden, daß meine nächsten Freunde so gut wie ganz schuldlos, mit einem leichten Verweis entlassen werden, und daß Greichen sich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimath gezogen sey. Mit dem letztern zauberte man am längsten, und ich nahm es auch nicht zum besten auf: denn ich konnte darin keine freiwillige Abreise, sondern nur eine schmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geistiger Zustand verbesserte sich dadurch nicht; die Noth ging nun erst recht an, und ich hatte Zeit genug mir den seltsamsten Roman von traurigen Greignissen und einer unvermeidlich tragischen Katastrophe selbstständig aufzumalen.

Wahrheit und Dichtung.

Zweiter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Sechstes Buch.

So trieb es mich wechselsweise, meine Genesung zu befördern und zu verhindern, und ein gewisser dämonischer Ernst gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen; denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas verfänglich zustellte, ohne darauf Acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, das Pylades, ein Vetter, oder wohl gar Gretchen selbst, den Vorfall möchte gemacht haben, mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten. Ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmernis, und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet, sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen: da er mich denn beschäftigen, betrüben und, wie ich wohl wußte konnte, um Rat befragen sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu sein, als es mir unerträglich war, mit jemand täglich zu leben und auf einem unsichern, gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erzählte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks, und erreichte dadurch so viel, daß er, als ein verständiger Mann, einsah, es sey besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen, und zwar im Einzelnen und Besondern, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute er mir, wer die anderen jungen Leute von Stande gewesen, die sich anfangs zu verwegenen Mystificationen, dann zu positiven Polizeiverbrechen, ferner zu lustigen Gelddenkereien und anderen solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Strafwürdige begingen und noch strafwürdigeres verbreiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im allgemeinsten mit jenen andern bekannt, keineswegs aber vertraut befunden worden. Mein Client, durch dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der schlimmsten, und bewarb sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Thatsachen unternehmen oder bedecken zu können. Nach allem diesem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden sey, zu der ich ein für allemal die größte Neigung bekannte. Mein Freund schüttelte den Kopf und sagte: „Beruhigen Sie sich," versetzte er; „dieses Mädchen ist sehr wohl befunden und hat ein herrliches Zeugniß davon getragen. Man konnte nichts als unten und lieben an ihr finden, die Herren Examinatoren selbst wurden ihr gewogen, und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, nicht verhalten können. Auch das was sie im Rückhalt auf Sie, mein Freund, der kannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Aussage in den geheimen Acten selbst gelesen und ihre Unterschrift gesehen." Die Unterschrift! rief ich aus, die mich so glücklich und so unglücklich macht. Was hat sie denn bekannt? was hat sie unterschrieben? Der Freund lauerte zu antworten; aber die Heiterkeit seines Gesichts zeigte mir an, daß es nichts gefährliches betreffe. „Wenn Sie's denn wissen wollen," versetzte er endlich, „als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimüthig: ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzureizen, habe ich ihn vermocht, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß erwecken können."

Der Freund fuhr noch weiter fort. Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu: denn daß sie mich für ein Kind zu den Acten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja ich verschwor dasselbe meinem Freund, daß nun alles abgethan sey: Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freylich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen, beschäftigt eine paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheidten und gesetzten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abstehendes Wesen, das mich sonst so angezogen hatte, ganz widerlich vor; die Familienräthen,

die sie sich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwiedern nicht gestattete, warten mit ganz verhaßt. Das alles wäre jedoch noch gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterschiedes jener poetischen Liebeserzeugnisse, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte und selbstsüchtige Coquette zu halten berechtigt gewesen wäre. Auch markirt zur Puppenkomödie kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sämmtlich abgestritten hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verworfen zu müssen; nur ihr Bild, ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der innern jugendlichen Heilkraft zu Hülfe käme? Ihr ermannte mich wirklich, und das erste was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Nasen, welches ich nun für höchst sündlich ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die sonst verwandte Brust zu leiden schien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immer erst empfand, ließ mich jede Weichlichkeit verbannen; ich fand es schrecklich, daß ich um einen Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sie darin gestellt, mich als einen Säugling zu betrachten und sie höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich manches nachzuholen, und mich in mehr als einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen sollte; aber nichts wollte mir schmecken noch gelingen. Gar manches erschien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eigne Kraft noch äußere Gelegenheit, und ließ mich daher durch die Liebhabereien meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntnissen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philosophischen Grundnissen bekannt zu machen. Er hatte unter Darjes in Jena studirt und als ein sehr wohlgeordneter Kopf den Zusammenhang seiner Lehre scharf gefaßt, und so suchte er sie auch mir beizubringen. Aber leider wollten diese Dinge in meinem Gehirn auf eine solche Weise nicht zusammenhängen. Ich trug Fragen, die er spätter zu beantworten, ich machte Forderungen, die er sämtlich zu befriedigen versprach. Unsere wechselseitige Differenz war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgeleitete Philosophie sey nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sey. Dies sey wollte er nun keineswegs gelten lassen, sondern suchte mir vielmehr zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßten; welches ich hartnäckig leugnete, und im Fortgange unserer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche stattfinden muß, so schienen mir die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu seyn, die auf ihrem Felde beides beweisen und erklären wollten; wie sich denn auch auf der Geschichte der Philosophie sehr geschwind darthun ließ, daß immer einer einem andern Grund suche als der andere, und der Skeptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos aufgrabe.

Eben diese Geschichte der Philosophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben sich geduldigt hatte, weil ich dem dogmatischen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich sehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung so gut wie die andre vorkam, insofern ich nämlich in vielfache eingedrungen fühlig war. An den ältesten Männern und Schulen gefiel mir am besten, daß Poesie, Religion und Philosophie ganz in Eins zusammenfielen, und ich behauptete jene meine erste Meinung nur um desto lebendiger, als mir das Buch Hiob, das Hohe Lied und die Sprüchwörter Salomonis eben so gut als die Orphischen und Hesiodischen Gesänge dafür ein gültiges Zeugniß abzulegen schienen. Mein Freund hatte den kleinen Bruder zum Grunde seines Vortrages gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die ersten griechischen Philosophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod, sich mit Christo verglichen hatte. Seine Schüler hingegen schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Ueber die Schärfe des Aristoteles, noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im mindesten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich schon früher einige Neigung gefaßt, und schaffte nun den Epiktet herbei, den ich mit vieler Theilnahme studirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieser Einseitigkeit hinsehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte; denn ungeachtet seiner mannigfaltigen Studien, wußte er doch die Hauptfrage nicht ins Enge zu bringen. Er bildete mir nur sagen dürfen, daß es im Leben dieß aufs Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde sich von selbst. Indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange dauert sie an falschen Maximen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.

Die Jahrszeit war schon geworden, wir gingen oft zusammen ins Freie und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigsten wohl seyn; denn ich sah noch die Gespenster der Vettern überall, und fürchtete bald da bald dort einen hervortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbeschalten umherwandeln und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dämon an mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder und indem ich die einförmigen Fichten floh, suchte ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausersehen, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beschatteten Raum bildeten. Etwas

abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dunkeln Gebüsche, aus denen hemerode Felsen mächtig und würdig hervorstachen und einen wasserreichen Bach einen raschen Fall verschaffen.

Kaum hatte ich meinen Freund, der sich lieber in freier Landschaft am Strom unter Menschen befand, hierher genöthiget, als er mich sogleich versicherte, ich erweise mich wie ein wahrer Deutscher. Umständlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie sich unsere Urväter an den Gebüschen begnügt, welche und die Natur in solchen Einsamkeiten mit unglaublicher Bauart so herrlich verbreiten. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich anfrief: O! warum sieht dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß, warum dürfen wir nicht einen Zaun um ihn führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt! — Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig; was ich sagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. So viel ist aber gewiß, daß die unbestimmten, sich weit ausbreitenden Gefühle der Jugend und unausgebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, daß, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos, oder zu unendlichen Formen gestaltet, und mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.

Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, so wie sie dieses edle Bedürfniß auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage verscheucht, der alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu den Sonnen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwüstlich sind.

Die finstern Augenblicke solcher Gräße verscheuchte mir noch mein denkender Freund; aber ganz umsonst versuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der nächsten und magersten Umgebung, ein solches Gefühl bei mir wieder zu erregen; ja kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es sich hätte beruhigen können; es hatte gelitet, der Gegenstand war ihm entrissen; es hatte gelitet, und das Leben war ihm verstümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu wissen gedenkt, erregt kein Behagen; indessen eine Frau, die euch bildet, indem sie euch zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches, niederdrückendes Wesen angebetet werden. Aber jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen mir hervorhob, war in die Ferne weggeschwunden; sie beschäftigte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte sie nicht festhalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas ähnliches in der Weite zu suchen.

Ich hatte meinen Freund und Aufseher unversehrt gewöhnt, ja genöthigt, mich allein zu lassen; denn selbst in meinem heiligen Walde thaten mir so manche stumme, riesenhaften Gestalte nicht genug. Das Auge war vor allen anderen das Organ, wo mit es die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwischen Malern gelebt, und mich gewöhnt, die Gegenstände wie sie, in Bezug auf die Kunst anzusehen. Jetzt, da ich mir selbst und der Einsamkeit überlassen war, trat diese Gabe, bald natürlich, bald erworben, hervor; wo ich hinsah erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten, und ich fing an auf die unscheinbarste Weise nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als alles; doch blieb ich durchaus daran, ohne irgend ein technisches Mittel, das herrlichste nachbilden zu wollen, was sich meinen Augen darstellte. Ich gewann freilich dadurch eine große Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, aber ich faßte sie nur im Ganzen, in so fern sie Wirkung thaten; und so wenig mich die Natur zu einem descriptiven Dichter bestimmt hatte, eben so wenig wollte sie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs Einzelne verleihen. Da jedoch nur dieß allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, so hing ich mit eben so viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübsinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortsetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen sah.

Leugnen will ich jedoch nicht, daß sich eine gewisse Schelmerei mit einmischte; denn ich hatte bemerkt, daß wenn ich einen halbbesuchten alten Stamm, an dessen mächtig gedrümmte Wurzeln sich verbiedene feuchtere Farrenkräuter anschmiegten, von dämmernden Grasblättern beschattet, mit zu einem malerischen Studium auszusuchen hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen sey, sich gewöhnlich entfernte, mit einem Buche ein anderes gefälligeß Plätzchen zu suchen. Nun führte mich nichts, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um desto einfacher war, als eine meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bleiben, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Momente zurückruft, unbedeutend seyn kann; und noch jetzt würde es mir schwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verschiedenen Epochen übrig geblieben, als werthlich zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber solche Blätter irgend ein Interesse an und für sich haben könnten, so wären sie diesen Versuch der Theilnahme und Aufmerksamkeit meines Vaters schuldig. Dieser, durch meinen Aufseher bemerkt, daß ich mich nach und nach in meinen Zustand finde und besonders mich leidenschaftlich auf das Zeichnen nach der Natur abwendet habe, war damit gar wohl zufrieden. Theils weil er selbst sehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, theils weil Gevatter Seekatz ihm einmal gesagt hatte, es sey Schade, daß ich nicht zum Maler bestimmt sey. Allein hier kamen die Ansichten des Vaters und Sohns wieder zum Conflikt: denn es war mir fast unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes, weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue verattete, ja schon von einer Seite beschriebene Blätter reizten mich am meisten, eben als wenn meine Unfähigkeit sich vor dem Prüfstein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgeführt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leisten sollen, das ich wohl mit Augen sah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Gehuld hatte. Wirklich war auch in diesem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Versuchen, und sah Linien

um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollständigkeit und Ausführlichkeit nöthigen; die unregelmäßigen Blätter schnitt er zurechte, und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Ich war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unstätes Wesen in der Gegend umhertrieb, vielmehr zeigte er sich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er seine Geduld üben und seine Hoffnungen einigermaßen stärken konnte.

Man sorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältnisse zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach vollkommene Freiheit. Durch zufällige Anregung, so wie in zufälliger Gesellschaft stellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. Es besuchten wir Homburg, Kronburg, bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königstein nicht unbesucht; Wiesbaden, Schwalbach mit seinen Umgebungen beschäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir, von den Höhen herab, weit der schlängeln gesehen. Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biebrich, und nahmen zufrieden und froh unsern Rückweg.

Diese ganze Tour, von der sich mein Vater manches Blatt versprach, war beinahe ohne Frucht gewesen: denn welcher Sinn, welcher Talent, welche Uebung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landschaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ruhepunkte fand: denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Druselstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Umständen, die ein jeder erleben muß, der sich von Reisen einige sichtliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Conceptpapier mitgenommen, und mehrere Gegenstände unschicklich auf ein Blatt gebracht, aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen; er setzte die Blätter aneinander, ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und bestrebte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern, so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe einen gehemmenden Einfluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies.

Von solchen bald lebenslustigen, bald künstlerischen Streifpartien, welche sich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher stark auf mich wirkte; es war meine Schwester. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir verlebt und sich dadurch mit mir auf's innigste verbunden. Zu diesen natürlichen Anlässen gesellte sich noch ein aus unserer häuslichen Lage hervorgehender Drang; ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Consequenz eine eherne Strenge verbittete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter fast noch Kind, welche erst mit und um ihren beiden Aeltesten zum Bewußtsein heranwuchs; diese drei, wie sie die Welt mit gesundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein so [illegible] der Familie sowohl [illegible] Widerstreit verm[illegible]ch mit den Jahren. Der Vater verfolgte seine [illegible]en unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest an einander schlossen und sich zur Mutter hielten, um die im Ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe sehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Tropelung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als ich verlassen konnte, so ward ihr Bedürfniß sich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht geschärft mit der sie mich in die Ferne begleitete.

Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwickelung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sämmtlicher Triebe, die sich in mannigfaltige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sämmtliche Gestalten einkleiden, alle Verwandlungen darüber, die und eher verdüstern als aufklären, die ein Nebel das Thal, worauf er sich emporerheben will, andeckt und nicht erhebt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinander hielt.

Ungern spreche ich dieß im Allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzustellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieses verliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Vorsatz eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen: allein es ließ sich dazu keine andere Form denken als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genauste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig all, den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben; nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Darstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen: denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie fließt. Aber von diesem sachten und frommen Versatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur wie durch Hülfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick heraufzurufen.

Sie war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas natürlich Würdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmelzt. Die Züge ihres

Gehörig weder beherrscht noch sah, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter den nen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten sie eine gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas schmachtendes und verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht das Empfangend zu verhüten.

Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu verunstalten. Da sie nun die weitläuftige, reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbrauen und vorliegende Augen; so entstand aus diesen Verhältnissen ein Contrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht anstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dies Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig anzugehören zu werden.

Niemanden kann seine eigene Gestalt zuwider seyn, der Häßlichste wie der Schönste hat das Recht sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt, und sich jedermann mit Wohlwollen im Spiegel beschaut, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie ihre unmöglich blind und albern seyn konnte; sie wußte vielmehr vielleicht deutlicher als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Eigenheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Trefte zu fühlen, daß sie ihnen an innern Vorzügen unendlich überlegen sey.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entschädigt werden, so war sie es reichlich durch das ungeheuchte Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche sämmtliche Freundinnen zu ihr trugen; sie mochten älter oder jünger seyn, alle begten die gleichen Empfindungen. Eine sehr angenehme Gesellschaft hatte sich um sie versammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die sich einzuschleichen wußten, fast jedes Mädchen fand einen Freund; nur sie war ohne Hälfte geblieben. Freilich, wenn ihr Aeußeres einigermaßen abstehend war, so wirkte das Innere, das durchschlichte, mehr ablehnend als anziehend: denn die Gegenwart einer jeden Göttin weiß den andern auf sich selbst zurück. Sie führte es lebhaft. Sie verlang mir's nicht, und ihre Neigung wendete sich desto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverständniß offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachsen und die Neigung zuletzt wohl auf sich selbst hinziehen, so war es mit uns Geschwistern; denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröstete mich meine Schwester um desto ernstlicher, als sie deswegen die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin losgeworden zu seyn; und so mußte auch ich mit einer stillen Halbfeindseligkeit empfinden, wenn sie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der Einzige sey, der sie wahrhaft liebe, sie kenne und sie verehre. Wenn sich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verlust erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich angelegentlich zu stellen anfing, so erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebelassene, Mißlungene und Vorübergeschiedene solcher jugendlichen Neigungen, das wir uns beide gränzenlos unglücklich hielten, und um so mehr, als in diesem seltsamen Falle die Vertrauenden sich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweise mußte sich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Noth so viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der sich in der Pfeilschen Pension bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben, ich hörte sie mit ihm und erfuhr dabei manches vom seinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schwester an ihm bemerkte, doch mochte er sie im Stillen bis zur Leidenschaft genährt haben: denn endlich erklärte sich's unversehens und auf einmal. Sie kannte ihn, sie schätzte ihn, und er verdiente es. Sie war oft bei unserm englischen Unterhaltungen die dritte gewesen, wir hatten aus seinem Munde und beide die Mundartschriften der englischen Aussprache angelegen gesandt, und uns dadurch nicht nur das Besondere ihres Tones und Klanges, sondern sogar das Besondere der persönlichen Eigenheiten unseres Lehrers angewöhnt, so daß es zuletzt seltsam genug klang, wenn wir zusammen wie aus Einem Munde zu reden schienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weise so viel vom Deutschen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel, sowohl schriftlich als mündlich, in englischer Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Personen schatten sich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut, wie sie, nur noch schlanker; sein Besitz, klein und eng beisammen, hatte etwas hübsch feen schönen, wäre es durch die Blattern nicht allzusehr entstellt gewesen; seine Betragen war ruhig, bestimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmuth und seine Neigungen so dauernd als entschieden und gestalten. Nun zeichnete sich dieses ernste Paar, das sich erst neuerlich zusammengefunden hatte, unter den andern ganz eigen aus, die schon mehr mit einander bekannt, von leichteren Charakteren, sorglos wegen der Zukunft, sich in jenen Verhältnissen leichtsinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als freundliches Vorspiel künftiger ernsterer Verbindungen vorübergehen, und sehr selten eine dauernde Folge auf das Leben betreten.

Die gute Jahrszeit, die schöne Gegend blieb für eine so munitere Gesellschaft nicht unbenutzt; Wasserfahrten stellte man häufig an, weil diese die gesellighsten von allen Lustpartien sind. Wir mochten uns jedoch zu Wasser oder zu Lande bewegen, so zeigten sich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar schloß sich zusammen, und für einige Männer, die nicht versaßt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung, oder eine solche, die man an einem lustigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der sich in gleichem Falle befand, und dem es an einer Hälfte hauptsächlich beizugen ermangeln mochte, weil es ihm bei dem besten Humor, an Zärtlichkeit und bei viel Verstand, an jener Aufmerksamkeit fehlte, ohne welche sich Verbindungen solcher Art nicht denken

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Taſche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frey ſicheinem andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beyden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beyden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das muntre Roß behende,
Und ſo eilt er mit der bangen Frauen
G'rad' nach ſeines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unſre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unſre Frau zum Weib begehret wurde.

lassen; dieser, nachdem er öfters seinen Zustand kläglich und geistreich beklagt, versprach, bei der nächsten Versammlung einen Vorschlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden sollte. Nach verübter nicht sein Versprechen zu erfüllen: denn als wir, nach einer glänzenden Wasserfahrt und einem sehr anmuthigen Spaziergang, zwischen shattigen Hügeln gelagert im Gras, oder sitzend auf bemoosten Felsen und Baumwurzeln, heiter und froh ein sämtliches Mahl verzehrt hatten, und auf der Freund alle heiter und guter Dinge sah, gebot er mit schulmäßiger Würde, einen Halbkreis sitzend zu schließen, vor den er hintrat und folgendermaßen emphatisch zu reterriren anfing:

„Hdhest werthe Freunde und Freundinnen. Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieser Anrede erhellt, wie nöthig es sey, daß ein Bußprediger auftrete und der Gesellschaft das Gewissen schärfe. Ein Theil meiner edlen Freunde ist gepaart, und mag sich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart. Der definirt sich höchst schlecht, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann, und wenn man gleich die lieben Grazien hier die Mehrzahl ausmachen, so gern ich ihnen auch zu huldigen, so ist es nicht eben gesellige Pflicht sey, für alle zu sorgen! Warum vereinigen wir uns paarweis, als um an einander wechselseitig Theil zu nehmen? und wie kann das geschehen, wenn sich in unserm Kreise weder so viele kleine Absonderungen bemerken lassen? Weit entfernt bin ich, etwas gegen so schöne Verhältnisse meinen, aber nur daran rühren zu wollen; aber alles hat seine Zeit: ein schönes, großes Wort, warum freilich niemand denkt, wenn ihm für Zeit verstand hinreichend gesorgt ist."

Er fuhr darauf immer lebhafter und lustiger fort, die geselligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüberzustellen. „Diese," sagte er, „können uns niemals fehlen, wir tragen sie immer bei uns, und jeder wird darin leicht ohne Uebung ein Meister; aber jene müssen wir aufsuchen, wir müssen uns um sie bemühen, und wir haben darin so viel wir wollen fortzuschreiten, so lernt man sie doch niemals ganz auf." — Man ging er ins Besondere. Manches mochte sich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlassen, sich unter einander anzusehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übel nahm, ago so konnte er ungestört fortfahren.

„Die Mängel aufdecken ist nicht genug; ja man hat Unrecht solches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem besseren Zustande anzugeben weiß. Ich will euch, meine Freunde, daher nicht etwa, wie ein Charwochenprediger, zur Buße und Besserung im allgemeinen ermahnen, vielmehr wünsche ich sämmtlichen liebenswürdigen Paaren das längste und dauerhafteste Glück, und um dieses selbst auf das sicherste beizutragen, thue ich den Vorschlag, für unsere geselligen Stunden diese kleinen allerliebsten Absonderungen zu trennen und aufzuheben. Ich bitte, fährt er fort, schon für die Ausführung gesorgt, wenn ich Beifall finden sollte. Hier ist ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich sind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und lassen Sie sich's gefallen, den jenigen auf acht Tag als Diener zu begrüßen, den Ihnen das Loos zuweist. Dieß gilt nur unter sich unseres Kreises; sobald er aufgehoben ist, sind auch diese Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hause führen soll, mag das Herz entscheiden."

Ein großer Theil der Gesellschaft war über diese Anrede und die Art, wie er sie vortrug, frei geworden und schien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch fuhren vor sich hin, als glaubten sie bei sich nicht ihre Rechnung zu finden: besonders rief er mit launiger Heftigkeit:

„Fürwahr! es überrascht mich, daß nicht jemand aufspringt, und obgleich noch andere zaudern, meinen Vorschlag anpreist, dessen Vortheile auseinandersetzt, und mir erspart mein eigener Lobredner zu sein. Ich bin der älteste unter Ihnen; daß mir dieß vorzuhalten! Schon habe ich eine Glatze, daran ist mein großes Nachdenken Schuld."

Hier nahm er den Hut ab —

„aber ich würde sie mit Freuden und Ehren zur Schau stellen, wenn meine eigenen Ueberlegungen, die nur die Haut austrocknen und mich des schönsten Schmucks berauben, nur auch mir und Andern einigermaßen förderlich seyn könnten. Wir sind jung, meine Freunde, das ist schön; wir werden alter werden, das ist dumm; wir nehmen uns unter einander wenig übel, das ist hübsch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir und selbst manchen übel zu nehmen haben; da mag denn jeder sehen, wie er mit sich zu rechte kommt; aber zugleich werden uns Andere manches übel nehmen, und zwar wo wir es gar nicht begreifen; darauf müssen wir uns vorbereiten, und dieses soll nunmehr geschehen."

Er hatte die ganze Rede, besonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Geberden eines Kapuziners vorgetragen: denn da er katholisch war, so mochte er genugsame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunst dieser Väter zu studiren. Nun schien er außer Athem, trocknete sein junges, kahles Haupt, das nun wirklich das Ansehen eines Pfaffen hab, und setzte durch diese Possen die leichtgestimmte Societät in so gute Laune, daß jedermann begierig war ihn weiter zu hören. Allein anstatt fortzufahren, griff er den Beutel und wendete sich zur nächsten Dame: „Es kommt auf einen Versuch an," rief er aus, „das Wort wird den Meister loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, so geben wir es auf und es mag bei dem Alten bleiben."

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen ihre Röllchen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieser geringen Handlung mancherlei Leidenschaften im Spiel waren. Glücklicherweise traf sich's, daß die Heitergesinnten getrennt wurden, die Ernsteren zusammenblieben; und so betheilt auch meine Schwester ihren Engländer, welches sie beiderseits dem Gott der Liebe und des Glücks sehr gut aufnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden sogleich von dem Amtsfest zusammengegeben, auf ihre Gesundheit getrunken und allen um so mehr Freude gewünscht, als ihre Dauer nur kurz seyn sollte. Gewiß aber war dieß der beste Moment, den unsere Gesellschaft seit langer Zeit genossen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, diese Woche über für Geist, Seele und Leib zu sorgen, wie sich unser Redner ausdrückte, besonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden anderen sich schon eher selbst zu helfen wüßten.

Die Vorsteher, die sich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele schnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendfest, auf die man nicht gerechnet hatte, illuminirten bei unserer nächtlichen Rückkehr die Hauptstraßen, und unser Redner, dessen Mundstücke nicht nöthig gewesen wäre, sie sämtlich einrichtung ganz gewiß sey, die pöbelhaften Blicke des himmlischen Mondes durch irdische Lichter zu übersternen. In dem Augenblick als wir auf

Land flogen, rief unser Solon: „ite missa est!“ ein jeder führte die ihm durchs Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab sie alsdann ihrer ehemaligen Hülfte, wogegen er sich wieder die seinige einhandelte.

Bei der nächsten Zusammenkunft ward diese wöchentliche Einrichtung für den Sommer festgesetzt und die Verlosung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch diesen Scherz eine neue und unerwartete Neigung in die Gesellschaft kam, und ein jeder angetrieb ward, was ihm von Geist und Anmuth beiwohnte an den Tag zu bringen und seiner augenblicklichen Schönen auf das verbindlichste den Hof zu machen, indem er sich wohl zutraute, wenigstens für eine Woche genugsamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte sich kaum eingerichtet, als man unserem Neuner, statt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das beste seiner Rede, den Schluß, für sich behalten. Er versicherte darauf, das beste einer Rede sey die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müsse gar nicht reden; denn mit der Ueberzeugung sey es eine mißliche Sache. Als man ihm demungeachtet keine Ruhe ließ, begann er folgende eine Rapsodade, frauenhafter als sie, vielleicht gerade darum, weil er die ernsthaftesten Dinge zu sagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Geheimnissen, die nicht trafen, mit Anspielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und Enden gestört und zum Besten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich seyn wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befleißigen.

Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden. Will man sich einen Begriff von diesem seltsamen Menschen machen, so bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, seine Talente und besonders seinen Scharfsinn in Jesuitenschulen ausgebildet und eine große Welt und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite zusammengewonnen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, und hatte mich gern zum Proselyten seiner Menschenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen, denn ich hatte noch immer große Lust, gut zu seyn und andere gut zu finden. Indessen bin ich durch ihn auf vieles aufmerksam geworden.

Das Personal einer jeden heiteren Gesellschaft vollständig zu machen gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um so manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Ist er nicht bloß ein aufgestopfter Saracene, wie derjenige, an dem bei Lustkämpfen die Ritter ihre Lanze üben, sondern versteht er selbst zu scharmuziren, zu necken und aufzuopfern, leicht zu verwunden und sich zurückzuziehen, und, indem er sich Preis zu geben scheint, anderen eins zu versetzen, so kann nicht wohl etwas anmuthigeres gefunden werden. Einen solchen besaßen wir an unserem Freund Horn, dessen Name schon zu allerlei Scherzen Anlaß gab und der, wegen seiner kleinen Gestalt immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinste in der Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnase, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber denn mancher Scherz entstand; denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich. Wir beide schlossen uns um so enger an einander, als er mit auf die Akademie folgen sollte; und er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Landpartien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten faßten wir poetisch auf, und so entstand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich derlei chen geselligе Scherze auf Verspottung hinauslaufen, und mein Freund Horn mit seinen burlesken Darstellungen nicht immer in den gehörigen Grenzen blieb, so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war, im komischen Heldengedicht. Pope's Lockenraub hatte viele Nachahmungen erweckt; Zacharia cultivirte diese Dichtart auf deutschem Grund und Boden, und jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben irgend ein täppischer Mensch war, den die Genien zum Besten hatten, indem sie den besseren begünstigten.

Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; bis denn zuletzt, unter den angebrachten Nachahmungen, das Original selbst verdeckt und erstickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieser Bemerkung. Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppischen Menschen ein Frauenzimmer zu Theil, das ihn nicht mag; ihm begegnet nachher wenig ein Unglück nach dem andern, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht erobert, von der Pritsche fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphirt über den unmaßlichen Nebenbuhler. Uebrigens war es sehr artig aufgedacht, wie ihm die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergetzte unser kleines Publikum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der Walpurgisnacht von Göthen, oder dem Neuenmünsten von Zacharia gar wohl messen könne.

Indem nun unsere geselligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, so hatte ich Zeit genug zu lesen und, wie ich glaubte, zu studiren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich fleißig den kleinen Hopp, und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examiniren lassen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Mißbegierde trieb mich weiter, ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyclopädismus, in dem ich Gesners Isagoge und Morhofs Polyhistor durchlief, und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr und Lehen solchen mochte vorgekommen seyn. Durch diesen anhaltenden und hastigen Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle'n in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die sich immer in mir erneuerte, war die Nichtigkeit der alten Sprachen: denn so viel drängte sich mir aus dem literarischen Mittwust immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sey. Das Hebräische so wie die biblischen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechische gleichfalls, da meine Kenntnisse desselben sich nicht über das Neue Testament hinaus erstreckten. Beste ernstlicher hielt ich mich ans Lateinische, dessen Musterwerke uns näher liegen und das uns, nebst so herrlichen Originalproductionen, auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Uebersetzungen und Werken der größten Gelehrten barbietet. Ich las daher viel in dieser Sprache mit großer Leichtigkeit, und durfte glauben die Autoren zu verstehen, weil mir am buchstäblichen Sinne nichts abging. Ja es verdroß mich gar sehr, als ich vernahm, Grotius habe übermüthig geäußert, er lese den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beschränkung der Jugend! ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke ihres Daseyns für vollendet halten können, und weder nach Wahrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern dies nach dem, was ihnen genügt ist.

Er hatte sich denn das Lateinische gelernt, wie das Deutsche, das Französische, das Englische, nur auf dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zustand des Schulunterrichts kennt, wird nicht seltsam finden, daß ich die Grammatik überspringe, so wie die Redekunst: mir schien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn, und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie besuchen sollte, rückte heran, und mein Innerstes ward eben so sehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterstadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingsphantasie das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuschlagen und den ersten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie andere, die nothwendigen Wege. Nach Greichens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend, und wie mir meine alten Planen und Ansichten nach und nach verleideten, so mißfiel mir auch die Verfassung der Stadt, alles was mir sonst so ehrwürdig vorkam, erschien mir in verschiedenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eigenes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtschaffener Männer im Widerstreit mit solchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu bestechen sind, war mir nur zu deutlich geworden, ich hatte jede Ungerechtigkeit über die Maßen; denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft. Und sah ich ihn nicht, nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannigfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen, wie ich mir es nicht wünschen konnte? Dies zusammen lag als eine entsetzliche Last auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz andern Lebensplan, als den mir vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geschichte und allem was daraus hervorzuziehen.

Zwar machte mir jederzeit die poetische Nachbildung besser, was ich an mir selbst, an andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es auf Instinct geschah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Productionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Haagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein schien mir allzuleer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich, bei einer vollständigeren Ansicht des Alterthums, in meinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte; mich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche mir das wünschenswertheste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern, wie Heyne, Michaelis und so manchem andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten; er beharrte darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich, gegen seine Gesinnungen und Willen, eine eigne Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wissen, sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihn Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Cursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademieen und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiedervorerzählte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig.

Dort erschien mir Ernesti als ein helles Licht, auch Morus erregte schon viel Vertrauen. Ich erkannte mir im Stillen einen Gegensatz aus, oder vielmehr ich hatte ein Lustschloß auf einen ziemlich soliden Grund; und es schien mir sogar romantisch genug, sich seine eigene Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir am so weniger phantastisch vorkam, als Griesbach auf dem ähnlichen Wege schon große Fortschritte gemacht hatte und behaupt von jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer seyn, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den October herannahen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die bösen Wege, von denen jedermann zu erzählen wußte, schreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zur Winterszeit Einsiedel gehen zu müssen, machte mich nicht trübe; genug ich sah nur meine gegenwärtigen Verhältnisse öder, und stellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausschließlich nachhing, und versprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So sehr ich auch gegen jedermann von diesen meinen Vorsätzen ein Geheimniß machte, so konnte ich sie doch meiner Schwester nicht verbergen, die, nachdem sie anfangs darüber sehr erschrocken war, sich zuletzt beruhigte, als ich ihr versprach sie nachzuholen, damit sie sich meinerd erworbenen glänzenden Zustandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer geborenen Trillern, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vorgehen abfuhr, und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So oben sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen selbst zu sehen, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligen-Pforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden gelangte, die durch ihre Verdient meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahrszeit wenig erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden; und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verhandte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchst selten seyn mag; denn ich habe nichts ähnliches jemals wieder gesehen, noch auch von andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nacht gegen eine Anhöhe hinauf, und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als und der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs, in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise über einander, und leuchteten so sehhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa still saßen, sondern hin und wieder rückten, sowohl von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abreißen, das ich genauer zu betrachten gewünscht hätte. Auf Befragen wußte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts weiter, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen Vertiefung mit Wasser angefüllt sey. Ob dieses nun ein Pendemonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geisterfüßen gewesen, will ich nicht entscheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstädt bei einbrechender Nacht stecken. Wir waren von allen Menschen entfernt, und thaten das möglichste, und los zu arbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und machte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch sollte ich noch in derselbigen Nacht, als wenn sie recht an abwechselnden Schicksalen bestimmt gewesen wäre, noch einem unerwartet glücklichen Ereignis, einen wirklichen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerstädt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schicksale verspätet, eben auch erst angekommen war; einen ansehnlichen würdigen Mann in den besten Jahren mit einer sehr schönen Gemahlin. Zuvorkommend veranlaßten sie uns, in ihrer Gesellschaft zu speisen, und ich fand mich sehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgefunden ward, die gehoffte Suppe zu beschleunigen, überfiel mich, der ich freilich des Wegs und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlafsucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die andern ihr Abendbrot verrichteten, bewußtlos gelassen gleichfalls hinter den Ofen stellte, und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören gekommen sey. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz, noch an Zunge fehlte, erzählte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallende finden, was sie hier mit Augen sähen; der junge Reisegefährte habe große Anlage zum Quäker, welche Zeit und den König nicht besser zu verehren glaubten, als mit bedecktem Haupte. Die schöne Dame, die sich des Lachens nicht enthalten konnte, wußte dadurch mich schadlos, und ich hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht Ursache zu einer Heiterkeit gewesen zu seyn, die ihr so stärkenden zu Gesicht stand. Ich hatte jedoch den Hut kaum beiseite gebracht, als die Personen, nach ihrer Weltlichkeit, den Scherz sogleich fallen ließen, und durch den besten Wein aus ihrem Fleischertiller Schlaf, Müdigkeit und das Andenken an alle vergangenen Uebel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam war es gerade Meßzeit, worauf mir ein besonderes Vergnügen entsprang: denn ich sah hier die Zerstreuung eines väterländischen Zustandes vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich, in ihren seltsamen Kleidern, jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allen aber die Griechen.

deren ausländischen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Diese lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt selbst, mit ihren schönen, breiten und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu leugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Imposantes hat, so wie denn auch im Mondschein die Straßen bald beschattet, bald beleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indessen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war, dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig ruft dem Beschauer seine alterthümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelsbedürfnissen, Wohlhabenheit, Reichthum gepflegte Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir angewiesenen schwarzen Gebäude, die, nach zwei Straßen hin Gesicht bekommend, in großen, himmelhoch aufragenden Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbfestungen ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartierte ich mich ein, und zwar in der Feuerfuge zwischen dem alten und neuen Neumarkt. Ein Paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe, und ich für die übrige Zeit um einen billigen Preis. Als Studennachbar fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war, und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich durch Ueberanstrengung bei'm Lesen bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein zugezogen. Unser alte Wirthin ergötzte sich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich, und gegen beide sorgsam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsschreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Mosern, nunmehr sein Nachfolger, Geschäfts- und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und stellte mich seiner Gattin vor. Beide, so wie die übrigen Personen, denen ich aufwartete, gaben mir die beste Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthalts; doch ließ ich mich anfangs gegen niemand merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den schicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei und dem Studium der Alten verbunden erklären wollte. Vorläufig wartete ich ab, bis Fleischers wieder abgereist waren, damit mein Versuch nicht allzuschwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anstand zu Hofrath Böhmen, dem ich vor allen die Sache glaubte vertrauen zu müssen, und erklärte ihm, mit vieler Confusion und Verbeiße, meine Absicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Historiker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen alles was nach schönen Wissenschaften schmeckte. Unglücklicherweise stand er mit denen, welche sie cultivirten, nicht im besten Vernehmen, und Gellerten besonders, für den ich, ungeschickt genug, viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern alle einen treuen Zuhörer zuzuweisen, sie selbst aber einen zu entziehen und noch dazu unter solchen Umständen, schien ihm ganz und gar unpassig. Er hielt mir daher auch dem Stagirite eine gewaltige Strafpredigt, worin er behauptete, daß er ohne Ermahnung meiner Eltern einen solchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht sey, selbst billigte. Er verunglimpfte darauf Liebhaberschaftliche Philologie und Sprachstudien, noch mehr aber die poetischen Uebungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken lassen. Er schloß zuletzt, daß wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, solches viel besser auf dem Wege der Jurisprudenz geschehen könne. Er brachte mir so manchen eleganten Juristen, Oberhard Otto und Heineccius, ins Gedächtniß, versprach mir von den römischen Alterthümern und der Rechtsgeschichte goldene Berge, und zeigte mir summarisch, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch späterhin noch jenen Vorsatz, nach reiferer Ueberlegung und mit Zustimmung meiner Eltern, auszuführen gedächte. Er erfaßte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Gesinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig sey, wegen bevorstehenden Anfangs der Collegien, sich zu nächst zu entschließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle zu mich zu bringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er sie vortrug, hatten meine riegsame Jugend schon überzeugt, und ich sah nun erst die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im Stillen so ähnlich ausgebildet hatte. Frau Hofrath Böhme ließ mich kurz darauf zu sich einladen. Ich fand sie allein. Sie war nicht mehr jung und sehr freundlich, unendlich sanft und zart, und machte gegen ihren Mann, dessen Gutmüthigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Contrast. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Gespräch, und stellte mir die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte nachzugeben; die wenigen Reservationen, auf denen ich bestand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulirte darauf meine Stunden: da sollte ich denn Publicistik, Rechtsgeschichte und Institutionen und noch einiges andere hören. Ich ließ mir's gefallen; das letzte ich durch. Gellerts Literargeschichte über Strafkausen, und außerdem sein Practicum zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon gesehen und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Mehr groß von Gestalt, zierlich aber nicht dager, sanfte, aber mannigfaltige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht überhebende Habitudinale, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es setzte einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wegen nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wohl nothwendig: denn er würde seinen ganzen Tag aufgerieben haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und bewirthen wollen.

Meine Collegia besuchte ich anfangs emsig und treulich: die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs auffassen. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auf einander setzen, vermischen und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch

derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professors Winckler auf dem Thomasplan, gerade um die Stunde, die theologischen Kräpfel heiß auf der Pfanne tamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte leider wurden, und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schmer zugleich verschmolz und sich verlor.

Mit den juristischen Collegien ward es bald eben so schlimm; denn ich mußte gerade schon so viel, als und der Lehrer zu überliefern für gut fand. Mein erst hartnäckiger Fleiß im Nachschreiben wurde nach und nach erschlafft, indem ich es bequem langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. Der Studien, den man anfangen, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat sich späterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Kenntnisse sind, Zeit und Aufmerksamkeit abraubt, um sie an sogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerstreuen als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel, wodurch Studierende sehr behindert sind, erwähne ich hier beiläufig. Professoren, so gut wie andere in Aemtern angestellte Männer, können nicht alle von Einem Alter seyn; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter verfallen, so erwerben sie ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer, weil diese nicht in dem unterrichtet werden was sie eigentlich brauchen, sondern in dem was der Lehrer für sich zu erarbeiten nöthig findet. Unter den ältesten Professoren dagegen sind manche schon lange Zeit stationär, sie überliefern im Ganzen nur für Knaben, und, was das Einzelne betrifft, vielen, was die Zeit schon als unnütz und falsch verurtheilt hat. Auch dieses entsteht ein traniger Conflikt, zwischen welchem junge Geister hin und her gezerrt werden, und welchen kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, obschon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zu wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf diesem Wege viel mehreres stimmen als zureichte lesen lernte, wodurch sich ein immer wachsendes Mißbehagen in mir hervorthun, so hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten, wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältnisse tritt, immer Einstand geben muß. Das erste, was die Frauen an mir tadelten, bezog sich auf die Kleidung; denn ich war vom Hause freilich etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt.

Mein Vater, dem nichts so sehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geschah, wenn jemand seine Zeit nicht zu brauchen wußte, oder sie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb seine Oekonomie mit Zeit und Kräften so weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. Er hatte bewogen niemals einen Bedienten, der nicht im Hause zu noch etwas nützlich gewesen wäre. Da er nun von jeher alles mit eigener Hand gerieb und später die Bequemlichkeit hatte, seinem jungen Hausgenossen in die Jahre zu diktiren, so fand er am vortheilhaftesten, Schneider zu bedienen zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem sie nicht allein ihre Correcten, sondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu besorgen hatten. Mein Vater war selbst an die besten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Messen von auswärtigen Handelsherren seine Waare bezog und sie in seinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herren von Ehrenstein von Aachen jedesmal bewirtete, und mich von meiner frühesten Jugend an mit diesen und anderen vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Tüchtigkeit des Zeugs war also gesorgt und genugsamer Vorrath verschiedener Sorten Tücher, Sarsche, Wittinger Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter verhanden, so daß mir, dem Stoff nach, und wohl hätten dürfen leben lassen; aber die Form verhaßt mich alles: denn wenn ein solcher Hauskünstler allenfalls ein guter Gesetz gewesen wäre, um einen meisterhaft zugeschnittenen Rock wohl zu nähen und zu fertigen, so stellte er nun auch das Kleid selbst zuschneiden, und dieses gerieth nicht immer zum besten. Hiezu kam noch, daß mein Vater alles, was zu seinem Anzuge gehörte, sehr gut und ziemlich viele und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewissen allen Zuschnitt und Verzierungen trug, wodurch unser Paar miteinander ein wunderliches Ansehen bekam.

Auf eben diesem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Akademie nahm, zu Stande gebracht; sie war recht vollständig und ansehnlich und sogar ein Tressenkleid darunter. Jede Art von Aufzug schien gewehrt, hielt mich für gesund genug; allein es währte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Redensarten, dann durch verständige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt herein gefallen aussehe. So viel Verdruß ich auch darüber empfand, ich ich doch anfangs mehr, wie ich mir besser helfen. Als aber Herr von Masuren, der so reichste poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen seiner Jahren als seiner Jugendmuthwillen herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte, meine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäße, auf einmal umzutauschen, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung hatte aber mich eine neue anfangen, welche mir weit angenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht.

Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt aufgezogen und erzogen, und obgleich mein Vater sich theils einer gewissen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch gar manche dieser klebende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivität wegen gefielen, mit Behagen hervorbrachte, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern zieht einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt, denn große Flüsse haben, wie das Meer selbst, immer etwas belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer innern menschenverständigen Thätigkeit bedient er sich sprüchwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er bereit

derb, doch, wenn man auf den Zweck des Autorrechts sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zartered Ohr sich anstößig erweist.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt hat, ist Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergibt, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Wir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt seyn, so wie die Benutzung treuherziger Ehrennamen Ausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Keisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprachverderber entbehren, die doch statt vieles Hin- und Herfadelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dieß, daß ich mit mir jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen. Ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle reden wie man schreibt und schreiben wie man spricht; da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu ihren, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und sonst in einer feinen Societät sich gefallende Personen so entschieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgesprochen wäre, sich sogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befinden. Jede der deutschen Akademieen hat eine besondere Gestalt; denn weil in unserem Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, so beharrt jeder Ort auf seiner Art und Weise und treibt seine charakteristischen Eigenheiten bis auf's letzte; eben dieß gilt von den Akademieen. In Jena und Halle war die Rohheit aufs höchste gestiegen, körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthülfe war dort an der Tagesordnung; und ein solcher Zustand kann sich nur durch den gemeinsten Saus und Braus erhalten und fortschlangen. Das Verhältniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, so verschieden es auch seyn mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Freundling seine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegirtes Wesen ansah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant seyn, sobald er mit reichen, wohl und genau gestützten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn sie nicht als Pöbelei einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und auf gewissen Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen; und so glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an der Pleiße ein großes Uebergewicht zu haben. Zacharia's Renommist wird immer ein schätzbares Document bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt; wie überhaupt seine Gedichte jedem willkommen seyn müssen, der sich einen Begriff von dem zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustande des damaligen geselligen Lebens und Wesens machen will.

All. Sitten, die auf einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Wesens entspringen, sind unverwüstlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch manches an Zacharia's Heldengedicht. Ein einziger unserer akademischen Mitbürger hielt sich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu schlagen. Er trank Schwägerschaft mit allen Lohnkutschern, die er, als wären's die Herren, sich in die Wagen setzen ließ und selbst vom Bocke fuhr, sie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbwagen, so wie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte. Uebrigens aber niemanden beleidigte, sondern nur das Publikum in Masse zu verdrießen schien. Einst bemächtigte er und ein Spießgesell sich, am sabbather Promenaden-Tage, der Ehre des Thomasmühlers; sie ritten wohl gefüttert, in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorstellungen thaten, versicherte er ganz unbefangen, er hätte nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus in einem ähnlichen Falle würde aufgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Gesellen.

Denn der Studirende von einigem Vermögen und Ansehen hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen, und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Colonie ein Musterbild französischer Sitten darstellte. Die Professoren, wohlhabend durch eigenes Vermögen und gute Pfründen, waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürstenschulen oder sonstigen Gymnasien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, sich von der herkömmlichen Sitte loszusagen. Die Räthe von Dresden, die Aufmerksamkeit von daher, die wahre Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens konnte nicht ohne sittlichen, ja religiösen Einfluß bleiben.

Mir war diese Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuser eingeführt, deren verwandte Cirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Gesellschaft gar manches an mir auszusetzen hatte, und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden sollte, und dabei doch deutlich sehen konnte, daß mir dagegen von alle dem wenig gelehrt wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinen akademischen Aufenthalt versprochen hatte, so fing ich an lässig zu werden und die geselligen Pflichten der Besuche und sonstigen Attentionen zu versäumen, und ich wäre noch früher aus allen solchen Verhältnissen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhmen Söhn und Achtung und an seine Gattin Zutrauen und Neigung festgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihre Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn besuchte; seine Gattin dagegen zeigte ein aufrichtiges

Interesse an mir. Ihre Freundlichkeit hielt sie stets zu Hause. Sie lud mich manchen Abend zu sich und wußte mich, der ich zwar gesittet war, aber doch eigentlich was man Lebensart nennt, nicht besaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurecht zu führen und zu verbessern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu; diese war aber schon herrischer und schulmeisterlicher, deswegen sie nur äußerst mißfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die andere schon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdessen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Pianet, Ehombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geschmack, freilich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Fritzischen vollkommen übereintraf. Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündflut überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachfolgenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl giebt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wässerigen einen solchen Must hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neueren bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen ihnte. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdies Gattin eines Mannes, der mit der Poesie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte sie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verse oder Prose von namhaften, sogar in gutem Ansehen stehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm; denn ich behielt nach wie vor alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; allein ihre Nachsichtigkeit war nicht von langer Dauer. Das erste, was sie mir ganz entschieden verbot, machte, waren die Poeten nach der Mode von Weiße, welche so eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden, und mich ganz besonders ergetzt hatten. Besaß ich nun freilich die Sache näher, so konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Gesellschaft. Und so waren wir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo ich so gern umherwandelte, unbarmherzig niedergemäht und ich sogar genöthigt, das trockende Heu selbst mit anzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.

Diesen ihren Lehren kam, ohne es zu wissen, der Professor Morus zu Hülfe, ein wegemein gesinnter und freundlicher Mann, den ich an dem Tische des Hofraths Ludwig kennen lernte und der mich sehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu besuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Alterthum erkundigte, so verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neueren ergetzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch schlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über solche Dinge sprach und mir, anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erstaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in seinem Practicum von der Poesie abzumahnen pflegte. Er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmste war, selbst meine Prose fand wenig Gnade vor seinen Augen: denn ich pflegte, nach meiner alten Weise, immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren liebenswürdig, der Styl ging über die gewöhnliche Prose hinaus, und der Inhalt mochte fernlich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen; und so war ich denn von unserem Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten, so gut als die andern, genau durchsah, mit rother Dinte corrigirte und die und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieser Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, sind leider endlich auch im Laufe der Jahre und meinen Papieren verschwunden.

Wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollten, so sollten sie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es sey von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn sie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas anderes dafür einzusetzen hätten, oder unterzuschieben wüßten. Jedermann protestirte gegen meine Liebhabereien und Neigungen, und das was man mir dagegen anpries, lag theils so weit von mir ab, daß ich seine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es stand mir so nah, daß ich es eben nicht für besser hielt als das Gescholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung, und hatte mir aus einer Vorlesung Ernesti's über Cicero's das Beste versprochen; ich lernte wohl auch etwas in diesem Collegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßstab des Urtheils, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar niemand besitze: denn keiner war mit dem andern einig, selbst wenn sie Beispiele vorbrachten; und wo sollten wir ein Urtheil hernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland so manches Tadelhafte in seinen liebenswürdigen, und Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte.

In solcher vielfachen Zerstreuung, in Zerstückelung meines Wesens und meiner Studien traf sich's, daß ich bei Hofrath Ludwig den Mittagstisch hatte. Er war Medicus, Botaniker, und die Gesellschaft bestand, außer Morus, in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Aerzten. Ich hörte nun in diesen Stunden gar kein ander Gespräch als von Medicin oder Naturhistorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld drüber gezogen. Die Namen Haller, Linne, Buffon hörte ich mit großer Verehrung nennen; und wenn auch manchmal wegen Irrthümer, in die sie gefallen seyn sollten, ein Streit entstand, so kam doch zuletzt, dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienste zu Ehren, alles wieder ins Gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und belehrend, und spannten meine Aufmerksamkeit. Viele Benennungen und eine weitläufige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um so lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete einen Reim niederzuschreiben, wenn er sich mir auch noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen und ich müßte es denn doch, wie

ſo manches andere, vielleicht nächſtens für ſchlecht erklären.

Dieſe Geſchmacks- und Urtheilsungewißheit der unruhigte mich täglich mehr, ſo daß ich zuletzt in Verzweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten was ich für das Beſte hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verſchaffen hoffte, theils um meine Fortſchritte deſto ſicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem ſchlimmen Falle, in den man geſetzt iſt, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entlagung alles deſſen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine ſo große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tages Poeſie und Proſa, Plane, Skizzen und Entwürfe ſämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte, und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauch einen unſere gute alte Wirthin in nicht geringe Furcht und Angſt verſetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zuſtand der deutſchen Literatur jener Zeit iſt ſo vieles und ausführliches geſchrieben worden, daß wohl jedermann, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet ſeyn kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich übereinſtimmen dürfte; und was ich gegenwärtig flüchtig und ſprungsweiſe davon zu ſagen gedenke, iſt nicht ſowohl wie ſie an und für ſich beſchaffen ſeyn mochte, als vielmehr wie ſie ſich zu mir verhielt. Ich will deshalb zuerſt von ſolchen Dingen ſprechen, durch welche das Publicum beſonders aufgeregt wird, von den heißen Erfahrungen alles behaglichen Lebens und aller bitteren, ſelbſtgenügſamen, lebendigen Dichtkunſt: von der Satyre und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach ſeiner Weiſe leben, der Bürger ſein Gewerb, ſein Geſchäft treiben und ſich nachher vergnügen; ſo mag auch der Schriftſteller gern etwas verfaſſen, ſeine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nutzliches gethan zu haben. In dieſer Ruhe wird der Bürger durch den Satyriker, der Autor durch den Kritiker geſtört, und ſo die friedliche Geſellſchaft in eine unangenehme Bewegung geſetzt.

Die literariſche Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch. Deutſchland, ſo lange von auswärtigen Völkern überſchwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatiſchen Verbandlungen an fremde Sprachen gewieſen, konnte keine eigne unmittelbar anbieten. Es drangen ſich ihr zu ſo manchen neuen Begriffen, auch unnützige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weiſe mit auf, und auch für ſchon bekannte Gegenſtände ward man veranlaßt, ſich ausländiſcher Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutſche, ſeit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, unnatürlichen Zuſtande verwildert, begab ſich bei den Franzoſen in die Schule, um liebenswürdig zu werden, und bei den Römern, um ſich würdig auszudrücken. Dies ſollte aber auch in der Mutterſprache geſchehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutſchung ſowohl den Welt- als Geſchäfts-Styl lächerlich machte. Ueberdieß faßte man die Gleichnißreden der ſüdlichen Sprachen unmäßig auf und bediente ſich derſelben höchſt übertrieben. Eben ſo zog man den vernehmen Anſtand der ſüdlichen gleichen römiſchen Bürger auf deutſche kleinſtädtiſche Gelehrtenverhältniſſe herüber, und war eben nirgends, am wenigſten bei ſich zu Hauſe.

Wie aber ſchon in dieſer Epoche genialiſche Werke entſprangen, ſo regte ſich auch hier der deutſche Freiſinn und Frohſinn. Dieſer, begleitet von einem aufrichtigen Ernſte, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmiſchung fremder Worte, und wie es der gemeine, verſtändliche Sinn gab, geſchrieben würde. Durch dieſe löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländiſchen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchſtochen, durch welchen das große Gewäſſer zunächſt eindringen ſollte. Indeſſen hielt ein ſteifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er ſich endlich viel ſpäter auf einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freiaufblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenſtände, an denen ſie ſich üben, gegen die ſie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslaſſen konnten; dieſe waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und ſodann die Werthloſigkeit ſolcher Schriften, die ſich vom jenem Fehler frei zu erhalten beſorgt waren; wobei niemanden einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liscow, ein junger kühner Menſch, warf zuerſt einen ſcharfen, albernen Schriftſteller perſönlich anzufallen, deſſen ungeſchickte Manieren ihm bald Gelegenheit gab heftiger zu verfahren. Er griff ſodann weiter um ſich und richtete ſeinen Spott immer gegen beſtimmte Perſonen und Gegenſtände, die er verachtete und verächtlich zu machen ſuchte, ja mit leidenſchaftlichem Haß verfolgte. Allein ſeine Laufbahn war kurz; er ſtarb gar bald, verſchollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling. In dem was er gethan, ob er gleich wenig geleiſtet, mochte ſeinen Landsleuten das Talent, der Charakter ſchätzenswerth vorkommen; wie denn die Deutſchen immer gegen frühabgeſchiedene, durch verſprechende Talente eine beſondere Frömmigkeit bewieſen haben; genug, uns ward Liscow ſehr früh als ein vorzüglicher Satyriker, der ſogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen thunte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei haben wir uns freilich nicht gefördert: denn wir konnten in ſeinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache ſchien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachſen, von heiterer und feinem Weltleidenſchaftlicher oder gehäſſiger Natur, ergriff die allgemeine Satyre. Sein Tadel der ſogenannten Laſter und Thorheiten entſprang aus reinen Anſichten des ruhigen Menſchenverſtandes und aus einem beſtimmten ſittlichen Begriff, wie die Welt ſeyn ſollte. Die Rüge der Fehler und Mängel iſt darnach

und breiter; und damit selbst die geringe Fähigkeit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sey.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Obern; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel beschreyt er mehr als daß er sie bekämpfte, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches verderbliche Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte: denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittelclasse, welche, ohne besondern Geistesaufwand, sich klüger dünken kann als andere. Was er aber und wie er es auch vortrefflich zeigt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmäßigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegränzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzulangen Vertheidigungen, daß seine Satyre keine persönliche sey, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihn als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Porträten verliert, ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit gerührt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst resignirt, und Rabener verdient, von allen denkenden, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: seine Satyre bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt die und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte sie zu berühren. Man kann sagen, daß er seinen Nachfolger gehabt, daß sich niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höhern Princip der Kunst hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's kritische Dichtkunst in die Hände; sie war brauchbar und bestehend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine bildmäßige Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt: Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt seyn, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zurück auf Horazens Dichtkunst; wir kannten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht anwußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottsched's Antagonisten; sie wußten doch also etwas anderes thun, etwas besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzügliches seyen. Breitinger's kritische Dichtkunst ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der böse ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, und darin herumtrieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertige diese Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußern Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, setzen zu solchem Ende günstiger; Engländer und Franzosen hatten schon über die bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellte Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichnissen an, Beschreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache.

Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß also wählen; was bestimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mögen sich die Schweizer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sey immer das Neue; und nachdem sie dieß eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sey immer neuer als alles andere.

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer seyn könne und ohne Bezug auf den Menschen. Ein solcher nothwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch seyn, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Gelehrten, auch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sey, sollte für die erste und oberste gelten. Und noch vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorzug, mit höchster Ueberzeugung, der Aesopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß

Und der größte war Imoskis Cadi;
Und die Frau bath weinend ihren Bruder:
„Ich beſchwöre dich bey deinem Leben,
„Gib mich keinem andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiederſehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche.“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Feſt, Imoskis Cadi ſie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigſtens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleyer bringeſt,
„Daß ich mich vor Aſans Haus verhülle,
„Meine lieben Waiſen nicht erblicke.“

Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt,

so viele andere ihr Talent dahin wenden, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; und den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen vorausfagen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß wir von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemühte, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht imponiren. Ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage: ob ein gewisses bestrittenes Gedicht von König auf das Lustlager Augusts des Zweiten wirklich ein Gedicht sey? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. In seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, manchmal schon durchdachtesenen Kreise, doch noch auf die Hauptsache stieß, und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des innern Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buches gleichsam als Zugabe anzuraten sich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geister durch solche aufgerentte Maximen, bald verstandene Gesetze und verstümmelte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht gesichert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und auch den besten inländischen mochte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht aneignen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Produktives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand.

Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationelles; an Talenten war niemals Mangel. Hier gelenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im phasischen Grade, rhythmisch-reimen, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchzufühlen, Gefühl zu erdichten und mit passenden Erinnerungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Durch ein unseliges Betrogen hatte sich Günther das Glück verscherzt, an dem Hofe Augusts des Zweiten angestellt zu werden, wo man, zu allem übrigen Prunk, sich auch nach einem Hofpoeten umsah, der den Festlichkeiten Schwung und Würde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von König war gestritten und glücklicher, er blieb diese Stelle mit Würde und Beifall.

In allen souverainen Staaten kommt der Gewalt für die Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das Lustlager bei Mühlberg der erste würdige, wo nicht nationelle, doch provinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige, die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämmtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgebildete Truppen, ein Lagerring, Feste aller Art; Beschäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für schildernde und besonders beschreibende Poesie.

Freilich hatte dieser Gegenstand einen innern Mangel, eben daß es nur Prunk und Schein war, und dem keine That hervorleuchten konnte. Niemand, außer den Ersten, mochte sich bemerkbar, und wenn es ja geschehen wäre, durfte der Dichter den einen nicht hervorheben, um andere nicht zu verletzen. Er mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Personen fiel daher ziemlich trocken ab; ja schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde besser gekleidet als die Menschen. Sollte doch aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch scheint die Hauptschwierigkeit sich ihm bald offenbart zu haben: denn das Gedicht hat sich nicht über den ersten Gesang hinaus ertreckt.

Unsere solchen Studien und Betrachtungen überraschte mich ein unvermuthetes Ereignis und versetzte das bisherige Verhalten, unsere neuere Literatur von vorne herein kennen zu lernen. Mein Landsmann Johann Georg Schlosser hatte, nachdem er seine akademischen Jahre mit Fleiß und Anstrengung zugebracht, sich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advocatur begeben, allein sein strebender und das Allgemeine suchender Geist konnte sich auf mancherlei Ursachen in diese Verhältnisse nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimsecretär bei dem Herzog Friedrich (Eugen) von Würtemberg, der sich in Ludwigsburg aufhielt, ohne Bedenken an: denn der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und selbstständige Weise sich, ihr Ländern und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieser Fürst Friedrich ist derjenige, welcher, um sich wegen der Kinderzucht Raths zu erholen, an Rousseau geschrieben hatte, dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfängt: Si j'avais le malheur d'être un prince, etc.

Den Geschäften des Fürsten nicht allein, sondern auch der Erziehung seiner Kinder sollte nun Schlosser wo nicht vorstehen, doch mit Rath und That wirksam zu Handen seyn. Dieser junge, edle, den besten Willen begabte Mann, der sich einer vollkommenen Reinheit der Sitten befliß, hätte durch eine gewisse trockne Strenge die Menschen leicht von sich entfernt, wenn nicht eine seltene und seltene literarische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit sich auszudrücken, sowohl in Versen als in Prosa, aufzutreten, jedermann anzögen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Das dieser durch Schlosser mit ihm erleichtert würde war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gast- oder Weinhause ab, das im Dorfe lag und dessen Wirth Schönkorn hieß. Dieser hatte eine Frankfurterin zur Frau, und ob er gleich die übrige Zeit des Jahres wenig Personen bewirthete, und in das kleine Haus seine Gäste aufnehmen konnte, so war er doch Meßzeiten von vielen Frankfurtern besucht, welche dort zu speisen und im Nothfall auch wohl Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schlossern aufzusuchen, als er mir seine Ankunft meldete hieß. Ich stimmte mich kaum

ihm früher gesehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann, mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge besonders stumpf gewesen wären. Die Form seiner gewölbten Stirn, zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken, deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von mir, und eben dieß begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, befestigten seine Neigung, und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regsamen Wesen, im Gegentheil mit dem seinigen, haben mußte. Er studirte die Engländer fleißig, Pope vor allen, wo nicht sein Muster, doch sein Augenmerk, und er hatte, im Widerstreit mit dem Versuch über den Menschen jenes Schriftstellers, ein Gedicht in gleicher Form und Sylbenmaß geschrieben, welches der christlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verschaffen sollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei sich führte, las er mich sodann poetische und prosaische Aufsätze in allen Sprachen sehen, die, indem sie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich demüthigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit sogleich zu helfen. Ich schrieb an ihn verschiedene Deutsche, Französische, Englische, Italiänische Gedichte, wozu ich den Stoff aus unseren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schiesser wollte nicht Leipzig verlassen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Ich führte ihn gern zu denen mir bekannten; die von mir noch nicht besuchten ꝛc. ich auf diese Weise ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, sehr charakterisirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Ruhm und das Gerücht recht gut zu betreiben wußte. Unsern Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes darauf hinwirkte. Er wohnte sehr ansehnlich in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf, wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Da war nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wollte sie nicht zu sagen; genug wir glaubten, er bitte uns in das anstoßende Zimmer zu treten. Wir traten hinein in einer fensterlosen Scene; denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große breite tiefsonore Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Taft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt seyn; denn der Bediente sprang mit einer großen Allonge perrücke auf der Hand die Treppe hinauf, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, für

zur Thür hinaus purzelte, worauf der entsetzliche Mimetor uns ganz gravitätisch zu sich nöthigte und einen gewaltig langen Discurs mit gutem Anstand durchführte.

So lange Schiesser in Leipzig blieb spielte es täglich mit ihm, und lernte eine sehr angenehme Tischgesellschaft kennen. Einige Liefländer und der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachheriger Bürgermeister in Leipzig, und ihre Hofmeister. Horrath Pfeil, Verfasser des Grafen von P., eines Pendants zu Gellerts schwedischer Gräfin, Zacharia, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographischer und genealogischer Handbücher, waren gesittete, belesene und freundliche Menschen. Zacharia der jüngere, Pfeil ein feiner, beinahe etwas Duplemanisirt an sich habender Mann, beide ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit; Krebel ein wahrer Hausknopf, groß, wohlbeleibt, blond, verliebende, heitere, himmelblaue Augen, immer froh und guter Dinge. Diese Personen bezeugten mir sämmtlich, theils wegen Schiessers, theils auch wegen meiner eigenen offenen Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit, auf das allerartigste, und es brauchte kein großes Zureden, nämlich mit ihnen den Tisch zu theilen. Ich hielt wirklich nach Schiessers Abreise bei ihnen, gab den Logisgulden Tisch auf, und befand mich in dieser gesittigten Gesellschaft um so wohler, als mir die Trauer vom Hause, ein gar düsteres, nettes Mädchen, sehr wohl gefiel, und mir Gelegenheit wurde freundliche Blicke zu wechseln, ein Bedeuten, das ich seit dem Unfall mit Gretchen weder gesucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittagessens brachte ich mit meinen Freunden heiter und möglich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Manchen zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernste Neigung, indem er meinem Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte.

Bei diesem Umgange wurde ich durch Gespräche, durch Vorsätze und durch eigenes Raisonniren gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, matten Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präcision und Kürze getban werden könne. Bei dem bisherigen Styl konnte man das Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil alles unter einander ins Breite gezogen ward. Schon hatten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Lessing und Wieland sind durch Reflexion dazu gebildet worden. Der erste wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, sarkastisch in Emilia Galotti, später kehrte er erst zu einer breiteren Redeart zurück, die ihm so wohl steht in Nathan. Wieland, der auch im Agathon, Don Sylvio, den komischen Erzählungen mitunter prälis geworden war, wird in Musarion und Idris auf eine wunderliche Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopstock, in den ersten Gesängen der Messiade, ist nicht ohne Weitschweifigkeiten; in den Oden und anderen kleinen Gedichten erkannt er gedrängt, so auch in seinen Trauerdramen. Durch seinen Vortrieb mit den Alten, besonders den Tacitus, fällt er sich immer mehr ins Enge gedrängt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird. Gerstenberg, ein schwarz aber bizarrer Talent, nimmt sich auch zusammen, sein Verdienst wird gesichtet, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitschweifig behaglich von Natur, wird dann einmal enorm in

den Kriegsliedern. Romler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er sängt an was Deutsche im Lyrischen gedichtet zu sammeln. Nun findet er, daß ihm dasselbe ein Gefühl völlig genug thut; er muß ausfassen, verfeinern, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt bekommen. Hierdurch macht er sich fast zu viel Feinde als es Dichter und Liebhaber giebt, da sich jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wie der erkennt, und das Publicum sich eher für ein fehlerhaftes Individuelle interessirt, als für das, was nach einer allgemeinen Geschmacksregel hervorgebracht oder verbessert wird. Die Absicht lag damals noch in der Wiege, und niemand wußte ein Mittel ihre Kindheit zu verführen. Die poetische Prosa nahm überhand. Gessner und Klopstock erregten manche Nachahmer; andere wieder forderten noch ein Sylbenmaß und übersetzten diese Prose in sapphische Rhythmen. Aber auch diese machten es niemand zu Dank: denn sie mußten auslassen und zusetzen, und das prosaische Original galt immer für das Bessere. Jemehr aber bei allem diesem das Gedrungene gesucht wird, desto mehr wird Beurtheilung möglich, weil das Bedeutende, enger zusammengedrängt, endlich eine festere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zuletzt, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden: denn indem man von einem jeden Gegenstande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auf diese Weise, ob es gleich niemand mit Bewußtsein that, vermannigfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freilich auch fragenhafte gab, und mancher Versuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen idealischen Regionen aufgeblüht, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das weit mehr Erfahrung nannt, durch Begeisterung an Welt und Menschen verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Witzigen, und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Effect, sein Talent am allerschönsten zeigte. Die manche seiner glänzenden Productionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre. Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Orts und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Ausdrängtogen zu Gesicht bekam, welchen mir Dieser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und den wieder zu sehen glaubte. Alles was in Wieland's Genie plastisch ist, prägte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Rüstersucht verdammte Phantasiemen sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfreundliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Ueberhaupt gab man diesen Werken sehr gern einen bestimmten Widerwillen gegen erdichte Gesinnungen zu, welche, bei leichter verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man vergaß dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen machte.

Die stümperisch die Kritik seichten Arbeiten damals entgegen kam, läßt sich auf den ersten Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek ersehen. Der technischen Erklärungen geschieht ehrenvolle Erwähnung; aber hier ist keine Spur von Einsicht in den Charakter der Dichtart selbst. Der Recensent hatte seinen Geschmack, wie damals alle, an Beispielen gebildet. Hier ist nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung solcher parodistischen Werke den originalen edlen, schönen Gegenstand vor Augen haben müsse, um zu sehen, ob der Parodist ihm wirklich eine sowache und komische Seite abgewonnen, ob er ihm etwas gehorgt, oder, unter dem Schein einer solchen Nachahmung, wirklich gar selbst eine treffliche Erfindung gestiftet? Von allem dem sindet man nichts, sondern die Gedichte werden streng abgemessen und getadelt. Der Recensent hat, wie er selbst gesteht, soviel was ihm gefallen mögte, streichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchst verdienstlichen Uebersetzung Shakspeare's mit dem Anruf entgegen: „Von rechtswegen sollte man einen Mann wie Shakspeare gar nicht übersetzt haben“: so begreift sich ohne weiteres, wie unendlich weit die allgemeine deutsche Bibliothek im Sinken bei Geschmack zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, sich nach anderen Leistungen umzusehen hatten.

Der Essekt, der auf diese Weise mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenstände behandelt. Schlegel's Hermann benutzte nur darauf hin. Die tendenziöse Tendenz verbreitete sich unendlich. Das Charakterlose der Gestalten, bei großer Aumuth und sinnlicher Herrlichkeit, machte jeden glauben, daß er etwas ähnliches vermöge. Eben so bloß auf dem Allgemeinsten schienen gegriffen waren jene Gedichte, die eine Fremdartigkeit darstellen sollten. z. B. die sämmtlichen Skaldengedichte, überdaupt die patriarchalischen und was sich sonst auf das alte Testament bezog. Bodmer's Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserfluth, die sich noch langsam verlief. Das Unaktromische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumschwanken. Die Präcision des Horaz abkürzte die Deutschen, doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Komische Heldengedichte, meist nach dem Verdrilt von Pope's Lockenraub, dienten auch nicht, eine bessere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Mahnes gedenken, der so ernsthaft wirkte als er lächerlich seyn muß, wenn man ihn näher betrachtet. Die Deutschen hatten nunmehr genugsam hebräische Kenntnis von allen Dichtarten, worunter sie die verschiedenen Nationen antergetheilt hatten. Von Gottsched war schon dieses Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner kritischen Dichtkunst ziemlich vollständig zusammengenommen und zugleich nachgewiesen, daß auch schon Deutsche Dichter mit verschiedenen Werken alle Rubriken ausfüllen gewußt. Und so ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection ansehnlicher, aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere und dem Ideal, in dem sie bisher gestanden hatte. Wir besaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgilische und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel; und so wußte man sich mit Vergleichungen nach außen, indem die Masse poetischer Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen stattfinden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geschmacks auf einem sehr schwankenden Fuße, so konnte man jener Epoche auf keine Weise streitig machen, daß innerhalb des poetischen Ideals von Deutschland

und der Schweiz sich dasjenige gar lebhaft zu retten anfing, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. Die Schulphilosophie, welche jederzeit das Verdienst hat, alles dasjenige wornach der Mensch nur trachten kann, nach angenommenen Grundsätzen, in einer beliebten Ordnung, unter bequemen Rubriken vorzutragen, hatte sich durch das oft Dunkle und Unbegreifende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an sich respectablen Methode und durch die allzugroße Bevormundung über so viele Gegenstände, der Menge feind, ungenießbar und endlich verdrießlich gemacht. Mancher aclamirte zur Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel gutes und gerades Sinn zur Ausstattung geadelnt habe, als er unmöglich bedürfe, sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, und zu seinem und anderer Nutzen damit operiren könne, ohne gerade sich um das Allgemeinste mühsam zu bekümmern und zu forschen, wie doch die entfernteren Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wohl zusammenhängen möchten? Man wandte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in seinem Kreis tüchtig wirkte und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über anderes, was entfernter lag, mitzusprechen.

Nach einer solchen Verfassung war nun jeder durchgegangen, nicht allein zu philosophiren, sondern sich auch nach und nach für einen Philosophen zu halten. Die Philosophie war also ein mehr oder weniger gesunder und geläuterter Menschenverstand, der es wagte, ins allgemeine zu reden und über unsere und äußere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Wahrheit, indem man durchaus die Mittelstraße und Bequemlichkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschaffte solchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen und Hantirungen.

Auf diesem Wege mußten die Theologen sich zu der sogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in wiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verehrung und Verehrung unserer selbst zu fördern hinreichend sey, so wagte man gewöhnlich sich zu diesen Gunsten gerne viel Behenken zu entscheiden. Aus diesem Mäßigkeitsprincip gab man sodann sämmtlichen gottlosen Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unsicher wurde. Uebrigens sieht man denn doch aber alles bestehen, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, daß sie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet, so konnte sie durchaus nach wie vor bei den alten Kanzelreden und sonstigen religiösen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein diesem Werke stand, so wie den sämmtlichen Precisionsschreibern, noch ein eigenes Schicksal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu und Glauben angenommen, daß dieses Buch der Bücher in einem Geiste verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiste eingehaucht und gleichsam diktirt sey. Doch waren schon längst von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der verschiedenen Theile desselben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzosen, Deutsche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfsinn, Freiheit, Mäßigung angegriffen, und eben so war sie wieder von ernsthaften, wohlmeinenden Menschen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Person hatte sie lieb und werth; denn soll ihr alles war ich meine sittliche Bildung (Sittlichkeit), und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Geheimnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam geworden. Wir müssen daher die ungereimten, spöttischen und verdrehenden Angriffe, daß war man damals schon so weit, daß man ihnen als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen sehr willig annahm, Gott habe sich nach der Denkweise und Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste getriebenen hätten doch bisweilen nicht ihren Charakter, ihre Individualität verleugnen können, und Amos als Kuhhirte führe nicht die Sprache Jesaias, welcher ein Prinz soll gewesen seyn.

Aus solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen entwickelte sich, besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Localitäten, Nationalitäten, Naturprodukte und Erscheinungen genauer zu studiren und sich auf jene Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte. Michaelis setzte die ganze Gewalt seines Talents und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reisebeschreibungen wurden ein kräftiges Hülfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Aerzte, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen.

Indessen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Ansehen heranzuführen, und die eigentliche Denk- und Vorstellungsweise derselben allzeit unerfaßlich zu machen, damit durch diese historisch-kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige gehoben und jede scharfe Spötterei unwirksam gemacht würde, so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor, indem solche die dunkelsten, geheimnißvollsten Schriften zum Gegenstand ihrer Betrachtungen wählten, und solche auf sich selbst durch Conjecturen, Rechnungen und andere seltsame und seltsame Combinationen, zwar nicht aufhellen, aber doch beleuchten und, insofern sie Muthmaßungen entbieten, durch den Erfolg bezeugen und dadurch einen Glauben an das Nächstzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte seinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entschiedenen Eingang verschafft, daß er als ein verständiger, rechtschaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Diese Gemüther sind genöthigt, in der Voraussicht so wie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung seyn, wenn sie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart, enthüllte Prophezeiungen, und in der nächsten wie in der fernsten Zukunft, verhüllte Muthmaßungen verehren. Hierdurch entspringt ein Zusammenhang, der in der Geschichte vermißt wird, die und nur ein zufälliges Hin- und Wiederschwanken in einem nothwendig geschlossenen Kreise zu überliefern scheint. Doctor Crusius gehörte zu denen, welchen der prophetische Theil der heiligen Schriften am meisten zusagte, indem er die zwei entgegengesetzten Elemente des menschlichen Wesens zugleich in Thätigkeit setzt, das Gemüth und den Scharfsinn. Dieser Lehre hatten sich viele Jünglinge gewidmet, und

stätten schon eine ansehnliche Masse, die um desto mehr in die Augen fiel, als Ernesti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem jene sich gefielen, nicht aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entstanden Händel, Hoh und Verfolgung und manches Unangenehme. Ich hielt mich zur klaren Partei und suchte mir ihre Grundsätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu obigen erlaubte, daß durch diese bisher löblichen, verständige Anlegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müße.

Näher aber lag denen, welche sich mit deutscher Literatur und schönen Wissenschaften abgaben, die Bemühung solcher Männer, die, wie Jerusalem, Zollikofer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen, durch einen guten reinen Styl, der Religion und der wir sie nah verwandten Sittenlehre, auch bei Personen von einem gewissen Sinn und Geschmack, Beifall und Aufmerksamkeit zu erwerben suchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und will eine solche vor allen Dingen faßlich seyn muß, so standen von vielen Seiten Schriftsteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar, deutlich, eindringlich, und sowohl für die Kenner als für die Menge zu schreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tissot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr großen Einfluß hatten Haller, Unger, Zimmermann, und was man im einzelnen gegen sie, besonders gegen den letzten auch sagen mag, sie waren zu ihrer Zeit sehr wirksam. Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede seyn; denn nicht insofern der Mensch etwas zurücklässt, sondern insofern er wirkt und gewirkt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abstrakten Styl, welcher sie in allen Expeditionen, von der Kanzellei des unmittelbaren Reichsstifts bis auf den Reichstag zu Regensburg, auf die barocke Weise erhielt, konnten sich nicht leicht zu einer gewissen Freiheit erheben, um so weniger, als die Gegenstände, welche sie zu behandeln hatten, mit der äußern Form und folglich auch mit dem Styl aufs genaueste zusammenhingen. Doch hatte der sonst gere von Moser sich schon als ein freier und eigener teutschen Schriftsteller bewiesen und Pütter durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden sollte. Alles wurde aus seiner Sphäre hervorgiang, zeichnete sich dadurch aus. Und nun fanden die Publicisten selbst sich genöthigt, um populär zu seyn, auch deutlich und faßlich zu schreiben. Mencken, Gatterer traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der deutschen Sprache und des Styls in jedem Fache wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Recensionen von Werken über religiöse und sittliche Gegenstände, so wie über ärztliche; wenn wir dagegen bemerken, daß die Beurtheilungen von Gedichten und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen mag, so nicht erdrückend, den wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gilt sogar von den Literaturzeitungen und von der allgemeinen deutschen Bibliothek, wie von der Bibliothek der schönen Wissenschaften, worein man gar leicht bedeutende Beispiele anführen könnte.

Dieses alles mochte jedoch so bunt durch einander gehen als es wollte, so blieb einem jeden, der etwas aus sich zu produciren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen. Den er zu benutzen gedachte. Auch hier wurden wir sehr in der Irre herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Klotz, das wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihm wegen seiner öftern einsamen Spaziergänge verhießen, sehr spaßhaft gestrich und wahrhaft quartenartig: er sey dabei nicht müßig, er gehe auf die Bibersjagd. Einem Edelmann und Soldatenziemte dieß Geschäft wohl, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüber fühle, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Hühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, ausgingen oder verlaufen. Wir fanden daher in Kreißens Gedichten von solchen einzelnen, glücklich aufgefaßten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar manches, was uns fremdlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernstlich, auf die Bibersjagd aufzugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Freude blieb, obgleich Apels Garten, die Knebelgärten, das Rosenthal, Gotha, Aschersleben und Donnerwitz das wunderlichste Revier seyn mochte, um poetischen Wildpret darin aufzujagen. Und doch ward ich auf jenem Anlaß öfters bewogen, meinen Spaziergang einsam anzustellen, und weil weder von schönen noch erhabenen Gegenständen dem Beschauer viel entgegentrat, und in dem wirklich herrlichen Rosenthale nur dessen Jahrszeit die Mühen seinen zarten Gedanken aufkommen ließen, so ward ich, bei unermüdet fortgesetzter Bemühung, auf das Kleinlichste der Natur, (ich möchte dieses Wort nach der Analogie von Stillleben gebrauchen), absolt aufmerksam, und weil die pierlichen Tagesbegebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig versprechen, so gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Reflexion das Uebergewicht behielt. Ein Ereignis, statt vieler, gedenke ich zu erzählen.

Ich war, nach Menschenweise, in meinen Nanen verliebt und schrieb ihm, wie lange und ungeduldete Leute zu thun pflegen, überall an. Auch hatte ich ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Den Herbst darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den übrigen eben daneben zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des Winters, als ein kaum'scher Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen; Friederike jedoch bewährte sich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war daran die Einschnitte, die ihren Namen begleiteten, und die noch nicht verharscht waren, hervorgequollen und bewegte mich unwillkührlich Pflanzentränen die schon hart geworbenen Züge des meinigen. Sie alle hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen. Ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dieß Ereignis in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lasen und ohne Rührung andern vorlesen konnte.

Indem ich nun, als ein Schüler an der Phile, mich in solche zarte Gegenstände einübte genug verirrte, und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite der längst gesorgt gewesen.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß sonach seine eigne Zeit werden, die nicht auf dem Mannichfaltigsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerersten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksal bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Mitlust empfinden läßt.

Ramler singt auf eine andere, obgleich würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, bewegenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber dadurch immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Gehalt, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen die protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Stoff, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch seine nachherige Bemühung bald ersetzen können. An dem großen Begriff, den die Preußischen Schriftsteller vom ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Eben früher war durch die Französische Colonie, nachher durch die Berufe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten, eine Masse Französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst schwerlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; eben so war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf Deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses Deutsche Rechte anerkennen und schätzen sollte. Dß geschah nicht und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allmälig entwickelt und ausgebildet zu sehen? In Handwerks- und FabrikSachen mochte er wohl sich, vielleicht aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren, eine mäßige Surrogate anbilden; aber hier geht alles gleichwinkter zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Anlagen und des siebenjährigen Krieges würdig, von weltumfassendem nordteutschen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, auf dem bedeutenden Leben gegründete Theaterproduction, von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm, Lessing, der, im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, selbst sich in einem perfiventen Wirthshaus- und Welt-Leben, da er ernsten sein mächtig arbeitendes Innere stets in gewaltigen Gang wort brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung ergreift. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt auf der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehäufte Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der Ehrenlose, aber tapfere Preuße geschlagen hatte. Durch den gewünschten Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieß aber selbst arbeitet Schwankend im Bilde herum. Die Anmuth und Lebhaftigkeit der Sachsinnen überwindet den Verdruß, die Würde, der Starrsinn der Preußen, und sogar an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vermischung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese äußerlichen und historischen Bemerkungen über Deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so will ich mir zugleich, eine Vorstellung von jenem inneren Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Vaterland befand, als im Conflikt zweier, für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen, so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten recht abfinden konnte, so viel Altes sein Recht noch über mich geltend machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich eine schlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weltüberwiegende Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich freudig, in Gesellschaft so vieler würdigen Männer, durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuscript, die ich mein neuem Vater zurücklieh, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Versuchen war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen! Man lernte sich durch Unterredung überhaupt, durch Lesen, durch so manche widerstreitende

Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Einzelnheit der Gefühle, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbekannten Naturgegenständen war ich genöthigt, alles in mir selbst zu suchen. Verlorene ich nun in meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht auf dem Kreise herumtreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne fuhren ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierer Strophenmaß; sie entsprangen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige was mich ergreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe dieses war wohl niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Bändchen ein gewagter Versuch ist.

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Mennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu sagen wußte als daß sie jung, hübsch, munter, liebenswürdig und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in den Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu erdenken oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. So sah sie täglich ohne Hinderniße, sie bald die Treppen herunter, wo ich gemeiniglich sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und sahen unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Büraer, daß das kleine, von wenig Küssen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber auf dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zutritt freis etwas mager. Wir sangen die Lieder von Jacobi, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtmütze vertreten mußte, und so ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verdrießnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener obigen Quelle beschämt, die und verleitet, auf der Quäkerei der Gelegenheit eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen, und über alles was mich sie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie errang es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war auf's äußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Todten verdammt seyn möchte, die ich mir ohne Noth und Ursache erwählt hatte. Es gab auch schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann, und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist; ja zuletzt trat ich in die bedenkliche Rolle des Widersachs. Alles mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu seyn, ihr sogar durch Andere Freude zu verschaffen: denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, nicht verlassen. Allein es war zu spät: ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zu Leide zu thun, hat sehr viel zu den chronischen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an diesem Verlust völlig zu Grunde gegangen, hätte sich hier nicht das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders bälsamisch erwiesen.

Gretchen früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Noth von mir verlegt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation, zu einer ausländen und belehrenden Buße, dramatisch zu behandeln. Darauf entsprang die Idylle meiner überlieferten dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigen Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt schon früher angesprochen. Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge gethan, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des täglichen Daseyns. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann betrügt sich daselbst ausländig genug; aber im Innern sieht es öfters um beste wärter aus, und ein glattes Aeußere überdauert, als ein schwacher Bretterwurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt, und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichsten Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Haustodtschläge, Brandstiftungen entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande stürmender Gefahren stehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Theilnehmendheit erregt war, meine Thätigkeit keine Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am tiefsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu verrichten, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur alles geleistet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst, als durch

andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwicklungen lebendig angelegt werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eins nach dem andern liegen. Die Mitlebenden sind das einzige fertig gewordene, besonders das ausführliche Weib und dem bösartigen Familiengrunde als von etwas Pittoreskem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im ganzen ängstiget. Wenn es im einzelnen ergetzt. Die dort ausgesprochenen wider scheinbaren Handlungen versetzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deswegen konnte das Stück auf dem Deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich seit von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden.

Beide genannte Stücke setzen sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höheren Gesichtspunkte gedrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Anerennung, und sprechen in etwas derben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf.

Ueber diesen Ernst, der meine ersten Stücke verdüsterte, beginn ich den Fehler, sehr günstige Momente zu versäumen, welche sonst entstehen in meiner Natur lagen. Es entwickelte sich nämlich unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen schwierigen Erfahrungen in mir ein verborgener Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein seine Gelder trennt, sondern sie vielmehr mutwillig verdoppelt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt, und der, wenn er sich possenhaft äußert, sowohl im Augenblick als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Diese Dinge sind so gewöhnlich, daß sie in dem Wörterbuche unserer jungen akademischen Freunde Seiten genannt werden, und daß man, wegen der nahen Verwandtschaft, eben so gut Seiten treiben sagt, als Possen treiben.

Solche humoristische Kärrnereien, mit Geist und Sinn auf das Theater gebracht, sind von der größten Wirkung. Sie unterscheiden sich von der Intrigue dadurch, daß sie momentan sind, und daß ihr Zweck, wenn sie einen haben sollen, nicht in der Ferne liegen darf. Braumarchais hat ihrem ganzen Werth gefaßt, und die Wirkungen seiner Figaro's entsprangen vorzüglich daher. Wenn man solche gutmüthige Schalks- und Halbschelmen-Streiche zu edlen Zwecken, mit persönlicher Gefahr ausgeführt werden, so sind die daraus entspringenden Situationen, ästhetisch und moralisch betrachtet, für das Theater von dem größten Werth; wie denn z. B. die Oper: der Wasserträger, vielleicht das glücklichste Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater gesehen haben.

Um die amantische Langeweile des italienischen Lebens zu erheitern hatte ich mancherlei solcher Streiche, theils ganz vorzüglich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich selbst wünschte ich nicht, daß ich ein einzig Mal bloß absichtlich gehandelt hätte, auch kam ich niemals darauf, ein Unternehmen dieser Art als einen Gegenstand für die Kunst zu betrachten; hätte ich aber solche Stoffe, die mir so nahe zur Hand lagen, ernsthaft und ausgebildet, so wären meine ersten Arbeiten besonders und brauchbarer geworden. Einiges, was hierher gehört, kommt zwar später bei mir vor, aber einzeln und absichtslos.

Denn da und das Herz immer näher liegt als der Geist, und dann zu staken macht, wenn dieser sie weiß zu besser weiß, so waren mir die Augenlegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich erwiderte nicht, über Zärtlichkeit der Neigungen, Mannichfaltigkeit des menschlichen Wesens, stillere Sinnlichkeit und über alle das Tiefe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich rührte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim festzuhalten, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besonderen Umstände bezogen, kaum jemand anderes interessiren konnten als mich selbst.

Meine äußeren Verhältnisse hatten sich indessen nach Verlauf weniger Zeit gar sehr verändert. Madame Böhme war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich gestorben; sie hatte mich zuletzt nicht mehr vor sich gelassen. Ihr Mann konnte nicht sonderlich mit mir zufrieden sein; ich schien ihm nicht fleißig genug und zu leichtsinnig. Besonders nahm er es mir sehr übel, als ihm vertrauten wurde, daß ich im Deutschen Staatsrechte, anstatt collegia nachzuschreiben, die darin aufgestellten Personen, als den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer, mit seltsamen Perrücken an dem Rand meines Heftes abgebildet und durch diese Possen meine auswärtigen Nachbarn geärgert und zum Lachen gebracht hatte. Er hielt nach dem Verlust seiner Frau noch eingezogener als vorher, und ich vermied ihn zulezt, um seinen Vorwürfen auszuweichen. Besonders aber war es ein Unglück, daß Gelbert sich mehr der Gewalt des Dienens wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er mehr Zeit den Beobachter zu machen, und sich nach der Sinnart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache sehr im ganzen und glaubte und mit den sterblichen Anfällen zu bequemen, bewegen er gewährten, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gelenkten Mienen und der weinerlich angenehmen Stimme zu sagen pflegte: es war denn auch gleich in die Kirche gegangen. Vor unser Beisteuer sei und es war das heilige Abendmahl genommen! Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehmuth entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin den Mann deßhalb lieb zu haben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, aus meiner frühern Jugend etwas nachzuholen, um anschaulich zu machen, wie die ernsten Angelegenheit und der sittlichen Naturen mit Leichtsinn und Zusammenhang behandelt werden müssen, wenn sie sich wirksam, wie man von ihr erwartet, bewähren soll. Der protestantische Gottesdienst hat so wenig Fülle und Centrum, als das er die Gemüthe zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinen bilden, oder, ohne kirchlichen Zusammenhang, neben einander gerathig ihr bürgerliches Wesen treiben. So klagte man schon vor geraumer Zeit, die Kirchengänger vermindern sich von Jahr zu Jahr und in eben dem Verhältniß die Personen, welche den Genuß des Abendmahls verlangen. Was beides, besonders aber das letztere betrifft, liegt die Ursache sehr nah; doch wer wagt sie auszusprechen? Wir wollen es versuchen.

In sittlichen und religiösen Dingen, eben sowohl als in physischen und bürgerlichen, mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreife thun; eine Folge

woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das was er lieben und lassen soll, kann er sich nicht eingeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden seyn. Fehlt es dem protestantischen Kultus im ganzen an Fülle, so untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur Eins, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe steht er nur an andern vollbringen und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sacramente sind das Hülfte der Religion, das sinnliche Symbol einer anderweltlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Dinge ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist in allen christlichen Kirchen obenbenfelbe, es werde nun das Sacrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sacrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wenn es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sacramentalische Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt seyn, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen Eins anzusehen, als das große allgemeine Sacrament, das sich wieder in so viel andere gegliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörbarkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze; der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen diese Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars; es wird mit heiligem Wasser gereinigt und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Weihthat nur durch den ungeheuersten Abfall verlieren kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dieß vollständig gelehrt sey, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schooß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Mensch manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern aussehe, und immerfort wird noch von Lehren und von Ueberzeugungen die Rede seyn; aber die Strafe soll nicht mehr stattfinden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verwerrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religiöser Forderungen verwickelt muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und ihn zurecht, durch ein nöthiges Aufsichsein seiner Sünde zu bestatten und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. Er, durch mehrere sacramentliche Handlungen, welche sich wieder bei gemeinerer Ansicht, in sacramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, tritt er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieses hohen Akts noch gesteigert werde, steht er den Akt nur in der Ferne, es ist ihm gemeines Essen und Trinken, was dargeboten, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sey; selbst der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdischen Verhältnissen gewahren wir uns zuletzt auf uns selber zu stehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlischen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das sich oft selbst nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdieß von so viel äußeren bedrängt, daß unser eigner Beruhigen wohl sauerlich jedes barreicht, wohl zu Rath, Trost und Hülfe nöthig wäre. Dazu aber verreichet, findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets darrt ein einsichtiger, frommer Mann, am Irrende zurecht zu weisen und Gemälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erprobt werden, soll an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte jedesmal thätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen, beruhigenden Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Daß zugesichert. Er fühlt sich entschieden übergeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sey, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen, selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, barten, jundurchdringlichen Boden zu berühren. Jenen soll eine wunderſame Scheuheit mitgetheilt werden, wodurch sie den Erdboden, der sie bisher angezogen, unter sich abstoßen. Und so ist durch einen glänzenden Cirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, den Sündheit von und nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinander gerückt liegen, in einem heiligen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistlichen Wunder entsprechen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden, da können sie weder gelüet noch gestaunt noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberstehen, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet und nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir lehren, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Bevorzugten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen, noch ererben könne, durch geistige Erbstaft auf Erden erhalten und verewigt werden. In der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nöthig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens und des anerkannten Zutrauens. Und so tritt der

Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgeschwornen, den höchsten Seraphen darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Mund, vor dem wir die Kniee beugen, sondern auf den Segen, den er entheilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch Sündhaftigkeit, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entweihen könnte.

Wie oft nennt dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Priesterstande mich verspottet! indem ein Theil gedachter Symbole sie großentheils und nur wenige für sinnlich erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen in der hohen Würde der andern vorbereiten?

Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilordnung wußte ich an den Fingern herzuzählen, von den tröstlich verheißenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner, aber von alle dem erntete ich keine Frucht; denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem ältern Freund erborgten, dem Geistlichen abgenommenen Blätter in meinen Hut und las gemüthe- und sinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Ueberzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufmerken in diesem wichtigen Falle durch trockenen, geistlichen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhle nahen sollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Bewußtseyn verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag und die mit Vertrag und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seyen, weil wir im Beichtstuhl nichts besonders zu bekennen brauchten. Ja, daß es auch nicht einmal schicklich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die seligsamen religiösen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit beruhigt hätte. Da nun dieses nicht seyn sollte, so verlangte ich mir eine Beichte, die, indem sie in die Zustände wohl unterrichtete, einem vernünftigen Manne dasjenige im Allgemeinen bekennen sollte, was mir im einzelnen zu sagen verboten war. Aber als ich in das alte Barrüssr-Chor hineintrat, mich den wunderlichen zerschlitzten Schranken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Akte einzufinden pflegten, als mir der Gitterer die Thür eröffnete und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem engen Raume eingesperrt sah, und er mich mit seiner schwachen näselnden Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens, die wohl memorirte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war, daß ein jeder sie ganz ordnig hätte aussprechen können. Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tische des Herrn, und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bei mir das Uebel hervor, welches aus unserer durch manichäische Dogmen complicirten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion verschiedene Menschen dergestalt anfällt, daß es bei verschiedene Zustände nach sich zieht, und diese, bis zu ihrem höchsten Gipfel, zu ihren Zeiten steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die, bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise, sich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von der Angst solche begangen zu haben nicht loszumachen konnten. Ein ähnliches Unheil drohte mir in der Masse von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich gemacht. Auch Furchtbare, was ich in den Gefängnissen der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schmelzendes Wasser gelesen hatte, selbst was und die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Sündigen aufbläht und bersten macht, das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte, und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Dieser dürre Scrupel mußte mich derabstalt, und die Aufsicht, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir so faul und schwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Ansehen dadurch gewann und ich mich, sobald ich Leipzig erreicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar losmachte. Die drückend mußten mir daher Gellerts Anmahnungen werden! den ich, bei seiner obnehin lateinischen Behandlungsart, wenigstens unserer Jugendlichkeit abzuhelfen ansänglich war, mit seinen wunderlichen Fragen nicht belästigen wollte, um so weniger, als ich mich verstellen in heitern Stunden selbst schämte, und zuletzt diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüth eine Moral ausgebeut, welche er von Jahr zu Jahr bestimmter abfaßt, und sich dadurch gegen das Publicum auf eine dramatische Weise seiner Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren so lange schon das Fundament der Deutschen sittlicher Cultur und jedermann wünschte schnellen jenes Werk vollendet zu sehen, und da dieses nun nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so dacht man sich sehr aufklärig, es sey seinem Leben von ihm selbst vorgetragen zu hören. Das theilnehmende Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unserem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgetragen, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um so weniger als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, einnehmende Manier und verdächtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines barocken Franzosen, der sich nach den Maximen

Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleyer, den sie heischte, tragend,

Glücklich kamen sie zur Fürstinn Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asans Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrot mit deinen Kindern."
Traurig hört' es die Gemahlinn Asans,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beschenke."

Und sie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab sie Gaben;
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

und Gesinnungen des Mannes erfundigte, welcher einen so ungeheuren Zulauf hatte. Als wir ihm den nöthigen Bericht gegeben, schüttelte er den Kopf und sagte lächelnd: Laissez le faire, il nous forme des dupes.

Und so wußte denn auch die gute Gesellschaft die nicht leicht etwas würdiges in ihrer Nähe duldet, den Mann, den sittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Dänen, die ihm besonders empfohlen waren, besser als die übrigen Studirenden unterrichte, und eine ausgezeichnete Sorge für sie trage; bald wurde es ihm als Eigensinn und Nepotismus angerechnet, daß er eben für diese jungen Männer einen Mittagstisch bei seinem Bruder einrichten lassen. Dieser, ein großer, ansehnlicher, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann sollte Fechtmeister gewesen seyn und, bei allmanchen Nachlässen seines Bruders, die edlen Tischgenossen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen, und zerrte sie den guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm sehen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf das beste, wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieses Pferd hatte ihm der Spurfürst geschenkt, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nöthigen Bewegung zu verbinden; eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verleiden war.

Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten und besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte.

Friedrich der Zweite stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig, als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt, und es war ihnen deßhalb nicht zu verargen, daß sie den demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das Beste dachten. Sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sey seine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut scheue, so könne man zuletzt seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in seinem seiner Pläne und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. So lange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sey nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genöthigt gewesen, eben diese Fehler wieder gut zu machen; und blos daher sey er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich die seltene Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begehe, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchsehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützer Weise aufgeopfert und selbst Schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu leugnen wußte, und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es, auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markirte Züge; eine Haarlocke, die man wohl eine Perrücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, liebkete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affectirt hätte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas affectirtes in seiner Art gehabt hätte. Er dinirte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut und leicht Französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen, und irgend einen albernen Einfall bis ins unendliche zu verfolgen. Er trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Theile seines Anzuges von verschiedenen Zeugen, und also auch Schattirungen waren, so konnte er Tage lang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beschämen konnte, die wir daran gewiesert oder es für unmöglich erklärt hatten. Alldann hielt er uns lange Strafpredigten über unsern Mangel an Erfindungskraft und über unsern Unglauben an seine Talente.

Uebrigens hatte er gute Studien, war besonders in den neueren Sprachen und ihren Literaturen bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er sehr gewogen, und ich, der ich immer gern wohnt und geneigt war mit ältern Personen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang tentirte auch ihm zur besonderen Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu jämmern, womit ich ihm dagegen auch genug zu schaffen machte. In der Dichtkunst hatte er dasjenige, was man Geschmack nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er verstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch tiefliese Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren; nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er versprach mir dagegen, daß er dieienigen Stücke, die er für gut hielt, selbst abschreiben und in einem sodann Bande mit verbinden wolle. Dieses Unternehmen gab dann Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb. Denn es er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte.

ehe die Rabenfedern verbietgeschaft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das mindeste geschrieben wäre. Mit eben solchen Umständen begab er sich denn jedesmal ans Schreiben, und brachte wirklich nach und nach ein allerliebstes Manuscript zusammen. Die Titel der Gedichte waren Fraktur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo aufgezeichnet oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerschwärze, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortfuhr, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzuräumen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sey, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Indessen war sein Umgang wegen der schönen Kenntnisse, die er besaß, doch immer im Stillen lehrreich, und, weil er mein unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen wußte, auch im sittlichen Sinne für mich ganz heilsam. Auch hatte er einen ganz besonderen Widerwillen gegen das Rohe, und seine Späße waren durchaus hübsch, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Gegen seine Landsleute erlaubte er sich eine frazenhafte Abneigung, und schilderte was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen; wie er denn an den Aeußeren eines jeden etwas auszusetzen fand. So konnte er sich, wenn wir zusammen an am Fenster lagen, Stunden lang beschäftigen, die Vorübergehenden zu recensiren und, wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Derartigen Vorschläge liefen meistentheils auf etwas unbedeutendes und abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl sachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er vernünftig genug gewesen wäre, sich zu verkleiden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindesten bösartig gewesen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unserer Seite zu quälen, wenn wir verschwiegen, daß man ihn nach seinem Aeußeren wo nicht für einen Frankfurter Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Serachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu stundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusetzen pflegte, der zwischen ihm und einem alten Franzosen obwalte. Hierbei bürdete er uns gewöhnlich allerlei angebrachte Vorschläge auf, die wir ihm zur Veränderung und Modificirung seiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, daß ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend seyn konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf Holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinander zu setzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und und glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht da stehe. Er sprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerei, zankte den Setzer, ärgerte über diesen Gedanken, über das einige Hin- und Wiederreisen, und setzte aus diesem Manöuvre alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden, und setzte sich sogleich hin, um sie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich auseinander, daß wir uns nicht nach seinem Beispiel und Muster eben so am Schreibtisch betrügen. Nun kam er wieder auf den Contrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das Oberste zu unterst, und zeigte wie unanständig es sey, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu schreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Wir setzten unsinnlichen Thorheiten vergnügten wir die schöne Zeit, wobei seinem eingefallen wäre, das aus unserem Kreis zufällig etwas ausgehen würde, welches allgemeine Sensation erregen und uns nicht in den besten Leumund bringen sollte.

Gellert mochte wenig Freude an seinem Practicum haben, und wenn er allenfalls Lust empfand, einige Anleitung im prosaischen und poetischen Styl zu geben, so that er es privatissime nur wenigen, unter die wir uns nicht zählen durften. Die Lücke, die sich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Professor Clodius auszufüllen, der sich im Literarischen, Kritischen und Poetischen einigen Ruf erworben hatte und als ein junger, munterer, zutrauiger Mann, sowohl bei der Akademie als in der Stadt viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene Stunde wies uns Gellert selbst, und was die Hauptsache betraf, so merkten wir wenig Unterschied. Auch er kritisirte nur das Einzelne, corrigirte gleichfalls mit rother Tinte, und man bekam sich in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Rechte zu suchen sey? Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten gebracht, die er nicht übel behandelte. Allein gerade zu jener Zeit schrieb man mir von Hause, daß ich auf die Ostermesse meines Oheims niederzeitig ein Gedicht liefern müsse. Ich fühlte mich so weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein Aphalisch Freude gemacht hätte, und da ich der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das beste herauszustutzen. Ich versammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen; und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmanns wohl schickte. Venus und Thetis hatten sich um seinetwillen überworfen; doch ein saelmischer Streich, den Amor der letzteren spielte, stellt jene den Proceß gewinnen, und die Götter entscheiden für die Heirath.

Die Arbeit missiel mir keinesweges. Ich erbeilt von Hause darüber ein schönes Belobungsschreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzugewinnen. Allein hier hatte ich's schlecht getroffen. Er nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, so erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies

den Gebrauch und Mißbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig, und hatte zwar im einzelnen der rechten Time nicht gefehlt, verfehlte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar anonym vorgelesen und recensirt; allein man paßte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß diese verunglückte Götterversammlung mein Werk gewesen sey. Da mir jedoch seine Kritik, wenn ich seinen Standpunkt annahm, ganz richtig zu seyn schien, und jene Gestalten, näher besehen, freilich nur hohle Scheingestalten waren, so verwünschte ich den gesammten Olymp, warf das ganze mythische Pantheon weg, und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Personen, welche sich Behufs zu Zielschreiben seinen Weg erlesen hatte, stand gerade Clodius oben an; und war es nicht schwer, ihm eine komische Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas starke, gedrungene Figur war er in seinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in seinen Aeußerungen und unstät in seinen Betragen. Durch alles dieß unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch, wegen seiner guten Eigenschaften und der schönen Hoffnungen die er gab, recht gern gelten ließen.

Man überreng ihm gewöhnlich die Gedichte, welche sich bei feierlichen Gelegenheiten nothwendig machten. Er folgte in der sogenannten Ode der Art, deren sich Ramler bediente, den sie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte sich als Nachahmer bekundet die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramler'schen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten, der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut. Bei Clodius hingegen erscheinen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft sehen gebraucht und höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anständig, daß er, der uns die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus Griechischen und Römischen Versröhren zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich fest in unser Gedächtniß, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kirschgärten den trefflichen Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel zu versammeln. Gedacht, gethan! Und so stehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauses mit Bleistift angeschrieben wurde.

O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit sechsprischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffe's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Tropha'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Stück,
Und tanzte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' hereinst in majestät'schem Pompe
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb! dein Torus sey von edler Brut ein Nest:
Sieh' hoch wie der Olymp, wie der Parnaß fest:
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermag Germanien und Händeln zu vermissen.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musen schöne Herz.

Dieses Gedicht stand lange Zeit unter so vielen anderen, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugsam daran ergetzt hatten, vergäßen es ganz und gar über anderen Dingen. Geraume Zeit hernach trat Clodius mit seinem Neben hervor, dessen Weisheit, Großmuth und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, so sehr auch die erste Vorstellung des Stücks beklatscht wurde. Ich machte gleich Abends, als wir zusammen in unser Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arietin mit zwei großen Sätteln auftritt, sie an beide Seiten des Proscenium stellt und nach verschiedenen vorläufigen Erörtern den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sey, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sey nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Er entfernte sich hierauf und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuschauer ernstlich, sich an seine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte sie, wie er immer ihr Freund gewesen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieser Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer gespielt, doch blieb der Spaß ganz unter uns, es ward nicht einmal eine Abschrift genommen und das Papier verlor sich bald. Horn jedoch, der den Arietin ganz artig vorgestellt hatte, ließ sich's einfallen, mein Gedicht an Händel um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den Medon zu beziehen. Er las es und vor, und wir kannten seine Freude daran haben, weil wir die Zusätze nicht eben geistreich fanden, und das erste, in einem ganz anderen Sinn gesteigerte Gedicht und entstellt vorkam. Der Freund, unzufrieden über unsere Gleichgültigkeit, ja unseren Tadel, machte es andern vorgetragt haben, die es neu und lustig fanden. Nun machte man Abschriften davon, denen der Ruf des Clodius'schen Medons sogleich eine schnelle Publicität verschaffte. Allgemeine Mißbilligung erfolgte hierauf, und die Urheber (man hatte bald erfahren, daß es aus unserer Clique hervorgegangen war) wurden höchlich getadelt: denn seit Cronegk's und Rost's Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht wieder vorgekommen. Wir hatten uns ohnehin früher schon zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der Sündin gegen die übrigen Vögel. Auch in Dresden mochte man die Sache nicht gut finden, und sie hatte für uns wo nicht unangenehme, doch ernste Folgen. Der Graf Lindenau war schon eine Zeit lang mit dem Hofmeister seines Sohns nicht ganz zufrieden. Denn obgleich der junge Mann

keineswegs vernachlässigt wurde und Betrisch sich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder wenigstens daneben hielt, wenn die Lehrmeister ihre täglichen Stunden gaben, die Fechtmeister mit ihm sehr ordentlich frequentirte, bei Tage nicht ohne ihn ausging, auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete; so waren wir andern doch auch immer in Aretis Hause zu finden und gingen mit, wenn man lustwandelte; das machte schon einiges Aufsehen. Betrisch gewöhnte sich auch an uns, und zuletzt meistentheils Abends gegen neun Uhr seinen Zögling in die Hände auf, wovon er jedoch niemals anders als in Stuben und Sträßchen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm zu kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein anzufangen und Unordnung. So hatte z. B. einer unserer Freunde die Gewohnheit gunnt Zehne wegzugehen, weil er mit einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Wir vermißten ihn ungern, und Betrisch nahm sich eines Abends, wo wir sehr vergnügt zusammen waren, im Stillen vor, ihn diesmal nicht wegzulassen. Wir dem Schlage Zehn stand jener auf und empfahl sich. Betrisch rief ihm an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mit gehen wolle. Nun begann er auf die unmuthigste Weise erst nach seinem Degen zu suchen, der doch ganz vor den Augen stand, und geberdete sich beim Aufsuchen desselben so ungeschickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs so natürlich, daß niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwischen die Beine kam, so entstand ein allgemeines Gelächter, in das der Fortgehende, welcher gleichfalls ein lustiger Geselle war, mit einstimmte, und Betrisch so lange gewähren ließ, bis die Stadtstunde vorüber war, da denn nun erst eine gemeinsame Lust und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicherweise hatte Betrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf; wodurch denn aber unser Ruf nicht gebessert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten gesehen, und wir senkten auch wohl unsern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabei war. Dieser allein mochte zusammen aufgehört und dem Vater zuletzt berichtet worden sein; genug er suchte auf eine glimpfliche Weise den Hofmeister los zu werden, dem es jedoch zum Glück gerieth. Sein altes Aeußere, seine Kenntnisse und Talente, seine Rechtschaffenheit, an der niemand etwas aufzusetzen wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Personen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde, und an dem Hofe eines in jeder Rücksicht trefflichen Fürsten ein solides Glück fand.

Der Verlust eines Freundes, wie Betrisch, war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Societät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszulocken. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm je unzufriedener ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sey. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hatte zum Vortheil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwärtigkeiten, die ich mir und andern, es sey nun im Thun oder Unterlassen, im Zurief oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte mir wohl irgend ein Gutdenkender, der meine Productionen sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Ich verdachte die diese so gar ich konnte, fand aber daran wenig erbauliches, und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Betrisch hatte ich manchmal zugesetzt, er solle mir deutlich machen, was Erfahrung sey? Weil er aber voller Vorurtheile stackte, so verwirrte er mich von einem Tage zum andern und erbitterte mir zuletzt nach gerade Vorbereitungen: die wahre Erfahrung sey ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Wenn wir ihn nun darüber äußerst ausfragten und zur Rede setzten, so verschlechte er hinter diesen Worten sich ein großes Geheimniß, das wir alsdann erst begreifen würden, wenn wir erfahren hätten, — und immer so weiter: denn es setzte ihm nichts. Viertelstunden lang so fortzusprechen; da denn das Erfahren immer erfahrner und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werden würde. Wollten wir aber seine Possen verzweifeln, so beliebenerte er, daß er dieser Art sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuesten und größten Streitschriften gelernt, welche uns aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe haben und wie die Stille im Stillen immer stiller werden könnte.

Zufälligerweise rühmte man in guter Gesellschaft einen Officier, der sich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrnen Mann, der den siebenjährigen Krieg mitgefochten und sich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht schwer, mich ihm zu nähern, und wir spazierten öfters mit einander. Der Bezirk von Erfahrung war bemah für in meinem Gesichte gewordem, und das Bedürfniß, mir ihn klar zu machen, leidenschaftlich. Offenmüthig wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir, im Gefolg meiner Fragen, etwas von seinem Leben und von der nächsten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig besseres herauskam als, daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seyen, und daß man denjenigen, welchen dergleichen Grillen beym sind sie mit Lebhaftigkeit äußere, vermeintlich für einen unerfahrnen Menschen halte.

Da er jedoch ein maderer, tüchtiger Mann war, so verschlerte er mir, er habe diese Grillen selbst noch nicht ganz aufgegeben, und so finde sich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweise im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, besonders insofern er Antheil daran genommen; da denn diese ungeheuren Ereignisse, indem sie auf ein einzelnes Individuum bezogen wurden, ein gar wunderliches Ansehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher bestandenen

Hofverhältniſſe, welche ganz mährchenhaft zu ſeyn ſchienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke Auguſt's des Zweiten, von ſeinen vielen Kindern deſſelben und ſeinem ungeheuren Aufwand, ſodann von der Nachfolgerß Kunſt- und Sammlungsluſt, vom Grafen Brühl und deſſen gränzenloſer Prunkliebe, deren einzelnes beinahe abgeſchmackt erſchien, von ſo viel Feſten und Prachterzeugungen, welche ſämmtlich durch den Einfall Friedrichs in Sachſen abgeſchnitten worden. Nun lagen die ſächſiſchen Schlöſſer zerſtört, die Brühlſchen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem nur ein ſehr beſchädigtes herrliches Land übrig geblieben.

Als er mich über jenen unſinnigen Genuß des Glücks verwundert, und ſodann über das erlittene Unglück betrübt ſah, und mich bedeutete, wie man von einem erfahrnen Manne geradezu verlange, daß er über beide ſich erklären, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen ſolle, ſo fühlte ich große Luſt, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn beſtärkte und recht angelegentlich bat, ich möchte mich, bis auf weiteres, immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen ſoviel als möglich abzulehnen ſuchen, wenn ſie ſich mir aufdringen ſollten. Einſt aber, als wieder im allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene größern darin Phraſen des Freundes Betrieb erzählte, ſchüttelte er lächelnd den Kopf und ſagte: da ſieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgeſprochen ſind: Dieſe da klingen ſo niedlich, ja ſo albern, daß es faſt unmöglich ſcheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe ſich vielleicht ein Verſuch machen.

Und als ich in ihn drang, verſetzte er mit ſeiner verſtändig heitern Weiſe: wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freunde commentire und ſuppliire, in ſeiner Art fortzufahren, ſo dünkt mich, er habe ſagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes ſey, als das man erfahre, was man nicht zu erfahren wünſcht, worauf es wenigſtens in dieſer Welt meiſtens hinauslauft.

Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Behrisch unendlich verſchieden, konnte doch in einem gewiſſen Sinne mit ihm verglichen werden; ich meine Oeſern, welcher auch unter dieſenigen Menſchen gehörte, die ihr Leben in einer beſondern Geſchäftigkeit hinträumen. Seine Freunde ſelbſt bekannten im Stillen, daß er, bei einem ſehr ſchönen Naturell, ſeine jungen Jahre nicht in genugſamer Thätigkeit verwendet, deßwegen er auch nie dahin gelangt ſey, die Kunſt mit vollkommner Technik auszuüben. Doch ſchien ein gewiſſer Fleiß ſeinem Alter vorbehalten zu ſeyn, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihm zutraute, niemals an Erfindung noch Arbeitſamkeit. Er hatte mich gleich den erſten Augenblick ſehr an ſich gezogen; ſeyen ſeine Wohnung, wunderſam und ahnungsvoll, war für mich höchſt reizend. In dem alten Schloſſe Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine enge Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Director er war, fand man ſodann links, hell und geräumig; aber zu ihm ſelbſt gelangte man nur durch einen engen dunklen Gang, an deſſen Ende man erſt den Eintritt zu ſeinen Zimmern ſuchte, zwiſchen deren Reihe und einem weitläuftigen Kornboden man ſo eben hergegangen war. Das erſte Gemach war mit Bildern geſchmückt aus der ſpäteren Italiäniſchen Schule, von Meiſtern, deren Anmuth er höchlich zu preiſen pflegte. Da ich Privatſtunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, ſo war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in ſein daranſtoßendes inneres Cabinet, welches zugleich ſeine wenigen Bücher, Kunſt- und Naturalienſammlungen und was ihm ſonſt zunächſt intereſſiren mochte, enthielt. Alles war mit Geſchmack, einfach und dergeſtalt geordnet, daß der kleine Raum ſehr vieles umfaßte. Die Medaillen, Schränke, Porteſeuilles elegant ohne Zierrerei oder Ueberfluß. So war auch das erſte was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in allem, was Kunſt und Handwerk vereint hervorzubringen berufen ſind. Als ein abgeſagter Feind des Schnörkel- und Muſchelweſens und des ganzen barocken Geſchmacks zeigte er uns dergleichen in Kupfer geſtochne und gezeichnete alte Muſter im Grundſatz mit beſſeren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbeln ſowohl als anderer Zimmerumgebungen, und weil alles um ihn her mit dieſen Marimen übereinſtimmte, ſo machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns ſeine Geſinnungen praktiſch ſehen zu laſſen, indem er ſowohl bei Privat- als Regimentsperſonen in gutem Anſehen ſtand und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt ſchien er geneigter zu ſeyn, etwas gelegentlich, zu einem gewiſſen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für ſich beſtehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte; beſtand er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten; wie denn die Vignetten zu Winckelmanns erſten Schriften von ihm radirt ſind. Oft aber machte er nur ſehr flüchtige Zeichnungen, in welche ſich Geyſer ganz gut zu ſchicken verſtand. Seine Figuren hatten durchaus etwas allgemeines, um nicht zu ſagen theatliſches. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, ſeine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die, bei ſeiner zwar geiſtreichen, aber doch immer nebuliſtiſchen und ungleich abbreviirenden Manier, meiſtentheils das Anſehen von Lazzaroni erhielten. Da er ſeine Compoſitionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Maſſen berechnete, ſo nahmen ſie ſich im ganzen gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eignen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegoriſchen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, ſo gaben ſeine Werke immer etwas zu ſinnen und wurden vollſtändig durch einen Begriff da ſie es der Kunſt und der Ausführung nach nicht ſeyn konnten.

Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Gränze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publikum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So stellte er später in dem Vorzimmer des großen Concertsaales eine ideale Frauenfigur seiner Art vor, die eine Lichtscheere nach einer Ferne hinbewegte, und er freute sich außerordentlich, wenn er vernahmen konnte, daß man über die Frage stritt, ob diese seltsame Muse das Licht zu putzen oder auszulöschen gedenke? wo er denn allerlei mystische Betrachtungen scheinisch darüber verstehen ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters zu meiner Zeit das größte Aufsehen, in welchem sein Verhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich lebhafte Wirkung that. Oefer hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Stanspielscheiter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden abgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los: man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakspearen bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Musler zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegenging. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieses Werk vollbracht. Wir versammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daselbst die Ausführungen von Musarien vorgelesen.

Was mich betraf, so rückte ich in Ausübung der Kunst keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unsern Geist und unsern Geschmack; aber seine eigne Zeichnung war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur dämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von den Gestalten und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die Ansichten als die Formen, mehr die Geberden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Gestalten, und verlangte, wir sollten sie in uns lebendig werden lassen. Das wäre denn auch schön und recht gewesen, wenn er nicht blos Anfänger vor sich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wohl absprechen, so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr geschickt und wirksam sey, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes ihm, in einem höhern Sinne, recht eigentlich zum Lehrer qualificire. Die Mängel, an denen jeder litt, sah er recht gut ein; er verschmähte jedoch, sie hinweg zu räumen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirekt sehr lakonisch an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einsicht schnell um vieles weiter. Er hatte z. B. auf blaues Papier einen Blumenstrauß nach einer vorhandenen Vorschrift, mit schwarzer und weißer Kreide sehr sorgfältig ausgeführt, und theils mit Wischen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzubringen gesucht. Nachdem ich mich lange hergequält hemüht, trat er einstens hinter mich und sagte: „Mehr Porter!“ worauf er sich sogleich entfernte. Mein Nachbar und ich besprachen uns den Kopf, was das heißen könne; denn mein Bestreben hatte auf einem grauen halben Bogen Raum genug um sich her. Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich seinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mittelfarbe zerstört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Peripective, von Licht und Schatten zwar genugsam, doch immer nur so zu unterrichten, daß wir uns anzustrengen und zu raisonniren hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu treffen. Wahrscheinlich war seine Absicht, an uns, die wir doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu üben, und uns mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen sollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war: denn es machte mir mehr Vergnügen als was mich anfog, so wurde ich nach und nach wo nicht lässig doch mißmuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach seiner Weise zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war das Leben der Maler von d'Argenville ins Deutsche übersetzt: ich erhielt es ganz frisch und studirte es emsig genug. Dieß schien Oefern zu gefallen, und er verschaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Portefeuille zu sehen, und leitete uns dadurch zur Geschichte der Kunst ein. Aber auch diese Lectionen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die mancherlei Gegenstände, welche ich von den Künstlern behandelt sah, erweckten das poetische Talent in mir, und wie man a weil ein Kupfer zu einem Gedicht macht, so machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen vorteilhaft gesungen hätte, zu dichten wußte, und so mich gewöhnte, die Künste in Verbindung mit einander zu betrachten. Ja selbst die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beschrei bend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Besinnung kam, nützlich, indem sie mich auf den Unterschied der Künste aufmerksam machten. Von solchen kleinen Dingen standen mehrere in der Sammlung, welche Bertuch veranstaltet hatte; es ist aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunst- und Geschmackselement, worin Oefer lebte, und auf welchem man selbst, in sofern man ein deistes behaupte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreulicher, daß er sich gern abgeschiedener oder abwesender Männer erinnerte, mit denen er in Verhältniß gestanden hatte, oder solches noch immer fort erhielt: wie er denn, wenn er jemandem einmal seine Achtung geschenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denselben blieb, und sich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzosen vorzüglich Caylus hatten räumen hören, machte er uns auch mit Deutschen, in diesem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Professor Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, der Kunst seine Dienste geleistet, und seine Gelehrsamkeit zu

wahrer Förderung derſelben angewendet habe. Hirnecken dagegen durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er ſich mit den altpuntiſchen Anfängen der Deutſchen Kunſt, welche Oeſer wenig ſchätzte, gar zu emſig abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann unfreundlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lippert's Bemühungen jedoch ward unſere Aufmerkſamkeit kräftig hingeleitet, indem unſer Lehrer das Verdienſt derſelben genugſam herauszuſetzen wußte. Denn obgleich, ſagte er, die Statuen und größeren Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunſtkenntniß bleiben, ſo ſeyen ſie doch ſowohl im Original, als Abguß ſelten zu ſehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlichſtes Verdienſt, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zuſammenſtellung, geſchmackvolle Behandlung, auffallender und begreiflicher werde, auch bei ſo großer Menge die Vergleichung eher möglich ſey. Indem wir uns nun damit ſoviel als erlaubt war beſchäftigten, ſo wurde auf das hohe Kunſtleben Winckelmanns in Italien hingedeutet, und wir nahmen deſſen erſte Schriften mit Andacht in die Hände; denn Oeſer hatte eine leidenſchaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen vermochte. Das Problematiſche jener Neuen Anſätze, die ſich noch dazu durch Ironie ſelbſt verwirren und ſich auf ganz ſpecielle Meinungen und Ereigniſſe beziehen, vermechten wir zwar nicht zu entziffern, allein weil Oeſer viel Einfluß darauf gehabt, und er das Evangeliſtam des Schönen, mehr noch des Geiſtmachens und Angenehmen auch uns unabläſſig überlieferte, ſo fanden wir den Sinn im allgemeinen wieder und bildeten uns bei ſolchen Auslegungen um deſto ſicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, auch derſelben Quelle zu ſchöpfen, aus der Winckelmann ſeinen erſten Durſt geſtillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere, im Guten und Rechten Gleichgeſinnte, ſchon gebildete Männer daſelbſt neben einander wohnen. Dieſen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um ſo friedlicher, als ſich noch nicht ſo manche Entzweiungen des Urtheils hervorgethan hatten. Huber, Kupferſtichſammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienſt, daß er den Werth der Deutſchen Literatur auch den Franzoſen bekannt zu machen gedachte; Kreuchauf, Liebhaber mit geübtem Blick, der, als Freund der ganzen Kunſtbeſtrebt, alle Sammlungen für die ſeinigen anſehen konnte; Winckler, der die einſichtsvolle Freude, die er an ſeinen Schätzen hegte, ſehr gern mit andern theilte, manchen andere, der ſich anſchloß, alle lebten und wirkten nur in Einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, ſo oft ich auch wenn ſie Kunſtwerke durchſahen die wohnen durfte, daß jemals ein Zwieſpalt entſtanden wäre; immer kam, billiger Weiſe, die Schale in Betracht, aus welcher der Künſtler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das beſondere Talent, das ihm die Natur verliehen und der Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geiſtliche noch für weltliche Gegenſtände, für ſinnliche oder für ſittliche, lebendige oder leblose; die Frage war immer nach dem Kunſtgemäßen.

Da ſich nun gleich dieſe Liebhaber und Sammler, nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit, mehr gegen die niederländiſche Schule richteten; ſo ward doch, indem man ſein Auge an den unendlichen Verdienſten der nordweſtlichen Künſtler übte, ein ſehnſuchtsvoll verehrender Blick nach Südoſten immer offen gehalten.

Und ſo wußte die Univerſität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eignen vorſäumte, mich in denſelben begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden ſollte; auch iſt mir der Eindruck jener Localitäten, in welchen ich ſo bedeutende Anregungen empfangen, immer höchſt lieb und werth geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allen aber Oeſers Wohnung, nicht weniger die Winckler'ſche und Richter'ſche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem ſich ältere unter einander von ſchönen bedeutenden Dingen unterhalten, nur beiläufig unterrichtet wird, und welchem das ſchwerſte Geſchäft, das alles zurecht zu legen, dabei überlaſſen bleibt, muß ſich in einer ſehr peinlichen Lage befinden. Ich ſah mich daher mit andern ſehnſuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen ſollte, dem wir ſchon ſo viel ſchuldig waren.

Auf zweierlei Weiſe kann der Geiſt ſittlich erfreut werden, durch Anſchauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenſtand, der nicht immer bereit, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt iſt. Der Begriff dingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und iſt ſelbſt das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtſtrahl höchſt willkommen, den der vortrefflichſte Denker durch höhere Wolken auf uns herabſendete. Man muß Jüngling ſeyn, um ſich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Leſſings Laokoon auf uns ausübte, indem dieſes Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anſchauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das ſo lange mißverſtandene: ut pictura poesis, war auf einmal beſeitigt, der Unterſchied der bildenden und Redekünſte klar, die Gipfel beider erſcheinen nun getrennt, wie nah ihre Baſen auch zuſammenſtoßen mochten. Der bildende Künſtler ſollte ſich innerhalb der Gränze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuſchweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieſer für die Einbildungskraft, die ſich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten ſich uns alle Folgen dieſes herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und irrleitende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöſt, und glaubten mit einem gemeinſamen Mittel auf das ſonſt ſo herrliche ſechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutſchen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines ſpecifiſchen Gebrechens, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, ſo wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des frazenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am meiſten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beide, wie es Menſchennatur geſetzt, zum Verwechſeln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erſt den Triumph des Schönen thätlich feiern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal auf der Welt nicht zu vertreiben iſt, im Reiche der Kunſt nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweiſen.

Die Herrlichkeit ſolcher Haupt- und Grundbegriffe erſcheint nur dem Gemüth, auf welches ſie ihre

unendliche Wirksamkeit ausüben, erscheint nur der Zeit, in welcher sie erlebt, im ersten Augenblick hervorstreten. Da beschäftigen sich die, welchen mit solcher Nahrung gedient ist, lieberall ganze Epochen ihres Lebens damit und erkennen sich eines überschwenglichen Wachsthums, indessen es nicht an Menschen fehlt, die sich auf der Stelle einer solchen Wirkung widersetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne murren und mäkeln.

Wie sich aber Begriff und Anschauung wechselsweise fordern, so konnte ich diese neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entstanden wäre, doch einmal der deutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken. Ich entschied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu besuchen. An der nöthigen Baarschaft fehlte es mir nicht; aber es waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Wesen noch ohne Noth vermehrte: denn ich hielt meinen Vorsatz vor jedermann geheim, weil ich die derigen Kaufschätze ganz nach eigner Art zu betrachten wünschte und, wie ich meinte, mich von niemand wollte irre machen lassen. Außer diesem wurde durch noch eine andre Wunderlichkeit eine so einfache Sache verwickelter.

Wir haben anaeborne und anerzogene Schwächen, und es möchte noch die Frage seyn, welche uns beiden und am meisten zu spaßen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuständen bekannt machte und dazu manchen Anlaß gerade hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerste Abneigung gegen alle Gastbitte eingeschärft worden. Auf seinen Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland hatte sich diese Gesinnung fest bei ihm eingewurzelt. Ob er gleich selten in Bädern sprach, und dieselben nur wenn er sehr leidend war zu Hülfe rief; so pflegte er doch manchmal zu wiederholen: in dem Thore eines Gasthofes glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgespannt zu sehen, so sinnlich, daß die Insekten zwar hineinwärts, aber selbst die privilegirten Menschen nicht unbefangen herausfliegen könnten. Es schien ihm etwas Erschreckliches, dafür, daß man seinen Gewohnheiten und allem, was einem sich im Leben wäre, entsagte und nach der Weise des Wirths und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müssen. Er priesen die Hospitalität alter Zeiten, und so ungern er sonst auch etwas ungewohntes im Hause duldete, so übte er doch Gastfreundschaft, besonders an Künstlern und Virtuosen; wie denn Gwastler Stefan immer sein Quartier bei uns behielt, auch Abel, der letzte Musiker, welcher die Gamba mit Fülle und Beifall behandelte, wohl aufgenommen und bewirthet wurde. Wie hätte ich mich nun mit solchen Jugend-Eindrücken, die bisher durch nichts aufgehoben worden, entschließen können, in einer fremden Stadt einem Gasthof zu betreten! Nichts wäre leichter gewesen, als bei guten Freunden ein Quartier zu finden; Hofrath Riedel, Assessor Hermann und andere hatten mir schon oft dazu gesprochen: allein auch diesen sollte meine Reise ein Geheimniß bleiben, und ich gerieth auf den wunderlichsten Einfall. Mein Stubennachbar, der Kaufherr Throndorf, dem seine Augen leider immer mehr obligten, hatte einen Verwandten in Dresden, einen Schuster, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechselte. Dieser Mann war mir wegen seiner Aeußerungen schon längst höchst merkwürdig geworden, und die Ankunft eines seiner Briefe ward von uns immer festlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen seines, die Blindheit bedrohenden Vetters erwiderte, war ganz eigen: denn er bemühte sich nicht um Trostgründe, welche immer schwer zu finden sind; aber die heitere Art, womit er sein eignes engen, armes, mühseliges Leben betrachtete, der Scherz, den er selbst den lieblosen und unbequemlichsten abgewann, die unverwüstliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für sich ein Gut sey, theilte sich demjenigen mit, der den Brief las, und versetzte ihn, wenigstens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthusiastisch wie ich war, hatte ich diesen Mann öfters verehrend grüßen lassen, seine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunsch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieses alles veranlaßte jenes, schien mir nichts natürlicher als ihn aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Cantabar sah wir, nach einigem Widersprechen, einen mündlam gefaßten, denen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden.

Ich suchte nach meinem Schuster und fand ihn bald in der Vorstadt. Auf seinem Schemel sitzend empfing er mich freundlich und sagte lächelnd, nachdem er den Brief gelesen: „Ja sehe hieraus, junger Herr, daß ihr ein wunderlicher Christ seid.“ Wie das, Meister? versetzte ich. „Wunderlich ist nicht übel gemeint,“ fuhr er fort, „denn wenn jemand so, der sich nicht allein ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich in einem Brief als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem andern aber nicht.“ Auf meine Bitte, mich aufzuklären, sagte er weiter: „Als scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das ist schön, und diese Nachahmung des Herrn ist löblich; Sie sollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut her ging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Sie wohl bei mir das Gegentheil finden können.“

Dieser lustige Anfang setzte mich gleich in guten Humor und wir neckten einander eine geraume Weile herum. Die Frau stand bedenklich, wie sie einen solchen Gast unterbringen und bewirthen sollte. Auch überlegte hatte er sehr artige Einfälle, die sich nicht allein auf die Bibel, sondern auch auf Gerstreuts Chronik bezogen. Und als wir einig waren, daß ich bleiben sollte, so gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirthin zum Aufheben und erkundigte sie, wenn etwas übrig sey, sich daraus zu verlohnen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schamröthe zu verstehen gab, daß er nicht so abgebrannt sey, als er aussehen möchte, so versicherte ich ihn darauf, daß ich sage: und wenn es auch nur wäre, um das Wasser in Wein zu verwandeln, so würde wohl, da heut zu Tage keine Wunder mehr geschehen, ein solches probates Hausmittel nicht am unrechten Orte seyn. Die Wirthin schien mein Reden und Handeln immer weniger seltsam zu finden, wir hatten und bald in einander gefunden und brachten einen sehr heitern Abend zu. Er blieb sich immer gleich, weil alles aus Einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein thätiger Menschenverstand, der auf einem heiteren Gemüth ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Gebet und Andrerseits, daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dies bewahrte ihn vor Sorgen; und ich mußte ihn vor vielen andern in die Classe derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt wurden.

Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden sollte, mit Ungeduld erwartet, erschien. Ich trat in dieses Heiligthum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschen, die blendenden Rahmen, alle der Zeit nach näher, in der sie vermuthet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, daß nun so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so mancher Tempels, der Gegenstand so mancher Andetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstwerken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die cursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur ertrat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich, zu meinem Behagen, wirklich zu Hause. Schon hatte ich Werke mehrerer Künstler gesehen, andere kannte ich durch Kupferstiche, andere dem Namen nach; ich verbeßte es nicht und fühlte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergetzte das Entzücken, das ich bei Stücken äußerte, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davon trug; denn solche Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst nothwendig erhöhen mußte.

Als ich bei meinem Schuster wieder einkrat, um das Mittagsmahl zu genießen, kannte ich meinen Augen kaum: denn ich glaubte ein Bild von Lskabe vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, heimlicher Teint des ganzen, magische Haltung, alles was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war der erste Mal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehreren Bewußtseyn übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, deßen Werken ich so eben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde verwehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur verliehen zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden, und fuhr fort mein Entzücken über manche löbliche Werke vorlaut aufzusprechen. Ich verrieth dadurch meinen idealen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da sie mich dieser nur zu Unterhaltung mit mir abzugeben hatte, nahm man auch der Galerie-Inspektor, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar manches aufmerksam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen schien. Ich fand diesen trefflichen Mann damals eben so thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch gefehen und wie er sich noch heute erweist. Sein Bild hat sich mir mit jenen Kunstschätzen so in Eins verwoben, daß ich beide niemals getrennt erblicke, ja sein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir seine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen sehr willkommenwerth gewesen wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten solche Werke gar stumm und ohne wechselseitige Theilnahme betrachten kann, ihr Urtheil vielmehr am ersten geeignet ist, die Gemüther gegen einander zu eröffnen; so kam ich auch alsobald mit einem jungen Manne ins Gespräch, der sich in Dresden aufzuhalten und einer Legation anzugehören schien. Er lud mich ein, Abends in einen Gasthof zu kommen, wo sich eine muntere Gesellschaft versammle, und wo man, indem jeder eine mäßige Zeche bezahle, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Ich fand mich ein, ohne die Gesellschaft anzutreffen, und der Kellner setzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich bestellt, ein Kompliment ausrichtete, wodurch dieser eine Entschuldigung, daß er etwas später kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zusatze, ich sollte mich an nichts stoßen und vorgehen, und werde ich nichts weiter als meine eigne Zeche zu bezahlen haben. Ich wußte nicht, was ich aus diesen Worten machen sollte, aber die Spinnewebten meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte. Die Gesellschaft versammelte sich, mein Bekannter stellte mich vor und ich durfte nicht lange aufmerken, so fand ich, daß es auf Mystifikation eines jungen Menschen hinausgehe, der als ein Neuling sich durch ein vorlautes, anmaßliches Wesen angekündigt: ich nahm mich dabei gar sehr in Akt, daß man nicht etwas Lust finden möchte, mich zu seinem Gefärten aufzuwerfen. Bei Tische ward jene Ansicht jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer stärker, und als man zuletzt seiner Gelehrten zu Ehren gleichfalls ein Vivat angestimmt; so schwur jeder hoch und theuer, aus diesen Gläsern dürfe nun weiter kein Trunk geschehen: man warf sie hinter sich, und dieß war das Signal zu weit gröberen Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz sachte, und der Kellner, indem er mir eine sehr billige Zeche abforderte, ersuchte mich wiederzukommen, da es nicht alle Abende so bunt hergehe. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unverschlossen, alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den englhaftlichen Zustand, wo denn mein immer mehr geöffnet Auge sogleich das schönste Bild von Schalken erblickte, nur daß ich mich nicht lebhaft machen konnte, so daß es mir allen Schlaf verrieth.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken standen noch in den Pavillons des großen Gartens, ich lehnte ab sie zu sehen, so wie alles Uebrige was Dresden sthätisches enthielt; nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldesammlung selbst mir noch vieles verborgen bleiben müsse. So nahm ich den Vorsatz der Italienischen Meister meine auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Auch ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam. Der materielle Eindruck ist es, der den Anfang selbst zu jeder höheren Liebhaberei macht.

Mit meinem Schuster verstand ich mich ganz gut. Er war geistreich und mannigfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckischen Einfällen; jedoch ein Mensch der sich glücklich preist, und von andern verlangt, daß sie das Gleiche thun sollen, versetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Liebhaberei solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beschäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Scheibe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Mir schienen jedoch alle die besten Freunde, und auch meine Wirthin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.

So sollte mir denn auch, noch kurz vor meiner Abreise, etwas sehr Angenehmes begegnen. Durch

die Vermittlung jenes jungen Mannes, der ich wieder bei mir in einigen Credit zu ſetzen wünſchte, ward ich dem Director von Hagedorn vorgeſtellt, der mir ſeine Sammlung mit großer Güte vorwies, und ſich an dem Intereſſe, das unſer Kunſtfreundes blicken zeigte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er beſaß, ganz eigentlich verliebt, und fand daher Leiden an anderm eine Theilnahme, wie er ſie wünſchte. Beſonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Swaneveld ganz übermäßig gefiel, das ich daſſelbe in jedem einzelnen Theile zu preiſen und zu erheben nicht müde ward: denn gerade Landſchaften, die mich an den ſchönen heitern Himmel, unter welchem ich herangewachſen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was ſonſt für Gunſt ein wärmeres Klima den Menſchen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meiſten, indem ſie eine ſehnſüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Dieſe ſtofflichen, Geiſt und Sinn zur wahren Kunſt vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigſten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerſtörten und verödeten Zuſtand ſo mancher Straße Dresdens, durch die ich meinen Weg nahm. Die Moritzſtraße im Stadt, ſo wie die Kreuzkirche mit ihrem geborſtenen Thurm drückten ſich mir tief ein und haben noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche ſah ich dieſe leidigen Trümmer zwiſchen die ſolide katholiſche Ordnung hineingeſtellt; da rührte mir der Küſter die Kunſt des Baumeiſters, welcher Kirche und Kuppel auf einen ſo unerwünſchten Fall ſchön eingerichtet und feuerfeſt erbaut hatte. Der gute Sacriſtan deutete mir allenfalls auf Mauern nach allen Seiten und ſagte bedenklich lakoniſch: Das hat der Feind gethan!

So kehrte ich nun ſelbſt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück, und fand meine Freunde, die ſolche Abſtinenzkuren von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beſonders mit vielen Conjecturen, was meine geheimnißvolle Reiſe wohl habe bedeuten ſollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geſchichte ganz ordentlich erzählte, erklärten ſie mir ſolche für ein Märchen und hinten ſpöttiſch hinter das Rathſel zu kommen, das ich unter der Schatterberge zu verſtecken mutwillig genug ſey.

Hätten ſie mir aber ins Herz ſehen können, ſo würden ſie meinen Muthwillen darin entdeckt haben: denn die Wahrheit jenes alten Worts, Zuwachs an Kenntniß iſt Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt ergriffen, und jemehr ich mich anſtrengte, beſtimmter was ich geſehen, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir ſelbſt ein ſtilles Nachwirken erbitten laſſen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich theilte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundſchaftlicher Umgang, angenehme Kenntniſſen, die mir gemäß waren, und eine gewiſſe Neigung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionirte Weiſe beſchäftigten.

Eine ſehr angenehme und für mich beſtimmte Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Brettſchneider Hauſe, Bernhard Chriſtoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergeſell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Bären, ein anſehnliches Gebäude auf dem neuen Neumarkt, mit Geſchick als Haushaltungsſohn. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch ſchon längſt verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres anſehnlichen Vermögens ſtandhaft zu nicht beſſer anzuwenden zu können, als indem ſie ein gutes neues Haus, zum ſilbernen Bären, dem erſten gegenüber errichteten. Welches aber noch weitläuftiger als das Stammhaus ſelbſt angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteſte Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgebildeter junger Mann, der Muſik ergeben und gebte ſowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls muſikaliſch, beſetzte nicht weniger als der älteſte die Concerte, die Hauskonzertanten wurden. Sie waren mir beide, ſo wie auch Eltern und Schweſtern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Abbau, beim Möbliren und Einrichten zur Hand, und bewies dadurch manches, was ſich auf ein ſolches Geſchäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Oekonomiſchen Lehren anzuwenden zu ſehn. In dem neuen Hauſe, das ich alſo entſtehen ſah, war ich oft zum Beſuch. Wir zogen manches gemeinſchaftlich, und der älteſte componirte einige kleinere Lieder hie, getruckt, ſeinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden ſind. Ich habe die beſſeren aufgezogen und zwiſchen meinen übrigen kleinen Poeſien eingeſchaltet. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer ſchönen Bibliothek, die ſich meiſtens auf den Urſprung der Buchdruckerei und ihr Wachſen und Steigen, erſtreckte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in dieſem Fache einige Kenntniß erwarb. Inſonderheit fand ich daſelbſt gute Kupferwerke, die das Alterthum darſtellten, und ſetzte meine Studien auch von dieſer Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine ziemliche Sammlung von Gypsabgüſſen in Unordnung gerathen war. Ich brachte ſie, ſo gut ich konnte, wieder zuſammen und war genöthigt, haben mich im Copiren und andern umzuſehen. Einen Arzt, Doctor Reinhold, gleichfalls einen Hausgenoſſen, conſultirte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich nie ganz krank, doch immerfort Gebrechen, und es ſchonten mir zuſammen ein ziemlich unmuthiges Leben.

Nun fehlte ich in dieſem Hauſe noch eine andere Art von Verbindung einzutreten. Ich ſah nämlich in die Manufactur der Kupferſtecher Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein ſehr thätiger und in ſeinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er hatte, wie Breitkopf, nach Oeffentlichen Zeitungen geſucht, und ſeinen Platzen in ſo kommenen und Gehilfen immer mehr in Schwung kamen. Er betrieb ſehr klug, daß die Arbeit und den Verdienſt beſtmöglich vertheilen, und mit dem Geſchäfte, den er ſehr gut übte, nur wenigen nachzuhelfen ſich. Er machte einen genauen Ueberſchlag, wie lange ihn eine Platte beſchäftigen würde, und wußte was verwendet und von ſeiner Arbeit abgezogen, wenn es nicht ſein täglich verabredet Penſum vollbringt hatte. So ſah er an einem breiten Arbeitstiſch am großen Fenſterpfeiler, in einer ſehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Geſellſchaft leiſteten. Von dieſen lernte ich die eine eigentlich vorherſehen und die andere eine vorzügliche Künſtlerin, ſie ſind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich brachte nun meine Zeit zwiſchen den obern und untern Etagen zu und erfreute mich ſehr an den Mann, der bei ſeinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor hatte und die Gemüthlichkeit ſelbſt war.

Mich reizte die ernſtere Technik dieſer Kunſtart, und ich gelüſtete mich ſo zu thun, um auch einmal derſelben zu verſuchen. Meine Neigung hatte ſich

Das beyſeit ſah Vater Aſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
„Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen.“

Wie das hörte die Gemahlinn Aſans,
Stürzt' ſie bleich den Boden ſchütternd nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Buſen,
Als ſie ihre Kinder vor ſich fliehn ſah.

wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Figur, die mich abschreckte. Ich radirte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften nach Thiele und andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundiren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radiren selbst und zuletzt das Aetzen, gab mannigfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen behülflich werden konnte. Nur fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerksamkeit, und selten hab mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Vorsicht genug, mich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und sie mögen wohl zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles versucht würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckstöcke, nach französischen Mustern, und manches davon ward brauchbar gefunden.

Man laße mich hier noch einiger Männer gedenken, welche sich in Leipzig aufhielten, oder daselbst auf kurze Zeit verweilten. Kreissteuereinnehmer Meße, in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geschätzt. Zwar wollten wir seine Theaterstücke nicht durchaus für mustershaft gelten laßen, ließen und aber doch davon hinreißen, und seine Opern, durch Hiller auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen. Schieb eler, von Hamburg, betrat dieselbige Bahn, und dessen Liduard und Dariette ward von uns gleichfalls begünstigt. Eschenburg, ein schöner junger Mann, nur um weniges älter als wir, zeichnete sich unter den Studirenden vortheilhaft aus. Zacharia ließ sich's einige Wochen bei uns gefallen und speiste, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an Einem Tische. Wir schätzten es, wie billig, für eine Ehre, wechselsweise durch ein Paar außerordentlicher Gerichte, reichlicheren Nachtisch und außgesuchteren Wein unserm Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgealteter, bedächtiger Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verbehlte. Leßing traf zu einer Zeit ein, wo ich weiß nicht was, im Kopf hatten: es beliebte uns, ihm nirgends zu gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er dinirte, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und seinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Verbrießlichkeit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir auf höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.

Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winkelmann vor Augen, dessen Thätigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen Fleißig seine Schriften, und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Anspielungen, die sich von Oefern herzuschreiben schienen, so Hoer Ebers und Grillen nach seiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so närrischen Schriften entstanden waren; ob wir es gleich dabei nicht sehr genau nahmen: denn die Jugend will lieber ergetzt als unterrichtet seyn, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.

Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotzischen Händel und Leßings Controversen schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde. Winckelmann genoß einer solchen allgemeinen, unangefochtenen Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas öffentliches, das seiner wohl gestalteten Würde nicht gemäß schien. Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die besseren Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Ansichten, die er gab, verbreiteten sich über Wissenschaft und Leben. Der Fürst von Dessau hatte sich zu einer gleichen Achtung emporgeschwungen. Jung, wohl- und edelbenkend, hatte er sich auf seinen Reisen und sonst recht wünschenswerth erwiesen. Winckelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorf durch seine Thätigkeit unterstützte, alles sprach zu Gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldnes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Oefern einkehren und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würde. Wir machten seinen Anspruch mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohl administrirten und zugleich äußerlich geschmückten Lande, bald da bald dort aufzuspüren dachten, um die über uns so weit erhabenen Männer mit eigenen Augen unherwandeln zu sehen. Oefer war selbst ganz erfüllt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmanns Tode zwischen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oefer hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Oefer nicht zu sprechen sey, und die Ursache warum. Dieser ungeheure Vorfall that eine ungeheure Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menschen, auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winckelmanns Abscheiden gränzenlos beklagte, so dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Fall befinden würde, für mein eignes Leben besorgt zu seyn: denn unter allem diesem hatten meine körperlichen Zustände nicht die beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewißen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schreibenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der

Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der, nach einem Sturz mit dem Pferde, merklich gewachsen war, machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Einsgewerde und setzte ihre Functionen völlig aufzuheben. So daß ich deßhalb große Beklemmungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Thorheiten, in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseau's, würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns auf dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles Dieß, ohne Unterscheidung, mit unvernünftigem Wechsel angewendet, empfanden mehrere als das schädlichste, und ich verhehle meinen glücklichen Organismus nicht, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf, und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Doctor Reichel wurde gerufen, der mir aufs freundlichste hülfreich ward, und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch verkümmert, daß sich, bei jener Eruption, zugleich ein Geschwulst an der linken Seite des Halses geoffnet hatte, der, wenn er auch trefflich, nach vorübergegangner Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und stümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu seyn: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt. Ich war froh mein Innerstes frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war zu sehen, wie viel vorzügliche Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unser Vicar, sage ich, denn es war keiner benannt, denn ich nicht, durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre, ferner, den ich nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja den ich nicht, im Gefühl meines eignen Unrechts, eine Zeit lang stetisch gemieden hätte. Dieß alles war vergessen, sie behandelten mich aufs liebreichste und suchten mich theils auf meinem Zimmer, theils sobald ich es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen. Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäusern, und ich schien mich bald zu erholen.

Unter diesen Freunden nenne ich wohl zuförderst den damaligen Rathsherrn, nachherigen Burgemeister von Leipzig, Doctor Hermann. Er war unter denen Tischgenossen, die ich durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und bauerndes Verhältniß bewährte. Man konnte ihn wohl zu den Reifsten der akademischen Mitbürger rechnen. Er besuchte seine Collegien auf das regelmäßigste und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Schritt vor Schritt, ohne die mindeste Abweichung, sah ich ihn den Doctorgrad erreichen, dann sich zur Assessur emporheben, ohne daß ihm dieser etwas mühsam geschienen, daß er im mindesten etwas übereilt oder verspätet hätte. Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich bestrebte, erinnte, weil ich mit von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung, wenigstens einen Theil zuzueignen meinte.

Eben so regelmäßig als in seinen Geschäften, war er in Ausübung seiner Talente und im Genuß seiner Vergnügungen. Er spielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit Gefühl nach der Natur, und trotz mich an das gleiche zu thun; da ich denn in seiner Art auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig meinen Grillen nachzuhängen pflegte. Er wußte mich mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwiedern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde, die wir zusammen zubrachten, wenn er mich mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo wir mit einem Anstand, bei angezündten Wachslichtern, einen sogenannten Rathsbasen, der ihm als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten, und mit gar manchen Späßen, in Betrachtung Manier, das Essen zu würzen und den Geist des Weines zu erhöhen beliebten. Daß dieser treffliche und noch jetzt in seinem ansehnlichen Amte immer fort wirksame Mann mir bei meinem zwar geahneten, aber in seiner ganzen Größe nicht vorausgesehenen Uebel den freundlichsten Beistand leistete, mir jede freie Stunde schenkte, und durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten den trübsten Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigsten Dank, und freue mich noch so langer Zeit ihn öffentlich abstatten zu können.

Außer diesem werthen Freunde nahm sich Gröning von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Unfalle gewahr; ich fühlte den Werth dieser Gunst um so lebhafter, als niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergetzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Thätigkeit in der nächsten Zeit vorzuspiegeln und zu versichern. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu sehen, wie sich dieser vorzügliche Mann, in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen.

Hier war es auch, wo Freund Horn seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfische Haus, die Stockische Familie, manche andere behandelten mich als einen nahen Verwandten; und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das zarteste gelindert.

Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergestalt verblendete, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der

traurhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Uebersichten zu verbinden, und ich bin seinem, obwohl kurzen Umgange sehr viel schuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weise zu leiten verstand und mich aufmerksam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich diesem bedeutenden Manne um so mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr aussetzte; denn als er nach Bestreben die Hofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Lindenau erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, seinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein so gefährliches Subject kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals an dritten Orte zu sehen. Ich gewann bald seine Neigung, und er, flüger als Beyrisch, holte mich bei Nachtzeit ab, wir gingen zusammen spazieren, unterhielten und von interessanten Dingen, und ich begleitete ihn endlich bis an die Thüre seiner Gelieben: denn auch dieser äußerlich streng scheinende, ernste wissenschaftliche Mann war nicht frei von den Reizen einer sehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben.

Die deutsche Literatur und mit ihr meine eignen poetischen Unternehmungen waren mir schon seit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bei einem solchen autodidaktischen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die geliebten Alten, die noch immer, wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Bezierungen den Horizont meiner geistigen Wünsche begränzten. Ich machte meine Tausch mit Langer, wobei ich zugleich den Glauben und Dienstes huldigte; ich überließ ihm ganze Kiste deutscher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechischer Autoren, deren Benutzung mich, selbst bei dem langsamsten Genießen, ermüden sollte.

Das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das erste, worin sich eine wechselseitige Uebereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mittheilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich ausschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvermeidlichste Bezug haben, und welche zuletzt den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren.

Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eignen Hüterdasprofitiren und einem reinen Deismus, der auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Haupthinderniß mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Sonderlinge, welche ganz uneingedenk ihres Rauwerstandes die Puppenkiste weaverten, in der sie zu ihrer ergötzlichen Völkerunterhaltung gelieben sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die es sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglicher Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Document ansehen, worauf wir alle, in unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogien er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaube. Sein Vortrag, angenehm und consonant, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest wie ich war kam es dieß auf den Glauben an, daß was ich menschlicher Weise zeither gehabt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit dieser Bücher als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, ganz, ja sehnsüchtig Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht selbst vorversehen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen; so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefahr und Entrüstung mit dem neuen Testament zu beschäftigen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Sachen zugethane Stunde mir aufzuopfern nicht anstand, ja sogar Gefahr lief verrathen und, wie Betrüger, von seinem Patron höchst angesehen zu werden. Ich erwiderte seine Neigung auf das dankbarste, und wenn dasjenige was er für mich that, zu jeder Zeit wäre schätzenswerth gewesen, so mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage höchst verdrießlich seyn.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unser Seelenconcert am geistigsten bestimmt ist, die rohen, freischenden Töne des Weltwesens am gewaltsamsten und ungestümsten einfallen, und der in geheim immer fortwaltende Contrast, auf einmal hervortretend, nur desto empfindlicher wirkt, so sollte ich auch nicht aus der peripatetischen Schule meines Langers entlassen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigstens, seltsames Ereignis erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studierenden erregten und zwar auf folgendem Anlasse. Mit den Stadtbildnern hatten sich junge Leute vereinigt, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studierende verbanden sich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerstanden hartnäckig und der Vortheil war nicht auf der Seite der sehr unfriedsamen akademischen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angesehene Personen wegen tapferen Widerstands die Obliegenden gelobt und belobt, und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgefordert. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wohl immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein seltsames Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen besetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geschehen solle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junge Leute einzeln hin und wieder.

in anscheinender größter Glassenheit; sobald sie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, so warfen sie im Vorbeigehn Steine nach den Fenstern, und dies zu wiederholten Malen hin und wiederschwenkend, so lange die Scheiben noch klirrten. Eben so ruhig, wie dieses vorging, verlief sich auch endlich alles und die Sache hatte keine weiteren Folgen.

Mit einem so geltenden Nachklange akademischer Großthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Handelsherrn und in Gesellschaft einiger mir bekannten zuverlässigen Personen. In der Gegend von Auerstädt gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher mich von dorther mit abhsserer Gefahr bedrohen würde, eben so wenig, als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich, in dem großen mit Stuccaturbildern verzierten Saale, denken durfte, daß mir an eben der Stelle soviel Gnädiges und Liebes widerfahren sollte.

Jemehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, desto mehr rief ich mir, lebendlicher Weise, zurück in welchen Zuständen, Aussichten, Hoffnungen ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indessen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erbittert, verursachte eine leidenschaftliche Scene. Ja, mochte dieser ansehen als ich selbst wußte; denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rathe gezogen; und wer wird sich denn nicht selbst gewohnt genug mancherlei Mittheilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen sowohl körperlich als geistig einige Bewegung eintreten zu lassen.

Meine Schwester gefällte sich gleich zu mir, und wie vortheilig aus ihren Briefen, so konnte ich nunmehr umständlicher und genauer die Verhältnisse und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreise seine ganze didaktische Lebhaftigkeit der Schwester zugewendet, und ihr bei einem trefflichen, gesellschaftlichen, durch den Frieden gesicherten und selbst von Miethleuten geräumten Hause fast alle Mittel abgeschnitten, sich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen. Das Französische, Italienische, Englische mußte sie abwechselnd treiben und bearbeiten, wobei es ihr einen großen Theil des Tags fiel an dem Clavierе zu üben nöthigte. Das Schreiben durfte auch nicht versäumt werden, und ich hatte wohl schon früher gemerkt, daß er ihre Correspondenz mit mir dirigirt und seine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen lassen. Meine Schwester war und blieb ein unschuldiges Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Tactsinn und Naivetät, vielseit. welche Eigenschaften bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. Er hatte sie auf eine Weise, die mir fürchterlich erschien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie that alles was er befahl und anordnete, aber auf die unliebloseste Weise von der Welt. Sie that es in verachtender Ordnung, aber auch nichts drüber und nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte sie sich zu nichts, so daß dies eins der ersten Dinge war, über die sich die Mutter in einem geheimen Gespräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schwester so liebebedürftig war, als irgend ein menschliches Wesen, so wendete sie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verdrängte alle übrige Zeit; ihre Gespielinnen, die von ihr beherrscht wurden, ohne daß sie daran dachte, mußten gleichfalls allerlei ausdenken, um mir gefällig und trostreich zu sein. Sie war erfinderisch mich zu ergötzen, und entwickelte sogar einige Keime von pedantischem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte, und der ihr sehr gut stieß. Es entspann sich bald unter uns eine Cotterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne daß sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses Wortwechsels öfters mit vieler Lebhaftigkeit in Gegenwart der Eltern.

Verdrießlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand sich wohl, brachte einen großen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schwester zu, forschte an seiner Reisebeschreibung, und stimmte seine Laute länger als er darauf spielte. Er verbesserte dabei so gut er konnte den Verdruß, anstatt einen rüstigen, thätigen Sohn, der nun promovirten und jene vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränklina zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Cur expediren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur sehr lebhaft und heiter, brachte unter diesen Umständen sehr langweilige Tage zu. Die kleine Haushaltung war bald besorgt. Das Gemüth der guten, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion. Das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichen Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter diesen stand Fräulein von Klettenberg obenan. Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen Seele entflammen sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet. Eine war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein derbliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seins; sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie heiter und gesprächig. Ihre Lieblinge, zu welchen einige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann, woraus sich denn die religiösen Empfindungen entwickelten, die auf eine so sehr anmuthige als geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verflochte Schilderung den Freunden solcher Darstellungen wieder ins Gedächtniß zu rufen. Bei dem ganz eignen Gange, den sie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmeren Stande, in dem sie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geistes verirrte sie sich nicht zum besten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeschlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichste, schien zu streng, zu trocken, zu gelehrt; sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, sie stieg mit der Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war

ihnen daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem Wege der Seligkeit mit sich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die weisen freilich etwas einfältig, indem sie sich an eine gewisse Terminologie hielten, die man mit jener der früheren Empfindsamen wohl vergleichen hätte. Fräulein von Klettenberg führte ihren Weg zwischen beiden Extremen durch, und schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugniß einer höheren Gebart und eines vorzüglichern Standes ablegten. Nun fand sie an mir was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch noch einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in seinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, so wie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es sie nothwendig demüthigend für sie: denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Stimmen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus, und verbreitete mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen verständigen Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf gestaunt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir, nach mancherlei Erfahrungen, wohl ein, daß er gegen mich sogar im Recht stehen thune, und ich war schon genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich trösten, wie oft ich und meine Freunde hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector, damit endigte: daß ich ein närrischer Bursche sey, dem man manches nachsehen müsse.

Da ich mit der Gesellschaft am Hause sehr gelitt war, indem Arzt und Chirurgus diese Excrescenz erst vertreiben, hernach, wie sie sagten, heilen wollten, und sie zuletzt aufzuschneiden für gut befanden; so hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Höllenstein und anderen ätzenden Dingen höchst verdrießliche Aussichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgesonderten Frommen, obgleich beide von höchst verschiedenem Naturell waren. Der Chirurgus, ein schlanker wohlgebildeter Mann von leichter und geschickter Hand, der, leider etwas bettisch, seinen Zustand mit wahrhaft christlicher Geduld ertrug, und sich in seinem Berufe durch sein Uebel nicht irre machen ließ. Der Arzt, ein unerklärlicher, schlaumeierlender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam war er den Kranken behülflich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu reichen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Dilettir seyn mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch niemand gesehen, oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische chemisch-alchimische Bücher empfohlen und verstehen gegeben, daß man durch eignes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben; welches um so nothwendiger sey, als die Bereitung sich sowohl aus physischen als besonders aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Kleinod einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im Zusammenhang kennen müsse, will es nichts Einzelnes sondern etwas Universelles sey, und auch wohl gar unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht werden thune. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte geschwärmt. Das Heil des Körpers war ja nur mit dem Heil der Seele verwandt; und thunte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an andern ausgeübt werden, als wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden thunte? Sie hatte schon insgeheim Welling's Opus mago-cabalisticum studirt, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht was er mittheilt sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Mondlicht von Licht und Finsternis Gesellschaft leistete. Es bedurfte nur einer geringen Aufregung, um auch mir diese Krankheit zu inoculiren. Ich soufte das Werk an, das, wie alle Schriften dieser Art, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorgängigste Bemühung an diesem Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch das was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs genauste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklärenden Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug; ander daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und indem man mit derselben nach eigenem Belieben gebarrte, etwas wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Gebachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus: nicht weniger an Helmont, Starden und andere, denen mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einsogen und zu beherzigen suchten. Wir wollte besonders die kurze Catena Homeri gelten, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer kühnen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir theils einzeln, theils zusammen, viele Zeit an diese Seltsamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu dreien, meine Mutter mit eingeschlossen, und an diesen Geheimnissen mehr ergetzten, als die Offenbarung derselben hätte thun thunen.

Mir war indeß noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine gefährte und man thäte wohl sagen für gewiß. Momente verursachte Verbannung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen

Beschäftigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In diesen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungestüm den verlornen Arzt, mit seiner Universale Medicin hervorzurücken; nach langem Widerstande gibt er sich in der Nacht nach Hause und kam mit einem Gläschen krystallisirten trocknen Salzes zurück, welches in Wasser aufgelöst vor dem Patienten verschluckt wurde und einen entschieden alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die stufenweise zur Besserung führte. Ich darf nicht sagen, wie sehr dieses den Glauben an unsern Arzt, und den Fleiß und eines solchen Schatzes theilhaftig zu machen, stärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geschwisterlos in einem großen wohlgelegenen Hause wohnte, hatte schon früher angefangen, sich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuschaffen, und experirte nach Wellingschen Vorgeschriften und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meisters, besonders auf Eisen, in welchem die heilsamen Kräfte verborgen seyn sollten, wenn man es anzuwenden wisse, und weil in allen und bekannten Schriften das Eisenfeil, welches verbrennen gegen werden mußte, eine große Rolle spielte, so wurden zu dieser Operationen Aktalien erfordert, welche, indem sie an der Luft zerfließen, sich mit jenen übrigen irrischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles kräftiges Mittelsalz per se hervorbringen sollten.

Kaum war ich einigermaßen wieder hergestellt und konnte mich, durch eine bessere Jahreszeit begünstigt, wieder in meinem alten Gelaßzimmer aufhalten, so fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen, ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte sehr geschwind mit einer brennenden Lunte die Gläschen in Spiritus verwandeln, in welchen die verschiedenen Mischungen abgetragen werden sollten. Nun wurden kondirbare Ingredienzien des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gedrittigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerfließt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche in eine jungfräuliche Erde und an die Wollaster glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vortrefliches Material; und an dem übrigen so wie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen; nur ermahnte ich doch zuzeit, indem ich bemerken mußte, daß das Kieselhaltige keineswegs mit dem Salze so innig verbunden sey, wie ich philosophischerweise geglaubt hatte: denn es schied sich gar bald wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit, die mir einigemal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animalischen Gallert erschienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, daß ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas productivisch in seiner Natur führen mag, worum man hätte dessen ihnen diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand überziehen zu sehen.

Es wunderlich und unzusammenhängend nun diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei manderlei. Ich gab genau auf alle KrystallisationsArt, welche sich zeigen mochten, und ward mit den äußern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der neuern Zeit die chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wollte ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halb-Adept vor den Apothekern und allen denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, sehr wenig Respect hatte. Indessen zog mich doch das chemische Conventikum des Boerhave gewaltig an, und verlernte mich mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wovon ich denn, da obnedem meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Apparatmen dieses trefflichen Mannes zu studiren, die ich mir gern in den Sinn und ins Gedächtniß einprägen mochte.

Eine andere, etwas menschlichere und bei weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beschäftigung war, daß ich die Briefe durchlas, welche ich von Leipzig aus nach Hause geschrieben hatte. Nichts giebt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns aufgegangen ist, wieder vor uns sehen, so daß wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können. Indem freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch diese Papiere dargestellt ward. Ueberhaupt, da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorhergegangenen verachtet; denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß dasjenige was man an sich so wie an andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am besten hinwegzukommen, wenn man das selbst wegwirft, was man nicht mehr kann. Es ging es auch so mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine sinnlichen Bemühungen geringschätzen lernte, so kam mir nun meine ganze mystische Laubahn gleichfalls gering schätzig vor, und ich sah nicht ein, daß sie eben darum einen Werth für mich haben müßte, weil sie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einsicht geleiten. Der Vater hatte meine Briefe sowohl an sich als an seine Schweller sorgfältig gesammelt und geheftet; ja er hatte sie sogar mit Randverklärungen corrigirt und so wohl Schreib- als Sprachfehler verbessert.

Was mir zuerst an diesen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erschrak vor einer unglaublichen Pedantenklitterung der Handschrift, die sich vom Centner bis zu der feinsten Schrift der Lavaterischen entfernte. Dann erfreuten aber auch einmal in der Fülle des Mittels eine ganz gelaßte, gemessene Hand, wie ich sie sonst bei Preußischen Beamten anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber schien sich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, und bei den Vorlesungen, die wir ihm einreichten, mit seinem derblichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unsere Hand so lesbar als möglich zu schreiben, ja über. Dieses wiederholte sich so oft, als eine ähnliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam; wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Styl nach sich ziehe.

Sonst konnte ich auch bemerken, daß die französischen und englischen Stellen meiner Briefe, obgleich nicht fehlerfrei, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geschrieben waren. Diese Sprachen hatte ich auch in meiner Correspondenz mit Georg Schlosser, der sich noch immer in Ereydow befand, zu üben fortgefahren, und war mit ihm in beständigem Zusammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuständen (denn immer ging es ihm nicht ganz so wie er gehofft hatte) unterrichtet wurde und zu seiner ernsten, edlen Denkweise immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andere Betrachtung, die mir beim Durchsehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der besten Absicht mir einen bedeutenden Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kartenspiel abgemahnt; selbst Frau Hofrath Schmid so lange sie lebte, wußte mich nach ihrer Weise zu bestimmen, indem sie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Societät einsah, so blieb ich mir gern durch sie vergnügen. Ich hatte wohl den Spiel-Sinn, aber nicht den Spiel-Geist: ich lernte alle Spiele leicht und geschwind, aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerksamkeit einen ganzen Abend zusammenhalten. Wenn ich also recht gut anfing, so verdrießt ich's doch immer am Ende und machte mich und andere verlieren; wodurch ich denn jedesmal verdrießlich entweder zur Abendtafel, oder auf der Gesellschaft kam. Kaum war Madame Böhme verschieden, die mich obendrein während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel anzuhalten hatte, so gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entschuldigte mich erst von der Partie, und weil man nun nichts mehr mit mir anzufangen wußte, so warf ich mir noch mehr als andern lästig, sodaß die Einladungen aus, die denn sparsamer erfolgten und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, besonders denen die einen praktischen Sinn haben und sich in der Welt umthun wollen, sehr zu empfehlen ist, konnte freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte spielen so lange ich wollte. Hätte mir jemand einen alle meinen Brief darüber gegeben und mich bemerken lassen, wie hier gewisse Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran sich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können; hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einsehen lassen, so hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei alle dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier spreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die gesellschaftlichen Spiele nicht meiden, sondern sich eher nach einer Gewandtheit in denselben bestreben müsse. Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einsamkeit beschäftigt, um so mehr als die verschiedenen Geister der mancherlei Liebhabereien, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder ans Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, so bildete ich mein Zimmer nach, mit seinen Möbeln, die Personen die sich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, stellte ich allerlei Staffagefiguren dar, die man sich eben erzählte, und woran man Antheil fand. Das alles war nicht ohne Charakter und nicht ohne einen gewissen Geschmack, aber es fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Maß, so wie denn auch die Ausführung überall mechanistisch war. Mein Vater, dem diese Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte sie beurtheilen haben; auch sollte alles fertig und abgeschlossen seyn. Er theilt sie daher aufgehoben und mit Linien einfassen; ja der Maler Morgenstern, sein Hauskünstler — es ist derselbe, der sich später durch Kirchenprospecte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perspectivischen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die sich denn freilich ziemlich grell gegen die natürlich angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Bestimmtheit zu verpflichten, und um ihm gefällig zu seyn, getrauete ich mich der Stillleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muster vor mir stand, deutlicher und entschiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich interessante Landschaft componirt, und fühlte mich sehr glücklich, als ich meine alten von Stock überlieferten Recepte vornahm, und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probeabdrücke machen. Unglücklicherweise war die Composition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, so konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nicht meiner Art ganz wohl; als in diesen Tagen es fiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden, und besonders das was man den Zapfen nennt, sehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas schlingen, und die Aerzte wußten nicht was sie daraus machen sollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinseln und konnte mich von dieser Noth nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Aerzten nicht vorsichtig genug gewesen, und daß ich, indem ich es öfters und leidenschaftlich wiederholt, mir dieses Uebel zugezogen und solches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache plausibel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um so mehr unterließ, als der Versuch keineswegs gut ausgefallen war, und ich eher Ursache hatte meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, wendete ich mich um so leichter trübselig, als ich mich von dem beschwerlichen Uebel sehr bald befreit sah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wohl die ähnlichen Beschäftigungen in Leipzig manches indirekten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich somit gelitten hatte. Freilich ist es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu sitzen auf und selbst und was man schadet und nutzt Nix zu haben; allein es ist keine Frage, daß bei der wunderlichen Zusammensetzung der menschlichen Natur von der einen, und bei der unmenschlichen Verschiedenheit der Lebensart und Genüsse von der andern, es noch ein Wunder ist, daß das menschliche Geschlecht sich nicht schon lange aufgerieben hat. Es scheint die menschliche Natur eine eigene Art von Zähigkeit und Biegsamkeit zu besitzen, da sie alles was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt überwindet, und wenn sie sich es nicht assimiliren kann, wenigstens gleichgültig macht. Freilich muß sie bei einem großen Excreß trotz alles Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir ohne ängstliche

zu werden, auf uns Acht geben, was in unſern complicirten bürgerlichen und geſelligen Leben auf uns günſtig oder ungünſtig wirkt, und anderen wir das was uns als Genuß freilich behaglich iſt, um der übeln Folgen willen unterlaſſen; ſo würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei ſonſt geſunden Conſtitutionen oft mehr als eine Krankheit ſelbſt anſieht, leicht zu entfernen wiſſen. Leider iſt es im Diätetiſchen wie im Moraliſchen: wir können einen Fehler nicht eher entdecken, als bis wir ihn los ſind; wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächſte Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich ſieht und alſo unter derſelben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchleſen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schweſter geſchrieben waren, konnte mir unter andern auch dieſe Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich ſogleich bei dem erſten akademiſchen Unterricht für ſehr klug und weiſe gehalten, indem ich mich, ſobald ich etwas gelernt, dem Profeſſor ſubſtituirte und daher auch auf der Stelle didaktiſch ward. Mir war es luſtig zu ſehen, wie ich daſjenige was Gellert uns im Collegium überliefert oder gerathen, ſogleich wieder gegen meine Schweſter gewendet, ohne einzuſehen, daß ſowohl im Leben als im Leſen etwas dem Jünglinge gemäß ſeyn könne, ohne ſich für ein Frauenzimmer zu ſchicken; und wir ſcherzten gemeinſchaftlich über dieſe Nachäfferei. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, ſchon zu gering, und ſie ſchienen mir kalt, trocken und in Abſicht deſſen was die Zuſtände des menſchlichen Herzens oder Geiſtes ausdrücken ſollte, allzu oberflächlich. Dieſes bewog mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlaſſen und auf eine zweite Akademie ziehen ſollte, wieder ein großes HauptAutodafé über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere aber nur bis zu vollendeter Expoſition gelangt waren, nebſt vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verſchont außer dem Manuſcript von Behrisch, die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen, an welchem letzteren ich immer fort mit beſonderer Liebe beſſerte, und da das Stück ſchon fertig war, die Expoſition neunmals durcharbeitete, um ſie zugleich bewegter und klarer zu machen. Leſſing hatte in den zwei erſten Acten der Minna ein unerreichbares Muſter aufgeſtellt, wie ein Drama zu exponiren ſey, und es war mir nichts angelegener, als in ſeinen Sinn und ſeine Abſichten einzudringen.

Umſtändlich genug iſt zwar ſchon die Erzählung von dem was mich in dieſen Tagen berührt, aufgeregt und beſchäftigt; allein ich muß demungeachtet wieder zu jenem Intereſſe zurückkehren, das mir die übrigmenſchlichen Dinge einflößt hatten, von denen ich ein für allemal, in ſofern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth, es war Arnolds Kirchen- und Ketzer-Geſchichte. Dieſer Mann iſt nicht ein blos reflectirender Hiſtoriker, ſondern zugleich fromm und fühlend. Seine Geſinnungen ſtimmten ſehr zu den meinigen, und was mich an ſeinem Werk beſonders ergetzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgeſtellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geiſt des Widerſpruchs und die Luſt zum Paradoxen ſteckt in uns allen. Ich ſtudirte fleißig die verſchiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte ſagen hören, jeder Menſch habe am Ende doch ſeine eigene Religion; ſo kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieſes that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche, Kabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute ich mir eine Welt, die ſeltſam genug ausſah.

Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorſtellen, die ſich von Ewigkeit her ſelbſt producirt; da ſich aber Production nicht ohne Mannigfaltigkeit denken läßt, ſo mußte ſie ſich nothwendig ſogleich als ein Zweites erſcheinen, welches wir unter dem Namen des Sohnes anerkennen; dieſe beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortſetzen, und erſcheinen ſich ſelig wieder im dritten, welches nun eben ſo beſtehend lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war ja doch der Kreis der Gottheit geſchloſſen, und es wäre ihnen ſelbſt nicht möglich geweſen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, ſo erſannen ſie ein viertes, das aber ſchon in ſich einen Widerſpruch hegte, indem es, wie ſie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch ſie begränzt ſeyn ſollte. Dieſes war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Seyn anfangen ſollte. Er bewies ſogleich ſeine unendliche Thätigkeit, indem er die ſämmtlichen Engel erſchuf, alle wieder nach ſeinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begränzt. Umgeben von einer ſolchen Glorie vergaß er ſeines höhern Urſprungs und glaubte ihn in ſich ſelbſt zu finden, und aus dieſem erſten Unbank entſprang alles was und nicht mit dem Sinne und den Abſichten der Gottheit übereinzuſtimmen ſcheint. Je mehr er ſich nun in ſich ſelbſt concentrirte, je unwohler mußte es ihm werden, ſo wie allen den Geiſtern, denen er die ſüße Erbedung ja ihrem Urſprunge verſtümmerte. Und ſo ereignete ſich das was und unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derſelben concentrirte ſich mit Lucifer, der andere wendete ſich wieder gegen ſeinen Urſprung. Aus dieſer Concentration der ganzen Schöpfung, denn ſie war von Lucifer ausgegangen und mußte ihm folgen, entſprang nun alles das, was wir unter der Geſtalt der Materie gewahr werden, was wir uns als ſchwer, feſt und finſter vorſtellen, welches aber, indem es wenn auch nicht unmittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Weſen herſtammt, eben ſo unbedingt mächtig und ewig iſt, als der Vater und die Großeltern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es ſo nennen dürfen, blos durch die einſeitige Richtung Lucifers entſtand, ſo ſetzte freilich dieſer Schöpfung die beſſere Hälfte: denn alles was durch Concentration gewonnen wird, beſaß ſie, aber es fehlte ihr alles, was durch Expanſion allein bewirkt werden kann; und ſo hätte die ſämmtliche Schöpfung durch unaufhörliche Concentration ſich ſelbſt aufreiben, ſich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Anſprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Dieſem Zuſtand ſahen die Elohim eine Weile zu, und ſie hatten die Wahl, jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung gegeben wäre, oder ob ſie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hülfe kommen wollten. Sie erwählten nun das letztere, und ſupplirten nun durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen

Mangel, den der Erfolg von Lucifers Beginnen an ſich trug. Sie gaben dem unendlichen Seyn die Fähigkeit ſich auszudehnen, ſich gegen ſie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war wieder hergeſtellt und Lucifer ſelbſt konnte ſich dieſer Einwirkung nicht entziehen. Dieſes iſt die Epoche, wo daſſenige hervortritt, was wir als Licht kennen, und wo daſſelbige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. Ehe ſehr ſpät und nun dieſe durch die immer fortwirkende Lebenskraft der Elohim fruchtbringende vermannigfaltigte; ſo fehlte es doch noch an einem Weſen, welches die urſprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherzuſtellen geſchickt wäre, und ſo wurde der Menſch hervorgebracht, der in allem der Gottheit ähnlich, ja gleich ſeyn ſollte, ſich aber freilich dadurch abermals in den Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beſchränkt zu ſeyn, und da dieſer Widerſpruch durch alle Kategorien des Daſeyns ſich an ihm manifeſtiren und ein vollkommenes Bewußtſeyn ſo wie ein entſchiedener Wille ſeine Zuſtände begleiten ſollte, ſo war vorauszuſehen, daß er zugleich das vollkommenſte und unvollkommenſte, das glückſeligſte und unglückſeligſte Geſchöpf werden müſſe. Es währte nicht lange, ſo ſpielte er auch übrig die Rolle des Lucifer. Die Abſonderung vom Wohlthäter iſt der eigentliche Undank, und ſo ward jener Abfall zum zweiten Mal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts iſt und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Urſprünglichen.

Man ſieht leicht, wie hier die Erlöſung nicht allein von Ewigkeit her beſchloſſen, ſondern als ewig nothwendig gedacht wird. Ja daß ſie durch die ganze Zeit des Werdens und Seyns ſich immer wieder erneuern muß. Nichts iſt in dieſem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit ſelbſt die Geſtalt des Menſchen annimmt, die ſich zu einer Hülle ſchon vorbereitet hatte, und daß ſie die Geſchichte deſſelben auf kurze Zeit theilt, um durch dieſe Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern. Die Geſchichte aller Religionen und Philoſophien lehrt uns, daß dieſe große, den Menſchen unentbehrliche Wahrheit von verſchiedenen Nationen in verſchiedenen Zeiten auf mancherlei Weiſe, in ſeltſamen Fabeln und Bildern der Beſerdenkenheit gemäß überliefert werden; genug wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zuſtande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken ſcheint, dennoch Gelegenheit giebt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Anſichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verſelbſten genöthigt ſind, von der andern in regelmäßigen Pulſen uns zu entſelbſtigen nicht verſäumen.

Neuntes Buch.

„Das Herz wird ferner hören zum Vortheil verſchiedener, beſonders geſelliger und ſeiner Tugenden gerührt, und die zarteren Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Beſonders werden ſie viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leſer eine Einſicht in den verborgenern Winkel des menſchlichen Herzens und ſeiner Leidenſchaften geben. eine Kenntniß die mehr als alles Latein und Griechiſch werth iſt, und von welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meiſter war. Aber dieſes iſt es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und alſo auch den Ovid in die Hände giebt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Cultur, und zwar in den erſten Jahren gleich, zu geben nicht verabſäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphyſik, Latein oder Griechiſch cultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern ſie ſich nicht der erſten beſten Vorſtellungen ſelbſt bemächtigen ſoll, die ſchicklichſten und ſchönſten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müſſen, das Schöne überall und in der Natur ſelbſt, unter ſeinen beſtimmten, wahren und auch in den feinern Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntniſſe nöthig, ſowohl für die Wiſſenſchaften als für das tägliche Leben, die ſich aus keinem Compendio erlernen laſſen. Unſere Empfindungen, Neigungen, Leidenſchaften ſollen mit Vortheil entwickelt und geregelt werden.“

Dieſe bedeutende Stelle, welche ſich in der allgemeinen deutſchen Bibliothek verfand, war nicht die einzige in ihrer Art. Von gar vielen Seiten der offenbarten ſich ähnliche Grundſätze und gleiche Geſinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge ſehr großen Eindruck, der um deſto entſchiedener wirkte, als er durch Wielands Beiſpiel noch verſtärkt wurde: denn die Werke ſeiner zweiten glänzenden Epoche bewieſen thätlich, daß er ſich nach ſolchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philoſophie mit ihren abſtrakten Forderungen war beſeitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit ſo viel Mühſeligkeit verknüpft iſt, ſah man in den Hintergrund gerückt, die Compendien, über deren Zufänglichkeit uns Hamlet ſchon ein bedenkliches Wort uns Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger, man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir ſo gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenſchaften, die wir in unſerem Buſen theils empfanden, theils ahneten, und die, wenn man ſie ſanft geſtreift hatte, uns nunmehr als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil ſie der Hauptgegenſtand unſerer Studien ſeyn ſollten, und die Kenntniß derſelben als das vorzüglichſte Bildungsmittel unſerer Geiſteskräfte angekündigt ward. Ueberdies war eine ſolche Denkweiſe meiner eigenen Ueberzeugung, ja meinem poetiſchen Thun und Treiben ganz angemeſſen. Ich fügte mich daher ohne Widerſtreben, nachdem ich ſo manchen guten Vorſatz vereitelt, ſo manche redliche Hoffnung verſchwinden ſehen, in die Abſicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu ſchicken, wo man mir ein heiteres luſtiges Leben verſprach, indeſſen ich meine Studien weiter fortſetzen und am Ende promoviren ſollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Geſundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wieder hergeſtellt, und ſehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hauſe, obgleich aus ganz andern Urſachen als das erſte Mal: denn es waren mir dieſe häuslichen

Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerträglich geworden, und mit dem Vater selbst nannte sich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er, bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen, mehr Ungeduld als billig seinen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das was in seines Menschen Hand lag, ärgerte, als wenn es nur von meinem Willen abhinge. Aber auch er ward auf mannigfaltige Weise durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Akademieen allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen, und wendete diese nun unvorsichtig im Gespräch auf unser eigenes Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung desselben erfunden und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich seyn sollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und verdarbe große Vorsäle, die selbst recht gut hätten Zimmer seyn können; wie wir denn auch die gute Jahrszeit immer daselbst zubrachten. Allein dieses anmuthige beim.re Daseyn einer einzelnen Familie, diese Communication von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, sobald mehrere Partieen das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der französischen Einquartierung nur zu sehr erfahren hatten. Denn jene ängstliche Scene mit dem Königslieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von all.n Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unsere Treppe, nach der Leipziger Art, an die Seite gedrängt, und jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thüre zugetheilt gewesen wäre. Diese Bauart rühmte ich sonst höchlich und setzte ihre Vortheile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch seine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um so heftiger war, als ich kurz vorher einige sonderbahafte Spiegelrahmen acquirirt und gewisse Chinesische Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche zwar wieder getuscht und ausgeglichen, doch meine Reise nach dem schönen Elsaß beschleunigte, die ich denn auch, auf der neu eingerichteten bequemen Diligence, ohne Aufenthalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus zum Geist abgestiegen und eilte sogleich, das schmähliche Verlangen zu befriedigen und mich dem Münster zu nähern, welcher durch Mittelgebäude mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Kolos gewahrte, sodann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzu nah vor ihm stand, machte derselbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für diesmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig beschlich, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versäumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder begleitet. Nicht weniger mit mannigfaltigem Grün gesegnet ist der von Süden herab sich streckende flache Grund, welchen die Ill durchfließt; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen eben so reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, so wie der übrigens mehr tägliche Theil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein sanftes Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig aufgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgebreiteten Hainen alles zum Fruchtbau schicklichs Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche, näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begränzt; so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, daß mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Ein solcher frischer Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten sollen, hat noch das Eigne, so angenehme als ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese leere, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen das einige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sey nun Wort oder That, unmittelbar sich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, anschmiegen wird.

Herabgestiegen von der Höhe verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angesicht des erwähnten Gebäudes: aber was ich mir weder das erste Mal, noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Gerügeltes faßlich und als ein Aufgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beschäftigte mich doch einigermaßen diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarkts, einer schönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hülfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsschreiben ab, und fand unter meinen Ahnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir genugsam bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs tyrannisch in seinem Thun und Lassen. Die Tischgesellschaft, die man mir mit der man mich empfahl, war sehr angenehm und unterhaltend. Ein paar alte Jungfrauen hatten diese Pension schon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es kamen ungefähr zehen Personen seyn, ältere und

Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick
Über Wolken,
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

jüngere. Von diesem letztern ist mir am gegenwärtigsten einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn, seiner Gestalt und seinem Gesicht nach, für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen gehabt hätte. Ohne sie wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offenes, freies Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man recht benennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu seyn. Der Mund bezeichnete vor allen durch überaus schlanke Lippen, und seine ganze Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, das er ein Rätsel war, d. h. daß sein Augenmerk über der Nase zusammenlief, welches bei einem solchen Gesichte immer einen unbestimmten Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Sensualität, Aufmerksamkeit und Gutmüthigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt, sein Gedächtniß war unglaublich, er konnte sammeln in den Collegien, selbst ohne nachzuschreiben, er behielt alles was er hörte und war gesättigt genug an allem einen Interesse zu finden, um sich leichten Fußes, da er Medicin studirte, durchzuhelfen, sein Talent, sein Muthwille in Wiederholung der Collegien und Nachäffen der Professoren ging manchmal so weit, daß wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bei Tische paradirend, ja manchmal noch abgedrungener, die Professoren mit einander abwechseln ließ; welche buntmachende Vorlesung uns oft unterrichtet, oft aber auch belustigt hat.

Die Uebrigen waren mehr oder weniger feine, gefeierte, einheimische Leute. Ein pensionirter Landvogt Ritter hielt sich unter denselben; doch waren Studierende Uebertische, alle wurden sie wohlfeiler gehalten, nur mußten sie ihre gewöhnliche Weinbouteille nicht überschreiten. Daß dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unseres Präsidenten, eines Doctor Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheirathet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besorgt und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Aeußern hielt er sich knapp und nett, ja er gerbte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Strichregen über das Land bringen.

Mit diesem Manne berathete ich meinen Vorlauf, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um bald möglichst promovieren zu können. Da er von allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Collegia, die ich zu hören dächte, und was er allenfalls von der Sache denke? Darauf erwiderte er mir, daß es sich in Straßburg nicht etwa wie auf deutschen Akademien verhalte, wo man wohl Juristen im weitern und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sey alles dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen strenlatinisirt, welche gern den Gegenstand verhandeln. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Verstandnisse suche man einem Jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das nothwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man, als Repetenten, ein großes Vertrauen hegte; welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadroniren; denn mehr als ich in meiner bisherigen Darstellung anzuführen Gelegenheit hatte, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtsverfassungen gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick, und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, erwärmt doch in jeder Art von Ausbildung unmittelbar Verbindte, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, so daß wir auch einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, unsere einzige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhertasten im Dickicht einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt bedeutlich, daß ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich examiniren zu lassen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem letzten zu bleiben, sagte er, so wird die Sache keineswegs im Weiten gelernt. Es wird nicht nachgedacht, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben, man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als in welchem es sich durch solche Auslegung oder verbesserten Gerichtsbrauch zu leicht gar umgewendet. In solchen Forderungen bringen gelehrte Männer ganz eigene ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem was gegenwärtig besteht, dieß prägen wir unserm Gedächtniß fest ein, das es uns stets gegenwärtig sey, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Clienten bedienen wollen. Er flatten wir unsre jungen Leute fürs nächste leben und, und das Weitere findet sich nach Verhältniß ihrer Talente und ihrer Thätigkeit. Er übersah mit Blick auf seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren und woraus ich mich zeitlich ziemlich konnte examiniren lassen, weil Hoppe kleiner juristischer Catechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß stand; das Uebrige supplirte ich mit einigem Fleiße und qualificirte mich, wider meinen Willen, auf die leichteste Art zum Candidaten.

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeschnitten ward; denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte alles wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben, so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.

Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediciner. Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studierenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Meister, auch außer den Lehrstunden mit Leidenschaft unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die complicirtesten. Die Medicin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Alles was der Jüngling lernt, bezieht sich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn beruhende Praxis. Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf das, was zu erkennen und zu thun ist, theils weil es ihn an sich interessirt.

theils weil es ihm die frohe Aussicht von Selbstständigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bei Tische also hörte ich nichts anderes als medicinische Gespräche, eben wie vormals in der Pension des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Lustpartien kam auch nicht viel Anderes zur Sprache: denn meine Tischgesellen, als gute Kumpane, waren mir auch Gesellen für die übrige Zeit geworden, und an sie schlossen sich jedesmal Gleichgesinnte und Gleiches Strebende von allen Seiten an. Die medicinische Facultät glänzte überhaupt vor den übrigen, sowohl in Ansicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und so zog mich der Strom dahin, um so leichter, als ich von allen diesen Dingen gerade so viel Kenntniß hatte, daß meine Wissenslust bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semesters besuchte ich daher Chemie bei Spielmann. Anatomie bei Lobstein, und nahm mir vor, recht fleißig zu seyn, weil ich bei unserer Societät, durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntnisse, schon einiges Ansehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieser Zerstreuung und Zerrüttelung meiner Studien nicht genug, sie sollten abermals bedeutend gestört werden: denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit setzte alles in Bewegung und verschaffte uns eine ziemliche Reihe Feiertage. Marie Antoinette, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich, sollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feierlichkeiten, durch welche das Volk auszumessen gemacht wird, daß es Große in der Welt acht, wurden emsig und häufig verbreitet, und mit besonders war dabei das Gebäude merkwürdig, das zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahls, auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken aufgerichtet stand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die sich noch etwas hinterwärts erstreckten; genug es hatte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Lustrum beider Personen gelten können. Was mich aber daran besonders interessirte, und wohrzeichnen ich manches Bösel, ein kleines damals curentes Silberstück, nicht scheute, um mir von dem Pfeiler einen wiederholten Eintritt zu verschaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das Ganze inwendig ausgeschlagen hatte. Hier sah ich zum ersten Mal ein Exemplar jener nach Raphaels Cartonen gewirkten Teppiche, und dieser Anblick war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Reine und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja ein verdrießliches Gefühl quälte mich, weil ich das was mich so außerordentlich anspann und ergetzte, draußen hätte. Höchst erfreulich und erquicklich fand ich diese Räumlichkeit, desto sonderbarer aber den Hauptsaal. Diesen hatte man mit viel gefärbtem Glanzpapier, reichern und von gebrängten Zierrathen umgebenen Pantelisten behängt, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren.

Nun hätte ich mich wohl auch mit dieser Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig ausschließt; aber äußerst empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. Zur Linken des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von zimmerlosen Unthiernehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen: während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit in dem Grausamen und Abscheulichen nichts auch ein Gegengeschmacktes fehle, so ringelte sich, hinter dem rothen Sammt des goldgestickten Thronrückens, rechter Hand der weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, inzwischen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener todtfarben Draperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oefers Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Das man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu so großem Vortheil gereichte: nun aber ein Mißgriff wie der im großen Saale traurig mich ganz aus der Fassung, und ich forderte, lebhaft und heftig, meine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. — Mad! rief ich aus, ohne mich um die Umstehenden zu bekümmern: ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vors Auge zu bringen? Giebt es denn unter den Französischen Architekten, Decorateuren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, das Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen? Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Gränze entgegen geschickt. Ich weiß nicht was ich noch alles weiter sagte, genug meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu finden; denn wenigstens wäre nichts dabei einzuwenden, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie sie auch verherrlichen sollte, so wenig als die Königin selbst mit ihrem Hofe jemals geraten.

Der schönen und vornehmen, so heiteren als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie saßen, in ihrem Glaswagen und allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenströmte, zu sperren. Abends gingen wir durch die Straßen, um die verschiedenen illuminirten Gebäude, besonders aber den brennenden Giebel des Münsters zu sehen, an dem wir, sowohl in der Nähe als in der Ferne, unsere Augen nicht genugsam weiden konnten.

Die Königin verfolgte ihren Weg: das Landvolk verlief sich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königin hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und elendhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Man scherzte darüber, und ich machte ein kleines Französisches Gedicht, worin ich die Ankunft Christi, welcher besonders bei den Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln sollen, und die Ankunft der Königin, welche diese Unglücklichen verscheuche, in Vergleichung brachte. Meine Freunde liehen es paraphrasiren; ein Franzos übersetzen, der mit mir seine, fein-süßte seiner unübertreffig Sprache und Verkunst.

möglich, wie es ſchien, nur alltäglich, und ich nahm mir auch nicht, nachher je wieder ein Franzöſiſches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erſchoß aus der Hauptſtadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin, als eine Schreckenspoſt ihr folgte, bei dem feſtlichen Feuerwerke ſey, durch ein Pulververſehen, in einer von Baumaterialien verſperrten Straße eine Unzahl Menſchen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, und die Stadt bei dieſen Hochzeitfeierlichkeiten in Trauer und Leid verſetzt worden. Die Größe des Unglücks ſuchte man ſowohl dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen; indem man die angekommenen Perſonen heimlich begrub, ſo daß viele Familien nur durch das öffentliche Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch dieſe von dem ſchrecklichen Ereigniß mit hingerafft ſeyen. Daß mir lebhaft bei dieſer Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hauptſaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen: denn jedem iſt bekannt, wie mächtig gewiſſe ſittliche Eindrücke ſind, wenn ſie ſich an ſinnlichen gleichſam verkörpern.

Dieſe Begebenheit ſollte jedoch auch die Meinigen durch eine Poſſe, die ich mir erlaubte, in Angſt und Noth verſetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zuſammen waren, hatte ſich auch nachher ein gewiſſer Kipel erhalten, einander etwas aufzubinden und wechſelsweiſe zu muſtificiren. In ſolchem frevelhaften Muthwillen ſchrieb ich an einen Freund in Frankfurt es war derſelbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel amplificirt auf Medon ans gewendet und deſſen allgemeine Verbreitung verurſacht hatte) einen Brief von Verſailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daſelbſt, meine Theilnahme an den Feierlichkeiten und was dergleichen mehr war vermeldete, ihm zugleich aber das ſtrengſte Stillſchweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unſere kleine Leipziger Societät von jenem Streich an, der uns ſo manchen Verdruß gemacht, ſich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Myſtificationen zu verfolgen, und daß um ſo mehr, da er der drolligſte Menſch von der Welt war, und niemals liebenswürdiger als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn verſtändig hineingeführt hatte. Kurz darauf als ich dieſen Brief geſchrieben, machte ich eine kleine Reiſe und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indeſſen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und ſeine Neigung mich ihm beſorgten, ich ſey in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte ſich bei meinen Eltern und andern Perſonen, an die ich zu ſchreiben pflegte, ob ſeine Briefe angekommen, und weil eben jene Reiſe mich verhinderte dergleichen abzulaſſen, ſo fehlten ſie überall. Er ging in große Angſt under und vertraute es zuletzt unſern nächſten Freunden, die ſich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicherweiſe gelangte dieſe Vermuthung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wiſſen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwiſchenzeit in Paris geweſen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die ſie um meinetwillen ausgeſtanden, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Poſſen auf ewig verſchwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas Aehnliches habe zu Schulden kommen laſſen. Das wirkliche Leben verliert oft dergeſtalt ſeinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder aufzufriſchen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtſtrom war nunmehr verdämmernden und hatte mir keine andere Sehnſucht zurückgelaſſen, als nach jenen Napharkiſchen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweiſe gelang es meinem leidenſchaftlichen Bemühen, mehrere Perſonen von Bedeutung dafür zu intereſſiren, ſo daß ſie erſt ſo ſpät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überſtiegen und nunmehr wieder unſerm ſtillen gemächlichen Univerſitäts- und Geſellſchaftgang, und bei dem letzten blieb Actuarius Salzmann, unſer Tiſchprädiger, der allgemeine Pädagog. Sein Verſtand, ſeine Nachgiebigkeit, ſeine Würde, die er bei allem Scherz und ſelbſt manchmal bei kleinen Ausſchweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Geſellſchaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er ſein ernſtliches Mißfallen bezeigt, oder mit Autorität zwiſchen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der ſich am meiſten an ihn anſchloß, und er nicht weniger geneigt ſich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannigfaltiger gebildet fand als die übrigen, und nicht ſo einſeitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für ſeinen Geſellen und Genoſſen bekanntlich ohne Verlegenheit erklären konnte: denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu ſeyn ſcheint, ſo verſah er ſie doch auf eine Weiſe, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Actuarius beim Pupillen-Collegium und hatte freilich daſſelbſt, wie der perpetuirliche Secretär einer Academie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieſes Geſchäft viele Jahre lang auf das genauſte beſorgte, ſo gab es keine Familie von der erſten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank ſchuldig geweſen wäre; wie denn beinahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann, als einer der für die Waiſen ſorgt, oder ihr Hab und Gut verwendet, oder verguenden läßt.

Die Straßburger ſind leidenſchaftliche Spaziergänger und ſie haben wohl Recht es zu ſeyn. Man mag ſeine Schritte hinwenden, wohin man will, ſo findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künſtlich angelegte Luſtörter, einen wie den andern beſucht und von einem bitern luſtigen Bildchen genießen. Was aber hier den Anblick einer großen Maſſe Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verſchiedene Tracht des weiblichen Geſchlechts. Die Mittelklaſſe der Bürgerweiber bekleidet noch die aufgewundenen mit einer großen Nadel feſtgeſteckten Zöpfe bei; nicht weniger eine gewiſſe knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißſtand geweſen wäre; und was das Angenehme war, dieſe Tracht ſchnitt ſich nicht mit den Ständen ſcharf ab; denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuſer, welche den Töchtern ſich von dieſem Coſtum zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen franzöſiſch, und dieſe Partie machte jedes Jahr einige Proſelyten. Salzmann hatte viele Bekanntſchaften und überall Zutritt; eine große Anhänglichkeit für ſeinen Begleitenden, beſonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und fern gute Aufnahme, gute Geſellſchaft und Erfriſchung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu dieſem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem ſolchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erſt zum zweiten Male beſuchte, ſehr ſchnell zu empfehlen. Wir waren

einzuladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß, einige spielten, und einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirtinn und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besondern Verlegenheit mit einander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer in Ihre Geheimnisse einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande einen guten Rath zu geben, oder wohl gar zu dienen. Sie eröffneten mir hierauf ihre politische Lage: daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische gebeten, und in diesem Augenblicke sey ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der dreizehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Momento mori werden würde. — Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen, versetzte ich: Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entschädigung vorbehalte. Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen, doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthür hereinkommen sah, entwischte ich, und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanyanau hin. Daß mir dieser Entsagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.

Eine gewisse allgemeine Gesellschaft läßt sich ohne das Kartenspiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madame Böhme, und ich war um so folgsamer, als ich wirklich eingesehen hatte, daß man sich durch diese kleine Aufopferung, wann es ja eine seyn sollte, manches Vergnügen, ja sogar eine größere Freiheit in der Societät verschaffen könne, als man sonst genießen würde. Das alte einfachstarke Pointe wurde daher hervorgesucht; ich lernte Whist, richtete mir nach Anleitung meines Meisters einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umständen anständig zu seyn schien; und nun fand ich Gelegenheit mit meinem Freunde die meisten Abende in den besten Zirkeln zuzubringen, wo man nur meistens wohl wollte, und manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewohl milde genug, aufmerksam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabei symbolisch erführe, wie sehr man sich auch im Aeußern in die Gesellschaft zu schicken und nach ihr zu richten hat, so ward ich zu etwas genöthigt, welches mir das unangenehmste von der Welt schien. Ich hatte zwar sehr sondre Haare, aber mein Straßburger Friseur verstecte mir sogleich, daß sie viel zu tief nach hinten hin verschnitten seyn und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Frisur zu bilden, in welcher ich mich produciren dürfe, weil nur wenig kurze und gekräuselte Vorderhaare flatirt würden, alles übrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gehun den werden müsse. Hierbei bliebe nun nichts übrig, als mir eine Haarteur gefallen zu lassen, bis der natürliche Wachsthum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Er versprach mir, daß niemand diesen unschuldigen Betrug, gegen den ich mich erst sehr ernstlich wehrte, jemals bemerken solle, wenn ich mich sogleich dazu entschließen könnte. Er hielt Wort und ich galt immer für den bestfrisirten und bestbedarften jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an so aufgestutzt und gepudert dastehen und mich sogleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verrathen; so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und assistirter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und sogleich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht verärmen, feinlederne Unterstrümpfe zu tragen, um mich gegen die Abendkühlnacken zu sichern, welche sich an schönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter diesen Umständen eine heftige körperliche Bewegung versagt, so entfalteten sich unsere geselligen Gespräche immer lebhafter und leidenschaftlicher, ja sie waren die interessantesten, die ich bis dahin jemals geführt hatte.

Bei meiner Art zu empfinden und zu denken festete es mich gar nichts, einen jeden gelten zu lassen für das was er war, ja sogar für das was er gelten wollte, und so machte die Offenheit eines frischen jugendlichen Muthes, der sich fast zum ersten Mal in seiner vollen Blüthe hervorthat, mir sehr viele Freunde und Anhänger. Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich wohl auf zwanzig Personen, und weil unser Salzmann bei seiner hergebrachten Methode beharrte, so blieb alles im alten Gange, ja die Unterhaltung ward hiedurch schriftlicher, indem sich ein jeder vor mehreren in Acht zu nehmen hatte. Unter den neuen Anbömmlingen befand sich ein Mann, der mich besonders interessirte; er hieß Juncker und ist derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerst bekannt geworden. Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte, bei einer gewissen Derbheit, etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perrücke einfaßte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu seyn, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer gerieth, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf sein Gemüth wirkte, und sich dessen neue Richtungen und Bedürfnissen bildsamen ließ, und aus eben diesem Gemüthe entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit. Das Eigenste seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von edem Uebel augenscheinlich bestätige. Jung hatte derselbe en Erfahrungen in einem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neuern Zeit, in Straßburg, höchst merkwürdig, so daß er mit der größten Zweideutigkeit ein zwar mäßiges aber doch sorgenfreies Leben führte und seinen Studien auch ernsthafte obsag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Viertelsjahr zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend, auf dem Wege Köhlerbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höhern Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lebhaftester Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil suchten, und indem sie sich durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch

wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Cultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterbielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind, und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb: so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deshalb auch diese Personen, in ihrem Kreise, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In denselben Falle war nun der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmuthigste, und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll; so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm und seinen Wundergläubern, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann, seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach, auf der Seite der vernünftigen, oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Relation eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbstständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Umschränkungen, die sie leicht ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respectabel und zahlreich; alle einzelne tüchtige Leute verstanden sich und waren von gleicher Ueberzeugung so wie von gleichem Lebensgang.

Lerse, ebenmäßig unser Tischgeselle, gehörte auch zu dieser Zahl; ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knapste, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug sich am saubersten von uns allen, und doch erschien er immer in denselben Kleidern; oder er bekandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich und so verlangte er auch nach seinem Beispiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich irgendwo angelehnt oder seinen Ellenbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd geriet es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem diesen hatte er nichts steifes in seinem Aeußern. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lehrhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er und nun von so mancher Seite zu bedauernswerthen Ursache hatte, so sieht man wir ihn auch anderseits für unsern Festmeister gelten: denn er führte ein sehr gutes Regiment, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an und auszuüben. Auch protestirten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar sein für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung vertrieben hieß.

Durch alle diese Eigenschaften qualificirte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größern Händeln, die in unserm Kreise, wiewohl selten, vorfielen, und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußern Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen gesichtlose Gesellschaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurtheilung nun innerer Verhältnissichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteilichkeit, und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ebenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten. Hiezu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebesdelden bestimmt habe, so wolle er sich, im Romanen- und Fechterstil, mit der Rolle des Secundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein vertrat Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als lebenswürdig bei mir ein, und als ich den Sir von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben.

Indeß er nun mit seiner fortgesetzten humoristischen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man sich und andern schuldig sey, und wie man sich einzurichten habe, um mit den Menschen so lange als möglich in Frieden zu leben, und sich deßhalb gegen sie in einige Positur zu setzen, so hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältnissen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir selbst, mit den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Gesundheitszustand, der mich bei allem was ich unternehmen wollte und sollte hinreichend erhärtete; nur war mir noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Sämmerchen, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunter blickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln

der, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterthurms, und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nannte, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht, indessen die nächsten Umgebungen und Zierrathen die Krone und alles, worauf und worüber man steht, verbergen. Es ist völlig als wenn man sich auf einer Montgolfiere in die Luft erhoben sähe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Gesimse des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagstücke ausüben muß, um bedeutende Kunstwerke näher zu sehen, von jenen Verbauungen großen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deßhalb doppelt werth, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Mißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Klinicum des ältern Doctor Ehrmann, so wie die Lectionen der Entbindungskunst seines Sohns, in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und mich von aller Abneigenheiten gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin so weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu härten. Da abwandte mich schauervollen Eindrücke der Finsternis der Kirchhöfe, einsamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Capellen und was damit verwandt seyn mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgültig zu machen; und auch darin brachte ich es so weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Local völlig gleich war, ja daß, als in späterer Zeit mich die Lust anfam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich diese in mir kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Augenblicks und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete, und mir bald als Kraft bald als Schwäche erschien, kam darin noch jene freie, geselligere, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte, und später derselben mit voller Freiheit zu genießen lernte. Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der Mensch am freiesten und am völligsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mängel anderer vergegenwärtigt und sich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es ist schon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unsersgleichen hinauszusetzen, weßwegen auch hierin die gute Gesellschaft, die deßhalb aus Wenigen oder Mehreren, sich am leichtesten ergibt. Nichts aber gleicht der behaglichen Seelenbefriedigung, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, ihr sittliches Auftreten ungeschickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mäßigung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist.

Wer sich der Lage des Französischen Reichs erinnert und sie aus spätern Schriften genau und umständlich kennt, wird sich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem Elsässischen Halbraritenkasten über König und Minister, über Hof und Günstlinge sprach. Für meine Lust mich zu unterrichten waren es neue, und für Naivetätsheit und jugendlichen Dünkel sehr willkommene Gegenstände; ich merkte mir alles genau, schrieb fleißig auf, und setze jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen, daß solche Nachrichten, wenn gleich nur aus Fabeln und unzuverläßigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewissen Werth haben, weil sie dazu dienen, das endlich bekanntgewordene Geheime mit dem damals schon Aufgedeckten und Offentlichen, das von Zeitgenossen richtig oder falsch Geurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zusammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflastertretern täglich vor Augen war das Project zu Verschönerung der Stadt, dessen Ausführung von den Rissen und Planen auf die seltsamste Weise in die Wirklichkeit überzugreifen anfing. Intendant Caqot hatte sich vorgenommen, die winkeligen und ungleichen Gassen Straßburgs umzuschaffen und eine wohl nach der Schnur gerade, ansehnliche, schöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariser Baumeister, zeichnete darauf einen Vorsatz, durch welchen hundert und vierzig Hausbesitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zustande blieben. Dieser genehmigt, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte nun durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegenwachsen, indessen die Stadt wunderlich genug, zwischen Form und Unform schwankte. Sollte z. B. eine eingebogene Straßenseite gerade werden, so rückte der erste Bauslustige auf die bestimmte Linie vor; niederte sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von dadurch welche Vorsprünge die unerschicklichsten Vertiefungen als Vorhöfe der unterkommenden Häuser zurückbieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber jene Richtung wäre man gar nicht vorwärts gekommen, deswegen durfte niemand an seinem einmal verunstalteten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Straße bezog. Alle die seltsamen zur rechten Unschicklichkeiten sahen uns wandelnden Müßiggängern den mutwilligsten Anlaß unsern Spott zu üben. Vorschläge zur Beschleunigung der Vollendung nach Bedürfens Art zu thun, und die Möglichkeit derselben immer zu bewerken, es sind gleichwohl manches neu entstandene schöne Gebäude hatte auf andere Gedanken bringen sollen. In wie weit jener Vorsatz durch die lange Zeit beständigt worden, wüßte ich nicht zu sagen.

Ein anderer Gegenstand, wovon sich die protestantischen Straßburger gern unterhalten, war die Betreibung der Jesuiten. Diese Väter hatten, seitdem als die Stadt den Franzosen zu Theil geworden, sich alsobald eingefunden und um ein Domicilium nachgesucht. Bald bestanden sie sich aber auch darauf, daß ihnen das Hinterstück der Kirche ein Drittheil seiner Face bedeckt. Es sollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drei Seiten waren fertig geworden. Es ist von Steinen, solid, wie alle Gebäude dieser Väter. Daß die Protestanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Gesellschaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen sich zur Pflicht machte.

Ihr Fall erregte daher die größte Zufriedenheit des Gegentheils, und man sah nicht ohne Behagen, wie sie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegschafften und das Gebäude einem andern, vielleicht wenig der thätigen Orden bestimmt ward. Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Hüter los sind, und die Herde bedenkt nicht, daß da, wo der Räbe fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovor sich Kinder und Kindeskinder entsetzen, so ward in Straßburg oft des unglücklichen Prätors Klinglin gedacht, der, nachdem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht und alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hoffnung verloren habe, und wegen alles dessen, was man ihm böses nachgesehen, zur Verantwortung gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, einen zweideutigen Tod verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Lustwigstritter, unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deßwegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte, anders als die übrigen, die solchen Einladungen auszuweichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie, noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben seine Resultate giebt, und die sich daher im Einzelnen, vor wie nach, abmühen. Unglücklicherweise hatte er dabei eine entschiedene Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu sein, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er immer wieder zurück, und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete, nach einer eignen Schlußfolge, alle Jugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen auf den Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzuführen; wie sich denn alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald in weiterm, bald engerm, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die ersten Male unterhielt es wohl ihn zu hören, ja seine Stade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem rednerischen Sophisten zu stehen, der, zu Scherz und Uebung, den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur allzusehr ab: denn am Ende jedes Gespräches kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich auch anstellen wie ich wollte. Er war bei älteren Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessirten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters, durch einen geringen Umstand, mitten aus einer weitgreifenden Erzählung heraus ausgerissen und auf seinen lieblichen Lieblingsgedanken hingestoßen.

Einer unserer nachmittägigen Spaziergänge war hierin besonders unglücklich; die Geschichte deßelben stehe hier statt ähnlicher Fälle, welche den Leser ermüden, wo nicht gar verdrießen könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerin, die ihn, durch Bitten und Andringen, in seiner Erzählung störte. — Pack dich, alte Hexe! sagte er, und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da sie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann selbst alt sey: wenn ihr nicht alt werden wolltet, so hättet ihr euch in der Jugend sollen hängen lassen! Er kehrte sich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt. — Hängen lassen! rief er, mich hängen lassen! Wenn das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich selbst aufhängen, das ist wahr, das hätte ich ihnen sollen; einen Schuß Pulver sollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich seinen mehr werth bin. Die Frau stand wie versteinert, er aber fuhr fort: Du hast eine große Wahrheit gesagt, Herrenmutter! und weil man sich noch nicht erkühnt oder vertraunt hat, so sollst du für dein Sprüchlein belohnt werden. Er reichte ihr ein Bätzel, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erste Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshause, wo wir einzukehren gedachten, und ich suchte ihn auf das vorige Gespräch zurückzuführen, als unerwartet auf den angenehmen Fußpfad ein sehr hübsches Mädchen uns entgegen kam, vor uns stehen blieb, sich artig verneigte und ausrief: Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin? und was man sonst bei solcher Gelegenheit zu sagen pflegt. — Mademoiselle, versetzte er, etwas verlegen, ich weiß nicht... Wie? sagte sie, mit unmuthiger Verwunderung, vergessen Sie Ihre Freunde so bald? Das Wort Vergessen machte ihn vollends irre, er schüttelte den Kopf und erwiederte mürrisch genug: wahrhaftig, Mademoiselle, ich weiß nicht. — Nun versetzte sie mit einigem Humor, doch sehr gemäßigt: nehmen Sie sich in Acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen! Und so eilte sie an uns vorbei, stark zuschreitend, ohne sich umzusehen. Auf einmal setzte sich mein Begleiter mit den beiden Fäusten heftig vor den Kopf: O ich Esel! rief er aus; ich alter Esel! da seh' ihr's nun, ob ich Recht habe oder nicht. Und nun ergieng er sich auf eine sehr heftige Weise in seinen gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieser Fall nur noch mehr bestärkte. Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippische Rede wider sich selbst hielt. Zuletzt wendete er sich zu mir und sagte: Ich rufe euch zum Zeugen an! Erinnert ihr euch jener Krämerin, an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen, und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, daß sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da ergrüße sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht verachtlich wäre!

Wir traten ins Wirthshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Vorsälen benutzte die Zwischenzeit, die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und ich hoffte ihn beschwichtigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf und ab gehend fanden, den er

Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm ihn kennen zu lernen; denn der alte Gesell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß dieser, beim Kriegsbüreau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gestockt, unentgeltlich sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war erfreut, daß das Gespräch sich ins Allgemeine senkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem strengen Begriff nicht loskommen konnte, eben so sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest, und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschmarren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen und nun trat aber mals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin und her gewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Kaffee und zwei Tassen; damit mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeitig war, irgend sonst eine Andeutung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermuthung in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, daß hübsche Mädchen habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend etwas ahnen konnte, denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten, so fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu sticheln an, auf das Taffenpaar und bald darauf auf mich. Der jüngere, betroffen, suchte deuten und verstand anszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart die Gewohnheit ist; allein der Alte fuhr fort schonungslos unartig zu seyn, daß dem andern nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen und beim Abschiede eine ziemlich unzweideutige Aufforderung zurückzulassen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein geleert ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mehr als einmal: den schlag ich todt. Es war aber eigentlich so bös nicht gemeint, denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals wenn ihm jemand widersprach oder sonst mißfiel. Ohne so unerwartet verstimmterte sich die Sache auf dem Rückweg: denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Unmuth gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er mir die zuvorkommende Dienstfertigkeit dieses Angestellten gerühmt habe. Kein! solche Wuth eines Menschen gegen sich selbst ist mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenschaftlichste Schmährede zu jenen Anfängen, wegen des dortigen Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier sah ich Reue und Buße bis zur Carricatur getrieben, und, wie alle Leidenschaft das Genie ersetzt, wirklich genialisch. Denn er nahm die sämmtlichen Vorfallenheiten unserer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte sie rednerisch zur Selbstschändung, ließ zuletzt die Herr nochmals gegen sich auftreten, und verwirrte sich dergestalt, daß ich fürchten mußte, er werde sich in den Rhein stürzen. Wäre ich stiller gewesen, ihm, wie Mentor seinen Telemach, schnell wieder aufzusitzen, so möchte er springen, und ich hätte ihm für diesmal abgetödtet nach Hause gebracht.

Ich vertraute sogleich die Sache Lerse, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, dem mein Freund, mit seiner Trockenheit, zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ungeschicktes Zusammentreffen einzuleiten, wo eine Aussöhnung vor sich gehen sollte. Das Lustige dabei war, daß der Hauptmann auch diesmal seine Unart verschlafen hatte, und zur Begrüßung des jungen Mannes, dem auch an seinen Händen gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigener Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig mir gelegentlich der Freundschaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf sinne, was wohl zunächst weiter mitzutheilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt sowohl als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.

Jeder ist in die Façade desselben bekrachtet. Besonders befaßte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sey. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erdrücken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmöglichc Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unvertrüglichen Eigenschaften vereinigt denken; so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie sie widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsern Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes länglichtes Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine colossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und anstrahlen durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zusichtige, sondern auch manches danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheuren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mitteldhüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, führt und zunächst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das rosenförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein abwechselndes Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große rechtecke, länglichte viereckte Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend contrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke treten sich drei Oeffnungen am einander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie, anstatt eines Gesimses, horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendiculare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein sodmes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht abstreiten kann, so erhält sie auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Einteilungen dazwischen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraction und denken uns diese ungeheure Wand ohne Zierrathen mit festen Streifpfeilern, in derselben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in sofern sie das Bedürfniß fordert; gelesen wir auch diesen Hauptabtheilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierlos unstatthaft erscheinen. Denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelnheiten stattfinden.

Hiermit aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade: denn wir sehen alle und jede Zierrathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannigfaltigkeit giebt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gebrigen verleiht und deshalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in seltenen Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhoher Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die selben Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; dieser communicirt sich stufenweis den Unterabtheilungen, daher alles im gemäßen Sinne verjüngt ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im Unbemerkten sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspectivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verjüngten Thüren, an das Fenster und dessen auf der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rebrsäulen der verpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, reichsäuligen Spitzchäuschen bekrönt, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenstrauß und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgewendetes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wie nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen zu Beurtheilung und Belebung meiner Auslage. Sie thunte manchem übertrieben scheinen: denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth umständ bekannt zu machen.

Unter Tablern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Anneigung gegen die mit Unrecht überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkührlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistliche Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Consequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinste: nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannigfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Hauptstücke zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr geriet ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmühete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzustellen.

Da ich nun an alter Deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in ältter Deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem beschriebenen Grabstein gleichfalls vaterländisches Klanges und Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung Gothische Bauart, aufgefordert durch den Werth dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als Deutsche Baukunst unserer Nation zu vindiciren, sodann aber vorerst ich nicht, erst mündlich, und hernach in einem kleinen Aufsatz D. M. Erwini a Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen.

Gelang meine biographische Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erschien, den Herder sodann in sein Heft: Von Deutscher Art und Kunst, aufnahm, so wird noch manches über diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber dießmal von demselben abwende, so will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgesetzte Motto bei denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen sollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutsche Wort: Was einer in der Jugend wünscht, hat er im Alter genug: manche ungeheure Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln sein möchte; aber auch viel Günstiges spricht dafür, und ich erkläre was ich dabei denke.

Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Zukünfteiten, die in uns liegen, Verheißen dessenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausverweilen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Mürchen. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Thätigkeit ein Theil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Bevorzüglichkeit irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen

Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun giebt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Empfinden überwiegt, und in ihm das Vorgefühl der Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordre und verspreche, so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunsch nach vielen Seiten wirksam zu seyn wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Bedrängtheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert seyn, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unseres Lebensganges das jenige von andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, um aber, mit manchem andern, aufsehen mußten; dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich seyn kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.

Diese Betrachtung ist hier recht am Platze; denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit bedenke, die ich allein dem Straßburger Münster gewidmet, die Aufmerksamkeit, mit der ich späterhin den Dom zu Köln und den zu Freyburg betrachtet und den Werth dieser Gebäude immer mehr empfunden, so könnte ich mich tadeln, daß ich sie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunst angezogen, völlig im Hintertreffen gelassen. Sehe ich nun aber in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf jene Gegenstände hingelenkt, Neigung, ja Leidenschaft gegen sie hervortreten und blühen, sehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen diesen Denkmalen einer vergangenen Welt rücksichtslos widmen, so werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit sehe ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigstens im Bilde, die erste Absicht darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erste und Letzte alles Unternehmens bleibt, bekannt zu machen, und eine verworrene scheinende Vergangenheit mit besonnenem Sinn aufzuklären und zu beleben strebt. Vorzüglich belehrreich hier den wackern Sulpiz Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke, den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuren Conceptionen, deren Sinn das Sybonische in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunt, daß solche Bauwerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war.

Möchten doch für artistisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gedeihend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem was sie wirken und einen Maßstab finden, wornach wir uns selbst messen dürfen. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben und das Urtheil sich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande seyn. Ja dieses wird auf das gründlichste geschehen, wenn unser thätiger junger Freund, außer den dem Kölnischen Dome gewidmeten Monographie, die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins Einzelne verfolgt. Wird ferner an Tag gefördert was irgend über merkwürdige Ausübung dieser Kunst zu erfahren ist, wird sie durch Vergleichung mit der griechisch-römischen und der orientalisch-ägyptischen in allen Grundzügen dargestellt, so kann in diesem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, so wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im besten Sinne wiederholen können: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug.

Kann man aber bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und die Gelegenheit erbarten, so giebt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend, frisch, wie reife Früchte, weggenossen werden müssen. Es sey mir erlaubt, mit dieser raschen Wendung, des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schwester der Vater selbst im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen so ernsthaften Mann wunderlich genug hätte kleiden sollen; allein er ließ sich auch dabei nicht aus der Fassung bringen, unterwies und auf das bestimmteste in den Positionen und Figuren, und als uns weit genug gebracht hatte, um ein Menuet zu tanzen, so blieb er auf einer Flute-douce uns etwas Italienisches im Dreivierteil-Tact vor, und wir bewegten uns darnach so gut wir konnten. Auf dem Frankfurter Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf so manche Ballette, doch Solo's und Pas de deux gesehen und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuet genug hatten, so ermunterte ich den Vater um andere Tanzmusiken, derjenigen die Notenbücher in ihren Händen und Mutti's ruhelos harrten, und ich erfand mir sogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Tact meinen Gliedern sanft gemäß und mit Anstand zu bewegen war. Dieß belustigte meinen Vater bis auf einen gewissen Grad, so er machte sich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf diese Weise tanzen zu lassen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte, Tact und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen schien, und ich mich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, so daß ich mit Schimpf und Schanden bestanden wäre, wenn nicht der größere Theil der Zuschauer behauptet hätte, mein ungeschicktes Betragen sey bloßer Eigensinn, in der Absicht den Frauenzimmern alle Lust zu benehmen, mich weder Willen aufzufordern und in ihre Reihe zu ziehen.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie umſchlingen,
Ihm mit Liebesaugen ſchmeicheln:
Nach der Ebne dringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit.
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von solchen Freuden ganz abgeschnitten; aber in Straßburg regte sich bald, mit der übrigen Lebenslust, die Tagthätigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Festtagen schlenderte man seinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt, und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Jünglichen waren auf den Landhäusern Privat-Bälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zusammenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen; da rieth mir ein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach mir, wenn ich nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen gewandten Französischen Naturen, und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus, und erhielt zwölf Billete, gegen die er mir gewisse Stunden Unterricht zusagte. Der Mann war streng, genau, aber nicht pedantisch; und da ich schon einige Vorübung hatte, so machte ich es ihm bald zu Dank und erhielt seinen Beifall.

Den Unterricht dieses Lehrers erleichterte jedoch ein Umstand gar sehr: er hatte nämlich zwei Töchter, beide hübsch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieser Kunst unterrichtet, zeigten sie sich darin sehr gewandt und hätten als Meister auch dem ungeschicktesten Schelaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beide sehr artig, sprachen nur Französisch, und ich nahm mich von meiner Seite zusammen, um vor ihnen nicht linkisch und lächerlich zu erscheinen. Ich hatte das Glück, daß auch sie mich lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja sogar, was ihnen freilich beschwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens schien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und sie führten ein einsames Leben. Deßhalb erfreuten sie mich manchmal nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu verschwätzen; daß ich denn auch gerne that, um so mehr als die jüngere mir wohl gefiel und sie sich überhaupt sehr anständig betrugen. Ich las manchmal aus einem Roman etwas vor, und sie thaten das Gleiche. Die ältere, die so hübsch, vielleicht noch hübscher war als die zweite, mir aber nicht so gut wie diese zusagte, betrug sich durchaus gegen mich verbindlicher und in allem gefälliger. Sie war in der Stunde immer bei der Hand und sog sie manchmal in die Länge; daher ich mich einigemal verpflichtet glaubte, dem Vater zwei Billete anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die jüngere bingegen, da sie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch sehr kalt für sich und ließ sich durch den Vater herbeirufen, um die ältere abzulösen.

Die Ursache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der ältesten, nach vollendetem Tanz, in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: Bleiben wir noch ein wenig hier; denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei, fuhr sie fort, und ich werde mich gewiß trösten müssen, es verschwindet zu sehen. Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich versetzte, daß sie sich, wie es damit stehe, am ersten übergangen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befrage; ich wolle es auch thun, denn ich hätte schon längst so etwas zu erfahren gewünscht, worau mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deßhalb und bedeutete, daß nichts in der Welt sicherer sey, als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte sie jedoch zuletzt mit in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert hatte, daß die Function vorbei sey. Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt und auch gegen mich war sie zuthulicher als sonst, scherzhaft und beinahe gesprächig: denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu seyn schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester, denn dafür hielt sie mich, ein wenig artig zu thun. Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der älteren Schwester und auch mir das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Sachen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte mit der Sprache nicht heraus. — Ich sehe schon, sagte die jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünschte Karte! Die ältere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: Sie spricht nur; es wird ja den Kopf nicht kosten! Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Personen dazwischen stehe und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. — Briefe, sagte das schöne Kind, erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie ihr sagt, daß ich liebe, so verliere ich ein Herz das mich wieder liebt. — Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird, versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweiten Mal auflegte; allein es war vor unser aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mannigfalt Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum dritten Mal auflegen, in Hoffnung einer bessern Aussicht; allein das schöne Kind hielt sie nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr vollet Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht was ich thun sollte. Die Neigung hielt mich hier bei der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu jener; meine Lage war peinlich genug. — Trösten Sie Emilien, sagte die jüngere, gehen Sie ihr nach. Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern, und konnte ich das wohl in einem solchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weise! — Lassen Sie uns zusammen gehn, sagte ich zu Emilien. Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird, versetzte diese. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Emilie antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten wie wir wollten. Wir müssen sie gewähren lassen, sagte Emilie, sie will nun nicht anders! Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas

Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir prägte sie am meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich traun! Ich betrachtete die Alte peinlich für das Unheil, daß sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde. Die Alte war bereit. — Lassen Sie mich nicht dabei seyn! rief ich, und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten lief mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dargegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Geben und Kommen, an meinem Tragen und Behalten noch manches aufheiterte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater verflochte, nicht leicht ein hübscheres und gewanderes Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Morgenzimmer; der Vater ließ uns all-in, so vermißte Lucinden. — Sie liegt im Bette, sagte Emilie, und ich sehe es gern: haben Sie behhalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich übel krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie allerdings was wir wollen. Wir haben gewisse Handmittel, die sie zu sich nimmt und anbraucht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie diesmal gewiß sterben würde, und man solle den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur kann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sey: sie wolle ihm recht bitter Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben. — Ich weiß mich nicht sonderlich! rief ich aus, daß in irgend einer Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne niemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann, Emilie lächelte und versetzte: Ich verstehe Sie, und wenn wir nun klug und einsichtsvoll sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzusetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billette, und mein Vater zahlte schon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch einer Geld abzunehmen: es müßte denn seyn, daß Sie sich der Tanzkunst auf eine ernsthaftere Weise widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, besitzen Sie nun. — Und dieses Rath, Ihre Hand zu meiden, geben Sie mir, Emilie! versetzte ich. — Eben so, sagte sie, aber nicht aus mir selbst. Hören Sie nur. Als Sie vorgestern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie schlagen, und derselbe Ausspruch wiederholte sich dreimal und immer klärter. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnügen, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten sich in einiger Entfernung. Meine arme Schwester besonders stand immer am weitesten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite: denn es stellte sich ein Dritter dazwischen. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte, und nach diesem Bescheide werde ich Sie meinen wohlmeinenden Rath um desto begreiflicher finden. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugesagt, und bis jetzt lieb' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwischen zwei Schwestern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und als diese Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht sicher wüßten, wer Sie sind und was Sie zu hoffen haben, so hätte mir es die Karte aufs deutlichste vor Augen gestellt. Eben Sie wohl, sagte sie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — Nun, sagte sie, indem sie mich gegen die Thür führte, damit es wirklich das letzte Mal sey, daß wir uns sprechen, so nehmen Sie was ich Ihnen somst versagen würde. Sie küßt mir um den Hals und thäte mich aufs herzlichste. Ich umfaßte sie und drückte sie an mich.

In diesem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schwester sprang in einem leichten aber anständigen Nachtkleide herein und rief: Du sollst nicht allein von ihm Abschied nehmen! Emilie ließ sich fahren und Lucinde ergriff mich, faßte sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und ich fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern. Wie mir's Emilien einen Augenblick vorher gewünscht hatte, Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen; allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf sich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, wurde aber sogleich weggewiesen, und ihre einfache und feine Seele, die mir noch in der Dämmerung präsent ist, und die ich so gierig in der Mittelstraße nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Frauzösin ganz angemessen war, benahm nur von einer guten empfindenden Staatsschauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden können.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, das sie aus, daß sich zu mir neigt, und das du mir entwendet. War es denn mit dem Abwenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich wußte es anfangs; ich erfuhr's: ich weiß aber wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat. Dieses hast du mir nun auch vorgeschnitten, ohne jenen Fahnen zu laufen, und wie viele verstehst du mich auf einmal zu halten. Ich bin offen und zutraulich, und jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; du bist verschlossen und still, und die Leute glauben Wunder wah hinter dir verborgen sey. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich alles anzueignen weiß, das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in seiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht.

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte, und sich über gewisse besondere Dinge herauslies, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie bat sie gegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen

ſollte; aber wie Eiferſucht und Argwohn mit tauſend Augen ſehen, ſo ſahen auch Eneinde es bemerkt zu haben. Sie ſprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie ſtand vor mir und ſahen auf etwas zu ſinnen. Drauf ſagte ſie: Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weiteren Anſprüche auf Sie. Aber du ſollſt ihn auch nicht haben, Schweſter! Sie ſagte mich mit dieſen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem ſie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Geſicht an das ihre preßte und mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. Nun, rief ſie aus, ſtörte meine Verwandtſchaft. Unglück über Unglück ſie immer und immer auf dieſemige, die zum erſten Male nach mir dieſe Treppen tritt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erbarmt mich diesmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie was Sie können!

Ich flog die Treppe hinunter mit dem feſten Vorſatze, daß Hand nie wieder zu bereuen.

Zehntes Buch.

Die Deutſchen Dichter, da ſie nicht mehr als Glieder für Einen Mann fanden, genoſſen in der bürgerlichen Welt nicht der mindeſten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Anſehen, als in ſofern ſonſt ein Verhältniß ihnen günſtig war, und ſo kam daher dieß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden gedeyen ſeyn ſollte. Ein armer Erdenſohn, im Gefühl von Geiſt und Fähigkeiten, mußte ſich kümmerlich ins Leben hineinſchleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Muſen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erſte und dürftigſte aller Dichtarten, ward veräußlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes deſſelben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günther's einſchlug, erſchien in der Welt auf die traurigſte Weiſe ſubordinirt, als Drahtmacher und Bohmanguer, ſo daß er ſowohl auf den Thron als auf der Lebensbühne eine Figur vorſtellte, der man nach Belieben mitſpielen konnte.

Geleitet ſich hingegen die Muſe zu Männern von Anſehen, ſo erhielten dieſe dadurch einen Glanz, der auf die Gebern zurückfiel. Leutſeligwandte Edelleute, wie Hagedorn, ſtattliche Bürger, wie Brockes, entſchiedene Gelehrte, wie Haller, erſchienen unter den Erſten der Nation, den Vornehmſten und Geſchätzteſten gleich. Beſonders wurden auch ſolche Perſonen verehrt, die, neben jenen angenehmen Talente, ſich noch als ernſthafte, treue Geſchäftsmänner auszeichneten. Deshalb erfreuten ſich Ilg, Rabener, Gleiche einer Achtung ganz eigner Art, weil man die beterogenſten, ſelten mit einander verbundenen Eigenſchaften hier vereint zu ſehen hatte.

Nun ſollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie ſich ſelbſt gewahr würde, ſich ſeine eignen Verhältniſſe ſelbſt ſchüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verſtände. Alles traf in Klopſtock zuſammen, um eine ſolche Epoche zu begründen. Er war, von der ſinnlichen wie von der ſittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernſt und gründlich erzogen legt er, von Jugend an, einen großen Werth auf ſich ſelbſt und auf alles was er thut, und indem er die Schritte ſeines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er ſich im Vorgefühl der ganzen Kraft ſeines Innern, gegen den höchſten dankbaren Gegenſtand. Der Meſſias, ein Kunſtwerk der unendlichſten Eigenſchaften bezeichnet, ſollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden. Der Erlöſer ſollte der Held ſeyn, den er, durch irdiſche Gemeinheit und Leiden, zu den höchſten himmliſchen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Engliſches, Menſchliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anſpruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft gebildet, lebte nun mit Propheten, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle ſind ſeit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen kleinen Kreis um den Einen zu ziehen, deſſen Erſcheinung ſie mit Staunen beſchauen, und an deſſen Verherrlichung ſie gleichen Theil nehmen ſollen. Denn endlich, nach trüben und ſorgenvollen Stunden, wird der ewige Richter ſein Antlitz entwölken, ſeinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieſer wird ihm dagegen die abgewendeten Menſchen, ja ſogar einen abgefallenen Geiſt wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tauſend Engeſtimmen um den Thron, und ein Liebeglanz übergießt das Weltall, das ſeinen Blick kurz vorher auf eine gräßliche Oedeſtätte geſammelt hielt. Der himmliſche Frieden, welchen Klopſtock bei Conception und Ausführung dieſes Gedichtes empfunden, theilt ſich noch jetzt einem jeden mit, der die erſten zehn Geſänge lieſt, ohne die Forderungen bei ſich laut werden zu laſſen, auf die eine fortſchreitende Handlung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenſtandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Perſönlichkeit. Daß er ſelbſt vereinigt zu dieſen Ehren eintreten, daß der Gottmenſch ihn auffordern, ihm von Angeſicht zu Angeſicht den Dank für ſeine Bemühungen abtragen würde, den ihm ſchon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz, durch manche reine Zähre, ſichtbar genug entrichtet hatte: dieß waren ſo unſäglich ſüßliche Gefühlnungen und Hoffnungen, als ſie nur ein wohlgeſtaltetes Gemüth haben und hegen kann. So erwuchs dem Klopſtock das völlige Recht, ſich als eine geheiligte Perſon anzuſehen, und ſo deßhalb er ſich auch in ſeinem Thun der außerordentlichſten Reinigkeit. Noch in ſpätem Alter verunruhigte es ihn ungemein, daß er ſeine erſte Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da ſie einen andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob ſie ihn wirklich geliebt habe, ob ſie ſeiner werth geweſen ſey. Die Gefühnungen, die ihn mit Meta verbanden, dieſe innige, ewige Neigung, der ſanfte, heilige Ehebund, das überſtiegene Glück, ſie nur vor einer zweiten Verbindung, als ob ſie von der Art, um ſich deſſelben einſt im Kreiſe der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieſes ehrenvolle Verfahren gegen ſich ſelbſt ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgeſinnten Dänemark, in dem Hauſe eines großen, und auch menſchlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreiſe, der zwar in ſich abgeſchloſſen

aber auch zugleich der andern Seite, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entlockt sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Vertrauen, eine abgemessene Rede, ein Lacherlmund, selbst wenn er offen und entschieden spricht, lassen ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, manierliches Ansehen, das mit jenen zarten Naturgestimmungen im Widerstreit zu liegen scheint, obgleich beide aus Einer Quelle entspringen. Von allem diesem geben seine ersten Werke ein reines Abdruck. Einfach gewinnend. Daß er schon verständig andere Stroheute im Leben und Dichten geschrieben, ist kaum als eine seiner entschiedenen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein solches Fördernis junger Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, bedeutende Orte, vom Glück meist begünstigte Menschen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat ein in Deutschen Mann verderblich, der, in Absicht auf Würde die er sich selbst gab, wohl als der zweite, in Absicht aber auf lebendige Wirkung, als der erste genannt werden darf. Niemanden wird entgehen, daß hier Gleim gemeint sey. Im Besitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, worin hast an einem wohlgelegenen, nicht abgelegenen, durch militärische, höfische, literarische Verhältnisse familiär belebten Orte, von wo die Einflüsse einer großen und reinen Stiftung aufeinigen, nicht ohne daß ein Theil derselben zum Vortheil des Planes zurückwirke, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihn nicht ganz genügte, bewogen er sich einem andern viel leicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Viele Jünglingen standen sich während seines ganzen langen Lebens unablässig durch einander. Er schien jeweilen bei Abwendung anderer als bei Dank und Anerkennung, und, indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, erwann er sich so viele Freunde. Schmeichler und Abhängige, daß man ihm eine preise Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die ersinnlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem Werth selben machten, und wodurch sie denn manchfach wurden, sie auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Vermögen, sie verwirrend es ist, führte sie sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein einiges Uebel herbei. Darf man beide Männer, nach ihren großen Wirkungen, unbedenklich groß nennen, so bleiben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegtes Leben betrachtet, worin ihre äußeren Verhältnisse wirkig. Der Tag ist lang und die Nacht lang; man kann nicht immer bleiben, thun oder leben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie sie der Weltleute. Vornehmen und Reichen, sie legten daher auf ihre besonderen engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander ganz stehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Existenz, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von andern Lob und Ehre wie sie verdienten, sie gaben seine zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben weil sie stammen, daß ihre Neigung viel werth sey, so achteten sie sich, welche wiederholt anerkannten, und schrauben wieder voller Freude nach Lust. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehalte manche die neuere Welt sich verwundert, der man nicht genügen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselmittigkeit ergetzen konnten. Wenn sie den Wunsch laut werden ließ, vergessene Blätter mögten ungebraucht geblieben seyn. Allein man lasse jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherstelle stehen, wenn man sie darum belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur Momentlichen Interesse gewinnt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückzieht und in die Fülle der äußeren Welt zu zweien versäumt, wo er allein Nahrung für sein Mannthum und zugleich einen Maßstab behalten finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer stand in ihrer schönsten Blüthe, als wir jungen Leute und auch in unserm Kreise zu regen anfingen, und ich war so ziemlich auf dem Wege mit jüngeren Freunden, wo mehr auch mit älteren Personen, in ein solches wechselseitiges Sichmittheilen, Mittenleben, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte das was ich hervorbrachte immer für gut genommen werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden was man ihnen zu Liebe unternimmt und bietet, auf seinen Verdienstlichkeiten entspringt zuletzt der Ruhrwut eines leeren Behagens an eine andere, in welchen Person sich ein Character leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu diesem Thätigkeit geschaut wird.

Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Begünstigung, alles was in mir von Selbstgefälligkeit, Vorzugsansprüchen, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth walten oder walten mochte, einer sehr harten Prüfung aufgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur desto unbegreiflicher und empfindlicher war.

Denn das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daraus sich entspinnende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gesundheitszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Societät, so bald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein gewisses Verlangen sich ihm zu nähern, und mir insonderheit ein Glück gewiß sehr wünschenswerth und gedeihlich. Ich war nämlich in den Kopf gekommen Gott gegenüber, in welch nicht wohl nebeneinander stehen zu können schien, Gleim unten an der Treppe sind ich einen Mann, der eben auch hinaufzugehen im Begriff war, und den ich für einen Gottlosen halten konnte. Sein gewöhnlich Haar war in eine runde Locke aufgelegt, das schwarze Kleid bequemlich und sittsam, mehr noch aber ein langer schwarzer leichter Mantel, dessen Ende er zusammenzuschlagen und auf die Achsel geschlagen hatte. Dieses entgegensetzen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wie man sie ihren meist sprechen pflegt, sich auch hierbei wohl gewachsen, daß er bei verdünnte Aufmerksamkeit sey, und meine Ansicht mußte im sogleich bekannt gegen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von seiner Bekanntschaft sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufgingen, sich bestimmt zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Ich ist war

entfallen, wenn wir damals besorgten; genug, kein Geschieden hat ich nur die Erlaubniß auf, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich abrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu seyn pflegte. Durch mannigfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Einziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ja war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Zeichenbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelsammlung, die ich hauptsächlich durch des correspondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staatskalender eingerichtet, und war bei dieser Gelegenheit mit sämmtlichen Potentaten, größern und geringern Mächten und Gewalten, bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren diese heraldischen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit zu Statten gekommen. Ich sprach von diesen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein diese ganze Interesse, sondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von diesem seinem Widersprechungsgeiste sollte ich noch gar manches ausstehen; denn er entschloß sich, theils weil er sich vom Prinzen abzusondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieses Uebel ist eins der beschwerlichsten und unangenehmsten, und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchstverdrießliche und unsichere Operation geheilt werden kann. Das Thränennäschen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin und um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Secretion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das erbffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gelegten neuen Kanal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communication zwischen beiden Theilen herzustellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht werden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen, der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein operiren zu lassen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen, und einem so werthen Manne, auf mancherlei Weise dienstlich und behülflich seyn. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern; denn wieder bei den tiefsten chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich, und er schien derjenige von uns zu seyn, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir; denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Pratow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen, und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobstein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerdings einnehmend und geistreich seyn, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnellern Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände, und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Cur besuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm und genährte mich in hungen um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Die Einwirkung dieses gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht: denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen wie man wollte. Indem nun alle auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig mit einander im Streit lagen; so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mich eher ein engeS und abgegrenztes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der Deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam bezeichnet gemacht, und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des

Vaterlands auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen seyn, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingeklärte Streben, wie man leicht eingesehen werden, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit Bewerben gedenke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein leserliches Manuscript behufweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht, ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaßen müßig: denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu singen, und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modificiren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals auseinander bringen. Süßmilch, bei einem rauhen Realismus doch etwas phantastisch gesinnt, hatte sich für den göttlichen Ursprung entschieden, das heißt, das Werk den Stammältern bei den ersten Menschen gepriesen habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Mensch als Mensch wohl auch ohne Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner besondern Kräftigung; allein ich stand nicht hoch genug, weder im Wissen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise herflossen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde gescholten und getadelt, man mochte nun bejahend oder unbedingt zustimmen. Der dicke Eckhardt hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieser Preisschrift humoristisch ab, und verscherzte, daß er gar nicht einmal sie, über sie abstracte Materien zu denken. Er drang vielmehr auf l'homme, welches wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Cur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verbindung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

Wenn des Brutus Briefe dir sind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Trübler der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende mir sie.

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Name eines Menschen ist nicht etwas wie ein Mantel, der sich um den der Länge und an dem man allenfalls noch ziehen und zerren kann, sondern ein selbstkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst dem über und über angewachsen, an der man nicht schaden und schinden darf, ohne ihm selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war geründeter. Ich hatte nämlich die von Langern eingetauschten Autoren, und dazu noch verschiedene schöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung, mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Die sollte aber die Zeit zurichten, die ich in handwerklerei Thätigkeiten zersplitterte. Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente; deswegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentation, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den Höhern Sinn der Italienischen Schule nicht eingedrungen, aber Domenico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist und also meist vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz aus gemeine Leben heran, und die so gestreichen als naiven Einzelnheiten seiner Compositionen, durch einen festen Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebhaft eingeprägt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus sprottete Herder folgendergestalt:

Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister,
Domenico Feti heißt er.
Der paradirt die biblische Parabel
So plötzlich zu einer Narrenfabel.
Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!

Dergleichen oder weniger heitere oder abstruse, mundre oder bittre Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, warum mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, so viel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, an seinen Tadel von ungereimten Invectiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth gestissen behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns anrieth, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sey, nicht ein PrivatErbtheil einiger seiner gebildeten Männer. Je verschlungener das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu.

Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fäde dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu complettiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen; so diente es ihm gewöhnlich nur zur Beliebtheit, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllinischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug geberdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, wohin es trauue und wo hin es führe.

Nachdem die Cur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Behandlung zu schwanken und sie zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir schon bemerklich anvertraut hatte, daß wohl schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sey; so trübte sie das ganze Verhältniß: Herder ward ungeduldig und mißmuthig, es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herders allzugroße geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen Lesehunger, ja lustigen Umgang mit uns zu solchen anfing. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenfistel sich nicht bilden und die beabsichtigte Communication nicht zu Stande kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zuheilen zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herder's Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grimmige Resignation in den Gedanken, gestiefelt einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher seyn, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich in diesem Sinne mochte er sich jener Cur unterworfen, um bei der Rückreise freier, feldlicher, wohlgestalteter vor seine Halbverlobte zu treten, und sich gewisser und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, sobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil sein bisheriger Aufenthalt so kostbar als unangenehm gewesen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld antam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verleugnete er sich nicht: denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung, enthielt sein Schreiben lauter sybillische Dinge in Knittelversen, die einen andern irre, oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührete das nicht weiter, da ich von seinem Werth einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können.

Man sol jederzeit von eignen und fremden Fehlern niemals, am wenigsten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deshalb will ich hier gehörige zukünftige Bemerkungen einschalten.

Dank und Undank gebühren zu denen, in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereignissen, worüber die Menschen sich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Undankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen: denn sie entspringt aus einer gliedlichen, leichtsinnigen Vergeßenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daseyn, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in sich über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man sieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich an Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Wesen ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor: solchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben, in einem niederen Stande oder in einer hülflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten der Hülfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen denn manchmal durch Thätigkeit der Wohlthäter verhaßt und widerwärtig werden, indem das, was sie empfangen, lebisch und das, was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Compensation nicht gedacht werden kann. Lessing hat bei dem sodann Bewußtseyn, das ihm, in seiner besten Lebenszeit, über irdische Dinge zu Theil ward, sich hierüber einmal derb aber heiter ausgesprochen. Herder hingegen vergälkte sich und andern immerfort die schönsten Tage, da er jenem Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Gelehrtheit nicht zu mäßigen wußte.

Diese Forderung kann man gar wohl an sich machen; denn der Bildungsfähigkeit eines Menschen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig ist, ihn über seine Zustände aufzuklären, auch hier gar freundlich in Statten; und überhaupt sollte man in manchen sittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu schwer nehmen, und sich nicht nach allzuernsten, weitläuftigen Mitteln umsehen, da sich gewisse Fehler sehr leicht, ja spielend abthun lassen. So thuen wir zum Beispiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographischen Versuch ziemt es wohl, von sich selbst zu reden. Ich bin von Natur so wenig

dankbar als irgend ein Mensch, und beim Vergessen empfangenes Gutes wandte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten.

Diesem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderst, bei allem was ich besitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt, von wem ich es erhalten, es sey durch Geschenk, Tausch oder Kauf, oder auf irgend eine andre Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir diese Dinge geworden, die mir lieb und werth sind. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das was andern unmittelbar erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, sittlicher, genetischer Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zustände wird das augenblickliche Dasein erhöht und bereichert, die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Umstand unmittelbar und ein gegenseitiges Erwiedern leicht und wünschenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung hingeführt, was geführt, was nicht sinnlicher Besitz ist, und man recapitulirt gar gern, wofür sich unsere höheren Güter schreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folgereichen Verhältnisse zu Herdern den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung dessen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, besonders aber solcher Dinge, die mich noch in den Augenblicke ernstlich beschäftigten, gegen Herdern immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an so manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich besonders wegen der Freude, die ich an Ovids Metamorphosen gehabt, arg gefoppt gehabt. Ich mochte meinen Liebling in Ernst nehmen wie ich wollte, ich mochte sagen, daß für eine jugendliche Phantasie nichts erfreulicher seyn könne, als in jenen heitern und herrlichen Gestalten mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu seyn; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines erwachsenen Mannes umständlich beibringen und solches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen; das alles sollte nicht gelten, es sollte sich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in diesen Gebilden finden; hier sey weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles niemehr ein Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierirte Darstellung, wie sie sich nur von einem Ueberreifen erwarten lasse. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte; was ein vorzügliches Interessum hervorbringe, sey doch auch Natur, und unter allen Völkern, frühern und spätern, sey doch immer nur der Dichter Dichter gewesen; so wurde mir dieß nun gar nicht zugehalten, und ich mußte manches deßwegen ausstehen, ja wenn Ovid war mir beinah dadurch verleidet; denn es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, setzt es mit der Liebe schon mißlich aus.

Am sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir einzig wurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des Ersteren hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbstbeistands in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Parvenüsgeschichte des Andern klang und summte gar wetterlich in mir wieder. Auch da hatte mich in allen Wissen und Treiben unbefriedigt und früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen werden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gemarterter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andre, mit mir herum und ergetzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herdern meine mystisch-cabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, es ich mich gleich noch sehr gern beimlich beschäftigte, sie einsammlete aufspürte, als man sie mir überliefert hatte. Den poetischen Arbeiten glaube ich ihm die Mittheilung schon vorzeitig zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei diesem allen blieb er der er war; was von ihm ausging wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins seiner Blätter, ja nur ein Couvert von seiner Hand, zerrissen oder verschleudert hätte; dennoch ist mir, bei den so mannigfaltigen Orts- und Zeitwechseln, kein Document seiner wunderbaren, abrundenvollen und glücklichen Lage übrig geblieben.

Daß übrigens Herder's Anregungskraft sich so gut auf andre als auf mich wirksam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treue redliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich interessiren, und seine Empfindungen jedem, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns andre; denn seine Gegenwirkung schien überjetzt mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältniß zu stehen. Jung's Unterredungen waren von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Wohlwollender ihn nicht verdammen noch zum Besten haben konnte. Auch war Jung durch Herdern dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinem Thun gestärkt und gefördert fühlte, ja seine Neigung gegen mich schien in eben diesem Maße zuzunehmen; denn bliebem wir immer gute Gesellen, war traun einander der vor wie nach und ergetzten uns manchesmal eine freundschaftlichen Dienste.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundschaftlichen Krankenstube und von den allzunahen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Gesundheit des Geistes deuten; begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan bei Münsters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Gesellen uns öfters dorthin auf den Abend beschieden, um mit gefüllten Römern die sinkende Sonne zu begrüßen. Hier verlor sich alles Gedrängte in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und jeder bestreete sich die entferntesten Gegenstände gewahr zu werden, zu deutlich zu unterscheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hülfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebste und

wirthlichste geworden; und schon fehlte es auch mir nicht an einem solchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landschaft hervortrat, mich doch mehr als alles andere mit einem lieblichen Zauber an sich zog. Bei solchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen, von denen ich nur eine statt vieler umständlich erzählen will, da sie in manchem Sinne für mich folgereich gewesen.

Mit zwei werthen Freunden und Tischgenossen, Engelbach und Weyland, beide aus dem untern Elsaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns, bei schönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des bischöflichen Schlosses erregte unsere Bewunderung; eines neuen Styles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Besitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraschte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur contrastirte die Person des Cardinals, ein kleiner zusammengefallener Mann, den wir speisen sahen. Der Blick in den Garten ist herrlich, und ein Canal drei Viertelstunden lang, schnurgerade auf die Mitte des Schlosses gerichtet, giebt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten darin hin und wieder und genossen mancher Partieen dieses schön gelegenen Ganzen, zu Ende der herrlichen Elsasser Ebene, am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an dieses geistlichen Vorpostens einer königlichen Macht erfreut, und es uns in seiner Region wohl seyn lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unübertrefflicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen neben einander breit genug, so leise herauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die gepflasterten Erdhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergestellt, daß es einen genügenden Anblick gewährt. Es gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der trefflichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort selbst fanden wir, wie fast's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um neun — hörten wir Musik; man wolzte schon im Wirthshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth, in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brod auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieses architektonische Wunder zum zweiten Male anzustaunen, und uns der erquickenden Aussicht über das Elsaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und schätzbarer, das Hauswesen, das gesellschaftliche Amtsbeschäftigung, städtischen Gewerb, Feld- und Gartenbau, mit mäßiger Thätigkeit sich bin und wieder bewegt, läßt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geselligkeit ist nothwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihm nicht etwa die Mittheilsamkeit der Einwohner, die an solchen Orten schädlich sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter Französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt einer sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzung. Wir vergaßen leicht die ungeheuren Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir hervortraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu besuchen. Mancherlei Lustgebäudchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese liebe Residenz ehemals müße gewesen seyn.

Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Bastberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengebaut, machte mich zum ersten Male auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehen. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begränzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verliert das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost das bald Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abdustenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwärzlichen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sey, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Uebersicht von jener Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet sich am sichersten an diesen Leitfäden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, auch geologischem und politischem Länderwirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem theuren Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allen andern war hier, wie im ganzen Ländchen, der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau im Segen, dessen großer Verstand und Thätigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat, und von dessen Dasein noch manches

schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug vorzeitig Weltbürger zu seyn, einmal für die Gegenwart, die sie begünstigen, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Cäsalestern, einem alten Bergschloß in einer sehr vögelvollen Gegend, vorbeizogen, und in die Regien der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu rühren, als wollte er uns den Zustand des rauheren Westreviers noch sühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Boden betraten, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber beim, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber heim, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber heim, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber he

Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öd'r Wüste
Gier'ger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit.

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher, ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,

den Weg zur Residenz unsres einsiedlerischen Ehepaares verfolgten. Sie liegt zwischen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daselbst sehr mannigfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher ist der Boden schwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphilosoph — Philosophus per ignem, wie man sonst sagte — hätte sich wohl nicht spielender anstellen können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir auf seinen Reden verweilen, weil das Allgemeinste so wie manche andere wohlgemeinte Anfrage, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände, die Umstehenden nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gedörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl dessen was mit Naturreichen alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Betrachtung von Elementarien und Nebensachen gefielen, und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug daßjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und mercantilischer Vortheil zu ziehen ist. So lag der Nutzen, den er sich von seinem Schaum versprach, sehr im Weiten; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzutheilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhängenden, verpfuschi wiederholt von ihm herausgezogenen Strümpfen, den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war.

Nachdem wir unsern Abeyten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir, — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der nächtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschicks im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessirten uns junge Bursche einige lustige Abenteuer, und bei eindrechender Finsterniß, unweit Neunkirch, ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Welten Johannieswürmer zwischen Feld und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Brettier Höhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wühlend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neunkirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Castellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehen. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldverwachsenen finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das verwunde Sternengewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein Paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamhauch die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines hohen Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war, es entfaltete sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Hinweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das, als eine saubre und merkwürdige Residenz, wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläuftigen, regelmäßig mit Lindenbäumen bepflanzten, zum Dreschen der Parforcejagde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, so wie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne, und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberbleibsel seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besahen auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wüsten und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier sich nach Getreide umzusehen. Den Hornbach zur Seite liegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden, und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der oben liegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen. Die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche benutzbar würde.

Den hinabstürzenden Bächen folgten wir nunmehr durchs Bärenthal. Die dichten Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt. Hier fanden Stämme zu Tausenden über einander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbverwobenen Bergfahren. Hier kam uns durch Gespräche einiger Fußgeleiter der Name von Dietrich wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvoll

hatten aussprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichthum, die Benutzung und Anwendung desselben, alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdienste genießen, das er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, je mehr erfreute ich mich, außer den allgemein berühmten Namen, auch besonders an denen, die im einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und so ersuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dieterich früher alles andere sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolg zu den Linien gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Eheilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten.

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umfingelte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Mist und Geräthe, gar wundersam entgegeneintraten.

So verehrte ich auch, als mir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübd abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Mauren eines Dreiecks, auf Römische Art gebauten Schlosses. Von dem Thurm übersah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Thürme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dieterich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir, von den Hügeln bei Niedermodern, den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald der betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer ländlichen Gutsbelustigungnoden-Visitation, die zu Dauwerlen fröhlich etwas ernsthafter würde gewesen seyn, und ritt durch Hagenau, auf Nebenwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem gelobten Seesenheim.

Denn jene sämmtlichen Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend und schaun wieder in ein besseres, fruchtbareres, fröhlicheres Land konnten meinen innern Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch dießmal erschien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche so viel Achtung als Liebe verdiente. Wir sey jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, einen Umstandes zu erwähnen, der sehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche sie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie sehr ich in der neuern Literatur zurück seyn mußte, läßt sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch manche Hülfsmittel und überdieß auch neuere Schriften mit. Unter diesen kündigte er uns den Landpriester von Wakefield als ein sämmtreffliches Werk an, von dem er uns die Deutsche Uebersetzung durch selbstfertige Verlesung bekannt machen wolle.

Seine Art zu lesen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird sich davon einen Begriff machen können. Er trug alles, und so auch diesen Roman, ernst und schlicht vor; völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, vermied er sogar jene Mannigfaltigkeit, die bei einem ernsten Vortrag nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird: eine geringe Abweichung des Tons, wenn verschiedene Personen sprechen, wodurch das was eine jede sagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgesondert wird. Ohne monoton zu seyn ließ Herder alles in Einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Doch hatte diese Art des Vortrags, aus seinem Munde, einen unendlichen Reiz: denn weil er alles aufs tiefste empfand, und die Mannigfaltigkeit eines solchen Werks vorzuschätzen wußte, so trat das ganze Verdienst einer Production rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelnheiten gestört und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewähren sollte.

Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er erscheint, wie Melchisedech, als Priester und König in Einer Person. An den unschuldigsten Zustand, der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, so wie durch gleiche Familienverhältnisse gebunden; er ist Vater, Hausherr, Landmann und so vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grund ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen und Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseyns zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und, wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heraufzurufen und zu verbürgen. Denke man sich einen solchen Mann, mit rein menschlichen Gesinnungen, klarer Lehre, um unter seinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, so wie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie seinen Augenblick verlümmt das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die übrige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Verschmitztheit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dieß alles eine heitere Raschheit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: so hat man das Bild unseres trefflichen Waterfield so ziemlich beisammen.

Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel, durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen, macht diesen Roman zu einem der besten,

bis je geschrieben worden; der noch überdieß den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbeugte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse begünstigt, und dieß alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfasser, Doctor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Werth, und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation dar bietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich beschäftigt, steht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt sie mit dem Höchsten in Berührung; ihr enger Kreis, der sich noch mehr verengt, ereift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge, in die große Welt mit ein; auf der reichen bewegten Woge des Englischen Lebens schwimmt dieser kleine Kahn, und in Meer und Wet hat er Schaden oder Hülfe von der angekommen Flotte zu erwarten, die nun ihn versegelt.

Ich kann voraussetzen, daß meine Leser dieses Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zum erst hier nennen hört, so wie der, welcher aufgerest wird, es wieder zu lesen, beide werden mir danken. Für jene bemerke ich nur im Vorübergehen, daß des Landgeistlichen Hausfrau von der thätigen, guten Art ist, die es sich und den Ihrigen an nichts fehlen läßt, aber auch daffür auf sich und die Ihrigen etwas einbildsam ist. Zwei Töchter, Olivie, schön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen gekehrt; einen fleißigen, dem Vater nachstrebenden etwas derben Sohn, Moses, will ich zu nennen nicht unterlassen.

Wenn Heyder bei seiner Vorlesung eines Fehlers beschuldigt werden konnte, so war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewissen Theil des Vortrags vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können: voreilig wollte er sogleich Wirkungen sehen, und doch war er auch mit diesen zuzufrieden, wenn sie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Mensch, als junger Mensch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, sah freilich wohl, daß ich von dem Stoff überwältigt ward, und daß wollte er nicht gelten lassen. Pygiew's Reflexionen zunächst, die nicht von den feinsten waren, wurden noch öfter aufgenommen; besonders aber erzürnte er sich über unsern Mangel an Scharfsinn, daß wir die Centnerste, deren sich der Verfasser oft bedient, nicht voraussähen, und bauen rührten und pinselten ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunstgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchell, indem er bei einer Erzählung auf der dritten Person in die erste übergeht, sich zu verrathen im Begriff ist, daß wir nicht gleich eingesehen oder wenigstens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er spricht, selbst sey, vergieb er uns nicht, und als wir zuletzt bei Entdeckung und Verwandlung des armen dürftigen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn, uns sinnlich freuten, rief er erst jene Stelle zurück, die wir nach der Absicht des Autors überhört hatten, und hielt über unsern Stumpfsinn eine gewaltige Strafpredigt. Man sieht hieraus, daß er das Wort bloß als Kunstprodukt anfaßt und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zustunden wandelten, wo es wohl erlaubt ist, Kunstwerke wie Naturerzeugnisse auf sich wirken zu lassen.

Ich ließ mich durch Herder's Invectiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf sie gewirkt hat, diese Wirkung in ihnen selbst verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute, so wie manches Unheil entsteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelassen, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinstimmung mit jener innigen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Freilich konnte dieses nur später bei mir zum Bewußtseyn kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu schaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet allsogleich aus dieser fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche versetzt zu werden.

Mein Tischgenosse Weyland, der sein stilles fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Excursionen manchen Dienst, indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gastfreiheit und Anmuth dieses Hauses ward immer dabei höchlich gerühmt. Soviel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der sich schon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Also entschlossen wir uns auch zu dieser Partie, wobei mir mein Freund versprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böses von mir sagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, sogar erlauben, wo nicht schlecht, doch etwas ärmlich und nachlässig gekleidet zu erscheinen. Er willigte darein und versprach sich selbst einigen Spaß davon.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äußere Verhältnisse ins Verborgene zu stellen, um den eigenen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deswegen hat das Incognito der Fürsten und die darauf entspringenden Abenteuer immer etwas höchst Angenehmes; es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt doch anrechnen dürfen und im Fall sind, das Unerkennliche entweder leicht zu nehmen, oder ihm anderweitigen zu lohnen. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte, nach einer Jagdpartie, unter seinen Bauern sich in ihrem Incognito wohlgefallen, ist ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Mensch ohne Bedeutung und Namen sich einfallen läßt, aus den Incognito einiges Verdienen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht ist von Gesinnungen und Handlungen, in wiefern sie lobends oder tadelnswürdig, sondern wiefern sie sich offenbaren und ereignen können, so wollen wir für dießmal, unserer Unterhaltung zu Liebe, dem

Jüngling seinen Dünkel verzeihen, um so mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Lust mich zu verkleiden selbst durch den ernsten Vater erregt worden.

Auch diesmal hatte ich mich, theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsstücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht ganz, doch wenigstens so wunderlich zugestutzt, daß meine Freund unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn ich Haltung und Geberde recht gut, wenn sie zu Pferde saßen, und die solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen, und die solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen, und die man lateinische Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den besten Humor. In Druxenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, und der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien ebenen Elsasses. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Sesenheim, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhause. — Das dich, sagte Weyland, indem er mir das Haus von weitem zeigte, nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht; inwendig ist es desto jünger. — Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl: denn es hatte gerade das, was man malerisch nennt, und was mich in der niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig sichtbarweiche die Zeit über alles Menschenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls gerade auf den Punkte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuanschaffen zweifelhaft, das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können.

Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe so im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in sich gekehrten aber doch freundlichen Mann, ganz allein: denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserem Wirth allein. — Sie wundern sich vielleicht, sagte er, daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle so schlecht quartiert finden; das kommt aber, fuhr er fort, von der Unzuverlässigkeit. Schon lange ist mir's neu der Bauern, ja wo nicht den obern Stellen zugeschagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, gepräft, verändert, immer ganz verworfen und seiner unberührt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungemach kaum zu fassen weiß. — Ich erwiederte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut beurtheilen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was eignes; er sprach zu mir als wenn er mich jeden Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, wodurch ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte aufmuntern können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen seyn. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie grüßte nach Friederiken, sie wie die andern beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater verschwieg, sie nicht gesehen zu haben, seit dem alle drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte und einige Erfrischungen, und Weyland setzte mit den beiden Gatten das Gespräch fort, das sich auf lauter bekannte Personen und Verhältnisse bezog, wie es zu geschehen pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zusammenkommen, von den Gliedern eines großen Circels Erkundigung einziehn und sich wechselsweise berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von diesem Kreise zu versprechen hatte.

Die älteste Tochter kam wieder hastig in die Stube, unruhig, ihre Schwester nicht gefunden zu haben. Man war besorgt um sie und schalt auf diese oder jene böse Gewonnheit; nur der Vater sagte ganz ruhig: lasst sie immer gehn, sie kommt schon wieder! In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Thür; und da ging sförmare an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch Deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die niedlichsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knapper weißer Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Gränze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und deinade schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus beiden Ermeln quollen Arme hervor, die sehr deutlich waren, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben thäte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte sie das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.

Ich fing nun an meine Rolle mit Mäßigung zu spielen, bald beschämt, so gute Menschen zum Besten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte; denn die Mädchen setzten jenes Gespräch fort und zwar mit Leidenschaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erschien meiner Einbildungskraft ein solcher Schwarm von Thalen und Tanten, Vettern, Basen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gästen, daß ich in der belebtesten Welt zu hausen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir zu sprechen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, so oft sie kam oder ging, aber Friederike ließ sich zuerst mit mir in ein Gespräch ein, und indem ich wunderliegende Noten aufsuchen und durchsah, fragte sie, ob ich auch spiele? Als ich es bejahte, ersuchte sie mich etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen: denn er behauptete, es sey schicklich, dem Gaste zuerst mit irgend einem Musikstück oder einem Liede zu dienen.

Sie spielte Verschiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Clavier, das der Schulmeister schon längst hätte stimmen sollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun sollte sie auch ein Lied singen, ein gewissel ärtlich-traurigs: das gelang ihr nun gar nicht. Sie stand auf und sagte lächelnd, oder

ärlicher mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Clavier und den Singmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinunterkommen, dann sollen Sie meine Clavier- und Singmeisterliebchen hören, die klingen schon besser.

Beim Abendessen beschäftigte mich eine Vorstellung, die mich schon früher überfallen hatte, dergestalt, daß ich nachdenklich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schwester und die Anmut der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen schüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich so ganz leibhaftig in der Wakefield'schen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch seines Gleichen! Das gegen stellte sich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen ist, hier in der Gattin dar. Man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu schonen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und zutraulich.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Sobaheit Olivien's, so war sie doch wohl gebaut, lebhaft und eher heftig; sie zeigte sich überall tätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friederiken an die Seite von Primrosens Sophie zu setzen, war nicht schwer: denn von jener ist wenig gesagt, man sieht nur zu, daß sie liebenswürdig sey; diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Anzug überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kam auch hier manches zur Sprache, es gefiel gar manches, was in der Wakefield'schen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer sprang und sich dreißig zu uns setzte, indem er von dem Pferde weg Mortj nahm, so entfuhr ich mich kaum auszurufen: Moses, bist du auch da!

Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Aussicht jenes Land- und Familien-Kreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friederike, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit, mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe werth sey. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorruft, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil dieses ein guter Landweinen teinesweges gehonnt wurde, so fand ich in Gesang- und meinen Rolle zu sollen, weshalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Thüren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederiken's Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wieferne sie würde kennen lernen: denn sie hoffe, setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wie der besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sey.

Es war mir sehr angenehm, stillschweigend den Schilderungen zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von denen Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, nebisches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgehen. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und senkte bald da bald dorthin meine Vermutung; allein wie hätte ich etwas entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse. Sie wurde zuletzt immer vertraulicher und ich immer stiller. Es dörfte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtbildung aber so wie die übrige Welt in Dämmerung schwebte, so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich bisher nicht suchen mußte, da es sich so unbefangen mir Geschwätzigkeit vor mir erschloß.

Als mein Geschwätze mit mir in das für mich zubereitete Gastzimmer gelangte, brach er sogleich mit Selbstzufriedenheit in behaglichen Scherz aus und that sich viel darauf zu Gute, mich mit der Artigkeit der Primrosischen Familie so sehr überrascht zu haben. Ich stimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies. — Fürwahr! rief er aus, das Märchen ist ganz beisammen. Diese Familie vergleicht sich jener sehr gut, und der verkappte Herr da mag sich die Ehre anthun, für Herrn Burchel gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Bekanntschaft nicht so nöthig haben als in Romanen, so will ich für Richard die Rolle des Messin übernehmen, und mich besser aufführen als er. Ich verlieh jedoch sogleich dieses Gespräch, so angenehm es mir auch seyn mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf sein Gewissen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er beschwerte mich! und ich durfte ihm glauben. Sie hätten sich vielmehr, sagte er, nach dem lustigen Tischgesellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Pension speise und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich schritt nun zu andern Fragen: ob sie geliebt habe? ob sie liebe? ob sie versprochen sey? Er verneinte das alles. — Fürwahr! versetzte ich, eine solche Heiterkeit von Natur und ist mir unbegreiflich. Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen.

Sie schwatzten wir zusammen tief in die Nacht, und ich war schon wieder munter als es tagte. Das Verlangen sie wieder zu sehen schien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erfreute ich über die verwünschte Garderobe, die ich mir so frevenlich aufgeladen hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsstücke anzulegen, desto niederträchtiger erschien ich mir: denn alles war ja auf diesen Effect berechnet. Mit meinen Haaren wär' ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den gebratzten, abentragenen grauen Rock einwickelte und die kurzen Aermel mir das abgeschmackteste Ansehen gaben, fiel ich desto entschiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweise betrachten konnte; da denn immer ein Theil lächerlicher aussah als der andre.

Ueber dieser Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit der Zufriedenheit eines guten

Gewiſſens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der geſtopften ſeidenen Decke. Ich hatte ſchon ſeine höfiſchen Kleider, wie ſie über den Stuhl hingen, längſt betaſtet, und wär' er von meiner Taille geweſen, ich hätte ſie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünſchte Hülle, in dem Garten eilend, zurückgelaſſen; er hätte guten Humor genug gehabt, ſich in meine Kleider zu ſtecken, und das Mädchen wäre bei frühem Morgen zu einem luſtigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, ſo wenig als wie an irgend eine ſchickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar leichſinnigen und geſtrichen aber armen Studioſen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friederiken hinzutreten, die geſtern Abend an mein verſtecktes Geſicht ſo freundlich geſprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und ſtumm ſtand ich da und bot all mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgeſtreckte, nachdem er mich eine Weile ſtreng hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: Kerl! es iſt wahr, du ſiehſt ganz verzweifelt aus! verſetzte ich heftig: Und ich weiß auch zu thun, leb' wohl und entſchuldige mich! — Bis du toll! rief er, indem er aus dem Bette ſprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber ſchon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd geſattelt und ich eilte in raſendem Galopp durch Neuenheim, den Ort hindurch und immer weit.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langſamer und fühlte nun erſt, wie unmöglich unſern ich mich entfernte. Da ergab mich aber in mein Schickſal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von geſtern Abend mit der größten Ruhe und nährte mir die ſüße Hoffnung, ſie bald wieder zu ſehen. Dem verwandelte ſich dieſes ſtille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beſchloß ich, ſogleich in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes friſches Pferd zu nehmen; da ich denn wohl allenfalls, wie mir die Lebenskraft vorſpiegelte, noch vor Tiſche, oder, wie es wahrſcheinlicher war, zum Nachteſſe oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Besorgung erditen konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um dieſen Vorſatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mich dünkte, ſehr glücklicher Gedanke durch den Geiſt fuhr. Eben geſtern hatte ich im Gaſthofe zu Dreuſenheim einen ſehr ſauber gekleideten Menſchen bemerkt, der aus dem benachbarten Frankenthal herüberkam, mich aus ſeinem Hofe begrüßte, erklärte. Er war von meiner Geſtalt und hatte mich überhaupt an mich ſelbſt erinnert. Gedacht, getan! Mein Pferd war ſchnell umgewendet, ich befand ich mich in Dreuſenheim; ich brachte es in den Stall und machte dem Burſchen kurz und gut den Vorſchlag: er ſolle mir ſeine Kleider borgen, weil ich in Geſellſchaft einen Luſtſpaß vorhabe. Da brauchte ich nicht viel zuzureden; er nahm den Vorſchlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mummſchanz einen Spaß machen wollte: ſie wären ſo brav und gut, beſonders Mamſell Nannchen, und auch die Eltern ſähen gerne, daß es immer luſtig und vergnügt zuginge. Er beſtrachtete mich aufmerkſam, und da er mich nach meinem Anzug für einen armen Schluder halten mochte, ſo ſagte er: wenn Sie ſich inſinuiren wollen, ſo iſt das der rechte Weg. Wir waren indeſſen ſchon weit in unſerer Umkleidung gekommen, und eigentlich ſollte er mir ſeine Feſttagskleider gegen die meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte in meinem Pferd im Stalle. Ich ſtand bald und rachte ſammad da, warf mich in die Bruſt, und mein Freund ſchien ſein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. — Topp, Herr Bruder! ſagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einſchlug, komme er meinem Mädel nicht zu nah, ſie möchte ſich vergeſſen.

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die ſeinigen ſcheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, ſo fand ich's luſtig, ſeine biederen Augenbrauen mit einem gebrannten Korkſtöpfel mäßig nachzuahmen und ſie in der Mitte näher zuſammenzuziehen, um mich bei meinem rathſelhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räthſel zu bilden. Habt ihr nun, ſagte ich, alle er mir den bedürftigen Hut reichte, nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weiſe dort anmelden könnte? — Gut! verſetzte er, aber da müſſen Sie noch zwei Stunden warten. Bei uns iſt eine Wöchnerin; ich will mich erbieten, den Knaben der Frau Pfarrin zu bringen, den mögen Sie dann hindurchtragen. Hoffahrt muß Noth leiden und der Spaß denn auch. — Ich entſchloß mich zu warten, aber dieſe zwei Stunden wurden mir unendlich lang und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe der Knabe aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm, und eilte, bei dem ſchönſten Sonnenſchein, mit meinem Trabitz davon, noch eine Strecke von meinem Eigenthum begleitet, welches gegen Abend nachkommen und mir meine Kleider zu bringen verſprach, ihm die ſämtigen wieder zuzuſtellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe gefahren, die ich in einer ſauberen zuſammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegen kommen ſah. Mein Herz war beklommen, wie ſag's eigentlich unter dieſer Jacke nicht nannte. Ich blieb ſtehen, holte Athem und ſagte zu Lenetten, was ich beginnen ſolle; und nun bemerkte ich erſt, daß das Terrain mir ſehr zu Statten kam: denn ſie gingen auf der andern Seite des Baches, der, ſo wie die Wieſenfurchen, durch die er lief, zwei Fußſteige ziemlich auseinander hielt. Als ſie gegen mir über waren, rief Friederike, die mich ſchon lange gewahrt hatte: George, was bringſt du? Ich war ſing genug, das Geſicht mit dem Hute, den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladene Serviette noch in die Höhe hielt. — Ein Kindtaufkuchen! rief ſie dagegen; wie geht's der Schweſter! — Gut, ſagte ich, indem ich, wo nicht Fließen doch ſtumm zu reden ſuchte. — Trag ihn nach Hauſe! ſagte die Aeltere, und wenn du die Mutter nicht ſiehſt, gieb ihr der Magd; aber warte auf uns, wir kommen bald wieder, hörſt du! — Ich eilte meinen Pfad hin, im Irrgewölbt der beſten Hoffnung, daß alles gut ablaufen müßte, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand niemand weder im Haus noch in der Küche; den Herrn, den ich beſchäftigt in der Studirſtube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufreizen, ich ſetzte mich deshalb auf die Bank vor der Thür, den Knaben neben mich und behielte den Hut im Geſicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmeren Empfindung. Hier an dieſer Schwelle wieder zu ſitzen, über die ich vor kurzem in Verzweiflung hinaufgeſtolpert war; ſie ſahen wieder gehen, ihre liebe Stimme ſchon wieder gehört zu haben, kurz

nachdem mein Unmuth mir eine lange Trennung vorgespiegelt hatte; jeden Augenblick sie selbst und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch, in diesem zweideutigen Falle, eine Entdeckung ohne Beschämung) dann, gleich zum Eintritt einen so lustigen Streich, als seiner derjenigen, die gestern belacht worden waren! Liebe und Neid sind doch die besten Meister, hier warten sie zusammen und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — Nun! sind die Kuchen gerathen? rief sie mich an; wie geht's der Schwester? — Alles gut, sagte ich und deutete auf den Kuchen, ohne aufzusehen. Sie faßte die Serviette und murrte: Nun was hast du heute wieder? Hat Bärbchen wieder einmal einen andern angesehen? Laß es und nicht entgelten! Das wird eine saubere Ehe werden, wenn's so fort geht. Da sie ziemlich laut sprach, kam der Pfarrer ans Fenster und fragte, was es gebe? Sie bedeutete ihn; ich stand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder vors Gesicht. Mir er etwas Freundliches gesprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrin, die zum Hoftore hereintam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade ins Gesicht schien, so bedeute ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, gräßte sie mit einem Scharrfuß, sie aber ging in das Haus, nachdem sie mir zugesprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas genossen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; alles hatte bisher den besten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unerwartet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als sie mir ins Gesicht sah, das ich nicht mehr verdecken konnte, und ihr das Wort im Munde stockte. — Ich suche Georgen, sagte sie nach einer Pause, und wen finde ich! Sind Sie es, junger Herr? wie viel Gestalten haben Sie denn? — Im Ernst nur Eine, versetzte ich, zum Scherz, soviel Sie wollen. — Den will ich nicht verderben, lächelte sie; gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin, bis es Mittag schlägt, dann kehren Sie zurück und ich will den Spaß schon eingeleitet haben. Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wiesen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit setzten. Ich lenkte deßhalb nach einem Mädchen, das ganz nah eine Erderhöhung betrachtete, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe als ich hineintrat: denn es zeigte sich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübsche Aussicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier Druseneim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zur Linken der Straßburger Münster. Diese verschiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buntige Rahmen eingefaßt, so daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres sehen konnte. Ich setzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem stärksten Baum ein kleines länglichtes Brett mit der Inschrift: Frieden tiefes Ruhe. Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen seyn könnte, diese Ruhe zu stören: denn eine anstehende Leidenschaft hat das Schöne, daß, wie sie sich ihres Ursprungs unbewußt ist, sie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie sie sich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß sie wohl auch Unheil stiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mich umzusehen, und verlor mich eben in süße Träumereien, als ich jemand kommen hörte; es war Friederike selbst. — George, kommen hörte; es war Friederike selbst. — George, wo magst du hier? rief sie von weitem. — Nicht George! rief ich, indem ich ihr entgegenlief; aber einer, der tausendmal um Verzeihung bitten. Sie betrachtete mich mit Erstaunen, nahm sich aber gleich zusammen und sagte nach einem tiefen Athemholen: Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich! — Die erste Maske hat mich in die zweite getrieben, rief ich aus; jene wäre unverzeihlich gewesen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging, diese vergeben Sie gewiß; denn es ist die Gestalt von Menschen, denen Sie so freundlich begegnen. — Ihre bildlichen Wangen hatten sich mit dem lebendigen Rosenrothe gefärbt. — Schlimmer sollen Sie's wenige stens nicht haben als George! Aber lassen Sie mich sitzen! Ich gestehe es, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren. — Ich setze mich zu ihr, äußerst der gestaltete. — Wir wissen alles bis heute früh durch Ihren Freund, sagte sie, nun erzählen Sie mir das Weitere. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, sondern beschrieb ihr meinen Anzug vor der gestrigen Figur, meinen Forstfrevel und dem Hause so komisch, daß sie herzlich und unmäßig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Bescheidenheit zwar, doch leidenschaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in bitterlicher Form hätte gelten können. Das Vergnügen, sie wieder zu finden, feierte ich zuletzt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gespräches übernommen, so erklärte ich die Schuld nun reinlich von meiner Seite. Das Vergnügen, sie wiederzusehen und ihr alles sagen zu können, was ich gestern zurückhielt, war so groß, daß ich in meiner Redseligkeit nicht bemerkte, wie sie selbst nachdenkend und schweigend war. Sie holte einigemal tief Athem, und ich hat sie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verursacht hatte. Wie lange wir wohl gesessen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir Riekchen! Riekchen! rufen. Es war die Stimme der Schwester. — Das wird eine saubere Gesichte geben, sagte das liebe Mädchen, sodann Gesichte geben, sagte das liebe Mädchen, sodann in ihrer völligen Heiterkeit wieder hervorstellt. Sie kommt an meiner Seite her, fügte sie hinzu, indem sie sich verbog, mich halb zu verbergen: wenden Sie sich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt. Die Schwester trat in den Platz, aber nicht allein. Weyland ging mit ihr, und beide, da sie uns erblickten, blieben wie versteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltsam ausbrechen sehen, oder einem Ungeheuer begegneten, dessen Mißgestalt zugleich erschrecken und fürchterlich wäre, so würden wir von keinem so grimmigen Entsetzen befallen werden als dasjenige ist, das uns ergreift, wenn wir etwas unerwartet mit Augen sehen, das wir moralisch unmöglich glaubten. — Was heißt das! rief jene mit der Hastigkeit eines Erschreckenen: was ist das! du mit Georgen! Hand in Hand! Wie begreift ich das? — Liebe Schwester, versetzte Friederike ganz bedeutlich, der arme Mensch, er bittet mir was ab, er hat dir auch was abzubitten, du mußt ihm aber zum voraus verzeihen. — Ich verstehe nicht, ich begreife nicht, sagte die Schwester, indem sie den Kopf schüttelte und Weylanden anfah, der, nach seiner stillen Art, ganz ruhig dastand und die Scene eine irgend

eine Aeußerung betrachtete. Friederike stand auf und zog mich nach sich. Nicht gezaudert! rief sie: Pardon gebeten und gegeben! Nun ja! sagte ich, indem ich der Aeltesten ziemlich nahe trat: Pardon habe ich vonnöthen! Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde roth über und über; dann warf sie sich auf's Sopha, lachte überlaut und wollte sich gar nicht zufrieden geben. Weyland lächelte behaglich und rief: Du bist ein excellenter Junge! Dann schüttelte er meine Hand in der seinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkosungen nicht freigebig, aber sein Händedruck hatte etwas Herzliches und Beleidendes; doch war er auch mit diesem sparsam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unsern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieses wunderbare Zusammentreffen veranlaßt worden. Friederike hatte sich von dem Spaziergange zuerst abgesondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tische zu ruhen, und als jene beiden nach Hause gekommen, hatte die Mutter sie abgeschickt. Friederiken eiligst zu holen, weil das Mittagsessen bereit sey.

Die Schwester zeigte den ausgelassensten Humor, und als sie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß schon entdeckt habe, rief sie aus: Nun ist noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden. Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friederike mit dem Freund voraus nach dem Hause gehen. Die Magd war im Hausgarten beschäftigt und Olivie (so mag auch hier die ältere Schwester heißen) rief ihr zu: Martte, ich habe dir was zu sagen! Mich ließ sie an der Hecke stehen und ging zu dem Mädchen. Ich sah, daß sie sehr ernsthaft sprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe sich mit Barten überworfen und suche Lust zu haben sie zu betrathen. Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und sollte das Gesagte bekräftigen. Das hübsche derbe Kind senkte die Augen nieder und blieb so, bis ich ganz nahe vor ihr stand. Als sie aber auf einmal das fremde Gesicht erblickte, that auch sie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und sie festhalten, daß sie nicht ins Haus gerieth und Lärm machte; sie aber wollte selbst hingehen und sehen, wie es mit dem Vater stehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest. — Dent einmal! welch ein Glück, rief Olivie, mit Barten ist's aus, und George heirathet Liesen. — Das habe ich lange gedacht, sagte der gute Kerl, und übel verdrießlich fuhren.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Barfüßer los, der sich umkehrte und sich zu entfernen suchte; aber Liese hatte ihn bereits und auch er machte, indem er entdeckt ward, die wunderlichsten Geberden. Wir gingen zusammen nach dem Hause. Der Tisch war gedeckt und der Vater schon im Zimmer. Olivie, die mich hinter sich hielt, trat an die Schwelle und sagte: Vater, es ist die doch recht, daß George heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält. — Meinetwegen! sagte der Alte, aber warum so was Ungewöhnliches? Hat er sich beschädigt? Sie zog mich vor wie ich stand und den Hut aufhatte. Nein! sagte sie, indem sie mich in die Stube führte, aber er hat eine Vogelbeere darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuck machen: denn es sind lauter lose Vögel. Der Vater ließ sich dem Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte was es heißen sollte. In dem Augenblick nahm sie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte sah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus seiner pricelichen Fassung. Ei ei! Herr Cantidat! rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob: Sie haben geschwind umgesattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehülfen, der mir erst assern so freudlich zusagte, mannemal die Weckenkanzel für mich zu besteigen. Darauf lachte er von Herzen, daß mich wiederkommen, und wir setzten uns zu Tische. Mehr kam am vieles später; denn er hatte sich, als der vorgerufne Jüngste, angeredet, die Mittagsgäste zu verdrießen. Außerdem gab er wenig Acht auf die Gesellschaft, auch kaum wenn er widersprach. Man hatte mich, um ihn sicherer zu machen, nicht zwischen die Schwestern, sondern an das Ende des Tisches gesetzt, wo George mannemal zu sitzen pflegte. Als er mir im Rücken, zur Thür hereingekommen war, schlug er mir derb auf die Achsel und sagte: George, gelegnete Mahlzeit! — Schönen Dank, Junker, erwiederte ich. — Die fremde Stimme, das fremde Gesicht erschrecken ihn. — Was sagst du? rief Olivie, sieht er seinem Bruder nicht recht ähnlich? — Ja wohl, von hinten, versetzte Moses, der sich gleich wieder zu fassen wußte, wie allen Leuten. Er sah mich gar nicht wieder an und beschäftigte sich bloß, die Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuschlingen. Dann belichte es ihm auch, gelegentlich aufzustehen und sich in Hof und Garten etwas zu schaffen zu machen. Zum Nachtische trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihm wegen seiner Tiefsinnigkeit aufziehen und mußt billigen, daß er sich an mir einen Rival geschaffen hätte; allein er war beschieden und gewandt genug und mußte auf eine bald dauselige Weise sich seine Braut, sein Ebenbild und die Mamsell herzlich durcheinander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihn das Glas Wein und ein Stück von seinem eignen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tische war die Rede, daß man spazieren gehen wolle; welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten schon heute früh, als sie erfuhren, wer sey übereilt fortgelaufen war, sich erinnert, daß eine schöne Pelerine eines Vettern im Schrank hänge, mit der er, bei seinen Hochzeiten, auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, lasterlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem tiefen Gefühl, daß ich den ersten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerstören wolle. Der Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorschlag, ich solle etwas erzählen, worein ich sogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Mährchen vor, das ich hernach unter dem Titel, die neue Melusine" aufgeschrieben habe. Es verhält sich zum neuen Paris wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der kindlichen Wirklichkeit und Einfalt, die mir hier gelang, ungeachtet durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete. Genug mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung andrängenden Räthsel zu

reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Spaß das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerm Nachdenken zu hinterlassen.

Sollte jemand künftig dieses Märchen gebraucht lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles was er vermag auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am Nächsten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch austrocknen lassen. Wie war von meinem Vater eine gewisse lebenslustige Beschäftigkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrentheils unbequem; denn wer mag gern die Meinungen und Gesinnungen des andern hören, besonders eines Jünglings, dessen Urtheil bei flüchtiger Erfahrung, immer unzulänglich erscheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur geselligen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das seltsame Märchen hat für die Einbildungskraft seinen hohen Reiz und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.

Durch solche Darstellungen, die mich gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergetzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen, und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich ökonomisch und gleichmäßig auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einseitige als geistreiche Doctor Gall, nach seiner Lehre, an mir anerkannte, bemerkte derselbe, ich sey eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber diese Erklärung erschrack ich nicht wenig: denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen.

Wahrheit und Dichtung.

Dritter Theil.

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Eilftes Buch.

Nachdem ich in jener Laube zu Sesenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechselte, sah ich meine Hörerinnen, die sich schon bisher ganz eigen theilnehmend erwiesen hatten, von meiner seltsamen Darstellung aufs äußerste verzaubert. Sie baten mich inständig, ihnen das Märchen aufzuschreiben, damit sie es öfters unter sich und vorlesend mit andern wiederholen könnten. Ich versprach es um so lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Besuchs und der Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß nach einem so lebhaft vollbrachten Tag, der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge befreite mich mein Freund, der sich für uns die Erlaubniß erbat, sogleich Abschied nehmen zu dürfen, weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien fortschreitender akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu seyn wünschte.

Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend; ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte der mich zurückzog, er, weil er etwas anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir angelangt waren, sogleich mittheilte. — „Es ist doch wunderlich,“ fing er an, „daß du gerade auf dieses Märchen verfallen bist. Hast du nicht bemerkt, daß es einen ganz besondern Eindruck machte?“ — „Freilich,“ versetzte ich darauf; „wie hätte ich nicht bemerken sollen, daß die ältere bei einigen Stellen, mehr als billig, lachte, die jüngere den Kopf schüttelte, daß ihr euch bedeutend anfaßt, und daß du selbst denn auch deiner Fassung getrauen wärest. Ja leugne nicht, es hätte mich fast irre gemacht: denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unsittlich sey, den guten Kindern solche Fragen zu erzählen, die ihnen besser unbekannt blieben, und ihnen von den Männern so seltsame Begriffe zu geben, als sie von der Figur des Abenteurers sich nothwendig bilden müssen.“ — „Keineswegs!“ versetzte jener: „du errätst es nicht, und wie solltest du's errathen? Die guten Kinder sind mit solchen Dingen gar nicht so unbekannt als du glaubst: denn die große Gesellschaft um sie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und so ist überdem gerade ein solches Ehepaar, wie du es, nur übertrieben

und mährchenhaft, schillernd. Er gerade so gros, derb und plump, sie niedlich und zierlich genug, daß er sie wohl auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Gesichtete paßt ebenfalls so genau zu deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernstlich fragten, ob du die Personen kennest und sie schattenhaft dargestellt hättest? Ich versicherte nein: und du wirst wohl thun, das Mährchen ungeschrieben zu lassen. Durch Zögern und Verwinde wollen wir schon eine Entschuldigung finden."

Ich verwunderte mich sehr: denn ich hatte weder an ein dichterisches noch an ein überirdisches Paar gedacht, ja ich hätte gar nicht anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall gekommen. Im Gedanken mochte ich mich gern mit solchen Späßen, ohne weitere Beziehung, beschäftigen, und so, glaubte ich, sollte es auch andern seyn, wenn ich sie erzählte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeit derselben mehr als sonst: denn der zur Thätigkeit geborne Mensch übernimmt sich in Planen und übereilet sich mit Arbeiten. Das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein physisches oder moralisches Hinderniß dazutritt, um das Unverhältnißmäßige der Kräfte zu dem Unternehmen ins Klare zu bringen.

Das Juristische trieb ich mit so viel Fleiß als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu absolviren; das Medicinische reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten wo nicht aufschloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Gesellschaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerksamkeit widmen: denn in manchen Familien war mir mehreres zu Lieb und zu Ehren geschehen. Aber alles dieß wäre zu tragen und fortzuführen gewesen, hätte nicht das was Herder mir äußerlegt, unendlich auf mir gelastet. Er hatte den Vorsatz zerrissen, der mir die Kenntniß der Deutschen Literatur bedeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja was ich von mir selbst hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eignen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Wegen er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schärfte mich kräftiger auf als er mich gebraucht hatte. In dieser vielfachen Verwirrung nunmehr eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verselbständigen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abzöge, aber wohl schwerlich darüber erheben konnte. Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle wie zugeschnürt war, welches ich erst später sehr leicht los wurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Pension gewöhnlich und sehr gern tranken, entsagte. Diese unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Sesenheim verlassen, so daß ich mich fort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner fäßlichen Diät zurückkehrte, stellte sie sich zu meinem großen Verdruß sogleich wieder ein. Alles dieß machte mich nachdenklich und mürrisch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinstimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tische jenes Uebel sich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Klinicum bei. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die feine hippokratische Verfahrungsart, wodurch sich, ohne Theorie, aus einer eignen Erfahrung, die Gestalten des Wissens herausfaden, die Schlußreden mit denen er gewöhnlich seine Stunden zu schließen pflegte, das alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um desto reizender und lieber. Mein Absehen gegen die Kranken nahm immer mehr ab, jemehr ich diese Zustände im Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens als möglich erschien. Er machte mich wohl, als einen seltsamen jungen Menschen, besonders ins Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehen haben. Diesmal schloß er seinen Vortrag nicht, wie sonst, mit einer Lehre, die sich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: „Meine Herren! wir haben einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben sich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an den Fremden erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen."

Es waren unser eigentlich nur zwei, an welche diese Ermahnung gerichtet seyn konnte; möge dem andern dieses Recept eben so eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören, und eilte was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland, er war nicht zu finden. Dieß stellt meinen Entschluß nicht auf, aber leider verzogen sich die Anstalten und ich kam nicht so früh weg als ich gehofft hatte. So hatt ich auch nicht, überlegt genug doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein seelenvolles Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich, ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.

Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sey, versicherte mich, die Franenzimmer seyen eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünscht der einzige zu seyn. Ich eilte nach, um wenigstens, so spät noch, als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre stehend; sie stutzten nicht sehr verwundert, aber ich war es, als Friederike Dich mit Du anredete, indem sie jedoch daß ich's hörte: „nun ich's nicht gesagt? da ist er's" Sie führten mich ins Zimmer und ich fand eine kleine Collation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die ältere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus: denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friederike hatte voraus gesagt, daß ich kommen würde; und wer fühlt nicht einigen Behagen beim Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen! Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höheren Begriff von sich selbst, es sey nun, daß er

Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Zedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern; ſauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

sich so zart fühlend glauben kann um einen Bezug in der Ferne zu fassen, oder so scharfsinnig, um mißwendige aber doch ungewiß Verknüpfungen gewahr zu werden. — Olivier's Laden hätte auch sein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich diesmal geputzt und wohl ausstaffirt zu sehn; Friederike dingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friederike zum Spazierengehn; Mutter und Schwester waren beschäftigt, alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich ging an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unsichtbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr beizustehn, daß alle Verabredungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. „Gewöhnlich," sagte sie, „zerstreut man sich einzeln; Scherz und Spiel wird nur obenhin getrieben, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen."

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehen sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitvertreibend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben aufs freigste vor mir entwickelte; besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtseyn, Frohsinn mit Voraussehn; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernstere Betrachtungen über mich selbst anzustellen, die einer freien Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenschaftliche Mädchen meine Lippen verwünscht und geheiligt (denn jede Weihe enthält ja beides), hatte ich mich, abergläubisch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küssen, weil ich solchen auf eine unordentliche geistige Weise zu beschädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüsternheit, durch die sich der Jüngling gedrungen fühlt, diese viel oder wenig sagende Gunst einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber selbst in der sittigsten Gesellschaft erwartete mich eine tägliche Prüfung. Eben jene, mehr oder minder geistreichen, sogenannten kleinen Spiele, durch welche ein munterer jugendlicher Kreis gesammelt und vereinigt wird, sind größtentheils auf Pfänder gegründet, bei deren Einforderung die Küsse keinen unbedeutenden Löse werth haben. Ich hatte mir nun ein für allemal vorgenommen, nicht zu küssen, und wie und irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten auftrat, zu denen man sich sonst nicht hingeneigt hätte, so bot ich alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabei vor der Gesellschaft und für die Gesellschaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlösung eines Pfandes ein Vers verlangt werden sollte, so richtete man die Forderung meist an mich. Nun war ich immer vorbereitet und wußte bei solcher Gelegenheit etwas zum Lobe der Wirthin, oder eines Frauenzimmers, die sich am artigsten gegen mich erwiesen hatte, vorzubringen. Traf es sich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, so suchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehen, mit der man gleichfalls zufrieden war; und da ich gebalt hatte, vorher darüber nachzudenken, so fehlte es mir nicht an mannigfaltigen Zierstichseiten; doch gelangen die aus dem Stegreife immer am besten.

Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäste schon lustig durch einander, bis Friederike sie sammelte und zu einem Spaziergang nach jenem sonnen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Collation und wollte mit geselligen Spielen die Stunde des Mittagessens verkürzen. Hier wußte ich, in Einstimmung mit Friederiken, oft sie gleich mein Geheimniß nicht ahnete. Spiele ohne Pfänder, und Pfänderlösungen ohne Küsse zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunstfertigkeit und Gewandtheit war um so nöthiger, als die mir sonst ganz fremde Gesellschaft gelegentlich ein Verhältniß zwischen mir und dem lieben Mädchen meinte geahnet haben, und sich nun schalkhaft alle Mühe gab, mir dasselbige aufzubringen, was ich deßhalb zu vermeiden suchte. Denn bemerkt man in solchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Personen, so sucht man sie zu verlegen zu machen oder näher zusammenzubringen, eben so wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder auseinander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgültig ist, ob er nutze oder schade, wenn er nur unterhalten wird.

Ich kannte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederiken ganz Wesen gewahr werden, dergestalt, daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehn, daß sie ihnen wohlthätig sey und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; alles was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen.

Es giebt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letztern. Ihre Wesen, ihre Gestalt in niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der deklimmten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen eranischen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere Personen finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerherrlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die reifenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar derbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen. Über Rain und Wasten leichten Tanzes hinweg. Dabei kam sie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher

mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wiesen und Felder begleitete, war öfters nicht günstig gesinnt. Ich gefällte mich deshalb zu ihm, und er verfehlte nicht, sein Lieblingsthema wieder anzustimmen und mich von dem vorgeschlagnen Bau des Pfarrhauses umständlich zu unterhalten. Er beklagte sich besonders, daß er die sorgfältig gefertigten Risse nicht wieder erhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbesserung zu überlegen. Ich erwiderte darauf, es sey leicht sie zu ersehen, und erbot mich zu Fertigung eines Grundrisses, auf welchen doch vorerst alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmessung sollte der Schulmeister an die Hand gehen, welchen zuzuziehen er denn auch sogleich fortteilte, damit ja der Fuß- und Zollstab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, sagte Friederike: „Sie sind recht gut, die schwache Seite des lieben Vaters zu hegen, und nicht, wie die andern, die hier sein Gespräch schon überdrüssig sind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir übrigen den Bau nicht wünschen; er würde der Gemeine zu hoch zu stehen kommen und uns arm. Neues Haus, neues Hausgeräthe. Unsern Gästen würde es bei uns nicht wohler seyn, sie sind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir sie reinlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So steht die Sache; aber unterlassen Sie nicht, gefällig zu seyn, ich bante es Ihnen von Herzen."

Ein anderes Frauenzimmer, das sich zu uns gesellte, fragte nach einigen Romanen, die Friederike solche gelesen habe. Sie verneinte es; denn sie hatte überhaupt wenig gelesen; sie war in einem weitern sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und dem gemäß gebildet. Ich hatte den Wasserfall auf der Zunge, als ich es wagte nicht ihr ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zustände war zu auffallend und zu bedeutend. — „Ich lese sehr gern Romane," sagte sie; „man findet darin so hübsche Leute, denen man wohl ähnlich sehen möchte."

Die Ausmessung des Hauses geschah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langsam von Statten, da ich in solchen Künsten so wenig gewandt war, als der Schulmeister. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater sagte mir seine Ansicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friederike entließ mich früh; sie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der übrigen, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr. Es war so leicht, mit der Diligence nach Drusenheim zu fahren und sich durch dieses Fuhrwerk, so wie durch ordentliche und außerordentliche Boten, in Verbindung zu erhalten, wobei George den Spediteur machen sollte.

In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Risse, den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geschrieben. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, derblichen Hand. Ebenso war Inhalt und Styl natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern, und nährte die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wiederzusehen.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit so aus dem Grunde ermuntert, daß ich ihn und seine Kranken nicht leicht wiedersehen Lust hatte. Der Briefwechsel mit Friederiken wurde lebhafter. Sie sah mich ein zu einem Feste, wozu auch überheimische Freunde kommen würden; ich sollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence packte; und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und lustige Gesellschaft, nahm den Vater bei Seite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich besprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer sich vor Vergnügen, besonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung; sie hatte ich von Jugend auf geübt und mir diesmal auf dem feinsten Papier noch besondere Mühe gegeben. Allem diesem Vergnügen wurde unserm guten Wirthe gar bald verkündet, da er, gegen meinen Rath, in der Freude seines Herzens, den Riß der Gesellschaft vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünschte Theilnahme zu äußern, achteten die einen diese löbliche Arbeit gar nicht; andere, die etwas von der Sache zu verstehen glaubten, machten es noch schlimmer, sie tadelten den Entwurf als nicht sachgemäß, und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, bauten sie diese saubern Blätter als Brouillons, und einer zog mit harten Bleistiftstrichen seine Verbesserungsvorschläge dergestalt darin über das zarte Papier, daß an Wiederherstellung der ersten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchst verdrießlichen Mann, dem sein Verdrießen so schmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu trösten, so sehr ich ihm auch versicherte, daß ich sie selbst nur für Entwürfe achteten, worüber wir sprechen und neue Zeichnungen daraus bauen wollten. Er ging dem allen ungeachtet höchst verdrießlich weg, und Friederike dankte mir für die Aufmerksamkeit gegen den Vater eben so sehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäste.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Gesellschaft bestand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab als sie ausübten. Man hatte schon beim Frühstück den Wein nicht geschont; bei einem sehr wohl besetzten Mittagstische ließ man sich's an seinem Genuß ermangeln und allen schmeckte es, nach der angreifenden Leibesübung, bei ziemlicher Wärme, um so besser, und wenn der alte Amtmann des Guten ein wenig zu viel gethan hatte, so war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war gränzenlos glücklich an Friederikens Seite; gesprächig, lustig, geistreich, verlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir können allein für die Gesellschaft zu leben und leben bloß wechselseitig für uns.

Nach Tische suchte man den Schatten, gesellschaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderspiele kamen an die Reihe. Bei Lösung der Pfänder ging alles jeder Art ins Übertriebene: Gebärden, die man verlangte, Handlungen die man ausüben, Aufgaben die man lösen sollte, alles zeigte von einer vorwegenen Lust, die keine Gränzen kannt. Ich selbst steigerte diese wilden Scherze durch manchen Schwank.

Friederike glänzte durch manchen neckischen Einfall; sie erschien mir lieblicher als je; alle hypochondrischen, abergläubischen Grillen waren mir verschwunden, und als sich die Gelegenheit gab, meine so pärtlich Geliebte recht herzlich zu küssen, versäumte ich's nicht, und noch weniger versagte ich mir die Wiederholung dieser Freude.

Die Hoffnung der Gesellschaft auf Musik wurde endlich befriedigt, sie ließ sich hören und alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu diesem Nationaltanz aufgewachsen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeisterinnen Ehre genug, und Friederike, welche tanzte wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut an mir einen sehr gröbten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zurredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenen stillen Plätze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Personen die vom Spiel aufgestanden waren, gingen uns mit sich fort. Bei der Abend-Collation kam man eben so wenig zu sich selbst; es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Gesundheiten so wie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es so wenig als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Unordnung gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar; ich sehe Lucinden, wie sie, nach dem heftigsten Kusse, leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester verdorben werden soll, und wodurch sie unwissend fremde Seligkeit bedroht. Ich sehe Friederiken gegen ihr über stehn, erstarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünschung fürchtend, von der sie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen als jenen Unglück weissagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Gesundheit Friederikens schien den gebrohten Unfall zu beschleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu seyn.

Was aber noch schwerlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dämel unterhielt bei mir jenen Aberglauben; meine Lippen — geweiht oder verwünscht — kamen mir bedeutender vor als sonst, und mit nicht geringer Selbstgefälligkeit war ich mir meines entsiegelten Betrugens bewußt, indem ich mir manche unschuldige Freude verfagte, theils um jenen magischen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe.

Nunmehr aber war alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zustand zurückgekehrt, ich glaubte das liebste Wesen verlegt, ihr unwiederbringlich geschadet zu haben; und so war jene Verwünschung, anstatt daß ich sie hätte los werden sollen, von meinen Lippen in mein eigenes Herz zurückgeschlagen.

Das alles raste zusammen in meinem durch Liebe und Leidenschaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, vernichte mein Gefühl, so daß ich, besonders im Gegensatz mit den gestrigen heiteren Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Gränzen schien. Glücklicherweise blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an; und alle Mächte der Nacht überwindend stellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und schnell erquickt, wo nicht hergestellt.

Der Aberglaube, so wie manches andere Wähnen, verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt, und diesem zarten Wesen eine böse Stunde machen will; wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, je mehr alles was wir ihm entgiehn, zu unserm Vortheil gereicht. Der Anblick Friederikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr ausbrechende zutrauliche Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir diesmal beim Abschied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte und Zerstreuungen, auf denen ich mich oft durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten, zu ihr sammelte. Auch in Briefen blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflectiren, immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich schrieb sehr gern an sie: denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müssen. Er gründete sich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geist des Tags, das Raische der Jugend, der Umgang mit talten, verständigen Männern, alles war ihm ungünstig, so daß sich nicht leicht jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hätte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille verkommen lächerlich gewesen wäre. Allein das schlimmste war, daß jener Wahn, indem er sich, eine wahre Betrachtung über den Zustand zurückließ, in welchem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen. So wenig war mir gelungen, den Irrthum los zu seyn. Bei Verstand und Ueberlegung mir nur noch seyn. Bei Verstand und Ueberlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, jemehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich sie viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren sollte.

Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den Landpriester von Wackefield nach Sesenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorlesen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu sagen. Ich wußte mich zu fassen und las so heiter und freimüthig als ich nur konnte. Auch die Gesichter meiner Zuhörer erheiterten sich sogleich, und es schien ihnen gar nicht unangenehm, abermals an einer Vergleichung genöthigt zu seyn. Hatten sie zu Rammond und

Mehrere komische Gegenbilder gefunden, so erblickten sie hier sich selbst in einem Spiegel, der etwas verhältnißreiche. Man gestand sich's nicht ausdrücklich, aber man verleugnete es nicht, daß man sich unter Gleichen und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in diesem Gefühl ist der Grund alles Strebens aufzufinden. Was und für eine wirkliche zugetheilt sey, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er dennoch immerfort einem ewigen Schwanken, von außen einer immer führenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein für allemal den Entschluß faßt, zu erklären, das rechte sey das was ihm gemäß ist.

Unter die lästigsten Versuche, sich etwas Höheres vorzubilden, sich einem Höheren gleich zu stellen, gehört weit der jugendliche Trieb, sich mit Romanfiguren zu vergleichen. Er ist höchst unschuldig, und was man auch dagegen eifern mag, höchst unschädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile unternehmen oder zu leidenschaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litanei vom Schaden der Romane, und was ist es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübscher junger Mann sich an die Stelle der Personen setzt, der es besser und schlechter geht als ihm selbst? Ist denn das bürgerliche Leben so viel werth, daß verschlingend die Begierlichkeit des Tags den Menschen so ganz, daß er jede schöne Forderung von sich abweisen soll?

So sind als kleine Nebenwege der romantisch-poetischen Fictionen die historisch-poetischen Taufnamen, die sich an die Stelle der heiligen, nicht selten zum Aergerniß der taufenden Geistlichen, in die Deutsche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzusehen. Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmuthigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Ursel- blantine nennen sollten. Gewiß, einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken. Der tact- und einsichtig urtheilenden Welt ist nicht zu verargen, wenn sie alles was phantastisch verwirrt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menschheit aber muß es nach seinem Werthe zu würdigen wissen.

Für den Zustand der Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins war diese Vergleichung, zu der sie ein Exempel genöthigt hatte, von den amüsantesten Folgen. Man denkt nicht über sich, wenn man sich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt sich und läßt sich gelten. So ist es auch mit jenen moralischen Nachbildern, an denen man seine Sitten und Neigungen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten, wie im Schattenriß, erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu fassen und zu umarmen strebt.

Die Gewohnheit, zusammen zu seyn, befestigte sich immer mehr; man wußte nicht anders als daß ich diesem Kreise angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig fürs Leben bestätigt, besser als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte sowohl auf Friedrichsteins Gesinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man, wegen jenes wunderlichen Quintetts selbst von unsonstigen Liebesfungen, ein günstiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es ging von uns ab, in benachbarter oder größerer Gesellschaft, die Gegend zu durchstreifen und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen. Diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Personen zerstreut, die ich in Selenheim vereinigt gesehen, jeden bei sich, als freundlichen Wirth, aufstrebt und in gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, in die ganze Gegend ausschließend. Die Abenteuern waren denn auch öfters ein Ziel unserer Wanderfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die üblen B. worner des klaren Rheines in den Kessel, auf den Rost, in das siedende Fett, und hätten uns hier, in den trauliche Fischerhütten, vielleicht mehr als billig angesiedelt, hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinsmaßen nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten gesitteten Vaters, in gottslästerliche Reden aus und versicherte, daß diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, daß diese Mücken und anderes Ungezieser erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten. Ich fühlte mich zwar sogleich belästigt: denn ein Irrniger ist wohl zu begütigen, wenn es auch glückt, ihn zum Lachen zu bringen; ich versicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das sündige Ehepaar auf dem Garten zu treiben; er müsse mir wohlmehr erlauben, mir vorzustellen, daß diese durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sey. Und so hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verstand Spaß, oder ließ ihn wenigstens vorübergehn.

Ernsthafter jedoch und herzdurchdringender war der Genuß der Tage und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der trockenen Erde, diese laue Abendluft, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang begrüßten uns reine überreine Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und da mit diesen Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abgetrocknet

konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, bernah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet.

Unter diesen Umgebungen trat unvermerkt die Luft zu thauen, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Büchchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinem übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war, so entsprang dadurch für unsere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an solche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge sich gewöhnlich zu schließen pflegt. Entfernt von mir arbeitete sie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu seyn. Gewalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich wußte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger als ich gedacht ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zusage eines neuen und ausgearbeiteten Bauriſes noch über Versprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverständigen, statt meiner zu arbeiten. Dieser hatte so viel Lust an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich, und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer so angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchschnitt des Hauses; Hof und Garten war nicht vergessen; auch ein bescheidner Anschlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläuftigen Unternehmens als leicht und thunlich vorzuspiegeln.

Diese Zeugnisse unserer freundschaftlichen Bemühungen verschafften uns den liebreichsten Empfang; und da der gute Vater sah, daß wir den besten Willen hatten, ihm zu dienen, so trat er mit noch einem Wunsche hervor, es war der, seine zwar hübsche aber einfarbige Stube mit Blumen und Zierrathen flafirt zu sehn. Wir ließen uns dreimal nöthigen. Farben, Pinsel und sonstige Bedürfnisse wurden von den Krämern und Brettbetern der nächsten Stätte herbeigeholt. Damit es aber auch an allen Vorkehrungen nicht fehlen möchte, so bemerkten wir nur erst, als alles auf das freundlichste und buntscheckigste gemalt war, daß wir einen falschen Firnis genommen hatten, der nicht trocknen wollte; Sonnenschein und Zugluft, rauhes und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte sich mit dessen eines alten Rumpelkastens behelfen, und es blieb uns nichts übrig, als die Verjüngung mit mehr Mühe wieder abzureiben als wir sie aufgemalt hatten. Die Unlust bei dieser Arbeit verarbeitete sich noch, als uns die Mädchen und Hausfreunden baten, langsam und vorsichtig zu verfahren, um den Grund zu schonen; welcher denn auch, nach dieser Operation, zu seinem ursprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch solche unangenehme kleine Zufälligkeiten wurden wir jeden so wenig als Doktor Primrose und seine liebenswürdige Familie in unserm heitern Leben gestört; denn es begegnete manches unerwartete Gute sowohl uns als auch Freunden und Nachbarn; Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erdschaft, Lotteriegewinn wurden wechselseitig verkündigt und mitgenossen. Wir trugen alle Freude, wie ein Gewinnst, zusammen und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern. Es war nicht das erste und letzte Mal, daß ich mich in Familien, in geselligen Kreisen der fand, gerade im Augenblick ihrer höchsten Blüthe, und wenn ich mir schmeicheln darf, etwas zu dem Glanz solcher Epochen beigetragen zu haben, so muß ich mir dagegen vorwerfen, daß solche Zeiten und eben deshalb schneller vorübergeeilt und früher verschwunden.

Nun sollte aber unsere Liebe noch eine sonderbare Prüfung ausstehn. Ich will es Prüfung nennen, obgleich dieß nicht das rechte Wort ist. Die sämtliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Häuser in der Stadt, von guten Ansehn und Ruf und in behaglichem Vermögensumständen. Die jungen Städter waren öfters in Sesenheim. Die ältern Personen, Mütter und Tanten, weniger beweglich, hörten so mancherlei von dem heitern Leben, von der wachsenden Anmuth der Töchter, selbst von meinem Einfluß, daß sie mich erst wollten kennen lernen, und nachdem ich sie öfters besucht und auch bei ihnen wohl empfangen war, und auch alle einmal beisammen zu sehen verlangten, zumal als sie jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme schuldig zu seyn glaubten.

Lange ward hierüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte sich schwer von der Haushaltung trennen. Olivie hatte einen Abscheu vor der Stadt, in die sie nicht paßte. Friederiken seine Neigung dahin; und so verspätete sich die Sache, bis sie endlich das durch entschieden ward, daß es mit unmöglich fiel, immerhalb vierzehn Tagen aufs Land zu kommen, da man sich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht sehen wollte. Und so fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Scene zu sehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Bäumen zweigen, beweglichen Büschen, nickenden Blumenwiesen und einem weitentweit freien Horizonte lebhaft erschien — ich sah sie nun zum ersten Mal in städtischen zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanvasen.

Das Verhältniß zu dem, was man liebt, ist so entscheidend, daß die Umgebung wenig sagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung sey, dieß verlangt das Gemüth. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerspruch des Raumverhältnisses finden. Das anhängige rothe ehe Betragen der Mutter paßte vollkommen zu diesem Kreise, sie unterschied sich nicht von den übrigen Frauen; Olivie das gegen bewies sich ungeduldig, wie ein Fisch auf dem Strande. Wie sie mich sonst in dem Garten antrieb oder auf dem Felde bei Tische winkte, wenn sie mir etwas Besonderes zu sagen hatte, so that sie auch hier, indem sie mich in eine Fensternische zog; sie that es mit Verlegenheit und ungeschickt, weil sie fühlte, daß es nicht paßte und es doch that. Sie hatte mir das unwichtigste von der Welt zu sagen, nichts als was in sofern wußte; daß es ihr entsetzlich weh thäte, daß sie sich an den Rhein, über den Rhein, in die Türkei wünschte. Friederike hingegen war in dieser Lage höchst merkwürdig. Eigentlich genommen paßte sie auch nicht hinein, aber dieß zunächst für ihren Charakter, daß sie, anstatt sich in diesen Zustand zu finden,

unbewußt den Zustand nach sich modelte. Wie sie auf dem Lande mit der Gesellschaft geharrt, so that sie es auch hier. Jeden Augenblick wußte sie zu benutzen. Ohne zu beunruhigen setzte sie alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Gesellschaft, die eigentlich nur von der Langeweile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunsch der fürstlichen Tanten, welche zu auch einmal von ihrem Canapé aus, Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen seyn wollten. War dieses zur Genüge geschehen, so wurde die Garderobe, der Schmuck und was die fürstlichen, französisch gekleideten Nichten besonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friederike sich's leicht, indem sie mich behandelte wie immer. Sie schien mir keinen andern Vorzug zu geben, als den, daß sie ihr Begehren, ihre Wünsche eher an mich als an einen andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Diese Dienerschaft nahm sie einen der folgenden Tage mit Zuversicht in Anspruch, als sie mir vertraute, die Damen wünschten mich kesen zu hören. Die Theater des Hauses hatten viel davon erzählt: denn in Selenheim las ich was und wann man's verlangte. Ich war sogleich bereit, nur bat ich um Ruhe und Aufmerksamkeit auf mehrere Stunden. Dieß ging man ein, und ich las an einem Abend den ganzen Hamlet ununterbrochen, in dem Sinn des Stücks eindringend wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenschaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben ist. Ich erntete großen Beifall. Friederike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Diese beiden Symptome eines bewegten zärtlichen Herzens, bei scheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn, nach dem ich strebte. Sie sammelte den Dank, daß sie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein, und versagte sich, nach ihrer zierlichen Weise, den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich zu glänzen zu haben.

Dieser Stadtbesuch sollte nicht lange dauern, aber die Abreise verzögerte sich. Friederike that das Ihrige zur geselligen Unterhaltung, es ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hülfsquellen, die auf dem Lande so ergiebig sind, versiegten bald in der Stadt, und der Zustand ward um so peinlicher als die Leere nach und nach ganz auf der Zusung kam. Die beiden Schwestern waren die einzigen in der Gesellschaft, welche sich Deutsch trugen. Friederike hatte sich niemals anders gedacht und glaubte überall so recht zu seyn, sie verglich sich nicht; aber Olivien war es ganz unerträglich, so mädchenhaft ausgezeichnet in dieser vornehm erscheinenden Gesellschaft eingetreten. Auf dem Lande bemerkte sie kaum die fürstliche Tracht an andern, sie verlangte sie nicht; in der Stadt konnte sie die ländliche nicht ertragen. Dieß alles zu dem übrigen Geschicke fürstlicher Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten einer ganz entgegengesetzten Umgebung, wählte einige Tage sie in dem leidenschaftlichen Busen, daß ich alle schmeichelnde Aufmerksamkeit auf sie zu wenden hatte, um sie, nach dem Wunsche Friederikens, zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Ich sah den Augenblick, da sie sich mir zu Füßen werfen und mich bei allem Heiligen beschwören werde, sie aus diesem Zustande zu retten. Sie war himmlisch gut, wenn sie sich nach ihrer Weise behalten konnte, aber ein solcher Zwang setzte sie gleich in Mißbehagen und konnte sie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben.

Nun suchte ich zu beschleunigen was die Mutter mit Olivien wünschte und was Friederiken nicht zuwider war. Diese im Gegensatze mit ihrer Schwester zu retten, entwirft ich mich nicht; ich hatte ihr, wie sehr ich mich freue, sie unverändert und auch in diesen Umgebungen so frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug zu erwiedern, daß ich ja da sey, sie werde weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre.

Endlich sah ich sie abfahren und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen: denn meine Empfindung hatte den Zustand von Friederiken und Olivien getheilt; ich war zwar nicht leidenschaftlich gefängstigt wie diese, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, so gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein solches Hauptgeschäft als eine Nebensache betrachtete. Die Sorge wegen des Examens hatte ich mir auf eine sehr leichte Weise bei Seite geschafft; es war nun aber auch an die Dissertation zu denken: denn von Frankfurt abreisend hatte ich meinem Vater versprochen, und mir selbst fest vorgesetzt, eine solche zu schreiben. Es ist der Fehler derjenigen die manches, ja viel vermögen, daß sie sich alles zutrauen, und die Jugend muß sogar in diesem Falle seyn, damit nur etwas aus ihr werde. Eine Uebersicht der Rechtswissenschaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir so ziemlich verschafft, einzelne redliche Gegenstände interessirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Textor zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menschenverstand ziemlich durchzukommen. Es zeigten sich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es sollte mehr nach Billigkeit gerichtet werden; alle Gewohnheitsrechte sah man täglich gefährdet, und besonders dem Criminalwesen stand eine große Veränderung bevor. Was mich selbst betraf, so fühlte ich wohl, daß mir zu Ausfüllung jener Rechts-Topik, die ich mir gemacht hatte, unendlich vieles fehle; das eigentliche Wissen ging mir ab, und seine innere Richtung drängte mich zu diesen Gegenständen. Auch mangelte der Anstoß von außen, ja mich hatte eine ganz andere Facultät mit fortgerissen. Ueberhaupt, wenn ich Interesse finden sollte, so mußte ich einer Sache irgend etwas abgewinnen, ich mußte etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar schien, und Aussichten sah. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch sogar darauf gesammelt, und nahm auch meine Collectaneen vor, überlegte das was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals, und arbeitete so eine Zeit lang; allein es war ring genug, bald zu sehen, daß ich nicht fortkommen könne und daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich sey, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meister, doch wenigstens Mitgeselle sey.

Die Promotion, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil man über Thesen eben so gut, ja noch besser als über einen Tractat disputiren könne; in Straßburg sey das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem solchen Ausweg sehr geneigt finden, allein mein Vater, dem ich deßhalb schrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, sehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte, und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war nun genöthigt, mich auf irgend

ein Allgemeines zu werfen, und etwas zu wollen, was mir gelang wäre. Die Kirchengeschichte war mir fast noch bekannter als die Weltgeschichte, und mich hatte von jeher der Conflict, in welchem sich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienst, nach zwei Seiten hin befindet und immer befunden wird, ebenfalls interessirt. Denn einmal liegt sie in ewigem Streit mit dem Staat, über den sie sich erheben, und sodann mit den Einzelnen, die sie alle zu sich versammeln will. Der Staat von seiner Seite will ihr die Oberherrschaft nicht zugestehen, und die Einzelnen widersetzen sich ihrem Zwangsrechte. Der Staat will alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, beruflichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge solcher Bewegungen gewesen, wo die Geistlichkeit es bald mit ihren Obern, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne festgesetzt, daß der Staat, der Gesetzgeber, das Recht habe, einen Cultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien dingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht seyn, was jeder bei sich denke, fühle oder thue. Dadurch glaubte ich alle Collisionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deßhalb zu meiner Disputation die erste Hälfte dieses Thema's: daß nämlich der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sey, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Ich führte dieses Thema theils historisch, theils raisonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Herrsöhrer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja daß dieses sogar der Fall mit der christlichen sey. Das Beispiel des Protestantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bei dieser Arbeit nun so rüstern zu Werke, als ich sie eigentlich nur meinem Vater zu befriedigen schrieb, und nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Censur nicht passiren möchte. Ich hatte noch von Behrisch der eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu sehen, und mein Umgang mit Herdern hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzudeutlich aufgedeckt. Ja ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich diese Arbeit fast ganz und mit selbst geschöpfte, und das Latein geläufig sprach und schrieb, so verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, sehr angenehm. Die Sache hatte wenigstens einigen Grund; die Darstellung war, rednerisch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich sie mit einem guten Lateiner durch, der, es er gleich meinem Ernst im Ganzen nicht verbessern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand verrückte, so daß etwas zu Stande kam, das sich aufzeigen ließ. Eine reinliche Abschrift wurde meinem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß seiner von den früher vorgenommenen Gegenständen aufgeführt worden sey, jedoch mit der Künstlerei des Unternehmens als ein völlig protestantisch Gesinnter wohl zufrieden war. Mein Seltsames wurde gebuldet, meine Anstrengung gelobt, und er versprach sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vortheilige Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Facultät, und diese betrug sich glücklicherweise so klug als artig. Der Decan, ein bejahrter, gesetzter Mann, sing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derselben über, welches er alles und nach in ein Selbstverständliches zu verwandeln wußte, und damit schloß, daß es nicht räthlich seyn möchte, diese Arbeit als akademische Dissertation bekannt zu machen. Der Aspirant habe sich der Facultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem sie das Beste hoffen dürfe; sie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Thesis disputiren lassen. Ich thune ja in der Folge meine Abhandlung, wie sie vorliege oder weiter ausgearbeitet, lateinisch oder in einer andern Sprache herausgeben; dieß würde mir, als einem Privatmann und Protestanten, überall leicht werden, und ich hätte mich bei dem Falls um desto reiner und allgemeiner allsann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir sein Zureden von Herzen wälzte; bei jedem neuen Argument daß er vorbrachte, um mich durch seine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth, und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet seinen Gründen nichts entgegensetzte, sie vielmehr höchst einleuchtend fand und versprach, mich in allem nach seinem Rath und nach seiner Anleitung zu benehmen. Ich setzte mich nun wieder mit meinen Recensenten zusammen. Thesis wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging, unter Opposition meiner Tischgenossen, mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuschlagen, gar sehr zu Statten kam, und ich für einen wohlunterrichteten Menschen allen traute. Ein gut herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.

Mein Vater war indessen sehr unzufrieden, daß dieser Menschen nicht als Disputation ordentlich gebraucht worden war, weil er gehofft hatte, ich sollte bei meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher besonders herausgegeben wissen; ich stellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur skizzirt sey, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er bot zu diesem Zwecke das Manuscript sorgfältig auf, und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter seinen Papieren gefehn.

Meine Promotion war am 6. August 1771 geschehen; den Tag darauf starb Schöpflin im fünfundsiebenzigsten Jahre. Auch ohne nähere Verbindung hatte derselbe bedeutend auf mich eingewirkt; denn vorzügliche mittelrende Männer sind den größern Sternen zu vergleichen, nach denen, so lange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet, und sich gestärkt und gehoben fühlt, wenn es ihnen vergönnt ist, seine Betrachtungen in sich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflin einen vortheilhaften Aeußere verliehen, schlanke Gestalt, freundliche Augen, wohlgebauten Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geistesgaben durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geistesgaben ertheilte sie ihrem Lieblinge nicht kärglich, und sein Glück war, ohne daß er sich mühsam angestrengt hätte, die Folge ansehnlicher und ruhig ausdauernder Verdienste. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen anzuknüpfen verstehen. Im Babenstein geboren, in Basel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradiesischen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgezeichneten wohlgelegenen Vaterlande. Auf historische und antiquarische Gegenstände hingewiesen, griff er sie munter durch eine glückliche Vorstellungskraft, und erhielt sie in sich durch das bequeme Gedächtniß. Ernst und lebenswerth wie er war, ging er einen gleich fortschreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald

ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet sich mit Leichtigkeit in der literarischen und bürgerlichen Welt; denn historische Kenntnisse reichen überall hin, und Lebensfertigkeit schließt sich überall an. Er reist durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien; kommt in Berührung mit allen Celebritäten seiner Zeit; er unterrichtet die Fürsten, und nur, wenn durch seine lebhafte Rebellionslust die Stunden der Tafel, der Antiem verlängert werden, will er den Hofleuten lästig. Dagegen erweitert er sich das Vertrauen der Staatsminister, arbeitet für sie die gründlichsten Dedukionen und findet überall einen Schauplatz für seine Talente. Man wünscht ihn an gar manchem Orte festzuhalten; allein er beharrt bei seiner Treue für Straßburg und den Französischen Hof. Seine unverrückte Deutsche Richtung wird auch dort anerkannt, man schätzt ihn sogar gegen den mächtigen Prälat Klingsin, der ihn heimlich anfeindet. Heiterkeit und Gesprächigkeit von Natur, verbreitet er sich wie im Wissen und Geschäften, so auch im Umgange; und man begriffe kaum, wie er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Neigung gegen die Frauen ihm durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Gesinnten glücklich benutzt werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Wesen und als Redner der Menge. Seine Programme, seine Reden und Anreden sind dem besondern Tag, der eintretenden Feierlichkeit gewidmet. In sein erstes Werk Alsatia illustrata gehört dem Leben an, indem er die Vorgenannten wieder hervorruft, verblichene Gestalten auffrischt, den bekannten, den gebildeten Stein wieder belebt, erloschene, gestaltete Inschriften zum zweiten Mal vor die Augen, vor den Sinn des Lesers bringt. Auf solche Weise erhält seine Thätigkeit das Elsaß und die Nachbarschaft; in Baden und der Pfalz herab bis ins höchste Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim stiftet er die Akademie der Wissenschaften und erhält sich als Präsident derselben bis an seinen Tod.

Geändert habe ich mich diesem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir um ein Tafelständchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftsgebäudes erhellten unsere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß sie ihn erleuchtet hätten. Nach beendigtem Musikgetöse kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank und wohl gewachsene muntere Greis stand mit leichtem freiem Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug eine wohlgesetzte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedanterie, natürlich liebevoll anzusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öfters in gegenwärtigen so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten und Pauken schall erklang wiederholt, und die allerschönste besinnungvolle akademische Pietät verlor sich mit innigem Behagen nach Hause.

Seine Schüler und Studienverwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhältniß. Meine Liebhaberei zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie liehen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Beiden zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach entwirft. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gesehen, näher kennen gelernt, und nunmehr vollkommen gefördert, konnte ich mir, der größern und kleinern Transsionen, das Mittelthal als Römische Besitzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit mit wachem Auslaufen.

Kaum hatte ich mir hierin einigermaßen aufgeholfen, als mich Oberlin zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt machte, zu eine Neigung zu den sogenannten Minnesingern und Heldenbüchern einzuflechten suchte. Diesem wackern Manne, so wie Herrn Koch, bin ich viel schuldig geworden; und wenn ich ihrem Wissen und Wünsche nach gegangen wäre, so hätte ich einen das Glück meines Lebens verdanken müssen. Damit verfiel es sich aber folgendergestalt.

Schöpflin, der sich in der höhern Sphäre des Staatsrechts geistreich bewegt hatte und den großen Einfluß wohl kannte, welchen solche und verwandte Studien bei Höfen und in Cabinetten einem fähigen Knaben verschaffen gelegnet sind, fühlte eine unüberwindliche in angeerbte Abneigung gegen den Zustand des Civilisten, und hatte die glückliche Stimmung den Seinigen einzuflößen. Obenannte beide Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine Uebreiche Weise von mir Kenntnis genommen. Das seltene sonderliche Ergreifen äußerer Gegenstände, die Darstellungsart, womit ich die Vorzüge derselben bei Aufzuhalten und ihnen ein besonderes Interesse zu verleihen wußte, schienen sie höher als ich selbst. Meine geringe, ich kann wohl sagen, unterthänige Beschäftigung mit dem Localreiche war ihnen nicht unbemerkt geblieben; sie kannten mich genug, um zu wissen, wie Licht ich bestimmbar sei; und meinen Lust zum akademischen Leben hatte ich auch sein Geheimnis gemacht, und sie hatten mich daher für Geschichte, Staatsrecht, Alterthümer, erst nur im Vorübergehen, dann aber entschiedener, zu erwerben. Straßburg selbst bot Vortheile genug. Eine Academie auf die Deutsche Kanzel in Verfassung, der Vorgang von Schoepflin, dessen Verdienst mir freilich unerreichbar schien, stellte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches schwerlich, den sich äußern rühmen dürfte, ersetzlich, als andern, die es für sich zu gebrauchen kannten, möglich sein konnte. Diese meine Gönner und Salzmann mit ihnen, legten auf meine Gebrechlichkeit und auf meine Lebhaftigkeit den Sinn der Sprache zu fassen, einen großen Werth, und setzten hauptsächlich dadurch ihre Absichten und Vorschläge zu motiviren.

Wie man auch allem diesem nichts gewerfen, und wie ich gewonnen, daß ich wieder von der Französischen Seite auf die Deutsche herüberspielen, getraut ich hier zu entwickeln. Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es sind wenige Biographien, welche einen reinen, ruhigen, stätig fortlaufenden Entwickelungsgang darstellen können. Unser Leben ist wie das Ganze in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber erarbeiten und auf ihre eigene Weise. Das Wahrliegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deshalb verweist man uns mit Recht auf Quia.

Die Französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegteren Leben, und im bewegteren Leben durch sie kennen gelernt,

Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung, wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit gröſserer Leichtigkeit zu bedienen, und zog Straſsburg zum abermaligen akademischen Aufenthalt andern vorher schon gewählten vor; aber leider stellte sich bald heraus, daſs Umgebung und meinen Hoffnungen erfahren, und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleiſsigen, sind gegen Fremde die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig, sie werden niemanden über irgend einen Fehler aufmerksam machen, oder ihn deshalb ohne Noth verhöhnen. Da sie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daſs in ihrer Sprache gesündigt wird, so haben sie die Art, eben dasselbe was man gesagt hat, mit einer andern Wendung zu wiederholen und gleichsam höflich zu bestätigen, sich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hatte gebrauchen sollen, zu bedienen, und auf diese Weise den Verständigen auf Umschweifen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

Es sey nun nun, wenn es einem Ernst ist, wenn man Selbstverleugnung genug hat, sich für einen Schüler zu geben, dadurch gewinnt und gefördert wird, so fühlt man sich doch immer einigermaſsen gedemüthigt, und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzuviele unterbrochen zu abgelenkt, und man läſst ungeduldig das Gespräch fallen. Dieſs begegnete denn auch mir vor andern, indem ich immer etwas Zusammenfassendes zu sagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernahmen, und nicht immer bloſs auf den Ausdruck zurückgewiesen seyn wollte; ein Fall der bei mir öfter eintrat, weil mein Französisch viel buntscheckiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Stallknechten, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten, so wie die Accentuationen gemerkt, und dieſses babylonische Idiom sollte sich durch ein wunderliches Zugreifen noch mehr verwirren, indem ich den Franzosen reformirte Geistliche gern zuhörte und ihre Kirchen um so lieber besuchte, als ein sonntägiger Spaziergang nach Bedienheim dadurch nicht allein erlaubt sondern geboten war. Aber auch hiermit sollte es noch nicht genug seyn; denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutschheit des sechzehnten Jahrhunderts gewiesen ward, so schloſs ich gar bald auch die Franzosen jener derblichen Epoche in diese Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde, und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle diese verschiedenen Elemente bewegten sich nun in meiner Rede chaotisch durch einander, so daſs für den Zuhörer die Intention über den wunderlichen Ausdruck meist verloren ging, so daſs ein gebildeter Franzose mich nicht mehr deſshalb zurechtweisen, sondern geradezu tadeln und schulmeistern muſste. Abermals ging es mir alſo hier wie vordem in Leipzig, nur daſs ich mich diesmal nicht auf das Recht meiner Vatersgegend, so gut als andere Provinzen idiotisch zu sprechen, zurückziehen konnte, sondern hier, auf fremdem Grunde und Boden, mich einmal hergebrachten Gesetzen fügen sollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierein ergeben, wenn uns nicht ein hier Genus in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, Französisch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben: denn ein gebürtig Ohr höre den Deutschen, den Italiäner, den Engländer unter seiner Landsmännischen Maske gar wohl heraus; gebildet werde man, aber keineswegs in den Sprach- der einzig sprachselige Kirche aufgenommen.

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm, aber selbst Sophisten sollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie liefsen gelten, daſs er Recht die Nothwendigkeit sich vollkommen Französisch auszudrücken, wohl eingesehn; sie billigten seine Neigung, sich jedermann mitzutheilen, besonders aber die Grafen und Vornehmen zu unterhalten; lobten sogar, daſs er, auf dem Schauplatz, wo er stand, die Landessprache zu der seinigen zu machen und sich möglichst zum Französischen Gesellschafter und Redner auszubilden gesucht. Was half nun aber das Verlangen seiner Muttersprache, das Bemühen um eine fremde? Niemand kann er es recht machen. In der Gesellschaft will man ihn eitel finden: als wenn sich jemand ohne Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit andern mittheilen möchte und könnte! Sodann verfehlern die feinen Welt- und Sprachkenner, er differire und dialogire mehr, als daſs er eigentlich converire. Jenes ward als Grund- und Grundfehler der Deutschen, dieſs als die Entmannigung der Franzosen allgemein anerkannt. Als öffentlichen Redner gelobt es ihm nicht besser. Läſst er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürsten drucken, so passen die Jesuiten auf, die ihm, als einem Protestanten, gram sind, und zeigen das Unfranzösische seiner Wendungen.

Anstatt uns nun hieran zu trösten und, als grünes Holz, dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, so ergerte uns dagegen diese pedantische Ungeschicklichkeit; wir verzweifelten und überzeugten uns vielmehr an diesem auffallenden Beispiele, daſs die Bemühung vergebens sey, den Franzosen durch die Sache genug zu thun, da sie an die äuſsern Behandlungen, unter welchen alles erscheinen soll, alzu genau gebunden sind. Wir fassen daher den umgekehrten Entschluſs, die Französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.

Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Aufmahme. Etlich war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daſs nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben seyn. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseyns nothdürftigen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straſsburg bildeten zwar ausgenommene, aber doch dem Sinne nach verbundene Kreise, welche durch die vielen Unterthanen Deutscher Fürsten, die unter Französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaſsen, stets vermehrt und recruirt wurden; denn Vater und Söhne bielten sich Etatirens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Straſsburg auf.

An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie Deutsch gesprochen. Salzmann brüstete sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz und war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommner Deutscher; Lerse hätte man als Muster eines Deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schwelgte lieber auf gut Deutsch, als daſs er sich auf gut Französisch hätte zusammennehmen sollen, und wenn unter den übrigen auch manche zu Gallischer Sprache und Sitte hinneigte

so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehe, erfuhren uns aber um desto höher über die Französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse, und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde.

Blickten wir hinwegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Uebergewicht in allem offenbarte sich am fürchterlichsten, als in der Französischen Armee das Preußische Exercitium und sogar der Preußische Styl eingeführt werden sollte. Wir verspielen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine Französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sey nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzosen gewaltiger als alles andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutschen überhaupt, so wie dem nach Französischer Cultur strebenden Könige an Geschmack fehle. Ueber diese Redensart, die wie ein Refrain, sich an jedes Urtheil anschloß, suchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen; aufklären darüber konnten wir uns aber um so weniger, als man uns versichern wollte, seien Menage habe gesagt, die Französischen Schriftsteller besäßen allesnur nicht Geschmack; so wie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neuesten Autoren sämmtlich des Geschmacks ermangelten, und Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher nichts gelten lassen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls, und den raschen derben Ausdruck desselben,

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

war Losung und Feldgeschrei, woran sich die Glieder unserer kleinen akademischen Horde zu erkennen und zu cruciren pflegten. Diese Maxime lag zum Grund allen unsern geselligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die Französische Literatur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit anschauende Jugend nicht ergetzt werden.

Seit dem sechszehnten Jahrhundert hatte man den Gang der Französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehen, ja die innern politischen und religiösen Unruhen sowohl als die äußern Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sey auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, hergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch ganz manches verfallen, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse, dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen. Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sey, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existirten und vegetirten noch, in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter, viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Societät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand; denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselsweise, und mußten sich wechselsweise verbilden: denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die Französische Kritik, verneinend, herunterjehend, misbredend. Die obrere Classe bedient sich solcher Urtheile gegen die Schriftsteller, die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfahren so unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publicum nicht imponiren, so suchte man es zu überraschen, oder durch Demuth zu gewinnen; und so entsprang, abgesehen davon was Kirche und Staat im Innersten bewegte, eine solche literarische Gährung, daß Voltaire selbst seiner vollen Thätigkeit, seines ganzen Uebergewichts bedurfte, um sich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon dies er kaum als alten eigenwilligen Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als ein eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; so seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen lossagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und so mußte er selbst, der Alvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Uebels ergetzen, und, unter dem Scheine eines leidenschaftlich wahrheitliebenden Strebens, unwahr und falsch handeln. War es denn wohl der Mühe werth, ein so thörigtes grosses Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden sollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein solcher Zustand sey, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und flotweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Federstrichen über die Schnur, wobei sich meist Freunde und Feinde unwillig geberdeten: denn jedermann glaubte ihn zu übersehen, obschon niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publicum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht

Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleyernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.

stellung, und nichts iſt unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiſte aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen bei einer Deutſchen Natur und Wahrheitsliebe als beſte Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns ſelbſt und andere immer vor Augen ſchwebte, ward die parteiiſche Unredlichkeit Voltaire's und die Verhöhnung ſo vieler würdiger Gegenſtände immer mehr zum Verdruß, und wir beſtärkten uns täglich in der Anneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf ſie gegründet iſt, um den ſogenannten Pfaffen zu ſchaden, niemals genug herabſetzen können und mit dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündflutt zu entkräften, alle verſteinten Muſcheln leugnete, und ſolche nur für Naturſpiele gelten ließ, ſo verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenſchein hatte mir auf dem Salzberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Ernzeugen ſeiner Ureinwohner befinde. Ja, dieſe Berge waren einſtmals von Wellen bedeckt; es war aber während der Sündflutt, das konnte mich nicht rühren, genug, das Meerthal war ein ungeheurer See, eine unabſehliche Bucht geweſen; das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuſchreiten, es möchte ſich daraus ergeben was da wollte.

Bejahrt alſo und vornehm war an ſich ſelbſt und durch Voltairen die Franzöſiſche Literatur. Laſſet uns dieſem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen:

Auf thätiges und geſelliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieſes Verhältniſſes, kannte er ſelbſt zu den Herren der Erde gehört, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunſch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat ſich jemand ſo abhängig gemacht, um unabhängig zu ſeyn. Auch gelang es ihm, die Geiſter zu unterjochen; die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten ſeine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuern Haß; nichts gereichte zu ſeinem Schaden. Den Hof zwar kennte er nie mit ſich verſöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zündbar. Catharina und Friedrich die Großen, Guſtav von Schweden, Chriſtian von Dänemark, Poniatowski von Polen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunſchweig bekannten ſich als ſeine Vaſallen; ſogar Pärſie glaubten ihn durch einige Artigkeitsbriefe ehren zu müſſen. Daß Joſeph der Zweite ſich von ihm abhielt, gereichte dieſem Fürſten nicht einmal zum Ruhme: denn es hätte ihm und ſeinen Unternehmungen nicht geſchadet, wenn er, bei ſo ſchönem Verſtande, bei ſo herrlichen Geſinnungen, etwas geiſtreicher, ein beſſerer Schätzer des Geiſtes geweſen wäre.

Das was ich hier gedrängt und in einigem Zuſammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit, als Ruf des Augenblicks, als ewig zweifältiger Mißklang, unzuſammenhängend und unbelehrend in unſeren Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Verſtorbenen. Man forderte etwas Gutes, Neues, aber immer das Neueſte wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längſt erſtarrten Theater ein Patriot nationale franzöſiſche, verjetzbende Gegenſtände hervorgerufen, kaum hatte die Belagerung von Calais ſich einen enthuſiaſtiſchen Beifall erworben, ſo ſollte ſchon das Stück, mit ſammt ſeinen vaterländiſchen Geſellen, todt und in jedem Sinne verwerflich ſeyn. Die Stillſchweigungen des Dezenniums, an denen ich mich als Knabe ſo oft ergetzt, daß man ſchwach, der Name dieſes Ehrenmannes war verſchollen, und wie viel andere Schriftſteller müßte ich nicht nennen, um bereitwilligen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müſſen, wenn ich gegen jemand, der mit dem neuſten literariſchen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an ſolchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern Deutſchen Geſellen dem immer verderblicher. Nach unſern Geſinnungen, nach unſerer Naturanlage hätten wir die Einbrücke der Gegenſtände feſtzuhalten, ſie nur langſam zu verarbeiten, und wenn es ja ſeyn ſollte, ſie ſo ſpät als möglich fahren zu laſſen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgeſetzte Beſchäftigung laſſe ſich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müſſe durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punkt gelangen, wo ſich mit dem Urtheil zugleich der Grund deſſelben ausſprechen laſſe. Auch verfuhren wir nicht, daß die große und herrliche Franzöſiſche Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rouſſeau hatte uns wahrhaft angeregt. Betrachteten wir aber ſein Leben und ſein Schickſal, ſo war er doch genöthigt, den erbitten Lohn für alles was er geleiſtet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergeſſen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyklopädiſten reden hörten, oder einen Band ihres unſchätzbaren Werks aufſchlugen, ſo war es uns zu Muthe, als wenn man zwiſchen den unzähligen beweglichen Speichen und Wederſtählen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Raſſeln, vor allem Klang und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigſte in einander greifenden Maſſe, in Betrachtung deſſen was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, ſich den eigenen Rock ſelbſt verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alle dem, weßhalb ihn die Franzoſen tadeln, ein wahrer Deutſcher iſt. Aber auch ſein Standpunkt war ſchon zu hoch, ſein Geſichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm ſtellen und an ſeine Seite ſetzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednieriſcher Kunſt herauszuſtreichen und zu adeln wußte, behagten und gar ſehr, ſeine wackeren Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieſes Geſindel hat in der Folge auf dem Deutſchen Parnaß nur allzu ſehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rouſſeau, von dem geſelligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine ſtille Einſiedlung zu jenen ungeheuren Meiſterveränderungen, in welchen alles Beſtehende unterzugehen ſchien.

Uns ziemt jedoch, dieſe Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf Kunſt gewirkt. Auch hier wieſen ſie, auch von ihr drängten ſie uns zur Natur.

Die höchſte Aufgabe einer jeden Kunſt iſt, durch den Schein die Täuſchung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falſches Beſtreben aber iſt, den Schein ſo lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Local hatte die Bühne, durch Anwendung der perſpectiviſchen Geſetze auf hinter einander geſtellten Couliſſen, den deutlichen Vortheil erlangt, und nun wollte man dieſen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters zuſtellen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem ſolchen Bühnenlocal ſollte denn auch das Stück ſelbſt, die Art zu ſpielen der Natur, kurz alles

zusammentreffen, und ein ganz neues Theater hat durch entstehen.

Die Französischen Schauspieler hatten im Lustspiel den Gipfel des Kunstwahren erreicht. Der Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Neuern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actrices durch Liebeshändel mit den übrigen Ständen, alles trug dazu bei, die höchste Gewandtheit und Schicklichkeit des geselligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszusetzen; doch glaubten sie einen großen Vorschritt zu thun, wenn sie ernsthafte und tragische Gegenstände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, sich der Prosa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten, und so die unnatürlichen Verse zugleich mit der unnatürlichen Declamation und Gesticulation allmählich verbannten.

Höchst merkwürdig ist es und nicht so allgemein bemerkt, daß zu dieser Zeit selbst der alten strengen, revolutionären, kunstreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es stellte sich nämlich dem Schauspieler Lekain, der seine Helden mit besonderem theatralischen Anstand, mit Erhebung, Erhebung und Kraft spielte, und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte. Dieses Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariser Theaterpersonals nicht passen. Er stand allein, seine Freiheit sich an einander schließen, und, erbarmlich genug auf seinem Sinne bestehend, verließ selber Paris und kam durch Straßburg. Dort sahen wir ihn die Rolle des August im Cinna, des Mithridat und andere dergleichen, mit der wahrsten natürlichsten Würde spielen. Als ein schöner großer Mann trat er auf, mehr schlank als stark, nicht eigentlich von imposantem, aber von edlem gefälligem Wesen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu seyn, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein sehr gebildeter Künstler, und von den wenigen, die das Künstliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen. Diese sind es eigentlich, deren mißverstandene Vorzüge die Lehre von der falschen Natürlichkeit jederzeit veranlassen.

Und so will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Ereignis, das mancherlei Werth gehabt: es ist Rousseau's Pygmalion. Viel könnte man darüber sagen: denn diese wunderliche Production schwankt gleichfalls zwischen Natur und Kunst, mit dem falschen Bestreben, diese in jene aufzulösen. Wir sehen einen Künstler, der das Vollkommenste geleistet hat, und dem nun Befriedigung darin findet, seine Idee außer sich kunstgemäß dargestellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein, sie soll auch in das irdische Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchste was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Act der Sinnlichkeit zerstören.

Alles dieses und manches andere, recht und übel, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir irrlierten uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und so ward von vielen Seiten auch jene Deutsche literarische Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mit wirkten.

Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit Französischer Philosophen mit dem Pfaffthum und ziemlich gleichgültig. Verbrannte, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Systeme de la nature, das wir auf Ringler in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein so dickes Buch gefährlich seyn könnte. Es kam uns so grau, so commerzlos, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn es in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis, so eben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir achten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirschen haben dunkle Gläser!“ — Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen: die hatten unsere Lust- und Leibworte; und so sichten und jenes Buch, als die rechte Quintessenz der Greisenheit, unschmackhaft, ja abgeschmackt. Alles sollte nothwendig seyn und deswegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei gestanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, klimatischen Einflüsse, der physischen und animalischen Zustände nicht wohl entziehen könnten; doch fühlten wir etwas in uns das als nothwendige Mitkür erschien, und wir der etwas das sich mit dieser Willkür ins Gleichgewicht zu setzen suchte.

Die Hoffnung immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen, kannten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen: denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. Systeme der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Mutterin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels- und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie und so manches andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die gelassenste große Weise hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren und von allem was darin lebt und webt, das Nähere so wie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbei wohl manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menschen als sinnlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzulässlich erscheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Skandalon sollte nicht unwürdig der Feuerprobe bestanden haben. Allein wie bald und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte seyn, von Ewigkeit der bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten, ohne weiteres, die unendlichen Phänomene des Daseyns hervorbringen. Dieß alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wenigstens

aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir; denn indem er einige allgemeine Begriffe hingestellt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige weit höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erscheint, gar materiellen, schweren, zwar bewegten aber doch tierlosen und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Gränze von Frankreich alles Französischen Wesens auf einmal los und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bedient und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf den Punkte standen, und hier rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höherem, freiern und eben so wahren als dichterischen Meinansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst behutsam und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakspeare gemeint sey, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakspeare ist von den Deutschen mehr als von andern Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander selbst verlogen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich, seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja um zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt, und über seine Arbeiten einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat; und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug seyn, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung geriet, Freunden die mich hören mögen, mitzuteilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's beauties of Shakspeare. Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mitteilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermochten. Streuen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen! Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar übel angeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Sinnheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erschien Wieland's Uebersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen. Wir Deutsche hatten den Vorteil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weise zuerst herüber gebracht wurden. Shakspeare prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser genießbare Lectüre sich schnell verbreiten, und große Wirkung hervorbringen. Ja ehe den Abyssinern wie den Neim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründliche Misstaune, das wahrhaft Auszubildende und Fördernde ist dasjenige was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich hatte daher, zum Anfang jugendlicher Bildung, prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen; denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch alles zum Ernste dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Sylben ergetzen, und durch eine Art von parodistischem Mutwillen den tiefen Gehalt des ächten Werks zerstören. Deßhalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig seyn, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlasse dieß und das Vorgesagte unsern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am besten zu Gebote steht. Nur will ich noch, zu Gunsten meines Vorschlags, an Luther's Bibelübersetzung erinnern: denn daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedenen Style verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gesetzenden, lehrenden Ton und in der Mutterssprache, wie aus Einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen. Vorgehend hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und andern Gesängen bemüht, sie und in ihrer poetischen Form getreuer zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine solche Uebertragung immer die beste. Jene kritischen Uebersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und so wirkte in unserer Straßburger Societät Shakspeare, übersetzt und im Original, stückweise und im Ganzen, stellen- und aufzugsweise, vergegenwärtigt, daß wir man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakspeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unserm Gesichten nachbildeten, an seinen Qualitäten die größte Freude hatten, und durch Uebersetzung derselben, ja durch erneuetem Mutwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich um vor allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war anfeuernd für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen, sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurteilen; aber dieß behielten wir uns für spätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden, und da ist großem Genuß, an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäkeln, vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gehabt, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herder's über Shakspeare, in dem Hefte von Deutscher

Art und Kunſt; ferner Lenzens Anmerkungen übers Theater, denen eine Ueberſetzung von Love's labours lost beigefügt war. Herder bringt in das Ueberſetzen von Shakſpeare's Weiſen und ſtellt es herrlich dar; Lenz beträgt ſich mehr polemiſirend gegen die Herkömmlichkeiten des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakſpeare'ſcher Weiſe gehandelt haben. Da ich dieſen ſo talentvollen als ſeltſamen Menſchen hier zu erwähnen veranlaßt werde, ſo iſt wohl der Ort, verſchiedenes einiges über ihn zu ſagen. Ich lernte ihn erſt gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen. Wir ſahen uns ſelten; ſeine Geſellſchaft war nicht die meine, aber wir ſuchten doch Gelegenheit und zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Geſinnungen hegten. Klein, aber nett von Geſtalt, ein allerliebſtes Köpfchen, deſſen zierlicher Form niedliche etwas anaſtumpfte Züge vollkommen entſprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Perſönchen, wie mir unter nordiſchen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet iſt; einen ſanften, gleichſam verſchämten Ernſt, eine angenehm nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das zwiſchen Zurückhaltung und Selbſtvertrauen ſich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anſtand. Kleinere Gedichte, beſonders ſeine eignen, las er ſehr gut vor, und ſonſt eine fließende Hand. Für ſeine Sinnesart wüßte ich nur das engliſche Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweiſt, gar manche Seltſamkeiten in Einem Begriff zuſammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deßwegen fähiger als er, die Anſchauungsweiſen und Ausdrucksart des Shakſpeare'ſchen Genies in ſich zu empfinden und nachzubilden. Die erwähnte Ueberſetzung giebt ein Zeugniß hiervon. Er behandelt ſeinen Autor mit großer Freiheit, ja nimmt weniger als knapp und treu, aber er weiß ſich die Rüſtung oder vielmehr die Poſſenjacke ſeines Vorgängers ſo gut anzupaſſen, ſich ſeinen Geberden ſo humoriſtiſch gleichzuſtellen, daß er demjenigen, den ſolche Dinge amüſirten, gewiß Beifall abgewann.

Die Abſurditäten der Clowns machten beſonders unſere ganze Glückſeligkeit aus, und wir prieſen Lenzen als einen begabtſten Menſchen, da ihm jenes Cyniſchtravieſtiren des von der Prinzeſſin geſchoſſenen Wildes folgendermaßen gelungen war:

Die ſchöne Prinzeſſin ſchoß und traf
Eines jungen Hirſchleins Leben;
Es fiel dahin in ſchweren Schlaf,
Und wird ein Bratlein geben.
Der Jagdhund bellt: — Ein L zu Hirſch
So wird es denn ein Hirſchel;
Doch ſetzt ein römiſch L zu Hirſch,
So macht es funfzig Hirſchel.
Ich mache hundert Hirſche draus,
Sacrebi Hirſchell mit zwei LLen.

Die Neigung zum Abſurden, die ſich frei und ungewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne ſich deßhalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe, und wir ſuchten auch durch Originalſpäße unſern großen Meiſter zu feiern. Wir waren ſehr glorios, wenn wir der Geſellſchaft etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde, wie z. B. folgendes auf einen Rittmeiſter, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter weint in dieſem Haus;
Ein Meiſter auch daneben;
Macht man davon einen Blumenſtrauß,
So wird's einen Rittmeiſter geben.
Iſt er nun Meiſter von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Drum nimmt der Ritt den Meiſter mit,
Weh' ihm und ſeinem Samen!

Ueber ſolche Dinge ward ſehr ernſthaft geſtritten, ob ſie des Clowns würdig oder nicht, und ob ſie aus der warmbarten reinen Narrenanelle geſponnen, oder ob etwa Witz und Verſtand ſich auf eine ungehörige und unzuläſſige Weiſe mit eingemiſcht hätten. Ueberhaupt aber konnten ſich die ſeltſamen Geſinnungen um ſo beſtiger verbreiten und ſo mehrere waren im Falle daran Theil zu nehmen, als Leſſing, der das große Vertrauen beſaß, in ſeiner Dramaturgie eigentlich das erſte Signal dazu gegeben hatte.

In ſo geſtimmter und aufgeregter Geſellſchaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem ehemaligen Elſaß, woher ich aber eben deßhalb keine ſonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Berſe, die uns bei jeder Gelegenheit entzweilten, und die wohl eine muntere Reiſebeſchreibung ausſtatten könnten, ſind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtei Meilsheim bewunderten wir die farbigten Scheibengemälde; in der fruchtbaren Gegend zwiſchen Colmar und Schlettſtadt erbauten poſitirliche Hymnen an Ceres, indem der Vertrauen ſo vieler Früchte unſtändlich aus einander geſetzt und angeprieſen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beſchränkten Handel derſelben ſehr luſtig genommen wurde. In Enſisheim ſahen wir den unſcheinbaren Aerolithen in der Kirche aufgehangen, und ſpotteten, der Zweifelſucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menſchen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Weſen wo nicht auf unſern eignen Acker herabfallen, doch wenigſtens in unſern Cabinetten ſollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tauſend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines Römiſchen Caſtells noch übrig, ſollte ſich in Nonnen und Steinringe eine ſchöne Grafentochter, aus frommer Neigung, aufgehalten haben. Unſern der Capelle, wo ſich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild hab ich mir von ihr gemacht, und ihr Name prägte ſich tief bei mir ein. Beide trug ich lang mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar ſpätern, aber darum nicht minder geliebten Thoren damit ausſtattete, die von frommen und reinen Herzen ſo günſtig aufgenommen wurde.

Auch auf dieſer Höhe wiederholt ſich dem Auge das herrliche Elſaß, immer daſſelbe und immer neu; eben ſo wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk überſieht, nur ſeine Nachbarn am deutlichſten, ſo iſt es auch hier mit Büſchen, Felſen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wieſen und Ortſchaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns ſogar Baſel zeigen; daß wir es geſehen, will ich nicht beſchwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge dürfte auch hier ſein Recht über uns ausüben, indem es uns zu ſich forderte, und da wir nicht dieſem Triebe folgen konnten, ein ſchmerzliches Gefühl zurückließ.

Solchen Zerſtreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um ſo lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenſchaftliches Verhältniß zu

Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing. Eine solche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften, glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieselbe Bahn, nur umgekehrt, beschreibt, und zuletzt da, wo sie ihren Lauf genommen, Verderben hinbringt. Friederike blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich so bald endigen könne. Elisie bangen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht so viel als jene verlor, war voraussehender oder offener. Sie sprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abschied und suchte über sich selbst und ihre Schwester sich zu trösten. Ein Mädchen hat einem Manne entsagt, dem sie ihre Gewogenheit nicht verleugnet, ist lange nicht in der peinlichen Lage, in der sich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen eben so weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen ist. Er spielt immer eine ledige Figur; denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man schon eine gewisse Uebersicht seines Zustandes, und ein entschiedener Leichtsinn will ihn nicht kleiden. Die Ursachen eines Mißbeens, daß sich zurückgibt, scheinen immer gültig, die bei Mannes niemals.

Allein wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehen lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergetzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise seyn. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friederikens mich ängstigte, so wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltener hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zustände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verbreiten; zerstreut war ich genug durch das Ferrollen der Zeit und dringender Geschäfte. Ich hatte bisher mündlich gemacht, das Mangelhafte zu leisten, durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte sich alles gar gewaltsam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich von einem Orte loslösen soll.

Noch ein Zwischenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich nämlich in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause, von wo man die Vorderseite des Münsters und den darüber emporsteigenden Thurm gar herrlich sehen konnte. Es ist Schade, sagte jemand, daß das Ganze nicht fertig geworden und daß wir nur den einen Thurm haben. Ich versetzte dagegen: es ist mir eben so leid, diesen einen Thurm nicht ganz aufgeführt zu sehen: denn die vier Stümpfen sehen viel zu stumpf ab, es hätten darauf noch vier leichte Thurmspitzen gesetzt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das prunkende Kreuz steht.

Als ich diese Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit aussprach, redete mich ein kleiner munterer Mann an und fragte: wer hat Ihnen das gesagt? — Der Thurm selbst, versetzte ich. Ich sah ihn so lange und aufmerksam betrachtet, und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß, mir dieses offenbare Geheimniß zu gestehen. — Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet, versetzte jener; ich kann es am besten wissen, denn ich bin der Schaffner, der über die Baulichkeiten gesetzt ist. Wir haben in unserm Archiv noch die Originalrisse, welche dasselbe besagen, und die ich Ihnen zeigen kann. — Wegen meiner nahen Abreise drang ich auf Beschleunigung dieser Gefälligkeit. Er ließ mich die unschätzbaren Rollen sehn; ich zeichnete geschwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch digerirtes Papier und bedauerte, nicht früher von diesem Stoff unterrichtet gewesen zu seyn. Aber so sollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anschauen und Betrachten der Dinge erst mühsam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht so auffallend und fruchtbar gewesen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe. Nun mit ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war dichte grau mit etwas Gelb. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Traumbild gab mir in jenen Augenblicken bei Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz des peinlichen Erlebs, mit allem was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entsteigen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikensaal zu sehn, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmann'schen und Lessing'schen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, beste weniger aber gesehen; denn außer Casten, dem Vater, und dem Faun mit den Kretalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie; und was uns Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war freilich räthselhaft genug. Wie will man aber auch Anfangern von dem Ende der Kunst einen Begriff geben?

Director Verschaffelt's Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wundersamsten Einwirkungen ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgestellt, ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Bevölkerung, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Was diese

herrlichen Gefilde wurden durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vortheilhafteste Licht gestellt werden; überdies waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeit lang genossen hatte, wendete ich mich zu denen Gestalten, die mich am meisten anzogen, und wer kann leugnen, daß Apoll von Belvedere, durch seine mäßige Kolossalgröße, den schlanken Bau, die freie Bewegung, den siegenden Blick, auch über unsere Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerst mit seinen Söhnen in Verbindung sah. Ich vergegenwärtigte mir so gut als möglich das, was über ihn verhandelt und gestritten worden war, und suchte mir einen eignen Gesichtspunkt; allein ich ward bald da bald dorthin gezogen. Der sterbende Fechter hielt mich lange fest, besonders aber hatte ich der Gruppe von Kastor und Pollux, diesen kostbaren, obgleich problematischen Resten, die seligsten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es sey, sich von einem genialischen Anschaun sogleich Rechenschaft zu geben. Ich zwang mich zu reflectiren, und so wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, so fühlte ich doch, daß jedes Einzelne dieser großen versammelten Masse faßlich, ein jeder Gegenstand natürlich und in sich selbst bedeutend sey.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerksamkeit gerichtet, und ich entschied mir die berühmte Frage, warum er nicht schreie, dadurch, daß ich mir aussprach, er könne nicht schreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren gingen mir aus der ersten Conception der Gruppe hervor. Die ganze so gewaltsame als kunstreiche Stellung des Hauptvaters war auf zwei Anlässen zusammengesetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehn vor dem augenblicklichen Biß. Um diesen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Sternum unmöglich gemacht werden. So entschied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebissen sey, und wie ich mir sonst noch das Kunstreiche dieser Gruppe auslegen mochte. Ich schrieb hierüber einen Brief an Oeser, der aber nicht sonderlich auf meine Auslegung achtete, sondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken festzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu lassen, bis er sich zuletzt an meine sämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anschloß, in welchem Sinne ich ihn sodann bei Herausgabe der Propyläen mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung so vieler erhabenen plastischen Werke sollte es mir auch an einem Vorschmack antiker Architektur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Capitäls der Rotonde, und ich leugne nicht, daß beim Anblick jener so ungeheuren als eleganten Akanthblätter mein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing.

Dieses große und bei mir durchs ganze Leben wirksame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächste Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieser Darstellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's damit ende: denn kaum war die Thür des herrlichen Saals hinter mir zugeschlossen, so wünschte ich mich selbst wieder zu finden, ja ich suchte jene Gestalten eher, als thätig, aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden. Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch seyn will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt.

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich gesünder und früher nach Hause gelangt als das erste Mal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Uebergespanntes, welches nicht völlig auf gesteigte Gesundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß sie zwischen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und meiner vielfachen Excentricität die Vorsälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten beschäftigt seyn mußte. In Mainz hatte mir ein barfüßiger Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu beschützen versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben so viel geneckt hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angeborenen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig, bei der deutlichsten Ueberzeugung, von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klärer als ich, sah wohl voraus, wie sonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein musikalischer Mißlaufer, von einem so anderweitlichen Hause her, zu Gastdiehen und Ehren ginge, sein Brot zu verdienen; daher sorgte sie in der Nachbarschaft für Herberge und Kost desselben; ich empfahl ihn meinen Freunden, und so befand sich das Kind nicht übel. Nach mehreren Jahren sah ich ihn wieder, wo er größer und stattlicher geworden war, ohne in seiner Kunst viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem ersten Probestück des Anglerschens und Verunschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nöthig haben würde. Der Vater, in seinen verjährten Liebhabereien und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich, wie einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen, seine Plane durchsetzt. Ich hatte nun promovirt, der erste Schritt zu dem fernern bürgerlichen stufenweisen Lebensgange war gethan. Meine Dissertation hatte seinen Beifall, ihn beschäftigte die nähere Betrachtung derselben und manche Verbesserung zu einer künftigen

Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elſaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufſätze, Reiſebemerkungen und manches Liegende Blatt geſchrieben. Dieſe zu rubriciren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen unterhielt ihn, und ſo war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieſer Dinge gedruckt zu ſehn, ſich nächſtens verlieren werde. Die Schweſter hatte einen Kreis von verſtändigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um ſich verſammelt. Ohne herriſch zu ſeyn, beherſchte ſie über alle, indem ihr Verſtand gar manches überſah und ihr guter Wille vieles ausgleichen wußte, ſie auch überhieß in dem Fall war, eher die Verſtarte als die Rivalin zu ſpielen. Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den nun veränderlich treuen Freund und heiteren Geſellſchafter; mit Rieſe ward ich auch vertraut, der meinen Scharfſinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er, durch anhaltenden Widerſpruch, einem dogmatiſchen Enthuſiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegenſetzte. Andere traten nach und nach zu dieſem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch standen unter den Perſonen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterſtadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schloſſer allerdings oben an. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter ſeinen Büchern und Acten, in Zimmern wo die größte Ordnung herrſchte, war ſein liebſter Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Geſellſchaft erwies er ſich angenehm und unterhaltend: denn ſein Geiſt war, durch eine ausgebreitete Lectüre, mit allem Guten der Vorwelt geziert. Er verſtand ältere nicht, bei Gelegenheit, durch geiſtreiche lateiniſche Gedichte die geſellige Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verſchiedene ſcherzhafte Diſtichen von ihm beſitze, die er unter einige von mir gezeichnete Portraite ſeltſamer allgemein bekannter Frankfurter Carricaturen geſchrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geſchäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenſchaften und Zerſtreuungen von dieſem Wege fortgeriſſen, er würde mir der ſicherſte Führer geworden ſeyn.

Näher an Alter ſtand mir ſein Bruder Georg, der ſich von Treyton, aus den Dienſten des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, wieder zurück gegeben hatte. An Muſikenntniß, an praktiſchem Geſchick vorgeſchritten, war er in ſeiner Ueberſicht der Deutſchen und auswärtigen Literatur auch nicht zurück geblieben. Er ſchrieb, wie normals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich mich dem Deutſchen ausſchließlich widmend, die übrigen nur in ſo weit cultivirte, daß ich die beſten Autoren im Original einigermaßen zu leſen im Stande war. Seine Rechtskenntniß zeigte ſich immer als dieſelbe, ja die Bekanntſchaft mit der Welt mochte ihm vermehrt haben. Freylich, ſogar ſtarrer auf ſeinen wohlmeinenden Geſinnungen zu beharren.

Durch dieſe beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, dem ich durch Herbern von Straßburg aus nicht ungünſtig angekündigt war. Dieſer eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmſtädter. Von ſeiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu ſagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb, und bewußt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeiſter in Darmſtadt. Mit Verſtand und Geiſt geboren, hatte er ſich ſehr ſchöne Kenntniſſe, beſonders der neueren Literaturen, erworben, und ſich in der Welt- und Menſchengeſchichte nach allen Zeiten und Gegenden umgeſehn. Treffend und ſcharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man ſchätzte ihn als einen wackern entſchloſſenen Geſchäftsmann und ſeltenen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein ſehr angenehmer Geſellſchafter für die, denen er ſich durch heftende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und dager von Geſtalt, eine hervorbringende ſpitze Naſe zeichnete ſich aus, beſtimmte, vielleicht graue Augen gaben ſeinem Blick, der aufmerkend hin und wieder ging, etwas Tigerartiges. Lavater's Phyſiognomik hat uns ſein Profil aufbewahrt. In ſeinem Character lag ein wunderbares Widerſpiel: von Natur ein braver, edler, zuverläſſiger Mann, hatte er ſich gegen die Welt erbittert, und ließ dieſen grillenkranken Zug hergeſtalt in ſich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorſätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu ſeyn. Verſtändig, thätig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner herverſtreckt, irgend etwas zu thun, was einem andern kränkte, verletzte, ja was ihm ſchädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man ſelbſt davor ſicher zu ſeyn glaubt, ſo hatte ich eine beſte größere Neigung mit ihm zu leben und ſeiner guten Eigenſchaften zu genießen, da ein zuverſichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er ſeine ſchlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er ſich nun, durch dieſen ſittlich unruhigen Geiſt, durch dieſes Bedürfniß, die Menſchen hämiſch und tückiſch zu behandeln, von einer Seite das geſellige Leben verdarb, ſo widerſprach eine andere Unruhe, die er auch recht fruchtbringend zu ſeyn nährte, ſeinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewiſſen dilettantiſchen Productionstrieb, dem er um ſo mehr nachhing, als er ſich in Proſa und Verſen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den ſchönen Geiſtern jener Zeit eine Rolle zu ſpielen gar wohl wagen durfte. Ja beſitze ſelbſt noch poetiſche Epiſteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Zwiſtlicher Laune, die ſich durch originelle Anſichten der Perſonen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit ſo verletzender Kraft geſchrieben ſind, daß ich ſie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, ſondern ſie entweder vertilgen, oder als auffallende Documente des geheimen Zwieſpalts in unſerer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen ſeinen Arbeiten verneinend und zerſtörend zu Werke ging, war ihm ſelbſt unangenehm, und er ſprach es oft aus, er bereite mich nur meine unſchuldige Darſtellungskluft, welche auf der Freude an dem Vorhalt und dem Nachverbildeten entſpringe.

Uebrigens hätte ihm ſein literariſcher Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderſtehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im techniſchen und merkantiliſchen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal ſeine Fähigkeiten zu verwünſchen anfing, und anders ſich war, die Anſprüche an ein aufbrechendes Talent nicht genialiſch genug befriedigen zu können, ſo ließ er bald die Dichtende, bald die Dichtkunſt fahren und ſann auf fabrikmäßige kaufmänniſche Unternehmungen, welche Geld einbringen ſollten, indem ſie ihm Spaß machten.

In Darmſtadt befand ſich übrigens eine Geſellſchaft von ſehr gebildeten Männern, Geheimerath von Heſſe, Miniſter des Landgrafen, Profeſſer Peterſen, Rector Wenck und andere waren die

Einheimischen, zu deren Werth sich manche fremde Bemerkungen und viele Durchreisende abwechselnd gesellten. Die Gebrüder Jung-Stilling, von Hesse und ihre Schwester, Demoiselle Jung-Stilling, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die letztere, Herder's Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne.

Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man musterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Frühere begonnene zurücksetzte. Faust war schon vorgerückt. Götz von Berlichingen hatte sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl daselbst kannte.

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste worauf ich drang war, daß man sie deutsch und nicht gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das Zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Princip entsprungen sey. Wenn jene, unter einem glücklicheren Himmel, ihre Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen, und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen, welche meist, wie die Kuppeln, nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben, und das Daseyn des Heiligthums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu betrüben.

Hätte ich diese Ansichten, denen ich ihren Werth nicht absprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Styl abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach schon damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan und die vaterländischen Freunde der Kunst früher aufmerksam gemacht; so aber verhüllte ich, durch Hamanns und Herders Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Standwolke von seltsamen Worten und Phrasen, und verfinsterte das Licht das mir aufgegangen war, für mich und andere. Dem ungeachtet wurden diese Blätter gut aufgenommen und in dem Herderschen Heft von deutscher Art und Kunst nochmals abgedruckt.

Wenn ich mich nun, theils aus Neigung, theils zu dichterischen und anderen Zwecken, mit vaterländischen Alterthümern sehr gern beschäftigte und sie mir zu vergegenwärtigen suchte, so ward ich durch die östlichen Studien und durch religiöse Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da in Luther's Leben und Thaten, die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung rettender Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zusammengetragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzusehn, somentcelte meinem kleinen Dünkel, indem diese Verstellungsart noch keineswegs herrschend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptsinn betraf, hielt ich mich an Luther's Ausdruck, in Einzelnem ging ich wohl zur Schmidischen wörtlichen Uebersetzung, und suchte mein weniges Hebräisch dabei so gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel sich Widersprüche finden wird jetzt niemand in Abrede seyn. Diese suchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichste Stelle zum Grunde legte, und die widersprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle dem Sinn der Sache am meisten ausspräche; an diese hielt ich mich und verwarf die andern als unterzuschoben.

Dem sodann damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eignem Nachdenken entsprungen sey. Es war nämlich die: bei allem was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Beimischung ihme diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sey nun Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Styl und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn; dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sey jedoch der Verfälschung, dem Verderbniß ausgesetzt; wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich seyn könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weshalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden.

Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sey daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte, und in wie fern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwesentlich, oder einem Zweifel unterworfen sey, habe man der Kritik zu überlassen, wenn sie auch im Stande seyn sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, zu uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

Diese aus Glauben und Ahnen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und dürrend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohl eingeführtes und reichlich wucherndes Capital anzusehn, das wie gleich in einzelnen Fällen zu seltenerhöher Verwendung verleitet worden thuren. Durch diesen Vorgriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, in

mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Character der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre; ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Gpötttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich im kindisch fanatischen Eifer Voltairen, wenn ich ihn hätte haschen werden können, wegen seines Hauls gar wohl erwürgt hätte. Jene Art von redlicher Forschung dagegen sagte mir höchlich zu, die Aufklärungen über des Orients Localität und Costum, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf, und fuhr fort, allen meinen Scharfsinn an den so werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich schon früher mich in den Zustand der Urwelt, die uns das erste Buch Mosis schildert, einzuweihen suchte. Weil ich nun schrittweise und ordentlich zu verfahren dachte, so griff ich, nach einer langen Unterbrechung, das zweite Buch an. Allein welch ein Unterschied! Gerade wie die kindliche Fälle aus meinem Leben verschwunden war, so fand ich auch das zweite Buch von dem ersten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergessen vergangener Zeit spricht sich schon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph.“ Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hätte beinah den Abrahamm vergessen, dem Jehovah gerade dieses nunmehr erfüllte Versprechen unter dem Sternendimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unsäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabei auf die wunderlichsten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unsere Zehn-Gebote auf den Tafeln gestanden, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und eben so bildete ich mir ein, über den Character Mosis ganz neue Aufschlüsse geben zu können.

Auch das neue Testament war vor meinen Untersuchungen nicht sicher; ich verschonte es nicht mit meiner Sonderungslust, aber aus Liebe und Neigung stimmte ich doch in jenes heilsame Wort mit ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht.“ — Auch in dieser Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingstfeste in Glanz und Klarheit erstrahlt, deutete ich mir auf eine etwas abstruse Weise, nicht geeignet sich viele Theilnehmer zu verschaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeine noch geschärft hatte, das Sündhafte im Menschen als vorwaltend anzusehn, versuchte ich mich zu schicken, obgleich nicht mit sonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieser Lehre so ziemlich zu eigen gemacht, und bedienie mich derselben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeistlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlassen beliebte. Das Hauptthema desselbigen Schreibens war jedoch die Lossung der damaligen Zeit, sie hieß Toleranz, und galt unter den besseren Köpfen und Geistern.

Solche Dinge, die nach und nach entstanden, ließ ich, um mich an dem Publicum zu versuchen, im folgenden Jahre auf meine Kosten drucken, versendete sie, oder gab sie der Eichenbergischen Buchhandlung, um sie so gut als möglich zu verbieten, ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachsen wäre. Hier und da gedenkt eine Recension derselben, bald günstig, bald ungünstig, doch gleich waren sie verschollen. Mein Vater bewahrte sie sorgfältig in seinem Archiv, sonst würde ich kein Exemplar davon besitzen. Ich werde sie, so wie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufügen.

Da ich mich nun sowohl zu dem Sibyllinischen Spiel solcher Blätter als zu der Herausgabe derselben eigentlich durch Hamann hatte verleiten lassen, so scheint mir hier eine schicksliche Stelle, dieses würdigen einflußreichen Mannes zu gedenken, der und damals ein eben so großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist. Seine Sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehen, und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ, und sich darüber auf eine ganz eigne Weise aussprach. Von denen, die damals die Literatur des Tags beherrschten, ward er fürs erste für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich weiß von ihm anziehn. Sogar die Stillen im Lande, wie sie bald im Scherz, bald im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Kletterberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. Man setzte sich um so mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er von knappen häuslichen Umständen geprüngt, sich dennoch diese schöne und hohe Sinnesweise zu erhalten verstand. Bei dem großen Einflusse des Präsidenten von Moser wäre es leicht gewesen, einem so genügsamen Manne ein leidliches und bequemes Dasein zu verschaffen. Die Sache war auch eingeleitet, so man hatte sich so weit schon verständigt und genähert, daß Hamann die weite Reise von Königsberg nach Darmstadt unternahm. Als aber der Präsident zufällig abwesend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, sogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich besitze noch zwei Schreiben des Königsbergers an seinen Gönner, die von der wunderlichsten Geistheit und Zunigkeit ihres Verfassers Zeugniß ablegen.

Aber ein so gutes Verständniß sollte nicht lange dauern. Diese frommen Menschen hatten sich jenen auch nach ihrer Weise fromm gedacht, sie hatten ihn als den Magus von Norden mit Ehrfurcht behandelt, und glaubten daß er sich auch sofort in ehrwürdigem Betragen darstellen würde. Allein er hatte schon durch die Wolken, ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten, einigen Anstoß gegeben, und da er nun gar die Kreuzzüge des Prinzipien herausgab, auf deren Titelblatt mehr allein das Ziegengespann eines gebornen Juns zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer in Holz geschnittener Hahn, lockgehend jungen Hühnchen, die

mit Noten in den Krallen vor ihm da ſtanden, ſich höchſt lächerlich zeigte, wodurch gewiſſe Kirchenmuſiken, die der Verfaſſer nicht billigen mochte, ſcherzhaft durchgezogen werden ſollten: ſo entſtand unter den Mohr- und Jartzeſinnern ein Mißvergnügen, welches man dem Verfaſſer merken ließ, der denn auch dadurch nicht erbaut, einer engeren Vereinigung ſich entzog. Unſere Aufmerkſamkeit auf dieſen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der, mit ſeiner Braut und uns in Correſpondenz bleibend, alles was von jenem merkwürdigen Geiſte nur ausging, ſo gleich mittheilte. Darunter gehörten denn auch ſeine Recenſionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger Zeitung, die alle einen höchſt ſonderbaren Character trugen. Ich beſitze eine meiſt vollſtändige Sammlung ſeiner Schriften und einen ſehr bedeutenden handſchriftlichen Aufſatz über Herders Proſa, ſchreibt, den Urſprung der Sprache betreffend, worin er dieſes Herderſche Proteſtat, auf die eigenſte Art, mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'ſchen Werke entweder ſelbſt zu beſorgen, oder wenigſtens zu befördern, und alsdann, wenn dieſe wichtigen Documente wieder vor den Augen des Publikums liegen, mögte es Zeit ſeyn, über den Verfaſſer, deſſen Natur und Weſen das Nähere zu beſprechen; inzwiſchen will ich doch einiges hier ſchon beibringen, um ſo mehr als neun vorzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geſchenkt, und deren Beſtimmung oder Zurechtweiſung mir ſehr willkommen ſeyn würde. Das Prinzip, auf welches die ſämmtlichen Aeußerungen Hamanns ſich zurückführen laſſen, iſt dieſes: „Alles was der Menſch zu leiſten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder ſonſt hervorgebracht, muß aus ſämmtlichen vereinigten Kräften entſpringen; alles Vereinzelte iſt verwerflich.“ Eine herrliche Maxime! aber ſchwer zu befolgen. Dem Leben und Kunſt mag ſie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetiſch iſt, findet ſich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß ſich abſtoßen, es muß ſich vereinzeln, um etwas zu ſagen, zu bedeuten. Der Menſch, indem er ſpricht, muß für den Augenblick einſeitig werden, es giebt keine Mittheilung, keine Lehre, ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein für allemal dieſer Trennung widerſtrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, ſo auch ſprechen wollte, und das Gleiche von andern verlangte; ſo trat er mit ſeinem eignen Styl und mit allem was die andern hervorbringen konnten, in Widerſtreit. Um das Unmögliche zu leiſten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefſten geheimſten Anſchauungen, wo ſich Natur und Geiſt im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verſtandesblitze, die aus einem ſolchen Zuſammentreffen hervorſtrahlen, bedeutende Bilder, die in dieſen Regionen ſammeln, andringende Sprüche der heiligen und Profanſcribenten, und was ſich ſonſt noch humoriſtiſch hinzufügen mag, alles dieſes bildet die wunderbare Geſammtheit ſeines Styls, ſeiner Mittheilungen. Kann man ſich nun in der Tiefe nicht zu ihm geſellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Geſtalten, die ihm vorſchweben, ſich nicht bemächtigen, und einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, ſo wird es uns nur trüber und dunkler, jemehr wir ihn ſtudiren, und dieſe Finſterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil ſeine Anſpielungen auf beſtimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrſchende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden ſich einige ſeiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die ſich ſeine Andeutungen beziehn. Schlägt man ſie auf, ſo ſieht es abermals ein zweideutig ſo Doppelſinn, das uns höchſt amüſant erſcheint, nur muß man durchaus auf das Project thun, was man gewöhnlich Verſtehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deswegen Sibylliniſch genannt zu werden, weil man ſie nicht an und für ſich betrachten kann, ſondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwas zu ihren Orakeln ſeine Zuflucht nähme. Jedesmal wenn man ſie aufſchlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle innewohnende Sinn uns auf eine vielfache Weiſe berührt und aufregt.

Perſönlich habe ich ihn nie geſehn, auch kein unmittelbares Verhältniß zu ihm durch Briefe gehabt. Wie ſcheint er in Lebens- und Freundſchaftsverhältniſſen höchſt klar geweſen zu ſeyn und die Bezüge der Menſchen unter einander und auf ihn ſehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe die ich von ihm ſah, waren vortrefflich und viel deutlicher als ſeine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umſtände ſo wie auf perſönliche Verhältniſſe klarer hervortrat. So viel glaubte ich jedoch durchaus zu erſehen, daß er, die Ueberlegenheit ſeiner Geiſtesgaben auf's naivſte fühlend, ſich jedoch zeitlebens für etwas weiſer und klüger gehalten als ſeine Correſpondenten, denen er mehr ironiſch als herzlich begegnete. Gälte dieß auch nur von einzelnen Fällen, ſo war es für mich doch die Mehrzahl und Urſache, daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug.

Zwiſchen Herdern und uns waltete dagegen ein gemüthlich literariſcher Verkehr höchſt lebhaft fort, nur Schade, daß er ſich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ ſein Reden und Schelten nicht; Merken brauchte man nicht viel zu zeigen, der mich denn auch zur Unzeit bald aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftſtellern und Menſchen Zwiſten zu meiden zu ehren ſchien, ſo ließ er unter uns gleichfalls der Deckant, und dieſes gab abermals zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Dem ungeachtet fernten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er an Bückeburg ſollte angeſtellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte: denn ſein neuer Patron hatte den höchſten Ruf als ein einſichtiger, tapferer, obwohl ſonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abbt war in dieſen Dienſten bekannt und verehrt geworden, dem Verſtorbenen klagte das Vaterland nach und freute ſich an dem Denkmal, das ihm ſeine Gönner geſtiftet. Nun ſollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche ſein Vorgänger ſo würdig erregt hatte.

Die Epoche worin dieſes geſchah, gab einer ſolchen Anſtellung doppelten Glanz und Werth; denn mehrere deutſche Fürſten folgten ſchon dem Beiſpiel des Grafen von der Lippe, daß ſie nicht bloß gelehrte und eigentlich geſchäftsfähige, ſondern auch geiſtreiche und vielverſprechende Männer in ihre Dienſte aufnahmen. Es hieß: Klopſtock ſey von dem Markgrafen Carl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geſchäftsdienſt, ſondern um durch ſeine Gegenwart Anmuth und Adel der höheren Geſellſchaft mitzutheilen. So wie man hierdurch das Anſehn auch dieſer vortrefflichen Fürſten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo mußte die Verehrung für

Ragen Klippen
Dem Sturze entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Klopstock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war alles was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein jeder haben wollte konnte. Höchst vergnügt waren wir dabei, als die große Landgräfin Caroline von Hessendarmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete, und sind der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eignen handschriftlichen Sammlungen zu vervollständigen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, ironisirt und ertrömt. So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervorbringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

Klopstock hatte sich und andern talentvollen Männern, durch seinen Charakter und sein Betragen, Ansehn und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wechselseitig die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestandes verdanken. Der Buchhandel nämlich hatte sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende, wissenschaftliche Facultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Production von poetischen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angesehn, und man hielt es beinah für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu steigern. Autoren und Verleger standen in dem wunderlichsten Wechselverhältniß. Beide erschienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Clienten. Jene, die neben ihrem Talent, gewöhnlich als höchst sittliche Menschen vom Publicum berrachtet und verehrt wurden, hatten einen geistigen Rang und fühlten sich durch das Glück der Arbeit belohnt; diese begnügten sich gern mit der zweiten Stelle und genossen einen ansehnlichen Vortheil: nun aber setzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und so stand alles in dem schönsten Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht selten: Breitkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen; Knickerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Dem ungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eignen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhändler, die betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sey, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich bewilfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringeren Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen ihre Lage verbessert zu sehn, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopstock hervor und bot seine Gelehrtenrepublik auf Subscription an. Dagegen die fördern Gesänge des Messias, theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen, nicht die Wirkung thun konnten wie die frühern, die, selbst rein und unschuldig, in eine rohe und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, entboten sich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es rath, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit, für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun jedermann hinzu, selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, erbrauten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk, bei seiner Erscheinung, den seltsamsten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Aechte und Falsche in lateinischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftsteller und Literatoren war und ist das Buch unschätzbar, dynate aber auch nur in diesem Kreise wirksam und nützlich seyn. Wer selbst gedacht hatte, folgte dem Denker, wer das Aechte zu suchen und zu schätzen wußte, fand sich durch den gründlichen braven Mann belohnt; aber der Liebhaber, der Leser ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch versiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meisten ein solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten. Die Bestürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber so groß, daß kein Murren, kaum ein leises Murmeln entstand. Die junge schöne Welt verschwendete den Verlust und verschaffte mit scherzend die überaus erworbenen Exemplare. Ich erhielt selbst mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben ist.

Dieses dem Autor gelungene, dem Publicum aber mißlungene Unternehmen hatte die böse Folge, daß nun so bald nicht mehr an Subscription und Pränumeration zu denken war; doch hatte sich jener Wunsch zu allgemein verbreitet, als daß der Versuch nicht hätte erneuert werden sollen. Dieses nun im Großen und Ganzen zu thun, erbot sich die Dessauische Verlagshandlung. Hier sollten Gelehrte und Verleger, in geschlossenem Bund, bei zu hoffenden Vortheil beide verhältnißmäßig genießen. Daß so lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das sich aber nicht lange erhalten konnte, und leider solchen die Theilhaber nach kurzen Umständen mit wechselseitigem Schaden und einander.

Eine rasche Mittheilung war jedoch unter den Literaturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern. Meine Lust am Hervorbringen war grängenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgültig; nur wenn ich es mit und andern in geselligem Kreise frey wieder vergegenwärtigte, erneute sich die Neigung daran. Auch nahmen viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eignen Art unabhängig zu leisten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Heben und Treiben gab jedem nach seiner Art einen sittlichen Einfluß, und aus diesem Quellen und Strömen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem

Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so vielen Jünglingen, nach eines jeden angeborenem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literaturepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer, mit aller Mutterlust und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jahreszeit eigen seyn mag, hervortraten, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manchen Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Uebel stifteten; und gerade die aus dieser Quelle entspringenden Wirkungen und Gegenwirkungen sind das Hauptthema dieses Bandes.

Woran sollen aber junge Leute das höchste Interesse finden, wie sollen sie unter Irrsteglichen Interesse erregen, wenn die Liebe sie nicht belebt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art sie auch seyn mögen, in ihnen lebendig sind? Ich hatte im Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dich machte mich mild und nachsichtig, und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Irrthum erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte.

Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich kannte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Dreißig hatte man mir genommen. Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewonnen cranichlichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben. Daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherschweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieser Benennung für mein Grundst., die mir nur unter freiem Himmel, in Ställern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Georg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Zaargasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, worin noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeschäftigt: ich vermied gewissenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und so blieb mir verborgen, daß mich Umaufmerksamen und Umwissenden ein liebevoller Genius heimlich umschwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deswegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime dämmerische Lieben, auf eine Weise, die mich erschüttern mußte; aber ich war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen rein und redlich betrauern, und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich, ganz ohne Leidenschaft, mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Bildung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Gbg von Berlichingen und Clavigo, und die drei den sollerten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher ernsten Betrachtungen gewesen seyn.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes eintreten und ihm Zeit lassen kann auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen glücklicherweise, bei mancher günstigen Gelegenheit, gar vortheilhaft hervor, und so ward zu frischem Unternehmen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene schleichenden, melancholischen, beschwerlichen und dem langsamen und zwecklosen Fußwanderungen; man kam schneller, lustiger und bequemer zum Zweck. Die längeren Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber that sich, bei eintretendem Winter, eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit, so weit brachte als nöthig ist, um eine freie und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne sich gerade auszuzeichnen zu wollen.

Diese neue freie Thätigkeit waren wir denn auch Klopstocken schuldig, seinem Enthusiasmus für diese glückliche Bewegung, den Privatnachrichten bestätigten, wenn seine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heiteren Frostmorgen, ich aus dem Bette springend mir jene Stellen zurief:

Schon von dem Gefilde der Gesundheit fröd.
Hab' ich weit hinab weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den Ost? Glänzenden Reif. Sternen gleich.
Streute die Nacht über ihn aus!

Mein zauberuder und schwankender Entschluß war sogleich bestimmt, und ich flog sträflings dem Orte zu, wo ein so alter Anfänger mit einiger Sicherheit seine ersten Uebungen anstellen konnte. Und fürwahr diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die und mit der frischen Kindheit in Verbindung setzt, den Jüngling selbst gegen wir dieser Lust unmäßig noch. Einen herrlichen Sonnentag so auf dem Eise zu verbringen, genügte uns nicht; wir setzten unsere Bewegung bis spät in

die Nacht fort. Denn wie andere Anſtrengungen den Leib ermüden, ſo verleiht ihm dieſe eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wieſen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unſerm Lauf entgegenſauſende Nachtluft, das bei abnehmendem Waſſer ſich ſenkende Eiſes ernſthafter Donner, unſerer eigenen Bewegungen ſonderbarer Nachhall, vorgegenwärtigten uns Oſſianiſche Scenen ganz vollkommen. Bald hieſer bald jener Freund ließ in declamatoriſchem Halbgeſange eine Klopſtockiſche Ode erſchallen, und wenn wir uns im Dämmerſchatte zuſammenfanden, erſcholl das angeſtimmte Lob des Stifters unſerer Freuden.

Und ſollte der unſterblich nicht ſeyn,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball ſelber nicht hat?

Solchen Dank verdient ſich ein Mann, der irgend ein tröſtes Thun durch geiſtige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!

Und ſo wie talentreiche Kinder, deren Geiſtesgaben ſchon früh wunderſam ausgebildet ſind, ſich, wenn ſie nur dürfen, den einfachſten Knabenſpielen wieder zuwenden, vergeſſen wir nur allzu leicht unſern Beruf zu erhabnern Dingen; doch regte gerade dieſe oft einſame Bewegung, dieſes gemächliche Schweben im Unbeſtimmten, gar manche meiner innern Bedürfniſſe wieder auf, die eine Zeit lang geſchlafen hatten, und ich bin ſolchen Stunden die ſchnellere Ausbildung älterer Vorſätze ſchuldig geworden.

Die dunſterern Jahrhunderte der Deutſchen Geſchichte hatten von jeher meine Wißbegierde und Einbildungskraft beſchäftigt. Der Gedanke, den Gang von Verhältniſſen in ſeiner Zeitumgebung zu dramatiſiren, war mir höchſt lockend und werth. Ich las die Hauptſchriftſteller fleißig; dem Werke Do pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerkſamkeit; ich hatte es emſig durchſtudirt, und mir jene ſeltſamen Einzelnheiten möglichſt veranſchaulicht. Dieſe zu ſittlichen und poetiſchen Anſichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer andern Seite brauchen, und da ich nunmehr Wetzlar beſuchen ſollte, war ich geſchichtlich vorbereitet genug: denn das Kammergericht war doch auch in Gefolge des Landfriedens entſtanden, und die Geſchichte deſſelben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen deutſchen Ereigniſſe gelten. Giebt doch die Beſchaffenheit der Gerichte und der Herre die gewaltſame Einflicht in die Beſchaffenheit irgend eines Reichs. Die Zinnungen ſelbſt, deren Einfluß man für ſo wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht: denn wenn es dem Ganzen fehlt, ſo darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühſam zuſammengeſcharrt und gehalten hat, und ſo iſt der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, iſt von keiner großen Bedeutung, aber es kann ein höheres Intereſſe einflößen, wenn man eine flüchtige Geſchichte des Kammergerichts nicht verſchmähen will, um ſich den augenblicklichen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich deſſelben anlangte.

Die Herren der Erde ſind es vorzüglich dadurch, daß ſie, wie im Kriege die Tapferſten und Entſchloſſenſten, ſo im Frieden die Weiſeſten und Gerechtigkeit um ſich verſammeln können. Auch zu dem Hofſtaat eines deutſchen Kaiſers gehörte ein ſolches Gericht, das um, bei ſeinen Zügen durch das Reich, immer begleitete. Aber weder dieſe Sorgfalt noch das Schwabenrecht, welches im ſüdlichen Deutſchland, das Sachſenrecht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derſelben beſtellten Richter, noch die Anträge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag ernannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geiſtlichen geſtiftet, nichts konnte den aufgeregten ritterlichen Fehdegeiſt ſtillen, der bei den Deutſchen durch innern Zwiſt, durch fremde Feindſchaft, beſonders aber durch die Kreuzfahrten, ja durch Gerichtsgebräuche ſelbſt genährt und zur Sitte geworden. Dem Kaiſer ſo wie den mächtigern Ständen waren die Placereien höchſt verdrießlich, wodurch die Kleinern einander ſelbſt, und wenn ſie ſich verbanden, auch den Größern läſtig wurden. Gehörnt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen geſtiftet; überdies laſtete noch das Bedingericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von deſſen Schreckniſſen man ſich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Polizei ausartete, die ſogar zuletzt in die Hände von Privatleuten gelangte.

Dieſen Unbilden einigermaßen zu ſteuern, ward vielfach unabläſſig verſucht, bis endlich die Stände ein Gericht aus ihren Mitteln dringend in Vorſchlag brachten. Dieſes, ſo wohl gemeint er auch ſeyn mochte, deutete doch immer auf Erweiterung der ſtändiſchen Befugniſſe, auf eine Beſchränkung der kaiſerlichen Macht. Unter Friedrich dem Dritten verzögert ſich die Sache; ſein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, giebt nach. Er beſtellt den Oberrichter, die Stände ſenden die Beiſitzer. Es ſollten ihrer vierundzwanzig ſeyn, anfangs begnügt man ſich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, deſſen ſich die Menſchen bei ihren Unternehmungen ſchuldig machen, war auch der erſte und ewige Grundmangel des Kammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Aſſeſſoren war zu klein; wie ſollte von ihnen die ſchwere und weitläufige Aufgabe gelöſt werden! Allein wer ſollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiſer konnte eine Anſtalt nicht begünſtigen, die mehr wider als für ihn zu wirken ſchien; weit größere Urſache hatte er ſein eignes Gericht, ſeinen eignen Hofrath aufzubauen. Betrachtet man dagegen das Intereſſe der Stände, ſo konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun ſeyn, ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht ſo nah: und nun noch gar ein neuer Koſtenaufwand! Man mochte ſich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch dieſe Anſtalt jeder Fürſt ſeine Dienerſchaft vermehre, freilich zu einem entſchiedenen Zwecke, aber wer giebt gern Geld für Nothwendige? Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte.

Anfangs ſollten die Beſitzer von Sporteln leben, dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände; beides war kümmerlich. Aber dem großen und aufſaßenden Bedürfniß abzuhelfen, fanden ſich wirkſame, tüchtige, arbeitſame Männer, und das Gericht ward eingeſetzt. Ob man einſah, daß hier nur von Linderung, nicht von Heilung des Uebels die Rede ſey, oder ob man ſich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung ſchmeichelte, mit Wenigem Vieles zu leiſten, iſt nicht zu entſcheiden; genug das Gericht diente mehr zum Vorwande, die Unruhſtifter zu beſtrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hätte. Allein es iſt kaum beſtanden, ſo erwächſt ihm eine Kraft aus ſich ſelbſt, es fühlt die Höhe auf die es

dellt ist, es erkennt seine große politische Wichtigkeit. Nun sucht es sich durch auffallende Thätigkeit ein entscheidenderes Ansehn zu erwerben: frisch arbeiten sie was was für abgethan werden kann und muß, was aber den Augenblick entscheidet, oder was sonst leicht beurtheilt werden kann, und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwererem Gehalt hinegen, die eigentlichen Rechtshandel, blieben im Rückstand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Besitz gewiß und sicher sey: ob man mit Recht besitze, kann ihn weniger kümmern. Deßwegen erwuchs aus der nach und nach aufschwellenden ungeheuren Anzahl von verschiedenen Processen dem Reiche kein Schade. Gegen Leute die Gewalt brauchten war ja vorgesehen, und mit diesen konnte man fertig werden; die selbst, die rechtlich um den Besitz stritten, sie lebten, genossen oder darbten wie sie konnten; sie starben, verdarben, verschlichen sich: das alles war aber nur Heil und Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach benutzt. Denn dem Kammergericht war ein gesetzliches Faustrecht gegen die Ungehorsamen in die Hände gegeben; hätte man dem Bannstrahl schleudern können, dieser wäre wirksamer gewesen.

Je oder, bei der bald vermehrten, bald vermindertten Anzahl der Assessoren, bei mannigen Unterbrechungen, der Verlegung des Gerichts von einem Ort an einen andern, mußten diese Reste, diese Acten ins Unendliche anwachsen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archives von Speyer nach Aschaffenburg, einen Theil nach Worms, der dritte fiel in die Hände der Franzosen, welche ein Staatsarchiv erobert zu haben glaubten, und darnach geneigt gewesen wären, sich dieses Papierwusts zu entledigen, wenn nur jemand die Fuhren hätte daran wenden wollen.

Bei den westphälischen Friedensunterhandlungen sahen die versammelten tüchtigen Männer wohl ein, was für ein Uebel erfordert werde, um eine Gesundheit Lust vom Plage zu bringen. Man sollten funfzig Assessoren angestellt werden, diese Zahl ist aber nie erreicht worden: man begnügte sich abermals mit der Hälfte, weil der Aufwand zu groß sollen; allein hätten die Interessenten sammtlich ihren Vortheil bei der Sache gesehn, so wäre das Ganze gar wohl zu leisten gewesen. Um fünfundzwanzig Beisitzer zu besolden, waren ungefähr einhunderttausend Gulden nöthig; wie leicht hätte Deutschland das Doppelte beherzeigeschafft. Der Vorschlag, das Kammergericht mit eingezogenen geistlichen Gütern auszustatten, konnte nicht durchgehen: denn wie sollten sich beide Religionstheile zu dieser Aufopferung verstehen! Die Katholiken wollten nicht noch mehr verlieren, und die Protestanten das Gewonnene oder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwei Religionsparteien hatte auch hier, in mehrerem Betracht, den schlimmsten Einfluß. Nun verminderte sich der Antheil der Stände an diesem ihrem Gericht immer mehr: die mächtigern suchten sich von dem Verbande loszulösen; Freibriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer häufiger gesucht; die Gerichten blieben mit den Zahlungen zurück, und die Klagenden, die sich in der Maxime obnedin bevortheilt glaubten, säumten so lange sie konnten.

Wie säumig war es daher, den jährlichen Bedarf zu den Besoldungen aufzubringen. Hieraus entsprang ein neues Geschäft, ein immer Zeitverlust für das Kammergericht; früher hatten die jährlichen sogenannten Visitationen dafür gesorgt. Fürsten in Person, oder ihre Räthe, begaben sich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, untersuchten die Casse, erforschten die Reste und Abstandnahmen des Gehalts, sie bezahlten. Zugleich, wenn etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange stockten, irgend ein Misbrauch einschleichen wollte, waren sie befugt, dem abzuhelfen. Gebrechen der Anstalt sollten sie entdecken und heben, aber persönliche Verbrechen der Glieder zu untersuchen und zu bestrafen, ward erst später ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Processirende den Lebenszweck ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlangern wollen, und deßhalb immer neue Anstanden suchen und hervorrufen, so wurden diese Visitatoren auch ein Revisionsgericht, vor dem man erst die einmalen offenbaren Fälen Wiederherstellung, zuletzt aber in allen Ausschuß und Verweisung des Zwists zu finden hoffte: wozu denn auch die Berufung an den Reichstag, und das Bestreben beider Religionsparteien, sich einander wo nicht aufzuwiegen, doch im Gleichgewicht zu erhalten, daß Irrige beitragen.

Denkt man sich aber was dieses Gericht ohne solche Hindernisse, ohne so störende und zerstörende Bedingungen, hatte seyn können, so kann man es sich nicht merkwürdig und wichtig genug ausdenken. Wäre es gleich anfangs mit einer hinreichenden Anzahl von Männern besetzt gewesen, hätte man diesen einen zusammenhängenden Unterhalt gesichert; unbescholtener wäre bei der Tüchtigkeit Deutscher Männer der unabeure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hätte gelangen können. Den Ehrentitel Amphithionen, den man ihnen nur spöttersich zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, beides dem Oberhaupt und den Gliedern ehrwürdig.

Aber weit entfernt von so großen Maximen, schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Carl dem Fünften und vor dem dreißigjährigen Kriege, sein nur kümmerliches Leu. Man betrieb oft nichts wie dieß nur Männer finden konnten in diesem undankbaren und traurigen Geschäft. Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn es Gehalt dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. Der Deutsche besonders ist von einer solchen ausdauernden Stimmart, und so haben sich drei Jahrhunderte hindurch die würdigsten Männer mit diesen Acten und Gegenständen beschäftigt. Eine charakteristische Galerie solcher Bilder würde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in solchen anarchischen Zeiten tritt der tüchtige Mann am sichtbarsten auf, und der das Gute will, findet sich recht an seinem Platze. So stand z. B. das Directorium Fürstenbergs noch immer in gesegnetem Ansehen, und mit dem Tode dieses vortrefflichen Mannes beginnt die Epoche vieler verderblichen Misbräuche.

Aber alle diese späteren und früheren Gebrechen entsprangen aus der ersten, einzigen Quelle: aus der geringen Personenzahl. Verordnet war, daß die Beisitzer in einer entstehenden Folge und nach bestimmter Ordnung vortragen sollten. Ein jeder konnte wissen, wann die Reihe ihn treffen werde, und welchen seiner ihm obliegenden Proesse; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte sich vorbereiten. Nun häuften sich aber die unseligen Reste; man mußte sich entschließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vortragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der

andern ist, bei dem Zubrang von bedeutenden Fällen, schwer, und die Auswahl läßt schon Gunst zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent qualite sich und das Gericht mit einem schweren verwickelten Handel, und zuletzt fand sich niemand der das Urtheil eintheilen wollte. Die Parteien hatten sich verglichen, auseinander gesetzt, waren gestorben, hatten den Sinn geändert. Daher beschloß man nur diejenigen Gegenstände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Beharrlichkeit der Parteien überzeugt seyn, und hierdurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben: denn wer seine Sache empfiehlt, muß sie doch jemand empfehlen, und wem empfahle man sie besser, als dem der sie unter Händen hat. Diesen ordnungsgemäß geheim zu halten ward unmöglich: denn bei so viel mitwissenden Subalternen, wie sollte derselbe verborgen bleiben? Bittet man um Beschleunigung, so darf man ja wohl auch um Gunst bitten: denn eben daß man seine Sache betreibt, zeigt ja an, daß man sie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am ersten durch Untergebrachte; diese müssen gewonnen werden, und so ist die Einleitung zu allen Intrigiren und Bestechungen gegeben.

Kaiser Joseph, nach seinem Antriebe und in Nachahmung Friedrichs, richtete zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz. Er faßte das Kammergericht ins Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte Mißbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier sollte aufgeregt, geröttelt und gethan seyn. Ohne zu fragen, ob es sein kaiserlicher Vortheil sey, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszusehen, brachte er die Visitation in Vorschlag, und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundert und sechsundsechzig Jahren hatte man keine ordentliche Visitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wust von Akten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die siebzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Processe hatten sich aufgehäuft, jährlich konnten sechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Visitatoren wartete keine geringe Anzahl von Revisionen, man wollte ihrer fünfzigtausend zählen. Ueberdies hinderte so mancher Mißbrauch den Gerichtsgang; als das Bedenklichste aber von allem erschienen im Hintergrunde die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren.

Als ich nach Wetzlar gehn sollte, war die Visitation schon einige Jahre im Gange, die Beschuldigten suspendirt, die Untersuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Meister des Deutschen Staatsrechts viele Gelegenheit mehr vorbeilassen durften, ihre Einsichten zu zeigen und sie dem gemeinen Besten zu widmen, so waren mehrere gründliche wohlgesinnte Schriften erschienen, aus denen sich, wer nur einige Vorkenntniß besaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bei dieser Gelegenheit in die Reichsdarstellung und die von denselben handelnden Schriften zurück, so war es auffallend, wie der morsche Zustand dieses durchaus trauen Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am meisten zusagte. Denn der ehrwürdige Deutsche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwickelung von Einzelnheiten als auf Resultate lobging, fand hier einen unversiegenden Anlaß zu immer neuer Beschäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiser, die kleinern den größern Ständen, die Katholiken den Protestanten entgegensetzen, immer gab es nach dem verschiedenen Interesse, wohlwollig verschiedene Meinungen, und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenreden.

Da ich mir alle diese ältern und neuern Zustände möglichst vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlarischen Aufenthalt unmöglich viel Fremde versprechen. Die Aussicht war nicht reizend, in einer zwar wohl gelegenen, aber kleinen und übelgebauten Stadt eine doppelte Welt zu finden: erst die einheimische alte hergebrachte, dann eine fremde neue, jene scharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Untersuchung gezogen werden; angelehene, so lange für würdig geltende Personen der schändlichsten Missethaten überwiesen und zu schimpflicher Bestrafung bezeichnet; das alles zusammen machte das traurige Bild und konnte nicht anreizen dieser in ein Geschäft einzugehen, das, an sich selbst verwickelt, nun gar durch Umtriebe so verworren erschien.

Daß mir, außer dem Deutschen Civil- und Staatsrechte, hier nichts Wissenschaftliches sonderlich begegnen, daß ich aller poetischen Mittheilung entbehren würde, glaubte ich voraus zu sehn, als mich, nach einigem Zögern, die Lust meinen Zustand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntnissen, in diese Gegend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir anstatt einer sauertöpfischen Gesellschaft, ein drittes akademisches Leben entgegensprang. An einer großen Wirthstafel traf ich beinah sämmtliche Gesandtschaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beisammen; sie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir schon den ersten Tag kein Geheimniß, daß sie ihr mittägiges Beisammenseyn durch eine romantische Fiction erheitert hatten. Sie stellten nämlich mit Geist und Mannerwitz eine Rittertafel vor. Oberan saß der Herrmeister, zur Seite desselben der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten; nun folgten die Ritter, nach ihrer Ancienneté; Fremde hingegen, die zusprachen, mußten mit den untersten Plätzen vorlieb nehmen, und für sie war das Gespräch meist unverständlich, weil sich in der Gesellschaft die Sprache, außer den Ritterausdrücken, noch mit manchen Anspielungen bereichert hatte. Einem jeden war ein Rittername zugelegt, mit einem Beiworte. Mich nannten sie Götz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerksamkeit für den biedern Deutschen Alterton, und diesen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegg bin ich bei diesem Aufenthalt vielen Dank schuldig geworden. Er war der ernsteste von allen, höchst thätig und zuverlässig. Von Gemüt, ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann, eine derbe, breite, bannöbrische Figur, still in sich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn sey; auch liebte er ein gewisses geheimnißvolles Wesen, und verbarg seine eigensten Wünsche und Absichten unter mancherlei Seltsamkeiten. Wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Herrmeisters gestrebt hätte. Vielmehr ließ er, da gerade zu der Zeit dieß Haupt der Ritterschaft abging, einen andern wählen und übte durch diesen seinen Einfluß. Er wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß sie bedeutend erschienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei diesem allem aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm blos

zu thun, die Langeweile, die er und seine Collegen bei dem verpfuschten Geschäft empfunden mussten, zu erheitern, und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieses fabelhafte Frauenzimmer mit ausgelassenen derben Ernst getrieben, ohne dass jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühe als Schleif, der Müller als Barbiere behandelt wurde, wenn man die vier Haimonskinder für ein canonisches Buch erklärte und Absurdität daraus, bei Ceremonien, mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit dergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlass zum Scherze war ferner der, dass man das Offenbare als ein Geheimniss behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es sollte nicht davon gesprochen werden. Die Liste der sämmtlichen Ritter ward gedruckt, mit so viel Anstand als ein Reichstagskalender; und wenn Familien darüber zu spotten, und die ganze Sache für abwärts und lächerlich zu erklären wagten, so ward zu ihrer Bestrafung, so lange intriguirt, bis man einen ernsthaften Ehemann, oder nahen Verwandten, beizutreten und den Ritterschlag anzunehmen bewogen hatte; da denn über den Verdruss der Angehörigen eine herrliche Schadenfreude einstand.

In dieses Ritterwesen verflocht sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mystisch seyn sollte, und seinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang des Uebergangs Uebergang. Den tiefen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieses geschah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt, oder vielmehr amplificirt waren. Die Beschäftigung mit diesen Dingen war der erwünschteste Zeitvertreib. Behrisches Thorheit und Lenzens Verkehrtheit schienen sich hier vereinigt zu haben: nur wiederhole ich, dass auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war.

Da ich nun gleich zu solchen Possen sehr gern beiriet, auch zuerst die Portiqven aus den vier Haimonskindern in Ordnung brachte, und Vorschläge that, wie sie bei Festen und Feierlichkeiten vorgelesen werden sollten, auch selbst sie mit großer Emphase vorzutragen verstand, so hatte ich mich doch schon früher an solchen Dingen mude getrieben; und als ich daher meine Frankfurter und Darmstädter Umgebung vermisste, war es mir höchst lieb, Gottern gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiderte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, sein Talent gelibt und gereget; er beschäftigte sich der Französischen Eleganz und reinte sich des Theils der Englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viele vergnügte Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Vorsätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten, und nachher so viel und mannigfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden Deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich, mit so mannigfaltigen poetischen Verdiensten, auch noch ein anderer Sinn. Denn ich kennen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man nannte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und moralisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Mäßigung und seine Gesinnungen. Im Frieden dingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man seyn. Man will nichts über sich haben; wir wollen nicht bezwungen seyn, niemand soll bezwungen seyn, und dieß zarte ja krankhafte Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befindung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die mit löblichen Anfängen, ja unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehen erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavaters gegen den Landvogt gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem sittlichen Muth verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine bald eingebildete, bald wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir spätterdin die heftigsten Angebereien und Verdegnungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern, mit einer Art von Wuth, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publikum glauben machten vor ihm sey der wahre Gerichtshof: thöricht, da kein Publikum eine executive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung niemanden nutzte oder schadete.

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre, aber eine gewisse ähnliche Verstellung hatte sich unserer bemächtigt, die auf Poesie, Sittlichkeit und einem edlen Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich aber doch knechtisch war.

Durch die Hermanns-Schlacht und die Zueignung derselben an Joseph den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt, und dieses Bild war wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts warte, und seine Section lerne, damit es wohl im Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbannte Welt gerettet, und es war jedem Glieder der

Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten, Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerisch-Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form, und die nachher so oft geschollenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder dünften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Färsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im Allgemeinen, sodann nach und nach im Besondern hergeben; und hier schloß sich die Poesie an jene eben gerügte Einmischung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehn, die ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Aeltere, es sey nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, so fuhr ich fort, die Dichtkunst zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie der Wanderer, fallen in diese Zeit; sie wurden in den Göttinger Musenalmanach aufgenommen. Was aber von jener Epoche in mich eingedrungen seyn mochte, davon freute ich mich kurz nachher im Ob von Berlichingen zu befreien; indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

Durch Klopstock's Oden war denn auch in die Deutsche Dichtkunst nicht sowohl die nordische Mythologie, als vielmehr die Nomenclatur ihrer Gottheiten eingeleitet; und ob ich gleich mich sonst gern alles dessen bediente, was mir gereicht ward, so konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derselben zu bedienen, und zwar aus folgenden Ursachen. Ich hatte die Fabeln der Edda schon länast aus der Vorrede zu Mallet's Dänischer Geschichte kennen gelernt, und mich derselben sogleich bemächtigt; sie gehörten unter diejenigen Mährchen, die ich, von einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte. Herder gab mir den Resenius in die Hände, und machte mich mit den Heldensagen mehr bekannt. Aber alle diese Dinge, wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meiner Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschaun, in welchem die Mythologie der Griechen, durch die erhabnen Künstler der Welt in sichtliche leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge dastand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil sie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verstand, hirten Mühsaße hatten. Was hätte mich nun gar bewegen sollen, Wodan für Jupiter, und Thor für Mars zu setzen, und statt der südlichen neuen unrichtigen Tinkturen, Nebelbilder, so rohe Wortskizzen in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite schlossen sie sich vielmehr an die Ossianischen gleichfalls formleeren Helden, nur derber und vielmehrfacher an, von der andern lenkte ich sie nach dem heiteren Mährchen hin; denn der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe durchgeht, war mir höchst lieb und bemerkenswerth. Sie schien mir die einzige, welche burschikos mit sich selbst scherzt, einer wunderlichen Dynastie von Göttern abenteuerliche Riesen, Zauberer und Ungeheuer entgegensetzt, die nur beschäftigt sind die höchsten Personen während ihres Regiments zu irren, zum Besten zu haben, und hinterdrein mit einem schmählichen, unvermeidlichen Untergang zu betrüben.

Ein ähnliches, wo nicht gleiches Interesse gewannen mir die Indischen Fabeln ab, die ich aus Dapper's Reisen zuerst kennen lernte, und gleichfalls mit großer Lust in meinen Mährchenvorrath hineintrug. Der Altar des Kam gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit der Personen dieses Mährchens blieb doch der Affe Hanumann der Liebling meines Publikums. Aber auch diese unsterblichen und überschwenklichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetisch befriedigen; sie lagen zu weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unablässig hinstrebte.

Doch gegen alle diese kunstwidrigen Gespenster sollte mein Sinn für das Gesunde durch die herrliche Kraft geschützt werden. Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal auftauchen und an die Tagesbeleuchtung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte. Was mehrere Reisende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leisteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Recension des anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Ansicht bekannt, und belernte uns, wie weit sie aufgeführt werden. Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angespanntes und aufgestutztes Heldenwesen, sondern die abgesteigerte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und suchten und disputirten möglichst heranzuziehen. Zwar wollte und zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homerischen Naturen recht zu verstehen, man sich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern; denn es ließ sich dem nicht leugnen, daß sowohl Cureyder als Atlanten, in den Homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Cultur dargestellt werden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojanischen Kriegs machten genossen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntniß übereinstimmend, und insofern mochten wir sie gelten lassen.

Bei allen diesen Beschäftigungen, die sich auf Menschenkunde im höhern Sinne, so wie auf Dichtkunst im nächsten und lieblichsten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Gefühl über den Zustand des Visitationsgeschäftes und seiner immer wachsenden Hindernisse, die Entdeckung neuer Gebrechen flang stündlich durch. Hier war nun abermals das heilige Römische Reich versammelt, nicht bloß zu äußerlichen Feierlichkeiten, sondern zu einem mit Alterthiefe greifenden Geschäfte. Aber auch hier mußte mit jener halblaren Spreelust am Erkundigtage einfallen, wo die gelabenen Gäste außen blieben, weil sie zu vornehm waren. Hier hatten sie sich zwar eingefunden, aber man mußte noch schlimmere Symptome gewahr werden. Der Ungusammenhalt des Ganzen, das Widerspiel der Theile kamen fortwährend zum Vorschein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Fürsten unter einander sich die Absicht vertraulich mitgetheilt hatten: man müsse sehn, ob man nicht bei dieser Gelegenheit, dem Oberhaupt etwas abgewinnen könne;

Welchen üblen Eindruck das kleine Detail aller Anekdoten von Nachlässigkeiten und Verstimmungen, Ungereimtheiten und Bestechungen, auf einen jungen Menschen machen mußte, der das Gute wollte und sein Inneres in diesem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche mitfühlen. Wo soll unter solchen Umständen Ehrfurcht vor dem Gesetz und dem Richter entspringen? Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Visitation das erfreute Zutrauen gesetzt, hätte man glauben können, daß sie völlig ihre hohe Bestimmung erfüllen werde — für einen frohen vorwärts schreitenden Jüngling war doch hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieses Processes an sich genugen alle auf ein Verscheuchen: wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, so mußte man nur immer denjenigen dienen, der Unrecht hatte, stets dem Beklagten, und in der Fertigkeit der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt seyn.

Ich verlor mich daher einmal über das andre, da mir, in dieser Zerstreuung, keine ästhetischen Arbeiten gelingen wollten, in ästhetische Speculationen; wie denn alles Theoretisiren auf Mangel oder Steckung von Productionskraft hindeutet. Früher mit Menschen, nunmehr mit Göttern, machte ich den Versuch, Maximen aufzufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehn könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merck war Zweifler und Ellettirer. Gotter hielt sich an solche Beispiele, die ihm am meisten zusagten. Die Sulzer'sche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künstler. In diesem Gefechtstreite wurden vor allem sittliche Wirkungen gefordert, und hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Classe; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben.

Was die Alten über diese wichtigen Gegenstände gesagt, hatte ich seit einigen Jahren kritisch, wo nicht in einer Folge studirt, doch sprunguweise gelesen. Aristoteles, Cicero, Quinctilian, Longin, keiner blieb unbeachtet, aber das half mir nichts: denn alle diese Männer setzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunstwerken unendlich reiche Welt, sie entwickelten die Verdienste vortrefflicher Dichter und Redner, von denen meistens uns nur die Namen übrig geblieben sind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas lesen, ja daß man selben müsse, um seine eignen Fähigkeiten und die der andern kennen zu lernen. Meine Bekanntschaft mit so vielem Guten jener alten Zeiten war doch immer nur schul- und buchmäßig und demohngeachtet lebendig, da es denn besonders der den gerührtesten Rednern, auffiel, daß sie sich durchaus im Leben geübet hatten, und daß man von den Eigenschaften ihrer Kunstcharakters niemals sprechen konnte, ohne ihrem persönlichen Gemüthscharakter zugleich mitzuerwähnen. Bei Dichtern selten dieß weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunst nur durch Leben in Berührung, und so blieb das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen, und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst wollen zu fassen.

In diesen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in mir ruhten, lagen zwei große, so uns gehemte Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu schätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Ghzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren ungeheuerliche Blüthe im Werther geschildert ist.

Von der historischen Vorbereitung zu der ersten Arbeit habe ich bereits gesprochen; die ethischen Anlässe zu der zweiten sollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem Werther erfunden und geformt ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entwinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab als sie nur faßlich seyn mochten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sey der Ortsluften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit, und begünstigte meine stillen nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber seitdem ich jenen Familienkreis zu Selzeenheim und nun wieder meinen Freundeszirkel zu Frankfurt und Darmstadt verlassen, war mir eine Leere im Busen geblieben, die ich aufzufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, sobald sie nur einigermaßen verhältnißmäßig auftritt, unversehens überschleichen und alle guten Vorsätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfasser zu dieser Stufe seines Unternehmens gelangt, fühlt er sich zum ersten Mal bei der Arbeit leicht und herz: denn von nun an wird dieses Buch erst was es eigentlich seyn soll. Es hat sich nicht als selbstständig angekündigt; es ist zuerst bestimmt die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen und das Andenken verlorner und verschollener Mannigfaltigkeiten zu erhalten. Was aber schon gethan ist, soll und kann nicht wiederholt werden; auch würde der Dichter jetzt die verbildeten Seelenkräfte vergebens anrufen, umsonst von ihnen fordern, daß sie jene lieblichen Verhältnisse wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch versüßten. Glücklicherweise hatte der Genius schon früher dafür gesorgt, und ihn angetrieben, in vergangener Jugendzeit das nächst Vergangene festzuhalten, zu schildern und stets genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen. Daß hier das Büchlein Werther gemeint sey, bedarf wohl ferner nähern Bezeichnung; von den darin angeführten Personen aber, so wie von den dargestellten Gesinnungen, wird nach und nach einiges zu eröffnen seyn.

Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüben sollten, fand sich einer den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hiebrach

beredtsigt, unternahm er, sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemüthsart und seinen Wünschen völlig zusagte. Nach dem Tod ihrer Mutter, hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchst thätig erwiesen und den Vater in seinem Witwerstand allein aufrecht erhalten, so, daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sey. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu denen die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so theilte ich mit ihnen lieber als mit andern den Genuß jener mitwirkenden Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur für einander putzen und untereinander den Putz zu steigern unermüdet sind, so waren mir diejenigen die liebsten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam, die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehen, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne.

Solche Personen sind nicht allzu sehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug sich nach ihr zu richten, sich ihr gleich zu stellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung, und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden den er schätzte, bald mit ihr bekannt, und sah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte, nach vollbrachten häuslichen Bemühungen, sich sonst unterhielt und sich geselllig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergetzte. Lotte — denn so wird sie denn doch wohl heißen — war anspruchslos in doppeltem Sinne: erst ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der, ihrer werth, sein Schicksal an das übrige fürs Leben zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung anlegen und sich beste eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingenommen und gefesselt, und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Mäßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das was ihm abging in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie, bei einer aufgehobenen Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Frankland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlauben es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie davon kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt Deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine treue Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd erquickten sie sich an thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergetzliche Töne; heiße Stunden folgten, angebrane Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienzwerdruß war leicht ausgeglichen durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu seyn; der ganze Kalender hätte müssen rubr gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen, heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben.“

Nur wenig, aber gerade so viel als nöthig seyn mag kann ich nunmehr von einem jungen Manne sagen, dessen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt werden. Es war Jerusalem, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bei einer Gesandtschaft angestellt; seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als länglichtes Gesicht; weiche ruhige Züge und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr ansiehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefeln mit braunen Stulpen. Der Verfasser hat ihn nie besucht, auch nicht bei sich gesehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einfamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Gessner'sche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An allem jenem Ritterwesen und Mummenspiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte sich und seinen Gesinnungen. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Oeffentlich sah man sie nie miteinander. Ueberdaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der Englischen Literatur beschäftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Geschäften zu widmen, noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben.

Jene Gessner'schen Radirungen vermehrten die Lust und den Antheil an ländlichen Gegenständen und ein kleines Gedicht, welches wir in unserm engern Kreis mit Leidenschaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts anders mehr beachten. Das

deserted village von Goldsmith mußte jedermann auf jener Bildungsstufe, in jenem Gesinnungskreise, behaglich zusagen. Nicht als lebendig oder wirksam, sondern als ein vergangenes verschwundenes Dasein, ward alles das gewürdigt was man so gern mit Augen sah, was man liebte, schätzte, in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, um jeglichen munter Theil daran zu nehmen. Fest- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei unter der Dorflinde oft die ernste Versammlung der Aeltesten, verbannt von der heitern Tanzlust der Jüngern, und wohl gar die Theilnahme geübterer Stände. Die sämtlich erscheinenden diese Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeistlichen, der auch dasjenige was allenfalls übergriff, was zu Händeln und Zwist Anlaß geben konnte, gleich zu schlichten und abzuthun verstand. Auch hier fanden wir unsern ehrlichen Makefield wieder, in seinem wohlbekannten Kreise, aber nicht mehr wie er leibte und lebte, sondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegischen Dichters leise Klagetöne. Schon der Gedanke dieser Darstellung ist einer der glücklichsten, sobald einmal der Vorsatz gefaßt ist, ein unschuldiges Vergangenes mit anmuthiger Trauer wieder heranzufordern. Und wie gelungen ist in jedem Sinne dem Engländer dieses gemüthliche Verbauen! Ich theilte den Enthusiasmus für dieses allerliebste Gedicht mit Gettern, dem die von uns beiden unternommene Uebersetzung besser als mir gerathen ist: denn ich hatte allzu ängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals in unserer Sprache nachzubilden getrachtet, und war daher wohl mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Rudt nun, wie man sagt, in der Schulsucht das größte Glück, und darf die wahre Schwingt nur auf ein Unerreichbares gerichtet seyn, so traf wohl alles zusammen, um den Jüngling, den wir gegenwärtig auf seinen Irrgängen begleiten, zum glücklichsten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer verlassenen Braut, das Bestreben Meisterstücke fremder Literatur der unsrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung Naturgegenstände nicht nur mit Worten, sondern auch mit Griffel und Pinsel, ohne eigentliche Technik, nachzuahmen; jedes einzeln wäre schon hinreichend gewesen, das Herz zu schwellen und die Brust zu beklemmen. Damit aber der so süß lebende und diesen Zuständen gerissen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältnisse bereitet würden, so erhob sich Folgendes.

In Gießen befand sich Höpfner, Professor der Rechte. Er war als rüstig in seinem Fach, als denkender und wackerer Mann, von Merden und Schlossern anerkannt und höchlich geehrt. Schon längst hatte ich seine Bekanntschaft gewünscht, und nun, als jene beiden Freunde bei ihm einen Besuch abzustatten gedachten, um über literarische Gegenstände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich bei dieser Gelegenheit mich gleichfalls nach Gießen begeben sollte. Weil wir aber, wie es in den Ueberwindungen der ersten Jahre zu geschehen pflegt, nicht leicht etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, sondern, wie wahrhafte Kinder auch dem Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen suchten, so sollte ich, als der Unbekannte, in fremder Gestalt erscheinen, und meiner Lust, verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heiteren Morgen, vor Sonnenaufgang, schritt ich daher von Wetzlar an der Lahne hin, das liebliche Thal hinauf; solche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch, und war in der Stille mit mir selbst heiter und froh; ich teilte mir zurecht, was die ewig widersprechende Welt mir ungeschickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, fragte ich Höpfners Wohnung und pochte an seine Studirstube. Als ich mir herein! gerufen hatte, trat ich bescheidentlich vor ihn, als ein Studirender der von Akademien sich nach Hause verfügen und unterwegs die würdigsten Männer wollte kennen lernen. Auf seine Fragen nach meinen nähern Verhältnissen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches provisorisches Märchen. Wesmal er zufrieden schien, und als ich mich hierauf für einen Juristen angab, befand ich mich nicht übel: denn ich kannte sein Verdienst in diesem Fach und wußte, daß er sich einen mit dem Naturrecht beschäftigte. Doch flochte das Gespräch einigemal, und es schien, als wenn er einem Stammbuch oder meiner Beurlaubung entgegensähe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem ich Schlossern gewiß erwartete, dessen Pünktlichkeit mir bekannt war. Dieser kam auch wirklich, ward von seinem Freund bewillkommnet, und nahm, als er mich von der Seite angesehn, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich ins Gespräch und zeigte sich durchaus als einen humanen wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshause, wo ich mit Merden einige flüchtige Worte wechselte und das Weitere verabredete.

Die Freunde hatten sich vorgenommen, Höpfnern zu Tische zu bitten und zugleich jenen Christian Heinrich Schmid, der in dem Deutschen Literaturwesen zwar eine sehr untergeordnete, aber doch eine Rolle spielte. Auf diesen war der Handel eigentlich angelegt, und er sollte für manches, was er gesündigt hatte, auf eine lustige Weise bestraft werden. Als die Gäste sich in dem Speisesaale versammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob die Herren mir erlauben wollten mitzuspeisen? Schlosser, dem ein gewisser Ernst gar wohl zu Gesicht stand, widersetzte sich, weil sie ihre freundschaftliche Unterhaltung nicht durch einen Dritten wollten gestört wissen. Auf das Anbringen des Kellners aber und die Fürsprache Höpfners, der versicherte, daß ich ein leidlicher Mensch sey, wurde ich eingelassen, und betrug mich zu Anfang der Tafel bescheiden und verständig. Schlosser und Merck thaten sich keinen Zwang an, und ergingen sich über manches so offen, als wenn kein Fremder dabei wäre. Die wichtigsten literarischen Angelegenheiten so wie die bedeutendsten Männer kamen zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner, und ließ mich nicht stören, wenn Schlosser mir manchmal ernstlich, Merck spöttisch etwas abgab; doch rückte ich auf Schmiden alle meine Pfeile, die seine nur wohlbekannten Blößen scharf und sicher trafen.

Ich hatte mich bei meinem Mahl Tischwein mäßig verhalten; die Herren aber ließen sich desterer reichen, und ermangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgesprochen waren, zog sich die Unterhaltung ins Allgemeine, und man behandelte die Frage, die, so lange es Schriftsteller giebt, sich immer wiederholen wird, ob nämlich die Literatur im Auf- oder Abnehmen, im Vor- oder Rückschritt begriffen sey? Diese Frage, worüber sich besonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende selten vergleichen, fremd man mit Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Absicht gehabt hätte, sich darüber auseinander zu verständigen. Zuletzt nahm ich das Wort und sagte: „die Literaturen, scheint es mir, haben Jahrszeiten.

Meine Göttinn.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſeyn?
Mit niemand ſtreit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamſten Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörinn.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtängel

die mit einander abwechselnd, wie in der Natur, gewisse Phänomene hervorbringen, und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im Ganzen loben oder tadeln thune; besonders sehe ich nicht gerne, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen stellt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Kuckuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge so wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl so verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigter man dieß, so würde man beseligenden Plagen nicht alle zehn Jahre wieder erwarmt hören, und die vergebliche Mühe, dieses und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht so oft verschwendet werden."

Die Gesellschaft sah mich mit Verwunderung an, wovon mir so viele Weisheit und so viele Toleranz kämen? Ich aber fuhr ganz gelassen fort, die literarischen Erscheinungen mit Naturproducten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich sogar auf die Meinigen kam, und allerlei Wunderliches von ihnen herauszusprechen wußte. Ich sagte, es seyen dieß Geschöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja sogar eine gewisse Gestalt, nicht ableugnen könne; da sie aber keine Knochen hätten, so möchte man doch nichts rechts mit ihnen anzufangen, und sie seyen nichts Besseres als ein lebendiger Schleim; jedoch müsse das Meer auch solche Bewohner haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortsetzte, um den gegenwärtigen Schmid und diese Art der charakterlosen Literatoren zu bezeichnen, so ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar nichts mehr sey. — „So will ich auf die Erde zurückkehren:" versetzte ich, „und vom Erden sprechen. Wie jene keine Knochen, so hat dieser keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gebaut er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume saugt er aus, und am allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und verdirbt, hier sey ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe."

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unanwendbarkeit meiner Gleichnisse vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle parasitischen Creaturen, und machte, so weit meine damaligen Naturkenntnisse reichten, meine Sachen noch ziemlich arrig. Ich sang zuletzt ein Duett allen selbstständigen Männern, ein Portrait den Anbringsmann, ergriff nach Tisbe Hohmens Hand, schüttelte sie derb, erklärte ihn für den brausten Mann von der Welt, und umarmte ihn so wie die andern zuletzt recht herzlich. Der wackere meine Freund glaubte wirklich zu träumen, bis endlich Schlosser und Merck das Räthsel auflösten und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmid selbst mit einstimmte, der durch Anerkennung seiner wirklichen Verdienste, und durch unsere Theilnahme an seinen Liebhabereien, wieder beglückt ward.

Diese geistreiche Einleitung nannte nicht anders als den literarischen Congreß beleben und begünstigen, auf den es eigentlich angelegen war. Merck, bald ästhetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig, hatte den wohldenkendsten, unterrichtetsten, in so vielen Zweigen kenntnißreichen Schlosser angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in diesem Jahr herauszugeben. Sie hatten sich Hofmeern und andere Akademiker in Gießen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rector Lic. und sonst manchen wackeren Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer noch Einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung (denn nachher kam sie in andere Hände) geben ein wundersames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche ward befördert; wogegen und mit Recht verdammte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich wirer an gegen Feinde besonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind deinab die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner Bibliothek, den Deutschen Mercur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht so wie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, so haben sie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensiren fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen, die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und maßenweis angeeignet. Die Mhstificirt, mir die Dinge auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu seyn, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Eben so war ein gewisser theoretisch praktischer Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen mehr wie sie seyn sollten als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang, aber sprungweise treffend. Hiezu kam eine sehr leichte Auffassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerspruch standen.

Jener literarische Verein ward dadurch eine lebhafte Correspondenz und, bei der Nähe der Ortsnachten, durch öftere persönliche Unterhaltungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte, manchmal fand sich ein Correferent, die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als belehrend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch manchmal ihre Arbeiten zu schreiben, und schann bei Gegenständen denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbstständig aufzutreten. Vergnügt würde ich unternommen, darstellend oder betrachtend, den eigentlichen Geist und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Documente selbst andeuten. Ausdrücke von Stellen, an denen ich mich wieder erkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig ein schicklicher Orte erscheinen.

Bei einem so lebhaften Austausch von Kenntnissen, Meinungen, Ueberzeugungen lernte ich Hofmeern sehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sowohl wir allein waren, sprach ich mit ihm über Gegenstände seines Fachs, welches ja auch mein Fach seyn sollte, und fand eine sehr natürlich zusammenhängende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir

damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wohl aus Büchern und im Gespräch, nicht aber durch den zusammenhangenden Katheder-vortrag etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bei einer Stelle zu verweilen, zu rückwärts zu lesen, welches der mündliche Vortrag mir nicht gestatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Behagen dem ich nachsann, darüber das Folgende verlor und ganz aus dem Zusammenhang gerieth. Und so war es mir auch in den juristischen Collegien ergangen, weshalb ich gar manchen Anlaß nehmen konnte, mich mit Hörsinern zu besprechen, der denn sehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausfüllte, so daß in mir der Wunsch entstand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich noch von meinen Wetzlarischen Neigungen allzu weit zu entfernen. Gegen diesen meinen Wunsch arbeiteten die beiden Freunde erst unwillend, sodann wissentlich: denn beide eilten nicht allein selbst von hier wegzukommen, sondern beide hatten sogar ein Interesse, mich aus dieser Gegend wegzubringen.

Schlosser entdeckte mir, daß er erst in ein freundschaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schwester getommen sey, und daß er sich nach einer baldigen Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Diese Erklärung machte mich einigermaßen betroffen, ob sie gleich in meiner Schwester Briefen schon längst hätte finden sollen; aber wie sehen leicht über sind dasjenige, was die gute Meinung, die wir von uns selbst hegen, verlegen könnte, und ich bemerkte nun erst, daß ich wirklich auf meine Schwester eifersüchtig sey: eine Empfindung, die ich mir um so weniger verbarg, als seit meiner Rückkehr von Straßburg unser Verhältniß noch viel inniger geworden war. Wie viel Zeit hatten wir nicht gebraucht, um uns wechselseitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Händel mitzutheilen, die in der Zwischenzeit vorgefallen waren! Und hatte sich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich sie doch auch einführen mußte! Meine eigenen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Weltverkehr, mußten ihr nach und nach bekannt werden. Sie übersetzte sich ihr aus dem Straßreie solche Homerische Stellen, an denen sie zunächst Antheil nehmen konnte. Die Clark'sche wörtliche Uebersetzung las sie deutsch, so gut es gehen wollte, herunter, mein Vortrag verwandelte sich gewöhnlich in wortliche Wendungen und Umdrungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt womit ich sie aussprach, boten alle Hindernisse einer verschränkten Wortstellung; denn, was ich geistreich hinab, folgte sie mit dem Geiste. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf diese Weise; versammelte sich hiezugen ihre Gesellschaft, so wurden der Weiß Jerrit und der Ritt Hannemann einstimmig hervorgerufen, und wie oft habe ich nicht die herrliche Geschichte, wie Thor und seine Begleiter von den garstigen Riesen geäfft werden, unmündlich wiederholen müssen! Daher ist mir auch von allen diesen Dichtungen ein so angenehmer Eindruck geblieben, daß sie noch immer unter das Werthvolle gehören, was meine Einbildungskraft sich hervorrufen mag. In mein Verhältniß zu den Darmstädtern hatte ich meine Schwester auch hineingezogen, und sogar meine Wanderungen und Entfernungen machten unser Band fester knüpfen. da ich mich von allem, was mir begegnete, briefflich mit ihr unterhielt. Ihr jedes kleine Gebicht, wenn es auch nur ein Andrufungsgedichten gewesen wäre, sogleich mittheilte, und ihr zunächst alle Briefe die ich erhielt, und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, sehen ließ. Alle diese lebhafte Neigung hatte seit meiner Abreise von Frankfurt gestockt. mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer solchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerksamkeiten gegen meine Schwester Eintrag thun; genug, sie schien sich allein, vielleicht vernachlässigt, und gab um so eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher ernst und verständig, zuverlässig und sachenswerth, ihr seine Neigung, mit der er sonst sehr karge, leidenschaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wohl darein ergeben, und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß wenn der Bruder nicht abwesend gewesen wäre, es mit dem Freunde so weit nicht hätte gedeihen können.

Meinen Freund und vermuthlichen Schwager war nun freilich sehr daran gelegen, daß ich nach Hause zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer Umgang möglich ward, dessen das Gefühl dieses von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerst zu bedürfen schien. Er nahm daher, als er sich bald entfernte, von mir das Versprechen, daß ich ihm zunächst folgen wollte.

Von Merden, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er seinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Hofrner zubringen könnte, in dessen der Freund seine Zeit an die Frankfurter gelehrten Anzeigen wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, so trieb diesen der Haß von der Universität hinweg. Denn wie es angeborene Antipathieen giebt, so wie gewisse Menschen die Katzen nicht leiden können, andern dieß oder jenes in der Seele zuwider ist, so war Merck ein Todfeind aller akademischen Bürger. die nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Roheit gefielen. Wir waren sie ganz recht: ich hätte sie wohl auch als Masken in eine meiner Fastnachtsspiele brauchen können; aber ihm verdarb der Anblick des Tags, und des Raths ihr Gebräu jede Art von gutem Humor. Er hatte die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht und nachher den exklusiven Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literatoren gewessen; mehrere Militärpersonen, in denen ein Streben nach Geistescultur rege geworden, fanden ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Cirkel. Daß ihn daher jenes Umwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studenten war wirklich leidenschaftlicher als es einem gesetzten Mann geziemte, wiewohl er mich darin seine ausschließen Schilderungen ihrer unglaublichen Ausbrüche und Betrügereien sehr oft zum Lachen brachte. Hofrners Einladungen und mein Zureden halfen nichts, ich mußte beschlossen sich um ihn nach Wetzlar wandern.

Kaum wurde ich erwartet, bis ich ihn bei Lotten eingeführt; allein seine Gegenwart in diesem Kreise gerieth mir nicht zum Gedeihen: denn wie Merdes sympathetisch, or mag hintreten wohin er will, wohl sonderlich Segen mittheilt, so machte er mir, durch seine Gleichgültigkeit gegen diese geliebte Person, deren er mich auch nicht zum Mindesten brachte, doch wenigstens seine Freunde. Ich wurde es wohl voraussehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade solche schöne glückliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um

ſich her verbreiten, ohne weitere Anſprüche zu machen, ihm nicht ſonderlich gefielen. Er zog ſehr ſchnell die Junoniſche Geſtalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, ſo ſchalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um dieſe prächtige Geſtalt bemühte, um ſo mehr, da ſie frei, ohne irgend ein Verhältniß ſich befinde. Ich verſtehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er ſehe höchſt ungern auch hier meine beſondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefährlich iſt, einen Freund mit den Vorzügen ſeiner Geliebten bekannt zu machen, weil er ſie wohl auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, ſo iſt die umgekehrte Gefahr nicht geringer, daß er und durch ſeine Abſtimmung irre machen kann. Dieſes war zwar hier der Fall nicht: denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedruckt, als daß es ſo leicht auszulöſchen geweſen wäre; aber ſeine Gegenwart, ſein Zureden beſchleunigte doch den Entſchluß den Ort zu verlaſſen. Er ſtellte mir eine Rheinreiſe, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff ſey, ſo reizend vor, und erregte die Sehnſucht, dieſelben Gegenſtände endlich mit Augen zu ſehn, von denen ich oft mit Neid hatte erzählen hören. — Nun, als er ſich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewiſſen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieſes Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachſicht leidenſchaftlicher als billig von meiner Seite geworden; ſie dagegen und ihr Bräutigam bielten ſich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht ſonderer und liebenswürdiger ſeyn konnte, und die eben hieraus entſpringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergeſſen. Indeſſen konnte ich mir nicht verbergen, daß dieſem Abenteuer ſein Ende bevorſtehe: denn von der zunächſterwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Menſch, wenn er einigermaßen reflektirt iſt, auch das Nothwendige ſelbſt zu wollen übernimmt, ſo faßte ich den Entſchluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreizehntes Buch.

Mit Merck war verabredet, daß wir uns zur ſchönen Jahrszeit in Coblenz bei Frau von La Roche treffen wollten. Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen konnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter geſendet, und wanderte nun dieſen ſchönen, durch ſeine Krümmungen lieblichen, in ſeinen Ufern ſo mannigfaltigen Fluß hinunter, dem Entſchluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zuſtande, in welchem uns die Gegenwart der ſtummlebendigen Natur ſo wohlthätig iſt. Mein Auge, geübt die maleriſchen und übermaleriſchen Schönheiten der Landſchaft zu entdecken, ſchwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der buſchigten Felſen, der ſonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der tirrenden Schilfer und der aus der Ferne leſchenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Fluſſes, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüſche zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete. Da fing in mir der alte Wunſch wieder auf, ſeine Gegenſtände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein ſchönes Taſchenmeſſer in der linken Hand, und dem Augenblicke trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichſam beſchleunigt hervor: ich ſollte dieß Meſſer ungeſäumt in den Fluß ſchleudern. Sähe ich es hineinfallen, ſo würde mein künſtleriſcher Wunſch erfüllt werden; würde aber das Einſtauchen des Meſſers durch die überhängenden Weidenbüſche verdeckt, ſo ſollte ich Wunſch und Bemühung fahren laſſen. So ſchnell als dieſe Grille in mir aufſtieg, war ſie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Meſſers zu ſehn, das gar manche Gerätſchaften in ſich vereinigte, ſchleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hieß, gewaltſam nach dem Fluſſe hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweideutigkeit der Orakel, über die man ſich im Alterthum ſo bitter beklagt, erfahren. Des Meſſers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirbelnde Waſſer ſprang wie eine ſtarke Fontaine in die Höhe, und war mir vollkommen ſichtbar. Ich legte dieſe Erſcheinung nicht zu meinen Gunſten aus, und der durch ſie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich dieſe Uebungen unterbrochner und fahrläſſiger anſtellte, und dadurch ſelbſt Anlaß gab, daß die Deutung des Oraxels ſich erfüllte. Wenigſtens war mir für den Augenblick die Außerkeit verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen, und ließ die wohlgelegenen Schlöſſer und Ortſchaften Weilburg, Limburg, Diez, und Naſſau nach und nach hinter mir, meiſtens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem andern geſellend.

Nach einer ſo angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einigemale des ſanften Bades genoß, und ſodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete ſich mir der alte Rhein, die ſchöne Lage von Oberlahnſtein entzückte mich; über alles aber herrlich und maleſtätiſch erſchien das Schloß Ehrenbreitſtein, welches in ſeiner Kraft und Macht, vollkommen geräſtet daſtand. In höchſt lieblichem Kontraſt lag an ſeinem Fuß das wohlgebaute Oertchen Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Gebrüdern von La Roche finden konnte. Angekündigt von Merck, ward ich von dieſer edlen Familie ſehr freundlich empfangen, und geſchwind als ein Glied derſelben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein helles triſtiſches und ſentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltſinn, und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals, wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Ausſicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig, und die Wände galeriemäßig mit aneinanderhängenden Gemälden behangen. Jedes Fenſter, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne ſehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie ſo heitere Morgen und ſo herrliche Abende geſehn zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gaſt im Hauſe. Zu dem Congreß, der hier theils im artiſtiſchen

theils im empfindsamen Sinne gehalten werden sollte, war auch Leuchsenring beschieden, der von Düsseldorf herauskam. Dieser Mann, von seltenen Kenntnissen in der neuern Literatur, hatte sich auf verschiedenen Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften, und da er angenehm und einschmeichelnd war, viele Gunst erworben. Er führte mehrere Stammbücher bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit seinem Einzelnen sprechen, oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spürte sein eigen Herz aus und das Herz der andern, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine solche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxischen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieser sittliche und literarische Verkehr bald weiter um sich.

Solche Correspondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann, bei freundschaftlichen Zusammenkünften, auszugsweise vorgelesen; und so ward man, da politische Discurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt.

Leuchsenrings Schatullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondelli wurden sehr hochgeachtet; sie war, als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseau's Freundin, berühmt. Wer mit diesem außerordentlichen Manne nur irgend in Verbindung gestanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in seinem Namen war eine stille Gemeinde weit und breit aufgeklärt.

Ich wünschte diesen Vorlesungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt versetzt wurde, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freilich war nicht alles gehaltreich; und Herr von La Roche, ein heiterer Welt- und Geschäftsmann, der sich, obgleich Katholik, schon in Schriften über das Münz- und Pfandwesen lustig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verwüstung zu sehen, wo mancher Einzelne ohne Verdruß sich durch Verbindung mit bedeutenden Menschen aufstutze, wobei am Ende wohl er, aber nicht jene gerührt wurden. Meistens enzyn sich dieser wackere Mann der Gesellschaft, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Hörte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, so konnte man eine schalkhafte Bemerkung erwarten. Unter andern sagte er einstens, er überzeuge sich bei dieser Correspondenz noch mehr von dem was er immer geglaubt habe, daß Frauenzimmer alles Siegellack sparen könnten, sie sollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zusteken und dürften versichert sein, daß sie unerbrochen an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weise pflegte er mit allem was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Einsicht seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, Churmaynzischen Ministers, welcher gewiß nicht geeignet war, den Witz und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.

Eine Anekdote von dem großen praktischen Sinne des Grafen dürfte hier Platz finden. Als er den verwaisten La Roche lieb gewann und zu seinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienste eines Secretärs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeschen aufzuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter schiftirt, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieses dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämmtliche Briefe und Pakete, unerbrochen, als Exercitien der ersten Zeit, aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung, die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beifall finden. La Roche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs genauste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Secretär zu Hause und schmiedete die beißesten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüstlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unverhohlener Haß gegen das Pfaffthum hatte sich bei diesem Manne, der zwei geistlichen Churfürsten diente, festgesetzt, wahrscheinlich entsprungen aus der Betrachtung des rohen, geschmacklosen, geistverderblichen Frauenwesens, welches die Mönche in Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten, und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerstörten. Seine Briefe über das Mönchswesen machten großes Aufsehen; sie wurden von allen Protestanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen.

Wenn sich aber Herr von La Roche gegen alles, was man Empfindung nennen thante, aufkehnte, und wenn er selbst den Schein derselben entschieden von sich abwies, so verbreitete er doch nicht eine väterliche zarte Neigung zu seiner ältesten Tochter, welche freilich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Gestalt, mädlich gebaut; eine freie animirte Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch sie liebte ihren Vater und neigte sich zu seinen Gesinnungen. Ihm, als thätigem Geschäftsmann, war die meiste Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die entbehrenden Gäste eigentlich durch seine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, so konnte ihm die Gesellschaft wenig Freude geben. Bei Tische war er heiter, unterhaltend, und suchte wenigstens seine Tafel von der empfindsamen Würze frei zu halten.

Wer die Gesinnungen und Denkweise der Frau von La Roche kennt, — und sie ist durch ein langes Leben und viele Schriften einem jeden Deutschen ehrwürdig bekannt geworden — der möchte vielleicht vermuthen, daß hieraus ein häusliches Mißverhältniß hätte entstehen müssen. Aber keineswegs; Sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie bis in ihre höheren Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Ehrdame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Im Anzuge war sie

ſich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Fiakergeſichtchen ſtand dem kleinen Kopfe und dem feinen Geſichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie ſprach gut und wußte dem was ſie ſagte durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen jedermann vollkommen gleich. Allein durch dieſes alles iſt noch nicht das Eigenſte ihres Weſens ausgeſprochen; es zu bezeichnen iſt ſchwer. Sie ſchien an allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf ſie. Sie war mild gegen alles und konnte alles dulden ohne zu leiden; den Sperz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Unart ihrer Kinder, alles erwiederte ſie auf gleiche Weiſe, und ſo blieb ſie immer ſie ſelbſt, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böſes, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen geweſen. Dieſer Sinnesart verdankt ſie ihre Selbſtſtändigkeit bis in ein hohes Alter, bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schickſalen. Doch um nicht ungerecht zu ſeyn, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der ſich von demjenigen unterſchied, deſſen ſie ſich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen wunderſam angenehmen Umgebung eine Zeit lang fort, bis Merck mit ſeiner Familie herankam. Hier entſtanden ſogleich neue Wahlverwandtſchaften: denn indem die beiden Frauen ſich einander näherten, hatte Merck mit Herrn von La Roche als Welt- und Geſchäftskenner, als unterrichtet und gereift, nähere Berührung. Der Knabe geſellte ſich zu den Knaben, und die Töchter fielen mir zu, von denen die älteſte mich gar bald beſonders anzog. Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt. So ſieht man den untergehenden Sonnengern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut ſich an dem Doppelgange der beiden Himmelsleuchter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hauſe. Man durchſtrich die Gegend; Ehrenbreitſtein dieſſeits, die Cartause jenſeits wurden beſtiegen. Die Stadt, die Moſelbrücke, die Fähre die uns über den Rhein brachte, alles gewährte das mannigfachſte Vergnügen. Noch nicht erbaut war das neue Schloß; man führte uns an den Platz wo es ſtehen ſollte, man ließ uns die verſchiedenen Riſſe davon ſehen.

In dieſem heitern Zuſtande entwickelte ſich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit. Der in gebildeten wie in ungebildeten Geſellſchaften gewöhnlich ſeine unſeligen Wirkungen übt. Merck, zu gleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechſel mit angehört, als er über die Dinge von denen die Rede war, ſo wie über die Perſonen und ihre Verhältniſſe, gar manchen ſchalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichſten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen ſeyn ſollten. Von politiſchen Geheimniſſen war zwar keinesweges die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewiſſen Zuſammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menſchen aufmerkſam, die ohne ſonderliche Talente mit einem gewiſſen Geſchick für perſönlichen Einfluß zu verfahren wußten, und durch die Bekanntſchaft mit vielen, auch ſich ſelbſt etwas zu bilden ſuchen; und von dieſer Zeit an hatte ich Gelegenheit dergleichen mehr zu bemerken. Da ſolche Perſonen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reiſende bald hier bald da eintreffen, ſo kommt ihnen die Gunſt der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht benehmen noch verkümmern ſollte: denn es iſt dieſes eine herkömmliche Sache, die jeder Reiſende zu ſeinem Vortheil, jeder Bleibende zu ſeinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem ſey nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewiſſe unruhige, ja neidiſche Aufmerkſamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder gogen, ſich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigſtens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen ſuchten. Einen zarten und weichen dieſer Zunftgenoſſen habe ich im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, in einem künftig mitzutheilenden Faſtnachtsſpiele, das den Titel führt: Satyros, oder der verghierte Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigſtens mit gutem Humor dargeſtellt.

Indeſſen wirkten die wunderlichen Elemente unſerer kleinen Geſellſchaft noch ſo ganz leidlich auf einander; wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene beſondere Weiſe der Hausfrau gemildert, welche von dem, was um ſie vorging, nur leicht berührt, ſich immer gewiſſen überlegen verhielt, und indem ſie ſelbige freundlich und wohlwollend zu äußern verſtand, alles Scharfe was in der Geſellſchaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebne auszugleichen wußte.

Merck hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblaſen, ſo daß die Geſellſchaft in dem beſten Verhältniß aus einander ging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Mainz rückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts, und obſchon dieſelbe an ſich ſehr langſam ging, ſo erſuchten wir noch öfters dieſe den Schiffer, ſich ja nicht zu übereilen. So genoſſen wir mit Muße der unendlich mannigfaltigen Gegenſtände, die bei dem herrlichſten Wetter jede Stunde an Sehnſucht zuzunehmen und ſowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechſeln ſchienen; und ich wünſche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich ausſpreche, daß jeder meiner Leſer im Stande ſey, ſich dieſe Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet, und uns wenigſtens dadurch die tauſendfältige Abwechſelung jener herrlichen Ufer feſter eingedruckt; aber auch unſer Verhältniß verinnigte ſich durch dieſes längere Zuſammenſeyn, durch die vertrauliche Mittheilung über ſo mancherlei Dinge, dergeſtalt daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Geſell zu einem behaglichen Daſeyn unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geſchärfter Blick warf ſich wieder auf die Kunſtbetrachtung, wozu mir die ſchönen Frankfurter Sammlungen an Gemälden und Kupferſtichen die beſte Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Ettling, Ehrenreich, beſonders aber dem braven Rothnagel ſehr viel ſchuldig geworden. Die Natur in der Kunſt zu ſehen, ward bei mir zu einer Leidenſchaft, die in ihren höchſten Augenblicken andern, ſelbſt paſſionirten Liebhabern, faſt wie Wahnſinn erſcheinen mußte; und wie konnte eine ſolche Neigung beſſer gehegt werden, als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederländer. Damit ich mich aber auch mit dieſen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Rothnagel ein Cabinet ein, wo ich alles fand, was zur Oelmalerei nöthig war, und ich malte einige einfache

Stillleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Messerstiel von Schildpatt mit Silber eingelegt, meinem Meister, der mich erst vor einer Stunde besucht hatte, dergestalt ähnlich erschien, daß er behauptete, es müsse während der Zeit einer von seinen untergeordneten Künstlern bei mir gewesen seyn.

Hätte ich geduldig fortgefahren mich an solchen Gegenständen zu üben, einen Ton und Schatten und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen, und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen, und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen,

dem Guten gut, und nur dem Bösen bös werden konnten. Strenge Eiferer vermuteten das Letztere, und hielten fest darüber, daß kein Geistlicher je ins Theater gehen solle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unschädlich, sondern sogar für nützlich ansah. Um nützlich zu seyn, mußte es sittlich seyn, und dazu bildete es sich im nördlichen Deutschland um so mehr aus, als durch einen gewissen Halbgeschmack die lustige Person vertrieben ward, und obgleich geistreiche Köpfe für sie einsprachen, dennoch weichen mußte, da sie sich bereitet von der Derbheit des Deutschen Hanswurstes gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der Italiänischen und Französischen Harlekine gewendet hatte. Selbst Scapin und Crispin verschwanden nach und nach; den letztern habe ich zum letzten Mal von Koch, in seinem hohen Alter, spielen sehen.

Schon die Richardsonischen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der Clarisse auf eine grausame Weise gegliedert. Lessings Miß Sara Sampson behandelte dasselbe Thema. Nun ließ der Kaufmann von London einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die Französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderot's Hausvater, der ehrliche Verbrecher, der Essighändler, der Philosoph ohne es zu wissen, Eugenie und mehr dergleichen Werke waren dem ernsteren Bürger- und Familienleben gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen der hausbackne Sohn, der Deserteur und Kindermörder und ihre Sippschaft denselben Weg. Der Minister, Clementine und die übrigen Gebler'schen Stücke, der deutsche Hausvater von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anschauung, und entzückten das große Publicum. Eckhof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, bot die ersten Zu gungen solcher Stücke ungeeinin, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm als einem rechtlichen Manne, vollkommen gelang.

Indem nun das Deutsche Theater sich völlig zur Verwirklichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburgs mit England veranlaßt, englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im allgemeinsten brauchen; denn die Originale sind meistens fremdes, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins Weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderseltsamen Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, stets sich zuletzt ungern ins Regellose getrieben. Ueberdies geht ein wildes und unsittliches, gemein wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer seyn möchte, dem Plan und den Charaktern alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die bloß einer starken und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit gesund und verdaulich gewesen seyn mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht, und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein derber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein feindliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander brachte glücklicherweise die Einseitigkeit, in die man sonst verfallen wäre.

Der Deutsche, gut und gutmüthig von Natur, will niemand gemißhandelt wissen. Weil aber kein Mensch, wenn er auch noch so gut denkt, sicher ist, daß man ihm nicht etwas gegen seine Neigung unterschiebe, auch das Lustspiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuschauer voraussetzt oder erweckt, wenn es behagen soll, so geriethen nun auf einem natürlichen Wege, ja einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen; hierauf war die höheren Stände herabzusehen und sie mehr oder weniger auszulachen. Die prosaische und poetische Satyre hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Niemer entwich sich nach jener Seite hin alles Spottes, und blieb in einem niederen Kreise. Zacharia beschäftigt sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Mißachtung. Thümmel Wilhelmine, eine kleine geistreiche Komposition, so angenehm als rühm, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deswegen, weil der Verfasser, ein Chelmann und Hofjunker, die eigne Klasse nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höheren Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das Gleiche zu noch mehr thun zu dürfen; wie denn Großmann in seyn unanpetitlichen Schlüsseln alle Lecterpeisen seiner Pöbelköche dem schadenfrohen Publicum auftischte. Ein trefflicher Mann, Hofrath Reinhardt, machte bei dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister, zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gäste. Von dieser Zeit an wähnte man die theatralischen Bösewichter immer auch den höheren Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsecretär seyn, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Scandalidern aber ester man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civil-Etats im Adreßkalender, im welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justizarien, als Böswichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden.

Doch indem ich schon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede seyn kann, kehre ich auf mich selbst zurück, um des Drangs, der in mir wirkte, den ich empfand, mich in freien Stunden mit den einmal aufgenommenen theatralischen Planen zu beschäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakspeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft kannte sich bereitmacht auf, daß auch meine dramatische Form alle Theaterschranken überschritt, und sich dem lebendigen Ereigniß mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich verwirrt ging, mit meiner Schwester umständlich

unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte diese Unterhaltung so oft, ohne nur irgend zum Werke zu schreiten, daß sie zuletzt unbehilflich und wohlwollend heimgand hat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, sondern endlich einmal das, was nur so gegenwärtig wäre, auf das Papier festzubringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich einen Versuch gend zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgefetzet hatte. Ich schrieb die ersten Scenen, und Abends wurden sie Cornelien vorgelesen. Sie schenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem sie zweifelte, daß ich so fortfahren würde, ja, sie äußerte sogar einen entschiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieses reizte mich nur um so mehr, ich fuhr den nächsten Tag fort, und so den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir obnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen an's Werk, das ich geradewegs verfolgte, ohne weder rückwärts noch rechts, noch links zu sehn, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuscript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Merken mit, der verständig und wohlwollend darüber sprach; ich sendete es Herdern zu, der sich unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte, in einigen gegenständlichen Schmähgedichten mich deßhalb mit spöttischen Namen zu bezeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern faßte meinen Gegenstand scharf ins Auge; der Wurf war einmal gethan, und es fragte sich nur, wie man die Steine im Brett vortheilhaft setzte. Ich sah wohl, daß mir auch hier niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, so erkannte ich freilich daß ich, bei dem Versuch auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höhern Einheit, die um deßto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich, ohne Plan und Entwurf, bloß der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Hinge geblieben, und die ersten Acte konnten für das, was sie seyn sollten gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wunderliche Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie obnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der die Kunstfessln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel, oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich legte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der deutschen Alterthümer, mein eigenes Werk im Sinne, und suchte ihm immer mehr düsterisches und nationalen Gehalt zu geben, und das, was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu Gute gethan, indem ich in einer grausenvoll nächtlichen Zigeunergegend Adelheiden auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Acte unschicklich angeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich ins Enge zog, und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

Ohne also an dem ersten Manuscript irgend etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete dieß auch mit solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweite Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig, bei einer mit mehreren Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung, abermals zum Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dieß anzufangen gedächte, Merken vorzutragen anfing, spottete er mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse seyn, was das eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bei Zeit auf die Zaun', so trocknen die Windeln!" rief er sprüchwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiederte ihm dagegen, daß es mir unangenehm seyn würde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten, und mir vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen; denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Curiositäten beurtheilen? Wenn meine Mitfreunde, auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scen vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehn; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier war nun meines Freundes technisch mercantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich sowohl mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt, wie schon bisher, wie er meinte, dieß seltsame und gewiß aufsallende Werk auf ohne Kosten herausgeben, und es werde dann ein guter Vortheil zu ziehen seyn, wie er denn, mit so vielen andern, öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward angemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen wolle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Ernte nach und nach in saubern Abdruckexemplaren zu sehen; sie nahm sich wirklich stattlich aus, als ich selbst gebaut. Wie vollendeten das Werk, und es ward in vielen Paketen versendet. Nun bauerte es nicht lange, so entstand überall eine große Bewegung; das Aufsehen, das es machte, ward allgemein. Weil wir aber, bei unsern beschränkten Verhältnissen, die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu versenden vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdieß gegen unsere Ansündigungen freilich sobald keine Erklärung, an allerwegen eine harte, zurückstoßende kam: so war ich, als Hausvater, dessen Casse nicht in reichlichen Umständen seyn konnte, zu einer Zeit wo man mir von allen Seiten der viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit

meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der sich schon eher zu helfen wußte, legte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens alles wieder ins Gleiche stellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden.

Schon bei den kleinen Flugschriften, die ich unerwartet herausgab, hatte ich das Publikum und die Recensenten auf meine eigenen Kosten kennen lernen, und ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet, besonders da ich seit mehreren Jahren immer mochte und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hineingesagt wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen müssen: So fand z. B. im Deutschen Merkur eine weitläufige wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im allgemeinen dem Recensenten widersprach und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt, ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer, wie mochte es erst im großen Publikum aussehn!

Das Vergnügen, mich mit Mercken über solche Dinge zu besprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer; denn die einsichtsvolle Landgräfin von Hessen-Darmstadt nahm ihn, auf ihrer Reise nach Petersburg, in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam, und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte.

Denn wie man wohl den Entschluß faßt Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, sich auch mutvig vorsetzt, Gefahr und Beschwerlichkeiten zu ertragen, so wie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besonderen Fälle vorstellt, unter welchen diese im allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerst unangenehm überraschen können: so ergeht es einem jeden der sich in die Welt wagt, und besonders dem Autor, und so ging es auch mir. Da der größte Theil des Publikums mehr durch den Stoff als durch die Behandlung angeregt wird, so war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens skeptisch. Sie glaubten daran ein Panier zu sehn, unter dessen Vorschritt alles, was in der Jugend Mißbrauch und Ungeschicklichkeit leht, sich wohl Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aechtliches spukte, wurden davon hingerissen. Ich besitze noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg dessen gelten kann, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenseite tadelten mich gesetzte Männer, daß ich das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert habe, ja sie legten mir die Absicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedächte. Noch andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann, und verlangten, ich sollte die Original-Erzählung des guten Götz von mit Noten herausgeben; wozu ich mich keineswegs geschickt fühlte, es ich es mir gleich gefallen ließ, daß man meinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks zu setzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines großen Daseins abzupflücken verstand, mich für einen sorgfältigen Kunstgärtner gehalten. Diese meine Gelehrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von andern in Zweifel gezogen. Ein angesehener Geschäftsmann macht mir ganz unverhofft die Visite. Ich sehe mich dadurch höchst geehrt, und um so mehr, als er sein Gespräch mit dem Lobe meines Götz von Berlichingen und meiner guten Einsichten in die Deutsche Geschichte anfängt; allein ich finde mich bald betroffen als ich bemerkte, er sey eigentlich nur gekommen um mich zu befragen, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Frau von Sickingen gewesen sey, und daß ich also durch dieses poetische Ehebündniß gar sehr gegen die Geschichte verstoßen habe. Ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß Götz ihm selber so nenne; allein mir ward erwidert, daß dieses eine Redensart sey, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neueren Zeit die Pestilenz auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe. Ich dankte so gut ich konnte für diese Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen sey. Dieß ward von seiner Seite gleichfalls bedauert, wobei er mich freundlich zu fernerem Studium der Deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte, und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das lustigste jedoch, was mir in dieser Art begegnete, war der Besuch eines Buchhändlers, der mit einer heiteren Treuherzigkeit sich zu dem Dutzend solcher Stücke anbot, und sie gar zu honoriren versprach. Daß wir uns darüber sehr lustig machten, läßt sich denken, und doch hatte er im Grunde so unrecht nicht: denn ich war schon im Stillen beschäftigt, von diesem Mittelpunkt der Deutschen Geschichte mich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinn zu bearbeiten. Ein tödlicher Verlag, der wie so manche andere durch die flüchtig verbrauchende Zeit vereitelt worden.

Jenes Schauspiel jedoch beschäftigte bisher den Verfasser nicht allein, sondern, während es erfunden, geschrieben, umgeschrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorschläge in seinem Geiste. Diejenigen welche dramatisch zu behandeln waren erhielten den Vorzug am bittersten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte sich ein Uebergang zu einer andern Darstellungsart, welche nicht zu den dramatischen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtschaft hat. Dieser Uebergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräche umbildete.

Gewöhnt am liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, nieder zu sitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr stehen, und verhandelte mit ihr den Gegenstand, der ihm eben im Sinne

tag. Hierauf antwortete sie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Ja- oder Abstimmen zu erkennen; wie denn jeder Mensch hierin etwas Eigenes hat. Schaun fuhr der Sprechende fort, dasjenige was dem Gaste zu gefallen schien, weiter auszuführen, oder was derselbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu bestimmen, und sah auch wohl zu lenken seine Ideen gefällig auf. Das Wunderlichste war dabei, daß er niemals Personen seiner nähreren Bekanntschaft wählte, sondern solche die er nur selten sah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten, und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß gestanden; aber es waren meist Personen, die, mehr empfänglicher als aufgeweckter Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit sind, die in ihrem Gesichtskreise liegen, ob er sie gleich manchmal zu diesem dialektischen Uebungen widersprechende Geister berief. Hiezu benutzten sich nun Personen beiderlei Geschlechts, jedes Alters und Standes, und erwiesen sich gefällig und anmuthig, da man sich nur von Gegenständen unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Hohlt wunderbar würde es jedoch manchen vorgekommen seyn, wenn sie hätten erfahren können, wie oft sie zu dieser idealen Unterhaltung berufen wurden, da sich manche zu einer wirklichen wohl schwerlich einzufinden hätten.

Wie nahe ein solches Gespräche im Geiste mit dem Briefwechsel verwandt sey, ist klar genug, nur daß man hier ein dergebrachtes Vertrauen erwiesen sieht, und dort ein neues, immer wechselndes, uns erwiedertes sich selbst zu schaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu schildern war, mit welchem die Menschen, ohne durch Noth gedrungen zu seyn, das Leben empfanden, mußte der Verfasser sogleich darauf fallen, seine Gesinnung in Briefen darzustellen: denn jeder Unmuth ist eine Geburt, ein Zhaling der Einsamkeit; wer sich ihm ergiebt, sieht allen Widerspruch, und was widerspricht ihm mehr als jede bestere Gesellschaft? Der Lebensgenuß anderer ist ihm ein peinlicher Vorwurf, und so wird er durch das, was ihn aus sich selbst herauslocken sollte, in sein Innerstes zurückgewiesen. Mag er sich alsdann darüber ändern, so wird es durch Briefe geschehn: denn einem schriftlichen Ernst, er sey erdichtet oder wirklich brieflich, sezt sich doch niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort oder gieht dem Einsamen Gelegenheit, sich in seinen Grillen zu befestigen, einen Anlaß, sich noch mehr zu verstecken. Jene in diesem Sinne geschriebenen Werthertiden Briefe haben nun wohl deßhalb einen so mannigfaltigen Reiz, weil ihr verschiedener Inhalt erst in solchen idealen Dialogen mit mehreren Individuen durchgesprochen worden, sie sodann aber in der Composition selbst, nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erscheinen. Mehr über die Behandlung des so viel besprochenen Werkleins zu sagen, möchte kaum räthlich seyn; über den Inhalt jedoch läßt sich noch Einiges hinzufügen.

Jener Fiel vor dem Leben hat seine physischen und seine sittlichen Ursachen, jene wollen wir dem Arzt, diese dem Moralisten zu erforschen überlassen, und bei einer so oft durchgearbeiteten Materie, nur den Hauptpunkt bezeichnen, wo sich jene Erscheinung am deutlichsten ausspricht. Alles Behagen am Leben ist auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechsel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blätter und Früchte, und was uns sonst von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und sollen, diese sind die eigentlichen Triebfedern des irdischen Lebens. Je offener wir für diese Genüsse sind, desto glücklicher fühlen wir uns; wäßig sich aber die Verschiedenheit dieser Erscheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, sind wir gegen so hohe Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Uebel, die schwerste Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine eitelpaite Last. Von einem Engländer wird erzählt, er habe sich aufgehangen, um nicht mehr täglich sich aus- und anzuziehen. Im Fannie einen wackern Gärtner, den Aufseher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: Soll ich denn immer diese Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen sehn? Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen gesehn, und gewünscht, es möchte zur Abwechselung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrusses, der nicht selten in den Selbstmord ausschlägt, und bei denkenden in sich gekehrten Menschen häufiger war als man glauben kann.

Nichts aber verursacht mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sey die einzige: denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört, sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Absonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verfeinerten cultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen spaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes stiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an sich selbst, doch an andern bald gewahr, daß moralische Epochen eben so gut wie die Jahreszeiten wechseln. Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Verehrung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es selbigen können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch sind diese Dinge nicht bloße Naturereignisse: sie entgehen uns durch eigne oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geschick, aber sie wechseln, und wir sind ihrer niemals sicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am meisten ängstigt, ist die unaufhaltsame Wiederkehr unserer Fehler: denn wie spät lernen wir einsehen, daß wir, indem wir unsere Tugenden ausbilden, unsere Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf diesen wie auf ihrer Wurzel, und diese verzweigen sich insgeheim eben so stark und so mannigfaltig als jene im offenbaren Licht. Weil wir nun unsere Tugenden meist mit Willen und Bewußtsein ausüben, von unseren Fehlern aber unbewußt überrascht werden, so machen uns jene selten einige Freude, diese hingegen beständig Reue und Qual. Hier liegt der schwerste Punkt der Selbsterkenntniß, der sie beinah unmöglich macht. Denke man sich nun dazu ein sehendes jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenstände leicht zu paralysirende Einbildungskraft, dazu die schwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, sich aus einer solchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

Solche bösartige Betrachtungen jedoch, welche denjenigen, der sich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten sich in den Gemüthern Deutscher Jünglinge nicht so entsetzlich entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und befördert. Es gesiel

Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen ſaugen:

Oder ſie mag
Mit fliegendem Haar
Und düſterm Blicke
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne,

dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Tiefsinn begleitet, welchen sie einem jeden mittheilt, der sich mit ihr beschäftigt. Der geistreiche Britte sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt; er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loses und raunschendes Leben geführt, und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht, und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten, theils die ersten, theils untere Rollen gespielt, und bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen, und wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern hier traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele sind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beschädigt worden!

Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu seyn, fordert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdischen Dinge. Ernsthaft ist auch der Deutsche, und so war ihm die englische Poesie höchst gemäß, und weil sie sich aus einem höheren Zustande herüberrief, imposant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, wohlgeübten Verstand, ein tiefes, partei Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken: die herrlichsten Eigenschaften, die man von geistreichen gebildeten Menschen rühmen kann; aber das alles zusammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective vor uns entwickelt daliegen. Die munterste wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in diesem Sinne die Mehrzahl der englischen meist moralisch-didaktischen Gedichte, und sie werden im Durchschnitt nur einen bösen Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Young's Nachtgedanken allein, wo dieses Thema vorzüglich durchgeführt ist, sondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte, sämmtlich, ob man sich's verhehlt, in dieses traurige Gebiet, wo dem Verstande eine Aufgabe zugewiesen ist, die er zu lösen nicht hinreicht, da ihm ja selbst die Religion, wie er sich solche alleinfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zusammen drucken, welche als ein Commentar zu jenem sonderlichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Was ferner die englischen Dichter noch zu Menschenfeindlein vollendet und das unausstehliche Gefühl von Widerwillen gegen alles über ihre Schriften verbreitet, ist, daß sie sämmtlich, bei den mannichfachen Spaltungen ihres Gemeinwesens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den besten Theil desselben, einer oder der andern Partei widmen mußten. Da nun ein solcher Schriftsteller die Siegen denen er ergeben ist, die Seite der er anhängt, nicht loben und herausstreichen darf, will er sonst nur Neid und Widerwillen erregen möchte, so übt er sein Talent, indem er von den Gegnern so übel und schlecht als möglich spricht, und die satyrischen Waffen, so sehr er nur vermag, schärft, ja vergiftet. Selbstredend dieses nun von beiden Theilen, so wird die dazwischen liegende Welt zerstört und rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig thätigen Volksverein zum allergelindesten nichts als Thorheit und Wahnsinn entdecken kann. Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber, oder wird, ehe er vorteilig schwimmend seine Geliebte erreicht, von einem Haifische gefressen; und wenn ein Dichter wie Gray sich auf einem Dorfkirchhofe lagert, und seine bekannten Melodien wieder anstimmt, so kann er versichert seyn, eine Anzahl Freunde der Melancholie um sich zu versammeln. Milton's Allegro muß erst in heftigen Versen den Unmuth verscheuchen, ehe er zu einer sehr mäßigen Lust gelangen kann, und selbst der heitere Goldsmith verliert sich in elegische Empfindungen, wenn uns sein Deserted Village ein verlorenes Paradies, das sein Traveller auf der ganzen Erde wiedersucht, so lieblich als traurig darstellt.

Ja zweifle nicht, daß man nur auch muntere Werke, heitere Gedichte werde vergleichen und entgegensetzen können; allein die meisten und besten derselben gedrten gemiß in die ältere Epoche, und die neuern die man dahin rechnen könnte, neigen sich gleichfalls gegen die Satyre, sind bitter und besonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im allgemeinen erwähnten, ernsten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern aussuchten, der eine, nach seiner Gemüthsart, die leichtere elegische Trauer, der andere die schwerlastende, alles aufgebende Verzweiflung suchend. Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakspeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Mitgenossen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein jeder auswendig und recitirte sie gern, und jedermann glaubte, er dürfe eben so melancholisch seyn als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und seinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Local abginge, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, um nöthiger Haide, unter vorüberziehenden beweglichen Gruppen Nebelnen wandelnd, das durch einen spannenlangen Wind bewegte Gras um uns, und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese caledonische Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.

In einem solchen Element, bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gequält, von außen zu bedeutenden Handlungen fein ewig angetrieben, in der einsigen Aussicht, uns in einem sehr engen, geschlossenen, bürgerlichen Leben einhalten zu müssen, befreundete man sich, in unmuthigem Uebermuth, mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht

mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deßwegen die große Wirkung that, weil er überall ansching und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte. Wie genau die Engländer mit diesem Jammer bekannt waren, bezeugen die wenigen bedeutenden, vor dem Erscheinen Werthers gedichteten Zeilen:

To griefs congenial prone,
More wounds than nature gave he knew,
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own.

Der Selbstmord ist ein Ereigniß der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen und gehandelt seyn als da will, doch einen jeden Menschen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt seinen Helden und großen Männern das Recht, sich nach Belieben den Tod zu geben, indem er sagt, es müsse doch einem jeden freistehen, den fünften Act seiner Tragödie zu schließen, wo es ihm beliebe. Hier aber ist von solchen Personen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen wird, wenn sie die Ihre die sie besitzt, sobald dieselbe von der Erde verschwindet, auch noch jenseits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit solchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichsten Zustande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet. Da ich selbst in dem Fall war, und am besten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anstrengung es mir gekostet, ihr zu entgehen, so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verschiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angestellt.

Es ist etwas so Unnatürliches, daß der Mensch sich von sich selbst trennte, sich nicht allein beschädige, sondern vernichte, daß er muthmaßlich zu mechanischen Mitteln greift, um seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in sein Schwert fällt, so ist es die Last seines Körpers, die ihm den letzten Dienst erweiset. Wenn der Krieger seinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen, so ist es auch eine äußere Kraft, deren er sich versichert, nur eine moralische statt einer physischen. Frauen suchen im Wasser die Kühlung ihrer Verzweiflung, und das höchst mechanische Mittel des Schießgewehrs sichert eine schnelle That mit der geringsten Anstrengung. Den Erdsturz erwähnt man nicht gern, weil es ein mühler Tod ist. In England kann es am ersten begegnen, weil man dort von Jugend auf so manchen hängen sieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend ist. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langsam vom Leben zu scheiden, und der raffinirteste, schmerzenloseste Tod durch eine Natter war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Lust zugebracht hatte. Alles dieß sind äußere Beyhülfe, sind Feinde mit denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt.

Wenn ich nun alle diese Mittel überlegte, und mich sonst in der Geschichte weiter umsah, so fand ich unter allen denen, die sich selbst entleibt, keinen, der diese That mit solcher Großheit und Freiheit des Geistes verrichtet, als Kaiser Otho. Dieser, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keineswegs aufs Aeußerste gebracht, entschließt sich zum Besten des Reichs, das ihm gewissermaßen schon angehörte, und zur Schonung so vieler Tausende, die Welt zu verlassen. Er begeht mit seinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am andern Morgen, daß er sich einen scharfen Dolch mit eigner Hand in das Herz gestoßen. Diese einzige That schien mir nachahmungswürdig und ich überzeugte mich, daß wer nicht hiernach handeln könne wie Otho, sich nicht erlauben dürfe, freiwillig aus der Welt zu gehen. Durch diese Ueberzeugung rettete ich mich nicht sowohl von dem Vorsatz als von der Grille des Selbstmords, welche sich in jenem dortigen Friedenszeiten bei einer müßigen Jugend eingeschlichen hatte. Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen trefflichen wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieß aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Grillen hinweg, und beschloß zu leben. Um dieß aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles was ich über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir durchzutreiben, zu vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten geängstigt und gedrängt; aber es wollte sich nichts gestalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verbinden könnten.

Auf einmal erfuhre ich die Nachricht von Jerusalems Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte folgten die genauste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden, das Ganze faßte sich von allen Seiten zusammen, und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird. Diesen seltsamen Gewinn festzuhalten, ein Werk von so bedeutendem und mannigfaltigem Inhalt nur zu vergegenwärtigen, und in allen seinen Theilen aufzuführen war nur um so angelegener, als ich schon wieder in einer peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen, und nichts als Untreue, wo nicht Verrath weissagte.

Es ist immer ein Unglück in neue Verhältnisse zu treten, in denen man nicht herkommen ist; wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theilnahme gelockt, und peinigt die Halbheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel sie zu ergründen noch ihnen zu entsagen.

Frau von La Roche hatte ihre älteste Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft sie zu besuchen, und konnte sich nicht recht in den Zustand finden, den sie doch selbst angewählt hatte. Unstatt sich darin behaglich zu fühlen, oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, erging sie sich in Klagen, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sey unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich bestände. Ich war in diesen in dem Hause gut aufgenommen und kam mit dem ganzen Cirkel in Berührung, der aus Personen bestand, die theils zur Heirath beigetragen hatten,

theils derselben einen glücklichen Erfolg wünschten. Der Dechant von St. Leonhard Dumeix sagte Vertrauen ja Freundschaft zu mir. Er war der erste katholische Geistliche, mit dem ich in nähere Verbindung trat, und der, weil er ein sehr hülfebender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältnisse der ältesten Kirche solche und hinreichende Aufschlüsse gab. Der Gestalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau, mit Namen Servieres, erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Alessina-Serwieresischen und andern Familien gleichfalls in Berührung, und mit den Söhnen in Verhältnisse, die sich lange freundschaftlich fortsetzten, und sah mich auf einmal in einem fremden Cirkel einheimisch, an dessen Beschäftigungen, Vergnügungen, selbst Recitationsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward noch der Heirath fortgesetzt; meine Jahre sagten den übrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Thue vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern gesegnet, aus dem heitern Thal Ehrenbreitstein und einer fidelen Jugend in ein trübes gelehrtes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte. Da so viel neue Familienverhältnisse war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeflemmt. War man mit einander zufrieden, so schien sich das von selbst zu verstehen; aber die meisten Theilnehmer wendeten sich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verfeinern als zu verbessern pflegte. Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, schien doppelt und dreifach auf mich zu fallen, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien.

Jerusalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Bedauerlichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Aergerliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Glut einhauchte, welche seine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen nach so langen und vielen gehemmen Vorbereitungen, schrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Das nunmehr fertige Manuscript lag im Concept, mit wenigen Correcturen und Abänderungen, vor mir. Es ward sogleich geheftet; denn der Band diente der Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde; man sieht viel eher, ob sie dann auch in sich wirklich stehe. Da ich dieses Aeußerliche ziemlich unbewußt, einem Nachwandler ähnlich, gedacht, den hatte, so verwundete ich mich selbst daraber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir manches beigehen würde, das noch zu seinem Vortheil gereichen könnte, gab ich es meinen jüngeren Freunden zu lesen, auf die es eine desto gehörere Wirkung that, als ich, gegen meine Gewohnheit, weder niemanden davon erzählt, noch meine Absicht entdeckt hatte. Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie gerade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr, als durch jede andere, aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen: und was hier im Anfang unter wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publicum, und dieses Büchlein, was mir so viel genützt hatte, ward als höchst schädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben soll, wäre zufälliger Weise beinahe vorgebeugt worden, als es, bald nach seiner Entstehung, Gefahr lief vernichtet zu werden; und damit verbleibt sich's also. Merck war seit kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen, und ihm von diesem Werther, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinste erzählen können. Einst besuchte er mich, und als er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er setzte sich aufs Canapé, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, rinne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich nach patheticher an und wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: Nun ja! es ist ganz hübsch, auf das schrecklichste niederschlug, und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Styl, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen; aber ich ermannte mich wieder und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch gerathen kann. Er habe deswegen nichts gesagt noch gehört, und wisse gar nicht worein in meinem Manuscripte die Rede sey. Die Sache hatte sich indessen, in so fern sie sich herstellen ließ, wieder hergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Cuvrete der

Mann, sich ins Unerhörte zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er schalt meinen Verlag, den Werther unzureichend mit breiten Anständen, und verlangte ihn gedruckt zu sehen wie er sich. Es ward ein sauberes Manuscript davon besorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb; denn zufälliger Weise an demselben Tage, an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheirathete, und das Haus, von einer freudigen Festheiterkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuscript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen, sich sendete den Werther ab, und war sehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Saufereien verschwunden wurde, die ich um des Glückes von Verlobungen willen zu machen genöthigt gewesen.

Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und verzeihlich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion welche sich hierauf im Publicum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, daß es ein geistiges Werk geistig aufnehmen solle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich schon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben müsse. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erfreuet und belehrt sie.

Von Recensionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan, jene guten Leute mochten nun auch sehen, wie sie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, diese Dinge zu sammeln, und weil sie in meine Ansichten schon mehr eingeweiht waren, sich darüber lustig zu machen. Die Freuden des jungen Werther, mit welchen Nicolai sich hervorthat, standen zu mannichfalt Scherzen Gelegenheit. Dieser übrigens brave, verständ- und kenntnißreiche Mann hatte schon angefangen alles niederzuhalten und zu besiegen, was nicht zu seiner Sinnesart paßte, die er, geistig sehr beschränkt, für die ächte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er sich sogleich versuchen, und jene Broschüre kam uns bald in die Hände. Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen; wie ich denn diesen Künstler über die Maßen verehrte. Das Machwerk selbst war aus der rohen Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sey, daß Werthers Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 111 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige physische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut gefüllte Pistole unterzuschieben, worauf denn ein schmutziger Spectakel, aber glücklicher Weise kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werthers Gattin, und die ganze Sache endigt sich zu jedermanns Zufriedenheit.

So viel wüßte ich mich davon zu erinnern; denn es ist mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Blamirte hatte sich ausgetummelt und unter meine liebsten Kinder gesetzt. Denn vertraute ich, zur Stillen und unverschämten Rache, ein kleines Spottgedicht, Nicolai auf Werthers Grabe, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Lust alles zu dramatisiren, ward bei dieser Gelegenheit abermals rege. Ich schrieb einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther, der ziemlich nackicht aussieht. Werther beschwert sich bitterlich, daß die Erfindung durch Hühnerblut so schlecht abgelaufen. Er ist zwar am Leben geblieben, hat sich aber die Augen ausgeschossen. Nun ist er in Verzweiflung, ihr Gatte zu seyn und sie nicht sehen zu können, da ihm der Anblick ihrer Gesammtpersönl fast lieber wäre, als die süßen Einzelnheiten, deren er sich durchs Gefühl versichern darf. Lotten, wie man sie kennt, ist mit einem blinden Manne auch nicht sonderlich gedient, und so findet sich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchst zu verlachen, daß er sich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten mische. Das Ganze war mit gutem Humor geschrieben, und schuldete mir freier Verantwortung jenes unauslöschliche Gelächter Verstreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und andern in der Folge viel Verdruß machte, und darüber zuletzt, bei so mannichfachen Verdiensten, seine literarische Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieses Scherzes ist niemals angestrichen worden und seit vielen Jahren verschollen. Ich hatte für die kleine Production eine besondere Vorliebe. Die reine heitre Neigung der beiden jungen Personen war durch die komisch tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschwächt. Die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch schmutzig. Nicht ganz so höflich ließ ich das Büchlein selber sprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdrückte:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen:
Der plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser beweisen!
Mag scheint mich der Berliner Bann,
Gesammlickert sey's gewesen!
Und wer mich nicht verstehen kann
Der lerne besser lesen.

Vorbereitet auf alles was man gegen den Werther vorbringen würde, fand ich so viele Widerreden keineswegs verdrießlich; aber darum hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sey; denn anstatt daß mir jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verdrießliches gesagt hätte, so wollten sie sämmtlich ein für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sey; worüber ich denn sehr ärgerlich wurde, und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn diese Frage zu beantworten, hätte ich mein Werthen, an dem ich so lange gefeilt, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahrhaften Bestandtheile selbst wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verwirrt worden wären. Näher betrachtet konnte ich jedoch dem Publicum die Forderung nicht verübeln. Jerusalems Schicksal hatte großes Aufsehn gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten

Gottesgelahrten und Schriftſtellers, geſund und wohlhabend, ging auf einmal, ohne bekannte Veranlaſſung, aus der Welt. Jedermann fragte nun, wie das möglich geweſen ſey, und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Geſellſchaft begegnet, ſprach, der ganze Mittelſtand aufgeregt, und jedermann wünſchte das Genauere zu erfahren. Nun erſchien im Werther eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wieder zu finden meinte. Localität und Perſönlichkeit trafen zu, und bei der großen Naturähnlichkeit der Darſtellung glaubte man ſich nun vollkommen unterrichtet und beſchwichtet. Dagegen aber, bei näherer Betrachtung, paßte wieder ſo vieles nicht, und es entſtand für die, welche das Wahre ſuchten, ein unerklärliches Geſchäft, indem eine ſonderbare Kluft hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen: denn was ich von meinem Leben und Leiden der Compoſition zugewendet hatte, ließ ſich nicht entziffern, indem ich, als ein unbemerkter junger Menſch, mein Weſen zwar nicht heimlich aber doch im Stillen getrieben hatte.

Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie ſehr begünſtigt jener Künſtler geweſen, dem man Gelegenheit gab, eine Menge aus unſern Schriften herausgeſtohlener, und ſo nahm ich mir auch die Erlaubniß an der Geſtalt und den Eigenſchaften mehrerer bekannten Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebteſten genommen waren. Das forſchende Publikum konnte daher Aehnlichkeiten von verſchiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Daß mehrere Lotten aber drachten mir unendliche Qual, weil jedermann der mich nur anſah, entſchieden zu wiſſen verlangte, wo denn die eigentliche Wohnſtatt ſey. Ich ſuchte mir wie Nathan mit den drei Ringen durchzuhelfen, auf einem Rudwege, der freilich höheren Weſen zuſammen mag, worunter ſich aber weder das gläubige noch das leidende Publikum will befriedigen laſſen. Dergleichen peinliche Forſchungen dauern aber in einiger Zeit leidlich, allein ſie begleiteten mich durchs ganze Leben. Ich ſuchte mich daher auf Reiſen durchs Incognito zu retten, aber auch dieſes Hülfsmittel wurde mir unerſehens vereitelt, und ſo war der Verfaſſer jenes Werthers, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches gethan, dafür genugſam, ja überflüſſig durch ſolche unaufweichliche Zudringlichkeiten beſtraft.

Auf dieſe Weiſe bedrängt, ward er nur allzu ſehr gewahr, daß Autoren und Publicum durch eine ungeheure Kluft getrennt ſind, worein ſie zu ihrem Glück bedeutend ſeinen Beruf haben. Wie verſchieden daher alle Vorreden ſeyen, hatte er ſonſt ſämmtlich eingeſehen; denn je mehr man ſeine Anſicht klar zu machen gedenkt, je dicke mehr Verwirrung giebt man Anlaß. Ferner mag ein Autor hervorbringen ſo viel er will, das Publicum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er ſchon abgelehnt hatte. Mit einer verwandten Theorie der Leſer, die und bedeutend deuchten, wollte ihr Urtheil draußen laſſen, ganz ſimpel aufhellt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas ſchreibt, ihr Schuldner, und dächte jederzeit noch weit tiefer hinter dem was ſie eigentlich wollten und wünſchten, ob ſie gleich kurz vorher, ehe ſie ſolche Arbeit geſehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß ſo etwas vorhanden oder nur möglich ſeyn könnte. Alles dies ſey bei Seite geſetzt, ſo war nun das größte Glück oder Unglück, daß jedermann von dieſem ſeltſamen jungen Autor, der ſo unvermuthet und ſo kühn hervorgetreten, Kenntniß gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu ſehen, zu ſprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und ſo hatte er einen höchſt bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerſtreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es ſagen angefangene Arbeiten genug vor ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu thun geweſen, wenn er mit beſeelendſter Liebe ſich daran hätte halten können; aber er war auf der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünſtigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man ſich in andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil die äußern Berührungen niemals mit der Epoche unſerer innern Cultur zuſammentreffen, und und daher, da ſie nicht fördern können, nothwendig ſtoren müſſen.

Doch mehr als alle Zerſtreuungen des Tags hielt den Verfaſſer von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Luſt ab, die über jene Geſellſchaft geſammelten alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatiſiren. Was dieſes Kunſtwort, ebenſo ein ſolches war es, in jener produktiven Geſellſchaft eigentlich bedeutete, iſt hier auseinander zu ſetzen. Durch ein geiſtreiches Zuſammenſeyn an den heiterſten Tagen aufgeregt, gewöhnte man ſich, in augenblicklichen kurzen Darſtellungen alles dasjenige zu zerſplittern, was man ſonſt zuſammengetragen hatte, um größere Compoſitionen daraus zu erbauen. Ein einziger einfacher Verſuch, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverſtand, eine Paradoxie, eine geiſtreiche Bemerkung, perſönliche Eigenheiten oder Angenehmheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauſchenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechiſation, einer der neuen Handlung, eines Schauſpiels dargeſtellt, manchmal in Proſa, öfters in Verſen.

An dieſer genialiſch-leidenſchaftlich durchgeführten Uebung beſtätigte ſich jene eigentlich productive Denkweiſe. Man ließ nämlich Gegenſtände, Begebenheiten, Perſonen an ſich für ſich, ſo wie in allen Verhältniſſen beſtehen, man ſuchte ſie nur deutlich zu faſſen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, ſollte fern vor den Augen des Beſchauers in lebendiger Fernen bewegen. Man konnte dieſe Productionen beinahe Sinnsbilder nennen, die ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entſprechenden Zügen reichlich ausgeſtattet waren. Das Jahrmarktsfeſt iſt ein ſolches, oder vielmehr eine Sammlung ſolcher Sinnsbilder. Unter allen dort auftretenden Masken ſind wirkliche, in jener Sphäre lebende Glieder, oder ihr wenigſtens verbundene und einigermaßen bekannte Perſonen gemeint; aber der Sinn des Ratzfeſts blieb den meiſten verborgen, alle lachten, und wenige wußten, daß ihnen ihre eigenen Eigenheiten zum Spotte dienten. Der Prolog zu Bahrdts neueſten Offenbarungen gilt für einen Beleg anderer Art; die Meiſten finden ſich unter den genialiſchen Gedichten, ſiet viele ſind verloren und verlorengegangen, manche noch übrige laſſen ſich nicht wohl mittheilen. Was hiervon im Druck erſchienen, wird hier nur die Bewegung im Publikum und zu

Neugierde auf den Verfasser; was handschriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächsten Kreis, der sich immer erweiterte. Doctor Bahrdt, damals in Giessen, besuchte mich, scheindar höflich und zutraulich; er schwatzte über den Prytaneum, und wünschte ein freundschaftliches Verhältniss. Wir jungen Leute aber fuhren fort, kein geselliges Fest zu begehen, ohne mit stiller Schadenfreude auf der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten.

Mißliet es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden; so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze, staats-bürgerlichen Inhalts, waren schon seit einigen Jahren in den Osnaurücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte was irgend würdig, zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich hervorthat. Mösers Tochter, Frau von Voigt, war beschäftigt, diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten Mittsammen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen denen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Beziehung, die sie obegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.

An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir leben eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig bestehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz zu schädlich wäre. Wie verwirrheitsvoll setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände auseinander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehn. Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird und bekannt, wo das Grundcapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannigfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanse, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Producte des Landes zueignen, und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dieß zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küsten, der Hafen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer welche der See anwohnen herausgesetzt, und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zu eignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Erwerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei unterdrücken werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls, in einem ewigen schwer zu lösenden Cirkel; dann zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deßwegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasien genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, so wendet er auch dahin vorzüglich seinen Blick. Als Gegenstände seiner ernsten und scherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Ein vollkommener Geschäftsmann spricht zum Volke in Modenblättern, um dasjenige, was eine einsichtige weise waltende Regierung sich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte, und die gewiß in dem besten Sinn für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben, und weiß uns eine bessere Ansicht des Ernstlichen zu geben; bald hinter dieser bald hinter jener Maske bald versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und fürchtend, dabei immer freymehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, zu manchmal derb und derbig, und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers der wundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als freyen Humor, wüßte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein solcher Mann imponirte und unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff stand, es zu erfassen. In die Formen seines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer hatte hoffen, sich eines so reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben.

Doch das ist unser süßester und süßester Wahn, den wir nicht austoben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verursacht, daß wir das was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja uns und selbst hervorbringen und darstellen möchten.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche sich im Publicum verbreiterte, ergab sich eine andere, für den Verfasser vielleicht von größerer Bedeutung, indem sie sich in seiner nächsten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun so großes Aufsehen machten, schon im Manuscript gekannt hatten, und sie deshalb zum Theil als die übrigen anfahen, triumphirten über den guten Erfolg, den sie, kühn genug, zum voraus geweissagt. Zu ihnen fanden sich neue Theilnehmer, besonders solche, welche selbst eine productive Kraft in sich spürten, oder zu erregen und zu hegen wünschten.

Unter den ersteren that sich Lenz am lebhaftesten und gar seltsamer hervor. Das Aeußerliche dieses merkwürdigen Menschen ist schon umrissen, seines humoristischen Talents mit Liebe gedacht; nun will ich von seinem Charakter mehr in Resultaten als schildernd sprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umständlichkeit seines Lebensganges zu begleiten, und seine Eigenheiten darstellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von außen und von andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die verzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend ängstigt, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen, das ward von den bessern scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengsten sittlichen Forderungen an sich und andere zu der größten Fahrlässigkeit im Thun, und ein aus dieser halben Selbstkenntniß entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Anacwendungen und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten in der Selbstbetrachtung berechtigte jedoch die aufwachende empirische Psychologie, die nicht gerade alles was uns innerlich beunruhigt für übel und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; und so war ein ewiger nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten übertrug nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbgeschäftigten, welche ihr Inneres untersuchten, und so litt er im allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werthers abgeschlossen seyn sollte; aber ein individueller Zuschnitt unterschied ihn von allen Uebrigen, die man durchaus für rohere redliche Seelen ansehen mußte. Er hatte nämlich einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstsüchtige, erreichbare Zwecke dabei anhabt hätte; niemehr pflegte er sich immer etwas Fragenhaftes vorzusetzen, und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Haß waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben, und vernichtete sein Werk immer wieder selbst; und so hat er niemanden so sehr subtilisirt, niemanden so sehr gequält, niemanden den er hatte, jemals so geschadet, und im Ganzen strien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Empfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte, und gerade diese Talente sind am schwersten zu benutzen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit schlicht sich durch zwischen den albernsten und barocksten Frazen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchslosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um so mehr viele Stunden verschenken, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtniß immer viel Frucht brachte, und seine originelle Denkweise mit mannigfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit liefländischen Cavalieren nach Straßburg gesendet, und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück, und hinterließ eine Geliebte an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das teutsche Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloß nun selbst sich in die Sphäre verliebt zu stellen, aber, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Diese besser für ihn: Denn bei Unterhaltung diene. Diese besser für ihn: Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches desto länger dauern konnte als sie es ihm gleichfalls spielend erwiederte, ihn bald anzog, bald abstieß, bald hervorrief, bald hintansetzte. Man sah übergenug, daß wenn er zum Bewußtseyn kam, wie ihm denn das zuweilen an gesehen pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe.

Uebrigens lebte er, wie seine Zeitinge, meistens mit Officieren der Garnison, wobei ihm die wundersamen Anschauungen, die er später in dem Lustspiel „die Soldaten“ aufstellte, mögen gewerden seyn. Indessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studirt, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, worein er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustands waren ziemlich gut gesehen, die Heilmittel dagegen löcherlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden schiedlichen Dank, die ihn, theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerstand, abhielten, dieses phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, couvertirt und förmlich adressirt war, zurückzuhalten, und in der Folge zu verbrennen.

Mündlich und nachher schriftlich hatte er mit die sämmtlichen Ergüsse seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poesie die er in das Gemeinste zu leaen wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Romenteurs geistreich zu befruchten, und einen kleinen

Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich ängstenden im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. Vielleicht wird es dereinst möglich, nach diesen Prämissen, seinen Lebensgang, bis zu der Zeit da er sich in Wahnsinn verlor, auf irgend eine Weise anschaulich zu machen; gegenwärtig hatte ich mich an das Nächste, was eigentlich hierher gehört.

Kaum war Göz von Berlichingen erschienen, als mir Lenz einen weitläuftigen Aufsatz zusendete, auf geringes Concertpapier geschrieben, dessen er sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand wo? oben noch unten, noch an den Seiten zu lassen. Diese Blätter waren betitelt: Ueber unsere Ehe, und sie würden, wären sie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr auffallen als mich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläuftigen Schrift war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir allein zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und sterlichen Wendungen, daß ich die Absicht, die er mit dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläuftigen Schrift war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir allein zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und sterlichen Wendungen, daß ich die Absicht, die er mit dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte.

drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer freien und freudigen Ausbildung hätte gelangen können; vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat.

In seinen Produktionen, in so fern sie mir gegenwärtig sind, zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannigfaltigkeit, und eine charakteristische Darstellung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune. Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu ergötzen, und der Genuß würde uns reiner seyn, wenn er sich mit und an den bessern bedeutenden Scherz mehr durch ein bittered Mißwollen hier und da verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannigfaltig, daß ein jeder theoretisch zwischen Erkennen und Irren, praktisch zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun dieses mit und in einer größeren Masse schafft, und sie sich unter einander einer verständlichen, auf der allgemeinen Natur und auf der Volkseigenthümlichkeit beruhenden Sprache mit Kraft und Wirkung bedienten, so waren ihnen früher und später alle Schulformen äußerst zuwider, besonders wenn sie, von ihrem lebendigen Ursprung getrennt, in Phrasen ausarteten, und so ihre erste frische Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken; ein Verfahren, das ihnen keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eigenes Daseyn und Bildung schuldig geworden.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird nun desto würdiger, wenn es sich durch das Weite und Geschäftsleben durchverhält, und wenn eine Behandlungsart des Vortrefflichen, welche manchem sauer, ja gewaltsam erscheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dieß gelingt bei uns, da er ohne Biegsamkeit (Welches obnehin die Tugend der geborenen Reichsbürger niemals gewesen), aber feste tüchtiger, fester und tüchtiger, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber nie mals weder seine alten Freunde, noch den Weg den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Anwesenheit und Trennung thätig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer Mitstift, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen, Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte.

Es dauerte nicht lange, so kam ich auch mit Lavatern in Verbindung. Der Brief des Pastors an seinen Collegen hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet; denn manches traf mit seinen Gesinnungen vollkommen überein. Bei seinem unablässigen Treiben wurde unser Briefwechsel bald sehr lebhaft. Er machte so eben ernstliche Anstalten zu seiner größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publicum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Correspondenten zu schicken, und es ich gleich so gut wie gar nichts leisten konnte, so wollte er doch von mir ein für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorstellte. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherlei Scherzen Anlaß, und ich wußte mir gegen seine Eigenheiten nicht anders zu helfen, als daß ich die meinigen bewerkstelligte.

Die Anzahl derer, welche seinen Glauben an die Physiognomik hatten, oder doch wenigstens sie für ungewiß und trüglich hielten, war sehr groß, und sogar viele die es mit Lavatern gut meinten, fühlten einen Ekel, ihn zu verkennen und ihm wo möglich einen Streich zu spielen. Er hatte sich in Frankfurt bei einem nicht ungeschickten Maler, die Profile mehrerer namhaften Menschen bestellt. Der Absender erlaubte sich den Scherz, Bahrdts Portrait zuerst statt des meinigen abzuschicken, wogegen eine zwar munitere aber dennende Critik zurückkam, mit allen Trümpfen und Betheurungen, daß dieß mein Bild nicht sey, und was Lavater sonst alles zu Bestätigung der physiognomischen Lehre, bei dieser Gelegenheit mochte zu sagen haben. Mein wirklicher nachgesendetes ließ er aber gelten; aber auch hier sehen that sich der Widerstreit hervor, in welchem er sich sowohl mit den Malern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und genug arbeiten, diese bei allen Vorzügen welche sie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menschheit und den Menschen hegte, als daß er nicht durch das Besondere, wodurch der Einzelne zur Person wird, einigermaßen hätte abgestoßen werden sollen.

Der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herausbildet hatte, war so genau mit der Vorstellung verwandt, die er von Christo lebendig in sich trug, daß es ihm unbegreiflich schien, wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu seyn. Mein Verhältniß zu der christlichen Religion lag bloß in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener physischen Verwandtschaft, zu welcher Lavater sich hinneigte, nicht den mindesten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzreichen Mannes, mit der er auf mich so wie auf Menschen, so und andere losging, und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich hinüberziehen, man müsse ihm gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man seine Beruhigung finde. Diese Forderung, so unmittelbar dem liberalen Weltsinn zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegen stehend, that auf mich nicht die beste Wirkung. Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen den man zum Proselyten auserseh, starr und verstockt, und dieß war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten

Dilemma hervortrat: „Entweder Christ oder Atheist!“ Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Christenthum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entschließen, zumal da ich fände, daß niemand recht wisse, was beides eigentlich heißen soll.

Dieses Hin- und Wiederschreiben, so heftig es auch war, störte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Bedarrlichkeit, Ausdauer; er war seiner Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorzug, seine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren frühzeitige Bildung, stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne sich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um so viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeist der Zeit ergriffen, der jedem sehr schneidend in die Ohren raunte: man habe, ohne viele äußere Hülfsmittel, Stoff und Gehalt genug in sich selbst, alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höheren, auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb, und seine liebste Beschäftigung, wie auf sich selbst, so auf andere zu wirken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieses durch einen schnellen Blick auf das äußere Erleichtern, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er. Weil nun aber unser inneres sittliches Wesen in äußeren Bedingungen verkörpert ist, es sey nun daß wir einer Familie, einem Stande, einer Gilde, einer Stadt, oder einem Staate angehören, so mußte er zugleich, um so fern er wirken wollte, alle diese Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung setzen, wodurch denn freilich mancher Anstoß, manche Verwickelung entsprang, besonders da das Gemeinwesen, als dessen Glied er geboren war, in der gymnasialen und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß. Sonst der republicanische Knabe gewöhnt sich über das öffentliche Wesen zu denken und mitzusprechen. In der ersten Blüthe seiner Tage sieht sich der Jüngling, als Zunftgenosse, bald in dem Fall, seine Stimme zu geben und zu versagen. Will er gerecht und selbstständig urtheilen, so muß er sich von dem Werth seiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß sie kennen lernen, er muß sich nach ihren Gesinnungen, nach ihren Kräften umthun, und so, indem er andere zu erforschen trachtet, immer in seinen eignen Busen zurückkehren.

In solchen Verhältnissen übte sich Lavater früh, und eben diese Lebensthätigkeit scheint ihn mehr beschäftigt zu haben als Sprachstudien, als jene sondernde Kritik, die mit ihnen verwandt, ihr Grund so wie ihr Ziel ist. In späteren Jahren, da sich seine Kenntnisse, seine Einsichten unendlich weit ausgebreitet hatten, sprach er doch im Ernst und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt sey; und gerade einem solchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuschreiben, daß er sich an den Buchstaben der Bibel, ja der Bibelübersetzung hielt, und freilich für das was er suchte und beabsichtigte, hier genugsame Nahrung und Hülfsmittel fand.

Aber gar bald ward jener zunft- und gildemäßig langsam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gereizt zu seyn wird dem Jünglinge nicht schwer, und ein reines Gemüth verabscheut die Ungerechtigkeit, deren es sich selbst noch nicht schuldig gemacht hat. Die Bedrängungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, schwerer waren sie vor Gericht zu bringen. Lavater gesellt sich einem Freund zu, und beide bedrohen, ohne sich zu nennen, jenen strafwürdigen Mann. Die Sache wird rauchbar, man sieht sich genöthigt, sie zu untersuchen. Der Schuldige wird bestraft, aber die Veranlasser dieser Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht gescholten. In einem wohleingerichteten Staate soll das Recht selbst nicht auf unrechte Weise geübt seyn.

Auf einer Reise, die Lavater durch Deutschland macht, setzt er sich mit achtenden und wohlbekannten Männern in Berührung; allein er beseitigt sich dabei nur mehr in seinen eignen Gedanken und Ueberzeugungen; nach Hause zurückgekommen, wirkt er immer freier aus sich selbst. Als ein edler guter Mensch, fühlte er in sich einen deutlichen Begriff von der Menschheit, und was diesem allenfalls in der Erfahrung widerspricht, alle die unleugbaren Mängel, die einem jeden von der Vollkommenheit ablenken, sollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die sich, in der Mitte der Zeiten, in die menschliche Natur herabgesenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzustellen.

So viel vorerst von den Anfängen dieses merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unserer persönlichen Zusammentreffens und Beisammenseyns. Denn unser Briefwechsel hatte nicht lange gedauert, als er mir und andern ankündigte, er werde bald, auf einer vorunternommenden Rheinreise, in Frankfurt eintreffen. Sogleich entstand im Publicum die größte Bewegung; alle waren neugierig, einen so merkwürdigen Mann zu sehen; viele hofften für ihre sittliche und religiöse Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten sich mit bedeutenden Einwendungen hervorzutreten, die Einbildischen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen sie sich selbst bestärkt hatten, zu verwirren und zu beschämen, und was sonst alles Mißliges und Unwilliges einen bemerkten Menschen erwartet, der sich mit dieser gemischten Welt abzugeben gedenkt.

Unser erstes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns aufs freundlichste, und ich fand ihn gleich wie mir ihn so manche Bilder schon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Aeußerungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihm begegnen, nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen. Nun kamen zwar sogleich die bedeutendsten Punkte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am wenigsten vereinigen konnten, allein dieselben ausführlich

Unverwelkliche Gattinn
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen,
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03791/155

zu behandeln ward und nicht Raum gelassen, und ich erfahre was mir noch nie vorgekommen.

Wir andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen, sehr schwer fällt sich auch nur mit Wenigen zu verständigen. Allein Lavater war ganz anders gesinnt; er suchte seine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe seyn möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Betennniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der ersten Fülle immer und äußerer Erfahrung, zu jedermanns Befriedigung, das Gedrige zu erwiedern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchscheinende treuherzige Schweizerdialekt, und wie manches andere was ihm aufzurechnete, gab allen zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei starker Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung, trug nicht wenig dazu bei, die Ueberzeugung seiner Gegenwart mit der größten Gleichheit aufzuzeichnen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und gemessen zu benehmen: denn indem er ausweichend schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchen fortgewirkt: denn feindliche Menschen sind wohl zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde.

Was ihm dagegen die größte Pein verursachte, war die Gegenwart solcher Personen, deren äußere Häßlichkeit sie zu entschiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutsamkeit der Gestalten unwiderruflich stempeln mußte. Sie wandten gewöhnlich einen hinreichenden Menschenverstand, ja sonstige Gaben und Talente, leidenschaftlich widerstehend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entschälen, die für ihre Persönlichkeit beleidigend schien; denn es fand sich nicht leicht jemand so großherzig wie Sokrates, der gerade seine tierische Hülle zu Gunsten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte, die Verstockung solcher Gegner war ihm fürchterlich; sein Gegenstreben nicht eine Leidenschaft, sie war das Schmelzfeuer des widerstrebenden Erzes als tätig und feindselig aufsachen muß.

Unter solchen Umständen war an ein vertrauliches Gespräch, an ein solches das Bezug auf und selbst gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Bedauerung der Art, wie er die Menschen behandelte, sehr belehrt, jedoch nicht gebessert fand; denn meine Lage war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert seine seiner Bestrebungen: denn es gelebt davon weit mehr, als das Evangelium vom Sämanne allen beschieden eingeflößt; wer aber künstlerisch verfährt, der hat in jedem Werke alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leser mich zu machen pflegten, und aus welchen Ursachen ich höchst abgeneigt war, mich mit ihnen zu verständigen. Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der Lavaterschen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne anzuknüpfen war, befreundete sich ihm in der Nähe; und wer mich mit meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einem starren ablehnenden Menschen anstieß.

Merck, der von Darmstadt jeglich Herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, stichelte besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. — Mit alle dem mußte er sich so gut wie die andern exorcisiren lassen: denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav, wie die Bildnisse bekannter und unbekannter Menschen, welche derselbe in dem großen Werke der Physiognomik anzukaufen werden sollten.

Für mich war der Umgang mit Lavatern höchst wichtig und lehrreich: denn seine hin- und herragenden Anregungen brachten mein ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb; freilich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung die mich schon ergriffen hatte, sich nur vermehrte: allein es war so viel unter und zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Emd gehen würde, zu begleiten, ihn unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indessen die Unterhaltungen Lavaters und der Frauleins von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Ernsten gegen einander über, und es war ganz deutlich zu sehen, wie sich eben dasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbildet. Man wiederhole so oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Mensch habe seine eigne Religion, seine eigne Art der Gottesverehrung. Da ich nun gleich dieß nicht gratezu behauptete, so konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Männer und Frauen einen verschiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verbittt sich an dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingiebt, alle Freude und Hoffnung auf seine Personlichkeit, und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut. Lavater hingegen bekannte dieß seinem als einen Freund, den man meistes und indessen nachsieht, seine Vortheile anerkennt, sie bewundert, und eben deswegen ihm ähnlich zu gleich zu werden bemüht ist. Welch ein Unterschied zwischen beiden Richtung! wodurch im allgemeinen die geistigen Bedürfnisse der zwei Geschlechter ausgesprochen werden. Daraus mag es auch zu erklären seyn, daß zärtere Männer sich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Ausbund weiblicher Sohnheit und Tugend, wie Sonnazar gethan. Leben und Talente gewidmet, und allenfalls mündiger mit dem göttlichen Knaben gespielt haben.

Wie meine beiden Freunde zu einander standen, wie sie gegen einander gesinnt waren, erhellt nicht allein aus Gesprächen, denen ich beizuwohnen

sondern auch aus Erfahrungen, welche mir beide in jedem thaten. Ich konnte weder dem einen noch dem andern völlig zustimmen: denn mein Christus hatte auch seine eigne Gestalt nach meinem Sinne angenommen. Weil sie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten lassen, so zauderte ich sie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwischen Wissen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung, allein die beiden Worte und die Begriffe die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, eins sey so unnütz nöthig als das andere. Daher beliebte es mir, auch zu Gunsten beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, sagte ich, komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sey völlig gleichgültig. Der Glaube sey ein großes Gefäß von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übersinnliches, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dieß hänge von unsern übrigen Kräften ein, ja von den Umständen ab, und sey ganz gleichgültig. Der Glaube sey ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sey es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse. Sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das Wissen streiten, weil es sich der richtigen, sich erweitern und verengern lasse. Das Wissen sange vom Einzelnen an, sey endlos und gestaltlos, und könne niemals, höchstens nur träumerisch, zusammengefaßt werden, und bleibe also dem Glauben ziemlich entgegengesetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entspringenden Irrsale mögen, poetisch dargestellt, aufregend und unterhaltend seyn, im Leben aber hindern und verwirren sie das Gespräch. Als lies daher Lavatern gern mit allen denjenigen allein, die sich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand man für diese Entbehrung genugsam entschädigt durch die Reise, die wir zusammen nach Emß antraten. Ein schönes Sommerwetter begleitete uns. Lavater war heiter und aufgeräumt. Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensereignisse die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, gesprächig, neugierig, und mochte das Gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Gränzen blieb, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Mochte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen, und den Verwegenen durch ein treuherziges Wisch guet! zur Sitte aufzufordern. Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß seines Charakters als in der Regelung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Emß sah ich ihn bei mehrigen zu Theil ward. In Emß sah ich ihn gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt, und freute mich Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß ich sie kaum verlassen durfte.

Aber ich sollte sobald nicht wieder zur Ruhe kommen; denn Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiedeneren Contrast konnte man nicht sehen als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Bedeutenden früh der gaben, so waren die Basedow'schen zusammengerafft und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und freundlich, unter sehr breiten Augenlidern. Basedow's aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkend, dagegen Lavaters Stirnwölbung von den sanftesten braunen Haarlocken eingefaßt erschien. Basedow's heftige rauhe Stimme, seine spöttischen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses dämonisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihm sonst noch beigelegt werden mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht, und seine großen Geistesgaben bewunderte; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Dem war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig besonnener und naturgemäßer darin ihre Nahrung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen: daß die alten Sprachen an der Gegenwart gröne werden sollten, schien mir lobenswürdig, und guten erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung beitragen mußte. Allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammen ist, und sie deshalb, ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen einmal Gereimtes hat. Jenes Elementarwerk dagegen zerspittert sie ganz und gar, indem das was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht; wodurch es auch jener sinnlichen methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen.

Viel wunderbarer jedoch, und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedow's Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publikum durch seine Persönlichkeit für sein pädagogisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und jedermann gab ihm gern zu was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Wohlthat abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegentheil von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für gelten annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel alles zu verneinen, und sowohl die Glaubenslehren als die äußerlichen strafbaren Handlungen nach seinem einmal gefaßten Grillen unverständigten verlor er mit bewundern Worte unverständigten verlor er mit bewundern Worte lungen, die sich nicht unmittelbar auf der Bibel,

sondern von ihrer Auslegung beschrieben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten, oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine barte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugestandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung sehr viel zu leiden, und musste mir die Hypostasis und Ousia, so wie das Prosopon immer wieder vorführen lassen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Parabeln, überhäufte seine Meinungen und wagte das Verwegne mit Verwegnerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiste wieder neue Anregung, und weil Basedow viel belesener war, auch die Feuerströme des Disputirens gewandter als in Naturalien zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden.

Eine so herrliche Gelegenheit mich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz verbeigehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterricht empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavater ausging! Deutlich wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Unreinem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gekehrt, konnte nicht auf sein Aeußres merken. Schon daß er unaufhörlich schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife, sogleich wieder aufschlug, und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedowschen Stinkschwamm, und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen; wozu er gutes Spas hatte, mir die widerliche Bereitung, recht zum Ekel, umständlich auseinanderzusetzen, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu belagte. Denn dieses war eine von den tiefverborgenen üblen Eigenheiten der so trefflich begabten Menschen, daß er gern zu necken und die Umstehenden tückisch anzublicken beliebte. Ruhen konnte er niemand seyn; durch grimmigen Spott mit heiserer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, schnell gefaßt, ihm etwas dagegen absah.

Um wie viel größer war nun meine Sehnsucht nach Lavatern. Auch er schien sich zu freuen, als er mich wieder sah, vertraute mir manches bisher Erfahrne, besonders was sich auf den verschiedenen Charakter der Mitglieder bezog, unter denen er sich schon viele Freunde und Anhänger zu verschaffen gewußt. Nun fand ich selbst manchen alten Bekannten, und an denen die ich in Jahren nicht gesehen, fing ich an die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Männer altern, und die Frauen sich verändern. Die Gesellschaft nahm täglich zu. Es ward umständ genannt, und weil man sich in den beiden großen Badehäusern ziemlich nahe berührte, bei gute und genauer Bekanntschaft manch viel Scherz getrieben. Einst verkleidete ich mich in einen Dorfgeistlichen, und ein namhafter Freund in dessen Gattin; wir fielen der vornehmen Gesellschaft durch allzu große Höflichkeit ziemlich zur Last, wodurch denn jedermann in guten Humor versetzt wurde. Am Abende, Mitternachts- und Morgenständchen fehlte es auch nicht, und wir Jüngern genossen des Schlafs sehr wenig.

Im Gegensatze zu diesen Zerstreuungen brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Basedow zu. Dieser legte sich nie zu Bette, sondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich aufs Lager und schlummerte, indessen sein Amt, die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß alles geschah in einem dichtverschlossenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aufsetzte, sprang ich zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputiren geneigt war, und wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze dingelte, mich eh ich die Thür hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen wäre.

Wir machten dann zusammen auch manche Fahrt in die Nachbarschaft, besuchten die Schlösser, besonders adlicher Frauen, welche durchaus mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu Nassau, bei Frau von Stein, einer höchstehrwürdigen Dame, die der allgemeinsten Achtung genoß, fanden wir große Gesellschaft. Frau von La Roche war gleichfalls angewärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier sollte nun Lavater in physiognomische Verzückung geführt werden, welche meist darin bestand, daß man ihn verleiten wollte, Zudringlichkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber bezagt genug, um sich nicht täuschen zu lassen. Ich stellte mich wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und den Wohnort Ossians bezeugen, welchem Ansinnen ich mich nicht auf die artigste Weise entzog, dagegen die Kinder um mich versammelte, um ihnen recht seltsame Märchen zu erzählen, welche aus alter bekannten Gegenständen zusammengesonnen waren, wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Hörtreises mich etwa zurechtweisen gestraft hatte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten seyn möchte.

Basedow brachte das einzige vor das Noth sey, nämlich eine bessre Erziehung der Jugend; weshalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredsamkeit, die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff, und er, ohne das mindeste Gefühl wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinne höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater, durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spatziergänge, suchten Mittel gegen diesen Unfall; die Verstimmung jedoch konnte nicht abgewandt werden. Eine peinliche Unterhaltung, die man sich von Lavaters Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte, alles war auf einmal gestört und aufgehoben. Auf dem Heimweg

machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war dicke Zeit, und der Tabaksdampf machte Basedow's Gaumen noch mehr austrocknet haben; sittlichkeit verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er dickbeleibig dem Kutscher, dort stille zu halten. Ich aber, im Augenblicke das derselbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieterisch zu, er solle weiter fahren: Basedow, überrascht, nannte zuerst mit besserer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutscher nur heftiger an, der mir gehorchte. Basedow verwünschte mich, und hätte gern mit Faustem gepflastert; ich aber erwiderte ihm mit der größten Gelassenheit: Vater, send ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu sagen. Glücklicherweise sahe ihr das Vorzeichen nicht: Es ist aus zwei verschränkten Triangeln zusammengesetzt. Nun werdet ihr über Einem Triangel gewahrlich schon toll; wären euch die beiden zu Gesicht gekommen, man hätte euch müssen an Ketten legen. Dieser Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter, zwischendurch schalt und verwünschte er mich, und Lavater übte seine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des Juli Lavater sich zur Abreise bereitete, fand Basedow seinen Vortheil, sich anzuschließen, und ich hatte mich in diese bedeutende Gesellschaft schon so eingewoben, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie zu verlassen. Eine sehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine lobrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme steht“ in Lizens Stammbuch, und als es wohl aufgenommen wurde, um, nach meiner obigen Art, den Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Possen auf die nächsten Blätter. Ich freute mich den herrlichen Rhein wiederzusehen, und ergetzte mich an der Ueberraschung derer, die dieses Schauspiel noch nicht genossen hatten. Nun landeten wir in Coblenz; wohin wir traten, war der Zudrang sehr groß, und jeder von uns Dreien erregte nach seiner Art Antheil und Neugierde. Basedow und ich schienen zu wetteifern, wer am unartigsten seyn könnte; Lavater benahm sich vernünftig und klug, nur daß er seine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte, und dadurch, mit dem reinsten Willen, allen Menschen vom Mittelschlag höchst auffallend erschien.

Das Andenken an einen wunderlichen Mittheilsen in Coblenz habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch, mit ihrer Sippschaft, in meiner neuen Ausgabe stehn mögen. Ich saß zwischen Lavater und Basedow: der erste belehrte einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte sich vergebens, einem barbarischen Tanzmeister zu beweisen, daß die Tanze ein veralteter und für unsere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch sey. Und wie wir nun fürder nach Köln zogen, schrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten!
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Glücklicherweise hatte dieses Weltkind auch eine Seite die nach dem Himmlischen deutete, welche nun auf eine ganz eigne Weise berührt werden sollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Köln die Gebrüder Jacobi treffen sollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerksamen Männern sich jenen beiden merkwürdigen Reisenden entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unserer großen, durch Herders scharfen Humor exzentrisch linirt entstanden waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander ärgerten, hatten und zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß eben so viel Selbstgefälligkeit dazu gehörte, andern die sich behaglich fühlen, wehe zu thun, als sich selbst oder seinen Freunden überflüssiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewisse Mißhelligkeit zwischen dem Oberund Unterrhein entstanden, aber von so geringer Bedeutung, daß sie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Sehen Sophie La Roche gab und den beiden Brüdern: Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen, und jenem Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die unaussprechliche Bildung des Geistes, ein Zeugniß von dem Werth der Geselligkeit in der sie herangewachsen. Sie bestimmte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unserer grellen oberdeutschen Manier, sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wohl bedürften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobischen Schwester, die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi, leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die letztere dachte nur gezogen, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, für munter ausdrückend, eine derbliche Niederländerin, die, ohne Anstand von Stundlichkeit, durch ihr thätiges Wesen an die Rabenschen Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten, bei längerem und kürzerem Aufenthalte in Frankfurt, mit meiner Schwester die engste Verbindung getnüpft, und das ernste starre, gewissermaßen liebliche Wesen Cornelliens aufgehoben sen und erheitert, und so war uns denn ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unser erstes Begegnen in Köln konnte daher sogleich offen und zutraulich seyn: denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hause gewirkt; man beobachtete mich nicht, wie bisher auf der Reise, dies als den Dunstkreis jener beiden großen Mannheilerne, sondern man wendete sich auch besonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und schien geneigt, auch von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieser Reise so wenig gesorgt werde; es brach daher mein Innerstes mit Gewalt hervor, und dies mag die Ursache seyn, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das was man gesagt, die Bilder die man gesehn, lassen sich in dem Verstand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz ist nicht so gefällig, es wiederholt uns nicht die schönen Gefühle, und am wenigsten sind wir vermögend, uns enthusiastische Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt sich ihnen unbewußt. Andere die uns in solchen Augenblicken beobachten, haben deshalb davon eine klarere und reinere Ansicht als wir selbst.

Religiöse Gespräche hatte ich bisher sachte abgelehnt, und verständige Aufseher selten mit Bescheidenheit erwidert, weil sie mir gegen das was ich

suchte, nur allzu beschränkt schienen. Wenn man mir seine Gefühle, seine Meinungen über meine eigenen Productionen aufdringen wollte, besonders aber wenn man mich mit den Forderungen des Augenblicks peinigte und mir sehr entschieden verübelte, was ich hätte thun und lassen sollen, dann zerriß der Gedankenfaden, und das Gespräch zerbrach oder zerbröckelte sich, so daß niemand mit einer sonderlich günstigen Meinung von mir scheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir gewesen, mich freundlich und zart zu erweisen; aber mein Gemüth wollte nicht gebalsamirt, sondern durch freies Wollen wollen aufgeschlossen, und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt seyn. Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm, und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anstrengung, die etwas Selbstvernichtigtes in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt und wirkt im Ganzen immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst auslebte, sehr seltsam, unerklärlich, vielleicht unverständlich scheinen mußte.

Rom war der Ort, wo das Alterthum eine solche unabsehbare Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtswürdiges Werk ist einem zerstörten gleich) erregte die von Strasburg her gewohnten Gefühle. Kunstbetrachtungen konnte ich nicht anstellen, mir war zu viel und zu wenig gesagt, und niemand fand sich, der mir aus dem Labyrinth des Geleisteten und Beabsichtigten, der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte herausbilfen können, wie es jetzt wohl durch unsere Heftigen bekannten Freunde geschehen. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses, mitten in seiner Erscheinung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude, immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um und zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen, in einer Folge von Zeit, nichts zu leisten ist, und daß in Künsten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachsen und gerüstet aus des Erfinders Haupt hervorspringt.

In diesen mehr bedrängenden als verzehrenden Augenblicken abreiste ich nicht, daß mich das zarteste und sodann Gefühl so ganz nah erwartete. Man führte mich in Jacobis Wohnung, wo mir das was ich somst nur innerlich zu hören pflegte, wirklich und sinnlich entgegentrat. Diese Familie machte längst aufgeschlossen seyn, aber in dem Unterschiede, daß an einen Garten stieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelraten regelmäßig perspectivisch Estrich, hohe geräumte Säsel mit ausgezahnten Thüren und Rähen, Thürschlösser, künstlich eingelegt, auf schweren Füßen, metallene Hände getrieben, ein ungeheuerer Kamin und dem ansehnlichen Innenverhältnisse, alles mit jenen früheren Zeiten übereinstimmend und in dem ganzen Raume nichts neu, nichts heutig als wir selber. Was mich aber die bisherige wunderlich aufgeregten Empfindungen übersichtsweise vermehrte und vollendete, war ein großes Familienmonolith über dem Kamin. Der einzelne reiche Inhaber dieser Wohnung saß mit seiner Frau, den Kindern um einen abgeschlossenen, gegenwärtig, frisch und lebendig wie vom gestern ja von heute, und doch waren sie schon alle verübergegangen. Auch diese frischen rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedanken von ihnen übrig geblieben. Wie ich, überwältigt von diesen Eindrücken, mich verbittet und benahm, wäthte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und historischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgeregt, und alles Gute und Liebevolle was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen: denn von den Umgebungen an ward ich, ohne weitere Unterfassung und Verhandlung, der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gesetz von diesem Gerüste und Grundvesten, wo alles was in einem jeden seiner Art Eyrische kennzeichnet ich mich meine neuesten und liebsten Balladen zu recitiren. Der König von Thule, und „Es war ein Buhe frech genung“ thaten gute Wirkung, und ich trug sie um so gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch aus dem Herzen gekämpft waren, und nur selten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leider gewisse gegenwärtige Personen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Recitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deßhalb des Eigensinns und eines wunderlichen grillenhaften Wesens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichterische Darstellungsweise am meisten beschäftigte, und meinem Naturell eigentlich zusagte, so war mir doch auch das Nachdenken über Gegenstände aller Art nicht fremd, und Jacobi's originelle, seiner Natur gemäß Richtung gegen das Unerforschliche pflegt willkommen und gar mächtig. Hier that sich kein Widerstreit hervor, nicht ein dreifacher wie mit Lavater, nicht ein didaktischer wie mit Basedow. Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir, mit unbedingtem Vertrauen, die tiefsten Seelenbetrachtungen nicht verhehlte. Aus einer so wunderlichen Vereinigung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen, konnten auch für mich nur Verabredungen entspringen dieser, was mir vielleicht sämtliche bunte Bücher werden sollte. Glücklicherweise hatte ich mich auch schon von dieser Seite nie nicht gestöret, doch bearbeitet und in mich das Daseyn und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehn hatte, geriet ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben, genug ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die gränzenlose Unbefangenheit, bei der zuletzt doch Gottesfurcht existirte. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebe, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe,“ mit allen den Paradoxien worauf es ruht, mit allen den Folgen die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Denken. Unentbehrlich ist sein in allem, am unentbehrlichsten in Liebe und Freundschaft. Was meine

thätige Luft, meine Maxime, meine Ausübung, ſo daß jenes freche ſpätere Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ mir recht aus dem Herzen gegriffen iſt. Verraten oder aus dem Haus verkannt werden, hab eigentlich die innigſten Verbindungen nur aus dem Entgegengeſetzten erlöſen. Die alles aufgleichende Ruhe Spinoza's contraſtirte mit meinem alles aufregenden Streben. Seine mathematiſche Methode war das Widerſpiel meiner poetiſchen Sinnes- und Darſtellungsweiſe, und eben ſeine abgezogene Behandlungsart, die man ſittlichen Gegenſtänden nicht angemeſſen finden wollte, machte mich zu ſeinem leidenſchaftlichen Schüler, zu ſeinem entſchiedenſten Verehrer. Geiſt und Herz, Verſtand und Sinn ſachten ſich mit nothwendiger Wahlverwandtſchaft, und durch dieſe ſind die Vereinigung der verſchiedenſten Weſen in Stande.

Nun war aber alles in der erſten Wirkung und Gegenwirkung, während und nebenher. Frau Jakobi, der Erſte den ich in dieſes Chaos hinein ſtacken ließ, er, deſſen Natur gleichfalls im Trüben arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiederte daſſelbe und ſuchte mich in ſeinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unausſprechliches geiſtiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe bei ſeinesgleichen, ſondern aus ſich ſelbſt herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zuſtande ſeines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht faſſen, um ſo weniger, als ich mir ſeinen Begriff von meinem eigenen nicht machen konnte. Doch er, der in philoſophiſchem Denken, ſelbſt in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorangetreten war, ſuchte mein dunkles Beſtreben zu leiten und aufzuklären. Eine ſolche reine Geiſtesverwandtſchaft war mir neu, und erregte ein leidenſchaftliches Verlangen ſeiner Mittheilung. Nachts, als wir uns ſchon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgegangen hatten, ſuchte ich ihn nochmals auf. Der Mondſchein goſſerte über dem Rhein-Becken, und wir, am Fenſter ſtehend, ſchwelgten in der Fülle des Him- und Wiederſcheins, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung ſo reichlich aufquillt.

Doch wächte ich von jenem Unausſprechlichen gegenwärtig keine Rechenſchaft zu liefern; deutlicher iſt mir eine Fahrt nach dem Jakobiſchen Landſitze, Pempelfort, das, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, die herrlichſten Anſichten genoß. Was mich damals über die Maßen entzückte, waren die Blumenterraſſen durch Weenix, Mehrgeordnet lagen alle Thiere, welche der Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Deckel einer großen Säulenſchale; über ſie hinaus ſah man in eine weite Landſchaft. Jene erſten Geſchöpfe zu beleben, hatte der außerordentliche Mann ſein ganzes Talent erſchöpft, und in Darſtellung des mannigfaltigſten thieriſchen Ueberreſtes, der Borſten, der Haare, der Federn, des Gewölbes, der Klauen, ſah der Natur gleichgeſtellt, in Abſicht auf Wirkung ſie übertroffen. Hatte man die Kunſtwerke im Ganzen genugſam bewundert, ſo ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch ſolche Bilder ſo geiſtreich als mechaniſch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie ſie durch Menſchenhände entſtanden ſeyen und durch was für Inſtrumente. Der Pinſel war nicht hinreichend; man mußte ganz eigene Vorrichtungen annehmen, durch welche ein ſo Mannigfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte ſich mit gleichem Erſtaunen: die Urſache war ſo bewunderungswürdig als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinaufwärts ging froh und allenthalben zum Staunen. Die Ausſtreuung des Fluſſes ladet auch das Gemüth ein, ſich auszubreiten und nach der Ferne zu ſehen. Wir gelangten nach Düſſeldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmſten und bequemſten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohnhaus nebſt an weite wohlunterhaltene Garten ſtoßend, einen ſinnigen und ſittigen Kreis verſammelte. Die Familienglieder waren zahlreich und an Fremden fehlte es nie, die ſich in dieſen trefflichen und angenehmen Verhältniſſen gar wohl gefielen.

In der Düſſeldorfer Galerie konnte meine Vorliebe für die niederländiſche Schule reichliche Nahrung finden. Der thätigſten, derben von Natürlichkeit glänzende Bilder fanden ſich ganze Säle, und wenn auch nicht eben meine Einſicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberei beſtärkt.

Die ſchöne Ruhe, Behaglichkeit und Behaarlichkeit, welche den Hauptcharakter dieſes Familienvereins bezeichneten, belebten ſich gar bald vor den Augen des Gaſtes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Die Thätigkeit und Wohlthaterei benachbarter Städte und Ortſchaften trug nicht wenig bei, das Gefühl einer inneren Zufriedenheit zu erbauen. Hier befanden Elberfeld und Crefeld uns an der Jahrigkeit ſo mancher wohlbeſtellten Fabriken. Hier fanden wir unſern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns ſchon in Coblenz entgegengekommen war, und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menſchen immer zu ſeinem thätlichen Gebet hatte. Hier ſahen wir ihn in ſeinem Kreiſe und freuten uns des Zutrauens, das ihm ſeine Mitbürger ſchenkten, die mit irdiſchem Erwerb beſchäftigt, die himmliſchen Güter nicht außer Acht ließen. Die der trefflichſte Gegend auch einen herzerhebenden Anblick. Weil das Nützliche hier mit Ordnung und Reinlichkeit verwebt ſei. Wir verloren in dieſen Betrachtungen glückliche Tage.

Kaum ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, ſo genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerſte Gemüth. Wir waren beide von der lebendigſten Hoffnung gemeinſamer Wirkung belebt, drauſend forderte ich ihn auf, alles was ſich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzuſtellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus ſo viel Verwirrungen herauszuwinden hatte, ich hoffte, es ſolle auch ihm zuſagen. Er ſtammte nicht, ich mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleiſtet! Und ſo ſtehen wir endlich in der ſeligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vergeſſen, daß unſere Streben eine entgegengeſetzte Richtung nehmen werde, wie es ſich im Laufe des Lebens nur allzu ſehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, iſt mir ganz aus der Erinnerung verſchwunden, theils weil der zweite Anblick der Gegenſtände in Gedanken mit dem erſten zu verflechten pflegt, theils auch, weil ich, in mich gekehrt, das Viele was ich erfahren hatte, zuſammen zu legen, das was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Den einem wichtigen Reſultat, das mir eine Zeit lang viel Beſchäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bei meiner überfrohen Geſinnung, bei meinem edlen Zweck und planloſen Leben und Handeln, konnte mir nicht verborgen bleiben, daß Lavater und Basedow geiſtige, ja geiſtliche Mittel zu irdiſchen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage abſichtslos vergeuden, mußte ſchnell auffallen.

daß beide Männer, jeder auf seine Art, indem sie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewisse Absichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen sehr gelegen war. Lavater ging fort und flug, Basedow heftig, ferocchaft. Sogar pinnyp zu Werke; auch waren beide von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens so überzeugt, daß man sie für redliche Männer halten, sie lieben und verehren mußte. Lavatern besonders konnte man zum Ruhme nachsagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte und, wenn er weltklug handelte, wohl glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun beide beobachtete, so ihnen frei heraus meine Meinung gestand und die übrige tagaten verwahrt, so wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzüglichste Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr gleichstellen; hierdurch aber vergeht er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begeht er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Gestalten mit fortgerissen. Nun betrachtete ich den Uebergang beider Männer aus diesem Gesichtspunkt, und sie schienen mir eben so ehrwürdig als bedauernswerth: denn ich glaubte voranszusehen, daß beide sich genöthigt finden könnten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieser Art bis auf Aeußerste verfolgte und über meine enge Erfahrung hinaus, nach ähnlichen Fällen in der Geschichte mich umsah, so entwickelte sich bei mir der Vorsatz, an dem Leben Mahomets, den ich nie als einen Betrüger hatte ansehen können, jene von mir in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studirt, und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte sich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich schon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freiheit, mit Zeit und Ort nach Belieben schalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem hellern Nachthimmel anstimmte. Erst verehrt er die unendlichen Gestirne als eben so viele Götter; dann steigt der freundliche Stern Gad (unser Jupiter) hervor, und nun wird diesem, als dem Könige der Gestirne, ausschließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, so bewegt sich der Mond herauf und gewinnt Ruq und Herz des Anbetenden, der sodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und gestärkt, zu neuem Preise aufgerufen wird. Aber dieser Wechsel, wie erfreulich er auch sein mag, ist dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es sich nochmals überbieten muß; es erhebt sich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegränzten, dem alle diese begränzten herrlichen Wesen ihr Dasein zu verdanken haben. Diese Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; sie ist verloren gegangen, würde sich aber zum Zwecke einer Cantate wohl wieder herstellen lassen, und sich dann dem Muster durch die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte sich aber, wie es auch damals schon die Absicht war, den Aufführer einer Caravane mit seiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und so würde für die Abwechslung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl gesorgt seyn.

Nachdem sich also Mahomet selbst belehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, bestigter Ali. Diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, nach Verschiedenheit der Charakter. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß einschreiten. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner, macht seine Actionen zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern, weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle heimlichen Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geist beschäftigte; denn gewöhnlich mußte ich erst etwas im Sinne bestimmen haben, eh ich zur Ausführung schritt. Alles was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden vorläufig gedichtet, von denen ist allein noch übrig, was, überschrieben Mahomets Gesang, unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali, zu Ehren seines Meisters, auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Scenen, doch würde mich die Entwickelung derselben hier zu weit führen.

Funfzehntes Buch.

Von so vielfachen Zerstreuungen, die doch meist zu ernsten, ja religiösen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften, wenigstens für einen Augenblick beschwichtigte, und der ich von solchen Vorfällen nach meiner Schwester am liebsten Rechenschaft gab. Ich hätte wohl bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Gesundheit abnahm, allein ich verdrehte mir's, und durfte dies um so eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte sich und reinliche am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen, vernahm die Erzählungen meiner Auftritte mit Wohlwollen, so wie dasjenige was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden

leichter zu beschreiben, die ich gesehen hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorrief, kam bei untergehender Sonne, sie und ihre Umgebung mir wie poetisch vor, und ich konnte mich nicht enthalten, so gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Personen und die Gegenstände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunstfertigen Malers, wie Kerstingsbest anmuthig geworden wäre. Ich setzte es an eine auswärtige Freundin und legte als Commentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut,
Unter ihres Gottes Flügel,
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Wege stritt;
Sieh dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung umgewühlt.

Wenn ich mich in diesen Strophen, wie auch sonst wohl manchmal geschah, als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider, vielmehr versicherte sie mir, daß ich ihr so lieber sey als früher; da ich mich der christlichen Terminologie bediene, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja es war schon vorgekommen, wenn ich ihr Missionsberichte vorlas, welche sie hören ihr immer sehr angenehm war, daß sie mich der Bitter gegen die Missionarien annehmen, und ihren früheren Zustand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und sanft, und seinen meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Strae zu seyn.

Da ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem Bekanntniß entfernte, kam daher, weil ich dasselbe mit allzu großem Ernst, mit leidenschaftlicher Liebe zu ergreifen gesucht hatte. Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeine hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren gewissen Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; desto regsamer ist es so angenehm sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sie alles noch frisch und unmittelbar geistig dargestellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühesten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbewertten Banden durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun schlug ein einzelnes Auge, unter dem Schutz eines frommen verjährlichen Mannes, Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen, weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punkt hierbei war der, daß man die religiöse und dämonische Verfassung unzertrennlich in eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter dastand; ja was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und seine Aussprüche, sowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des Looses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne Ruhe, wie sie wenigstens das Aeußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite, durch den Missionseifer, alle Thatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde. Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legationsrath Moritz, Geschäftsträger der Grafen von Isenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben, und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben, und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erhöhte. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterscheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forschung entgegenkam. Was mich nämlich von der Brüdergemeine so wie von andern wertten Christenseelen abhielt, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als Einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sey, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu thun, und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die eitlichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Kern zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume gutiger Gluckseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Ueberzeugung war ich auf's innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte so hin, daß eigentliche Dilemma hatte sich mir nie aufgeschroben. Und diesem Traume wurde ich jedoch einst ganz unvermuthet geweckt, als ich diese meine, wie mir schien, höchst unschuldige Meinung, in einem geistlichen Gespräch ganz unbewunden eröffnete, und deßhalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dies sey eben, der hauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neueren Zeit, welche diese verderbliche Lehre wieder um sich greifen. Ich war darüber erstaunt, ja erschrocken. Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher, und fand so manches deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt, und von den Menschen, je nachdem sie mehr thätiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unablässig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine rastlose Thätigkeit, mit dem besten Willen, zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich in ihrer Pflicht, um der Pflicht

willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kunst die mich von jener Lehre trennte ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften so wie zu dem Stifter und zu den frühesten Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch, und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte, und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber alles, was ich mit Liebe in mich aufnahm, sich sogleich zu einer dichterischen Form anlegte, so ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden, die sich schon früh durch die Bilderbücher bei mir eingeschlicht hatte, episch zu behandeln, um an diesem Leitfaden die verstehenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden darzustellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet, und welchen Sinn ich ihr untergelegt, gedenke ich nunmehr zu erzählen.

In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu diesem hatte mir mein Dresdner Schuster die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit einer Handwerksgenossin, mit Hans Sachsens Gift und Humor bestens ausgestattet, und ihn durch eine Neigung zu Christe verehelicht. Weil er nun, bei offener Werkstatt, sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie necken und, auf Sokratische Weise, jeden nach seiner Art anregte, so verweilten die Nachbarn und andre vom Volk gern bei ihm, auch Pharisäer und Sadduzäer sprachen zu, und, begleitet von seinen Jüngern, mochte der Heiland selbst wohl auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn blieb auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserem Herrn eine besondere Neigung, die sich dauerlichtlich dadurch äußerte, daß er den bösen Willen, dessen Sinn er nicht faßte, zu seinen eignen Denk- und Handlungsweise bekehren wollte. Er lag daher Christe sehr anständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehen, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken; ein versammeltes Volk sey immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehn.

Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken stufenbildlich zu beleben, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Dabei, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und deutlicher vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen, und Christus selbst gendthigt seyn würde, sich als Parteihaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sey. Da nun der Verlauf der Sache wie wir wissen erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt, und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sey nämlich so gut als die übrigen Apostel bänger, seit überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unbewundete Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deßwegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sey man auch nicht unbeschäftigt gewesen, und wahrscheinlicher Weise wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Exapostels, so daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen.

Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt, und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hart verständiger Menschen Art, die, wenn sie jemand durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr durch ungeltige Gerechtigkeit getrungen, das Uebel durch Vorwürfe verwehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wegen ihm seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblicke betrübt die liebende Veronika des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt, und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart Leidenden, sondern eines herrlich Verklärten, und dennoch selbst Lebenden Auferstandenen. Gedrängt von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickt. Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde, Unruhe und Schnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Von dieser und von dem Ereignis, wodurch das Gesicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen wird, vielleicht ein andermal. Der Anfang, zerstreute Stellen, und der Schluß waren geschrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt, den ich wünschte, geben können, und so blieben die wenigen Blätter um beste eher liegen, als sich eine Epoche in mir entwickelte, die sich schon als ich den Werther schrieb, und nachher dessen Wirkungen sah, nothwendig aussprechen mußte.

Das genetische Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß demjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Segen von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch gebildete Personen deutlich werden, so ist doch immer das Final, das der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Vertrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten und zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausrufen müssen: „ich trete die Kelter allein.“ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein productives Talent. Es verlieh mir seit einigen Jahren seinen Augenblick, was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Theil eines schon Vorhandenen.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus.

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundinn:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Tröſterinn, Hoffnung!

Gewöhnlich stritten ich alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder bei günstigst noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Dasein in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgeändert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und seitdem ich zu der Welt in einem breiteren Verhältniß stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung, aber die Ausführung flockte, weil ich weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen mußte. Indem ich nun überdies die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schmiß ich mir nach meinem Wuchse zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt, und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. In dieser seltsamen Composition gehört all Mannigfaltigkeit jenes Gehalts, das in der deutschen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt. Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufällen, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren.

Da man nun wohl, wie auch geschehn, bei diesem Gegenstande philosophische, ja religiöse Betrachtungen anstellen kann, so gehört er doch ganz eigentlich der Poesie. Die Titanen sind die Folie des Polytheismus, so wie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann; doch ist dieser so wie der einzige Gott, dem er entgegensteht, seine poetische Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Wesens zu zerstören sucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der, zum Trotz höherer Wesen, zu schaffen und zu bilden vermag. Auch ist es ein kühner, der Poesie zusagender Gedanke, die Menschen nicht durch den obersten Weltherrscher, sondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu lassen, die aber doch, als Abkömmling der ältesten Dynastie, hierzu würdig und wichtig genug ist; wie denn überhaupt die griechische Mythologie einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet.

Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verließ meiner Dichtungsart keinen Stoff. Über stemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sie ihr gleichstellen möchte. Doch auch die fürneren jener Geschlechts, Tantalus, Tyrus, Sisyphus, waren mir die Heftigen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht unterordnen genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Im dunkelnden sie, ihr Zustand war von den Alten schon als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn sie sie als Glieder einer ungeheuren Opposition im Hintergrunde meiner Jphigenie zeigte, so bin ich immer wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam mit einander. Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde in Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide. Wenn ich dictirte oder mir vorlesen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Lesenden, mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verfehlen und die Blätter wurden gut aufgenommen. Diesen Vortheil haben Dilettanten immer, weil sie ihre Werke umsonst geben. Das Unquälende dieses Abbildens jedoch schwand, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus. Wie mir dieser zu Gebote standen. Wie munter, froh und rasch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche die Kunstnatur und die Naturkunst enthusiastisch verkündend, im Anschauende des Entstehens sowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth verliehen.

Als ich nun einst in dieser Epoche und so beschäftigt, bei aufgerissenem Fenster in meinem Zimmer saß, dem wenigstens der Sonn einer Künstlerwerkstatt hierdurch verliehen war, überdies auch die Wände mit halbfertigen Arbeiten besteckt und behangen das Vorurtheil einer großen Thätigkeit gaben, so trat ein wohlgekleideter fremder Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüßte. An seinem freien anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen von Knebel, und auf einer kurzen Erörterung vernahm ich, daß er, im preußischen Dienste, bei einem längern Aufenthalt in Berlin und Potsdam, mit den dortigen Literatoren und der Deutschen Literatur überhaupt ein gutes und tüchtiges Verhältniß angeknüpft habe. Jn Rambers hatte er sich vorzüglich gehalten und dessen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen. Auch war er genau mit allem bekannt, was Göthe geschrieben, der unter den Deutschen damals noch seinen Namen hatte. Durch seine Veranstaltung war die Musenjnsel dieses Dichters in Potsdam abgedruckt werden und sogar dem Könige in die Hände gekommen, welcher sich günstig darüber geäußert haben soll.

Kaum hatten wir diese allgemein Deutschen literarischen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in

Weimar angestellt und zwar dem Prinzen Constantin zum Begleiter bestimmt sey. Von den vorigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen; denn es kamen viele Fremde von daher zu uns, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzogin Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gebachter Fürstin geschützt, sondern selbst von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunst stehe; wie denn auch der Deutsche Merkur, der die Arbeiten so mancher auswärtigen Gelehrten versammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eine der besten Deutschen Theater war dort eingerichtet, und berühmt durch Schauspieler sowohl als Autoren, die dafür arbeiteten. Diese schönen Anstalten und Anlagen schienen jedoch durch den schrecklichen Schloßbrand, der im Mai desselben Jahres sich ereignet hatte, gestört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war so groß, daß jedermann sich überzeugt hielt, dieser Schade werde nicht allein bald ersetzt, sondern auch dessen ungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun, gleichsam als ein alter Bekannter, nach diesen Personen und Gegenständen erkundigte und den Wunsch äußerte, mit den dortigen Verhältnissen näher bekannt zu seyn, so versetzte der Ankömmling gar freundlich: es sey nichts leichter als dieses, denn so eben lange der Erbprinz mit seinem Herrn Bruder, dem Prinzen Constantin, in Frankfurt an, welche mich zu sprechen und zu kennen wünschten. Ich zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit ihnen aufzuwarten, und der neue Freund versetzte, daß ich damit nicht säumen solle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich dazu anzufrischen, führte ich ihn zu meinen Eltern, die über seine Ankunft und Botschaft höchst verwundert, mit ihm sich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit demselben zu den jungen Fürsten, die mich sehr frei und freundlich empfingen, so wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görz, mich nicht ungern zu sehen schien. Da es nun gleich an literarischer Unterhaltung nicht fehlte, so machte doch ein Zufall die beste Einleitung, daß sie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Mösers patriotische Phantasien und zwar der erste Theil, frisch gedruckt und unaufgeschnitten, auf dem Tische. Da ich sie nun sehr gut, die Gesellschaft sie aber wenig kannte, so hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand sich der schicklichste Anlaß zu einem Gespräch mit einem jungen Fürsten, der den besten Willen und dem festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle einheimisches Gutes zu würdigen. Mösers Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant seyn. Wenn man sonst dem teutschen Reiche Zerspitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserischen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchsterwünscht zu Ausbreitung der Cultur im Einzelnen, nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinz zu hervorgehen; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte, und bei Beurtheilung der Lage, daß Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung loben- oder tadelnswürdig sey, gar deutlich auseinander setze: so durfte nur jeder Staatsverweser, an seinem Ort, auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises — deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs beste kennen zu lernen, und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieser Gelegenheit kam manches aufs Tapet, was den Unterschied der Ober- und Niedersächsischen Staaten betraf, und wie sowohl die Naturprodukte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühesten Zeiten her anders gebildet und, nach der Regierungsform und der Religion, bald auf die eine bald auf die andere Weise gelenkt hatten. Man versucht die Unterschiede von beiden genauer herauszusetzen, und es zeigte sich gerade daran, wie vortheilhaft es sey, ein gutes Muster vor sich zu haben, welches, wenn man nicht dessen Einzelnheiten, sondern die Methode betrachtet nach welcher es angelegt ist, auf die verschiedensten Fälle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchst ersprießlich werden kann.

Bei Tafel wurden diese Gespräche fortgesetzt, und sie erregten für mich ein besseres Vorurtheil als ich wohlreich verdiente. Denn anstatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern versuchte, zum Gegenstand des Gespräches gemacht, für das Schauspiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerksamkeit gefordert hätte, so schien ich meinerseits im Mitverstehen solcher Schriftsteller vorzuspielen, deren Talent auf dem thätigen Leben aufging und in daselbe sammt seiner Wirkung spurlos wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben, erst durch einen Umschwung und gleichsam nur zufällig nützen können. Bei diesen Gesprächen ging es nun wie bei den Mährchen der Tausend und Einen Nacht: es schob sich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Abenteuerliche klang nur an, ohne daß man es hätte vorfliegen können: und so wurde, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, mir das Versprechen abgenommen, daß ich nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen solle, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen: denn nach seinen reichsstädtischen Gesinnungen hatte er sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten, und obschon mit den Gesandtschaften der umliegenden Fürsten und Herren in Verbindung, auch mit dem Hofmarschall in persönlichem Verhältniß und dem Hofmeister in Geschäften, so hatte er nie sich in Gesellschaften der Höfe unter die Gegenstände, worüber er zu sprechen pflegte, auch wohl gern sah, wenn man ihm etwas entgegenbrachte, nur wußte man sie dort, nach seinen Behauptungen, geistreich und witzig verbitten. Hatten wir ihm das Proverb à Jove procul a fulmine selten fassen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht sowohl vom Wetter als vom Wetzen die Rede sey, so brachte er das alte Sprüchwort, mit großen Herren sey Kirschessen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiederten, es sey noch schlimmer, mit genialischen Leuten auf Einem Rade speisen. Das wollte er nicht leugnen, hatte aber schnell einen andern Sprüchwurm zur Hand, der uns in Verlegenheit setzen sollte. Denn da Sprüchwörter und Denkreime vom Volk aufgin- welches

weil es gebrochen muß, doch wenigstens gern reden mag, die Obern dagegen durch die That sich zu entschädigen wissen; da ferner die Poesie des sogenannten Jahrhunderts fast durchaus traktatisch ist, so kann es in unserer Sprache an Streit und Streitschriften nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und so hörten wir Jüngeren uns nun auch von oben herunter, indem wir uns was Großes einbildend, auch die Partei der Großen zu nehmen beliebten; von welchen Reden und Gegenreden ich Einiges einschalte:

A.

Lang bei Hofe, lang bei Höll!

B.

Der wärmt sich mancher gute Gesell!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Wer soll niemand eine Gunst erzeigen.

B.

Was willst du dich der Gunst denn schämen?
Willst du sie geben, mußt du sie nehmen.

A.

Willst du die Noth des Hofes schauen:
Da wo dich's juckt, darfst du nicht trauen!

B.

Wenn der Reimer zum Beste kriegt,
Da wo er krank, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat einer Knechtssaft sich ertrotzen,
Ist gleich die Hölle des Lebens verloren;
Erwirbt sich was da will, so denk' er
Die andere Hälfte geht auch zum Henker.

B.

Wer sich in Fäustlen weiß zu schicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn die der Weisen bei Hofe blüht,
Er heute nur, das nichts gelobet;
Und wenn du denkst, du hättest's in der Scheuer,
Da ist es eben nicht geheuer.

B.

Und blüht der Weisen, so reist er auch,
Das immer so ein alter Brauch;
Und schlägt der Hagel die Ernte nieder,
'S andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will sein eigen seyn,
Schließe sich an Haushalten ein.
Gselle sich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Nebenmuth
Und überlebt frugale Kost,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

B.

Du willst dem Herrlichen dich entziehen?
So sag', wohin willst du denn fliehen?
O nimm es nur nicht so genau:
Denn es beherrscht dich deine Frau,
Und die beherrscht ihr dummer Bube,
So bist du Knecht in deiner Stube.

So eben da ich aus alten Denkblättchen die verstorbenen Reime zusammensuche, fallen mir mehr solche lustige Uebungen in die Hände, wo wir alte Deutsche Sprichwörter amplificirt und ihnen sodann andere Sprüchlein, welche sich in der Erfahrung eben so gut bewahrheiteten, entgegengesetzt hatten. Eine Auswahl derselben mag dereinst als Epilog der Puppenspiele zu einem weiteren Denken Anlaß geben.

Durch alle solche Erweckungen ließ sich jedoch mein Vater von seiner Gesinnung nicht abwendig machen. Er schaffte unverdrossen sein thatloses Regiment bis zum Schlusse der Unterhaltung aufzuputzen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweiten umständlich auskramte; wie die theuerste Gunst, die Kammerrath, die wechselseitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verschwunden, und wie das Zwangsfest erlebt, daß jener ausserordentliche Dichter und Schriftsteller, durch Frankfurter Stadtsoldaten, auf Requisition des Residenten Freytag und nach Befehl des Bürgermeisters von Richard. arretirt und auf ziemliche Zeit im Gasthof zur Rose auf der Zeil gefänglich angehalten werden. Hiervon hatte sich zwar manches einwenden lassen, unter andern, daß Voltaire selbst nicht ohne Schuld gewesen, aber wir nahmen uns auf kindliche Achtung jedesmal gewissen.

Da nun auch bei dieser Gelegenheit, auf solche und ähnliche Dinge angespielt wurde, so wußte ich kaum wie ich mich benehmen sollte: denn er warnte mich unterwinden und behauptete, die Einladung sey nur, um mich in eine Falle zu locken, und wegen jenes gegen den beständigen Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie sehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzu deutlich sah, daß eine vorgefaßte Meinung, durch unverdauliche Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beängstige, so wollte ich gleichwohl nicht gerade wider seine Ueberzeugung handeln, und nannte doch auch keinen Vorwand finden, unter dem ich, ohne undankbar und unartig zu erscheinen, mein Versprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unsere Freundin von Klettenberg bettlägrig, auf die wir in ähnlichen Fällen und zu berufen pflegten. Ach sie und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rath und That: denn wenn jene einen heitern zu seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hülfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. Gegenwärtig wurde sie nun an die kranke Freundin abgesendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieses für meine Seite günstig ausfiel, sodann ersucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich unglaublich und ungern, nachgab.

Ich gelangte also in sehr kalter Jahreszeit zur bestimmten Stunde nach Mainz, und wurde von den jungen Herrschaften und ihren Begleitern, der Einladung gemäß, gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt gepflogene Geistreiche erinnerte man sich, die gegenwärtigen wurden fortgesetzt, und als von der neuesten Deutschen Literatur und von ihren Lichtseiten die Rede war, sagte es sich ganz natürlich, daß auch jenes famose Stück, Götter, Helden und Wieland, zur Sprache kam, wobei ich gleich anfangs mit Bezeugen bemerkte, daß man die Sache heiter und lustig betrachte. Wie es aber mit dieser

Posse, welche so großes Aufsehn erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und so erwähnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugestehn, daß wir, als wahrhaft oberdeutsche Gesellen, sowohl der Neigung als Abneigung seine Gränzen kannten. Die Verehrung Shakspeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entschiedensten Eigenheit sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben und den Entwicklungsgang zu verstümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir faßten Wielanden, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker, kannibengerecht. Hieran kam noch, daß er sich auch gegen unsere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern besten Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die Griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten profanen Eigenschaften ruhen, weshalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Merkur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu parteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihren ächten Styl unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth alles zu dramatisiren mich einen Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flasche guten Burgunders, das ganze Stück wie es jetzt daliegt, in Einer Sitzung niederschrieb. Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Beifall aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und behauptete es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederschreiben verstand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Scherzen gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu setzen die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nicht die mindeste Ahnde.

Und so hatte ich meinen neuen Ohnmen mit aller Naivetät diesen arglosen Ursprung des Stücks so gut wie ich ihn selbst wußte, vorgetragen, um sie völlig zu überzeugen, daß bloß seine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, auch die lustige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns untereinander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf sah ich die Gemüther völlig erheitert, und man verwunderte und belobte, daß wir eine so große Furcht hatten, es möge irgend jemand auf seinen Personen einschlafen. Man versah eine solche Gesellschaft jenen Ruhestörern, welche sich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weshalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagten eine Pestile loslinke, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hin- und Wiederreden über diesen Gegenstand ward ich endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief zu schreiben, wozu ich die Gelegenheit sehr gern ergriff, da er sich schon im Merkur über diesen Jugendstreich sehr liberal erklärt und, wie er es in literarischen Fehden meist getban, gestreckt abschließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Mainzer Aufenthalts verstrichen sehr angenehm: denn wenn die neuen Mainzer durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb ich bei den Jüngern, portraitirte manchen und fuhr auch wohl Schlittschuh, wozu die eingefrorenen Festungsgraben die beste Gelegenheit verschafften. Was von dem Guten war mir dort begegnet war, lebrte ich nach Hause zurück und stand im Begriff beim Eintreten mir durch umständliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich sah nur verstörte Gesichter, und es blieb mir nicht lange verborgen, daß unsere Freundin Klettenberg von uns geschieden sey. Ich war hierüber sehr betroffen, weil ich ihrer gerade in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod sich an ein selig geführtes Leben angeschlossen und ihre gläubige Heiterkeit sich bis ans Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß stellte sich einer freien Mittheilung entgegen: mein Vater, anstatt sich über den guten Ausgang dieses kleinen Abenteuers zu freuen, verbarrte auf seinem Sinne und behauptete, dieses alles sey von jener Seite nur Verstellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas Schlimmeres gegen mich auszuführen. Ich war daher mit meiner Erzählung zu den jüngern Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umständlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entsprang aus Neigung und guten Willen eine mir höchst unangenehme Folge: denn kurz darauf erschien eine Fingerschrift, Prometheus und seine Recensenten, gleichfalls in dramatischer Form. Man hatte darin den neulichen Einfall aufgeführt, anstatt der Personennamen kleine Holzschnittfiguren zwischen den Dialog zu setzen, und durch allerlei satyrische Bilder diejenigen Kritiker zu bezeichnen, die sich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. Hier stieß der Alternde Pestreiter ohne Kopf und Horn, hier brummte ein Bär, dort fenatterte eine Gans; der Merkur war auch nicht vergessen, und manches wilde und zahme Geschöpf suchte den Dichter in seiner Werkstatt irre zu machen, welcher aber, ohne sonderlich Notiz zu nehmen, seine Arbeit eifrig fortsetzte und dabei nicht verschwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieser unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir sehr auf, weil er dem Styl und Ton nach von niemand aus unserer Gesellschaft seyn mußte, ja man hätte das Werkchen für meine eigne Arbeit halten sollen. Am unangenehmsten aber war mir, daß Prometheus einigen verletzten ließ, was sich auf den Mainzer Aufenthalt und die derzigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich niemand als ich wissen sollte. Mir aber bewies es, daß der Verfasser von denjenigen sey, die meinen engsten Kreis bildeten und mich jene Ereignisse und Umstände weitläufig hatten erzählen hören. Wir sahen einer den andern an, und jeder hatte die übrigen im Verdacht; der unbekannte Verfasser wußte sich gut zu verstellen. Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äußerst verdrießlich war, nach einer so günstigen Aufnahme und so bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geschriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anlässe zu neuen Mißtrauen und fernere Unannehmlichkeiten zu sehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange:

denn als ich in meiner Stube auf und ab gehend mir das Bücklein laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagners, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinunter kreuzte, um meine Entdeckung mitzuteilen, gestand sie mir, daß sie es schon wisse. Der Autor, beängstigt über den schlimmen Erfolg bei einer, wie ihm dünkte, so guten und löblichen Absicht, hatte sich ihr entdeckt und um Fürsprache gebeten, damit meine ausgestoßene Drohung ich würde mit dem Verfasser, wegen mißtrauischen Vertrauens, keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun sehr zu Statten, daß ich es selbst entdeckt hatte und durch das Betragen, wovon ich redte, eigene Gewährwerden begleitet wird, zur Versöhnung bestimmt war. Der Fehler war vergeben, der zu einem solchen Beweis meiner Stärkekraft Gelegenheit gegeben hatte. Interessen war das Publicum so leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfasser sey, und daß ich seine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm diese Vielseitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er alles was in einer geistreichen Gesellschaft seit geraumer Zeit besprochen und verhandelt worden, anzufassen, zu wenden und in seiner bekannten Manier wohl darzustellen vermochte, ohne deßhalb ein ausgezeichnetes Talent zu besitzen. Und so hatte ich nicht allein eigene Überlegenheit, sondern auch den Lichtsinn, die Ueberraschung meiner Freunde dadurch und in der Folge sehr oft zu belohnen.

Erinnert durch mehrere zusammentreffende Umstände, will ich noch einiger bedeutenden Männer gedenken, die zu verschiedener Zeit vorüber rollend, theils in unserm Hause gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopstock steht hier billig abermals oben an. Ich hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Carlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sey; er werde zur bestimmten Zeit in Frankfurt eintreffen, und wünsche, daß ich ihn daselbst absolle. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst nach einiger Zeit eintraf, sein Ausbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit ihm entgegen zu kommen sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu seyn, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zunächst seine eigene Würde und die Würde eines Höhern, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern, und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und literarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und was dabei zu suchen und zu meiden sey, sich wohl überlegt hatte. Die wir jedoch seiner genetzten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, gerückt gewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf das Quersprünge- und Schlittschuhen, weil es er durchaus nicht wollte gelten lassen; denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe, sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen gefügelten Sohlen über das zum Boden geworfene Meer hinschreite. Nun kam es an das Wortzeug selbst; er wollte von den hohen bedeutenden schiffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen breiten flachgeschliffenen Friesländischen Stähle, als welche zum Schnellaufen die dienstlichsten seyn. Von Kunstsprüngen, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein paar flache Stähle mit langen Stahlbein, und habe seitdem, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre gefahren. Auch vom Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lobnte er, wie es schien vorläufig, das Gefallen über sein eigen Metier gewandrischer ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, und bereits genugsam davon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nämlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge goeben, sie aber in einen engen oder weniglens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis gesetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und weil sie von ihren Gaben keinen direkten Gebrauch zu machen wissen, sie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unser Gast. Dieser, groß und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte dem seinen Aeußeres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so daß er im Umgang als ein gewandter weltmännischer Arzt erschien, und seinen innerlich angebornen Charakter nur in Schriften und im vertrautesten Umgang einen unaufgehaltenen Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannigfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, daß er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste, sehr lebhaft vorempfand, so war sein Umgang wünschenswerth zu finden. Da mich nun überhaupt das was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir bei gegen mich wieder einst zu seyn erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervortehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein, wir sielen uns wechselsweise selten und schalten, und weil er sich durchaus offen und mitteilend erwies, so lernte ich in kurzer Zeit sehr viel von ihm.

Beurtheilt ich nun aber einen solchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, so darf ich nicht einmal sagen, daß er eitel gewesen. Wir Deutschen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft; denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit sich, und man bezeichnet damit billiger Weise nur einen der die Freude an seinem Nichts, der Zufriedenheit mit einer hohlen Existenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienste und sein inneres Behagen; wer sich aber an seinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen

kann, wer sich bei Ausübung derselben nicht selbst seinen Lohn dahin nimmt, sondern erst darauf wartet und hofft, daß andere das Geleistete anerkennen und es gehörig würdigen sollen, der findet sich in einer üblen Lage, weil es nur allzu bekannt ist, daß die Menschen den Beifall sehr spärlich austheilen, daß sie das Lob verstümmeln, ja wenn es nur einigermaßen thunlich ist, in Tadel verwandeln. Wer ohne hierauf vorbereitet zu seyn, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten: denn wenn er das was von ihm ausgeht, auch nicht überschätzt, so schätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme die wir in der Welt erfahren, wird bedingt seyn; und sodann gebrei ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit, wie für jedes Vergnügen. Man wende dieses auf Zimmermann an, und man wird auch hier gestehen müssen: was einer nicht schon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man diese Entschuldigung nicht gelten lassen, so werden wir diesen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück anderer dadurch gestört, ja vernichtet werden. Es war das Betragen gegen seine Kinder. Eine Tochter, die mit ihm reiste, war, als er sich in der Nachbarschaft umsah, bei uns gewesen. Sie konnte etwa sechszehn Jahr alt seyn. Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Melancholie darin aufgethan hätte; aber sie sah immer sie ruhig aus wie ein Kind. Sie äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die bessere liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sclavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder sey über diese Behandlung wahnsinnig geworden; sie habe es mit Noth so lange ertragen, weil sie geglaubt, es sey in jeder Familie nicht anders, oder nicht viel besser; da sie aber nun eine so liebevolle, bessere, zwanglose Behandlung erfahren, so werde ihr Zustand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war sehr bewegt, als sie mit diesen leidenschaftlichen Ernst hinterbrachte. Ja sie ging in ihrem Mitleiden so weit, daß sie nicht undeutlich zu verstehen gab, sie würde es wohl zufrieden seyn das Kind im Hause zu behalten, wenn ich mich entschließen könnte, sie zu betrathen. — Wenn es eine Waise wäre, versetzt ich, so ließe sich darüber denken und unterhandeln, aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein solcher Vater ist! Meine Mutter gab sich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieser tadelnswürdigen Eigenheit eines so verdienstvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieselbe nicht schon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach seinem Tode der unseligen Hypochondrie gedachte, womit er sich und andere in seinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen seine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnsinn, ein fortdauerndes moralisches Morden, das er, nachdem er seine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen sich selbst kehrte. Wir wollen aber bekennen, daß dieser so trüblig scheinende Mann in seinen besten Jahren leidend war, daß ein Leibesschaden unheilbar den geschickten Arzt entlitte, ihn der so manchem Kranken geholfen hatte und half. In dieser brave Mann führte bei äußerem Ansehn, Ruhm, Ehre, Rang und Verdienen, das traurigste Leben, und wer sich davon aus vorhandenen Druckschriften, noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, sondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieses bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenschaft gebe, so muß ich im allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche in der wir leben, kann man die forderude nennen: denn man machte, an sich und andere, Forderungen, auf das was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war natürlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sey, was der Mensch sich wünschen thune, und nicht einmal schwer zu erlangen. Erfahrung war also abermals das allgemeine Losungswort, und jedermann that die Augen auf so gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am meisten Ursache hatten, darauf zu bringen und Gelegenheit sich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen aus alter Zeit ein Gestirn entgegen, welches als Beispiel alles Wünschenswerthen gelten konnte. Die Gönstlen die und unter dem Namen Hippokrates zugekommen waren, gaben das Muster, wie der Mensch die Welt anschauen und das Gesehene, ohne sich selbst hinein zu mischen, überliefern sollte. Allein niemand bedachte, daß wir nicht sehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie sie hören, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, so war unterdessen unendlich viel und nicht immer so rein erfahren worden, und gar oft hatten sich die Erfahrungen nach den Meinungen geübtet. Dieses aber sollte man auch wissen, unterscheiden und sichten; abermals eine ungeheure Forderung; dann sollte man auch persönlich unbefangen und handelnd, die gesunde Natur selbst kennen lernen, eben als wenn sie zum ersten Mal beachtet und behandelt würde; dieses sollte denn nur das Rechte und Rechte geschehen. Allein weil sich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polydistorie und Polantorie, die Praxis aber wohl schwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt; so entstand ein gemaltiger Conflict, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch sondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen sollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung schritt, so sah man, am kürzesten sey zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hülfe rief, das durch seine magische Gabe den Streit schlichten und die Forderungen leisten würde. Der Versand mischte sich indessen auch in die Sache, alles sollte auf klare Begriffe gebracht und in logischer Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beseitigt und aller Aberglaube zerstört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menschen, die Boerhave und Haller, das Unglaubliche geleistet, so schien man sich berechtigt von ihren Schülern und Nachkommlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn sey gebrochen, da doch in allen irdischen Dingen selten von Bahn die Rede seyn kann: denn wie das Wasser bei durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn

vorzügliche Geister ihn bei Seite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.

Aber hiervon wollte sich der brave Zimmermann ein für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht einsehen, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wuth ungeduldig schlug er auf alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er sich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelsus, mit einem Harnsprobiren oder Chymisten balgte, war ihm gleich; er dich ein wie das andere Mal zu, und wenn er sich außer Athem gearbeitet hatte, war er höchlich erfreut, daß die sämmtlichen Köpfe dieser Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm schon wieder ganz frisch von unzähligen Hälsen die Zähne wiesen.

Wer seine Schriften, besonders sein tüchtiges Werk über die Erfahrung liest, wird bestimmter einsehen, was zwischen diesem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um so kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahre älter war als ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höhern Ständen beschäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit, durch Verweichlichung und Uebergenuß, jeden Augenblick zur Sprache; und so drängten auch seine ärztlichen Reden, wie die der Philosophen und meiner dichterischen Freunde, mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenschaftliche Verbesserungswuth konnte ich vollends nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück und suchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anstrengung anzuwenden, und in bitterem Widerstreit gegen das was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verschaffen, um beförgt wie weit meine Wirkungen reichen und wohin sie mich führen könnten.

Von Sattig, der in Marschland die große Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber, ein ernster verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben. Ein gleiches mag Sulzern, der uns auf seiner Reise nach dem südlichen Frankreich berührte, begegnet seyn; wenigstens scheint eine Stelle seiner Reisebeschreibung, worin er mein gedenkt, dahin zu deuten.

Diese so angenehmen als förderlichen Besuche waren aber auch mit solchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hätte. Wahrhaft dürftige und unverschämte Abenteurer wendeten sich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandschaften oder Seichtale unterstützend. Sie borgten mir Geld ab, und setzten mich in den Fall wieder borgen zu müssen, so daß ich mit begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß geriet. Wünschte ich nun solche Zudringliche allen Boden zur Beute, so schützte sich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wohl sein Haus gerne rein gewaschen sähe, sich aber entsetzt, wenn die Fluth über Schwellen und Stufen unaufhaltsam eindergestürzt kommt. Denn es ward durch das allzu viele Gute der mäßige Lebensplan, den sich mein Vater für mich aufgedacht hatte, Schritt für Schritt verrückt, verschoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgestaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war so gut als aufgegeben, aber doch sollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreise stattfinden, damit man wenigstens eine allgemeine Uebersicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen so großen Umweg ins thätige Leben zu gelangen, nicht billigen wollten, der Meinung, man solle den Augenblick, wo so manche Gunst sich anbiethet, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterstadt denken. Denn ob ich gleich erst durch den Großvater, sodann aber durch den Oheim, von dem Rathe aufgeschlossen war, so gab es doch noch manche abgetretene Stellen, an die man Anspruch machen, sich einstweilen festsetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agnitschaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Residenten-Stellen. Ich ließ mir davon vorreden und glaubte wohl auch, daß ich mich dazu schicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine solche Lebens- und Geschäftsweise, welche forderte, daß man am liebsten in der Zerstreuung verweilen, sich festsetzen und die Zukunft erwarten könnte. Manche Agnitschaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Residenten-Stellen. Ich ließ mir davon vorreden und glaubte wohl auch, daß ich mich dazu schicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine solche Lebens- und Geschäftsweise, welche forderte, daß man am liebsten in der Zerstreuung verweilen, sich festsetzen und die Zukunft erwarten könnte, für mich passen möchte; und nun gefiele sich ja diesen Vorschlägen und Vorsätzen noch eine zarte Neigung, welche zu bestimmter Häuslichkeit aufzufordern und jenen Entschluß zu beschleunigen schien.

Die früher erwähnte Gesellschaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schwester wo nicht den Ursprung doch die Existenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreise noch immer bestanden, weil man sich einmal an einander gewöhnt hatte, und einen Abend in der Woche nicht besser als in diesem freundschaftlichen Kreiser zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Reimer, den wir schon aus dem sechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schicksalen geschieden und verkehrter zu und zurückgewandert, und spielte abermals den Gesetzgeber des kleinen Staats. Er hatte sich in Gesetz von jenen frühern Scherzen etwas Aehnliches aufgedacht; es sollte nämlich alle acht Tage gelooßt werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte Ehegatten zu bestimmen. Wie man sich gegen Gesetze betrage, das sey uns bekannt genug; aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sey uns unbewußt und müsse nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im allgemeinen, welche bekanntlich darin bestehen, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, vielweniger sich Liebkosungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse.

Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung hergebracht, über einige bared: Paarungen, die es bei liebt, gelacht und gescherzt, und die allgemeine Ehrstands-Komödie mit gutem Humor begonnen, und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben dasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen walstete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde dadurch gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche

Bildung erkennen. Nun war es leicht einer solchen Person mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; schon vorher war ich gewohnt es auf allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als gesellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum dritten Male zusammenbrachte, so erklärte der weltliche Gesetzgeber feierlichst: der Himmel habe gesprochen, und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir liebten es und beiderseits gefallen, und fügten uns wechselsweise so hübsch in die offenbaren Ehestandsstichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun, nach der allgemeinen Verfassung, die sämmtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorsprang. Die Gewohnheit ist aber ein wunderliches Ding: wir beide fanden nach und nach nichts natürlicher als dieses Verhältniß; sie ward mir immer werther, und ihre Art mit mir zu seyn zeigte von einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Dritter zugegen gewesen wäre, ohne viele Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen.

Weil nun bei jeder unserer geselligen Zusammenkünfte etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte ich eines Abends, als ganz frische Neuigkeit, das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb sich sehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es aufforderte, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder gesprochen hatte, sagte mein lieber Partner: wenn ich deine Gebieterin und nicht deine Frau wäre, so würde ich dich rufen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln, es scheint mir ganz dazu geeignet zu seyn. — Damit du siehst, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterin und Frau auch in Einer Person vereinigt seyn können, so versprech ich, dir binn über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen. Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht es zu erfüllen. Denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich; und gleich, als ich meine Amtsgattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sey? — Ich sinne, versetzte ich, sogen das Stück aus und bin mitten drin; ich wünsche dir zu zeigen, daß ich dir gerne etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu seyn, meinen die Leute schicke sich nicht für Ehegatten. — Laß sie meinen, versetzte ich, wir wollen es auf unsere Weise halten.

Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herausgedacht; damit dieß aber nicht gar zu großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon beim ersten und zweiten Lesen, der Gegenstand mir dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, aber ohne eine solche Umrissung wäre das Stück, wie so viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, ist bekannt genug. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegenlegen und sie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen, um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Verdrießlich durch unsern Altvater Shakspeare, nahm ich nicht eine Augenblicks Anstand die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnt' ich den Schluß einer englischen Ballade, und so war ich immer noch eher fertig als der Freitag herankam. Die gute Wirkung, die ich beim Vorlesen erreichte, wird man mir leicht zugestehen. Meine geliebteste Gattin erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, durch diese Production sich enger zusammenzöge und befestigte.

Merkwürdigerweise aber that mir zum ersten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: solch einen Quark muß du mir künftig nicht schreiben; das können die andern auch. Und doch hat' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein leichtes gewesen wäre; so hätten sie vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu schonen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre.

Durch solche und andere geistreiche Scherze ward unser wunderliches Marriage-Spiel wie nicht zum Stadt-, doch zum Familien-Mährchen, das den Müttern unserer Söhnen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider: sie begünstigte schon seither den Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine eben so gute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. Jenes unbestimmte Rumoren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte sie auch die größte Besorgniß davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste freundlich bewirthen mußte, ohne sich für die literarische Einquartirung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat ihn zu bestimmen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden.

Sie hielt daher die schon längst beworbene Italiänische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gesindel anschließen möge, so dachte sie vorher die schon einverleibte Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob sie ihr diesen Plan nur unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundin, entworfen, möchte ich nicht entscheiden: genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sey nach Verheirathung Corneliens fast gar zu eng; man wolle finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehülfin, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es

ergab ſich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, ſie in den Garten einluden und ſich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtiſche geſchergt, und mit einem gewiſſen Behagen bemerkt, daß ſie dem Vater wohlgefallen, indem ſie die Haupteigenſchaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, ſämmtlich beſitze.

Hierauf ward im erſten Stock Eins und das andere veranſtaltet, eben als wenn man Gäſte zu erwarten habe, das Schlafgeräthe gemuſtert, und auch an einigen bisher vernachläſſigten Handrath gedacht. Da überraſchte ich nun einſt meine Mutter, als ſie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehemals geſchwenkt hatte, beſonders hervorſtach. Sie ſchien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß ſolche Schaukelkaſten nunmehr völlig aus der Mode ſeyen, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andre kurze Waare, zur Schau trage.

Genug, dergleichen Vorderen zu erneuender Häuslichkeit zeigten ſich öfter, und da ich mich dabei ganz leidend verhielt; ſo verbreitete ſich, durch den Gedanken an einen Zuſtand der fürs Leben dauern ſollte, ein ſolcher Friede über unſer Haus und deſſen Bewohner, dergleichen es lange nicht genoſſen hatte.

Wahrheit und Dichtung.

Vierter Theil.

Nemo contra deum nisi deus ipse.

Vorwort.

Bei Behandlung einer mannigfaltig vorſchreitenden Lebensgeſchichte, wie die iſt, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, am gerade Ereigniſſe ſchildern und ſolche zu machen, in den Fall, einmal das in der Zeit ſich verſchlingt, nachwendig zu nennen, anderes was nur durch eine Folge deutlich werden kann, in ſich ziehen zuſammen zu ziehen, und ſo das Ganze in Theile zuſammen zu ſtellen, die man ſinnig überſchauend beurtheilen und ſich davon manches zueignen mag.

Mit dieſer Betrachtung erſcheinen wir den gegenwärtigen Band, damit ſie zu Rechtfertigung unſers Verfahrens beitrage, und ſtellen die Worte hinzu, unter denen wir ſchreiben, daß ſich dieſe hier fortlaufende Erzählung nicht getrennt am Ende des vorigen Buches anſchließe, ſondern daß ſie die Hauptſachen ſämmtlich nach und nach wieder aufnehmen, und ſowohl Perſonen als Meinungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Kräfte hat.

Sechzehntes Buch.

Wie man zu ſagen pflegt: daß kein Unglück allein komme, ſo läßt ſich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicher Weiſe beſchaffen ſey; ja auch mit andern Umſtänden, die ſich auf eine harmoniſche Weiſe um uns verſammeln; es ſey nun, daß ein Schickſal dergleichen auf uns lege, oder daß der Menſch die Kraft habe, das was zuſammen gehört an ſich heranzuziehen.

Wenigſtens machte ich dießmal die Erfahrung, daß alles übereinſtimmte, um einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu Theil, indem ich den Ausgang deſſen gelaſſen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm; zu dieſem aber ſollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unſrer Bibliothek fand ich ein Büchlein, deſſen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte, und um dabei recht wirkſam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenüber geſetzt hatte, mit der Unterſchrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angeſicht trage. Dieſes konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht leugnen; denn der Kupferſtich war erdenklich ſchlecht und eine vollkommne Fratze; wobei mir denn jene Gauner einfallen mußten, die irgend jemand, dem ſie mißwollen, zuvörderſt entſtellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieſes Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich, weil ich überhaupt Controverſien nicht liebte, indem ich immer vorzog von den Menſchen zu erfahren wie er dächte, als von einem andern zu hören wie er hätte denken ſollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch, einem Werke, das wegen Gelehrſamkeit und Scharfſinn eben ſo ſchätzbar und nützlich, als wegen Klätſcherei und Salbaderei lächerlich und ſchädlich iſt.

Der Artikel Spinoza erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerſt ſogleich wird der Mann als Atheiſt, und ſeine Meinungen als höchſt verwerflich angegeben; ſodann aber zugeſtanden, daß er ein ruhig nachdenkender und ſeinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mittheilender

Mensch, ein ruhiger Particulier gewesen; und so schien man ganz das evangelische Wort vergessen zu haben: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — denn wie will doch ein Menschen- und Gott gefälliges Leben und verderblichen Grundsätzen entspringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Verwirrung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblätterte. Diese Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich bei Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich so viel schuldig geworden, und diesesmal Friedensblicke mehr mich wieder an. Ich ergab mich dieser Lectüre und glaubte, indem ich mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.

Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit geschrieben worden, so wünschte ich nicht mißverstanden zu werden, und will hier einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Verstandesart einzurücken nicht unterlassen.

Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Mittheilung, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigentlich angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unsres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man benutzt uns bei mäßsam Erworbenem, bei freundlich Gestattetem, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns gedrängt, unsre Persönlichkeit erst flüchtig und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungeberdig stellt; vielmehr soll man, so bitter der Kelch ist, eine heitre führe Miene machen, damit ja der gelassene Zusauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit trefflicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hülfe, der ihm unzertrennlich verliehen ist. Hiedurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment noch etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern, Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sey. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch; ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen giebt es, die solche unerträgliche Empfindung voranahnen, und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren.

Diese übergreifen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und fassen sich solche Begriffe zu bilden, welche unvernichtlich sind, in durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll.

Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte sich nur, als man meine werthen Mystiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibnitz selbst diesem Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Gesinnungen verklagt, von der Theologie zur Medicin übergehen müssen.

Denke man aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu durchblättert bekennen mögen. Denn daß niemand den andern verstehe, daß hinter den bestimmten Worten dasselbe, was der andere, denke; daß ein Gespräch, eine Lectüre bei verschiedenen Personen verschiedene Gemüthsbewegungen anregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von Werther und Faust wohl zutrauen, daß er, von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dialect gedenk, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Cultur sich zu dem Gipfel des Denkens hervorgearbeitet; der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller speculativen Bemühungen zu seyn scheint.

Wäre ich mir aber auch ihm zugeeignet, würde sich deutlich genug darstellen, wenn der Versuch den der ewige Jude bei Spinoza abgelegt, und den ich als ein werthes Ingredienz zu jenem Gedichte mir aufgehabt hatte, niedergeschrieben übrig geblieben wäre. Ich gestel mir aber in dem Gedanken so wohl, und beschäftigte mich im Stillen so gern damit, daß ich nicht dazu gelangte etwas aufzuschreiben; dadurch erweiterte sich aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienst gewesen wäre, dergestalt, daß er seine Anmuth verlor und ich ihn als lästig und dem Sinne fehlig. Zu wie fern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza unvergeßlich geblieben sind, indem sie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich so kurz und bündig als möglich erklären und darstellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt.

Wenn sich in Thieren etwas Vernunftähnliches hervortut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn ob sie und gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt und in das Reich der Nothwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunstreichen, aber doch gemau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsre Bewunderung noch auffallender belästigt. Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berühmte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet und endlich das Gipfelchen wie an einem Gewerbe niederreguirt. Noch höher steigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen, ohne sichtlich äußere Veranlassung, auf und nieder senkt, und mit sich selbst wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke man sich einen Pflanz, dem diese Gabe zugetheilt wäre, so daß er die ungeheuren Blätterformen für sich selbst wechselsweise niedersenkte und aufhübe, jedermann, der es zum ersten Mal sähe, würde vor Entsetzen

Harzreiſe

im Winter.

Dem Geyer gleich,
Der auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittich ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken

zurücktreten. So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unsrer eignen Vorzüge, daß wir ein für allemal der Anerkennung seinen Theil daran gönnen mögen; ja daß wir dieselben, wenn es nur angienge, sogar unsres Gleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menschen unvernünftig gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eignen und fremden Vortheil handeln sehen. Um das Grauen loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es sogleich in Tadel, in Abscheu und wir suchen uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Diesen Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig betrachtet, wendete ich aber auf mein eignes Wesen sehr wunderlich an, und das Verbergesagte soll eigentlich nur dazu dienen, um das was folgt begreiflich zu machen.

Ich war dazu gelangt das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr, als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand desselben anzusehen. Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen weg zu pfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein federnes Wamms machen zu lassen, und mich zu gewöhnen im Finstern, durchs Gefühl, das was unvermuthet hervorbrach zu fixiren. Ich war so gewohnt mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Puls rannte und mir nicht die Zeit nahm einen auer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher weniger die Züge vergab; denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Product in der Geburt erstickte. Für solche Poesien hatte ich eine besondere Einfassung, weil ich mich doch ungefähr gegen dieselben verbielt, wie die Henne gegen die Kükelein, die sie ausgebrütet um sich der piepsen sieht. Meine frühere Lust diese Dinge nur durch Vorlesungen mitzutheilen, erneute sich wieder, sie aber gegen Geld umzutauschen schien mir abscheulich.

Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar später eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derselben verlangt wurde, jene Gesinnungen aber mich abhielten, eine solche selbst zu veranstalten, so benutzte Himburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zusammengedruckten Werke. Mit großer Freudheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publicum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen und ertrotzte sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porcellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn sie sich verheiratheten, eine gewisse Partie Porcellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hätte. Die Verachtung, welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß überwinden, den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht und indessen er sich an meinem Eigenthum gar wohl behelfen mochte, rächte ich mich im Stillen mit folgenden Versen:

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgewelkte Haare,
Schleier, leicht gefaltet, verblaßte Bänder,
Abgeflungener Liebe Trauerpfänder.
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sofaß zusammen.
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wohl am Thee- und Kaffee-Tisch behagen?
Weg das Porcellan, das Zuckerbrot:
Für die Himburgs bin ich todt.

Da jedoch eben die Natur, die beraleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte und ich in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war, und daher öfters Langeweile empfand; so trat mir bei jenem strengen Gegensatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das was menschlich, vernünftig und verständig an mir sey, zu meinem und anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen und die Zwischenzeit, wie ich es ja auch schon getban und wie ich immer stärker aufgefordert wurde, den Weltgeschäften widmen und hergestalt nichts von meinen Kräften ungebraucht lassen sollte. Ich fand dieses, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen schien, mit meinem Wesen, mit meiner Lage so übereinstimmend, daß ich den Entschluß faßte auf diese Weise zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu bestimmen. Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienste von den Menschen auch reellen Lohn forderte, jene sittliche Naturgabe dagegen als ein Heiliges unentgeldlich ausspendend fortfahren dürfte. Durch diese Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit die sich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das so sehr gepriesene und bewunderte Talent in Deutschland als außer dem Gesetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zulässiges, ja Lustiges, sondern der ehrwürdige, wegen seiner Regierungshandlungen gepriesene Markgraf von Baden, der zu so vielen Hoffnungen berechtigende Kaiser Joseph, begünstigten, jener seinen Macklot, dieser seinen Esslen von Trattner, und es war ausgesprochen, daß die Rechte, so wie das Eigenthum des Genie's dem Handwerker und Fabrikanten unbedingt preisgegeben seyen.

Als wir uns einst hierüber bei einem besuchenden Badenser beklagten, erzählte er uns folgende Geschichte: Die Frau Markgräfin, als eine thätige Dame, habe auch eine Papier-Fabrik angelegt, die Waare sey aber so schlecht geworden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhändler Macklot den Vorschlag gethan, die Deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Werth in etwas zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man dieses angenommen.

Wir erklärten zwar diese üble Nachrede für ein Mährchen, ergetzten uns aber doch daran. Der Name

Maskirt ward zu gleicher Zeit für einen Schimpfnamen erklärt und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal bergen mußte, indeß die Niederträchtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein paar gute Einfälle hinreichend entschädigt.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Traumwelt vor sich hin, die sich dadurch bes sonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie seben die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deshalb in einem wilden wüsten Wesen. Bei den Besten jedoch entsteht sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eigenem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Der Jüngling, von dem wir uns unterhalten, war in einem solchen Falle, und wenn er den Menschen auch seltsam vorkam, so erschien er doch gar manchem willkommen. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen fand man einen unbedingten Freisinn, eine heitere Offenherzigkeit im Gespräch, und ein gefälliges Handeln ohne Bedenken. Von letzterem einige Geschichtchen.

In der sehr eng in einander gebauten Judengasse war ein heftiger Brand entstanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entspringende Lust zu thätiger Hülfe, trieb mich, gut angekleidet wie ich ging und stand, dahin. Man hatte von der Allerheiligengasse der durchgebrochen; an diesen Zugang versuchte ich mich. Ich fand daselbst eine große Anzahl Menschen mit Wasserkannen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren verwirrt. Ich sah gar bald, daß wenn man eine Gasse bildete, wo man die Eimer heraus- und heraufreichte, die Hülfe die verpeilte seyn würde. Ich ergriff zwei volle Eimer und blieb stehen, rief andere an mich heran, den Kommenden wurde die Last abgenommen und die Rückkehrenden treiben sich auf der andern Seite. Die Anstalt fand Beifall, mein Zureden und persönliche Theilnahme ward benützt und die Gasse vom Eintritt bis zum brennenden Ziele, war bald vollendet und geschlossen. Kaum aber hatte die Heiterkeit, womit dieses geschehen, eine Probe, man kann sagen eine lustige Stimmung in dieser lebendigen zweckmäßig wirkenden Maschine angeregt, als der Muthwille sich sogen bemerkbar und der Schadenfreude Raum gab. Ermüdete Rückkehrende, ihre sammervolle Rückauf dem Rücken schleppend, mußten, einmal in die besetzte Gasse gerathen, unausweichlich hindurch und blieben nicht unangefochten. Muthwillige Knabenjünglinge spritzten sie an und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Es ich aber, durch mäßiges Zureden und scherzhafte Strafworte, mit Nachsicht wahrscheinlich auf meine ziemlichen Kleider, die ich vernachlässigte, ward der Frevel einschellt.

Neuestige meiner Freunde waren herangetreten den Unfall zu beschauen, und schienen verwundert, ihren Gefühlen in Spuden und seidenen Strümpfen — denn anders ging man damals nicht — in diesem fremden Geschäfte zu fröhnen. Wenige kannt' ich heranziehen, andere lachten und schüttelten die Köpfe. Wir hielten lange Stand, denn bei manchen Abtretenden verstanden sich auch manche dazu sich anzuschließen; viele Scandlustige folgten auf einander und so ward mein unschuldiges Wagniß allenthalben bekannt, und die wunderliche Lizenz mußte zur Stadtgeschichte des Tags werden.

Ein solcher Leichtsinn im Handeln nach irgend einer gutmüthigen heiteren Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbstgefühl, was von den Menschen leicht als Eitelkeit gedeutet wird, machte unserm Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein sehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen festen Boden verwandelt. Der lebhafteste, mittheilende und lustigsgesellige Verkehr trotte sich auf dem Eise. Drängsmische Schlittenfuhrbahnen, glattgefrorene weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich selbst nicht vom frühen Morgen an und war also, wie späterhin meine Mutter, dem Schauspiel zugesehen, anscheinen kam, als leichtsinnig wirklich durchgefroren. Sie saß im Wagen in ihrem rothen Sammetpelze, der auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, ganz stattlich aussah. „Gehen Sie mir, liebe Mutter. Ihren Pelz" rief ich aus dem Siegreife, ohne mich weiter besinnen zu haben. „mich friert grimmig." Auch sie bedachte nichts weiter, im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der purpurrot, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold gestickt, in der traurigen Polizeizeit die ich trug, gar nicht übel kleidete. Sie fuhr ich fortan auf und ab; auch war das Gerüchte so arg, daß man die seltene Erscheinung nicht einmal sonderlich bemerkte, oder einsgenommen: denn man rechnete mir sie später unter meinen Anomalien im Ernst und Scherze wohl einmal wieder vor.

Nach solchen Erinnerungen eines glücklichen unbedachten Handelns schreiten wir an dem eigentlichen Faden unserer Erzählung fort.

Ein geistreicher Franzos hat schon gesagt: wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerksamkeit des Publicums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.

Es ist so wahr: irgend etwas Gutes, Geistreiches wird in stiller abgeschlossener Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verlieren; man zerrt das concentrirte Talent in die Zerstreuung, weil man denkt, man könne von seiner Persönlichkeit etwas abpflücken und sich zueignen.

In diesem Sinne erhielt ich manche Einladungen, aber nicht so wohl Einladungen: ein Freund, ein Bekannter schlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen.

Der gute Freund, angekündigt als Bär, wegen estimativen unfreundlichen Abweisens, dann wieder als Jurone Voltaire's, Cumberlands Weltmann, als Naturkind bei so vielen Talenten, erregte die Neugierde, und so beschäftigte man sie in verschiedenen Häusern mit schicklichen Negotiationen ihn zu sehen.

Unter andern erbaute mich ein Freund einst Abends mit ihm ein neues Concert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handlungshause gegeben wurde. Es war schon spät; doch weil ich alles aus dem Stegreife liebte, sagte ich ihm, wie gewöhnlich anständig angezogen. Wir treten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich.

ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niederseste und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Im Stand am unteren Ende des Flügels um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bemerkungen wozu das Spiel sie abtrieb, waren ungezwungen und leicht.

Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Piano's gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war schon angegangen. Im Satzsatze trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche; wie sehr es mich freue, daß die treffliche Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwiedern, bedeckt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Annehmliches zu schauen gab. Indessen blickten wir einander an, und ich will nicht leugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hoffen mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einstimmen sahen. Ich verfehlte nicht, nach schicklichen Pausen, meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres verständiges Gespräch bildete, welches fein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien.

Indessen brachte die einmal eingeleitete Gastfreiheit unsers Hauses den guten Eltern und mir selbst manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen, es zu fördern und wo möglich solches nachbildend zu gestalten, war ich dadurch in nichts weiter gerathen. Die Menschen in so fern sie gut waren, waren fromm, und in sofern sie thätig waren, unklug und oft ungeschickt. Jenes konnte mir nichts helfen und dieses verwirrte mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich sorgfältig niedergeschrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, dem Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen eine bedeutende Augenkur daselbst vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Leresner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürstlicher Kinder, verständiges Betragen bei Hof und auf Reisen, überall geschätzt, erblindete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hülfe noch ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Muth und frommer Dreistigkeit viele Staaroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieses verbreitete sich stromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Leresner und die Seinigen, berathen von einem einsichtigen Arzte, entschlossen sich den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen, wenn schon ein Frankfurter Kaufmann, an dem die Cur mißglückt war, ernstlich abrieth. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen so viele gelungene? Dem Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackern und heitern Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen wurde nun endlich der Staar auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt, es blieb der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Cur in Sorgen sey. Gewöhnlich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugestehen nicht leichter in der Welt zu seyn; wie es denn nach Stillingen hundertmal gekommen war. Nach vollbrachtem schmerzlosen Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem geübtesten Druck die trübe Linse von selbst heraus, der Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Cur ihm erlaubte, sich des höchsten Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wiederthäter Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es bisanhin so leicht und glücklich nicht hergegangen; die Linse sey nicht herausgesprungen, er habe sie holen und zwar weit hervorwachsen, abtheilen müssen; dieß sey nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun wußte er sich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operirt habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt beide Augen gleich vorzunehmen, an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht, und da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Umständen abgelöst und herausgeholt werden.

Wie übel ein so gutmüthiger, wohlmeinender, gottesfürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sey, läßt keine Beschreibung noch Entwicklung zu; etwas Allgemeines über eine solche Sinnesart steht vielleicht hier am rechten Platze.

Auf eigene moralische Bildung hinzuarbeiten, ist das Einfachste und Thunlichste was der Mensch vornehmen kann; der Trieb dazu ist ihm angeboren; er wird durch Menschenverstand und Liebe dazu an dem gerechten Leben geleitet, ja gedrängt.

Stilling lebte in einem sittlich religiösen Liebesgefühl; ohne Mitwirkung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existiren; er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still, wo man den Betannten nicht liebte, war er traurig; deswegen befand er sich am besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten ruhigen Verhältnisse mit einiger Bequemlichkeit sich zu verbinden beschäftigt sind.

Diesen gelingt nun wohl die Eitelkeit abzuthun, dem Bestreben nach äußerer Ehre zu entsagen, Vertraulichkeit im Sprechen sich anzueignen, gegen Genossen und Nachbarn ein freundliches gleiches Betragen auszuüben.

Oft liegt aber eine dunkle Geistesform zum Grunde, durch Individualität modificirt; solche Personen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf jene empirische Laufbahn; man hält alles für übernatürliche Bestimmung, mit der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke.

Dabei ist im Menschen eine gewisse Neigung in seinem Zustand zu verharren, zugleich aber auch sich stoßen und führen zu lassen und eine gewisse Unentschlossenheit selbst zu handeln. Diese vermehrt sich bei Mißlingen der verständigsten Pläne, so wie durch zufälliges Gelingen günstig zusammentreffender unvorhergesehener Umstände.

Wie nun durch eine solche Lebensweise ein aufrichtsames männliches Betragen vermindert wird, so ist die Art in einen solchen Zustand zu gerathen gleichfalls bedenklich und der Betrachtung werth.

Warum sich dergleichen Sinnesverwandte am liebsten unterhalten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren physiologischen Werth nicht absprechen. Es sind eigentlich was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Aperçus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben anfert und sie in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird.

Ein solches Aperçu giebt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung; es entspringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das gutmüthige altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure,
Dieu labeure.

Aeußere Anstöße bewirken oft das gewaltsame Losbrechen solcher Sinnesänderung, man glaubt Zeichen und Wunder zu schauen.

Zutrauen und Liebe verband mich aufs herzlichste mit Crelling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf seinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz seiner Natur gemäß, alles was für ihn geschah in einem dankbaren seinen Herzen zu behalten; aber sein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Räthsel seiner Tage zurechtlegen und auflösen wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was und vernünftiger Weise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Verblendungsart, daß aber, was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, Uebereile oder vernachlässigt, tölpelmme, schwer zu entrangende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte also den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwiedern; doch ließ ich ihn, wie so viele andere, gern gewähren und schätzte ihn später wie früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen sich nicht scheute. Dabei ich ihm auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernsthaft äußerte: „Mein Herr wahr, wenn ich mit Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und etliche Schulden-Jahre nach sich ziehen."

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich endlich; die Augen des braven geduldigen Mannes entzündeten sich und es blieb kein Zweifel, daß die Cur mißlungen sey.

Der Zustand in den unser Freund dadurch geriet, läßt seine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! zuvörderst der größte Dank der zum Lichte wieder Genesenen, das Herrlichste dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hülfsbedürftigen; der Credit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im höchsten Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hiobs von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als habe er die ihm zufällig übertragenen Augenmittel freventlich als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft betrachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studirt, sondern seine Curen nur so obenhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mitarbeitende ihm nachgeredet; er gerieth in Zweifel, ob dieß auch nicht Wahrheit sey? und bereitete sich vor, ob er gleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wohl Dünkel und Eitelkeit, in seinem Lebensgange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wir und auch verständigen machten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig nothwendige Resultat: daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seyen.

In meinem verstehend heitern Sinne wäre ich noch mehr verlegt gewesen, hätte ich nicht verderbenliche Wege, diese Seelenzustände ernster freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt; nur betrübte es mich, meine gute Mutter für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unablässig thätigen Gleichmuth. Der Vater bauerte mich auch meistens. Um meinetwillen hatte er einen streng gehaltenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende herangog, sehr gern eines munteren, ja paradoxen Gespräches. da ich ihm denn, durch allerlei dialektisches Kreuzfechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete; denn ich hatte die gestische Art alles zu bestreiten, aber nur insofern hartnäckig, daß derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle sicherlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten heiterssten Ereignisse, verunlaßt durch wohlgelungene Nebenkuren des durch die Hauptcur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte und im Einzelnen ein alter blinder Bettelfuhr aus dem Isenburgischen zu lachen, der, in dem höchsten Elend nach Frankfurt gebracht, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die südorientalische Natur so gut nachhalf, daß er, wohlkommen und ohne die mindeste Beschwerde, sich mit Entzücken geheilt sah. Als man ihn fragte ob die Operation geschmerzt habe? so sagte er nach der ihm persönlichen Weise: „Wenn ich eine Million Augen hätte, so wollte ich sie jedesmal für ein solch Stückstück sammtlich nach und nach operiren lassen." Bei

seinem Abwandern betrug er sich in der Jahrzeit eben so excentrisch; er dankte Gott auf gut altteſtamentiſch, pries den Herrn und den Wandermann mit ſeinen Gedanken. So ſchritt er in dieſer langen ode verbrachten Stunde langſam der Brücke zu. Verſchiedene Fiaker und Einſpänner traten aus den Läden heraus, überraſcht durch einen ſo ſeltenen frommen, leidenſchaftlich vor aller Welt ausgeſprochenen Enthuſiasmus; alle waren angeregt zur Theilnahme, bereit, daß er, ohne irgend zu fordern oder zu betteln, mit reichlichen Gaben zur Weitzerung begleitet wurde.

Eines ſolchen heitern Vorfalls durfte man in unſerm Kreiſe aber kaum erwähnen; denn wenn ihr Aeraſte in ſeiner launigen Heimath über Main, in häuslichem Elend höchſt glücklich gedacht werden konnte, ſo vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger ſicherlich das unſinnbare, zunächſt gehoffte Vergnügen.

Kränkend war daher für unſern guten Jung der Empfang der tauſend Gulden, die, auf jeden Fall bedungen, von großmüthigen Menſchen oft bezahlt wurden. Dieſe Baarſchaft ſollte bei ſeiner Rückkehr einen Theil der Schulden austilgen, die zur Reiſe trugen, in unſeligen Zuſtänden laſteten.

Und ſo ſahen er treulich von uns, denn er ſah zurückkehrend den Empfang einer ſorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Sowie geſtellten, die ſich, als Bürgen für ſo manche Schuld den des allzu zuverſichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter getroffen zu haben glauben konnten. Hohn und Spott der Abneigung im Glücke ſchon Mißwollenden konnte er in dieſem und jenem Hauſe, aus dieſem und jenem Fenſter ſchon vorausſehen; eine durch ſeine Abweſenheit ſchon verſtimmerte, durch dieſen Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihm äußerſt ängſtigen.

So entließen wir ihn, von unſerer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung; denn ſeine tüchtige Natur, gegründet auf den Glauben an übernatürliche Hülfe, mußte ſeinen Freunden eine ſtillbeſchwichtigende Zuverſicht einflößen.

Siebzehntes Buch.

Wenn ich die Geſchichte meines Verhältniſſes zu Lili wieder aufnehme, ſo hab' ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmſten Stunden, theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menſchlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in dieſem Sinne waren unſere Geſpräche ſittlich intereſſant auf jede Weiſe.

Wir wollte man ſich aber von dem Innern unterhalten, ohne ſich gegenſeitig aufzuſchließen? Es währte daher nicht lange, daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geſchichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller gefälligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachſen. Sie ſchilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, ſo wie die nächſten Zuſtände; nur ihre Mutter blieb in einem verwirrenden Dunkel.

Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und ſo konnte ſie nicht leugnen, daß ſie eine gewiſſe Gabe anzuziehen an ſich habe bemerken müſſen, womit zugleich eine gewiſſe Eigenſinnigkeit fahren zu laſſen verbunden ſey. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, daß ſie dieſe Gabe auch an mir geübt habe, jedoch derſtalt worden ſey, indem ſie auch von mir angezogen worden.

Dieſe Geſtändniſſe gingen aus einer ſo reinen ſinnbaften Natur hervor, daß ſie mich dadurch aufs allerſtrengſte ſich zu eigen machte.

Ein wechſelſeitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit ſich zu ſehen, trat nun ein; wie bätt' ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müſſen, wenn ich mich nicht hätte entſchließen können, ſie in ihren Cirkeln zu ſehen! Hieraus erwuchs mir mannigfaltige Pein.

Mein Verhältniß zu ihr war von Perſon zu Perſon, zu einer ſehnen, liebenswürdigen, geliebten Tochter; es glich meinen früheren Verhältniſſen, und war noch höherer Art. An die Aeußerlichſtetten jedoch, an das Mißliche und Biederwitzige eines geſelligen Zuſtandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwinglicher Verlangen war herrſchend geworden; ich konnte nicht ohne ſie, ſie nicht ohne mich ſeyn; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einer ſolchen Gliederung ihres Kreiſes, was ergaben ſich da oft für Mißtage und Zerſtunden!

Die Geſchichte von Luſtpartien die zur Unluſt auszuliefern; ein retardirender Bruder mit dem ich nachgehen ſollte, welcher ſeine Geſchäfte erſt mit der größten Gelaſſenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langſamſt vollendete, und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verbarb; auch ſonſtige des Anreizen und Verleiden, Ungeduld und Entbehrung, alle dieſe Pinen, die in irgend einem Roman unſäglichſter mitgetheilt, gewiß theilnehmende Leſer finden würden, muß ich hier verſchweigen. Um aber doch dieſe betrübende Darſtellung einer ſchönen Anſchauung, einem ſinnlichen Mitgefühl anzuvertrauen, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht beſonders hier einbrücklich, eingeſchaltet ſtehen.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedrängt dich ſo ſehr?
Weicht ein fremdes neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles, was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kamſt du nur dazu?

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberstäbchen,
Das sich nicht gerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen,
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Warum gleichst du mich unwiderstehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verstoßen
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatt' schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
Dem Spieltisch fälltst?
Ist so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber steht?

Reizender ist mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte,
Wo du bist, Natur.

Hat man sich diese Lieder aufmerksam vorgelesen, lieber noch mit Gefühl vorgesungen, so wird ein Hauch jener Fülle glücklichster Stunden gewiß vorüber wehen.

Doch wollen wir aus jener größeren, glänzenden Gesellschaft nicht eilig abscheiden, ohne vorher noch einige Bemerkungen hinzuzufügen; besonders den Schluß des zweiten Gedichtes zu erläutern.

Diejenige, die ich nur im einsachen, selten gewechselten Hauskleide zu sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen und doch war es ganz dieselbe. Ihre Neigung, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur mußte ich sämmtliche Anziehungsgabe, that sich mehr hervor; es sey nun weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehreren Seiten zu manifestiren strebte oder jener entgegen kam, sich zu verwundgefallen Ursache fand genug, ich konnte mir nicht leugnen, daß diese Freundin mir zwar einerseits unbekannt fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre gesellschaftlichen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sey auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen.

War es doch derselbige nun durch Putz verhüllte Busen, der sein Innerstes mir aufbaut hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie heranwachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte. Jeder wechselte seinen Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime unsichtbare Verbindung, die sich auf das wunderbarste, auf das natürlichste gefunden hatte.

Doch sollte bei eintretendem Frühling eine ansländige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse einer tadlosen Offenbach am Main prägte schon das mals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Gärten, für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich schon hervorgethan; Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläufige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der hellen Umgegend erbaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden.

Ich nannte bei Johann André, um indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung erlauben, um von dem damaligen Opernwesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigirte zu der Zeit Marchand das Theater, und suchte durch seine ebene Person das Mögliche zu leisten. Es war ein schöner großer und wohlgestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erstrecken bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Aufführung musikalischer Werke wohl allenfalls bedurfte, bedurfte er denn die kleineren und größeren französischen Opern derüber zu bauernen benützt war.

Der Vater in der Gretry'schen Oper: die Schöne bei dem Drachenbrunnen, gelang ihm besonders; es wußte wie er sich in der hinter dem Flor veranstalteten Position gar anständig zu geberden wußte.

Diese, in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edler Styl, und war geeignet, die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Damen des Opernwesens bemächtigt; Zustands- und Handwerks-Opern traten sich hervor. Die Jäger, der Fassbinder, und ich weiß nicht was Alles, waren vorausgegangen; Andre wählte sich den Töpfer. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben, und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartirt, und will von diesem allzeit fertigen Dichter und Componisten nur so viel sagen als hier aufgeboten wird.

Er war ein Mann von ausnehmendem lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabrikant in Offenbach ansässig; er schwebte zwischen dem Cavalliermäßigen und Bürgerlichen. In Hoffnung jenes Verdienst zu erwerben, wünschte er sich ersteres, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als Letzteres war er gesetzt, seine Compositionen ins Unendliche zu wiederholen.

Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst thätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der geistreich dichter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Faches sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffallend und erwünscht, mitgedacht werden.

Leis's Pantoffel fesselte unsern guten Andre vollkommen an unsre Gesellschaft, als unterrichtend, musicirend, aufführend, waren wenige Stunden des

Tags und der Nach[illegible]er nicht in das Familienwesen, in die gesell[illegible]sgereihte mit einander.

Bürgers Leonore, damals ganz frisch bekannt, und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm exponirt; er trug sie gern und wiederholt vor.

Auch ich, der viel und lebhaft recitirend vortrug, war sie zu declamiren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns beiden sie hören wolle, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten.

Dieses alles aber, wie es auch sey, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseyns; sie wissen kein Ende zu finden, und der arme Johann Andre war durch wechselsweise Verführung der beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu setzen, um bis nach Mitternacht seine Musik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden versicherten sich dadurch einer werthen unentbehrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Garten-, parterreartig überliefert, mit Laden Blumen- und sonstigen Prunkbeeten; freie Uebersicht über den Fluß bis ans jenseitige Ufer; ein schon früh eine thätige Schiffahrt von Nähen und gelenken Mastbäumen und Rämen; eine sandstundaleidendlebendige Welt, mit liebevollen zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schiffgeräusch eines laut bewegten Stromes ward deutlich empfunden und verschiedte nicht einen entschieden bedeutenden Zauber über den Heraustretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Scenen umgeben, morgenblick wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernsten Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtsinnig erscheinen, so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige was bisher des Vortrags halben, wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen bis Entscheidend, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einstellten.

Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschäftigt. Auch ich versäumte nicht, in Betracht der Gegenwart und Zukunft, das mir Obliegende zu besorgen, und fand noch Zeit genug dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrängten.

Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachende Tag gehörte den weltlichen Geschäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Jurist, führte seine Geschäfte selbst, die ihm soviel die Verwaltung seines Vermögens als die Verbindung mit vertrauenswürdigen Freunden anbrachte, und ob ihm gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath zu practiciren nicht erlaubte, so war er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem erblindeten Advocaten unterzeichnet wurden, dem denn jede solche Signatur ein Billiges einbrachte.

Diese seine Thätigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Heraustreten und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher schätzte als meine Praxis und deßwegen alles that um mir Zeit genug zu meinen poetischen Studien und Arbeiten zu lassen. Gründlich und tüchtig, aber von langsamer Conception und Ausführung, studirte er die Acten als gelehrter Referendar, und wenn wir zusammenstraten legte er mir die Sache vor und die Ausfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vaterfreude gedieh, und er auch wohl einmal aufzusprechen nicht unterließ: „wenn ich ihm feind wäre, er würde mich beneiden.“

Die Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern hatte sich ein Schreiber zu uns gesellt, dessen Character und Wesen, wohl darzustellen, leicht einen Roman fordern und schwächen könnte. Nach wohl genutzten Schuljahren, worin er des Lateins völlig mächtig geworden, und sonstige gute Kenntnisse erlangt hatte, unterbrach ein unglückseliges akademisches Leben den übrigen Gang seiner Tage; er sekretirte sich eine Weile mit seinem Körper in Dürftigkeit hin, und kam erst später in bessere Umstände durch Hülfe einer sehr schönen Handschrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advocaten unterhalten ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt, und erwarb sich alle, denen er diente, durch Reinlichkeit und Pünktlichkeit zu Gönnern. Aus unserm Hause hatte er sich noch öfters zu thun

Da dieß Lied sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gastmahl sich versammelt, ohne daß es freundig wieder aufgefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nachkommen und wünschen allen, die es aussprechen und singen, gleiche Lust und Bewegen von innen hervaut, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Weis zu gedenken, und im beschränkten Kreise zu einer Weis ausgedehnt empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Lili's Geburtstag, welcher den 25. Juni 1775 sich zum sechzehnten Mal wiederholte, besonders sollte gefeiert werden. Sie hatte versprochen am Mittag nach Offenbach zu kommen, und ich muß gestehen, daß die Freunde mit glücklicher Uebereinkunft von diesem Feste alle herkömmlichen Verzierungsbraten abgelehnt und sich nur allein mit Herzlichkeiten, die ihrer würdig wären, zu Empfang und Unterhaltung vorbereitet hatten.

Mit solchen angenehmen Pflichten beschäftigt sah ich die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag verkündigte und unserm Fest ihre frohe glänzende Gegenwart versprach, als Lili's Bruder George, der sich nicht verstellen konnte, ziemlich ungeberdig ins Zimmer trat und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unser morgenden Fest gestört sey; er wisse selbst weder wie noch wodurch, aber die Schwester lasse sagen, daß es ihr völlig unmöglich sey morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an den ihr zugedachten Feste Theil zu nehmen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wisse sie recht gut wie unangenehm es mir und unsern Freunden fallen müsse, bitte mich aber sie deßhalb als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie mir überlasse hinaus zu melden, gemildert, ja persilirt werde; sie wolle mir's zum allerbesten danken.

Ich schwieg einen Augenblick, hatte mich auch sogleich gefaßt und wie durch himmlische Eingebung gefunden was zu thun war. „Eile, rief ich George! sag' ihr, sie solle sich ganz beruhigen, möglich machen daß sie gegen Abend komme; ich versprache: gerade dieser Umbeil solle zum Fest werden.“ Der Knabe war neugierig und wünschte zu wissen wie? daß wurde ihm standhaft verweigert, ob er gleich alle Künste und Gewalt zu Hülfe rief. Die ein Bruder unserer Geliebten aufzufinden sich anmaßt.

Kaum war er weg, so eilte ich mit sonderbarer Geschäftigkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem freuden freien Gefühl, daß hier Gelegenheit sey mich als ihren Diener auf eine glänzende Weise zu zeigen, berief ich mehrere Bogen mit schöner Seite, wie es dem Gelegenheitsgedicht ziemt, zusammen und eilte den Titel zu schreiben:

„Sie kommt nicht“

„ein zimmerreines Familienstück, welches, gelassen sey es Gott, den 25. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das allermahrlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend.“

Da von diesem Scherze weder Concept noch Abschrift vorhanden, habe ich mich oft darnach erkundigt, aber nie etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es wieder aufs neu zusammendichten, welches im Allgemeinen nicht schwer fällt.

Der Schauplatz ist d'Orville's Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet sich durch die Domestiken, wobei jedes genau seine Rolle spielt und die Anstalten zum Fest vollkommen deutlich werden. Die Kinder mischen sich drein, nach dem Leben geschildert; dann der Herr, die Frau mit eigenthümlichen Thätigkeiten und Einwirkungen; dann kommt, indem alles schon zu einer gewissen dahingen Geschäftigkeit durch einander treibt, der unermüdliche Kapellmeister Johann André; er setzt sich an den Flügel und ruft alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus giebt er heran, aber alles macht sich wieder fort, bringenden Geschäften nachzugehen; eins wird vom andern abgerufen, eins deutet das andern, und die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasser-Scenen; Kränze, Bänderein mit Inschriften zierlichster Art, nichts ist vergessen.

Als man sich nun eben um die erfreulichsten Gegenstände versammelt, tritt ein Bote herein, der, als eine Art von lustigem Hin- und Wiederträger, berechtigt war, auch eine Charakterrolle mitzuspielen, und der durch manches allzuviele Trinkgeld wohl ungefähr merken konnte, was für Verhältnisse obwalteten. Er thut sich auf sein Packet etwas zu Gute, hofft ein Glas Wein und Sammetrock, und überzieht nun, nach einigem schalkhaften Weigern, die Depesche. Dem Hausherrn sinken die Arme, die Depesche, Dem Hausherrn sinken die Arme, die Depesche fällt auf den Boden, er ruft: „Laß mich zum Tisch! laß mich zur Commode, damit ich nur streichen kann.“

Das geistreiche Zusammensein lebenslustiger Menschen zeichnet sich vor allem aus durch eine Sprache und Gebärden-Symbolik. Es entsteht eine Art Gaudiridom, welches, indem es die Eingeweihten höchst glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt, oder, bemerkt, verdrießlich wird.

Es gehörte zu Lili's anmuthigsten Eigenheiten, eine, die hier durch Wort und Geberde als Strecken aufgedrückt ist, und welche stattfand, wenn etwas Anstößiges gesagt oder gesprochen wurde, besonders indem man bei Tische saß, oder in der Nähe von einer Fläche sich befand.

Es hatte dieses seinen Ursprung von einer unendlich lieblichen Unart, die sie einmal begannen, als ein Fremder bei Tafel neben ihr sitzend, etwas Unsittliches vortrachte. Ohne das holde Gesicht zu verändern, streckt sie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tischtuch weg, und sucht alles, was sie mit dieser sanften Bewegung erreichte, absatzt auf den Boden. Ich weiß nicht was alles, Messer, Gabel, Brot, Salzfaß, auch etwas zum Gebrauch ihres Nachbars gehörig; es war jedermann erschreckt; die Bedienten liefen zu, niemand wußte was das heißen sollte, als die Umsitzenden, die sich erkundeten, daß sie ein Unsittlichkeit auf eine so zierliche Weise erwiedert und auferlöscht.

Hier war nun also ein Symbol gefunden, für das Absetzen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in stärkster, derber, schadenstiftender, wohlgezielter, aber nicht durch und durch gebildeter Gesellschaft vorzukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechten Hand als ablehnend erlaubten wir und alle; das wirkliche Streichen der Gegenstände hatte sie selbst in der Folge sich nur mäßig und mit Geschmack erlaubt.

Wenn der Dichter nun alle dem Hausherrn diese Begierde zu streichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit, als Mimik aufsetzt, so stellt man das Bedeutende, das Charakteristische, denn indem er alles von allen Flächen herunter zu streichen droht, so hält ihn alles ab; man sucht ihn zu beruhigen, bis er sich endlich ganz ermattet in den Sessel wirft.

„Was iſt begegnet?“ ruft man aus. „Iſt ſie krank? Iſt jemand geſtorben?“ Laſt! laſt! ruft d'Orville, dort liegt's auf der Erde. Die Depeſche wird aufgehoben, man lieſt, man ruft: Sie kommt nicht!

Der große Schreck hatte auf einen gröbern vorbereitet; — aber ſie war doch wohl! — es war ihr nichts begegnet! Niemand von der Familie hatte Schaden genommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

Andre, der indeſſen immerfort muſicirt hatte, kam doch endlich auch herbei gelaufen, trällerte und ſuchte ſich zu trösten. Pfarrer Ewald und ſeine Gattin traten gleichfalls charakteriſtiſch ein, mit Vernunft und Verſtand, mit unwillkürem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durch einander, bis der maſſerhaft ruhige Onkel Bernard endlich herankommt, ein gutes Frühſtück, ein tödtlich Mittagsſeſſ erwartend, und der Einzige iſt, der die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte anſieht; beſonnenheitgende, vernünftige Reden äußert und alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der griechiſchen Tragödie ein Gott die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulöſen weiß.

Dieß alles ward während eines Theils der Nacht mit lauſender Feder niedergeſchrieben und einem Boten übergeben, der am nächſten Morgen punkt zehn Uhr mit der Depeſche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den beſſten Morgen erblickend wach' ich auf, mit Vorſatz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichſten Charivari von Entgegnungen; das geſtörte Feſt verlautete kaum; ſie ſchalten und ſchimpften, daß ich ſie zu getroffen hätte. Die Dienerſchaft war zufrieden mit der Herrſchaft auf gleichem Theater aufzutreten zu ſeyn, nur die Kinder, als die enthuſiaſtiſchſten unbeluſtigſten Realiſten, verſtießen mich derbe; ſie hätten ſie nicht getroffen und es ſey überhaupt alles ganz anders geweſen, als wie es hier geſchrieben ſtünde. Ich beſchwichtigte ſie mit einigen Vorgaben des Nachtiſches, und ſie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Möſtung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung. Alt ohne Prunk, aber vielleicht um beſto lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja luſtigen Geſichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Aufſtehenden ſo viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr alles, man trug ihr alles vor und ſie, nach ihrer lieben und ſüßen Art, dankte mir wie ſie allein nur konnte.

Es beburfte keines ſonderlichen Scharfſinns, um zu bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feſte nicht zufällig, ſondern durch Him- und Herreden über unſer Verhältniß verurſacht war. Im deſſen hatte dieß weder auf unſre Geſinnungen, noch auf unſer Betragen den mindeſten Einfluß.

Ein vielfacher geſellicer Zudrang aus der Stadt konnte in dieſer Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur ſpät des Abends zur Geſellſchaft, und fand ſie dem Scheine nach theilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden erſchien, ſo mocht' ich ihr gern in irgend etwas nützlich ſeyn, indem ich ihr Größeres oder Kleineres beſorgt hatte, oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es iſt wohl dieſe Dienſtſchaft das Erfreulichſte was einem Menſchen begegnen kann; wie uns die alten Ritter-Romane dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kräftige Weiſe zu überliefern verſtehen. Daß ſie mich beherrſchte, war nicht zu verbergen, und ſie durfte ſich dieſen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphirten Ueberwinder und Ueberwundene, und beide behagen ſich in gleichem Stolze.

Dieß mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer beſte kräftiger. Johann Andre hatte immer Muſik-Verrath; auch ich brachte fremdes und eigenes Neue; poetiſche und muſikaliſche Bäche rauſchten herab. Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewiſſe Exaltation waltete in der Geſellſchaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte ſich dieß den übrigen und unſerm Verhältniſſe mit. Denn wo Neigung und Leidenſchaft in ihrer eignen kühnen Natur hervortreten, ſehen ſie verſchüchterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum ſie ihre gleichen Recte vorheimlichen ſollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger verſteckte Verhältniſſe, die ſich nunmehr ohne Scheu durchſchlangen; andere, die ſich nicht gut bekennen ließen, ſchlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Kommt ich denn auch wegen vermannigfaltigter Geſchäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zuhause, ſo gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zuſammenſeyen im Freien. Liebende Seelen werden nachſtehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

Es war ein Zuſtand, von welchem geſchrieben ſteht: „ich ſchlafe, aber mein Herz wacht:“ die beiden wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überſcheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum beſſten Tage.

Wir waren beim klarſten Sternhimmel bis ſpät in der freien Gegend umherſpatiert; und nachdem ich ſie und die Geſellſchaft von Thüre zu Thüre nach Hauſe begleitet und von ihr zuletzt Abſchied genommen hatte, fühlte ich mich ſo wenig Schlaf, daß ich eine ſteile Frauenwanderung anzutreten nicht ſäumte. Ich ging die Landſtraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlaſſen; ich ſetzte mich auf eine Bank, in der tiefſten Nachtſtille, unter dem blendenden Sternhimmel mir ſelbſt und ihr anzugehören.

Bemerkenswerth ſchien mir ein ſchwer zu erklärender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Nachtein, kein Rauſchen, und bei näherer Aufmerkſamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem Gethier ſey. Es mochten Juel oder Wieſel ſeyn, oder was in ſolcher Stunde dergleichen Geſindel vornimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zugegangen und an den Rödterberg gelangt, wo ich die Straßen, welche nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kaſtanienbeſchatteten Scheine erkannte. Ich ſtieg hinauf, ſetzte mich nieder und ſchlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung ſich ſchon verbreitet, ich ſah mich gegen den hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schanzwerk wider die höhen ſtehenden Berge aufgerichtet war. Sachſenhauſen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Fluſſes an; es war friſch, mir wollkommen.

Da verbarrt' ich bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wieder ſehen ſollte, und ich kehrte langſam in das Paradies zurück, das ſie, die noch Schlafende, umgab.

Jemehr aber, um des wachſenden Geſchäftskreiſes willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrſchen trachtete, meine Beſuche in Offenbach

sparsamer werden und dadurch eine gewisse peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten. So ließ sich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintansetze und verliere.

Wie nun meine Ansichten sich nach und nach verbreiteten, hielt ich sie für bedeutender als sie wirklich waren, und dachte um so mehr auf eine baldige Entscheidung, als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens; die feste Ueberzeugung einer Trennung sey unmöglich; das innigste gleichmäßig gelegte Vertrauen, — das alles brachte einen solchen Ernst hervor, daß leider ich mir fest vorgenommen hatte, kein scheinbares Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses, ohne Sicherheit eines günstigen Erfolges, wieder verstrickt fand, wirklich von einem Strumpfe, den bekannen war, von dem ich mich zu retten, mich immermehr in gleichgültige weibliche Geschäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In diesem wunderlichen Zustande, dergleichen doch auch mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hülfe, welche die sämmtlichen Bezüge der Personen und Zustände sehr wohl durchsah. Man nannte sie Demoiselle Delf; sie stand mit ihrer ältern Schwester einem reichen Handelshaus in Heidelberg vor, und war der größern Frankfurter Verschiedenheit der verschiedenen Vorfälle mit vielem Dank sinnig gewerthen. Sie kannte und liebte Lili von Jugend auf; es war eine eigne Person, ernsten männlichen Ansehens und gleichen, derben, haltigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne. Man konnte sie nicht intrigant nennen; sie pflegte den Verhältnissen lange zuzusehen und ihre Absichten stille mit sich fortzutragen; kam aber hatte sie die Gabe, die Gelegenheit zu ersehen, und wenn sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, wenn alles auf Entscheidung ankam, so wußte sie eine solche Kraft der Charaktereigenschaft einzulegen, daß es ihr nicht leicht mißlang, ihr Verdienen auszuüben. Eigentlich hatte sie keine egoistischen Zwecke; etwas gethan, etwas vollbracht, befriedigte eine Heirath gestiftet zu haben, war ihr schon Belohnung. Unsern Zustand hatte sie längst durchblickt, bei wiederholtem Hiersein durchforscht, so daß sie sich endlich überzeugte: diese Neigung sey zu begünstigen, diese Personen, redlich aber nicht genugsam versorgt und angestellt, müßten unterstützt und dieser kleine Roman förderlichst abgeschlossen werden.

Seit vielen Jahren hatte sie das Vertrauen von Lili's Mutter. In meinem Hause durch mich eingeführt hatte sie sich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieses barsche Wesen ist in einer Weinstadt nicht widerwärtig und mit Verstand im Hintergrunde, sogar willkommen. Sie konnte sehr wohl unsre Wünsche, unsre Hoffnungen, ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag; kurz sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es bestimmen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegen stellen mochten, beseitigt, genug sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!“ rief sie mit ihrem pathetisch-scherzhaften Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander leidenschaftlich bewegt in die Arme.

Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wunderlichen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sey.

Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sey. Es ist erfreulich sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich sawer aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert; die scharfsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die verringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die treulosen Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist und Bestreiten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit daran und bei allgemein gefeiertem frommen Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.

Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Einmischung in mir vorging. Vor die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, angenehm vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine bevorzugte Person; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gebührten mein, daß fühlt' ich wie sonst, aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Inwerklichkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Kapitals, von dem ich gelitzend die Zinsen mitzugenießen hätte.

Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiselle Delf erworbene Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als erwartend angesehen, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn sie bald etwas Uebelich, wie man ein solches Verhältniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außenwelt ist durchaus unbarmherzig und sie hat Recht, denn sie muß sich ein für allemal selbst behaupten; die Innerlichst der Leidenschaft ist eros, aber wie sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern. Junge Gatten, die, besonders in der spätern Zeit, mit nicht genugsamen Eltern versehen, in ihre Zustände sich einlassen, mögen ja sich eine Fortdauernde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unzeitigen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein Jammer Elternpaar offiziell erscheinen lassen.

Der Unzulänglichkeit der Mittel die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zuerreicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es bäuen und drüben nicht recht zusammen passen.

Der Trugschluß, den die Leidenschaft so trauen findet, trat nun in seiner völligen Unumgrenzung nach und nach hervor. Mit einiger Rücksichtnahme mußte mein Haus, meine häusliche Lage, in ihrem ganz Besonderen betrachtet werden. Das Vermögen. Das Ganze sey auf eine Schwiegermutter eingerichtet, das freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mittel, Liebe, Verständige, Schöne, Zärtliche, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftliche zu Ende des dritten Bandes kennen

Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur Einmal löſ't.

In Dickichts-Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Öde verſchlingt ihn.

lernen; ſie war der paſſende Schauplatz zu einem ſchon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger unbefangener Betrachtung ſich nicht benehmen können, daß, um dieſe neue Gewerbene in ſolche Functionen gleichfalls einzuſetzen, man ein neues Gewölbe hätte zuerſtehen müſſen.

Indeſſen war mir doch noch nicht deutlich geworden und ihr eben ſo wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hauſe, und gedachte' ich ſie hereinzuführen, ſo ſchien ſie mir nicht zu paſſen, wie ich ſie ſchon in ihren Curſen zu erſcheinen: von zarten die Tags- und Mode-Menſchen nicht anzuſtechen, meine Richtung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer däulichen Einrichtung nicht geſchehen, wo in einem neugebauten, ſtattlichen Bürgerhauſe ein nunmehr veralteter Prunk gleichſam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte.

Sie hatte ſich auch, ſelbſt nach dieſer gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander klüglich und einleiten können, kein Zuſammenſammenhaus. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten und wollte die Lebenswürdige eintauſchen ihre Lebensweiſe fortſetzen, ſo fand ſie in dem anſtändig geräumigen Hauſe keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem dieſem abgeſehen, ſo waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen her ſchöne Ausſichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anſtellung zu gelangen. Ein rührtiger Geiſt ſaht überall Fuß; Fähigkeiten, Talente, erregen Vertrauen; jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunſt, dem Genie traut man alles zu, da es doch nur ein gewiſſes vermag.

Das Deutſche geiſtig-literariſche Terrain war damals ganz eigen und als ein Neuland anzuſehen. Es fanden ſich in der Geſellſchaften einige Menſchen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tätige Arbeiter und einige Handhalter wünſchten. Selbſt die angeſehene wohlgegründete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmſten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lili bekannt geworden war, wußte auf ſchickliche Weiſe meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir ſpäter als Vorurtheil erſchien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß dieſe Männer, wenn ſchon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den übrigen ſo nah verwandten Zwecken, hätten förderlich ſeyn mögen.

Ich gehe zu dem Beiſondern zurück.

In ſolchen Städten, wie Frankfurt, giebt es collective Stellen: Reſidentſchaften, Agentſchaften, die ſich durch Thätigkeit gränzenlos erweitern laſſen. Dergleichen bot ſich auch mir dar, beim erſten Anblick vortheilhaft und ehrenvoll zugleich. Man ſetzte voraus, daß ich für ſie paſſe; es wäre auch gelungen unter der Bedingung jener geſchilderten Kanzleiordnung. Man verſchwieg ſich die Zweifel, man theilt ſich das Günſtige mit, man überwindet jedes Schwanken durch gemeinſame Thätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zuſtand, ohne daß die Lebensſchaft deshalb gemildert werde.

In Friedenszeiten iſt für die Menge wohl kein erfreulicheres Leſen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuſten Weltereigniſſen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbehaltene Bürger thut daran auf eine unſchuldige Weiſe dem Partheigeiſt, den wir in unſerer Beſchränktheit weder loswerden können noch ſollen. Jeder behagliche Menſch erſchafft ſich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Intereſſe, unweſentlichen Gewinn und Verluſt, und nimmt, wie im Theater, einen ſehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Dieſe Theilnahme erſcheint oft willkürlich, jedoch beruht ſie auf ſittlichen Gründen. Denn bald geben wir Ubelthaten Anſchein einen verdienten Beifall; bald aber, wenn glänzenden Erfolg hinzureißen, wenden wir uns zu demjenigen, deſſen Verdienſte wir würden actabelt haben. In allem dieſem verſchaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweite, auf ſeiner Kraft ruhend, hielt noch immer das Schickſal Europens und der Welt anzuhängen; Catharina, eine große Frau, die ſich ſelbſt des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen wohlgeſinnten Männern einen großen Spielraum, der Herrſcherin Macht immer weiter auszubreiten; und da dies über die Türken geſchah, denen wir die Verachtung, mit welcher ſie auf uns herniederblicken, reichlich zu vergelten gewohnt ſind, ſo ſchien es alß wenn ſeine Menſchen aufgeopfert würden, indem dieſe Unbeſiegten zu Tauſenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tſchesme verbreitete ein allgemeines Freudenfeſt über die gebildete Welt und jedermann nahm Theil an dem ſiegerischen Uebermuth, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künſtleriſchen Studiums, auf der Rhede von Livorno ſogar ein Kriegsſchiff in die Luft ſprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger nordiſcher König, gleichfalls auf eigener Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Weltſtraten, die er unterſchlägt, werden nicht bekannt, denn die Ariſtocratie überbannt halte ſeine Gunſt bei dem Publicum, weil ſie ihrer Natur nach im Stillen wirkt und um deſto ſicherer iſt, je weniger ſie von ſich reden macht; und in dieſem Falle hatte man von dem jungen Fürſten um deſto beſſer, weil er, um dem oberſten Stande das Gleichgewicht zu halten, die unteren des gänzlichen und an ſich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt intereſſirt, als ein ganzes Volk ſich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man denſelben Schauſpiel im Kleinen gern zugeſehen; Corſica war lange der Punkt geweſen, auf den ſich Aller Augen richteten: Paoli, als er, ſein patriotiſches Verdienſt nicht weiter durchzuſetzen im Stande, durch Deutſchland nach England ging, ſah Aller Herzen an ſich; es war ein ſchöner, ſtattlicher, blonder Mann von Anmuth und Freundlichkeit; ich ſah ihn in dem Bethmann'ſchen Hauſe, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die ſich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit begegnete. Nun aber ſollten ſich in dem entfernteren Weltkreis ähnliche Auftritte wiederholen: man wünſchte den Amerikanern alles Glück und die Namen Franklin und Waſhington ſingen an am politiſchen und kriegeriſchen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menſchheit war geſchehen, und als nun gar ein neuer wohlwollender König von Frankreich die beſten Abſichten zeigte, ſich ſelbſt zu Beſeitigung ſo mancher Mißbräuche und zu den ebenſo großen Zwecken zu beſchränken, eine regelmäßig andauernde Staatswirthſchaft einzuführen, ſich aber willkürlichen Gewalt zu begeben, und durch Ordnung wie durch Recht allem zu herrſchen; ſo vereinigte ſich die heiterſte Hoffnung über die ganze Welt und die zutrauliche Jugend glaubte ſich und ihrem ganzen Zeitgeſchlechte eine ſchöne, ja herrliche Zukunft verſprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur in so fern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten, ich selbst und mein engerer Kreis befanden uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.

Der berührte Zustand des deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz mancher Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt restituiren erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter, die mannigfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich Könige unterordneten, so gab diesen die Wahlfreiheit und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste ebenbürtige Reihe versetzt, so daß er seiner bedeutenden Vorrechte ungeachtet, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Churfürsten allen andern vorangingen und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vortheile, welche diese altangeerbten Familien zugleich und anderem in Stiftern, Ritterorden, Ministerien, Verbindungen und Verwandtschaften genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von lebendigen Menschen, welche sich zugleich als subordinirt und als coordinirt fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Weltthätigkeit ihre Tage zubrachten, und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Classe nicht an geistiger Cultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militair- und Geschäfts-Bildung bedeutend hervorgethan und sich des ganzen vornehmen, so wie des diplomatischen Kreises bemächtigt; zugleich aber auch durch Literatur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen der Gegenwart nicht allzugünstigen Standpunkt zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum jemand eingefallen, jene unedlere privilegirte Masse zu beneiden, oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich angelegen dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch, so wie durch die nahverwandte Technik, sich zu einem bedeutenden Gegensatzwerk erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Thätigkeit, so wie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden. Ihre seinen Besitzthum vergrößert, seine geistige Thätigkeit besonders im juristischen und Staatsfache geschärft sah, der konnte sich überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Sonst man doch bei den höchsten Reichsgerichten und auch wohl sonst, der adeligen Bank eine Gelehrten-Bank gegenüber; die freiere Uebersicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gerne befreunden und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität; der Adel war sicher in seinen unerreichbaren durch die Zeit geheiligten Vorrechten und der Bürger hielt es unter seiner Würde durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Edlen herselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker, hatte genug zu thun um mit den schnellen vorübereilenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so durfte man wohl sagen, es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Besitzes, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.

In dieser Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände sehr günstig. Wenn auch im Werther die Unannehmlichkeiten an der Gränze zweier bestimmten Verhältnisse mit Ungeduld ausgesprochen sind, so ließ man das in Betracht der übrigen Leidenschaftlichkeiten des Buches gelten, indem jedermann wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgesehen sey.

Durch Lily von Berlichingen aber war ich gegen die obern Stände sehr gut gestellt; was auch an Schicklichkeiten bisheriger Literatur mochte verletzt seyn, so war doch auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weise das altheraische Verhältniß, den unmittelbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gelockerten Zustande als einzelner Privatmann, wie nicht gesetzlich, doch redlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen gerieth. Dieser Conflict aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durchaus bester lebendig und deßhalb auch wohl die und da ein wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere tüchtige Mann sich selbst, und also wohl zu leidlichen Gunsten, in einer Denkschrift dargestellt hatte.

Die Familie blühte noch, ihr Verhältniß zu der fränkischen Ritterschaft war in ihrer Integrität geblieben, wenn gleich diese Beziehungen, wie manches Andere jener Zeit, bisweilen und unwillkürlicher mochten gewerden seyn.

Nun erblieb auf einmal das Zichtelein Jaxt, die Burg Jaxthausen eine poetische Bedeutung; sie wurde besucht, so wie das Rathhaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich mich andere Punkte jener Zeitgeschichte mir in den Sinn genommen hatte und manche Familie, die sich auf jener Zeit noch tüchtig kam aus Tagelicht hervorgezogen zu sehen.

Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt; sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt. Theilnahme und Beifall kann daher einer solchen Darstellung nicht fehlen und ich hatte mich in diesem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch seyn, daß unter den zahlreichen Anmerkungen und in der Menge fein Gebildeter bekannt; aber dagegen waren manche, die sich in die dreißig gelangt, mich aufmunterten, besuchten und in deren Mienen und Geberden eine freudige Hoffnung sich durchzog, sich in vaterländischem und allgemein menschlicherem Sinne ernstlich auszubilden.

In dieser Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert erstaunt und lebendig. Die Werke Ulrichs von Hutten kamen mir in die Hände und es schien wundersam genug, daß in unsern neuern Tagen sich das Aehnliche, was dort bevorgetreten, hier gleichfalls wieder zu mannigfaltigen suchen.

Folgender Brief Ulrichs von Hutten an Willibald Pirkheimer dürfte demnach hier eine schicklichere Stelle finden.

„Was uns das Glück gegeben nimmt es meist wieder weg und das nicht allein, auch alles Andere was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber strebt ich nach Ehren, die ich ohne Mißmuth zu erlangen wünschte, ja welcher Mäßige es auch sey; denn es hat mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß sicht mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel als möglich gearbeit zu seyn wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, theurer Pirkheid, würde schlecht mit mir stehen jetzt für einen Ehrmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben qualeit hätte. Ein so großes Werk hab' ich im Sinn, ich denke daher: nicht etwa daß ich mich in einen vornehmeren, glänzenderen Stand versetzt sehen möchte, sondern anderwärts mehr ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besonderen Adel schöpfte und nicht unter die wahrhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem was ich von meinen Vorfahren empfangen; sondern daß ich zu jenen Göttern noch etwas selbst hinzuerfügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberrage."

„Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und bestrebe, entgegengesetzt in Meinung denjenigen, die alles das, was ist, für gering achten; denn mir ist nichts vergleichen genug, wie ich Dir denn einen Ehrgeiz dieser Art bekannt habe. Und so gestellt ich denn, daß ich diejenigen nicht beneide, die von den untersten Ständen ausgegangen, über meine Zustände hinausgeschritten sind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes gewissermaßen übereinstimmend, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu schmerzen pflegen. Denn mit vollkommenen Recht werden diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen; sie haben Ehre von Waffen oder Barbern seyn, haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, vergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor ist der Unglückselige zu nennen, welcher den beneidet, der durch Kenntnisse sich hervorgethan, sondern unter die Elenden, ja unter die Elendesten zu zählen; und an diesem Fehler trantet unser Adel ganz besonders, daß er seine Vorfahren zur Ansehe. Denn was, bei Gott! heißt es, den beneiden der das besitzt, was wir vernachlässigten? Warum haben wir uns der Gesetze nicht befleißigt? die schöne Gelehrtheit, die besten Künste warum nicht selbst gelernt? Da sind nun Walter, Schaffer und Wagner verachtet. Warum haben wir die Stellung verlassen, warum die freisten Studien den Dienstleuten und, schändlich für uns! ihrem Schmutz überlassen? Ganz rechtmäßig hat das Erbteil des Adels, daß wir verschmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger, in Besitz nehmen und durch Thätigkeit denungen können. Wir Elenden, die das versäumigen, was einen jeden Untersten sich über uns zu erheben genügt; hören wir doch auf zu beneiden und suchen dasjenige auch zu erlangen, was, zu unserer schimpflichen Beschämung, andere sich annahmen."

„Jeder Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt seyn! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl ausgestatteten Stammbäume; aber was auch denen Werth sey ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen, und kann es nicht bestehen, wenn der Adel seine Zierden, die wir ererbten, annimmt. Verachtet wird ein fetter und bekleideter jener Hausväter die Standbilder seiner Vorfahren hier aufgestellt, indeß er selbst unthätig eher einem Klotz ähnlich, als daß er jenen die ihm mit Tüchtigkeit veranlaßten zu vergleichen wäre."

„So viel hab' ich dir von meinem Ehrgeiz und meiner Bescheidenheit so weitläufig als aufrichtig vertrauen wollen."

Wenn auch nicht in solchem Maße des Zusammenhangs, so hatte ich doch von meinen verschiedenen Freunden und Bekannten verschiedene tüchtige und thätige Gesinnungen zu vernehmen, von welchen bey Erfolg sich in einer reellen Thätigkeit entwickelte. Es war zum Erstaunen geworden, man mußte sich einen persönlichen Adel erwerben, und jedoch sich in jenen schönen Tagen irgend eine Qualität, so war es von oben herunter.

Wir andern dagegen hatten was wir wollten; freien und edelsinnigen Gebrauch unserer von der Natur verliehenen Talente, wie er wohl allenfalls mit unsern bürgerlichen Verhältnissen sich reimen konnte.

Denn meine Vaterstadt hatte darin eine ganz eigene nicht genugsam zu achtende Lage. Wenn die nordischen freien Reichsstädte auf einem aufgedrungenen Handel, und die südlichern, bei durchkreuzenden Handelsverhältnissen, auf Kunst und Technik gegründet standen, so war in Frankfurt am Main ein gewisser Complex zu bemerken, welcher aus Handel, Capitale verwandten, Bau- und Grund-Besitz, aus Wissenschaft und Sammler-Lust zusammengeflochten schien.

Die Lutherische Confession führte das Regiment; die alte Gau-Eroschaft, vom Hause Limburg den Namen führend; das Haus Frauenstein mit seinen Anhängen nur ein Glied, bei den Feldzügen, durch die untern Stände verbreitet, dem Bürgerstande getreu; der Jurist, der sinnige Weise bahnte und Wohlthemende, niemand war von der Magistratur ausgeschlossen; selbst diejenigen Handwerker, welche zu bedeutender Zeit an der Ordnung gehalten, waren ratsfähig. Wenn auch nur flatterär auf ihrem Platze. Die andern verfassungsmäßigen Gegenanstalten, formelle Einrichtungen und was sich alles an eine solche Verfassung anschließt, andern vielen Menschen einen Spielraum zur Thätigkeit, indem Handel und Tumult bei einer glücklich dortigen Lage, sich auszubreiten in keinem Sinne gehindert waren.

Der höhere Adel wußte für sich unbemerkt und fast unbemerkt; ein zweiter für sich unbemerkter Stand wußte schon strebsamer seyn und, auf alten verbrgenden Fundamentalfundamenten beruhend, suchte er sich durch reelle und Staatsbeschränkungen bemerklich zu machen.

Die sogenannten Reformirten bildeten, wie auch an andern Orten die Reinsten, eine ausgezeichnete Classe, und selbst wenn sie an ihrem Gottesdienst in Predigten Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabtheilung, welche verachtet war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vortheile gewahr geworden, welche die beiden andern Confessionen sich zugeeignet hatten.

Achtzehntes Buch.

Zu literarischen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umstand hervorheben, der auf die deutsche Poesie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte, und besonders zu beachten ist, weil eben diese Einwirkung in den ganzen Verlauf unsrer Dichtkunst bis zum heutigen Tag gehaucht hat und auch in der Zukunft sich nicht verlieren kann.

Die Deutschen waren von den ältern Zeiten her an den Reim gewöhnt, er brachte den Vortheil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Sylben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinctmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Sylben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschnitt des poetischen Satzes, bei kürzeren Zeilen waren sogar die kleineren Einschnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechselung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß dieser den Sylbenwerth noch nicht entscheiden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache, man wollte sich nicht gerne wagen, und, aufgefordert durch jene Naturtendenz, griff man nach einer poetischen Prosa. Gessners bläßt sittliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopstock schrieb den Dialog von Hermanns Schlacht in Prosa, so wie den Tod Adams. Durch die bürgerlichen Trauerspiele so wie durch die Dramen bemächtigte sich ein empfindungsvoller höherer Styl des Theaters, und umgekehrt zog der fünffüßige Jambus, der sich durch Einfluß der Engländer bei uns verbreitete, die Poesie zur Prosa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Manche, obgleich nach unsichern Grundsätzen, streng gegen seine eigenen Sachen, konnte nicht unterlassen diese Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen. Er verwandelte Prosa in Verse, veränderte und verbesserte die Arbeit anderer, wodurch er sich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am besten aber gelang es denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unaussprechene und unentschiedene Gesetze beobachteten; wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßigern Talenten zum Muster diente.

Unsicher aber blieb die Auslösung auf jeden Fall und es war keiner, auch der Besten, der nicht zuweilen kläglich irre geworden wäre. Daher entstand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unsrer Poesie wenigen bemerkbarer war als man in seiner Art correct nennen könnte; denn auch hier war die Zeit fortschreitend, fordernd und thätig, aber nicht befriedend und sich selbst genugthuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetisch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freisinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo sich aus einem gothischen Zustande ernste Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und so befremdete man sich auch mit der Denkart jener Zeiten. Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab, die Sprache hätte man erst studiren müssen und das war nicht unsre Sache, wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meisterliche Dichter, lag uns am nächsten. Ein wahres Talent, fruchtbar nicht wie jene Mutter und Hausmänner, sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu seyn rühmten. Ein didaktischer Realism sagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es schien diese Art so benutzt zur Poesie des Tages und deren bedurften wir jede Stunde.

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine Jahre lange zu einer lebendigsten Aufmerksamkeit und Arbeit erforderten, auf so vorwegenem Grunde, bei leichtsinnigen Anlässen mehr oder weniger aufgebaut wurden, so kann man sich denken, wie freundlich mitunter andere vorübergehende Productionen sich gestalteten, z. B. die poetischen Episteln, Parabeln und Invectiven aller Formen, womit wir fortfuhren uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu suchen.

Außer dem schon abgedruckten ist nur weniges davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Ursprung und Absicht deutenden Männern etwas deutlicher entdecken. Tiefer Sinderungende, denen diese Dinge künftig zu Gesicht kommen, werden doch gewiß bemerken, daß allen solchen Erzeugnissen ein redliches Bestreben zu Grunde lag. Unsittliches Wollen streitet mit Anmaßung. Natur gegen Herkömmlichkeiten. Talent gegen Formen. Genie mit sich selbst. Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen funfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höhern Region.

Ich hatte, nach Anleitung eines ältern Deutschen Puppen- und Buden-Spiels, ein rohes Feenwesen erfunden, welches den Titel: Hanswurst's Hochzeit führen sollte. Das Schema war folgendes: Hanswurst, ein reicher elternloser Bauersknabe, welcher so eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Ursel Blandine, heirathen. Sein Vormund, Fitian Brustfleck, und ihre Mutter Ursel rc. sind ob möglich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das mindeste Hinderniß und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und dabei verwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält seine herkömmliche bannale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirth zur goldnen Laus
Da wird seyn der Hochzeitschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters gedachtes Wirthshaus mit seinen Insignien glänzend

zu sehen, aber so, als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten thunte vorgestellt werden; wobei sich jedoch die vordern Coulissen des Theaters schicklich zu verändern hätten.

Im ersten Act stand die Verderbnis nach der Straße zu, mit den goldnen nach dem Sonnenmittelstop gearbeiteten Inschriften; im zweiten Act die Seite nach dem Hausgarten; die dritte nach einem Wäldchen; die vierte nach einem nahe liegenden See; wodurch denn gewissagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Decorateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis an das Proscenium zu führen.

Durch alles dieses aber ist das eigentliche Interesse des Stücks noch nicht ausgesprochen; denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit aesteigert, daß das sämmtliche Personal des Schauspiels auf lauter Deutsch verhunzlichen Schimpf- und Ekelnamen bestand, wodurch der Charakter der Einzelnen sogleich ausgesprochen und das Verhältnis zu einander gegeben war.

Da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, auch wohl in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, so dürfen wir nicht einmal, wie doch auf jedem Theaterzettel Sitte ist, unsre Personen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo sie sich im stärksten und eminentesten bewiesen, hier am Ort aufführen; obgleich auf dem einfachsten Wege heitere, neckische, unverfängliche Beziehungen und geistreiche Scherze sich hervortun möchten. Zum Versuche legen wir ein Blatt bei, unsern Herausgebern die Zulässigkeit zu beurtheilen anheim stellend.

Vetter Schuft hatte das Recht, durch sein Verhältnis zur Familie, zu dem Fest geladen zu werden, niemand hatte dabei etwas zu erinnern; denn wenn er auch gleich durchaus im Leben untauglich war, so war er doch da, und weil er da war, konnte man ihn füglich nicht verbannen; auch durfte man an so einem Festtage sich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm gewesen wäre.

Mit Herrn Schurke war es schon eine bedenklichere Sache, er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nutzte; dagegen ihr auch wieder geschadet, vielleicht zu seinem eignen Vortheil, vielleicht auch weil er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder Klugen stimmten für seine Zulässigkeit, die Wenigen, die ihn wollten ausgeschlossen haben, wurden überstimmt.

Nun aber war noch eine dritte Person, über die sich schwerer entscheiden ließ; in der Gesellschaft ein ordentlicher Mensch, nicht weniger als andere, nachgiebig, gefällig und zu mancherlei zu gebrauchen: er hatte den einzigen Fehler, daß er seinen Namen nicht hören konnte und so bald er ihn vernahm in eine Heldenwuth, wie der Norde sie Berserker-Wuth benennt, augenblicklich geriet, alles rechts und links todtzuschlagen drohte und in solchem Raptus theils beschädigte, theils beschädigt ward; wie denn auch der zweite Act des Stücks durch ihn ein sehr verworrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich verstimmt werden, den räuberischen Macker zu zähmigen. Er geht nämlich daußen mit seiner Maitresse, und wie er die Anstalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerstehen auch hier zu schmarutzen und auf anderer Leute Kosten seine ausgehungerten Gedärme zu ironisiren. Er meldet sich; Kilian Brustfleck untersucht seine Ansprüche, muß ihn aber abweisen, denn alle Gäste heißt es seyen anerkannte öffentliche Charaktere, woran der Supplicant doch seinen Anspruch machen könne. Macker versucht sein Möglichstes um zu beweisen, daß er eben so berühmt sey als jene. Da aber Kilian Brustfleck als strenger Ceremonienmeister sich nicht will bewegen lassen, nimmt sich seiner Nichtsnannte, der von seiner Berserker-Wuth am Schlusse des zweiten Acts sich wieder erholt hat, bei ihm so nahe verwandten Nachbarschaft so nachdrücklich an, daß dieser unter die übrigen Gäste schließlich aufgenommen wird.

Um diese Zeit meldeten sich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizerreise begriffen, bei uns einsprechen wollten. Ich war durch das früheste Aufstauben meines Talents in Göttinger Musenalmanach mit ihnen und sämmtlichen jungen Männern, deren Wesen und Wirken bekannt genug ist, in ein gar freundliches Verhältnis gerathen. Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufschloß und ein talentvolles aber unausgebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern, und habe daraus viele Jahre auf mehr als Eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürgern aus jener Zeit vorhanden, worauf zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebrüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden sie mit offener Brust empfangen, mit gemüthlicher Spaßhaftigkeit. Sie wohnten im Gasthofe, waren zu Tische jedoch meistens bei uns. Das erste heitere Zusammensein zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten excentrische Aeußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältnis. Sie wußte in ihrer tüchtigen graden Art sich gleich ins Mittelalter zurückzusetzen, um als Ja bei irgend einer Lombardischen oder Byzantinischen Prinzessin angestellt zu seyn. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so weit, in die Phantasterein der Jugend mit ein, als sie sogen in Rom von Bertholdingens Haustrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hiebei sollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einige Male zusammen gegessen, als schon nach ein und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenbau zum Vorschein kam, und man nach dem Muster solcher Mährchen leichtend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich in Gottfrieds Chronik dergleichen Ungeheuern in Kupfer abgebildet gesehen zu haben: den König Cambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtnis geblieben war. Diese und ähnliche aber immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48 von ihr selbst gewartet und gepflegt.

selten und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten angesprochen.

Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergetzt euch, aber alle Verbrechen lasst mir aus dem Hause!

„Ja wohl Tyrannenblut!“ rief ich aus; keinen grösseren Tyrannen giebt es, als den, dessen Herzblut man euch vorsetzt. Labt euch daran, aber mässig! denn ihr müsst befürchten, daß er euch durch Wohlgeschmack und Geist unterjoche. Der Weinstock ist der Universal-Tyrann, der ausgerottet werden sollte; zum Patron sollten wir deshalb den heiligen Cyriacus, den Thracier, wählen und verehren; er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom betrübenden Dämon Bacchus verblendet und verderbt, verdient er in der Zahl der Märtyrer oben an zu stehen.“

„Dieser Weinstock ist der allerschlimmste Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltsamer. Die ersten Züge seines Blutes munden euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltsam nach; sie folgen sich wie eine Perlenschnur, die man zu zerreissen fürchtet.“

Wenn ich hier, wie die besten Historiker gethan, eine fingirte Rede statt jener Unterhaltung einzuschieben in Verdacht gerathen könnte, so darf ich den Wunsch aussprechen, es möchte gleich ein Geschwindschreiber diese Peroration auffassen und uns überliefert haben. Man würde die Worte genau bestätigen und den Fluß der Rede wirklich bewundriger und anlockender finden. Ueberdauert selbst dieser gegenwärtigen Darstellung im Ganzen die weitläufige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll.

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich erneuende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß meist gewarnt, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allen möglichen Geschäft unruhig machte, war mir die Aufforderung der Steinberger, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah, und mir empfahl, einen Uebergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied, trennt' ich mich von Lili; sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden sah ich mich mit meinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Bei Hofe daselbst sollte man sich noch ganz schicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der Jüngste von uns, wohlgestaltet, von zartem, edlem Ansehen, weichen freundlichen Zügen, sich immer gleich, theilnehmend, aber mit solchem Maße, daß er gegen die andern als impassibel abstach. Er mußte deßhalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamsungen erdulden. Dies mochte gelten, so lange sie glaubten als Raturinder sich gegen ihn zu thümen; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam, und man nicht ungern, genöthigt war, wie der einmal als Graf aufzutreten, da wußte Er alles einzuleiten und zu schlichten, daß wir wenn nicht mit dem besten doch mit leidlichem Ruhe davon kamen.

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch auerkannt ansah und meine Gefährten, die ihm auch besucht hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche reine Gutmüthigkeit meines Wesens war ihm sonderbar; das einige Gelenlassen, das leben und leben lassen war ihm ein Greuel. „Daß du mit diesen Barbaren gehst,“ rief er aus, „ist ein dummer Streich;“ und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Daraus aber fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte ihn zu übersehen, obgleich in ihr nicht sowohl übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

„Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben“ das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, daß ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Bestreben,“ sagte er, „deine unablenkbare Richtung ist dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.“ Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erklärt man viel Aufschub über tausend andere Dinge.

Unglücklicherweise, ob sich die Gesellschaft von Darmstadt loslöste, gab es noch Anlaß Mercks Meinung unumstößlich zu bestätigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entstanden: man müsse sich in einen Naturzustand zu versetzen suchen, gehörte denn auch das Baden im freien Wasser, unter offenem Himmel; und unsre Freunde kannten auch hier, nach allenfalls überstandener Schicklichkeit, aus dieses Unschickliche nicht unterlassen. Darmstadt, ohne fließendes Gewässer, in einer sandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieser Gelegenheit gehört. Die Reise genommen und sich immer mehr erbrechenden Freunde suchten Labsal in diesen Wellen; rasche Jünglinge bei hellem Sonnenschein zu sehen, mochte wohl in dieser Gegend als etwas Besonderes erscheinen; es gab Scandal auf alle Fälle. Merck schärfte seine Censurlinien, und ich lenkte nicht. ich deckte unsre Abreise.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte sich, ungeachtet aller guten und edlen gemeinsamen Gefühle, doch schon eine gewisse Differenz in Stimmung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenschaft: wie er gewaltsigt werden ein herzliches Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin aufzugeben, und deßwegen eine so weite Reise unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen theilnehmend entdeckte, daß man solchen Empfindungen auch nicht fremd sey, so brach bei ihm das grängenlose Gefühl der Jugend heraus: seiner Leidenschaft, seinen Schmerzen, so wie der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Geliebten dürfe sich in der Welt nichts gleich stellen. Wollte man solche Behauptung, wie es sich unter guten Gesellen wohl ziemt, durch mäßige Rede und Gegenbeweisgrund bringen, so schien sich die Sache nur zu verschlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieses Thema fallen zu lassen. Angelangt in Mannheim bezogen wir schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes, und beim Dessert des ersten Mittagtisches, wo der Wein nicht war gespendet worden, forderte uns Leopold auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Geräthe geschah. Nach

gelerten Gläsern rief er aus: Nun aber ist aus solchen getheilten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deshalb vermischen wir diese Gläser und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich unter die Wand. Wir andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mit herüber, daß sie guten Gesellen nichts nachträgt, daß eine unbesonnene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen ist. Nachdem die nunmehr als Englisch angesprochenen Gläser unsre Zecke verstärkt hatten, eilten wir nach Carlsruhe getrost und heiter, um und zutraulich und fertig in einem neuen Kreis zu begehen. Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte sittliche Herrschaft über die um so viel verderbenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so daß ich mit den andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz seidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu seyn.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren, besonders aber wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den Deutschen Regenten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen thätig und bewandert, wollte auch mit anmuthigen Reden eine gewisse Theilnahme beweisen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, kennten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrikation und Begünstigung des Raubrauchers Macket nicht ungemeldet lassen.

Am bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündniß einzugehen, wie denn auch deshalb Präsident von Moser berufen hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse ins Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görz völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemüthlichsten, und sie schienen sich, bei der Abschiedsaudienz, wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm seyn, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich theilte ihm die nassen Scenen des Faust mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, deutet und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte.

Jemehr angebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward im Carlsruher, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden, einigermaßen berücksichtigt. Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Tarift meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich wußte sie jetzt nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuständen hätte schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem sower zu sprechen ist; wir wollen suchen das Mittheilbare hier zusammenzufassen.

Ein feiner Körperbau begünstigte sie; nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten.

Dazu kam noch, daß eine hohe stark gewölbte Stirn, durch die lediglich Mode die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu spannen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. Da kann mir denken, daß wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Theil ihres Gesichtes mit Locken umwölben, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte befestigen können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgniß andern zu mißfallen wie sich selbst. Nehme man hiezu noch das Uebel, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick seiten von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Concerten, Bällen und sonstigen Einladungen.

Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indes ihre übrigen verrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein selber nicht leicht begreiflicher Charakter, eine stillwirkende, Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse, so wie Talente; einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den geschicktesten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben.

In allem diesem ist noch ein Wundersames zu offenbaren: in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir herangewachsen und wohnte ihr Leben in dieser gefahrwirklichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Einzelne als Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, setzten wir die Einsamkeit unterträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene, und bei seinem strengen gemüthsbaiten Wesen, viele leicht erste Leidenschaft. Hier fand sie, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gästliche, verwüstete Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von welchen die sie verabscheute, standhaft aufgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wohl sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß alles was ein solcher höherer Zustand verlangt, sie fehlte was die Welt unerläßlich fordert. Ueber weltliche Seelen hatte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist unsrer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen, mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so brauchte nichts Eigenthümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell aufgeschreckt war, sich vor ihr zu verbergen, oder sich vor ihr zu genieren; wechselten unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehn, immer mannigfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal aus Kühne heraus, sich hervorgen mochten. Die Gewohnheit mit jungen Frauenzimmern umständig und verbindlich umzugehen, ohne

daß folglich eine entsetzende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernsten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Entwendungen beging.

Allein beim Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf das Ernsteste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung in Großherzogthum Baden gewiß, ja, wenn man es so nennen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undeutliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft seyn mochte, doch wegen seiner scharfen Rechtlichkeit weder dem Fürsten als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Ministern als naher Mitarbeiter wünschenswerth. Seine gedrückte und dringend gewünschte Anstellung in Carlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber stärkte sie diese Überzeugung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward, und man ihn alsobald dahin versetzte. Es war ein Posttiren

die geistreichen Mittel überlegte, womit selbst das Untaugliche in diesem Falle lehrreich und also tauglich gemacht werden könnte.

Geh' ich das Lavater'sche Werk nochmals durch, so macht es mir eine komisch-heitere Empfindung; es ist mir als sähe ich die Schatten mir bekannter Menschen vor mir, über die ich mich schon einmal geärgert und über die ich mich jetzt nicht erfreuen sollte.

Die Mißgestalt aber so vieles unglücklich Gebildete einigermaßen zusammenzuhalten, lag in dem schönen und entschiedenen Talente des Zeichners und Kupferstechers Lips; er war in der That zur freien prosaischen Darstellung des Wirklichen geboren, worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Physiognomisten, und mußte deshalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzubilden; der talentreiche Bauernknabe übte die ganze Verschlagenheit, die er einem geistlichen Herrn aus der so doch privilegirten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft aufs beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im geringsten Argos daran gedacht hatten, denselben immer fremder; unsre Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiges Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlichen gräflichen Uebermuth auch bei Lavatern gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, äußerte: mit dem weiß man nicht, was die will; es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Herakles beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zärtern und, wenn es darauf ankommt, bestimmtern jungen Mann gesehen. Ja ihn noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt, aber wie es mit euch und der Menge aussieht, ist doch gar zu betrübt."

Seit der Reise Lavaters an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert; vielfache Gegenstände drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der Erbprinz geistlicher und weltlicher Männer ansehen und als einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach sich bindet; daher er denn, um allem Neid und Mißkunst auszuweichen, alle diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzureden wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzusehen.

Der alte Bodmer ward hierbei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Limmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchschritten wir, und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Mauern, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmutig eine Vorstadt, theils in aneinander geschlossenen, theils einzelnen Häusern bald ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmers Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freiesten, heitersten Umgebung, die wir, bei der Sonnenhitze und Klarheit des Tages, schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein ringsgetäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein munterer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die bejahenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm also eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Alleinsein den aus dieser Zurückkunft so lange gehofft habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen.

Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt, eine wahrhaft idyllische Wohnung beständig besessen und in jeder freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit steten Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe.

Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Uebersicht auf seinem Fenster zu nehmen und auszubitten, welche dem wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man überfah vielmehr von dem was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, so wie die Fruchtbarkeit des Stadtfeldes gegen Abend. Rückwärts links, einen Theil des Zürichersees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannigfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen, dem Auge anfaßlichen Mannigfaltigkeiten; worauf man denn, ablenkend von allem diesen, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benennen man sich getraute, mit größter Sicherheit zu benennen bat.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche was ihm so viele Jahre der täglich geworden war, schien ihm zu behagen; er ward, wenn man so sagen darf, ironisch theilnehmend und wir schieden als die besten Freunde, wenn schon in unsern Geistern die Sehnsucht nach jenen blauen Gebirgsbuchten die Ueberhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff stehe mich von unserm würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merke erst, daß ich von seiner Gestalt und Gesichtsbildung, von seinen Bewegungen und seiner Art sich zu benehmen noch nichts ausgesprochen.

Ueberhaupt zwar finde ich nicht ganz schicklich, daß Redende einen bedeutenden Mann, den sie besuchen, gleichsam signalisiren, als wenn sie Steff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedeutet, daß es eigentlich nur ein Anlehnen ist, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf seine eigene Weise; und so kann der Beschaute bald wirken, bald scheinbar als stolz oder bemüthig, als schweigsam oder gesprächig, als heiter oder verdrießlich erscheinen. In diesem besondern Falle aber möchte ich mich damit entschuldigen, daß Bodmers einwirkender Person in Westen geschildert, seinen gleichgültigen Eindruck machen dürfte. Glücklicherweise existirt das Bild nach Graff von Basle, welches vollkommen den Mann darstellt, wie er auch uns erschienen, und zwar mit seinem Blick der Besinnung und Betrachtung.

Ein besonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchsterwünschtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Passavant daselbst antraf. Sohn eines angesehenen reformirten Hauses meiner Vaterstadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkündigen sollte. Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, verspricht sein Gesicht und sein ganzes

Wesen eine anmuthige rasche Entschlossenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im ganzen eine theilnehmende mäßige Geschäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die ersten Grüße gewechselt, als er mir gleich den Vorschlag that, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon mit großem Entzücken durchwandert habe und mit deren Anblick er mich nun ergetzen und entzücken wolle.

Indeß ich mit Lavatern die nächsten und wichtigsten Gegenstände durchgesprochen und wir unsre gemeinschaftlichen Angelegenheiten hinab erledigt hatten, waren meine muntern Reisegesellen schon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weise sich in der Gegend umgethan. Passanant mich mit derjenigen Freundschaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausschließenden Besitz meines Umgangs erworben zu haben und wußte daher, in Abwesenheit jener, mich um so eher in die Gebirge zu locken, als ich selbst entschieden geneigt war, in größter Ruhe und auf meine eigne Weise, diese längst ersehnte Wanderung zu vollbringen. Wir schifften uns ein, und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingestaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung verbreitungen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug' mein Aug', was sinkt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne,
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterswyl, wo wir an Doctor Hotze durch Lavatern empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Ansehn an seinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht besser zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavaters Physiognomik hinweisen, die ihn bezeichnet.

Aufs beste bewirthet, aufs anmuthigste und nützlichste auch über die nächsten Stationen unsrer Wanderung unterhalten, erstiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindellegi wieder hinabsteigen sollten, kehrten wir und nochmals um, die entzückende Aussicht über den Züricher See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Muthe gewesen, deuten folgende Zeilen an, wie sie damals geschrieben noch in einem Gedenkbuchgen aufbewahrt sind:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär mein Glück?

Ausdrucksvoller sind' ich hier diese kleine Intersection, als wie sie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt ist.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einsiedeln führten, konnten unserm guten Muth nichts anhaben. Eine Anzahl von Lastfahrern, die, tief unten am See von uns bemerkt, mit Ochsen und Gesang regelmäßig fortschritten, hatten und eingeholt; wir hielten, sie begrüßend vorbei und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese hohen Höhen anmuthig Saraftterrisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der Römischen Kirche dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblicke mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen.

Nun sahen wir in einem dem baumlosen Thale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster, von weitem ansehnlichen Umfang in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannigfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor incrustirt und so viel als möglich zu einer anständigen Capelle verwandelt, war etwas Neues von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überhaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einziger Funke von Einfachheit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sey, so deutet es auf ein gränzenloses Bedürfniß der Menschheit, nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener erste im tiefsten Gefühl und sichersten Ueberzeugung gehegt und genossen. Man führte uns in die Schatzkammer, welche reich und imposant genug, vor allen lebensgroße, wohl gar lebensfalse Bilder von Heiligen und Ordensstiftern dem staunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerksamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt altertümliche Kostbarkeiten, hierher geweihet und verehrt. Verschiedene Kronen von merkwürdiger Goldschmiedsarbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder eine ausschließlich betrachtet wurde. Eine Zackenkrone im Kunststyle der Vorzeit, wie man wohl ähnliche auf den Häuptern altertümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefügten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit verbreitet und gegeneinander gestellt, genug ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklärte, ohne diesen Eindruck kunstmäßig entwickeln zu können.

Auch ist in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüth zur Anwendung geneigt, man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubniß das Krönchen hervorzunehmen, und

Ach wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds,

als ich solches in der Hand anständig ballend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es List auf die bellalmenden Leoden aufreizen, sie vor den Spritzel führen und ihre Freude über sie bezeigt und das Glück das sie vorbereitet gewarr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Scene, durch einen talentvollen Maler vorgeführt, müßte einen höchst sinn- und gemüthvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe werth, der junge König zu seyn, der sein auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Besichtigung des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Curiositäten- und Naturalien-Cabinet. Ich hatte damals von dem Werth solcher Dinge wenig Begriff; noch hatte mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der sichtbaren Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angeleckt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre Irrsale verschlungen; jedoch nöthigte mich der hermes führende Geistliche einem fossilen, von Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen Schiefer thon wohl erhaltenen kleinen wilden Schweinskopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch schwarz wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperschwyl gefunden, in einer Gegend, die merkwürdig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar und einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von den Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können. — es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen. — nicht wieder loswerden. Warum sollt' ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, als bis ich einen, falls zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juli 1775, denn hier sind' ich zuerst das Datum verzeichnet, traten wir einen beschwerlichen Weg an; wilde steinige Höhen mußten überstiegen werden, und zwar in vollkommener Einsamkeit und Oede. Abends drei Viertel auf acht standen wir den Schwyzer Hafen gegenüber, zwischen Berggipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum ersten Mal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln ding er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürstenlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehlichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch und mit muthwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab, und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren jugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten gählings unsern heftigen Durst und stärkten uns noch mehr begierig. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den Werther schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuscript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Lebensschaften, nachdringend den gegenwärtigen, folgelose Pläne bildend; im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend; dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stände nicht im Tagebuche: „Lachen und Tanzen dauerte bis um Mitternacht.“

Den 17ten Morgens sahen wir die Schwyzer Haken vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuren unregelmäßigen Naturpyramiden steigen Wolken nach Westen hinauf. Um Ein Uhr Nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff, das war annehmlich. Wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen: hier habe der ehemalige Zwingherr gebaust; wie dem auch sey, jetzt zwischen die Ruinen hat sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir besuchten den Rigi; um halb acht standen wir bei der Mutter Gottes im Schnee; sodann an der Capelle, am Kloster vorbei, im Wirthshaus zum Ochsen.

Den 18ten Sonntags früh die Capelle vom Ochsen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem Kaltenbad oder zum Dreischwestern-Brunnen. Ein Viertel nach zwei hatten wir die Höhe erstiegen; wir sanken und in Wolken, dichtnaß und bespeist zusammengenommen, als die Aussicht hinderns und uns niederregnenden Nebel wendend. Aber als sie sie und da auseinander rissen und sich, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare herrliche feuenbeschienene Welt als vorüberziehende und wechselnde Bilder liehen, bekannten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick, und wir verharrten lange in dieser gewissermaßen unbequemen Lage, um durch die Lücken und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel bekannter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Ende des See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirthshausthüre zurück und stellten uns an gedachtes Fenster und Heerd, und genußsamen Wein wieder her.

Wie es denn nun bekümmerte und allmählich nachtete, beschäftigten abwechselnd zusammenstimmende Töne unser Ohr; das Glockengeläute der Capelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner; — es waren wohlthätige, herumgehende, einhüllende Momente.

Am 19ten früh bald sieben erst aufgestanden, dann hinab an den Waldstädter See, nach Itznau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirthshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held aufsprang, und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseins und seiner Thaten durch Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Flüelen, wo Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Altorf, wo er eingeschifft ward, um vier Uhr in Altorf, wo er den Apfel abschoß.

An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände, die steil bis in das Wasser hinabreichend und nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen, stehen so ruhig da, wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloß den Personen zugedacht, die heute auf dem Zettel stehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Gesichtskreis jener Jünglinge; das Kurz vergangene hatten sie und dem Sinne gefolgen und die Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen, wie das Gebirg in das sie hineinstreben.

Am zosten brachen wir noch Anfläg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Ungeheuge, wo die Reuß aus schroffesten Felsklüften hervorbrang und das frische Sonnenwasser über die reinlichen Kieskünte hinspielte, enthielt ich mich nicht die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den tauschenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe Saumrosse zog vor uns her, wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse, und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sey. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumgehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchfließenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölbe immer mehr abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir übergingen uns von diesem wundersamen Naturereigniß, indem wir uns etwas verbald hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben Tannenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit setzen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wasen, wo wir, uns mit dem rothen, schweren, sauren Lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingredienz ersetzen mußten, was die Natur in der Traube auszuziehen versagt hatte. Der Wirth prägte schöne Krystalle vor; ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen des schweren mochte.

Den 2sten halb sieben Uhr aufwärts; die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinen Gefährten befiehlt es hier aufzuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Unruhe mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir müßten uns weiter; das ungeheure Wilde setzen sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gewürgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urserner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsterniß hob alles auf.

Aber freilich hatte sich der schweizerische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen mußte. Der mäßig schäumende Fluß schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf einem Boden entgegen standen, erhob sich ein Fruchtenwäldchen, hellig geachtet, weil es die am Fuße Angesiedelten vor jähen verderblichen Schneelawinen schützte. Die grünenden Wiesen des Thales waren wieder am Fluß her mit tarpen Weiden gesäumt; man erfreute sich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß, man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reisegefährte that sich nicht wenig zu Gute auf die Ueberraschung, die er so schnellich eingeleitet hatte.

An der Matte fand sich der berühmte Urserner Käse, und die erstarrten jungen Leute tranken sich einen leidlichen Wein recht schmecken, um ihr Vergnügen noch mehr zu erheben und ihren Projecten einen phantastischeren Schwung zu verleihen.

Den 2sten halb vier Uhr verließen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Urserner Thal ins steinichte Liviner Thal einzutreten. Auch hier ward alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemooste Felsen mit Schnee bedeckt, rauhweiser Sturmwind wollten heraus und vorbeifahrend, Geräusch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der öbesten Oede, wo man weder die Herantommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheiterte und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannigfaltigen Wasserfall, der gerade in dieser Jahrszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken halb verhüllt halb enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den umwolkbaschen Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz, und wir fühlten große Zufriedenheit uns zunächst unter seinem gastlichen Dache scharren zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Klopfen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen aber rüstigen Frauensperson an der Thüre freundlich empfangen. Sie entschuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen sey, jedoch diesen Abend wieder erwartet werde; allsdann aber sorgte sie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Behäglichkeit. Eine warme geräumige Stube nahm uns auf; Brot, Käse und trinkbarer Wein wurden aufgesetzt, auch ein hinreichendes Abendessen versprochen. Nun wurden die Ueberraschungen des Tags wieder aufgenommen und der Freund that sich höchlich darauf zu Gute, daß alles so wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt sey, dessen Eindrücke weder Poesie noch Prosa wieder herzustellen im Stande.

Bei spät einbrechender Dämmerung trat endlich der ansehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde seine Gäste und empfahl mit wenigen Worten der Küche alle möglichst Aufmerksamkeit. Als wir unsre Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben, in so öbliger Wüste, entfernt von aller Gesellschaft, sein Leben zubringen gewollt, versicherte er: an Gesellschaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären ihn mit unserm Besuche zu erfreuen. Gar klar sey der

wechselseitige Waarentransport zwischen Italien und Deutschland. Dieser immerfortwährende Verbindungswesen setzte ihn mit den ersten Handelshäusern in Verbindung. Er hatte oft nach Mailand hinabkommen müssen, kannte Como, von woher ihm aber auch die Häuser, welche das Postgeschäft dieser Hauptstraße zu besorgen hätten, zum öftern junge Leute zugeschickt würden, die hier oben auf dem Schreibepunkt mit allen in diese Angelegenheiten eingreifenden Umständen und Vorfallenheiten bekannt werden sollten.

Unter solchen mannigfaltigen Gesprächen ging der Abend hin und wir setzten eine ruhige Nacht in etwas kurzen an der Wand befestigten, ehe an Reposition als Bettstellen erinnernden Schlafstätten.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgsmassen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunter ging, niedergelassen und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgsmassen, deren Seiten der heraufsteigende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ. Indessen ist mir durch diese frustrirte Bemühung jenes Bild im Gedächtniß unauslöschlich geblieben.

Mein Gefährte trat muthig zu mir und begann: „Was sagst du zu der Erquickung unsers geistlichen Wirths von gestern Abend? Hast du nicht, wie ich, Lust bekommen, dich von diesem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch diese Schluchten hinab muß herrlich seyn und mühelos, und wann sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Lust seyn: Die Inseln des großen Sees sind mir durch die Worte des Vaters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat fest Kensslers Reisen so viel dauen gehört und gesehen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann."

„Ist dir's nicht auch so?" fuhr er fort; du sigest gerade am rechten Fleck; schon einmal stand ich hier und hatte nicht den Muth hinabzuspringen. Geh voran ohne weiteres, in Airolo wartest du auf mich, ich komme mit dem Vetturin nach, wenn ich vom guten Pater Abschied genommen und alles berichtet habe."

So ganz aus dem Stegreif ein solches Unternehmen, will mir doch nicht gefallen, antwortete ich. — „Was soll da viel Bedenken," rief jener. „Geld haben wir genug nach Mailand zu kommen, Credit wird sich finden, wir sind von unsern Messen her dort mehr als Ein Handelshaus bekannt." Er ward noch dringender. Geh! sagte ich, mach' alles zum Abschied fertig, entschließen wollen wir uns alsdann.

Mir kommt vor als wenn der Mensch, in solchen Augenblicken, seine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen einheimischen Aussichten und, seyd es nur gestanden: das was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Gränzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein gefärbt Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, liebe erwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und sagte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gericht auch der eingeschalten seyn:

Angedenken du verflung'ner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hättst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlangert du der Liebe kurze Tage!

Flieh' ich Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz kennte sobald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt.
Er scheuet, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat seinen jemand angekört.

Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle wegkäme und der mit dem Reisetragenden Beten heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortrisse. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Ernst genug folgte mir der Freund und ungeachtet seiner Liebe und Anhänglichkeit an mich, blieb er eine Zeit lang eine Strecke zurück, bis und endlich jener bereits Mißverstand wieder zusammenbrachte, zusammenhielt und das einmal Beschlossene endlich auch für gut und einsam gelten sollte.

Von dem Herabsteig sag' ich nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in schwerbeladener Gesellschaft vor wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zusammengestürzt fanden, und nun, da wir einen Umweg durch die erdfernste Bucht machen mußten, die seltsamen Träumer einer nahen thätigen Bauthätigkeit anzustaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rüstigmäßige Wanderung nach Italien nicht verschmerzen; er machte sich solche früher aufgedacht und mit liebevoller Angst mich an Ort und Stelle zu überraschen gedroht haben. Deshalb ließ sie die Rückkehr nicht so heiter vollführen; ich aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhaltender beschäftigt, das Umgebene, das sich in unserem Geiste mit der Zeit zusammenzupacken pflegt, wenigstens in einen faßlichen charakteristischen Einzelnheiten festzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die der deutschen Höhen des Vierwaldstädter See's nach Küßnacht, wo wir landend und unsre Wanderung fortsetzend, die am Wege stehende Tellen-Kapelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als bereitsch patriotisch-räthmlich gefeierten Mannesmuth zu gedenken hatten. Eben so führen wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab und der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnerte ich mich nur einiger, im Gasthofzimmer nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher in die Fensterflügel eingeschlagener gemalter Scheiben. Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihlthal, wo wir einen langen in der Einsamkeit sich gefallenden Hausvorsaal, von Linden, bepflanzten, um seinen Verbrauch zu bewirthschaften, den wir selber in Zürich über eine uns mir nicht aufs freundlichste und sachlichste abgetretene Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Pastoral war eigentlich Ursache an dem Nichtsehen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von diesen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabstiegen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Versuche durch Zeichnen und Skizziren der Gegend etwas abzugewinnen. Die Gewohnheit von Jugend auf die Landschaft als Bild zu sehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, sie fixiren, mir ein sicheres Andenken von solchen Augenblicken festhalten zu wollen. Ernst nur an beschränkten Gegenständen mich einigermaßen übend, fühlt' ich in einer solchen Weite gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nöthigten mich zu einem wunderbaren Hülfsmittel: kaum hatte ich einen interessanten Gegenstand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im allgemeinsten auf dem Papier angedeutet, so führte ich das Detail, das ich mit dem Bleistift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten ausch darneben aus und gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von den gleichen Ansichten, daß eine jede Localität wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir allsobald vorschwebte und zu Gebote stand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Storbeye nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieser Stadt hatte sich auf eine wunderliche Weise verkürzt.

Gesehen war überhaupt, daß Reisende, die sich aus ihrer häuslichen Beschränkung entfernen, gewissermaßen zu einer nicht nur fremde, sondern völlig freie Natur eingetreten glauben; welchem Wahn man damals um so eher Gegen kannte, als man noch nicht durch politische Unterjochung der Päße, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hindernisse jeden Augenblick erinnert wurde, es sey draußen noch bedingter und schlimmer als zu Hause.

Vergegenwärtige man sich zunächst jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, so wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Local ansahen, ihre freisse Jünglingsnatur zu bethätigen. Hatten doch Geßners zarte Gedichte, so wie seine allerliebsten Naturungen dazu am entschiedensten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun scheint sich für solche poetische Aeußerungen das Baden in andersartigen Gewässern am allererstten zu qualificiren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paßlich erscheinen; man hatte sich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber, beim Anblick und Benetzungsfähl der rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers war der Versuchung nicht zu widerstehen. Ich selbst will nicht leugnen, daß ich mich im klaren See zu baden mit meinen Gesellen verstand und, wie es schien, weil genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch möchte gethan haben, nahm Aergernis daran.

Die guten harmlosen Jünglinge, welche gar nichts Anstößiges fanden, bald nackt wie ein poetischer Schäfer, oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, wurden von Freunden ermahnt dergleichen zu unterlassen. Man machte ihnen begreiflich, sie wären nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für gut und nöthig erachtet habe, an diesen, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt dieß einzusehen, besonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich schien. Sie verließen daher die allzutagbaften Seeufer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg so klare, rauschende, erfrischende Gewässer, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich schien einer solchen Erquickung zu widerstehen. So waren sie auf ihren weitschweifenden Spaziergängen in das bäßere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl frühmend herabschießt um sich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem bewohnten Zuhrlaß, fanden sie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und sich tüchtig den schäumenden Strommellen entgegen zu legen; dieß gelang trefflich nicht ohne Gefahr, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen, wodurch sie diese öde bewaldeten Felsen zur idyllischen Scene umzuwelben den Begriff hatten.

Allein, es ihnen frühere Mißwollende nachgeschlichen, oder ob sie sich durch diesen lichterischen Tumult in der Einsamkeit selbst Gegner aufgerufen, ist nicht zu bestimmen. Genug, sie mußten aus dem obern stummen Gebüsch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß es von wenigen oder mehrern, ob zufällig oder absichtlich, und sie fanden daher für das Klügste, das erquickende Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen.

Keiner war getroffen. Ueberraschung und Verdruß war die geistige Beschädigung, die sie erlitten hatten, und sie wußten, als liebenswürdige Jünglinge, die Erinnerung daran leicht abzuschütteln.

Auf Lavatern jedoch erstreckten sich die unangenehmsten Folgen, daß er junge Leute von dieser Freiheit bei sich freundlich aufnehmen, mit ihnen Spazierfahrten anstellt und sie sonst bedauftet, deren wildes, unbändiges, unbritliches, ja beidnisches Naturell einen solchen Standal in einer gesitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte.

Der geistliche Freund jedoch, wohl verstehend solche Vorkommenheiten zu beschwichtigen, wußte dieß aus beiglichem, und nach Ablauf dieser meteorisch Reisenden war schon bei unsrer Rückkehr alles ins Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werthers Reisen, welches in dem XVI. Bande meiner Werke neuerlich wieder mit abgedruckt ist, habe ich diesen Gegensatz der Schweizerischen idyllischen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu schildern gesucht. Weil man aber alles, was der Dichter unternanden darstellt, gleich als entschiedene Meinung, als bindenden Tadel aufzunehmen pflegt, so waren die Schweizer deßhalb sehr unwillig und ich unterließ die intendierte Fortsetzung, welche das Herumtreiben Werthers bis zur Ernste, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen und dadurch gewiß den Menschenfeinern willkommen seyn sollte.

In Zürich angelangt, gehörte ich Lavatern, dessen Gastfreundschaft ich wieder ansprach, die meiste Zeit ganz allein. Die Physiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Umrissen dem trefflichen Manne mit immer sich vermehrenden Lasten auf den Schultern. Wir verwandelten also den Umständen nach gründlich genug, und in verschrad ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Idyllenbne.

Hiezu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine schnelle Auffassungskraft, mehr noch das Gefühl der willigsten Bittsamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Physiognomien behandelte, nicht in meinem Wesen. Der Eindruck

den der Menschen beim ersten Begegnen auf mich machte, bestimmte gewissermaßen mein Verhältniß zu ihm; endlich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wurde, gefaßt zu dem Charakter der Zeiten, stets immer verwaltete und mich die Gegenstände in einer gewissen dämmernden Atmosphäre schauen ließ.

Lavaters Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben so ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dies nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Thäte, als ein Spionniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menschen in seine Elemente zerlegen und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber der hielt sich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht leugnen, daß es in Lavaters Nähe gewissermaßen bänglich war: denn indem er sich auf physiognomischem Wege unserer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unserer Gedanken, die er im Wechsel des Gespräches mit einem gewissen Scharfsinn gar leicht errathen konnte.

Wer eine Eumthrie recht prägnant in sich fühlt, der hat eigentlich das Recht zu analysiren, weil er am äußeren Einzelnen sein inneres Ganze prüft und legitimirt. Wie Lavater sich hierbei benommen sey, nur Ein Beispiel gegeben.

Sonntags, nach der Predigt, hatte er als Geistlicher die Verpflichtung den vorgestellten Sammetbeutel jedem Herantretenden vorzuhalten und die milde Gabe segnend zu empfangen. Nun setzte er sich z. B. diesen Sonntag die Aufgabe, seine Person anzusehen, sondern nur auf die Hände zu achten und ihre Gestalt sich aufzufassen. Aber nicht allein die Form der Finger, sondern auch die Miene derselben beim Niederlassen der Gabe, entging nicht seiner Aufmerksamkeit, und er hatte mir viel davon zu erzählen. Wie belehrend und aufregend mußten mir solche Unterhaltungen werden, nair, der ich doch auch auf dem Wege war mich zum Menschenmaler zu qualificiren?

Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältniß gelangte. Und so sind nachstehende Aeußerungen über ihn zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Nach unsern auch einander streitenden Richtungen mußten wir uns allmählich ganz und gar fremd werden, und doch weiß ich mir den Begriff von seinem vorzüglichen Wesen nicht verkümmern lassen. Ja vergegenwärtige mir ihn mehrmals, und so entstanden diese Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerspruch finden wird.

Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideelles als unter der moralischen Form; wenn man diesen Begriff festhält, wird man sich über einen seltenen und seltsamen Mann am ersten aufklären.

Seine Aussichten in die Ewigkeit sind eigentlich nur Fortsetzungen des gegenwärtigen Daseins, unter leidlicheren Bedingungen als die sind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Physiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die sinnliche Gegenwart mit der geistigen durchaus zusammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja sie selbst vorstelle.

Mit den Kunstideen konnte er sich nicht leicht befreunden, weil er, bei seinem scharfen Blick, solchen Wesen die Unmöglichkeit lebendig zu existiren fand, nur allzusehr anfaßt, und sie daher ins Fabelreich, ja in das Reich des Mährchens verwies. Seine unausstehliche Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er sich gleich überzeugt fühlte, daß niemand mehr auf das Wirkliche dringe als er; deswegen er denn auch den Mißgriff in seiner Denk- und Handlungsweise niemals entdecken konnte.

Nicht leicht war jemand leidenschaftlicher bemüht anerkannt zu werden als er, und vorzüglich dadurch etanete er sich zum Lehrer; gingen aber seine Bemühungen auch wohl auf Einsicht und Sittenbesserung anderer, so war doch dies keineswegs das Letzte worauf er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Person Christi war es ihm am meisten zu thun; daher jenes beinahe unsinnige Treiben ein Christusbild nach dem andern fertigen, copiren, nachstehen zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genug that.

Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen, denn nicht leicht kann jemand einerlangen in das was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentümlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Lokalsprache geschrieben, die man kennen muß um gerecht gegen sie zu seyn, sonst wird dem verständigen Leser manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen; wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben darüber genugsame Verwirrung gemacht worden.

So hatten wir ihm z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Persönliche nur unter dieser Form darstellten und seine andere weiten selten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu setzen bemüht ist: es gebe dem sein dramatisches reel Wert als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sey für das Drama aller Dramen zu erklären.

In diesem Carnet des Bösewichts, in dem ganzen Werke überhaupt, erscheint Lavater dem Bauer Abraham von Senta Clara sehr ähnlich; denn in dieser Manier muß jeder Gelehrte verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen, und sie der Masse anzuändern die er an sich heranziehen will.

Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung hergestalt zum Surrogament seines eigenen Meinens, daß er den Gottmenschen seinen innerlichsten Menschheit so lange überschwebte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu seyn wähnen durfte.

Durch diesen entschiedenen biblischchristlichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können. und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in

bedeutenden und dringenden Angelegenheiten, durch Arbeitsliges, in gewissenes Gebet, im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn seine kalte Verstandesbemerkung im mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wieder hergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannigfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem grämenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich ins Unendliche ausgedehnt, wozu und der gesteirnte Himmel sogar kunstlich einlädt, entwarf er seine Aussichten in die Ewigkeit, welche indeß dem größten Theil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten.

Nicht dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein, durch Schwärze und rauhglatte Eigenschaft seiner Oberfläche, den Unterschied der aufgestrichenen Metalle angezeigen am geschicktesten ist: so war auch er, durch den reinen Begriff der Menschheit den er in sich trug, und durch die scharfzarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, zu aussprechen.

Jeder Talent hat sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst, noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen verständig sprach; ja es war furchtbar in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.

Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt, und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Im welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, in welche albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist weit noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn es war die Eitelkeit seines innern Wesens auf einer hohen Stufenleiter rubte, so konnte er doch, mit seinen mannigfaltigen Bestrebungen, nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur höhern wohnlichen Sinnesweise, noch zum Kunsttalent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne sicher auf, und so stellte er es auch kühn nebeneinander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein so scharfsinniger Mann in der gemeinsten Erfahrung befangen war; alle lebenden Künstler und Dilettanten anrief, für charakteristische Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgiebt, um hinterrücks im Buche zu sagen, daß diese und jene Platte mehr oder weniger mißlangen, unbedeutend und unnütz sey. Freilich schärfte er dadurch sein Urtheil und das Urtheil anderer; allein es bewirkte auch, daß ihm seine Neigung trieb, Erfahrungen mehr aufzuhäufen als sich in ihnen Luft und Licht zu machen. Eben daher konnte er niemals auf Resultate kommen, um die ihn sein Besitz und Bringendes hat. Was er als solche in späterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn sie bestanden aus einer Sammlung von genauen Linien und Zügen, ja Warzen und Leberflecken, mit denen er bestimmte sittliche, öfters unsittliche Eigenschaften verbunden gesehn. Es waren darunter Bemerkungen zum Erstaunen; allein es machte keine Reihe, alles stand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung zu sehen, oder eine Rückweisung zu finden. Eben so wenig feststellerische Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens entwickelten, und das was sie im Ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wohl, gleichfalls auf jene Zustände bezüglich, hier am rechten Orte eingeschaltet stehen.

Niemand räumt gern andern einen Vorzug ein, so lang er ihn nur einigermaßen leugnen kann. Natur-Vorzüge aller Art sind am wenigsten zu leugnen und doch bestand der ganzen Netzgebrauch damaliger Zeit nur den Dichter Genie zu. Man aber schien auf einmal eine andere Welt aufzugehen: Jeder verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzuthun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte diese Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in seiner Physiognomik mußte nothwendig auf eine allgemeinere Vertheilung der Geistesgaben aller Art hinweisen; das Wort Genie ward eine allgemeine Losung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das was es bedeuten sollte, sey gewöhnlich vorhanden. Da nun aber jedermann Genie von andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie dieses nige Kraft des Menschen sey, welche, durch Handeln und Thun, Gesetz und Regel giebt. Damals manifestirte sich's nur indem es die vorhandenen Gesetze überschritt. Die eingeführten Regeln umwarf und sich über sie nichts erklärte. Daher war es leicht genialisch zu seyn, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen.

Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dieß eine Genieeise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich. Jüngere und Lebhafte, oft wahrhaft begabte Menschen verloren sich ins Grenzenlose; ältere Verständige, vielleicht aber Talent- und Geistlose, wußten dann mit höchster Schadenfreude ein gar mannigfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publicums sächerlich darzustellen.

Und so fand ich mich fast mehr gehindert mich zu entwickeln und zu äußern, durch falsche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten, als durch den

Widerstand der Entgegengesinnten. Worte, Bewerte, Phrasen in Unzahlen der höchsten Geistesheere, verbreiteten sich unter der geistlos-nachsprechenden Menge dergestalt, daß man sie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da vom Ungeübtesten vernimmt, ja daß sie sogar in die Wörterbücher eindrangen, und das Wort Genie eine solche Misdeutung erlitt, aus der man die Nothwendigkeit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der, durch eine tiefere Philosophie wieder neugegründete Sinn fürs Höchste und Beste, sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem Vorhergehenden ist von dem Jünglingsalter zweier Männer die Rede gewesen, deren Andenken aus der deutschen Literatur- und Sittengeschichte sich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir sie gewissermaßen nur aus ihren Jugendschriften kennen, zu denen sie durch eine falsche Tagsmarime in Gesellschaft ihrer gleichgesinnten Zeitgenossen verleitet worden. Nunmehr aber ist nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Gestalt, ihr eigentliches Wesen gesondert und geeint vorführen, wie solches eben damals in unmittelbarer Gegenwart von dem durchdringenden Lavater geschehen; deshalb wir denn, weil die schweren und theuren Bände des großen physiognomischen Werkes nur wenigen unsrer Leser gleich zur Hand seyn möchten, die merkwürdigen Stellen, welche sich auf beide beziehen, aus dem zweiten Theile gedachten Werks, und dessen dreizehntem Fragmente, Seite 221 hier einzurücken kein Bedenken tragen.

„Die Jünglinge deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, sind die ersten Menschen, die mir zur physiognomischen Beschreibung saßen und standen, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt.“

„Ich kannte sie sonst, die ebnen — und ich machte den ersten Versuch, nach der Natur und mit aller sonstigen Kenntniß, ihren Charakter zu beobachten und zu beschreiben. —“

„Hier ist die Beschreibung des ganzen Menschen —“

Erstlich des jüngeren.

„Siehe den blühenden Jüngling von 25 Jahren: das leichtschwebende, schwimmende, elastische Gehör: Es liegt nicht; es steht nicht; es kommt sich nicht; es liegt nicht; es schwebt oder schwimmt. In Lehnung, um zu ruhen; zu locker, um festzustehen; zu schwer und zu weich um zu fliegen.“

„Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt: In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine fest gewölbte, hart gebogene; kein eckiger Einschnitt, kein festiges Vorgebirge der Stirn; keine Härte, keine Steifigkeit; keine förmende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eisenner Mund — elastisch reizbarer wohl, aber kein eisenner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung, oder klinge Besonnenheit; nirgends der Nathmeyer mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Zeugwerke in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die höchste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitssinn: Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnellerblickten, schnellerkannten, schnellaufgefaßten Wahrheit.... Breiter Schwelger, Sieber; Idealisirer; Verschönerer. — Gestalter aller seiner Ideen. Immer halbtrunkener Dichter, der sieht, was er sehen will; — nicht der trübsinnig schmachtende — nicht der hartgesinnelmende; — aber der hohe, edle gewaltige: der mit geschlossenen „Sonnenblicke“ in den Regionen der Luft hin- und herwallt, über sich strebt, und wieder — nicht zur Erde sinkt: zur Erde sich stürzt, in des „Felsenstromes“ Fluthen sich taucht und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher.“ — Sein Blick nicht Flammenblick des Aethers! Seine Stirn und Nase nicht Muth des Löwen! seine Brust — nicht Festigkeit des freierwiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elephanten....“

„Die Aufsatzgebende seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, unedige, vorhängende Nase, zeigt, bei dieser Beschaffenheit des Mundes, viel Geschmack und feine Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichtes viel Sinnlichkeit. Thätheit. Arbeitsgeist. Der ganze Umriß des Halbgesichts. Offenheit. Redlichkeit. Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die niemanden als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe einch gerader, plattlofer, weichaufgefaßter, guter; in seiner Bewegung eines zärtlichen, feinfühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edeln Menschen. Im Bogen der Augenlieder und im Glanze der Augen sitzt nicht Homer, aber der tiefste, innigste, sinnvollste Empfinder, Ergreifer Homers: nicht der epische, aber der Dramatischdichter; Genie, das auslöst, umschafft, veredelt, bildet, verwebt, alles in Harmonie faßt, ordnet, alles vergeistlicht. — Die halbschlaffen Augenlieder, wenn von solchem Bogen, sind immer mehr feinfühlender Dichter, als nach Plan schaffender, als langsam arbeitender Künstler; mehr der verliebten als der strengen. — Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu gedrunte Halbgesicht: das Vorgestellt zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfältiger, erfindender, ungelernter, innerer Güte, und sanft zitternder Unruhe verabscheuender Freiheit — dürstender Lebendigkeit. Es kann nicht den gerinnsten Eindruck von ihm verlohren, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. — Jeder Gesetzstand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, trankt das Gefühl in die Wangen und Nase; die sinnreichantlichte Schamhaftigkeit in dem Punkte der Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut.“ —

„Die Gesichtsfarbe, die ist nicht die blasse des allesergreifenden und alles verzehrenden Genius; nicht die wollgethanen des verachtenden Zerrterers: nicht die milchweiße des Bildens; nicht die gelbe des Harten und Zähen; nicht die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, so sprechend und so unterstanden wallend, so gütigkeitgemischt, wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden besonderen Zugs ist Streben, ist elastische Bewegsamkeit, die leicht fortlöscht und leicht zurückgestoßen wird. Großmuth und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergeschicke und der Stellung des Kopfes. — Unverterblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geschmacks, Reinheit des Geistes, Güte und Adel der Seele, herrschsame Kraft, Gefühl von Kraft und Schwäche, scheinen so allbuchdringend im ganzen

Absichte durch, daß das sonst muthige Selbstgefühl sich dadurch in edle Bescheidenheit auflöst, und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit sich ohne Zwang und Kunst in diesem herrlich spielenden Ich liebenswürdig verdämmert. — Das weibliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt, die sanfte Leichtigkeit des Umfangs, das Hin- und Herschweben des Ganzes, die Fläche der Brust, die weiße faltenlose Stirn, und noch verschiedene andere Ausdrücke verbreiten über den ganzen Menschen eine gewisse Verlegenheit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt, und dem Herzen jede vortheilhafte Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muthe und feuervolle Poet, mit allem seinem unaffectirten Durste nach Freiheit und Befreiung, nicht bestimmt ist, für sich allein ein fester, Plan durchdringender, anführerischer Geschäftsmann, oder in der blutigen Schlacht unsterblich zu werden. Und nun erst am Ende merk' ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt; nichts von der edeln, von aller Affectation reinen Simplicität! Nichts von der Einfalt des Herzens! Nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußersten Adels! Nichts von der unaussprechlichen Bonhomie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet." —

„Doch wer will ein Ende finden, von einem guten Menschen, in dem so viele reine Menschheit ist, alles zu sagen was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!"

Beschreibung des Aelteren.

„Was ich von dem jüngeren Dichter gesagt — wie viel davon kann auch von diesem gesagt werden! Das Vorauszusetzende hab ich anmerken kann, ist dies:"

„Diese Figur und dieser Charakter sind mehr gepackt und weniger gehetzt, als die vorige. Dort alles länger und flacher, hier alles kürzer, breiter, gewölbter, gedrungener; dort alles lockerer, hier bestimmter. Es die Stirn; so die Nase; so die Brustzusammengedrängter, lebendiger, weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit: Sonst dieselbe Liebenswürdigkeit und Bonhomie: Nicht die auffallende Offenheit, mehr Verschlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That, eben dieselbe Ehrlichkeit. Derselbe unbezwingbare Abscheu gegen Unrecht und Bosheit; dieselbe Unverdrußlichkeit mit allem was Ränke und Tücke heißt; dieselbe Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Despotisme; dasselbe reine, unbestechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; dasselbe Bedürfniß der Freundschaft und Freiheit. Dieselbe Empfindsamkeit und edle Radbrechigkeit; dieselbe Allgemeinheit des Herzens für alle guten, weisen, einsichtigen, kraftvollen, berühmten oder unberühmten, gekannten oder mißkannten Menschen, — und — dieselbe leichtsinnige Unbedachtsamkeit. Nein! nicht gerade dieselbe. Das Gesicht ist bestimmter, angezogener, fester; hat mehr innere, sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Berathschlagungen; mehr durchdringenden Muth, der sich besonders in den stark vorspringenden, stumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das auffallende, reiche, reine, hohe Dichtergefühl; nicht die schnelle Leichtigkeit der productiven Kraft des Anhern. Aber dennoch, wiewohl in tieferm Regionen, lebendig, richtig, innig. Nicht das lustige, in mannigfaltigem Sinnen dahin schwebende, Gestalten bildende Riesengenie — Mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck: mehr gewaltig und furchtbar — weniger prächtig und rund; obgleich seinem Pinsel weder Färbung noch Zauber fehlt. — Mehr Wut und rasende Laune; derbliger Satyr; Stirn, Nase, Blick — alles so herab, so vorhängend; recht eine schelbend für originellen, alleslebenden Mann, der nicht von außenher zusammenlebt, sondern von innen heraus wirkt. Ueberhaupt ist alles an diesem Charakter vorbringender, eckiger, angreifender, stürmender: — Ringende Plattheit, nirgends Erschlaffung, ausgenommen im zusinkenden Auge, wo Wollust, wie in Stirn und Nase — hervorspringt. Sonst selbst in dieser Stirn, dieser Gedrängtheit von allem — diesem Bild sogar — unträglarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke, Drang der Menschheit; Ständigkeit, Einfachheit, Bestimmtheit." —

Nachdem ich sodann in Darmstadt Merken seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft voraussagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohl empfangen von jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine Mißbilligung, daß ich nicht nach Italien hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar nicht ausdrücklich aber stillschweigend merken ließ, besonders auch seine Theilnahme an jenen wilden Zeiten, Rebellen und Drachenfestern im mindesten bewesen wollte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich, ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem dem zu haben sey; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden Lili zu sehen; es war ein sonderbar zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überredet sie müsse sich von mir trennen, und dieses sey um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Localitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen verwandt, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise auseinander Gespannten, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Habed, dem Zusammenleben jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen, vergleich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich, wie verlockende Gespenster, verschwanden.

Wohlwollende hatten mir verrraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unserer Verbindung ihr vorgetragen werden: sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaßigen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach America zu gehen. America war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden.

Aber eben das was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein sodann väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, ja gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung; aber ich sengne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.

Freilich sehr verbietend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem verständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Brüste verfolgten immer mit

kräftigerer Ausführung denselben Text. „Gut, sagte sie, wenn ihr's nicht vermeiden könnet, so müßtet ihr's ertragen; desgleichen muß man dulden, aber nicht wählen.“ Einige Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Lagen, alle Umwandlungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt; in Ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hätte.

Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden sich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weise konnte man nicht umgehen, sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edel fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre.

Gestehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich ankündenden Neigung über das Vordergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung stimmert sich um seine Antecedenzien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertrautheit zu Lili gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte; wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden, erregt und sich daran ergetzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung.

Wahrhaft Liebende vertrauten alles was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung ja ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, woraus sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erschienen wie Nachgeschwister, die sich mit dem unsrigen in Lage wegschleichen.

Aber was ereignete sich? Die Messe kam, und es erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Mannichfaltigkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich sogleich, daß ferner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte niemand wollte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu scheinen, erkannten doch als Mitbetheiligte; die Aeltern, mit einem gewissen vertraulichen Anstand, wie solche sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren solche Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes.

Man aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Dutzendmanieren, die ihre Hände nicht zu Zaum halten, und bei widerwärtigen Lüsteln sogar einen Fuß verlangern, wenn die Manier nicht verlegt wurde. Ihr war so natürlich dem alten anständig zu genügen. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Luftfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit besserem Ausgang, von Bädern und Badeexpeditionen, von Verspottung lästerlicher Werber und was nur einer solchen Aergerniß in dem Herzen des treulich Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich getrieben hatte. Aber unter diesen Zudringlichkeiten, in dieser Bedrängniß, verlängte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenwärtigen Lage völlig geeignet schien.

Doch: Wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreiche, herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde.

Lili's Park mag unmittelbar in diese Epoche gehören; ich habe das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten empfindlichen Zustand nicht ausdrückt, sondern nur, mit genialer Heftigkeit, das Widerwärtige zu erdulden, und durch komisch-derbliche Bilder das Entlagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

Nachstehendes Lied drückt eher die Ahnung jenes Unglücks aus, und sey deshalb hier eingeschaltet:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich traurend,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging.

Alle Blühten, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Die Oper Erwin und Elmire war aus Goldsmiths liebenswürdigster, im Landprediger von Wakefield eingeflochtener Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe.

Schon früher hab' ich einige poetische Erzeugnisse jener Epoche eingeschaltet, und wünschte nur, es hätten sich alle zusammen erhalten. Eine fortwährende Aufregung in glücklicher Liebesheit, gesteigert durch einverleibte Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die darauf nichts Uebersammtes, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festlichkeiten daß zur kleinsten Gelegenheit, alles war lebendig, unterhielt von einer gebildeten Gesellschaft; erst trug, kaum schwerglich, und zuletzt trug Applaus des Glücks, kein Abgrund des Meeres, dem mehr ein Lust wäre gewichtet gewesen.

Alle diese innern und äußern Ereignisse, insofern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher seine erste, ihm annuthig zusagende Schwiegertochter immer weniger dessen wußte, in sein Haus eingeführt zu sehen, wußte meine Mutter auf das klügste und thätigste abzuwenden. Diese Staatskunst aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte, wollte ihm keineswegs anmuthen.

Indessen ließ er dem Handel seinen Gang und setzte seine kleine Kanzlei recht emsig fort. Der junge Rentbeamte, so wie der gewandte Sekretär gewann von unter seiner Firma immer mehr Ausdehnung des Bedarfs. Da nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so glaubten sie mit meine Pfade, und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicherweise trafen meine Richtungen mit des Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem bildenden Talent, so viel eigene Freude an der Gunst die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen, durft' ich ihn nichts merken lassen.

Nachdem ich im Götz von Berlichingen das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. In Götz war es ein tüchtiger Mann, der unterging in dem Wahn: zu Zeiten der Anarchie sey der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung. Im Egmont waren es festgegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich darum auf das lebhafteste unterhalten, was zu thun sey, was ich thun wolle, daß ihm dieß so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopf schon fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu sehen.

Hatt' ich in den frühern Zeiten, da ich noch beste Lili mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einsicht und Ausübung bürgerlicher Geschäfte gewendet, so traf es gerade jetzt, daß ich die fürstliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing alle wirklich Egmont zu schreiben an, und zwar nicht wie den ersten Götz von Berlichingen in Roh- und Folge, sondern ich griff nach der ersten Einleitung gleich die Hauptscene an, ohne mich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich bei meiner sittlichen Art zu arbeiten von meinem Vater, es ist nicht übertrieben, Tag und Nacht angespornt wurde, da er das so leicht Entstehende auch leicht vollendet zu sehen glaubte.

Zwanzigstes Buch.

So fuhr ich denn am Egmont zu arbeiten fort, und wenn dadurch in meinem leidenschaftlichen Zustand einige Beschwichtigung eintrat, so half mir auch die Gegenwart eines wackern Künstlers über manche öde Stunden hinweg, und ich verdankte ihm, wie schon so oft, einem unsichern Streben nach praktischer Ausbildung einen dermalichen Frieden der Seele in Tagen, wo er sonst nicht wäre zu hoffen gewesen.

Georg Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reise ins nördliche Deutschland zurück, er suchte mich auf, und ich fühlte sogleich Trieb und Bedürfniß, mich ihm anzuschließen. Er war ein heiterer Lebensmann, dessen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutschen gab es zu jener Zeit daselbst ein angenehmes Unterkommen; Philipp Hackert lebte dort in gutem Ansehen und Wohlstand; das treue deutsche Verfahren, womit er Landschaften nach der Natur zeichnend in Gouache- und Oel-Farbe glücklich ausführte, war als Gegensatz einer praktischen Manier, der sich die Franzosen hingegeben hatten, sehr willkommen. Wille, bedeutend als Kupferstecher, gab dem deutschen Verdienste Grund und Boden; Grimm, schon einflußreich, nützte seinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreisen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen, und so manches Gute geleistet und vorbereitet.

Boucher und Watteau, zwei wahrhaft geborne Künstler, deren Werke, wenn schon verflatternd im Geist und Sinn der Zeit, doch immer noch höchst respectabel gefunden werden, waren der neuen Erscheinung genetal, und selbst, obgleich nur zu Scherz und Versuch, thätig eingreifend. Creutze, im Familienkreise sich für sich hinlebend, desgleichen dürftige Scenen gern darstellend, von seinen eigenen Werken entzückt, erfreute sich eines ehrenvollen leichten Fußsteigs.

Alles dergleichen kannte unser Kraus in sein Talent sehr wohl aufzunehmen; er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft, und wußte gar zierlich häuslich freundschaftliche Scenen vertrauenvoller darzustellen, nicht weniger glücklich ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes Colorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit, und besonders dem Kunstfreund sein Gedicht: alles was er selbst nach der Natur zeichnete sogleich zum Tableau einzurichten und einzurücken.

Er selbst war der angenehmste Gesellschafter; gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Steif, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der thätigste und zugleich der bequemste aller Sterblichen. Mit solchem Talent und Charakter begabt empfahl er sich bald in höhern Kreisen und war besonders in dem Freiherrlichen von Stein'schen Schlosse zu Nassau an der Lahn wohlaufgenommen, eine talentvolle hoffnungswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben unterstützend, und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Weise belebend.

Nach Verberathung dieser vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werther nahm das neue Ehepaar den Künstler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und so gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, angenommen und von dem dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht.

Wie er nun überall zuthätig war, so förderte er bei seiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur sammelnde Kunstliebe zu praktischer Uebung. Dem Dilettanten ist die Nähe des Künstlers unerläßlich, denn er sieht in diesem das Complement seines eigenen Daseins; die Wünsche des Liebhabers erfüllen sich im Artisten.

Durch eine gewisse Naturanlage und Uebung getrieben mir wohl ein Umriß, auch gestalteten sich leicht zum Bilde was ich in der Natur vor mir sah; allein es fehlte mir die eigentliche plastische Kraft, das tüchtige Bestreben, dem Umriß Körper zu verleihen durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel. Meine Nachbildungen waren mehr ferne Abtönungen irgend einer Gestalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftwesen in Dante's Purgatorio, die keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper sich entsetzen.

Durch sanftere physiognomische Hegerei — denn so darf man die ungestüme Anregung wohl nennen,

Mit jugendlichem Übermuth
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bey Nacht,
Über grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du in's Herz ihm;
Mit dem beißenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;

womit er alle Menschen, nicht allein zur Contemplation der Physiognomien, sondern auch zur künstlerischen oder pfuscherhaften praktischen Nachbildung der Gesichtsbildungen zu nützen bemüht war — hatte ich mir eine Uebung verschafft, die Porträts von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, aber es bedurfte die Hand meines künstlerischen Freundes, um sie auf dem höhern Grunde hervortreten zu machen.

Beim Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuille's, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die lieblose Unterhaltung, wenn er landschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der Meimarische Kreis und dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gerne bei den viel Bilder nur als Text zu betrachten von einer unmöglichen wiederholten Ausführung; daß man mich dort zu sehen wünschte. Sehr anmuthig wußte er seine Grüße, seine Einladungen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben. Ein wohlgelaunetes Ostbild stellte den Capellmeister Wolf am Flügel und seine Frau hinter ihm zum Singen sich bereitend vor; der Künstler selbst wußte zuletzt gar dringend aufzulegen, wie freundlich dieses nervige Paar mich empfangen würde. Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berg-Gegend um Bürgel. Ein wackerer Fernhaun hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern als sich selbst zu Liebe, rauhgestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstreden durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, welches ernste Absichten auf die daselbst nicht geeignet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte.

Bertuch, als Walina Wieland's, hatte sich in Kenntnissen und Thätigkeit dergestalt hervorgethan, daß er, als Geheimsecretär des Herzogs schon angestellt, das Allerbeste für die Zukunft erwarten ließ. Von Wieland's Persönlichkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit war durchaus die Rede; auf seine schönen literarischen und poetischen Vorsätze ward schon anführlich hingedeutet, und die Wirkung des Mercur durch Deutschland besprochen; gar manche Namen in literarischer, staatsgeschäftlicher und geselliger Hinsicht hervorgehoben, und in solchem Sinne Musäus, Kirms, Berendis und Lubewig genannt. Von Frauen war Wolfs Gattin und eine Witwe Kochenhe, mit einer liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben, wohl manchen andern rühmlich und charakteristisch bezeichnet. Alles deutete auf ein frisch thätiges literarisches und Künstlerleben.

Uns sie schilderte sich nach und nach das Element, worauf der junge Herzog nach seiner Rückkehr wirken sollte; einen solchen Zustand hatte die Frau Oberst Bernhardinen vorbereitet; was aber die Ausführung wichtiger Geschäfte betraf, war, wie es unter solchen provisorischen Verwaltungen Pflicht ist, der Ueberzeugung, der Thatkraft des künftigen Regenten überlassen. Die durch den Schloßbrand gewirkten gränzlichen Ruinen betrachtete man schon als Anlaß zu neuen Thätigkeiten. Daß in Stroten geratherne Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch wöchentliche Unterhaltung des tiefen Stollens eine möglichst Wiederaufnahme zu sichern gewußt, die Akademie Jena, die hinter dem Zeitsinn einigermaßen zurückgeblieben und mit dem Verlauf gerade seine tüchtigen Lehrer betreten war, wie so vieles andere, regte einen edlen Gemeinsinn auf. Man dichtete nach Persönlichkeiten umher, die in dem aufstrebenden Deutschland so mannigfaches Gute zu fördern berufen seyn könnten, und so zeigte sich durchaus eine frische Aussicht, wie eine kräftige und lebhafte Jugend sie nur wünschen konnte. Und schien es traurig zu seyn, eine junge Fürstin ohne die Würde eines weltlichen Gebäudes in eine sehr mäßige zu ganz andern Zwecken erbaute Wohnung einzuladen, so gaben die schön gelegenen wohleingerichteten Landhäuser, Ettersburg, Belvedere und andere vortheilhafte Lustsitze, Genuß des Gegenwärtigen und Hoffnung auf in diesem damals zur Nothwendigkeit gewordenen Naturleben sich produzirte und angenehm thätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf so friedenen Wegen dem Uebersinnlichen zu nähern gesucht; erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeleitet, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen; ferner durch Zusammensetzung in sich selbst seine eigenen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm manches, was zu seiner von allen gehörten wußte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sey, den Gedanken von dem Unsichtbaren, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deßhalb unter seinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig; nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand; nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht engelisch, denn es ließ oft Bosheit treffen merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorsehung, denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begränzt scheint für dasselbe durchzudringen; es scheint mit den nothwendigen Elementen unsres Daseyns willkürlich zu schalten; es hat die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen.

Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineintreten, sie zu trennen, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Theile der Weltgeschichte, die ich sorgfältiger studirte, gehörten auch die Ereignisse welche die nachher vereinigten Niederlande so berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforscht um mich möglichst unmittelbar zu unterrichten und mir alles lebendig zu vergegenwärtigen gesucht. Höchst dramatisch waren mir die Situationen erschienen und als Hauptfigur, um welche sich die übrigen am glücklichsten versammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, dessen menschlich ritterliche Größe mir am meisten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser als einen Hausvater; einen Unabhängigen mehr als einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begränzt ist.

Als ich ihm nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das gränzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe alle Menschen an sich zu ziehen (attractiva) und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsmannes zu gewinnen; ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen.

Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr, und verschwindet sich über die größte die sich ihm nähert. Durch Feinde die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit sind schwerer zu durchbrechen. Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Conflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehäßige triumphirt, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das den Wunsch aller Menschen entsprechen werde, dies sey ist es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später und zur rechten Zeit die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und so will ich denn auch hier, um mancher geliebten Leser willen, mir selbst vorgreifen und weiß ich nicht weiß, ob ich so bald wieder zur Rede gelange, etwas aussprechen, worein ich mich erst viel später übersetzte.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich auf merkwürdige ausspricht, so steht es verzüglich mit dem Menschen im wundersamsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Für die Phänomene welche hiedurch hervorgebracht werden, giebt es unzählige Namen; denn alle Philosophien und Religionen haben praktisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen doch fernerhin unbenommen bleibe.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente, und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle verenten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der bessere Theil der Menschen sie als Betrügerin oder als Betrüger verdächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihres Gleichen, und sie sind durch nichts zu überwinden, als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf beginnen; und auf solchen Bemerkungen mag wohl jener sonderbare, aber ungeheure Spruch entstanden seyn: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Von diesen höheren Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch seltsame Ereignisse, wenigstens mit einem dämonischen Schein bekleidet, begegnet sind. Ich war von dem Gipfel des Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hause gekehrt, weil ich Lili nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechselseitigen Besitzes, eines dauernden Zusammenlebens gegründet ist, stirbt nicht auf einmal ab; ja sie nährt sich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünsche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet, als der Jüngling. Als Antwortlingen Zauberens ist den schönen Kindern die wünschenswerthe Gabe verliehen, anzuziehen, anzuketten und mehr durch Natur mit Halbvorsatz, als durch Neigung, ja mit Freud um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken. Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt seyn, einer soll ausschließlich vorgezogen werden, einer die Braut nach Hause führen.

Und wie zufällig ist es, was hier der Wahl eine Richtung giebt, die Anwählende bestimmt! Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne zerstreuende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehen von zwei nur durch Verumständigende getrennten Personen ein unheimliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lili's zurücktam, fühlte ich alle jene Mißbehaglichkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst trat, fiel mir's hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sey.

Ich entschloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deshalb nichts erwünschter seyn, als daß das junge herzogliche Weimarische Paar von Karlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und späteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen sollte. Von Seiten jener Herrschaften hatte sich ein gutmüthiges, zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenschaftlichem Danke erwiderte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem ersten Augenblicke an; meine Verehrung gegen die Prinzessin, die ich schon so lange, obgleich nur von Ansehn kannte; mein Wunsch Wielanden, der sich so liberal gegen mich betragen hatte, persönlich einmal Freundliches zu erzeigen und an Ort und Stelle meine bald muthwilligen, bald zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Beweggründe genug, die auch einen leidenschaftlicheren Jüngling hätten aufreizen, ja antreiben sollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich auf welchem Wege es wolle, vor Lili flüchten mußte, es sey nun nach Süden, wo mir die täglichen Erquickungen meines Vaters den herrlichsten Kunst- und Natur-Himmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein so bedeutender Kreis verzüglicher Menschen einlud.

Das junge fürstliche Paar erreichte nunmehr auf seinem Rückwege Frankfurt. Der verzeglich Meiningische Hof war zu gleicher Zeit daselbst, und auch von diesem und dem, die jungen Preußen gelegentlich, Gesellschaft von Düsseldorf ward ich aufs freundlichste aufgenommen. Damit aber ja, nach jugendlicher Weise, es nicht an einem seltsamen Ereignis als fehlen möchte, so setzte mich ein Mißverständnis in eine unglaubliche, obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die Weimarischen und Meiningischen Herrschaften wohnten in Einem Gasthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der Weimarische Hof lag mir dergestalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen. Weil ich auch nicht einmal einbildisch genug war zu glauben, man wolle von Meiningischer Seite auch einige Notiz von mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den Römischen Kaiser, finde die Zimmer der Weimarischen Herrschaften leer, und da es heißt, sie wären bei den Meiningischen, verfüge ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, dich sey ein Diener vor Tafel oder man speise vielleicht zusammen, und erwarte den Ausgang. Allein auf einmal [illegible] die Weimarische Suite in Bewegung, der [illegible] auch folge; allein sie geht nicht etwa in ihre Gemächer, sondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wagen und ich finde mich eben allein auf der Straße.

Anstatt mich nun gewandt und klug nach der Sache umzuthun und irgend einen Aufschluß zu suchen, ging ich, nach meiner einzüglessenen Weise, sogleich meinen Weg nach Hause, wo ich meine Eltern beim Nachtische fand. Mein Vater schüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich so gut als möglich zu entschuldigen suchte. Sie erzählte mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater sich geäußert: er wundre sich höchlich, wie ich, doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, mich einfehlen wollte, daß man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beschämen gedächte. Aber dieses konnte mich nicht rühren: denn ich war schon Herren von Dürftheim begegnet, der mich, nach seiner milden Art, mit anmuthigen scherzhaften Vorwürfen zur Rede stellte. Nun war ich aus meinem Traum erwacht und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten gnadigste Gnade recht artig zu danken und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher so freundlichen Anträgen auf guten Gründen nachgegeben hatte, so ward folgendes verabredet. Ein in Karlsruhe zurückgebliebener Traiteur, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, werde an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen, in solle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar abzureisen. Der heitere und gnädige Abschied, den ich von den jungen Herrschaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute, machten mir diese Reise höchst wünschenswerth, wozu sich der Weg so angenehm zu eröffnen schien.

Aber auch hier sollte durch Zufälligkeiten eine so einfache Angelegenheit verwickelt, durch Leidenschaftlichkeit verwirrt und dadurch völlig vernichtet werden: denn nachdem ich überall Abschied genommen und den Tag meiner Abreise verkündet, sodann aber eilig eingepackt und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergessen, erwartete ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältnisse bringen sollte. Die Stunde verging, der Tag auch und da ich, um nicht zweimal Abschied zu nehmen und überhaupt um nicht durch Zulauf und Besuch überlaufen zu seyn, mich seit dem besagten Morgen als abwesend angesehen hatte; so mußte ich mich im Hause, so in meinem Zimmer still halten und befand mich daher in einer sonderbaren Lage.

Viel aber die Einsamkeit und Enge jederzeit für mich etwas sehr Günstiges hatte, indem in solcher Stunden zu nutzen gedrängt war, so schrieb ich an meinem Tagwerk fort und brachte ihn beinahe zu Stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigne Neigung zu diesem Stück gewann, und wünschte mehr, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden. Eine solche Beruhigung und neue Zutrauensbezeugung war ihm aber auch nöthig; denn er machte über das Raubeinleben des Wagens die bedenklichsten Gesichter. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Traiteur für ein Lustgespenst; welches er mir zwar nur indirect zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher ängstete, indem er das Ganze als einen tollen Hoffreich auffaßt, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen. Wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben.

Ich selbst hielt zwar anfangs am Glauben fest, freute mich über die umgegangnen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden, noch sonst einer geselligen Zerstreuung verkümmert wurden und dachte, wenn auch nicht ohne innere Agitation, am Tagwerk rüstig fort. Und diese Gemüthsstimmung mochte wohl dem Stück selbst zu Gute kommen, das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftlosen hätte geschrieben werden können.

So vergingen acht Tage und ich weiß nicht, wie viel drüber, und diese völlige Einsiedelung fing an mir beschwerlich zu werden. Seit mehreren Jahren gewohnt unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem anregendsten, geschäftigsten Wechselverhältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war mich ihr zu nähern, gewaltsam zu sich forderte. — alles dieses fing an mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie sich zu vermindern und die poetische Productionskraft durch Ungeduld aufgerieben zu werden drohte. Schon einige Abende war ich nicht behalten gewesen zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern meiner Freunde und Bekannten vorbei, und verstummte nicht auch an Lili's Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Lehnhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Diener am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Clavierre singen; es war das Lied: Ach wie pflegt es mich unwiderstehlich! das mich ganz vor einem Jahr an sie gebunden ward. Es mußte mir schienen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als je mals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehen; ich hatte das Ohr so sehr angestrengt wie nur das äußerste gespannte Gitter erlaubt. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an den Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war: sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das leiseste Geräusche zu erhaschen. Nur der stille Vorsatz mich wegzubegeben,

ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu seyn, ihr wirklich zu entsagen und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entschieden, die so lieb Nähe zu verlassen.

Noch einige Tage verstrichen und die Hypothese meines Vaters gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit, da auch nicht einmal ein Brief von Karlsruhe kam, welcher die Ursachen der Verzögerung des Wagens angegeben hätte. Meine Dichtung gerieth ins Stocken und nun hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe von der ich innerlich zerarbeitet war. Er stellte mir vor: die Sache sey nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer sey gepackt, er wolle mir Geld und Credit geben nach Italien zu gehn, ich müsse mich aber gleich entschließen aufzubrechen. In einer so wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich heraus ein: daß wenn zu einer bestimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingelaufen sey, ich abreisen, und zwar zuerst nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, sondern unmittelbar durch Graubünten oder Tyrol über die Alpen gehen wolle.

Wunderbare Dinge müssen freilich entstehen, wenn eine phantasiereiche Jugend, die sich selbst so leicht mystificirt, noch durch einen leidenschaftlichen Irrthum des Alters auf einen falschen Weg getrieben wird. Doch darum ist es Jugend und Leben überhaupt, daß wir die Strategie gewöhnlich erst einsehen lernen, wenn der Feldzug vorbei ist. Im reinen Geschäftsgang wär' ein solches Zufälligkeit leicht aufzuklären gewesen, aber wir verschwören uns gar zu gern mit dem Irrthum gegen das Naturliche wahre, so wie wir die Karten mischen ehe wir sie herumgeben, damit ja dem Zufall sein Antheil an der That nicht verkümmert werde; und so entsteht gerade das Element, worin und worauf das Dämonische so gern wirkt und uns nur desto schlimmer mitspielt, jemehr wir Ahnung von seiner Nähe haben.

Der letzte Tag war verstrichen, den andern Morgen sollte ich abreisen und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Passavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen, weil er wirkliche Ursache gehabt hätte zu zürnen, wenn ich unter einigel Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich besuchte ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einem gewissen Platze, wo ich in meinen Mantel gewickelt eher eintrat als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er schon verwundert über die Bestellung gewesen war, sich noch mehr über den verwunderte, der er am Platze fand. Die Freude war dem Erstaunen gleich, an Berathung und Berathung war nicht zu denken, er wünschte mir Glück zur Italiänischen Reise, wir stießen, und den andern Tag sah ich mich schon bei guter Zeit an der Bergstraße.

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Ursachen: eine vorläufige, denn ich hatte gehört, der Weimarische Freund würde von Karlsruhe über Heidelberg kommen; und sogleich als ich angelangt auf der Post, ein Billet ab, daß man einem auf bezeichnete Weise durchreisenden Cavalier eine bündigen sollte; die zweite Ursache war leidenschaftlich und bezog sich auf mein früheres Verhältniß zu Lili. Demoiselle Delf nämlich, welche die Vertraute unserer Neigung, ja die Vermittlerin einer endlichen Verbindung bei den Eltern gewesen war, wohnte daselbst, und ich schätzte mir es für das größte Glück, ehe ich Deutschland verließ, noch einmal jene glücklichen Zeiten mit einer werthen gedultigen und nachsichtigen Freundin durchzuschwätzen zu können.

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hause des Oberforstmeisters von W.... sehr wohlgefiel. Die Eltern waren aufrichtig behagliche Personen, die eine Tochter höchst Friederiken. Es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön und alle die elastischen Gefühle lebten in den schönen Berge- und Neckar-Thale in mir wieder auf. Ich hatte diese Zeit an mir und andern wunderliches erlebt, aber es war noch alles im Werden, kein Resultat bei Seite hatte sich in mir hervorgethan, und das Unentliche, was so gewaltet hatte, verwirrte mich vielmehr. Aber in Gesellschaft war ich noch wie sonst, ja vielleicht gelassener und unterhaltender. Hier unter diesem freien Himmel, unter den frohen Menschen suchte ich die alten Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere noch nicht erloschene Liebe im Herzen, erregte ich Antheil ohne es zu wollen, und wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja nothwendig, und vergaß, daß ich nach ein paar verschwatzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delf war eine von den Personen, die ohne gerade intrigant zu seyn, immer ein Geschäft haben, andere beschäftigen und bald diese bald jene Zwecke durchführen wollen. Eine hatte eine thätige Freundschaft zu mir gefaßt und konnte mich um so eher verleiten, länger zu verweilen, da ich in Ihrem Hause wohnte, wo sie meinen Doktoren allerlei Vergnügliches verhalten und meiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen konnte. Wenn ich das Gespräche auf Lili lenken wollte, war sie nicht so gefällig und theilnehmend wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen, und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen, und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehen. Plötzlich, wie sie war, hatte sie dieß nicht dem Zufall überlassen wollen, sondern sich schon zu meinem künftigen Unternehmen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wohl sah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht so absichtslos gewesen, als es schien.

Eben führt Carl Theodor nämlich, der für die Künste und Wissenschaften so viel gethan, residirte noch zu Mannheim, und gerade weil der Hof katholisch, das Land aber protestantisch war, so hatte die letztere Partei alle Ursache, sich durch thätige und hoffnungsvolle Männer zu verstärken. Nun sollte ich in Gottes Namen nach Italien gehn und dort meine Einsichten in den Kunstfach ausbreiten, indessen wollte man für mich arbeiten, es wurde sich bei meiner Rückkunft schon ausweisen, es die aufeinander Neigung der Freunden von W.... gewachsen oder erloschen, und es räthlich sey durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen.

Dieses alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloses Wesen konnte sich mit der Planmäßigkeit meiner Freundin nicht ganz vereinigen; ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks, Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mißtrieb sich in alles andre, was mir hätte gefallen oder mich persönlich freuen können. Nun rief ich mir aber den Ernst meines großen Reise-Unternehmens vor die Seele, und beschloß auf eine sanfte und artige Weise mich loszuwinden und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzusetzen.

Bis tief in die Nacht hinein hatte Demoiselle Delf mir ihre Plane und was man für mich zu thun Willens war, im Einzelnen dargestellt, und ich brannte nicht anders als dankbar solche Gesinnungen verehren, obgleich die Absicht eines gewissen Kreises, sich durch mich und meine möchte Gunst bei Hofe zu verstärken, nicht ganz zu verkennen war. Wir trennten uns erst gegen eins. Ich hatte nicht lange aber tief geschlafen, als das Horn eines Postillons mich weckte, der reitend vor dem Hause hielt. Bald darauf erschien Demoiselle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen und trat vor mein Lager. Da haben wir's! rief sie aus. Lesen Sie, sagen Sie mir was es ist. Gewiß kommt es von den Weimarischen. Ist es eine Einladung, so folgen Sie ihr nicht, und erinnern sich an unsre Gespräche. Ich bat sie um das Licht und um eine Viertelstunde Einsamkeit. Sie verließ mich ungern. Ohne den Brief zu eröffnen, sah ich eine Weile vor mich hin. Die Staffette kam von Frankfurt, ich kannte Siegel und Hand; der Freund war also dort angekommen; er lud mich ein, und der Umstand und Ungewißheit hatten uns übereilt. Warum sollte man nicht in einem ruhigen bürgerlichen Zustande auf einen sicher angekündigten Mann warten, dessen Reise durch so manche Zufälle verspätet werden konnte? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alle vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrauen stellte sich mir lebhaft wieder vor, ich schämte mich faßt meines wunderlichen Seitensprungs. Nun eröffnete ich den Brief, und alles war ganz natürlich zugegangen. Mein aufgeklärter Geistesmann hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn geharrt; war alsdann Geschäfts wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen, und hatte dort zu seinem Schrecken mich nicht gefunden. Durch eine Staffette sendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er voraussetzte, daß ich sofort nach aufgefangenem Irrthum zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten würde, ohne mich in Weimar anzukommen.

So sehr sich mein Verstand und Gemüth gleich auf diese Seite neigte, so schwebte doch meiner neuen Richtung noch nicht zu einem bedeutenden Gegengewicht. Mein Vater hatte mir einen gar hübschen Reiseplan aufgesetzt und mir eine kleine Bibliothek mitgegeben, durch die ich mich vorbereiten und an Ort und Stelle leiten könnte. In mäßigen Stunden hatte ich bisher keine andere Unterhaltung gehabt, sogar auf meiner letzten kleinen Reise im Wagen nichts anderes gethan. Jene herrlichen Gegenstände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, sammelten sich vor meiner Seele, und ich konnte nichts Erwünschteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entschieden von Lili entfernte.

Ich hatte mich indeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine erste Wirthin trat herein. Was soll ich bestellen? rief sie aus. Meine Reisegefährten, sagte ich, reisen sie mir nicht ein, ich bin entschlossen zurückzubleiben; die Gründe lasse ich selbst bei mir abgewogen, sie zu wiederholen würde nichts fruchten. Der Entschluß am Ende muß gefaßt werden, und wer soll ihn fassen als der, den es zuletzt angeht?

Ich war bewegt, sie auch, und es gab eine heftige Szene, die ich dadurch endigte, daß ich meinen Wirthen befahl Post zu bestellen. Vergebens bat ich meine Wirthin sich zu beruhigen und den scherzhaften Vorfall, den ich gestern Abend bei der Gesellschaft genommen hatte, in einen wahren zu verwandeln; zu bedenken, daß es nur auf einen Besuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit angesehen sey; daß meine Italienische Reise nicht aufgehoben, meine Plätzchen hierher nicht abgeschnitten sey. Sie wollte von nichts wissen und benutzte bei jedem Beweggrund noch immer mehr. Der Wagen stand vor der Thüre; aufgepackt war; der Postillon stieß das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erschallen; ich riß mich los; sie wollte mich noch nicht fahren lassen, und brachte endlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, so daß ich endlich leidenschaftlich und begeistert die Worte Tasso's ausrief:

„Frau, Frau; nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gespeiset, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam."

Briefe aus der Schweiz.

Als vor mehreren Jahren und nachstehende Briefe abschriftlich mitgetheilt wurden, bekannte man sie unter Pernets Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Geschick und Urtheil des Lesers auf seine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sey, so wird man die wenigen Bücher nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Erste Abtheilung.

Wie ekeln mich meine Beschreibungen an, wenn ich sie wieder lese! Nur dein Rath, dein Gebeiß, dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch so viele Beschreibungen dieser Gegenstände, ehe ich sie sah. Gaben sie mir denn ein Bild, oder nur irgend einen Begriff? Beraubend arbeitete meine Einbildungskraft sie hervorzubringen, verzehrend mein Geist etwas dabei zu denken. Nun sieh ich und schaue diese Wunder und wie wird mir dabei? ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. Diese herrliche Gegenwart reißt mein Innerstes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf, und was kann ich thun, was thue ich! Da seh' ich mich hin und herreise und beschreise. So geht denn hin, ihr Beschreibungen! betrügt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas thue, daß er etwas sieht und liest. —

Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was kann dem Menschen nicht alles weis machen kann! besonders wenn man sie ein altes Mährchen in Spitzruten aufgewärt. Sie wachten sich einmal von einem Tyrannen los und kommen sich in einem Augenblick frei denken; nun erscheint ihnen die liebe Sonne aus dem Nest des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Mährchen immer fort, man hört sie zum Ueberdruß; sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Frauenzimmern und Pfründnern, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe werth von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten wird.

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes nothdürftiges Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, daß so der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schimpf, den Mist- und stinkende Wasserlinie! — Wie man den Menschen nur wieder bekannt, wie man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andre Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung übersinnlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben verzichten thun müssen; so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. Sie wie mich sendt die Wolken schon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so sieh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeizihen. Welche Begierde führt ich mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen. Mit welchem Verlangen bei' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler im dunkler blauer Tiefe unter mir, über Felsen und Wälder schwebt, und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erklettern, um jedesmal von neuen niedrigen Boden sehen, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch begabt! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und übersinnliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal in als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte, ich schleudre ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Schwäche, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?

Man sagt mir wieder, daß die Menschen, die mich unterwegs gesehen haben, sehr wenig mit mir zufrieden sind. Ja will es gern glauben, denn auch niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht! daß die Gesellschaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem ist, daß das was sie mir sagen mich nicht interessirt, daß das was sie mir zeigen mir entweder gleichgültig ist, oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gepriesene, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag schicklich oder unschicklich seyn, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kriege in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Dauer leit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stätigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst, ich war entzückt wie von einem himmlischen Anblick; dieser Reichthum, diese Fülle, diese Mannigfaltigkeit und Verwandschaft: Ja konnte mich nicht überwinden eine Beere abzupflücken, eine Pfirsiche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, als Menschen würdiger, er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen, er gab mir recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: Ja, wir sind nicht werth diese herrlichen Naturproducte zu zerstören, wahrlich es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke. Wie gern sah ich den Korb wegtragen! wie liebte ich Ferdinanden! wie dankte ich ihm für das Gefühl das er in mir erregte, über die Ausssicht die er mir gab. Ja wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu verstehen, sollen wir uns anreignungsfähig erhalten, wir sollen es und nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es denen aufopfern, die uns lieb und werth sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist eben so viele Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abwerfen! Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich dir sagen: Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt fürs Aeußere so auffallend, wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Thorheiten trug er eine Unterweste von rothem Atlas, die am Halse so zugeschnitten war, daß sie wie ein Ordensband aussah. Wir konnten unsern Spott über diese Albernheit nicht verbergen; er ließ alles über sich ergehen, ja den besten Vortheil hervor und lachte und wahrscheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthin, Kutscher, Knecht und Mägde, sogar einige Passagiere, ließen sich durch diese Scheinzierde verriegen, begegneten ihm höflicher als uns, er ward zuerst bedient, und zu unserer größten Demüthigung sahen wir, daß die hübschen Mädchen im Haus besonders nach ihm schielten. Zuletzt mußten wir die durch sein vornehmes Wesen theuer gewordene Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? er wahrhaftig nicht!

Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier hast du die Zeichnung von einem solchen Lebrelin, das mich besonders ansprach. Ein Pferd mit dem Hintertheile an einem Pfahl gebunden grast' und sah es ihm der Strick zuläßt, an, sten steht geschrieben: Laß mich mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen. So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komme und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht thue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemessenen Unterhalt empfahe. Ja ich komme zurück, und was mich erwartet war wohl der Mühe werth diese Beschwerden zu erleiden, diese Thäler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur giebt, die durch eine ewige stumme Nothwendigkeit bestehet, die unbedürftig geschildert und schätzbar ist, indeß wir in Flecken und Städten unsere thörichten Bedürfniß zu sichern haben, und nebenher alles einer verwerrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen unvergleichlichen Naturscenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja ich habe die Römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden, wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich seyn könnte, so gut glücklich seyn könnte wie jeder andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rähriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Der Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu thun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er bestimmt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Application und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Thier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht, diese erste und nothwendige Beschäftigung der Menschen ist mir zuwider; man läßt die Natur nach, die ihre Samen

überall ausstreut, und will nun auf diesem besondern Feld diese besondre Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht so; das Unkraut wächst mächtig, Karte und Rasse schadet der Saat und Hagelwetter zerstört sie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er sein Parolli gewinnt oder verliert. Ein solcher ungewisser zweideutiger Zustand mag den Menschen wohl angemessen seyn, in unserer Dumpfheit, da wir nicht wissen woher wir kommen noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich seyn, seine Bemühungen dem Zufall zu übergeben, hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht schlecht ausſieht, seiner Gbiter zu gedenken und die Sünden seiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zusammen zu hängen.

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen: Auch mich hat ein lieber Abenteuer erwartet. Abenteuer? warum brauche ich das alberne Wort, es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge der Menschen zu Menschen hinsieht. Unser stürmisches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer, und sie kommen und noch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Tüben eingeführt, und wir fanden uns in der Familie sehr glücklich, reine, gute, lebhafte Menschen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage, mit ihren Kindern soviels und anständig genossen. Wir jungen Leute waren nicht acchtsam, wie es in so vielen tiefen Häusern aussieht, und um der Alten willen am Spieltisch aufzuopfern. Die Alten gesellten sich vielmehr zu uns. Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine Spiele aufvorschlugen, in denen Zufall, Geist und Witz durcheinander wirken. Eleonore, denn ich muß sie nun doch einmal nennen, die zweite Tochter, etwa wird mir ihr Bild gegenwärtig seyn, — eine schlanke zarte Gestalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blasse Farbe, die bei Mädchen dieses Alters eher reizend als abstoßend ist, weil sie auf eine beilare Krankheit deutet, im ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie schien fröhlich und lebhaft und man war so gern mit ihr. Bald, ja ich darf sagen gleich, gleich den ersten Abend gesellte sie sich zu mir, setzte sich neben mich und wenn uns das Spiel trennte, wußte sie mich doch wieder zu finden. Ja war froh und heiter; die Reise, das schöne Wetter, die Gesellschaft, alles hatte mich zu einer unbedingten, ja ich möchte fast sagen, zu einer aufgespannten Fröhlichkeit gestimmt; ich nahm sie von jedem auf und theilte sie jedem mit, sogar Ferdinand schien einen Augenblick seiner Sohnen zu vergessen. Wir hatten uns in abwechselnden Spielen erschöpft, als wir endlich auf Heirathen fielen, das als Spiel lustig genug ist. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwei Hüte geworfen und so die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede, die heraus kommt, macht eine Person in der Gesellschaft, an der die Reihe ist, das Gedicht. Alle Personen in der Gesellschaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutende Personen, die wir aus unsern Kreise kannten, und um die Zahl der Candidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekanntesten Personen der politischen und literarischen Welt mit hinein. Wir fingen an und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht jedermann kannte mit den Versen sogleich nach; Sie, Ferdinand und ich, und eine von den Tanten, die sehr artige französische Verse macht, wir theilten uns bald in das Secretariat. Die Einfälle waren meist gut und die Verse leidlich; besonders hatten die übrigen ein Naturell, das sich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung ohne eben gesteigert zu seyn. Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden als man die Verse seiner Tochter neben den unsern für die besten anerkennen mußte. Unser unmäßiger Beifall freute ihn doch, wir lobten wie man das Unerwartete preist, wie man preist, wenn und der Autor bedroden hat. Endlich kam auch mein Loos und der Himmel hatte mich ehrenvoll bedacht; es war niemand weniger als die russische Kaiserin die man mir zur Gefährtin meines Lebens herausgespan hatte. Man lachte herzlich und Eleonore bedauerte, auf ein so hohes Beilager müßte sich die ganze Gesellschaft angreifen. Alle griffen sich an, einige Federn waren zerlauft, sie war zuerst fertig, wollte aber zuletzt leiden, die Mutter und die eine Tante erachten aus nichts zu Stande, und obgleich der Vater ein wenig gezaudert, Ferdinand Gallhaft und die Tante zurückhaltend erwiesen war, so konnte man doch durchaus ihre Freundschaft und gute Meinung sehen. Endlich kam es an sie, sie holte tief Athem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ sie, sie las nicht, sie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern; ich war erstaunt, erschrocken; sie bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüthen auf mich herunter schüttete. Jedermann schwieg, Ferdinanden verließ seine Gegenwart des Geistes nicht, er rief: schön, sehr schön! er verdient das Gedicht so wenig als ein Kaiserthum. Wenn wir es nur vorstanden hätten, sagte der Vater, man verlangte, ich sollte es noch einmal lesen. Meine Augen hatten bisher auf diesen köstlichen Worten geruht, ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füße. Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; sie ließ ihm kaum endigen als sie schon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr und das Essen ward aufgetragen.

Soll ich, oder soll ich nicht? Ist es gut der etwas zu verschweigen, dem ich so viel, dem ich alles sage? Soll ich dir etwas Bedeutendes verschweigen, indessen ich doch mit so vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß niemand lesen möchte, als du, der du eine so große und wundersame Verliebe für mich gefaßt hast; oder soll ich etwas verschweigen, weil es dir einen falschen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein! du kennst mich besser als ich mich selbst kenne, du wirst auch das. Was du mir nicht zutraust, zurecht legen wenn ich's thun könnte, du wirst mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verschonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen sollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunstwerken, wenn sie wahr, wenn sie unmittelbar ausstreuende Ausflüsse der Natur sind, macht jedem Besitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die sich Kenner nennen, sind nicht immer meiner Meinung; nun geht mich doch ihre Kennerschaft nichts an, wenn ich glücklich bin. Drückt sich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein,

bleiben die Bilder nicht fest vor meiner Stirn, verschönern sie sich nicht und freuen sie sich nicht, den durch Menschenwitz verschönerten Bildern der Kunst zu begegnen? Ich gestehe dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunst, daß ich jene so schön, so schön, so glänzend und so entzückend fand, daß mich das Nachstreben der Künstler, das unvollkommene Nachstreben, fast wie ein vollkommenes Vermögen dünkte. Geistreiche gefällige vollkommenere Werke sind es, die mich entzücken. Das kalte Kunstwerke sind es, die mich entzücken. Das kalte Wesen, das sich in einen beschränkten Cirkel einer gewissen dürftigen Manier, eines stümmerlichen Fleißes fest einschränkt, ist mir ganz unerträglich. Du siehst daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur solchen Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden, mit dem was in ihnen lebt und webt, Blumen und Fruchtstücke, Gothische Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait, das kennt ich erkennen, fühlen und, wenn du willst, gewissermaßen beurtheilen. Der wackre M*** hatte seine Freude an meinem Wesen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, seinen Scherz mit mir. Er übersieht mich so weit in diesem Fache und ich mag lieber leiden, daß man lebhaft spottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte sich abgemerkt, was mir zunächst auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntschaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches schadenswerthe seyn möchte, das mir erst die Zeit entdecken würde. Ich faße das dahin gestellt seyn und muß denn doch, meine Leber mag auch noch so viele Umwege nehmen, zur Sache kommen, die ich dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich sehe dich in deiner Stube, in deinem Hausröckchen, wo du bei einer Pfeife Taback den Brief entrollen und lesen wirst. Können mir deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden deiner Einbildungskraft die Verhältnisse und die Umstände so deutlich seyn? Und wirst du gegen einen abwesenden Freund so nachsichtig bleiben als ich dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunstfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt stufenweis bessere Stücke zu sehen, brachte er, nicht ohne geheimnißvolle Miene, einen Kasten herbei, der eröffnet mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schoße empfängt. Ich erstaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geistreiche des sämmtlichen Gegenstandes; und doch stand ich nur in Betrachtung davor. Es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unaussprechliche Lust in mir. Mein Freund, der mir vieles von den Verdiensten dieses Bildes vorsagte, bemerkte über sein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an diesem trefflichen Bilde die Vorzüge der Italiänischen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieses Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie! sagte ich zu mir selbst, in welchem besonderen Falle finden wir uns, wir körperlich eingeschränkten Menschen! Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn nicht wenden; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Wiederscheine alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben so lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im Stande weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen. Nein! ich will nicht länger in dem stumpfen Zustande bleiben, ich will mir die Gestalt des Menschen einbilden wie die Gestalt der Trauben und Pfirsichen.

Ich veranlaßte Verbindungen zu haben im See; wie herrlich ist mein junger Freund gebildet! welch ein Ebenmaß aller Theile! welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend, welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommnen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben! Nun durchirre ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn selbst als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narcis sich in der Quelle bespiegeln!

Noch aber fehlt mir leider Venus die ihn zurückhält, Venus, die seinen Tod betrauert, die schöne Echo, die noch einen Blick auf den fallen Jünglinn wirft ehe sie verschwindet. Ich nahm mir fest vor, es koste was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzustande zu sehen wie ich meinen Freund gesehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieser großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen seyn, die sich für einen gewissen Preis dem Mann überlaßen? und sollte nicht eine darunter seyn die nur Lust zu gewinnen, meinen Augen ein Fest zu geben? Ich bordete an dem Lohnbedienten, der sich mir, jedoch nur langsam und auf eine lange Weise, näherte. Natürlich sagte ich ihm nichts von meiner Absicht; er mochte von mir denken was er wollte, denn man will lieber jemanden lasterhaft als lächerlich erscheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; sie empfing mich mit viel Vorsicht und Bedenklichkeiten; es sey, meinte sie, überall und besonders in Genf gefährlich der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich deutlich, was ich für einen Dienst von ihr verlange. Mein Mäbchen gefiele mir und die Lage ging mir gelüstig vom Munde. Ich war ein Maler, hatte Landschaften gezeichnet, die ich nun durch die Figuren meiner Nymphen zu heroischen Landschaften erheben wolle. Ich sagte die wunderlichsten Dinge, die sie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie schüttelte dagegen den Kopf und versicherte mir: es sey schwer meinen Wunsch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde sich nicht leicht dazu entschließen, es werde mich was kosten, sie wolle sehen. Was? rief ich aus, ein ehrbares Mädchen erlaubt sich für einen leiblichen Preis einem fremden Mann — Allerdings — und sie will nicht nackend vor seinen Augen erscheinen? — Kennewegs; dazu gehört viel Entschließung — selbst wenn sie schön ist — auch dann. Genug ich will sehen, was ich für Sie thun kann. Sie sind ein junger artiger hübscher Mann, für den man sich schon Mühe geben muß.

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen: ja! rief sie aus, ein Maler, das muß es wohl seyn, denn Sie sind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Scherzen zu belohnen. Sie bestellte mich auf den folgenden Tag und so schieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden mit Ferdinand in eine große Gesellschaft zu gehen und auf den Abend steht mir das Abenteuer bevor. Es wird einen schönen Gegensatz geben. Schon kenne ich diese verwünschte Gesellschaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen spielen, die jungen, daß man mit ihnen liebkosen soll, wo man dann dem Geschwätz zuhören, den Geistlichen verehren, dem Ehemann Play machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Gestalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbarischen Putz versteckt ist. Soll ich französisch reden, eine fremde Sprache bei der man immer albern erscheint, man mag sich stellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd aussprechen kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das zarte Gedränge der Gegenwart schnell auffaßt und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit auszudrücken, als das jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich nur schon gestempelten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit bedienen müssen. Heute will ich mir Ruhe ein paar Stunden die scheelen Späße ertragen in der Aussicht auf die sonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche, und doch weiß ich nicht ob ich mich darüber freuen oder es tadeln soll. Sind wir denn nicht gewacht das Schöne rein zu besitzen, ohne Eigennutz das Gute hervor zu bringen? Flößte nichts uns Ehre mich: ich habe mir nichts vorzuwerfen; der Anstand hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O! stand' ich nur schon den ersten Eisnassen gegenüber um mich wieder abzukühlen! Ich schlich mich aus der Gesellschaft und in meinen Mantel gewickelt nicht ohne Bewegung zur Alten. Wo haben Sie Ihr Portefeuille? rief sie aus — Ich hab' es dießmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen studiren. — Ihre Arbeiten müssen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie so theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt [illegible] und mir können Sie auch für meine Bemühung unter [illegible] nicht gehen. (Du verstehst mir, wenn ich dir den Preis nicht gebe.) Dafür sind Sie aber auch bedient wie Sie es wünschen können. Ich hoffe, Sie sollen meine Vorsorge loben; so einen Augenschmaus haben Sie noch nicht gehabt und ... das Anschauen haben Sie umsonst.

Sie brachte mich darauf in ein kleines artig möblirtes Zimmer: ein sauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Nische stand ein sehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgestelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Guerriton mit einem orientalischen Leuchter, auf dem schöne helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwei Leuchter. Ein erloschenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Sessel an, dem Bette gegenüber am Kamin; und entfernte sich. Es währte nicht lange so kam zu der entgegengesetzten Thüre ein großes, herrlich gebildetes, schönes Frauenzimmer herauf; ihre Kleidung unterschied sich nicht von der gewöhnlichen. Sie schien mich nicht zu bemerken, warf ihren schwarzen Mantel ab und setzte sich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Gesicht bedeckt hatte, vom Kopfe: eine schöne regelmäßige Bildung zeigte sich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an sich aufzuschließen; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Schritt nach dem andern herabfiel, und die Natur, wo der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und bei nahe, möcht' ich sagen, mit einem schauerlichen Eindruck machte. Ha! mein Freund, ist es nicht mit unsern Meinungen, unsern Vorurtheilen, Einrichtungen, Gebräuchen und Sitten auch so? Entfernen wir nicht, wenn eine von diesen fremden, angebornen, umwahren Umhüllungen uns entgegen wird, und traend ein Theil unserer wahren Natur entblößt dasstehen soll? Wer schaudern, wir schämen uns, aber vor seiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entstellen, stürzen wir die mindeste Anreizung. Soll ich's gestehen, ich konnte mich eben so wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle heraus fiel, als viele leicht Freund L. sich in seinen Zustand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen sollte. Was sehen wir an den Weibern? was für Weiber gefallen und und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Stand sieht gut aus, und wir rufen: welch ein schöner kleiner Fuß! ein schmaler Schnürleib hat etwas Gefangenes, und wir preisen die schöne Taille.

Ich beschreibe dir meine Reflexionen, weil ich dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen ließ. Alle Bewegungen folgten so natürlich auf einander, und doch schienen sie so studirt zu seyn. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben, beschrieben bestieg sie ihr Lager, unbedeckt verwandte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu überlassen, endlich schien sie entschlummert. In der anmuthigsten Stellung blieb sie eine Weile, ich konnte nur staunen und bewundern. Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen, sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, stammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken. Komm! rief sie endlich mit vernehmlicher Stimme, komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich erwache wirklich ein. In dem Augenblick ergriff sie die seidne durchsichte Decke, zog sie über sich her, und ein allerliebstes Gesichte sah unter ihr hervor.

Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahndende Völker.

5

Du ſiehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Über der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

Zweite Abtheilung.

Münster, den 3. October 1779.
Sonntag Abends.

Von Basel erhalten Sie ein Packet, das die Geschichte unserer viertägigen Reise enthält, indessen wir unsern Zug durch die Schweiz nun ernstlich fortsetzen. Auf dem Wege nach Biel reisten wir das schöne Birs-Thal herauf und kamen endlich an den engen Paß der vierter führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgskette hat die Birs, ein mäßiger Fluß, sich einen Weg von Urzeiten gebahnt. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schlangien ängstlich nachgeholfen seyn. Die Römer erweiterten schon den Weg, und nun ist er sehr bequem durchgeführt. Das über Felsstücke rauschende Wasser und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meisten Orten die ganze Breite des Passes, der auf beiden Seiten von Felsen beschlossen ist, die ein gemischtes aufgethürmtes Ansehen haben. Hinterwärts heben Gewölbe sanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald steigen aneinanderhängende Wände senkrecht auf, bald streichen gewaltige Lagen schief nach dem Fluß und dem Weg ein, breite Massen sind aneinander gelegt, und gleich daneben stehen scharfe Klippen abgerissen. Große Klüfte spalten sich aufwärts, und Platten von Mauerstarke haben sich von dem übrigen Gesteine losgerissen. Einzelne Felsstücke sind herunter gestürzt, andere hangen noch über und lassen noch ihrer Lage fürchten, daß sie herauf gleichfalls herein kommen werden.

Bald rund, bald spitz, bald verwachsen, bald nackt, sind die Zierden der Felsen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und öde hervorsteht, und an Wänden und in der Tiefe schmiegen sich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch diese Enge eine große ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß als sie seyn kann. Alle Verrücktheit ist ein solches enges Gefäß, wenn es sich gegen den Rand steigt ohne überzulaufen. Meine Augen und meine Seele genossen die Gegenstände zugleich, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends getrübt verdient, so wirkten sie was sie sollten. Vielleicht mag sich ein Gefäß mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alles aufsuchen, diesem so viel als möglich zu borgen und aufzustellen, und unserm Geist durch seine eigne Creatur Freude und Futter zu bereiten; so sieht man erst wie ein armseliger Behelf es ist.

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte: es sey ihm lange nicht wie das erste Mal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: wenn wir einen solchen Gegenstand zum ersten Mal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dieß ein schmerzliches Vergnügen, eine Uebelkeit, die die Seele bewegt und uns wohlthätige Thränen abpreßt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wonne verliert, er gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer andern Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Grossheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad über den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag gestritten seyn wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen, nach der Schwere und Reinlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zusammen gesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gepaaren haben, so sind auch diese noch nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Gesetze, bald mehr bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu seyn; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in graulicht, das nur hier und da in Streifen und in einigen Spalten die erste Farbe stattbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weicherer Flecken werden weggeführt, und so giebt's nun vielfach ausbreitweiche Höhlen und Ebner, die, wenn sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammen treffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt sassen Fichten Wurzel. Moos und Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief, hier ist nichts Mittelmäßiges, hier wirkt ein Alles langsam bewegendes ewiges Gesetz, und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchgleichet.

Genf, den 17. October 1779.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon stehen sich über Lausanne und ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Merkmalen der uralten Gewässer sichtbar sind — das sie Vallée de Joux genannt wird, welcher Name, da Joux in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, demnach das Bergthal hieße. Ehe ich zur Beschreibung unserer Reise fortgehe, will ich mit wenigem die Lage desselben gegenwärtig machen. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Engelmonds, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begränzt und hat, nach der Lage des Landes, neun Meine, nach unserer angeführten Reisebestimmung aber, sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite begränzt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt le mont Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählich gegen die Franche-Comte. Frankreich und Bern theilen sich ziemlich gleich in dieses Thal, so daß jenes die obere schlimme Hälfte und dieses die untere bessere

besitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fuß des Septimoncels, liegt der Lac des Rousses, der seinen sichtlichen eingenen Ursprung hat, sondern sich aus quelligtem Boden und den überall aufsprudelnden Brunnen sammelt. Auf demselben fließt die Orbe, durchströmet das ganze Franzbösische und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis sie wieder unter, gegen die Dent de Vaulion, sich zum Lac de Joux bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, worauf das Wasser endlich sich unter der Erde verliert. Die Breite des Thals ist verschieden, oben beim Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständniß des folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Charte zu thun bitte, wo ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. October ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstknechts dieser Gegenden, erstlich Mont hinan, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landsitzen genannt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genferlee, die Savoyer und Wallis Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mont kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan, und sahen den See in Duft und den Wiederschein des Mondes darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussée, nur angelegt um das Holz aus den Gebirgen bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drei Stunden gestiegen, als es bergwärts fuhrte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen item endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterscheidet sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts als daß der erste Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungs- und Platz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinauf geht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, das ausgeflastert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausgeräthe und Geräthschaften in schöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da gegen leichte Nebel; wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuß des östlichen neuen Mont. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendseite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, besteht in abgetheilten Wiesen, die gegen den See zu etwas sumpficher werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich theils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, theils sind sie in Dörfern näher zusammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wohnen wir kamen, war le Sentier. Wir sahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See stand, hervorblicken. Das Thal ward weiter, wir kamen hinter einen Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf le Lieu genannt, die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahmen ist ein kleiner See, der seinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier das nördliche Ende des großen See's, der indem er sich westwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm, unter einer Brücke weg, seinen Ausfluß hat. Das Dorf dräben heißt le Pont. Die Lage des kleinen See's ist wie in einem eignen kleinen Thal, was man nördlich sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felsklust angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr ist er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschlucht wird und erst eine Stunde von da in Balorre hervor kommt, wo es wieder den Namen des Orbeflusses führet. Diese Anstalt (autonnoire) müssen rein gehalten werden, sonst würde das Wasser steigen. Die Kluft wird der ausfüllen und über die Mühle weg gehen, wie es schon mehr geschehen ist. Sie warten fleißig an der Arbeit begriffen, den untersten Kalkfelsen theils wegzuschaffen, theils zu befestigen. Wir ritten jenseit über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiser auf la Dent. Im Aufsteigen fuhren wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Ostwärts ist der neue Mont seine Gränze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, westwärts hielt ihn der Felsrücken der gegen den See ganz nackt ist, zusammen. Die Sonne schien heiß, es war zwischen Eilf und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen, und weiter der bis zu unsern Füßen, die Gegend durch die wir gekommen waren, und den Weg der uns rückwärts nach überblieb. Im Aufsteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrschaften, die man oben unterscheiden konnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein und war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen wolligen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Savoer- und Eisgebirge, ohne Unterschied von Namen der Pässe und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie selbst röthete. Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge das Cantons Bern. Gegen Abend war an einem Punkte das Neuchâteer unbeengt; zur linken in der weitesten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuser von Vaulion, dann die Dent gehört, und daher den Namen

bat. Gegen Abend schließt die Franche-Comte mit flachsteigenden waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterscheidet. Grad ab war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Jahnck giebt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das Thal Balorbe genannt, wo man die Orte aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Balorbe liegt auch in diesem Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden langeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zertheilen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinaus, kamen durch Lübbaye du Lac, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unserm Wirthshaus an, und fanden ein Essen, woren und die Wirthin verwöhnte, daß es um Mittag gut gewesen sey, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich oben erwähnte, soll ehedem das Thal München gehört haben, die es dann wieder vertauscht, und zu Zeiten der Reformation mit den Bernern ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Canton Bern und sind die Gefälle unter die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meisten Höfer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so ins Land gesahren. Auch werden hier die Dauben zu südlichen Fässern gedrechselt. Einer, Bouteille und allerlei hölzerne Geräthe verfertiget. Die Leute sind gut gesittet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben schönes Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig und ein Erdöpfelfest ist ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbchen außer worfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben derselben Wiese führte. Die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinhäuschen hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit weis dem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder ernähren. Die Häuser sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hause fließt ein Brunnen, und durchaus spürt man Fleiß, Nährigkeit und Wohlstand. Ueber alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die, in diesen entfernten Gegenden, der Stand Bern, wie durch den ganzen übrigen Canton sorgt. Es geht eine Chaussee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft ist sehr rein und gesund.

Den 28. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten daß die Dole, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter sich auf das herrlichste anließ und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück also zu erlangen; so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einen Boten Käse, Butter, Brot und Wein auf, und ritten gegen Arbre ab. Unser Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des nord Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, ausnehmen wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinig, überall liegen sehr große Haufen zusammen gelesen; wieder ist er eines Theils sehr morastig und quellig; die Waldungen sind sehr ruinirt; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfniß an. Sie gehören fast als Leibeigne an die Canonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen, (suivis a la main morte et au droit de la suite) wovon mündlich ein mehreres, wie auch von dem neuesten Edict des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenleute und Besitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewisses Geld der main morte zu entsagen. Doch ist auch dieser Theil des Thals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erste Ortsnahme heißt le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchspiel les Rousses kamen, wo wir den kleinen Lac des Rousses und les sept Monceis, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Granze des Thals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unserm Thale geschieden; der hohe Gipfel der Dole lag vor uns, wir stiegen ab, unsre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergue, und wir stiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß, aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, ausruhenden, uns umsahen, hatten wir les sept Monceis hinter uns, wir sahen noch einen Theil des Lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels, der nord Mont deckte uns das übrige ganze Thal, über sahen wir wieder uns gefährt die gestrige Aussicht in die Franche-Comte und nährer bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig bückten wir uns, indem durch einen Bug der Höhen uns nach der Gegend umsahen, um derenwillen wir eigentlich hergestiegen waren. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch sah ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit erbauten Herzen gnügen uns heute gethan, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Landcarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Baumgartens. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des nordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landsäuser, Meiereyen, und über denen, wo Wald und Alpen angaben. Ernste hüllten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemancer-See hatte sich der Nebel schon zurück gezogen, wir sahen den nächsten Theil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große vermaß und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, daß ein einsichtiger. Vor allem aber der hauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge

seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, liessen uns von der Sonne bescheinen, das Eisen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg das und den Eingang von Wallis verdeckte, bis in den See; von da, an der Savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-cenis und Montvanche, wo das Fort l'Ecluse inne liegt, sog es sich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte weiße Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte weise Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte weise Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte weise

Wirthshaus, bei munteren und willigen Leuten, an deren Patois man sich ermüdet, erschlafen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir sehen unsern Stab weiter setzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Salenche, den 2. November 1779.
Mittags.

Bis ein solchenes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet seyn, verlaube ich, das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab, den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's im Thal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist. Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufwecte, die Luft fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wo nicht durchleuchtete Wolkenstreifen zogen aues darüber hin. Balme ist ein elendes Dorf, unfern vom Wege, wo sich eine Felshluft wendet. Wir erkundigten von den Leuten, daß sie und zur Höhle führen sollten. von der der Ort seinen Nuf hat. Da fanden sich die Leute unter einander an und sagten einer zum andern: Nimm du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerst ging der Stieg durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgeschichtet worden und mit Hasels und Buchenstöcken durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühselig und beklig, auf der Leiter und Felsstufen, mit Hülfe übergebogener Nußbaum-Aeste und dran befestigter Stricke, hinauf klettern muß; dann steht man endlich in einem Portal das in den Felsen eingewölbet ist. Ehrwürdig das Thal und das Dorf unter sich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Pistole, die wir losbrennen wollten. Die Höhle ist ein langer Gang, meist ebenes Bodens, auf Einer Schicht, bald zu einem bald zu zwei Menschen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte steigt eine Kluft aufwärts und bildet einen spitzigen Dom. In einer Ecke scheint eine Kluft abwärts, wo wir immer gelassen Steine bis Neunzehn gezählt haben, eh ein Stein, mit verschiedentlich wiederschallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden sintert ein Tropfstein, der so ist an den wenigsten Orten findet, auch bilden sich lange nicht die reichen wundervaren Figuren. wie in der Baumanns-Höhle. Wir drangen so weit vor, als es die Wasser zuließen, schossen im Herausgehen die Pistole los, davon die Höhle mit einem starken dumpfen Klang erschüttert wurde und um uns wie eine Glocke summte. Wir brauchten eine starke Viertelstunde wieder heraus zu gehen, machten uns die Leiten wieder hinunter, fanden unsern Wagen und fuhren weiter. Wir sahen einen schönen Wasserfall auf Staubbachs Art; er war weder sehr hoch noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn wie eine runde Nische bilden, in der er herabstürzt, und weil die Kalkschichten an ihm, in sich selbst umgeschlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenschein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittagessen, das aus einem aufgewärmten Fisch, Kalbfleisch und bartem Brot bestehet, gut zu finden. Von hier geht weiter ins Gebirg kein Fuhrweg für eine so stattliche Reisegesellschaft, wie wir haben; diese geht nach Genf zurück und ich nehme Abschied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuziehen. Ein Maulesel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 3. November 1779.
Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit diesem Blatt Ihnen um so viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; sonst wäre es besser meine Geister ruhen zu lassen. Wir sitzen Salenche in einem schönen, offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte sich während unserer Mittagsraft mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondre Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und rein schöner, an einem heitern Tage, von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier sahen es uns wieder so, als wenn die Sonne die leichten Ausdünstungen von den höchsten Schneegipfeln gegen sich aufsöge, und diese ganz feinen Dämpfe von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolke, durch die Atmosphäre aetämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen, bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtaetherisches gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufstiegen, vor uns, das Thal fing an zu steigen, die Aare schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Berges kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem starken und mächtigen Sitz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trockenes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes flaches Thal, worin das Oberdorf Servoz liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Aare. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, der Wasser werden hier immer gröber, die Natur hat hier mit sichrer Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz war die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur gröber, unterbrich es lange unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem unsern geheimnißvollen Lichter durchzogen, das dem Scheine eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Gröbheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenbindungsvollen Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Mühe, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ausgebreite Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beſchreibung fängt an unordentlich und ängſtlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menſchen, einen der's ſähe und einen der's beſchriebe.

Wir ſind hier in dem mittelſten Dorfe des Thals, le Prieure genannt, wohl logiret, in einem Hauſe, das eine Witwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor wenigen Jahren erbauen ließ. Wir ſitzen am Kamin und laſſen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aoſt, beſſer ſchmecken, als die Zoffenſerſen, die uns aufgetiſcht werden.

Den 5. November 1779. Abends.

Es iſt immer eine Reſolution als wie wenn man ins kalte Waſſer ſoll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu ſchreiben. Ihre Lob' ich und gerade Luſt. Die auf die Beſchreibung der Savoyiſchen Eidgebirge, die Bourrit, ein paſſionirter Klettrer, herausgegeben hat, zu verweilen.

Erfriſcht durch einige Gläſer guten Wein und den Gedanken, daß dieſe Blätter eher als die Reiſenden und Bourrits Buch, bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichſtes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt ſehr hoch in den Gebirgen, iſt etwa ſechs bis ſieben Stunden lang und geht ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, iſt, daß es in ſeiner Mitte faſt gar keine Fläche hat, ſondern das Erdreich, wie eine Mulde, ſich gleich von der Arve aus gegen die höchſten Gebirge aufſchwellt. Der Montblanc und die Gebirge die von ihm herabſteigen, die Eismaſſen, die dieſe ungeheure Klüfte ausfüllen, machen die ſüdliche Wand [illegible] an der die ganze Länge des Thals hin ſieben Meilen lieber, einer gröber als der andre, herunter kommen. Unſere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu ſehen, kamen bei Zeiten. Der eine iſt ein rüſtiger junger Burſche, der andre ein ſehr älterer und ſehr klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beſchaffenheit der Eisberge ſehr wohl unterrichtet und ein ſehr tüchtiger Mann. Er verſicherte uns, daß ſeit acht- undzwanzig Jahren — ſo lange führt er Fremde auf die Gebirge — er zum erſten Mai ſo ſpät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinauf bringe; und doch ſollten wir alles eben ſo gut wie im Auguſt ſehen. Wir ſtiegen, mit Speiſe und Wein verſehen, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraſchen ſollte. Ich würde es, um die Bedeutung nicht ſo voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisſtrom nennen; denn die unabſehenden Maſſen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzuſehen, in ziemlicher Ebne hervor. Gerad hinten endigt ein ſpitziger Berg, von deſſen beiden Seiten Eisſtröme in den Hauptſtrom vereine ſtarren. Es lag noch nicht der mindeſte Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten klafften gar ſehr hervor. Das Wetter ging nach und nach an ſich zu überziehen, und ich ſah wohlige graue Wolken, die Schnee anzudeuten ſchienen, wie ich ſie niemals geſehen. In der Gegend wo wir ſtunden, iſt die kleine von Steinen zuſammen gelegte Hütte für das Bedürfniß der Reiſenden zum Schutz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monſieur Blaire, ein Engländer, der ſich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem ſchicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen laſſen, wo man am Feuer ſitzend, zu einem Fenſter hinaus, das ganze Eisthal überſehen kann. Die Gipfel der Felſen ragen über uns auch in die Tiefe des Thals hin ſind ſehr ſpitzig aufgezackt. Es kommt daher, weil ſie aus einer Geſteinart zuſammen geſetzt ſind, deren Wände faſt ganz perpendikulär in die Erde einſchießen. Bricht eine leichter aus, ſo bleibt die andere ſpitz in die Luft ſtehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet und die Aiguille du Dru iſt eine ſolche hohe merkwürdige Spitze, gerade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und dieſe ungeheuren Maſſen auf ihnen ſelbſt beſchauen. Wir ſtiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Kryſtallklippen herum. Es iſt ein ganz treflicher Anblick, wenn man, auf dem Eis ſelbſt ſtehend, den oberwärts ſich herabdrängenden und durch ſeltſame Spalten gebildeten Maſſen entgegen ſieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf dieſem ſchlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Inſteln, noch mit beſchlagenen Schuhen gerüſtet; vielmehr hatten ſich unſere Anlage durch den langen Marſch abgerundet und geglättet. Wir machten uns alſo wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreiſe fertig. Wir ſtiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisſtrom ſtufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle in der er ſein Waſſer ausgießt. Sie iſt weit, tief, von dem ſchönſten Blau, und es ſieht ſich ſchwer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr ſich immer große Stücke Eis ſchmelzend anſetzen. Wir nahmen unſern Weg nach dem Wirthshauſe zu, bei der Wohnung zweier Bivouins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die ſehr weiße Haut, weiße, doch ſchroffe Haare, rothe und beweglichte Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch ſo viel Munterkeit Ihnen zu ſagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock geſehen haben, der ſich unter den Ziegen aufhielt, wie der natürliche Sohn eines großen Herrn deſſen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen iſt. Von unſern Dienern geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mittheile. An Granaten, Quarzen, Kärſten und Zirkonianen finden Sie auch ſeine große Erbauung; doch ſollen Sie ehrſtens merkwürdige Früchte von unſerm Boden tanzieren zu ſehen kriegen. Ich bitte mir ein, ſehr ſchlafrunken zu ſeyn und kann nicht eine Zeile weiter ſchreiben.

Chamouni, den 6. November 1779.
Früh.

Zuſtieden mit dem, was uns die Jahrszeit zu ſehen erlaubte, ſind wir reiſefertig, und denke mit Wallis durchzubrennen. Das ganze Thal iſt klar und über die an die Hälfte der Berge mit Nebel bezogen, und wir müſſen erwarten, was Sonne und Wind zu unſerm Vortheil thun werden. Unſer Führer ſchlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich ſind, das Thal Chamouni, mit ſeinen meiſten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von ſeiner Höhe überſehen können. Indem ich dieſes ſchreibe, gedenkt an dem Himmel eine herrliche Erſcheinung: Die Nebel, die ſich bewegen und ſich an einzelnen Orten heben laſſen, wo durch Zwiſchenden blauen Himmel ſehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unſrer Dunkelheit, von der Morgenſonne beſchienen werden. Auf ſtrue die Hoffnung eines ſchönen Tags iſt dieſer Anblick dem Thal eine rechte Weide. Erſt jetzt hat man einen Ma-

für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf, und allsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit: Ihr nehmet zugleich von diesem gelobten Thal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis,
den 6. November 1779. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser ruhiges Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gerüst auf ein Maulthier geladen, ziehen wir heute früh gegen Neune von Prieure aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Thal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir zogen das Thal hinauf, den Ausfluß des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentiere hin, den tröstlich von allen, dessen oberster Gipfel und aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg durch Tarentaise verlassen wollten. Der Anderen war meine der entschlossenste; denn da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg seit gegen die dunkle Nebel- und Wolkenreihen an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, riß sich die Wolken auseinander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen immerfort dem Zucken der Axte auf rauhen Matten und schlüpfrigen Felsen entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile schnurstracks fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Thale liegen, und konnten die Berge, die zu rechts und links einschließen, außer den Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, denselben und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen sich zu der Wolkenfläche herabsenken, von andern sahen wir nur die Plane, indem uns die Eismassen durch die Vereinigungen verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir, ungefähr dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Firnemassen hererzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergetzt, so waren eine schnelliche Gährung in den Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts stieg, und aus neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehen, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hülfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, herausstrich und den Nebel wieder ins Thal zurücktrieb. Dieser wunderbare Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der heiterste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den mannigfal zerrissenen Nebel ins ganze Thal Chamouni, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von steilen Gebirgen einschlossen, auf der Abendseite sahen wir in unabsehbare Thäler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallisthal, wo man mit einem Blick, bis Martinach und weiter hinein, mannigfaltig über einander gebildete Berge sehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen schienen, so standen wir auf der Gränze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Maulthieren den Berg herauf und erstaunten wie auch sie an dem Platz eine niemand vermuthete. Sie thaten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: damit ihr wißt, daß sie geladen sind, und einer ging vorauf, um uns zu recognosciren. Da er unsern Führer erkannte und unsre harmlosen Figuren sah, rückten die andern auch näher, und wir sogen, mit wechselseitigen Glückwünschen, an einander vorbei. Der Wind ging scharf und es fing ein wenig an zu schneien. Nunmehr ging es einen sehr rauhen und wilden Stieg abwärts, durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Felsplatten von Gneis eingewurzelt hatte. Vom Wind übereinander geworfen verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die jüngsten sahen gedrungenen Reisen lagen schwer durcheinander. Endlich kamen wir ins Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sembe hier in Martinach auf Nachtquartier angekommen sind, wo wir uns zu weiterm Unternehmungen anderen werden.

Martinach, den 6. November 1779.
Abends.

Die untre Reise ununterbrochen fortsetzt, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen an, und kann das so bis ans Ende unsrer Savoyer Wanderungen gelaufet und beyeite gelegt, nehm' ich einen wieder ein andres Papier um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächst verhaben.

Zu Nacht sind wir in ein Land gerreten, nach welchem unsre Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einschließen, in der Abendämmerung gesehen. Wir sind im Wirthshause untergebracht, sehen zum Fenster hinaus bey Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich und Stühlen, Tischdecken und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin verstecken, es regne und schneie draußen, um ungestörtem eingeschlossen Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden unbekannten Lande. Aus der Charte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Viereckgrunds sitzen, von wo aus der kleinere Theil des Walis, um gefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter sich an den Genfersee anschließt, der andre aber und längste, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Ursprung, die Furka streicht. Das Wallis selbst ist durchreisen macht uns eine angenehme Aussicht; nur wie wir eben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Inwiderspiel ist

festgesetzt, daß wir, um den untern Theil zu sehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Paß de Band gegangen, eingetroffen seyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu seyn und übermorgen soll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herren de Saussure geht, so machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, sodann wieder bis Brieg zurück über den Simplenberg, wo bei jeder Witterung eine gute Passage ist, über Domo d'ossola, den Lago maggiore, über Bellinzona, und dann den Gotthard hinauf. Der Weg soll gut und durchaus für Pferde practicabel seyn. Am liebsten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Klöre wegen und weil der Schwanz durch die Italiänischen Provinzen von Anfang an mit in unserm Plane war; allein wo wir den Pferden hin? die sich nicht über die Furka tragen lassen. wo vielleicht gar stron Fußgängern der Weg durch Schnee verwehrt ist. Wir sind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umständen selbst guten Rath zu nehmen. Merkwürdig ist in diesem Wirthshause eine Magd, die bei einer großen Dummheit, alle Manieren einer sich empfindsam gierenden deutschen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Essen. auf Anrathen unsers Führers, badeten und sie von dieser anmuthigen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tische.

Am Essen haben wir uns nicht sehr erhitzt und hoffen daß der Schlaf besser schmecken soll.

Den 7. November 1779.

Bei Martinach gegen Mittag.

Unter Wasers ist es meine Art die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselsweise herbeirufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Kommt ich in ein Wirthshaus, so ist anschauen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins, wenn schon manchmal die allzuviele ausgepannte Seele lieber in sich selbst zusammenrollte und mit einem halben Schlaf sich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein frischer Nordwind war mit dem Tage lebendig. wir kamen an einem alten Schlosse vorbei, das auf der Ecke steht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal ist eng und wird auf beiden Seiten von mannigfaltigen Bergen beschlossen, die wieder zusammen von einander, einzeln sichtbaren Charakter sind. Der kamen dann wo der Trientstrom um sich und gerade Felsenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft ist, ob er nicht unter den Felsen hervor komme. Gleich dabei steht die alte, vorm Jahr durch den Fall beschädigte Brücke, unweit welcher unsere heute Reisebrücke vor kurzer Zeit vom George neue Landstraße verschüttet hat. Diese Gruppe zusammen würde ein außerordentlich schönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue prächtige Brücke gebaut und ein ander Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Wasserfall der Pisse nahe näherten, und wünschten einen Sonnenblick, wenn uns die wechselnden Wolken einige Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granits und Gneisstücke, die bei unser Vorübergehen sich als Zeugen Ursprungs zu seyn schienen. Endlich traten wir vor den Wasserfall, der seinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe schießt aus einer Felsklust ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herum treibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstande hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die lustigen schäumenden Wellen des obern Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entsteht, fahren sich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Gestalt eines Bogens erscheine; und so ist an dem Platze immer eine abwechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dahei nieder und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dahinringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können. Wir kamen in ein Dorf wo lustige Soldaten waren, und tranken daselbst neuen Wein, den man uns gestern auch schon vorgesetzt hatte. Er sieht auf wie Seifenwasser, hat noch ist ihm lieber trinken als ihren sauren jährigen und zweijährigen. Wenn man durstig ist, bekommt alles wohl. Wir sahen St. Maurice von weitem, wie es just an einem Platze liegt, wo das Thal sich zu einem Paße zusammendrückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine Kirche mit einer Einsiedelei anstehen, wo wir noch hinaufzusteigen denken. Hier im Wirthshause fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Ber, drei Viertelstunden von hier abbleiben ist. Wir haben ihm einen Boten geschickt. Der Brief ist spazieren gegangen, verwirrt die Gegend noch zu sehen; ich will einen Bissen essen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Flecken wo man Tage lang sitzen, zeichnen, vermessen, bleichen, und ohne müde zu werden, sich mit sich selbst unterhalten könnte. Wenn ich demanden einen Weg ins Wallis raiben sollte, so wär' es dieser vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Ber zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen für bei St. Maurice zusammen drücken, und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale leichte Brücke thun hinüber schwenken. Die mannigfaltigen Erker und Thürme einer Burg schließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Thore ist der Eingang ins Wallis gesperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, suchte noch vorher einen Gesichtspunkt, den ich bei Hubern ausgemittelt gesehen habe und auch unschöne fand.

Der Graf ist wieder gekommen, er war den Pferden entgegen gegangen und hat sich auf seinem Braunen [illegible] gesetzt. Er sagt, die Brücke sey so [illegible] gebaut, daß es aussehe als wenn ein Pferd [illegible] über einen Graben setzt. Der Freund kommt auch an, zufrieden von seiner Reise. Er hat den Weg am Genfersee bei die Ber in wenigen Tagen zurückgelegt, und es ist eine allgemeine Freude sich wieder zu sehen.

Martinach, gegen Mitt.

Wir sind tief in die Nacht gesessen und der Heimweg hat uns länger gedünnen als der Hinweg. Wir

wir von einem Gegenstand zu dem andern gelenkt werden sind. Kaum habe ich alle Beschreibungen und Reflexionen für heute beyseite gelegt, doch will ich zwey schöne noch geschwind in der Erinnerung festhalten. An der Pisse machte kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd. Granitisch und mit stillem Rauschen sah man den herabziehenden Strom von allen andern Gegenständen sich unterscheiden, man bemerkte fast gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe, völlig wie geschmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon ausstrahlen. Dieses sonderbare Phänomen wurde die Abendsonne, die den Schnee und den davon aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8. November 1779.
nach drey Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt gethan und uns wenigstens um drey Stunden versäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg um bey Zeiten in Sion zu seyn. Das Wetter war außerordentlich schön, nur daß die Sonne, wegen ihres niedern Standes, von den Bergen gehindert war, den Weg den wir ritten zu beleuchten; und der Anblick des wunderschönen Wallisthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren schon drey Stunden die Landstraße hinan, die Rhone uns linker Hand, gerieten wir sahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu genießende Mittagsessen, als wir die Brücke, die wir zu passiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der Leute, die dabei beschäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an dem Felsen hinaus, zu wählen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das letzte und ließen uns von keinem üblen Humor anfechten, sondern schrieben diesen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geistes, der uns bei der schönsten Tageszeit durch ein interessantes Land spazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in diesem engen Lande böse Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die sandigen Flecke reiten, die sie durch Ueberschwemmungen sehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüschen zu benutzen sind. Endlich kamen wir an die Brücken, die sehr hoch schwankend, lang und von faulem Klüppeln zusammen gesetzt sind. Wir mußten einzeln unsere Pferde, nicht ohne Sorge, darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an sich war meistentheils schlecht und steinig, doch gelobt uns jeder Schritt eine Landschaft die einer Gemäldes werth gewesen wäre. Besonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Aussichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege gesehen habe. Die nächsten Berge schossen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein, und verschnitten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspectivisch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag braunen anzusehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannigfaltigen Krümmen und Buschwerken, bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hügel die sich dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheatergrün durch eine Reihe von Sonnengetingen gefleischen, die wie das klarste Ganze von der hohen Mittags-Sonne erleuchtet standen. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Rebhanden die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an ihre Mauern die ihre Güter von dem Wege scheiden; sie wachsen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittelst Pfähle und Latten über den Weg gezogen, so daß er fast eine aneinanderhangende Laube bildet. In dem andern Theile war meistens Wiesewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen diese Stadt zu wird die Gegend durch wechselnde Hügel außerordentlich mannichfaltig, und man wünschte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menschen die angenehmen Empfindungen welche die Landschaft erregt, gar sehr. Die abscheulichen Krüppel haben mich ganz und gar übles Humors gemacht. Unsern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuthen und denken deßwegen zu Fuße nach Sceters zu gehen. Hier in Sion ist das Wirthshaus abscheulich und die Stadt hat ein widriges schwarzes Ansehen.

Sceters, den 9. November 1779.
Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erst von Sion weggegangen, sind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige schöne Aussichten darüber verloren, merk' ich wohl. Besonders wünschten wir das Schloß Tourmillon, das bei Sion liegt, erstiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz unermeßliche schöne Aussicht seyn. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böse Flecke, wo das Wasser ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verschiedenen zusammenhängenden Gesprächen vertrieben wir den Weg, und sind bei guten Leuten, die ihr Bestes thun werden und zu bewirthen, eingekehrt. Wenn man zurück denkt, kommt einem so ein durchlebter Tag, wegen der mannigfaltigen Gegenstände, fast wie eine Woche vor. Es jammt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geschick habe, die merkwürdigsten Gegenden auch nur linienweise zu zeichnen; es ist immer besser als alle Beschreibungen für einen Abwesenden.

Sceters, den 9. November 1779.

Noch ehe wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links ins Gebirg nach Leuferbad zu gehen, der Freund indessen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leuferbad, den 9. November 1779,
zum Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von sehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, sitzen wir in einer schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen sehr interessanten Tour durch Worte mitzutheilen ist. Von Sceters stiegen wir heute früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwasser unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell und siedender Strom auf Stunden weit alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Gärten, die denn nach und nach zimmerlich, wenn

es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wieder hergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannigfaltig auch hier das Wasser ist wieder wird; mit jedem Augenblick liegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch weiß das offene Wallisthal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick des Gebirg vor uns auftha[illegible].

Ich muß, um anschaulicher zu machen was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennet. Es ist eben der Strich von Bergen, der in Einem fort vom Genfersee bis auf den Gotthard läuft, und auf dem sich in den Berner Gebiet die großen Eis- und Schneemassen eingenistet haben. Hier sind oben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich sage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf, und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhältniß zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsabhang hergang, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben einem wilden Wallen und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schienen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammen laufenden Felsen und Klüften da stand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gebauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hinaehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefährlicher aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg. Er geht auf den Lagen einer senkrechten Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde getrennet. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben und hinab ging, faßte sein Thier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hülfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer wilden Frau ein gut Glas rothen Wein und Brot zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirthshäuser haben. Nun ging es in die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen, und das Leukerbad an seinem Fuß, zwischen andern Bergen, unweggesammt und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen sanken. Es war gegen Abend als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist zwar [illegible] Gasthof hier, aber alle Leute sind so ziemlich [illegible], der vielen Badegäste die wieder kommen, eine [illegible]. Unsere Wirthin liegt seit sechzig in den [illegible] an, und ihre Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und liefen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr hart aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, stehen noch einige Häuschen seyn. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, seyt wo es auffällt und wo es durchfließt nicht den mindesten Ort noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß wenn man mit Gebirgen unkundig ist, einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über herunter gestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten Kies hinauf zu steigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmiberg, wo der Weg an steilen Felsen aufwärts geht, befanden. Es ist dieß der Uebergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften herunter tragen lassen. Hier und die Jahreszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise meinen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen; so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für diesmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen sahen wir dem Gebrüder die Wolken zu, daß in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernischen vorausgesagt, der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir uns in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wetter, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurück kamen, sahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vorwärts, und kamen endlich aufsteigend dem Leukerbad so nah, daß wir wohl sahen, wie mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernsthaft in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und wenn wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Nebengelände zurück denken, eine sehr schnelle Verwechslung. In ein in die Thüre getretes, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen scheinen sie sich zu verdichten und von der Kälte gepackt in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu seyn, wo man nur vermittels durch die Abgründe einen Ausgang hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sack setzen, die umgebenden Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche Dämmerung verfinstern, bald Theile davon wieder als Gebirge stehen lassen, neben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Perlen, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab leitet der Weg;
Eites Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'

als etwas Fremdes, Ueberraschendes anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Strandvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeiziehen kommen; als prachtige Tropfen, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschütten. Hier aber ist man von ihnen selbst wie sie sich erzeugen eingehüllt, und die einige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich allmählig durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, giebt man weniger Acht; auch weil sie uns weniger vors Auge gebracht sind, ist ihre Wirthschaft schwerer zu beobachten. Bei allen diesen Gegenständen wähnt man nur länger sich verweilen und an selben Orten mehrere Tage zu stimmen zu können; ja ist man ein Liebhaber von derartigen Betrachtungen, so wird der Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tageszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen unaewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Zoll für sein ganzes Leben gewonnen hat; so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchdringenden guten Geschmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinen Schreiben der Menschen wenig erwähne; sie sind auch unter diesen großen Gegenständen der Natur bedeutend im Vergelachten, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerem Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem gröbern Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allernöthigsten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen kaufmännischen unverändertem Erwerbe nähren; desto besser, wohlwollender, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden.

Leuterbad, den 10. November 1779.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tagesanbruch wieder hinunter zu gehen. Diese Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer blutsaugender Insecten war, die den neuen Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Thiere erzeugen sich in den höhergenen Häusern in großer Menge. Die Nacht ward mir sehr lang und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk, gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unserer Gesellschaft melden, die hier vorgegangen ist, und was sie veranlaßt hat. Wir waren mit Tagesanbruch heute von Leuterbad aus, und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den steilen Weg, den wir gestern herunter kamen, zur rechten über uns ließen, und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabstiegen. Es ist diese wild und mit Bäumen verwachsen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Leuterbad kommt, seine Abflüsse ins Wallisthal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsens, den wir gestern herunter gekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich einhauen, wodurch ein Bach erst daran her, dann durch eine Höhle, aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und sahen dann bald das ganze Wallis und die gar liebe Stadt Leuk unter uns liegen. Es sind diese Städtchen meist an die Berge angelehnt, die Dächer mit großen aeschiefnen Schindeln ungleichlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefärbt und verwoset sind. Wie man auch nur hineintritt, so ekelt's einem, denn es ist überall unsauber; Mangel und angstlicher Erwerb dieser privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden den Freund, der die gestimmte Maulthiere brachte das es nunmehr mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Stalle werden kleiner und enger, weil sie nur auf Maulesel und Saumrosse eingerichtet sind; der Haber fängt auch an sehr selten zu werden, ja man sagt, daß weiter hin ins Gebirg gar keiner mehr anzutreffen sey. Ein Beispiel war bald gefaßt: der Freund hatte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Ber. Bevay, Lausanne, Freyburg und Bern auf Luzern geben, der Graf und ich wollten unsern Weg das Wallis hinauf fortsetzen, verhandelt wo wir auf den Gotthard hinauf bringen könnten, alsdann durch den Canton Uri über den Vierwaldstädterse allenfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieser Gegend überall Maulthiere, die auf solchen Wegen immer besser sind als Pferde, und zu Fuße zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste. Wir haben unsere Sachen getheilt. Der Freund ist fort, unser Mantelsack wird auf ein Maulthier das vor seinem thut haben gepackt, und so wollen wir aufbrechen und unsern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel sieht es bunt aus, doch ist heute, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns so weit gebracht hat, soll uns auf dem Plage nicht verlassen wo wir es am nöthigsten brauchen.

Brieg, den 10. November 1779. Abends.

Von unserm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläufigen Wetterprophecie sich wollen unterhalten lassen. Wir gingen in Gesellschaft eines schwadronen Weibers trockes, der sich hierher verloren, in Lent Condition gefunden hatte und eine Art von Hausknecht machte, unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, das sein Herr vor sich hertrieb, gegen Eilf von Lent ab. Hinter uns, so weit wir in das Wallisthal hineinsehen konnten, lag es mit dicken Schnee-Wolken bedeckt, die das Land herunterzogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick und da beschränkte in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Gosen, und doch die Wolken daß einbogen, und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeschwärzt seyn könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistentheils bei einem Dritt bemerkten. Auf der andern Seite sprach der gute Muth mit weit zuverlässigerer Stimme.

verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterscheinungen aufmerksam. Wir gingen dem schönen Wetter immer entgegen; die Krone hinauf war alles heiter, und so stark der Abendwind das Gewölk hinter und her trieb, so konnte es und doch niemals erreichen. Die Ursache war diese: In das Wallisthal geben, wie ich schon so oft gesagt, sehr viele Seitenthäler und benachbarten Gebirges auf und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom. wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammen laufen. Aus jeder solcher Oeffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Thälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an sie eine Schlucht kommt; so läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kämpft mit ihnen und dem Winde der sie trägt, hält sie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den Weg streitig. Diesen Kampf sahen wir oft an, und wenn wir glaubten von ihnen überzogen zu werden, so fanden sie wieder ein solches Hinderniß, und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel auf einer Seite ganz rein. Als wir aus Brieg nähreten, trafen die Wolken fast zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten sie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegen kam, stille stehen, und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur Consistenz gebracht und hatten, da wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, schöne leichte und muntere Formen. Man sah daß sie Schnee enthielten, doch scheint uns die frische Luft zu verbieten, daß diese Nacht nicht viel fallen soll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir sitzen am Feuer und machen Ratschläge wegen unserer weitern Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir also unsern Gedanken über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, so gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'ossola, Maraezze, fuhren den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzona und so weiter den Gotthard hinauf, über Airolo zu den Kapuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als unsern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen vielmehr das Wallis bis an sein oberes Ende zu sehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück ist, so sitzen wir übermorgen um diese Zeit in Realp in dem Ursner Thal, welches auf dem Gotthard nahe bei dessen höchstem Gipfel ist. Sollten wir nicht über die Furka kommen, so bleibt uns immer der Weg hierher unverschlossen, und wir werden alsdann das auf Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie thunen sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Leute examinirt habe, ob sie glauben, daß die Paßage über die Furka offen ist; denn das ist der Gedanke mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's, als wenn man sich dem Fleck nähert, wo er sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß. Unser unsern Maulthier sind zwei Pferde auf morgen früh bestellt.

Münster, den 11. November 1779.
Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh als wir von Brieg bei guter Tagszeit aufritten, sagte uns der Wirth noch auf dem Weg: Wenn der Berg so nennen sie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, so möchten wir wieder der zurückkehren und einen andern Weg suchen. Mit unsern guten Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über ungeachtete Matten, wo das Thal so eng wird, daß es kaum einige Bächensschritte breit ist. Es hat daselbst eine schöne Weide, worauf große Bäume stehen, und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerstreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthigt an den Bergen seitwärts hinauf zu steigen, und hat nunmehr die Krone in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder recht schön aus, auf mannigfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, hie gen häufige Tannen, die mit ihren dunkelgrünen Nadeln gegen Häusern gar wunderlich unter dem Schnee hervor stechen. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechselsweise zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden sicher ist, so sieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein anderer, auf so schmalen Pfaden, von so einem schwachen Thiere getragen, an einem schroffen Abgrund, vor einem verreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide seyn kann, indem die Menschen alle in den Häusern stecken, so sieht eine solche Gegend einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuren Gebirgen eingeschlossen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einem, der nicht recht fest im Sattel sitze, gar leicht herab werfen thunten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist; so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vernimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinter drein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entstehung höchst beschwerlich sind. In unserm Mittagsquartier begegnete uns das Angenehmste. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hause es ganz reinlich aussah. Eine Stube war nach hiesiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tische und was sonst von kleinen Repositorien an den Wänden und in den Ecken befestigt war, hatte artige Figuralien von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald sehen, daß mehrere aus dieser Familie sich dem geistlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen für uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmal als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des heiligen Alexis gelesen hätten? Wir sagten Nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon und jeder las in seinem Capitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, setzte sie sich zu uns und fing wieder von dem heil. Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sey, welches sie verneinte, haben aber verschwiegen, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geduld erbarmlicher vorkomme, als viele der übrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht

unterrichtet waren, fing sie an laut zu erzählen: Es sey der heilige Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sey einer, die den Armen ausserordentlich viel Gutes gethan, in Andachtung unter Werke und Betrachtungen gelebt; doch habe ihm dieses noch nicht genug gethan, sondern er habe sich in der Liebe Gott ganz und gar ergeben, und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheirathen wollen, habe er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sey vollzogen worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff das er bereit gefunden gehabt, und sey damit nach Asien übergefahren. Er habe daselbst die Gestalt eines gottlichen Bettlers angezogen und sey dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hätten. Er habe sich daselbst an der Thüre der Hauptkirche des wörtlich aufgehalten, dem Gottesdienst beigewohnt und sich von ertragem Almosen der Gläubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren seyen verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmsten Mann, bessen Gebet vor Gott am angenehmsten sey, in die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da dieser darauf nicht gewußt wer gemeint sey, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erstaunen des Volks bereits gesehen. Der heilige Alexis, betroffen daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn trete geworden, habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, wollens weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sey er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heilige Mann habe hiervon einen Wink Gottes gesehen und sich erfreut eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverläugnung in höchsten Grade leisten könnte. Er sey daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthür gestellt, diese, ihn auch daselbst bettend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit auf- und angenommen, und einem Bettlern anzuvertrauen, ihn mit Quartier im Stiegl und den nöthigen Speise zu versehen. Dieser Bettlern, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen ankommenden Bettler in ein unbequem Loch unter der Treppe angewiesen und ihm daselbst aermaßen und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heilige Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er selbst ändern können, mit gelassenem Gemüthe ertragen, sondern auch die andauernde Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis, mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit aushalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hatten der Tags wohl hundertmal seinen Namen andurfen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihrem Rock anhängt, sahen unverwandt an die Mutter hinauf. Ich weiß mir seinen erbarmlichen Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit auch herrlichste vergolten, und bei seinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor den Augen der Glaubigen gegeben. Denn als dieser heilige Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit größter Inbrunst dem Gottesdienste beigewohnet, so ist er endlich krank geworden und hat jemand senden lassen auf den Abt gegeben. Als darauf in einem Morgen der Papst, in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels, selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen Todtengeläute zu lauten angefangen; wie man jedermänniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligen Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patricii *** so eben verschieden sey. Der Vater des Alexis sei auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zusammengefalteten Händen hatte der heilige Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und Papst in die Kirche zurück, die alsbann mit dem Hofe und der Kleriset sich aufmachten, um selbst den heiligen Leichnam zu besuchen. Als sie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich vor seinem Kanzler vorlesen ließ. Es enthielt dieses Papier die nöthige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den überaus großen Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren theuren Sohn und Gatten so nahe bei sich gehabt und ihm nichts zu Gute thun können, und nunmehr erst erfahren wie übel er behandelt worden. Die Seinen über den Körper, klagten so wehmüthig, daß niemand von allen Umstehenden sich des Mitleidens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängte, viele Kranke die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen Berührung geheilt wurden. Die Experten verübernte nochmals, indem sie ihre Augen trockete, daß sie eine erbärmlichere Gestalt niemals gesehen haben; und wir kam selbst ein so großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich um Pater Cosem die Legende selbst auf, und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menschlichen Inhalt der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers rein verlassen hatte.

Wir sehen Genua ins Fenster und sehen und nach der Witterung um, denn wir sind jetzt sehr im Fall. Winde und Wolken anzudeuten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut arbeitet, und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an einem Orte immer halten könnte und möchte, so würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt und sie nach dem Uebergange über die Furia gefragt, aber auch hier können wir noch Bestimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber verwundern, und morgen mit Anbruch des Tages selbst recognoscieren und sehen, wie sich unser Schicksal entwickelt. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ich gestehen, daß mir's höchst verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden. Glücken es, so sind wir morgen Abend in Rocky auf dem Gotthard und übernachten zu Mittage auf dem Gipfel des Berges bei den Kapuzinern; mißlingt's, so haben wir nur zwei Wege zu

Railroads offen. Wovon keiner sonderlich besser ist als der andere. Durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; aber auf Brieg zurück und erst durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in diesen wenigen Blättern schon dreimal gesagt. Freilich ist es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entscheiden, ob unser Muth und Zutrauen, das es gehen müsse, oder die Klugheit einiger Personen, die uns diesen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel ist gewiß, daß beide, Klugheit und Muth, das Glück über sich erstaunen müssen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Disposition zu Schnee gefallen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münster, den 12. November 1779.
Früh 6 Uhr.

Wir sind schon fertig und alles ist eingepackt, um mit Tages-Anbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwei Stunden bis Obergwald, und von da rechnet man gewöhnlich sechs Stunden auf Realp. Unser Maulthier geht mit dem Gepäck nach, so weit wir es bringen können.

Realp, den 12. November 1779.
Abends.

Mit eindrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzwei geschnitten. Da ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, so ist Ihnen das Weiten unserer Gastfreunde beschwerlich, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurücklegt haben. Um Sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der beiden Gebirge vor uns zugeschlossen, bieten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch Berge die uns links lagen, und durch hohe Weiten bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum, und sagte abwechselnd leichte Geflöcker an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Winde wehen an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen. Obermald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirthshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahrszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters drüber gingen; ob wir aber glücklich kommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein unterseßter starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch practicabel halte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigen Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den andern mitzubringen. Wir zahlten indessen unserm Maulesellreiter seinen Lohn, den wir mit seinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein wenig Käs und Brot, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wieder kam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer bockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinauf klettern. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überein zugeschneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Gletscherspitzen, wo der Wind sie leicht keinen Schnee hatten laßt, mit ihren eisfarbigblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufbort und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns unter Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er beispiel durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gegend: Wüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in den andern tiefe Fußstapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, dreistockiger Schnee steht in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht verrecken müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lawinen, wenn der Schnee stärker wird als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Frachten aus dem Wallis auf den Gotthart zu tragen, wenn ein starker Hanbel getrieben wird. Sie gehen alsdann

um die Lawinen zu vermeiden, nicht da wo wir anfingen, den Berg allmählich hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breiten Thal, und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach vierthalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir besaßen nunmehr einen bequemern Hinabweg, allein unsere Führer verkürzten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zugang war vorher hinter einander fort, und der vorderste, der die Bahn brach, sank oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit womit sie die Sache tractirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sey. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thürmerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe, doch sich er sich am Ende verlaufen, die Furka sey ein S[illegible]. Es kam ein Lämmergeier mit uns glaublicher Schnelle über uns herabgeflogen; er war das einzige Lebende was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Heere des Unterner Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugedeckten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier stiegen ich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Unterner Thal. Wir gingen schärfer und nach vierthalb Stunden Wegs vom Kreuz an, fanden wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich befragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hatten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Lawinen daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hatten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen deßwegen voraus, daß er die Patres dispensiren und uns Quartier machen sollte. Wir saumten nicht ihm nach zu gehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat mich auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, der Kinders in seiner Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, fremde Gäste zu empfangen. Er führte uns sie gleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefel auszogen und Kleider wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihren langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brot und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umständen, alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherren und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seyen, am Ende eines einsamen, von aller Welt abgesonderten Thales zu klagen, und für sehr gemine Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sey somit diese, wie die übrigen derselichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einsens eine Schneelawine einen Theil des Dorfs bedeckt, sich mit der Menschranz geflüchtet: da man ihn denn abgelegt und sie, denen man mehr Resignation zutraute, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich bat mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich einen einigen vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Brun.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an Einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Fleisch, Milch und Mehl, gar mannigfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollendeten Expedition zu reden, lobten unsere seltene Geschicklichkeit im Gehen, und versicherten, daß sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh als sie aufgefordert wurden, erst einer gegangen sey, uns zu recognosciren, um zu sehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit zu bedienen, weil es ihre Pflicht sey, denjenigen, dem sie einmal zugesagt ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eignen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Scheuche der Erzählung aufgezogen, und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Begebenheiten hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genennt wird, in tiefem Schnee, eine arme Familie angetroffen, die Mutter betrübt, den Knaben bald todt, und den Vater in einer Gletschgallerie, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehebt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sey die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch todt bis hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seyen, und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er: es seyen arme Leute aus dem Canton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unsicherlicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den Italiänischen Provinzen aufzusuchen, und seien von der Witterung überrascht worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines

Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sey. Er fing an vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Waare wohl herauszustreichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten anzupreisen wissen müsse. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er aufgestanden, die linke Hand auf den Tisch stemmte mit der rechten seine Worte begleitete, und von der Rede selbst erhitzerisch redete, so schien er in dem Augenblick und überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sey. Wir gaben ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er tadelte die katholische Religion. Eine Regel des Glaubens müssen wir haben, sagte er: und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sey, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens, allein dieß ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn sie heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt; so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes aus den schändlichen Geschichten, die darin vorkommen, und die doch zu Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von den heiligen Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den vier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Umordnung der Bücher, aus der mannigfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Gläubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der besten Schrift-Auslegung bewiesene Regel! Und wer soll die Schrift auslegen? wer soll diese Regel festsetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? Mit nichten! Jeder bringt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Concepte vor. Das würde eben so viele Lehren als Köpfe geben, und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch schon geschehen hat. Nein, es bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wornach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Dorf darum, ein oder das andere Glied derselben, nein! es sind die beständigen, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereinigt haben, nach und nach, unter dem Beistand des heiligen Geistes, dieses übereinstimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den ersten Versammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, sich wechselseitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Säulenveste, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion gegeben, deren sich keine andre rühmen kann, ihr einen Grund gegraben und eine Brustwehr aufgeführet, die die Hölle selbst nicht überwältigen kann. Eben so ist es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Uebersetzung der Vulgata, und zu jedem Verse eine Auslegung, welche von der Kirche gebilligt ist. Das bey kommt diese Uebereinstimmung, die einen jeden erstaunen muß. Da Sie mich hier reden hören an diesem entfernten Winkel der Welt, eben in der größten Hauptstadt in einem entferntesten Lande, den ungeschicktesten oder den fähigsten; alle werden Eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden: und das ist's was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung giebt, in der wir einer mit dem andern fest verbunden leben, und in der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander scheiden können. Er hatte diese Rede, wie im Diskurs, eins auf das andere, folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich und von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte theils mit den Händen dabey ab, theils sie einmal in die Kuttenärmel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald volle er mit gutem Anstand seine Dose aus der Kapuze und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unserer Art, seine Sachen aufzunehmen, sehr vergnügt zu seyn. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblicke offenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weisen richte.

Den 18. November 1779 oben auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zu wenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit, einige Tage aufhielt, und mein künftiges Schicksal unverändert durch ein ich weiß nicht was bewegt Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegen ging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelawine fast beschädigt worden; die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen, und eine Dependenz im Lande eingesammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch, wie ich höre, noch oben bleiben die ich vor vier Jahren antraf, Pater Cerviprim, der schon dreyßig Jahre auf diesen Posten aushielt, ist gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten sie noch heute vom Airole herauf. In diesen reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren, denn vor die Thüre, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja es ist die gelobte Luft sich oben drauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Oefen von steinernen Platten zusammen gesetzt sind, gar wohl angeht. Inzwischen alle wollen wir an den Abstieg von Realp und unsern Weg bisher.

Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo also auf einen sehr kleinen Platz zusammen gestellt war, Sein Bett, das auf einem Strohsack und einer wollenen Decke bestand, sitzen uns, die wir und an ein gleiches Lager gewöhnt, nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als

gebrig gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und nahmen hinunter, da wir denn dankbar verabredete und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff den lieblichen getrübten Weg wieder zurück zu machen, schienen es als Epoche anzusehn und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde wohl zu Gute thun könnten; und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und scheiden. Unser Weg ging nunmehr durchs Ursner Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Saalweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen stehlen sich kleine Sträucher durcheinander. Nur ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste; es sey nun daß alle Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengetretenen Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich sehe zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte sind alle übereinander verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne traend eine Wolke, das Blau viel tiefer als man es in den platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weis davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir im Hospital; ein Oertchen das noch im Ursner Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum ersten Mal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf Morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Mauleseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Berg-Erinnerungen rege macht. Der arbeite Theil war schon vor uns aufgestiegen, und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeinwerke, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu überstreuen um den Weg practicabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch geworden. Der Weg geht an der, über Felsen ich immer hinabstürzenden, Reuß hinauf, und die Wasserfälle bilden hier die schönsten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich, in den Ritzen und auf den Absätzen, Eiszapfen angelegt, und das Wasser schien über schwarz und weis gesprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Krystall: Adern und Strahlen in der Sonne, und das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebirgen ist keine der schwerthierer Reisegesellschaft als Maulthiere. Sie hatten einen ungleichen Schritt, indem sie, durch einen sonderbaren Instinct, unten an einem steilen Orte erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinauf springen und oben wieder aufruhen. Sie halten auch auf groben Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber, oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, bringt man sich an ihnen auf dem schmalen Wege vorbei, und gewinnt über solche ganze Reihen den Vortheil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder zuvor, und man ist von dem verhallenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde besiegt. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie sich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reisig heizen können, und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden herauf zu schleppen haben, und oberwärts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst. Der Pater ist von Airolo heraufgekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen bei Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Er sprach nichts als Italiänisch, und wir fanden hier Gelegenheit von den Uebungen, die wir und das Frühjahr in dieser Sprache gegeben. Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdrangend und angreifend kalt ist es. Wir blieben also wohl für diesmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir Morgen fortgehen, und haben Zeit genug das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirgs über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammen laufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wattenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge in der Schweiz und Unterwalden, gesteilet an die von Uri, steigen von Mittermacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der Italiänischen Vogteien herauf, und von Morgen drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schweden und Thäler nach Italien, der andere gleichergestalt die Reuß nach dem Vierwaldstädtersee ausschickt. Nicht fern von dem einsprunge der Aderen und läuft gegen Morgen, und wenn man allhaun die Aderen dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt, und nach Abend durch das Wallis läuft; so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmels-Gegenden auslaufen.

Italiäniſche Reiſe.

Auch ich in Arkadien!

Carlsbad bis auf den Brenner.

Den 3. September 1786.

Früh drei Uhr ſtand ich mich aus Carlsbad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hätte. Die Geſellſchaft die den achtundzwanzigſten Auguſt, meinem Geburtstag, auf eine ſehr freundliche Weiſe feiern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht mich feſt zu halten; allein hier war nicht länger zu ſäumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelſack und Dachrangen aufpackend, in eine Poſtchaiſe und gelangte halb acht Uhr nach Zwota an einem ſchönen ſtillen Abelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Mir ſchienen das gute Anzeichen. Ich hoffte nach einem ſo ſchlimmen Sommer einen guten Herbſt zu genießen. Um zwölfe in Eger, bei heißem Sonnenſchein; und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Poldhe habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder einmal bei Karoline Hunnel unter dem funfzigſten Grade zu Mittag zu eſſen.

In Baiern ſtößt einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen — fürſtliche Beſitzthümer der geiſtlichen Herren, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Teller- um nicht zu ſagen Keſſeltiefe, in einem ſchönen Wieſengrunde, rings von freundlichen ſanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieſes Kloſter im Lande weit umher Beſitzungen. Der Boden iſt aufgeſchloſſener Thonſchiefer. Der Quarz, der ſich in dieſer Gebirgsart befindet und ſich nicht auflöſt noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirſchenreuth ſteigt das Land noch. Die Waſſer fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirſchenreuth an fällt es nun ſtufenweiſe ab, und die Waſſer laufen nach der Donau. Wir giebt es ſehr ſchnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinſten Waſſer frage, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann ſelbſt in Gegenden die man nicht überſehen kann, einen Zuſammenhang der Berge und Thäler gedankenweiſe. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chauſſee von Granitland; es läßt ſich keine vollkommner denken; denn da der aufgeführte Granit aus Kieſel und Thonerde beſteht, ſo giebt das zuſammen einen feſten Grund, und ein ſchickes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend durch die ſie geführt iſt, ſieht deſto ſchlechter aus: gleichfalls Granitland, ſtarkbewaldet, moorig, und der ſchöne Weg deſto erwünſchter. Da nun zugleich das Land abfällt, ſo kommt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den Böhmiſchen Schneckengang recht auffällt. Beitragendes Blatchen benennt die verſchiedenen Stationen. Genug ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte alſo dieſe vierundzwanzig und eine halbe Meile in neunundbreißig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwiſchen Schwanendorf und Regenſtauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Aderbodens ins Beſſere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, ſondern aufgeſchwemmtes, gemiſchtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Waſſer dorthin ergießen, und ſo ſind dieſe natürlichen Polder entſtanden, worauf der Ackerbau gegründet iſt. Dieſe Bemerkung gilt in der Nachbarſchaft aller größern und kleinern Flüſſe, und mit dieſem Leitfaden kann der Beobachter einen ſchnellen Ueberblick über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar ſchön. Die Gegend müßte eine Stadt hervorlocken; auch haben ſich die geiſtlichen Herren wohlbedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt ſteht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein beſſeres Anſehn, aber oben nimmt ſich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfolgte mich gleich in das Jeſuiten-Collegium, wo das jährliche Schauſpiel durch Schüler gegeben ward, ſah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerſpiels. Sie machten es nicht ſchlimmer als eine angehende Liebhabertruppe, und waren recht gut, faſt zu praktiſch gekleidet. Auch dieſe öffentliche Darſtellung hat mich von der Klugheit der Jeſuiten aufs neue überzeugt. Sie verſchmähten nichts was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerkſamkeit zu behandeln. Hier iſt nicht Klugheit, wie man ſie ſich in Abſtracto denkt, es iſt eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbſtgenuß, wie er aus dem Gefühle des Lebens entſpringt. Wie dieſe große geiſtliche Geſellſchaft Orgelbauer, Bildhauer und Vergolder unter ſich hat, ſo ſind gewiß auch einige die ſich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk ſich ihre Kirchen auszeichnen, ſo bemühtigen ſich die einſichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anſtändiges Theater.

Heute ſchreibe ich unter dem neunundvierzigſten Grade. Es läßt ſich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Näße und Kälte des Sommers; aber es entwickelte ſich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft die ein großer Fluß mitbringt, iſt ganz was eigenes. Das Oſt iſt nicht feindlich. Gute Birnen hab' ich gegeſſen; aber ich ſehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Bewunderung fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen imponiren, Ehrfurcht einflößen muß. Die Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschnittene Steine in solcher Pracht und Reichthum gebraucht, daß die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an einem Abgeschmackten, damit die Menschheit versöhnt und anziehend werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des katholischen äußeren Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Consequenz ausgeführt gesehen, als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht wie andere Ordensgeistliche eine alte abgethanene Andacht vorlegten, sondern sie, dem Geist der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder anlockten.

Ein sonderbar Gesicht wird hier zu Mittelwald verarbeitet, dem Steine nach eine Art Lydischen Gemäldes, das jedoch ihr alter, ihr ursprünglich, ja für poesiereich gehalten werden muß. Es ist grünlich mit Quarz gemischt, Thonig, und es finden sich große Flecke des festesten Jaspis darin, in welchen sich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war zur so instructiv und appetitlich, der Stein aber zu fest, und ich habe geschworen, mich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen.

München, den 6. September 1786.

Den sechsten September bald Ein Uhr Mittag reiste ich von Regensburg ab. Bei Abend ist eine schöne Gegend, wo die Donau sich an Kalkfelsen windet, bis gegen die Saale. Es ist der Kalk wie der bei Osterode am Harz, dicht, aber im ganzen schlecht. Um sechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgesehen, will ich nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimisch; ich muß meine Augen erst wieder an Gemälde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Lutemburger Galerie, haben mir große Freude gewacht.

Hier steht auch das vermeinte Prachtwerk, die Jesuitische Saale, in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren vergoldet. Es ist immer ein schön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale kannte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht acht sind, deswegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich dessen Ursache wußte. Im Drusus erregte meine Aufmerksamkeit, indem Antonine gefesselt mir, und so noch einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht günstig, ob man gleich viel Raum hat aufzustellen wollen, und der Saal über meinerer das Gewölbte ein antes Ansehn hätte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten wäre. Im Naturalien-Cabinet sind ich schöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Musterstücken schon kenne, zu besitzen.

Es begegnete mir eine Frau mit Zeigen, welche als die ersten vorzeglich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den achtundvierzigsten Grad noch beträchtlich gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Nässe. Ein Knecht, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm hinein sah, fand ich es bedeckt, und den ganzen Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm her mir vor dem Fenster steht. Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter Acht habe: der Reisende zu Lande, fast so sehr als der Seefahrer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt seyn sollte, als der Sommer in Saale.

Nun ist es gerade auf Zwölfuhr. Was soll ich nicht alles rechts und links sagen, um den einen Gedanken auszuführen, der fast ja all in meiner Seele grunzen ist!

Mittelwald, den 7. September 1786.

Abends.

Es scheint mein Schutzgeist sagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem so schönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Postillon sagte mir verständigen Aufruf: es sey der erste im ganzen Sommer. Ich nähre meinen stillen Ahnglauben, daß es so vorgehen soll, doch müssen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Lust und Weiden die Rede ist.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte sich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen standen die Wolken in ungeheuern Massen fest. Die Streifen der untern Regionen bewegten sich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Isar fließen sieht, über zusammengeschwemmte Kiesbügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres sichtlich. In manchem Granitgebirge fand ich Geschwister und Verwandte meiner Conchylienstücke, die ich Kneben verdankte.

Die Nebel des Flusses und der Wiesen wehrten sich eine Weile, endlich wurden auch diese aufgetrieben. Zwischen gebauten Kiesbügeln, die man sich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das schönste grasbraune Erdreich wie im Thale des Regenkreises. Nun muß man wieder an die Isar, sieht einen Durchschnitt und Abhang der Kiesbügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich gelange nach Meistrathshausen, und erreichte den achtundvierzigsten Grad. Die Sonne brannte heftig, niemand traut dem schönen Wetter, man schreit über das Böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen die ich nah und nah entwickelten.

Denkwürdigerweise liegt Wolfratshausen, bei dem ersten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun sieht es darauf zum Kodelsee; noch höher ins Gebirge zum Walchensee. Hier begrüßte ich die ersten beschneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, indem es mehr als den Schnee betrafen zu seyn, vernahm ich, daß es gestern in dieser Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geschneit habe. Aus diesen Meeresen wollte man Hoffnung zu besserem Wetter schöpfen, und aus dem ersten Schnee eine Umwandlung der Atmosphäre vermuthen. Die Felsklippen die mich umgeben sind alle Kalk, von dem Aussehen der noch feine Versteinerungen enthält. Diese Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Theil der Kette bereist. Sie lehnen sich an das Quarz- und thonartige Urgebirge.

Nach Mittenwalden gelangte ich um halb fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein arriger Abenteurer: ein Herrlein mit seiner Tochter, einem Mädchen von elf Jahren, gingen vor mir her, und

baten mich das Kind einzunehmen. Er trug das Instrument weiter, ich ließ sie zu mir sitzen, und sie stellte mir eine große neue Staadtel vorgefältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geschöpf, in der Welt schon ziemlich bewandert. Nach Maria Einsiedel war sie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beide wollten eben die abgekürzte Reise nach St. Jago von Compostell antreten, als die Mutter mit Tode abging, und ihr Gelübde nicht erfüllen sollte. Man ehrte in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte sie. Nach einem großen Brande habe sie selbst gesehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die untersten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glase, das Mutter-Gottesbild, Glas und Bild unversehrt, welches denn doch ein augenscheinliches Wunder sey. Alle ihre Reisen habe sie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Churfürsten aufgelöst, und sich überhaupt vor einundzwanzig fürstlichen Personen hören lassen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübsche große braune Augen, eine eigensinnige Stirn, die sich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn sie sprach, war sie angenehm und natürlich, besonders wenn sie kindisirant sachte; hingegen wenn sie schwieg, setzen sie etwas decorum zu wollen, und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich sprach sehr viel mit ihr durch, sie war überall zu Hause und merkte gut auf die Gegenstände. Sie fragte sie mich einmal, was das für ein Baum sey? Es war ein schöner großer Ahorn, der erste der mir auf der ganzen Reise zu Gesichte kam. Den hatte sie doch gleich bemerkt, und freute sich, da mehrere nach und nach erschienen, daß sie auch diesen Baum unterscheiden könne. Sie sehr, sagte sie, nach Bozen auf die Messe, wo ich doch wahrscheinlich auch hinziehe. Wenn sie mich dort antraffe, müsse ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch versprach. Dort wolle sie auch ihre neue Haube aufsetzen, die sie sich in München von ihrem Verdienst habe machen lassen. Sie wolle mir solche in voraus zeigen. Nun eröffnete sie die Schachtel, und ich mußte mich des reinlichsten und wohlbesonnensten Kopfputzes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere freie Aussicht vergnügten wir uns gelegentlich zusammen. Sie versicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit sich, und das sey die Harfe. Wenn sich der Discant hinaufstimme, so habe es aufs Wetter, und das habe er heute schon. Ich ergriff das Omen, und wir stiegen im besten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens.

Auf dem Brenner, den 9. September 1786.
Abends.

Hier angekommen, gleichsam ankernuacen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen stillen Ort, wie ich ihn nur nur hätte wünschen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um sechs Uhr verließ ich Mittelwalde, den klaren Himmel reinigte ein scharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie sie nur im Januar erlaubt ist. Man aber bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln mit Reifen bewachsenen Vordergründe, die grauen Kalkfelsen dazwischen und dahinter die beschneiten röthlichen Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.

Bei Schwarnis kommt man ins Tyrol. Die Gränze ist mit einem Walle geschlossen, der das Thal verrammelt und sich an die Berge anschließt. Es sieht aus

aus: an der einen Seite ist der Felsen befestigt, an der andern steigt er senkrecht in die Höhe. Wo Seefeld wird der Weg immer interessanter, und wenn er bisher, seit Benedictbeuern herauf, von Höhe zu Höhe stieg, und alle Wasser die Region der Isar suchten, so blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Inzingen liegt vor uns. Die Sonne war doch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmosphäre des Tages oft wechsele.

Bei Zirl fährt man ins Innthal herab. Die Lage ist unbeschreiblich schön, und der hohe Sonnenduft machte sie ganz herrlich. Der Postillon eilte mehr als ich wünschte; er hatte noch keine Messe gehört und wollte sie in Inspruck, es war eben Marientag, um beste andächtiger zu sich nehmen. Nun rasselte es immer an dem Inn hinab, an der Marmorwand vorbei, einer steil abgeschnittenen Kalkwand. Zu dem Platz wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein freveltliches Unternehmen wäre.

Inspruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwischen hohen Felsen und Gebirgen. Erst wollte ich daselbsten, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit erquicke ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. Sie begehren mir nach und nach meine Meinungen. Das Fest Mariä Geburt zu feiern ist alles versagt. Gesund und wohlthätig zu Schauen, wallfahrten sie nach Hötting, einem Andachtsorte, eine Viertelstunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwei Uhr, als mein reitender Wagen das muntere bunte Gebränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Inspruk herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben. Auf den abhängenden Wegen steigt man eine Stellucht herauf, die das Wasser nach dem Inn zuriehet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechslungen bietet. Wenn der Weg nah am schroffsten Felsen beracht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kaum der jüdenste Feldbau bar auf gelibt werden. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Felsern und Hecken auf der abhängenden breiten und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

In meiner Wetterschauung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel getraumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer ärbter und derrlicher, endlich da sich alles nun, wie ein tiefes gebrimes Bild, vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenluft erhelle, in der ich auf der Gränzscheide des Südens und Nordens eingekommen bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deswegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Aus dem flachen Lande empfängt man anfes und böses Wetter wenn es schon fertig anwerden, im Gebirge ist man gegenwärtig wenn es entsteht. Dieses

Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an,
Und der Friſchung verheißende Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ab denn, raſcher hinab!
Sieh, die Sonne ſinkt!
Eh' ſie ſinkt, eh' mich Greiſen
Ergreift, im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer ſchnattern
Und das ſchlotternde Gebein.

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im ſchäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klüften, verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich setze sie überall als wenn es eine Wahrheit wäre, und es wird sich sie denn auch Freunde ja oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und sehen ihre Gipfel bald im Sonnenscheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von stürmenden Wolken umlauft, von Regenstrichen gepeitscht, mit Schnee bedeckt, so schreiben wir das alles der Atmosphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl sehen und fassen. Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für todt, weil sie erstarrt sind, wir glauben sie unthätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Theile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsiren äußert, so daß sie sich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Ursachen, bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle andern Versuche diese Oscillation darzustellen zu beschränkt und roh sein, die Atmosphäre ist zart und weit genug, um uns von jenen stillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert sich jene Anziehungskraft im geringsten, alsobald dehnet und die verminderte Schwere, die verminderte Elasticität der Luft, diese Wirkung an. Die Atmosphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemisch und mechanisch vertheilt war, nicht mehr tragen. Wolken senken sich, Regen stürzen nieder, und Regenströme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg seine Schwerkraft, so wird alsobald die Elasticität der Luft wieder hergestellt, und es entspringen zwei wichtige Phänomene. Einmal versammeln die Berge ungeheure Wolkenmassen um sich her, halten sie fest und starr, wie zweite Gipfel über sich, bis sie durch innern Kampf elektrischer Kräfte bestimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niederbrechen, sodann wirkt auf den Ueberrest die elastische Luft, welche nun wieder mehr Wasser zu fassen, aufzulösen und zu verarbeiten fähig ist. Ich sah das Aufsteben einer solchen Wolke ganz deutlich: sie hing um den steilsten Gipfel, das Abendroth beschien sie. Langsam, langsam senderten ihre Enden sich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe getrieben; diese verschwanden, und so verschwand die ganze Masse nach und nach, und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unsichtbaren Hand ganz eigentlich abgesponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und dessen seltsame Theorien gelächelt haben, so gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen, denn ich muß gestehen, da meine Reise eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich unter dem einundfunfzigsten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte unter dem achtundvierzigsten ein wahres Gesetz zu betreten. Allein ich fand mich getäuscht, wie ich früher hätte wissen sollen; denn nicht die Possibde allein macht Klima und Witterung, sondern die Bergreihen, besonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchschneiden. In diesen erreichen sich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meisten darunter zu leiden. Es scheint auch die Witterung für den ganzen Norden diesen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich diese schreibe, bestimmt worden zu seyn. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süde-West und Süde-Ost haben den Regen durch aus nordwärts getrieben. In Italien sollen sie schön Wetter, so zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Beschaffenheit der Feuchtigkeit auf das mannigfaltigste bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich seine sonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen nämen schon häufig vor Insprunk in dem Thale. Pfirsichen und Trauben dingegen bringen sie aus Welschland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Insprunk bauen sie viel Türkisch- und Haidekorn, das sie Blende nennen. Den Brenner herauf sah ich die ersten Lärchenbäume, bei Steinberg den ersten Zirbel. Ob wohl das Harsner-Mädchen hier auch nachgetragt hätte?

Die Pflanzen betreffend fährt ich noch sehr meine Schülerschaft. Bis München glaubt ich wirklich nur die gewöhnlichen zu sehen. Freilich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt solchen feinern Beobachtungen nicht günstig. Nun habe ich zwar meinen Sinne bei mir und seine Terminologie wohl eingepackt, wo soll aber Zeit und Ruhe zum Analysiren herkommen, das ebnebin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann! Daher schärfe ich mein Auge dem Allgemeinen, und als ich am Waldesrande die erste Gentiana sah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerst am Wasser die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerksamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben schien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, sondern Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel stärker und mastiger waren, die Augen näher an einander standen, und die Blätter breit waren, so wurden höher ins Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten auch einander, so daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwischenraum stattfand, und die Blätter sich langenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verschiedene Arten wären. Auch am Waldesrande bemerkte ich längere und schlantere Binien als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchschnitten, haben eine graue Farbe, und sodann, sonderbare, unregelmäßige Formen, ob sich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch gedrungene Lager vorkommen, und der Fels überhaupt um gleich verwittert, so senken die Wände und Gipfel selten sam aus. Diese Gebirgsart steigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des obern Sees fand ich eine Veränderung derselben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerschiefer, stark mit Quarz durchzogen, lehnte sich ein weißer dichter Kalkstein, der an der Auflösung glimmerig war, und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Massen anstand. Unter demselben fand ich wieder Glimmerschiefer, der wie aber zärter als der vorige zu seyn schien. Weiter hinauf zeigt sich eine besondere Art Gneis, oder vielmehr eine Granitart, die sich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Sillegen. Hier oben, gegen dem Hause über, ist der Fels Glimmerschiefer. Die

Wasser, die aus dem Berge kommen, bringen nur diesen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitfluß seyn, an den sich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man sich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Wasser sich ringsum ergießen.

Vom Aeußern des Menschengeschlechte habe ich sie viel aufgefaßt. Die Nationen ist wacker und gerade vor sich hin. Die Gestalten bleiben sich ziemlich gleich, braune, wohlgebildete Augen und sehr gut gezeichnete Augenbrauen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbrauen bei den Männern. Diesen geben die grünen Hüte zwischen den grauen Felsen ein erfreuliches Ansehn. Sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Taft, mit Fransen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbinden sich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannshnachmützen. Das giebt ihnen ein ganz fremdes Ansehn, da sie im Ausländne die grünen Mannshüte tragen, die sehr hübsch stehen.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu sehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Orte angesteckte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun diese Blätter sondere, sammele, heffe und dergestalt einrichte, daß sie meinen Freunden daß einen leichten Ueberblick meiner bisherigen Schicksale gewähren können, und daß ich mir zugleich was ich bisher erfahren und gedacht, an den Seite wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Packete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: sind es doch meine Begleiter, werden sie nicht viel Einfluß auf meine nächsten Tage haben!

Ich hatte nach Carlsbad meine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende Ausgabe schleunigst zusammen zu stellen. Die ungedruckten belaß ich schon längst in schönen Abschriften, von der geschickten Hand des Secretär Vogel. Dieser wackere Mann begleitete mich auch diesmal, um mir durch seine Fertigkeit beizustehen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, die vier ersten Bände, unter der treuen Mitwirkung Herders, an den Verleger abzusenden, und war im Begriff mit den vier letzten das Gleiche zu thun. Diese bestanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, alles anzufangen und bei vermindertem Interesse liegen zu lassen, mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun diese Dinge sämmtlich mit mir führte, so gehorchte ich gern den Aufforderungen der Carlsbader geistreichen Gesellschaft, und las ihr alles vor was bisher unbekannt geblieben. Da man für denn jedesmal über das Nachtheilbringen derjenigen Dinge, an denen man sich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beschwerte.

Die Feier meines Geburtstages bestand hauptsächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen meiner unternommenen aber vernachlässigten Arbeiten, worin sich jedes nach seiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Wage auf, wo eine an Treue freund gesendete Deputation dieser nunmehr Gerechtigkeit inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einsichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stiefkinder, so daß sie mir auf einmal wieder lebendig wurden, und ich den Freunden meine gehabten Vorsätze und vollständigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünsche, und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden suchte, ich möchte diese Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Indigenien noch einige Aufmerksamkeit schenken, welche sie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, ist mehr Entwurf als Ausführung, es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnelt. Dieses trat freilich der Absicht großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut liest, und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verdecken weiß. Er legte mir dieses so dringend ans Herz, und da ich meinen größeren Reiseplan ihm wie allen verborgen hatte, so glaubte er, es sey nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er sich gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch erwies, meinte er, ich sollte, anstatt taubes Gestein zu klopfen, meine Mußestunde an diese Arbeit wenden. Ich gelobte es vielen wohlgemeinten Ermahnungen: bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerksamkeit dahin zu lenken. Jetzt sondere ich Indigenien aus dem Packet, und nehme sie mit in das schöne, warme Land als Begleitern. Der Tag ist so lang, daß Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

Trient, den 11. September 1786. Früh.

Nachdem ich gestern funfzig Stunden am Leben und in steter Beschäftigung gewesen, kam ich gestern Abend um acht Uhr hier an, legte mich bald zur Ruhe, und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten Abends, als ich das erste Stück meines Tagebuchs geschlossen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Postamt auf dem Brenner, in seiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter, und ging bald verdrießlich nach Hause. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es sey Mondenschein und der beste Weg, und es ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Gramms brauchte, und sie dahin gern wieder zu Hause hatte, sein Rath also eigennützig war, so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Trieb übereinstimmte, als auf an. Die Sonne ließ sich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein, und um sieben Uhr fuhr ich

weg. Die Atmosphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar schön.

Der Postillon sottiet ein, und die Pferde liefen den schnellsten Trab heraunter, immer auf dem bestaunten Wege fort; kamen sie an ein eben Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wandte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind zwischen hohen Felsen, an dem reißenden Eisackfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete wundersame Gegenstände. Einige Mühlen zwischen uralten Felsen über dem schäumenden Strom waren völlige Feerdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzingen gelangte, gab man mir zu verstehen, daß man mich gleich wies der wegwünsche. In Mittelwald punkt zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Postillon, und so ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichfam entführte, so daß ich mit dem Tage in Colman ankam. Die Postknechte fuhren daß einem Sehen und Hören wegging, und so leid es mir that, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichsten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freuete es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünschen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die ersten Reisbügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirschen begegnete mir, und so ging es auf Teutschen los, wo ich um sieben Uhr ankam, und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenschein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal worin Botzen liegt. Von steilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, ist es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde sanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet sich die Etsch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge sind mit Wein bebaut. Ueber lange, niedrige Lauben sind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo sonst nur Wiesen sind, wird der Wein in solchen eng an einander stehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwischen das türkische Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Im Jahr es oft zu zehn Fuß hoch gesehen. Die spielige, männliche Blüthe ist noch nicht abgeschnitten, wie es geschieht, wenn die Vertrocknung eine Zeit lang verzieht ist.

Bei heiterm Sonnenschein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgesichter freuten mich benamen. Ein absichtliches, wohlbehagliches Daseyn drückt sich recht lebhaft aus. Auf dem Platze saßen Obstweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmesser, worin die Pfirschen neben einander lagen, daß sie sich nicht drücken sollten. Eben so die Birnen. Hier sieht mir ein Wahl ich in Regensburg am Fenster des Wirthshauses geschrieben sah.

Comme les pêches et les melons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les bâtons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordischer Baron dieses geschrieben ist offenbar, und daß er in diesen Gegenden seine Begriffe ändern würde, ist auch natürlich.

Die Botzner Messe bewirkt einen starken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zusammen gesucht wird. Doch kommen meistens Kaufleute deutschländ um Geld einzucassiren, Bestellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Lust, alle die Produkte zu beisammen, die hier auf einmal zusammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe die hinter mir ist, läßt mich nicht rasten, und ich eile sogleich wieder fort. Daß bei dem ich rechten, daß in unsern statistischen Zeiten dieß alles weit leben gebraucht ist, und man sich solcherlich daran aus Büchern unterrichten kann. Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meine Beobachtungsgabe verstärke und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenskasten und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszuziehen sind. Eben jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig seyn muß, giebt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbarern Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren vermocht, hat hier seben mehr Kraft und Leben, die Sonne scheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. In ihre diese Mühseligkeit zu Ehren daß gewaltigen Hammelsichtes. Das Kind war sonderbar verputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etsch fließt nun sanfter und macht an vielen Orten breite Kiese. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, ist alles so enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müsse eins das andere ersticken. — Weingeländer, Mais, Mauerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüsse. Ueber Mauern wirft sich der Attig lebhaft herüber. Oben wacht in starken Stämmen die Feigen hinauf, und verbreitet sich weit über sie; die Eidechse eilfertig durch die Zwischenräume, und alles was hin und her wandelt erinnert einen an die lieblichen Kunstbilder. Die aufgeschürzten Zöpfe der Frauen, der Männer blose Brust und leichte Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause treiben, die beladenen Eselchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an dem Bergen ruhen, am Himmel mehr stehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Gewitter der Heuschrecken laut zu werden anfangt, da fühlt man sich doch einmal in der Welt zu Hause, und nicht wie geboren, eher im Exil. Ich lasse mir's gefallen als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Gebirgsdistrikt, von einem Wallfischfang zurückkäme. Auch der vaterländische Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken ist allerliebst, durchdringend und nicht unangenehm. Lustig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld solcher Sängerinnen um die Wette pfeifen, man bildet sich ein, daß sie einander wirklich steigern. Auch der Abend ist vollkommen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand verdrießen, der in Süden wohnte, von Süden herrühre, er möchte mich für sehr kindisch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, so lange als ich unter

einem bösen Himmel hatte, und jetzt mag ich gern diese Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immer fort genießen sollten.

Trient, den 10. September 1786. Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt ist und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuser hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das versammelte Concilium einer Predigt des Jesuiten-Generals zuhört. Ich möchte wohl wissen was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieser Väter bezeichnet sich gleich von außen durch rothe Marmor-Pilaster an der Façade; ein schwerer Vorhang schließt die Thüre, den Stand abzuhalten. Ich bete ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche selbst ist durch ein eisernes Gitter geschlossen, doch so, daß man sie ganz übersehen kann. Es war alles still und todtenähnlich, denn es wird hier kein Gottesdienst mehr gehalten. Die vordere Thüre stand nur auf, weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet sein sollen.

Wie ich nun so dastehe und der Banari nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieser Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das schwarze Käppchen sogleich abnehmend. Sein alter schwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geistlichen; er kniet vor dem Gitter nieder, und steht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er sich umkehrt, sagt er bald laut für sich: da haben sie nun die Jesuiten herauf getrieben, sie hätten ihnen auch zahlen sollen, was die Kirche gestiftet hat. Ich weiß wohl was sie gestiftet hat und das Seminarium, wie viele Tausende. Indessen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich tüchtig und mich still hielt. Er war auf der obern Stufe stehen geblieben, und sagte: der Kaiser hat es nicht gethan, der Papst hat es gethan. Mit dem Gesicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: erst die Spanier, dann wir, dann die Franzosen. Abels Blut schreit über seinen Bruder Cain! und so ging er die Treppe hinab, immer mit sich redend, die Straße hin. Wahrscheinlich ist es ein Mann, den die Jesuiten erbeten, und der über den ungebetenen Fall des Ordens den Verstand verlor, und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu suchen, und nach einem kurzen Gebet ihren Heimden den Rücken zu kehren.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man das Teufels Haus nennt, welches der Sage nach zu seiner Zeit Zerstörer, in einer Nacht, mit schnell hergeschafften Steinen erbaut haben soll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Mensch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geschmack ist, das ich in Trient gesehen habe, in einer älteren Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt. Abends um fünf Uhr reckte ich ab; wieder das Schauspiel von gestern Abend, und die Heuschrecken die gleich bei Sonnenuntergang zu schreien anfangen. Bloß eine Meile weit fährt man zwischen Mauern, über welche sich Traubengeländer sehen lassen; andere Mauern, die nicht hoch genug sind, hat man mit Steinen. Dornen und sonst zu erdrohen gesucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Besitzer der springen die vordersten Reihen mit Kalk, der die Traube unangenehm macht, dem Wein aber nichts schadet, weil die Gährung alles wieder herausbricht.

Den 11. September 1786. Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abzuändern beginnt; oben herum schwankt es noch immer vom Deutschen zum Italiänischen. Nun hatte ich zum ersten Mal einen flockwelschen Postilion, der Wirth spricht kein Deutsch, und ich muß nun meine Sprache künste versuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 12. September 1786. Nach Tische.

Wie sehr wünschte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß sie sich der Aussicht freuen könnten die vor mir liegt.

Heute Abend hätte ich können in Verona seyn, aber es lag mir noch eine herrliche Naturerinnerung an der Seite, ein köstliches Schauspiel, der Gardasee, den wollte ich nicht verkümmern, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach fünfen früh zu von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das seine Wasser noch in die Etsch zieht. Wenn man hinauf kommt liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten sich die südlichsten Kalkfelsen zu naturlichen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Dörfgen am nördlichen Ende des Sees, und ist ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daselbst, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hinaustrieg, fand ich die ersten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum ersten Mal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lantieri vorbeiten hatte.

Aus dem Zimmer in dem ich sitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe meinen Tisch davor gerückt, und die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet. Man übersieht den See beinah in seiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er sich unsern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften.

Nach Mitternacht bläst der Wind vom Norden nach Süden, wer also den See hinab will, muß zu dieser Zeit fahren; denn einen einzige Stunden vor Sonnenaufgang wendet sich der Luftstrom und zieht nordwärts. Jetzo Nachmittag wehet er stark gegen mich, und bläst die heiße Sonne gar leidlich. Inzwischen lehrt mich Weltmann, daß dieser See ehemals Benacus geheißen, und beinah einen Vers des Virgil, worin dessen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erste lateinische Vers, dessen Inhalt lebendig vor mir steht, und der in dem Augenblicke, da der Wind immer stärker wächst und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute so wahr ist als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat sich verändert, noch aber stürmt der Wind in dem See, dessen Anblick eine Zeile Virgils noch immer verbeut.

Gestrichen unter dem fünfundvierzigsten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich spazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menschen leben ein nachlässiges Sklavenleben; erstlich haben die Thüren keine Schlösser; der Wirth aber versicherte mir

ich thunte ganz ruhig seyn, und wenn alles was ich bei mir hätte aus Diamanten bestünde; zweitens sind die Fenster mit Oelpapier statt Glasscheiben geschlossen; drittens selbst eine absolut nöthige Bequemlichkeit, so das man dem Naturzustande viel ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewissen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter, „qui abasso puo servirsi" ich fragte: „dove?" — „da per tutto, dove vuol" antwortete er freundlich. Dieses Haus zeigt für die grösste Sorglosigkeit, doch Leuten und Gemächlichkeit genug. Den ganzen Tag verstören die Maskarenen ein Geschwätz, ein Geschrei, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu suchen. Ich habe noch kein müssiges Weib gesehen.

Der Wirth verständigte mir mit Italiänischer Emphase, das er sich glücklich finde, mir mit der köstlichsten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt, und der Fisch den Weg hinauf sucht. Der Kaiser erhält von diesem Fange jetzo tausend Gulden Pacht. Es sind keine eigentlichen Forellen, grossmaulmal funfzig Pfund schwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punctirt; der Geschmack zwischen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Weibleben aber ist in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köstlich seyn müssen, wo schon Citronen wachsen.

Den 13. September 1786. Abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günstig, das sie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wenig, doch bei der Dämmerung still. Wir fuhren bei Limona vorbei, diesen Bergort, terrassenweise angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und ziemliches Ansehn geben. Der ganze Garten besteht aus Reihen von weissen viereckigen Pfeilern, die in einer gewissen Entfernung von einander stehen, und säulenweis den Berg hinaufsteigen. Ueber diese Pfeiler sind starke Stangen gelegt, um im Winter die dazwischen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beschauen dieser angenehmen Gegenstände ward durch eine langsame Fahrt begünstigt, und so waren wir schon an Malcesine vorbei, als der Wind sich völlig unterbrach, seinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Andern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und so mußten wir im Hafen von Malcesine landen. Es ist der erste Venetianische Ort an der Morgenseite des Sees. Wenn man mit dem Wasser zu thun hat, kann man nicht sagen: ich werde heute da oder dort seyn. Diesen Aufenthalt will ich so gut als möglich nutzen, besonders das Schloß zu zeichnen, das am Wasser liegt und ein schöner Gegenstand ist. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 14. September 1786.

Der Gegenwind, der mich gestern in den Hafen von Malcesine trieb, bereitete mir ein gelüstliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überstand und in der Erinnerung lustig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Bewahrung und Bewachung, jedermann zugänglich ist. Im Schloßhofe setzte ich mich dem alten auf und in den Felsen gehauenen Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drei vier Stufen erhöhten verschlossenen Thüre, im Thürgewände ein verjüngtes steinern Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich sah nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich merkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht stören, und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drangte sich ein Mann zu mir, nickt von hinten zu, sah und fragte, was ich da mache? Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malcesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sey dies nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner Venetianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiederte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergrif darauf mit wahrer Italiänischer Gelassenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf kommt ein neuer Ton der Unterredenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sey nicht recht: man solle den Possta rufen, welcher dergleichen Dinge zu verrichten wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, und überschaute das immer sich vermehrende Publicum. Die neugierigen starren Blicke, der zutrauliche Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisiren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Ehor der Vögel vor mir zu sehen, das ich als Zeuxisend auf dem Eisenbrunner Theater oft zum Ekel gebabt. Doch verlegte auch in die heiterste Stimmung, ich sah als der Possta mit seinem Actuarius herankam, sich ihm freundlich begrüßte, und auf seine Frage: warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiederte: daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihm und das Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Pforten, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte, ich habe bei nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sey, was denn dran wohl merkwürdig scheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr unbillig, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien gehen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren vermüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet werden, daß nicht alles und dem Alterthum zu erhalten sey, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podesta welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, noch gerade hagerer Mann, von etwa dreißig Jahren. Die flammenden Züge seines geistlichen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches deßwegen, man sollen mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen der Formen bann: das möge wohl gelten, denn jenes sey

ein weltberühmtes, Römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sey nichts Merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem Oestreichischen Kaiserstaate bezeichne, und deßhalb nicht ausplündert werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein Griechische und Römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit, Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sey freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem, von Jugend auf gekannten Gebäude, nicht so viele malerische Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum jene beiderley Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihnen Ohren anpriesen, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Ehren schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sey ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Angehöriger seyn, um die Gränzen auszuspähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu seyn, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht vergleichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Landesklugheit, Residium und Weisheit ihrer Vorgesetzten seiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist.

Von Frankfurt am Main! rief eine hübsche junge Frau, da könnt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an den Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat, der wird am besten in der Sache entscheiden können.

Seren hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her verändert, der erste Widerwärtige war verschwunden, und als man Gregorio herbeiam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieser war ein Mann etwa in den funfzigen, ein brauner Italiänischer Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd ist, erzählte mir geschwind, daß er bei Beisenzeit in Diensten gestanden und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meinen jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen, und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen Italiänischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt manches Einzelne zu hören. 1. B. daß der Herr Aretino im Jahre 1773 seine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Hausherrn eine geborne Brentano sey. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen, wie sie heranngewachsen, versorgt, verheirathet worden, und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueste Auskunft faß über alles gegeben, nun was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war stolz und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr, und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialect übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieser ein braver, rechtschaffener Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreist, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede, und sie auf munitere Maltesine zu besuchen, dessen schöne Lage weiß werth ist, von Fremden bewundert zu seyn. Ich verstehte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß mit Meister Gregorio, nach Belieben, den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns, und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zustrehnen würden, wenn die Vorzüge Maltesine's erst recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sey. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinen Befreier mich dankbar zu erweisen. „Dank mir nicht," versetzte der brave Mann, „mir seyd Ihr nichts schuldig. Verstünde der Podesta sein Handwerk, und wäre der Actuar nicht der eigennützigste aller Menschen, Ihr wäret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hatte Eure Verhaftung, die Berufte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt, und Ihr wart schon befreit, ehe unsere Unterredung zu Ende war."

Gegen Abend wollte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See einabwärts sehr wohlgelegen war. Uns begleitete sein funfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen mußte, indessen der Alte die reifsten Weintrauben auslaubte.

Zwischen diesen beiden weltfremden, wohlwollenden Menschen, in der unendlichen Einsamkeit dieses Erdwinkels ganz allein, fühlte ich dem doch, wenn ich die Abenteuer des Tages überdachte, auf das lebhafteste, welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist, daß er daseinige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Zustand sich auf seine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Frauenzimmer trugen, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich, mit günstigem Wind von dem Ufer, welches mir lästigerweise zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Bretcianischen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da wo an der Abendseite das Gebirge ausfährt steil zu seyn, und die Landschaft Fächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Garignano, Bojaco, Cecina, Tebertan, Moderno, Verdom, Salò; alle auch wieder meist in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehn Uhr landete ich in Bartolino, und mein Gepäck auf ein Maulthier, und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Secvertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuren Strömungen gewirkt, und diesen kolossalen Kieselbamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber gesekelmat; aber der Ackermann ist doch stets aufs neue von den immer wieder hervorbringenden Geschieben geplagt. Man sucht so viel als möglich ihrer los zu werden, baut sie reihen- und schichtenweise über einander, und bildet dadurch am Wege hin sehr dicke Quaimauern. Die Maulbeerbäume stehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zusammengeleiteten Regenwassers, worauf die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wässern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beim Herabsteigen überfieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten meilenlang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und schroffer Felsen, ganz flach in der größten Annehmlichkeit daliegt. Und so kam ich denn am 10. September gegen Ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerst noch dieses schreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs schließe und beste, und gegen Abend mit freudigem Geiste das Amphitheater zu sehen hoffe.

Von der Witterung dieser Tage der meiste ich folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechselnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um sich. Morgens gegen fünf Uhr überzog sich der ganze Himmel mit grauen nicht schweren Wolken, die mit dem wachenden Tage verschwanden. Je tiefer ich hinabkam, desto schöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsstock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beschaffenheit; man sah nämlich an den verschiedenen Landschaftsgründen, die sich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander absonderten, daß die Atmosphäre voll gleichangetheilter Dünste sey, welche sie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken sich sammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünste die auf dem Botzner Thal, alle Wolkenstreifen die von den mittägigern Bergen aufstiegen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zu zogen, sie nicht verdeckten, aber in eine Art Höhe rauch einhüllten. In der weitesten Ferne, über dem Gebirg konnte ich eine sogenannte Wassergalle bemerken. Von Botzen südwärts haben sie den ganzen Sommer das schönste Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser, (sie sagen aqua, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann sogleich wieder Sonnenschein. Auch gestern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne schien immer dazu. Sie haben lange kein so gutes Jahr gehabt; es geräth alles; das üble haben sie und zugeschickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur türzlich, denn Ferbers Reise nach Italien und Hacquets durch die Alpen, unterrichten uns genugsam von dieser Wegstrecke. Eine Viertelstunde vom Brenner ist ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbei fuhr. Er mag und muß wie der an der andern Seite, auf Glimmerschiefer aufliegen. Diesen fand ich bei Colman, als es Tag ward; weiter hinab zeigten sich Porphyre an. Die Felsen waren so prächtig, und an der Chaussee die Haufen so gättlich zerschlagen, daß man gleich Botzinische Cabinetchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beschwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maß gewöhne. Bald unter Colman fand ich einen Porphyr, der sich in regelmäßige Platten spaltet, zwischen Brandjoi und Neumarkt einen ähnlichen, dessen Platten jedoch sich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt sie für vulcanische Producte, das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet sehen macht sich darüber lustig.

Von den Menschen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu sagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrenden der Tag aufging, bemerkte ich eine entschiedene Veränderung der Gestalt, besonders mußte mir die bräunlich bleiche Farbe der Weiber. Ihre Gesichtszüge deuteten auf Elend. Kinder waren eben so erbärmlich anzusehen. Männer ein wenig besser; die Grundbildung übrigens durchaus regelmäßig und gut. Ich glaube die Ursache dieses krankhaften Zustandes in dem häufigen Gebrauch des Türkischen und Haidekorns zu finden. Jenes, das sie auch gelbe Blende nennen, und dieses, schwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Wasser zu einem dicken Brei gekocht und so gegessen. Die sensitiven Deutschen rugen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf. Der welsche Tyroler mag es ihm so weg, mundemal Käse darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleisch. Nothwendig muß das die ersten Wege verderben und verstopfen, besonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektische Farbe benutzet auf solches Verderben. Außerdem essen sie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die sie in Wasser aufsieden und mit Knoblauch und Oel anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe? — Ja freilich. — Thun sie sich nichts zu Gute? — essen sie nicht besser? — Nein, sie sind es einmal so gewohnt. — Wo kommen sie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen sie sonst für Aufwand? — O, die haben schon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen. — Das war die Summa des Gespräches mit meiner Wirthstochter in Botzen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendsten scheinen, sich am übelsten befinden, denn sie sind in den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen bei schlechten Jahren den Lebensunterhalt verschießen, und bei guten den Wein um ein Geringes an sich nehmen. Doch das ist überall bekannt.

Was meine Meinung wegen der Nahrung bestätigt, ist, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler aussehen. Hübsche, volle Mädchengesichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich

entgegenkommende Gesichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande sehen sie weniger frisch aus als die Weiber, wahrscheinlich weil diese mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute sitzen. Am Gardasee fand ich die Leute sehr braun, und ohne den mindesten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungesund, sondern ganz frisch und behaglich aussehend. Wahrscheinlich sind die heftigen Sonnenstrahlen, denen sie am Fuße ihrer Felsen ausgesetzt sind, hievon die Ursache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September 1786.

Das Amphitheater ist also das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das ich sehe, und so gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umherging, schien es mir seltsam, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu sehen. Auch will es leer nicht gesehen seyn, sondern ganz voll von Menschen, wie man es neuerer Zeit Joseph dem Ersten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranstaltet. Der Kaiser, der doch auch Menschenmassen vor Augen gewohnt war, soll darüber erstaunt seyn. Doch nur in der frühesten Zeit that es seine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt ist. Denn eigentlich ist so ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit sich selbst zu imponiren, das Volk mit sich selbst zum Besten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, suchen die Hintersten auf alle mögliche Weise sich über die Vordersten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäßer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, besetzt einen benachbarten Hügel und es bildet sich in der Geschwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauspiel öfter auf derselben Stelle vor, so baut man leichte Gerüste für die so bezahlen können, und die übrige Masse behilft sich wie sie mag. Dieses allgemeine Bedürfniß zu befriedigen ist hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen solchen Krater durch Kunst, so einfach als nur möglich, damit dessen Zierrath das Volk selbst werde. Wenn es sich so beisammen sah, mußte es über sich selbst erstaunen, denn da es sonst nur gewohnt, sich durch einander laufen zu sehen, sich in einem Gewühle ohne Ordnung und Sonderung zu finden, so sieht das vielfältige, vielförmige, zusammenfassende hin und her irrende Thier, sich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als Ein Gebäude, von Einem Geiste belebt. Die Simplicität des Oval ist jedem Auge auf die augenehmste Weise fürsorgt, und jeder Kopf dient zum Maße, wie angebracht das Ganze sey. Jetzt wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab, man weiß nicht, ob es groß oder klein ist.

Wegen der Unterhaltung dieses Werks müssen die Veroneser gelobt werden. Es ist von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift, daher stellt man der Reihe nach die ausgetretenen Stufen immer wieder her, und so scheinen sich alle ganz neu. Eine Inschrift gedenkt eines Sterzenmus Mauriacus, und seines auf dieses Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer steht nur ein Stück und ich zweifle ob sie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz il Bra genannt stoßen, sind an Handwerker vermiethet, und es sieht lustig aus, diese Höhlungen wieder belebt zu sehen.

Verona, den 16. September 1786.

Das südliche, aber immer geschlossene Thor heißt Porta stupa oder bei Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung aus der man es schon gewahr wird, ist es nicht gut gedacht, denn erst in der Nähe erkennt man das Verdienst des Gebäudes.

Sie geben allerlei Ursachen an, warum es geschlossen sey. Ich habe jedoch eine Muthmaßung: die Absicht des Künstlers ging offenbar dahin, durch dieses Thor eine neue Anlage des Corso zu veranlassen, denn auf die jetzige Straße steht es ganz falsch. Die linke Seite hat lauter Barakken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloster zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müssen. Das sah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Lust haben sich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künstler starb vielleicht, und so schlief man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Verona, den 16. September 1786.

Das Portal des Theatergebäudes, von sechs großen jonischen Säulen, nimmt sich anständig genug aus. Desto kleinlicher erscheint über der Thüre, vor einer gemalten Nische die von zwei korinthischen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büste des Marchese Maffei in einer großen Perrücke. Der Platz ist eingeweiht, aber um sich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büste kolossal seyn müssen. Jetzt steht sie kleinlich auf einem Kragsteinchen unharmonisch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, ist kleinlich, und die cannelirten dorischen Zwerge nehmen sich neben den glatten jonischen Riesen armselig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der sechzig Anstalt, welche unter diesen Säulenhallen angelegt ist. Hier hat man die Antiquitäten, meist in und um Verona gefunden, gesammelt aufgestellt. Einiges soll sogar sich im Amphitheater gefunden haben. Es sind Etrurische, Griechische, Römische, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs sind in die Wände eingemauert und mit den Nummern versehen, die ihnen Maffei gab, als er sie in seinem Werke: Verona illustrata beschrieb. Architekturstücken von Säulen und dergleichen Reste; ein ganz trefflicher Dreifuß von weißem Marmor, worauf Genien die sich mit den Attributen der Götter beschäftigen. Karpaci hat dergleichen in den Zwickeln der Fensterbögen nachgeahmt und verstärkt.

Der Wind der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind verfallen und rührend und heilen immer das Leben der. Da ist ein Mann, der neben seiner Frau aus einer Thüre, wie zu einem Fenster herausstehen. Da stehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht sich ein Paar die Hände. Hier scheint ein Vater, auf seinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Wie war die unmittelbare Gegenwart dieser Steine höchst rührend. Von späterer Kunst sind sie, aber einfach, natürlich und allgemein ansprechend. Hier ist ein gebarnischter Mann auf den Knieen der eine fröhliche Auferstehung erwartet. Der Künstler hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch versichert und dieselbe gemacht. Sie halten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind dieselben was sie waren und was sie sind. Sie stehen beisammen, nehmen Antheil an einander, lieben sich, und das ist in den Steinen, sogar mit einer gewissen Handwerksaufmerksamkeit, allerliebst ausgedrückt. Ein sehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So löblich diese Anstalt ist, so sieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungstrieb, der sie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der positive Dreifuß geht nachlässig zu Grunde, weil er frei steht, gegen Westen der Witterung ausgesetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieser Schatz leicht zu erhalten.

Der angenehme Palast des Provveditore, wäre er fertig geworden, hatte ein solches Stück Baukunst gegeben. Sonst dauen die Nestli noch viel, leider aber ein jeder auf den Plan wo seine ältere Wohnung stand, alle oft in engen Gassen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernsthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüber ging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Palast der Justiz, und wegen Höhe der Gebäude erschien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, sagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich sah unter und durch alle Stockwerke hinein, an zahlreichen Thüren hin, offene mit eisernen Gitterstäben versehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus seinem Kerker heraustritt, um zum Verhör geführt zu werden, stand in der freien Luft, war aber auch den Blicken aller ausgesetzt; und weil nun mehrere Verbrechen seyn mochten, so klapperten die Ketten, bald über diesen bald über jenem Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünschter Anblick und ich leugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas schweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatralischen Kraters bei Sonnenuntergang, der schönsten Aussicht genießend, über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen Menschen von Menschen: Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelstande spazieren. Diese letztern nehmen sich in ihren schwarzen Ueberkleidern aus dieser Vogelperspective, gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veste, die dieser Classe statt aller Garderobe dient, ist übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk das nicht immer für Reinlichkeit sorgen und doch immer ordentlich erscheinen will. Veste ist ein schwarzseidener Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer unter einem reinlichen weißen darunter, so verbirgt sie den schwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieser wird so angefüttert, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Corsets bedeckt, welches von seidicher Farbe seyn kann. Der Zendale ist eine weiße Kappe, mit langen Bärten, die Kappe selbst durch ein Drahtgestell hoch über den Kopf gehalten. Die Bärte aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunter fallen.

Verona, den 16. September 1786.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon in einem modernen öffentlichen Staatsspiel. Hier edle Veroneser schlugen Ball gegen vier Pfeilerner. Sie treiben dies sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; diesmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tausend Zuschauer gewesen seyn. Frauen sah ich von keinem Stande.

Verdrin als ich vom Bedürfniß der Menge in einem seltnen Falle sprach, daß ich das natürliche zufällige Amphitheater eben beschrieben, wie ich das Volk hier hier immer gehaut sah. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von weiten, jeder der beginnende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich: In schräger Entfernung von einander sind zwei gemauerpanzige Bretterwände errichtet. Derjenige der den Ball ausschlägt, setzt, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partei ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denselben zu treffen weiß. Die Gegner suchen ihn zurückzuschlagen, und so geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die schönsten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein. Da es lauter wohlgewachsene, rüstige, junge Leute sind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, so unterscheiden sich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Besonders schön ist die Stellung, in welche der Ausschlagende gerath, indem er von der schiefen Fläche herunterläuft und den Ball zu treffen austritt, sie nahezu sich der des Borghesischen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß sie diese Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeste Bequemlichkeit für die Zuschauer vornehmen; warum sie es nicht im Amphitheater thun, wo so schöner Raum wäre!

Verona, den 17. September 1786.

Was ich von Gemälden gesehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache diese wunderbare Reise meist um mich selbst zu vertreiben, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen, da sage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunst, von dem Handwerk des Malers wenig verstehe. Meine Aufmerksamkeit, meine

Betrachtung kann nur auf den praktischen Theil, auf den Gegenstand und auf die Behandlung desselben im allgemeinen gerichtet seyn.

St. Giorgio ist eine Galerie von guten Gemälden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglücklichen Künstler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannsorgen vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brote zum Gegenstück! was war daran zu malen? Hungrige Menschen, die über kleine Körner herfallen, unglückige andere denen Brot präsentirt wird. Die Künstler haben sich die Zotten gegeben, um solche Armseligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch diese Mißhandlung gereizt, das Genie schöne Sachen hervorgebracht. Ein Künstler der die heilige Ursula mit den eilftausend Jungfrauen vorzustellen hatte, ja sich mit großem Verstand aus der Sache. Die Heilige steht im Vordergrunde, als habe sie siegend das Land in Besitz genommen. Sie ist sehr edel, amazonenhaft jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der allerkleinsten Ferne hingegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Prozession herankommen. Die Himmelfahrt Maria von Tizian, ist sehr verständig, der Gedanke bewundernswerth, daß die angebende Göttin nicht himmelwärts, sondern brad nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Sperardini fand ich sehr schöne Sachen von Ordette und lernte diesen verdienten Künstler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern, und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Firmament gehörend verehrtirt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwei Halbfiguren. Simson ist eben im Schooße der Delila eingeschlafen, sie greift leise über ihn hinweg, nach einer Scheere, die auf dem Tisch neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Palast Canossa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palast Bevilacqua enthält die köstlichsten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tintoret, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit den ganzen Reichthum des glücklichsten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, dies alles zu verbinden und sich dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es vollendet vor Augen haben. Die Arbeit geht ins Unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch seyn. Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Ära ist doch das köstliche Weinchen auf dem Brode und noch immer, von Alters her, ein wenig sauer.

Ein paar Portraite von Paul Veronese haben meine Hochachtung für diesen Künstler nur vermehrt. Die Amtskleidung mag ihn verstecken, ein vornehmer Sohn der Natur ist's doch, die Blößen, ungeachtet ihrer reclamirenden Nasen, meistens höchst interessant, ein August mit der Bürgerkrone, ein Caligula und andere.

Es steht in meiner Natur das Große und Schöne wollen und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, besonders aber des Abends sich erfreut, ist es höchst bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will seine Tochter wieder zu Hause sehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag sey wissen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe ist es und einerlei, ob es Tag oder Nacht ist, denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergetzen? Wie hier die Nacht eintritt, ist der Tag entschieden vorbei, der aus Abend und Morgen besteht, vierundzwanzig Stunden sind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Rosenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und spricht: felicissima notte! Diese Worte verändern sich mit jeder Jahreszeit, und der Mensch der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Genuß seinen Daseyns sich nach der Stunde richtet, sondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutschen Zeiger auf, so würde man es verwirrt machen, dann der feinige ist innigst mit seiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden. Eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren, es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht schlägt kehrt alles um. Theils fahren sie an die Kirchen das Ave Maria della sera zu beten, theils halten sie auf dem Bra, die Cavaliers treten an die Kutschen, unterhalten sich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende nie mals abgewartet, die Fußgänger verlieren sich in die Nacht. Heute war gerade so viel Regen niedergegangen um den Staub zu löschen, es war wirklich ein lebendiger munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleich zu stellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachstehendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unsere vierundzwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweimal zwölf getheilt, wie wir pflegen und unsere Uhren zu zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der gegenwärtigen Jahreszeit hier schlagen, nämlich gleichfalls zweimal bis Zwölfe in vierundzwanzig Stunden, abermal dergestalt, daß es Eins schlägt, wenn es bei uns Ave Glocke und so fort bis Zwölfe vorüber sind. Morgens Acht Uhr nach unserm Zeiger schlägt es wieder Eins u. s. f. Der oberste Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vierundzwanzig zu Leben gezählt wird. Da höre z. B. in der Nacht Sieben schlagen und weiß daß Mitternacht um Fünf ist, so ziehe ich diese Zahl von jener ab, und habe alte Zwei Uhr Nachtmittag. Höre ich am Tage Sieben schlagen und weiß daß auch Mittag um Fünfe Uhr ist, so verfahre ich eben so und habe Zwei Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hiesiger Weise aussprechen, so muß ich wissen daß Mittag Siebenzehn Uhr ist, schlage ich noch die Zwei und sage Neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum ersten Mal hört und überdenkt, so scheint es höchst verwirrt und schwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet diese Bezeichnung unterhaltend, wie sich auch das Volk an dem einmal hin und wieder Rechnen erfreut, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben immer die Finger in der Luft, zählen auf die Kerbe, und machen sich gern mit Zahlen zu schaffen.

Ferner ist dem Inländer die Sache so viel leichter, weil er sich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in diesem Lande thut, zwei Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur vom Abend die Stunden wie sie schlagen, am Tag addiren sie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechselnden Mittagszahl. Das weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

Vergleichungs-Kreis

der

Italiänischen und Deutschen Uhr, auch der Italiänischen Zeiger für die zweite Hälfte des Septembers.

Mittag.

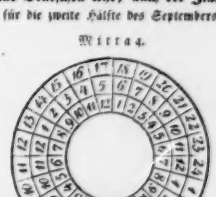

Mitternacht.

Die Nacht wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Fällt Nacht nach unserm Zeiger	ist Mitternacht alsdann um
August	1	6 1/2	7 1/2
—	15	7	8
Septbr.	1	7 1/2	8 1/2
—	15	8	9
Octbr.	1	8 1/2	9 1/2
—	15	9	10
Nov.	1	9 1/2	10 1/2
—	15	10	11

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
December } Januar }	10	11

Der Tag wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	ist Mitternacht alsdann um
Jan.	1	5 1/2	6 1/2
—	15	6	7
März	1	6 1/2	7 1/2
—	15	7	8
April	1	7 1/2	8 1/2
—	15	8	9
Mai	1	8 1/2	9 1/2
—	15	9	10

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
Juni } Juli }	9	10

Verona, den 17. September 1786.

Das Volk führt sich hier sehr lebhaft durch einander, besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster sieden und rosten alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Theil der Straße. Abends wenn Lichter brennen sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Marktagen sehr voll. Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens scherzen, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, janzgen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles was nur kann ist unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Larmen recht an. Das Liebchen vom Mariborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackbret, eine Violine. Sie üben sich alle Abend mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Ein seliges Uebergefühl des Daseyns verleiht ein mildes Klima auch der Aermste, und der Schatten des Todes scheint selbst noch ehrwürdig.

Die uns so sehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser entspringt auch daher: sie sind immer draußen und in ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme schließt

sich in seine Wohnung, die eben auch nicht so wohnlich ist wie im Norden. Ihre Gesellschaften halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. Vorhöfe und Säulengänge sind alle mit Unrath besudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk führt sich immer vor. Der Reiche kann reich seyn, Paläste bauen, der Noble darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfniß und es hat kein dringenderes, als das es scheu wie möglich soll zu werden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Was einer hat nicht leiden, so muß er nicht den großen Herren spielen, d. h. er muß nicht thun als wenn ein Theil seiner Wohnung dem Publikum angehöre, er macht seine Thüre zu und so ist es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk sein Recht nun gar nicht nehmen, und das ist es, worüber der Fremde durch ganz Italien Beschwerde führt.

Ich betrachtete heut auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren besonders des Mittelstandes, der sich sehr häufig und geschäftig zeigt. Sie schienen im Geben alle mit den Armen. Personen von einem höhern Stande, die bei gewissen Gelegenheiten einen Degen tragen, schienen nur mit Einem, weil sie gewohnt sind den Linken still zu halten. Ungeachtet das Volk seinen Geschäften und Bedürfnissen sehr sorglos nachgeht, so hat es doch auf alles Fremde ein schärfes Auge. So kennt' ich die ersten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefel betrachtete, da man sich derselben als einer theuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt da ich Sand und Strümpfe trage, sieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da sie alle mit Blumen, Gemüse, Knoblauch und so vielen andern Markterzeugnissen durch einander liefen, ihnen der Cypressenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zweige hingen daran, und daneben blieb ich blühende Cypressenzweige. Sie sahen alle, Groß und Klein, mir auf die Finger, und schienen wunderliche Gedanken zu haben.

Diese Zweige trabt' ich auf dem Garten Giusti, der eine treffliche Lage und uncheure Cypressen hat, die alle pittoresquartig in die Luft stehen. Wahrscheinlich sind die spitz zugeschnittenen Taxus der herrlichen Gartenanlage Nachahmungen dieses herrlichen Naturproducts. Ein Baum, dessen Zweige von unten bis oben, die ältesten wie die jüngsten, gen Himmel streben, der seine dreihundert Jahre dauert, ist wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach da der Garten angelegt worden, haben diese Zeder ein so hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19. September 1786.

Der Weg von Verona hieher ist sehr angenehm, man fährt nordwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel bestehen, immer linkerhand; auf den Hügeln die sie bilden liegen Orte, Schlösser, Häuser. Rechts verbreitet sich die weite Fläche durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld, man dicht in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es lustige Zweige, herunter fallen. Hier kann man sich eine Idee von Festen bilden! Die Trauben sind jetzt und beschweren die Ranken, die lang und schwankend niederhängen. Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes, besonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, teilerartigen Rädern, die, mit vier Ochsen bespannt, große Kufen hin und wieder führten, in welchen die Weintrauben aus den Gärten gebolt und gestampft werden. Die Führer standen, wenn sie leer waren, drinnen, es sah einem bacchischen Triumphzug ganz ähnlich. Zwischen den Weinreihen ist der Boden zu allerlei Arten Getreide, besonders zu Türkischkorn und Sibzel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, so steigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf, ist viel malerisch, sagt man, und schlieſst die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuſse, und wenn man will, in einem Busen den sie bilden.

Vicenza, den 19. September 1786.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe schon die Stadt durchlaufen, das Olympische Theater und die Gebäude des Palladio gesehen. Man hat ein sehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Benutzlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunstverständigen Texte. Wenn man nun diese Werke gegenwärtig sieht, so erkennt man erst den großen Werth derselben, denn sie sollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die schöne Harmonie ihrer Dimensionen nicht nur in abstracten Anssichten, sondern mit dem ganzen perspectivischen Vortreten und Zurückweichen den Geist befriedigen; und so sag' ich denn Palladio: er ist ein recht innerlich und von innen heraus grosser Mensch gewesen. Die höchste Schwierigkeit mit der dieser Mann, wie alle neuern Architecten, zu kämpfen hatte, ist die einfache Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst; denn Säulen und Mauern zu vereinden bleibt doch immer ein Widerspruch. Aber wie er das unter einander arbeitet bis, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponirt und verlassen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, obgleich wie die Form des grossen Dichters der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, dessen erbeutes Dasein und Gewalt.

Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten im Kleinen realisirt, und unaussprechlich schön, aber gegen die uns gegen kömmt mir's vor, wie ein vernehmes, reiches, wohlgebildetes Kind, gegen einen klugen Weltmenschen, der weder zu verweilen, noch zu reden, noch wohlzuhören, dessen weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und sieht wie sie eben durch das enge sonnenge Bedürfniß der Menschen entstellt sind, wie die Anlagen meist über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig diese tüchtigen Denkmale eines hohen Menschensinnes zu dem Leben der übrigen passen, so fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben so ist: denn man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr unnützes Bedürfniß erhöhen, ihnen eine grosse Idee von einem edlen Daseyn zum Genuß bringen will. Aber wenn man die Bibel besitzt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen fortbetend, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann, und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Angelmannschen. Ich sage das nicht, um meine Freunde herunter zu setzen, ich sage nur das sie so sind, und daß man sich nicht verwundern muß, wenn alles ist, wie es ist.

Wie sich die Basilica des Palladio neben einem allen mit ungleichen Fenstern überladen cathedralischen Gebäude ausnimmt, weichen der Baumeister

zusammt dem Thurm etwas weg gebaut hat, ist nicht auszurechnen, und ich muß mich schon auf eine wunderliche Weise zusammenfassen: denn ich finde auch hier, leider gleich! das was ich fliehe und suche neben einander.

Vicenza, den 20. September 1786.

Gestern war Oper, sie dauerte bis nach Mitternacht, und ich konnte mich zu ruhen. Die drei Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Zeichen gegeben, woraus das Stück mir weniger Mißfall zusammengesetzt ist. Die Musik hört sich brav an, ist aber wahrscheinlich von einem Liebhaber, dem meiner Gedanke der mich betreffen hatte. Die Ballette dauerten sind allerliebst. Das Hauptmaar tanzte ein Arlequinade, das man nichts Zierlichers sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich, schön, modernpraktisch, alles unterm, wie es einer Provinzialstadt geziemt, jede Loge hat ihren überklassen, altersfarbigen Teppich, die des Capitan Grande ist nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerin, vom ganzen Volke sehr beklatscht, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungeberdig, wenn sie etwas recht gut macht, welches oft geschieht. Es ist ein natürliches Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig Gesicht und von einem recht venetianischen Anstand; in den Armen könnte sie etwas mehr Grazie haben. Indessen komme ich denn doch wieder, ich fühle daß ich zum Vogel werden soll.

Vicenza, den 21. September 1786.

Heute besuchte ich Doctor Tura; wohl fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der Italiänischen Flora gesammelt, unter dem obersten Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber alles hin. Medicinische Praxis vertreibt die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gefressen't, der Bischof ist todt und der botanische Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Tura ist ein gar feiner unter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenruhe und Bescheidenheit seine Gedanke und zwar überhaupt sehr bestimmt und gefällig, hatte aber nicht Lust seine Sammlung aufzurühren, die vielleicht in seinem präsentablen Zustande seyn mochten. Der Discurs kam bald ins Stocken.

Den 21. September 1786. Abends.

Ich ging zum alten Baumeister Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat, und ein wackerer, leidenschaftlicher Künstler ist. Er gab mir einige Aufklärung, verschaft über meine Theilnahme. Unter den Gedanken des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Vorliebe hatte, es soll seine eigne Wohnung gewesen seyn; aber in der Nähe ist es weit mehr, als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gaben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister ihn einen Palast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der Welt, hat nur zwei Fenster, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenster verträgt, abgetheilt sind. Wollte man es zum Gemälde machen, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch das verständlich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hatte Canaletto machen sollen.

Heute besuchte ich das, eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs korinthischen Säulen getragen wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Lurus niemals höher getrieben. Der Raum den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst; denn jede einzelne Seite würde als Fundament eines Tempels betrachtet. Inwendig kann man es weniger aber nicht wohl nehmen. Der Saal ist von der schönsten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden sie kaum hinreichen. Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, sich auf das herrlichste darstellen. Die Mannigfaltigkeit ist groß, an der sich seine Hauptmasse gualeich mit den vorspringenden Sälen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Ansicht des Besitzers ist vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein einnahmes Denkmal seines Vermögens hinterlassen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Punkten der Gegend in seiner Herrlichkeit erscheint, so ist die Aussicht von daher gleichfalls die angenehmste. Man sieht den Bacchione fließen, Strecke von Verona herab, gegen die Brenta führend, dahin überhaupt man die weiten Besitzungen, welche Marchese Capra unterstreut bei seiner Familie erhalten wollte. Die Inscriften der vier Giebelseiten, die zusammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui sedes has
arctissimo primogeniturae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß besonders ist seltsam genug, ein Mann, dem so viel Vermögen und Güter zu Gebote stand, fühlt noch, daß er darüber und entbehren müsse. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Vicenza, den 22. September 1786.

Heute Abend war ich in einer Versammlung welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält noch ein bischen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anständig eingerichtet, der Capitan und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publikum von gebildeten Personen, viele Geistliche, zusammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebne Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug; denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, so

läßt sich hundert Jahre hinüber und herüber sprechen. Auch haben sich die Herren Akademiker dieser Gegenheit weidlich bedient und in Prosa und Versen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann ist es das lebendigste Pulsarium. Die Zuhörer riefen bravo, Kapitäne und Lachen. Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich beinhigen dürfte! Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß: jeder kann sich damit in eine Ecke und knoppert daran wie er kann.

Es läßt sich denken daß Palladio auch diesmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede seyn. Zuletzt, wo immer das Schwerhafteste erfordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu sagen: die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceschini loben, den großen Seidenfabrikanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Byzanz und Atzerninger Stoffe diesen tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge: daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben sey. Und dieß geschah mit so gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden die welche für die Nachahmung sprachen, mehr Beifall, denn sie sagten lauter Dinge, wie sie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publicum mit großem Handeklatschen einem recht groben Sophism seinen herzlichen Beifall, da es viele gute treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gestillt hatte. Es freut sehr auch dieses erlebt zu haben, und dann ist es hübsch er sieht den Palladio nach so viel Zeit immer noch als Polarstern und Mustertild von seinen Mitbürgern verehrt zu sehen.

Vicenza, den 22. September 1786.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Risse aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern seyn möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Stein genug, nach einem gerathen Plan, ein frisches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwischenhügel hinter sich. Vom Gebäude her, neben der schnurgraden Chaussee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Wasser dem Kommenden entgegen und wässert die weiten Reisfelder durch die man fährt.

Ich habe nun erst die zwei Italiänischen Städte gesehen und mit wenig Menschen gesprochen, aber ich kenne meine Italiäner schon gut. Sie sind wie Hofleute die sich für's erste Volk in der Welt halten und bei gewissen Vortheilen, die man ihnen meint leugnen kann, sich's ungestraft und bequem einbilden können. Man erbeichtet die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute sehen wie sie sind jetzt sehe und sehen kann, da ich ihnen immer aufgelegt bin, und mich ihnen immer auslege. Und was das für Figuren und Gesichter sind!

Besonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorzüge einer großen Stadt genießt. Sie sehen einem nicht an, man mag machen was man will; wendet man sich jedoch an sie, dann sind sie gefällig und animating, besonders wollen mir die Frauen sehr gefallen. Die Vornehmsten will ich nicht loben, sie haben eine gute Bildung und entschiedene Prosse, aber meistens bleibt und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der schönen Tracht auch etwas Reizendes sucht. Hier aber findet ich gar hübsche Wesen, besonders eine schwarzlockige Dame, die mir ein eigenes Interesse einflößt. Es giebt auch noch eine blonde, die mir aber nicht so behagen will.

Padua, den 26. September 1786.
Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einsitziges Chaischen, Sciola genannt, mit meiner ganzen Existenz gepackt. Man fährt sonst bequem in vierthalb Stunden, da ich aber den köstlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, so war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter seiner Schuldigkeit zurück blieb. Man fährt in der fruchtbarsten Ebene immer südwestwärts, zwischen Hecken und Bäumen, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die sanften Gebirge, von Osten gegen Süden streichend, zur rechten Hand sieht. Die Füße der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich. Kürbise beschweren die Dächer, und die wundersichsten Gurten hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium auf's Fürste übersehauen. Gegen Norden Tyroler Gebirge, beschneit, in Wolken bald versteckt, an die sich in Nordwest die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die näheren Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Süden ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erndtung. Baum an Baum. Buch an Buch. Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen auf dem Grünen hervorleuchtend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Markusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27. September 1786.

Endlich hab ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza gesehen, deren Tafeln in Holz gestochten sind, aber eine genaue Copie, so ein fac simile in Kupfer, veranstaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen englischen Consul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern lassen, daß sie von langer her das Gute zu schätzen wußten, und daß sie eine grandiose Art haben es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieses Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Ansehen hat. Alle Bücher stehen geheftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Gesellschaft. Was von Weltgeschichten, Excellenzen, Künstlern einigermaßen mit der Literatur verwandt ist, geht hier aus und ein. Man verlangt ein Buch, schlägt nach, sieht und unterhält sich wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beisammen, welche sämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerksam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch suchte, räumten sie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Copie, sie waren mit dem Werke selbst und dem Verdienst des Verlegers sehr wohl bekannt. Da sie mich für einen Architekten hielten, lobten sie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieses Meisters schritte, es leiste zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv selbst, denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich studirt und es unsern Bedürfnissen näher zu führen gewußt. Ich unterhielt mich lange mit diesen freundlichen Männern.

erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, so findet sich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menschen aufstellen kann. Die Büste des Cardinals Bembo steht zwischen jenischen Säulen, ein schönes, wenn ich so sagen soll, mit Gewalt in sich gezogenes Gesicht und ein mächtiger Bart; die Inschrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Universitätsgebäude hat mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studierluft deutscher Akademien auf den Hörsälen auch manches leiden müssen. Besonders ist das anatomische Theater ein Muster, wie man Schüler zusammen pressen soll. In einem engen hohen Trichter sind die Zuhörer über einander gewölbt. Sie stehen steil herunter auf den engen Boden wo der Tisch steht auf den sein Licht fällt, deshalb der Lehrer bei Lampenschein demonstrirt. Der botanische Garten ist desto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn sie an Mauern oder nicht weit davon gesetzt sind. Man übersieht alsdann das Ganze zu Ende des Octobers, und setzt die wenigen Monate. Es ist erfreulich und belehrend unter einer Vegetation umherzugehen die uns fremd ist. Bei gewohnten Pflanzen, ja wie bei andern längst bekannten Gegenständen, denken wir gewiß gar nichts, und was ist Bekanntschaft ohne Denken? Hier in dieser neu eingehegten fremden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger; daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickelt denke. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkürlich gehandelt. Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Thee- und Bretter dieses Gehäuses scheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, ist ein sehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Seine Buden in seiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteste Ansehn, die Einwohner aber versichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein wie die zu Verona sehen werde. Hiezu giebt freilich schon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen sehr schönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval ist rundsum mit Statuen besetzt, alle berühmten Männer vorstellende welche hier gelehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimischen und Fremden ist erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildsäule von bestimmter Größe zu errichten, sobald das Verdienst der Personen und der akademische Aufenthalt zu Padua bewiesen ist.

Um das Oval umher geht ein Wassergraben. Auf den vier Brücken die hinaufführen stehen Päpste und Dogen kolossal, die übrigen, kleiner, sind von Zünften, Particuliers und Fremden gesetzt. Der König von Schweden ließ Gustav Adolphen hinstellen, weil man sagt, derselbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarchs und Galilei's. Die Statuen sind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costum ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts Abgeschmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Universität wäre der Gedanke sehr glücklich gewesen, auf dieser ist er am glücklichsten, weil es sehr wohlthut eine würdige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu sehen. Es kann ein recht schöner Platz werden, wenn sie die hölzerne Jura wegschaffen und eine von Stein erbauen, wie der Platz seyn soll.

In dem Versammlungssaale einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder, welche an die alten Deutschen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo sich der große Fortschritt merklich ist, den über die Alten niemand für sich gethan hat. Gleich darauf sah ich einiges von den neuesten. Diese Künstler haben, da sie das hohe Ernste nicht mehr erreichen konnten, das Humoristische sehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazzetta ist, wenn man des Meisters Manier zugiebt, in diesem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor sich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er sieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihm hinten gebunden hält, steht sich an der Seite herum und sieht ihm ins Gesicht, als wenn er über die Gelassenheit erstaunte womit der Mann sich hingiebt. In der Höhe sieht ein anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwert nicht, sondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer der den Streich zum voraus verneinen will. Das Schwert steht unten ein ritter auf der Seite. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Composition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna gesehen, einem der älteren Maler, vor dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine saubre, sichere Gegenwart daliebt! Von dieser ganz wahren, nur etwas ängstlichen, gewissenhaften, dies zur Einbildungskraft sprechenden, ernsten Art: denken, lernen, lehren, aufführlichen, gewissenhaften, zarten, umsichtigen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Ernstes, Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Leichtsinnigkeit ihres Genie's, die Energie ihrer Natur, entwickelt von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die Kunst, nach der barbarischen Zeit.

Der Audienzsaal des Rathauses, mit Recht durch das Augustinatheum Saleve betitelt, das ungeheuerste angeschlossene Gebäu das man ich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nackten Erinnerung zurückrufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind diese Menschen im Freien zu leben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu überwölben fanden. Und es ist keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung giebt. Es ist ein angeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst hinaus, jener drängt uns auf die gelindeste Weise, in uns selbst zurück.

So verweilt ich auch gern in der Kirche der heiligen Justine. Diese vierhundert fünfundachtzig Fuß

lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend setzt' ich mich in einen Winkel und hatte meine stille Betrachtung: da fühlt ich mich recht allein, denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt, morgen früh geht es zu Wasser auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder aufgeheitert, und ich hoffe die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrscherin bei schöner Tageszeit zu erblicken, und aus ihrem Schoos meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum ersten Mal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Oberrepublik betreten und besuchen sollte. Es ist denn auch. Gott sey Dank, Venedig mir kein todtes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Abenteuern, ängstigte hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr, es gerieth uns Passagiere welche Eil haben, geschwinder nach Venedig zu bringen,) erinnerte ich mich eines frühen Kinderspieltzeugs, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes ausgebrachtes Gondelmodell; er hielt es sehr werth, und mir ward es doch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelsitze, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Zu Hus gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcusplatze, und dieß ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Canal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So meine ich, und so werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesehen habe. Die Einsamkeit nach der ich oft so sehnsuchtsvoll seufzte, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man sich einsamer als in Gewimmel, wo man sich allen ganz unbekannt durchdrängt. In Venedig kennt man vielleicht nur Ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28. September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, mir mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in geselliger Gesellschaft, da die Italiäner sich vor einander im Adel nehmen, ist anständig und angenehm. Die Ufer sind mit Gärten und Lustgebäuden geschmückt, kleine Ortschaften treten bis ans Wasser, theilweise geht die belebte Landstraße daran hin. Da man schwerlich den Fuß hinabsetzt, giebt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, sich aus dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Dann steigt man wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu so viel abwechselnden Bildern und Gestalten gesellte sich noch eine Erscheinung, die eigentlich aus Deutschland herstammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die ersten die ich in der Nähe sah. Sie haben das Recht mit dieser öffentlichen Gelegenheit umsonst weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Gesellschaft ihre Nähe scheut, so sitzen sie nicht mit in dem bedeckten Raume, sondern hinten bei den Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit seltene Erscheinung wurden sie angestaunt, und, weil früher unter dieser Hülle mancherlei Gesindel umherirrte, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutsche seyen, ferner andern Sprache mächtig, gesellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß sie aus dem Paderbornischen herstammten. Beides waren Männer schon über fünfzig, von dunkler aber gutmüthiger Physiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drei Könige zu Cöln besucht, waren sodann durch Deutschland gegangen, und nun auf dem Wege, zusammen bis Rom und sodann ins obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Westphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jahre zu Loretto zu verehren gedachte.

Ihre Rechnung war die beste, doch haben sie aufgezehrt viel besser aus, als wir sie in langen Tagereisetheuren auf unsern Nebenten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unzudringlichste Trinkgeschirr, alles hatte seine Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen, die Wechselbriefe enthielt ihre Pässe. Das Merkwürdigste aber waren ihre kleinen rothledernen Brieftaschen, in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geneigt seyn mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann höchst zufrieden daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun, dadurch vernahm ich manches von ihren Anstalten, besonders aber von ihrer Reise. Sie bezogen sich hierinfalls über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache seyn, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bezeichneten Pässe vorzeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenommen werden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, verzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zubereiten dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja beim Abschiede habe sie ihnen einen Convertenthaler geschenkt, der ihnen eher zu Statten gekommen sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der eine mit aller Erbauung deren er fähig war: wer sonstichen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns

geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spät, annehme in den Schoos der allenseligmachenden Kirche. Und so hoffen wir gewiß ihre bereits im Paradiese zu begrüßen.

Von diesem allen erfuhren wir was nöthig und nützlich war auf der kleinen Strecke sigend die auf das Bereich führt, dem Stenermanne und einigen andern Personen, die sich aus der Kajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige dürftige Erquickungen gereicht, denn der Italiener liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine gewebte Zettel hervor, worauf zu sehen das Bild der heiligen drei Könige, nebst lateinischen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menschen hatten mich, die kleine Gesellschaft damit zu beschenken, und ihr den hohen Werth dieser Blätter begreiflich zu machen. Dieses gelang mir auch ganz gut, denn als die beiden Männer sehr verlegen schienen, wie sie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger bestimmte Kloster auffinden sollten, so versprach der gerührte Steuermann, wenn sie landeten, wolle er einem Burschen sogleich einen Dreier geben, damit er sie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, setzte er vertraulich hinzu, sie würden dort wenig Trost finden: die Anstalt, sehr groß angelegt um ich weiß nicht wie viel Pilger zu fassen, sey gegenwärtig ziemlich zusammengeschmolzen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, wandten herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit räthselhaftem Blick bemerkend. Als wir nun in die Lagunen eingefahren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lohnard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir gelegentlich drinne wären und der Dogenschmuck entstünde. Einige die uns erhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu entfernen und so schwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang sanften unsern Lauf entgegen.

Venedig, den 29. September 1786.

Nächtliches Venedig.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mir Beschreibung nicht anmaßen kann will, ich sage nur wie es mir entgegen kommt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein notwendiges unentbehrliches Dasein.

Dieses Gewimmel hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln gedrängt, es war keine Wahl welche die Folgenden trieb sich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte sie ihre Zuflucht in der unvortheilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward, und sie sing machte, als noch die ganze nördliche Welt im Dämmern gelagen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor. Sand und Sumpf wurden durch Pfählen erfüllt, die Häuser suchten die Luft, wie Bäume die gesichlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen. Was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens gezählt, und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, liefen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war eine Hauptröhre von der gegenüberstehenden zu trennen, und den Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große schlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Marcusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ja meine den großen Wasserspiegel, der die Insel St. Georgio magiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein Paar ungeheure Marmorcolosse entgegen kommen. Diese sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände die uns in die Augen fallen, wenn wir zwischen den zwei Säulen des Marcusplatzes hervortreten. Die sämmtlichen Ans- und Aussichten sind so oft in Kupfer gestochen, daß die Freunde davon sich gar leicht einen anschaulichen Begriff machen können.

Nun Treue eilte ich mir erst einen Umriß des Ganzen zu verschaffen, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche absolut darauf von Canälen und Canälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammengehängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es gesehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gasse mit ausgestreckten Armen entweder ganz oder beinahe messen, in den engsten stößt man schon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite stemmt; es giebt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto; sie besteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter ist es eine große Ansicht, der Canal gefüllt voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom festen Lande herbeischaffen und hier haarklein anlegen und austaden, zwischen wimmelt es von Gondeln. Besonders heute, als am Mittwoch, gab es einen Anblick wunderschön lebendig; doch um diesen einigermaßen darzustellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Hauptheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch ist auch für mehrere Communication gesorgt, welche in offenen Barken an bestimmten Ueberfahrtspunkten schwebt. Nun sah es heute sehr gut aus, als die Weinhändler, denn mit einem schwarzen Schiffe bedeckten Frauen, sich viele zusammen hervorlegen liefen, um zu der Ferne des gelobten Erzstiftes zu gelangen. Jeder eilte die Brücke, und begab sich an einen solchen Ueberfahrtspunkt, die Ausfliegenden genauer zu betrachten. In habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu betrachten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Insel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Marcusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des Venetianischen Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mir's wohl auch so gehen? Alles was mich umgiebt ist würdig, ein großes respectables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters,

sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel gesunken, ihre Macht gelunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig seyn. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erscheinendes Daseyn hat.

Venedig, den 30. September 1786.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entferntesten Quartiere der Stadt. Die vielen Brücken sind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich suchte auch in und aus diesen Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt sich wohl endlich, aber es ist ein unglaubliches Gedränge in einander, und meine Manier sich recht sinnlich davon zu überzeugen, die beste. Auch habe ich mir, bis an die letzte der wohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Wesen gemerkt; in jedem Quartiere sind sie anders beschaffen. Du lieber Gott! was doch der Mensch für ein armes, gutes Thier ist!

Sehr viele Hänserchen stehen unmittelbar in den Canälen, doch giebt es hie und da schön gepflasterte Steindämme, auf denen man zwischen Wasser, Kirchen und Palästen gar angenehm hin und wieder spaziert. Lustig und erfreulich ist der lange Steindamm, an der nördlichen Seite, von welchem die Inseln, besonders Murano, das Venedig im Kleinen, geschaut werden. Die Lagunen dazwischen sind von vielen Gondeln belebt.

Den 30. September 1786. Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verschaffte. Als ich ihn einigermaßen studirt, besteg ich den Marcusthurm, wo sich dem Auge ein einziges Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein, daß ich ohne Perspectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Insel bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem sogenannten Lido wandte (es ist ein schmaler Erdstreif, der die Lagunen schließt), sah ich zum ersten Mal das Meer und einige Segel darauf. Zu den Lagunen selbst liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Ernst stoßen sollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünstiger Winde liegen bleiben. Die Paduanischen und Vicentinischen Berge und das Tyroler Gebirge schließen, zwischen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich schön.

Den 1. October 1786.

Ich ging und besah mir die Stadt in mancherlei Rücksichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anstellen mußte. Es ist wohl eine Art von Polizei in diesem Artikel, die Leute schieben das Kehricht in die Canäle, auch sehr oft große Schiffe hin und wieder fahren, die an manchen Orten Stube liegen und das Kehricht mitnehmen. Leute von den Inseln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es ist in diesen Anstalten weder Folge noch Strenge, und beste unverzeihliche die Unreinlichkeit der Stadt, da sie ganz zu Reinlichkeit angelegt wer den, so gut als irgend eine Hauptstadt.

Alle Straßen sind gepflastert, selbst die entferntesten Quartiere wenigstens mit Backsteinen auf der hohen Kante ausgelegt, wo es nöthig in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen das Wasser aufzufassen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architectonische Vorrichtungen der ersten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Absicht trefflicher Baumeister, Venedig zu der reinsten Stadt zu machen, wie sie die sonderbarste ist. Ich konnte nicht unterlassen gleich im Spaziergehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen, und einem Polizeivorsteher, dem es Ernst wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Lust vor fremden Thoren zu kehren.

Den 2. October 1786.

Vor allem eilte ich in die Carita; ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Klostergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der reichen und gastfreien Alten darzustellen gedachte. Der sowohl im Ganzen als in seinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es ist kaum der zehnte Theil ausgeführt; doch auch dieser Theil seines himmlischen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommeneres gesehen, und glaube daß ich mich nicht irre. Denke man sich aber auch den trefflichen Künstler, mit dem innern Sinn für Größe und Gefälltige geboren, der erst mit unglaublicher Mühe sich an den Alten herumbildet, um sie alsdann durch sich wieder herzustellen. Dieser findet Gelegenheit einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloster, so vielen Mönchen zur Wohnung, so vielen Freunden zur Herberge bestimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche stand offen, aus ihr tritt man in ein Atrium von terminthischen Säulen, man ist entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacristei, an der andern ein Capitelzimmer, daneben die schöne Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die fünfzig niedern Stufen in die Wand gemauert, und so geschichtet daß eine die andere trägt; man wird nicht müde sie auf und abzusteigen; wie schön sie gerathen sey, kann man daraus abnehmen, daß sie Palladio selbst für wohlgerathen angiebt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gerüste das ihn umgeben stand, ist leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im ersten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenstern. Dem diese Besserung muß durch den Anstich der Risse gestärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Hämter und Füße der Säulen und die Schlußsteine der Bogen sind von gehauenem Stein, das Uebrige alles, ich darf nicht sagen von Backsteinen, sondern von gebrannten Thon. Solche Zeichen komme ich gar nicht. Fries und Cornies sind auch daraus, die Gurten der Bogen gleichfalls. Alles theilweise gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zusammengesetzt. Es steht wie aus Einem Guß. Ware das Ganze fertig geworden, und man hätte es vollig abgerieben und geglättet, es müßte ein imposanter Anblick seyn.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei so manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künstler hatte nicht nur vorauszusetzen, daß man das jetzige Kloster abreißen, sondern auch anstoßende Nachbarshäuser kaufen werde, und da mögen Geld und Kunst ausser einander gehen. Du liebes Schicksal, daß du so manche Dummheit begünstigst und verewigst hast, warum ließest du dieses Werk nicht zu Stande kommen!

Venedig, den 3. October 1786.

Die Kirche Il Redentore, ein schönes großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger als die von St. Giorgio. Diese mehrmals in Kupfer gestochenen Werke müßte man vor sich sehen, um das Gelagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Existenz der Alten durchdrungen, und schöpfte die Elemente und Ende seiner Zeit, wie ein großer Mensch der sich nicht hindern, sondern das Uebrige so viel als möglich nach seinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich auch gelinder Wendung seines Busens schließe, daß man bei christlichen Kirchen nach der Form der alten Basiliken zu bauen fortfahre, er suchte deßhalb seine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähren; daher entstanden gewiß Unregelmäßigkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich scheinen. Reichmann sagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig ist Il Redentore gleichfalls köstlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Nischen, die mit Statuen ausgefüllt werden sollten, prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemalten Brettfiguren.

Den 3. October 1786.

Dem heiligen Franciscus zu Ehren hatten die Peters-Kapuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt; man sah nichts von Stein als die fornirtesten Capitäle; alles Uebrige schien mit einer geschmackvollen reichlichen Stickerei, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten, goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben ausgestrichen, und das so mannigfaltig und geschmackvoll, das dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde, mehrere tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er ächt hätte seyn sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angesichte des Meeres, bemerkte ich schon einigemal einen armseligen Kerl, welcher einer ärmlichen oder kleinern Anzahl von Zuhörern im Venetianischen Dialekt Geschichten erzählte; ich kann leider nichts davon verstehen, es sacht aber kein Mensch, nur selten lachelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Classe besteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in seiner Art, vielmehr etwas sehr Gesetztes, zugleich eine bewundrungswürdige Mannigfaltigkeit und Präcision, welche auf Kunst und Nachdenken hinweisen, in seinen Geberden.

Den 3. October 1786.

Den Plan in der Hand suchte ich mich durch die wunderlichsten Irrsäle bis zur Kirche der Menschen zu finden. Hier ist das Conservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Fremden zimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön, und vortrefliche Stimmen. Ein Alt sang den König Saul, die Haupterven des Gedichtes. Von einer solchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Musik waren unendlich schön, der Text vollkommen singbar, so Italiänisch-Latein, daß man an manchen Stellen laden muß, die Musik aber singt sich ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß gewesen, wenn nicht der vermaledeite Capellmeister den Tact mit einer Rolle Noten, wider das Gitter, und so unerträglich geklopft hätte, als habe er mit Strafzwingen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, sein Klatschen war ganz unnöthig und zerstörte allen Enthusiast, nicht anders als wenn einer, um uns eine schöne Statue deutlicher zu machen, ihre Spartaglieder um die Gelenke flechte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das ist nun ein Meister und er hört es nicht, oder er will es nicht, das man seine Gegenwart durch eine Unschicklichkeit vermehren soll, da es besser wäre, er stehe seinen Werth an der Vortrefflichkeit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzosen haben es an der Art, den Italiänern hatte es ehemals nicht zugestanden, und das Publikum scheint daran gewöhnt. Es ist nicht das einzigemal das es sich empfinden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Venedig, den 3. October 1786.

Gestern Abend Oper zu St. Moses (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche der sie am nächsten liegen); nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Musik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine solche Darstellung auf den höchsten Punkt treiben kann. Man konnte von seinem Theile sagen er sey schlecht; aber nur die zwei Frauenzimmer sind angelegen seyn, nicht sowohl gut zu agiren, als sich zu produciren und zu gefallen. Das ist denn immer etwas. Es sind zwei schöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gälante Personen, unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Lust dem Publicum etwas aufzuopfern, so wie keine entschieden glänzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgeführt, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere sich es zur Pflicht rechneten, die Zuschauer mit jedem schönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatscht.

Den 3. October 1786.

Heute dagegen sah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palast hörte ich eine Rechtssache öffentlich verhandeln; sie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein überredender Busso nur seyn sollte. Figur die, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorspringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm auf tiefstem Grunde des Herzens Ernst wäre

was er sagte. Ja nenne dies eine Komödie, weil alles wahrscheinlich schon fertig ist, wenn diese öffentliche Darstellung geschieht; die Richter wissen was sie sprechen sollen, und die Partei weiß was sie zu erwarten hat. Indessen gefällt mir diese Art unendlich besser, als unsere Stuben- und Kanzlei-Hocketereien. Und nun von den Umständen, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich suchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palastes saßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über, auf einem Katheder, der mehrere Personen neben einander fassen konnte, die Advocaten beider Parteien, unmittelbar vor denselben, auf einer Bank, Kläger und Beklagte in eigner Person. Der Advocat des Klägers war von dem Katheder herab gesessen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers bestimmt. Die sämmtlichen Documente für und wider, obgleich schon gedruckt, sollten vorgelesen werden.

Ein hagerer Schreiber, in schwarzem kümmerlichem Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete sich die Pflicht des Leidens zu erfüllen. Von Zuschauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage selbst, so wie die Personen welche sie betraf, mußten den Venetianern höchst bedeutend scheinen.

Jedes Gemüth haben in diesem Staat die entschiedne Gunst, ein Besitzthum welchem einmal dieser Charakter aufgeprägt ist, behält ihn für ewige Zeiten, es mag durch irgend eine Wendung oder Umstand, vor mehreren hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen seyn, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der ersten Familie Recht und die Güter müssen daraus gegeben werden.

Diesmal war der Streit höchst wichtig, denn die Klage ging gegen den Doge selbst, oder vielmehr gegen seine Gemahlin, welche denn auch in Person auf den Bänken, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, in ihren Zendal gehüllt dasaß. Eine Dame von gewissen Jahren, edlem Körperbau, wohlgekleideten Gesichts, auf welchem einige, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu sehen waren. Die Venetianer bildeten sich viel darauf ein, daß die Fürstin, in ihrem eignen Palast, vor dem Gericht und ihnen erscheinen müsse.

Der Schreiber fing zu lesen an und nun ward mir erst deutlich, was ein im Angesicht der Richter, unsern des Katheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tische, auf einem niedern Schemel sitzendes Männchen, besonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor sich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber lies't, so lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber, wenn er dabei sprechen will, ist nur im Ganzen eine gewisse Frist gegönnt. Der Schreiber lies't, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, so steht auch die Uhr schon in der Höhe, die sich sogleich nies dersenkt sobald er schweigt. Hier ist nun die große Kunst, in den Fluß der Vorlesung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerksamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er ist ambitiös den vorgenannten und verliebten Stand der Uhr jedem Augenblick zu verändern, er befindet sich im Fall der bösen Geister im Puppenspiel, die auf das schnell wechselnde Verlangen: Verlange! des muthwilligen Hanswursts nicht wissen wie sie geben oder kommen sollen.

Wer in Kanzleien hat collationiren hören, kann sich eine Vorstellung von dieser Vorlesung machen, schnell, eintönig, aber doch artikulirt und deutlich gesagt. Der kunstreiche Advocat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen und das Publikum ergetzt sich an seinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendsten unter denen die ich verstand. Der Verlieser recitirte so eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig gradierten Besitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advocat hieß ihn langsamer lesen, und als er die Worte deutlich aussprach: ich schenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: was willst du schenken? was vermachen? du armer aufgehungerter Teufel: gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch fuhr er fort, indem er sich zu besinnen schien, war doch jener erlaubte Besitzer in eben dem Fall, er wollte schenken, wollte vermachen, was ihm so wenig gehörte als dir. Ein unendlich Gelächter erhing auf, doch sogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Verlieser stimmte fort, machte dem Advocaten ein kämisch Gesicht, doch das sind alles verabredete Späße.

Venedig, den 4. October 1786.

Gestern war ich in der Komödie, Theater St. Luca, die mir viel Freude gemacht hat; ich sah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Natur, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich sind sie nicht alle gleich; der Pantalon steht brav, die eine Frau stark und wohlgebaut, seine außerordentliche Schamlosigkeit, spricht excellent und weiß sich zu betragen. Ein todtes Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel: der Verschlag behandelt ist. Mit unglaublicher Anwendung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch ist auch hier das Volk wieder die Base worauf dies alles ruht, die Zuschauer spielen mit und die Menge verschmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palast, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und sein Gegner, alles lebt und treibt, und läßt sich es angelegen sein, streicht und bedeutet, schreit und bietet aus, singt und spielt, flucht und lärmt. Und Abends geben sie ins Theater und sehen und hören das Leben ihres Tages, künstlich zusammengestellt, artiger ausgeflutzt, mit Masken durchstochen, durch Masken von der Wirklichkeit abgesondert, durch Satire gemildert. Hierüber freuen sie sich kindisch, spenden wieder Karschen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht ist immer alles ebendasselbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren sehen, als jene Masken, so wie es nur bei einem ausgearteten glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

Da ich das schreibe, machen sie einen gewaltigen Lärm auf dem Canal, unter meinem Fenster, und Mitternacht ist vorbei. Sie haben im Guten und Bösen immer etwas zusammen.

Den 5. October 1786.

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört; drei Kerls auf dem Platze und Straßenfeuramme, jeden nach seiner Art Geschichten erzählend, sodann zwei Savoyarden, zwei Prediger, die Schauspieler, worunter ich besonders den Pantalon rühmen muß, alle

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff befrachtet,
Günſt'ger Winde harrend, ſaß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

diese haben etwas Gemeinsames, sowohl weil sie von ein und derselben Nation sind, die, stets lebendig lebend, immer in leidenschaftlichen Sprüchen agirirt ist, als auch weil sie sich unter einander nachahmen. Hiezu kommt noch eine entschiedene Localverhältnisse, mit welcher sie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Gesinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Fest des heiligen Franciscus war ich in seiner Kirche zur Messe. Des Capuziners laute Stimme ward von dem Gewölbe der Basilika vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich stand in der Kirchthüre zwischen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Venedig, den 3. October 1786.

Heute früh war ich im Arsenal, mir immer interessant genug, da ich noch kein Seewesen kenne, und hier die untere Schule besuchte: denn freilich sieht es hier noch einer alten Familie aus, die sich noch räumt, obgleich die beste Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber ist. Da ich denn auch den Handwerkern manches, habe ich manches Merkwürdige gesehen, und ein Schuß von vierundzwanzig Kanonen, dessen Geräusch sehr stark fällt, beschlagen.

Ein gleiches ist vor sechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis ans Wasser versucht, die Pulverkammer war nicht sehr gefüllt, und da sie sprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuser büßten ihre Scheiben ein.

Das schönste Eisenholz, aus Istrien, habe ich verarbeiten sehen, und dabei über den Wachsthum dieses werthen Baumes meine stillen Betrachtungen angestellt. Ich kann nicht genug sagen, was meine innige erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Mensch zuletzt als Materialien braucht, und in seinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir auch die Kenntniß der Gerüste und des daraus entwickelten Gerüsts ein großer Vortheil in der Kunst.

Den 5. October 1786.

Um mit Einem Worte den Begriff des Venetianer auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgalere. Der älteste, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen wirklichen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein höher Gegenstand geboten ist, so kann er etwas Rechtes leisten. Hier war ihm aufgetragen eine Galeere zu bilden, die werth wäre die Häupter der Republik, am feierlichsten Tage, zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerbermählung zu tragen, und diese Aufgabe ist stürmerisch aufgefaßt. Das Schiff ist ganz Fleroth, alle darf man nicht sagen; mit Fleroth überladen, ganz petzgüldet Schnitzwerk, sonst zu seinem Gebrauch, eine wahre Monstrum, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir noch: das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prächtig und gehaut sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren und sich zu sein dünkten.

Den 5. October 1786. Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß diesen Scherz gleich aus dem Parter beschauen. Das Stück war neu gegeben. Der Verfasser hatte eine tragischen Materien zusammengesucht und die Schauspieler hatten gut gespielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwei Väter die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen verfeindeten Familien, leidenschaftlich übers Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verbindet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter sich erstachen, worauf, unter lebhaftem Handeklatschen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, man wurde hinausgerufen, und das so lange, bis sich die zwei Hauptpaare benennten hinter dem Vorhang verwechselten, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder anzukehren.

Das Publicum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort und rief: i morti! das dauerte so lange, bis die zwei Todten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: bravi i morti! sie wurden zum Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich zu verschwinden erlaubte. Diese Posse gewann für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Brave! Bravi! das die Italiäner immer im Munde führen, so in den Thoren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit diesem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! so tönen wir Nordländer zu jeder Stunde sagen, wenn wir im Finstern scheiden, der Italiäner sagt: Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht sich scheiden, und so heißt es denn etwas ganz anderes. So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache; denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort besteht sich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es sey nun in Charakter, Gesinnungen, oder Zuständen.

Venedig, den 6. October 1786.

Die Tragödie gestern hat mich mancherlei gelehrt. Erstlich habe ich gehört wie die Italiäner ihre eilfsylbigen Jamben behandeln und deklamiren, dann habe ich bemerkt, wie Tino Gozzi die Massen mit den tragischen Figuren verbunden hat. Das ist das eigentliche Schauspiel für dieses Volk, denn es will auf eine crudele Weise aufgeregt seyn, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut sie nur wenn der Held gut spricht, denn aufs Reden halten sie viel, sodann aber wollen sie lachen oder etwas Absurdes vernehmen.

Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wortwerk. Da der Tyrann seinem Sohne das Schwert reichte und spricht, das dieser seine eigne gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fing das Volk laut an, sein Mißverständen über diese Zumuthung zu verweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Akt sollte sein Schwert zurückbinden, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der beleidigte Sohn, trat ins Proscenium und bat demüthig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl.

Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele thun und der Deserteurs im griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden, und verstanden sich noch besser darauf als die Italiäner; vor den Gerantosstellen wo sie den ganzen Tag sagen, lernten sie etwas etwas.

Den 6. October 1786.

An den ausgeschnittenen Werken Palladio's, besonders an den Kirchen, habe ich manches Todtmahrrige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bei mir überlege, in wie fern ich Recht oder Unrecht hätte, gegen einen solchen unbetrübten Mann, so war es als ob er habet stünde und mir sagte: Gehe und das habe ich wieder Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Mir scheint, sowiel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer schon bestehenden Kirche, eines altern Hauses, wozu er Façaden erfinden sollte, nur überlegt: wie gestellt du diesen Räumen die größte Form? Im Einzelnen mußte er, wegen eintretenden Bedürfnisses, etwas verrücken oder verpfuschen, da oder dort wurde eine Unschicklichkeit entstehen, aber das mag seyn, das Ganze wird einen hohen Sinn haben und du wirst ihr zum Grunde arbeiten.

Und so hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin getragen, wo es nicht ganz paßte, wo er es im einzelnen zerstümmeln und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deshalb von so hohem Werthe seyn, weil der Künstler freie Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunst.

Wie er gebaut und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich seine Werke lese und darbei betrachte, wie er die Alten behandelt: denn er macht wenig Worte, sie sind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine wahre Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Venedig, den 6. October 1786.

Gestern Abend sah ich Electra von Crebillon, auf dem Theater St. Crisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Acteurs sind übrigens brav, und wissen das Publicum mit einzelnen Stellen anzusprechen. Orest hat allein drei verschiedene Erzählungen, poetisch aufgesetzt, in Einer Scene. Electra, ein bürgerlich Weibsbild, von mittlerer Größe und Stärke, und fast Französischer Lebhaftigkeit, einem guten Anstand, spricht die Verse sieben, nur betrug sie sich von Anfang bis zu Ende toll. Wie es leider die Rolle verlangt. Indessen habe ich doch wieder gelernt. Der Italiäner, immer elliptische Zunge, das für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz ist, und wider Willen des Declamators, in die Höhe schlägt.

Den 6. October 1786.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an diesem Tage, wegen eines alten Sieges über die Türken, in der Kirche der heiligen Justina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürsten und einen Theil des Adels bringen, seltsam gebildete Schiffe sich mit roth gemalten Rudern bewähren, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften, mit angezündeten auf Stangen und tragbare silberne Leuchter gesteckten Kerzen stehen, drängen, wogen und warten, dann mit Trompeten belästigene Brücken aus den Fahrzeugen auf Land gestreckt werden, zuerst die langen violetten Kleider der Savi, dann die langen rothen der Senatoren sich auf dem Pflaster entfalten, zuletzt der Fürst mit goldener prangender Mütze geschmückt, im länglichen goldenen Talar, mit dem Herzogmantel umhüllt, aussteigt, drei Diener sich seiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Alle verdrießlichen Hindernisse hat diese Ceremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten entrathen sind, und wo die größte die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht an Ort seyn. Aber darüber gehören diese Schlepperöcke, diese steifleinen Beziehungen.

Der Doge ist ein gar wohl gewachsener und schön gebildeter Mann, der traut seyn mag, sah aber nur noch so, um der Würde willen, unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Gesichtes und ist gar wohl und leutselig; die Kleidung steht sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es ganz fein und durchsichtig, auf dem weißlichen, starken Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelrothen Sclavenkleidern, waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige verrunzte Gestalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die runden Lockenperücken wohl zieminten; vorgebauter Oberleib, wenig Fleisch, ohne Corpulenz und widerwärtig aufzuheben, vielmehr flug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Repräsentanten des Daseyns und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Wie sich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderschaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem sie, Paar für Paar, das Weihwasser empfangen und sich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Venedig, den 6. October 1786.

Auf heute Abend hatte ich mir den famosen Gesang der Soffiet bestellt, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodien singen. Dieses muß wirklich bestellt werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den bald verklungenen Sagen der Vorzeit. Der Mondabend schien es eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; sie singen ein Lied an und singen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie welche wir durch Rousseau kennen, ist eine Mittelart zwischen Choral und Recitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Takt zu haben; die Modulation ist auch vielseitig, nur verändern sie, nach dem Inhalt des Verses, mit einer Art von Declamation, sowohl Ton als Maß; der

Geist aber, **daß Leben kann**, läßt sich begreifen wie folgt.

Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich mich unterstehen, genau zu sagen; so viel ist für einen mäßigen Menschen, der sich etwas vermehrmärt und Gedanke, die er auswendig kann, gelobenh Gesang unterscheidet.

Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk schätzt Stärke vor allem — singt er am Ufer einer Insel, eines Kanals, auf einer Barke, und läßt sein Lied schallen so weit er kann. Ueber den flachen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte verbessert, und mit dem folgenden Verse antwortet; darauf er wechselt der Erste, und so ist einer immer das Echo des andern. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto trefflicher kann das Lied werden; wenn der Hörer allenfalls zwischen beiden steht, so ist er am besten Platze.

Um dieses noch vernehmen zu lassen, steigen sie am Ufer der Giudecca auf, sie theilen sich am Canal hin, in gang zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den vernehme, der zu singen anfangen sollte, und noch demjenigen wieder näherte der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es ist darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich schrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Ariostante: o singolare, come quei canti intenerisce, e molto più quando è più ben cantato. Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Pelestrina hören möchte, und diese sangen den Tasso auf gleiche und ähnliche Melodien. Er sagte ferner: sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer auf Fischen ins Meer sind, sich ans Ufer zu setzen, und mit durchdringender Stimme Arioste diese Gesänge erschallen zu lassen, daß sie auch von ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen, und sich so mit ihnen unterhalten. Ich hab nicht sehr schön! und doch lässt sich weit denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an solchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menschlich aber und wahr wird der Begriff dieses Gesanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchstaben wir uns sonst den Kopf zerbrochen haben. Gesang ist es einer Stimmen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, gleichgestimmter, höre und antworte.

Venedig, den 5. October 1786.

Den Palast Palani Moretta besuchte ich wegen eines trefflichen Bildes von Paul Veronese. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexandern und Hephästion, die verzweifelnde Mutter, die mich letztern für den König, er scheint es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künstler sey in diesem Palast auf ausserordentliche und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt, und als Gegenst zusammengerollt unter das Bett geschoben. Es verdient allerdings einen besondern Ursprung zu haben, denn es giebt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meisters. Seine große Kunst, ohne einen allgemeinen Ton der über das ganze Bild gezogen wäre, durch kunstreich vertheiltes Licht und Schatten, und eben so weislich angebrachte Localfarben, die vollkommste Harmonie hervorzubringen, ist hier recht sichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und frisch, wie von gestern, vor uns steht: denn freilich, sobald ein Gemälde dieser Art gelitten hat, wird unser Genuß getrübt, ohne daß wir wissen, was die Ursache sey.

Wer mit dem Künstler wegen des Costüms rechten wollte, der könnte sich nur sagen: es habe eine Gesellschaft des sechszehnten Jahrhunderts gemalt werden sollen, und so ist alles abgethan. Die Absetzung von der Mutter zum Gemahlin und Tochter ist höchst wahr und glücklich; die jüngste Prinzeß, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mädchen, und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen; ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Am 6. October 1786.

Meine alte Gabe die Welt mit Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eigenen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der Venetianische Maler alles heiterer sehen als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schwankenden, bald dauernden, zerstreuten, die Widerscheine verdüsternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohsinn aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelständern die Gondeliere leicht schwebend, unbeweglich, ruhend, betrachtete, wie sie auf der bewegtesten Fläche sich in der klarsten Luft bewegten, so sah ich das helle, freundliche Bild der Venetianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Localfarben allenthalb hervor, und die Schattenseiten waren so klar, daß sie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerscheinen des smeraldnen Wassers. Auch war bei all dem gemalt, so daß die schimmernde Weise und die Bindemittel darauf wirkig waren, um die Tüpfchen auch zu sehen.

Tizian und Paul hatten diese Klarheit im höchsten Grade, und wo man sie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder ist aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Marcuskirche, nebst ihren Seitenbäuchen, alles ist bilderreich, alles bunte Figuren, auf goldenem Grunde, alles musivische Arbeit; einige sind recht gut, andere gering, je nachdem die Meister waren, die den Carton entwarfen.

Es sei mir recht aufs Herz, daß doch alles auf die erste Erfindung ankommt, und das diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckten Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die saubrste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußboden verzierte, dem Christen seine Kirchendimmel würzte, hat sich jetzt aus Decken und Kranzleisten verflüchtigt. Diese Zeiten sind schlechter als man denkt.

Venedig, den 8. October 1786.

In dem Hause Zorzetti ist eine treffbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich sowohl von denen die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Kleopatra in vollkommener Ruhe, die Arme mit dem Schlangen auf in den Tod drückend schlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, sodann einige Statuetten, ein in seinen Anblick ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen.

Es sind Werke an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten versetzen mich in die alten verrufnen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie wenig ich in diesen Kenntnissen zurück bin, denn es wäre verwirrte geben, wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu, und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so parador, als wenn Jakob Böhme, bei Erblickung einer zinnernen Schüssel durch Einstrahlung Jovis über das Universum erleuchtet wurde. Auch steht in dieser Sammlung ein Stück des Gesäßs, vom Tempel des Antoninus und der Faustina, in Rom. Die versprüngende Gegenwart dieses verrufnen Architekturgebäudes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das ist freilich etwas anderes, als unsere tauzenden, auf Kraglleinern über einander gesetzten Heiligen der gothischen Herrgotten, etwas anders als unsere Tabaksspeicher-Säulen, seine Thürmlein und Blumengaben; diese bin ich nun, Gott sey Dank, auf ewig los!

Neue will ich einiger Werke der Bildhauerkunst erwähnen, die ich diese Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erstaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Thore des Arsenals; der eine sitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten gestemmt, der andere liegt — herrliche Gegenwirker, von lebendiger Mannigfaltigkeit. Sie sind so groß, daß sie alles umher klein machen, und das man selbst zu nichts würde, wenn erhabene Gegenstände uns nicht erhöhen. Sie stehen auf der besten Griechischen Zeit, und vom Praxäus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht seyn.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefs stammen, in dem Tempel der heiligen Justina, der Türken-Beigetrn, eingemauert, aber leider durch Kirchfäule einigermaßen verunstaltet. Der Künstler machte mich aufmerksam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian seine unendlich schönen Engel im Bilde, die Erinnerung des heiligen Petrus Martyr versinnlichend, darnach gebildet habe. Es sind Genien welche hier mit Attributen der Götter schleppen, freilich so schön, daß es allen Begriff übersteigt.

Sodann betrachtete ich, mit ganz eignem Gefühl, die nackte trefliche Statue des Marcus Agrippa, in dem Hofe eines Palastes; ein sich ihm zur Seite herauffindlingender Delphin deutet auf einen Seebeliden. Wie doch eine solche derbe Darstellung den treuen Menschen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcus-Kirche besah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht daß sie flechtig sind, theils einen schönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünliche angelaufen. In der Nähe sieht und erfährt man, daß sie ganz vergoldet waren, und sieht sie über und über mit Strichen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abreißen, sondern abhauen wollten. Auch das ist gut, so blieb wenigstens die Gestalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir sonderbar scheint, ist: daß sie in der Nähe schwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirsche aufstehen.

Den 6. October 1786.

Ich fahre heute früh mit meinen Schutzgeistin auf's Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Getümmel, es war das Meer, und ich sah es bald, es ging doch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen, und bin auf der schönen Terme, die es weichend zurücklässt, ihm nachgegangen. Da hörte ich mit die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch wünsche ich sie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Freundigkeit des Innenstückes, die hier so häufig wegliegt, etwas einwirken.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edlen Consul Smith und seiner ersten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig und danke ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Uns nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüttet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen, der Sand wird vertrieben getrieben, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angetrieben. In wenniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen in einem Schiffertalin eine Fahrt zu thun; der Gondeln wegen sich nichts hinaus.

Den 8. October 1786.

Am Meere habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Character mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ. Sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft, ihnen diese Eigenschaften giebt; sie strotzen von Säften, wie Wasserpflanzen, sie sind fett und zäh, wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Disteln thun, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich fand einen solchen Busch Blätter, es schien mir unser unschuldiger Hartlattig, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, so auch die Samentapseln, die Stiele, alles mastig und fett. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).

Der Fischmarkt und die mannichfachen Seeprodukte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und betrachte die unglücklichen aufgefischten Meerbewohner.

Venedig, den 9. October 1786.

Ein köstlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Pelestrina gegen Chiozza über, wo die großen Dune sind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie sind von gehauenen Steinen, und sollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor diesem wilden Elemente schützen.

Die Lagunen sind eine Wirkung der alten Natur. Erst Ebbe, Fluth und Ebbe gegeneinander arbeitend. Dann das allmählige Einlen des Ungeschaffs waren Ursache, daß am obern Ende des adriatischen Meers sich eine ansehnliche Sumpfstrecke befindet, welche, von der Fluth bedeckt, von der Ebbe zum Theil verlassen wird. Die Kunst hat sich der höchsten Stellen bemächtigt, und so liegt Venedig, von hundert Inseln zusammen gruppirt, und von hundertein umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anstrengung und

Kosten, tiefe Canäle in den Sumpf gegraben, damit man auch zur Zeit der Ebbe, mit Kriegsschiffen an die Hauptfestungen gelangen könne. Was Menschenwitz und Fleiß vor Alters ersonnen und ausgeführt, und Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdstreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Castell nämlich, und am entgegengesetzten Ende, bei Chioggia. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweimal herein, und die Ebbe bringt das Wasser zweimal hinaus, immer durch denselben Weg in denselben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern morastigen Stellen und läßt die erdörtern wo nicht trocken, doch seichter.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer sich neue Wege suchte, die Erdzunge angriffe, und nach Willkühr hinein und heraus fluthete. Nicht genug, daß die Oerter an dem Lido, Petestrina, St. Peter und andere untersuchen müßten, so würden auch jene Communications-Canäle ausgefüllt, und, indem das Wasser alles durch einander schlemmte, das Lido zu Inseln, die Inseln die jetzt dahinter liegen zu Erdzungen verwandelt werden. Dieses zu verhüten müssen sie das Lido verwahren, was sie können, damit das Element mehr dasjenige wirksamen angreifen, drunter und herüber werfen möge, was die Menschen schon in Besitz genommen, dem sie schon zu einem gewissen Zweck, Gestalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächst, ist es besonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das Uebrige geschützt sein bleibt, es kann alsdann doch nicht mit der größten Gewalt eindringen, und muß sich in einigen Stunden den Gesetzen der Ebbe unterwerfen und seine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig nichts zu besorgen; die Langsamkeit, mit der das Meer abnimmt, giebt ihr Jahrtausende Zeit, und sie werden schon, den Canälen eins nachzuhelfen, sich im Besitz zu erhalten wissen.

Wenn sie ihre Stadt nur reinlich hielten, welches so nothwendig als leicht ist, und wornach, auf die Letzte von Jahrtausenden, von großer Continenz. Nun ist zwar der große Straße verboten, nichts in die Canäle zu schütten, noch Kehricht hinein zu werfen; einem schnell einfallenden Regenguß aber ist's nicht untersagt, alles das in die Ecke gesprochene Kehricht auszuräumen, in die Canäle zu schleppen, ja, was noch schlimmer ist, in die Höfe zu führen, die nur zum Ablauf des Wassers bestimmt sind, und sie dergestalt zu verschlemmen, daß die Hauptplätze in Gestalt sind unter Wasser zu stehen. Selbst einige Höfe aus dem kleinen Marcusplatze, die, wie auf dem ersten, gar flug angelegt sind, habe ich versiegelt und voll Wasser gesehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, ist ein unleidlicher Koth, alles Kunst und Gewinnst, man bettelt, beim Auf- und Absteigen der Brücken, die Mäntel, die Tabarro's, womit man sich ja das ganze Jahr schleppt, und da alles in Sand und Strömungen läuft, beschmutzt man sich und schilt, denn man hat sich nicht mit gemeinem, sondern beigemischtem Koth besudelt. Das Wetter wird wieder schön und kein Mensch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr ist es gesagt: das Publikum verdient sich immer das es schlecht bedient sey, und weiß es nicht anzufangen besser bedient zu werden. Hier, wenn der Senat wollte, könnte alles gleich gethan seyn.

Den 9. October 1786.

Heute Abend ging ich auf den Marcusthurm; denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben gesehen, wollt' ich sie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Dennuth schauen, und es ist nothwendig beide Bilder zu vergleichen, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Da sieht sonderbar aus, rundum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind meist mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines grossen grau grünlichen Morastes, den schöne Canäle durchschneiden. Der sumpfige Theil ist mit Wasserpflanzen bewachsen, und muß sich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Erde und Fluth beständig daran rupfen und wühlen, und der Vegetation keine Ruhe lassen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals ans Meer, dort habe ich heute die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse gesehen, und mich herzlich darüber gefreut. Was ist doch ein Lebendiges für ein öhnliches, verwirrtes Ding: Wie abgemessen zu seinem Zustande, wie wahr, wie sprechend! Wie viel nützt mir nicht mein bischen Studium der Natur, und wie viele ich mich es fortzusetzen! Doch ich will, da es sich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Andeutungen ängsten.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke bestehen erst aus einigen steilen Stufen, dann kommt eine flache ansteigende Fläche, sodann wieder eine Stufe, abermals eine sanft ansteigende Fläche, dann eine steile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Diese Stufen, diese Flächen dunen, steigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorsprung zerschellt.

Dem Meere folgen seine Bewohner, kleine essbare Schnecken, einschalige Patellen, und was sonst noch beweglich ist, besonders die Taschenkrebse. Kaum aber haben diese Thiere an den glatten Mauern Besitz genommen, so zieht sich schon das Meer weichend und schwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weis das Gewimmel nicht weiter als es ist, und doch immer, die salzige Fluth will wiederkommen; allein sie bleibt aus, die Sonne sticht und trocknet schnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieser Gelegenheit suchen die Taschenkrebse ihren Rand. Wunderlicher und komischer kann man nichts sehen, als die Geberden dieser, aus einem runden Körper und zwei langen Scheren bestehenden Geschöpfe; denn die übrigen Spinnenfüße sind nicht bemerkbar. Wie auf fletzenartigen Armen schreiten sie einher, und sobald eine Patelle sich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie ja, um die Scheere um den sämmtlichen Raum, zwischen der Schale und dem Boden zu stecken, das Dach umzustürzen und die Kuller zu verschmausen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, fängt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt. Dieser geberdet sich nun wundersam um das Dächelchen herum, gar zierlich und offenbart; aber ihm fehlt die Kraft den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf diese Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgend ein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, es ist gleich den Rückzug dieses Gewimmels studierung, wie sie die beiden Flächen, und die dazwischen liegenden Stufen hinaufsteigen, beobachtet habe.

Venedig, den 10. October 1786.

Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe! Sie spielten heut auf dem Theater St. Lucas, in Barufio Chiozzotte, welches allenfalls zu übersetzen wäre: Die Rauff- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden sind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Thöchter. Das gewöhnliche Geschrei dieser Leute, im Guten und Bösen, ihre Händel, Heftigkeit, Grimmthätigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles ist gar brav nachgeahmt. Das Stück ist von Goldoni, und da ich erst gestern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der Seeleute noch im Ang' und Ohr wiederschienen, war's lustig, sie machte es gar große Freude, und es ist gleich mancher einzelnen Beyna nicht verstand, so konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks ist folgender: die Einwohnerinnen von Chiozza sitzen auf der Riede vor ihren Häusern, spinnen, stricken, nähen, stippeln, wie gewöhnlich; ein junger Mensch geht vorüber, und grüßt eine freundlicher als die übrigen, sogleich fängt das Stricheln an, dies hält nicht Maße, es schärft sich und wächst bis zum Hohne, steigert sich zu Vorwürfen, eine Unart überwiegt die andere, eine heftige Nachbarin plagt mit der Wahrheit heraus, und nun ist Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden, es geht nicht an entscheidenen Beleidigungen, so daß die Gerichtspersonen sich einzumischen genöthigt sind.

Im zweiten Act befindet man sich in der Gerichtsstube, der Actuarius an der Stelle des abwesenden Podesta, der als Notile, nicht auf dem Theater hätte erscheinen dürfen, der Actuarius also läßt die Frauen einzeln vorrufen; dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist, und, sehr glücklich sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Actuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der ersten gleichfalls, die übrigen folgen, neue Verwirrte häufen sich, und nun ist der Teufel in der Gerichtsstube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Act steigern sich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf gepflegte derbe Lebensart steckend geworden, tritt auf, als Gegensatz des bewegsamen, schwatzenden, sorgenfeligen Volkes, er nimmt immer erst einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nasenlöchern der Hände und Arme, bis er denn endlich was er gedacht heraus stößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Säzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, charakterisirt, daß alles was er sagt, sprüchwörtlich oder sententiös klingt, wodurch denn das derbe weiche, leidenschaftliche Handeln gar schön ins Gleichgewicht gesetzt wird.

Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, sich und die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch gestehen, daß die Schauspieler es vortrefflich machten. Sie hatten sich nach Anlage der Charaktere, in die verschiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erste Actrice war allerliebst, viel besser als neulich in Heidenreich und Leidenschaft. Die Frauen überhaupt, besonders aber diese, ahmten Stimme, Geberden und Wesen des Volks aufs anmuthigste nach. Großes Lob verdient der Verfasser, der aus nichts den angenehmsten Zeitvertreib gedichtet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar seinem eignen lebenslustigen Volk. Es ist durchaus mit einer gebildeten Hand gearbeitet.

Von der Truppe Lacchi, für welche Gozzi arbeitete, sind die übrigens zerstreut ist, habe ich die Smeraldina gesehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Wie ihr sah ich den Brighella, einen bagern, wohlgebauten, besonders in Mienen- und Händespiel trefflichen Schauspieler. Diese Masken, die wir fast nur als Mumien kennen, da sie für uns und weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Gesichtspitze dieser Landschaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände, haben sich in wanderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man selbst den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, so findet man nichts natürlicher, als daß da drohen auch schwarze Gesichter erscheinen.

Venedig, den 11. October 1786.

Und weil die Einsamkeit in einer so großen Menschenmasse denn doch zuletzt mich recht möglich seyn will, so bin ich mit einem alten Franzosen zusammengekommen, der sein Italiänisch kann, sich wie verrathen und verkauft fühlt, und mit allen Empfindungsäußerungen, doch nicht recht weiß woran er ist. Ein Mann von Stande, sehr guter Lebensart, der aber nicht aus sich heraus kann; er mag statt in den fatalsten seyn, und hat zu Hause einen siebenjährigen Knaben, von dem er täglich Wunderdinge erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt, er reis't durch Italien genau, aber geschwind, um es doch einmal gesehen zu haben, und mag sich gern im Vorbeigehen so viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig sprach, fragte er mich wie lange ich hier sey? und als er hörte, wir verzehrn Tage und zum ersten Mal, versetzte er: il parait que vous n'avez pas perdu votre tems. Das ist das erste Testimonium meines Wohlverhaltens das ich aufweisen kann. Er ist nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köstlich einen recht eingefleischten Verfasser in der Fremde zu sehen. Der reis't nun auch! und ich betrachtete mit Erstaunen wie man reisen kann, ohne etwas außer sich gewahr zu werden, und er ist in seiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Venedig, den 12. October 1786.

Gestern gaben sie zu St. Lucas ein neues Stück: l'Inglese in Italia. Da viele Engländer in Italien leben, so ist es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italiäner sich gegen uns nehmen und ihnen sie willkommenen Gäste betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige alltägliche Narrenscenen, wie immer, das Ganze aber zu schwer und ernsthaft gemeint, und denn doch keine Spur von Englischem Sinn, die gewöhnlichen Italiänischen, sittlichen Gemeinsprüche, und auch nur auf das Gemeinste gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punkt ausgepfiffen zu werden; die Schauspieler fühlten sich nicht in ihrem Elemente, mehr auf dem Platze von Chiozza. Da hies das letzte Stück ist was so hier sehr, so scheint es, mein Enthusiasmus für jene

Nationalrepräsentation sollte noch durch diese Zeile erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Taschenbuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeschaltet, so sollen die Acten arrondirt, und den Freunden zum Urtheilsspruch zugefertigt werden. Sehen jetzt finde ich manches in diesen Blättern, das ich näher bestimmen, erweitern und verbessern könnte; es mag stehen als Denkmal des ersten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch redlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser lebendern Existenz darüber senden! Zwar wohl ist dem Italiäner das ultramontane eine dunkle Vorstellung, auch mir kommt das Jenseits der Alpen mit düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen: denn Gewurt und Gewohnheit sind mächtige Festen. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baulust steigt, wie ein alter Geist, aus dem Grabe hervor, sie beübt mich ihre Lehren, wie die Regeln eines aufgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben, aber mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die verwährige, ihr ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, so habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeschafft; außer dieser Zeitunft lasset in meinem Gepäck, wie das Evangelium desselben auf meinem Geburn. Palladio hat mir durch seine Worte und Werke, durch seine Art und Weise des Denkens und Schaffens, den Vitruv schon näher gebracht und verselbständigt, besser als die Italiänische Uebersetzung thun kann. Vitruv lieft sich nicht so leicht, das Buch ist an sich schon dunkel abgefaßt und erfordert ein fruchtbares Studium. Demungeachtet lese ich es stündig durch, und es bleibt mir immer würdige Umgang. Besser zu sagen: ich lese es wie ein Brevier, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Lesen und Schreiben.

Gott sey Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Freudheit und Ueberheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen Lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Gelobt sey Palladio, so erwubte ich die entschiedensten Sonnerzen. Herder spottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Opitzen lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige Lateinische Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstrakte Anschauungsweise nur ängstlich rückrete. Noch zuletzt hat mich die Mieland'sche Ueberseßung der Satyren höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt.

Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gediehen. Die historische Kenntniß fordert mich nicht, die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine unüberwindliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt noch etwas zu Muthe, als wenn ich die Todten zum ersten Mal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die wichtige Existenz genugsam angeeignet, und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig, den 11. October 1786.
2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierseyns; denn es geht sogleich mit dem Courierschiffe nach Ferrara. Ich verlasse Venedig gern; denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben müßte ich andere Sorgfalt thun, die äußere Moment Plan treten; auch verlasse jedermann nun diese Stadt, und fährt seine Garten und Besitzungen auf dem festen Lande. Ich habe indeß gut angeladen, und trage das reiche, schwere, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. October 1786. früh.
auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Kajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den südlichsten Grad wirklich eingetreten, und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mir Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Seyn. Die Fahrt bei herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Aussichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man sieht nur seine bewachsenen und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etsch, sah ich alberne Wasserbaue die unklug und schädlich sind, wie die an der Saale.

Ferrara, den 16. October 1786.
Nachts.

Seit früh sieben Uhr. Deutschen Zeigers, bin angelangt, bereite ich mich, morgen wieder was zu gehen. Zum ersten Mal überrascht mich eine Art von Unlust in dieser ernsten und strengen, klassicitegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof, hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte betreten. Ariost's Grabmal enthält viel Marmor, übrigens unscheinbar. Statt Tasso's Gefängniß zeigen sie einen Holzstall, oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt

worden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich bekümmert sie sich, um des Irrthumes willen. Es kommt mir vor, wie Doctor Luthers Inventarium, den der Cajetan von Zeit zu Zeit wieder aufrüttelt. Die meisten Reisenden haben doch etwas Handwerksburschenartiges, und sehen sich gern nach solchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürrisch geworden, je das ich an einem schönen alterthümlichen Institut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal gestiftet und bereichert, wenig Theil nahm, doch freundlich nach einige alte Denkmale in Ehre.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in seinem gewöhnlichen Wüstencostume deutet heftig auf die Dame. Sie sieht ganz actionsen den neben ihr sitzenden Fürsten, und der Fürst still und klug den Enthusiasten an. Vor dem Könige steht ein Knabe, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hervorragt kommt ein kleiner Bocksfuß hervor, welche beide den Propheten anreizen. Mich dünkt, das ist recht glücklich gedacht.

Cento, den 17. October 1786.
Abends.

In einer bessern Stimmung als gestern schreibe ich aus Guercin's Vaterstadt. Es ist aber auch ein ganz anderer Zustand. Ein freundliches wohlgebautes Städtchen, von ungefähr fünftausend Einwohnern, natürlich, lebendig, reinlich, in einer unübersehlich bebauten Plaine. Ich ritte nach meiner Gewohnheit sogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelspitzen, zwischen denen man in der Nähe kleine Bauerhäuschen erblickt, jedes mit seinem eignen Feld umgeben. Köstlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbstabend, wie wir unsern Sommer selten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte sich auf, die Wolken warfen sich nieder und schwärzten an die Gebirge, und ich hatte einen schönen morgenden Tag.

Hier sah ich die Arcuinen, denen ich mich nähere, zum ersten Mal. Der Winter dauert hier nur December und Januar, ein wenig April, übrigens nach Beobachtung der Jahrszeiten gut Wetter. Die anhaltenden Regen; doch war dieser September besser und wärmer als im August. Die Arcuinen der grüßte ich freundlich im Süden, denn ich habe der Bäder bald genug. Morgen schreibe ich dort an diesem Tische.

Guercino liebte seine Vaterstadt, wie überhaupt die Italiäner diesen Localpatriotismus im höchsten Sinne, beacht und pflegen, aus welchem schönen Gefühl so viel herrliche Anstalten, ja die Menge Denkmäler entsprungen sind. Unter jenen Wesens Leitung entstand nun hier eine Malerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen sich noch der Bürger freut, die es aber auch werth sind.

Guercin ist ein heimer Name, und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferstandenen Christus vorstellend, der seiner Mutter erscheint. Vor ihm kniend, blickt sie auf ihn mit unterdrückter Innigkeit. Ihre Liebe verklärt seinen Leib, gleich unter der mächtigen Wunde, die das ganze Bild verziert. Er hat seine linke Hand um ihren Hals gelegt, und hebt sich, um sie bequemer anzusehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieses giebt der Figur etwas, ich will nicht sagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demungeachtet bleibt sie unendlich angenehm. Der stillernste Blick, mit dem er sie ansieht, ist einzig, als wenn ihm die Erinnerung seiner und ihrer Leiden, durch die Auferstehung nicht gleich gehellt, vor der ersten Seele schwebte.

Strange hat das Bild gestochen; ich wünschte das meine Freunde wenigstens diese Copie sähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Brust, sie zaudert schamhaft den Busen zu entblößen. Natürlich, edel, köstlich und schön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr stehenden und nach dem Zuschauern gerichteten Kinde den Arm führt, das es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheilte. Ein im Sinn der katholischen Mythologie sehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin ist ein innerlich braver, männlich gesinnter Maler, ohne Rohheit. Vielmehr haben seine Sachen eine zarte materialische Grazie, eine ruhige Freiheit und Gewissen, dabei etwas Eignes, das man seine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leuchtkraft, Reinlichkeit und Bestimmung seines Pinsels setzt in Erstaunen. Er scheint sich besonders schöner, ins Braunrothe gebrochener Farben zu seinen Gemälden, Diese harmonieren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenstände der übrigen Bilder sind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künstler hat sich gemartert, und doch Erfindung und Pinsel, Geist und Hand verschwendet und verloren. Mir ist aber sehr lieb und werth, das ich auch diesen schönen Kunstreich gesehen habe, obgleich ein solches Verübereinen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18. October 1786.
Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg, und gelangte bald genug hieher. Ein Kutscher und weiß unterrichteter Lohnbedienter, sobald er vernahm, das ich nicht lange zu verweilen gedachte, jagte mich durch alle Straßen, durch so viel Paläste und Kirchen, das ich kaum in meinem Vorsaale anzukommen konnte, wo ich gewesen war, und wo weiß ich es auch künftig bei diesen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein Paar leidige Punkte, an denen ich wahrhafte Befriedigung gefühlt.

Zuerst also die Cäcilia von Raphael! Es ist, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen sah: er hat einen immer gemalt, was andere zu malen wünschten, und sie machte sein mündlich das über sagen, als daß es vor ihm ist. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen dasteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgefaßt zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu verehren, der wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt, und mit einander weiterstrebend die Pyramide stufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vorthaten unterstützt, von dem himmlischen Genius ermuntert, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann.

Das historische Interesse wird besonders rege, wenn man die Werke der ältern Meister betrachtet.

Francesco Francia ist ein gar respectabler Künstler. Peter von Perugia, ein so braver Mann, daß man sagen möchte eine ehrliche Deutsche Haut. Hatte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt. In München habe ich ein paar Stücke von ihm gesehen, von unglaublicher Größheit. Der arme Mann, wie er sich in Venedig verrenkuelt und mit den Pfaffen einen Accord machen muß, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf seinen Reisen in niederländischen Reise gegen seine herrlichen Kunstwerke, wenn er sein Glück zu machen hofft. Papageien entnimmt, und, um das Trinkgeld zu sparen, die Domestiken vortraitirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Nur ist so ein armer Narr von Künstler menschlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieser alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt, aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man fast durch alle Straßen verbreitet sieht, gedrängt vor Sonne und Witterung, hin und her wandeln, gaffen, taufen und ihre Geschäfte treiben kann. Ich bestieg den Thurm und ergetzte mich an der freien Luft. Die Aussicht ist herrlich: Im Norden sieht man die Patmanischen Berge, sodann die Schweizer-, Tyroler-, Fraulet-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, deutlich im Nebel. Gegen Westen ein unübersehlicher Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene, bis ans Adriatische Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bebauet, bewachsen, mit Kirchen, Palästen, Gartenpalästen besetzt, wie die Tivolinischen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höhenrauch. Der Thürmer versicherte, daß man wenn es seit sechs Jahren dieser Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonst habe er durch das Gebrüder die Berge von Vicenza mit ihren Häusern und Capellen gar wohl entdecken können, sey, bei den heißen Tagen, nur selten. Und dieser Nebel liege sich denn vorzüglich an die nördliche Kette, und mache unser liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die gesunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu aussähen, und kein Jahr durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen sey. Man muß gestehen, die Dächer sind alle rein und schön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen, wenigstens in alten Zeiten hat man solche in vielen Gegenden trefflich gebrannt.

Der hangende Thurm ist ein abscheulicher Anblick, und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden. Ich erkläre mir diese Thorheit folgendermaßen. In den Zeiten der städtischen Unruhen waren jedes artige Gebäude zur Festung, und der jede mächtige Familie einen Thurm etwas. Nun und nun wurde dies zu einer Lust- und Ehrensache. Jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die graden Thürme gar zu alltäglich waren, so konte man einen schiefen. Aus baden Architekt und Besitzer ihren Zweck erreicht, man sieht an den vielen graden schlanken Thürmen nun, und sieht den trauren. Ich war nachher oben auf demselben. Die Backsteinsbrocken liegen herrlich. Mit gutem Kitt, und eisernen Ankern, kann man diesen todten Zeug machen.

Bologna, den 19. October 1786.

Montag.

Meinen Tag habe ich bestmöglichst angewendet, um zu sehen und wiederzusehen, aber es geht mit der Kunst wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird sie. An diesem Himmel treten wieder neue Gestirne hervor, die ich nicht bemerken kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Domenichin, in einer spätern glücklichern Kunstzeit entsprungen; die aber wahrhaft zu geniessen, gehört Wissen und Urtheil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung sind die unmittelbaren Eindrücke sind die meist unsinnigen Gegenstände der Bilder, über die man toll wird, indem man sie verstehen und lieben möchte.

Es ist als da sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermischten, daraus entstanden manderley Ungeheuer. Indem der himmlische Sinn des Guido, sein Pinsel, der nur das Vollkommenste was gedacht werden kann hätte malen sollen, das angieht, so möchtest du gleich die Augen von den abscheulich kommen, mit seinen Scheuwerken der Welt genug zu erneuerigenten Gegenständen wegkehren, und so geht es durchaus; man ist immer auf der Anatomie, dem Nabenstrome, dem Schmerz anger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas pharisaisch von außen Erwartetes. Entweder Missethäter oder Verjagte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Judasmarie herbei schleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt, und wenn recht schöne Fattenmänner überwirft. Da ist nichts was einen menschlichen Begriff gäbe! Unter jeden Sujett nun Eins das man hätte malen sollen, und das eine hat der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, ist alles was man malen, aber auch alles was man Unsinniges bestellen und dem Künstler zumuthen kann. Es ist ein Betrübniß. Ich glaube der ganze Senat hat es gelobt und auch getrunken. Die beiden Engel, die wenn wahren eine Plotte in ihrem Unglück zu trösten, müssen hier —

Der heilige Proculs, eine schöne Figur; aber dann die andern. Bischöfe und Pfaffen! Unten sind himmlische Kinder, die mit Attributen spielen. Der Maler dem das Messer an der Kehle sah, konte sich zu helfen wie er konnte, er mußte sich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar sey. Zwei nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüste, ein Sebastian, wie trefflich gemalt, und was sagen sie? der eine sperrt das Maul auf, und der andere krümmt sich.

Betrachte ich in diesem Himmel die Gesichte, so möchte ich sagen: der Glaube hat die Künste wie der hervorgebracht, der Aberglaube zwingen ist Herr über sie geworden, und hat sie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tische etwas milder und weniger anmaßlich gesinnt, als heute früh, bemerkte ich gelassener in meine Correctheit: Im Palast Tanari ist ein verdämmtes Bild von Guido, die klagende Maria vorstellend, ihrer Lebensgröße, der Kopf als wenn ihn ein Gott gemalt hätte; unbeschreiblich ist der Ausdruck, mit welchem sie auf den klagenden Knaben herunterblickt. Nur schein es eine stille, tiefe Duldung, mehr als wenn sie ein Kind der Liebe und Freude, irdern ein unsterbliches himmlisches

Wechselkind nur so an sich gezogen liebe, weil es nun einmal nicht anders ist, und sie in tiefster Demuth gar nicht begreift, wie sie dazu kommt. Der übrige Raum ist durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchst preisen; ich wußte nicht recht was ich daraus machen sollte. Auch sind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die besten.

Unerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch schon, daß Uebung, Bekanntschaft und Neigung mir schon in diesen Irrgärten zu Hülfe kommen. So sprang mich eine Besonnenheit von Guercin mächtig an, weil ich den Mann schon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute mich an der Ausführung. — Gemalt war was man sich denken kann, alles daran respectabel und vollendet als wenn's Emaille wär'.

Und so geht mir's denn wie Bileam, dem continuirlichen Propheten, welcher segnete da er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall seyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben wird, so ist man gleich vollkommen getheilt und froh. So habe ich eine heilige Familie gefunden, ein kostbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künstler hat ihr eine gesunde, zärtere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorleihen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieser süßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, so kann ich nicht verschweigen daß zu den großen Kunst- und Naturgegenständen, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderbare Folge von poetischen Gestalten hindurch zieht, die mich beunruhigen. Von Creta herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortsetzen, aber was geschah: der Geist führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich sey es hier verzeichnet:

Elektra, in activster Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll, und wähnet die grausame Art, die so viel Unheil in Pelops Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll.

Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigenien ist heilige Ruhe centnerhaft gar unerträglich mit Electren's wilder Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Electren. Diese ist im Begriff mit demüthigem Beil, welches sie dem Altar weiter entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo sind unsere Hände und Zeit vorhanden, wenn auch der Geist wenig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Ueberfüllung des Guten und Wünschenswerthen gedrängt fühle, so muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr seyn, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seyen. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Geflügel, welches sie auch sogleich häufig, gerupft, herbeischafften. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erschien mir lange farbig bunte Seltenheit, wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise ins Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den verschiedensten Schmelz blitzen ließen, man sich denken kann, und zwar so viele, daß für den Steuermann und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Raume verblieben. So durchschnitten wir die ruhige Fluth und ich nannte mir indessen schon die Freunde, denen ich von diesen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwischen ungeheuer bemasteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck stieg, um meinem kleinen Kahn einen sichern Landungsplatz zu finden.

In solchen Wahnbildern ergehen wir uns, die, weil sie aus uns selbst entspringen, wohl Analogie mit unserm übrigen Leben und Schicksalen haben müssen.

Nun war ich auch in der berühmten wissenschaftlichen Anstalt, das Institut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, besonders der innere Hof, sieht ernsthaft genug aus, obgleich nicht von der besten Baukunst. Auf den Treppen und Corridoren fehlte es nicht an Statuen und Brustbildern; alles ist anständig und würdig, und über die mannigfaltigen sodann und wissenswerthen Dinge, die hier zusammengetragen werden, erstaunt man billig, doch will es einem Deutschen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studienweise gewohnt ist.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß sich der Mensch, im Gange der alles verändernden Zeit, so schwer los macht von dem was eine Sache zuerst gewesen, wenn ihre Bestimmung in der Folge sich auch verändert. Die christlichen Kirchen halten noch immer an der Basilikenform, wenn gleich die Tempelgestalt verändert dem Cultus vortheilhafter wäre. Basilikenartige Anstalten haben noch das fürstliche Ansehn, weil in solchen ehemaligen Besitzen die Studien zuerst Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtshöfe der Italiäner sind so weit und groß, als das Bedürfniß einer Gemeine zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu seyn, wo sonst Recht gesprochen wurde. Und dauern wir nicht noch immer die größten Theater mit altem Jubelor unter ein Dach, als wenn es die erste Messbude wäre, die man auf kurze Zeit von Brettern zusammen schlug? Darum den unsicheren Zutrag der Wissenschaften, um die Zeit der Reformation, wurden die Studien in Bücherhäuser getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufbauten, und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe,
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leisewandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor seinem starren Wüthen,
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Bologna, den 20. October 1786. Abends.

Diesen heitern schönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum habe ich mich den Bergen, so werde ich schon wieder vom Gestein angezogen. Ich komme mir vor wie Antäus, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderne, wo der sogenannte Bolognieser Schwerspath gefunden wird, wovon man die kleinen Knoten bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn sie vorher dem Lichte ausgesetzt gewesen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich schon ganze Felsen Fraueneis zu Tage anstehend, nachdem ich ein sandiges Thongebirg hinter mir gelassen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Wasserlis hindurch, in welchem sich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerst einen aufgeschwemmten Lehmhügel zu sehen, der vom Regen ausgewaschen wäre, doch kommt ich bei näherer Betrachtung von seiner Natur so viel entdecken: das feste Gestein, woraus dieser Theil des Gebirges besteht, ist ein sehr feinblättriger Schieferthon, welcher mit Gyps abwechselt. Das oberirrige Gestein ist so innig mit Schwerspathes vermischt, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, sich ganz und gar verändert. Es verwittert aus, die Lagen verlieren sich, es entsteht eine Art Letten, mulmicht, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerschlug, und deren Gestalten deutlich wahrnahm, konnte man sich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Anfangs sieht man die mulmichten Flächen mit weißen Punkten belegt, manchmal sind gelbe Partien drin, so zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch bittere, grüne und rothe Schwefelkies haltige in dem Gestein auch dieses angesessen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand, zu meiner Freude, den gedachten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener Gestalt, an mehreren Stellen des eben zerschlossenen Gebirgs hervorstehen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er sitzt, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seyen, davon kann man sich beim ersten Anblick überzeugen. Da sie ausnehmend mit der Schieferthonlage, oder es sie erst bei Anbildung oder Zerlegung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die vom mir angetroffenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommen Gestalt, die flammlen gehen auch wohl in eine undeutliche Kreuzblätterm über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt sieben Loth. Auch fand ich in denselben Thon sehr, vollkommene Gypskrystalle. Nähere Bestimmung werden Kenner, an den Stücken die ich mitbringe, zu entwickeln wissen. Und ich wäre nun also schon wie der mit Steinen beladen: Ein Antheilnehmer dieses Schwerspaths habe ich aufgetrieben.

Den 20. October 1786, in der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu sagen, wenn ich alles gelesen wollte, was mir an diesem schönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen ist stärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderstehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe sammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es scheint, der Himmel erhört mich. Es meldet sich ein Vetturin gerade nach Rom, und so werde ich übermorgen aufbrechen dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen sehn, manches besorgen und wegarbeiten.

Lugano auf den Apenninen, den 21. October 1786. Abends.

Ob ich mich heute selbst aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt werden, wüßte ich nicht zu sagen. Genug ich ergriff mit Leidenschaft einen schicklichen Anlaß abzureisen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshause, in Gesellschaft eines päpstlichen Officiers, der nach Perugia, seiner Vaterstadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweirädrigen Wagen setzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutscher, der gewohnt sey mit Soldaten umzugehen, sehr angenehm finde, nun mit einem päpstlichen Officier in Gesellschaft zu reisen. — Nehmt mir nicht übel, versetzte er darauf, ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenstande haben, denn ich höre, in Deutschland ist alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unser Dienst sehr lästig ist, und ich in Bologna, wo ich in Garnison stehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, so wollte ich doch, daß ich den Dienst los wäre, und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und so muß ich mir's gefallen lassen.

Den 22. October 1786. Abends.

Gestern, auch ein kleines Rest auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünschen entgegen reisend. Heute gestalten sich meine Verhältnisse noch enger. Ich reise mit einem Herrn und einer Dame zu uns, ein Engländer mit einer sogenannten Cavalierin. Ihre Pferde sind schön, sie reiten aber ohne Bekleidung, und der Herr macht, wie es scheint, ziemlich den Bedienten und den Kammerdiener. Sie finden überall zu tadeln, man glaubt einige Blätter im Archenholz zu lesen.

Die Apenninen sind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Lombey des Po's folgt ein Gebirg, das sich auf der Tiefe erhebt, und zwischen zwei Meeren, südwärts das feste Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht so steil, so hoch über der Meeresfläche, wenn sie sonderbar verschiedene, das Erde und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten bewirken können, so wäre es eins der schönsten Länder in dem herrlichsten Klima, etwas höher als das andere Land. Es aber ist's ein schroffes Gebirg wo ein Berg den andern einander, oft sehr nah gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Anlauf nehmen will. Wären die Thäler besser ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überfruht, so könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weise einen andern Charakter haben. Doch muß man sich keine Bergwüste, sondern ein meist bebautes, obgleich gebirgiges Land vorstellen. Castanien kommen hier sehr schön, der Weinstock ist reichlich, und die Saat steht schön grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, und die Knoten und Cypressen oder sonstige Expressen.

Gestern Abend war das Wetter trübe, heute ist's wieder hell und schön.

Den 25. October 1786. Abends.
Perugia.

Zwei Abende habe ich nicht geschrieben. Die Herbergen waren so schlecht, daß an kein Ausleegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein bischen verworren zu werden: denn seit der Anreise von Venedig stimmt sich der Reisereden nicht so schön und glatt mehr ab.

Den dreunddreyzigsten früh, unserer Uhr um Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor, und sahen Florenz liegen, in einem weiten Thal, das unabsehlich bebaut und ins Unendliche mit Villen und Häusern besäet ist.

Die Stadt hatte ich eiligst durchlaufen, den Dom, das Baptisterium. Hier thut sich wieder eine ganz neue mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köstlich. Ich eilte so schnell heraus als hinein.

Der Staat sieht man den Volksreichthum an, der sie erhält hat; man erkennt, daß sie sich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toskana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein schönes grandioses Ansehen haben. Es ist hier alles gualeich tüchtig und reinlich. Gebrauch und Nutzen mit Anmuth sind der Absichtist. Ueberall läßt sich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papstes hingegen scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen sagte, was sie seyn könnten, das ist nun Toskana: weil es so viel tiefer lag, so hat das alte Meer recht seine Schuldigkeit gethan, und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er ist beigleich und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die ursprüngliche Art; ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugschar ist nicht verwendlich. Es scheint, sie der Bauer, hinter seinen Ochsen gehickt, stärker, und wühlt die Erde auf. Es wird die sämmtliche ausgefaul, wenigen und nur sehr leichten Dünger streuen sie mit den Händen. Endlich säen sie den Weizen, dann pflügen sie zweite Furchen, alles so gerichtet, daß das Regenwasser ablaufen muß. Die Frucht wächst man auf den Aeckern in die Höhe, in den Furchen stehen sie hin und her wenig sie säen. Diese Verfahrungsart ist begreiflich, wo Nässe zu fürchten ist; warum sie es aber auf den schönsten Gebreiten thun, kann ich nicht einsehen. Diese Bestellung machte ich bei Arezzo, wo sich eine herrliche Plaine auftut. Reiner kann man sein Feld sehen, unkraut auch nur eine Erdscholle, alles klar wie gefegt. Der Weizen scheint hier recht schön, und er scheint hier alle seiner Natur gemäßen Bestimmungen zu finden. Das zweite Jahr bauen sie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen gebaut, die jetzt schon vortrefflich grün stehen und im May Früchte bringen. Auch der Lein hat schon gebaut, er blüht den Winter über und wird durch den Frost nur dauerhafter.

Die Oelbäume sind wunderliche Pflanzen; sie sehen gar wie Weiden, verwirren auch den Kern, und die Bäume stehen nah aneinander. Aber sie haben deswegen nicht ein schönes Ansehn. Man sieht auch dem Holze an, daß es langsam wächst, und sich unsäglich fein examinirt. Das Blatt ist wiederwärtig, nur wenige Blätter am Zweige. Um Ziegern, an den Bergen, ist alles mit Oelbäumen und Weinstöcken bepflanzt, dazwischen wird das Erdreich zu Kornern benutzt. Bei Arezzo und so weiter läßt man die Felder freier. Ich finde daß man den Oelbäumen nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern schädlich ist, da es so ein leichtes wäre ihn zu zerstören. Wiesen sieht man gar nicht. Man sagt das türkische Korn gehre dem Boden aus; seitdem es eingeführt worden habe der Ackerbau in andern Betracht verloren. Ich glaube es wohl bei dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abschied genommen, mit der Versicherung, mit dem Versprechen, ihn auf meiner Rückreise in Bologna zu besuchen. Er ist ein wahrer Regrätsamann vieler seiner Landsleute. Hier einiges, das ihn besonders bezeichnet. Da ich oft still und nachdenklich war, sagte er einmal: „che pensa! non dove mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia.“ das ist vereleutscht: Was denkt ihr viel! der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur. Und nach einigem Gespräch: „non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa.“ auf Deutsch: aber Mensch muß sich nicht auf eine einzige Sache besten, denn da wird er toll, man muß tausend Sachen, eine Confusion im Kopfe haben.“

Der gute Mann konnte freilich nicht wissen, daß ich eben darum still und nachdenkend war, weil eine Confusion von alten und neuen Gegenständen mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines solchen Staatsmannes wird man noch näher auch gelegenheit erkennen. Da er wohl merkte daß ich Protestant sey, sagte er nach einigem Umherweis, ich möchte ihm doch gewisse Fragen erlauben, denn er habe so viel wunderliches von und Protestanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünsche. Dürft ihr denn, so fragte er, mit hübschen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheirathet zu seyn? — erlauben euch das eure Priester? Ich erwiederte darauf: unsere Priester sind kluge Leute, welche von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir sie darum fragen wollten, so würden sie es uns nicht erlauben. Ihr brauchst sie also nicht zu fragen? rief er aus, o ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht bezahlt, so erfahren sie's nicht. Hierauf erzählte er sich in Sorgen und Mühseligen seiner Pfaffen, und in dem Preise unserer seligen Freiheit. — Was jedoch die Beichte betrift, fuhr er fort, wie verhält es sich damit? Man erzählt mir, daß alle Menschen, auch die keine Christen sind, denen beichten müssen; weil sie aber in ihrer Verstellung nicht das rechte treffen können, so beichten sie einen alten Baume; welches denn freilich lächerlich und gottlos genug ist, aber doch bewerk't, daß sie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen. Hierauf erklärte ich ihm unsere Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm sehr traurig vor, er meinte aber, es sey unsäglich eben so gut als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern ersuchte er mich sehr ernsthaft, über einen andern Punkt ihm rechten Aufschluß zu geben; er habe nämlich, aus dem Munde einer seiner Priester, der ein wahrhafter Mann sey, gehört, daß wir unsere Sowerstern heirathen dürften, welches denn doch eine starke Sache sey. Als ich diesen Punkt vernommen, und ihm einige menschliche Begriffe von unserer Ehe beizubringen wußte, merkte er nicht sonderlich darauf merken, denn es kam ihm zu allmälig vor, und er wandte sich zu einer neuen Frage: — Man versichert uns, sagte er, daß Priesterin der Grose, welcher so viele Siege sind ihr die Gläubigen darin gethan, und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sey.

und vom Papste die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen; denn er kömmt, wie man weiß, in keine andere Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirrischen Capelle, mit zerrissenen Herzen. Daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf, denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wüthende Ketzer sind, auf der Stelle todt schlagen, wodurch denn der Staat nicht gebessert wäre. Deswegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür thun der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür thun der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür thun

Minerva noch einmal sehr freundlich und tröstend an, dann schaute ich tiefer auf den tristen Dom des heiligen Franciskus, und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der unbetrachteten sich von der Truppe sonderte, und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend sagte er sogleich: er sollte, mein Herr Fremder, wenigstens mir ein Trinkgeld geben, denn ich versichere, daß ich euch alsobald für einen braven Mann gehalten, und dieß kam gegen meine Gewohnheit erklärt habe. Das sind aber Hyperbole und gleich oben hinaus, und haben keine Bestimmniß. Auch werdet ihr bemerkt haben, daß ich euren Worten zuerst Beifall und Gewicht gab. Ich lobte ihn deßhalb und erfuhr ihn ehrenhafte Fremde, die nach Assisi, sowohl wegen der Religion als wegen der Kunst kämen, zu besichtigen, besonders die Baumeister, die zum Ruhme der Stadt den Minervens-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer gestochen, nunmehro messen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da sie sich denn gewiß dankbar erweisen würden, und somit drückte ich ihm einige Silberstücke in die Hand, die ihn über seine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, besonders müsse ich das Fest des Heiligen nicht versäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit ergehen und vergnügen sollte. Ja, wenn es mir als einem hübschen Manne, wie billig, um ein hübsches Frauenzimmer zu thun sey, so könne er mir versichern, daß die jüdische und ehrbare Frau von ganz Assisi, auf seine Empfehlung, mich mit Freuden entgegen werde. Er schied nun betheuernd, daß er noch heute Abend, bei dem Grabe des Heiligen, meiner in Andacht gedenken, und für meine fernere Reise beten wolle. So trennten wir uns, und mir war sehr wohl mit der Natur und mit mir selbst wieder allein zu seyn. Der Weg nach Foligno war einer der lieblichsten und anmuthigsten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden, an einem Berge hin, recht ein freundbenutztes Thal.

Mit den Betturinen ist es eine leidige Sache; das beste, daß man ihnen trauen zu dürfen folgen kann. Von Ferrara las ich mich nun immer bis hieher ohne sonderliche Plackerei fortschieben. Dieses Italien, von Natur höchst begünstigt, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und freiere Lebensweise gegründet ist, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Betturine, welches noch sedia, ein Sessel heißt, ist gewiß aus den alten Tragesseln entstanden, in welchen sich Frauen, ältere und vornehmere Personen, von Maultieren tragen ließen. Statt des hintern Maultiers, das man hervor neben die Gabel spannte, setzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbesserung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrtausenden, noch immer fortgeschaukelt, und so sind sie in ihren Wohnungen und allen.

Wenn man die erste poetische Idee, daß die Menschen meist unter freiem Himmel lebten, und sich gegenseitig manchmal aus Noth in Höhlen zurückwenden, recht realisirt sehen will, so muß man die Gebäude hier dortun, besonders auf dem Lande betreten, ganz im Sinn und Geschmack der Höhlen. Eine so unglaubliche Sorglosigkeit haben sie, um über dem Nächsten nicht zu verarmen. Mit unerhörtem Leichtsinn versäumen sie, sich auf den Winter auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno in einer wüsten Hemersinken Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer, in einer großen Halle versammelt ist, friert und dürft, am Tische Durchspeist, wie die Hochzeit von Cana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit dieses Land zu schreiben, da einer ein Tintenfaß bolen läßt, worum ich unter solchen Umständen nicht gedacht hätte. Aber man sieht auch diesem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeiten meines Schreibtisches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit unverdrossen reitet und umgeleitet in dieses Land zu gehen. Mit dem verschiedenen Gelde, den Betturinen, den Preisen, den schlechten Wirthshäusern ist es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum ersten Male, wie ich, allem geht, und ununterbrochenen Genuß hofft und suchte, sich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe mich gewundt als daß Land sehen, auf welche Reihen es sey, und wenn sie mich auf Friaul Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. October 1786.
Abends.

Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Ausgange um dasselbe her, mit Freuden besuchte, am Anfang einer schönen Plaine zwischen Bergen die alle noch Kalk sind. Wie Bologna drüben, so ist Terni hüben an den Fuß des Gebirgs gesetzt.

Nun da der päpstliche Soldat mich verlassen, ist ein Preuser mein Gefährte. Dieser scheint schon mehr mit seinem Zustande zufrieden, und belehrt mich, den er freilich schon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen sehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch daß ich immer wieder unter neue Menschen komme, erreiche ich durchaus meine Absicht; man muß das Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes giebt. Sie sind auf die wunderbarste Weise sämmtlich Widersacher, haben den sonderbarsten Provinzial- und Stadthaß, können sich alle nicht leiden, die Stände sind in ewigem Streit und das alles mit innigst, lebhaftes, gegenwärtigst Leidenschaft, daß sie einem den ganzen Tag Kopfdrüse geben und sich selbst stellen, und doch fassen sie zugleich wieder auf, und merken gleich wo der Fremde sich in ihr Thun und Lassen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich besiegen, und war auf der Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern ist. Die zehen Bogen welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrtausende so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten das ich sehe und immer ders selbe große Sinn. Eine zweite Natur die zu körperlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst. So steht das Amphitheater, der Tempel und der Aquädukt. Nun fürcht ich erst wie mir mit Recht alle Willkühr lächerlich verhaßt waren, wie z. B. der Winterkaffee auf dem Weinberge, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß seyn und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen schuldig geworden, an Freuden und Einsicht, aber auch Mühe hat mich's genug gekostet. Ich hatte die Augen nur immer offen, und drückte mir die Gegenstände recht ein. Bemerken möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Crocefisso, eine wunderliche Capelle am Wege, hatte ich nicht für den Rest eines Tempels der am Orte stand, sondern man hat Statuen Pfeiler

Gebäude gefunden und zusammengeflickt, nicht dumm aber roh. Beschreiben läßt sich's gar nicht, es ist wohl tragenswo in Kupfer gestochen.

Und so wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht sind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegen stehen, auf denen man sich nun wieder das Trümmerlin aufzusuchen bitte, worvon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem was man classischen Boden nennt, hat es eine andere Bewandniß. Wenn man hier nicht phantastisch verfährt, sondern die Gegend treu nimmt, wie sie dasteht, so ist sie von immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und so habe ich immer wieder den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken, und mir ein treues klares Anschauen der Localität zu erhalten. Da schweift sich denn auf eine wunderbare Weise die Geschichte lebendig an, und man begreift nicht wie einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht den Tacitus in Rom zu lesen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintan setzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauf kam, zogen die Wolken noch immer nach Norden, späterhin veränderten sie ihre Richtung und zogen nach dem Trasimenischen See. Hier blieben sie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt also daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebirg schickt, senkt sie jetzt einen Theil nach den Apenninen, daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an die Oliven abzulesen. Sie thun es hier mit den Händen, an andern Orten schlagen sie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, so bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf sehr flemigem Boden die größten ältesten Bäume gesehen.

Die Gunst der Musen, wie die der Damonen, besucht und meist immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgefordert etwas aufzubinden, was gar nicht an der Zeit ist. Dem Municipalrathe des Katholicismus wird nämlich, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Zelle eingesperrt, indem ich mit reinem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtige, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so müßte mir Manches, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum baut. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wunderlichen Ent- und Aufwickelungen gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume schweben mir vor. Denn aus Ungeduld weiter zu kommen, schlafe ich angekleidet, und weiß meist Hübsches, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich schnell in den Wagen zu setzen, und zwischen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren, und dabei die ersten besten Phantasiebilder nach Belieben walten zu lassen.

Civita Castellana, den 29. October 1786.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es ist noch nicht acht Uhr, und alles schon zu Bette; so kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken, und mich aufs nächst Künftige freuen. Heute war ein ganz besterer herrlicher Tag, der Morgen sehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber sehr schön.

Von Terni fuhren wir sehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und so habe ich die Brücke nicht gesehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, östliche Gegenden, alles Kalkberg, auch nicht eine Spur eines andern Gesteins.

Otricoli liegt auf einem der von den ehemaligen Erdrevolutionen zusammen geschwemmten Kieshügel und ist von Lava gebaut, jenseits des Flusses hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber ist, findet man sich im vulcanischen Terrain, es sey nun unter wirklichen Laven, oder unter früheren Gesteen durch Abtragung und Schmelzung verändert. Man steigt einen Berg herauf, den man für graue Lava ansprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Krystalle. Die Chaussee die von der Höhe nach Civita Castellana geht von einem dieser Steine, seye solchen glatt gearbeitet. Die Stadt auf vulcanischen Tuff gebaut, in welchem ich Asche, Bimssteine und Lavaschlacke zu entdecken glaubte. Vom Soracte ist die Aussicht sehr schön; der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulcanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat auch diesen Berge und Felsen gebildet, da denn derselbe malerische Gegenstände, überhangende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten, gewirkt werden.

Morgen Abend alle in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir weiter wünschen; ich wünsche nichts als daß ich mit meinen Freunden glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Freudem begrüßen. Vergessen seyn mir das Geheimniß und die gänzliche unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs flüchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig euer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Worten gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches

Bedürfniß hinzog. In die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen; zuletzt durft' ich kein Lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer Italiänischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht und dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth. Ja um beste wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eignem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen sollen.

Rom, den 1. November 1786.

Ja ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt! Wenn ich sie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verständigen Manne, vor funfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eignen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward.

Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint auf mein ganzes Leben vertheilt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise im- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Prospecte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt), seh' ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht mir beisammen vor mir, wohin ich gehe finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles wie ich mir's dachte und alles neu. Eben so kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Da Pygmalions Elfe, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt, und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der geeiselte Stein.

Wie merkwürdig heißan ist mir es dann auch, unter einem ganz sämmtlichen Volke zu leben, über das sie viel Reden und Schreiben ich, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurtheilt den er mitbringt. Ich verzeihe jedem der sie tadelt und schilt; sie stehen weit von uns ab, und alle Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und peinlich.

Rom, den 3. November 1786.

Einer der Hauptbeweggründe die ich mir vorsetzte um nach Rom zu eilen, war das Fest Allerseelen, der erste November; denn ich dachte, gedrängt dem einzelnen Heiligen so viel Ehre, was wird es erst mit allen werden. Allein wie sehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Fest hatte die Römische Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im besondern das Andenken seines Patrons im Stillen feiern, denn das Namensfest und der ihm zugetheilte Ehrentag ist's eigentlich, wo jeder in seiner Glorie erscheint.

Gestern aber, am Tage Allerseelen, gelang mir's besser. Das Andenken dieser feiert der Papst in seiner Hauskapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tischbein auf den Monte Cavallo.. Der Platz vor dem Palaste hat was ganz eignes Imposantes, so unregelmäßig als granitisch und tüchtig. Die beiden Kolossen erdrückt' ich nun! Weder Auge noch Geist sind hinreichend sie zu fassen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In diesen Vorsälen, der Capelle gegenüber, in der Ansicht der Reihe von Zimmern, sähst man sich wunderbar unter einem Dache mit dem Stattheilter Christi.

Die Function war angegangen. Papst und Cardinäle sahen in der Kirche. Der billige Vater, die sechzehn würdigste Männergestalt, Cardinäle von verschiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen bei Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, und in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sah nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe geberdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Ketzerlunde, und mir wollte das bekannte und gewohnt. Meßopfer hier klanglos gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Anklagung der Schriftgelehrten in seinem Jünglingsleben, gewiß nicht schweigend gelehrt und gewirkt, denn er sprach gern, geistreich und gut, wie wir auch den Evangelien wissen. Was würde der sagen, dacht' ich, wenn er hereintrate und sein Evenbild auf Erden summend und hin und wieder wankend antrafe? Das venio iterum crucifigi? fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir uns Freie der gewohnten und gewalten Säle nähmen.

Hier fanden wir eine Menge Personen, die köstlichen Gemälde andächtig betrachtend, denn dieses Fest Allerseelen ist auch zugleich das Fest aller Künstler in Rom. Ebenso wie die Capelle ist der ganze Palast und die sämmtlichen Zimmer jetzen zugänglich und diesen Tag für viele Stunden frei und offen, man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Castellan nicht aufgehalten.

Die Wandgemälde beschäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, sie wie z. B. den beiden Carl Maratti schätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meisterstücke der Künstler, deren Art und Weise ich mir schon einigermaßen hatte. Ich sah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehmals in St. Peter, wo nun eine mußvolle Copie anstatt des Originals aufgestellt ist. Der Heiligen Leichnam wird auf dem Grabe gebeben und dieselbe Person neubelebt in der Himmelsköhe von einem göttlichen Jünglinge empfangen. Was man auch gegen diese doppelte Handlung sagen mag, das Bild ist ausdrucksvoll.

Noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es übertrifft alle die ich gesehen habe. Ob mein Sinn schon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichste sey, weiß ich nicht zu unterscheiden. Ein unaberaurer Meisterwerk, das von Stückerei, ja von getrübenen Gemälden stark, umhüllt eine

ansehnliche bischöfliche Gestalt. Den massiven Hirtenstab in der Linken blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, worauf er so eben eine göttliche Verklärung empfangen zu haben scheint. Hinter ihm eine schöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeschlagenen Buche hinschauend. Ein ernster Alter das gegen zur Rechten, dem Buche ganz nahe scheint er dessen nicht zu achten; die Schlüssel in der Hand mag er sich wohl einzeln Aufsehn zutrauen. Dieser Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor sich hinsehend, bescheiden ergeben. In dem Zwischenraume zwei Männer, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmlischen gekehrt. Denn oben offen ist das halbrunde Gemälde das sie sämmtlich umschließt. Dort bewegt sich in höchster Glorie eine verabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Geberde einen Kranz herüber, ja scheint ihn herunterfallen zu werfen. Auf beiden Seiten schweben Engel. Kränze streuen im Vorgrund hastend. Ueber allen aber und über treifachem Strahlenkreise waltet die himmlische Taube, als Mittelpunkt und Schlußstein zugleich.

Wir sagen uns: hier muß ein heiliges altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß diese verschiedenen, unpassenden Personen so künstreich und bedeutungsvoll zusammengestellt werden konnten. Wir fragen nicht nach wie und warum, wir lassen es geschehen und bewundern die unsichtbare Kunst.

Weniger unverständlich, aber doch geheimnißvoll ist ein Wandbild von Guido in seiner Capelle. Die tintinis lieblichste, frömmste Jungfrau sitzt still vor sich hin und hält zwei Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink ihr zu dienen. Das jugendliche Unschuld und Fleiß von den Himmlischen bewacht und geehrt werde, sagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Lacence, keiner Auslegung.

Nun aber zu Mitbringung des künstlerischen Ernstes ein heiteres Abenteuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere Deutsche Künstler zu Tischen als Bekannte traten, mich beobachteten und sodann hin und wieder gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlassen hatte, trat wieder zu mir und sagte: „Da giebt's einen guten Spaß: das Gerücht Sie seyen hier, hatte sich schon verbreitet, und die Künstler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerksam. Nun ist einer unter uns, der schon länger bekannter, er sey mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundschaftlichem Verhältniß gelebt haben, weraus wir nicht so recht glauben wollten. Dieser ward aufgefordert Sie zu betrachten und den Zweifel zu lösen, er versicherte aber kurz und gut, Sie seyen es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Gestalt und Ansehens. So ist doch wenigstens das Zugemüse für den Moment gedeckt und in der Folge giebt es etwas zu lachen."

Ich mußte mich nun freundlichgut unter die Künstlerschaar und fragte nach den Meistern verschiedener Bilder, deren Kunstkreise mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild besonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenretter vorstellend. Niemand wußte mir den Meister zu nennen. Da trat ein kleiner, bescheidener, bisher lautloser Mann hervor und belehrte mich, es sey von Pordenone, dem Venetianer, eines seiner besser Bilder, an dem man sein ganzes Verdienst erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich mit der Venetianischen Schule schon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meister besser zu schätzen wußte.

Der belehrende Künstler ist Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde Namens Kölla seit einigen Jahren hier studirt, die antiken Büsten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunstgeschichte wohl erfahren ist.

Rom, den 7. November 1786.

Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wieder, ich mache mir die Pläne des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und seh' und geh' und komme wieder, denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Gesehen wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herausschmecken, aber man muß es denn doch thun, und zuletzt eine unschätzbare Vertrautheit hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Wenn man so eine Existenz anfieht, die zwei tausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannigfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Katastrophe des Schicksals und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom liegt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst auf eine ander. Ich finde nur erst selbst die halbverdeckten Punkte herauszufinden, dann lassen sich erst die sodann Vorarbeiten recht vollständig nutzen; denn seit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses Unabsehbare wirft ganz ruhig auf und ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überrückt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein landschaftliches Bild aller Art und Weise. Paläste und Ruinen, Gärten und Wüsteneien, Fernen und Engen, Hausen, Ställe, Triumphbogen und Säulen, oft alles zusammen so nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben, was soll hier eine Feder! und dann ist man Abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7. November 1786.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig weniger erfinden werde; während eines Reisezugs rastet man unterwegs auf was man kann, jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auf darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt, daß man von dem Tage nichts zu sagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man Jahre lang

hier verweilend, ein Pythagoräisches Stillschweigen beobachtete.

An denselben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen, brutto; es geht ein Mittagswind. Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt; ich kann aber diese Witterung nicht unangenehm finden, es ist warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.

Den 7. November 1786.

Tischbeins Talente, so wie seine Vorsätze und Kunstabsichten lerne ich nun immermehr kennen und schätzen. Er legte mir seine Zeichnungen und Skizzen vor, welche sehr viel Gutes geben und versprechen. Durch den Aufenthalt bei Bohmer sind seine Gedanken auf die ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts geführt worden, da, wo es sich auf die Erde gesetzt fand, und die Aufgabe ihm sollte, Herr der Welt zu werden.

Als geistreiche Einleitung zu dem Ganzen betrachtet er sich das hohe Alter der Welt sinnlich darzustellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachsen, Schluchten von Wasserbächen ausgerissen, ausgebrannte Vulcane, kaum noch leise dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger in der Orde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an dessen halbentblößten Wurzeln ein Hirsch die Stärke seines Geweihes versuche, so ganz gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchst merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Wassers, wo nicht an Stärke doch an List überlegen dargestellt. Die Composition ist außerordentlich schön, als Detail müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müssen wir nothwendig in Weimar besitzen. Sodann denkt er an eine Versammlung der Alten, Weisen und geprüften Männer, wo er Gegenheit nehmen wird, wirkliche Gestalten darzustellen. Mit dem größten Enthusiasmus aber skizzirt er an einer Schlacht, wo sich zwei Parteien Reuterei wechselseitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheure Felsschlucht sie trennt. Aber welche das Pferd nur mit größter Anstrengung überspringen kann. An Vertheidigung ist hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entschluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieses Bild wird uns Gelegenheit geben, die Kenntnisse, die er von dem Pferde, dessen Bau und Bewegung besitzt, auf eine sehr bedeutende Weise zu entfalten.

Diese Bilder sodann, und eine Reihe von solchen und eingeschalteten, wünscht er durch ein Gedicht verbunden, welche dem Dargestellten zur Erklärung dienten und ihm dagegen wieder durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke ist schön, nur müßte man freilich mehrere Jahre zusammen seyn, um ein solches Werk auszuführen.

Den 7. November 1786.

Die Logen von Raphael und die antiken Gemälde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erst einmal gesehen, und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verlöschenen, beschädigten Handschrift herauszubuchstabiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, nur wenn man nach und nach alles recht durchgesehen und studirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltensten sind die Deckenstücke der Logen, die biblische Geschichten vorstellen, so frisch wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Raphaels eigner Hand, doch aber gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht.

Den 7. November 1786.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir schulrichtig wünschte von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunst- und geschichtskundigen Engländer, nach Italien geführt zu werden; und man hat sich das alles indessen schöner gedichtet als ich hätte ahnen können. Tischbein lebte so lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche, mir Rom zu zeigen; unser Verhältnis ist all durch Briefe, nun durch Gegenwart; wo hätte mir ein werktherer Führer erscheinen können? Ist auch meine Zeit nur beschränkt, so werde ich doch das Möglichste genießen und lernen.

Und bei allen dem seh' ich voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Rom, den 8. November 1786.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbunbekannte hilft mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da sich jedermann verpflichtet, zu ignoriren wer ich sey, und alle auch niemand mit mir von mir reden darf, so bleibt den Menschen nichts übrig als von sich selbst oder von Gegenständen zu sprechen, die ihnen interessant sind, dadurch erfahr' ich nun unfehlbar, wonach sich ein jeder bestrebt, oder was irgend Merkwürdiges entsteht und hervorgeht. Hofrath Reiffenstein fand sich auch in diese Grille; da er aber den Namen den ich angenommen hatte, aus einer besondern Ursache nicht leiden konnte, so verwünschte er mich geschwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über, dadurch bin ich bezeichnet genug, um so mehr als der Italiäner die Menschen nur nach den Vornamen oder Spaßnamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen.

Den 8. November 1786.

Manchmal stehe ich wie einem Augenblick still, und überschaue die köstlichen Gipfel des schon Gewonnenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück auf jenes große Dasein, dem Schwebe des Meeres, wie Palläs aus dem Haupte Jupiters entsprossen. Hier hat mich die Rotunde, so die äußere wie die innere, zu einer stundenlangen Betrachtung ihrer Großheit bewogen. Im St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst schwerer als die Natur alle Massen verarbeitung aufbieten kann. Und so hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gipsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gesammt habe.

Rom, den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Neigung

alle Dinge wie sie sind zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht seyn zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention, kommen mir eine mal wieder recht zu Statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, tägliches frisches, großes, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius, und Abends auf dem Palatin, eben auf den Ruinen der Kaiser-Paläste, die wie Felsenwände dastehn. Hier von läßt sich nun freilich nichts überliefern: Wahrlich, es giebt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheitenswerthes und Angesehnliches; doch auch ein solches hat Theil an der allgemeinen Größheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß selig werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward.

Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Wir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig gesehn hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laß mich antreffen wie es kommen will, die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen; befestigen will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahre alt werde.

Rom, den 11. November 1786.

Heut hab' ich die Ruinpte Egeria besucht, dann die Ruinbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerk giebt. Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles calculirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem alles weichen mußte. Kein schlimm habe ich bis dato verspürt. Die Reste der großen Wasserleitung sind höchst ehrwürdig. Der sichre große Zweck um Volk zu tränken durch eine so ungeheure Anstalt! Abends kamen wir ans Colisco, da es schon dämmrig war. Wenn man das ansieht, sieht wieder alles andre klein, es ist so groß, das man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem aufs neue größer vor.

Frascati, den 15. November 1786.

Die Gesellschaft ist zu Bette, und ich schreibe noch auf der Tasso-Wiedel, aus welcher gesegnet worden ist. Wir haben ein paar schöne, tragenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, das man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend ist sehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, welcher an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegränzt, man sieht Rom liegen und weit die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben vor hundert Jahren und mehr, reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Drei Tage gehn wir schon hier herum und es ist immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter als der Tag hinziehn. Sobald die flattische Wirthin die messingene dreiarmige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt, und solicissima notte! gesagt hat, versammelt sich alles im Kreise und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizzirt werden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen, ob der Charakter getroffen ist, und was solche erste allgemeine Zeichnungen sind, worauf man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann. Hofrath Reiffenstein weiß diese Skizzen durch seine Einsicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Diese löbliche Anstalt aber schreibt sich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchst geschmackvoll die wirklichen Ansichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften sich gleichfalls zu versuchen, und ging mit gutem Beispiel vor. Diese Art, eine Gesellschaft zu versammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reiffenstein nach der Abreise jenes Freundes treulich fortgesetzt, und wir finden wie löblich es sey, den thätigen Antheil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsgleter tritt auf eine anmuthige Weise hervor. Tischbein z. B. sieht als Historienmaler die Landschaft ganz anders an, als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielsagende Gegenstände, da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm auch manchen menschlichen naiven Zug zu erhaschen, es sey nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß, und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Gespräch ausgehen, so wird gleichfalls nach Hackert Vermächtniß in Sulzers Theorie gelesen, und wenn man gleich von einem höhern Standpunkte mit diesem Werke nicht ganz zufrieden seyn kann, so bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Personen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung stehen.

Rom, den 17. November 1786.

Wir sind zurück! Heute Nacht fiel ein entsetzlicher Regenguß mit Donner und Blitzen, nun regnet es fort und ist immer warm dabei.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieses Tages bezeichnen. Ich habe die Freskengemälde von Domenichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farnesische Galerie von Carraccio gesehen. Freilich zuviel für Monate, geschweige für einen Tag.

Den 18. November 1786.

Es ist wieder schön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich sah in der Farnesina die Geschichte der Psyche, deinen farbige Nachbildungen so lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat, und die man nun von Angesicht sieht.

Das Mitleben ist doch ganz was anders, jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß spricht sich sogleich aus.

Auch finden sich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht so viel Redens ist, die nicht so oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt gestreut sind. Hievon bringe ich manches mit, gezeichnet von guten, jungen Künstlern.

Den 15. November 1786.

Daß ich mit Tischbein schon so lange durch Briefe in dem besten Verhältniß stehe, daß ich ihm so manchen Wunsch, sogar ohne Hoffnung nach Misliens zu kommen, mitgetheilt, machte unser Zusammentreffen sogleich fruchtbar und ersprießlich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich gesorgt. Auch was die Sterne betrifft, mir welchen die Alten und Neuen gehaust, ist er vollkommen zu Hause, er hat sie recht gründlich studirt, wobei ihm sein Künstlerauge und die Künstlerart an sinnlichen Dingen sehr zu Statten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Musterstücken hat er vor kurzem nach Weimar abgesendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen soll. Ein bedeutender Nachtrag hat sich indessen gefunden. Ein Geistlicher, der sich jetzt in Frankreich aufhält, und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, er hielt durch die Gunst der Propaganda ansehnliche Stücke vom berühmten Marmor von der Insel Paros. Diese wurden hier zu Musterstücken verschnitten, und solche verschiedene Stücke auch für mich hieher gelegt, von feinstem bis zum gröbsten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemischt, jene zur Bildhauerei, diese zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künste gearbeitet, in ihrer Verarbeitung hilft, fällt genugsam in die Augen.

Gelegenheit giebt's genug dergleichen hier zusammen zu schleppen. Auf den Ruinen des Neronischen Palastes gingen wir durch frisch aufgedeckte Artischockenländer, und konnten uns nicht enthalten die Taschen vollzustecken von Granat, Porphyr und Marmorfliesen, die zu Tausenden hier herum liegen, und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unverdrießliche Zeugen gelten.

Zum 15. November 1786.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematischen Bilde sprechen, das sich auf jene trefflichen Dinge noch immer mit sehen läßt.

Schon vor mehreren Jahren hielt sich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunst und Sammler bekannt. Er kommt zum Besitz eines antiken Gemäldes auf Kalk, niemand weiß wieher; er läßt das Bild durch Mengs restauriren und hat es als ein geschätztes Werk in seiner Sammlung. Winckelmann spricht irgendwo mit Enthusiasmus davon. Es stellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzose stirbt und hinterläßt das Bild seiner Wittib als antik. Mengs stirbt und sagt auf seinem Todbette: es sey nicht antik, er habe es gemalt. Und nun streitet alles gegeneinander. Der eine behauptet, es sey von Mengs zum Scherz nur so leicht hingemalt, der andere Theil sagt, Mengs habe nie so etwas machen können, ja es sey demalte für Mengs viel zu schön. Ich habe es gestern gesehn und muß sagen, daß ich auch nichts schöneres kenne, als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken, daß andere ist viel restaurirt. Indessen ist das Bild discreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlösen.

Rom, den 20. November 1786.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Maler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, so ist Tischbeins Gedanke höchst beifallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge heraus eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit möchte um vieles sterilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hiezu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich zur Darstellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unsern Spaziergängen erzählt, um mir Lust zu machen, daß ich mich daran einlassen möge. Das Lustkupfer zu unserm gemeinsamen Werke ist schon entworfen; fürchte ich mich mehr in etwas neues einzugehen, so könnte ich mich wohl verführen lassen.

Rom, den 22. November 1786,
an Gerstenbergs Frau.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und was ich gestern wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf uns ab gehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug gewesen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohlerleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke, von Michel Angelo, theilten unsere Bewunderung. Ich lernte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Größe und Breite geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehn, verließen wir dieses Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergetzten uns als genießende Menschen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu vieles Lesen und zu verständigen Gesammel und Sichtung etwas machen zu lassen, und unterdrückten jedes laienhafte Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich besiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen (dem Ansehn nach), Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die wohlbenutzte Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die zutraulichen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Berg-Palästen, Kuppeln ꝛc. Es rührte sich keine Luft und ist in dem kupfernen Knauf wie bei'm wie in einem Treibhause. Nachdem wir das alles

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach warum ist er nicht hier geblieben!
Ach der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zu Grunde gehen?
Ach er sollte, ach er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

bereitet hatten, fliegen wir herab, und liefen und die Thüren zu den Gemächern, der Kuppel, des Tambours und des Schloß aufschließen; man kann um jeder Thüre machen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche. Wir stiegen nunmehr wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein frühstück, erquickten Mahl, und setzten unsern Weg nach der Cestiuspforte fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Anordnung der ganz mit Menschen angefüllten Kirche zu beschreiben. Man sah eben keinen Stein der Architektur mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Tressen umwunden, die Capitäle mit gestickten Sammt in ungefärbter Capitälfarm, so alle Gesimse und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwischenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt schien, und über zweihundert Wachsfackeln brannten um und neben dem Hochaltar, so daß die ganze eine Wand mit Lichtern besetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre eben so gesetzt und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwei Gerüste, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumente standen, die anhaltend Musik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine sodine Art musikalischer Aufführung hört' ich hier. Wie man Violins oder andere Concerte hat, so führen sie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B., verschwindet ist, und Solo singt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es verhallt sich, immer mit dem ganzen Orchester. Es thut gute Wirkung. — Ich muß erzählen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten das Guten so viel genossen, daß wir vorüber gingen.

Rom, den 25. November 1786.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für verdeckt hält wenn er den Kopf verbirgt, so gebe ich auf gewisse Weise nach, meine alte Thorheit unmerkbar behauptend. Den Fürsten von Lichtenstein, den Bruder der mir in werthen Gräfin Hartenach, habe ich gern beerbigt, und einigemal bei ihm gespeist, und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und so kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie, die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen, und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde beim Fürsten, und das Stück ward vorgelesen.

Der Held ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich wegen allerlei Gewissenscrupel selbst entleibt, und man gab mir auf eine artige Weise zu verstehen, der Verfasser des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in diesem Stücke einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde. Und so konnte ich selbst in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen sehr einfachen ruhigen Gang, die Gesinnungen, wie die Sprache, sind dem Gegenstande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem sehr schönen Talente.

Ich verhehle nicht, nach meiner Weise, freilich nicht nach der Italiänischen, alles Gute und Löbenswürdige des Stücks herauszuheben, wenn man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit süßlicher Ungeduld etwas mehr verlangte. Besonders setzte ich weitläufig was von dem Effect des Stücks auf das Publikum zu hoffen sey. Ich entschuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzusetzen, daß ich nicht recht einsehe, wie die verwöhnten Römer, die ein completes Lustspiel von drei Acten und eine complete Oper von zwei Acten als Zwischenspiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets als Intermezzi zu sehen gewohnt seyen, sich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergetzen könnten. Alsdann sehen wir auch der Gegenstand des Schauderns ganz außer dem Kreise Italiänischer Begriffe zu liegen. Das man andere tödt schlage, davon hätte ich fast Tag für Tag zu hören, daß man sich aber selbst das liebe Leben raube, oder es nur für möglich halte, davon sey mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umständlich unterrichten, was gegen meinen Einwurfen einzuwenden seyn möchte, und ergab mich sehr gern in die plausiblen Argumente, verschwerte auch, daß ich nichts mehr wünsche, als das Stück aufführen zu sehen, und dem selben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigsten lautesten Beifall zu zollen. Diese Erklärung wurde freundlich aufgenommen, und ich hatte alle Ursache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu seyn — wie denn Fürst Liechtenstein die Gefälligkeit selbst ist, und mir Gelegenheit gehabt hat, mit ihm gar manche Kunstsache zu sehen, wozu besonders Erlaubniß der Besitzer und also eine höhere Einwirkung nöthig ist.

Dagegen aber reizte mein guter Humor nicht hin, als die Doctrin des Prätendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich angelehnt, und bin ganz entschieden wieder umgekehrt.

Und doch ist das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier sehr lebhaft, was ich schon früher im Leben bemerken konnte, daß der Mensch der das Gute will, sich eben so thätig und rührig gegen andere verhalten müsse, als der Eigennützige. Der Kleine, der Böse, Einzelne läßt sich's gut, es ist aber immer in diesem Sinne handeln.

Den 24. November 1786.

Von der Nation möchte ich nichts weiter zu sagen, als daß es Naturmenschen sind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künste, nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch seyn würden. Was alten Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt treiben, aber auch nur treiben macht, sind die Festtäglige, die gewöhnlich vorkommen. Diese sind schon in unserm Beyn in diesen drei Wochen erwartet worden. Heute wird ein braver Künstler Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder mit dem er sich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erstach sich

der Bleiweicht seliest. Das ist sonst hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche und so ist's gut.

Und so sollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Wasserfluth einiges melden, doch sagt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Vesuvs die meisten Fremden hier in Bewegung, und man muß sich Gewalt anthun, um nicht mit fortgerissen zu werden. Diese Naturerscheinung hat wirklich etwas Klapperschlangenartiges und zieht die Menschen unwiderstehlich an. Es ist in dem Augenblick als wenn alle Kunstsachen Roms zu nichte würden; die sämmtlichen Fremden durchrennen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Rom, den 1. December 1786.

Moritz ist hier, der uns durch Anton Reiser und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es ist ein treuer trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 4. December 1786.

Hier in Rom, wo man so viel Fremde sieht, die nicht alle der höheren Kunst wegen diese Hauptstadt der Welt besuchen, sondern auch wohl auf andere Art unterhalten seyn wollen, ist man auf allerlei vorbereitet. Es giebt so gewisse Hauptkünste, welche Handgeschicklichkeit und Handwerkskunst verlangen, worin man hier sehr weit gebracht hat, und die Fremden gern mit ins Interesse ziehet.

Dahin gehört die Wachsmalerei, die einen jeden, der sich einigermaßen mit Wasserfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, so dann zuletzt durch das Einbrennen und was sonst noch dazu gehört mechanisch beschäftigen, und einen oft geringen Kunstverth durch die Neuheit des Unternehmens erhöhen kann. Es giebt geschickte Künstler die hierin Unterricht geben, und unter dem Vorwand der Anleitung oft das beste bei der Sache thun, so daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenen Rahmen erscheint, die sahme Spätlerin ganz überrascht von ihrem unbewußten Talent dasteht.

Eine andere artige Beschäftigung ist, wohl ausgeschnittene Steine in einen feinen Thon abzudrücken, welches auch wohl mit Metallen geschieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geschick, Aufmerksamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glas-Pasten selbst. In allen diesen Dingen hat Hofrath Reifenstein in seinem Hause, oder wenigstens in seinen nächsten Umgebungen, die übrigen Gerätschaften und Anstalten.

Den 2. December 1786.

Zufällig habe ich hier Armenbylens Italien gefunden. Wie so ein Gelegenheit am Ort selbst zusammensuchrumseh, eben als wenn man das Bücklein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und schwarz würde, die Blätter sich krümmen und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen gesehen; aber um eine großartige, verachtende Manier gelten zu machen besitzt er viel zu wenig Kenntnisse und stolpert lobend und tadelnd.

Rom, den 2. December 1786.

Das schöne warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, ist mir zu Ende November so ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die öde im Zimmer, überall findet sich etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Capelle zurück, ließen die Galerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr, an den eisernen Stäben weg, deswegen auch die Schwindlichen zurück bleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks erlegt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele rein zu fixiren. Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphaels, und kann dort ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen, und der herrlichen Vollendung aller Theile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich. Diese Werke nun hier gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.

Von da gingen wir, fast bei zu warmem Sonnenschein, auf die Villa Pamfili, wo sehr schöne Gartenpartien sind, und blieben bis an den Abend. Eine große mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wiese war ganz mit Maßieben überstreut, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botanischen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Mellini und Villa Madama weiter nachhing. Es ist gar interessant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt, hier auch's keine Knospen, und man lernt erst begreifen was eine Knospe sey. Der Erdverstand (obtus unedo) blüht jetzt wieder, indem seine letzten Früchte reif werden, und so zeigt sich der Orangenbaum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten (doch werden letztere Bäume, wenn sie nicht zwischen Gebäuden stehen, nun bedeckt). Ueber die Cypresse, den respectabelsten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachsen ist, giebt's genug zu denken. Erstens werd' ich den botanischen Garten besuchen, und hoffe da manches zu erfahren. Ueberhaupt ist mir dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so mein' ich bis auf unserste Knochenmark verändert zu seyn.

Für diesmal schließ' ich, und werde das nächste Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Rom, den 5. December 1786.

Die Witterung hat bisher meist von sechs zu sechs Tagen abgewechselt. Zwei ganz herrliche, ein

früher, zwei bis drei Regentage, und dann wieder schöne. Ich suche jeden nach seiner Art aufs beste zu nutzen.

Doch immer sind mir noch diese herrlichen Gegenstände wie neue Bekanntschaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reisen uns mit Gewalt an sich, daß man eine Zeit lang gleichgültig, ja unempfindlich gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige vorzügliche Köpfe, und neuerlich die Sixtinische Capelle, so mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben fast nichts mehr sehe. Wie will man sich aber, kein Wie man ist, und aus Allem gewinnt, diesem edlen, unaufhaltsamen, activen Genießtrieben? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, so drängt sich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begehrt ihr auf jedem Schritt, und jedes fordert für sich den Tribut der Aufmerksamkeit. Wie will man sich da herauszuziehen? anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachsen läßt, und auch fleißig auf das merkt was andere zu unsern Gunsten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunstgeschichte, übersetzt von Fea, die neue Ausgabe, ist ein sehr brauchbares Werk, das ich gleich angeschafft habe, und hier am Orte in guter, anleitender und belehrender Gesellschaft sehr nützlich finde.

Auch die Römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte ergeht, geht es auch hier, denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5. December 1786.

In den wenigen Wochen die ich hier bin, habe ich schon manchen Fremden kommen und gehen sehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher so viele diese würdigen Gegenstände behandeln. Gott sey Dank, daß mir von diesen Zugvögeln künftig seltner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom spricht, seitter mir die Eingeweide mehr erregt, denn ich hab's doch auch gesehn, und weiß einigermaßen woran ich bin.

Den 6. December 1786.

Wir haben mitunter die schönsten Tage. Der Rasen der von Zeit zu Zeit thaut, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume stehen auch hier hin und wieder, so daß man das abgeblaute Land hier übrigen kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, und der Erde wachsend und unbedeckt.

Von einer sehr angenehmen Spazierfahrt, die wir ans Meer machten, und von dem Fischzug das selbst, dachte ich umständlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz herein rennend den Arm brach, indem sein Pferd auf dem glatten Römischen Pflaster ausglitschte. Das zerstörte die ganze Freude, und brachte in unsern kleinen Cirkel ein böses Hauskreuz.

Rom, den 13. December 1786.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verschwinden so ganz wie ich wünschte genommen habt. Verschont mir nun auch jedes Gemäth, das daran dürfte Anstoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen, und kann nun auch nichts sagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich daß ich jemals mit den Prämissen zu diesem Entschlusse einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem alto morale, und fühle mehr als daß ich gerneße. Rom ist eine Welt, und man braucht Jahre um sich nur erst drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich sind' ich die Reisenden die sieben und gehn.

Heute früh fielen mir Winckelmanns Briefe, die er aus Italien schrieb in die Hand. Mit welcher Räumung das' ich sie zu lesen anerlangen! Vor einundreißig Jahren, in derselben Jahreszeit kam er ein noch ärmerer Narr als ich hierher, ihm war es auch so Deutsch Ernst um das Grünliche und Silbere der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und aut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf dieser Reise!

Außer den Gegenständen der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und consequent ist, spricht doch nichts so laut als die Spur eines guten verständigen Mannes, als die ächte Kunst die eben so folgerecht ist als jene. Hier in Rom kann man das recht sehen, wo so manche Mittelmäßigkeit gewürdigt hat, wo so mancher Unsinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmanns Brief an Franken freute mich besonders: „Man muß alle Sachen in „Rom mit einem gewissen Privatsinn suchen, sonst „wird man für einen Franzosen gehalten. In Rom, „glaub' ich, ist die rohe Seele für alle Welt, und „auch ich bin geläutert und geprüft."

Das Gesagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehen, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geläutert wird. Man muß, so zu sagen, wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen anschaulichen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann.

Dieser Brief kommt euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange, vor Ende sehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude seyn. Das vergangene war das wichtigste meines Lebens; ich mag nun sterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr folgendes lesen oder erzählen: Man merkt den Winter nicht, die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne scheint hell und warm, Sonnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Dächern von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und fresh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigers denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren so viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut, im März werden sie noch besser seyn.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fischzug thun; da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein, an Fischen, Krebsen und seltsamen

Unformen; auch der Fisch der dem Berührenden einen elektrischen Schlag giebt.

Rom, den 20. December 1786.

Und doch ist das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurück gehen, daß so viel verlernen, ja durchaus unlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hineingeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister der einen Thurm aufführen wollte, und ein solches Fundament gelegt hatte, er wird es noch bei Zeiten gewahr, und denkt gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grund tief sucht er zu erweitern, zu verbreiten, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues. Gere der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen seyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter ist hier, von seiner Reise nach Sicilien zurückkehrend, ein enthusiastischer heftiger Mann, seine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu euch kommen, und manncherlei zu erzählen wissen. Er treibt zwei Jahr in Italien. Mit den Italiänern ist er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsschreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen sollten, nicht genugsam respectirt, so daß er nicht obtig zu seinen Wünschen gelangt.

Sodine Münzen hat er gesammelt, und besitzt, wie er mir sagte, ein Manuscript, welches die Münzwissenschaft auf saurke Kennzeichen, wie die Linné's sehen sind, zurückführt. Herder erkundigt sich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Aussicht erlaubt. So etwas zu machen ist möglich, gut wenn es gemacht ist, und wir müssen doch auch, früh oder spät, in dieses Fach einzuklinken trachten.

Rom, den 23. December 1786.

Ich fange nun schon an die besten Sachen zum zweiten Mal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöst. Um den höchsten Begriff dessen was die Menschen geleistet haben in sich aufzunehmen, muß die Seele erst zur vollkommnen Freiheit gelangen.

Der Marmor ist ein seltsames Material, besonders wegen seiner Durchsichtigkeit. Apoll von Belvedere im Urbilde so großen Lebens erkennt, denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingshaften, etwas jungen Wesens, verschwindet gleich im besten Gypse. Traurig.

Gegen uns über im Palast Rondanini steht eine Medusenmaske, wo, in einer hohen und schönen Gesichtsform, über Lebensgröße, das unsäglichste Starren des Todes unsäglich kräftig ausgedrückt ist. Ich besitze schon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmors ist nicht davon zu erlangen. Das edle Halbdurchsichtige des gebildeten, der Feinkörnigkeit sich nähernden Steins, ist verschwunden. Der Gyps sieht immer dagegen trockenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gypsabdruck hinzuspringen, wo man die verlornen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht, und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was sich in Rom zerstreut befindet, welches zur Vergleichung unschätzbar dienliche ist. Ich habe mich nicht enthalten können den kolossalen Kopf eines Juviters anzufassen. Er steht meinem Bette gegenüber wohl bekannt, damit ich sogleich meine Meregenanadht an ihm richten kann, und der auf, bei aller seiner Größheit und Würde, das lustigste Gesichtchen veranlaßt hat.

Unserer alten Werthin schlecht gewohnsich, wenn sie das Bett zu machen herumkommt, ihre vertraute Lage nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thüre, und ruft mich eilig zu kommen, und ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage: was es sey, erwiederte sie, die Lage bete Gott Vater an. Sie habe dieses Thier wohl länast angewerft, daß es Verstand habe wie ein Christ, dieses aber sey doch ein großes Wunder. Ja eilte mit eigenen Augen zu sehen, und es war wirklich wundersar genug. Die Füße steht auf einem hohen Fuße, und der Körper ist weit unter der Brust abgeschnitten, so daß alle der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Lage auf den Tisch gesprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Brust gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem sie die Glieder möglichst ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den sie mit der größten Zierlichkeit beleckte, und sich weder durch die Juvierseitten der Werthin, noch durch meine Dazwischenkunft im mindesten stören ließ. Der guten Frau ließ ich in ihre Verwunderung, erklärte mir aber diese seltsame Lage genauadht dadurch, daß dieses schon siebende Thier wohl das Fett möchte gesyürt haben, das sich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt, und dort verhalten hatte.

Den 29. December 1786.

Von Tischbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original Deutsch er sich aus sich selbst herausbildete, sodann aber dankbar melden, daß er die Zeit seines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundschaftlich gehorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den besten Meistern, fertigen ließ, einige in schwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erst in Deutschland, wo man von den Originalen entfernt ist, an Werth gewinnen und mich an das Beste erinnern werden.

Auf seiner Künstlerlaufbahn, da er sich erst zum Portrait bestimmte, kam Tischbein mit bedeutenden Männern, besonders auch zu Zürich in Berührung, und hat' an ihnen sein Gefühl gestärkt und seine Einsicht erweitert.

Den zweiten Theil der zerstreuten Blätter brachte ich mit hieher, und war doppelt willkommen. Wie auf dies Büchlein auch bei wiederholtem Lesen wirkt, sollte wohl Herder zu seiner Belehrung recht umständlich erfahren. Tischbein wollte gar nicht begreifen, wie man so etwas habe schreiben können ohne in Italien gewesen zu seyn.

Den 29. December 1786.

In diesem Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wieder Wesen sich selbst und andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete,

und nun zeigt sich's, daß er mein Portrait zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig, er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem unbehauenen Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird seinen Platz finden.

Den 29. Dezember 1786.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen verlesen, oder verlesen lassen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu spielen, ist mich nicht, und ist mir unerträglich gewesen, da ich schon abgerollt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt denken die und da auf etwas Kleinlichtliches.

Ja, es ist hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geschehen könnte, macht mir schon Unbehelfe ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Cabalen verehren helfen, Künstler und Dilettanten loben, Mißwerber verleumden, sich von Großen und Reichen alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Unart, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, finde ich hier mitleben und ganz ohne Zweck!

Mein ich sehe nicht hieher, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu seyn, und mir und andern alle Lust in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom sehen, das versteht sich, aber das mit jedem Jahrzehnt verdächtiger wächst. Hätte ich Geld, ich wollte sie besser anwenden. Besonders sieht sich Geschichte von hier auf ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts sieht man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu sehen, es lagert sich alles um uns her, und geht wieder aus von uns. Und das will nicht allein von der Römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hieraus die Croisirer bis an die Weser, und bis an den Tanais begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe seyn will, die unglückseligen Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten, indessen habe ich mich von Korne und Geldwerthen genährt, und nehme bescheidlich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Rom, den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend, denn der eigentliche Charakter macht eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst man in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen klaren Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören, denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft aufgefordert und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete; nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen.

Ohne Datum.

Nach allem diesen muß ich noch von der Unbeschäftigkeit reden die mich wegen meines Aufenthaltes in Italien anwandelt. In meinem letzten Brief schrieb ich meinen Vorsatz; gleich nach Ostern von Rom zu gehen und meiner Heimath zuzurücken. Ich werde es dahin noch einige Schalen aus dem großen Ocean geschöpft haben und mein dringendstes Bedürfniß wird befriedigt seyn. Ich bin von einer unglaublichen Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu complettiren.

Nun aber kommen mir die freundlichen Stimmen daß ich nicht eilen, daß ich mit vollständigerem Gewinn nach Hause kommen soll, ich erhalte einen gütigen, mitfühlenden Brief vom Herzog, der mich auf eine unbestimmte Zeit von meinen Pflichten losbindet und mich über meine Ferne beruhigt. Mein Geist wendet sich dem angebornen Felde zu, das ich ganz unbetreten verlassen müßte; so hab' ich z. B. im Fache der Münzen, der geschnittenen Steine noch gar nichts thun können. Winkelmanns Geschichte der Kunst hab' ich angefangen zu lesen, und habe erst Aegypten zurückgelegt und rücke weiter daß ich nun erst wieder von vorne sehen muß; aus dem hab' ich es in Ansicht auf die Aegyptischen Sachen gethan. Je weiter herauf desto undeutlicher wird die Kunst und wer klare Schritte thun will muß sie langsam thun.

Das Carneval warte ich hier ab und gehe also etwa Aschermittwochen nach Neapel, ich nehme Tischbein mit. Weil ich ihm Freude mache und in seiner Gesellschaft erstaune lese. Vor Ostern bin ich wieder hier, wegen der Feierlichkeiten der Charwoche.

Dann aber liegt Sicilien noch dahinten. Dahin wäre eine Reise nur mehr vorbereitet und im Herbste zu thun, auch nicht eine diese Durch- und Umreise, die halb gemacht ist, worzu man sonst nur das: ich hab's gesehen! für seine Mühe und Geld mitzubringen. Man müßte in Palermo, nachher in Catania sich erst festsetzen um Säure und nützliche Excursionen zu machen und vorher darüber Riedesel &c. wohl studirt haben.

Möchte ich also den Sommer in Rom, und studirte mich hier recht ein und bereitete mich auf Sicilien vor, wohin ich im September erst gehen könnte und November und December bleiben müßte, so wäre ich erst Frühjahr 1788 nach Hause kommen können. Dann wäre noch ein medius terminus, Sicilien liegen zu lassen, einen Theil des Sommers in Rom zu nützen, nach Florenz zu rücken und gegen den Herbst nach Hause zu kehren.

Allein alle diese Aussichten werden mir durch des Herzogs Unfall verdunkelt. Seit den Briefen die mir diesen Ereignis melden, hab' ich keine Ruhe und ich möchte am liebsten mit den Fragmenten meiner Erfahrungen beladen nach Ostern gleich aufbrechen, den obern Theil Italiens kurz abthun und im Juni wieder in Weimar seyn.

Ich bin zu einsam um mich zu entscheiden, und schreibe diese ganze Lage so ausführlich, daß Sie die Güte haben mögen, in einem Consilio derer die mich lieben und die Umstände zu Hause besser kennen, über mein Schicksal zu entscheiden, vorausgesetzt, wie ich bestimmt kann, daß ich geneigter bin zurückzukehren als zu bleiben. Das stärkste was mich in Italien hält ist Tischbein, ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre das schöne Land zum zweiten Mal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit können als jetzt in Gesellschaft dieses aufgeklärten, erfahrenen,

ſchimen richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes. Ich ſage nicht wie es mir ſchuppenweiſe von den Augen fällt. Wer in der Nacht ſteckt hält die Dämmerung ſchon für Tag, und einen grauen Tag für helle. Was iſt's aber wenn die Sonne aufgeht!

Dann hab' ich mich bisher aller Welt enthalten, die mich ſo noch und nach zu faſſen kriegt und die ich auch wohl gern mit flüchtigen Blicken begnadete.

Ich habe Freuden ſchwelgend von meiner Aufnahme in der Arcadia geſchrieben, es iſt auch nur darüber zu ſchwärmen, denn das Inſtitut iſt zu einer Artigkeit zuſammengeſchmolzen.

Montag über acht Tage wird das Trauerſpiel des Abbate Monti aufgeführt, es iſt mir ſehr bang und er hat Urſache, es iſt ein unbändiges Publicum, das von Moment zu Moment amüſirt ſeyn will, und ſein Stück hat nichts brillantes. Er hat mich gebeten mit in ſeine Loge zu gehen, um ihm als Beobachter in dieſem kritiſchen Augenblicke beizuſtehen. Ein anderer wird meine Iphigenie überſehen, ein dritter — Gott weiß was — zu meinen Ehren thun. Sie ſind ſich alle unter einander ſo ungünſtig, jeder unſrer ſeine Partei verſtärken, meine Landsleute ſind auch wie mit einer Stimme für mich, daß wenn ich ſie gehen ließe und nur ein wenig einſtimmte, ſo ſingen ſie noch hundert Theorbisten mit mir an und dröhnen mich zuletzt auf dem Capitol, worauf ſie ſchon im Dryade geſonnen haben, ſo will es iſt einen Fremden und Proteſtanten zum Protagoniſten einer ſolchen Komödie aufzuſuchen. Wie das alles aber zuſammen hängt und wie ich ein großer Thor wäre zu glauben, daß das alles um meinetwillen geſchähe, vereinſt mündlich.

Rom, den 6. Januar 1787.

Eben komme ich von Moritz, deſſen geheilter Arm heute aufgethunden werden. Es ſteht und geht recht gut. Was ich dieſe vierzig Tage bei dieſem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminiſter und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag und in der Folge zu Gute kommen. Die totalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Abguß des koloſſalen Jupitorkopfs, wovon das Original in der Villa Ludovisi ſteht, in den Saal gebracht. Es war dieſes meine erſte Lieblichkeit in Rom und nun beſitz' ich ſie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es iſt wie ein Geſang Homers.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Räthe einer ſo guten Geſellſchaft wohl verdient, denn ich kann nun vermelden, das Iphigenia endlich fertig geworden iſt, d. h. daß ſie in zwei ziemlich gleich lautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf, denn freilich ſteht nicht auf dem Papiere was ich geſagt, wohl aber kann man errathen was ich gethan habe.

Ihr beſitzet auch ſchon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuteten, bey ich unter den herrlichſten Umſtänden ereignete. Hierzu hatte dieſe Geſchichte Veranlaſſung: ich genoß einen Vortheil, die mir zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte ſchonen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudirt und ökonomiſirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte es ging' in Einem hin.

Eben ſo freudlos entſchloß ich mich Iphigenien nach Carlsbad mitzunehmen. An welchen Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Packet und ſteckte ſie zu mir. Am Gardaſee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen auf Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war, als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am kelbſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenie auf Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Phantaſiegebild gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stätigkeit fort. Abends beim Sonnenuntergang bereitete ich mich auf's morgende Penſum, welches denn ſogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich ſchrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile. Period vor Period regelmäßig erklingen. Was daraus entſtanden iſt werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke ſelbſt erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar 1787.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, ſo will ich erzählen, daß wir die Chriſtnacht herumſchwärmten und die Kirchen beſuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine beſonders iſt ſehr beſucht, deren Orgel und Muſik überhaupt ſo eingerichtet iſt, daß zu einer Paſtoral-Muſik nichts an Klängen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten, noch das Zwitſchern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am erſten Chriſttage ſah ich den Papſt und die ganze Kleriſei in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es iſt ein einziges Schauſpiel in ſeiner Art, prächtig und würdig genug, ich bin aber im proteſtantiſchen Diogenismus ſo alt geworden, daß mir dieſe Herrlichkeit mehr nimmt als giebt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu vielen geiſtlichen Meſſehervorragen ſagen: verleih mir doch nicht die Sonne höherer Kunſt und reiner Menſchheit.

Heute, als am Drei-Königs-Feſte, habe ich die Meſſe nach Griechiſchem Ritus vorrazzen ſehen und hören. Die Ceremonien ſcheinen mir glattlicher, fremder, nachdenklicher und doch populärer als die Lateiniſchen.

Auch da hab' ich wieder geſühlt, daß ich für alles zu alt bin nur ohne Wehre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Bacchi, es klebt alles wie Waſſer von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama geſehen, ein Werk der Kunſt, wie die viel verehrte Zunge machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir ſchon vor dem Theaterweſen. Die nächſte Woche werden ſieben Bühnen eröffnet. Apollo iſt ſelbſt hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Corſo gegeben, um die

Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Rom, den 18. Januar 1787.

Hier setzt denn also das Sonnenzeichen, denn dieses Bollwerk verdient Iphigenia, aus mehr als Einem Sinne. Bey Gelegenheit daß ich sie unsern Künstlern vorlas, strich ich verschiedene Zeilen an, den denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbesserte, die andern aber stehen lasse, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz stumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten verjage, daran war doch eigentlich schuld, daß unsere Prosaisten in den größten Umständen weder, wie denn meine einsichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entwickelung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geschmack anheim gaben. Wodurch man denn doch aller Rubrikmuth ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu übersetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Wielands Prosaische nicht ein Leitstern erschienen. Der Umgang mit dem Verfasser, besonders während seines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich erfinde die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es ist auffallend daß wir in unserer Sprache nur wenige Silben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Nur den andern verführt man nach Geschmack, oder Willkühr. Nun hat Moritz aufgehascht, daß es eine gewisse Analogie mit den Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere, gegen eine wenig bedeutendere lang sey, und eine kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer andern gerückt, welche mehr Geltung gewinnt hat. Hier ist denn noch ein Verhalten, und wenn auch damit nicht viel gethan wäre, so hat man doch wenigstens einen Leitfaden an dem man sich durchwinden kann. Ich habe diese Maxime hierauf zu Rathe gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen.

Da ich oben von einer Verletzung sprach, so muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, derselben erwähnen. Diese jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vorübergehenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Verhängnißvolles, und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verbreiteten sie allen und seinen Stellen mehr ihre Wirkung. Tischbein, dem auch diese fast gänzliche Entäußerung der Lebendigkeit kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Sinnbild zum Vorschein. Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch, von einem linden Lüftchen niedergehalten, an der Erde hinzieht, indessen die Flamme freier nach der Höhe zu gewinnen mag. Er zeichnete sich sehr hübsch und bedeutend. Das Blättchen liege an bei.

Und so hat mich denn diese Arbeit, über die ich bald hinausgekommen dachte, ein ziemliches Viertheljahr unterhalten und aufgehalten, mich beschäftigt und genährt. Es ist nicht das erste Mal, daß ich das Mittelste zuletzt thue, und wir werden darüber noch weiter gestützen und reden.

Einen hübschen gefangenen Strauß trage ich bei, ein Chamäleon, dem eine Eidechse vor der Nase davonrennt. Die Alten liebten solche Gegenstände und haben sie oft wiederholt. Ich wünsche daß ihr damit thätig eure Briefe ziertet, damit, wenn viele Kleinigkeit, eine Art von Kunstfleiß von euch zu mir herüber spielte.

Rom, den 12. Januar 1787.

Was mich hätte ich jeden Tag zu sagen, und wie sehr hätt mich Ausdehnung und Zerstreuung ab, ein einziges Wort aufs Papier zu bringen. Dazu kommen noch die trüben Tage, wo es überall besser ist als in den Zimmern, die come Ofen und Camin uns nur zum Schaden oder Mißbehagen anstehen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt lassen.

Im Palaste Giustiniani steht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigstens nur an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug über sie etwas zu sagen. Als wir die Statue besahen und uns lang daben aufhielten, erzählte uns die Frau des Custode: es sey dieses ein ehmals heiliges Bild gewesen, und die Juden, welche von dieser Religion seyen, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue schmutzig ist. Auch setzte sie hinzu: eine Dame dieser Religion sey vor kurzem da gewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen, und die Statue angebetet. Eine so wunderliche Handlung habe sie, eine Christin, nicht ohne Lachen ansehen können, und sey zum Saal hinausgelaufen um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte sie mich: ob ich etwa eine Göttin hätte, die diesem Marmor ähnlich sähe, daß er mich so sehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der vollendeten Verehrung eines Menschengeistes konnte sie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das englische Frauenzimmer und gingen weg mit der Regel umgekehrten, und ich werde gewiß bald wieder besuchen. Meinen meine Minerva ein näheres Werk hierauf, so reisen sie mich Winckelmann vom hohen Styl der Griechen sagt. Leider führt er dort diese Minerva nicht an. Wenn sie aber nicht ernst, so ist sie von jenem hohen strengen Styl, da er in den schönen übergeht, die Knöpfe indem sie sich öffnet, und nun eine Minerva voran Character eben dieser Uebergang so wort anfehrt.

Nun von einem Schauspiel anderer Art. Am Dreykönigstage, am Feste des Heils das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Cardinäle aus einer großen Anstalten erst eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drey Magos empfangen? im Stalle? oder wo sonst? dann nach verschiedenen einigen talentvollen Gesängen kirchlich Gegenstände traten drey ziemlich Sennaritten nach und nach auf, und sangen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache. Malabarisch, Syrorisch, Türkisch, Mohrisch, Chinesisch, Persisch, Coptisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Coptisch, Tatarisch, Armenisch, Hyrcanisch, Mingrelianisch, Illirisch, Basisch, Bayonisch, Griechisch, Illyrisch, Aethiopisch u. dergleichen mehr ich nicht verstehen konnte. Die Gebärden sonderten meist im Nationalsystemmache verfällt, und der Nationalbeclamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbarische Abrufungen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Thema in der Kadenz eingerufen. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

Nun noch ein Geschichtchen, wie sehr man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verstorbene Cardinal Albani war in einer seltenen Antikensammlung wie ich sie eben beschrieben. Einer der Fabler sang in einer fremden Mundart an gegen die

Cardinäle gewendet: gusia! gusia! so daß es ungefähr klang, wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: der kennt uns doch!

Den 15. Januar 1787.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er und zu wünschen übrig. Mit den Materialien, die er sich zueignete, hatte er so geschwind gebaut um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er thäte noch fleißig und gesund seyn, so wäre er der erste, der uns eine Umarbeitung seines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, daß von andern nach seinen Grundsätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geschrieben und vielleicht manches verschwiegen hat.

Rom, den 15. Januar 1787.

Und so ist denn endlich auch Aristodem und zwar sehr glücklich und mit dem größten Beifall aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Haubenwandten des Neveten gehört, und in den obern Ständen sehr gesinnt ist, so war von daher alles Gute zu hoffen. Auch scharten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die schöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauspieler gewonnen, und man versäumte seine Gelegenheit seine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die Deutsche Künstlerbank zeichnete sich dabei nicht wenig aus, und es war diesmal ganz am Platze, da sie überhaupt ein wenig verlaut ist.

Der Verfasser war zu Hause geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks, vom Act zu Act kamen günstige Beschaffen, welche nach und nach seine Besorgsamkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorstellung, und alles ist in dem besten Gleise. So kann man durch die entgegengesetztesten Dinge, wenn nur jedes sein ausgesprochenes Verdienst hat, den Beifall der Menge sowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorstellung war auch sehr löblich, und der Hauptacteur, der das ganze Stück ausfüllt, sprach und spielte vortrefflich; man glaubte einen der alten Kaiser auftreten zu sehen. Sie hatten das Costum, das uns an den Statuen so sehr unpoetisch deucht, gut in Theatertracht übersetzt, und man sah dem Schauspieler an daß er die Antiken studirt hatte.

Den 16. Januar 1787.

Ein großer Kunstverlust steht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Hercules Farnese in seine Residenz bringen. Die Künstler trauern sämmtlich, indessen werden wir bei dieser Gelegenheit etwas sehen, was unsern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich vom Kopf bis an die Knie und sodann die unteren Füße mit dem Sockel worauf sie stehen wurde auf Farnesischem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta ergänzt. Auf diesen steht er nun bis auf den heutigen Tag. Indessen waren auf Borgesischem Grund und Boden die ächten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgesischen Villa aufgestellt sah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borghese über sich und verehrt diese köstlichen Reste dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die ächten an die Stelle gesetzt, und man versprizt sich, es man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden gewesen, nunmehr eine ganz neue Anschauung und mehr harmonischen Genuß.

Rom, den 18. Januar 1787.

Gestern als am Feste des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen lustigen Tag, es war das schönste Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt sich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausbreiten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß sie auch die Thiere einigermaßen geistlicher Begünstigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton der Ast oder Bischof ist Patron der vierfüßigen Geschöpfe, sein Fest ein Saturnalischer Feiertag für die sonst belasteten Thiere, so wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrschaften müssen heute zu Hause bleiben, oder zu Fuß gehen, man versteht niemals bedenkliche Geschichten zu erzählen, wie unglaubige Vornehme, welche ihre Kutscher an diesem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle gestraft worden.

Die Kirche liegt an einem so weitschichtigen Platz, daß er beinahe für die gelten könnte, heute ist er aber auf das lustigste belebt. Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern schön, ja zierlich eingeflochten zu schauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abstehende Capelle geführt, wo ein Priester, mit einem großen Wedel versehen, das Weihwasser, das in Butten und Kübeln vor ihm steht, nicht sparend, auf die muntern Geschöpfe derb losspritzt, manchmal sogar schalkhaft um sie zu reizen. Andächtige Kutscher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrschaften senden Almosen und Gebente, damit die kostbaren, nützlichen Thiere ein Jahr über, vor allem Unfall über bleiben mögen. Fest und Herrnfest, ihren Besitzern eben so nützlich und werth, nehmen gleichfalls an diesem Segen ihr bescheiden Theil.

Nachher ergetzten wir uns an einer großen Wanderung unter einem so glücklichen Himmel, umgeben von den interessantesten Gegenständen, denen wir doch diesmal wenig Aufmerksamkeit schenkten, vielmehr Lust und Scherz in voller Maße walten ließen.

Rom, den 19. Januar 1787.

So hat denn der große König, dessen Ruhm die Welt erfüllte, dessen Thaten uns sogar das katholischen Paradieses werth machten, endlich auch das Zeitliche gesegnet, um sich mit den Heroen seines Gleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern ist man still, wenn man einen solchen zur Ruh' gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, besahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachläßigt hat, dann setzten wir über die Tiber und tranken spanischen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieser Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und so kann man, wie an einem doppelt und dreifachen Pfingstfeste zugleich vom heiligen Kunstgeiste, von der mildesten Atmosphäre von antiquarischen Erinnerungen, und von süßem Weine trunken werden.

Den 20. Januar 1787.

Was im Anfang einen freien Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das treibt sich hernach beschwerlich auf, wenn man sieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß verwandelt.

Auf Anatomie bin ich so ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menschlichen Körpers, bis auf einen gewissen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weise hingewiesen. Bei unserer medizinisch-chirurgischen Anatomie kommt es blos darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein stümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile nichts besitzen, wenn sie nicht zugleich eine edle, schöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künstlern zu lieb einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwunderung setzt. Er könnte würdig für einen gesalbten Halbgott, für einen Marsyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengesetzte Knochenmasse zu studiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es seinen Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perspective studiren, so zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig sind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geschieht.

Rom, den 22. Januar 1787.

Von dem Deutschen Kunstfleiß und dem dortigen Kunstleben kann man wohl sagen: man hört läuten, aber nicht zusammenklingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unserer Nachbarschaft sind, und wie wenig sie von mir genutzt werden, so möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meisterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom ist zu wenig für den gesorgt, dem es Ernst ist ins Ganze zu studiren. Er muß alles aus unendlichen, vielfach überdeckten Trümmern zusammenthun. Freilich ist wenigen Fremden reiner Ernst, etwas rechts zu sehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das werden sich alle diejenigen wohl zu mir Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Absichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künstler begünstigen, und warum sollte er es nicht? Denn schlägt der Unternehmer nicht das Vortrefflichste aus das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eigenes Museum entstanden, wenn die Regierung, die doch erst die Erlaubniß geben muß, wenn ein Altarblatt ausgeführt werden soll, statt darauf bedachten hätte, das scheußlich ein Ding gefliesert werden müsse. Hätte aber auch ein Papst solch einen Grauel gehabt, alles hätte sich widersetzt, denn man wäre in wenigen Jahren erschrocken über Werth und Würde solcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Den 22. Januar 1787.

Schon früher, aber besonders bei der Aufführung des Arsidosem, erwachte der Patriotismus unserer Deutschen Künstler. Sie unterließen nicht Gutes von meiner Jphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und so sind mir zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle die mir gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freilich ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht.

Dieser gute Ruf erschollt nun bis zu Reiffenstein und Angelica, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber indessen die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr als ich glaubte gewann sich diese Darstellung die Gunst gedachter Personen, auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigsten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieses führt sich aber dadurch sehr gut auf, daß das Stück sich der Form nähert, die man im Griechischen, Italiänischen, Französischen längst gewohnt ist, und welche denjenigen noch immer am besten zusagt, welcher sich an die Englischen Künstheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom, den 25. Januar 1787.

Nun wird es mir immer schwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenschaft zu geben: denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Verknüpfung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Sehen die Lage dieser Hauptstadt der Welt führt uns auf jene Erbauung zurück. Wir sehen bald, hier hat sich kein wanderndes, gerades, wohlgebautes Volk niedergelassen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich festgesetzt; hier hat kein mächtiger Fürst einen glücklichen Ort zum Wohnsitz einer Colonie bestimmt. Neun Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stätte vereinigt, ein paar rüstige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palästen der Herren der Welt gelegt, an dessen Fuß sie die Wasserbäder des Autoriusers zwischen Morast und Strüf emsig bauten. So sind die sieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaube mir das Fräntzer weitere Erinnerungen, so wird ich die unglückliche Lage ausführlicher schildern. Schon jetzt nehm ich den verlassenen Antheil an dem Jammeraschrei und den Thränen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerstören sehn, und den schönen von einem klugen Anführer gewählten Platz verlassen müssen, um an den Ufern der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlassenen Paradiese zurück zu sehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, dem Dir der ältern Völker lag so isolirt als Rom, und da die Römer endlich alles verbindungen hatten, mußten sie wieder mit ihren Landsknechten hinaus und an die Plätze der zerstörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Den 25. Januar 1787.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung giebt es Anlaß, wie viele Menschen hier im Stillen leben.

und wie ſich jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt. Wir fuhren bei einem Grillichen, der ohne große angeborene Talente ſein Leben der Kunſt widmete, ſehr intereſſante Copien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vergnügtſtes nach dem Abendmahl der Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment iſt genommen da Chriſtus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundſchaftlich zu Tiſche ſitzt, erklärt und ſagt: aber doch iſt einer unter euch der mich verräth.

Man hofft einen Kupferſtich entweder [illegible] dieſer Copie oder nach andern mit denen man ſich [illegible]ſchäftigt. Es wird das größte Geſchenk ſeyn, wenn eine treue Nachbildung im großen Publicum erſcheint.

Vor einigen Tagen beſuchte ich den Pater Jacquier, einen Franziskaner, auf Trinita de' Monti. Er iſt Franzoſe von Geburt, durch mathematiſche Schriften bekannt, hoch in Jahren, ſehr angenehm und verſtändig. Er kannte zu ſeiner Zeit die beſten Männer, und hat ſogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn ſehr in Affection nahm.

Und ſo habe ich noch mehr gute ſolide Menſchen kennen lernen, dergleichen ich hier unzählige befinden, die ein pfäffiſches Mißtrauen auseinander hält. Der Buchhandel giebt keine Verbindung, und die literariſchen Neuigkeiten ſind ſelten fruchtbar.

Und ſo gezieht es denn Einſiedler aufzuſuchen. Denn ſeit der Aufführung des Ariſtodemus, ja ſeitdem Gaſtien mir aus wirklich thätig erwieſen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun ſey, man wollte ſeine Partei verſtärken, mich als Inſtrument brauchen, und wenn ich hätte hervortreten und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle geſpielt. Nun aber, da ſie ſehen daß mit mir nichts anzufangen iſt, laſſen ſie mich gehn, und ich wandle meinen ſichern Weg fort.

Ja, meine Exiſtenz hat einen Ballaſt bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich ſtürzte mich nun nicht mehr vor den Gebrüdern, die ſo oft mit mir ſpielten. Seyd auch gutes Muths, ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Rom, den 28. Januar 1787.

Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen ſich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerſt alſo wird man bei dem ungeheuren und doch nur trümmerhaften Reichthum dieſer Stadt, bei jedem Kunſtgegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſeyn gegeben. Durch Wiederholung ſind wir dringend aufgefordert die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Styl zu erkennen, deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie in Folge der Zeiten nach und nach aufgebildet und zuletzt wieder verändert. Hieron überzeugte ſich jeder wahre Kunſtfreund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen! Vergegenwärtigt nicht viel. Der Buchſt richtig und herrlich aufgeſtellt, aber das Einzelne in unendlichen Dunkel. Eine vielſährige einſichtsvolle Uebung des Auges iſt nöthig, und man muß erſt lernen, um ſagen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern. Die Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Punkt iſt nun einmal rege, und jeder, dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem Fache kein Urtheil möglich iſt, als wenn man es hiſtoriſch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen, wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt und worin kein Hauptcharakter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach eben den Geſetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas anderes dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.

Rom, den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Wortſinn, Rom zu durchgehen, hat man ohne es geſehen zu haben keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und Schattens verſchlungen, und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die beſten und herrlichſten Nächte weiß und vollſtändig genoſſen. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. Es war Nachts zugeſchloſſen, ein Eremit wohnt darin an einem Kruzifixen und Bettler niſten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf ſachtem Boden ein Feuer angelegt, und eine ſtille Luft trieb den Rauch erſt auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuren Mauern oben drüber ſinſter herausragten; wir ſtanden am Gitter und ſahen dem Phänomen zu, der Mond ſtand hoch und heller. Nach und nach zog ſich der Rauch durch die Wände, Lücken und Oeffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war tröſtlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick angeheure und doch gebildete Maſſen entgegen ſtehn.

Den 15. Februar 1787.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Dem alles Glück, gros oder klein, iſt von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinita de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben, dort eben iſt alles aufgeſchüttet. Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nächſter an die Kaiſer kamen. Mein Perſeckenmacher geht früh dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück getriebenen Thon mit einigen Figuren, wäſcht's und zeigt es mir. Ich eigne es mir gleich zu. Es iſt nicht gar eine Hand groß, und ſcheint von dem Rande einer großen Schüſſel zu ſeyn. Es ſtehn zwei Greifen an einem Opfertiſche, ſie ſind von der ſchönſten Arbeit und freuen mich ungemein. Stunden ſie auf einem geſchnittenen Stein, wie gern würde man damit ſiegeln.

Von vielen andern Sachen ſammelt's ſich auch um mich, und nichts Vergängliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; alles unterrichtend und bedeutend. Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er ſtürzt herab in einen Myrtenhain,
Fraß ſeinen Schmerz drey Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drey lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balſam
Allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —
Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd

Den 15. Februar 1787.

Bey meiner Abreise nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorlesung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madame Angelica und Gerard Reifenstein waren die Zuhörer, und seitdem Herr Jacobi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunsch seiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer großen architectonischen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen versteht. Er war mit Clerisseau in Dalmatien, hatte sich überhaupt mit ihm associirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabey so viel Perspective und Effect, daß er sich in seinen alten Tagen auf eine würdige Weise auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; sie versprach mir eine Zeichnung daraus aufzustellen, die ich zum Andenken besitzen sollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu scheiden bereitet, werde ich auf eine zarte Weise mit diesen wohlwollenden Personen verbunden. Es ist mir zugleich ein angenehmes und schmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Rom, den 16. Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraschende und angenehme Weise verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und diesmal verweilt willkommen mit dem Löwen gefesselt: als verläugnet Wahrzeichen des glücklich angelangten Packets. Ich drängte mich in das Opernhaus und suchte mir unten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüster zu verschaffen. Hier fühlte ich mich nun so nah an die Menschen gerückt, daß ich hätte aufstehen und sie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Actualität gemeldet worden, obgleich Ihre einer nächsten mit einem zu dem Worte des Beifalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß wie die Exemplare, die ich von Goschen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden sollen, denn es ist mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publicum diese Sachen betrachtet, so wünsch' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude vertheilt zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, so möchte mir schwindelnd werden, ich muß sie einzeln angreifen, und so wird es gehn.

Hätte ich nicht besser gethan nach meinem ersten Enthusiasm diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu streuen, und neue Gegenstände, an denen ich frischen Muthes arbeite, mit frischem Muth und Kräften zu umfassen? Aber ich weiß besser Iphigenia auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herum zu schlagen, und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.

Ich habe mich auf dem Portal ans Kamin gesetzt, und die Wärme eines diesmal gut genährten Feuers giebt mir frischen Muth ein neues Blatt anzufangen, denn es ist doch gar zu schön, daß man mit seinen nächsten Gedanken so weit in die Ferne reichen, ja seine nächsten Umgebungen durch Worte verstehen vertreten kann. Das Wetter ist ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Pandolbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraschte mich ein wunderlicher Anblick, ich sah von Ferne hohe stangenähnliche Bäume, über und über von dem schönsten Violet verkleidet. Bey näherer Untersuchung war es der Baum in unsern Treibhäusern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen dringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgetheilt den letzten Winter waren die Stangen die ich vor mir sah, und deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tausenden hervortrieb. Die Mandelbäume bringen wie Ameisen aus dem Boden. Etwas und Atomis erscheinen seltener, aber desto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erst das mittägigere Land für Fremden und Kenntnisse geben, und denen für mich neue Resultate hervortreten. Es ist mir natürlichen Dingen wie mit der Kunst; es ist so viel drüber geschrieben, und jeder der sie sieht kann sie doch wieder in neue Combination setzen.

Denke ich an Neapel, so gar nach Sicilien, so fällt es einem sowohl in der Erzählung als in Büchern auf, daß in diesen Paradiesen der Welt sich zugleich die Vulcanische Höhe so gewaltsam ausführt und seit Jahrtausenden die Wohnenden und Genießenden aufschreckt und irre macht.

Doch schlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Ansichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreise die alte Hauptstadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehen sah' ich auf. Das Vorhältnißte wird zum zweiten und dritten Mal betrachtet, und man ordnet sich einigermaßen. Denn indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist sehr viele umsonst dazwischen Platz und Raum. Meine Localitäten wiederholen und entwickeln sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Erhabenen und Anmuthigen mit gelassener Theilnahme sich entgegen geben.

Dabei findet man denn wohl den Künstler beschäftigt, der durch Nachahmung und Nachahmung auf alle Weise seinen großen Intentionen sich mehr nähert, sie besser begreift als der bloß Beschauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und so spanne ich denn alle Segel meines Geistes auf, um diese Küsten zu umschiffen.

Das Kamin ist diesmal recht durchgewärmt, und die schönsten Kohlen aufgehäuft, welches bey uns selten geschieht, weil mehr leichte Luft und Zeit hat dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerksamkeit zu widmen, und so will ich denn dieses schöne Kamin benutzen, um einige Bemerkungen aus meinen Tagebüchern zu retten, die schon bald verloschen sind.

Am zweiten Februar begaben wir uns in die Sixtinische Capelle zur Function, bey welcher die Kerzen gewendet werden. Ich fand mich gleich sehr unbehaglich, und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das sind ja gerade die Kerzen, welche seit beinahnahe Jahren diese herrlichen Gemälde verdüsterten, und das ist ja eben der Beschmutz, der uns heutiger Unreinlichkeit die einzige Kunstsonne nicht nur unsichtbar, sondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht, und zuletzt gar zu Finsterniß verwirrt.

Darauf suchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf St. Onofrio, wo Tasso in einem Winkel begraben liegt. Auf der Klosterterrasse steht seine Büste. Das Gesicht von Wachs, und ich glaube gern, daß es über seinen Leichnam abgeformt sey. Nicht ganz schwarz, und die und da verbrochen, braucht es doch im Ganzen mehr

als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen so freundlichen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann.

So viel für diesmal. Jetzt will ich an den classischen Weltmann zweiten Theil, der Rom enthält, um aufzuziehen, was ich noch nicht gesehn habe. Ehe ich nach Neapel reise, muß die Ernte wenigstens niedergemäht seyn; sie in Garben zu binden werden auch schon gute Tage kommen.

Rom, den 17. Februar 1787.

Das Wetter ist unglaublich und unläglich schön. den ganzen Januar bis auf vier Regentage ein treuer heiter Himmel, gegen Mittag fast zu warm. Nun sucht man das Freie, und wenn man bisher sich nur mit Göttern und Heiden abgeben mochte, so tritt die Landschaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und wen dessen sich an die Umgebungen die der herrlichste Tag beliebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künstler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlössern etwas abzugewinnen sucht. Wie man sich an Bad und Busch und zerbröckeltem Gestein herumdrückt, um eine malerische Wirkung zu erbauen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, nun so weit als jene Dinge nach so langer Gewohnheit einem noch immer anklecken; nun habe ich mir aber seit vierzehn Tagen einen Mund gesucht, und bin mit feinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Besinnens, kleine auffallende, wahrhaft sittliche und Römische Gegenstände entworfen, und mache nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es ist ganz eigen, daß man deutlich sehen und wissen kann, was gut und besser ist, will man sich's aber zueignen, so schwindet's gleichsam unter den Händen, und nur greifen nicht nach dem Nehmen, sondern nach dem was wir zu fassen gewohnt sind. Nur durch getroffene Uebung könnte man vorwärts kommen, wo aber sollte ich Zeit und Sammlung finden? Indessen fühle ich mich denn doch durch das leidenschaftliche, vierzehntägige Streben um vieles gebessert.

Die Künstler belobten mich gerne, denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet, etwas stimmt zu begreifen ist ja ahnenlos die Eigenschaft des Geistes, aber etwas recht zu thun dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch soll der Liebhaber, so schnell er auch nachstrebt, sich nicht abdrängen lassen. Die wenigen Linien die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir die Vorstellung von sämmtlichen Dingen, denn man erlernt sich so eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und später betrachtet.

Alles dem Künstler nur muß man sich nicht vergleichen, sondern nach seiner eigenen Art verfahren; denn die Natur hat für ihre Kinder gesorgt, der Ungnügte wird nicht, auch durch das Dasein des Trefflichsten an seinem Daseyn gehindert; mein kleiner Mann ist auch ein Mann!" und dabei wollen wir's denn bewenden lassen.

Ich habe zweimal das Meer gesehen, erst das adriatische, dann das mittelländische, nur gleichsam zum Besuch. In Neapel werden wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir hervor; worum nicht früher, warum nicht weiterhin! Wie viele tausend Farben, manche ganz neu und von vornen hätte ich mahlerisch.

Den 11. Februar 1787.
Abends nach verklungener Carnevals-Lustbarkeit.

Ich lasse bei meiner Abreise Moritzen unsern allein. Er ist auf gutem Wege, doch wie er für sich geht, so findet er sich gleich beliebte Schauwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert an Herdern zu schreiben, der Brief liegt bei, ich wünsche eine Antwort, die etwas Deutliches und Hülfreiches enthalte. Es ist ein sonderbar guter Mensch, er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Personen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über seinen Zustand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein gegenseitiges Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder einmal, manchmal zu schreiben. Er beschäftigt sich mit einem localwürdigen antiquarischen Unternehmen, das wohl verdient gefördert zu werden. Freund Herder wird wohl leicht eine Mühe besser angewendet, und gute Lehre kann in einen fruchtbareren Boden gelegt haben.

Das große Portrait, welches Tischbein von mir unternommen, wächst schon auf der Leinwand heran. Der Künstler hat sich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen lassen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach malt er fleißig, denn es sollte freilich vor unserer Abreise nach Neapel schon auf einen gewissen Punkt gebracht seyn, und es gehört schon Zeit dazu eine so große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19. Februar 1787.

Das Wetter klärt fort über allen Ausdruck schön zu seyn; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Marken gebracht. Die Antrieb der Nacht erhebt ich mich auf der Villa Medicis; Neumond ist eben vorüber, und neben der zarten Mondsichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe, fast mit bloßen Augen, durchs Perspectiv ganz deutlich sehen. Ueber der Erde schwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht zu finden sieht als hier. Nun kommen wir Blumen auf der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen, und machen eine neue lustige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel ist wie ein beständiger Tanz von der Sonne beschienen. Wie wird es erst in Neapel seyn! Wir finden das meiste schon grün. Meine deutschen Grillen beschäftigen sich an allem diesem, und ich bin auf dem Wege neue sichre Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, seine ein Langehemerkt, das wir nichts ausleben, und dem Einsamen das Mannigfaltigste entwickelt.

Der Pelion wirft Steine und Asche aus, und bei Nacht sieht man den Gipfel glühen. Ebre und die wirkende Natur einen Lavastrom. Nun kann ich kaum erwarten, bis auch diese neuen Gegenstände mir eigen werden.

Rom, den 21. Februar 1787.
Unser Mummerch.

Nun ist der Narrheit ein Ende. Die unzählichen Lichter stehen Abend warm noch ein heller Sternenheer. Das Carneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wieder zu sehen. Zu erzählen ist davon gar nichts, bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend seyn. Was man dabei wahrgenommen empfindet

das die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt, und es ihnen an Geld mangelt, das Bisherige Lust was sie noch haben mögen auszulassen. Die Großen sind stockenweis und halten zurück, der Mittelmann unterdrückend, das Volk darbt. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzenstriebe. Der Himmel, so unendlich rein und schön, machte so edel und unschuldig auf diese Possen.

Da man aber doch das Nachsehen hier nicht lassen kann, so sind zur Lust der Kinder Masken des Carnevals und Römische eigenthümliche Kleidungen gesammelt, dann und wann angestrichen worden, da sie denn ein redendes Capitel des Ovids putzend den lieben Kindern erklären mögen.

Den 21. Februar 1787.

Ich benutze die Augenblicke zwischen dem Einpacken um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausbleiblich einen neuen Sinn soll, und hoffe in jener paradiesischen Natur wieder neue Freuden und Duft zu gewinnen. Hier im ersten Rom wieder an das Studium der Kunst zu gehen.

Das Eingreifen wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöste was mir lieb und werth war. Ja, es ist schon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel gesagt ist.

Das Italienische angenommen, weiß ich; möge ich am Ende des Jahres erfahren, daß ich eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tischbein, der so einen herrlichen Blick in Natur als Kunst hat, diese Reise zu machen ist eben mir von der größten Wichtigkeit; denn nimmer, als jetzt Deutsche und doch nicht kennenden von Vorigen und Nachlebten zur Zeit. Das indische Papier ist gelaugt, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenstände jeder vorsätzlichen und fernen guten Absicht Gränzen setzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten weiter nichts mitnehme als Tasso allein, in dem habe ich die beste Hoffnung. Wäre ich nun weg über zu Irdischem sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch verwandter als jener, und weil im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet ist seyn; doch weiß ich noch nicht was es werden kann, das Verhältniß muß sich ganz verändern, das hat zu lange gelegen, und wieder die Personen, noch der Plan, noch der Ton, haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.

Beim Auspacken fallen mir einige eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich beim Durchlesen auf den Vorwurf, daß ich nur in meinen Briefen widerspreche. Das kann ich zwar nicht wenden, denn was ich geschrieben habe, schicke ich gleich fort, es ist mir aber selbst sehr wahrscheinlich, denn ich werde von unsicheren Mienen hin und wieder geworfen, und da ist es wohl natürlich daß ich nicht immer weiß wo ich stehe.

Man erzählt von einem Seefer, der von einem stürmischen Nacht auf der See überfallen, nach Hause zu steuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finsterniß an ihn geschmiegt, fragte: Vater, was ist denn das für ein närrisches Element drei, das so bald über und, bald unter uns geht? Der Vater versprach ihm die Erklärung bei anderm Tage, und da fand es sich, daß es die Flamme des Leuchtturms gewesen, die einem von seinen Augen auf und nieder geschaukelten Nase bald unten bald oben erschien.

Auch ich suche auf einem leidenschaftlich bewegten Meere dem Ufer zu, und hatte ich die Gnade des Leuchtturms nur immer im Auge, wenn ich mir auch den Weg zu verlieren scheint, so werde ich doch zuletzt am Ufer genesen.

Bei der Arroste fällt einem so manches jedes früh bere Stadium und auch das übrige sehr unvollständig in den Sinn, und wir bringen sie, diesmal klärter als sonst, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voraussetzungen machen um zu sehen, denn so sehen auch wir, Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar anderm merkwürdigen, einem Museum den Rücken. Da stehn nun drei Jungen zur Betrachtung neben einander, und wir verlassen sie wie wenig Leute mehr.

Neapel.

Portici, den 23. Februar 1787.

Bei guter Zeit sind wir hier angelangt. — Seen verwachsen verunreinigte sich das Wetter, die schönen Tage waren uns schon gerauft, doch benutzen einige Lustzeichen daß es sich wieder zum Guten bequemen werde, wir es denn auch eintraf. Die Wolken rannten sich nach und nach, hier und da erschien der blaue Himmel, und endlich beleuchtete die Sonne unsere Bahn. Wir kamen durch Albano, nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Parks abgefahren hatten, den Prinz Colyi, der Besitzer, auf eine wahrhaft Weise hält, nicht unterhält; behandt auch nicht will das sich jemand darin umsehe. Hier bellen sich eine wahre Wildniß; Bäume und Gebüsche, Prämer und Ranken machen wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen. Das ist alles recht und nur desto besser. Der Platz vor dem Eingang ist unglaublich schön. Eine hohe Mauer schließt das Thal, eine verfallene Pforte läßt hineinsehen, dann streut der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gibt das größte Bild, wenn es ein rechter Künstler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beschreiben, und sage nur: daß, als wir von der Höhe die Georgine von Terza, die Pomanischen Sümpfe, das Meer und die Inseln erblickten, daß in dem Momente ein starker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meer zog, daß Sonnen, anwechselt und wenig, die der Nähe gar mannigfaltig beleuchten. Sehr schön wirken hier mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchsäulen, die aus zerstreuten, kaum sichtbaren Hütten emporsteigen.

Portici liegt sehr angenehm auf einem vulcanischen Hügel, der nur gegen Norden mit andern

zusammenhängt, über drei Himmelsgegenden aber den freisten Anblick gewährt.

Nun besahen wir das Cabinet des Cavaliere Borgia, welcher dermahlen durch die Verwandtschaft mit dem Cardinal und der Propaganda, trefflicher Alterthümer und sonstige Merkwürdigkeiten hier zusammenstellen konnte: Aegyptische Götzen, aus den härtesten Steine gebildet, kleinere Metallsachen früherer und späterer Zeit; in der Gegend ausgegrabene und Thon gebrannte, doch erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt man den alten Bildern einen eigenen Styl zuschreiben will.

Von allerley andern Raritäten besitzt das Museum mancherley. Ich merkte nur zwey einzelne Tische, wo auf den Stäben des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgestellt ist, beides höchst nett genommen und ausführlich gearbeitet. Das Kästchen für wie die Einwirkung desselben sind andererseits schön und dürfen sich neben dem von mir schon gelobten Bau auf der Bibliothek der Propaganda wohl sehen lassen.

Es ist freylich unverantwortlich, daß man diesen Schatz so nahe bey Rom hat und denselben nicht besser benutzt. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausfuhr in diesen Gegenden und die Gewalt des Römischen Zauberkreises zur Entschuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, liefen uns einige vor ihren Haustüren sitzende Weiber an, ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Lust hätten, und als wir und darnach sehr begierig erwiesen, holten sie alte Kessel, Feuergange, meist anderem schlechten Hausgeräthe, und wollten sich zu todt lachen und angeführt zu haben. Mir wir uns deßhalb entrüsten und drohte unser Führer die Sache wieder ins Gleiche; denn er versicherte, daß dieser Spaß vergebraucht sey und daß alle Fremden denselben Tribut entrichten müßten.

Dieß schreib' ich in einer sehr übeln Herberge und fühle in mir wieder Kraft noch Behagen weiter fortzufahren. Also die freundlichste gute Nacht!

Fondi, den 25. Februar 1787.

Schon früh um drei Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte fanden wir uns in den Pontinischen Sümpfen, welche kein so übles Ansehn haben, als man sie in Rom gemeiniglich beschreibt. Man kann zwar ein so gerades und weitläufiges Unternehmen als die beabsichtigte Austrocknung ist auf der Durchreise nicht beurtheilen, allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten welche der Papst angeordnet, die gewünschten Entzwecke wenigstens zum größten Theil erreichen werden. Man denkt sich ein weites Thal, das sich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinsenkt, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wieder hergestellt, an der rechten Seite derselben der Hauptcanal gegraben, und das Wasser fließt darin gelind hinab, dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Reisbau überantwortet; so weit das Auge sehen kann ist es bebaut oder könnte es werden wenn sich Pächter fänden, einige Flecke ausgenommen die allzutief liegen.

Die linke Seite nach dem Gebirg zu ist schon schwerer zu behandeln. Zwar gehen Quercanäle unter der Chaussee in den Hauptcanal, da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er aus diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweiten Canal am Gebirge herführen. Große Strecken, besonders gegen Terracina, sind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Poststation besteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Inzwischen präsentirt sie und genug zur Belehrung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte sich ein Schimmel losgemacht, der, sich seiner Freyheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin und wieder fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tyrrhenus Entzücken erst recht bedeutend.

Da wo sonst der Ort Mega stand hat der Papst ein großes und solides Gebäude, anstehen lassen. Der Anblick desselben verwehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und so rächten wir immer fort und lebhaft unterhaltend, weiter eingedenk der Warnung daß man auf diesen Wege nicht einschlafen dürfe, und freilich erinnerte uns der blaue Dunst, der schon in dieser Jahrszeit in gewisser Höhe über dem Boden schwebte, an eine gefährliche Einsichtigkeit. Desto erfreulicher und ermunternder war uns die Reisegesellschaft von Terracina, und kaum hatten wir uns daran vermuthet, als wir das Meer gleich darauf erblickten. Kurz darauf lief uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen, fetten Blätterbüschel zwischen niedrigen granatbaumähnlichen Myrthen, unter aufgewachsenen Granatbäumen und saftgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narcissen und Ixionis blühten auf den Wiesen. Man erblickt das Meer eine Zeit lang rechts; die Kalkfelsen aber bleiben links in der Nähe. Diese sind die Fortsetzung der Apenninen, welche sich von Tivoli herziehen und ans Meer anschließen, wovon sie, erst durch die Campagna di Roma, dann durch die Fraskatanischen, Albanischen, Vellletrischen Vulcane und endlich durch die Pontinischen Sümpfe getrennt wurden. Der Monte Circello, das Vorgebirg Terracina gegenüber, wo die Pontinischen Sümpfe sich endigen, mag gleichfalls auf getrockten Kalkfelsen bestehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieser kleine Raum strotzte von wohl gebauten Erdreich, von einem nicht allzurauhen Gebirg umschlossen, muß jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat steht grün, durchaus Weizen; Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet sich aus und ward begrüßt. So viel sah diesen Abend. Verzeihung der laufenden Feder. Ich muß schreiben ohne zu denken, damit ich nur schreibe. Der Gegenstände sind zu viel, der Aufenthalt zu schlecht und doch meine Begierde allzugroß einiges dem Papiere anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an, und es ist nun Zeit Ruhe zu suchen.

Sta. Agata, den 26. Februar 1787.

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem schönen Tage geben. Als wir aus Fondi herauskamen ward es eben helle und wir wurden sogleich durch die über der Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Bäume hingen so voll, als man sich's nur denken kann. Ueberdieß ist das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem saftigsten Grün. Mignon hatte recht sich dabin zu setzen.

Dann fahren wir durch wohlgeackerte und bestellte Weizenfelder, in schicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte sie und brachte die silberne Unterfläche der Blätter ans Licht, die Aeste bogen sich leicht und zierlich. So war ein grauer Morgen, ein starker Nordwind versprach alles Gewölk bald obzutreiben.

Dann zog der Weg im Thale hin, zwischen fleischigten aber gut gebauten Aeckern, die Saat von lebhaftem Grün. An einigen Orten sah man geräumige, runde, großästerige Pläze, mit niedrigen Mäuerchen umgeben; hier dreschi man die Frucht sogleich aus, ohne sie in Garben nach Hause zu fahren. Das Thal ward schmäler, der Weg ging bergan. Kalkfelsen standen nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln die sehr langsam thauten.

Einige Mauern antiker Gebäude mit neuformiger Arbeit überraschten uns. Auf der Höhe sind die Pläze fleißig, doch mit Oliven bäumen bepflanzt, wo nur das geringste Erdreich für aufnehmen konnte. Nun über eine Plane mit Oliven, sodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altäre, antike Grabsteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedungen, dann treflich gemauerte jezt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeschosse alter Landhäuser, nunmehr von Olivenwäldchen bewachsen. Dann erblickten wir den Vesuv, eine Rauchweite auf seinem Scheitel.

Nolo di Gaeta begrüßte uns abermals mit den reichsten Pomeranzenbäumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der schönsten Aussichten, das Meer spült ins herum. Jenseit das Auge dem rechten Ufer, und erreicht es zulezt das Hornende des halben Mondes, so sieht man auf einem Felsen die Festung Gaeta, in mäßiger Ferne. Das linke Horn erstreckt sich viel weiter; erst sieht man eine Reihe Gebirge, dann den Vesuv, dann die Inseln. Ischia liegt fast der Mitte gegenüber.

Hier fand ich am Ufer die ersten Seesterne und Seeigel ausgespült. Ein schönes grünes Blatt, wie das feinste Velinpapier, dann aber mannichfaltige Geschiebe: am häufigsten die gewöhnlichen Kalkfelsen, sodann aber auch Serpentin, Jaspis, Quarze, Kiesele verschiedener, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zulezt genannten Steinarten sind schwerlich in dieser Gegend erzeugt, sind wahrscheinlich Trümmern alter Gebäude, und so sehen wir denn, wie die Reste von unsern Augen mit den Herrlichkeiten der Vorwelt spielen darf. Wir vermeiden gern und hatten unsere Lust an der Natur der Menschen, die sich benahe als Wilde betrugen. Von Nolo sich entfernend hat man immer schöne Aussicht, wenn sich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf ist eine herliche Seebucht, die gegenüber ward. Nun folgt gutes Feuchtfeld mit Reben eingezäunt. Wir erblicken eine Wasserleitung, die sich vom Gebirg her nach unsern Hügeln, verwerrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Ueberfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert sodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Ausfallendes. Endlich der erste vulcanische Kiesbuckel. Hier beginnt eine große herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zulezt Sonnenspiegel hervorragen. Auf der nahern Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Thal liegt St. Agata, ein ansehnlicher Gasthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Cabinet angelegt ist, brannte. Indessen ist unsere Stube kalt, keine Fenster, nur Läden, und ich eile zu schließen.

Neapel, den 25. Februar 1787.

Endlich auch hier glückliche und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagereise nur so viel: St. Agata verließen wir mit Sonnenaufgang, der Wind blies heftig hinter uns her, und dieser Nordost hielt den ganzen Tag an. Erst Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten an Kälte.

Unser Weg ging wieder durch und über vulcanische Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelsen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plane von Capua, bald darnach Capua selbst, wo wir Mittag hielten. Nachmittag that sich ein schönes, faderes Feld vor uns auf. Die Chaussee geht breit zwischen grünen Weizenfeldern durch, der Weizen ist wie ein Teppich und wohl gespannt noch. Pappeln sind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgewachsen und Wein hinaufgezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich lockerer Boden und gut bearbeitet. Die Wermuthöcke von ungeheuerlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Reife von Pappel zu Pappel schwebend.

Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah. Der Himmel ward immer klärer, und zulezt schien die Sonne recht heiß in unsere engorollende Wohnung. Bei ganz rein heiter Atmosphäre kamen wir Neapel näher; und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend, inwendig mögen sie mehr sehr freundlich seyn. Alles ist auf der Straße, sizt in der Sonne so lange sie scheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Besiz des Paradieses zu seyn und hat vor den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff: Sempre nevo, cane di legno, gran ignoranza, so dauer anst. Stich ein Buch machen sie sich vom unserm Zustande. Zur Erbauung sämmtlicher Deutschen Bücherstuben heißt diese Charakteristik überlegt: Immer Schnee, hölzerne Hämer, große Unwissenheit; aber Geld genug.

Neapel selbst kündigt sich frei, fest und lebhaft an, unpäßliche Menschen rennen durch einander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und so kann's nicht besser gehn.

Neapel, Montag den 26. Februar 1787.

Alla Locanda del Sgr. Moricosi al Largo del Castello. Unter dieser eben so heiter als prächtig flingenden Aufschrift würden uns Briefe auf allen übrigen Theilen der Welt nunmehr aufwinken. In der Gegend des am Meere liegenden großen Castells erstreckt sich eine große Wesung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häusern umgeben, nicht Platz sondern Weste (largo) genannt hat, wahrscheinlich lediglich von den ersten Zeiten her, da dieses noch ein unbegränzter Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Lehaus heraus und wir haben Fuß in einem geräumigen Schaale, der einen freien und freyen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiserner Balcon zieht sich außen an mehreren Fenstern vorbei, selbst um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der scharfe Wind nicht äußerst fühlbar wäre.

Der Saal ist immer bedeutet, besonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen schon

die Nähe von Pompeji und Herculanum verstehen. Das wäre nun alles schön und gut, aber keine Feuersäule, kein Rauch ist zu bemerken und der Vesuvius thut heute noch auch hier seine Rechte. Ich schreibe mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreifuß, von der Erde hergestalt erhöht daß man die Hände darüber halten konnte. Auf denselben war ein Kasten befestigt, dieser enthielt ganz parte alsbrande Kohlen, gut glatt mit Asche bedeckt. Hier gilt es nun handhaltig seyn, wie wir es in Rom schon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüssels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Asche behutsam weg, so daß von den Kohlen wieder etwas an die freie Luft gelangt. Wollte man jedoch ungeduldig die Glut aufwühlen, so würde man einen Augenblick größere Wärme spüren, aber sehr bald die ganze Glut erstickt haben, da denn das Decken abermals, gegen Erlangung einer gewissen Summe, zu fällen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünscht. Eine Schlafmatte diente gegen die Einflüsse des Estrichs; Pelze sind nicht genehmlich und ich entschied mich eine Schlafdecke, die wir aus Sorrt mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienste leistete, besonders nachdem ich sie mit einem Coffersticl um den Leib befestigt hatte; da ich mir denn als Unterlage zwischen Matrosen und Kapuziner sehr komisch vorkommen mußte. Indessen der von Besuchen bei Freunden zurückkehrte, stimmte sein Lachen mich ermuthigen.

Neapel, den 27. Februar 1787.

Gestern brachte ich den Tag in Ruhe zu um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erst abwarten, heute ward gewiesigt und die Zeit mit Anordnung der herrlichsten Gegenstände zugebracht. Man sage, erzähle, male was man will, hier ist mehr als alles. Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Casteile, die Lustschlösser! — Wir sind auch nach Abends in die Grotte des Posilippe gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es allen die in Neapel von Sinnen kommen und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck behalten von denen Gegenständen die ich heut zum ersten Mal sah erhalten hatte. Und wie man sagt, daß einer dem ein Gespenst erschienen nicht wieder froh wird, so konnte man umgekehrt von ihm sagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Neapel, den 28. Februar 1787.

Heute besuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landschaftsmaler, der einen besondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Man hat ihm einen Flügel des Palasts Francavilla eingeräumt, den er mit Künstlergeräumlichkeit möblirt hat und mit Zufriedenheit bewohnt. Es ist ein sehr bestimmter, fixer Mann, der bei mäßigstem Fleiß das Leben zu genießen versteht.

Dann gingen wir ans Meer und sahen allerlei Fische und wunderliche Gestalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Temperatur lieblich.

Neapel, den 1. März 1787.

Schon in Rom hatte man meinem eigensinnigen Einsiedlerstande, mehr als mir lieb war, eine gesellige Seite abgewonnen. Freilich scheint es ein wunderliches Beginnen daß man in die Welt geht um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürsten von Waldeck nicht widerstehen können, der mich aufs freundschaftlichste einlud und, durch Rang und Einfluß mit Thätigkeit an manchem Guten verschaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er sich schon einige Zeit lang aufhielt, als er uns einladen ließ mit ihm eine Fahrt nach Puzzuoli und der umliegenden Gegend zu machen. Ich hatte heute schon auf den Vesuv, Tischbein aber nöthigte mich zu jener Fahrt, die, an und für sich angenehm, bei dem schönsten Wetter, in Gesellschaft eines so vollkommenen und unterrichteten Fürsten, sehr viel Freude und Nutzen versprach. Auch haben wir schon in Rom eine schöne Dame gesehen, nemlich ihrem Gemahl, von dem Fürsten unzertrennlich; diese soll gleichfalls von der Partie seyn und man hofft viel Erfreuliche.

Nun bin ich dieser edlen Gesellschaft durch frühere Unterhaltung gewisser bekannt. Der Fürst nämlich fragte bei unserer ersten Bekanntschaft, womit ich mich jetzt beschäftige, und meine Iphigenia war mir in gegenwärtig, daß ich sie einen Abend umständlich genug erzählen konnte. Man ging drauf ein; aber ich glaubte doch zu merken daß man etwas Lebhafteres, Bilderes von mir erwartet hatte.

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre schwerlich Rechenschaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren daß die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihm unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und schon die Wahrung entscheidet, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte. So ging es mir einst mit Sakontala und acht es sind mit bedeutenden Menschen nicht gleiche Weise! Eine Wasserfahrt nach Puzzuoli, leichte Landfahrten, heitere Spaziergänge durch die wundersamste Gegend von der Welt. Unter reinstem Himmel der unsicherste Boden. Trümmern undenkbarer Wohlthätigkeit, zerklüftet und unerträglich. Siedende Wasser. Schwefel ausdampfende Grüfte, dem Pflanzenleben widerstehende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingetreu wo sie nur irgend vermag, sich über alles Erschütternde erbreitend um Landseen und Bäche umher, ja den herrlichsten Laubwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und so wird man zwischen Natur und Thätereignissen hin und wieder getrieben. Man wünscht zu denken und fühlt sich dazu zu ungeschickt. Indessen lebt der Lebendige lustig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Personen, der Welt und ihrem Wesen angehörend, aber auch durch ernstes Gefühl gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unterhaltender Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgewiesen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und genießt.

Unter allem diesem Taumel jedoch vergesse ich nicht manches anzumerken. Zu künftiger Redaction

wird die an Ort und Stelle benutzte Charte und eine Kärntige Zeichnung von Tischbein die beste Hülfe geben; heute ist mir nicht möglich auch nur das mindeste hinzuzufügen.

Den 2. März 1787

bestieg ich den Vesuv, obgleich bei rühren Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Resina, sodann auf einem Maultiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre Einundsiebenzig, die seitdem ihres aber selbst Moos auf sich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einsiedlers stieg mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, weiches eine sauere Arbeit ist. Zwei Drittheile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Lavern von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulcanischen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und so wollte nach dem Krater gehn. Wir waren ungefähr funfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde daß ich kaum meine Stiefel sehen konnte. Das Schwefelsublimat verschonten bald nicht, der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavaabröcken anstarker, ich fand für gut umzukehren und wir den gewöhnlichen Anstieg auf einen bessern Tag und verminderten Rauch zu spaten. Indeß weis ich doch auch wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre Athmen hilft.

Uebrigens war der Berg ganz still. Weder Flamme, noch Brausen, noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit der rief. Ich habe ihn nun recognoscirt, um ihn stürmen, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Lavern die ich fand waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt das mir sehr merkwürdig schien und das ich näher untersuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine terrassenförmige Bekleidung einer vulcanischen Esse. Die oberste zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist und auch dem alten nun ausgefüllten Krater heranstand. Dieses fette, granulose, terrassenförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulcanischen Ausdünstungen, ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung, gebildet worden zu seyn; es giebt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den dritten März, ist der Himmel bedeckt und ein Südost weht; zum Postage gutes Wetter.

Sehr gemischte Menschen, schöne Pferde und wunderliche Inseln habe ich hier übrigens schon genug gesehen.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und besungen sind, kein Wort. Vedi Napoli e poi muori! sagen sie hier. Siehe Neapel und stirb!

Neapel, den 5. März 1787.

Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Besuve in der Nachbarschaft ständen. Man mag sich hier an Rom gar nicht zurück erinnern; gegen die diesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes, übelplattirtes Kupfer vor.

Das Seen- und Schiffwesen gewährt auch ganz neue Zustände. Die Fregatte nach Palermo ging mir seiner. Barker Traumentane gestern ab. Diesmal hat sie gewiß nicht über sechshundertsieg Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnsucht sah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwischen Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verschwand. Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben! Jetzt weht der Südwest; wenn der Wind stärker wird, werden die Wellen um den Molo lustig genug seyn.

Heute, als an einem Freitage, war die große Spazierfahrt des Adels, wo jeder seine Equipagen, besonders Pferde, producirt. Man kann unmöglich etwas Zierlicheres sehen als diese Gesellschaft hier; es ist das erste Mal in meinem Leben daß mir das Herz gegen sie aufgeht.

Neapel, den 5. März 1787.

Hier schick' ich einige gebrannte Blätter als Nachricht von dem Umstande den ich hier gegehen. Auch ein an der Ecke angeschmauztes Couvert eines letzten Briefes, zum Zeugniß daß er mit auf dem Vesuv gewesen. Dem muß ich eine mehr, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erscheinen; sey's verschert, da wo ich gehe ist mehr Gefahr als auf der Chaussee nach Belvedere. Die Erde ist überall des Herrn: kann man wohl bei dieser Gelegenheit sagen. Ich suche keine Abenteuer auf. Vor mir noch Sonderbarren, aber weil ich meist klar vor mir und dem Gegenstand bald seine Eigenthümlichkeit abgewinne, so kann ich mehr thun und wagen als ein anderer. Nach Sicilien ist's nicht weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen fuhr die Fregatte nach Palermo mit glücklichem Nordostwind ab, sie lief Capri rechts und hat gewiß den Weg in sechshundertzig Stunden zurückgelegt. Drüben sieht es auch in der Wirthschaft nicht so gefährlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben spürt man jetzt im untern Theile von Italien gar nichts, im obern ward neulich Rimini und nahliegende Orte beschädigt. Es hat wunderliche Launen, man spricht hier davon wie von Wind und Wetter und in Thüringen von Feuerbrünsten.

Mich freut daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia auch vertraut; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Umriß sichtbarer geworden wäre. Ich weiß was ich davon gethan habe und darf davon reden, weil ich es nun meist treiben könnte. Wenn es eine Freude ist das Gute zu genießen, so ist es eine gehörte das Bessere zu empfinden und in der Kunst ist das Beste gut genug.

Neapel, den 5. März 1787.

Den zweiten Fastenonntag herausten wir von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom alles höchst ernsthaft ist, so treibt sich hier alles lustig und wohlgemuth. Auch die Neapolitanische Malerischule begreift man nur zu Neapel. Hier sieht man mit Verwunderung die ganze Bordereite einer Kirche von unten bis oben gemalt, über der Thüre Ehrenpfort der die Kloster und Vorkäufer zum Tempel hinaus treibt, welche zu beiden Seiten immer und zierlich eingeschrieben die Treppen herunter purzeln. Innerhalb einer andern Kirche ist der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Freskogemälde gegeben, die

Verbindung Hellebord vorstellend. Luca Giordano mußte sich ferilich finden, um solche Flächen anzufüllen. Auch die Kanzel ist nicht immer, wie anders wärts, ein Katheder, Lehrstuhl für eine einzelne Person, sondern eine Galerie, auf welcher ich einen Kapuziner hin und her schreiten und bald von dem einen bald von dem andern Ende dem Volk seine Sündhaftigkeit vorhalten sah. Was wäre da nicht alles zu erzählen!

Aber weder zu erzählen noch zu beschreiben ist die Herrlichkeit einer Bootnendnacht wie wir sie gestern, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Thiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, sodann am Meerufer hin und wieder. Es thäten nimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu träumen ist denn doch der Mühe werth.

Neapel, den 6. März 1787.

Von einem trefflichen Manne, den ich diese Tage kennen gelernt, muß ich überhaupt das Allgemeinste erwähnen. Es ist Ritter Filangieri, bekannt durch sein Werk über die Gesetzgebung. Er gehört zu den einwohnigen jungen Männern, welche das Glück der Menschen und eine sittliche Freiheit dereinst im Auge behalten. An seinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen, gemildert ist jedoch dieser Anstand durch den Ausdruck eines festen, ärtlichen Gefühls, welches über die ganze Person verbreitet, aus Wort und Wesen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch ist seinem Könige und dessen Königreich im Herzen verbindet, wenn er auch nicht alles billigt was geschieht; aber auch er ist gedrückt durch die Furcht vor Joseph dem Zweiten. Das Bild eines Despoten, wenn es auch nur in der Luft schwebt, ist einem Menschen schon fürchterlich. Er sprach mit mir ganz offen, was Neapel von jenem zu fürchten habe. Er unterhält sich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über seine eigenen Schriften, alles in demselben Geiste des besten Wollens und einer dergleichen, augenblicklichen Lust das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreißigen stehen.

Gar bald machte er mich mit einem alten Schrift steller bekannt, an dessen unerschöpflicher Tiefe sich viele neuern Italiänischen Gelehrsamkeit ehemals erquicken und erbauen, er heißt Johann Baptista Vico. Sie pieten ihn dem Montesquieu vor. Bei einem Nächtigen Beisammensein, welche mir schätzen, hier seinen Sinnbildlichen Vorahnungen des Guten und Rechten, das einst kommen soll oder sollte, gegründet auf ernste Betrachtungen des Uebereinstimmen und des Lebens. Es ist gar schön wenn ein Volk sich einen Lehrervater besitzt; den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex werden.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Gesellschaft, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv. Ihm, dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Gedanken verschönichtet, wird eine solche furchtbare, unsichtbar Aufbauung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Calessen, weil wir uns als Gesellschaft durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende spricht um aufzublicken: Piaz, Piaz! damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegen rollende Calessen, lastschleppende oder frei wandelnde Menschen, Kinder und Greise sich verstehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten stellte schon auf etwas Phantasiertes hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, warten von dichtem aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gartenmauern und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls überzogen, so daß nur der dereinst blaue Himmel und die herein scheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und eine jüngerer, beide tüchtige Leute. Der erste salbaderte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten sage ich: denn ein solcher Führer umschnürt sich mit einem lebernen Riemen, in welchen der Reisende greift und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe, auf seinen eigenen Füßen, desto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Mühigkeit hinweg und wir umarmten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete in geheimer Entfernung zu kleinen, war es ein großes, geisterbebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervorbrach, sodann Steine, geborstet und zerrissen, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Feuerwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getrieben Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und dumpfen mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dieses alles geschah in regelmäßigen Pausen, die wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, schon flogen mehrere Steine um und her und machten den Umgang unsicher genug. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Platze noch vertretlicher, da dieses Umgehen nicht zuträglich möchte zu sein, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Alterssprudelgeist im Menschen auffordert ihr zu trotzen, so behagte ich, daß es mißlich sein müsse in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der Führer getraute sich das Wagestück mit mir zu bestehen, meine Hosenbeine schützten mir mit seinen und seinen Füßen, wir stellten und bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling

mich schon über das glühende Gerölle hinaustrib. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine heiße Luft von uns ablenkte, aber unaufhalt das Innere des Schlundes verhüllte, der tausend und tausend Augen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man die und da abwechselnde Felswände. Der Anblick war weder unterbrochen noch erfreulich, aber einen bedeutenden weil man nichts so verwirrtes mehr und etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zuhören war verstummt, wir standen auf einem warmen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen retten hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundschaftlichste empfangen, erfreuten und erquickt, traute ich nun den älteren und neueren Lavaen eine belehrende Aufmerksamkeit widmen. Die letzte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die letzte, lagen schroffen, holen einen seltsamen Anblick; denn indem sie, fortschäumend, die auf ihrer Oberfläche erhärteten Massen eine Zeit lang mit sich hinüberschoben, so muß es doch begegnen daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Glutströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erhärtet verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getürmten Eisschollen. Unter diesen gelangweilten wilden Wesen fanden sich auch rechte Bilder, welche angeklagten, auf dem frischen Strom einer Lavaart ebdlig stehen sehen. Die Führer behaupteten es seyen alte Lavaen des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unserer Rückkehr nach Neapel wurden wir kleine Häuser merkwürdig, einfällig, sonderbar gebaut, ohne Zenster, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Thüre erleuchtet. Den rühren Tagesgast sah in die Nacht sitzen die Gewohnheit davor, da sie sich denn zulegt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verschiedene Weise am Abend tumultuirende Stadt entlockte mir den Wunsch einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht so wohl werden.

Neapel, Mittwoch den 7. März 1787.

Und so hat mir diese Woche Tischbein beinah einen großen Theil der Kunstschätze von Neapel gezeigt und aufgeschlossen. Er, ein trefflicher Theoretiker und Zeichner, machte mich schon früher aufmerksam auf einen Portefeuil von Cav. im Palast Colonna. Wir waren heute haben. Dieser Kunstreich steht außer der Thorsäule gegenüber, im Hofe in einer Nische, über einem Brunnen, und setzt in Erstaunen; was muß das Haupt erst mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden für Wirkung gethan haben! Das Pferd im Ganzen war viel größer als die auf der Marcusfreiheit, auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln betrachtet, Charakter und Kraft nur desto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die schwankende Nase, die aufmerksamen Ohren, die starke Mähne! ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geschöpf.

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Thorwege in einer Nische stand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin sowon von Winckelmann gehalten, wie denn solche Künstlerinnen in lebendiger Bewegung auf das mannigfaltigste dahinwirkte vorstehen was die bildenden Meister und als erfahrne Kenner und Schätzinnen aufbewahren. Sie ist sehr leicht und schön, der Kopf war abgebrochen, ist aber gut wieder aufgesetzt, hörte gewiß nichts daran verloren, und verdiente wohl einen besseren Platz.

Neapel, den 9. März 1787.

Heute erhalte ich die liebsten Briefe vom 16. Februar. Schreibt nur immer fort. Ich habe meine Zwischenpausen wohl bestellt und werde es auch thun wenn ich weiter gehen sollte. Gar sonderbar kommt es mir vor in so großer Entfernung zu lesen, daß die Freunde mich zusammennehmen und doch ist oft nichts natürlicher, als daß man nicht zusammen kommt, wenn man so nahe beisammen ist.

Das Wetter hat sich verändert, es ist im Wechsel, das Frühjahr tritt ein und wir werden Regentage haben. Noch ist der Gipfel des Vesuvs nicht heiter geworden seit ich droben war. Diese letzten Nächte sah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne, man erwartet Ausbruch.

Die Strömne dieser Tage haben und ein herrliches Meer gegeben, da sieben sich die Wellen in ihrer wärtigen Art und Gestalt studiren; die Natur ist doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen giebt mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie spielen hier in der Faden artige Opern, die sich von den weitläuftigen in gar nichts unterscheiden, als daß keine Ballette zwischen den Acten eingeschaltet sind, übrigens aber so ganz als möglich. Im Theater St. Carlo führen sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar. Wie ist es ein großer Unsinn; es spricht da von für solche Dinge verlornen.

Heute waren wir mit dem Fürsten von Waldeck auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemälden, Münzen u. dgl. sich befindet, nicht um gesehen anzuschauen, sondern gewisse Sachen. Wir bekommen und beschäftigen sich nunmehr so viele Transmissionsgeister. Was von Münzen, Gemmen, Vasen einzeln wie die gestochten Exemplarbücher nach Norden kommt, steht in Masse hier ganz anders aus. da wo viele Sachen einbeisammen sind. Denn wo Werke der Kunst vor sind, steht auch die Kunst einem Werth, hier lernt man nur das Würdige schätzen.

Für bezahlten jetzt großes Geld für die Etruskischen Vasen und gewiß haben sie schöne und treffliche Stücke darunter. Kein Kenner der nicht etwas davon besitzen wollte. Man verlässt sein Geld nicht so gern als zu Hause, ist fürchte selbst noch verführt zu werden.

Neapel, Sonntag den 9. März 1787.

Das ist das Angenehme auf Reisen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraschung das Ansehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von

Cape di Monte zurück kam, machte ich noch einen Abendbesuch bei Filangieri, wo ich auf dem Canape neben der Hausfrau ein Frauenzimmer sitzend fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu passen schien, dem sie sich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, geschmeidigen, seidenen Fahnchen, den Kopf wunderlich aufgeputzt, sah die kleine, niedliche Figur einer Puppenmamsell ähnlich, die für die Jugend anderer gesorgt, ihrem eigenen Ausleben wenig Aufmerksamkeit gewandt. Sie sind so gewohnt ihre Arbeit bezahlt zu sehen, daß sie nicht begreifen wie sie für sich selbst etwas gratis thun sollen. Durch meinen Eintritt ließ sie sich in ihrem Plaudern nicht stören und brachte eine Menge possirliche Geschichten vor, welche wir dieser Tage bedacht, oder vielmehr durch ihre Erinnerungen veranlaßt werden.

Die Dame vom Hause wollte mir auch zum Wort verhelfen, sprach über die herrliche Lage von Cape di Monte und die Schätze darinn. Das muntere Mädchen dagegen sprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen stehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl sich, nannte nach der Thüre und sagte mir im Vorbeigehen: Filangieri's kommen diese Tage bei mich zu Tische, ich bitte Sie auch zu sehen: Fort war sie ehe ich noch antworten konnte. Nun vernahm ich, es sey die Prinzessin *** mit dem Hause verwandt. Filangieri's waren nicht reich und lebten in anständiger Einschränkung. Sie dacht' ich mir das Prinzeßchen auch, so obenhin solche hohe Titel in Neapel nicht selten sind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Neapel, Sonntag den 15. März 1787.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, so nehme ich gleich die entfernteren Punkte zuerst, das nähere zieht sich. Mit Tischbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Ansichten links und rechts neben uns liegen sahen, welche durch so manche landschaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zusammenhängenden Ganze erschienen. Pompeji setzt jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Quartiersplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer mit durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenspielraum als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber auch heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, fast meist ausgetrieben, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumenkronen wilde und zahme Thiere hervordringen. Und so bemüht der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein und Bogenwerk belehrten, dann aber durch die Augenreden gerührenden zerstörten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigste Liebhaber weder Begriff noch Gefühl, noch Bedürfniß hat.

Bedenkt man die Entfernung dieses Orts vom Meere, so kann die bedeckende vulkanische Masse weder durch ein Sichsenken noch durch einen Wasserfluß hierher getrieben seyn; man muß sich vielmehr vorstellen daß diese Steine und Asche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft gewandelt, bis sie endlich über diesem unglücklichen Ort niedergegangen.

Wenn man sich nun dieses Ereignis noch mehr verinnerlichen will, so denke man allenfalls ein ungeheuretes Bergdorf. Die Räume zwischen den Gebäuden, ja die zerfallenden Gebäude selbst wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hier und da noch herausstehen, als früher oder später der Hügel zu Weinbergen und Gärten benützt wurde. So hat man gewiß mancher Eigenthümer, auf seinem Antheil niedergrabend, eine bedeutende Vorlese gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Asche, der wanderlei kleines Hausgeräthe und Kunstarbeiten verschlte.

Den wunderlichen, bald unangenehmen Eindruck dieser mumisirten Stadt wußten wir wieder aus den Gedanken, als wir in der Lande, zunächst des Meeres, in einem artigen Gasthof sogleich ein frugales Mal verzehrten und uns an der Sommerluft an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieses Flecken mit Weinland bedeckt seyn würde, uns hier wieder zu sehen und uns zusammen zu ergetzen.

Räder an der Stadt stellen mir die kleinen Häuser wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der Pompejanischen dasseben. Hier erhalten uns die Erlaubniß in eins hinein zu treten und fanden es sehr reinlich eingerichtet. Nett gekachelte Fußböden, eine Cisternade ganz verziert, mit bunten Blumen staffirt und lackirt, so daß nach so vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen, diese Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Neapel, Montag den 16. März 1787.

Heute schien ich beobachtend, meiner Weise nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu derseinstiger Schilderung derselben, davon ich leider gegenwärtig nichts mittheilen kann. Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die, ohne Kümmernis, erwarten können der morgende Tag werde ihnen was der heutige gebracht und deßhalb sorglos dahin leben. Unaussprechliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! — Von dem letzteren ein artiges Beispiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich, es hatte wenig getroffen. Ich gelangte auf einen Platz wo die großen Quadern des Pflasters reinlich gekehrt erschienen. In meiner großen Verwunderung sah ich auf diesem völlig ebenen gleichen Boden eine Anzahl gesammelter Knaben im Kreise tanzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn sie sich wärmten. Erst dacht' ich für eine Posse, als ich aber ihre Mienen völlig ernsthaft und beruhigt sah, wie bei einem verrichteten Bedürfnis, so fing ich meinen Scharfsinn mir an zu regen, er wollte mich aber nicht befriedigen. Ich mußte daher fragen, was denn diese Personen zu der sonderbaren Position verleite und sie in diesen regelmäßigen Kreis versammle?

Hierauf erfuhr ich daß ein anwohnender Schmied auf dieser Stelle eine Radschiene heiß gemacht, welches auf folgende Weise geschieht. Der eiserne Reif

* Schweder Filangieri's.

Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Über goldnen Sand am Bach,
Und ruckt einander an,
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber schwingt neugiergesellig sich
Zum zahen Busch und blickt
Mit Selbstgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerst, liebelt er,
Sey guten Muthes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich schützt?

wird auf den Boden gelegt und auf ihm im Kreise so viel Eichenzweige gebaukt, als man nöthig hält ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erwärmen. Das entzündete Holz brennt ab, die Steine wird aus Rad gelegt und die Asche sorgfältig weggekehrt. Die dem Pfläster mitgetheilte Wärme benutzen sodann die kleinen Hunden und wärmen sich nicht eher von der Stelle als bis sie den letzten warmen Hauch aus gelogen haben. Beispiele solcher Genügsamkeit und aufmerksamen Benutzens dessen was sonst verloren gehen giebt es hier unzählige. Ich finde in diesem Volk die sorgfältigste und geschickteste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um vergnügt zu leben.

Abends.

Damit ich ja zur bestimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzessiden wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hoftor eines großen Palastes und da ich ihr seine so prächtige Wohnung zutraute, buchstabirte ich ihm noch einmal aufs deutlichste den Namen; er versicherte daß ich recht sey. Nun fand ich einen geräumigen Hof, einsam und still, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart, die bekannte heitere Neapolitanische, so auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derselben hinaufwärts, in vollstaber Livree. Bedienten aereiht, die sich, wie ich an ihnen vorbei stieg, aufs tiefste bückten. Ich schien mir der Sultan in Wielands Feenmährchen und sahte mir nach dessen Beispiel ein Herz. Nun empfingen mich die höheren Handbedienten, bis endlich der anständigste die Thüre eines großen Saals eröffnete, da sich denn ein Raum vor mir auftat den ich eben so breiter aber auch so menschenleer fand als das Uebrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich, in einer Seitenzahle nie, etwa für vierzig Personen, prächtig, dem Ganzen gemäß eine Tafel bereitet. Ein Weltgeistlicher trat herein; ohne mich zu fragen wer ich sey, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und sprach von den allgemeinsten Dingen.

Ein paar Filagitthüren thaten sich auf, hinter einem ältlichen Herrn der herein trat gleich wieder verschlossen. Der Geistliche ging auf ihn los, ich auch, wir begrüßten ihn mit wenigen, höflichen Worten, die er mit bejahenden, stotternden Tönen erwiederte, so daß ich mir keine Spitze des bettenden Dialekts enträtzeln konnte. Als er sich ans Kamin gestellt hatte der Geistliche zurück und ich mit ihm. Ein flatticher Benedictiner trat herein, begleitet von einem jüngern Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angeredt, worauf er sich denn zu uns ans Fenster zurückzog. Die Ordensgeistlichen, besonders die eleganter gekleideten, haben in der Gesellschaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Bequemlichkeit und Entsagung, indem sie ihnen zugleich entschiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen thunen sie, ohne sich wegzuwerfen, unterwürfig erscheinen und dann, wenn sie wieder strack auf ihren Hüften stehen, besitzt sie eine gewisse Selbstgefälligkeit sogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu Gute gehen ließe. So war dieser Mann. Ich fragte nach Monte Cassino, er sah mich dabin und versprach mir die beste Aufnahme. Indessen hatte sich der Saal bevölkert: Officiere, Hofleute, Weltgeistliche, so sogar einige Carmeliter waren gegenwärtig. Vergebens suchte ich nach einer Dame, und daran sollte es denn auch nicht fehlen.

Abermals ein paar Filagitthüren thaten sich auf und schlossen sich. Eine alte Dame war herein getreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart der Hausfrau die völlige Versicherung daß ich in einem fremden Palast, unbekannt völlig den Bewirtern sey. Gegen sie wurde Reverenz aufgetragen und ich hielt mich in der Nähe der geistlichen Herrn, um mit ihnen in das Paradies des Tarsetzimmers zu stolpern, als auf einmal Filangieri mit seiner Gemahlin hereintrat, sich entschuldigend daß er verspätet habe. Kurz darauf sprang Prinzessiden auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Bewegungen, Kopfnicken an allen vorbei auf mich los. Es ist recht schön daß Sie Wort halten! rief sie, setzen Sie sich bei Tafel zu mir, Sie sollen die besten Bissen haben. Warten Sie nur: ich muß nur erst den rechten Platz ausfinden, dann setzen Sie sich gleich an mich. So ausgefordert setzte ich den verschiedenen Möglichkeiten die sie machte und wir anlangten endlich zum Sitze, die Benedictiner gerade gegen und über, Filangieri an meiner andern Seite. — Das Essen ist durchaus gut, sagte sie, alles Fastenspeisen, aber ausgesucht, das Beste will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Präsen stören. Die Kerls kann ich nicht ausstehen; sie buten unserm Hause tagtäglich etwas ab. Was wir haben, sollten wir selbst mit Freunden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben, der Benedictiner aß mit Anstand. — Bitte sich nicht zu genieren. Hochwürden, rief sie aus, ist etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen lassen. die Herren sind ein übertrieb Maulvolk gewohnt. — Der Pater versetzte: Es sey in ihrem fürstlichen Hause nicht zu verstehen, einzelnen da ganz andere Gifte als er eine vollkommenste Zufriedenheit empfinden würden.

Den den Pastetchen nahm sich der Pater nur Eins, sie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wisse er ja, verdaue sich leicht genug. Der verständige Mann nahm noch ein Pastetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den läßlichen Scherz nicht vernommen. Und so mußte ihr auch bei einem derben Backwerk Gelegenheit werden ihre Bedürft auszulassen: denn als der Pater ein Stück anstach und es auf seinen Teller zog, rüffe ein zweites nach. — Ein drittes, rief sie, Herr Pater. Sie können einen guten Grund setzen zu wollen! — Wenn so vortreffliche Materialien gegeben sind, hat der Baumeister leicht arbeiten! versetzte der Pater. — Und so ging es immer fort, ohne daß sie eine andere Pause gemacht hätte, als wir gewissenhaft die besten Bissen zuzuteilen.

Ich sprach indessen mit meinem Nachbar von den ernstesten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unserm Freunde Georg Schlosser, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weitere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Diese ganze Zeit war den geistlichen Herren von dem Maulwerken meiner Nachbarin seine Nahe genommt, besonders sahen ihr die zur Fastenzeit in Fleischlichkeit verwandelten Fische unerschöpflichen Anlaß zu sittenvolle Bemerkungen anzustellen, besonders aber auch die Fleischfest hervorzuheben und zu billigen daß man sich wenigstens an der Form ergetze, wenn auch das Wesen verboten sey.

Ich habe mir noch mehr solcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Mut habe. Vergleichen mag sich im Leben und auf einem schönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, schwarz auf

weiß begegen wollen sie mir selbst nicht mehr gut fallen. Und dann hat solche Verwegenheit das Eigene, daß sie in der Gegenwart entfernt weiß ist in Erstaunen setzt; erzählt aber erscheint sie uns des lebendigen und wiederlich.

Das Desert war aufgetragen und ich fürchtete nun gehe es immer so fort; unerwartet aber wandte sich meine Nachbarin ganz verdutzt zu mir und sagte: den Spanier sollen die Pfaffen in Ruhe verschlachten, es gelingt mir doch nicht einen zu Tode zu ärgern. unser einmal daß ich ihnen den Rappel verderben könnte. Nun lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Gefasel mit Atlanten! Der gute Mann! er macht sich viel zu schaffen. Schon oft habe ich ihm gesagt: wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns wieder neue Mühe geben um aufzupassen, wie wir auch die zunächst übertreten können, bei den alten haben wir es schon weg. Sehen Sie nur einmal wie schön Neapel ist, die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird so geht alles Uebrige seinen herrlichen Gang. Sie thut mir darauf den Vorschlag ich solle nach Sorrent gehen, wo sie ein gewisses Gut habe, ihr Handwerksmeister werde mich mit den besten Fischen und dem köstlichsten Milch-Kalbfleisch (mungana) heraushüttern. Die Bergluft und die dominirende Aussicht sollten mich von aller Philosophie curiren, dann wollte sie selbst kommen und von den sämmtlichen Nungeln, die ich abmelken zu früh einreißen lasse, solle keine Spur übrig bleiben, wir wollten zusammen ein recht lustiges Leben führen.

Neapel, den 15. März 1787.

Auch heute schreib' ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch seh' ich weniger als ich sollte. Der Ort inspirirt Nachlässigkeit und gemächliches Leben, indessen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. — Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Interessanteres. Die Häuser sind klein und eng, aber alle inwendig aufs zierlichste gemalt. Das Stadtthor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Priesterin als Bank im Halbzirkel, mit steinerner Lehne, daran die Inschrift mit großen Buchstaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus sieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des sodann Gedenkens werth.

Wir fanden gute, muntre Neapolitanische Gesellschaft daselbst. Die Menschen sind durchaus natürlich und leicht gesinnt. Mir ahnt zu Torre dell' Annunziata, zunächst des Meeres tauschte. Der Tag war schön schön, die Aussicht nach Castell a Mare und Sorrent nah und köstlich. Die Gesellschaft fühlte sich so recht an ihrem Wohnplatz, einige meinten, es müsse ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben seyn. Mir ist schon genug, daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.

Glücklicherweise ist ein sehr treuer Landschaftsmaler hier, der das Gefühl der freien und leichten Umgebung seinen Blättern mittheilt. Er hat schon einiges für mich gearbeitet.

Die wissenschaftlichen Probiere hab' ich auch nun gut studirt; es wird doch alles anders wenn man es in Verbindung sieht. Eigentlich sollt' ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden, ich würde manches auffinden was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte. Herbern bitte zu melden, daß meine botanischen Aufklärungen weiter und weiter gehen; es ist immer dasselbe Princip, aber es gehörte ein Leben dazu um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch im Stande die Hauptlinien zu ziehen.

Nun frau' ich mich auf das Museum von Portici. Man sieht es sonst zuerst, wir werden es zuletzt sehen. Noch weiß ich nicht wie es weiter mit mir werden wird; alles will mich auf Ostern nach Rom zurück haben. Ich will es ganz gehen lassen. Angelika hat auf meiner Instigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke ist sehr glücklich und sie wird ihn trefflich ausführen. Den Moment da sich Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet. Das was die drei Personen hinter einander sprechen, hat sie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Geberden verwandelt. Man sieht aus diesem wie zart sie fühlt und wie sie sich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört. Und es ist wirklich die Achse des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier sind mir die Menschen alle gut, wenn sie auch nichts mit mir anzufangen wissen; Tischbein dagegen befriedigt sie besser, er malt ihnen Abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor, wobei und worüber sie sich wie Neuseeländer bei Erfindung eines Kriegsschiffes geberden. Hiervon folgende lustige Geschichte:

Tischbein hat nämlich die große Gabe Ehren- und Helden-Gestalten in Lebensgröße und drüber mit der Feder zu umreißen. Er schraffirt wenig hin ein und legt mit einem breiten Pinsel den Schatten tüchtig an, so daß der Kopf rund und erhaben dasteht. Die Beiwohnenden schauten mit Verwunderung, wie das so leicht ablief und freuten sich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger auch so malen zu wollen; sie faßten die Pinsel und — malten sich Bärte wechselsweise und beschlichen sich die Gesichter. Ist darin nicht etwas Ursprüngliches der Menschengattung? Und es war eine gebildete Gesellschaft, in dem Hause eines Mannes der selbst recht wacker zeichnet und malt. Man macht sich von diesem Geschlecht keine Begriffe wenn man sie nicht gesehen hat.

Caserta, Mittwoch den 14. März 1787.

Bei Hackert in seiner höchst behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schlosse geöffnet ist. Das neue, fertige ein ungeheurer Palast, schachtartig, ins Viereck gebaut, mit mehreren Höfen; königlich genug. Die Lage außerordentlich schön auf der fruchtbarsten Ebene von der Welt, und doch erstrecken sich die Gartenanlagen bis ans Gebirge. Da führt nun ein Aquädukt einen ganzen Strom herab um Schloß und Gegend zu tränken, und die ganze Wasserwasse kann, auf künstliche angelegte Felsen getworfen, zur herrlichsten Cascade geeilet werden. Die Gartenanlagen sind schön und gehören recht in eine Gegend welche ganz Garten ist.

Das Schloß, wahrhaft königlich, scheint mir nicht genug belebt und unser einem können die ungeheuren leeren Räume nicht behaglich vorkommen. Der Abmag mag ein ähnliches Gefühl haben, denn es ist im Gebirge für eine Anlage gesorgt, die einen an den Menschen sich anschließend zur Jagd- und Lebenslust geeignet ist.

Caserta, Donnerstag den 11. März 1787.

Hackert wohnt im alten Schlosse gar behaglich, es ist räumlich genug für ihn und Gäste. Zimmer fort beschäftigt mit Zeichnen oder Malen, bleibt er doch gesellig und weis die Menschen an sich zu ziehen, indem er einen jeden zu seinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz gewonnen, indem er mit meiner Schwäche Gehuld hat, vor allen Dingen auf Bestimmtheit der Zeichnung, sodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drei Tinten stehen, wenn er tuscht, immer bereit, und, indem er von hinten hervorarbeitet und eine nach der andern braucht, so entsteht ein Bild man weis nicht woher es kommt. Wenn es nur so leicht auszuführen wäre als es aussieht. Er sagte zu mir mit seiner gewöhnlichen, bestimmten Aufrichtigkeit: Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie acht Jahre Monat bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen was Ihnen und andern Freude macht. — Ist das nicht ein Text über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte? Was sie mir fruchtet wollen wir erleben.

Von dem besondern Vertrauen womit ihn die Königin beehrt jenes nicht allein daß er den Prinzessinnen praktischen Unterricht giebt, sondern vorzüglich, daß er über Kunst und was daran gränzt Abends Briefe zu belehrender Unterhaltung vorlesen wird. Er legt dabei Sulzers Wörterbuch zum Grunde, worauf er, nach Belieben und Ueberzeugung einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte das billigen und dabei über mich selbst lächeln. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem Menschen der sich von innen aus äußerlichen und einem, der auf die Welt wirken und sie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzers Theorie war mir wegen ihrer falschen Grundmaxime immer verhaßt und nun sah ich, daß dieses Werk noch viel mehr enthielt als die Leute wußten. Die wenigen Kenntnisse die hier mitgetheilt werden, die Denkart in welcher ein so wackrer Mann als Sulzer sich der ruhigste, sollten die nicht für Weltleute hinreichend seyn?

Mehrere verunglückte und bedeutende Stunden brachten wir bei dem Restaurater Anders zu, welcher von Rom berufen, auch hier in dem alten Schlosse wohnt und seine Arbeiten, für die sich der König interessirt, emsig fortsetzt. Von seiner Gewandtheit alte Bilder wieder herzustellen, darf ich zu erzählen nicht anfangen, weil man zuletzt die schwere Aufgabe und die glückliche Lösung, womit sich diese eigene Handwerkskunst beschäftigt, entwickeln müßte.

Caserta, den 16. März 1787.

Die lieben Briefe vom 19. Februar kommen heute mir zur Hand und gleich soll ein Wort dagegen abgehen. Wie gerne mag ich, an die Freunde denkend, zur Besinnung kommen.

Neapel ist ein Paradies, jedermann lebt in einer Art von trunkner Seligkeitsgefühl. Wir sehn es eben so, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: entweder du wardst sonst toll, oder du bist es jetzt.

Die Reste des alten Capua und was sich daran knüpft hab' ich nun von hier aus auch besucht.

In dieser Gegend lernt man erst verstehen was Vegetation ist und warum man den Acker baut. Der Lein ist schon hoch am Blühen und der Weizen ausgebreitet Spannen hoch. Um Caserta das Land völlig eben, die Aecker so gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Pappeln besetzt, an denen sich die Rebe hinaufwindet, und, unerachtet solcher Bepflanzung, trägt der Boden noch die vollkommenste Frucht. Wenn nun erst das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei sonniger Sonne sehr kalte Winde gehabt, das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß sich's entscheiden ob ich nach Sicilien gehe. Noch nie bin ich so sonderbar in einem Entschluß hin und her gezogen worden. Heute kommt etwas das mir die Reise anräth, morgen ein Umstand der sie abräth. Es streiten sich zwei Geister um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht daß es die Freunde vernehmen! Ihr werte wohl daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist, man war die erste Form so gewohnt, man kannte die Ruhepunkte die man sich bei hiesigem Hören und Lesen angenommen hatte; nun klingt das alles anders und ich sehe wohl, daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste gethan hat.

Doch das soll mich nicht abschrecken mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber wärt' ich ihn ins Feuer, aber ich will bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deßhalb ist mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften so langsam geht. Und dann ist es doch wieder gut, sich in einiger Ferne von Deutschland betrübt zu sehen. Wunderlich genug daß man zu der freisten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert.

Caserta, den 16. März 1787.

Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung nur mit gemeinen Menschen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als englischer Gesandter hier lebt, hat nun, nach so langer Kunstliebhaberei, nach so langem Naturstudium, den Fuß aller Natur- und Kunstfreunde in einem schönen Mädchen gefunden. Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie ist sehr schön und wohl gebaut. Er hat ihr ein Griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet, dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechslung von Stellungen. Geberden, Mienen ꝛc. daß man zuletzt wirklich meint man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne gezeichnet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und übereinander Abwechslung. Eine beugt, kniend, stehend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausweichend, bittend, lockend drohend, endlich ꝛc. eins folgt auf's andere und aus dem andern. Sie weis zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der Sicilianischen Münzen, ja den Belvederischen Apoll selbst. Soviel ist gewiß, der Spaß ist einzig! Wir haben ihn schon zwei Abende genossen. Heute früh will sie Skizzen.

Vom Personal des Hofs und den Verhältnissen, was ich erfahren und combinirt, muß erst gereift und geordnet werden. Heute ist der König auf die Wolfsjagd, man hofft wenigstens fünfe zu erlegen.

Neapel, den 17. März 1787.

Wenn ich Worte streuen will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Vesuvs, und mir fehlen die Organe das alles darzustellen.

Hier zu Lande begreift man erst, wie es dem Menschen einfallen konnte das Feld zu bauen, hier wo der Acker alles bringt, und wo man drei bis fünf Ernten des Jahres hoffen kann. In den besten Jahren will man auf demselben Acker dreimal Mais gebaut haben.

Ich habe viel gesehen, und noch mehr gedacht; die Welt eröffnet sich mehr und mehr, und alles was ich sehen lange weiß wird mir erst klarer. Bleibt ein früh wiederkehrendes und spät abendes Gestirn ist doch der Mensch!

Nur Schade daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mittheilen kann; zwar ist Tischbein mit mir, aber als Mensch und Künstler wird er von tausend Gedanken hin und her getrieben, verhundert Positionen in Anspruch genommen. Seine Lage ist eigen und wunderbar, er kann nicht freien Theil an einem andern Existenz nehmen, weil er sein eignes Bestreben so eingeengt fühlt.

Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreis sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer sagte ist eingetroffen; daß ich so manche Phänomene der Natur und manche Verwunderlichkeiten der Menschen erst in diesem Lande verstehen und entwickeln lerne. Ich fasse von allen Seiten zusammen und bringe viel zurück, auch damit viel Vaterländliches und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Ueber meine Sicilianische Reise halten die Götter noch die Wage in Händen; das Zünglein schlägt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund seyn, den man mir so angeheimlichst ankündigt? Doch ich bin nur nicht über meiner Irr- und Zwiefahrt verstimmt.

Die Fregatte von Palermo ist wieder zurück, heut über acht Tag geht sie abermals von hier ab, da ich noch mitfahre, zur Chorwoche nach Rom zurückkehre, weiß ich nicht. Noch nie bin ich so unentschieden gewesen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entscheiden.

Mit den Menschen geht mir es schon besser, man muß sie nur mit dem Kramerauswahl, keinesweges mit der Geldwage wiegen, wie es, leider, sonst oft Freunde untereinander aus hypochondrischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen.

Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum, daß sie neben einander hin und her laufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradiese hin und wieder, ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, bläst man sich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie sich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute bläst, oder bessen möchte.

Zwischen einer so unzähligen und rastlos bewegten Menge durchzugehen ist gar merkwürdig und heilsam. Wie alles durcheinander strömt und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet. In so großer Gesellschaft und Bewegung fühl' ich mich erst recht still und einsam; jemehr die Straßen toben desto ruhiger werd' ich.

Manchmal gedenke ich Rousseau's und seines hypochondrischen Jammers, und doch wird mir der greiflich, wie eine so schöne Organisation verschoben werden konnte. Fühlt' ich nicht solchen Antheil an den natürlichen Dingen und sah' ich nicht daß in der scheinbaren Verirrung hundert Beobachtungen sich vergleichen und ordnen lassen, wie der Feldmesser mit einer durchgezogenen Linie viele einzelnen Messungen probirt, ich hielte mich oft selbst für toll.

Neapel, den 18. März 1787.

Nun durften wir nicht länger säumen Herculanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu sehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Vesuvs liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die sich durch nachfolgende Auswürfe erhöhte, so daß die Gebäude jetzt sechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte sie indem man einen Brunnen grub und auf gepflasterte Marmorfußboden traf. Zammerlich daß die Ausgrabung nicht durch Deutsche Genialität recht planmäßig geschehen; denn gewiß ist bei einem zufällig räuberischen Nachwühlen manches edle Alterthum vergeudet worden. Man stieg sechzig Stufen hinunter, in eine Gruft, wo man das einmals unter freiem Himmel stehende Theater bei Fackellichte anstaunt und sich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinausgeschafft worden.

In das Museum traten wir weit empfindlicher und wohl empfangen. Doch war auch mir irgend etwas aufzunehmen nicht erlaubt. Vielleicht haben mir nur desto weiter Rede und Verfolgen und desto lebhafter in die verschwundene Zeit, wo alle diese Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eheverbe mir umherstanden. Jene kleinen Häuser und Zimmer in Pompeji erschienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich sie mir von so viel wohl einen Gegenständen vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade diese Gegenstände nicht bloß als nothdürftig verwendet, sondern durch bildende Kunst auch geistig verwebt und anmuthsvoll verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumlichkeit nicht kann thun.

Man sieht z. B. einen herrlich gefärmten Zimmerboden mit dem lieblichsten Mosaik, näher besehend erblickt sich dieses Band von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhaben

und trägt das Geſiß auf das trauernſte. Die Lampen ſind nach Anzahl ihrer Docte mit Masken und Rankenwerk verziert, ſo daß jede Flamme ein wirkliches Kunſtgebilde erleuchtet. Hohe, ſchlanke, eherne Geſtelle ſind beſtimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hinzugenommen, mit allerlei geiſtreich gedachten Figuren behängt, welche die Abſicht zu gefallen und zu ergetzen, obwohl ſie ſchaudeln und bammeln ſogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer und bafelten, wie es der Moment erlaubte. Ergetzung und Belehrung weg, ſo gut es ſich ſchicken wollte.

Neapel, Montag den 19. März 1787.

In den letzten Tagen hat ſich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in dieſen vier Wochen Tiſchbein mir ſein treues Geleit durch Natur- und Kunſtgegenſtände förderlich geleiſtet und wir geſtern noch zuſammen in Portici geweſen, etwas ſich aus wechſelſeitiger Betrachtung, daß ſeine Kunſtzwecke ſowohl als diejenigen Geſchäfte, die er, eine künftige Anſtellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben gehabtig iſt, mit meinen Anſichten, Wünſchen und Liebhabereien nicht zu verbinden ſeien. Er ſetzte mir daher, immer für mich beſorgt, einen jungen Mann vor, als beſtändigen Geſellſchafter, den ich ſeit den erſten Tagen beſer ſah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es iſt Kniep, der ſich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, ſodann ſich aber nach Neapel, in das eigentliche Element des Landſchafters begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geſchickten Zeichner preiſen, nur ſeiner Thätigkeit wollte man nicht gleiches Lob ertheilen. Ich habe ihn ſchon ziemlich kennen gelernt und möchte dieſen geringen Mangel oder Unzulänglichkeit nennen, die gewiß zu überwinden iſt, wenn wir eine Zeit lang beiſammen ſind. Ein glückliches Anfang beſtätigt mir dieſe Hoffnung, und wenn es mir nur geht, ſollen wir auf geraume Zeit gute Geſellen bleiben.

Neapel, am 19. März 1787.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man ſieht die unmuthwilligſten Bilder.

Am Molo, einer Hauptſtraße der Stadt, ſah ich geſtern einen Pulcinell, der ſich auf einem Brettergerüſte mit einem kleinen Affen ſtritt, drüber einen Balkon auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feil bot. Neben dem Affengerüſte ein Wunderdoctor, der ſeine Arcana gegen alle Uebel den betrübten Gläubigen bot; wo Gerhard Dow gemalt, hätte ſolch ein Bild verdient Zeitgenoſſen und Nachwelt zu ergetzen.

So war auch heute Feſt des heiligen Joſephs; er iſt der Patron aller Friſeurnien, d. h. Gehaarkemacher, verſteht ſich Gehaartes im größten Sinne. Weil nun immerfort ſtarke Flammen unter ſiedenden und ſiedenden Oel hervorſchlagen, ſo gehört auch alle Feuersnoth in ihr Fach; deßwegen hatten ſie geſtern Abend vor den Häuſern mit Gemälden zum beſten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, jämmerte Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen ſtanden vor der Thüre auf leicht gebauten Herden. Ein Geſell wirbte den Teig, ein anderer formte, ein ihn zu Krinkeln und warf ſie in die ſiedende Fettigkeit. An der Pfanne ſtand ein dritter, mit einem kleinen Bratſpieße, er holte die Krinkeln, wie ſie gar wurden, heraus, ſtieß ſie einem vierten auf ein ander Spießchen, der ſie den Umſtehenden anbot; die beiden letzten waren junge Burſche mit blonden und lockenreichen Perrücken, welche vier Engel bedeuten. Vom einzige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beſchäftigten, tranken ſelbſt und ſchrieen die Waare zu loben; auch die Engel, die Köche, alle ſchrieen. Das Volk drängte ſich herzu, denn alles Gedachte wird dieſen Abend wohlfeiler gegeben und ſogar ein Theil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; ſo geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres, nur die Mannigfaltigkeit von Kleidern die einem auf der Straße begegnet, die Menge Menſchen in der einzigen Straße Toledo!

Und ſo giebt es noch manche originale Unterhaltung, wenn man mit dem Volke lebt; es iſt ſo natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da iſt z. B. der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo. Handwurſt aus Tyrol gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelaſſener, ruhiger, bis auf einen gewiſſen Grad gleichgültiger, beinahe fauler und doch humoriſtiſcher Knecht. Und ſo findet man überall Kellner und Hausknechte. Mit dem luſtigen machte ich mir heute eine beſondere Luſt, und es war weiter nichts als daß ich ihm ſchicke Papier und Federn zu holen. Halber Mißverſtand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die unmöglichſte Scene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produciren könnte.

Neapel, Dienſtag den 20. März 1787.

Die Kunde einer ſo eben angekommenen Lava, die für Neapel anſtößig war nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum dritten Male den Veſuv zu beſuchen. Kaum war ich am Fuße deſſelben aus meinem zweirädrigen, einſpännigen Fuhrwerk geſprungen, ſo zeigten ſich ſchon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen wiſſen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf der Höhe gelangt blieb der eine bei den Mäulern und Pferden, der jüngere folgte mir und wir gingen muthig auf einen angebrannt Dampf los, der unterhalb des Kegelſchlundes aus dem Berge brach; ſodann ſchritten wir an deſſen Seite bei der Lava hinaufwärts, bis wir endlich unter ſtarkem Hinwälzen und dem wilden Dampfgewühle die Lava hervor quellen ſahen.

Man habe auch tauſendmal von einem Gegenſtande gehört, das Eigenthümliche deſſelben ſpricht nur zu uns auf dem unmittelbaren Anſchauen. Die Lava war ſchmal, wälzte nicht breiter als jenen Fuß, allein die Art wie ſie eine ſanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß war auffallend genug; denn indem ſie während des Fortſchreitens an den Seiten und an der Oberfläche gerann, ſo bildet ſich ein Canal, der ſich immer erhöht, weil das geſchmolzene Material auch unterhalb des Feuerſtroms erſtarrt, welcher die auf der Oberfläche ſchwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch ſich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Glutſtrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem anſehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unſern Füßen. Durch einige Löcher des Canals brannten wir den Glutſtrom von innen

sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die beiden Oeffnungen erschien die Gluth verbläuet, nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen mich dem Punkte zu nähern wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb' und Dach über sich bei bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her bei zu kommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum ausalmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der kreisartig gewundenen, erstarrten Decke, die sich aber so weit vorwärts erstreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen sehen.

Wir versuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; sonnenverfinsternd und erstickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der voraussegangene Führer kehrte bald um, ermahnte mich, und wir entwanden uns diesem Höllenstrudel.

Nachdem wir die Augen an der Aussicht, Gasmen und Brust aber am Weine gelabt, gingen wir unter, noch andere Zufälligkeiten dieses mitten im Paradies aufgethürmten Höllenabgrunds zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulcanische Essen keinen Rauch aber eine glühende Luft fortwährend gewaltsam ausstießen, betrachtete ich wieder mit Aufmerksamkeit. Ich sah sie durchaus mit einem tropfsteinartigen Material tapezirt, welches zapfen- und zackenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Unglaublichkeit der Essen fanden sich mehrere dieser herabhängenden Dunstproducte ziemlich zur Hand, so daß wir sie mit unsern Stäben und einigen bakenartigen Verrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavabänder hatte ich schon bezeichnen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich entdeckt zu haben daß es vulcanischer Rauch sey, abgesetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineralischen Theile offenbarend.

Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden wie sinnenverwirrend ein ungeheurer Gegenstand sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides bedt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Neapel, den 22. März 1787.

Triebe mich nicht die Deutsche Sinnesart und das Verlangen mehr zu lernen und zu thun als zu genießen, so sollte ich in dieser Schule des leichten und lustigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren suchen. Es ist hier gar verdächtlich sehn, wenn man sich nur ein klein wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klimas kann nie genug gerühmt werden, aber darauf ist auch der Fremde fast allein angewiesen.

Freilich wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat, kann sich auch hier breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und gemießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer die er sich in Englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebst, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angesicht Capri, rechts der Posilippe, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jesuitengebäude, weiterhin die Küste von Sorrent bis ans Cap Minerva. Dergleichen indem' es wohl in Europa schwerlich zum zweiten Male geben, wenigstens nicht im Mittelpunkte einer großen bedeuteten Stadt.

Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack, und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, gelangt.

Und nun nach allem diesem und hundertfältigem Genuß ziehen mich die Sirenen jenseits des Meeres, und, wenn der Wind gut ist, geh' ich mit diesem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich südwärts. Des Menschen Sinn ist unbändig, ich besonders bedarf der Weite gar sehr. Nicht sowohl das Bedürfen als ein schnelles Auffassen muß jetzt mein Augenmerk sein. Hab' ich einen Gegenstande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, so kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltsamerweise erinnert mich ein Freund in diesen Tagen an Wilhelm Meister und verlangt dessen Fortsetzung; unter diesem Himmel möchte sie wohl nicht möglich sein, vielleicht läßt sich von dieser Himmelsluft den letzten Büchern etwas mittheilen. Mögen meine Existenz sich dazu genugsam entwickelnder Stängel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und schöner hervorbrechen. Gewiß, es wäre besser ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.

Neapel, am 22. März 1787.

Heute sahen wir ein Bild von Correggio das verkäuflich ist, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichste Gerüth des Meisters unausgelöscht mit sich führt. Es stellt eine Mutter Gottes vor, das Kind in dem Augenblicke, da es zwischen der Mutter Brust und einigen Birnen, die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft ist. Alle eine Entwöhnung Christi. Mich dünkt die Idee äußerst zart, die Composition bewegt, natürlich und glücklich, höchst reizend ausgeführt. Es erinnert lebhaft an das Verlöbniß der heiligen Catharina und dünkt mir unbezweifelt von Correggio's Hand.

Neapel, Freitag den 23. März 1787.

Nun hat sich das Verhältniß zu Kniep auf eine recht praktische Weise aufgeklärt und befestigt. Wir waren zusammen in Pästum, woselbst er, so wie auf der Hin- und Herreise, mit Zeichnen sich auf das thätigste erwies. Die herrlichsten Umrisse sind gewonnen, ihm freut nun selbst dieses bewegte, arbeitsame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er sich selbst kaum zutraute. Hier will er resolut seyn; aber gerade hier zeigt sich seine genaue und peinliche Vorsicht. Das Papier, worauf gezeichnet werden soll, mit einem rechtwinklichten Viereck zu umziehen vergäumt er niemals, die besten Englischen Bleistifte zuspitzen, und immer wieder zuspitzen, ist ihm fast eine eben so große Lust als zu zeichnen; dafür sind aber auch seine Conturen was man wünschen kann.

Nun haben wir folgendes verabredet. Von heute an leben und reisen wir zusammen, ohne daß er weiter für etwas sorgt als zu zeichnen, wie heute Tage geschehen. Alle Conturen gehören mein, damit aber nach unserer Rückkehr daraus ein feineres Büchen

für ihn entspringe, so führet er eine Anzahl auszuwählender Gegenstände bis auf eine gewisse bestimmte Summe für mich aus; da sich denn indessen, bei seiner Geschicklichkeit, bei der Beredsamkeit der zu erobernden Ansichten und sonst wohl das Weitere ergeben wird. Diese Einrichtung macht mich ganz glücklich und jetzt erst kann ich von unserer Fahrt kurze Rechenschaft geben.

Auf dem zweirädrigen, leichten Fuhrwerk sitzend und wechselsweise die Zügel führend, einen quantitativen rothen Knaben hintenauf, rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit malerischem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebrauchlichkeit, die man auf dem glattesten Fahrdamme durchrennend an den köstlichen Wald- und Feldpartien vorbei fliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt sich nicht enthalten, in der Gegend von Alla Cava, einen prächtigen Berg, welcher sich gerade vor uns scharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten so wie den Fuß dieser Höhe, reinlich und charakteristisch im Umriß auf Papier zu befestigen. Wir freuten uns beide daran, als an dem Einstand unserer Verbindung.

An gleicher Umriß ward Abends aus den Fenstern von Salern genommen, welcher mich aller Beschreibung überheben wird, einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt aus wesen an diesem Orte zu studiren, zur schönen Zeit der blühenden hohen Schule! Beim frühesten Morgen führen wir auf angenommen oft merasitan Wagen einem paar schön geformten Bergen zu, wir kamen durch Bach und Gewässer, wo wir den uns überdrüssigen Büffeln in die entrollten wilden Augen sahen.

Das Land ward immer flacher und wüster, wenige Gebäude deuteten auf targliche Landwirthschaft. Endlich, unschwer da wir durch Felsen oder Trümmer führen, konnten wir einige große länglichviereckige ecklose Massen, die wir in der Ferne schon bemerkt hatten, als überbliebene Tempel und Denkmale einer ehemals so prachtigen Stadt unterscheiden. Kniep, welcher schon unterwegs die zwei malerischen Kalkgebirge umrissen, suchte sich schnell einen Standpunkt, von wo aus das Eigenthümliche dieser völlig unmalerischen Gegend aufgefaßt und dargestellt werden könnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indessen in den Gebäuden herumführen; der erste Eindruck konnte nur Erstaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrtausende sich aus dem Ernsten in das Gefällige bilden, so bilden sie den Menschen mit. Ja sie erzeugen ihn so. Nun sind unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen an schlanke Baukunst hinausgetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, ins gedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen. Doch nahm ich mich bald zusammen, erinnerte mich der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit deren Geist solche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den strengen Styl der Plastik, und in wenniger als einer Stunde fühlte ich mich deformirt, ja ich pries den Genius daß er mich diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ, da sich von ihnen durch Abteilung sein Begriff geben läßt. Denn im architektonischen Aufriß erscheinen sie eleganter, in perspectivischer Darstellung plumper als sie sind, nur wenn man sich um sie her, durch sie durch bewegt, theilt man ihnen das eigentliche Leben mit; man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeister beabsichtigte, ja hineinschuf. Und so verbrachte ich den ganzen Tag, indessen Kniep nicht säumte uns die genauesten Umrisse zuzueignen. Wie froh war ich von dieser Seite ganz unbesorgt zu seyn und für die Erinnerung so schwere Merkzeichen zu gewinnen. Leider war keine Gelegenheit, hier zu übernachten, wir kehrten nach Salern zurück, und den andern Morgen ging es schnell nach Neapel. Der Weg führt, von der Rückseite gesehn, in der freundlichsten Gegend; Pappeln pyramidalisch stehen an der Chaussee im Vordergrunde. Dies war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick that sich vor uns auf. Neapel in seiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häusern am hohen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inseln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Gesang, vielmehr Lustgeschrei und Freudengeheul des hinten aufstehenden Knaben, erschreckte und störte mich. Heftig fuhr ich ihn an, er hatte noch kein böses Wort von uns gehört, er war der unmuthigste Junge.

Eine Weile rührte er sich nicht, dann klopfte er mir sachte auf die Schulter, streckte seinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwischen uns durch und sagte: Signor perdonate! questa è la mia patria! — Das heißt verdeutlichet: Herr, verzeiht! Ist das doch mein Vaterland! — Und so war ich zum zweiten Male überrascht. Mir armem Nordländer kam etwas thränenartiges in die Augen.

Neapel, den 25. März 1787.
Verständigung Mariä.

Da ich gleich empfand daß Kniep sehr gern mit mir nach Sicilien gehe, so konnte ich doch bemerken, daß er unsern Einmal zurückließ. Bei seiner Anstrengsamkeit blieb mir nicht lange verborgen, daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden sey. Wie es zusammen gekommen, war artig genug zu hören; wie sich das Mädchen bisher betragen, konnte für sie einnehmen; nun hatte ich sie aber auch sehen wollen, wie dürfen sie sein. Heute war Anstalt getroffen und zwar so, daß ich zugleich eine der schönsten Ansichten über Neapel genießen könnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauses, von wo man besonders den untern Theil der Stadt, nach dem Molo zu, den Golf, die Küste von Sorrent vollkommen übersehen konnte; alles weiter rechts liegende verschob sich auf die sonderbarste Weise, wie man es, ohne auf diesem Punkte zu stehen, nicht leicht sehen wird. Neapel ist überall schön und herrlich.

Als wir nun die Gegend bewunderten, stieg, ohne alles erwartet noch unvermerkens, ein gar artiges Köpfchen aus dem Boden hervor. Denn zu einem solchen Stücke macht nur eine länglich viereckige Oeffnung im Estrich, welche mit einer Fallthüre zugedeckt werden kann, den Eingang. Und da nun das Engelchen völlig hervortrat, fiel mir ein, daß unsere Künstler die Verkündigung Mariä also vorstellen, daß der Engel eine Treppe herauf kömmt. Dieser Engel aber war nun wirklich von gar schöner Gestalt, blühendem Gesichtchen und einem guten natürlichen Betragen. Es freute mich, unter dem herrlichen Himmel und im Angesicht der schönsten Gegend von der Welt, meinen neuen Freund so glücklich zu sehen. Er gestand mir, als sie sich wieder entfernt hatte, daß er eben deßhalb eine feuerwillige Armuth bisher getragen, weil er dabei sich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Genügsamkeit schätzen lernen, nun sollten ihm auch seine bessern Aussichten und ein reichlicher Zustand

vorzüglich deßhalb wünschenswerth seyn, damit er auch ihr bessere Tage bereiten könne.

Neapel, zum 25. März 1787.

Nach diesem angenehmen Abenteuer spazierte ich am Meere hin und war flink und vergnügt. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Ursprünge bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Keimlappen ist so sublimirt daß man schwerlich wird weiter gehen können.

Neapel, den 26. März 1787.

Morgen gehen dieser Brief von hier zu ende, Donnerstag den 29sten geh' ich mit der Corvette, die ich, des Seewesens unkundig, in meinem vorigen Briefe zum Rang einer Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel ob ich reisen oder bleiben sollte, machte einen Theil meines hiesigen Aufenthaltes unruhig; nun da ich entschlossen bin geht es besser. Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja nothwendig. Sizilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf den wunderlichen Punkte, worin sie viele Ratzen der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen ist keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach seiner eignen Art behandelt; ich war nichts weniger als fleißig, doch hab' ich viel gesehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, seinen Einwohnern und Zuständen gebildet. Bei der Wiederkehr soll manches nachgeholt werden; freilich nur manches, denn vor dem 29sten Juni muß ich wieder in Rom seyn. Hab' ich die heilige Woche versäumt, so will ich drei wenigstens den St. Petrstag feiern. Meine Sicilianische Reise darf mich nicht allzuweit von meiner ersten Absicht wegleiten.

Vorgestern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Blitz und Regenschlossen; hier hat sich's wieder aufgehellt, eine herrliche Tramontane weht darüber, bleibt sie beständig so haben wir die schnellste Fahrt.

Gestern war ich mit meinen Gefährten unser Schiff zu besehen und das Kümmerliche zu besinden das uns aufnehmen soll. Eine Seereise fehlte mir ganz in meinen Begriffen; diese kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küstenumschiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern. Der Capitän ist ein junger, munterer Mann, das Schiff gar zierlich und nett, in Amerika gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun alles an grün zu werden, in Sizilien sind' ich es noch weiter. Wenn ihr diesen Brief erhaltet bin ich auf der Rückreise und habe Trinakrien hinter mir. So ist der Mensch; immer springt er im Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort und bin schon wieder bei euch. Doch an der Verwerrenheit dieses Briefes bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werd' ich unterbrochen und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende schreiben.

So eben besuchte mich ein Marchese Berio, ein junger Mann der viel zu wissen scheint. Er wollte den Verfasser des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt ist hier großer Drang und Lust nach Bildung und Wissen. Sie sind nur zu glücklich um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, so wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Diese vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt euch wohl! Reisen lern' ich wohl auf dieser Reise, ob ich leben lerne weiß ich nicht. Die Menschen die es zu verstehen scheinen, sind in Art und Weise zu sehr von mir verschieden, als daß ich auf dieses Talent sollte Anspruch machen können.

Lebet wohl und liebt mich, wie ich euer von Herzen gedenke.

Neapel, den 28. März 1787.

Diese Tage gehen mir nun gänzlich mit Empfahlen und Abschiednehmen, mit Besorgen und Bezahlen, Kassiren und Vorbereiten, sie gehen mir völlig verloren.

Der Fürst von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abschied, denn er sprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten sollte mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man sich einmal in die Welt macht und sich mit der Welt einläßt, so muß man sich ja hüten daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird. Zu seiner Spitze weiter hin ich fähig.

Neapel, den 29. März 1787.

Seit einigen Tagen machte sich das Wetter unbeständig, heute, am bestimmten Tage der Abfahrt ist es so schön als möglich. Die sämtliche Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel unter dem man sich in die weite Welt wünscht. Nun sag' ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein ewiges Lebewohl! Eure Liebe begleite mich, denn ich möchte ihrer wohl immer gedenken. Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Gesichten. Es ist denn doch als wenn ich mein Reisenschiff niemals als bei euch ausladen könnte. Möge es nur erst recht glücklich geladen seyn!

Sicilien.

Sicilien, Donnerstag den 29. März 1787.

Nicht wie bei dem letzten Abgange des Packetboots wehte diesmal ein fördernder früher Nord-Ost, sondern leider von der Gegenseite ein lauer Südwestwind, der allerhöchstens, und so erwarten wir denn wie der Seefahrer vom Chinesischen der Westwind und Winde des andauert. Unmerklich verschwand mir den Morgen bald am Ufer, bald im Kastellmare, endlich

bestiegen wir zu Mittag das Schiff und genossen beim schönsten Wetter des herrlichsten Anblicks. Unsern vom Molo lag die Corvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunstende Atmosphäre, daher die der sämtlichen Felsinseln von Zerrent zum schönsten Blau. Das reizendste, lebendige Neapel glänzte von allen Farben. Erst mit Sonnenuntergang bewegte sich das Schiff, jedoch nur langsam von der Stelle

der Widerwind sind uns nach dem Posilippo und dessen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in America gebaut, schnellsegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerstätten eingerichtet. Die Gesellschaft amüsirte sich munter: Operisten und Tänzer, nach Palermo verschrieben.

Freitag, den 30. März 1787.

Bei Tagesanbruch fanden wir uns zwischen Ischia und Capri, ungefähr von letzterem eine Meile. Die Sonne ging hinter den Gebirgen von Capri und Cape Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umrisse der Küsten und Inseln und ihre verschiedenen Ansichten; die langsame Fahrt kam seiner Bemühung zu Statten. Wir setzten mit schwachem und baldem Winde unsern Weg fort. Der Wein verlor sich gegen vier Uhr aus unsern Augen, als Cape Minerva und Ischia noch gesehen wurden. Auch diese verloren sich gegen Abend. Die Sonne ging unter ins Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, also purpurfarbig gende Lichter. Auch dieses Phänomen zeichnete Kniep. Nun war kein Land mehr zu sehen, der Horizont einsahm ein Wasserkreis, die Nacht hell und schöner Mondschein.

Ich hatte doch dieser herrlichen Ansichten nur Augenblicke genießen können, die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brot und rothem Wein, aller Speisen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeschlossen von der äußern Welt ließ ich die innere wallen und da eine langsame Fahrt voranszusehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf. Die zwei ersten Akte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Diese bei den Akt, in Ansicht auf Plan und Gang ausarbeitend gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form verwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Sonnabend den 31. März 1787.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um sieben Uhr erreichten wir ein Französisches Schiff, welches zwei Tage vor uns abgegangen war; um so viel besser segelten wir und doch haben wir noch nicht bei Nacht unsere Fahrt. Einigen Trost gab uns die Insel Ustica, doch leider zur linken, da wir sie eben, wie auch Capri, hätten rechts lassen sollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an übler zu gehen und im Schiffe war fast alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage, das ganze Schiff ward um und um, durch und durch gebacht. Die Stunden gingen vorüber ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der schelmische Kniep, auf dessen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brot brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des langen thätigen Capitäns, dessen Bekanntschaft ich meine Personen nicht mitgerechnet, zugleich schadenfroh gerühmt hätte. Eben so gab ihm der Uebergang von Schärfe und Luft zu Mißbehagen und Krankheit und wie sich dieses bei einzelnen Gliedern der Gesellschaft zeigte, reichen Stoff zu muthwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Capitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unsere Fahrt gerade auf die Insel Ustica gerichtet, hinter welcher wir, zu großer Freude, die Berge von Sicilien erblickten. Der Wind besserte sich, wir fuhren schneller auf Sicilien los, auch kamen uns noch einige Inseln zu Gesichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel versteckt. Den ganzen Abend ziemlich günstiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an sehr unruhig zu werden.

Sonntag den 1. April 1787.

Um drei Uhr Morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbraum setzte ich meine dramatischen Plane fort, indessen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden, das Schiff schwebte auf den hohen Fluthen. Gegen Anbruch des Tages legte sich der Sturm, die Atmosphäre klärte sich auf. Nun lag die Insel Ustica völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite schwimmend, durch unsere Fernröhre, als ein lebendiger Punkt wohl zu erkennen. Gegen Mittag konnten wir die Küste Siciliens mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich unterscheiden, aber wir waren sehr unter den Wind gekommen. wir laviirten an und ab. Gegen Nachmittag wagten wir dem Ufer näher. Die westliche Küste, vom Eingange bis Vorgebirge bis Capo Gallo, saben wir ganz deutlich, bei heiterem Wetter und hell scheinender Sonne.

Eine Gesellschaft von Delphinen begleitete das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils und schossen immer voraus. Es war lustig anzusehen wie sie, bald von den klaren durchscheinenden Wellen überdeckt, hinschwammen, bald mit ihren Rückenflossen und Afterflossen, grün- und goldspielenden Seiten sich über dem Wasser springend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren fuhr der Capitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep versäumte die schöne Gelegenheit nicht die mannigfaltigen Ansichten ziemlich im Detail zu zeichnen. Mit Sonnenuntergang wendete der Capitän das Schiff wieder dem hohen Meer zu und fuhr nordwestwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal aufs Verdeck, doch ließ ich meinen theoretischen Vorsatz nicht aus dem Sinne und ich war des ganzen Schiffs so ziemlich Herr geworden. Bei erheiterem Himmel heller Mondschein, der Widerschein auf dem Meer unendlich schön. Die Maler, um der Wirkung willen, ließen uns oft glauben, der Widerschein der Himmelslichter im Wasser habe zunächst dem Beobachter die größte Breite wo er die größte Entfernung hat. Hier aber sah man am Horizont den Widerschein am deutlichsten, der sich, wie eine zugespitzte Pyramide, zunächst am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Capitän veränderte die Nacht noch einigemal das Manöver.

Montag den 2. April 1787.
früh 5 Uhr

fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieser Morgen erschien für mich höchst erfreulich. Der Plan meines Drama's war diese Tage daher, im Wachsthume, ziemlich gediehen. Ich befand mich wohl und konnte nun auf dem Verdeck die Küsten Siciliens

mit Aufmerkſamkeit betrachten. Knier zeichnete emſig fort, und durch ſeine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem ſehr ſchätzbaren Andenken dieſes verſpäteten Landens.

Palermo, Montag den 2. April 1787.

Endlich gelangten wir mit Noth und Anſtrengung Nachmittags um drei Uhr in den Hafen, wo uns ein höchſt erfreulicher Anblick entgegen trat. Völlig bergeſtellt wie ich war, empfand ich das größte Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tagesluft gemäß, die Sonne verherrlichend. Die Farben Schattenſeiten alles Gebäude laden uns an, vom Widerſchein erleuchtet. Monte Pellegrino endlich, ſeine zierlichen Formen in vollkommenſten Lichte, ſtellt das weit hingeſtreckte Ufer mit Pachten, Landungen und Vorgebirgen. Blick ferner eine allerliebſte Umgebung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Maſſen vegetabiliſcher Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wieder wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Anſtatt ungeduldig aufs Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck bis man uns wegrief; wir hätten wir einen gleichen Standpunkt, einen ſo glücklichen Augenblick ſobald wieder hoffen können!

Durch die wunderbare, aus zwei ungeheuren Pfeilern beſtehende Pforte, die oben nicht geſchloſſen ſeyn darf damit der thurmhohe Wagen der heiligen Roſalia an dem verkündeten Feſte durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und ſogleich links in einen großen Gaſthof. Der Wirth, ein alter behaglicher Mann, von jeher Freunde aller Nationen zu ſehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von deſſen Balcon wir das Meer und die Rhede, den Rosalienberg und das Ufer überſchauten, auch unſer Schiff erblicken und unſern erſten Standpunkt beſtimmen konnten. Ueber die Tage unſeres Zimmers höchſt verzagt bemerkten wir kaum daß im Grunde deſſelben ein erhöhter Alkoven hinter Vorhängen verſteckt ſey, wo ſich das weitläuftigſte Bett ausbreitete, das mit einem ſeidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten ſtattlichen Möbeln völlig übereinſtimmte. Ein leichtes Frühſtück ſetzte uns gewiſſermaßen in Verlegenheit, wir verlangten herkömmlicherweiſe Bedingungen abzuſchließen. Der Alte ſagte dagegen: es bedürfe keiner Bedingung, er wünſche, daß es uns bei ihm wohl gefalle. Wir ſollten uns auch des Vorſaals bedienen, welcher kühl und luftig, durch mehrere Balcone lüftig, gleich an unſer Zimmer ſtieß.

Wir veranlaßten uns an der unendlich mannigfaltigen Ausſicht und ſuchten ſie an einzelnen leidlich nachzuahmen und maleriſch zu entwickeln, denn hier konnte man gränzenlos eine Ernte für den Künſtler überſchauen.

Der helle Mondſchein leckte uns bei Abends noch auf die Rhede und hielt uns der Nächtluft uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war ſonderbar, Ruhe und Anmuth groß.

Palermo, Dienſtag den 3. April 1787.

Unſer erſtes war die Stadt näher zu betrachten, die ſehr leicht zu überſehen und ſchwer zu kennen iſt, leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirg, ſie durchſchneidet und dieſe, ungefähr in der Mitte, von einer andern abermals durchſchnitten wird; ſchwer auf dieſen Linien liegt es denenen zu finden; das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden und er entwirrt ſich nur mit Hülfe eines Führers dieſem Labyrinthe.

Gegen Abend ſchenkten wir unſere Aufmerkſamkeit der Kutſchenreihe der bekannten Fahrt vornehmer Perſonen, welche ſich, vor Stadt hinaus, auf die Rhede begaben um friſche Luft zu ſchöpfen, ſich zu unterhalten und allenfalls zu coquettiren.

Zwei Stunden vor Nacht war der Boſſmont eingetroffen und verherrlichte den Abend unausſprechlich. Die Lage von Palermo, gegen Norden, macht daß ſich Stadt und Ufer ſehr wunderſam gegen die groſſen Himmelsräume verhält, deren Widerſchein man niemals in den Bildern erblickt. Deßwegen wir auch heute an dem heiterſten Tage das Meer dunkelblau, ernſthaft und zuverläßig fanden, anſtatt daß es bei Neapel, von der Mittagsſtunde an, immer heiterer, luftiger und ferner glänzt.

Knier hatte mich ſchon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen laſſen, um einen genauen Contour des Monte Pellegrino zu nehmen, des ſchönſten aller Vorgebirge der Welt.

Palermo, den 5. April 1787.

Hier noch einiges zuſammenfaſſend, nachträglich und vertraulich:

Wir fuhren Donnerſtag den 29ſten März mit Sonnenaufgang von Neapel und landeten erſt nach vier Tagen um drei Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium hab ich beſtens erzählt überhaupt unſere Seeſtelle. Ich habe nie eine Reiſe ſo ruhig angetreten als dieſe, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beſtändigen Gegenwind ſehr verlängerten Fahrt, ſelbſt auf dem Bette im engen Kämmerchen wo ich mich die erſten Tage halten mußte weil mich die Seekrankheit hart angrif. Nun denke ich ruhig an Euch hindber, denn wenn irgend etwas für mich entſchädigend war ſo iſt es dieſe Reiſe.

Hat man ſich nicht ringsherum vom Meere umgeben geſehen, ſo hat man keinen Begrif von Welt und von ſeinem Verhältnis zur Welt. Als Landſchaftszeichner hat mir dieſe große, ſimple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium ausweiſt, auf dieſer kurzen Fahrt mancherlei Abwechslungen und gleichſam die Schickſale der Seefahrer in Kleinen gehabt. Uebrigens iſt die Silberfeil und Bauerngeſellſchaft des Packetboots nicht genug zu loben. Der Capitain iſt ein ſehr braver und recht artiger Mann. Die Geſellſchaft war ein ganzes Theater, gutgeſellet, leidlich und angenehm. Mein Künſtler den ich bei mir habe iſt ein munterer, treuer, guter Menſch, der mit der größten Accuratelle zeichnet; er hat alle Inſeln und Küſten wie ſie ſich zeigten umriſſen, es wird auch große Freude machen wenn ich alles mitbringe. Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechaniſche der Waſſerfarben-Malerei (Aquarell), die man in Italien jetzt ſehr hoch getrieben hat, aufgeſchrieben; verſteht ſich den Gebrauch gewiſſer Farben um gewiſſe Töne hervorzubringen, an denen man ſich, ohne das Gehaimniß zu wiſſen, zu Tode malen würde. Ich hatte mehr in Rom manches davon erfahren, aber niemals im Zuſammenhange. Die Künſtler haben es in einem Lande aufblühen wie Italien, wo dieſes iſt. Mit ſeinen Werken iſt die dunkſige Materie auszudrücken

Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegen heben?
Du wandelst durch der Blumen frischen Thau,
Pflückst aus dem Überfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell —
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug.
O Weise! sprach der Adler, und tief ernst
Versinkt er tiefer in sich selbst,
O Weisheit! Du redst wie eine Taube!

die um die Küſten ſchwebte als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Neugierde der Contumaz, die Verſchiedenheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Thäler, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es erlebt hat der hat es auf ſein ganzes Leben. Man verſuche es die Claude Lorrain und ſeine Poſaunen auch herauszuſtellen in Norden und meiner Seele Exaltationen dieſer glücklichen Wohnung hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche in dem daraus wegzuwiſchen als die Kleinheit der Strohdächer aus denen Fiſcherknaben ſehen. Wir wollen ſehen was dieſe Königin der Inſeln thun kann.

Wie ſie auf einer Insel hat habe ich ſeine Worte ausſprechen: mit roſigfingrichten Morgenröthen, immer grünenden Lorbeer, Cypreſſenhecken ꝛc. In einem bekannten Garten ſtehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft iſt mild, warm und wohlriechend, der Wind kühl. Der Mond ging heute noch hinter hohen Vorgebirge herauf und ſtrahlte ins Meer, und dieſen Genuß nach dem vier Tage und Nächte auf den Wellen geſchwebt. Wer leidet wenn ich mit einer ſtumpfen Feder auf einer Tiſch-Muſchel, aus der mein Gefährte die Auſtern ausgeſtochen, dieſes niederſchreibe. Ich kommt noch wol an Lappen zu Euch hinüber, indeß ich allen die mich lieben ein andres Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird ſag' ich nicht, wann ihr es erhaltet kann ich auch nicht ſagen.

Palermo, Dienſtag den 3. April 1787.

Dieſes Blatt ſchicke man, meine Geliebten, auch den kühnen Genuß in ſofern es möglich wäre theilhaft machen; es ſollte die Schilderung der ausgeſuchteſten, eine große Mannichfalt anfaſſenden Punkt überliefern. Von Oſten heraus, wo ein Kämmerer der Vorzeit weit in die See greift, an vielen ſpitzigen, ausgehöhlten, waldbewachſenen Felſen hin bis an die Fiſcherwohnungen der Vorſtadt heraus, dann an der Stadt ſelbſt her, deren äußere Dauer alle nach dem Hafen ſchauen, wie unſere Wohnung auch, bis zu dem Thore durch welches wir herein kamen.

Dann geht es weſtwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis zu dem eigentlichen Hafen an dem Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt ſich nun, ſämmtliche Fahrzeuge zu ſchützen, im Weſten der Monte Pellegrino in ſeinen ſchönen Formen, nachdem er ein ueriſches, fruchtbares Thal, das ſich bis zum jenſeitigen Meere erſtreckt, zwiſchen ſich und dem eigentlichen feſten Land gelaſſen.

Unſer gedenkte, ich ſchematiſirte, beide mit großem Ernſt und nun da wir fröhlich nach Hauſe kommen ſtürzen wir beide wieder Kräfte und Muth zu wiederholen und aufzuführen. Unſere Anwendung müſſen alſo für künftige Zeiten lesern bleiben und dieſes Blatt gehört auch bloß zu Jenem unſerer Unterhaltungen dieſe Gegenſtände genugſam zu faſſen, oder vielmehr unſerer Anmaßung, es in ſo kurzer Zeit erobern und bedemüthigen zu wollen.

Palermo, Mittwoch den 4. April 1787.

Nachmittags beſuchten wir das fruchtreiche und angebaute Thal, welches die ſüdlichen Berge heraus an Palermo vorbeyzieht, durchſchlängelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein maleriſches Auge und eine geſchickte Hand gefordert wenn ein Bild ſoll gefunden werden, und doch erhaltene Anſicht einen Standpunkt, da wo das geſammte Waſſer von einem beſchneyten Berge herunterſchießt, beſchattet von einer edelnden Baumesmaſſe, bekrönet, das Thal hinauswärts die ferne Anſicht und einige Landwirthſchaftliche Gegenſtände.

Die ſchöne Felſenbildung und eine hervorſtechende Fruchtbarkeit verurſachte das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der unmittelbare Hafen durch ſeine Geſchäftigkeit verkümmerte, unſinnlich erzählend, wie Hannibal hier vermuth eine Schlacht geliefert und was für ungeheure Kriegsthaten an dieſer Stelle geſchehen. Unfreundlich vermiſcht ſich ihm das fatale Hervorragen ſeiner angehäuften Gegenſtände. Es ſey genommen genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten doch von Pferden und Menſchen verheert werden müßten. Man ſieht ſich manchmal die Einbildungskraft nicht mit ſolchen Nachgedanken aus ihrem ſchönen Traume aufwecken.

Er verwunderte ſich ſehr, daß ich das claſſiſche Andenken an ſo einer Stelle verſchmähte und ich konnte ihm freylich nicht deutlich machen, wie mir bey einer ſolchen Verwüſtung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe ſey.

Noch wunderlicher erſchien ich meinem Begleiter, als ich auf allen letzten Stellen, deren der Fluß gar viele treffen läßt, nach Steinchen ſuchte und die verſteinerten Arten derſelben mit vier rang. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man ſich vor einer gehäuften Gegend nicht ſchwerer einen Begriff machen kann, als wenn man die Geſteinarten unterſucht die in den Bächen herabgeſpühlt werden, und daß hier auch die Aufgabe ſey, durch Trümmer ein eine Vorſtellung von jenen ewig claſſiſchen Höhen des Ersatzterrains zu verſchaffen.

Nach vier meinen Andeute und dieſem Fluſſe recht genug, ich trachte meinte einige Stücke zuſammen, welche die Kraft in wenige Momenten unterbrechen ſchien. Das meiſte war eine Gneisart, die man bald für Jaſpis oder Hornſtein, bald für Thonſchiefer anſprechen konnte. Sie fand ſie theils in abgerundeten, theils unförmigen Geſtalten, theils rhomboiſch geſtaltet, von vielerley Farben. Ferner kamen viele Veränderungen des dichten Kalks vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaſpis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Gebilden von Muſchelkalk.

Die Pferde ſcheuten ſie mit Gerſte, Häckerling und Kleien; im Frühjahr geben ſie ihnen gedroſchne grüne Gerſte, um ſie zu erfriſchen, per rinfrescar, wie ſie es nennen. Da ſie keine Wieſen haben fehlt es an Heu. Auf den Bergen giebt es einige Weide, auch auf den Aeckern, da ein Theil als Brache liegen bleibt. Die halten wenig Schafe, deren Race auch der Barbarey kommt. Oberhaupt auch mehr Maulthiere als Pferde, weil jenen die wenige Nahrung beſſer bekommt als dieſen.

Die Plaine worauf Palermo liegt, ſo wie außer der Stadt die Gegend St. Croce, auch ein Theil der Boccaria, hat im Grunde Muſchelkalk, worauf die Stadt gebaut iſt, findet man denn auch große Steinbrüche in dieſen Lagen findet. In der Nähe von

Monte Pellegrino sind sie an einer Stelle über funfzig Fuß tief. Die untern Lager sind weißer von Farbe. Man findet darin viel versteinte Corallen und Seealtäre, vorzüglich große Pilgermuscheln. Das obere Lager ist nur rothem Thon vermischt und enthält wenig oder gar keine Muscheln. Ganz obenauf liegt reiner Thon, dessen Lage jedoch nicht starr ist.

Der Monte Pellegrino bietet sich aus allen diesen hervor; er ist ein älterer Kalk, hat viele Löcher und Spaltmauern, welche, genau betrachtet, obgleich sehr unregelmäßig, sich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Gestein ist fest und klingend.

Palermo, Donnerstag den 5. April 1787.

Wir eilten die Stadt im Vorbeigehen durch. Die Bauart gleicht meistens der von Neapel, doch stehen öffentliche Monumente, z. B. Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geschmack. Hier ist nicht, wie in Rom, ein Kunstheerd, welcher die Arbeit trägt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Gestalt und Dauer. Ein von dem ganzen Inselvolke angestaunter Brunnen erfüllte schwerlich, wenn es in Sicilien viel schönen, bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Thiergestalten, damals Gunst erhalten hätte. Es wird schwer halten diesen Brunnen zu beschreiben. Auf einem mäßigen Platze steht ein rundes, architektonisches Werk, ganz aus Quadern, Sockel, Mauer und Gesims von farbigem Marmor; in die Mauer sind, in einer Etage, mehrere Nischen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Vierteljahre auf gestreckten Hälsen herausschauen: Pferd, Löwe, Kameel, Elephant wechseln mit einander ab, und man erwartete kaum hinter dem Kreise dieser Maasse einen Brunnen, zu welchem, von vier Seiten, durch gelassene Lücken, marmorne Stufen hinaufführten, um das reichlich gespendete Wasser schöpfen zu lassen.

Etwas ähnliches ist es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jesuiten noch übertroffen ward, aber nicht aus Grundsatz und Absicht, sondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren oder Landschaften, Bergwerker, Lackirer und Marmorirer gerade das was er vermochte ohne Geschmack und Leitung an gewissen Stellen anbringen wollte.

Dabei findet man eine Fülle von natürliche Dinge nachgualmten, wie denn z. B. jene Thierbilder gut genug ausgearbeitet sind. Dadurch wird freilich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunstfreude nur darin besteht, daß sie das Nachgeahmte mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntschaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verschiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden stand, die Waare zu besehen, erhob sich ein geringer Lustspiel, welcher längst der Straße verwendend, einen unendlichen ertreaten Stand in alle Buden und Keuller sogleich vertheilte. Bei allen Heitkeit! saat mir, daß ich aus, woher kommt die Unreinlichkeit einer Stadt und ist derselben denn nicht abzuhelfen? Diese Straße wetteifert, an Länge und Schönheit, mit dem Corso zu Rom. An beiden Seiten Corsirsteine, die jeder Laden: und Werkstatteigner mit unablässigem Kehren reinlich hält, indem er alles in die Mitte hinunter schiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und euch mit jedem Windstoß den Unrath zurückfendet den ihr der Hauptstraße angewiesen habt. In Neapel tragen geschäftige Esel jeden Tag das Kehricht nach Gärten und Feldern, sollte denn bei euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung entstehen oder getroffen werden?

Es ist bei und nun einmal wie es ist, versetzte der Mann; was wir aus dem Hause werfen versammelt gleich vor der Thüre über einander. Ihr seht hier Scherben von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrath, das trocknet zusammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den weiten wir uns den ganzen Tag. Aber seht, unsere fleißigen, geschäftigen, nichtlosen Besen vermehren, zuletzt abgestumpft, nur den Unrath vor unsern Häusern.

Und, sagte ich, genommen, war es wirklich an dem. Sie haben nichtlose Besen von Zwergpalmen, die man, mit wenigen Abänderung, zum Fächerreisen eigenen könnte. Sie schleifen sich leicht ab und die stumpfen lieaen zu Tausenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anstalt zu treffen sey, erwiederte er: die Rede gehe im Volke, daß gerade die, welche für Reinlichkeit zu sorgen hätten, wegen ihres großen Einkommens nicht genöthigt werden könnten die Gelder schicklich zu verwenden, und dabei sey noch der wunderliche Umstand, daß man fürchte, nach wegaeschaffenem mußigem Gesindel werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sey, wodurch denn abermals die unruhige Verwaltung einer andern Sache zu Tage kommen würde. Das alles aber sey, setzte er mit politischem Ausdruck hinzu, nur Andeutung von Uebelgesinnten, er aber von der Meinung derjenigen, welche behaupten: der Adel erhalte seinen Carossen diese weiche Unterlage, damit sie bei Abends ihre berühmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen können. Und da der Mann einmal im Zuge war, beschwerte er noch mehrere Polizeimißbräuche, mir zu vertrautem Beweis, daß der Mensch noch immer Humor genug hat sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

Palermo, den 6. April 1787.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung welche Bryden von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt geworden, daß es den Fremden gewiß angenehm seyn muß, etwas von dem Orte und der Stelle, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine sonderne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine vollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der früheren Epoche. Die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum daß die Nachbargegenden Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen und stellte ihr zu Ehren alljährliche Festtage an.

Die Andachtigen wallfahrteten Freitags auf den Berg, und man erzählt mir großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwischen zwei Kuppen hinaufsteigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun anderthundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen reinlichern Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man einer steilen Felswand nah gegenübersteht, an welcher die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Aeußenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man erblickt die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wundersamste überrascht indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf; gleich steht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen, auf beiden Seiten die Chorstühle. Alles wird von dem auf dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, steht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie schon gesagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felsen immer vom Wasser träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieses durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt und verschiedentlich mit einander verbunden hat. Da sie oben breit sind und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutzig grünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Cactusarten bewachsen wäre. Das Wasser wird, theils seitwärts, theils hinten in einen flachen Behälter geleitet, worauf es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich diese Gegenstände genau betrachtete, trat ein Geistlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueser sey und einige Messen wolle lesen lassen? Ich verneyte ihm darauf: ich sey mit einem Genueser nach Palermo gekommen, welcher morgen als an dem Festtage heraufsteigen würde. Da immer einer von uns zu Hause bleiben müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf: ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum und verließ mich.

Ich sah durch die Oeffnungen eines großen aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem gestochtenem Messingdraht vorgezogen, so daß man nur wie durch einen Flor den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte. — Ein schönes Frauenzimmer erblickt' ich bei dem Schein einiger stillen Lampen.

Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen bald geschlossen, den Kopf nachdenklich auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihr Gewand ist aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Styl, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt sie müßte Athem holen und sich bewegen.

Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdessen waren die Geistlichen in die Höhle gekommen, hatten sich auf ihre Stühle gesetzt und sangen die Vesper.

Ich setzte mich auf eine Bank gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich überließ mich ganz der reizenden Illusion der Gestalt und des Orts.

Der Gesang der Geistlichen verklang nun in der Höhle, das Wasser rieselte in das Becken sich gleich neben dem Altare zusammen, die überhangenden Felsen bei Vorbeyß, bey eigentlichen Schluß der Kirche, schlossen die Scene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbenen Wüste, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Zitterung des katholischen, besonders Sicilianischen Gottesdienstes, hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schläferin hervorbrachte, auch einem gröbern Auge noch reizend, — genug, ich konnte mich nur mit Gewaltigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Palermo, Sonnabend den 7. April 1787.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, brachte ich im Stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wundersamste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch fremdartig: vor nicht gar langer Zeit gewaltsam, versetzt er uns Alterthum. Grüne Heckeneinfassungen umschließen fremde Gewächse, Citronenspaliere weiden sich zum mehrlichen Laubengange, hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend rothen vollendeten Blüthen, laden das Auge. Ganz fremde mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten seltsame Formen. Eine hinter dem Rasen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachsthum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder schaarenweis, durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmuth verlieh, war ein starker Duft der sich über alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschiedener beblauen von einander absetzten, so daß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigstens sehr übertüncht sich dem Auge darstellten.

Welche wunderbare Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenständen, Bergen, Vorgebürgen ertheilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, so zu messen sind; bedeutsam auch ein Spaziergang auf die Höhe jedesmal reizend ward. Man sah seine Natur mehr sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Farben auseinander gesetzt hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles trieb mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne so wie ins Gedächtniß. Ja alle zusammen einen Homer zu taufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Uebersetzung auf dem Siegerl Anlegen vorzutragen, der wohl verdiente bei einem guten Glase Wein von seinen strengen deutschen Bemühungen belachelt aufzuruhen.

Palermo, den 6. April 1787.
Charfreitag.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferstehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden faßweis vor den Kirchthüren losgebrannt, indessen die Glocken auch zu den eröffneten Fenstern dränaten. Glocken- und Orgelschall, Chorgesänge der Processionen und der einen andern wenden geistlichen Ehre brannte wirklich das Ohr derjenigen verwirren, die an eine so lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Messe war kaum geendigt, als zwei wohlgesinnte Kaufer des Prinzen unsern Gasthof besuchten, in der doppelten Absicht, einmal den sämmtlichen Fremden zum Feste zu gratuliren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich sodann zur Tafel zu laden, weshalb meine Gabe etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgeister und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Palast des Prinzens, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen fand ich die ersten Säle noch leer, nur ein kleiner, munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Maltheser erkannte.

Als er vernahm daß ich ein Deutscher sey, fragte er: ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse, er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacherödischen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg, konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedeutlichem Antheil erkundigte er sich nach Weimar. Wie steht es denn, sagte er, mit dem Manne, der zu meiner Zeit jung und lebhaft, dasselbst Regen und schönes Wetter machte? Ich habe seinen Namen vergessen, genug aber, es ist der Verfasser des Werthers.

Nach einer kleinen Pause, als wenn ich mich besänne, erwiederte ich: die Person, nach der ihr euch erkundigt, bin ich selbst! — Mit dem sichtbarsten Zeichen des Erstaunens fuhr er zurück und rief aus: da muß sich viel verändert haben! O ja! versetzte ich, zwischen Weimar und Palermo hab' ich manche Veränderung gehabt.

In dem Augenblick trat mit seinem Gefolge der Bicekönig herein und betrug sich mit anständiger Freundlichkeit, wie es einem solchen Herrn geziemt. Er entfernte sich jedoch nicht des Lächelns über den Maltheser, welcher seine Verwunderung mich hier zu sehen auszudrücken fortfuhr. Bei Tafel sprach der Vicekönig, neben dem ich saß, über die Absicht meiner Reise und versicherte, daß er Befehl geben wolle mich in Palermo alles sehen zu lassen und mich auf meinen Wege durch Sicilien auf alle Weise zu fördern.

Palermo, Montag den 9. April 1787.

Heute den ganzen Tag beschäftigte und der Umsinn des Prinzen Pallagonia, und auch diese Tverheiten waren ganz etwas anders als wir uns leicht und überall vorstellen. Denn bei der erbärmlichen Wahrheitsliebe kommt derjenige der vom Innern Rechenschaft geben soll, immer ins Gedränge; er will einen Begriff davon hinterlassen, und so macht er es sehen zu etwas, da es eigentlich ein Nichts ist welches für etwas gehalten seyn will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion voranschicken: daß weder das Ungeschmackteste noch das Verkehrteste ganz unmittelbar aus Einem Menschen, aus Einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr bei mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Vorfahren der Pallagonischen Raserei, nur daß diese hier, auf eignem Grund und Boden, in der ärgsten Freiheit und Breite sich hervortat. Ja will den Versuch des Entstehens zu entwickeln suchen.

Wenn ein Lustsitz in diesen Gegenden mehr oder weniger in der Mitte des ganzen Besitzthums liegt und man also, um zu der herrschaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirthschaftliche Nützlichkeiten zu fahren hat, erweisen sie sich haushälterischer als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Parkanlage verwenden, um mit unfruchtbaren Gesträuche dem Auge zu schmeicheln. Diese Südländer hingegen führen zwei Mauern auf, zwischen welchen man zum Schloß gelangt, ohne daß man gewahr werde was rechts oder links vorgeht. Dieser Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wohl auch mit einer gebildten Halle und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwischen diesen Mauern nicht ganz unbefriedigt sey, so sind sie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Postamenten verziert, worauf allenfalls die und da eine Vase steht. Die Flächen sind abgetündet, in Felder getheilt und angestrichen. Der Schloßhof macht ein Rund von einbändigen Häusern, wo Gesinde und Arbeitsleute wohnen; das viereckte Schloß steigt über alles empor.

Dieß ist die Art der Anlage wie sie durchaus gegeben ist, wie sie auch einen früher man befunden haben, bis der Vater des Prinzen das Schloß baute, zwar auch nicht in dem besten aber doch erträglichem Geschmack. Der jetzige Besitzer aber, ohne jene allgemeinen Grundsätze zu verlassen, erfandt seiner Lust und Leidenschaft zu mißgestalteten, abgeschmacktem Gebilde den freiesten Lauf, und man ergeizt ihm viel zu viel Ehre, wenn man ihm nur einen Funken Einbildungskraft zuschreibt.

Wir treten also in die große Halle, welche mit der Granze des Besitzthums selbst anfängt, und finden ein Atrium, sehr hoch zur Breite. Vier mäßige heure Riesen, mit modernen, zugeknöpften Gamaschen, tragen das Gesims, auf welchem, dem Eingang gerade gegenüber, die heilige Dreieinigkeit schwebt.

Der Weg nach dem Schlosse zu ist breiter als er wirklich, die Mauer in einen fortlaufenden hohen Sockel verwandelt, auf welchem ausgezeichnete Bäume schöne Gruppen in die Höhe ragen, in welche Statuen gestellt sind. Das Wirkliche dieser von den gemeinsten Steinhauern verfertigten Missbildungen wird noch dadurch vermehrt, daß sie auf dem besten Marmorstuhl gearbeitet sind; doch würde ein besseres Material den Unwerth der Form nur desto mehr in die Augen stechen. Ich sage von den Gruppen und bediene mich eines falschen an dieser Stelle uneigentlichen Ausdrucks; denn diese Zusammenstellungen sind durch keine Art von Reflexion oder auch nur Willkür entstanden, sie sind vielmehr zusammengeworfen. Jedesmal drei bilden den Schmuck eines viereckten Postamentes, indem ihre Basen so einschließt sind, daß sie zusammen in verschiedenen Stellungen den viereckten Raum ausfüllen. Die vorhandene besteht gewöhnlich aus zwei Figuren, und ihre Base nimmt den größten vordern Theil des Piedestals ein; diese sind meistentheils Ungeheuer von thierischer und menschlicher Gestalt. Um nun den hintern Raum der Piedestalfläche auszufüllen, bedarf es noch zweier Stücke; das von mittlerer Größe stellt gewöhnlich einen Schäfer oder eine Schäferin, einen Cavalier oder eine Dame, einen tanzenden Affen oder Hund vor. Nun bleibt auf den Piedestal noch eine Lücke; diese wird meistens durch einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieses Geschlecht bei geistlosen Scherzen eine große Rolle spielt.

Daß wir aber die Elemente der Torheit des Prinzen Palagonia vollständig überliefern, geben wir nachstehende Verzeichniß. Menschen: Bettler, Bettlerinnen, Krämer, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckelige, alle Arten verwachsene, Zwerge, Musikanten, Pulcinelle, entstellt-unförmige Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzösisch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaschen und Gamaschen, Mythologie mit frauenhaften Zutaten: Asien und Chinesen mit Pulcinell. Thiere: nur Thiere derselben, Pferd mit Menschenbändigen. Pferdeherr auf Menschenüberpferd, entstellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pferden an Figuren aller Art, Verdoppelungen, Verwechslungen der Köpfe. Vasen: alle Arten von Monstern und Sonderlein, die unterwärts zu Vasenhälsen und Untersätzen endigen.

Denke man sich nun verzierten Figuren spielend weise verfertigt und ganz ohne Sinn und Verstand zusammen, und ohne Wahl und Absicht zusammengestellt, denke man sich diesen Sockel, diese Piedestale und Unformen in einer unabsehbaren Reihe, so wird man das unangenehme Gefühl mit empfinden, das einen jeden überfallen muß, wenn er durch diese Spitzruthen des Wahnsinns durchgejagt wird.

Wir nähern uns dem Schlosse und werden durch die Arme eines halbrunden Vorhofs empfangen; die entgegenstehende Hauptmauer, worauf das Thor steht, ist durchaus angelegt. Hier finden wir eine Aegyptische Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Wasser, ein Monument, zerstreut umherliegende Vasen, Statuen verstümmelt auf die Nase gelegt. Wir treten in den Schloßhof und finden das beschriebene, mit kleinen Gebäuden umgebene Rund in kleineren Halbcirkeln ausgelegt, damit es ja an Mannigfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden ist größtentheils mit Gras bewachsen. Hier stehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, seltsam gestaltete Marmorvasen vom Vater der Zwerge und sonstige Ungestalten aus der neuern Epoche zufällig durch einander, ohne daß sie bis jetzt einen Platz finden thaten; sogar trat man vor eine Laube, verkleidet von allen Vasen und anderem geschnörkelten Gestein.

Das Wiederkommen einer solchen geschmacklosen Denkart muß sich aber im höchsten Grade darin, daß die Gemüthe der kleinen Häuser durchaus darauf nach einer oder der andern Seite hinhängen, so daß das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht und der Grund aller Convenienz ist, in und zerrissen und geraubt wird. Und so sind denn auch diese Dachreiten mit Hydern und kleinen Büsten, mit muschelnden Affen, Hörnern und ähnlichem Marmitus verziert. Drachen mit Göttern umwickelt, ein Atlas, der statt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man sich aber aus allem diesem in das Schloß zu retten, weichet, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Ansehn hat, so findet man nicht weit vor der Pforte den terrorerschaffenden Kopf eines römischen Kaisers auf einer Zwergsgestalt, die auf einem Delphin sitzt.

Im Schlosse selbst nun, dessen Aeußeres ein leidliches Innere erwarten läßt, fängt das Fieber des Prinzen schon wieder zu rasen an. Die Einbildungskräfte sind ungeheim abgeschält, so daß niemand Platz nehmen kann und vor den schwarzen Stühlen warnt der Cicerone, weil sie unter ihren Sammetpolstern Strohseile verbergen. Tapeten von Chinesischem Porcellan deuten in den Zeiten, welche näher betrachtet, aus einzelnen Stücken, Ober- und Untersätzen u. dgl. zusammen gestückt sind. Kein Mittel wo nicht irgend eine Blöße hervorstößt. Sogar der unschuldigste Blick über die Vorgebirge ins Meer wird durch farbige Scheiben verdammert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verblühen oder entjünden. Einen Cabinets muß ich noch erwähnen, welches auf allen vorgedachten, zusammengeschmierten Rahmen zusammen gestückt ist. Alle die hundertfältigen Schmierereien, alle die verschiedenen Abstufungen einer ältern oder jüngern, mehr oder weniger verstandenen und beschädigten Vergoldung bedecken hier, dort aneinander gestückt, die sämmtlichen Wände und geben den Begriff von einem verschlechten Trödel.

Die Capelle zu beschreiben wäre allein ein Heftchen nöthig. Hier findet man den Aufstand über den ganzen Wahnsinn, der nur in einem doppelten Sinne bis auf diesen Grad wuchern konnte. Die manches Frauenzimmer einer irregeleiteten Devotion sich hier befinden mag, darf ich zu vermuthen, das Beste jedoch will ich nicht voraussetzen. Hoch an der Decke nämlich ist ein gedrängtes Crucifix von ziemlicher Größe befestigt, nach der Natur angemalt, lackirt mit unterminirter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel ist ein Haken eingedrängt, eine Kette aber die davon herabhängt befestigt sich in den Kopf eines hineinbetenden, in der Luft schwebenden Mannes, der, angemalt und lackirt wie alle übrigen Bilder der Kirche, wohl ein Sinnbild der unmaterialisirenden Andacht des Besitzers darstellen soll.

Uebrigens ist der Palast nicht ausgebaut: ein großer, von dem Vater dazu und treu angelegter, aber doch nicht widerlich vergierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der gränzenlose Wahnsinn des Besitzers mit seinen Vorräthen nicht zu Rande kommen kann.

Knieper, dessen Künstlersinn innerhalb dieses Tollhauses zur Verzweiflung getrieben wurde, sah ich zum ersten Mal ungeduldig; er trieb mich fort, da ich nur die Elemente dieser Unsinnserfindung einzeln

zu vervollkommnen und zu systematisiren suchte. Gutmüthig genug zeichnete er zuletzt noch eine von den Zusammenstellungen, die einzige die noch wenigstens eine Art von Bild gab. Sie stellt ein Pferd, Weib auf einem Gesel sitzend, gegen einander, unterwärts allmonisch aufgethürmt, mit Greifenkopf, Krone und großer Perrücke gegittert. Caroline Karte spielend vor, und erinnert an das noch alter Zeiten und immer höchst merkwürdige Wappen der Hauses Paflagonien: ein Satyr hält einem Weib das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Palermo, Dienstag den 18. April 1787.

Heute fuhren wir bergauf nach Montreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Art jenes Kaiserl., zur Zeit eines überschwenglichen Reichthums angelegt hat; breit, bequemen Anstieges. Bäume die und da, beiderseits aber mediterranische Cypressen und Aloenbäume, bevorab palmenartig verschwärmelt und verspitzt, dennoch angelegt aber Treue und Menschen erquickend.

Das Kloster San Martin, auf der Höhe liegend, ist eine vergnügliche Anlage. Ein Haselholz, allein, wie man am Prinzen Palagonia sieht, hat selten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zusammen hingegen die allerschönsten Werke, wie Kirchen und Klöster zeigen. Doch wirken die geistlichen Gesellschaften wenig nur besonders so viel, weil sie noch mehr als irgend ein Familienvater einer unbezähmten Nachkommenschaft gewiß waren.

Die Mönche liesen uns ihre Sammlungen sehen. Den Alterthümern und natürlichen Sachen verwahrlosen sie manches Schöne. Besonders sei uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten und die guten Männer einen Abdruck mitgegeben, es war aber nicht bei Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich gewesen wäre.

Nachdem sie uns alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Betrachtung der vorigen und gegenwärtigen Zustände, brachten sie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von dessen Balcon man eine liebliche Aussicht genoß; hier war für uns beide gedeckt und es fehlte nicht an einem sehr guten Mittagessen. Nach dem aufgetragenen Dessert trat der Art betrachtet von seinen ältesten Mönchen, setzte sich zu uns und blieb wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir stießen auf Fremdlinge. Die jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Gesinnungen nach Hause als gestern. Heute hatten wir eine große Anstalt zu bedauern, die eben zu der Zeit verfällt, im besten an der andern Seite ein angefangenes Unternehmen mit frischem Muthsinn hervorrief.

Der Weg nach San Martin geht das Alaterkalkgebirg hinauf. Man zerrümmert die Felsen und brennt Kalk daraus, der sehr weiß wird. Zum Brennen brauchen sie eine starke, lange Strauchart, in Bündeln zu verkaufen. Hier entdeckte man die Calcara. Bis an die steilen Höhen liegt vorher Thon ausgeschwemmt, der sich die Dammerde vorstellt; so höher so tiefer, weniger durch Verwitterung aufgewandt.

Das Jahr in der Entfernung eine Stunde fall wie Zimmern.

Das Kloster steht meistens in Kalkbetra, das sehr quellenreich ist. Die Gewässer nimmt sich weitschaut.

Palermo, Mittwoch den 11. April 1787.

Nachdem wir nun zwei Hauptpunkte außerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Palast, wo der geschäftige Laufer die Zimmer und ihren Inhalt vorzeigte. In unserm großen Gemächer war der Saal, worin die Münzen sonst aufgestellt sind, eben in der größten Umordnung, weil man eine neue artistisch-künstliche Decoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt, mit Gerüsten verstellt, so daß wir, trotz allem guten Willen unseres Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute, doch nur einen sehr unvollständigen Begriff davon erwerben konnten. Am meisten war mir um die zwei Bilder von Erz zu thun, welche, aus der unter diesen Umständen acheten, den Kunstsinn höchlich ergötzen. Sie sind liegend vorgestellt, die eine Figur vermuthlich als Gegenbild die Kopie nach verschiedenen Seiten gekehrt; mächtige Gestalten auch der mythologischen Familie Persens und Helle zu tragen würdig. Die Weise nicht kurz und trocken, sondern lang und weitenartig herausfassend, mit großer Wahrheit und Eleganz gearbeitet, auf der besten Griechischen Zeit. Sie stehen in dem Saale von Syrakus aufgestellt haben.

Nun führte uns der Laufer außerhalb der Stadt in Katakomben, welche, mit antiquitätischem Sinn angelegt, heutzutage zu Grabstätten benutzt Steintrübe sind. In einem ziemlich verbreiteten Tuf und dessen Untreff ausgehauen Raum sind geordnete Oeffnungen und innerhalb dieser Särge ausgegraben, mehrere übereinander, alles aus der Masse, ohne irgend eine Nachrühle von Mauerwerk. Die obern Särge sind Thonen und in den Räumen sind die Pfeilern sind Grabstatten für Kinder angebracht.

Palermo, Donnerstag den 12. April 1787.

Man zeigte und heute das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza. Gewissermaßen eine in unsern sin. Ich verfehle von diesem Fach zu wenig und ein dies neugierigen Reisender ist wahrem Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal aufmerken muß, so bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig übersehen wie die alte Welt mit Städten überzogen war, deren ziemliche, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, ihre eigenen doch einige Epochen bezeichnen und in seltenen Münzen hinterließ. Aus diesen Sinnbildern Laub und ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst, einer in höherem Sinne gefaßten Lebensgewerbes und was nicht alles noch weiter hervor. Der Glanz der Sicilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen gekörnten Metallen wieder der reich entgegen.

Leider haben wir andern in unserer Jugend nur die Familienmünzen beisehen, die nicht taugen, und die Kaisermünzen, welche basselbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholen: Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit zu betrachten sind. Wie traurig daß man nicht unsere Jugend auf das gediegenste, Vaterländische und auf das gediegenste, worunter Rom beschränkt, Sicilien und Neapel sich lasse mich nun wieder ein freieres Leben hoffen.

Das in über diese Gegenstände, mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe; doch das wird sich mit dem übrigen nach und nach schon geben.

Palermo, Donnerstag den 12. April 1787.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunsch erfüllt und zwar auf einem Markte. Ich stand in der ersten Straße auf den Zehenspitzen, an jedem Ende mit dem Kopfe, und endlich erblickt ich auch einen Esel, der, wohlgemuthet an mich heran, einen silbernen Teller nach sich zerrte, worauf mehrere Kupferpfennige, wenige Silberstücke lagen. Da ich nicht wußte was es bedeuten sollte, so packte ich, den Kopf zudrückt, die Münzen, das gewöhnliche Zeichen wofür man sich bedankt, man mag nun Antrag oder Ernst nicht verstehen, oder nicht wollen. Eben aber Ernst nicht verstehen, oder nicht wollen. Eben so schnell als er gekommen war er fort, und nun bemerkte ich, auf der entgegengesetzten Seite der Straße, seinen Kameraden in gleicher Beschäftigung.

Was das bedeute? fragte ich den Handelsmann, der mit bedeutlicher Geberde, gleichsam verstohlen, auf einen langen, hagern Herrn deutete, welcher in der Straßenmitte, prächtig gekleidet, ansehnlich und gelassen über den Markt hinspritzt. Ernst und gemessen, den Hut unter dem Arm, in seidenen Strümpfen, den Degen an der Seite, ein perlicht Fußwerk mit Steinschnallen anziehn; so trat der Besitzte ernst und ruhig einher; aber Augen waren auf ihn gerichtet.

Dieß ist der Prinz Pallagonia, sagte der Händler, welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht und ehe sie in der Barbarei aufmauern Steinen ein Lösegeld zusammen beisteht. Zwar verhilft dieses Einsammeln niemals viel, aber der Gegenstand bleibt doch im Andenken und oft vermachen diejenigen, welche bei Lebzeiten zurückbleiben, ihnen Summen in seinem Zweck. Schon viele Jahre ist der Prinz Vorsteher dieser Anstalt und das unendliche viel Gutes geschieht!

Statt auf die Thorheiten seines Landsleut, rief ich aus, hätte er vielmehr seine großen Summen verwenden sollen. Kein Fürst in der Welt hätte mehr geleistet.

Dagegen sagte der Kaufmann: sind wir doch alle so! wahre Narrheiten bezahlen wir gar gerne selbst, zu unsern Tugenden spielen andere das Geld vergeben.

Palermo, Freitag den 13. April 1787.

Vorgestriebtet in dem Steinreiche Sicilien hat uns Graf Borch sehr emsig, und wer nach ihm, gleichen Sinnes, die Insel besucht, wird ihm recht gern Dank wissen. Ich finde es angenehm so wie gesellschaftlich, das Andenken eines Verdienstes zu feiern. Bin ich doch nun ein Vorfahre von künftigen andern, im Leben wie auf der Reise!

Die Thätigkeit des Grafen scheint mit übrigens gebot als seine Kenntniße; er verfährt mit einem gewissen Selbstbehagen, welches dem wichtigen Gegenstande behaglich stille. Indessen ist sein Heft, in Quart, ganz dem Sicilianischen Terrarium gewidmet, nur von großem Vortheil, und ich wünsche daß durch vorbereitet die Steinschleifer mit Nutzen der suchen, welche, früher oder beschäftigt zur Zeit als Kirchen und Altäre noch mit Marmor und Agaten überzogen werden mußten, das Handwerk doch noch immer fortreiben. Bei ihnen bestellte ich Muster von weißen und bunten Steinen; denn so unterscheiden sie Marmor und Agate hauptsächlich beisammen, weil die Verschiedenheit des Preises sich nach diesem Unterschiede richtet. Doch wissen sie, außer diesen selbst, sich noch viel mit einem Material einem Innern ergangen ihrer Kalkstein. In diesem findet sich nach dem Brande eine Art Glasfluß, welcher von der schönen blauen Farbe zur dunkelsten ja zur schwärzesten übergeht. Diese Nuancen werden wie anderes Gestein, in schöne Tafeln geschnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit gesetzt und endlich Lapis Lazuli beim Zusammen von Altären, Grabmälern und andern fürstlichen Verzierungen, mit Gold angewendet.

Eine vollständige Sammlung, wie ich sie wünsche, ist mir fertig, man wird sie nur erst nach Neapel schicken. Die Agate sind von der größten Schönheit, besonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rothem Jaspis mit weißem gleichsam achtfarbenen Quarze abwechseln und dadurch die schönste Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachbildung solcher Agate, auf der Rückseite blauer Glastscheiben durch Lackfarben erneuert, ist das einzige Verdienstliche was ich auf dem Palermischen Museum seines Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen sich zur Dekoration schöner und als der beste Agat, indem dieser aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzt werden muß, bei jenen hinlegen die Größe der Tafeln vom Rechteckten abhängt. Dieses Kunststück verdiente wohl nachgeahmt zu werden.

Palermo, den 14. April 1787.

Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu allem.

Dem Klima kann man nicht Genügsamkeit sagen: jede Art Reaktion, aber immer unterworfen; heute donnert und regnet es und alles wird mit Macht grün. Der Lein hat einen ganz Thau Knoten erworben, der andere Abend blüht. Man glaubt in den Gärten den kleine Triebe zu sehen, so schön hinzugrün Unsern die Leinfelder andern. Der originellen Gegenstände sind unzählige! Und wenn Goethe ist ein excellenter Mensch, der wahre Hofrath, so wie ich reichen den Treufreund vorfinde. Er hat schon recht schöne Contours gemacht und weiß auch das Beste mitzunehmen. Meine Arbeiter, mit meinen Schätzen beladen, gehen nach Hause zu kommen!

Vom Essen und Trinken hier zu Land hab' ich noch nichts gesagt und doch ist es ein feiner Artikel. Die Gartenfrüchte sind herrlich, besonders der Salat von Zuchten und Gemüsen wie eine Milch; man begreift warum die Alten Lactuca genannt haben. Das Obst, der Wein alles sehr gut, und sie könnten noch besser seyn, wenn man auf eine Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Jedes hat seinen, zerrissen. Auch haben wir diese Zeit her sehr gut Austerfisch gehabt, ob man es gleich sonst nicht lieben will.

Nun vom Mittagessen aus Fenster! auf die Straße! da ward ein Mißverhältniß bemerkbar, welches immer zu Ferne der beiderseitigen Österreiche gestiftet. Einer Brüderschaft führt den sich unter einen zum Zweck aufgebauten Galgen, den man, so wie der Leiter eine Andacht verrichtet, die Leiter stützen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, stolzer, einen weißen Hals, weißen Hut, alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm die und da nur bunte Bänder aufsetzen dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Palermo, den 15. und 16. April 1787.

Und so sollte nur denn kurz vor dem Schlusse ein sonderbares Abenteuer begleiten seyn, wovon ich sogleich umständliche Nachricht erhielt.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unsern öffentlichen Tische manches über Cagliostro, dessen Herkunft und Schicksale reden. Die Palermitaner waren darin einig: daß ein gewisser Joseph Balsamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherlei schlechter Streiche berüchtigt und verbannt sey. Ob aber dieser mit dem Grafen Cagliostro nur Eine Person sey, darüber waren die Meinungen getheilt. Einige, die ihn ehemals gesehen hatten, wollten seine Gestalt in jenem Kupferstiche wieder finden, der bei uns bekannt genug ist und auch nach Palermo gekommen war.

Unter seinen Gevatterschaften berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein Palermitanischer Rentsekretair übernommen, diese Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das Französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuforschen, welcher die Freiheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Prozesse die allerunsinnigsten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieser Rentsekretair, erzählte man, den Stammbaum des Joseph Balsamo aufgestellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich ausserte den Wunsch, diesen Rentsekretair, von welchem ausserdem viel Gutes gerühmt wurde, kennen zu lernen, und der Cavalier erbot sich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit seinen Clienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuscript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu dessen Begründung nöthigen Documenten in Abschrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgesandt war.

Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier so viel anführe als zu leichterer Einsicht nöthig ist.

Joseph Balsamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Matthäus Marrello. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter, eine Namens Maria, die an Joseph Braccieri verheirathet und Großmutter Joseph Balsamo's ward. Die andre, Namens Vincenza, verheirathete sich an Joseph Cagliostro, der von einem kleinen Orte La Noava, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwei Geschlechter dieses Namens leben. Die Ersteinte war in der Folge Pathe des Joseph Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großvater an.

Die Eheleute Braccieri hatten drei Kinder: Felicitas, Matthäus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo. Antonia Balsamo, der vermuthlich von jüdischem Geblüte abstammte, Peter Balsamo, der Vater des berüchtigten Joseph, machte Bankerott und starb in seinem fünfundvierzigsten Jahre. Seine Witwe, welche noch gesehen wird zu leben, gab ihm außer dem benannten Joseph noch eine Tochter, Johanna Joseph-Maria, welche an Johann Baptista Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drei Kinder zeugte und starb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir, auf mein Ersuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehecontracte und Instrumente gegründet, die mit Gevatterbriefen gesammelt waren. Es enthielt ausserdem die Umstände eines ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehe, die uns nunmehr aus den Römischen Processakten bekannt geworden sind: daß Joseph Balsamo Anfangs Juni 1745 zu Palermo geboren, von Vincenza Marrelle, verheirathete Cagliostro, und der Taufe gehoben sey, daß er in seiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, einen Orden, der besonders Kranke verpflege, daß er bald viel Geist und Geschick für die Medicin gezeigt, doch aber wegen seiner übeln Aufführung fortgeschickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine grobe Gabe, alle Hände nachzuahmen, lief er nicht unbenutzt (so fährt das Memoire fort). Er verfertigte oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Untersuchung, und Gefängniß, entfloh und ward steckbrieflich citirt. Er prellte durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pellegrini zurück. Er wußte sich wieder nach Palermo, ward ertannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weise los, die werth ist daß ich sie umständlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten Sicilianischen Prinzen und ersten Glücksritters, eines Mannes, der an dem Neapolitanischen Hofe außerordentliche Stellen bekleidet, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn damit der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz feierte öffentlich, daß er sich angekommene Paar beschützen; aber in welche Wuth gerieth er, als Joseph Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Beistand Schaden erlitten, abermals ins Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel ihn zu befreien und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Verzimmer des Präsidenten, den Advocaten der Gegenpartei auf gräßliche Weise zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhebe. Als der geschmeidigste Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihre Sachwalter wurden einmüthig und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Acten sich eine Requisitorie über seine Entlassung befunden, woher wer sie verfaßt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben diese selbe Person sey, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hatte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft schon gedruckt antreffe, so

wäre es mir erlaubt gewesen eine Abschrift zu nehmen und meine Freunde und das Publicum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das wichtige und mehr als seltne Manuscript enthalten können, von einer Seite her erfahren, von der somit nur Irrthümer aufgestrebt werden pflegten. Wer hatte geglaubt daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beitragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Aufsatzes aus den Protokollen geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter seyn könnte und sollte, so bleibt sie doch immer ein schätzbares Document in den Händen eines jeden Verständigen, der es mit Vertrauen ansehen mußte, das Verworrene, Halbverworrene und Betrüger dieser Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verwirren, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über andere erheben skurren und von der Höhe ihres skandalösen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauern oder nicht verwünschen.

Wer schweig nicht gern während dieser Zeit? und auch nur jetzt, nachdem die ganze Stadt gemeint und unser Streit beseitigt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Compromittirung der Alten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angezeigt fand, bejahte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte daß es immer seyn werde dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seyen, und der grundböse Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerlei deuten werde; doch er wolle mir einen Schreiber mitgeben, der bei der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erschien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich bate, sagte er, bisher immer vermieden diesen Leuten wieder unter die Augen zu treten; nun aus ihre Geschäfte, Taufscheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und sonst seinen besten Lesern manchen zu thun, müsse ich mich einer eignen List bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familienumstande zu reden, das trauriger wo nicht war, machte einen wahrscheinlich daß der ganze Familienname sich dazu qualifizire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufsetzen müsse, um zu sehen, in Absicht der Jahre Anwürfe dazu auf machen könne; es werde freilich nachher alles auf Negotiation ankommen, die ich übernehmen wolle. Wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verspräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet und seit der Zeit hüte ich mich vor ihnen zu erscheinen. Nach vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr und ich wußte mir mit der Canalamini, wenn diese dergleichen Sachen vorwärts getrieben, zu entschuldigen.

Der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorsatz nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Cagliostro bringen sollte, der eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London gegangen war.

Zur gelegnen Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag seyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens nicht weit von der Hauptstraße il Corso genannt. Wir stiegen eine elende Treppe hinauf und klopften gegen in die Kälte. Eine Frau von mittlerer Größe, klar und rein, ohne fett zu seyn, war beschäftigt das Küchengeschirr aufzuwaschen. Sie war freundlich gekleidet und schlug, als wir hinein traten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die sauberste Seite zu verkehren. Sie sah meinen Führer freundlich an und sagte: Signor Giovanni, ritornate Sie und gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

Er versetzte: in unserer Sache hat man's noch nicht gelingen wollen; hier ist aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er sich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen sollte, war mir ganz in unserer Abrede; indessen war die Einbildung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte sie. — Ich kenne ihn ganz Europen, versetzte ich; und ich glaube es sind Ihnen angenehm seyn zu hören, daß er sich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals sowie in Sorgen gewesen sind. — Treten Sie herein, sagte sie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es schien aber auch zugleich die ganze Wohnung der Familie zu seyn. Ein einziges Fenster erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen schwarze Bretter bemalten in goldenen Rahmen herum hingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge standen an der einen Wand, ein braunes Schrankwerk, das die Gestalt eines Schweizerhauses hatte, an der andern. Alle mit Roter durchflochtene Stühle, deren Lehnen einmals bemalt gewesen, standen darneben und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich und wir warteten und der Familie, die an andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammelt war.

Indem mein Führer der alten Baliane, die in der Ecke saß, die Ursache unsers Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taufschein der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit das Zimmer und die darinnen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, weniger als schön, deren Gesichtsbildung durch die Blattern undeutlich geworden ward, stand am Fenster; neben ihr ein junger Mensch, dessen ansprechende durch die Blattern kaum entstellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnstuhl saß oder lag vielmehr, neben dem Fenster über, eine kranke sehr unbehaltene Person, die mit einer Art Schlafmütze bedeckt schien.

Als mein Führer sich deutlich gemacht hatte, ward man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetschen lassen eh ich sie beantworten konnte, da mir der Sicilianische Dialect nicht bekannt war.

Ich betrachtete indessen die alte Frau mit Verwunderung. Sie war von mittlerer Größe, aber wohl gewüchst; über ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die das Alter nicht entstellt hatte, war der Friede verbreitet, dessen gewöhnlich die Menschen ermangeln, der des Gebärdes herauf sind; der Ton ihrer Stimme war sanft und ansprechend.

Ich beantwortete ihre Fragen und meine Antworten mußten ihr auch wieder dolmetschet werden.

Die Langsamkeit unserer Unterredung gab mir Gelegenheit meine Worte abzumessen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgesprochen worden und sich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen sey. Ihre Freude die sie über diese Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da sie nun etwas lauter und langsamer sprach, konnt' ich sie eher verstehen.

Indessen war ihre Tochter hereingekommen und hatte sich zu meinem Führer gesetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich sie ansah und mit ihrer Mutter verglich, desto auffallender war mir der Unterschied beider Gestalten. Eine lebhafte, gesunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; sie mochte eine Frau von vierzig Jahren seyn. Mit munteren blauen Augen sah sie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn würen konnte. Indem sie sah, verjüngte ihre Figur mehr Länge als sie gesetzt, wenn sie aufstand; ihre Gestalten war determiniert, sie saß mit verstärkt aufgesetztem Körper und die Hände auf die Knie gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr stumpfe als scharfe Gesichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verschiedenes über meine Reise, über meine Absicht Sicilien zu sehen und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und daß Fest der heiligen Rosalie mit ihnen feiern würde.

Da indessen die Großmutter wieder einige Frauen an mich gebracht hatte, und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halblaut mit meinem Geführten, den sie, da ich Anlaß nehmen konnte zu fragen: worum die Rede sey? Er sagte darauf: Frau Capitummine erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch einzelne Linien schuldig sey; sie habe bei seiner jetzigen Anwesenheit von Palermo verlegte Sachen für ihn eingekauft; seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterstützung von ihm erhalten, da er gleich, wie sie höre, große Reichthümer besitze und einen fürstlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihm auf eine gute Weise an die Schuld zu erinnern und eine Unterstützung für sie auszuwirken, ja ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls bestellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? Wohin sie mir den Brief zu schicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu sagen und erbot mich den andern Tag gegen Abend den Brief selbst abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage; sie sey eine Wittwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloster erzogen werde; die andere sey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrstunde gegangen. Außer diesen drei Kindern habe sie ihre Mutter bei sich, für deren Unterhalt sie sorgen müsse, und indessen habe sie aus christlicher Liebe die unglückliche kranke Person zu sich genommen, die ihre Last noch vermehrere; alle ihre Anverwandtschaft reiche kaum hin, sich und den Irrigen das Nothdürftige zu verschaffen. Sie wisse zwar, daß Gott diese guten Werke nicht unvergolten lasse, seufze aber doch sehr unter der Last die sie eben lange getragen habe.

Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern sprach, hört' ich daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan sey? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, so viel ich verstand, der Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für sie gesinnt zu seyn scheine, und daß es sich wohl nicht schicke jemanden sogleich über diesen Punkt zu befragen.

Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und erneuten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfests, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Geberden ein Ende und ich versprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß alles so glücklich gelungen sey und wir schieden zufrieden von einander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlerzogene Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt, aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblick überrascht hatte, nach meinem Abschiede mancherlei Raisonnieren bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich daß sie ihre Freunde zusammen berufen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht und es blieb mir nur noch übrig dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher den andern Tags gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich da ich hineintrat. Der Brief sey noch nicht fertig sagten sie, und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfinden würden.

Ich versetzte: daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich den Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er reichte den Brief den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause bei einem der öffentlich fungierenden Notarien hatte ausreichen lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, traurig und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, fragte nach dessen Reichthum und Ausgaben und setzte traurig hinzu: warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte? Es wäre unser größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal wieder käme und sich unserer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man sagt daß er uns überall verleugne und sich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bei unserm ersten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publicum seine Herkunft zu verbergen, doch gegen seine Freunde und Bekannten kein Geheimniß daraus mache.

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Müßt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts ärmers
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären

Die Schwester, welche während dieser Unterredung beobachtet worden war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit des getreuen Freundes mehr Muth bekam, trat abermals an sein Bett und befragte ihn. Sie nahm ihre, sie ihrem Onkel, wenn ich ihm übrigens, so empfehlen; eben so sehr aber, wenn ich diese Reise durchs Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Nationalfest mit ihnen zu begehen.

Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, sagte sie, es ist zwar eigentlich nicht schicklich, daß eine ernsthafte Dame fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat sich sowohl vor der Gefahr, als der Nachrede zu hüten, so sollen Sie und doch immer willkommen seyn wenn Sie in diese Stadt zurückkehren.

O ja, versetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beim Feste herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüste setzen, wo wir die Feierlichkeit am besten sehen können. Alle ward er sich über den großen Wagen und besonders über die prächtige Zäumination freuen!

Inzwischen hatte die Großmutter den Brief gelesen und wieder gefaltet. Da sie hörte daß ich Abschied nehmen wollte stand sie auf und übergab mir das zusammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohne, sing sie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeisterung an: sagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben: sagen Sie ihm, daß ich ihn so an mein Herz schließe — hier streckte sie die Arme aus einander und drückte sie wieder auf ihre Brust zusammen — daß ich täglich Gott und unsere heilige Jungfrau für ihn um Segen anflehe, daß ich ihm und seiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünsche ihn vor meinem Ende noch einmal mit diesen Augen zu sehen, die so viele Thränen über ihn vergossen haben.

Die eigne Lieblichkeit der Italiänischen Sprache desinitiate die Wahl und die edle Stellung dieser Worte, welche noch überdies von lebhaften Geberden begleitet wurden, wodurch jene Nation einem ungünstigen Reiz zu verbreiten geneigt ist.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abschied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus, und indem ich die Treppe hinunterging, sprangen sie auf den Balcon des Zenters, daß aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mit Grüße zu und wiederholten: daß ich ja nicht vergessen möchte wieder zu kommen. Ich sah sie noch auf dem Balcon stehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Antheil den ich an dieser Familie nahm, den lebhaften Wunsch in mir erregte ihr nützlich zu seyn und ihrem Benehmen zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Rückkehr des nördlichen Europa's auf dem Wege zum zweiten Mal getäuscht zu werden.

Mein erster Vorsatz war, ihnen vor meiner Abreise jene vierzig Unzen zuzustellen die ihnen der Fürstin schuldig geblieben, und durch die Vermittelung, daß sie diese Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geschenk zu bedecken; allein als ich zu Hause meine Rechnung machte, meine Casse und Papiere übersahe, sah ich wohl daß in einem Lande wo durch Mangel von Communication die Entfernung gleichsam ins Unendliche wächst, ich mich selbst in Verlegenheit setzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Unaccurateſſe eines fremden Menschen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbessern. *

Gegen Abend war ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn: wie denn das Fest morgen ablaufen werde, da eine große Procession durch die Stadt ziehen und der Vicekönig selbst das Heilige

* Der weitere Verlauf dieser Angelegenheit, wie er von Goethe in dem Aufsatz „Cagliostro's Stammbaum" mitgetheilt wurde, möge hier als Note:

Ich reiste von Palermo weg, ohne wieder zurückzukommen, und unterließ bei meiner Zurückkunft meiner Sicilianischen und übrigen Freundlichen Kreise, verlor ich jenen einfachen Eindruck nicht auf meiner Seele.

Ich kam in mein Vaterland zurück, und als jener Brief unter andern Papieren, die von Neapel den Weg zur See gemacht hatten, sich endlich auch vorfand, auch es Gelegenheit, von diesem, wie von andern Abenteuern zu sprechen.

Hier ist eine Uebersetzung jenes Briefes, durch welche ich das Eigenthümliche des Originals mit Willen durchscheinen lasse:

Geliebter Sohn!

Den 20ten April 1787 kame ich Nachricht von dir durch Herrn Meyer, und ich kann dir nicht ausdrücken, wie freudig sie mir gewesen ist: denn wie du dich und Frankreich entfernt hattest, konnte ich nichts mehr von dir erfahren.

Lieber Sohn, ich bitte dich, meiner nicht zu vergessen: denn ich bin ohne arm und von allen Verwandten verlassen, außer von meiner Tochter Maria Anna, deiner Schwester, in deren Hause ich lebe. Sie kann mir nicht den nöthigen Unterhalt geben, aber sie thut, was sie kann; sie ist Wittwe mit drei Kindern; eine Tochter ist im Kloster der heil. Katharina, zwei andere sind zu Hause.

Ich wiederhole, lieber Sohn, meine Bitte, schick mir auf so viel, daß ich mit einigermaßen leben kann, indem ich nicht einmal die nöthigen Kleidungsstücke habe, um zu den Pflichten einer katholischen Christin zu erfüllen; denn mein Mantel und Ueberkleid sind ganz zerrissen.

Wenn du mir etwas schickst oder auch nur einen Brief überhebt, so sende ihn nicht durch die Post, sondern übers Meer, weil Don Matteo (Braccone), mein Bruder, Oberpostcommissarius ist.

Lieber Sohn, ich bitte dich, mit des Tages einen Tarr auszugeben, damit meiner Schwester verschaffen werden die sie abverlangen werde und damit ich nichts vor Mangel umkomme. Trauere dich um abwesenden Gemahl, und sei einer armen Mutter, die auch Leyer gebraucht ist. So gebe die meinem Sohn und umarme dich von Herzen, auch in Donna Lorenza deiner Frau.

Deine Schwester umarmt dich von Herzen und ihre Kinder küssen dir die Hände. Deine Mutter, die dich zärtlich liebt und du bist an ihr Herz drücke.

Palermo.
den 20. April 1787. Josica Balsamo.

Vertrauungswürdige Personen, denen ich dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, theilten meine Empfindungen und sagten auch in den Stand, jener unglücklichen Familie meine Sorgfalt abzutragen zu können und die eine Summe zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1790 erhielt, und von deren Richtung folgender Brief ein Zeugniß ablegt:

zu Fuß begleiten ſollte? Der geringſte Mißtritt müßte ja Gott und Menſchen in die tiefſte Staatsverachtung verbannen.

Der muntere Mann verſicherte, daß man in Palermo ſich gern auf ein Wunder verlaſſe. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen ſey ein gewaltſamer Platzregen entſtanden und habe die meiſt abhängige Straße, wenigſtens zum Theil rein abgeſchwemmt und der Proceſſion reinen Weg gebahnt. Auch diesmal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund, denn der Himmel überziehe ſich und verſpreche Regen auf die Nacht.

Palermo, Sonntag den 15. April 1787.

Und ſo geſchah es denn auch: der gewaltſamſte Regenguß hat vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich meldete ſich ich auf die Straße um Zeuge des Wunders zu ſeyn. Und es war wirklich geſchehen. Der zwiſchen den beiderſeitigen Schutthaufen eingeſchränkte Regenſtrom hatte das leichteſte Kehricht die abhängige Straße herunter, theils nach dem Meere, theils in die Abgründe, in ſofern ſie nicht verſtopft waren, fortgetrieben, das gröbere Gebröcke wenigſtens von einem Orte zum andern geſchoben und haufenweis wunderlich, reine Räumlichkeit auf das Pflaſter angebracht. Man waren hundert und aber hundert Menſchen mit Schaufeln, Beſen und Gabeln thätigſter, dieſe reinen Stellen zu erweitern und in Zuſammenhang zu bringen, indem ſie die noch ſtarrig verbliebenen Unreinigkeiten bald auf dieſe bald auf jene Seite hinfegten. Darauf erfolgte denn, daß die Proceſſion, als ſie kommen, wirklich einen reinlichen Feſtgang, wenn durch den Moraſt erbaut ſah und ſeyn ſoll, die ſämmtliche langſamſtehende Geiſtlichkeit als der mittelſtändige Adel, den Viceköniga an der Spitze, ungehindert und unbeſudelt durchſchreiten konnte.

Ich glaubte die Kinder Iſrael zu ſehen, denen durch Meer und Wüſte ein Gnadenbund ein trockner Pfad bereitet wurde, und verbeſſerte mir in dieſem Gleichniſſe den unerwarteten Anblick, ſo viel anſtändige und anſtändige Menſchen durch eine Aller von

Palermo, den 25. December 1787.

Geliebteſter Sohn!
Liebſt geſtrenger Bruder!

Die Freude, die wir erregt haben, zu hören, daß ihr lebt und euch wohl befindet, können wir mit keiner Feder ausdrücken. Ihr habt eine Mutter und eine Schweſter, die von allen Menſchen verlaſſen und mit zwei Töchter und einem Sohn zu ſterben haben, durch die Hülfe, die ihr ihnen überſchickt, mit der größten Freude und Vergnügen erfüllt. Denn nachdem Herr Jacob Joſ. ein Unguiſcher Kaufmann, ſich viele Mühe gegeben, die Frau Joſeph Maria Capitummino, geborne Bellame, aufzuſuchen, weil man mich nur gewöhnlich Matana Capitummino nennt, fand er uns endlich in einem kleinen Hauſe, wo wir mit der gebrauchten Schicklichkeit lebten. Er meldete uns an, daß ihr uns eine Summe Geldes anweiſen laſſen, und daß eine Lettung dabei ley, die ich, euer Schweſter, unterzeichnen ſollte, wie es auch geſchehen iſt. Denn es hat uns das Geld ſchon einzuhändigen und der gänzlichen Richtigkeit das und noch einigen Vortheil erbracht.

Nun bedenke, mir welchem Vergnügen wir eine ſolche Summe empfangen haben, in einer Zeit, da wir im Begriff waren, die Lebensnothdurftigkeiten zu verborgen, ohne Hoffnung jemahl einer Bezahlung.

Unſer Menſch, geworbene Seine hat euer Herz bewogt und dieſe Summe zu übermachen, die nicht allein gethane uns, unſern Hunger zu ſtillen, ſondern auch uns zu befreyen, weil unſer Credit alles mangelt.

Es würde uns die größte Zufriedenheit ſeyn, wenn ihr unſer Verlangen ſtillet, und wir euch nochmals ſehen konnten, beſonders mir, euer Mutter, die nicht aufhört das Unglück zu betrachten, immer von einem einzigen Sohne entfernt zu ſeyn, den ich vor meinem Tode noch einmal ſehen möchte.

Wenn aber dieſes wegen eurer Verhältniſſe nicht geſchehen könnte, ſo unterlaßt doch nicht meinem Mangel zu Hülfe zu kommen, beſonders da ihr in einen ſreslichen Canal gefunden habt und einen in genauen und reblichen Kaufmann, der ohne daß wir davon benachrichtigt waren, und alles in unſer Land lag, und redlich anlangte und ſtreulich die übermachte Summe angewieſen hat.

Für euch will das wohl nichts ſagen; aber uns ſcheint eine jede Bemühe ein Schatz. Eure Schweſter hat zwei erwachſene Mädchen und ihr Sohn braucht auch Unterſchauung. Der wiſſe, daß ihr nichts helfen, und welches ſreflichſte Land würdet wir einen, wenn wir in viel kehren, als nöthig iſt ſie ſchicklich aufzuhalten.

Gott erhalte euch bei euer Geſundheit! Wir rufen ihn dankbar an und wünſchen, daß er euch das Glück erhalten möge, deſſen ihr genießt, und daß er euer Herz beweſen möge, ſich unſerer zu erinnern. In ſeinem Namen ſegne ich euch und eure Frau als liebevolle Mutter, ich umarme euch, ich eure Schweſter; daſſelbe thut der Herr Joſeph (Francesco) der dieſen Brief geſchrieben hat. wir bitten euch um euren Segen, wie es auch die beiden Schweſtern Antonia und Theresa thun. Wir umarmen euch und nennen uns

eure Schweſter,
die euch liebt,
Joſeph Maria
Capitummino
und
Bellame.

eure Mutter, die euch
liebt und ehret,
die euch alle Stunden
wünſcht.
Feliee Bellame
und Bracconeri.

Die Unterſchriften dieſes Briefes ſind eigenhändig.

Ich nahm die Summe ohne Brief und ohne Anzeige, von wem ſie eigentlich komme, übermachen laſſen; um ſo natürlicher war die Irrthum und um ſo wahrſcheinlicher eine Hoffnung für die Zukunft.

Jetzt, da ich von der Gelegenheit und Verantwortung eines Verwandten unterrichtet bin, durfte mir noch lästig, ja unter Umſtänden und zu rarem Preiſe etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für ſie in Händen, die ich ihnen überſchicken und wodurch das wahre Verhältniß angezeigt will. Sollten einige meiner Freunde, ſollten einige meiner reichen und einer Landsleute mir das Vergnügen machen und ihre kleine Summe, die noch bei mir liegt, durch Beiträge vermehren wollen; ſo bitte ich, mir welche vor Michael zuzuſchicken und an dem Dank und der Zufriedenheit einer armen Familie theil zu nehmen, auch welcher eine der wunderbaren Ungewitter entſtanden iſt, welche in unſern Jahrszeiten erſcheinen soll.

Ich werde nicht verfehlen den weitern Verlauf dieſer Geſchichte und die Nachricht von dem Zuſtande meiner nächſte Sendung der Familie anzuzeigen mit, ſchmeichle mir zu machen und vielleicht alsdann einige Anmerkungen hinzuzufügen. Die ich mir bei dieſer Gelegenheit aufzuzeichnen haben, deren ich mich aber gegenwärtig entſchlage, um meinen Lesern in ihrem eigen Umkreiſe nicht vorzugreifen.

feuchten Rothhausen durchbeten und durchpruntzen zu lassen.

Auf den Schwefelsteinen hatte man noch wie vor zeitlichen Wandel, im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Absicht verschiedene Tage jene Vergnügungsörter zu sehen gerade heute sehen ließ, war es fast unmöglich herauszukommen, sonderlich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht versäumt war.

Diese Feierlichkeiten gab uns Anlaß die Hauptkirche zu besuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten. Auch weil wir einmal auf den Beinen waren, und nach andern Gebäuden umsahen; da uns denn ein stark mauriscker, bis jetzt wohlerhaltener Palast gar sehr eingenommen — nicht sowohl aber mit seinen weiten und wohlproportionirten, harmonischen Räumen; in einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im südlichen ein höchst willkommener Aufenthalt. Die Bauunternehmer mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch sahen wir in einem unterirdischen Local verschiedene Reste antiker, marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Palermo, Montag den 16. April 1787.

Da wir uns nun selbst mit einer nahen Ansicht aus diesem Paradies vertreiben müssen, so werde ich heute noch in öffentlichen Garten ein vollkommenes Local zu finden, mein Pensum in der Odyssee zu lesen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Rosalienberg, den Plan der Reise etwas weiter durchzudenken und zu vervollkommnen, da vielem Gegenstande eine dramatische Stelle anzuweisen wissen sey. Doch alles ist, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen gelungen. Ich vervollkommnete den Plan, und konnte nicht unterlassen, einige Stellen die mich besonders anzogen, zu commentiren und auszuführen.

Palermo, Dienstag den 17. April 1787.

Es ist ein wahres Unglück wenn man von einer lieben Gestalt verfolgt und verstimmt wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz meine dichterischen Träume fortzusetzen nach dem öffentlichen Garten, allein, es ist mich's verdrießlich, erwähnte mich an anderes Gegenstand, das mir schon viele Tage nachgegangen. Die vielen Pflanzen, die ich somit nur in Kübeln und Töpfen, in der größten Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier frey und einige unter freyem Himmel und machen in ihrer Bestimmung recht commun erscheinen, werden sie uns deutlicher. Im Augenblick so vielerley neuen und erneuten Gestalt sieht mir die alte Gestalt wieder ein: ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sey, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären.

Ich bemühte mich zu unterscheiden, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seyen. Und ich fand sie immer mehr dadurch als verschieden, und wollte in meine botanische Terminologie eindringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich verwirrig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum zersetzt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Alcamo, Mittwoch den 18. April 1787.

Bey Zeiten hatten wir uns Palermo, Kutsche und der Vetturin hatten sich beym Thor- und Aufpassen vortrefflich eingeübt. Wir zogen langsam die bekannte Straße hinauf, sie und oben beym Besuch auf San Martino bekannt geworden, und verwunderten abermals eine der Prachtfontainen am Meer, als wir auf die mäßige Stadt Monreale vorbereitet wurden. Unser Kutscher nämlich hatte ein kleines Heimlichthun an Nicolas angedeutet, wie unsere Marketenderinnen pflegen, und es schien für einige Tage genugsam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher als er auf eine der vielen Springröhren leerte, den Pfropf erbrach und Wasser einlaufen ließ. Wir fragten, mit wahrhaft Deutschem Erstaunen, was er zu verrichten? er sey Kutscher nicht von Wein sey? Vielmehr er mit großer Gelassenheit erwiederte: er habe ein Drittheil davon leer gelassen und weil niemand anzumachen Wein trinke, so sey es besser man mische ihn gleich im Ganzen, da verschwinden sich die Flüssigkeiten besser und man sey ja nun überall Wasser zu finden. Indessen war das Räsonnement gefällt und wir mußten uns diesen allorientalischen Hauptgrundsatz gefallen lassen.

Als wir nun unsre Monreale auf die Höhen gestanden, sahen wir wunderschöne Gegenden, mehr im unterirdischen als bäumenlosen Sinn. Wir sahen rechter Hand tief ans Meer, das zwischen den wunderlichsten Vorsprüngen über beschattende und beschattete Gestade seine domartige Horizontenlinie bildete und so entdeckten wir, mit den wilden Kalkfelsen herrlich contrastirte, Kirgenti mit noch mehr Ruinen in kleinerm Format mehrere zu unterscheiden.

Nun sind wir in Alcamo, einem stillen, reinlichen Städtchen, dessen wohleingerichteter Gasthof als eine schöne Anstalt zu nennen ist, da man von hieraus den antiken und einem belegenen Tempel von Segest bequem besuchen kann.

Alcamo, Donnerstag den 19. April 1787.

Die gestrige Wohnung in einem reinlichen Bürgerhäuschen setzt uns in stand vor unsern Fenstern den ganzen Tag hier zuzubringen. Da man denn vor allen Dingen vor sechzehen Uhr nicht an die Reise gehen kann. Diese Stadt erbaut sonderlich in des Prinzen Pallagonia Ornamentirlust; er hat Personen gehabt und Mutter gefunden. Auf dem Wege nach Monreale stehen unter Umständen an einer Fontaine und auf dem Gesimse einige Bären, übrig als wenn sie der Fürst bestellt hätte.

Hinter Monreale, wenn man den schönen Weg verläßt und in felsigte Gegend kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die in ihrer Schwere und Anmuthung nach für Eisenerzen hielt. Alle Landesbäuchen sind bewaffnet und tragen bessere oder schlechtere. Der Kalkstein zeigte sich roth, die verwitterte Erde an seinen Seiten dergleichen. Diese weitere Erde an seinen Seiten dergleichen. Diese weitere Erde ist mehr verwittert, der Boden schwer, sein Stand darunter, trägt aber treffliches Weizen. Wir fanden alte, sehr starke, aber verschimmelte Oeltbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen an der schönsten Herberge vorgekommen Halle examinirten wir uns an einem nahligen Imbiß. Hunde verjagten den gierig die wegeworfenen Schalen unserer Würste.

ein Bettelsjunge vertrieb sie und speiste mit Appetit die Schalen der Aepfel die wir verzehrten, dieser aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Hundwurstwaid ist überall zu Hause. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wieder, als Hundsnecht oder Kellner. Er hatte ich auch schon früher gesehen, daß wenn man etwas von einem Wirthe verlangt was er grade nicht im Hause hat, so läßt er es durch einen Bettler beim Krämer holen.

Doch sind wir gewöhnlich vor einer so unerfreulichen Bedienung verwahrt, da unser Betragen vortrefflich ist — Stallknecht, Cuerone, Garde, Einnäher, Koch und Aktek.

Auf den höheren Bergen findet sich noch immer der Delbaum, Carubs, Fratinus. Ihr Zeitbau ist auch in drei Jahre ertheilt. Bohnen, Getreide und Reben, wobei sie sagen: Mist thut mehr Wunder als die Heiligen. Der Weinstock wird sehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcame ist herrlich auf der Höhe in einiger Entfernung vom Meerbusen, die Gegend ist gut bau und an. Hohe Felsen, tiefe Thäler dabei, aber Weite und Mannigfaltigkeit. Hinter Monreale rückt man in ein schönes doppeltes Thal, in dessen Mitte sich noch ein Felsrücken herzieht. Die fruchtbaren Felder stehen grün und flik, indem auf dem breiten Wege Wilsch Gesträuch und Strauchmassen, wie unsinnig, von Blüthen glänzt: der Einsiedler, ganz arm von Schmetterlingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu sehen, der Weißdorn, Strauß an Strauß, die Aloes rücken in die Höhe und deuten auf Blüthen, reiche Teppiche von amaranthrothem Klee, die Inseln: Opuntia, Alpenröslein, Hyazinthen mit geschlossenen Glocken, Verrath, Asilien, Asphodelen.

Das Wasser das von Segesta herunter kommt, bringt außer Kalksteinen viele Hornsteine: Geschiebe, sie sind sehr fest, dunkelblau, roth, gelb, braun, von den verschiedensten Schattirungen. Aus anstehend als Gänge sind sie Hornst oder Feuersteine, in Kalkfelsen, mit Schwand von Kalk. Von solchen Gesteine findet man ganze Hügel ehe man nach Alcame kommt.

Segesta, den 30. April 1787.

Der Tempel von Segesta ist nie fertig geworden und man hat den Platz um denselben nie vergrößert, man ebnete nur den Umkreis worauf die Säulen gegründet werden sollten; denn noch jetzt stehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde und es ist kein Hügel in der Nähe, von dem Steine und Erdreich hätten herunter kommen können. Auch liegen die Steine in einer meist natürlichen Lage und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen stehen alle; zwei die umgefallen waren sind neuerdings wieder hergestellt. In wie fern die Säulen Sockel haben sollten ist schwer zu bestimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen. Bald sieht es aus als wenn die Säule auf der vierten Stufe stände, da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab, bald ist die oberste Stufe durchhauen, dann sieht es aus als wenn die Säulen Basen hätten, bald sind diese Zwischenräume wieder ausgefüllt, und da haben wir wieder den ersten Fall. Der Architekt mag dies genauer bestimmen.

Die Nebenseiten haben zwölf Säulen ohne die Eckpfeilen, die vordere und hintere Seite sechs, mit den Eckpfeilen. Die Zapfen an denen man die Steine transportirt, sind an den Stufen des Tempels rings um nicht weggehauen, zum Beweis daß der Tempel nicht fertig geworden. Am meisten zeigt davon aber der Fußboden: derselbe ist von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber steht noch der rohe Kalkfels höher als das Niveau des angelegten Bodens; er kann also nie geplattet gewesen seyn. Auch ist keine Spur von innerer Halle. Noch weniger ist der Tempel mit Stuck überzogen gewesen, daß es aber die Absicht war läßt sich vermuthen; an den Platten der Capitäle sind Vorsprünge, wo sich vielleicht der Stuck anlegen sollte. Das Ganze ist auf einem proportionirlichen Kalkfelsen gebaut, jetzt sehr verfressen. Die Restauration von 1781 hat dem Gebäude sehr wohl gethan. Der Steinschnitt der die Theile zusammenfügt ist einfach aber schön. Die großen liegenden Steine, deren Riebeet erwähnt, konnt' ich nicht finden, sie sind vielleicht zu Restauration der Säulen vertraucht worden.

Die Lage des Tempels ist sonderbar: am höchsten Ende eines meilen langen Thales, auf einem isolirten Hügel, aber doch noch von Rippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend rund in traurigster Fruchtbarkeit, alles bebaut und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand, acht bis neun Fuß hoch, verdorrt von vorigem Jahr der so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebäude.

Die Mühseligkeit in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters herumzuklettern, benahm uns die Lust die Trümmer der Stadt zu besuchen. Am Fuße des Tempels finden sich große Stücke jenes Hornsteins und der Weg nach Alcame ist mit unendlichen Geschieben desselben gemischt. Hierund kommt ein Ambeil Kieselerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der unteren und oberen Blätter und es ist doch nur immer dasselbe Organ das sich aus der Einfachheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt. Man gatet hier sehr heilig, die Männer sowohl wie bei einem Trinkspiele das ganze Feld durch. Insecten lassen sich auch sehen. In Palermo hatte ich nur Gewöhnt bemerkt, Eidechsen, Bienenel, Schnecken nicht schöner gefärbt als unsere, ja nur grau.

Castel Vetrano,
Sonnabend den 21. April 1787.

Von Alcame auf Castel Vetrano kommt man am Kalkgebirge her über Kieselhügel. Zwischen den steilen aufgethürmten Kalkfelsen weite, hügliche Thäler, alles bebaut, aber kaß kein Baum. Die Kieselhügel voll großer Geschiebe, auf alle Meeresformationen hindeutend; der Boden sonst gemischt, leichter als bisher, wegen des Antheils von Sand. Salomie hier und eine Stunde reitend, hier kamen wir über Gypsfelsen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer rothlicher gemischt. In der Ferne sieht man das westliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus röthlich. Wir fanden aufgeschlagene Feigenbäume, was aber Lust und Verwunderung erregte, waren unübersehbare Blumenmassen, die sich auf dem übertrieben Wege angesiedelt hatten und in großen Bunten, an einander stoßenden Flächen sich abwechselten

und wiederholten. Die schönsten Winden, Hibiscus und Malven, vielerley Arten Klee bedeckten weite Felderey, dazwischen das Allium, Galeagrasstrauche. Und durch diesen bunten Teppich wand man sich trefflich durchwärts, denen sich treulichen anschließen schmalen Pfaden nachfolgend. Dazwischen weidet schönes rothbraunes Vieh, meist groß, jeder nett gebaut, besonders zierliche Gestalt der kleinen Hörner.

Die Gewitter in Nordost sieben alle verdammert. Ein einziger Gipfel Cumulone ragt aus der Mitte hervor. Die Kleinheit zeigen wenig Wasser, auch müssen wenig Regenschäfe hier niedergehen, man findet keine Wasserrisse noch sonst Verschwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eignes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht sehr zierlichen Local sehr müde auf die Betten geworfen, zu Mitternacht wach' ich auf und erblicke über mir die angenehmste Erscheinung: einen Stern so schön als ich ihn nie glaube gesehen zu haben. Ich erwachte mich an dem lieblichen alles Gute weissagenden Anblick, bald aber verschwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finsternis allein. Bei Tagesanbruch bemerkte ich erst die Veranlassung dieses Wunders; es war eine Lücke im Dach und einer der schönsten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieses natürliche Ereignis jedoch setzten die Reisenden mit Stillschweigen zu ihren Gunsten aus.

Selinus, den 22. April 1787.

Der Weg bisher, mineralogisch uninteressant, acht anmuthig über Kieselkies. Man gelangt auf Ufer des Meers, dort sagen mitunter Kalkfelsen hervor. Alles flache Erdreich ausnehmlich fruchtbar, Gerste und Hafer von dem schönsten Stande; Saffola Kali verflanzt; die Aloes haben schon höhere Frucht-stämme getrieben, als gestern und ehegestern. Die vielerley Cactusarten verlieren uns nicht. Endlich kamen wir an ein Waldchen, ziemlich, die höheren Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffelholz!

Girgenti, den 23. April 1787.

Abends.

Von Selinus bisher starke Tagreise. Gleich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder: ein heißer Quell dringt aus dem Felsen mit sehr starkem Schwefelgeruch, das Wasser schmeckt sehr salzig aber man kann, Seife der Schwefelkunst nicht im Augenblick des Hervordringens sich erzeugen? etwas höher ist ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben steht das Kloster, wo die Schwefelbäder sind, ein starker Dampf steigt daraus in die reine Luft.

Das Meer rollt hier nur Kalkgeschiebe, Quary und Hornstein sind angeschwemmt. Ich beobachtete die kleinen Flüße: Calta Bellota und Maccalufi bringen auch nur Kalkgeschiebe, Platani gelben Marmor und Feuersteine, die ewigen Begleiter dieses edlern Kalkgesteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerksam, allein ich vermutete hier in der Gegend nichts Vulcanisches, ich denke vielmehr es sind Trümmer von Mühlsteinen, oder zu welchem Gebrauch man solche Stücke aus der Ferne gebolt hat. Bei Monte allegro ist alles Gyps; hinter Gyps und Frameneli, ganze Felsen vor und zwischen dem Kalk. Die wunderliche Felsenlage von Calta Bellota!

Girgenti, Dienstag den 24. April 1787.

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige, bei aufgehender Sonne, ward uns selten in unserm ganzen Leben. Auf dem hohen, steilen Burgrasume liegt das neue Girgenti, in einem Umfang, groß genug um Einwohner zu fassen. Auf unsern Zimmern erwachen wir den weiten und breiten sanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Garten und Weinbergen bedeckt, unter denen Grün man dann eine Spur ehemaliger größer bevölkerten Stadt-Quartiere vermuthen dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieser grünenden und blühenden Fläche sieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Often die wenigen Trümmer des Juno-Tempels; die übrigen mit den genannten in grader Linie gelegenen Trümmer anderer heiliger Gebäude bemerkt das Auge nicht von oben, sondern eilt weiter südwärts nach der Strandfläche, die sich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erstreckt. Vorlage ward heute und in jene so herrlich grünenden, blühenden, fruchtverheißenden Räume zwischen Zweige und Ranken hinabzusteigen, denn unser Führer, ein kleiner unser Weltgeschlinger, erbiete uns vor allen Dingen diesen Tag der Stadt zu widmen.

Erst lief er uns die ganz wohlgebauten Straßen besehauen, dann führte er uns auf höhere Punkte, wo sich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, sodann zum Kunstgenuß in die Hauptkirche. Diese enthielt einen wohlerhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt, mit seinen Jagdgesellen und Pferden, wird von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zustellen will. Hier war die Hauptansicht schöne Jünglinge darzustellen, deßwegen auch die Alte, ganz klein und verschandelt, als ein Nebenwerk das man führen soll, dagegen gehalten ist. Man dünkt von dazu erhobener Arbeit nichts Herrlicheres gesehen zu haben, zumalen vollkommen erhalten. Es soll nur einstweilen als ein Beispiel der ansnahmsigen Zeit Griechischer Kunst gelten.

In früheren Epochen wurden wir zurück gehalten durch Betrachtung einer höchsten Vase von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner erwarten ich manche Reste der Baukunst in der neuen Kirche hie und da unterscheidet zu haben.

Da es hier keine Gasthöfe mehr, so hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Altanen an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unser Gepäck von den Hausleuten, welche in dem großen Zimmer Audein exercirten und zwar von der feinsten, wenigsten und kleinsten Sorte, davon diejenigen am theuersten bezahlt werden, die, nachdem sie erst in die Gestalt von gliedmaßen Stiften getrocknet sind, noch von jungen Mädchenfingern einmal in sich selbst gedreht, eine schneckenhafte Gestalt annehmen. Wir setzten uns zu den hübschen Knaben, liessen uns die Behandlung erklären und vernahmen, daß sie auf den besten und schwersten Weizen, Grano forte genannt, fabricirt würden. Dabei kommt vielmehr Handarbeit als Maschinen- und Formwesen vor. Und so hatten sie uns denn auch das treffliche Audeiprodukt vermittelt, bedauerten jedoch, daß grade von der allervollkommensten Sorte, die außer Girgenti, ja außer ihrem Hause nicht offeriert werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorräthig sey. An Weine und Zuthaten schienen diese ihres Gleichen nicht zu haben.

Auch den ganzen Abend wußte unser Führer die Umgebung zu bevölkern, die uns bisher so trefflich umhüllt, indem er uns abermals auf die Höhe zu bewegen

Aussichtspunkten führte, und uns dabei die Uebersicht der Lage gab alle der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe sehen sollten.

Girgenti, Mittwoch den 25. April 1787.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo sich bei jedem Schritt die Umgebung malerischer anlies. Mit dem Bewußtseyn daß es zu unserm Besten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltsam quer durch die reiche Vegetation, an tausend Gruppirungen vorüber, wovon jede das Ideal zu idyllischen Scenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar vieles bei, der sich mehrentheils über vorragende Ruinen hinbreitet, die nun so eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Mauerkitt bestanden. Und so gelangten wir an das östliche Ende der Stadt, wo die Trümmer des Junotempels zahlreich mehr verfallen, weil eben der leichte Stein von Luft und Witterung ausgezehrt wird. Heute sollte nur eine cursorische Beschauung angestellt werden, aber eben deßhalb sich Kniee die Punkte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel steht gegenwärtig auf einem vorwärts terrassirten Felsen; von daraus erstreckten sich die Stadtmauern gerade ostwärts auf einem Kalkfelsen hin, welches, senkrecht über dem flachen Strande, den das Meer früher und später, nachdem es diese Felsen gebildet und ihren Fuß bespült, verlassen hatte. Theils aus den Felsen gehauen, theils aus denselben erbaut, waren die Mauern hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder also, daß der untere, der aufsteigende und der höchste Theil von Girgenti zusammen, von dem Meere der einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat so vielen Jahrhunderten widerstanden; seine schlanke Baukunst nähert sich sehr unserm Maßstabe des Schönen und Gefälligen, er verhält sich zu denen von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde. Ich will mich nicht vergessen, daß der neuere tibeliske Verfas diese Monumente zu erhalten ecclesiastice aufgeführt werden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gyps ausbesserte; dadurch sieht dieses Monument auch auf gewisse Weise gerümmert vor dem Auge: wie leicht wäre es gewesen dem Gyps die Farbe des verwitterten Steins zu geben. Sieht man freilich den so leicht sich verbleichten Maschekalk der Säulen und Mauern, so wundert man sich daß er noch so lange erhalten. Aber die Erbauer, besseu auf eine ähnliche Nachkommenschaft, hatten deshalb Vorkehrung getroffen: man findet noch Ueberreste eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge schmeichelte und die Dauer verbürgen sollte.

Die nächste Station ward sodann bei den Ruinen des Jupitertempels gehalten. Dieser liegt weit gestreckt, wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Erhöhungen, von Zinnen durchschnitten, von höhern und niedern Pflanzen durchwachsen. Alles Gebäude ist aus diesen Schuttmassen verschwunden, außer einem unbedeutenden Triglyph und einem Stück einer beinahe proportionirten Halbsäule. Jenen maß ich mit ausgestreckten Armen und konnte ihn nicht erfassen, wenn der Sammlerinn der Säule hinlangen kann dieß einen Begriff geben, daß ich, darin stehend, dieselbe als eine kleine Nische ausfüllte, mit beiden Schultern anstoßend. Zweiundzwanzig Männer, im Kreise neben einander gestellt, würden ungefähr die Peripherie einer solchen Säule bilden. Wir suchten mit dem mannigfachsten Gefühle, daß hier für den Zeichner gar nichts zu thun sey.

Der Tempel des Herkules hingegen lieh noch Spuren ordentlicher Symmetrie entdecken. Die zwei Säulenreihen, die den Tempel ehden und drüben begleiteten, lagen in gleicher Richtung vor auf einmal zusammen hingelegt, von Norden nach Süden; jene einen Hügel hinaufwärts, diese hinabwärts. Der Hügel modte und der zerfallenen Zeit entstanden seyn. Die Säulen, wahrscheinlich durch das Gebälk zusammengehalten, stürzten auf einmal, wirkliest durch Sturmwuth niedergestreckt und sie liegen noch regelmäßig in die Stücke aus denen sie zusammengefügt waren, zerfallen. Dieses merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen setzte Kniep schon in Gedanken seine Stifte.

Der Tempel des Aesculap, von dem südlichsten Johannisvorsprunn beobachtet und in ein kleines seltsam-mittelalterliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun stiegen wir zum Grabmahl Therons hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieses so oft nachgebildet gebliebenen Monuments, besonders da es uns zum Vergnügen diente einer wunderlichen Ansicht: denn man schaute von Westen nach Osten an dem Felslager hin, auf welchem die ansehnlichen Stadtmauern, so wie durch sie und über sinnen die Reihe der Tempel zu stehen waren. Unter Hadrens kunstreicher Hand ist diese Ansicht zum erfreulichen Bilde geworden; Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen lassen.

Girgenti, Donnerstag den 26. April 1787.

Als ich erwachte war Kniep schon bereit mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen sollte, seine zeichnerische Reise anzutreten. Ich genoß des verschlafen Morgens am Fenster, meinen geheimen, stillen aber nicht stummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich bisher den Namen nicht genannt des Meeres, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es ist der treffliche von Riedesel, dessen Bücherei ich wie ein Brevier oder Talisman am Busen trage. Sehr gern habe ich mich immer in solchen Meinen bespiegelt, die das besitzen was mir abgeht, und so ist es gerade hier: ruhiger Verlag, Sicherheit des Zwecks, reinliche, schickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntniß, innigen Verhältniß zu einem meisterhaft Belehrenden, zu Winckelmann; dieß alles gibt mir ab und alles übrige was daraus entspringt. Und doch kann ich mir nicht Freud sagen daß es das zu erschleichen, zu erstürmen, zu erissen sinde, was mir während meines Lebens auf dem gewöhnlichen Wege verfagt war. Möge jener treffliche Mann in diesem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr seine Verdienste feiert, einsam in dem einsamen Orte, der aus für ihn soviel Reize hatte, daß er sogar hier, vergessen von den Seinigen und ihrer vergessend, seine Tage zuzubringen wünschte.

Nun durchzog ich die gestrigen Wege mit meinem kleinen ortskundigen Führer, die Gegenstände von mehrern Seiten betrachtend und meinen stetigen Freund die und da besuchend.

Auf eine schöne Anstalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerksam. In den Felsen und Gemäuermassen, welche Girgenti zum Bollwerk dienen, finden sich Gräber, wahrscheinlich den

Tarſern und Guten zur Ruheſtätte beſtimmt. Wo dunkten dieſe ſchöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nachfeyrung beigeſetzt werden!

In dem weiten Raume zwiſchen den Mauern und dem Meere finden ſich noch die Reſte eines kleinen Tempels, als ſymmetriſche Capelle erbauten. Auch dier ſind Halbſäulen mit den Quaderſtücken der Mauer auf ſchönſte verbunden, und beides in einander gearbeitet; höchſt erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punkt zu ſehen, wo die Dorſche Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat.

Manches anſehnbare Denkmal des Alterthums ward obenhin angeſehen, ſodann mit mehr Aufmerkſamkeit die jetzige Art den Weizen unter der Erde in großen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zuſtand erzählte mir der gute Alte gar manches. Ich hörte von nichts was nur einigermaßen in Aufnahme ware. Das Geſpräch ſchickte ſich recht gut zu den unaufhaltſam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muſchelkalks fallen alle gegen das Meer. Wanderſam von unten und hinten ausgefreſſene Felsbänke, deren oberes und vorderes ſich theilweiſe erhalten, ſo daß ſie wie verunterſtändete Fenſter anſehen. Haß auf die Franzoſen, weil ſie mit den Barbareskken Frieden haben und man ihnen Schuld giebt ſie vertrieben die Chriſten an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Thor in Felſen gehauen. Die noch beſtehenden Mauern ſtufenweis auf den Felſen gegründet. Unſer Cicerone hieß Don Michael Bella. Antimar, wohnhaft bei Meſſer Gerio in der Nähe von St. Maria.

Die Puffbohnen zu pflanzen verfahren ſie folgendermaßen: ſie machen in gehöriger Weite von einander Löcher in die Erde, darein thun ſie eine Hand voll Miſt, ſie erwarten Regen und dann ſtecken ſie die Bohnen. Das Bohnenkroth vertreiben ſie, mit der daraus entſtehenden Aſche waſchen ſie die Leinwand. Sie bedienen ſich keiner Seife. Auch die äußern Mandelſchalen verbrennen ſie und bedienen ſich derſelben ſtatt Seife. Erſt waſchen ſie die Wäſche mit Waſſer und dann mit ſolcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaus iſt Bohnen, Weizen, Turmenia, das vierte Jahr laſſen ſie es zur Wieſe liegen. Unter Bohnen werſtehen hier die Puffbohnen verſtanden. Ihr Weizen iſt unendlich ſchön. Turmenia, deren Namen ich von trimenia oder trimenia, derſchreiben ſoll, iſt eine herrliche Gabe der Ceres: es iſt eine Art von Sommerkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie ſäen es vom erſten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur beſtimmten Zeit reif iſt. Sie braucht nicht viel Regen aber ſtarke Wärme; anfangs hat ſie ein ſehr zartes Blatt, aber ſie wächſt dem Weizen nach und macht ſich zuletzt ſehr ſtark. Das Korn ſäen ſie im October und November, es reift im Juni. Die im November geſäete Gerſte iſt den erſten Juni reif, an der Küſte ſchneller, in Gebirgen langſamer.

Der Lein iſt ſchon reif. Der Ananis hat ſeine gelblichgrünen Blätter entfaltet. Salſola fruticoſa wächſt üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächſt trefflicher Cyperſen. Es wird theilweis verpachtet und händelweis in die Stadt gebracht. Eben ſo verkaufen ſie händelweis den Hafer, den ſie auf dem Weizen ausjäten.

Sie machen artige Einfaſſungen mit Rändern in dem Erdreich wo ſie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wäſſerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus und die Früchte hatten angeſetzt. Sie werden zu Johanni reif, dann ſetzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen ſehr voll; ein geſtutzter Karubom dann trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Eſſen werden an Lauben gezogen, durch ſolche Pfeifer unterſtützt. Meinen legen ſie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachſen ſie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artiſchocken und Kohlrabi; freilich muß man geſtehen daß ſie viel zärter und ſaftiger ſind als wir bei uns. Wenn man durch Aecker kommt, ſo laſſen die Bauern z. B. junge Puffbohnen eſſen ſo viel man will.

Als ich auf ſchwarze, feſte Steine aufmerkſam ward, die einer Lava glichen, ſagte mir der Antmar, ſie ſeyen vom Aetna, und am Hafen oder vielmehr Landungsplatz fänden ſie viele.

Der Vögel giebt's hier zu Lande nicht viel: Wachteln. Die Zugvögel ſind: Nachtgallen, Lerchen und Schwalben. Rimmine, kleine ſchwarze Vögel, die auf der Levante kommen, in Sicilien bleiben und weiter gehen oder zurück. Ribere, kommen im December und Januar aus Africa, fallen auf dem Abzug nieder und dann ziehen ſie ſich in die Berge.

Von der Baſe des Doms noch ein Wort. Auf derſelben ſteht ein Held in völliger Rüſtung, gleichſam als Auferſtehung, der einem ſitzenden Alten der durch Krone und Scepter als König bezeichnet iſt. Hinter dieſem ſteht ein Weib, das Haupt gekrönt, die linke Hand unter dem Kinn: aufmerkſam nachdenkende Stellung. Gegenüber unter dem Helden ein Alter, gleichfalls betrübt, er ſpricht mit einem ſpießtragenden Manne, der von der Leinwande ſeyn mag. Der Alte ſcheint den Helden einzuführen zu haben und zu der Wache zu ſagen: laßt ihn nur mit dem Könige reden, es iſt ein braver Mann.

Das Rothe ſcheint der Grund dieſer Baſe, das Schwarze daraus geſetzt. Nur an dem Frauenzimmer ſcheint Rohl auf Schwarz zu ſtehen.

Girgenti, Freitag den 27. April 1787.

Wenn Kayſer alle Vorſätze ausführen will, muß er unabläſſig zeichnen, und ich mit meinem alten kleinen Führer umherziehe. Wir ſpazierten gegen das Meer, von wieder ſich Girgenti, wie und die Alten verändern, ſehr gut ausgenommen habe. Der Blick ward in die Weitenweite gezogen und mein Führer machte mich aufmerkſam auf einen langen Weltenſtreif, der ſüdwärts, einem Bergrücken gleich, auf der Horizontallinie aufzuliegen ſchien; dieß ſey die Andeutung der Küſte von Africa, ſagte er. Mir fiel indeß ein anderes Phänomen als ſeltſam auf; es war auf leichtem Gewölk ein ſchmaler Bogen, welcher mit den einen Fuß auf Sicilien aufſtehend, ſich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Himmel hinwölbte und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meer zu ruhen ſchien. Von der niedergehenden

Sonne gar schön gefärbt und wenig Bewegung zu gewahr, war es dem Auge eine so seltsame als erfreuliche Erscheinung. Es stehe dieser Bogen, verscheuche man mir, gerade in der Richtung nach Malta und möge wohl auf dieser Insel seinen andern Fuß niedergelassen haben, das Phänomen komme manchmal vor. Sonderbar genug wäre es, wenn die Anziehungskraft der beiden Inseln gegen einander sich in der Atmosphäre auf diese Art kund thäte.

Durch dieses Gespräch ward bei mir die Frage wieder rege: ob ich den Vorsatz Malta zu besuchen aufgeben sollte? allein die schon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieselben und wir nahmen uns vor unsern Rückzug bis Messina zu dingen.

Dabei aber sollte wieder nach einer gewissen eigensinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sicilien wenig fruchtreiche Gegenden gesehen, indem war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beschränkt, so daß ich der Insel ganz an Flächen zu fehlen schien und man nicht begriff wie Ceres dieses Land so vorzüglich begünstigt haben sollte. Als ich mich darnach erkundigte, erwiederte man mir: daß ich, um dieses einzusehen, statt über Syrakus, quer durchs Land gehen müsse, wo ich denn der Weizenfelder genug antreffen würde. Wir folgten dieser Lockung Syrakus aufzugeben, indem uns nicht unbekannt war, daß von dieser herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben sey. Allenfalls war sie von Catania aus leicht zu besuchen.

Caltanisetta.
Sonnabend den [illegible] April 1787.

Heute thronen wir denn endlich sagen, daß uns ein anschaulicher Begriff geworden, wie Sicilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italiens erlangen können. Eine Strecke nachdem wir Girgenti verlassen fing der fruchtbare Boden an. Es sind keine großen Flächen, aber sanft gegeneinander laufende Berge und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der diesen Pflanzen gesetzmäßig gesetzte Boden wird so genutzt und so gedüngt daß man nirgends einen Baum sieht, ja alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinstreichende Reihe Kalkfelsen den Boden ohnedies unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beschäftigt, die Männer bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bei ihnen zu, die übrigen Tage bleiben sie unten und ziehen sich Nachts in Rohrhütten zurück. Und so war denn unser Wunsch bis zum Ueberdruß erfüllt, wir hätten und Triptolemi Flügelwagen gewünscht, um dieser Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun litten wir bei heißem Sonnenschein durch diese wüste Fruchtbarkeit und freuten uns in dem wohlgelegenen und wohlgebauten Caltanisetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leidliche Herberge bemüht waren. Die Maulthiere stehen in prächtig gewölbten Ställen, die Knechte schlafen auf dem Klee der den Thieren bestimmt ist, der Fremde aber muß seine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erst gereinigt werden. Stühle und Bänke giebt es nicht, man sitzt auf niedrigen Böcken von hartem Holz. Tische sind auch nicht zu finden.

Will man jene Böcke in Betttische verwandeln, so geht man zum Tischler und bezahlt so viel Bretter als nöthig sind, gegen eine gewisse Miethe. Der große Inselreisende, den wir Hackert gelesen, kam bis Piazza sehr zu Gute und ward vorläufig mit Häckerling angefüllt.

Vor allem aber mußte wegen des Essens Anstalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft, der Vetturin war gegangen Reis, Salz und Gewürzen anzuschaffen, weil er aber nie hier gro[illegible]s blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich [illegible] werden sollte, wenn in der Herberge selbst kein [illegible]gendwo war. Endlich bequemte sich ein dürftiger Bürger Herd und Holz, Küchen- und Tischgeräthe gegen ein billiges herzugeben und uns, indessen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen. Endlich auf dem Markt, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise unter sahen, sich unterhielten und von uns unterhalten seyn wollten.

Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und ihre Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.

Caltanisetta.
Sonnabend den 28. April 1787.

Geologisches, nachträglich. Von Girgenti die Muschelkalkfelsen hinab, zeigt sich ein merklicher Erdreich das sich nachher erklärt: man findet den älteren Kalk wieder und Gyps unmittelbar daran. Weite flache Thäler, Fruchtbau bis an die Gipfel, oft darüber weg; älterer Kalk mit verwittertem Gyps gemischt. Nun zeigt sich ein leichtes, gelbliches, leicht verwitterndes neues Kalkgestein: in den geackerten Feldern kann man dessen Farbe deutlich erkennen, die oft ins Dunklere, ja ins Violette zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gyps wieder hervor. Auf demselben wächst häufig ein schön violettes, fast rosenrothes Seekraut und an den Kalkfelsen ein schön grünes Moos.

Jenes verwitterliche Kalkgestein zeigt sich öfters wieder, am fürchten gegen Caltanisetta, wo es in Lagern liegt die einzelne Muscheln enthalten; dann zeigt sich's röthlich, beinahe wie Rennige, mit wenigem Violett, wie oben bei San Martino bemerkt worden.

Quarzgeschiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Thälchen gefunden, das an drei Seiten geschlossen, gegen Morgen und also gegen das Meer zu offen stand.

Links in der Ferne war der hohe Berg bei Camerata merkwürdig und ein anderer wie ein gestutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu sehen. Die Frucht stand herrlich, obgleich nicht so hoch wie zu Girgenti und am Meeresufer. Jedoch so reif als möglich; in den unabsehbaren Weizenädern kein Unkraut. Erst sahen wir mehr als gewöhnliche Felder, dann gepflügte, an ganzstücken Oertern ein Stückchen Wiese. Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgenti fanden wir Reußel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortschaften etwas Feigen.

Diese dreißig Meilen, meist allem was ich rechts und links erkennen konnte, ist älterer und neuerer Kalk, dazwischen Gyps. Der Verwitterung und Verarbeitung dieser drei unter einander hat das Erdreich seine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten, es knirscht kaum unter den Zähnen. Eine Vermuthung wegen des Flusses Achates wird sich morgen bestätigen.

Die Thäler haben eine sonderbare Form, und ob sie gleich nicht ganz kahl sind, so bemerkt man doch keine Spur von Regenbächen, nur kleine Bäche, kaum merklich, rieseln hin, denn alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig reifer Klee ist zu sehen, die niedrige Palme verschwindet auch, so wie alle Blumen und Sträucher der schwefligten Seite. Den Disteln ist nur erlaubt sich der Wege zu bemächtigen, alles andere gehört der Ceres an. Ueberhaupt hat die Gegend viel ähnliches mit Deutschen hügelichten und fruchtbaren Gegenden, z. B. mit der zwischen Erfurt und Gotha, besonders wenn man nach den Steinen hinsieht. Sehr vieles mußte zusammen kommen, um Sicilien zu einem fruchtbaren Lande der Welt zu machen.

Man sieht wenig Pferde auf der ganzen Tour, sie pflügen mit Ochsen und es besteht ein Verbot keine Kühe und Kälber zu schlachten. Ziegen, Esel und Maulthiere begegneten uns viele. Die Pferde sind meist Apfelschimmel mit schwarzen Füßen und Mähnen, man findet die prächtigsten Staatsräume mit genauerten Beinstellen. Das Land wird zu Bohnen und Linsen gedingt, die übrigen Feldfrüchte wachsen nach dieser Sömmerung. In Aehren gesäete noch grüne Gerste, in Bündeln, reifer Klee desgleichen werden dem Vorbeireitenden zu Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltanisetta fand sich fester Kalkstein mit Versteinerungen; die großen Muscheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaster des Städtchens fanden wir Kalkstein mit Petrunten.

Zum 28. April 1787.

Hinter Caltanisetta senken sich die Hügel sanft herunter in mannerley Thäler, die ihre Wasser in den Fiume Salso ergießen. Das Erdreich ist röthlich, sehr wenig, vieles lag unbestellt, auf dem bestellten die Früchte ziemlich gut, doch mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Lento Giovanni.
Sonntag den 29. April 1787.

Noch größere Fruchtbarkeit und Menschenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen und machte den Reisezustand sehr unangenehm, da wir durch mehrere stark angeschwollene Gewässer durchwaten mußten. Am Fiume Salso, wo man sich nach einer Brücke vergebens umsieht, übersetzten uns eine wunderliche Anstalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwei und zwei das Maulthier, mit Reiter und Gepäck, in die Mitte faßten und so durch einen tiefen Strombett hindurch, bis auf eine große Kieshöhe führten; war nun die sämmtliche Gesellschaft hier beisammen, so ging es auf eben diese Weise durch den zweiten Arm des Flusses, wo die Männer denn abermals, durch Stämmen und Drängen, das Thier auf dem trockten Pfade und im Strömung aufrecht erhielten. An dem Ufer hat ist etwas Buschwerk, das sich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fiume Salso bringt Granit, einen Uebergang in Gneis, breccarien und einfarbigen Marmor.

Nun sahen wir den einzeln stehenden Bergkästen vor uns, worauf Castro Giovanni liegt und welcher der Gegend einen ernsten, sonderbaren Character ertheilt. Als wir den langen an der Seite sich hinaufziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg aus Muschelkalk bestehend; große, nur calcinirte Schalen wurden aufgepackt. Man sieht Castro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt, denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche Städtchen selbst, der Thurm, links in einiger Entfernung das Cerinen Castanienbette stehen gar ernsthaft gegen einander. In der Plaine sah man die Bohnen in voller Blüthe, wer hätte sich aber vieles Anblicks erfreuen können: Die Wege waren entsetzlich, noch schrecklicher weil sie ehemals gepflastert gewesen, und es regnete immer fort. Das alte Enna empfing uns sehr unfreundlich: ein Schreckgespinnst mit Säben ohne Fenster, so daß wir entweder im Dunkeln saßen, oder den Cerebrorem, den wir so eben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Ueberreste unserer Reisecavalle wurden verspeist, die Nacht tödtlich unangenehm. Wir traten ein feierliches Gebäude, wie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegweiser zu reden.

Montag den 30. April 1787.

Den Castro Giovanni herab führt ein rauher, unbequemer Weg, wir mußten die Pferde führen. Die Atmosphäre war tief herab mit Wolken bedeckt, wobei sich ein wunderbar Phänomen in der größten Höhe sehen ließ. Es war weiß und grau gestreift und schien etwas Körperliches zu seyn; aber wie kann das Körperliche in den Himmel! Unser Führer belehrte uns, diese unsere Verwunderung gelte einer Seite des Aetna, welche durch die perrischen Wolken durchsieht: Schnee und Bergrücken abwechselnd bildeten die Streifen, es sey nicht einmal der höchste Gipfel.

Den alten Enna steiler Felsen lag nun hinter uns, wir zogen durch lange, lange, einsame Thäler; uns bebaut und unbewohnt sahen sie da, denn weidenden Vieh überliefen, das war rothbraun fanden, nicht groß, mit kleinen Hörnern, gar nett, schlank und munter wie die Hirschen. Diese alten Gebirgsbäche hatten zwar Weide genug, sie war ihnen aber doch durch mancherley Distelmassen verengt und nach und nach verschlungen. Diese Pflanzen finden hier die schönste Gelegenheit sich zu besitzen und ihr Gebiet auszubreiten. Sie nehmen einen ungeheuren Raum ein, der zur Weide von so paar großen Landgütern hinreichte. Da sie nicht verzehrt, so waren sie jetzt, vor der Blüthe niedergemäht, gar wohl zu verklagen.

Indessen wir nun diese landwirthlichen Kriegsplane gegen die Disteln ernstlich durchdachten, mußten wir, zu unserer Beschämung, bemerken, daß sie doch nicht ganz unnütz seyen. Auf einem einsam stehenden Gasthofe, wo wir rasteten, waren zufällig ein paar Sicilianische Gefangene angekommen, welche quer durch das Land, eines Processes wegen, nach Palermo zogen. Mit Verwunderung sahen wir diese beiden ernsthaften Männer, mit scharfen Taschenmessern, von einer solchen Distelgruppe Stroh und die obersten Theile dieser emporstrebenden Gewächse niederhauen; sie faßten alsdann diesen Kohlkopf Gewinn mit spitzen Fingern, schälten den Strunk und verzehrten das Innere desselben mit Wohlgefallen. Damit beschäftigten sie sich eine lange Zeit, indessen wir uns an Brod, bischmal ungenießbar, und gutem Brot ernährten. Der Letturin bereitete uns dergleichen Stengelmark und versicherte es sey eine gesunde, kühlende Speise, sie wollte uns aber so wenig schmecken als der rohe Kohlrabi zu Gopelle.

Unterwegs den 30. April 1787.

In das Thal gelangt, wodurch der Fluß St. Paolo sich schlängelt, fanden wir das Erdreich röthlich schwarz und vermittelstelnen Kalk; viel Brache, sehr weite Felder, schönes Thal, durch das Flüßchen sehr angenehm. Der gemischte gute Lehmboden ist mitunter zwanzig Fuß tief und meistens gleich. Die Aloes hatten stark getrieben. Die Frucht stand schön, doch mitunter unrein und, gegen die Mittagseite berechnet, weit zurück. Hie und da kleine Wohnungen; kein Baum als unmittelbar unter Castro Giovanni. Am Ufer des Flusses viel Weide, durch ungeheure Distelmassen eingeschränkt. Im Flußgeschiebe das Quarzgestein wieder, theils einfach, theils breccienartig.

Molimenti, ein neues Dörfchen, sehr klug in der Mitte schöner Felder angelegt, am Flüßchen St. Paolo. Der Weizen stand in der Nähe ganz unserm gleichlich, sowen den zwanzigsten Mai zu schneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von unthätischem Wesen, auch selbst der Fluß führt keine dergleichen Geschiebe. Der Boden gut gemischt, eher schwer als leicht, ist im Ganzen kaffeebraunviolettlich anzusehen. Alle Gebirge sind die den Fluß einschließen sind Kalk- und Sandstein, deren Abwechselung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Thals bereitet haben.

Dienstag, den 1. Mai 1787.

Durch ein so ungleich angebautes obwohl von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit bestimmtes Thal ritten wir einigermaßen verdrießlich herunter, weil, nach so viel ausgestandenen Unbilden, unserm malerischen Zwecken gar nichts entgegen kam. Einer hatte eine recht bedeutende Ferne umrissen, weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abscheulich war, setzte er, geistmachend schergend, ein Preußisches Vorderbein daran, welches ihm nichts kostete und das Blatt zu einem ganz hübschen Bildchen machte. Alle viel malerische Reisen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten.

Unser Reitmann versprach, um unser mürrisches Wesen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich in einen vor wenig Jahren gebauten Gasthof, der auf diesem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reisenden willkommen seyn mußte, und wir ließen es uns, bei einer leidlichen Einrichtung, seit zwölf Tagen wieder einigermaßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inschrift an die Wand, die sich mit sodanen Englischen Sprüchlagen gefchrieben; sie enthielt folgendes: „Reisende, wer ihr auch seyd, hütet euch in Catania vor dem Wirthshause zum goldenen Löwen; es ist schlimmer als wenn ihr Cyclopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet.“ Da wir nun schon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologisch vergrößert haben so setzten wir uns doch fest vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein so grimmiges Thier angekündigt war. Als uns daher der Maulthiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, so versetzten wir; überall, nur nicht im Löwen! worauf er den Vorschlag that da verlies zu nehmen wo er seine Thiere unterstelle, nur müßten wir uns deßhalb auch verbürgen, wie wir es schon bisher gethan. Wir waren alles zufrieden; dem Rathen des Löwen zu entgehen war unser einziger Wunsch.

Gegen Jola Mayor melden sich Lavageschiebe, welche das Wasser von Norden herunter bringt. Ueber der Jahre findet man Kalkstein, welcher allerlei Arten Geschiebe, Hornstein, Lava und Kalk verbunden hat, dann verhärtete sultanische Asche mit Kalkstuff überzogen. Die gemischten Kiesbäget bauern immer fort bis gegen Catania, bis an dieselbe und über dieselbe finden sich Lavaströme des Aetna. Einen wahrscheinlichen Krater läßt man links. (Gleich unter Motimenti rauften die Bauern den Flachs.) Wie die Natur das Bunte liebt läßt sie hier neben, wo sie sich an der schwarzblau grauen Lave erlustigt; hochgelbes Moos überzieht sie, ein schön rothes Sedum wächst üppig darauf, andere schöne violette Blumen. Eine sorgsame Cultur verweist sich an den Cactusplantagen und Weinranken. Nun drängen sich ungeheure Lavaklüfte heran. Motta ist ein schöner bedeutender Fels. Hier stehen die Bohnen als sehr hohe Stauden. Die Aecker sind verändert, bald sehr hellig, bald besser gemischt.

Der Vetturin, der diese Frühlingsvegetation der Südseite lange nicht gesehen haben mochte, verfiel in großes Ausrufen über die Schönheit der Frucht und fragte uns mit selbstgefälligem Patriottismus: ob es in unsern Landen auch wohl solche gäbe? Ihr ist hier alles aufgepfropft, man sieht wenig ja gar keine Bäume. Allerliebst war ein Mädchen von prächtiger, schlanker Gestalt, eine ältere Bekanntschaft unseres Vetturins, die seinem Maulthiere gleichlich schwanzte und dabei mit solcher Zierlichkeit als möglich ihren Faden spann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrschen an. Gegen Misterbianco fanden die Cactus schon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von diesen wunderlam gebildeten Gewächsen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und schöner.

Catania, Mittwoch den 2. Mai 1787.

In unserer Herberge befanden wir uns und freilich sehr übel. Die Kost, wie sie der Maultiertreckt bereiten konnte, war nicht die beste. Eine Henne in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten gewesen, hätte sie nicht ein unmäßiger Safran so gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemste Nachtlager hätte uns beinahe genöthigt Hasenfüß Judenfuß wieder hervorzuholen, besonders da sprachen wir Morgens zeitig mit dem freundlichen Wirthe. Er bedauerte, daß er uns nicht besser versorgen könne; da drüben aber ist ein Haus wo Fremde gut aufgehoben sind und alle Ursache haben zufrieden zu seyn. — Er zeigte uns ein großes Echaus, von welchem die uns zugekehrte Seite viel Gutes versprach. Wir eilten sogleich hinüber, fanden einen würdigen Mann, der sich als Lohnbedienter anbot und, in Abwesenheit des Wirths, uns ein schönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich versicherte, daß wir aufs billigste bedient werden sollten. Wir erkundigten uns ungefähr wie gethan werden, was für Quartier, Tisch, Wein, Frühstück und sonstiges Bestimmtere zu bezahlen sey? das war alles billig und wir schafften eilig unsere Wenigkeiten herüber, sie in die weite Räumlichkeiten, vergoldeten Commoden einzuordnen. Knieper fand zum ersten Male Gelegenheit seine Pappe auszubreiten; er ordnete seine Zeichnungen, wo neue Bemerkens. Sedum, verzehrt über die schönen Räume, traten wir auf den Balcon des Saals, der Aussicht zu genießen. Nachdem wir diese genugsam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unsern Gastzimmern und siehe! da drohte über unserm Haupte ein großer goldener Löwe. Wir sahen einander

Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr zu hören meine Klage,
Ein Herz wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermuth?
Wer rettete vom Tode mich
Von Sklaverey?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert

bedeutlich an, lachelten und lachten. Von nun an aber blieben wir unter, ob nicht irgendwo eins der Hermetischen Streckbilder hervorsahnen möchte.

Nichts dergleichen war zu sehen. Dagegen fanden wir im Saal eine hübsche, junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwei Jahren herumtändelte, aber sogleich von dem beweglichen Hauswirth dergestalt ausgescholten daß: Sie solle sich hinweg verstecken! dieß es, sie habe hier nichts zu thun. — Es ist doch dort es, sie habe dir nichts zu thun. — Es ist doch dort das du mich verstanden, laute sie, das Kind ist zu Hause nicht zu beachten wenn du weg bist, und die Herrn erlauben mir schon in deiner Gegenwart das Kleine zu betrachten. Der Gemahl blieb dabei nicht bewenden, sondern suchte sie fortzuschaffen, das Kind schrie in der Thüre ganz erbärmlich und wir mußten zuletzt ernstlich verlangen, daß das hübsche Madamchen darliebe.

Durch den Engländer gewarnt war es keine Kunst die Komödie zu durchschauen, wir spielten die Neugierige, die Unschuldigen, er aber machte seine liebreiche Vaterschaft auf das beste gelten. Das Kind wurde war am freundlichsten mit ihm, wahrscheinlich hatte es die angelehnte Mutter unter der Thüre gewiesen.

Und so war sie auch in der größten Unschuld das geblieben als der Mann wegging, ein Empfehlungsschreiben an den Hausschlüssel des Prinzen Biscaris zu überbringen. Sie bablte fort bis er zurückkam und anstatt, der Abbe würde selbst erscheinen und von dem Näheren zu unterrichten.

Catania, Donnerstag den 3. Mai 1787.

Der Abbe, der uns gestern Abend schon begrüßt hatte, erschien heute zeitig und führte uns in den Palast, welcher auf einem hohen Sockel einsiedlich gebaut ist, und zwar sahen wir zuerst das Museum, wo marmorne und eherne Bilder, Vasen und alle Arten selber Alterthümer beisammenstehen. Wir hatten abermals Gelegenheit unsere Kenntnisse zu erweitern, besonders aber erfreute uns der Sturz eines Jupiters, dessen Arbeit ich von aus Dichtens Werkstatt kannte und welcher andere Vorzüge besitzt als wir zu beurtheilen vermochten. Ein Hausdiener gab die nöthigste historische Auskunft und nun gelangten wir in einen großen hohen Saal. Die vielen Städte an den Wänden umher zeigten, daß große Gesellschaft sich manchmal hier versammle. Wir setzten uns, in Erwartung einer günstigen Aufnahme. Da kamen ein paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie sprachen angelegentlich mit einander. Als sie uns gewahrten, stand der Abbe auf, ich desgleichen, wir neigten uns. Ich fragte: wer sie seyen? und erfuhr, die jüngere sey die Prinzessin, die ältere eine edle Catanierin. Wir hatten uns wieder gesetzt, sie gingen auf und ab wie man auf einem Marktplatze thun würde.

Wir wurden zum Prinzen gerufen, der, wie man mir schon bemerkt hatte, und seine Münzsammlung auf beiderlei Vertrauen verwies, da wohl früher seinem Herrn Vater und auch ihm nachher bei solchem Vorzeigen manches abhanden gekommen und seine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einigermaßen vermindert worden. Hier konnte ich nun schon etwas kenntnißreicher scheinen, indem ich mich der Betrachtung der Sammlung des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lernte wieder und daß mir an jenem dauerhaften Winckelmannischen Faden, der uns durch die verschiedenen Kunstepochen durchleitet, so ziemlich hin. Der Prinz von diesen Dingen völlig unterrichtet, da er seine Kenner aber aufmerksame Liebhaber vor sich sah, mochte und gern in allem worauf wir verfielen beleiren.

Nachdem wir diesen Betrachtungen geraume Zeit, aber doch noch immer zu wenig gewidmet, standen wir im Begriff uns zu beurlauben, als er uns zu seiner Frau Mutter führte, welcher die übrigen kleineren Kunstwerke zu sehen waren.

Wir fanden eine ansehnliche, natürlich edle Frau, die uns mit den Worten empfing: sehen Sie sich bei mir um, meine Herrn. Sie finden hier alles noch wie es mein seliger Gemahl gesammelt und geordnet hat. Dieß hatte ich der Frömmigkeit meines Sohnes, der mich in seinen besten Zimmern nicht nur wohnen, sondern auch hier nicht das geringste entfernen oder verrücken läßt was sein seliger Herr Vater aufgestellt und aufstellte; wodurch ich den doppelten Vortheil habe, sowohl auf die so lange Jahre der gewohnte Weise zu leben, als auch, wie von jeher, die trefflichen Fremden zu sehen und näher zu kennen, die, unsere Schätze zu betrachten, von so weiten Orten herkommen.

Sie schloß und darauf selbst den Glasschrank auf, worin die Arbeiten in Bernstein aufbewahrt standen. Der Sicilianische unterscheidet sich von dem nordischen darin, daß er von der durchsichtigen und undurchsichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abschattungen eines geläuterten Gelbs bis zum schönsten Hyacinthroth durchgeht. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus gedrechselt, wozu man große bewundernswürdige Stücke des Materials mitunter voraussetzen mußte. An diesen Gegenständen, so wie an geschnittenen Muscheln, wie sie in Trapani gefertigt werden, ferner an ausgelegten Elfenbeinarbeiten, hatte die Dame ihre besondere Freude und wußte dabei manche heitere Geschichte zu erzählen. Der Fürst machte uns auf die ersteren Gegenstände aufmerksam und so flossen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indessen hatte die Fürstin vernommen, daß wir Deutsche seyen, sie fragte dabei nach Herrn von Riedesel, Bartels, Münter, welche sie sämmtlich gekannt und deren Charakter und Betragen gar wohl unterscheidend zu würdigen wußte. Wir trennten uns angenehm von ihr und sie sowie unsern wegzulassen. Dieser Zwischenstand hat doch immer etwas einsames, nur durch vorübergehende Theilnahme aufgerichtet und erhalten.

Uns führte der Geistliche alsdann in das Benedictinerkloster, in die Zelle eines Bruders, dessen, bei mäßigem Alter, traurigen und in sich zurückgezogenes Ansehen wenig freie Unterhaltung versprach. Er war jedoch der kunstreiche Mann, der die ungeheure Orgel dieser Kirche allein zu bändigen wußte. Als er unsere Wünsche mehr errathen als vernommen, ein fülle er sie schweigend; wir begaben uns in die sehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Instrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leisestem Hauch sowohl als gewaltsamsten Tönen durchsäuselte und durchschmetterte.

Wer den Mann nicht vorher gesehen, hätte glauben müssen, es sey ein Riese der solche Gewalt ausübe; da wir aber seine Persönlichkeit schon kannten, bewunderten wir nur, daß er an diesem Kampf nicht schon längst aufgerieben sey.

Catania, Freitag den 4. Mai 1787.

Bald nach Tische kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entfernteren Theil der Stadt zeigen

sollte. Beim Einsteigen ereignete sich ein wunderlicher Wortstreit. Ich war zuerst eingestiegen und hatte ihm zur linken Hand gesessen. er einsteigend, verlangte ausdrücklich daß ich herumrücken und ihm zu meiner Linken nehmen sollte; ich bat ihn dergleichen Ceremonien zu unterlassen. Versetzt: sagte er, daß wir also sitzen, denn wenn ich meinen Platz zu eurer Rechten nehme, so glaubt jedermann daß ich mit euch fahre, sitze ich aber zur Linken, so ist es ausgesprochen daß ihr mit mir fahret, mit mir nämlich, der ich euch im Namen des Fürsten die Stadt zeige. Dagegen war freilich nichts einzuwenden und alles geschah ich.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts. wo die Lava, welche 1669 einen großen Theil dieser Stadt zerstörte, noch bis auf unsere Tage sichtbar blieb. Der starre Feuerstrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels, selbst auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und theilweise gebaut. Ich schlug ein unbenutztes Stück des Gesimsolzenen herunter, bedeutend, daß vor meiner Abreise aus Deutschland schon der Streit über die Vulcanität der Basalte sich entzündet hatte. Und so that ich's an mehrern Stellen, um zu wandern Abänderungen zu gelangen.

Waren jedoch Einheimische nicht selbst Freunde ihrer Gegend. nicht selbst bemüht, entweder eines Vortheils oder der Wissenschaft willen, das was in ihrem Revier merkwürdig ist zusammen zu stellen, so müßte der Reisende sich lang vergebens anstrengen. Schon in Neapel hatte mich der Lavenhändler sehr gefördert. hier, in einem weit höheren Sinne, der Ritter Gioeni. Ich fand in seiner reichen, sehr gut aufgestellten Sammlung die Laven des Aetna, die Basalte am Fuß desselben, verändertes Gestein, mehr oder weniger zu erkennen; alles wurde freundlich vorgezeigt. Am meisten hatte ich Zeitlebe zu bewundern, aus den schroffen im Meere stehenden Felsen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten, wie man sich benehmen müsse um den Aetna zu besteigen, wollte er von einer Wanderung nach dem Gipfel, besonders in der gegenwärtigen Jahrszeit, gar nichts hören. Ueberhaupt, sagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, die hier ankommenden Fremden sehen die Sache für allzuleicht an. wir andern Nachbarn des Berges sind schon zufrieden, wenn wir ein paarmal in unserm Leben bis dort Gelegenheit aber past und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerst durch seine Beschreibung die Lust nach diesem Feuergipfel entzündet, ist gar nicht hinauf gekommen; Graf Borch läßt den Leser in Ungewißheit, aber auch er ist nur bis auf eine gewisse Höhe gelangt, und so könnte ich von mehrern sagen. Für jetzt erstreckt sich der Schnee noch allzuweit herunter und breitet unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wenn Sie meinem Rathe folgen mögen, so reisen Sie morgen, bei guter Zeit, bis an den Fuß des Monte Rosse, besteigen Sie diese Höhe. Sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entsprungen, unmöglicherweise sich nach der Stadt bereinwälzte. Die Ausführung ist bequem und deutlich; man thut besser sich das übrige erzählen zu lassen.

Catania, Sonnabend den 5. Mai 1787.

Folgsam dem guten Rathe machten wir uns bereits auf den Weg und erreichten, auf unsern Maulthieren immer rückwärts schauend, die Regionen der durch die Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen und Tafeln starrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Pfad von den Thieren gefunden wurde. Auf der ersten bedeutenden Höhe hielten wir still. Kniep zeichnete mit großer Präcision was hinaufwärts vor uns lag: die Lavenmassen im Vordergrunde, den Doppelgipfel des Monte Rosse links, gerade über uns die Wälder von Nicolosi, aus denen der beschneite wenig rauchende Gipfel hervorstieg. Wir rückten dem rothen Berge näher, wir stiegen hinauf: er ist ganz aus rothem vulcanischem Gras, Asche und Steinen zusammengehäuft. Um die Mündung hätte sich niemand herumgehen lassen, hätte nicht ein gewaltsam stürmender Morgenwind jeden Streit unsicher gemacht; wollte ich nur einigermaßen fortkommen, so mußte ich den Mantel ablegen, um aber vor der Hitz jeden Augenblick in Gefahr in den Krater getrieben zu werden und ich hinuntersturz. Deßhalb legte ich mich nieder um mich zu fassen und die Gegend zu überschauen; aber auch diese Lage half mir nichts: der Sturm kam gerade von Osten her, über das herrliche Land, das nah und fern bis ans Meer unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus, mit seinen Krümmungen und Buchten, sah ich vor Augen, entweder ganz frei oder durch Felsen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz behaglich wieder herunter kam, hatte Kniep im Schauer seine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier gesichert, was der wilde Sturm mich kaum sehen, vielweniger festhalten ließ.

In dem Rathen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohndiener, den wir nur mit Mühe und zu bezahlen abgehalten hatten. Er lobte das wir den Gipfel aufgegeben, sintag aber für Morgen eine Spazierfahrt auf dem Meere, zu den Felsen von Jaci, andeutungsweise vor: das sey die schönste Lustpartie, die man von Catania aus machen könne; man nehme Trank und Speise mit, auch wohl Geräthschaften um etwas zu wärmen. Seine Frau erbiete sich dieses Geschäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er sich des Jacisels, wie Engländer weilt gar einen Baum mit Musik zur Begleitung genommen hätten, welche Lust über alle Vorstellung sey.

Die Felsen von Jaci zogen mich heftig an. ich hatte großes Verlangen mir so schöne Gebilde bei auszuschlagen als in der Gegend gesehen. Man nannte ja die Sache kurz saßen, die Beschreibung der Frau ablenken. Aber der wandende Geist des Engländers bebeist die Oberhand. wir thaten auf die Letztere Versicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieser Enthaltsamkeit.

Catania, Sonntag den 6. Mai 1787.

Unser geistlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns die Reihe aller Baukunst so seyen, zu welchen der Besitzer freilich ein starkes Restaurationstalent mitbringen muß. Man zeigte die Reste von Wasserbehältern, einer Naumachie und andere derlichen Ruinen. die aber bei der vielfachen Zerstörung der Stadt durch Laven, Erdbeben und Krieg derselbst verschüttet und versenkt sind. daß Fremde und Belehrung nur dem genauen Kenner alterthümlicher Baukunst daraus entstehen kann.

Eine wohlmeinte Aufwartung beim Prinzen lehnte der Vater an und wir schieden vollkommen mit beiderseitigen Austrücken der Dankbarkeit und der Wohlwollens.

Taormina, Montag den 7. Mai 1787.

Gott sey Dank, daß alles was wir heute gesehen, schon einmahl beschrieben ist, mehr aber noch, daß Kniep sich vergnügen hat, worauf den ganzen Tag eben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche unsern des Meerstrandes in die Höhe stehen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dies auch von Natur für eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen und daraus den amphitheatralischen Halbcirkel für Zuschauer gebildet; Mauern und andere Anschiede von Ziegelsteinen sich anschließend, durchlaufen die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbcirkels erbaute man die Scene unter ver- verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk.

Setzt man sich nun dahin, wo ehmals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite auf höheren Felsen, erheben sich Castelle, weiter unten liegt die Stadt, und ob schon viele Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor Alters wohl eben denselben auf derselben Stelle. Man sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken bis Aetna hin, links das Meer, unser bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der unabsehbare, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich, denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter als er ist.

Wendet man sich von diesem Anblick in die an der Rückseite der Zuschauer anschneidenden Gänge, so hat man die sämmtlichen Felswände links, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschlängelt. Felsgruppen und Felsräsen im Meere selbst, die Küste von Calabrien in der weitesten Ferne, nur mit Aufmerksamkeit von selbst sich erhebenden Welten zu unterscheiden.

Wir stiegen gegen das Theater hinab, verweilten in diesen Räumen, an welchen ein geschickter Architekt seine Restaurationskunst mannigfaltig auf dem Papier versuchen sollte, unternahmen sodann und durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein Zaun von wehrenden einander ausklammten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk sey: durch die verschränkten Blätter sieht man durch und glaubt auch hindurch dringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder sind empfindliche Hindernisse; tritt man auf ein solches verfaultes Blatt, in Hoffnung es werde und tragen, so bricht es zusammen, und anstatt hinüber und ins Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch diesem Labyrinthe, gewissen wenigstens in der Stadt, wanten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht scheiden. Unendlich schön war es da besonders, wie diese in allen Punkten bedeutende Gegend nach und nach in Finsterniß versank.

Unter Taormina, am Meer.
Dienstag den 7. Mai 1787.

Knieppen, mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preisen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre und mich meiner eigenen Natur wiedergäbe. Er ist hinausgegangen im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird seine Bleistifte manchmal spitzen und ich sehe nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch alles wiederleben können! Erst wollte ich mit hinausgehen, dann aber zeigte mich's hier zu bleiben, die Enge sind' ich, wie der Vogel der sein Nest bauen möchte. In einem schlecht verwahrlosten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäste gelehnt und mich in Grillen vertieft. Dramenstoffe werauf der Reisende sinnt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß daß der Orangenbaum, seiner Natur überlassen, sich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entsprechenden Reihen werden.

Und so sah ich, den Plan zu Nausikaa weiter denkend, eine dramatische Concentration der Odyssee. Ich hatte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Drama und der Epopöe recht ins Auge fassen.

Kniep ist herabgekommen und hat zwei ungeheure Blätter, reinlichst gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurück gebracht. Beide wird er zum ewigen Gedächtniß an diesen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergessen ist nicht, daß wir auf dieses schöne Ufer unter dem reinsten Himmel von einem kleinen Aetna herabschauten, Rosen erblickten und Nachtigallen hörten. Diese singen hier, wie man uns versichert, sechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geschickten Künstlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und schwankende Bemühungen gewiß, daß mir von den interessantesten Gegenden und ihren Theilen sehr wohlgewählte Bilder, im Umriß und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden; so sah ich um so mehr einem nach und nach aufsteigenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inseln, die Höhen, durch poetische würdige Gestalten zu beleben und mir auf und aus diesem Local eine Composition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie sie so nicht hier vorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Glanz des Meeres, die Thäler, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in ein Element aufgelöst wurden, alles dieß gab Nahrung meinen Vorsätzen, und indem ich in jenem schönen öffentlichen Garten zwischen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte, und zwischen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmste.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen besseren Commentar zur Odyssee geben könne, als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Production angeregt, die, so seltsam sie auch im ersten Augenblicke schien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beschäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Gegenstand der Nausikaa als Tragödie zu behandeln.

Es ist mir selbst nicht möglich abzusehen was ich daraus würde gemacht haben, aber so war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptsinn war der: in der Nausikaa eine tragische, von vielen unwerthe Jungfrau darzustellen, die, sich ihrer Neigung bewußt, alle Freier selber abschreckend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling aber gerührt und ihrem Zustand herausgetrieben und durch eine verrätherische Aeußerung

ihrer Neigung sich compromittirt, was die Situation vollkommen tragisch machte. Diese einfache Fabel sollte durch den Reichthum der subordinirten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden.

Der erste Act begann mit dem Ballspiel. Die unerwartete Bekanntschaft wird gemacht und die Verdenklichkeit den Fremden nicht selbst in die Stadt zu führen, wird schon ein Vorbote der Neigung.

Der zweite Act exponirte das Haus des Alcinous, die Charaktere der Freier, und endigte mit Eintritt des Ulysses.

Der dritte war ganz der Behendigkeit des Abenteurers gewidmet, und ich suchte in der dialogirten Erzählung seiner Abenteuer, die von den verschiedenen Zuhörern sehr verschieden aufgenommen werden, etwas Künstliches und Erfreuliches zu leisten. Während der Erzählung erregen sich die Leidenschaften, und der lebhafte Antheil Nausikaa's an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeschlagen.

Im vierten Acte bethätigt Ulysses außer der Scene seine Tapferkeit, indessen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum lassen. Bei den großen Vorbereitungen welche der Fremdling davon trägt, hält sich Nausikaa noch weniger zusammen und compromittirt sich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyß bald schuldig, bald unschuldig dieses alles veranlaßt, muß sich zuletzt als einen scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig als im fünften Acte den Tod zu suchen.

Es war in dieser Composition nichts was ich nicht aus eigner Erfahrung nach der Natur hätte ausmalen können. Selbst auf der Reise, selbst in Gefahr Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, geschmerzt und schädlich werden können; selbst in den Fälle in einer so großen Entfernung von der Heimath abenteuerte Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensverkäufe zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben aufzumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetztern Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren; das alles gab mir ein solches Attachement an diesen Plan, an diesen Vorsatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen Sicilianischen Reise verträumte. Weshalb ich denn auch von allen Unternehmlichkeiten wenig erwarte, da ich mich auf dem übersinnlichen Boden in einer poetischen Stimmung fühle, in der ich das, was ich erfuhr, was ich sah, was ich bemerkte, was mir entgegen kam, alles auffaßen und in einem erfreulichen Geist bewahren konnte.

Nach meiner Rückkehr oder unsichtbaren Gewohnheit schrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis aufs letzte Detail im Geiste durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerstreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwärtig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Den 8. Mai 1787.

Auf dem Weg nach Messina.

Man hat hohe Kalkfelsen links. Sie werden kahler und machen schöne Meerufer; dann folgt eine Art Gestein, das man Trondhiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Buchten finden sich schon Granitgeschiebe. Die goldnen Aepfel des Sonnen-, die rothen Blüthen des Oleanders machen die Landschaft lustig. Der Fimmr Ris bringt Glimmerschiefer so wie auch die folgenden Bäche.

Mittwoch, den 9. Mai 1787.

Vom Ostwinde bestürmt rutten wir vielen bemannten Kähnen vorbei, die mit Feigen beladen, an denen wir vorgelegen, oder heran geschwommen hatten, diesen Tag beständig mit dem Wasser im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche, unter welchen ein größerer, Nisi, den Cyrenäischen eines Flusses führt; doch diese Gewässer, so wie das Gerölle das sie mitbringen, waren leichter zu überwinden als das Meer, das heftig stürmte und an vielen Stellen über den Weg dunweg bis an die Felsen stieg und zurück auf die Wanderer spritzte. Herrlich war das anzusehen und die seltsame Begebenheit ließ uns das Unbequeme überwinden.

Ungeachtet sollte es nicht an mineralogischer Betrachtung fehlen. Die angebrannten Kalksteine, verwittert, porigen berauter, deren weiche Theile durch die Bewegung der Wellen aufgerieben, die zugemischten, festern körig laßen, und so ist der ganze Strand mit bunten, bohnenartigen Feuersteinen überdeckt, wovon mehrere Muster aufgepackt worden.

Messina, Donnerstag den 10. Mai 1787.

Und so gelangten wir nach Messina, bauemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erste Nacht in dem Quartier des Vetturins zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem bessern Wohnort umzusehen. Dieser Entschluß gab gleich beim Eintritt den schauerlichen Begriff einer zerstörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern nach Trümmern vorüber, ehe wir zur Herberge kamen, die in diesem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenstern des obern Stocks nur eine wüste Ruinenwüste übersehen ließ. Außer dem Bezirk dieses Gebäudes spürte man weder Menschen noch Thier, es war Nachts eine furchtbare Stille. Die Thüren stehen sich weder verschließen noch verriegeln, auf menschliche Hülfe war man hier so wenig eingerichtet als in ähnlichen Pferdeverwechslungen, und doch schliefen wir sicher auf einer Matratze, welche der dienstfertige Vetturin dem Wirthe unter dem Leibe wegeschwatzt hatte.

Freitag den 11. Mai 1787.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer, ein gutes Trinkgeld belebte seine gefälligen Dienste. Wir schieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verschafft, der uns gleich in die beste Herberge bringen und alles Merkwürdige von Messina vorzeigen sollte. Der Wirth, um seinen Wunsch und sich zu werben, thätigmöglich erfüllt zu sehen, hatte Roßen und sämmtliches Gepäck auf das schnellste in eine angenehme Wohnung schaffen, näher dem belebten Theile der Stadt, das heißt, außerhalb der Stadt selbst. Damit aber verhält es sich folgendermaßen. Nach dem unglücklichen Unfall das Messina betraf, blieb, nach zwölftausend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtausend keine Wohnung; die meisten Gebäude waren niedergestürzt, die zerrissenen Mauern der übrigen gaben einen unsichern Aufenthalt; man errichtete

daher eilaß im Norden von Messina, auf einer ebenen Wiese, eine Bretterbude, von der sich am ähnlichen benennte einen Begriff machte, der zu Weihnachten den Römerberg in Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchs wandelte, denn alle Krämereien und Verkäufe sind schon die Straße aufhört, meist ebenerdig sich anbieten hab. Dieser sind nur wenig ärmliche Gewölbe auch nicht sonderlich gegen das Offenbleiben verschlossen, in dem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wenig sie nun über drei Jahre, und diese Buden, Hütten, ja Zeltwirtschaft hat auf den Charakter der Einwohner entschiedenen Einfluß. Das Entsetzen über jenes unerhörte Ereignis, die Furcht vor einem ähnlichen, trotzt die der Freuden des Augenblicks und allmählichem Erwerbe zu genießen. Die Scene vor neunzehn Monat ward am einundzwanzigsten April, also ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert. Ein mäßiger Erdstoß erschütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Menge Menschen, gerade in dem Augenblick zusammengetrieben, diese Erschütterung empfanden. Einige Personen, die dorin gewesen, schienen sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Beim Aufsuchen und Betrachten dieser Gegenstände leitete uns ein freundlicher Consul, der, uns aufzufordern, vielfache Sorge für uns trug — in dieser Trümmerwüste mehr als man wohl dachte antreffen konnten. Indessen auch, da er vermuthlich bald wer nach abzureisen wünschten, machte er uns einem Französischen Kaufherrn bekannt, der im Begriff stehe nach Neapel zu segeln. Dorthin erwünscht, da die beste Hoffnung vor den Seestürmen führt.

Eben hatten wir unserm alten Führer den Mantel zu erkennen gegeben, eine der ärmsten Gegenden und nur einfachen Hütten inwendig, eine Cantonniere und ein temporäre Haushaltung zu sehen, als ein freundlicher Mann sich an uns anschloß, der sich bald als Französischer Seecapitain bekannte, welchen der Consul, nach vollendetem Frühstücke, unsern Wunsch schon im Gerüchte zu sehen eröffnete, mit dem Versuchen uns bei sich einzuführen und uns den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Brettern belegbaute und aedelte Hütte. Der Eintritt war völlig wie der jener Menschen, wo man wilde Thiere oder sonstige Raritäten für Geld sehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache sichtbar, ein ordentlicher Vorhang trennte den vordern Raum, der nicht schlecht, tannenartig geschlossen schien. Stühle und Tische der fanden sich da, nichts weiter von Hausgeräthe. Ein Kamin war der Platz von oben durch spitzige Oeffnungen der Bretter. Wir diskutirten eine Zeit lang uns ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber schwebende innere Dachgebäude, als auf einmal Frauen und drüben des Vorhangs, ein paar allerliebste Madchengesichten neugierig herausguckten, schwarzäugig, schwarzlockig, die aber sogleich sie sich bemerkt sahen wie der Blitz verschwanden, auf Anlaufen des Consuls jedoch, nach so viel verflossener Zeit als nöthig war sich anzuziehen, auf wohlgeputzten und niedlichen Körperchen wieder hervortraten und sich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich aufnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wohl merken daß sie uns für fabelhafte Wesen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrthum sie unsere Antworten nur mehr bestärken mußten. Auf eine heitere Weise machte der Consul unsere wahrscheinliche Erscheinung aus, die Unterhaltung war sehr angenehm, schwer sich zu trennen. Vor der Thüre erst fiel uns auf, daß wir die innern Räume nicht gesehen und die Haushaltungsstuben über die Genehmigung vergessen hatten.

Messina, Donnerstag den 12. Mai 1787.

Der Consul, unter andern, sagte daß es wir nicht annehmlich nützlich sein wohl gethan sei dem Gouverneur anzuwerten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Verdruß eben so gut schaden als nutzen könne; dem Consul werde es zu Gunsten gereichen, wenn er bekannte Fremde vorführe, auch wisse der Antwortung nie, wo er dieses Mannes auf eine oder andere Weise bedürfe. Dem Freunde zu gefallen eilte ich mit.

Just Vormittag trafen wir drinne ganz entsetzlichen Lärm. Ein Laufer mit Pulcinell-Figuren rannte dem Consul ins Ohr: über Tag! acht Uhr Stunde. Doch traten wir hinein und fanden den neuen Gouverneur, uns den Rücken zugewende, unmacht des Fensters an einem Tische sitzen. Große Haufen verschiedner alter Briefbogen lagen vor ihm, von denen er die unbeschriebenen Blätter mit großer Gelassenheit absonnt und seinen barbarischen Charakter dadurch zu erkennen gab. Während dieser ernsthaften Beschäftigung schalt und flucht er fürchterlich auf einen unartigen Mann los, der, seiner Kleidung nach, mit Mantz verwandt sein konnte und den wir mehr durch Gesticulation und Phrasen verstehend, wenig dem selben wenig Raum ließ. Der Gebrüllte und Angeschriene suchte mit Fassung einen Vertrag abzuhelfen, den der Gouverneur, so schien es, auf dem, als einen ohne Befugnis mitternacht Aufgenommenen, wollte anwenden haben, der Mann berief sich auf seine Pasie und bekannten Verhältnisse in Neapel. Dieß aber half alles nichts, der Gouverneur zerschmiß seine alten Briefbogen, zerkerbte das weiße Papier feinsäuberlich und tobte fortwährend.

Außer uns beiden Fremden noch etwa zwölf Personen in einem weiten Kreise, dieses Auftrittes jenen, uns wahrscheinlich den Platz an der Thüre verdankend, als auch Gelegenheit wenn der Ergrimmte allem ob den Friedensbruch erheben und dem Consul eine opfre. Die Gesichtszüge des Consuls hatten sich bei dieser Scene merklich verlängert; man erblickte des Lauern possierliche Nähe, der, draußen vor der Schwelle, unter mit allerlei Farben spielt, mich, wenn ich manchmal umsahe, zu betrachten, als habe das je viel mit zu bedeuten.

Auch entwerte sich der ärgerliche Handel noch ganz gelinde, der Gouverneur schien damit, es hatte ihn zwar nichts an den Bettelnen entwickeln und in Verwirrung gesetzt zu lassen, allein es schien diesmal nimmerlen, er setzte die paar bestimmten Tage in Messina bleiben, allenfalls aber sich entfernen und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, eine die Meine zu verändern, beantwortete sich der Mann, erhöhte sein dünnes die Verstimmung und uns beiseiten, die er durchschneiden mußte um zur Thüre zu gelangen. Als der Gouverneur ihm noch etwas nachzuschelten sich imgrimmig umkehrte, erblickte er uns, fuhr sich sogleich, mußte dem Consul und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von sehr hohem Alter, schlechten Haares, unter grauen struppigen Augenbrauen strenge, tiefliegende Blicke hervorsendend; nun ein ganz anderer als kurz zuvor. Er hieß mich zu sich setzen, fragte, in seinem Geschäft ununterbrochen fortfahrend, nach mancherlei, worüber ich ihm Bescheid gab, zuletzt sagte er mir, ich sei so lange ich hier bliebe zu seiner Tafel geladen. Der Consul, zufrieden

wie ich, ja noch zufriedener weil er die Gefahr der wir entronnen besser kannte. Flog die Treppe hinunter und mir war als Lust vergangen dieser Löwenhöhle je wieder nah zu treten.

Messina, Sonntag den 15. Mai 1787.

Zwar bei trübstem Sonnenschein in einer angenehmern Wohnung erwachend fanden wir uns doch immer in dem unleidigen Messina. Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer fünfstöckigen Reihe von wahrhaften Palästen, die, wohl in der Lage einer Viertelstunde, die Rhede einschließen und bezeichnen. Alles waren steinerne, vierstöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderseiten bis aufs Hauptgesims noch völlig stehen, andere bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock herunterabgetragen sind, so daß diese ehemalige Prachtreihe nun aufs widerlichste zahnlückig erscheint und auch durchsehen: denn der blaue Himmel scheint beinahe durch alle Fenster. Die innern eigentlichen Wohnungen sind sämmtlich zusammengestürzt.

An diesem traurigen Phänomen ist Ursache, daß nach der von Norden gegen Süden streichenden Hauptanlage, wenigst beinahe parallel mit dem Saume westlichen Ufer, aber gegen aus Quaderflächen aufgeführten Vorderseiten verstellten. Jenes an sich schon unsichere Gebäude mußte, von der ungeheuern Erschütterung angeregt, und zerrüttet, zusammenstürzen; wie man denn unter manchen bei so großem Unglück vorgekommenen wundersamen Rettungen auch folgendes erzählt: der Bewohner eines solchen Gebäudes sey im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung einer Fensters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zusammengestürzt und so habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick seiner Befreiung aus diesem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene aus Mangel naher Brandsteine so solcherlei Bauart hauptsächlich Schuld an dem völligen Ruin der Stadt gewesen, zeigt die Beharrlichkeit solcher Gebäude. Der Jesuiten Collegium und Kirche, von nächsten Quadern aufgeführt, stehen noch unversehrt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. Dem sey aber wie ihm wolle, Messina's Anblick ist äußerst verdrießlich und erinnert an die Urzeiten wo Sicaner und Sikuler diesen unruhigen Erdboden vertrieben und die westliche Küste Siciliens bebauten.

Und so brachten wir unsern Morgen zu, gingen dann im Gasthof ein frugales Mahl zu verzehren. Hier saßen noch ganz vergnügt beisammen, als der Bediente des Consuls athemlos hereinsprang und mir verständigte: der Gouverneur sage mich in der ganzen Stadt suchen; er habe mich zur Tafel geladen und nun bleibe ich aus. Der Consul faßte mich aufs inständigste diesen, auf der Stelle hinzugehen, ich möchte gespeist haben oder nicht, möchte aus Vergessenheit oder aus Vorsatz die Stunde versäumt haben. Nun fühlte ich erst den unglaublichen Leichtsinn womit ich die Einladung des Cyklopen aufs dem Sinne gelassen, froh daß ich das erste Mal entwischt. Der Bediente lieh mich nicht zaudern, seine Vorstellungen waren die dringendsten und triftigsten: der Consul rührte, daß es, daß jener wüthende Despot ihn und die ganze Nation auf den Kopf stelle.

Inzwischen ich nun Haare und Kleider zurechte putzte, faßte ich mir ein Herz und folgte mit bestem Sinne meinem Führer. Doppsens, den Patron anrufend und mir seine Vorsprache bei Pallas Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom lustigen Laufer in einen großen Speisesaal geführt, wo etwa vierzig Personen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer langlich-runden Tafel saßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneurs war offen, weisen mich der Laufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäste mit einer Verbeugung gegrüßt, setzte ich mich neben ihn, entschuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläuftigkeit der Stadt und dem Irrthum in welchen mich die ungewöhnliche Stundenyahl schon mehrmals geführt. Er versetzte mit glühendem Blick: man habe sich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundigen und zu richten. Ich erwiederte, daß ich jederzeit mein Bestreben, nur hätte ich gefunden, daß bei den besten Vorsätzen man gewöhnlich die ersten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhältnisse unbekannt seyen, in gewisse Fehler verfalle, welche unverzeihlich scheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reise, die Zerstreuung durch Gegenstände, die Sorge für ein leidliches Unterkommen, ja sogar für eine weitere Reise als Gründe der Entschuldigung anbieten ließen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedächte. Ich versetzte, daß ich mir einen recht langen Aufenthalt wünsche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwiesene Gunst durch die genauste Besichtigung seiner Befehle und Anordnungen bethätigen könnte. Nach einer Pause fragte er sodann: was ich in Messina gesehen habe. Ich erzählte darzlich meinen Morgen mit einigen Bemerkungen und fügte hinzu, daß ich am meisten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieser zerstörten Stadt. Und wirklich war bewundernswürdig, wie man die sämmtlichen Straßen von Trümmern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerklüften selbst geworfen, die Steine dagegen an die Häuser angereiht, und dadurch die Mitte der Straßen frei, dem Handel und Wandel offen wieder übergaben. Hiebei konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit schmeicheln, indem ich ihm versicherte, daß alle Messineser dankbar erkennten diese Wohlthat seiner Vorsorge schuldig zu seyn. — Ersennen sie es, brummte er, haben sie doch früher genug über die Härte geschrien mit der man sie zu ihrem Vortheile nöthigen mußte. Ich sprach von weisen Absichten der Regierung, von höhern Zwecken die erst später eingesehen und gewürdigt werden könnten und dergleichen. Er fragte, ob ich die Jesuitenkirche gesehen habe, welches ich verneinte; worauf er mir denn zusagte daß er mir sie welle zeigen lassen und zwar mit allem Zubehör.

Während diesem durch wenige Pausen unterbrochenen Gespräche sah ich die übrige Gesellschaft in dem tiefsten Stillschweigen, nicht mehr sich bewegen als nöthig die Bissen zum Munde zu bringen. Und so standen sie, als die Tafel aufgehoben und der Kaffee gereicht war, wie Wachstuppen ringsum an den Wänden. Ich ging auf den Hausgottlichen los, der mir die Kirche zeigen sollte, ihm zum voraus für seine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demüthig versicherte, die Befehle Ihro Excellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen, nebenstehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzose war, nicht ganz wohl in seiner Haut zu seyn schien; denn auch er war verstummt und erstarrt wie die ganze Gesellschaft, worunter ich mehrere Gesichter sah, die der

gestrigen Scene mit dem Malteserritter verdrießlich beigewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte sich und nach einiger Zeit sagte mir der Geistliche: es sey nun an der Stunde zu gehen. Ich setzte ihm, die übrige Gesellschaft hatte sich stille verloren. Er führte mich an das Portal der Jesuitenkirche, das, nach der bekannten Architektur dieser Väter, prunkhaft und wirklich imposant in die Luft steht. Ein Soldat kam uns schon entgegen und lud zum Eintritt, der Geistliche trat gegen mich zurück, mit der Meinung, daß wir zuvor auf den Gouverneur zu warten hätten. Dieser fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze unsern der Kirche und winkte, worauf wir drei ganz nah an seinem Kutschenschlag uns vereinigten. Er gebot dem Soldaten daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Theilen zeigen, sondern auch die Geheimte der Altäre und anderer Stiftungen umständlich erklären wolle: ferner habe er auch die Sakristeien aufzuschließen und mich auf alles das darin enthaltene Merkwürdige aufmerksam zu machen. Ich sey ein Mann den er ehren wolle, der alle Ursache haben solle in seinem Vaterlande rühmlich von Messina zu sprechen. Verlassen Sie nicht, sagte er darauf zu mir gewandt und einem Lächeln, in sofern seine Züge dessen fähig waren, versäumen Sie nicht so lange Sie hier sind zur rechten Stunde an Tafel zu kommen. Sie sollen immer wohl empfangen seyn. Ich hatte kaum Zeit ihm hierauf verbindlich zu erwiedern. Der Wagen bewegte sich fort.

Von diesem Augenblick an ward auch der Geistliche heiterer, wir traten in die Kirche. Der Sakristan, wie man ihn wohl in diesem entarteten Italien Zauberpalaste nennen dürfte, schickte sich an, die ihm sodann empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Consul und Kniep in das leere Heiligthum herein stürzten, mich umarmten und eine leidenschaftliche Freude ausdrückten, mich, den sie schon in Gewahrsam geglaubt, wieder zu sehen. Sie hatten in Höllenangst gesessen, bis der gewandte Läufer, wahrscheinlich vom Consul gut pensionirt, einen glücklichen Ausgang des Abenteuers unter hundert Possen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohsinn sich über die beiden ergoß, die mich sogleich aufsuchten, als die Aufmerksamkeit des Gouverneurs wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indessen fanden wir vor dem Hochaltare, die Anlegung aller Kostbarkeiten vermehrend, Säulen von Lapis Lazuli, durch ironische, vergoldete Stabe gleichsam cannelirt, nach Florentinischer Art einander legte Pilaster und Füllungen, die prächtigen Sicilianischen Achate in Ueberfluß, Erz und Vergoldung sich wiederholend und alles vermehrend.

Nun war es aber eine wunderbare contrapunktische Fuge, wenn Kniep und der Consul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiten dagegen die Kostbarkeiten der noch wohl erhaltenen Pracht verschränkt vortrugen, beide von ihrem Gegenstand durchdrungen; wobei es denn das vorzüglich Vergnügen hatte, den Werth meines glücklichen Unkommens zu fühlen und zugleich die Sicilianischen Gebirgsprodukte, um die ich mir sonst manche Mühe gegeben, architektonisch angewendet zu sehen.

Die genaue Kenntniß der einzelnen Theile wovaus dieser Prunk zusammengesetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der sogenannte Lapis Lazuli jener Säulen eigentlich nur Calcara sey, aber freilich von so schöner Farbe als ich sie noch nicht gesehen und herrlich zusammengefügt. Aber auch so blieben diese Säulen noch immer erwürdig; denn es setzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stücke von so schöner und gleicher Farbe aufsuchen zu können und dann ist die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polirens überall bedeutend. Doch was war jenen Vätern unüberwindlich!

Der Consul hatte indessen nicht aufgehört mich über mein bevorstehendes Schicksal aufzuklären. Der Gouverneur nämlich, mit sich selbst unzufrieden daß ich von seinem gewaltsamen Betragen gegen den Quais-Matteser gleich beim ersten Eintritt Zeuge gewesen, habe sich vorgenommen mich wegzuscheuchen zu ehren und sich darüber einen Plan festgesetzt. Dieser habe durch meinen Anspielereien gleich zu Anfang der Ausführung einen Streich erlitten. Nach seinem Wähnen sich meinen zur Tafel setzend, habe der Diener sein ungebuldiges Mißvergnügen nicht verbergen können und die Gesellschaft sey in Furcht gestanden, entweder bei meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Scene zu erleben.

Indessen suchte der Küster immer wieder das Werk zu erhaschen, öffnete die geheimen Räume, nach schönen Verhältnissen gebaut, anständig ja prachtig verziert, auch war darin noch manches bewegliche Kirchengeräthe übrig geblieben, dem Ganzen gemäß geformt und gepupt. Von edlen Metallen sah ich nichts, so wenig als von ältern und neuern ächten Kunstwerken.

Unsere Italiänisch-Deutsche Fuge, denn Pater und Küster phantasirten in der ersten, Kniep und Consul in der zweiten Sprache, neigte sich zu Ende. Als ein Offizier sich zu uns gesellte den ich bei Tafel gesehen. Er gehörte zum Gefolge des Gouverneurs. Dies konnte wieder einige Besorgniß erregen, besonders da er sich erbot mich an den Hafen zu führen, wo er mich an Punkte erinnern wolle, die Fremden sonst anzuempfehlen seyen. Meine Freunde waren still, ich ließ mich jedoch nicht abhalten allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgültigen Gegenreden, bei denen ich ihm zutraulich anzureden und gefiel: bei Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere stille Beiseher mir durch ein freundliches Zeichen zu verstehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menschen allein, sondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deshalb nichts zu besorgen habe. Ich halte für Pflicht ihm zu danken und am Erstattung gleichen Dank an die übrigen Freunde zu erstatten. Hierauf erwiederte derselbe: daß sie mich um so mehr zu verehren gesinnt, als sie bei Kenntniß der Gemüthsart ihres Vorgesetzten für mich eigentlich nichts befürchtet hätten; denn eine Explosion wie die gegen den Matteser sey nur selten und gerade gegen einer solchen mache sich der würdige Greis selbst Vorwürfe, bütte sich lange, lebe dann eine Weile in einer sorglosen Eingezogenheit seiner Pflicht, bis er denn endlich durch einen unerwarteten Verdruß überrascht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingerissen werde. Der wackere Freund setzte hinzu, daß ihm und seinen Genossen nichts wünschenswerther wäre, als mit mir sich genauer zu verbinden, weshalb ich die Gefälligkeit haben möchte mich näher zu bezeichnen, wozu sich heute Nacht die beste Gelegenheit finden werde. Ich wich diesem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat mir eine Grille zu verzeihen: ich wünsche nämlich auf Reisen bloß als Mensch angesehen zu werden, ohne daß mich ein solcher Vertrauen erregen und Theilnahme erlangen, so sey es mir angenehm und erwünscht; in andere Verhältnisse einzugehen verbieten mir mancherlei Gründe.

Ueberzeugen wollt' ich ihn nicht, denn ich durfte ja nicht sagen was eigentlich mein Grund war.

Merkwürdig genug aber schien mir's, wie sehr ihn und uns schuldlos die wohldenkenden Männer unter einem despotischen Regimente sich zu eignen und zu der Freundinge Sonne verwöhnet hatten. Ich verhehlte ihm nicht daß ich ihre Verhältnisse zu andern Deutschen Reisenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke die erreicht werden sollten und setzte ihn immer mehr in Erstaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er vermiedte alles Mögliche mich aus meinem Incognito hervorzuziehen, welches ihm nicht gelang, theils, weil ich einer Gefahr entronnen mich nicht wieder in eine andere begeben konnte, theils, weil ich gar wohl bemerkte die Anstalten dieser wackern Insulaner seyen von den meinigen so sehr verschieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Trost bringen könne.

Dagegen wurden Abends mit dem theilnehmenden und thätigen Consul noch einige Stunden vertraut, der denn auch die Scene mit dem Matteier aufklärte. Es sey dieser zwar kein eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Driwechsler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen Ernst und Thätigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienste geschätzt, stehe doch im Rufe unbegränzten Eigenwillens, launischer Heftigkeit und ehernen Starrsinns. Argwöhnisch als Greis und Despot, mehr besorgt als überzeugt daß er Feinde bei Hofe habe, lasse er leicht hin und wieder sich die Fäuste, die er durchaus für Spione halte. Diesmal sey ihm der Rothrock in die Quere gekommen, da er nach einer ziemlichen Pause sich wieder einmal im Zorn habe ergehen müssen, um die Leber zu befreien.

Messina und auf der See.

Montag den 11. Mai 1787.

Beide wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich, daß wir durch den ersten wüsten Anblick von Messina zur Ungeduld gereizt, uns entschlossen hatten mit dem Französischen Kauffahrer die Rückfahrt abzukürzen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bei dem Verhältniß zu wackern Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, auf dem Besuch der meinem Banquier, der auf dem Lande in der angenehmsten Gegend wohnte, ließ sich für einen längern Aufenthalt in Messina das Angenehmste hoffen. Kniep, von ein paar hübschen Kindern wohl unterhalten, wünschte nichts mehr als die längere Dauer des sonst verhaßten Gegenwindes. Indessen war die Lage unangenehm, alles mußte gepackt bleiben und vor jeden Augenblick bereit seyn zu scheiden.

So gefaßt denn auch dieser Aufruf gegen Mittag, wir eilten an Bord und fanden unter der am Ufer versammelten Menge auch unsern guten Consul, von dem wir dankbar Abschied nahmen. Der gelbe Laufer drängte sich auch herbei, seine Ergebenheit abzubüßen. Dieser ward nun belohnt und beauftragt, seinem Herrn unsere Adresse zu melden und mein Augenleiden von Tafel zu entschuldigen. — Wer abliegelt ist entschuldigt! rief er aus, sodann mit einem seltsamen Sprung sich unterwand war er verschwunden.

Im Schiffe selbst sah es nun anders aus als auf der Neapolitanischen Corvette; doch beschäftigte uns, bei allmählicher Entfernung vom Ufer, die herrliche Ansicht des Palastviertels, der Citadelle, der hinter der Stadt aufsteigenden Berge. Calabrien an der andern Seite. Nun der freie Blick in die Meerenge nord- und südwärts, bei einer ausgedehnten, an beiden Seiten schön beuferten Breite. Als wir dieses nach und nach anstaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Wasser, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer sich ausziehenden Felsen bemerken, jene als Charybdis, diesen als Scylla. Man hat sich bei Gelegenheit beider, in der Natur so weit auseinander stehenden, von dem Dichter so nah zusammengeräthten Merkwürdigkeiten über die Fabeln der Poeten beschwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menschen durchaus Gegenstände, wenn sie sich solche bedeutend vorstellen will, höher als sie sind imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Tausendmal habe ich sagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenstand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Ursache bleiben ist immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa, jene wird die Gegenstände mächtig und steht denen, diese sich immer in die Fläche verbreiten. Landschaftmaler des sechszehnten Jahrhunderts gegen die unrigen erhalten, geben das auffallendste Beispiel. Eine Zeichnung von Jeronus Wemyer neben einem Kniep'schen Contour würde den ganzen Contrast sichtbar machen.

Mit solchen und ähnlichen Betrachten unterhielten wir uns, indem selbst für Kniep die Küsten, welche zu zeichnen er schon Anstalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieser Zustand nicht wie bei der Ueberfahrt durch bequeme Abtheilung gemildert; denn hier fand sich die Cajüte aufs genug um mehrere Personen einzunehmen, auch an guten Matratzen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich Kniep gar vortrefflich mit trübem Wein und gutem Brot erquickte. In dieser Lage wollte mir unsere ganze Sicilianische Reise in keinem angenehmen Lichte erscheinen. Wir hatten doch eigentlich nichts gesehen, als durchaus alle Bemühungen des Menschengeschlechts sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die dämische Thäle der Zeit und gegen den Greul ihrer eigenen feindseligen Erfindungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und so viele nachfolgende Völkerschaften haben gebaut und zerstört. Selinunt liegt mehrfach umgeworfen. Die Tempel von Girgenti niedergelegen waren zwei Jahrtausende nicht hinreichend, Catania und Messina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke. Diese wahrhaft seelenlose Betrachtungen einer auf der Wage des Lebens hin- und wieder Geschaukelten ließ ich mir Herrschaft gewinnen.

Auf der See, Dienstag den 15. Mai 1787.

Meine Hoffnung diesmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu seyn, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so mannigfaltigen Schönen war mir verlagt, nur einige Vorfälle ziehen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkenduft umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man die Wolke hätte unterscheiden können, das Meer übervindete. Welches die sinnliche Hummelsblaue gelate die man nur sehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie immer gleich. Mich dünkt sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punkt erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Kund- und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus

wenigstens behandelte man sie nicht als Geisteskranke, sondern wie Feinde; einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herausgebracht.

Der Wind blies unaufhörlich, den unser Schiff in verschiedenen Richtungen entschieden nur übertoben konnte. Die Ungeduld darüber ward vermehrt als einige erfahrne Reisende versicherten; weder Hauptmann noch Steurer verständen ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Verein so vieler Menschen und Güter seyen sie nicht geeignet einzusehen.

In ernste dieser übrigens braven Personen ihre Besorgnisse gehegt zu haben. Die Anzahl der Passagiere war arg, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn alles hatte sich auf das Freundlichste Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weiten Flanke vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, das Mißtrauen und Scheu jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da sich jetzt alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihrer Heil gleichen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückkehrende noch mit gesehwungenen weißen Taschentüchern begrüßen und dadurch, wechselseitig, ein somst nie zu empfindendes Gefühl der sociedenen Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Fremd über Meer.

Mit Wein und Brot von Zeit zu Zeit erquickt, zum Beweis des Hauptmanns, welcher versicherte das ich essen sollte was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Unser wußte mich zu erheitern indem er nicht wie auf der Corvette über die vortreffliche Kost triumphirend meinen Neid zu erregen wußte, mich vielmehr diesmal glücklich pries daß ich seinen Appetit habe.

Mittwoch den 16. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Hafen von Neapel eingefahren waren. Wir wurden vielmehr immer Westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten dann sehr zufrieden seyn, denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indes die Felsen die sich südwärts hinabziehen, schon einen blauischen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfsäule über ihm aufgethürmt, von der sich südwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen, bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenlosen Himmel glänzte das tiefblaue, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windstille endlich vor ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick. Unser trauerte daß alle Farbenkunst nicht vermöge diese Harmonie wiederzugeben, so wie der fernste Englische Bleistift die gebildete Hand nicht in den Stand setze diese Linien nachzuziehen. Ich bedauerte, überzeugt daß ein weit geringeres Andenken als dieser gebildete Künstler zu erhalten vermöchte in der Zukunft mehr wünschenswerth seyn würde, ich ermunterte ihn Hand und Auge zum letzten Mal anzustrengen; er ließ sich bereden und lieferte eine der genausten Zeichnungen die er nachher colorirte und ein Beispiel zurückließ, daß bildlicher Darstellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit eben so begierigen Augen. Capri lag nun ganz finster vor uns und zu unserm Erstaunen entzündete sich die reinliche Weise so wie auch der Weinschenk, je länger je mehr, und wir sahen zuletzt einen ansehnlichen Streif der Küste vom Grunde unsers Buges erleuchtet, ja weiterziehen.

Ueber diese und so willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelassen, daß uns ein großes Unheil betrohe; denn sieh und die Bewegung unter den Passagieren war lange in Ungewißheit. Sie der Meerbeschreibung kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und seinem Steuermanne ihre Vorwürfe; daß über ihre Ungeschicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt sey, sondern auch die ihnen anvertraute Personenzahl, Güter und alles mitgekommen in Gefahr schwebe. Wir erkundigten uns nach der Ursache dieser Unruhe, indem wir nicht begriffen daß bei völliger Windstille irgend ein Unheil zu befürchten sey. Aber eben diese Windstille machte jene Männer irrelisig; wir deuteten uns, sagten sie, einen in der Strömung die sich um die Insel herum und durch einen sonderbaren Wellenschlag so lebhaft als ums wechselseitig nach dem sorgesten Felsen hinzieht, wo uns auch nicht ein frühzeit Vorsprung oder Buug zur Rettung gegeben ist.

Aufmerksam durch diese Reden, betrachteten wir nun unser Schiffal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die umschwende Gefahr nicht unterscheiden ließ, so bemerkten wir doch daß das Schiff, schwankend und schwoppend, sich den Felsen näherte, die immer finsterer vor uns standen, wahrend hinter das Meer hin noch ein leichter Abendschimmer verbreitet lag. Nicht die geringste Bewegung war in der Luft zu bemerken: Sommerfäden und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Anzeichnung eines erwünschten Hauches zeigte sich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, sondern, weil der Raum zu eng war sich darauf zu bewegen, lagen sie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche betonen auf Hülfe und Rettung dachten, schalten und tobten gegen den Capitain. Man warf ihm alles vorgevorfen was man auf der ganzen Reise schweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen schlechten Schiffraum, geringe Kost, ein zwar nicht unfreundliches aber doch stummes Betragen. Er hatte niemand von seinen Handlungen Rechenschaft gegeben, ja selbst noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillschweigen über seine Maßnahmen beobachtet. Nun dies er und der Steuermann vergleichene Krämer, die ohne Kenntnis der Schiffkunst, sich aus bloßem Eigennutz den Besitz eines Fahrzeuges zu verschaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, alle die ihnen anvertraut zu Grunde richteten. Der Hauptmann schwieg und schien immer noch auf Rettung zu sinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie

verdrießlicher gewesen als der Tod selbst, war es unmöglich länger zu schweigen. Ich trat vor sie hin und redete wenn ich mich recht erinnere, folgendermaßen: Ihr Unglückliche, die ihr Gefahr und Tod nicht kennet, ihr Thoren, die ihr nicht wisset, was ihr thut, ihr Unbesonnenen, die ihr nicht bedenket, was ihr unternehmet, ihr Verwegenen, die ihr nicht fürchtet, was ihr fürchten müsset, ihr Unsinnigen, die ihr nicht einsehet, was ihr einsehen müsset, ihr Blinden, die ihr nicht sehet, was ihr sehen müsset, ihr Tauben, die ihr nicht hören wollet, was ihr hören müsset, ihr Stummen, die ihr nicht redet, was ihr reden müsset, ihr Lahmen, die ihr nicht gehet, wohin ihr gehen müsset, ihr Schwachen, die ihr nicht wollet, was ihr wollen müsset, ihr Kleinmüthigen, die ihr nicht thut, was ihr thun müsset, ihr Unbarmherzigen, die ihr nicht leidet, was ihr leiden müsset, ihr Unbekümmerten, die ihr nicht bedenket, was ihr bedenken müsset, ihr Unbesonnenen

Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Neapel.

An Herder.

Neapel, den 17. Mai 1787.

Hier bin ich wieder, meine Lieben, reicher und ärmer als ich ging. Ich habe die Reise durch Sicilien leidlich und schnell vollendet, wenn ich wiederkomme stelle ihr es mündlich wie ich es gelesen habe. Daß ich überall so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine ungemeine Fertigkeit verschafft, alles gleich zum Bild wegzuspielen, und ich finde mich recht glücklich den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Rücken, da ich auch gestern von Pästum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inseln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufsparen. Auch ist hier in Neapel kein Bedürfniß; diesen Ort werde ich auch nun besser schildern, als es meine ersten Briefe thaten. Den ersten Juni reise ich nach Rom, wenn mich nicht eine böhere Macht hindert, und Anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß euch soviel als möglich wiedersehen, es sollen gute Tage werden. Ich habe unmäßig aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.

Für alles was du liebes und gutes an meinen Streifen thust, danke ich dir tausendmal, ich wünschte immer etwas besseres und dir zur Freude zu machen. Alles war auch von der begegnen wird und wo, soll mir willkommen seyn. Nur sind sie nah in meiner Vorstellungsarten, als es möglich ist ohne Eins zu seyn, und in den Hauptpunkten am nächsten. Wenn du diese Zeit her viel und sehr selbst geliebet hast, so hast du viel erworben, und ich kann einen guten Tausch hoffen.

Ich bin freilich, wie du sagst, mit meiner Vorstellung sehr aus Gegenwärtige gehetzet, und jemehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen daß die Menschheit je Eine weise, klage, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Konstitution der unsrigen scheint mir es wenig für sie, als für Sicilien bei der Seligkeit zu hoffen.

In einem heiligenden Blatte sag' ich etwas über den Weg nach Salerno und über Pästum selbst; es ist die leute und satt möchte ich sagen verrückte Idee, die ich nun norwärts vollständig mitnehme. Auch ist der mittlere Tempel, nach meiner Meinung, allem vorzuziehen was man noch in Sicilien sieht.

Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Betrachtungen, die Gleichnisse ꝛc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsinnlich natürlich, aber freilich mit einer Neuheit und Innigkeit gesagt, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten eingemengten Begebenheiten haben eine Naturlichkeit, die ich nie so gefühlt habe als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände. Das mich meinen Gedanken kurz zu ausdrücken: sie stellen die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect; sie schildern das Fürchterliche, wir schildern fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht sichtbar genug machen zu können. Wenn was ich sage nicht neu ist, so daß ich es doch bei meinem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandriffen, buschige Hügel, zahme Weiden, krummere Felder, gemischte Gärten, gepflegte Bäume, hangende Reben, Weidenbeete und immer dürrere Ernten, Farben und Dufte und das alles umschmeichelnde Meer mit so vielen Anwohnerinnen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich dir vertrauen daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin und daß es das einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die consequent seyn müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Neapel, den 19. Mai 1787.

Telesheim, der nach Rom wieder zurückgekehrt ist, hat, wie wir merken, hier in der Zwischenzeit so für uns gearbeitet, daß wir seine Anwesenheit mehr empfinden werden. Er theilt seinen sämmtlichen hiesigen Freunden so viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß sie sich alle offen, freundlich und thätig zeigen uns entgegen. welches so besonders in meiner gegenwärtigen Lage sehr behagt, weil kein Tag vergeht wo ich nicht jemand am Hafen eine Gefälligkeit und Beistand anzunehmen hätte. So eben bin ich im Begriff ein immerwährendes Verzeichniß anzulegen von dem was ich noch zu sehen wünschte; da denn die Kürze der Zeit Meisterin bleiben und anweisen wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Neapel, den 22. Mai 1787.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und das Erzählens werth ist.

Eine Dame, die mich schon bei meinem ersten Aufenthalt sehr begünstigt, erlaubte mich Abends zuvor rühmt über ihr zu empfangen: es wolle mich ein Engländer sprechen der mir über meinen Verleger etwas zu sagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hieraus, und wäre sie mir doppelt werth gewesen, gewiß eine abschlägliche Antwort erfolgt seyn; aber daran daß ich zusage, konnte ich wohl merken meine Sicilianische

Reise habe glücklich auf mich gewirkt und ich versprach zu kommen.

Leider aber ist die Stadt zu groß und der Gesellschafter sie viel, daß ich eine Viertelstunde zu spät die Treppe hinauf stieg und eben an der verschlossenen Thüre auf der Stillstatte stand um zu klingeln, als die Thüre schon aufging und ein schöner Mann in mittlern Jahren heraus trat, den ich sogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angesehen, als er sagte: Sie sind der Verfasser des Werther! Ich bekannte mich dazu und entschuldigte mich, nicht früher gekommen zu seyn.

Ich konnte mehr einen Augenblick länger warten, versetzte derselbe, was ich Ihnen zu sagen habe ist ganz kurz und kann eben so gut hier auf der Stelle gesagt werden. Ich will nicht weitersehen was Sie von Tauschungen gehört, auch hat das Werk nicht so Beifall auf mich gewirkt als auf andere; so oft ich aber daran denke was dazu gehörte um es zu schreiben, so muß ich mich immer aufs neue verwundern.

Ich wollte vorerst etwas dankbar dagegen erwidern, als er mir ins Wort fiel und antrieb: ich darf meinen Augenblick länger saumen, mein Verlangen ist erfüllt: Ihnen dies selbst gesagt zu haben, leben Sie recht wohl und glücklich! und so fuhr er die Treppe hinunter. Ich stand einige Zeit über diesen abentheuerlichen Text nachdenkend und klimselte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unser Zusammentreffen, und erzählte manches Vorbedeutende von diesem seltenen und seltsamen Manne.

Neapel, Freitag den 25. Mai 1787.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wohl nicht wieder sehen; sie ist wirklich nach Sorrent und hat mir die Ehre angethan vor ihrer Abreise auf mich zu schelten, daß ich das klemichte und wüste Sicilien wir habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über diese sonderbare Erscheinung. Aus einem guten doch unvermögenden Hause geboren, um Kinder erzogen, entschloß sie sich einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, und man konnte sie um so eher dazu überreden, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. In dieser reichen, aber durch Familienverhältnisse höchst beschränkten Lage suchte sie sich durch ihren Geist zu helfen und, da sie in Thun und Lassen schwebend war, wenigstens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man versicherte mir daß ihr eigentlichster Wandel ganz unbescholten sey, daß sie sich aber seit vorgesetzt zu haben scheine durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen ins Angesicht zu schlagen. Man bemerkte sogar, daß seine Cousine ihre Diskretion, wären sie sonstwie versichert, thun durchaus lassen, weil sie durchaus nichts vorbringe, als was Religion, Staat, oder Sitten verletze.

Man erzählte die wunderlichsten und artigsten Geschichten von ihr, wovon eine hier stehen mag, ob sie gleich nicht die anständigste ist.

Kurz vor dem Erdbeben das Calabrien betraf, war sie auf der bertinen Güter ihres Gemahls gegangen. Auch in der Nähe ihres Schlosses war eine Baracke gebaut, das heißt ein hölzernes, einstöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgesetzt; übrigens tapezirt, möblirt und sonstlich eingerichtet. Bei den ersten Anzeigen des Erdbebens flüchtete sie dahin. Sie saß auf dem Sopha, Knöchen knüpfend, vor sich ein Nähtischchen, gegen ihr über ein Abbé, ein alter Hausgeistlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude sank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengesetzte sich empor hob, der Abbé und das Tischchen wurde also auch in die Höhe gehoben. Pfui! rief sie, an der sinkenden Wand mit dem Kopfe geschlagen, schickt sich das für einen so ehrwürdigen Mann? ihr geberdet euch ja als wenn ihr auf mich fallen wolltet. Das ist ganz gegen alle Sitte und Wohlstand.

Indessen hatte das Haus sich wieder niedergesetzt und sie wußte sich vor Lachen nur zu lassen, über die närrische, lösterne Figur die der gute Alte sollte gespielt haben, und sie setzen über diesen Scherz von allen Calamitäten, ja selbst den großen Verlust der ihre Familie und so viel tausend Menschen betraf nicht das mindeste zu empfinden. Ein wunderlam glücklicher Charakter, dem noch eine Prise gelingt, indem ihn die Erde verschlingen will.

Neapel, Sonnabend den 26. Mai 1787.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl auf beiden, daß es so viele Heilige giebt; man kann jeder Gelegenheit den seinigen anbeten und, mit vollem Vertrauen, sich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zusagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn, ihm zu Ehren, nach seiner Weise und Lehre andächtig mantier beging.

Postirend Neri steht in hohem Ansehn und zugleich heiteren Andenken, man wird erbaut und erfreut wenn man von ihm und seiner hohen Gottesfurcht vernimmt, zugleich aber hört man auch von seiner guten Laune sehr viel erzählen. Seit seinen ersten Jugendjahren fühlte er die dringendsten Reizungstriebe und im Laufe seines Lebens entwickelten sich in ihm die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwiderstehlichen Gebets, der tiefen wortlosen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Extase und zuletzt sogar des Aufschwebens vom Boden und Schwebens über demselben, welches vor allen für das Höchste gehalten wird.

Zu so vielen gebeimnißvollen, seltsamen Innerlichkeiten gesellte er den starken Menschenverstand, die feinste Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, den thätigsten Beistand, in leiblicher und geistlicher Noth, seinen Nebenmenschen gewidmet. Streng beobachtete er alle Ordensgebräuche, wie sie auch an Festen, Kirchenfesttagen, Beten, Fasten und sonst von dem gläubigen, katholischen Manne gefordert werden. Eben so beschäftigte er sich mit Bildung der Jugend, mit musikalischer und rednerischer Uebung derselben, indem er nicht allein geistliche sondern auch geistreiche Themata verfaßte und sonst auftauende Gespräche und Disputationen veranlaßte. Hierbei mußte denn wohl das sonderbarste scheinen, daß er das alles aus eignem Trieb und Befugniß that und leistete, seinen Weg viele Jahre stetig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Congregation zu gehören, ja ohne die geistliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dieß zu Luthers Zeit geschah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energischer, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte das Geistliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in das Secnlum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Zwiespalt der die Gemüther des Papstthums höhnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben soll.

Der päpstliche Hof jedoch, der einen so bedeutenden Mann in der Nähe, im Begriff von Rom, unter

seinem Gewahrsam hatte. ließ nicht nach bis dieser, der obendrein ein geistliches Leben führte, schon seine Wohnung in Rhodern nahm, daselbst lehrte, ermunterte, ja zwar wo nicht einen Orden doch eine freie Versammlung zu stiften im Begriff war, endlich bewogen ward die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen, die ihm denn doch bisher nur seinen Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch seine verwertliche wunderbare Erhebung über den Boden, wie billig, in Zweifel ziehen, so war er doch dem Geiste nach doch über dieser Welt erhoben und deswegen ihm nichts so sehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hindernisse eines wahren geistlichen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Gespräche überliefert, immer mit gutem Humor.

Er bemerkt sich z. B. eben in der Nähe des Papstes, als diesem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Kloſterfrau mit allerlei wunderlichen, geistlichen Gaben sich hervortue. Die Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen zu untersuchen erhält Neri den Auftrag. Er setzt sich sogleich zu Maultier und ist bei sehr üblem Wetter und Weg bald im Kloſter. Eingeführt unterhält er sich mit der Aebtissin, die ihm von allen diesen Gnadenzeichen mit bescheidener Verleugnung genauere Kenntniß giebt. Die ältere Nonne tritt ein, und er, ohne sie weiter zu beachten, reicht ihr den goldenen Stuckel hin, mit dem Ansinnen das sie ihn ausspielen solle. Die beiläufige, zierliche Jungfrau tritt erschrocken zurück und giebt ihre Entrüstung über dieses Zumuthen mit bestimmten Worten zu erkennen. Neri erhebt sich ganz gelassen, bestellt sein Maultier und findet sich wieder vor dem Papst, ehe dieser es nur vermuthen konnte: denn wegen Prüfung seiner Geistesgaben sind katholischen Beobachtern bedeutende Vorbilder mährgegen aufs genauste vorgeschrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit solcher übernatürlichen Begünstigungen zugiebt, aber die Wirklichkeit derselben nur ohne die genauste Prüfung anerkennt. Dem verwunderten Papste eröffnete Neri fürsichtig das Resultat: Sie ist keine Heilige! rief er aus, sie hat keine Wunder: denn die Hauptgegenschaft fehlt ihr, die Demuth.

Diese Maxime kann man als leitendes Prinzip seines ganzen Lebens ansehen; denn, um nur noch Eins zu erzählen, Als er die Congregation der Pazzi dell' Oratorio gestiftet hatte, die sich bald ein großes Ansehen erwarb und gar vielen den Wunsch einflößte Mitglied derselben zu werden, kam ein junger Römischer Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Noviziat und die demselben angewiesene Kleidung zugestanden wurde. Da aber seitdem nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachsuchte, hieß es: das werde noch einige Prüfungen zu bestehen haben; wozu er sich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Jungenschwanz hervor und forderte: der Prinz solle diesen sich hinten an das lange Kleid von arbeiten lassen und ganz einfach durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entfernte sich, wie oben die Nonne, und äußerte: er habe sich gemeldet nicht um Schande sondern um Ehre zu erlangen. Da nannte denn Vater Neri, dieß sey von seinem Kreise nicht zu erwarten, wo die höchste Entlagung das erste Gesetz bleibe. Worauf denn der Jüngling seinen Abschied nahm.

In einem kurzen Abschnitte hatte Neri seine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, spernere se ipsum, spernere si speroni. Und damit war freilich alles gesagt. Die beiden ersten Punkte bildet sich ein Hypochondrist wohl manchmal ein erfüllen zu können, am aber sich zum dritten zu bequemen möchte man auf dem Wege zum Heiliger zu werden.

Neapel, den 27. Mai 1787.

Die sämmtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats habe ich gestern alle auf einmal von Rom der durch Graf Fries erhalten und mir mit Lesen und Wiederlesen etwas recht zu Gute gethan. Das seinlich erwartete Spätschreiben war auch dabei und ich danke tausendmal für alles.

Nun wird es aber bald Zeit daß ich von hier flüchte, denn indem ich mir Neapel und seine Umgebungen noch recht zu unter Lage vergegenwärtigen, den Umkreis erneuern und über manches abschließen möchte, so reißt der Strom des Tages mich fort und nun schließen auch verschiedene Menschen sich an, die ich als alte und neue Bekannte unmöglich so geradezu abweisen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Carlsbad die angenehmsten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen war die Gegenwart in heiterer Erinnerung. Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Hymer unseres theuren Fürsten. Sie besaß das Gedicht noch, womit ihn bei seinem Abreist die Mädchen von Engelhaus überraschten. Es sind die lustigen Scenen alle zurück, die wenigen Redereien und Mystificationen, die gelegentlich Verdruß das Verachtungsrecht an einander aufgudeln. Schnell flattern wir uns auf Deutschen Boden in der beiden Deutschen Gesellschaft, einander schränkt von Felswänden, durch ein seltsames Local zusammen gehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung verewigt. Sowohl wir jedoch uns Fremder traten rauschte der Neapolitanische Strom wieder so gewaltsam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren.

Der Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Urfel kann ich eben so wenig ausweichen. Treffliche Personen von beiden Seiten, seltene Talente und Meisterschaft, entschiedener Kunstsinn, Wohlwollen für Bedeutendes. Eine fortgesetzte und wiederholte Unterhaltung war höchst anziehend.

Hamilton und seine Gemahlin setzten gegen mich ihre Freundschaft fort. Ja wenn sie dem und jenen Neuen prononcirte Mis Harte auch ihre musikalischen und mimischen Talente.

Auf Anrath Freund Hackerts, der sein Wohlwollen gegen mich zeigte und mir alles Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, eilte ich Antiken in sein gelehrtes Kunst- und Gerümpelgewölbe. Da steht es denn ganz verwirrt aus; die Producte aller Epochen zufällig durch einander gestellt: Büsten, Torsi, Vasen, Bronze, von Steinmetzen Arbeiten allerlei Hausgeräth, sogar ein Caroussel. Geschnittes, Gemaltes und was er nur zufällig zusammentraufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgesprochenen Deckel ich neugierig bei Seite schob, lagen zwei ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink mantte ich Hackerten auf merksam und bezeichnete ihm die Frage zu: ob diese nicht ganz denen in Portici ähnlich seyen? Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freilich auf den Pompejischen Gräbern schwärz dieser verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklichen Erwerbnisse mag der Ritter diese verlorenen Schätze nur wohl seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.

Auffallend war mir ein aufrechtstehender, an der Brusterseite offener, inwendig schwarzgestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und dem gemäß erwartete mir aus die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, meist zerrissen das schöne Gerüst als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergetzen, und so hatte sie mannigmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grund vielfarbig geflieder, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt. Diese Exposé schien verdient zu seyn, auch war der Apparat schwer zu transportiren und ins rechte Licht zu setzen; uns konnte alles ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Hier ist der Ort noch einer andern entschiedenen Liebhaberei der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es sind die Krippen (presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen sieht, eigentlich die Anordnung der Hirten, Engel und Könige verschiedene, mehr oder weniger vollständig, reich und prächtig zusammengruppirt. Diese Darstellung ist in dem heitern Neapel bis auf die Kaufen Haussäcker ausgedehnt; hier wird ein leeres, hüttenartiges Gerüste erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeschmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die sämmtlichen Umstehenden und Umherweidenden, festlich ausgeputzt, auf welche Gardetrop das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich vervollkommt ist der Hintergrund, welcher den Beiter mit seinen Umgebungen einnahm.

Da mag man nun mannigmal auch lebendige Figuren zwischen die Puppen mit eingemischt haben und nach und nach ist eine der bekanntesten Unterhaltungen jeder und reicher Familien geworden, in ihren Palästen auszuüben.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlerzogener Gast nicht wagen sollte, so muß ich gestehen daß mir unsere schöne Unterhaltung doch eigentlich als ein geistloses Wesen vorkommt, die wohl mit ihrer Gestalt bezahlen, aber durch keinen seelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache sich geltend machen kann. Schon ihr Gesang ist nicht von zusagender Fülle.

Und so mag es sich auch am Ende mit jenen starren Bildern verhalten. Schöne Personen giebt's überall, tiefempfindende zugleich mit günstigen Sprachorganen versehene viel seltener, am allerseltensten leider wo zu allem diesen noch eine einnehmende Gestalt hinzutritt.

Auf Herbert dritten Theil freu' ich mich sehr. Heber mir ihn auf bis ich sagen kann wo er mir begegnen soll. Er wird gewiß den schönen Traumwunder Menschheit, daß es derselben besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen daß' ihr es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur streue' ich das zu gleicher Zeit die Welt ein arges Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter seyn werde.

Neapel, den 25. Mai 1787.

Der gute und so brauchbare Volkmann nöthigt mich von Zeit zu Zeit von seiner Meinung abzugehen. Er spricht z. B. daß dreißig bis vierzig tausend Müßiggänger in Neapel zu finden waren, und wer spricht's ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar sehr bald nach einiger genauer Kenntniß des sittlichen Zustandes, daß dies wohl eine verkehrte Ansicht seyn möchte, wo man jeden für einen Müßiggänger hält der sich nicht den ganzen Tag ängstlich abmüht. Ich vermehrte deßhalb verhältnißlos die Anzahl der Faullenzer auf das Doppelte, da mochte sich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar sehr viel übriggebliebene Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigten.

Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern welche ich doch auch wollte kennen lernen; sie konnten mir aber solche eben so wenig zeigen, und so ging es, weil die Unterhaltung mit Betrachtung der Stadt genau zusammenfiel, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuren Gewerbe mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Gestalt, Kleidung, Beschäftigung, Behendigkeit zu beurtheilen und zu classificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich hier mehr selbst gelassen ist und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezieht.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen die ich die und da still stehen oder ruhen fand waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte.

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis sich jemand ihrer bedienen will; die Cacciatori, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Cabrioletten auf großen Plätzen stehen, ihre Pferde besorgen und einem jeden der sie verlangt zu Diensten sind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pferde tränken; Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein unglücklicher Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch manche bin und wieder gehen, doch trug meist ein jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen. Je mehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnt' ich weder von der activsten, noch von der müßigen Classe, weder am Morgen, noch am spätern Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein nähered Detail, um das was ich behaupte glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird wobei es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt sodar die kleinsten Knäbchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde zu kriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, befassen sich mit diesen kleinen Gewerbe. Die gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichfalls zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, vermut es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn indem sie Obst, gesponnenen

Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wie der als tunesische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone, oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihre kleine Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen, und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so verächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei längerem Aufenthalt noch manche Beispiele solcher kindischen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich das Kehricht auf Pferd und der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unglaubliche Menge von Küchengewächsen alle Marktage herein gebracht wird und wie die Industrie der Menschen sogleich die übrigthätigen, von der Küche verworfenen Theile wieder in die Felder bringt um den Cirkel der Vegetationen zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüse machen wirklich die Stränke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des Neapolitanischen Reichthums aus; diesem wird denn auch diejenerie nachgeeifert. Zwei große biegsame Körbe hängen an dem Rücken eines Esels und werden nicht allein ganz voll geladen, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tags so oft als möglich nach der Stadt, die innen zu allen Stunden eine reiche Swaagratte ist. Wie auch mehrsam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, lasse sich denken. Ungern verlassen sie die Straße wenn es Koth wird, und die Reisenden die nach Mitternacht aus der Thor fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tags ein einziger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein paar solche Leute die sich zusammen thun, sich einen Esel kaufen und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland anpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letzten Classe des Volks beigenden angehören. Einige gehen herum mit Fläschen Eisenwasser und Essenzen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank den auch der Germanne nicht zu entbehren vermag; andere mit Confectsystern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in pyramidalischen Ringen vor dem Fallen gesichert stehen; andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Räucherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint als wolle jeder das große Fest des Gemüses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mit genießen und vermehren.

Die diese Art Herumträger gewährig sind, so giebt es noch eine Menge kleine Krämer, welche gleichfalls herumgehen und, ohne viele Umstände, auf einem Bret, in einem Schaarkorbe ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf bloßer Erde, ihren Kram ausbreiten. Da ist man von einigen Waaren die Netze, die man auch in größern Läden findet, es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinewand, Fil u. s. w. das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Classe den Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen, aber dieß ist bemerkenswerth kein Zudringer, kein Taschendieb! Ja ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß in Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Classe zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nordischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Haustau einsalzen und räuchern muß um die Küche das ganze Jahr zu versorgen, daß der Mann den Holz- und Feuervorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., können wir denn die südlichen Zustände in ihrem Genuß empfinden und der Arbeit gewehren. Mehrere Monate lang entfernt man sich gern aus der freien Luft und verwahrt sich in Wohnungen vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unausbleiblich folgen die Jahreszeiten auf einander und jeder der nicht zu Grunde gehen will muß ein Haushalter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzubereiten. Gewiß hat den die Naturverhältnisse, welche sich Jahrmannigfaltig gleich bleiben, den Charakter der in so mannigfaltigen Zonen verwirklichten nordischen Nationen bestimmt. Dagegen bemerkenden wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng. Was Herr von Pauw in seinen Recherches sur les Grecs, der Griechenland da er von den einstigen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande seiner Menschen nicht den richtigsten Begriff; ihr Grundsatz sey alles zu entbehren sey durch ein Klima sehr begünstigt das alles gewährt. Ein armer, und elend scheinender Mensch könne in den heißen Gegenden die nöthigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt aufs schönste genießen; und eben so möchte ein sogenannter Neapolitanischer Bettler die Stelle eines Bischofs in Norwegen leicht vertreten und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern, da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort noch nicht nackt; der jenige der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, sondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläste und Kirchen,

in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Sclaiengeld unterstellt, ist bekannter noch nicht verstoben und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das historische Meer, von dessen Producten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und Gartenerdächte zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben sind; wie die Gegend worin Neapel liegt den Namen Terra di Lavoro einzig das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdienet hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) schon Jahrhunderte trägt: so kann sich wohl begreifen wie leicht dort zu leben seyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich eben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu schreiben unternehmen wollte; wozu denn erstlich kein gemacht Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich seyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist als alle übrigen Classen, ja vielleicht aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt sich dadurch gar manches; daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordischen Länder sehr zurück sind; daß Fabriken meist zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß zu der großen Masse von Menschen wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der Neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist: daß sich die Gesellschaften im Müßiggange am wohlsten seyn lassen, und auch die Großen ihre Güter meist nur zu sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dies viel zu allgemein gesagt ist und daß die Charakterzüge jeder Classe nur erst nach einer genauen Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können, allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich führe wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern denen man etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft vertreten aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen. Durchgängig ist diese Classe von Menschen eines sehr lebhaften Geistes und zeigt einen freien richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Classe von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune.

Plinius, im fünften Capitel des dritten Buchs seiner Naturgeschichte, hält Campanien allein einer weitläufigen Beschreibung werth. „So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden,“ sagt er, „daß man erkennt, an diesem Ort habe die Natur sich ihres Werks erfreut. Denn diese Lebensluft, diese immer heitere Milde des Himmels, so erwünschte Felder, so sonnige Hügel, so unfruchtbare Waldungen, so schattige Haine, so üppige Wälder, so lustige Berge, so ausgebreitete Saaten, solche Fülle von Reben und Oelbäumen, so edle Wolle der Schafe, so fette Nacken der Stiere, so viel Seen, so ein Reichthum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Häfen! Die Erde selbst sie ihrem Schooß überall dem Handel eröffnet und, gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus streckt.“

„Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebäude, ihre Kräfte und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben.

„Von diesem Lande füllten die Griechen, ein Volk das so selbst unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollste Urtheil, indem sie einen Theil davon Groß-griechenland nannten.“

Neapel, den 29. Mai 1787.

Eine ausgezeichnete Erdansicht erblickt man überall mit dem größten Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, locken den Menschen einzuladen sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden der es einigermaßen vermag. Städte und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grunde mit bunten Blumen geziert; sogar die einspännigen Caleschen bedeckt man schattirt, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgelt ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wer pflegen gewöhnlich die Treibsalereien zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die schattirtesten Westen und Röcke der Weiber von Netzung, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationentrachten, die gemalten Seide, alles scheint sich zu vereinen unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen harmonisch zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da führt kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammetner, grober, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschmücktes, starr vergoldetes und verbildetes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumensträuße über das ruhende Kind hielten, und, weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte wackelten und mit beiderseits Blumensträußen auszuflattern schienen. Die Engel schwankten um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Priester und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit wo man ſich nicht überall von Cymaarten umgeben ſähe, und der Neapolitaner kennt ſie nicht allein des Eſſens, ſondern er weiß auch das die Waare zum Verkauf ſchön anzuordnen ſey.

Die Santa Lucia ſind die Zeile nach ihren Gattungen meiſt in kreuzlichen und artigen Körben. Krebſe, Austern, Schalen, kleine Muſcheln, jedes beſonders aufgeſtellt und mit grünen Blättern untergelegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannigfaltigſte herausgeputzt. Die ausgeſtreuten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtehendem grünem Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bei den Fleiſchwaaren, nach welchen das Auge des Volks beſonders lüſtern gereizt iſt. Weil der Appetit durch perſönliches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleiſchläden hängen die Theile der Thiere, Kälber, Schafe niemals aus, ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule ſtark vergeldet ſey. Es ſind verſchiedene Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmauſfeſte berühmt; alsdann feiert man eine allgemeine Orgiaſme, wenn ſich fünfhundert tauſend Menſchen daſ hier gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichſte verziert. Die Bratſpieſſe mit ganzen Schafen verkauft werden, wo Rinnen, Meleonen und Feigen aufgeſteckt ſind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmſte. Die Fiſchwaaren hangen in Guirlanden über die Straße hinüber; große Paternoſter von verſchiedenen, mit rothen Bändern geſchmückten Würſten; weiſſe Hämme, welche alle eine rothe Zahne unter dem Bürzel ſtecken haben. Man verſicherte daß deren dreißig tauſend verkauft worden, ohne die zu rechnen welche die Leute im Hauſe geräuchert hatten. Außer dieſem werden noch eine Menge Eier mit grüner Waare, Capaunen und jungen Lämmern des laden durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da ſieht, ſind ſo groß, daß man ſich deren niemals ſo viel beiſammen gedacht hat. Und meint genug daß alles dies ſich verzehren wird: alle Jahre treibt ein Feſtgeträmmer mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine u. ſ. w. der Neapolitaner verzehret habe. Das Volk hört aufmerkſam zu, ſtreut ſich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert ſich des Antheils an dieſem Genuſſe mit Behagen.

Was die Mehl- und Milchſpeiſen betrifft, welche unſere Köchinnen ſo mannigfaltig zu bereiten wiſſen, iſt für jenes Volk, das ſich an dergleichen Dingen gerne kurz faßt, und keine wohleingerichtete Küche hat, verpönt geſorgt. Die Maccaroni, ein zarter durchgearbeiteter, getrockneter, in gewiſſe Geſtalten gepreßter Teig von feinem Mehle, ſind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meiſtens nur in Waſſer abgekocht und der geriebene Käſe ſchmälzt und würzt zugleich die Speiſe. Faſt an der Ecke jeder großen Straße ſind die Backwerksverkäufer mit ihren Pfannen voll ſiedenden Oels, beſonders an Feſttagen, beſchäftigt Zeite und Backwerk einem jenen nach ſeinem Verlangen ſogleich zu bereiten. Dieſe Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tauſend Menſchen tragen ihre Mittags- und Abendeſſen von da auf einem Stückchen Papier heim.

Neapel, den 30. Mai 1787.

Nachts durch die Stadt ſpazierend, gelangt' ich zum Molo. Dort ſah ich mit einem Blick den Mond, den Schein deſſelben auf den Wellenſtämmen, den ſanft bewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saume der nächſten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtturms, das Feuer des Veſuvs, den Widerſchein davon im Waſſer und viele einzelne Lichter ausgetheilt über die Schiffe. Eine ſo mannigfaltige Aufgabe hätt' ich wohl von Van der Neer ſelbſt ſehen mögen.

Neapel, Donnerstag den 31. Mai 1787.

Ich hatte das Römiſche Frühlingsmanöſeht und dabei beſonders die nach Raphael gewirkten Teppiche ſo ſehr in dem Sinn gefaßt, daß ich mich alle dieſe herrlichen Naturerſcheinungen, ob ſie gleich in der Welt ihres Gleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, ſondern die Anſtalten zur Reiſe darnach fortſetzte. Ein Paß war beſtellt, ein Vetturin hatte mit den Mietsperſonen gedungen: denn es geſchieht dort zur Sicherheit der Reiſenden ungefähr als bei uns. Einer war beſchäftigt ſein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel beſſer als das vorige.

Sonſt früher als dieſe Veränderung im Werke war, hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben: es ſey doch unangenehm und gewiſſermaßen unanſtändig, wenn man in ein Haus ziehe und gar nichts mit bringe; ſelbſt ein Bettgeſtell, Stühle den Wirthsleuten einen einigen Reſpect ein. Als wir nun heute durch den unerklärlichſten Irrthum der Caſſelli Meinung hinderungsgleichen, ſah ich ſo ein paar eiſerne Geſtelle, dreieckartig angeſtrichen, welche ich ſogleich feſtſetzte und meinem Freund als hinlänglichen Grund zu einer ruhigen und feſten Schlafſtätte verſetzte. Einer der ältzeit fertigen Träger brachte ſie nebſt den erforderlichen Brettern in das neue Quartier, welche Anſtalt Annetten ſehr freute, das er ſogleich von mir weg und hier einzuziehen gedachte, große Reinerei. Papier und alles Nöthige ſchnell anzuſchaffen beſorgt war. Einen Theil der Contenten in beiden Stellen gezogen übergab ich ihm nach unſerer Verabredung.

Neapel, den 1. Juni 1787.

Die Ankunft des Marquis Lucchesini hat meine Abreiſe auf einige Tage weiter gegeben: ich habe viel Freude gehabt ihn kennen zu lernen. Er kommt mir einer von denen Menſchen zu ſeyn, die einen guten moraliſchen Magen haben, um an dem großen Weltiſche immer mitgenießen zu können; anſtatt daß unſer einer, wie ein wiederkäuendes Thier, ſich zu Zeiten überfrißt und dann nichts weiter zu ſich nehmen kann bis er eine wiederholte Kaumung und Verdauung gemacht hat. Sie gefällt mir auch recht wohl, ſie iſt ein wackres, Deutſches Weſen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Dieſe letzten Tage überlies ich mich der Geſellſchaft Menſchen zu ſehen; ich habe meiſt intereſſante Perſonen kennen lernen und bin mit den Stunden die ich ihnen gewidmet ſehr zufrieden, aber noch vierzehn Tage, ſo hätte ich mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückkunft von Paſtum habe ich, außer den Schätzen von Portici wenig geſehen und es bleibt mir manches zurück, deſſentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Muſeum iſt auch das erſte und Ω aller

Antiquitäten-Sammlungen; da sieht man recht was die alte Welt an freudigem Kunstsinn voraus war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurück blieb.

Zum 6. Juni 1787.

Der Lohnbediente, welcher mit den ausgefertigten Pass zurückte erzählte zugleich, meine Abreise bedaurend, daß eine starke Lava, auf dem Wege vorgestrossen, ihren Lauf nach dem Meer zu nehme; an den letzten Häusern bei Resina sey sie beinahe schon 6 – 8 Ruthen breit, in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Jener heutige Tag ging auf Abschiedsbesuche hin, die ich so vielen wohlwollenden und beförderlichen Personen schuldig war; wie es mit morgen ergehen wird, sehe ich schon. Einmal kann man sich auf seinem Wege den Menschen doch nicht völlig entziehen, was sie und aber auch nutzen und zu genießen geben, sie treiben uns doch zuletzt von unsern eigentlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerst verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dantesleute waren nicht ohne Freude und Belehrung, man zeigte mir noch manches freundlich vor was man bisher verhohlen oder versäumt. Cavaliere Bennis ließ mich sogar noch verborgene Schätze sehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung seinen obgleich verstümmelten doch unschätzbaren Umfang. Er führte mich zum Abschied in die Porcellanfabrik, wo ich mir den Hergang möglichst einprägte und mir an den Campanischen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll sah.

Wahrhaft gerührt und freundschaftlich Abschied nehmend vertraute er mir dann noch zuletzt, wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünschte nichts mehr, als daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Mein Banquier bei dem ich gegen Tischgenossenschaft ließ mich nicht los; das wäre nun alles schön und gut gewesen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an sich gezogen. Unter mancherlei Betrachtungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran, ich aber eilte schnell nach dem Meere.

Hier sah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerscheine, nur bei bewegtem Meer noch schwankender; den Vollmond in seiner ganzen Herrlichkeit neben dem Strahlkreuz des Bootes, und nun die Lava, die neulich tödte, auf ihrem glühenden ernsten Wege. Ich hatte noch niemal Lavaströme fließen, aber die Anstalten waren zu weitläuftig, ich wäre erst am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben, ich blieb auf dem Meere stehen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abströmens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens wohin die Lava strömen werde und was derselben Umfang noch mehr sein möchte, die Augen zufallen wollten.

Neapel, Sonntags den 2. Juni 1787.

Und so hätte ich auch diesen schönen Tag zwar mit verschiedenen Personen verbunden und nützlich, aber doch ganz gegen meine Ansichten und mit schwerem Herzen zugebracht. Schmählich wollte ich nach dem Dampfe, der den Berg heran langsam nach dem Meer zieht, den Weg beschleunigte welchen die Lava flüssig nahm. Auch der Abend sollte nicht frei sein. Ich hatte versprochen die Herzogin von Giovane zu besuchen, die auf dem Schlosse wohnte, wo man mich denn, viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberste verengt waren durch Kisten, Schränke und alles Mißfällige eines Hof- Garderobe- Wesens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine sonderliche Aussicht hatte, eine wohlgekleidete junge Dame von sehr guter und sittlicher Unterhaltung. Als einer geborenen Deutschen war ihr nicht unbekannt wie sich unsere Literatur zu einer freieren, weit unbeschränkenden Humanität gebildet, Herders Denkthaten und was ihnen ähnliche schätzte sie vorzüglich, auch Garvens reiner Verstand hatte ihr aufs innigste zugesagt. Mit den Deutschen Schriftstellerinnen suchte sie gleichen Schritt zu halten, und es ließ sich wohl bemerken, daß es ihr Wunsch sey eine gebürtige und belobte Feder zu führen. Dadurch bezogen sich ihre Gespräche und verriethen zugleich die Ansicht auf die Thäter des höhern Standes zu wirken; ein solches Gespräch kennt keine Gränzen. Die Dämmerung war schon eingebrochen und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab und sie, einer durch Läden verschlossenen Fensterreihe sich nähernd, stieß einen Laden auf und ich erblickte was man in seinem Leben nur einmal sieht. Daß sie es absichtlich mich zu überraschen, sie erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei Tage niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam rohend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Ausbruch pittoresk gesondert und durchaus erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Ruthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Waldthum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer jauchzenden Ruhe. Dieß alles mit einem Blick zu übersehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wundersamsten Bildes zu schauen, machte wohl Erstaunen erregen.

Dieß alles konnte von diesem Standpunkt das Auge mit einmal fassen, und wenn es auch die einzelnen Gegenstände zu mustern nicht im Stande war, so verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unser Gespräch durch dieses Schauspiel unterbrochen, so nahm es eine desto genauere lebtere Wendung. Wir hatten nun einen Terr vor uns, welchen Jahrtausende zu commentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs desto mehr stieg die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet bis ins einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsstummen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden. Meine Virtuin, so weit sie kennen, weiß mir nicht leicht ein köstlicheres Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen und die schöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieses unaussprechlichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit verwischte sich besonders dadurch, daß sie in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme Deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte; sie müsse mich widerwillig ungerne entlassen, die Stunde habe schon wie eine Galerien sich verspätigen

würden. Und so schied ich zaubernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geschick segnend, das mich für die widerwillige Arrigkeit des Tages noch spät am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt sagte ich mir vor: daß ich in der Nähe dieser größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde gesehen haben, und daß mir ein solcher Ueberrest, ein solcher Anblick aus Neapel nicht anders als auf diese Weise hätte werden können. Anstatt nach Hause zu gehen trieb'te ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauspiel mit einem andern Vordergrund zu sehen: aber ich weiß nicht ob die Ermüdung nach einem so reichen Tage, oder ein Gefühl, das man das letzte, schöne Bild, nicht verweilen müsse, mich wieder nach Morticni zurück zog, wo ich denn auch Kniepern fand, der aus seinem neu bezogenen Quartier mir einen Abendbesuch abstattete. Bei einer Flasche Wein besprachen wir unsere künftigen Verhältnisse; ich konnte ihm zusagen, daß er, sobald ich etwas von seinen Arbeiten in Deutschland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernst von Gotha empfohlen seyn und von der Bestellungen erhalten würde. Und so schieden wir mit herzlicher Freude, mit sichrer Aussicht künftiger wechselseitig wirkender Thätigkeit.

Neapel. Sonntag den 3. Juni 1787.
Dreimaleinsfest.

Und so fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt, die ich wahrscheinlich nicht wieder sehen sollte, bald heraus hinaus; vergnügt schon, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gedenke ihm auch in der Ferne meine beste Vorsorge.

An den äußersten Polizeiposten der Vorstadt störte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Gesicht sah, aber schnell wieder hinweg sprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Visitiren fertig geworden, als aus der Kaffeehausbude, die größte Chinesische Tasse voll schwarzen Kaffee auf einem Präsentirteller trugen. Kniep herausstrat. Er nahte sich dem Wagenschlag langsam mit einem Ernst, der, von Herzen gehend, ihn sehr gut kleidete. Ich war erstaunt und gerührt, eine solche erkenntliche Aufmerksamkeit hat nicht ihres Gleichen. Sie haben, sagte er, mir so viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirksames erzeigt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anweisen möchte, was ich Ihnen verdanke.

Da ich in solchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, so brachte ich nur sehr lakonisch vor: daß er durch seine Thätigkeit mich schon zum Schuldner gemacht, und durch Benutzung und Bearbeitung unserer gemeinsamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir schieden, wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man sich wechselsweise gerade das aus sphäre was man von einander erwartet. Ist das geleistet, so sind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das erste und letzte von allem ist, erscheint als reine Zugabe.

Unterwegs am 2., 3. und 4. Juni 1787.

Da ich diesmal allein reise habe ich Zeit genug die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geschieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor, und wenn die Reise dem der sie vollbracht hat, in einem Flusse vorüber zu ziehen scheint und in der Einbildungskraft als eine stetige Folge hervorritt, so fühlt man doch, daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich sey. Der Erzählende muß alles einzeln hinstellen; wie soll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?

Deshalb konnte mir nichts Tröstlicheres und Erfreulicheres begegnen als die Versicherungen eurer letzten Briefe: daß ihr euch fleißig mit Italien und Sicilien beschäftigt, Reisebeschreibungen lest und Kupferwerke betrachtet; das Zeugniß daß dadurch meine Briefe gewinnen, ist mein höchster Trost. Hättet ihr es früher gethan oder ausgesprochen, ich wäre noch eifriger gewesen als ich war. Das treffliche Männer wie Bartels, Münter, Architekten verschiedener Nationen vor mir benutzen, die gegenwärtige Zwecke sorgfältiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichsten im Auge hatte, hat mich oft beunruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich halten mußte.

Ueberhaupt, wenn jeder Mensch nur als ein Supplement alles übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen zieht; so muß dieses vorzüglich von Reisebeschreiben und Reisenden gültig seyn. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kennt' ich seine Vorgänger, so wert' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm befreien, seinen Nachfolger erwarten und diesem, wäre mir sogar inzwischen das Glück geworden, die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Zweiter Aufenthalt in Rom

vom Juni 1787 bis April 1788.

„Longa est hujus artis, dominusque potentia terræ;
Neque aut hæc omnia circumagunt deos.“

Juni.

Correspondenz.

Rom, den 9. Juni 1787.

Vorgestern bin ich glücklich wieder hier angelangt, und gestern hat der feierliche Frohnleichnamstag mich sogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich gestehen, meine Reise von Neapel machte mir einige Pein; nicht sowohl die herrliche Gegend, als eine gewaltige Lave hinter mir lassend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weise, von der man so viel gelesen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen sollen.

Heute jedoch ist meine Sehnsucht nach dieser großen Naturscene schon wieder ins Gleiche gebracht; nicht sowohl das fromme Festgewirre, das bei einem imposanten Ganzen doch die und da durch abgeschmackte Einzelne den innern Sinn verletzt, sondern die Anschauung der Terrasse nach Raphaels Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die verzüglichsten, die ihm am gewissesten ihren Ursprung verdanken sind zusammengetreten, andere, wahrscheinlich von Schülern, Zeit- und Kunstgenossen erfundene, schließen sich nicht unwürdig an und bedecken die gränzenlosen Räume.

Rom, den 16. Juni 1787.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu euch reden. Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterscheiden was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus. Diese Tage war ich in Tivoli und habe eins der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfälle dort, mit den Ruinen und dem ganzen Gewesser der Landschaft zu denen Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund leicher macht.

Am letzten Pfingstage habe ich versäumt zu schreiben. Im Trock war ich sehr müde vom Spatierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meisterschaft hat die Natur anzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts sagen. Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr complizirter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er that mir bald im Scherz bald im Ernst den Vorschlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundsätzen zu üben; nach dieser Zeit, versprach er mir, sollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich sehe auch wohl was und wie man studiren muß, um über gewisse Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Last man sonst sein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung. Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an mir lieb zu werden; bisher hat' ich sie immer nur als fremd gefühlt; dagegen erregten mich geringe Gegenstände, die mit denen Bekanntschaft hatten, die ich in der Jugend sah. Nun muß ich auch erst hier zu Hause werden, und doch kann ich's nie so innig seyn als mit jenen ersten Gegenständen des Lebens. Ich habe verschiedenes bezüglich auf Kunst und Nachahmung bei dieser Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abwesenheit hatte Tischbein ein Gemälde von Daniel Volterra im Kloster an der Porta del Popolo entdeckt; die Geistlichen wollen es für tausend Scudi hergeben, welche Tischbein als Künstler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelica davon Meldung und Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe aufzahlte, das Bild zu sich nahm und später Tischbein die ihm contractmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Erablegung verflechtend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer darnach sorgfältig hergestellte Zeichnung ist noch vorhanden.

Rom, den 20. Juni 1787.

Nun hab' ich hier schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch erwarte ich wenigstens noch ein Jahr allein zu Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und ihr wißt, ich kann nichts auf andre Art. Jetzt wenn ich scheide werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sey es denn eine Weile genug.

Der Hercules Farnese ist fort, ich hab' ihn noch auf seinen ächten Beinen gesehen, die man ihm nach so langer Zeit wieder gab. Nun begreift man nicht, wie man die ersten, von Porta, hat so lange gut finden können. Es ist nun eins der vollkommensten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo alles was er von Kunstsachen besitzt, das Herculanische Museum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Cave di Monte

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,

die ganze Farnesische Erbschaft, vereinigt aufgestellt werden sollen. Es ist ein großes und schönes Unternehmen. Unser Landsmann Hackert ist die erste Triebfeder dieses Werks. Sogar der Toro Farnese soll nach Neapel wandern und dort auf der Promenade aufgestellt werden. Könnten sie die Carracciesche Galerie aus dem Palaste mitnehmen, sie thäten's auch.

Rom, den 27. Juni 1787.

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna, wo Poussin's, Claude's, Salvator Rosa's Arbeiten zusammen hängen. Er sagte mir viel Gutes und grünenden Gedanken über diese Bilder, er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament studirt. Es freute mich, daß ich im allgemeinen bei den ersten Besuchen in der Galerie eben dieselbe Vorstellung gehabt hatte. Alles was er mir sagte hat meine Begriffe nicht geändert, sondern nur erweitert und bestimmt. Wenn man nun gleich wieder die die Natur ansehn und wieder finden und lesen kann, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Sache erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr raben, bis mir nichts mehr Wort und Traditionen, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war mir dieses mein Trieb und meine Plage, jetzt da das Alter kommt, will ich wenigstens das Erreichbare erreichen und das Thunliche thun, da ich so lange verdient und unverdient das Schicksal des Sysyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich. Mit den Menschen hab' ich jetzt ein leichtes Leben und eine gute Art Oeffentlich, ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tischbein ist sehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen solchen Zustand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von diesem auch wunderbaren Menschen. Mein Portrait wird glücklich, es gleicht sehr, und der Gedanke gefällt jedermann; Angelica malt mich auch, daraus wird aber nichts. Es verdrießt sie sehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es ist immer ein hübscher Bursche, aber keine Spur von mir.

Rom, den 30. Juni 1787.

Das große Fest St. Peter und Paul ist endlich auch herangekommen; gestern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk von Castell gesehn. Die Erleuchtung ist ein Anblick wie ein unbegreifliches Mährchen, man traut seinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht, wie sonst, bei und mit den Sachen sehe was nicht da ist, so müssen mir so große Schauspiele kommen, wenn ich mich freuen soll. Ich habe auf meiner Reise etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieses darf allerdings unter den ersten stehn. Die schöne Form der Colonnade, der Kirche und besonders der Kuppel, erst in einem feurigen Umrisse und, wenn die Stunde vorrückt ist, in einer glühenden Masse zu sehn, ist einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in diesen Augenblick nur zum Gerüste dient, so wird man wohl begreifen, daß etwas Aehnliches in der Welt nicht seyn kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond schien und dämpfte das Feuer der Lampen zum allgemeinen Schein, zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Gluth gesetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöscht. Das Feuerwerk ist wegen des Ortes schön, doch lange nicht verhältnißmäßig zur Erleuchtung. Heute Abend sehen wir beides noch einmal.

Auch das ist verüber. Es war ein schöner klarer Himmel und der Mond voll, dadurch ward die Erleuchtung sanfter, und es sah ganz aus wie ein Mährchen. Die schöne Form der Kirche und der Kuppel gleichsam in einem feurigen Aufriß zu sehen, ist ein großer und reizender Anblick.

Rom, Ende Juni 1787.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz zurückgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring' ich wieder euch einen halben Freund zurück und das Leben, Bemühen, Krabbeln und Streichen geht von neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich euch erzählen sollte wie mir auch wieder alles diesen Monat hier gelückt ist, ja wie mir alles auf einem Teller ist präsentirt worden, was ich nur wünschen habe. Ich habe ein schönes Quartier, gute Hausleute, Tischbein geht nach Neapel, und ich beziehe sein Stanzium, einen großen kühlen Saal. Wenn ihr mein gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen, ich will oft schreiben, und so sind und bleiben wir zusammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle hab' ich genug, ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur Ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser und schwimme eben wie eine Stecknadel im Quecksilber, die in seinem andern Element untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann. Der Himmel ist jetzt herrlich heiter, so daß Rom nur Morgens und Abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Castello, Frascati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, ist eine immer heitre reine Luft. Da ist eine Natur zu studiren.

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mittheilungen den damaligen Zuständen, Ereignissen und Gefühlen gemäß einrichten möchte und dabey aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine spätere Erzählung das Eigenthümliche des Augenblicks darstellen, die allgemein interessanten Stellen auszuziehen anfange, so sind' ich auch Freundes-Briefe mir unter der Hand, welche dieses noch vorzüglicher thun möchten. Deßhalb ich denn solche brieflich Documente die und da einzuschalten mich entschließe und dies logisch damit beginne, von dem aus Rom schreibenden, in Neapel anlangenden Tischbein die lebhaftesten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vortheil, den Leser sogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarsten Verhältnisse der Personen zu versetzen, besonders auch den Charakter des Künstlers aufzuklären, der so lange bedeutend gewirkt.

und, wenn er auch mitunter gar wunderlich erscheinen mochte, doch immer so in seinem Bestreben als in seinem Leisten ein dankbares Erinnern verdient.

Tischbein an Goethe.

Neapel, den 10. Juli 1787.

Unsere Reise von Rom bis Capua war sehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Velletri speiseten wir bei Cardinal Borgia und besahen dessen Museum, zu meinem besondern Vergnügen, weil ich manches bemerkte, das ich im ersten Mal übergangen hatte. Um drei Uhr Nachmittags reisten wir wieder ab, durch die Pontinischen Sümpfe, die mir diesesmal auch viel besser gefielen als im Winter, weil die grünen Bäume und Hecken diesen großen Ebenen eine annehmbare Verschiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abendsämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Post wechselt. Während der Zeit aber, als die Postknechte alle Verabredung anwendeten und Geld herumbrachten, fand ein muthiger Schimmelhengst Gelegenheit sich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauspiel, welches uns viel Vergnügen machte. Es war ein schneeweißes schönes Pferd von prächtiger Gestalt; er zerriß die Zügel womit er angebunden war, machte mit den Vorderfüßen nach dem der ihn aufhalten wollte, schlug hinten aus und machte ein solches Geschrei mit Wiehern, daß alles, aus Furcht, bei Seite trat. Nun sprang er über'n Graben und galoppirte über das Feld, beständig schnaubend und wiehernd. Schweif und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und seine Gestalt in steter Bewegung war so schön, daß alles ausrief: che bellezza! ehe bellezza! dann lief er und sie einen andern Graben hin und wieder und machte eine schmale Stelle um überzuspringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele hundert jenseits weideten. Endlich gelang es ihm hinüberzuspringen, und nun setzte er unter die Stuten die ruhig graseten. Die erschraken vor seiner Wildheit und seinem Gesocret, liefen in langer Reihe und stoben über das flache Feld vor ihm hin; er aber immer hinterdrein, indem er aufzuspringen versuchte.

Endlich trieb er eine Stute abseits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Versammlung von Stuten. Auch diese von Schrecken ergriffen, schlugen hinüber zu dem ersten Haufen. Nun war das Feld schwarz von Pferden, wo der weiße Hengst immer drunter herumsprang, alles in Schrecken und Wildheit. Die Heerde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es staubte die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der schweren Pferde überwältigt. Wir sahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von so vielen Hunderten auf dem Feld herumgalopirte, bald in einen Klumpe, bald getheilt, jetzt zerstreut einzeln unbeständig, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich veranlaßte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieses einzigen Schauspiels, und als der klarste Mond hinter den Bergen aufstieg, verließe das Licht unsrer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an seinem sanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungesunden Luft schlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechselten.

Hier waren die Postillons sehr artig, wegen der Furcht welche ihnen der Marchese Lucchesini eingejagt hatte; sie gaben uns die besten Pferde und Führer, weil der Weg zwischen den großen Klippen und dem Meer gefährlich ist. Hier sind schon manche Unglücke geschehen, besonders Nachts, wo die Pferde leicht scheu werden. Während des Anspannens, und indessen man den Paß an die letzte Römische Wache vorzeigte, ging ich zwischen den hohen Felsen und dem Meer spatzieren, und erblickte den größten Effect: der dunkle Fels vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lebhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf, und bis auf die am Ufer schwankenden Wellen heranflimmerte.

Da oben, auf der Zinne des Berges, im bämmernden Blau, sagen die Trümmer von Genserichs zerfallener Burg; sie machte mich an vergangene Zeiten denken, ich fühlte des unglücklichen Conradins Schmerz, sich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die sich alle in dieser Gegend geängstigt hatten.

Sobald war es nun fernerhin an dem Berg, zwischen den großen herabgerollten Felsensäulen am Saume des Meers im Mondenlicht herzufahren. Deutlich bemerkte man die Gruppen der Citronenbäume, Palmen und Pinien bei Fonti; aber die Verzüge der Citronenwälder vermißte man, sie stehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte scheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrodbäume stehen, und es war schon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt, wo die vielen Ueberbleibsel von Grabmälern sind, ankamen. Das größte darunter soll dem Cicero errichtet worden sein, eben an dem Ort, wo er ermordet worden. Es war schon einige Stunden Tag, als wir an dem erstreckten Meerufer zu Mole di Gaeta ankamen. Die Fischer mit ihrer Beute kehrten schon wieder zurück, das machte den Strand sehr lebhaft. Einige trugen die Fische und Meerfrüchte in Körben weg, die andern bereiteten die Garne schon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert, denn er eilte nach Caserta, und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühstück für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagsessen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgereihet, die aber jämmerlich zerschlagen sind. Unter andern schönen Sachen findet sich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wär ein Glück, wenn man das Uebrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Mildigkeit etwas zurückgelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig seyn mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand alle wieder aufs neue ein Tisch der reitet; ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer spatzieren zwischen den Steinen, worunter sich sehr wunderliche befanden, belemnitenförmig, durch Meerinsecten durchlöchert, deren einige anstaben wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches; ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und tränken sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit daß die beiden Heerden sich in den Schatten erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik; der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich trat ein

erwachsener Knabe nachend heran und ging so tief in das Wasser, so tief daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah man gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah ans Ufer kam, daß man seine ganze Gestalt sah, und er sodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter sah als den Kopf des schwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr Nachmittags fuhren wir weiter, und als wir Carna drei Meilen hinter uns gelassen hatten, es war schon eine Stunde in der Nacht, zerbrachen wir das Hinterrad unsres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein andres an die Stelle zu nehmen. Da aber dieses geschehen war, und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Axse. Hierüber wurden wir sehr verdrießlich; wir waren so nah bei Neapel und konnten doch unsre Freunde nicht sprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daselbst an, wo wir noch so viele Menschen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum am Mittag findet.

Hier hab' ich nun alle unsre Freunde gesund und wohl angetroffen, die sich alle freuten, daßelbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hause; vergestern war ich mit Ritter Hamilton zu Pausilippo auf seinem Lusthause. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden schauen. Nach Tische schwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere, das war schön anzusehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche sie in ihren Spielen machten! er bezahlt sie dafür, damit er jeden Nachmittag diese Lust habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich sprach vieles mit ihm, sowohl hier im Haus, als auch da wir auf dem Meer spazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich so viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von diesem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hiesigen Freunde, damit ich auch sie kennen lernen und grüßen kann. Bald sollen Sie mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, besonders Angelica und Reifenstein.

N. S. Ich finde es in Neapel sehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterschied, daß die Luft gesünder ist und auch beständig etwas frischer Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft; die ersten Tage war es mir fast unerträglich. Ich habe bloß von Eis- und Schneewasser gelebt.

Später, ohne Datum.

Gestern hätt' ich Sie in Neapel gewünscht; einen solchen Lärmen, eine solche Volksmenge die nur da war um Eßwaaren einzukaufen, hab' ich in meinem Leben nicht gesehen, aber auch so viele dieser Eßwaaren sieht man nie wieder beisammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo fast bedeckt. Hier bekommt man erst eine Idee von einem Volk, das in einer so glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahreszeit täglich Früchte wachsen läßt. Denken Sie sich, daß heute 500,000 Menschen im Schwanken des großen sind und daß auf Neapolitaner Art. Gestern und heute war ich an einer Tafel, wo gegessen ist worden, daß ich erstaunt bin, ein sündiger Ueberfluß war da. Knirp saß auch dabei und übernahm sich so von allen den leckern Speisen zu essen, daß ich fürchtete, er plage; aber ihn rührte es nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit den er auf dem Schiff und in Stallen gehabt habe, indessen Sie für Ihr gutes Geld, theils aus Uebelbefinden, theils aus Vorsatz, gefastet und so gut als gehungert.

Heute ist schon alles aufgefressen worden, was gestern verkauft wurde, und man sagt, morgen sey die Straße wieder so voll als sie gestern war. Toledo scheint ein Theater, wo man den Ueberfluß zeigen will. Die Bouttiquen sind alle ausgeziert mit Eßwaaren, die sogar über die Straße in Guirlanden hinüber hängen, die Würsten zum Theil vergoldet und mit rothen Bändern gebunden; die welschen Hahnen haben alle eine rothe Zahne im Hintern stecken, deren sind gestern dreißig tausend verkauft worden, dazu rechne man die, welche die Leute im Hause fett machen. Die Zahl der Esel mit Lasten beladen, so wie der andern mit kleinen Pomeranzen belastet, die großen auf dem Pflaster aufgeschütteten Haufen solcher Gattungen erschrecken einen. Aber am schönsten möchten doch die Boutiquen seyn, wo grüne Saden verkauft werden, und die wo Rosinen-Trauben, Feigen und Melonen aufgesetzt sind: alles so zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel ist ein Ort, wo Gott häufig seinen Segen giebt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken die hier gefangen liegen. Der Hercules, wie es erst hieß, hat sie nicht genommen, sondern ein Schiff welches die Corallenfischer begleitete. Diese Türken sahen dieses weibliche Fahrzeug und machten sich dran, um es wegzunehmen, aber sie fanden sich betrogen, denn die Christen waren stärker, und so wurden sie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem christlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem Türkischen; sechs Türken blieben im Gefechte, einer ist verwundet; von den Christen ist kein einziger geblieben, die Madonna hat sie beschützt.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand sehr viel Geld und Waaren, Seidenzeug und Kaffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Moorin gehörte.

Es war merkwürdig die vielen tausend Menschen zu sehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu besehen, besonders die Moorin. Es fanden sich verschiedene Liebhaber, die sie kaufen wollten und viel Geld boten, aber der Capitän will sie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Mis Hart, die sehr gerührt war und weinte. Da das die Moorin sah, fing sie auch an zu weinen; die Mis wollte sie kaufen, der Capitän aber hartnäckig sie nicht hergeben. Jetzo sind sie nicht mehr hier; die Zeichnung besagt das Weitere.

Nachtrag.

Päpstliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entschloß, eine, von dem Gipfel des Bergs bis beinahe ans Meer herabfließende Lava hinter mir zu lassen, ward mir durch den erreichten Zweck reichlich vergolten, durch den Anblick der Teppiche, welche am Frohnleichnamstag aufgehängt, und an Raphael, seiner Schüler, seine Zeit, auf das glänzendste erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwerken mit stehendem Zettel, Hautelisse genannt, sich schon auf den höchsten Grad erhoben. Es ist nur nicht bekannt geworden, wie sich nach und nach die Fertigung

der Teppiche entwickelt und gesteigert hat. In dem zweiten Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei, oder auf sonst eine Weise, fertig gemacht und jedann, durch besonders gearbeitete Zwischenstücke, zusammengesetzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Thorsäulen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas Aehnliches mit den bunten Fensterscheiben, welche auch zuerst aus ganz kleinen farbigen Glasstückchen ihre Bilder zusammen gesetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Lot und die Zinnstäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunst und Technik sind von dieser Art; wir haben kostbare Chinesische Teppiche auf gleiche Weise gefertigt vor Augen gehabt.

Wahrscheinlich durch orientalische Muster veranlaßt hatte man in den Handels- und reichen Niederlanden, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, diese kunstreiche Technik schon auf höchste getrieben; dergleichen Arbeiten gingen schon wieder nach dem Orient zurück und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrscheinlich nach unvollkommnen in Byzantinischem Sinne gemalten Mustern und Zeichnungen. Der große und in manchem besonders auch ästhetischen Sinn freie Geist Leo X mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet sah, gleichmäßig frei und groß in seiner Umgebung auf Teppichen ersinden und auf seine Veranlassung fertigte Raphael die Cartone; glücklicherweise solche Gegenstände, welche Ernst: Bezug zu seinen Aposteln, sodann aber die Wirkungen solcher begabten Männer nach dem Heimgange des Meisters vorstellten.

Am Fronleichnamstage nun lernte man erst die wahre Bestimmung der Teppiche kennen, hier machten sie Colonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandelgängen, und zwar indem sie das Vermögen des begabtesten Mannes und entschieden vor Augen stellen, und uns das glücklichste Beispiel geben, wo Kunst und Handwerk in beiderseitiger Vollendung sich auf ihrem höchsten Punkte lebendig begegnen.

Die Raphaelischen Cartone, wie sie bis jetzt in England verwahrt sind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt; einige rühren gewiß von dem Meister allein her, andere mögen nach seinen Zeichnungen, seiner Angabe, andere sogar erst nachdem er abgeschieden war, gefertigt seyn. Alles bezeugte große übereinstreffende Kunstbestimmung, und die Künstler aller Nationen strömten hier zusammen, um ihren Geist zu erheben und ihre Fähigkeiten zu steigern.

Dies giebt und Veranlassung über die Tendenz der Deutschen Künstler zu denken, welche Hochschätzung und Neigung gegen seine ersten Werke hinzog und wovon schon damals leise Spuren sich bemerken ließen.

Wir einem talentreichen jungen Jünglinge, der im Sanften, Anmuthigen, Natürlichen verweilt, fühlt man sich in jeder Kunst näher verwandt, man wagt es zwar nicht sich mit ihm zu vergleichen, doch im Stillen mit ihm zu wetteifern, von sich zu hoffen, was er geleistet hat.

Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum leidmöglichen Beherrschen erheben kann, und, wollen wir nicht verzweifeln, so müssen wir uns zurück wenden und uns mit dem freuenden, dem werdenden vergleichen.

Dieß ist die Ursache warum die Deutschen Künstler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Aelteren, Unvollkommneren wendeten, weil sie sich daneben auch für etwas halten konnten und sich mit der Hoffnung schmeicheln durften, das in ihrer Person zu leisten, wozu dermoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich gewesen.

Betreten wir zu Raphaels Cartonen zurück und sprechen aus, daß sie alle männlich gedacht sind; sittlicher Ernst, abmessende Größe walten überall, und obgleich die und da geheimnißvoll, werden sie doch denjenigen durchaus klar, welche, von dem Abschiede des Erlösers und den wundervollen Gaben die er seinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugsam unterrichtet sind.

Nehmen wir vor allen die Beschämung und Bestrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der Kreis den Marc Anton nicht unbillig zugeschrieben Kupferstich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raphaels, die Nachbildung der Cartone von Dorigny und die Vergleichung beider zunächst Dienst leisten.

Wenig Compositionen wird man dieser an die Seite setzen können; hier ist ein großer Begriff, eine in ihrer Eigenthümlichkeit höchstbedeutende Handlung in ihrer vollkommensten Mannigfaltigkeit auf das klarste dargestellt.

Die Apostel als fromme Gäste, das Eigenthum eines jeden in den allgemeinen Besitz dargebracht, erwartend, die herantretenden Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Betrug, die Betrügerin gräßlich bestraft: eine Anordnung deren Symmetrie und dem gegebenen hervorgeht und welche wieder durch die Ortverdrehte des Dargestellten nicht sowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche symmetrische Proportion des menschlichen Körpers erst durch mannigfaltige Lebensbewegung eindringliches Interesse gewinnt.

Wenn nun bei Anschauung dieses Kunstwerkes der Bemerkungen kein Ende seyn würde, so wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienst dieser Darstellung aufzeichnen. Zwei männliche Personen, welche herantommend zusammengepackte Kleidungsstücke tragen, gehören nothwendig zu Ananias; aber wie will man dieraus erkennen, daß ein Theil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterschlagen werden? Hier werden wir aber auf eine junge hübsche Weibsperson aufmerksam gemacht, welche mit einem bestern Gesichte aus der rechten Hand Geld in die linke zählt; und sogleich erinnern wir uns an das alte Wort: „die Linke soll nicht wissen was die Rechte giebt,“ und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint sey, welche das dem Apostein einzureichende Geld abzählt, um noch einiges zurückzubehalten, welches ihre heuer listige Miene anzudeuten scheint. Dieser Gedanke ist erstaunenswürdig und furchtbar, wenn man sich ihm hingiebt. Vor uns der Gatte, schon versenkt und bestraft am Boden in gräßlicher Zuckung sich wendend; wenig hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattin; sicher ängstlig sinnend die Gebärden zu bevorarbeiten, ohne Ahnung welchem Schicksal sie entgegen geht. Ueberhaupt steht dieses Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr und dessen Auflösung unbalich und klar wird. Die Vergleichung des Marc-Antonischen Kupfers, nach einer gleich großen Zeichnung Raphaels, und des größeren von Dorigny, nach dem Carton, führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Bestimmtheit ein solches Talent bei einer zweiten Behandlung derselben Composition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt hat. Betrachten

wir dern, daß ein ſolches Studium uns zu den ſchönſten Freuden eines langen Lebens geweiht hat.

Juli.

Correſpondenz.

Rom, den 3. Juli 1787.

Mein jetziges Leben ſteht einem Jugendtraume völlig gleich. wir wollen ſehen, ob ich beſtimmt bin ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieſes, wie ſo vieles andre, nur eitel iſt. Indeſſen iſt fort, ſein Steuerm aufgeräumt, ausgeſtaut und ausgewaſchen, ſo daß ich nun gerne dem ſeyn mag. Wie nöthig iſt's in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhauſe zu haben. Die Hitze iſt gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang ſteh' ich auf und gehe nach der Aqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor an dem ich wohne, trinke das Waſſer, das wie ein ſchwacher Schwalbacher ſchmeckt, in dieſem Klima aber ſchon ſehr wirkſam iſt. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hauſe und bin fleißig auf alle Weiſe, wie es die Stimmung mir geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze ſchafft alles Flüſſige weg und treibt was Schärfe im Körper iſt nach der Haut, und es iſt beſſer, daß ein Uebel ſückt als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahr' ich fort Geſchmack und Hand zu üben, ich habe Architektur angefangen ernſthafter zu treiben, es wird mir alles Erbauung leicht (das heißt der Begriff, denn die Ausübung erfordert ein Leben). Was das Beſte war; ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätenſion, ich hatte nichts zu verlangen als ich bertam. Und nun erringe ich mir etwas, daß mir nichts Raube, nichts Wert bleibt. Was ſchön, groß, erwürdig gehalten wird, will ich mit eignen Augen ſehn und erkennen. Ohne Nachahmung iſt dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Originale ſetzen. Die neuſte Methode wird mir von Künſtlern angedeutet. Ich halte mich zuſammen was möglich iſt.) Am Anfang der Woche komm' ich's nicht abſagen hier und da zu eſſen. Nun wollen ſie mich hier und dahin haben; ich laſſe es vorübergehen und bleib in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hauſe, ein wackerer Schweizer ſind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelica und Rath Reiffenſtein geh' ich auch; überall mit meiner naſſeneinfachen Art, und niemand iſt dem ich mich erkenne. Euckeim iſt wieder hier, der alte Bleit ſteht und den man ſieht wie alle Bleit. Ein Mann der ſein Metier recht macht, wenn ich mich nicht ſehr irre. Nächſtens ſchreib' ich dir von einigen Perſonen die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont iſt in der Arbeit und ich hoffe er wird gerathen. Wenigſtens hab' ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es iſt recht ſonderbar, daß ich ſo oft bin abgehalten worden das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden ſoll. Der erſte Act iſt ins Reine und zur Reife, es ſind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.

Ich habe über allerlei Kunſt ſo viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meiſter recht anſchwillt. Nun ſitzen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht ſäumen. Wie du dir leicht denken kannſt, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an; das iſt ein verwünſchtes Ding, die Gegenſtände hinzuſetzen, daß ſie nun einmal ſo und nicht anders daſtehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunſt ſprechen, doch ohne die Kunſtwerke was will man ſagen? Ich poſſe über manche Kleinheit wegzurücken, drum gönnt mir meine Zeit. die ich hier ſo wunderbar und ſonderbar zubringe, gönnt mir ſie durch den Beifall eurer Liebe.

Ich muß deßmal ſchließen und wider Willen eine leere Seite ſchicken. Die Hitze des Tages war groß und gegen Abend bin ich eingeſchlafen.

Rom, den 9. Juli 1787.

Ich will künftig Einiges die Woche über ſchreiben, das nicht die Hitze des Poſttags oder ein andrer Zufall mich hindre, euch ein vernünftiges Wort zu ſagen. Geſtern hab' ich vieles geſehen und wieder geſehen, ich bin vielleicht in zwölf Kirchen geweſen, wo die ſchönſten Altarblätter ſind.

Dann war ich mit Angelica bei dem Engländer Moore, einem Landſchaftsmaler, deſſen Bilder meiſt trefflich gedacht ſind. Unter andern hat er eine Sündflut gemalt, das etwas Einziges iſt. Anſtatt daß andere ein offnes Meer annehmen haben, das immer nur die Idee von einem weiten aber nicht hohen Waſſer giebt, hat er ein geſchloſſenes hohes Bergthal vorgeſtellt, in welches die immer ſteigenden Waſſer eintrieb auch herunterſtürzen. Man ſieht an der Form der Felſen, daß der Waſſerſtand ſich den Gipfeln nähert, und dadurch daß es hinten zuerſt zugeſchloſſen iſt, die Klippen alle rein ſind, macht es einen fürchterlichen Effect. Es iſt gleichſam nur grau in grau gemalt, das ſchmutzige aufgewühlte Waſſer, der triefende Regen verbinden ſich aufs unklarſte, das Waſſer ſtürzt und trieft von den Felſen, als wenn die umgebenen Maſſen ſich auch in dem allgemeinen Elemente auflöſen wollten, und die Sonne blickt, wie ein trüber Mond, durch den Waſſerdſt durch, genug zu erkennen, und doch iſt es nur Nacht. In der Mitte des Vordergrundes iſt eine flache niedrige Felſenplatte, auf die ſich einige bülfelose Menſchen retten, in dem Augenblick daß die Fluth heranwirbelt und ſie bedecken will. Das Ganze iſt ungeheuer gut gedacht. Das Bild iſt groß. Es kann : — 8 Fuß lang und 5 — 6 Fuß hoch ſeyn. Von den andern Bildern, einem herrlich ſchönen Morgen, einer trefflichen Nacht, ſag' ich gar nichts.

Drei volle Tage war Feſt auf Ara coeli wegen der Beatification zweier Heiligen aus den Orden des heiligen Franciſcus. Die Decoration der Kirche, Muſik, Illumination und Feuerwerk des Nachts (ein große Menge Volks dahin. Das nah gelegene Capitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Capitols abgebrannt. Das Ganze zuſammen machte ſich ſehr ſchön, obgleich es nur ein Nachſpiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen ſich bei dieſer Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem ſchwarzen Gürtel und ſind ſchön und artig. Auch iſt im Corſo jetzt des Nachts hänfiger Spatziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hauſe geht. Die Hitze iſt ſehr leidlich und dieſe Tage der immer ein kühles Mädchen wehend. Ich halte mich in dem neun kühlen Saale und bin ſtill und vergnügt.

Ich bin fleißig, mein Egmont rückt ſehr vor. Sonderbar iſt's, daß ſie eben jetzt in Brüſſel die Scene ſpielen, wie ich ſie vor zwölf Jahren aufſchrieb, man wird vieles jetzt für Paſquill halten.

Rom, den 16. Juli 1787.

Es ist schon weit in der Nacht, und man merkt es nicht, denn die Straße ist voll Menschen, die singend, auf Guitarren und Violinen spielend, mit einander wechselnd, auf und abgehn. Die Nächte sind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Gestern war ich mit Angelica in der Farnesina, wo die Fabel der Psyche gemalt ist. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab' ich die bunten Copien dieser Bilder in meinen Zimmern mit euch angesehn! Es ist mir recht auf, da ich sie eben durch jene Copien fast auswendig weiß. Dieser Saal oder vielmehr Galerie ist das Schönste was ich von Decorationen kenne, so viel auch jetzt dran verdorben und restaurirt ist.

Heute war Thierbeze in dem Grabmal des Augusts. Dieses große, unwendige leere, oben offne, ganz runde Gebäude ist jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Tierhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird hier bis fünftausend Menschen fassen können. Daß Shakespear schon hat mag mir sehr traun.

Dienstag den 17. Juli war ich Abends bei Aldrovandi, dem Restaurator antiker Statuen, um einen Torso zu sehen, den sie unter den Farnesischen Besitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es ist ein Torso eines jungen Apolls und hat an Schönheit vielleicht mehr seines Gleichen, wenigstens kann er unter die ersten Sachen gesetzt werden, die vom Alterthum übrig sind.

Zu zweite bei Graf Fries: Abate Carli, der mit ihm reiste, traurige eine seiner Nereiden, der Cryptoide von Prag, die mir sehr gefiel, aber auf fürchterliche sündigen, in Ottave rime, geschrieben ist. Ich sagte ihm schon als den Verfasser meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geschrieben, wovon ich den ersten Act gelesen habe, auch ein ganz artiges Werk.

Graf Fries kauft viel, und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto für 60. Zechinen gekauft. Im vergangnen März hatte Angelica schon 150 traut geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attester Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte. Nun weiß sie's beide. Es ist ein unglaublich schön Bild, man hat keine Idee von so etwas, ohne es gesehn zu haben.

Und so kommt taglaglich etwas Neues zum Vorschein, was zu dem Alten und Bleibenden gesellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet sich auf und, mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tischbein beschwert sich in einem Briefe über die entsetzliche Hitze in Neapel. Hier ist sie auch stark genug. Am Dienstag soll es so heiß gewesen seyn, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Camont ist schon bis in den vierten Act gediehen, ich hoffe es soll euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu seyn, und ich schicke ihn gleich an Herdern ab.

Gegenwart und Illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hause gehn, nicht die kleinste Promenade machen, ohne die würdigsten Gegenstände zu treffen. Meine Vorstellung, mein Gedächtnis füllt sich voll unendlich schöner Gegenstände.

Rom, den 20. Juli 1787.

Ich habe recht viele Zeit der zwei meiner Capitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist gekommen, daß ich mit soviel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geistes erzwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtsam und konnte nicht fertig werden. Der andere mal verwandte Fehler ist: daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückseligkeit genieße, sehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, so ist mir eine sowitzweise Ausführung meines und unerträglich. Nun dächt' ich, wäre jede Stunde da sich zu verwenden. Ich bin im Land der Künste, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh und Freude haben und an was anders gehen können.

Rom ist ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenstände aller Art sind hier, sondern auch Menschen aller Art denen es Ernst ist, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man sich unterhalten, gar beraten und schönere weiter bringen kann. Gott sey Dank ich fange an von andern lernen und annehmen zu können.

Und so befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals! Wenn ihr es an meinen Productionen sehen und meine Anwesenheit preisen. Darum daß was ich mache und denke hang' ich mit euch zusammen, übrigens bin ich freilich sehr allein und muß meine Gesprüche monologiren. Doch das ist hier leichter als irgendwo, weil man mit jedem etwas Interessantes zu reden hat.

Meinen Saal irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großen Stirn mehr Wahrheit des Fleisches gewährt, das Gehirn wäre, was der Mensch sich denken könnte. Und dann jenen Torso eines Apolls, oder Bacchus, dessen ich schon gedacht, scheint sein Wunsch, seine Prophezeiung erfüllt zu seyn. Mein Auge ist nicht genug gebildet, um in einer so delicaten Materie zu entscheiden; aber ich bin selbst geneigt diesen Rest für das Schönste zu halten was ich je gesehn habe. Leider ist es nicht allein nur Torso, sondern auch die Epidermis ist an vielen Orten weggewaschen, er muß unter einer Traufe gestanden haben.

Monte a den 23. Juli 1787

bestieg ich Abends die Trajanische Säule, um des unschätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt sich das Colisäum ganz herrlich aus, das Capitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt die sich anschließt. Ich ging erst spät und langsam durch die Straße zurück. Ein merkwürdiger Gegenstand ist der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienstag den 24. Juli 1787.

Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu sehen, der freien Luft zu genießen, meinen Geist recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen fadenen und mannigfaltigen Gegenstände zu verewigen. Diesen Abend sah ich den Platz der Antoninischen Säule, den Palast Chigi vom Mond erleuchtet, und die Säule, von Alter schwarz, vor dem hellen Nachthimmel, mit einem weißen glänzenden Piedestal. Und wie viel andere unzählige schöne einzelne

Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an. Aber wie viel dazu gehört ſich nur einen geringen Theil von allem dieſem zuzueignen: Es gehört ein Menſchenleben dazu, ja das Leben vieler Menſchen die immer ſtufenweis von einander lernen.

Mittwoch den 25. Juli 1787.

Ich war mit dem Grafen Frieß die Gemmenſammlung des Prinzen von Piombino zu ſehen.

Freitag den 27. Juli 1787.

Uebrigens helfen mir alle Künſtler, alt und jung, um mein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern. In der Perſpectiv und Baukunſt bin ich vorgerückt, auch in der Compoſition der Landſchaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch, da iſt ein Abgrund, doch wäre mit Ernſt und Application hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Concert ſagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Perſonen dazu die mir hier manches Vergnügen verſchafft haben, und ließ durch die Sänger der komiſchen Oper die beſten Stücke der letzten Intermezzen aufführen. Jedermann war vergnügt und zufrieden.

Nun iſt mein Saal ſchon außerſtumt und aufgeputzt; es lebt ſich bei der großen Wärme auch angenehmſte darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere nicht ſehr heiße Tage gehabt.

Sonntags den 22. Juli 1787

als ich bei Angelica, es iſt nun ſchon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgaſt bin. Vorher führen wir nach dem Palaſt Barberini, den trefflichen Leonard da Vinci und die Geliebte des Raphael, von ihm ſelbſt gemalt, zu ſehen. Mit Angelica iſt es gar angenehm Gemälde zu betrachten, da ihr Auge ſehr gut bildet und ihre mechaniſche Kunſtfertigkeit ſo groß iſt. Dabei iſt ſie ſehr für alles Zahme, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich beſcheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d'Agincourt, einem reichen Franzoſen, der ſeine Zeit und ſein Geld anwendet, eine Geſchichte der Kunſt von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu ſchreiben. Die Sammlungen die er gemacht hat ſind höchſt intereſſant. Man ſieht wie der Menſchengeiſt während der trüben und dunkeln Zeit immer geſchäftig war. Wenn das Werk zuſammenkommt, wird es ſehr merkwürdig ſeyn.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne; ich habe eine Landſchaft erfunden und gezeichnet, die ein geſchickter Künſtler, Dies, in meiner Gegenwart colorirt; dadurch gewöhnt ſich Auge und Geiſt immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur, wie immer, zu viel. Meine größte Freude iſt, daß mein Auge ſich an ſichern Formen bildet und ſich an Geſtalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nun alles an.

Sonntag den 29. Juli 1787

war ich mit Angelica in dem Palaſt Rondanini. Ihr werdet euch aus meinen erſten Römiſchen Briefen einer Medeſe erinnern, die mir damals ſchon ſo ſehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude giebt. Nur einen Begriff zu haben daß ſo etwas in der Welt iſt, daß ſo etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menſchen. Wie gern ſagt' ich etwas drüber, wenn nicht alles was man über ſo ein Werk ſagen kann, leerer Windbau wäre. Die Kunſt iſt deßhalb da, daß man ſie ſehe, nicht davon ſpreche, als höchſtens in ihrer Gegenwart. Wie ſchäme ich mich alles Kunſtgeſchwätzes, in daß ich ehmals einſtimme. Wenn es möglich iſt einen guten Gypsabguß von dieſer Medeſe zu haben, ſo bring' ich ihn mit, doch ſie müßte neu geformt werden. Es ſind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte, denn ſie verderben mehr die Idee, als daß ſie uns den Begriff gäben und erhielten. Beſonders iſt der Mund unausſprechlich und unnachahmlich groß.

Montag den 30. Juli 1787

blieb ich den ganzen Tag zu Hauſe und war fleißig. Egmont rückt zum Ende, der vierte Act iſt ſo gut wie fertig. Sobald er abgeſchrieben iſt, ſend' ich ihn mit der reitenden Poſt. Welche Freude wird mir's ſeyn, von euch zu hören, daß ihr dieſer Production einigen Beifall gebt. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück ſchreibe; möchte es auch auf den Leſer einen friſchen Eindruck machen. Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hauſe, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahrszeit des Tanzes iſt, ſo war man doch ganz luſtig. Die Italiäniſchen Männchen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige paſſiren können, nun iſt dieſe Art verrottet, und es gab mir dieſe kleine Feierlichkeit kaum ſo viel Intereſſe, um ſie bis ans Ende auszuhalten. Die Mondnächte ſind ganz unglaublich ſchön; der Aufgang, eh' ſich der Mond durch die Dünſte herausgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d'inghilterro, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind und alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen ſind immer Partieen auf der Straße, die ſingen und ſpielen, man hört manchmal Duette, ſo ſchön und ſchöner als in einer Oper oder Concert.

Dienstag den 31. Juli 1787

wurden einige Mondſcheine aufs Papier gebracht, dann ſonſt allerlei gute Kunſt getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann ſpazieren, und wir ſtritten über den Vorzug von Michel Angelo und Raphael; ich hielt die Partie des erſten, er des andern, und wir ſchloſſen zuletzt mit einem gemeinſchaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß man alle dieſe Namen ausſprechen kann zu ſeyn, und lebendige Begriffe des Werthes dieſer trefflichen Menſchen nach und nach vollſtändig werden.

Nachts in der komiſchen Oper. Ein neues Intermezzo: L'impresario in angustie iſt ganz ſtürmerlich und wird und manche Nacht unterhalten, ſo heiß es auch im Schauſpiele ſeyn mag. Ein Quintett, da der Poeta ſein Etlad verliert, der Impreſor und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Compoſit und die seconde donna auf der andern ihn toben, worüber ſie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, iſt gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Caſtraten machen ihre Rollen immer beſſer und gefallen immer mehr. Vortheilhaft für eine kleine Sommertruppe, die ſich nur ſo zuſammen gefunden hat, iſt ſie recht artig. Sie ſpielen mit einer

großen Naturinstinkt und gutem Humor. Von der Höhe stehen die armen Teufel erbärmlich aus.

Bericht.

Juli.

Um Nachstehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, schicklicher Weise vorzubereiten, hatte für nöthig einige Stellen aus dem vorigen Bande, welche dort, im Lauf der Ereignisse, der Aufmerksamkeit unbemerkt entgangen seyn, hier einzuschalten und die mir so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dienstag den 17. April 1787.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verrückt und verrückt wird: Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz meine dichterischen Träume fortzusetzen nach dem öffentlichen Garten, allein, ob ich mich's versah, erhoben mich ein anderes Gespenst, das mir seit vielen Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier frei und frisch unter freiem Himmel, und, indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie mir deutlicher. Im Angesichte so vielerley neuen und erneuten Gewächs fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine solche muß es denn doch geben: Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sey, wenn sie nicht alle nach Einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seyen. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es frauderte mich, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Wettgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel den 17. Mai 1787.

Ferner muß ich die vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die sabnlosten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles Uebrige seh' ich auch schon im Ganzen und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderbarste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu, kann man alsdann noch Pflanzen und Umendliche erfinden, die consequent seyn müssen, das heißt: sie, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren können und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Schemen sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Soviel aber sey hier, ferneres Verständniß vorzubereiten, täglich ausgesprochen: Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, und dem nächsten Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, thu in der Natur anschauenden ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich schönen Zustand versetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an sich erfahren hat, was ein freudhaltiger Gedanke beißen will, er sey nun aus uns selbst entsprungen, oder von andern mitgetheilt und eingeimpft, wird gestehen was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesammtheit voraussehen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll. Dieses bedeutend wird man mir zugeben, daß ich von einem solchen Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben worden, und, wie nicht ausführlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beschäftigen müssen.

So sehr nun auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Absicht in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewaltsam ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leichte operirere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv verkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig zu beobachten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen des während seines Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia, und sah mit Vergnügen daß er ganz unförmlich hervorkommend sich in zwei zarten Blättchen entfaltete, sodann aber bei fernerem Wachse sich die künftige Uniform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes; ich hatte derselben mehrere von Kentihus mollis nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wänden, wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Samen aufgesprungen und die Samen wunder zerstreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elasticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf viele Meile beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken länger oder länger in dem alten Rom fortwuchsen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf, sie haben sich wie in einem fest eingeschlossen empor, warfen aber diese Hauke bald ab und zeigten in einem Kreuze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch

Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Reifenstein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreissend, bis zur Pedanterie behauptete: in die Erde gesteckt müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angewachsen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein verbreitete Bemerkung für die botanische Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hätte.

Am auffallendsten war mir jedoch ein Granatbaum in die Höhe gewachsener Wasserstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze; Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingerichtet; dieses wird nun hier durch Dauer gesteigert und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder von vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir stand, unternahm ich es sie ganz zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und beklemmter.

Nachdem ich mich nun so geraume Zeit ganz im Stillen gehalten und von aller höheren zerstreuenden Gesellschaft fern gehalten, begingen wir einen Festtag, der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfällen sich umsehenden Societät auf uns richtete. Die Saale verhielt sich aber also: Angelica kam die ins Theater, wo unterhalten nicht aus wichtiger Sache; aber da wir als leidenschaftliche Dilettanten in ihrer Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger, so wie die Vortrefflichkeit der Musik unseres Cimarosa nicht genugsam zu rühmen wußten und nichts sehnlicher wünschten, als sie selber Genüsse theilhaftig zu machen, so ergab sich eins aus dem andern, daß nämlich unsere jungen Leute, des sonders Darr, der mit den Sängern und Musikern vertrauten in dem besten Verhältniß stand, es dahin brachte, daß diese sich in heiterer Stimmung erboten, auch wir uns, unsern italiänischen Freunden und einheimischen Beifall Gewinnen, gelegentlich einmal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorsätze hörte verspotten, verspätigen und verjagen, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngern Theilnehmer zur festlichen Virtuosität. Concertmeister Kraus, ein gebürtiger Pistoiaß, in Herzogl. Weimarischen Diensten, der sich in Italien aufgehalten Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft eine heilbringe Entscheidung. Sein Talent setzte sich auf die Klasse der Musikfreunden, und war schon mit in den Zeit verlegt, Madame Angelica, ihren Gemahl, Hofrath Reifenstein, die Herren Jenkins, Volpato, und wem wir sonst eine Anlegest gewiß waren, zu einem anbeimigen Feste einladen zu können. Jenen und Zweyer hatten den Saal gezeichnet, der nächste Kaffeewirth die Erfrischungen übernommen, und so ward ein glänzendes Concert aufgeführt in der sonderbaren Gemeinschaft, wo sich große Massen von Menschen unten den alten Bogenfern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gebührig belatschten.

Ja was das Auffallendste war, ein großes mit einem Orchester von Musikfreunden besetztes Gesellschaftswagen, der so eben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und nachdem er den einen Bewunderungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackre Basstimme vernehmen. Die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweise vorgetragen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugefügt. Wer erwiederten den neuen Beifall, das Volk klatschte mit ein, und Niemand verschwand, als er manche Nachtluft, niemals aber an einer so vortrefflichen zufällig gefundenen Idee genommen zu haben.

Auf einmal nun zog unsere zwar anständige aber doch stille Wohnung dem Palast Rospigliosi gegenüber die Aufmerksamkeit des Corso auf sich. Ein reicher Mylord, hieß es, müsse da eingezogen sein, niemand aber wußte ihn unter den bekannten Personalitäten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Fest sollen mit baarem Gelde erkauft werden, so würde dasjenige was hier von Künstlern Künstlern zu Liebe gestaltet und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, der höchsten Kosten verursacht haben. Wir setzen nun zwar unser voriges stilles Leben fort, kommen aber das Vorurtheil von Reichthum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geselligkeit gab sodann auch die Ankunft des Grafen Fries jedoch neuen Anlaß. Er hatte den Abate Tafti bei sich, welcher durch Vorlesung seiner, damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Lust erregte; sein heiterer freier Vortrag schien jene geistreichen Übertragungen genialer Darstellungen vollkommen ins Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein so ans gestimmter reicher Kunstliebhaber nicht immer von den zurecklassenen Menschen bedient werde. Der Ankauf eines unterzeichneten gedruckten Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte sich indessen über den Ankauf einer schönen Statue gar wohl entfernen, die eben Paris, nach der Anlegung anderer einen Mantel, vorstellte. Das Gegenstück stehe jetzt im Musco Pio-Clementino, beide waren zusammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunstgeschäften allein die uns aufmerten, er hatte manches Abenteuer zu bestehen; und da er sich überhaupt in der besten Jahreszeit nicht zu schonen wußte, so konnt' es nicht fehlen, daß er von mancherlei Übeln angefallen wurde, welche die letzten Tage seines Aufenthalts verdüsterten. Nie aber war es uns so unerquicklicher, als ich seiner Gefälligkeit gar manches schuldig geworden; wie ich denn auch die reichliche Gemmensammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günstige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Fries fanden sich, außer den Kunstkennern, auch wohl der Art Literatoren, wie sie hier in Rom Trade herumwandern. Mit diesen war dem angenehmen Geschäft. Kaum hatte man von natürlicher Dichtung zu reden angefangen, als sich über den und andern Punkt zu beliebten gestritt, so mußte man streitlustig, und etwas weiteres, die Frage verschweben; es man Ariost oder Tasso, wäre den von beiden man für den größten Dichter halte? Antwortete man: Gott und der Natur sei zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer Euer Namen geschaut, deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Lagen und Gestimmungen, die

verrätherischen Augenblicke verstehen, und beruhigt und ermuthigt — dies vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige für den man sich entschieden hatte doch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgesetzt. Die ersten Male suchte ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dieß aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun eben dasselbe unterirrt und fort sich wiederholte, und es mir zu ernst war, um dialectisch über verschiedene Gegenstände zu controvertiren, so vermied ich ein solches Gespräch, bemerkte da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man, ohne eigentliches Interesse an dem Gegenstande zu finden, aussprach und behauptete.

Viel schlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geist und vortheilhaftem Antheil an jenem außerordentlichen Manne, nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum besten auf, indem er ganz unüberwunden versicherte: jeder Ausländer müsse Verzicht thun auf das Verständniß eines so außerordentlichen Geistes, denn ja selbst die Italiäner mögt in allem folgen können. Nach einigem Hin- und Widerreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich sagte: ich müsse bekennen, daß ich geneigt sey seinen Aeußerungen Beifall zu geben, denn ich habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge. Mir komme die Hölle ganz anschaulich vor, das Fegefeuer weniger, und das Paradies langweilig; womit er sehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für seine Behauptung zog: dieß eben beweise, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieser Gedichte zum Verständniß bringen könne. Wir schieden als die besten Freunde; er versprach mir sogar einige schwere Stellen, über die er lange nachgedacht und über deren Sinn er endlich mit sich einig geworden sey, mitzutheilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler den man an sich bekennen mußte. Bald war es Raphael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, worauf denn am Schluß nur herverging: der Mensch sey ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen fähigkeit erlange.

Wenn wir Tischbeins Gegenwart und Einfluß vermissen, so hielt er uns dagegen durch sehr lebendige Briefe möglichst schadlos. Außer manchen geistreich aufgefaßten wunderlichen Vorfällen und genialen Ansichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde, mit welchem er sich dießmal hervorthat. In halben Figuren sah man darauf Orestes, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird, und die ihn höher verpflichtenden Furien so eben entweichen. Letztgenannte war das weibgetroffene Bildniß der Lady Hamilton, welche damals auf dem höchsten Gipfel der Schönheit und des Ansehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Aehnlichkeit mit ihr verewigt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden gesellschaftlichen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.

August.

Correspondenz.

Rom, den 1. August 1787.

Den ganzen Tag fleißig und still wegen der Hitze. Meine beste Freude bei der großen Wärme ist die Ueberzeugung, daß ihr auch einen guten Sommer in Deutschland haben werdet. Hier das Heu einführen zu sehen ist die größte Lust, da es in dieser Zeit gar nicht regnet und so der Feldbau nach Wunsch bebauet werden kann, wenn sie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten niedern Badhäuschen; dann auf Trinita de Monti spaziert und frische Luft im Mondscheine genossen. Die Mondscheine sind hier wie man sich sie denkt oder fabelt.

Der vierte Act von Egmont ist fertig, im nächsten Brief hoff' ich dir den Schluß des Stückes anzukündigen.

Ohne Datum.

Bei meiner Rückreise durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache ist wohl ganz leer, noch ganz Betrug. Nur die Menschen die sich bisher damit abgegeben, sind mir verdächtig. Marktschreier, große Herren und Prophezeien, lauter Menschen die gern Viel mit Wenigem thun, gern oben sind ꝛc.

Wir haben die famose Hexen-Epoche in der Geschichte, die mir psychologisch noch lange nicht erklärt ist, viele hat mich aufmerksam und mir allen Wunderbare verdächtig gemacht.

Wie mir die Hexen beim Magnetismus einfallen, ist eine etwas weite Idee: Association, die ich auf diesem Blättchen nicht ausführen kann.

Gestern nach Sonnenuntergang — man mag früher wegen der Hitze nicht ausgehen — war ich in der Villa Borghese. Wie bald ich dich zu mir gewünscht. Gleich vier herrliche Tableau's habe ich gefunden, die man nur abzuzeichnen dürfte, wenn man's könnte. Ich muß in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es tröste was es wolle. Auf eben dem Spaziergange machte ich Anfalten Egmont zu endigen. Wenn ich dran komme geht es geschwind. Lebe wohl, und gedenke mein.

Den 11. August 1787.

Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß so weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben, meine Gönnlein kommen nach und nach, so habt ihr den Vortheil von mir als eines abwesend Lebenden, da ihr mich so oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.

Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können. Abdann werde ich mit Schmerzen einer Urtheil.

Kein Tag vergeht daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunst zunehme. Wie eine Flasche sich letzter füllt, die man oben offen unter das Wasser hält, so kann man hier leicht sich ausfüllen wenn man empfänglicher und bereitet ist; es drängt sich mit Kunstelementen von allen Seiten zu.

Den guten Sommer den ihr habt, konnte ich hier voraussagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel

Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! Ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Alliebender Vater!

---

und am hohen Tage entsetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und October will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht geh' ich wieder nach Neapel, um Hackerts Unterricht zu geniessen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt seyn. Noch schicke ich dir nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um dir auf einmal etwas Gutes zu senden.

Diese Worte ist still und heilig hingegangen. Besonders hab' ich in der Perspective manches gelernt. Merschaffelth, ein Sohn des Mannheimer Directors, hat diese Lehre recht durchgedacht und theilt mir seine Kunststücke mit. Auch sind einige Monde mir seine aufs Brett getommen und aufgetuscht worden, nebst einigen andern Ideen, die fast zu toll sind als daß man sie mittheilen sollte.

Rom, den 11. August 1787.

Ich habe der Herzogin einen langen Brief geschrieben und ihr gerathen die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im October, so kommt sie gerade zur Zeit in dieß schöne Land, wenn sich das Wetter umkehrt, und sie hat einen üblen Spaß. Folgt sie mir in diesem und andern, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise.

Es ist sowohl für mich als für andere gelegt und die Zukunft weiden wir gemüthig erwarten. Niemands kann sich umtragen und niemand seinem Schicksale entgehen. Was eben diesem Briefe wirft du meinen Plan sehn und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter euch seyn. Tasso kommt nach dem neuen Jahre. Faust soll auf seinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alles dann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein gemacht, und kann wieder anfangen und eingreifen wo es nöthig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein anderer Mensch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles dessen was mir eigens lieb und werth ist, und habe erst diese paar Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun aus einander, und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Haupte der gebüten Menschen geboren worden. Davon sollt ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden.

Ich wünsche euch allen einen guten September. Am Ende Augusts, wo alle unsre Geburtstage zusammentreffen, will ich eurer freilich gedenken. Wie die Hitze abnimmt geh' ich aufs Land, dort zu zeichnen, indeß thu' ich, was in der Stube zu thun ist, und muß oft pausiren. Abends besonders muß man sich vor Verkältung in Acht nehmen.

Rom, den 18. August 1787.

Diese Woche hab' ich einigermaßen von meiner nothwendigen Geschäftigkeit nachlassen müssen. Die ersten Tage waren gar zu heiß. Ich habe also nicht so viel gethan als ich wünschte. Nun haben wir seit zwei Tagen die süßeste Tramontane und eine gar freie Luft. September und October müssen ein paar himmlische Monate werden.

Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Aqua acetosa: es ist wirklich zum närrisch werden. Wenn man die Klarheit, die Mannigfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen ansieht.

Moritz thuirt jetzt die Antiquitäten und wird sie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und von allem Bücherwuder und Schulstaub reinigen. Er hat eine gar glückliche richtige Art die Sachen anzusehn, ich hoffe daß er sich auch Zeit nehmen wird gründlich zu seyn. Wir gehen des Abends spazieren, und er erzählt mir welchen Theil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren gelesen, und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen thunte. Ich sehe indeß Gebäude, Straßen, Gegend, Monumente an, und wenn ich Abends nach Hause komme, wird ein Blick das mir besonders aufgefallen, unterm Plaudern aufs Papier gesetzt. Ich lege dir eine solche Skizze von gestern Abend bei. Es ist die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Capitol heraufkommt.

Mit der guten Angelica war ich Sonntags die Gemälde des Prinzen Aldorandini, besonders einen trefflichen Leonard da Vinci zu sehen. Sie ist nicht glücklich wie sie es zu seyn verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen das sich täglich mehrt. Sie ist müde auf den Kauf zu malen und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen meist verzehren und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht und wird nicht. Sie spricht sehr aufrichtig mit mir, ich hab' ihr meine Meinung gesagt, hab' ihr meinen Rath gegeben, und munre sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die welche genug besitzen, es nicht brauchen und geniessen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß sehen und schätzen was sie macht, nicht das was sie zurücklässt. Wie vieler Künstler Arbeiten hatten Stich, wenn man rechnen will was fehlt.

Und so, meine Lieben, wird mir Rom, das Antike Wesen, Kunst und Künstler immer bekannter, und ich sehe die Verhältnisse ein, sie werden mir nah und natürlich, durch Mitleben und Thun und Herumwandeln. Jeder bloße Besitz giebt falsche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen und in die Welt ziehen, ich wahre mich so gut ich kann. Versprecht, verzögre, weiche aus, versprecht wieder und spiele den Italiäner mit den Italiänern. Der Cardinal Staatssecretair, Buoncompagni, hat mir es gar zu nahe legen lassen, ich werde aber ausweichen, bis ich bald September aufs Land gehe. Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit, es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe.

Rom, den 23. August 1787.

Euren sieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgestern eben als ich nach dem Bathaus ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtinischen Capelle oben und abermals gelesen, so oft ich aufrubte von dem Gehen und Aufwerten. Ich kann euch nicht ausdrücken wie sehr ich euch zu mir gewünscht habe, damit ihr nur

einen Begriff hätten was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit euch unterhalten und wollte es stünde alles auf dem Blatte. Ihr wollt' von mir wissen? Wie vieles könnt' ich sagen! denn ich bin wirklich ungeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich sähte das sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließe und hoffe noch etwas zu thun. Ueber Landschaft und Architektur habe ich diese Zeit der ernstlich nachgedacht, auch einiges versucht und sehe nun wo es damit hinauswill, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller und bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt, und ich sie, und ich sage: Herr ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen. Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe also auch zum Modelliren entschlossen und das soweit rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir viel erleichtert. Es wäre zu weitläufig es zu detailliren, und es ist besser zu thun als zu reden. Genug es läuft darauf hinaus: daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt mit der ich in der comparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen in der Natur und den Antiken manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzufinden schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und andern nicht mittheilen können.

Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich auf Pit auf den Propheten in den Wenzel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. Ein Herculesknopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen, es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen was bleibende Verhältnisse sind und so nach der Lehre des *** meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.

Gestern sah ich bei Cd. v. Wortbley, der eine Reise nach Griechenland, Aegypten ꝛc. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am meisten interessirte waren Zeichnungen nach Bakreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen sind. Arbeiten des Phidias. Man kann sich nichts Sodmeres denken als die wenigen einfachen Figuren. Uebrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architektur besser.

Lebe wohl für heute. Es wird meine Büste gemacht, und das hat mir drei Morgen dieser Woche genommen.

Rom, den 28. August 1787.

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste kam mir Herders Büchlein von würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich sie in diesem Babel, der Mutter so vielen Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen, und zu denken daß doch jetzt die Zeit ist wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunst, und überseh nun fast das ganze Pensum das mir zu absolviren bleibt; und wenn es absolvirt ist, ist noch nichts getban. Vielleicht giebt's andern Anlaß, bedeutige leichter und besser zu thun, wozu Talent und Geschick bestimmt.

Die Französische Akademie hat ihre Arbeiten ausgestellt, es sind interessante Sachen drunter. Pindar der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben den er sehr liebt, und stirbt. Es ist viel Verdienst in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt, er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es sich mit allen seinen Theilen gut aufnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatte das alte Rom vorgestellt, als wenn man es aus denselben Standpunkt sähe. Die Orte wo die alten Monumente gestanden weiß man, ihre Form auch meistens, von vielen stehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggethan und das Alte wieder hergestellt, wie es etwa zu Zeiten Diocletians ausgesehen haben mag: und mit eben so viel Geschmack als Studium, und ausnehmend gefärbt.

Was ich thun kann thu' ich, und häufe soviel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Rechte mit.

Hab' ich dir schon gesagt, daß Trippel meine Büste arbeitet? Der Zirkel von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Er ist schon meist fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie ist in einem sehr soliden Styl gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gypsform darüber machen, und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben ausjuarbeiten wünscht, denn was sich in dieser Materie thun läßt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelica malt jetzt ein Bild das sehr glücken wird: die Mutter der Gracchen, wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen ausstramte, ihre Kinder als die besten Schätze zeigt. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Composition.

Wie sehen ist es zu sehen, damit gerettet werde! Ich habe hier durchaus verschwiegen, daß heute mein Geburtstag sey, ich dachte dem Aufsehen: sollte mir denn von Hause nichts zur Feier kommen! Und siehe da wird mir einer Packet gebracht das mich unsäglich erfreut. Gleich setzte ich mich hin es zu lesen und bin nun zu Ende und schreibe gleich meinen herzlichsten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erst bei euch seyn, da sollte es an ein Gespräch gehen, zu Ausführung einiger angedeuteten Punkte. Genug, das wird und kann noch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule gesetzt ist, von welcher an wir nun unsre Meilen zählen können. Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunst herum und werde dir mit Freuden von da aus entgegen kommen.

Ich habe dir heute, nach Empfang deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf beharren: mein Kunststudium, mein Autorweisen alles fordert noch diese Zeit. In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntniß werde, meine Tradition und Name bleibe, und ich zwinge es in diesem halben Jahre, auch ist es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Schätzchen, denn sie kommen

mir sehr im Diminutiv vor, muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein isolirtes, privates Leben führen sollte, habe ich soviel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe habe.

In der Naturgeschichte bring' ich die Sachen mit die du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du fühlst diese Manifestationen (nicht Figurationen) unsres Gottes mit Freuden besonnen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder auf einem wenig abweichenden Standpunkte betrachtet.

Bericht.

August.

Zu Anfang dieses Monats treffe bei mir der Vorsatz, noch den nächsten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Einsicht daß ich auf diesem Zustande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends solchen Raum und solche Ruhe für den Anschaus meiner Werke finden würde, bestimmten mich endlich; und nun, als ich solches nach Hause gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche sich nach und nach steigerte und einer allzuraschen Thätigkeit Ziel und Maß gab, machte solche Räume angenehm und wünschenswerth, wo man seine Zeit nützlich in Ruh und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtinische Capelle gab hierzu die schönste Gelegenheit. Gerade zu dieser Zeit hatte Michel Angelo aufs neue die Verzierung der Künstler auswenden; neben seinen übrigen großen Eigenschaften soll' er sogar auch im Colorit nicht übertroffen werden seyn, und es wurde Mode, zu streiten, ob er oder Raphael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des Letzteren wurde mit unter sehr streitige gebracht und die Disputa das beste seiner Werke genannt; wodurch sich denn schon die später aufgekommene Vorliebe für Werke der alten Schule ankündigte, welche der stille Beobachter nur für ein Symptom halber und unreifer Talente betrachten und sich niemals damit befreunden konnte.

Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir entzweien uns dieserhalb durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Kunstwerken immer schwankt, und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich sie auf sich beruhen ließ, und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Würdigen und Würdigen beschäftigte. Diese Vorliebe für den großen Florentiner theilte sich von den Künstlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Duca und Lips Kunstcollegien in der Sixtinischen Capelle für Grafen Fries zu fertigen hatten. Der Custode ward gut bezahlt, er ließ uns durch die Hinterthür neben dem Altar hinein, und wir hausten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tagesthätigkeit, auf dem päpstlichen Stuhle einem Mittagsschlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfältige Durchzeichnungen der unteren Köpfe und Figuren des Altarbildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erst mit weißer Kreide auf schwarze Herrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Einermaßen ward denn auch, indem man sich nach dem Aeltern umwendete, Leonard da Vinci berühmt, dessen dorhgeschätztes Bild, Christus unter den Pharisäern, in der Galerie Albobrandini ich mit Angelica besuchte. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rath Reifenstein bei mir verkehrte, und wir sodann mit möglichster Gemächlichkeit und durch eine Bacchsordnung in irgend eine Sammlung gegaben, hier einige Stunden verweilten, und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend mit diesen drei Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, praktisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Worthley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ und wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronten der Akropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurücklichen, der um desto stärker war, als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben machte die Ausstellung der Französischen Akademie zu Ende des Monats. Durch David's Horatier hatte sich das Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tiseben wurde dadurch veranlaßt, seinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagnereau, des Marets, Gauffier, St. Ours erhielt sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Beguet erwarb als Landschaftsmaler im Sinne Poussins einen guten Namen.

Indessen hatte Moritz sich um die alte Mythologie bemüht; er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Beschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber bei seinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leidliches Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden könne. Durch tägliche Gespräche, durch Anschauen so vieler mannigfaltiger Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, und solche mit belehrenden Umrissen nach gesammelten Gemmen tüchtig Freunde zugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unser Verein ermangelte nicht, sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Münchnern und Zweden unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstatt an, als er meine Büste modellirte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt, und um über ihre Proportionen, als Kanon und als abweichender Charakter aufgestellt zu werden, war nicht wohl unter andere Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch beyoll interessant, indem das Trippel von einem Apollotorso Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts Giustiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für einen der edelsten Kunstwerke, und hegte Hoffnung ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn von Portalis nach Neufchatel gekommen.

Aber wie derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird seinen Lauf bald da hin bald dort hin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffelde eröffnete einen Cours der Perspective, wo wir uns bei Wrenkh versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte, und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieser contemplativ thätigen, geschäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgerissen. Das unglückliche Concert war in Rom, wo das Hun- und Wiederreden des Tags wie an kleinen Orten berüchtigt ist, vielfach besprochen; man war auf mich und meine schriftstellerischen Arbeiten aufmerksam geworden; ich hatte die Iphigenie und sonstiges unter Freunden vorgelesen, worüber man sich gleichfalls besprach. Cardinal Bracamonti verlangte mich zu sehen, ich aber hielt fest in meiner wohlbekannten Einsiedelei, und ich konnte dieß um so eher, als Rath Reifenstein fest und eigensinnig behauptete: da ich mich durch ihn nicht habe präsentiren lassen, so könne es kein anderer thun. Dieß gereichte mir sehr zum Vortheil, und ich benutzte immer sein Ansehn, um mich in einmal gewählter und ausgesprochener Abgeschiedenheit zu erhalten.

September.

Correspondenz.

Rom, den 1. September 1787.

Heute kann ich sagen ist Egmont fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hier und da daran gearbeitet. Ich schicke ihn über Zürich, denn ich wünsche daß Kayser Zwischenacte dazu und was sonst von Musik nöthig ist componiren möge. Dann wünsch' ich auch Freude daran.

Meine Kunststudien gehen sehr vorwärts, mein Prinzip paßt überall, und endlich mir alles auf. Auch was Künstler nur einzeln mühsam zusammentragen müssen, liegt hier zusammen offen und frei vor mir. Ich sehe jetzt wie viel ich nicht weiß, und der Weg ist offen alles zu wissen und zu begreifen.

Morgen hat Herders Gottesdienst sehr wohl gethan, er fühlt gewiß Epoche seines Lebens daran, er hat sein Gemüthe dazu gemeint und war durch meinen Umgang vorbereitet, er fing gleich wie wohl getrockner Heu in lichte Flammen.

Rom, den 3. September 1787.

Heute ist es gerig daß ich mich aus Carlsbad entferne. Welch ein Jahr! und welch eine sonderbare Epoche für mich dieser Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Wie ist dieses Jahr genugt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe es wird die Zeit kommen, die schöne Stunde, da ich mit euch alles werde summiren können.

Jetzt gehn hier erst meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht gesehen, wenn ich früher wegegangen wäre. Man denkt sich gar nicht was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die Augustischen Sachen gekommen. Diese Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisk der noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Sesostris, in Rom zu Ehren des Augusts aufgerichtet, und stand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieses älteste und berühmteste vieler Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten, wahrscheinlich durchs Feuer verunstaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerstörten Seiten sind noch frisch, wie gestern gemacht und von den schönsten Arbeit (in ihrer Art). Ich lasse jetzt eine Sphinx der Spitze, und die Gesäße von Sphinxen. Neue, sehen, Vögeln abformen und in Gyps giessen. Diese unschätzbaren Sachen muß man besitzen, besonders da man sagt, der Papst wolle ihn aufrichten lassen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erretten kann. So will ich es auch mit den besten hetrurischen Sachen thun u. s. w. Nun modellirt ich nach diesen Bildungen in Thon, um mir alles recht eigen zu machen.

Den 5. September 1787.

Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird. Denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden, nun freue ich mich schon zum voraus auf die Stunde in welcher ihr ihn erhalten und lesen werdet. Es sollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Den 6. September 1787.

Ich hatte mir vorgenommen euch recht viel zu schreiben und auf den letzten Brief allerlei zu sagen, nun bin ich unterbrochen worden, und morgen geh' ich nach Frascati. Dieser Brief muß Sonnabends fort, und nun sag' ich nur noch zum Abschied wenige Worte. Wahrscheinlich habt ihr jetzt auch schönes Wetter, wie wir es unter diesem freieren Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenstände um mich lauschichtig sind, so werden sie mich bald zu dieser bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles einzelnen auf Einen Punkt zusammen, ja ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe wo es mir mit und meinen Fähigkeiten hinaus will? so alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben. Es sind also die Schwaben nicht allein die sechzig Jahre brauchen um klug zu werden.

Ich höre daß Herder nicht wohl ist und bin darüber in Sorge, ich hoffe bald bessere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und fast kann ich hoffen radicalster curirt zu werden; alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen. Egmont geht mit diesem Brief ab, wird aber später kommen, weil ich ihn auf die fahrende Post gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich was ihr dazu sagen werdet.

Vielleicht wäre gut mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück so früh ins Publicum käme. Seht wie ihr das einrichtet, ich will mit dem Rest des fahrende Post gehe. Rückbleiben.

Der Gott leistet mir die beste Gesellschaft. Mensch ist dadurch wirklich aufgehalten worden, es fehlte gleichsam nur an diesem Werke, das nun als

Schulsystem seine Gedanken schlicht, die immer aus einander fallen wollen. Es wird recht weh thun. Wird hat er aufgenommen in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn besonders in der Botanik, auf die er uns sehr geführt hat, daß mir in Gedanken sehr; wie weit es uns noch greift, kann ich selbst noch nicht sehn.

Mein Princip, die Kunstwerke zu erklären und das auf einmal auszudrücken, woran Künstler und Kenner sich schon seit der Wiederherstellung der Kunst versuchen und verunglücken, sind in der jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ist's auch ein Cosmisches Ei. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen Capitalschlüssel besitze, sprech' ich nun die Worte zweckmäßig mit den Künstlern durch und sehe wie weit sie gekommen sind, was sie haben und wo es widerspricht. Die Thüre hab' ich offen und stehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus nur im Tempel umsehen können und wieder scheiden.

So viel ist gewiß, die alten Künstler haben eben so große Kenntnis der Natur und einen eben so sichern Begriff von dem was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß gehabt, als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Klasse gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen als sie recht zu erkennen und dann in Liebe hinzugeben. Diese beiden Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Wünschliche, Einzelne bildete sich zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geschickten Architecten sehen, der selbst in Palmyra war und die Gegenstände mit großem Verstand und Geschmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen eure Gedanken über diese wichtigen Ruinen.

Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine einzelnere Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Gefühlen nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen.

Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsre modernen Kriege machen viele unglücklich indessen sie dauern, und niemand glücklich wenn sie vorbei sind.

Rom, den 15. September 1787.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Mensch bin, der von der Nähre lebt. Viele Tage der habe ich wieder mehr gearbeitet als gemessen. Nun geht die Woche zu Ende und ihr sollt ein Blatt haben.

Es ist ein Leid daß die Aloe im Belvedere eben das Jahr meiner Anwesenheit blüht um zu blühen. In Sicilien war ich zu früh, hier blüht dies Jahr nur Eine, nicht groß, und sie steht so dort, daß man nicht dazu kann. Es ist allerdings ein Instinkt Gewächs auch in diesen Gegenden nicht recht zu Hause.

Des Engländers Bestrebungen machen mir wenig Freude. Die Geistlichen müssen sich in England sehr in Acht nehmen, dagegen haben sie auch das übrige Publicum in der Faust. Der freie Engländer muß in sittlichen Sachen sehr eingeschränkt einhergehn.

Die Schwanzmenschen wundern mich nicht, nach der Beschreibung ist es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wundersamere Sachen täglich vor unsern Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nah mit uns verwandt sind.

Das B. wie mehr Menschen die kein Gefühl ächter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, ist auch recht gut, wenn man nur sich nicht mit ihnen erbauen soll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rath Reifenstein, Angelica kam Sonntags uns abzuholen. Es ist ein Paradies.

Erwin und Elmire ist zur Hälfte schon umgedruckt. Ich habe gesucht dem Stücken mehr Interesse und Leben zu verschaffen und habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Gesänge, worauf sich alles reimt, bleiben alle, wie natürlich.

Die Künste werden auch fortgetrieben, daß es sauset und brauset.

Meine Büste ist sehr gut gerathen, jedermann ist damit zufrieden. Gewiß ist sie in einem schönen und edlen Styl gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Herr. als hätte ich so aufgesehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun bald in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport ist so lästig, sonst schickte ich gleich einen Abguß; vielleicht einmal mit einem Schiffertransport, denn einige Kisten werd' ich doch zuletzt zusammenpacken.

Ist denn Krauß noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar grazioso Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwei jämmerliche verunglückt waren. Die Leute spielen mit viel Lust, und es harmonirt alles zusammen. Nun wird es bald auch Land geben. Es hat einigemal gerochen. Das Wetter ist abgekühlt, und die Gegend macht sich wieder grün.

Von der großen Eruption des Aetna werden euch die Zeitungen gesagt haben oder sagen.

Rom, den 15. September 1787.

Nun hab' ich auch Tronto Leben gelesen. Es ist interessant genug, und lassen sich Reflexionen genug darüber machen.

Mein nächster Brief wird meine Bekanntschaft mit einem merkwürdigen Reisenden erzählen, die ich morgen machen soll.

Freut euch übrigens meines hiesigen Aufenthalts. Rom ist mir nun ganz familiär, und ich habe fast nichts mehr davon was mich überspannte. Die Gegenstände haben mich nach und nach so ins Innere gehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntnis, das ganze Glück wird immer weiter beisen.

Hier liegt ein Blatt bei, das ich abgeschrieben den Freunden mitzutheilen bitte. Auch herum ist der Aufenthalt in Rom so interessant, weil es ein Mittelpunkt ist, nach dem sich so vieles zeigt. Die Sachen des Lasaß sind unterordentlich schön. Ich habe ihm manches in Gedanken gestohlen das ich euch mittheilen will.

Ja ich immer fleißig. Nun hab' ich ein Kupfer nach Guys gezeichnet, um zu sehen ob mein Principium Stich hält. Ich finde, es paßt vollkommen, und erleichtert erstaunend das Machen. Man

wollte nicht glauben daß ich's gemacht habe, und doch ist es noch nichts. Ich sehe nun wohl wie weit sich's mit Application bringen liesse.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will sorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werd' ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar nichts mehr wissen als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse.

Den 22. September 1787.

Gestern war eine Procession, wo sie das Blut des heiligen Januarius herumtrugen; ich specialisire auf Köpfe und Gesichter, indeß die Reihen von Ordensgeistlichen vorbeiziehen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der besten Antiken-Gemmen-Abdrücke angeschafft. Es ist das Schönste, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil sind sie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Kostbareres mitnehmen, besonders da die Abdrücke so außerordentlich scharf sind.

Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre, doch vor allem ein erbauteres Herz, fähiger das Glück was mir Liebe und Freundschaft zudenkt zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.

Rom, den 22. September 1787.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich euch mit dieser Post eilig schicken. Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin Mutter. Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeste und endlich meine Schriften.

Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bändchen die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprechen mich nun alle beste lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich bante euch für alles was ihr an diesen Blättern getan habt, und wünsche euch aus Freude erinnern zu können. Sorge auch für die folgenden mit treuen Herzen.

Ihr vermißt mich über die Provinzen, und ich gestehe, der Ausdruck ist sehr unangenehm. Da kann man aber sehen, wie man sich in Rom angewöhnt, alles grandios zu denken. Wirklich scheint's mich zu nationalisiren, denn man giebt den Römern Schuld, daß sie nur von cose grosse wissen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O wie weit und lang ist die Kunst und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht auf Ernstliche halten mag.

Dienstag den 25. geh' ich nach Frascati und werde auch dort müßen und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge.

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis, auch der Aermste, der Genügsame sich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste, sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann.

Frascati, den 28. September 1787.

Ich bin hier sehr glücklich, es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, gekleckt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Naty Reifenstein, mein Wirth, leistet Gesellschaft, und wir sind munter und lustig. Abends werden die Bilder im Mondschein besucht, und sogar im Dunkeln die strapantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgefaßt die ich nur einmal auszuführen wünsche. Nun hoff' ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.

Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf diesem Wege sind viele Bilder im Flug geschossen worden. Hier wo man recht in der Fülle sitzt, kann man sich was zu Gute thun, auch brenne ich recht vor Leidenschaft mir alles zuzueignen, und ich fühle daß sich mein Geschmack reinigt, nach dem Maße wie meine Seele mehr Gegenstände faßt. Wenn ich nur statt all der Nebenst einmal etwas Gutes schicken könnte. Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an euch ab.

Wahrscheinlich hab' ich die Freude, Kaysern in Rom zu sehen. Er wird sich denn auch noch die Kunst zu mir gesellen, um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam als wollten sie mich verbinden nach meinen Freunden zu sehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie sehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnsucht mich ergreift bei euch zu seyn. Ich lebe denn nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz hab' ich recht gute Stunden, und habe angefangen ihm mein Pflanzensystem zu erklären, und jedesmal in seiner Gegenwart aufzuschreiben, wie weit wir gekommen sind. Auf diese Art kennt' ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abstracteste von dieser Vorstellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird, und eine vorbereitete Seele findet, seh' ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran, und ruckt immer selbst mit Schlüssen vorwärts. Doch auf alle Fälle ist's schwer zu schreiben, und unmöglich aus dem bloßen Lesen zu begreifen, wenn auch alles noch so eigentlich und scharf gefaßt wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters ist. Grüßt alle die mir's gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten.

Bericht.

September.

Der dritte September war mir heute doppelt und dreifach merkwürdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürsten, welcher eine treue Neigung mit so mannigfaltigen Gaben zu erwiedern wußte; es war der Jahrestag meiner Hegire von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückkehren, was ein so bedeutend durchlebter, völlig fremder Zustand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch mein Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eignen großen Vorzug, daß es als Mittelpunkt künstlerischer Thätigkeit anzusehen ist. Geschickte Reisende sprechen ein, sie sind ihrem Führern oder längeren Aufenthalte hier gar vielen schuldig; sie ziehen weiter, werben und sammeln

und wenn sie bereichert nach Hause kommen, so rechnen sie sich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein Französischer Architekt, mit Namen Cassas, kam von seiner Reise in den Orient zurück; er hatte die wichtigsten alten Monumente, besonders die noch nicht herausgegebenen gemessen, auch die Gegenden wie sie anzuschauen sind gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerstörte Zustände bildlich wieder hergestellt, und einen Theil seiner Zeichnungen, von großer Präcision und Geschmack, mit der Feder umrissen und, mit Aquarellfarben belebt, dem Auge dargestellt.

1. Das Serail von Constantinopel von der Seeseite mit einem Theil der Stadt und der Sophien-Moschee. Auf der reizendsten Spitze von Europa ist der Wohnort des Großherrn so lustig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer reflectirte Bäume stehen in großen meist verbundenen Gruppen hinter einander, darunter sieht man nicht etwa große Mauern und Paläste, sondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kiosken, ausgespannte Teppiche, so bäuntich klein, und freundlich durch einander gemischt, daß es eine Lust ist. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt ist, macht es einen gar freundlichen Effect. Eine schöne Strecke Meer belebt die so bebaute Küste. Gegenüber liegt Asien, und man sieht in die Meerenge die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung ist bei sieben Fuß lang und drei bis vier hoch.

2. Generalansicht der Ruinen von Palmyra, in derselben Größe.

Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgesucht.

Eine Colonnade auf eine Italiänische Meile lang, ging vom Thore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, mehr in ganz gerader Linie, sie macht in der Mitte ein sanftes Knie. Die Colonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter hoch. Man sieht nicht, daß sie oben bedeckt gewesen; er glaubt, es sey durch Teppiche geschehen. Auf der großen Zeichnung erscheint ein Theil der Colonnade noch aufrecht stehend im Vordergrunde. Eine Caravane die eben auer durchzieht, ist mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde steht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht sich eine große Fläche hin, auf welcher einige Kamilthieren in Carriere herteilen. Das sonderbarste Phänomen ist: eine blaue Linie wie eine Meereslinie schließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüste der in der Ferne blau werden muß, so völlig wie das Meer den Gesichtskreis schließt, daß es eben so in der Natur das Auge reizt, wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten daß Palmyra vom Meer entfernt genug sey.

3. Gräber von Palmyra.

4. Restauration des Sonnentempels zu Baldec, auch eine Landschaft mit den Ruinen wie sie stehen.

5. Die große Moschee zu Jerusalem auf dem Grund des Salomonischen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönicien.

7. Gegend am Fuße des Bergs Libanon, anmuthig wie man sie denken mag. Ein Pinienwäldchen, ein Wasser, daran Hängeweiden und Gräber krunter. der Berg in der Entfernung.

8. Türkische Gräber. Jeder Grabstein trägt den Hauptschmuck des Verstorbenen, und da sich die Türken durch den Kopfschmuck unterscheiden, so steht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Aegyptische Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er sey, sagt Cassas, in einen Kalkfelsen gehauen, und weil derselbe Sprünge gehabt und Unglaubwürdiges, habe man den Kolos mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Zeiten des Kopfschmuckes bemerke. Eine Gesichtspartie ist etwa zehn Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem spazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urtunden, Anlassen und Mutmaßungen restaurirt. Sie hat vor vier Seiten vorspringende Hallen mit danebenstehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin mit Sphinxen besetzt, wie sich solche noch in Ober-Aegypten befinden. Es ist diese Zeichnung die ungeheuerste Architekturidee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle diese schönen Tafeln mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwischen den Ruinen der Kaiserpaläste verbaut und unnutzbar gemacht werden. Dort auf einem freien Gesellschaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente zerstreuter Capitäler, glatter und canelirter Säulen, zerstückte Basreliefs und was man noch der Art im weiten Kreise umhergelegt hatte, wie man seinen Tische, Stühle und Bänke zu heiterer Versammlung im Freien anzuordnen pflegt — dort genossen wir der reizenden Zeit nach Herzens Lust, und als wir die mannigfaltigste Aussicht mit frisch gewaschenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überschauten, mußten wir gestehen, daß dieses Bild auf alle die andern, die man und heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sey. Ihr ästhetisches Gefühl durch Cassas gespannt und gestärkt würde es überall Entzücken erregen. Und so wird uns durch künstlerische Arbeiten nach und nach das Auge so gestimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten, die sie darbietet immer offener werden.

Nun aber mußte des nächsten Tages uns zu überhaupt Unterhaltungen dienen, das gerade das was wir bei dem Künstler Großes und Gränzenloses gesehen, und in eine niedrige unwürdige Enge zu bringen veranlassen sollte. Die herrlichen Aegyptischen Denkmale erinnerten und an den mächtigen Obelisk, der auf dem Marsfelde durch August errichtet als Sonnenweiser diente, nunmehr aber in Stücken, umjaunt von einem Bretterverschlag, in einem sonnigen Winkel auf den fünnen Architekten wartete der ihn aufzurichten berufen möchte. (NB. Jetzt ist er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient, wie zur Römerzeit abermals als Sonnenweiser.) Er ist aus dem ächtesten Aegyptischen Granit gehauen, überall mit zierlichen nauen Figuren, die gleich in dem bekannten Styl überlaufen. Merkwürdig war es, als wir neben der sonst in die Luft gerichteten Spitze standen, auf den Inschriften derselben Sphinx nach Sphinxen auf das zierlichste abgebildet zu sehen, früher keinem menschlichen Auge, sondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienstliche der Kunst meist auf einen Effect berechnet ist, den es auf den menschlichen Anblick machen soll. Wir machten Anstalt diese heiligen Bilder abgießen zu lassen, um das bequem noch vor Augen zu sehen, was sonst gegen die Weltenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume worin wir uns mit dem würdigsten Werke befanden konnten wir uns

nicht entdecken. Rom als ein Quodlibet anzusehen, aber als einziges in ſeiner Art: denn auch in dieſem Sinne hat dieſe ungeheure Excalität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerſtörte nur; alles Zertrümmerte iſt ehrwürdig, die Unform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche ſich in neuen großen Formen der Kirchen und Paläſte wieder hervorthat.

Jene bald geſtrigten Abgüſſe brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehnſchen Paſtenſammlung, wovon die Drücke im Ganzen und theilweiſe verkäuflich waren, auch einiges Aegyptiſche zu ſehen ſey; und wie ich denn eins aus dem andern ergiebt, ſo wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichſten und beſtellte ſolche bei den Inhabern. Solche Abdrücke ſind der größte Schatz und ein Fundament das der in ſeinen Mitteln beſchränkte Liebhaber zu künftigem großen mannigfaltigen Vortheil bei ſich niederlegen kann.

Die vier erſten Bände meiner Schriften, bei Göſchen, waren angekommen und das Prachtexemplar ſogleich in die Hände Angelica's gegeben, die daran ihre Mutterſprache aufs neue zu beloben Urſach zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die ſich mir bei dem Rückblick auf meine früheren Thätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeſchlagene Weg mich führen würde, ich konnte nicht einſehen, in wiefern mich frühern Beſtreben gelingen und wiefern der Erfolg dieſes Strebens und Wandelns die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum rückwärts zu ſinnen und zu denken. Die über organiſche Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichſam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillſtand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern ſich entwickelte, ſo bedurfte ich, zu eigner Ausbildung täglich und ſtündlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich verſuchte es mit Moritz und trug ihm, ſoviel ich vermochte, die Metamorphoſe der Pflanzen vor; und er, ein ſeltſames Gefäß das immer leer und unbaldebarſtig nach Gegenſtänden lechzte, die er ſich aneignen könnte, griff endlich mit ein, dergeſtalt wenigſtens, daß ich meine Vorträge fortzuſetzen Muth behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zu Statten, aber doch zu bedeutender Anregung: Herders Werk das unter einem lateiniſchen Titel, über Gott und göttliche Dinge, die verſchiedenen Anſichten, in Geſprächsform, vorzutragen bemüht war. Mach verſetzte dieſe Mittheilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über dieſe Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wunderlam jedoch contraſtirte dieſer in den höchſten frommen Betrachtungen verſirrende Band mit der Verehrung, zu der uns das Feſt eines beſondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heil. Franziskus gefeiert, und ſein Bild in langgedehnter Proceſſion von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Auffallenderweiſe ward ich bei dem Vorbeigehen ſo vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Körpers hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um ſich von dem männlichen Individuum ein Begriff zu machen. Erſt mit Aufmerkſamkeit, dann mit Erſtaunen überſirrte ich die vor mir vorüberziehende Reihe, und war wirklich entzückt, zu ſehen, daß ein Geſicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, ſich ganz anders ausnahm, als das bartloſe Volk unter. Und ich konnte nun wohl finden, daß bergleichen Geſichter, in Gemälden dargeſtellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beſchauer ausüben mußten.

Hofrath Reiffenſtein, welcher ſein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausſtudirt hatte, konnte freilich im Laufe ſeines Geſchäfts nur allzubald gewahr werden, daß Perſonen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Luſt zu ſehen und ſich zu zerſtreuen, mitunter an der grimmigſten Langeweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem praktiſchen Menſchenkenner gar wohl bekannt, wie ſehr ein dickes Beſtaunen erquicke, und wie nöthig es ſey ſeine Freunde durch irgend eine Selbſtthätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenſtände hatte er ſich deßhalb auserſehen, worauf er ihre Geſchäftigkeit zu richten pflegte: die Wachsmalerei und die Paſtenfabrication. Jene Kunſt, eine Wachseiſe zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erſt vor kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunſtwelt hauptſächlich darum zu thun iſt, die Künſtler auf irgend eine Weiſe zu beſchäftigen, ſo giebt eine neue Art das Gewohnte zu thun, immer wieder friſche Aufmerkſamkeit und lebhaften Anlaß, etwas was man auf die alte Weiſe zu unternehmen nicht Luſt hätte, in einer neuen zu verſuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiſerin Catharine die Rapphaeliſchen Logen in einer Copie zu verwirklichen, und die Wiederholung ſämmtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zierrathen in Petersburg möglich zu machen, ward durch dieſe neue Technik begünſtigt, zu wäre vielleicht ohne dieſelbe nicht auszuführen geweſen. Man ließ dieſelben Felder, Wandtheile, Sockel, Pilaſter, Capitäler, Geſimſe aus den ſtärkſten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Caſtanienholzes verfertigen, überzog ſie mit Leinwand, welche grundirt ſodann der Entauſkirt zum ſichern Unterlage diente. Dieſes Werk, wenig ſich beſonders Unterbrach, nach Anleitung Reiffenſteins, mehrere Jahre beſchäftigt hatte, mit großer Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt, war ſchon abgegangen als ich ankam, und es konnte mir nur was von jenem großen Unternehmen übrig blieb bekannt und aufbaulich werden.

Nun aber war durch eine ſolche Ausführung die Entauſkirt zu hohen Ehren gelangt; Fremde von einigem Talent ſollten praktiſch damit bekannt werden; zugerichtete Farbenzurmuren waren um leichten Preis zu haben; man kaufte die Seite ſelbſt genug, man hatte immer etwas zu thun und zu kramen, wo ſich nur ein müßiger lieber Augenblick zeigte. Auch mittlere Künſtler wurden als Lehrende und Nachdeſſende beſchäftigt, und ich habe wohl einigemal Fremde geſehen, welche ihre Römiſchen entauſtiſchen Arbeiten höchſt behaglich, als ſelbſtverfertigt einpackten, und mit zurück ins Vaterland nahmen.

Die andere Beſchäftigung, Paſten zu fabriciren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengeräthe im Reiffenſteiniſchen Quartier gab dazu die beſte Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nöthigen Raum, zu einem ſolchen Geſchäft. Die refractaire, in Feuer unſchmelzbare Maſſe wurde aufs ſorgfältigſte pulveriſirt und durchgeſiebt, der daraus gebildete Teig in Paſten eingedrückt, ſorgfältig getrocknet, und ſodann, mit einem eiſernen Ring umgeben, in die Gluth gebracht, ferner die geſchmolzene

Glasmasse darauf gedruckt, wodurch doch immer ein kleines Kunstwerk zum Vorschein kam, das einen jeden freuen mußte, der es seinen eignen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrath Reifenstein, welcher mich zwar willig und geschäftig in diese Thätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgesetzte Beschäftigung der Art nicht zusagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur und Kunstgegenständen, Hand und Augen möglichst zu steigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich Leon. in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati führte, wo man in einem wohl eingerichteten Privathause Unterkommen und das nächste Bedürfniß fand, um nun den ganzen Tag im Freien, sich Abends gern um einen großen Abendtisch versammelte. Georg Schütz, ein Frankfurter, gebildet, ohne eminentes Talent, aber einem gewissen anständigen Behagen, als anhaltender künstlerischer Thätigkeit ergeben, weßwegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen, und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchsten Sinne antikisirend gewaltet, daß auf übrig gebliebenen mächtigen Substructionen, die künstlerischen Gedanken vorzüglicher Geister sich hervorgethan und den Augen dargestellt, so wird man begreifen, wie sich Geist und Auge entzücken müssen, wenn man unter jeder Bedeutung diese vielfachen hervortretenden und tausend verticalen Linien unterbrochen, und gesondert wie eine stumme Musik mit den Augen auffaßt, und wie alles, was klein und beschränkt in uns ist, mit reiner Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Besonders ist die Fülle der Menschenwelt über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht störend zu Nennende darinnen zurücktritt, und nur die großen Massen von Licht und Schatten magischer anmuthig, stummer reich harmonische Riesenformen dem Auge entgegentragen. Dagegen setzte es denn auch Aergernisse mit unterzuarbeiten, oft aber auch nedische Unterhaltungen.

So darf man nicht verschweigen, daß junge Künstler, die Eigenheiten des wackern Reifensteins, die man Sonderbarkeiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber sich oft im Stillen scherzhaft und spottend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unverrückbare Quelle künstlerischer Unterhaltung wieder zum Gespräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an diesem trefflichen Kopfe doch nicht sonderlich gearbeitet seyen, kam die Rede ganz natürlich auf die Bürde und Sendung dieses Organs, die Schwierigkeit ein schönes in der Natur zu finden, und es künstlerisch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen seiner hübschen Ohren bekannt war, ersuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu sitzen, bis ich das vorhandene gut gezeichnete, es war ohne Frage das rechte, sorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit seiner starren Modellstellung gerade dem Rath Reifensteins gegenüber zu sitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, seine wiederholt angebrachten Lehren vorzutragen: man müsse sich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beste wenden, sondern erst bei den Carracci's anfangen, und zwar in der Farnesischen Galerie, dann zum Raphael übergehen, und zuletzt den Apoll von Belvedere so seh gelassen, bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel Meisters zu wünschen und zu hoffen seyn würde.

Der gute Schütz ward von einem solchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein sich immer vermehrte, je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Vortheilhafte immer, wegen seines individuellen unvollig aufgenommenen Zustandes einer sportlichen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Aussicht ward uns auf den Fenstern der Villa des Fürsten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud, und uns in Gesellschaft seiner geistlichen und weltlichen Hausgenossen an einer gut besetzten Tafel festlich bewirthete. Es läßt sich denken, daß man das Seltsame dergestalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit Einem Blick überseben zu können. Man spricht viel von Lustbäuern, aber man müßte von hier aus umherblicken, um sich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus lustiger gelegen seyn könne.

Hier aber finde ich mich gedrängt, eine Betrachtung einzuflechten, deren ernste Bedeutung ich wohl empfinden darf. Sie giebt Licht über das Vergetragene, und verbreitet's über das Folgende; auch wird mancher gute, sich heranbildende Geist Anlaß daher zur Selbstprüfung gewinnen.

Lobsalt verwöhnende Geister begnügen sich nicht mit dem Genusse, sie verlangen Kenntniß. Diese treibt sie zur Selbstthätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, sie fühlt nun zuletzt, daß man nichts richtig beurtheilt, als was man selbst hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Mensch nicht leicht ins Klare, und daraus entstehen gewisse falsche Bestrebungen, welche um desto unglücklicher werden, je redlicher und reiner die Absicht ist. Indem singen mir in dieser Zeit an Zweifel und Verwunderungen aufzusteigen, die mich mitten in diesen angenehmen Zuständen beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunsch und die Absicht meines Hierseins sowerlich erfüllt werden dürfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehren wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue höchst annuthige Oper im dortigen großen dramatischen Saal für die vermiste Dramenliteratur entschädigt werden sollten. Die Deutsche Künstlercasse, eine der vordersten im Parterre, war wie sonst dicht besetzt, und diesmal fehlte es mehr an Beifallsäußerungen und Rufen, um sowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüsse unsere Schuldigkeit abzutragen. Ja wir hatten es erreicht, daß wir durch ein tönendes, oft lesiertes, dann flatterndes, zuletzt gerichtendes Lauf! Rufen, jedesmal mit dem Ausdruck nett einer eintretenden beliebten Arie, oder sonst gefälligen Partie, das ganze laut schwätzende Publicum zum Schweigen brachten, weshalb uns denn unsere Freunde von oben die Artigkeit erwiesen, die interessantesten Expressionen nach unserer Seite zu richten.

October.

Correspondenz.

Frascati, den 2. October 1787.

Ich muß bei Zeiten ein Blättchen anfangen, wenn ihr es zur rechten Zeit erhalten sollt. Eigentlich hab' ich viel und nicht viel zu sagen. Es wird immerfort

gezieret, und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Diese Tage empfand ich wieder viel Sehnsucht nach Hause, vielleicht eben weil es mir hier so wohl geht und ich doch fühle daß mir mein Liebstes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage, und will mich eben zusammen nehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun ist, und so diesen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr anfolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein — dieß sey unter uns gesagt — nicht so einfichtig wie ich hoffte. Es ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mühsam schildern, um ihm nicht unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen die man so macht. Das Leben eines Menschen ist sein Charakter. Nun dar' ich Hoffnung Kayserm zu heißen, dieser wird mir zu großer Freude seyn. Gebe der Himmel, daß sich nichts dazwischen stelle!

Meine erste Angelegenheit ist und bleibt: daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht, und nicht wieder zurückkommt, noch so lange still steht, wie ich wohl leider die sechste Zeit des Lebens versäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenstände erst mühsam aufsuchen muß, ja mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden, so bringt sich alles auf, man wird voller und voller und gezwungen etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntniß des Wegen bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren sehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir selbst schreibe und sehe wie ich's thue: wenn wir wieder zusammen kommen, sollt ihr gar manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt über mich selbst und andre, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, woron ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm gesatzt und geschlossen.

Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter gewesen, ob ich gleich bei ihm stürzlete und fast noch stürze, er mahnte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, besser noch glücklicher werden, eine Sorge die mich immer zurückhält ganz offen zu seyn.

Auch im Allgemeinen mit mehreren Menschen zu leben geht mir ganz gut. Ich sehe einen jeden Genügsamkeit und Handelsweise. Der eine spielt sein Spiel, der andre nicht, dieser wird verwirrt wenn wen, jener sonderlich. Einer sammelt, einer zerstreut. Einem genügt alles, dem andern nichts. Der hat Talent und thut's nicht, jener hat keins und ist fleißig u. s. w. Das alles sehe ich und mische mitten drin; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menschen, nichts an ihnen zu verurtheilen habe, keinen üblen Humor. Man schimpft, meine Lieben, wenn jeder nach seiner Weise handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, seyn und bleiben soge, es unnützt von mir prädemdirt, dann bleibt einem nichts übrig als zu schelten oder toll zu werden.

Albano, den 5. October 1787.

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch zur morgenden Post nach Rom schaffe, daß ich auf diesem Blatt nur den tausendsten Theil sage von dem was ich zu sagen habe.

Eure Blätter dar' ich zu gleicher Zeit mit den zerstreuten, besser gesammelten Blättern, den Ideen und den vier Saffanländen erhalten, gestern als ich im Begriff war von Frascati abzufahren. Ich ist mir nun ein Schatz auf die ganze Pilgerfahrt.

Persepolis habe ich gestern Nacht gelesen. Es freut mich unendlich und ich kann nichts dazu setzen, indem jene Art und Kunst nicht herüber gekommen ist. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek sehen und euch auf's neue danken. Fahret fort, ich bitte euch, oder fahret fort, weil ihr müßt, beleuchtet alles mit eurem Lichte.

Die Ideen, die Gedichte sind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen, ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden sollen hier werden.

Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten, ich habe das wohl gewußt, nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine ist ein Narr, der voller Einfalls-prätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse“ fingt sich mit bestimmter Natürlichkeit. Als ein: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr.“ Er ist einmal auch ein —; Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren u. s. Bleibt von diesem Volke: der erste Unbant ist besser als der letzte. Der andere denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen die sich selbst suchen, ohne es gestehen zu wollen. Er wird sich freund finden und vielleicht nicht wissen warum. Ich müßte mich sehr irren oder die Großmuth des Alcibiades ist ein Taschenspielerstreich des Züricher Propheten, der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durch einander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel: der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten u. ist von Anfang.

Und so muß ein jeder Thatt nehmen und bitten, daß ihr lest wie ich schreibe, mit dem Geiste mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu richten, zu schreiben, ohne dich um andre zu bekümmern. Man muß schreiben wie man liest, erst um sein selbst willen, und dann existirt man auch für vermandte Wesen.

Plato wollte seinen Symposiasten in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande eine zu machen, ich litte keinen der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolischen Anzeigen-Anlage Declamation des Züricher Propheten die unsinnigen Worte: Alles was Leben hat, lebt durch etwas außer sich. Oder so ungefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Menschen zupft ihn der Genius nicht beim Aermel. Nicht die ersten simpelsten Naturwahrheiten paßt

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde ſä't,
Küß' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,

sie gefaßt, und ubenten doch gar zu gern auf den Städten um den Thoren sitzen, wo andere Leute zusammenkommen oder seiner hingehört. Las das alles mit sein wie ich auch thue, der ich es ernstlich jetzt leichter habe.

Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen, es sieht gar zu lustig aus. Vor allem bestätigt mich das Landschaftszeichnen, wozu heiter Himmel und diese Erde vorzüglich einladet. Sogar das' ich einige Zeichen gefunden. Was wird' ich nicht noch alles machen. Das seh' ich wohl, unter einer muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, sonst ist er gefangen.

Lebe wohl und vergnügt, und wenn es euch weh werden will, so führt nur recht, daß ihr beisammen seyd und was ihr einander seyd, indem ich durch eigenen Willen exulirt, mit Verzicht auf zweckmäßig anting, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe und auf alle Fälle nicht weiß wo es hinaus will.

Lebe wohl, empfiehlt mich der Frau Herzogin. Ich habe mit Rath Reifenstein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt projectirt. Wenn alles gelingt, so ist's ein Meisterstück. Wir sind jetzt in Neapolitanischen wegen einer Villa begriffen, welche gewissermaßen gemeinschaftlich ist, und also vermiethet wird, damit daß die andern entweder diesem sind, oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obligationen und Relationen gerath. Ich schreibe, obwohl nur etwas Gewisseres zu sagen ist. In Rom ist auch ein sonderes freiliegendes Quartier mit einem Garten für sie bereit. Und so wünscht' ich, daß sie sich überall zu Hause finde, denn sonst genießt sie nichts; die Zeit verstreicht, das Geld ist ausgegeben, und man sieht sich um wie nach einem Vogel der einem aus der Hand entwischt ist. Wenn ich ihr alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinem Stein stoße, so will ich es thun.

Nun kann ich nicht weiter, wenn gleich noch Raum da ist. Lebt wohl und verzeiht die Eilfertigkeit dieser Zeilen.

Cadel Gandolfo, den 6. October 1787, ebenfalls den 7ten.

denn diese Worte ist hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Also geht dieses Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu euch gelange.

Wir leben hier wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens beizeite, um zu zeichnen, dann muß man den ganzen Tag der Gesellschaft seyn, welches mir denn auch ganz recht ist für diese kurze Zeit; ich sehe doch auch einmal Menschen ohne großen Zeitverlust und viele auf einmal.

Angelica ist auch hier und wohnt in der Nähe, dann sind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Herr von Maron, Schwager von Meyer, mit der seinigen, theils im Hause, theils in der Nachbarschaft; die Gesellschaft ist lustig und es giebt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperson ist, und trägt sich dann einen Tag mit den boo mots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern sternhellen Himmel. Heute hat sich ein Wind erhoben, der mich zu Hause hält. Wenn man mich außer nur selbst herausbringen könnte, müßten es diese Tage thun, aber ich falle immer wieder in mich zurück, und meine ganze Neigung ist auf die Kunst gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es scheint als wenn ich wenigstens würde sehen lernen.

Erwin und Elmire ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar sonnenhelle Morgen an; gerathen ist alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forstern auf seine Reise um die Welt auch Fragen und Materialmassen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen soll, wenn ich es auch von Herzen gern thäte. Wir wollen sehen.

Ihr habt wohl schon hatte trübe Tage, wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehen. Die fehr mach Herders Ideen reimen, kann ich nicht sagen. Da ich keinen Messias zu erwarten habe, so ist mir dies das liebste Evangelium. Grüße alles, ich bin in Gedanken immer mit euch, und liebe mich.

Den letzten Postag, meine Lieben, habt ihr den neuen Brief erhalten, die Bewegung in Castelle war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hause wohnte das immer Zuspruch hat, so machte ich mich gern gehen. Bei dieser Gelegenheit habe ich mehr Italiäner gesehen als bisher in einem Jahre, und bin auch mit dieser Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin interessirte mich die acht Tage ihres Beisens, sie zeichnete sich durch ihre Manieren, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vor ihresgleichen vor den Römerinnen aus. Angelica war, wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund seyn, man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten, denn es ist unglaublich was sie alles enthält.

Diese letzten Tage war das Wetter rädl, und ich bin recht vernünftig wieder in Rom zu Hause.

Gestern Abend, als ich zu Bette ging, fühlt' ich recht das Vergnügen hier zu seyn. Es war mir als wenn ich mich auf einem recht breiten, festern Grund niederließe.

Ueber seinen Gott möcht' ich gern mit Herdern sprechen. Zu bemerken ist nur ein Hauptpunkt: man nimmt dieses Bildstein wie andre, für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hinein zu legen hat, findet sie leer. Laß mich ein wenig weiter allegoriren, und Herder wird meine Allegorie am besten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man schwere Lasten verbringen; die Stricke bei Menschen zu bewegen, brauchen sie Erbsünden. Man sieht's aus dem Zweck (wie z. E. bei einer Uhr), denn zu sammengesetzter, desto künstlicher wird der Mechanik muß seyn, und doch um Zweien die größte Einheit haben. So sind alle Hypothesen oder vielmehr alle Principien. — Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verschmäht meinen Flaschenzug, und will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn L. seine ganze Kraft anwendet, um ein Märtyrer Gottes zu machen, wenn J. sich aberreißt eine hohe Kunstgeschmacksstufung zu vergöttern, wenn C. aus einem Papisten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine unaufrichtig sagen: alles was lebt, lebt durch etwas außer sich; würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Materien Mysticismus und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? würde der dritte wohl um ein paar Bäche tiefer brunnter machen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Städte und den Thron des Cosmos aufzustellen bemüht wären; wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten den festen

Bodem der Natur zu betreten, wo jeder nur ist was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Theil der Ihren, siehe erst was es ist, und frage so dann, ob der Autor es hätte schreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr; denn eben das Rechte, Grosse, Innerliche was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es also irgendwo fehlt, so mangelt's nicht an der Waare, sondern an Käufern, nicht an der Maschine, sondern an denen die sie zu brauchen wissen. Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen mehr für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich seyn. Mir könnte vielmehr daran gelegen seyn, dass das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich lasse einem jeden seinen Hexel, und bedarfe mich der Scheere ohne Ende seyen lange, und man mir mit mehr Freude und Bequemlichkeit.

Castel Gandolfo, den 12. October 1787.

An Herder.

Nur ein flüchtig Wort, und zuerst den lebhaftesten Dank für die Ideen: Sie sind mir als das liebenswerthste Evangelium aufgenommen, und die unterhaltensten Stunden meines Lebens lassen alle da zusammen. Hieran mag sich so lange gelaubt hat, wird einem nun so vollständig vergeübert. Wie viel Lust ja allem Guten hast du mir durch dieses Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erst in der Hälfte. Ich bitte dich, dass mir sobald als möglich die Stelle aus Camper, die du pag. 159 anführst, ganz ausgeschrieben, damit ich jede, welche Regeln des Griechischen Künstlerideals er ausgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang seiner Demonstrationen des Profils aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu und excerpire mir sonst was du mir nützlich dünkt, dass ich das Ultimum wisse, wie weit man in dieser Speculation gekommen ist; denn ich bin immer das neugeborne Kind. Hat Lavaters Physiognomik etwas Klugs darüber? Deinen Auftrag wegen Jerusch will ich gern ausrichten, wenn ich gleich noch nicht recht sehe wie es möglich ist; denn ich kann keine einzelnen Fragen thun, ich muss meine Hypothesen völlig aus einander setzen, und vortragen. Du weisst, wie sauer mir das schriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig seyn, und wohin es geschickt werden soll. Ich ärge jetzt im Revue und kann vor Privatoccupationen nicht zum Preisen kommen. Wenn ich es unternehme, muss ich zum Dictiren mich wenden; denn eigentlich sehe ich es als einen Wust an. Es scheint, ich soll von allen Seiten mein Haus bestellen und meine Bänder spielen.

Was mir am schwersten seyn wird ist: dass ich absolut alles aus dem Kopfe nehmen muss, ich habe doch kein Blättchen meiner Excerpten, keine Zeichnung, nichts bei! ich bei mir, und alle neuesten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleib' ich wohl in Castelle und treibe ein Badeleben. Morgens gehe ich, dann giebt's Menschen auf Menschen. Es ist mir lieb, dass ich sie bekommen habe, einzeln wäre es eine grosse Secatur. Angelica ist hier und hilft alles übertragen.

Der Prinz soll Nachricht haben. Amsterdam sey von den Preussen eingenommen. Die nächsten Zeitungen werden uns Gewissen bringen. Das wäre die erste Expedition, wo sich unser Jahrhundert in seiner ganzen Grösse zeigt. Das heiss' ich eine moderne! Ohne Schwertstreich, mit ein paar Bomben, und nies mand der sich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl. Ich bin ein Kind des Friedens, und will Friede haben für mir und für mir der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.

Rom, den 27. October 1787.

Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles was ausser mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich freundlich und freundlich. Diese ersten Tage bar' ich mit Briefschreiben zugebracht, habe die Zeitungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert, die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehn. Es ist zu verwundern, dass ich es sagen darfte, was mir Anadica für Hoffnungen über mein Landschaftszeichnen, unter gewissen Bedingungen giebt. Ich will wenigstens versuchen, um mich dem zu nahern was ich wohl nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, dass Egmont angelangt und wie ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch schon geschrieben, dass Kayser herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen, mit der nun veränderten Partitur unserer Scarpinerien. Du kannst denken was das für ein Fest seyn wird: Seydelmann wird Hand an eine neue Oper legen, und Claudine mit Erwin, in seiner Gegenwart, mit seinem Beyfall vergessen.

Herders Ideen hab' ich nun durchgelesen und mich des Buches ausserordentlich gefreut. Der Stimm ist herrlich, warm und traulich, und er wird wie das Buch selbst, erst mit der Zeit, und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohlthun. Jemehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden. Auch habe ich dieses Jahr unter fremden Menschen Acht gegeben, und gefunden, dass alle wirklich klugen Menschen, mehr oder weniger, zarter oder gröber, darauf kommen und bestehen: dass der Moment alles ist, und dass nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin besteht: sich so zu betragen, das sein Leben, in so fern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich möchte wieder ein Buch schreiben, wenn ich sagen sollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich lese jetzt wieder Stellen, je wie ich sie aufschlage, um mich an jeder Seite zu ergetzen, denn es ist durchaus festlich gedacht und gesprochen.

Besonders freut mich' ich das Griechische Zeitalter; dass ich am Nothwendigen, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Körperliches vermisse, kann man vielleicht denken, ohne dass ich es sage. Es ist auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Masse des was der Staat war, an und für sich; nur ist er, wie Vaterland, etwas Ausschliessendes. Uns ist möglich im Verhältniss mit dem unschätzbaren Weltganzen den Werth dieser einzelnen Existenz bestimmen, wo denn freilich vieles zusammenschrumpfte, und in Rauch aufgehn mag.

So bleibt mir das Costüme immer imposant, wenn ich gleich denke, in welcher Zeit es genannt worden, und dass das Volk, welches diesen unsichtbaren Kreis ausfüllte, mehr war als altrömische Volk.

Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunst in Rom ist auch zu uns gekommen. Es ist ein Deutsches Product, und, was sonderbar ist, eines Deutschen Cavaliers. Es scheint ein junger Mann zu seyn, der

Energie hat, aber voller Prätensionen steckt, der sich Mühe gegeben hat herumzulaufen, zu notiren, zu hören, zu horchen, zu lesen. Er hat gewußt dem Werke einen Anstrich von Gaujkeit zu geben, es ist darin viel Wahres und Gutes, gleich darneben Falsches und Albernes. Gedanken und Nachgesprochenes, Longueurs und Escapaden, Wiederholungen, Verfehlung durchsliebt, wird bald merken, welch monströses Mittelding zwischen Compilation und eigen gedachtem Werk dieses voluminöse Opus geworden sey.

Die Ankunft Clements erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auf ein Wort darüber, daß nun wohl unterwegs ist. Das Saffianexemplar ist angelangt, ich hab' es der Angelica gegeben. Mit Kayserls Oper wollen wir es klüger machen, als man uns gerathen hat; euer Vorschlag ist sehr gut, wenn Kayser kommt sollt ihr mehr hören.

Die Recension ist recht im Sinn des Alten, zu viel und zu wenig. Mir ist jetzt nur dran gelegen zu machen, seitdem ich sehe wie sich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenste ist, Jahrtausende recensiren, das heißt, etwas von seinem Daseyn verewigen läßt.

Jedermann verwundert sich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht wie ich mich betragen habe. Unser October war nicht der schönste, es war gleich himmlische Tage gehabt haben.

Es geht mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß. Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding, die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr bloß von mir selbst abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte.

Bericht.

October.

Zu Anfang dieses Monats bei mildem durchaus heiterem herrlichem Wetter genossen wir eine fürstliche Villeggiatur in Castel Gandolfo, wohnten wir und denn in die Mitte dieser unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert haben. Herr Jenkins, der wohlhabende Englische Kunsthändler, besitzt nämlich daselbst ein sehr stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitengenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern noch bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterem Beisammensein, noch an Bogengängen zu munterem Lustwandeln fehlte.

Man kann sich von einem solchen Herbstaufenthalt den besten Begriff machen, wenn man sich ihn wie den Aufenthalt an einem Badorte gedenkt. Personen ohne den mindesten Bezug auf einander werden durch Zufall zusammenlustig in die unmittelbarste Nähe versetzt. Frühstück und Mittagessen, Spaziergänge, Lustpartien, ernst und scherzhafte Unterhaltung bewirken schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, besonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Cur eine Art von Diversion macht, hier im vollkommensten Müssiggange, sich die entschiedensten Badeverwandtschaften zumächst hervortun sollten. Hofrath Reifenstein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen sollten, um zu unseren Spaziergängen und sonstigen artistischen Wanderungen ins Gebirg die nöthige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Gesellschaft sich herumdrängte und uns zur Theilnahme an gemeinschaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die ersten und versammelten nicht uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die südlichen Genüsse und Belehrungen.

Nach einiger Zeit sah ich eine gar hübsche Römische Nachbarin, nicht weit von uns im Corso wohnend, mit ihrer Mutter herumkommen. Sie hatten beide, seit meiner Mylordschaft, meine Begrüßungen freundlicher als sonst erwidert, doch hatte ich sie nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie Abends vor der Thür saßen, öfters nah genug vorbei ging; denn ich war dem Geschäfte, mich durch dergleichen Verbindnisse von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu lassen, vollkommen treu geblieben. Nun aber sahen wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Concert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und es ist wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt, und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme, mit unmittelbarem Bezug auf sich selbst, in der wohlklingenden Römischen Sprache sonnell, dies deutlich verräth, und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Classe über sich selbst erhebt, und dem Alltagsleben, ja dem Gemeinen, einen gewissen Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einsichtsvollen Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Principal in großer Gunst stand. Sie schienen genau mit einander verwandt und Freundinnen zu seyn.

Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht sonderlich aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerin, blondfarbene die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offnen, mehr sowohl ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lotteriespiel zwischen beiden Frauenzimmern und hatte mit der Römerin Casse zusammen gemacht; im Laufe des Spiels sagte ich ihr nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchen durch Wetten oder sonst. Genug es entstand aus auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wovon ich in meiner Unbefangenheit nicht gleich bemerkte, daß ein solches getheiltes Interesse nicht gefiel. Da endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abrufen sandte, zwar höflich, aber mit wahrgenommenem Mißvergnügen, werden Fremden versicherte: daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Theilnahme gekommen sey, es sich nicht wohl ziemе mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharren und eine unpünktlig anmuthige Wechselgefälligkeit durchführen. Ich entschuldigte mich aufs beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sey, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unseren Landen herkömmlich sey, daß man den sämmtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um destoweiter gelten

werde, da wen zwei ſo eng verbündeten Freundinnen die Rede ſey.

Aber leider! indeſſen ich mich ſo auszureden ſuchte, empfand ich auf die wunderſamſte Weiſe, daß meine Neigung für die Mailänderin ſich ſchon entſchieden hatte, blitzſchnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in ſelbſtgefälligem ruhigen Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünſcht, und das nun auf einmal dem Wünſchenswertheſten unmittelbar nahe kommt. Ueberſieht man doch in ſolchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter dieſen ſchmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächſten Morgen fanden wir uns drei allein und da vermehrte ſich denn das Uebergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Aeußerungen etwas Streifendes zu bemerken war. Sie beklagte ſich mehr über vernachläſſigte aber allzuängſtliche Erziehung: man lehrt uns nicht ſchreiben, ſagte ſie, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht leſen laſſen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beſchäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten davon wird niemand denken; ich gäbe alles darum Engliſch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Madame Angelica, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Camocini hör' ich oft ſich untereinander Engliſch unterhalten, mit einem Geſicht das dem Neid ähnlich iſt: und die elenden Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tiſche, es ſtehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich ſehe, und ich weiß nicht was ſie bringen.

Es iſt deſto mehr Schade, verſetzte ich, da das Engliſche ſich ſo leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit faſſen und begreifen. Machen wir gleich einen Verſuch, fuhr ich fort, indem ich eins der grünzeugloſen Engliſchen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte ſchnell hinein und fand einen Artikel: daß ein Frauenzimmer ins Waſſer gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden ſich Umſtände bei dem Falle die ihn verwickelt und intereſſant machten, es blieb zweifelhaft ob ſie ſich ins Waſſer geſtürzt, um den Tod zu ſuchen, ſo wie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünſtigte oder Verſchmähte, ſie zu ihrer Rettung gewagt. Ich wieß ihr die Stelle hin und bat ſie aufmerkſam darauf zu ſchauen. Darauf überſetzt' ich ihr erſt alle Subſtantiva und examinirte ſie, ob ſie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überſtrömte ſie die Stellung dieſer Haupt- und Grundworte und machte ſich mit dem Plan bekannt, den ſie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, beſtimmenden Worten über und machte nunmehr, wie dieſe das Ganze belebten, auf das deutlichſte bemerklich, und katechiſirte ſie ſo lange bis ſie mir einfiel, was zu erforſchen, die ganze Stelle, als ſtünde ſie Italieniſch auf dem Papiere, vorlag, welches ſie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Weſens leiſten konnte. Ich habe nicht leicht eine ſo herzlich geſtiftete Freude geſehen als ſie ausdrückte, indem ſie mir für den Einblick in dieſes neue Feld einen allerliebſten Dank ausſprach. Sie konnte ſich kaum faſſen, indem ſie die Möglichkeit gewahrte die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches ſo nahe und ſchon verſtändnisweiſe erreicht zu ſehen.

Die Geſellſchaft hatte ſich vermehrt, auch Angeſien war angekommen; an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand geſetzt, meine Gaſtherrin ſtand an der entgegengeſetzten Seite des Tiſches und beſann ſich keinen Augenblick, als die übrigen ſich um die Tafelſpitze complimentirten, um den Tiſch herumzugehen und ſich neben mir niederzulaſſen. Meine ernſte Nachbarin ſchien dieß mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren daß hier was vorgegangen ſeyn müſſe und daß ein zweiter bis zur trockenen Unbefliſſenheit von den Frauen ſich entfernender Freund wohl ſelbſt ſich endlich zahm und gefangen überraſcht geſehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut Stand, eine innere Bewegung aber gab ſich wohl eher kund durch eine gewiſſe Verlegenheit, in der ich mein Geſpräch zwiſchen den Nachbarinnen theilte, indem ich die ältere zarte, bißmal ſchwerfällige Freundin belehrend zu unterhalten, und jene, die ſich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen ſchien und ſich in dem Zuſtande befand deſjenigen der mit einem Mal vor dem erwünſcht aufgehenden Lichte geblendet, ſich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Theilnahme zu beſchwichtigen ſuchte.

Dieſer aufgeregte Zuſtand ſollte jedoch hatte ſogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufſuchend, fand ich die älteren Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichſte der Ausſichten ſich barbot; ich ſchweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anders vor als das landſchaftliche Materielle; es hatte ſich ein Ton über die Gegend gezogen der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuſchreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beſchattung der Tiefe ſchien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinſehen, bis endlich ich bei den Plan zu verlaſſen Luſt hatte, um in theilnehmender kleiner Geſellſchaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht abſagen können mich bei ihnen niederzulaſſen, beſonders da ſie mir an dem Fenſter der ſüdweſten Ausſicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnt' ich vernehmen daß von Ausſtattung die Rede ſey, einem immer wiederkehrenden und nie zu erſchöpfenden Gegenſtande. Die Erforderniſſe aller Art wurden genuſtert. Zahl und Beſchaffenheit der verſchiedenen Gaben, Grundgeſchenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweiſe noch ein Geheimniß, und was nicht alles in genauer Herrzählung die ſüdne Zeit hindurch, mußte von mir gedultig angehört werden, weil die Damen mich zu einem ſpäteren Spaziergang feſtgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Geſpräch zu den Verdienſten des Bräutigams, man ſchilderte ihn günſtig genug, wollte ſich aber ſeine Mängel nicht verbergen, in gewiſſer Hoffnung, daß dieſe zu mildern und zu beſſern die Anmuth, der Verſtand, die Liebenswürdigkeit ſeiner Braut im künftigen Eheſtande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne ſich in das entfernte Meer niederſenkte und einen unſäglichen Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragt' ich auf das beſcheidenſte: wer denn aber die Braut ſey? Mit Verwunderung erwiederte man mir: ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wiſſe; und nun erſt fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenoſſe ſondern ein Fremder ſey.

Hier ist es freilich nun nicht nöthig auszusprechen welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm es sey eben die kurz erst so sürchterwunene Sclaverin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Das Neigungen denen man eine Zeit lang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzhaftesten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber nirgends interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebendes weibliches Wohlwollen in dem Augenblicke des Erwachens zerstört wird, und damit die Verahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung ungedrängt vorspiegelt. Ich kam spät nach Hause, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weiteren Weg, mit der Entschuldigung nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle zusammen zu nehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein Werther'sches Schicksal dich in Rom aufgehalten hätte, um dir so bedeutende bisher wohlverwahrte Zustände zu verderben.

Ich wendete mich abermals rasch zu der inzwischen vernachlässigten landschaftlichen Natur und suchte sie so treu als möglich nachzubilden, mehr aber gelang mir sie besser zu sehen. Das wenige Technische was ich besaß reichte kaum zu dem unsicherwirren Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felsen und Bäumen, Aufs und Abthalen, stillen Seen, belebten Bächen entgegen bringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als sonst, und so konnte dem Schmerz nicht reine werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu schärfen gelungen war.

Von nun an aber hab' ich mich kurz zu fassen; die Menge von Bekannten füllte das Haus und die Häuser der Nachbarschaft, man konnte sich ohne Affectation vermeiden, und eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine solche Neigung stimmt, ist in der Gesellschaft überall gut aufzunehmen. Mein Betragen aefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist außer ein einziges Mal mit dem Wirth, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich, von einer weiten Berg- und Waldtour, die appetitlichsten Pilze mitgebracht und sie dem Koch überaeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst verdrießlich, sie aufs schmackhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten jedermann ganz herrlich, nur, als zu meinen Ehren verrathen wurde, daß ich sie aus der Wildnis mitgebracht, ergrimmte unser Gastgeber Wirth, obgleich nur im Vertrauen darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse, die er nicht bestellen und angeordnet; es ziemte sich nicht wohl, jemanden an seiner eignen Tafel zu überraschen. Scenen aufzuziehen, von denen er mehr Nebenwerk geben könne. Dieß alles mußte mir Rath Reisenstein nach Tafel diplomatisch erklären, wogegen ich, der ich an ganz andern Web als das sich von Schwämmen berleiten kann, innerlichst zu leiden hatte, der scheußlich erweiterte; ich hätte vorausgeeilt, der Koch würde das dem Herrn melden, und verschwere; wenn mir wieder dergleichen Pflanzen unterwegs in die Hände kämen, solche unserm trefflichen Wirthe selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig seyn will, muß man gestehen, sein Verdruß entsprang daher, daß diese überraschende zweideutige Speise ohne gehörige Untersuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir verrathen, und brachte auch dem Herrn und Gebieter, das Vergnügen, zwar, als besondere Rarität nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieser Jahreszeit vorgesetzt worden.

Dieses culinarische Abenteuer gab mir Anlaß, in stillem Humor zu bedenken, daß ich selbst, von einem ganz eignen Gifte angeekelt, in Verdacht gekommen sey, durch gleiche Unvorsichtigkeit eine ganze Gesellschaft zu vergiften.

Es war leicht meinen gefaßten Vorsatz fortzuführen. Ich suchte solcher den Englischen Studen auszuweichen, indem ich mich Morgens entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zusammentritt von mehreren Personen zu nahern wußte.

Gar bald legte sich auch dieses Verhältniß in meinem so viel beschäftigten Gemüthe wieder zurechte und zwar auf eine sehr anmuthige Weise; denn indem ich sie als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor meinen Augen aus dem irrealen Mädchenzustande, und indem ich ihr nun eben dies selbe Neigung, aber in einem höhern anzeigenmäßigen Begriff zuwendete, so war ich, als einer der ohnehin nicht mehr einem leidenstimmigen Jünglinge glich, gar bald gegen sie in dem freundlichsten Betragen. Mein Dienst, wenn man eine freie Aufmerksamkeit so nennen darf, verbreitete sich darauf ohne Zudringlichkeit und dem Begegnen aber mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden seyn. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so ainaen Tage und Stunden einen raschen behaglichen Gang.

Von der mannigfaltigen Unterhaltung wäre viel zu sagen. Genua ist war auch ein Theater daselbst, wo der von uns so oft im Carneval verlachte Pulcinell, welcher die übrige Zeit sein Gauklerhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anständiger fleißiger Bürger erschien, uns mit seinen pantomimischkomisch lateinischen Actordtaten aufs beste zu ergötzen wußte und uns in die so beliebt behagliche Realität des Daseyns zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß meine nach Italien so lang projectirte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Unbehaglichkeit erregt, ja sogar den Wunsch mir nachzureisen und das kleine Glück zu genießen, von dem meine Briefe, und wohl unterhaltenden Briefe den günstigsten Begriff gaben. Freilich in dem gestreiften und tumultuirenden Kreise unserer Herzogin Amalie war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Genüdten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben darin, wie es nur Wagnis auszuüben konnte, sich immer in Herz und Sinn zu bilden. Der Damm war endlich getrochen, und es ergab sich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernstliche Anstalt machten. Mein Rath war, sie möchten den Winter vorübergehen lassen, in der mittleren Jahreszeit mit Rom gelangen, und jedann weiter nach und nach alles des

Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltstadt u. s. w., der untere Theil von Italien darbieten konnte.

Dieser mein Rath, redlich und sachgemäß wie er war, bezog sich denn doch auch auf meinen eignen Vortheil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in den fremdesten Zuständen mit ganz fremden Menschen gelebt und mich eigentlich wieder frisch des humanen Zustands erfreut, dessen ich in zwar zufälligen aber doch natürlichen Bezügen seit langer Zeit erst wieder gewahr wurde, da ein geschlossener heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Hier ist es, wo durch ein wechselseitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation entsteht, das Schwery und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vermindern. Es erzeugt sich gleichsam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebnisse durchaus aufhebt, so daß man zuletzt, im Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schwery noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von diesen Gefühlen und Ahnungen fühlte ich mich ganz entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Denn daß meine Art die Dinge zu sehen nicht sogleich die übrige seyn würde, konnte ich um so deutlicher wissen, als ich mich selbst seit einem Jahre jenen dämonischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht, und unter einem himmelblauen Gewölbe mich frein umzuschauen und zu athmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutschland kommende Reisende immerfort höchst beschwerlich; sie suchten das auf was sie vergessen sollten, und konnten das was sie schon lange gewünscht hatten nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich selbst fand es noch immer mühsam genug, durch Denken und Thun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entschieden hatte.

Fremde Deutsche kennt' ich vermeiden, so nah verbundene, verehrte, geliebte Personen aber hätten mich durch eignes Irren und Halbgewahrwerden, ja selbst durch Eingehen in meine Denkweise gestört und gehindert. Der nordische Reisende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement seines Daseyns zu finden, auszufüllen was ihm fehlt; allein er wird erst nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müsse.

So deutlich nun auch ein solches Verhältniß mir erschien, so erbielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewissen und fuhr unablässig fort in der sorgfältigsten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachsinnen, Andern von andern, Besitzen künstlerischen Bestrebens, eigene praktische Versuche wechselten unaufhörlich oder griffen vielmehr wechselseitig in einander ein.

Hiebei förderte mich besonders die Theilnahme Heinrich Meyers von Zürich, dessen Unterhaltung mir, obgleich seltener, günstig zu Statten kam, indem er als ein fleißiger und gegen sich selbst strenger Künstler die Zeit besser anzuwenden wußte, als der Kreis von jüngern, die einen ernsten Fortschritt in Begriffen und Technik mit einem raschen lustigen Leben leichtmüthig zu vertauschen glaubten.

November.

Correspondenz.

Rom, den 3. November 1787.

Kayser ist angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geschrieben. Er ist erst am Clavierstimmen, und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht seine Gegenwart wieder eine sonderbare anziehende Epoche, und ich sehe, man soll seinen Weg nur ruhig fortgehn, die Tage bringen das Beste wie das Schlimmste.

Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe es soll beim Wiederlesen nicht verlieren, denn ich weiß was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herausliest läßt. Das was ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn ihr sagt, daß es gemacht ist, so habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden ohne es umzuschreiben. Die besondern Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert. Nun liegen noch so zwei Steine vor mir: Faust und Tasso. Da die darunterzugen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, hoffe ich auch, diese Klumpen den Berg hinauf zu bringen. Bin ich einmal damit oben, dann will ich aufs neue angehn, und ich will mein Möglichstes thun, euren Beifall zu verdienen, da ihr mir eure Liebe ohne mein Verdienst schenkt und erhaltet.

Was du von Gretchen sagst, verstehe ich nicht ganz, und erwarte deinen nächsten Brief. Ich sehe wohl, daß dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht, und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht wo ich die Zwischennüance hinlegen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Puppens und Lattenwerks, die Schattirungen, die ich oben hervorhöbe, vielleicht zu abgelegt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind; vielleicht hilft ein zweites Lesen, vielleicht sagt mir dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelica hat ein Titelkupfer zum Egmont gezeichnet. Lips gestochen, das wenigstens in Deutschland nicht gezeichnet, nicht gestochen worden wäre.

Rom, den 14. November 1787.

Kayser ist nun da, und es ist ein dreifach Leben. Da die Musik sich ausbreitet. Es ist ein trefflich guter Mann, und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist. Trischbein kommt von Neapel zurück, und da muß beider Quartier und alles verändert werden, doch bei unsern guten Naturen wird auch in acht Tagen wieder im Gleis seyn.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorschlag gethan, sie soll mir erlauben, die Summe von zweihundert Zechinen, nach und nach, für sie in verschiedenen kleinen Kunstwerken auszumachen. Unterstütze diesen Vorschlag, wie du ihn in meinem Briefe findest, ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es ist dieses ein wichtiger Punkt, dessen ganzen Umfang du ohne große Entwicklung empfinden wirst, und du wirst die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Rathes und Erbietens noch mehr erkennen, wenn du die Verhältnisse hier wüßtest, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn sie die Sachen, die ich nach und nach machen lasse, hier findet, so stille ich die Begierde zu besitzen, die bei jedem Aufkömmling, er sey wer er wolle, entsteht, und welche sie nur mit einer schmerzlichen Resignation unterdrücken, oder mit Kosten und Schaden bei fremden könnte. Es ließen sich davon noch Blätter vollschreiben.

Rom, den 5. November 1787.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen, denn sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig, die auch eine eigne Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden soll. Claudine ist nun in der Arbeit, wird, so zu sagen ganz neu aufgeführt, und die alte Spreu meiner Existenz herausgeschwungen.

Rom, den 10. November 1787.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses; doch fällt es schwer, wenn man schon anderes gemacht hat, dem Leser genug zu thun, er verlangt immer etwas wie das Vorige war.

Rom, den 21. November 1787.

Du fragst in deinem letzten Briefe wegen der Farbe der Landschaft dieser Gegenden. Darauf kann ich dir sagen: daß sie des heitern Tages, besonders des Vormittags so farbig ist, daß sie in jeder Nachbildung bunt scheinen muß. Ich hoffe dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu schicken, die ein Deutscher machte, der jetzt in Neapel ist; die Wasserfarben bleiben so weit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet ihr glauben, es sey unmöglich. Das Sonderbare dabei ist, daß die lebhaften Farben, in geringer Entfernung schon, durch den Luftton gemildert werden, und daß die Gegenstände von hellen und warmen Tönen (wie man sie nennt), so scheinbar dastehn. Die blauen klaren Schatten stehen so reizend, von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Röthlichen, Bräunlichen ab, und verbinden sich mit der blauen duftigen Ferne. Es ist ein Glanz, und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei euch ist alles entweder hart oder todt, bunt oder einfältig. Wenigstens erinnere ich mich selten einzelne Effekte gesehen zu haben, die mir einen Vorschmack von dem gaben, was jetzt täglich und stündlich vor mir steht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge gebürtet ist, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen desto klarer erkenne. Ich bin schon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun, als zu probiren; wie es andre treiben seh' ich auch, finde manchen auf dem andern Pfade, keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit, wie mit Glück und Verdienst, davon und die Urtheiler nur vorschwatzen, deren Kleinsinn wir höchstens berühren.

Kaysers Antunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung setzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht, meine Arbeiten stecken. Jetzt geht es wieder, und meine Opern sind nahe fertig zu seyn. Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man sey kann, einer von denen Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen ruhigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein, übrigens strenger Charakter liebsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Bericht.

November.

Nun aber bei dem stillen Gedanken an ein allmähliches Erblühen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackern früheren Freundes vorbereitet, des Christoph Kayser, eines gebornen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klingern und uns andern herangekommen war. Dieser, von Natur mit eigenthümlichem musikalischem Talente begabt, hatte schon vor Jahren, indem er Goethes Lied und Rache zu componiren unternahm, auch eine zu Egmont passende Musik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück sey abgegangen und eine Copie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Correspondenz darüber ward räthlich gefunden, er solle selbst unverzüglich herkommen; da er denn auch nicht säumend mit dem Courier durch Italien durchrollte, sehr bald bei uns eintraf und in den Künstlerkreis, der sein Hauptquartier im Corso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen hatte, sich freundlich aufgenommen sah.

Hier aber zeigte sich gar bald, statt des so nöthigen Sammelns und Einens, neue Zerstreuung und Zerspitterung.

Bereits waren mehrere Tage hin bis ein Clavier beigeschafft, probirt, gestimmt und nach des eigensinnigen Künstlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünschen und zu fordern übrig blieb. Indessen belohnte sich vollkommen der Aufwand von Mühe und Verdruß durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musikalische Geschmackssinn zugleich wieder von der Nähe sey, bemerke ich, daß zu jener Zeit Sandrini für unübertrefflich gehalten, sodann auch daß als Probe eines gebotenen Clavierspielers die Ausführung von Variationen gerechnet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont brachte er mit, und so belebte sich von dieser Seite mein fernres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals, aus Nothwendigkeit und Eigensinn, gegen das musikalische Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire so wie Claudine von Villa Bella sollten nun auch nach Deutschland

abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmonts in meinen Forderungen gegen mich selbst dergestalt gesteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte sie in ihrer ersten Form dahin zu geben. Gar manches Lyrische das sie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen zwar übrig aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Sommer und Kummer, weshen die Jugend in ihrer unverantwortlichen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene Französischen Opernetten, denen wir zwar ein freundliches Anderen zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüber brachten, die wir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiäner, der den melodiösen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen.

In diesem Sinne wird man manweder beide Opern bearbeitet finden; ihre Compositionen haben die und da Fremde gemacht, und so sind sie auf dem dramatischen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorüber geschwommen.

Gewöhnlich schilt man auf die Italiänischen Texte, und daß zwar in solchen Phrasen wie einer dem andern nachlügen kann ohne was dabei zu denken; sie sind freilich leicht und heiter, aber sie machen nicht mehr Forderungen an den Componisten und an den Sänger, als in wie weit beide sich hinzugeben Lust haben. Ohne hierüber weitläufig zu seyn, erinnere ich an den Text der heimlichen Heirath; man kennt den Verfasser nicht, aber es war einer der geschicktesten die in diesem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag gewesen seyn. In diesem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach bestimmten Zwecken zu wirken, war meine Absicht, und ich wüßte selbst nicht zu sagen, in wiefern ich mich meinem Ziele genähert habe.

Leider aber war ich mit Freund Kayser seit geraumer Zeit schon in einen Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar schien.

Man vergegenwärtige sich jene sehr unschuldige Zeit des Deutschen Opernwesens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die Serva Padrona von Pergolese, Eingang und Beifall fand. Damals nun prodncirte sich ein Deutscher Buffo Namens Berger, mit einer hübschen, flattirlich gewandten Frau, welche in Deutschen Städten und Ortschaften, mit geringer Verstärkung, und schwacher Musik, im Zimmer, mancherlei heitere aufregende Vorstellungen gaben, die denn freilich immer auf Verrug und Beschämung eines alten verlebten Beden auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu besetzende Stimme gedacht, und so war denn schon vor Jahren das Singspiel Scherz, List und Rache entstanden, das ich an Kaysern nach Zürich schickte, welcher aber, als ein ernster, gewissenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich selbst war ja schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden spartanischen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf sagen stellenweise glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen.

Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicherweise hatte es, nach früheren Mißgriffsprincipien, an einer Stimmenmangerei; es fing nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theaterhabitués des Doctors gern beleihen mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, und im Einfachen und Beschränkten abzuzwecken, ging verloren als Mozart auftrat. Die Aufführung auf dem Serail schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von nun seyn so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.

Die Gegenwart unseres Kaysers erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Musik, die sich bisher nur auf theatralische Exhibitionen eingeschränkt hatte. Er war fertigkeit die Kirchenstücke zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt auch die an solchen Tagen aufgeführten solennen Musiken mit anzuhören. Wir fanden sie freilich schon sehr weitläuft mit vollständigstem Orchester, obgleich der Gesang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum ersten Mal eine Braveurarie mit eingreifendem Chor gehört zu haben, sie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie sie solche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publicum ausübt.

Nächst diesem hatte Kayser noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm sehr um alte Musik zu thun war, ihm auch die Gelegenheit der Textkunst einsichtig zu erkennen ebtag, sich in Bibliotheken umsah; wie denn sein treuer Fleiß besonders in der Minerva gute Aufmahme und Förderniß gefunden hatte. Dabei aber hatte sein Bücherinteresse den Vortheil, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des vorigen Jahrhunderts aufmerksam machte und z. B. das Speculum romanae magnificentiae, die Architecturen von Lemaazz, nicht weniger die spätern Admiranda Romae und was sonst noch dergleichen seyn mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Diese Bücher- und Blätterssammlungen, zu denen wir andere dem auch wallfahrteten, haben besonders einen großen Werth, wenn man sie in guten Abdrücken vor sich sieht; sie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Altertum mit Ernst und Sinn betrachtet, und die Ueberbleibsel in würdigem Charakter ausgedrückt wurden. So nährte man sich z. B. den Forlosen, wie sie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna standen; die Halbreine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von diesem verschwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Façade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatican, in dessen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, alles zog in die alte Zeit zurück, und ließ zugleich aufs deutlichste bemerken, was die zwei folgende Jahrhunderte für Veränderungen hervorgebracht, und ungeachtet bedeutender Hindernisse, das Zerstörte herzustellen, das Versäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zürich, dessen ich schon oft zu gedenken Ursach hatte, so zurückgezogen er lebte, so freisig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die Uebrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als lehrreich erwies. Er ging den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seidelmannischen Manier antike Bilden mit Sorgfalt darzustellen wußte, so

fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Andeutungen der frühern und spätern Kunst zu ordnen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künstlern, Kennern und Laien allein zerstörbaren Besuch bei Fackelschein, dem Museum, sowohl des Vatikans als auch des Capitols abzustatten Anstalt machten, so gesellte er sich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen seiner Aufsätze, wodurch ein solcher genußreicher Umgang durch die herrlichsten Reste der Kunst, welcher meistentheils wie ein entzückender, nach und nach verschwindender Traum vor der Seele schwebt, auch in seinen vortheilhaften Einwirkungen Kenntniß und Einsicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen Römischen Museen, z. B. das Museo Pio-Clementino im Vatican, das Capitolinische ꝛc. beim Lichte von Wachsfackeln zu besehen, scheinet in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu gewesen zu seyn, indessen ist mir nicht bekannt, wann er eigentlich seinen Anfang genommen."

„Vortheile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln abgeschlossen, von allen übrigen getrennet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen wirksamen Fackellicht alle zarten Nüancen der Arbeit weit deutlicher, alle störenden Widerscheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beschwerlich) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor. Ein Hauptvortheil aber ist unstreitig der, daß ungünstig aufgestellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man z. B. den Laokoon, in der Nische wo er stand, nur bei Fackellicht recht sehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, sondern bloß ein Widerschein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere; daselbe war der Fall mit dem Apollo, und dem sogenannten Antinous (Merkur). Noch nöthiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil, wie auch den Meleager zu sehen, und ihre Verdienste schätzen zu können. Keiner andern Antike ist Fackelbeleuchtung so vortheilhaft, als dem sogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünstig aufgestellt ist, die wundersam zart durch das einfache Gewand durchscheinenden Theile des Körpers wahrnehmen kann. Sodann nimmt sich auch der vortreffliche Sturz eines stehenden Bacchus aus, eben so das obere Theil einer Bacchus-Statue mit schönem Kopf, und die Halbfigur eines Triton, vor allen aber das Wunder der Kunst, der nie genug zu preisende berühmte Torso."

„Die Denkmale im Capitolinischen Museum sind zwar überhaupt weniger wichtig, als die im Museo Pio-Clementino, doch giebt es einige von großer Bedeutung, und man thut wohl, um sich von ihrem Verdienstlichen gehörig zu unterrichten, solche bei Fackelbeleuchtung zu sehen. Der sogenannte Vorrhus, vortrefflich gearbeitet, steht auf der Treppe, und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen steht eine schöne halbe Figur, die für eine defleckte Venus gehalten wird, welche von drei Seiten schwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die schönste Statue dieser Art in Rom, erscheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vortheil, da sie in einem Schrimmer aufgestellt ist, und die sogenannte schön defleckte Juno, steht an der Wand zwischen Fenstern, wo sie dies ein wenig Streiflicht erhält; auch der so berühmte Arrianus-Kopf im Miscellaneen-Zimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Und so sind noch mehrere Stücke dieses Museums unglücklich aufgestellt, so daß Fackelbeleuchtung durchaus nothwendig wird, wenn man solche recht sehen, und nach Verdienst schätzen soll."

„Wie übrigens so vieles was geschieht, um die Mode mit zu machen, zum Mißbrauch wird, so ist es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verstanden wird, wozu sie nütze ist. Monumente zu sehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verstümmerten Tageslicht erhalten, ist sie nothwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen, und Uebergang der Theile in einander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird sie Werken aus der allerbesten Zeit der Kunst günstig seyn (wenn nämlich der, welcher die Fackel führt und der Beschauer wissen, worauf es ankömmt); sie wird die Massen derselben besser zeigen, und die zartesten Nüancen der Arbeit hervorbringen. Werke des alten Kunststyls hingegen, die rein mächtigen, und selbst die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn sie anders sonst in hellem Lichte stehen. Denn da die Künstler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie sollten sie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So ist es auch mit spät gearbeiteten Werken, als die Künstler anfingen, mannigfaltiger zu werden, der Geschmack schon so weit gesunken war, daß auf Licht und Schatten in plastischen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Massen vergessen war. Wozu sollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieser Art dienen?"

Bei einer so feierlichen Gelegenheit ist es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirts zu gedenken, der unserem Verein auf mehr als eine Weise nützlich und förderlich gewesen. Im Fürstenbergischen 1759 geboren, fand er nach zurückgelegten Studien der alten Schriftsteller, einen unwiderstehlichen Trieb, sich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daselbst angekommen als ich, und hatte sich auf die ernsthafte Weise mit alten und neuern Bau- und Bildwerken jeder Art bekannt gemacht, und sich zu einem unterrichtenden Führer von mißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er diese Gefälligkeit mit aufopfernder Theilnahme.

Sein Hauptstudium war die Baukunst, ohne daß er den classischen Localitäten und so viel andern Merkwürdigkeiten seine Beachtung entzogen hätte. Seine übereinstimmenden Ansichten über Kunst gaben in dem freie- und parteisüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Discussionen. Aus der Verschiedenheit der Ansichten kommen, besonders dort wo immer und überall von Kunst die Rede ist, gar mannigfaltig Hin- und Widerreden, wodurch der Geist in der Nähe so bedeutender Gegenstände lebhaftest angeregt und gefördert wird. Unsers Hirts Maxime enthte auf Ableitungen Griechischer und Römischer Architektur von der ältesten nothwendigsten Holzconstruction, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausleger grün dete, und sich dabei der Geschenke und Beispiele gesichert zu behaupten wußte. Andere hatten dagegen, daß in der Baukunst, wie in jeder andern, geschmackvolle Fictionen stattfinden, auf welche der Baukünstler niemals Verzicht thun dürfe, indem er sich in den mannigfaltigsten Fällen die ihm vorkommen, bald auf diese, bald auf jene Weise zu

besen habe, und von der strengen Regel abzuweichen genöthigt sey.

In Ansehung auf Schönheit gerieth er auch oft mit andern Künstlern in Discrepanz, indem er den Grund derselben ins Charakteristische legte, da ihm denn insofern beizugen beipflichteten, welche sich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunstwerk zum Grunde liegen müsse, die Behandlung aber dem Schönheitssinne und dem Geschmack anempfohlen sey, welche einen jeden Charakter in seiner Angemessenheit sowohl als in seiner Anmuth darzustellen haben.

Weil aber die Kunst im Thun, und nicht im Reden besteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als thun wird, so begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals gränzenlos waren. Wie sie es bis in die neusten Zeiten geblieben sind.

Wenn die differirenden Meinungen der Künstler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen unter einander Gelegenheit gaben, so traf es sich auch wohl, obgleich selten, daß heitere Vorfälle sich bei solcher Gelegenheit ereigneten. Nachstehendes mag davon ein Beispiel seyn.

Eine Anzahl Künstler hatten den Nachmittag im Vatican zugebracht, und gingen spät, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Thor an der Colonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend ans Ufer, und setzten auf der Ueberfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun wären sie, bei Ripetta aussteigend, in den Fall gekommen sich zu trennen, und die von beiden Seiten noch überflüssig verbundenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig, beisammenzubleiben, und wieder hinüber und herüber zu fahren, und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den fernern Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge, und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser fand sich es wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Person einen Bajocco eintrug, einen ansehnlichen Gewinn, den er sie spät nicht mehr zu erwarten hatte. Deßhalb erfüllte er ganz stillschweigend ihr Verlangen; und da ihm sein Ehrmann mit Verwunderung fragte: was wollen sie denn damit? antwortet' er ganz ruhig: ich weiß nicht, aber sie sind toll.

Ungefähr in dieser Zeit erhielt ich in einem Packet von Hamie nachstehenden Brief:

Monsieur, je ne suis pas etonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler. — Oui Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette demarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 500 lieues de votre demeure ramener le coeur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu, toute une famille va être tranquille et mon coeur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumieres ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le gout d'écrire, que vous soyez l'epoux d'une Charlotte qui n'ait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes, car je crois que vous aimez la vertu.

December.

Correspondenz.

Rom, den 4. December 1787.

So viel versichere ich dir: ich bin über die wichtigsten Punkte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß sich ins Unendliche erweitern könnte, so hab' ich doch vom Endlich-Unendlichen einen sichern ja starken und mitwirkenden Begriff.

Ich habe noch die wunderlichsten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft emporkommen fortkommen. Denn da sind herrliche Sachen und so begreiflich wie die Flachhand, wenn man sie nur gefaßt hat.

Rom, den 7. December 1787.

Diese Woche ist mir Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte. man muß sehen und finden alle Epochen zu nutzen. Unsre Hausakademie geht immer fort, und wir sind bemüht den alten Augustus aus dem Schlafe zu wecken; die Perspectiv beschäftigt uns des Abends, und ich suche immer dabei einige Theile des menschlichen Körpers besser und sicherer zeichnen zu lernen. Es ist nur alles Gründliche gar zu sauer und verlangt große Applicationen in der Ausübung.

Angelica ist gar lieb und gut, sie macht mich auf alle Weise zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zusammen zu, und in der Woche setze ich sie Abends einmal. Sie arbeitet so viel und so gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich ist, und glaubt doch immer sie mache nichts.

Rom, den 8. December 1787.

Wie sehr es mich ergetzt, daß dir mein Liedchen gefallen hat, glaubst du mir, wie sehr es mich freut einen Laut hervorzubringen der in deine Stimmung trifft. Eben das wünsch' ich Egmonten, von dem du so wenig sagst und eher daß dir daran etwas weggeht als wohl thut. O wir wissen genug, daß wir eine so große Compositeur schwer ganz rein stimmen können, es hat doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.

Es ist weit mehr **Positives**, das heißt **Lehrbares** und **Ueberlieferbares** in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vortheile, wodurch man die geistigsten Effecte (verstieht sich immer mit Geist) hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kennen Kunstgriffe weiß, ist vieles ein Spiel, was man Wunder was ausdeut, und nirgends glaub' ich, daß man mehr lernen kann, in Hoheim und Niedrem, als in Rom.

Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Rom, den 15. December 1787.

Ich schreibe dir später, um nur etwas zu schreiben. Diese Woche hab' ich sehr vergnügt zugebracht. Ich wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch andrer Arbeit, und da es am Montage so schön Wetter war und meine Kenntnis des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayserm und meinem zweiten Trip auf die Beine und durchging von Dienstag bis heute Abend die Plätze, die ich schon kannte, und verschiedene Seiten die ich noch nicht kannte.

Dienstag Abend erreichten wir Frascati, Mittwoch besahen wir die südlichen Villen und besonders den köstlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerstag gingen wir von Frascati auf Monte Cave über Rocca di Papa, wovon du einmal Zeichnungen haben sollst, denn Worte und Beschreibungen sind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag fuhren Kayser von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Trip dem zweiten auf Ariccia Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute sind wir auf Castel Gandolfo und Marino gegangen, und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünstigt, es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahrs. Außer den immer grünen Bäumen haben noch einige Eichen ihr Laub, auch junge Castanien noch das Laub, wenn gleich gelb. Es sind Töne in der Landschaft von der größten Schönheit, und die herrlichen großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich dir in der Ferne mittheile. Ich war sehr vergnügt und wohl.

Rom, den 21. December 1787.

Daß ich zeichne und die Kunst studire hilft dem Dichtungsvertragen auf, statt es zu hindern, dem schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Der wünschte ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe; so subordinirt er auch noch ist, so extensiv, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Sonderlinge der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu seyn.

Was ich bisher gesehen habe, sind nur leichtsinnige Versuche. Mit Thurneisen sondre ich eine Reihe, worauf das Beste fremder Sachen sind, die dich erfreuen werden.

Rom, den 25. December 1787.

Diesmal ist Christus unter Donner und Blitzen geboren worden, wir hatten gestabe um Mitternacht ein starkes Wetter.

Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr, ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntnis. Die viel ich hiervon einem stillen einsam strebenden Schweizer, Nahmens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenheiten der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Herren, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe, und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie verzeichnend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles was ich in Deutschland lernte, vernahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte die stille mahre Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die beste Stelle für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In dem schweigenden zurückkehrenden Zustand mag ich einen Freund nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, gegenwärtig mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, diese, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst ohne jemanden zu nutzen zu Grunde geht. Ja ich muß sagen, ich bin dieses Jahr merklich sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, bab' ich eine Zeit lang allein gelebt. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen. Freude in meiner Gegenwart finden, jemehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle die auf ihrem Wege faulenzen oder irren und doch für Boten und Aeltende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib' ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier versteht sich, ist nur von guten, braven Menschen die Rede. Halb- und Schiefsteige werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gefendet. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja preis, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Jahre werden nur traut in engen Stuben, und ich sehe niemß, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Bericht.

December.

Der Monat December war mit heiterem ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedante rege ward, der einer guten freien Geselligkeit viel angenehme Tage verschaffen sollte. Man sagte nämlich; stellen wir uns vor, wir sämen so eben in Rom an, und wären als einige Fremde geschwind von den vorzüglichsten Gegenständen und unterrichtet. Beginnen wir einen Umgang in diesem Sinne, damit das schon Bekannte wieder in Geist und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alsobald begonnen, und mit einiger Strenge so ziemlich durchgesetzt; leider daß von manchem Guten, welches bei dieser Gelegenheit bemerkt und gedacht worden,

nur wenig übrig geblieben. Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieser Epoche fast gänzlich, einiges werde jedoch hievon förmlich mitgetheilt.

Unterhalb Roms, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drei Brunnlein genannt; diese sind, so erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch sein Blut hervorgequollen worden, und stehen noch bis auf den heutigen Tag.

Obnehin ist die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervorbringenden Ausdünstungen eine dumpfige Feuchtigkeit. Das Innere steht wenig geschmückt und beinahe verlassen, nur für einen seltenen Gottesdienst, reinlich, wenn gleich mehrfach gelegt und besorgt. Was sie aber zur gehörigen Zierde dient, sind Christus und seine Apostel, die Reihe der an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphaels kostig in Lebensgröße gemalt. Dieser außerordentliche Geist hat jene frommen Männer, die er sonst am rechten Orte in verschmolzener Glanz als übereinstimmend gestellt vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgesondert auftritt, jeden auch mit besonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn sich befände, sondern als wenn er, nach der Himmelfahrt desselben, auf seine eigenen Füße gestellt, nunmehr seinem Charakter gemäß das Leben durchzuwirken und auszubilden habe.

Um und aber von den Vorzügen dieser Bilder auch in der Ferne zu belehren, sind uns Nachbildungen der Originalzeichnungen von der treuen Hand Marc Antons übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben, unser Gedächtniß aufzufrischen, und unsere Bemerkungen niederzuschreiben. Wir fügen den Nutzung eines Aufsatzes bei, der in dem Jahre 1795 in den deutschen Merkur aufgenommen worden.

Die Aufsätze, einen verklärten Lehrer, mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an seinen Worten und an seinem Daseyn hingen und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrertode krönten, gedrängt vorzustellen, hat er nur einer solchen Einfalt, Mannigfaltigkeit, Herzlichkeit und mit so einem reichen Kunstverständniß gelöst, daß wir diese Blätter für eins der sabelsten Monumente seines glücklichen Daseyns halten können.

Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beschäftigung, Wandel und Tode, in Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das zarteste benutzt, und dadurch eine Reihe von Gestalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung aufeinander haben. Wir wollen sie einzeln durchgehen, um unsre Leser auf die interessante Sammlung aufmerksam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad vor sorne gestellt, und ihm eine feste gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz, und die kurzen Haare sind unter allen drei Figuren am stärksten gekraust. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen, das Gesicht sieht man, wie die übrige Gestalt, ganz von vorn. Die Figur ist in sich fest zusammengenommen, und steht da wie ein Pfeiler der eine Last zu tragen im Stande ist.

Paulus ist auch stehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer der gehen will und nochmals zurücksieht; der Mantel ist aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geschlagen; die Füße sind frei, es hindert sie nichts am Fortschreiten; Haare und Bart bewegen sich wie Flammen, und ein schwärmerischer Geist glüht auf dem Gesichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen anmuthigen, nur am Ende krausen Haaren. Er scheint zufrieden, ruhig, die Zeugnisse der Religion, das Buch und den Kelch, zu besitzen und vorzuzeigen. Es ist ein sehr glücklicher Kunstgriff, daß der Autor, indem er die Zipfel beide, das Gewand sogleich mit in die Höhe nimmt, und durch dieses Mittel die schön angelegten Falten in die vortheilhafteste Lage gesetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf seinem Daseyn beruhender Mann. Die allzugroße Ruhe und Bequemlichkeit ist durch einen ernsthaften beinahe scheuen Blick ins Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geschlagen sind und der Geldbeutel, geben einen unbestreitlichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas ist eine der sabelsten, in der größten Einfalt ausdrucksvollsten Figuren. Er steht in seinen Mantel zusammengenommen, der auf beiden Seiten fast symmetrische Falten wirft, die aber durch ganz leise Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht werden sind. Stiller, ruhiger, besonnener kann wohl kaum eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes, harmonieren auf das sabelste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Außenseite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus major. Eine sanfte eingebildete verbeiwandelnde Pilgrimsgestalt.

Philippus. Man lege diesen zwischen die beiden vorhergehenden und betrachte den Faltenwurf aller drei neben einander, und es wird auffallen wie reich, groß, breit die Falten dieser Gestalt gegen jene gehalten sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so steif steht er, so fest hält er das Kreuz, so ernst sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoset sein Kreuz mehr als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels sind mit großem Verstande geworfen.

Lebbäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mienen auf der Reise zu thun pflegen, sein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Auf dieser einfachen Handlung entstehen sehr sabre Falten. Er trägt die Pantoffeln, das Zeichen seines Märtyrertodes, als einen Wanderstab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch häufig verstandene Falten vermannigfaltigten einfachen Kleide, lehnt sich auf einen Spieß, sein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels sowohl als des übrigen Gewandes, wornit diese mehr von hinten als von der Seite zu sehende Figur bekleidet ist, gehören mit unter die sabelsten der ganzen Sammlung, wie sie erhaben in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchse eine unbestreitliche Harmonie zu bewundern ist.

Bartholomäus steht in seinem Mantel wild und mit großer Kunst knittlos eingewickelt; seine Stellung, seine Haare, die Art wie er das Messer hält, möchte und sah auf die Gedanken bringen, er sey

eher bereit, jemanden die Hand abzuhauen, als eine solche Operation zu dulden.

Christus selbst wird wohl niemanden behindern, der die Wundergestalt eines Gottmenschen nur schön malte. Er trat einsam und bloß hervor um das Beil zu fliehen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen ist, an seinen Falten das Licht fängt und wieder dem Auge entzieht, wird man mit Recht behaupten, daß es ihn seinen Augenblick zu erwarten thue, sondern gleich herunter fallen müßte. Wasserscheuslich hat Raphael gesprochen, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand herausgezogen und angehalten, und lasse es in dem Augenblicke, indem sie den Arm zum Streichen aufhebt, los, so daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieses ein Beispiel von dem schönen Kunstmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zustand der Falten anzudeuten.

Von diesem kleinen bescheidenen Kunststück ist jedoch nicht weit zu dem erhabenen, dem hohen Apollot gewundenen Denkmal: es ist die Kunst Dr. Perci vor den Mauern genannt, ein, aus allen herrlichen Partien groß und tumultuarisch zusammengestelltes Monument. Der Eintritt in diese Kunst erteilt einen erhabenen Eindruck, die mächtigsten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche eben durch das perspectivische Zimmerwerk des Dachs geschlossen, zwar jetzt unserm verwöhnten Auge einen steinumartigen Anblick geben, obgleich das Ganze, wäre die Tonignation in festlichen Tagen mit Teppichen überspannt, von unglaublicher Wirkung sein müßte. Mancher wunderliche Rest verschollener hoch gepriester Architektur an Capitälen findet sich hier anständig aufbewahrt, und den Namen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzt ganz verschwundenen Palast des Caracalla annehmend und gerettet.

Die Rennbahn (circus), die von diesem Palast noch jetzt den Namen führt, zieht sich, wenn schon zerbrochen verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Stellte sich der Zuschauer an den linken Flügel der zum Wettlauf Aufgerufenen, so hätte er rechts in der Höhe, über den zertrümmerten Sitzen der Zuschauer, das Grab der Cäcilia Metella mit seinen neueren Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze sich Meine gemach hinunterläuft und in der Ferne bedeutende Ruinen und Lustsäulen sich sehen lassen. Kommt das Auge zurück, so kann es gerade vor sich die Ruinen der Sphinx noch gar wohl verfolgen, und derjenige, dem architektonische Phantasie gegeben ist, kann sich den Uebermuth jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenstand in Trümmern, wie er jetzt vor unsern Augen liegt, würde auf jeden Zuschauer, wenn ein geistreicher und kenntnisbewanderter Künstler es unternommen wollte, immer noch ein ganzes nehmes Bild geben, das freilich um das Dreyfache länger als noch stehen müßte.

Die Pyramide des Cestius ward für bedeutend mit den Augen von außen begrüßt, und die Trümmer der Antoninischen oder Caracallischen Bäder, von denen noch Pyramide so manches Überreste vorgeblieben, stunden auch dem malerisch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Aufschwünge geben. Doch sollte bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an Herrmann von Schwanefeld lebendig werden, welcher mit seinen guten, das reinste Natur- und Kunstgefühl auszeichnenden Mabel, viele Vergangenheiten zu beleben, ja sie zu den anmuthigsten Zuständen des lebendig Gegenwärtigen umzuschaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter im Monterio des erstern von dem Baderschwall der Acqua Paola, welcher durch einen Triumphbogen Pforten und Thore, in fünf Strömen, ein großes verschwindendes Becken tief in den Rand fasst. Durch einen von Paul V. wiederhergestellten Aquädukt mag viele Stromfülle einen Weg von fünf und zwanzig Meilen hinter dem See Bracciano her, durch ein wunderliches, von abwechselnden Höhen getrocknet Gebirg, bis an diesen Ort, verleitet die Beschreibe verschiedener Mühlen und Turbinen, um sich zuletzt in Trottoirs zu vertheilen.

Hier nun nähmen Freunde der Baukunst den altchristlichen Gebäuden, diesen Modellen einen ofen schauderen triumphierenden Eintritt verlaubt zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Gesims und Zwischen an jene Prachtwerke erinnert, welchen einmal eingetretene Ueberwunder sonst einzutreten pflegten; hier tritt der christliche Triumfer mit gleicher Kraft und Gewalt ein, und empfängt für die Mühen seines weiten Laufes freudigen Dank und Bewunderung. Auch sagen uns die Inschriften, daß Bestimmung und Wohlthätigkeit eines Papstes, aus dem Hause Borghesi, hier abermalen einen großen unumstößlichen dauernden Eingang bereiten.

Ein kurz vorher eingetretener Wasserfall aus Norden kann schon, man würde besser gethan haben rohe Felsen hier aufzuthürmen, um diesen Stunden einen natürlicheren Eintritt und Tageslicht zu verschaffen. Man empfindet nun, daß dieß kein Naturgebirg, ein Kunstwasser sey, dessen Antauft man auf eine gleichartige Weise zu schulden gar wohl berechtigt gewesen wäre.

Doch darüber vergisst man sich eben so wenig als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem ganzlich gelegenen Locker gleich darauf anzuthunen Gelegenheit fand. Da war denn der Rebenz viel; der dritte Tag schon stegerte sich den alten Lebel von neuerer Kunstlust wiederbelebt zu sehen. Es ist aber auch anders in der Welt. Als das eine wesentliche Mittel neben einer geheiligten auch immer eine gewisse Art von Genuß behält, besonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu scheiden und ohne viel Verbringung und Zaudern gewisse Differenzen aufzugleichen gewohnt. Wundersam bleibt es indeß immer, daß man an der großen Einheit einer solchen Conception jemals hat matein können. In Anwesenheit des Herrn Rehen trefflicher Eltern einen beseligenen Knaben den Jüngsten des Hauses her: sie mögen ihren Verstand nennen, wen den Geist zu nennen; man hat sogar ein Buch aufgeschlagen, um zu verlesen, es nicht etwa eine theologische Streitschrift gegen dorlich Liebe: worüber sie sich schwerlich werden, aber vergehend. In diesem Augenblick erscheint der ganze Prachtzug, und zwar vorzüglich, angeregt von seinem großen Vorfahren, einig bemerkt man deutlich jeder Person, als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere vereinen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Verklärte, Hülfreiche, beides auf einander sich beziehend, in einander einwirkend. Läßt sich denn um den Raum auf eine andere Weise andeutsprechen, ein solcher Bezug aus Wirkung von diesem Schwerpunkt.

Die Bildungsstufen verhärten sich aus dieselbst in ihrer Uebergangung; Raphael, sagten sie ja eine andere, gesteigerte sich eben durch die Mannigfalt des Denkens aus, und der vorhergehende Mann, den man eben hiermit herausrufen erkennt, soll in der Blüthe seines Lebens falsch gedacht, falsch gehandelt haben? Nein! er hat, wie die Natur, jederzeit Recht, und

gerade da am gründlichsten, wo wir sie am wenigsten begreifen.

Eine Verabredung wie die unsrige, einen sächsischen Ueberblick von Rom sich in guter vereinigter Gesellschaft zu verschaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorsatz gewesen, in völliger Regelmäßigkeit durchgeführt werden; ein und der andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder andere schlossen sich an, auf ihrem Wege dieses oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zusammen, und wußte bald aufzunehmen, bald abzusondern, bald zurück zu bleiben, bald vorzueilen. Ergegentlich mußte freilich gar wunderliche Aeußerungen zu vernehmen. Es giebt eine gewisse Art von empirischem Urtheil, welches seit längerer Zeit zumal durch Englische und Französische Reisende besonders in den Gang gekommen, man spricht sein angenehmliches unvorbereitetes Urtheil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künstler auf gar vielfache Weise bedingt ist, durch sein besonderes Talent, durch Vorgänger und Meister, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Bestteller. Nichts von allem dem, welches freilich zu einer reinen Würdigung nöthig wäre, kommt in Betrachtung, und so entsteht daraus ein gräßliches Gemisch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigenthümliche Werth der fraglichen Gegenstände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unser guter Boltmann, sonst so aufmerksam und als Führer nützlich genug, schemt sich durchaus an jene fremden Urtheiler gehalten zu haben, deßwegen denn seine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man sich z. B. unglücklicher ausdrücken, als er sich in der Kirche Maria della Pace vernehmen läßt?

„Ueber der ersten Capelle hat Raphael einige Sibyllen gemalt, die sehr gelitten haben. Die Zeichnung ist richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermuthlich dem unbequemen Platz beigemessen werden muß. Die zweite Capelle ist nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die doch geschätzt werden, aber nicht simpel genug sind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemälde, das erste stellt die Heimsuchung der Maria von Carl Maratti vor, ist frostig gemalt, aber gut angeordnet; das andere die Geburt der Maria vom Cavalier Vanni, in der Manier des Peter von Cortona, und das dritte den Tod der Maria von Maria Mevrandi. Die Anordnung ist etwas verwirrt, und fällt ins Rote. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem schwachen Colorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel sind besser gerathen. Den Hof des zu dieser Kirche gehörigen Klosters hat Bramante angegeben."

Dergleichen unzulängliche schwankende Urtheile verwirren durchaus den Besucher, der ein solches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches ist denn aber auch ganz falsch, z. B. was hier von den Sibyllen gesagt ist. Raphael war niemals von dem Namen genirt, den ihm die Architectur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz seines Genies, daß er jeden Raum auf das zierlichste zu füllen und zu schmücken wußte, wie er augenfällig in der Farnesine dargethan hat. Selbst die herrlichen Bilder der Messe von Bolsena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnasses, wären ohne die wunderliche Beschränkung des Raumes nur so unsägbar geistreich zu denken. Eben so ist auch hier in den Sibyllen die verhemmliche Symmetrie, worauf bei der Composition alles ankommt, auf eine höchst genialе Weise obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, so tritt sich auch in der Kunst innerhalb der genausten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie dem aber auch sey, so mag einem jeden die Art und Weise Kunstwerke aufzunehmen völlig überlassen bleiben. Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, der Bedeutung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des classischen Bodens nennen dürfte. Ja nenne hier die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und seyn wird. Daß das Größte und Herrlichste vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegeneinander unbedingt wirkenden sittlichen und physischen Elemente. Wir konnten in allgemeinster Betrachtung nicht traurig an dem Zerstörten vorüber gehen, viel mehr hatten wir uns zu freuen daß soviel erhalten, soviel wieder hergestellt war, prächtiger und überschwänglicher als es je gestanden.

Die Peterskirche ist gewiß so groß gedacht, und wohl größer und ruhmer als einer der alten Tempel, und nicht allein was zwei tausend Jahre vernichten sollten lag vor unsern Augen, sondern zugleich was eine gesteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte.

Selbst das Schwanken des Kunstgeschmackes, das Bestreben zum einfachen Großen, das Wiedertreiben zum vervielfachten Kleinen, alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunst- und Menschengeschichte standen synkronistisch vor unseren Augen.

Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sey vergänglich; vielmehr wenn wir finden das Vergangene sey groß gewesen, muß es uns aufmuntern selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsre Nachfolger, und wär es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit auffrege, woran es unsre Vorvordern nie mals haben ermangeln lassen.

Diese höchst belebenden und geisterbebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schwankenden Gefühl durchflochten, das mich überall hin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen, und sich von seiner Versprechenen lossgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen, und mich sehr bald von den lieben Leuten zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genausester Erkundigung unter den Verwänden jener Villeggiatur auch nicht im mindesten gedacht worden, so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu sehen; denn ich vermuthete sogleich: das liebe Kind sey aus Sarcasm und Entsetzen über dieses Ereigniß in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten ließ. Indem ich mich nun tagtäglich, und die erste Zeit zweimal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen bemühte war, jene heitern dem öffnen, frohen Tag allein gehörigen Züge, diesen Ausdruck unbefangenen, still vorsichtigen Lebens nunmehr durch Thränen gerötet, durch Krankheit entstellt, und eine so frühe

Jugend durch inneres und äußeres Leiden so frühzeitig blaß und schmächtig zu werden.

In solcher Stimmung war freilich ein so großes Gemüthe nicht, als eine Nebenfigur des Bedeutendsten, was sie schuf, dem Auge durch sein Dasein theilt, der Einbildungskraft durch nie verschollene Würde genug zu thun gab, höchst erfreut und nichts weniger als das meiste davon mit inniger Trauer anzusehen.

Waren die alten Monumente nach so vielen Jahrhunderten meistens zu unförmlichen Massen zerfallen, so mußte man bei neueren aufrechtstehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall so vieler Familien in der spätesten Zeit bedauern, ja selbst das noch frisch im Leben Erhaltene schien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie wollte sich das Irrthe ohne eigentlich göttliche Kraft durch sittliche und religiöse Stützen allein in unsern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einen besseren Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer frischen, unsterblichen Vegetation, verfallene Mauern und zerstreute Bilder wieder mit Leben auszustatten gelingt, so entscheidet ein trauriger Sinn das lebendige Dasein von seinen schönsten Schmuck, und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufstellen.

Aus zu einer Gebirgsreise, die wir noch vor Winters in heiterer Gesellschaft zu verbringen gedachten, kennt' ich mich nicht entschließen, bis ich einer erfolgten Besserung gewiß, und durch sorgfältige Anstalten gesichert. Nachricht von ihrer Genesung auch an denen Orten erhalten sollte, wo ich sie, so munter als tiefbedürftig, in den schönsten Herbsttagen kennen gelernt hatte.

Sowie die ersten Briefe aus Weimar über Egmont entwickelten einige Aufklärungen über dieses und jenes; hierbei erneute sich die alte Bemerkung, daß der unverständige, in seinen bürgerlichen Bedingungen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu befriedigen oder zu versöhnen gedacht hat. Allein sei, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich sein, scheint es aber demjenigen nicht der auf seinen eigenen Ansichten verharrt. Ein Brief dieses Inhalts war angekommen, ich nahm ihn und ging in die Villa Borghese; da mußt' ich denn lesen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte sie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem sie wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meisten den Freundinnen tadelnswerth schien, war das lakonische Vermächtnis, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand einschließt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortschreiben wird über meine Gesinnungen und Zustände den besten Aufschluß geben.

„Wie sehr wünscht' ich nun auch euren Wunsch erfüllen, und dem Vermächtnis Egmonts einige Modification geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit eurem Briefe gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältnisse durch und konnte nichts finden, das ich abzukürzen hätte. Wie gerne möcht' ich euch alle meine Ueberlegungen, mein pro und contra schreiben, sie würden ein Buch Papier füllen, und eine Dissertation über die Oeconomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelica, und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon. Während der drei gegenwärtig gewesen seyn, wie weitläufig zart sie alles aus einander legte, und es darauf hinausging: daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sey. Angelica sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des sinnenden Helden vorgehe, so könne er mit seinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf, nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als gefühlt, oder vielmehr nur durch den Genuß gefühlt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme. — Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine überdeutete Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der obnehin in diesem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war."

Moritz
als Etymolog.

Sowie längst hat ein weiser Mann das wahre Wort ausgesprochen: der Mensch, dessen Kräfte zu dem Nothwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag sich gern mit dem Unnöthigen und Unnützen beschäftigen: Vielleicht möchte Nachstehendes von manchem auf diese Weise beurtheilt werden.

Unser Geselle Moritz ließ nicht ab, jetzt, in dem Kreise der höchsten Kunst und schönsten Natur, über die Innerlichkeiten des Menschen, seine Anlagen und Entwicklungen fortwährend zu sinnen und zu spinnen; deshalb er denn auch sich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beschäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herderischen Preisschrift über den Ursprung der Sprachen und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweise die Vorstellung verbreitet: daß Menschengeschlecht habe sich nicht von Einem Paare aus dem hohen Orient heraus über die ganze Erde verbreitet, sondern in einer gewissen unerklärlich productiven Zeit des Erdalts sey, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Thiere stufenweis hervorgebracht vollendet, da auch dort, in mancher günstigen Lage die Menschennatur mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichen Sinn Bezug auf seine Organe sowohl als seine Geistesfähigkeiten sey nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, so wenig als einer Ueberlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifestiren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Uebereinstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß theils aus innerem Grundtriebe, theils durch äußere Veranlassung die sehr beschränkte Vocals- und Consonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja nothwendig sey, daß die verschiedenartigen Autochthonen theils zusammengetroffen, theils von einander abgewichen und sich diese oder jene Sprache in der Folge entweder verstümmert oder vervollkommt

habe. Was von den Stammworten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Beziige der einzelnen Begriffe und Vorstellungen ausgedrückt und bestimmter bezeichnet werden. Dieß möchte denn gut seyn und als ein Unerforschliches, wie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich beruhen.

Hierüber sind' ich in meinen Papieren folgendes Mährer:

„Wie ist es angegangen, daß sich Moritz aus seiner verletzenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an sich selbst zu einer Art von Thätigkeit wendet, denn da wird er allerliebst. Seine Grillenfängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und seine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beschäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns sehr unterhält. Es ist schwer sie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's versuchen:

Er hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen sie denn auch, ausgesprochen, ausdrücken. Nun lassen sich nach diesem Alphabet die Sprachen beurtheilen, und da findet sich, daß alle Völker versucht haben sich dem innern Sinn gemäß auszudrücken, alle sind aber durch Mittür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Dem zufolge suchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichsten getroffen sind, bald hat's die eine, bald die andre; dann verändern wir die Worte bis sie uns recht dünken, machen neue u. s. w. Ja wenn wir recht spielen wollen, machen wir Namen für Menschen, untersuchen, ob diesem oder jenem sein Name gebore rc. rc.

Das etymologische Spiel beschäftigt schon so viele Menschen, und so giebt es auch uns auf diese heitere Weise viel zu thun. Sobald wir zusammenkommen, wird es wie ein Schachspiel vorgenommen und buntverlorne Combinationen werden versucht, so daß wer uns zufällig beherscht uns für wahnsinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächsten Freunden vertrauen. Genug es ist das wichtigste Spiel von der Welt und übt den Sprachsinn unglaublich."

Philipp Neri,
der
humoristische Heilige.

Philipp Neri, in Florenz geboren 1515, erscheint von Kindheit auf als ein folgsamer sittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildniß als eines solchen ist glücklicherweise aufbewahrt in des Pidanza Toste Scelte Tom. V. Bl. 35. Man müßte sich keinen tüchtigern, gesinnigern, gerathsamigern Knaben zu denken. Als Nothdürftling einer edlen Familie wird er in allen Guten und Wohlanstehenden der Zeit gemäß unterrichtet, und endlich, um seine Studien zu vollenden, man meldet nicht in welchem Alter, nach Rom gesandt. Hier entwickelt er sich zum vollkommnen Jüngling; sein schönes Antlitz, seine reichen Locken zeichnen ihn aus; er ist anziehend und ablehnend zugleich. Anmuth und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigsten Zeit, wenige Jahre nach der grausamen Plünderung der Stadt, ergiebt er sich, nach Vorgang und Beispiel vieler Edlen, ganz den Uebungen der Frömmigkeit, und sein Enthusiasmus steigert sich mit den Kräften einer frischen Jugend. Unablässiges Besuchen der Kirchen, besonders der sieben Hauptkirchen, brünstiges Beten zu Herausnöthigung der Hülfe, heiliges Beichten und Genuß des Abendmahls, Fasten und Ringen nach geistigen Gütern.

In solch einem enthusiastischen Momente wirft er sich einst auf die Stufen des Altars und zerreißt ein paar Rippen, welche, solcher gheilt, ihm lebenslänglichen Herzklopfen verursachen, und die Steigerung seiner Gefühle veranlassen.

Um ihn versammeln sich junge Männer zu thätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit, sie erweisen sich unermüdet die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen, und sowenn ihre Studien hintanzusetzen. Wahrscheinlich bedienen sie sich der Zusprüche von Haus zu wohlthätigen Zwecken, genug, sie geben und helfen immer und behalten nichts für sich, ja er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihülfe von den Gewogenen ab, um dasjenige was Wohlthätigkeit ihnen zuweisen, an Bedürftige zu wenden und selbst zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft, als daß man nicht hätte suchen sollen sich zugleich auf eine gesittliche und gefühlvolle Weise über die wichtigsten Gegenstände zu unterhalten. Die kleine Gesellschaft besaß noch kein eigenes Local, sie erhat sich's bald in diesem, bald in jenem Kloster, wo dergleichen Räume wohl zu finden seyn mochten. Nach einem kurzen stillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verlesen, worüber ein und der andere sich, aufgeregt oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man befragte sich auch wohl darüber, alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialektische und spitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tagszeit ward immerfort einer aufmerksamen Versorgung der Kranken, dem Dienst in Hospitälern, seine Bestände der Armen und Nothleidenden gewidmet.

Da bei diesen Verhältnissen seine Beschränkung verwaltete und man eben so gut kommen als gehen konnte, so vermehrte sich die Zahl der Theilnehmenden ungemein, so wie sich denn auch jene Versammlung ernster und umfassgreifender beschäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgelesen, Kirchenväter und Kirchengeschichte stellenweise zu Rathe gezogen, worauf denn vier der Theilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu sprechen das Recht und Pflicht hatten.

Diese fromme tagtägliche, ja familiär praktische Behandlung der höchsten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerksamkeit, nicht allein unter Einzelnen, sondern sogar unter ganzen Körperschaften. Man verlegte die Versammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieser und jener Kirche, der Zugang vermehrte sich, besonders zeigte sich der Orden der Dominicaner dieser Art sich zu erbauen sehr geneigt, und schloß sich zahlreich an die sich immer mehr ausbreitende Schaar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers sich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten auf demselben Pfade fortschreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des treflichen Vorgelegten alle Speculation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber aufs Leben gerichtet war, und das Leben sich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, so wußte der Mann auch hierin den unschuldigen Bedürfnissen und Wünschen der Sinnigen entgegen zu

kommen. Bei eintretendem Frühling führte er sie nach San Onofrio, welches hoch und breit gelegen in solchen Tagen die angenehmste Oertlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahreszeit alles jung erscheinen sollte, trat, nach vielen Gebeten, ein blühender Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten, und ein Chor besonders eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören, welches um so bedeutender war, als die Musik damals weder ausgebreitet noch ausgebildet gefunden ward und hier vielleicht zum ersten Mal ein religiöser Gesang in freier Luft sich mittheilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend vermehrte sich die Congregation und wuchs, so wie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nöthigten gleichsam ihren Landsmann das von ihnen abgetretene Kloster San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weise fortwirkte, bis ihnen endlich der Papst in der Nähe des Palazzo Navona ein Kloster als eigenthümliches anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genossen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der früheren Einrichtung. Gotteswort, das will sagen heilig ehe Gesinnungen dem gemeinen Verstande so wie dem gemeinen Alltagleben anzuändern und eigen zu machen. Man versammelte sich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber sprechen, betete und warf zuletzt durch Musik erregt, und was damals hier ja täglich geschah, gestaltet jetzt noch Sonntags, und gewiß wird jeder Reisende, der nähere Kenntniß von dem heiligen Stifter genommen, sich künftighin diesen unschuldigen Functionen beiwohnend vorzüglich erbauen, wenn er daselbst, was wir vorgetragen haben und zunächst mittheilen, in Gemüth und Gedanke verüber wallen läßt.

Hier sind wir nun in dem Falle in Erinnerung zu bringen, daß diese ganze Anstalt noch immer auf Weltliche gränzte. Wie denn nur Wenige unter ihnen sich dem eigentlichen Priesterstande gewidmet hatten und nur sogar geweihte Geistliche unter ihnen gefunden wurden als nöthig Beichte zu sitzen und das Meßopfer zu verrichten. Und so war denn auch Philipp Neri selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne sich zum Priesterthum zu melden, denn er fand sich, wie es scheint, in seinem gegenwärtigen Zustande frei und weit mehr sich selbst überlassen, als er sich, mit förmlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie, zwar hochgeehrt aber doch beschränkt gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden, sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissenssache die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten. Und so geschah es auch; nun hatte die Kirche täglich einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der unabhängigen Geistes bisher, auf einem Zustand lossing, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendhafte mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen sollte. Diese Veränderung aber, der Uebergang zur Priesterschaft, scheint auf sein äußeres Benehmen nicht im Mindesten eingewirkt zu haben.

Er sitzt nun noch strenger als bisher jede Entäußerung, und lebt in einem schlechten Kämmerchen mit andern kümmerlich zusammen. Er giebt es hin, bei großer Theurung, ihm verehrten Brote einem andern Bedürftigern, und setzt seinen Dienst gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priesterthum einen merkwürdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum wohin er taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hier ist die Hostie in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder herunterringen; es scheint als hebe ihn eine unsichtbare Kraft empor. Beim Singechen des Weins zittert und schaudert er. Und wenn er noch verklärter Wandlung dieser geheimnißvollen Gaben genießen soll, ergeizt er sich auf eine wunderliche, nicht auszusprechende schwelgerische Weise. Vor Lebensluft beißt er in den Kelch, indeß er ahnungsvoll das Blut zu schlürfen glaubt das kurz vorher gleichsam gierig verdünnungenen Leibes. Ist aber dieser Taumel vorüber, so finden wir zwar immer einen leidenschaftlich wunderlichen, aber immer höchst verständig praktischen Mann.

Ein solcher Jüngling, ein solcher Mann, so lebhaft und seltsam wirkend, mußte den Menschen wunderlich, und mitunter gerade durch seine Tugenden beschwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrscheinlich ist ihm dieses in dem Laufe seines früheren Lebens oft begegnet; nachdem er aber zum Priester geweiht ist, und sich so eng und kümmerlich, gleichsam als Gast in einem armseligen Kloster befindet, treten Widersacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unablässig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und sagen, er sey ein höchst ausgezeichneter Mensch gewesen, der aber das einem jeden dieser Art angeborne Herrische zu beherrschen, und in Entsagung, Entbehrung, Mäßigkeit, Demuth und Schmach den Glanz seines Daseyns zu verdüstern trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als thöricht zu erscheinen und darauf in Gott und göttliche Dinge sich erst recht zu versenken und zu üben, war sein anhaltendes Bestreben, wodurch er sich und sodann auch seine Schüler ausschließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heil. Bernhard:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni,

schien ihm ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm frisch wieder entwickelt zu seyn.

Aehnliche Absichten, ähnliche Zustände nöthigen den Menschen in gleichen Maximen sich aufzuerbauen. Man kann gewiß seyn, daß die erhabensten, innerlich steigsten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen, indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt vorauszuwissen und den bittern Kelch der Erfahrung, eh er ihnen noch angeboten ist, bis auf den Grund zu leeren sich entschließen. Gränzenlos und in nie unterbrochener Reihe machen jene Geschlechten, wie er seine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen sind, jeden lebenslustigen Menschen, der sie vernimmt, wirklich ungeduldig, so wie diese Boote denjenigen, der ihnen gehorchen sollte, höchst schmerzlich und nahe zu unerträglich fallen mußten. Deswegen denn auch nicht alle eine solche Feuerprobe bestanden.

Eh wir aber uns auf dergleichen wunderbare, und dem Leser gewissermaßen unwillkommene Erzählungen einlassen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenossen ihm zugestehen und höchlich rühmen. Er habe, sagen sie, Kenntnisse und Bildung mehr von Natur,

als durch Unterricht und Erziehung erhalten; alles was andere mühsam erwerben, sey ihm gleichsam eingegossen gewesen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geister zu unterscheiden, Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen zu würdigen und zu schätzen; zugleich habe er mit dem größten Scharfsinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geist der Weissagung zuschreiben müssen. Auch ward ihm eine entsetzliche Angstenhaftigkeit, welche aufzubrüten die Italiäner sich des schönen Wortes attrativa bedienen, heftig verliehen, die sich nicht allein auf Menschen erstreckt, sondern auch auf Thier. Als Beispiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes sich ihm angeschlossen und durchaus gefolgt sey, auch bei dem ersten Besitzer, der ihn lebhaft zurückzugewinnen getrachtet, auf keine Weise verbleiben wollen, sondern sich immer zu dem anziehenden Manne zurück begeben, sich nie mals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt noch mehrern Jahren in dem Schlafzimmer seines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieses Gesindel veranlaßt und nun auf jene Prüfungen, zu denen es selbst Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es ist bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt, und wahrscheinlich auch in Rom höchst schimpflich gewesen. In dieser Rücksicht pflegte der fromme Mann jenes Thier an einer Kette durch die Stadt zu führen, auch mußten seine Schüler dasselbe auf den Armen durch die Straßen tragen, und sich auf diese Weise dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch muthete er seinen Schülern und Genossen andere unwürdige Aeußerlichkeiten zu. Einem jungen Römischen Fürsten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angesonnen, er solle mit einem bunten angeheftenen Fuchsschwanze durch Rom spazieren, und als er dieß zu leisten sich weigerte, die Aufnahme in den Orden verlagt. Einen andern schickte er ohne Ueberrock, und wieder einen mit zerrissenen Aermeln durch die Stadt. Dieses letztern erbarmte sich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Aermel an, die der Jüngling anlöthig, nachher aber, auf Befehl des Meisters damit abfallen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche schleppte er die Steinen, gleich Tagelöhnern die Materialien herbeizuschaffen, und sie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geistige Bestagen, das der Mensch an sich empfindet mochte, zu stören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen, und der Redner sich darin selbst zu gefallen schien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an seiner Stelle weiter zu sprechen, befahl auch wohl weniger fähigen Schülern ungesäumt hinanzutreten und zu beginnen, welche denn, so unerwartet angetrag, sich aus dem Stegreife besser als je zu erweisen das Glück hatten.

Man versetze sich in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und den wüsten Zustand, in welchem Rom unter verschiedenen Päpsten wie ein aufgeregtes Element erschien, und man wird eher begreifen, daß ein solches Verfahren wirksam und mächtig seyn mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Trachtenheit und Scheu vor dem innern Wesen des Menschen die große Gewalt verlieh, trotz allem Neuern sich zu erhalten, um allem, was sich ereignen konnte zu widerstehen, da es befähigt, selbst dem Vernünftigen und Schicklichen unbedingt zu entsagen.

Eine merkwürdige obgleich schon bekannte Prüfungsgeschichte wird man hier wegen ihrer besondern Anmuth nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloster auf dem Lande lebe sich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unser Mann erhält den Auftrag eine für die Kirche so wichtige Angelegenheit näher zu untersuchen; er setzt sich auf sein Maulthier das Beschleunigen zu vermeiden, kommt aber dennoch zurück als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung seines geistlichen Gebieters begegnet Neri mit folgenden Worten: „Heiligster Vater, diese Stut keine Wunder, denn es fehlt ihr an der ersten christlichen Tugend, der Demuth; ich komme durch schlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet ins Kloster an, ich lasse sie, in eurem Namen, vor mich fordern, sie erscheint und ich reiche ihr statt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung, sie solle mir ihn ausputzen. Entsetzt führt sie zurück und mit Geberden und Ferm erwiedert sie mein Ansinnen; für was ich sie halte: ruft sie aus, die Magd des Herrn sey sie, aber nicht eines jeden der daher komme, um tactlose Dienste von ihr zu verlangen. Ich erbitt mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Thier, stehe wieder vor euch, und ich bin überzeugt ihr werdet keine weitere Prüfung nöthig finden.“ Lächelnd befiehlt es auch der Papst dabei, und wahrscheinlich ward ihr das fernere Wunderthun untersagt.

Wenn er aber dergleichen Prüfungen gegen andere erlaubte, so mußte er solche von Männern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den nämlichen Weg der Selbstverleugnung einschlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch sonst im Geruch der Heiligkeit stand, begegnet ihm in der gangbarsten Straße, und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflasche, die er unter sorglich mit sich führt. Philipp Neri bekennt sich nicht einen Augenblick, und setzt die langhalsige Korbflasche, den Kopf zurückbiegend, dreist an den Mund, indeß das Volk laut lacht und spottet, daß zwei fromme Männer sich dergestalt satrinken.

Philipp Neri, den es ungeachtet seiner Frömmigkeit und Erziehung einigermaßen durfte verdrossen haben, sagte darauf: „Ihr habt mich gepriest, nun ist die Reihe an mir, und drückte zugleich sein niedrigstes Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls aufgedeckt wurde, ganz ruhig fort ging und sagte: Wenn mir's einer vom Kopf nimmt, so mögt ihr's haben. Neri nahm es ihm ab, und sie schieden.

Freilich dergleichen zu wagen, und dennoch die größten sittlichen Wirkungen hervor zu bringen, bedurfte es einer Mannes wie Philipp Neri, dessen Handlungen gar oft als Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar, und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden die sie verschwiegen, Mängel die sie nicht beachtet hatten; sein drängliches erfahrendes Gebet setzte seine Umgebungen als übernatürlich in Erstaunen, in einen Zustand in welchem die Menschen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angetrag durch's Gefühl, verstehen möchte. Wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmöglichste, erzählt und wieder erzählt, unendlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Natürlichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verschiedentlich während des Meßopfers vor dem Altare wurde emporschweben gesehen haben, sondern daß sich auch Zeugnisse fanden, man habe ihn, unerachtet um das Leben eines gefährlich Kranken betend, dergestalt

von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem solchen barbarischen dem Gefühl und der Einbildungskraft verderblichen Zustande war es ganz natürlich, daß die Einmischung und widersinnigen Dämonen nicht ganz ausbleiben konnten.

Oben zwischen dem verfluchten Gemälde der Antoninischen Bäder steht wohl einmal der fromme Mann, in ärmlicher Umgebung, ein widerwärtiges Wesen vermuthend, doch aber, auf sein Gebet, allogleich zwischen Trümmern und Spalten verschwindet. Bedeutender jedoch als diese Einzelnheit ist, wie er gegen seine Schüler verfährt, die ihm von seligen Erscheinungen, womit sie von der Mutter Gottes und andern Heiligen begabt werden, mit Entzücken berichten. Er, weit wissend, daß auf Entzücken herabgestiegen ein geistlicher Diabolus, der verdammliche und verdammende von allen, gewöhnlich einspringe, verschreit sie deßhalb, daß hinter dieser himmlischen Klarheit und Süßigkeit gewiß eine teuflische, höllische Finsternis verborgen liege. Dieses ja erproben gelehrt er ihnen: bei der Wiederkehr einer so beliebten Imagination sie gerade ins Gesicht zu spein; sie geberchen, und der Erfolg bewährt sich, indem auf der Stelle eine Teufelsklaue hervorreißt.

Der große Mann mag dieses mit Bewußtsein oder, was wahrscheinlicher ist, aus tiefem Instinkt geboten haben; genug er war klüger, als jener Brief, welches eine phantastische Liebe und Sehnsucht hervorzurufen hatte, nun, durch das entgegenwirkende Mißmuth von Haß und Verachtung, unmittelbar in eine Frage sich verwandeln würde.

Ihn vereinigten jedoch zu einer so seltsamen Pflichaagat die außerordentlichsten zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erdenklichen Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch unerschienen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtsein der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Betrügung anderer zu seinen Gedanken.

Diese und dergleichen Gaben sind unter mehreren Menschen ausgetheilt, mancher kann sich derselben ein und das andermal erfreuen, aber die mannigfaltigen Gegenwart solcher Zustgetten, die in jedem Akte bereits Ausbildung einer so flammenwürdigen Wirksamkeit, dieß ist vielleicht nur in einem Jahrhunderte zu denken, wo zusammengehaltene mitgetheilte Geister und Körperkräfte sich mit erklärenswürdigen Energie hervorthun konnten.

Betrachten wir aber eine solche noch unordnungsvolle gedankenlosen, geistigen Wirken sich hineinsenende und hingetriebene Natur wie sie durch die streng zusammenfassenden Absolut bestimmen Bande sich wieder zusammenschalten fühlen muß.

Die Martyrgen des heiligen Laurenz unter den abgöttischen Herden mögen freilen damals in Rom großes Aufsehen gemacht haben. Dadurch aufgeregt christen Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Judea gegangen, und wünschten mit päpstlicher Erlaubniß sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von oben her wohl instruirte Beichtvater erteilte ihnen ab und gab zu bedenken, daß sehr gottselige, auf Bekehrung der Ketzer, auf Anstrengung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsames Judea zu finden und ein würdiger Schauplatz für deren Thätigkeit offen sey. Man verschlimmle etwas, daß der große Stadt selbst zunächst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drei Brunnen vor dem Thore St. Sebastian erbo und plötzlich fast einiger Zeit geflossen, welches als eine unerfreuliche Änderung zu betrachten sey.

Mag also der würdige Neri und seine Gesellen sich darum beschwichtigt, innerhalb Rom ein wohlthätiges wunderwirkendes Leben fortsetzen können, sicher ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung der Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Betrachte man nun die wunderliche Complikation der menschlichen Natur, in welcher sich die stärksten Gegensätze vereinigen, Materielles und Geistiges, Sensuelles und Unsinnliches, Widerwärtiges und Entzückendes, Beschränktes und Gränzenloses, derselben aufgeführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zu Tage tritt, wie er vorzüglich das Unbegreifliche was sich aufdringt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft lostrennt, den Glauben überflügelt, den Aberglauben bestätigt und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt; sehe man mit diesen Betrachtungen an das wirklich so überlieferte Leben unseres Mannes, so wird es uns sogleich scheinen, was von selbst, der heimat ein ganzes Jahrhundert auf einem so großen Schauplatze in einem unabsehbaren Elemente umherzurechten und unablässig gewirkt, für einen Einfluß müsse erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging so weit, daß man nicht allein von seinem gesunden heiligen Wirken Nutzen, Heil und selbst Gefühl sich versprach, sondern daß sogar seine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man sie als Zeichen seines innigsten Vernehmens zu Gott und dem Göttlichen anzusehen sich bewogen fand. Hier der großen wir nun, wie es schon schon der Würde eines Heiligen entgegen ging, und sein Tod nur desto kräftiger wirkte, was ihm von den Zeitgenossen zugetheilt und zugeschrieben war.

Drittehalb und, als man bald nach seinem Verscheiden, welches von und mehr Wundern als sein Leben bezeichnet war, an Papst Clemens VIII. die Frage brachte: Ob man mit der Untersuchung, dem sogenannten Prozeß, welcher einer Seligsprechung vorangehe, den Anfang machen dürfe, dieser die Antwort erhielte: Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten, und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im Allgemeinen den Gläubigen als solchen erklären und vorstellen wird.

Man aber dürfte es auch der Antwortlichkeit werth gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu großen gedient wurden, einzelnen Päpste erlebt, indem er unter Leo X. gebo ren, unter Clemens VIII. seine Tage beschloß; daher er denn auch eine unabhängige Stellung gegen den Papst selbst zu behaupten sich anmaßte, und als Glied der Kirche sich zwar ihren allgemeinen Anordnungen buchstäblich gleichstellte, aber im Einzelnen sich mehr gebunden, ja sogar gewissermaßen gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es sich denn auch erklären, daß er der Cardinalswürde hartnäckig ablehnte und in seiner Chorea sogar gleich einem wie derspenstigen Kaiser in einer alten Burg, sich gegen den vorigen Schauplatz mannig zu verwegen benahmhaften.

Der Chronikus jener Vorzeitmäße jedoch, wie sie sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts und den früheren, wilderen Zeiten festsam genug gestaltet erhielten, kann durch nichts deutlicher vor Augen gestellt, eindringlicher dem Geiste dargebracht werden,

als durch ein Memorial, welches Neri kurz vor seinem Tode an den neuen Papst Clemens VIII. ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Resolution erfolgte.

Wir sehen hieraus bald auf eine andre Weise nicht zu serstörende Verhältniß eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, thätigen, während seiner mehrjährigen Regierung höchst achtbaren souveränen Oberhaupte der Römisch-Katholischen Kirche.

Memorial des Philipp Neri an Clemens VIII.

Heiligster Vater! Und was für eine Person bin ich denn, daß die Cardinäle mich zu besuchen kommen, und besonders gestern Abend die Cardinäle von Florenz und Sessano? Und weil ich ein blödes Mannsbild in Blattern nöthig hatte, so ließ mir gedachter Cardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Cardinal in jenes Hospital eine große Quantität geschickt hatte. Er blieb auch bis zwei Stunden in die Nacht, und sagte so viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr als mir billig schien: denn da Sie Papst sind, so sollten Sie die Demuth selber seyn. Christus kam um sieben Uhr in der Nacht sich mir einzuvertreiben, und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unsere Kirche kommen. Christus ist Mensch und Gott und besucht mich gar manchmal. Ew. Heiligkeit ist nur ein bloßer Mensch, geboren von einem heiligen und reuschaffenen Mann, jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit ist Signora Agnesina, eine sehr gottesfürchtige Dame; aber jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht alles zu sagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf lassen wollte. Ja derselbe Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Büßen thun, wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' Specchi schaffen will. Sie ist die Tochter von Claus die Neri, dem Ew. Heiligkeit versprochen hat, daß Sie seine Kinder beschützen will; und da erinnere ich Sie, daß es hübsch ist, wenn ein Papst sein Wort hält. Deswegen übergeben Sie mir gedachtes Geschäft und so daß ich mich im Rothfall Ihres Namens bedienen könne; um so mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin, daß sie durch göttliche Eingebung bewegt wird, und mit der größten Demuth, die ich schuldig bin, küsse ich die heiligsten Füße.

Eigenhändige Resolution des Papsts, unter das Memorial geschrieben.

Der Papst sagt, daß dieser Aufsatz in seinem ersten Theil etwas vom Geiste der Eitelkeit enthält, indem er dadurch erfahren soll, daß die Cardinäle Dieselben so oft besuchen; wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden soll, daß diese Herren geistlich gesinnt sind; welches man recht gut weiß. Daß Er nicht getommen ist Dieselben zu sehen, darauf sagt Er: Daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Cardinalat nicht haben annehmen wollen, daß Ihnen so oft angetragen werden. Was den Befehl betrifft, so ist Er zufrieden, daß Dieselben mit Ihrer gewöhnlichen Beständigkeit denen guten Müttern einen tüchtigen Fitz geben, die es Denenselben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denselben aber, daß Sie sich wahren und nicht Beichte sitzen, ohne seine Erlaubniß. Kommt aber unser Herr Dieselben zu besuchen, so bitten Sie für uns und für die dringendsten Nothdurften der Christenheit.

Allgemeine Betrachtung.

Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte sich der Geist der bildenden Kunst völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben; zu freimüthigen heiteren Wirkungen war sie gelangt. Was aber sich in der edlen menschlichen Natur auf Verstand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden klopfte ein gebildeter Menschensinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; selber wurden Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tausende und aber Tausende, die ihr Seelenheil auf reinem freiem Wege suchten, gingen an Leib und Gütern auf die grausamste Weise zu Grunde.

Im Süden selbst suchten edlere sodurere Geister sich von der Gewalt der alleberherrschenden Kirche loszulösen und vor glauben an Philipp Neri einen Versuch zu sehen, wie man wohl ein frommer Mann seyn, auch ein Heiliger werden könne, ohne sich der Alleinherrschaft des Römischen Papstes zu unterwerfen. Freund findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Clement, welches von der Römischen Kirche beherrscht wird, gleichfalls sein Behagen; sich ganz von ihr loszureißen wird ihm deßhalb unmöglich. Wie lange zaudert er bis er sich in den Priesterstand begiebt, wie sehr er sich ab von allem kirchlichen Scholendrian und wie sucht er Lehre sowohl als Leben heiter-sittlich und einwirkend-praktisch zu machen.

Daß er zuletzt den Banden der Cardinalshut entwichen verschmäht, auf eine den Papst beleidigende Weise, zeugt wie er sich von Banden frei zu erhalten gesucht hat. Sodann giebt die wunderliche, bis zum Komischen trurige Correspondenz, womit wir unsern Vortrag schließen, ein lebendigest Zeugniß und versetzt uns einigermaßen in das Jahrhundert, welches der außerordentliche Mann beinahe durch sein Leben ausfüllt. Uns war es höchst merkwürdig einen Heiligen anzutreffen, Zeitgenossen des Weltkindes Cellini, gleichfalls eines Florentiners, dessen Andenken wir so viele Augenerklärtheit gewidmet. Auch sollte die Parallele zwischen beiden ausführlicher behandelt werden und vielleicht noch einige andere bedeutende Existenzen, um durch mehrere Individuen ein lebendiges Bild der Zeit eigentsümlich hervorzurufen. Möge jedoch dasjenige, was hier von einem frommen edlen Enthusiasmus vorgeführt worden, zu anmuthigen Vergleichungen einstweilen Anlaß geben.

Januar.

Correspondenz.

Rom, den 5. Januar 1788.

Verzeihe wenn ich heute nur wenig schreibe. Dieses Jahr ist mit Ernst und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umsehen.

Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die Sonnen, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Begriff

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemälde, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die anbetende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorsichtige müssen kleiner und langsamer werden.

Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andre verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht, nur daß inzwischen ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es spitzt sich bis gegen Ostern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird weiß ich nicht.

Rom, den 10. Januar 1788.

Erwin und Elmire kommt mit diesem Brief, mehr die das Stückchen auch Vergnügen machen. Doch kann eine Operette, wenn sie gut ist, niemals im Lesen genug thun; es muß die Musik erst dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken den der Dichter sich vorstellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht, weil ich erst recht mit Kaysern die Gestalt des Singspiels studirt habe.

Am menschlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perspectivstunde. Ich bereite mich zu meiner Auflösung, damit ich mich ihr getrosten Muthes hingebe, wenn die Himmlischen sie auf Ostern beschlossen haben. Es geschehe was gut ist.

Das Interesse an der menschlichen Gestalt hebt nun alles andre auf. Ich fühle es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet, auch ist alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen bückt er nur doch durch die ersten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Scenen unter gleichen Constellationen fortgeht, so muß ich mich im Laufe dieses Jahres in eine Prinzessin verlieben, um den Tasso, in und mich dem Teufel ergeben, um den Faust schreiben zu können, es ist mir gleich zu beiden wenig Lust fühle. Denn bisher ist's so gegangen. Um mir selbst meinen Egmont interessant zu machen, fing der Römische Kaiser mit den Brabanter-n Händel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Zürcher Kayser nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder sagt, und ich finde es recht lustig, eine Endursache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet sind. Das darf man Glück nennen. Also die Prinzessin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten.

Rom, den 10. Januar 1788.

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen Deutscher Art und Kunst. Erwin und Elmire. Es wird eher fertig als Claudine, doch wünsch' ich nicht daß es zuerst gedruckt werde.

Du wirst bald sehen, daß alles auf's Bedürfniß der teutschen Bühne gerichtet ist, daß ich erst hier zu Lande Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhpunkte genug habe ꝛc.

Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiäner allen Sinn des Gedichts aufopfert, ich wünschte, daß es mir gelungen sein möge, jene unwesentlichen theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten dann auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machen. Ein Italiänisch Opernbüchelchen liest kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einem Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäische Sylbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern das Italiänischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten, dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt. Wie überhaupt die Italiäner auf glatte einfache Sylbenmaße und Rhythmen aufsteigend glücklich halten.

Der junge Camper ist ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift und über die Sachen hinführt.

Glück zum vierten Theil der Ideen. Der dritte ist und ein heilig Buch, das ich verschlossen halte, erst jetzt hat es Moritz zu seinem geeignet, der sich glücklich preis't, daß er in dieser Epoche der Erziehung des Menschengeschlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt und war über das Ende ganz außer sich.

Wenn ich dich nur einmal für alle das Gute auf dem Capitol bewirthen könnte! Es ist einer meiner angelegensten Wünsche.

Meine titanischen Ideen waren nur Lustgestalten, die einer ernstern Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studio der Menschengestalt, welche das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst das Höchste, was uns von Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben studiren kann und am Ende doch noch anrufen möchte: Jetzt seh' ich, jetzt genieß ich erst.

Ich rasse alles Mögliche zusammen, um Ostern eine gewisse Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu schließen, damit ich Rom nicht mit entschiedenem Widerwillen verlasse, und hoffe in Deutschland einige Studien benutzen und grünstoa fortsetzen zu können, obgleich langsam genug. Hier trägt einen der Strom fort, sobald man nur das Schiffseil losgetagen hat.

Bericht.

Januar.

Cupido, loser, eigensinniger Knabe;
Du bat'st mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.
Vom meinem breiten Lager ihn ich vertrieben;
Nun sitz' ich an der Erde, Nächte genäßet;
Dein Muthwill' schürt Flamm' auf Flamme des Herdes.
Verbrennet den Vorrath des Winters und senget mich Armen.

Du haſt mit mein Gerüſt verſtellt und verſchoben. Ich (nach), und bin wie blind und irre geworden; Du kömmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte das Seelchen Entflieht, um der zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Wenn man vorſtehendes Liedchen nicht in ſeinem ſittlichen Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennet, dabei denken, ſondern eine Verſammlung thätiger Geiſter ſich vorſtellen will, die das Intereſſe des Menſchen anſprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes Intereſſe verwirren, ſo wird man auf eine ſymboliſche Weiſe an dem Zuſtande theilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugſam darſtellen. Man wird zugeſtehen, daß eine große Anſtrengung gefordert ward, ſich gegen ſo vieles aufſtreckt zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht läſſig zu werden.

Aufnahme
in die Geſellſchaft der Arkadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage beſtürmt, den ich auch als Folge jenes unſittlichen Concerts anſah, durch welches wir unſer Incognito leichtſinniger Weiſe entblößt hatten. Es konnte jedoch andere Anläſſe haben, daß man von mehreren Seiten der mich zu beſtimmen ſuchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schüler aufnehmen zu laſſen. Lange widerſtand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Beſonderes zu ſehen ſchienen, endlich nachgeben.

Im Allgemeinen iſt bekannt, was unter dieſer Arkadiſchen Geſellſchaft verſtanden wird; doch iſt es wohl nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.

Während dem Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts mag die Italiäniſche Poeſie ſich auf mancherlei Weiſe verſchlimmert haben; denn gegen Ende dieſes Zeitraums werfen ihr gebildete wohlgeſinnte Männer vor: ſie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig verſäumt; auch ſey ſie in Abſicht auf die Form, die äußere Schönheit, durchaus zu tadeln, denn ſie habe mit barbariſchen Ausdrücken, unleidlich harten Verſen, fehlerhaften Figuren und Tropen, beſonders mit fortlaufenden und ungemeſſenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern, auch ganz und gar das Anmuthige und Süße verſcherzt, welches man am Reußern zu ſchätzen ſich erfreue.

Jene, auf ſolchen Irrwegen Befangenen jedoch ſchalten, wie es zu gehen pflegt, das Rechte und Fürtreffliche, damit ihre Mißbräuche fernerhin unangetaſtet gelten möchten. Welches denn doch zuletzt von gebildeten und verſtändigen Menſchen nicht mehr erduldet werden konnte, dergeſtalt daß im Jahr 1690 eine Anzahl unſittlicher und kräftiger Männer zuſammentrat und einen andern Weg einzuſchlagen ſich beredete.

Damit aber ihre Zuſammenkünfte nicht Aufſehen machen und Gegenwirkung veranlaſſen möchten, ſo wendeten ſie ſich ins Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren ja Rom ſelbſt in ſeinen Mauern genugſame beſitzt und einſchließt. Hiedurch ward ihnen zugleich der Genuß ſich der Natur zu nähern, und in friſcher Luft den urſprünglichen Geiſt der Dichtkunſt zu ahnen. Dort, an gefälligen Plätzen, lagerten ſie ſich auf den Raſen, ſetzten ſich auf architectoniſche Trümmer und Steinblöcke, wo ſogar anweſende Carbinäle nur durch ein weicheres Kiſſen geehrt werden konnten. Hier beſprachen ſie ſich untereinander von ihren Ueberzeugungen, Grundſätzen, Vorhaben; hier laſen ſie Gedichte, in welchen man den Sinn des höheren Alterthums, der edlen Toscaniſchen Schule wieder ins Leben zu führen trachtete. Da rief denn einer in Gedanken aus: Hier iſt unſer Arkadien! Dieß veranlaßte den Namen der Geſellſchaft, ſo wie das Zovialiſche ihrer Einrichtung. Keine Protection eines großen und einflußreichen Mannes ſollte ſie ſchützen; ſie wollten kein Oberhaupt, keinen Präſidenten zugeben. Ein Cuſtos ſollte die arkadiſchen Räume öffnen und ſchließen, und in den nothwendigſten Fällen ihm ein Rath von ſo vielerdenen Aeltesten zur Seite ſtehn.

Hier iſt der Name Crescembeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitſtifter angeſehen werden kann, und als erſter Cuſtos ſein Amt mehrere Jahre treulich verrichtete, indem er über einen beſſern feinern Geſchmack Wache hielt, und das Barbariſche immer mehr zu verdrängen wußte.

Seine Dialogen über die Poesia volgare, welche nicht etwa Volkspoeſie zu überſetzen iſt, ſondern Poeſie, wie ſie einer Nation wohl anſteht, wenn ſie durch entſchiedene wahre Talente ausgebildet, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wortköpfe entſtellt wird, ſeine Dialogen, worin er die beſſere Lehre vorträgt, ſind offenbar eine Frucht arkadiſcher Unterhaltungen, und höchſt wichtig in Vergleich mit unſerm neuen äſthetiſchen Beſtreben. Auch die vom ihm herausgegebenen Gedichte der Arkadia verdienen in dieſem Sinne alle Aufmerkſamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die wirklich Schäfer, im Freien auf grünem Raſen ſich lagernd, der Natur dieſelbe näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenſchaft ein menſchlich Herz zu überſchleichen pflegt; nun aber beſtand die Geſellſchaft aus geiſtlichen Herren und ſonſtigen würdigen Perſonen, die ſich mit dem Amor jener Römiſchen Triumvirn nicht einlaſſen durften, den ſie beſtändig ausdrücklich beſeitigten. Hier alſo blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich iſt, als ſich zu jener überirdiſchen und geiſterhaften platoniſchen Sehnſucht hinzuwenden, nicht weniger ins Allegoriſche ſich einzulaſſen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrſamen, eigenthümlichen Charakter erhalten, da ſie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarch hierin auf den Fuße folgen konnten.

Dieſe Geſellſchaft beſtand, wie ich nach Rom gelangte, ſo eben hundert Jahr, und hatte ſich, ihrer äußern Form nach, mancherlei Orts- und Geſinnungswechſel immer mit Anſtand, wenn auch nicht in großem Anſehn erhalten; und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieſelben zur Aufnahme anzulocken, um ſo mehr, als der Hüter dieſer poetiſchen Ländereien bloß dadurch ſich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Function ſelbſt aber ging folgendermaßen vor ſich: In den Vorzimmern eines anſtändigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geiſtlichen Herrn vorgeſtellt, und er mir bekannt gemacht als derjenige der mich einführen, meinen Bürgen gleichſam oder Patron vorſtellen ſollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich beſetzten Saal und ſetzten uns in die erſte Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine lectgeſtaltene Nachbarſchaft fand ſich ein ſtattlicher ältlicher Mann, den ich nach

seiner Beredtsamkeit und der Ehrfurcht die man ihm erwies, für einen Cardinal zu halten hatte.

Der Custode, vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Personen auf, welche sich theils in Versen, theils in Prosa hören ließen. Nachdem dieses eine ganze Zeit gewährt, begann jener einen Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem sie im Ganzen mit dem Diplom zusammentraf, welches ich erhielt und hier nachzutragen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt, und unter großem Händeklatschen aufgenommen und anerkannt.

Mein sogenannter Pathe und ich waren indessen aufgestanden, und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzulange, sehr schickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall sich hören ließ, nach dessen Verschallen ich Gelegenheit hatte, den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und ist, da es in jeder andern Sprache seine Eigenthümlichkeit verlöre, nicht übersetzt worden. Indessen suchte ich den Custode mit seinem neuen Mitgenossen auf das beste zufrieden zu stellen.

C. U. C.

Nivildo Amarinzio

Custode generale d' Arcadia.

Trovandosi per avventura a bearе le sponde del Jebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l' Inclito ed Erudito Signor DI GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha potuto ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DI GOETHE d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, eppena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, ei vollero altres assegnare al Medesimo il posesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l' Atto pubblico e solenne di sì applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastoro Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serbatojo dentro il Bosco Parrasio alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXLI. Anno II della Ristorazione d' Arcadia Olimpiade XXIV Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, bald Lorbeer, bald Pinien, in der Mitte eine Panpfeife, darunter Gli Arcadi.

Corimbo
Melicronio
Florimonte
Egireo

} Sotto-Custodi.

Das Römische Carneval.

Indem wir eine Beschreibung des Römischen Carnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf beseitigen: daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen: daß das Römische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Mal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergetze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unerfreulich und. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage seyn: ob uns die Beschreibung selbst rechtfertige?

Das Römische Carneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt.

Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Fremden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das wie die vielen geistlichen Feste Roms die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuerwerk, das von dem Castell Sanct Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Procession, bei deren Anwälzung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder so thöricht und toll seyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlägen und Verletzungen fast alles erlaubt sey.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert sich einander, jeder nimmt was ihm begegnet leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Derbheit wird durch eine allgemeine ganz Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wohl um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Carneval selbst einmal beigewohnt, und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vortheilrauschenden Freude verschaffen können.

Der Corso.

Das Römische Carneval versammelt sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest seyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen Italiänischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt, und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venetianischen Palast. Sie ist ungefähr viertehalb tausend Schritte lang und von oben, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht alle leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Gränze dieser Straße; der Venetianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Corso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der Römische Corso belebt. Die vornehmen und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren; die Wagen kommen vom Venetianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es finden Wetter ist, an dem Obelisk vorbei, zum Thore hinaus und auf dem Flaminischen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später ankommenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung an einander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf und nieder zu fahren. Dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; jeder wendet wo es ihm beliebt und suche seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen Italiänischen Städten existirt ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtäglichen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die Römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Eben so wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste hängen ausgehängte Teppiche, geströute Blumen, übergespannte Tücher, die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe getragen; die vielen Mönchskleidungen gewähren das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Carneval zu seyn, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarro's vorzustellen.

Feste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht die und da in den Logen eine Schöne, welche als Officier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden.

Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereinigt. Man ist beschäftigt, das kahle, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, aufzuheben und die Basaltseile wieder neu in Stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorbereiten. Jeder Carnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils klein, und werden, wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen, Barberi genennt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche um Kopf, Hals und Leib genau aufschließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Reihe aufkommen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso gewendet, eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin, und giebt ihm oben am Venetianischen Palast ein wenig Haber, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn beste geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von neuen Anjauf lustig schreiender Knaben begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals pflegten die ersten Römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Classe des Volks herabgesunken.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in vielen Tagen die Preise in ganz Rom herumgeht, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet, und nach einem gehaltenen Trompetenstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis besteht aus einem etwa dritthalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer runden Stange wie eine Flagge befestigt schwebt und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennender Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis Palio genannt, und so viel Tage das Carneval dauert, so viele solcher Quastflaumbarten werden von dem erst erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Corso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Gränze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsteht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen nehmen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Boden für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde regieren sollen.

Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der Antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommenen Carnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und bestätigt, bis endlich eine Glocke vom Capitol, bald nach Mittage, das Zeichen giebt, es sey erlaubt, unter freiem Himmel ethrisch zu seyn.

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Zeitvertreit hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke gearbeitet haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun auf'rt einer Straße zu seyn; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten bekleidet; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der fernblaue Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sey.

So schreitet die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht an Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu seyn.

Wache.

Indessen daß der Corso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corso herauf, und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Ställe und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden zu: Luoghi! Luoghi, Patroni! Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an sich zu vermehren. Junge Männer, gepaart, in Zeitkostümieren der Weiber aus der untersten Classe, mit verschobenen Busen und frecher Selbstgenugsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gegen sich weniger mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben somit, was einen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf seine Weise zu verführenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Corso hinab zankte, jedem etwas anbändelte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen ihn zu beschäftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein ernster Herr an hundert Strohhalmen um die Hüften bastelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit dem Weitern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom freilich nachzuahmen, und seine Leidenschaftigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seines Gleichen, der bescheidener und zufriedener, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzumaßen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu seyn.

Mit schnellen Schritten, beklamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Proceß, macht bald jenem eine lange Gesichtserzählung von übertriebenen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specifikation seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Liebhaber; die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, voller bunter Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los, und spricht ihn nicht an, er packt einen andern der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitredner ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publicums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannigfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quaccheri zwar nicht so viel Lärm, doch eben so viel Aufsehen als die Advocaten. Die Masse der Quaccheri scheint so allgemein verworfen zu seyn durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind: daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sey. Man sieht sie selten anders, als mit Sammt oder Seide bekleidet, sie tragen broccatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quaccheri dickleibig seyn; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pantoffeln und kleinen Augen; seine Perücke hat wunderliche Zöpfgen; sein Hut ist klein und meistens verdreht.

Man siehet, daß sich diese Figur sehr dem Buffo caricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen lächerlichen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so pflegen sie auch diese als obgeschmackte Sänger. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineinsehen, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen durchdringenden unarticulirten Laut von sich geben, der mit den Consonanten irr verbunden ist.

Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die nächsten erwiedern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Corso hin und wieder läuft.

Muthwillige Knaben blasen indeß in große gewundne Muscheln und belebigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen chenn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quaccheri im Corso auf und nieder laufen; wenige die Aeffart haben können. Aufsehen zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh oder ung im Corso erscheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Torheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Haus zu kommen, sich auf welche Art es sey zu vermummen, und weil die wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten anzugeben, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; indne Ganz werden verschleiern erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten in demüthiger Geberde unter die Fenster und vor jeden hin, und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Männer, und führen als Ost- und Decorationswaffe ein Besenstuben aus der Blätze eines Korbs gewunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegen kommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge bindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenruthen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich seyn, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beizustehen bereitet ist.

Eben so müssen die gewöhnlichen Neckungen aller Stände als Masken dienen. Staatsdiener mit ihren großen Bärten, kommen einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken aufzupfeifen. Betterne bekleiden ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Laubmädchen, Fruchtcaramerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, Neapolitanischer Bauern und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammen binden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tasarro weiß immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satyrische Masken sind sehr selten, weil diese schon Erfindung haben, und bemerkt seyn wollen. Doch sah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich, er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor neu Verheirathete trat, und Ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem andern beide Hörner recht lang streckte und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publicums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer macht sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn, und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Rüpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevalsmaske einzig vorgestellt, und zeigen sich mit großen Portefeuilles, langen Stäbsocks und sackförmigen Reisröcken sehr geschäftig.

Die Deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinita del monte aufgerichtet werden. Das Publicum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal

unterhalten mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes weißes Piedestal als Mühe zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Corso hinein, in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festäglichen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venetianischen Palast an der linken Seite herumfahren, da wo die Straße des Corso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder heranfahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erdhügen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerdhügen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Zuschauer sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drängt sich hin- und herwärts so gut er kann, und von allen Fenstern und Balconen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verwahrt auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben; zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein. Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft sieht ein schöner, weißer, mit violenfarbnen Bändern geschirrter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publicums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug gehestet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erblicken wagen, und daß nur die schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude von manchen Seiten zu hören: O quanto e bella!

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und verschiedner, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen seyn; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen, als sich vor andern ausgeben zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft ausgelassen, ja zuweilen geschlechtlos; dagegen macht denn auch ein breiter bäßlicher Kerl, in völlig neue modischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Carricatur; und wie jene Schönheiten ihre Lust zu üben hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: O fratello mio, che brutta puttana sei!

Gewöhnlich ergetzt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Puncinellinnden mit kleinen Fäßchen und hohen Absätzen den Vorbeistehenden um die Köpfe.

Eben so machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie sich neben, wie auf die Englischen Landkutschen, oben auf den Kasten setzen.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; alles ist in diesen Tagen verghnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenstern, über lang herabhängende bunte Teppiche, gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straßen herumterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen, so lang es nur möglich ist, sich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, und dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden; so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nöthig ist; wer nun mit der langsamen Masse sich fortzuwegen nicht länger ausstehen mag, und Muth hat, zwischen den Rentern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Gränzen des Glaubwürdigen zu scheinen, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so viele, die dem Römischen Carneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Fest wäre, das sich jährlich wiederholt und das von manchem, mit diesem Sache in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte sey nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit?

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutschen sachte vorwärts rücken, und, wenn es eine Stockung giebt, stille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weise geplagt.

Einzeln tritt die Garde des Papstes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fährt er, ehe er sich's versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weise bei Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt, und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt, so strömt auch die Masse der Wagen und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zusammen. Nicht lange, so führt eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den Köpfen der erschreckten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der einzige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preist, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beiden Züge der ersten Gerichts- und Polizeiherren von Rom, nur um das Carneval feierlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Corso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls diesen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Oberherrlichkeit der Könige an das Fastnachtspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Discretion.

Schöne Welt am Palast Ruspoli.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Circulation des Corso unterbrochen und gehindert; am Palast Ruspoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflastertreppen an beiden Seiten meist erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder bedrungen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelclasse, trefflich maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; jeder ist neugierig unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen daraus zu suchen und vielleicht in einem niedlichen Offizier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst, denn die Kutschen verweilen so lange sie können in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Einhalt.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Enthaltsamkeit durch eine Art von Aderlaß, meist scherzhaften, oft aber nur allzu ernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre, und die lose Freundin entdecke; dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein Paar freundliche Gesichter sich einander bogen. Allein man ist theils zu bemittelt, theils zu wirthlich Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es ist nun ein eignes Gewerbe, Gypskügelchen, durch den Trichter gemacht, die den Sudern von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; jedermann ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit, bald hier bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Bühnen, greifen einander wechselsweise an, und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vorzüglich und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden, und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palasts Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundenen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden; seine Kutsche fährt unaufgehalten vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Arbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gyps und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punktirt aus. Oft aber werden die Häufel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran, und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten so heftig, und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerhallt, und ihr sonder Zweifel verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark gebarnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm jedermann beleidigt, so nehmen die Umherstehenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gypsbürmer nicht, und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verquetzte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm

nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verliebt haben sollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht, einen Secundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gypskonfetti handeln, während des Streits, mit ihren Körben geschäftig sind, und einem jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehen, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen, und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst deßtig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge Italiänischer Polizei, jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sey, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli daher. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicherweise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal Eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition, und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Thränen des Mitleids gemischt begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der sündigen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publicums an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der Französischen Akademie tritt in Spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handstiefeln, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des Italiänischen Theaters auf, und fängt an seine großen Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihn über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzuerkennen scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen, und übet dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellen-König.

Ein neuer Auftritt vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwählen einen König, führen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik, und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen Gefolge, und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erst, wie jeder diese allgemeine Maske zu verannigfaltigen sucht.

Der eine trägt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein ganz Vogel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsern Lesern so viel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicher Weise eine Menge Masken aus dem Corso hinaus in die benachbarten Straßen. Da geben verliebte Paare ruhiger und vertraulicher zusammen, da finden lustige Gesellen Platz, allerlei tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volks, in kurzen Wämsern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunter hängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren. Eine von den Frauen scheint doch schwanger zu seyn, sie gehen freilich auf und nieder. Auf einmal entzweien sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von zerstückter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrei aus einander, man zieht den einen da, den andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Partei zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbeigetragen, die übrigen Weiber stehen ihr bei, sie gebärdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie zu großer Erlustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus, und die Truppe zieht weiter, um daselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ihren von Anmaßungen. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie Cloria nennen, welches mit unserm Freiheauf in allen Zügen übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Straße einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen stellen die Schirren vor und suchen ihn auf allerlei Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuina und auf dem Spanischen Platze ganz lustig zu.

Auch kommen die Quacquari zu Schaaren, um ihre Galanterien feiler anzubringen.

Sie haben ein Mandoline, welches jeden zu tanzen macht. Sie kommen zu zweien Mann hoch, ganz kraus auf den Leben, mit kleinen und schwarzen Federhüten ausmarschirt, formiren eine sehr gerade Fronte; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie, mit rechts oder links um, eine Colonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird, mit rechts um, die Fronte wieder hergestellt, und so geht's eine Straße hinein; dann ehe man sich's versieht, wieder links um: die Colonne ist wie an einem Spieß zu einer Hausthüre hineingesteckt, und die Thoren sind verschwunden.

Abend.

Nun geht es noch dem Abend zu, und alles drängt sich immer mehr in den Corso hinein. Die Bewegung

der Kutschen steckt schon lange, ja es kann geschehen, daß zwei Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab, und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gestoßt, gestoßen, geboten, und indem einer bittet, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Soldiren der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens daß der unglückliche Kutscher die angenscheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingeschrien und geboten, und entweder es muß sich wieder fügen, oder wenn ein Nebenglücken in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden auf der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebenglücken auch mit hattenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und, weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Besitzer der Ställe, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei: Luoghi! Luoghi eccelsi! Luoghi nobili! Luoghi Padroni! Da ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter, und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen, oder bei Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz rein Platz gehalten worden, und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können.

Die drei mit Teppichen behängten Façaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Circus. Ueber den mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maßstab einer so großen Menschenmasse wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corso herab, zum Zeichen daß er geräumt ist, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz,

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach geordneter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man befestigt ihnen hier und da Stachelkugeln mit Spitzen an den Leib, und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder, auch steckt man ihnen große Blätter Rauschgeld an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurück zu halten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie bäumen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Losfassenden, so wie zufällige Umstände, zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hinein kommen, wird meist aller Widerstreben vergebens.

Ein Paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Pfuzolane giebt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgeld rauscht, und kaum, daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgeld flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venetianischen Palaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß sie in einem eingeschlossenen Bezirk auf gute Art zu fangen und fest zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feierlichkeit mit einem gewaltsamen, blitzschnellen augenblicklichen Eindruck, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren, und wenige können sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten, und warum sie sich daran ergötzten.

Nach der Folge unserer Beschreibung sieht man leicht ein, daß dieses Spiel den Thieren und Menschen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen: Bei dem engen Raume zwischen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herausweichen oder, und zufälliger Weise hinter diesem Wagen ein etwas breiterer Raum seyn. Ein Pferd, das mit dem andern gedrängt herbeieilt, sucht den erweiterten Raum zu nutzen, springt vor, und trifft gerade auf das herausstehende Rad.

Wir haben selbst einen Fall gesehen, wo ein Pferd von einem solchen Over niederstürzte, drei der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen und die letzten glücklich über die gefallenen weg sprangen, und ihre Reise fortsetzten.

Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuschauer, unter solchen Umständen, ihr Leben eingebüßt. Eben so kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, daß postagte, neidische Menschen einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen, und es dadurch umzukehren, und an die Seite zu rennen, zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde

Das Göttliche.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnden!
Sein Beyspiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher

auf dem Venetianischen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgeteilt ist, richten sie mancher Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erst ab. Sobald sie oben bei dem Venetianischen Palast angelangt sind, werden kleine Mörser gelöst; dieses Zeichen wird in der Mitte des Corso wiederholt, und in der Gegend des Obelisken das letzte Mal gegeben.

In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an seinem Fenster steht, ein ängstlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es ist wirklich, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben schon oben gesehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche so vieles in Italien entscheidet, auch die gewöhnlichen sonn- und festtäglichen Spazierfahrten aufhebt. Dort sind keine Wachen, und keine Garden, es ist ein altes Herkommen, eine allgemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf und ab fahre; aber sobald Ave Maria geläutet wird, läßt sich niemand sein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derselben Straße und nach ähnlichen Gesetzen geschieht, obgleich hier die Menge und andere Umstände einen großen Unterschied machen, so will sich doch niemand sein Recht nehmen lassen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corso zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, so scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung, das nächste ihr braune Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeschossenen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Zufahrt, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter, dem andern hinauf zu fahren, so können beide nicht von der Stelle, und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten und ein jeder wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Teil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarro's und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Alibert und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobnen Balleten; Valle und Captanica Komödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach, und so giebt es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater Tordenone, das einmal abbrannte, und da man es wieder aufbauen hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehmals in der Carnevalszeit noch deshalb größer, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Teil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die Römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsre Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Feste.

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Alberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarro's sowohl wie der Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen, und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier Aegyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Consul, mehr oder weniger gut, und nach dem Costume ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der Engländischen, getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistenteils etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken; zum Beispiel, es entwerfen und verbinden sich zwei Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind, durch die pantomimischen Balette, an stark gezeichnete Gebärdation gewöhnt; sie lieben auch in ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der aber übertrieben und affectirt scheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es zunftmäßig gelernt hat; besonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunstwerk betrachtet, und nur von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein solches Paar wird dann von der übrigen Gesellschaft in einen Kreis eingeschlossen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt sich auf diese Weise bis an den Morgen erlustigt, so ist man bei einbrechendem Tage schon wieder in dem Corso beschäftigt, denselben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Besonders sorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am schlechtesten gehalten, vor den Obelisk. Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter, mit einer Peitsche, treibt es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurücklegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der schon beschriebene Cirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balcone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten. Die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Mitternung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meist halten die Kutschenreihen schon zwei Stunden vor Nacht stille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner auf den Seitengassen mehr herein rücken. Die Gerüste und Gradine sind früher besetzt, sogleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder sucht aufs baldigste unterzukommen, und man erwartet das Anlaufen der Pferde mit mehrerer Sehnsucht als jemals.

Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sey; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuschauer weichen aus der Stelle.

Alles ist ruhig, alles still, indem die Dämmerung sachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so siehet man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergestalt sich vermehren, daß die ganze Straße von brennenden Wachsterzen erleuchtet ist.

Die Balcone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält seine Kerze zum Fenster heraus, alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sogar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine krystallne Armleuchter die Gesellschaft erhellen; indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung zwey Stockwerk ziemlich einzunehmen kommen.

Die Bedienten belecken den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen, ohne Wagen mit bunten Papierlaternen ziehen sich unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere binden ihr Licht auf zusammengebunden. Reihe gestellt, und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favoritverwünschung der Römer: **sia ammazzato** hört man von allen Seiten und Enden wiederhallen.

Das **ammazzato** ist toto ponte moccoli: Erner es bei werde, der sein Lichtlämpchen trägt, ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anfangen und auszulöschen und ein unanständiges Geschrei: **sia ammazzato**, ertönt man bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszulöschen, oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszublasen. Und je stärker das Getrüll **sia ammazzato** von allen Enden widerschallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschung, um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird **sia ammazzato** diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Complimente.

So hören wir spotten: **sia ammazzato il Signore Abbate che fa l'amore.** Oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: **Sia ammazzato il Signore Filippo.** Oder Schmeicheleien und Compliment damit verbinden: **Sia ammazzata la bella Principessa!** Sia **ammazzata la Signora Angelica la prima pittrice del secolo.**

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen haltenden Ton auf der versetzten oder dreitletzten Silbe ausgerufen. Unter diesem unausförlichen Geschrei geht das Auslöschen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es sey eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, an einem Fenster und benachbarte, überall sucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszublasen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, sein Hänger leuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe schickt den Vater das Licht auszublasen und hört nicht auf zu schreien: **sia ammazzato il Signore Padre!** Vergebens, daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweist; der Knabe behauptet die Freiheit dieser Abende, und verwünscht nur seinen Vater desto mehr. Wie nun an beiden Enden des Corso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger bäumt sich's nach der Mitte zu, und dort entsteht ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja das selbst die leidenschaftlichste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgelöschten Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nun um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gelindesten Sinn schwinden; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht manche gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten.

Und doch weiß sich endlich jeder weniger oder mehr hinweg zu retten, jeder ein Gläschen, an das er gelangen kann, einzuladen, oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich die Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Ausgelassenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergetzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr absetzigen Tänzerinnen Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

Aschermittwoch.

So ist denn ein ausschweifendes Fest, wie ein Traum, wie ein Mährchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unsern Lesern, vor deren Einbildungskraft und Verstand wir das Ganze in seinem Zusammenhange abrahmt haben.

Wenn uns während des Laufs dieser Theorieen der rote Pulcinell ungeschminkt an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Dasein zu danken haben, wenn eine Bande auf öffentlichen Plätze die Geheimnisse der Gebärerin entweiht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter dem Unsinne auf die wichtigsten Scenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängtvolle Strasse an die Wege des Wettlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske, vom Balcon oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße, nur Schritt vor Schritt vorwärts kommt, mehr gesehen wird als sieht, mehr aufgehalten wird, als willig stillesteht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und freyer macht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint, so bemerken wir: daß die lebhaftesten und bösartigsten Vergnügen, wie die vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erscheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt, und düstern ängstlich süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Carneval mit einer Aschermittwochsbetrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das Römische Carneval, unüberlegt, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbestimmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft geringscheinenden Lebensgenusses erinnert werden möge.

Februar.

Correspondenz.

Rom, den 1. Februar 1788.

Wie frey will ich seyn, wenn die Narren künftigen Dienstag Abend zur Ruhe gebracht werden. Es ist eine entsetzliche Secatur andern toll zu sehen, wenn man nicht selbst anstecken ist.

So viel als möglich war, habe ich meine Studien fortgesetzt, auch ist Claudine gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe versagen, so geht heute über acht Tage der dritte Act an Herdern ab, und so wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Reih an, worin mir niemand rath zu noch helfen kann. Tasso muß umgearbeitet werden, was da steht ist zu nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!

Der sechste Band enthält wahrscheinlich Tasso, Lila, Jery und Bätely, alles um und aufgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen soll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgesehen, und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem siebenten herausgebe. Es ist ein wunderlich Ding so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!

Hier letteren sie mich mit den Ueberlegungen meines Werthers, und fragen mir sie und fragen, welches die beste sey, und ob auch alles wahr sey: Das ist nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde.

Rom, den 6. Februar 1788.

Hier ist der dritte Act Claudinens; ich wünschte daß er dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des wirklichen Theaters genauer kenne, habe ich gesucht durch manche Aufopferungen dem Componisten und Acteur entgegen zu arbeiten. Das Zeug worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben seyn. Doch hab' ich der dieser, wie der Ehwan, auch für's Lesen gesorgt. Genug ich habe gethan was ich konnte.

Ich bin recht still und rein, und wie ich auch leiden verlohren habe, jedem Tag bereit und erneben. Zur rechten Kunst bin ich zu alt, ob ich also im rechten mehr oder weniger prüfende ist einß. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem allem geht mir euern Segen. Ich habe nichts Nähres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen. Dann soll's an Wilhelm u. s. w.

Rom, den 9. Februar 1788.

Die Narren haben noch Montag und Dienstag was rechts gelärmt. Besonders Dienstag Abends, wo die Naseren mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Fasten. Auf dem Corso (so nennen sie die Redouten) bin ich gekommen, ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band absolvirt ist, will ich nur einige Kunstsachen durcharbeiten, dann gleich an den sechsten gehn. Ich habe diese Tage das Buch Leonard da Vinci über die Malerei gelesen, und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können.

O wie finde ich die Zuschauer so glücklich! die dünken sich so klug, sie finden sich was rechts. Es auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubst nicht was das ein bedauernswürdiges Volk, indeß der gute Künstler immer Geistlaut bleibt. Ich habe aber auch meinen

dings einen Eitel jemanden urtheilen zu hören, der nicht selbst arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der Tabacksdampf macht mich eine solche Rede auf der Stelle unbehaglich.

Angelica hat sich das Vergnügen gemacht, und zwei Gemälde gekauft. Eins von Tizian, das andere von Paris Bourton. Beide um einen hohen Preis. Da sie so reich ist, daß sie ihre Renten nicht verzehrt, und jährlich mehr dazu verdient, so ist es lobenswürdig, daß sie etwas anschafft, das ihr Freude macht, und solche Sachen die ihren Künstlicher erhöhen. Gleich sobald sie die Bilder im Hause hatte, fing sie an, in einer neuen Manier zu malen, um zu versuchen wie man gewisse Vortheile jener Meister sich eigen machen könne. Sie ist unermüdet, nicht allein zu arbeiten, sondern auch zu studiren. Mit ihr ist's eine große Freude Kunstsachen zu sehen.

Xavier geht auch als ein wackrer Künstler zu Werke. Seine Kunst zu Examen machen: stark. Neun habe ich nicht alles gehört. Mir scheint jedes dem Examen sehr angemessen.

Er wird auch: Cupido kleiner leser ꝛc. componiren. Ich sowohl der's gleich, damit es oft zu meinem Antheil gewinnen werde. Es ist auch mein Lieblingsbild.

Der Kopf ist mir müde vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir, und lege mir zu viel auf.

Rom, den 16. Februar 1788.

Mit dem preußischen Courier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unserm Herzog, der so freundlich, lieb- gut und erfreulich war, als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt schreiben konnte, so beschrieb er mir die ganze politische Lage, die seinige und so weiter. Ueber mich selbst erklärte er sich auf das liebreichste.

Rom, den 22. Februar 1788.

Wir haben diese Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künstler in Bestürzung setzt. Ein Franzose Namens Drouais, ein junger Mensch von etwa 25 Jahren einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und jeden geliebt, der unter allen studirenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung. Ich habe in seinem verlassenen Studio, die todtengroße Figur eines Philoctets gesehen, welcher mit einem Pfeile eines giftigen Raubvogels den Sonnery seiner Wunde wehmüthig fühlt. Ein todtes gebadetes Bild, das in der Ausführung viel Verdienste hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vornehm, und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent cultiviren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.

Angelica macht mir das Compliment: daß sie meinige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht sehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu sehn. Genug ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht: Amor als Landschaftsmaler schick' ich der ehstens, und wünsche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte hab' ich gesucht in eine gewisse Ordnung zu bringen. Sie nehmen sich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Miedlings Tod schließen den achten Band, und so meine Schriften für diesmal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentalien gelten.

Morgen früh ist päpstliche Capelle und die schönen alten Musiken fangen an, die nachher in der Charwoche auf den höchsten Grad der Innerestie steigen. Ich will nun jeden Sonntag früh hin, um mir den Styl bekannt zu machen. Xavier, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wohl darüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein getreuliches Exemplar der Gründonnerstags-Musik, von Zürich, wo sie Kayser gestellt, und dann in der Capelle gehört.

Bericht.

Februar.

Wenn man einmal zum Künstler geboren ist und gar mancher Gegenstand der Kunstanschauung zusagt, so kann diese nur auch mitten unter dem Gewühl der Fastnachtsverbeeten und Narrheiten zu Gunsten. Es war das zweite Mal, daß ich das Carneval sah, und es mußte mir bald auffallen, daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Herkommen versöhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturereignis und Nationalerscheinung; ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten und wie das alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vortheilnisse der Reihe nach, welche Verarbeit ich später in dem so eben eingeschalteten Aufsatz benutzte, hat auch zugleich unsern Hausgenossen, Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu colorirten, welches er mit seiner gewohnten Geschicklichkeit durchführte.

Diese Zeichnungen wurden nachher durch Melchior Kraus von Frankfurt am Main, Director des freien Zeichninstituts zu Weimar, in Quarto radirt und nach den Originalen illuminirt, zur ersten Ausgabe bei Unger, welche sich selten macht.

In vorgemeldeten Zwecken mußte man sich denn mehr, als sonst gewohnten war, unter die verkappte Menge hinunter drängen, welche denn trotz aller künstlerischen Ansicht oft einen widerwärtigen unbehaglichen Eindruck machte. Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht am seinem Platz sey.

Aber für den innern bessern Sinn sollte doch das Ernsthafte bereitet seyn. Auf dem Venetianischen Platz, wo manche Kutschen, ob sie sich den bewegten Reihen wieder anschließen und die Zweige wallenden sich zu bestimmen pflegen, sah ich den Wagen der

Mad. Angelica und trat an den Schlag sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herabgeneigt, als sie sich zurückbog, um die neben ihr sitzende, wieder genesene Mariandrin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert, denn wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen; ja ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit die mich bis ins Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeitlang ohne Sprache als Mad. Angelica das Wort nahm und unwissend jene sich vorbeug zu mir sagte: es muß nur den Dolmetscher machen, denn in sehr, meine junge Freundin kommt nicht dazu auszuruhen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und nur selten wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Antheil den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das erste was ihr beim Wiedereintritt in das Leben erfreulich geworden, heilsam und wieder herstellend auf sie gewirkt, sey die Theilnahme ihrer Freunde und besonders die Ihrige gewesen, sie habe sich auf einmal wieder aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden.

Das ist alles wahr, sagte jene, indem sie über die Freundin mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit ihrer Zufriedenheit entfernt ich mich wieder in das Gedränge der Thoren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelica, die sich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle, trösend annehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte, als ich mir schmeicheln durfte, mein Antheil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Fürst Rezzonico, war schon früher, aus Deutschland zurückkehrend, mich zu beehren gekommen. Er hatte eine innige Freundschaft mit Herrn und Frau von Diede geschlossen und brachte mir angelegentliche Grüße von diesen werthen Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie berühmlich, ein näheres Verhältniß ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede machten ihrem werthen Lebensgenossen einen Gegenbesuch, und ich konnte mich um so weniger entbrechen mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Fähigkeitsreichs berühmt, in einem Concerte auf der capitolinischen Wohnung des Senators sich hören zu lassen Willens war, und man unsern Genossen Kayser, dessen Geschicklichkeit rühmlich bekannt, zu einer Theilnahme an jenen Exhibitionen schmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Aussicht bei Sonnenuntergang auf den Zinnern des Senators nach dem Coliseo zu, mit allem dem was sich von den andern Seiten anschließt, verlieh freilich unserm Künstlerkreis das herrlichste Schauspiel, dem man sich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Gesellschaft an Artigkeit und Artigkeit nicht fehlen zu lassen. Frau von Diede spielte sodann, sehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Concert und man bot bald darauf unserm Freunde den Platz an, dessen er sich denn auch sehr würdig zu machen schien. Wenn man dem Lobe trauen darf, das er einernotet. Abwechselnd ging es eine Weile fort, auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber, als die Reihe wieder an Kaysern kam, legte er ein ammuthiges Thema zum Grunde und variirte solches auf die mannigfaltigste Weise.

Alles war auf von Sitzen genommen, als der Senator mir im Gehen manches freundliche sagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weltenden Venetianischen Art bald bekannt verbreitete: es sey eigentlich von solchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdrucksvollen Adagio's seiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene schwärmerischen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals sehr zuwider gewesen, doch aber bem' ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Raisonnem über Verlust und Mißlingen uns nur allzusehr herabzuziehen und zu überwältigen drohen.

Unserm Senator dagegen kennt' ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm aufs freundlichste dafür danken, daß er solchen Tönen gern sein Ohr lieh, die ihn vergegenwärtigten, er bewirbe in dem herrlichsten Aufenthalte der Welt eine so sehr geliebte und doch verehrte Freundin.

Für uns andere, besonders Deutsche Zuhörer, blieb es ein unschätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir eine treffliche, ja in gewisse verehrte Dame in den zartesten Tönen sich auf dem Sitzbett erschöpfen vernahmen, zugleich hinab vom Fenster in die eine große Gegend von der Welt zu schauen und in dem Abendglanz der Sonne, mit wenniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das für unser Hand von Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minervens- und Friedenstempel erstreckte, um dahinter das Coliseum hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man denn das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend in dem Labyrinthe der Palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartencultur und wilde Vegetation gesämmelten Einöde sich zu verirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries und Thürmer gefertigte und gestochene vortreffliche Uebersicht von Rom, genommen von dem Thurme des Capitols, bitten wir hiermit zu übervergleichen; sie ist einige Stockwerke höher und nach den neuesten Ausgrabungen gefaßt, aber im Ganzen gleich, und Bestätigung, wie wir sie damals gesehen, werden denn freilich die glühende Farbe mit ihren schattig blauen Gegenschein und allem dem Zauber der daraus entspringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in diesen Stunden als Glück zu schätzen, das herrliche Bild, welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Portrait Clemens XIII. Rezzonico, der unsern Gönner, den Senator, als Neveten an diesen Platzen gesetzt, mit Ruhe zu beschauen, von dessen Werth ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unseres Freundes aufführe:

„Unter den von Mengs gemalten Bildnissen, da wo seine Kunst sich am tüchtigsten bewährte, ist das Bildniß des Papstes Rezzonico. Der Künstler hat in diesem Werk die Venetianer im Colorit und in der Behandlung nachgeahmt und sich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Colorits ist wahr und warm, und der Ausdruck des Gesichtes belebt und geistreich; der Vorhang von Goldstoff, auf dem sich der Kopf und das Uebrige der Figur scheidet, gilt für ein gemaltes Kunststück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein

reiches harmonisches, unser Auge angenehm rührendes Ansehen erhält."

März.

Correspondenz.

Rom, den 1. März 1788.

Sonntags gingen wir in die Sixtinische Capelle, wo der Papst mit den Cardinälen der Messe beiwohnte. Da die letztern wegen der Fastenzeit nicht reich, sondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauspiel. Einige Tage vorher hatte ich Gelegenheit von Albrecht Dürer gestochen und freute mich nun sie etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zusammen war einzig ernst und doch simpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die oben in der Chorwoche, wo alles zusammentrift, hereinkommen, sich kaum fassen können. Die Capelle selbst kenne ich recht gut, ich habe vorigen Sommer drinn zu Mittag gegessen und aus des Papstes Thron Mittagsruhe gehalten und kann die Gemälde fast auswendig, und doch, wenn alles beisammen ist, was zur Illumination gehört, so ist es wieder was anders, und man findet sich kaum wieder.

Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales componirt, aufgeführt, und wir hatten den Vergnügen von dem was man nennen wird, Kayser ist auch der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und heute, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang gebüt seyn könnten, theils weil er zum antiken Inventario der päpstlichen Capelle und zu dem Ensemble der Michel Angelo's, des jüngsten Gerichts, der Propheten und dirtlichen Gemälde einzig passe. Kayser wird dereinst über alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer Verehrer der alten Musik und studirt sehr fleißig alles was dazu gehört.

Er haben ein eine merkwürdige Sammlung Psalmen im Hause; sie sind in Italiänische Verse gebracht und von einem Venetianischen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Musik gesetzt. Er hat bei diesen die Intonation der Juden, theils der Spanischen theils der Deutschen als Motte angenommen, zu andern hat er alte Griechische Melodien zu Grunde gelegt und sie mit großem Verstand, Kunstkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind theils als Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich original, ob man gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser schätzt sie sehr und wird einige daraus ausschreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben. Es in Venedig 1724 gedruckt ist und die ersten fünfzig Psalmen enthält. Herder soll noch aufstehen, er sieht vielleicht in einem Katalogus dies interessante Werk.

Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück es zu machen.

Es war eine recht selige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt.

Zuvörderst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe diese Operation soll mir glücklich seyn. Natürlich ist es ein ander Ding das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren aufzuführen, ich denke es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, den ich getroffen; ich habe schon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier ränsdre, so bäckt' ich solche sie mir niemand auf den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Angeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eignen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben, nun ist es so gelb von der Zeit, so vergilbt die Lagen waren nie gesechtet, so mürbe und an den Rändern zerfressen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich auch jetzt in eine selbst gelebte Vorzeit mich versetzen muß.

Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist ins Reine geschrieben. Des Künstlers Erdewallen soll neu aufgeführt und dessen Apotheose hinzugethan werden. Zu diesen Unternehmungen habe ich nun erst die Studien gemacht, und alles Detail ist mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und habe die beste Hoffnung zu den drei letzten Bänden, ich sehe sie im Ganzen schon vor mir stehen, und wünsche mir nur Muße und Gemüthsruhe, um nun Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Erklärung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir meine Sammlungen der getrockneten Blätter zum Muster dienen lassen und hoffe zur Vervollständigung so disparater Dinge auch Mittel genug zu haben. Wie auch eine Art die alten individuellen und momentanen Stücke einigermaßen gemeinsam zu machen.

Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Mengsens Schriften ins Haus gekommen, ein Buch das mir jetzt unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die nothwendig vorhergehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein trefliches Buch, man sieht keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen Fragmenten über die Schönheit, welche manchem so dunkel scheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir sehr aufliegen, weil das der Theil ist, von dem ich bisher am wenigsten praktisch. Ich sehe, daß ich mit einiger Ueberung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Grund der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borghese, welche ich in einem Jahr nicht gesehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich sie mit viel verklärtern Augen sah. Es sind unsägliche Kunstschätze in dem Besitz des Fürsten.

Rom, den 7. März 1788.

Eine gute reiche und stille Woche ist wieder vorbei. Sonntags versäumten wir die päpstliche Capelle, dagegen sah ich mit Angelika ein sehr schönes Gemälde, das viele für Correggio gehalten wird.

Ich sah die Sammlung der Academie St. Luca, wo Raphaels Cartons ist. Diese Reliquie scheint mir unzweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine edle Seele wohnen könnte. Der Herzog verlangt einen Augustus davon, den ich

wahrſcheinlich werde verſchaffen können. Das Bild das von ihm gemalt iſt und in ſeinem Saale hängt iſt ſeiner werth.

Noch habe ich das Capitol wieder geſehen und einige andere Sachen, die mir zurückblieben, vorzüglich Caracciolo's Haus, das ich immer verſäumt hatte zu ſehen. Unter vielen ſchätzbaren Sachen haben mich vorzüglich ergetzt zwei Apoſtel der Köpfe von den Kriegsfahnen auf dem Monte Cavallo. Man kann ſie bei Caracciolo in der Nähe, in ihrer ganzen Größe und Schönheit ſehn. Leider, daß der beſte durch Zeit und Witterung, faſt einen Strohwiſch dick der glatten Oberfläche des Geſichts verloren hat und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet ausſieht.

Heute waren die Ceremien des Cardinal Bibiena in der Kirche St. Carlo. Da die papſtliche Capelle zum Theater ſang, ſingen wir hin, die Thoren auf Morgen recht auszuwachen. Es ward ein Requiem geſungen zu zwei Sopranen, das Seltſamſte was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Muſik.

Welch ein leidig Inſtrument die Orgel ſey, iſt mir geſtern Abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen, man begleitete damit den Geſang bei der Veſper; ſie verbindet ſich ſo gar nicht mit der Menſchenſtimme, und iſt ſo gewaltig. Wie reizend dagegen in der Sixtiniſchen Capelle, wo die Stimmen allein ſind.

Das Wetter iſt ſeit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtentheils verblüht und grünt ſchon. Nur wenige Blüthen ſind auf den Gipfeln noch zu ſehen. Nun folgt der Pfirſichbaum, der mit ſeiner ſchönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus blüht auf allen Bergen, die Alliaträſche in den Hecken ſind alle ausgeſchlagen, und andere die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner, auf einigen ſtehen ſich Blumen. In meinem neuen Kabinet, worin ich ſitze, weil mir Thorwaldſen von Neapel erwarten, habe ich eine manigfaltige Ausſicht in unzählige Gärtchen und auf die hinteren Galerien vieler Häuſer. Es iſt gar zu luſtig.

Ich habe angefangen ein wenig zu modelliren. Was den Erkenntnispunkt betrift, gehe ich ſehr vorſichtig fort, in Anwendung der wenigen Kraft die ich ein wenig kenne. So gehe es mir, wie allen meinen Brüdern.

Rom, den 10. März 1788.

Die nächſte Woche iſt hier nichts zu denken noch zu thun, man muß dem Sowall der Feierlichkeiten folgen. Nach Oſtern werde ich noch einiges ſehen, was mir zurückblieb, meinen Faden anlöſen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayſern davon ziehn. Wenn alles geht, wie ich wünſche und vorhabe, bin ich Ende Aprill in Florenz. Inzwiſchen hört ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf dieſere Betrachtung verfallende Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältniſſe ſetzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer ſchöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja ich kann ſagen, daß ich die höchſte Zufriedenheit meines Lebens in dieſen letzten acht Wochen genoſſen habe, und nun wenigſtens einen äußerſten Punkt kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz künftig abmeſſen kann.

Dieſe Woche hat ſich, ungeachtet des ſchönen Wetters, gut erhalten. Sonntags hörten wir in der Sixtiniſchen Capelle ein Motett von Paleſtrina. Montags weihte und hatte Glück, daß man zu Ehren eines Fremden verſchiedene Theile der Kirchenmuſik in einem Saale ſang. Wir hörten ſie alſo mit großer Bequemlichkeit und kannten uns. Da wir ſie oft am Clavier durchſangen, einen verſtändigen Begrif haben machen. Es iſt ein unglaublich großes ſinnliches Kunſtwerk, deſſen immer erneuerte Darſtellung ſich wohl nirgends als an dieſem Orte und unter dieſen Umſtänden erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich manderlei Handwerksmeiſter-Traditionen, welche die Sache wunderlich und unerhört machen, weg, mit allem dem bleibt es etwas Außerordentliches und iſt ein ganz neuer Begrif. Kayſer wird heraus Neugierigkeit davon anlegen können. Er wird die Verächtlichung erhalten, eine Probe in der Capelle anzuhören, wozu ihm niemand geladen wird.

Ferner habe ich dieſe Woche einen Fuß modellirt, nach verſchiedenen Stunde der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meiſter gelobt. Wie das ganzen Körper in zuſammenarbeitet hatte, ware um ein antes Theil klüger; verſteht ſich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannigfaltigen Rath der Verſtändigen. Ich habe einen Skelettus, eine ſchöne auf die Natur gemachte Anatomie, ein halb Dutzend der ſchönſten antiken Füße, einige ſchlechte gute zur Nachahmung, viele zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen, in jeder Viile, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach dieſen Theilen zu ſehen. Gemalte zeigen mir zwei Maler gebaut und gemacht haben. Drei vier Künſtler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen beſonders gemau beſchen, Heinrich Meyers Rath und Nachhülfe mich am meiſten fördert. Wenn mir dieſem Winde auf dieſem Elemente ein Schif nicht von der Stelle käme, ſo müßte es ſeine Segel oder einen wahrſinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Ueberſicht der Kunſt die ich mir gemacht habe, war es mir ſehr nothwendig nun mit Aufmerkſamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehn. Ich ich angenehm und im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort überall herum zu gehen und recognoſcirende Gegenſtände zu betrachten. So war ich geſtern zum erſten Mal in Raphaels Villa, wo er an der Seite ſeiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunſt und allem Ruhm vorzog. Es iſt ein heilig Monument. Der Fürſt Doria hat ſie acquirirt und ſinnt ſie reſtaurirt zu machen, wie ſie es verdient. Raphael hat ſeine Geliebte antunkyzantinismus auf die Wand portraitirt in allerlei Arten von Kleidern und Coſtüme; ſelbſt in den indoriſchen Compoſitionen ſpielen ihr die Weiber. Die Lage des Hauſes iſt ſehr ſchön. Es wird ſich artiger davon erzählen laſſen als ich's ſchreibt. Man muß das ganze Detail bemerken.

Dann ging ich in die Villa Albani und bin manchmal im Allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag. Heute Morgen hat es ſehr geregnet, jetzt ſcheint die Sonne wieder und vor meinem Fenſter iſt ein Paradies. Der Mandelbaum iſt ganz grün, die Pfirſichbäume ſtehen ſchon in ausgeblüht und die Citronenbäumchen wenden auf dem Gipfel des Baumes an.

Mein Abſchied von hier betrübt hier Perſonen genug. Sie werden nie wieder finden, was ſie an mir gehabt haben, ich verlaße ſie mit Sorgen.

In Neapel hab' ich auch ſchon gute gefunden, ich bin zuerſt überzeugt, daß mir ſelbſt gefallen und

vernünftig geworben, und als einen ſolchen haben mich dieſe drei in verſchiedenem Sinne und Grade gekannt, beſeſſen und genoſſen.

Rom, den 22. März 1788.

Heute geh' ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen ſchreiben. Nun iſt auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beſchwerden vorüber, morgen nehmen wir noch eine Benediction auf uns, und dann wendet ſich das Gemüth ganz zu einem andern Leben.

Ich habe durch Gunſt und Mühe guter Freunde alles geſehen und gehört, beſonders iſt die Fußwaſchung und die Speiſung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Capellmuſik iſt unbeſchreiblich ſchön. Beſonders das Miſerere von Allegri und die ſogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott ſeinem Volke macht. Sie werden Charfreitags früh gelungen. Der Augenblick, wenn der alter ſeiner Pracht entkleidete Papſt vom Thron ſteigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an ſeiner Stelle bleibt, jedermann ſtill iſt, und das Ever anfängt: Populus meus quid feci tibi? iſt eine der ſchönſten unter allen merkwürdigen Functionen. Das ſoll nun alles mündlich aufgeſchrieben werden, und was von Muſik transportabel iſt, bringt Kayſer mit. Ich habe nach meinem Wunſch alles was an den Functionen genießbar war, genoſſen und über das Uebrige meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Effect, wie man zu ſagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert hab' ich alles, denn das muß man ihnen nachſagen, daß ſie die chriſtlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpſtlichen Functionen, beſonders in der Sixtiniſchen Capelle, geſchieht alles, was am katholiſchen Gottesdienſte ſonſt unerfreulich erſcheint, mit großem Geſchmack und vollkommner Würde. Es kann aber auch nur da geſchehen, wo ſeit Jahrhunderten alle Künſte zu Gebote ſtanden.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen ſeyn. Hätte ich mehr in der Zwiſchenzeit auf jene Veranlaſſung wieder Blitz gehalten und an ein längeres Bleiben gedacht, ſo könnt' ich nächſte Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Beſten. Ich habe dieſe Zeit wieder viel ſtudirt und die Epoche, auf die ich hoffe, hat ſich geſchloſſen und gerundet. Es iſt zwar immer eine ſonderbare Empfindung, eine Bahn auf der man mit ſtarken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlaſſen, doch muß man ſich darein finden und nicht viel Weſens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn, man muß ſich hüten, ihn nachdenklich anzuſtarren und zu pflegen.

Schöne Zeitungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler der mich nach Sicilien begleitet hat. Es ſind ſchöne ländliche Früchte meiner Reiſe und ſie ſind die angenehmſten; denn was man einem vor die Augen bringen kann, giebt man ihm am ſicherſten. Einige drunter ſind, dem Ton der Farbe nach, ganz köſtlich gerathen, und ihr werdet kaum glauben, daß jene Welt ſo ſchön iſt.

Soviel kann ich ſagen, daß ich in Rom immer glücklicher werden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächſt; und wenn es traurig ſcheinen möchte, daß ich eben ſcheiden ſoll, da ich am meiſten verdiente zu bleiben, ſo iſt es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich ſo lang habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.

So eben ſteht der Herr Chriſtus mit entſetzlichem Lärm auf. Das Caſtell feuert ab, alle Glocken läuten, und an allen Ecken und Enden hört man Pechfarben, Schwärmer und Lauffeuer. Um elf Uhr Morgens.

Bericht.

März.

Es iſt uns erinnerlich, wie Philippus Neri den Beſuch der ſieben Hauptkirchen Roms ſich hilfers zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunſt ſeiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber iſt zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jenen Pilgern, der zum Jubiläum herankommt, nothwendig gefordert wird und wirklich wegen der weitentfernten Lage dieſer Stationen, inſofern der Weg an Einem Tage zurückgelegt werden ſoll, einer abermaligen anſtrengenden Reiſe wohl gleich zu achten iſt.

Jene ſieben Kirchen aber ſind: S. Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebaſtian, San Johann im Lateran, Santa Croce in Jeruſalem, San Paul vor den Mauern.

Einen ſolchen Umgang nun vollführen auch einheimiſche fromme Seelen, in der Charwoche, beſonders am Charfreitag. Da man aber zu dem geiſtlichen Vortheil, welchen die Seelen durch den damit verbundenen Anlaß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hinzuzuthun, ſo wird in ſolcher Hinſicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gedachten Zeugniſſen zum Thore von San Paul endlich wieder hereintritt, erhält daſelbſt ein Billet, um an einem freunden Volksfeſte in der Villa Mattei an beſtimmten Tagen Theil nehmen zu können. Dort erhalten die Eingelaſſenen eine Collation von Brot, Wein, etwas Käſe oder Eiern; die Genießenden ſind dabei im Garten unter gelagert, vornehmlich in den kleinen daſelbſt befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem Caſino der Villa, findet ſich die höhere Geſellſchaft zuſammen; Cardinäle, Prälaten, Fürſten und Herren, um ſich an dem Anblick zu ergetzen und ſemit auch ihren Theil an der Spende, von der Familie Mattei geſtiftet, hinzunehmen.

Wir ſahen eine Proceſſion von etwa zehn bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geiſtlichen Gewand, ſondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Feſttage zu erſcheinen geziemen möchte, in Kleidern, gleicher Farbe, glattem Schnitt, paarweiſe, es konnten ihrer vierzig ſeyn. Sie ſangen und ſprachen ihre Litaneien fromm vor ſich hin und wanderten ſtill und glücklich.

Ein alter Mann von trefflichem Handwerksmäßigem Anſehn ging an ihnen her und ſchien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die verſchiedenen wohlgekleideten Reihe durch ein halb Dutzend beſtellhafte baarfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geſchloſſen zu ſehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erfundigungs deßhalb pab uns zu vernehmen: Dieſer Mann, ein Schuſter von Profeſſion und kinderlos, habe ſich früher bewogen gefühlt einen armen Knaben aufund in die Lehre zu nehmen, mit Beſtand von Wohlwollenden ihm zu bleiben und weiter zu nehmen. Durch ein ſolches angenommenes Beiſpiel ſey es ihm gelungen, andere Meiſter zu gleicher Aufnahme von

Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann besorgt gewesen. Auf diese Weise habe sich ein kleines Häuflein gesammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den schicklichen Mißbrauch solcher Sonn- und Feiertage zu verpönen, unaufhörlich angehalten, ja sogar den Besuch der weit auseinanderliegenden Hauptkirchen an einem Tage von ihnen gefordert. Auf diese Weise nun sey diese fromme Anstalt immer gewachsen; er verrichte seine verdienstlichen Wanderungen nach wie vor, und weil sich zu einer so augenfällig nutzbaren Anstalt immer mehre hinzudrängen als aufgenommen werden könnten, so bediene er sich des Mittels, um die allgemeine Wohlthätigkeit zu erregen, daß er die noch zu versorgenden, zu bethedenden Kinder seinem Zuge anschließe, da es ihm denn jedesmal gelinge, zu Verpflegung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hievon unterhielten, war einer der Aeltern und beliebten Knaben auch in unsere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit aufzusetzen Worten für die nackten und spielenden beschedten eine Gabe. Er empfing sie nicht nur von uns, sondern Fremden reichlich, sondern auch von den anscheinend sonst dürftigsten Bürgern und Bürgerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten liegender Anerkennung jenes Verdienstes, noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wissen, daß der fromme Kindervater jedesmal seine Pupillen an jener Spende Theil nehmen lasse, nachdem sie sich durch vorbergegangene Wanderung erbaut, wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu seinem Zwecke fehlen kann.

Ueber
die bildende Nachahmung des Schönen.
Von Karl Philipp Moritz.

Braunschweig 1788.

Unter diesem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuscript nach Deutschland geschickt hatte, um seinen Verleger über den Vorschlag einer Reisebeschreibung nach Italien einigermaßen zu beschwichtigen. Freilich war eine solche Aufmunterung durch England niederzuschreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt lassen; es war aus unsern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sey, so kann es gegenwärtig einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns aufthaten, welche späterhin entwickelt, verwirkt, angewendet und verwertet mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeschaltet stehen, vielleicht nimmt man hierein Veranlassung, das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie so weit, wie die Natur selber, seyn: das heißt, die Organisation muß so fein gewebt seyn, und so unendlich viele Berührungspunkte der allumfließenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich nebeneinander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organisation von diesem feinern Gewebe, bei ihrer völligen Entwicklung, auf einmal in der dunklen Ahnung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wirkenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren bloß thätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft, und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr beunruhen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahneten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dieß zu werden, muß die Thatkraft, worin sie stillschweigend, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. — Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunkt fassen. — Aus diesem Brennpunkte muß sich, nach des Auges gemessener Weise, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, eben so wahr und so richtig, wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen notwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen, im verjüngtesten Maßstabe überträgt. — Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber dem wirklich eigenmächtigen Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führet uns dieß auf den Punkt, wo wir schon einmal waren: daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es, durch die Kunst, zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, in ihrem völligen Umfange spielen kann.

Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Beariff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmäligen Werdens, in dunkler Ahnung, auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen Daseyn da ist; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der schönen Kunstwerke selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher Kommendes in uns entstehen, das den Genuß der schönen Kunstwerke uns erhöht. Allein da unser höchster Genuß des Schönen dennoch sein Werden aus unserer eigenen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt

der einzige höchſte Genuß deſſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber, und das Schöne hat daher ſeinen höchſten Zweck in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht; unſer Nachgenuß deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeyns — und das bildende Genie iſt daher im großen Plane der Natur, zuerſt um ſein ſelbſt, und dann erſt um unſertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Weſen giebt, die ſelbſt nicht ſchaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen beſteht ja eben darin, daß ſein innres Weſen außer den Gränzen der Denkkraft, in ſeiner Entſtehung, in ſeinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es ſchön ſey? iſt es ſchön. Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach ſie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmoniſchen Verhältniſſe des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfaſſen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerſtreute Schöne, iſt ja nur in ſo fern ſchön, als ſich dieſer Inbegriff aller Verhältniſſe jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann alſo nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künſte, eben ſo wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchſte Schöne im Einzelnen der Natur, immer noch nicht ſchön genug für die ſtete Nachahmung der großen und majeſtätiſchen Verhältniſſe des allumfaſſenden Ganzen der Natur iſt. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht, oder empfunden werden.

Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes, einmal das Schöne kein Gegenſtand der Denkkraft iſt, ſo würden wir, in ſo fern wir es nicht ſelbſt hervorbringen können, aus ſeines Genuſſes ganz entbehren müſſen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, was das Schöne näher käme, als das Mindeſtſchöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns erſetzte, das ihr ſo nahe wie möglich kömmt, ohne doch ſie ſelbſt zu ſeyn: — dieß iſt nun, was wir Geſchmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn ſie in ihren Gränzen bleibt, den Mangel des höhern Genuſſes bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungeſtörte Ruhe der ſtillen Betrachtung erſetzen kann.

Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gebaut iſt, um dem einſtrömenden Ganzen der Natur ſo viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig ſind, um alle ihre großen Verhältniſſe vollſtändig im Kleinen anzuwiegeln, und und noch ein Punkt zum völligen Schluß des Cirkels fehlt, ſo können wir ſtatt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Verſuch, es außer uns wieder darzuſtellen, würde uns mißlingen, und uns deſto unzufriedener mit uns ſelber machen, je näher unſer Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen gränzt.

Weil nämlich das Weſen des Schönen eben in ſeiner Vollendung in ſich ſelbſt beſteht, ſo ſondert ihm der letzte fehlende Punkt, ſo viel als tauſend, denn er verräth alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche ſie gehören. Und iſt dieſer Vollendungspunkt einmal verfehlt, ſo verliert ein Werk der Kunſt nicht der Mühe des Anfangs, und der Zeit ſeines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und ſein Daſeyn muß nothwendig durch die Vergeſſenheit, worein es ſinkt, ſich wieder aufheben.

Eben ſo ſchadet auch dem in das feinere Gewebe der Organiſation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu ſeiner Vollſtändigkeit fehlende Punkt, in viel als tauſend. Der höchſte Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, eben ſo wenig wie der geringſte, in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen ſeine Gränzen überſchreitet, muß es nothwendig unter ſich ſelber ſinken, ſich aufreiben und vernichten.

Je vollkommner das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſto mehr iſt es in Gefahr ſich zu täuſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weiſe durch tauſend mißlungene Verſuche, ſeinen Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtören.

Es macht z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunſt zugleich durch das Werden deſſelben, in die bildende Kraft, die es ſchuf, hindurch; und ahnet dunkel den höhern Grad des Genuſſes eben dieſes Schönen, im Geſchäft dieſer Kraft, die mächtig genug war, es aus ſich ſelbſt hervorzuringen.

Um ſich nun dieſen höhern Grad des Genuſſes, welchen ſie an einem Werke, das einmal ſchön da iſt, unmöglich haben kann, auch zu verſchaffen, ſtrebt die einmal zu lebhaft gerührte Einbildung betrachtend etwas Aehnliches aus ſich ſelbſt hervorzuringen, haßt ihr eignes Werk, verwirft es, und verliebt ſich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr ſchon da iſt, und worin ſie nun eben deßwegen, weil es ohne ihr Zuthun da iſt, keine Freude findet.

Ihr einziger Wunſch und Streben iſt, des ihr verſagten, höhern Genuſſes, den ſie nur dunkel ahnet, theilhaftig zu werden: in einem ſchönen Werke, das ihr ſein Daſeyn dankt, mit dem Bewußtſeyn von eigener Bildungskraft, ſich ſelbſt zu ſpiegeln.

Allein ſie wird ihres Wunſches ewig nicht gewährt, weil Eigenmuß ihr erzeugte, und das Schöne ſich nur um ſein ſelbſt willen von der Hand des Künſtlers greifen, und willig und folgſam von ihm ſich bilden läßt.

Wo ſich nun in den ſchaffenwollenden Bildungstrieb ſogleich die Vorſtellung vom Genuß des Schönen miſcht, den es, wenn es vollendet iſt, gewähren ſoll; und wo dieſe Vorſtellung der erſte und ſtärkſte Antrieb unſrer Thatkraft wird, die ſich zu dem, was ſie beginnt, nicht in und durch ſich ſelbſt gedrungen rührt, da iſt der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann ſich nicht in ſich ſelber ründen.

Dem höchſten Genuß des aus ſich ſelbſt hervorgebrachten Schönen ſich ſo nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, ſcheint freilich ein harter Kampf — der dennoch äußerſt leicht wird, wenn wir aus dieſem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu beſitzen ſchmeicheln, um doch kein Weſen zu verdrehn, jede Spur des Eigennuzes, die wir noch finden, tilgen, und jede Vorſtellung des Genuſſes, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wann es nun da ſeyn wird, durch das Geſchäft unſrer eignen Kraft, gewähren ſoll, ſo viel wir möglich zu verbannen ſuchen, ſo daß, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erſt vollenden könnten, es dennoch zu vollenden ſtrebten.

Glänzen wie dem Beſten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen,
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, blos an und für sich selbst, in seiner Hervorbringung, noch Reiz genug unsre Thätkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er acht und rein ist. —

Verliert sich aber, mit der ängstlichen Hinweisung des Genusses und der Wirkung, auch der Reiz, so bedarf es zu seines Kampfes weiter, der Freuden in uns ist hergestellt, und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich, zum Lohne für sein bescheidenes Zurücktreten in seine Gränzen, dem reinsten Genuß des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äußerst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche, ausgemachte Abdrücke des höchsten Schönen, gegen Einen ächten, durch den falschen Bildungstrieb in den Werken der Kunst entstehen.

Denn da die ächte Bildungskraft, sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werks, auch schon den ersten, höchsten Genuß desselben, als ihren sichern Lohn, in sich selber trägt, und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allerersten Moment ihres Anstehns durch sich selber, und nicht durch die Ahnung des Genusses von irgend einem Werke, erhält; und weil in diesem Moment der Letzte Genuß die Denkkraft selbst sein richtiges Urtheil fällen kann: so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Versuche, dieser Selbstläuterung zu entkommen.

Und selbst auch diese mißlungenen Versuche sind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie ächt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die innwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen, oder sie einen falschen Weg einschlagen läßt, auf dem sie sich nie entwickeln kann, so bleibt das ächte Schöne selten.

Und weil sie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entstehen läßt, so unterscheidet sich eben dadurch das ächte Schöne und Edle, durch seinen seltenen Werth, vom Schlechten und Gemeinen.

In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lücke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. — Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten sich zu einander, wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

Empfindungsvermögen sowohl als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation begründet, insofern dieselbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger, oder doch fast vollständiger Abdruck ist.

Empfindungskraft sowohl als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft, und die thätige Kraft, worin sie beide gründen, faßt zugleich auch alles was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie aus sich herausspinnend, in sich trägt.

Insofern nun diese thätige Kraft alles, was nicht unter das Gesetz der Denkkraft fällt, hervorbringend in sich faßt, heißt sie Bildungskraft; und insofern sie das, was außer den Gränzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung sich entgegen setzend, in sich begreift, heißt sie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die blos thätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, worein sie nur die Grundlage ist, für sich allein statt finden.

Insofern nun diese blos thätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organisation sich gründet, darf das Organ nur überhaupt in allen seinen Berührungspunkten ein Abdruck der Verhältnisse des großen Ganzen seyn, ohne daß eben der Grad der Vollständigkeit erfordert würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft voraussetzt.

Von den Verhältnissen des großen Ganzen, das uns umgiebt, treffen nämlich immer so viele in allen Berührungspunkten unsres Organs zusammen, daß wir dieß große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch selbst zu seyn. Die in unser Wesen hineingesponnenen Verhältnisse jenes Ganzen streben, sich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünscht, sich nach allen Seiten hin ins Unendliche fortzusetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern, so weit es kann, selbst dieß umgebende Ganze seyn.

Daher erarbeitet jede höhere Organisation, ihrer Natur nach, die ihr untergeordnete, und trägt sie in ihr Wesen über. Die Pflanze den unorganisirten Stoff, durch bloßes Werden und Wachsen; das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß; der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein innres Wesen, sondern faßt zuletzt alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am beliebten geschlossne, spiegelnde Oberfläche seines Wesens, in den Umfang seines Daseyns auf, und stellt es, wenn sein Organ sich bildend in sich selbst vollendet, verschönert außer sich wieder dar.

Wo nicht, so muß er das, was um ihn her ist, durch Zerstörung in den Umfang seines wirklichen Daseyns ziehn, und verbreitend um sich greifen so weit er kann, da einmal die reine unschuldige Beschauung seinem Durst nach ausgebreitetem wirklichem Daseyn nicht ersetzen kann."

April.

Correspondenz.

Rom, den 10. April 1789.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entschluß fest war abzureisen, hatte ich auch kein Interesse mehr, und ich wäre lieber schon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayserd willen und um Barry's willen. Ersterer muß noch einige Studien absolviren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Mustallen sammeln; der andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemälde, nach meiner Erfindung, ins Reine bringen, dabei er meines Raths bedarf.

Doch bald' ich den 21. oder 22. April zur Abreise festgesetzt.

Rom, den 11. April 1788.

Die Tage vergehen, und ich kann nichts mehr thun. Kaum mag ich noch etwas sehen; mein erster Meyer fehlt mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt seines unterrichtenden Umgangs. Hätte ich Kaysern nicht bei mir, so hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, so wären wir weit genug gekommen. Besonders hätte er bald über alle Scrupel im Abzeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer diesen Morgen in der Französischen Akademie, wo die Abgüße der besten Statuen des Alterthums beisammen stehn. Wie thun' ich ausdrücken, was ich hier, wie zum Abschied, empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr als man ist; man fühlt, das Würdigste womit man sich beschäftigen sollte, sey die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht allsogleich wie unzulänglich er sey; selbst verzweifelt steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mit einigermaßen zu verbeutlichen gesucht, hier aber fiel mir nur zu sehr auf, das die Form zuletzt alles einzelnliche, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit.

Rom, den 14. April 1788.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden. Indem ich nicht aufhöre an jenem Fuß fort zu modelliren, ging mir auf, das ich nunmehr Tasso unmittelbar angreifen müßte, zu dem sich denn auch meine Gedanken hinwenden, ein willkommener Gefährte zur bevorstehenden Reise. Dazwischen wird eingepackt, und man sieht in solchem Augenblicke erst was man alles am sich versammelt und zusammengeschleppt hat.

Bericht.

April.

Meine Correspondenz der letzten Wochen hielt wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewordnen Gegenwart und einer wieder neu anzuknüpfenden Zukunft. In diesen Zuständen kommen meine Briefe wenig enthalten; die Freude meine alten getrüsten Freunde wieder zu sehen war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz bei Lotchens dagegen kaum verbeutlicht. Ich sage daher in gegenwärtigem nachträglichem Bericht manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir, theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er sowie seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tic ward aus die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich alles was er zu thun vor hatte in einer Art Unentschlossenheit, wodurch er oft, ohne eigentlich böses Wollen, andere zu Schaden und Unlust brachte. So ergang es mir nun auch in diesem Falle; ich mußte wenn er zurückkehrte, um uns alle beisammen logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte ich nicht sie zu miethen und sie zu bezehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit finde.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier sah man nun die verschiedensten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannigfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartensäle, Balcone, Terrassen, und auf den höhern Hauptverbäuden eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verjüngten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen gereifter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in weisses Papier gewickelt, so zusammengepackt und verkauft. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Pflanzerie wird als ein kleines Capital in obrigkeitlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man soviel Anmuth beim klarsten Himmel angeschaut betrachtete, gaben auch ein vortrefflisches Licht zu Beschauung mahlerischer Kunstwerke. So oben hatte Kniep verschiedene Monatsblätterchen nach, aufgeführt nach Umrissen die er auf unserer Reise durch Sicilien sorgfältig sorgfältig vorgezeichnet gemacht hatte, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und lustige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade darauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte die Fenster des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter versicherten in solchem Grade günstig, jedes Gemälde auf dieselbe Staffelei an denselben Ort aufgestellt, erschien wirksamer und auffallender; ich erinnere mich das einigemal als ich ins Zimmer trat mir ein solches Bild wie zauberisch entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, directen oder indirecten atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie stellte aber darmals gestellt, angestanne, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man gewann jetzt erst einen höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch sey, macht beunruhigt und, wer wöchten unsre Gefühle, unsre

Anerkennung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, empfinden, begreifen; wir tasten an zu suchen, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so stehen wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannigfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und hinaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Besitzer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Betrachtung, der Natur angemessen, die Gestalt des wissenswerthen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man begreifenden Umgebung in Rom täglich genießen, so wird man zugleich dadurch belehrt, man versteht solche Genüsse neben sich aufzustellen, und gute Gypsabgüsse, als die eigentlichsten Facsimile's, geben hierzu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird darauf unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher gehängt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte sie immer, während vor Augen zu haben; denn seiner unsrer Zeitgenossen, der zum ersten Mal vor sie tritt, darf behaupten hierbei Anblick gewahren zu lernen.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein unter aller Abnah der Medusa Rondanini; ein wundersames Werk, daß, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Hercules Anor, so kräftig und groß, als verständig und mild; wovon einer räuberischen Mercur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen sodann Werken gewonnener Erde, auch die Aegyptischen, von dem Giebel des großen Oertels genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingereiht umher.

Ja streute von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie einer, der sein Testament überrennt, den ihm zugedachten Besitz mit Zaghaftigkeit, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umstandentheit, die Bemühungen und Kosten und eine gewisse Unbehaglichkeit in solchen Dingen hielten mich ab das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu verschicken. Juno Ludovisi war der edeln Angelica geschenkt, weniger andere den nächsten Künstlern, manches gehörte noch zu den Unbestimmten Besitzungen, anderes sollte unausgepackt bleiben, und von Dura, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühsten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einem überschwenglichen Enthusiasmus hervorriefen, und die gränzenlose Sehnsucht nach Italien hervorbrachten.

In meiner frühesten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend aufgetretene, die Cymbeln schlagende Faun einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal an das volle Meer geführt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem von oben mondbeleuchteten Saale plötzlich umsehen sah.

Nachher fanden sich Gypsabgüsse in Frankfurt ein, sie hatten sich mit manchen Driginalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. Es erhielt ich einen ziemlich guten Laocoons Kopf, Niobe's Tochter, ein Kopfchen später für eine Sappho angesprochen, und noch einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich ans Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz dabei, als ich aus Rom scheidend, von dem Besitz des ewigen Erlangten, förmlich Getrosten mich losreissen sollte.

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenmetamorphose, die ich in Sicilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, was es Neigungen zu thun pflegen, die sich unsres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles was es dort vorrand neu und unerwartet schien, einen günstigen Eindruck hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, so wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde ihn theilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Piniensprößling, Vorbildnern eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, worein mir theilnehmende Reisende, ja wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenen Platz, gar mancher zu erzählen wußten. Leider fand der, nach dem Aeußern jener ausdrücklichen Freundin entfernte neue Besitzer es unpassend auf seinen Blumenbeeten ganz unbefugte Pinien hervorwachsen zu sehen. Später hin fanden wohlwollende darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseins ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derselben, durch Aufopferung mehrerer Exemplare, von Zeit zu Zeit beobachtete; die überlieferten, selbst angeschossenen, übergab ich einem Römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sirenischen Straße pflanzte, wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erwünschter Reisender mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den

Beſpern nicht unbequemen werden und fernerhin zu meinem Andenken gränen, wachſen und gedeihen.

Auf dem Verzeichniſſe, was vor der Abreiſe von Rom allenfalls nachzuholen ſeyn möchte, fanden ſich zuletzt ſehr disparate Gegenſtände, die Cloaca Maxima und die Catacomben bei S. Sebaſtian. Die erſte erbötte wohl noch den leidlichen Begrif, wozu uns Piranesi vorbereitet hatte; der Beſuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum beſten, denn die erſten Schritte in dieſe dumpfigen Räume erregten mir alſobald ein ſolches Mißbehagen, daß ich ſogleich wieder ans Tageslicht hervorſtieg und dort, im Freien, in einer ohnedies unbekannten, fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Geſellſchaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zuſtände genieß beſchauern mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano, beliebt' ich mich lange Zeit nach der umſtändlich von allen dem was ich dort geſehen, oder auch wohl nicht geſehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entſchädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unſre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt ward, leidem er aus dem Grabe dieſes außerordentlichen Mannes, das man bei einer dauliſchen Angelegenheit eröffnet hatte, daſelbſt entfernt und hierher getragen worden.

Ein wahrhaft wunderſamer Anblick! Eine ſo ſchön als nur denkbar zuſammengefügte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, ſpäter an andern Schädeln bemerkt, in der Gallſchen Lehre zu ſo mannigfaltiger Bedeutung geworden ſind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunſtfreunde ſeyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reifenſtein, dieſer einſichtsreiche Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte ſie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen ſolchen Abguß nach Deutſchland ſendete, deſſen Anblick mich noch oft zu den mannigfaltigſten Betrachtungen auffruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künſtlers Hand, St. Lukas, dem die Mutter Gottes erſcheint, damit er ſie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darſtellen möge, gewährte den heiterſten Anblick. Raphael ſelbſt noch jung, ſteht in einiger Entfernung, und ſieht dem Evangeliſten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man ſich entſchieden hingezogen fühlt, ausüben und bekennen.

Peter von Cortona war ebenfalls der Beſitzer dieſes Werks und hat ſolches der Akademie vermacht. Es iſt ferniss an manchen Stellen beſchädigt und reſtaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In dieſen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Verſuchung gequält, die meine Reiſe zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu feſſeln drohte. Es kam nämlich von Neapel der Antonio Rega, Künſtler und ebenfalls Kunſthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich anfündigend: er ſey mit einem Schatze hier angekommen, welches draußen an Kipa grande läge. Worin er ihm mitzugehen

bisdurch einlade, denn er habe auf denſelben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muſe, welche in Neapel, im Hofe des Palaſts Caraffa-Colonna-Noja nebſt andern in einer Nische ſeit undenklichen Jahren geſtanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden ſey. Er wünſche dieſe zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deßhalb an: ob nicht etwa Herr Meyer ſelbſt oder einer ſeiner vertrauten Freunde ſich zu dieſem Handel entſchließen könnte? Er biete das edle Kunſtwerk zu einem auf alle Fälle höchſt mäßigen Preiſe von dreihundert Zechinen, welche Forderung ſich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Kaufers mit Vorſicht zu verfahren Urſache hätte.

Mir war die Sache ſogleich mitgetheilt und wir eilten ſelbigorts zu dem von unſrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub ſogleich ein Brett von der Kiſte, die auf dem Verdeck ſtand, und wir ſahen ein allerliebſtes Köpfchen, das noch nur vom Rumpfe getrennt geweſen, unter feinen Haarlocken hervorblicken, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Geſtalt, im anſtändigſten Gewande, übrigens wenig verſehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, ſie an Ort und Stelle geſehen zu haben, ohne zu ahnen, daß ſie uns je ſo nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen ſollen? gewiß, ſagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Koſten gegraben hätte und zuletzt auf einen ſolchen Schatz geſtoßen wäre, man hätte ſich höchſt glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein ſo reines wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu reſtaurirenden Zuſtande kam und wohl niemals zu Geſicht. Doch ſchieden wir zuletzt mit Vorſatz und Zuſage baldigſte Antwort vernehmen zu laſſen.

Wir waren beiderſeits in einem wahrhaften Kampf begriffen, es ſchien uns in mancher Betrachtung anrätlich dieſen Ankauf zu machen; wir entſchloſſen uns dahin den Fall der guten Frau Angelica zu melden, als wohl verwandt zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Reſtauration und ſonſtigen Vortommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deßhalb das beſte Gelingen. Allein die umſichtige Frau, mehr aber noch der ökonomiſche Gemahl lehnten das Geſchäft ab, indem ſie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, ſich aber auf Statuen einzulaſſen keineswegs den Entſchluß faſſen konnten.

Nach dieſer ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgerufen; die Gunſt des Glückes ſchien ganz eigen: Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und bezeugte ſich, daß das Bildwerk nach ſeinem Gelamntzeichen wohl als Griechiſche Arbeit anzuerkennen ſey und zwar gerraume Zeit vor Auguſtus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl dieſes bedeutende Kunſtwerk anzuhaften. Rega ſonnen ſogar auf Schätzung einigehen zu wollen, und es war ein Augenblick wo wir uns ſchon im Beſitz des Bildniſſes und ſolches in unſerm großen Saal wohlbeleuchtet aufgeſtellt zu ſehen glaubten.

Wie aber denn doch zwiſchen einer leidenſchaftlichen Liebesneigung und einem anziehenden Heirathscontract noch manche Gedanken ſich einzudrängen pflegen, ſo war es auch hier, und wir durften ohne

Rath und Zustimmung unsrer edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen. Denn eine Verbindung war es im ideal-romantischen Sinne, und ich leugne nicht, daß der Gedanke dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieses Ereignis als einen Wink böserer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das thätigste niederzuschlagen gedachten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Besitzlust und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Gesinnungen weichen, welche die ehe Freundin Angelica, mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Genugthuung hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs klarste die sämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegen stellten. Ruhige bisher den Kunst- und Alterthumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthandel ein und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seyen mannigfaltig, und es frage sich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Stelle noch Hunderterlei entstehen und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Antransport zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seyen. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, sowohl Mühe als Gefahr setzte sich in einem großen Ganzen und Gleichgewicht; dagegen sey ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Vorsatz gemildert, ge schwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Hintreten die wunderschönen Mosaiken von Masten und Lauber wunden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht 1) aus der auf der Ferse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Sammetherr; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der vierzigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mailänderin nicht vergaß. Im hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch das ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im festen Verhältniß stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offner Anmuth und drückte, mit natürlicher Zutraulichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich wein' es nie vergessen, sagte sie, daß ich aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden gelieben und verehrten Namen auch den curiosen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sey? Ihr setzet eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrug, ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „ihr seyd glücklich so reich zu seyn, daß ihr euch dieß nicht zu versagen braucht; wer andern mißen und in die Stelle finden welche Gott und seine Heiligen uns anzuweisen. Seyen lange sein' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und eine laden; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal weiter und wohin das alles?" Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, forschte sein seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Besitzung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug sie ließ mich zuzüglich mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gewandtheit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurufen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Weise.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah herauf zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geplaudt sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von euch wegfahren, sehr ihr, rief ich aus, man weiß, so scheint es, daß ich ungern von euch scheide."

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des unmittelbaren Gespräches, das von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgebrochenes lakonisches Seitenbekenntniß der unendlichsten tiefsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die

ungeheure Stadt verbreitet, ſo oft empfunden, ward nun aufs eindringlichſte fühlbar. Die großen Lichtmaſſen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegenſätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, ſetzen uns in einen Zuſtand wie von einer andern einfachern größern Welt.

Nach zerſtreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den ganzen Corſo, wohl zum letzten Mal, durchwandert hatte, beſtieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalaſt in der Wüſte daſtand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verſtehen daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finſter, finſtern Schatten werfend, ſtand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einſamkeit der Via Sacra erſchienen die ſonſt ſo belaubten Gegenſtände fremdartig und geiſterhaft. Als ich aber den erhabenen Reſten des Coliſeums mich näherte und in deſſen verſchloſſenes Innere durchs Gitter hineinſah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beſchleunigte.

Alles Maſſenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich alt erhaben und faſtlich, und in ſolchen Umhängen zog ich gleichſam ein unüberſehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

Bei meinem Abſchied empfand ich Schmerzen einer eignen Art. Dieſe Hauptſtadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang geweſen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, giebt ein Gefühl das ſich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in dieſem Augenblicke immer und immer Ovids Elegie*) die er bildete als die Erinnerung eines ähnlichen Schickſals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Diſtichen wälzten ſich zwiſchen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich warf in der Römiſchen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſpielt mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. –
Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
Luna ſie lenkt' in der Höh' nächtliches Roſſegeſpann.
Zu ihr ſchaut' ich hinan, ſah dann capitoliſche Tempel,
Welchen umſonſt ſo nah' unſere Laren gedrängt. –

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war ihn meiner Perſönlichkeit, meiner Lage im beſondern anzueignen. Angeklebt wurden jene Leiden dem mehrigen, und auf der Reiſe beſchäftigte mich dieſes innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch ſcheute ich mich auch nur eine Zeile zu ſchreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verſchwinden. Ich mochte beinah nichts anſehen um mich in dieſer ſüßen Qual nicht ſtören zu laſſen. Doch gar bald drang ſich mir auf wie verrückt die Anſicht der Welt ſey, wenn wir ſie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetiſchen Thätigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft und ich bearbeitete die Scenen mit vorzüglicher Neigung die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den herrlichen Luſt- und Prachtgärten. Dort ſchrieb ich die Scenen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen.

Dem Zuſtand dieſer Tage iſt allerdings jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben womit das Stück theilweis behandelt iſt und wodurch ſeine Erſcheinung auf dem Theater beinah unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, ſo konnte ich mich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen. Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Dieſe Stimmung verließ mich nicht auf der Reiſe trotz aller Zerſtreuung und Ablenkung, und ſonderbar genug, als wenn harmoniſche Umgebungen mich immer begünſtigen ſollten, ſchloß ſich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo ſo viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umſchwebten.

*) Trist. um Lib. III. eleg. I.

Campagne in Frankreich
1792.

Den 23. August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den ältern, Königlich Preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit lebendigen Zügen die widerigen Fortschritte der verbündeten Heere, und verlor mich mit einem Anhang des typographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt, unter dem Titel: Kriegstheater veranstaltet.

Mittags bei ihm zur Tafel fand ich mehrere Französische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte; die eine (man sagte es sey die Geliebte des Herzogs von Orleans) eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbraunen und Haar; übrigens im Gespräch mit Geschicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstin Monaco, eine geschiedene Freundin des Prinzen von Conde, die Herzogin von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war nichts zu sehen als diese tanzende Blondine; jung, heiter, possierhaft; dem Mann, auf den sie's anlegte, hatte sich schwerlich widerstehen können. Ich beobachtete sie mit freiem Gemüth und wunderte mich Pitillmen, die ich hier nicht zu finden glaubte, so frisch und munter ihr Wesen treibend mir abermals begegnen zu sehen. Sie schien weder so gespannt noch aufgeregt, als die übrige Gesellschaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängstigung lebte. In diesen Tagen waren die Alliirten in Frankreich eingebrochen. Da sich Longwy sogleich ergeben, ob es widerstehen werde, ob auch republicanisch Französische Truppen sich zu den Alliirten gesellen und jedermann, wie es verlautheten worden, sich für die gute Sache erklären und die Feindseligkeiten erleichtern werde, das alles schwebte gerade in diesen Augenblicke in Zweifel. Couriere wurden erwartet; die letzten hatten nur das langsame Vorschreiten der Armee und die Hindernisse grundloser Wege gemeldet. Der gereizte Mumid dieser Personen ward nur noch dämpfiger, als sie nicht verbergen konnten, daß sie die schnellste Rückkehr ins Vaterland wünschten, um von den Assignaten, der Erfindung ihrer Feinde, Vortheil ziehen, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann vertraute ich mit Sömmerring, Huber, Forsters und andern Freunden zwei munteren Abende: hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon seltnere Bekannte. Sömmerrings, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause (Sömmerrings Gattin war eine Frankfurterin) sämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine grobe Aehnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal betheuernd, was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge, in einem natürlichen, angebornen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe: denn wenn sie republicanische Gesinnungen meist ganz verleugneten, so hatte ich offenbar mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.

Zwischen Mainz und Bingen erlebt' ich eine Scene, die mir den Sinn des Tages allenfalls weiter aufschloß. Unter leichtes Fuhrwerk ertheilte sowohl einen vierspännigen schwerbepackten Wagen: der ausgefahrne Hopfen zeugte augenfällig am Berge her nöthigte uns auszuhalten, und da fragten wir denn die ebenfalls abgehaltenen Schwager, wer vor uns dahin fahre? Der Postillon jenes Wagens erwiederte barsch auf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Franzosen seyen, die mit ihrem Papiergeld durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch anwerfen wolle, wenn sich einigermaßen Gelegenheit fände. Wir verwiesen ihm seine gehässige Leidenschaft, ohne ihn im mindesten zu bessern. Bei sehr langsamer Fahrt trat ich hervor an den Schlag der Dame und redete sie freundlich an, worauf sich ein junges, sittiges, aber von ängstlichen Zügen besorgtes Gesicht einigermaßen erheiterte.

Sie vertraute sogleich, daß sie dem Gemahl nach Trier folge und von da bald möglichst nach Frankreich zu gelangen wünsche. Da ich ihr nun diesem Vorsatz als sehr vorteilig schilderte, gestand sie, daß außer der Hoffnung ihren Gemahl wieder zu finden, die Nothwendigkeit wieder von Papier zu leben, sie hiezu bewege. Ferner zeigte sie ein solches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Oesterreicher und Emigranten, daß man, wär' auch Zeit und Ort mehr hindernis gewesen, sie sogleich zurückgehalten hätte.

Unter diesen Gesprächen fand sich ein sonderbarer Anstoß; über den Hodweg, worin wir befangen waren, hatte man eine ödgrene Rinne gefahren, die das nöthige Wasser einer seitwärts stehenden, oberschlächtigen Mühle zuführte. Man hätte denken sollen, die Höhe des Gestells wäre doch wenigstens auf einen Heuwagen berechnet gewesen. Wie dem aber auch sey, das Fuhrwerk war so unmäßig oben aufgepackt, Kisten und Schachteln pyramidalisch über einander getürmt, daß die Rinne dem weiteren Fortkommen ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzte.

Hier ging nun erst das Fluchen und Schelten der Postillone los, die sich nun so viele Zeit aufgehalten sahen; wir aber erroten und freundlich, halfen abpacken und an der andern Seite bei träufelnden Schlagbaums wieder aufpacken. Die junge, gute,

nach und nach entschädigterte Frau wußte nicht wie sie sich dankbar genug bezeigen sollte; zugleich aber wuchs ihre Hoffnung auf uns immer weiter und weiter. Sie schrieb den Namen ihres Mannes und bat inständig, da wir doch früher als sie nach Trier kommen möchten, ob wir nicht am Thore den Aufenthalt des Gatten gefälligst wieder zu lesen geneigt wären? Bei dem besten Willen verzweifelten wir an dem Erfolg wegen Größe der Stadt, sie aber ließ nicht von ihrer Hoffnung.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen; die Wagen hielten auf den Plätzen, die Menschen irrten auf den Straßen, das Quartieramt, von allen Seiten bestürmt, wußte kaum Rath zu schaffen. Ein solches Gewirre jedoch ist wie eine Art Lotterie, der Glücklichste zieht irgend einen Gewinn, und so begegnete mir Lieutenant von Fritsch von des Herzogs Regiment und brachte mich, nach freundlichsten Begrüßen, zu einem Kameraden, dessen großes Haus und weitläuftiges Gebäude mich und meine compendiöse Equipage freundlich und bequemlich aufnahm, wo ich denn sogleich einer genügsamen Erholung pflegte. Gedachter junge militärische Freund, von Kindheit auf mir bekannt und empfohlen, war mit einem kleinen Commando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelassenen Kranken zu sorgen, die nachziehenden Marodeurs, verspätete Bagagewagen u. dergl. aufzunehmen und sie weiter zu befördern; wobei denn auch mir seine Gegenwart zu Gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn, als einen jungen strebenden Mann, wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener hatte kaum das nothwendigste ausgepackt, als er sich in der Stadt umzusehen Urlaub erbat; spät kam er wieder und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hause. Mir war dieß seltsame Benehmen unerklärlich, bis das Räthsel sich löste: die schönen Frauzbinnen hatten ihn nicht ohne Antheil gelassen, er spürte sorgfältig und hatte das Glück, sie auf dem großen Platze mitten unter hundert Wagen haltend, an der Stadtiefe pyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhäuten weg und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Abfließen des Ufergrases, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch existirten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschließt.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Denkmal aufzumessen, und, in so fern es Zeichner ist, auch die Figuren der vier Seiten wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten.

Wie viel traurige düstlose Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es ist freilich schon aus einer spätern Zeit, aber man sieht immer noch die Lust und Liebe seine perspektivische Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Thätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegen einander, man schmaust im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen belastene Saumrosse einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegs-Commissarien die sich und den übrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an solcher Stelle genügsamer Wohlstand zu erringen sey.

Man hatte diesen ganzen Spitzstein aus thätigen Sandquadern rob über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felsen, die architektonisch-plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl auf einer so gründlichen Anlage herschreiben.

Diesen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben; denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern, war mir das moderniste Schauspiel bereitet. Hier fand ich das Corps Emigrirter das aus lauter Stellen, meist Lehnsgütern, bestand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, sondern besorgten sich selbst und ihr Pferd. Gar manchen hab' ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten sehen. Was aber den sonderbarsten Contrast mit diesem demüthigen Beginnen hervorrief, war ein großer mit Kutschen und Reisewagen aller Art überladener Wiesenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt als wenn sie den innern Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Postpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich saß vor dem Fenster des Posthauses, unfern von der Stelle wo das Kästchen stand, in dessen Einschnitt man die unfrankirten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie gesehn; zu hunderten wurden sie in die Ritze gesteckt. Das grängenlose Bedrängen wie man mit Leib, Seel und Geist in sein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzustürzen begehre, war nicht lebhafter und aufringlicher vorzubilden.

Vor langer Weile und aus Lust Geheimnisse zu entwickeln oder zu supponiren, dachte' ich mir was in dieser Briefmasse wohl enthalten seyn möchte. Da glaubt' ich denn eine Liebende zu spüren, die mit Leidenschaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in solcher Trennung heftigst ausdrückte; einen Freund der von dem Freunde in der äußersten Noth einiges Geld verlangte; aufgetriebene Frauen, mit Kindern und Dienstantang, deren Casse bis auf wenige Geldstücke zusammengeschmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die das beste hofften sich einander Lust und Muth zuzusprechen; andere die schon das Unheil in der Ferne witterten und sich über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter jammervoll beschwerten — und ich denke nicht ungeschickt gerathen zu haben.

Ueber manches klärte der Postmeister mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beschwichtigen, mich gefällig zu unterhalten suchte. Er zeigte

mir verschiedene Briefe mit Siegeln, aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgeschützten und Verrückten den nachsenden sollten. Frankreich sey an allen seinen Gränzen mit solchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen stünden eben so die Französischen Heere zur Vertheidigung und zum Ausfall bereit. Er sagte manches Bedenkliche; ihm seinen der Zustand der Dinge wenigstens sehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht so wüthend erwies, wie andere die nach Frankreich hineinstürmten, hielt er mich bald für einen Republicaner und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Umrissen bekommen, welche die Preußen von Metter und Weg über Coblenz und Trier erstritten, und machte eine schauderhafte Beschreibung wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde; von allem war er gut unterrichtet und schien nicht abgeneigt andere zu unterrichten; zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert, es sey nun durch die Truppen geschehen, oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Scheine habe man's bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des dreißigjährigen Krieges einfallen, welcher, als man sich über das feindselige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren. Ueberhaupt aber kennte ich bemerken, daß unser Rücken nicht sehr gesichert sey.

Longwy, dessen Eroberung mir schon unterwegs triumphirend verkündigt war, lieg tief auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27. August Nachmittags gegen das Lager von Brocourt. Auf einer Höhe gelegen war es zu übersehen, aber dort anzulangen nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen hinderlich, daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten noch irgend jemand antraf, der uns nach den Posten erkundigt, und bei dem man das neuen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüste, denn alles hatte sich vertrochen um vor dem schrecklichen Wetter nothdürftigen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erreichten wir von einigen die Gegend, wo wir das Herzoglich Weimarische Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, sahen bekannte Gesichter und wurden von Lebensgenossen gar freundlich aufgenommen. Kammerher Wagner und sein schwarzer Pudel waren die ersten Begrüßenden; beide erkannten einen nichtjährigen Lebensgesellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen sollte. Zugleich erhielt ich einen unangenehmen Vorfall. Des Jürsten Leibpferd, der Amarant, war gestern nach einem gräßlichen Schrei niedergestürzt und todt geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch viel Sonderbares gewahren und vernehmen als der Postmeister mir vorausgesagt. Man denke sich's auf einer Ebene am Fuße eines sanft aufsteigenden Hügels, in welchem ein von Allem der gelegener Graben Wasser von Feldern und Wiesen abhalten sollte; dieser aber wurde so schnell als möglich Behälter alles Unraths, aller Abwässerlinge, der Regen steckte, gewaltige Regenglüsse durchrasten Nacht den Damm und führten das widerwärtigste Unheil unter die Zelte. Da ward nun was die Fleischer an Eingeweiden, Knochen und sonst bei Seite geschafft in die obnehin zerstreten und ängstlichen Schlafstellen getragen.

Mir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden, ich zog aber vor mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und Nachts in dem großen Salonwagen der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt umzingelt blieb, daß ich mich Abends mühe passen, und Morgens wieder herausfragen lassen.

Am 29. August 1792.

So wunderlich trate mir diesmal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und defestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe. Meine Absicht war große weiße Decken zu kaufen und wir verfehlten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Tochter häufig und annutig fanden. Wir setzisten nicht viel und zahlten gut und waren so artig, als es Deutschen ohne Tournure nur möglich ist.

Die Schicksale des Hauses während des Bombardements waren höchst wunderbar. Mehrere Granaten hintereinander fielen in das Familienzimmer, man flüchtete, die Mutter riß ein Kind auf der Wiege und fiel, und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen wo der Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen, sie hatten die Möbeln zerschlagen, am Gebäude gelitten und so war alles ohne weiteren Schaden vorbeigegangen, in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus derer von Longwy nicht allzu kräftig seyn mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Commandanten sehr bald genöthigt hatte, die Festung zu übergeben; auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden gethan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich und genugsam verdeutlichte. Königisch-Gesinnte, und also unsere Freunde, welche die schnelle Uebergabe bewirkt, bedauerten das wir in dieses Waarengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jahrzeiten, der mit seiner ganzen Familie nichts taugt, so viel schönes Geld zu stehlen gegeben. Gleichermaßen wartete man uns vor einem splendiden Gasthofe, und zwar so bedeutlich als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen sein möchte; zunächst deutete man auf einen gemeineren, als zweckmäßig, wo wir denn auch freundlich aufgenommen und leidlich bewirtet sahen.

Nun sahen wir alte Kriegs- und Garnisons-Kameraden traulich und froh wieder neben und gegeneinander; es waren die Officiere des Regiments, vereint mit des Herzogs Hofs-, Haus- und Kanzleigenossen; man unterhielt sich von dem Nächstvergangenen: wie bedeutend und bewegt es Anfangs Mai's in Kirchheim gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Revue abgehalten, wobei des Marquis von Bonille als eines bedeutenden und in die Operationen thätig eingreifenden Fremden zu erwähnen nicht vergessen wurde. Sobald dem durchreisenden Gaste wurde dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst ob wir den Herren kennten. Da niemand durften es bejahen, wobei er denn viel Respect bezeigte und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieses würdigen thätigen Mannes aussprach, ja es wollte

schreiben, als wenn wir von diesem Augenblicke an besser bedient würden.

Wie wir nun alle über Versammelten und mit Leib und Seele einem Fürsten angehörig bekannten, der seit mehreren Regierungsjahren so große Vorzüge entwickelt und seit nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugethan gewesen, das er seit geraumer Zeit getrieben, sich bewähren sollte, so ward auf sein Wohl und seiner Angehörigen nach guter Deutscher Weise angestossen und getrunken; besonders aber auf des Prinzen Bernhards Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarsch Ortswachtmeister von Worrath als Abgeordneter des Regiments Grattler gestanden hatte.

Nun wußte jeder von dem Marsche selbst gar mancherlei zu erzählen, wie man den Harz durchlassend an Goslar vorbei nach Nordheim durch Göttingen gekommen; da hörte man denn von trefflichen und schlechten Quartieren, bäurisch-unfreundlichen, gesittet-mißmuthigen, hypochondrisch-gefälligen Wirthen, von Nonnenklöstern und mancherlei Abwechslung des Weges und Wetters. Alsdann war man am östlichen Rand Westphalens der bis Coblenz gezogen, hatte mancher hübschen Frau zu gedenken, von seltsamen Geistlichen, unvermuthet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen kurzschichtigen Bericht zu erstatten.

Von Coblenz aus beklagte man sich über bergige Gegenden, beschwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rächte sodann, nachdem man sich im Vergangenen kaum zerstreut, dem Wirthlichen immer näher; der Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter ward als höchst unerfreulich und als würdiges Vorspiel beschrieben des Zustandes, den wir nach dem Lager zurückkehrend voraussehen konnten. Jedoch in solcher Gesellschaft ermuthigt sich einer am andern, und ich besonders beruhigte mich beim Anblick der köstlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich Abends in dem großen Zelte die beste Gesellschaft; sie war dort beisammen geblieben weil man keinen Fuß herauszusetzen wußte; alles war gutes Muths und voller Zuversicht. Die schnelle Uebergabe von Longwy bestätigte die Zusage der Emigranten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen seyn, und es schien sich dem großen Verbande nichts als die Ueberzeugung entgegen zu setzen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs, durch die Manifeste des Herzogs von Braunschweig ausgesprochen, zeigten sich ohne Ausnahme bei Preußen, Oesterreichern und Emigranten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft bekannt gewordene erzählen, so ging daraus hervor, daß ein Volk auf solchen Grad verunreinigt nicht einmal in Parteien gespalten, sondern im Innersten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitssinne der edel Verbündeten nicht widerstehen könne.

Auch hatte man schon von Kriegsthaten zu erzählen; gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Recognosciren fünf Escadronen Husaren von Wolfrat auf tausend Chasseurs, die von Sedan der unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen wohl geführt griffen an, und da die gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräßlich Gemetzel, worin wir siegten. Gefangene machten, Pferde, Carabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden.

Am neunundzwanzigsten August geschah der Aufbruch auf diesen halbbefahrnen Erd- und Wasserwegen, langsam und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Munitionen und sonstiges mit einigermaßen ziemlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurecht legen und ausbreiten können.

Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Marsch zuwendeten, gab uns frisches Vertrauen. Auf das strengste war alles Zurückbleiben ohne Ausnahme hinter die Colonne verboten, nur jeder Regiments-Chef berechtigt eine Chaise vor seinem Zug bespannen zu lassen; da ich denn das Glück hatte im leichten offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen. Beide Häupter, der König sowohl als der Herzog von Braunschweig, mit ihrem Gefolge hatten sich da postirt, wo alles an ihnen vorbei mußte. Ich sah sie von weitem und als wir herankamen nahten Ihre Majestät an mein Wägelein heran und fragten in Ihrer salonischen Art: wem das Fuhrwerk gehöre? Ich antwortete laut: Herzog von Weimar! und wir zogen vorwärts. Nicht leicht ist jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden.

Weiter hin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas besser. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal mit einander abwechselten, gab es besonders für die zu Pferde noch trockene Räume genug um sich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich war mich auf das meine und so ging es frisch und lustig fort; das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee, wir konnten also immer voraus seyn und der lästigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marsch verließ die Hauptstraße, wir kamen über Arancy, worauf uns dem Chatillon l'Abbaye, als erstes Kennzeichen der Revolution, ein verlassenes Kirchengut, in halb abgetrockenen und zerstörten Mauern zur Seite liegen blieb.

Nun aber sahen wir über Hügel und Thal den Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorüber gefahren, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei? Welche wohl im zweifelhaftesten Falle zu entscheiden habe? Unbenannteste Frauen die nun auf Zweifel und Bedenklichkeiten zurückliefen.

Was nun aber vielmehr noch ernsteren Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer in ganz stark und frei in ein Land hineinreiten sah, wo nicht unwahrscheinlich in jedem Gesträuch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir gestehen, daß gerade das kühne persönliche Hineinbegeben von jeher den Sieg errang und die Herrschaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel schien die Sonne sehr heiß; das Fuhrwerk in grundlosem Boden fand ein schweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufhalt, hier und da ermattete Zäsliere die sich schon nicht mehr fortschleppen konnten.

Man hörte die Kanonade bei Thionville und wünschte jener Seite guten Erfolg.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Den Bösen strafen;
Heilen und retten
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Abends cruzierten wir uns im Lager bei Pilten. Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf, der Schatten erfrischte schon, zum Küchfeuer war Gestrüpp genug verteilt, ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das eine gab sich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfützen und Strudeln umgiehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unsern Reitern den andern, die eben ganz gelassen an ihrem Zuge putzten: wer ist denn der, der sich so unnütz macht? Ich weiß nicht versetzte der andere, aber er hat Recht.

Also tamen nun Preußen und Oesterreicher und ein Theil von Frankreich auf Frankhischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In weißen Macht und Gewalt thaten sie das! Sie konnten es in eignem Namen thun, der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs des XVI., sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Commandirende unterzeichnete, derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Belieben ausfüllte. Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Scene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen, von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee gebracht, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin aufklärte, daß man die Heerden unter Regimenter und Compagnien vertheilte, den Besitzern dagegen, ganz plötzlich auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wohlgenährten Zöglinge von den unbarmherzigen Kerlschlächtigen Soldaten vor ihren Augen entwürdet wurden; so gestehe ich wohl es ist mir nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferes männlicher Schmerz in allen seinen Aeußerungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die Griechischen Tragödien allein haben so einfach tief Ergreifendes.

Den 30. August 1792.

Vom heutigen Tag her uns gegen Verdun trugen sollte versprachen wir uns Abenteuer, und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärtsbewegende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk hob angebunterter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglicher.

Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die wohl bereiten so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann schon über die mittlern Jahre, sonnen unsere Ankunft nicht gerne zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen, alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit möglichst beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig vertheilt, sie ruckten einzeln vor in gewissen Entfernungen, und alles bezog sich in der größten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit umzingelt. So warten wir Hügel auf Hügel ab über Manjienne, Dammartin, Beauville und Ormont gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zurückten, die nächste Umgebung zu untersuchen. Sie trachten auch wirklich einen schwarzhaarigen bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein falsches Terzerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Weinberg verscheuche und niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeister setzen bei stiller Ueberlegung, diesen Fall mit seinen gewesenen Offizier zusammen zu halten und entließ den bedrängten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl so ellig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen seinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter, wir unterhielten uns über die Vorkommenheiten und über manches was zu erwarten sein möchte. Nun ist zu bemerken, daß unsere kleine Gesellschaft, wie sie sich den Husaren aufgedrungen hatte, zufällig zusammen gekommen und den verschiedensten Elementen bestand; meistens waren es gradsinnige, jeder nach seiner Weise dem Augenblick gewidmete Menschen. Einen jedoch muß ich besonders auszeichnen, einen ernsten sehr achtbaren Mann, von der Art wie sie zu jener Zeit unter den Preußischen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr ästhetisch als philosophisch gebildet, ernst mit einem gewissen hypochondrischen Zuge, still in sich gekehrt und zum Wohlthun mit zarter Leidenschaft aufgelegt.

Als wir so weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine so seltsame als angenehme Erscheinung, die eine allgemeine Theilnahme erregte. Zwei Husaren trachten ein einspänniges, zweirädriges Wägelchen den Berg herauf, und als wir uns erkundigten, was unter der übergespannten Leinwand wohl denkbaren seyn möchte, so fand sich ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderschönes Mädchen oder Weibchen, das sich aus der Ecke hervorwand um die vielen Reiter anzusehen, die ihren zweirädrigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Theilnahme, aber die eigentlich thätige Wirkung für die Sache mußten wir unserm empfindenden Freund überlassen, der von dem Augenblick an, als er das bedürftige Fuhrwerk nahen betrachtet, sich zur Rettung unaufhaltsam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umständen, und es fand sich, daß die junge Person in Samagneux wohnhaft, dem bevorstehenden Bombardement feuwärts zu entfernteren Freunden auszuweichen wollens, sich eben der Gefahr in den Rachen gestürzt hat habe; wie im solchen ängstlichen Fällen der Mensch wähnt, es sey überall besser als da wo er ist. Einstimmig ward nun auf das freundlichste begreiflich gemacht, daß sie zurückkehren müsse. Auch unser Anführer, der Rittmeister, der zuerst eine Spionerei über weitern wollte, ließ sich endlich durch die beredte Rhetorik des sittlichen Mannes überreden; der sie denn auch zwei Husaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einigermaßen gerüstet zurückbrachte, wo selbst sie und die wir in bester Ordnung und Raumlichkeit bald nachher durchzogen, auf einem Mäuerchen unter den Ihrigen stehend, freundlich und wohl bei erste Abenteuer so gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es giebt beraleichen Pausen mitten in den Kriegsjägen, wo man durch augenblickliche Mannshaft

sich Credit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung herstellt. Diese Momente sind thätlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager diesseits Verdun wird aufgeschlagen und man zählt auf einige Tage Rast.

Den einundreißigsten Morgens war ich im Schlafwagen, gewiß der trockensten, wärmsten und erfrischsten Lagerstätte, halb erwacht, als ich etwas an den Ueberverhängen rauschen hörte und bei Eröffnung derselben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen unerwarteten Fremden vorstellte. Ich erkannte sogleich den abenteuerlichen Grothaus, der, seine Parteigängerrolle auch hier zu spielen nicht abgeneigt, angelangt war um den ehrenvollen Auftrag der Aufforderung Verdun zu übernehmen. In Gefolg dessen war er getommen unsern fürstlichen Anführer um einen Staabstrompeter zu ersuchen, welcher, einer solchen besondern Anzeichnung sich erfreuend, alsobald zu dem Geschäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das herzlichste und Grothaus eilte zu seinem Geschäft; worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte sich wie er, den Trompeter voraus, den Husaren hinterdrein, die Jahrstraße hinabgeritten, die Verdunser aber als Sansculotten, das Bürgerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn kanonirt, wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befestigt und immer heftiger zu blasen befohlen; wie er von einem Commando eingehalt, und mit verbundenen Augen allein in die Festung geführt, allwort schöne Reden gehalten, aber nichts bewirkt und was dergleichen mehr war, wodurch man denn, nach Wetterart, den geleisteten Dienst zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu vertümmern wußte.

Als nun die Festung, wie natürlich, auf die erste Forderung sich zu ergeben abgeschlagen, mußte man mit Anstalten zum Bombardement vorschreiten. Der Tag ging hin, indessen besorgt' ich noch ein kleines Gemälde, dessen gute Folgen sich mir bis auf den heutigen Tag erstrecken. In Mainz hatte mich Herr v. Stein mit dem Jägercorps Arias verlorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nachkünftigen Kriegsschauplatz in mehreren Blättern darstellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigste, in dessen Bezirk ich den Longwy betrachtet hatte, und da unter des Herzogs Leuten sich gerade ein Bessier befand, so ward es zerschnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich so bedeutenden Tage.

Nach solchen Vorerentungen zum künftigen Nutzen und augenblicklicher Beunruhigkeit sah ich mich um auf der Wiese wo wir lagerten, und wo wo sich die Zelte bis auf die Hügel erstreckten. Auf dem großen grünen ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauspiel meine Aufmerksamkeit an sich: eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt und hantirten etwas innerhalb desselben. Bei näherer Untersuchung fand ich sie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der von dem reinsten Quellwasser gefüllt oben etwa dreißig Fuß im Durchmesser haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fischchen nach denen die Kriegsleute angelten, wozu sie das Geräth neben ihrem übrigen Gewehr mitgebracht hatten. Das Wasser war daß klarste von der Welt und die Jagd lustig genug anzusehen. Ich hatte jedoch nicht lange diesem Spiele zugesehen, als ich bemerkte, daß die Fischlein indem sie sich bewegten verschiedene Farben spielten. Im ersten Augenblick hielt ich diese Erscheinung für Wechselfarben der beweglichen Körperchen, doch bald eröffnete sich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die schönsten prismatischen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegengehoben, zeigte sie an dem von mir abstehenden Rande die Blau- und Violetfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem solchen sinnlichen Versuche, das Phänomen und die Farben erschienen, bezüglich auf mich, immer derselbigen.

Leidenschaftlich obnedin mit diesen Gegenständen beschäftigt, machte mir's die größte Freude dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten. Ich verschaffte mir noch einige Scherbenstücke, die ich hinein warf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erscheinung unter der Oberfläche des Wassers sehr bald anfing, beim Hinabsinken immer zunahm, und zuletzt ein kleiner weißer Körper, ganz überfleht in Gestalt eines Flämmchens am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich daß Agricola schon dieser Erscheinung gedacht und sie unter die feurigen Phänomene zu rechnen sich bewogen gefunden.

Nach Tische ritten wir auf den Hügel der unseren Zelten die Aussicht von Verdun verbarg; wir fanden die Lage der Stadt, als einer solchen, sehr angenehm von Wiesen, Gärten umgeben, in einer breiten Fläche, von der Maas in mehreren Armen durchströmt, zwischen näheren und fernern Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgesetzt. Der Nachmittag ging hin mit Erwägung der Batterien, da die Stadt sich zu ergeben getweigert hatte. Mit guten Fernröhren beschauten wir indessen die Stadt und konnten ganz genau erkennen was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging, man verlei Volk das sich hin und her bewegte und besonders an einem Fleck sehr thätig zu seyn schien.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, soweit von der Batterie auf unserm rechten Ufer, als von einer andern auf dem linken, welche näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die fürchte Wirkung hervorbrachte. Diese gewaltigen Feuers meteore mußte man denn ganz gelassen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Fernröhrer, hierhin gerichtet, gestatteten und auch dieses Unheil im Entstehen zu betrachten: wir konnten die Menschen erkennen, die sich eben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu thun eifrig bemühten, wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gefahre bemerken und unterscheiden. Dieses alles gesellsch in Gesellschaft von Versammten und Unbekannten, wobei es unfehlbare, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geäußert wurden. Ich war in eine Batterie getreten die eben gewaltsam arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Kanonen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich. Ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß den XIII., der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie gedeckt vor den Kugeln, welche herausgesendet die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen

Gesprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst: womit ich mich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert als ich, anstatt von Tragödien und Romanen zu vermelden, außerordentlich durch die heutige Refraktions-Erscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse bewahrte seine Rechte, die Production ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonendonnerhallen und Feuerbällen im mindesten stören zu lassen. Der Fürst verlangte daß ich ihm sämtlich machen sollte, wie ich in dieses Feld gerathen. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu besonderem Nutzen und Frommen.

Bei einem solchen Manne bedurfte es nicht vieler Worte um ihn zu überzeugen daß ein Naturfreund, der sein Leben gewöhnlich im Freien, es sey nun im Garten, auf der Jagd, reisend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde die Natur im Großen zu betrachten und sich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmosphärische Luft, Dünste, Regen, Wasser und Erde und immerfort abwechselnde Farbenerscheinungen, und zwar unter so verschiedenen Bedingungen und Umständen, daß man wünschen müsse solche bestimmter kennen zu lernen, sie zu sondern, unter gewisse Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtschaft aufzusuchen. Hiedurch gewinne man nun in jedem Fach neue Ansichten, unterscheiden von der Lehre der Schule und von den druckten Ueberlieferungen. Unsere Altvätter hätten deßhalb mit großer Sinnlichkeit, vorzüglich gesehen, jedoch ihre Beobachtungen nicht fort- noch durchgesetzt, am wenigsten sey ihnen gelungen die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten Rasen hin und her gingen; ich legte, außerordentlich durch Fragen und Einreden, meine Lehre fort, als die Kälte des eintretenden Morgens uns an ein Bivouac der Oesterreicher trieb, welches die ganze Nacht unterhalten, einen angenehmen wohlthätigen Kohlenrest darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erst seit zwei Jahren beschäftigte, und die also noch in einer frischen anregen Gährung begriffen war, hatte ich kaum wissen können, ob der Fürst mir auch zugehört, wenn er nicht einsichtige Worte dazwischen eingeworfen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung gegönnt hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar vielerlei aus dem Stegreife müssen vortragen lassen und deßhalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, viel besser auch in wissenschaftlichen Dingen zu handeln ist, weil sie den Geist frei halten und dem Referenten auffassen, ohne weiteres Interesse, als eigene Aufklärungen; da Gelehrte dagegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben und worüber sie mit ihres Gleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort: Credo, bei welchem denn so gar zu verharren ist als bei irgend einem andern.

Der Morgen war frisch aber trocken, wir gingen, theils gehalten theils erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den Wiederkommenden sich auf einmal etwas regen. Es war ein Paar Jäger das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die nächst gerannten Vorstädte zog, um von da aus die Wache zu beunruhigen. Einem wahrscheinlichen Tod entgegen gehend sangen sie sehr libertine Lieder, in dieser Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen sie die Stätte als ich auf der Mauer, an der sie gerauht, ein sehr auffallendes geologisches Phänomen zu bemerken glaubte; ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen Mauerchen ein Gestäus von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaspis, und war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkschichten eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich hatte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich bemerkte daß es das Innere von verschimmelten Brot sey, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden.

Hier gab es nun sogleich Gelegenheit von der, seitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wirder zur Sprache kommenden Verpflegung zu reden; welche freilich ein freigenes Hier mit panischem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speise, sondern auch das selbst gebackene Brot verdächtig wird, dessen innerer schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den ersten Septembr früh um acht Uhr als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, grad im Angesichte dieses arbeiten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Festungsraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer grad in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klumpp Menschen zusammen kam, so hielten jene ihre Labung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr dundert Schritt entfernten Husaren- und Volks-Trupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige pfeifend schmetternde Ton hinter mir vorbeisauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können ob der Ton, der bewegte Luft, eine innere physische, sittliche Umregung dieses Umstehenden hervorgebracht. Ich sah die Kugel, weit hinter der ansehnender aufgedonnten Menge, noch durch einige Zäune treppenstreifen. Mit großem Gelärmt lief man ihr nach als sie aufgehört hatte fürchterbar zu seyn; niemand war getroffen, und die glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir und etwas besser unserer einzurichten, um zu provisantiren, die Gegend umher zu bereiten, wovon ich denn nicht unterließ mehrmals zu der unterirdischen Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und bequemer anstellen konnte; denn das Wasser war rein aufgefischt und hatte sich vollkommen klar und ruhig gesetzt, um das Spiel der niedersinkenden Flämmchen nach Luft zu wiederholen, und ich befand mich in der angenehmsten Gemüthsstimmung. Einige Unglücksfälle versetzten uns wieder bald in Kriegszustand.

Ein Officier von der Artillerie ſuchte ſein Pferd zu tränken; der Waſſermangel in der Gegend war allgemein, meine Quelle an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab ſich nach der nahe fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer verſank; das Pferd hatte ſich gerettet, ihn trug man todt vorbei.

Kurz darauf ſah und hörte man eine ſtarke Explosion im Oeſterreichiſchen Lager, an dem Hügel zu dem wir hinaufſtiegen konnten; Knall und Dampf wiederholte ſich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war, durch Unvorſichtigkeit, Feuer entſtanden, das höchſte Gefahr drohte; es theilte ſich ſchon geſchützten Bomben mit und man hatte zu fürchten der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge geſtillt durch rühmliche That kaiſerlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und geſüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieſer Tag hin; am andern Morgen ergab ſich die Stadt und ward in Beſitz genommen; ſogleich aber ſollte uns ein republicaniſcher Charakterzug begegnen. Der Commandant Beaurepaire, bedrängt von der beträchtigten Bürgerſchaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerſtört ſah, konnte die Uebergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathhaus in voller Sitzung ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, zog er ein Piſtol hervor und erſchoß ſich, um abermals ein Beiſpiel höchſter patriotiſcher Aufopferung darzuſtellen.

Nach dieſer ſo ſchnellen Eroberung von Verdun zweifelte niemand mehr, daß wir bald darüber hinaus aufgelangen und in Chalons und Epernay uns von den tiefwirgen Leiden an gutem Weine beſtens erholen ſollten. Ich ließ daher ungeſäumt die Jägerſchen Charten welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerſchneiden und ſorgfältig aufzieben, auch auf die Rückſeite weißes Papier kleben, wie ich es ſchon bei der erſten getban, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

Den 3. September 1792.

Früh hatte ſich eine Geſellſchaft zuſammen gefunden nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anſchloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anſtalten, die auf einen längeren Widerſtand hindeuteten; das Straßenpflaſter war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuſer angebäuft, das feuchte Wetter machte deßhalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir beſuchten aber ſogleich die namentlich gerühmten Laden, wo der beſte Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und verſorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer Namens Baume humain, welcher weniger ſüß aber ſtärker ganz beſonders erquickte. Auch die Drogen, überzuckerte kleine Gewürzkörner, in ſauberen cylindriſchen Dosen wurden nicht abgewieſen. Bei ſo vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelaſſenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gewackt; gefällige vorkommende Couriere, das bisherige Kriegsglück in Deutſchland zu melden beauftragt, waren geneigt ſich mit einigem Gepäck dieſer Art zu belaſten, wodurch ſich denn die Freundinnen zu Hauſe in höchſter Verwunderung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wohlgeborten, wo Geiſt und Sättigkeit niemals aufgehalten dürfen.

Als wir nun daran die theilweis verletzte und verwüſtete Stadt beſchauten, waren wir veranlaßt die Bemerkung zu wiederholen: daß bei ſolchem Unglück, welches der Menſch dem Menſchen bereitet, wie bei dem was die Natur uns zuſchickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günſtige Vorſehung hinzudeuten ſcheinen. Der untere Stock eines Echauſes auf dem Markte ließ einen von vielen Fenſtern wohl erleuchteten Japanes-Laden ſehen; man machte uns aufmerkſam, daß eine Bombe von dem Platz aufſchlagend an den ſchwachen ſteinernen Thürpoſten des Ladens geſahren, von demſelben aber wieder abgewieſen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpoſten war wirklich beſchädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorſechters gethan: die Glasfülle des oberländiſchen Porcellans ſtand in wider ſpiegelnder Herrlichkeit hinter den waſſerhellen, wohlgeputzten Fenſtern.

Mittags am Wirthstiſche wurden wir mit guten Schöpſenkeulen und Wein von Bar tractirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande ſelbſt aufſuchen und genießen muß. Nun iſt aber an ſolchen Tiſchen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Meſſer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieſer Landesart unterrichtet, hatten wir ſchon ſolche Beſtecke angeſchafft, die man dort flach und zierlich gearbeitet zu kaufen findet. Muntere, reſolute Mädchen warteten auf nach derſelben Art und Weiſe, wie ſie vor einigen Tagen ihrer Garniſon noch aufgewartet hatten.

Bei der Beſitznehmung von Verdun ereignete ſich jedoch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, großes Aufſehen erregte und allgemeine Theilnahme hervorrief. Die Preußen zogen ein und es fiel aus der Franzöſiſchen Volksmaſſe ein Flintenſchuß, der niemand verletzte, deſſen Wageſtück aber ein Franzöſiſcher Grenadier nicht verleugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, bat ich ihn ſelbſt geſehn; es war ein ſehr ſtämmer, wohlgebildeter junger Mann, feſten Blicks und ruhigen Betragens. Bis ſein Schickſal entſchieden wäre, hielt man ihn löblich. Zunächſt an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er ſetzte ſich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeitlang ruhig, dann überſchlug er ſich rückwärts in die Tiefe und ward nur todt aus dem Waſſer herausgebracht.

Dieſe zweite heroiſche, abnungsvolle That erregte leidenſchaftlichen Haß bei dem friſch Eingewanderten, und an hörte ſeuſt verſtändige Perſonen behaupten, man möchte weder dieſem noch dem Commandanten ein ehrlich Begräbniß geſtatten. Friſch hatte man ſich andere Geſinnungen verſprochen, und noch ſah man nicht die geringſte Bewegung unter den Fränkiſchen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden; vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihre Majeſtät mit angenommen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Verſtimmung teilen jedoch vielen ihn ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verſchmähte nicht dieſe wohlmeinenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und ſie zurückzulaſſen zu koſten. Dieſe reizenden Kinder ſchienen auch unſeren jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß diejenigen, die das Glück gehabt dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen ſprechen und rühmen.

Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden sich die besten und reichlichsten Vorräthe in der Festung, und man eilte, vielleicht nur zu sehr, sich daran zu ergetzen. Ich kannte gar wohl denjenigen, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch, mit Reis und Linsen und andern guten und nothwendigen Dingen nicht haushaltisch genug versahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art wie ein Zeughaus, oder Waffensammlung aller Art, ganz belassen gepländert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei seltsame Dinge getragen, womit der Mensch, der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhalt oder wohl gar erlegt.

Mit jener sanften Plünderung aber verbielt es sich folgendermaßen: als nach eingenommener Stadt die hohen Militärpersonen sich von den Verräthern aller Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anspruch nahmen, fanden sie manches Beliebte, welches dem einzelnen zu besitzen nicht unangenehm wäre, und niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen bereitwilliger, der nicht auch für sich etwas herausnehmen hätte. Dieß ging nun durch alle Grade durch, bis dieser Spaß zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Man gab jedermann der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich dieser Sammlung zu bedienen, und nahm dabei etwas mit der man was zu thun anfieng, mehr Dinner ergreifende aus dieser Weise einen Hasen, jenen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt, auch enthielt er eine sehr breite, wohl vier Fuß lange, Degenklinge, womit eine tragische Faust Wunder getban hätte.

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerfort, und dieß mag es wohl seyn, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Bedenkenden, man gewöhnt sich an Privation, mitten in dem verzweifelten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Gewissen, das einen besondern Charakter hat, und sich von der pfäffischen, pöbelhaften, oder wie sie somst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Einer merkwürdigen Person aber muß ich noch gedenken, die ich, zwar nur in der Entfernung, hinter Gefangenwärtern gesehen: es war der Polizeichef von St. Menehould, der sich, unglücklicher Weise, von den Preußen hatte fangen lassen. Er scheute sich nochwendig die Blicke der Renommisten, und sehien den seinem unheimlichen Geschäft ganz ruhig. Die Emigrirten behaupteten er habe tausend Tode verdient, und besten deßhalb an den obersten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen ist, daß sie in diesem wie in andern Fällen, sich mit gesetzmäßiger hoher Ruhe und anständigem Gleichmuth betragen.

Am 1. September 1792.

Die viele Gesellschaft die ab und zu ging belebte unsere Zelte den ganzen Tag; man hörte vieles erzählen, vieles beraten und beurtheilen, die Lage der Dinge that sich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man so schnell als möglich nach Paris vordringen müsse. Die Festungen Montmedy und Sedan hatte man umgangen, sich zur Seite gelassen, und sahen von der in bergiger Gegend stehenden Armee wenig zu befürchten.

Lafayette, auf welchem das Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genöthigt gewesen aus der Sache zu schreiben; er sah sich gedrängt zum Feinde überzugehen und ward als Feind behandelt. Dumouriez, wenn er auch sonst als Minister Einsicht in Militär-Angelegenheiten bewiesen hatte, war durch seinen Fehltritt beschämt, und aus der Kanzlei zum Oberbefehl der Armee befördert, schien er auch nur jene Unentschiedenheit des Augenblicks zu beweisen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfälle von der Haft des Königs nach Paris, wo dem Braunschweigischen Manifest zum Trotze der König gefangen genommen, abgesetzt und als Missethäter behandelt wurde. Was aber für die nächsten Kriegsoperationen höchst bedenklich sey, ward am umständlichsten besprochen.

Der waldbewachsene Gebirgszug, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzuziehen nöthigt, Forst d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unsere Bewegung auf. Man sprach viel von den Defilen, dem bedeutenden Paß zwischen Verdun und St. Menehould. Warum er nicht besetzt werde, besetzt worden sey, darüber konnte man sich nicht vernünfteln. Die Emigranten sollten ihm einen Augenblick überzumgeln haben ohne ihn halten zu können. Die absiehende Besatzung von Longwy hatte sich, so viel wußte man, Verdun zugezogen; auch Dumouriez schiefte, während wir uns auf dem Marsch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beschäftigten, Truppen zwischen durchs Land, um diesen Posten zu verstärken und den rechten Flügel seiner Position hinter Grandpree zu decken, und so den Preußen, Oesterreichern und Emigrirten ein zweites Thermopyla entgegen zu stellen.

Man gestand sich einander die höchst angstliche Lage, und mußte sich in die Aussichten fügen, worauf die Armee, welche unaufhaltsam gerade vorwärts hatte dringen sollen, die Aire umgehen sollte, um sich an den verschanzten Bergabhängen auf zu Glück zu versuchen; wobei noch für höchst vortheilhaft galt, daß Clermont den Franzosen entrissen und von Herzen besetzt sey, welche, gegen die Defilen operirend, sie wo nicht wegdrängen doch beunruhigen konnten.

Den 6. September 1792.

In diesem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu stehen: das Hauptquartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunschweig, Regrets genannt, als zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß. An den ersten Ort gelangt, ob selbst durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment sollte bei Jardin Fontaine zu stehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas; zum Thore fuhren wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines anskannten Regiments einschwärzten, und von ihm fortschleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man sich zu weit entferne; auch hätten wir nicht einmal bei dem schmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben umwiederbringlich zu verlieren. Wir schauten rechts und links ohne zu entdecken, wir fragten eben so und erhielten keinen Bescheid; denn alle waren fremd wie wir und aufs verdrießlichste von dem Zustand angegriffen. Endlich auf eine sanfte Höhe gelangt sah ich links unten in einem Thal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm seyn mochte,

einen hübſchen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, wohin glücklicherweiſe ein ſanfter grüner Rain und bequemen hinunter zu bringen verſprach. Ja ließ um ſo eher auf der ſtreckſichen Fahrtleiſe hinabwärts ausbiegen, als ich unten Officiere und Reitknechte hin und wieder ſprengen, Packwagen und Chaiſen aufgefahren ſah; ich vermuthete eins der Hauptquartiere und ſo fand ich's; es war Clermont, der Aufenthalt des Königs. Aber auch da war mein Fragen: wo Jardin Fontaine liege? ganz umſonſt. Endlich begegnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben, der ſich mir früher freundlich erwieſen hatte, dieſer gab mir denn Beſcheid, ich ſolle den von allem Fuhrwerk freien Durchweg im Thale bis nach der Stadt verfolgen, vor derſelben aber links durchzudringen ſuchen, und ich würde Jardin Fontaine gar bald entdecken.

Beides gelang mir, und ich fand auch unſere Zelte aufgeſchlagen, aber im ſchrecklichſten Zuſtande; man ſah ſich in grundloſen Koth verſenkt, die verſtellten Schlingen der Zeltſeile zerriſſen eine nach der andern und die Leinwand ſchlug dem über Kopf und Schulter zuſammen, der darunter ſein Heil zu ſuchen gedachte. Eine Zeit lang hatte man's ertragen, doch fiel zuletzt der Entſchluß dahin aus, das Oertchen ſelbſt zu beziehen. Wir fanden in einem wohl eingerichteten Haus und Hof einen guten nedlichen Mann als Beſitzer, der ehmals Koch in Deutſchland geweſen war; mit Mantelpiet waren er und auf, im Erdgeſchoß fanden ſich ſchöne heitere Zimmer, guter Kamin und was ſonſt nur erquicklich ſeyn konnte.

Das Geſinde des Herzogs von Weimar ward aus der fürſtlichen Küche verſorgt, unſer Wirth verlangte jedoch bringend, ich ſolle nur ein einziges Mal von ſeiner Kunſt etwas koſten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchſt wohlſchmeckendes Gaſtmahl, das mir aber ſehr übel bekam, ſo daß ich wohl auch an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig genug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüſſeln erſt recht ſchmackhaft geworden, der auf mich aber, ſelbſt in der geringſten Doſis, höchſt gewaltſame Wirkung auszuüben pflegte. Das Uebel war bald vorbei und ich hielt mich nach wie vor beſto lieber an die Deutſche Küche, ſo lange ſie auch nur das mindeſte leiſten konnte.

Als es zum Nachtiſch ging überreichte der gutgelaunte Wirth meinem Diener einen vorher verſiegelten Brief nach Paris an eine Schweſter, die er beſonders empfehlen wolle; fügte jedoch nach einigen Hin- und Wiederreden gutmüthig hinzu: du wirſt wohl nicht hinkommen.

Den 11. September 1792.

Wir wurden alſo, nach einigen Tagen glücklicher Pflege, wieder in das ſchrecklichſte Wetter hinausgeſtoßen; unſer Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der die Gewäſſer der Maas und Aire ſcheidend beide nach Norden zu fließen nöthigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malancour, wo wir leere Keller und Küchen wirthlos fanden und ſchon zufrieden waren unter Dach, auf trockener Bank, eine ſpärliche mitgebrachte Nahrung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen ſelbſt gefiel mir. Es zeugte von einem ſtillen häuslichen Behagen, alles war einfach natürgemäß, dem unmittelbarſten Bedürfniß genügend. Dieß hatten wir geſtört, dieß zerſtörten wir; denn auf der Nachbarſchaft erſtand ein Anachruf gegen Plünderer, worauf wir denn wiederum, nicht ohne Gefahr dem Unfug für den Augenblick ſteuerten.

Auffallend genug dabei war, daß die armen unbeſoldeten Verbrecher, denen wir Mäntel und Hemden entriſſen, und der häretſen Grauſamkeit anklagten, daß wir ihnen nicht vergönnen wollten auf Koſten der Feinde ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eigneren Vorwurf ſollten wir erleben. In unſer erſtes Quartier zurückgekehrt fanden wir einen vornehmen, uns ſonſt ſchon bekannten Emigrirten. Er ward freundlich begrüßt und verſchmähte nicht frugale Biſſen, allein man konnte ihm eine innere Bewegung anmerken, er hatte etwas auf dem Herzen, dem er durch Andeutungen Luft zu machen ſuchte. Als wir nun, früherer Bekanntſchaft gemäß, einiges Vertrauen in ihm zu erwecken ſuchten, ſo bekannte er die Grauſamkeit, welche der König von Preußen an den Franzöſiſchen Prinzen ausübe. Erſtaunt, faſt beſtürzt verlangten wir nähere Erklärung. Da erfuhren wir nun: der König habe, beim Ausmarſch von Clermont, unerachtet des ſchrecklichen Regens, keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die königlichen Prinzen ebenfalls ſich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten verſagen müſſen; unſer Marquis aber habe dieſe allerhöchſten Perſonen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, triefend von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anſchauen können, ja er hätte, wenn es nöthig geweſen wäre, ſein Leben daran gewendet ſie in einen trockenen Wagen dahin ziehen zu ſehen, ſie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweiſe gewöhnt ſeyen.

Wir hatten freilich darauf nichts zu erwiedern, denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröſtlich werden, daß der Krieg als ein Vortod, alle Menſchen gleich mache, allen Beſitz aufhebe und ſelbſt die höchſte Perſönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe.

Den 12. September 1792.

Den andern Morgen aber entſchloß ich mich, in Betracht ſo vieler Beiſpiele, meine leichte und doch mit vier trainirten Pferden beſpannte Chaiſe, unter dem Schutz des zuverläſſigen Kämmerier Wagner zu laſſen, welchem die Equipage und das ſo nöthige baare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich ſchwang mich, mit einigen guten Geſellen, zu Pferde und ſo begaben wir uns auf den Marſch nach Landres. Wir fanden auf Mitte Wegs Weiden und Reiſig eines abgeſchlagenen Birkenbuſchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald überwand, und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugſam, ſehr ſchnell zum beſten gab. Aber die ſchöne Anſtalt einer Regimentstafel war ſchon geſtört, Tiſche, Stühle und Bänke ſah man nicht nachkommen, man behalf ſich ſtehend, vielleicht angelehnt, ſo gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; ſo campirten wir unſern Landres, gerade Grandprés gegen über, wußten aber gar wohl wie ſtark und vortheilhaft der Paß beſetzt ſey. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windſtoß, die Zeltdecke gewährte wenig Schutz.

Glücklicherweiſe aber, dem eine höhere Leidenſchaft den Buſen füllte; die Bohnenerſcheinung der Quelle hatte mich dieſer Tage der nicht einen Augenblick verlaſſen, ich überdachte ſie hin und wieder, um ſie zu neuenen Verſuchen zu erheben. Da dieſirte ich an Vogel, der ſich auch hier als treuen Kanzleigeſellen erwies, ins gedrochene Concept uns zeichnete nachher die Figuren darneben. Dieſe Papiere beſitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters, und

als Jeuanis eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfad. Den Vortheil aber hat der Weg zum Warren, daß man sich unsicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Irrthums noch immer gern erinnert.

Das Wetter verschlimmerte sich und ward in der Nacht so arg, daß man es für das höchste Glück schätzen mußte sie unter der Decke des Regimentswagens zuzubringen. Wie schrecklich war da der Zustand, wenn man bedachte daß man im Angesicht des Feindes gelagert sey, und desserwegen mußte, daß er aus seinen Berg- und Wald-Verschanzungen irgends wo hervorbrechen Lust haben könne.

Vom 15. bis zum 17. September 1792.

Traf der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeschlossen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein; er hatte eine schreckliche Nacht verlebt, war nach tausend andern Hindernissen im Finstern von der Armee abgekommen, verfehlt durch schlaf- und weinkrunkene Knechte eines Generals, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf, und vermuteten die Franzosen ganz nahe. Von allerlei Allarm geängstigt, verließen von Pferden die aus der Schwemme nicht zurückkehrten, wußte er sich denn doch so zu finden und zu schicken, daß er von dem unseligen Dorfe loskam und wir uns zuletzt mit allem meinem Hab und Gut wieder zusammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erlösitternder Bewegung und zugleich von Hoffnung, man hörte auf unserm rechten Flügel stark kanoniren und sagte sich: General Clerfayt sey aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sey? Man wußte daselbst noch nichts genau, als daß General Clerfayt mit den Franzosen handeinein sevn müsse. Ich traf auf den Major von Wedrach, der sich, aus Ungeduld und langer Weile, so eben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und hielten mit dem Offizier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpree hinaus und er hatte Ordre nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigen Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein Französischer Jäger sich von ferne sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heranpirschte und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernsthaft auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören.

Der Prinz ließ sich nicht irren und seine trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal anzusehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respect vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen verndagen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen. Er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpree in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in kurzem die ganze Vorpostenlette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld. Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: man ertheilt mir so eben die Ehre mir einigen Einfluß auf Ihre Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte. Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich und war freundlich genug mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir auf verbindlichste, und man sieht hieraus daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach stärkte sich's auf. Die Stellung Dumouriez bei Grandpree war höchst fest und vortheilhaft; daß er auf seinem rechten Flügel nicht angreifen sey, wußte man wohl; auf seiner linken waren zwei bedeutende Päße: le Croix aux Bois und le Chesne le Populeux, beide wohl verhauen und für anzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Officier anvertraut, einem derjenigen Auftrag nicht zu wachsenen oder nachlässigen. Die Oesterreicher griffen an: bei der ersten Attake hielt Prinz von Ligne der Sehn, sodann aber gelang es man überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez war zerstört; er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen. Und Preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsehen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das Französische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert Reitern und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden; wodei sich das Regiment Chambordann besonders hervorthat und den Umzingen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche ebenfalls nur gewissermaßen auf Recognoscirten ausgedehnt scheinen mit Freuden zurückkehrten und nicht zugenommen einige Wagen aus Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Braunsbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich getheilt, mir aber als einem Kanzleimann kamen die Papiere zu gut, worunter sich einige ältere Befehle Lafayette's und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am meisten überraschte war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unheimdliche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten September mir bedeutend zurief: Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas. Also hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die sonderliche Lage in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurückte und eine Abtheilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns, wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an

denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgeheiterter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandpree auf einer Höhe sehr wohl gelegen. Eben an dem Punkte wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer immer dem Sonnenuntergang zu durch Vermittlung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, und in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit Fürst Reuß und andern diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen maßten zu der angenehmen Landschaft eine leidige Staffage, man hätte einen von der Menge gewünscht, um solchen Zug zu verewigen; alles war heiter, munter, voller Zuversicht und Heldenmuth. Einige Oefen brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch that in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, auf den Häusern auf den Vorrath gedroschen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbfahrte gethan. Es ward gebadet, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine ernste Lese versprechen durften, und so ging es unsichern Freund- und feindseligen Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandpree hinter uns lassend, an und über die Aisne und lagerten bei Vaux les Mouron; hier waren wir nun in der eigentlichen Champagne, es sah aber so öde und wüst nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich weingepflanzte Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen zerstreute, fanden sich Nahrungsmittel genug für Menschen und Thiere, nur leider der Weinen nicht ausgedroschen, noch weniger genugsame Mühlen; Oefen zum Backen waren auch selten, und so fing es wirklich an sich einem tantalischen Zustande zu nähern.

Am 18. September 1792.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen verfaumte weite sich eine große Gesellschaft, die überhaupt wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittags-Kaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunterschiedenen Nationen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, alles bedeutende Personen, erfahren, klug, gesittet, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer sammt- lich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rath gezogen und also desto mehr bemüht auszusinnen was beschlossen seyn, was geschehen könnte.

Dumouriez als er den Paß von Grandpree nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinauf gezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von St. Menehould, die Front gegen Frankreich gestellt. Wir waren durch den engen Paß beengedrungen, hatten unerobrete Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein feindseliges Land, dessen undauerbarer Kalkboden nur kümmerlich aufgestreute Ortschaften ernähren konnte.

Frisch lag Reims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen sich verwärts zu erholen; die Geschicklichkeit überzeugte sich daher beinahe einstimmig, das man auf Reims marschiren und sich Chalons bemächtigen müsse: Dumouriez könne sich in seiner verdrießlichen Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich wo es auch sey, man glaubte sie schon gewonnen zu haben.

Den 19. September 1792.

Manches Bedenken ward es daher, als wir den neuerlichen Befehl erhielten auf Massige unsern Zug zu richten, die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieses Wasser jetzund als das Maßgebende, daher oder ferner, unter Hand zu behalten.

Nun erhellte man sich mitunter von solchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zufälligkeiten und Ereignissen eine heitere Aufmerksamkeit schenkte; ein wunderliches Phantasmen zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Man hatte, um mehrere Colonnen neben einander fortzuschieben, die eine auserlesen, über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder ins Thal stieß, einen steilen Abhang gefunden; dieser ward nun abgerollt, so gut es gehen wollte, abgeeidet, doch blieb er immer noch schroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und ergetzte sich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und sah jenen funkelnden Waffenfluß glänzend herabrollen; überraschend aber war es als die Colonne an den steilen Abhang gelangte, wo sich die bisher geschlossenen Glieder sprungweise trennten und jeder einzelne, so gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen suchte. Diese Umordnung gab völlig den Begriff eines Wasserlaufs, eine Unzahl durch einander hin und wieder hüpfender Bäumchen verschwebender die lebendigste Bewegung. Und als nun unten am Fuße sich alles wieder glich in Reih und Glied ordnete und so wie sie oben angekommen, nun wieder im Thale fortzogen, ward die Vorstellung eines Flusses immer lebhafter; auch war diese Erscheinung um so angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begünstigt wurde, deren Werth man in solchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erst recht schätzen lernte.

Nachmittag gelangten wir endlich nach Massige nur noch wenige Stunden vom Feind, das Lager war abgesteckt und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pferde geschlagen, die Pferde drangewunden, Feuer angezündet und der Küchenwagen trat sich auf. Ganz unverwartet kam daher das Gerücht das Lager solle nicht statt haben, denn es sey die Nachricht angekommen, das Französische Heer ziehe sich von St. Menehould auf Chalons, der König wolle sie nicht entweichen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Zu fluche an der rechten Schmiede hierüber Gewisheit und vernahm das was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatze: auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sey der Herzog von Weimar und der General Heymann, um eben den Husaren meine die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten: es sey nicht die geringste Bewegung zu bemerken, auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten.

Die Anregung aber war einmal gegeben, und der Beſchl lautete: die Armee ſolle vorrücken, jedoch ohne das mindeſte Gepäck, alles Fuhrwerk ſollte bis Maſon Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man vorausſetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft war zu thun ſey, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entſchloſſenen, ſorgfältigen Bedienten und ſetzte mich mit den Kriegsgenoſſen alsbald zu Pferde. Es war ſchon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß wer ſich in einen Kriegszug einlaſſe, durchaus bei den requirirten Truppen, welche Anſtellung es auch ſey an die er ſich angeſchloſſen, feſt bleiben und keine Gefahr ſcheuen ſolle: denn was uns auch da betreffe ſey immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder ſonſt zu verweilen, zugleich gefährlich und ſchmählich. Und ſo hatte ich auch mit den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an ſie und wo möglich an die Leib-Schwadron anſchließen wolle, weil ja dadurch ein ſo ſchönes und gutes Verhältniß nur immer beſſer befeſtigt werden könne.

Der Weg war das kleine Waſſer die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigſte Thal von der Welt, zwiſchen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Buſch; es war befohlen und eingeſchärft in aller Stille zu marſchiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in ſeiner Stellung das Heranrücken einer Maſſe von fünftauſend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein, weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüſter Wind, die ſtille Bewegung einer ſo großen Menſchenmaſſe in tiefer Finſternis war ein höchſt Eigenes.

Indem man neben der Colonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Offizieren, die hin und wieder ſprengten, um die Bewegung des Marſches bald zu beſchleunigen bald zu retardiren. Man befragte ſich, man hielt ſtille, man verſammelte ſich. Es hatte ſich fast Niemand von mehrere zwölf Bekannten und Unbekannten zuſammen gefunden, man fragte, klagte, wunderte ſich, ſchalt und raiſonnirte: das geſtörte Mittageſſen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gaſt wünſchte ſich Bratwurſt und Brot, ein anderer ſprang gleich mit ſeinen Wünſchen zum Rebgraben und Sardellenſalat; da das alles aber unentgeltlich geſchah, fehlte es auch nicht an Paſteten und ſonſtigen Leckereyen, nicht an den köſtlichſten Weinen, und ein ſo vollkommenes Gaſtmahl war beſtimmt, das endlich einer, deſſen Appetit überwältigt zu werden, die ganze Geſellſchaft verwünſchte und die Pein einer aufgezogenen Entbindungskraft im Gegenſatze des größten Mangels ganz unerträglich ſchalt. Man verlor ſich aus einander und der einzelne war nicht beſſer dran als alle zuſammen.

Ich war zu ſpät angekommen und mochte mich in der Nähe umſehen wie ich wollte, alles war ſchon, wo nicht verzehrt, doch in Beſitz genommen. Indem ich ſo unter ferſahe, gaben mir die Einquartirten ein ſtarkes Küchenconſortium; ſie ſaßen um einen großen runden, flachen, abſtammenden Backenhafen in den ſich mancher Weinſack finſternis mochte aufgelöſ't haben; plötzlich und ſchnell hatten ſie ſich aller Eier des Dorfes bemächtigt, und es ſah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aſchenhaufen nebeneinander aufrecht ſtanden und eins nach dem andern, zu rechter Zeit ſchwarzbraun herausgeholt wurde. Ich kannte niemand von den edlen Küchengeiſtern, unbekannt mochte ich ſie nicht anſprechen; als mir aber ſo eben ein lieber Bekannter begegnete, der ſo auf wie ich an Hunger und Durſt litt, fiel mir eine Kriegsliſt ein, nach einer Bemerkung die ich auf meiner kurzen militäriſchen Laufbahn anzuſtellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt daß man beim Fouragiren um die Dörfer und in denſelben überall geradezu verfahre; die erſten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerſtörten, die folgenden fanden immer weniger und was verloren ging kam niemand zu Gute. Ich hatte ſchon gedacht, daß man bei dieſer Gelegenheit ſtrategiſch verfahren, und wenn der Wunſch meinen Freund bereinbringe, ſich von der Gegenſeite nach einigem Bedürfniß umſehen müſſe. Dieß konnte nun hier kaum der Fall ſeyn, denn alles war überſchwemmt, aber das Dorf zog ſich ſehr in die Länge und zwar ſeitwärts der Straße wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf die lange Gaſſe mit hinunter zu gehen. Aus dem vorderſten Hauſe kam ein Soldat ſtudierend heraus, das ſchon alles aufgezehrt und nirgends mehr zu haben ſey. Wir ſahen durch die Fenſter, da ſaßen ein paar Jäger ganz ruhig, wir gingen hinein, nur wenigſtens auf einer Bank unter Dach zu ſitzen. Wir begrüßten ſie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Wiederreden verlangten ſie wir ſollten ihnen Geſellſchaft leiſten, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten ſie uns daß ſie in dem Hauſe einen ſchönen, wohlbeſtellten Keller gefunden; deſſen Eingang ſie zwar ſelbſt entdeckt, uns jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüſſel hervor und nach verſchiedenen wegeräumenden Hinderniſſen fand ſich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgeſtiegen fanden wir nun mehrere, etwa zweiundzwanzig Faſſer auf dem Lager, was uns aber mehr intereſſirte, verſchiedene Anbrüchlungen in Sand gelegter zerſtäubter Flaſchen, wo der gutmüthige Kameras, der ſie ſchon durchprobirt hatte, an die beſte Sorte wies. Ich nahm zwo ſchon die zugeſprochenen Jäger reicht hand und Flaſchen, zog ſie unter den Mantel, mein Freund begleichen, und ſo ſchritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine ſchwere ſtarke Egge, ſetzte mich darauf und ſchob unter dem Mantel meine Flaſchen zwiſchen die Zacken herein. Nach einiger Zeit trabt ich eine Flaſche hervor, wogen der mich meine Nachbarn beneiden, denen ich ſolches den Mitgenuß anbot. Sie thaten gute Züge, der letzte beſcheiden, da er wohl merkte er laſſe mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flaſche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, traut den Freunden zu, die ſich abermals wohl ſchmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flaſche jedoch laut über den Herenmeiſter aufſchrieen; und es war, in dieſer traurigen Lage, ein auf alle Weiſe willkommener Scherz.

Den 19. September 1792. Nachts.

So gelagnaten wir bis Sommes-Tourbe, wo man Halt machte; der König war in einem Gaſthofe abgetreten, vor deſſen Thüre der Herzog von Braunſchweig, in einer Art Laube, Hauptquartier und Canzlei errichtete. Der Platz war groß, es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinſtöcke gar lebhaft unterhalten. Der Fürſt Feldmarſchall tabelte einigemal verſtändig, daß man die Flamme allzu ſtark auflodern laſſe; wir beſprachen uns darüber und niemand wollte glauben, daß unſere Nähe den Franzoſen ein Geheimniß geblieben ſey.

Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom Feuer erleuchtet war, erblickte ich einen dürftigen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert mich hier zu sehen. Es war Marquis von Bombelles, den ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalie folgend, aufgewartet hatte, wo er als Französischer Gesandter residirend sich höchst angelegen seyn ließ, dieser trefflichen Fürstin den heitigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wechselseitiger Verwunderungsausdruck, Freude des Wiedersehens und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am großen Canal, es ward gerühmt, wie wir daselbst im Genuß beim anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser Natur und Kunst, Herrlichkeit und Anstand in Verbindung, lebenden Damen sie und die Übrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere, für Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.

Wie sehr man ich aber verwundert, da ich ihnen ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergetzen gedachte, mit Wehmuth anhören dörte; schweigen wir von diesen Dingen, jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir, und schon damals als ich meine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen, ich sah die Folgen voraus dessen was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Seelenstärke in der Sie die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht abweisen; ich bereitete mich im Stillen zu Verzichtung, meines Zustandes. Bald nachher mußt ich meinen ehrenvollen Posten und das werthe Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführet hat.

Das Geheimnißvolle das man diesem offenbaren Herannahen von Zeit zu Zeit hatte gehen wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieser Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein schon dämmerte der Tag und mit demselben strich ein Sprühregen daher; es war schon völlig hell als wir uns in Bewegung setzten. Da der Herzog von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leib-Eskadron, als der vordersten der ganzen Colonne, Husaren mit, die den Weg unserer Bestimmung kennen sollten. Nun ging es, mäßiger im scharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Busch und Baum; nur in der Entfernung links sah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen schlug uns heftiger ins Gesicht; bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die sehr schön gewachsen und wohl unterhalten unsere Richtung quer durchschnitt. Es war die Chaussée von Chalons auf St. Menehould, der Weg von Paris nach Deutschland; man führte und drüber weg und ins Freie hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der weitesten Gegend aufgeruft und aufmerksam gesehen, nicht weniger ließ sich bemerken daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann, der sich so eben mit Dumouriez vereinigte, von dessen linken Flügel zu bilden. Die Unsrigen brannten vor Begierde auf die Franzosen loszustürzen. Offiziere wie Gemeine beaten den glühenden Wunsch der Feldherrn mögen in diesem Augenblicke anzugreifen; auch unser heftiges Vordringen schien daraus hinzudeuten. Aber Kellermann hatte sich zu vortheilhaft gestellt und man begann die Kanonade von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chaussée weit hinter uns, wir stürmten unaufhörlich gegen Westen zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, her und zurück beordrete, man hatte uns zu weit geführt, und nun erwarteten wir den Befehl, wieder über die Chaussée zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geschah, und so machten wir Fronte gegen das Vorwerk la Lune, welches auf der Höhe etwa eine Viertelstunde vor uns an der Chaussée zu sehen war. Unser Beichthaber kam uns entgegen; er hatte so eben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht, wir erhielten Ordre im Schritt derselben vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schimmelhof, ausgestreckt als das erste Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz gemüth weiter, wir sahen das Vorwerk näher, die dabei aufgestellte Batterie feuerte thätig.

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage. Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen wo sie hertommen konnten; wir avancirten ja hinter einer bedrängten Batterie und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Fronte, und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen augenblicklich vor der Eskadron nieder, zum Glück nicht rikochetirend, in zum weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnaubten und tosten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fortdauender Bewegung. Ein sonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In den ersten Gliede der Fahnen schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt; sein anmuthiges Gesicht brachte mir, selbst genug aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick, die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und ich mußte an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl, zurück und hinab zu gehen; es geschah von den sämmtlichen Cavallerie-Regimentern mit großer Ordnung und Gleichheit, nur ein einziges Pferd von Lottum ward getödtet, da wir übrigen, besonders aus dem äußersten rechten Flügel, eigentlich alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn auf dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Verwunderung und Erstaunen und erholt hatten, suchte sich das Räthsel; wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, beinahe das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vortrefflich worden, und an der andern Seite der Chaussée in einer Schlucht herunter gegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten, feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was und hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unserm Tadel lachten die Bursche nur und versicherten überzeugt: hier unten im Schutze sey es doch besser.

Wenn man aber nachher mit Augen sah, wie eine solche reitende Batterie sich durch die sonderbarsten schrammigen Hügel analog durchwinden mußte, so

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Weſen!

hatte man abermals den bedenklichen Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten.

Indessen dauerte die Kanonade immer fort: Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuer galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft und man stemte sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Was sie trieb, auch eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser der nach Paris deutete.

Diese Hauptstadt alle hatten wir im Rücken, das Französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, demjenigen wohl unverdrossen, der eine genaue Charte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studirte.

Doch das augenblickliche Bedürfniß bekümmert sich Noth selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Bauersleute, die von Chalons nach der Armee gehen sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte zwischen Paris und St. Menehould geritten zu seyn, so konnten die zu Chalons des Feindes Armee entweder auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brot etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren. Auch noch zu einer andern Dienste fand ich Gelegenheit; ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls diesen Husaren eine tüchtige wollene Decke abgehandelt, ich bot ihm die Uebernachtung an mir sie auf drei Nächte, jede Nacht für acht Groschen, zu überlassen, wogegen er sie am Tage verwahren sollte. Er hielt diese Bedingung für sehr vortheilhaft; die Decke hatte ihm einen Gulden gekostet und nach kurzer Zeit erhielt er sie mit Pracht zu wieder. Ich aber konnte auch zufrieden seyn; meine köstlichen wollenen Hüllen von Lousberg waren mit der Bagage zurückgeblieben und nun hatte ich doch den alten Mantel noch einen zweiten Sturm gewonnen.

Alles dieses ging unter anhaltendem Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage vermuthlich Schüsse verwendet, wobei auf unserer Seite nur zweihundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung hätte sich der Himmel aufdenken man sprach mit Kanonen völlig als wär es Postenkette, zwar unaktiv, bald annehmend bald zurücknehmend. Nachmittags Ein Uhr, nach einiger Pause, war es am schwächsten, die Erde bebte im ganz eigentümlichen Sinne und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte was daraus werden sollte.

Ich hatte so viel von Kanonendonner gehört und wünschte zu wissen wie es eigentlich damit beschaffen sey. Lange Weile und ein Geist den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich ganz gelassen nach dem Vorwerk la Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder von den unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Werkzeugbündel, die darauf hie und da aufgestreckten todtlich Verwundeten und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die sich verderberbringend in den Ueberresten der Ziegeldächer fortwerte.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen übersehen; sie standen amphitheatralisch in großer Ruh und Sicherheit. Kellermann jedoch auf dem linken Flügel aber zu erreichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft, es waren bekannte Officiere vom Generalstabe und vom Regimente, sodaß verwundert mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit sich zurücknehmen, ich sprach ihnen aber von besondern Absichten und sie überließen mich ohne weiteres meinem bekannten, wunderlichen Eigensinn.

Ich war nun vollkommen in die Regionen gelangt, wo die Kugeln herüber spielten; der Ton ist wunderbar genug, als wär er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Pfeifen des Windes und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des seitlichen Fortgehens; wo eine Einsicht sie tödlich hätte machen, und so ward mein thörichter Vorwitz wenigstens vor der Gefahr des Nichtsnutzens gesichert.

Unter diesen Umständen kommt ich jedoch bald bemerken daß etwas ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf und doch würde sich die Empfindung nur gleichsamweise mitteilen lassen. Es schien als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Elemente, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es ist doch als wenn die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton hätte, der den Zustand so wie die Gegenstände noch anzudeuten machte. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, indem wir schon vielmehr alles in jener Gluth verschlungen zu seyn. Hiernach erhellet nun in Weidem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indessen, daß jenes gräßliche Donnern nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Sausen der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Verlust an diesen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswerth, daß alle jene Gluthsgefühl erloschen und nur das wunderliche von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sey. Es gehört übrigens dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerthen; wie ich denn auch unter meinen sieben und einen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe der einen recht leidenschaftlichen Trieb darnach gehabt hätte.

So war der Tag hingegangen; unterweilen standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen besseren Platz genommen; unsere Leute sah man aus dem Feuer zurück, und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht als die sämmtlichen Franzosen anzugreifen und aufzuspießen, ja man selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig, zur Theilnahme an dieser gebietenden Tapferkeit gehofft; nun aber sang jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah so war es um zu finden, oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht zunächst ein Gespräch, ein Feuer konnte angezündet werden; die meisten Franzosen einige sprachen, und es fanden noch einzelne unter jenen Verwundeten und

Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und ermuntert; dießmal sagte ich: von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seyd dabei gewesen.

In diesen Augenblicken, wo niemand nichts zu essen hatte, reclamirte ich einen Bissen Brot von dem heute früh erworbenen, auch war von dem gestern reichlich verspendeten Weine noch der Inhalt einer Branntweinflaschens übrig geblieben, und ich mußte daher auf die gestern am Feuer so kühn gespottete Rede bei willkommenen Wunderthätern völlig Verzicht thun.

Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Himmel, auf kühem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam, nach so langem Wachen, Ermüdung- und Leidesbewegung, der Schlaf sich anmeldend als die Nacht hereinbrütete. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung die den schneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es jemanden einfiel, man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hiezu machte man gleich Anstalt und es wurden mehrere Gräber angehauen, wozu die reitende Artillerie Gerätschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst verschmähte nicht eine solche vorteilige Bestattung.

Hier verlangt' ich nun gegen Erlegung von acht Groschen die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mantel noch oben drüber, ohne von dessen Feuchtigkeit viel zu empfinden. Alles kam unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbstgenügen geruht haben.

Alle diese Vereitungen waren wider den Willen des Obersten geschehen, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel gegenüber hinter einem Busche die Franzosen eine Batterie stehen hatten, mit der sie uns im Ernste begraben und nach Belieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windblasen Ort und unsere weisslich erscheinende Bettmenschheit nicht aufgeben, und es war dieß nicht das letzte Mal, wo ich bemerkte, daß man, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht scheut.

Den 21. September 1792

waren die wechselseitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh, denn man ward sich in einer beschämenden, peinvunklichen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren Amphitheaters fanden wir uns aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Hütte, Teiche, Bäche, Moräste gehindert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Dieselbe standen wir völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber eben so wenig stritt zum Angriff; man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorfhütten und Gärten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und mit Spiegelgefechten bald vor- bald rückwärts, eine Stunde nach der andern, die Raschheit, Sicherheit der Zusammen zu gefallen wußten. Aber aus all dem Hin- und Herjagen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der andringen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde.

Dieß war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, beschämenden, bösartigen Zustand traurig und fürchterlicher.

So schlagfertig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sey, da selbst der Muthigste, Leidenschaftlichste, nach wenigen Ueberlegung, sagen mußte: ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt seyn. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man eigentlichen dieselbe Stellung behaupte, wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen, zuletzt war das Hauptaugenmerk auf Hand gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den hohen Unterstand unserer Dienerschaft und Habseligkeiten.

Das Waldgebirg Argonne, von Sainte Menehould bis Grandpree, war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den stündlichen mutlosen kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen daß ein Secretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg, denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam escortirt. Nun bemächtigte sie ein blinder Lärm nach dem andern und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Spaßerdin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit; die Französischen Truppen seyen schon den Gebirgswald herab, auf dem Wege gewesen sich der sämmtlichen Canzipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des General Kalkreuth ein großes Ansehn, indem er versicherte: er habe durch glückliche Lügen von starker Bedeckung, von reitenden Batterien und dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl abgelaufe! Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thun, oder gethan.

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für sein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers und einige Teiche waren schon durch einzelnes Pferde verunreinigt; das alles zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was ich heißen sollte, als ich meinen treuen Bögling, Diener und Geführten Paul Göge von dem Leder des Reisewagens daß zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chocolade bestimmt sey, daran er glücklicherweise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man taufte das Brod von allen Soldaten, die an Entbehrung gewöhnt, etwas zusammen scharren, um sich am Branntwein zu erquicken, wenn derselbe wieder zu haben wäre.

Am 22. September 1792

hörte man, die Generale Mannstein und Heymann seyen nach Dampierre, in das Hauptquartier von Kellermann, wo sich auch Dumouriez einfinden sollte. Es war von Auswechslung der Gefangenen, von Verpflegung der Kranken und Verwundeten zum Schein die Rede; im Ganzen hoffte man aber mitten im Unglück eine Linderung der Dinge zu bewirken. Seit dem zehnten August war der König von Frankreich gefangen, gräuelgenug Mordthaten waren im September geschehen. Man wußte daß Dumouriez für den

König und die Constitution gesinnt gewesen, er mußte also, seines eignen Heils, seiner Sicherheit wegen, die gegenwärtigen Zustände detämpfen und eine große Beachendheit wäre es gewesen, wenn er sich mit den Alliirten nicht und so auf Paris losgegangen wäre.

Seit der Ankunft der Emigranten fand sich die Umgebung des Herzogs von Weimar in vielen geschwollen, denn man mußte dem Kämmerier, dem Koch und andern Hausbeamten das Zeugniß geben, daß sie niemals ohne Verrath gewesen und selbst in dem größten Mangel immer für etwas warme Speise gesorgt. Hierdurch erwuchs mir auch immer mich mit der Gegend nur einigermaßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; diese flachen Hügel hatten keinen Charakter, kein Gegenstand zeichnete sich vor andern aus. Mich doch zu orientiren forschte ich nach der langen und hochaufgewachsenen Pappelallee, die gestern so auffallend gewesen war, und da ich sie nicht entdecken konnte glaubte ich mich weit verirrt, allein bei näherer Aufmerksamkeit fand ich daß sie niedergebauen, weggeschleppt und wohl schon verbrannt sey.

An den Stellen wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menschen lagen undegraben, und die schwer verwundeten Thiere konnten nicht ersterben. Ich sah ein Pferd das sich in seinen eignen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden, mit den Vorderfüßen verfangen hatte und so unsinnig dahin hinkte.

Im nach Hausenreiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle sitzen, den man aus einem untern Dorfe herausgeschafft; zunächst schleppten einige seine Leute einen schweren, verschlossenen Küchenwagen herbei, sie verwechselten es klappernd darin, sie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein stark beleimtes Kochbuch und nun, indessen der gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köstlichsten Küchenrecepte vor, und so ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung gesteigert.

Den 24. September 1792.

Erbittert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen sey und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieses gelang nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es sey eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorposten Friede halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe die Kriegsoperationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetzen. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns besser einschließen konnten, wir aber in der Mitte mußten still halten und in unserem stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubniß mit Vergnügen, zuerst kamen sie überein, daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Gesicht schlage, der solle das Recht haben sich umzukehren und, in seinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts beschrieben. Es kam weiter; die Franzosen hatten immer noch etwas weniges zur Nahrung, indeß den Deutschen alles abging; jene theilten daher einiges mit und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden sogar, mit Freundlichkeit, vom Französischer Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündigt war; die Franzosen absurden das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entwarfen guten Willen und Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Weis als sie von oben herein regieren konnten auf die Beine gemacht hatte, so gelang doch dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mehr um den Gegentheil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

Dem 24. September 1792.

Als Leidensgenossen bedauerte ich auch in dieser Zeit zwei hübsche Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Sie hatten, als Reuntrte, mit vier schwachen Pferden meine leichte Chaise bis hierher kaum durchgeschleppt, und litten still, mehr für ihre Thiere als für sich, doch war ihnen so wenig als uns allen zu helfen. Da sie um meinetwillen jedes Unheil ausstanden, fühlte ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen und wollte jenes erbandelte Commißbrod redlich mit ihnen theilen; allein sie lehnten es ab und versicherten dergleichen könnten sie nicht essen, und als ich fragte was sie denn gewöhnlich genößen? versetzten sie: du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne biere. Da nun bei ihnen alles gut und bei uns alles schlimm war, versuchte ich ihnen gern das sie mit Zurücklassung ihrer Pferde sich bald darauf davon machten. Sie hatten übrigens manches Unheil aufgeschlendert ich glaube aber daß eigentlich das dargebotene Commißbrod sie zu dem letzten entscheidenden Schritt, als ein furchtbares Gespenst, bewogen habe. Weiß und schwarz Brot ist eigentlich das Scheusal, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unterdrücken lassen: wir kamen freilich zur ungünstigsten Jahreszeit in ein von der Natur nicht gesegnetes Land, das aber dem doch seine wenigen, arbeitsamen, erfindungsliebenden, genügsamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine solche freilich geringschätzig behandeln; ich aber habe seinetwegen Ungezieser und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut, mit Ziegeln gedeckt sind die Häuser und überall hinreichende Thätigkeit. Auch ist die eigentlich schlimme Landstrecke höchstens vier bis sechs Stunden breit und hat, sowohl an dem Argonner Waldgebirge her, als gegen Rheims und Chalons zu, schon wieder günstigere Gelegenheiten. Kinder, die man in dem ersten besten Dorfe aufzugreifen hatte, sprachen mit Zufriedenheit von ihrer Nahrung, und ich durfte mich nur des Kellers zu Sommerkour und des weißen Brods, das und ganz frisch von Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, so schien es doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und Ungeziefer zu Hause seyn müßte.

Den 25. September 1792.

Daß während des Stillstandes die Franzosen von ihrer Seite thätig seyn würden, konnte man vermuthen und erfahren. Sie suchten die verlorne Communication mit Chalons wieder herzustellen und die Emigrirten in unserm Rücken zu verdrängen, oder vielmehr an und heranzudrängen; doch augenblicklich ward für uns das schädlichste, daß sie, sowohl vom Argonner Waldgebirge, als von Sedan und Montmedy her, uns die Zufuhr erschwerten, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26. September 1792.

Da man mich als auf mancherlei aufmerkſam kannte, ſo brachte man alles was irgend ſonderbar ſcheinen mochte herbei; unter andern legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten. Doch war das wunderliche daran ſie auf ihrer ganzen Oberfläche in kryſtalliſirten Pyramiden endigen zu ſehen. Kugeln waren jenes Tags genug verſchoſſen worden, daß ſich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypotheſen, wie das Metall beim Guſſe, oder nachher, ſich zu dieſer Geſtalt beſtimmt hätte, durch einen Zufall ward ich hierüber aufgeklärt. Nach einer kurzen Abweſenheit wieder in mein Zelt zurückkehrend fragte ich nach der Kugel, ſie wollte ſich nicht finden. Als ich darauf beſtand beſchied man: ſie ſey, nachdem man allerlei an ihr probirt, zerſprungen. Ja fernere die Stücke und fand, zu meiner großen Verwunderung, eine Kryſtalliſation die von der Mitte angegeben ſich ſtrahlig gegen die Oberfläche erweitete. Es war Schwefelkies, der ſich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben. Dieſe Entdeckung führte weiter, dergleichen Schwefelkieſe fanden ſich mehr, obſchon kleiner in Kugel- und Nierenform, auch in andern weniger regelmäßigen Geſtalten, durchaus aber darin gleich, daß ſie nirgends angeſeſſen hatten und daß ihre Kryſtalliſationen ſich immer auf eine gewiſſe Mitte bezog; auch waren ſie nicht abgerundet, ſondern völlig friſch und deutlich kryſtalliniſch abgeſchloſſen. Sollten ſie ſich wohl in dem Boden ſelbſt erzeugt haben, und findet man dergleichen mehr auf Ackerfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Gegend aufmerkſam; die ſchöne Kreide die ſich überall vorfand, ſchien durchaus von einigem Werth. Es iſt wohr der Soldat durfte nur ein Kochloch aufbauen, ſo traf er auf die klarſte weiße Kreide, die er zu ſeinem blanken und glatten Putz ſonſt ſo nöthig hatte. Da ging wirklich ein Armee-Beſen aus: der Soldat ſolle ſich mit dieſer, hier umſonſt zu habenden, nothwendigen Waare ſoviel als möglich verſehen. Dieß gab nun freilich zu einigem Spott Gelegenheit; mutten in den ſtrapazirenden Koth verſenkt, ſollte man ſich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen; wo man nach Brot ſeufzte, ſich mit Staub zufrieden ſtellen. Auch ſtutzten die Officiere nicht wenig, als ſie im Hauptquartier übel angelaſſen wurden, weil ſie nicht ſo reinlich, ſo zierlich wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erſchienen. Die Oerter konnten nicht helfen, ſo ſollten ſie, meinte man, auch nicht ſcheinen.

Den 27. September 1792.

Eine etwas wunderliche Verſuchsmaßregel dem dringenden Hunger zu begegnen, ward gleichfalls bei der Armee publicirt: man ſolle die vorhandenen Gerſtengarben ſo gut als möglich ausklopfen, die gewonnenen Körner in heißem Waſſer ſo lange ſieden bis ſie aufſpringen und durch dieſe Speiſe die Betriedigung des Hungers verſuchen.

Unſerer nächſten Umgebung war jedoch eine beſſere Beihülfe zugedacht. Man ſah in der Ferne zwei Wagen feſtgefahren, denen man, weil ſie Proviant und andere Bedürfniſſe geladen hatten, gern zu Hülfe kam. Stallmeiſter von Seydlitz ſchickte ſogleich Pferde dorthin, man brachte ſie los, führte ſie aber auch ſogleich des Herzogs Regiment zu; ſie proteſtirten dagegen, als zur Oeſterreichiſchen Armee beſtimmt, wohin auch wirklich ihre Päſſe lauteten. Allein man hatte ſich einmal ihrer angenommen; um den Zudrang zu verhüten und ſie zugleich feſtzuhalten, gab man ihnen Wache, und da ſie auch von uns bezahlt erhielten was ſie forderten, ſo mußten ſie auch bei uns ihre eigentliche Beſtimmung kunden.

Eilig drängten ſich zu allererſt die Hausbeſitzer, Kühe und ihre Gebülfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, vom Schinken und andern guten Dingen Beſitz. Der Zulauf vermehrte ſich, die gröbere Menge ſchrie nach Tabak, der denn auch um theuren Preis häufig aufgegeben wurde. Die Wagen aber waren ſo umringt daß ſich zuletzt niemand mehr nähern konnte, bewogen mich unſere Leute und Reiter anriefen und auf das dringendſte baten ihnen zu dieſem nothwendigſten aller Bedürfniſſe zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen und erſtieg ſogleich, um mich nicht im Gedränge zu verwirren, den nächſten Wagen; dort bepackte ich mich für gutes Geld mit Tabak, was nur meine Taſchen faſſen wollten, und ward, als ich wieder herab und ſpendend ins Freie gelangte, für den größten Wohlthäter gepriesen, der ſich jemals der leidenden Menſchheit erbarmt hatte. Auch Branntwein war angelangt, man verſah ſich damit und bezahlte die Beutelle gern mit einem Laubthaler.

Den 27. September 1792.

Sowohl im Hauptquartiere ſelbſt, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen denen die von dort herkamen erkundigte man ſich nach der Lage der Dinge; ſie konnte nicht bedenklicher ſeyn. Von dem Unheil das in Paris vorgegangen, verſtanterte immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erſchien zuletzt als Wahrheit überſchwänglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Anſetzung deſſen ſchon zur Sprache gekommen, der Haß des Königthums überhaupt gewann immer mehr Breite, ja ſchon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Proceß würde eingeleitet werden. Unſere unmittelbaren feindlichen Gegner hatten ſich eine Communication mit Chalons wieder eröffnet; dort befand ſich Luckner, der die von Paris anſtrömenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden ſollte; aber dieſe, in den gräßlichen erſten Septembertagen, durch die theils fließenden Blutſtröme, aus der Hauptſtadt ausgewandert, brachten Luſt zum Morden und Rauben mehr als zu einem ernſtlichen Kriege mit. Nach dem Beiſpiel der Pariſer Gräuelvolks erfanden ſie ſich wunderliche Schreckbilder, um ihnen, wie ſich's fände, Anerkennt, Beute, oder wohl gar das Leben zu rauben. Man durfte ſie nur unbedeutlich laſſen, ſo machten ſie und den Garaus.

Die Emigranten waren an uns heran gedrückt worden, und man erzählte noch von gar manchem Unheil, das im Rücken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von Rheims ſollten ſich zwanzigtauſend Bauern zuſammengerottet haben, mit Feldgeräth und weiterergriffenen Naturwaffen verſehen; die Sorge war groß auch dieſe möchten auf uns losbrechen.

Von ſolchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt in Gegenwart von bedeutenden Kriegsbefehlshabern geſprochen; jeder brachte ſeine Nachricht, ſeine Vermuthung, ſeine Sorge als Beitrag in dieſen trübſeligen Rath, denn es ſchien durchaus nur ein Wunder uns retten zu können. Ich aber dachte in dieſem Augenblick das wir gewöhnlich in mißlichen Zuſtänden uns gern mit beſſern Perſonen vergleichen, beſonders mit ſolchen denen es noch ſchlimmer ergangen:

da führt' ich mich getrieben, wo nicht zur Erheiterung doch zur Ablenkung, aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf seinem Kreuzzuge, will zuerst den Sultan von Aegypten demüthigen, denn von diesem Lande gegenwärtig das gelobte Land ab. Damiette fällt ohne Belagerung den Christen in die Hände. Angefeuert von seinem Bruder Graf Artois unternimmt der König einen Zug das rechte Nilufer hinauf, nach Babylone-Larre. Es glückt einen Graben anzufüllen, der Wasser vom Nil empfängt. Die Armee zieht hinüber. Aber nun findet sie sich genommen zwischen dem Nil, dessen Haupt- und Nebencanälen; dagegen die Saracenen auf beiden Ufern des Flusses glücklich postirt sind. Ueber die gröberen Wasserleitungen zu setzen wird schwierig. Man baut Bleehhäuser gegen die Bleehhäuser der Feinde; diese aber haben den Vortheil des Griechischen Feuers. Sie beschädigen damit die höhernen Bollwerke, Bäume und Menschen. Was hilft den Christen ihre entschiedene Tapferkeit, immerfort von den Ihrigen gereizt, gehetzt, angegriffen, theilweise in Scharmützel verwickelt. Einzelne Wagnisse, Faustkämpfe, sind bedeutend, herzerhebend, aber die Heiden, der König selbst wird abgeschnitten. Zwar brechen die Tapfersten durch, aber die Verwirrung wächst. Der Graf von Artois ist in Gefahr, zu dessen Rettung wagt der König alles. Der Bruder ist schon todt, das Unheil steigt aufs Aeußerste. An diesem heißen Tage kommt alles darauf an, eine Brücke über ein Seitenwasser zu vertheidigen, um die Saracenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den wenigen da postirten Kriegsleuten wird auf alle Weise zugesetzt, mit Geschütz von den Soldaten, mit Steinen und Koth durch Treibenden. Mitten in diesem Unheil spricht der Graf von Soissons zum Ritter Joinville scherzend: Seneschal, laßt das Hundevolk beißen und picken; bei Gottestthron! (so pflegte er zu schwören) von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen.

Man lächelte, nahm das Omen auf, besprach sich über mögliche Fälle, besonders bob man die Ursachen hervor, warum die Franzosen und eher schonen als verderben müßten: der lange ungetrübte Stillstand, das bisherige zurückhaltende Betragen gaben einige Hoffnung. Diese zu beleben wagte ich noch einen historischen Vortrag und erinnerte mit Vorzeigung der Specialkarten, daß zwei Meilen von uns nach Westen das berühmte Teufelsfeld gelegen sey, bis wohin Attila König der Hunnen mit seinen unabsehbaren Heeresmassen, im Jahr Vierhundert zwei und funfzig, gelangte, dort aber von den Burgundischen Fürsten unter Beistand des Römischen Feldherrn Aetius geschlagen werden; das, hätten sie ihren Sieg verfolgt, er in Person und mit allen seinen Leuten umgekommen und vertilgt worden wäre. Der Römische General aber, der die Burgunder Fürsten nicht von aller Furcht vor diesem gewaltigen Feind zu befreien gedachte, weil er sie alsdann sogleich gegen die Römer gewendet gesehen hätte, verfolgte einen nach dem andern nach Hause zu ziehen; und so entkam denn auch der Hunnenkönig mit den Ueberresten eines unzählbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Brottransport von Grandpree sey angekommen; auch dieß belebte doppelt und dreifach die Geister; man schied getröstet von einander, und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden Französischen Buche vorlesen, das auf die wundersamste Weise in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängtesten Zustand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtfertigen Jäger vor Verdun, welche Sterbelieder singend in den Tod gingen. Freilich wenn man dessen Bitterkeit verbergen will, muß man es mit den Mitteln so genau nicht nehmen.

Den 28. September 1792.

Das Brot war angekommen, nicht ohne Mühseligkeit und Verlust; auf den schlimmsten Wegen von Grandpree, wo die Bäckerei lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen stecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und selbst ein Theil des Transports ungenießbar; denn im Wässrigen, zu schnell gebackenen Brote trennte sich Krume von Rinde und in den Zwischenräumen ergezte sich Schimmel. Abermals in Angst vor Gift brachte man mir dergleichen Laibe, diesmal in ihren inneren Hohlungen doch pomeranzenfarbig anzusehen, auf Arsenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grünspan. War es aber auch nicht vergiftet, so erregte doch der Anblick Aschen und Ekel, gelüstete Befriedigung schärfste den Hunger, Krankheit, Elend, Mißmuth lagen schwer auf einer so großen Masse guter Menschen. Inzwischen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht und betrübt, es hieß: der Herzog von Braunschweig habe sein früheres Manifest an Dumouriez gesendet, welcher darüber ganz verwundert und entrüstet sogleich den Stillstand aufgekündigt und den Anfang der Feindseligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir saßen und noch größeres bevorsahen, konnten wir doch nicht unterlassen zu scherzen und zu spotten, wir sagten: da sähe man, was für Unheil die Autorschaft nach sich ziehe! Jeder Dichter und sonstige Schriftsteller trage gern seine Arbeiten einem jeden vor, ohne daß er frage, ob es die rechte Zeit und Stunde sey; nun erachte es dem Herzog von Braunschweig eben so, der die Freuden der Autorschaft genossen sein unglückliches Manifest ganz zur unrechten Zeit wieder producirte.

Wir erwarteten nun die Vorposten abermals rufen zu hören, man stande sich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein Feind erscheinen möchte, aber es war alles so still und ruhig als wäre nichts vorgegangen. Indessen setzte man in der peinlichsten Ungewißheit und Unsicherheit, denn jeder sah wohl ein, daß wir strategisch verloren waren, wenn es dem Feind im mindesten einfallen sollte uns zu beunruhigen und zu drangen. Doch deutete schon manches in dieser Ungewißheit auf Uebereinkunft und mildere Gesinnung; so hatte man zum Beispiel den Postmeister von St. Menehould gegen die am jenseitigen, zwischen der Wagenburg und Armee, gefangenen Personen der königlichen Suite frei und ledig gegeben.

Den 29. September 1792.

Gegen Abend setzte sich, der ertheilten Ordre gemäß, die Campagne in Bewegung; unter Geleit Regiments Herzog von Braunschweig sollte sie voran gehen, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte sich, aber mißmuthig und langsam; denn selbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und versank, eh er sich's versah. Auch diese Stunden gingen vorüber: Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag!

Es war Nacht geworden, und diese sollte man schlaflos zubringen. Der Himmel war nicht ungünstig, der Vollmond leuchtete, aber hatte nichts zu beleuchten. Zelte waren verschwunden, Gepäck, Wagen und Pferde alles hinweg und unsere kleine Gesellschaft besonders in einer seltsamen Lage. An dem bestimmten Orte, wo wir uns befanden, sollten die Pferde uns aufsuchen, sie waren aufgebrochen. So weit wir bei salbem Lichte umherschaben, schien alles öd' und leer; wir vorsichten vergebens, weder Gestalt noch Ton war zu vernehmen. Unsere Zweifel wogten hin und her; wir wollten den bezeichneten Platz lieber nicht verlassen, als die Unsrigen in gleiche Verlegenheit setzen und sie gänzlich verirren. Doch war es grauerlich, in Feindesland, nach solchen Ereignissen verirrungsweise, aufgegeben, wo nicht zu seyn doch für den Augenblick zu scheinen. Wir paßten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonstration vorkomme, aber es rührte und regte sich weder Günstiges noch Ungünstiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlassene Zeltstroh in der Umgegend zusammen und verbrannten es, nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme, zog sich eine alte Marketenderin zu uns heran; sie mochte sich beim Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Thätigkeit verspätet haben, denn sie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwärmung bot sie zuvörderst Friedrich den Großen in den Himmel und pries den siebenjährigen Krieg, denn sie als Kind wollte beigewohnt haben; schalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürsten und Heerführer, die so große Mannschaft in ein Land brächten, wo die Marketenderin ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgesehen sey. Man konnte sich an ihrer Art die Sachen zu betrachten gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen, doch waren uns endlich die Pferde höchst willkommen; da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den abmarschellen Rückzug antraten.

Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen führten, daß die Feinde unserm Anmarsch nicht gelassen zusehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das sämmtliche Fuhrwerk, am bänglichsten aber die Artillerie, in den durchweichten Boden einschneidend, sich schleppend bewegen sehen; was mochte nun zu Nacht alles verfallen? Mit Bedauern sah man geschützte, geborstene Bagagewagen im Bachwasser liegen, mit Bejammern ließ man zurücklassend kranke plätzlos. We man sich auch umsah, einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sey gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir kannten, so beliebt und im Rücken wußten, beliebe solchen uns anzugreifen; da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her und der Menschengeist, der allem was geschieht Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hand und St. Menehould seyen glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich der Glaube; und als ich Halt machen, die sämmtlichen Wagen über dem Dorfe St. Jean ordnungsgemäß aufgefahren sah, war ich schon völlig gewiß, wir würden noch Hause gelangen und in guter Gesellschaft schwatzen können von unseren ausgestandenen Qualen sprechen und erzählen dürfen. Auch diesmal theilt' ich Freunden und Bekannten meine Ueberzeugung mit und wir ertrugen die gegenwärtige Noth schon mit Heiterkeit.

Kein Lager ward bezogen, aber die Unsrigen schlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die reichsten herrlichsten Weizengarben zur Schlafstätte gebreitet. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft, nur ein sanfter Hauch ließ leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde vom Futtervorrath emsig wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht heftig wiedergaben; weiße Wagendeckungen, selbst die zur Nachtruhe gewidmeten weißen Garben, alles verbreitete Helle und Heiterkeit über diese bedeutende Scene. Fürwahr der größte Maler hätte sich glücklich geschätzt einem solchen Bilde gewachsen zu seyn.

Erst spät legt' ich mich ins Zelt und hoffte des tiefsten Schlafes zu genießen; aber die Natur hat manches Unbequeme zwischen ihre schönsten Gaben ausgestreut, und so gehört zu den ungefälligsten Unarten des Menschen, daß er schlafend, eben wenn er selbst am tiefsten ruht, den Gesellen durch unablässiges Schnarchen wach zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er außerhalb des Zelts, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich Stöhnen die so nöthige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich stieß den Strang vom Zeltpflock, um meinen Widersacher kennen zu lernen; es war ein braver, rüstiger Mann von der Dienerschaft, er lag vom Mond beschienen in so tiefem Schlaf, als wenn er Endymion selbst gewesen wäre. Die Unwahrscheinlichkeit in solcher Nachbarschaft Ruhe zu erlangen, regte den schalkischen Geist in mir auf; ich nahm eine Weizenähre und ließ die schwankende Last über Stirn und Nase des Schlafenden schweben. Im seiner tiefen Ruhe gestört, fuhr er mit der Hand mehrmals übers Gesicht, und sobald er wieder in Schlaf verfiel wiederholt' ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, wahrer in dieser Zahrlegen eine Beerute stimmen könne. Endlich wacht' ich es dahin, daß er völlig ermuntert aufzustehen beschloß. Indessen war auch mir alle Schlafslust vergangen, ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch drohenden Gefahr; und wie in solchen Augenblicken Angst und Hoffnung, Kümmernis und Verwegung wechselsweise auf und ab gaukeln, so erschrak ich wieder, der denkend das wenn der Feind uns in diesem Augenblick überfallen wollte, wieder eine Nachdenke noch ein Menschengedein davon kommen würde.

Der anbrechende Tag wirrte sodann wieder zerstreund, denn da zeigte sich manches Wunderliche. Zwei alte Marketenderinnen hatten mehrere seidene Weiberröcke kunstsinnig um Hälfte und Brust übereinander gewunden, den obersten aber um den Hals und oben darüber noch ein Halbmäntelchen. In diesem Ornat stolzierten sie gar komisch einher und behaupteten durch Kauf und Tausch sich diese Mastcrade gewonnen zu haben.

Den 20. September 1792.

So früh sich auch mit Tages Anbruch das sämmtliche Fuhrwerk in Bewegung setzte so legten wir doch nur einen kurzen Weg zurück, denn schon um neun Uhr hielten wir zwischen Laval und Varac: Menlin. Menschen und Thiere suchten sich zu erquicken. Ein Lager ward aufgeschlagen. Nun kam auch die Armee heran und postirte sich auf einer Anhöhe; durchaus herrschte die größte Stille und Ordnung. Zwar

konnte man an verschiedenen Vorsichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überstanden sey; man recognoscirte, man unterhielt sich heimlich mit unbekannten Personen, man rüstete sich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1. October 1792.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde und deckte zugleich den Nachzug der Bagage. Ordnung und Stille herrschten diese Nacht und man der ruhigste sich in dieser Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen ward. Nun ging aber aus allem hervor, daß dieser Marsch nicht ganz ohne sey, wegen Streifpartien, welche vom Argonner Wald herumher zu befürchten waren. Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten Uebereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch damals nicht leicht jemand dem andern, und die Mannszucht im Waldgebirge durfte sich nur sehr selbständig erklären, einen Versuch machen zu unserm Verderben, welches niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marsch ging nicht weit; es war die Absicht, Campagne und Armee zusammen stellen und gleichen Schritt mit den Oesterreichern und Emigranten halten, die, uns zur linken Seite, parallel gleichfalls auf dem Nachzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir stehen, bald nachdem wir Neauvoy hinter uns gelassen hatten; einige Zelte wurden aufgeschlagen, der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das mehrste Behagen getheilt habe, wenn ich uns erhob und mich wieder zu Hause sahe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine steifen Zimmerausdrücke beherrschenden Nachtriegel, den ich vielmehr jetzt recht segnete zu erdichten wünschte; ferner weiß ich mich dem Mißbehagen und Langeweile im Deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne unter Dach zu seyn, was auch auf der Bärme vorgehe. Und ist gelobt! ich noch ein treues, das mir aber entfernt ist.

Es war noch immer genug, daß jeder für sich selbst in dem Grade sorgte, und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Anbeilungen regelmäßig zusammenwirkten, und so auch wir. Gewiß hätte es hatten aber ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln und Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu einmal uns gehmen würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden darein ergaben.

Indessen schenkte mir das Glück Gelegenheit einem besseren Gastmahl beizuwohnen. Es war gegen Nacht geworden, jedermann hatte sich sogleich auf die zunächst Streue gelegt, auch ich war eingeschlafen, doch weckte mich ein lebhafter angenehmer Traum: denn mir schien als röch' ich, als genöß' ich die besten Bissen, und als ich darüber aufwachte, mich aufrichtete, war mein Zelt voll des herrlichsten Geruchs gebratenen und gerösteten Schweinefettes, der mich sehr rühren machte. Unmittelbar an der Natur wußte es uns versehen seyn den Schweinebraten für göttlich und Schweinebraten für unschätzbar zu halten. Ich stand auf und erblickte in ziemlicher Ferne ein Feuer, glücklicherweise aber dem Winde, von daher kam mir die Fülle des guten Dunstes. Unbedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die sämmtliche Dienerschaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beschäftigt, den Rücken des Schweins schon beinahe gar, das übrige zerstückt, zum Einpacken bereit, einen jeden aber thätig und handreichend um die Mahlzeit bald zu vollenden. Unserm des Feuers Lohen ein paar große Bratpfannen; nach Bestellung der Gesellschaft setzt' ich mich daraus, und ohne ein Wort zu sagen, sah ich einer solchen Thätigkeit mit Vergnügen zu. Theils wollten mir die guten Leute wohl, theils kommen sie den unerwarteten Gast schicklicherweise nicht ausschließen, und wirklich, da es zum Austheilen kam, reichten sie mir ein festbares Stück; auch war Brot zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es schmeckte eben an seinem Guten.

Nicht weniger ward mir ein köstliches Stück Wurst gereicht, als wir uns noch bei Nacht und Nebel zu Pferde setzten; ich steckte es in meine Pistolenhalfter und so war mir die Begünstigung des Nachtwindes gut zu Statten gekommen.

Den 2. October 1792.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich noch am Leben zu seyn, unter solchen Bedingungen zu leben verwünschte man. Nachts um zwei Uhr brachen wir auf, zogen mit Verlust an einem Walde vorbei, kamen bei Vaux über die Straße unseres vor kurzem verlassenen Lagers und bald an die Aisne. Hier fanden wir zwei Brücken geschlagen, die eine auf rechte Ufer hinüberleiteten. Da verweilten wir nun zwischen beiden, die wir zugleich überziehen konnten, auf einem Sands und Weidenverder, das zerstreute Kükenfener sogleich belebte. Die zerstellen Linien die ich jemals gesehen, lange, reihe, schmachafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene, von den Oesterreichischen Fuhrleuten aufgebrannten, bisher streng verwünschten Schinken gar geworden, konnte man sich genugsam wieder herstellen.

Die Campagne war schon vorüber; aber bald erscheinte sich ein so prächtiger als traurige Anblick. Die Armee zog über die Brücken. Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch einen Fuhrer, alle Geschütze dahin, jeder Mann verschlossen, eine gräßliche Empfindung mitbringend. Kamen Regimenter heran unter denen man Bekannte, Verwandte wußte, so rief man hin, man umarmte, man begrüßte sich, aber unter wilden Fragen, welchem Jammer, welcher Bestimmung, mehr ohne Trennen.

Indessen freuten wir uns so markenderhaft eingerichtet zu seyn, um Hohe wie Niedere erquicken zu können. Früh war die Trommel eines alda postirten Pionirs die Tafel, dann rollte man das benachbarten Dorfen Stühle, Thüre und machte sich's und den vorüberdurchziehenden Gästen so bequem als möglich. Der Kronprinz und Prinz Louis setzten sich die Einen schmecken, mancher General der von weitem den Rauch sah, zog sich daraus. Freilich, wie auch unser Verrath seyn mochte, was sollte das unter so vielen? Man mußte zum zweiten und dritten Male ansetzen, und unsere Reiterei verminderte sich.

Wie nun unser Fürst gern alles mittheilte, so hielten's auch seine Leute, und es wäre schwer eine zu erzählen, wie viel der unglücklichen vorbeiziehenden eingetretenen Kranken durch Kümmerlein und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und so ward mir der Nachzug nicht etwa nur durch Beispiel und

Gleichmuth, mein, in seiner völligen Wirklichkeit dargestellt und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfältigt. Ein so grauenvolles Schauspiel sollte denn auch seiner würdig schließen; der König und sein Generalstab ritt von weiten her, hielt an der Brücke eine Zeit lang stille, als wenn er sich's noch einmal überlegen und überdenken wollte; zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Eben so erschien der Herzog von Braunschweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenlieb meist schlaflos zugebracht.

Den 3. October 1792.

Morgens um sechs Uhr verließen wir diesen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Grandpré zu und trafen daselbst die Armee gelagert. Dort gab es neues Uebel und neue Sorgen; das Schloß war zum Krankenhause umgebildet und schon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen, sie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und wußte sie der Menschlichkeit des Feindes überlassen.

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lärmte jede Bewegung.

Den 4. October 1792.

Die Schwierigkeit vom Platze zu kommen wuchs mehr und mehr; um den unfahrbaren Hauptwegen zu entgehen suchte man sich Bahn über Feld. Der Acker, von röthlicher Farbe, noch zäher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen, ich dachte sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reuspferde waren nicht zu erblicken; der große Küchwagen mit sechs tüchtigen bespannt kam an mir vorbei. Ich bestieg ihn; von Victualien war er nicht ganz leer, die Küchmagd aber saß sehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Studien. Den dritten Band von Geblers physikalischem Lexicon hatte ich aus dem Koffer genommen; in solchen Fällen ist ein Wörterbuch die willkommenste Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterrechnung vorfällt, und dann gewährt es wieder die beste Zerstreuung, indem es uns von einem zum andern führt.

Man hatte sich auf den zähen, die und da auslagen rothen Thonfedern nothgedrungen unvorsätzig eingelassen; in einer solchen Folge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengeräthe die Kraft entgehen. Ich stieg mit in meinen Wagen wie eine Parodie von Proteus im rothen Meere, denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicher Weise verschwinden. Sehnsüchtig schaut' ich nach allen umgebenden Hügelrücken, da erblickt' ich endlich die Reuspferde, darunter den mir bestimmten Schimmel; ich winkte sie mit Heftigkeit herbei, und nachdem ich meine Physik der armen krankheitbrüchigen Küchmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, schwang ich mich aufs Pferd, mit dem festen Vorsatz mich sobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulassen. Hier ging es nun freilich selbstständiger, aber nicht besser, noch sanfter.

Grandpreé, das nun als ein Ort der Pest und des Todes gestaltet war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere befreundete Kriegsgenossen trafen zusammen und traten im Kreise, hinter sich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie sagen dies sey das einzige Mal gewesen, wo ich ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Den 5. October 1792.

Der Weg den das Heer eingeschlagen hatte, führte gegen Busancy, weil man oberhalb Dun über die Maas gehen wollte. Wir schlugen unser Lager unmittelbar bei Sivry, in dessen Umgegend wir noch nicht alles verzehrt fanden. Der Soldat stürzte in die ersten Gärten und verbarb was andere hätten genießen können. Ich exmunterte unseren Koch und seine Leute zu einer strategischen Foutragirung, wir zogen uns ganz Dorf und fanden noch völlig unangetastete Gärten und eine reiche, unberührte Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deshalb nicht mehr als wir brauchten, mit Bescheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber sauber gehalten, und ehe wir zu dem Zaun wieder hinaustrocken, stellt' ich Betrachtungen an, wie es zugehe, daß in einem Hausgarten doch auch keine Spur von einer Thüre ins anstehende Gebäude zu entdecken sey. Als wir mit Küchenbeute wohl beschwert wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem Regimente. Einem Reuter war sein, vor zwanzig Tagen etwa, in dieser Gegend requirirtes Pferd davon gelaufen, es hatte den Platz, an dem es gebunden gewesen, mit fortgenommen, der Cavallerist wurde sehr übel angefahren, verdrießt und befehligt das Pferd wieder zu schaffen.

Da es beschlossen war den fünften in der Gegend zu rasten, so wurden wir in Sivry einquartirt und fanden, nach soviel Unbilden, die Häuslichkeit gar erfreulich, und konnten den Französisch ländlichen, idyllisch Homerischen Zustand in unserer Unterhaltung und Zerstreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Thüre selbst das Quadrat angab; von da gelangte man, durch die eigentliche Hausthüre, in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben bestimmtes Zimmer; es war mit Ziegelsteinen gepflastert, links, an der langen Wand, ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde; die Esse die den Rauch abzog schwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirthsleute zog man sich gern dahin, wo man eine entschieden bleibende Rangordnung für die Umstehenden gewahrte. Rechts am Feuer stand ein hoher Klappstühlchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angekauft, an einem trocknen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrensitz, der sogleich dem vornehmsten Fremden angewiesen wurde; auf mehrere blzerne Stühle setzten sich die übrigen Anwesenden mit den Hausgenossen. Die landüblichste Kochvorrichtung, pot au feu, kennt' ich hier zum ersten Mal genau betrachten. Ein großer eiserner Kessel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand sich schon ein gutes Stück Rindfleisch mit Wasser und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porree, Kraut, und andern vegetabilischen Ingredienzien.

Indessen wir uns freundlich mit den guten Menschen besprachen, bemerkt' ich erst wie architektonisch Anrichte, Gestellen, Töpf- und Tellerregister

angebracht seyen. Diese nahmen sämmtlich den längsten Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauses inwendig zur Seite ließ. Rett und alles der Ordnung gemäß war das Geräthe zusammengestellt; eine Magd, oder Schwester des Hauses, besorgte alles aufs zierlichste. Die Hausfrau saß am Feuer, ein Knabe stand an ihren Knien, zwei Töchterchen drängten sich an sie heran. Der Tisch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgestellt, säubres weißes Brot in Scheiben hineingeschnitten, die heiße Brühe dräber gegossen und guter Appetit empfohlen. Hier hätten jene Knaben, die mein Commißbrot verschmähten, mich auf das Muster von bon pain und bonne soupe verweisen können. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gargewordene Zugemüse, so wie das Fleisch, und jedermann hätte sich an dieser einfachen Kochkunst begnügen können.

Wir fragten theilnehmend nach ihren Zuständen; sie hatten schon das vorige Mal, als wir so lange bei Landres gestanden, sehr viel gelitten und sürchteten, kaum hergestellt, von einer feindlichen zurückziehenden Armee nunmehr den völligen Untergang. Wir bezeigten uns theilnehmend und freundlich, trösteten sie, daß es nicht lange dauern werde, da wir außer der Arrieregarde, die letzten seyen, und gaben ihnen Rath und Regel, wie sie sich gegen Nachzügler zu verhalten hätten. Bei immer wechselnden Stürm und Regenzügen brachten wir den Tag meist unter Dach und am Feuer zu; das Vergangene in Gedanken zurückrufend, das Nachfolgevorstehende nicht ohne Sorge bedenkend. Sein Grandprée hatte ich weder Wagen noch Koffer noch Bedienten wieder gesehen. Hoffnung und Sorge wechselten deßhalb augenblicklich ab. Die Nacht war herangekommen, die Kinder sollten zu Bette gehen; sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten bon soir Papa, bon soir Maman, mit wünschenswerther Anmuth. Bald darauf erfuhren wir, daß der Prinz von Braunschweig in unserer Nachbarschaft gefährlich krank liege und ersuchten uns nach ihm. Beinah schwur man ab und verschwor sich, daß es mit ihm viel besser geworden, so daß er morgen früh unverzüglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem schrecklichen Regen wieder ans Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngeren Bruder unseres Wirths wegen entschiedener Aehnlichkeit erkennen mußten; und so erklärte sich's auch. In die Tracht des Französischen Landvolks gekleidet, einen starken Stab in der Hand, trat er auf, ein schöner junger Mann. Sehr ernst, ja verdrießlich wild sah er bei uns am Feuer ohne zu sprechen; doch hatte er sich kaum erwarmt, als er mit seinem Bruder auf und ab, sodann in das nächste Zimmer trat. Sie sprachen sehr lebhaft und vertraulich zusammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unsere Wirthsleute zu halten suchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angst- und Zetergeschrei in die stürmische Nacht hinausgerufen. Unsere Soldaten hatten, unter dem Vorwand Fourage auf den Boden zu suchen, zu plündern angefangen und zwar ganz unglaublicher Weise, indem sie einem Weber sein Werkzeug wegnahmen, eigentlich für sie ganz unbrauchbar. Mit Ernst und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder ins Gleiche; denn es waren nur wenige die sich solcher That unterfingen. Wie leicht konnte das ansteckend werden und alles drunter und drüber gehn.

Da sich mehrere Personen zusammen gefunden hatten, so trat ein Weimarischer Husar zu mir, seines Hauswirts ein Fleischer, und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemästetes Schwein entdeckt habe, er teilsche darum, könne es aber von dem Besitzer nicht erhalten, wir möchten mit Ernst dazu thun; denn es würde in den nächsten Tagen an allem fehlen. Es war wunderbar genug, daß wir, die so eben der Plünderung Einhalt gethan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden sollten. Indessen, da der Hunger sein Gebiet anerkennt, gingen wir mit dem Husar in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Kamingewölbe, begrüßten die Leute und setzten uns zu ihnen. Es hatte sich noch ein anderer Weimarischer Husar Namens Lieur zu uns gefunden, dessen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Französisch von den Tugenden regulirter Truppen zu sprechen, und rühmte die Personen, welche nur für baares Geld die nothwendigsten Victualien anzuschaffen verlangten; dahingegen schalt er die Nachzügler, Packknechte und Marketender, die mit Ungestüm und Gewalt auch die letzte Klaue sich zuzueignen gewohnt seyen. Er wolle daher einem jeden den wohlmeinenden Rath geben auf den Vortheil zu sinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen sey als Thiere, die man wohl anbewinde. Seine Argumente jedoch schienen keinen großen Eindruck zu machen, als seine Unterhandlung seltsam genug unterbrochen wurde.

An der fest verschlossenen Hausthüre entstand auf einmal ein heftiges Pochen, man achtete nicht darauf, weil man keine Lust hatte noch mehr Gäste einzulassen; es pochte fort, die Nachbarin Stimme rief dazwischen, eine Weiberstimme, die auf gut Deutsch siebenfältig um Erbfnung der Thüre bat. Endlich erweicht schlug man auf, es drang eine alte Marketenderin herein, etwas in ein Tuch gewickelt auf dem Arme tragend; hinter ihr eine junge Person, nicht hübsch, aber blaß und entkräftet. Sie hielt sich kaum auf den Füßen. Mit wenigen aber kräftigen Worten erklärte die Alte den Zustand, indem sie ein nacktes Kind vorwies, von dem jene Frau auf der Flucht entbunden werden. Dadurch verzögert waren sie, mißhandelt von Bauern, in dieser Nacht endlich an unsere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verschwunden, dem Kinde seitdem es Athem holte noch keine Nahrung reichen können. Jetzt forderte die Alte mit Ungestüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand das Kind hineinzuwickeln. Da sie kein Französisch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern, aber ihr herrisches Wesen, ihre Heftigkeit gab unsern Reden genug pantomimischen Gewicht und Nachdruck: man konnte das Verlangte nicht geschwind genug herbeischaffen und das Herbeigeschaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war auch sehenswerth, wie behend sie verfuhr. Uns hatte sie bald vom Feuer verdrängt, der beste Sitz war sogleich für die Wöchnerin eingenommen, sie aber machte sich auf ihrem Schemel so breit, als wenn sie im Hause allein wäre. In einem Nu war das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; sie flüsterte das kleine Gebäthe, dann die Mutter, an sich selbst dachte sie kaum. Nun verlangte sie frische Kleider für die Wöchnerin, indeß die alten trocknen. Wir betrachteten sie mit Verwunderung; sie verstand sich aufs Requiriren.

Der Regen ließ nach, wir suchten unser voriges Quartier und kurz darauf brachten die Husaren das Schwein. Wir zahlten ein Billiges; nun sollte es

geschlachtet werden, es geschah, und als im Nebenzimmer am Tragebalken ein Kloben eingeschraubt zu sehen war, hing das Schwein sogleich dort um tunstmäßig zerstückt und bereitet zu werden.

Daß unsere Hausleute bei dieser Gelegenheit sich nicht verdrießlich, vielmehr behülflich und zuthätig erwiesen, sollen und einigermaßen wunderbar, da sie wohl Ursache gehabt hätten unser Betragen roh und rücksichtslos zu finden. In bemeldtem Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten und aufgeweckt durch unser Gethöse, schauten sie artig furchtsam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen zweischläfrigen Ehebett mit grünem Rasch fortgültig umschlossen, hing das Schwein, so daß die Vorhänge einen malerischen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtstück ohne Gleichen. Aber solchen Betrachtungen konnten sich die Einwohner nicht hingeben; wir merkten vielmehr, daß sie jenem Hause, dem man das Schwein abgewonnen, nicht sonderlich befreundet seyen und also eine gewisse Schadenfreude hierbei obwalte. Früher hatten wir auch gutmüthig einiges von Fleisch und Wurst versprochen, das alles kam der Function zu Statten, die in wenig Stunden vollendet seyn sollte. Unser Husar aber bewies sich in seinem Fache so thätig und behend wie die Zigeunerin drüben in dem ihrigen, und wir freuten uns schon auf die guten Würste und Braten, die uns von dieser Halbbeute zu Theil werden sollten. In Erwartung dessen legten wir uns in der Schmiedewerkstatt unseres Wirthes auf die sanftesten Weizengarben und schliefen gerudig bis an den Tag. Indessen hatte unser Husar sein Geschäft im Innern des Hauses vollendet, ein Frühstück fand sich bereit und das Uebrige war schon versprochen, nachdem vorher den Wirthsleuten gleichfalls ihr Theil gespendet worden, nicht ohne Verdruß unserer Leute, welche behaupteten: bei diesem Volk sey Gutmüthigkeit übel angewendet, sie hätten gewiß noch Fleisch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umsah fand ich zuletzt eine Thüre verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenster an der Seite konnte ich bemerken, daß ich nicht irre geschlossen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus, und ich erkannte ihn ganz deutlich für denjenigen, wo wir uns früh mit Küchenwaaren versehen hatten. Die Thüre war verrammelt und von außen so gesichert verschlüßlet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich sie heute früh vergebens gerüttelt hatte. Und so stand es in den Sternen geschrieben, daß wir, ungeachtet aller Vorsicht, doch in das Haus gelangen sollten.

Den 6. October 1792. Früh.

Bei solchen Umgebungen darf man sich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeste Verharren irgend eines Zustandes erwarten. Mit Tagesanbruch war der ganze Ort auf einmal in großer Bewegung; die Geschichte des entflohenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der gedrängtigte Reiter der es verdorben sey, oder Strafe leiden und zu Fuße gehen sollte, war auf den nächsten Dörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerei selbst los zu werden, zuletzt versicherte: es möge in Sivry Recken; dort habe man vor so viel Wochen einen Rappen aufgetrieben wie er ihn beschreibe, unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd sich losgemacht, und was sonst noch die Wahrscheinlichkeit vermehren mochte. Nun kam er begleitet von einem ernsten Unteroffizier der, durch Bedrohung des ganzen Ortes, endlich die Auflösung des Räthsels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu seinem vorigen Herrn gelaufen, die Freude den vermißten Haus- und Stallgenossen wieder zu sehen, sagen sie, sey in der Familie grenzenlos gewesen, allgemein die Theilnahme der Nachbarn. Künstlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu versteckt; jedermann bewahrte das Geheimniß. Nun aber wurde es, unter Klagen und Jammern, wieder hervorgezogen, und Betrübniß ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter sich darauf schwang und dem Wachtmeister folgte. Niemand gedachte wieder eigener Lasten noch des keineswegs aufgeklärten allgemeinen Geschicks, das Pferd, und der zum zweiten Mal getäuschte Besitzer waren der Gegenstand der zusammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung that sich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er sich erkundigen wollte, was die Menge zusammengebracht, wendeten sich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es stand nicht in seiner Macht, denn die Kriegsläufte sind mächtiger als die Könige, er ließ sie trostlos, indem er sich stillschweigend entfernte.

Nun besprachen wir wiederholt mit unsern guten Hausleuten das Mandver gegen die Nachtjäger: denn schon sputte das Geschwein hin und wieder. Mir riethen: Mann und Frau, Magd und Geselle sollten in der Thüre innerhalb des kleinen Vorraums sich halten und allenfalls ein Stück Brot, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auswendig reichen, den eindringenden Ungethüm aber standhaft abwehren. Mit Gewalt erstürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus, einmal eingelassen aber werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menschen baten uns noch länger zu bleiben, allein wir hatten an uns selber zu denken; das Regiment des Herzogs war schon vorwärts und der Kronprinz abgeritten; dieß war genug unsern Abschied zu bestimmen.

Wie tätzlich dieß gewesen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Colonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vorstand der Französischen Prinzen geflohen, als er eben den Paß Ebeine le prevalent und die Aisne hinter sich gelassen, zwischen les Grandes et Petites Armoires von Bauern angegriffen worden, einem Officier solle das Pferd unterm Leib getödtet, dem Bedienten des Commandirenden eine Kugel durch den Hut gegangen seyn. Nun fiel mir's aufs Herz daß in vergangner Nacht, als der bärbeißige Schwager ins Haus trat, ich einer solchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Zum 6. October 1792.

Aus der gefährlichsten Krumme waren wir nun heraus, unser Rückzug jedoch noch immer beschwerlich und bedenklich; der Transport unseres Hausbaltes von Tag zu Tage lästiger, denn freilich führten wir ein completes Mobiliar mit uns; außer dem Küchengeräth noch Tisch und Bänke, Kisten, Kasten und Stühle, ja ein paar Bettstellen. Wie wollte man die mehreren Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden; einige fielen, die Zurückbleibenden zeigten sich trostlos. Es blieb nichts übrig als einen Wagen stehen zu lassen, um die andern fortzubringen.

Herzog Leopold von Braunschweig.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und theilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beym stilleren Rauschen der Urne,
Bis dich stürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Sey dann hülfreich dem Volke, wie du es Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang.

Dem Ackersmann.

Eine flache Furche bedeckt den goldnen Samen,
Eine tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Pflüge fröhlich und säe, hier keimet Nahrung dem Leben,
Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

Nun ward geräthschlagt, was wohl das Unentbehrlichste sey, und so mußte man einen mit allerley Geräth wohlbepackten Wagen im Stiche lassen, um nicht alles zu entbehren. Diese Operation wiederholte sich einigemal, unser Zug ward um vieles compendiöser, und doch wurden wir aufs neue an eine solche Reduction genahmt, da wir uns an den niedrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortschleppten.

Was mich aber in diesen Stunden am meisten drückte und besorgt machte, war, daß ich meinen Wagen schon einige Tage vermißte. Nun wußte ich mir's nicht anders denken, als mein sonst so reputirter Diener sey in Verlegenheit gerathen, habe seine Pferde verloren und andere zu requiriren nicht vermocht. Da sah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werthe Böhmische Haidwaise, ein Geschenk meines Fürsten, die mich schon so weit in der Welt herumgetragen, im Koth versunken, vielleicht auch über Bord geworfen und somit, wie ich da zu Pferde saß, trug ich nun alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuscripten jeder Art und manches durch Gewohnheit sonst noch werthe Besitzthum, alles schien mir verloren und schon in die Welt zerstreut.

Was war aus der Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden, aus sonstigen Kleinigkeiten die man an sich herumsteckt? Hatte ich das alles nun recht umständlich und peinlich durchgedacht, so stellte sich der Geist aus dem unerträglichen Zustande bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachsen und wie ich vorher umständlich den Verlust gedacht, so dacht' ich nunmehr alles durch seine Thätigkeit erhalten, und freute mich dessen, als säg' es mir schon vor Augen.

Den 7. October 1792.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir übersetzen und die gebahnte Hauptstraße jenseits erreichen sollten, gerade auf dem sumpfigsten Wiesenfleck, hieß es: der Herzog von Braunschweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns stille und sagte zu mir: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht seyn, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden."

Er hatte mich in dem Hauptquartier zu Hans vorbeigehend gesehen, und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig gewesen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er, nach so viel Leiden und Anstrengung, noch durch die Krankheit seines fürstlichen Sohnes sey in Sorgen gesetzt worden; woran wir vorige Nacht in Storp großen Antheil empfunden. Er nahm es wohl auf, denn dieser Prinz war sein Liebling, zeigte sodann auf ihn, der in der Nähe hielt, wir vernetzten uns auch vor ihm. Der Herzog wünschte uns allen Geduld und Ausdauer, und ich ihm dagegen eine ungestörte Gesundheit, weil ihm sonst nichts abgehe uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen, er gab es zu erkennen, daß 'sonst' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbrachte.

Den 7. und 9. October 1792.

Wir hatten über die Maas gesetzt und den Weg eingeschlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt; das Wetter war furchtbarer als je, wir lagerten bei Consenvoy. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil stiegen aufs Höchste, die Zelte durchnäßt, sonst kein Schirm kein Obdach; man wußte nicht, wohin man sich wenden sollte; noch immer fehlte mein Wagen und ich entbehrte das Nothwendigste. Konnte man sich auch unter einem Zelte bergen, so war doch an keine Ruhestelle zu denken. Wie sehnte man sich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Brettstück, und zuletzt blieb doch nichts übrig, als sich auf den kalten feuchten Boden niederzulegen.

Nun hatte ich aber schon in vorigen gleichen Fällen mir ein praktisches Hülfsmittel ersonnen, wie solche Noth zu überdauern sey; ich stand nämlich so lange auf den Füßen, bis die Kniee zusammen brachen, dann setzt' ich mich auf einen Feldstuhl, wo ich barmächtig verweilte bis ich niederzusinken glaubte, da denn jede Stelle wo man sich horizontal ausstrecken konnte, höchst willkommen war. Wie also Hunger das beste Gewürz bleibt, so wird Müdigkeit der herrlichste Schlaftrunk seyn.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir auf diese Weise verlebt, als der traurige Zustand einiger Kranken auch Gesunden zu Gute kommen sollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Uebel befallen, einen Junker vom Regiment hatte der Fürst aus dem Lazareth von Grandpree gerettet; nun beschloß er die beiden in das etwa zwei Meilen entfernte Verdun zu schicken. Kämmerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben und ich säumte nicht auf gnädigste vorkommliche Anmahnung, den vierten Platz einzunehmen. Mit Empfehlungsschreiben an den Commandanten wurden wir entlassen, und als beim Einsitzen der Pudel nicht zurückbleiben durfte, so ward aus dem sonst so beliebten Schlafwagen ein halbes Lazareth und etwas menagerieartig.

Zur Escorte, zum Quartier- und Proviantmeister erbielten wir jenen Husaren, der, Namens Eisenr. aus Lutenburg gebürtig, der Gegend kundig, Geschick, Gewandtheit und Klugheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er vorauf und machte dem mit sechs starken Sommeln bespannten Wagen und sich selbst ein gutes Ansehen.

Zwischen ansteckende Kranke gesetzt, traut' ich von seiner Hypochondrien. Der Mensch, wenn er sich getreu bleibt, findet zu jedem Zustande eine hülfreiche Maxime; mir stellte sich, sobald die Gefahr groß ward, der blindeste Fatalismus zur Hand, und ich habe bemerkt, daß Menschen die ein durchaus gefährliches Metier treiben, sich durch denselben Glauben gestählt und gestärkt fühlen. Die Mahomedanische Religion giebt davon den besten Beweis.

Den 9. October 1792.

Unsere traurige Lazarethfahrt zog nun langsam dahin und gab zu ernsten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieselbe Heerstraße fielen, auf der wir mit so viel Muth und Hoffnung ins Land eingetreten waren. Hier verirrten wir nun wieder dieselbe Gegend, wo der erste Schuß aus den Wendergen fiel, denselben Hochweg, wo uns die hübsche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden; kamen an dem Mämerchen vorbei, von wo sie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie sah das alles jetzt anders aus! und wie doppelt unerfreulich erschienen die Folgen eines kraftlosen Zeitpunkts

durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in diesen Trübnissen sollte mir gerade das Erwünschteste begegnen. Wir hatten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen unansehnlichen Pferden vor uns herzog; hier aber gab es einen Lust- und Erlustigungsauftritt, denn es war mein Wagen, mein Diener. — Paul! rief ich aus, Teufelsjunge, bist du's! Wie kommst du hieher? — Der Koffer stand geruhig aufgepackt an seiner alten Stelle; welch' erfreulicher Anblick! und als ich mich nach Portefeuille und anderm hastig erkundigte, sprangen zwei Freunde aus dem Wagen, geheimer Secretär Weyland und Hauptmann Bent. Das war eine gar frohe Scene des Wiederfindens, und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt, und sich nicht allein von Hans bis Grandpree sondern auch weiter da, als er nur aus den Augen gekommen, über die Rhône geschleppt und immer sofort verlangt, begehrt, fouragirt, requirirt, bis wir zuletzt glücklich wieder zusammentrafen und nun, alle vereint und wohl versorgt, nach Verdun zogen, wo wir genugsame Ruhe und Erquickung zu finden hofften. Hiezu hatte denn auch der Husar weislich und klüglich die besten Veranstalten getroffen; er war voraus in die Stadt gerutten und hatte sich, bei der Fülle des Dranges, gar bald überzeugt, daß hier ordnungsgemäß durch Wirksamkeit und guten Willen eines Quartieramts nichts zu hoffen sey; glücklicherweise aber sah er in dem Hof eines schönen Hauses Anstalten zu einer herannahenden Armee, er sprengte zurück, bedeutete uns, wie wir fahren sollten, und eilte nun, sobald jene Partei heraus war, das Hofthor zu besetzen, dessen Schließen zu verbindern und uns gar erwünscht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir stiegen aus, unter Protestation einer alten Hausbalterin, welche, so eben von einer Einquartierung befreit, keine neue, besonders ohne Bitter aufzunehmen Lust empfand. Indessen waren die Pferde schon ausgespannt und im Stalle, wir aber hatten uns in die obern Zimmer getheilt; der Hausherr, ältlich, Chevalier, Ludwigsritter, ließ es geschehen; weder er noch Familie wollten von Gästen weiter wissen, am wenigsten dießmal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 10. October 1792.

Ein Knabe der uns in der verwüsteten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung; ob wir denn von den unvergleichlichen Verduner Pasteten noch nicht gekostet hätten? Er führte uns darauf zu dem berühmtesten Meister dieser Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Oefen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tisch und Bänke zum frischen Genuß des augenblicklich Gebackenen. Der Künstler trat vor, sprach aber seine Verzweiflung überall lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich sey uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die schönsten Vorräthe des feinsten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm diese ohne Milch und Butter! Er rühmte sein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreisenden, und jammerte uns, daß er gerade jetzt wo er sich vor solchen Fremden zu zeigen und seinen Ruf aufzubreiten Gelegenheit finde, gerade des Nothwendigsten ermangeln müßte. Er beschwor uns dafür Butter herbeizuschaffen, und gab zu verstehen, wenn wir nur ein wenig Ernst zeigen wollten, so sollte sich dergleichen schon irgend wo finden. Doch ließ er sich für den Augenblick zufrieden stellen, als wir versprachen bei längerem Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizuholen.

Unsern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und sich ebenwohl auf hübsche Kinder als auf Pasteten zu verstehen schien, befragten wir nach einem wunderschönen Frauenzimmer, das sich eben aus dem Fenster eines wohlgebauten Hauses herausbog. Ja, rief er, nachdem er ihren Namen genannt, das hübsche Köpfchen mag sich fest auf den Schultern halten, es ist auch eine von denen die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben. Ihr Haus und Familie dachten schon sie waren wieder oben drauf, das Blatt aber hat sich gewendet, jetzt tauscht' ich nicht mit ihr. Er sprach hierüber mit besonderer Gelassenheit, als wäre es ganz natürgemäß und könne und werde nicht anders seyn.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen, wohin er, unsern alten Wirth zu begrüßen und den Brief an die Schwester zu Paris wiederzubringen, gegangen war. Der rechtliche Mann empfing ihn gutmüthig genug, bewirthete ihn aufs beste und lud die Herrschaft ein, die er gleichfalls zu tractiren versprach.

Es wohl soll' es uns aber nicht werden; denn kaum hatten wir den Kessel übers Feuer gehängt, mit verschmitzten Ingredienzien und Ceremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Commandanten Herrn von Clerfayte freundlich anbeutete, wir möchten uns einrichten morgen früh um acht Uhr auf Befehl zu fahren. Hoch betroffen, daß wir Dach, Fach und Herd, ohne uns nur eine germaßen herstellen zu können, eilig verlassen und uns wieder in die wüste stürmige Welt hinausjagen sollen sehen sollten, bereiten wir uns auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners, worauf er denn meinte, wir sollten diese daß möglichst fortzubringen suchen, weil in der Nacht die Lazarethe geleert und nur die völlig intransportablen Kranken zurückgelassen würden. Uns überfiel Schrecken und Entsetzen, denn bisher zweifelte niemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müßte. Von diesen Hoffnungen konnten wir nicht auf einmal Abschied nehmen; daher schien es uns, man wolle nur die Festungen von den unzähligen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um sie allsdann mit der nothwendigen Garnison besetzen zu können. Kammerrier Wagner lobte, der das Schweigen des Herzogs dem Commandanten übertragen hatte, ziemte das allerbedenklichste in diesen Maßregeln zu sehen. Was es aber auch im Ganzen für einen Ausgang nähme, mußten wir uns diesmal in unser Schicksal ergeben und spleißten geruhig den einsamen Zopf in verschiedenen Absätzen und Touren; als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns bedeutete, wir möchten ja ohne Zaudern und Bedenken morgen früh um drei Uhr auf Befehl zu kommen suchen. Kammerrier Wagner, der den Inhalt seines Briefs an den Commandanten zu bieten glaubte, sah hierin ein einstweiliges Besänftigen, daß die Festung den Franzosen vielleicht wieder würde übergeben werden. Dabei gedachten wir der Ordonnanz des Knaben, gedachten der seidnen gemalten Frauenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübten uns zum ersten Mal recht herzlich und grämlich über eine so entsetzlich unsinnige große Unternehmung.

Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps Aerte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so kennt ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, auch gewisser nächster Umstände nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspielerinnen, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unsicherer Gestalt umhergehen, indessen die Truppe in gut sie kann, aufs beste herausgesetzt das Resultat unter Bemühungen dem Glück und der Laune des Parterre überlassen muß.

Baron Breteuil wohnte gegen uns über; seit der Haussuchung gesichtete war er mir nicht aus den Gedanken gekommen. Sein Haß gegen den Cardinal von Rohan verleitete ihn zu der furchtbarsten Uebereilung; die durch jenen Proceß entstandene Erbitterung erzeugt die Grundsätzen des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Königin und gegen die obern Stände überhaupt; denn leider alles was zur Sprache kam, machte nur das gräuliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmern befangen lagen.

Diesmal glaubte man, er habe den auffallenden Vorsatz gefaßt, der uns zum Rückzug vermögen, zu dessen Entschuldigung man höchst günstige Bedingungen voraussetzte: man versicherte, König, Königin und Familie sollten frei gegeben und somit noch manches Mißverständniß erspart werden. Die Frage aber, wie diese großen diplomatischen Verbriefe mit allem übrigen, was uns noch umgab bekannt war, übereinstimmen sollen, ließ einen Zweifel nach dem andern aufkommen.

Die Zimmer die wir bewohnten waren anständig meublirt; mir fiel ein Wandspruch auf, durch dessen Glasthüren in viele regelmäßig bestimmte gleiche Hefte in Quart erblickte. Zu meiner Verwunderung erfuhr ich daraus, daß unser Wirth als einer der Notablen im Jahre 1787 zu Paris gewesen; in diesen Heften war seine Instruction abgedruckt. Die Mäßigkeit der damaligen Forderungen, die Bescheidenheit womit sie angesagt, contrastirten völlig mit den gewaltsamen Zuständen von Gewaltsamkeit. Ueberdruß und Verzweiflung. Ich las diese Blätter mit wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 11. October 1792.

Ohne die Nacht geschlafen zu haben, waren wir früh um drei Uhr eben im Begriff unsern gegen das Hofthor gerichteten Wagen zu besteigen, als wir ein ungewöhnliches Hindernis gewahr wurden; denn es zog schon eine ununterbrochene Colonne Kranken-Wagen, zwischen den zur Seite aufgestellten Pfählen hinein, durch die zum Sumpf gebahnte Straße. Als wir nun sie standen anzuhalten was erreicht werden könnte, drängte sich unser Wirth, der Lustwandler, ohne zu grüßen an uns vorbei. Unsere Verwunderung über sein rüdes und unfreundliches Betragen ward aber bald in Mitleid verkehrt, denn sein Bedienter, hinter ihm drein, trug ein Bündelchen auf dem Stocke, und so ward es nur allzu deutlich daß er, nachdem er vier Wochen vorher Haus und Hof wieder gekauft hatte, es nun abermals, wie wir unsre Eroberungen, verlassen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerksamkeit auf die bessern Pferde vor meiner Chaise gelenkt; da gerstand denn die liebe Dienerschaft: daß sie die bisherigen schwachen, unbrauchbaren, gegen Zucker und Kaffee, vertauscht, sogleich aber in Reunion andrer gütlich geworden sey. Die Thätigkeit des gewandten Lieut's war hiebei nicht zu verkennen; auch durch ihn kamen wir diesmal vom Flecke, denn er sprengte in eine Lücke der Wagenreihe und hielt das folgende Gespann so lange zurück, bis wir sechste und vierundzwanzig eingeschaltet waren: da ich mich denn früherer Lust in meinem leichten Wägelchen abermals ergetzen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenpruut, aber bewegten uns doch; der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt in dem gräulichsten Gewirr und Getümmel. Alle Arten von Wagen, wenig Reiter, unzählige Fußgänger durchkreuzten sich auf dem großen Platz vor dem Thor. Wir zogen mit unserer Colonne rechts gegen Etain, auf einen beschränkten Fahrweg mit Gräben zu beiden Seiten. Die Selbsterhaltung in einem so ungeheuren Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr; man weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Rädwagen, man schnitt die Stränge entzwei und ließ es liegen. Als nun aber die erst darüber die Last nicht weiter bringen konnten, somit man auch sie los, warf das schwerbepackte Fuhrwerk in den Graben und mit dem geringsten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg das sich eben erheben wollte, und es sah ganz deutlich wie dessen Gebeine unter den Rädern barsten und splitterten.

Reiter und Fußgänger suchten sich vor der sämtlichen unwegsamen Fahrstraße auf die Wiesen zu retten; aber auch diese waren zu Grunde gerannt, von ausgetretenen Gräben überschwemmt, die Verdunnung der Zugpferde überall unterstrowen. Vier ansehnliche, schöne, sauber gekleidete Französische Soldaten wateten eine Zeit lang neben unseren Wagen her, durchaus naß und ermüdet, und mußten so gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knoten von der sämmtlichen Wasserfarbe zeugte, welche die guten Leute bekamen.

Das man unter solchen Umständen in Gräben, auf Wiesen, Feldern und Angern todte Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zustands; bald aber fand man sie auch angedeckt, die Kostbarsten Theile sogar abgeschnitten; traurigen Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr bei der gestauten engen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden; unter welchen Umständen freilich die Sorgfalt unseres Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preisen war. Dieselbe verhältnis sich denn auch zu Etain, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem schönen wohlgebauten Städtchen, durch Straßen und auf Plätzen, ein Gewirr von Menschen und Gewimmel um und neben uns entstehen; die Masse wogte hin und her, und indem alles vorwärts drang ward jeder dem andern hinderlich. Unsere meinet ließ unser Führer die Wagen vorsichtig wohlgemachten Hause des Marktes halten, wir traten ein, Hausherr und Frau begrüßten uns in zuvorkommender Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf ebener Erde, wo im schwarz-marmornen Kamin behagliches Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber besahnten wir uns ungern, denn ich hatte noch immer nicht die Entschließung gefaßt meine langen Haare kurz schneiden zu lassen, die jetzt wie ein verworrener Haufreuden undermischen; der Bart strauchig vermehrte das wilde Ansehen unserer Gesichter.

Nun aber wurden wir aus den niedrigen Fenstern den ganzen Markt überschauend, unmittelbar das grünzeugige Getümmel betrachtet mit Händen

greifen. Aller Art Zuhänger. Uniformirte, marode, gesunde aber trauernde Bürgersleute, Weiber und Kinder drängten und quetschten sich zwischen Fuhrwerk aller Gestalt; Reit- und Lastwagen. Equipagen und Mehrspänner, Bauerleriker eigneten und requirirten Gespanne, weichende, anstehende, bunderte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit wegwahrscheinlich geforderte mogenommene Herrden. Reiter sah man wenig, auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigranten, vielfarbig lackirt, vergoldet und versilbert, die ich wohl schon in Germannsorn mochte bewundert haben. Die größte Noth entstand aber da wo die den Markt füllende Menge in eine, zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnismäßig viel zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in meinem Leben nichts Aehnliches gesehen; vergleichen aber ließ sich der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger ausgetretenen Strome, der sich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen und im beschränkten Bette weiter fließen soll.

Die lange, aus unsern Fenstern übersehbare Straße zwar schwoll unaufhaltsam die seltsamste Woge; ein hoher zweispänner Reisewagen ragte über der Flut empor. Er ließ und an die schönen Frauzöhnen denken, sie waren es aber nicht, sondern Graf Haugwitz, den ich mit einiger Schadenfreude Schritt vor Schritt dahin wackeln sah.

Zum 11. October 1792.

Ein gutes Essen war und bereitet, die köstlichste Sodyziemelie willkommen; an gutem Wein und Brot fehlte es nicht, und so waren wir neben dem größten Gedränge in der süßesten Beruhigung; wie man auch wohl der stürmenden See, am Fuße eines Leuchtthurms, auf dem Steindamm sitzend, der wilden Wellenbewegung zusieht und dort und da ein Schiff ihrer Wuthe preisgegeben. Aber uns erwartete in diesem gastlichen Hause eine wahrhaft hergreifende Familienscene.

Der Sohn, ein schöner junger Mann, hatte schon einige Zeit, hingerissen von den allgemeinen Gesinnungen, in Paris unter den Nationaltruppen gedient und sich dort hervorgethan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigranten mit der stolzen Hoffnung eines gewissen Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuversichtlichen Eltern dringend und wieder dringend, der Sohn solle seine dortige Lage, die er nunmehr verabscheuen müsse, eiligst aufgeben, zurückkehren und dieselbst für die gute Sache fechten. Der Sohn, wider Willen, aus Pietät, kommt zurück, eben in dem Moment da Preußen, Oesterreicher und Emigrirte retiriren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu seinem Vaterhause. Was soll er nun anfangen? und wie sollen sie ihn empfangen? Freude ihn wieder zu sehen, Schmerz ihn in dem Augenblick wieder zu verlieren; Verwirrung ob Haus und Hof in diesem Sturm werde zu erhalten seyn. Als junger Mann dem neuen Schicksal gänzlich bereit er genöthigt zu einer Partei zurück die er verabscheut, und eben als er sich in sein Schicksal ergeben sieht er diese Partei zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen weiß er sich schon in das Sündens- und Todesregister geschrieben; und nun im Augenblick soll er aus seinem Vaterlande verbannt, aus seines Vaters Hause gestoßen werden. Die Eltern die sich gern an ihm leben mochten, müssen ihn selbst wegtreiben, und er, in Sonnerzenswonne des Wiedersehens, weiß nicht wie er sich losreißen soll; die Umarmungen sind Vorwürfe und das Scheiden, das vor unsern Augen geschieht, schrecklich.

Unmittelbar vor unserer Stubenthüre ereignete sich das alles auf der Hausflur. Kaum war es still geworden und die Eltern hatten sich wenigstens entfernt, als eine Scene, fast noch wunderbarer, auffallender und selbst anspreach, ja im Vertiegenheit setzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doch zuletzt ein Lächeln abnöthigte. Einige Bauerlieute, Männer, Frauen und Kinder drangen in unsere Zimmer und warfen sich heulend und schreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Beredsamkeit des Schmerzens und des Jammers flehten sie, daß man ihr schönes Rindvieh wegtreibe, sie ihrem Pächter eines ansehnlichen Gutes; ich solle nur zum Fenster hinaussehen, eben treibe man sie vorbei. es hätten Preußen sich derselben bemächtigt, ich solle beistehen, solle Hülfe schaffen. Herzanreißend war ich, um mich zu besinnen, ans Fenster, der leichtertige Husar stellte sich hinter mich und sagte: verstehen Sie! ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirthung zu finden. Die Bauern hätten freilich nicht hereinkommen sollen; aber mit einem guten Wort weisen sie die Leute an mich und scheinen überzeugt von meinem Vorschlagen.

Was war zu thun? überrascht und unwillig nahm ich mich zusammen und schien über die Umstände nachzudenken. Wird doch, sagt' ich zu mir selbst, List und Verschlagenheit im Kriege gerühmt! Wer sich durch Scheine betrügen läßt kommt in Gefahr von ihnen irre geführt zu werden. Ein Skandal unnützer und beschämend ist hier zu vermeiden. Und wie der Arzt in verzweifelten Fällen wohl noch ein Hoffnungsrecept verschreibt, entließ ich die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten; dann sagt' ich mir zu meiner Beruhigung: hatte doch bei Sturz der achte Thronfolger den beerdigten Leuten ihr Pferd nicht zusprechen können, so dürfte sich der unterzeichnete Schwager des Königs wohl verziehen, wenn er die Hülfsbedürftigen mit irgend einer klugen eingeflüsterten Wendung abzulehnen suchte.

Mir aber gelangten in finsterer Nacht nach Sedincourt; alle Zimmer waren volle, zum Zeichen das alle Zimmer belegt seyen. An jeder Hausthüre ward protestirt, von den Einwohnern die keine neuen Gäste, von den Einquartirten die keine Genossen aufnehmen wollten. Ohne viel Umstände aber drang unser Husar ins Haus, und als er einige Franzöhnische Soldaten in der Halle am Feuer fand, eindeute er sie zuvorkommend, vornehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Kamin einzuräumen. Wir traten zugleich herein, sie waren freundlich und rückten zusammen, setzten sich aber bald wieder in die wunderliche Position ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu strecken. Sie tieren auch wohl einmal im Saale um und wieder und schrien bald in ihre vorige Lage zurück, und man konnt' sie bemerken, daß es ihr eigentliches Geschäft sey den untern Theil ihrer Gamaschen zu trocknen.

Gar bald aber erinnerten sie mir als bekannt; es waren eben diejenigen die heute früh neben unserm Wagen im Schlamme so jämmerlich einherirrten. Nun früher als wir angelangt hatten sie schon am Brunnen die untersten Theile gewaschen und getrocknet, trocknete sie nunmehr, um morgen früh neuem Schmutz und Unrath galant entgegen zu gehen. Ein musterhaftes Betragen, an das man sich in manchen Fällen des Lebens wohl wieder zu erinnern hat. Man dacht' ich dabei meiner lieben Kriegskameraden, die den Befehl zur Reinlichkeit mürrisch aufgenommen hatten.

Doch uns dergestalt untergebracht zu haben, war dem klugen dienstfertigen Liseur nicht genug: die Portion des Mittags, die sich so glücklich erwiesen hatte, ward stündlich wiederholt, die hohe Generalsperson, der Schwager des Königs, wurde machtig und verbrauch eine ganze Masse guter Emigranten und einem Zimmer mit zwei Betten. Zwei Damen von Rang nahmen wir dagegen in demselben Raum auf, ich aber begab mich vor die Hausthüre, zu dem alten erprobten Schlafwagen, dessen Deichsel, diesmal nach Deutschland gekehrt, mir ganz eigene Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein sanftes Einschlummern gar bald abgeschnitten wurden.

Den 12. October 1792.

Der heutige Weg erschien noch trauriger als der gestrige; ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgestürzten Wagen häufiger neben der Heerstraße auf den Wiesen. Aus den aufgerissenen Decken der Rüstwagen fielen gar mancherlei Mantelsäcke, einem Emigrirtencorps gehörig, hervor; das bunte zierliche Ansehn dieses zerrissenen aufgegebenen Gutes lockte die Besitzlust der Vorüberwandernden, und mancher bepackte sich mit einer Last, die er zuletzt auch wieder abwerfen sollte. Daraus mag denn wohl die Rede entstanden seyn, auf dem Rückzuge seyen Emigrirte von Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfällen erzählte man auch manches Sonderbare; ein schwer beladener Emigrantenwagen war ebenermaßen an einer Anhöhe stecken geblieben und verlassen worden. Nachfolgende Truppen untersuchten den Inhalt, fanden Küchen von mäßiger Größe, auffallend schwer, beschlossen sich gemeinschaftlich damit und schleppten sie mit unglaublicher Mühe auf die nächste Höhe. Hier wollen sie nun in die Beute und in die Last sich theilen; aber welch' ein Anblick! Aus jedem zerschlagenen Kasten fällt eine Unzahl Kartenspiele herver, und die Goldstücke rollen sich im mannichfaltigen Spott durch Lachen und Possen.

Wir aber zogen durch Longuion nach Longwy; und hier mußte man, indem die Bürger bedeutender Freundschaften und dem Gedränge verschwunden, sich glücklich schätzen, daß auch widerwärtige Gratuitäten sich vor der Einbildungskraft ordnungsen. Mag seyn ich als wiederholen, daß die Wege nicht besser wurden, daß man nach wie vor, zwischen umgestürzten Wagen, abgedeckte und frisch aufgeschirrte Pferde aber und abermals rechts und links verabscheute. Von Bäumen schlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menschen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen Buch neben der Straße.

Uns sollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Erquickung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige Betrachtungen über den Zustand des wohlhabenden gutmüthigen Bürgers in streitlichen, diesmal ganz unerwarteten Kriegs-Unheil.

Den 13. October 1792.

Unser Führer wollte nicht freventlich seine braven, wohlhabenden Verwandten in dieser Gegend gerühmt haben; er hies uns deßhalb einen Umweg machen über Arlon, wo wir in einem schönen Städtchen, bei ansehnlichen und wackern Leuten, in einem wohlgebauten und gut eingerichteten Hause, von ihm angemeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten Personen freuten sich selbst ihres Better, glaubten gewiß Besserung und nächste Beförderung schon in dem Auftrage zu sehn, daß er uns, mit zwei Wagen, soviel Pferden und, wie er ihnen glauben gemacht hatte, mit vielem Geld und Kostbarkeiten, aus dem gefährlichen Gewirre herausführen beehrt worden. Auch wir konnten seiner bisherigen Leitung das beste Zeugniß geben und, ob wir gleich an die Belehrung dieses verlernten Schmus nicht sonderlich glauben konnten, so waren wir ihm doch diesmal so viel schuldig geworden, daß wir auch seinem künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz verweigern durften. Der Scheim verhehlte nicht mit schmeichelhaftem Wesen das Seinige zu thun und erbiete wirklich, in der Stille, von den braven Leuten ein artiges Geschenk in Gold. Wir erquickten uns dagegen an gutem kaltem Frühstück und dem trefflichsten Wein und beantworteten die Fragen der freilich auch sehr erstaunten, wackern Leute, wegen der wahrscheinlichen nächsten Zukunft, so schonend als möglich.

Vor dem Hause hatten wir ein paar sonderbare Wagen bemerkt, länger und theilweise höher als gewöhnliche Rüstwagen, auch an der Seite mit wunderlichen Anstalten geformt: mit rege gewordener Neugier fragte ich nach diesem seltsamen Fuhrwerke, man antwortete mir zuvorkommend, aber mit Bestürzung: es sey darin die Assignatenfabrik der Emigrirten enthalten, und bemerkte dabei was für ein grämzerstörtes Unglück dadurch über die Gegend gebracht worden. Denn, da man sich seit einiger Zeit der ächten Assignate kaum erwehren könne, so habe man nun auch, seit dem Gimmarsch der Alliirten, diese falschen in Umlauf gewungen. Aufmerksame Handelsleute hätten dagegen protestirt, ihrer Sicherheit wegen, diese verdächtige Papierware nach Paris zu senden und sey von dorther officiele Erklärung ihrer Falschheit zu verschaffen gewußt; dies verwirrte aber Handel und Wandel ins unendliche; denn da man bei den ächten Assignaten sich nur zum Theil gefährdet finde, bei den falschen aber gewiß gleich um das Ganze betrogen sey, auch beim ersten Anblick niemand sie zu unterscheiden vermöge, so wisse kein Mensch mehr was er gehen und was er empfangen solle, dieß verbreite schon bis Luxemburg und Trier solche Ungewißheit, Mißtrauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten das Elend nicht größer werden könne.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu befürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, worein uns in den Franzosischen ernsten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herüber gekommen ist. Von einem solchen Zustande können wir uns in einer patriarchalischen Wirthlichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die Petite Ville mag lächerlich seyn, die Deutschen Kleinstädter sind dagegen absurd.

Den 14. October 1792.

Sehr angenehm überrascht fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der besten Kunststraße, und wurden in diese sonst so wichtige und wohlverwahrte Festung eingelassen wie in jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, sahen wir uns nach und nach innerhalb der Außenwerke, der Wälle, Gräben, Zugbrücken, Mauern und Thore, unsern Führer, der Mutter und Vater hier zu finden vorgab, das weitere vertrauend. Ueberdrang war die Stadt von Blessirten und Kranken.

vom thätigen Menſchen, die ſich ſelbſt, Pferde und Fuhrwerk wieder herzuſtellen trachteten.

Unſere Geſellſchaft, die ſich bisher zuſammengehalten hatte, wollte ſich trennen; nur verſchaffte der gewandte Quartiermeiſter ein hübſches Zimmer, das aus dem engſten Höfchen, wie aus einer Feuerveſte, doch bei ſehr vielen Fenſtern genugſames Licht erhielt. Hier wußte er mich mit meinem Gepäck und ſonſt gar wohl einzurichten und für alle Bedürfniſſe zu ſorgen; er gab mir den Begriff von den Haus- und Mietbleuten des Gebäudes und verſicherte: daß ich gegen eine kleine Gabe ſobald nicht ausgetrieben und wohl bedandelt werden ſollte.

Hier nennt' ich nun zum erſten Mal den Koffer wieder aufſchließen und mich meiner Reiſe-Habſeligkeiten des Gelees, der Manuſcripte wieder verſichern. Das Convolut zur Farbenlehre drang' ich zuerſt in Ordnung, immer meine fruhe Maxime vor Augen: die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen. Im Kriegs- und Reiſetagewuſt mocht' ich nicht anrühren. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdruſſes und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine ſtille, von jedem Geräuſche abgeſchloſſene Wohnung gewährte mir wie eine Kloſterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigſten Betrachtungen, dagegen ich mich, ſobald ich nur den Fuß vor die Hausthüre hinausſetzte, in dem lebendigſten Kriegstummel befand und nach Luſt das wunderlichſte Local durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden iſt.

Den 15. October 1792.

Wer Luxemburg nicht geſehen hat wird ſich keine Vorſtellung vom dieſem an und über einander gefügten Kriegsgebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt ſich, wenn man die ſeltſame Mannigfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der ſich das Auge deshin und her gebenden Wanderers kaum befreunden konnte. Plan und Grundriß vor ſich zu nehmen wird nöthig ſeyn, nachſtehendes nur einigermaßen verſtändlich zu finden.

Ein Bach, Petruß genannt, erſt allein, dann verbunden mit dem entgegen kommenden Iltis, die Elle, ſchlingt ſich mäandrartig zwiſchen Felſen durch und um ſie herum, bald im natürlichen Lauf, bald durch Kunſt genöthigt. Auf dem linken Ufer liegt doch und flach die alte Stadt; ſie, mit ihren Feſtungswerken nach dem offenen Lande zu, iſt andern befeſtigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derſelben nach Weſten Sorge getragen, ſah man wohl ein, daß man ſich auch gegen die Tiefe, wo das Waſſer fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunſt war auch das nicht hinreichend, man mußte, auf dem rechten Ufer des Gewäſſers, nach Süden, Oſten und Norden, auf ein- und ausſpringenden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen verſchieden, nöthig immer eine mit Beſchädigung der andern. Hieraus entſtand nun eine Verkettung unüberſehbarer Baſtionen, Redouten, halber Monde, und ſolches Zangen- und Krakelwerk als nur die Vertheidigungskunſt in ſeltſamſten Falle zu leiſten vermochte.

Nichts kann deßhalb einen wunderlichern Anblick gewähren als das mitten durch dieß alles am Fluſſe ſich hinabziehende enge Thal, deſſen wenige Flächen, deſſen ſanft oder ſteil aufſteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terraſſen abgeſtuft und mit Luſthäuſern beſetzt ſind; von wo aus man auf die ſteilſten Felſen, auf hochgethürmte Mauern rechts und links hinaufſchaut. Hier findet ſich ſo viel Größe mit Anmuth, ſo viel Ernſt mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünſchen wäre, Pouſſin hätte ſein herrliches Talent in ſolchen Räumen bethätigt.

Nun beſahen die Unſern unſeres lockeren Führers in dem Pfaffenthal einen artigen abhängigen Garten, deſſen Genuß ſie mir gern und freundlich übertrieben. Kirche und Kloſter, nicht weit entfernt, trockterirte den Namen dieſes Elyſiums, und in dieſer geiſtlichen Nachbarſchaft ſchien auch den weltlichen Bewohnern Ruh und Friede verheißen, ob ſie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnern wurden.

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unluſtige Kriegsmanöver mit Lazarethen, abgeriſſenen Soldaten, zerſchoſſenen Waffen, herumſtellenden Acken, Rädern und Laffeten, zugleich mit ſonſtigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in eine ſolche Stille zu flüchten war höchſt wohlthätig; auf den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andere Gewerke ihr Weſen öffentlich unternahmen und geräuſchvoll trieben, und ſich in das Gärtchen im geiſtlichen Thale zu verbergen war höchſt behaglich. Hier fand ein Ruhes und Sammlungsbedürftiger das vollkommenſte Aſyl.

Den 16. October 1792.

Die allen Begriff übertreffende Mannigfaltigkeit der auf- und aneinander getürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, trieben die Luſt hervor wenigſtens etwas davon aufs Papier zu bringen. Freilich mußte dieſe Neigung auch wieder einmal ſich regen, da ſeit ſo viel Wochen mir kaum ein Gegenſtand vor die Augen gekommen der ſie geweckt hätte. Unter andern nicht ſo ſonderbar auf, daß ſo manche gegeneinander überſtehenden Felſen, Mauern und Vertheidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und gewiſſe wunderliche Verrichtungen verbunden waren. Irgend jemand vom Metier hatte dieſes alles mit Kunſtaugen angeſehen und ſich mit Soldatenblick der ſichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den maleriſchen Effect ihr abgewinnen und hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Feſtungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Uebung geſetzt.

Den 19. October 1792.

Nachdem ich nun alſo mehrere Tage in dieſen Labyrinthen, wo Naturfels und Kriegsgebäu wetteifernd ſeltſam ſteile Schluchten gegeneinander aufgethürmt und daneben Pflanzen-Wachsthum, Baumzucht und Luſtgebüſch nicht ausgeſchloſſen, mich ſinnend und denkend einſam genug herumgewunden hatte, fing ich an nach Hauſe kommend die Bilder, wie ſie ſich der Einbildungskraft nach und nach eingeprägt, aufs Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend das Andenken eines höchſt ſeltſamen Zuſtandes einigermaßen feſtzuhalten.

Den 20. October 1792.

Ich hatte Zeit gewonnen das kurz Vergangene zu überdenken, aber je mehr man dachte je verworrener und unſicherer ward alles vor dem Blicke. Auch ſah ich, daß wohl das nothwendigſte ſeyn möchte ehe auf das unmittelbar Bevorſtehende zu bereiten. Die

wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt werden; aber was mochte dort zu finden seyn, da nun die Herren selbst mit andern Flüchtlingen sich nachdrängten.

Als das schmerzlichste jedoch was einen jeden, mehr oder weniger resignirt wie er war, mit einer Art von Furienwuth ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang geweiheten, durch die gräßlichsten Thaten ostensibel charakterisirten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben müßten, um nur sich und den Ihrigen eine möglichst Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war.

Den 22. October 1792.

Auf dem Wege nach Trier fand sich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg; öde, wüst und zerfahren lagen die Anger und die weit und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene flüchtige Dasein. Am Postkaus fuhr ich diesmal mit requirirten Pferden ganz im Stillen vorbei. Das Briefstübchen stand noch auf seinem Platze, kein Geräthe war unter; man konnte sich der wunderlichsten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegen glänzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Centralt; ein Monument, zwar nach griechischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühmlicher Menschen in dieser Gegend.

Obgleich in spätrer Zeit unter den Antoninen erbaut, behielt es immer noch von trefflicher Kunst so viel Eigenheiten übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernst anwandt und aus seinen, obgleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines fröhlichthätigen Daseyns mittheilt. Es mußte lange fest; ich notirte manches, unsern Gedenkbuch, da ich mich nur beste unbequemlichen in meinem excentrischen Zustande übrige.

Doch auch jetzt wechselte schnell wieder eine freudige Aussicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

Den 23. October 1792.

Wir trafen unsern Freunde Lieutenant von Fritsch, den wir auf seinen Posten wiederwärts zurückgelassen, die erwünschte Nachricht, daß er den Militär-Verdienst-Orden erhalten habe, mit Recht, wegen einer braven That und mit Glück, ohne an unserm Zimmer Theil genommen zu haben. Die Sache verdient sich aber also.

Die Franzosen, weil sie uns weit genug ins Land vorgedrungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Ruh wußten, verschanzten im Rücken einen unvermutheten Streich; sie näherten sich Trier in bedeutender Anzahl, sogar mit Kanonen. Lieutenant von Fritsch erfährt es, und mit weniger Mannschaft geht er dem Feinde entgegen, der über die Maßen stark, durch mehr anrückende Truppen verstärkend, nach harzigen Gefechten sich bis Mertzig zurückzieht und nicht wieder erscheint. Dem Freunde war das Pferd diesser, durch dieselbe Kugel sein Stiefel abgetrieben, dagegen er aber auch als Sieger zurückkehrend aufs beste empfangen wird. Der Magistrat, die Bürgerschaft erzeigen ihm alle mögliche Aufmerksamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn bisher als einen hübschen jungen Mann gekannt, ereignen sich nun doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er seinem Chef den Vorfall, der wie billig dem Könige vorgetragen wird, woraus denn der blaue Kreuzstern erfolgt. Die Glückseligkeit des braven Jünglings, dessen liebenswerthe Freude mitzutheilen, war ein angenehmer Genuß; ihn hatte das Glück, das uns vermied, in unserm Rücken aufgesucht und er sah sich für den militärischen Gehorsam belohnt, der ihn an einer unthätigen Lage zu fesseln schien.

Den 24. October 1792.

Der Freund hatte mir bei jenem Kanonikus abermals Quartier verschafft. Auch ich war von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben und bedurfte daher einiger Arznei und Schonung.

In diesen ruhigen Stunden nahm ich sogleich die kurzen Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Igel aufgezeichnet hatte.

Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt und beide unter einander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dieß war die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt.

Die Höhe des Monuments kann sechzig Fuß betragen, es steigt in mehreren architektonischen Abtheilungen obelisirenartig hinauf; erst der Grund, auf diesem ein Sockel, sodann die Hauptmasse, darüber eine Attike, sodann ein Fronton, und zuletzt eine wunderlich sich aufspitzende Spitze, wo sich die Reste einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieser Abtheilungen ist mit den Gliedern aus denen sie besteht, durchaus mit Bildern und Zierrathen geschmückt.

Diese Eigenschaft deutet denn freilich auf spätere Zeiten; denn derselben tritt ein, sobald sich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran manches zu erinnern seyn mochte.

Dem ungeachtet muß man anerkennen, daß dieses Werk auf eine erst kurz vergangene höhere Kunst gegründet ist. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben daraestellt wird, allegorisch gewirkt durch mythologische Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von teilender Bildung für die Hände reichend, durch eine dritte verbindene Figur als einer scheidenden vereinigen. Sie stehen zwischen zwei sehr verjüngten, mit übereinander gestellten tanzenden Kindern geschmückten Pilastern.

Alle Flächen sodann deuten auf die glücklichsten Familienverhältnisse, überwindende und wirkende Verwandte, reduces genitoresque Zusammenleben darstellend.

Aber eigentlich waltet überall die Thätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht alles zu erklären. In einem Felde scheinen ein Gebäude übereinander Hausbesitzende versammelt zu haben, offenbar aber sind bedeutende Gäste. Deßgleine als Verjüngung, Transport auf Saumrossen, Ankunft von Waaren und deren Beschauen, und was sonst noch Menschliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte.

Sodann aber auch im Zodiak ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter sich zog, in Friesen, sodann mystischen Räumen und

Giebelfeldern Bacchus, Zannen, Sol und Luna, und was sonst noch Wunderbares Knopf und Gipfel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze ist höchst erfreulich und man könnte, auf der Stufe wo heut zu Tag Bau- und Bildkunst stehen, in diesem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigsten Menschen, ihren Lebensgenossen und Verdiensten gar wohl errichten. Und so war es mir denn recht erwünscht, mit solchen Betrachtungen beschäftigt, den Geburtstag unserer verehrten Herzogin Amalie im Stillen zu feiern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohlthun unablässlich zurückzurufen; worauf sich denn ganz natürlich die Aufregung ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen, und die sämmtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren.

Trier, den 25. October 1792.

Die mir nunmehr gegönnte Ruhe und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildesten Zeiten bearbeitet hatte. Ich recapitulirte und redigirte meine chromatischen Acten, zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug verändert, um das was ich darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dacht' ich denn auch meinen treuen Theil von Gebiets physikalischem Lesen wieder zu erlangen. Auf Erkundigung und Nachforschen fand ich endlich die Küchmagd im Lazareth, das man mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloster errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit, doch waren die Räume lustig und reinlich, sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor und übergab mir ihn so reinlich und wohl erhalten als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe die Sorgfalt der ich sie empfahl, wird ihr zu Gute gekommen seyn.

Ein junger Schullehrer, der mich besuchte und mir verschiedene der neusten Journale mittheilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte sich, wie so viel andere, daß ich von Poesie nichts wissen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen schien. Er war in der Kantischen Philosophie unterrichtet, und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten den ich eingeschlagen hatte. Wenn Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft der ästhetischen Urtheilskraft die teleologische zur Seite stellt, so ergiebt sich daraus daß er andeuten wolle: ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Ueber solche Dinge konnte ich sehr beredt seyn und glaubte dem guten jungen Mann einigermaßen genügt zu haben. Es ist wunderlich, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem kurz Vergangenen, ja dem längst Vergangenen mit sich trägt und schleppt, muntere Geister jedoch sich auf neuer Bahn bewegen, wo sie sich's denn freilich gefallen lassen meist allein zu gehen oder einen Gesellen auf eine kurze Strecke mit sich fortzuziehen.

Trier, den 26. October 1792.

Nun durfte man aber aus seinen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne sich wie im Mittelalter zu finden, wo Klostermauern und der rohste unregelmäßigste Kriegszustand mit einander immerfort contrastirten. Besonders jammerten einheimische Bürger so wie zurückkehrende Emigrirte über das schreckliche Unheil, was durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuser gewußt dergleichen nach Paris zu bringen und von dort die Falschheit, völlige Unglaublichkeit, die höchste Gefahr vernommen sich mit dergleichen nur irgend abzugeben. Daß die ächten gleichfalls dadurch in Mißcredit geriethen, daß man bei völliger Umkehrung der Dinge auch wohl die Verwidmung auf dieser Papiere zu fürchten habe, fiel jedermann auf. Dieses ungeheure Uebel nun gesellte sich zu den übrigen, so daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz gränzenlos erschien; ein verzweiflungsvoller Zustand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor sich niederbrennen sieht.

Trier, den 28. October 1792.

Die Wirthstafel an der man übrigens ganz wohl versorgt war, gab auch ein sinnverwirrendes Schauspiel; Militärs und Angestellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im Stillen mißmuthig, auch wohl in Aeußerungen heftig, aber alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.

Daselbst begegnete mir ein wahrhaft rührendes Ereigniß; ein alter Husaren-Offizier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tisch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und fragte; ob ich denn das alles auch mit angesehen habe? Ich konnte ihm einiges von Balmy und Hans erzählen, worauf er sich denn gar wohl das übrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthusiasmus und warmem Antheil zu sprechen an. Werde die ich nachzuschreiben kaum wage, bei Inhalt: es sey schon unverantwortlich, daß man sie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe dergleichen Zustände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzusetzen, in solche Noth geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich (er drückte seine gute Meinung über meine Persönlichkeit und meine Arbeiten aus) das hätte mit erdulden sollen, darüber wollt' er sich nicht zufrieden geben. Ich stellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite mit meinen Fürsten, dem ich nicht ganz unnütz gewesen, mit so vielen wackern Kriegsmännern zu eigner Prüfung diese wenigen Wochen bei geduldet zu haben; allein er blieb bei seiner Rede, indessen ein Civilist zu und trat und dagegen erwiederte: man sey mir Dank schuldig, daß ich das alles mit ansehen wollen, indem man sich nun gar wohl von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch nichts wissen und rief: glaubt es nicht, er ist viel zu klug! was er schreiben dürfte mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte wird er nicht schreiben.

Uebrigens wechste man kaum die und da hinworfen, der Verdruß war gränzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menschen nicht ablassen, uns ihr Behagen vorzurechnen, so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil das wir selbst mit dem Sinne schlagen möchten, immer wiederklaud vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man hasste, aus dem Lande gedrängt zu seyn, genügtig mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des jetzten Augusts sich zu befreunden, das alles war ihr Geist und Gemüth so hart, als bisher die ehrerbietige Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren.

Trier, den 29. October 1792.

Als man sich nun auf Deutschem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuerlichen Verwirrung zu entwickeln hoffen durfte, traf und die Nachricht von Custine's verwegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speier war in seine Hände gerathen, er hatte darauf ges wagt eine Uebergabe von Mainz zu bewirken. Diese Streifte schienen die gränzenlosesten Uebel nach sich zu ziehen, sie deuteten auf einen außerordentlichen so kühnen als folgereichen Geist und da mußte denn schon alles verloren seyn. Nichts fand man wahrscheinlicher und natürlicher als daß auch schon Coblenz von den Franken besetzt sey, und wie sollten wir unsern Rückweg antreten: Frankfurt gab man in unsern Gedanken gleichfalls auf; Hanau und Aschaffenburg an einer Cassel an der andern Seite sah man bedroht und was nicht alles zu fürchten: Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysirt, beide lebendig thätiger die von revolutionairen Gesinnungen ergriffene Masse. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen in Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen? Das alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Oesters hört' ich wiederholen: sollten die Franzosen wohl ohne große Ueberlegung und Umsicht, ohne starke Heeresmacht solche bedeutende Schritte gethan haben? Custine's Handlungen schienen so kühn als verwegen; man dachte sich ihn, seine Gehülfen, seine Obern als weise kräftige, consequente Männer. Die Noth war groß und immerwährend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief meiner Mutter, ein Blatt das an jugendlich ruhige, städtisch häusliche Verhältnisse gar wunderlam erinnerte. Mein Oheim Schöff Textor war gestorben, dessen nahe Verwandtschaft mich von der ehrenvast wirksamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn bei seinen Lebzeiten ausschloß, weswegen man, herkömmlich löblicher Sitte gemäß, meiner sogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter Gesandten ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten bei mir anzufragen: ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Erwählten gewählt, die goldene Kugel zufiele? Vielleicht kannte eine solche Anfrage in meinen seltsamen Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich selbst zurück gewiesen; tausend Bilder stiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener sich wohl im Augenblicke an einem erzählten Märchen zerstreut, so war auch ich in andere Spären und Jahre versetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirsichen gezogenen Spaliere des Enkels Appetit gar lüstern anlockten und nur die angebrochte Verweisung aus diesem Paradiese, nur die Hoffnung die reifste vorbedächtig Frucht aus des wohlthätigen Abnherrn eigner Hand zu erhalten, seine Begierde bis zum endlichen Termin eingemauern half, schwerlich gelang. Sodann erblickt' ich den ehrwürdigen Altvater am seine Rosen behaglich, wie er, gegen die Dornen, mit allerväterlichen Handschuhen, als Triton überreicht von volkbeerten Staaten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laeres gleich, nur nicht wie dieser schwindsüchtig und kummerreich. Dann erblickt' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldnen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Baldachin; sodann leider im halben Bewußtseyn einige Jahre auf dem Krankenstuhle, und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die hohern Stufen reichsstädtischer Verfassung erstiegen. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten alt bekannten Local, traten sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neutralig vor die Augen. Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Meiner reichsstädtische Bürger wird leugnen, daß er, früher oder später, dem Rathsherrn, Schöff und Burgermeister im Auge gehabt und, seinem Talent gemäß, nach diesen, vielleicht auch nach minderen Stellen emsig und vorsichtig gestrebt: denn der süße Gedanke, an irgend einem Besitzthum Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republicaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben, nur augenscheinlich aufgeschreckt befand ich mir die abnungsvolle Localität die mich umfaßte, die trauligen Umgebungen die mich bewegten, und jagleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in Französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin verwehrt, und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen, Jugendfreunde, Blutverwandte stellenweis schon von bemiedem Unglück ergriffen, daran ich Lonawo und Verdun in grausam hatte leiden sehen; wer hätte gewagt sich in solchen Zustand zu fördern!

Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen auf diesen Antrag einzugehen; die Gründe waren mehr schwer auszusprechen. Seit zwölf Jahren schon in einem seltenen Glücke, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgestattete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft anzuhaltenden Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Gränzen, so wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich noch auch manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht jugleich jenes Cirkels neuerworbener persönlicher Freunde gedenken, auch in manches andern häuslich Lieben und Guten was sich aus meinen neuen bewirthlichen Zuständen entwickelt hatte. Diese bei solcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erneuerten mich auf einmal in dem verrätherischen Augenblick: denn man ist schon halb gerettet wenn man, aus traurigster Lage im fremden Land, einen hoffnungsvollen Blick in die geliebte Heimath zu thun aufgefordert wird; so genießen wir dieselbe auf Erden was uns jenseits der Spären unerlaubt ist.

In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter, und wenn sich dieß Bewegungsmoment, zunächst auf mein Gerüht, auf persönliches Behagen, meines vielen Vortheil zu beziehen schienen, so hatt' ich auch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten. Denn wie sollt' ich mich in dem ganz eigenthümlichen Kreise thätig wirksam erzeigen, wenn

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03792/156

Anakreons Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorber ſich ſchlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo ſich das Grillchen ergetzt,
Welch ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schon bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter,
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwey himmliſche Brüder, die Göttern nur dienten,
Bath ſich Prometheus herab, ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Doch was Göttern leicht, wird Menſchen ſchwer zu ertragen;
So ward ihr Schlummer uns Schlaf, ſo ward ihr Schlaf uns zum Tod.

---

man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich heraus gebildet sey muß? Ich hatte mich seit soviel Jahren zu Geschäften meinen Fähigkeiten angemessen gewöhnt, und zwar solchen, die zu städtischen Bedürfnissen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja ich durfte hinzufügen: daß wenn eigentlich nur Bürger in den Rath aufgenommen werden sollten, ich nunmehr jenem Zustand so entfernt sey, mir mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten. Dieses alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, welche sich auch wohl nichts anderes erwartete. Freilich mag dieser Brief spät genug zu ihr gelangt seyn.

Trier, den 28. October 1792.

Mein junger Freund, mit dem ich gar manche angenehme wissenschaftliche und literarische Unterhaltung gepflo, war auch im Geschichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unsere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deßhalb immer belehrend und ich konnte mir das Allgemeinste merken.

Die Stadt an sich hat einen auffallenden Charakter, sie behauptet mehr geistliche Gebäude zu besitzen als irgend eine andere von gleichem Umfang und möchte ihr dieser Ruhm wohl kaum zu leugnen seyn; denn sie ist innerhalb der Mauern von Kirchen, Capellen, Klöstern, Convenien, Collegien, Ritter- und Brüdergesinden besetzt, ja erdrückt; außerhalb von Abteien, Stiftern, Carthausen blockirt, ja belagert.

Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungskreis, welchen der Erzbischof somit von hier aus beherrschte, denn seine Diöces war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. Auch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an sichtbaren Besitzthümern, wie denn der Churfürst von Trier auf beiden Seiten der Mosel ein herrliches Land beherrscht, und es fehlt es auch Trier nicht an Palästen, welche beweisen, daß zu verschiedener Zeit von hier aus die Herrschaft sich weit und breit erstreckte.

Der Ursprung der Stadt verliert sich in die Fabelzeit; das erwünschte Local mag früh genug Ansiedelte hierher gelockt haben. Die Treviter waren ins Nördliche Deutschland eingeschlossen, erst Hessen dann Chrobinen, von Normannen und von Franken überwältigt, und zuletzt ward das schöne Land dem Römisch-Deutschen Reiche einverleibt.

Ich wünschte wohl die Stadt in guter Jahreszeit, an friedlichen Tagen zu sehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, welche von jeher den Ruf haben freundlich und fröhlich zu seyn. Von erster Eigenschaft finden sich in diesem Augenblicke wohl noch Spuren, von der zweiten kaum; und wie sollte Fröhlichkeit sich in einem so widerwärtigen Zustande erhalten.

Freilich war in die Annalen der Stadt zurück sieht einer wiederholte Noth mit Kriegsunheil das diese Gegend betrafen, da das Moselthal, ja der Fluß selbst dergleichen Züge begünstigt. Attila sogar auf dem fernsten Osten hatte mit seinem unglücklichen Heere Tier- und Nachzug, wie wir, durch diese Flußregion genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im dreißigjährigen Kriege, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, indem sich der Fürst an Frankreich als den nachbarlichsten Alliirten angeschlossen hatte, und darüber in langwierige Oesterreichische Gefangenschaft gerieth. Auch an unseren Kriegen exponirte die Stadt mehr als einmal, wie es überall in friedlichen Städten sich ereignen mußte, wo der Bürger mit geistlich weltlicher Obergewalt sich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich gewöhnlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verschiedenen Zeit aufmerksam, wovon das meiste curios, und daher wohl merkwürdig schien, wenigen aber dem Geschmacks-Urtheil erfreulich zusagte, wie vorher an dem Monumente zu Igel gerühmt werden konnte.

Die Reste des Römischen Amphitheaters fand ich respectabel; da aber das Gebäude über sich selbst zusammengestürzt und wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ sich nichts entziffern. Bewundernswerth jedoch war noch immer, wie die Alten, ihrer Weisheit gemäß, große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen wußten, und die Naturgelegenheit eines Thals zwischen zwei Hügeln zu nutzen gewußt. wo die Gestalt des Bodens an Excavation und Substruction dem Baumeister vieles glücklich ersparte. Wenn man nun von den ersten Höhen des Martinsberges, wo diese Ruine gelegen, etwas weiter aufsteigt, so sieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Thürme nach dem Apollosberg hinüber, und so verbauten beide Götter, den Mercur zur Seite, ihren Nachbarn Gedränge, die Bäder waren zu besuchen, der Genuß nicht.

Zu Betrachtung der Baukunst früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente; ich habe von solchen Dingen wenige Kenntniß und sie sprechen nicht zum gewünschten Sinn. Was weiß der Anblick bei einiger Theilnahme verweilen; manches davon ist verstümmelt, zerstückt, zu andern Gebäude gewidmet.

Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthum gegründet, führte man mich im heitersten Momente; hier nun sieht man deutlich wie die Stadt auf einer mit ausspringenden Winkel nach dem Fluß zurückgehenden Fläche, welche denselben gegen das linke Ufer zuweist, erbaut ist. Nun überschaut man vom Fuße des Apollosberges Fluß, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da sich denn die noch nicht ganz entlaubten Weinberge sowohl zu unsern Füßen als auf den rechten Höhen des Martinsberges gegenüber gar freundlich ausnahmen, anschaulich machten in welcher gesegneten Gegend man sich befinde und ein Gefühl von Wohlstand und Behagen erweckten, welches über den Weinlaubdem in der Luft zu schweben schien. Die besten Sorten Moselwein, die uns nun zu Theil wurden, schienen nach diesem Ueberblick einen angenehmern Geschmack zu haben.

Trier, den 29. October 1792.

Unser fürstlicher Heerführer kam an und nahm Quartier im Kloster St. Maximin. Diese reichen und sonst überglücklichen Menschen hatten denn freilich schon eine gute Zeit der großen Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einquartiert gewesen und nachher war es nicht wieder leer geworden. Eine solche Anstalt, aus Ruh und Frieden entstanden, auf Ruh und Friede berechnet, nahm sich freilich unter diesen Umständen wunderlich aus, da man machte noch so stehend verfahren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchthums sich bevorthat. Der Herzog muß indessen hier wie überall, selbst als ungebetener Gast, durch Freigebigkeit und freundliches Betragen, sich und die Seinigen angenehm zu machen.

Auch aber sollte auch hier der böse Kriegsdämon wieder verfolgen. Unser guter Oberst von Gerst

war gleichfalls im Kloster einquartiert; ich fand ihn zur Nacht seinen Sohn bewachend und besorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit gleichfalls darnieder lag. Hier mußt' ich nun wieder die Lumpen und Verwünschungen unseres Feldzugs aus dem Munde eines alten Soldaten und Vaters vernehmen, der die sämmtlichen Fehler mit Leidenschaft zu rügen berechtigt war, die er als Soldat einsah, und als Vater verfluchte. Auch die Jüngsten kamen wieder zur Sprache, und es mußte wirklich ein jeder der sich diesen unsiegen Punkt deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit die Abtei zu sehen, und fand ein weitläufiges wahrhaft fürstliches Gebäude; die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, und die Fußboden getäfelt. Sammet und damastne Tapeten, Stückatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht gespart, und was man sonst in solchen Palästen zu sehen gewohnt ist, alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartierten Personen ganz wohl dahier; die Pferde jedoch konnten nicht sämmtlich untergebracht werden, sie mußten unter freiem Himmel aushalten ohne Lagerstätte. Rauhen und Tröge. Unglücklicherweise waren die Futterkälte gestellt und so mußte der Hafer von der Erde aufgeschnoppert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, so fand man die Keller desto geräumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloster die Einnahme von vielen Jahren. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden seyn, es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30. October 1792

gab unser Fürst große Tafel; drei der vornehmsten geistlichen Herren waren einzuladen, sie hatten höfliches Tischzeug, sehr schönes Porcellan-Service dargegeben; von Silber war wenig zu sehen. Schüsse und Kostbarkeiten sagen in Erwartenheiten. Die Speisen von den fürstlichen Köchen schmackhaft zubereitet; Wein, der uns früher hatte nach Frankreich folgen sollen, von Luxemburg zurückkehrend ward hier genossen; was aber am meisten Lob und Preis verdiente war das festharte weiße Brot, das an den Gensang des Communisbrots mit Hans erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach Trierischer Geschichte in diesen Tagen vorsahe, nothwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müssen; ich konnte daher mit meinem geistlichen Nachbar ein ganz ausgelangendes geschichtliches Gespräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgesetzt; dann gedachte man seiner mannigfaltig wechselnden Schicksale, der nahen Lage des Stifts an der Stadt, beiden Theilen gleich gefährlich; wie es denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüstet wurde. Von dem Wiederaufbau und der allmählichen Herstellung in den gegenwärtigen Zustand ließ ich mich auch unterrichten. Dazu konnte man viel Gutes sagen und die Anstalten preisen, welches der geistliche Herr auch gern vernahm; von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Räthliches wissen: die Französischen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen, und man hatte von manchem Unfug, Uebermuth und Verschwendung zu hören.

Bei Abwechselung des Gespräches daher ging ich wieder ins Geschichtliche zurück; als ich aber der früheren Zeit erwähnte, wo das Stift sich dem Erzbischof gleich setzt und der Abt Reichsstand des Römisch-Deutschen Reichs gewesen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine solche Erinnerung in der neusten Zeit für verständlich hatte.

Die Sorge des Herzogs für sein Regiment ward nun thätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, so ließ der Fürst ein Schiff miethen um sie heraus nach Coblenz zu transportiren.

Nun aber kamen andere auf eine eigene Weise verdrießliche Kriegsjammer an. Auf dem Nachtage hatte man gar bald bemerkt, daß die Kanonen nicht fortzubringen seyen; die Artillerie-Pferde kamen um, einer nach dem andern, wenig Vorspann war zu haben; die Pferde, auf dem Hinzug traurirt, beim Herzug aufgezehrt, fehlten überall, man griff zu der letzten Maßregel: von jedem Regiment mußte eine starke Anzahl Reiter absitzen und zu Fuße wandern, damit das Gespann gerettet werde. In ihren tiefen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten diese braven Menschen bei dem schrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte sich die Zeit, denn es ward Anstalt getroffen daß auch sie zu Wasser nach Coblenz fahren konnten.

October.

Mein Fürst hatte mir aufgetragen dem Maramis Lucchesini aufzuwarten, eine Abschieds-Empfehlung auszusprechen und mich nach einigem zu erkundigen. Bei später Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten, ward ich bei diesem, mir früher nicht ungewogenen, bedeutenden Manne eingelassen. Die Anmuth und Freundlichkeit mit der er mich empfing war wohlthätig; nicht so die Beantwortung meiner Fragen und Erklärung meiner Wünsche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen.

Ich ich nun die Avisbrief jener fränkischen und erzbischöflichen Reiter eifrig betreiben sah, erzwifl mich allerdings das Gefühl, es sey wohl am besten gethan einen Ausweg auf dem Wasser zu suchen. Seine ungern ließ ich meine Chaise zurück, die man mir aber nach Coblenz nachzusenden versprach, und wiederte ein einmännisch Boot, wo mir denn beim Einschiffen meine sämmtlichen Habseligkeiten gleichsam vorgezählt, einen sehr angenehmen Eindruck machten, indem ich sie mehr als einmal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieser Fahrt gesellte sich ein Preußischer Officier, den ich als alten Bekannten aufnahm, dessen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte und dem seine Herkunft noch gar deutlich vor schwebte; wie er mir denn gewöhnlich den Kaffee wollte präsentirt haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig und man erkannte die Anmuth dieser Wohlthat um so mehr, je mühseliger auf dem Landwege, der sich dem Flusse hie und da näherte, die Colonnen dahinzogen, oder auch wohl von Zeit zu Zeit stockend verweilten. Schon in Trier hatte man erfahren, daß bei so einigem Rückmarsch 2 größte Schwierigkeit sey Quartier zu finden, indem gar oft die einem Regiment angewiesenen Ortschaften schon besetzt gefunden werden, was durch große Noth und Verwirrung entstehe.

Die Ufer-Ansichten der Mosel waren längst dieser Fahrt höchst mannigfaltig; denn obgleich das Wasser eigentümig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es ein [illegible] landes gebirgiges Terrain durchstreift, von beiden

Seiten durch vorſpringende Winkel bald rechts bald links gedrängt, ſo daß es nur im weitläufigen Solangengange fortzuwedeln ſann. Deswegen iſt denn aber auch ein tüchtiger Führmeiſter höchſt nöthig; der unſere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeſchobenen Fels zu vermeiden, ſogleich aber dort den an ſteiler Felswand herſtürzenden Strom zu ſchnellerer Fahrt dünn zu bringen wußte. Die vielen Ortſchaften zu beiden Seiten gaben den wärmſten Anblick; der Weinbau, überall ſorgfältig gepflegt, ließ auf ein beſſeres Volk ſchließen, das ſeine Mühe ſchont den köſtlichen Saft zu erzielen. Jeder ſonnige Hügel war benutzt, bald aber bewunderten wir ſchroffe Felſen am Strom, auf deren ſchmalen vorragenden Kanten, wie auf zuſtlichen Natur-Terraſſen, der Weinſtock zum allerbeſten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirthshauſe, wo uns eine alte Wirthin wohl empfing, manches erbaute Ungemach beſſagte, den Emigrirten aber beſonders alles Böſe grollte. Sie habe, ſagte ſie, an ihrem Wirthshauſe gar oft mit Grauen geſehen, wie dieſe gottesvergeſſenen Menſchen das liebe Vieh tagelang brodenweiſe ſich an den Kopf geworfen, ſo daß ſie und ihre Mägde es nachher mit Thränen zuſammengelehrt.

Und ſo ging es mit gutem Glück und Muth immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandriſche Flußgewinde, wie es ſich gegen die Höhen von Montreal herumhängt, verſchlungen ſahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward ſtockfinſter; eingeengt wußten wir uns zwiſchen mehr oder weniger ſteilen Ufer, als ein Sturm, bisher ſchon ruckweiſe verſtändigt, gewaltſam anhaltend hereinbrach; bald ſchwoll der Strom in Gegenwinde, bald wechſelten abprallende Windſtöße niederſtürzend mit wüthendem Sauſen; eine Welle nach der andern ſchlug über den Kahn, wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeiſter bat, nicht ſeine Verlegenheit; die Noth ſchien immer größer, je länger ſie dauerte, und der Drang war aufs höchſte geſtiegen, als der wackere Mann verſicherte, er wiſſe weder wo er ſey noch wohin er ſteuern ſolle.

Unſer Begleiter verſtummte, ich war ſtill in mir gefaßt, wir ſchwebten in der tiefſten Finſterniß, nur manchmal wollte mir ſcheinen, das Waſſer über mir doch noch etwas dunkler als der verſinſterte Himmel ſich dem Auge bemerklich machten; dies gewährte jedoch wenig Troſt und Hoffnung, zwiſchen Land und Fels eingeſchloſſen zu ſeyn, drang ſich immer ängſtlicher auf. Und ſo wurden wir im Stockfinſtern lange hin und her geworfen, bis ſich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung auftat. Nun ward nach Möglichkeit drauf los geſteuert und gerudert, wobei ſich Paul nach Kräften thätig erwies.

Endlich ſtiegen wir in Trarbach glücklich ans Land, wo man uns in einem leidlichen Gaſthofe Herme mit Reis alſobald anbot. Ein angeſehener Kaufmann aber, die Landung von Fremden in ſo tiefer ſtürmiſcher Nacht vernehmend, nöthigte uns in ſein Haus, wo wir bei hellem Kerzenſchein, in wohlgeſchmückten Zimmern, Engliſche ſchwarze Kunſtblätter in Rahm und Glas gar zierlich aufgetragen, mit Freude, ja mit Rührung, nach die kurz vorher erduldeten ſinnlichen Gefahrnotionen, dearüber erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, bezeigten ſich uns gaſtlich zu thun; wir genoſſen des köſtlichſten Moſelweins, an dem ſich mein Gefährte, der eine Wiederherſtellung deſſelben am nöthigſten haben mochte, beſonders erquickte.

Paul geſtand, daß er ſchon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir ſcheitern ſollten, und durch Schwimmen zu erretten; wobei er ſich denn freilich nur allein mußte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und getrocket, als es in mir ſchon wieder zu treiben anfing und ich fortzuziehen begehrte. Der freundliche Wirth wollte uns nicht entlaſſen, ſondern verlangte vielmehr, wir ſollten den morgenden Tag noch zugeben, verſprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteſte ſchöne Ausſicht über ein bedeutend Gelände und manches andere was uns zur Erquickung und Zerſtreuung hätte dienen können. Aber es iſt wunderbar, wie ſich der Menſch an ruhige Zuſtände gewöhnt und in denſelben verharren mag, ſo giebt es auch eine Gewöhnung zum unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem wälzenden Fortziehen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzuziehen im Begriff ſtanden, nöthigte uns der wackere Mann noch zwei Mitreiſen auf, damit wir im Schiff wenigſtens einige Geſellſchaft hätten: da Frau aus ſolche nicht gerne der, welches ihr, da der Barbarei neu und ſchön, gar nicht zu verdenken war. Und ſo erweiſet ſich's oft in Einquartierungsfällen, daß bald der eine bald der andere Gaſte dem aufgedrungenen Gaſt mehr oder weniger wohl will.

Bei Coblenz ſchwammen wir ruhig hinunter und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das ſchöne Naturbild geſehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moſelbrücke zufuhren ſtand uns dieſes ſchwarze und weiße Bauwerk kräftig entgegen; durch die Bogen-Oeffnungen aber ſchauten die ſtattlichen Gebäude des Thals, über der Bröſenlinie ſodann das Schloß Ehrenbreitſtein im blauen Dufte dunn und hervor.

Sogleich bildete die Stadt, an die Brücke ſich anſchließend, einen rückigen Vorgrund; dieſes Bild hat einen herrlichen aber nur augenblicklichen Genuß, denn wir landeten und ſuchten ſogleich gewiſſenhaft die Wartragen unſerfahrt an das von den wackern Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein ſchönes Quartier eingeräumt worin auch ich in gutes Unterkommen fand; die Armee rückte nach und nach heran: die Dienerſchaft des fürſtlichen Generals traf ein und konnte nicht genug von den Unbilden erzählen, die ſie erleiden müſſen. Wir ſegneten uns die Waſſerfahrt eingeſchlagen zu haben, und die glückliche Überſtandene Windsbraut ſchien nur ein geringes Uebel gegen eine ſtockende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürſt ſelbſt war angekommen; um den König verſammelten ſich viele Generäle; ich aber, in einſamen Spaziergängen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Ereigniſſe der vergangenen Wochen.

Ein Franzöſiſcher General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor kurzem der Abgott ſeiner Nation, des vollkommenſten Vertrauens der Soldaten genießend, ſetzte ſich gegen die Obergewalt auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das Reich repräſentirt; er entſchied, ſeine Armee, nicht länger als freiwilligvaterländiſch Mann, nicht ohne General und Oberoffiziere, dekorganiſirt beſtürzt.

Zur ſelbigen Zeit betritt ein mächtiger König mit einem adrigiatanſiſch Mann ſtarken verbündeten Heere, den Boden von Frankreich, zwei befeſtigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben ſich.

Nun erscheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; dem jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nunmi er, gewannt und flug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchwroben und doch erreicht er eine zweite, wird auch darüber hinausgeschoben und zwar so daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt.

Aber sonderbar verwickelte Zustände werden durch anhaltendes Regenwetter zuweil gestört; das furchtbare alliirte Heer, nun weiter als sechs Stunden von Chalons, und jetzt von Rheims, steht sich abgehalten zwei dieser Orte zu gewinnen, benimmt sich zum Rückzug, räumt die zwei eroberten Plätze, verliert über ein Drittel seiner Mannschaft und davon höchstens zwei Tausend durch die Waffen, und sieht sich nun wieder am Rheine. Alle diese Begebnisse, die an das Wundersame gränzen, ereignen sich in weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist auf der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken.

Vorgegenwärtige man sich nun die vielen tausend Theilnehmer an solchem Mißgeschick, denen das grimmige Leiden- und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben schien, so wird man sich leicht vorstellen, daß nicht alles im Stillen abgethan ward, und so sehr man sich auch vorzusehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und so begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben einem alten trefflichen Generale saß und von vergangenen zu sprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir, zwar freundlich aber mit gewisser Bestimmtheit antwortete: ersparen Sie mir morgen früh die Worte mich zu besuchen, da wir uns darüber freundlich und aufrichtig besprechen wollen. Ich schien es anzunehmen, dachte aber aus und gelobte mir innerlich das gewohnte Stillschweigen sowohl nicht wieder zu brechen.

Auf der Wasserfahrt so wie auch in Trotzen hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner dramatischen Studien; besonders war mir über die eigentlichen Farben ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr beobachten, die physischen Erscheinungen in sich zu vertilgen, und sie von andern abzuleiten, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen.

Auch kam mir des treuen Kümmerer Wagner Tagebuch zu Ergänzung des meinigen gar wohl zu Statten, das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachlässigt hatte.

Des Herzogs Regiment war herangekommen, und kantonnirte in den Dörfern gegen Reuwied über. Hier bewies der Fürst die väterlichste Sorgfalt für seine Untergebenen; jeder einzelne durfte seine Noth klagen, und so viel nur möglich ward angestellt und nachgeholfen. Lieutenant von Flotho, in der Stadt auf Commando stehend, und dem Wohlthäter am nächsten, erwies sich thätig und hülfreich. Dem Hauptbedürfniß an Stiefeln und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte, und die im Regimente sich findenden Schuster unter den Meistern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war gesorgt, gelbe Kreide angeschafft, die Collets gebauert und gefärbt, und unsere Reiter traten wieder ganz schmuck einher.

Meine Stunden jedoch sowohl als die heitere Unterhaltung mit den Kanzlei- und Hausgenossen wurden gar sehr belebt, durch den Ehrenwein, welcher von trefflicher Weselgerte unserem Fürsten vom Stadtrathe gereicht ward, und welchen wir, da der Fürst meist auswärts speiste, zu genießen die Erlaubniß hatten. Als wir Gelegenheit fanden, einem von den Gebern darüber ein Compliment zu machen, und dankbar anerkannten, daß sie sich bei seiner Gelegenheit, um unsert willen, mancher guten Flasche des rauhen Weins, vermachen wir die Erwerbung, daß sie uns dieß und noch viel mehr gönnen, und nur die Faser bedauerten, welche sie an die Emigranten wenden müßen, welche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt gebracht, ja den Zustand derselben völlig umgekehrt; besonders aber wenn man vom Betragen gegen den Fürsten nicht rühmen, an dessen Seele sie sich gewissermaßen gereizt, und gegen seinen Willen thätlich Unternehmungen unternommen.

In der letzten Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereist, und ich schrieb, zu schöner heiterer Mittagsstunde, an sein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer, etwas oberhalb der Stadt, wunderschön, seitdem ich diese Gegend nicht betreten, auf der Erde gewachsen war. Es stand einsam, und als die abwesende, wenn auch nicht ar diesen unruhige doch politische Raume da, und ich hatte nicht den Muth, mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie schön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt; die Aussicht den Rhein stromauf ruhig und besänftigend, gegen Stadt und Festung aber prächtig und aufregend.

In der Absicht, mich übersetzen zu lassen, ging ich zur fliegenden Brücke, ward aber aufgehalten, oder hielt mich vielmehr selbst auf, in Betrachtung eines Oesterreichischen Wagentransportes, welcher nach und nach übergesetzt wurde. Hier ereignete sich ein Streit zwischen einem Preußischen und Oesterreichischen Unteroffizier, welcher den Charakter beider Nationen klar ins Licht setzte.

Vom Oesterreicher, der bisher postirt war, um die möglich schnelle Ueberfahrt der Wagen-Colonne zu beaufsichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen, und deßhalb kein anderes Fuhrwerk dazwischen zu lassen, verlangte der Preuße heftig eine Ausnahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau und Kind mit einigen Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit versagte der Oesterreicher die Forderung, auf die Ordre sich berufend, die ihm derjenigen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Oesterreicher wo möglich gelassener; er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Colonne, und der andere fand sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schwang der Judringliche an seinen Säbel, und forderte den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen wollte er seinen Gegner ins nächste Gäßchen bewegen, um die Sache daselbst auszumachen; der höchst ruhige verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührte sich nicht, und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wünschte diese Scene wohl von einem Charaktermaler aufgefaßt; denn wie im Betragen so auch in Gestalt unterschieden sich beide; der Gelassene war stämmig und stark, der Wüthende, denn zuletzt erwies er sich so, hager, lang, schmächtig und rührig.

Die auf diesen Spaziergang zu verwendende Zeit war zum Theil schon vertrieben, und mir verriet die Furcht vor ähnlichen Retardationen bei der Rückkehr jede Lust das sonst so geliebte Thal zu besuchen, das doch nur das Gefühl schmerzlichen Entbehrens erregt, und mich sinnlich zu Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte; doch stand ich lange daußen

schauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel kriegischer Ereignisse treulich eingedenk.

Und so traf es pünktlich, daß ich von den Maßregeln zum fernern Feldzuge auf dem rechten Ufer näher unterrichtet ward. Des Herzogs Regiment räumte sich inzwischen zu Pferde; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes, und das Fahrzeug erregte mich abermals. Im nächsten Dieh ein umgekehrtes Hornvieh nehmen, eine Schwimmt ins Weite, statt ins Enge. Ich stand; der verrückte Kuh lag vor mir, er glotzte in sanft und tierisch humaner, in aufgeheiterter breiter Landschaft; er stoß zu Freunden, mit denen ich, trotz manchem Menschen und Wenden, immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden gewaltsamen Welt an Freundesbrust, und so wiederte ich, nach erhaltenem Urlaub, eilig einen Kahn bis Düsseldorf, meine noch immer zurückbleibende Chaise Coblenzer Freunden empfehlend, mit Bitte sie mir hinabwärts zu spedieren.

Als ich nun mit meinen Habseligkeiten mich eingeschifft und segelnd auf dem Strome dahin schwimmen sah, begleitet von getreuem Paul und einem blauen Passagier, welcher gelegentlich zu rudern sich verband, hielt ich mich für glücklich, und von allem Uebel befreit.

Indessen fanden noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange Kabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß der Kahn ein starkes Leck haben müsse, indem der Fahrmann von Zeit zu Zeit das Wasser fleißig ausschöpfte. Und nun entdeckte sich erst, daß wir, bei übereilt unternommener Fahrt, nicht bedacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab, von Coblenz bis Düsseldorf, der Proviant zu allen Mal zu nehmen pflegt, um es unterwegs als Brennholz zu verkaufen, und, sein Fahrgeld in der Tasche, ganz leicht nach Hause zu wandern.

Indessen fuhren wir getrost dahin. Eine Gemarkung, doch sehr hatte Noth, deßhalbige unsere Fahrt, als auf einmal der fremde Ruderer verlangte ans Land gesetzt zu werden, und sich mit dem Schiffer zu streiten anfing, an welcher Stelle es denn eigentlich für den Wanderer am vortheilhaftesten sey, worüber sie sich nicht vereinigen konnten.

Unter diesen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, stürzte unser Fährmann ins Wasser, und wurde nur mit Mühe herausgerissen. Nun konnte er bei heller klarer Nacht nicht weiter aufsuchen, und hat hinwärts am die Ortschaft, bei Benn anfahren zu können, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schenkenkneipe, ich aber verharrte unter freiem Himmel zu bleiben, und ließ mir ein Lager auf Mantelsack und Portefeuille bereiten. So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten sechs Wochen fast immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach und Zimmer graute. Dadurch aber entstand daraus für mich ein neues Uebel, welches man freilich hätte vorbeugen sollen: den Kahn hatte man zwar so weit als möglich auf den Strand gezogen, aber nicht so weit, daß er nicht durch das Leck noch hätte Wasser einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als ertrunken, denn das Wasser war bis zu meinem Lager aufgestiegen, und hatte mir und meine Habseligkeiten durchnäßt. Ich war daher genöthigt aufzustehen, das Wirthshaus aufzusuchen, und mich in Jacke zusammenrollend, Frühwein schlürfender Gesellschaft, so gut als möglich zu trocknen; worüber denn der Morgen ziemlich herankam und eine verspätete Reise durch frisches Rudern einig beschleunigt wurde.

Zwischenrede.

Wenn ich mich nun so, in der Erinnerung, den Rhein immunter schwimmen sehe, wüßt' ich nicht genau zu sagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demselben, Ruh mich noch der kurz vergangenen Zeit zurückdachen, wie auf einen öden Traum, von dem ich mich so eben erwacht fände; ich überließ mich den heiteren Hoffnungen einer nächsten gemüthlichen Zusammenkunft.

Nun aber, wenn ich mitzutheilen fortfahren soll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als den bisherigen Vortrag wohl gestattete; denn wo Tag für Tag das bedeutende vor unsern Augen vorgeht, wenn wir mit so viel Tausenden leiden und strauben und nur fürchtsam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren entschiedenen Werth, und Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut sie das Vergangene, indem sie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geselligen Cirkeln sich ereignet, kann nur aus einer sittlichen Folge der Aeußerungen innerlicher Zustände begriffen werden, die Reflexion ist hier an ihrer Stelle, der Augenblick spricht nicht für sich selbst, Anderen an das Vergangene, spätere Verhältnisse müssen ihn beleuchten.

Wie ich überhaupt ziemlich unbesucht lebte, und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wurde ich mich besonders die letzten Jahre, nicht übel befand, so hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächst zu erwartende Person, noch eine irgend zu besetzende Stelle voranszudenken, sondern diesen Zustand unverworren auf mich einwirken zu lassen. Der Vortheil der daraus entsteht ist groß; man braucht von einer verfehlten Idee nicht wieder zurück zu kommen, nicht ein selbstbeliebig gezeichnetes Bild wieder aufzuheben, und mit Unbehagen die Wirklichkeit an dessen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wohl hervortreten, daß wir mit Unsicherheit in wichtigen Augenblicken nur herumtasten und so nicht gerade in jenen ganz unvorbereiteten Zustand auf dem Stegreife zu finden wissen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerksam, was meine persönliche Gegenwart und Gemüthsstimmung auf die Menschen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand, daß ich Neigung oder Abneigung und sogar oft beides zugleich erregte.

Wollte man nun auch dieses Betragen als eine individuelle Eigenheit weiter loben oder tadeln, so muß doch bemerkt werden, daß sie im gegenwärtigen Falle gar wunderliche Phänomene und nicht immer die erfreulichen hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden seit vielen Jahren nicht zusammengekommen, sie hatten sich gerne an ihrem Lebensgange gehalten, dagegen mir das mannigfaltere Loos beschieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, so daß ich, in eben der Person beharrend, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten Freunden fast unkenntlich auftrat.

Es würde schwer halten, auch in späteren Jahren, wo eine freiere Uebersicht des Lebens gewonnen ist, sich genaue Rechenschaft von jenen Veränderungen anzulegen, die bald als Vorschritt, bald als Rückschritt erscheinen, und doch alle dem gutgesinnten Menschen zu Nutz und Frommen gereichen müssen.

Ungeachtet solcher Schwierigkeiten aber will ich meinen Freunden zu Liebe, einige Andeutung versuchen.

Der sittliche Mensch erregt Neigung und Liebe nur in so fern, als man Sehnsucht an ihm gewahr wird; sie drückt Besitz aus, Wunsch umfaßt auch den Besitz eines zärtlichen Herzens, und den Wunsch ein gleiches in andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin.

Das Sehnsüchtige das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr achtet, und bei fortschreitendem Leben thätig zu belämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte beinahl die volle endliche Befriedigung. Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichniß mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis es endlich durch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich ermunterte. In jenes herrliche Land sind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt, haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet, möchten sie nun auch nächstens den längern Aufenthalt daselbst mit Neigung theilen und von dort mich wieder zurückgeleiten, da sich alsdann manches Problem sattsam auflösen wird.

In Italien fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Verdrießungen entrissen, falschen Wünschen entroben und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Land der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünscht' ich sie zu durchdringen.

Das Studium der Kunst wie das der alten Schriftsteller giebt uns einen gewissen Halt, eine Betrachtung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bewährt sie sich aller Wünsche die nach außen streben, heut aber jedes würdige Verlangen in stillen Busen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Malern, Bildhauern, Baumeistern, so acht es auch dem Liebhaber; er arbeitet einsam, für Genüsse die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit sollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden und zwar die entlichte gemeine Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenem Trieb auf die individuellste Weise hingewiesen worden. Hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer wär' ich ganz einsiedlerisch verblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wundervollen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit.

Nun aber sollte mir auch ein Vorgefühl mir geworden, in Rom selbst eine Unternehmung werden; denn, der Schlesischen durch den Reichenbacher Congreß aufgehobenen Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung ausgebildet und erhoben gesehen und zugleich durch eine mutwige Zerstreuung hin und her zaudeln lassen, indessen das Unheil der Französischen Staatsumwälzung sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte wenden und sinnen wohin er wollte, auf die Hauptstädte der europäischen Welt zurückgeworfen und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürsten und Herrn erst in die bedenklichsten, bald aber traurigen Ereignisse des Tags abermals hineinzuregieren und das unerschrockene, das ich nur gemäßigt meinen Lesern mitzutheilen gewagt, männlich zu erdulden, so hatte alles was noch Farbe und Haltung sich ins Innerste zurückzuziehen, auflösend und verschwindend mögen.

Faßt man dies alles zusammen, so wird der Zustand, wie er nachstehend skizzenhaft verzeichnet ist, nicht ganz räthselhaft erscheinen. Welches ich um so mehr wünschen muß, da ich andern dem Trieb wiederstehe, diese vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter nach gegenwärtiger Einsicht und Ueberzeugung umzuschreiben.

Pempelfort, November 1792.

Es war schon finster, als ich in Düsseldorf landete und mich daher mit Laternen nach Pempelfort versorgen ließ, wo ich nach augenscheinlicher Ueberzeugung die freundlichste Aufnahme fand; vielfaches Hin- und Herreden, wie ein solches Wiedersehen auftregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Den nächsten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider genugsame Unterhaltung, niemand hatte sich den Ausgang so traurig gedacht, aber auch aussprechen konnte niemand die tiefe Wirkung eines beinahe unwahrscheinlichen fortdauernden Sonderglücks; der sich immer steigernde Ungewißheit bei dem Mangel aller Nachrichten. Eben als wäre das ausitte Heer von der Erde verschlungen worden, so wenig verlautete von demselben; jedermann in eine gräßliche Leere hineinblickend war von Furcht und Ahnungen gequält, und man erwartete nun mit Entsetzen die Kriegsflüthe schon wieder in den Niederlanden, man sah das linke Rheinufer und zugleich das rechte bedroht.

Von solchen Betrachtungen zerstreuten uns moralische und literarische Paradoxien, wovon mein Realismus zum Verdrießen kommend die Freunde nicht sonderlich erbaute.

Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Meere einigermaßen zu gerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Büchern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Dante dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren. Ansicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unsers eignen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor, aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit um zu bemerken daß niemand davon erbaut sey. Ich ließ daher meine wundernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich selbst beruhen.

Meine Freunde jedoch, die sich in so veränderte Gesinnung nicht gleich finden wollten, versuchten mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen, und gaben mir Iphigenien zur abendlichen Vorlesung in die Hand; das wollte mir aber gar nicht munden, dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet, auch von andern vorgetragen war mir ein solcher Anklang lästig. Indem aber das Stück gar bald zurückgelegt ward, sowie es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Ruhe zu ordnen gedenkt. Man brachte Tobyas auf Colonus, dessen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunst, Natur und alle Welt gewendeten, durch eine schreckliche Campagne verbitterten Sinn ganz unerträglich schien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus. Da ergab man sich denn dort Zeilen hielt ich aus. Da ergab man sich denn wohl in die Gesinnung des verständigen Freundes, fehlte

es doch nicht an so mancherlei Anhaltspunkten des Gespräches.

Aus den frühern Zeiten Deutscher Literatur ward manches einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tiefern Zusammenhang, weil man Merkmale ungleicher Gesinnung vermeiden wollte. Soll ich irgend etwas allgemeines hier einhalten, so war es schon ein zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Existenzen zusammentrafen und Menschen von einer Seite sich an einander schlossen, obgleich von der andern höchst verschieden; jeder brachte einen hohen Begriff von sich selbst zur Gesellschaft und man ließ sich eine wechselseitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befestigte seinen erworbenen Besitz einer allgemeinen Achtung, durch geistige Verbindungen wurde man sich zu tragen und zu fördern, die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch Einzelne sondern durch eine übereinstimmende Mehrheit erhalten. Das hieher eine Art Ansschließlichkeit durchwalten mußte lag in der Sache; so auf wie andere Weltstimmer verstanden sie eine gewisse Kunst in ihre Verhältnisse zu legen, man verzieh sich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage und die wechselseitigen Mißverständnisse blieben lange verborgen.

Zwischen diesem allen hatte ich einen wunderlichen Stand, mein Talent gab mir einen eigenwilligen Platz in der Gesellschaft, aber meine heftige Leidenschaft für das was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte sich manche schädliche Ungezogenheit gegen irrende ein scheinbar falsches Streben; weswegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreises zu Zeiten überwarf, ganz oder halb verfeindete, immer aber im Dünkel des Rechthabens auf meinem Wege fort ging. Dabei behielt ich etwas von der Anmaßlichkeit des Voltaire'schen Huronen noch im spätern Alter, so daß ich zugleich unerträglich und liebenswürdig seyn konnte.

Ein Feld jedoch in welchem man sich mit mehr Freiheit und Uebereinstimmung erging, war die westliche, um nicht zu sagen Französische Literatur. Jacobi, indem er seinen eigenen Weg wandelte, nahm doch Kenntniß von allem bedeutenden, und die Nachbarschaft der Niederlande trug viel dazu bei, ihn nicht allein literarisch sondern auch persönlich in jenen Kreis zu ziehen. Er war ein sehr wohl gestalteter Mann, von den vortheilhaftesten Gesichtszügen, von einem zwar gemessenen aber doch höchst gefälligen Betragen, bestimmt in jedem gebildeten Kreise zu glänzen.

Wunderlich war jene Zeit, die man sich kaum wieder vergegenwärtigen könnte; Voltaire hatte wirklich die alten Bande der Menschheit aufgelöst, daher entstand in guten Köpfen eine Zweifellust an dem was man sonst für würdig gehalten hatte. Wenn der Philosoph von Ferney seine ganze Bemühung dahin richtete, den Einfluß der Geistlichkeit zu mindern und zu schwächen und hauptsächlich Europa im Auge behielt, so erstreckte d e P a u w seinen Eroberungsgeist über fernere Weltweite; er wollte weder Chinesen noch Aegyptern die Ehre gönnen, die ein vieljähriges Vorurtheil auf sie gehäuft hatte. Als Kamenius von Xanten, Nachbar von Düsseldorf, unterhielt er ein freundschaftliches Verhältniß mit Jacobi; und wie mancher andere wäre nicht hier zu nennen?

Und so wollen wir doch noch Hemsterhuis einführen, welcher der Fürstin Gallitzin ergeben in dem benachbarten Münster viel verweilte. Dieser ging nun von seiner Seite mit Geistesverwandten auf zartere Beruhigung, auf ideelle Befriedigung aus, und neigte sich mit Platonischen Gesinnungen der Reizigen zu.

Bei diesen fragmentarischen Erinnerungen muß ich auch noch Diderots gedenken, des heftigen Dialektikers, der sich auch eine Zeit lang in Pempelfort als Gast sehr wohl gefiel und mit großer Fermdtigkeit seine Paradoxen behauptete.

Auch waren Rousseau's auf Naturzustände gerichtete Ansichten diesem Kreise nicht fremd, welcher nichts ausschloß, also auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere Literatur auf mich in fünfzehen Jahren gewirkt, ist an mehreren Orten schon angedeutet. Fremdes kennt' ich wohl in meinen Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen, deßhalb ich auch denn über das Freunde mit andern eben so wenig zu verständigen vermochte. Eben so wunderlich sah es mit der Production aus; diese hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange, und da dieser selbst für meine nächsten Freunde meist ein Geheimniß blieb, so wußte man selten mit einem meiner neuen Producte sich zu betrauden, weil man denn doch etwas Achnliches zu dem schon Bekannten erwartete.

War ich nun schon mit meinen sieben Brüdern übel angekommen, so merkt' ich wohl daß ich die Freunde durch meinen Gros-Cophta, der längst gedruckt war, sogar verlegt hatte; es war die Rede mit davon und ich hütete mich sie darauf zu bringen. Indessen wird man mir gestehen, daß ein Autor, der in der Lage ist seine neusten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, sich so peinlich fühlen muß wie ein Componist der seine neusten Melodien zu wiederholen sich gewindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum besser glücken; die ernstliche Leidenschaft womit ich diesem Gegenstand nachging konnte niemand begreifen, niemand sah wie sie aus meinem Innersten entsprang; sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grillenhaften Zeitvertreib; ihrer Meinung nach konnt' ich was Bessres thun und meinem Talent die alte Richtung lassen und geben. Sie glaubten sich hiezu um desto mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die übrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Punkten gerade das Gegentheil aussprach. Man kann sich keinen isolirtern Menschen denken als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus, der wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine todte, auf welche Art es auch sey, aufgenommene Materie als Glaubensbekenntniß aufstellte. Ich hatte mir aus Kant's Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Unpolarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannigfalt der Erscheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem frühseren Besuche der Fürstin Gallitzin mit Fürstenberg und Hemsterhuis in Weimar hatte ich dergleichen vorgedracht, ward aber als wie mit gotteslästerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewiesen.

Man kann es seinem Kreise verdenken, wenn er sich in sich selbst abschließt; und das thaten meine Freunde zu Pempelfort redlich. Von der schon ein Jahr gedruckten Metamorphose der Pflanzen hatten sie wenig Kenntniß genommen, und wenn ich meine morphologischen Gedanken, so geläufig sie mir

auch waren, in bester Ordnung und wie es mir schien bis zur kräftigsten Ueberzeugung vorging, so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart: nichts könne werden als was schon sey, sich aller Geister bemächtigt habe. In Gretzig dessen musik' ich denn auch wieder hören; das alte Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bittrem Scherze die alte Frage hervorhob; ob denn die Henne oder das Ei zuerst gewesen? Die Einschachtelungs-Lehre schien so plausibel und die Natur mit Bonnet zu contemplieren höchst erbaulich.

Von meinen Beiträgen zur Optik hatte auch etwas verlautet, und ich ließ mich nicht lange bitten die Gesellschaft mit einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten, wo mir denn ganz neues vorzubringen nicht schwer fiel: denn alle Personen, so gebildet sie auch waren, hatten das gespaltene Licht eingelernt und auf jene rothe Hypothese zurückgeführt wissen.

Doch ließ ich mir dergleichen eine Zeit lang gern gefallen, denn ich hielt nie als einen Vortrag ohne daß ich dabei gewonnen hätte, gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewissesten.

Freilich konnte ich auf diese Weise nur didaktische und conversirende Sätze vor mir nicht verlieren. Oft aber trat auch eine üble Gewohnheit hervor deren ich mich auflagen muß: da mir das Gespräch, wie es gewöhnlich geführt wird, höchst langweilig war, indem nichts als beschränkte, individuelle Vorstellungsarten zur Sprache kamen, so pflegte ich den unter Menschen gewöhnlich entspringenden dornigten Streit durch gewollte ne Parabore aufzuregen und aus äußerste zu führen. Dadurch war die Gesellschaft meist verletzt und in mehr als Einem Sinne vertrieblich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußt' ich das üble Prinzip spielen, und da die Menschen gut seyn und auch mit gut haben wollen, so ließen sie es nicht durchgehen; als Ernst konnte man es nicht gelten lassen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu heftig war; zuletzt nannten sie mich einen ungeschickten Heuchler und verübelten sich bald wieder mit mir. Doch kann ich nicht leugnen, daß ich durch diese böse Manier mir manche Person entfernet, andere zu Feinden gemacht habe.

Wie mit dem Zauberstäbchen jedoch konnte ich sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen anfing. Auch dahin war ich unvorbereitet, unvorsichtig gegangen; Abenteuer fehlten keineswegs, das Land selbst, seine Anmuth und Herrlichkeit hatte ich mir völlig eingeprägt; mir war Gestalt, Farbe, Haltung jener vom künstlichen Himmel umschienenen Landschaft, noch unmittelbar gegenwärtig. Die schwachen Versuche eigenen Nachdichtens hatten das Gedächtniß geschärft, ich konnte beschreiben als wenn ich's vor mir sähe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und so war jedermann von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen zufrieden, manchmal entzückt.

Wünschenswerth wäre nunmehr, daß man, um die Anmuth des Pyrmonter Aufenthalts vollkommen darzustellen, auch die Oertlichkeit, worin dies alles vorging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freistehendes geräumiges Haus, in der Nachbarschaft von weitläufigen wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genossen; Abends oder bei ungünstigem Wetter sog man sich gern in die schönen großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig heiter und bequem, und an eine lange Tafel, wo es nicht an wohlgewordenen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, thätig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heimlich mit zur Familie gehörig, verstand Scherz jeder Art zu erwiedern; es gab Abende wo man nicht aus dem Lachen kam.

Die wenigen einsamen Stunden, die mir in diesem gastfreien alter Häuser übrig blieben, wendete ich im Stillen an eine wunderliche Arbeit. Im Laufe während der Campagne, neben dem Tagebuch, poetische Tagesbefehle, savoyische Ordres du jour aufgezeichnet, nun wollte ich sie durchsehen und redigieren; allein ich bemerkte bald, daß ich mit fürzüchtigem Dünkel manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt habe, und da man gegen nichts strenger ist als gegen erst abgelegte Irrthümer, es auch bedenklich schien dergleichen Papiere irgend einem Zufall aufzuopfern, so vernichtete ich das ganze Heft, in einem lebhaften Scheiterhaufenfeuer; worüber ich mich nun in so fern beruhige, als es mir jetzt viel Werth zur Einsicht in den Gang der Vorfälle und die Folge meiner Gedanken darüber seyn würde.

In dem nicht weit entfernten Düsseldorf wurden stetige Besuche gemacht bei Freunden die zu dem Pempelforter Cirkel gehörten; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die Italiänische Schule spüren, man zeigte sich höchst angelegen gegen die Niederländische; freilich war der hohe Sinn der ersten anzuerkennen, edle Gemüther durchfeuernd. Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten, als wir heraustraten dina die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber, da rief einer beherzigt aus: „ist es einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme!“ An meinem Theil konnt' ich mir gefallen lassen, daß die Meister, die mich noch vor kurzem über den Alpen entzückt, sich so derbsinnlich zeigten und leidenschaftliche Bewunderung erregten; doch sucht' ich mich auch mit den Niederländern bekannt zu machen, deren Augenlust und Vorzüge im höchsten Grade sich hier den Augen darstellten, ich fand mir Gewinn für's ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war das ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte; man schien nicht zu fühlen was alles erst zu verlieren sey, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayettes und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr markirt und ähnlich gebildet, sah hier göttlich verehrt, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. So seltsam schwankte schon die Gesinnung der Deutschen; einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen und waren, leider nach Deutscher Art und Weise, zur Nachahmung aufgefordert worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furche verwandelte.

Die Noth schien dringend: Emigrirte flüchten Düsseldorf, selbst die Brüder des Königs kamen an; man eilte sie zu sehen, ich traf sie auf der Galerie und erinnerte mich dabei, wie sie durchnäßt bei dem Auszuge aus Glorieux gesehen worden. Herr von Erthum und Frau von Beust erschienen gleichfalls. Bei Ueberfüllung der Stadt hatte sie ein Apotheker aufgenommen; das Naturaliencabinet diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageien und anderes Gethier belauschten den Morgenschlaf der liebenswürdigsten Dame; Muscheln und Corallen hinderten die Toilette sich gehörig auszubreiten, und so war das Emigrirungsgeräthe, das wir kaum erst nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeflüchtet.

Frau von Coudenhoven, eine schöne geistreiche Dame, sonst die Zierde des Mainzer Hofes, hatte sich auch hieher geflüchtet. Herr und Frau von Dalwigk kamen von Deutscher Seite heran, um von den Zuständen nähere Kenntnisse zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzosen besetzt, die Kriegsbewegungen hatten sich zwischen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen; bei täglich abwechselndem, bald sichern bald unsichern Nachrichten war das Gespräch lebhaft und aciferich, aber wegen streitenden Interesses und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich konnte einer so problematischen, durchaus ungewissen, dem Zufall unterworfenen Sache keinen Ernst abgewinnen und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufbetreend, mitunter lästig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtische der Frankfurter Bürger mit Ehren gedacht ward, sie sollten sich gegen Cäsarn männlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Gesinnung, hieß es, stehe gar sehr ab gegen die unerlaubte Weise, wie sich die Mainzer betragen und noch betragen. Frau von Coudenhoven, in dem Enthusiasmus der sie sehr gut kleidete, rief aus: sie gäbe viel darum eine Frankfurter Bürgerin zu seyn. Ich erwiederte: das sey etwas leichtes, ich wisse ein Mittel, werde es aber als Geheimniß für mich behalten. Da man nun dringend und heftiger in mich drang, erklärt' ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heirathen, wodurch sie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeschaffen werde. Allgemeines Gelächter!

Und was kann nicht alles zur Sprache! Als einst von der unglücklichen Campagne, besonders von der Kanonade bei Valmy die Rede war, versicherte Herr von Grimm: es sey von meinem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer an des Königs Tafel die Rede gewesen; wahrscheinlich hatten die Officiere, denen ich damals begegnete, davon gesprochen, das Resultat ging darauf hinaus: daß man sich darüber nicht wundern müsse, weil gar nicht zu berechnen sey, was man von einem seltsamen Menschen zu erwarten habe.

Auch ein sehr geschickter, geistreicher Arzt nahm Theil an unsern Halbsturmathen, und ich dachte nicht in meinem Uebermuth, daß ich seiner bald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Aerger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatisches Uebel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich festhielt. Er, ein Schüler des Geheimenrath Hoffmann, dessen tüchtige Wunderlichkeiten, von Mainz und dem churfürstlichen Hofe aus, bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verfuhr sogleich mit Kampher. Weicher fast als Universalmedicin galt. Chinapapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampher bestreut, ward äußerlich Kampher gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Denn sey man wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anstellen, die Schwäche, die aus einem bettlägrigen Zustande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden, das Fortrücken der Franzosen in den Niederlanden war bedeutend und durch den Ruf vergrößert, man sprach täglich und stündlich von neuangekommenen Auswanderern.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war schon lang genug, und ohne die herzlichste Gastfreiheit der Familie hätte jeder glauben müssen dort lästig zu seyn; auch hatte sich mein Bleiben nur zufällig verlängert; ich erwartete täglich und stündlich meine Böhmische Chaise, die ich nicht gern zurücklassen wollte; sie war von Trier schon in Coblenz angekommen und sollte von dort bald weiter herauf spedirt werden; da sie jedoch ausblieb vermehrte sich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eisen ziemlich schweren Reisewagen. Alles lag, wie man hörte, nach Westphalen hinein, und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufschlagen.

Und so schied ich denn mit dem wunderlichsten Zwiespalt; die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich so eben auch höchst bedrängt fühlte und ich sollte die edelsten Menschen in Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen, bei sprechlichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüste Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltsamen eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl.

Und doch hatte ich Aussicht unterwegs auf die angenehmste Einkehr, indem ich so nahe bei Münster die Fürstin Gallitzin nicht umgehen durfte.

Duisburg, November 1792.

Und so fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen, zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unseres ersten Unheils, doch wieder in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrirten, die nun, jenseits entschieden verrieben, theilweis nach Deutschland strömten, ohne Hülfe und ohne Rath.

Zu Mittag in dem Gasthof etwas spät angekommen saß ich am Ende der langen Tafel; Wirth und Wirthin, die mir als einem Deutschen den Widerwillen gegen die Franzosen schon ausgesprochen hatten, entschuldigten daß alle guten Plätze von diesen unwillkommenen Gästen besetzt seyen. Hierbei wurde bemerkt, daß unter ihnen, trotz aller Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armuth, noch immer dieselbe Anmaßung und Unbescheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinauf sah erblickt' ich ganz oben, quer vor, an der ersten Stelle einen alten, kleinen, wohlgekleideten Mann von ruhigem, beinahe niedrigem Betragen. Er mußte vornehm seyn, denn zwei Nebensitzende erwiesen ihm die größte Aufmerksamkeit, wählten die ersten und besten Bissen ihm vorzulegen und man hätte beinahe sagen können, daß sie ihm selbe zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er von Alter seiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines früheren wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt schleppe, indessen zwei Creaturen ihm den Traum des vorigen Zustandes wieder herbeispiegelten trachteten.

Ich beschaute mir die übrigen; das bedeutendste Schicksal war auf allen Stirnen zu lesen: Soldaten, Commissäre, Abenteurer vielleicht zu unterscheiden; alle waren still, denn jeder hatte seine eigene Noth zu überwinden, sie sahen ein gränzenloses Elend vor sich.

Etwa in der Hälfte des Mittagmahles kam noch ein hübscher junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Gestalt, aber irgend ein Anzeichen, man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er setzte sich still gegen mir über, nachdem er den Wirth um ein Couvert begrüßt hatte, und speiste was man ihm nachhollte und servirte mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirth, der mir ins Ohr sagte: Ihr Nachbar soll seine Zeche nicht theuer bezahlen: Ja derauf nichts von diesen Worten, aber als der junge Mann sich näherte und fragte: was er schuldig sey? verweiterte der Wirth, nachdem er sich flüchtig über die Tafel umgesehaut, die Zeche sey ein Kopfstück. Der Fremde schien betreten und sagte: das sey wohl ein Irrthum, denn er habe nicht allein ein gutes Mittagessen gehabt, sondern auch einen Schoppen Wein; das müsse mehr betragen. Der Wirth antwortete darauf ganz ernsthaft: er pflege seine Rechnung selbst zu machen und die Gäste erlegten gerne, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte sich bescheiden und verwundert; sogleich aber theilte mir der Wirth das Räthsel. Dieß ist der erste von diesem verwahrlosten Volke, rief er aus, der schwarz Brot gegessen hat, das mußte ihm zu Gute kommen.

In Duisburg wußt' ich einen einzigen alten Bekannten, den ich aufzusuchen nicht versäumte; Professor Pleffing war es, mit dem sich vor vielen Jahren ein sentimental-romanhaftes Verhältniß anknüpfte, wovon ich hier das Nähere mittheilen will, da unsere Abendunterhaltung dadurch auf den unruhigsten Zeiten in die friedlichsten Tage versetzt wurde.

Werther bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf Deutschem Grund und Boden, innerhalb der Nationalsprache, auf das seltsamste entwickelt; doch geselite sich bald, weil der Bezug nur aufs Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorik Sterne nicht verkennen darf. Wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so theilte sich sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich leidenschaftlicher Askese, welche, da und die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine traurige Selbstmarterei gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht und trachtete nach meiner Ueberzeugung andern hülfreich zu seyn; das aber war schwerer als man denken konnte, denn eigentlich kam es drauf an, einem jeden gegen sich selbst beizustehen, wo denn von aller Hülfe, wie sie uns die äußere Welt anbietet, es sey Erkenntniß, Belehrung, Beschäftigung, Begünstigung, die Rede gar nicht seyn konnte.

Hier müssen wir nun gar manche damals mit einwirkende Thätigkeiten flüchtig vorübergehen, aber zu unseren Zwecken macht sich nöthig eines andern großen, für sich waltenden Bestrebens umständlicher zu gedenken.

Lavaters Physiognomik hatte dem sittlich geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte sich im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Einbrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf einen jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte; da er aber nicht geschaffen war, irgend eine Abstraction methodisch zu suchen, so hielt er sich am einzelnen Falle, und also am Individuum.

Heinrich Lips, ein talentvoller junger Künstler, besonders geeignet zum Portrait, schloß sich fest an ihn, und sowohl zu Hause als auf der unternommenen Rheinreise kam er seinem Gönner nicht von der Seite. Nun lies Lavater, theils aus Heißhunger nach gränzenloser Erfahrung, theils um so viel bedeutende Menschen als möglich an sein künftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen, alle Personen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz, es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen so edlen Kreis, seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben, man glaubte sich einander näher zu kennen; und so ergab sich's aufs sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Werth entschieden hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen.

Diese Wirkung war stärker und gröber, als man sie denken mag; ein jeder fühlte sich berechtigt von sich selbst, als von einem abgeschlossenen, abgerundeten Wesen das beste zu denken, und in seiner Einzelnheit vollständig gerechtfigt, hielt er sich auch wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Complex seines werthen Daseyns mit aufzunehmen. Dergleichen Erfolg konnte sich um so leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die besondere individuelle Natur allein, ohne Rücksicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrschen soll, zur Sprache kam; dagegen war das religiöse Element, worin Lavater schwebte, nicht hinreichend, eine sich immer mehr entscheidende Selbstgefälligkeit zu mäßern, ja es entstand bei Frommgesinnten daraus eher ein geistlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wohl zuvor that.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgereicht auffallend hervorging, war die Achtung der Individuen unter einander. Namhafte ältere Männer wurden, wo nicht persönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wohl ein junger Mann sich nur einigermaßen bedeutend hervorthun, so war alsbald der Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft rege, in deren Ermangelung man sich mit seinem Portrait begnügte; wobei denn bis mit Gewißheit und unterm Gesicht, auf genauste gegegenen Schattenrisse willkommene Dienste leisteten. Jedermann war darin gefällt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht Abends an die Wand gesehrieben hätte; die Storchschnäbel durften nicht rasten.

Menschenkenntniß und Menschenliebe waren uns bei diesem Verfahren verlorgen, wechselseitige Theilnahme hatte sich entwickelt, wechselseitiges Kennen und Erkennen aber wollte sich so schnell nicht einstellen; zu beiden Zwecken jedoch war die Thätigkeit sehr groß, und was in diesem Sinne von einem herrlich begabten jungen Fürsten, von seiner wohlgesinnten, geistreich lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Förderniß nah und fern gewirkt ward, wäre soden zu erzählen, wenn es nicht öffentlich stünde, die Anfänge bedeutender Zustände einem ehrwürdigen

Zeitmaß.

Eine Sanduhr in jeglicher Hand erblick' ich den Amor;
Wie? der leichtſinnige Gott, mißt er uns doppelt die Zeit?
Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten,
Gegenwärtigen fließt eilig die zweyte herab.

Warnung.

Wecke nicht den Amor, es ſchläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
Klug gebrauchet der Zeit ſo eine ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft, denn es erwacht nur zu bald.

Dunkel anheim zu geben. Vielleicht haben die Korrlebenden jener Saat etwas wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freundig dahin nahm, wird in den spätesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer vorgesagten in Gedanken selbst, und sich davon durchdrungen, wird nachstehendes Abenteuer, welches beide Theilnehmende unter dem Abendessen vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

In manchem andern, niedlichen und persönlichen Zuberung erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1776 von Wernigerode datirt, Pfessing unterzeichnet, ein Schreiben, nebenher ein Heft, fast das wunderbarste was mir in jener seltsamäuerischen Art vor Augen gekommen; man erkannte daran einen jungen, durch Studien und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich gelerntes, zu eigener, innerer, sittlicher Benutzung nicht gedeihen wollte. Eine gebildete Handschrift war gut zu lesen, der Styl gewandt und klebend, und es mag gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckt, so wie auch alles frisch und treu aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Dutzend Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit, und statt eines schwächlichen Verlangens anständende Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für räthlich. Ich hatte mir unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern aufgerührt, die, anstatt mit mir auf meinem Wege über reineren höheren Bildung entgegen zu gehen, auf dem irrigen verharrend, sich nicht besser befanden, und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhafteren, bestimmtern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang, und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter sangen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die dringende Gewohnheit jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesleiden beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte Weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht, ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Ettersbachischen unternommen, der ich, als damaliger Gast, auch beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubniß nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wunderlamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Gesellschaften sondern auch von vielen am Ganzen theilnehmenden Weimarern, hier den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Zimmaner Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe von Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt, aber diesen kannt' ich an irgend einem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerklärlich von alten Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Umfange, und wie es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen, dann alsdann nur kennt' ich hoffen in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deßhalb hatt' ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da obnehin diese Jahreszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdieß in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Ansicht meinen wunderlichen Correspondenten persönlich zu sehen und zu prüfen wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel Harzreise im Winter so lange als Räthsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düstern und von Norden der sich verwandelnden Schneegewölk schwebte doch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen, und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Beten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gastof war glänzend erleuchtet, es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen: die Commissarien des hohen Hofs, hieß es, seyen schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen, und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dieß nun glücklich vollendet worden, gäben sie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann mir den Presterverschlag in der Wirthsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weißzuberziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite belleuchtete Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämmtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämmtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die seine Gäste zu belauschen, dem Wirthe selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlbesetzte Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich genauer von oben die heran also: Vorsitzende, Mäte, andere Theilnehmende, und dann immer so weiter. Secretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glückliches geendetes, beschwerliches Geschäft feiern eine Gleichheit aller thätig Theilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste beizukommen schienen. Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug es war ein fröhliches bedeutendes Mahl, das ich bei dem heißen Kerzenlichte in seinen Eigenthümlichkeiten ruhig betrachten konnte, eben als wenn der buntende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dieß mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz meinen ersten [illegible]

beunruhigen. Manchmal schien es mir ganz gespenstisch, als sähe ich in einer Vergößerung wohlgemuthe Geister sich erlustigen.

Nach einer wohl durchschlafenen Nacht eilte ich früher, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu, ich durchirrte sie, und betrachtete mir das fortwährende Naturereignis ganz genau. Schwarze Marmormassen aufgethürmt, zu weißen crystallinischen Säulen und Flächen wieder hergestellt, deuteten mir auf das fortwährende Leben der Natur. Breiten verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderreliefs, die sich eine höchst wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön erheitert.

Wieder am Tagelicht gelangt scherzte ich die nothe wendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn, die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel: Harzreise im Winter, die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebervollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abseits wer will?
Ins Gehölz verliert sich sein Pfad.
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen.
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Ach! wer heilet die Schmerzen
Dem, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Oft verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In unzufriedener Eitelkeit.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So ermuntre sein Herz!
Lehne den umwölkten Blick
Nieder die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein, ich fand ihn als einen munteren Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagte ihm darauf es sey meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jungen Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Geselligkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art benennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiederte ohne weiteres Bedenken der Kellner: es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Pfeffing gedient seyn, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sey er schon in Schulen ausgezeichnet worden, und habe noch immer den Ruf eines feinigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln, und mehr gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sey er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet seyn, so könne es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschoßes, wie man es in geräumlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung mich ziemlich deutlich erkannte. Allein an einigen Symptomen fand' ich bemerken, daß die Aeltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um den unvermutheten Gaste Platz zu machen.

Das verunglückte Ende ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen, er glich seinem Briefe völlig, und so war jener Entschluß erreicht er Interesse ohne Angermangel anzufinden.

Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärte ich mich für einen Freiwerber von Gotha, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahrszeit Schweiter und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so sehr rühmt machen, öfters besucht haben. Dieses bejahte ich ganz einfach und fing an von Rath Krauß, von der Zeichenschule, von Legationsrath Bertuch und dessen unermüdeter Thätigkeit zu sprechen; ich verlor mich weiter Meisel von Jagemann, Capellmeister Wolf und einige Frauen, und bezeichnete den Kreis, den viele wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: warum nennen Sie denn Goethe nicht? Ich erwiederte daß in diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst verdutzt als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er theils allem theils in andern Verhältnissen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Zugemüthlichkeit eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensdiagnost gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm sitzende Gast sich selbst schilderte.

Er war einigemal im Zimmer auf und ab gegangen, indeß die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrod auf den Tisch setzte; er schenkte beiden ein, stieß an und schmückte Thun letzter; er schenkte beiden ein, stieß an und schmückte den Glas eine geraume Zeit hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigtem Ihnen das mir gebotene gekostet, ergriff er heftig meinen Arm und rief: O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschrieben, hätte mir noch antworten wollen; ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten sich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein abschlagendes Wort auf ein so unbegränztes Vertrauen wohl verdient.

Ich erwiederte darauf, daß ich ein solches Betragen weder erklären noch entschuldigen könne, so

viel wisse ich aber, aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger sowohl Uebeln als reellen Zubrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsleistenden jungen Mann oft außer Stand setze sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

Sind wir zufällig so weit gekommen, sprach er darauf mit einiger Fassung, den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiederung verdiente.

Ich ging im Zimmer auf und ab die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung sonen beinahe ganz gewiß. Dephalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an die Blätter zu lesen, die ich ihm auf anzuwendung kannte und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung des Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sey in allem seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Leidende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht angesprochen, so war es nun auch mit der Gegenwart, man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt hatte; denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigene beschränkte Selbstigkeit that sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte fragte er mit Hast, was ich dazu sage, und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lectüre mannigfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach Innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein productives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen und aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzusperren schien.

Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche, thätige Wendung gegen die Natur und ihre anmuthigste Mannigfaltigkeit das beste Heilmittel sey, so wagt' ich alles bald den Versuch es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten.

Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben, denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er dessen dürfte sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und bekannten hören: man werde sich auf einem sämmtlichen, selbstaufklärischen, höhern Standpunkte nur durch Naturerschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sey es als Gärtner oder Landbauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde.

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf eine sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landschaftsmaler, sagte ich, mußte dieß zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwas nur aufgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet. Damit ich mich nun aber nicht ins allgemeine verliere, erzählte ich wie mir sogar diese neibgebrungene Bemerkweise, anstatt beschwerlich zu seyn, dauernden Gewinn gewährt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneeblumel über den Bergen, die mannigfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei dereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von den Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchteten blinkenden Gewässer, und gelangte endlich zum Baumannsbühle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und verkürzte: der kurze Weg den er daran gewendet gerene ihn ganz eigentlich; sie habe keinesweges dem Bilde sich gleich gestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Verständigkeit gegen ein trübes Phantasm seiner höhern Einbildungskraft von sich ablehnt. Eben so wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte wie kaum der rührteste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige prophetische Wendungen als Vorschlußmittel einer zu unternehmenden Cur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen, durch den besonnenen Weg, im Bewußtseyn des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten noch bestigten, mit gleichfalls nicht unbetrübten briefischen Ernst verlesen wollte. Doch aber meine Entschuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf Morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf Morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und freundlich; seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anziehendes aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein blasses Wesen erschien nicht unbedeutend, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Herantretend fand ich den völlig aufgeheiterten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg

rubig ſtehen und beſchaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich ſelbſt entſchädigen den jungen Mann nicht wieder zu ſehen; in Geſellſchaft deſſen beſtellt' ich meine Pferde auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entſchuldigendes Bleiſtiftbillettchen dem Kellner, dem ich zugleich ſo viel gutes und wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu ſagen wußte, welches denn der gewandte Burſche mit eigener Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordoſtrande des Harzes im grimmigen, mich zur Seite beſtürmenden Ertherwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Meiſingshütten und die ſonſtigen Anſtalten der Art beſchaut und ihre Weiſe mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Leſern darüber umſtändlich zu unterhalten hoffe.

Ich wähte nicht wie viel Zeit vorüber gegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er ſich anmeldete; ich ſchrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen ſeyn. Ich erwartete nun einen ſeltſamen Erſcheinungs-Auftritt, allein er blieb verunſtaltend ganz ruhig und ſprach: ich bin nicht überraſcht Sie hier zu finden, die Handſchrift Ihres Billets rief mir ſo deutlich jene Züge wieder ins Gedächtnis, die Sie, aus Wermsdorfe ſchreibend, mir hinterließen, daß ich meinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnisvollen Reiſenden abermals hier zu finden.

Schon dieſer Eingang war erfreulich, und es eröffnete ſich ein trauliches Geſpräch, worin er mir ſeine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. In wiefern ſich ſeine inneren Zuſtände wirklich gebeſſert hatten, wäß' ich nicht mehr anzugeben, es müßte aber kaum nicht ſo gar ſchlimm ausſehen, denn wir ſchieden nach mehreren Geſprächen friedlich und freundlich, nur daß ich ſein heftiges Begehren nach leidenſchaftlicher Freundſchaft und innigſter Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeit lang unterhielten wir ein ſtetiges Verhältnis; ich kam in den Fall ihm einige treue Dienſte zu leiſten, deren er ſich denn auch bei gegenwärtiger Zuſammenkunft dankbar erinnerte, ſo wie denn überhaupt das Zurückſchauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt im Laufe der Jahre ſich den Rang eines geachteten Schriftſtellers zu erwerben, indem er die Geſchichte älterer Philoſophie ernſtlich bearbeitete, beſonders derjenigen die ſich zum Gebeimnis neigt, woraus er denn die Anfänge und Urſprünge der Menſchen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir wie ſie herauskamen zuſendete, hatte ich freilich nicht geleſen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab was mich intereſſirte.

Seine gegenwärtigen Zuſtände fand ich auch keineswegs behaglich; er hatte Sprach- und Geſchichtskenntniſſe, die er ſo lange verſäumt und abgeleimt, endlich mit wüthender Anſtrengung erſtürmt und durch dieſes geiſtige Unmaß ſein Phyſiſches zerrüttet; zudem ſchienen ſeine ökonomiſchen Umſtände nicht die beſten, wenigſtens erlaubte ſein mäßiges Einkommen ihm nicht ſich ſonderlich zu pflegen und zu ſchonen; auch hatte ſich das düſtere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer ſchien er einem Unerreichbaren nachzuſtreben, und als die Erinnerung früherer Verhältniſſe endlich erſchöpft war, ſo wollte keine eigentlich freie Mittheilung ſtattfinden. Meine gegenwärtige Art zu ſeyn konnte faſt noch entfernter von der ſeinigen als jemals angeſehen werden. Wir ſchieden jedoch in den beſten Vernehmen, aber auch ihn nöthigt ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merrem beſuchte ich gleichfalls, deſſen ſchöne naturhiſtoriſche Kenntniſſe alsdald eine frohere Unterhaltung gewährten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, ſchenkte mir ſein Werk über die Tartangen, und ſo ward ich aufmerkſam auf ſeinen weiteren Lebensgang, worauf mit mancher Nutzen erwuchs; denn das iſt der höchſt erfreuliche Vortheil von Reiſen, daß einmal erkannte Verhältniſſe neben und Localitäten unſern Antheil zeitlebens nicht loslaſſen.

Münſter, November 1792.

Der Fürſtin Gallizin angemeldet hoffte ich gleich den behaglichſten Zuſtand; allein ich ſollte noch vorher eine zeitgemäße Prüfung erdulden: denn auf der Fahrt von mancherlei Hindernißen aufgehalten, gelangte ich erſt tief in der Nacht zur Stadt. Ich hielt nicht für ſchicklich, durch einen ſolchen Ueberfall gleich dem Eintritt die Gaſtfreundſchaft in dieſem Grade zu prüfen; ich fuhr daher an einen Gaſthof, wo mir aber Zimmer und Bette durchaus verſagt wurde; die Emigranten hatten ſich in Maſſe auch hierher geworfen und jeden Winkel beſetzt. Unter dieſen Umſtänden behagte es mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirthsſtube hin, immer noch beneidend als vor kurzem, da beim dichteſten Regenwetter von Dach und Fach nichts zu finden war.

Auf dieſe geringe Entbehrung erfuhr ich den andern Morgen das äußerſte. Die Fürſtin ging mir entgegen, ich fand in ihrem Hauſe zu meiner Aufnahme alles vorbereitet. Das Verhältnis von meiner Seite war rein, ich kannte die Glieder des Cirkels früher genugſam, ich wußte daß ich in einen frommen ſittlichen Kreis hereintrat und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man ſich geſetzig, klug und nicht beſchränkend.

Die Fürſtin hatte uns vor Jahren in Weimar beſucht, mit von Fürſtenberg und Hemſterhuis; auch ihre Kinder waren von der Geſellſchaft; damals verjagt man ſich ſchon über gewiſſe Punkte und ſchied einigen wagend, anderes duldend, um der ſten Vernehmen. Sie war eines der Individuen, von denen man ſich gar keinen Begriff machen kann, wenn man ſie nicht geſehen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben dieſe Individualität nicht in Verbindung, ſo wie im Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Von Fürſtenberg und Hemſterhuis, zwei bedeutende Männer, begleiteten ſie treulich, und in einer ſolchen Geſellſchaft war das Gute ſo wie das Schöne immerfort vorhan und unterhaltend. Letzterer war indeſſen geſtorben, jener nunmehr um viel Jahre älter, immer derſelbe verhängnißvolle, edle, einzige Mann; und welche ſonderbare Stellung in der Mitwelt! Geiſtlicher, Staatsmann, ja mehr den Fürſtenthron zu befeſtigen.

Die erſten Unterhaltungen, nachdem das perſönliche Andenken früherer Zeit ſich ausgeſprochen hatte, wandten ſich auf Hamann, deſſen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens mir bald in die Augen ſchien.

Seine großen unvergleichlichen Eigenschaften gaben zu herrlichen Betrachtungen Anlaß; seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen; der Mann der diesem enklisch erwählten Kreise so bedeutend und erfreulich gewesen, ward im Tode den Freunden eingermaßen unbequem; man mochte sich über sein Begräbniß entscheiden wie man wollte, so war es außer der Regel.

Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als tierisch betrachten: sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt seyn müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Irrthum fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseau'scher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren. Schnürbrust und Aufsatz verschwanden, der Puder verstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Diesmal hätte ich die Tochter kaum wieder gekannt; sie war gewachsen und stämmiger geworden. ich fand sie verständig, liebenswerth, haushälterisch, dem haushälterischen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem geistlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend bossen lassen, heilig betheuernd zusagt und verspricht.

Aber als die schöne Vermittelung zwischen den Welten entsprotte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Askese; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reinlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrath und alles dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus als wenn man anständig zur Miethe wohne. Eben dieß galt von Fürstenbergs häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Pallast, aber einen fremden, den er seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so bewies er sich in allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verschmähend, so wie die Fürstin auch. Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste verzichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst, und wenn man bei jener selten von gleichen Principien ausgeht, so freut man sich bei dieser meist Uebereinstimmung zu finden.

Hemsterhuis, Niederländer, sein gesinnt, zu den Alten von Jugend auf gebildet, hatte sein Leben der Fürstin gewidmet, so wie seine Schriften, die durch aus von wechselseitigem Vertrauen und gleichem Bildungsgange das unverwüstlichste Zeugniß ablegen.

Mit eigener scharfsinniger Zartheit wurde dieser schätzenswerthe Mann dem geistig Stattlichen, so wie dem sinnlich Aechtbürtigen unermüdet nachzustreben geleitet. Muß man von jenem sich durchringen, so soll man von diesem immer umgeben seyn; daher ist für einen Privatmann, der sich nicht in großen Räumen ergehen und selbst auf Reisen einen gewohnten Kunstgenuß nicht entbehren kann, eine Sammlung geschnittener Steine höchst wünschenswerth; ihn begleitet überall das erfreulichste, ein belebendes kostbares ohne Belästigung, und er gemißt ununterrochen des edelsten Besitzes.

Um aber dergleichen zu erlangen, ist nicht genug daß man wolle; zum Besitznach gehört außer dem Vermögen, vor allen Dingen Gelegenheit. Unser Freund entbehrte dieser nicht; auf der Scheide von Holland und England wohnend, die fortdauernde Handelsbewegung, die darin auch hin und her wogenden Kunstschätze beobachtend, gelangte er nach und nach durch Kauf und Tauschverbindung zu einer schönen Sammlung von etwa siebenzig Stücken, wobei ihm Rath und Belehrung des trefflichen Steinschneiders Natter für die sicherste Beihilfe galt.

Diese Sammlung hatte die Fürstin zum größten Theile entstehen sehen. Einsicht, Geschmack und Liebe daran gewonnen, und besaß sie nun als Nachlaß eines abgeschiedenen Freundes, der in diesen Schätzen immer als gegenwärtig erschien.

Hemsterhuis Philosophie, die Fundamente derselben, seinen Ideengang kennt' ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte. Das Schöne und das an demselben Erfreuliche sey, so sprach er sich aus, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Moment denken ertsicken und fassen; ich aber mußte sagen: das Schöne sey, wenn wir das gegenwärtig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet ist eins und ebenfalsche gesagt, nur von verschiedenen Menschen aufgesprochen, und ich enthalte mich mehr zu sagen; denn das Schöne ist nicht sowohl leistend als vorspredend, das gegen das Häßliche auf einer Stockung entstehende, selbst stocken macht und nichts bessen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den Brief über die Sculptur diesmal nach meinem Sinne gemäß zu deuten; ferner schien mir das Büchlein über das Begehren auf diesem Wege klar: denn wenn das bestig verlangte Schöne in unsern Besitz kommt, so hält es nicht immer im Einzelnen was es im Ganzen versprach, und so ist es offenbar, daß dasjenige was uns als Ganzes anfregte, im Einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Diese Betrachtungen waren um so bedeutender, als die Fürstin ihren Freund bestig nach Kunstwerken verlangen aber im Besitz erkalten gesehen, was er so schaarfsinnig und liebenswürdig in abgerundetem Büchlein aufgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterschied zu bedenken, ob der Gegenstand des für ihn empfundenen Enthusiasmus würdig sey; ist er es, so muß Freude und Bewunderung immer daran wachsen, sich stets erneuen; ist er es nicht ganz so geht das Thermometer um einige Grade zurück und man gewinnt an Einsicht, was man an Vorurtheil verliert. Deßhalb es wohl ganz richtig ist, daß man Kunstwerke kaufen müsse, um sie kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Werth festgestellt werde. Indessen muß auch hier Sehnsucht und Befriedigung in einem pulsirenden Leben mit einander abwechseln, sich gegenseitig erneuen und lassen, damit der einmal Besitzende nicht aufhöre zu begehren.

Wie empfänglich die Societät, in der ich mich befand, für solche Gespräche seyn mochte, wird derjenige am besten beurtheilen der von Hemsterhuis Werken Kenntniß genommen hat, welche, in diesem Kreise entsprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geschnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren war mehrmals höchst erfreulich; und man mußte dieß gewiß als einen der seltenern Fälle ansehen, daß gerade die Blüthe des Heidenthums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgehalten

werden sollte. Ich versäumte nicht die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen sterbenden Gebilden dem Auge entgegen sprangen. Auch hier durfte man sich nicht verleugnen, das Nachahmung ausser würdiger älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in diesen engen Räumen zur weltenhaft aufgehoben worden, und es fehlte fast an keiner Art. Der tändigste Hercules mit Eyben bekränzt durfte seinen heroischen Ursprung nicht verleugnen; ein ernstes Mannenhaupt, ein Bacchus, der ehemahls im Medicäischen Cabinet verwahrt worden, allerliebste Opfer und Bacchanalien, und zu allem diesem die schönsten Portraite von bekannten und unbekannten Personen mußten bei wiederholter Betrachtung verwundert werden.

Aus solchen Gesprächen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen sich ins Abstruse zu verlieren, schien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiosen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste sprach ich nachstehendes Gedicht augenblicklich nieder:

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, freyte und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach, und die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der verwegene hielt seit sie im Arme bedrückt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verbankt;
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Mit diesen allegorischen Glaubensbekenntniß schien man nicht ganz unzufrieden; indessen blieb es auf sich selbst beruhen, und beide Theile machten sich's zur Pflicht von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzuführen, was gemeinsam wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Erquickung ohne Widerstreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geschnittenen Steine als ein herrliches Mittelglied eingeschoben werden, wenn die Unterhaltung irgend stockenbart zu werden drohte. Ich von meiner Seite konnte freilich nur das Poetische schätzen, das Motiv selbst, Composition, Darstellung überhaupt beurtheilen und rühmen, dagegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen anzustellen gewohnt waren. Denn es ist für den Liebhaber, der solche Kleinodien anschaffen, den Besitz zu einer würdigen Sammlung erheben will, nicht genug zur Sicherheit seines Erwerbs, daß er Geist und Sinn der köstlichen Kunstarbeit einsehe und sich daran ergetze, sondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu Hülfe rufen, die sehr den, der nicht selbst technischer Künstler im gleichen Fache ist, höchst schwierig seyn möchten. Henkelbuis hatte mit seinem Freunde Natter viele Jahre darüber correspondirt, wovon sich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier kam nun erst die Steinart selbst zur Sprache in welche gearbeitet worden, indem man sich der einen in frühern, der andern in folgenden Zeiten bediene; sodann war vor allen Dingen eine gröbere Ausführlichkeit im Auge zu halten, wo man auf bedeutende Zeiten schließen konnte, so wie flüchtige Arbeit bald auf Geist, theils auf Unvermögen theils auf Leichtsinn hindeutete, frühere oder spätere Epochen zu erkennen gab. Besonders legte man großen Werth auf die Politur verriebener Steinen und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugniß der besten Zeiten zu sehen. Ob aber ein geschnittener Stein einschneiden antik oder neu sey, darüber wagte man keine sichere Distinction anzugeben; Freund Henkelbuis habe selbst nur mit Bestimmung jenes trefflichen Künstlers sich über diesen Punkt zu verwahren gewußt.

Ich konnte nicht verbergen daß ich hier in ein ganz frisches Feld gerathe, wo ich mich höchst bedeutend angesprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedauere, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeschnitten sehe, meine Augen sowohl als den innern Sinn auch auf diese Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem solchen Anlasse äußerte sich die Fürstin heiter und einfach: sie sey geneigt mir die Sammlung mitzutheilen, damit ich solche zu Hause mit Freunden und Kennern studiren und mich in diesem bedeutenden Zweige der bildenden Kunst, mit Zuziehung von Schwefel- und Gladpasten, umsehen und bestärken möchte. Dieses Anerbieten, das ich für kein leeres Compliment halten durfte und für mich höchst reizend war, lehnt' ich jedoch dankbarlichst ab; und ich gestehe daß mir im Innern die Art, wie dieser Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Kästchen, einer allein, zwei, drei, wie es der Zufall gegeben hatte, neben einander gesteckt; es war unmöglich beim Vorzeigen am Ende zu bemerken ob wohl einer fehle; wie denn die Fürstin selbst gestand, daß einst in der besten Gesellschaft ein Hercules abhanden gekommen, den man erst spätterhin vermißt habe. Sodann schien es bedenklich genug in gegenwärtiger Zeit sich mit einem solchen Werth zu beschweren und eine höchst bedeutende ängstliche Verantwortung zu übernehmen. Ich suchte daher mit der freundschaftlichen Dankbarkeit die schicklichsten ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einrede die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen schien, indem ich nun um desto eifriger die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände, unsern es sich nur einigermaßen schicken wollte, zu lenken suchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für sie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genöthigt einige Rechenschaft zu geben. Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung, welche wir ja nahe wie Verbrechen anfah, die und da gehört habe, wie ich der Physiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre studire, wovon sich doch sowerlich irgend eine Beihülfe zu Beurtheilung der Gesichtszüge des Menschen hoffen lasse. Nun mochte ich wohl bei einigen Freunden das für einen Dichter ganz unschickliche gebaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen und einigermaßen einzuleiten, gelobert haben, ich sey, wie es denn wirklich auch andern war, durch Lavaters Physiognomik in dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung daß Muskeln- und Hautgestalt und ihre Wirkung von den entschiedenen inneren Knochengetheilte durchaus abhängen müsse, gerrieben,

mehrere Thierschädel in sein Werk abbilden zu lassen, und seltsame mir zu einem flüchtigen Commentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig hiervon wiederholen oder in denselben Sinne zu Gunsten meines Verfahrens anführungen wollte, konnte mir wenig helfen, indem zu jener Zeit ein solcher wissenschaftlicher Grund abzuweist ablag und man, im augenblicklichen geselligen Leben befangen, nur den beweglichen Gesichtszügen, und vielleicht gar nur in leidenschaftlichen Momenten, eine gewisse Bedeutung zugestand, ohne zu bedenken daß hier nicht etwa blos ein regelloser Schein wirken thue, sondern daß das Aeußere, Bewegliche, Veränderliche als ein wichtiges bedeutendes Resultat eines innern entschiedenen Lebens betrachtet werden müsse.

Glücklicher als in diesen Vorträgen, war ich in Unterhaltung gröberer Gesellschaft; gräfliche Männer von Sinn und Verstand, heranstrebende Jünglinge, wohlgebildet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung viel versprechend, waren gegenwärtig. Herr wählte ich unaufgefordert die Römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter Paul; sodann zur Erheiterung die Pferderweide, wozu auch andere Haus- und Hoftheure Theil nehmen. Diese Feste waren mir damals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig, denn ich ging darauf aus, ein Römisches Jahr zu schreiben, den Verlauf geistlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; daher ich denn auch sogleich jene Feste nach einem reinen directen Eindrucke darzustellen im Stande, meinen katholischen frommen Cirkel mit neuen vergnügten Blicken ehren zu können sah, als die Weltkinder mit dem Carneval. Ja einer von den gegenwärtigen, mit den Gesammtverhältnissen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gesagt: ob ich denn wirklich katholisch sey? Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete sie mir noch ein anderes; man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in Acht nehmen, ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religiös, ja für katholisch halten könne.

Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, rief ich aus, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte, mir fällt nicht schwer mit einem klaren unbefangenen Blick alle Zustände zu beachten, und sie wieder auch eben so rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand verständigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widerstrebt, davon wend' ich den Blick weg, aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen; da zeigt sich denn meist, daß die andern eben so Recht haben nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen. Hiedurch war man denn auch wegen dieses Punkts aufgeklärt, und eine freilich sehr mißwollig zu beurtheilende heimliche Einmischung in unsere Verhältnisse hatte gerade im Gegentheil, wie sie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen bey aller unfreundlicher zu seyn, im Gegentheil fühlt' ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl sein gröberes Glück bezeugen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Jammerleben endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer so edlen guten, sittlich strengen Gesellschaft war ich jedoch in einem Punkte ungefällig, ohne daß ich selbst weiß wie es zugegangen ist. Ich war wegen eines glücklichen freien bedeutenden Verseins berühmt, man wünschte mich zu hören, und da man wußte, daß ich die Luise von Voß wie sie im Novemberheft des Merkur 1795 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und sie gerne vortrug, spielte man darauf an ohne zudringlich zu seyn; man legte das Merkurstück unter den Spiegel, und ließ mich gewähren. Und nun wüßt' ich nicht zu sagen, was mich abhielt; mir war wie Sinn und Lippe verriegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entschließen, eine Pause des Besprächs zu meiner und der andern Freude zu nutzen; die Zeit ging hin und ich wundere mich noch über diese unerklärliche Verstocktheit.

Der Tag des Abschieds nahete heran, man mußte doch sich einmal trennen. Nun, sagte die Fürstin, hier gilt keine Widerrede. Sie müssen die geschmittenen Steine mitnehmen, ich verlange es. Als ich aber meine Weigerung auf das höflichste und freundlichste festhauptete, sagte sie zuletzt: so muß ich Ihnen denn erklären, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen Ihnen diesen Schatz anzuvertrauen, und eben deßwegen will ich, muß ich es thun; man hat mir vorgestellt, daß ich Sie doch auf diesen Grad nicht kenne, um auf in einem solchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu seyn. Darauf habe ich, kurz sie fort, erwiedert: glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff den ich von ihm habe, mir lieber sey, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen. Ich konnte man weiter nicht erwiedern, indem sie durch eine solche Aeußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte. Jedes übrige Hinderniß räumte sie weg; vorhandene Schwefelabgüsse, katalogirt, waren zu Contreste, sollte sie nöthig befunden werden, in einem sauberen Kästchen mit den Originalen eingepackt, und ein sehr kleiner Raum fahte die leicht transportablen Schätze.

So nahmen wir freundlichen Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin wünschte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setze sich zu mir im Wagen, der übrige folgte. Die bedeutendsten Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; die mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier doch bald wieder zu sehen.

Diese Abschiedsformel wohlcontinuirender freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, noch zuwider, ich hatte sie oft bei verabredenden Bekanntschaften in Bädern, und sonst meist von wohlwollenden mir freundlichst zugethanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben, und einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.

Durch Vorsorge, auf Anregung der edlen Freundin, ward ich von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und selbst nothwendig war. Denn ich hatte bei südder freundschaftlicher friedlicher Unterhaltung vergessen, daß Kriegskunde mir nachstürme; und leider fand ich unterwegs die Schaar der Emigrirten, die sich immer weiter nach Deutschland hineindrängte, und gegen welche die Position eben so wenig als am Rhein günstig gelinnt waren. Gar oft trat gebahnter Weg, man fuhr bald hüben, bald drüben, begegnete und

trennte sich. Haidegebüsch und Gesträuche, Wurzelstumpfen, Sand, Moor und Binsen, eins so unbequem und unerfreulich wie das andere. Nun ohne Lebensmittelschicksal ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb stecken, Paul sprang geschwind herab und zu Hülfe: er standte die sechsen Französinnen, die er in Düsseldorf in den traurigsten Umständen wieder angetroffen, seyen abermals im Falle seines Beistandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wieder gefunden, und war, hin ihrer Strudel des Unheils mit fortgerissen und gängstigt, endlich über den Rhein geworfen worden.

Hier aber in dieser Wüste erschien sie nicht; einige alte ehrwürdige Damen forderten unsere Theilnahme. Als aber unser Postillon halten und mit seinen Pferden dem vorigen Wagen zu Hülfe kommen sollte weigerte er sich trotzig und sagte: wir sollten nur zu unserm eignen, mit Silber und Gold gemassen beschwerten Wagen ernstlich sehen, damit wir nicht etwa stecken blieben, oder umgeworfen würden; denn so er es gleich mit uns redlich meine, so stünd' er doch in dieser Wüstenei für nichts.

Glücklicherweise, unser Gewissen zu beschwichtigen, hatte sich eine Anzahl Westphälischer Bauern um jenen Wagen versammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unserm Fuhrwerk war freilich das Eisen das schwerste, und der kostbare Schatz den wir mit uns führten so leicht, um in einer leichten Chaise nicht bemerkt zu werden. Wie seltsam wünscht' ich mir mein Böhmisches Vögelchen herbei! Gleichwohl gab mir jenes Vorurtheil, welches wichtige Schätze bei uns voraussetzte, doch immer eine Art von Warrube. Wir hatten bemerkt daß ein Postillon dem andern die Nettz von Ueberschwere des Wagens und die Vermuthung von Geld und Kostbarkeiten jedesmal übertieferte. Nun aber wurden wir wegen voraussgeschickter Postzettel, deren richtige Stunde wir ohnehin bei solchem Wetters wegen nicht einhielten, auf jeder Station eilig vorwärts gedrängt und ganz eigentlich in die Nacht hinausgestossen, da und denn wirklich der königliche Ritt vorgieng, daß der Postillon in blasterer Nacht schwur, es könne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einsamen Waldwohnung stille hielt, deren Tage, Bauart und Bewohner schon beim heissen Sonnenschein hätten Schaudern erregen können. Der Tag, selbst der graufe, war dagegen erquicklich; man rief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor kurzem so traulich Stunden zugebracht; man musterte sie mit Neigung und Liebe, belobte sich an ihren Eigenheiten und erbaute sich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder hereinbrach, da fühlte man sich schon wieder von allen Sorgen umstrickt in einem kummervollen Zustand. Wie öfter aber auch in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken wachten gewesen seyn, so wurden sie auf einmal wieder aufgeheilt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel hineinfuhr. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseyns, die Wohlthätigkeit eines jeden Einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung, und die behaglichen Anstalten zu Aufnahme der Fremden. Diese letztere jedoch ward mir sehr einige Zeit gestört, als ich auf dem prächtigen tagedellen Königsplatze an dem wohlbekannten Gasthofe anfuhr; der anwesende Diener scheute zurück mit der Erklärung: es sey kein Platz zu finden. Als ich aber nicht weichen wollte, trat ein Kellner sehr höflich an den Schlag und bat in sehr Französischen Phrasen um Entschuldigung, da es nicht möglich sey mich aufzunehmen. Ich erwiederte darauf in gutem Deutsch: wie ich mich wundern müsse, daß in einem so großen Gebäude, dessen Raum ich gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle. Sie sind ein Deutscher, rief er aus, das ist ein anderes: und sogleich ließ er den Postillon in das Hofthor hereinfahren. Als er mir ein schickliches Zimmer angewiesen versprach er: er sey seit geschlossen keinen Einzigen mehr aufzunehmen. Ihr Betragen sey überall anständig, die Bezahlung staatlerig; denn mitten in ihrem Elend, da sie nicht wüßten wo sie sich bewenden sollten, verthäten sie sich noch immer als hätten sie von einem eroberten Lande Besitz genommen. So schied ich nun in gutem Frieden und fand auf dem Wege nach Eisenach weniger Zudrang der so häufig und unerwünscht herausgetrieben Gäste.

Meine Ankunft in Weimar sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsternis erhellen und erheitern würde.

Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte, einsweilen, wohleingerichtete Haus schon meistens bewohnt, ohne daß mir die Freude ganz verlagt gewesen wäre, bei dem Aufbau mit und einzuwirken. Die Meinigen empfangen mich munter und gesund, und als ich an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die auf Berlin gesendeten Schätzchen genossen, mit denjenigen worin wir, die sie so paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten. Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und freier abgeschlossen, indem Heinrich Meyer zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Einigen gehörte, und an allem Belebenden so wie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm.

Das Weimarische Theater bestand seit dem Mai 1791; es hatte soweit den Sommer genannten Jahres als auch den des laufenden in Lauchstädt zugebracht und sich durch Wiedereinlang damals ganz bester meist bedeutender Stücke schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Bellomo'schen Gesellschaft, also schon aneinander gewöhnter Personen, gab den Grund, andere theils schon brauchbare, theils vielversprechende Glieder füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke.

Man kann sagen daß es damals noch ein Schauspielerdunkwerk gab, wodurch bestimmt sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, bes sonders wenn man so glücklich war für die Recitation Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen; und so konnte das Publicum für den Anfang gar wohl zufrieden seyn. Da ich Theil an der Direction genommen, so war es mir eine unterhaltende Beschäftigung gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter geführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit andern und Routine derjenigen konnte, allein es fehlte durchaus an dem was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erst zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poesie gelangen kann. Da ich auf diesen Gegenstand zurückzukehren gedenke und ihn vorläufig nicht gern zerstückeln möchte, so sage ich nur so viel: daß ich eben jene Technik, welche sich aus Ueberlieferung ansammelt, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen

fuchte, und das was mir klar geworden, in einzelnen Blättern, ohne auf ein allgemeines hinzuweisen, niederschrieb.

Was mir bei diesem Unternehmen aber besonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Conversationston, der zwar höchst widrig wirkt und ekelhaft ist, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber wenn ein jeder glaubt nur sein eigenes nacktes Wesen brennen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzustellen. In aber benutzte diesen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zutrauen konnte, wenn das angeborne Naturell sich mit Freiheit dergestalt vorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegen zu führen zu lassen. Doch darf ich hiervon nicht weiter sprechen, weil, was gethan und geleistet worden, sich erst nach und nach auf sich selbst entwickelte, und also historisch dargestellt werden müßte.

Umstände jedoch, die für das neue Theater sich höchst günstig hervorthaten, muß ich flüchtig anführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer besten Zeit, ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich rührliches Behagen, die andern gegen eine leichte Sittenverderbniß hingewendet; beide Gesinnungen waren dem Tage gemäß und erheischten freudige Theilnahme; mehrere noch als Manuscript circulirten damals der lebendigen Duft des Augenblicks, den sie mit sich brachten. Schröder, Babo, Ziegler, glückliche energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Brezner und Jünger, ebenfalls gleichzeitig, gaben anspruchslos einer bequemen Frühstunde Raum. Hagemann und Hagemeister, Talente die sich auf die Länge nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu gesucht und willkommen. Diese lebendige sich im Cirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakspeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben; man verlieh die höhere Art, nur neues zum nächsten Verlust einzubüßen, man war begierig in der Wahl und verleitete schon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne der und diese Anstalt gründen half, müssen wir eine dankbare Erinnerung nicht schuldig bleiben. Es war J. J. Fuchs, ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Notlensache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag mit, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die einheimischen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete.

Was die Oper anlangt so kamen und die Dittersdorfischen Arbeiten auf das beste zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürstliches Privat-Theater geordnet, wodurch seinen Productionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu Gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaber-Bühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmischen und prosaischen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihn dem Obersächsischen Geschmack mehr anzueignen; und so gewann diese leichte Waare Beifall und Abgang.

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemühten sich die leichteren Italiänischen Opern jener Zeit, von Paisiello, Cimarosa, Guglielmi und andern herüber zu führen, wo denn zuletzt auch Mozarts Geist einzuwirken anfing. Denke man sich das von diesen allen wenig bekannt, gar nichts abgebraucht war, so wird man gestehen daß die Anfänge des Weimarischen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des Deutschen Theaters überhaupt oder zu gleich eintraten und Vortheile genossen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung und sich selbst den freiesten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Gemüth und Studium der anvertrauten Gemmensammlung vorzutreten und zu stören, ließ ich gleich zwei plastische Anstalten verfertigen, worin die Steine mit einem Kitt übersichtbar neben einander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre; worauf alsdann Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl verfertigt und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch verbundene Abdrücke älterer Sammlungen vorgelegt und zu Rathe gezogen. Wir bemerkten wohl das hier für und das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sey; wie groß aber die Verpflichtung der Freunden gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sey deshalb hier eingeschaltet, weil wir wohl schwerlich unsere Ansichtsamkeit sobald wieder auf diesen Punkt wenden dürften.

Aus innern Gründen der Kunst sahen sich die Weimarischen Freunde berechtigt, wo nicht alle, doch bei weitem die größte Anzahl dieser geschnittenen Steine für ächt antike Kunstdenkmale zu halten, und zwar fanden sich mehrere darunter welche zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten sich dadurch aus, daß sie als wirklich identisch mit ältern Schwefelpasten angesehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darstellung mit andern antiken Gemmen zusammentraf, die aber deswegen immer noch für ächt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorstellungen vor, und man würde sehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Copien anzusprechen.

Immer müssen wir dabei die edle Kunsttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenstands nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künstler hielten sich für Original genug, wenn sie einen originellen Gedanken aufzufassen und ihn auf ihre Weise wieder darzustellen Fähigkeit und Fertigkeit empfanden. Mehrere Steine zeigten sich auch mit eingeschnittenen Künstler-Namen, worauf man seit Jahren großen Werth gelegt hatte. Eine solche Zurthat ist wohl immer merkwürdig genug, doch bleibt sie meist problematisch; denn es ist möglich daß der Stein alt und der Name neu eingeschnitten sey, um dem vortrefflichen noch einen Bewerth zu verleihen.

Da wir uns nun gleich hier wie billig alles Katalogisirens enthalten, da Beschreibung solcher Kunstwerke ohne Nachbildung wenig Begriff giebt, so unterlassen wir hoch nicht von dem vorzüglichsten einige allgemeine Andeutungen zu geben.

Kopf des Hercules. Bewundernswürdig in Betracht des edeln freien Gesinnacks der Arbeit und noch mehr zu bewundern in Hinsicht auf die derrlichen Idealformen, welche mit keinem der bekannten Heroencharaktere ganz genau übereinkommen, und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieses köstlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Brustbild des Bacchus. Arbeit, wie auf dem Stein gebannt, und in Hinsicht auf die idealen Formen eines der edelsten antiken Werke. Es finden sich in verschiedenen Sammlungen mehrere diesem ähnliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erinnern,

schwebt doch als tief geschnitten; doch ist und noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Composition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine ungeführte Leier, deren Hörner zwei Delphine darstellen, der Körper, oder wenn man will der Fuß, Amors Haupt mit Rosen bekränzt; zu derselben ist Bacchus Panther, in der Vorderpfote den Thyrsusstab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieses Sterns befriedigt den Kenner, und wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls seine Rechnung finden.

Maske mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Eydechsunte umschlingt die runde Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der allervorzüglichsten seyn, und eben so schätzbar ist auch

Eine andere Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus kränzet den Amor. Eine der lieblichsten Gruppen die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geschnitten; ein Werk welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die sich in allen Pasten-Sammlungen finden sind, genugsam bekannt ist.

Gyges, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst, und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung desselben finden unsere Leser von dem Berlinischen Programm zu der Jenaischen A. L. Z. 1804 IV. Band.

Behelmter Kopf im Profil, mit großem Bart. Vielleicht ist's eine Maske; indessen hat sie im geringsten nichts Caricaturartiges, sondern ein gedrungenes, heldenmäßiges Angesicht und ist vortrefflich gearbeitet.

Homer, als Herme, fast ganz von vorne dargestellt und sehr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greisenalters; daher dieses Werk nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch des Gegenstandes wegen schätzbar ist.

In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren angetroffen, der (jedoch ohne daß Gründe dafür angegeben werden) das Bildniß des Aristophanes seyn soll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem sich unterscheidender Kopf ist in unserer Sammlung anzutreffen, und in der That eins der besten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten ist vermuthlich über den Augenbrauen abgebrochen gefunden, und in neuerer Zeit wieder zum Ringstein zugeschnitten worden. Großartiger und lebensvoller haben wir nie menschliche Gestalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargestellt gesehen, selten den Fall, wo der Künstler ein so unbeschränktes Vermögen zeigte. Von ähnlichem Gehalt ist auch

Der ebenfalls unbekannte Portraitkopf mit übergezogener Löwenhaut; derselbe war auch so wie der vorige über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende ist mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes von gebrungenem kräftigem Charakter mit kurzgeschornen Haaren. Aufserordentlich geistreich und meisterhaft gearbeitet; besonders ist die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art.

Männlicher Kopf oder Brustbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es ist ein geistreicher, kräftiger Ausdruck in diesem Werk, und Züge, wie man geworben ist dem Julius Cäsar zuzuschreiben.

Männlicher Kopf ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bei Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerordentlich viel Wahrheit und Charakter ist in diesem Gesicht, und kein Zweifel daß die Arbeit alt und aus den Zeiten der ersten Römischen Kaiser ist.

Brustbild einer Römischen Dame; um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewunderungswürdig fleißig ausgeführt, und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Bestimmtheit, Naivetät, Leben.

Kleiner behelmter Kopf, mit starkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorne dargestellt und schätzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schlusse: das Haupt der Medusie in dem herrlichsten Cornerl. Es ist solches der bekannten Medusie des Spiridion vollkommen ähnlich und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichsten Nachahmungen antiker Werke: denn für eine solche möchte er unerachtet seiner großen Verdienste doch zu halten seyn, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat, und überhies ein unter dem Abschnitt des Halses angebrachtes N doch wohl auf eine Arbeit von Naster selbst schließen läßt.

An diesem wenigen werden wahre Kunstfreunde den hohen Werth der gepriesenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo sie sich gegenwärtig befinden ist uns unbekannt;[1] vielleicht erhielte man hierüber

[1] Goethe hat früher in dem Aufsatz „Herculanensische Gemmen-Sammlungen" über diese Angelegenheit folgende Auskunft ertheilt: Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürstliche Familie und zuletzt an den Grafen Friedrich Reventl von Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden ich den Kasten nicht unverrichteter Sache zu erforschen, wo nunmehr das theure, so genau gepriefte Pfand befindlich sey?

Diesen Wunsch einer Aufklärung vernahm zu jenen Zeiten man höchsten Orts gnädigst und eilte zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung angekommen unter den Schätzen Ihro Majestät des Königs der Niederlande einen vorzüglichen Platz einnehme; welche nachrichtliche Verständigung ich mit dem lebendigsten Dante zu erkennen habe, und es für ein Glück achte gewes zu seyn, daß so vortreffliche Einzelnheiten von auerlauenem Werth nicht Armuths, Gluck und Zufall zusammengebracht, nicht zerstreut, sondern auch für die Zukunft beisammen gehalten werden. Vielleicht befinden sie sich noch in denselben Kästchen, in welche ich sie vor so viel Jahren zusammengepackt. Da man bey einem langen Leben so vieles gesammelt und geordnet hat, so ist es ein hohes angenehmes Gefühl zu erfahren, daß ein Gegenstand, der uns lieb und werth geworden, sich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen diese Kunderzeichnisse den höchsten erhabenen Besitzern und allen deren Freunden schöner Kunst immerfort zur Freude und Belehrung gereichen; mögen vorliegende eine Französische Uebersetzung jenes Neujahrs-Programms der allgemeinen Jenaischen Literatur-

Einsamkeit.

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, hülfreich und tröstlich zu seyn.

Erkanntes Glück.

Was die gute Natur weislich nur vielen vertheilet,
Gab sie mit reichlicher Hand alles der Einzigen ihr:
Und die so herrlich begabte, die von so vielen verehrte
Gab ein liebend Geschick freundlich dem Glücklichen, mir.

---

einige Nachricht, die einen frischen Kunstfreund wohl anregen könnte diesen Schatz, wenn er verkäuflich ist, sich anzueignen.

Die Weimarischen Kunstfreunde zogen, so lange diese Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vortheil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab sie der gestiftenden Gesellschaft, welche sich um die Herzogin Amalie zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man suchte sich in dem Studium gelungener Steine zu begründen, wobei und bei Vorlesungen der trefflichen Besitzerin sehr zu Statten kam, indem sie uns mehrere Jahre diesen Genuß gönnte. Doch ergetzte sie sich ganz vor ihrem Ende noch an der schönen ausschauenden Ordnung, wenn sie die Dinge in zwei Kästchen auf einmal, wie sie solche nie gesehen, vollständig gereiht wieder erblickte und alle des gehofften großen Vertrauens sich ohnmüthig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten sich unsere Kunstbetrachtungen. Je hatte die Farben genugsam in unterschiedenen Lebensbedürfnissen beobachtet und sah die Hoffnung auch endlich ihre Kunst-Harmonie, welche zu suchen sie eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verschiedene Compositionen, wo man sie theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah.

Am tiefsten ward sie bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo der Lichtseite immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenseite das Blau und Blaurothe zugetheilt werden mußte, aber wegen Mannigfaltigkeit der natürlichen Gegenstände gar leicht durch Braungrüne und Blaugrüne zu vermischen. Auch hatten hier schon große Meister durch Beispiel gewirkt, mehr als im Historischen, wo der Künstler bei Wahl der Farben zu den Gewändern sich selbst überlassen bleibt und in solcher Verlegenheit nach Herkommen und Ueberlieferung greift, sich auch wohl durch irgend eine Bedeutung verführen läßt und dadurch von wahrer harmonischer Darstellung öfters abgeleitet wird.

Von solchen Studien bildender Kunst fühlte ich mich denn doch gedrungen wieder zum Theater zurückzukehren und über mein eigenes Verhältniß zu demselben einige Betrachtungen anzustellen, welches so erst zu vermeiden wünschte. Man sollte denken, es wäre die beste Gelegenheit gewesen, für das neue Theater und zugleich für das Deutsche überhaupt, als Schrift- steller auch etwas von meiner Seite zu leisten: denn genau besehen lag zwischen oben genannten Autoren und ihren Productionen noch mancher Raum, der gar wohl hätte ausgefüllt werden können; es gab zu natürlich einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenk' ich meiner ersten dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr ins Breite gingen um bühnenhaft zu seyn; meine letzten, dem tiefsten innern Sinne gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gedrungenheit wenig Eingang. Zwischen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingebildet, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste und dramatisch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1793 erschreckte mich die Halsbandgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, sahen im Voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an deßhalb tigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch gespenstischer wieder zurück. Glücklicherweise ward mein Tasso noch abgeschlossen, aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Verirrungen fühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung verzweifelter Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Unthaten gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Mir aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte ich diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen, und die Form der komischen Oper, die sich mir schon seit längerer Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, schien auch ernsten Gegenständen nicht fremd, wie an König Theodor zu sehen gewesen. Und so wurde denn jener Gegenstand rhythmisch bearbeitet, die Composition mit Reichardt verabredet, wo von dem die Anlagen einiger thätigen Bass-Arien bekannt geworden; andere Musikstücke, die außer dem Concert keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle von der man sich die meiste Wirkung versprach, kam auch nicht zu Stande. Das Geisterfesten in der Krystallkugel vor dem schlafend weissagenden Cophtha sollte als blendendes Final vor allen glänzen.

Aber da wallte kein freier Geist über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um mich alle Mühe zu verlieren, schrieb ich ein prosaisches Stück, in dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspieler-Gesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten.

Aber eben deßwegen weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um desto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, fühn und schwunglos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichgültige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil gehemmte Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergetzte mich an einer heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Verrug oft genug ausgesetzt gesehen, fühnlich verführerisch, so groß könne man nicht betrogen werden.

Aus diesem Ereignis zog ich mir jedoch eine Lehre; das was mich innerlich beschäftigte erschien mir immer- fort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandgeschichte als höhre Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung; den Thron sah ich gestürzt und zersplittert,

Zeitung (1807), mit vorzüglichen charakteristischen Umrissen, nicht wenig verstauen und ein angenehmes Geschenk für alle diejenigen seyn würde, welche sich in diesen Neuerungen nur Ernst und Liebe zu ergetzen genugsam sind, worauf hinzudeuten ich mir zur dank- baren Pflicht mache.

eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dieß alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich stückweis mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch und ähnliche Stückfale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben; indessen ganz schlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten.

Als ein Zeugniß meines ärgerlich guten Humors ließ ich den Bürgergeneral auftreten, wozu mir ein Schauspieler verführte, Namens Beck, welcher den Sennaps in den beiden Bildern nach Florian mit ganz individueller Treflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maße so gar wohl anstand, brachte man des gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachspiels erste Fortsetzung, den Stammbaum von Anton Wall hervor, und als ich nun auf Proben, Ausstattung und Vorstellung dieser Kleinigkeit ebenfalls die größte Aufmerksamkeit wendete, so konnte nicht fehlen, daß ich mich von diesem närrischen Sennaps so durchdrungen fand, daß mich die Lust anwandelte ihn nochmals zu produciren. Dieß geschah auch mit Neigung und Ausführlichkeit; wie denn das gedoltreiche Mantelstückchen ein wirklich Französisches war. Das Paul auf jener Tracht eitle aufgeraft hatte. In der Hauptscene erwies sich Malkolmi als alter wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der sich eine geheuerte Unverschämtheit als Spaß auch einmal gefallen läßt, unüberrascht, und wetteiferte mit Beck in wahrer natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens, das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern, die um sich und mich zu retten hartnäckig behaupteten: ich sey der Verfasser nicht, habe nur aus Gnade meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Aeußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger ins Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes für mich eine Art von gemüthlich erheiterndem Geschäft. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten, fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück, die Aufgeregten, sind eben so viel Bekenntnisse dessen was damals in meinem Busen vorging; wie auch später die Hermann und Dorothea noch aus derselben Quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah.

Unter solchen Constellationen war nicht leicht jemand, in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils, gedrängter als ich; die Welt erschien mir dünkler und düsterkräftiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im geselligen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt, da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingelegt hatte.

Aber aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen, Markte, und Pöbelauftritten bis zum Ekeln übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschenschlechtest sich in seiner ungebundelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fehlt sich der gute Humor gestört.

Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, bequemte ich alsobald eine treue Nachbildung; solche jedoch in Hexametern zu unternehmen, war ich folgendermaßen veranlaßt.

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstocks Einleitung sehr löbliche Hexameter; Voß, indem er sich wohl aus denselben bediente, ließ doch die und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar seine eigenen vom Publicum gut aufgenommenen Arbeiten und Uebersetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Punkte Latitudinarier und man durfte der Voßischen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelernt erschienen, kaum Erwähnung thun. Das Publicum selbst schaute längere Zeit die Voßischen früheren Arbeiten, als gelänglicher, über die späteren; ich aber hatte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen und wäre, in jüngeren Tagen oder andern Verhältnissen, wohl einmal nach Eutin gereist, um das Geheimniß zu erfahren; denn er, als einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, so lange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen: daß man in der Deutschen Prosodnit eine strictere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden solle. Was er impulsiven äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den Georgiken abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der reblichen Absicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vortheils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur praktisch seyn könne, so ergriff ich die Gelegenheit ein paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem lebendigen Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht verjährten innern Werth verlieren durften. Was an ihnen zu tadeln sey, werde sich, dacht' ich, am Ende schon finden; und so wendete ich jede Stunde die mir vom dürftig blieb, an eine solche schon innerhalb der Arbeit vorhandig dankbare Arbeit, damit inzwischen und memorirte fort, ohne zu denken was weiter mit mir sich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl voraussehen konnte.

So weit wir auch ostwärts von der großen Weltbegebenheit gelegen waren, erschienen doch schon diesen Winter flüchtige Vorläufer unserer aufgetriebenen westlichen Nachbarn; es war als wenn sie sich umsähen nach irgend einer gesitteten Stätte, wo sie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, wußten sie durch anständigen Vertrauen, beidsam zufriedenes Wesen, durch Verträumlichkeit sich ihrem Schicksal zu fügen und durch irgend eine Thätigkeit ihr Leben zu fristen, dergestalt für sich einzunehmen, daß durch diese Einzelnen die Mängel der ganzen Masse aufgehoben und jeder Widerwille in entschiedene Gunst verwandelt wurde. Dieß kam denn freilich ihren Nachfahrern zu Gute, die sich spätterdin in Thüringen festsetzten, unter denen ich nur Monnier und Camille Jordan zu nennen brauche.

um ein Vorurtheil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Colonie gefaßt hatte, die sich, wo nicht den genommen gleich, doch denselben keineswegs unwürdig erzeigte.

Uebrigens läßt sich hierbei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten dran sind, welche Partei nehmen; was ihnen wahrhaft günstig ist ergreifen sie mit Freuden, das Ungünstige ignorieren sie, leugnen's ab, oder legen's wohl gar zu ihrem Vorteil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch seyn und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfender Teile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschieden muß tragisch zu endigen. Und mit welchem Ernst von Tragödien sahen wir uns von der rasenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht vor der Geschichte des Jahrs 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Carl I. gegrauert, und zu einigem Troste gehofft, daß dergleichen Scenen der Partienwuth sich nicht abermals ereignen könnten. Nun aber wiederholte sie sich bald stets gräßlicher und grimmiger, bei dem gebildetsten Nachbarvolke, wie vor unsern Augen; Tag für Tag, Schritt vor Schritt. Man denke sich, welchen December und Januar diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren, und nun in seinen Proceß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten.

Frankfurt war wieder in Deutschen Händen, die möglichsten Vorbereitungen Mainz wieder zu erobern wurden eifrigst besorgt. Man hatte sich Mainz genähert und Hochheim besetzt: Königstein mußte sich ergeben. Nun aber war vor allen Dingen nötig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rheinufer sich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunusgebirge hin auf Idstein über das Bergstädtchen: Kloster Schaaus nach Camb, sodann über eine wohl erhaltene Schiffbrücke nach Bacharach; wo da an gab es fast ununterbrochene Vorposten-Gefechte, welche den Feind zum Rückzug nötigten. Man ließ den eigentlichen Hundsrück rechts, zog nach Simmern, wo General Neuwinger gefangen wurde. Man gewann Creutznach und reinigte den Winkel zwischen der Nahe und dem Rhein: und so bewegte man sich mit Sicherheit gegen diesen Fluß. Die Kaiserlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen und man konnte die Umzingelung von Mainz den 14. April anfangen, wenigstens vorerst die Einwohner mit Mangel, als dem Vorläufer größerer Not, in Angst setzen.

Diese Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung mich an Ort und Stelle zu zeigen, um, wie früher an einem bewegtern Uebel, so nun an einem stationären Teil zu nehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die Belagerung konnte nicht ausbleiben; wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals näherte, übergenug sah wer etwa die zweite nach meinen Skizzen radierte Tafel in die Hand nimmt. Sie ist einem sehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreise sorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, sagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn verreist ganz still zu Haus,
Vom Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler freut die stillen Blicke hegt.
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir werden und, wie auch die Welt entrückt,
Der Enge zu, die uns allein beglückt.

Belagerung von Mainz.

Montag den 28. Mai 1793 von Frankfurt nach Höchst und Flörsheim; hier stand viel Belagerungsgeräthe. Der alte freie Weg nach Mainz war gesperrt, ich mußte über die Schiffbrücke bei Kästeldheim; in Gustavsburg ward gestürmt; der Ort ist sehr gerüstet seyn; dann über die Schiffbrücke auf die Rennenaue, wo viele Bäume niedergehauen lagen, sofort auf dem zweiten Teil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rheins. Ferner auf Bodenheim und Ostheim, wo ich mich cantonnirungsmäßig einrichtete, und sogleich mit Hauptmann Beust nach dem rechten Flügel über Heidesheim ritt, mir die Lage besah von Mainz, Cassel, Kostheim, Hochheim, Weisenau, der Mainspitze und den Rheininseln. Die Franzosen hatten sich der einen bemächtigt und sich dort eingegraben; ich stellte Nachts in Ostheim.

Dienstag den 27. Mai eilte ich meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu vertreten, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn aufzuwarten; verbrachte dann sogleich gegen ein geräumiges Zeit in der Fronte des Regiments mein leidiges Cantonnirungsquartier. Nun wollt' ich auch die Mitte des Bivouacs kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chausseehaus, überlad die Lage der Stadt, die neue Französische Schanze bei Zahlbach und das merkwürdig gelärmliche Verhältnis des Dorfes Drechenheim. Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war deutlich genug gewahr Umrisse aufs Papier zu bringen, um mir die Lage und die Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser zu imprimiren.

Ich wartete dem General Grafen Kalkreuth in Marienborn auf, und war Abends bei demselben; da denn viel über eine Wache gesprochen wurde, daß in dem Lager der anderen Seite vergangene Nacht der Lärm entstanden, als sey ein Deutscher General zu den Franzosen übergegangen, worüber sogar das Feldgeschrei verändert worden und einige Bataillons ins Gewehr getreten.

Hierher unterbreitet man sich über das Detail der Lage überhaupt, über Blockade und künftige Belagerung. Viel ward gesprochen über Persönlichkeiten und deren Verhältnisse, die gar mannigfalt wirken, ohne daß sie zur Sprache kommen. Man zeigte dort aus, wie unzweckmäßig die Gesinnte sey, weil kein Mensch eigentlich wisse, warum oder wohin dieses und jenes geschehe.

Mittwoch den 28. Mai bei Obrist von Stein auf dem Forsthause, das äußerst schön liegt; ein höchst angenehmer Aufenthalt. Man führte, welch eine behagliche Stelle es gewesen, Landjägermeister eines

Churfürsten von Mainz zu seyn. Von da übersieht man den großen landschaftlichen Kessel, der sich bis Oppenheim hinüber erstreckt, wo in der Ferne Rhein und Main sich wirbelnd drehten und prächtigrund die besten Aecker vorbeieilten, ehe sie bei Biberich weitwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich spei'te im Hauptquartier; der Rückzug aus der Champagne ward besprochen; Graf Lautrendt ließ seiner Laune gegen die Theorien freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Gesellschaftsvertrag entworfen, als revolutionärer Gesinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll, oder wollte so scheinen; er glaubte Turenne und Conde gewesen, und nie von einem Weibe geboren zu seyn. Durch das Wort werde alles gemacht! Er war guter Dinge und zeigte in seiner Tollheit viel Convenienz und Gegenwart des Geistes.

Ich suchte mir die Erlaubniß Lieutenant von Ysenburg zu besuchen, welcher am 9. Mai in einer Affaire vor Mainz mit Schuß und Hieb verwundet und endlich gefangen genommen worden. Feindlicherseits betrug man sich auf das schonendste gegen ihn und gab ihn bald wieder heraus. Reiten durft' er noch nicht, doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegskameraden, der manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden sich die Officiere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging als vorm Jahr in der Champagne; denn wir tranken den dortigen schäumenden Wein und zwar im Trocknen beim schönsten Wetter. Meiner vormaligen Weissagung ward auch gedacht; sie wiederholten meine Worte: »von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen' ihr seyd dabei gewesen.« Wunderbar genug sah man diese Prophezeiung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, sondern dem besonderen Buchstaben nach abermals erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datiren.

Wie aber der Mensch überhaupt ist, besonders aber im Kriege, daß er sich das Unvermeidliche gefallen läßt, und die Interessen zwischen Gefahr, Noth und Verdruß, mit Vergnügen und Lustbarkeit auszurollen sucht; so ging es auch hier, die Honneurs von Thadden spielten Ja ire und den Marschall Marsch, wobei eine Flasche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends 8 Uhr kanonirte man stark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerstag den 10. Mai früh 9 Uhr. Victoria wegen des Sieges der Oesterreicher bei Tournay. Dieses allgemeine Ahnenen mögte mir die Lage der Batterien und die Streckung der Truppen kennen zu lernen, zugleich war ein ernstlicher Handel bei Bergenheim, denn freilich hatten die Franzosen alle Ursache und aus diesem so nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwischen erfuhr man, woher das Mädchen der gestrigen Desertion entstanden, durch seltsam zufällige Combinationen, so abgeschmackt als möglich, aber doch einige Zeit unterlaufend.

Ich begleitete meinen gnädigsten Herrn nach dem linken Flügel, wartete dem Herrn Landgrafen von Darmstadt auf, dessen Lager besonders zierlich mit tiefernen Lauben ausgeputzt war, dessen Zelt jedoch alles was ich je in dieser Art gesehen, übertraf, wohl aufgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prächtig.

Gegen Abend war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihro Majestät dem Könige gespeist, und besuchten nach Tafel das Lager. Ich befeilte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das genauste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird.

Freitag den 10. Mai. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Apprehensionen gab; dies klärte sich dahin auf, daß die Bauern den Freiheitsbaum gefeiert. Ferner ward Victoria geschossen aus Kanonen und kleinem Gewehr, jenes glücklichen Ereignisses in den Niederlanden wegen; dazwischen scharf aus der Stadt und hinein. Nachmittag ein Donnerwetter.

Holländische Artillerie-Flotille ist angekommen, liegt bei Ebenheim.

In der Nacht vom 10. zum 11. Mai schlief ich wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Platzen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt schien. Ich sprang auf und heraus, und fand schon alles in Bewegung; es war offenbar das Marienborn überfallen sey. Bald darauf feuerten unsere Kanonen von der Batterie vor dem Chausseehaus, dieß mußte also einem heranringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chausseehaus gelagert war, rückte aus; der Moment war kaum erharret. Das kleine Gewehrfeuer in Marienborn, im Rücken unserer Batterien, dauerte fort und unsere Batterien schossen auch. Ich setzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich, nach früher genommener Kenntnis, es eh gleich Nacht war, die Gegend beurtheilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick Marienborn in Flammen zu sehen und ritt zu unseren Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beschäftigt fand, eine und aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Portefeuille und besprach unsern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu, derthin konnte ich leicht folgen, da mir der Zugweg durch das Frankenfeld bekannt war, doch wollt' ich den Erfolg erst abwarten und mich nicht eher entfernen bis das Dorf brennte und der Streit sich hinter demselben weiter herausziehe.

In solcher Ungewißheit sah ich der Sache zu, aber bald legte sich das kleine Gewehrfeuer, die Kanonen schwiegen, der Tag fing an zu grauen und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit rothem Schein, und die Spitze der Nacht sagen neben einander. Unsere tiefentbauten wohlgeliebten Cürassiere machten einen wunderlichen Contrast mit den zwergenhaften, schwarzbemützten, zottigmuthen Ouschelen; der Tod hatte sie ohne Unterschied umgemäht. Unser guter Rittmeister La Viere war unter den ersten geblieben, Rittmeister von Dos, Adjutant des Grafen Lautrendt durch die Brust geschossen, man erwartete seinen Tod. Ich war verdrießlich, eine kurze Relation hierüber wunderlaren und unangenehmen Vorfalls aufzusetzen, welche ich hier einschalte und jedoch noch einige Particularitäten beifüge.

Von dem Aufbruch der Franzosen in der Nacht auf Marienborn vermeldet sich folgendes:

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreises von Lagern und Batterien.

die am linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben, und unterhalb derselben sich wieder an den Fluß anschließen. Die Capelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weisenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gunzenheim, Mombach werden von diesem Kreise entweder berührt oder liegen nicht weit außerhalb desselben. Die beiden Flügel bei Weisenau und Mombach wurden von Anfang der Blockade an von den Franzosen öfters angegriffen und ersteres Dorf abgebrannt, die Mitte dagegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte vermuthen, daß sie dahin einen Ausfall richten würden, weil sie in Gefahr kamen von allen Seiten ins Gedränge zu gerathen, abgeschnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Indessen waren die Vorposten um Bretzenheim und Dahlheim, Orte die vor Marienborn in einem Grunde liegen der sich nach der Stadt zieht, immer an einander und man behauptete Bretzenheim diesseits um sie einfassen, als die Franzosen bei Zahlbach, einem Kloster nahe bei Dahlheim, eine Batterie errichtet hatten und bemerkt das Feld und die Chaussee bestrichen.

Eine Nacht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier. Die Franzosen wollten, so ist man durch die Gefangenen überzeugt, den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinands Sohn, der auf dem Chausseehause einige Schritte vom Dorfe im Quartier lag, entweder gefangen fortführen, oder todt zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30sten zum 31sten, gegen sich vielleicht 5000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde schlängelnd über die Chaussee und durch einige Gründe bis wieder an die Chaussee, passirten sie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt und nahmen ihren Weg zwischen den Oesterreichischen und Preußischen Patrouillen durch, die leider, wegen geringen Wechsels von Höhen und Tiefen, nicht an einander stießen. Auch kam ihnen noch ein Umstand zu Hülfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das Getreide, das gegen die Stadt zu steht, in dieser Nacht abzumähen; als diese nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzosen, und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man sie bemerkte und auf sie schoß, drangen sie in der größten Eile nach Marienborn vor, und erreichten das Dorf gegen 1 Uhr, wo man sogleich entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drangen sich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloster, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, die Batterien schossen, das Infanterie-Regiment Wegner rückte gleich vor, eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die Sächsischen Husaren desgleichen. Es entstand ein verworrenes Gefecht.

Indessen hörte man im ganzen Umkreis des blockirenden Lagers das Feuern von falschen Attaken, jedes wurde auf sich aufmerksam gemacht und niemand wagte dem andern zu Hülfe zu eilen.

Der anbrechende Mond stand am Himmel und gab ein mäßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Theil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe lag, und eilte hinzu. Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden; und nach einem anderthalbstündigen Gefechte trieb man die Franzosen gegen die Stadt. An Todten und Blessirten ließen sie 50 Mann zurück, was sie mit sich geschleppt, ist unbekannt.

Der Verlust der Preußen an Todten und Blessirten mag 90 Mann seyn. Major La Viere von Weimar ist todt; Rittmeister und Adjutant von Bos tödtlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den diesseitigen Verlust: denn als sie die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen sie unter die Franzosen und wurden zugleich mit ihnen von unsern Batterien beschossen.

Als es Tag ward, fand man Pferdstränge, mit Pech überzogene Patronenwellen an allen Enden des Dorfes; sie hatten die Absicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden.

Man erfuhr daß sie zu gleicher Zeit versucht hatten, eine Brücke von einer Rheininsel an der Mainspitze, in die sie sich seit einiger Zeit gesetzt, auf die nächste Insel zu schlagen, warscheinlich in der Absicht gegen die Schiffbrücken den Gundheim etwas vorzunehmen. Das zweite Treffen der Kette ward näher an das erste herangezogen und des Herzogs Regiment steht nah bei Marienborn.

Man weiß daß beim Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten; es mag daher das Gerücht entstanden seyn, die Franzosen seyen in drei Colonnen ausgezogen.

Den 1. Juni rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers, auch die Infanterie veränderte ihre Stellung und man traf verschiedene Vertheidigungsanstalten.

Ich besuchte Rittmeister von Bos, den ich ohne Hoffnung fand; er saß aufrecht im Bette und schien seine Freunde zu kennen, zu sprechen vermocht' er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg; und ein Freund machte mich unterwegs aufmerksam, daß vor einigen Tagen in demselben Zimmer ein heftiger Streit entstanden, indem einer gegen viele hartnäckig behauptet: Marienborn, als Hauptquartier, liege viel zu nahe an der blockirten und zu belagernden Stadt, man habe sich gar wohl eines Ueberfalls zu versehen.

Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen alles was von oben herein befohlen und verschaltet war, zur Tagesordnung geböre, so ging man drüber hinaus und ließ diese Warnung, so wie manche andere, verhallen.

Den 2. Juni ward ein Bauer aus Ober-Ilm gebangen, der beim Ueberfall die Franzosen angeführt hatte: denn ohne die genaueste Kenntniß des Terrains wäre das schlängelnde Heranziehen nicht denkbar gewesen; zum Unglück für ihn wußte er nicht eben so gut mit den rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgesandten Patrouillen, die alles auf das sorgfältigste durchsuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militärischen Ehren vor den Standarten begraben. Starb Rittmeister von Bos. Waren Prinz Ludwig, General Kalkreuth und mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rheinspitze.

Den 3. Juni große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jägerhause; herrliches Wetter, unschätzbare Aussicht, ländlicher Genuß, durch Scenen des Todes und Verderbens gerührt. Abends wurde Rittmeister von Bos neben La Viere niedergesenkt.

Den 5. Juni. Man fährt [illegible] an der Verschanzung des Lagers ernstlich zu ar[illegible]ait.

Große Attake und Kanonade an der Mainspitze.

Den 8. Juni war die Preußische und Oesterreichische Generalität bei Serenissime zu Tafel, in einem großen von Zimmerwerk zu solchen Festen aufgebauten Saale. Ein Christlieutenant vom Regiment Wegner, schief gegen mir über sitzend, betrachtete mich gewissermaßen mehr als billig.

Den 7. Juni schrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Hauptquartier schwadronirte ein Major viel über künftige Belagerung und redete sehr frei über das Benehmen bisher.

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem bedauernden Obristlieutenant, der vor einigen Tagen meine Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte. Wir fanden seine sonderliche Aufnahme; es war Rede geworden, es erdröhnt keine Kerze. Selters-Wasser und Wein, das man jedem Besuchenden anbot, blieb aus, die Unterhaltung war Null. Mein Freund, welcher diese Verstimmung dem Umstande zuschrieb daß wir zu spät gekommen, blieb nach dem Abschiede einige Schritte zurück um uns zu entschuldigen, jener aber versetzte zuhauen, es habe gar nichts zu sagen; denn gestern bei Tafel habe er sehen an meinem Gesichtsausdrucke gesehen, daß ich gar der Mann nicht sey, wie er sich ihn vorgestellt habe. Wir scherzten über diesen verunglückten Versuch neuer Bekanntschaft.

Den 8. Juni setzte ich meine Arbeit an Reinecke Fuchs fleißig fort; tilt mit durchlauchtigstem Herzog nach dem Darmstädtischen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen viefstörigen unabänderlich gnädigsten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweibrücken mit Obrist von Stein zu Serenissime; da ward manches durchgesprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimniß der nächstkünftigen Belagerung an die Reihe.

Den 9. Juni stießte den Franzosen ein Ausfall auf Heilig-Kreuz; es gelang ihnen Kirche und Dorf unmittelbar vor den Oesterreichischen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und sich nicht ohne Verlust hierauf zurückzuziehen.

Den 10. Juni wagten die Franzosen einen Tagesüberfall auf Gunsenheim, der zwar abgeschlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels, und besonders wegen des Darmstädter Lagers, einige Zeit in Verlegenheit und Sorge setzte.

Den 11. Juni. Das Lager Ihro Majestät des Königs war nun etwa 1000 Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange wo der große Kessel in welchem Mainz liegt sich endigt, in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den unmutigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten; die abhängige Seite ward geebnet und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communicationsgänge gegraben, Blöcken planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit sich gelagert konnte, anlegenere Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume eben so bearbeitet zu sehen, um den herrlichsten Park von der Welt zu genießen. Unser Haus zeichnete sorgfältig die Aussicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten.

Den 14. Juni. Eine kleine Schanze, welche die Franzosen unterhalb Weisenau errichtet hatten und besetzt hielten, stand der Eröffnung der Parallele im Weg; sie sollte Nachts eingenommen werden und mehrere davon unterrichtete Personen begaben sich auf die diesseitigen Schanzen unseres rechten Flügels, von wo man die ganze Lage übersehen konnte. In der sehr finstern Nacht erwartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unsere Truppen gesendet waren, Angriff und Widerstand sollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauspiel geben. Man harrte lang, man harrte vergebens; statt dessen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erscheinung. Alle Posten unserer Stellung mußten angegriffen seyn, denn in dem ganzen Kreis derselben erblickte man ein lebhaftes Feuern, ohne daß man diesen Veranlassung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber von der eigentlich die Rede seyn sollte, blieb alles todt und stumm. Verdrießlich gingen wir nach Hause, besonders Herr Görz, als auf solche Feuer und Anstrengende der beabsichtigte. Der folgende Tag gab uns die Auflösung dieses Räthsels. Die Franzosen hatten sich vorgenommen in dieser Nacht alle unsere Posten anzugreifen und deshalb ihre Truppen aus den Schanzen weg und zum Angriff zusammengezogen. Unsere Angefochtenen daher, die mit der größten Vorsicht an die Schanze heranzugehen, fanden weder Wachen noch Widerstand; sie erstiegen die Schanze und fanden sie leer, einen einzigen Kanonier ausgenommen, der sich über diesen Besuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns hatte nur sie nicht betrat, hatten sie gute Zeit die Wälle zu zerstören und sich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff hatte auch keine weitern Folgen; die allarmirten Linien beruhigten sich wieder mit dem Eindruck des Tags.

Den 16. Juni. Die immer besprochene, und dem Feind verheimlichte Belagerung von Mainz nahte sich denn doch endlich; man sagte sich und Dir: heute Nacht solle die Tranchee eröffnet werden. Es war sehr finster und man ritt den bekannten Weg nach der Weisenauer Schanze; man sah nichts, man hörte nichts, aber unsere Pferde stutzten auf einmal und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterscheidenden Zug gewahr. Oesterreichische, grau gekleidete Soldaten mit grauen Fascinen auf den Rücken, sogen stillschweigend dahin. Kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang zusammenschlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und gespensterhafter läßt sich kaum eine Erscheinung denken, die sich bald gleichen immer wiederholte, ohne deutlicher gesehen zu werden. Wir blieben auf dem Flecke halten bis das Ganze vorüber waren, denn von da aus konnten wir wenigstens nach der Stelle hinsehen, wo sie im Finstern warten und arbeiten sollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr sind dem Feind verrathen zu werden, so konnte man erwarten daß von den Wällen aus auf diese Gegend, und wenn auch nur auf gut Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieser Erwartung blieb man nicht lange. Denn gerade an der Stelle, wo die Tranchee angefangen werden sollte, ging auf einmal ein Gewehrfeuer los, allen undegreiflich. Selten die Franzosen sich herausgewagt haben? Wir begriffen es nicht. Das Feuern dörte auf und alles versank in die allertiefste Stille. Erst den andern Morgen wurden wir aufgeklärt daß unsere Vorposten selbst auf die still heranziehende Colonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten; diese stutzte, verwirrte sich, jeder warf seine Fascine weg, Schaufeln und Hacken

wurden allenfalls gerettet; die Franzosen auf den Wällen aufmerksam gemacht, waren auf ihrer Hut, man kam unverrichteter Sache zurück, die sämmtliche Belagerungsarmee war in Bestürzung.

Den 17. Juni. Die Franzosen errichten eine Batterie an der Chaussee. Nachts entsetzlicher Regen und Sturm.

Den 18. Juni. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchee unter den Sachverständigen beipracht, wollte sich finden, daß man viel zu weit von der Festung mit der Anlage geblieben sey; man beschloß daher folgleich die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entschiedenen Vortheil zu ziehen. Man unternahm es und es ging glücklich von Statten.

Den 21. Juni. Franzosen und Klubisten, wie man wohl bemerken konnte, daß es Ernst werde, verantialteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu thun, eine unbarmherzige Exportation gegen Kassel, von Greisen und Kranken, Frauen und Kindern, die eben so grausam wieder zurückgewiesen wurden. Die Noth wehrt, und bösewichter zwischen innere und äußere Feinde gesaustigter Menschen ging über alle Beariffe.

Man verkündigte nicht den Oesterreichischen Zapfenstreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliirten Armee übertraf.

Den 25. Juni Nachmittag entstand ein heftiges allen unbeschreiblich Kanonieren am Ende unsers linken Flügels: zuletzt klarte sich's auf, das Feuern sey auf dem Rhein, wo die Holländische Flotte vor Ihro Majestät dem Könige manövrirte; Ihro selben waren deßhalb nach Eltville gegangen.

Den 27. Juni Anfang des Bombardements, wodurch die Domcanei sogleich angezündet war.

Nachts glückte den Linien der Sturm auf Weisenau und die Schanze oberhalb der Karthause, freilich unerhältliche Punkte den rechten Flügel der zweiten Parallele zu sichern.

Den 28. Juni Nachts. Fortgesetztes Bombardement gegen den Dom; Thurm und Dach brennen ab und viele Häuser umher. Nach Mitternacht die Jesuitenkirche.

Wir sahen auf der Schanze vor Mariendorn diesem schrecklichen Schauspiele zu; es war die sternenhelle Nacht, die Bomben zeichnen mit den Himmelslichtern zu wetteifern, und es waren wirklich Augenblicke wo man beide nicht unterscheiden konnte. Neu war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln: denn wenn sie erst mit einem flachen Curvchen gen das Firmament zu erreichen drohten, so knickten sie in einer gewissen Höhe parabolisch zusammen und die aufsteigende Lehre verständigte bald daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Göre und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch vorhanden ist und, wohl erleuchtet, mehr als irgend eine Beschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlands zu überliefern im Stande seyn möchte.

Und wie deutete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir uns zu retten, uns einigermaßen wieder herzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten!

Den 29. Juni. Schon längst war von einer schwimmenden Batterie die Rede gewesen, welche bei Ginsheim gebaut auf den Mainkopf und die zunächst liegenden Inseln und Auen wirken und sie besetzen sollte. Man sprach so viel davon, daß sie endlich vergessen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unserer Schanze über Weisenau war ich kaum herüben gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte. Französische Kähne ruderten emsig nach den Inseln, und die Oesterreichische Batterie, angelegt um den Fluß bis dorthin zu bestreichen, feuerte unausgesetzt in Preußischen auf dem Wasser; für mich ein ganz neues Schauspiel. Wie die Kugel zum ersten Mal auf das bewegliche Element aufschlug, entsprang eine starke sich viele Fuß in die Höhe bäumende Springwelle; diese war noch nicht zusammengestürzt als schon eine zweite in die Höhe getrieben wurde, kräftig wie die erste nur nicht von gleicher Höhe, und so folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis sie zuletzt gegen die Kähne gelangte, Rascher fortwirkte und den Fahrzeugen zufällig gefährlich ward.

An diesem Schauspiel konnt' ich mich nicht satt sehen, denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue mächtige Fontainen, indessen die alten noch nicht ganz verrauscht hatten.

Auf einmal löste sich drüben auf dem rechten Ufer, zwischen Büschen und Bäumen, eine seltsame Maschine los: ein viereckiges großes von Balken gezimmertes Local schwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieser wichtigen so viel beipracheuen Expedition Anschauungen seyn sollte. Meine Scharfsichtigkeit schien mich jedoch nicht zu wundern, meine Hoffnung dauerte nicht lange: denn gar bald drehte die Masse sich auf sich selbst, man sah das sie keinem Steuerruder gehorche, der Strom zog sie immer um Drehen mit sich fort. Auf der Rheinschanze oberhalb Castel und vor derselben war alles in Bewegung. Hunderte von Franzosen rannten am Ufer aufwärts und verführten ein gewaltiges Jubelgeschrei, als dieses trojanische Meerpferd, fern von dem beabsichtigten Ziel der Landstraße, durch den einströmenden Main erariffen und nun zwischen Rhein und Main gelassen und unaufhaltsam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung diese unbehülfliche Maschine gegen Castel, dort strandete sie unfern der Schiffbrücke auf einem flachen noch vom Fluß überströmten Boden. Hier versammelte sich nun das sämmtliche Französische Kriegsvolk, und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereignis auch genaustr beobachtet, so sah ich nun auch, leider, die Katastrophe die diesen Raum verschloß, niederstürzen und die darin Verspertten herausfuhr und in die Gefangenschaft wandern. Es war ein tragischer Anblick; die Fallbrücke reichte nicht bis ans trockne Land, die kleine Garnison mußte daher erst durchs Wasser waten, bis sie den Kreis ihrer Gegner erreichten. Es waren vierundsechzig Mann, zwei Officiere und zwei Kanoneri, sie wurden gut empfangen, sodann nach Mainz und zuletzt ins Preußische Lager zur Auswechselung gebracht.

Nach meiner Rückkehr verschlte ich nicht, von diesem unerwarteten Ereignis Nachricht zu geben; niemand wollt' es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihro Königl. Hoheit der Kronprinz in der Herzogl. von Weimar Gezelt, ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich that es genau aber unacrn. wohl wissend daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks das er erzählt anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, giebt es gar viele, gegen

die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstos den gewöhnlichen Ausgang nach der Weisenauer Schanze genommen; der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf noch Graben mich irgend ein Hinderniß sich bemerken ließ; bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen, und als ich eben in jene Vertiefung hereintreten wollte, sah ich gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdüsterten braunen Erdreich scharf absonnte. Ich mußte es für einen Graben halten, wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg hat sollte gezogen seyn, war nicht begreiflich. Mir blieb daher nichts übrig als drauf los zu reiten.

Als ich näher kam, blieb zwar der schwarze Streif unverrückt, aber es schien mir vor demselben sich einiges hin und wieder zu bewegen, bald auch ward ich angerufen und befand mich sogleich mitten unter wohl bekannten Cavalerie-Offizieren. Es war des Herzogs von Weimar Regiment, welches, ich weiß nicht zu welchem Zwecke ausgerückt, sich in dieser Vertiefung aufgestellt hatte, da denn die lange Linie schwarzer Pferde mir als Vertiefung erschien die meinen Fußpfad gesperrt. Nach wechselseitigem Begrüßen eilte ich sodann anscheinend zu den Zelten.

Und so war nach und nach das innere gränzenlose Unglück einer Stadt, außen und in der Umgegend, Anlaß zu einer Lustpartie geworden. Die Schanze über Weisenau, welche die herrlichste Uebersicht gewährte, täglich von einzelnen besucht, die sich von der Lage einen Begriff machen und was in dem weiten übersehbaren Kreis vorgieng bemerken wollten, war Spaz- und Feiertags der Sammelplatz einer unzählbaren Menge Landleute, die sich aus der Nachbarschaft herbeizogen. Dieser Schanze konnten die Franzosen wenig anhaben. Hochhüsse waren sehr ungewiß und gingen meist drüber weg. Wenn die Schildwache auf der Brustwehr hin und wieder gehend, bemerkte daß die Franzosen das bisher gerichtete Geschütz absenkten, so rief sie: Buck! und sogleich ward von allen innerhalb der Batterie befindlichen Personen erwartet, daß sie sich auf die Erde wie aufs Ansagesetzt niederwürfen, um durch die Brustwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel gedeckt zu seyn.

Nun war es Sonntags und Feiertags lustig anzusehen, wenn die große Menge gepuzter Bauersleute oft noch mit Gebetbuch und Rosenkranz auf der Kanze kommend, die Schanze füllten, sich umsahen, schwatzten und schäckerten, auf einmal aber die Schildwache Buck! rief und sie sämmtlich Alles vor dieser gefährlich-scheinbürtigen Erscheinung niederfielen und ein verderbtdrohendes göttlich-tausendes Wesen anzubeten schienen; bald aber nach geschwundener Gefahr sich wieder aufrafften, sich wechselsweise verspotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade der Laune, abermals niederstürzten. Man konnte sich dieses Schauspiel sehr bequem vorstellen, wenn man sich auf der nächsten Höhe etwas seitwärts außer der Richtung der Kugel stellte, unter sich dieses wunderliche Gewimmel sah und die Kugel an sich vorbeisausen hörte.

Aber eine solche über die Schanze weggehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Absicht. Auf dem Rücken dieser Höhen ging sich der Weg von Frankfurt her, so daß man die Processionen von Kutschen und Chaisen, Reitern und Fußgängern aus Mainz sehr gut beobachten und also zugleich die Schanze und die Wallstürmenden in Sorgen setzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerksamkeit des Militärs der Eintritt einer solchen Menge gar bald verboten, und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem sie unbemerkt und unerreicht in das Hauptquartier gelangten.

Ende Juni. — In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich aufzuhorchen auf die mannigfaltigen fern und nah erregten Töne, und konnte folgende genau unterscheiden.

Werda! der Schildwache vorm Zelt.
Werda! der Infanterieposten.
Werda! wenn die Runde kam.
Hin- und Widerrufen der Schildwache.
Geklapper des Säbels auf dem Sporn.
Beißen der Hunde sern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Hackerlingsschießen.
Singen, Diskouriren und Zanken der Leute.
Kanonendonner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Mauleseln.

Lücke.

Daß eine solche hier einfällt möchte wohl kein Wunder seyn. Jede Stunde war unglückschwanger; man sorgte jeden Augenblick für seinen verehrten Fürsten, für die liebsten Freunde, man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr anzegogen, wie von dem Bild einer Klapperschlange, stürzte man sich unbesonnen in die tödtlichen Räume, ging, tritt durch die Trancheen, sieh die Handgranaten über dem Kopfe bedrohend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen; manchem Schwerverletzten wünschte man baldige Erlösung von grimmigen Leiden, und die Todten hätte man nicht uns Leben zurückgerufen.

Wie Verbündeter und Angreifende nunmehr aber gegen einander standen, davon wäre im allgemeinen hier so viel zu sagen. Die Franzosen hatten bei anhaltender Gefahr sich zeitig vorgesehen und vor die Hauptwerke hinaus kleinere Schanzen kunstgemäß angelegt, um die Blockirenden in gewisser Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erschweren. Alle diese Hindernisse mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgesetzt und geschlossen werden sollte, wie im Nachfolgenden einigen aufgezeichnet ist. Wir aber indessen, mit einigen Freunden obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefährlichsten Posten, Weisenau war in Deutschen Händen, auch die Rheinwärts liegende Schanze schon erobert; man benutzte den verlassenen Ort, hielt in dem Gebäude Rathe, ging rauchenden Kugeln und Granaten von einem Fenster zum andern aus und ein, wo man sich vorsichtig genug hielt, und ließ sich von den Wundärzten, die hier ihre Station hatten, die Verwundeten zeigen, die nach und nach in die Hände der Wundärzte mochte gelangt seyn. Indem nun aber die Kugeln der Kartätschanze immer in die Ueberreste der Häuser und Gemäuer schlugen, stießen wir und durch einen Mann des dortigen Wachtpostens, gegen ein Trankgeld, an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorsicht gar vieles zu übersehen war. Man ging mit Behutsamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich eine steile gedrehene steinerne Wendeltreppe hinauf, an das Balkonfenster eines freistehenden Giebels geführt, das sonst in Friedenszeiten dem Besitzer die herrlichste Aussicht gewährt haben mußte. Hier sah man den Zusammenfluß des Main- und Rhein-Stroms, und also die Main- und Rheinspitze, die Bin-Au, das befestigte Castel, die Schiffbrücke und am linken Ufer sodann

die herrliche Stadt; zusammengebrochene Thurmspitzen, klaffende Dächer, rauchende Stellen ums trostlosen Anblick.

Unser Führer dieß behändig seyn, nur einzeln um die Fensterpfosten herum schauen, weil von der Karlsschanze der gleich eine Kugel würde geflogen kommen, und er Verdruß hätte solche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit schlich man weiter gegen das Nonnenkloster, wo es freilich auch wild genug aussah, wo unten in den Gewölben für billiges Geld Wein ausgeschenkt wurde, indeß die Kugeln von Zeit zu Zeit rasselnde Dächer durchschmetterten.

Aber noch weiter trieb der Verwitz; man trat in die letzte Schanze bei rothen Thürli, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Karthause tief ins Glacis der Festung eingegraben hatte, und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte; wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück wie man gekommen war, und feierte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand wo man sich die Angst zu überleben jeder Vermuthung ausbietet, bei drei Wochen dauerte, so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüber zu eilen trachten.

Den 1. Juli war die dritte Parallele in Thätigkeit und sogleich die Bockbatterie bombardirt.

Den 2. Juli. Bombardement der Citadelle und Karlsschanze.

Den 3. Juli. Neuer Brand in der St. Sebastianskapelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 4. Juli. Die sogenannte Klubisten-Schanze welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu Stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verhielte sie und griff vorliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7. Juli. Endliche Behauptung dieses Terrains; Kostheim wird angegriffen, die Franzosen geben es auf.

Den 13. Juli Nachts. Das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude brennen ab.

Den 14. Juli. Stillstand auf beiden Seiten. Freuden- und Feiertag; der Franzosen wegen der in Paris abgeschlossenen National-Conföderation, der Deutschen wegen Eroberung von Condé; bei den letzten Kanonen- und klein Gewehrfeuer, bei jenen ein theatralisches Freudenfest, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14. zum 15. Juli. Die Franzosen werden aus einer Batterie vor der Karlsschanze getrieben; fürchterliches Bombardement. Von der Mainspitze über den Main brannte man das Benediktiner-Kloster auf der Citadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet sich das Laboratorium und fliegt in die Luft. Fenster, Läden und Eisenstäbe dieser Stadtseite brechen ein und stürzen zusammen.

Am 15. Juli besuchten wir Herrn Gore in Klein-Winternheim und fanden Rath Kraus beschäftigt ein Bildniß des werthen Freundes zu malen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte sich stattlich angezogen, um bei fürstlicher Tafel zu erscheinen, wenn er vorher sich in der Gegend abermals würde umgeschaut haben. Nun saß er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, in der Bauernkammer eines Deutschen Dörfleins, auf einer Kiste den angeschlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben sich; er hielt die Kaffee-Tasse in der einen, die silberne Reißfeder, statt des Eßlöffels, in der andern Hand; und so war der Engländer ganz anständig und behaglich auch in einem schlechten Cantonnirungsquartier vorgestellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen steht.

Wenn wir nun dieses Freundes allhier gedenken, so verhehlen wir nicht etwas mehreres über ihn zu sagen. Er zeichnete sehr glücklich in der Camera obscure und hatte Land und See bereiset, sich auf diese Weise die schönsten Erinnerungen gesammelt. Nun konnte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entsagen, blieb immer geneigt kleine Reisen vorzunehmen, wobei ihn denn gewöhnlich Rath Kraus zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Zeichnungsgabe die vorbeigehenden Landschaften zu Papier brachte, schattirte, färbte, und so arbeiteten beide um die Wette.

Die Belagerung von Mainz, als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo sie sich seinen Augenblick müßig verweilten.

Und so begleiteten sie uns denn auch auf einem Gefahrgang nach Weisenau, wo sie Herr Gore ganz besonders gefiel. Wir befanden abermals den Kirchhof in Jagd auf pathologische Knochen; ein Theil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeschossen, man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten die auf den Wällen etwas Lebendiges in einem Raume, so schossen sie mit Preßkügeln nach der Lücke; man sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herumkommen, da man sich denn zuletzt hinter die stehen gebliebene Mauer, oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel besser nachsahnte.

Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt und allen ins Gewissen sprach und die fürmne Gesellschaft zum Rückzug nöthigte.

Der 16. Juli war mir ein bänglicher Tag, und zwar bedrängte mich die Aussicht auf die nächste meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verbleibt es sich aber folgendermaßen. Eine der vorgedachten kleinen feindlichen Schanzen, vor der sogenannten Weisheim Schanze, leistete völlig ihre Pflicht; sie war das größte Hinderniß unserer vorhern Parallele und mußte, was es auch kosten möchte, weggenommen werden. Dagegen war nun nichts zu sagen, allein es zeigte sich ein bedenklicher Umstand. Auf Nachricht, oder Vermuthung; die Franzosen liegen hinter dieser Schanze und unter dem Schutz der Festung Cavallerie campiren, wollte man zu diesem Aus- und Ueberfalle auch Cavallerie mitnehmen.

Was das heiße: aus der Tranchée heraus, unmittelbar vor den Kanonen der Schanze und der Festung. Cavallerie zu entwickeln und sich in dichterer Nähe damit auf dem feindlich besetzten Glacis herumzutummeln, wird jedermann begreiflich finden; nur aber war es höchst sänglich Herrn von Dyhern, als den Freund der mir vom Regiment zugetheilt anbefohlen, dazu commandirt zu wissen. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geschieden seyn, und so ritt zur Schanze Nr. 1., wo man seine Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es lebendig und tüchtig zuging, ließ sich weit aus der Ferne bemerken, und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszusehen.

Indessen verkündigte der Morgen die Sache sey gelungen, man habe die Schanze erobert, geschleift und sich der gegenüber gleich so fest gesetzt, daß ihre Wiedervertheidigung dem Feinde weit unmöglicher dünken sollte. Freund Dyhern kehrte glücklich zurück; die Vermißten gingen mich so nah nicht an; nur bedauerten wir den Prinzen Ludwig, der als tüchtiger Artillerist eine wo nicht gefährliche, doch beschwerliche Wunde davon trug, und in einem solchen Augenblick den Kriegsschauplatz sehr ungern verließ.

Den 17. Juli ward nun derselbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht; der Herzog von Weimar bezog dessen Quartier im Chausseehause; es war kein unmuthsamer Aufenthalt zu denken.

Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ließ ich den schönen Platz davor kehren und reinigen, der bei dem schnellen Quartierwechsel mit Stroh und Spänen und allerlei Unwürdigkeiten eines eilig verlassenen Cantonnements überladen war.

Den 18. Juli Nachmittags auf große kalt unerträgliche Hitze, Donnerwetter, Stürm und Regenguß, dem allgemeinen erquicklich den eingegrabenen als selben freilich sehr lästig.

Der Commandant trat Verabredte Vorsätze, welche zurückgewiesen werden.

Den 19. Juli. Das Bombardement geht fort, die Rheinmühlen werden beschädigt und untauglich gemacht.

Den 20. Juli. Der Commandant General d'Oyre übersendet eine Punctation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21sten auf den 22sten Juli. Heftig ach Bombardement, die Dominikanerkirche geht in Flammen auf, daneben fliegt ein Preußisches Laboratorium in die Luft.

Den 23. Juli. Als man vernahm der Stellstand sey wirklich geschlossen, eilte man nach dem Hauptquartier, um die Ankunft des Französischen Commandanten d'Oyre zu erwarten. Er kam; ein großer wohlgebauter, stattlicher Mann von mittlern Jahren, sehr natürlich in seiner Haltung und Betragen. In dessen die Unterhandlung im Innern vorging, waren wir alle zusammen und besprachsam; da es aber ausgesprochen ward, daß man einig geworden und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden sollte, da ernstand in Mehreren das wundersame Gefühl einer schnellen Entledigung von bisherigen Lasten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde sich nicht erwehren konnten aufzujauchzen und gegen Mainz zu retten. Unterwegs hatten wir Bemerkung ein, der gleichfalls mit einem Gefolge nach Mainz eilte, freilich auf stärkere Veranlassung als wir, aber doch auch die Gefahr einer solchen Unternehmung nicht achtend. Wir sahen den Schlagbaum des äußersten Thores von fern, und hinter demselben eine große Masse Menschen die sich dort aufstellten und andrängten. Nun sahen wir Weisgruben vor uns, allein unsere Pferde, derselben schon gewohnt, brachten uns glücklich zwischen durch. Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu: was wir wünschen? Unter der Menge fanden sich wenig Soldaten, alles Bürger, Männer und Frauen; unsere Antwort, daß wir Engländer und wünschten das Morgen Freiheit und Oeffnung verschaffen, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Wir gaben einander der wohlgemeinte so viel Aufklärung als einem jeden beliebte, und als wir eben von Gegenwärtigkeit begleitet wieder umkehren wollten, traf Sömmering ein, der sein Gespann an das andere schloß, der bekannte Gesichter fand, sich vernehmlicher unterhielt und zuletzt verschwand ehe wir's uns versahen; wir aber hielten für Pflicht umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Bedürfen fühlten eine Anzahl Auswanderer, welche mit Bestimmten versehen erst in die Auenwerke, dann in die Festung selbst einzudringen verlangten, um die zurückgelassenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehreren solcher leidenschaftlichen Wanderer, und es mochte dieser Zustand so bestig werden, daß endlich, nach verbreiteten Posten, das strengste Verbot aufging, den Wällen sich zu nähern; die Communication war auf einmal unterbrochen.

Am 24. Juli. Dieser Tag ging hin unter Besetzung der Auenwerke sowohl von Mainz als von Cassel. In einer leichten Chaise machte ich eine Spazierfahrt in einem so engen Kreis um die Stadt als es die ausgestellten Wachen erlauben wollten. Man besuchte die Trancheen und belauschte sich die nach ersonnenem Zweck verlassene unnütze Erdarbeit.

Als ich zurückkam, rief mich ein Mann mittlern Alters an und bat mich seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewanderter Mainzer, welcher mit großer Hast und Last seinen bisherigen Aufenthalt verlassend verbeißen den Anfang der Feinde traumgemäß ansuchen, jedann aber den zurückgelassenen Knaben Lob und Verderben zu bringen schwer. Ich redete ihm begründende Worte zu, und bräte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und sinnlichen Zustand nicht mit neuem zürgerlichen Krieg, Haß und Rache müsse verunreinigt werden, weil sich das Unglück zu senken verweise. Die Betrachtung seiner sämmtlichen Menschen müsse man den neuen Nächsten und den wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlassen, und was ich sonst noch Beschwichtendes und Ermuthigendes anführte; wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und beide mit einem Trunk guten Weins und Bergein erquickte. An einem abgelegenen Ort setzt' ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von weitem setzte und mit dem Hut mit tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 25sten Juli. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin, der Ausmarsch verzögerte sich, es sollten Getraideerzeugenheiten seyn, die man sowohl nicht abthun thune. Endlich zu Mittag, als auch der Tisch und Tort beseitigt und eine große Stille im Lager so wie auf der Chaussee war, fuhren mehrere dreispännige Wagen in einiger Ferne von einander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann; doch bald verbreitete sich das Gerücht: auf diese Thore und Thüre Weise hätten mehrere Ausbürgen sich gerettet. Lebensschaftliche Personen behaupteten man müsse nachsetzen, andere liehen es beim Verdrusse bewenden, wieder andere wollten sich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache, noch Posten, noch Aufsicht erschiene; woraus

Erwählter Fels.

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du hast noch viele Gesellen;
Jedem Felsen der Flur, die mich, den Glücklichen, nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
Ruf' ich weihend und froh: bleibe mir Denkmahl des Glücks!
Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

erhellt, sagten sie, daß man von oben herein durch die Finger zu sehen und alles was sich ereignen könnte, dem Zufall zu überlassen geneigt sey.

Diese Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Anzug unterbrochen und umgestimmt. Auch hier kamen wir und Freunden die Fenster des Chausseehauses zu Statten. Den Zug sahen wir in aller seiner Feierlichkeit herannehmen. Angeführt durch Preußische Reiterei folgte zuerst die Französische Garnison. Seltsamer war nichts als wie sich dieser Zug ankündigte; eine Colonne Marseiller. flem. schwarz. kunschichtig. lumpig gekleidet, trappelten heran als habe der König Ebwin seinen Berg ausgethan und das muntere Zwergenheer ausgelassen bet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und vertraulich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heranritten; sie waren ganz still bis gegen und herangezogen, als ihre Musik den Marseillermarsch anstimmte. Dieses revolutionäre Te Deum hat ohnedem etwas Trauriges. Ahnungsvolles, wenn es auch noch so muthig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar, und ein ernster Anblick als die Reitenden, lange, hagere Männer, von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man sie dem Don Quixote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.

Bemerkenswerth war nun ein einzelner Trupp, die Französischen Commissarien. Merlin von Thionville in Husarenritt, durch wilden Bart und Blick sich auszeichnend, hatte eine andere Figur in gleichem Costume links neben sich; das Volk rief mit Wuth den Namen eines Klubisten und bewegte sich zum Anfall. Merlin hielt an, berief sich auf seine Würde eines Französischen Repräsentanten, auf die Rache die jeder Beleidigung folgen sollte, er wolle rathen sich zu mäßigen, denn es sey das letzte Mal nicht, daß man ihn hier sehe. Die Menge stand betroffen, kein Einzelner wagte sich vor. Er hatte einige unser vor dastehenden Officiere angesprochen und sich auf das Wort des Königs berufen, und so wollte niemand weder Angriff noch Vertheidigung wagen; der Zug ging unangetastet vorbei.

Den 25. Juli. Am Morgen dieses Tags bemerkt' ich, daß leider abermals keine Anstalten auf der Chaussee und in deren Nähe gemacht waren, um Umkehrungen zu verhüten. Sie schienen heute um so nöthiger, als die armen ausgewanderten, gränzenlos unglücklichen Mainzer, von entfernteren Orten der nunmehr angekommen, schaarenweis die Chaussee umlagerten, mit Fluch- und Racheworten das gewaltte und gezwungene Herz erleichternd. Die gestrige Kriegslust der Entwichenden gelang daher nicht wieder. Einzelne Reisewagen rannten abermals eilig die Straße hin, überall aber hatten sich die Mainzer Bürger in die Chausseegraben gelagert, und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt entgingen, fielen sie in die Hände des andern.

Der Wagen ward angehalten, fand man Franzosen oder Franzbinnen, so ließ man sie entkommen, wohlbedächtig Kundschaft einzuholen. Ein sehr schöner vierspänniger Reisewagen hielt daher, eine freundliche junge Dame versäumt nicht sich am Schlage sehen zu lassen und hüben und drüben zu grüßen; aber dem Postillon fällt man in die Zügel, der Schlag wird eröffnet, ein Cryx-Knabist an ihrer Seite sogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich nicht, kurz gebaut, dickköpfig, breiten Angesichts, blatternarbig. Schon ist er bei den Füßen herausgerissen; man schlägt den Schlag und wünscht der Sodomiterei glückliche Reise. Ihn aber schleppt man auf den nächsten Acker, zerfetzt und zerpritscht ihn fürchterlich; alle Glieder seines Leibes sind zerschlagen, sein Gesicht unkenntlich. Eine Wache nimmt sich endlich seiner an, man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er auf Streu liegend zwar vor Thätlichkeiten seiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmähungen gesichert war. Doch auch damit ging es am Ende so weit, daß der Officier niemand mehr hineinließ; auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeschlagen hätte, dringend bat, ich möchte diesem traurigsten und erbärmlichsten aller Schauspiele entsagen.

Zum 26. Juli. Auf dem Chausseehause beschäftigte uns nun der fernere regelmäßige Aufzug der Franzosen. Ich stand mit Herrn Gore beisitzt am Fenster, unten versammelte sich eine große Menge; doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, munterer wohlgekleideter Linientruppen kamen nun heran; Mainzer Mädchen zogen mit ihnen aus, theils nebenher, theils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten sie nun mit Kopfschütteln und Spottreden: „ei Jungfer Lieschen, will Sie sich auch in der Welt umsehen?“ und dann: „die Sohlen sind noch neu, sie werden bald durchgelaufen sein.“ Ferner: „hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? — Glück auf die Reise!“ Und so ging es immerfort durch diese Jungenruthen; die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost, einige wünschten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meisten waren still und sahen ihre Liebhaber an.

Indessen war das Volk sehr bewegt. Schimpfreden wurden ausgestoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man diese Nichtswürdigen so vorbeilasse, die in ihrem Bündelchen gewiß manches von Hab und Gut eines ächten Mainzer Bürgers mit sich schleppten, und nur der ernste Schritt des Militärs, die Ordnung durch nebenhergehende Officiere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in diesem gefährlichsten Momente erschien ein Zug der sich gewiß schon weit hinzugewünscht hatte. Ohne sonderliche Bedeckung, zeigte sich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte, an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer, hinter ihnen folgten einige vierspännige Wagen mit Kisten und Kasten bepackt; die Stille war atmungsvoll. Auf einmal rauscht' es im Volke und rief: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Dombrücke gerühret und nachher selbst angezündet hat!“ Es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an und es war geschehen.

Ohne weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem dürftigsten Gedanken was der Fürst und General bei seiner Nachbarschaft sagen würde, wenn er über die Trümmer einer solchen Selbstjustiz kaum seine Thüre erreichen könnte, sprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: Halt!

Schon hatte sich das Volk näher heranngezogen; zwar den Schlagbaum unterstand sich niemand herabzulassen, der Weg aber selbst war von der Menge verdeckt. In Wiederkehr meiner Haft und die gekommende Stille trat ein. Ich fuhr darauf hart und heftig sprechend fort: hier sey das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sey heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Der König habe seinen Ausfluß gestattet, wenn er diesen hatte bedauern und gewisse Personen ausnehmen wollen, so würde er Aufseher angestellt, die Schuldigen zurückgewiesen oder gefangen genommen haben; davon sey aber nichts bekannt, keine Patrouille zu sehen. Und sie, wer und wie sie hier auch seyen, hätten, mitten in der Deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein für allemal an dieser Stelle keine Gewaltthätigkeit.

Nun staunte das Volk, war stumm, dann wogt' es wieder, murmelte, schalt; einzelne wurden heftig, ein paar Männer drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonderbarerweise war einer davon jener Perrückenmacher, den ich gestern schon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte. — Wie! rief ich ihm entgegen, hast ihr schon vergessen, was wir gestern zusammen gesprochen! Hast ihr nicht darüber nachgedacht, daß man durch Selbstrache sich schuldig macht, daß man Gott und seinen Obern die Strafe der Verbrecher überlassen soll, wie man ihnen das Ende dieses Elends zu bewirken auch übrlassen mußte, und was ich somit noch kurz und bündig aber laut und derbig sprach. Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind schmiegte sich an den Vater und sah freundlich zu mir herüber; schon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freier gelassen, auch der Weg darzu den Schlagbaum war wies der offen. Die beiden Jäuren zu Pferde wußten sich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten; der Mann ritt an mich heran und sagte: er wünsche meinen Namen zu wissen, zu wissen wem er einen so großen Dienst schuldig sey, er werde es pflichtens nicht vergessen und gern erwiedern. Auch das schöne Kind näherte sich mir und sagte das nemmliche. Ich antwortete, daß ich nichts als meine Schuldigkeit gethan und die Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink und sie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Nachdenne irre gemacht, sie blieb stehen; dreißig Schritte davon hätte sie niemand gewehrt. So ist's aber in der Welt, wer nur erst über einen Anfang hinaus ist kommt über tausend. Chi sompa d'un punto, sompa di mille.

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaustam rief er mir in seinem Englisch-französisch entgegen: Welche Affaire stabt euch, ihr habt euch in einen Handel eingelassen, der übel ausgehen konnte.

Darüber war mir nicht bange, versetzte ich; und findet ihr nicht selbst löblicher, daß ich euch den Platz vor dem Hause so rein gehalten habe? wie sähe es aus, wenn das nun alles voll Trümmer läge, die jedermann äugerten, leidenschaftlich auftreten und niemand zu Ruhe kämen; mag auch jener den Besitz nicht verdienen den er wohlbehaglich fortgeschleppt hat.

Indessen aber ging der Auszug der Franzosen gelassen unter unserm Fenster vorbei; die Menge die kein Interesse weiter daran fand verlief sich; wer es möglich machen konnte suchte sich einen Weg, um in die Stadt zu schleichen, die Seinigen und was von ihrer Habe allenfalls gerettet seyn konnte, wiederzufinden und sich dessen zu erfreuen. Mehr aber trieb sie die höchst verbeißliche Wuth ihre verhaßten Feinde die Klubisten und Commissäre zu strafen, zu vernichten, wie sie mitunter verworfen genug austreten.

Indessen konnte ich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich, mit eigener Gefahr, für einen unbekannten, vielleicht verwerflichen Menschen so viel gewagt habe. Ich wies ihn immer fortzuziehen und den reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: es sieht nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.

Den 26. und 27. Juli. Den 26sten gelang es und schon mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den befammernswerthen Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt was Jahrhunderten zusammen gelang, wo in der schönsten Lage der Welt Reichthümer von Provinzen zusammenflossen, und Religion das was ihre Diener besaßen so beseligen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung die den Geist ergriff, war höchst jammervoll, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt gerathen.

Bei aufgehobter politischer Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Thürme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nach einander genannt wie sie in Flammen aufgingen. Aus alter Vorliebe eilte ich zur Dechanei, die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte; zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der einzgestürzten säulengewölbten Decken; die Treppe unter mir im Wege, die sonst wegweise von oben erleuchtende Fenster schienen; die und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen, und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zerstört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasselbige Schicksal; es war die Nacht vom 27sten Juni, wo der Untergang dieser Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.

Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schlosses, dem sich niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte prettierne Anschläge deuteten auf die Bemühungen jener fürstlichen Wohnung; auf dem Platze davor standen gedrängt niemand zu bedienen unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind, theils durch eigene übrige Anstrengung zerstört.

Wie nun von außen der durch feindliche Gewalt so manches herrliche Gebäude mit seinem Inhalt verwüstet worden, so war auch innerlich vieles durch Roheit, Frevel und Mutwillen zu Grunde gerichtet. Der Palast Ostheim stand noch in seiner Integrität, allein zur Soldatenherberge, zu Einquartirungs- und Wachtstuben verwandelt, eine Unterordnung verewigt anzusehen. Säle von Lappen und Fetzen, dann wieder die gypsmarmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zerspreugt, Gewehre dort aufgehangen und immer gestellt.

Das Akademiegebäude haben sich von außen noch ganz freundlich aus, nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fensterge wölbe von Sommerungs Quartier zerspreugt. Ich fand diesen Freund wieder daselbst, ich darf nicht sagen eingetroffen, denn die schönen Zimmer waren durch die wilden Gäste aufs

ſchlimmſte behandelt. Sie hatten ſich nicht begnügt die blauen teuflichen Papierlappen ſo weit ſie reichen wollten zu verbreiten; Britern, über aber einander geſtellte Tiſche und Stühle mußten ſie gebrauchen dazu, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder ſonſtigen Fettigkeiten zu beſudeln. Es waren dieſelbigen Zimmer, wo wir vorm Jahr ſo heiter und traulich zu wechſelſeitigem Scherz und Belehrung freundſchaftlich beſammen geſeſſen. Indeß war bei dieſem Unheil doch auch noch etwas Tröſtliches zu zeigen; Sömmerring hatte ſeinen Keller unerbrochen und ſeine dahin geſtellten Präparate durchaus unbeſchädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Beſuch, wogegen ſie uns zu belehrendem Geſpräch Anlaß gaben.

Eine Proklamation des neuen Gouvernements hatte man ausgegeben, ich fand ſie in eben dem Sinne, ja faſt mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Verräthermacher; alle Selbſthülfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein ſollte das Recht zuſtehen zwiſchen guten und ſchlechten Bürgern den Unterſchied zu bezeichnen. Sehr nothwendig war ein ſolcher Erlaß, denn bei der augenblicklichen Aufklärung, die der Stillſtand vor einigen Tagen verurſacht, drangen die tüchtigſten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten ſelbſt die Plünderung der Klubiſtenhäuſer, indem ſie die herausziehenden Belagerungsſoldaten aufführten und aufregten. Jene Verordnung war mit den mildeſten Ausdrücken gefaßt, um, wie billig, den gerechten Zorn der gränzenlos beleidigten Menſchen zu ſchonen.

Wie ſchwer iſt es eine bewegte Maſſe wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unſerer Gegenwart geſchahen ſolche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Tabak, und indem man ihm abwog bemächtigte er ſich des Ganzen. Auf das Zetergeſchrei der Bürger legten ſich unſere Offiziere ins Mittel und ſo kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unſeren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, faſt in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß ſie ſchon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß ſie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemuthet die Stadt zu verlaſſen. Auch zu mir, ſagte ſie, ſind die Hanswürſte gekommen mit ihren bunten Scherzen, haben mir befohlen und geboten; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit geſagt; Gott wird mich arme Frau in dieſer meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich euch ſchon längſt in Schimpf und Schande ſehen werde. Ich hieß ſie mit ihren Narreteien weiter gehen. Sie fürchteten mein Geſchrei möchte die Nachbarn aufregen und ließen mich in Ruhe. Und ſo hab' ich die ganze Zeit, theils im Keller, theils im Freien zugebracht, mich von wenigem genährt und lebe noch Gott zu Ehren. Jenen aber wird es ſchlecht ergehen.

Nun deutete ſie uns auf ein Schaus gegenüber, um zu zeigen wie nahe die Gefahr geweſen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines anſehnlichen Gebäudes hineinſchauen, das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte ſeit langen Jahren eine alte Sammlung von Curioſitäten geſtanden, Figuren von Porcellain und Bildſtein, Chineſiſche Taſſen, Teller, Schüſſeln und Gefäße an Elfenbein und Bernſtein macht' es auch nicht gefehlt haben, ſo wie an anderem Schnitz- und Drechſelwerk, aus Moos, Stroh und ſonſt zuſammengeſetzten Gemälden und was man ſich in einer ſolchen Sammlung denken mag. Das alles war nur aus den Trümmern zu ſchließen: denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchſchlagend, war in dieſem Raume geplatzt; die gewaltſame Ausdehnung, indem ſie inwendig alles von der Decke warf, ſchlug die Fenſter heraus-wärts, mit ihnen die Drahtgitter, die ſonſt das Innere ſchirmten und nun zwiſchen den eiſernen Stangengittern bandartig herausgebogen erſchienen. Die ganz braun verſicherte, daß ſie bei dieſer Exploſion ſelbſt mit unterzugehen gemeint habe.

Wir fanden unſer Mittagsmahl an einer großen Wirthstafel; bei vielen Hin- und Wiederreden ſchien uns das beſte zu ſchweigen. Wunderſam genug fiel es aber auf, daß man von den gegenwärtigen Muſikanten den Marſeiller Marſch und das Ça ira verlangte; alle Gäſte ſchienen einzuſtimmen und erbeitert.

Bei unſeren folgenden Hin- und Herwanderen wußten wir den Platz, wo die Favorite geſtanden, kaum zu unterſcheiden. Im Auguſt vorigen Jahrs erhob ſich hier noch ein prächtiger Gartenſaal; Terraſſen, Orangerie, Springwerke machten dieſen unmittelbar am Rhein liegenden Luſtort höchſt vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, ſein gnädigſter Churfürſt die höchſten Häupter mit allem Gefolge an unübertrefbaren Tafeln bewirthet; und was der gute Mann nicht alles von damaſtnen Gedecken, Silberzeug und Geſchirr zu erzählen hatte. Gerührt an jene Erinnerung machte die Gegenwart um ſo herber unerträglichern Eindruck.

Die benachbarte Karthauſe war ebenfalls wie verſchwunden, denn man hatte die Steine dieſer Gebäude ſogleich zur bedeutenden Weiſenauer Schanze vermauert. Das Nonnenkloſterchen ſtand noch in friſchen kaum wieder herzuſtellenden Ruinen.

Die Freunde Gore und Kraus begleitete ich auf die Citadelle. Da ſtand nun Druſus Denkmal, ungefähr noch eben ſo wie ich es als Knabe gezeichnet hatte, auch diesmal unerſchüttert, ſo viel Feuerkugeln daran mochten vorbei geflogen ſeyn, ja darauf geſchlagen habe n.

Herr Gore ſtellte ſeine tragbare dunkle Kammer auf dem Walle ſogleich zurechte, in Abſicht eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entſtellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus, gewiſſenhaft und genau zu Stande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie ſie uns in ſeinen hinterlaſſenen, ſchön gerundeten Blättern noch vor Augen liegt.

Endlich wendeten ſich auch unſere Wege nach Caſſel; auf der Rheinbrücke hielt man noch friſchen Athem wie vor Allers, und betrog ſich einen Augenblick als wenn jene Zeit wieder kommen thunte. An der Befeſtigung von Caſſel hatte man während der Belagerung immerfort gemauert; wir fanden einen Trog friſchen Kalks, Backſteine daneben und eine unfertige Stelle; man hatte, nach ausgeſprochenem Stillſtand und Uebergabe, alles ſtehen und liegen laſſen.

Es merkwürdig aber als traurig anzuſehen war der Verheerungs ringsum die Caſſeler Schanzen; man hatte dazu die Fülle der Oſtſeäume der dortigen Gegend verbraucht. Bei der Wurzel abgehauen, die äußerſten zarten Zweige weggeſtutzt, ſodaß man nun die ſtärkeren, regelmäßig gewachſenen Kronen in einander und dergeſtalt dadurch ein undurchdringliches letztes Bollwerk, es ſchienen zu gleicher Zeit gepflanzte Bäume, unter gleich günſtigen Umſtänden erwachſen, nunmehr zu beſtigenden Zwecken benutzt dem Untergang überlaſſen.

Lange aber konnte man ſich einem ſolchen Bedauern nicht hingeben, denn Wirth und Wirthin und jeder

Einwohner den man ansprach, schienen ihren eigenen Jammer zu vergessen, um sich in weitläufigen Erzählungen des gränzenlosen Elends heraus zu taxiren, in welchem die zur Auswanderung genöthigten Mainzer Bürger zwischen zwei Feinde, den innern und äußern, sich gestellt sahen. Denn nicht der Krieg allein, sondern die durch Unsinn aufgelöste bürgerliche Zustand hatte ein schweres Unglück verübt und verbei geführt.

Einigermaßen erholte sich unser Geist von alle dem Trübsal und Jammer, bei Erzählung mancher heroischen That der rüstigen Stadtbürger. Erst sah man mit Schrecken das Bombardement als ein unvermeidliches Elend an, die zerstörende Gewalt der Feuerkugeln war zu groß, das anrückende Unglück so entsetzlich, daß niemand glaubte entgegenwirken zu können; endlich aber bekannter mit der Gefahr, entschloß man sich ihr zu begegnen. Eine Bombe, die in ein Haus fiel, mit bereitem Wasser zu löschen, gab Gelegenheit zu launigem Scherz; man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieser Art, welche sich und andere glücklich gerettet. Aber auch der Untergang von tüchtigen wackern Menschen war zu bedauern. Ein Apotheker und sein Sohn gingen über dieser Operation zu Grunde.

Wenn man nun, das Unglück bedauernd, sich und andern Glück wünschte das Ende der Leiden zu sehen, so verwunderte man sich zugleich, daß die Festung nicht länger gehalten worden. In dem Schiffe des Doms, heißen Gewölbe sich erhalten hatten, lag eine große Masse unangetasteter Mehlfässer, man sprach von andern Vorräthen und von unerschöpflichem Weine. Man hegte daher die Vermuthung, daß die letzte Revolution in Paris, wodurch die Partei, wozu die Mainzer Commissarien gehörten, sich zum Regiment aufgeschwungen, eigentliche die Räderuhr gabe der Festung veranlaßt. Merlin von Thionville, Rewbel und andere wünschten gegenwärtig zu seyn, wo nach überwundenen Gegnern nichts mehr zu siegen und unendliche zu gewinnen war. Erst mußte man sich unwiderruflig festsetzen, an dieser Veränderung Theil nehmen, sich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann aber bei fortgesetzter äußerer Fehde auch da wieder mit wirken und, bei wahrscheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück, abermals aufsieden, die regen Weltgesinnungen über andere Länder auszubreiten, den Besitz von Mainz, ja von weit mehr, wieder zu erringen trachten.

Für niemand war nun Bleibens mehr in dieser verwüsteten öden Umgebung. Der König mit den Garden zog zurück, die Regimenter folgten. Weiterm Antheil an den Unbilden des Krieges zu nehmen wurde nicht mehr verlangt; ich erbeilt Urlaub nach Hause zurückzukehren, doch wollt' ich vorher noch Mannheim wieder besuchen.

Mein erster Gang war Ihro königlichen Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand aufzuwarten, den ich ganz wohlgemuth auf seinem Sopha ausgestreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Binde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, bald möglichst auf den Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gasthofe ein artiges Abenteuer. An der langen sehr besetzten Wirthstafel saß ich an einem Ende, der Kämmerier des Königs, v. Rieg, an dem andern, ein großer, wohlgebauter Starker, breitschultriger Mann; eine Gestalt wie sie dem Leibkorps Friedrich Wilhelms gar wohl gezieme. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Muthes von Tafel auf; ich sah Herrn Rieg auf mich zukommen; er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner lang gewünschten endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte jedann: ich müsse ihm verzeihen, er habe aber noch ein persönliches Interesse mich hier zu finden und zu sehen. Man habe ihm bisher immer behauptet: schöne Geister und Leute von Genie wären klein und hager, kränklich und vermißt aussehen, wie man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen, denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu seyn, dabei aber gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man beßhalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche und beiden lange Dauer eines solchen Behagens.

Ich erwiederte gleichfalls verbindliche Worte; er schüttelte mir die Hand, und ich konnte mich trösten, daß wenn jener wohlgesinnte Dorfficiermann meine Gegenwart absehnte, welcher wahrscheinlich auch eine vermißte Person erwartet hatte, ich nunmehr, freilich in einer ganz entgegengesetzten Kategorie, zu Ehren kam.

In Heidelberg, bei der alten treuen Freundin Delf, begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schleiffer. Wir besprachen gar manches und er mußte einen Vortrag meiner Jardenlieder anhalten. Ernst und freundlich nahm er sie auf, ob er gleich von der Dentweise, die er sich festgesetzt hatte, nicht loskommen konnte und vor allen Dingen darauf bestand zu wissen: in wie fern sich meine Bearbeitung mit der Eulerischen Theorie vereinigen lasse, der er zugethan sey. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiernach gar nicht gefragt werde, sondern nur daß darum zu thun sey, unzählige Erfahrungen und Dinge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft, Stellung gegen einander und neben einander aufzufinden, sich selbst und andern faßlich zu machen. Diese Art mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorzeigen konnte, nicht ganz deutlich werden.

Da nun bieder die Schwierigkeit des Unternehmens sich hervorthat, zeigt' ich ihm einen Aufsatz den ich während der Belagerung geschrieben hatte, worin ich ausführte: wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer zusammenarbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Da hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Färber und Gott weiß wen alles in Anspruch genommen; daß dieß aber in allgemeinen ganz gelinden vorlesen wollte, verdroß er sich und lachte mich aus: ich sey, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und es ja dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden!

Eben so wie über diesen Gegenstand äußerte er sich über andres; freilich hatte er als Mensch, Geschäftsmann, Schriftsteller gar vieles erlebt und erlitten, daher denn sein ernster Charakter sich in sich selbst verschloß und jeder heitern, gastlichen, oft hülfreichen Täuschung mißmuthig entsagte. Wir aber

machte es den unangenehmſten Eindruck, daß ich aus dem ſchrecklichſten Kriegszuſtand wieder ins ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen ſollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich ſo ſehr beſchäftigte, und das ich der ganzen Welt nützlich und intereſſant wähnte.

Dadurch regte ſich abermals der alte Adam; leichtſinnige Behauptungen, paradoxe Sätze, ironiſches Begegnen und was dergleichen mehr war, erzeugte bald Apprehenſion und Mißbehagen unter den Freunden: Schloſſer verbat ſich dergleichen ſehr heftig, die Wirthin wußte nicht, was ſie aus uns beiden machen ſollte, und ihre Vermittlung bewirkte wenigſtens, daß der Abſchied zwar ſchneller als vorgeſetzt doch nicht übereilt erſchien.

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu ſagen, eben ſo wenig von meiner übrigen Rückreiſe; der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden ließ nur Gräuelthaten einer verwilderten und zugleich ſiegberauſchten Nation vernehmen. Aber auch mir ſtand ein ganz eigner Wechſel der gewohnten Lebensweiſe bevor. Der Herzog von Weimar trat nach geendigter Campagne aus Preußiſchen Dienſten; das Wehklagen des Regiments war groß durch alle Stufen, ſie verloren Anführer, Fürſten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich ſollte von eingeverbundenen trefflichen Männern auf einmal ſcheiden; es geſchah nicht ohne Thränen der beſten. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zuſammengebracht und gehalten, und wer ſchienen uns ſelbſt zu verlieren, als wir ſeiner Leitung und einem heitern verſtändigen Umgang unter einander entſagen ſollten. Die Gegend um Aſchersleben, der nahe Harz, von dort aus ſo leicht zu bereiſen, erſchien für mich verloren, auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.

Und ſo wollen wir ſchließen, um nicht in Betrachtung der Weltſchickſale zu gerathen, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denſelben Fluthen uns überſchwemmt, wo nicht verſchlungen geſehen.

Aus einer Reiſe am Rhein

im Jahre 1814.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Fruchtgesegneten Gefilden,
Auen, die den Fluß bewegten,
Weingeschmückten Landesreihen,
Wälder, mit Gedankenflügeln,
Zog den treuen Freund begleiten.

Sanct-Rochus-Feſt zu Bingen.

Am 16. Auguſt 1814.

Vertraute, geſellige Freunde, welche ſchon wochenlang in Wiesbaden der heilſamen Cur genoſſen, empfanden eines Tages eine gewiſſe Unruhe, die ſie durch Ausführung längſt gehegter Vorſätze zu beſchwichtigen ſuchten. Mittag war ſchon vorbei und doch ein Wagen augenblicklich beſtellt, um den Weg ins angenehme Abentheuer zu finden. Auf der Höhe über Biebrich erſchaute man das weite, prächtige Flußthal mit allen Anſiedelungen innerhalb der fruchtbarſten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen zu ſchön, als man ihn am frühen Morgen ſchon hätte genießen, wenn die aufſteigenden Dünſte ſo viel Weißgetrübtes Haupt- und Gebirgsſeiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Fluſſe und auf den Höhen beleuchtete. In der weiteſten Ferne glänzte dann vor allen das Kloſter Johannisberg, einzelne Lichtpunkte lagen dieß- und jenſeits des Fluſſes ausgeſäet.

Damit wir aber ſogleich erklärten daß wir uns in ein fremdes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach ein italiäniſcher Gypsbieter, auf dem Haupte ſein weidelbladenes Bret zur fürmlich im Gleichgewichte ſchwebend. Die darauf ſchwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man ſie vorwärts antrieft, farbloſe Götter- und Heldenbilder, ſondern, der werden und heitern Gegend gemäß, rund angemalte Heiligen. Die Mutter Gottes thronte über allen; und den pierzehn Nothhelfern waren die verſchiedenſten äußerlichen; der heilige Rochus, in ſchwarzer Pilgerkleidung, ſtand voran, neben ihm ſein wegtragendes Hündlein.

Nun führen wir die Seitenſtein durch breite Kornfelder, die und da mit Rubblumen geſchmückt. Dann erſtreckt ſich das fruchtbare Land links an den Rhein, rechts an die Hügel, die ſich nach und nach dem Wege näher ziehen. Sanfte und gefällige erſcheint die Lage vom Walluf, unter einem Rheinbuſen, wie auf einer Landzunge. Durch reich bepflanzte, ſorgfältig unterſtützte Obſtbäume hindurch ſah man Saiſte ſegeln, luſtig, doppelt begünſtigt, ſtromabwärts.

Auf das jenſeitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortſchaften zeigen ſich, aber bald muß der Blick wieder herüber; in der Nähe ſteht eine Capellennuine, die, auf grüner Matte, ihre mit Epheu begrünten Mauern maleriſch reinlich, einfach und angenehm erbeut. Rechts nun ſchieden Rebhügel ſich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die Cinnamtierungsſtreide an den Hausthüren noch nicht ausgelöſcht. Weiterhin erſcheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbſt auf ſteilem, wenig abhängigem Boden wechſeln Rebſtöcke und Kornfelder, entfernere Hügel trotzig ganz bebaut von Rebgländern.

Und ſo, in freier unhäufiger, zuletzt nordwärts von Bergen umſchloſſener Thäler liegt Eltville, gleichfalls nah am Rheine, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Thürme einer alten Burg ſo wie der Kirche deuten ſchon auf eine größere Landſtadt, die ſich auch inwendig, durch ältere, anſtändigere Häuſer und ſonſt ausgezeichnet.

Die Urſachen, warum die erſten Bewohner dieſer Ortſchaften ſich an ſolchen Plätzen angeſiedelt, auszumitteln, wäre ein angenehmes Geſchäft ſeyn. Bald iſt es ein Bach der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günſtige Lage zum Landen und Anladen, bald ſonſt irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man ſieht ſchöne Kinder und erwachſen wohlgebildete Menſchen, alle haben ein zufriedenes, keineswegs ein haſtiges Anſehen. Luſtfuhren und Luſtwandler begegneten und freilich, letztere bloß mit Sonnenſchirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchſt beſchwerlich.

Unter Eltville liegt ein neues, prächtiges, von Kaufgärten umgebenes Landhaus. Noch ſieht man Frucht- bau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt ſich. Orte drängen ſich, Höfe fügen ſich dazwiſchen, ſo daß ſie, hintereinander geſehen, ſich zu berühren ſcheinen.

Alles dieſes Pflanzenleben der Flächen und Hügel gehört in einem Liebhaber, der mehr oder weniger mit Lennen gemiſcht, den in die Tiefe wurzelnden Weinſtock vorzüglich begünſtigt. Die Gruben die man zu Ueberſchüttung der Herrſtraße ausgegraben, zeigen auch nichts anderes.

Erfurt iſt wie die übrigen Orte, reinlich gepflaſtert, die Straßen trocken, die Erdgeſchoſſe bewohnt und, wie man durch die offenen Fenſter ſehen kann,

reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palastähnliches Gasthausgebäude, die Gärten erreichen den Rhein, östliche Terrassen und schattige Lindengänge durchschauet man mit Bergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Charakter an: es ist nur ein Theil desselben, die vorliegende Aue beschränkt ihn und bildet einen mäßigen aber frisch und kräftig strömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Bierde die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still, man erquickt sich an einem trefflich anschmeckenden Rheinwasser; dieses ist der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflachen sich, ihre sanften Seiten und Rücken sind mit Weinstöcken überdrängt. Einige Fruchtbäume. Nah am Fluß Weidicht, die ihn verstecken.

Durch Hattenheim steigt die Straße; auf der, hinter dem Ort, erreichten Höhe ist der Lebensodem weniger tief. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts angedeutet. Reichardshausen, ehemaliges Klostergut, jetzt der Herzogin von Nassau gehörig. Die letzte Mauerecke durchbrochen, zeigt einen anmuthig beschatteten Ruheplatz.

Reiche, sanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht sich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Garten-Bau benutzt, die mindeste Erhöhung zu Wein. Oestreich in einiger Entfernung vom Wasser, auf anstehendem Boden, liegt seine anmuthig: denn hinter dem Orte ziehen sich die Weinhügel bis an den Fluß, und so fort bis Mittelheim, wo sich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des Langen verdient es, ein Ort bis zur Ungebühr der Durchfahrenden in die Länge gezogen. Mittelbachtes läßt sich dagegen nichts bemerken.

Vor Geisenheim erstreckt sich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wohl noch jetzt bei hohem Wasser überschwemmt; es dient zu Garten- und Kleebau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer ziehen sich sodann gegen einander; die Aussicht jenseits wird freier. Ein weites flügliches Thal bewegt sich, zwischen zwei ansteigenden Höhen, gegen den Hundsrück zu.

Wie man sich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verschlossen gewesen, das hier aufgehaltene, zurückgestaute Wasser diese Niederung ausgefüllet, und endlich, nach und nach ablaufend und versickernd, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und so gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gasthof zur Krone, unsern des Thores anmuthig gelegen, sogleich anlockte.

Er ist an einen alten Thurm angebaut, und läßt aus den vordern Fenstern rheinaufwärts, aus der Rückseite rheinabwärts blicken; doch suchten wir bald das Freie. Ein vorspringender Steindau ist der Platz, wo man die Gegend am reinsten übersieht. Rheinaufwärts sieht man von hier die vorbeschriebenen Ruchen in ihrer ganzen perspectivischen Schönheit. Unterwärts am gegenseitigen Ufer, Bingen, weiter hinabwärts den Mäuseturm im Strome.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich, nahe am Strom, ein Hügel gegen das obere flache Land. Er läßt sich als Vorgebirg in den alten höhern Wassern denken. An seinem östlichen Ende steht man eine Capelle, dem heiligen Rochus geweihet, welche so eben vom Kriegsverderben wieder hergestellt wird. An einer Seite stehen noch die Rüststangen; dessen ungeachtet aber soll morgen das Fest gefeiert werden. Man glaubte, wir seyen deßhalb hergekommen und versprach uns viel Fremde.

Und so vernahmen wir denn: daß während der Kriegszeiten, zu großer Beeinträchtigung der Gegend, dieses Gotteshaus entweiht und verwüstet worden. Zwar nicht gerade aus Muthwillen und Mutwillen, sondern weil hier ein vortheilhafter Posten die ganze Gegend überschaute, und einen Theil derselben beherrschte. Und so war das Gebäude denn aller gottesdienstlichen Erfordernisse, ja aller Zierden beraubt, durch Biwuack angeschmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdestallung geschändet.

Deßwegen aber fand der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Pest und ansteckende Krankheiten von Gebenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten hieher nicht zu denken; denn der Feind argwohnete und verschrie, verbot alle frommen Aufund Umzüge, als gefährliche Zusammenkünfte. Gereinigt, beschrieben und Verschwörungen begünstigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Fest gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vortheilen dritlicher Wallfahrt sich überzeugt fühlten, durch große Noth gedrängt, das Aeußerste zu versuchen. Hiervon erzählten die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beispiel. In tiefer Winternacht erblickten sie einen Fackelzug, der sich ganz unerwartet, von Bingen aus, den Hügel hinauf bewegte, endlich um die Capelle versammelte, dort, wie man vermuthen können, seine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen französischen Behörden dem Drange dieser Gebenden nachgesehen, da man sich ohne Begünstigung dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, ist niemals bekannt geworden, sondern das Geschehene blieb in tiefer Stille begraben.

Alle Rüdesheimer jedoch, die aus Ufer laufend, von diesem Schauspiel Zeugen waren, versicherten: seltsamer und schauderhafter in ihrem Leben nichts gesehen zu haben.

Wir gingen suchte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute sich über die Wiederherstellung der nachbarlichen heiligen Stätte: denn obgleich Bingen vorzüglich diese Erneuerung und Belebung wünschen muß, so ist es doch eine fromme und fruhe Angelegenheit für die ganze Gegend, und deßhalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechselverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an diesen Heiligen unterhalten, soll glänzend wieder hergestellt werden. Die ganze umliegende Gegend ist in Bewegung, alte und neue Gebäude dauthar abzutragen. Dort will man seine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Masse so vieler zu erwartenden Fremden längst vermißten Fremden wieder begegnen.

Unter solchen frommen und heitern Aussichten, wobei wir den Fluß und das jenseitige Ufer nicht auf dem Auge ließen, waren wir, bis weit sich erstreckende Rüdesheim hinab, zu dem alten, Rhmischen Castell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung sich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Besitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine schnell belehrende und erfreuliche Uebersicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof: der Raum ist eng, hohe schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rund anzusehen, denn die Steine sind äußerlich unbehauen, eine künstliche Rustica. Die steilen Wände sind durch neu angelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Contrast wohleingerichteter Zimmer und großer, wüster, von Wachsfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt auf thurmartigen Zinnen, die herrlichste Aussicht. Nun wandern wir in der Luft hin und wieder, indessen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken sind Thürme, Mauerbögen und Flächen zusammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwischen; sie waren dießmal regenbedürftig, wie die ganze Gegend.

Nun, im klaren Abendlichte, lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieser uralten. Dann ist die Aussicht reizend über die unübsehbaren Weinberge; sanftere und steilere Rebhügel, ja Felsen und Gemäuer, sind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch sonst noch von geistlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrscht über alles.

Nun mußte denn wohl, im Angesicht so vieler Rebhügel, des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es ist mit diesem Weine wie mit dem Namen eines ernsten und wohlthätigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; eben so ist auch ein gutes Weinjahr in aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenschaft des Trefflichen: er ist zugleich edelstlich und reichlich.

In Dämmerung versank nach und nach die Gegend. Auch das Verschwinden so vieler bedeutender Einzelheiten ließ uns erst recht Werth und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geschieden seyn.

Unser Rückweg ward aufgemuntert durch fernwährendes Kanonniren von der Capelle her. Dieser kriegerische Klang gab Gelegenheit an der Wirthstafel den hohen Hügelpunkten als militärischen Posten zu gedenken. Man sieht von da das ganze Rheingau hinauf, und unterscheidet die meisten Ortsgasten, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerksam, daß wir von der Höhe über Biebrich, schon die Rochus Capelle, als weiten Punkt von der Morgensonne beleuchtet, deutlich hätten gesehen haben, dessen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei allem diesem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenstand der Verehrung betrachtete, da er, durch das gefesselte Zutrauen, diesen Hader- und Kriegsposten augenblicklich wieder zum Friedens- und Versöhnungs-Posten umgeschaffen.

Indessen hatte sich ein Fremder eingefunden und zu Tische gesetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deßhalb sich um so unbefangener zum Lobe des Heiligen ergieng. Allein zu großer Verwunderung der wohlgesinnten Gesellschaft fand sich, daß er, obgleich Katholik, gewissermaßen ein Widersacher des Heiligen sey. Am sechzehnten August, als am Festtage, während so viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr am selbigen Tage, wurde sein Sohn bleßirt; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gast versetzte darauf: bei einzelnen Fällen komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den gelegenheiten Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sey St. Florian beauftragt; den Wunden verschaffe St. Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht ob St. Hubertus vielleicht Hülfe geschafft hätte? Im übrigen sey den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im Ganzen vierzehn heilige Nothhelfer aufgestellt worden. Man ging die Tugenden derselben durch und fand daß es nicht Nothweiser genug geben könne.

Um beraleichen, selbst in heiterer Stimmung, immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend gefärbten Himmel, und verweilte so lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als Null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir treten sogleich heraus, nach den grauen Rheinfluchten hinab zu blicken, ein frischer Wind blies von dorther uns ins Angesicht, günstig den Herüberfahrenden wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt sind die Schiffer sämmtlich rege und beschäftigt, die Segel werden bereitet, man feuert von oben, den Tag anzufangen wie man ihn Abends anzukündigt. Schon zeigen sich einzelne Lagaren und Gesellgieten, als Schattenbilder am klaren Himmel, um die Capelle wie auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer sind noch wenig belebt.

Leidenschaft zur Naturkunde reizt uns eine Sammlung zu betrachten, wo die metallischen Erzeugnisse des Westerwaldes, nach dessen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitenbach vorliegen sollten. Aber diese wissenschaftliche Betrachtung wäre uns fast zum Schaden gediehen: denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhaftester Bewegung. Massenweise strömen sie an Bord und ein überdrängtes Schiff nach dem andern stößt ab.

Drüben, am Ufer her, sieht man Schaaren ziehen. Wagen fahren, Schiffe aus den obern Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger nahen Fußpfaden, die Höhe zu ersteigen bemüht. Fernwidertönendes Kanonniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortsgasten.

Nun ist es Zeit! auch wir sind mitten auf dem Flusse. Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgestiegen bemerkten wir sogleich, mit geologischer Verliebe, am Fuße des Hügels wunderlame Felsen. Der Naturforscher wird von den heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Conglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein, im Augenblicke des Werdens, zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns mehr als Keine Bedecken zu gewinnen. — Möge bald ein tretender Naturforscher diese Felsen näher untersuchen, ihr Verhältniß zu den ältern Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, wir waren gefällig Nachricht, nebst einigen belebenden Musterstücken zuvenmen lassen! Dankbar würde sie es erkennen.

Den steilsten, jetzt aber Felsen springenden Sieg erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und schnaufend. Es war die Tafel des Tobes im eigentlichsten Sinne des west, lebendig; nur daß hier nicht so viel ablebende Netzenwege stattfanden.

Oben um die Capelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleichseit Viereck, jede Seite von etwa zwanzig Fuß, das Chor im Grunde viereckig zwanzig. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlthätigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe und die Capelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Haupt-Vierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dieß in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte so lange man konnte; aber einer verdrängte den andern, und so ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinausgeschoben.

Aeltere Männer von Bingen treten zu uns, den Herzoglich Nassauischen Beamten, unsern werthen Gesellsmann, freundlich zu begrüßen, sie rühmen ihn als einen guten und hülfreichen Nachbar, ja, als den Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Fest mit Anstand zu feiern. Nun erfahren wir, daß nach aufgehobenem Kloster Eibingen, die innern Kirchenerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Beicht- und Beichtstühle, an die Gemeine zu Bingen, zu billiger Einrichtung der Rochus-Capelle, um ein Billiges überlassen werden. Da man sich nun von protestantischer Seite dergestalt förderlich erwiesen, gelobten sämmtliche Bürger Bingens, gedachte Stücke persönlich herüber zu schaffen. Man zog nach Eibingen, alles ward sorgfältig abgenommen, der einzelne bedächtigte sich kleinerer, mehrere der größern Theile, und so trugen sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab an das Wasser; dort wurden sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer aufgeschifft und abermals, auf frommen Schultern, die mannigfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das alles zugleich geschah, so konnte man von der Capelle herabschauend, über Land und Fluß, den wundersamsten Zug sehen, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackirtes, in bunter Folge reihe sich bewegte; dabei genoß man des angenehmen Gefühls daß jeder, unter seiner Last und bei seiner Bemühung, Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte noch nicht aufgestellte Orgel wird nächstens auf einer Galerie, dem Hauptaltar gegenüber, Platz finden. Nun thäte sich erst das Räthsel, man beantwortet sich die aufgeworfene Frage: wie es komme daß alle diese Zierden schon versährt und doch wohlerhalten, unbeschädigt, und doch nicht neu in einem erst hergestellten Raum sich zeigen konnten.

Dieser jetzige Zustand des Gotteshauses muß uns um so erbaulicher seyn, als wir dabei an den besten Willen, wechselseitige Beihülfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß alles mit Ueberlegung geschehen, erhellt nicht weniger aus folgendem: Der Hauptaltar aus einer weit größeren Kirche sollte hier Platz finden, und man entschloß sich die Mauern um mehrere Fuß zu erbauen, wodurch man einen anständigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Glaube kann nun vor denselbigen Altar auf dem linken Rheinufer knien, vor welchem er, von Jugend an, auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine schon längst herkömmlich. Diese Ueberreste des heiligen Ruprechts, die man sonst zu Eibingen gläubig berührt und hülfreich gepriesen hatte, fand man hier wieder. Uns zu manchen bisher ein fremdiges Gefühl einem längst erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hierbei bemerkte man wohl, daß es sich nicht gezieme stehlen, diese Heiligthümer in den Kauf mit einzuschließen, oder zu irgend einem Preis anzuschlagen; nein, sie kamen vielmehr durch Schenkung als fromme Zugabe gleichfalls nach St. Rochus. Möchte man doch überall, in ähnlichen Fällen, mit gleicher Scheuung verfahren seyn!

Und nun ergreift uns das Gewühl! tausend und aber tausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidern tracht nicht auffallend verschieden, aber von der mannigfaltigsten Gesichtsbildung. Das Gemüthel jedoch läßt seine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich ins Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buben, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Capelle. Voran geordnet steht man Kerzen, gelbe, weiße, gewalte, bem verschiedenen Vermögen der Weibenden angemessen. Gebetbücher folgen. Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns sein Leben, Leiden und Leiden klar würde; Rosenkränze jedoch aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Becken, Semmeln, Pfefferküsse und mancherlei Naschergebäcknerei gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanterie-Waaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Processionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern, der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Resultate verliehen. Im Ganzen durfte man sagen: die Kinder sehön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet, mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Ungelang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwanken, eine große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Linden und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz hatten und das Marterninstrument freundlich anblickend. Ach! rief ein zartfühlender Zuschauer; ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hinein sieht, in demselben Falle! Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich, als Jugendfürstchen, gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprocession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erkannt man auf einmal über den sodann herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauf kommt. Und nun der Rhein, der Mäuseturm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und versteigt.

Die Procession kommt heraus, geordnet und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, einen langen goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner

Hund, das Brot zwischen den Zähnen haltend, vorsichtig. Folgen sodann mit leere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgezeichneten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen. Menschen, die ein gefährliches, ja beunruhigendes Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidener Baldachin wankte heraus, unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von vielen tapferen Kriegern begleitet, gefeiert von festlichen Autentaten. So ward vorgeschritten, um dieß persönlich-reizende Fest zu feiern, welches für ein Sonntäglich-reizendes gelten sollte bei wiedergewonnenen linken Rheinufers, so wie der Glaubenstreibrist an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Processionen bei mir zurücklassen, so würde ich sagen: die Kinder waren stumm und froh, wohlgemuth und behaglich, als bei einem neuen, wundersamen, heitern Ereignis. Die jungen Leute dagegen traten gleichgültig aber. Denn sie, in böser Zeit geboren, konnte das Fest an nichts erinnern, und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren alle gerührt, als von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur in sofern etwas werth ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edlen und vielfachen würdigen Verschreiten der Betrachter unsichtlich abgezogen und weggeführt, durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemeinbehagtes Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unverschuldetes abscheuschmachtes Ereignis, als von einem sächerlichen Zwischenspiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen, es sind nicht Töne des Hasses, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwischen Gestern und Busch und Gestrüpp irrt eine aufgetriebene, hin und wieder laufende Menge, tausend: halt! — vier! — da! — hier! — nun! — nun! — hier! nun heran! — so schallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beschäftigen sich tausend, springend, mit baldigem Umeinthun, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick als der Bischof mit dem hochwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Rätsel gelöst.

Ein kleiner derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme schuldlose Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Bau, wird, am sonntäglichsten Feste, von den immer unbarmherzigen Menschen, in sogenwollsten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wieder hergestellt, und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Procession gelenkt. Denn, indem der Bischof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Bibernheim so zahlreich als anständig heran. Auch hier mißlang der Versuch, den Character dieser einzelnen Ortschaft zu erforschen. Wir, durch so viel Verwirrendes verwirrt, ließen sie, in die immer wachsende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte sich nun gegen die Capelle und strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier übersieht ein gesundes Auge die mannigfaltigste fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sodann gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgerichtet. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge thätige Wirthin, umgeben von einem stämmigen weiten Aschenhausen, frische Würste — sie war eine Metzgers-Tochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unablässige Bemühung, wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genug zu thun.

Auch wir, mit selter dauernder Speise, nebst feinem trefflichem Brot reichlich versehen, bemühten uns Platz an einem geräumten langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Fest gekommen war. Munitere Kinder tranken Wein wie die Alten. Brauner Krätzstein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefällt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vortheil solcher Volksversammlung, wenn, durch irgend ein höheres Interesse, aus einem großen weitschichtigen Kreise, so viele einzelne Strahlen nach Einem Mittelpunkt gezogen werden.

Hier unterrichtet man sich auf einmal von mehreren Provinzen. Schnell entdeckt der Mineralog Personen welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberstein, den Achaten daselbst und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Queckfilber-Minern zu Mosbiel-Landsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntnisse thaten sich auf, und man faßte Hoffnung schönes krystallisirtes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch solche Gespräche nicht unterbrochen. Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Secunten, der uns erlauben ließ, Gebinde zu haben, bis die vierte Ohm angestellt sey. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Muttermilch zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob man wohl sey, daß es ansittlichen Herren, ja Oberräthen gezieht, acht rheinische Maß, das heißt sechzehn unserer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen?

Ein sonderbar ernsthafter Gast bemerkte: man dürfe sich, zu Beantwortung dieser Frage, nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr übertreibt euch also hierauf, andächtige, zu Reu und Buße eben dagnadigte Zuhörer, das derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solchermaßen mißbrauche. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Sichet doch geschrieben: der Wein erfreut des Menschen Herz! Darauf erbeißt daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen thunen und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der mehr zwei Maß Wein zu

Ländliches Glück.

Seyd, o Geiſter des Hains, ſeyd, o ihr Nymphen des Fluſſes,
Eurer Entfernten gedenk, und euern Nahen zur Luſt!
Jene feyerten erſt hier ſtill die ländlichen Feſte;
Wir beſchleichen geheim auf ihren Pfaden das Glück,
Amor wohne mit uns, es macht der himmliſche Knabe,
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerinn, fütternd erzogen,
Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt:
Schlurfend ſaugteſt du Gift in die unſchuldige Kehle,
Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

---

sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder vertennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seines Gleichen verächtlich.

„Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen, noch derjenigen sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenmenschen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Beherrschung geistlicher und weltlicher Aemter auszuüben sich im Stande findet; auch der gemeine sein bescheidenes Theil und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung, weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verliehn, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sey, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte vernachlässigt hätte, vielmehr ihr alle mit das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers, am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheidenes Theil dahin. Und, auf daß ein solches geschehe, alles Uebermaß dagegen verbannt sey, handelt sämmtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet."

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gespräches der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Aßmannshäuser rothe vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Ober-Ingelheim hört' ich behaupten: der übrige gebe jenem wenig nach. Der Ausser sollte ehrlich gewesen seyn, davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sey. Dieß wurde von den Beisitzenden gar sehr genehmigt, weil man rothe Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud und darauf ein. Er war zu solchen empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Kräuterin kamen wiederum gefällt zurück, und als man die heiteren weißen Nasmenstöge des Hellen überall so wohlthätig beschäftigt sah, mußte man sich fast schämen die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut völlig verzichtend, bei Warnung von Pestkranken, auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmuthige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern sich einander einbildend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen wenn sie von Mund zu Mund, von Ort zu Ort wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten daß jedes Gemüth einen andern Antheil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurückgezeigt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen, so wie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten, verwechselt wurde.

Ein Versuch die Geschichte, wie ich sie gehört, geistreichweise aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag sie uns auf die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeschaltet stehen.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera, und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann, und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten, und gab ihm seine Mutter an einem solchen Tag nur Einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab, und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes that. Er beyzeigte sich auch fleißig im Studiren, und erlangte also großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn denn auch noch sein Vater auf seinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern abstarben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reis'te, und zu einem Hospital kam, darinnen viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte; und ob man ihn gleich nicht allsobald hinein ließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so bielte er doch ferner an, und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom, befreite auch allda nebst vielen andern einen Cardinal von der Pest, und hielt sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Uebel befallen wurde, und man ihn in das Pestspital zu den andern brachte, wo er, wegen grausamer Schmerzen, mannigmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital, und setzte sich außen vor die Thüre hin, damit er den andern durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele; und als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen, als sie aber hernach das Gegentheil vernahmen, hielte ihn jedermann für thörig und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus, da er denn, unter Gottes Geleit, durch Hülfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Wurmbaum und rubete daselbst ein

wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer, Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignet sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohlgezogener Jagdhund ein Brot vom Tische wegschnappt und davon läuft. Obgleich abgestraft, reißt er seinem Vorbesitzer den zweiten Tag wieder, und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie erkannt, sich zu entfernen, um zu verfassen, damit sie nicht von gleichem Uebel angesteckt würden. Gotthardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht eher von sich zu lassen, als bis er genesen wäre, und verordnete ihm zum besten. Als nun Rodrud wieder ein wenig zu Kräften kam, begab er sich vollends nach Florenz, erzählte daselbst viele von der Pest, und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wieder hergestellt. Er bedachte auch Gotthardum dahin, daß dieser sich entschloß mit ihm seine Wohnung in dem Wald aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus versprach. Wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten, und nachdem endlich Rodrud Gotthardum zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweiht, machte er sich abermals auf den Weg, und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause, und zwar in seiner Stadt, die ihn ehemals zugeeidet und die er seinem Vetter gelassen hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landesherrn geführt, der ihn wegen seiner großen Veränderung und armseligen Kleidung nicht mehr kannte, sondern in ein hart Gefängniß setzen ließ. Er aber dankte seinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gebackes zu essen brachte, sondern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Wachen und Fasten. Als er merkte, daß sein Ende nahe sey, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, daß sie ihm einen Priester holen möchten. Nun war es eine sehr finstere Gruft, wo er lag; als aber der Priester kam, wurde es helle, darüber dieser sich höchlich verwunderte, auch, sobald er Rodrum anlase, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Ehrfurcht baldnot zur Erden fiel, auch sich sonderlich zum Landesherrn begab und ihm anzeigte, was er erfahren; und wie Gott wäre sehr belendigt worden, indem man den frömmsten Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, lief jedermann häufig nach dem Thurm. St. Rodrus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sah, durch die Spalten der Thüre, einen hellen Glanz hervorstrahlen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgestreckt auf der Erde liegen, und bei seinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentiren darüber entstanden.

Solches geschahe im Jahre 1527 den 16. August; und ist ihm auch noch der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren erbaut worden. Als man im Jahre 1414 zu Constanz ein Concilium gehalten wurde, und die Pest allda entstand, auch niemand Hülfe vorhanden war, ließ die Pest allgemach nach, so bald man diesen Heiligen anrief, und thun zu Ehren Processionen am Feste.

Diese fürchtige Geschichte ruhig zu vernehmen, war kaum der Ort. Denn in der Tischrede stritten mehrere schon länger über die Zahl der heute Vorausfahrenden und Beiwohnenden. Nach einiger Meinung sollten zehntausend, nach andern mehr, und dann noch mehr auf diesem Hügelrücken durch einander wimmeln. Ein österreichischer Officier, militärischem Blick vertrauend, behauptete sich unsern höchsten Gnade.

Noch mehrere Gespräche kreuzten sich. Verschiedene Bauernregeln und sprüchwörtliche Wetterverspeisungen, welche das Jahr eingetroffen seyn sollten, verzeichnete ich ins Taschenbuch, und als man Theilnahme bemerkte, gelang man sich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will. — Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock ergrünt so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sommerdonn im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zufällt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es seyn soll. — Die Fischer haben von der Heuschlever dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenblümchen zu dreht, der vordere Theil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchstraße im December schön weiß und hell scheint, so bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis drei König nebelicht und dunkel ist, sollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergehen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rosenblumen zeitig gerathen wird, so hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachsen und die Eichbäume viel Frucht bringen, so giebt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Thiere ungewöhnlich die Wälder verlassen, und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so giebt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai giebt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, rührt die Sonner und das Faß. — Reife Erdbeeren am Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. — Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte; ist es weiß, Sommer. —“

Ein Bergbewohner welcher diese meist auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen ganz und gäbe wäre? Er versetzte darauf: mit so viel Abwechslung könne es nicht dienen. Mißwetter und Segen sey bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund.
Mittag gestumpft.
Abends in Scheiben;
Dabei soll's bleiben.
Es ist gesund.

Man freut sich über diese glückliche Genügsamkeit, und versicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden sey, es eben so gut zu haben.

Indessen steht manche Gesellschaft gleichmäßig auf, den fast unüberstehbaren Tisch verlassend, andere ordnen und werden gearbeitet; so verliert sich die Menge nach und nach. Nur die zunächst Sitzenden, wenige wünschenswerthe Gäste zaubern, man verläßt sich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Mal ein wenig zu verspeisen zu verweilen, und verspricht endlich, zu einiger Verabredung unmittelbares Wiedersehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne wenig den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Laubbäume auf dem Hügelrücken künftigem Uebelstand verspricht. Wohe jeder Wallfahrende die zarten Bäume schonen, eine übrige Bürgerschaft von Bingen diese Anlage fördern, durch eifriges Nachpflanzen und strafalliges Sorgen ihr, zu Nutz und Freude in vieler Tausende, nach und nach in die Höhe helfen.

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß; man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Offnung. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen, oben während des Baues dient man Gott. Eben so war es, als in Wüsteneien, von frommen Einsiedlern, mit eigenen Händen, Kirchen und Kapellen errichtet wurden. Jeder Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Lessaur, des heiligen Bruno Wandel und Wirkung darstellend. Alle wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange, der Mensche bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht, mit klarer verständlicher Stimme, einen rein verständigen Vortrag. Wir glaubten seinen Sinn gefaßt zu haben und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir, bei solchen Ueberlieferungen, von dem Urtext abwichen und von dem unsrigen mit einwirken. Und so wird man im Nachsinnen denken mitten. Thätigkeit forderndes Geist finden, wenn es auch nicht immer die kräftigsten, aufführlichen Worte seyn sollten, die wir damals vernahmen.

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl versammelt ihr, an dem heutigen Tage, diese Höhe um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Sinnesung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt daß vor kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, daselbe anbächtig zu betreten, und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gebäude dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht auferlegt an euch, bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen, so möchte wohl nichts besser an der Stelle seyn, als wenn wir zusammen überlegen, wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sey, vor Gottes Thron zu stehen, und für diejenigen, die sich im Gebet anhaltig an ihn wenden, vermittelnde Fürbitte von sich erbitten, ganze Völkerstämme dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst, erretten könne?

„Ist dieser Gnade würdig werden, so dürfen wir mit Zuversicht erwarten, daß allen denen die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt, eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte Gott gleich, oder demselben auch nur ähnlich zu werden, so bewirkt doch jeder eine unbegränzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

„Sehen wir doch ein Beispiel an Eltern und Müttern, die mit vielen Kindern aufgesegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, verspricht es die Beichte strächtig und beträgt sich dergestalt, als liebte es nur in und für die Erzeuger: so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und Verbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmuth, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich, menschlicher Weise, das Verhältniß unserer Heiligen zu Gott, in welchen er sich durch unbedingte Ergebung empor geschwungen."

*

Wir Zuhörenden schauten indeß zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf; das starke Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt, wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts lief, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über und, die Zuhörer vor ihm, und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde steht, ist eine große, unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künstig, mit baumeisterlichem Sinne, zweckmäßig heraufgemauert und eingerichtet, wäre das Ganze eine der schönsten Oertlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehreren tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sahen alle den Prediger, und hörten deutsam; diesmal aber bei unvollendeter Anlage standen sie abwärts hinter einander, sich in einander schiebend, so gut sie konnten. Eine von oben überschaute wunderbare, stillschwankende Woge. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschwunden. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, ansehnlichen Platz anweisen und das durch die Feier verherrlichen. Dieser Umstand, diese dem gebauten Kunstwerke abgenöthigten Betrachtungen hinderten nicht, aufmerksam zu seyn auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Theile schritt, und etwa folgendermaßen zu sprechen fortfuhr:

„Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten so wie sich selbst, ja mehr wie sich selbst, geliebt hätte. Denn es ist gleich vertrauensvoll auf die Zusagungen Gottes, sein Vermögen den Armen vertheilt, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so sich er sich doch von diesem verdienstvollen Entschlusse unterwegs abhalten. Die große Noth, worin er seine Mitmenschen findet, legt ihm die unverschuldete Pflicht auf, den gefährlichsten Kranken beizustehen, ohne an sich

selbst zu denken. [illegible]olgt seinen Beruf durch mehrere Städte, bis endlich, selbst vom wüthenden Uebel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer Stand gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Thätigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen aber mals gewährt: denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte St. Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeinden-Processionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Orts. Erfreulich aber war nebenan, in einem kleinen Höfchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sämmtlich herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Mutter-Gottes-Bilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine, die langen rosenfarbenen Seidenbänder flatterten munter und lustig, im lebhaftesten Zugwinde. Das Christkind in Goldstoff blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, schaute seinem eigenen Feste gerührt hin. Die Gestalt im schwarzen Sammtkleide, wie billig oben an.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Theil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen solchen Folgen gewesen, wenn St. Rochus, für so große Aufopferungen, einen irdischen Lohn erwartet hätte. Solchen göttlichen Thaten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für unsere treue Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten beauadigt und ihm die höchste Seligkeit gewährt: nämlich andern, wie er schon hienieden im Leben getban, auch von oben herab, für und für hülfreich zu seyn.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster ansehn, an welchem wir die Stufen unsers geistlichen Wachsthums abmessen. Habt ihr nun in traurigen Tagen euch an ihn gewendet, und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so belebtiget jetzt allen Uebermuth und anmaßliches Hochfahren; aber fraget euch demüthig und wohlgemuth: haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? haben wir uns bestrebt ihm nachzustreben?

„Erwaben wir uns zur schrecklichsten Zeit, unter kaum erträglichen Lasten, in den Willen Gottes! Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren! Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun, so unerwartet als gnädig, gewährt sey? Haben wir in den gräßlichsten Tagen pestartig wüthender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Umfangen, nähet oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widersachern in dieser Noth beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben dran gewagt?

„Könnt ihr nun diese Fragen im stillen Herzen mit Ja beantworten, wie gewiß die meisten unter euch redlich verfahren, so bringt ihr ein löbliches Zeugniß mit nach Hause.

„Dürft ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen: wir haben bei allem diesem an keinen irdischen Vortheil gedacht, sondern wir beanadigten uns an der gottgefälligen That selbst, so thunt ihr euch um desto mehr erfreuen, seine Jebildete gethan zu haben, und ähnlicher geworden zu seyn dem Fürbittenden.

„Wachet und nehmet zu an diesen geistlichen Eigenschaften, auch in guten Tagen, damit ihr, zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet.

„Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten dieser als erneute Erinnerungen, daß ihr dem Edelsten sein größeres Tankopfer darbringen könnt, als ein Herz geweihet und an geistlichen Gaben bereichert."

Die Predigt endigte gewiß für alle heilsam; denn jeder hat die deutlichen Worte vernommen, und jeder die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Wiederhall des Te Deum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt. Das Fest neigte sich zu seiner Ausübung. Die Processionen rückten sich, um abzuziehen; die Bildenheimer, als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir stimmten uns aus dem Wirrwarr und zogen deßhalb mit der ruhigen und ernsten Bingen Procession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegs-Verheerung. Die Stationen des Leidensganges unsers Herrn waren vermuthlich gestört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß jeder, der sie wer er wolle, diesen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten niemeter nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen und gelegwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst beseitigten, glitten wir hinab; der mäbrchenhafte Thurm, auf unsern westlichern Standpunkt gebaut, blieb uns zur Linken, die Ehrenburg rechts; bald aber kehrten wir sie diesmal zurück, das Auge will von jenen abschiedenden granitnen Gebirgsbildungen, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurch arbeitete.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf diesem Rückwege begleitete und die hohe Sonne, obgleich auffrischende verabredschende Winde zu einem erfrischten Regen Hoffnung gaben; und wirklich Erdmite endlich alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothhelfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen.

Im Rheingau Herbsttage.

Supplement des Nochus-Festes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel, viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebäudes läßt nach allen Seiten die Blicke frei, und so thronen auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zählte, für einander, zu Wasser und Land, fröhlich beisammen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichsten, oft vermutheten, öfters unvermutheten Standpunkte. Hier zeigt sich die Welt mannigfaltiger als man sie denkt; das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug; wie stille nunmehr ein schriftliches Wort darüber thun, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorrufen! Mögen deßhalb diese Blätter wenigstens meinem Gefühl an jenen unsichtbaren Augenblicken und meinem Dank dafür treulich gewidmet seyn.

Den 1. September 1814.

Kloster Eibingen giebt den unangenehmsten Begriff eines zerstörten würdigen Daseyns. Die Kirche, alles Zugehörte betrachtet, Zimmer und Säle ohne das mindeste Hausgeräth, die Felsenwände einige Anlagen, die Thüren an den Gängen mit Riegeln verzimmert, die Nacht nicht aufzuschauern, der Mond unbeleuchtet. Warum denn aber diese Zerstörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Ursache. Hier sollte ein Lazareth angelegt werden, wenn der Kriegshauptsitz in der Nähe geblieben wäre. Und so muß man sich noch über diesen Schritt und über die verlassene Arbeit freuen. Man scheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Monturs-Kammern und Aufbewahrung älterer, wenig brauchbarer Kriegsbedürfnisse benutzen zu wollen. Im Chor liegen Bänke gereiht, in Sälen und Zimmern Tornister; an abgelegten Montirungsstücken scheint es auch nicht, so daß wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Vorgefühls gehabt hätte, sie sich vor der künftigen Zerstörung und Unterwerfung hätte entsetzen müssen. Die Wappen dieser ehemals hier beherbergten und ernährten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf besuchten wir in Rüdesheim das Brömserische Gebäude, welches zwar merkwürdige, aber unbedeutende Reste aus dem sechzehnten Jahrhundert enthält. Nur ist ein Familiengemälde der Herren von Krenchurg, von 1559, in seiner Art besonders gut und der Aufmerksamkeit aller Freunde des Alterthums und der Kunst würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet sich das Wunderbild das ehemals so viele Gläubige nach Mett-Gottes gezogen hatte. Christus kniend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrscheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer urralten Oelbergsgruppe. Kopf und Körper aus Holz geschnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeug aufgeleimt, fest anliegend wo die Falten schon ins Holz geschnitzt waren, an den runden Armen aber locker, die Aermel bildend und ausgefranst, das Ganze bemalt und vergoldet. Die angesetzten Hände zwar zu lang, die Gelenke und Knöchel hinlänglich gut ausgedrückt; aus einer nicht unfähigen, aber ungeschickten Zeit.

Den 2. September 1814.

Ungefähr in der Mitte von Winkel hielt man aus nach der Höhe zu, um Umschau zu besuchen. Erst geht der Weg zwischen Weinbergen, dann erreicht man eine Wiesenfläche, sie ist hier unerwartet feucht und mit Weiden umgeben. Am Fuß des Gebirges, auf einem Hügel liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von ansehnlichen Wohn- und Haushaltungsgebäuden umschlossen, zeugt von allem Wohlstande, der fernere hintere Theil desselben ist den Feldbedürfnissen gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlstaben und gutsherrlicher Besitzung zeugt, und jetzt als eine belebte Ruine und eigenthümlich anspricht. Die sonst pyramiden- und säulenartig gehaltenen Obstbäume sind zu mächtigen Stämmen und stellen kunstlos wild aufgewachsen, überschatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichen Obste reich behangen, den wundersamsten Anblick. Eine Lustwohnung, von dem Churfürsten aus der Greifenklauischen Familie erbaut, empfängt mit farbenbuntem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume sind völlig entsetzt, der Saal des ersten Stocks erweckt, durch Familienbilder, die ohne auf gemalt zu seyn, doch die Gegenwart der Persönlichkeiten aussprechen, das Andenken einer frühern blühenden Zeit. Lebensgroß sitzt ein behaglicher Greisenklau, der auf sich und seinen Zustand sich etwas einbilden durfte. Zwey Gattinnen und mehrere Söhne, Domherren, Soldaten und Hofleute stehen ihm zur Seite, und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten auf ebenem Boden nicht Platz fand, erscheint als Gemälde im Gemälde eben im Bilde. So hängen auch Churfürsten, Domherren und Ritter, lebensgroß, in ganzen und halben Figuren umher, in dem nicht vermißten, aber wohlen Saale, wo alte reiche Stühle, zwischen vernachlässigten Zamen-Stauden und anderem Unkraut, unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern schlottern die Goldledertapeten an den Wänden, man scheint die Tapetennägel, die sie festhielten, zu anderm Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet man das Auge von diesem Gräuel sich weg gegen das Fenster, so erneicht es, den verwilderten fruchtbaren Garten unter sich, der herrlichsten Aussicht. Durch ein sanft gebogenes Thal sieht man Winkel nach seiner Länge; überheimisch schaun Unter- und Ober-Ingelheim, in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachlässigten Garten, die Baumschulen aufzusuchen, die wir aber in gleichem Zustande fanden, der Gärtner, wollte man Wissenschaft dieser Anstalten, war nicht zu Hause.

Draußen, unter dem Garten, auf der Wiese, zog eine große wohlgewachsene Pappel unsere Aufmerksamkeit an sich; wir hörten, sie sey am Hochzeitfeste des vorletzten Greifenklau gepflanzt, dessen Witwe noch zuletzt diese Herrlichkeiten mit ungeheurer Lust genossen habe. Nach dem frühzeitigen

Tode eines Sohnes aber ging der Besitz dieses schönen Guts auf eine andere Linie über, welche entfernt wohnend, für dessen Erhaltung weniger besorgt zu seyn scheint. Einen wunderlichen, in einen kleinen Teich gebauten Thurm sahen wir vorüber und verfolgten nun in das anmuthige Wohnzimmer.

Hatten wir gestern im Kloster Eibingen die Zerstörung gesehen, welche durch Aenderung der Staatsverhältnisse, Religionsbegriffe, durch Kriegsalarme und andere Sorgen und Bedürfnisse, mit Willen und Unwillen eingreift; sahen wir dort ein aufgehobenes Kloster: so fanden wir hier die Spuren einer alten und ansehnlichen Familie, die sich selbst aufhebt. Die verwitterten Stammbäume erstreckten sich noch an den Wänden der unbewohnten Gänge. Hier sprossten Greifenklaue und Stechpalm gegen einander über, und verzweigten sich mit Wiesfache: die verschollnen und verschwisterten Namen schlossen sich wechselsweise auch an die Greifenklauischen.

Auf einem andern dieser Bilder thronten Bischöfe, Aebte, Geistliche, Frauen unter dem Baume von dem sie entsprossen, Heil erblühend. Ein drittes Gemälde dieser Art war muthwillig oder absichtlich entstellt; es hatte jemand den Stammvater herausgeschnitten, vielleicht ein Liebhaber seiner Alterthümer, denen nirgends zu trauen ist. Da schweifen nun Aeste und Zweige in der Luft, das Verdorren weissagend.

Wie unterhaltend würden in guten ereignissen Zeiten diese Galerien für Familienglieder, für Verwandte mögen anzuweisen seyn, kann man noch daraus ermessen, daß die Grundrisse mancher Besitzungen mit ihren Gränzen, Gerechtsamen, Streitigen Bezirken, und was sonst bemerklich seyn mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht sind.

Doch fehlte nunmehr manches, was Besitzende hier in früherer Zeit bekannt hatten, und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer sämmtliche Familienbilder, stoßweise über einander geschmeißt und dem Verderben anheim. Einige sind wenig erhalten zu seyn, allein hätte man wohl einen Plan an den Wänden gezählt. In wenigen Zimmern finden sich noch Städte und Bettstellen. Commoden und derzgleichen, durch Zeit und Unordnung langsam verdorben und unbrauchbar.

In der kleinen Capelle wird noch Gottesdienst gehalten, und diese ist nur nothdürftig reinlich. Ein paar kleine griechische Bildern verdienen kaum aus diesem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus solchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels Weinberge links, ersteigeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Gränze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Gränze des aufgeschwemmten Erdreichs; wo die Aecker ansangen, zeigt sich die ursprüngliche Gebirgsart. Es ist ein Quarz, dem Urgebirge verwandt, der sich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlassen links hinterwärts, nach dem Fluß und den ihn an beiden Ufern begleitenden Landschaften und Wohnlichkeiten umzuschauen, die, im einzelnen schon bekannt, mit größerem Antheil im Ganzen überblickt werden.

Ueberrascht wird man aber doch wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle in der Festbeschreibung genannten Orte und Gegenstände wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtniß darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man, auf demselben Flecke stehend, den Kopf nur rechts und links wendet. Denn von Biebrich bis Bingen ist alles einem aufmerksamen Auge sichtbar. Der Rhein, mit den daran gehäuften Ortschaften, mit Inseln, jenseitigen Ufern und anstehenden Gebirgen. Links eben die kleinen Gipfel des Altons und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersberges. Er leitet das Auge nach der Gegend wohin die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, darüber die ahnungsvolle Bergeinsicht wohin sich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendsonne beleuchtete diese mannigfaltigen Gegenstände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, seltsam, streifenweis vom Horizont nach dem Zenith strebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes, wechselnde Sonnenlichte senkten jetzt die Aufmerksamkeit bald da, bald dorthin, und das Auge ward stellenweise mit einzelner freyer Anmuth ergetzt. Der Zustand des Schlosses selbst führte mehr diese angenehmen Eindrücke. Leer stets, ohne Hausgeräth, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte sich der Himmel von allen Seiten mit dunkeln, immer auf den Horizont sich beziehenden, streifenförmigen Streifen; sie verkündigten eine Wetterveränderung über welche die Nacht entscheiden wird.

Den 1. September 1814.

Der Morgenhimmel, erst völlig umwölkt, erheiterte sich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geisenheim, bei einem Handelsmanne, ein altes Gemälde gesehen, ging der Weg aufwärts durch einen Lindenbusch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet sich das Quarzgeschiebe wieder und weiter oben eine Art von Tobtliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgetragenes Seitenthal hinab; die Thürme und Dächer eines alten Klosters lassen sich, von dem reichen Grün ganz eingeschlossen, in welchem, einsamen Grunde; eine Lage übereinstimmend mit dem Namen dieser heiligen Stätte, denn man nennt sie noch immer Rosa Gottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier seine Rose zusammenwies, in die Kirche von Rüdesheim versetzt worden. Völlig unverändert existirte diese Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen kleinen Theil der angränzenden Höhe gerodet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts kam eine bedeutungsvolle bekannte Fläche hin, gegen der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade lange, breite Fahrstraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derselben steht ein Jagdschloß mit Nebengebäuden. Davor vor dem Hofraum, besser von einem Thürmchen, sieht man in der anmuthigen Schlucht den Rhein aufwärts fließen. Dorf, Dreieckshausen, Bachgrad sind hüben und drüben zu sehen, und mir war in diesem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abschied des Rheingaues gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten und endlich zu einem auf einer Felsruppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Uebersichten gewesen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derselben den Mäuseturm. Die Nahe durch die Brücke von Bingen herüberfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochus-Capelle und was dem anwohnt, eine große in allen Theilen mannigfaltige Ansicht. Wender sich das Auge zurück und

unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unsern Füßen.

Dann eine große wohlbestandne Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel. Hier blickt man von neuem rheinaufwärts, und findet Anlaß alles zu summiren was man diese Tage her gesehen und wieder gehen hat. Wir sind mit den Gegenständen im einzelnen wohl bekannt, und so läßt sich durch das Fernrohr, ja sogar mit bloßen Augen, manches Besondere, nah und fern, schauen und bemerken.

Hier sah in der Folge bemahrte den Niederwald besser durchsuchen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgewäge von Wiesbaden der immer mehr an den Rhein verandrt, dem Strom in die westliche Richtung drängt, und nun die Felsen des Niederwaldes die Grenzen sind, wo er seinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der steile Fußpfad nach Rüdesheim hinab, führt durch die herrlichsten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen, wie mit wohlgeworfnen Teppichen, manche sich an- und übereinander drängende Hügel bekleiden.

Den 4. September 1814.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienst, wegen einer Grafenthumischen Stiftung, feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Gepuzte und bekränzte Kinder traten an den Seitenstufen des Altars und streuten, in den Hauptmomenten des Hochamtes, Blumenblätter aus ihren Körbchen; weil sie aber verschwenderisch damit umgingen und doch in dem feierlichsten Augenblick nicht fehlen wollten, rafften sie das Ausgestreute wieder in ihre Körbchen und die Gabe ward zum zweiten Male geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Capelle des heiligen Rabanus. Sie soll das erste Gebäude in Winkel gewesen seyn; alt genug scheint es. Die Erde, aber vielmehr der Schutt, aufgeraft an der Stelle, wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben.

Nach Tische in einem mit Menschen überladenen Kahne, von Mittelheim nach Weinheim, bei ziemlich lebhaftem Nordostwind. Der Stromstrich wirft hier start auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggetrieben. Die Wurzeln der alten Weiden sind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet. Man hat einen Damm aufzuwerfen um die dahinter liegenden Felder vor Ueberschwemmung zu sichern.

Am Ende dieses Dammes, gegen Nieder-Ingelheim zu, fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den ältesten Zeiten vom Wasser abgesezt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin und her getrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit denselben vermengt, ein Theil davon den Turbiniten ähnlich, die sich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Das dergleichen sich noch jezt in diesem Sandezug vermehren, läßt sich folgern, da mir die aufmerksamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorzeigten.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das sich bis Nieder-Ingelheim zieht. Dieser Ort scheint hoch, an einer sanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem Distrikt der sonst das heiligen Römischen Reichs Thal genannt wurde. Carl des Großen Palast fanden wir bald zerstört, zerrüttet, in kleine Besitzungen vertheilt, den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht spätern Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorsäule findet sich an dem Thor eingemauert, mit folgender Inschrift aus dem dreißigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren ist dieser Saal des großen „Kaisers Carl, nach dem Ludwig des milden Kaisers „Carlen Sohn, im Jahr 1044 aber Kaisers Heinrichs, im Jahr 1360 Kaisers Carlen Königs in „Böhmen Palast gewesen und hat Kaiser Carle der „Große, neben andern gravirten Säulen, diese „Säule aus Italia von Ravenna andere in diesen „Palast fahren lassen, welche man bei Regierung „Kaiserl. Ferdinands des II. und Königs in Hispania „Philippi des IV., auch dieser verordneten Hochlöblicher Regierung in der untern Pfalz, den 6. April als Anno 1628 als der katholische Glauben wieder „rumb eingeführet worden ist, aufgerichtet."

Münsterus in Historia von Ingelheim des heilig. römisch. Reichs That fol. DCLXXXIX."

Den Ort wo die Kirche vor Alters gestanden, will man dadurch entdeckt haben, daß sehr viele Thierknochen, besonders wilde Schweinsköpfe, in den nächsten Gruben gefunden worden. Während der Französischen Herrschaft hat man verschiedene Nachgrabungen gethan; auch wurden einige Säulen nach Paris geschickt.

Neuerlich ward der Gelegenheit des großen Chausseebaues, Ingelheim vortrefflich aufgeklärt, das Pflaster aus eingerichtet. Frau Gibelle nennt sich die Postmeisterin, jezt von Reisenden, besonders Engländern und Engländerinnen, häufig besucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fähre, zwar nicht ohne Umstände, aber doch glücklich nach Hause.

Den 5. September 1814.

fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, sodann im Kahne, bei einem starken stromaufwärtswehenden Winde, nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer. Gyps aufgeladen, viel mit grauem Thon vermischt. Wieder bei der Fähre kommen mit Spaziergang durch die Stadt; im Gasthaus zum weißen Roß eingekehrt. Melancholische Wirthin, mit seltsamem Bewußtseyn ihres Zustandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirthung fuhren wir den Rochus-Berg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochus-Capelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherstellung besorgt hatte, war gegenwärtig, freute über sein Werk, hat auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, so viel als nöthig um dem Hauptaltar von Eisengen gehörigen Raum zu verschaffen. Der Transport kostete nichts, denn die von Bingen hatten alles von drüben herab und hüben herauf getragen, die Schiffer gleichfalls eine Ehre gefunden. Dadurch war das Einzelne wohlerhalten geblieben und nur weniges zu reparieren nöthig.

Man beschäftigte sich eben die Orgel aufzustellen. Als wir denjenigen, den wir für den Meister hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiederte er mit Bedenklichkeit: es ist eine weiche Orgel, eine Nonnen-Orgel! Man ließ uns einige Register hören, sie waren für den Umfang der Capelle stark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu schauenden Aussicht und untersuchten sodann das Gestein. Auf der Höhe besteht es aus einem dem Dyenitporfer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art Todtliegendem, welches aus quarzartigen Quarzsplittern, fast ohne Bindungsmittel besteht. Es ist äußerst fest und hat außen durch die Witterung den bekannten Chalcedon-

Ueberzug erlangt. Es wird billig unter die Urreceten gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwärts, liessen Kempten links und gelangten auf die neue treffliche Chaussee, an deren beiden Seiten ein leichter zu bearbeitender Boden gesehen wird. Da wir nach Ober-Ingelheim verlangten, so verliessen wir die Strasse und fuhren rechts, auf einem sandigen Boden, durch junge Kiefernwäldchen; sanfte Anhöhen zeigten schon besseres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Ober-Ingelheim. Dieses Oertchen liegt an einer Anhöhe, an dessen Fuss ein Wasser, die Selze genannt, hinfliesst.

In dem ziemlich wohlgepflasterten Orte sind wenig Menschen zu sehen. In obercit liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloss, in dessen Besitz eine noch genannte, aber sehr cabaltene Familie. Zur Revolutionszeit weichte man die Wappen von den Ritterzierathen. Ursache Gleichheit brechen nach und nach selbst zusammen. Die Kirche ist protestantisch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der steinernen Ritter-Kolossen sah man bunte, leichte Kronen von Draht, Papier und Band, turnierartig zusammengeflochten. Dergleichen standen auch auf Grabsteinen, grosse beständene Papierherzen daran gehängt. Wir erfuhren, dass es zum Andenken verstorbener, unverheiratheter Personen geschehe. Diese Todtengedächtnisse waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Weinhaus und fanden einen alten Wirth, der, ungeachtet seines kurzen Athems, uns von alten und neuen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landstrich, den man die acht Ortschaften nannte, welche sich mancher Freiheiten erfreuten. Die Abgaben waren gering, bei schöner Fruchtbarkeit. Unter Fränkischer Botmässigkeit hatte man grosse Lasten zu tragen.

Man baute somit hier nur weissen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Rangierung von Assmannshausen, auch rothen; man räumte diesen Vorzüge, ob man sich gleich mit seinem rothen Lager meist hienen konnte; wir liessen uns aber den weissen genannten Jahres wohl schmecken.

Als wir nach Mombeim zurück und Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten sich zwei Knaben uns überzusetzen. Man setzte einigen Bedenklichkeiten gegen ihre Jugend, sie versicherten aber besser zu sein als die Alten, und trachten sie uns schnell und glücklich ans rechte Ufer.

Den 6. September 1814.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit das eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, das der Kalkstein, welcher fast ganz aus kleinen Schnecken besteht, an den jenseitigen Höhen und mehreren Orten gebrochen werde. Da diese Schnecken, nach der neuesten Ueberzeugung, Angehörten des süssen Wassers sind, so wird die ehemalige Restauration des Flusses zu einem grossen See immer anschaulicher.

Man zeigte mir am Rheine, zwischen einem Weinstadt, den Ort wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und Theil genommen, gab das unangenehme Gefühl was ein tragisches Local jederzeit erregt. Wie man Eyer nicht betreten kann, ohne das die Geister Wallensteins und seiner Gefährten uns umschweben.

Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir bereit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberei. Der Strohansschlag einer abgeriebenen Lohenrinde braucht dreyzehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geschält, entweder am Stamme, oder wenn umgehauen, dies muss im Safte geschehen. Diese Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, vom Trier u. s. w. Die Wasserfarbe erleichtert das Geschäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Häute, die Nordamerikanischen, kommen während der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Häute. Zeit des Gahrwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vortheile. Gewinn. Verlust. Anno 1811 wurden in Mainz 100 Stück Wein gebaut. Grosser Ertrag des Jahrens. Die Güte des Weins hängt von der Lage ab, aber auch von der guten Lese. Hierüber liegen die Armen und Reichen beständig im Streite; jene wollen viel, diese guten Wein. Man behauptet, es gehe um den Johannisberg bessere Lagen; weil aber jener, als einzeschlossener Besitz, seine Weinlese unabhängig vornehmen könne, daher komme die grösste Güte des Erzeugnisses. In den Gemeinde-Bezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Lese geschlossen, auch der Eigenthümer darf nicht hinein. Will er Trauben, so muss er einen vereidigten Mann zum Zeugen rufen.

Und so hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Ausworte geschlossen:

Am Rhein, am Rhein!
Da wachsen unsre Reben!

Annalen

oder

Tag- und Jahres-Hefte

als

Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse,

von 1749 bis 1822.

Von 1749 bis 1764.

Bei jetzig erwachendem Talente, nach vorhandenen poetischen und prosaischen Mustern, mancherlei Eindrücke kindisch bearbeitet, meistens nachahmend, wie es gerade jedes Muster andeutete. Die Einbildungskraft wird mit heiteren Bildern beschäftigt, die sich selbstgefällig an Persönlichkeit und die nächsten Zustände anschließen. Der Geist nährte sich der wirklichen wahrhaften Natur, durch GelegenheitsGedichte; daher entstand ein gewisser Begriff von menschlichen Verhältnissen mit individueller Mannigfaltigkeit: denn besondere Fälle waren zu betrachten und zu behandeln. Vielschreiberei in mehreren Sprachen, durch frühzeitiges Dichten begünstigt.

Von 1764 bis 1769.

Aufenthalt in Leipzig. Bedürfnis einer beschränkten Form zu besserer Beurtheilung der eigenen Productionen wird gefühlt; die Griechisch-Französische, besonders der Dramen, als anerkannt, ja gesetzlich, wird aufgenommen. Ernstere, unschuldige aber schmerzliche Jugendempfindungen drängen sich auf, werden betrachtet und ausgesprochen, indessen der Jüngling mancherlei Verbrechen innerhalb des übereinkünftigen Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft gewahret. Von Arbeiten ersterer Art ist die Laune des Verliebten und einige Lieder, von der zweiten die Mitschuldigen übrig geblieben, denen man bei näherer Betrachtung ein stetiges Studium der Moderirten Welt nicht absprechen wird; daher aber auch das Fremdartige der Sitten, wodurch das Stück lange Zeit vom Theater ausgeschlossen blieb.

Von 1769 bis 1775.

Fernere Einsicht ins Leben.

Ereignis, Leidenschaft, Genuß und Pein. Man fühlt die Nothwendigkeit einer freieren Form und schlägt sich auf die Englische Seite. So entstehen Werther, Clavigo von Beaumarchais, Egmont. Bei einfacheren Gegenständen wendet man sich wieder zur beschränkteren Weise: Claviго, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, beide letztere prosaischer Verwandtschaft mit Singspielen durchwebt. Hieher gehören die Lieder an Belinden und Lili, deren manche, so wie verschiedene Gelegenheitsstücke, Episteln und sonstige geistige Scherze verloren gegangen.

Inzwischen geschehen tiefere Griffe in die tiefere Menschheit; es entsteht ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien; man widersetzt sich den Anpreisen falscher Muster. Alles dieses und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und unrecht ausgesprochen. Nachstehende Productionen: Faust, die Puppenspiele, Prolog zu Bahrdt sind in diesem Sinne zu beurtheilen; sie liegen jedermann vor Augen. Dagegen waren die Fragmente des ewigen Juden und Hanswursts Hochzeit nicht mitzutheilen. Letzteres erdichten darum heiter genug, weil die sämmtlichen Deutschen Schimpfnamen in ihren Charakteren persönlich auftraten. Mehreres dieser frechen Art ist verloren gegangen; Götter, Helden und Wieland erhalten.

Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben, alle Begränzungen zu durchbrechen, ist bemerkbar.

Die erste Schweizerreise eröffnete mir mannigfaltigen Blick in die Welt; der Besuch in Weimar umschlang mich mit söhnen Verhältnissen, und drängte mich unversehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang.

Bis 1780.

An allen vorgenannten, nach Weimar mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren: denn da der Dichter durch Anticipation die Welt vorweg nimmt, so ist ihm die auf ihn eindringende, wirkliche Welt unbequem und störend; sie will ihm geben was er schon hat, aber anders, das er sich zum zweiten Male zueignen muß.

Bei Gelegenheit eines Liebhaber-Theaters und festlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: Erwin und Elmire, die Geschwister, Iphigenia, Proserpina, letztere freundlich in den Triumph der Empfindsamkeit eingeschaltet und ihre Wirkung vernichtet; wie denn überhaupt eine schale Sentimentalität überhandnehmend manche harte realistische Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernst-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Festen, mit unmittelbarem Bezug auf Persönlichkeiten und das nächste Verhältnis, wurden von mir und andern, oft gemeinschaftlich hervorgebracht. Das meiste ging verloren; ein Theil, z. B. Hans Sachs, ist eingeschaltet oder sonst verwendet. Die Anfänge des Wilhelm

Meister wird man in dieser Epoche auch schon gewahr, obgleich nur vorübergehenartig: die fernere Entwickelung und Bildung zieht sich durch viele Jahre.

Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf den Versuch: das Leben Herzog Bernhards zu schreiben, verwendet, aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Sichtenweisen ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Zeitabe des dreißigjährigen Krieges spielt er eine würdige Rolle, läßt sich aber von jener Gesellschaft nicht absondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vorbereitend gedeutet wird, überall sollten Verfahrungen stehen bleiben, damit jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verbindert habe sein Werk zu vollenden. Für mich war diese Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium zu Berichingen und Egmont mir tiefere Einsicht in das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert gewährte, so mußte mir diesmal die Verworrenheit des siebzehnten sich, mehr als sonst vielleicht geschehen wäre, entwickeln.

Ende 1779 fällt die zweite Schweizerreise. Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unserer geselligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen. Uebrig geblieben ist das von als Denkmal: die Wanderung von Genf auf den Gotthard.

Die Rückreise, da wir wieder in die flachere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely erdenken; ich schrieb das Gedicht sogleich und kannte es völlig fertig mit nach Deutschland herüber. Die Gebirgsluft die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenstielen entgegen treten.

Bis 1786.

Die Anfänge Wilhelm Meisters hatten lange gezaudert. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen müsse, wozu ihm Anlage von der Natur verliehen ist, unternehmen und ausüben müsse, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein innerer Gesichtswarnt ihn abzuhalten, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wunderlichen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem ausdauernden Guten hinführen: eine Ahnung die sich im Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“

Wer die kleine Oper: Scherz, List und Rache, mit Nachdenken lesen mag, wird finden, daß dazu mehr Aufwand als billig gemacht worden. Sie beschäftigte mich lange Zeit; ein dunkler Begriff des Intermezzo verführte mich, und zugleich die Lust mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Kreise viel zu wirken. Dadurch häuften sich aber die Musikstücke beträchtlich, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermögen. Dadurch hat der steife Vortrag, wodurch ein geringer Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen seinen Reiz, wenn Italiäner und Franzosen sich daran wohl ergetzen mögten; ist aber kann die Kunst den Mangel des Gemüths nicht leicht entschuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen gleichsam eingesperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergetzen, nicht genugsame Gelegenheit geben. Dessenungeachtet hatte mir mein Landsmann Kayser, in Zürich sich aufhaltend, durch seine Composition mancher Genuß verschafft, viel zu denken gegeben und ein gutes Angedenken hinterlassen, welches sich nachher in Rom erneuerte, immerfort lebendig erhalten.

Die Vögel und andere, verlorene gegangene, Festspiele für Ettersburg mögen hier noch genannt werden. Die zwei Acte von Clavigo wurden 1774 geschrieben. Zu Ende dieser Epoche reifte der Entschluß, meine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben. Die Redaction der vier ersten Bände war Michael 1786 vollendet.

1787 bis 1788.

Die vier letzten Bände sollten sodann nur meistens angelegte und unvollendete Arbeiten enthalten; auf Herders Anregung jedoch wurd deren fernere Bearbeitung unternommen. Von Ausführung des Einzelnen findet sich viel in den zwei Bänden der Italiänischen Reise. Iphigenie ward abgeschlossen noch aus der Sicilianischen Fahrt. Als ich, bei meiner Rückkehr nach Rom, Egmont bearbeitete, fiel mir auf in den Zeitungen lesen zu müssen, daß in Paris viel die Scenen, die ich geschrieben, sich fast wörtlich ereigneten, so daß auch hier die poetische Anticipation wieder in Betracht kam. In die eigentliche Italiänische Opernform und ihre Vortheile hatte ich mich, bei meinem Aufenthalte in dem musikalischen Lande, recht eingeschaut und eingeübt; deßhalb unternahm ich mit Vergnügen, Claudine von Villa Bella metrisch zu bearbeiten, insofern Erwin und Elmire, und sie dem Componisten zu freudiger Behandlung entgegen zu führen. Nach der Rückkehr aus Italien im Jahr 1788 wurde Tasso erst abgeschlossen, aber die Ausgabe bei Göschen dem Publicum vollständig überliefert.

1789.

Kaum war ich in das Weimarische Leben und die dortigen Verhältnisse, deßhalb auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten, wieder einacclimatirt, als sich die Französische Revolution entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandsgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staats-Abarunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich gewisse Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eine auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht dies von zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß sie

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, die eine Mondnacht verſammelt,
Sich die Grazien heimlich von dem Olympus geſellen,
Hier belauſcht ſie der Dichter, und hört die ſchönen Geſpräche,
Sieht den freundlichen Tänzen, den ſtillen Bewegungen zu;
Was der Himmel Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reitzendes immer gebar, erſcheint dem wachenden Träumer:
Dann erzählt er's den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Muſen beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

thuen damals wie wahnsinnig vorgekommen seyn. Ich verfolgte den Proceß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewechselter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: der Großcophta, in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiele getaugt hätte. Capellmeister Reichardt griff sogleich ein, componirte mehreres Einzelne, als: die Bass-Arie: Lasset Celebre schwatzen und streiten ꝛc. Geh, geborchte meinen Winken ꝛc.

Diese reine Opernform, welche vielleicht die glücklichste aller dramatischen bleibt, war mir so eigen und geläufig geworden, daß ich manchen Gegenstand darin behandelte. Ein Singspiel: die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf Einem Schloß zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bilden, in Worten und Tönen, Thun und Lassen völlig einander entgegen standen, entweder wirkten und den einander nicht los werden konnten. Arien, Lieder, mehrstimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich.

Gleich nach meiner Rückkunft aus Italien machte mir eine andere Arbeit viel Vergnügen. Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich soviel als möglich zu verleugnen und das Object so rein als nur zu thun wäre in mich aufzunehmen. Diesen Grundsatz befolgte ich getreulich, als ich dem Römischen Carneval beiwohnte. Ausführlich ward ein Schema aller Vorkommenheiten aufgerichtet, auch fertigten gefällige Künstler charakteristische Masken zeichnungen. Auf diese Vorarbeiten gründete ich meine Darstellung des Römischen Carnevals, welche, mit aufgenommenen, geistreiche Menschen veranlaßte, auf ihren Reisen gleichfalls das Eigenthümlichste der Volkseigenschaften und Verhältnisse klar und rein aufzudrücken; wovon ich nur den talentvollen, früh verstorbenen Friedrich Schulz nennen und seine Beschreibung eines Polnischen Reichstags in Erinnerung bringen will.

1790.

Meine frühern Verhältnisse zur Universität Jena, wodurch wissenschaftliche Bemühungen angeregt und begünstigt werden, eilte ich sogleich wieder anzuknüpfen. Die dortigen Museen fernerhin, unter Mitwirkung vorzüglicher sachkundiger Männer, vermehrt aufzustellen, zu ordnen und zu erhalten war eine so angenehme als lehrreiche Beschäftigung, und ich fühlte mich beim Betrachten der Natur, beim Studium einer weitumhergreifenden Wissenschaft für den Mangel an Kunstleben einigermaßen entschädigt. Die Metamorphose der Pflanzen ward als Herzenserleichterung geschrieben. Indem ich sie abdrucken ließ, hoffte ich ein Specimen pro loco den Wissenden darzulegen. Ein botanischer Garten ward vorbereitet.

Malerische Farbengebung war zu gleicher Zeit mein Augenmerk, und als ich auf die ersten physischen Elemente dieser Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erstaunen: die Newtonische Hypothese sey falsch und nicht zu halten. Genauere Untersuchen bestätigte mir nur meine Ueberzeugung, und so war mir abermals eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte.

Angenehme häusliche gesellige Verhältnisse geben mir Muth und Stimmung die Römischen Elegien aufzuarbeiten und zu redigiren. Die Venezianischen Epigramme gewann ich unmittelbar daraus. Ein längerer Aufenthalt in der wunderbaren Wasserfluth, erst in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, sodann aber ein längeres Verweilen daselbst im Gefolge dieser, alles um sich her, auswärts und zu Hause, belebenden Fürstin, brachten mir die größten Vortheile. Eine historische Uebersicht der unschätzbaren Venezianischen Schule ward mir anschaulich, als ich erst allein, sodann aber mit den Römischen Freunden, Heinrich Meyer und Bury, nach Anleitung des höchst schätzbaren Werkes: Della pittura Veneziana 1774, von drei damals noch unversteuerten Kunstschätzen, insofern sie die Zeit verschont hatte, und wie man sie zu erhalten und herzustellen suchte, vollständige Kenntniß nahm.

Die verehrte Fürstin mit dem ganzen Gefolge besuchte Mantua, und ergetzte sich an dem Uebermaß dortiger Kunstschätze. Meyer ging nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury nach Rom zurück; die weitere Reise der Fürstin gab Genuß und Einsicht.

Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien gefordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Cantonnirungsbenutzungen Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hie und da eingeschaltet sind. In Breslau hingegen, wo ein solbatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die südlichsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb mitten in der bewegtesten Welt, ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Theil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Venezianischen Lagunen von dem Adriatischen Meere sondern, mich oftmals ergieng, fand ich einen so glücklich gebornten Schafschädel, der mir nicht allein jene große früher von mir erkannte Wahrheit: die sämmtlichen Schädelknochen seyen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bestätigte, sondern auch den Uebergang innerlich ungeformter, organischer Massen, durch Aufsteigen nach außen, zu freiorganisirender Veredlung höchster Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte, und zugleich meinen alten, durch Erfahrung befestigten Glauben wieder aufbefestigte, welcher sich fest darauf begründet, daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt.

Da ich nun aber einmal mitten in der bewegtesten Lebensumgebung zum Knochensaal zurückgekehrt war, so mußte meine Vorarbeit, die ich auf der Zwischenstunden vor Jahren verwendet, abermals rege werden, Loder, dessen unermüdliche Theilnahme und Einwirkung ich immerfort zu rühmen habe, arbeitete derselben in seinem anatomischen Handbuch von 1798.

Da aber die dazu gehörige kleine Abhandlung, Deutsch und Lateinisch, noch unter meinen Papieren liegt, so erwähne ich derselben nur so viel: ich war nöthig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten, und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht.

Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau, geheimer; die Aufgabe war indessen so gross, dass sie in einem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte.

Eine Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein paar andrer Gebirgs- und Landritt über Aderspach, Glatz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet.

1791.

Ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr. Die freundlichste Wohnung, in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, und die anstossenden Gärten, wohlthätig im Freien Versuche jeder Art angestellt werden konnten, veranlassten mich den dramatischen Unternehmungen ernstlich nachzugehen. Ich bearbeitete vorzüglich die problematischen Erscheinungen, und indem ich die subjectiven derselben ins Unendliche vermannigfaltigte, ward ich fähig, das erste Stück optischer Beiträge herauszugeben, die mit schlechtem Dank und rohen Redensarten der Sache bei Seite geschoben wurden.

Damit ich aber doch von dichterischer und ästhetischer Seite nicht allzuleer käme, übernahm ich mit Vergnügen die Leitung des Liebhabers. Eine solche neue Einrichtung ward veranlasst durch den Anzug der Gesellschaft Bellomo's, welche seit 1789 in Weimar gespielt und angenehme Unterhaltung gegeben hatte. Sie war aus Ober-Deutschland gekommen, und man hatte sich mit jenem Dialekt im Dialog, um des guten Gesangs willen, befreundet. Nun waren die Stellen der Abziehenden desto leichter zu ersetzen, weil man die Theater von ganz Deutschland zur Auswahl vor sich sah. Breslau und Hannover, Prag und Berlin sendeten uns thätige Mitglieder, die sich in kurzer Zeit in einander einspielten und einpassten, und allein von Anfang viele Zufriedenheit gewährten. Sodann blieben auch von jener abziehenden Gesellschaft verdienstvolle Individuen zurück, von welchen ich nur den unvergesslichen Malcolmi nennen will. Kurz vor der Veränderung starb ein sehr schätzbarer Schauspieler, Neumann; er hinterliess uns eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.

Nur wenig Vorstellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Gesellschaft hatte einen groben Vortheil, Sommers in Lauchstädt zu spielen; ein neues Publicum, aus Fremden, aus dem geliebten Adel der Nachbarschaft, den benachbarten Gliedern einer nahe gelegenen Akademie, und leidenschaftlich forbernden Jünglingen zusammengesetzt, sollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Muthe im October nach Weimar zurück. Mit der grössten Sorgfalt behandelte man nun die Stücke jeder Art, denn bei der neu zusammentretenden Gesellschaft musste alles neu eingelernt werden.

Gar sehr begünstigte mich jene Neigung zur musikalischen Poesie. Ein unermüdlicher Concertmeister, Kranz, und ein immer thätiger Theaterdichter, Vulpius, griffen lebhaft mit ein. Einer Anzahl Italiänischer und Französischer Opern eilte man Deutschen Text unterzulegen, auch gar manchen schon vorhandenen zu besserer Einstudirung umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland versendet. Fleiss und Lust, die man hierauf anwendet, obgleich das Andenken oftmals verschwunden seyn mag, haben nicht wenig zur Verbesserung Deutscher Operntexte mitgewirkt.

Diese Bemühungen theilte der aus Italien mit gleicher Vorliebe zurückkehrende Freund, von Einsiedel, und so waren wir von dieser Seite auf mehrere Jahre gesorgt und versorgt, und da die Oper immer ein Publicum anzuziehen und zu ergetzen das sicherste und wohlthätigste Mittel bleibt, so konnten wir, von dieser Seite beruhigt, dem theilnehmenden Schauspiel desto reinere Aufmerksamkeit widmen. Nichts hinderte dieses auf eine würdige Weise zu behandeln und von Grund aus zu beleben.

Bellomo's Repertorium war schon von Bedeutung. Ein Director spielt alles ohne zu prüfen; was fällt, hat doch einen Abend ausgefüllt, was bleibt, wird sorgfältig benutzt. Dittersdorfische Opern, Schauspiele aus Islands bester Zeit, fanden wir und brachten sie nach. Die theatralischen Abenteuer, eine immer erfreuliche Oper, mit Cimarosa's und Mozarts Musik, ward noch vor Ende des Jahres gegeben; König Johann aber, von Shakspeare, war unser grösster Gewinn. Christiane Neumann, als Arthur, von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung; alle die Uebrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, musste meine Sorge seyn. Und so verfuhr ich von vorne herein, dass ich in jedem Stück den Vorzüglichsten zu bemerken und ihm die Andern anzunähern suchte.

1792.

So war der Winter hingegangen und das Schauspiel hatte schon einige Consistenz gewonnen. Vier Verbindung früherer, wechselnder und beliebter Stücke, Verluste mit aller Art von neuerem gaben Unterhaltung und Beschäftigung das Urtheil des Publicums, welches denn die damals neuen Stücke aus Islands höchster Epoche mit Verlangen anzukündigen sich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden fortdauernd aufgeführt und, insofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten.

Dittersdorfs Opern, dem singenden Schauspieler leicht, dem Publicum annehmlich, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben; Hagemannische und Hagemeisterische Stücke, obgleich bald, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verschmäht. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfange des Jahres Mozarts Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entstand auch dem Betrieb des jungen Vohs zu unserm Theater. Er war von der Natur höchst begünstigt und ersonnen eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler.

Das Frühjahr belebte meine dramatischen Arbeiten, ich verfasste das zweite Stück der optischen

Beiträge und gab es von einer Tafel begleitet heraus. In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernsteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 22. August schon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, so wie auch zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel herab nach Koblenz. Mancherlei Naturerfahrungen schlangen sich, für den Aufmerksamen, durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Theile von Gehlers physikalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile verkürzet Tage herzog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten, wozu mich die schönsten Erfahrungen in freier Welt auftrieben, wie sie keine dunkle Kammer, kein Cabinet im Laden geben kann. Papiere, Acten und Zeichnungen harüber häuften sich.

Bei meinem Besuch in Mainz, Düsseldorf und Münster konnte ich bemerken daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Hufeys Schriften ein Mehreres übrig geblieben, dessen physische Entwicklung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte.

1793.

Eben dieser widerwärtigen Art, alles Sentimentale zu verschmähen, sich an die unverwüstlichen Wirklichkeiten bald verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reinecke Fuchs als wünschenswerthester Gegenstand für eine, zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine, dieser unheiligen Weltheit gewidmete Arbeit geschieht mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blockade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch dort ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Uebung im Hexameter vornahm, den wir freilich damals nur dem Gehör nachbildeten. Was der die Sache verstand, wollte, so lange Klopstock lebte, aus Pietät dem alten alten Herrn nicht ins Gesicht sagen daß seine Hexameter schlecht seyen; das mußten wir jüngeren aber üben, die wir von Jugend auf uns in jene Rhythmik eingelebt hatten. Was verleugnete selbst seine Ueberzeugung der Dichter, die wir verehrten, sann an seiner Laute anzuregen, nach der wir uns bildeten, und so wußten wir nicht welchem Heiligen wir uns wihmen sollten.

Auch die Farbenlehre begleitete mich wieder an den Rhein, und ich gewann in freier Luft, unter heiterm Himmel, immer freiere Ansichten über die mannigfaltigen Bedingungen unter denen die Farbe erscheint.

Diese Mannigfaltigkeit, verglichen mit meiner beschränkten Fähigkeit des Gewahrwerdens, Auffassens, Ordnens und Verbindens, schien mir die Nothwendigkeit einer Gesellschaft herbeizuführen. Eine solche dachte ich mir in allen ihren Gliedern, bezeichnete die verschiedenen Obliegenheiten und deutete zuletzt an, wie man, auf eine gleichwirkende Art handelnd, baldigst zum Zweck kommen müßte. Diesen Aufsatz legte ich meinem Schwager Schlosser vor, den ich nach der Uebergabe von Mainz, dem siegreichen Heere weiter folgend, in Heidelberg sprach; ich ward aber gar unangenehm überrascht als dieser alle Practicus mich derglich auslachte und verspottete: In der Welt überhaupt, besonders aber in dem lieben Deutschen Vaterlande, sey an eine reine, gemeinsame Behandlung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich begegne, obgleich nicht mehr jung, widersprach als ein Gläubiger, wogegen er mir manches umständlich vorausſagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber, mehr als billig, probat gefunden habe.

Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das förderliche Zusammentreffen aller Verhältnisse erlebt. Am Tag im Hauptquartiere zu Hans und am Tag in dem wieder eroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Mitgenossinte, wie sie es wohl jetzt brauchen bleiben der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht.

Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten, und einheimische Literatur verderbenden Manne, wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen erschreckt, ohne daß die mindeste Ahnung ihn spräche was denn besseres, ja nur anderes daraus erwachsen solle. Man wird ihm beistimmen wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Insurgenten sich nach Deutschland erstrecken, und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral geschrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, sodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten. Alles Productionen die dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach, mehr in diese und das folgende Jahr gehören.

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt. Ein, im Fach der Soubrette höchst gewandter Schauspieler, Bick, war erst zu unserm Theater eingetreten, auf dessen Talent und Humor vertrauend ich eigentlich die Rolle schrieb.

Er und der Schauspieler Malkolmi gaben ihre Rollen auch vollkommenste; das Stück ward wiederholt, aber die Urbilder dieser lustigen Gespenster waren zu kurzweilig als daß nicht selbst die Sansculotten hätten behaglichen sollen.

Neu und frisch traten die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung zu meinem Vereine; die Oheime Porth brachen und eine siebenjährige Leonore, die in mutigen Rollen durchaus erfreulich wirkte, und noch jetzt unter dem Namen Bohs bei allen Theaterfreunden geschätzt und beliebt ist.

1794.

Von diesem Jahre darf ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Thätigkeit erquicken, durch mancherlei Fruchtbarkeit erquicken; und ich bedurfte beides gar sehr.

Denn verderblicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt verwandelnder Umwendungen gewesen zu seyn, das erhöhte Unglück und Bürgern, Bauern und Soldaten begreifen kann mit Augen gesehen, ja solche Zustände gelebt zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Doch wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuern Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten. Jene vierzig Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königin bedauert, in diesem das gleiche Schicksal der Prinzeß Elisabeth. Robespierre's Greuelthaten hatten die Welt erschreckt, und der Sturz für Freude war so

verloren, daß niemand über deſſen Untergang zu lauſchen ſich getraute; am wenigſten da die äußern Verhältniſſen der im innerſten aufgeregten Nation anarchiſtiſch vorwärts drängten, rings umher die Welt erſchütterten und alles Beſtehende mit Umſturzung, wo nicht mit Untergang bedrohten.

Indeß ſetzte man doch in einer traumartigen, ſchlotternden Sicherheit im Norden und beſonnenere die Ruhe, durch eine halbausgeſprochene Hoffnung auf das gute Verhältnis Preußens zu den Franzoſen.

Bei großen Begebenheiten, ja ſelbſt in der höchſten Bedrängnis, kann der Menſch nicht unterlaſſen mit Blicken des Witzes und der Satyrik zu ſpielen. So machte ein Deutſches Heft großes Aufſehen: Aufruf an alle Völker Europens; es ſprach den ſämtlichen Völkern die Franzoſen aus, in dem Augenblicke da ſich die ungeheuchelten Feinde mächtig gegen unſere Gränzen näherten. Um aber den Weltbefreiern ihre Meinungen aufs höchſte zu treiben, ſollten den Franzöſiſche revolutionäre Lieder in Stillen unter: ſie gelangten auch zu mir, durch Perſonen denen man es nicht zugetraut hätte.

Der innere Zwieſpalt der Deutſchen in Anſicht auf Vertheidigung und Gegenwirkung, zeigte ſich offenbar im Ganze der politiſchen Anſtalten. Preußen, ohne ſich über die Anſicht näher auszuſprechen, verſtärkte Verpflegung ſeiner Truppen; es erſchien ein Aufruf, niemand aber wollte geben, noch ſich gebrochs wollten und vorſehen. In Neuenhaven kam eine Union der Bürſten gegen Preußen zur Sprache, beabſichtigt von der jenſeitigen Friedenbeſtrebung vermuthet. Min der von Hardenberg verſuchte das gegen die Reichsſtände zu Gunſten ſeines Königs zu erregen und man ſchwankte, in Hoffnung einen Halbfreund der Franzoſen zu gewinnen, auch wohl auf dieſe Seite. Wer ſich abſeits von den Zuſtänden Rosenthals gab, mochte wohl im Innern ſich ſelber ſagen, daß man ſich mit einem Hoffnungen zwiſchen Furcht und Sorge nur behalte.

Die Oeſterreicher zogen ſich über den Rhein zurück, die Inſaſſen in die Niederlande, der Kern nahm einen größern Raum ein und erwarb ſeinen tiefern Mittel. Die Niederſachſen von Hildesheim aller Orten verwarfen ſich, und es war keine Familie, kein Freundesbruch, der nicht in ſeinen Gliedern wäre beſchädigt worden. Man ſendete mir aus dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland, Schaffhauſen, Straßburg, Koblenz allerlei Nachrichten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugniſſe großen Zutrauens erfreuten, während ſie mir als Beweiſe einer wichtigen Nation ernſtin vor Augen ſtanden.

Und ſo rückten denn auch, unbeſorgt in Frankfurt angeſeſſen war, die Beiergleichheiten immer näher und näher. Der ſchöne bürgerliche Bau, deſſen meine Mutter ſeit dem Abſterben ſeines Herrn Vaters ſich erfreute, ward ihr ſchon ſeit dem befürchten Anfang der Feindſeligkeiten zur Laſt, ohne daß ſie ſich es zu bekennen getraute. Doch hatte ich bei meinem vorjährigen Beſuch ſie über ihren Zuſtand aufgeklärt und aufgemuntert ſich ſolcher Bürde zu entledigen. Aber gerade in dieſer Zeit war unräthlich zu thun was man ihr nothwendig hielt.

Ein bei unſern Letzteren neuerbautes, bürgerlich bequemes und anſtändiges Haus, ein wohlverſorgter Keller, Hausgeräthe aller Art und der Zeit nach von gutem Beſchaffen, Bücherſammlungen, Gemälde, Kupferſtiche und Landcarten, Alterthümer, kleine Kunſtwerke und Curioſitäten, gar manches Merkwürdige, das mein Vater aus Liebhaberei und Kenntniß bei guter Gelegenheit um ſich verſammelt hatte: es ſtand alles da und noch beiſammen, ich griff durch Ort und Stellung gar bequem und augenfällig in einander, und hatte zuſammen nur einerlei Sinn bedeutenden Werth; dachte man ſich das es ſollte verdeckt und zerſtreut werden, ſo mußte man fürchten es verſchleudert und verloren zu ſehen.

Auch merkte man bald, indem man ſich mit Freunden unterredete, mit Mäklern unterhandelte, daß in der jetzigen Zeit ein jeder Verkauf, ſelbſt ein unſerer theilhafter, ſich verſpäten möchte. Doch der Entſchluß war einmal gefaßt, und die Ausſicht auf eine lebenslängliche Miethe in einem ſchön gelegenen, täglich erſt neu zu erwartenden Hauſe gab der Einbildungskraft meiner guten Mutter eine heitere Stimmung, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart überſtragen half.

Schwankende Gerüchte vom Aar und Jindringen der Feinde verbreiteten ſchreckenvolle Anſichten, Handelsleute ſchafften ihre Waaren fort, mehrere bot verreiſten Kaufherr, und ſo wurden auch viele Perſonen aufgeregt, an ſich ſelbſt zu denken. Die Unterhandlungen einer Auswanderung und Ortsveränderung ſtritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung; auch ward mein Schwager Schloſſer in dieſem Streubel mit fortgeriſſen. Meinerſeits bot ich meiner Mutter einen ruhigen Aufenthalt bei mir an, aber ſie fühlte keine Sorge für ihre eigene Perſönlichkeit; ſie verſtärkte ſich in ihrem alterthümlichen Glauben, und, durch einige gar rechten Zeit die der gegenwärtigen Stellen aus den Pſalmen und Propheten, in der Neigung zur Vaterſtadt, mit der ſie ganz eigentlich zuſammengewachſen war; weshalb ſie denn auch nicht einmal einen Beſuch in mir unternehmen wollte.

Sie hatte ihr Bleiben an Ort und Stelle entſchieden aufgeſprochen, als Frau von La Roche ſich bei Wieland anmeldete, und um Aſylrecht in die nächſte Verlegenheit ſetzte. Hier waren wir nun in dem Fall, ihm und uns einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen. Angſt und Sorge hatten wir ſchon genug, sagte aber noch ſtandhaft die Verlegen zu erdulden einen ganz unmöglich. Gewandt in ſolchen Dingen wußte meine Mutter, ſelbſt in vielen erfreuend, auch uns Freund ihn zu beſchwätzigen und ſich bekannt unſern gütigen Dank zu verdienen.

Ihr mit ſeiner trefflichen Gattin weilt es in Frankfurt aus. Die vorwaltende Unruhe zu ertragen. Jacobi war mit Pempelfort nach Münſter geflüchtet, die Seinigen hatten unſere Orte der Sicherheit gewählt. Mer Jacobi war in meiner Nähe als der Meiſten Beſitzer in Jena.

Das Urtheil, wenn es auch auch nicht ertönte, unterſtellt mich doch in fortwährender Beſchäftigung; ich betrachtete es als eine Lebensluft zur Kunſt und Heiterkeit, ja als ein Symbol des Weiſen und Geſchickenden, wo es auch nicht immer ſanft herauskam, und überrug was es Unerfreuliches haben mochte.

Schon zu Anfang des Jahres kannte die Zauberflöte gegeben werden, weil darauf Mozarts Ehe wundern, und dieß wollte ich jener Zeit, unter den gegebenen Umſtänden, ſchon etwas heißen. Dann kamen einige bedeutende Inſtandſetzungen an die Reihe, und unſere Perſonal ſtreute ſich immer beſſer und konnte in viele Vortheile finden. Das Repertorium war ſchon anſehnlich, bald kam Reizers Stücke, wenn ſie ſich auch nicht hielten, immer einigemal als Neuigkeit guten Zuwachs. Die Schauſpielerin Beck, welche in dieſem Jahre antrat, füllte das

in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken wohlthätige Frau gutmüthiger und edeldenkender Mütter, Schwestern, Tanten und Schicksalerinnen ganz wohl kommen aus. Voß hatte die edelst anmuthige, zur Gurli geschaffene Partie gearbeitet, und es blieb in dieser mittlern Region wenig zu wünschen übrig. Die Gesellschaft spielte den Sommer über einige Monate in Lauchstädt, daher man wie immer den doppelten Vortheil zog, daß eingelernte Stücke fortgegeben wurden, ohne dem Weimarischen Publicum verdrießlich zu fallen.

Nunmehr gegen Jena und die dortigen Lehrbühnen die Aufmerksamkeit lenkend, erwähne ich folgendes:

Nach Reinholds Abgang, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Fichten, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit aber verdeckt mehr ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der thätigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Aeußerungen in höherm Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Wortlesungen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fanden. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der obern Behörden, getauscht und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen bedeutende Anregungen zugegen. In Churſachsen wollte man von gewissen Stellen der Fichte'schen Zeitschrift nicht das Beste denken, und freilich hatte man alle Mühe dasjenige, was in Worten etwas stark verfaßt war, durch andere Worte leidlich auszulegen, zu mildern, und wo nicht geltend doch verzeihlich zu machen.

Professor Göttling, der nach einer freisinnigen Bildung durch wissenschaftliche Reisen unter die allerersten zu zählen ist, die den allerdings hohen Begriff der neuern Französischen Chemie in sich aufnahmen, trat mit der Entdeckung hervor, daß Prosodyer auch in Stickluft brennt. Da deshalb entstehenden Hin- und Widerrennen beschäftigten uns eine Zeit lang.

Geh. Rath Voigt, ein getreuer Mitarbeiter auch im mineralogischen Felde, kam von Carlsbad zurück und brachte sehr schöne Tuffsteine, theils in größeren Massen, theils deutlich krystallisirt, worauf wir späterhin, als dergleichen seltener vorkamen, gar manchen Liebhaber erfreuen konnten.

Alexander von Humboldt längst erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Auge meinere der Naturwissenschaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Interesse nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forschen und Unterricht.

Zu bemerken ist, daß Hofrath Loder eben die Bänderleiste las, den höchst wichtigen Theil der Anatomie: denn was vermittelt wohl Muskeln und Knochen als die Bänder? Und doch ward durch eine besondere Verrücktheit der medicinischen Jugend gerade dieser Theil vernachlässigt. Wir Genannten mit Freund Meyer, wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Verknüpfung aufs deutlichste nach den vorhandenen Präparaten vorgetragen zu sehen.

Der treffliche, immerfort thätige, selbst die kleinsten Nachhülfen seines Bestrebens nicht verschmähende Batsch ward in diesem Jahre in einen mäßigen Theil des obern Fürstengartens zu Jena eingeführt. Da aber ein dort angestellter, auf Nutzung angewiesener Hofgärtner im Hauptbesitz blieb, so gab es manche Unannehmlichkeiten, welche zu beseitigen man diesmal nur Pläne für die Zukunft machen konnte.

Auch in diesem Jahre, gleichsam zu guter Vorbedeutung, ward die Nachbarschaft des gedachten Gartens besitzer und freundlicher. Ein Theil der Stadtmauer war eingefallen, und um die Kosten der Wiederherstellung zu vermeiden, beschloß man die Ausfüllung des Grabens an dieser Stelle; dann sollte die gleiche Operation sich auf den übrigen Theil nach und nach erstrecken.

Gegen die großen immer gesteigerten Forderungen der Ehrenamt fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit. Ich ließ daher nicht ab, fortwährend Gemüthsäußerungen deran zu ziehen. Mit Schlossern gelang es mir nicht: denn selbst in den friedlichsten Zeiten würde er diesem Geschäft seine Aufmerksamkeit nicht zugewendet haben. Der sittliche Theil des menschlichen Wesens unterlag seinen Betrachtungen, und von dem Innern zu dem Aeußern übergehen ist schwerer als man denkt. Sömmering dagegen setzte seine Theilnahme durch alle die verworrenen Schicksale fort. Geistreich war sein Eingreifen, fördernd selbst sein Widerspruch, und wenn ich auf seine Mittheilungen recht aufmerkte, so sah ich immer weiter.

Von allen Unbilden dieses Jahres nahm die Natur ihrer Gewohnheit gemäß nicht die geringste Kenntniß. Alle Feldfrüchte gediehen herrlich, alles reifte einen Monat früher, alles Obst gelangte zur Vollkommenheit, Aprikosen und Pfirsichen, Melonen und auch Castanien boten sich dem Liebhaber reif und schmackhaft dar, und selbst in der Reihe vortrefflicher Weinjahre finden wir 1794 mit aufgezählt.

Von literarischen Arbeiten zu reden, so war der Reinecke Fuchs nunmehr abgedruckt; allein die Unbilden, die aus Verlendung der Freiexemplare sich immer hervorthun, blieben auch diesmal nicht aus. So verdarb eine Zufälligkeit mir die frische Theilnahme meiner Gothaischen Gönner und Freunde. Herzog Ernst hatte mir verschiedene physikalische Instrumente freundlichst besorgt, bei deren Rücksendung ich die Exemplare des Scherzgedichtes beipackte, ohne derselben in meinem Briefe zu erwähnen, ich weiß nicht ob aus Uebereilung, oder um eine Ueberraschung beabsichtigend. Genug, der mit solchen Geschäften Beauftragte bei Fürsten war abwesend und die Kiste blieb lange Zeit unausgepackt; ich aber, eine theilnehmende Erwiederung so werther und sonst so pünktlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tausend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiste nur Entschuldigungen, Anklagen, Bedauernisse wiederholt ausgedrückt, mir statt einer heitern Aufnahme unglücksschwerlei zu Theil wurden.

Von der beurtheilenden Seite aber waren Voß'ens rhythmische Bemerkungen nicht tröstlich, und ich mußte nur zufrieden seyn, daß mein guter Verhältniß zu den Freunden nicht gestört wurde, auftatt daß es sich hätte erröthen und beleben sollen. Doch setzte sich alles bald wieder ins Gleiche: Prinz August fuhr mit seinen literarischen Scherzen fort, Herzog Ernst gewährte mir unausgesetzt ein wohlgegründetes Vertrauen, indem ich besonders seiner Kunstliebhaberei gar manche angenehme Besitzung zuführte. Auch Voß konnte mit mir zufrieden seyn, indem ich

auf seine Bemerkungen achtend mich in der Folge nachsichtig und bildsam erwies.

Der Abdruck des ersten Bandes von Wilhelm Meister war begonnen, der Entschluß, eine Arbeit, an der ich noch so viel zu erinnern hatte, für fertig zu erklären, war endlich gefaßt, und ich war froh den Anfang aus den Augen zu haben, wenn mich schon die Fortsetzung so wie die Aussicht auf eine nunmehrige Beendigung höchlich bedrängte. Die Nothwendigkeit aber ist der beste Rathgeber.

In England erfolgten eine Uebersetzung der Iphigenia; Ungar drückte sie nach; aber weder ein Exemplar des Original noch der Copie ist mir geblieben.

An dem Bergbaue zu Ilmenau hatten wir und schon mehrere Jahre herumgequält; eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Uebermuth zu verzeihen. Innerhalb eines großen eingerichteten Bergwesens hätte sie sich fruchtbarer fortbilden können; allein mit beschränkten Mitteln, fremden, obgleich sehr tüchtigen, von Zeit zu Zeit herbeigerufenen Officianten konnte man zwar ins Klare kommen, dabei aber war die Ausführung weder umsichtig noch energisch genug, und das Werk, besonders bei einer ganz unerwarteten Naturwidrigkeit, mehr als einmal im Begriff zu stocken.

Ein aufgeschriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir, und selbst von meinem Collegen, dem gelehrtgewandten Geh. Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeist, dem man so viel Gutes und so viel Böses nachzusagen hat, zeigte sich als unser Alliirter, einige der Ausgetretenen fanden gerade gelegen eine Art von Consens zu bitten, und sich der Führung und der Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß wir Commissarien alle nöthig gehabt hätten, die Unlust von Uebeln, zu der wir uns schon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward sogleich beschlossen, daß die Repräsentanten selbst sich Punkt für Punkt an Ort und Stelle auszuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten.

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hülfsmittel, die man selbst erfand, so daß zuletzt alles, wie wir es nur wünschen konnten, beschlossen wurde; und da es denn endlich an Gelde nicht fehlen durfte, um diese weisen Rathschläge ins Werk zu setzen, so wurden auch die nöthigen Summen verwilligt und alles ging mit Wohlgefallen auseinander.

Ein wunderlicher, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann, dieser sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung, als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann, mehreres überlieferte, was ich selbst nicht hätte bis auf den Grad einsehen und mir zu eigen machen können.

Durch meine vorjährige Reise an den Niederrhein hatte ich mich an Frau Jacobi und die Fürstin Gallitzin mehr angeknüpft; doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, dessen Art und Weise schwer auszusprechen und nur durch den Begriff der ganzen Classe gebildeter, oder vielmehr der sich erst bildenden Deutschen einzusehen.

Dem besten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das sie aus der dem, gehaltlosen, abhängigen Pedanterie als einem tümmerlichen Streben herauszuleiten versprach. Sehr viele waren zugleich von deutschem Geist ergriffen, sie erkannten die gegenseitigen Verdienste, sie achteten einander, fühlten das Bedürfniß sich zu verbinden, sie suchten, sie liebten sich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entstehen. Das allgemeine Interesse, stillist, moralisch, war doch ein vages, unbestimmtes, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu besondern Indicateten. Daher zerfiel der große unschöne Kreis in kleinere, meist locale, die manches Edelste erschufen und hervorbrachten; aber eigentlich stylisirten sich die bedeutenden immer mehr und mehr.

Es ist zwar dieß die alte Geschichte, die sich bei Erneuerung und Belebung starrer steckender Zustände gar oft ereignet hat, und mag also für ein literarisches Beispiel gelten, dessen was wir in der politischen und kirchlichen Geschichte so oft wiederholt sehen.

Die Hauptfiguren wirkten ihrem Geist, Sinn und Fähigkeit nach unbedingt; an sie schlossen sich gleichfalls wenige vorzügliche; das Unterstützen aber war gränzenlos; — das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Cultur schuldig; — unübersehbare Einwirkungen jedoch brachten ihm oft zu heiterer Verzweiflung.

Herder wirkte später. Sein anziehendes Wesen sammelte nicht eigentlich eine Menge um ihn her, aber Einzelne gestalteten sich an und um ihn, bildeten an ihm fest, und hatten zu ihrem größten Vortheile sich ihm ganz hingegeben. Und so hatten sich kleine Weltsysteme gebildet. Auch Gleim war ein Mittelpunkt, um den sich viele Talente versammelten. Wir wurden viele Sprudelköpfe zu Theil, welche fast den Ehrennamen eines Genie's zum Spitznamen herabgewürdigt hatten.

Aber bei allem diesen fand sich das Sonderbare, daß nicht nur jeder Häuptling, sondern auch jeder Angeordnete seine Selbstständigkeit festhielt und andere deßhalb an und nach sich in seine besonderen Gesinnungen heranzuziehen bemüht war; wodurch denn die seltsamsten Wirkungen und Gegenwirkungen sich hervorthaten.

Und wie Lavater forderte, daß man sich nach seinem Beispiel mit Christo transsubstantiiren müsse, so verlangte Jacobi, daß man seine individuelle, tiefe, schwer zu definirende Denkweise in sich aufnehmen solle. Die Fürstin hatte in der katholischen Einsamkeit, innerhalb der Ritualsitten der Kirche, die Möglichkeit gefunden, ihren edlen Instincten gemäß zu leben und zu handeln. Diese beiden suchten mich wahrhaft, und indem mich im Augenblick gewahren, jedoch immer mit stiller, nicht ganz verbeimlichter Hoffnung mich ihren Gesinnungen völlig anzueignen; sie suchten sich daher manche von meinen Unarten gerade, die ich oft aus Unachtsamkeit und um mir gegen sie Luft zu machen, vorzüglich ausübte.

Im Ganzen war jedoch jener Zustand eine artistokratische Anarchie, unserer wie der Constitution jener, eine bedeutende Selbstständigkeit entweder schon besitzenden oder zu erringen strebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höheren Cultur vorranne. Wie wir jetzt wohl überleben, da uns mehrere Einsicht in vielen nicht zu bestreitenden, vielleicht für Nachkommen nicht zu

fassenden Zustand eröffnet werden. Hamanns Briefe sind dazu ein unschätzbares Archiv, zu welchem der Schlüssel im Ganzen wohl nirgends gefunden werden, für die einzelnen gehetmen Fächer vielleicht nie.

Als Hausgenossen besaß ich nunmehr meinen ältesten Römischen Freund, Heinrich Meyer. Erinnerung und Fortbildung Italiänischer Studien blieb tägliche Unterhaltung. Bei dem letzten Aufenthalt in Venedig hatten wir uns aufs neue von Grund aus verständigt und uns nur desto inniger verbunden.

Wie aber alles Bestreben, einen Gegenstand zu fassen, in der Entfernung vom Gegenstande sich nur verwirrt, aber, wenn man zur Klarheit vorzudringen sucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerung fühlt, dar macht, und immerfort eine Rückkehr zur Quelle des Anschauens in der lebendigen Gegenwart fordert, so war es auch hier. Und wer, wenn er auch mit wenigerem Ernst in Italien gelebt, wünscht nicht immer dorthin zurückzutreten!

Noch aber war der Zwiespalt, den das wissenschaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, setzten die übrigen Seelenkräfte sämmtlich für sich zu fordern.

In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchsten Gütern kann die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte sich dieses günstige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand derbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehn, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und absurde Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein trostvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hineinrauschenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

Beiden Männern von Talent verzeihe ich nicht was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungeübt, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn so viel treffliches und albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie ich mich gebildet hatte, schien mir beleidigt und geläutert. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Merk, so wie die im gleichen Sinne fortwallenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet. Ich war sehr betrossen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu übertreiben? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Ansichtungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Merk der aus Italien gewaltsam zurück kam und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlichen in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort.

Sein Aufsatz über Anmuth und Würde war eben so wenig ein Mittel mich zu versöhnen. Die Künstliche Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzunehmen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die gute Mutter, die ihm gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Naturkünstlern. Gewiß hatte Stellen sogar konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich es sey noch schlimmer wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt werden; denn die ungeheure Kunst zwischen unserm Denkweisen klaffte nur desto entschiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos, jammte Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen setzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen daß zwischen zwei Gesellestypen mehr als Ein Erddiameter die Scheidung machte, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch ungalantische Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf sodne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zusammen heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er setzte an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mit sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.

Ich erwiederte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht getrennt und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu seyn, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und hier, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor

seinen Augen entstehen. Er vernahm und schonte das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Feinheitkraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb seyn daß ich Ideen habe ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Hören, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gesitteter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bedingendes obwalten! Der erste Versuch war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Theil an seinen Ansichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, beizutragen; seine Gattin, die ich, von ihrer Kindheit auf, zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das ihrige bei zu dauernder Vertraulichkeit, alle bedeutenden Freunde waren froh, und so versammelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject, einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, treuste und vollständigste Zeugniß.

1795.

Die Horen wurden ausgegeben. Episteln. Elegien. Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und verhielten wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hieher lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend, als ich, und mußte nachsichtig seyn als Herausgeber.

Bei allem diesen konnt' ich mich nicht enthalten Anfangs Juli nach Carlsbad zu gehen, und über vier Wochen daselbst zu verweilen. In jüngern Jahren ist man ungehulfig bei den kleinsten Uebeln, und Carlsbad war mir schon öfters heilsam gewesen. Vergebens aber hatt' ich mancherlei Arbeiten mitgenommen, denn die auf gar vielfache Weise mich zerstreute große Masse von Menschen zerstreute, hinderte mich, gab mir freilich aber auch manche neue Ansicht auf Welt und Persönlichkeiten.

Kaum war ich zurück, als von Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Stollenbruch habe den dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Ich eilte hin, und sah mich ohne Bedenken und Verdrießlichkeit ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Erheiternd war mir dagegen die Gesellschaft meines siebenjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren mühe gelaben und gedacht, mit frischem kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und, viel entschiedener als mit Worten hätte gethehen können, durch die That aussprach: daß dem Abgeschiedenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

Von da ward ich nach Eisenach gefordert; der Hof weilte daselbst mit mehreren Fremden, besonders Emigrirten. Bedenkliche Kriegsbewegungen riefen jedermann zur Aufmerksamkeit: die Oesterreicher waren 60.000 Mann über den Main gegangen, und es schien als wenn in der Gegend von Frankfurt die Ereignisse lebhaft werden sollten. Einen Auftrag, der mich dem Kampfplatze genähert hätte, wußte ich abzulehnen; ich kannte das Kriegshandwerk zu sehr, als daß ich es hätte aufsuchen sollen.

Hier begegnete mir ein Fall, an welchen ich öfters zu denken im Leben Ursache hatte. Graf Dumanoir, unter allen Emigrirten ohne Frage der am meisten Gewilderte, von tüchtigem Charakter und reinem Menschenverstand, dessen Urtheil ich stets unbefangen gefunden hatte — er begegnete mir in Eisenach verändert auf der Straße und erzählte, was in der Frankfurter Zeitung Günstiges für ihre Angelegenheiten stehe. Da ich doch auch den Gang des Weltwesens ziemlich vor mir im Sinne hatte, so stutzte ich und es schien mir unbegreiflich, wie dergleichen sich hätte ereignet haben. Ich eilte daher mir das Blatt zu verschaffen, und konnte beim Lesen und Wiederlesen nichts Anstößiges darin finden, bis ich zuletzt eine Stelle gewahrte, die man allenfalls auf diese Angelegenheit beziehen konnte, da sie denn aber gerade das Gegentheil würde bedeutet haben. Früher hatte ich schon einmal ein Stärkeres, aber Fertiges auch von einem Emigrirten vernommen. Die Franzosen hatten sich bereits über der ganzen Oberfläche ihres Vaterlandes auf alle Weise geworfen; die Assignate waren zu Mandaten, und diese wieder zu nichts geworden; von allem dem war umständlich und mit großem Behagen die Rede, als ein Mann mit einiger Beruhigung versetzte: dies sey zwar ein großes Unglück, nur bestürzte er, es werde noch gar der bürgerliche Krieg ausbrechen und der Staatsbankerott unvermeidlich seyn.

Wem dergleichen von Beurtheilung unmittelbarer Lebensverhältnisse vorgekommen, der wird sich nicht mehr wundern, wenn ihm in Religion, Philosophie und Wissenschaft, wo des Menschen abgesondertes Innere in Anspruch genommen wird, eben solche Verfinsterung des Urtheils und der Meinung an den Tag begegnet.

In derselben Zeit ging Freund Meyer nach Italien zurück; denn obgleich der Krieg in der Lombardei schon heftig geführt wurde, so war doch im Süden alles noch unangetastet, und wir lebten im Wahn die Jahre von 67 und so wiederholen zu können. Seine Entfernung benutzte mich alles Gespräch über bildende Kunst, und selbst meine Vorbereitung ihm zu folgen, führte mich auf andere Wege.

Ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen. Sie nahmen beiderseits in diesem Augenblick an Naturwissenschaften großen Antheil, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mitzutheilen. Da man meine Darstellungen zusammenhängend und ziemlich vollständig erachtete, ward ich dringend aufgefordert sie zu Papier zu bringen, welches ich auch sogleich beförgte, indem ich an Max Jacobi das Grundlichere einer vergleichenden Knochenlehre, gegenwärtig wie es mir war, diktirte, den Freunden Gruß that und mit selbst einen Anhalte punkt gewann, woran ich meine weiteren Betrachtungen knüpfen konnte.

Alexander von Humboldts Einwirkungen verlangen besonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder bewegen mich, das noch verbundene allgemeine Schema zu diktiren. Bei seinem Aufenthalt in Bayreuth ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant.

Gleichzeitig und verbunden mit ihm tritt Geh. Rath Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne mit in unsern Kreis.

Die Versendung der Freiexemplare von Wilhelm Meisters ersten Theil beschäftigte mich eine Weile. Die Beantwortung war nur theilweise erfreulich, im Ganzen keineswegs fördernd; doch bleiben die Briefe wie sie damals einlangten und noch vorhanden sind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Frau von Frankenberg daselbst, von Thümmel, meine Mutter, Sömmering, Schlosser, von Humboldt, von Dalberg in Mannheim, Voß, die meisten, wenn man es genau nimmt, so defendendo, gegen die scheinbare Gewalt des Werkes sich in Position setzend. Eine geistreiche geliebte Freundin aber brachte mich ganz besonders in Verzweiflung, durch Nennung manches Geheimnißvollen Bestreben und Entwöhnung und ängstliche Deutelei, anstatt das ich gewünscht hätte, man möchte die Sache nehmen wie sie lag und sich den faßlichen Sinn zueignen.

Indem nun Unger die Fortsetzung betrieb und den zweiten Band zu beschleunigen suchte, ergab sich ein widerwärtiges Verhältniß mit Capellmeister Reichardt. Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden, er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik uns Angenehme förderte, und obnehin lag es in meiner Art und herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzubauen, wenn sie es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzuretten. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unselbstsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgeklärten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt eins für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen. Verständigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verleugnen.

Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meister mit Lust zu componiren angefangen, wie denn immer noch seine Melodie zu: „Kennst du das Land,“ als vorzüglich bewundert wird. Unger theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit, und so war er von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher, bedarf sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unausbleiblich an den Tag kam.

Ueber das Verhältniß zu Jacobi habe ich hierdurchs besseres zu sagen, es ist gleich anfangs auf seinem sichern Fundament gebaut war. Lieben und Dulden und von jener Seite Hoffnung, eine Sinnesveränderung in mir zu bewirken, drücken es am sprechen aus. Er war von Rheine wegwandernd nach Holstein gezogen, und hatte die freundschaftliche Aufnahme zu Emkendorf in der Familie des Grafen Reventlow gefunden; er meldete mir sein Behagen an den heitersten Zuständen aufs reizendste, beförderte verschiedene Familienfeste zur Feier seines Geburtstags und des Grafen, anmuthig und umständlich, worauf denn auch eine wiederholte dringende Einladung dortihin erfolgte.

Dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes waren mir immer widerwärtig, die Aussicht darauf stieß mich mehr ab als daß sie mich angezogen hätte; mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menschliche und poetische Freiheit durch gewisse conventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte, und ich fühlte mich hierin so fest, daß ich der dringenden Aufforderung, einen Sohn, der in der Nähe studirt und promovirt hatte, dortihin zu geleiten, keineswegs Folge leistete, sondern auf meiner Weigerung standhaft verharrte.

Auch seine Briefe über Wilhelm Meister waren nicht einladend; denn Freunde selbst so wie seiner vornehmen Umgebung erschien das Neue, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches aufzuräumen, und nur ein einziger tüchtiger überschauender Weltmann, Graf Bernstorff, nahm die Partei des bedrängten Buches. Um so weniger konnte der Autor Lust empfinden, solche Lectionen pertinacia einzunehmen und sich zwischen eine wohlwollende liebenswürdige Pedanterie und den Theetisch gelassen zu setzen.

Von der Fürstin Gallitzin erinnere ich mich nicht, etwas über Wilhelm Meister vernommen zu haben, aber in diesem Jahre klärte sich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwischen und gewirrt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtsinniger Scherz oder Verlag; es war aber nicht übelos, und wäre die Fürstin nicht so reiner Natur gewesen, so hätte sich früh oder spät eine unerfreuliche Scheidung ergeben. Auch sie war von Münster vor den Franzosen geflohen; ihr grober, durch Religion gestählter Charakter hielt sich aufrecht, und da eine ruhige Thätigkeit sie überall hinbegleitete, blieb sie mit in wohlwollender Verbindung, und ich war froh in jenen verworrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäß manches Gute zu stiften.

Wilhelm von Humboldts Theilnahme war indeß fruchtbarer; auf seinen Briefen geht eine klare Ansicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Fördernis daraus erfolgen mußte.

Schillers Theilnahme nenne ich zuletzt, sie war die innigste und höchste; da jedoch seine Briefe hierüber noch vorhanden sind, so darf ich weiter nichts sagen, als daß die Bekanntmachung derselben wohl eins der schönsten Geschenke seyn möchte, die man einem gebildeten Publikum bringen kann.

Das Theater war ganz an mich gewiesen; was ich im Ganzen überlab und leitete ward durch Kirms ausgeführt; Vulpius, dem es zu diesem Geschäft an Talent nicht fehlte, griff ein mit zweckmäßiger Thätigkeit. Was im Laufe dieses Jahrs geleistet wurde, ist ungefähr folgendes:

Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren frühern Einfluß, und die Oper sogen mehr an als Mozart. Don Juan, Doctor und Apotheker, Cosa Rara, das Sonnenfest der Braminen befriedigten das Publicum. Einige Neuigkeiten kamen von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schriftsteller, Islandsbier, Kegelneulac Stücke an der Tagesordnung. Auch Hagemann und Großmann hatten etwas. Apollino ward den Schillerischen Stücken ziemlich gleichgestellt; unsere Bemühung aber, alles und jedes zur Erscheinung zu bringen, zeigte sich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Maler, den Sturm von Borberg, aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück; indessen hatte man doch ein leidlich merkwürdiges Stück gesehen und sein Dasein wo nicht bereichert doch empfunden.

Das unsere Schauspieler in Lauchstädt, Erfurt, Rudolstadt von dem verschiedensten Publicum mit Freuden aufgenommen, durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst befestigt wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unserer Bühne und zur Aufmunterung einer Thätigkeit, die, wenn man dasselbe Publicum immer vor sich sieht, dessen Character, dessen Urtheilsweise man kennt, gar bald zu erschlaffen pflegt.

Wenden sich nun meine Gedanken von diesen Scenen, in Vergleich mit dem Weltweiten höchst unwichtigen Verhältnissen zu diesem, so muß mir jener Bauer einfallen, den wir bei der Belagerung von Mainz, im Bereich der Kanonen, hinter einem auf Rädern vor sich hingeschobenen Faschinenkorbe seine Aelterbeet verrichten sah. Der einzelne besorgsamste Mensch giebt seine nächsten Zustände nicht auf, wie man das große Ganze sich verhalten möge.

Nun verlautbaren die Basler Friedens-Präliminarien und ein Schein von Hoffnung ging dem nördlichen Deutschland auf. Preußen machte Frieden, Oesterreich setzte den Krieg fort, und nun fühlten wir uns in neuer Sorge befangen; denn Hannover verweigerte den Beitritt zu einem besonderen Frieden. Unsere Geschäftsmänner und Diplomaten bewegten sich nun nach Dresden, und unser gnädigster Herr, anregend alle und thätig vor allen, besah sich nach Dessau. Inzwischen hörte man von Bewegungen unter den Sowetzer Cantonisten, besonders im obern Hasgebirge; ein deshalb eingeleiteter Proceß regte den Widerstreit der Gesinnungen noch mehr auf; denn bald ward unsere Theilnahme schon wieder in die Nähe gerufen. Das rechte Mannsvolk stehen zusammen und sind, man rüstete sogar für unsere Gegenden, eine Demarcationslinie kam zur Sprache; doppelt und dreifach traten Zweifel und Sorge hervor.

Endlich ward auf, wir hatten uns an Chursachsen; nun werden aber schon Verpflegungen und Anstalten gefordert, und als man Kriegssteuern ausschreiben muß, kommt man endlich auf den natürlichen Gedanken, auch den Geist, an den man bisher noch gedacht hatte, einzuhandeln zu machen; doch verlangte man nur von ihm ein Don Gratuit.

In dem Laufe dieser Jahre hatte meine Mutter den wunderlichsten Wunsch, die in manchen Zimmern verlangerbarste Bibliothek, eine Gemälde-Sammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, und was sonst nicht alles verlangt, und so sah, indem sie dabei nur eine Bürde los zu sein froh war, die ernste Umgebung meines Vaters zerstückt und verschleudert. Es war auf meinen Antrieb geschehen, niemand konnte damals dem andern rathen noch helfen. Zuletzt blieb das Haus noch übrig; dies wurde endlich auch verkauft und die Mobilien, die sie mit mitnehmen wollte, zum Abreisen in einer Auction versteigert. Die Aussicht auf ein neues lustiges Quartier an der Hauptwache realisirte sich, und dieser Wechsel gewährte zur Zeit, da noch vorüberliegender Friedenshoffnung neue Sorge wieder entrat, eine zerstreuende Beschäftigung.

Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familien-Ereigniß habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Emtin wohnhaft, meine Nichte heirathete, die Tochter Schlossers und meiner Schwester.

Außer den gedachten Unruhen brachte der Verfall, einsaugende Localien mit den höchst realen atagonistischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, fortdauernde Verdrießlichkeiten. Frühlings Anfang, Sonntags zu lesen und seine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, mußte den Widerstand seiner Collegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studenten-Haufen vors Haus zu treten erkühnte und ihm die Fenster einwarf; die unangenehmste Weise von dem Dasein eines Nicht-Zoch überzeugt zu werden.

Aber nicht seine Persönlichkeit allein, auch die eines andern machte den Unter- und Oberbehörden viel zu schaffen. Er hatte einen denkenden jungen Mann Namens Weishuhn nach Jena berufen, einen Gehülfen und Mitarbeiter an ihm besonders; allein dieser wich bald in einigen Dingen, das heißt für einen Philosophen in allen, von ihm ab, und ein reinlich Zusammensein war gar bald gestört, so wie gleich zu den Horen beiden Theilnahme nicht verschmähten.

Dieser Wachtere, mit den äußern Dingen noch weniger als Fichte für uns Gleichgesinnte in steter Thätigkeit, erlebte bald mit Prozessen und Gerüchten die unangenehmsten verdrießlichen Händel; es ging auf Injurien-Processe hinaus, welche zu beschwichtigen man von oben her die eigentliche Lebensweisheit hervorbringen mußte.

Wenn und nun die Philosophen kaum beizulegende Händel von Zeit zu Zeit erneuerten, so nahmen wir jeden ähnlichen Gelegenheit wahr, um die Angelegenheiten der Naturfreunde zu befördern. Die gesellig strebende und anmuthsam verdringende Natur war denn im Wirklichen doch streitweis zu theilen, er empfand seine Lage, kannte die Natur die und zu Gesetz kannten, und bestimmt sich in billigen Dingen. Daher gereichte es uns zur Freude, ihm in dem fürstlichen Garten einen sichern Fuß zu verschaffen; ein Glashaus, anzubauen für den Anfang, ward nach seinen Angaben erbauet, wobei die Aussicht auf fernere Begünstigung sich vom selbst verstand.

Für einen Theil der Jenaischen Bürgerschaft war auch gerade in dieser Zeit ein bedeutendes Geschäft verdrießlich. Man hatte den alten Arm der Saale eventuell der Nasenmühle, der durch mehrere Krümmungen die schönsten Wiesen des reichen Ufers in Kiesbette des untern verwandelte, mit Dämme zu legen einen Durchstich angeordnet, und den Fluß in gerader Linie abwärts zu führen unternommen. Soon einige Jahre dauerte die Bemühung, welche endlich gelang, und den anliegenden Bürgern, gegen geringe frühere Beiträge, nun verlorenen Raume wieder gab, indem ihnen die alte Saale und die in derb zu wässernden Wiesbeeten herangewachsenen Kiesräume zugemessen und sie auf diese Weise über ihre seltene Dankbarkeit gegen die Vorgesetzten des Geschäftes aufzuklären.

Der Park.

Welch ein himmliſcher Garten entſpringt aus Öd' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir!
Wohl ahmt ihr dem Schöpfer nach, ihr Götter der Erde,
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch' und Gewild!
Nur daß eure Stätte ſich ganz zum Eden vollende,
Fehlt hier Ein glücklicher Menſch, und euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrſcher der Welt nicht ſelbſt der Lehre zu groß!

Unzufriedene machte man jedoch auch bei dieser Gelegenheit: denn auch solche Anlieger, die im Unglauben auf den Ertrag des Geschäftes die früheren geringen Beiträge verweigert hatten, verlangten ihren Theil an dem eroberten Boden, wo nicht als Recht doch als Gunst, die aber hier nicht statt haben konnte, indem herrschaftliche Casse für ein bekanntlich Dritte einige Entschädigung an dem errungenen Boden zu fordern hatte.

Dreier Werke von ganz verschiedener Art, welche jedoch in diesem Jahr das größte Aufsehen erregten, muß ich noch gedenken. Dumouriez Leben lieh uns in die besondern Verfallenheiten, wovon uns das Allgemeine leider genugsam bekannt war, tiefer hineinsehen, manche Charaktere wurden uns aufgeschlossen, und der Mann, der uns immer viel Antheil abgewonnen hatte, erschien uns klärer und im günstigen Lichte. Geistreiche Frauenzimmer, die denn doch immer irgendwo Neigung unterzubringen genöthigt sind, und den Tagesheldeu wie billig am meisten begünstigen, erquicken und erbauen sich an diesem Werke, das so sorgfältig skandirt, um die Epoche seiner Großthaten, von denen ich persönlich Zeuge gewesen, mir bis ins einzelne Geheime genau zu vergegenwärtigen. Dabei erfreute ich mich denn, daß sein Vortrag mit meinen Erfahrungen und Bemerkungen vollkommen übereinstimmte.

Das zweite, dem allgemeinen Bemerken sich aufdringende Werk, waren Baldo's Gedichte, welche nach Herders Uebersetzung, jedoch mit Verbeutlichung des eigentlichen Autors, ans Licht kamen und sich der sodalen Wirkung erfreuten.

Von reichem Zeitgehalt, mit Deutschen Gesinnungen ausgesprochen, wären sie immer willkommen gewesen; freigeworfen verworrene Zeitideen sind sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von gestern, was unsere Urvorfahren gequält und geängstigt hatte.

Einen ganz andern Kreis bildete sich das dritte Werk. Lichtenbergs Hogarth und das Interesse daran war eigentlich ein gemachtes: denn wie hätte der Deutsche in dessen einfachem reinen Zustande sehr selten solche excentrische Fragen vorkommen, hieran sich wahrhaft vergnügen können? Nur die Tradition, die einen von seiner Nation vorgefeierten Namen auch auf dem Continent hatte gelten gemacht, nur die Seltenheit, seine wunderlichen Darstellungen vollständig zu besitzen, und die Neugierigkeit, zu Betrachtung und Bewunderung seiner Werke weder Kunstkenntniß noch höheren Sinnes zu bedürfen, sondern allein böses Wollen und Verneinung der Menschheit mitbringen zu können, erleichterte die Verbreitung ganz besonders, verzüglich aber das Hogarths Witz auch Lichtenbergs Witzeleien den Weg gebahnt hatte.

Junge Männer, die von Kindheit auf, seit beinahe zwanzig Jahren an meiner Seite heraufgewachsen, sahen sich nunmehr in der Welt um, und die von ihnen mir zugedachten Nachrichten mußten mir Freude machen, da ich sie mit Verstand und Thatkraft auf ihrer Bahn weiter schreiten sah. Friedrich von Stein hatte sich in England auf und gewandt daselbst für seinen technischen Sinn viele Vortheile. August von Herder kehrte aus Neufchatel, wo er sich auf seine übrigen Lebenszwecke vorzubereiten dachte.

Mehrere Emigrirte waren bei Hof und in der Gesellschaft wohl aufgenommen, allein nicht alle begnügten sich mit diesen socialen Vortheilen. Manche von ihnen hegten die Absicht, hier wie an andern Orten, durch eine löbliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein wackerer Mann, schon vorgerückt in Jahren, mit Namen von Wendel, brachte zur Sprache, daß in Jlmenau, bei einem gesellschaftlichen Hammerwerke, der verzogliche Kammer einige Antheile zustanden. Freilich wurde dieses Werk auf eine sonderbare Weise benutzt, indem die Hammermeister in einem gewissen Turnus arbeiteten, jeder für sich so gut er vermochte, um es nach kurzer Frist seinen Nachfolger abermals auf bessen eigne Rechnung zu überlassen. Eine solche Einrichtung läßt sich nur in einem albertbummlichen Zustande denken, und ein höher gesinnter, an eine freiere Thätigkeit gewöhnter Mann konnte sich hierin nicht finden, ob man ihm gleich die herrschaftlichen Antheile für ein mäßiges Pachtgeld überließ, das man vielleicht nie eingefordert hätte. Sein ordnungliebender, ins Ganze trege Geist suchte durch erweiterte Pläne seine Unzufriedenheit zu beschwichtigen; bald sollte man mehrere Theile, bald das Ganze zu acquiriren suchen; beides war unmöglich, da sich die mäßige Existenz einiger ruhigen Familien auf dieses Gesträft gründete.

Nach etwas anderem war nun der Geist gerichtet; man hatte einen Reverberir-Ofen, um altes Eisen zu schmelzen und eine Gußanstalt ins Werk zu richten. Man versprach sich große Wirkung von der auswärts concentrirten Glut; aber sie war groß über alle Erwartung: denn das Ofengewölbe schmolz zusammen, indem das Eisen zum Fluß kam. Noch manches andere ward unternommen ohne glücklichen Erfolg; der gute Mann, endlich empfindend daß er gänzlich aus seinem Elemente entfallen sey, verlegte in Verzweiflung, nahm eine übergroße Gabe Opium zu sich, die, wenn nicht auf der Stelle doch in ihren Folgen, seinem Leben ein Ende machte. Freilich war sein Unglück so groß, daß weder die Theilnahme des Fürsten noch die wohlwollende Thätigkeit der braven tragenden Räthe ihm wieder herzustellen vermochte. Weit entfernt von seinem Vaterlande, in einem stillen Winkel des Thüringer Waldes fiel auch er ein Opfer der granzenlosen Umwälzung.

Von Personen, deren Schicksalen und Verhältnissen bemerte Folgendes:

Schlosser wandert aus und begiebt sich, da man nicht an jedem Ort verzweifeln konnte, nach Aufpach, und hat die Absicht daselbst zu verbleiben.

Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach vermehrte, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre zu helfen gewesen. Seine Annäherung gegen die Kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena, hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch daß alte Verhältniß herzustellen fruchtlos, um so mehr als Wieland die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwünschte, und als Lattichmacher jede Art empfand, daß man Pfiffe und Kniffe durch Vernunft, so wie es sich, fixiren und allem transcendentalistischen Schwanken ein Ende zu machen drohte.

Herder war von Natur weich und zart, sein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, so gelang es immer mit einer gewissen Hast und Ungeduld; sodann war er mehr von dialectischem als constructivem Geiste. Daher der beständige heteros logos gegen alles was man vornahm. Ja er konnte einen bitter anfahren, wenn man etwas

mit Ueberzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als seine eigene Meinung geltend und mitgetheilt hatte.

Traurig aber war mir ein Streiten des höchst bedeutenden Carl von Moser. Ich hatte ihm früher auf dem Gipfel ministerieller Machtvollkommenheit gesehen, wo er den Concentrat zwischen unserm theuren Fürstlichen Ehepaar aufzusetzen nach Carlsruhe berufen ward, zu einer Zeit, wo er mir manche Gefälligkeit erwies, ja einen Freund durch entschiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieser war nun seit zwanzig Jahren nach und nach in seinen Vermögensumständen dergestalt zurückgekommen, daß er auf einem alten Bergschlosse Zwingenberg ein räumerisches Leben führte. Nun wollte er sich auch einer feinen Gemäldesammlung entäußern, die er zu besserer Zeit mit Geschmack um sich versammelt hatte; er verlangte meine Mitwirkung, und ich konnte sein sattes dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlich höflichen Brief erwiedern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen bedrängten und zugleich in sich Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rührt, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah, solchem Bedürfnisse abzuhelfen.

Anatomie und Physiologie verlor ich dieses Jahr fast nicht aus den Augen. Hofrath Loder demonstrirte das menschliche Gehirn einem kleinen Freundes-Cirkel, vergeschaftsweise, in Schichten von oben herein, mit seiner ihm auszeichnenden Klarheit. Die Camper'schen Arbeiten wurden mit demselben durchgesehen und durchgedacht.

Sömmerings Versuch dem eigentlichen Sitz der Seele näher nachzuspüren, veranlaßte nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung.

Brandis in Braunschweig zeigte sich in Naturbetrachtungen geistreich und belebend; auch er, wie wir, verwickelte sich an den schwersten Problemen.

Seit jener Epoche wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich Fremlinge von Zeit zu Zeit auffallend verrückt. Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunklen, kühlen Region verirrte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günstiges Verhältniß und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit wenigstens im Versuch doch leiten lassen, so verfaßte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.

Ein solcher war von Sonnenberg, der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in rohen Räumen sich erging. Klopstocks Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erkältet, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebarrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, ernsthaft vorgetragen, keinen besonders Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzuziehen, da er jede Warnung auszulegend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang, zu Beängstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn, sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte.

Auch thaten sich in Staatsverhältnissen hiernächst die Folgen einer jugendlichen Gutmüthigkeit hervor, die ein bedeutendes Vertrauen auf einen Unwürdigen niedergelegt hatte. Die deßhalb entstandenen Processe wurden beiderseits von einsichtsvollen Männern mit großer Gewandtheit einem glücklichen Ausgang entgegen geführt. Indessen benutzte eine solche Bewegung unsre geselligen Kreise, indem nahverwandte, sonst tüchtig denkende, auch und verbundene Personen Ungerechtigkeit und Härte sahen, wo wir nur eine stetige Verfolgung eines unerläßlichen Rechtsganges zu erblicken glaubten. Die freundlichsten zartesten Reclamationen von jener Seite dinterlegen zwar den Geschäftsgang nicht, allein bedauerlich war es, die sodann sich verhältnisse getrübt zu sehen.

1796.

Die Weimarische Bühne war nun schon so befestigt und befestigt, daß es in diesem Jahre keiner neuen Schauspieler bedurfte. Zum größten Vortheil derselben trat Iffland im März und April vierzehnmal auf. Außer einem solchen belebenden, hinreißenden, unleidbaren Beispiele wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß das Mündenswerthe näher zu kennen. Schiller, der an dem Verhandelnden immer fest hielt, redigirte zu diesem Zweck den Egmont, der zum Schluß der Iffandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf Deutschen Bühnen vorgestellt wird.

Ueberhaupt finden sich hier, rücksichtlich auf das Deutsche Theater, die merkwürdigsten Anfänge. Schiller hat schon in seinem Carlos sich einer gewissen Mäßigkeit befliß und durch Reduction dieses Stücks für Theater zu einer beschränkteren Form gewöhnte, hatte nun den Gegenstand von Wallenstein aufgefaßt und den gränzenlosen Stoff in der Gedichte des dreißigjährigen Kriegs dergestalt bedandelt, daß er sich als Herrn dieser Masse gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Thätigkeit ward eine strengere Behandlung nöthig, wovon ich Zeuge seyn konnte, weil er sich über alles, was er dieserhalb vorhatte, mit andern gern besprach und was ja thun seyn mochte hin und wieder überlegte.

Bei dem unablässigen Thun und Treiben was zwischen und stattfand, bei der entschiedenen Lust das Theater kräftig zu beleben, ward ich angetrieben Faust wieder hervorzunehmen; allein was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater als daß ich ihn herangebracht hätte.

Die Horen gingen indessen fort, mein Antheil blieb derselbige; doch hatte Schillers gränzenlose Thätigkeit den Gedanken eines Musenalmanachs gefaßt, einer poetischen Sammlung, die jener, meist prosaischen, vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten freudsamen Köpfe neigten sich zu ihm. Er schickte sich übrigens trefflich zu einem solchen Redacteur; den innern Werth eines Gedichts überfah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu muthsamlich aufgethan hatte, oder nicht endigen konnte, wußte er das Ueberflüssige schnell auszuscheiden. Ich sah ihm wohl ein Gedicht auf ein Dutzend Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, zu bedeutend.

Ja selbst ward seiner Aufmunterung viel schuldig, wovon die Horen und Almanache vollgültiges Zeugniß ablegen. Alexis und Dora. Braut von Korinth. Gott und Bajadere wurden hier ausgeführt oder entworfen. Die Xenien.

die auf unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herzlosen und Scheußlichen hinaufsteigerten, unterhielten und viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der Deutschen Literatur. Sie wurden, als öffentlicher Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.

Einer öffentlich lieb und werden, aber auch schwer lastenden Bürde entledigte ich mich gegen Ende Augusts. Die Reinschrift des letzten Buches von Wilhelm Meister ging endlich ab an den Verleger. Seit jedoch Jahren hatte ich Ernst gemacht diese stille Conception auszuführen, zurecht zu stellen und dem Drucke nach und nach zu übergeben. Ich bleibt daher dieses eine der incalculabelsten Productionen, man mag sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um sie zu beurtheilen selbst nur beinahe selbst der Maßstab.

Kaum aber hatte ich mich durch successive Herausgabe davon befreit als ich mir eine neue Last auflegte, die jedoch leichter zu tragen, oder vielmehr keine Last war, weil sie gewisse Verstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Herrmann und Dorothea war gleichzeitig mit den Tagelästen ausgedacht und entwickelt, die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so viel Jahren noch immer geblieben.

Freund Meyer schrieb fleißig aus Italien gewichtige Blätter. Meine Vorbereitung ihm zu folgen nöthigte mich zu mannigfaltigen Studien, deren Actenstücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich fühlte, um mich dort recht einzuwürgern, gern den Entschluß seine Selbstbiographie zu übersetzen; der sonders weil sie Schillern zu den Ohren brauchbar schien.

Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus. Den Sommer über fand ich die südlichste Gelegenheit Pflanzen unter farbigen Gläsern und ganz im Finstern zu erziehen, so wie die Metamorphose der Insecten in ihren Einzelnheiten zu verfolgen.

Galvanismus und Chemismus drängten sich auf; die Chromatik ward zwischen allem durch getrieben; und um mir den großen Vortheil der Vergegenwärtigung zu gewähren, fand sich eine edle Gesellschaft, welche Vorträge dieser Art gern anhören mochte.

Im Ruhmthätigen bedarf Churfachsen auf seiner Unabhängigkeit an Kaiser und Reich, und will in diesem Sinne sein Contingent marschiren lassen. Auch unsere Mannschaft rüstet sich; die Kosten hierzu geben manches zu bedenken.

Im großen Weltwesen ereignet sich, daß die hinterbliebene Tochter Ludwigs XVI., Prinzessin Marie Thereſe Charlotte, bisher in den Händen der Republicaner, gegen gefangene Französische Generale ausgewechselt wird, ingleichen daß der Papst seinen Waffenstillstand theuer erkauft.

Die Oesterreicher geben über die Lahn zurück, bestehen die Raumberung der Franzosen auf dem Besitz von Frankfurt, die Stadt wird bombardirt, die Zuzugsse zum Theil vertrauut, sonst wenig gefährdet, worauf denn die Uebergabe erfolgt. Meine gute Mutter, in ihrem sodann neuen Quartiere an der Hauptwache, hat gerade die Zeit hinaufzuharren den bedrohten und beschädigten Theil vor Augen, sie rettet ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller, und flüchtet über die freigelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deßhalb verdiente beigelegt zu werden.

Der Churfürst von Mainz geht nach Heiligenstadt, der Aufenthalt des Landgrafen von Darmstadt bleibt einige Zeit unbekannt, die Frankfurter flüchten, meine Mutter hält aus. Wir leben in einer eingeschlafenen Zurückgezogenheit. In den Rhein- und Maingegenden fortwährende Unruhen und Flucht. Frau von Coudenhofen verweilt in Eisenach, und so durch Flüchtlinge, Briefe, Boten, Staffetten stroomt der Kriegsallarm ein; und das andermal die zu uns; doch bestätigt sich nach und nach die Hoffnung, daß wir in dem Augenblicke nichts zu fürchten haben, und wir halten uns für getrogen.

Der König von Preußen, bei einiger Veranlassung, schreibt von Potsdam an den Herzog, mit diplomatischer Gewandtheit den Beitritt zur Neutralität vorbereitend und den Schritt erleichternd. Furcht, Sorge, Verwirrung dauert fort, endlich erklärt sich Churſachsen zur Neutralität; erst vorläufig, dann entschieden, die Verhandlungen deßhalb mit Preußen werden auch uns bekannt.

Doch kaum scheinen wir durch solche Sicherheit beruhigt, so gewinnen die Oesterreicher abermals die Oberhand. Moreau zieht sich zurück, alle königlich Gesinnten bedauern die Ueberrettung zu der man sich hatte hinreißen lassen, die Gerüchte vermehren sich zum Nachtheil der Franzosen. Moreau wird zur Seite verfolgt und beobachtet, schon sagt man ihn eingeschlossen; auch Jourdan zieht sich zurück, und man ist in Verzweiflung daß man sich allzuvorübereilig gerettet habe.

Eine Gesellschaft hochgesinnter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, beschäftigte sich mehr und mehr. Ich las einen Gesang der Ilias von Voß, erwarb mir Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen den Uebersetzer. Ein jedes Mitglied gab von seinen Geschäften, Arbeiten, Liebhabereien, beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz führt fort die neusten physikochemischen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeschlossen, und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde sogar in sich aufnahmen, hielt von selbst alles ab, was einigermaßen hätte lästig seyn können. Akademische Lehrer gesellten sich hinzu, und wie fruchtbar diese Anstalt selbst für die Universität geworden, geht aus dem einzigen Beispiel schon genugsam hervor, daß der Herzog, der in einer solchen Sitzung eine Vorlesung des Doctor Christian Wilhelm Hufeland angehört, sogleich beschloß ihm eine Professur in Jena zu ertheilen, wo derselbe sich durch mannigfache Thätigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreise vorzubereiten wußte.

Diese Societät war in dem Grade reanimirt, daß meine Abwesenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geh. Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinsam getragenen Thätigkeit zu erfreuen.

Und so fahren wir denn auch unsern trefflichen Batsch dieses Jahr in thätiger Zufriedenheit. Der edle reine aus sich selbst arbeitende Mann beharrte, gleich einer saftigen Pflanze, wobei vieles Erdreich noch starke Bewässerung, da er die Fähigkeit besaß

aus der Atmosphäre sich die besten Nahrungsstoffe zuzueignen.

Von diesem schönen stillen Wirken zeugen noch heute seine Schriften und Berichte, wie er sich an seinem mäßigen Gastmahle freundlich und innig das allgemeine Zutrauen gleichgesinnter Naturforscher die Achtung seiner Societät machten und ihren Besitz sich erweitern sieht; wie er denn auch bei solchen Gelegenheiten seine Vorsätze vertraulich mittheilte, nicht weniger seine Hoffnungen mit bescheidener Zuversicht vortrug.

1797.

Zu Ende des vorigen Jahrs machte ich eine Reise meinen adeligen Herrn nach Leipzig zu begleiten; derselbe gab einen großen Ball wo uns die Herren Duc und Compagn., und wer sich sonst durch die Zenien verletzt oder erschreckt hielt, mit Apprehension, wie das böse Prinzip betrachteten. In Dessau erneute uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühsten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern.

Schon in den ersten Monaten des Jahrs erfreute sich das Theater an dem Beitritt von Caroline Jagemann, als einer neuen Zierde. Oberon waren gegeben, bald darauf Telemach, und manche Rollen konnten mit mehr Auswahl besetzt werden. Demungeachtet führte man das Blümchen weilen zunächst in seinem gewohnten Gange fort, innerhalb aber ward manches Bedeutende vorbereitet. Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernstlich daran seine Stücke spielbarer zu machen, und als ihm hierin die große Breite wie er Wallenstein oben gedacht abermals hinderlich war, entschloß er sich den Gegenstand in mehreren Antheilungen zu behandeln. Dies gab in Ruhe verbunden der Gesellschaft, den ganzen Sommer über reichliche Belehrung und Unterhaltung. Eben war der Prolog geschrieben, Wallensteins Lager wuchs heran.

Auch ich blieb meinerseits in vollkommener Thätigkeit; Herrmann und Dorothea erschien als Taschenbuch, und ein neues episch-romantisches Gedicht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen seinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweise meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch daß ich ihnen Folge leistete: denn der Dichter allein kann wissen was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich schrieb den neuen Paulias und die Metamorphose der Pflanzen in eleganischer Form, Schiller wetteiferte, indem er seinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne dichten wir Tag und Nacht seine Ande; Schillers besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Zenien hatten wir ganz Deutschland aufgeregt, jedermann schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit.

Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre im philosophischen Journal. Woltmann hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren anwesend, und Jeder der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. Mein archetypischer Typus von 1795 gab nun Veranlassung die öffentliche Sammlung so wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen. Ich schematisirte die Metamorphose der Insecten, die ich seit mehreren Jahren nicht aus den Augen lich. Die Krauseschen Zeichnungen der Harzreisen gaben Anlaß zu geologischen Betrachtungen, galvanische Versuche wurden durch Humboldt angestellt. Sömmer zeigte sich als hoffnungsvoller Chemikus. Ich fing an die Farbenlehre in Ordnung zu bringen. Für Schillern führ ich fort am Cellini zu überlesen, und da sah biblische Stoffe in Absicht, poetische Gegenstände zu finden, wieder anfingen, so ließ ich mich verlocken, die Reise der Kinder Israel durch die Wüste deutlich zu behandeln. Der Aufsatz, mit beigefügter Charte, sollte jenen wunderlichen vierjährigen Irrgang zu einem wo nicht vernünftigen, doch faßlichen Unternehmen umbilden.

Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena, und zog hinaus; Wieland hatte sich in Oßmannstedt angesiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Oberroßla ein kleines Gut verkäuflich, ich hatte Absichten darauf.

Als Besuch erfreuten uns Lorsy und Hirt. Der seltsame Reisende Lord Bristol * gab mir zu

* Folgende Züge der Persönlichkeit dieses merkwürdigen Engländers sind sich unter Goethe's Papieren.

Lord Bristol, Bischof von Derby, etwa 45 Jahre, mittlerer oder kleiner Statur, von feiner Körper- und Gesichtsbildung, behende in Bewegungen und Berragen, im Gespräch schnell, taub, einer mündlichen Erklärung nicht gut zugänglich, durch Ohrenmaschinen, die er bei sich führt, einigermaßen zu unterstützen, spricht deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, griechisch, hebräisch, arabisch, persisch, syrisch, chaldäisch, samaritanisch, äthiopisch, koptisch, armenisch, türkisch, sanskritisch, chinesisch, mandschurisch, mongolisch, tibetanisch, birmanisch, siamesisch, malabarisch, malaiisch, javanisch, tagalisch, peguanisch, tonkinesisch, cochinchinesisch, japanisch, mexikanisch, peruanisch, chilesisch, algonkinisch, irokesisch, delawarisch, cherokesisch, mohikanisch, huronisch, sioux, natchez, mobilisch, choctaw, chickasaw, creek, seminole, catawba

einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß. Ich verreise mich zu einer Reise nach der Schweiz, meinem aus Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Der Weimarische Schloßbau nöthigt zur Umsicht nach einem geistreichen Architekten und gut schicklen Handwerkern. Auch die Zeichenschule erhält neue Anregung.

Vor meiner Abreise verfertigt ich alle an mich gelendten Briefe seit 1772, und entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung. Schiller besucht mich noch in Weimar und ich reise den 30. Juli ab. Da ein geschickter Schreiber mich begleitete, so ist alles in Acten gebeftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend seyn konnte.

Da hieraus mit schicklicher Redaction ein ganz unterhaltendes Bändchen sich bilden ließe, so sey von dem ganzen Reiseverlauf nur das Allgemeinste hier angedeutet.

Unterwegs beschäftigt mich die genaue Betrachtung der Gegenden, hinsichtlich auf Gebirgsart und der darauf gegründeten Cultur. In Frankfurt verlebt mich Sömmering, durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Ich werde mit manchen Persönlichkeiten bekannt, mit Oeffentlichem und Besonderem; ich besuche das Theater und führe lebhafte Correspondenz mit Schiller und andern Freunden. Oesterreichische Garnison, gefangene Franzosen als Gegensatz; jene von imperturbablem Ernst, diese immer von possenhaft heiterem. Französische satyrische Kupferstiche.

Den 25. ab [illegible] Frankfurt, über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg kam ich den 30. in Stuttgart an. Kaufmann Rapp, Danneker, Seckendorf werden erneut; Bekanntschaft mit Professor Thouret und gemachten Anbietern von Tierratben, Staffaleren, Quadratoren, die sich aus der bewegten Regierungszeit Herzog Carls beschrieben; Unterhandlungen mit denselben, sie bei dem Weimarischen Schloßbau anzustellen.

Anfang Septembers fällt der Junggesell und der Mühlbach, den Zumsteg sogleich componirt, sodann der Jüngling und die Ziegenerin. Den 9. September in Tübingen, bei Cotta gewohnt, die vorzüglichen dortigen Männer begrüßen. Naturalienkabinet des Professor Storr besichtigt, das vormals Padoanr in Frankfurt am Main gehörig, mit der liebevollsten Sorgfalt nach Tübingen transportirt worden. Den 10. September von dort weg. Schaffhausen, Rheinfall, Zürich. Den 11. in Stäfa; Zusammenkunft mit Meyer, mit ihm die Reise angetreten; den 12. über Marie Einsiedeln bis auf den Gotthard. Den 2. October waren wir wieder zurück. Zum dritten Male besuchte ich die kleinen Cantone, und weil die epische Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, erfann ich einen Text um mittelst der in der Gegenwart der classischen Oertlichkeit. Eine solche Ableitung und Zerstreuung war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geschieden; ich widmete ihr die Elegie Euphrosyne. Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles was wir den Todten zu geben vermögen.

Auf dem St. Gotthard hatte ich schöne Mineralien gewonnen; der Hauptgewinn aber war die Unterhaltung mit meinem Freunde Meyer; er brachte mir das lebendigste Italien zurück, daß uns die Kriegsläufte leider nunmehr verschließen. Wir betrachteten uns zum Trost auf die Propyläen vor. Die Lehre von den Gegenständen und was denn eigentlich dargestellt werden soll, beschäftigte uns vor allen Dingen. Die genaue Beschreibung und bemerkende Bemerkung der Kunstgegenstände aller und neuer Zeit verwahrten wir als Schätze für die Zukunft. Nachdem ich eine Beschreibung von Stäfa versucht, die Tagelöcher revidirt und mundirt waren, gingen wir den 21. October von dort ab. Den 26. October von Zürich abreisend langten wir den 6. November in Nürnberg an. In dem freundlichen Cirkel der Kriegsgefangenen durchlebten wir einige frohe Tage. Den 15. November von dort ab.

In Weimar hatte die Ankunft mehrerer bedeutenden Emigrirten die Gesellschaft erweitert, angenehm und unterhaltend gemacht. Nachgetragen ist noch das Oberappellationsrath Körner und seine liebe und hoffnungsvolle Familie aus im abgelaufenen Sommer mit ihrer Gegenwart erfreute, und doch bleibt noch manches Besondere dieses merkwürdigen Jahres zurück.

Mittlings artistische Thätigkeit begann zu wirken, den größten Einfluß aber übte Wolfs Prolegomena.

Auf dem Theater fand ich die große Lücke; Christiane Neumann fehlte, und doch war's der Platz noch wo sie mir so viel Interesse eingeflößt hatte. Ihr war durch sie an die Bretter gewöhnt, und so verdiente sie nun dem Ganzen zu, was ich ihr sonst fast ausschließlich gewidmet hatte.

Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgefälligen Schauspielerin. Auch Caroline Jagemann indessen bildete sich immer mehr aus und erwarb sich zugleich im Schauspiel allen Beifall. Das Theater war sowen so gut besetzt, daß die currenten Stücke ohne Anstoß und Rivalität sich besetzen ließen.

Einen großen und einzigen Vortheil brachte aber dieser Unternehmung, daß die vorzüglichsten Werke Iffands und Kotzebue's sowen vom Theater gewirft und sich auf neuen, in Deutschland noch nicht betretenen Wegen großen Beifall erworben hatten. Beide Autoren waren noch in ihrem Flor; ersterer als Schauspieler stand in der Epoche höchster Kunstausbildung.

Auch gereichte zu unserm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genauem gebildeten Publicum zu spielen hatten, dessen Geschmad wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten; ja wir durften manches verfuchen, und selbst und unsere Zuschauer in einem höheren Sinne ausbilden.

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hülfe; er stand im Begriff sich zu beschränken, dem Roben, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen; sowen gelang ihm das wahrhaft Große und dessen natürlichen Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.

1798.

So arbeiteten wir unermüdet dem Besuche Iffands vor, welcher uns im April durch acht seiner Vorstellungen anfreuen sollte. Groß war der Einfluß seiner Gegenwart; denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm größen, indem er mit ihm wetteiferte, und die nächste Folge davon war, daß auch diesmal unsere Gesellschaft gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt zog.

Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch sich regte, in Weimar ein besseres Local für die Bühne einzurichten. Schauspieler und Publicum fühlten sich eines anständigern Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer solchen Veränderung ward von jedermann anerkannt, und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes um die Ausführung zu bestimmen und zu beschleunigen.

Baumeister Thouret war von Stuttgart berufen und den neuen Schloßbau weiter zu fördern; als Nebenzweck gab er einen sogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals, nach welchem sich zu vielen er die größte Gewandtheit bewies. Und so ward auch an und für alle Bemerkung wahr, daß Gegenwart eines Baumeisters Bauluft erregt. Mit Fleiß und Hast betrieb man die Arbeit, so daß mit dem 12. October Hof und Publicum zu Eröffnung des neuen Hauses eingeladen werden konnten. Ein Prolog von Schiller und Wallensteins Lager gaben dieser Feierlichkeit Werth und Würde.

Den ganzen Sommer hatte es an Vorarbeiten hiezu nicht gefehlt, denn der große Wallensteinische Cyclus, zuerst nur angekündigt, beschäftigte uns durchaus, sogleich nicht ausschließlich.

Den meinen eigenen poetischen und sprachlichen rissen Werken hatte ich so viel zu sagen, daß die Weissagungen des Bakis mich nur einige Zeit unterbrachen. Zur Achilleis hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könne, ohne solches aufzuzeichnen durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt schrieb ich die zwey ersten Gesänge; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein neuer Anstoß aus der Ilias dienen sollte.

Doch hiervon leitete mich ab die Richtung zur bildenden Kunst, welche sich bey Meyern durchdrungen aus Italien ganz entschieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beschäftigt das erste Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet theils gesammelt wurde, lebhaft weiter zu fördern. Celinis Leben segt' ich fort, als einen Anhaltepunkt der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Dürers von den Farben ward mit Anmerkungen begleitet, welche mehr humoristisch als tänsterisch zu nennen wären, und indem sich Meyer mit den Gegenständen in dem Hauptwerke aller bildenden Kunst gründlich beschäftigte, schrieb ich den Sammler, um manches Nahe denken und Bedenken in die heitere freie Welt einzuführen.

In der Naturwissenschaft fand ich manches zu denken, zu besinnen und zu thun. Schillings Weltideele beschäftigte unser höheres Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Naturwesen abermals verkörpert. Alles Naturgeschichtliche, das sich und lebendig näherte, betrachtete ich mit großer Aufmerksamkeit; fremde merkwürdige Thiere, besonders ein junger Elephant, vermehrten unsere Erfahrungen.

Hier muß ich aber auch eines Auftrages gedenken, den ich über pathologisches Elfenbein schrieb. Ich hatte solche Stellen angeschossener und wieder verheilter Elephantenzähne, die besonders den Kanonenmachern höchst verdrießlich sind, wenn ihre Säge oft unvermuthet auf sie stößt, seit mehreren Jahren gesammelt, an Zahl mehr denn zwanzig Stücke, woran sich in gar schöner Folge zeigen ließ, wie eine eiserne Kugel ins Innere der Zahnmasse eindringen, wohl die organische Lebendigkeit stören aber nicht zerstören kann, indem diese sich hier auf eine eigene Weise wehrt und wieder herstellt. Ich freute mich dieser Sammlung, beschrieben und aufgestellt, dem Cabinette meines Freundes Loder, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, hiedurch einigermaßen.

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geschichte der Farbenlehre vorgetragen werden sollte, ward oftmalsweise durchgedacht und die einzelnen Vorschlüsse stuhrt, auch die Lehre selbst genau erwogen und mit Schillern durchgesprochen. Er war es bey dem Zweifel über, der mich lange Zeit aufhielt: worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewisse Menschen die Farben verwechseln, wobey man auf die Vermuthung kam, daß sie einige Farben sehen, andere nicht sehen, da es denn zuletzt entschied, ob ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gelehrter, der eben in Jena studirte, war in solchem Falle, und bot sich freundlich zu allem Hin- und Wiederversuchen, worauf sich denn zuletzt für uns jenes Resultat ergab.

Ferner um das Mentale sodann darzustellen, verfertigten wir zusammen manscherlei sinnbildliche Schemata. So gedenken wir eine Temperamentenreise, wie man eine Winterreise hat, und entwarfen eine tabellarische Darstellung, was bey der Dilettantismus jeder Kunst Nützliches und Schädliches bringe.

Gar manche Vorthelle die wir im Naturwissenschaftlichen gewannen, sind wir einem Besuch schuldig geworden, den uns Herr von Marum ahnen wollte.

Damit aber auch von der andern Seite der Geist zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte in der damaligen landschaftlichen Grille. Der Besitz des Freiguts zu Roßla nöthigte mich dem Grund und Boden, der Landesart, den nöthigen Verhältnissen näher zu treten, und verlieh gar manche Ansichten und Mitarbeiten, die mir sonst völlig fremd geblieben wären. Hieraus entstand nur auch eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und seinen Wohnort in Oßmannstedt aufschlug. Er hatte mehr bedauert was ihm am ersten hätte einfallen sollen: daß er unserer Herzogin Amalia und sie ihm zum Lebensunterhalt völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Unterredung entstand denn ein ganz wunderliches Haus- und Wiederleben von reitenden und wandernden Boten, ingleichen auch eine gewisse, kaum zu beschreibende Unruhe.

Eine wunderbare Erscheinung, war in hiesiger Gegend der Frau von La Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingestimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommen Widerspruch sich befand. Freilich war eine unmäßige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren, zur Zeit weltlicherlicher Stimmung, noch ertragen werden konnte, nunmehr ganz außer der Jahrszeit, und einem Manne wie Wieland unerträglich. Ihre Enkelin, Sophie Brentano, hatte sie begleitet und spielte eine entgegengesetzte, nicht minder wunderliche Rolle.

1799.

Den 30. Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20. April von Wallenstein. Indessen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir berieten uns über den Gebrauch, die Deutschen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck

zu sammeln, theils aber verändert und ins Enge gezogen der neueren Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen. Eben dasselbe sollte mit ausländischen Stücken geschehen, eigene Arbeit jedoch durch eine solche Umstellung nicht verdrängt werden. Hier ist die Ansicht unverkennbar, den Deutschen Theatern den Grund zu einem soliden Repertorium zu legen, und der Eifer dieß zu leisten, spricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein solches Unternehmen sey.

Wir waren schon angewiesen gemeinschaftlich zu handeln, und wie wir dabey verfuhren, ist bereits im Morgenblatt (1805. Nr. 85, 86.) ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaction von Macbeth und die Uebersetzung von Mahomet.

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregten in mir die Conception der natürlichen Tochter. In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die Französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit gegiemendem Ernste niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke schematisirte ich mit Schillern gemeinschaftlich, wovon noch einiges von Schillern eigenhändig geschrieben übrig ist.

Die Preyspielen wurden fortgesetzt. Im September stellten wir die erste Ausstellung der Preisbilder; die Aufgabe war Paris und Helena. Hartmann in Stuttgart erreichte den Preis.

Erwarben nun auf diese Weise die Weimarischen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tadellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentenreihe wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhändig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden den solche methodische Entwürfe durch Schillers philosophischen Ordnungsgeist zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

Und so konnte das Leben nirgends stocken in denjenigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, die wir als die unsrigen ansahen. Schelling theilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er betrieb gern mancherley Physikalisches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst.

Im August und September besuchte ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondeswechsel durch ein gutes Spiegeltelescop zu beobachten, und so ward ich denn mit diesem, so sonst geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bey allem diesem lag ein grobes Naturrachen, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrund.

Während meines Gartenaufenthalts las ich Herders Fragmente, imgleichen Winckelmanns Briefe und erste Schriften, ferner Miltons verlornes Paradies, um die mannigfaltigsten Zustände, Denk- und Dichtweisen mir zu vergegenwärtigen. In die Stadt zurückgekehrt studirte ich zu oberwähnten Theaterzwecken ältere Englische Stücke vorzüglich des Ben Jonson, nicht weniger andere, welche man Shakspearen zuschreibt. Durch guten Rath nahm ich Antheil an den Sowestern von Lesbos, deren Verfasserin mich früher als ein höchst sonderes Kind, später als ein vorzügliches Talent angezogen hatte. Tieck las mir seine Genoveva vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte, und den freundlichsten Beifall abgewann. Auch die Gegenwart Wilhelm August Solgers war für mich gewinnreich. Kein Augenblick ward müßig zugebracht, und man konnte schon auf viele Jahre hinaus ein geistiges gemeinsames Interesse vorhersehen.

1800.

Dieses Jahr brachte ich bald in Weimar, bald in Jena zu. Den 30. Januar ward Mahomet aufgeführt in großem Vortheil für die Bildung unserer Schauspieler. Sie mußten sich aus ihrem Naturalisiren in eine gewisse Besonnenheit zurückziehen, deren Manierirtes aber sich gar leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir gewannen eine Vorübung in jedem Sinne zu den schwierigeren folgenden Stücken, welche bald darauf erschienen. Von den Opern will ich nur Tarare nennen.

Spätestens am 24. October, als am Geburtstag der Herzogin Amalia, ward im engern Kreise Paläophron und Neoterpe gegeben. Die Aufführung des kleinen Stücks durch junge Kunstfreunde war musterhaft zu nennen. Fünf Figuren spielten in Masken, der Dame allein war verbannt, uns in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen.

Diese Darstellung bereitete jene Maskenballen vor, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung jahrelang gewährten.

Die Bearbeitung verschiedener Stücke, gemeinschaftlich mit Schiller, ward fortgesetzt und zu diesem Zweck das Geheimniß der Mutter von Horace Walpole studirt und behandelt, bei näherer Betrachtung jedoch unterlassen. Die neueren kleinen Gedichte wurden an Unger abgeliefert, die guten Frauen, ein geselliger Scherz, geschrieben.

Nun sollte zum nächsten immer gefeierten dreißigsten Januar ganz am Ende des Jahrs Tancred übersetzt werden, und so geschah es auch, ungeachtet einer sich anmeldenden franksaften Unbequemlichkeit.

Als wir im August diese Jahrs die zweite Ausstellung vorbereiteten, fanden wir uns schon von vielseitiger Theilnahme begünstigt. Die Aufgabe: der Tod des Rhesus und Hektors Abschied von Andromache, hatten viele wackere Künstler gelöst. Den ersten Preis erhielt Hoffmann in Köln, den zweiten Nahl zu Cassel. Der Preyspielen breites und letztes Stück ward, bei erschwerter Herstellung aufgeführt. Wie sich obhärtige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Trost unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.

Die Naturforschung verfolgte still ihren Gang. Ein sechsfüßiger Heroismeter war für unsere wissenschaftlichen Anstalten angeschafft. Ich beobachtete nun einzeln mehrere Mondwechsel, und machte mich mit den bedeutendsten Lichtgränzen bekannt, wodurch ich denn einen guten Begriff von dem Relief der Mondoberfläche erhielt. Auch war mir die Hauptentheilung der Farbenlehre in die drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische, zuerst ganz klar geworden, und hatte sich entwickelt.

Um mir im Botanischen das Jussieu'sche System recht anschaulich zu machen, brachte ich die sämmtlichen Kupfer mehrerer botanischen Octav-Werke in jene Ordnung; ich erhielt dadurch eine Anschauung

der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, welches sonst nicht zu erlangen gewesen wäre.

1801.

Zu Anfang des Jahrs überfiel mich eine grimmige Krankheit; die Veranlassung dazu war folgende: seit der Aufführung Mahomets hatte ich eine Uebersetzung des Tancred von Voltaire begonnen und mich damit beschäftigt; nun aber ging das Jahr zu Ende, und ich mußte das Werk ernstlich angreifen. Daher begab ich mich Hälfte Decembers nach Jena, wo ich in den großen Zimmern des herzoglichen Schlosses einer ältherkömmlichen Stimmung sogleich genießen konnte. Auch diesmal waren die dortigen Zustände meiner Arbeit günstig; allein die Emsigkeit, womit ich mich daran hielt, ließ mich den schlimmen Einfluß der Localität diesmal wie sonst hier übersehen. Das Gebäude liegt an dem tiefsten Punkte der Stadt, unmittelbar an der Mühlbache; Treppe so wie Treppengebäude von Gyps, als einer sehr kalten und verklebenden Steinart, an die sich bei eintretendem Thauwetter die Feuchtigkeit häufig anwirft, machen den Aufenthalt besonders im Winter sehr zweideutig. Allein wer etwas unternimmt und leistet, denkt er wohl an den Ort wo es geschieht? Genug ein heftiger Katarrh überfiel mich, ohne daß ich deßhalb in meinem Vorsatz irre geworden wäre.

Damals hatte das Brownische Dogma ältere und jüngere Mediciner ergriffen; ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß Peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den heftigsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand veranlasse und dem gefährlichen Verlauf sich entgegenwirke. Er reicht mir zu diesem Mittel, und in dem Augenblick war Husten, Auswurf und alles verschwunden. Wohlgemuth begab ich mich in Professor Schellings Besitzung nach Weimar, als gleich zu Anfange des Jahrs der Katarrh mit verstärkter Gewalt zurückkehrte und ich in einen Zustand gerieth, der mir die Besinnung raubte. Die Meinigen waren außer Fassung, die Aerzte tosteten nur, der Herzog, mein gnädigster Herr, die Gefahr überschauend, griff sogleich persönlich ein, und ließ durch einen Eilboten den Hofrath Stark von Jena herüberkommen. Es verging einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtseyn zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und freyliche Hülfe mich selbst wieder gerade wußte, fand ich die Umgebung des rothen Auges aufgetrieben, das Sehen gehindert und mich überhaupt in erbärmlichem Zustande. Der Hofrath ließ in seiner sorgfältigen Leitung nicht nach, der wohlerfahrne Leibarzt, im Praktischen von sicherm Griff, bot alles auf, und so stellte Schlaf und Transpiration mich nach und nach wieder her.

Innerlich hatte ich mich indessen schon wieder gestaltet, daß am 19. Januar die Langeweile des Zustandes mir eine mäßige Thätigkeit abforderte, und so wendete ich mich zur Ueberlieferung des Theophrastischen Büchleins von den Farben, die ich schon längst im Sinne gehabt. Die nächsten Freunde, Schiller, Herder, Voigt, Einsiedel und Luder waren thätig, mich über fernere böse Stunden hinauszuhelfen. Am 22. war schon bei mir ein Concert veranstaltet, und Durchlaucht der Herzog nennt' ich am 24., als am Tage, wo er nach Berlin reiste, für die bis zuletzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiste danken: denn an diesem Tage hatte sich das Auge wieder geöffnet, und man durfte hoffen, frei und vollständig abermals in die Welt zu schauen. Auch konnte ich zunächst mit gemeinendem Blick die Gegenwart der durchlauchtigsten Herzogin Amalia und Ihrer freundlich geistreichen Umgebung bei mir verehren.

Am 29. durchging ich die Rolle der Ansenaide mit Demoiselle Caspers, einer sich heranbildenden Schauspielerin. Freund Schiller leitete die Proben, und so ward er mir denn auch den 30. Abends nach der Aufführung Nachricht von dem Gelingen. So ging ich ferner dieselbe Rolle mit Demoiselle Jagemann durch, deren Naturell und Verdienst als Schauspielerin und Sängerin damals ein Verehrer nach unmittelbaren Eindrücken hätte schildern sollen.

Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauspieler und Sänger, besonders in dieser letzten Eigenschaft gesteigerter Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit genauester Präcision der Textworte, ganz unverzierlich vortrug. Er war unermüdet im Studiren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin besteht, daß der Sänger nach Einer Melodie die verschiedenste Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzubringen und so die Pflicht des Dichters und Zuhörers zugleich zu erfüllen weiß. Hiervon durchdrungen ließ er sich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein, dasselbe Lied mit allen Schattirungen aufs pünktlichste zu wiederholen; denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er sich, wie nothwendig sich alles sogenannte Durchcomponiren der Lieder verbiete, wodurch der allgemein lyrische Charakter ganz aufgehoben und eine falsche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird.

Schon am 7. Februar regte sich in mir die productive Ungeduld, ich nahm den Faust wieder vor und führte denjenigen daßjenige aus, was in Jenen Zeiten und Umständen längst vor mir lag.

Als ich in Ende vorigen Jahrs in Jena den Tancred bearbeitete, ließen meine dortigen geistreichen Freunde den Vorwurf laut werden, daß ich mich mit Französischen Stücken, welche bei der jetzigen Gesinnung von Deutschland nicht wohl Gunst erlangen könnten, so emsig verschäftige und nichts Eigenes vornähme. Wovon ich doch so manches Gute machen ließen. Ich rief mir daher die natürliche Tochter vor die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema schon seit einigen Jahren unter meinen Papieren lag.

Gelegentlich dacht' ich an das Weitere; allein durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle, verschwieg ich selbst Schillern diese Arbeit und erschien ihm daher als unheilnehmend, glaubend und thatlos. Ende December fand' ich bei mehrerlei, daß der erste Act der natürlichen Tochter vollendet worden.

Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen, so wie ins Philosophische und Literarische. Ritter besuchte mich öfters, und ob ich gleich in seine Behandlungsweise mich nicht ganz finden konnte, so nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte und was er nach seinen Bestrebungen sich ins Ganze auszubilden getrieben war. Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges mitbelebendes Verhältniß. Tieck hielt sich länger in Weimar auf, seine Gegenwart war immer anmuthig fördernd. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verbündniß; wie denn alle diese

Verhältnisse durch die Nähe von Weimar und Jena sich immerfort lebendig erhielten und durch meinen Aufenthalt am letztern Orte immer mehr befestigt wurden.

Von Naturforschern berührte mich wenigers ein frummer Eisenanzeyger, der ward nach einem großen Regenguß in der Belmerder Schlucht entdeckt. Er lag hier als alle die bisherigen Reste dieser früheren Geschöpfe, welche in den Tuffsteinbrüchen entdeckt in diesen Gegenden, wenig Fuß über der Ilm gefunden werden; dieser aber ward unmittelbar auf dem Kalkfels unter der aufgeschwemmten Erde im Gerölle entdeckt, über der Ilm etwa zweihundert. Er ward zu einer Zeit gefunden, wo ich, dergleichen Gegenständen entfremdet, daran wenig Antheil nahm. Die Finder hielten die Materie für Meerschaum und schnitten solche Stücke nach Tischmaß, nur kleine Trümmer waren mir zugekommen, die ich auf sich beruhen ließ. Bergrath Werner jedoch, bei einem abermaligen belehrenden Besuche, wußte sogleich die Sache zu entscheiden, und wir erfreuten uns der von einem Meister des Fachs ausgesprochenen Verurtheilung.

Auch die Verhältnisse, in die ich durch den Besitz des Freigutes zu Ilmau gekommen war, forderten aufmerksame Theilnahme für einige Zeit, wobei ich jedoch die Tage, die mir gerauht zu werden schienen, vielseitig zu nennen wußte. Der erste Pachter war auszukaufen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.

Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt schon freundlich genug. Oekonomen und Juristen überließ man das Geschäft und ergetzte sich einstweilen in freier Luft, und weil die Conclusion ergo bibamus zu allen Prämissen paßt, so ward auch bei dieser Gelegenheit manches verdrießliche und wünschenswerthe Fest gefeiert; es fehlte nicht an Besuchen, und die Kosten einer wohlbesetzten Tafel vermehrten das Defizit, das der alte Pachter zurückgelassen hatte.

Der neue war ein leidenschaftlicher Freund von Baumzucht; seiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem freundlichsten Boden Gelegenheit zu solchen Anlagen. Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle gesättigt, rief dagegen meine alte Partheilichkeit zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen hervor; genug es fehlte nichts als das Nützliche, und so wäre dieser kleine Besitz höchst wünschenswerth gelegen. Auch die Nachbarschaft eines bedeutenden Städtchens, eines netten Ortshalten, durch verständige Beamte und tüchtige Pachter gesellig, gaben dem Aufenthalt besondern Reiz; die schon entstehende Straßenführung nach Eckartsberga, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Lustschlößchen anlegen und von dort an den belebenden Mühlruhren sich ergetzen wollte; so daß man sich auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verdrießlichen Zerstreuungen mit Behagen vorbereitete.

Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit fiel jedoch im Innern des Hauses in diesen Tagen vor. Die Gemmatten meines Sohnes, welche Herder nach seiner alten Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangner Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.

Unter diesen und andern Ereignissen war der Tag hingegangen; Aerzte sowohl als Freunde verlangten, ich solle mich in ein Bad begeben, und ich ließ mich, nach dem damaligen Stärkungshydrom, um so mehr für Pyrmont bestimmen, als ich mich nach einem Aufenthalt in Göttingen schon längst gesehnt hatte.

Den 5. Juni reiste ich ab von Weimar, und obgleich die ersten Meilen waren mit höchst erfrischend; ich konnte wieder einen theilnehmenden Blick auf die Welt werfen, und obgleich von seinem ästhetischen Gefühl begleitet, wirkte er doch höchst wohlthätig auf mein Inneres. Ich meckte gern die Folge der Gegend, die Abwechslung der Landesart bemerken, nicht weniger den Charakter der Städte, ihre ältere Herkunft, Erneuerung, Polizei, Arten und Unarten. Auch die menschliche Gestalt zog mich an und ihre höchst merkbaren Verschiedenheiten; ich fühlte, daß ich der Welt wieder angehörte.

In Göttingen bei der Krone eingekehrt bemerkte ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studenten kamen und gingen, verteten sich in Gruppchen und traten in bewaffneten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verschwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seyen, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte mich nur im Vorbeigehen auf dem Stegreife zu begrüßen. Gleich darauf erhielt ich ein Billet, unterzeichnet Schumacher aus Holstein, der mir auf eine anständig vertrauliche Art den Vorsatz meldete, den er und eine Gesellschaft junger Freunde gehegt, mich zu Mittags in Weimar zu besuchen, und wie sie nunmehr hofften hier am Ort ihren Wunsch befriedigt zu sehen. Ich sprach sie mit Anstand und Vergnügen. Ein so freundlicher Empfang wäre dem Gefunden schon wohlthätig gewesen, dem Genesenden ward er es doppelt.

Hofrath Blumenbach empfing mich nach gewohnter Weise. Immer von dem Neuesten und Merkwürdigsten umgeben ist sein Wirkungskreis jedermann bekannt. Ich sah bei ihm den ersten Aerolithen, an welches Naturereignis der Glaube und erst vor kurzem in die Hand gegeben ward. Ein junger Kästner und von Arnim, früher bekannt und verwandten Sinnes, suchten mich auf und begleiteten mich zur Reitbahn, wo ich den berühmten Stallmeister Aprer in seinem Wirkungskreise begrüßte. Eine wohlbestellte Reitbahn hat immer etwas Imposantes; das Pferd steht als Thier sehr hoch, doch seine bedeutende weitreichende Intelligenz wird auf eine wundersame Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt. Ein Geschöpf, das bei so bedeutenden, ja ernsten Eigenschaften sich nur im Treten, Laufen, Rennen zu äußern vermag, ist ein seltsamer Gegenstand für die Betrachtung, ja man überzeugt sich bald genug, daß es nur zum Organ des Menschen geschaffen sey, um gefällt zu höchstem Zwecke und Zwecke das Kräftigste wie das Anmuthigste bis zum Unmöglichen auszurichten.

Warum denn auch eine Reitbahn so wohlthätig auf den Verständigen wirke, ist bald man hier, vielleicht einzig in der Welt, die zweckmäßige Beschränkung der That, die Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls mit Augen schaut und mit dem Geiste beurteilt. Menschen und Thier verständigen hier dergestalt in Eins, daß man nicht zu sagen wüßte, wer dem eigentlich den andern erzieht. Dergleichen Betrachtungen wurden bis aufs höchste gesteigert, als man die zwei Paare sogenannter weißgeborner Pferde zu sehen bekam, welche Fürst Pückler in Hannover für eine bedeutende Summe gekauft hatte.

Von da zu der allerruhigsten und unsichtbarsten Thätigkeit übergegangen, war in oberflächlicher Betrachtung der Bibliothek gethane; man fühlt sich wie in der Gegenwart eines grossen Capitals, das geräuschlos unterirdischen Zinsen spendet.

Hofrath Heyne zeigte mir Köpfe Homerischer Helden von Tischbein in grossem Maßstabe ausgeführt; ich kannte die Hand des alten Freundes wieder, und freute mich seiner fortgesetzten Bemühungen, durch Studium der Antike sich der Einsicht zu nähern, wie der bildende Künstler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Wie viel weiter war man nicht schon gekommen als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Rechte voraussehende Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen, und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch-epische Gegenstände bildlich lernen zu behandeln habe.

Neue und erneuerte Bekanntschaften fanden sich wohlwollend ein. Unter Leitung Blumenbachs besah ich abermals die Musen, und fand im Stirnbeine mir noch unbekannte außereuropäische Musterbilder.

Und wie denn jeder Ort den fremden Ankömmling zerstreuend hin und herzieht und unsere Thätigkeit, das Interesse mit den Gegenständen schnell zu wechseln, von Augenblick zu Augenblick in Anspruch nimmt, so wußte ich die Benützung des Professors Oelander zu schätzen, der mir die wichtige Anstalt des neuen und sonderbar erbauten Accouchirhauses, so wie die Behandlung des Geschäftes erklärend zeigte.

Den Lockungen, mit denen Blumenbach die Jugend anzuziehen und sie unterhaltend zu belehren weiß, entging auch nicht mein jetzt jähriger Sohn. Als der Knabe vernahm, daß von den vielgestaltigen Versteinerungen der Heinberg wie zusammengesetzt sey, drängte er mich zum Besuch dieser Höhe, wo denn die gewöhnlichen Gebilde häufig aufgepackt, die seltnern aber einer spätern emsigen Forschung vorbehalten wurden.

Uns so entfernte ich mich den 12. Juni von diesem einzig bedeutenden Orte, in der angenehmen beruhigenden Hoffnung mich zur Nachcur länger bas selbst aufzuhalten.

Der Weg nach Pyrmont bot mir neue Betrachtungen dar: das Leinethal mit seinem milden Charakter erschien freundlich und wohnlich; die Stadt Einbeck, deren doch ansehnliche Dächer mit Sandsteinplatten gedeckt sind, machte einen wunderlichen Eindruck. Sie selbst und die nächste Umgegend mit dem Sinne Jahns durchwandelnd, glaubt' ich zu bemerken, daß sie vor zwanzig, dreißig Jahren einen trefflichen Burgermeister müsse gehabt haben. Ich schloß dieß aus bedeutenden Baumpflanzungen von ungefähr diesem Alter.

In Pyrmont bezog ich eine schöne, ruhig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnenmeister, und es konnte mir nichts glücklicher begegnen als daß Griesbachs ebendaselbst eingemiethet hatten, und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, gerührte Freunde, so unterrichtete als wohlwollende Personen trugen zur ergetzlichen Unterhaltung bald vorzüglichste bei. Prediger Schütz aus Bückeburg, jenen als Bruder und Schwager, und mir als Gemahl seiner längst bekannten Geschwister höchst willkommen, mochte sich gern von allem was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten.

Hofrath Richter von Göttingen, in Begleitung des ausgetretenen Fürsten Sangusko, zeigte sich immer in den liebenswürdigsten Eigenheiten, heiter auf trockne Weise, neckisch und neckend, bald ironisch und paradox, bald gründlich und offen.

Mit solchen Personen fand ich mich gleich anfangs zusammen; ich wünschte mir, daß ich eine Badezeit in besserer Gesellschaft gelebt hätte, besonders da eine mehrjährige Bekanntschaft ein wechselseitig duldendes Vertrauen eingeleitet hatte.

Auch lernte ich kennen Frau von Weinheim, ehemalige Generalin von Bauer, Madame Schultz und Rath, Verwandte von Madame Sander in Berlin. Anmuthige und liebenswürdige Freundinnen machten diesen Cirkel höchst wünschenswerth.

Leider war ein stürmisch-regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich; ich wußte mich zu Hause der Ueberzeugung des Theophrast und einer weitern Ausbildung der sich immerneu verändernden Farbenlehre.

Die merkwürdige Dunstblase in der Nähe des Orts, wo das Stickgas, welches mit Wasser vermischt, in kräftig beißan auf den menschlichen Körper wirkt, für sich unerträglich eine tödtliche Atmosphäre bildet, veranlaßte manche Versuche, die zur Unterhaltung dienten. Nach ernstlicher Prüfung des Cocals und des Niveau's jener Luftschicht konnte ich die aufgefallenen und erfreulichen Experimente mit sicherer Kühnheit anstellen. Die auf dem unsichtbaren Elemente lustig tanzenden Seifenblasen, das possirliche Verlöschen eines flackernden Strohwisches, das augenblickliche Wiederentzünden, und was dergleichen sonst noch war, bereitete stammendes Ergetzen seinen Personen, die das Phänomen noch gar nicht kannten, und Bewunderung, wenn sie es noch nicht im Großen und Freien ausgeführt gesehen hatten. Und als ich nun gar dieses geheimnißvolle Gas, in Pyrmonter nun gar dieses geheimnißvolle Gas, in Pyrmonter Flaschen gefüllt, mit nach Hause trug und in jedem anscheinend leeren Trinkglas das Wunder des ausbrausenden Wachsstocks wiederholte, war die Gesellschaft völlig zufrieden und der unglaubige Brunnenmeister so zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich bereit zeigte, mir einige dergleichen wasserleere Flaschen den übrigen gefüllten mit beizupacken, deren Inhalt sich auch in Weimar noch völlig wirksam offenbarte.

Der Fußpfad nach Lüde, zwischen abgeschiedenen Wiesengründen der, ward öfters zurückgelegt. In dem Oertchen, das einigemal abgekramt war, erregte eine defecte Hausinschrift unsere Aufmerksamkeit; sie lautet:

Gott segne das Haus!
Zweimal rannt' ich heraus.
Denn zweimal ist's abgebrannt.
Komm' ich zum drittenmal gerannt,
Da segne Gott meinen Lauf.
Ich bau's wahrlich nicht wieder auf.

Das Franciskaner-Kloster ward besucht und einige dargebotene Milch genossen. Eine uralte Kirche aufgefunden des Orts gab den ersten unsichtbaren Begriff eines solchen früheren Gotteshauses mit Schiff und Kreuzgängen unter Einem Dach bei völlig glattem unverziertem Vorbergiebel. Man versieht sie den Zeiten Carls des Großen zu; auf alle Fälle ist sie für uralt zu achten, es sey nun der Zeit nach, oder daß sie die uranfänglichen Bedürfnisse jener Gegend aussprieche.

Mich und besonders meinen Sohn überraschte höchst angenehm das Anerbieten des Rectors Werner und auf den sogenannten Krystallberg hinter Lüde zu führen, wo man bei heitrem Sonnenschein die Aecker von tausend und aber tausend Kreuzern

Verſuchung.

Eine ſchädliche Frucht reicht unſre Mutter dem Gatten,
Und vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Von dem heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt du, Lidia, fromm, liebliches büßendes Kind,
Darum ſchick' ich dir gleich die Früchte voll irdiſcher Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh.

Ungleiche Heirath.

Selbſt das himmliſchte Paar fand doch ſich ungleich zuſammen,
Pſyche ward älter und klug, Amor bleibt immer ein Kind.

Bergkrystallen wiederschimmern sieht. Sie haben ihren Ursprung in kleinen Höhlen eines Mergelsteins, und sind auf alle Weise merkwürdig als ein neuerer Erzeugniß, wo ein Mineralium der im Kalkgestein enthaltenen Kieselerde, wahrscheinlich durchfarbig befreit, rein und wasserhell in Krystalle zusammentritt.

Ferner beschäftigen wir die hiesige Künstlerwelt von Quadern angelegte wie auch betriebene Werke fabrik, und finden uns veranlaßt, ihrem ganz nah bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienst mehrmals beizuwohnen, besehen, nach langer Erwartung, für uns provisorisch gelten sollende Oberorte kaum jemand das erste Mal, gelobwortlich denn bei wiederholtem Besuch, für imposirend anerkennen möchte. Es ist eine traurige Sache, daß ein reiner Cultus jeder Art, sobald er am Orte beschränkt und durch die Zeit betagt ist, eine gewisse Heuchelei niemals ganz ablehnen kann.

Die Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig des XVIII. unter dem Namen einer Gräfin Lille erschien auch am Brunnen, in weniger aber abgeschlossener Umgebung.

Bedeutende Männer habe ich noch zu nennen: Consistorialrath Herbig und Hofrath Marquart, den letztern als einen Freund und Nachfolger Jusmermanns.

Das vorbauernde üble Wetter drängte die Gesellschaft hier ins Theater. Mehr dem Personal als den Stücken wendete ich meine Aufmerksamkeit zu. Unter meinen Papieren find' ich noch ein Verzeichniß der sämtlichen Namen und der geleisteten Rollen, der zur Beurtheilung gelassene Platz hinlänglich ward nicht ausgefüllt. Iffland und Kotzebue thaten auch hier das Beste, und Lulalia, wenn man schon wenig von der Rolle verstand, bewirkte doch durch einen sentimentalsinnigen weiblichen Vortrag, den größten Effect; meine Nachstimmen verfassen in Thränen.

Was aber in Pyrmont appreciendig wie eine böse Schlange sich durch die Gesellschaft windet und bewegt, ist die Leidenschaft des Spiels und das daran bei einem jeden, selbst wider Willen, erregte Interesse. Man mag um Wind und Wetter zu entgehen in die Säle selbst treten, oder in bessern Stunden die Allee auf und ab wandeln, überall sieht das Ungeheuer durch die Reihen; bald hört man, wie ängstlich eine Gattin den Gemahl nicht weiter zu spielen anflehet, bald beobachtet und ein junger Mann, der in Verzweiflung über seinen Verlust die Gelegte vernachlässigt, die Braut vergißt; dann erschallt auf einmal ein Ruf gränzenloser Bewunderung: die Bank sey aufgesprengt! Es gesiel dieses Wortlich in Rouge und Noir. Der verständige Gewinner setzte sich alsdann in eine Postchaise, seinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es schien mit mäßiger Börse, denn er lebte stille fort, als wäre nichts geschehen.

Nun aber kann man in dieser Gegend nicht verweilen, ohne auf jene Localsichten hingewiesen zu werden, von denen uns Römische Geschichtschreiber ehrenvolle Nachrichten überliefern. Hier ist noch die Umwallung eines Berges sichtbar, dort eine Reihe von Hügeln und Dämmen, wo gewisse Heereszüge und Schlachten sich hatten ereignen können. Da ist ein Gebirgs-, ein Thalname, der dortige Wasser zu ehren scheint; berühmtliche Getränke sogar beuten auf die frühesten vor feiernden Zeiten, und man mag sich wenden und wenden wie man will, man mag noch so viel Anregung beweisen, vor solchen aus dem Ungewissen ins Unendliche verleitenden Bemühungen, man findet sich wie in einem magischen Kreise befangen, man identificirt das Vergangene mit der Gegenwart, man beschränkt die allgemeinste Räumlichkeit auf die jedesmal nächste und fühlt sich zuletzt in dem behaglichen Zustande, weil man für Einen Augenblick wähnt, man habe sich das Unfaßlichste zur unmittelbaren Anschauung gebracht.

Durch Unterhaltungen solcher Art, gesellt zum Lesen von so mancherlei Heften, Büchern und Büchelchen, als mehr oder weniger auf die Geschichte von Pyrmont und die Nachbarschaft bezüglich, ward zuletzt der Gedanke einer gewissen Darstellung in mir rege, wozu ich nach meiner Weise sogleich ein Schema verfertigte.

Im Jahre 1502 begab sich auf einmal auf allen Weltwegen eine lebhafte Wanderschaft nach Pyrmont, einer damals zwar bekannten aber doch noch nicht hochberühmten Quelle; ein Wunder hat niemand zu erklären wußte. Durch die Nachricht hiervon ward ein Deutscher wackerer Ritter, der in den besten Jahren stehe, aufgeregt; er [illegible] seinem Knappen alles zu rüsten und auf der [illegible] an genanntes Tagebuch zu führen; denn dieser, als Knabe zum Mönch bestimmt, war gewandt genug mit der Feder. Von dem Augenblicke des Beschlusses an enthielt sein Tagebuch die Anstalten der Ahnreise, die Sorge des Hausbereins in der Abwesenheit, wodurch und denn jene Zustände ganz anschaulich werden.

Sie machen sich auf den Weg und finden unzählige Wanderer die von allen Seiten herzuströmen. Sie sind bäuerisch, ordnen und geleiten die Menge, welches Gelegenheit gibt, diese Zustände der damaligen Zeit vor Augen zu bringen. Endlich kommt der Ritter als Führer einer großen Caravane in Pyrmont an; hier wird man gleich so wie bereits auf dem Wege durchaus das Locale beachtet und benutzt. Es war doch von uralten Zeiten her noch manches übrig geblieben, das an Hermann und seine Genossen erinnern durfte. Die Kirche zu Luden, von Carl dem Großen gestiftet, ist hier von höchster Bedeutung. Das Getümmel und Gewimmel wird vorgeführt; von den endlosen Frankheiten werden die widerwärtigen mit wenig Worten abgethan; die psychischen aber, als reinlich und wundervoll, ausführlich behandelt, so wie die Persönlichkeit der damit behafteten Personen hervorgehoben. Bezüge von Neigung und mancherlei Verhältnisse entwickeln sich und das Unerforschliche. Heilige macht einen wünschenswerthen Gegensatz gegen das Anbetungswürdige. Verwandte Geister ziehen sich zusammen. Charaktere suchen sich und so entsteht mitten in der Weltwoge eine Stadt Gottes, um den unsichtbare Mauern das Pöbelhafte nach seiner Weise wälzet und tost; denn auch Gemeines jeder Art versammelte sich hier: Marktschreier, die besonders Eingang fanden; Spieler, Gauner die jedermann nur nicht unsern Verbündeten trotzten; Zigeuner, die durch wunderbares Betragen, durch Kenntnisse der Zukunft Zutrauen und zugleich die allerängstlichste Ehrfurcht erweckten; der vielen Krämer nicht zu vergessen, deren Leinwand, Tücher, Felle vom Ritter sogleich in Beschlag genommen und dem sittlichen Kreise dadurch ein gedrängter Wohnort bereitet wurde.

Die Verkäufer, die ihre Waare so schnell und nützlich angebracht sahen, suchten eilig mit gleichen Stoffen zurückzukehren, andere specialisirten daraus sich und andern Schirm und Schutz gegen Wind und Wetter aufzustellen; genug bald war ein weit sich erstreckendes Lager errichtet, wodurch der sichtigen Angange, der Nachfolgende die ersten Wohnbedürfnisse befriedigt fand.

Den Beyfall der edeln Gesellschaft hatte der Ritter mit Patisanen umgehen und so sich vor jedem plötzlichen Anfalle gesichert. Es fehlte nicht an mißwollenden, widerwärtig-heimlichen, rechtig-heftigen Gegnern, die jedoch nicht wagten, sich zu nennen; denn einen zählte der ungenannte Kreis mehrere Ritter, alt und jung, die sogleich Name und Wohnort anordnen, es fehlt ihm nicht an ernsten gesitteten Männern, welche Recht und Gerechtigkeit handhaben.

Alles dieses ward, im Style jener Zeit, als unmittelbar angeschaut, von dem Knappen täglich niedergeschrieben mit naturgemäßen kurzen Betrachtungen, wie sie einem heranreifenden guten Geiste wohl geziemten.

Sodann aber erschienen Aufsehen erregend, langsaltig, blendend-weiß gekleidet, stufenweise gefahrt, drey würdige Männer: Jünglings, Mann und Greis und traten unversehens mitten in die wohlbestandene Gesellschaft.

Selbst geheimnißvoll enthüllten sie das Geheimniß ihres Zusammenführens und ließen auf die künftige Größe Vermuthungen in eine freundliche Ferne lichtvoll hinausstehen.

Dieser Gedanke beschäftigte mich die ganze Zeit meines Aufenthalts, insgeheim auf der Rückreise. Weil aber, um dieses Wort gebraucht und lehrreich zu machen, gar manches zu studiren war und viel dazu gehörte derjenigen zerstückelten Sinn ins Ganze zu verarbeiten, so daß es würdig gewesen wäre von allen Badegästen nicht allein, sondern auch von allen deutschen, besonders niederdeutschen Lesern beachtet zu werden; so kam es bald in Gefahr Aufwurf oder Grille zu bleiben, besonders da ich meinen Aufenthalt in Göttingen zum Studium der Gesichte der Interessierte bestimmt hatte, wovon an seinem Ort gehandelt worden.

Ich hatte die letzten Tage bei sehr unbeständigem Wetter nicht auf das angenehmste zugebracht und fing an zu fürchten, mein Aufenthalt in Pyrmont würde mir nicht zum Heil gedeihen. Nach einer so bedeutenden Krankheit mich abermals im Brennenden Sinne einem so entsetzlichen erregenden Bade zuzuschicken, war vielleicht nicht ein Zeugniß richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, daß mich Nichts die heftigste Bewegung ganz nicht schalten ließ, der Tage das Gleichgültigste in einen ereignissen Zustand versetzte.

Der Herzog mein gnädigster Herr kam den 9. Juli in Pyrmont an, ich erfuhr, was sich zunächst in Weimar zugetragen und was daselbst begonnen worden; aber eben jener aufgeregte Zustand ließ mich einer so erwünschten Nähe nicht genießen. Das fortdauernde Regenwetter verbitterte jede Geselligkeit im Freien, ich entfernte mich am 17. Juli, wenig erbaut von den Resultaten meines Aufenthalts.

Durch Bewegung und Zerstreuung auf der Reise, auch wohl wegen unterlassenen Gebrauchs des unten gehenden Mineralwassers, gelangt' ich in glücklicher Stimmung nach Göttingen. Ich bezog eine angenehme Wohnung bei dem Instrumentenmacher Krämer an der Allee im ersten Stocke. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daselbst war, die Lücken des bisherigen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab solches dem Herrn Professer Reuß und erfuhr von ihm so wie von allen übrigen Angestellten die entscheidendste Beihülfe. Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, sondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen. Einen großen Theil des Tags verbrachte man mir auf der Bibliothek zusammen, viele Werke wurden mir nach Hause gesendet, und so verbrach' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeschichte von Göttingen, nach Pütter, studirte ich nun am Orte selbst mit größter Aufmerksamkeit und eigentlichster Theilnahme, ja ich ging die Lections-Catalogen vom Ursprung der Academie sorgfältig durch, wodurch man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann bearbeitete ich vorzüglich die sämmtlichen physikalischen Compendien, nach welchen gelesen worden, in den nach und nach aufeinander folgenden Ausgaben, und in solchen besonders das Capitel von Licht und Farben.

Die übrigen Stunden verbrach' ich sodann in großer Erweiterung. Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln anführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen nach Weende mit Professer Bouterwek zu Obermann Wessels, und einer andern von Hofrath Meiners veranstalteten, wo ein ganz heiterer Tag zuerst auf der Papiermühle, dann in Physeldhausen, ferner auf der Pleße, wo eine stattliche Reclamation bereitet war, in Gesellschaft des Professer Fiorillo zugebracht, und am Abend auf Mariaspring traulich beschlossen wurde.

Die unermüdliche buntgefällige Belebrung Hofrath Blumenbachs, die mir so viel neue Kenntniß und Aufschluß verlieh, erregte die Lebenslust meines Sohnes für die Fossilien des Steinreichs. Gar manche Spaziergänge wurden dorthin vorgenommen, die häufig vorkommenden Exemplare gierig zusammengesucht, den seltnern emsig nachgespürt. Hierbey ergab sich der merkwürdige Unterschied zweier Charactere und Tendenzen: indeß mein Sohn mit der Leidenschaft eines Sammlers die Vorkommnisse aller Art zusammentrug, hielt Eduard, ein Sohn Blumenbachs, als gewesener Militär, sich bloß an die Belemniten und verwendete seine, um einen Sandsteinen als Festung herumtrat mit Palisaden zu umgeben.

Zehn oder besser im Professer Hoffmann, und ward den Kryptogamen, die hier sich immer eine ungewöhnliche Provinz gewesen, näher bekannt. Ich sah bey ihm mit Bewunderung die Trockenniß sogenannter Farrenkräuter, die das sonst nur durch Mikroskope Sichtbare dem gewöhnlichen Tagesblicke entgegen führten. Ein gewaltsamer Regenguß überschwemmte den untern Garten, und einige Straßen von Göttingen standen unter Wasser. Hieraus erwuchs uns eine sondersame Verlegenheit. In einem herrlichen, bei Hofrath Mertens angestellten Gastmahl saßen wir und in Verlegenheit hineingen lassen. Ich kam glücklich durch, allein der Freund, mit meinem Sohne zugleich eingeschachtelt, ward den Trägern zu schwer, sie setzten wie bei trockenen Füßen den Kasten nieder, und die gesamten Insassen waren nicht wenig verwundert, den Strom zu ihnen hereindringen zu fühlen.

Auch Professer Gruffer zeigte mir die Instrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umständlich vor. Mehrere bedeutende Fremde, deren man auf frequentierten Universitäten immer als Gäste zu finden pflegt, lernt' ich daselbst kennen, und mit jedem Tag vermehrte sich der Reichthum meines Gewinnes

über alles Erwarten. Und so bald ich denn auch der freundlichen Theilnahme des Professor Sartorius zu gedenken, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger empfindet ist, mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geselligkeit die sämmtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthalts zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten.

Auch hatte derselbe in Gesellschaft mit Professor Hugo die Gefälligkeit, einen Vortrag von mir zu verlangen, und was ich denn eigentlich bei meiner Farbenlehre beabsichtige, näher zu vernehmen. Einem solchen Antrage durft' ich wohl, bald Scherz bald Ernst, zu eigner Fassung und Uebung nachgeben; doch konnte bei meiner noch nicht vollständigen Bekanntschaft des Gegenstandes dieser Versuch weder mir noch ihnen zur Befriedigung ausschlagen.

So vertraulich ich denn die Zeit so angenehm als nützlich, und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es sey sich einer so großen Masse von Gelehrsamkeit zu nähern; denn indem ich, um einzelner in mein Geschäft einschlagender Dissertationen willen, ganze Bände dergleichen akademischer Schriften vor mich legte, so fand ich nebenher allerley so viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnedies leicht zu erregenden Befriedigkeit und Vertrauniß in vielen Fächern, hier und da hingezogen ward und meine Collectaneen eine bunte Gestalt anzunehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder ins Enge und wußte zur rechten Zeit einen Abschluß zu finden.

Indeß ich nun eine Reihe von Tagen nützlich und angenehm, wie es wohl selten geschieht, zubrachte, so erlitt ich dagegen zur Nachtzeit gar manche Unbill. Da die Augenübel höchst verdrießlich und in der Folge lächerlich erscheinen.

Meine sodane und talentvolle Freundin Dem. Jagemann hatte kurz vor meiner Ankunft das Publicum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus als den Frauen lieb war, und gleicherweise sah man eine erregbare Jugend hingerissen; aber mir hatte die Superiorität ihrer Natur- und Kunstgaben ein großes Unheil bereitet. Die Tochter meines Wirthes Dem. Krämer hatte von Natur eine recht sodane Stimme, durch Uebung eine glückliche Ausbildung derselben erlangt, ihr aber fehlte die Anlage zum Triller, dessen Anmuth sie nun von einer fremden Virtuosin in höchster Vollkommenheit gewahr werden; nun schien sie alles Ernstes zu vernachlässigen und nahm sich vor, diese Zierde des Gesanges zu erringen. Wie sie es damit die Tage über gehalten, weiß ich nicht zu sagen, aber Nachts, eben wenn man sich zu Bette legen wollte, erstieg ihr Eifer den Gipfel: bis Mitternacht wiederholte sie gewisse cadenzartige Gänge, deren Schluß mit einem Triller getödnt werden sollte, meistens aber häßlich entstellt, wenigstens ohne Bedeutung, abgeschlossen wurde.

Andern Anlaß zur Verzweiflung gaben ganz entgegengesetzte Töne; eine Hundesocietät versammelte sich um das Echaus, deren Gebell unaufhaltsam unerträglich war. Sie zu verscheuchen, griff man nach den ersten besten Werkzeugen, und da flog denn manches Ammonshorn des Heidengeb., von meinem Sohne mühsam herbeigetragen, gegen die unwillkommenen Ruhestörer, und gewöhnlich umsonst. Denn wenn wir alle versammelt glaubten, bell' es immerfort bis wir endlich entdeckten, daß über unsern Häuptern sich ein großer Hund des Hauses am Fenster aufrecht gestellt seine Cameraden durch Erwiederung hervorrief.

Aber dieß war noch nicht genug; aus tiefem Schlafe weckte mich der ungeheure Ton eines Hornes, als wenn es mir zwischen die Bettvorhänge hineinbliese. Ein Nachtwächter unter meinem Fenster verrichtete sein Amt auf seinem Posten, und ich war doppelt und dreifach magisch, als seine Pflichtgenossen an allen Enden der auf die Alle führenden Straßen antworteten, um durch erschütternde Töne uns zu bemeistern, daß sie für die Sicherheit unserer Ruhe besorgt seyen. Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung zu treten, welche die besondere Gefälligkeit hatte, erst eins, dann mehrere dieser Hörner um des wandernden Fremden willen zum Schweigen zu bringen, der im Begriff war die Rolle des Oberon in Humperv Kinker zu spielen, dessen ungeduldige Reizbarkeit durch ein paar Waldhörner zum tödtigen Wahnsinn gesteigert wurde.

Beiebrt, froh und dankbar reiste ich den 11. August von Göttingen ab, besuchte die Bataillenfelde von Deuthfeld, deren problematische Erscheinung schon damals die Naturforscher beunruhigte. Zu beiden den hohen Hahn, auf welchem das schauste Wetter die weite Umsicht begünstigte, und den Begriff der Landschaft vom Harz der deutlicher fassen half. Ich begab mich nach Hannbrück-Minden, dessen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch die Vereinigung der Werre und Fulde gebildet, einen sehr erfreulichen Anblick darbot. Von da begab ich mich nach Cassel, wo ich die Meinigen mit Prof. Meyer antraf; wir besahen unter Anleitung des wackern Rath, dessen Gegenwart uns an den frühern Römischen Aufenthalt gedenken ließ. Mittelmäßige an dem Tage, wo die Springwasser das mannigfaltige Park- und Garten-Local verherrlichten. Wir besuchten sorgfältig die köstlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schlosses, durchwandelten das Museum und besuchten das Theater. Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Trusches, der in frühern Jahren durch redliche Tüchtigkeit sich in die Reihe der Edlen von Berlichingen zu stellen verdient hatte.

Den 21. August gingen wir über Hohenecken nach Kreuzburg; am folgenden Tage, nachdem wir die Salinen besehen, gelangten wir nach Eisenach, begrüßten die Wartburg und den Mädelstein, wo sich manche Erinnerung von zwanzig Jahren her belebte. Die Anlagen des Handelsmanns Röse waren zu einem neuen unerwarteten Gegenstand indessen heranangewachsen.

Darauf gelangte ich nach Gotha, wo Prinz August mich nach altem freundschaftlichem Verhältniß in seinem angenehmen Sommerhause wirthlich aufnahm und die ganze Zeit meines Aufenthalts eine im Engen geschlossene Tafel hielt; wobei der Herzog und die theuren von Frankenbergischen Gatten niemals fehlten.

Herr von Grimm, der vor den großen revolutionären Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig dem Sechszehnten, glücklicher als dieser von Paris entwichen war, hatte bei dem altbefreundeten Hofe eine sichere Freistatt gefunden. Als geübter Weltmann und angenehmer Mitgast konnte er doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verlust nicht immer verbergen. Ein Beispiel wie damals aller Besitz in nichts zerfloß, sey folgende Geschichte: Grimm hatte bei seiner Flucht dem Geschäftsträger einige hunderttausend Franken in Assignaten zurückgelassen; diese wurden durch Mandate noch auf geringeren Werth reducirt, und als nun jeder Einsichtige, die

Vernichtung auch dieser Papiere voraus fürchtend, sie in irgend eine ungerstörliche Waare umzusetzen trachtete, — wie man denn z. B. Reis, Wachslichter und was dergleichen nur noch zum Verkaufe ausgeboten wurde, begierlich aufspeicherte — so zauderte Grimms Geschäftsträger wegen großer Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüsseler Manschetten und Busentaste hingab. Grimm zeigte sie gern der Gesellschaft, indem er kaum den Vortheil verieth, daß wohl niemand so kostbare Staatsjuwelen aufzuweisen habe.

Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zusammen gewesen, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch literarischen Mittheilungen unterhalten, stach freilich sehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der andern verschwand, und man sich, wie bei einer Sündfluth kaum auf den höchsten Gipfeln, so hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde geschützt glaubte. Interesse fehlte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen eintretenden Geburtstag wollte man mit gnädiger Aufmerksamkeit bei einem solchen geschlossenen Kreise feiern; schon an den gewöhnlichen Gängen sah man einigen Unterschied; beim Nachtisch aber trat nun die sämmtliche Livree des Prinzen in stattlich gekleidetem Zug herein, voran der Haushofmeister; dieser trug eine große, von bunten Wachsblöden flammende Torte, deren ins Halbhundert sich belaufende Anzahl einander zu schmelzen und zu verzehren drohte, anstatt daß bei Kinderfeierlichkeiten der Art noch Raum genug für nächstfolgende Lebenskerzen übrig bleibt.

Auch mag dieß ein Beispiel seyn, mit welcher anständigen Raivetät man schon seit so viel Jahren einer wechselseitigen Neigung sich zu erfreuen gewußt, wo Scherz und Aufmerksamkeit, guter Humor und Gefälligkeit, geistreich und wohlwollend das Leben durchaus zierlich durchzuführen sich gemeinsam bestrebten.

In der besten Stimmung kehrte ich am 30. August nach Weimar zurück, und vergaß über den neuaufdringenden Beschäftigungen, daß mir noch irgend eine Schwachheit als Folge des erduldeten Uebels und einer gewagten Cur möchte zurückgeblieben seyn. Denn mich empfingen schon zu der nunmehrigen dritten Ausstellung eingesendete Concurrenzskizze. Sie ward abermals mit Sorgfalt eingerichtet, von Freunden, Nachbarn und Fremden besucht, und gab zu mannigfaltigen Unterhaltungen, zu näherer Kenntniß mitlebender Künstler und der daraus hervorleitenden Beschäftigung derselben Anlaß. Nach geendigter Ausstellung erwies der in der Römisch antiken Schule zu schöner Form und trefflichster Ausführung gebildete Nahl die Hälfte des Preises, wegen Adrill auf Styros, Hoffmann aus Köln hingegen, der farben- und lebenslustigen Niederländischen Schule entsprossen, wegen Achills Kampf mit den Flüssen, die andere Hälfte; außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Verzierung der Schlosszimmer aufbewahrt.

Und hier ist wohl der rechte Ort eines Hauptgeschäftes zu erwähnen, den der unsichtige Fürst den Weimarischen Kunstfreunden zur Ueberlegung und Ausführung gab.

Die Zimmer des neueingerichteten Schlosses sollten nicht allein mit anständiger fürstlicher Pracht ausgestattet werden, sie sollten auch den Talenten gleichzeitiger Künstler zum Denkmal gewidmet seyn. Am reinsten und vollständigsten ward dieser Gedanke in dem von durchlauchtigster Herzogin verehrten Eckzimmer ausgeführt, wo mehrere Concurrenzen und sonstige Stücke gleichzeitiger Deutscher Künstler, meist in Sepia, unter Glas und Rahmen auf einfachem Grund angebracht wurden. Und so wechselten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hoffmann aus Köln und Nahl aus Cassel, von Heinrich Meyer aus Stäfe und Hummel aus Neapel, Statuen und Basreliefe von Tieck, eingelegte Arbeit und Flachverbindungen von Catel, in geschmackvoller harmonischer Folge. Daß jedoch dieser erste Versuch nicht durchgreifender ausgeführt worden, davon mag der gewöhnliche Weltgang die Schuld tragen, wo eine übrige Absicht oft mehr durch den Zwiespalt der Theilnehmenden, als durch äußere Hindernisse gefährdet wird.

Meiner Büste, durch Tieck mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einschaltend an dieser Stelle wohl gedenken.

Was den Gang des Schlosshaus in der Hauptsache betrifft, so konnte man demselben mit desto mehr Beruhigung folgen, als ein paar Männer wie Genz und Rabe, darin thätig aufgeklärt zu wirken angefangen. Ihr unverlässiges Verdienst überhob aller Zweifel in einzelnen Fällen, die man sonst mit einer gewissen Bangigkeit hätte betrachtet haben; denn im Grunde war es ein wundersamer Zustand. Die Mauern eines alten Gebäudes standen gegeben, einige neuere, ohne genugsame Umsicht darin vorgenommene Anordnungen stehen überdachteren Plänen hinderlich, und das Alte so gut als das Neue hörten und freieren Unternehmungen im Wege; weshalb denn wirklich das Schlossgebäude manchmal aussah wie ein Gebirg, aus dem man, nach Indischer Weise, die Architektur herausbauen wollte. Und so leiteten diesmal das Geschäft gerade ein paar Männer, die freilich als geistreiche Künstler mit freiem Sinn herantraten, und von denen man nicht abermals abzuändernde Abänderungen sondern eine schickliche Feststellung des Bleibenden zu erwarten hatte.

Ich wende nunmehr meine Betrachtungen zum Theater zurück. Am 24. October, als am Jahrtag des ersten Maskenspieles Pallaprion und Neoterpe, wurden die Brüder nach Terenz von Einsiedel bearbeitet aufgeführt, und so eine neue Folge theatralischer Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten. Mannigfaltigkeit in die Vorstellungen bringen und zu Ausbildung gewisser Fertigkeiten Anlaß geben sollten.

Schiller bearbeitete Lessings Nathan, ich blieb dabei nicht unthätig. Den 28. November ward er zum ersten Mal aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die Deutsche Bühne.

Schiller hatte die Jungfrau von Orleans in diesem Jahr begonnen und geendigt; wegen der Aufführung ergaben sich manche Zweifel, die uns der Freude beraubten ein so wichtiges Werk zuerst auf das Theater zu bringen. Es war der Thätigkeit Iffslands vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, durch eine glänzende Darstellung dieses Meisterstücks sich für alle Zeiten in den Theaterannalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben.

Nicht geringen Einfluß auf unsere dießjährigen Leistungen erwies Mad. Unzelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftreten sollte. Gar manches Unbequeme zu Schädliche hat die Erscheinung von Gästen auf dem Theater; wir lehnten sie sonst möglich ab, wenn sie uns nicht Gelegenheit gaben, sie als neue Anregung und Steigerung unserer bleibenden Gesellschaft zu benutzen, dieß konnte nur durch vorzügliche Künstler geschehen.

Mad. Unzelmann gab alle wichtige Vorstellungen hintereinander, bei welchen das ganze Personal in bedeutenden Rollen auftrat und schon an und für sich, zugleich aber im Verhältniß zu dem neuen Gaste, das Möglichste zu leisten hatte. Dieß war von unschätzbarer Anregung. Nichts ist trauriger als der Schauderian, mit dem sich der Einzelne zu einer Gesammtheit hingeben läßt; aber auf dem Theater ist es das Allerschlimmste, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird, und nicht etwa ein durch die Zeit selbst sich entwickelnder Erfolg abzuwarten ist. Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Creatur von der Welt, weiß ich er incorrigibel, deßhalb sind neues Publicum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel: jenes läßt ihm seine Fehler nicht eingehen, dieser fordert ihn zu schuldiger Anstrengung auf. Und so möge denn nun auch das auf dem Deutschen Theater unausbleibliche Gastrollenspielen sich zum allgemeinen Besten wirksam erweisen.

Stolbergs öffentlicher Uebertritt zum katholischen Cultus zerriß die schönsten früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei nichts, denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte sich schon längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ja fühlte selbst für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche.

Auch überraschte mich dieses Ereigniß keineswegs, ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und so konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zusehen, der aus einer solchen Manifestation geheimer Mißverhältnisse zuletzt entspringen mußte.

1802.

Auf einen hohen Grad von Bildung waren schon Bühne und Zuschauer gelangt. Ueber alles Erwarten glückten die Vorstellungen von Jon (Jan. 6.), Turandot (Jan. 20.), Iphigenia (Mai 15.), Alarcos (Mai 29.), sie wurden mit größter Sorgfalt trefflich gegeben; letzterer konnte sich jedoch keine Gunst erwerben. Durch diese Vorstellungen bewiesen wir, daß es Ernst sey, alles was der Aufmerksamkeit würdig wäre einem freien reinen Urtheil aufzustellen; wir hatten aber hiebei mit verträngendem ausschließendem Parteigeist zu kämpfen.

Der große Zwiespalt der sich in der Deutschen Literatur hervorthat, wirkte, besonders wegen der Nähe von Jena, auf unsern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neuern strebenden Philosophie und einer daraus hervorleuchtenden Aesthetik, ohne viel auf Persönlichkeiten zu achten, die nebenher im Besondern ein muthwilliges und freches Spiel trieben.

Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tiefsten belebigt, deßhalb trat schon am Vorstellungsabend Jons, dessen Verfasser kein Geheimniß geblieben war, ein Oppositions-Versuch unbescheiden hervor; in den Zwischenacten flüsterte man von allerlei Lächerlichkeiten, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünschten Anlaß gab. Ein sowohl der Autor als die Intendanz angreifender Aufsatz war in das Modejournal projectirt, aber ernst und kräftig zurückgewiesen; denn es war noch nicht Grundsatz daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sey, das zu zerstören was andern kurz vorher aufgebaut hatten.

Wir wollten ein für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indeß der andern Partei gerade daran gelegen war sie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deßhalb gab es einen großen Kampf, als ich aus den Klemmfädern alles ausstrich was gegen die Personen gerichtet war, die mit mir in der Hauptsache übereinstimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre sämmtlichen Productionen lobenswerth finden konnte. Man regte sich von der Gegenseite gewaltig, und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig sey, man mit ihm Rath zu pflegen habe. Es sey mit Schillern geschehen und ein anderer könne das Gleiche fordern. Diese wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten; Schiller trachte nur edel Anregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Verdunkelndes herbei; und das ist das Kunstfeindliche solcher Geister, daß sie jedes wahre reine Verhältniß mißkennend über Schicklichkeiten in die lästige Nachsicht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wissen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und ich gab mir die Mühe alle entstandenen Lücken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir denn auch gelang das Lachen der Menge zu erregen.

Dieses alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am fünften März zu feiernden Festes in der Weimarischen Societät sich ereignete. Die Sachen standen so, daß es früher oder später dazu kommen mußte, warum gerade gedachter Tag erwählt war, ist mir nicht ermittelt, genug an demselben sollte zu Ehren Schillers eine große Exhibition von wandernden auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeine ganz neu decorirten Stadthausplatz Platz finden. Die Absicht war offenbar Aufsehen zu erregen, die Geistlichkeit zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegen zu stellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegen zu setzen. Schillers Wohlwollen zu erschüttern, mich durch ihn zu gewinnen, oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.

Schillern war nicht wohl zu Muthe bei der Sache; die Rolle die man ihn spielen ließ, war immer verfänglich, unerträglich für einen Mann von seiner Art. Wie für jeden Wohldenkenden, so als eine Zierde fremdwohner Verehrungen in Persien vor großer Gesellschaft dazustehen. Er hatte Lust sich krank zu melden, doch war er, geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse mehr in die Societät verflochten, fast genöthigt diesen bittern Kelch auszuschlürfen. Wir setzten voraus daß es vor sich gehen würde, und scherzten manchen Abend darüber; er hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte.

Soviel man vermuthen konnte sollten manche Gestalten der Schillerschen Stücke vortreten; von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß. Helm und Fahne, durch Bilsenschmier und Vermilion behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatte großes Aufsehen erregt und das Geheimniß vorerst ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Chorführer selbst vorbehalten; eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen, nach gesprochnem geheimnißvollen Gruße, nach geflossener glühender Masse

sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schillers Büste hervortreten. Wir belustigten uns an diesem nach und nach sich verbreitenden Geheimniß, und sahen den Handel ablaufen vorwärts gehen.

Nur dieß man uns für anzumuthig, als man uns selbst zur Mitwirkung aufforderte. Schillers einzige Original-Büste, auf der Weimarischen Bibliothek befindlich, eine frühere herrliche Gabe Dannekers, wurde zu seinem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeschlagen, weil man noch nie eine Gypsbüste unbeschädigt von einem Orte zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten her zufällig eintretende Verwicklungen erregten jene Verbündeten aufs höchste; sie bemerkten nicht daß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten alles zu beseitigen sey, und so glich nichts dem Erstaunen, dem Verlegen, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stellen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden, und die Erklärung vernehmen mußten: er sey erst ganz neu eingerichtet und decorirt, man könne daher ihm zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verantworten könne.

Das erste Finale des unterbrochenen Opferfestes macht nicht einen so entsetzlichen Spectakel als diese Störung, zu Vernichtung des ibolischen Vorspiels, zuerst in der obern Societät und sodann stufenweise durch alle Grade der sämmtlichen Population antrachtete. Da nun der Zufall unterscheidliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hindernisse dergestalt geschickt combinirt hatte, daß man darin die Leitung einer einzigen feindlichen Princips zu erkennen glaubte; so war ich es, auf den der heftige Grimm sich richtete, ohne daß ich es jemand verargen mochte. Man hätte aber bedenken sollen, daß ein Mann wie Kayserling, der durch vielfache Anlässe nach mancherSeiten hin Mißwollen erregt, sich gelegentlich feindseligeMirkungen schneller zu und darüber zuziehe, als einer verabredeten Verschwörung zu veranlassen jemals gelingen würde.

War nun eine bedeutende höhere Gesellschaft auf der Seite des Widersachers, so zeigte die mittlere Classe sich ihm abgeneigt, und brachte alles zur Sprache, was gegen dessen erste jugendliche Unternehmungen zu sagen war, und so wogten die Gesinnungen gewaltsam wider einander.

Unsere höchsten Herrschaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem, freiem Umblick, diesen Privatbündeln keine Aufmerksamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller sagt, oft naiv ist, stellte dem ganzen Ereignis die Krone auf, indem gerade in dem Moment der versöhnende Bureaumeister, als verdienter Geschäftsmann, durch ein Decret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an Geistreichen, das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädicat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist.

Daß eine solche Erschütterung auch in der Folge auf unsern geselligen Kreis schädlich eingewirkt habe, läßt sich denken; was mich davon zunächst betroffen, möge hier gleichfalls Platz finden.

Schon im Lauf des vergangenen Winters hielt sich, ganz ohne speculative Zwecke, eine edle Gesellschaft zu uns, an unserm Umgang und sonstigen Leistungen sich erfreuend. Bei Gelegenheit der Pfingstfeste dieser achtbaren Vereinigung, die in meinem Hause, unter meiner Besorgung, von Zeit zu Zeit gefeiert wurden, entstanden mehrere nachher ins Allgemeine verbreitete Gesänge. So war das bekannte: „Mich ergreift ich weiß nicht wie," zu dem 12. Februar gedichtet, wo der durchdringliche Frühling, nach Paris reisend, zum letzten Mal bei uns eine kehrte, worauf denn die dritte Strophe des Liedes zu deuten ist. Eben so hatten wir schon das neue Jahr begrüßt und im Stiftungsliede: „Was gehört zu solchem Nachbarn" konnten sich die Glieder der Gesellschaft, als unter leichte Masken verkäuft, gar wohl erkennen. Ferner ward in noch andere durch Raserei vorzüglich ansprechende Gesänge dieser Vereinigung Feuchtig, wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Gesinnung ohne Anmaßung, Geselligkeit ohne Ziererei und, zu all dem, Natürlichkeit ohne Roheit, wechselseitig in einander wirkten.

Nun hatten wir freilich den Widersacher, ungeachtet mancher seiner anfangenden klüglichen Versuche, nicht hereingelassen, wie er denn niemals mein Haus betrat; verhielt er gebührig war sich eine eigene Umgebung zu bilden, und dieß ward ihm nicht schwer. Durch gefälliges, bescheiden zudringliches Weltwesen wußte er wohl einen Kreis um sich zu versammeln; auch Personen bei unsern traten ihm über. Wo die Geselligkeit Unterhaltung findet, ist sie zu Hause. Alle traten sich an dem Feste des fünften März activen Theil zu nehmen, behhalb ich denn, als vermeintlicher Zweiter solches Freuden- und Ehrentages, eine Zeit lang verwünscht wurde. Unsere kleine Versammlung trennte sich, und Gesänge jener Art gelangen mir nie wieder.

Alles jedoch was ich mir mit Schillern und andern verbündeten thätigen Freunden vorsetzte, ging unaufhaltsam seinen Gang; denn wir waren in Leben schon gewohnt den Verlust hinter uns zu lassen, und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um desto eher geschehen, als wir von den erhabensten Gesinnungen der allerobersten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Ansicht die Hof- und Stadt-Abenteuer als gleichgültig vorübergehend, sogar manchmal als unterhaltend betrachteten.

Ein Theater das sich mit frischen jugendlichen Subjecten von Zeit zu Zeit erneuert, muß lebendige Fortschritte machen; hierauf nun war beständig unser Absehen gerichtet.

Am 17. Februar betrat Dlle. Maas zum ersten Mal unsere Bühne. Ihre mediale Gestalt, ihr anmuthig natürliches Wesen, ein wohlthuendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann sogleich das Publicum. Nach drei Proberollen: als Mädchen von Marienburg, als Rosine in Zurist und Bauer, als Lottchen im Deutschen Hausvater, ward sie engagirt, und man konnte sehr bald bei Besetzung wichtiger Stücke auf sie rechnen. Am 29. November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Acquisition. Aus Achtung für Mad. Unzelmann, aus Neigung zu derselben, als einer allerliebsten Künstlerin, nahm ich ihren zudrittjährigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufällig prüft' ich ihn auf eine ganz eigene Weise. Er mochte sich eingeredet haben mir mancherlei vorzusagen; allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes orientalisches Mährchenbuch, worauf er auf der Stelle ein heiteres Gespräch las, mit so viel natürlichem Humor, Charakteristik im Ausdruck beim Personen- und Situationswechsel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat in der Rolle als Gbrge in den beiden Billets mit Beifall auf, und zeigte sich besonders in natürlich humoristischen Rollen auch wünschenswerthest.

Indeß nun auf unserer Bühne die Kunst in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortstrebte, ereignete sich ein Todesfall, dessen zu erwähnen ich für Pflicht halte.

Corona Schröter starb, und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte ihr ein würdiges dauerndes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu erneuen gewußt hätte. Es war ehemalens bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Miedings des Theaterdecorateurs, daß in ernster Heiterkeit der sodann Freunden gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Transcendenten, auf schwarz gerändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Coronen war es keine Todesbetrauung, ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erheiterten sich noch lange Jahre; sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte.

Nachträglich zu den Theaterangelegenheiten ist noch zu bemerken, daß wir in diesem Jahr uns gutmüthig bezeigen lieben, auf ein Intriguenstück einen Preis zu setzen. Wir erhielten noch und noch ein Dutzend, aber meist von so desperater und verrückter Art, daß wir nicht genugsam uns wundern konnten, was für seltsame falsche Vorstellungen in lieben Vaterlande hermisch cirkulieren, die denn bei solchem Anlaß sich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unser Urtheil zurück, da eigentlich Zeit zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Productionen wieder aus.

Auch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach seit unseres Lebens kannten, sich zu nähern anfing und und gleich bei den ersten Musteraktion in Erstaunen setzte.

Zwischen alle diese vorerzählten Arbeiten und Sorgen schlangen sich gar manche unangenehme Bemühungen, im Gefolg der Physiken, die ich gegen die Musen zu Jena seit mehreren Jahren übernommen und durchgeführt hatte.

Der Arzt des Hofrath Büttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf. Die Eigenheiten dieses wunderlichen Mannes lassen sich in wenige Worte fassen: unbeschränkte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein übereinkommender Ordnungsgabe. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren wendete er die Pension an, die man ihm jährlich für die schuldige Summe der Stammbibliothek bezeichnete. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schlosses waren ihm zur Wohnung eingegeben, wo diese sämmtlich beisammen lagen. In allen Auctionen bestellte er sich Bücher, und als der alte Schreibvogt, sein Commissionär, ihm einstmals erbrochene, daß ein bedeutendes Buch schon zweimal vorhanden sey, rief er dagegen: ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben.

Nach seinem Tode fand sich ein großes Zimmer, auf dessen Boden die sämmtlichen Auctionsverzeichnisse, partienweis wie sie angekommen, neben einander hingelegt waren. Die Wandschränke standen gefüllt, in dem Zimmer selbst konnte man keinen Fuß vor den andern setzen. Auf alle gebrechliche Stühle waren Bücher oder Bücher, wie sie von der Messe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Stühle zusammen, und das Neue schob sich stufweise über das Alte hin.

In einem andern Zimmer lehnten an den Wänden wieder gethürmt, pyramidisch, gestapelt Bücher, wovon der Protokoll erst noch hinzuzeigt werden sollte. Und so fuhren dieser wackre Mann, im höchsten Alter die Thätigkeit seiner Jugend fortzusetzen begierig, endlich nur in Bestellzetteln verloren. Denke man sich andere Kammern mit brauchbarem und unbrauchbarem physikalisch-chemischem Apparat überfüllt, und man wird die Verlegenheit ermessen, in der ich mich befand, als dieser Theil des Nachlasses, von dem seinen Erben geschieden, übernommen und aus dem Quartiere, das seinen längst zu andern Zwecken bestimmt gewesen, cumulativerisch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit, vieles kam zu Schaden, und mehrere Jahre reichten nicht hin die Verworrenheit zu tilgen.

Wie nöthig in solchem Falle eine persönlich entscheidende Gegenwart sey, überzeugt man sich leicht. Denn da wo nicht die Rede ist das Beste zu leisten, sondern das Schlimmere zu verwehren, entstehen unaufhaltsame Zweifel, welche nur durch Entschluß und That zu beseitigen sind.

Leider wird ich zu einem andern gleichfalls dringenden Geschäft abgerufen, und hatte noch öfters zu schlichten, solche Mißverhältnisse zu hinterlassen, die in besprochenen Sinne die Arbeit einige Zeit fortzuführen so fähig als genügt waren.

Schon mehrmals war im Lauf unsrer Theatergeschichten von dem Vortheil die Rede gewesen, welche der Lauchstädter Sommeraufenthalt der Weimarischen Gesellschaft bringe; hier ist aber dessen ganz besonders zu erwähnen. Die dortige Bühne war von Brüssow so ökonomisch als möglich eingerichtet; ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Brettergebäude, von welchen zu beiden das Publikum bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musenmenuet dar; der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. Nun aber, bei neuerer Belebung und Steigerung unserer Anstalt, forderten sowohl die Stücke als die Schauspieler, besonders aber auch das Hallische und Leipziger theilnehmende Publicum ein würdiges Local.

Der mehrere Jahre lang erst sachte, dann lebhafter betriebene Schloßbau zu Weimar rief talentvolle Baumeister daran, und wie es immer war und seyn wird: wo man bauen siehet, regt sich die Lust zum Bauen. Wie sich's nun vor einigen Jahren ausgewiesen, so war, durch die Gegenwart des Herrn Thouret begünstigt, das Weimarische Theater wohl eingerichtet. Es fand sich auch diesmal, daß die Herren Berg und Rabe aufgefordert wurden, einem Lauchstädter Haushran die Gestalt zu verleihen.

Die Zweifel gegen ein solches Unternehmen waren vielfach zur Sprache gekommen. In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz beiendern Rücksichten der dort Angestellten, schienen die Hindernisse kaum zu beseitigen. Der Platz des alten Theaters war zu einem größern Gebäude nicht geeignet, der schöne einzig schattige Raum streitig zwischen verschiedenen Gerichtsobersten, und so rang man Bedenken, daß Haus dem frischen Sinne nach ohne redlichen Grund aufzuerbauen. Doch von dem Drang der Umstände, von unruhiger Thätigkeit, von leidenschaftlicher Kunstliebe, von unverfiegbarer Productivität getrieben beseitigten wir endlich alles Entgegenstehende; ein Plan ward entworfen, ein Modell

der eigentlichen Bühne gefertigt, und im Februar hatte man sich schon über das was geschehen sollte, vereinigt. Abgewiesen ward vor allen Dingen die Hüttenform, die das Ganze unter ein Dach bringt. Eine mässige Vorhalle für Casse und Treppen sollte angelegt werden, dahinter der vordere Raum für die Zuschauer emporsteigen, und ganz dahinter der bedeckte fürs Theater.

Viel, ja alles kommt darauf an, wo ein Gebäude stehe. Dieß ward an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt bedacht, und auch nach der Ausführung mußte man es nicht besser verlangen. Der Bau ging nun kräftig vor sich; im März lag das accordirte Holz fertig und bei Saalfeld eingefroren, benutzt, gearbeitet aber spielten wir den 2ten Juni zum ersten Mal. Das ganze Unternehmen in seinem Detail, das Gründige und Ungünstige in seiner Eigenthümlichkeit, wie es unsere Thätigkeit drei Monate lang unterhielt, Mühe, Sorge, Verdruß mancher und noch alles hindurch verbindende Aufopferung fordernde, dieß zusammen würde einen kleinen Roman geben, der als Symbol größerer Unternehmungen sich ganz gut zeigen könnte.

Nun ist das Eröffnen, Einleiten, Einweihen solcher Anstalten immer bedeutend. In solchem Falle ist die Aufmerksamkeit gespannt, die Neugierde gereizt und die Gelegenheit recht geeignet, das Verhältniß der Bühne und des Publicums zur Sprache zu bringen. Man verkündete daher diese Epoche nicht und stellte in einem Vorspiel, auf symbolische und allegorische Weise, dasjenige vor, was in der letzten Zeit auf dem Deutschen Theater überhaupt, besonders aber dem Weimarischen geschehen war. Das Vorspiel, das Familiendrama, die Oper, die Tragödie, das Naive in die Masse der Mastenspiel producirten sich nach und nach in ihren Eigenheiten, spielten und erklärten sich selbst, oder wurden erklärt, indem die Gestalt eines Mercur das Ganze zusammenknüpfte, anlegte, deutete.

Die Verwandlung eines schlechten Bauerwirthshauses in einen theatralischen Palast, wobei zugleich die meisten Personen in eine höhere Sphäre versetzt wurden, verbreitete heiteres Nachdenken.

Den 6. Juni begab ich mich nach Jena, und schrieb das Vorspiel angefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchstädt selbst angelegt, und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine sichtbare Wirkung, und manche Jahre erinnerte sich mancher Freund, der auch dort belustigt, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse.

Mein Landsherr Augenlust machte mir zur Pflicht, auch Halle zu besuchen, da man auch von dorther nachdrücklich, um des Theaters auch um verschiedener Verhältnisse willen, mit höherem Interesse berbrete. Ich nenne Geh. Rath Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung eintrüge; Kanzler Niemeyer, der in thätigen Theil unsern Bestrebungen schenkte, daß er die Andern zu bearbeiten unternahm, wodurch wir denn die Summe unsrer Mostenziele zu erweitern und zu vermannigfaltigen glücklichen Anlaß fanden.

Und so war die sämmtliche gebildete Umgebung mit gleicher Freundlichkeit, mich und die Anstalt, die mir so sehr am Herzen lag, gewogen zu erhalten. Die Nähe von Gleichesheim lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Frau, anmuthige sodne Töchter, sämmtlich verehrt, bildeten in einem romantisch ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne thätgern oder längere Zeit gar wohl gefielen, und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften.

Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichardt meinen Liedern am früheften verehrte, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gesüßlich vortragen hörte.

Uebrigens wäre noch gar manches bei meinem Aufenthalt in Halle zu bemerken. Den botanischen Garten unter Sprengels Leitung zu betrachten, das Medicinische Cabinet, dessen Besitzer ich leider nicht mehr am Leben fand, ja meinen besonders Zwecken aufmerksam zu besehen, war nicht geringer Gewinn; denn überall, sowohl in den Gegenständen als auch bei Besprechen, konnte ich etwas entnehmen, was mir zu mehrerer Vollständigkeit und Förderniß meiner Studien diente.

Einen gleichen Vortheil, der sich immer bei abwechselndem Aufenthalt hervorthut, fand ich in Jena während des Augenblicks. Mit Loderen wurden früher angefangene naturwissenschaftliche Probleme durchgesprochen; mit Himly gar vieles über das subjective Sehen und die Farbenerscheinung verhandelt. Oft verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herum waren herten. Voß war nach Jena gezogen und zeigte Lust sich anzukaufen; seine große umfassende Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zog mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von seinen rhythmischen Grundsätzen zu überzeugen. Daraus ergab sich denn ein höchst angenehmes und fruchtbares Verhältniß.

Umgeben von den Musen und von allem, was mich früh zu den Naturwissenschaften angezogen und gefesselt hatte, ergriff ich jede Gelegenheit, auch hier mich zu vervollständigen. Die Meisenkäferraupe war dieses Jahr häufig und kräftig aufgekommen, an vielen Exemplaren studirte ich das Wunderthun bis zu ihrem Gipfel, so wie den Uebergang zur Puppe. Auch hier ward ich mancher einzelnen Beobachtungen und Begriffe los.

Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich besonders mit mir immer in Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen belehrigten Stunden.

Das Anfeinden des verdienstreichen Batsch ward, als Verlust für die Wissenschaft, für die Akademie, für die naturforschende Gesellschaft, tief empfunden. Leider wurde das von ihm gesammelte Museum durch ein wunderliches Verhältniß zerstückt und zerstreut. Ein Theil gehörte der naturforschenden Gesellschaft; dieser folgte den Directoren, eine nahmen einen höheren Leitung, die mit besonderem Aufwande die Schulden der Societät bezahlte und ein neues ansehnliches Locale für die vorhandenen Körper anwies. Der andere Theil wurde, als Eigenthum des Verstorbenen, dessen Erben nicht bestritten werden. Eigentlich hätte man das kaum zu nennende Ganze mit etwas mehrerem Aufwand beisammenhalten und zusammenhalten sollen, allein die Gründe warum es nicht geschah, waren auch von Gewicht.

Ging nun hier etwas verloren, so war in der späteren Zeit eher ein neuer vorzugsgeschener Gewinn bestehen. Das bedeutende Mineralienkabinet des Fürsten Gallitzin, das er als Präsident besuchen sie zugebracht hatte, sollte nach Jena geschafft und auf der von ihm bestehen Ordnung aufgestellt werden. Dieser Zuwachs gab dem obnehin schon wohlbestehenden Museum einen neuen Glanz. Die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, meiner Leitung untergeben,

erbieten ſich in einem mäßigen, von der Taſſe ge-botenen Zuſtand.

Beliebt ſodann war die Akademie durch bedeutende Studirende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Lehrern gleichen jugendlichen Muth gaben. Von bedeutenden, einige Zeit ſich aufhaltenden Fremden nenne: von Pohmanitzky, der vielfältig unterrichtet an unſerm Wollen und Wirken Theil nehmen und thätig mit eingreifen mochte.

Neben allen dieſen wiſſenſchaftlichen Beſtreben hatte die Jenaiſche Geſellſchaft nichts von ihrem heitern Charakter verloren. Neue herantwachſende, hinzutretende Glieder vermehrten die Anmuth und erzeigten redlich, was mir in Weimar auf einige Zeit entzogen war.

Wie gern hätte ich dieſe in jedem Sinne ange-nehmen und belebenden Tage noch die übrige ſodann Herbſtzeit genoſſen, allein die vorzudruckende Aus-ſtellung trieb mich nach Weimar zurück, wohin ich denn auch den September zubrachte. Denn bis die angekommenen Stücke ſämmtlich ein- und aufgeraahmt wurden, bis man ſie in ſchicklicher Ordnung in gün-ſtigem Lichte aufgeſtellt und den Beſchauern einen würdigen Anblick vorbereitet hatte, war Zeit und Mühe nöthig, beſonders da ich alles mit meinem Freunde Meyer ſelbſt verrichtete, auch auf ein ſorg-fältiges Zurückſtehen Bedacht zu nehmen hatte.

Perſeus und Andromeda war der für die dieß-jährige vierte Ausſtellung bearbeitete Gegenſtand. Auch dabei hatten wir die Abſicht, auf die Verſchie-denheit der äußern menſchlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geſchlechts aufmerkſam zu machen; denn wo ſollte man den Gipfel der Kunſt finden, als auf der Blütenknöpfe des Geſchöpfs nach Gottes Ebenbilde.

Ludwig Hummeln, geboren in Neapel, wohn-haft in Caſſel, war der Preis zu erkennen; er hatte mit zartem Kunſtſinn und Geſchick dem Gegenſtand behandelt. Andromeda ſtand aufrecht in der Mitte des Bildes am Felſen, ihre ſchon befreite linke Hand fennte durch Heranziehen einiger Falten des Mantels Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit bezeichnen; ausruhend ſaß Perſeus auf dem Rumpfe des Ungeheuers zu ihrer Seite, und gegenüber ſtand der betrachtende der Genius ſo eben die Felſen der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgeſtalt erhöhte die Sodenheit und Kraft des würdigen Paares.

Einer Landſchaft von Rodden aus Caſſel ward in dieſem Jahr der Preis zuerkannt. Die Jenaiſche allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1805 erhielt durch einen Umriß des düſterlichen Gemäldes das Ver-dienſt des Bildes und durch umſtändliche Beſchreibung und Beurtheilung der eingeſendeten Stücke die Erin-nerung jener Thätigkeit.

Indem wir nun aber uns auf jede Weiſe bemüh-ten, dasjenige in Ausübung zu bringen und zu erhal-ten, was der bildenden Kunſt als allein gemäß und vortheilhaft ſchon längſt anerkannt worden, vernah-men wir in unſern Sälen: daß ein neues Plätzchen verbunden ſey, welches vielen Eindruck mache; es bezog ſich auf Kunſt, und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derſelben feſtſetzen. Von dieſer Nachricht waren wir wenig gerührt; denn wie ſollte auch eine Schulſtelle gelten, eine Schulſtelle wie dieſe: einige Mönche waren Künſtler, deshalb ſollen alle Künſtler Mönche ſeyn.

Doch hätte bedenklich ſcheinen dürfen, daß werthe Freunde, die unſere Ausſtellung theilnehmend beſuch-ten, auch unſer Verfahren billigten, ſich doch an die-ſen, wie man wohl merkte, ſchmeichelhaften, die Schwäche begünſtigenden Einflüſterungen zu ergetzen ſchienen, und ſich davon eine glückliche Wirkung ver-ſprachen.

Die im October fleißig beſuchte Ausſtellung gab Gelegenheit, ſich mit einheimiſchen und auswärtigen Kunſtfreunden zu unterhalten, auch fehlte es, der Jahrszeit gemäß, nicht an wohlkommenen Beſuchen aus der Ferne. Hofrath Blumenbach gönnte ſei-nen Weimariſch- und Jenaiſchen Freunden einige Tage, und auch dießmal wie immer verlieh ſeine Ge-genwart den heiterſten Unterricht.

Und wie ein Gutes immer ein anderes zur Folge hat, ſo ſtellte ſich das reine Vernehmen in der inner-ſten Geſellſchaft nach und nach wieder her.

Eine bedeutende Correſpondenz, ließ mich unmit-telbare Blicke ſelbſt in die Ferne richten. Friedrich Schlegel, der bei ſeiner Durchreiſe mit unſern Be-mühungen um ſeinen Aufenthalt wohl zufrieden gewe-ſen, gab mir von Pariſer Zuſtänden hinreichende Nachricht. Hofrath Sartorius, der gleichfalls in einem Beſuch das lange beſtandene gute Verhältniß abermals aufgefriſcht und eben jetzt mit den Städten der Hanſiſtädte beſchäftigt war, ließ mich an dieſem wichtigen Unternehmen auch aus der Ferne Theil nehmen.

Hofrath Rochlitz, der unſer Theater mit zuneh-mendem Intereſſe betrachtete, gab ſolches durch mehrere Briefe, die ſich noch verfinden, zu erkennen.

Gar manches andere von erfreulichen Verhältniſ-ſen ſind' ich noch angemerkt; drei junge Männer: Klaproth, Bode, Hain, hielten ſich in Weimar auf, und benutzten mit Vergünſtigung den Bärmeri-ſchen polytechniſchen Nachlaß.

Wenn ich nun dieſes Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde, und bald in Weimar bald in Jena und Lauchſtädt meine Geſchäfte wie ſie vor-kamen verrieth; ſo gab auch der Beſitz des kleinen Frei-guts Roßla Veranlaſſung zu mancher Hin- und Her-fahrten. Zwar hatte ſich ſchon deutlich genug hervor-gethan, daß wer von einem ſo kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es ſelbſt bebauen, be-ſorgen und, als ſein eigener Pächter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müſſe, da ſich denn eine ganz artige Exiſtenz daraus gründen laſſe, nur nicht für einen verwöhnten Welt-bürger. Indeſſen hat das ſogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an einem kleinen baum- und buſchbegränzten Fluſſe, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unſern eines weitreichen und narrhaften Städtchens, doch immer etwas das mich Tage lang unterhielt, und ſogar zu kleinen poetiſchen Pro-ductionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder ſind hier in ihrem Elemente, und die in Städ-ten unerträgliche Geſatterei iſt hier wenigſtens an ihrem einfachſten Urſprung; ſelbſt Anneigung und Mißwollen ſcheinen reiner, weil ſie aus den unmit-telbaren Verhältniſſen der Menſchheit hervorſpringen.

Hofrath angenehm war die Nachbarſchaft von Oſ-mannſtedt, in demſelbigen Thale aufwärts nur auf der linken Seite des Waſſers. Auch Wielanden fing dieſer Naturzuſtand an bedenklich zu werden; einmal ſetzte er ſehr humoriſtiſch auseinander, wie-viel Unwilliges es bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Unſtäm-lichkeiten des Erzeugniſſes der Unterkräuter gründlich und heiter darzuſtellen; erſt machte er den vorgiam gebauten Kiee, müſſam durch eine theuer zu ernäh-rende Magd zuſammen, und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben.

Wieland hatte sich in jenen Theater- und Festbündeln sehr wacker benommen, wie er denn, immer redlich, nur manchmal, wie es einem jeden geschieht, in unentschiedener Leidenschaft, bei einseitigen Vorurtheil, in Abneigungen, die nicht ganz zu billigen waren, eine launige Unbeholfenheit zu äußern verführt ward. Wir besuchten ihn oft nach Tische und waren zeitig genug über die Wiesen wieder zu Hause.

In meinen Weimarischen häuslichen Verhältnissen ereignete sich eine bedeutende Veränderung. Freund Meyer, der seit 1792, einige Jahre abwesenheit ausgenommen, als Haus- und Tischgenosse, mich durch belehrende, unterrichtende, berathende Gegenwart erfreute, verließ mein Haus in Folge einer eingegangenen ehelichen Verbindung. Jedoch die Nothwendigkeit sich ununterbrochen mitzutheilen, überwand bald die geringe Entfernung, ein wechselseitiges Einwirken blieb lebendig, so daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward.

Unter allen Tumulten dieses Jahres ließ ich doch nicht ab meinen Liebling Eugenien im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen wie ich ging und stand; daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt concentrirte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte.

Cellini gehörte schon mehr einer wilden zerstreuten Welt an; auch diesen wußt' ich, jedoch nicht ohne Anstrengung, zu fördern: denn im Grunde war die unternommene Arbeit mehr von Belang als ich anfangs denken mochte.

Reinete Fuchs durfte nun auch in jedem leidenschaftlich-leichtfertigen Momente hervortreten. so war er wohl empfangen und für gewisse Zeit ebenfalls gepflegt.

1803.

Im neuen Jahr gaben wir Paläophron und Neoterpe auf dem öffentlichen Theater. Schon war durch die Vorstellung der Terenzischen Brüder das Publicum an Masken gewöhnt, und nun konnte das eigentliche erste Musterstück seine gute Wirkung nicht verfehlen. Der frühere an die Herzogin Amalie gerichtete Schluß ward ins Allgemeinere gewendet, und die gute Aufnahme dieser Darstellung vereinte den besten Humor zu ernsterem Unternehmungen.

Die Aufführung der Braut von Messina (19. März) machte viel Vorarbeit, durchgreifende Lese- und Theaterproben nöthig. Der bald darauf folgenden natürlichen Tochter erster Theil (2. April), sodann die Jungfrau von Orleans verlangten die volle Zeit; wir hatten uns niemals so lebhaft, so zweckmäßig und zu allgemeiner Zufriedenheit bemüht.

Daß wir aber alles Mißwollende, Verneinende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon sey nachstehendes ein Zeugniß. Zu Anfang des Jahres war mir durch einen werthen Freund ein kleines Lustspiel zugekommen mit dem Titel: der Schabelkenner, die respectablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als ins Ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient.

„Indem ich das kleine artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse, für Pflicht die näheren Ursachen anzugeben.

Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge abtrocknen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist, und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur traurig ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig alles was sich in einiger Breite auf philosophische oder literarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch, so wenig als der Lavaterischen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter Preis geben, besonders da wir fürchten müssen manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Weimar am 24. Januar 1803."

Mit einem schon früher auslangenden und nun frisch bereicherten Repertorium kamen wir wohl ausgestattet nach Lauchstädt. Das neue Haus, die wichtigen Stücke, die sorgfältigste Behandlung erregten allgemeine Theilnahme. Die Andria des Terenz, von Herrn Riemeyer bearbeitet, ward ebenmäßig wie die Brüder mit Anmaßerung aus Antike aufgeführt. Auch von Leipzig fanden sich Zuschauer, sie sowohl als die von Halle wurden mit unsern ernsten Bemühungen immermehr bekannt, wir uns zu großem Vortheil gebten. Ihn verweilte diesmal nicht länger daselbst als nöthig, um mit Herrath Kirms, meinem Mitcommissarius, die Bedürfnisse der Baulichkeiten und einiges Wünschenswerthe der Umgebung anzuordnen.

In Halle, Giebichenstein, Merseburg, Naumburg erneuerte ich gar manche werthe Verbindung. Professor Wolf, Geh. Rath Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine, Niemeyer entgegneten mir mit gewohnter Freundlichkeit. Ich besah von Loyfers Mineralien-Cabinet, besitzt den Petersberg, um frische Porphyr-Stücke zu holen. Ehe ich abreiste sah ich noch mit Freuden, daß unser theatralisches Ganzes sich schon von selbst bewegte und im Einzelnen nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die große Thätigkeit des Regisseurs Genast gerühmt werden mußte. Ich nahm meinen Rückweg über Merseburg, das gute Verhältniß mit den dortigen obern Behörden zu befestigen, sodann meinen Geschäften in Weimar und Jena weiter obzuliegen.

Als ich mir nun für diese Zeit das Theaterwesen ziemlich aus dem Sinne geschlagen hatte, ward ich im Geiste mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten sich, mit entschiedener Neigung für die Bühne, zwei junge Männer, die sich Wolff und Gruner nannten, von Augsburg kommend, jener bisher zum Handelsstande, dieser zum Militär zu treten. Nach einiger Prüfung fand ich bald daß beide dem Theater zur besondern Zierde gereichen würden und daß, bei unserer schon wohlbestellten Bühne, ein paar frische Subjecte von diesem Werth sich schnell heranbilden würden. Ich beschloß sie fest zu halten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer bessern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Unglücklicher nicht heilig, wie Joſeph, dabey!

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke von einem zum andern!
Tadle ſie nicht, ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

---

einfachſten Elementen entwickelte und an den Fortſchritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporſtudierte, ſo daß ich ſelbſt klarer über ein Geſchäft ward, dem ich mich bisher inſtinctmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauſpielern, einiges davon iſt ſchriftlich übrig geblieben.

Nach jenen genannten beiden fügte ſich's, daß noch ein hübſcher junger Mann, Namens Grimmer, mit gleichmäßigem Antrag bei uns vorſprach. Auch von ihm ließ ſich nach Geſtalt und Weſen das Beſte hoffen, beſonders war er Schillern willkommen, der ſeinen perſonenreichen Teil im Sinne hatte und auf ſchickliche Beſetzung der ſämmtlichen Rollen ſein Augenmerk richtete. Wir hatten daher auch ihn feſt, und fanden ihn bald an ſeinem Platze brauchbar.

Der erſte Theil von Eugenie war geſchrieben, gefeiert und gedruckt, das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir, und ich kann wohl ſagen, meine mehrjährige Neigung zu dieſem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen.

Der zweite Theil ſollte auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptſtadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen ſchönen Augenblick würde hervorgebracht haben. Doch ich darf nicht weiter gehen, weil ich ſonſt das Ganze unſtändlich vortragen müßte.

Ich hatte mich der freundlichſten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wovon ich die wohlthätigſten Zeugniſſe gekommelt habe, die ich dem Oeffentlichen mitzutheilen vielleicht Gelegenheit finde. Man empfand, man dachte, man folgerte was ich nur wünſchen konnte; allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem erſten Theil hervorzutreten, eh das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der ſich indeß wohl ganz vernünftig erklären läßt.

Einem jeden tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, ſtillſchweigend verfahren müſſe. Kein Wort ſprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergetzendes auch von allen Seiten erſcheinen möge. Eben ſo bedenklam iſt das Märchen, man müſſe, bei wunderbafter Wagefahrt nach einem koſtbaren Talisman, in entlegenſten Bedeutungen, unaufhaltſam vorſchreiten, ſich ja nicht umſehen, wenn auf ſchreckſem Probe fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Indeſſen war's geſchehen, und die geliebten Scenen der Folge beſuchten mich nur manchmal wie umſtäte Geiſter, die wiederkehrend ſtehentlich nach Erlöſung ſeufzen.

So wie ſchon einige Jahre machte der Zuſtand von Jena und auch dießmal gar manche Sorge. Seit der Franzöſiſchen Revolution war eine Unruhe in die Menſchen gekommen, dergeſtalt daß ſie entweder an ihrem Zuſtand zu ändern, oder ihren Zuſtand wenigſtens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten beſonders die Lehrer an Hochſchulen ihrer Stellung nach am meiſten verlockt werden, und da eben zu dieſer Zeit dergleichen Anſtalten neu errichtet und vorzüglich begünſtigt wurden, ſo fehlte es nicht an Reiz und Einladung derthin, wo man ein beſſeres Einkommen, höheren Rang, mehr Einfluß in einem weiteren Kreiſe ſich verſprechen konnte.

Dieſe großweltlichen Ereigniſſe muß man im Auge behalten, wenn man ſich im Allgemeinen einen Begriff machen will von dem was um dieſe Zeit in dem kleinen Kreiſe der Jenaiſchen Akademie ſich ereignete.

Der im ärztlichen Fache ſo umſichtige und mit mannigfachem Talente der Behandlung und Darſtellung begabte Chriſtian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimen Raths, welcher in einem großen Reiche ſchon zum bloßen Ehrentitel geworden war, indeſſen er in kleineren Staaten noch immer die urſprüngliche active Würde bezeichnete und ohne dieſelbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine ſolche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelaſſenen nicht ohne Einfluß.

Fichte hatte in ſeinem philoſophiſchen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weiſe ſich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien; er ward in Anſpruch genommen, ſeine Vertheidigung beſtärkte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung wie gut man dieſſeits für ihn geſinnt ſey, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe; welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben ſo wenig die Art und Weiſe, wie man ihm auf das gelindeſte heraushelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchlüpfen wogte in vielfachen muſicheren Reden auf der Akademie durcheinander, man ſprach von einem myſteriöſen Verhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt ein heftiges Schreiben beim Miniſterium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einſtimmig den Ort gleichzeitig zu verlaſſen gedächten.

Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralyſirt; hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig, und das gelindeſte war, ihm ohne Weiteres ſeine Entlaſſung zu ertheilen. Nun erſt, nachdem die Sache ſich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte ſeinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.

Zu einer Verabredung jedoch mit ihm die Akademie zu verlaſſen, wollte ſich niemand bekennen, alles blieb für den Augenblick an ſeiner Stelle; doch hatte ſich ein heimlicher Unmuth aller Geiſter ſo bemächtigt, daß man in der Stille ſich nach außen umthat, und zuletzt Hufeland der Juriſt nach Ingolſtadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten.

Nach allem dieſem vernahmen wir im Auguſt die ſo hochgeſchätzte Literatur-Zeitung ſolle auch von Jena weg und nach Halle gebracht werden. Der Plan war ring genug angelegt, man wollte ganz im gewohnten Gange das tauſende Jahr durchführen und ſchließen, ſodann, als geſchähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Oſtern aber gleichſam nur den Druckort verändern und durch ſolches Manöuvre, mit Anſtand und Bequemlichkeit, dieſe wichtige Anſtalt für ewig von Jena wegziehen.

Die Sache war von der größten Bedeutſamkeit und es iſt nicht zu viel geſagt: dieſe ſtille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflöſung. Man war dieſſeits wirklich in Verlegenheit: denn ob man gleich das Recht hatte die

Unternehmer zu fragen, ob dieſes allgemeine Gerücht einen Grund habe, ſo wollt' man doch in einer ſolchen gehäſſigen Sache nicht übereilt noch hart erſcheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erſte Hälfte des Auguſts war verſtrichen, und alles kam darauf an, wie in den ſechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

Auf einmal kommt Hülfe, woher ſie nicht zu erwarten war. Voigt, der ſich ſeit den Scenen des vorigen Jahrs als Todfeind aller Weimariſchen Thätigkeit erwieſen hatte, kann ſeinen Triumph nicht im Stillen feiern, er giebt in dem Freimüthigen übermüthig an den Tag: Mit der Akademie Jena, welche bisher ſchon großen Verluſt an tüchtigen Profeſſoren erlitten, ſey es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literatur-Zeitung, in Folg großer dem Redacteur verwilligter Begünſtigungen, von da hinweg und nach Halle verlegt werde.

Von unſerer Seite hörte man alles Bedenken auf; wir hatten volle Urſache die Unternehmer zu fragen, ob dieß ihre Anſicht ſey? Und da ſolche nun nicht geläugnet werden konnte, ſo erklärte man ihnen Vorſatz, die Anſtalt bis Oſtern in Jena hinzuhalten, für nichtig, und verſicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die allgemeine Literatur-Zeitung ſelbſt fortſetzen.

Dieſe Erklärung war kühn genug, denn wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu ſehen geglaubt; doch rechtfertigte der Erfolg dieſen wackern Entſchluß. Die Actenſtücke jener Tage ſind in der größten Ordnung verwahrt, vielleicht ergetzen ſich unſere Nachkommen an dem Hergang dieſer für uns wenigſtens höchſt bedeutenden Begebenheit.

Nachdem alſo die Anſtalt der Literatur-Zeitung in ihrem ganzen Gewichte geſichert war, hatte man ſich nach Männern umzuſehen, die erledigten Lehrſtühle wieder zu beſetzen. Von mehreren in Vorſchlag gebrachten Anatomen wurde Ackermann berufen, welcher den Grund zu einem längſt beabſichtigten ſtehenden anatomiſchen Muſeum legte, das der Akademie verbleiben ſollte. Auch Schelver ward herangezogen und der botaniſchen Anſtalt vorgeſetzt. Man hatte von ſeiner Perſönlichkeit, als eines zugleich höchſt zarten und tiefſinnigen Weſens, die beſten Hoffnungen für die Naturwiſſenſchaft.

Die von Lenz gegründete mineralogiſche Societät erweckte das größte Vertrauen; alle Freunde dieſes Wiſſens wünſchten als Mitglieder aufgenommen zu werden, und ſehr viele bereicherten ſich mit bedeutenden Geſchenken das angelegte Cabinet zu vermehren.

Unter ſolchen zeichnete ſich Fürſt Gallitzin aus, welcher die Ehre der ihm übertragenen Präſidentenſtelle, durch das Geſchenk ſeines anſehnlichen Cabinets anzuerkennen ſuchte, und da durch dieſen wie durch andern Zuwachs die Anſtalt höchſt bedeutend geworden, ſo beſtätigte der Herzog gegen Ende des Jahrs die Statuten der Geſellſchaft, und gab ihr dadurch unter den öffentlichen Anſtalten einen entſchiedenen Rang.

Nach dem Verluſt ſo mancher bedeutenden Perſonen hatten wir uns jedoch neumittwirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutſchland zu verbleiben, wir hielten ihn feſt. Herzogin Amalie gab ihm die ſeit Jagemanns Tode unbeſetzte Bibliothekarſtelle ihrer beſondern Bücherſammlung; ſeine gründliche Kenntniß der Italiäniſchen Literatur, eine ausgeſuchte Bibliothek dieſes Faches und ſeine angenehmen geſelligen Eigenſchaften machten dieſen Erwerb höchſt ſchätzbar. Daneben führte er einen bedeutenden Schatz mit ſich, die hinterlaſſenen Zeichnungen ſeines Freundes Carſtens, dem er in ſeiner künſtleriſchen Laufbahn bis an ſein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhülfe treulichſt beigeſtanden hatte.

Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war, und dort einige Zeit in deſſen Familienkreiß mitgewirkt hatte, war in Frankfurt Geſellſchaft herausgetreff't, und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchſt willkommen. Er geſellte ſich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete ſeine Sorgfalt meinem Sohne zu.

Auch mit Zelter ergab ſich ein näheres Verhältniß; bei ſeinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechſelſeitig in künſtleriſchem und ſittlichem Sinne um vieles näher gekommen. Er befand ſich in dem ſeltſamſten Drange zwiſchen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meiſterſchaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Exiſtenz ökonomiſch verſicherte, und zwiſchen einem eingeborenen, kräftigen, unwiderſtehlichen Kunſttriebe, der aus ſeinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von dieſem getrieben, von jenem eine erworbene Fertigkeit beſitzend, in dieſem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit beſtrebt, ſtand er nicht etwa wie Hercules am Scheidewege zwiſchen dem was zu ergreifen oder zu meiden ſeyn möchte, ſondern er ward von zwei gleich werthen Muſen hin und hergezogen, deren eine ſich ſeiner bemächtigt, deren andere dagegen er ſich anzueignen wünſchte. Bei ſeinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernſt war es ihm eben ſo ſehr um ſittliche Bildung zu thun, als dieſe mit der ſchönſinnigen ſo nah verwandt, ja ihr verkörpert iſt, und eine ohne die andere zu wechſelſeitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

Und ſo konnte ein beyrell wechſelſeitiges Beſtreben nicht außen bleiben, da die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich faſt in demſelben Falle befanden; wozu ſie nicht geſchaffen waren, hatten ſie zu leiſten, und was ſie Angebornes zu leiſten wünſchten, ſchien immerfort unverſucht zu bleiben.

Die Angelegenheit der Bibliothek, nach dem Schloſſe zu, wurden der freieren Anſicht wegen abgebrochen, nun machte ſich ſtatt ihrer ein neuer Saal nöthig, wozu die Herren Genz und Rabe gleichfalls die Riſſe zu liefern gefällig übernahmen. Was ſonſt in jenen Platz gefunden hatte, ſtattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Geſellſchaftszimmer wurden gewonnen, ferner im zweiten Stock nicht allein Stand für mehrere Bücherrepoſitorien, ſondern auch einige Räume für Naturalien, Kunſtſachen und was dem anhängt; nicht weniger wurde das Münzcabinet, vollſtändig an Sächſiſchen Medaillen, Thalern und kleineren Geldſorten, nebenher auch mit Denkmünzen, inglichen Römiſchen und Griechiſchen verſehen, beſonders aufbewahrt.

Da ich mich in meinem Leben vor nichts ſo ſehr als vor leeren Worten gehütet, und mir eine Phraſe wobei nichts gedacht oder empfunden war, an andern unerträglich, an mir unmöglich ſchien, ſo ſitt ich bei der Ueberſetzung des Cellini, wozu daraus unmittelbare Anſicht gefordert wird, wirkliche Pein. Ich bedauerte derſelbi das ich meine erſte Durchreiſe, meinen zweiten Aufenthalt zu Florenz nicht beſſer genutzt, mir von der Kunſt neuerer Zeit nicht ein eindringlicheres Anſchauen verſchafft hatte. Freund

Meyer, der in den Jahren 1796 und 1797 sich das selbst die gründlichsten Kenntnisse erworben hatte, daß mir möglichst aus, doch schien' ich mich immer nach dem eigenen, nicht mehr ergänzten Anblick.

Ich kann daher auf den Gedanken, ob nicht wenigstens Cellinische Münzen, auf die er sich soviel zu Gute thut, noch zu finden seyn möchten, als nicht anderes was mich in jene Zeiten versetzen könnte noch zu haben wäre.

Glücklicherweise vernahm ich von einer Münzversteigerung Auction, in welcher Kupfermünzen des fünfzehnten und sechszehnten, ja des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feil geboten wurden, und es gelang die ganze Masse zu erhalten. Die Originalfolge von Päpsten, seit Martin dem V. bis auf Clemens XI., also bis zum ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wurde mir nicht allein zu eigen, sondern auch dazwischen Cardinäle und Prälaten, Privilegien, Gelehrte, Künstler, merkwürdige Frauen, in scharfen unbeschädigten Exemplaren, theils ergossen, theils geprägt, aber verwunderlich und bey dauerlich; unter so manchen Hunderten kein Cellini. Aufgeregt war man nun auch hier das Gelegentliche zu studiren; man forschte nach Bonanni, Mazzuchelli und andern, und legte so den Grund zu ganz neuer Belehrung.

Das ältere Schießhaus vor dem Frauenthor war schon längst von dem Personalgen überflügelt, der Raum den es einnahm bereits zwischen Garten eingeschlossen und Spaziergängen, die Neunen nach der Scheibe, belebten aber das ehemalige Vogelschießen, nach und nach unbequem und gefährlich.

Zum Tausch nahm der Stadtrath mit mehrfachem Gewinn einen großen schön gelegenen Bezirk vor dem Kegelthor, die weit vertretenen Aecker sollten in Gärten, Gartenländer verwendet und an dem schicklichsten Platz ein neues Schießhaus gebaut werden.

Die eigentliche Lage eines Gebäudes, sobald dem Architekten Freiheit gegeben ist, bleibt immer desselben Hauptaugenmerk: ein ländliches Gebäude soll die Gegend zieren und wird von ihr gezieret, und so war die sorgfältigste Berathung zwischen den Berliner Architekten und den Weimarischen Kunstfreunden nicht weniger dem Stadtrath und der Schützengesellschaft eine geraume Zeit im Schwange.

Bei einem neuen Lustgebäude mit seinen Umgebungen, zur Aufnahme einer großen Menge bestimmt, ist das Haupterforderniß Schatten, welcher nicht sogleich verbrieft werden kann. Hier war also ein angenehmes Hölzchen der nothwendige Punkt einen Flügel daran zu lehnen, für die Hauptrichtung entstand sodann eine ebenfalls jenes Busenwerk begrenzende gerade viereckte Lindenallee; man mußte den Flügel und alle das ganze Gebäude rechtwinklig darauf richten.

Ein mäßiger Plan, den Bedürfnissen allenfalls hinreichend, erweiterte sich nach und nach, die Schützengesellschaft, das Publicum, als die Tanzenden, die Genießenden, alle wollten bedacht seyn, alle verlangten ein schickliches und bequemes Local. Nun aber forderte die nahebei doch gelegenen anzulegende Wirthschaft ebenfalls ihre mannigfaltigen Bedürfnisse, und so dehnte sich der Plan immer mehr aus. Zwar gab die Ungleichheit des Terrains, die man zu überwinden hatte, die sodann Gelegenheit auf der nothwendigen Bedingtheit des Locals die Forderungen des Zweckes zu entwickeln, am Ende aber konnte man sich nicht leugnen, bei ökonomischer Ausdehnung und nach ästhetischen Rücksichten, über die Gränze des Bedürfnisses hinausgegangen zu seyn.

Doch ein Gebäude gehört unter die Dinge, welche nach erfüllten äußeren Zwecken auch zu Befriedigung der Augen aufgestellt werden, so daß man, wenn es fertig ist, niemals fragt, wie viel Erfindungskraft, Anstrengung, Zeit und Geld dazu erforderlich gewesen; die Totalwirkung bleibt immer das Dämonische, dem wir huldigen.

Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück mein Verhältniß zu den Cristallen von Rußia völlig aufgehoben zu sehen. War der vorige Pachter ein Lebemann und in seinem Geschäft leichtsinnig und nachlässig, so hatte der neue als bisheriger Bürger einer Landstadt, eine gewisse eigene fiskalische Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Sumpf seyn mag. Der gute Mann, in seinen Gartenbegriffen einen Springenbrunnen als das höchste befindend, leitete das dort mäßig aufsteigende Wasser in einen Bleiröhren an die niedrigste Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe sprang, aber statt des Wasserspiegels einen Sumpf bildete. Das idyllische Naturreben jenes Spaziergangs war um seine Einfalt verkümmert, so wie denn auch andere ähnliche Anstalten ein gewisses reines Gefallen nicht mehr zuließen.

Zwischen allem diesem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Besitzung für den der sie persönlich benutzte ganz einträglich sey, und in dem Maße wie mir der Besitz verliebter, mußte er ihm wünschenswürdig erscheinen, und so ereignete sich's, daß ich nach sechs Jahren das Gut ihm antrat, ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Betrachtungen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Geld anschlagen, so war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien geselligzugebracht.

Frau von Staël kam Anfangs December in Weimar an, als ich noch in Jena mit dem Programm beschäftigt war. Was mir Schiller über sie am 21. December schrieb diente auf einmal über das wechselseitige aus ihrer Gegenwart sich entwickelnde Verhältniß aufzuklären.

„Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon construirt haben werden; es ist alles aus Einem Stück und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr. Dieß macht daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die Französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Fragen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Verstehen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine herrliche Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Gefahr wo sie umkommt. Für das was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr, sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie schreiben aus diesen vage Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer

Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Uebige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sagen sie, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden, ganz leidlich mit ihr fortkommen, so werden Sie, bei Ihrer größern Uebung, eine sehr leichte Communication mit ihr haben."

Da ich mich von Jena ohne meine Geschäfte abgeschlossen zu haben nicht entfernen konnte, so gelangten mich gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu mir, wie Frau von Staël sich benehme und gebärde, und ich konnte mir ziemlich die Scene vorschreiben, welche ich zu spielen hätte. Doch sollte das alles ganz anders werden, wie in dem nächsten Jahre, wohin wir hinüber gehen, zu melden ist.

Wie unbequem aber ein so bedeutender Besuch mir gerade zu der Zeit seyn mußte, wird derjenige mitempfinden, der die Wichtigkeit des Geschäfts bedenkt, das mich damals in Jena festhielt. Der weltberühmten allgemeinen Literatur-Zeitung mit Anständigung des Dienstes zuvorzukommen, und indem sie sich an einen andern Ort bewegte, sie an derselben Stelle fortsetzen zu wollen war ein kühnes Unternehmen. Man bedenke nicht immer das ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungewissen durch gar meine Mittel nicht wohl auszulangen seyn möchte. Mehr als Ein Verständiger, Einsichtiger gab mir das Erstaunen zu erkennen, wie man sich in ein solch unmöglich Unternehmen habe einlassen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hofrath Eichstädt sich zu Fortsetzung des Geschäfts entschloß, an dem er bisher so bedeutenden Theil genommen hatte.

Die Weimarischen Kunstfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, das was an ihrem Umfang gewinnig seyn konnte, auch auf die Schale zu legen. Preisaufgaben für bildende Künstler, Recensionen der eingesendeten Blätter, Preisvertheilung, sämtlich verwandte Ausführungen, Ausschreiben einer neuen Preisaufgabe. Dieser Complex von ineinander greifenden Operationen, welcher bisher den Provinzen angehört hatte, sollte nunmehr der allgemeinen Literatur-Zeitung zu Theil werden. Das Programm dieses beschäftigte mich in meiner diesmaligen Anwesenheit, indem ich mit dem Freund und eifrigen Mitarbeiter Heinrich Meyer in fortwährender Communication blieb.

Wer Gelegenheit hat den ersten Jahrgang der Neuen oder Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung anzusehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit gewesen. Die Preisaufgabe von 1805 war auf verschiedene Weise gestellt, auch Professor Wagner aus Würzburg der Preis zuerkannt, nachdem vorher die verschiedenen Verdienste der Mitwerber gewürdigt sowohl als von freiwillig Eingesendeten Rechenschaft gegeben worden. Alsdann hatte man einen Versuch gemacht Polygnot's Gemälde in der Lesche zu Delphi zu restaurieren und sich in Gedanken der Kunst dieses Urvaters, wie es sich thun ließe, zu nähern.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten diese fünf Jahre her, während welcher sie diese Anstalt dirigiert führt, gar wohl bemerken können, daß eine allzu enge bestimmte Aufgabe dem Künstler nicht durchaus zusage, und daß man dem freien Geist einigen Spielraum lassen müsse, um nach eignem Sinn und Vermögen eine Wahl anstellen zu können. Die diesjährige Aufgabe war daher: das Menschengeschlecht von Elemente des Wassers bedrängt, wovon wir eine ganz besondere Mannigfaltigkeit hoffen konnten.

Aus jenem Programm trage zum Schluß noch eine Stelle hier ein, die Gelegenheit giebt ein allgemeines Ereignis zu besprechen. „Unter den Schätzen der Galerie zu Kassel verdient die Charitas, von Leonardo da Vinci, die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grad. Herr Riepenhausen hatte den schönen Kopf dieser Figur, in Umrissen sterbend, trefflich copirt, zur Ausstellung eingesandt. Die stille Traurigkeit des Mundes, das Sonnenstrahlen der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes waren durchaus treu und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; so derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses von angenehmen Lippen, auf dem Glase, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden."

Wie liebenswürdig aber das Factische eines solchen Kusses gewesen, wird man nur erst ganz empfinden, erfährt man die Umstände unter welchen seines möglich geworden. Unsere Ausstellung kam selbst Jahr später zu Stande; bei dem Antheil welchen das Publicum zeigte, ließen wir es länger als gewöhnlich stehen, die Zimmer wurden kälter und nur gegen die Stunden des eröffneten Einlasses geheizt. Eine geringe Abgabe für die einmalige Entree zum Besten der Anstalt war genehmigt, besonders von Fremden; für Einheimische war ein Abonnement eingerichtet, welches nach Belieben auch außer der bestimmten Zeit den Eintritt gewährte. Indem wir also, nach Gewahrwerden dieser liebevollen Theilnahme an einem vorzüglichen Kunstwerk, und in dieser Hinsicht den Urheber zu entdecken bemühten, wurde folgendes erst festgestellt. Jung war der Künstler, das hätte man voraussetzen können, aber die auf dem Glas fixirten Züge sprechen es aus; er muß allein gewesen seyn, vor vielen hätte man dergleichen nicht wagen dürfen. Dies Ereignis geschah früh bei ungeheizten Zimmern; der Schmelzstoff bauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in seinen eignen Hauch, der alsdann erstarrend sich consolidirte. Nur wenige wurden mit dieser Angelegenheit bekannt, aber es war leicht auszumachen wer bei Zeiten in den ungeheizten Zimmern allein sich eingefunden, und da traf sich's denn auch recht gut: die sich ganz Gewahrsitzt gesteigerte Verwunderung blieb auf einem jungen Menschen ruhen, dessen wirklich köstliche Lippen wir Einsgewissen nachher mehr als einmal freundlich zu den größten Gelegenheit hatten.

Soviel wir wissen ist das Bild nach Dorpat gekommen.

Ein großer jedoch leider schon vorausgesehener Verlust betraf uns am Ende des Jahres: Herder verließ uns nachdem er lange gekränkt hatte. Schon drei Jahre hatte ich mich von ihm zurückgezogen, denn mit seiner Krankheit vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überhäufte seine anschädigsten einzige Liebenswürdigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kann nicht zu ihm ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu seyn.

Die leicht ist es irgend jemand zu kränken oder zu betrüben, wenn man ihm in besteren offenen Augenblicken an eigene Mängel, an die Mängel seiner

Gattin, seiner Kinder, seiner Zustände, seiner Wohnung, mit einem schnellen, treffenden, geistreichen Wort erinnert! Dieß war ein Fehler früherer Zeit, dem er aber nachging und der zuletzt jedermann von ihm entfremdete.

Fehler der Jugend sind erträglich, denn man betrachtet sie als Uebergänge, als die Säure einer unreifen Frucht; im Alter bringen sie gar Verwirrung.

Sonderbar genug sollte ich kurz vor seinem Ende ein Resume unserer vieljährigen Freuden und Leiden, unserer Uebereinstimmung so wie des öfteren Mißverhältnisses erleben.

Herder hatte sich, nach der Vorstellung von Genie, wie ich von Andern hörte, auf das günstigste darüber aufgeklärt, und er war freilich der Mann Absicht und Leistung am gründlichsten zu unterscheiden. Mehrere Freunde wiederholten die eigensten Ausdrücke; sie waren prägnant, genau, nur höchst excentrisch; ja ich durfte eine Wiedererinnerung hoffen, wodurch mir das Stück doppelt lieb geworden wäre.

Hierzu ergab sich die nächste Aussicht. Er war zu der Zeit, als ich mich in Jena befand, eines Geschäfts wegen daselbst; wir wohnten im Schloß unter einem Dache und wechselten anständige Besuche. Einen Abends fand er sich bei mir ein und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen. Indem er als Kenner entwickelte, nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anschauen, so schien ich nun erst diese Production recht zu kennen und einseitig selbst zu genießen. Diese innerlichste schöne Freude jedoch sollte mir nicht lange gegönnt seyn, denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward. Der Einsichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das schreckliche Gefühl nachempfinden daß mich ergriff; ich sah ihn an, erwiederte nichts und die vielen Jahre unseres Zusammenseyns erschreckten mich in diesem Symbol auf das fürchterlichste. So schieden wir und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

1804.

Der Winter hatte sich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verschneit, auf der Schnecke* kein Fortkommen. Frau von Staël ständigte sich immer dringender an, mein Geschäft war vollendet, und ich entschloß mich in mancherlei Betracht nach Weimar zu gehen. Herr und Frau Schimmel führt' ich die Schädlichkeit des Winteraufenthalts im Schlosse. Die so theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerksam, nicht klüger gemacht, ich kehrte mit einem starken Katarrh zurück, der ohne gefährlich zu seyn, mich einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nun ein Theil des Aufenthalts dieser seltenen Frau bis störlich, indem ich was in der Gesellschaft vorging, von Freunden berichtlich vernahm, und so mußte denn auch die Unterhaltung erst durch Billette, dann durch Zwiegespräche, später in dem heinsten Cirkel stattfinden; vielleicht die günstigste Weise, wie ich sie kennen lernen und mich ihr, in sofern dieß möglich war, auch mittheilen konnte.

Ihre Gegenwart hatte wie in geistigem so in körperlichem Sinne etwas reizendes, und sie schien es nicht übel zu nehmen wenn man auch von dieser Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte sie Geselligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenschaft zusammengeschmolzen haben. Auch sagte sie einst: „ich habe niemahls einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre.“ Die Bemerkung ist richtig; denn, hat wie in der Liebe gefiebert, ein Mann sein Inneres aufgeschlossen und sich hingegeben, so ist das ein Geschenk das er nicht zurücknehmen kann, und es würde unmöglich seyn ein ehemahls geliebtes Wesen zu beschädigen oder umgestoßen zu lassen.

Mit entschiedenem Anbruch verfolgte sie ihre Absicht, unsere Zustände genau zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen soviel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weitläuftigkeit die allgemeinsten Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und zu durchschauen. Ob ich man gleich gar keine Ursache hatte mich gegen sie zu verstellen, wiewohl ich auch wenn ich mich gehen ließ, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde; so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick sehr machte. Ich erhielt so eben ein erst herausgekommenes Französisches Buch, die Correspondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den anzuziehenden schönen Mann ganz eigentlich inquisitorisch, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihnen anzulocken gewußt, den sie, nachdem sie den Schatz genug hatten, zusammenstellten und drucken ließen.

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Staël zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, sogar zu billigen schien und nicht undeutlich zu verstehen gab: sie denke ungefähr gleicherweise mit und zu verfahren. Weiter beburft' es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen.

Die großen Vorzüge dieser hochdenkenden und empfindenden Schriftstellerin liegen jedermann vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet.

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt seyn, und suchte daher ihre Ansichten eben so geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch werken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit anfregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

Da sie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und ihr weicher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden.

Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das Französische Aufbieten ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die Französische Uebergewalt so allseitig drohte und stürmte

* Eine Stelle Anhöhe vor Jena.

Menschen das unausweichliche Unheil voraussahen, das und im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte.

Auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Staël sich Kränze erwerben. Eine Vorlesung der Phädra der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen voraussetzenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben. Den darunter verborgenen hübschen natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus so vieler nach und nach darum gehäuften Unnatur zutagmühsig herausklauben.

Philosophiren in der Gesellschaft heißt sich über unausführbare Probleme lebhaft unterhalten. Dieß war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlich war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlich ward ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlich war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlich war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlich war

gerade damals leidenschaftlich verrufene Medaillensammlung aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts glücklich zu Hülfe, indem die Gesellschaft sich dadurch veranlaßt sah, aus dem Gebiethlich-Politischen, auf den Allgemein-Philosophischen in das Besondere, Historisch-Menschliche hindurchzugehen. Hier war nun Johannes Müller an seiner Stelle, indem er die Geschichte eines jeden, mehr oder weniger bedeutenden vor unsern Augen in Erz abgeschlossenen Mannes vollkommen gegenwärtig hatte, und dabei gar manches Biographisch-Erheiternde zur Sprache brachte.

Auch in den folgenden Wochen des ersten Jahresviertels fehlte es nicht an theilnehmenden Fremden. Professor Wolf, der mächtige Philolog, schien sich immer mehr in unserm Kreise zu gefallen und war von Halle diesmal auf kurze Zeit mich zu besuchen gekommen. Rehberg, verdienstvoller Maler, den die Kriegsläufte aus Italien vertrieben hatten, ließ uns preiswürdige Arbeiten sehen, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch vernahmen wir umständlich durch ihn, welchen Umfang das schöne Land, besonders aber auch Rom angesetzt seyn.

Fernow's Gegenwart war überaus erfreulich und belehrend, indem er für Kunst und Italiänische Sprache viel Anregendes mitgebracht hatte. Voßens Aufenthalt in Jena war nicht weniger einflußreich; sein gutes Verhältniß zu Hofrath Eichstädt ließ ihn für die Literaturzeitung thätig seyn, ob er gleich schon die Absicht, Jena zu verlassen, nicht ganz verbergen konnte.

Uebrigens war es schwer es übrigens war, mit den fremden trefflichen Gästen einigermaßen auszudauern, davon gebe ich nur folgendes Beispiel. Frau von Staël hatte eine Aufführung der natürlichen Tochter so gut wie erzwungen; was wollte sie aber bei der wenigen mimischen Bewegung des Stücks aus der ihr völlig unverständlichen Redefülle herausnehmen? Mir sagte sie daß ich nicht wohlgethan diesen Gegenstand zu behandeln; das Buch das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt und das Original der Heldin die darin figurire, in der guten Societät nicht geachtet. Als ich nun solche Anstalten scherzhaft abzulehnen Humor genug hatte, versetzte sie: das sey eben der große Fehler von uns Deutschen Autoren daß wir uns nicht uns Publicum bekümmerten.

Ferner verlangte sie dringend das Mädchen von Andros aufführen zu sehen. Ich erinnere mich aber nicht wie sie dieses antikisirende Maskenwesen möchte aufgenommen haben.

Gegen Ende Juni begab ich mich nach Jena und ward gleich an demselbigen Abend durch lebhafte Johannisfeuer munter genug empfangen. Es ist keine Frage: daß sich diese Lustflammen auf den Bergen, jenseits in der Nähe der Stadt, als wenn man das Thal auf und abwärts fährt, überraschend freundlich ankündigen.

Nach Verschiedenheit der vorhandenen Materialien, ihrer Menge, mehr oder weniger Schnelligkeit der Verwendung, gängeln sie bald obelisken-, bald pyramidenartig in die Höhe, scheinen glühend zu verlöschen und leben auf einmal erneuert wieder auf. Und so sieht man ein solches feuriges Wechselspiel Thalauf Thalab, auf die mannigfaltigste Weise belebend fortziehen.

Unter allen diesen Erscheinungen that sich eine zwar nur auf kürzere Zeit, aber bedeutend und auffallend hervor. Auf der Spitze des Hausberges, welcher, von seiner Vorderseite angesehen, regelrecht in die Höhe steigt, flammte gleichmäßig ein lebendiges Feuer empor, hoch hatte es einen beweglichern und unruhigern Charakter; auch verlief nur kurze Zeit, als es sich in zwei Bächen an den Seiten des Kegels herunterfließend sehen ließ; diese in der Mitte durch eine feurige Querlinie verbunden zeigten ein kolossales leuchtendes A, auf dessen Gipfel eine starke Flamme gleichsam als Krone sich hervorthat und auf den Namen unserer verehrten Herzogin Mutter hindeutete. Diese Erscheinung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen; fremde Gäste fragten verwundert über die Mittel, wodurch ein so bedeutendes und festlichkeit erhöhendes Feuergebilde habe veranstaltet werden können.

Sie erfuhren jedoch gar bald, daß dieses das Werk einer vereinigten Menge war und einer solchen, von der man es am wenigsten erwartet hätte.

Die Universitätsstadt Jena, deren unterste ärmste Klasse sich so ernährbar erweist, wie es in den größten Städten sich zu ereignen pflegt, wimmelt von Knaben verschiedenen Alters, welche man gar füglich den Lazaroni's vergleichen kann. Ohne eigentlich zu betteln, nehmen sie durch Vielthätigkeit das Wohlthun der Einwohner, besonders aber der Studierenden in Anspruch. Bei vorzüglicher Frequenz der Akademie hatte sich diese Erwerbsclasse besonders vermehrt: sie standen am Markte und an den Straßenecken überall bereit, trugen Botschaften hin und wieder, bestellten Pferde und Wagen, trugen die Stammbücher hin und her und spitzirten das Einschreiben, alles gegen geringe Retributionen, welche denn doch ihnen und ihren Familien bedeutend zu Gute kamen. Man nannte sie Mohren, wahrscheinlich weil sie von der Sonne verbrannt, sich durch eine dunklere Gesichtsfarbe auszeichneten.

Diese hatten sich schon lange der das Recht angemaßt, das Feuer auf der Spitze des Hausbergs anzuzünden und zu unterhalten, welches anzusachen und zu ernähren sie sich folgender Mittel bedienten. Eben so den weiblichen Dienstboten der bürgerlichen Häuser als den Studirenden willfährig, wußten sie jene durch manche Gefälligkeit zu verpflichten, diese gestalt daß ihnen die Besenstumpfen das Jahr über aufbewahrt und zu dieser Festlichkeit abgeliefert wurden. Um diese regelmäßig in Empfang zu nehmen, theilten sie sich in die Quartiere der Stadt und gesammelten am Abend des Johannistags schaarenweis zusammen auf der Spitze des Hausberges an, wo sie dann ihre Reisbündeln so schnell als möglich entzündeten, und sodann mit ihnen mancherlei Bewegungen machten, welche sich diesmal zu einem großen A gestalteten, da sie denn still hielten und jeder an seinem Platze die Flamme so lange als möglich zu erhalten suchten.

Diese lebhafte Erscheinung, bei einem heitern Abendgelag von versammelten Freunden gewahrt und bewundert, eignete sich auf alle Fälle, einigen Enthusiasmus zu erregen. Man stieß auf das Wohl der verehrten Fürstin an, und, da schon seit einiger Zeit eine immer ernstere Polizei dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verrufen Anstalten machte, so bedauerte man, daß eine solche Seelenfreude künftig nicht mehr genossen werden sollte, und äußerte den Wunsch für die Dauer einer solchen Gewohnheit in dem dritten Toast:

Johannisfeuer sey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Bösen werden immer stumpf gelehrt
Und Jungens immer geboren.

Einer gründlichern Heiterkeit genoß man bei Untersuchung der dortigen wissenschaftlichen Anstalten; besonders hatte die Sammlung der mineralogischen Gesellschaft an Reichthum und Ordnung merklich zugenommen. Die Blitzröhre, welche zu der Zeit erst lebhaft zur Sprache gekommen, gaben, wie es mit allem bedeutenden Neuen geschieht, dem Studium ein frisches Interesse. Geognostische Erfahrungen, geologische Gedanken in ein folgerechtes Aufeinander einzuleiten, gedachte man an ein Modell, das beim ersten Anblick eine anmuthige Landschaft vorstellen, deren Unebenheiten bei dem Auseinanderziehen des Ganzen durch die innerlich angedeuteten verschiedenen Gebirgsarten rationell werden sollten. Eine Anlage im Kleinen ward gemacht, anfänglich nicht ohne Erfolg, nachher aber durch andere Interessen beseitigt und durch streitige Vorstellungsarten über bergleichen problematische Dinge der Vergessenheit übergeben.

Die von Hofrath Bärtner hinterlassene Bibliothek gab noch immer manches zu thun, und das Binden der Bücher, das nachherige Einordnen machte Beschäftigung.

Hohst erfreulich aber bei allem diesem war der Besuch meines gnädigsten Herrn, welcher mit Geh. Rath von Voigt, einem in diesen Geschäften eifrig mitwirkenden Staatsmanne, herüberkam. Wie der lohnend war es für einen solchen Fürsten zu wirken, welcher immer neue Ansichten dem Handeln und Thun eröffnete, sodann die Ausführung mit Vertrauen seinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinsah und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Absichten gemäß gehandelt hatte; da man ihn denn wohl ein und das andere Mal durch die Resultate sämmtlicher Fortschritte zu überraschen wußte.

Bei seiner diesmaligen Anwesenheit wurde der Beschluß reif, ein anatomisches Museum einzurichten, welches bei Abgang eines Professors der Anatomie der wissenschaftlichen Anstalt verteufen müßte. Es ward dieses um so nöthiger, als der Entfernung in diesem Fach empfunden wurde. Professor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte sich's zur Pflicht, sogleich in diesem Sinne zu arbeiten und zu sammeln, und unter seiner Anleitung gedieh gar bald das Unternehmen zuerst im didaktischen Sinne, welcher durchaus ein anderer ist als der wissenschaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curioses Aufmerksamkeit und Bemühung richtet, und nur in Gefolg des ersten allerdings Platz finden kann und muß.

Je weiter ich in meinen chromatischen Studien vorrückte, desto wichtiger und liebwerdher wollte mir die Geschichte der Naturwissenschaften überhaupt erscheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einsicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wissen fortschreiten und sich bereichern thunen, daß jedoch das Denken und die eigentlichste Einsicht keineswegs in gleicher Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umherstehenden zugänglich, das Uebervielgen. Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist; dergestalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände, vom Fürsten bis zum kleinsten lebendigen Lebewesen, immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einsicht in die Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gehindert ist und dieses in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum sich in einem stetigen Kreise bewegen.

In diesem Jahre war ich bis zu der wichtigen Zeit gelangt, wo die nachher königlich genannte Englische Gesellschaft sich erst in Oxford, dann in London zusammen that, durch mannigfaltige wichtige Hindernisse aufgehalten, sodann durch den großen Brand in London in ihrer Thätigkeit unterbrochen, zuletzt aber immer mehr eingerichtet, geordnet und gegründet war.

Die Geschichte dieser Societät von Thomas Sprat las ich mit großem Beifall und bedeutender Belehrung, was auch strengere Forderer gegen diesen freilich etwas flüchtigen Mann mögen einzuwenden haben. Geistreich ist er immer, und läßt uns in die Zustände recht eigentlich hineinblicken.

Die Protokolle dieser Gesellschaft, herausgegeben von Birch, sind dagegen unbestritten ganz unschätzbar. Die Anfänge einer so großen Anstalt gehen uns genug zu denken. Ich widmete diesem Werke jede ruhige Stunde, und habe von dem was ich mir das zugeeignet, in meiner Geschichte der Farbenlehre kurze Rechenschaft gegeben.

Hier darf ich aber nicht verschweigen, daß diese Werke von der Göttinger Bibliothek, durch die Gunst des edlen Heyne mir zugekommen, dessen nachsichtige Genehmhelt durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verspäteter Zurücksendung mancher bedeutenden Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine beistürzende Lebens- und Studienweise mehr als genug schuld, daß ich an einzelne Werke nur einen Anlauf nehmen und sie wegen äußerer Zudringlichkeiten bei Seite legen mußte, in Hoffnung eines günstigern Augenblicks, der sich denn wohl auf eine lange Zeitstrecke verzögerte.

Winckelmanns frühere Briefe an Hofr. Berendis waren schon längst in meinen Händen, und ich hatte mich zu ihrer Ausgabe vorbereitet. Und das was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannigfaltige Weise dienen könnte, zusammenzustellen, zog ich die werthen Freunde, Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena, mit ins Interesse, und so bildete sich nach und nach der Octavband, wie er sodann in die Hände der Publikums gelangte.

Ein französisches Manuscript, Diderots Neffe, ward mir von Schillern eingehändigt, mit dem Wunsche, ich möchte solches übersetzen. Ich war von jeher, zwar nicht für Diderots Gesinnungen und Denkweise, aber für seine Art der Darstellung als Autor ganz besonders eingenommen, und ich fand das mir vorliegende kleine Heft von der größten auffregenden Trefflichkeit. Frecher und geballter, geistreicher und verwegener, unsittlich-sittlicher war mir kaum etwas vorgekommen; ich entschloß mich daher sehr gern zur Uebersetzung; rief zu eigenen und fremdem Verständniß das früher Eingesehene aus den Schlagen der Literatur hervor, und so entstand, was ich unter der Form von Noten in alphabetischer Ordnung dem Werk hinzufügte, und es endlich bei Göschen herausgab. Die Deutsche Uebersetzung solle vorausgehen, und das Original bald nachher abgedruckt werden. Hievon überzeugt versäumte ich eine Abschrift des Originals zu nehmen, woraus, wie später zu ersehen seyn wird, gar wunderliche Verhältnisse sich hervorhalten.

Die neue Allgemeine Literatur-Zeitung bewegte sich mit jedem Monat lebendiger vorwärts, nicht

ohne mancherlei Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hinderniß. Alles Für und Wider, was hier durchgefochten werden mußte, in Zusammenhang zu erzählen würde keine angenehme Aufgabe seyn, und der Gang eines wichtigen literarischen Unternehmens wäre jedenfalls verdrießend. Hier können wir uns jetzo nur durch ein Gleichniß andeuten. Der Irrthum jenseits deßand darin: Man hatte nicht bedacht, daß man von einem militärisch günstigen Posten wohl eine Batterie wegführen und an einen andern bedeutenden versetzen kann, daß aber dadurch der Widersacher nicht verhindert wird, an der verlassenen Stelle sein Geschütz aufzufahren, um für sich gleiche Vortheile daraus zu gewinnen. An der Leitung des Geschäftes nahm ich fortwährenden lebhaften Antheil; von Recensionen, die ich lieferte, will ich nur die der Vossischen Gedichte nennen und bezeichnen.

Im Jahr 1797 hatte ich, mit dem aus Italien zurückkehrenden Freunde Meyer, eine Wanderung nach den kleinen Cantonen, wohin mich nun schon zum drittenmale eine unglaubliche Sehnsucht anregte, heiter vollbracht. Der Vierwaldstädter See, die Schweizer Halen, Flüelen und Altorf, auf dem Hin und Herwege nur wieder mit freiem offenem Auge besichtigt, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitäten als eine angebotene Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar als Tell und seine wackern Zeitgenossen? Ich erfand hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachdrang als ich wünschte, wie der eine gröbere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, in dieser schönen Dichtart, in die sich nach und nach unsre Sprache zu finden wußte, wobei die Absicht war, mich immer mehr durch Uebung und Betrachtung mit Freunden darin zu vervollkommnen.

Von meinen Ansichten meldete nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzustellen versuchte und ihn deßhalb als einen vollgesunden kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg verführt und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, und darniedrigen übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward.

Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Lästliches hatte und einen gemessenen Gang einhielte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die übrigen Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.

Diese Gedanken und Einbildungen, so sehr sie mich auch beschäftigt und sich zu einem reifen Ganzen gebildet hatten, gerieten mir ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Die Deutsche Prosodie, insofern sie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer prosaischer; die ausertauntesten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen dir zur Feindschaft in Widerstreit. Hierdurch ward das Zweifelhafte noch ungewisser; mir aber, wenn ich etwas vorhatte, war es unmöglich über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre; jene mußten mir gegen bei der Hand seyn, wenn ich diesen nicht allzusehr aufgeben sollte.

Ueber dieses innere Bilden und äußere Unverhalten waren wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und ihm mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt, und so entwickelte sich an einem Stoff bei der mir den Berg der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verliehen hatte, und überdieß ihm dabei behülflich gerne und förmlich, wie ich schon früher mit den Franzosen des Innens und mancherlei andern Thema getban hatte; da sich denn aus jener rohen Darstellung, verglichen mit dem Schillerischen Drama, deutlich ergiebt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig seyn mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können.

Eine Bearbeitung dieses Gegenstandes ward immerfort, wie gewöhnlich, unter uns besprochen, die Rollen zuletzt nach seiner Ueberzeugung ausgetheilt, die Proben gemeinschaftlich gestaltet und mit Sorgfalt behandelt; auch suchten wir in Costüm und Decoration nur mäßig, wiewohl schicklich und charakteristisch zu verfahren, wobei, wie immer, mit unsern bisherigen Kräften die Ueberzeugung zusammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geistige so hoch als möglich steigern müsse. Ueberwiegt jenes, so erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugthuende Stoff alles das eigentlich höher Geformte, deßentwegen das Schauspiel eigentlich nur zufällig ist. Den 17. März war die Aufführung und durch diese erste wie durch die folgenden Vorstellungen, nicht weniger durch das Glück, welches dieses Werk durchaus machte, die darauf gewendete Sorgfalt und Mühe, vollkommen gerechtfertigt und belohnt.

Der Verabredung mit Schiller gemäß ein Repertorium unsers Deutschen Theaters nach und nach zu bilden, versuchte ich mich an Götz von Berlichingen ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück blieb immer zu lang, in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der sichernde historische Gang hinderte durchaus ein stattendes Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden.

In diesen Zeiten meldete sich auch bei mir Graf Zenobio, um die sanfte Caroline wieder zu empfangen, die er vor einigen Jahren bei mir niedergelegt hatte; sie waren als Preis ausgesetzt für die beste Auflösung einer von ihm gestellten Frage, die ich gegenwärtig nicht mehr zu artikuliren wüßte, die aber auf eine wunderliche Weise da hinausging: wie es eigentlich von jeher mit der Bildung der Menschen und menschlicher Gesellschaft zugegangen sey. Man hätte sagen mögen, die Antworten seyn in Herrers Ideen

und sonstigen Schriften der Art schon enthalten gewesen; auch hätte Herder in seinem früheren Plane um diesen Preis zu gewinnen wohl noch einmal zu einem sokratischen Resume seine Feder wollen lassen.

Der gute wohldenkende Fremde, der sich um die Aufklärung der Menschen etwas weiter treffen lassen hatte sich von der Universität Jena eine Vorstellung gemacht, als wenn es eine Akademie der Wissenschaften wäre. Von ihr sollten die einkommenden Arbeiten durchgesehen und beurtheilt werden. Wie sonderbar eine solche Forderung zu unsern Zuständen paßte, ist bald überlegen. Unterdessen betrieb ich die Sache mit Schillern weitläufig, sodann auch mit Griesbach. Beide fanden die Aufgabe allzuweit umgreifend und doch gewissermaßen unbestimmt. In wessen Namen sollte sie ausgeschrieben, von wem sollte sie beurtheilt werden, und welcher Behörde durfte man zumuthen, die eingehenden Schriften, welche nicht anders als umfänglich seyn konnten, selbst von dem besten Kopfe ausgearbeitet, durchzugehen? Der Konflikt zwischen den Anatolieren und Deukalionern war damals lebhafter als jetzt; man fing an sich zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht überall unter gewissen Naturbedingungen habe entstehen können und daß jede so entstehende Menschenrace sich ihre Sprache nach organischen Gesetzen habe erfinden müssen. Jene Frage abtragte nun auf diese Anfänge hinzudringen. Entschied man sich für eine Seite, so konnte der Aufsatz keinen allgemeinen Beifall erwarten; schwanten zwischen beiden war nicht ein Lexikon. Genug, nach vielen Hin- und Widerreden ließ ich Preis und Frage enden, und vielleicht hatte unser Mäcen in der Zwischenzeit andere Gedanken gefaßt, und glaubte sein Geld besser anwenden zu können, welches auf meiner Verwahrung ohne Verantwortung los zu werden für mich ein angenehmes Ereigniß war.

1805.

Also ward auch dieses Jahr mit den besten Vorsätzen und Hoffnungen angefangen, und zumal Demetrius umständlichen Eltern vorgetragen. Mein wir aber beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten gestört wurden, so setzte Schiller die Uebertragung der Phädra, ich die des Rameau fort, wobei nicht eigne Produktion verlangt, sondern unser Talent durch fremde, schon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde.

Ich ward bei meiner Arbeit aufgemuntert, ja genöthigt die Französische Literatur wieder vorzunehmen, und zu Verständniß des seltsamen, fremden Bühnenwesens manche, für uns Deutsche wenigstens, völlig verschollene Namen in charakteristischen Bildern abermals zu beleben. Musikalische Betrachtungen rief ich auch wieder hervor, obgleich diese mir früher so angenehme Beschäftigung lange geschwiegen hatte. Und so benutzte ich manche Stunde, die mir sonst in Leiden und Ungemach verloren gegangen wäre. Durch einen sonderbar glücklichen Zufall traf zu gleicher Zeit ein Franzose hier ein, Namens Tetry, welcher sein Talent, Französische Komödien mit abwechselnder Stimme, wie ihre Schauspieler sie vortragen, munter und geistreich vorzulesen, bei Hofe mehrere Abende hindurch zu bewundern gab; mir besonders zu Genuß und Nutzen, da ich Molieren, den ich jährlich einige Zeit widmete, um eine wohl empfundene Betrachtung immer wieder zu prüfen und zu erneuern, nunmehr in lebendiger Stimme von einem Landsmann vernahm, der gleichfalls von einem so großen Talente hervorzurufen, mit mir in Hochschätzung desselben darstellend wetteiferte.

Schiller, durch den dreißigsten Januar gequält, arbeitete fleißig an Phädra, die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward, und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab sich hervorzuthun und ihr Talent zu steigern.

Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene trugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ermunterung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich auf, ich fand ihn am Bezirke des Schauspiels zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißverstand, dem hinderte mich ihn zu beleiten, und so sahen wir vor seiner Hausthüre uns auf niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufreizt zu bleiben aller eigenen Kraft beraubten, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.

Als ich mich einmal hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen ernsten Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorrath an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen; Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde fremde Meinungen zu vernehmen wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils erheitert und freundlich, oft ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Ausführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gehabt; ich war Zeuge wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinen schien, bald dem Octavischen ähnlich anbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Enge, ins Haupt-momente zusammendrängte, und wie und da zu arbeiten anfing. Indem ihm ein Ereigniß vor dem andern anpaßt, hatte ich bereitwillig und mittheilend eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun drauf' ich vor Begierde unserer Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein bedächtliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letzten Mal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Daseyn fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu vereinigen; das Deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er thätlend und bestimmend, ich belehrend, thätig und aufführend gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herantunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist seyn. Genug, aller Enthusiasmus den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen.

An die Cicade
nach dem Anakreon.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeistert,
Singend, wie ein König lebest!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern siehest,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundinn, unbeschädigt,
Du den Sterblichen verehrte,
Süßen Frühlings süßer Bothe!
Ja, dich lieben alle Musen,
Phöbus selber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberstimme,
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte, Dichterfreundinn,
Ohne Fleisch und Blut geborne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich sahen mir gesund, ich fühlen mir arbeitlos. Nun aber setzten sich der Ausführung manche Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verwortenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und überreizt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst verlagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verwehrt sie mit dem Katafalk zu verschönern, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichenzug in die Gruft, die ihn gerätzlos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verweisen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geselligkeit trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher wissen nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den todten Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur daß ich den tausenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußte nachher im Laufe der Zeit sich bei mir Lücken, wenn theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammenleben das erfreulichste stiften können.

Die Uebersetzung von Rameau's Neffen war noch durch Schillern nach Leipzig gesandt. Einige geschriebene Hefte der Farbenlehre erbeten sich nach seinem Tode zurück. Was er bei angefriedenen Stellen einzuwenden gehabt, kennt ich nur in seinem Sinne deuten, und so wurde seine Freundschaft vom Todtenreiche aus noch fort, als die wenige unter die Lebendigen sich gesamnt sah.

Die einsame Thätigkeit mußt' ich nun auf einen andern Gegenstand werfen. Winckelmanns Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich über diesen herrlichen längst vermißten Mann zu denken, und was ich über ihn sei so vielen Jahren im Geist und Gemüth herumgetragen mit Ernst zu ordnen. Manche Freunde waren schon früher zu Beiträgen aufgefordert, ja Schiller hatte versprochen nach seiner Weise Theil zu nehmen.

Nun aber darf ich es wohl als die Fürsorge eines aufgeweckten Geistes preisen, daß ein vorzüglicher gegenwärtiger und verehrter Mann, mit dem ich früher nur in den allgemeinen Verhältnissen eines gelegentlichen Briefwechsels und Umgangs gestanden, sich mir näher anzuschließen Veranlassung fühlte. Prosessor Wolf aus Halle bewährte seine Theilnahme an Winckelmann und dem was ich für sein Andenken zu thun gedachte, durch Uebersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Sowie im März des Jahrs hatte er sich bei uns angekündigt, die sämmtlichen Weimarischen Freunde freuten sich ihn abermals in unserm Kreise zu besitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert, und uns alle in tiefer Herzenstrauer fand, als er am 30. Mai in Weimar anlangte, begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte. Ich kannte den werthen Mann gastfreundlich aufnehmen und so mit ihm höchst erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da man in so vertrauensvollem Verhältniß jeder offen von demjenigen sprach, was ihm zunächst am Herzen lag, so that sich sehr bald die Differenz entschieden hervor, die zwischen uns beiden obwaltete. Hier war sie von anderer Art als diejenige, welche mich mit Schiller anfangs zu entzweien, innigst zu vereinigen, Schillers überaus Tendenz manche sich meine treffe gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zusammen.

Wolf dagegen hatte sein ganzes Leben den schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, sie, insofern es möglich war, in Handschriften, oder sonst in Ausgaben, genau untersucht und verglichen. Sein durchdringender Geist hatte sich der Eigenheiten der verschiedenen Autoren, wie sie sich nach Orten und Zeiten aussprichst, bergestalt bemächtigt, sein Urtheil auf den höchsten Grad geschärft, daß er in dem Unterschied der Sprache und des Styls zugleich den Unterschied des Geistes und des Sinnes zu entdecken wußte, und dieß vom Buchstaben, von der Silbe hinauf bis zum rhythmischen und prosaischen Wohlklang, von der einfachen Verfügung bis zur mannigfaltigen Verstedung der Satze.

War es daher ein Wunder, daß ein so großes Talent, das mit solcher Sicherheit in diesem Element sich regte, mit einer fast magischen Gewandtheit Tugenden und Mangel zu erkennen und einem jeden seine Stelle nach Ländern und Jahren anzuweisen verstand, und so im höchsten Grade die Vergangenheit sich vergegenwärtigen konnte: — War es alle ein Wunder, daß ein solcher Mann dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das höchste schätzen und die daraus entspringenden Resultate für einzig halten mußte! Genug, aus seinen Unterhaltungen ging hervor: er achte das nur einzig für gediegenheit, für wahrhaft glaubwürdig, was durch gewisse und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herüber gekommen sei.

Dagegen hatten die Weimarischen Freunde mit denselben Ueberzeugungen einen andern Weg eingeschlagen; bei leidenschaftlicher Neigung für bildende Kunst mußten sie gar bald gewahr werden, daß auch hier das Geschichtliche sowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer praktischen Nacheiferung werden könne. Sie hatten daher sowohl alle als neuere Kunst auf ihrem Lebenswege immer geschichtlich zu betrachten sich gewöhnt, und glaubten auch von ihrer Seite sich gar manches Merkmals bemächtigt zu haben, woran sich Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger füglich unterscheiden ließen.

Wenn nun im lebhaftesten Gespräche beide Arten die Vergangenheit sich zu vergegenwärtigen zur Sprache kamen, so durften die Weimarischen Kunstfreunde sich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da sie seinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihren Geschmack an dem seinigen schärften, mit ihrem geistigen Vermögen seinem Geiste nachzudringen suchten und sich also im höheren Sinne auseinander verständigten. Dagegen benutzte er hartnäckig die Zufälligkeit ihres Verfahrens, und es fand sich kein Weg ihn von Gegenbild zu überzeugen; denn es ist schwer, ja unmöglich demjenigen der nicht aus Liebe und Leidenschaft sich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch auch nach und nach zur genaueren Kenntnis und zur Vergleichungsfähigkeit gelangt ist, auch

nur eine Ahnung des zu unterscheidenden aufzuregen, weil denn doch immer zuletzt in solchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anspruch gemacht werden muß. Wenn wir ihm nun sehr wißig zuhören, als einige Reden Cicero's, vor denen wir den größten Respect hatten, weil sie zu unsern wenigen Latein uns behülflich gewesen waren, für später unerges schwächtes Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seyen, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die übertriebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne.

Ob wir nun gleich gern einräumten, daß auch hier manches problematisch möchte liegen bleiben; wie denn ja auch der Schriftsteller weder sich selbst noch andere jederzeit völlig befriedigen werde; so konnten wir doch niemals von ihm erlangen, daß er unseren Documenten gleiche Gültigkeit mit den seinigen, unserer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth wie der seinigen zugestanden hätte. Aber eben aus diesem hartnäckigen Conflikt ging für uns der bedeutende Vortheil hervor, daß alle die Argumente für und wider auf das entschiedenste zur Sprache kamen, und es denn nicht fehlen konnte, daß jeder, indem er den andern zu erleuchten trachtete, bei sich selbst auch heller und klarer zu werden des Fridt seyn mußte.

Da nun allen diesen Bestrebungen Wohlwollen, Neigung, Freundschaft, wechselseitiges Bedürfniß zum Grunde lag, weil beide Theile während der Unterhaltung noch immer ein Unendliches von Kenntniß und Bestreben vor sich sahen, so betrübte in der ganzen Zeit eines längeren Zusammenseyns eine unfreundliche Miene, eine heftige Aeußerung, die dem Gespräche Eintrag thäte, und innerhalb desselben stritten immer neue Unterhaltung fand.

Nun aber müßte, indem von der ältern Kunst geschrieben die Rede war, der Name Phidias oft genug erwähnt werden, der so gut der Welt als der Kunst gehörte angehört: denn was wäre die Welt ohne Kunst? und so ergab sich's ganz natürlich, daß der beiden Kolossal-Ideen der Dioskuren von Monte Cavallo als in Ruhestadt befindlich geachtet wurde. Der unglaubige Freund nahm hievon Gelegenheit zu einer Spazierfahrt, als Beweis des guten Willens sich uns zu nähern, allein, wie voraus zu sehen war, ohne sonderlichen Erfolg: denn er fand leider die beiden Kielwürfe, der welche man als jetzt seinen schicklichen Raum finden können, an der Erde stehen; da denn nur dem liebevollen Kenner ihre Trefflichkeit hätte entgegen leuchten mögen, indem jedes sachliche Anschauen ihrer Vorzüge verlagt war. Wohl aufgenommen von dem dortigen Hofe vergnügte er sich in den bedeutend schönen Umgebungen, und so kam er, nach einem Besuch in Schwarzburg, mit seinem Begleiter, Freund Meyer, vergnügt und des Täglich, aber nicht übersezugt zurück.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalt dieses höchst werthen Mannes so viel Fremdes zugeeignet, so viel Eigenes aufgeklärt und geordnet, daß sie in mehr als Einem Sinne sich gefördert finden mußten, und da nun ihr Gast noch außerdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das schönste belebt, und auch er belebte mit heiterem Sinne und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle, wohlgemuth nach Hause zurück.

Ich hatte dabei die sehnsüchte Veranlassung aber mals nach Lauchstädt zu gehen, obgleich das Theater mich eigentlich nicht hinforderte. Das Repertorium enthielt so manches der noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden Worte zum erstenmale gar manchen unserer Ansichte jenen kennten. Möge hier den Freunden der Theatergeschichte zu Liebe die damalige Constellation vorgeführt werden, womit wir in jener Sphäre zu glänzen suchten. Als meistens neu, oder doch seyn beliebt, erschienen an Trauer- und Heldenspielen: Othello, Regulus, Wallenstein, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfaucon. Ebenmäßig führte man an Lust- und Gerüstspielen folgende vor: Lorenz Stark, des schämte Eifersucht, Milchmädchen, Kaune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hufiten und Wagenstreiche, An Singspielen wurden vorgetragen: Saalnire, Cosa Rara, Fanchon, Unterbrochenes Opferfest, Swaggrader, Soliman der Zweite: zum Schlusse jedoch das Lied von der Glocke, als ein verdien und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten.

Bei einem kurzen Aufenthalt in Lauchstädt suchte ich daher vorzüglich dasjenige zu besorgen was an Bauliebkeiten und sonstigen Localitäten, mehr weniger was mit dortigen Beamten zu verabreden und festzustellen war, und begab mich darauf nach Halle, wo ich in dem Hause meines Freundes die gastliche Aufnahme fand. Die vor kurzem abgerissene Unterhaltung ward lebhaft fortgesetzt, und nach vielen Seiten hin erweitert: denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann, mitten in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgedrungenen Thätigkeit fand; so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine verwandte Materie, irgend eine ins Leben eingreifende Handlung zum Text gestrichener Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte schnell vorüber gingen, aber bedeutenden Reichthum zurücklieben.

Hatte ich man an ihm die Gegenwart eines ungebeugten Wissens zu bewundern, so war ich doch auch genöthigt zu verwundern, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überlieferte. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn alles was ich von ihm erwarten konnte in Thätigkeit fand: Eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, und gründlichstem Wissen mit Freiheit. Geist und Gemüth sich über die Jugend verbreitende Mittheilung.

Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, läßt sich nicht übersehen; wie einfluß reich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im allgemeinen mitempfinden können.

Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. Doctor Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des August, und ich gelebte mich zu den vielen sich an ihn heranbrängenden Zuhörern. Seine Lehre mußte gleich so wie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo sinnen dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausstiegen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählich die angeschwollene Masse

Unterschied und Ursprung völlig verwirrt. Da nun eben diese organische Operation sich in allen Gestalten des Thiers von unten auf wiederholt und sich vom Greiflichen bis zum Unbegreiflichen steigert; so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und sollte Gall, wie man vernahm, auch durch seinen Scharfsinn verleitet zu sehr ins Specialisiren gehen, so ging es ja nur von uns ab, ein scheinbar paradoxes Absondern in ein fabelhaft Allgemeines hinüber zu bringen. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebsinn so gut als die Kinder-, Freundes- und Menschenliebe unter allgemeinere Kategorien begreifen und also gar wohl gewisse Tendenzen mit dem Verwalten gewisser Organe in Bezug setzen.

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird sich nicht leicht einer Anzahl wünschenswerther Schüler zu erfreuen haben; das Besondere hingegen zieht die Menschen an und mit Recht: denn das Leben ist aufs Besondere angewiesen, und gar viele Menschen thun nichts im Einzelnen ihr Leben fortsetzen ohne daß sie nöthig hätten weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menschenverstand noch seinen fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Beim Anfang seiner Vorträge brachte er einigeZ die Metamorphose der Pflanze Verständnende zur Sprache, sie hat der neben mir sitzende Freund Leder mich mit einiger Verwunderung ansah; aber eigentlich zu verwundern war es, daß er, ob er gleich diese Analogie gefühlt haben mußte, in der Folge nicht wieder darauf zurück kam, da doch diese Idee gar wohl durch sein ganzes Geschäft hätte walten können.

Außer diesen öffentlichen, vorzüglich craneologischen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn selbst vor unsern Augen, wodurch denn meine Theilnahme sich steigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und daher das Hauptaugenmerk, da es sich nicht nach der Hirnschale, sondern diese nach jenem zu richten hat, und zwar vorgestalt, daß die innere Doppelhöhle der Hirnschale vom Gehirn festgehalten und an ihre organische Beschränkung gefesselt wird; dagegen denn, bei genugsamem Vorrath von Knochenmasse, die äußere Lamina sich bis ins Monströse zu erweitern und innerhalb so viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behauptet.

Galls Vortrag durfte man wohl als den Gipfel vergleichender Anatomie anerkennen, denn ob er gleich seine Lehre von derber nicht ableitete und mehr von außen nach innen verfuhr, auch sich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzusetzen schien: so fand doch alles mit dem Rückenmark in solchem Bezug, daß dem Geist vollkommene Freiheit blieb sich nach seiner Art diese Geheimnisse auszulegen. Auf alle Weise war die Galliste Einleitung des Gehirns in einem höheren Sinne als jene in der Schule vorgetragene, wo man etagen- oder seamenweise von oben herein, durch dekimmten Messerschnitt von gewissen unter einander solgenden Theilen Ansicht und Namen erhielt, ohne daß auf irgend etwas weiter daraus wäre zu folgern gewesen. Selbst die Basis des Gehirns, die Ursprünge der Nerven, diese Localkenntnisse, denen ich, so ernst mir es auch war, nichts abgewinnen konnte; wesshalb auch noch vor kurzem die schönen Abbildungen von Bacq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung gesetzt hatten.

Doctor Gall war in der Gesellschaft, die mich so freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit eingeschlossen, und so sahen wir uns täglich, fast stündlich, und Gall's Gebrauch hielt sich immer in dem Kreise seiner bewundernswürdigen Betrachtung; er scherzte über und alle und behandelte meinen Sturmbau zufolge: ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Turpus anzusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Bühnendichter geboren sey. Dergleichen gab man zu allerlei scherzhaften Beziehen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Cervantesmas in Eine Reihe zu setzen beliebte.

Nun wendete freilich solche geistige Anstrengung, verflochten in geselliges Wohlleben, meinen überreizten Zuständen mehr eben zuträgen; es äußerte mich ganz unverkennbar der Paroxysmus eines herkömmlichen Uebels, das von den Aerzten aufgehend sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzliche ankündigte. Es brachte mir diesmal den Vortheil einer größern Annäherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelte mit zugleich als Professor, als denkender, wohlgesinnter und aufmerksamer Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen sein ließ, davon giebt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17. September dieses Jahres unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.

Doctor Galls fernerem Unterricht sollte ich denn auch nicht vermissen; er hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf mein Zimmer zu schaffen und mir, der ich durch mein Uebel an höherer Beschauung und Betrachtung nicht gehindert war, sehr anstrengende Kenntniß und Uebersicht einer Uebersetzungen mitzutheilen.

Doctor Gall war abgegangen und besuchte Göttingen, wo aber wurden durch die Ausübung eines eigenen Abenteuers angezogen. Der wunderliche, in mancherlei Sinne viele Jahre durch schon bekannte problematische Mann, Joseph Prokop Vitezek in Helmstädt, war mir schon in oft gemeint, seine Umgebung, sein merkwürdiger Besitz, sein sonderbares Betragen, so wie das Gedenkmiß, das über allem diesem waltete, hatte schon längst auf mich und meine Freunde beunruhigend gewirkt, und eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnißvoller Greis über außerordentlichen und kaum denkbaren Schätzen waltete. Mein dumenschlüssiger Reisegefährte erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn August Theil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieser gerieth zur selben geselligen Erheiterung; denn indem der thätige gelehrte Mann den Knaben unausgesetzt zu necken sich zum Geschäft machte, so durfte dieser das Recht der Nothwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offensiv verfahren muß, sich zu bedienen, und wie der Angreifende auch wohl manchmal die Gränze überschreiten zu können glauben; wobei sich denn wohl mitunter die wohllichen Neckereien in Kiseln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten. Nun machten wir Halt in Bernburg, wo der würdige Freund gewisse Eigenheiten in Kauf und Tausch nicht unterließ, welche der junge lose Vogel, auf alle Handlungen seines Gegners gespannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu besiegeln nicht ermangelte.

Der eben so treffliche als wunderliche Mann hatte auf alle Zöllner einen entschiedenen Haß geworfen und konnte sie, selbst wenn sie ruhig und mit Achtung verfuhren, ja wohl eben deßhalb, nicht ungestraft

lassen, worauf denn unangenehme Begebenheiten beinahe entstanden wären.

Da nun aber auch dergleichen Anziehungen und Eigenheiten uns in Magdeburg vom Besuch einiger verdienten Männer anwiesen, so beschäftigte ich mich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms, betrachtete die plastischen Monumente, vorzüglich die Grabmäler. Ich spreche nur von drei trefflichen, welche für drei Erzbischöfe von Magdeburg errichtet worden. Adelbert II. nach 1205 Reif und Stark, aber sorgfältig und einigermaßen natürlich, unter Lebensgröße. Friedrich nach 1464 über Lebensgröße, naturund kunstgemäßer. Ernst mit der Jahrzahl 1513, ein unschätzbares Denkmal von Peter Vischer, das wenigstens zu vergleichen ist. Hieran konnte ich mich nicht genug erfreuen; denn wer einmal auf die Zunahme der Kunst, auf deren Abnahme, Ausweichen zur Seite, Rückkehr in den rechten Weg, Herrschaft einer Hauptepoche, Einwirkung der Individualitäten gemerket, Aug und Sinn darnach geübet hat, der findet kein Zwiegespräch belehrender und unterhaltender als das schweigsame in einer Folge von solchen Monumenten. Ich vergegenwärtige meine Bemerkungen jetzund zur Uebung als Erinnerung, und finde die Blätter noch mit Bemerkungen unter meinen Papieren; doch wünschte ich mich mehr in diesen Stunden, als daß eine genaue Nachrechnung, besonders des herrlichen Bischofsteins Monuments vorrunden seyn möge. (Ist spätern hin jedermännig mitgetheilt worden.)

Stadt, Festung und, von den Wällen aus, die Umgegend ward mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtet, besonders verweilte mein Blick lange auf der großen Baumgruppe, welche nicht allzufern die Fläche zu zieren erwünscht dastand. Sie bezeichnete Kloster Bergen, einen Ort, der mancherlei Erinnerungen auftrieb. Dort hatte Wieland in allen concentrirten jugendlichen Jartgefühlen gewandelt, zu höherer literarischen Bildung den Grund gelegt; dort wurde Abt Steinmetz in frommem Sinne, viele leicht einseitig, doch redlich und kräftig. Und mich bedarf die Welt, in jener unsrigen Einseitigkeit, auch selber Lichts und Wärmeentellen um mich herum; auch um eigenthümlich Irrsale zu erwärmen und zu verdunsten.

Bei wiederholten Besuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, der von dem Küster immer geführt sich mit seinen Geräthen sehr laut unterhielt, indessen wir als Fremde verwunte unsere stillen Zwecke vertrieben. Wir erfuhren, es sey der Abbe Gregoire, und ob ich gleich sehr neugierig war mich ihm zu nähren und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so wollte doch mein Freund, aus Abneigung gegen den Pfaffen, nicht einwilligen, und wir begnügten uns in einiger Ferne beschäftigt sein Betragen genauer zu bemerken und seine Urtheile, die er laut aussprach, zu vernehmen.

Wir verfolgten unsern Weg, und da der Uebergang aus einer Flussregion in die andere immer der Hauptaugenmerk mein des Geognosten war, so fielen mir die Sandsteinbrüche auf, die nun, statt nach der Elbe, nach der Weser hinzudeuteten. Heimfährt selbst liegt ganz freundlich, der Sand ist dort, wo ein geringes Wasser fließt, durch Gärten und sonst anmuthige Umgebung gedämpft. Wer nicht gerade den Begriff einer lebhaften Deutschen Akademie mitbringt, der wird angenehm überrascht seyn, in einer solchen Lage eine ältere beschränkte Studienanstalt zu finden, wo auf dem Fundament eines frühern Klosterwesens Lehrstühle späterer Art gegründet worden, wo gute Pfründen einen behaglichen Sitz darbieten, wo altväterliche Gebäude einem anständigen Hausbau, bedeutenden Bibliotheken, ansehnlichen Cabinetten hinreichenden Platz gewähren, und eine stille Thätigkeit desto emsiger fortschlängeln wirken kann, als eine actuose Versammlung von Studierenden nicht jene Hast der Ueberlieferung fordert, die auf besuchten Akademien nur überhaut.

Das Personal der Lehrer war auf alle Weise bedeutend; ich darf nur die Namen Henke, Pott, Lichtenstein, Creil, Bruns und Brehow nennen, so weiß jedermann den damaligen Cirkel zu schätzen, in welchem die Reisenden sich befanden. Gründliche Gelehrsamkeit, wißige Mittheilungen, durch immer nachwachsende Jugend erhaltene Heiterkeit des Umgangs, frohe Behaglichkeit bei ernsten und zweckmäßigen Beschäftigungen, daß alles wirkte so schön in einander, wozu noch die Frauen mitwirkten, alleine durch gastfreie Häuslichkeit, jüngere Gattinnen mit Anmuth, Töchter in aller Liebenswürdigkeit, sämmtlich nur einer allgemeinen einzigen Familie anzugehören schienen. Eben die großen Räume alterthümlicher Häuser erlaubten zahlreiche Gastmahle und die besuchtesten Feste.

Bei einem derselben zeigte sich auch der Unterschied zwischen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns beiden zwei sehrbegrünte Kränze zugedacht; ich hatte dem schönen Kinde, das mir ihn aufsetzte, mit einem lebhaft erwiderten Kuß gedankt und mich einst genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniß zu lesen schien, daß ich ihr so geschmackt nicht mißfalle. Interessen strauste sich mir gegenüber der eigentümliche Gast gegen seine lebensinnige Bekannte gar anders spendig, und wenn auch der Kranz unter solchen Zeichen und Zeremonien nicht ganz entseidet wurde, so mußte doch das liebe Kind ihn einigermaßen beschämt zurücklegen, daß sie ihn nicht losgeworden war.

Ueber so vieles Annutbige hätten wir nun fast den Zweck vergessen können, der uns eigentlich hieher geführt hatte: allein Bereits bedurfte unsere heitere Gegenwart jedes Fest. Mehr groß, wohl und bewegsam gedacht, konnte man eben die Lesenden seiner Festerstünde gelten lassen; eine unglaubliche Hohe und gewöhnte Stirn, ganz in Mißverhältniß der untern sein zusammen gezogenen Theile, deutete auf einen Mann von bedeutenden Geistestraften, und in so hohen Jahren konnte er sich führen er einer besonders manierten und ungebundenen Tratigkeit erfreuen.

In Gesellschaften, besonders aber bei Tische, gab er seiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaliger Verehrer der Mutter, als jetziger Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darstellen wußte; und man ließ sich vieles oft wiederholte Mährchen gern gefallen, weil zwar niemand auf den Besitz seiner Hand, wohl aber mancher gern auf einen Antheil an seinem Nachlaß Anspruch gemacht hätte.

Angemeldet wie wir waren, bot er uns alle Gastfreundschaft an; eine Aufnahme in sein Haus lehnten wir ab, dankbar aber ließen wir uns einen großen Theil des Tags bei ihm unter seinen Merkwürdigkeiten gefallen.

Gar manches von seinen früheren Besitzungen, das sich dem Namen und dem Rubme nach noch lebendig erhalten hatte, war in den jämmerlichsten Umständen; die Vaucansonischen Automaten fanden wir durchaus paralysirt. In einem alten Gartenhause saß der Flötenspieler in sehr unschicklichen Kleidern; aber er flötete nicht mehr und Bereits zeigte die ursprüngliche Walze vor, deren erste

einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweite Waise sehen, die er von jahrelang im Hause unterhaltenen Orgelkünstlern unternehmen lassen, welche aber, da jene zu früh gestorben, nicht vollendet noch an die Stelle gesetzt werden können, weshalb denn der Zitherspieler gleich anfangs verstummte. Die Ente, unerschreckt, stand als Cerberus da, fraß den Haber noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr: an allem dem ward er aber keineswegs irre, sondern sprach von diesen verunlückten halbzerstörten Dingen mit solchem Behagen und so wichtigem Anstrich, als wenn seit jener Zeit die höhere Mechanik nichts reicheres Bedeutenderes hervorgebracht hätte.

In einem großen Saale, der Naturgeschichte gewidmet, wurde gleichfalls die Bemerkung rege, daß alles was sich selbst erhält, bei ihm gut aufgehoben sey. So zeigte er einen sehr kleinen Magnetstein vor, der ein großes Gewicht trug, einen ächten Pyrenäen vom Cap von größter Schönheit, und sonstige Mineralien in vorzüglichen Exemplaren.

Aber eine in der Mitte des Saals gedrängt stehende Reihe ausgestopfter Vögel zerfielen unmittelbar durch Motten, ja das Gewölbe und Federn auf den Gestellen selbst aufzehrend lagen; er bemerkte dieß auch und versicherte, es sey eine Kriegslist: denn alle Motten des Hauses zögen sich hieher, und die übrigen Zimmer blieben von diesem Gesindchen rein. In gedrungener Folge kamen denn nach und nach die sieben Wunder von Helmstädt zu Tage; die Liebertühnischen Präparate, so wie die Habnicke Rechenmaschine. Von jenen wurden einige wirklich bewundernswürdige Beispiele vorgewiesen, an diesem complicirte Exempel einiger Species durchgeführt. Das magische Quadrat jedoch war verstummt; Beireis hatte geschworen, die geheimste Uhr nicht wieder aufzuziehen, die auf seine, des Unterrichtenden, Befehle bald still hielt, bald sonderbare Dinge that. Ein Officier, den man wegen Erzählung solcher Wunder Lügen gestraft, sey im Duell erschossen worden, und seit der Zeit habe er sich fest vorgenommen, seine Bewunderer nie solcher Gefahr wieder aufzuopfern, noch die Umstehenden zu so übereilten Gnädigthaten zu veranlassen.

Nach dem bisher Erzählten darf man nun wohl sich einige Bemerkungen erlauben. Beireis im Jahre 1750 geboren fühlte sich als trefflicher Kopf eines weit umfassenden Wissens fähig und zu vielseitiger Ausübung geschickt. Den Anregungen seiner Zeit zufolge übte er sich zum Polyhistor, seine Thätigkeit widmete er der Heilkunde, aber bei dem glücklichsten alles festhaltenden Gedächtniß konnte er sich anmaßen, in den sämmtlichen Facultäten zu Hause zu seyn, jeden Lehrstuhl mit Ehre zu betreten. Seine Unterschrift in meines Sohnes Stammbuch lautet folgendermaßen:

Godofredus Christophorus Beireis,
Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae Historiae naturalis.
Helmstadii a. d. XVII. Augusti MDCCCV.

Aus dem bisher Vorgetragten jedoch ließ sich eine sehen, daß seine Sammlungen, dem naturhistorischen Theile nach, einen eigentlichen Zweck haben konnten, daß hingegen das, worauf er den meisten Werth legte, eigentlich Curiositäten waren, die durch den hohen Kaufpreis Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen sollten; wobei denn nicht vergessen wurde, daß bei Ankauf desselben Kaiser und Könige überboten worden.

Dem sey nun wie ihm wolle, ansehnliche Summen mußten ihm zu Gebote stehen; denn er hatte, wie man wohl bemerken konnte, eben so sehr eine gelegene Zeit zu solchen Ankäufen abgewartet, als auch mehr denn andere vielleicht sich sogleich zahlungsfähig erwiesen. Obgenannte Gegenstände zeigte er zwar mit Antheil und Behagen umständlich vor, allein die Freude daran schien selbst gewissermaßen nur die storisch zu seyn; wo er sich aber lebhaft, leidenschaftlich überredent und zudringlich bewies, war bei Vorzeigen seiner Gemälde, seiner neuesten Liebhabereien, in die er sich ohne die mindeste Kenntniß eingelassen hatte. Bis ins Unbegreifliche ging der Grad, womit er sich hierüber getäuscht hatte, oder uns zu täuschen suchte, da er denn doch auch vor allen Dingen gewisse Curiosa vorzustellen pflegte. Hier war ein Christus, bei dessen Anblick ein Göttinger Professor in den bittersten Thränenguß sollte aufgebrochen seyn, sogleich darauf ein von einer Englischen Dogge angebissenes natürlich genug gemaltes Brot auf dem Triebe der Jünger zu Emaus, ein anderes auf dem Feuer wunderwürdig gerettetes Heiligenbild und was dergleichen mehr seyn mochte.

Die Art seine Bilder vorzuweisen war seltsam genug, und schien gewissermaßen absichtlich; sie hingen nämlich nicht etwa an den hellen breiten Wänden seiner obern Stockwerke wohlgemäßer nebeneinander, sie standen vielmehr in seinem Schlafzimmer um das große Thronhimmelbette an den Wänden, gedrängt übereinander, von wo er, alle Hülfeleistung ablehnend, sie selbst herholte und dahin wieder zurückverbannte. Einiges blieb in dem Zimmer um die Bedienter vorzugestellt, immer enger und enger zog sich der Kreis zusammen, so daß freilich die Ungeduld unserer Reisegefährten allmählig erregt, endlich ausbrach und sein Entfernen veranlaßte.

Es war mir wirklich angenehm, denn solche Qualen der Unvernunft erregen sich leichter allein als in Gesellschaft eines einsichtigen Freundes, wo man bei gesteigertem Unwillen jeden Augenblick einen Ausbruch von einer oder der andern Seite befürchten muß.

Und wirklich war es auch zu stark, was Beireis seinen Gästen zumuthete; er wußte sich nämlich damit am meisten, daß er von den größten namhaften Künstlern drei Stücke besitze, von der ersten, zweiten und letzten Manier, und wie er sie vorstellte und vortrug, war jede Art von Zudringlichkeit, die dem Menschen zu Gebot stehen soll, kaum hinreichend, denn die Scene war lächerlich und ärgerlich belebigend und wahnsinnig zugleich.

Die ersten Lehrlingsproben eines Raphael, Tizian, Caracci, Correggio, Dominichin, Guido und von wem nicht sind waren nichts weiter als skizzen, von mäßigen Künstlern gefertigte, auch wohl copirte Bilder. Hier verlangte er nun jedesmal Nachsicht gegen derselben Anfänge, rühmte aber mit Bewunderung in den folgenden die außerordentliche Fortschritte. Unter solchen der zweiten Epoche zugeschriebenen fand sich wohl manches Gute, aber von dem Namen, dem es zugeeignet werden, sowohl dem Talent als der Zeit nach himmelweit entfernt. Eben so verbietet es sich mit den letzten, wo denn auch die tiefsten Pinsaten, deren anmaßliche Urheber sich bedienen, gar wohlgefällig vom Munde fließen.

Zum Beweis der Aechtheit solcher und anderer Bilder zeigte er die Auctions-Kataloge vor, und freute sich der gedruckten Bestätigung jeder von ihm erstandenen Nummer. Darunter befanden sich zwar ächte aber starkrestaurirte Originale; genug, an irgend

eine Art von Kritik war bei diesem sonst werthen und würdigen Manne gar nicht zu denken.

Hatte man nun die meiste Zeit alle Geduld und Zurückhaltung nöthig, so ward man denn doch mitunter durch den Anblick trefflicher Bilder getröstet und belohnt.

Unschätzbar hielt ich Albrecht Dürers Portrait, von ihm selbst gemalt mit der Jahrzahl 1493, also in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, halbe Lebensgröße, Brustbild, zwei Hände, die Ellenbogen abgeschnitt, purpurrothes Mützchen mit kurzen schmalen Krempen. Hals bis unter die Schlüsselbeine bloß, am Hemde gestickter Vorsaum, die Falten der Aermel mit spielenden Bändern unterbunden, blaugrauer mit gelben Streifen verbrämter Ueberwurf, wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausputzen hätte, in der Hand bedeutsam ein blaudistelndes Ermatum, im Deutschen Mannstreue genannt, ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze derrlich gegenwärtig, treu und unschuldig, bescheiden in seinen Ideen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürers würdig, obgleich mit sehr dünner Farbe gemalt, die sich an einigen Stellen zusammengezogen hatte.

Dieses preiswürdige, durchaus unschätzbare Bild, das ein wahrer Kunstfreund im goldenen Rahmen einschließt im schönsten Schränkchen aufbewahrt hätte, ließ er bloß auf ein dünnes Brett gemalt, ohne irgend einen Rahmen und Verwahrung. Jedem Augenblick sah ich es spalten drohend, ward es unvorsichtiger als jedes andere hervorgezogen, auf- und wieder bei Seite gestellt, nicht weniger die geringste Unachtsamkeit des Gastes, die um Schonung und Sicherung eines solchen Kleinods flehte, ziemlich ungeachtet; er schien sich wie Herzog Bärnus in einem derbkomischen Unwesen einigermaßen zu gefallen.

Ferner achtete ich eines gestirnten frei gemalten Bildes von Rubens, langlich, nicht allzugroß, wie er sich's für solche ausgeführte Skizzen liebte. Eine Hexenküche figurirt in der Hölle eines weitverzweigten Gemäldraums. Kohlhäupter und Salat aller Arten, Burteln, Zwiebeln aller Farben und Gestalten; sie ist eben im Handel mit einer stattlichen Bürgersfrau begriffen, deren behagliche Bürde sich gar gut ausnimmt neben dem curiös aufgethanen Beuten der Verkäuferin, hinter welcher ein Knabe, so eben im Begriff einiges Obst zu stehlen, von ihrer Magd mit einem unvorgesehenen Schlag bedroht wird. An der andern Seite, hinter der angedeuten Bürgersfrau, sieht man ihre Magd einen wohlgefüllten Korb mit Marktwaaren eben einwärtser verschienen. Kerl tragen, aber auch sie ist nicht müßig, sie blickt nach einem Burschen und scheint diesen Fingerzeig mit einem freundlichen Blick zu erwiedern. Besser gethan und meisterhafter ausgeführt war nicht leicht etwas zu schauen, und hätten wir nicht unsere jährlichen Ausstellungen abzuschließen festgestellt, so würden wir diesen Gegenstand, wie er hier beschrieben ist, als Preisaufgabe gesetzt haben, um die Künstler kennen zu lernen, die, von der überhandnehmenden Verarmung auf Gelbarmuth noch unangefacht, und beide frische Lebe Blut und Talent zu wenden geneigt wären.

Im kunstgeschichtlichen Sinne hatte denn auch Betreis, bei Anschauung der Bilder, mehr als ein belehrendes Bild gewonnen; ich betrachtete sie mit Antheil und bemerkte manches in mein Taschenbuch. Hier sind ich nun verzeichnet, bald außer dem ersten vorgewiesenen, welches für ächt Byzantinisch zu halten wäre, die übrigen alle ins funfzehnte, vielleicht ins sechzehnte Jahrhundert fallen möchten. Zu einer genaueren Würdigung mangelte es mir an durchgreifender Kenntniß und bei einigem was ich allenfalls noch hätte näher bestimmen können, brachte mich Zutrauensmann aus Nomenclatur unserer wunderlichen Sammlers Schritt vor Schritt auf der Flotte.

Denn er wollte nun einmal für allemal, wie verständlich so auch in seinen Benennungen einzig seyn, und wie er jenes erste Byzantinische Stück dem vierten Jahrhundert zuschrieb, so wies er ferner eine ununterbrochene Reihe und dem nächsten, sechsten u. s. w. bis ins funfzehnte mit einer Sicherheit und Ueberzeugung vor, daß einem die Gedanken verstummen. Wie es zugegangen möge, wenn uns das handwerkliche Unwahre, als etwas das sich von selbst versteht, zutraulich vorgesprochen wird, wo man denn weder den Selbstbetrug noch die Unverschämtheit in solchem Grade für möglich hält.

Ein solches Besinnen und Betrachten ward sie dann durch seltsame Rathsamkeit gar angenehm unterbrochen. Hier spielte der seltsame Mann seine jugendliche Rolle mit Behagen fort, er schwatzte mit den Müttern, als wenn sie ihm auch wohl früher hätten gereicht seyn mögen, mit den Töchtern, als wenn er im Begriff wäre ihnen seine Hand anzutragen. Niemand erwiederte derselben Aeußerungen und Anträge mit irgend einem Befremden, selbst die gesetztesten männlichen Glieder der Gesellschaft betrachteten seine Thorheiten mit einiger Achtung, und aus allem ging hervor, daß sein Haus, seine Natur- und Kunstschätze, seine Vermögens- und Capitalien, sein Reichthum, wirklich oder durch Gerüchte gefleigert, vielen ins Auge stach, weshalb denn die Achtung für seine Verdienste auch seinen Seltsamkeiten das Wort zu reden schien.

Und gewiß es war niemand geschickter und gewandter Erfindlichkeiten zu ersinnen als er, ja es schien Mancher zu seyn, sich dadurch eine neue räumliche Familie und die uneroome Pietät einer Anzahl Menschen zu verschaffen.

In seinem Schlafzimmer hing das Bild eines jungen Mannes, von der Art wie man dunkerie sieht, nicht ausgezeichnet, weder anziehend noch abstoßend; diesen ließ er seine Gäste gewöhnlich besuchen und bejammerte dabei das Ereigniß, daß dieser junge Mann, an den er vieles gewendet, dem er sein ganzes Vermögen zugedacht, sich gegen ihn untreu und undankbar bewiesen, daß er ihn habe müssen fahren lassen und nun verdrossen nach einem zweiten sich umsehe, mit dem er ein gleiches und glückseligeres Verhältniß anzuknüpfen könne.

In diesem Vertrag war irgend etwas Schelmisches; denn wie jeder bei Erblickung eines Lotteriespiels das große Loos auf sich bezieht, so schien auch jedem Zuhörer, wenigstens in dem Augenblick, ein Hoffnungsschein zu leuchten; ja ich habe klare Menschen gekannt, die sich eine Zeit lang von diesem Irrthum nachziehen ließen.

Den größten Theil des Tages brachten wir bei ihm zu, und Abends bewirthete er uns auf Chinesische Porcellan und Silber mit fetter Schafmilch, die er als höchst gesunde Nahrung pries und aufnöthigte. Hatte man diese ungewohnte Speise erst einigen Geschmack abgewonnen, so ist nicht zu leugnen, daß man sie gern genoß, und sie auch wohl als gesund anpreisen durfte.

Und so besah man denn auch seine übrigen Sammlungen, zu deren glücklichem Besitzthum historische Kenntniß genügt, ohne Geschmack zu verlangen. Die geltenen Münzen Römischer Kaiser und ihrer

Familien hatte er aufs vollſtändigſte zuſammengebracht, welches er durch die Kataloge des Pariſer und Gothaiſchen Cabinets eifrig zu beleben und dabei zugleich ſein Uebergewicht durch mehrere dort fehlende Exemplare zu bezeugen wußte. Was jedoch an dieſer Sammlung am höchſten zu bewundern, war die Vollkommenheit der Abdrücke, welche ſämmtlich als Lämen ſie auf der Münze vorlagen. Dieſe Bemerkung nahm er wohl auf, und verſicherte, daß er die eingelnen erſt nach und nach eingeſtanden und mit ſchwerer Zuſe zuletzt erhalten und doch noch immer von Glück zu ſagen habe.

Brachte nun der geſchäftige Beſitzer aus einem nebenſtehenden Schrank neue Schieber zum Anſchauen, ſo ward man ſogleich der Zeit und dem Ort nach anders wohin verſetzt. Sehr ſchöne Silbermünzen Griechiſcher Städte lagen vor, die, weil ſie lange genug in feuchter verſchloſſener Luft aufbewahrt worden, die wohlerhaltenen Gepräge mit einem bläulichen Anhauch darboten. Eben ſo wenig fehlte es ſodann an goldenen Roſenobeln, fürſtlichen älteren Münzen, an Bracteaten, verſtändlichen fabriciſchen Gepräges und was man nur merkwürdig Seltſames bei einer ſo zahlreichen altherkömmlichen Sammlung erwarten konnte.

Nun war aber nicht zu leugnen, daß er in dieſem Fache unterrichtet und in gewiſſem Sinne ein Kenner war: denn er hatte ja ſchon in früheren Jahren eine kleine Abhandlung, wie ächte und falſche Münzen zu unterſcheiden ſeyen, herausgegeben. Indeſſen ſcheint er auch hier wie in andern Dingen ſich einige Willkür vorbehalten zu haben, denn er behauptete, hartnäckig und über alle Münzkenner triumphirend: die goldnen Dukmachen ſeyen durchaus falſch, und behandelte deßhalb einige vorliegende ſchöne Exemplare höchſt verächtlich. Auch dieſes ließen wir, wie manches andere, hingehen und ergetzten uns mit Beſchauen an dieſen wirklich ſeltenen Münzen, deren Betrachtung uns bei ſo vieler Zeit, die uns Beyers widmete, trat immer zugleich ſeine ärztliche Thätigkeit hervor; bald war er Morgens früh ſchon vom Lande, wo er eine Bauersfrau entbunden, zurückgekehrt, bald hatten ihn verwickelte Conſultationen beſchäftigt und feſtgehalten.

Wie er nun aber zu ſolchen Geſchäften Tag und Nacht bereit ſeyn könne, und ſie doch mit immer gleicher äußerer Würde zu vollbringen im Stande ſey, machte er auf ſeine Friſur aufmerkſam; er trug nämlich vollenartige Locken, länglich, mit Nadeln geſteckt, feſt gepreßt über beiden Ohren. Das Vorderhaupt war mit einem Toupet geſchmückt, alles feſt, glatt und tüchtig gepudert. Auf dieſe Weiſe, ſagte er, laſſe er ſich alle Abend friſiren, lege ſich, die Haare feſtſtehenden, zu Bette, und welche Stunde er denn auch zu einem Kranken gerufen werde, er ſcheine er doch ſo anſtändig, eben als wie er in jede Geſellſchaft komme. Und es iſt wahr, man ſah ihn in ſeiner beſtaubgrauen vollſtändigen Kleidung, in ſchwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen, überall ein- wie das anderemal.

Während ſolcher belehrten Unterhaltung und fortdauernder Zerſtreuung hatte er eigentlich von unglaublichen Dingen noch wenig vorgebracht; allein in der Folge konnte er nicht ganz unterlaſſen die Lieblinge ſeiner Legenden nach und nach mitzutheilen. Als er uns nun eines Tags mit einem ganz wohlbeſtellten Gaſtmahle bewirthete, ſo mußte man eine reichliche Schüſſel beſonders großer Krebſe in einer ſo dach- und waſſerarmen Gegend höchſt merkwürdig finden; worauf er denn verſicherte, ſein Fiſchkaſten dürfe niemals ohne dergleichen Vorrath gefunden werden; er ſey dieſen Geſchöpfen ſo viel ſchuldig, er achte den Genuß derſelben für ſo heilſam, daß er ſie nicht nur als ſchmackhaftes Gericht für werthe Gäſte, ſondern als das wirkſamſte Arzneimittel in äußerſten Fällen immerfort bereit halte. Nun aber ſprach er zu einigen gedenkwürdigen Einleitungen, er ſprach von gänzlicher Erſchöpfung, in die er ſich durch anunterbrochene höchſt wichtige, aber auch höchſt gefährliche Arbeit verſetzt geſehen, und wollte dadurch den ſchwierigen Proceß der höchſten Wiſſenſchaft verſtanden wiſſen.

In einem ſolchen Zuſtande habe er nun ohne Bewußtſeyn, in letzten Zügen, hoffnungslos daniederlag, als ein junger ihm herzlich verbundener Schüler und Wärter, durch inſpirationsmäßigen Inſtinct angetrieben, eine Schüſſel großer geſottener Krebſe ſeinem Herrn und Meiſter dargereicht und baron genußſam zu ſich zu nehmen geneidigt; worauf denn dieſer wunderſam ins Leben zurückgekehrt, und die hohe Verordnung für dieſes Gericht behalten habe.

Schalkhafte Freunde behaupteten, Beyers habe ſonſt auch wohl gelegentlich zu verſtehen gegeben, er wäſche, durch das Univerſale, ausgeſuchte Mahlſeer in junge Krebſe zu verwandeln, die er denn auch nachher durch beſondere ſpagyriſche Nahrung zu merkwürdiger Größe heranzuſtärken verſtehe. Wir hielten dieß wie billig für eine im Geiſt und Geſchmack des alten Wunderthäters erfundene Legende, dergleichen mehr auf ſeine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wohl Taſchenſpieler und ſonſtige Thaumaturgen auch verhalten zu haben, keineswegs abzuläugnen geneigt war.

Hofrath Beyers ärztliches Anſehen war in der ganzen Gegend wohl gegründet, wie ihn denn auch die gräflich Veltheimiſche Familie zu Harbke als Hausarzt willkommen hieß, in die er uns daher einzuführen ſich ſogleich geneigt erklärte. Angemeldet traten wir dort ein, ſtattliche Wirthſchaftsgebäude bildeten vor dem hohen ältlichen Schloſſe einen geräumigen Gutshof. Der Graf hieß uns willkommen und freute ſich an mir einen alten Freund ſeines Vaters kennen zu lernen, denn mit dieſem hatte uns andere durch mehrere Jahre das Studium des Bergweſens verbunden, nur daß er verſuchte, ſeine Naturkenntniſſe zu Aufklärung problematiſcher Stellen alter Autoren zu benutzen. Mochte man ihn bei dieſem Geſchäft auch allzugroßer Kühnheit beſchuldigen, ſo konnte man ihm einen geiſtreichen Scharfſinn nicht abſprechen.

Gegen den Garten hin war das altertümliche aufgeſchmückte anſehnliche Schloß vorzüglich ſchön gelegen. Unmittelbar aus demſelben trat man auf ebene reinliche Flächen, worauf ſich ſanft aufſteigende von Büſchen und Bäumen überſchattete Hügel anſchloſſen. Bequeme Wege führten ſodann aufwärts zu heiteren Ausſichten gegen benachbarte Höhen, und man ward mit dem weiten Umkreis der Herrſchaft, beſonders auch mit den wohlbeſtandenen Wäldern, immer mehr bekannt. Den Großvater des Grafen hatte vor funfzig Jahren die Forſtcultur ernſtlich beſchäftigt, wobei er dann nordamerikaniſche Gewächſe der Deutſchen Landesart anzueignen trachtete. Nun führte man uns in einen wohlbeſtandenen Wald von Weymouths-Kiefern, anſehnlich ſtark und hoch gewachſen, in deren ſtattlichen Bezirk wir uns, wie ſonſt in den Forſten des Thüringer Waldes, auf Moos gelagert an einem guten Frühſtück erquickten, und beſonders an der regelmäßigen Pflanzung ergetzten. Denn dieſer großväterliche Forſt zeigte noch

die Absichtlichkeit der ersten Anlage, indem die sämmtlichen Bäume reihenweis gestellt sich überall ins Gevierte setzen liessen. Eben so konnte man in jeder Verhältnißstellung bei jeder Baumanlage die Ansicht des vorwaltenden Andern gar deutlich wahrnehmen.

Die junge Gräfin, so eben ihrer Entbindung nahe, blieb leider unsichtbar, da wir von ihrer geräumten Schönheit selbst dem alten Jemand abgelegt hätten. Indessen wußten wir uns mit ihrer Frau Mutter, einer verwittibten Frau von Lauterbach aus Frankfurt am Main, von alten Reichsstädtischen Familienverhältnissen angenehm zu unterhalten.

Die beste Bewirthung, der anmuthigste Umgang, belebendes Gespräch, worin uns nach und nach die Vortheile einer so großen Besitzung im Einzelnen deutlicher wurden, besonders da hier soviel für die Unterthanen geschehen war, erregten den stillen Wunsch länger zu verweilen, den dann eine freundliche dringende Einladung unverhofft entgegen kam. Aber unser theurer Gefährte, der fürtrefliche Weltbruder für seine Neigung seine Unterhaltung fand und beste eher und heftiger von seiner gewöhnlichen Unart ergriffen ward, verlangte so dringend wieder in Helmstädt zu seyn, daß wir uns entschließen mußten, aus einem so angenehmen Kreise zu scheiden; doch sollte sich bei unserer Trennung noch ein wechselseitiges Verhältniß entwickeln. Der freundliche Wirth verehrte uns seinen sossilen Schätzen einen köstlichen Extrakten meinem Sohn, und wir glaubten kaum etwas Gleichgültiges erwiedern zu können, als ein fortsäkularisirtes Problem zur Sprache kam. Im Literatorn nämlich bei Weimar sollte nach Ausweis eines beliebten Journals, eine Bude gefunden werden, welche sich in Gestalt und sonstigen Eigenschaften ähnlar der Liste nähere. Der Graf mit angeborner Neigung zur Forstcultur, wünschte davon einzelnes zweige und was sonst noch zu genauerer Kenntniß beitragen könne, besonders aber wo möglich einige lebendige Pflanzen. In der Folge waren wir so glücklich dieß Gewünschte zu verschaffen, unser Versprechen wirklich halten zu können, und hatten das Vergnügen von dem zweideutigen Baume lebendige Abkömmlinge zu überliefern, auch nach Jahren von dem Gedeihen derselben erfreuliche Nachricht zu vernehmen.

Auf dem Rückwege nun wie auf dem Hinwege hatten wir denn mancherlei von den alten uns gleitenden Zauberern Großthaten zu hören. Nun vernahmen wir aus dessen Munde, was uns schon auf seinen frühern Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war: doch genau besehen fand sich in der Legende dieses Heiligen eine merkliche Monotonie. Als Knabe unendlich muthiger Entschluß, als Schüler rasche Selbstvertheidigung; akademische Händel, Rapperfertigkeit, kunstmäßige Geschicklichkeit im Reiten, und sonstige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer. Beständigkeit und Thätigkeit; alles dieses las rückwärts in dunklen Zeiten; dreifärbige Reisen blieben geheimnißvoll, und sonst noch manches im Vorrag, gewiß aber in der Erbretung unbestimmt.

Weil jedoch das auffallende Resultat seines Lebensganges ein unbeträchtlicher Besitz von Kostbarkeiten, ein unschätzbarer Gebrechthum zu seyn schien; so konnte es ihm an Gläubigen, an Verehrern gar nicht fehlen. Jene beiden sind eine Art von Haushaltern, nach welchen die Menge andächtig und gierig die Augen wendet. Ist nun ein solcher Besitz nicht etwa ererbt und offenbaren Herkommens, sondern im Gegentheil selbst erworben; so giebt man im Dunkeln alles übrige Wunderbare zu, man läßt ihn sein wahres Gemüthes Wesen treiben: denn eine Masse gemünzten Gelds und Silber verleiht selbst dem Unwahren Ansehen und Gewicht; man läßt die Lüge gelten, indem man die Baarschaft benedet.

Die mehrsten oder wahrscheinlichen Mittel, wie Betrieb zu solchen Gütern gelangt, werden einstimmig und einfach angegeben. Er sollte eine Farbe erfunden haben, die sich an die Stelle der Cochenille setzen konnte; er sollte vortheilhaftere Gährungsprocesse als die damals bekannten an Fabrikherren mitgetheilt haben. Wer in der Geschichte der Chemie bewandert ist, wird beurtheilen, ob in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen Recepte unbekannt seyn konnten, er wird wissen, in wiefern sie in der neuern Zeit offenbar und allgemein bekannt geworden. Sollte Betrieb z. B. nicht etwa zeitig auf die Verdelung des Krapps gekommen seyn?

Nach allem diesem aber ist das sittliche Element zu bedenken, worin und worauf er gewirkt hat, ich meine die Zeit, den eigentlichen Sinn, das Bedürfniß derselben. Die Communication der Weltbürger ging noch nicht so schnell wie gegenwärtig, noch konnte jemand, der an entfernten Orten wie Gewendorweg, oder auf einer beschränkten Universität wie Betrieb seinen Aufenthalt nahm, immer die beste Gesellschaft finden, sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, Geister zu berufen, und am Stein der Weisen zu arbeiten. Haben wir nicht in den neuern Tagen Cagliostro gesehen, wie er große Räume eilig durchstreifend, wechselsweise im Süden, Norden, Westen seine Taschenspielereien treiben, und überall Anhänger finden konnte? Ist es denn zuviel gesagt, daß ein gewisser Aberglaube an dämonische Menschen niemals ausbrechen, ja daß zu jeder Zeit sich immer ein Lokal finden wird, wo das problematisch Wahre, vor dem wir in der Theorie allen Respect haben, sich in der Ausübung mit der Lüge auf das allerbenaueste begatten kann.

Länger als wir gedacht hatte und die anmuthige Gesellschaft in Helmstädt aufgehalten. Hofrath Betrieb betrug sich in jedem Sinne wohlwollend und mittheilend, doch von seinem Hauptschatz dem Diamanten hatte er noch nicht gesprochen, gelegentliche denselben vorgewiesen. Niemand der Helmstädter Akademieverwandten hatte denselben gesehen, und ein oft wiederholtes Mähren, daß dieser unschätzbare Stein nicht am Orte sey, diente ihm, wie wir hörten, auch gegen Fremde zur Entschuldigung. Er pflegte nämlich scheinbar vertraulich zu äußern, daß er zwölf vollkommen gleiche versiegelte Kästchen eingerichtet habe in deren einem der Edelstein befindlich sey. Drei zwölf Kästchen nun verbiete er an auswärtige Fremden, deren jeder einen Staat zu besitzen glaube; er aber wisse nur allein, wo er befindlich sey. Daher mußten wir verstehen, daß er auf Anfragen dieses Naturwunder gleichfalls verleugnen werde. Glücklicherweise jedoch kurz vor unserm Abschiede begegnete folgendes.

Eines Morgens zeigte er in einem Bande der Reise Tournefors die Abbildung einiger natürlichen Diamanten, die sich in Cisorm mit theilweiser Abweichung ins Nieren- und Zigenförmige unter den Schätzen der Indier gefunden hatten. Rachdem er uns die Gestalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hosentasche das bedeutende Naturereignis. In der Größe eines mäßigen Gänseeies war es vollkommen klar, durchsichtig, doch ohne Spur, daß daran geschliffen worden;

an der Seite bemerkte man einen schwachen Höcker, einen viereckigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abdrücken vollkommen ähnlich ward.

Mit seiner gewöhnlichen ruhigen Haltung zeigte er darauf einige zweideutige Versuche, welche die Eigenschaften eines Diamanten bethätigen sollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierstreifchen an; die englische Feile schien ihm nichts anzuhaben; doch ging er billig über diese Beweisthümer hinweg, und erzählte die oft wiederholte Geschichte: wie er den Stein unter einer Muffel gepreßt und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und anzublasen vergessen, so daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in kurzem verloren habe. Demungeachtet aber priesen sich glücklich, daß er ein Feuerwerk gesehen, welches Kaisern und Königen verlagt worden.

Indessen er nun sich weitläufig darüber heraushieß, hatte ich, aromatischer Prüfungen eingedenk, das Wunderer vor die Augen genommen, um die dreieckigen Fensterstäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbensäume nicht breiter, als ein Haarstrich sie auch gegeben hätte; weshalb ich im Stillen wohl einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeierten Schatzes fermerkin nähren durfte. Und so war denn unser Aufenthalt durch die größte Reinlichkeit unserer wunderlichen Freundes ganz eigentlich gefeiert.

Bei heitern vertraulichen Unterhaltungen in Heimstädt, wo denn vorzüglich die Bertrandischen Ereignisse zur Sprache kamen, ward auch mehrmals eines höchst wunderlichen Edelmanns gedacht, welchen man, da unser Rückweg über Halberstadt genommen werden sollte, als unsern vom Wege wohnend, auf der Reise gar wohl besuchen und somit die Kenntniß seltsamer Charaktere erweitern könne. Man war zu einer solchen Expedition beste eher geneigt, als der heitere geistreiche Probst Henke und dorthin zu bei gleiten versprach; worauf wenigstens hervorzugehen schien, daß man über die Unarten und Unsinnigkeiten jenes trefflichen Mannes noch allenfalls hinauskommen werde.

So saßen wir denn zu vier im Wagen, Probst Henke mit einer langen weißen Tromperte, die er, weil ihm jede andere Art zu rauchen unwiderte, sogar im Wagen, selbst, wie er versicherte, auf weiten Reisen, mit besonderer Vorsicht ganz und unzerstückt zu erhalten wußte.

In so froher als belehrender Unterhaltung leiten wir den Weg zurück, und langten endlich an dem Gute des Mannes an, der, unter dem Namen des tollen Hagen, weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Curiosum auf einer schönen Besitzung hauste. Der Empfang war schon charakteristisch genug. Er mochte uns aufmerksam auf das an räumlichem Schmiedewerk hangende Schild seines neuerbauten Gasthofes, das den Gästen zur Lockung dienen sollte. Wir waren jedoch nicht wenig verwundert, hier von einem nicht ungeschickten Künstler ein Bild ausgeführt zu sehen, welches das Gegenstück jenes Schildes vorstellt, an welchem der Reisende in das südliche Frankreich sich so umständlich erachtet und ergetzt; man sah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedeutlichen Zeichen und umstehende Barbarien vorgestellt.

Ein solcher Empfang ließ uns freilich das Schlimmste vermuthen und ich ward aufmerksamer, indem mich die Ahnung anfloß, als hätten die wertlichen neuen Freunde, nach dem ersten Heimstädter Drama, uns zu diesem Abenteuer verleitet, um uns als Mitspieler in einer lustigen Satyrposse verwickelt zu sehen. Sollten sie nicht, wenn wir diesen Spaß unwillig aufnähmen, sich mit einer stillen Schadenfreude kitzeln.

Doch ich verscheuchte solchen Argwohn als wir das ganz ansehnliche Gebäude betraten. Die Wirthschaftsgebäude befanden sich im besten Zustand, die Höfe in zweckmäßiger Ordnung, obgleich ohne Spur irgend einer ältlichen Anlage. Des Herren eigentliche Behandlung der Wirthschaftsleute mußte man taub und hart nennen, aber ein guter Hunner der durchdringt machte sie erträglich; auch schienen die guten Leute an diese Weise sonst so gewöhnt zu seyn, da sie ganz ruhig, als hätte man sie sanft angesprochen, ihren Geschäft weiter obligen.

In dem großen reinlichen hellen Tafelzimmer fanden wir die Hausfrau, eine galante wohlgewachsene Dame, die sich aber in stummer Leidensgestalt ganz unbetheiligend erwies und uns die schwere Duldung die sie zu übertragen hatte, unmittelbar zu erkennen gab. Ferner zwei Kinder, ein preußischer Jährbrich auf Urlaub, und eine Tochter aus der Braunschweigischen Pension zum Besuche da, beide noch nicht zwanzig, stumm wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung drein sehend, wenn die Blicke jener ein vielfaches Leiden aussprachen.

Die Unterhaltung war sogleich einigermaßen seltsamer Art; der Burgunder, von Braunschweig bezogen, ganz vortrefflich; die Hausfrau machte sich durch eine so wohlbedeutete als wohlbestellte Tafel Ehre; daher wäre denn das jetzt alles ganz leidlich gegangen, nur durfte man sich nicht weit umsehen ohne das Zunehmende zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Landedelmanns durchstach. In den Ecken des Saales standen saubere Ausgüsse des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber sah man sie aufgestutzt: denn er hatte sie mit Manschetten, von seinen abgelegten, wie mit Frengebilletten der guten Gesellschaft zu accommodiren geglaubt. Ein solcher Unsinn sah nur um so mehr Hyperbensien, da man verstehen lernt, daß ein Abgeschmacktes gewiß auf ein anderes hindeutet, und so fand sich's auch. Das Gespräch war noch immer mit einiger Mäßigung, wenigstens von unserer Seite geführt, aber doch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachsenden Kinder unschicklich genug. Als man sie aber während des Nachtisches fortgeschickt hatte, stand unser wunderlicher Wirth ganz feierlich auf, nahm die Manschetten von den Statuen weg, und meinte nun sey es Zeit sich etwas natürlicher und freier zu benehmen. Wir hatten indessen der bedauernswerthen Leidensgestalt unserer Wirthin durch einen Schwank gleichfalls Urlaub verschafft; denn wir bemerkten voraus unser Wirth möchte ausbrechen wenn er noch schmachhafteren Burgunder vorriete, dem wir uns nicht ablehnt bewiesen. Demnach wurden wir nicht gehindert nach aufgehobener Tafel einen Spaziergang vorzuschlagen. Dazu wollte er aber seinen Gast zulassen, wenn er nicht vorher einen gewissen Ort besucht hätte. Dieser gehörte freilich auch zum Ganzen. Man fand in einem reinlichen Cabinet einen gepolsterten Großvaterstuhl, und um zu einem längeren Aufenthalt einzuladen, eine mannigfaltige Lektüre, bunter zusammen aufgelesener Kupferstiche, satyrischen pasquillantischen, unsaubern Inhalts meistes genug. Diese Beispiele genügen wohl die wunderliche Lage anzudeuten in der wir uns befanden. Bei eintretender Nacht nöthigte er seine bedrängte Hausfrau einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, wodurch sie uns bei gutem Vortrag einigermaßen Vergnügen machte; zuletzt aber entdeckte er sich nicht sein Mißfallen an solchen faden Gesängen

zu bezeugen, mit der Anmaßung ein tüchtigeres vorzutragen, worauf sich denn die gute Dame gemäßigt sah eine höchst unsittliche und absurde Strophe mit dem Ausdruck zu begleiten. Nun fühlte ich, insgeheim durch das Widerwärtige, unterstützt durch den Burgunder, es sey Zeit meine Jugend-Pferde zu besteigen, auf denen ich mich sonst übermüthig gerne herumgetummelt hatte.

Nachdem er auf mein Ersuchen die betreffende Strophe noch einige Male wiederholt hatte, versicherte ich ihm das Gedicht sey vortrefflich, nur müsse er suchen durch künstlichen Vortrag sich dem köstlichen Inhalt gleich zu stellen, ja ihn durch den rechten Ausdruck erst zu erheben. Nun war zuvörderst von Forte und Piano die Rede, sodann aber von feineren Abschattirungen, von Accenten, und so mußte gar zuletzt ein Gegensatz von Lippen- und Aussprache kommen. Hinter dieser Torheit lag jedoch eine Art von Didaktatie verborgen, die mir denn auch eine grobe Mannigfaltigkeit von Forderungen an ihn verschaffte, worin er sich als ein geistreich dorscher Mann zu unterhalten schien. Doch sudte er diese wenigen Zumuthungen manchmal zu unterbrechen, indem er Burgunder einschenkte und Backwerk anbot. Unser Wolf hatte sich, unendlich gelangweilt, schon zurückgezogen; Abe Heute ging mit seiner langen thönernen Pfeife auf und ab, und schätzte den ihm aufgedrungenen Burgunder, seine Zeit ersehend, zum Fenster hinaus, mit der ärgsten Gemüthsruhe den Verlauf dieses Unsinnes abwartend. Dieß aber war kein Geringes; denn ich forderte immer mehr, noch immer einen wunderlicheren Ausdruck von meinem dumerstlich gelehrigen Schüler, und verwarf zuletzt gegen Mitternacht auch Bibelverse. Daß sie nur eingelernt, sagte ich und gar nichts werth. Nun müsse er erst aus eigenem Geist und Sinn das Wahre was bisher verborgen geblieben selbst erfinden, und dadurch mit Dichter und Muster als Original wetteifern.

Nun war er gewandt genug um einigermaßen zu gewahren daß hinter diesen Torheiten ein gewisser Sinn verborgen sey, ja er schien sich an einem so frevenlichen Mißbrauch eigentlich reformatorischer Lehren zu ergetzen; doch war er indessen selbst müde, und so zu sagen mürbe geworden, und als ich endlich den Schluß sog, er müsse nun erst der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Aufklärung komme, gab er gerne nach und entließ mich zu Bette.

Den andern Morgen waren wir früh wieder bei der Hand und zur Arbeit bereit. Beim Frühstück ging es ganz menschlich zu, es schien als wolle er uns nicht mit ganz ungünstigen Begriffen entlassen. Als Landrath wußte er vom Zustand und den Angelegenheiten der Provinz sehr treffende, nach seiner Art derbe Rechenschaft zu geben. Wir scheiden freundlich und konnten dem nach Heimstadt mit unzerbrochenen langen Pfeifen zurückkehrenden Freunde für sein Geleit bei diesem bedenklichen Abenteuer nicht genugsam Dank sagen.

Vollkommen friedlich und vernunftgemäß ward und dagegen ein längerer Aufenthalt in Halberstadt bereitet. Schon war vor einigen Jahren der edle Gleim zu seinen früheren Freunden hinübergegangen; ein Besuch, den ich ihm vor geraumer Zeit abstattete, hatte nur einen dunklen Eindruck zurückgelassen, indem ein dazwischen tausendfach mannigfaltiges Leben mir die Eigenheiten seiner Person und Umgebung beinahe verdeckte. Auch konnte ich, das mals wie in der Folge, kein Verhältniß zu ihm gewinnen, aber seine Thätigkeit war mir niemals fremd geworden; ich hörte viel von ihm durch Wieland und Herder, mit denen er immer in Briefwechsel und Bezug blieb.

Diesmal wurden wir in seiner Wohnung von Herrn Körte gar freundlich empfangen, sie bezieht auf reinliche Wohlhäbigkeit, auf ein friedliches Leben und stilles geselliges Behagen. Sein vorübergegangenes Wirken feierten wir an seiner Verlassenschaft; viel ward von ihm erzählt, manches vorgewiesen, und Herr Körte versprach durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen.

Dem allgemeinen Deutschen Wesen war Gleim durch seine Gedichte am meisten verwandt, worin er als ein verzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erscheint. Seine Poesie von der technischen Seite besehen ist thythmisch, nicht melodisch, weshalb er sich denn auch meistens freier Sylbenmaße bedient; und so gewahren Vers und Reim, Brief und Abhandlung durcheinander verflochten den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung.

Vor allem aber war uns anziehend der Freundschaftstempel, eine Sammlung von Bildnissen älterer und neuerer Angehörigen. Sie gab ein sinnliches Zeugniß wie er die Mitlebenden geschätzt, und aus einer angenehme Recapitulation so vieler ausgezeichneter Gestalten, eine Erinnerung an die bedeutendsten einwohnenden Geister, an die Besitze dieser Personen unter einander, und zu dem werthen Manne, der sie meistens eine Zeit lang um sich versammelte, und die Scheidenden, die Abwesenden wenigstens im Bilde festzuhalten Sorge trug. Bei solchem Betrachten ward gar manches Bedeutende hervorgerufen, nur einen spricht ich aus: man sah über hundert Poeten und Literatoren, aber unter diesen keinen einzigen Musiker und Componisten. Dieß sollte jener Greis, der seinen Neffen Wagen nach, nur im Singen zu leben und zu athmen schien, seine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben! Von der Tonkunst, dem wahren Element woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren!

Suchte man nun aber in einen Begriff zusammen zu fassen was uns von dem edlen Manne vorschwebt, so könnte man sagen: ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen wußte. Durch Rede und Societ aufmunternd, ein allgemeines rein menschliches Gefühl zu verbreiten bemüht zeigte er sich, als Freund von jedermann, thätig in dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich. Ihm, als gutem Hausvater, scheint Wohlthätigkeit die einzige Liebhaberei gewesen zu sein, auf die er seinen Ueberfluß verwendet. Das Meiste that er aus eigenen Kräften; seltener und erst in späteren Jahren bedient er sich seines Namens, seines Ruhms, um bei Königen und Ministern einigen Einfluß zu gewinnen, ohne sich dadurch sehr gedrückt zu sehen. Man behandelt ihn ehrerbietig, beiden und belobt seine Thätigkeit, hilft ihm auch wohl nach, trägt aber gewöhnlich Bedenken in seine Absichten kräftig einzugreifen.

Alles jedoch zusammengenommen, muß man ihm den eigentlichsten Bürgersinn in jedem Betracht zugestehen; er trat als Mensch auf sich selbst, verwaltete ein bedeutendes öffentliches Amt, und bewieß sich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich

Die Nektartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünſt'gen,
Eine volle Nektarſchale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menſchen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künſten
Ihrem Buſen einzuflößen;
Eilte ſie mit ſchnellen Füßen,
Daß ſie Jupiter nicht ſähe;
Und die goldne Schale ſchwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emſig waren drauf die Bienen
Hinterher, und ſaugten fleißig;
Kam der Schmetterling geſchäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen;
Selbſt die ungeſtalte Spinne
Kroch herbey und ſog gewaltig.

als Patriot, gegen Deutschen Vaterland und Welt als hohen Liberalen. Alles Revolutionaire dagegen, das in seinen ältern Tagen hervortritt, ist ihm höchlich verhaßt, so wie alles was früher Preußens großem Könige und seinem Reiche sich feindselig entgegenstellte.

Da nun ferner eine jede Religion das reine ruhige Vertrau der Menschen unter einander befördern soll, die christlich-evangelische jedoch dazu besonders geeignet ist; so konnte es der Religion des redlichgesinnten Mannes, die ihm angeboren und seiner Natur nothwendig war, immerfort anklebend, sich für den rechtgläubigsten aller Menschen halten und an dem ernsten Bekenntniß, so wie bei dem verbummlichten einfachen Entlud der protestantischen Kirche, gar wohl beruhigen.

Nach allen diesen lebhaften Vergegenwärtigungen sollten wir noch ein Bild des Vergänglichen erblicken, denn auf diesem Standorte begrüßten wir die abscheidende Nichte Diemud, die unter dem Namen Gertrud viele Jahre die Heerde eines dichterischen Kreises gewesen. In ihrer anmuthigen obschon kränklichen Bildung, stimmte gar fein die große Reinlichkeit ihrer Umgebung, und wir unterhielten uns gern mit ihr von vergangenen guten Tagen, die ihr mit dem Manne und Wirken ihres trefflichen Oheims immer gegenwärtig geblieben waren.

Zuletzt um unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten um das Grab des edlen Greises, dem nach vollbrachten Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erbauen, umgeben von Denkmalen verewigter Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.

Die dem freundlichen Räume des Todes besuchten wir zu wiederholten Malen; er stand, obgleich seines frühern religiösen Lebens beraubt, doch noch unerschüttert in ursprünglicher Würde. Dergleichen Gebäude haben etwas eigen Anziehendes, sie vergegenwärtigen uns tüchtige aber rührere Zustände, und weil wir uns manchmal gern ins Halbdunkel der Vergangenheit einhüllen, so finden wir es willkommen, wenn eine ahnungsvolle Beschränkung uns mit gewissen Schauern ergreift, Ehrfurcht, Andacht, geistig auf Gefühl, Einbildungskraft und Gemüth wirkt, und so mit sittliche, poetische und religiöse Stimmung anregt.

Die Spiegelberge, unfreundlich traulich bewachsene Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, sind durch die seltsamsten Gebilde ein Tummelplatz bäuerlicher Excaturen, eben als wenn eine verwachsene Gesellschaft, vom Blocksberge wiedergekehrend, durch Gottes unergründlichen Rathschluß hier wäre versteinert worden. Am Fuße des Aufstieges dient ein ungeheurer Fuß absonderlichen Zwergengeschlechts zum Fußgestelle; und von da, durch alle Gänge der Anlagen, lauern Mißgeburten jeder Art, so daß der Mißgestalten liebende Prätorius seinen mundus anthropodemicus hier vollkommen realisirt erblicken dunkte.

Da sich es denn recht auf, wie nöthig es sey in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beherrschen sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern, die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, sie hat von Natur einen unwiderstehlichen Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen mächtig wirkt und gegen alle Cultur die angestammte Rohheit fratzenliebender Wilden mitten in der aufgeklärtesten Welt wieder zum Vorschein bringt.

Von der übrigen Rückreise darf ich nur vorübereilend sprechen. Wir fuhren das Bodethal und den längst bekannten Hammer; von hier ging ich, nun zum dritten Male in meinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts so sehr veranlaßt werden über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene charakteristische Naturscenen, nach langen Zwischenräumen endlich wiedersehen und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr verschwindet, daß wenn wir uns früher an den Gegenständen empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwunderung auf sie übertragen, wir nunmehr bei gebändigter Selbstheit ihnen das gebührende Recht widerfahren lassen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenschaften, sofern wir sie durchdringen, in einem höhern Grade zu schätzen wissen. Jene Art des Anschauens gewährt der künstlerische Blick, diese eigne Art dem Naturforscher, und ich musste mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preisen daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlassen drohte, dieser sich im Aug' und Geist desto kräftiger entwickelte.

1806.

Die Interims-Hoffnungen mit denen wir uns pflichtschuldigst schon manche Jahre beschalten, wurden so abermals im gegenwärtigen genährt. Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Gestalt genommen, zu Land und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern, aber das mittlere, das nördliche Deutschland genoß noch eines gewissen federhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematischen Sicherheit hingaben. Das große Reich in Westen war gegründet, es trieb Wurzeln und Zweige nach allen Seiten hin. Indessen schien Preußen das Vorrecht gehabt zu haben, im Norden zu befestigen. Zunächst besaß es Erfurt, einen sehr wichtigen Haltepunkt, und wir ließen uns in diesem Sinne gefallen, daß von Anfang des Jahres Preußische Truppen bei uns einkehrten. Dem Regiment Ostin folgten, Anfangs Februar, Füsiliere, jedoch trafen ein die Regimenter Bork, Grawert, Pirch; man hatte sich schon an diese Unruhe gewöhnt.

Der Geburtstag unserer verehrten Herzogin, der sechste Januar, wurde für diesmal zwar pomphaft genug, aber doch mit unverkennbaren Vorahnungen gefeiert. Das Regiment Ostin rühmte sich eines Chors Trompeter das seines Gleichen nicht hätte; sie traten in einem Halbrecis zum Musiktempel auf das Theater, gaben Proben ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit, und begleiteten zuletzt einen Gesang, dessen allgemein bekannte Melodie, einem Inwohnung gewidmet und noch feierlicher von dem patriotischen Festtamb übertönten, ihre vollkommen herzerhebende Wirkung that.

Eine Uebersetzung oder Umdichtung des Cid von Corneille ward hiernach aufgeführt, so wie auch Stella, zum ersten Mal mit tragischer Katastrophe. Egy von Bertichingen kam wieder an die Reihe, mit weniger Egmont. Schillers Glocke mit allem Apparat des Gießens und der fertigen Darstellung, die wir als Dilettanten schon längst versucht hatten, ward gegeben, und so hat die sämmtliche Gesellschaft mitwirkte, indem der eigentliche dramatische Kunst- und Handwerkstheil dem Meister und den

Gefallen anheim fiel, das übrige Lyrische aber an die männlichen und weiblichen Glieder, von den ältesten bis zu den jüngsten, vertheilt und jedem charakteristisch angezeignet wird.

Aufmerksamkeit erregte im Ganzen der von Island zur Vorstellung gebrachte Drotter Lundey, ob wir gleich zauderten, denselben gleichfalls aufzunehmen.

Bei dem verlängerten Aufenthalt in Carlsbad gedachte man der nächsten Theaterzeit, und verlockte Oehlenschlägers vortreffliche Tragödie Hakon Jarl unserer Bühne anzueignen, ja es wurden sogar schon Kleider und Decorationen aufgesucht und gefunden. Allein sparsamen sonen es bedenklich, zu einer Zeit da mit Armen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heftigen Heerde sich scherzhaft zu geberden. Im vergangenen Frühjahr hatte man mehr mehr thun können als das bestehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren. Im Spätjahr als der Kriegsbrang jedes Verhältniß aufzulösen drohte, hielt man für Pflicht die Theateranstalt, als einen öffentlichen Schatz, als ein Gemeingut der Stadt zu bewahren. Nur zwei Monate blieben die Vorstellungen unterbrochen, die wissenschaftlichen Bemühungen nur wenige Tage, und Jffland's Theaterkalender gab der Deutschen Bühne eine erwünschte Aufmunterung.

Die projectirte neue Ausgabe meiner Werke abhielt mich sie sämmtlich wieder durchzusehen, und so widmete jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerksamkeit, ob ich gleich bei meinem alten Vorsatze nicht viel eigentlich umzuschreiben, aber auf einen hohen Grad zu verändern.

Die zwei Abtheilungen der Elegien wie sie noch vorliegen, wurden eingerichtet und Jacob in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt. Die gedachte ich dieses Jahr bis zum vierten Theil einzuschalten, aber mich beschäftigte ein wichtigeres Werk. Der epische Teil kam wieder zur Sprache wie ich ihn 1797 in der Schweiz concipirt, und nahm der dem dramatischen Teil Schillern zu Liebe die Seite gelegt. Beide konnten recht auf neben einander bestehen; Schillern war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Homerischen Begriff eines selbstständigen von den übrigen Bewohnern unabhängigen Teil benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung seines Talentes zu Folge so wie nach den Deutschen Theaterverhältnissen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-tudig-arabische noch immer zu Gebot, so wie die sämmtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt nahmen.

Ich hatte Lust wieder einmal Hexameter zu versuchen, und mein altes Verhältniß zu Voß, Bater und Sohn, ließ mich hoffen auch in dieser herrlichen Versart immer sicherer vorzuschreiten. Aber die Tage und Wochen waren so abmessend, die letzten Monate so stürmisch und so wenig Hoffnung zu einem freieren Athemholen, daß ein Plan auf dem Vierwaldstädter See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängstigten Deutschland nicht wohl wäre ausgeführt geworden.

Wenn wir nun auch oben unser öffentliches Verhältniß zur bildenden Kunst aufgegeben hatten, so blieb sie uns doch im Innern stets lieb und werth. Bildhauer Weisser, ein Kunstgenosse von Friedrich Tieck, bearbeitete mit Glück die Büste des dort verstorbenen Herzogs von Braunschweig, welche in der öffentlichen Bibliothek aufgestellt, einen schönen Beweis seines vielversprechenden Talents abgiebt.

Kupferstiche sind überhaupt das Kunstmittel durch welches Kenner und Liebhaber sich am meisten und bequemsten unterhalten, und so empfingen wir aus Rom von Gmelin das vortreffliche Blatt, unsere zeichnet der Tempel des Venus, nach Claude. Es war mir um so viel mehr werth, als das Original erst nach meinem Abgang von Rom bekannt geworden und ich mich also zum ersten Mal von den Vorzügen desselben aus dieser kunstreichen Nachbildung überzeugen sollte.

Ganz in einem andern Fache, aber heiter und geistreich genug, erschienen die Nicquetanischen Blätter zur Genoveva, deren Originale Zeichnungen wir schon früher gekannt. Auch diese jungen Männer, die sich zuvor an Polygnot gebildet hatten, wandten sich nun gegen die Romantik, welche sich durch unwiderstehlichere Talente beim Publicum eingeschmeichelt hatte, und so die Bemerkung wahr machte: daß mehr als man denkt der bildende Künstler vom Dichter und Darstellenden abhängt.

In Carlsbad unterhielt mich beiderseit eine Sammlung Kupfer, welche Graf Lepel mit sich führte; nicht weniger ergötzte mich der Leber gezeichnete, aquarellirte Blätter von Ramberg, bewährten das heitere glücklich aufgefaßte mimisch characteristische Talent des genannten Künstlers. Graf Cornelian besaß dergleichen und mehr eigenen Arbeiten noch sehr schöne Landschaften in Deckfarben.

Die hiesigen Sammlungen vermehrten sich durch einen Schatz von Zeichnungen an höhern Sinne. Carstens künstlerische Verlassenschaft war an seinen Freund Zernow vererbt, man traf mit diesem eine billige Uebereinkunft, und so wurden mehrere Zeichnungen des verschiedenen Formats, größere Cartons und kleinere Bilder, Studien in schwarzer Kreide, in Bleistift, aquarellirte Federzeichnungen und so vieles andere, was dem Künstler das jedesmalige Studium Bedürfniß oder Laune mannigfaltig ergetzlich läßt, für unser Museum erworben.

Wilhelm Tischbein der nach seiner Entfernung von Neapel, von dem Herzog von Oldenburg beglückt sitzt, sich in einer erwünschten glücklichen Lage befand, sich auch gelegentlich von sich hören, und sendete dies Frühjahr manches Angenehme.

Er theilte zuerst die Bemerkung mit, daß die Pästumischen Bilder erst die glücklichsten Gedanken haben; eine Beobachtung, die er gemacht, als ihm viele hundert Gemälde von trefflichen Meistern, betrieb gehandt aber meist sonderlich aufgeräumt, vor die Augen gekommen; und es bewährt sich freilich daß die ausgezeichnetsten Bilder der niederländischen Schule, bei allem großen Reichthum worauf sie aufgebaut sind, doch manchmal etwas an geistreicher Erfindung zu wünschen übrig lassen. Es scheint als wenn die Gewissenhaftigkeit des Künstlers, dem Liebhaber und Kenner etwas vollkommen Würdiges überliefern zu wollen, den Aufflug des Geistes einzuschränken pflegte; dahingegen eine geistreich gefaßte flüchtig hingeworfene Skizze außer aller Verantwortung das eigentliche Talent des Künstlers offenbare. Er sendete einige aquarellirte Copien, von welchen uns zwei gefallen sind: Grabgewölbe in einem tiefen Stadtgraben und Catacomben, bei Nachtgrau durch ungünstige Beleuchtungen sind die bösen Geister auf den Hals gehetzt, der entdeckten und sonst bald ergriffenen Schätze verlustig. Der Anstand ist bei dieser Gelegenheit mehr durchaus beobachtet. Vorgestelltes und Ausführung einem Gesichtspunkte angemessen; das

zweite Bild vielleicht noch mehr. Eine gräuliche Kriegsscene, erschlagene berühmte Männer, trostlose Weiber und Kinder, im Hintergrunde ein Kloster in vollen Flammen, im Vordergrund mißhandelte Mönche; gleichfalls ein Bild welches im Schränkchen müßte aufbewahrt werden.

Ferner sendete Tischbein an Herzogin Amalie einen mäßigen Folioband ausradirter Federzeichnungen. Herrn ist nun Tischbein ganz besonders glücklich, weil auf diese leichte Weise ein gediegenes Talent Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr seine Zeit zu verlieren ausspricht. Solche Blätter sind fertig wie gedacht.

Unsere darzustellen war immer Tischbeins Liebhaberei; so erinnern wir uns hier auch eines Feldherr, der mit großem Behagen Ananas statt Distelin fraß.

Auf einem andern Bilde sieht man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz nah an dem Beschauer, im vordersten Vordergrunde sitzt ein schwarzer Dessinjunge unmittelbar an dem Schornstein. Was an ihm noch Farbe annehmen konnte, war von der Sonne vergoldet, und man mußte den Gedanken allerliebst finden, daß der letzte Sohn des sammetwollsten Gewerbes unter viel Tausenden der Einzige sey, der eines solchen verzierbenden Naturumstands genösse.

Dergleichen Mittheilungen erfreuten von Tischbein immer unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich künstlerischen Träume möge zukommen lassen. Die kleinen Gedichte, die man ihm zur Erwiederung sendete, finden sich unter den mehrigen. Herzogin Amalie und ihre Umgebung theilten sich darin nach Stand und Würden, und erweiterten so eigenhändig die Freundlichkeit des Gebens.

Auch ich ward in Carlsbad angetrieben, die bei deutend abweichenden Gegenstände mit durch Nachbildung besser einzuprägen; die vollkommnern Skizzen behielten einigen Werth für mich, und ich fing an sie zu sammeln.

Ein Medaillen-Cabinet, welches von der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an, über den Weg, den die Bildhauerkunst genommen, hinlänglichen Aufschluß zu geben, schien reich genug war, vermehrte sich ansehnlich und lieferte immer vollständigere Begriffe.

Eben so wurde die Sammlung von eigenhändig geschriebenen Blättern vorzüglicher Männer vermehrt sich vermehrt. Ein Stammbuch der Walchischen Familie, seit etwa den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts, worin Massen vorauszusehen, war höchst schätzenswerth, und ich danke sehr verpflichtet den freundlichen Gebern. Ein alphabetisches Verzeichniß des handschriftlichen Besitzes war gebraucht, ich legte solches jedem Brief an Freunde bei, und erhielt dadurch nach und nach beträchtliche Vermehrung.

Von Künstlern belauchte und nun abermals Rabe von Berlin, und empfahl sich eben so durch sein Talent wie durch seine Gefälligkeit.

Aber betrüben mußte mich ein Brief von Hackert; dieser treffliche Mann hatte sich von einem apoplectischen Anfall nur insofern erholt, daß er einen Brief dictiren und unterschreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die so viel schöne Charakterstriche geführt, nun zitternd und unvollständig, den eigenen, so oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten berühmten Namen bloß andeuten zu sehen.

Bei den Jenaischen Musen drangen immer neue Gegenstände zu, und man mußte deßhalb Erweiterungen vornehmen und in der Anordnung eine veränderte Methode befolgen.

Der Nachlaß von Batsch brachte neue Mühe und Unbequemlichkeit. Er hatte die naturforschende Gesellschaft gestiftet, und in einer Reihe von Jahren durch und für sie ein unterrichtendes Museum aller Art zusammengebracht, welches dadurch anziehender und wichtiger geworden, daß er bemüht seine eigene Sammlung methodisch eingeschaltet. Nach seinem Hintritt reclamirten die Directoren und anwesenden Glieder jener Gesellschaft einen Theil des Nachlasses, besonders das ihr zustehende Museum; die Erben forderten den Rest, welchen man ihnen, da eine Scheidung des bisherigen Directoris nur muthmaßlich war, nicht vorenthalten konnte. Von Seiten herzoglicher Commission entschloß man sich auch hier einzugreifen, und da man mit den Erben nicht einig werden konnte, so schritt man zu dem unangenehmen Geschäft der Sonderung und Theilung. Was dabei an Nebenständen zu zahlen war, gleich man aus und gab der naturforschenden Gesellschaft ein Zimmer im Schlosse, wo die ihr zugehörigen Naturalien abgesondert stehen konnten. Man verpflichtete sich, die Erhaltung und Vermehrung zu begünstigen, und so ruhte auch dieser Gegenstand ohne abzuthun.

Als ich von Carlsbad im September zurückkam, fand ich das mineralogische Cabinet in der schönsten Ordnung, auch das geologische trefflich aufgestellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte nicht wenig unsere Einsicht in die Physik überhaupt, und besonders in die Farbenlehre. Wenn er zu jenen Zwecken sich um den Galvanismus bemühte, so waren seine übrigen Versuche auf Oxydationen und Desoxydation, auf Erwärmen und Erkalten, Entzünden und Ausdehnen für mich im chromatischen Sinne von der größten Bedeutung.

Ein Versuch, Glas werden trübe zu machen, wollte unserm wackern Göttling nicht gelingen, eigentlich aber nur deßhalb, weil er die Sache zu ernst nahm. Da doch diese chemische Wirkung, wie alle Wirkungen der Natur, auf einem Haus- und auf dem mindesten Bedingung hervorgehen. Mit Professor Schelver ließen sich gar schöne Betrachtungen wechseln; das Zarte und Gründliche seiner Natur gab sich im Gespräch gar liebenswürdig hervor, wo es dem Mitredenden sich mehr andeutete als sonst dem Leser, der sich immer, wie bei allzugefaßten Monologen, entfernder fühlte.

Sömmerings Gehörwerkzeuge führten uns zur Anatomie zurück; Alexander von Humboldts freundliche Sendungen riefen uns in die weit und breite Welt; Steffens Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in mannigfaltiger Einigkeit lebte.

Um so viel als mir gegeben sein mochte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montucla's Histoire des Mathematiques, und nachdem ich die höheren Ansichten, worauf das Einzelne sich beziehet, abermals mir anschaulich aufgeklärt und mich in die Mitte des Reichs der Natur und der Freiheit zu stellen gesucht, schrieb ich das Schema der allgemeinen Naturlehre, um für die besondere Systematik einen sicheren Standpunkt zu finden.

Aus der alten Zeit, in die ich so gern zurücktrete, um die Muster einer menschenverständigen Anschauung mir abermals zu vergegenwärtigen, las ich Agricola de ortu et causis subterraneorum und bemerkte dabei, daß ich auf eben einer solchen Wanderung ins Bergmannische die glaubwürdigste Nachricht von einem Meteorstein in der Thüringer Cyrenei fand.

Und so darf ich denn am Schlusse nicht vergessen, daß ich in der Pflanzenkunde zwei schöne Anerennungen erhielte; die große Charta botanique d'après Ventenat machte mir die Familienverhältnisse anschaulicher und einprägsamer. Sie hing in einem großen Zimmer des Jenaischen Schlosses, welches ich im ersten Stock bewohnte, und blieb, als ich eins dem Fürsten Hardenberg Platz machte, an der Wand zurück. Nun gab sie seinem unterrichteten Generalstab, wie nachher dem Napoleon'schen gelegentliche Unterhaltung, und ich fand sie daselbst noch unversehrt, als ich nach so viel Sturm und Ungethüm meine sonst so friedliche Wohnung wieder bezog.

Cotta's Naturbetrachtung über das Wachsthum der Pflanzen, nebst beigefügten Musterstücken von durchschnittenen Hölzern, waren mir eine sehr angenehme Gabe. Abermals trete sie jene Betrachtungen auf, denen ich so viele Jahre durch nachging, und war die Hauptveranlassung, daß ich von neuem zur Morphologie mich wendend den Vorsatz faßte, sowohl die Metamorphose der Pflanzen als sonst sich anschließendes wieder abdrucken zu lassen.

Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit vielen Jahren ohne Unterbrechung beschäftigte, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach. Was ich nach meiner Weise an den physiologischen Farben thun konnte und wollte, war gethan, eben so sagen die Anfänge des Geschichtlichen bereits vor, und man konnte daher den Druck des ersten und zweiten Theils zugleich anfangen. Ich wendete mich nun zu den pathologischen Farben; und im Geschichtlichen ward untersucht, was Plinius von den Farben wußte gesagt haben.

Während nun das Einzelne vorsichtig ward ein Schema der ganzen Lehre immer durchgearbeitet.

Die physischen Farben verlangten nun der Ordnung nach meine ganze Aufmerksamkeit. Die Betrachtung ihrer Erscheinungsmittel und Bedingungen nahm alle meine Geisteskräfte in Anspruch. Hier muß ich nun meine längst befestigte Ueberzeugung aussprechen, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln sehen, die Lehre vom Trüben, als dem allerzartesten und feinsten Materiellen, derjenige Beginn sey, woraus die ganze Chromatik sich entwickele.

Ueberzeugt daß rückwärts, innerhalb dem Kreise der physiologischen Farben, sich auch ohne mein Wirken eben daselbst nothwendig erklären müsse, ging ich vorwärts und redigirte, was ich alles über Refraction mit mir selbst und andern verhandelt hatte. Denn hier war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzessin, welche im siebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum Besten hatte. Hier lag der grimmig sophistische Drache, einem jeden bedrohlich, der sich unterstehen wollte, das Abenteuer mit diesen Irrlichten zu wagen. Die Bedeutsamkeit dieser Abtheilung und der dazu gehörigen Capitel war groß. Ich suchte ihr durch Ausführlichkeit genug zu thun und ich fürchte nicht, daß etwas verdunkt worden sey. Daß, wenn bei der Refraction Farben erscheinen sollen, ein Bild, eine Gränze vorrückt werden müsse, ward festgestellt. Wie sich bei subjectiven Versuchen schwarz und weiße Bilder aller Art durch Prisma an ihren Rändern verhalten, wie das Gleiche geschieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an bunten jeder Farbe und Abstufung, bei stärkerer oder geringerer Refraction, alles ward streng auseinander gesetzt, und ich bin überzeugt, daß der Lehrer, die sämmtlichen Erscheinungen in Versuchen vorlegend, weder an dem Phänomen noch am Vortrag etwas vermissen wird.

Die katoptrischen und paroptischen Farben folgten darauf, und es war in Betreff jener zu bemerken, daß bei der Spiegelung mir alsdann Farben erschienen, wenn der spiegelnde Körper gerippt oder fadenartig glänzend angenommen wird. Bei den paroptischen leugnete man die Beugung und leitete die farbigen Streifen von Doppelbildchen her. Daß die Ränder der Sonne jeder für sich einen eigenen Schatten werfen, kam bei einer ringförmigen Sonnenfinsterniß gar bedrängend zum Vorschein.

Die sämmtliche sittliche Wirkung der Farbe ward darauf aufgeführt; und im Geschichtlichen nebenher Gautiers Erzoogenesie betrachtet.

Mit dem Abdruck waren wir bis zum dreizehnten Bogen des ersten Theils und bis zum vierten des zweiten gelangt, als mit dem vierzehnten October das grimmigste Unheil über uns hereinbrach, und die übereilt geflüchteten Papiere unwiederbringlich zu vernichten drohte.

Glücklich genug vermochten wir, bald wieder erwannt, mit andern Geschäften auch dieses von neuem zu ergreifen und in gefaßter Thätigkeit unser Tagewerk weiter zu fördern.

Nun wurden vor allen Dingen die nöthigen Tafeln sorgfältig bearbeitet. Eine mit dem guten und werthen Runge fortgesetzte Correspondenz gab uns Gelegenheit, seinen Brief dem Schluß der Farbenlehre beizufügen, wie denn auch Seebecks gesteigerte Versuche dem Ganzen zu Gute kamen.

Mit befreiter Brust dankten wir den Musen für so offenbar gebotenen Beistand; aber kaum hatten wir einigermaßen frischen Athem geschöpft, so sahen wir uns genöthigt, um nicht zu stocken, allsogleich den widerwärtigen polemischen Theil anzufassen. Um jene Bemühungen um Newtons Optik, so wie die Prüfung seiner Versuche und der daraus gezogenen Beweise, auch ins Enge und dadurch endlich zum Abschluß zu bringen. Die Einleitung des polemischen Theils gelang mit Ausgang des Jahrs.

An fremdem poetischem Verdienst war, wo nicht aufgedehnte aber doch innig erfreuliche Theilnahme. Das Wunderhorn allerthümlich und phantastisch, ward seinem Verdienste gemäß gefeiert, und eine Recension desselben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt. Hellers Naturbetrachtungen, gerade im Gegensatz, ganz gegenwärtig und der Wirklichkeit angehörig, wurden nach ihrer Art mit billigem Urtheil empfangen. Madam von Debrientlager war nicht weniger wohl aufgenommen, ließ auch nicht alles, besonders im Verlauf der Fabel, sich gut heißen. Und wenn ich unter den Studien früherer Zeit die Perser des Aeschylus bemerkt finde, so scheint mir als wenn eine Verabnung dessen, was wir zu erwarten hatten, mich dahin getrieben habe.

Aber einen eigentlichen Nationalantheil hatten doch die Nibelungen gewonnen; sie sich anzueignen, sich ihnen hinzugeben, war die Lust mehrerer verdienter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten.

Schillers Verlassenschaft blieb ein Hauptaugenmerk, ob ich gleich jenes frühern Versuchs schwerlich gedenkend allem Antheil an einer Herausgabe und einer biographischen Skizze des trefflichen Freundes standhaft entsagte.

Adam Müllers Vorlesungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja studirte sie, jedoch mit getheilter Empfindung: denn wenn man wirklich darin

einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man auch mancher unsichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgereich das beste Talent auf falsche Wege führen mußten.

Hamanns Schriften wurden von Zeit zu Zeit aus dem mystischen Gewölke wo sie ruhten, hervorgezogen. Der durch die sonderbare Sprachhülle hindurch wirkende tritt kräftige Geist zog immer die Bildungsfähigen wieder an, bis man, so viel Räthsel mühe und irre, sie bei Seite legte und doch jedesmal eine vollständige Ausgabe zu wünschen nicht unterlassen konnte.

Wielands Uebersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen leitete mich wirklich auf eine Zeit lang von andern Beschäftigungen ab. Dieses problematische Werk wird dem einen anders vorkommen als dem andern, und jedem alle zehn Jahre auch wieder anders. Ich unternahm das Wagniß nochmal und wunderlicher Auslegungen des Ganzen sowohl als des Einzelnen, die ich wohl aufgezeichnet wünschte, und wenn auch nun an der humoristischen Ansicht wissen; allein diese Gedanken und Grillen, gleich so vielen tausend andern in freundschaftlicher Conversation aufgeschossen, gingen ins Nichts der Lüfte.

Der große Vortheil mit einem Manne zu wohnen, der sich aus dem Grunde irgend einem Gegenstande widmet, ward und reichlich durch Fernows dauernde Gegenwart. Auch in diesem Jahre brachte er uns durch seine Abhandlung über die Italiänischen Dialecte mitten ins Leben jenes merkwürdigen Landes.

Auch die Geschichte der neuern Deutschen Literatur gewann gar manches Licht; durch Johannes Müller in seiner Selbstbiographie, die wir mit einer Recension begrüßten; serner durch den Druck der Siemischen Briefe, die wir dem eingewebten Kobre, Huberts Lebensjahre, die wir seiner treuen und in so vieler Hinsicht höchst schätzenswerthen Gattin verdanken.

Von ältern geschichtlichen Studien findet sich nichts bemerkt, als daß ich des Lampridius Kaisergeschichte gelesen, und ich erinnerte mich noch gar wohl des Grausens, das bei Betrachtung jenes Unrathes mich befiel.

An dem höhern Sittlichreligiösen Theil zu nehmen, riefen mich die Studien von Dand und Crenzer auf, nicht weniger der Halliser Missionsberichte zweundsiebzigstes Stück, das ich wie die vorigen der Gewogenheit des Herrn Doctor Knapp verdanke, welcher von meiner aufrichtigen Theilnahme an der Verbreitung des sittlichen Gefühls durch religiöse Mittel überzeugt, mir schon seit Jahren die Nachrichten von den gesegneten Fortschritten einer immer lebendigen Anstalt nicht vorenthielt.

Von anderer Seite ward ich zu der Kenntniß des gegenwärtig Politischen gestört durch die Gegenschrift von Gentz; so wie mir von Aufklärung einzelner Zeitereignisse noch wohl erinnerlich ist, daß ein bei uns wohnender Engländer von Bedeutung, Herr Osborn, die Strategie der Schlacht von Trafalgar, ihrem ersten Sinn und tüchtiger Ausführung nach, umständlich graphisch erklärte.

Seit 1801 wo ich nach überstandener großer Krankheit Pyrmont besucht hatte, war ich eigentlich meiner Gesundheit wegen in kein Bad gekommen; in Lauchstädt hatt' ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht, und in Weimar der Kunstausstellung wegen. Allein es meldeten sich dazwischen gar manche Gebrechen, die eine baldende Indolenz eine Zeit lang hingehen ließ; endlich aber von Freunden und Aerzten bestimmt, entschloß ich mich Carlsbad zu besuchen, um so mehr, als ein thätiger und lebender Freund, Major von Hendrich, die ganze Reiseforge zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr also mit ihm und Riemer Ende Mai's ab. Unterwegs bestunden wir erst das Abenteuer, den Hussiten vor Naumburg beizuwohnen, und in eine Verlegenheit anderer Art getrieben wir in Eger, als wir bemerkten daß uns die Pässe fehlten, die wir lauter Geschäftigkeit und Reisenaufall vergessen, durch eine wunderliche Complication von Umständen auch an der Gränze nicht worum abgefordert worden. Die Polizeibeamten in Eger fanden eine Form diesem Mangel abzuhelfen, wie denn dergleichen Fälle die sodenste Gelegenheit darbieten, wo eine Behörde ihre Competenz und Gewandtheit bethätigen kann; sie gaben uns einen Geleitschein nach Carlsbad gegen Versprechen die Pässe nachzuliefern.

An diesem Curorte, wo man sich um zu genesen aller Sorgen entschlagen sollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angst und Bekümmerniß.

Fürst Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt mit mit diplomatischer Gewandtheit das Unheil zu entfalten das unsern Zustand bedrohte. Gleiches Zutrauen hegte General Richter zu mir, der mich mit Vergangene gar manches Blei thun ließ. Er hatte die darten Schicksale von Ulm mit erlebt, und mir ward ein Tagebuch von dritten October 1805 bis zum siebzehnten, als dem Tage der Uebergabe gedachter Festung, mitgetheilt. So kam der Juliust heran, eine bedeutende Nachricht verbrängte die andere.

Zu fördernsig aeologischer Studien hatte, in den Jahren da ich Carlsbad nicht besucht, Joseph Müller treulich vorgearbeitet. Dieser wackere Mann, von Turnau gebürtig, als Steinschneider erzogen, hatte sich in der Welt umhergetrieben, und war zuletzt in Carlsbad einheimisch geworden. Dort beschäftigte er sich mit seiner Kunst und gerieth auf den Gedanken die Carlsbader Sprudelsteine in Tafeln zu schneiden und reinlich zu poliren, wodurch denn diese aufgezeichneten Sinter nach und nach der naturliebenden Welt bekannt wurden. Von diesen Productionen der heißen Quellen wendete er sich zu andern auffallenden Gebirgserzeugnissen, sammelte die Krystallisationsfälle des Feldspathes, welche die dortige Umgegend vereinzelt finden läßt.

Schon vor Jahren hatte er an unsern Spaziergängen Theil genommen, als ich mit Baron von Racknitz und andern Naturfreunden bedeutenden Gebirgsarten nachging, und in der Folge hatte er Zeit und Mühe nicht gespart, um eine mannigfaltige charakteristische Sammlung aufzustellen, sie zu numeriren und nach seiner Art zu beschreiben. Da er nun dem Gebirg geneigt war, so hatte sich ziemlich, was zusammengehörte, auch zusammengefunden, und es bedurfte nur weniges, um sie wissenschaftlichen Zwecken näher zu führen, welches er sich denn auch, obgleich die und da mit einigem Widerstreben gefallen ließ.

Was von seinen Unternehmungen mir den größten Gewinn versprach war die Anwesenheit, die er dem Uebergangsgebirg geschenkt hatte, das sich dem Granit bei Hirschensprung vorlegt, einen mit Hornstein durchzogenen Granit darstellt, Schwefelkies und auch endlich Kalkspath enthält. Die beiden Quellen entspringen unmittelbar daraus, und man war nicht abgeneigt in dieser auffallenden geologischen Differenz, durch den Zutritt des Wassers, Erhitzung und Auflösung und so das geheimnißvolle Räthsel der wunderbaren Wasser aufgedeckt zu sehen.

Er zeigte mir sorgfältig die Spuren obgedachten Gesteins, welches nicht leicht zu finden ist, weil die Gebäude des Salzbergs darauf lasten. Wir zogen sodann zusammen durch die Gegend, besuchten die auf dem Granit aufsitzenden Basalte über dem Hammer, nahe dabei einen Acker, wo die Zwillingskrystalle sich aufgepflügt finden. Wir fuhren nach Engelhaus, bemerkten im Orte selbst den Serpentingranit und anderes vom Granit nur wenig abweichendes Gestein. Der Klingsteinschiefer ward bestiegen und betupft, und von der weiten, obgleich nicht erbauenden Aussicht, der Charakter gewonnen.

Zu allem diesem kam der günstige Umstand hinzu, daß Herr Regierungsrath von Struve, in diesem Jahr so unterrichtet als mittheilend und gefällig, seine schönen mitgeführten Stufen belehrend sehen ließ, um an unsern geologischen Betrachtungen regen Theil nahm und selbst einen ideellen Durchschnitt des Lessauer und Hoborner Gebirges zeichnete, wodurch der Zusammenhang der Erdbrände mit dem unter und neben liegenden Gebirg deutlich dargestellt und vermittelst vorliegender Muster, sowohl des Grundgesteins als seiner Veränderung durch das Feuer, belegt werden konnte.

Sogar Fabriken, zu diesem Zwecke angestellt waren zugleich belehrend, erheiternd und von den Augenweiden des Tags ablenkend.

Späterhin traten Bergrath Werner und August von Herder, seiner auf längere, dieser auf kürzere Zeit, an uns heran. Wenn man auch, wie bei wissenschaftlichen Unterhaltungen immer geschieht, anweichende, ja contrastirende Vorstellungsarten an den Tag kommen, so ist doch, wenn man das Gespräch auf die Erfahrung hinzuwenden weiß, gar vieles zu lernen. Werners Ableitung des Syenits von fortdauernden Steinbildungs-Kräften war mir zu bekannt, als daß ich hätte wagen sollen, ihm meine neuesten Ueberzeugungen mitzutheilen, auch gab er der Ueberganggebirgsart vom Salzberge, die ich so wichtig fand, nur einen untergeordneten Werth. August von Herder theilte mir einige schöne Erfahrungen von dem Gehalt der Gebirgsgänge mit, der verschieden ist, indem sie nach verschiedenen Himmelsgegenden streichen. Es ist immer schön, wenn man das Unbegreifliche als wirklich vor sich sieht.

Ueber eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der Französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Bayern remmender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Officieren und Unteroffizieren an Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, so weit es ihm in seinem Kreise führen, belehrt werde. Man sah wohl das Absicht war, durchaus klage und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; daß aber letzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist demungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Raisonneurs nichts zu fürchten hatte.

Anst und Gefahr jedoch vermehrte der brave tüchtige Wille ächter Deutscher Patrioten, welche in der ganz eigenthümlichen und nicht einmal verbotenen Absicht einen Volksaufstand zu organisiren und zu bewirken, über die Mittel dazu sich leidenschaftlich verstarken, so daß während wir von fernen Gewittern Nebel und Dunst zu bilden anfing.

Indessen war der Deutsche Rheinbund geschlossen und seine Folgen leicht zu übersehen; auch fanden wir bei unserer Rückreise durch Hof in den Zeitungen die Nachricht: das Deutsche Reich sey aufgelöst.

Zwischen diese beunruhigenden Gespräche jedoch traten manche ablenende. Landgraf Carl von Hessen, tiefern Studien von jeher zugethan, unterhielt sich gern über die Urgeschichte der Menschheit und war nicht abgeneigt, höhere Ansichten anzuerkennen, es man gleich mit ihm einstimmig auf einen folgerechten Weg nicht gelangen konnte.

Carlsbad gab damals das Gefühl, als wäre man im Lande Gosen; Oesterreich war zu einem scheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt und in Böhmen ward man wenigstens nicht, wie in Thüringen, durch Märsche und Wiedermärsche jeden Augenblick aufgeregt. Allein kaum war man zu Hause, als man das verheerende Gewitter wirklich heranrollen sah, die entsetzendste Kriegserklärung durch Heranmarsch unübersehlicher Truppen.

Eine leidenschaftliche Bewegung der Gemüther offenbarte sich nach ihrem verschiedenen Verhältnis und, wie sich in solcher Stimmung jederzeit Märtyrer erzeugen, so verwirrte sich auch ein Gerücht von dem Tode des Grafen Haugwitz, eines alten Jugendfreundes, früher als thätiger und gefälliger Minister anerkannt, jetzt der ganzen Welt verhaßt, da er den Umwillen der Deutschen durch abgeneigte Hinneigung zu dem Französischen Uebergewicht auf sich geladen.

Die Preußen fahren fort Erfurt zu befestigen; auch unser Fürst als Preußischer General, betrieb sich zum Anzuge. Welche sorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unverdrießlichen Geschäftsfreunde dem Staatsminister von Voigt damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen seyn; eben so wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla.

Die Herzogin Mutter bewohnte Tiefurt. Capellmeister Himmel war gegenwärtig, und man musicirte mit schwerem Herzen; es ist aber in solchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Verabredungen und Arbeiten, so gut wie Gebet, Trunk, Schlafen, in düsterer Zeise durcheinander fortgehen.

Die Carlsbader Gebirgsfahrt war in Jena angefangt, ich begab mich am Sonntagmorgen nach Tennert, sie auszupacken und unter Beistand des Directors Lenz vorläufig zu katalogisiren; auch ward ein neues Verzeichniß für das Jenaische Literatur-Intelligenzblatt fertig geschrieben und in die Druckerei gegeben.

Indessen war ich in den Seitenflügel des Schlosses gegangen, um dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen, der, mit seiner Truppenvertheilung wiederwillig heranrückend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feinde entgegen zu gehen gewünscht hatte. Dieser trüben Aussichten ungeachtet, ward nach alter academischer Weise mit Hegel manches philosophische Carttel durchgesprochen. Spelling gab eine Erklärung heraus von Thales Traumworten. Ich war bei Fürst Hohenlohe zu Tafel, sah manche bedeutende Männer wieder, machte neue Bekanntschaften; niemanden war wohl, alle fühlten sich in Verzweiflung, die keiner umbin konnte, wo nicht durch Worte doch durch Betragen zu verrathen.

Mit Cotta nach Massenbach, dem Heisterofe, datte ich eine wunderliche Scene. Auch bei ihm kam die Neigung zu schriftstellern der politischen Klugheit und militärischen Thätigkeit in den Weg. Er hatte ein seltsames Opus verfaßt, nichts Geringeres als ein moralisches Manifest gegen Napoleon. Jedermann abnete, stürzlere die Uebergewalt der Franzosen, und so geschah es denn daß der Drucker begleitet von einigen Rathsherren mich anging, und sie

sämmtlich mich dringend baten, den Druck des vorgelegten Manuscriptes abzuwenden, welches beim Einrücken des Französischen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen müßte. Ich ließ mir es übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: „Napoleon, ich liebte dich!“ die letzte aber: „ich hasse dich!“ Dazwischen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgesprochen, die man anfangs von der Größe des Napoleon'schen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne sittlichmenschliche Zwecke unterlegen zu müssen wähnte, und zuletzt ward alles das Böse was man in der neuern Zeit von ihm erfunden müssen, in gehässigsten Ausdrücken vorgeworfen. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verruf eines verborgenen Liebhabers über seine unreine Geliebte übersetzen können, und so erschien dieser Aufsatz eben so lächerlich als gefährlich.

Durch das Andringen der wackern Jenenser, mit denen ich so viele Jahre der in guten Verhältniß gestanden, überschritt ich das mir selbst gegebene Gesetz, mich nicht in öffentliche Händel zu mischen; ich nahm das Heft und fand den Autor in den weitläuftigen Jammern der Bakterischen Apotheke. Nach erneuerter Bekanntschaft rückte ich mit meiner Protestation hervor, und hatte, wie zu erwarten, mit einem bekehrlichen Autor zu thun. Ich aber blieb ein eben so bekehrlicher Bürger, und sprach die Argumente, die freilich Gewicht genug hatten, mit der redlichen Heftigkeit aus, so daß es endlich nachgab. Ich erinnerte mich noch daß ein langer strafer Preuße, den Anfangs nach ein Assistant, in unbewegter Stellung und unveränderten Gesichtszügen dabei stand und sich wohl über die Künheit eines Bürgers innerlich verwundern mochte. Genug ich strich von dem Dorfbuch im ersten Verdrusse, verstand in meinem Dank alle persönlichsten Gründe, die eigentlich an sich hinreichend gewesen wären, nun aber eine milde Verbannung hervorbrachten.

Noch trefflichen Männern wartete ich auf; es war am Freitag den dritten October. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art thätig und freundlich; Generallieutenant von Grawert, Oberst von Massow, Hauptmann Blumenstein, letzterer jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit allen bei Fürst Hohenlohe zur Tafel.

Verwundetlich schienen mir bei dem großen Zutrauen auf Preußische Macht und Kriegsgewandtheit, Warnungen die hie und da an meinen Ohren vorüberkamen: man sehe doch die besten Sachen, die wichtigsten Papiere zu verbergen suchen; ich aber, unter solchen Umständen aller Hoffnung amte, rief, als man eben die ersten Lerchen spießte: nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viel gefangen werden.

Den Sechsten fand ich in Weimar alles in voller Unruhe und Bestürzung. Die großen Charaktere waren gestellt und entschieden, man sahe fest zu überlegen, zu entschließen: Wer bleiben, wer sich entfernen sollte? das war die Frage.

1807.

Zu Ende des verigen Jahrs war das Theater schon wieder eröffnet, Balcon und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten sich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichnis daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen. Freilich hatten wir von Glück zu sagen, daß der Kaiser seiner Hauptmaxime getreu blieb, mit allem was den Sächsischen Namen führte in Frieden und gutem Willen zu leben, ohne sich durch irgend einen Nebenumstand irre machen zu lassen. General Dentzel, der in Jena vor so viel Jahren Theologie studirt hatte, und wegen seiner Excellenzmasse zu jener großen Expedition berufen ward, zeigte sich als Commandant zu freundlicher Behandlung gar geneigt. Der jüngere Meyer, der mit ersterem, mit Freundschaft an manches Haus geknüpft, war als Commissair Ordonnanz angestellt und ein gelindes Verfahren beschwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüther. Jeder hatte von den seltsamen Tagen der etwas zu erzählen und selbst sich in Erinnerung überstandenen Unheils, auch ertrug man gar manche Last willig, als die auf dem Siegeszug einströmenden Streitkräfte nicht mehr zu führen waren.

Ja und meine Bühnen suchten also dem Theater seine alte Consistenz wieder zu geben, und es gelangte, zwar verbessert aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche den innigsten Frieden verstellende Kunsterscheinung. Tasso ward aufgeführt, allerdings nicht ernst unter solchen Störungen, vielmehr lässig im Stillen eingeübt: denn wie bei uns antretende jüngere Schauspieler sich in manchen Rollen üben, die sie nicht allsogleich übernehmen sollten, so verfahren auch die älteren, indem sie manchmal ein Stück einzunehmen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet schien. Hiernach hatten sie auch Tasso seit geraumer Zeit unter sich verabredet, vertheilt und einstudirt, auch wohl in meiner Gegenwart gelesen, ohne daß es jedoch, besonders durch allerhand Unglauben und daran gekünstelten Eigensinn, die Vorstellung hätte anlagen und entscheiden wollen. Nun, da manches zu stocken fingen, da sich zu anderem Neuen weder Geleegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feierndе Festtage sich drängten, da regte sich die freundliche Zudringlichkeit meiner lieben Zöglinge, so daß ich zuletzt dasjenige bald unmutig zugestand was ich eigen hätte wünschen, verbergen und mit Dank anzunehmen ersehen. Der Beifall den das Stück genoß war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium gewonnen hatte, und ich ließ mich gern beschämen, indem sie dasjenige als möglich zeigten was ich hartnäckig als unmöglich abgewiesen hatte.

Mit debarlicher treuer Sorgfalt ward auch die nächsten Monate das Theater behandelt, und junge Schauspieler in allem was ihnen nöthig war, besonders in einer gewissen natürlichen Geschicklichkeit, und einer verbindlichen Ausstellung, die alle Manier ausschließt, gelehrt und unterrichtet. Eine höhere Bedeutung für die Zukunft gab ihnen der damals hohe Prinz, der, wie er einmal zur Sprache gekommen, im Stillen unaufhaltsam fortwirkte. Auf ein anderes, freilich in anderem Sinne, problematisches Theaterstück hatte man allenfalls ein Auge geworfen, es war der zerbrochene Krug, der auf mancherlei Bedenken erregte, und eine höchst unerwünschte Aufnahme zu erleben hatte. Aber eigentlich erhielt sich das Weimarische Theater erst durch einen längeren Aufenthalt in Halle und Lauchstädt, wo man, vor einem gleichfalls gebildeten zu höhern Forderungen berechtigten Publicum, das Beste was man liefern konnte zu leisten genöthigt war. Das Repertorium dieser Sommervorstellungen ist vielleicht das bedeutendste was die Weimarische Bühne, wie nicht leicht eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hat.

Gar bald nach Aufführung des Tasso, einer so feinen Darstellung zarter, geistr und liebender Hof- und Weltleben, verlies Herzogin Amalie den für sie im tiefsten Grund erschütternden, ja zerstörten Vaterlandsboden, allen zur Trauer, mir zum besondern Kummer. Ein einziger Auftrag, mehr in Geschäften als in höherem innern Sinne abgefaßt, sollte mir Beschäftigung bleiben, wie viel mehr ihrem Andenken ich zu widmen verpflichtet sey. Indessen wird man jene Skizze zunächst mitgetheilt finden.

Um mich aber von allen diesen Betrübnissen loszureißen und meine Geister und Freie zu wenden, kehrte ich an die Betrachtung organischer Naturen zurück. Seen waren mehrmals Anfänge bis zu mir gedrungen, daß die frühere Denkweise die mich glücklich gemacht auch in verwandten Gemüthern sich entwickle; daher führt ich mich bewogen die Metamorphose der Pflanzen wieder abdrucken zu lassen, manchen alten Heft und Papierbündel durchzusehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu sodyiren. Ja glaubte des Geringens hergestalt sicher zu seyn, daß bereits im Meßkatalog Ostern dieses Jahres, eine Ankündigung unter dem Titel: Goethe's Ideen über organische Bildung dieserwegen auftrat, als thunte zunächst ein solches Heft ausgegeben werden. Die tieferen, hierauf bezüglichen Betrachtungen und Studien wurden deshalb ernstlicher vorgenommen als je; besonders suchte man von Cap. Fr. Wolfs Theorie der Generation sich immer mehr zu durchdringen. Die ältern osteologischen Ansichten, vorzüglich die im Jahre 1795 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Zwischenknochen geleugnet sey, ward näher beleuchtet, und mit zwei theilnehmenden Freunden, Voigt dem Jüngeren, und Riemer, verhandelt, welche beide mir mit Erstaunen die Nachricht brachten, daß in eben diese Bedeutung der Schädelknochen durch ein akademisches Programm ins Publicum geworfen sey, wie sie, da sie noch leben, Jemand geben können. Ich erwiderte sie sich stille zu halten, denn das in eben gedachtem Programm die Sache nicht gefördert durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, sei dem Wissenden nur allzuklar in die Augen. Es gelangten mancherlei Versuche mich reden zu machen, allein es wollte zu schweigen.

Nachdem wurden die versammelten Freunde der examinirenden Metamorphosen-Lehre durch einen Zufall begünstigt: es zeigte sich nämlich der monstrosa opus mandrual, abgelegt selten, in flammenden Flasern den Jenaischen Gegenst; derselben ward mit diesmal gebracht, und wirklich ist wohl die Verwandlung eines Gliedes, das immer dasselbige bleibt, in eine andere Gestalt deutlicher vor Augen zu sehen als bei diesem Gewächse.

Da man ferner seit so viel Jahren Berg um Berg befliegen, Fels um Fels bestiegen und bestiegen, auch nicht verschmäht wurde Stollen und Schächte zu befahren, so hatte ich auch die Naturerscheinungen dieser Art selbst gesehen und ihre Weise und Weisen mir eingedrückt, theils zeichnen lassen, um einige Anschauungen zu gewinnen und festzuhalten. Bei allem diesem schwebte mir immer ein Modell im Sinne, wodurch das anschaulicher zu machen wäre, worein man sich in der Natur überzeugt hatte. Es sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die auf dem flachen Lande bis in das höchste Gebirg sich erhebt. Hatte man die Durchschnittskreise aus einander gerückt, so gelang sich an den innern Pressen das Fallen, Streichen und was sonst vorkommt werden mochte. Diesen ersten Versuch bewahrte ich lange, und bemühte mich ihn von Zeit zu Zeit mehr Vollständigkeit zu geben. Freilich aber stieß ich dabei auf Probleme die so leicht nicht zu lösen waren. Höchst erwünscht begegnete mir dabei ein Auftrag des wackern Naturforschers Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit der Bemerkung, daß er sie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur als zudald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinstimmen könnten. Ja überhieß ihm jedoch die Anlage, auf seine weitere Bearbeitung drohend, daß sie aber, da er wegen meteorologischer Beobachten sich von Weimar vertrieblich entfernte, niemals wiedersehen.

Hocherfreut fand ich mich auch in der ersten Hälfte des Jahrs, durch ein, von Herrn Alexander von Humboldt, in vollkommer Darstellung mir, auf so bedeutende Weise, gewidmetes gehaltvolles Werk: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer.

Aus früherer und immer erneuter Freundschaft für den edlen Verfasser und durch diesen mußten, mir so schmeichelhaften Anfang aufgerufen, eilte ich das Werk zu studiren; allein die Postschnelle dazu sollte, wie gewöhnlich ward, erst nachkommen. Unser bisheig meine völlige Entsinnung einen frischen Blick des aufschauen zu sehen, unternahm ich gleich, nach seinen Angaben, einen gewissen Raum, mit Höhenmaßen an der Seite in ein landschaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich, der Vorschrift gemäß, die tropische coeste Stelle mir aufgestellt, und sie als die Linie und Sonnenseite dargestellt hatte, so setzt' ich zur linken an die Stelle der Stadtseite die Europäischen Höhen, und so entstand eine symbolische Landschaft, mehr unangenehm dem Anblick. Diese zufällige Arbeit widmete ich inclusivstlich dem Freunde, dem ich sie schuldig geworden war.

Das Industrie-Comptoir gab eine Abtheilung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts so viel Gunst erwarb, daß ein Nachdruck davon in Paris erschien.

In der Farbenlehre wurden, mit Genauigkeit und Mühe, die längst vorbereiteten Tafeln nach und nach ins Reine gebracht und gestochen, indessen der Abdruck des Entwurfs immer vorwärts rückte und zu Ende des Januars vollendet ward. Nun konnte man sich mit mehr Freiheit an die Polemik wenden. Da Newton durch Vermischung mehrerer Werkzeuge und Vorrichtungen einen experimentalen Umfang getrieben hatte, so wurden besonders die Phänomene, wenn Prismen und Linsen auseinander wirken, entwickelt und überdauert die Remanenzien. Experimente sind nach dem andern genauer unterschieden. Damit konnte denn der Anfang des polemischen Theils zum Druck gegeben werden; das Geschichtliche behielt man zurückgelassen immer im Auge. Nunmehr über die Farben und dem Journal de Trevoux war höchst willkommen. Auch wandte man sich zurück in die mittlere Zeit; Roger Bacon kam wieder zur Sprache und zur Vorbereitung schrieb man das Schema des fünfzehnten Jahrhunderts.

Freund Meyer studirte das Colorit der Alten und fing an einen Aufsatz darüber auszuarbeiten; die Verschiedenheit dieser wie genug zu sondernden classischen Altvordern wurden in ihrer reinen Natürlichkeit treulich gnadiert. Eine Einleitung zur Farbenlehre, dazu ein Vorwort, war geschrieben; auch versuchte ein theilnehmender Freund eine Uebersetzung und Franzöische, wovon mich die bis jetzt

erhaltenen Blätter noch immer an die schönsten Stunden erinnern. Indessen mußte die Polemik immer fortgesetzt und die gebrauchten Bogen beider Theile berichtigt werden. Am Ende des Jahrs waren dreißig Aushängebogen des ersten, und fünfe des zweiten Theils in meinen Händen.

Wie es nun geht, wenn man sich mit Gegenständen lange beschäftigt und sie und sie bekannt und eigen werden, daß sie und bei jeder Gelegenheit vorschweben, so geschaudt man sie auch gleichsinnreiche im Scherz und Ernst; wie ich denn ein paar glückliche Einfälle heiterer Freunde in unsern literarischen Mittheilungen anführen werde.

Das Manuscript zu meinen Schriften wird nach und nach abgesendet, die erste Lieferung kommt gedruckt an.

Ich vernehme Hackerts Tod, man übersendet mir nach seiner Anordnung biographische Aufsätze und Skizzen, ich schreibe sein Leben im Auszuge, zuerst fürs Morgenblatt.

Der vorjährige Aufenthalt in Carlsbad hatte mein Befinden dergestalt verbessert, daß ich wohl das Glück, dem großen bevorstehenden Kriegsunheil nicht unterliegen zu seyn, angezweifelt jener sorgfältig gebrauchten Cur zuschreiben durfte. Ich entschloß mich daher zu einer abermaligen Reise und zwar einer baldigen, und zwar in der zweiten Hälfte des Mai's war ich daselbst angelangt. An kleineren Geschichten, erinnern, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahrszeit reich; sie füllten alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengestellungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden. Zu diesem Zweck finden sich bemerkt. Schluß der neuen Melusine, der Mann von fünfzig Jahren, die pilgernde Thörin.

Glücklich war ich nicht weniger mit Joseph Hickels Carlsbader Sammlung. Die Vorbereitungen des verflossenen Jahres waren sorgfältig und umsichtig; ich hatte Beispiele der darin anzuführenden Gebirgsarten zur Genüge mitgenommen und dieselben, meine Zwecke dauntäglig verfolgend, in dem Jenaischen Museum niedergelegt, mit Bergrath Lenz ihre Charakteristik und dem Vorkommen gemäße Anordnung besprochen.

Also ausgerüstet gelangt' ich diesmal nach Carlsbad in die Fülle des Mineralischen Steinvorraths. Mit weniger Abweichung von der vorjährigen Ordnung, in welcher ich eine Musteranmlung noch bestimmen sah, wurde, mit gutem Willen und Uebergebung des alten Steinfreundes, die entschiedene neue Ordnung beliebt, sogleich ein Anfang gefertigt und wies derholt mit Sorgfalt durchgegangen.

Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und so bald ich das Verzeichniß auf einem meiner Manuscripte das Visa der Prager Censur zu erblicken. Diese wenigen Bogen sollten mir und andern in der Folge zum Leitfaden dienen und zu mehr specieller Untersuchung Anlaß geben.

Zugleich war die Absicht gewisse orientalische Ueberzeugungen in die Wissenschaft einzuschwärzen.

Für den guten Joseph Müller aber war die erfreulichste Folge daß die Aufmerksamkeit auf seine Sammlung gerichtet und mehrere Bestellungen darauf gemacht wurden. Doch ist einzuverleiben war ihm die, freilich wegen der Concurrenz so nöthige Gemüthsruhe, daß er mit den Hundert von einigen Hundern niemals entdecken wollte, vielmehr die seltsamsten Ausflüchte ersann um seine Freunde und Gönner irre zu führen.

In reiferen Jahren, wo man nicht mehr so heftig wie sonst durch Zerstreuungen in die Welt getrieben, durch Leidenschaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badegesellschaft große Vortheile, indem die Mannigfaltigkeit so vieler bedeutender Personen von allen Seiten Lebensbelehrung zuführt. So war dieses Jahr in Carlsbad mir höchst günstig, indem nicht nur die erstreite und angenehmste Unterhaltung mir ward, sondern sich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches sich in der Folge sehr freundlich ausbildete. Da traf mit dem Residenten von Reinhard zusammen, der mit Gattin und Kindern diesen Aufenthalt wählte, um von harten Schicksalen sich zu erholen und aufzuruhen. In frühern Jahren mit in die Französische Revolution verflochten, hatte er sich einer Folge von Generationen angeschmiegt, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch empor gekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihm doch zu gebrauchen, sendete ihn aber zuletzt an einen unerfreulichen und gefährlichen Posten, nach Jassi, wo er seiner Pflicht treulich vorstehend eine Zeit lang verweilte, sodann aber von den Russen aufgehoben, durch manche Länderstrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf dem Lande Vorstellungen wieder lobgegeben wurde. Hiervon hatte seine höchst gebildete Gattin, eine Hamburgerin, Reimarus Tochter, eine treffliche Beschreibung aufgefaßt, wodurch man die verwickelten, ängstlichen Zustände genauer einsah und zu wahrer Theilnahme hinreichtigt wurde.

Schon der Memoiren, in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier dargestellt, war bedeutend genug um alsobald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schien sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen gesitteten Welt mich wohlwollend anerkennen werden konnte.

Ein Mann vom Geschäftsfache, gewohnt sich die fremdesten Angelegenheiten vortragen zu lassen, um solche alsbald zurecht gelegt in klarer Ordnung zu erkennen, trieb einem jeden sein Ding, und so gönnte mir auch dieser neue Freund unbaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht leicht, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Ueberfetzung einiger Stellen, ja wir machten den Versuch einer sondernden wechselseitigen Mittheilung, indem ich ihm die Geschichte und Schicksale der Farbenlehre, von den ältesten Zeiten bis auf die neusten, und auch meine Bemühungen, einen Morgens auf dem Stegreif vortrug, und er dagegen seine Lebensgeschichte am andern Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem was ihm begegnet, er mit dem was mich auf das lebhafteste beschäftigte, jugleich bekannt, und ein immigerer Eingreifen in die wechselseitigen Interessen erzielchten.

Zunächst hab' ich nun der Fürstin Solms einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies. Sie veranlaßte mich jederzeit ihr etwas vorzulesen, und so wurden stets das Neuste was mir auf Sinn und Herz hervorgetauchten war, wodurch denn die Dichtung jedesmal als der Ausdruck eines wahren Gefühls und wahr erschien und, weil sie aus dem Innern hervorrief, wieder auf Innerste ihre Wirkung ausübte. Eine freundliche

sinnige Hofdame, Fräulein O'Sfiora, war es, welche mit gutem Geiste diesen vertraulichen Mittheilungen beiwohnte.

Sodann stellte mir der Name Reinhard noch einmal theuer werden. Der Königl. Sächsische Oberpriediger suchte seine schon sehr zerrüttete Gesundheit an der heißen Quelle wieder aufzubauen. So leid es that, diesen Mann in bedenklichen Krankheitsumständen zu sehen, so erfreulich war die Unterhaltung mit ihm. Seine schöne sittliche Natur, sein ausgebildeter Geist, sein redliches Wollen, so wie seine praktische Einsicht was zu wünschen und zu gestreben sey, traten überall, in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor. Ob er gleich mit meiner Art mich über das Vorliegende zu äußern sich nicht ganz bei freunden konnte, so hatt' ich doch die Freude in einigen Hauptpunkten gegen die herrschende Meinung mit ihm resolvenden übereins zu stimmen, worauf er eine sehr weite, daß mein scheinbarer übertriebener Indifferentismus, im tiefsten Sinne mit ihm praktisch zusammen treffend, den nur eine Maske seyn dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte. Auch gewann ich in einem hohen Grade sein Vertrauen, wodurch mir manches Treffliche zu Theil ward. Und so waren es stündige, das Unvergängliche berührende Gespräche welche das Gewaltsame der auseinander folgenden Kriegsnachrichten abstumpfen oder mildern.

Die erneuerte Bekanntschaft mit dem verdienten Kreishauptmann von Seidler gewährte gleichfalls, ungeachtet der vielfachen Arbeiten dieses überhäuften Geschäftsmannes, gar manche angenehme Stunde. Auch überraschte mich durch seine Gegenwart Hauptmann Blumenstein, den ich vor einem Jahre in Jena, als furchtbaren Verehrer unserer Unglückstage, theilnehmend und aufrichtig gefunden. Voller Einsicht, Heiterkeit und glücklicher Einfälle war er der beste Gesellschafter, und wir trieben manchen Schwank zusammen; doch kannte er, als leidenschaftlicher Preuße mir nicht verzeihen, daß ich mit einem Französischen Diplomaten zu vertraulich umgehe. Aber auch dieses ward durch ein paar lustige Einfälle bald zwischen uns in Freundschaft abgetan.

Nun aber schloß sich mir ein neuer Kreis auf: Fürstin Bagration, schön, reizend, anziehend, versammelte um sich eine bedeutende Gesellschaft. Hier ward ich den Fürsten Ligne vorgestellt, dessen Name mir schon so viele Jahre bekannt, dessen Persönlichkeit mir durch Verhältnisse zu meinen Freunden höchst merkwürdig geworden. Seine Gegenwart bestätigte seinen Ruf: er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorträgen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hause. Der Herzog von Koburg zeichnete sich aus durch schöne Gestalt und anmuthig würdiges Betragen. Der Herzog von Weimar, den ich in Bezug auf mich zuerst hätte nennen sollen, weil ich ihm die ehrenvolle Aufnahme in diesen Kreis zu verdanken hatte, belebte denselben durch seine Gegenwart vorzüglich. Graf Cornelius war auch hier, durch sein ernstes tuchtiges Betragen und dadurch daß er angenehme Kunstwerke zur Unterhaltung brachte, immer willkommen. Vor der Wohnung der Fürstin, mitten auf der Wiese, fanden sich stets einige Glieder dieser Kette zusammen; unter diesen auch Hofrath von Genz, der mit großer Einsicht und Uebersicht der kurzvergangenen Kriegsereignisse mir gar oft seine Gedanken vertraulich eröffnete, die Stellungen der Armeen, den Erfolg der Schlachten und endlich sogar die erste Nachricht von dem Frieden zu Tilsit mittheilte.

An Aerzten war diesmal Carlsbad gleichfalls gesegnet. Dr. Kapp von Dresden nenne ich zuerst, dessen Anwesenheit im Bade mich immer glücklich machte, weil seine Unterhaltung überaus lehrreich und seine Sorgfalt für den der sich ihm anvertraute höchst gewissenhaft war. Hofrath Sutter von Ronneburg, ein treuer Naturforscher und emsiger Mineralog, schloß sich an; Dr. Mitterbacher, so fern seine Geschäfte erlaubten, war auch beizählig. Dr. Florian, ein Böhme von Mancherlei, trat gleichfalls hinzu, und so hatte man Gelegenheit mehr als eine der ärztlichen Denk- und Behandlungsweisen gewahr zu werden.

Auch von Seiten der Stadt und Regierung schien man geneigt, Anstalt zu treffen, diese heilsamen Quellen besser als bisher zu ehren, und dem herangelockten Fremden eine angenehmere Localität zu bereiten. Ein zur Seite des Bernhardsteines angelegtes Hospital gab Hoffnungen für die unvermögende Classe, und die höheren Stände standen sich schon zum Vorauf, vereinigt am Neusprunnen einen bequemern und schicklichern Spaziergang zu finden. Man zeigte mir die Pläne vor, die nicht anders als zu billigen waren; man hatte die Sache wirklich im Großen überdacht, und ich freute mich gleichfalls der nahen Aussicht, mit so viel tausend anderen aus dem möglichst unanständigen Gebräuse in eine würdig geräumige Säulenhalle versetzt zu seyn.

Meiner Neigung zur Mineralogie war noch manches andere förderlich. Die Porcellanfabrik in Dalwig bestätigte mich abermals in meiner Ueberzeugung daß gegenseitige Kenntniß im Großen und im Kleinen jedem praktischen Unternehmen von der größten Wichtigkeit sey. Was wir somit nur diesem oder jenem Lande zuzueignen glaubten, wissen wir jetzt an dutzenden Orten zu finden: man erinnere sich der vormals wie ein Kleinod geachteten Sächsischen Porzellanerde, die sich jetzt überall hervorthut.

Für ein näheres Verhältniß der Edelsteine war mir die Gegenwart eines Juweliers, Zöllner von Prag, höchst interessant; denn ob ich ihm gleich nur wenniges abkaufte, so machte er mich mit so vielem bekannt was mir im Augenblick zur Freude und in der Folge zum Nutzen gereichte.

Uebrigaben will ich nicht, daß ich in meinen Tagen sonderen anderen findet, wie des Dr. Hausmanns und seiner Reise nach Norwegen mit Eifer und Zutrauen in der Gesellschaft behandelt werden.

Und so wurde mir auch noch, wie gewöhnlich in den spätesten Tagen des Carlsbader Aufenthalts, Bergrath Werners Anwesenheit höchst belebend. Wir kannten einander seit vielen Jahren, und darmonirten, vielleicht mehr durch wechselseitige Nachsicht, als durch übereinstimmende Grundsätze. Ich vermied seinen Sprudelcurirprung aus Kohlensäuren zu berühren, war aber in andern Dingen aufrichtig und mittheilend, und er, mit wirklich unterhaltender Gesälligkeit, modte gern meinen dynamischen Thesen, wenn er sie auch für Grillen hielt, und reicher Erfahrung belehrend nachdefen.

Es lag mir damals mehr als je am Herzen, die vorphysikalische Bildung gegen conglomeratische bervor zu heben, und ob ihm gleich das Princip nicht zusagte, so machte er mich doch in Gesolg meiner Fragen mit einem höchst wichtigen Gestein bekannt; er nannte es nach treffender eigenartiger Bestimmung, halleisörmig ophitzen Quarz, der bei Priebern in Schlesien gefunden werde. Er zeichnete mir sogleich die Art und Weise des Vorkommens, und veranlaßte dadurch vielfältige Nachforschungen.

Glücklich haben ſie gekoſtet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn ſie theilen mit dem Menſchen
Nun das ſchönſte Glück, die Kunſt.

Es begegnet uns auf Reisen, wo wir entweder mit Fremden oder doch lange nicht gesehenen Personen, es sey nun an ihrem Wohnort oder auch unterwegs, zusammentreffen, daß wir sie ganz anders finden, als wir sie zu denken gewohnt waren. Wir erinnern uns, daß dieser oder jener namhafte Mann einem oder dem andern Wissen mit Neigung und Leidenschaft zugethan ist; wir treffen ihn und wünschen uns gerade in diesem Fache zu ergehen, und siehe da, er hat sich ganz wo anders hingewendet, und das was wir bei ihm suchen ist ihm völlig aus den Augen gekommen. So ging es mir diesmal mit Bergrath Werner, welcher ernsthaftesten und gewissenhaften Gespräche lieber vermied und unsere Aufmerksamkeit für ganz andere Gegenstände forderte.

Der Localforschung war er diesmal ganz eigentlich ergeben; deren Ursprung, Ableitung, Verwandtschaft gab seinem scharfdringenden Geist hinreichende Beschäftigung, und es bedurfte nicht viel Zeit, so hatte er und auch für diese Studien gewonnen. Er führte eine Bibliothek von Pappendeckeln mit sich, worin er alles was hierher gehörte, ordnungsgemäß wie es einem solchen Mann geziemt, verwahrte und dadurch eine freie, geistreiche Mittheilung erleichterte.

Damit aber dieses nicht allzu paradox erscheine, so denke man an die Abtheilung, wodurch dieser Trefflare in ein solches Fach hingedrängt worden. Jedes Wissen fordert ein zweites, ein drittes und immer sofort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln oder in seinen Aesten und Zweigen verfolgen, eins ergiebt sich immer aus dem andern, und je lebendiger irgend ein Wissen in und wirkt, desto weiter sehen wir uns getrieben, es in seinen Zusammenhange auf- und anzuregen zu verfolgen. Werner hatte sich in seinem Fach, wie er benannte, für die Einzelheiten solcher Namen bedient, wie sie seinem Vorgänger beliebt; da er aber zu unterscheiden anfing, da sich täglich neue Gegenstände aufdrangen, so fühlte er die Nothwendigkeit selbst Namen zu erbeuten.

Namen zu geben ist nicht so leicht wie man denkt, und ein recht gründlicher Sprachforscher würde zu manchen sonderbaren Betrachtungen aufgeregt werden, wenn er eine Kritik der verliegenden erodisch-gnostischen Nomenclatur anstellen wollte. Werner fühlte das gar wohl, und holte freilich weit aus, indem er, um Gegenstände eines gewissen Fachs zu benennen, die Sprachen überhaupt in ihrem Entstehen, Entwickelungs- und Bildungsstufen betrachten und ihnen bald was ja seinem Zwecke gefordert ward, ablernen wollte.

Niemand hat das Recht einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt aus dem Centrum seiner Radien nach der Peripherie, stößt er hier an, so läßt er's auf sich beruhen, und treibt wieder neue Verhältnislinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben ist seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge. Und wenn auch Werner über dem Mittel den Zweck vergessen hätte, wenigstes wir doch keineswegs behaupten dürfen, so waren wir doch Zeugen der Freudigkeit, womit er das Gesuchte betrieb, und wir lernten von ihm und lernten ihm ab, wie man verfährt, um sich in einem Unternehmen zu beschränken, und darin eine Zeit lang Glück und Befriedigung zu finden.

Sonst ward mir weder Muße noch Gelegenheit in ältere Behandlungen der Naturgeschichte einzugehen. Ich studirte den Albertus Magnus, aber mit wenigem Erfolg. Man müßte sich den Zustand seines Jahrhunderts vergegenwärtigen, um nur einigermaßen zu begreifen was hier gemeint und gethan sey.

Gegen das Ende der Cur kam mein Sohn nach Carlsbad, dem ich den Anblick des Orts, wovon so oft zu Hause die Rede war, auch gönnen wollte. Dieß gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den innern unruhigen Zustand der Gesellschaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Pedanterie Mode, grün, mit Schnüren von gleicher Farbe vielfach besetzt, beim Reiten und auf der Jagd sehr bequem, und deßhalb ihr Gebrauch sehr verbreitet. Diese Röcke hatten sich mehrere durch den Krieg verschrengte Preußische Officiere, zu einer Interimsuniform beliebt, und konnten überall unter Pächtern, Gutsbesitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehen. Mein Sohn trug dergleichen. Indessen hatte man in Carlsbad einige dieser vertappten Officiere ausgewittert, und man deutete gar bald diesen ausgezeichnete Costum auf einen Preußen.

Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich stand mit Fräulein L'Estocq an der Treplinauer vor dem Sächsischen Saale; er geht vorbei und grüßt; sie sieht mich bei Seite und sagt' mit Heftigkeit: Dieß ist ein Preußischer Officier, und was mich erschreckt, er sieht meinem Bruder sehr ähnlich. Ich will ihn verfolgen, verfehle ihn, will ihn examiniren. Ich war schon weg als sie mir nachrief: Um Gottes willen, machen Sie keine Streiche! Ich brachte ihn zurück, stellte ihn vor und sagte: Diese Dame, mein Herr, wünscht einige Auskunft, wohen Sie uns wohl entdecken woher Sie kommen und wer Sie sind? Beide junge Personen waren verlegen, eins wie das andere. Da mein Sohn schwieg und nicht wußte was es bedeuten sollte, und das Fräulein schweigend auf einen schicklichen Rückzug zu denken schien, nahm ich das Wort und erklärte mit einer scherzhaften Wendung, daß es mein Sohn sey, und wir möchten es für ein Familienglück halten, wenn er ihrem Bruder einigermaßen ähnlich sehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Märchen endlich in Wahrscheinlichkeit und zuletzt in Wirklichkeit übergieng.

Das zweite Abenteuer war nicht so erquicklich. Wir waren schon in den September gelangt, zu der Jahrszeit, in welcher die Polen häufiger sich in Carlsbad zu versammeln pflegen. Ihr Haß gegen die Preußen war schon seit langer Zeit groß, und nach den letzten Unfällen in Verwandlung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als preußischen Uniform, recht eigentlich polnischen Ursprungs, recht eigentlich polnischen Zuschnitt, dießmal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Häusern der Wiese, vier Polen der gegnen ihm auf der Mitte des Sandweges beraehend; einer tritt sich ab, geht an ihm vorbei, sieht ihm ins Gesicht und gesellt sich wieder zu den andern. Mein Sohn weiß sie zu manövriren, daß er ihnen niemals begegnet, in der Mitte des Sandweges auf sie losgeht, und die Vier durchschneidet, dabei sich auch ganz kurz erklärt, wie er denke, wo er wohne und zugleich das seine Ankunft auf morgen früh bestimmt sey und daß wer was an ihn zu suchen habe, es diesen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend ohne beunruhigt zu seyn, und so passirten wir auch den andern Morgen ab. Es war als könnte diese Komödie von vielen Acten wie ein Englisches Lustspiel noch endigen ohne Ehrenhändel.

Bei meiner Rückkunft von Carlsbad brachten mir die Sänger ein Ständchen, woraus ich zugleich Neigung, guten Willen, Fortschreiten in der Kunst und manch anderer Erfreulide gewahr werden konnte. Ich vergnügte mich nunmehr bekannten Melodien

neue aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen; Demoiselle Engels trug sie mit Geist und Leben vor, und so eigneten wir uns die beliebtesten Tonweisen nach und nach dergestalt an, als wenn sie für unsern Kreis wären gedichtet worden. Musikalische, mehrstimmige Uebungen fanden fleißig statt und am dreißigsten December konnte der erste Sonntag vor großer Gesellschaft gefeiert werden.

Das Weimarische Theater gewann zu Michael einen angenehmen und hoffnungsvollen Tenoristen, Morhard. Seine Ausbildung beförderte ein älterer musikalischer Freund, dem eine gewisse centnerweise Geschicklichkeit eigen war, und der Violine dem Gesang nachzuhelfen, und dem Sänger Sicherheit, Mauth und Lust einzuflößen. Dies gab Veranlassung zu musikalischen Dilettanten nach Art jener dramatischen zu halten, als Vorübung, um den Sänger in Rollen einzuleiten, die ihm vielleicht nur später zugetheilt würden. Zugleich war die Absicht Personen von weniger Stimme in leichten fasslichen Opern, die als Einleitung immer willkommen sind, brauchbar und angenehm zu machen. Hieraus entsprang fernerhin eine Uebung mehrstimmigen Gesanges, welches denn früher oder später dem Theater zum Nutzen zu Gute kommen mußte.

Auch als Dichter wollte ich für die Bühne nicht unthätig bleiben. Ich schrieb einen Prolog für Leipzig, wo unsere Schauspieler eine Zeit lang auftreten sollten, ferner einen Prolog zum dreißigsten September, um die Wiedervereinigung der Fürstlichen Familie nach jener widerwärtigen Trennung zu feiern.

Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich jedoch, daß ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich hatt es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll, beide von literarischem Bestreben, dachten einen Musenalmanach in Wien herauszugeben; er sollte den Titel Pandora führen, und da der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Idee geworden, so griff ich ein, nicht ohne die ernstlichsten Intentionen, wie ein jeder sich überzeugen wird, der das Stück so weit es vorliegt aufmerksam betrachten mag.

Dem Bande meiner epischen Gedichte sollte Achilleïs hinzugefügt werden; ich nahm das Ganze wieder vor, hatte jedoch genug zu thun, nur die beiden ersten Gesänge so weit zu führen, um sie anfügen zu können.

Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls auf freundschaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes von Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrichs des Zweiten eine akademische Rede geschrieben, und wurde bestimmt dazu angefordert. Nun hatte er seit den ersten Jahren unserer Bekanntschaft mir viele Liebe und Treue erwiesen und wesentliche Dienste geleistet; ich dachte daher ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen, und glaubte es würde ihm angenehm seyn, wenn er von irgend einer Seite der sein Unternehmen gebilligt sähe. Ein freundlicher Widerhall durch eine harmonische Uebersetzung schien mir das geeignetste; sie trat im Morgenblatt hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nichts gebessert wurde.

Pandora's Wiederkunft war schematisirt, und die Ausführung geschah nach und nach. Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt worden.

Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heitern Stunden, und auch die Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Stoff war allzubedeutend, und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können.

Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und konnten also neben einander gar wohl gedeihen. Pandorens erster Theil gelangte zu rechter Zeit gegen Ende des Jahrs nach Wien; das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen, und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht. Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre.

Ich kannte längst das Daseyn dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Christoph Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider angeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumm dagegen wie die übrige Deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dies traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden, ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte sie auszuschließen und zu vollenden.

Nun aber ward, wie alles seine Reife haben will, durch parteiische Thätigkeit die Thatsache an diesem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erklärten sich darnach, und ich stimmte nicht ihnen davon gewünschte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung vorlesen konnte. Es blieb der Ton, der Gang und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Um besten glückt ein solcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn sich bestimmen hatten und der Geist lebendig thätig werden muß, indem es eine Art von Improvisiren ist. Den indem ich in das Ganze des poetischen Werks auf jede Weise einzudringen dachte, so vernahm ich nicht mich nach dergestalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenschaft zu geben im Stande wäre. Im vorliegenden mir ein Verzeichniß der Personen und Charaktere, flüchtige Aufsätze über Localität und Gesichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Inconsequenzen, und entwarf zugleich zum ersten Theil eine hypothetische Charte. Hiebei gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernsten anhaltenden Bemühungen Deutscher Sprache und Alterthums-Freunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte.

Zwei weit aufgreifende Werke wurden durch Doctor Niethammer angeregt von München her; ein historisch religiöses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Ergetzung der Deutschen. Beides wurde eine Zeit lang durchgedacht und schematisirt, das Unternehmen jedoch, wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indessen wurden von beiden, weil doch in der Folge etwas Aehnliches unternommen werden konnte, die gesammelten Papiere zurückgelegt.

Zu Hasperts Biographie wurde die Vorarbeit ernstlich betrieben. Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und wie es lag nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher diese Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eigenes aus mir selbst entsprungenes Werk, und es gebrüte einige Behutsamkeit und die ganze, dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, da die Erben des edlen Mannes, welche sich den Werth der Manuscripte sehr hoch vorstellten, mir nicht auf das allerfreundlichste begegneten.

Sowohl der polemische als der historische Theil der Farbenlehre rückten zwar langsam aber doch gleichmäßig fort; von geschichtlichen Studien hielten Bacon, Shakespeare und Boyle die Hauptschriftsteller. Am Ende des Jahres ist der erste Theil meist vollendet, der zweite nur zum neunten Revisionsbogen gelangt.

Die Jenaischen Anstalten hatten sich nach den kriegerischen Stürmen, aus denen sie glücklich und wie durch ein Wunder gerettet worden, völlig wieder erholt, alle Verlorenheiten hatten eifrig eingegriffen, und als man im September sie sämmtlich revidirte, ließ sich dem Schöpfer berichten, unserm gnädigsten Herrn, bei seiner glücklichen Rückkehr davon genügsamen Vortrag abstatten.

1808.

Die geselligen Verhältnisse in Carlsbad hatten diesen Sommer für mich ein ganz ander Wesen; die Herzogin von Curland, immer selbst anmuthig mit anmuthiger Umgebung, Frau von der Recke, begleitet von Tiedge und was sich daran anschließt, bildeten höchst erfreulich eine verbindende Mitte der derrigen Zustände. Man hatte sich so oft gesehen, an derselben Stelle, in denselben Verbindungen, man hatte sich in seiner Art und Weise immer als dieselbigen gefunden; es war als hätte man viele Jahre mit einander gelebt, man vertraute einander ohne sich eigentlich zu kennen.

Für mich machte die Familie Ziegesar einen andern mehr entschiedenen, nothwendigern Kreis. Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstbar behagliche Thätigkeit der Mutter sich in ihrer Umgebung niemand unerfreulich; Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Drackendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswürdig heranwachsen der entgegen; Bekannte und Verwandte schlossen sich an, einiger und zusammenstimmender wäre kein Cirkel zu finden. Frau von Seckendorf, geborne von Uechtritz, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieses Verhältnisses. Alles suchte zu gefallen und jedes gefiel sich mit dem andern, weil die Geselligkeit sich paarweise bildete, und Scheinheit und Mißbehagen zugleich ausschloß. Diese angenehmen Verhältnisse brachten eine Lebensweise hervor, die bei bedeutendern Interessen eine Revue nicht übel gefleidet hatte.

Bei einem in der Fremde mietsweise geführten Haushalt erscheinen solche Zustände ganz natürlich und bei gesellschaftlichen Wanderungen sind sie ganz unvermeidlich. Das Leben zwischen Carlsbad und Franzensbrunnen, im Ganzen nach gemessener Vorschrift, im Einzelnen immer zufällig, verwandelt von der Klugheit der Aeltern zuerst angeordnet, von Leidenschaftlichkeit der Jüngern am Ende doch gestört, machte auch die aus solchem Conflict hervorgehenden Unbilden immer noch ergetzlich, so wie in der Erinnerung höchst angenehm, weil doch zuletzt alles ausgeglichen und überwunden war.

Von jeher und noch mehr seit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da sind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu vertändern, es sey nun daß den Redacteur eine äußere Gewalt hindere das Wahre zu sagen, oder daß ein innerer Partisinn ihm ebendasselbe verbiete, las ich keine mehr; denn von den Hauptereignissen benachrichtigten mich neugierigkeitslustige Freunde, und sonst hatte ich im Laufe dieser Zeit nichts zu suchen. Die Allgemeine Zeitung jedoch durch Freundschaft des Herrn Cotta regelmäßig zugesendet, däuchte sich bei mir an, und so fand ich durch die Ordnungsliebe eines Kanzleigenossen die Jahre 1806 und 1807 vollständig gebunden, eben als ich nach Carlsbad abreisen wollte. Da ich nun gleich, der Erfahrung gemäß, wenig Bücher bei solchen Gelegenheiten mit mir nahm, indem man die mitgenommenen und vorhandenen nicht benutzt, wohl aber solche liest, die uns zufällig von Freunden mitgetheilt werden, so fand ich genauen und ersprießlich diese politische Bibliothek mit mir zu führen, und sie gab mich allein mir unerwarteten Unterricht und Unterhaltung, sondern auch Freunde, welche diese Bände bei mir gewahr wurden, erfreuten mich abwechselnd darum, so daß ich sie am Ende gar nicht wieder zur Hand bringen konnte; und vielleicht zeigte dieses Blatt eben darin sein besonderes Verdienst, daß es mit klugen Reflexionen zwar die Zeit zu durcharbeit, aber doch mit Gewissenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht versäumte, was dem sinnigen Beobachter Aufschluß geben sollte.

Indessen war die Lage des Augenblicks noch immer bedenklich genug, so daß die verschiedenen Völkerschaften, welche an einem solchen Heilort zusammentreffen, gegen einander eine gewisse Appreheusion empfanden und deßhalb sich auch alles politischen Gespräches enthielten. Um so mehr aber mußte die Lectüre solcher Schriften als ein Surrogat desselben lebhaftes Bedürfniß werden.

Des regierenden Herzogs August von Gotha darf ich nicht vergessen, der sich, als problematisch darzustellen und, unter einer gewissen verschleierten Form, angenehm und widerwärtig zu seyn beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen, aber es war immer ängstlich eine Einladung zu seiner Tafel anzunehmen, weil man nicht voraussehen konnte, welchen der Ehrengäste er sonnungslos zu behandeln zufällig geneigt seyn möchte.

Sodann will ich noch des Fürst-Bischofs von Breslau und eines geheimnißvollen Schweden, in der Badeliste von Reitzenstein genannt, erwähnen. Ersterer war leidend, aber freundlich und zutraulich, bei einer wahrhaft verbindlichen Würde. Mit letzterem war die Unterhaltung immer bedeutend, aber weil man sein Geheimniß schonte und doch es zufällig zu berühren immer fürchten mußte, so kam man wenig mit ihm zusammen, da wir ihn nicht suchten und er uns vermied.

Kreisdirectorium von Schiller zeigte sich wie immer, eher den Ereignissen ausweichend als sich ihnen ansichtsend, ein an seiner Stelle sehr nothwendiges Betragen, da er bei vorkommenden politischen Fällen Alle, nur insofern sie Recht oder Unrecht hatten,

betrachten konnte und kein anderes Verhältniß, welches persönlich so leicht günstig oder ungünstig stimmt, hier obwalten durfte.

Mit Bergrath von Herder setzte ich die versammelten Gespräche fort, als wären wir nur eben vor kurzem geschieden, so auch mit Wilhelm von Schütz, welcher, wie sich bald bemerken ließ, auf seinem Wege gleichfalls treulich fortgeschritten mochte.

Nach Bergrath Werner trat nach seiner Gewohnheit erst spät herzu. Seine Gegenwart belebte jedermann, man mochte ihn und seine Denkweise betrachten, oder die Gegenstände mit denen er sich abgab, durch ihn kennen lernen.

Ein längerer Aufenthalt in Franzensbrunnen läßt mich den problematischen Kammerberg bei Eger öfters besuchen. Ich sammle dessen Producte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt von der Neptunischen Meinung, die ihn als pseudovulcanisch aufgriffen, abzugehen und ihn für vulcanisch zu erklären. In diesem Sinne schrieb ich einen Aufsatz, welcher für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöst, und eine Rückkehr zu der Neptunischen Auslegung gar wohl räthlich seyn.

In Carlsbad war erfreulich zu sehen, daß die Josephi Mütterische Sammlungen Gunst gewannen, obgleich die immerfort bewegten Kriegsläufte alle eigentlich wissenschaftlichen Bemühungen mit Ungunst verfolgten. Doch war Müller gutes Muthes, trug bäufig Steine zusammen und, an die neue Ordnung gewöhnt, wußte er sie so zierlich zurecht zu schlagen, daß bei Sammlungen geübterer oder feinerer Form alle Stücke von gleichem Maße sauber und instructiv vor uns lagen. Denn weil aus den unter dem Hammer zersprungenen Steinen immer der passende oder bedeutende sich auswählen ließ und das Wegeworfene nicht vom Werthe war, so konnte er immer den Liebhaber aufs beste und freundlichste versorgen. Aber zu bewegen war er nicht seinen treuen Vorrath zu ordnen; die Sorge sein Monopol zu verlieren und Gewohnheit der Unordnung machten ihm allen guten Rath unzugänglich. Bei jeder erneuten Sammlung fing er an aus dem chaotischen Vorrath aufzuklauben und nach der neuen Einrichtung, auf Brettern, die durch schwache Breitchen in Viereckt getheilt waren und dadurch die Größe des Exemplars angaben, in der Nummerfolge die Steine zu ordnen und so die Casen des Brettes nach und nach aufzufüllen. Ich besuchte ihn täglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen zu einer immer erfreulich belehrenden Unterhaltung; denn ein solcher Naturkreis möge noch so beschränkt seyn, es wird immer darin etwas Neues oder aus dem Alten etwas hervorstehend ersichtliches.

Nach solchen vielleicht allzutrocken und materiell erscheinenden Gegenständen sollten mich erneuerte Verhältnisse mit wackern Künstlern auf eine eigne Weise anregen und beleben.

Die Gegenwart Kaagens, des vorzüglichen Dresdener Landschaftmalers, brachte mir viel Freude und Belehrung, besonders da er meisterhaft meine dilettantischen Skizzen sogleich in ein wohl erscheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine, Aquarell- und Deckfarben leicht vertreibende Manier gebrauchte, rief er auch mich auf meinem physikalischen Kreisen zu einer erneuten Behandlung. Und zum Beleg, wie auf die Nähe des Meisters gleich einem Elemente belebt und trägt, bewahre ich noch aus jener Zeit einige Blätter die, gleich Lichtpunkten, andeuten: daß man unter solchen Umständen etwas vermag, was vorn und nachher als unmöglich erscheinen wäre.

Sodann hatte ich die angenehme Ueberraschung von einem vieljährigen Freunde und Angehörigen, nach altem Herkommen, mich leidenschaftlich eingetragen zu sehen. Es war der gute, talentvolle Bury, der, im Gefolg der Frau Erbprinzeß von Hessen-Cassel, in und um Dresden, zu Kunst- und Naturzwecken, sich eine Zeit lang aufgehalten hatte und nun, beurlaubt, auf einige Tage hierher kam.

Ich schrieb ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieser würdigen, auch mit gewogenen Dame, welches, in der Mitte eines großen Blattes saßlingraphirt, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenden darstellend, durch welche sie gereist, die Gegenstände denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß gewährt hatten. Eine ausführliche Skizze ward erfunden und gezeichnet und alles dergestalt mit Eifer vorbereitet, daß an glücklicher Ausführung nicht zu zweifeln war. Das Gedicht selbst findet sich unter den mannigfaltigen abgedruckt.* Bei dieser Gelegenheit zeichnete Bury abermals mein Portrait in kleinem Format und Umriß, welches meine Familie als erfreuliches Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte. So bereicherte sich denn von Seiten der bildenden Kunst dieser Sommeraufenthalt, welcher einen ganz andern Charakter als der vorige, doch aber auch einen werthen und folgereichen angenommen hatte.

Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höherer Kunstbetrachtung aufgefordert. Die unschätzbaren Mionnetischen Pasten nach Griechischen Münzen waren angekommen. Man sah in einen Abgrund der Vergangenheit und erstaunte über die herrlichsten Gebilde. Man bemühte sich in diesem Reichthum zu einer wahren Schätzung zu gelangen und fühlte wieder aus, daß man für viele Jahre Unterricht und Auferbauung daher zu erwarten habe. Geschnittene Steine von Bedeutung vermehrten meine Ringsammlung. Albrecht Dürers Federzeichnungen in Steindruck kamen wiederholt und vermehrt zu uns.

Runge, dessen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, sendete mir die Originalzeichnungen seiner gedankenvollen und blumenreichen Tagezeiten, welche, obgleich so treu und sorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewiesen. Auch andere, meist bald vollendete Umrißzeichnungen von nicht geringerem Werthe waren hergelegt. Allein wurde dasselbe zurückgesandt, so man gleich wünschte, wäre es ohne Indiscretion zu thun gewesen, gern bei unsern Sammlungen, zum Andenken eines vorzüglichen Talents, behalten hätte.

Auch wurden uns im Spätjahre eine Anzahl landschaftlicher Zeichnungen von Friedrich die angenehmste Betrachtung und Unterhaltung. Sein stehendes Talent war bei uns gekannt und geschätzt, die Gebauten seiner Arbeiten fest, so fromm, aber in einem strengern Kunstsinne nicht durchgängig zu billigen. Wie dem auch sey, manche schöne Zeugnisse seines Verdienstes sind bei uns einheimisch geworden. Am Schlusse des Jahres besuchte uns der überall willkommene Kügelgen, er malte mein Portrait, und seine Persönlichkeit mußte nothwendig auf den gebildet geselligen Kreis die zierlichste Einwirkung ausüben.

Ein Ständchen das mir die Sänger vor meiner Abreise nach Carlsbad brachten, versicherte mich

* Bd. I. Abth. 1. S. 135.

damals ihrer Neigung und beherrschenden Fleiße auch während meiner Abwesenheit, und dem gemäß fand ich auch bei meiner Wiederkehr alles in bewährtem Gange. Die musikalischen Privatübungen wurden fortgesetzt, und das geselige Leben gewann dadurch einen höchst erfreulichen Anstrich.

Gegen Ende des Jahrs ergaben sich beim Theater mancherlei Mißlichkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den Dezember verkümmerten. Nach mancherlei Diskussionen vereinigte man sich über eine neue Einrichtung, in Hoffnung auch diese werde eine Zeit lang dauern können.

Das persönlich Erfreulichen begegnete mir in diesem Jahre manches: Unsern jungen Herrschaften ward Prinzeß Marie geboren, allen zur Freude, und besonders auch mir, der ich einen neuen Zweig des fürstlichen Baumes, dem ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorsprossen sah.

Mein Sohn August zog rüstig und wohlgemuth auf die Akademie Heidelberg, mein Segen, meine Sorgen und Hoffnungen folgten ihm dahin. Ein wichtiger, vormals Jenaischer Freund, Voß und Thibaut, von Jugend auf empfohlen, konnte er wie im elterlichen Hause betrachtet werden.

Bei der Durchreise durch Frankfurt begrüßte er seine gute Großmutter, noch eben zur rechten Zeit, da sie später im September und leider entrissen ward. Auch gegen Ende des Jahrs ereignete sich der Tod eines jüngern Mannes, den wir jedoch mit Bedauern signalen. Fernow starb, nach viel beschwerlichem Leiden; die Erweiterung der Halsarterie quälte ihn lange bedrängte Tage und Nächte, bis er endlich eines Morgens, aufrecht sitzend, plötzlich, wie es bei solchen Uebeln zu geschehen pflegt, entseelt gefunden ward.

Sein Verlust war groß für uns, denn die Quelle der Italiänischen Literatur, die sich seit Jagemanns Abscheiden kaum wieder hervorgethan hatte, versiegte zum zweiten Male; denn alles fremde Literarische muß gedrückt, ja aufgedrungen werden, es muß wohlfeil, mit weniger Bemühung zu haben seyn, wenn wir darnach greifen sollen, um es benutzen zu genießen. So stehen wir im östlichen Deutschland das Italiänische, im westlichen das Französische, im nördlichen das Englische wegen einer nachbarlichen oder sonstiger Einwirkung vorwalten.

Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns herantretende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte.

Skizze.

September.

In der Hälfte des Monats bestätigt sich die Nachricht von der Zusammenkunft der Monarchen in Erfurt.

Den 25. marschirten Französische Truppen dahin.

Den 24. trommt Großfürst Constantin in Weimar an.

Den 25. Kaiser Alexander.

Den 27. die Herrschaften nach Erfurt. Napoleon trommt bis Mündervitzgen entgegen.

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends Andromache im theatre français.

Den 30. bei dem Herzog große Tafel. Abends Britannicus. Sodann bei Frau Präsidentin von Berg große Thee. Minister Maret.

Oktober.

Den ersten.

Cour beim Kaiser Napoleon.
Statthalterei, Treppe, Vorsaal und Zimmer.
Gedrängte durchaus.
Das allbekannte Locale und neues Personal.
Gemisch.
Alt und neue Bekannte.
Dichter als Prophet.
Scherzhaft angeregt.
Der Fürst von Dessau blieb zur Audienz.
Viele versammelten sich im Gelenthause bei dem Herzog von Weimar.
Der Fürst kommt zurück und erzählte eine Scene zwischen dem Kaiser und Talma, welche Mißdeutung und Gefängniß veranlassen konnte.
Ich speiste bei dem Minister Champagny.
Mein Tischnachbar war Bourgoing, Französischer Gesandte zu Dresden.

Den zweiten.

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben.
Ersterer kannte mich seit 1806.
Ich wurde um eilf Uhr Vormittags zu dem Kaiser bestellt.
Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen.
Die Menge entfernte sich.
Präsentation an Savary und Talleyrand.
Ich werde in das Kabinet des Kaisers gerufen.
In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird.
Ich zaudere deßhalb.
Werde nochmals gerufen.
Trete ein.
Der Kaiser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Contributionds Angelegenheiten unterhält.
Der Kaiser winkt mir heranzukommen.
Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen.
Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.
Er fragt: wie alt seyd ihr?
Sechzig Jahr.
Ihr habt euch gut erhalten —
Ihr habt Trauerspiele geschrieben.
Ich antwortete das Nothwendigste.
Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so viele thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von Deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der Lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war.
Er sprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannt' ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.
Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet.
Der Kaiser versetzte: es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander wie unschicklich es sey, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch meisterhaft studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem verhaltenen Lächeln: daß ich zwar nicht wisse ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet, und dabei das Abweichen des Französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört: Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen Contributions-Angelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.

Marschall Soult ward gemeldet.

Diese große Gestalt mit stark behaartem Haupte, trat herein, der Kaiser fragte scherzend über einige mangenehme Ereignisse in Polen und ich hatte Zeit mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Portraite an den Wänden waren verschwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Reboutenanzug eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab in der ich stand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir sprach, fragte er: ob ich verheirathet sey, Kinder habe? und was sonst gesellliches zu interessiren pflegt. Eben so auch über meine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas zusammenfassendere Art als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Gespräch die Mannigfaltigkeit seiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte; denn selten hörte er unbewegt zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder sagte oui oder c'est bien oder dergl.; auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß wenn er ausgesprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte:

Qu'en dit Mr. Gœt?

Und so nahm ich Gelegenheit bei dem Kammerherrn durch eine Geberde anzufragen ob ich mich benehmen könne? die er bejahend erwiderte, und ich dann ohne Weiteres meinen Abschied nahm.

Den dritten,

Mancherlei Berathung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abends Oedip.

Den vierten

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den sechsten

große Jagd. Die Französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Director. Abends Tod des Cäsars. Minister Maret und Angehörige logirten bei mir.

Den siebenten.

Marschall Lannes und Minister Maret, umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden Spanischen Expedition. Von der Jenaischen Apollonischen Jagd alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein.

Den vierzehnten.

Ich erhalte den Orden der Ehren-Legion. Talma und Frau und Ministers Marets Secretair de Lorgnol d'Idonville finden sich bei mir zusammen.

1809.

Dieses Jahr muß mir in der Erinnerung, schöner Resultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte solches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Gründlichkeit gewann als andere, die, meist in der Hatze durch eine Badereise zerstückelten, an mannigfaltiger Zerstreuung zu leiden hatten.

Was ich mir aber in Jena zu letzten vorgenommen, sollte eigentlich durch einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt begünstigt seyn; dieser war mir jedoch nicht gegönnt, unerwartete Kriegslüfte drangen zu und nöthigten zu einem mehrmaligen Ortswechsel.

Die fernsten und nähesten Kriegsbewegungen in Spanien und Oesterreich mußten schon jedermann in Furcht und Sorgen setzen. Der Anmarsch unserer Jäger, den 11. März nach Tyrol, war traurig und bedenklich; gleich darauf zeigte sich Einmarschirung; der Prinz von Ponte-Corvo, als Anführer des Sächsischen Armeecorps, wendete sich nach der Gränze von Böhmen und zog von Weimar den 25. April nach Kranichfeld. Ich aber länglt, und besonders schon seit den letzten Jahren, gewohnt mich von der Außenwelt völlig abzuschließen, meinen Gedanken nachzuhangen, Gesellschaftsconversationen zu fliehen, dagegen mich schon am 29. April nach Jena. Dort bearbeitete ich die Geschichte der Farbenlehre, wollte das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert nach und nächst die Geschichte meiner eigenen chromatischen Bekehrung und fortschreitenden Studien, welche Arbeit ich am vierundzwanzigsten May, vorläufig abgeschlossen, bei Seite legte, und sie auch nur erst gegen Ende des Jahrs wieder aufnahm, als Naugens Farbenkugel unsere chromatischen Betrachtungen aufs neue in Bewegung setzte.

In dieser Epoche führte ich die Farbenlehre bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie denn auch

zu gleicher Zeit der Druck des zweiten Theils ununterbrochen fortging und die Aufmerksamkeit zunächst sich auf die Contraverse mit Newton richtete. Bei allem diesem war Dr. Gerber theilnehmend und hülfreich.

Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich von Ende Mai's an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand vertraut an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheint, ein Herz das zu genesen fürchtet. Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, verwannigfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgränze zu überschreiten. Endlich nach so vielen Vorarbeiten bestätigte sich der Entschluß, man wolle den Druck beginnen, über manchen Zweifel hinausgehen, daß eine festhalten, das andere endlich bestimmen.

In diesem raschen Vorsatze ward ich jedoch auf einmal gestört, denn indem man die Nachrichten der gewaltsamen Vordringens der Franzosen in Oesterreich mit Bangigkeit vernommen hatte, begann der König von Westphalen einen Zug gegen Böhmen, weshalb ich den 15. Juni nach Weimar zurückging. Die Nachrichten von dieser sonderbaren Expedition waren sehr ungewiß, als zwei, dem Hauptquartier folgende diplomatische Freunde, von Reinhard und Wangenheim, mich unerwartet besuchten, einen unerklärlichen Rückzug räthselhaft ankündigend. Eben am 15. Juli kommt der König nach Weimar, der Rückzug scheint in Flucht auszuarten und gleich am zwanzigsten ängstigt das umherstreifende Detachirte Corps uns und die Nachbarschaft. Aber auch dieses Gewitter zieht schnell in nordwestlicher Richtung vorüber, und ich säume nicht am 25. Juli wieder nach Jena zu gehen.

Unmittelbar darauf werden die Wahlverwandtschaften in die Druckerei gegeben, und indem diese fleißig fördert, so reinigt und ründet sich auch nach und nach die Handschrift, und der dritte October befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.

In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit. Die, nach dem Original, aus dem Siegfried vorgetragene, und immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen hielt durch aus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Zierathen und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Traditionen und Productionen gelenkt, als der wunderliche Liebreizende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte, durch persönliche Mittheilungen und Vorträge die Gesellschaft wo nicht für sich einnahm, doch sich ihr erträglich zu machen wußte. Dr. Majers nordische Sagen trugen das Ihrige bei, und unter dem düstern Himmel wohlbehaglich zu erhalten; zugleich war nichts natürlicher als daß man Deutsche Sprachalterthümer verworben und immer mehr suchen lernte, wozu Grimms Aufenthalt unter uns mitwirkte, indem ein gründlich grammatischer Ernst durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgeregt wurde.

Die Ausgabe meiner Werke bei Cotta forderte gleichfalls manchen Zeitaufwand, sie erschien und nach mir Gelegenheit durch Verbindung mancher Exemplare mich Gönnern und Freunden im Gedächtniß zu rufen. Von derselben wird an einem andern Orte die Rede seyn.

Was aber bei meinen diesjährigen Bemühungen am entschiedensten auf das Künftige hinwies, waren Vorarbeiten zu jenem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie, denn es mußte mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendjahren erinnern zu wollen. Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt, mit dem Entschluß gegen sich und andere aufrichtig zu seyn und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, in soweit die Erinnerung nur immer dazu behülflich seyn wollte.

Meinen diesjährigen längern Aufenthalt in Jena forderte auch die neue Einrichtung, welche in Absicht des Hauptgegenstandes daß mir obtag unlängst beliebt wurde. Unser gnädigster Herr nämlich hatte angeordnet, daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter Eine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Casse bestritten und in Einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden sollten. Hiedurch selben hatten das Zutrauen zu Geh. Rath von Voigt und mir, daß wir diese Absichten treu und zweckmäßig erfüllen würden. Zu diesen Anstalten aber, welche, ohne mit ähnlichen Instituten verwandt, und in ältere Verhältnisse verflochten zu seyn, dies von dem Willen des Fürsten abhangen, indem er auch den Aufwand derselben aus eigenen Mitteln bestritt, gehörte in Weimar die Bibliothek und das Münzcabinet, imgleichen die freie Zeichenschule; in Jena die verschiedenen seit dem Regierungsantritt des Herzogs erst gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen obersten Herren Erhalter der Academie, errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen. Bei nunmehrigem Verein aller dieser Institute, die bisher besonders Etats gehabt, hing es von dem Vorgesetzten ab, zu ermessen wo jedesmal, nach Vorkommnis der Umstände, Gelder verwendet und diesem und jenem Zwecke nachgeholfen werden sollte; welches bei lebendiger Uebersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen am beste möglichen war, da der Fürst nicht soweit Vorschläge ja dem was geschehen sollte verlangte, als vielmehr gern von dem was geschehen war berichtet und persönliche Kenntnis nahm.

Da die gedachten Jenaischen Anstalten, ein preißig Jahren gegründet und fortgeführt, bei der Französischen Invasion nur wenig gelitten hatten, so suchte man sie um desto mannigfaltiger vollkommen herzustellen und noch andere neu damit zu verbinden. Viel aber wegen Erwerbung beträchtlicher Localitäten und zweckmäßiger Umsetzung bei verbundenen, alles dies sei eine gewisse durchdringende individuelle Einsicht verlangte; so wurde die persönliche Gegenwart desjenigen der zu entscheiden berechtigt war, um so mehr erfordert, als hier kein Plan sich denken ließ, und nur eine, die augenblicklichen Umstände benutzende Gewandtheit zum Ziele führen konnte.

Für Weimar dagegen machte sich eine Dauerhaftigkeit zu Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an Herzogliche Bibliothek, wodurch sowohl Erweiterungszimmer als andere Räume zu dem sich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferstichen und andern Kunstsachen gewonnen wurden. Die wegen Anbau des Schlosses anweisenden Preußischen Architekten Gentz und Rabe waren berathbar, und so entstand ein so nützliches als erfreuliches auch innerhalb wohl versperrtes Gebäude.

Doch war für Räume und Sammlungen allein nicht gesorgt, eine durch Sparsamkeit in gutem Zustand erhaltene Casse erlaubte gerade zur rechten Zeit

einen jungen Naturforscher, den Professor Voigt, nach Frankreich zu senden, der gut vorbereitet, in Paris und andern Orten, seinen Aufenthalt sorgfältig zu nutzen wußte, und in jedem Sinne wohlausgerüstet zurückkehrte.

Das Theater ging, nach überstandenen leichten Stürmen, ruhig seinen Gang. Bei vorgekommenen Erregungen ist niemals die Frage wer etwas leisten, sondern wer einwirken und verletzen soll; sind die Mißverhältnisse aufgehoben, so bleibt alles wie vorher und ist nun besser wo nicht schlimmer. Das Repertorium war wohl ausgestattet, und man wiederholte die Stücke, vorzüglich das das Publicum an sie gewöhnt hatte, ohne unter Überdrüssig zu werden. Die neuen Erscheinungen: Antigone von Rochlitz, Knebels Uebersetzung von Saul des Alfieri, die Tochter Jephta von Robert, wurden der Reihe nach gut aufgenommen. Werners bedeutendes Talent zu begünstigen bereitete man eine Aufführung des vierundzwanzigsten Februars mit großer Sorgfalt vor, indessen die gefälligen besseren Stücke von Steigentesch sich im Publicum einschmeichelten.

Demoiselle Hübler als vielversprechende Sängerin, Moltke als höchst angenehmer Tenor, traten zu unserer Bühne und nahmen Theil an den Dilettanten welche treulich und eifrig fortzusetzen wurden. Werner verfaßte große und kleine Tragödien, ohne daß man hoffen konnte sie für das Theater brauchbar zu sehen.

Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewannen durch einzelne Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Singverein unter Anleitung Eberwein leistete immer mehr. Donnerstag Abends war Probe, nach der man meistens zu einem erheiternden Mahl zusammenblieb. Sonntags Aufführung vor großer guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Virtuosenstück. Diese durch den Sommer eingenommenen unterbrochenen Privatübungen wurden im Spätherbst sogleich wieder aufgenommen, indessen Theater und Dilettanten Musik durch den anreizenden Lampenschein für Mühler belebt und erheitert wurden. Auch ist nicht zu vergessen, daß im Laufe des Jahrs Fränzlein aus dem Wendel und durch die mannigfaltigsten Talente zu ergetzen wußte.

Auch die bildende Kunst, die wir freilich immerfort auf das herzlichste pflegten, brachte uns dieses Jahr die schönsten Früchte.

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Dürers herausgegeben, und man durfte wohl sagen, daß man erst jetzt das Talent des so hoch verehrten Meisters erkenne. Aus der gewissenhaften Pausleinwand, die sowohl seine Gemälde als Holzschnitte beschränkt, trat er heraus bei einem Werke wo seine Arbeit nur ein Beiwerken bleiben, wo er mannigfaltig geordnete Räume verzieren sollte. Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch; es war das schönste Gegenbild des aufsteigenden Steindrucks.

Von der Malerei wurden wir auch gar freundlich theilnehmend beimgesucht; Kügelgen der gute, im Umgang allen so werthe Künstler verweilte mehrere Wochen bei uns, er malte Wielands Portrait und mehrs nach der Person, Herders und Schillers nach der Ueberlieferung. Mensch und Maler waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten.

Wie nun er durch Menschengestalt die Aufmerksamkeit sowohl auf seine Arbeit als auf die Gegenstände hinzog, so zeigte Kaaz mehrere landschaftliche Gemälde vor, theils nach der Natur eigens erfunden, theils den besten Vorgängern nachgebildet. Die Ausstellung erweckte hier als in Jena gab zu sinnig gefälligen Vereinen den heiteren Anlaß, und brachte auch solche Personen zusammen die sich sonst weniger zu nähern pflegten.

Herrs Werk über die Baukunst forderte zu neuer Aufmerksamkeit und Theilnahme in diesem Fache, sodann nöthigte er uns durch die Restaurationen des Tempels der Diana zu Ephesus, ingleichen des Sarkomenichen, uns Alterthum zurück. Zu Gedanke und träumerhafter Ahndung mußte die Einbildungskraft sich gesellen; wir nahmen lebhaft Theil, und wurden zu ähnlichen Versuchen aufgeregt.

Ein vorzügliches für alterthümliche Kunst höchst wichtiges Geschenk erhielte und Herr Dr. Striedter, indem er Sammlerschaft seiner ansehnlichen Münzsammlung verehrte und sowohl dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forschungen in dem Felde alterthümlicher Kunst nicht geringen Vorschub leistete.

Zualetzt vermehrten sich unsere Münzschätze durch Medaillen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen darüber wurden zu Programmen der allgemeinen Jenaischen Literatur-Zeitung bestimmt; der kunstreiche Schwerdgeburth, mit gewissenhafter Genauigkeit, stach dazu einige Kupfertafeln.

Zu allen diesen schätze sich noch eine Sammlung Rheinischer Aufgrabungen metallner Geräthe von uns bekannten Formen, denen sich Aufmerksamkeit schenkte. Ich forsche manches darüber in der alten Geschichte, besonders jener Epoche wo Heiden und Christenthum in Franken und Thüringen gegen einander schwankten. Unter den Büchern die ich damals aufschlug waren mir die Antiquitates Nordgavienses besonders merkwürdig, und veranlaßten eine genaue Betrachtung der Paganen, d. h. der beibauischen Gebräuche, welche durch die ersten Fränkischen Comitien verbannt wurden. Ich überzeugte mich auch nun das unsere heidnischen Urväter zwar viele auf Naturahnungen sich beziehende äußer abergläubische Gewohnheiten, aber keine tragenhaften Gegenstände gehabt, die sie irgendwie Anfang der Verehrung wurd von dem Fürstlich Reußischen Besitzer freundlich aufgenommen und mir dagegen ein Exemplar der gefundenen rathselhaften Alterthümer verehrt.

Auch eine Sammlung von eigenen Handzeichnungen bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundschaft ansehnlich vermehrt, und so bekräftte sich der Glaube daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben könne; wie es ja bei aller Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem hohen Naturgrunde nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte.

Von Naturereignissen erwähne ich des gewaltsamen Sturms in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar, welcher weit und breit wüthete, und auch mir einen empfindlichen Schaden brachte, indem er einen alten ehrwürdigen Wacholderbaum in meinem Garten am Sterne niederwarf und so einen treuen Zeugen glücklicher Tage von meiner Seite riß. Dieser Baum, der einzige in der ganzen Gegend, wo der Wacholder fast nur als Gesträuche vorkommt, hatte sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten erhalten wo hier noch keine Gartencultur gewesen. Es hatten sich allerlei Fabeln von ihm verbreitet; ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben sein.

zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespenstersüchtige Mährchen, die den Platz reine trübten, gestiften haben; genug er gedeihte zu dem abenteuerlichen Compler jenes Aufenthalts, in welchem so manche Jahre meines Lebens hingeflossen, und der mir und andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn so herzlich lieb geworden.

Den umgestürzten Baum ließ ich durch einen jungen Künstler zeichnen, wie er noch auf Herzogl. hiesiger Bibliothek zu sehen ist; die Unterschrift sagt von ihm folgendes:

„Dem ausgezeichneter Wachholderbaum stand in dem Garten des Herrn Geheimen Raths von Goethe, am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin wo er sich in zwei Aeste theilte, war zwölf hiesige Fuß, die ganze Höhe 45 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmesser, da wo er sich in die beiden Aeste theilte, 15 Zoll. Jeder Ast 11 Zoll, und nachher sich es ab, bis sich die Spitzen ganz zart verzweigten.

Von seinem äußerst hohen Alter mag man nichts zu sagen. Der Stamm war inwendig verfressen, das Holz desselben mit dergestalten Rissen durchsetzt, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gelblicher Farbe und von Würmern zerfressen.

Der große Sturm, welcher in der Nacht vom 30. zum 31. Januar wüthete im Jahr 1809, riß ihn um; ohne dieses außerordentliche Ereigniß hätte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste sie wie die Enden der Zweige waren durchaus grün und lebendig."

1810.

Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn; so daß ich mich bei einem überreichen Ganzen in Vergegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig ordnungsgemäß darstellen soll.

Vor allen Dingen verdient wohl das Wissenschaftliche einer nähern Erwähnung. Hier war der Anfang des Jahrs mühsam genug; man war mit dem Abtrag der Farbenlehre so weit vorgerückt, daß man den Abschluß zur Jubilate zu bewirken nicht für unmöglich hielt; ich schrieb den polemischen Theil, so wie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts: die nach meinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln wurden illuminirt, die Recapitulation des Ganzen vollbracht, und man sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern.

Dieß geschah achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrthums, in Folge von unablässigen Bemühungen und dem endlich gefundenen Punkte worum sich alles versammeln mußte. Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert, und that wohl. Einer so vollkommenen Unthelnahme und abwesenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon und erwähne hier bei wie viel ich bei dieser und bei meinen übrigen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten einem mehrjährigen Hausgenossen, Reisegefährten, so geschätzten als gewandten und freundlichen Mitarbeiter Dr. Friedrich Wilhelm Riemer schuldig geworden.

Weil man aber einmal des Mährens und Bemährens gewohnt, sich immer sehr gern und leicht neue Lasten auflegt, so entwickelte sich, bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre, der verwandte Gedanke; ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte, und so entsprang eine auffallende Tafel, wo in drei Columnen, Subject, Object und Vermittelung aufgestellt worden.

Und wie seine unserer Gemüthskräfte sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege leicht irre machen läßt, es sey nun daß man zum Wahren oder zum Falschen hinüberirre; so wurde jene Vorstellungsart auf die ganze Physik angewandt: das Subject in genauer Erwägung seiner auffassenden und erkennenden Organe, das Object als ein allenfalls Erkennbares gegenüber, die Erscheinung durch Versuche wiederholt und vermannigfaltigt, in der Mitte; wodurch denn eine ganz eigene Art von Forschung bereitet wurde.

Der Versuch, als Beweis irgend einer subjectiven Auffassungsart, ward verworfen; es entstand was man schon längst Anfrage an die Natur genannt hat. Und wie denn alles Erfinden all eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Satzstift überzeugen, daß man auf dem rechten Wege sey, indem man überall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zu Sinne sah.

Wie sehr ich aber auch durch glückliche Umgebung in diesem Fache festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß Doctor Seebeck sowohl zu Hause als auswärts fast immer in meiner Nähe blieb, Professor Voigt kam aus Frankreich zurück und theilte gar manche schöne Erfahrung und Ansicht mit; die wissenschaftlichen Zustände in Paris wurden und durch einen Deutschen nach unserer Sprache und Denkweise näher gebracht, und wir bekannten mit Vergnügen, daß er seine Zeit sowohl für sich als für uns gut angewendet hatte.

Was für Musik im Theater, sowohl in den ersten als letzten Monaten des Jahrs gehabt, vermelde hierher: die Uebungen der freiwilligen Hausbaccalei wurden regelmäßig fortgesetzt; Donnerstags Abends Probe vor einigen Freunden abhalten. Sonntags Früh Aufführung vor großer Gesellschaft. Aeltere und jüngere Theaterfreunde, Chorsisten und Liebhaber nahmen Theil; Eberwein dirigirte meisterhaft. Mehrstimmige Sachen von Zelter und andern Italiänischen Größen wurden uns zu Leben geführt und ihr Andenken gegründet. Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Herrschertat in Eins verbunden.

Dadurch daß die Probe von der Aufführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfuschen völlig entfernt, das gewöhnlich erst im Ausmachen der Aufführung noch prosirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll.

Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für jeden empfänglich und genußreich.

Gegen Ende des Jahrs traten von dieser Gesellschaft öffentliche Unterhaltungen im Theater gegeben werden; man führte solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publicum sonst keine Gelegenheit findet, und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben. Als Beispiel nenne ich hier Johannis Sebast. componirt von Zelter, die einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurück ließ.

Ebenmäßig wurden mit den recitirenden Schauspielern die Dilettanten fortgesetzt, mit den gebrüchten nur bei neuen Stücken, mit den Jüngsten bei steiter Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist eigentlich der wichtigste Theil des Unterrichts, ganz

allein durch selbst Nachholen und Nacharbeiten wurde ein ungestörtes Ensemble erhalten.

Jahre, übersetzt von Pencer, bewies abermals die Vortrefflichkeit unseres Personals in seinen Acteurs und Damen. Die erste Lecture war so wohl gekommen, daß ein gebildetes Publicum durchaus dabei hatte gegenwärtig seyn können.

Der vierundzwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; denn aufmerksamen Kenner sitzen nunmehr zu wünschen übrig.

Bewegte Plastik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendels-Schütz vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere überspannte ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß.

Die Vorstellung der Oper Achill durch Brizzi in Italiänischer Sprache eröffnete gegen Ende des Jahrs ein neues Feld, und zu gleicher Zeit näherte sich, unter den ernstesten und treusten Bemühungen, der vorzüglichen Talent des Schauspielers Wolf, der standhafte Prinz der ersehnten Aufführung.

Bezüglich auf bildende Kunst ergab sich gleichfalls eine merkwürdige Epoche. Die Gebrüder Boisserée fanden mir durch den auf die Leipziger Messe reisenden Buchhändler Zimmer von Heidelberg ihre schätzbaren ausgeführten Zeichnungen des Domgebäudes. Gern tief ich die Gebäude jener Jahre zurück, als der Straßburger Münster mir Bewunderung abnöthigte, und mich zu seltsamen aber tief empfundenen enthusiastischen Aeußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener älteren bedeutenden Baukunst abermals ernstlich und gründlich angefaßt, und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden mehrmals in Betrachtung gezogen.

Eine Anwandlung landschaftlicher Skizzen zu versuchen, wies ich mich ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nahe bei Jena, faßt' ich gegen einen Gegenstand auf, der sich zum Bild malerisch wollte, und suchte ihn zu Hause skizzend zu Papier zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, allenfalls zu entwerfen trachtete. Dieser wunderliche Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise, und verlor sich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten.

Auch fehlte es nicht im Laufe des Jahrs an Gelegenheit festlichen Tagen manches Gedicht und manche Darstellung zu widmen. Die romantische Poesie, ein großer Redoutenanzug war dem dreißigsten Januar gewidmet, zum 19. Februar wiederholt, wobei zugleich eine charakteristische Reihe Künstler Völkereigenheiten sich anschloß, glanzhaft von Gesang und Gesang begleitet. Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät in Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und mancherlei andere kleinere Gedicht entwickelte sich im Stillen.

Sacherts Biographie ward indessen ernstlich angegriffen, eine Arbeit die viel Zeit und Mühe forderte; worauf uns das Andenken an den verewigten Freund zu hüten kommen mußte. Denn obgleich die vorliegenden Papiere von Bedeutung waren und gemeinsamen Gehalt lieferten, so blieb doch die verschiedenartige Form derselben schwer zu gewältigen und in irgend ein congruentes Ganzes zusammenzufassen.

Zerstreuungen der Reise, vorübergehende Theilnahme begegnender Freunde an kleineren Aufsätzen erinnerte mich an die mancherlei Einzelnheiten, die auf eine Verbindung warteten, von dem Publicum sich, theils neu theils zum zweiten Male, wieder vorgestellen. Der Gesamt der Wanderjahre, der den Lehrjahren so natürlich folgte, bildete sich mehr und mehr aus, und beschäftigte mich in einzelnen Stunden die auf andere Weise nicht genutzt werden konnten.

Bezüglich auf die Rechte des Autors mußte man merkwürdig finden, daß Minister Portalis bei mir anfragte: ob es mit meiner Bewilligung geschehen könne, daß ein Königlicher Buchhändler die Wahlverwandtschaften abdrucke? Ich antwortete dankbar in Betreff meiner, verwies aber die Angelegenheit an den rechtmäßigen Verleger. So viel höher standen schon die Franzosen im Begriff von geistigem Besitz und gleichem Recht des Hehren und Niedern, wenn sich die guten Deutschen wohl sobald nicht erheben werden.

In Carlsbad betrachtete ich die Verwüstung die der Strudel angerichtet mit großem Interesse. Aus den unteren Tendern des weiten Hirschen gelernte ich diesen seltsamen Zustand vergällig nach der Wirklichkeit, und überließ mich der Erinnerung vielfältiger Betrachtungen und Folgerungen, deren ich hier nur flüchtig erwähnen darf.

1811.

Dieses Jahr zeichnet sich durch anhaltende äußere Thätigkeit besonders aus. Das Leben Philipp Hackerts ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfnis sorgfältig redigirt. Durch diese Arbeit ward' ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse die ich jener Zeit in Hackerts Gegenwart oder von ihm in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige was ich für einen andern thue nicht für mich selbst zu leisten unternehme? Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene trübste Lebensgeschichte; hier fand sich nun freilich das ich so lange negirt hatte. Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk unternehmen sollen, das mich hätte ich selbst noch jenen Kindereinen näher gestanden, und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und sinnreich zusammensuchen. Ich hatte die Entwicklung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie sie sich unter gegebenen Umständen hervorgethan, aber doch wie sie im allgemeinen dem Menschenfreunde und dessen Einsichten gemäß wäre, darzustellen.

In diesem Sinne nannt' ich denselben genau ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk: Wahrheit und Dichtung, innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart zu vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinem Eigensinnen bildend wandele.

Dieses Geschäft, insofern ich durch gelehrtliche Studien und sonstige Local- und Personen-Vergegenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beschäftigte mich wo ich ging und stand, zu Hause wie auswärts, derselbe hat mein wertlichst Zustand den Character einer Nebenjahr annahm, ob ich gleich überall wo

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott ſegne dich, junge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An deiner Bruſt!
Laß mich an der Felſenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den ſtaubigen Pfad her?
Bringſt du Waren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Über meine Frage?

ich durchs Leben hingefordert wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und vollem Sinne mich gegenwärtig erwies.

Für das Theater geschah sehr viel, wobei des trefflichen Wolf sich immer steigernde Talent im besten Sinne hervortrat. Der standhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt, und so der Bühne eine ganz neue Provinz erobert. Auch erschien Wolf als Pygmalion, und seine Darstellung machte vergessen, wie unnatürlich und unerfreulich dies Stück eigentlich sey.

Von Knebels übersetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephta, Tasso wurden wiederholt, Romeo und Julie fürs Theater bearbeitet; wobei sowohl Riemer als Wolf eifrig mitwirkten; und so ward auch für die nächste Folge Calderons Leben ein Traum vorbereitet.

Demoiselle Franck aus Mannheim erntete als Emmeline und Jaucken großen Beifall; Brizzi wiederholte seinen Besuch, die Vorstellung von Achilleus wurde ihrem glänzenden Gang. Die zweite große Oper Semiramis wollte sich jener nicht gleich stellen; auch hier bewährte sich die alte Lehre, daß ein vorhandener Text der Musik und Darstellung insgeheim den Untergang vorbereite. Ein Böswicht und Verräther nimmt sich am Ende überall schlecht aus, am schlechtesten auf dem Theater, wo der Verlauf seiner Niederträchtigkeiten abgesponnen und uns vor die Augen geführt wird.

Das neuerbaute Schauspielhaus zu Halle verfehlt die sämmtlichen Vortheile der Lauchstädter Bühne; die Einweihung desselben gab Gelegenheit zu einem Prolog, welchem freundliche Theilnahme zu Theil ward.

Mit der Musik gelang es mir nicht so glücklich; was ich vor einem Jahre meine Hauscapelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innersten bedroht. Niemand merkte einige Veränderung, aber es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir sogleich gefährlich schienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte ändern können. Noch zu Anfang des Jahres ward nach herkömmlicher Weise verfahren, doch schon nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir ältere alte Sachen vor, mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich schon in diesen Verlust ergeben, und als bei meiner bevorstehenden Sommerreise zu Ende Aprils eine Pause eintreten mußte, so war schon mein Entschluß gefaßt nie wieder zu beginnen: ich verlor dabei sehr viel, und mußte deßhalb ernstlich bedacht seyn mich anderwärts zu entschädigen.

Noch während dieser ausserhalbischen Unterhaltung schrieb ich die Cantate Rinaldo für den Prinzen Friedrich von Gotha Durchlaucht; sie ward durch den verdienstvollen Capellmeister Winter componirt, und gewährte, durch des Prinzen anmuthige Tenorstimme vorgetragen, von Chören begleitet, einen schönen Genuß.

Was sich auf ältere bildende Kunst bezog ward vorzüglich geachtet. Meyer bearbeitete unablässig die Kunstgeschichte, und alle deßhalb gepflogenen Untersuchungen gaben Stoff zu belehrendem Gespräch.

Mineralische Pasten Alterthümer Münzen hatten, als die würdigsten Documente jener Zeit, die entschiedensten Aufsichten eröffnet.

Die Lust sich Vergangenes zu vergegenwärtigen wirkte fort, und wir suchten mit Hülfe eines guten Reckners den Rogus des Hephästion, besonders aber das ungeheure Amphitheater wieder herzustellen, in dessen Mitte er aufgeführt war, und wozu die Mauer von Babylon Erde und Schutt hatte hergeben müssen, wie zum Rogus die Ziegeln. Das ganze Griechische Heer sah mit Bauernschlauheit der Zeter zu.

Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überschreiten, als Dr. Sulpiz Boisserée mit einer wichtigen Folge von Zeichnungen und Kupfern bei uns einkam, und unsere Kunstbetrachtungen ins Mittelalter hinleitete. Hier verweilten wir so gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinstimmender Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar rüstere aber durchaus ehren- und anbetungswerthe Zeit versetzte. Das lebhafte Interesse des Vorzeigenden, die gründliche Erkenntniß jener Zustände und Ansichten, alles theilte sich mit, und man ließ sich, wie bei einer veränderten Theaterdecoration, abermals gern in Zeiten und Localitäten versetzen, zu denen man in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen sollte.

Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach.

Ferner hatte derselbe Feuerzeichnungen nach dem Gedichte: die Nibelungen, von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich tapferen Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewunderte mußte.

Als Nachklang jener früheren Weimarischen Kunstaufstellung, in Gefolg guter daraus sich bestehender Verhältnisse mit lebenden Künstlern, ward gar manches eingesendet. Der verdienstvolle Nauwerck zu Nassburg schickte Zeichnungen und Gemälde; des allzufrüh abgeschiedenen Landschaftsmalers Kaaz hinterlassene Zeichnungen wurden vorgelegt. Prinzeß Caroline von Mecklenburg, selbst einen schönen Sinn für landschaftliche Zeichnungen besitzend, sie wie anmuthig ausführend, verschaffte sich von deren eine Auswahl.

So wurden wir auch mit einem hoffnungsvollen Talente eines jung abgeschiedenen Mannes Namens Wehle zum ersten Mal bekannt, dessen Verlassenschaft Baron Schönberg-Reichenberg thätlich an sich gebracht hatte. Sowohl in Skizzen als ausgeführten Blättern nach der Natur offenbarte sich ein glücklich künstlerischer Blick in die Welt, und das Interesse an diesen Blättern war durch fremdartige seltsamliche Localität erhöht. Er war bis Tiflis vorgedrungen, und hatte Jenes so wie Nahes mit charakteristischer Leichtigkeit dem Papier anvertraut.

Vor der Naturbetrachtung war man einigermaßen auf der Hut; doch studirte ich zweifelnd die Geschichte der Physik, um das Herantommen dieser höchsten Wissenschaft mir möglichst zu vergegenwärtigen: denn ganz allein durch Aufklärung der Vergangenheit läßt sich die Gegenwart begreifen. Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung, eine ungeheure Contagration von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; alles was wir tagtäglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die wenn wir uns wahrhaft ausbilden wollen, auf ihre physiologischen und pathologischen Principe zurückzuführen sind.

Ich entfernte mich vorsätzlich von Versuchen aller Art, aber ein Instrument Weißscher auf dem Landgrafenberg, von Professor Döbereiner abgetragen, gab durch Erleuchtung des Thales, besonders der gegenüber liegenden Berge, eine höchst überraschende Erscheinung.

Nach diesem ausschließlich Lichtglanze durfte sich der herrliche langverweilende Komet wohl auch noch

sehen lassen, unsere Augen entzücken und unsern innern Sinn in das Weltall hinausfordern.

Mein diesjähriger Aufenthalt in Carlsbad nahm einen ganz eigenen Charakter an: die Lust des Hafis tens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar verlassen; nichts der Art wollte weiter gelingen, und so war ich auch des Durchsüderns und Durchlopfens der allzubekannten Felsmassen völlig müde. Müller, in hohen Jahren, war nicht mehr anregend, und so sah' ich denn auch die Bemühungen, dem Sprudel seinen alten Weg wieder zu weisen, mit Gleichgültigkeit, getröstet durch die Bemerkung, daß man zwar allbereits brauchbare Vorarbeiten zu schmeicheln, aber doch einem ähnlichen Uebel zuvor zu kommen trachtete.

In Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerstreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug sich nach allen Seiten zu bewegen; die näheren sowohl als die entfernten Lustorte wurden besucht, zu welchen sich noch ein neuer auf eine fast lächerliche Weise gesellt hatte. In Wehebih, einem Dorfe über der Eger gegen Dallwig gelegen, hatte sich ein Bauer, der als Fuhrmann bis Ungarn frachtete, auf dem Rückwege mit jungen geistig wohlschmeckenden Weinen beladen und in Hof und Haus eine kleine Wirthschaft errichtet. Bei dem niedrigen Stande des Papiergeldes, fast wie Zehn gegen Eins, trank man eine anmuthige Flasche Ungarwein für den Betrag von wenig Silbergroschen. Die Neuheit, das Seltsame, ja die Unbequemlichkeit des Aufenthalts, fügten zur Wohlfeilheit einen gewissen Reiz; man zog hinaus, man lachte, spottete über sich und andere und hatte immer mehr des einschmeichelnden Weins genossen als billig war. Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: Drei bejahrte Männer gingen nach Wehebih zum Weine:

Christ Otto, alt	. .	87 Jahr.
Steinschneider Müller		91 —
Ein Erfurter	. . .	93 —
		271 Jahr.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte bei Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung, die beiden andern griffen dem Jüngeren unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung.

Einen solchen allgemeinen Leichtsinn begünstigte jener niedere Stand des Papiers. Ein ergangenes Patent hatte alle Welt verwirrt gemacht, die vorhandenen Zettel hatten allen Werth verloren, man erwartete die neuen sogenannten Anticipationsscheine. Die Verkäufer und Empfänger konnten dem sinkenden Papierwerth nicht genug nachrücken, den Käufern und Ausgebenden gereicht es auch nicht zum Vortheil; sie verschleuderten Groschen und wurden so allmählig ihre Thaler los. Der Zustand war von der Art, daß er auch den Besonnensten zur Verrücktheit hinriß.

Doch ist der Tag so lang, daß er sich ohne nützliche Beschäftigung nicht hindringen läßt, und so setzte ich mit Riemers Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Biographie fort, das Nächste ausführend, das Fernere schematisirend. Auch waren zum fortgesetzten Lesen und Betrachten die Reineren Schriften Plutarchs bestimmt bei der Hand, wie es denn auch, an mancherlei Erfahrung und Belehrung in einem so großen Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die in geschäftsloser Freiheit sich gern von dem was ihnen lieb und werth ist unterhalten, keineswegs fehlen konnte.

Von Personen, die dieses Jahr in Weimar eingesprochen, sind' ich folgende bemerkt: Engelhard, Architekt von Kassel, auf seiner Durchreise nach Italien. Man wollte behaupten, ich habe ihm in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wanderjahren verwandelnden Wilhelm gedient. Der so gefällige als gefällige Raabe hielt sich einige Zeit bei uns auf, malte mein Bildniß in Oel auf Kupfer. Ritter O'Hara, ein trefflicher Gesellschafter, guter Wirth und Tischgenosse, wählte Weimar für einige Zeit zu seinem Wohnort. Die Geschichten seiner vielfältigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über sich selbst zu würzen verstand, verbreiteten über seine Tafel einen angenehmen vertraulichen Ton. Daß seine Köchin die trefflichsten Beefsteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem ächtesten Mokka-Kaffee seine Gastmahle schloß, ward ihm nicht zum geringen Verdienst angerechnet.

Lefevre, Französischer Legationssecretair von Kassel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Gespräch Französische Rede, Poesie und Geschichte wieder auf, so angenehmster Unterhaltung. Professor Thiersch ging, gute Eindrücke zurücklassend und hoffentlich mitnehmend, bei uns vorüber. Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen ergaben erst die Differenzen, in die sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung.

Von wichtigen Bäuern, deren Einfluß bleibend war, las ich St. Croix Examen des Historiens d'Alexandre; Heerens Ideen über die Geschichte des Handels; de Gerando histoire de la philosophie; sie verlangten sämmtlich, daß man seine Ansicht innerhalb der vergangenen Zeiten auszudehnen und zu erweitern sich entschließe.

Jacobi „von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen seyn, worin ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verberge Gott. Mußte, bei meiner reinen tiefen angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem ebelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich ding meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr in meinem alten Arbi, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gar steigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung, gewahr.

Waroffé Project einer Asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war. Hebels abermalige alemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den mir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden. Mehr so von Hagens Heldenbuch; hier hatte sich eine alles verwandelnde Zeit bayerischen gelegt. Eben so brachte mir Bäschlins armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schätzenswerthes Gedicht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Titel gegen einen aufsässigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen

aufopfert, wird man schwerlich leß; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in einerley Maße zu leidenschaftlichen Liebes- und Ritterthaten reizen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Herostratus zum Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich von bloßen Berührungen eines solchen Buchs scheu angesteckt glaube.

Durch einen besondern Zufall kam mir sodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unsittliche Ansteckung hätte befürchten können; weil man sich aber vor geistigen Einwirkungen, aus einem gewissen moralischen Dünkel immer sicherer hält als vor körperlichen, so las ich die Bändchen mit Vergnügen und Eile, da sie mir nicht lange vergönnt waren; es sind die Novelle galanti von Verrocchio; sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Werth ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammengenommen und beherrscht seinen Stoff meisterhafter. Auf Erinnerung eines Freundes schloß ich die Novelle del Kandelli unmittelbar an. Die Abenteuer des Ritter Grieux und Manon l'Escot wurden als nahe verwandt hergerufen; doch muß ich mir zuletzt das Zeugniß geben, daß ich nach allem diesem endlich zum Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurückkehrte.

1819.

Die Familie Kosler eröffnete mit höchst anmuthigen Balletten das Jahr. Romeo und Julie, sodann Turandot werden wiederholt; die Aufführung von: Ueber ein Traum verbreitet. Die zu würdiger Darstellung solcher Stücke erforderlichen Anstrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium und der ganzen Behandlung einen frischen Schwung. Ein junger Schauspieler trat hinzu, Raimund Durand, mit allen Vorzügen die man im allgemeinen an einem jungen sogenannten Liebhaber wünschen kann, nur vermißte man an ihm ein gewisses inneres Feuer, oder auch nur jene Art von Enthusiasmus, der ihn aus sich selbst herausgerissen, womit er sich dem Publicum aufgedrungen hätte, daß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch, daß er dieß Bedürfniß bald selbst empfinden werde.

Theodor Körner war als Theaterdichter hervorgetreten; dessen Toni, Zriny und Rosamunde, als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und eben so dem Publicum dun- und erwünschtes von ihm gänstig aufgenommen wurden. Zu höheren Zwecken ward die große Zenobia von Calderon studirt und der wunderbare Magus durch Griesens Uebertragung angenähert.

Wolf und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des Faust, wodurch der Dichter verleitet ward mit diesem Gegenstand sich abermals zu beschäftigen, manche Zwischenscenen zu bedenten, ja sogar Decorationen und sonstiges Erforderniß zu entwerfen. Jene genannten, immer thätigen Freunde entwarfen gleichfalls den Versuch einer neuen Redaction des Cament mit Wiederherstellung der Herzogin von Parma, die sie nicht entbehren wollten. Die Anwesenheit der Madame Schönberger veranlaßte die erfreulichsten Darstellungen. Iffland schloß das Jahr auf das erwünschteste, indem er mehrmals auftrat; vom 20. December an sehen wir folgende Vorstellungen: Clementine, Selbstbeherrschung, der Jude, Künstlers Erdenwallen, Don Rasudo und der arme Poet; der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Töpferer.

Neben ihm traten von unserm wohlbestellten Theater folgende Schauspieler auf, deren Gemeinschaft er seiner hohen Kunst nicht unwürdig fand. Es scheint uns der Sache gemäß ihre Namen hier anzuführen, die Herren: Durand, Demm, Graff, Genast, Haide, Lorzing, Rattelmi, Otto, Ungelmann, Wolf; sodann die Damen: Bed, Eberwein, Engels, Lorzing, Wolf.

Der Biographie zweiter Band wurde bearbeitet und abgeschlossen, war auch schon damals eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt. In Folge der Darstellung Mosaischer Geschichte im ersten Bande nahm ich den Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste aus alten Papieren wieder vor, die Arbeit selbst aber wurde zu andern Zwecken zurückgelegt.

Drei Gedichte für Kaiserliche Majestäten, im Namen der Carlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir walte.

In der bildenden Kunst ereignete sich manches Günstige: die Nachricht von dem Fund auf Aegina eröffnete der Kunstgeschichte neue Aussichten, an welchen wir uns mit Freund Meyer, der in seinen Bemühungen immer vorwärts ging, erfreuten und ergetzten.

Der Gedanke aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorner Kunstwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergestalt selbst Grund, daß man nach dem Aufsatz über Myrons Kuh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno, und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete.

Ein kleiner Centaur von Silber, etwa spannenlang und bewundernswürdig gearbeitet, rief eine lebhafte Streitigkeit hervor, ob er antik oder modern sey. Die Weimarischen Kunstfreunde, überzeugt daß in solchen Dingen niemals an Uebereinstimmung und Entscheidung zu denken sey, bewunderten ihn, belehrten sich daran und traten zu derjenigen Partei, die ihm für alt und den ersten Kaiserzeiten hielt.

Ich acquirirte eine nicht gar ellenhohe altflorentinische Copie des sitzenden Moses von Michel Angelo, in Bronze gegossen und im Einzelnen durch Grabstichel und andere eisirende Instrumente fleißigst vollendet; ein schönes Denkmal sorgfältigen, beinahe gleichzeitigen Nachbildung eines höchst gelungenen Kunstwerkes jener Epoche, und ein Beispiel wie man dem kleinen Bilde, welches natürlich die Größe der Originals nicht darstellen konnte, durch eine gewisse Ausführlichkeit im Einzelnen, einen eigenthümlichen Werth zu geben wußte.

Die Naturwissenschaft erfreute sich manchen Gewinnes; Rambohr „von den Verdunkungsmerkmalen der Insecten“ bestätigte unsere Denkweise über die allmählige Steigerung organischer Wesen. Uebrigens aber wandte sich die Aufmerksamkeit mehr gegen allgemeine Naturforschung.

Doctor Seebeck, der atmosphärischen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemühte sich um den zweiten Newtonischen Versuch, den ich in meiner Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart und es ergaben sich wichtige Resultate, wie jene Lehre, sobald man anstatt der anfänglichen Prismen zu Linsen

übergeht, in eine faſt unaufhaltſame Verfügung verwickelt werde.

In allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geiſtes eigneten ſich die Sprüchen des Jordanus Brunus von Nola, aber freilich das gediegene Gold und Silber aus der Maſſe jener ſo ungleich begabten Erzgänge auszuſcheiden und unter den Hammer zu bringen, erfordert faſt mehr als menſchliche Kräfte vermögen, und ein jeder dem ein ähnlicher Trieb eingeboren iſt thut beſſer, ſich unmittelbar an die Natur zu wenden, als ſich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden, vergangener Jahrhunderte herumzuſchlagen.

In Carlsbad fand man ſich wieder zu herkömmlichen geologiſchen Betrachtungen genöthigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein Fähnes vielleicht in früherer Zeit nicht denkbares Vornehmen, beſtärkte in den bisherigen Vorſtellungen; ein merkwürdiges Geſtein ward daſelbſt gewonnen, ſtarkes Waſſer der Tepl und heftiges Aufbrauſen der beiden Quellen trafen zuſammen. Umſtände welche auf die Hypotheſe hinzudeuten ſchienen: dieſe große Naturwirkung ſey als ein ungeheures galvaniſches Experiment anzuſehen.

Von Teplitz aus beſuchte man Doctor Stolz in Außig und belehrte ſich an deſſen trefflichen Kenntniſſen und Sammlungen. Foſſile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen.

Nach Hauſe zurückgekehrt verweilte man zuerſt in Jena, um den dortigen Muſeen im Augenblick einer eintretenden günſtigen Epoche eine freudige Aufmerkſamkeit zu widmen. Ihro Kaiſerliche Hoheit die Frau Erbprinzeß beſtimmten eine anſehnliche Summe zu dieſem Zwecke, und Mechanicus Körner verfertigte eine Luftpumpe für das phyſikaliſche Cabinet. Sonſtige Inſtrumente und andere Anſchaffungen wurden hin werden gleichfalls eingeleitet, und um des Raumes mehr zu gewinnen, die oberen Zimmer im Jenaiſchen Schloß für die Aufnahme eines Theils der Muſeen eingerichtet. Von Trebra erwarte merkwürdige Gruibenbergangsplatten als Documente früherer gemeinſchaftlicher Wanderungen auf dem Harze; ſein Werk vom Innern der Gebirge wird aufs neue vorgenommen und dabei ältere und jüngere Vorſtellungsarten beſprochen.

Sogenannte Schwefelquellen in Berka an der Ilm, oberhalb Weimar gelegen, die Ausdehnung des Teichs, worin ſie ſich manchmal zeigten, und Benutzung derſelben zum Heilbade, gab Gelegenheit geognoſtiſche und chemiſche Betrachtungen hervorzurufen. Hierbei zeigte ſich Profeſſor Döbereiner auf das lebhafteſte theilnehmend und einwirkend.

1813.

Die erneuerte Gegenwart Brizzi's hatte der Oper einen eigenen Schwung gegeben, auch die Aufführung derſelben Italiäniſch möglich gemacht. Keinem Sänger iſt dieſe Sprache ganz fremd: denn er muß ſein Talent mehrentheils in fremder produciren; ſie iſt überhaupt für den, dem die Natur ein glückliches Ohr gegönnt, leicht zu erlernen. Zu größerer Bequemlichkeit und ſchnellerer Wirkung ward ein Sprachmeiſter angeſtellt. Eben ſo hatte Iffland's Gegenwart alle Aufmerkſamkeit unſerer Schauſpieler angeregt, und ſie wetteiferten alsdann zuſammen würdig neben ihm zu ſtehen. Wer in die Sache tief genug hineinſah, konnte wohl erkennen, daß die Uebereinſtimmung, die Einheit unſerer Bühne dieſem großen Schauſpieler vollkommene Leichtigkeit und Bequemlichkeit gab, ſich wie auf einem reinen Elemente noch Gefallen zu bewegen. Nach ſeiner Abreiſe wurde alles wieder ernſtlich und treulich fortgeſetzt; aber jedes täuſchlernde Beſtreben durch Furcht vor immer näher heranrückenden Kriegsereigniſſen dergeſtalt gelähmt, daß man ſich deſſelben mußte mit der Vorſätzen auszulangen.

Poetiſcher Gewinn war dieſes Jahr nicht reichlich; drei Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckart und die wandelnde Glocke verdienten einige Erwähnung. Der Löwenritt, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade „die Kinder die hören es gerne“ ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Cäſar darf wohl auch erwähnt werden.

Der dritte Band meiner Biographie ward redigirt und abgedruckt und erfreute ſich, ungeachtet äußerer mißlicher Umſtände, einer guten Wirkung. Das Italiäniſche Tagebuch ward näher beleuchtet und zu deſſen Behandlung Anſtalt gemacht; ein Aufſatz zu Wielands Andenken in der Tranerlage vorgelegen und zu vertrauliner Mittheilung dem Druck übergeben.

Im Felde der Literatur ward manches Aeltere, Neuere und Verwandte vorgenommen und mehr oder weniger durch Fortſetzung der Arbeit irgend einem Ziele näher gebracht, beſonders iſt das Studium zu erwähnen, das man Shakſpearen in Bezug auf ſeine Vorgänger widmete.

Geographiſche Charten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt verbreiteten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldts Theilnahme bearbeitet, begränzt und illuminirt; eben ſo ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Bergzüthen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes Landſchaftsbild zu bringen.

Hier iſt man am Platze mit wenigem auszuſprechen, wie ich das Glück gleichzeitig mit den vorzüglichſten Männern zu leben mir zu verdienen ſuchte.

Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu ſetzen beliebt und wo ich zunächſt den Umſtänden gemäß zu wirken nicht unterließ, ſah ich mich überall um, wo große Beſtrebungen ſich hervorthaten und andauernd wirkten. In meines Theils war bemüht durch Studien, eigene Leiſtungen, Sammlungen und Verſuche ihnen entgegen zu kommen und ſo, auf den Gewinn deſſen was ich nie ſelbſt erreichen hätte, treulich vorzuarbeiten, es zu vermehren, daß ich unbeſangen ohne Rivalität oder Neid ganz reich und lebendig daſtehenge mir zueignen durfte. Was von den beſten Geiſtern dem Jahrhundert geboten ward. Und ſo zog ſich mein Weg gar manchen ſchönen Unternehmungen parallel, nahm ſeine Richtung grad auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremd und ich kam mir in Gefahr, es mit Ueberraſchung aufzunehmen, oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen.

Als Zeichen der Aufmerkſamkeit auf das allerbeſonderſte brachte ich Durchzeichnungen von Bildern aus einer alten Handſchrift des Sachſenſpiegels Kennern und Liebhabern in die Hände, welche denn auch davon den ibealiſchſten Gebrauch machten, und die Symbolik einer, in Anſehn auf bildende Kunſt, höchſt ſinnlichen Zeitalters gar ſinnig und überzeugend auslegten.

Des Allerneueſten hier zu erwähnen ſendete mir Abbate Monti, früherer Verhältniſſe eingedenk, ſeine Ueberſetzung der Ilias.

Als Kunstschätze kamen mir ins Haus: Gypsabgüsse von Jupiters Kolossal-Büste, kleine Hermes eines Indischen Bacchus von rothem antiken Marmor, Gypsabgüsse von Peter Vischers Statuen der Apostel am Grabmal des heiligen Sebaldus zu Nürnberg. Vorzüglich bereicherten eine meiner liebwerthesten Sammlungen Päpstliche Münzen, doppelt erwünscht theils wegen Ausfüllung gewisser Lücken, theils weil sie die Einsichten in die Geschichte der Plastik und der bildenden Kunst überhaupt vorzüglich befördern. Freund Meyer setzte seine Kunstaufsätze fort; Böttigers Gewölbe belebten sich wieder, man studirte Heyne's Arbeiten darüber, die kolossale Statue Domitians, von Statius beschrieben, suchte man sie gleichfalls zu vergegenwärtigen, zu restauriren und an Ort und Stelle zu setzen. Die Briefe legen Bremer und Hand waren mit Gefälligkeit verfällig. Visconti's Iconographie grecque ward wie der aufgenommen, und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchst willkommenes Geschenk. Herr Brandstäter beschenkte mich im Namen der zu so bedeutenden Zwecken nach Griechenland Gereisten mit einem zum Spazierstabe umgewachsenen Palmenzweig von der Akropolis; eine bedeutende Griechische Silbermünze vertrat die Stelle des Knopfes.

Damit man ja recht an solchen Betrachtungen festgehalten werde, fand sich Gelegenheit die Dresdener Sammlung der Originalien sowohl als der Abgüsse mit Muße zu betrachten.

Indessen zog denn doch auch die Meisterschaft mancher Art, die den Neuern vorzüglich zu Theil geworden, eine gefällte Unterhaltsamkeit an sich. Bei Betrachtung Raabeclacher Arbeiten entstand ein kleiner Aufsatz: der Landschaftsmaler als Dichter.

Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit die Arbeiten Hertings kennen zu lernen und Ursache sie werth zu schätzen.

Naturwissenschaften, besonders Geologie, erhielten sich gleichfalls in der Reihe; von Teplitz aus besuchte ich die Zinnwerke von Graupen, Zinnwalde und Altenberge; in Bilin erfreute ich mich der Leitung des erfahrnen klar denkenden Hr. Reuß; ich gelangte unter seiner Führung bis an den Fuß des Bilmer Felsens, der auf dem Klingstein in Masse der säulenförmige unmittelbar aufliegt; eine geringe Veränderung der Bedingungen mag die Veränderung dieses Gesteines leicht bewirkt haben.

Die in der Nähe von Bilin sich befindenden Granaten, deren Vorkommen und Behandlung überhaupt, ward mir gleichfalls ausführlich bekannt.

Eben so viel wahre von anderer Seite ein Besuch von Hr. Etzl in Aussig zu rühmen; auch hier erfreuten sich das große Verdienst eines Mannes, der seinen Kreis zunächst durchsprüht, und dem ankommenden Gast gleich so viel Kenntniß mittheilt, als ihm ein längerer Aufenthalt kaum hätte gewähren können.

Aus dem mannigfaltigen Bücherstudium sind hier abermals Tretra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge und Erzvorkommen Werte zu nennen. Es war meine Art auf Ansichten und Ueberzeugungen mitlebender Männer vorzüglich zu achten, besonders wenn sie nicht gerade der Schwere des Tags angemessene Bewegung machen konnten.

Das interessante Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei Diskussionen Gelegenheit; man vermisste was man voraussehen konnte und sich bewenden, was man nicht hätte beabsichtigen sollen.

Die emetischen Farben erregten Aufmerksamkeit; unabhängig davon hatte ich einen Aufsatz über den Doppelspath geschrieben.

Und so bemerke ich am Schlusse, daß die Instrumente für die Jenaische Sternwarte besetzt und Klingens Werk über den animalischen Magnetismus beachtet wurde.

Bedeutende Personen wurden von mir gesehen. In Thorand Forstmeister Cotta, in Teplitz Dr. Kapp, Graf Brühl, General Thielmann, Rittmeister von Schwanenfeld, Professor Dittrich vom Gymnasium zu Kommotau, Großfürstinnen Catharina und Maria.

Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt; Graf Metternich; Staatskanzler von Hardenberg; Prinz Paul von Würtemberg; Prinz August von Preußen; Churprinzen von Hessen; Professor Jahn, Ebenezer; Hofrath Rochlitz.

Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der poetischen Welt irgend ein ungeheures Bedürfniß hervortheilt, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem Chinesischen Reich widmete, und dazwischen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Eger im Auge, der Schauspielerin Wolf zu Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen gutmüthig zu machen, den Epilog zu Essex schrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig.

Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich auch den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1771 und 1775 die Recensionen an, welche ganz oder zum Theil mir gehörten. Um in jene Zeiten mich noch mehr zu versetzen studirte ich Mösers Phantasien, sodann aber auch Klingers Werke, die mich an die unverwüstliche Thätigkeit nach einem besondern eigenthümlichen Maß gar charakteristisch erinnerten. In Absicht auf allgemeinern Sinn in Begründung ästhetischen Urtheils hielt ich mich insbesondere an Ernesti's Technologie Griechischer und Römischer Redekunst, und belegentlich mich darinnen scherz- und ernsthaft. mit nicht weniger Verwunderung, daß ich Augenden und Wängel nach ein paar tausend Jahren als einen großen Beweis menschlicher Beschränktheit in meinen eigenen Schriften unzweideutig wieder zurückerkennen sah.

Von Ereignissen bemerke vorläufig: der Französische Gesandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen belegt Weimar, und will und glauben machen, wir seyen unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein. Ich reise ab. Begegnisse unterwegs. In Dresden Russische Einquartierung. Nachts mit Fackeln. Jubelnden der König von Preußen. In Teplitz Verräthlichkeiten. Vorläufige Anordnungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon. Schlacht von Lützen. Franzosen in Dresden. Waffenstillstand. Aufenthalt in Böhmen. Lustmanöuvre zwischen Bilin, Essek und Duchs. Mannigfache Ereignisse in Dresden. Rückkehr nach Weimar. Die jüngste Französische Garde zieht ein. General Travers, der als ein jener Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wird bei mir zu seiner höchsten Verwunderung einquartiert. Die Franzosen ziehen alle vorwärts. Schlacht von Leipzig. Die Kolaten schicken heran. Der Französische Gesandte wird hier gewahrsamt. Die Franzosen von Apolda und Umgebenheit der anrückenden. Die Stadt wird vom Einverleib der überfallen. Die Oesterreicher rücken ein.

1814.

Auf dem Theater sah man die Schuld von Müllner. Ein seltsames Stück, man denke übrigens darüber wie man wolle, nennt der Dichter den grossen Vortheil, daß jedes Mitglied sich zusammen nehmen, sein Möglichstes thun muß, um seiner Rolle nur einigermaßen gewäß zu erscheinen.

Die Lösung dieser Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorstellungen von Romeo und Julie, Egmont, Wallenstein's Lager und Tod. Alle Rollenveränderungen die in diesen Stücken vorfielen, wurden benutzt zu sorgfältigen Debataillen, um erstlich und ungetrübt Schauspieler mit einander in Harmonie zu setzen.

Indem man sich nun nach etwas Neuem, Fremdem und zugleich Bedeutendem umsah, glaubte man auch den Schauspielen Fouqué's, Arnim's und anderer Humoristen einigen Vortheil ziehen zu können, und durch theatermäßige Bearbeitung ihres, theils sehr glücklichen und bis auf einen gewissen Grad günstigen Gegenständen sie bühnengerecht zu machen: ein Unternehmen welches jedoch nicht durchzuführen war, so wenig als bei den früheren Arbeiten von Tieck und Brentano.

Der Besuch des Fürsten Radziwil erregte gleichfalls eine sowohl zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische und glückliche mit sprudelnder Imposition zu Faust lieh uns noch nur entfernte Hoffnung sehen, daß letzterne Stück auf das Theater zu bringen.

Unsere Schauspielergesellschaft hatte wie bisher auch diesjährl. bei Gunst gewirken in Halle den Sommer durch Vorstellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Einrichtung verdankte, war gestorben; man wünschte ein Vorspiel, das zugleich als Todtenfeier ihr den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es beim Frühlingsanfange hatte zu Berka an der Ilm. Als ich aber, durch Iffland unerwartet aufgefordert, das Erwachen des Epimenides unternahm, so wurde jenes durch Riemer nach Verabredung aufgearbeitet, Capellmeister Weber bestimmte mich wegen der Compositon des Epimenides über die wir uns verglichen.

Das Monodrom Proserpina, wurde, nach Ebenwesen Compositon, mit Madame Weiß eingelernt, und eine kurze, aber höchst bedeutende Vorstellung vorbereitet, in welcher Recitation, Declamation, Mimik und endlich reale plastische Darstellung wetteiferten, und zuletzt ein großes Tableau, Pluto's Reich vorstellend und das Ganze schließend, einen sehr günstigen Eindruck hinterließ.

Das Gastmahl der Weisen,* ein dramatisch-lyrischer Scherz, worin die verschiedenen Philosophien jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft beschäftigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen, war, wohl nicht ohne Absicht, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt, mußte aber, wegen Ungeschicklichkeit, unter die Paralipomena gelegt werden.

Musikalische Aufmunterung durch Zelter's Bemühungen und durch Inspector Sachsens Vortrag der Sächsischen Sonetten.

Die Feierlichkeiten zur Ankunft des Herzogs und dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Straßen. Redaction einer Gelegenheitssammlung nachher unter dem Titel: Willkommen herausgegeben.

* Bd. I. Abth. 1. Seite 119 unter dem Titel: die Weisen und die Thiere.

Indessen war die neue Ausgabe meiner Werke vorbereitet; der biographische dritte Band gelangte zu Jubilate und Publicum. Die Italiänische Reise rückte vor, der westöstliche Divan ward angefunden; die Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden gewährte eine große Ausbeute und reichlichen Stoff zu Verbindungsideen, Localitäten, Kunstwerken und Kunstresten.

In Heidelberg bei Boisserée's. Studium der Niederländischen Schule in Gefolg ihrer Sammlung. Studium des Kölner Doms und anderer alten Bauliebereien nach Rissen und Planen. Letzteres fortgesetzt in Darmstadt bei Moller. Alte Oberdeutsche Schule in Frankfurt bei Sack. Von dieser Ausbeute und reichlichem Stoff an Manichfaltigkeit. Gegenden, Kunstwerken und Kunstresten mitgetheilt in der Zeitschrift Rhein und Main.

Naturwissenschaft wurde sehr gefördert durch gefällige Mittheilung des Bergrath Cramer zu Wiesbaden an Mineralien und Notizen des Bergwesens auf dem Westerwalde. Das Darmstädter Museum, die Frankfurter Museen. Ansenthalt bei Geheimerath von Leonhard in Hanau. Nach meiner Rückkunft Sorge für Jena.

Von öffentlichen Ereignissen bemerke ich die Einnahme von Paris, und daß ich der ersten Feier des achtzehnten Octobers in Frankfurt beiwohnte.

1815.

Schon im vorigen Jahre waren mir die chinesischen Gedichte des Hafis in der von Hammerischen Uebersetzung zugekommen, und wenn ich früher den hier und da in Zeitschriften überlegt mitgetheilten einzelnen Stücken vieles herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so mußte sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen productiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können. Die Einwirkung war so lebhaft, die Deutsche Uebersetzung lag vor, und ich mußte also hier Veranlassung finden zu eigener Thätigkeit. Nicht weil dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Aehnlichkeit vorwaltet und jetzund werden, trat sich hervor, und hierin mag es mehr Heiterkeit als in höchst ernstig flüchtig mich und der wirklichen Welt, die sich selbst offenbart und zu Stillen beweiset, in eine überlegte zu führen, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war.

Mehr ganz fremd mir den Eigenthümlichkeiten des Orients wandte ich mich zur Sprache, insofern es anerkläslich war jene Luft zu athmen, sogar zur Correct mit ihren Eigenheiten und Verschiedenen. Ich rief die Mundarten hervor, deren ich einige gleich nach ihrer Entdeckung übersetzt hatte. Den Bedürfnis-Zustand wieder ich mir vor die Einbildungskraft; Mahomets Leben von Prideaux, mit dem ich mich schon längst beschäftigt hatte, stellte sich auf neue. Das Verhältniß zu v. Diez befestigte sich; das Buch Kanz erschien; um den Schauplatz jener Thaten in einer höchst bedeutenden Zeit der unsrigen gleich, wo ein Fürst gar wohl Ursache hatte seinen Thron in einem wenigstens Worte zu bekleiden, wie er ohnehin bei manchfachen Gefahr sich doch noch in einem Gefühle und Bewerbe durch die Welt bringen kann. Medschnun und Lella, als Muster einer gränzenlosen Liebe, ward wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft angeeignet; die neue Religion der Perser und dem späteren Verfall hervorgehoben und zu

ihrer schönen Einfalt zurückgeführt; die längst studirten Reisenden, Pierre della Valle, Tavernier, Chardin absichtlich durchgelesen, und so häufte sich der Stoff, bereicherte sich der Gehalt, daß ich nur ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedürfte sogleich zu ergreifen und anzuwenden. Dieß war die Gefälligkeit selbst, meine wunderlichen Fragen zu beantworten; Lorsbach theilnehmend und hülfreich; und blieb ich durch ihn nicht ohne Bekräftigung mit Sylvestre de Sacy; und obgleich diese Männer kaum ahnen mochten, wenniger begreifen konnten was ich eigentlich wolle, so trug doch ein jeder dazu bei mich aufs eiligste in einem Felde aufzuklären in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernstlich angestrengt hatte. Und wie mir die von Hammer'sche Uebersetzung täglich zur Hand war, und mir zum Buch der Bücher wurde, so verfehlte ich nicht aus seinen Fundgruben mir manches Kleinod zuzueignen.

Indessen schien der politische Himmel sich nach und nach aufzuklären, der Wunsch in die freie Welt, besonders aber ins freie Gebürgland, zu dem ich wieder Lust und Antheil fassen konnte, drängte mich zu einer Reise. Heitere Lust und rasche Bewegung gaben sogleich mehreren Productionen im neuen östlichen Sinne Raum. Ein beilsamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geistreicher, liebender Freunde, gebieh zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Beinfühlenden aus dem Drang herbeiten muß.

Gegen Ende dieser Musikart fand ich meine Sammlung so bereichert, daß ich sie schon nach gewisser Wissenschaft sondern, in Bücher eintheilen, die Verhältnisse der verschiedenen Zweige erneuern, und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abschluß näher bringen konnte. Und so hatt' ich in dieser Zerstreuung mehr gewonnen und gefunden, als mir eine gleiche Zeit in den ruhevollsten Tagen hätte gewähren können.

Vor meiner Abreise waren vier Bände der neuen Auflage meiner Werke fortgesendet; ich fing an die Sicilianische Reise zu redigiren, doch riß das orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort: glücklich genug! denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt.

Wenig Fremdes berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an Griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Uebersetzung mitgetheilt wurden, und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die Herren von Raumer und Haxthausen hatten diese schöne Arbeit übernommen.

In literarischer Hinsicht förderten mich nicht wenig Göttinger Anzeigen, deren ich viele Bände auf der Wiesbadner Bibliothek antraf, und sie, der Ordnung nach, mit gemächlicher Aufmerksamkeit durchlas. Hier ward man erst gewahr, was man erlebt und durchlebt hatte, und was ein solches Werk bedeute, das mit Umsicht aus dem Tage entsprungen in die Zeiten fortwirkt. Es ist höchst angenehm in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wertende und Gewirkte schon im Zusammenhange, aller minderer Werth ist schon zerstoben, der falsche Antheil des Augenblicks ist verschwunden, die Stimme der Menge verhallt, und das überlieferte Würdige ist nicht genug zu schätzen.

Zunächst wäre sodann der älteren Deutschen Baukunst zu gedenken, deren Begriff sich mir immer mehr und mehr erweiterte und reinigte.

Eine Fahrt nach Köln in der einzelnen Gesellschaft des Herrn Staatsministers von Stein, brachte hierer auf das Siegel. Ich sah mit vorherrlichen Freunden das schmerzenvolle Denkmal der Umwelendung, und konnte doch mit Augen das Maß fassen, von dem was es hätte werden sollen, ob es gleich dem angestrengtesten Sinne noch immer unbegreiflich blieb. Auch von alterthümlicher Malerei fand sich in Professor Wallraf's Sammlung und anderer Privaten gar viel zu schauen, gar mancher Werth zu erkennen, und der Aufenthalt, so kurz er gewesen, ließ doch unverlängliche Wirkungen zurück. Diese wurden gehegt und erhöht durch die geistige Wiederkehr von Sulpiz Boisserée, mit dem ich von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt, Darmstadt reisend fast nur solche Gespräche führte. In Heidelberg angelangt, fand ich die gastfreundlichste Aufnahme, und hatte die schönste Gelegenheit die ansehnbare Sammlung mehrere Tage zu betrachten, mich von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen, und in eben dem Maße bisherrlich wie ernstlich zu belehren. Aufgezeichnet ward manches Bemerkte, dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauche zum Besten.

Hinsichtlich auf Baukunst, in Bezug auf meine Kölner Fahrt, ward gar manches, in Gegenwart von Grund und Aufrissen älterer Deutscher, Niederländischer und Französischer Gebäude, besprochen und verhandelt, wodurch man denn sich nach und nach fähig fühlte aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen. Die zwei Moller'schen ersten Hefte, in dem Augenblick erscheinend, gewährten hierbei erwünschte Hülfe. Das Technische anlangend, gab ein altes gedrucktes Exemplar „der Steinmetzen Brüderschaft" von der hohen Bedeutsamkeit dieser Gilde ein merkwürdiges Zeugniß. Wie handwerk und Kunst hier zusammentraf, ließ sich recht gut einsehen.

So ward' ich denn auch auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte. In Frankfurt konnte ich die Städelischen Schätze abermals bewundern, auch der patriotischen Absichten des Sammlers mich erfreuen; nur überfiel mich die Ungeduld so viel Kräfte ungenutzt zu sehen: denn meinem Sinne nach hätte man bei viel geringerem Vermögen die Anstalt gründen, errichten und die Künstler ins Leben führen können. Dann hätte die Kunst schon seit Jahren schöne Früchte getragen, und dasjenige hinreichend ersetzt, was dem Capital an Interessen vielleicht abgegangen wäre.

Die Brentano'sche Sammlung an Gemälden und Kupferstichen und anderen Kunstwerken gab doppelten Genuß, bei dem lebhaften Antheil der Besitzer und ihrer freundlichen Aufforderung so viel Gutes mit zu genießen.

Dr. Grambs, der seine Kunstschätze den Städelischen anzuschließen bedacht war, ließ mehrmals seine trefflichen Besitzungen theilweise besichanen; wobei denn gar manche Betrachtung einer gründlicheren Kenntniß den Weg bahnte. Hofrath Becker in Offenbach zeigte bedeutende Gemälde, Münzen und Gemmen vor, nicht abgeneigt dem Liebhaber eins und das andere Wünschenswerthe zu überlassen.

Auf Naturgeschichte bezüglich sahen wir die Sammlung von Thieren bei Hofrath Meyer, nicht ohne neue Belebung über diesen herrlichen Zweig der Naturkunde.

Das Stadtgymnasische Stift in Frankfurt fand man in den besten Händen; die Thätigkeit des Augenblicks ließ voraussehen, daß eine neue Epoche dieser schönen Anstalt unmittelbar zu erwarten sey.

In Carlsruhe ward uns, durch Gegenstände des Herrn Gmelin, eine zwar flüchtige aber interessirende Uebersicht des höchst bedeutenden Cabinets; wie wir denn überhaupt die kurze dort verbrachte Zeit eben so nützlich als vergnüglich anwendeten.

Bei so manchen Hin- und Wiederfahrten konnte die Gegnosie auch nicht leer ausgehen. Von Hübels Gebirge der Grafschaft Mark wurden, besonders mit Beihülfe dortiger Beamten, auch in der Ferne belehrende, Denkzeichen, Belegexemplare des dortigen höchst merkwürdigen Ganges, sam Werners Gangtheorie (vom 1791) zur Sprache, ingleichen des dort angestellten Schmidt Versuche, den Gänge von 1810). Diese wichtige, von mir so oft betrachtete und immer geheimnißvoll bleibende Erscheinung trat mir abermals vor die Seele, und ich hatte das Glück im Labnthal einer aufgehobenen Arbeit angehörige gegenüber, auf einer verlassenen Halde Thonschieferplatten mit kreuzweis laufenden sich mehr oder weniger verschiedenden Quarzgängen zu finden, wo das Grundphänomen mit Augen gesehen, wenn auch nicht begriffen noch weniger ausgesprochen werden kann.

Besonderes Glück erclangte sich mir auch zu Diez, indem des Herrn Erbprinzen Carl L. H. die Gnade hatte, nach einem interessanten Gespräch, mir die Beschreibung Ihrer Feldzüge mit den höchst genau und sauber gestochenen Charten zu verehren. Auf diesen überaus schätzbaren Blättern fand sich gerade die Umgebung der Lahn von Weglar bis Neuwied, und ich machte die Bemerkung, daß eine gute Militärcharte zu geognostischen Zwecken die allerdienlichste sey. Denn weder Selbst noch Gegnosi fragt, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre, sondern jener: im wiefern es ihm zu seinen Operationen vortheilhaft, und dieser: wie es für seine Erfahrungen ergänzend und nothwendig belegend seyn möchte. Eine Fahrt in verschiedene Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, mit Bergrath Cramer begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche schöne Kenntniß und Einsicht; auch verdiente sie wohl unter die kleinen geognostischen Reisen aufgenommen zu werden.

Auch meiner Rückreise werde ich mich immer mit vorzüglichem Antheil erinnern. Von Heidelberg auf Würzburg legte ich sie mit Schiff bis Frankfurt zurück. Da uns beiden der Absicht wohl that, so war es besser auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen. Ich reiste sodann über Meiningen, den Thüringerwald, auf Gotha, und kam den 14. October in Weimar an, nachdem ich viele Wochen mich auswärts umgesehen.

Zu Hause erwähnt' ich zuerst den Besuch des Dr. Stolz, des wackern Arztes aus Teplitz, wobei mineralogische und geognostische Unterhaltung, die uns früher in Böhmen belebt und ergetzt, mit Lebensinnigkeit erneuert wurde. Bei dem nächsten Aufenthalte in Jena leitete mich Professor Döbereiner zuerst in die Geheimnisse der Stöchiometrie; auch machte er zu gleicher Zeit wiederholte Versuche mit dem Weißfeuer, welches von dem Landgrafen dem unter das Jenaische Thal erbellend einen magisch überraschenden Anblick gewährte.

In der Farbenlehre ward fortschreitend einiges gethan; die entoptischen Farben bleiben beständiges Augenmerk. Das ich in Frankfurt Dr. Seebeck begegnet war, gereicht zu großem Gewinn, indem er außer allgemeiner, ins Ganze greifender Unterhaltung, besonders die Lehre des Doppelspaths, die er wohl durchdrungen hatte, und das Verhältniß der Axen solcher doppelt refringirender Körper Naturfreunden vor Augen zu bringen wußte. Die Tonlehre ward weiter mit der Farbenlehre verglichen; Professor Voigt verfolgte seine Bemerkungen bezüglich auf Farben organischer Körper, und über meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebte die Homarbische Wolkenlehre.

Nach so viel Naturtheorien ist's doch wohl auch billig zur Kunst zurückzukehren! Auf dem Weimarischen Theater beschäftigte man sich immerfort mit Calderon; die große Zenobia ward aufgeführt. Die drei ersten Acte gerathen trefflich, die zwei letzteren, auf nationalconventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche verfiang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war.

Das Menodram Proserpina ward bei uns mit Eberwein's Compositen glücklich dargestellt; Tyumenides, für Berlin gearbeitet; zu Schillers und Iffands Andenken gemeinschaftlich mit Peucer ein kleines Stück geschrieben. In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das Weimarische Theater, in Absicht auf reine Recitation, kräftige Declamation, natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des innern Werths erheben hatte. Auch das Aeußere mußte sich nach und nach steigern; so die Garderobe durch Nacheiferung, zuerst der Frauenzimmer, hierauf der Männer. Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Decorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künstler, der durch perspectivische Mittel unsere kleinen Räume ins Gränzenlose zu erweitern, durch charakteristische Architektur zu verhaumnißfältigen, und durch Geschmack und Fertigkeit höchst angenehm zu machen wußte. Jede Art von Styl unterwarf er seiner perspectivischen Fertigkeit, studirte auf der Weimarischen Bibliothek die Aegyptische so wie die Altdeutsche Bauart, und gab den sie fordernden Stücken dadurch neues Ansehn und eigenthümlichen Glanz.

Und so kann man sagen, das Weimarische Theater war auf seinem höchsten ihm erreichbaren Punkt zu dieser Epoche gelangt, der man eine erwünschte Dauer auch für die nächste und folgende Zeit versprechen durfte.

Hier wäre es nun wohl am Orte über ein Geschäft welches mir so lange Jahre ernstlich obgelegen, noch einige wohlbedachte Worte hinzuzufügen.

Das Theater hat, wie alles was und umgiebt, eine doppelte Seite, eine ideelle und eine empirische; eine ideelle, in sofern es seiner innern Natur gemäß gesetzlich fortwirkt; eine empirische, welche uns in der mannigfaltigsten Abwechselung als ungeregelt erscheint und so müssen wir dasselbe von beiden Seiten betrachten, wenn wir davon richtige Begriffe fassen wollen.

Von der ideellen Seite steht das Theater sehr hoch, so daß ihm fast nichts was der Mensch durch Genie, Geist, Talent, Technik und Uebung hervorbringt, gleichgestellt werden kann. Wenn Poesie mit allen ihren Grundgesetzen, wodurch die Einbildungskraft Regel und Richtung erhält, verehrenswerth ist; wenn Rhetorik mit allen ihren historischen und dialectischen Erfordernissen höchst schätzenswerth und unentbehrlich bleibt; dann aber auch persönlicher mündlicher Vortrag, der sich ohne eine gemäßigte

Mimik nicht denken läßt; so sehen wir schon wie das Theater sich dieser höchsten Erfordernisse der Menschheit ohne Umstände bemächtigt. Fügt man nun noch die bildenden Künste dazu, was Architektur, Plastik, Malerei zur nöthigen Ausbildung des Bühnenwesens beitrage, rechne man das hohe Interesse der Musik; so wird man einsehen was für eine Masse von menschlichen Herrlichkeiten auf diesen einen Punkt sich richten lassen.

Alle diese großen, ja ungeheuren Erfordernisse ziehen sich unsichtbar, unbewußt, durch alle Repräsentationen, von der höchsten bis zu der geringsten, und es kommt blos darauf an ob die Dirigirenden mit Bewußtseyn und Kenntniß, oder auch nur aus Neigung und Erfahrung, es sey nun im Ganzen oder in den Theilen ihre Bühne gegen den Willen des Publicums abhalten oder hinführen, oder hingegen durch Umstände zufällig sinken lassen.

Daß ich immerfort, befördert durch Schillers Einwirkung, unsere Bühne im Ganzen und in den Theilen nach Kräften, Verhältnissen und Möglichkeiten zu heben gesucht hatte, davon war das Resultat, daß sie seit mehreren Jahren für eine der vorzüglichsten Deutschlands geachtet wurde.

Und darin bestände eigentlich alle wahre Theater-Kritik, daß man das Steigen und Sinken einer Bühne im Ganzen und Einzelnen beachtete, wozu freilich eine große Uebersicht aller Erfordernisse gehört, die sich selten findet und bei der Mannigfaltigkeit der Einwirkungen und Veränderungen, die das empirische Theater erleidet, für den Augenblick, der immer beschaffen ist, für die Vergangenheit, deren Eindruck sich abstumpft, fast unmöglich wird.

Von der eingeschränkten Bretterbühne auf den großen Weltschauplatz hinaus zu treten, möge nun auch vergönnt seyn. Napoleons Wiederkehr erschreckte die Welt, hundert schicksalbewegte Tage mußten wir durchleben, die kaum entfernten Truppen kehrten zurück, in Wiesbaden fand ich die Preußische Garde; Freiwillige waren auszurüsten, und die friedlich beschäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten sich wieder einem Zustande, dem ihre physischen Kräfte nicht gewachsen und ihre sittlichen nicht einstimmig waren; die Schlacht von Waterloo, in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren heimkehrt, sodann zu überraschender, ja beglückender Freude, als gewonnen angekündigt. In Furcht vor schneller Ausbreitung der Französischen Truppen, wie vormals über Provinzen und Länder, machten Badegäste schon Anstalten zum Einpacken, und kommen sich vom Schrecken erholend die unnütze Vorsicht keineswegs bedauern.

Von Personen habe noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen: Erbprinz Carl in Bibrich, Großfürstin Catharina in Wiesbaden, Herzog und Herzogin von Cumberland bei Frankfurt, den Erbgroßherzog von Mecklenburg ebendaselbst; in Carlsruhe die Grafen von Hochberg, Herrn Weinbrenner und Hebel; nach Hause gelangt, Ihro der regierenden Kaiserin von Rußland Majestät sämmtliche Umgebung; Graf Barclay de Tolly.

1816.

Das mannigfaltig Bedeutende, das ich vor einem Jahr im eigentlichen Mutterlande gesehen, erlebt und gedacht hatte, mußte sich auf irgend eine Weise wiederspiegeln. Ein Heft „Kunst und Alterthum am Rhein und Main“ ward unternommen, und dazu am Ende vorigen Jahrs mehr als eine Vorarbeit durchgeführt; die ältern Niederländer, van Eyck und was sich von ihm herleitet, gründlich erwogen; das frühere problematische Bild Veronica zu künftigem Gebrauch verfeinert und gefördert. Büsching's wöchentliche Nachrichten arbeiteten zu gleichem Zweck, und in diesem Sinne wandte sich die Presse der Bemarischen Kunstfreunde gegen alle Heiligenbilder, die wir von Heilsberg am Thüringerwald kommen und unter unsern Augen reparirt sahen. Viel aber immer in neuerer Zeit Eins ins Andere wirkt, ja sogar Gegenseitiges durch Gegenseitiges, so war auch ein Heiligenbild, als Gegenstand von Bücher's Vorschlichtet, in Gefolg seiner großen Thaten zur Sprache gekommen.

Wenn der Held mit Gefahr seines Lebens und Ruhms die Schicksale der Welt aufs Spiel setzt, und der Erfolg ihm glücklicherweise zufällt, so staunt der Patriot und nimmt gern den Künstler zu Hülfe, um für ihn Bewunderung, sein Verehren irgend eine Sprache zu finden.

In dergestalter Denkweise der Vorzeit, deutsche Gestalt mit angenähertem Costum der Neuzeit veranzuthmen, war nach vorgängigem Correspondenzwechsel mit Herrn Director Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Bezahlung des ersten Modells brachte der Künstler ein zweites, worüber man, nach lebhaftesten Gesprächen, zuletzt bis auf Verabredungen, welche das Vollenden immer verbesserte, sich freundlich verewigte. Und so steht dieses Bild, wie auf dem Scheidepunkt älterer und neuerer Zeit, auf der Gränze einer gewissen eigenthümlichen Localität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Naturbetrachtung, welche das Vollendete immer verbessert, sich freudig verein

denken. Die Ankunft der Elginischen Marmore erregte großes Verlangen unter allen Kunstliebhabern; indessen blieb auch Burtin Connaissance des Tableaux, das uns Einsicht in ein anderes bedeutendes Feld gewährte, nicht unbeachtet.

Die Restauration der Dresdner Gemälde kam in Anregung. Welch' eine große Anstalt hiezu erforderlich sey, einigermaßen darzustellen, erzählte ich von der Restaurations-Akademie in Venedig, die aus einem Director und zwölf Professoren bestand, und große Räume eines Klosters zu ihren Arbeiten bezogen hatte. Eine solche Wiederherstellung und Rettung ist wichtiger als man denkt, sie kann nicht aus dem Stegreif unternommen werden.

Die Weimarische Zeichenschule hatte sich in eine große Veränderung zu fügen. Da das alte Local zu andern Zwecken bestimmt, und kein gleich großes für sie zu finden war, so wurden die Classen getheilt, für die erste ein Gebäude auf der Esplanade erkauft, die beiden andern aber vor dem Frauenthor im sogenannten Jägerhaus eingerichtet. Auch diese Veränderung wie die vorhergehenden verdiente wohl eine besondere Schilderung, indem sie nicht ohne gute Folgen für die Anstalt selbst bleiben sollte.

Gleichzeitig ward ein vorzüglicher Bildhauer Namens Hofmann von Rom berufen, der auch diese Kunst wieder neu zum Leben brachte.

Soll ich meiner eigenen Arbeiten gedenken, so hab' ich wohl zuerst des Divans zu erwähnen. Er ward immer mehr supplirt, geordnet und einigen davon zum Damenkalender bestimmt. Für den historischen und erklärenden Theil sammelte ich immer mehr Vorarbeit. Von Diez Denkwürdigkeiten, dessen Streitigkeit mit Hammer, des letzteren orientalische Fundgruben, studirte ich mit Aufmerksamkeit, und überall suchte ich freilich höchst lückenhafte Kunde von Ceylon kam zu rechter Zeit mir in die Hände; besonders werth jedoch erschien mir Hyde versische Religion; und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unwillkürlich zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine Orientalische Oper, und fing an sie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da sie wirklich eine Zeit lang in mir lebte, hätte ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publicum vor mir gehabt, um genöthigt zu seyn den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, so wie dem Geschmack und den Forderungen des andern entgegen zu arbeiten.

Wunderliche Menschen wie es giebt, verlangten, verführt durch die Schillersche Ausgabe in chronologischer Folge, das Gleiche von mir, und hätten beinahe den schon eingeleiteten Abdruck in Verwirrung gebracht. Meine Gründe, dieses anzulehnen, waren den andern gehässig, und das Geschäft ging unbehaglich seinen Gang. Der neunte und zehnte Band ward verdirbt; die Italiänische Reise, besonders nach Neapel und Sicilien, gestaltete sich immer mehr, und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft, konnt' ich nicht unterlassen an dem vierten, so lange verzögerten und erwarteten Bande von Wahrheit und Dichtung wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen. Das Rhein- und Mainheft zweites Stück ward gefördert, Reineke Fuchs durchgesehen, und das Neujahrsfest geschrieben.

Die zweite Lieferung meiner Werke kommt an, die Paralipomena werden neuerdings drucklich, ein Lied für das Berliner Künstlerfest geschrieben, wogegen eine deutschlichtige große Cantate zum Lustbarkeit, wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung, bald nach der Conception aufgestellten Schema und geringer Bearbeitung liegen blieb, und für die Ausbildung verloren ging.

Mein Antheil an fremden Werken bezog sich lebhaft auf Byrons Gedichte, der immer wichtiger hervortrat, und mich nach und nach mehr anzog, da er mich früher durch hypochondrische Leidenschaft und heftigen Selbsthaß abgestoßen, und wenn ich mich seiner großen Persönlichkeit zu nähern wünschte, von seiner Muse mich völlig zu entfernen drohte. Ich las den Corsaren und Lara, nicht ohne Bewunderung und Antheil. In dieser Zeit erschienen Nelsons Briefe mit seinem Leben, gaben viel zu denken und viel zu trauern. Gries, durch die Ausgabe des zweiten Theils seines Calderon, machte mich im Spanien des siebzehnten Jahrhunderts immer einheimischer. Anatole versetzte uns nach einem neuern Paris, und ließ uns einen schönen Roman bewundern. Die Friedensgefangenen von Lawrence, eine der seltsamsten Productionen, übrigte uns alle Aufmerksamkeit einem ganz verwünschten Zustand zu schenken. Reisende Engländer in Verdun festgehalten, nach neuerem Völkerrechtsmaximen beim Ausbruch eines Krieges mit Russen; republicanische Franzosen, besonders Commandant und Commandantin, von geringem Stande während der Revolution emporgekommen; heimliche, für Engländer gehaltene Emigrirte, verlogene Vermehme und wer sonst noch zu benennen wäre, machen ein barockes Bild, das auf die Nachwelt zu kommen verdient, weil es nur unter dieser Bedingung von einem geistreich anschauenden Leidensgenossen concipirt und mehr mit Haß als Liebe vollendet werden konnte.

Ausführlich sprach über die Deutsche Sprache, und das nicht zu erschöpfende Werk Ernesti's Technologia rhetorica Graecorum et Romanorum lag mir immer zur Hand; denn dadurch erfuhr ich wieder holt, was ich in meiner schriftstellerischen Laufbahn recht und unrecht gemacht hatte. Noch aber muß in einer höchst merkwürdigen, vielleicht einzigen Darstellung gedenken; es ist das Tag- und Stundenbuch der Leipziger Studentin vom Rechten, wovon ich anderwo gehandelt habe.

Die Jenaischen unmittelbaren Anstalten der Naturlehre im Allgemeinen, der Naturgeschichte im Besondern gewannen, erfreuten sich der aufmerksamsten Behandlung. Fast in allen Abtheilungen war die innere Thätigkeit so herangewachsen, daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich bestreiten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Maßstab nothwendig denken und einen neuen Maßstab feststellen mußte. Observatorium Mondhaus ward ausgebaut, ein Gartenstück bei der Sternwarte angekauft und zu diesem Besitz hinzugezogen. Die Veterinäranstalt in Jena bestätigte sich; Professor Renner begann seinen Cursus, und ich gab meine älteren zerfallen und sonst präparirten Pferdeskelett zum didaktischen Anfang hinüber, da sie früher mir auch zum Anfang gedient hatten.

Die lang unterbrochenen Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Romsteht wurden fortgesetzt, und gaben uns mehrere Schädel; nicht weniger wurde durch besondere Aufmerksamkeit nach Jena ein ganzes Skelett geschafft und sorgfältig geordnet niedergelegt. Ein durch Knochenausschwellung merkwürdig monströser Schädel kam in Gypsabgüssen von Darmstadt, durch die Gewogenheit des Herrn Schleiermacher.

Ich rief mir das Andenken Caspar Friedrich Wolfs wieder hervor, durchdachte Jägers Abhandlung der

Wandrer.

Keine Waren bring' ich aus der Stadt:
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkeſt,
Liebes junges Weib.

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh voran. Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reichhinſtreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf.

Gewächse, insbesondere Philiberts Pflanzenstaub hatten. Von Humboldts Werk über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden war höchst willkommen, und Reck von Efendes ausführlichste Arbeit über Pitz und Sawamme ließ mich ein treffliches Mitreiter bedauern, das mir ein seltsames Schicksal in den angenehmsten Lebensaugenblicken zerstört hatte.

Aus dem Thierreiche wurde uns ein Wunderexemplar, der proteus anguinus, durch Herrn Professor Cruciatus vorzeigt, der ihn in einem Glase mit Wasser, auf der Reise überhaupt sorgfältig in Watten verpackt, lebendig bis zu uns getragen hatte.

Im Mineralreiche waren wir sehr beglückt; Gebenhatte Heim's zu Meiningen wichtige Sammlung aclante durch sein Wohlwollen für unsere Anstalt nach Jena, wo sie nach seinem Sinn geordnet aufgestellt wurde. Von einzelnen Merkwürdigkeiten verdient der Kugel-Syenit von Ballmer aus Corsica vorzüglich Erwähnung. In meine Sammlung gelangten in Gestalt eines vorjährigen Reichsthalers. Mineralien vom Vesterwald und Rhein, aus der Hyalin von Frankfurt als Ueberzug vielerlei der erdrollten Fläche, an der er so sich vorgefunden, von vielen Zeit im Durchmesser. Geh. Rath von Leonhard Bedeutung und Stand der Mineralienbereiterie und von theoretischer Seite.

Howards Wolkenterminologie ward fleißig als die atmosphärischen Erscheinungen angewendet, und man gelangte zu besonderer Fertigkeit sie mit dem Barometerstand zu parallelisiren.

In sinnigen symbolischen Auslegungen war der Verein einer Gastvereinigung in Jena veranstaltet; wie wir denn auch durch Vorsteiner die Art durch Druck verschiedene Stoffe zu extrahiren, kennen lernten.

Im Chromatischen waren die empirischen Phänomene an der Tagesordnung. Ich nahm zusammen was so bis jetzt erschien hatte, und trug es in einem kurzen Aufsatz vor, dessen bald gefällte Unzulänglichkeit mich zu weitern Versuchen übrigte und mich immer in dem Mittelpunkt zurückführte.

Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre, auch einer den Deutschen anscheinend unartigen Zuschrift. Ich legte es zur Seite bis auf künftige Tage, wo ich mir mir selbst vollkommen abgeschlossen hatte. Seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt immer das Vortheilhafteste; denn dieser hat das Glückliche uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen.

Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht verkennen. Wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der ein jetzt nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr wenig einander aus dem Gesichte kommen.

Ihr Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht verkennen. Wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der ein jetzt nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr wenig einander aus dem Gesichte kommen.

Kam mir so aber im Zwischenspiel im Zusammensange vorkamen, wenn wanderlei vorkommt das ich unter die Farben nicht zerspitzen mochte. Bei verschiedener guter Witterung gedachte ich nach Wilhelm und Bertuch die schönen Tage des vorigen Jahres im Mittelpunkt zusammen zu genießen. Freund Meyer wollte mich begleiten; Natur und Kunst reizten uns auf unsern Schritt hervorzutreten. Vorarbeiten waren schon da.

Plan entwarfen wir alles zu genießen und zu nutzen wäre; und so sahen wir wohlgepackt und eingerichtet in einem bequemen Wagen; aber die Hälfte des Erfurter Weges war noch nicht erreicht, als wir umgeworfen wurden, die Achse brach, der Freund sich an der Stirne beschädigte und wir umzukehren genöthigt wurden. Aus Unmuth und Verdrießlichkeit ward die vorgesetzte Reise vollkommen überhaupt aufgegeben, und wir verblieben und ohne langes Besinnen nach Tennstädt, wo ein Thüringer Sauerwasser gute Wirkung versprach. Dort interessirte mich nach meiner Gewohnheit Localität und Geschichte; denn eigentlich bewegt sich die Thüringer Vorwelt viel an der Unstrutt. Ich las daher die Thüringische Chronik, die an Ort und Stelle gar manches in deutlicher Localität erscheinen ließ. Die Lage der Stadt an ihrem Platz und in der Umgegend ward brachtet, und man konnte wohl begreifen, wie hier in der frühsten Zeit sich Bewohnungen gesammelt hatten. Wir besuchten Herbitzeen an der Unstrutt, Kleinwallhausen und andere nahgelegene Orte, und so fanden wir uns in der Ebene ausgebreitete Seen, Tuffsteinbrüche und Kundwellen des faden Wassers in Menge. Fast bei allen Excursionen hatten wir die Nähe des Ettersberges vor Augen und konnten uns leicht nach Hause denken. Die Menge versammelte sich bei einem Vogelschießen, nicht weniger bei einem Brunnenfest, welches durch einen Kinderzug recht gemüthlich wurde.

Agamemnon überzog von Humboldt, war mir so eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den neuesten Genuß eines Schadet, das ich von jeher abgeneigt verehrt hatte. Marcus Cornelius Fronto von Niebuhr suchte mich auf; unerwartet erschien Geheime Rath Wolf, die Unterhaltung war bedeutend und fesselnd, und Meyer nahm daran eingreifenden sämtlichsten Antheil. Zufällig schon verliefen mich beide Freunde am 27. August, und so hatte ich Zeit genug meinen Geburtstag abermals in stiller Sammlung zu feiern, und den Wunsch des Kranze zu bedenken, womit ich meinen Vorsatz von der wohlwollenden Wirtin aufschmücken sah. Ueberdenn war ich der mit an diesem Orte gebannten Sammlung und Ruhe die ausführliche Darstellung des Nosmäischen schuldig geworden.

Ferner hab' ich zu rühmen, welchen vorzüglichen Genuß mir ein Hermstedtisches Concert und Privat-Exhibition gegeben, wo, von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, ich diesem herrlichen Kunst- und Naturelement wieder entfernet werden.

Oeffentliche Ereignisse, die mich in diesem Jahr nah genug berührten, erwähn' ich mit strenger und trauriger Erinnerung. Am 16. Januar ward der Zeitenorten achtet und mit großlich das Großherzog ertheilt. Des Herzog Bernhards Vermählung mit der schönsten Hoffnungen; dagegen verbreite mich der Tod der Kaiserin von Oesterreich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat. Der Staatsminister von Voigt, ein theurer vieljähriger Mitarbeiter und Beförderer meiner wohlmeinenden Unternehmungen, feierte sein Dienstjubiläum, das ich mit einem Gedicht und den treusten Wünschen begrüßt.

Von Beinem bemerk' ich folgende, sämmtliche Erinnerungen früher und früher Zeiten erweckend: von Meißle, Dr. Hueland, Mor Jacobi, von Leonhard, Dr. Cicabini, Zeltner aus Wisten, Graf und Gräfin O'Donell, Hofrathin Kestner aus Hannover.

Ein solcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt beglaubigt, als nach ausgestandener Presbyterien die Anständigung der Zeit erwarten und

jeder wohldenkende Weltbewohner die leicht zu berechnenden unmittelbaren, und die nicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern veranlaßt.

1817.

Dieses Jahr ward es auf mehr als Eine Weise zu einem längeren Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich voraussah und deßhalb an eigenen Manuscripten, Zeichnungen, Apparaten und Sammlungen mancherlei Bindner schaffte. Zuerderst wurden die sämmtlichen Anstalten durchgesehen, und als ich gar manches für Bildung und Umbildung der Pflanzen merkwürdiges vorfand, ein eigenes botanisches Museum eingerichtet und darin sowohl bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfänge einer Zusammenstellung von Sämereien, nicht weniger Beispiele deßen was sich auf Holzbildung bezog, angelegt und in Verbindung gebracht. Monstrositäten aber von besonderer Wichtigkeit in einer großen Reihenfolge aufgestellt.

Die Versetzung des Hofmaschinikus Körner von Weimar nach Jena brachte einen geschickt gewandten, thätigen Mann den dortigen Anstalten in die Nähe. Ein noch in Weimar von deutlichen verfertigtes Polarisations-Instrument ward, wegen einiger an der Sternwarte zu besorgenden Bauliebkeiten, zuerst in dem Schloß aufgestellt.

Ferner die mannigfaltigen Gaben, welche Seine Majestät von der Russischen Reise mitgebracht, wurden in die verschiedenen Fächer einverleibt.

Die Anlagen hatten sich gemehrt, der Etat mußte abermals capitelweise durchgearbeitet werden; ich setzte einen ausführlichen Aufsatz deßhalb und eine klare Uebersicht war jetzund höchstes Ortes vorzulegen.

Allein es kam in dem letzten Viertel des Jahres eine mehrstündige besprochene und wegen ander Zweifel eigentlich immer verschobene Angelegenheit wieder in Antrag. Unter allen theils auf Lebensdauer bestimmt und Kosten allein, theils mit Zuziehung des Gothaischen Hofes, verbesserten oder neu zu gründenden Anstalten konnte man leider die akademische Bibliothek noch nicht zählen; sie lag beschmachtet im Argen, ohne daß man deßhalb jemand eigentlich die Schuld hätte geben können. Zu den vor drei hundert Jahren gestifteten Anfängen hatte sich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Büchersammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und sonstige Contracte, mehr weniger einzelne Bücher, auf manigfaltige Weise gehäuft, daß sie ähnlich in dem mannigfaltigen Locale bei der mäßigen Einrichtung, größtentheils zufälligen Einrichtung über und nebeneinander gelagert standen. Wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließendes Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der übrigen Angestellten. Die Räume langten nicht mehr zu. Die Bureaus Bibliothek stand verschlossen, kaum zugänglich; sie sollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetastet bleiben.

Aber nicht nur viele sonderbaren Verhältnisse sollten entwickelt und vieles Chaos geordnet werden, auch die im Schloß befindliche ehemals Büttnerische Bibliothek wollte man gleichfalls der Hauptmasse einverleiben. Ueberschaut man die Sache im Ganzen, durchdenkt man das Einzelne, so durfte man sich nicht leugnen, daß bei völlig neu zu schaffenden Locali sich vortheilig wirkig Bücher in der alten Ordnung nebeneinander würden zu stehen kommen. Unter diesen Umständen war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Gebäudes zu beschleunigen Anstand nahm. Endlich aber erhielt ich am 14. October durch gnädigstes Rescript den Auftrag, die Angelegenheit anzugreifen zu behandeln. Hier hieß also nichts Zeitig als die Sache nochmals durchzudenken, die Hindernisse für Null zu erklären, wie man ja bei jedem bedeutenden Unternehmen thun muß, besonders wenn es unter der Clausul von obstantibus quibuscunque muthig anzugreifen ist. Uns so begann im raschen und rüstig unaufhaltsam fort.

Die Feuersocietät des untern Saals hatte man sämmtlich besammelt; sein Vorschlag aber war ins Weit gesetzt, noch weniger durchgeführt werden. Dieß war also zuerst ins Auge zu fassen. Die beschränkende Mauer nach dem Graben zu wurde, trotz einer lebhaften sogar intriguirenden Protestation, abgetragen, die vorliegende Erde weggeschafft, vor allen Dingen aber die Feuerdienstzimmer so eingerichtet, daß man darin gern arbeiten mochte. Indessen andere Baulichkeiten vorbereitet und accordirt wurden, verfloß das Jahr.

Für die Veterinärschule mußte nun vorläufig gesorgt werden. Die Einrichtung derselben ging Schritt vor Schritt. Der wissenschaftliche Theil brachte in mein Portefeuille der vergleichenden Anatomie nach Jena, und stellte was von Zeichnungen am meisten bedeutend schienen wurde unter Glas und Rahmen.

Professor Renner demonstrirte mir verschiedenes, besonders deßhalb auf das lymphatische System. Eine vorzügliche Preparat wird dem vermissenden Thierarzte abgefolgt und somit, bedeutende Präparate werden verfertigt.

Spix Cephalogenesis erschien; bei mannigfaltiger Benutzung derselben übte man auf mancherlei Hindernisse. Methode der allgemeinen Darstellung, Nomenclatur der einzelnen Theile, welches ist nicht zur Seite schieben; auch dieß ward mir klar, daß mehr Verschiedenheit als Eigenthümlichkeit vorgetragen werde.

Herold von Marburg machte mich durch Anatomie der Raupen und Sommerfäden an angenehmes mich Gewohnt. Wie viel weiter in inniger Betrachtung organischer Naturwesen sind wir nun seit dem Meisten und übergenauen Lyonet gekommen!

Ich bearbeite mit Neigung das zweite Heft der Morphologie und verfaßte gelegentlich den Einfluß der Kantischen Lehre auf meine Studien.

Geognostic, Geologie, Mineralogie und Anaehnliches war an der Tagesordnung. Ich übertrage die Lehre von den Gängen überhaupt, vergegenwärtige mir Werners und Lenzpentiers Uebertragungsart. Die merkwürdigen Localitätsverhältnisse auf dem Lobenstal Reise ich als Tableau zusammen. Muster des Gesteins bei Ilmenau suchte ich überall auf, und glaubte vieles zu finden was für die vorphysuarische Entdeckung in manchen Theilen zeuge. Eine von Serenissime angefangte Suite von Chamoons ward im Museum systematisch aufgestellt, mehr weniger manche Sonderlinger Gebirgsarten. Modelle und Panoramen jeder nach seiner Weise aufbewahrt, benutzt und zur Evidenz gebracht.

Die Umgegenden Badens erregten durch Gimbernats Unterredung und Behandlung ein wachsendes Interesse, und seine geognostische Charte jener Gegend, von dieser Hand mitgetheilt, war dem augenblicklichen Bedürfniß unserer Studien überaus willkommen. Brocchi's Thal von Fassa fordert uns auf, die Wechselwirkung nach ihm und andern zu studiren.

Herr Kammerherr **von Preen** hatte auf einer Reise verschiedene auch für mich sehr schätzbare Exemplare beigetragen.

Mawe's Aufsatz über Brasilien und die dortigen Diamantgruben gab uns von dieser Seite eine nähere Kenntniß jener Länder. Ich aber trat in ein unmittelbares Verhältniß zu ihm, und erhielt durch seine Vermittelung eine schöne Sammlung Englischer Formationen, wie immer, unmittelbar vom Urgebirg gewonnen, und zwar hochnaß im Chlorgaskessel.

Gebrüder von Leonhard große Tabellen-Werke, in Gesellschaft mit andern Naturforschern herausgegeben, erleichterten die Anordnung meiner Petrefactenkiste.

Viele geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie jeder Art, auch der Universitäten Gerhard Hartleib, Hamburg, Dr. Lichtenstein, Berlin, Dr. Schultes, Landshut, Dr. Schweigger, Halle, Dr. Wiedemann, Kiel, Dr. Zeune, Berlin, Dr. Zimmermann, Braunschweig, Dr. Zinken, Leipzig, Dr. Zinken, Halle, Dr. Zinken, Leipzig, Dr. Zinken, Halle, Dr. Zinken, Leipzig, Dr. Zinken, Halle

Erscheinung neuerer Kunst wendete ich mich durch eine gleiche Veranlassung.

Bossi's Werk über das Abendmahl von Leonardo da Vinci näher zu betrachten beschäftigte mich die Durchzeichnungen, welche unser Kunstfreund aus Mailand mitgebracht hatte; Situation und Behandlung derselben beschäftigten mich lange, und somit war noch manches auf zur Betrachtung angeordnet. Die architektonischen Ueberreste von Pästum, in Gesellschaft unseres Oberbaudirectors Coudray betrachtet, liessen in eine unvordenkliche Zeit hinüber sehen. Schmidt's große bewundernswürdige Federzeichnungen, die neusten Münzener Steindrücke, Thierstücke von Menten, eine Kupferstichsammlung aus einer Leipziger Auction, ein wagenswerthes Oelbildchen von Rochlitz verehrt, hielten meine Betrachtung von vielen Seiten fest. Zuletzt fand ich Gelegenheit eine bedeutende Sammlung Majolika anzuschaffen, welche ihrem Verbleib nach unter neueren Kunstwerken sich allerdings gelegen hatten.

Von einem Arbeiten sag' ich folgendes. Um des Dramas willen setzte ich meine Studien Cromatischer Eigenheiten immer fort, und wendete viele Zeit darauf; da aber die Handschrift im Orient von so großer Bedeutung ist, so wird man es kaum seltsam finden, daß ich mich, ohne sonderliches Sprachstudium, doch dem Schönschreiben mit Eifer widmete, und zu Ostern und Pfingsten Orientalische mir verliehene Manuscripte so nett als möglich, ja mit mancherlei Verschmitzungen Hierarchen nachzubilden suchte. Dem aufmerksamen Leser wird die Einwirkung dieser aeußerst lästigen Bemühungen bei näherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehen.

Die dritte Lieferung meiner Werke, nemlich den zweyten Band, erscheint zu Ostern; das zweite Rheinund Mainheft wird abgeschlossen, das dritte angefangen und vorgedruckt. Die Reise nach Neapel und Sicilien wird gedruckt, die Biographie überhaupt wird der vorgenommen. Zu verschiedne alte Malereyen des literarischen Himmels" und beschäftigt mich alte Urtheilsverein Französischer Kritiker" aus der neu Grammatischen Correspondenz anzuziehen; einen Aufsatz über die Sonnenmünzen, Regenbogen-Schüsseln genannt, theil' ich den Freunden selber Curiositäten mit. Die berühmte Heilsberger Inschrift lasse ich mit einer von Hammerischen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück macht.

Von Poetischem wüßt' ich nichts vorzuzeigen als die Orphischen Worte in fünf Strophen, und einen Irischen Todtengesang aus Ossian übersetzt.

Zur Naturkenntniß erwähne ich hier ein bedeutendes Nordlicht im Februar.

Uebereinstimmung des Stoffs mit der Form der Pflanzen belebte die Unterhaltung zwischen mir und Herr. Voigt, dessen Naturgeschichte, als dem Stadium höchst förderlich, dankbar anzunehmen war. An die Verklärung der Verwesenheit und der vertikal deutenden aelben Ausschüsse älterer Zweigblattern wendete ich manche Betrachtung. Durch die Gefälligkeit Hofrath Döbereiners konnte ich mich der Höchstmerkwürdigen Lehre im Allgemeinen fernerweit annähern. Zufällig macht' ich mir ein Geschäft, eine alte Ausgabe des Thomas Campanella de sensu rerum von Druckfehlern zu reinigen: eine Folge des höchst aufmerksamen Lesens, das ich diesem wichtigen Denkmal seiner Zeit von neuem zuwendete. Graf Buquoy erfreute auch seine abwesenden Freunde durch fernere gebrachte Mittheilungen, in welchen seine geistreiche Thätigkeit und um so mehr auffrand, als sie uns die persönliche Unterhaltung desselben wieder vergegenwärtigte.

Da uns näherer Betrachtung der Hemardischen Wolkenformen hervorgegangen waren, das ihre verschiedenen Formen verschiedenen atmosphärischen Höhen eigneten, so wurden sie vermittelst auf jene frühere Höhentafel eingetragen, und so die wechselseitigen Bezüge im allgemeinen verständlich und dadurch einer Prüfung angeboten.

Hier schließt sich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Uebersetzung des Indischen Mega Druta herauf. Man hatte sich mit Wolken und Wolkenformen so lange getragen, und konnte man erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sicherer Anordnung im Geiste folgen.

Englische Poesie und Literatur trat vor allen andern dieses Jahr besonders in den Vordergrund; Lord Byrons Gedichte, je mehr man sich mit den Eigenheiten dieses ausserordentlichen Geistes bekannt machte, gewannen immer größere Theilnahme, so daß Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen fast aller Deutschheit und Nationalität zu vergessen schienen. Bei erleichterter Gelegenheit seine Werke zu finden und zu besitzen, ward es auch mir zur Gewohnheit mich mit ihm zu beschäftigen. Er war mir ein theurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen seines Lebens.

Der Roman Glenarvon sollte und aber manches Liebesabenteuer desselben durchhelfen geben; allein das geheimnisse Wort war an Interesse seiner Masse nicht gleich, es wiederholte sich in Situationen, bei denen in unerträglichem; man mußte ihm einen gewissen Werth zugestehen, den man aber mit mehr Freude benutzt hatte, wenn er uns in zwei mäßigen Bänden wäre dargereicht worden.

Von Peter Pindar wünscht' ich mir, nachdem ich seinen Namen so lange nennen gehört, endlich auch einen deutlichen Begriff, ich gelangte dazu, erinnere mich dessen aber nur, daß er mir wie ein Carricatur sich zumeistens Talent vortrat. Jenen Hunters Leben erschien höchst wichtig, als Denkmal eines berühmten Geistes, der sich bei geringer Schulleitung an der Natur übt und thätig entwickelte. Das Leben Franklins sprach im Allgemeinen denselben Sinn aus, im Besondern dennoch mit jenem verschieden. Von fernen, bisher unzugänglichen Gegenden belehrte uns Clapperton's Raub; das bekannteste dagegen vervollständigte Raffles Geschichte von Java ganz ungemein. Zuletzt traf das Prachtwerk meiner Jagden, begleitet von Howett, bei uns an, und half durch treffliche Bilder einer Einbildungskraft nach, die sich, ohne gerade diesen Punkt der Wirklichkeit zu treffen, ins Unbestimmte würden verloren haben. Auf Nordamerica deputation ward uns Vieles und Zu Theil.

Von Büchern und sonstigen Druckschriften und deren Einwirkung bemerke folgendes: Hermann über die älteste Griechische Musikwissenschaft interessirte die Monarchischen Strahlenbrechungen auf einen hohen Grad. In einem verwandten Sinne Raynouard Grammatik der Romanischen Sprache. Manuscript venu de St. Helene beschäftigte alle Welt. Aechtheit oder Unächtheit, halbe oder ganze Ursprünglichkeit wurde durchgesprochen und durchgestritten. Daß man dem Herrn gar manches abgeborgt hatte, blieb offenbar und unzweifelhaft. Deutschlands Urgeschichte von Barth griff in unsere Studien der Zeit nicht ein; dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Strasburg eine höchst liebenswürdige

Erscheinung. Es ist ein entsetzliches anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut sich nicht Rechenschaften zu geben, wenn sich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder despiegelt; denn ja nur im Besondern erkennt man, daß man Verwandte hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippschaft von Adam her. Ich beschäftigte mich viel mit gedachtem Stück und sprach mein Behagen daran aufrichtig und umständlich aus.

Von Erstaunlichen bemerkte Wenigen aber für mich und andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd war ich niemals nach Paulinzelle gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewandt. Es war damals noch nicht Mode diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; indessen aber mußte es sie viel davon hören, die einheimische und reisende junge Welt rühmte mir den großartigen Anblick, daß ich mich entschloß meinen diesjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feierte, einsam dort zuzubringen. Ein sehr schöner Tag begünstigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundschaft ein unerwartetes Fest. Oberstallmeister von Fritsch hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gastmahl veranstaltet, wobei wir jenes von der Schwarzburg-Rudolstädtischen Regierung aufgeräumte alte Baurwerk mit heiterer Muße besuchen konnten. Seine Entstehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Hufeisenbogen Gebrauch. Die Reformation verleitete solches in die Wüste, worin es entstanden war; das asiatische Ziel war verschwunden, aber es blieb ein Mittelpunkt weltlicher Geschäftsame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerstört wurd es nie, aber zu ökonomischen Zwecken theils abgetragen, theils entstellt; wie man denn auf dem Brandmale noch von den neuen Kriegsfahrzeugen, einige hart gebrannt und glasirt, wahrnehmen kann; so ich zweifle nicht, daß man in den Ruins und andern Angebäuden noch einiges von dem uralten Gerätte der flachen Decke und sonstiger ursprünglichen Einrichtung entdecken würde.

Aus der Ferne kam uns Nachricht von Zerstörung und Wiederherstellung. Das Berliner Schauspielhaus war niedergebrannt; ein neues ward in Leipzig errichtet. Ein Symbol der Souveränetät ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog vom Thron den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal belieh, wobei wir sämmtlichen Diener in ordentlichem Schmuck, nach Rangesgebühr erschienen, und alle auch unterzeichnet die Oberverwaltung des Fürsten anerkannten, indessen im Lauf desselben Jahrs eine allgemeine Feier Deutscher Studirender am 18. Juni zu Jena und noch bedeutender den 18. October auf der Wartburg eine abmahnende Gegenwirkung verkündigten.

Das Reformations-Jubiläum verschwand vor diesen frischen jüngeren Bewährungen. Vor drei hundert Jahren hatten thätige Männer Großes unternommen, nun schienen ihre Großthaten veraltet und man mochte sich ganz anderes von den neuesten öffentlich gehegten Bestrebungen erwarten.

Persönliche Erinnerung früherer Gunst und Gewogenheit sollte mich auch dieses Jahr hier begrüßen. Die Frau Erbprinzessin von Hessen wünschte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben mich ihrer fortdauernden Gnade persönlich zu versichern. Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch diesmal wie immer belehrend und anregend bei mir ein. Eine ganz eigene Erwartung jedoch auf längere Zeit empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig studirender junger Griechen. Der Wunsch, sich besonders Deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, je wie das Verlangen allen solchen Gewinn vereinigt zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben, nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden.

Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines akademischen Meisters. Es klingt, tief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieser treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vernehme, erhielt ich zur Antwort: das könne er je eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.

Es ist herrlich, welcher zu jener Zeit meine Iphigenie ins Neugriechische übersetzte, und wunderbar genug, wenn man das Stück in dieser Sprache und in dieser Beziehung betrachtet, je erklärt es ganz eigentlich die schwebenden Gefühle eines reisenden, oder verbannten Griechen auf: denn die allgemeine Sehnsucht nach dem Vaterlande ist hier unter der Sehnsucht nach Griechenland als dem einzig menschlich achtbaren Lande, ganz specifisch ausgedrückt.

Eine neue angenehme Bekanntschaft machte ich an einem Zöllenbeamten Namens Lippert, dessen klare Ruhe, Entschiedenheit seiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirksamkeit mir höchst schätzbar entgegen traten, und mich zugleich in der guten Meinung so für ihn wie für das Institut dem er sich gewidmet hatte bestärkten. Gar mannigfaltig war ein erwünschtes Wiedersehen. Mit dem von Schön von Zieroyen erneuerte frühere Unterhaltungen in Ernst und Tiefe. Mit diesem Freunde erquickte ich mich indessen sehr wunderlich: bei dem Anfange jedes Gespräches trafen wir in allen Prämissen völlig zusammen; in fortwährender Unterhaltung jedoch kamen wir immer weiter auseinander, so daß zuletzt an keine Verständigung mehr zu denken war. Gewöhnlich ereignete sich dieß auch bei der Correspondenz und verursachte mir manche Pein, bis ich mir diesen selten vorkommenden Widerspruch endlich aufzulösen das Glück hatte. Doch auch das Unangenehme sollte mir begegnen, damit es ja an keiner Erfahrung fehle. Hofrath Hirt, mit welchem ich mich, was die Grundsätze betraf, niemals hatte vereinigen können, erfreute mich durch einen mehrtägigen Besuch, bei welchem, so im ganzen Verlauf als im Einzelnen, auch nicht die geringste Differenz vorkam. Betrachtete ich nun das angekommte Verhältniß zu beiden Freunden genau, so entsprang es dadurch, daß von Schön aus dem Allgemeinen, das mir zuwider war, ins Allgemeine ging, wohin ich ihm nicht folgen konnte. Hirt dagegen das beiderseitige Allgemeine auf sich beruhen ließ, und sich an das Einzelne hielt, worin er Herr und Meister war, wo man seine Gedanken gern vernahm und ihm mit Ueberzeugung zustimmte.

Der Besuch von Berliner Freunden, Staatsrath Hufeland und Langermann, Barnhagen von Ense blieb mir, wie die Frommen sich auszudrücken gewohnt sind, nicht ohne Segen: denn was

kann segenreicher seyn als wohlwollende einstimmende Zeugenossen zu sehen, die auf dem Wege sich und andere zu bilden unaufhaltsam fortschreiten!

Ein junger Batsch, an seinen Vater durch freundliches thätiges Benehmen, so wie durch sicher einstimmende gefällig geistreiche Gesinnt erinnernd, kehrte von Carre zurück, wohin er in Gemeinden Carre's väterlicher Fussstapfe gegangen war. Er hatte zwar treue aber keineswegs tautologische Zeichnungen von dortigen Gegenden mitgebracht, so auch kleine Alterthümer Aegyptischer und Griechischer Abkunft. Er schien mit lebendiger Thätigkeit dasjenige im praktischen Handel werken zu wollen, was sein Vater theoretisch in der Naturwissenschaft geleistet hatte.

1818.

Der Divan war auch den Winter über mit so viel Neigung, Liebe, Leidenschaft arbeit und gepflegt worden, daß man den Druck desselben im Monat März anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immerfort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen dürfte: denn freylich musste der Deutsche singen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt verdeutzuringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Uebersetzungen oder anacreontische Nachbildungen seyen, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; so ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt das Deutsche Publicum erst singen zu sehen, eh es empfing und genoß.

Vor allen Dingen schien sodann nothwendig die Charaktere der sieben Persischen Hauptdichter und ihre Leistungen mir und andern klar zu machen. Dieß ward nur möglich, indem ich mich der von Hammerschen bedeutenden Arbeit mit Ernst und Treue zu bedienen trachtete. Alles ward herangezogen, Anacreontische Religionsgebräuche der alten Parsen, Bidpai's Fabeln, Frentags Arabische Gedichte, Wilmets Arabische Grammatik, alles musste dienen mich dort einheimischer zu machen.

Indessen hatten die von unserm Fürsten aus Mailand mitgebrachten Seltenheiten, wovon sich der grösste Theil auf Leonardo's Abendmahl bezog, im höchsten Grad meine Aufmerksamkeit erregt. Nach eifrigem Studium der Acten Bossi's über diesen Gegenstand, und Vergleichung der vorliegenden Durchzeichnungen, nach Betrachtung vieler andern gleichzeitigen Kunstleistungen und Vorkommnisse, ward endlich die Abhandlung geschrieben wie sie im Druck vorliegt, und zugleich ins Französische übersetzt, um den Mailänder Freunden verständlich zu seyn. Zu gleicher Zeit ward uns von dorther ein ähnlicher Widerstreit des Antiken und Modernen, wie er sich auch in Deutschland rührt und regt, gemeldet; man musste von dorther auch über Classisches und Romantisches polemische Nachrichten vernehmen.

Zwischen allem diesem, bei irgend einer Pause, nach dem Griechischen hingetragen, verfolgte ich einen alten Lieblingsgedanken, das Morgenländische auf den Münzen Dorrachtanus dem Hauptsinne nach aufbehalten sey: denn was kann erwünschter seyn als entschiedenes Andenken des Höchsten aus einer Zeit, die nicht wieder kommt? Eben dieser Sinn ließ mich auch Philostrats Gemälde wieder aufnehmen, mit dem Vorsatz das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzuhalten trachtet, wieder zu beleben. Womit ich mich sonst noch beschäftigt, zeigt Kunst und Alterthum viertes Stück.

Ein wundersamer Zustand bei heitrem Mondenschein brachte mir das Lied Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wozu es wollte. Aufgefordert, und beständig in seiner Entstehung klarer, aber doch eben so wenig in der Ausführung des redenden, erschien mir zu Ende des Jahres ein Gedicht, in kurzer Zeit verlangt, erfunden, eingeleitet und vollendet. Zu Verherrlichung Ihro Majestät der Kaiserin Mutter sollte ein Maskenzug die verschiedenen poetischen Leistungen des Weimarischen Musenkreises, in einzelnen Gruppen gestalten und diese einen Augenblick in höchster Gegenwart verweilend, durch sinnliche Gebärde sich selbst erklären. Er ward am 18. December aufgeführt, und hatte sich einer gänstigen Aufnahme und dauernden Erinnerung zu erfreuen.

Kurz vorher war der siebzehnte und achtzehnte Band meiner Werke bei mir angelangt. Mein Aufenthalt in Jena war dießmal auf mehr als Eine Weise fruchtbar. Ich hatte mich im Ettersberg und Tannenthal, bei freier und schöner Aussicht und Umkreis, besonders der naturerscheinlichen Wolkenerbauungen. Ich beachtete sie, nach Howard, in Bezug auf den Barometer, und gewann manchertei Einsicht.

Zugleich war das entoptische Farbenspiel an der Tagesordnung. Verwirrt Verlaute, dem Blatt durch Druck, wie sonst durch Hitze, vielerlei Eigenschaft des regelmäßigen Farbenziehens bei Spiegelung zu erbitten, gelangen gar wohl, und ich memorirte, hinterzog von Zusammenwirken und Entgegenwirken, Mengungen und Zusammenwirken der Farben. Merkwürdiges mit Dreiecken; Ueber die Seerechtlichen Kreuze auf Damastart stehen und punkte sie nun nach beliebigem Scheinwechsel bell oder dunkel auf beliebten Fläche sehen. Dr. Seebeck besuchte mich den 16. Juni, und seine Gegenwart förderte in diesem Augenblick die immer zur gelegenen Zeit.

In Carlsbad sah ich voll Behagen ein weitgearbeitetes meßingenes Rohr mit Glasboden, wo durch die Polarisation des Lichtes erwiesen werden sollte. Es war in Paris gefertigt, man sah aber hier in der Beschränkung nur theilweise, was wir schon längst ganz und völlig in freier Luft darzustellen vermochten. Desto angenehmer war mir ein Apparat zu gleichem Zwecke, verehrt zu meinem Geburtstage, von Professor Schweigger, welcher alles leistet was man in diesem Cabinet verlangen kann.

Zur Gegnosie waren uns auch die schönsten Beiträge gekommen, mit bedeutenden Exemplaren aus Italien. Brocchi's Werk über Italienische Fossilien, Schmerrings fossile Eidechsen und Fledermäuse. Von da erbauen wir uns wieder in ältere Regionen, betrachteten Werners Gangtheorie und Freieslebens Sächsische Zinnformation. Eine angefangene Mineraliensammlung aus Norden kommt an. Bereicherungen von der Insel Rügen durch Koseegarten. Mineralien aus Sicilien und der Insel Elba durch Odeleben. Die Lage bei Elbeling bei Dortmund wird erworben. Durch besondere Gelegenheit kommt die Gegnosie der Vereinigten Staaten uns näher. Was für Vortheil daher entspringt, wird auf freundliche und solide Weise erwiedert.

In Böhmen war sogleich die allgemeine Gegnosie um desto ernster gefördert, als ein junger weitschreitender Bergfreund, Namens Neupel, auf kurze Zeit mit uns zusammentraf, und eine Charte des Königreichs mir zu illuminiren die Gefälligkeit

hatte, bes Vortrages in einer eigenen Schrift dieses Bestreben weiter zu führen und öffentlich bekannt zu machen. Man benutzte Haidinger's Vorschlag in Edinburgh, wo man außer dem Material des treuen verwitterten Schiefers auch das aufgeworfene Braunmaterial der Braunkohle kennen lernte, und von dem Ansehen der Zweckmäßigkeit gewann und vermehrt wurde. Alle benutzten Bestandtheile Bergmeyer in Schleswigwalde, erkennen uns an diesen instructiven Materialiensammlung, und erlauben uns diese am Tage eine Art von Übersicht der Localität des Steinweges. Im Granit einbrechende, oder viele mehr im Granit einhaltende, und sich durch Verwitterung daraus absondernde Theile, wie z. B. Glimmerschuppen, wurden benutzt und aufgehoben. So wurden uns auch sehr schöne krystallographische Untersuchungen mit Professor Weiß. Er hatte einige krystallisirte Diamante bei sich, deren Entwicklungsstufen er nach seiner schönen Gewohnheit mit Farben verzeichnete. Eine kleine Mineralische Sammlung, besonders instructive, ware zurecht gelegt; Rosenmayer von Rhonawarth schenkte sie mir, so wie es einige Bekannte Cryptolithe aufgesammelt aufbewahrte.

Bei meiner Rückkehr fand ich in Hauß Mineralien von Corsica und ähnliches Bekannten dieser Art. Auf die Akademie Jena war die Aufmerksamkeit der hiesigen Herren Erhalter ganz besonders gerichtet; sie sollte auch neue aufgestellt und belebt werden. Man unternahm die älteren Statuten der neuen Zeit gemäß einzurichten, und auch sie, indessen die unmittelbaren Anstalten mit der Akademie sich verbanden, hatte das Mineral durch dienliche Vorschläge bereichern. Das Bibliothekgeschäft setzte bereits seit Anfang des Jahres fortgesetzte und erweiterte Thätigkeit. Das Local wurde in genaue Betrachtung gezogen, und bemerkstelligt was an Räumlichkeiten, ohne großen Aufwand zu gewinnen sey, artistisch und baukunstmäßig überlegt, auch in welchem Sinn damit die Arbeit selbst begonnen und fortgesetzt werden könne, wohl überdacht. Die Vorschläge zu diesem Gang der Anstalten werden durch die beiden Höfe genehmigt und entschieden, und Accorde mit den Bauwerkern sodann abgeschlossen. Die Hauptlast blieb immer die Verdeutlichung des untern großen Saales. Wie man von außen gegen Graben und Garten in Luft gemalt hatte, so gedacht es man auch von innen durch Vertiefung des Profils. Alles andere war zur Einfachheit und Strenge des Gebäudes dienen konnte, ward berathen und ausgeführt, dabei die andere Verzierung sorgsam vermieden genommen. Nachdem auch im Innern gewisse Hindernisse mit Leichtigkeit beseitigt waren, ward nunmehr die Entlastungslinie standhaft, welches mit besonderer Vorsicht und Prüfung gethan, indem man sie in der sichersten Trennung wieder anstellte, um es zur neuen Anordnung auch die Benutzung derselben nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt ist hier zu Ehren der Anstalten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek nach wie vor, so noch viel stärker und lebhafter, benutzt werden konnte.

Hier finde ich nun eine Schrift anzuzeigen, indem ich die Manner nenne, welche auf in diesem Fache verwandten und verwendeten Gebäude kennen und jeder Anordnung gemäß mitwirkend sich erwiesen haben. Professor Goldenzweig, bisheriger Hausicher Bibliothekar, hatte unter dem vorigen Zustande so viel gelitten, daß er zu einer Veränderung beschieden freudig die Hand bot, und eine gewisse perpendikuläre Sorgfalt auch auf die neue Anordnung mit Nützlichkeit hinwendete. Rath Pulpius, Bibliothekar in Weimar, hatte früher der im Schloß verwahrten Büchersälen Bibliothek vorgeschlossen, und verlangte an der Translocation derselben seine Dienste nicht, wie er denn auch manche neue nützliche werdende Verrichtungen mit großer Fertigkeit zu liefern wußte. Dr. Weller, ein junger fröhlicher Mann, übernahm die Theorie über die oft mißlichen Bauliebhabereien, indem sowohl die Benutzung der Localitäten zu neuen Zwecken als auch der Wiederverkauf von Repositorien und andern Holzgeräthen eine sowohl gewandte als verdauernde Aufsicht und Anordnung erforderten. Der Kanzlist Cramer, der Vorsteher Endes der Schreibmaterialien Farben theilen jeder an seiner Stelle und auf seine Weise das Nöthige, so daß es in diesem Falle die Liebe zur Sache und die Anhänglichkeit an mir sämmtlicher Angestellten nicht genugsam zu rühmen wäre.

Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verfasser der Grunerischen so sehr bedeutenden Bibliothek angekündigt, und sogar der Antrag gethan seine im Ganzen anzukaufen und die Dubletten an der Zahl wieder zu veräußern. Ich, als ein angeklagter Feind solcher Operationen, bei denen nichts zu gewinnen ist, sah den Grunerischen Katalog mit den Katalogen sämmtlicher Bibliotheken verglichen, und durch Buchstaben anbeuten, was mir wo es schon besitzen werde. Durch viele mühselige und in der Zwischenzeit oft sehr unbequemen Zufall erwiesen sich, wie viel Vorzüglichkeit die öffentlichen Anstalten schon besitzen; über das andere was noch zu acquiriren wäre, ward die mehrere mühsame Arbeit verfaßt, und wir gelangten dadurch zum mäßigen Aufwand zu dem Ankauf der ganzen Grunerischen Bibliothek. Eben aber konnte sich viele neue nun eben erst Bekannt gewinnende, in Gefolg ihres akademischen Rufes, einer auswärtigen Aufmerksamkeit erfreuen, indem mit Freundlicher Annerkennung der Herzog von Coburg sie von ihm besonders geachteten Werke sämmtlich einlendete. Im November erstattete die Bedörde einen Hauptbericht, welcher sich ebenfalls Beifalls um so mehr erfreuen sollte, als der umsichtige Fürst persönlich von dem ganzen Geschäftsgange Schrift vor Schrift kenntnisß genommen hatte.

Die Operanfänge über die Gemeinschen unmittelbaren Anstalten hatte sich im Innern noch einer besondern Pflicht zu entledigen. Die Thätigkeit in einzelnen wissenschaftlichen Fächern hatte sich bethätigt ermuntert, die Lesezimmern waren auf einen solchen Grad erwachsen, daß der bisherige Platz nicht mehr hinreichte. Dieß konnte zwar im Ganzen bei [illegible] Wirthschaft einigermaßen ausgeglichen werden; allein das Unsichere war zu beseitigen, zu es mußten, mehrerer Klarheit wegen, neue Rechnungsabschlüsse und eine neue Etatsordnung eingeführt werden. In diesem Anschluß war der bisherige Rechnungsführer, als Rentkammer, von Herzoglicher Kammer an eine andere Stelle befördert, und die beschwerliche Arbeit, die alte Rechnung auszudrücken, die Gewährtraft los zu werden und einen neuen Etat nebst Rechnungsformular aufzustellen, hier mit dem Vorgefühlten, daß wegen Eintheilung der Lage sich kaum der Mühwaltung einer Kunstverständigen bedienen konnte.

Auch in dieses Jahr fällt ein Unternehmen, dessen man sich vielleicht nicht hatte unterziehen sollen; das Antragen des Verlegers. Als nämlich das, bisher auch von außen hergestellte Bibliothekszeichen von Wunsch hervorrief, gleicherweise die nächste bisher vernachlässigte Umgebung gereinigt und erweitert zu sehen, so that man den Vorschlag, sowohl das äußere

als innere Überreste abzutragen, zu gleicher Zeit die Gräben auszufüllen und dadurch einen Marktplatz für Holz- und Fruchtwagen, mehr wegen einer Verbindung der Stadt in Feuersgefahr mit den Teichen zu bewirken. Das Letztere ward auch bald erreicht; als man aber an die innern Grenze kam, durch deren Abtragung man einen freundlichen Eingang der Stadt zu verschaffen hoffte, that sich eine Gegenwirkung hervor, gegründet auf die moderne Maxime, daß der Einzelne durchaus ein Recht habe gegen den Vortheil des Ganzen den seinigen aufrecht zu machen. Und so blieb ein höchst unförmlicher Anblick stehen, wenn es schon, die Folgezeit den Augen unserer Nachkommen entziehen wird.

Für die Einsicht in höhere bildende Kunst begann dieses Jahr eine neue Epoche. Seven war Rudwisti und Zeichnung der Argentinischen Marmore zu uns gekommen, die Bildwerke von Phigalia sahen wir in Zeichnungen. Umrissen und ausgeführteren Blättern vor uns, jedoch war das Höchste uns noch fern geblieben; daher forschten wir dem Parthenon und seinen Giebelbildern, wie sie die Reisenden bei siebzehn bis Jahrhundert noch gesehen hatten, fleißig nach, und erhielten von Paris jene Zeichnung erster, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichen Begriff von der Intention des Ganzen verschaffte, als es in der neuern Zeit bei sorgfältiger Ausführung möglich ist. Aus der Schule des Lorenzo Maleo Hayden sandte man uns die Cerberus in schwarzer Kreide, gleich groß mit den Marmoren, da uns denn der Vortheil, auch die im Abguß einer andern nahende Figur, und die dritte dem ähnliche Dioscure, im Kleinen Maßstab, in ein wirkliches Format vereinigt. Einige Weimarische Kunstfreunde hatten auch die Gypsabdrücke wiederholt achten, und bestätigten, daß man hier die höchste Stufe der aufstrebenden Kunst im Altertum gewahr werde.

In gleicher Zeit ließ uns eine brittane Zeitung von Kupferstichen aus dem siebzehnten Jahrhundert in eine andere gleichfalls höchst erwünscht gemeinte Kunstepoche schauen. Die beiden Bände von Bartsch XIV. und XV. wurden beifällig hierauf studirt, und was wir dahin gehörtiges schon besaßen durchsehen, und nur einiges, wegen sehr hoher Preise, mit der schuldigen Liebhaberei angekauft.

Gleichfalls höchst unterrichtend, in einer neuern Epoche stehend, war eine große Kupferstich-Zeitung aus einer Leipziger Auction. Ich sah Jacobé beisammengelegte Blätter beinahe vollständig zum ersten Mal, ich ordnete und betrachtete viele Actualien, und fand sie in mehr als Einem Sinne bedeutend. Eine jede Zeitung wird merkwürdig, wenn sie sich an vorzügliche Gegenstände, ja wohl gar an seltne Wagstücke der Vorzeit hinanschließen.

Auch der Französischen Schule erhielt ich viele gute Blätter um den wirklichen Preis. Die Restauration war damals in dem Grade vorhanden, daß man ihr kein Verdienst zugestehen, und so wenig irgend etwas das von ihr herkäme, an seinen Platz versetzen mochte. Und so war mir schon seit einigen Auctionen bekannt, ehe ein Sportsack, bedeutende, sonst in der Kunst und Kunstgeschichte wohl bekannte, durch Auctionen und Gelegenheiten der Künstler gemachte große wohlgeschabene Blätter, eigenhändige Abdrücken mehrerer im achtzehnten Jahrhundert berühmter und beliebter Künstler, das Stück für zwei Groschen ausschlossen. Das Gleiche erhielt mir mit Prudhon Beaubrun schönen Blättern, und so lernte bei dieser Gelegenheit einen Künstler, den ich immer im Allgemeinen geschätzt, auch im Einzelnen werth achten.

Eine Medaille, welche die Mailänder zu Ehren unseres Fürsten als ein Andenken seines dortigen Aufenthalts prägen lassen, steht mir Gelegenheit zur Plastik zurückzukehren. Ich acquirirte zu dieser Zeit eine vorzüglich schöne Münze Alexanders, mehrere kleine Bronzen von Bedeutung wurden mir in Carlsbad theils täuflich, theils durch Freundesschaft, alsdann zu eigen. Graf Tolstoy's Büste, deren ich nur wenige kannte, überschickte mir der verdienstvolle Künstler, durch einen verehrten reisenden Courier, und das ich noch einmal Zerstreute zusammenfasse, das Kupferwerk von Campo Santo in Pisa erneute das Studium jener ältern Epoche, so wie im wundervollen Gegensatz das Voyage della Provincia Veneta alle K. K. l'Imperatrice d'Austria, von dem wunderlichen Sinnen und Dichten gleichgesinnter Künstler ein Beispiel vor Augen brachte. Von den in Paris bestellten zwei Pferdebändern, einem Venezianischen und Athenischen, kam jener zuerst und ließ uns seine Vorzüge empfinden, ehe und der andere durch Überschwemmung Gefahren dafür unempfänglich gemacht hätte.

1819.

Von persönlichen Verhältnissen wäre folgendes zu sagen: die Königin von Würtemberg stirbt im Anfang, Erzherzogin von Mecklenburg zu Ende des Jahrs. Staatsminister von Voigt verläßt uns den 11. März, für mich entsteht eine große Lücke, und dem Kreise meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip. Er schätzte sich in der letzten Zeit sehr angenehm von den unausthätigen wirkenden verunsicherten Potenzen, und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Erinnerung Konzuch's, die am 25. März eintrat, nicht mehr erlebte, von deren die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ihnlichen benachrichtigt wurde.

In dem übrigens ganz ruhigen Gang und Zug der Welt traten Ihro Majestät die regierende Kaiserin von Rußland in Weimar ein; ich sah in dieser Zeit den Grafen Stroganoff und den Staatsrath von Köhler.

Erfreuliches begegnete dem Fürstlichen Hause, daß dem Herzog Bernhard in Bonn geboren war, ein Erbprinz, das allgemeine Interesse verursachte. Der Aufenthalt in Dornburg und Jena war in mancherlei Beziehungen belebt. Die Prinzessinnen hatten ihren Garten in Jena besorgt, worauf denn hin und her viele Bewegung entstand; auch wurde die freie Gesellschaft dadurch vermehrt. Das Herzog von Meiningen und Prinz Paul von Mecklenburg der Zeiten wegen. In Ilm einige Zeit verweilten.

In Carlsbad sah ich Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung, und fand an ihm wie sonst einen gnädigen Herrn. Grafen Bernstorff lernt' ich persönlich kennen, nachdem ich ihn lange Jahre hatte vertheidigt nennen hören, und ihn wegen meiner treuen Verhältnisse zu meinen Freunden auch zählen lernen. Auch sah ich Graf Kanitz und andere, die mit Kaiser Franz in Rom zugegen waren, fand aber keinen darunter, der von der deutschen trefflichen Ausstellung im Palaste Caffarelli hätte ein Gleichniß vernehmen mögen. Den Grafen Carl Harrach, den ich vor so viel Jahren, als er für den Medizin in Wilhelm den Einsiedler sahe, in Carlsbad genau kannte, fand ich, in meinem großen Bergnügen,

gegen mich wieder wie ich ihn verlassen, und sein neuer Beruf nunmehr leidenschaftlich trieb. Seine ganz einzeln lebhaften Erzählungen von der verschiedenen Wiener Lebensweise verwirrten mir vorlaufig in den ersten Abenden Sinne und Verstand, doch in der Folge ging es besser; theils wurd' ich die Darstellungen einzelner Personen mehr gewohnt, theils repräsentirte er sich auf die Sonderung seiner praktischen Thätigkeit, ärztlicher Verhältnisse, merkwürdiger Berührungen und Einflüsse, die eine Person der Art als Standes, Welts und Heilmann erlebt, und ich erfuhr in diesem Punkte gar manches Neue und Fremdartige.

Geheimrath Berends von Berlin, ein soliden Verstand entwickelnder Mediciner, ward mir und meinem Bedürfen durch Dr. Reydenn, einen jüngern, verständig einsichtigen und strebsamen Arzte, als Arzt vorzüglich empfohlen und verschafft. Die verwittwete Frau Bratranhmann von Treviranus erinnerte mich an den ersten Verlust, den ich vor langen in ihrem Gemach, einem Nachbarhause so nachbarlichen als nachbarlichen Freunde erlitten; und so ward ich auch im Gespräch mit Professor Dittrich von Krummelbau an frühere Zeitliche Momente hinangewiesen, alte Freude, altes Leid wieder hervorrufen.

In Hause, so wie in Jena, ward mir gar manche Gute durch bleibende und vorübergehende Personen. Ich nenne die Grafen Sanitoff und Bernstorff, und sodann ältere und neuere Freunde, Wohlwollende und Bekehrende. Rees von Eisenbeck, nach Berlin versetzt und zurückgekommen von Stein aus Breslau. Mannigfaltige Mittheilungen dieses thätigen rührigen Mannes und früheren Hausgenossen erfreuten mich. Ein gleiches Verhältniß eröffnete sich zu Bernard von Lepel, Geheimen Expeditionsrath. Sie sich erwiesen als tüchtiger Mann, und man mußte vielleicht manche schwache Aeußerung einem unverdienten unbilligen Uebel zuschreiben. Er empfahl den oberen Classen des Gymnasiums Terbacens Urania als ein classisches Werk, wenn nicht bedeutend, daß die von dem trefflichen Dichter so glücklich bekämpfte Zweifelsucht ganz aus der Mode gekommen, daß niemand mehr an sich selbst zweifle, und sich die Zeit gar nicht nehme an Gott zu zweifeln. Seine Gegenwart muthete mich nicht an; ich habe ihn nur einmal gesehen, und bedauert daß er seine ersprießliche Einsicht und Thätigkeit nicht auch an Werthern Kirchen und Schulen habe beweisen können. Lebensbedeutender war mir der Umgang mit der gastfreien Schubertischen Familie, die vom Rückwärts nach Berlin zog, den glücklichen Aufenthalt an jenem Orte mit innigem Bedauern rühmend, früherer Jenaischer Verhältnisse an Ort und Stelle sich lebhaft erinnernd, und nach Berlin mit freudiger Hoffnung hinübergehend. Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verstummten, aber auch schwer zu verstehenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gelieb auf wechselseitiges Belehrung. Ein junger Angehöriger von Berlin, der sich durch Talent, Mäßigung und Fleiß aus bedrängten Umständen in einer angenehmen Sphäre, einem bequemen häuslichen Zustande und einer höchst jungen Frau gehoben hatte, Maler von Luck, der Mainzer Domherrn, ist auch nach seiner Weise zum Beispiel da, wie unvorsichtig eintritt, sein Weiben ohne Noth verstärkt und glaubt aus Uebereilung die Weltgeschäftigkeit verstummt. Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt sich länger auf, und sah Raum eine wiederkehrende Ansicht zu nennen und zu schauen. Geheimrath von Willemer, der die Zeiten einer für ihn höchst traurigen Angelegenheit erneuerlang argumenten suchte, reiste nach Berlin, um von Ihro Majestät dem Könige Verzeihung für den Gramer seines Sohnes zu erflehen. Der Griechische Gesandte, mich hierte, auch hatte ich seine Landsleute, die um höhere Bildung zu gewinnen nach Deutschland gekommen waren, immer freundlich aufgenommen. Präsident von Meyden aus Bayreuth, so sehr wir jeder Vorsichtigkeit und akademischer Zurückhaltung ruhig, behandelte mich, und man konnte sich über die damals so dringenden Angelegenheiten nichts Erfreuliches mittheilen. Die Weimar- und Gothaischen Regierungsbevollmächtigten von Conta und von Hoff sprachen gleichfalls wegen akademischer Verhältnisse bei mir ein. Ein Sohn von Baggesen erfreute mich durch heitere Gegenwart und unbefangenes Gespräch. Ernst von Stollberg, dem es sehr wohl gehen wollte, eine Anstellung in Preußischen einleitete. Sodann lernte ich noch einen jungen Ehemann, Namens Runge, kennen, der mir auf andere Weise zu sein schien.

Der Aufenthalt hab' ich nunmehr zu erwähnen, den man meinen sechzigsten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu schenken geneigt war. Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verleugnung suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Diesmal hatte ich den zwischen Hof und Carlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beängstigtem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. August setzte ich zu einem schon vorbereiteten Gastmahl aus den Postwagen eingeladen werden, wovon ich mich, in Nächtlicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte. Aber überraschte mich auch der Zeuge noch gar mannigfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28. August ein ordnet und bedeutendes Fest gefeiert; die Gesellschaft der Deutschen Geschichtskunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt, die Ausfertigung bedauert erhielt ich durch mündliche Gelegenheit. Die Mecklenburgischen Herren Stände verehrten mir zu diesem Tage eine goldene Medaille, als Dankzeichen für den Antheil, welchen sie bei der Verfertigung des Bildnerischen Statue genommen hatte.

1820.

Nachdem wir den 29. März eine Mondesverfinsterung beobachtet hatten, blieb die auf den 7. September angekündigte ringförmige Sonnenfinsterniß unser Augenmerk. Auf der Sternwarte zu Jena wurden vorläufige Zeichnungen derselben verfertigt, der Tag kam heran, aber leider mit ganz überwölktem Himmel. In dem Garten der Prinzessinnen waren Einrichtungen getroffen, das mehrere Personen zugleich eintreten konnten. Seremissimus benutzten Ihre Hoheiten Enkel zur guten Stunde, das Gewölk um die Sonne wore lichter. Anfang und Mitte konnten vollkommen beobachtet werden, und den Austritt. Das Ende zu sehen zogen wir sie auf die Sternwarte, wo Professor Posselt mit andern Angestellten beschäftigt war. Auch hier gelang die Betrachtung, und man konnte vollkommen zufrieden sein, während in Weimar ein bedeckter Himmel jede Ansicht verhinderte.

Auf einer Reise nach Carlsbad verbrachte ich die Weltereignisse ununterrichtet, und redigirte die Bemerkungen daselbst. Ich setzte ein solches Wohlbefinden bis Ende Juli und weiter fort, wodurch ich die Entwicklung der höchsten atmosphärischen Zustände

auseinander immer mehr trennen lernte, und endlich eine Zusammenstellung der Weltreformen auf einer Tafel in verschiedenen Feldern unternehmen konnte. Nach Hause zurückgekehrt, beeigrad ich die Anregungen mit Professor Posselt, welcher daran sehr verständigen Theil nahm. Auch wurden nunmehr von Chiemad Wetterbeobachtungen eingesendet. Von Büchern förderte mich am meisten Brandes Witterungskunde und zerstreute Bemerkungen in diesem Fache. Dittmars Arbeiten wurden benutzt, freilich nicht in dem Sinne wie es der alte Mann wünschen mochte.

Das Botanische ward nicht ausser Augen gelassen; der Belvederische Katalog kam zu Stande, und ich sah mich dadurch veranlasst die Gedichte der Weimarischen Botanik zu sammeln. In sich hierauf ein Französisches Heft überstehen, das in galantem Vortrag die Vermehrung der Arten anrieth und anleitete. Jäger über Missbildung der Pflanzen, de Candolle Arzneikunde derselben, Henschel gegen die Sexualität, Rees von Esenbecks Handbuch, Robert Brown über die Synanthisten wurden sämmtlich beachtet, da ein Aufenthalt in dem botanischen Garten zu Jena mir dazu die erwünschteste Muse gab.

Bedeutender Hauptthun wurde auf der Stelle beratschlagt und besprochen; Herr Doctor Carus theilte von einem Kirschbaum in Sachsen ein zartes Gedicht von Lindenwurzeln mit, welche zu den Särgen hinabgeschlossen, diese zerreibt als die entbalteten Leichname wie mit Zitronensaften anzuweichen hatten. Ich führt mich mit Warming des Hyophyllum calycinum zu beschäftigen, dieser Pflanze die den Triumph der Metamorphose im Offenbaren feiert. Indessen war durch die Reise Oesterreichischer und Bayerischer Naturforscher nach Brasilien die lebhafteste Hoffnung erregt.

Auf meiner Reise nach Carlsbad nahm ich den Weg über Wunsiedel nach Alexandersbad, wo ich die seltsamen Trümmer eines Granitgebirges nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder betrachtete. Mein Ansehen war abwechselnde Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulcanen, Wasserfluthen und andern Titanischen Ereignissen geltend zu machen suchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick sich gar wohl erkennen liess, dass durch theilweise Auflösung wie theilweise Verhärtnisse des Urgesteins, durch ein daraus erfolgtes Sinken des Stehengebliebenen, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuern Massen, diese staunenswürdige Erscheinung ganz naturgemäss sich machen habe. Auch dieser Gegenstand ward in meinen wissenschaftlichen Heften wörtlich und bildlich aufgezeichnet; ich zweifle jedoch dass eine so ruhige Ansicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde.

In Carlsbad setzte ich die alte aerostatische Folge wieder in belebernden Mustern zusammen, worunter schöne Stücke des Granits vom Schlossberge und Bernhardsfelsen, mit Hornblendearten durchzogen, gar wohl in die Augen fielen. Eine neue specielere Folge, auf Porcellan- und Steingutsmassen sich beziehend, enthielt die natürlichen unveränderten Stücke enthaltend, ward angefügt. Eine solche vollständige Sammlung setzte ich dem Fürsten von Thurn und Taxis und seiner Umgebung vor, welcher den theilnehmenden Beifall mit dem Aufgewiesenen zurückgab.

Den pseudovulcanischen Gebirgsmassen schloss sich gleichfalls erneute Aufmerksamkeit, wozu mir einige Bezüge des Wachsens, neu aufgeschlossene Localitäten in der Gegend von Dallwitz und Lessau die beste Gelegenheit gaben. Hier war es ansehnlich wie die ursprünglichen Schichten des früheren Silbergebirges, ehmals innigst mit Steinkohlenmasse vermischt, nunmehr durchgeglüht, als bunter Porcellanjaspis, in ihrer alten Lage verharrten, da denn z. B. auch eine ganze Schicht thonartigen Gesteines ob dazwischen deutlich ausgeschmolz, und Veranlassung gab, sowohl die Mineralische Sammlung, als die eigenen und Freundesbeiträge, mit grossen und belehrenden Stücken zu bereichern.

Als ich nun hierauf den, durch den Wegbau immer weiter aufgeschlossenen Kammerberg bei Carlsbad, sorgfältig abermals betrachtete und die verschiedenen Schichten desselben genau ansah, so gelang es mir endlich zu der Ueberzeugung des Verlaufs Rand wieder zurückkehren, und dieses problematische Phänomen für pleistozänmässig anzusehen. Hier war ein mit Kohlen schwarzer Glimmerschiefer wie dort spätere Thonschiefer durchzogen, gebrochen und dadurch mehr oder weniger verändert.

Diese Ueberzeugung einem frischen Anschauen gemäss, tröstete mich meines selbst gegen ein eigenes gar drückend Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, ist es kein Wunder wenn ein redlicher Forscher in seiner Meinung irrt.

Die kleine Bataille vom Berge, einem neben Berge in der Nähe von Eibenstock, denen man bei der Grösse einer Kinderarmee oft eine bestimmte Gestalt anzuweisen kann. Der Granitbruch, woraus alle die darinnen Formen sich zu entwickeln schienen, ward in Thon nachgebildet, auch Musterstücke an Herrn von Sorets nach Wien gesendet.

Auf den Jenaischen Musen revidirte ich die Carlsbader Suite mit meiner Uebersicht, und da man denn doch immer vorläufige Feuer- und Glutversuche anstellt, um zu den Naturerrathen parallele Erscheinungen zu gewinnen, so hatte ich in der Feuerbeständigkeit zu Zwingen derselben anstellen lassen, und es betrübt mich die dermalen Ergebnisse nicht in eine geordneten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben, besonders da einige Gesteinsarten nach dem heftigsten Brande sich äusserst regelmässig gestalteten. Gleicherweise sandte man von Coburg aus natürlichen Thon und daraus übermässig gebrannte Ziegeln, welche auch sich schalenartig und zwiebelt gestalter erwiesen.

Jüngere Freunde versorgten mich mit Musterstücken von dem Braunkohle bei Danzig, imgleichen bei Berlin, aus denen man eine völlig systematische Sammlung Gesteinarten, und zwar in ihren verschiedenen Zeit- und Gangstufen anordnen konnte.

Das Beispiel einer ähnlichen Formation zeigte uns der Steinschneider Facius. Er hatte in einem Tuffsteinconglomerate, welches mannichfach abgerundete Gedichte enthielt, auch einen geschnittenen Stahlen gefunden, worauf ein Thetis mit zierlich nackt Accessorien Zeichen, ein sinnend Besonder an der einen, ein sitzend Cupidon an der andern Seite, von zierlicher Arbeit. Man suchte sich diese offenbar zufällige Erscheinung aus verwandten Umständen zu erklären, die jedoch hier zu entwickeln nicht der Ort ist. Der Medicinalrath Kammerherr Herr von Preen verehrte mir von einer Reise aus Tirol mitgebrachte bedeutende Mineralien; Graf Bedemar, ehmalen Dänischer Kammerherr, schöne Opale von den Farroer Inseln.

An Büchern waren mir sehr angenehm: Rose über Basaltgenese, ein alter Gleichgesinnter, der auch noch an allen Bergisen hielt; ferner dessen Symbola; einen Aufsatz des ersteren theils ich im Drucke mit, einer bis letzteren liegt noch unter meinen Papieren. Herrn von Sorets Arcoiten förderten uns auch in diesem Capitel. Von England waren sehr

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefaegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunеſt, Fremdling,
Dieſe Stein' an?
Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

mentaren The first Principles of Geology, by G. B. Greenough. Lond. 1819. Die Vierneriſchen Anſichten, die man nun ſchon ſo viele Jahre gewendet war, in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war angenehm erwünſcht. Eine große geologiſche Charte von England war durch beigedruckte Ausführung und Reinheit einer ernſten Betrachtung beſtens zurückgab. Als ſelbſtſtändig bearbeitete ich zur Mineralogie und Naturgeſchichte des erſten Bandes drittes Heft.

Friſche Luſt zu Beförderung der Farbenlehre gaben die ein optiſchen Farben. Ich hatte mit großer Sorgfalt meinen Aufſatz im Auguſt dieſes Jahrs abgeſchloſſen und dem Druck übergeben. Die Abtheilung, der ich in meiner Farbenlehre gefolgt, fand ſich auch hier bewährt; der entoptiſche Apparat war immer mehr vervollkommt worden. Glimmer- und Gypsblättchen wurden bei Verſuchen angewendet, und ihre Darſtellung ſorgfältig betrachtet. Ich hatte das Glück mit Herrn Staatsrath Schultz dieſe Angelegenheit mehrmals durchzugehen, wobei denn dasjenige mich aufs neue verſicherte, was ich in meiner Farbenlehre, Portitze zur Kenntniß des Sehens ward aufgezeigt und die Widerſacher meiner Bemühungen nach Jahren aufgeſtellt.

Den theilnehmenden Freunden wurd' ich auf ein Werk aufmerkſam gemacht: Nouvelle Chrogenese par le Prince, welches als Wirkung und Beſtätigung meiner Farbenlehre angeſehen werden könnte. Bei näherer Betrachtung fand ſich jedoch ein bedeutender Unterſchied. Der Verfaſſer war auf demſelben Wege wie ich dem Irrthum Newtons auf die Spur gekommen, allein er förderte weder ſich noch andere, indem er, wie Doctor Reade auch anfing, etwas alles Unhaltbares an die alte Stelle ſetzen wollte. Es hat mir zu abermaliger Betrachtung Anlaß, wie der Menſch, von einer Erkenntniß ernſten und aufgeklärt, doch ſo ſchnell wieder in die Finſterniß ſeines Unterſcheidungsvermögens zurückfällt, wie er ſich ſodann mit einem ſchwachen Lichtchen kümmerlich fortzuhelfen ſucht.

Gar mannigfaltig Betrachtungen über das Perſonen in den Wiſſenſchaften, über Verdienſt und Recht daſelbſt, zu Nachtheil, werden angeſtellt. Der ſich immer mehr an den Tag ergebende, und doch immer geheimnißvoll bleibende Bezug aller phyſikaliſchen Phänomene auf einander wird mit Beſcheidenheit betrachtet und ſo die Chladniſchen und Seebeckiſchen Figuren paralleliſirt, als auf einmal in der Entdeckung des Bezugs des Galvanismus auf die Magnetnadel durch Prof. Oerſted ſich uns ein beinahe blendendes Licht aufthat. Dagegen betrachtete ich ein Beiſpiel des ſchrecklichſten Dilettantismus mit Schrecken, indem ich die Arbeiten Biots über die Polariſation des Lichts näher ſtudirte. Man wird wirklich krank über ein ſolches Verfahren; heterogene Theorien, Beweis- und Ausführungsarten ſind praktiſche Nebeln, gegen welche die lebendigſte Organiſation ſich nicht herſtellen kann.

Der untere große Jenaiſche Bibliotheksſaal war nun in der Hauptſache hergeſtellt; die Repoſitorien, die ſonſt der Länge nach den Raum verfinſterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht aufdrig auf. Ein buntes, von Scheiblino verfertigtes altdeutſches Fenſter ward eingeſetzt und daneben die Gypsbüſten der beiden Herren Antiquaren aufgeſtellt, in dem obern Saal ein geräumiger Pult eingerichtet und ſo immer mehreren Erfordernissen Genüge geleiſtet. Um in den alterthümlichen, unverſtellten, dem Auge wenig Erquickliches bietenden Sälen einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf ſymboliſche, die perſönlichen geiſtigen Thätigkeiten begründende Bilder, welche ſonſt ſo beliebt, mit Sinnſprüchen begleitet, in allen wiſſenſchaftlichen Anſtalten den Beſucher entzogen tendieren. Einiges wurde aufgeführt, anderes durch Herrn Schmeels Gefälligkeit vorbereitet, das Meiſte blieb als Skizze, ja nur als bloßer Gedanke zurück. Die Bibliothekſchen Deductionen wurden durch Vulpius katalogiert, ein Bibliotheks-Manuſcript, auf Hufeiſen Zeiten beſtätigt, durch Dr. Wetta überſieht, ein Hauptbibliotheks-Bericht erſtattet, eine unterbrochene Fortwerfung durch ausführliche Tagebücher und Dr. Weſters perſönliche Verunterſtattung möglich gemacht.

Bei der botaniſchen Anſtalt beſchäftigte und die Anlage eines neuen Gladhauſes, nach dem Beiſpiel Serenissimi, und unter deſſen beſonderer Mitwirkung. Riß und Anſichten wurden gefertigt, die Accorde abgeſchloſſen und zu gedeihlicher Zeit die Arbeit vollendet. Auch war der Anfang der Statiſchen Paraleliſirſammlung für das anatomiſche Cabinet gemacht und abgeſchloſſen, der Transport derſelben aber, welcher ein neues Local erforderte, noch aufgeſchoben. Der untere große Saal im Schloſſe, der ſeit Entfernung der Büttneriſchen Bibliothek noch im Wüſte lag, ward völlig wieder hergeſtellt, um verſchiedene Curiosa darin aufzubewahren. Ein bedeutendes Modell des Amſterdamer Rathhauſes, das bei mehrmaligem Umſtellen und Transportiren höchſt beſchädigt worden war, ließ ſich nun reparirt wieder aufrichten.

In Weimar ging alles ſeinen Gang; das Münzcabinet war an Dalpuſt zu endlicher Einrichtung übergeben worden, auch kam die Actenregiſtur völlig in Ordnung.

In meinem Gesichtsbaſſelle hatte voriges Jahr die angefangene Geſellſchaft der Deutſchen Alterthümer in Frankfurt am Main die Aufmerkſamkeit, mich unter die Ehrenmitglieder aufzunehmen. Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete, und welche Theilnahme ſie allenfalls auch von mir wünſchen könnte, ſo ging mir der Gedanke bei, es möchte wohl auch ein Vorbild ſeyn, in ſpätern Jahren, bei höherer Ausbildung, in ein neues Fach getrieben zu werden. Es lag auf der Jenaiſchen Bibliothek ein ausgemachtes Manuſcript von der Ehrenpf des Otto von Freiſingen, auch einige andere, welche nach dem Wunſch jener Geſellſchaft ſollten beſchrieben werden. Nun hatte der Bibliotheksdiener Compter ein beſonderes Talent zu derlei Dingen, es mißlich ihm die Nachahmung der alten Schriftzüge ganz beſonders, deßwegen er auch die genaueſte Aufmerkſamkeit auf ſie etwas zu legen pflegte. Ich verfertigte ein ſorgfältiges Schema, wornach die Codices Punkt für Punkt verglichen werden ſollten. Hiernach ſing er an gedachtes Manuſcript des Otto von Freiſingen mit dem erſten Straßburger Actenſtück deſſelben zu vergleichen; eine Arbeit die nicht fortgeſetzt wurde. Im Ganzen ward jedoch die Beſchäftigung eine Zeit lang fortgeſetzt, ſo wie das Verhältniß zu Herrn Bücher in Frankfurt unterhalten.

Zu dieſer Zeit erhielte die Frau Erbprinzessin aus der Auction des Kanonikus Pick zu Köln eine wohlerhaltene ältere Schale, deren eingeätzte Darſtellung ſowohl als Inſchrift ſich auf einen Taufact Friedrich des Erſten bezogen und auf einen Pathen Otto genannt. Es wurde in Steinerud für Frankfurt copirt, daſelbſt und an mehreren Orten communicirt, aber eben hieraus zeigte ſich, wie unmöglich es ſey antiquariſche Meinungen zu vereinigen.

Ein deshalb verübtes Attentat ist ein merkwürdiges Beispiel eines solchen antiquarisch-artistischen Dünkels, und ich nenne mir, daß mir nach seiner Verfahrung weitere Lust und Muth zu diesem Studium ausfiang. Denn meiner gutmüthigen Fürsorge, eine Erklärung der Scale angekündigt, und da immer ein Widerspruch dem andern folgte, so ward die Scale dergestalt umgewiß, daß man kaum noch die silberne Scale in der Hand zu halten glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.

Der Triumphzug Mantegna's, von Andreas Andreani in Holz ausgeführt, hatte unter den Kunstwerken des sechzehnten Jahrhunderts von jeher meine größte Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich besaß einzelne Blätter desselben, und sah sie vollständig in seiner Sammlung ohne ihnen eine lebhafte Bewunderung ihrer Folge zu widmen. Endlich erhielt ich sie selbst und konnte sie ruhig neben und unter einander betrachten; ich studirte den Vasari deshalb, weder mir aber nicht zusagen wollte. Wo aber gegenwärtig die Originale seyen, da sie, als auf Tafeln gemalt, von Mantua weggeführt worden, blieb mir verborgen. Ich hatte meine Blätter eines Morgens in dem Jenatischen Gartensaale vollständig ausgelegt, um sie genauer zu betrachten, als der junge Meyer, ein Sohn meines alten Freundes, hereintrat und sich alsogleich in bekannter Gesellschaft zu finden erklärte, indem er kurz vor seiner Abreise aus England sie zu Hamptoncourt wiedersehen in den königlichen Zimmern verlassen hatte. Die Wiedersehung ward leichter, ich erinnerte meine Verhältnisse zu Herrn Dr. Roeder, welcher auf die freundlichste Weise bemüht war allen meinen Wünschen entgegen zu kommen. Zuvi. Mas. Zustand, ja die Gesinnte ihres Besitzes von Carl dem Ersten her, alles ward aufgeklärt, wie ich seitdem in Kunst und Alterthum IV. Band II. Heft ausführlich ausgeführt habe. Die von Mantegna selbst in Kupfer gestochenen Originalblätter aus dieser Folge kamen nur gleichfalls durch Freundeshand zur Hand, und ich konnte alle zu mir nehmen mit den Nachbemerkungen von Bartsch versehen, nunmehr ausführlich erkennen und mich über einen so merkwürdigen Punkt der Kunstgeschichte ganz genau aufklären.

Von Jugend auf war meine Freude mit tüchtigen Künstlern umzugehen. Durch freie heitere Verhältnisse entstand im Gespräch und aus dem Gespräch etwas vor unsern Augen; man sah gleich, ob man sich verstanden hatte und konnte sich um desto eher verständigen. Dieses Vergnügen ward mir diesmal in vollem Grade; Herr Staatsrath Schultz brachte mir drei würdige Berliner Künstler nach Jena, welche gegen Ende des Sommers in der gewöhnlichen Gastfreundschaft mich aufsuchten. Herr Geh. Rath Schinkel machte mich mit den Ansichten seines neuen Theatersaales bekannt und wies qualeich anschaulich landschaftliche Uebergangsformen vor, die er auf einer Reise ins Tyrol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, ersterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafte zu lebensvolle Künstlerunterhaltung etwas sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die gesbnsten des Jahres rechnen. Nach vollendetem Modell in Thon ersuchte Hofbildhauer Kaufmann für eine Gypsform. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte, und die angenehmsten Stunden wiederholte sie uns. Es hatte sich in den wenigen Tagen so viel Productives — Anlage und Ausführung, Plane und Vorbereitung, Beiherendes und Ergreifendes — zusammengefunden, daß die Erinnerung daran immer wieder neu belebend sich erweisen mußte.

Von den Berlinischen Kunstsalonten ward ich nunmehr aufs vollständigste unterrichtet, als Hofrath Meyer mir das Tagebuch eines zweiten Aufenthaltes mittheilte; so wie die Betrachtung über Kunst und Kunstwerke im Allgemeinen, durch dessen Aussätze in Bezug auf Kunstbesitzen und Kunstsammlungen, bis zu Ende des Jahres lebendig erhalten wurde. Von neuerer Plastik erhielt ich die vollständigste Sammlung der Medaillons, welche Graf Tolstoy zu Ehren des großen Befreiungskrieges, in Mannigfaltigkeit hatte. Wie höchst lebendigwerth diese Arbeit anzusprechen werden müsse, setzen die Amerikanischen Kunstfreunde in Kunst und Alterthum mehr auseinander.

Leipziger Auctionen und sonstige Gelegenheiten verschafften meiner Kupferstichsammlung belehrende Beispiele. Brauntücke, nach Rafaelin da Reggio, einer Grabtuch, worin ich das Original einer einige Zeit besaß, gaben über die Verfahrungsart der Künstler und Radirdiner erwünschten Aufschluß. Die Sacramente von Poussin setzen tief in das Naturell eines so bedeutenden Künstlers hineinblicken. Alles war durch den Gedanken hervorgerufen, aus Kunstbesitz gesammelt; aber eine gewisse Raverät, die sich selbst und die Herzen anderer aufschließt, selbst sich durchaus, und in seinem Sinne war eine Folge so wichtiger und verehrter Gegenstände höchst förderlich.

Auch kamen mir zwei Anbrüche zu von Haldenwang's Kopirung nach verschiedenen Radirungen der vier Cäsischen Claude Lorains. Diese setzen immerfort in Erstaunen und erhalten uns so großen Werth, als die Originale, aus welcher Nachbarschaft entrückt, in dem trüben Norden nur wenigen zugänglich bleiben.

Der wackere, immer thätige, den Weimarischen Kunstfreunden immer gefällig gebliebene Freiherr Guolin sendete von seinem Kupfern zum Dante der Herzogin von Devonshire die meisten Privatdrücke. So sehr man aber auch diese seine Nadel bewunderte, so sehr bedauerte man, daß er seinen Orts einmalen habe seine Hand leiten müssen. Diese Blätter, zur Bestätigung einer Prachtausgabe der Ariosto von Annibal Caro bestimmt, setzen ein traurigs Beispiel von der modernen realistischen Tendenz, welche sich hauptsächlich bei den Engländern worksam erweist. Denn was kann wohl traurigers seyn, als einem Dichter aufsetzen zu wollen durch Darstellung wüster Gräuelen, welche die lebhafteste Einbildungskraft nicht wieder anspannen und zu verbildern wüßte? Was man denn nicht oben anbringen, das Detail in seiner fast Wüste gebracht als jenem Urquelland der Lateinischen Welt zu vergegenwärtigen, um die Einheit verlassenen, verschwundenen, durchaus veränderten Schicksier und Städte einigermaßen vor den Römern seiner Zeit dagestellen anzuregen? Und vergebt man nicht, daß verwüstete, der Erde gleich gemachte, verstumpfte Localitäten die Einbildungskraft völlig paralysiren und sie alles Aus- und Nachdenkens, der allenfalls noch möglich wäre, sich dem Dichter gleichen zuschellen, völlig berauben?

Die Münchner Steindrucke stehen und die unaufhaltsamen Fortschritte einer in hohem Grade technisch von Zeit zu Zeit aufsdauern. Die Kupfer zum Faust, von Retzsch gezeichnet, erschienen im Radirstich zu London, höchst reinlich und genau. Ein historisches Blatt, die versammelten Minister beim Wiener Congresse darstellend, ein Geschenk der Frau

Herzogum von Curland, nahm in den Perrefeuillen des größten Formats seinen Platz.

Der älteste Grundsatz der Chromatik: die körperliche Farbe sey ein Dunkles, das man nur bei durchscheinendem Lichte gewahr werde, bethätigte sich an den transparenten Schwerzierlandschaften, welche König von Bern bei uns ausstellte. Ein starkes Durchscheinendes setzte sich an die Stelle des lebhaft Beleuchteten und Beschattete, das Auge ward, anstatt des entschiedensten Genusses endlich ein peinvolles Gefühl entrast.

Sonderlich habe ich noch darüber einen Steindruck zu gedenken, welcher von Mainz aus meinen diesjährigen Geburtstag feierte, mit einem Gedicht freundlich geziert wurde. Auch sandte der Alte an zu einem Monument, welches meine theuern Landsleute mir zugedacht hatten. Als anmuthige Verzierung einer weiblichen Gartenscene, wie der erste Freundes-Gedanke die Absicht aussprach, wär' es dankbar anzuerkennen gewesen, aber als architectonische selbstständige Prachtmasse war es wohl geeignet, sie bescheiden zu verbitten.

Aber zu höheren, ja zu den höchsten Kunstbetrachtungen wurden wir aufgefordert, indem die Bau- und Bildwerke Griechenlands lebendig zur Sprache kamen. An das Parthenon wurden wir aufs neue gewiesen, von den Elginischen Marmoren kam uns manche Kunde, nicht weniger von dem Privatleben. Die äußersten Gränzen menschlicher Kunstthätigkeit im höchsten Sinne und mit naturähnlicher Nachbildung wurden uns gewahr und priesen uns glücklich auch dies erlebt zu haben.

Auch ein gleichgesinnter Freund setzte Trieb und Einbildungskraft am Alterthum; das neueste Heft von Tischbeins Bildwerken zum Homer gab zu manchen Betrachtungen Anlaß. Der Maskenzug Coder der Zug, englisch aus welcher Zeit, war für die Kunstbetrachtungen von großem Belang, indem offenbar ältere derbliche Kunstwerke dazu mitgewirkt und deren Andenken dadurch für uns erhalten worden.

Der Aufenthalt Herrn Raabe's in Rom und Neapel war für uns nicht ohne Wirkung geblieben. Wir hatten auf höhere Veranlassung denselben einige Aufgaben mitgetheilt, wovon sehr schöne Resultate uns überkommen wurden. Eine Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, wie der Künstler sie vorfand, ließ sich mit einer ältern, vor dreißig Jahren gleichfalls sehr sorgfältig gefertigten, angenehm vergleichen. Auch hatten wir, um das Colorit der Pompejischen Gemälde wieder ins Gedächtniß zu rufen, davon einige Copien anfertigen, da uns denn der wackere Künstler mit Nachbildung der bekannten Centauren und Tänzerinnen höchlich erfreute. Das dramatische Farbenspiel der Alten zeigte sich ihren Bildern Verdienstlich völlig gleich, und wie soll' es auch einer so harmonischen Menschheit an diesem Hauptpunkte gerade mangelt haben? wie sollte, statt dieses große Kunstelement, eine Lücke in ihren vollständigen Wesen entdeckt sein?

Als aber unser werther Künstler bei der Rückreise nach Rom diese seine Arbeit vorwies, erklärten sie die derbigen Nazarener für völlig unnütz und zweckwidrig. Er aber ließ sich dadurch nicht irren, sondern schonte und colorirte, auf unserm Rath, in Florenz einiges nach Peter von Cortona, wodurch unsere Ueberzeugung, daß dieser Künstler bekonders für Farbe ein sonderes Naturgefühl gehabt habe, sich abermals bestätigte. Wäre der Anfang des Jahrhunderts unser Einfluß auf Deutsche Künstler nicht ganz verloren gegangen, hätte sich der durch Trömmelei erschlaffte Geschmack nicht auf ergrauten Wegen zurückgetragen, so würden wir zu einer Sammlung der Art Gelegenheit gegeben haben, die dem reinen Natur- und Kunstblick eine Geschichte älteren und neueren Geschmacks, wie sie schon mit Worten verfaßt worden, in Bildwerken vor Augen gelegt hätte. Da es aber einmal nicht seyn sollte, so suchten wir nur uns und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu befestigen, indeß jener wahnsinnige Steindruck seine Scherz trug, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns aufzusprechen.

Mit eigenen künstlerischen Productionen waren wir in Weimar nicht glücklich. Heinrich Müller, der sich in München des Steindrucks befleißigt hatte, ward aufgemuntert, verschiedene hier vorhandene Zeichnungen, worunter auch Carstens'sche waren auf Stein zu übertragen; sie gelangen ihm zwar nicht übel, allein das unter dem Namen Weimarische Pinakothek zusammengetane erste Heft gewann, bei übersüllter Masse, nur noch dazu für vorzüglichere Waare fand, keine Käufer. Er vernichtete noch einige Platten, allein man ließ das Geschaft ruhen bleiben, in Hoffnung, bei verbesserter Technik in der Folge dasselbe wieder aufzunehmen.

Als mit bildender Kunst einigermaßen vertraudt bemerkt ich hier, daß meine Aufmerksamkeit auf eigenhändige Sorgfalt vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt werden, indem eine Bezeichnung des Schlosses Friedland, mit Faschinen's neu bekanntem Namen aus dem dreißigjährigen Kriege, herauskam, die ich an meine Original-Documente sogleich erinnernd ansah. Auch erfreute zu derselben Zeit ein Portrait des merkwürdigen Mannes in ganzer Figur, von der leichtgeübten Hand des Directors Bergler in Prag, wodurch denn die Geister jener Tage zweifach an und wieder herangebannt wurden.

Von gleicher Theilnahme an Werken mancher Art wäre soviel zu sagen. Hermanns Programm über das Wesen und die Bedeutung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung, die ich den Arbeiten dieses vorzüglichen Mannes von jeher gewidmet hatte; denn was kann uns zu höherem Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzudringen, die mit Tiefe und Schärfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen, daß die sprachverändernden Urvölker, bei Benennung der Naturerscheinungen und deren Verbindung als wahrender Gottheiten, mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt werden, so daß die eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende als ruhig einfindende Gottheiten gebildet werden. Wir können da sich denn doch dieses Menschengeschlecht in seinen Grundzügen niemals verändert, die neuesten acclimatisation Theorien von eben dem Schlage, die ohne feuerspeiende Berge, Erdbeben, Kluftriße, unterirdische Drucke und Quetschwerke (Pressions), Stürme und Sündfluthen keine Welt zu erschaffen wissen.

Wolfs Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon damals auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedanten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da erwägen' ich denn, daß eine Epistole und Diatriste mir abermals hervorgerufen in mir vereinte. Ich war gewohnt die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen.

und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Gründlichkeit zerlegt und auseinander gesetzet, und indem sich mein Verstand dieser Verrichtung willig hingab, so hatte dieser darauf ein vernünftiges Gefallen, alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Fertigkeit, die uns bei allen wahren poetischen Produktionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen. Mehrfache Bemerkungen über den Kunstgehalt erschienen bald darauf; ich eignete mir alles was mir gehörte daraus zu, obgleich das Grammatische an sich selbst außerhalb meiner Sphäre lag. Lebhafte Unterhaltungen mit diesem sichtbaren innern Manne, gesteigert wechselseitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem diesmaligen kurzen Aufenthalt in Jena die angenehmsten Stunden.

Die französische Literatur, ältere und neuere, erregte auch diesmal verhältnißmäßig mein Interesse. Den mir zum Lesen fast aufgedrungenen Roman Anatole mußt' ich als genießend hinnehmen. Die Werke der Madame Roland erregten bewundernde Erstaunen. Das selbst Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wohl der Hauptvortheil bleiben, welchen unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Taten der Weltgeschichte in unsern Augen einen so hohen Werth geben. Die Geschichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail thut eine gleiche Wirkung, nur daß sie in der Entfernung mehrerer Jahrhunderte noch ein gewisses abenteuerliches Zeitkolorit annimmt. Doch ist werden die Gebilde Mariens von Frankreich durch den Takt der Jahre, der sie gewiegen und uns ihre Persönlichkeit hinreißend, anmuthiger und lieber.

Von Deutschen Produktionen war mir Olfried und Lisena eine höchst willkommene Erscheinung, worüber ich mich auch mit Antheil aussprach. Das einzige Bedenken, was sich auch in der Folge erhaltenmaßen redtfertigte, war: der junge Mann möchte sich in solchen Umfang zu früh ausgegeben haben. Werners Maximilian und Heinrich Bild traten mir, jedes in seiner Art, unerwartet entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche um ihre Damen, der zu überbieten den Dank außerhalb der Schranken finden. Auch entwickelte sich von dieser Zeit an alles Neuere, Genuß und Beurtheilung hinderten Gewittern und Gestern überfallend, denen solche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmackhaft seyn konnten.

In eine frühere Zeit jedoch durch Blumauers Aeneis versetzt, empfand ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigte, wie eine so gränzenlose Nichtigkeit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und genießbar hatte seyn können. Tonis Nanett von Thun war mir unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Mährchen, besonders nach der älteren Redaction, wo von Reisegarten in dem Anfange und Beispiele angegeben sich, oder vielmehr sie ersetzte sich an: lebendige Gegenwart des Unterschiedenen und Unabsonderlichen ist es, was uns hier so gewaltsam ergreifend anzieht. Wie leicht wären solche unschätzbare naive Dinge durch mythische Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu verflüchten. Als völligen Gegensatz erwähne ich hier einer schriftlichen Sammlung Deutscher Lieder, die eben so begränzt, wie jene gränzenlos, sich in dem nationalen, einfachen Kreise bewegten.

In ferne Länder ward mein Antheil hingezogen und in die sogenanntesten Atmosphären versetzt, durch Dümont in Marocanischer Sclaverei; in Verhältnisse älteren und neueren Schauder- und Jammer Schauspiels, durch Lauderdale's Seite und Zustand. An die Orient führte man ein achtbarliches Reisetagebuch von Zeltner, das nur auch mehr die Ueberzeugung verbreitete, daß die Reisende, die wir zum Reisenden wären, und auf allerentfernte entfernte Localitäten und Sitten vorbereitet.

Bedeutende Persönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizerpatriarchen Laudolt's Biographie von Heß, besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerten Anschauung und Bezug des wundersamen Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und auch werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt, und als Exemplar von Seltsamkeiten und Excentricitäten, die übrige Wunderthiere desselben anschaulich, auch mich an den Mährchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergetzt. Hier fand ich nun jene früheren Züge wieder hervorgehoben und konnte ein solches wunderliches Phänomen um so eher verstehen, als ich seine persönliche Gegenwart und die Umgebung worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Andenken zu Hülfe rief.

Näher verwandt mit der zwischen Voß und Stolberg ausgebrochenen Mißhelligkeit, welches zu mancherlei Betrachtung Anlaß gab.

Man erlebt wohl, daß nach einem zwanzigjährigen Ehestande ein Ehepaar sich im Gefühlen mißhaltiges Ehepaar auf Scheidung klagt und scheidet, und man denkt: warum hast ihr das so lange ertragen, und warum leidet ihr's nicht bis ans Ende?

Allein dieser Verwurf ist höchst ungerecht. Wer den hohen würdigen Stand, den die ehelose Verbindung in gesellig achtbarer Gesellschaft einnimmt, in seinem ganzen Werthe bedenkt, wird einsehen wie gefährlich es sey, sich einer solchen Würde zu entäußern; es wird die ganze auswerfen: es man nicht lieber die einzelnen Unannehmlichkeiten des Tags, denen man sich meist noch gewachsen fühlt, überstehen und ein vervollkommtes Daseyn hinsichtlich seiner anstatt überteilt sich zu einem Resultat zu entschließen, das denn leider wohl zuletzt, wenn das Faß allmählig wird, gewaltsam von selbst verzerrt zerrinnt.

Mit einer zufällig eingegangenen Freundschaft ist es ein ähnlicher Fall. Indem man sich in ersten, vertrauensvollen sich entwickelnden Taten einer solchen Vereinigung hingiebt, scheidet es ganz unbefangen; an einen zweifelt ist sonst und so alle Gefahren nicht zu denken. Dieses erste Hingeben steht viel höher als das von leidenschaftlich Liebenden am Altar ausgesprochene Gelübnis, denn es ist ganz rein, von keiner Bedeutung, deren Verleugnung einen Widerspruch des fühlenden läßt, gebieterisch; und dabei vermag es uns möglich einen in der Jugend achtbaren Freundschaftsbund aufzuheben, wenn auch die verwerflichen Differenzen mehr als einmal ihn zu zerreißen bedrohlich erwalten.

Bedenkt man die Beschwerden von Voß gegen Stolberg genau, so findet sich gleich bei ihrem ersten Bekanntwerden eine Differenz ausgesprochen, welche keine Ausgleichung hoffen läßt.

Zwei wackliche Gebrüder, die sich beim Studenten-Kaffee schon durch besseres Geistes- und Bedürfnis verrathen, deren Abneigung sich auf mannigfache Weise im Hintergrunde was und bei bewegt, wie kann man mit

solchen ein tüchtiger, derber, stolzirter Autochthon in wahre dauernde Verbindung treten? Auch ist der beiderseitige Bezug höchst lose; eine gewisse jugendliche liberale Gutmüthigkeit, bei obwaltender ästhetischer Tendenz, versammelt sie ohne sie zu vereinigen: denn was will ein bischen Meinen und Dichten gegen angeerbte Eigenheiten, Lebenswege und Zustände!

Hätten sie sich indessen von der Akademie nach Norden und Süden getrennt, so wäre ein gewisses Verhältniß in Briefen und Schriften noch allenfalls fortzuhalten gewesen; aber sie nähern sich beständig, verpflichten sich wechselsweise zu Dienst und Dank, nachbarlich wohnen sie, in Geschäften berühren sie sich und, im Innern uneins, zerren sie sich an elastischen Banden unbehaglich hin und wieder.

Die Möglichkeit aber, daß eine solche Qualerei so lange geduldet, eine solche Verzweiflung perennirend werden konnte, ist nicht einem jeden erklärbar; ich aber bin überzeugt, daß die liebenswürdige vermittelnde Einwirkung der Gräfin Agnes dieses Wunder geleistet.

Ich habe mich selbst in ihren blühenden schönsten Jahren an ihrer anmuthigsten Gegenwart erfreut und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte. Sie wirkte nicht auf sittlichem, verständigem, genialem, sondern auf freiheiterm, persönlich-harmonischem Uebergewicht. Wie sah ich sie werben, aber in allen Relationen, als Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund, erkenn' ich sie vollkommen. Durchaus spielt sie die Rolle des Engel Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hätte?

Nicht ohne Bewußtseyn, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität bewegt sie sich zwischen beiden Unfreunden und spiegelt ihnen das möglichst Paradiesische vor, wo sie innerlich schon die Vorboten der Hölle gewahr werden.

Die Göttliche eilt zu ihrem Ursprung zurück; Stolberg sucht nach einer verlornen Stütze, und die Rede schlingt sich zuletzt ums Kreuz. Voß dagegen läßt sich von dem Unmuth überwinden, den er schon so lange in seiner Seele gehegt hatte, und öffnet und ein heiterleidiges Ungeschick als ein Unrecht jener Seite. Stolberg mit etwas mehr Kraft. Voß mit weniger Tenacität hätten die Sache nicht so weit kommen lassen. Wäre auch eine Vereinigung nicht möglich gewesen, eine Trennung würde doch leidlicher und tätlicher geworden seyn.

Beide waren auf alle Fälle zu bedauern; sie wollten den früheren Freundschafts-Eindruck nicht fahren lassen, nicht bedeutend, daß Freunde, die am Scheidewege sich noch die Hand reichen, schon von einander meilenweit entfernt sind.

Nehmen die Gesinnungen einmal eine entgegengesetzte Richtung, wie soll man sich vertraulich das Eigenste bekennen! Gar wunderlich verargt daher Voß Stolbergen eine Verbrüderung dessen was nicht auszusprechen war, und das, endlich ausgesprochen, ebenfalls vorhergesehen, die verständigsten, gesetztesten Männer zur Verzweiflung brachte.

Wie benahm sich Jacobi und mancher andere! und wird man die Sache künftig so wichtig finden als sie im Augenblick erschien? Das weiß ich nicht, aber ein gleicher Skandal wird sich ganz gewiß ereignen, wenn Katholicismus und Protestantismus, wären sie auch noch so lange im Trüben neben einander hergeschlichen, plötzlich im einzelnen Falle in schreienden Conflict gerathen.

Aber nicht allein Religion wird solche Phänomene hervorbringen, politische, literarische unvermuthet entgegengesetzte Differenzen werden das Gleiche thun. Man erinnere sich nur an die unglückliche Entdeckung von Lessings geheimer Spinozistischer Sinnesart, durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichen Sinne sich den Tod holte.

Wie dort war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe.

Mich besuchte Ernst Souberth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und werth machen, seine stimmige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Gesichte eintreten dessen durfte.

Eigene Arbeiten und Vorarbeiten beschäftigten mich auf einen hohen Grad. Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italiänischen Reise einen nothwendigen Zorigang anzuschließen; sodann aber fand ich mich bestimmt die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Anzug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epochen bezügliche Werke, und suchte manche Erinnerungen hervor. Ferner schrieb ich eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 98, und lieferte zwei Hefte von Kunst und Alterthum, als Abschluß des zweiten Bandes, und bereitete das erste des dritten vor, wobei ich einer abermaligen sorgfältigen Umwälzung der Motive der Ilias zu gedenken habe. Ich schrieb den Verräther sein selbst, die Fortsetzung des nußbraunen Mädchens, und förderte den ideellen Zusammenhang der Wanderjahre. Die freie Gemüthsstimmung einer Reise erlaubte mir dem Divan wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieses, und fand manches in die vorhergehenden einzuschalten. Die so freundlich von vielen Seiten her begangene Feier meines Geburtstages führte ich dankbar durch ein symbolisches Gedicht zu erwiedern. Aufgeregt durch theilnehmende Anfrage schrieb ich einen Commentar zu dem abtrünnigen Gedichte: Harzreise im Winter.

Von fremder Literatur beschäftigte mich Graf Carmagnola. Die wahrhaft liebenswürdige Verfasser Alexander Manzoni, ein geborner Dichter, ward wegen theatralischer Ortsverletzung von seinen Landsleuten des Romanticismus angeklagt, von dessen Unarten doch nicht die geringste an ihm haftete. Er hielt sich an einem historischen Gange, seine Dichtung hatte den Charakter einer vollkommenen Humanität, und ob er gleich wenig sich in Tropen erging, so waren doch seine lyrischen Aeußerungen höchst rühmenswerth, wie selbst mißwollende Kritiker anerkennen mußten. Unsere guten Deutschen Jünglinge konnten an ihm ein Beispiel sehen, wie man in einfacher Größe natürlich waltet; vielleicht dürfte sie das von dem durchaus falschen Transcendiren zurückbringen.

Musik war mir spärlich aber doch lieblich zugemessen. Ein Kinderlied zum Neujahrsbesuche in Carlsbad

gedichtet, und einige andere von ähnlicher Naivetät sah mir Freund Zeiter in angemessener Weise und bodern Sinne zurück. Musikdirector Eberwein wandte sein Talent dem Divan mit Glück zu, und so wurde mir durch den allerliebsten Vortrag seiner Frau manche exquisite gesellige Stunde.

Einiges auf Personen Bezügliche will ich, wie ich es bemerkt finde, ohne weiteren Zusammenhang aufzeichnen. Der Herzog von Berry wird ermordet, zum Schrecken von ganz Frankreich. Hofrath Jagemann stirbt zur Bedauerung von Weimar. Herrn von Gagern's längst ersehnte Bekanntschaft wird mir bei einem freundlichen Besuche, wo mir die eigenthümliche Individualität des vorzüglichen Mannes entgegen tritt. Ihro Majestät der König von Würtemberg beehren mich in Begleitung unserer jungen Herrschaften mit Ihro Gegenwart. Hierauf habe ich das Vergnügen auch seine begleitenden Cavaliere, werthe Männer, kennen zu lernen. In Carlsbad treff' ich mit Ehrenern und Freunden zusammen. Gräfin von der Recke und Herzogin von Curland sind' ich wie sonst anmuthig und theilnehmend gewogen. Mit Dr. Schütze werden literarische Unterhaltungen fortgesetzt. Legationsrath Conta nimmt einsichtigen Theil an den gegenseitigen Excursionen. Die auf solchen Wanderungen und sonst zusammengebrachten Musterstücke betrachtet der Fürst von Taxis und Taxis mit Antheil, so wie auch dessen Begleitung sich dafür interessirt. Prinz Carl von Schwarzburg-Sondershausen zeigt sich mir gewogen. Mit Professor Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zusammen, und man gelangt wechselseitig zu näherer Aufklärung.

Und so darf ich denn wohl auch zuletzt in Sorgen und Ernst einer bürgerlichen Hochzeit gedenken, die auf dem Schießhause, dem sogenannten kleinen Versailles, gefeiert wurde. Ein angenehmes Thal an der Seite des Schlackenwalder Weges war von wohlgekleideten Bürgern überfüllet, welche sich theils als Gäste des jungen Paars unter einer alles überschattenden Tanzmusik mit einer Pfeife Tabak lustwandelnd, oder bei oft wieder gefüllten Gläsern und Bierkrügeln sitzend, gar traulich ergetzten. Ich gesellte mich zu ihnen, und gewann in wenigen Stunden einen deutlichern Begriff von dem eigentlich städtischen Zustande Carlsbads, als ich in vielen Jahren vorher mir nicht hatte zueignen können. Da ich den Ort bloß als ein großes Wirths- und Krankenhaus anzusehen gewohnt war.

Mein nachheriger Aufenthalt in Jena wurde dadurch sehr erheitert, daß die Herrschaften einen Theil des Sommers in Dornburg zubrachten, wodurch eine lebhaftere Geselligkeit entstand, auch manches Unerwartete sich hervorthat; wie ich denn den berühmten Indischen Gaukler und Bauchverschlucker Kriom Balasja seine außerordentlichen Künste mit Erstaunen bei dieser Gelegenheit vortragen sah.

Gar mancherlei Besuche begleiteten und erfreuten mich in dem alten Gartenhause und dem daran wohlgelegenen wissenschaftlich geordneten botanischen Garten: Madame Rodde, geborne Schlözer, die ich vor vielen Jahren bei ihrem Vater gesehen hatte, wo sie als das sechste hoffnungsvolle Kind zur Freude des strengen fast mißmuthigen Mannes glücklich emporwuchs. Dort sah ich auch ihre Büste, welche unser Landsmann Trippel kurz vorher in Rom gearbeitet hatte, als Vater und Tochter sich dort befanden. Ich möchte wohl wissen ob ein Abguß davon noch übrig ist, und wo er sich findet; er sollte vervielfältigt werden: Vater und Tochter verdienen daß ihr Andenken erhalten bleibe. Von Voß und Gemahlin aus Rostock, ein wertes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir näher verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und Nationalhistorici, D. G. Babst Productionen, welche sich neben den Arbeiten seiner gleichwürtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einem altherthümlichen Zustand in festlichen Augenblicken neu belebt wieder darstellen. Graf Paar, Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg, dem ich in Carlsbad mich freundschaftlich verbunden hatte, versicherte mir durch unerwartete Erscheinen und durch fortgesetzte vertrauliche Gespräche seine unveränderliche Neigung. Anton Prokesch, gleichfalls Adjutant des Fürsten, ward mir durch ihn zugeführt. Beide von der Hahnemannischen Lehre durchdrungen, auf welche der herrliche Fürst seine Hoffnung gesetzt hatte, machten mich damit umständlich bekannt, und mir schien daraus hervorzugehen, daß, wer auf sich selbst aufmerksam einer angemessenen Diät nachlebt, bereits jener Methode sich unbewußt annähert.

Herr von der Malsburg sah mir Gelegenheit ihm für so manches anständige Vergnügen und tiefere Einsicht in die Spanische Literatur zu danken. Ein Fellenberg'scher Sohn brachte mir die menschenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele. Frau von Heiwig, geborne von Imhoff, erweckte durch ihre gegenwärtig angenehme Erinnerungen früherer Verhältnisse, so wie ihre Zeichnungen bewiesen, daß sie auf dem Grund immer fortbaute, den sie in Gesellschaft der Kunstfreunde vor Jahren in Weimar gelegt hatte. Graf und Gräfin Hopfgarten, so wie Förster und Frau, brachten mir persönlich die Versicherung bekannten und unbekannten treuen Antheils an meinem Daseyn. Geheimerath Rudolphi von Berlin, so wie Professor Weis, gingen allzuschnell vorüber, und doch war ihre kurze Gegenwart mir zur aufmunternden Belebung.

Für unsern Kreis erwarteten wir zu dieser Zeit Herrn Generallagerintendenten Rhr. Beide große Vortheile durch ihn für uns sich bereiteten, war gleich bei seinem Eintritt zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszusehen. Mir kam er zur glücklichen Stunde; seine erste geistliche Handlung war die Taufe meines zweiten Enkels, dessen unentwickeltes Wesen mir schon manches Gute vorzudeuten schien. Geh. Hofrath Blumenbach und Familie erfreuten uns einige Tage durch ihre Gegenwart, er immer der heitere, umsichtige feuninistreiche Mann von unerschöpflichem Gedächtnis, selbstständig, ein wahrer Repräsentant der großen gelehrten Anstalt, als deren höchst bedeutendes Mitglied er so viele Jahre gewirkt hatte. Die lieben Verwandten, Rath Schlosser und Gattin, von Frankfurt am Main kommend, hielten sich einige Tage bei uns auf, und bei vieljähriger thätiger freundschaftlicher Verbindung konnte sich durch persönliche Gegenwart nur zu höherem Vertrauen steigern. Geheimerath Wolf belebte die gründlichen literarischen Studien durch seinen belebenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Anreise traf es sich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah. Dr. Küchelbecker von Petersburg, von Quandt und Gemahlin, von Arnim und Maler Rabl brachten durch die interessantesten Unterhaltungen große Mannigfaltigkeit in unsere geselligen Tage.

Von Seiten unserer fürstlichen Familie erfreute uns die Gegenwart Herzog Bernhards mit Gemahlin und Nachkommenschaft; fast zu gleicher Zeit aber sollten durch eine unglückliche Beschädigung unserer Frau Großherzogin, indem sie bei einem unversehenen Ausgleiten den Arm brach, die sämmtlichen Ihrigen in Kummer und Sorge versetzt werden.

Nachträglich will ich noch bemerken, daß Ende Septembers die Revolution in Portugal ausbrach; daß ich verschiedentlich einem Geschäft entging, dessen Uebernahme bei großer Verantwortlichkeit mich mit unübersehbarem Verdruß bedrohte.

1821.

Zu eigenen Arbeiten fand sich manche Veranlassung. Vieljährige Neigung und Freundschaft des Grafen Brühl verlangte zu Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses einen Prolog, der denn wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte. Die gute Wirkung war auch nur höchst erfreulich; denn ich hatte die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben.

Ich faßte darauf die Paralipomena wieder an. Unter dieser Rubrik verwahre ich mir verschiedene Fetzerale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt vorhanden seyn mag. Sie zu ordnen, und da wo Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu commentiren, pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann.

Auch zahme Xenien brachte ich zusammen; denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtigkeit entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen auf diese Weise entstehenden Productionen sonderte ich die köstlichsten und stellte sie in Paqueten zusammen.

Schon seit einigen Jahren hatte mich die Weltenbildung nach Howard beschäftigt und große Vortheile bei Naturbetrachtungen gewährt. Ich schrieb ein Erzeugebüchlein in vier Strophen, welche die Hauptworte seiner Terminologie enthielten; auf Ansuchen Londoner Freunde sodann noch einen Eingang von drei Strophen, zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes.

Lord Byrons Invective gegen die Edinburger, die mich in vielfachem Sinne interessirte, fing ich an zu übersetzen, doch nöthigte mich die Unkunde der vielen Particularien bald inne zu halten. Desto leichter schrieb ich Gedichte zu einer Sendung von Tischbeins Zeichnungen, und eben dergleichen zu Landschaften nach meinen Skizzen radirt.

Hierauf ward mir das unerwartete Glück Ihro des Großfürsten Nicolaus und Gemahlin Alexandra Kaiserl. Hoheit, im Geleit unserer gnädigsten Herrschaften bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin Kaiserl. Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlichprächtige Album verehrend einzuzeichnen.

Auf Anregung eines theilnehmenden Freundes suchte ich meine in Druck und Manuscript zerstreuten naturwissenschaftlichen Gedichte zusammen, und ordnete sie nach Bezug und Folge.

Endlich ward eine Indische, mir längst im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig, und ich suchte sie völlig zu gewältigen.

Geh' ich nun von der Poesie zur Prosa hinüber, so habe ich zu erzählen daß die Wanderjahre neuen Antheil erregten. Ich nahm das Manuscript vor, aus einzelnen zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß, und ermuthigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen, und in der Hälfte Mai beendigt.

Kunst und Alterthum III. B. 2. H. behandelte man zu gleicher Zeit, und legte darin manches nieder was gebildeten Freunden angenehm seyn sollte.

Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geschrieben, welches freilich einladen sollte, das Uebrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lilis Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und aufgezeichnet. Doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt.

Einige Novellen wurden projectirt: die gefährliche Nachlässigkeit, verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit, und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente, auf verstümmelter Gleichgültigkeit herausund auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.

In der Mitte November ward an der Campagne von 1792 angefangen. Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht verrämmen. Kunst und Alterthum III. B. 3. Heft verfolgte gleichfalls seinen Weg; auch leichtere Bemühungen, wie etwa die Vorreden zum Deutschen Gil-Blas, kleinere Biographien zur Trauerloge, gelangen freundlich in ruhigen Zwischenzeiten.

Von außen, auf mich und meine Arbeiten bezüglich, erschien gar manches Angenehme. Eine Uebersetzung von Howards Ehrengedächtniß zeigte mir daß ich auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochschätzung ihres Landsmannes Freude gemacht. Dr. Noeden, bei dem Museum in London angestellt, übersetzte commentirend meine Abhandlung über da Vinci's Abendmahl, die er in trefflicher Ausgabe auf das zierlichste gedruckt überschickte. Rameau's Neffe wird in Paris übersetzt und einige Zeit für das Original gehalten, und so werden auch meine Theaterstücke nach und nach übertragen. Meine Theilnahme an fremder wie an Deutscher Literatur kann ich folgendermaßen bewähren.

Man erinnert sich welch' ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben sich verbreitete, als die Persönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Gedichte, auf eine so kühne und tüchtige Weise bestritten wurde. Die gebildete Menschheit war im Tiefsten aufgeregt, und wenn sie schon die Gründe des höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb sich hier nur Eine Quelle zu denken, woher so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich aufdisciplinen. Dieser Kampf währte nun schon über zwanzig Jahre, und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgesinnung nöthig, um der alten Vorstellungsart wieder einigermaßen Luft zu machen.

Aus dem Zerstören und Zerstückeln wünschte die Mehrheit der classisch Gebildeten sich wieder herzustellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genuß wieder zu gelangen. Eine frische Jugend war herangewachsen, unterrichtet wie lebenslustig, sie unternahm mit Muth und Freuden den Vortheil zu gewinnen, dessen wir in unser Jugend auch genossen hatten, ohne die schärfste Untersuchung selbst den Schein eines wirklichen Ganzen als ein Ganzes gelten zu lassen. Die Jugend liebt das Zerstückelte überhaupt nicht, die Zeit hatte sich in mannigem Sinne kräftig hergestellt, und so fühlte man schon den früheren Geist der Verbindung wiederum walten.

Schwarths Ideen über Homer wurden laut, seine geistreiche Behandlung, besonders die heraus gehobene Begünstigung der Trojaner, erregten ein neues Interesse, und man fühlte sich dieser Art die Sache anziehend geneigt. Ein Englischer Aufsatz über Homer, worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weise zu behaupten suchte, kam zu gelegener Zeit, und ich, in der Ueberzeugung daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit solchen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber getrachtet habe ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern, suchte den Aufzug der Ilias wieder vor, den ich zu schnellerer Uebersicht derselben vor vielen Jahren unternommen hatte.

Die Fragmente Prätzhons, von Ritter Hermann mitgetheilt, erregten meine Productivität. Ich studirte eifig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Stirling überlegte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer inhaltsen Ergänzung.

Aristophanes von Voß gab uns neue Ansichten und ein frisches Interesse an dem seltsamen aller Theaterdichter. Plutarch und Appian wurden studirt, besonders um der Triumphzüge willen, in Absicht Mantegna's Blätter, deren Darstellungen er offenbar aus den Alten geschöpft, besser würdigen zu können. Bei diesem Anlaß ward man zugleich in den höchst wichtigen Ereignissen und Zuständen der Römischen Geschichte hin und her geführt. Von Knebels Uebersetzung des Lucrez, welcher nach vielfältigen Studien und Bemühungen endlich hervorstand, nöthigte zu weiteren Betrachtungen und Studien in demselben Felde; man ward zu dem hohen Stande der Römischen Cultur ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, und in das Verhältniß der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen geführt. Dionys von Halikarnaß konnte nicht versäumt werden, und so reizend war der Gegenstand, daß mehrere Freunde sich mit und an demselben unterhielten.

Nun war der Antheil an der Englischen Literatur durch vielfache Bücher und Schriften, besonders auch durch die Hüttnerischen höchst interessanten handschriftlichen Berichte von London gesendet, immer lebendig erhalten. Lord Byrons früherer Kampf gegen seine schwachen und unwürdigen Recensenten brachte mir die Namen mancher seit dem Anfange des Jahrhunderts merkwürdig gewordener Dichter und Prosaisten vor die Seele, und ich las daher Jacobsens biographische Chrestomathie mit Aufmerksamkeit, um von ihren Zuständen und Talenten das Genauere zu erfahren. Lord Byrons Marino Faliero, wie sein Manfred, in Döhrings Uebersetzung, stellten und jenen werthen außerordentlichen Mann immer vor Augen. Kenilworth von Walter Scott, statt vieler andern seiner Romane aufmerksam gelesen, ließ mich sein vorzügliches Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln, bemerken und überhaupt als höchst gewandt in dieser Dicht- und Schreibart anerkennen.

Unter Vermittlung des Englischen, nach Anleitung des werthen Professor Koreganten, wandte ich mich wieder eine Zeit lang nach Indien. Durch seine genaue Uebersetzung des Anfangs von Mega Dhuta kam dieses anziehende Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele, und gewann angenehm durch eine so treue Annäherung. Auch Nala studirte ich mit Bewunderung, und bedauerte nur, daß bei aus Empfindung, Sitten und Denkweise so verschieden von jener östlichen Nationen sich ausgebildet haben, daß ein so bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leser vom Fache, sich gewinnen möchte.

Von Spanischen Erzeugnissen nenne ich zuvörderst ein bedeutendes Werk: Spanien und die Revolution. Ein Gereifter, mit den Sitten der Halbinsel, den Staats-, Hof- und Finanzverhältnissen gar wohl bekannt, eröffnet uns methodisch und zuverlässig wie es in den Jahren, wo er selbst Zeuge gewesen, mit den innern Verhältnissen aussah gelebt, und giebt uns einen Begriff von dem, was in einem solchen Lande durch Umwälzungen bewirkt wird. Seine Art zu schauen und zu denken sagt dem Zeitgeist nicht zu; daher secretirt dieser das Buch durch ein unverdrückliches Schweigen, in welcher Art von Inquisition nur es die Deutschen weit gebracht haben.

Zwei Stücke von Calderon machten mich sehr glücklich: der wunderste Gegenstand in Aurora von Copacabana; der personirte und naturumfassende, die Tochter der Luft, beide mit gleichem Geist und überschwenglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genie's in Ueberreizung alles Widersprechenden daraus aufs kräftigste hervorleuchte, und den hohen Werth solcher Productionen doppelt und dreifach bekunden.

Eine Spanische Blumenlese, durch Gefälligkeit des Herrn Perthes erhalten, war mir höchst erfreulich; ich eignete mir daraus zu was ich vermochte, obgleich meine geringe Sprachkenntniß mich dabei manche Hinderung erfahren ließ.

Aus Italien gelangte nur wenig in meinen Kreis: Ildegonda von Grossi erregte meine ganze Aufmerksamkeit, ob ich gleich nicht Zeit gewann besonders darüber etwas zu sagen. Hier sieht man die mannigfaltigste Wirksamkeit eines vorzüglichen Talents, das sich großer Absichten rühmen kann, aber auf eine wunderliche Weise. Die Stanzen sind ganz fürtrefflich, der Gegenstand modern unerfreulich, die Ausführung höchst gelitten nach dem Charakter grosser Vorgänger: Tasso's Anmuth, Ariosto Gewandtheit, Dante's widerwärtige oft ascetische Großheit, eins nach dem andern wollte sich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder lesen, um es näher zu beurtheilen, da ich genug zu thun hatte die gespensterhaften Ungeheuer, die mich bei der ersten Lesung verschändierten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.

Desto willkommener blieb mir Graf Carmagnola, Trauerspiel von Manzoni, einem wahrhaften, Nam auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden gemüthlichen Dichter.

Von der neuern Deutschen Literatur durft' ich wenig Kenntniß nehmen, meist nur was sich unmittelbar auf mich bezog, sonst ich in meine übrige

Thätigkeit mit aufnehmen. Zauper's Grundzüge einer Deutschen theoretisch-praktischen Poetik, brachten mich mir selbst entgegen, und gaben mir, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich sagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chrestomathien anwendet, so ist es gar nicht übel gethan für an einen Dichter zu halten, der mehr aus Texte und Schriftsal, denn aus Wort und Vortrag seinen Gehalt, selbst eine Chrestomathie zu seyn: denn da findet sich im Ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger entwickelter Sinn und Geschmack. Dieß beschränkt keineswegs den jüngeren Mann, der einen freien Gang nimmt, sondern entlastet ihn, wenn er sich lange genug in einem gewissen Kreise eigenthümig umher getrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Shakspeare sehen kann, der sich eine ganze Reihe in meinem Besitz befindlicher und sich dadurch nur erklärt fand, nunmehr die schwierigsten Probleme des Alterthums anzugreifen und eine großartige Lösung zu bewirken. Dem guten Zauper sagte ich manches, was ihm scheinbar neu vorkam, und beantwortete seine Apercusmen, die er mir im Manuscripte zusendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und andere nicht ohne Nutzen.

Die Neigung womit Dr. Kannegießer meine Harpyeen zu entziffern suchte, bewog mich in meine ersäufte Zeit zurück zu gehen und einige Aufschlüsse über jene Epoche zu geben.

Ein Manuscript aus dem funfzehnten Jahrhundert, die Legende der heiligen drei Könige und Märterhandlung betreffend und ausmalend, hatte mich, da ich es zufällig erwarb, in manchem Sinne interessirt. Ich beschäftigte mich damit, und ein geistreicher junger Mann, Dr. Schwab, wußte es übersetzen. Dieses Studium gab Anlaß zu Betrachtung wie Mährchen und Geschichten epochenweise gegen und durcheinander arbeiten, so daß sie selber zu ändern sind, und man sie durch ein weiteres Trennen nur weiter verführt.

Jedesmal bei meinem Aufenthalt in Böhmen bemühte ich mich einigermaßen um Geschichte und Sprache, wenn auch nur im allgemeinsten. Diesmal las ich wieder Zachariä Theobaldus Hussitens krieg und ward mit Stransky respublica Bohemiae, mit der Geschichte der Verfassers selbst und dem Werthe des Werks, zu Veranlassen und Belehrung näher bekannt. Durch die Ordnung der akademischen Bibliothek zu Jena, wurde auch eine Sammlung fliegender Blätter des sechszehnten Jahrhunderts dem Gebrauch zugänglich: einzelne Nachrichten, die man in Ordnung von Zeitungen dem Publicum mittheilte, wo man unmittelbar mit dem ursprünglichen Factum genauer bekannt wurde als jetzt, wo jedesmal eine Partei uns dasjenige mittheilt, was ihren Gesinnungen und Ansichten gemäß ist, weßhalb man erst hinterdrein die Tagesblätter mit Nutzen und wahrer Einsicht zu lesen in den Fall kommt.

Die mitgehabte Beiseeliche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früherer Liebhaberei der Kunstmalerei gegeben und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ziemlich ausgefüllt hat, sollte denn auch durch treffliche Steindrücke dem Anwesenden bekannt und der Ferne sozusagen angelockt werden. Um diesen Schätzen beizukommen zu nähern. Steinbrücken wegen seiner Münchner Arbeiten längst gerühmt, zeigte sich aus vier zu seinen großen Vortheil: und sogleich der auffallende Werth der Originalbilder in glänzender Färbung verstellt, so lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnung und Zusammensetzung kennen, und werden, wie mit den Oberdeutschen Künstlern durch Kupferstiche und Holzschnitte, so hier durch eine bemerkenswerthe Nachbildungsweise auch mit den bisher unter uns kaum genannten Meistern des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferstichsammler wird sich diese Hefte gern anschaffen, da in Betracht ihres innern Werthes der Preis für mäßig zu achten ist.

Es erscheinen uns heuer auch die Hamburger Steindrücke, meist Portraits, in Vertrefflichkeit von zusammenlebenden und arbeitenden Künstlern unternommen und ausgeführt. Wir wünschen einem jeden Liebhaber Glück zu guten Abdrücken derselben.

Vieles andere, ob sie Zeit hervorbrachte, und was weiß ich grängenlos angeeignet werden kann, ist an anderem Orte genannt und gewürdigt.

Nun wollen wir noch einer eigenen Bemühung gedenken, eines Weimarischen Lithographischen Institutes mit erklärendem Text, das wir unter dem Titel einer Privatarbeit herausgaben. Die Absicht war manchen bei uns vorhandene Mittheilungsgewerbe und Publicum zu bringen. Wie es aber auch damit mochte beschaffen seyn, dieser kleine Versuch erwarb sich zwar manche Gönner aber wenig Käufer, und ward nur langsam und im Stillen fortgesetzt, um den wackern Künstler nicht ohne Uebung zu lassen und eine Technik lebendig zu erhalten, welche zu fördern ein jeder Ort, groß oder klein, sich zum Vortheil rechnen sollte.

Nun aber brachte die Kupferstecherkunst manchfaltigen Erwarten und ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird uns in sechsfacher Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphaels überliefert, auf den sechsten Jünglingsjahren, hier ist bereits schon geleistet als noch zu hoffen. Der lange Zeitraum, welche der überliefernde Kupferstecher Longhi darauf verwendet, muß als glücklich angesehen werden, so daß man ihm den daher erringenden Gewinn gar wohl gönnen mag.

Von Berlin kamen und fast zu gleicher Zeit Musterblätter für Handwerker, die auch wohl einem jeden Künstler höchst willkommen seyn möchten. Der Zweck ist edel und schön, einer ganzen großen Nation das Gefühl des Schönen und Rechten auch an unbedeuten Formen mitzutheilen; daher ist an diesen Mustern alles musterhaft: Wahl der Gegenstände, Zusammenstellung, Folge und Vollständigkeit. Tadelnden weise zusammen, diesem Anfange gemäß, sich in den zu wünschenden Heften immer mehr offenbaren werden.

Nach so trefflichen ins Ganze reichenden Arbeiten darf ich wohl eines einzelnen Blattes gedenken, das sich zunächst auf mich bezieht, doch als Kunstwerk nicht ohne Verdienst bleibt; man verdankt es der Bemühung, welche sich Dawe, ein Englischer Maler, bei seinem längeren hiesigen Aufenthalt um mein Portrait gegeben; es ist in seiner Art als gelungen anzusprechen, und war es wohl werth in England sorgfältig gestochen zu werden.

In die freie Welt wurden wir durch Landschaftszeichnungen des Herrn David Heß aus Zürich hinausgeführt. Eine sehr schön colorirte Aquarellenfolge brachte uns auf den Weg über den Simplon, ein Kniewasser, der zu seiner Zeit viel Nehens machte.

In ferne Regionen versetzten uns die Zeichnungen zu des Prinzen von Neuwied Durchlaucht Brasilianische Reise: das Wunderliche der Gegenstände setzen mir der künstlerischen Darstellung zu wetteifern.

Nach einer Künstlerei muß ich gedenken, die aber als räthselhaft jeden guten erfinderischen Kopf in Anspruch nahm und beunruhigte: es war die Erfindung eine Kupfertafel nach Belieben gebeizt oder ätzen abzudrucken. Ich sah dergleichen Proveniser bei einem Reisenden, der solche so eben als eine große Seltenheit von Paris gebracht hatte, und man mußte sich, ungeachtet der Unwahrscheinlichkeit, doch bei näherer Untersuchung überzeugen: der gedruckte Abdruck sehen wirklich als Eines Ursprungs anzuerkennen.

Um nun auch von der Malerei einiges Bemerkenswerthe zu melden, so verhielten wir uns zu erfreuen, daß, als auf höhere Veranlassung den talentreichen Hauptmann Nador nach Italien bis Neapel zu gehen Mittel gebahnt waren, wir ihm den Auftrag geben konnten, verschiedenes zu copiren, welches zur Geschichte des Colorits merkwürdig und für diesen wichtigen Kunstzweig selbst förderlich werden möchte. Was er während seiner Reise geliefert und ins Vaterland gesendet, so wie das nach Vollendung seiner Wanderschaft Mitgebrachte war gerade der lobenswürdige Beitrag den wir wünschten. Die Abberufung seiner Hoheit in ihrem neuesten Zustande, die unerfreulichen Umgebungen und Beschränken Centnern, von denen Gestalt und Zusammensetzung man allenfalls an Norden durch Kupferstiche unterrichtet wird, sah man jetzt gerührt, und konnte aus hier den großen antiken Gedankenbau freudig bewundern. Solche Bemühung wollte freilich Deutschen, von modernem Irrtal befangenen Kunstjüngern nicht einstimmig werden, weshalb man denn sowohl sich selbst als den verständigen Künstler zu beruhigen wußte.

Angeregt von dem antiken Sinne erfreuten uns darauf Mantegna's Triumphzug abermals höchst willkommen; wir sahen, gefällig auf den eigenhändigen Kupferstich des großen Künstlers, das gehnte hinter den Triumphwagen bestimmte Blatt in gleicher Art und Größe gestochen, und brachten dadurch eine höchst lehrreich abgeschlossene Folge zur Anschauung.

Mit großer Treue ist in Zeichnung und Farbe nachgebildete Copien alter Mosaikarbeiten der St. Gereons-Kirche in Köln setzten jedermann in Verwunderung, und gaben einen merkwürdigen Beleg, wie sich eine aus ihren ersten Elementen auftretende Kunst zu Erreichung ihrer Zwecke zu benehmen gewußt.

Anderes dieser Niederdeutschen Schule, weiter herzukommende und aufgestellter, ward uns durch die Freundlichkeit des Besitzenden Kreises zu Theil; wie uns denn auch später von Cassel ein neueres zu dem Alten zurückführendes Kunstwerken vor Augen kam: drei singende Engel von Rubl, welche wir wegen auffallender Genauigkeit besonderer Aufmerksamkeit werth zu achten Ursache hatten.

Im Gegensatz jedoch von dieser strengen sich selbst verarbeitenden Kunst kam uns von Antwerpen ein lebensthätiges Gemälde, Rubens als Jüngling, von einer schönen stattlichen Frau dem ältesten Umfang vorgestellt, und zwar in dem unverändert auf jener Zeit der verschwenden Zimmer, worin dieser auf seine Weise vorzüglichste Mann als Meister der Plantinischen Officin gearbeitet hatte.

Unmittelbar stimmte hiezu eine Copie nach den Ehrenn Rubens in Dresden, welche Gräfin Julie von Egloffstein vor kurzem lebhaft und glücklich vollendet hatte. Wir bewunderten zu gleicher Zeit ihr höchst gebildetes und ausgebildetes Talent in einem Zeichenbuche, worin sie Freundes-Portraite so wie landschaftliche Familiensitze mit so großer Gewandheit als Naturinteresse einzeichnet.

Endlich kam auch unsrin eigenes Gedenken Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Damen etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewöhnt reinlichen Blättern in Einen Band vereinigte; es waren die vom Jahre 1810. wo mich zum letzten Male der Trieb die Natur nach meiner Art aufzufassen mächtig genug belebte; sie durften ihr auch, bei sonderbaren Umständen halber, einigen Werth haben.

Im Beginn auf die Bankett vereint ich mich eigentlich nur polarisch, theoretisch und tactisch. Diese kadenzirten Contrast, gründlich, gewandt, so bestig als gestritten, gab mir Kenntniß von den bei und zu unternommenen Bauten, und das Gespräch darüber war mir höchst förderlich. Mir gingen manche bedeutende Kupferwerke zusammen durch, das neue von Durand: Partie graphique des Cours d'architecture etc. an kurz vergangene Zeit erinnernd; Richardson: The New Vitruvius Britannicus, und im Einzelnen die stets musterhaften Zierrathen Alberti's und Mosaik's.

Höchst verkommen in diesem Fache war eine Zeichnung, mit von Berlin durch das Wohlwollen des Herrn Theaters-Intendanten zugesendet, die Decoration innerhalb welcher bei Eröffnung des Theaters der von mir verfaßte Prolog gesprochen worden.

Beuffrees's Abhandlung über den Kölner Dom rief mich in frühere Jahresbahnhöfe zurück; man bedurfte aber das Manuscript eher als mir lieb war, und der mit ausgezeichnetem Interesse angeregten Faden der Reflexionen zerriß, dessen etwa so vieles Anknüpfen jedoch manchen Zufälligkeiten unterworfen seyn möchte.

Hatte man von der altdeutsche Baukunst auf ihrem höchst gereinten Gipfel erblickt, so liehen andere Darstellungen, wie z. B. die alten Bauten mals im Oesterreichischen Kaiserthume, nur eine beim Hergebrachten und Mittelstehe aufsteigende Kunst sehen.

An eine gute Zeit dieser Bauart erinnerte jedoch eine uralte schöne Synagoge in Cyrr, einst zur heiligen Capelle umgewandelt, jetzt wieder zum Gottesdienste des alten und neuen Testamentes. Die Judenzahl einer alten Hebräischen Inschrift doch am Pfeiler, war selbst einem durchreisenden fudaren Juden nicht zu entziffern. Dieselbe Zweideutigkeit, welche sowohl die Jahres- als Bestimmten der Ehrfurcht umfassen läßt, waltet auch hier, und darf auch von letzterer Unterwindung abstehen.

In der Plastik zeigte sich auch einige Thätigkeit, wenn nicht im Bielen doch im Bedeutenden; einige Büsten in Gyps und Marmor vom Hofbildhauer Kaufmann erhalten Beifall, und eine kleinere Marbelle mit Terrasillini Bild in Paris zu fertigen ward besprochen und betrieben.

Theorie und Kritik, auch sonstiger Einfluß verfolgte seinen Gang, und übte bald im Engeren bald im Breiteren. Ein Aufsatz des Weimarischen Kunstfreundes für Berlin, Kunstschulen und Akademien betreffend, ein anderer auf Museen rücksichtlich, nach Verbringung mitgetheilt, wenn auch nicht allen Orten mit Billigung aufgenommen; einer Abhandlung über den Steinbruch, die Meister solcher Kunst betreffend, sinnen gewiß erfreulich: alles dieses zeigte von dem Ernst, womit man das Heil der Kunst von seiner Seite zu fördern mannigfaltig bedacht war.

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan;
Hier.

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmern!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Über deinem Grabe,
Genius! Über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Eine sehr angenehme Unterhaltung mit auswärtigen Freunden gewährete, durch Vermittelung von Kupferstichen, manche Betrachtung über Conception höherer so wie technische Composition. Erfinden und Geistendmachen der Motive. Der hohe Werth der Kupferstecherkunst in diesem historischen Sinne, wurde zugleich hervorgehoben und sie für ein Glück gehalten.

Die Musik versprach gleichfalls in meinem häuslichen Kreise sich wieder zu heben; Alexander Bomberger und Frau, mit Violine und Horne, setzten zuerst einen kleinen Kreis versammelter Freunde in Verwunderung und Erstaunen, wie es ihnen nachher mit unserm und dem so großen und an alles Treffliche gewöhnten Berliner Publicum gelang. Director Ebersweein und seiner Gattin musikalisch-productive und ausführende Talente wurden zu wiederholtem Genuß, und in der Hälfte Mai konnte schon ein größeres Concert gegeben werden. Recitation und rhythmischen Vortrag zu vernehmen und anzulegen, war eine alte nie ganz erstorbene Leidenschaft. Zwei entschiedene Talente dieses Fachs, Gräfin Julie Egloffstein und Fräulein Adele Schopenhauer ergetzen sich den Berliner Prolog vorzutragen, jede nach ihrer Weise, jede die Poesie durchdringend und ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Weise darstellend. Durch die kenntnißreiche Sorgfalt eines längst bewährten Freundes, Hofrath Rochlitz, kam ein bedeutsam gerufter Streicherischer Flügel von Leipzig an; glücklicherweise: denn bald darauf brachte uns Zelter einen höchst Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können. Und so kam denn auch ein großes bedeutendes Concert zu Stande, wobei unser nicht genug zu preisende Capellmeister Hummel sich gleichfalls hören ließ, der sodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Ausübungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes mit Unschätzbare zu erheben verstand.

Ich wende mich zur Naturforschung, und da hab' ich vor allem zu sagen, daß Purkinje's Werk über das subjective Sehen mich besonders aufregte. Ich zog es aus und schrieb Noten dazu, und ließ in Absicht Gebrauch davon in meinen Heften zu machen, die beigefügte Tafel copiren, welche mühsame und schwierige Arbeit der genaue Künstler gern unternahm, weil er in früherer Zeit durch ähnliche Erscheinungen gepeinigt worden, und nun mit Vergnügen erfuhr, daß sie als naturgemäß seinen krankhaften Zustand andeuteten.

Da auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwicklung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden, so war es der Mühe werth sich umzusehen, wie die verschiedenen Völker sich hierüber ausgedrückt, von wo sie ausgegangen und wie sie, roher oder zarter, in der Beziehung sich näherten oder entfernten; Analogien bedient, Man suchte gewisse Wiener Trinkgläser dadurch zu werden, auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schöner als irgendwo darstellte.

Verschiedenes Experimentische wurde zum vierten Hefte aus früheren Papieren hervorgesucht; Bernardinus Telesius sowohl überhaupt als besonders der Farbe wegen studirt. Seebeck's Vorlesung über die Wärme im prismatischen Sonnenbilde war höchst willkommen, und die früheren eigenen Vorstellungen über diese merkwürdigen Erscheinungen erwachten wieder.

Hofmechanicus Körner beschäftigte sich Flintglas zu fertigen, stellte in seiner Werkstatt nach Frauenhofischen Vorschriften ein Instrument auf, zu den so genannten Polarisationsversuchen; das Resultat derselben war, wie man sich schon lange belehrt hatte, kümmerlich, und merkwürdig genug daß zu gleicher Zeit eine Fehde zwischen Biot und Arago laut zu werden anfing, woraus für den Wissenden die Nichtigkeit dieser ganzen Lehre noch mehr an den Tag kam.

Herr von Henning von Berlin besuchte mich, er war in die Farbenlehre, dem zufolge was ich mit ihm sprach, vollkommen eingeweiht, und zeigte Muth öffentlich derselben sich anzunehmen. Ich theilte ihm die Tabelle mit, worauf hervorgehen sollte, was für Phänomene und in welcher Ordnung man bei einem erwmatischen Vortrag zu schauen und zu beachten habe.

In der Kenntniß der Oberfläche unsres Erdbodens wurden wir sehr gefördert durch Graf Sternbergs Flora der Vorwelt und zwar deren erstes und zweites Stück. Hiezu gesellte sich die Pflanzenkunde von Rhode in Breslau. Auch des Ursteins, der aus dem Hasliber Torfmoor nach Jena gebracht und dort aufgestellt wurde, ist wohl als eines der neuesten Zeugnisse der früheren Thiergestalten hier zu erwähnen. Das Archiv der Urwelt hatte schon eines gleichen gedacht, und mir ward das besondere Vergnügen, mit Herrn Körte in Halberstadt bei dieser Gelegenheit ein früheres freundliches Verhältniß zu erneuern.

Die Absicht Keferstein's einen geologischen Atlas für Deutschland herauszugeben, war mir höchst erwünscht, ich sahen eifrig Theil daran und war gern was die Führung betrifft mit meiner Ueberzeugung beirathig. Leider konnte durch die Gleichgültigkeit der ausführenden Technister gerade dieser Hauptzweck nicht ganz gelingen. Wenn die Farbe zu Darstellung wesentlicher Unterschiede dienen soll, so müßte man ihr die größte Aufmerksamkeit widmen.

Die Marienbader Gebirgsarten sammelte man mit Sorgfalt, in Jena geordnet wurden sie dann versuchsweise dem Publicum mitgetheilt, sowohl um mich selbst bei Wiederkehr eines Anhaltens zu versichern als auch Nachfolgern dergleichen an die Hand zu geben. Cartorius übergab dem Jenaischen Museum eine Folge der Gebirgsarten von der Röhn sich herschreibend, als Belag zu seiner dem Vulcan gewidmeten Abhandlung.

Auch in diesem Jahre lenkte ich die Aufmerksamkeit meiner Sodalischen Freunde auf den Priedorner gegliederten Sandstein, oder wie man diese wunderseltsame Gebirgsart nennen will, so wie auf die in früherer Zeit häufigen, aber nicht erkannten Bügröhren bei Massel, an einem endlichen Gelingen nicht verzweifelnd.

Im Allgemeinsten wurde ich gefördert durch d'Aubuisson de Voisins Geognosie und durch Serriot Höhencharte von Europa.

Meteorologie ward fleißig betrieben; Professor Posselt that das Seinige; Conductor Sorbon bildete sein Talent immer mehr aus; Hofmechanicus Körner war in allen technischen Verrichtungen auf das sorgfältigste behülflich, und alles trug bei die Ansichten und Anordnungen des Fürsten möglichst zu befördern. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen gezeichnet und gestochen; die atmosphärischen Beobachtungen in der Mitte April waren merkwürdig, so wie der Höhbarometer vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins

Reine und damit es an feinerlei Beobachtungen fehlen möge, beauftragte man den Jenaischen Thürmer auf gewiße Meteore aufmerksam zu seyn. Ihm dessen gaben die Dittmarischen Prophezeiungen viel zu reden, woraus aber weder Nutzen noch Beifall hervorging.

Wollte man ausführlicher von der Beförderlichen Thätigkeit in der Pflanzencultur sprechen, so müßte man dieß ein eigenes Heft verwenden. Erwähnt sey nur daß ein Palmenbaum zu Stande kam, welches zugleich dem Kenner genügen und den Geschmack eines jeden Beiwohnenden befriedigen muß. Das entgegengesetzte Ende der tropischen Vegetation gaben getrocknete Pflanzen-Exemplare von der Insel Melville, welche durch Kummer und Dürftigkeit sich besonders auszeichneten und das letzte Verschwinden einer übrigens bekannten Vegetation vors Auge setzten. Der Klotz eines beschädigten und wieder zusammengewachsenen Baumstammes gab zu manchen Untersuchungen über die Wiederherstellungskraft der Natur Anlaß.

In Jena fing der botanische Garten an sich neu belebt zu zeigen; der bemühten vorgesetzte Hofrath Voigt, eingleichen der dabei angestellte Kunstgärtner Baumann, machten eine Reise nach Berlin, wohin sie nicht ohne Vortheil für sich und die Anstalt zurückkehrten.

Ich ließ mir angelegen seyn die beiden Bände Morphologie und Wissenschaftslehre durch das vierte Heft abzuschließen, und bedaure noch so viel Vorrath übrig, um auch wohl ein folgendes vorzubereiten.

1822.

Zur altdeutschen Bautunst, zu Prüfung ihres Charakters, durch Schärfung ihres Sinnes, zum Begriff der Zeit worin sie entstand, führten mich zwei bedeutende Werke. Mollers Deutsche Baudenkmale, deren erstes Heft nun geschlossen, lagen uns vor. Nach mehreren Probedrücken erschien auch das erste Heft des Boisseréeschen Domwerks. Ein großer Theil des Textes, den ich vorher im Manuscript studirt hatte, lag bei, und die Uebersetzung bestätigte sich, daß zu richtiger Einsicht in dieser Sache, Zeit, Relation, Sitte, Kunstfolge, Bedürfniß, Anlage der Jahrhunderte, wo diese Bauart überschwenglich ausgebeint in Anwendung stählte, alles zusammen als eine große lebendige Einheit zu betrachten sey. Wie sich nun an das Kirchthum auch das Rittertum anschließt, zu anderm Bedürfniß in gleichem Sinne, wollte ebenmäßig wohl erwogen seyn.

Die Plastik brachte wenig aber Bedeutendes; die kleinere Medaille mit Serenissimi Bild und der Inschrift: Doctorum frontium praemia, ward in Paris von Barre geschnitten. Ein kleiner Bacchus von Bronze, ächt antik und von der größten Zierlichkeit, ward mir durch die Gewogenheit des Herrn Major von Staff. Er war auf dem Feldzuge nach Italien durch Welschland bis nach Calabrien gekommen, und hatte manches bäurische Kunstwerk anzuschauen Gelegenheit. Meine Vorliebe für solche Werke kennend verehrte er mir das kleine Bild, welches wie ich es ansehe mich zu erheitern geeignet ist.

Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit vor, Gedanke und Composition ganz vortrefflich.

Ich erhalte Howards Klima von London, zwei Bände. Posselt schreibt eine Recension. Die inländischen Beobachtungen gehen nach allen Rubriken fort und werden regelmäßig in Tabellen getrocknet. Inspector Bischof von Dürrenberg bringt auf verglichene Barometer-Beobachtungen, denen man entgegen kommt. Zeichnungen der Wolkengestalten wurden gesammelt, mit Aufmerksamkeit fortgesetzt. Beobachten und Ueberlegen gehen gleichen Schrittes, dabei wird durch symbolisch graphische Darstellung der gleichförmige Gang so vieler, wo nicht zu sagen aller Barometer, deren Beobachtungen sich von selbst parallel stellten, zum Anlaß eine telluritische Ursache zu finden und das Steigen und Fallen des Quecksilbers unerhalb gewisser Grenzen einer stetig verändernden Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben.

Bei meinem diesmaligen Aufenthalt in Böhmen ward die geologische Sammlung der Mariensbader Gegend wieder aufgenommen und vervollständigt, in Bezug auf die Acten und das in den Druck gegebene Verzeichniß. In einem Sodrante wurden solche, wohlgeordnet, bei der Abreise Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforscher. Das Teyler Museum verehrt mir schönen Kalkspath fer mit Fischen und Pflanzen, von der Herrschaft Walsch. Angenommen und lehrreiches Einsprechen des Herrn von Buch. In Eger traf ich den, für Naturkunde aufmerksamen Herrn Rath Grüner, beschäftigt eine uralte hohlste Eiche, die quer über das Flußbett im Tiefen gelegen hatte, hervorziehen zu lassen. Die Rinde war völlig braunkohlenartig. Sodann besuchten wir den ehemaligen Kalkbruch von Dölitz, wo der Mammuthszahn sich herfindet, der lange Zeit als merkwürdiges Erbstück der beißenden Familie sorgfältig aufbewahrt, nunmehr für das Prager Museum bestimmt wurde. Ich ließ ihn abgießen, um ihn zur nähern Untersuchung an Herrn d'Alton mitzutheilen.

Mit durchreisenden Fremden wurde das Gesammelte betrachtet, wie auch der problematische Kammerberg wieder besucht. Bei allen diesem war Dasi Naturgegenstände von Böhmen förderlich und behülflich.

Herr von Eschwege kommt aus Brasilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeutenden Ankauf. Bei dieser Gelegenheit wird mir die Edelsteinsammlung übergeben, welche früher aus der Brückmannischen Erbschaft erkauft wurde. Mir war obiges interessant eine solche, von einem früheren passionirten Liebhaber und, für seine Zeit, trefflich zusammengestellte Folge zu revidiren, das später Acquirirte einzuschalten und dem Ganzen ein fröhliches Ansehn zu geben. Eine Zahl von 50 roher Demantkrystallen, merkwürdig einzeln, noch mehr der Reihe nach betrachtet, jetzt von Herrn Soret nach ihrer Gestaltung beschrieben und geordnet, gab mir eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturerzeugniß. Ferner theilte Herr von Eschwege Brasilianische Gebirgsarten mit, die abermals bewiesen, daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Uebersteinung vollkommen übereinstimmen; wie denn auch sowohl seine gedruckten als handschriftlichen Bemerkungen hierüber dankenswerthen Aufschluß verleihen.

Zur Pflanzenkunde verfertigte ich das Schema zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Ein wunderbar gezeichnet Buchenholz gewann ich als pathologisches Phänomen. Ein gespaltener Klotz war es, von einem Buchstamme, in welchem sich entdeckte, daß vor mehreren Jahren die Rinde regelmäßig mit

einem eingeschnittenen Kreuze bezeichnet werden, welches aber vermarkend überwachsen in den Stamm eingeschlossen, sich nunmehr in der Spaltung als Zeuge und Wiederholt.

Das Verhältniß zu Ernst Meyer hat mir neues Leben und Anregung. Das Geistliche Innere, von demselben näher bestimmt und durchgeführt, bracht' ich mir mit Behülfe von Hofs gramina austriaca zur Anschauung.

Und so muß ich noch zum Schluß eines riesenhaften Cactus mole-Cactus, von Herrn Andreä zu Frankfurt gesendet, dankbar erwähnen.

Für das Allgemeine erschienen mehrere bedeutende Werke. Die große naturgeschichtliche Charte von Wilbrand und Ritgen, in Bezug auf das Element der Wässerig und auf Bergeshöhe, wie sich die Organisation überall verhalte. Ihr Werth wird sogleich anerkannt, die sodann augenfällige Darstellung an die Wand gehestet, zum täglichen Gebrauch vorgelegt und commentirt in geselligen Verhältnissen, und immerfort studirt und benutzt.

Keferstein gegnostisches Deutschland war in seiner Fortsetzung gleichfalls sehr förderlich und wäre es bei genauerer Bärung noch mehr gewesen. Man wird sich's in solchen Fällen noch öfter wiederholen müssen, daß da wo man durch Farben unterscheiden will, sie doch auch unterscheidbar seyn sollten.

Das vierte Heft meiner morphologischen und naturwissenschaftlichen Bemühungen ward sorgfältig durchdacht und ausgeführt, da mir ihm die beiden Bände für diesmal geschlossen seyn sollten.

Die Veränderung der Erdoberfläche von Herrn von Hoff gab neuen Reiz. Hier liegt ein Schatz, zu welchem man immer etwas hinzuthun möchte, um dem man sich daran erfreuen.

Ich erhielt zu Anfrischung der Berg- und Gesteinslust bedeutende Pflanzenabdrücke, in Kohlenschiefer durch den sorgfältigen und diesen Studien ergebenen Rentamtmann Mayr. Fichtelbergische Mineralien erhielt ich von Reinwig, manches andere von Tyrol, wogegen ich den Freunden verschiedenes zusende. Herr Sorel vermehrt meine Sammlung durch manches Bedeutende, sowohl aus Savoyen als aus der Insel Elba und fernern Gegenden. Seine krystallographische Kenntniß war höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu begrenzenden Mineralien; wobei er denn die von ihm in Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilte und besprach.

Im Chromatischen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erschien, daß ein Jüngerer die Pflicht über sich nehmen wolle dieses wichtige Capitel durchzuführen und durchzusechten. Herr von Henning besuchte mich und brachte höchst glücklich erfundene entoptische Gläser, auch schwarze Glasspiegel mit, welche verbunden durchaus alle wünschenswerthen Phänomene ohne viel weitere Umständlichkeit vor die Augen bringen. Die Unterhaltung war leicht, er hatte das Geschäft durchdurchgethan, und manche Frage die ihm übrig blieb, konnt' ich ihm gar bald beantworten. Er erzählte von seinen Vorlesungen, wie er es damit gehalten, und zu denen er mir schon die Einleitung mitgetheilt. Wechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen älteren Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im bisherigen Vortrag zu falschen Zwecken angewendet, überlieferte ich ihm, und er dagegen regte mich an, die dramatischen Acten und Papiere nunmehr vollkommener und sachgemäßer zu ordnen. Dieses alles geschah im Herbst und gar mit nicht wenig Beruhigung.

Ein entoptischer Apparat war für Berlin eingerichtet und fortgesendet, indessen die einfachen entoptischen Gläser mit schwarzen Glasspiegeln auf einen neuen Weg leiteten, die Entdeckungen vervielfachten, die Ansicht erweiterten, und sodann zu der entoptischen Eigenschaft des sämmtlichen Eises Gelegenheit gaben.

Die Farbentabelle wurde revidirt und abgedruckt; ein höchst sorgfältiges Instrument, die Phänomene der Lichtpolarisation nach Französischen Grundsätzen sehen zu lassen, ward bei mir aufgestellt, und ich hatte Gelegenheit dessen Bau und Leistung vollkommen kennen zu lernen.

In der Zoologie förderte mich Carus ungemein, nicht weniger eine Tabelle, in welcher die Filiation sämmtlicher Wirbelverwandtungen anschaulich verzeichnet war. Hier empfing ich nun erst den Lohn für meine früheren allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur gedachte Aufführung bis ins Einzelne vor Augen sah. Ein Gleiches ward mir, indem ich d'Altons frühere Arbeit über die Pferde wieder durchnahm, und sodann durch dessen Phänomene und Raubthiere belehrt und erfreut wurde.

Der hinter dem Ettersberg im Torfbruche aufgefundene Urstier beschäftigte mich eine Zeit lang. Er ward in Jena aufgestellt, abgeschält restaurirt und zu einem Ganzen verbunden. Dadurch kam ich wieder mit einem alten Wohlwollenden in Berührung, Herrn Dr. Körte, der mir bei dieser Gelegenheit manches Angenehme erwies.

Heinroths Anthropologie gab mir Aufschlüsse über meine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen, als ich einen deutlich war mein naturwissenschaftliches Heft zu Stande zu bringen.

Herr Partinje besuchte uns und gewährte einen entschiedenen Beitrag von merkwürdiger Verbindlichkeit und unerhörter Anstrengung und Aufopferung.

Indem ich zu meiner eigenen Aufklärung Kunckels Glasmacherkunst, die ich öfters in düsterem Vorurtheil und ohne wahre Schätzung betrachtet hatte, genauer zu kennen und anschaulicher zu machen wünschte, hatte ich manche Communication mit Herrn Dr. Döbereiner, welcher mir die neusten Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte. Gegen Ende des Jahres kam er nach Weimar, um vor Serenissime und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigen Versuche galvanisch magnetischer wechselseitiger Einwirkung mit Augen sehen zu lassen und erklärende Bemerkungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Besuche des Herrn Professor Oersted nur um desto erwünschter seyn mußten.

Was gesellige Mittheilungen betrifft, war dieses Jahr unserem Kreise gar wohl gerathen; zwei Tage der Woche waren bestimmt unsern gnädigsten Herrschaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben. Hiezu fand sich denn jedesmal neuer Anlaß, und die Mannigfaltigkeit war groß, indem Altes und Neues, Kunstreiches und Wissenschaftliches jederzeit wohl aufgenommen wurde.

Jeden Abend fand sich ein engerer Kreis bei mir zusammen, unterrichtete Personen verschiedener Geschlechts; damit aber auch der Anblick sich erweitere, setzte man den Dienstag fest, wo man sicher war eine gute Gesellschaft an dem Theetisch zusammen zu sehen; auch vorzügliche Geist und Herz erquickende Musik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gewöhnte Ausländer nahmen an diesen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Freunde auf kurze Zeit gern annahm, so blieb ich zwar auf mein Haus

eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung; vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerstreut hätte.

Ein junger Bibliothek- und Archivsverwandter mußte ein Repertorium über meine sämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften, nachdem er alles sortirt und geordnet hatte.

Bei dieser Gelegenheit fand sich auch ein vorläufiger Versuch der Ehronik meines Lebens zu rettigiren, der früher vermißt war, wodurch ich mich ganz der sondern aufheitert sah. Ich setzte gleich darauf mit neuer Lust die Arbeit fort, durch weitere Ausführung des Einzelnen.

Van Brée aus Antwerpen sendete seine Hefte zur Lehre der Zeichenkunst. Tischbeins Homer VII. Stück kam an. Die große Masse lithographischer Zeichnungen von Strixner und Piloty sonderte ich nach Schulen und Meistern, wodurch denn die Sammlung zuerst wahrhaften Werth gewann. Sieme drückte von allen Seiten dauerten fort, und brachten manches gute Blatt zu unserer Kenntniß. Einem Freund zu Liebe erklärte ich ein paar problematische Kupfer, Polidori Maria und ein Tizianisches Blatt, Landolfi. St. Georg, mit dem Drachen und der angeketteten Jungfrau; Mantegna's Triumphzug ward erneuert gereinigt.

Maler Reise von Ohlsdorf stellte hier einige Arbeiten aus, und vollendete verschiedene Portraits; man freute sich diesen wackern Mann, den man schon seit den Weimarischen Kunstausstellungen gekannt, nunmehr vervollkommnet zu schauen und sich seines Talentes zu freuen. Gräfin Julie Egloffstein machte bedeutende Vorsetzte in der Kunst. Ich ließ die Arbeitungen nach meinen Skizzen ausführen und ausmalen, um sie an Freunde zu überlassen.

Meyers Kunstgeschichte ward schließlich wunderlich und dem Druck angeordnet. Dr. Carus gab einen sehr wohlgedachten und wohlgeschriebenen Aufsatz über Landschaftsmalerei in dem schönen Sinne seiner eigenen Productionen.

Rede

bei

Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

am 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute diesen Tag. Sie waren versammelt zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß vereint die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude vorigen Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnte Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat, ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, was wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegen setzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Feld bäuten, und, wenn ich so sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde anrichten, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn welche unsern ankündigten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Bestimmung das Gedeihen nicht erleichtert; wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Vorhersagungen erschüttert worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Dem Glück auf! wir eilen einem Platze zu, den unsere Vorfahren sich schon auserlesen hatten, um daselbst einen Schacht niederzutreiben. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Tortafel unsers Geistvorigen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir ersehen ihn mit Bestimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an, und bezeigen einem durch Jahrhunderte verwachsenen gutem Rath, denn man sahe von jeher, selbst da noch das Sturmbender Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für entbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flöze in einem tiefern Punkte beikommen. Den alten Bergbau der selbstbaft auf dem Hörsten ins Tiefste ging, verdrießen und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmbender Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werks. Nunmehr aber, da wir jene ersoffene abgebaute Tiefen dem Wasser und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wer gewiß unangetastete Reichthümer zu erwarten hoffen können.

Laſſen Sie uns alſo die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen; laſſen Sie uns die erſten Hiebe der Keilhaue nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieſer Handlung lebhaft empfindend, und herzlich freuen, daß wir beſtimmt worden ſie zu begehen und Zeugen derſelben zu ſeyn.

Dieſer Schacht, den wir heute eröffnen, ſoll die Thäler werden, worin die man zu den verborgenen Gängen der Erde hinabſteigt, worin die jene tiefſten geraden Gänge der Natur an das Tageslicht gefördert werden ſollen. Wer ſelbſt thätig noch, wenn es uns Gott beſtimmt hat, da auf- und niederfahren, und das was wir uns jetzt nur im Geiſte vorſtellen, mit der größten Freude vor uns ſehen und betrachten. Glück auf alſo, daß wir ſo weit gekommen ſind!

Nun ſey aber auch unſere Vorſicht und unſer Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es iſt gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung und erſt ſichtbar werden müſſen. Ich bin von einem jeden, der bei der Sache angeſtellt iſt, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere alle Niemanden mit weitläuftigen Worten an ſeine Pflicht; ich ſchätze nicht das Unheil, das nachläſſige und untreue Beamten dem alten Werke zugezogen haben. Ich will nur kaum das Beſte hoffen. Denn welcher unſere Treue wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande ſind zum Wohl dieſer Stadt, zu eines Theils dieſer Gegend, vielen mit leichter Mühe zu wirken; daß Glück und Auf eines ſo vortrefflichen, ſo vornehmlichen Werkes von unſerm Betragen abhängt und daß wir alle Bewohner der Staaten unſers Fürſten, unſre Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutſchland zu Beobachtern und Richtern unſerer Handlungen haben werden. Laſſen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unſer gnädigſter Herr auf uns geſetzt hat, der Zuverſicht, womit ſo viele Gewerken eine anſehnliche Summe Geldes in unſre Hände legen. Möge ſich zu dieſem ſodann und guten Zwecke das ganze hieſige Publicum vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Innwohner Bürger und Unterthan kann dem aufzumunternden Bergwerke nutzen und ſchaden. Jede neue Anſtalt iſt wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat ferthilft, für die ein Erwachſener nicht danken würde, und ſo wünſche ich daß ein jeder die unſrige anſehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringſte, dasjenige was er in ſeinem Kreiſe zu deren Beförderung thun kann, und ſo wird es gut gehen. Gruß zu Anfange, Jetzo, meine Herren, iſt es Zeit dem Werke aufzudreſſen, es zu ſchützen. Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Mißverſtändniſſe aufzuklären, wichtige Lehrſtühlaſten zu unterſtützen und dadurch zu dem gemeinen Beſten mitzuwirken. Kommt dermaſt der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in dieſen Gegenden ſtärker, erhebt ſich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor; ſo kann ein jeder, er ſey wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu ſich ſagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieſes Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift iſt, als es noch ein Kind war, kathreich angenommen, ich habe es nähren, ſchützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude und die Nachkommenſchaft für das, was wir wir heute an ihm werden, ſegnen, und die unſrigen dieſen Segen genießen! —

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, ſondern und einem Orte, auf den alle unſere Wünſche gegenwärtig gerichtet ſind, nähern, vorher aber noch in dem Hauſe des Herrn einkehren, der Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen, und dem Menſchen den Verſtand gegeben hat, ſie an das Licht des Tages hervor zu bringen. Laſſen Sie uns ihn bitten, daß er unſerm Beruf beſtehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Böſen als zum Guten angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menſchheit gefördert werde.

Zum feierlichen Andenken
der
Durchlauchtigſten Fürſtin und Frau Anna Amalia,
verwittweten
Herzogin zu Sachſen-Weimar und Eiſenach,
gebornen Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg.

1807.

Wenn das Leben der Großen dieſer Welt, ſo lange es ihnen von Gott gegönnt iſt, dem übrigen Menſchengeſchlecht als ein Beiſpiel vorleuchten ſoll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, ſo iſt die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Ueberſicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unſchätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürſtin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen andern ſich dem Gedächtnis einzuprägen, beſonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und ſpäter unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüſſen, manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit perſönlich zu erfahren das Glück hatten.

Einverſtanden aus einem Hauſe (1739. Oct. 24.), das von den früheſten Vorfahren an bedeutende, würdige und tapfere Abnherren zählt; Mutter eines

Königs des größten Monarch seiner Zeit; von Jugend auf erzogen von Geschwistern und Verwandten, deren Größtes eigen war, die kaum ein andrer Frieden kannten, als ein solches, das rathsweis und auch der Zukunft bewunderungswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mannigfache Anstalten zur Cultur der Kunst und Wissenschaft aufzeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Aussicht, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche spielerisch in der Kirche und im Reich der Geschäfte glänzten, geboten wurde.

Von hier wurde sie früh hinweg gerissen (1756) zur Vermählung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein besseres Leben emporstrebte, seiner selbst und der Vortheile des Glücks zu genießen begann. Ein Sturm entstand (1756) aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen spielmännischer; aber der Vater selbst sah wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, bis erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Verwandlungen von Umständen (1760), selbst noch minderjährig, fühlte sie sich, bei dem einbrechenden Schreckensjahren Krieges, in einer bedenklichen Lage. Als Neuvermählte vorgestellter, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Verwandlung in dem Besitz des großen hochfürstlichen Hauses. Ihre Provinzen erhielten viel Unmaß, doch dem Verderben entrückte sie.

Inzwischen zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer gewissenhaften Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie entwickelte nicht mit Gehalt und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa einen Grund fassen wollte. Sie erhielt und mehrte ihr Volk bei anhaltender fruchtbarer Hungersnoth, Gerechtigkeit und freier Ableitung gegenüber (1772) alle ihre Regierungsschritte und Anordnungen.

Eben so war im Innern ihre herzliche Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begünstigte, was später für dieses bevorzugte Land, ja für das ganze Deutsche Vaterland, so selbst- und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich, nach dem gegebenen Maß, um sich zu verlustigen, und sie war im Begriff mit Freude und Zutrauen das gemeinschaftliche Verwalten ihrem Durchlauchtigsten Sohn (1775) zu übertragen, als das unerwartete Unglück des Weimarischen Sonderbrandes die größte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingeborenen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhig und ehrerbietig ihrem zur Besitznahme ermündigten Erstgeborenen die Regierung seiner väterlichen Staaten, und trat eine vorgenommene Anstalt in das Leben an.

Ihre Regierschaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizei befestigten, entwickelten, belebten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler, wurden herbeigerufen oder hielten. Der Gebrauch eines großen Residenzbettes wurde frei gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes ermuntert. Man unterschätze den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorzüglichsten Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Vervollkommnung fähig gemacht.

Mit welcher feinfühlenden Empfindung machte sie man, unter den Händen ihres unvergeßlichen Gemahls, selbst über Hofhaltung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als man nach und nach auf der glücklichsten Übereinstimmung, einer wahrigen freien Handlungsweise sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtsein ihres Thuns gewann, das was sie vorlag, geleitet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft, so wie von der schönen Natur stets täglichen Aufenthalt umgeben, glücklich fühlte. Sie gehört sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und abzuändern; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar aufgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später genannt wäre. So verreinte sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um ihre Gesundheit Bewegung und ein mildered Klima zu suchen (1788); denn kurz vorher erfuhre sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage verbergnahen schien. Aber einen höheren Gewalt wollte sie von dem Aufsuchen dessen, was sie in den Künsten so lange gedauert hatte, beschützt von der Musik, von der sie sich selber anfing sich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebenskenntnissen durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene ästhetischen Gegenden als Einheimische und Fremde verherrlichen, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwarteten sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mannigfaltigen Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Sorgfalt betrat. Die Vermählung ihres jüngsten Sohnes (1790) mit einer ausgezeichneten Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen setzen zu Festen Anlaß, wobei sie sich bei der raschesten Thätigkeit, treuen Kunstfleiß und wohlerdientem Gedenkmal wieder aufgefrischten und aufmunternden Einsicht erfreuen konnte, und und dessen sich, das zum Ziel für sie manches frohe Leben und Treiben, ihr Leben ist in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Leidenden anders vorgesehen. Hatte sie während vieles gegenseitigen Lebensjahrs manches Unerwartet tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier trefflicher Brüder, die auf Heldenpfaden ihren Tod fanden, eines dritten, der sich ihr anderer auszeichnete, von den Flammen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders, und eines hoffnungsvollen theilnehmenden Urenkels, so hatte sie sich mit unbesiegbarer Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich auch sie ergriff, da sie, um eine bevzige geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, genöthigt jener Stimme, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Säten verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Verbeschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über sie selbst verwandelte, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und

verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gebeten und ihr mannigfacher Geist gegen den Anbrang trüber Früchte bald Ueberdruß verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Kreisen ruhig, gefällig, anmuthig, überlegend und mittheilend, und niemand sah ihrer Umgebung traurig führen, sie so gelassen aufgelöst zu sehen. Sie sonderte sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie scherzte auf der Gesellschaft des Jovgens (1807. April 10.), wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen, als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, dringliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wenn von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung erhellen und aufrichten! Wer von uns darf sagen: meine Leiden werden so groß als die ihrigen; und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und ermuthigt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unsern ersten Betrachtungen zurück — daß ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns und von derthen, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Musterbildern leuchten und Hülfreichen im Leben hinneigten, nun die schwindenden Blicke nach sich ziehen, als Verkündete, Seliger.

Zu brüderlichem Andenken Wielands.

1813.

Durchlauchtigster Protector,
Hohe ehrwürdige Klostre,
Verehrungswürdige Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter seiner Bedrängung gegiemen will, allen ehrwürdigen Gerüsten sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine bessere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da müßten die Sinnsprüche seiner blühenden Poesie wie Ihre Augen, Ihren Geist anfeuern, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns gefeiert, unter die glückseligsten Menschen zu zählen, nur keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Silben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines in seinem Betrachte vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Spitzen für ihn mit Rosen bekränzten, um anzudeuten, daß wenn Anakreon der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Reimgewichten zu mäßigen unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die ausgebildete, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen traurig, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften mit beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch gültig die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wo stille dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den eintrübenden Gedanken unserer Meister bate ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Verkünder seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verwilderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Ansicht, um derentwillen ich mir ein gemeines Gedicht erdulten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre gepflegten Neigung, als aus verwandter Uebereinstimmungsweise in gehöriger Verbindung, sondern mehr in kurzen Sätzen, ja sprüchwörtlich vortrage, weder des Gefeierten noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Materialien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Sprachkenntniß. Hierauf war er nach Kloster Bergen an der Ehe geschickt, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem

Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, lebann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort übertieb er sich ganz der Luft, welche das Selbstforschungen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Strenge kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das vollkommenste seine literarisch poetische Neigung verfolgte. Die mannichfaltigen Amtsgeschäfte eines Vorlesers der Canzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Luft und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, zuerst dem Mannheimischen Minister, bekannt. In diesem ausgebreiteten, weltregierenden Hause wurde ihm zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Churfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Academie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die huldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Reichsgrenzverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt weilen, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihm der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein ausgezeichnet bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptangenmerk einer zärtlichen, selbst schon gebildeten Mutter, und so ward er berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des christlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahrsgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, gefchätzt, ja gefeiert sind. In manchem Werke über Deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur besonders Kästners, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Thätigkeit und der Offenheit seines Wesens. Menschen und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er diskutirte als ein Lebender und lebte diskutirend. In Versen und Prosa verbreitete er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entstand die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchen Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke geschrieben, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, erwiß vor vielen dieser Aufmerksamkeit würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, verbesserte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Korrekte, Fastidse, das Naturbetrachtende, welches nicht durch Bemühung, sondern durch besseres, gemäßigtes Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer festen Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Unsicherheit des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Bedeutendes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher trat ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Personen ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begeisterungen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angeborene als angebildete Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vorzüglichen, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene freien, reinen Geister der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das weite, an den Ufern der Ehe lindenumgrünte Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch ehrfeierliche Tübingen, jene enge samen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, verweilt von Seen, unbilofen von Hellen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Hume, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort traten ihm die Denkmale mächtig an, die und von der männlichen Umwelt der Heroen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich werden, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl historische Staatsmänner hervorrufen, sondern vielmehr durch sittlichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, erkannte, wünschte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verhinderte ihn die Frucht, die er durfte, eben dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; unaern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widerstreben, und da ihn nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten

mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschlicht er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahre gewesene für Phantasieren.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, den reblichen geistigen Bedürfnissen und Ansichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er vergisset sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen; sondern er entschlicht sich zur Gegenwirkung. Er klaget allen, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst alle der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unverdrossen arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber folglich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lobet sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen falsche Bedenklichkeit, kleinstädtisches Wesen, ökonomische äußere Sitte, beschränkte Ansicht, falsche Ehrbarkeit, platte Behaglichkeit, anmaßende Würde, und wie diese Ungestalten, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkenden und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mögliches anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, vielseitig werden.

Die verständige reine Redlichkeit eines Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihm schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen. Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Freiheit zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansieht, werde man recht lieben, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Daraus komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seyen die ächten Organe, womit ein feines Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst entwickeln. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entsprechenden Bedürfen umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Vaterland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften ältern Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne noch ihm gewählt zu seyn; wie man denn von Menschen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höhern Stande geboren, an geistlichen Mitteln mehr gebot, durch Reisen, Aemter, Weltansicht mehr begünstigt, in einem weitern Kreise, zu einer ernstern Zeit, in dem meere aufgeregten England leistete, eben dieses bewerkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine bedeutende Thätigkeit, durch ein fertiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch gebildet Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefördert, ward also durch belehrende und gediehene Werke, ja durchs Leben selbst, von unsern Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Mitgesinnten vertreten.

Haben wir jedoch, in seinem von Ansicht, Gesinnung, Ueberzeugung die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine thätende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Ritternährchen, welche ihm die größte Freiheit gewährten. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romandichtkunst schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gebiete sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und befestigten. Ihre Muttertheil fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen; denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne gedichtet, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehn, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakspeare's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja sogen früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter fremder Geist die beste Tradition findet.

Shakspearen zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland überzeugte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, strich bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Ueberzeugung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzunah in Wechselwirken, wie man genugsam ersehen aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er eilnt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Reinheit, Stufen, Verfassung, alles giebt ihm Anlaß, seine Bestrebungen zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu überlegen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Zweideutigkeit, das Liebesverhältniß einer Antigone, Lais und Pyrrha hervorzuheben, und ihre Lebensverschiedenheit über die Sinnlichkeit der Philosophen zu erheben.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Nebendienenden seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltsinn durch eine feine Begränzung so heiter und wünschenswerth vereinigt, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, weltbesonnenen, gebildeten, feinen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Ueberleben noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der Deutsche Lucian, der uns den Griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verbinder und Ueberleiter für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Beharrende, wird sich doch manchmal verführen fühlen, die Linie des Anständigen und Sinnlichen zu überschreiten. da von jeher das Genie solche Wanklüfte unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem rühmen, außerordentlichen Aristophanes anzubequemen suchte, und die eben so verwegenen als geistreichen Scherze durch eine angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überschwänglichen alten Meisterwerke gefehlt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, der gestalt, daß man bewundern muß, wie der verzagte Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, so es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihm nicht eben seine lebendige Behandlungsart abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überdauert, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu behaglich, um wie hätte er auch in der sein einzigem Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen wollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geistesart nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hatte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen zur Anbietete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst Lucretius, selbst Hofe und Weltmann ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Plinius sen., Plinius, Tacitus, Quintilian, thätiger Bürger, und beide auf ausländischen Ansämen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie oft mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, in ihren Zeitgenossen versetzen, um und ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu überliefern, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich zu sehr vor der Parteilichkeit, das er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es sind zwei Ueberzeugungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, hergeholt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch unsterbliche Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu vereinigen bemüht, doch mag er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen und erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns sinen bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheiten, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, an Ort und Stelle wenden könnte, in Noten auszulegen und zu beleuchten sucht. Durch diese dreifache Bemühung führt man recht wohl, daß er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die ernstliche Mühe, und in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht und mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Da er nun aber mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch oft an die beiden, in denen und der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß auch den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz geschrieben worden und noch zu schreiben ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn

Frau.

Wart', ich hohle das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut,
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?

wir bekennen, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag trefflicher Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in Ad begreift, ähnlichte darin der Griechischen. Die geringste, unbedeutendste, ja unsittbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in Sid legen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverwefer einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Partiet und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die seltne Lingnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, sieher auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachgedacht, die Entschädigung fahte.

Neben sein Agathon bekennt und, daß er auch in diesem Fach getroffen Gesinnungen den Vorzug gab, indem gewann er den Gegenstanden so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auch neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Mode der Allerweltsfreundschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Menschen ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nur aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation allen ihren Verhältnissen mißtraute und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit unsittiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verbreitet, während ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Unmuth der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einbildskraft wieder anfacht und den Mann begeistert, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bekannt man nun dieses, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hintereinander, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, so gutwillig war, sich monatlich aus den Gegenden vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinen Lebensgange strenglogisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Verwunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann darüber vernommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Teutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm vorschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen; denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen vermöge, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich merkwürdige Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre ihn für den Mercurt als Leitfaden in unserer Literaturgeschichte nehmen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine gehörte Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden. Die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publicum drängten und endlich jene Bastonnade Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Teutschen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt gebohren, nur die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich seiner Existenz gesinnt machen. Er ist seinem regen Geist aufrichtig, suchte er durch Menschenverstand und Gelehrsamkeit bei sich selbst und Andre zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte, und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch hierin in den Noten zu bekriegen pflegte, so maßte er auch oft gelehrte, ja gelehrte Mitarbeiter durch mäßigende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen gehörter und kleinerer Schriften gar manche Anfechtungen leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier bewährt er sich als unsers Gleichen. Ein leichter Federstrich darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einmerschaffen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seinen gewohnten Pfaden.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, das Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon eben Wielanden bedeutend zugeschrieben, und es wird uns so interessanter scheinen, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu treiben und zu verfolgen, als man schon mit früher den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich verstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Beweglige wankelmüthig seyn. Man bedenke nicht, daß der Charakter sich nur darzuthun habe Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es seinen festen, sich selbst immer gleichen Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gesinnen überließ, seinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so geriete er oben bekannt die Festigkeit und Sicherheit seines Ganges. Der achtbrave Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen aufrufen, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irrend oder entsiehen denen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden.

Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlicher heiterer Umgebung, und erreichte die Ausgleichung eines vollständigen Abdrucks seiner Gestaltung durch gesteigertes Werk, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorhersehende Weise ein neues Leben, eine neue Thätigkeit beginnen. Der Sturm des beiden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter sowie seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man empfand sich irren, man schmiß sich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab jedermann Vertrauen, daß freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den rohen Trug verreden kann, als lebe er besser, benehmer, erquickt in der Augenblicklichkeit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch mäßenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zusammen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, beliebig den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl empfehlen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am mannichfalten entwickelte.

Indem ich nun jüngere Freunde zu dieser ländlichen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz auf theilnehmend gelesenen, was diese ländliche Heirat betrifft durch das Hinscheiden einer theuern mitwerbenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, ersparsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er hat diese theuern Reste auf eigenem Grund und Boden mehrt, und indem er sich entschließt, die für ihn allzuviele verschiedene Landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einzige Jahre früh gewonnenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Gütern vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Alle diese Dinge haben denn die verehrten Leser ihn begleitet, ja gewandt, und dadurch seinen Lesern schönen und anmuthigen Bildern erklärt, daß die Nachricht von seinem Ableben in einem lebendigen Kreise besuchen und heiter verehren sollten.

Man ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Brand nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gemeinde, der Herzogin Mutter, hatte sich seinen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verödet. Er fühlte nur zu sehr, was es thun kostet, von ihr entfernt zu sein. Er wußte ihren Sinn ganz nicht entbehren, und deßhalben noch nur mit Unbenehmlichkeit und Unlusten gewichen. Und so, nach dem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald verpflanzt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft gebohren, ja die größte Würde sein eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er mitgemeinen an Leben, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern gewußt war, so wußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leidlichen nicht sehr Unterhaltung allzu einig nehmenden Nation auch gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar aus Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer vor oder sein vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei aufgeweitesten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, bemerkbar folgte, sich gestreckt damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung darnach mannigfaltig und der lebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Schätzen in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freundlichkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, versagt man sich nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen fühlte. Wenn früher Kant in seinen Schriften nur von seinen größern Ansichten prätentierte, und in heitern Formen selbst über die wichtigen Gegenstände sich gewissermaßen zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch gut genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude erschien war, so mußten alle die, welche sich früher in seinem Lebenskreis so wie philosophierend ergangen hatten, sie mußten eine Drehung, eine Zwischenstelle nehmen erblicken, von welcher aus sie besser Verständige über das Feld der Erfahrung bestrachten werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Gesetzgebung, so bald eine große Masse sich von den bisherigen verlor, ja alles zu verlieren schien. Denn es ist gleich im Anfange seinem wollte, als wäre die Ansicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was diesen zunächst anhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns, ferner als früher ansehen, ja begründen dachte, wenn man dort ein Strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, und den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack und bald auf seine Grundsätze hinweisen, und deßhalb suchen würde, in diesen Gefilden, gründlicher Bildung, Vollkommenheiten darstand zu beleuchten, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnormen hervorzurufen.

Dieß geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unnütze Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses lediglich hier und deßhalb, weil der daraus in der Deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Weltumsegelnder, wenn er Wielands Verhältniß schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herantommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteiisch zu werden, bei den Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hervorgegangen, kämpfen oder größeren Zeiten zieht man eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln in unserm anmuthig bewässerten Thälern mehr Jahre glücklich angesiedelte Rube war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der schlimmste Tag antrat, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Gesprächsräumen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines junacn enthusiastischen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gewaltsaber gerettet, die in ihm den bedeutenden weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald darauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amalien zu ertragen. Hof und Stadt waren einig, demselben, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen beehrt, deralleinen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigte dieselbe den Verein gutgesinnter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Gerüchte mäßig zu begegnen versteht.

Am bewundernswürdigsten jedoch erschien er, wenn er öffentlich betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so frühen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zunächst mit einer geliebten Tochter plötzlich getrennt ward. Die schmerzlichen Reizen des Falles, die Lancinirende der Genesung erregte mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig erscheinen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugnis, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung geselig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des mannigfaltigen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntnis, die Benutzung derselben gerichtet schien — drei Außerwesentlichen, des Unerkünnlichen kannte er doch, als ein verständigergeübter Mann, keinerlei was entbehren. Auch hier trat jener Contrast, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht erhalten, merkwürdig hervor: denn indem er alles anzuerkennen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnis liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszutreten, doch zunächst zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntnis geben können, nach seiner Weise auszubauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Faustcolossus, auf seine Eudämonie berufen, ja auf jene Lösungen, so verständigen als herrlichen Aeußerungen, die er noch vor seinem Ableben öffentlich abgewunden dieser Versammlung mittheilen mögen.

Denn zu unserm Bedauern hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit dem jenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floß er zwar nach seiner bestern klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verleugnete sich nicht, daß gerade unter diesen vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch abmahnende Symbole mäßigende, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins gewiß vor rohen Verirrungen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer leerdünkenden Sinnlichkeit sorgfältig gewarnt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in mancherlei Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm treuesten Bunde. Wie rein er in denselben eintreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme verschiedener junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu äußern, haben sind wir alle Zeugen. Wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchen Zeitwechsel oft wieder verjüngte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentvoller Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, vorbedenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Bedürfnis seiner menschlichen und geselligen Bildnis je gern anerkannte.

Wer dieser so mannigfaltigen und bedeutenden Versammlung, obgleich von unsern Meistern auszeichnet, über den Angedeuteten wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl selbst abhalten dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl übertragte und geerntete Bände nöthig sind, um sein Andenken würdevoll zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederkehrender Feier seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wäre es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Anfang in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erschienen wäre, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art seyn dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen sodann schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu bethätigen, zu erhalten und zu vermehren.

Biographiſche Einzelnheiten.

Bedeutung des Individuellen.

Das Individuum geht verloren; das Andenken deſſelben verſchwindet und doch iſt ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

Jeder iſt ſelbſt nur ein Individuum und kann ſich auch eigentlich nur fürs Individuelle intereſſiren. Das Allgemeine findet ſich von ſelbſt, dringt ſich auf, erhält ſich, vermehrt ſich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntniſſen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeſchiedener ſelbſt anbedeutender Menſchen.

Die Frage: ob einer ſeine eigene Biographie ſchreiben dürfe, iſt höchſt ungeſchickt. Ich hatte den, der es thut, für den verlaſſenſten aller Menſchen.

Wenn ſich einer nur mittheilt, ſo iſt es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut.

Es iſt gar nicht nöthig, daß einer unterhaltend ſey, oder das Vortrefflichſte und Tadelloſeſte thue; ſondern nur, daß etwas geſchehe, was dem andern nutzen, oder ihn freuen kann.

Man hat es Lavatern nicht gut aufgenommen, daß er ſich ſo oft malen, zeichnen und in Kupfer ſtechen ließ und ſein Bild überall herumſtreute. Aber freut man ſich nicht jetzt, da die Form dieſes äußern erſcheinlichen Weſens zerſtört iſt, des ſo mannigfaltigen, zu verſchiedener Zeit acquirirten Nachbildungen, im Durchſchnitt gewiß zu wiſſen, wie er ausgeſehen hat?

Dem ſeltſamen Arzte hat man es als ein halb Verbrechen angerechnet, daß er auf ſich ſelbſt Medaillen ſchlagen ließ und ſie an Freunde und Gönner verſendete; und mich macht es glücklich ein paar davon in meiner Sammlung zu beſitzen und ein Bild vor mir zu haben das er ſelbſt anerkannt.

Wir ſind überhaupt von einer Seite viel zu leichtſinnig das individuelle Andenken in ſeinen wahrhaften Beſonderheiten als ein Ganzes zu erhalten, und von der andern Seite viel zu begierig, das Einzelne, beſonders das Herunterſtehende zu erhaben.

Leipziger Theater.

1768.

Auf dem neuerbauten Theater erhielt natürlicherweiſe das Schauſpiel neue Aufmunterung und Belebung. Die Koniſche Geſellſchaft hatte Verdienſt genug, um das Publicum zu beſchäftigen und zu unterhalten. Man wollte ein Deutſches Theater anmit einem patriotiſchen Stück anfangen und wählte, oder vielmehr man nahm ſogleich den Hermann von Schlegel, der man freilich, ungeachtet aller Tapetenbäume und anderer animaliſchen Attribute, ſehr trocken blieb; und ich, der ich gegen alles was mir nicht gefiel, oder mißfiel mich ſogleich in eine praktiſche Oppoſition ſetzte, dachte nach, was man bei ſo einer Gelegenheit hätte thun ſollen. Ich glaubte einzuſehen, daß ſolche Stücke in Zeit und Gewöhnung zu weit von uns abſtünden, und ſuchte nach bedeutenden Gegenſtänden in der ſpätern Zeit, und ſo war dieſes der Weg auf dem ich einige Jahre ſpäter zu Göz von Berlichingen gelangte. Koch, der Director war durch ſein hohes Alter von der Bühne dispenſirt. Ich habe ihn nur zweimal in dem obgedachten Hermann, und dann einmal als Cyrenen geſehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine gewiſſe künſtleriſche Gewandtheit zu zeigen wußte. Brunner, als erſter Liebhaber, hatte unſern ganzen Beifall, weniger Demoiſelle Steinberger, welche uns als Liebhaberin zu kalt ſchien. Eine Madame Starke war in den Mutterrollen wohl aufgenommen; der übrigen Geſtalten erinnere ich mich nicht mehr, aber deſto beſſer des lebhaften Eindrucks, den eine Demoiſelle Schulz auf uns machte, die mit ihrem Bruder, dem Ballmeiſter, bei uns anlangte. Sie war nicht groß, aber wohl, ſchöne ſchwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Recitation niedlich zu ſcharf, aber doch durch die Anmuth der Jugend gemildert. Sie zog uns in die Bühne ſo oft ſie ſpielte, und ihre Darſtellung von Romeo und Julie vom Weiſe iſt mir noch ganz gegenwärtig, beſonders wie ſie in dem weißen Atlasliede aus dem Saale flog und ſich bis an den Balkon der Julie zu ſchwingen ſchien, wie ſie an ſich unaufgefordert warnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuſcheuchen ſchien, war ein unendliches Beifallklatſchen ihr Lohn; ja ſie hatte durch ihre tragiſchen Tugenden uns dergeſtalt gewonnen, daß wir ſie in keiner andern Rolle, am wenigſten aber als Tänzerin ſehen wollten, und ſie davon ſogar in kleinen ausgeſtreuten Verſen abzumahnen ſchienen.

Die nachher als Mara ſo bekannt gewordene Schmehling befand ſich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung. Das gegen hatte Corona Schröter, ob ſie gleich mit jener es nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, wegen ihrer ſchönen Geſtalt, ihres vollkommen ſittlichen Betragens und ihres ernſten anmuthigen Vortrags, eine allgemeine Empfindung erregt, welche

ſich, je nachdem die Perſonen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. Verſchiedene ihrer Anbeter machten mich zum Vertrauten und erbaten ſich meine Dienſte, wenn ſie irgend ein Geheimniß zu Ehren ihrer Angebeteten perſönlich wollten drucken und ausſtreuen laſſen. Beide, die Sarbier und Schmehling, habe ich oft in Haſſe'ſchen Oratorien neben einander ſingen hören; und die Magdalenen des Beifalls ſtanden für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunſtliebe, bei der andern das Gemälde in Betrachtung kam.

Lenz.

Dritte Bekanntſchaft mit ihm, in den letzten Monaten.

Seine Geſtalt, ſein Weſen.

Seine Beſtimmung in Straßburg.

Hofmeiſter von ein paar Curländiſchen Edelleuten.

Seltſamſtes und unbefindlichſtes Individuum.

Neben ſeinem Talent, das von einer genialen aber barocken Anſicht der Welt zeugte, hatte er ein Etwas, das darin beſtand, Alles auch das ſimpelſte, durch Intrigue zu thun, dergeſtalt daß er ſich Verhältniſſe erſt als Mißverhältniſſe vorſtellte, um ſie durch politiſche Behandlung wieder ins Gleiche zu bringen. In dem Umgang mit ſeinen Freunden, Lieben und Bekannten war es ſeine Art ſich die natürlichſten Irrwege aufzunehmen, um auf Umwegen etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böſes oder Schädliches zu wollen, hätte er ſich doch immer dergeſtalt, um in der Folge der andern Zwecken, die er ſich vorſetzen mochte, auf die leichte Weiſe zu einer Art von Edelmann zu werden. Dieſes ihm, in Anſicht auf Beurtheilung und Imputationen immer ſeine Halbnarrheit, ein gewiſſer von Jedermann anerkannter bedauerter ja geliebter Wahnſinn, zu Statten kam.

Sein näher Verhältniß zu mir fällt in die folgende Epoche.

Ich beſuchte auf dem Wege Friederike Brion; fände ſie wenig verändert, noch ſo gut, liebevoll, zutraulich wie ſonſt, gefaßt und ſelbſtſtändig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieſer hatte ſich nach meiner Abreiſe im Hauſe unterkrochen, von mir was nur möglich war zu erfahren gewußt, bis ſie endlich dadurch daß er ſich die größte Mühe gab meine Briefe zu leſen und zu erhalten, mißtrauiſch geworden. Er hatte ſich indeſſen nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe verliebt in ſie geſtellt, weil er glaubte, das ſey der einzige Weg hinter die Geheimniſſe der Mädchen zu kommen; und da ſie nun mehr gewarnt, ſondern ſeine Beſuche ablehnte und ſich meiſt zurückzog; ſo treibt er es bis zu den lächerlichſten Demonſtrationen des Selbſtmords, da man ihm denn für halbwild erklären und nach der Stadt ſchaffen kann. Sie klärt mich über die Anſicht auf, die er gehabt mir zu ſchaden und mich in der öffentlichen Meinung und ſonſt zu Grunde zu richten, weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken laſſen.

An den Conſul Schönborn in Algier.

Frankfurt, den 1. Juni 1774.

Am 25. Mai erhielt ich Ihren Brief, er machte uns allen eine längſt erwartete Freude; ich ſchmitt mir gleich dieſe treue Feder um Ihnen einen dankverbindenden Bogen voll zu ſchreiben, kann aber erſt heut den 1. Juni zum Schreiben kommen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai kam Feuer aus, in unſrer Judengaſſe, das ſchnell und gräßlich überhand nahm; ich ſchleppte auch meinen Troyen Waſſers zu, und die wunderbarſten, unmöglichſten, mannigfaltigſten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber und abermal verſichert worden, daß das doch die beſten Menſchen ſind.

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie ſo mit Einteile Ihrer Reiſe mit mir gegangen ſind, dafür ſollen Sie auch allerlei hören aus unſerm Reiche. Ich habe Kupferſtechen geſchrieben und ihm zugleich was geſchickt; brauchen wir Mittler um uns zu communicieren?

Auferdem neues hab' ich gemacht. Eine Geſchichte des Tags: die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menſchen darſtelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, ſich in ſchwärmende Träume verliert, ſich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenſchaften, beſonders eine endloſe Liebe, zerrüttet, ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießt. Dann hab' ich ein Trauerſpiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatiſirt, mit möglichſter Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbeſtimmter, bald groß bald kleiner Menſch, der Pendant zu m Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen ſelbſt in der ganzen Rundheit einer Hauptperſon; auch finden ſich hier Scenen, die ich im Götz um das Hauptintereſſe nicht zu zerſtücken, nur andeuten konnte. Auf Wieland hab' ich ein ſkandalöſes Ding drucken laſſen, unterm Titel: Götter, Helden und Wieland, eine Farce. Ich karikaturire ihn auf eine garſtige Weiſe über ſeine moderne Mattherzigkeit in Darſtellung jener Rieſengeſtalten der markigen Fabelwelt. Ich will indeß Euch nach und nach das Zeug durch Gelegenheit nach Marſeille zu ſpediren, übers Meer kann das Porto nicht viel tragen. Noch einige Plane zu großen Drama's hab' ich

erfunden, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar der Buch nicht kennen wird, kennt sich auch ja selbst. Mit Kruse geh' ich mich gar nicht ab. Kleinigkeiten sind ich an Claudius und Boie, davon ich diesem Brief einige beifügen will. Aus Frankfurt bin ich nicht gekommen, doch hab' ich ein so verworrenes Leben geführt, daß ich neuer Empfindungen und Ideen niemals gemangelt habe. Von der Ladung vergangener Leipziger Messe Morgen. Für heute Adieu.

Am 9. Juni.

Ich fahre fort. Herder hat ein Werk drucken lassen: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Ich hielt meinen Brief immer um Ihnen auch Ihr Theil übers Meer zu schicken, noch aber bin ich's nicht im Stande, es ist ein so mystisch weitstrahlimmiges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Gestalt lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstab einigen Ausdruck der Riesengestalt nachlassen, oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drinn alle die tiefe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewährt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem hier und da morgenröthlich lächelnden, Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, Deis- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten ꝛc. ꝛc. mit Feuer und Schwefel und Flammsturm aufgetilget. Sonderlich wird Michaelis von Sternvesten getödtet. Aber ich höre das Magistersvolk schon rufen: er ist voll süßen Weins, und der Landpfleger Weigt sich auf seinem Studir und spricht: Du rasest! —

Sonst hab' ich nichts von der Messe kriegt, hab der Werke unter und wenig wäre. Klopstocks Republik ist angekommen. Mein Exemplar hab' ich noch nicht. Ich durchblättre unterdessen. Der Trödelkrämer Mercurius führt fort seine philosophisch-metallisch-poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc. nicht weniger Rückenberger Purpren und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter, putzt sie wie Buben in Noten und Nasenreben ꝛc. ꝛc.

Nun auch ein vernünftig Wort aus dem Leben; meine Schwester ist schwanger und grüßt Euch, wie auch ihr Mann. Der Demant war einige Zeit krank, jetzt sind wir in dem Garten fleißig, säen, binden, gäten und essen; er will in der Apathie was vor sich bringen, ich aber, der ich sehe es gebt nicht, ärbe mich thätlich in der Anatatasis. Unter den übrigen die Sie haben kennen lernen hat sich nichts merkwürdiges zugetragen. Höpfner ist glücklich in seinem Ehestande.

Lavater der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbstständigen Gefühls einflößen kann, soll mich's doch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschencoccisal so innig gerührt, weil ein kranker Körper und ein schwelgender Geist ihm die collective Kraft entzogen, und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich wie schwach er ist und wie man ihm, der doch den sodnsten scharfsichtigsten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Mährchen und Mysterien spricht, wenn man mit dem in sich und durch sich lebenden und webenden Herzen redet.

Am 10. Juni.

Klopstocks herrliches Wort hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die Einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln die möglich sind: Das heißt Geschichte des Gefühls wie es sich nach und nach festigt und läutert und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet; und die biederben Aldermanns-Wahrheiten von dem was edel und trefflich ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben: Doch was sag' ich das Ihnen, der's schon muß gelesen haben! Der unter den Jünglingen, den das Unglück unter die Recensentenschaar geführt hat, und nun, wenn er das Wort las, nicht seine Federn wegwirft, alle Kritik und Kritelei verschwört, sich nicht gedrängt wie ein Quietist zur Contemplation seiner selbst niedersetzt, — aus dem wird nichts. Denn hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.

Den 11. Juni.

Lavater war fünf Tage bei mir und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden soll den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles. Er sagt so oft daß er schwach sey, und ich habe niemand gekannt, der solche Stärken gehabt hätte als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten und er hat noch weniger Einseitigkeit als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wahrnimmt, aus reellen Ideen sprizt und handelt und seine Kinder in eine fremde Welt zu verzeugen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannte Winkel ihres eignen Herzens führt: so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen. Er ist im Einzelnen Bade, worin ich ihn begleitet habe. Mit Klopstocks Gelehrten-Republik ist die ganze Welt anzufrieden, es versteht sie kein Mensch. Ich sah wohl voraus was für eine erbärmliche Figur das herrliche Buch in den Händen aller Welt machen würde.

Lavaters Physiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit viel Kupfern. Es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten und dem Historien- und Portraitmaler unentbehrlich seyn.

Heinse, den Sie aus der Ueberfetzung des Petrons kennen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse. Es ist mit der bildendsten Schwärmerei der gelben Grazien geschrieben und läßt Wieland und Jacobi weit hinter sich, ebenso der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideen-Welt in denen sich's bewegt, mit den übrigen coincidirt. Hintenan sind Octave gebraucht die alles übertreffen was je mit Schmeichelfarben gemalt worden.

Leben Sie wohl aber und abermal und behalten mich lieb.

G.

An Frau von Voigt geborne Moeser
zu Osnabrück.

Madame!

Man erstaunt sich wohl wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrift, es unterhält uns, wir rufen, es antwortet; sollte denn das Publicum bitter, untheilnehmender als ein Fels seyn? Sonderlich ist's daß ein gastfreyen Recensenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor eine Herausgeber Freude gemacht hat. Hier asyl, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotischen Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und diesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage wird mir's ganz wohl und bunterleyer Männige. Hoffnungen. Entwürfe entstalten sich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, nehmen Sie diesen Gruß in mit gantzem Herzen, wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Au[illegible]ed zweyten Theils hindern.

Frankfurt a. M.,
den 29. December 1774.

Madame

Dero

ergebenster Goethe.

Das Louisenfest
gefeiert Weimar am 25. August 1777.

Das genannte, hiernächst umständlich zu beschreibende Fest, gilt vor allen Dingen als Zeugniß wie man damals den jungen fürstlichen Herrschaften und ihrer Umgebung etwas Heiteres und Reizendes zu veranstalten und zu erweisen gedachte. Sodann bleibt es auch für uns noch merkwürdig, als von dieser Epoche sich die sämmtlichen Anlagen an[illegible]n linken Ufer der Ilm, wie sie auch bestehen mögen, datiren und herschreiben.

Die Neigung der damaligen Zeit zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft, ist bekannt und wie die sich daraus entwickelnde Leidenschaft eine Gegend zu verschönern und als eine Folge von ästhetischen Bildern darzustellen, durch den Part des Herzogs von Dessau angeregt, sich nach und nach zu verbreiten angefangen habe.

In der Nähe von Weimar war damals nur der mit Bäumen und Büschen wohl ausgestattete Raum, der Stern genannt, das Einzige was man jenen Forderungen analog nennen und wegen Nähe der herrschaftlichen Wohnung als angenehm gesuchtes Local heißen konnte. Es fanden sich darinn schattige gradlinige Gänge und Anlagen, doch in die Luft sich erhebende stämmige Bäume, daher entspringende mannigfaltige Alleen, breite Plätze zu Versammlung und Unterhaltung.

Begünstigt nun durch heitere trockne Witterung beschloß man hier zum Namenstag der regierenden Frau Herzogin ein heiter geschmücktes Fest, welches an die ältern Italiänischen Wald- und Buschspiele (Favole boschereccie) geistreich erinnern sollte. Dazu wurde denn auch ein Plan gemacht und manche Vorbereitung im Stillen getroffen. Da sollte es denn an Nymphen und Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen nicht fehlen; glückliche wie verschmähte Liebe, Eifersüchteleyen und Versöhnung war nicht vergessen.

Unglücklicherweise trat, nach gewaltsamem Ungewitter, eine Wasserflut ein. Wiesen und Stern überschwemmend, wodurch denn jene Anstalten völlig vereitelt wurden. Denn das Dramatische und die Erscheinung der verschiedenen verschränkten Paare war genau auf das Local berechnet, daher, um jene Anlage nicht völlig aufzugeben, mußte man auf etwas anders denken.

Damals führte schon, von dem Jägerhause herein, etwas erhöhter Weg, den die Flut nicht erreichte, an dem linken Ufer der Ilm unter der Höhe weg; man benutzte sie aber desfalls nur um an den schon eingerichteten Festplatz, sodann über die damalige Fleßbrücke, welche nachher der sogenannten Naturbrücke Platz machen mußte, in den Stern zu gelangen.

An dem diesseitigen Ufer stand, ein wenig weiter hinauf, eine von dem Fluß an bis an die Schloßmauer vorgezogene Wand, wodurch der untere Raum nach der Stadt zu, meist dem Welschengarten völlig abgeschlossen war. Davor lag ein wüster, nur betretener Platz, welcher nun so weniger genutzt ward, als hier ein Thürmchen sich an die Mauer lehnte welches, jetzt zwar leer und unbenutzt, doch immer noch einige Apprehension gab, weil es ehmals dem Militair zu Aufbewahrung des Pulvers gedient hatte.

Diesen Platz jedoch erreichte das Wasser nicht; der bisherige Zustand erlaubte hier etwas ganz Unerwartetes zu veranstalten, man faßte den Gedanken die Festlichkeit auf die unmittelbar anstehende Höhe zu verlegen, dahin wo hinter jener Mauer eine Gruppe alter Aeschen sich erhob, welche noch jetzt Bewunderung erregt. Man ebnete unter denselben, welche glücklicherweise ein Oval bildeten, einen anständigen Platz und baute gleich davor, in dem, schon damals waltenden und auch lange nachher wirkenden Mönchssinne, eine sogenannte Einsiedelei, ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete.

Alles dieses kam in drei Tagen und Nächten zu Stande, ohne daß man weiter bei Hofe noch in der Stadt etwas davon vermuthet hätte. Der nahgelegene Bauplatz lieferte unserm Werk die Materialien, wegen der Ueberschwemmung hatte niemand Lust sich nach dem Stern zu begeben.

Nach jenen mönchischen, unter diesen Umständen die Oberhand gewinnenden Ansichten, kleidete sich eine Gesellschaft geistreicher Freunde in weiße, schon vorräthige Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete

sich zum Empfange. Der Hof war zur gelegenlichen Tageſtunde einberufen; die Herrſchaften kamen jenen unſern Weg im Waſſer her; die Munde angen ihnen bis an den erweiterten Zellenraum entgegen, wo man ſich anſtändig unterreden konnte, worauf denn nachſtehendes, vom Kammerherrn Steinmund von Seckendorf gefertigtes Dramolet geſprochen wurde.

Pater Orator.

Memento mori! die Damen und Herr'n
Gedenken wohl nicht auf zu finden am Stern.
Es ſey denn ſie hätten im Voraus vernommen,
Daß, eben am Tag wo das Waſſer gekommen,
Auch wir mit dem Kloſter ziehen ſind geſchwommen.
Zwar iſt die Capelle, der ſchöne Altar,
Die heiligen Bilder, die Orgel ſogar,
Erbärmlich beſchädigt, faſt alles zerſchlagen,
Die Bücher, Gott weiß, wo hinabwärts getragen;
Doch Keller und Küche, zwar wenig verſchlemmt,
Hat auch ſich, Gottlob, mit uns feſte gekammt.
Als wir, durch tranende Fluthen getrieben,
Hier nicht an der Mauer ſind ſteden geblieben.

P. Provisor.

Ja das war fürs Kloſter ein arges Glück.
Sonſt wären wir wahrlich geſchwommen zurück;
Und iſt mann auch allein verſagirt in Gefahren,
So mag doch der Teufel die Welt ſo durchfahren.

P. Guardian.

Ich meines Orts freu' mich der Nachbarſchaft.
Die uns unſre leidſame Reiſe verdrießt,
Und iſt auch das Kloſter hier gut etablirt —

P. Küchenmeiſter.

Ja nur etwas täglich und enge logirt —

P. Decorator.

Nun 's Waſſer hat reichlich uns viel raminirt.

P. Florian.

Von Milchen und Schnaken ganz raſend geplagt.

P. Küchenmeiſter.

Und vielerlei was mir noch ſonſt nicht behagt.

P. Decorator.

Ei! Ei! wer wird etwas Klagliches ſtimmen —
Seyn der Herr zuerſten nicht weiter zu ſchwimmen.

P. Florian.

Der dicke Herr iſt der Pater Guardian,
Ein überaus heilig und frommer Mann.
Den wir, dem chriſtlichen Kloſter zum beſten,
Mit allem was leckre und nahrend iſt mäſten.
Und dieſer hier Pater Decorator.
Der all unſern Garten und Bauwerk ziert.
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn wenn der was anfteckt ſo hat er nicht Ruh,
Streift Tag und Nacht die Ebene mit Heckenwerk zu.
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Gänge.
Bald grad aus, bald ſchief die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den ſonſt niemand ernennt,
Hat er mit Lavendel und Roſen verziert.

P. Provisor.

Ei überhaupt von den Patern hier inſgeſammt
Iſt keiner der wohl nicht verwaltet ſein Amt.
Doch prangt ſreilich Pater Küchenmeiſter
Als einer der höchſt ſpecialiſirenden Geiſter.
Weil ſchwerlich auf Erden eine Speiſe — hört,
Die er doch nicht wenigſtens hätte probirt.

P. Orator.

Ja der verſteht ſich aufs Sieden und Braten.
Der macht rechte Saucen und ſüße Paſtaten.
Und Torten von Zucker und Cremen mit Wein.
Mit dem iſt's eine Weduli im Kloſter zu ſeyn.
Drum bitte' ich ihr liebt euch drum eben nicht ſtrecken.
Wenn gleich rauhe Felſen unſre Wohnung bedecken.
Und eng ſind die Zellen und ſcheint dieß Gewand,
So betagen ſie Reiſe die nie ihr gekannt.
Laßt ab zu verſchwenden die koſtlichen Tage
Mit raſſelnden Sinnen und ſtrebender Plage.
Mit ſinnbetörenden Tanzen, und ſchlüpfrigem Spiel,
In ſinnlicher Trägheit und ſumpfigem Gefühl.
Bekehrt euch von Koth zum Jauchzen und Küſſen,
Und lernet geſünder des Lebens genießen!
Ihr gähnet im Glanze von feſtlicher Praxt,
Wir ſchätzen den Tag und benutzen die Nacht;
Ihr ſchlaft noch beim Aufgang der lieblichen Sonne,
Wir ſchöpfen und athmen den Morgen mit Wonne;
Ihr taumelt im Hoffen und Wünſchen dahin,
Wir laſſen uns lieber vom Augenblick ziehn.
Und beichten wir unſere Sünden im Chor,
So ſind wir ſo heilig und ehrlich wie vor.

P. Provisor.

Herr Guardian, die Glock' hat zwei ſchon geſchlagen.

P. Guardian.

Gottlob! Ich fühlt' es ſchon längſtens im Magen.

P. Küchenmeiſter.

Ew. Hochwürden, die Speiſen ſind aufgetragen.

P. Orator.

Sie rechnen's uns allerſeits übel nicht an
Wenn keiner der Patern verweilen nicht kann.
Sie wiſſen, die Suppe verkühlt man nicht gern.

Alle.

O ſtünde doch unſre Tafel im Stern!

P. Guardian.

Doch will jemand ins Refectorium kommen,
So iſt er mir und dem Kloſter willkommen. (ab.)

Auf die einlabenden Verbeugungen des Pater Guardian folgten die Herrſchaften mit dem Hofe in das kleine Zimmer, wo, um eine Tafel, auf einem teppichten aber greenen Teppiche, um eine Bierteljchatte, eine Anzahl ordentlicher tiefer Teller und Blechtöffel zu ſehen waren, ſo daß man bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anſtalten nicht wußte was es heißen wolle, auch die Frau Oberhofmeiſterin, Gräfin Stamm, ſonſt eine heitere humoriſtiſche Dame, ihr Mißbehagen nicht ganz verbergen konnte.

Hierauf ſprach **P. Guardian.**

Herr Decorator der Platz iſt ehr enge.
Und unſre Stamm iſt eben nicht ſtrenge.
Ich dächte wir führten die Damen ins Grüne.

P. Decorator.

Ja wenn die Sonne ſo warm nur nicht ſchiene.

P. Guardian.

Es wird ja wohl Schatten zu finden ſeyn.

P. Küchenmeiſter.

Ich meines Orts eſſe viel lieber im Frei'n!

P. Guardian (zum P. Decorator).

Es fehlt ihm ja ſonſt nicht an guten Ideen.

P. Decorator.

Nun, wenn Sie's befehlen, ſo wollen wir ſehen.
(geht ab.)

P. Guardian.

Es iſt ein gar fürtrefflicher Mann.

P. Küchenmeiſter.

Ich zweifle daß er uns hierinnal helfen kann;
Die Plätze ſind alle mit Waſſer verſchlemmt
Und noch nicht peignirt —

P. Orator.

Sag' Er doch gelinnat!
Daß Er doch ſein Frankreich, wo die Küch' Er ſtudirt,
Noch immer und ewig im Munde führt.

P. Decorator (kommt zurück).

Ew. Hochwürden der Platz iſt erſehen;
Wenn's ihnen gefällig iſt wollen wir gehen. (Alle ab.)

In diesem Augenblicke eröffnete sich die hintere Thüre und es erschien eine, gegen den engen Vordergrund absteckende prächtigsheitere Scene. Bei einer vollständigen symphonischen Musik sah man, beschattet und beschattet von den Aesten des Aeschenwaldes, eine lange, wohlgeschmückte fürstliche Tafel, welche ohne weiteres schicklich nach herkömmlicher Weise besetzt wurde, da sich denn die einzeln dastehenden übrigen Gäste mit Freuden und glückwünschend einfanden.

Den Mönchen ward die freundlichst angebotene Aufnahme verweigert und ihnen die sonst gewohnten Plätze bei Tafel angewiesen. Der Tag ergetzte sich vollkommen günstig, die rings umgebende Grüne voll und frisch. Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zuberinger unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen, welches besonders dadurch erhöht wurde, daß man eine Scene der Art, in solcher Nähe, an so wüster Stelle keineswegs hatte vermuthen können. Das Ganze war künstlerisch angeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern von Hause, daß es fast einem Mährchen glich. Genug der Zustand that eine durchaus glückliche Wirkung, welche folgereich ward. Man lobte an den Ort wiederzukehren, der junge Fürst mochte sogar daselbst übernachten, für dessen Bequemlichkeit man die übrigbare Ruine und das simulirte Glockenthürmchen einrichtete. Ferner und schließlich aber vertrieb dieser Lebenspunkt unsre fortdauernde Aufmerksamkeit, indem die sämmtlichen Wagen, an dem Abhange nach Ober-Weimar zu, von daraus ihren Fortgang gewannen; wobei man die Epoche der übrigen Parkanlagen, auf der obern Fläche bis zur belvederischen Chaussee, von diesem glücklich bestandenen Feste an zu rechnen billig befugt ist.

Besuch von Iffland,

auf meiner Reise über Mannheim nach der Schweiz im Jahre 1779.

Ich hatte lebhaft gewünscht Iffland zu sehen, und er hatte die Freundlichkeit mich zu besuchen; seine Gegenwart setzte mich in ein angenehmes Erstaunen. Er war etwas über zwanzig Jahr alt, von mittlerer Größe, wohl proportionirtem Körperbau, behaglich ohne weich zu seyn; sie war auch sein Gesicht, rund und voll, heiter ohne gerade zuvorkommender Miene. Dabei ein Paar Augen, ganz einzige! Ich kannte ihm meine Verwunderung nicht verbergen daß er, mit solchen äußeren Vorzügen, sie als ein Alter zu maskiren beliebte und Jahre sich anthue die noch weit gerung von ihm entfernt seyen. Er stelle der Vorzüge seiner Jugend genießen; zu Jacke junger Liebhaber, junger Helden müsse er lange Zeit das Publicum entzücken und verdienten unabläßlichen Beifall sich zueignen. Da er gleich nicht meiner Meinung seinen und sie als allzuunsinnig von sich ablehnte, so konnten ihm meine Zudringlichkeiten doch nur schmeichelhaft seyn; darauf im sinnigen Hin- und Wiederreden über sein Talent, seine Denkweise, seine Vorsätze, verselbstlang sich das Gespräch bis zum Ende, da wir denn beide, wohlzufrieden miteinander, für diesmal Abschied nahmen.

An Mösers Tochter,

Frau von Voigt zu Osnabrück.

König Friedrich II. von Preußen äußerte sich in seiner Schrift „De la litterature allemande“ etc. folgendermaßen über Goethe:

„Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paroît à la scène, imitation detestable de ces mauvaises pièces anglaises.“

Der berühmte Mäser zu Osnabrück vertheidigte hierauf Goethen mit Wärme in einem Aufsatze:

„Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur“ den er durch seine Tochter, Frau von Voigt, Goethen zusandte.

Des Letztern Antwort war folgende:

„Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt und nur mit den Nächsten und Alltäglichen zu thun hat, so verliert man die Empfindung des Verweilens: man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt, und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich und den angenehmen Gegenstreits. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt als zu durchstreichen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht, was möchte wohl dabei Mäser denken oder sagen. Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen, denn wer aufs Publicum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspunkte wieder zurecht stellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Umweg sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig vorgestellt ist, ihn loben und preisen; verschieht ein anderer den Brennpunkt, und die Gegenstände erscheinen ihm trüblich, so werden sie irre, und wenn sie auch das Rohr nicht verachten,

se wissen sie sich's doch selbst nicht wieder zurecht zu bringen, es wird ihnen unheimlich, und sie lassen es lieber stehen.

Auch diesmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrot einlädt und ihm dazu einen Tisch ausserlesener Gerichte vorstellt. Er hat bei diesem Anlasse so viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutsche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun ist, danken muß. Was er von meinen Sachen sagt, dafür bleib' ich ihm verbunden, denn ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Ja unterstreiche besonders sehr gern, wenn er meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Nähe und auf mich als Schriftsteller, und auch beziehlich auf das Jahrsehende, um nicht zu sagen Jahrhundert, unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert seyn, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu üben strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend, immer näher zu kommen. Wenn der König meines Stücks in Ungnaden erwähnt, ist es mir nichts verfremdetes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine ausgezeichnete Eigenschaft eines Königs seyn, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Anschickseelende pflege sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig seyn, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allem das Schöne und Erhabene verehren, das auf diesen Gipfel steht.

Mein Schattenbild liegt hier bei, vielleicht kann ich Ihnen bald etwas senden, das weniger Fläche ist. Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters, doch am liebsten groß, wie es an der Wand gezeichnet ist, und ohnausgeschnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß den Sie mir zu diesem Brief gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünscht wäre, die Sie mir oder mich Ihnen näher bringen könnte.

Weimar den 21. Juni 1781.

Goethe.*

Ferneres
in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller.

Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muß sich nach und nach eine Methode bilden, um nur zu leben. Er lernt sich allmählig kennen, auch die Zustände der Außenwelt, er thut sich darein, setzt sich aber wieder auf sich selbst zurück und formt sich gewisse Maximen des Betragens, womit er auch ganz gut durchkommt, sich andern mittheilt, von andern empfängt und je nachdem er Widerspruch oder Einstimmung erfährt, sich entfernt oder anschließt, und so halten wir's mit uns selbst und mit unsern Freunden. Selten ist es aber daß Personen gleichsam die Hälften von einander annehmen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen.

Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin daß die nothwendigen Lebensmethoden von einander abweichen und daß im Decurs der Zeit Niemand den andern übersieht.

Ich besaß die entwickelnde enthaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende ordnende; mit den Erscheinungen neben einander wußt' ich nichts zu machen, hingegen mit ihren Folgarien mich eher zu benehmen.

Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte; deßhalb beim zu der Differenz unserer Individualitäten die Gährung sich gesellte die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte; weßwegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grad gefordert wurden um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen.

Letzte Kunstausstellung.
1805.

Die siebente und letzte Kunstausstellung war den Thaten des Hercules gewidmet. Hoffmann von Köln erhielt abermals den Preis. Hercules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt, war höchst gestreift gedacht, mit Lust und Freiheit vollendet. Um uns recht zur Beurtheilung vorzubereiten studirten wir die Philostratischen Gemälde, deren lebendereiche Gegenstände wir im vierten Heft von Kunst und Alterthum* den Liebhabern empfohlen.

* In dieser Ausgabe Bd. II. Abth. 1. Seite 594.

Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? willſt du hier
Lieber in dem Freyen bleiben?
Es iſt kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! ſchlaf!

Wandrer.

Süß iſt deine Ruh!
Wie's in himmliſcher Geſundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf dir!
Welchen der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl,
Jedes Tags genießen.

Polygnots Leiche und sonstige alte Kunstwerke, von denen uns nur die Beschreibung übrig geblieben, wurde fleißig behacht und in antiken Sinn nach mannigfaltiger Prüfung so gut als möglich wieder hergestellt. Hoben verlor man die frühere Mißwirkung der Gebrüder Riepenhausen, deren schönes Talent sich mit Antiken der Legende und dem Mittelalter zugewendet hatte.

Wenn die bisherigen Ausstellungen, sowohl den Künstlern als uns, gar manchen Vortheil brachten, so scheuen wir nur ungern davon und zwar auch aus dem Grunde: weil eine durch Frömmelei ihr unverantwortliches Rückstreben deckkommende Kunst desto leichter überhand nahm, als sittliche Roheit und schamentblößte Pyraten sich viel besser anderen und wiederholen, als ernste Forderungen auf die höchstmögliche Kunstthätigkeit menschlicher Natur gerichtet.

Das entgegengesetzte von unsern Wünschen und Bestrebungen trat sich hervor, bedeutende Männer wirken auf eine der Menge behagliche Weise; ihre Lehre und Beispiel schmeichelt den Meisten; die Weimarischen Kunstfreunde, da sie Schüler verlassen hat, sehen einer großen Einsamkeit entgegen.

Gemüth wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst, und so ist der Zähige wie der Unfähige gewonnen. Gemüth hat jedermann, Naturell mehrere; der Geist ist selten, die Kunst ist sauer.

Das Gemüth hat einen Zug gegen die Religion, ein religiöses Gemüth mit Naturell zur Kunst, sich selbst überlassen, wird nur unvollkommene Werke hervorbringen; ein solcher Künstler verläßt sich auf das Sittlich-Hohe, welches die Kunstmängel ausgleichen soll. Eine Ahnung des Sittlich-Höchsten will sich durch Kunst aussprechen, und man bedenkt nicht daß nur das Sinnlich-Höchste das Element ist, worin sich jenes verkörpern kann.

Jacobi.

In solchen Zuständen befand ich mich als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi, auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland, bei mir einsprach und mehrere Tage verweilte. Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich; Neigung, Liebe, Freundschaft, Theilnahme, alles war lebendig wie sonst. Nur in der Folge der Unterhaltung that sich ein wunderlicher Zwiespalt hervor.

Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegen stand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden wo wir nicht einig waren. Jeder blieb alsdann fest an seiner Persönlichkeit so lange bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; alles was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden geriet sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, so wie durch Stimmung alles auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders, wir lieben uns ohne uns zu verstehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie. Er fremde sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätt' ich gewünscht hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Vereinbung gestanden und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns den alten Bund treulich und liebevoll zu bethätigen und von unsern Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen.

Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur, und trennte was uns hatte vereinigen sollen. Der erste Grund unserer Verhältnisse blieb unerschüttert: Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Antheil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Ueber unsere späteren Arbeiten haben wir nie ein freundliches Wort gewechselt. Sondern! das Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausübt, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu beendenden Irrthum, durch eine Sprachverschiedenheit stören, ja verwirren ließen. Warum saaten sie nicht in Zeiten: Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen, oder im Stillen mit verstehen. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedanken, der Wille nicht vom Beweisen trennen! Hätten sie sich auf diese oder auf jede andere Weise verständigt, so konnten sie Hand in Hand durchs Leben gehn, anstatt daß sie nun, am Ende der Laufbahn, die getrennt zurückgelegten Wege mit Bewußtsein betrauernd, sich zwar freundlich und herzlich, aber doch mit Bedauern begrüßten.

Lavater

als ein vorzüglicher ins Allgemeine gebender Mensch erlebte in Gegenwirkung der Bedingungen. Er wollte auf die Masse wirken und so entgegnete ihm das Franzenbuch der Masse zurückwirkend. Er wäre ein Uebertreiber gewesen, wenn er hätte so bilden können. Denn was ist Hogarth und alle Carricatur auf diesem Wege als der Triumph des Formlosen über die Form. Die Menschengestalt chemischen Philisterbestien anheim gegeben, gährend und in allen Graden verfaulend. Daher sein: Zum Fliehen.

Der Enael Lavater war durch diesen mehrerrähnten Drang so genöthigt, daß er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte.

Kotzebue.

Betrachtet man die Geschichte der Literatur genau, so findet man, daß diejenigen, die durch Schriften zu Belehrung und Vergnügen wirksam zu seyn sich vornehmen, sich durchaus in einer üblen Lage befinden: denn es fehlt ihnen niemals an Gegnern, welche das Vergangene, was sie gethan, auszulöschen, den Effect des Augenblicks zu schwächen oder abzuleiten, und die Wirkung in die Zukunft zu verstümmern suchen. Das dawider sein Gegenmittel sey, davon überzeugen uns ältere und neuere Controversien aller Art; denn es fehlt einem solchen Kampfe gerade an allem: an ritterlichem Schrankenraum, an Kreis wärtern und Kampfrichtern; und in jedem Schauplatze wirft sich, wie vor alters im Circus, die ungeheure Menge parteiisch auf die Seite der Grünen oder Blauen; die arbeite Masse beherrscht den Augenblick und ein kunstreicher Wettkampf erregt Aufstand, Ereuterung und endigt gewaltsam.

Bei so gestalteten Sachen kann jedoch der sittliche Mensch niemals ohne ein Hülfsmittel bleiben, wenn er es nur nicht zu weit sucht, da es ihm unmittelbar zur Seite liegt, ja sich ihm öfters ungestüm aufdrängt.

Mich meines biographischen Rechtes bedienend erwähne ich hier zum Beispiel, daß, nebst gar manchem andern, die meiner Wirksamkeit widerstreben, sich Einer besonders gegen mich machte, auf jede Weise und Weise meinem Talent, meiner Thätigkeit, meinem Glück entgegenzutreten; dagegen würde ich mich, nach meiner Sinnesart ganz wohl, und in einem unangenehmen Zustande finden, wenn ich nicht jenes eben berührte Hausmittel seit geraumer Zeit gegen diese Zudringlichkeit angewendet und mich gewöhnt hätte, die Existenz desjenigen, der mich mit Neigung und Haß verfolgt, als ein nothwendiges und zwar günstiges Ingrediens zu der meinigen zu betrachten.

Ich denke mir ihn gern als Weimaraner und freue mich, daß er der mir so werthen Stadt das Verdienst nicht rauben kann, sein Geburtsort gewesen zu seyn; ich denke mir ihn gern als schönen muntern Knaben, der in meinem Garten Sperrkel stellte und mich durch seine freie Thätigkeit sehr oft erquickte; ich gedenke seiner gern als Bruder eines liebenswürdigen Frauenzimmers, die sich als Gattin und Mutter immer verehrungswerth gezeigt hat. Gebe ich nun seine schriftstellerischen Wirkungen durch, so verzeugnügte ich mir mit Vergnügen heitere Eindrücke einzelner Stellen; ordnen mich leicht ein Ganzes, weder als Kunst- noch Gemüthsproduct, weder als das was es aussprach, noch was es andeutete, mich jemals anmuthen und sich mit meiner Natur vereinbaren konnte. Sehr großen Vortheil dagegen hat mir seine literarische Laufbahn in Absicht auf Uebung des Urtheils gebracht, welches wir am eigentlichsten durch die Productionen der Gegenwart zu schärfen vermögend sind. Er hat mir Gelegenheit gegeben, manche Andere, ja das ganze Publicum kennen zu lernen; ja was noch mehr ist, ich finde noch öfters Anlaß, seine Lesungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen kann, gegen überschwenglende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen.

Betrachte ich mich nun gar als Verleger eines Theaters und bedenke, wie viele Mittel er und in die Hand gegeben hat die Zuschauer zu unterhalten und der Casse zu nutzen, so wünsche ich nicht wie ich es anfangen sollte, um den Einfluß den er auf mein Wesen und Vornehmen ausgeübt zu verachten, zu schelten oder gar zu leugnen; vielmehr glaube ich alle Ursache zu haben, mich seiner Wirkungen zu freuen und zu wünschen, daß er sie noch lange fortsetzen möge.

Eines solchen Bekenntnisses würde ich mich nun gar sehr erfreuen, wenn ich vernahme, daß mancher, der sich in ähnlichem Falle befindet, dieses weder kosmopolitische, noch viel weniger christliche, sondern aus einem verklärten Egoismus entspringende Mittel gleichfalls mit Vortheil anwendete um die mannigfaltigen von allen Empfindungen aus seinem Gemüth zu verbannen; kraftloses Widerstreben und ohnmächtigen Haß.

Und warum sollte ich hier nicht gestehen, daß mir bei jener großen Forderung: man solle seine Feinde lieben, das Wort lieben gemißraucht oder wenigstens in sehr uneigentlichem Sinne genommen scheine, wogegen ich mit viel Ueberzeugung gern jenen weisen Spruch wiederhole: daß man einen guten Hausvater hauptsächlich daran erkenne, wenn er sich auch des Widerwärtigen vortheilhaft zu bedienen wisse.

Kotzebue hatte bei seinem aufzeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Naivität, die niemand überwindet, die ihn zuletzt auch nöthigte das Treffliche herunter zu setzen damit er selber treffliche scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Stürmer, die Menge aufregend, sie bekehrend, irr leitend; und er dachte nicht daß die platte Menge sich aufreiben, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.

Aus meinem Leben.

Fragmentarisches.

Jugend-Epoche.

Es ist wohl nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geist, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenstände zu fragen die man gewahr wird; und in mir lag entschieden und anhaltend das Bedürfniß, nach den Ursachen zu forschen aus welchen ein Kunst- oder Naturwerk, irgend eine Handlung oder Begebenheit herzuleiten seyn möchte. Dieses Bedürfniß fühlte

ich freilich nicht in der Deutlichkeit wie ich es gegenwärtig ausspreche; aber je unbewußter ich mir bei einer solchen Richtung war, desto ernstlicher, leidenschaftlicher, unruhiger, emsiger ging ich daher zu Werke; und weil sie nirgends eine Anleitung fand, die mich auf meiner Bildungsstufe benutzen gefördert hätte, so machte ich den Weg unzähligemal vor und rückwärts. Wie es uns in einem künstlichen Labyrinth, oder in einer natürlichen Wildniß wohl begegnen mag.

Das was ich hier Maxime nenne, nannte man damals Gesetz und glaubte wohl, daß man sie geben könne, anstatt daß man sie hätte auffinden sollen.

Die Gelegenheit Theaterstücke zu schreiben und zu beurtheilen lehrt, glaubte ich mir ziemlich eigen gemacht zu haben und durfte mir es bei der Bequemlichkeit wohl einreden, wenn ich jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatralischen Plan zu verwandeln wußte. Mit dem Roman war es ungefähr zu derselbigen Fertigkeit gelangt; ich erzählte sehr leicht und bequem alle Märchen, Novellen, Gespenster- und Wundergeschichten, und wußte manche Vorfälle des Lebens auf dem Theatre in einer solchen Form darzustellen. Ich hatte mir aus darüber eine Norm gemacht, die von der theatralischen wenig abwich. Was das Urtheil betraf, so reichten meine Einsichten ziemlich hin; daher mir denn alles Poetische und Rhetorische angenehm und erfreulich schien. Die Weltgeschichte hingegen der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber ekelte mich das Leben selbst, wo mir eine Maximenlehre gänzlich fehlte, die mir um so widriger gewesen wäre, da sie jederzeit bei einigermaßen gläubigen Wünschen mit vollem Segeln fuhr, und also jeden Augenblick in stranden Gefahr lief. Wie viel Trauriges. Aengstliches, Verdrießliches war mir schon begegnet; wie ich einigermaßen aufmerksam umher schaute, so fand ich mich seinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre her hatte mir das Glück mehr als einen trefflichen Mentor zugesandt, und doch jemehr ich ihren kennen lernte, desto weniger gelangte ich zu dem, was ich eigentlich suchte. Der Eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der andre in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn, der vierte in Frömmigkeit, der fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der folgende in eine unperturbable Heiterkeit und immer sofort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämmtlicher Moral-Philosophen durchlaufen hatte. Diese Lehren widersprachen einander öfter, als daß sie sich unterstanden hätten zusammen zu lassen. Durch aus aber war imitter von einer gewissen Mäßigkeit die Rede, von der ich, meinem Naturell nach, am wenigsten begriff und worein man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn sie nicht angeboren ist, das starke Bewußtseyn fordert — nichts begreifen kann und bei allem Bestreben darnach nur desto unmäßigere ungeschickteste Streiche macht. Alle diese Gedanken und Bestreitungen waren aber nun einmal bei mir aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch so bewegt, frei und lebhaft hinströmt, so wird man doch oft genug an jene wünschenswerthe und unbekannte Norm erinnert. Je freier und ungebundener ich lebte, und je früher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sey das Beste uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen.

Spätere Zeit.

Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt als mich selbst, und das ich das sage, zeigt schon daß wahr ist was ich sage.

Niemals glaubte ich daß etwas zu erreichen wäre, immer dachte ich es hätte es so sein. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andre. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergreifende durcharbeiten, daß über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem warhaft Wahnsinnigen.

Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen wie ich wollte, es war ich allein.

Die Vernunft in uns wäre eine große Macht wenn sie nur wüßte wen sie zu bekämpfen hätte. Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Gestalt an, und jede neue Gestalt wird ein unerwarteter Feind für die gute sich immer gleiche Vernunft.

Gelassen beobachtende Freunde pflegen gemeiniglich die genialischen Nachwandler unsanft mitunter aufzuwecken, durch Bemerkungen, die gerade das unsichtbar wirkliche Leben stören, begünstigen aber wenn man will bewerkstelligen Naturkräfte aufheben und zerstören. In meiner besten Zeit sagten mir diese Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich leiste sey besser als was ich spreche, dieses besser als was ich schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte.

Durch solche wohlgemeinte zu schmeichelhafte Reden verwirrten sie jedoch nichts Gutes, denn sie verminderten dadurch die in mir obwaltende Verachtung des Augenblicks, und es ward eine nicht zu überwindende Gewohnheit, das was gesprochen und geschrieben ward zu vernachlässigen und manches, was der Aufbewahrung wohl werth gewesen wäre, gleichgültig dahinfahren zu lassen.

Ich war mir eher, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen unter denen ich wirkte; was mir mangelte merkt' ich wohl, was an mir zuviel sey gleichfalls; deßhalb unterließ ich nicht mich zu bilden, nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich versolgte jeden Zweck mit Ernst, Gewalt und Terne; dabei gelang mir oft widersprechige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch scheiterte ich daran, weil ich nachgeben und umgehen nicht lernen konnte. Und so ging mein Leben hin unter Thun und Genießen, Leiden und Widerstreben; unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißhallen anderer. Hieran spiegele sich dem das gleiche Schicksal geworden.

Epoche der forcirten Talente.

Entfernung aus der philosophischen Höhere wesentliche Ansichten wurden klar und allgemeiner. Die Nothwendigkeit eines entsprechenden Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; dieser zwinge der Verstand sich in die Ordnung mischen, und wenn er den Gegenstand klug einschränkte, sich bändigen, er bleibe wirksam.

Hiezu gaben den ersten theoretischen Anstoß Schillers ästhetische Briefe in den Horen, seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst; kritisch und ästhetisch praktisch seine Recension über Bürger in der allgemeinen Literatur-Zeitung.

Die Gebrüder Schlegel theoretisirten und kritisirten im ähnlichen Sinne, denn auch ihre Lehre, sowie ihr Streben, rein aus der Kantischen Philosophie hervor.

Dieß wäre die Ableitung dieser Epoche was den Gehalt betrifft.

Die äußere und letzte Form der Ausführung ward durch eine verbesserte Abstimmt sehr erleichtert. Vorher waren seine Bemühungen mit Unlust belohnt worden, zerstörte lieber den Effect, den seine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er seinen Ueberzeugungen entsagt hätte. Dann ungeachtet aber war Jedermann aufmerksam auf seine Lehren und sein Beispiel; und so fand diese neue Epoche einen großen Vortheil vor sich an einer verbesserten Sprache.

Außer diesem übrigen man Italiänische und Spanische Sylbenmaße mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach, indem man die Octaven, Terzinen- und Sonettform auch im Deutschen ausübte. Die ersten Essen der Dichtkunst waren also gegeben, entschiedener Gehalt dem Verstande, Technik dem Geschmack, und nun reichten das sonderbare Phänomen, daß Jedermann glaubte, diesen Instrumenten anspielen und also Poet seyn zu können.

Die Philosophen vervielfältigten diesen Irrthum; denn nachdem sie der Kunst einen so hohen Rang angewiesen, daß sie sogar die Philosophie unter die Kunst setzten, so wollten die Menschen verständig jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten: Jedermann, wenigstens der Philosoph, müsse ein Poet seyn können, wenn er nur wolle.

Durch diese Maximen wurde die Menge aufgefordert und die Masse der Dilettanten nahm überhand.

Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion hart hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, hat viele junge Leute auf seinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur seine Sprache übel nachlernen konnten.

Jene große Kluft aber, zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung, suchte man auf mancherlei Weise auszufüllen:

1) Durch religiöse Gesinnungen;
   a) christliche,
      pietistische und katholische.
   b) Heidnische,
      der Sinnlichkeitsbegriff.
   c) Romantische
schließen sich an e an.

2) Durch Kunstgegenstände und Gesinnungen:
   a) heidnische,
   b) christliche.

Die letztern nehmen überhand. Poesie und bildende Kunst verbreiten einander wechselsweise.

Entstehung der biographischen Annalen.

1823.

Cellini sagt, wenn ein Mann, der glaubt etwas geleistet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigsten Jahre lebt, so soll er seine Lebensbeschreibung beginnen, die ereignißvolle Zeit seiner Jugend deutlich aufzeichnen und in der Folge weiter verfahren.

Cellini hat ganz Recht: denn es ist keine Frage daß aus die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Jahren betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmuthige Sinnlichkeit verschwindet und ein geübterer Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmuth nicht ersetzen kann.

Hierbei ist aber noch ein bedeutender Umstand wohl zu beachten; wir müssen eigentlich noch nach genug an unsern Irrthümern und Fehlern stehen, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zustände wieder in uns hervorrufen, unsere Mängel mit Nachsicht betrachten und manche Fehler uns nicht grämen mögen. Rücken wir weiter ins Leben hinein, so gewinnt das alles ein anderes Ansehen und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Gemeter nach Endigung eines Theaterstücks anzuordnen: was soll denn das aber bewerken!

Doch wie man sich auch jeder ganz indirekten oder grammatisch hypothetischen Ansicht nur durch Thätigkeit retten kann, so muß man den Antrieb in der Betrachtenheit wieder in sich hervorrufen, und sich wieder dahin stellen wo man noch voll ein Mangel lasse sich auszufüllen, Fehler vermeiden, Ueberzeugung sich zu bändigen und Verständnis anzueignen.

Was wir zu diesem Zwecke verlacht und versammelt, um ihn sicherer zu erreichen, was bisher ein junger Jüngling geleistet, davon gebe Nachstehendes nähere Kenntnis.

Mehr als einmal während meiner Lebenszeit hielte ich mir die vielfältigen Bande der Leidenschaften Werke vor Augen, bedauerte den Treffenden, daß er nur die Aufgabe des ersten erlebt, und wenig

mich des treuerachtenen Bruders, der seine Anhänglichkeit an den Angelegenheiten nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbst thätiger Literator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geeignet war, unermüdet sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte.

In solchem Falle ist dem Menschen wohl erlaubt, der einer ähnlichen Lage sich bewußt ist, auf sich selbst zurückzudenken und eine Vergleichung anzustellen, was ihm gelungen oder mißlungen sey; was von ihm und für ihn geschehen und was ihm allenfalls zu thun noch obliege.

Und so darf ich mich denn einer besondern Gunst des leitenden Geistes zu erfreuen, ich sehe zwanzig Bände, äußerlich wie Arbeiten in gereglter Folge vor mir stehen, so manchen andern der sich unmittelbar anschließt, mehrere jedann gewissermaßen im Wiedersprache mit dem vorrichten Worten, so daß ich den Vorwurf zerstreuter und zersplitterter Thätigkeit desfürchten müßte, wenn derjenige gefaßt werden könnte, der dem innern Triebe seines Geistes folgend, zugleich aber auch durch die Forderung der Welt angetrieben, sich bald die bald da verwandte, und die Zeit, die man einem jeden auszuruhen vergönnt, mit vermannigfaltigem Bestreben auszufüllen wußte.

Das Uebel ereilte, das daher entstand, war, daß bedeutende Vorsätze nicht einmal angetreten, manch solches Unternehmen im Stocken gelassen wurde. Ich enthielt mich Manches auszuführen, weil ich bei gesteigerter Bildung das Bessere zu leisten hoffte, benutzte manches Gesammelte nicht, weil ich es vollständiger wünschte, tog keine Resultate aus dem Vorliegenden, weil ich übereilten Aussprüchen fürchtete.

Ueberfah ich nun hiervon die große Masse, die vor mir lag, gewahrte ich das Gebrauchte, theils aerathnet, theils ungeordnet, theils geschlossen, theils Abschluß erwartend, betrachtete ich wie es unmöglich sey, in späteren Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen lassen, oder wohl gar solche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verschwunden war, so fühlte ich mich in wehmüthige Verwirrenheit versetzt, aus der ich mich einzelne Versuche mich abzuwenden, auf eine durchgreifende Weise zu retten unternahm. Die Hauptsache war eine Sonderung aller der bei mir ziemlich verdeutlich gehaltenen Fächer, die mich mehr oder weniger früher oder später beschäftigten; eine reinliche ordnungsgemäße Zusammenstellung aller Papiere, besonders solcher die sich auf mein schriftstellerisches Leben beziehen, wobei nichts vernachlässigt noch unwürdig geachtet werden sollte.

Dieses Geschäft ist nun vollbracht; ein junger, frischer in Bibliotheks- und Archivsgeschäften wohlbewanderter Mann (Bibliothek-Secretär Kräuter) hat es diesen Sommer über dergestalt geleistet, daß nicht allein Gebrauchtes und Ungebrauchtes. Gesammeltes und Zerstreutes vollkommen geordnet beisammensteht, sondern auch die Tagebücher, eingegangene und abgesendete Briefe in einem Archiv beschlossen sind, worüber nicht weniger ein Verzeichniß, nach allgemeinen und besondern Rubriken, Buchstaben und Nummern aller Art gefertigt, vor mir liegt, so daß mir sowohl jede vorzunehmende Arbeit höchst erleichtert, als auch denen Freunden, die sich meines Nachlasses annehmen möchten, zum Besten in die Hände gearbeitet ist. Was ich aber größeres sogleich nach jener Leistung zu unternehmen gedrungen war, sagt nachstehender Aufsatz umständlicher.

So oft ich mich entschloß, den Wünschen naher und ferner Freunde gemäß, über einige meiner Geschäfte worauf einen Aufschluß, von Lebensereignissen anlangende Rechenschaft zu geben, sah ich mich immer genöthigt in Zeiten zurückzugehen, die mir selbst nicht mehr klar vor der Seele standen, und mich deßhalb manchen Vorarbeiten zu unterziehen, von denen kaum ein erwünschtes Resultat zu hoffen war. Ich habe es demungeachtet einigemal gewagt und man ist mich ganz unzufrieden mit dem Versuch gewesen.

Dieses ereignisse Ahnungen kann immer fort, indessen andere liebe Theilnehmende versichern, daß sie mir würden befriedigt seyn, wenn ich in einer Folge, sowohl Arbeiten als Lebensereignisse, wie früher geschehen, darzutragen wollte und sämtlich nicht, wie ich bisher manchmal gethan, treue Bekenntnisse sprungweis mittheilte. Auch hierüber scheint mir gerade bei dieser Gelegenheit eine nähere Erklärung nöthig.

Seen im Jahr 1819, als ich die Inhalts-Folge meiner sämmtlichen Schriften summarisch vorlegen wollte, sah ich mich zu tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen und ich bearbeitete einen zwar lakonischen doch immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereignisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr; sonderte sodann was sich aus Autorschaft bezieht und so entstand das nackte chronologische Verzeichniß am Ende des zwanzigsten Bandes.

Seit gedachtem Jahre habe ich von Zeit zu Zeit in ruhigen Stunden fortgefahren flüchtige Blicke ins vergangene Leben zu werfen und die nächste Zeit auf gleiche Weise zu schematisiren, wozu mir denn ausführlichere Tagebücher erwünscht und hülfreich erschienen; nun liegen nicht allein diese, sondern so viel andere Documente, nach vollendeter archivarischer Ordnung, aufs Nächste vor Augen und ich finde mich gereizt jenen Aufzug aus meiner ganzen Lebensgeschichte dergestalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunsch nach fernerer Ausführung wenigstens gewisser Theile lebhaft errege; woraus denn der Vortheil entspringt, daß ich die gerade jedesmal mir zugesagte Epoche vollständig bearbeiten kann und der Leser doch einen Faden hat, woran er sich durch die Lücken folgereeht durchdenken möge.

Denn mich wegen einer theilweisen Behandlung zu rechtfertigen, darf ich mich nur auf einen jeden selbst berufen und er wird mir gestehen, daß, wenn er sein eigenes Leben überdenkt, ihm gewisse Ereignisse lebhaft entgegen treten, andere hingegen vorund nachgeeilige in den Schatten zurück weichen, daß, wenn jene sich leuchtend aufdrängen, diese selbst mit Bemühung kaum aus den Tiefen der Erde wieder hervorzuheben sind.

Es soll also vorerst meine anhaltende Arbeit seyn, eine solche Bemühung in sofern sie begonnen ist fortzusetzen, in sofern sie skelettartig finde mit Fleisch und Gewand zu bekleiden und so weit zu führen, daß man sie nicht bloß sich zu unterrichten, sondern auch sich zu vergnügen lesen möge.

Aufenthalt in Dornburg

im Sommer 1828.

Wo dem Dichter durch höchste Gunst in einem der herrlichen Schlösser zu verweilen vergönnet war, um sich nach dem Tode seines Fürsten von der Oede eines so großen Verlustes in freier Natur zu erholen.

An Herrn

Oberst und Kammerherrn von Beulwitz,

zu Wilhelmsthal.

Gaudent ingrediens, lacteive et sede recedens!
His, qui praeterierunt, det bona cuncta Deus! 1808.

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziemt du, als Wandrer, vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Da gewiß höchsten Ortes, so wie von Ew. Hochwohlgeboren, anädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zustand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszusprechen wage, dasjenige, was sich von selbst versteht, bescheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile; so eröffne mit obigen zwei lateinischen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand sie als Ueberschrift der Hauptpforte des Dornburger neuen auerstein Schlößchens, wo mir, durch höchste Gnade, in den traurigsten Tagen ein Zufluchtsort zu teil den verstattet worden.

Die Einfassung gedachter Thüre selbst ist, nach Weise jener Zeit, architektonisch pfäffisch überreich verziert und stellt, zusammen mit der Inschrift, die Ueberzeugung, daß vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menschen hier gewirkt, daß ein alter meines Wohlwollen hier zu Hause gewesen, wohegen auch diese Wohnung durch so viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht bestehend erhalten worden.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung, rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir hervor: gerade ein so einladend segnendes Motto sey durch eine Reihe von mehr als funfzig Jahren der Wahrspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein altes bedeutendes Dasein gegründet, nach seiner erhabenen Stimmbart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war, als für sich selbst; der, wie der Anordner jener Inschrift weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte als derjenigen welche da zu verbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbedeutend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei Ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunden ließ mich den Werth solcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denselben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Lustortes still in mich aufzunehmen begann.

Da sah ich vor mir auf sechsfacher Felskante eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig weitläuftiges Schloß, große Säle zu ritterlichen Pfalzjagen umfassend, nicht weniger genügsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Trutz und Trutz. Dann folgen später hinzugefügte Gebäude, haushältlicher Benutzung des unterliegenden Feldbaues gewidmet.

Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau, ein besseres Lustschloß neuerer Zeit, zu anständiger Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hieraus an das südlichste Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen verein einigte Freisaal wieder, daselbe, welches mich so gastfreundlich einlud.

Auf diesem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die belebenden Zwischenräume, einer fleißigen Lage gemäß, durch Terrassengänge zu einer Art von auf- und absteigendem Laubwinde architektonisch auf das sinnlichste verschönt worden, indessen ich zugleich die sämmtlichen, übereinander zurückweichenden Localitäten auf das vollkommenste grünen und blühen sah. Weithin gestreckte, der belebenden Sonne zugekehrte, hinaufwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine seltsam gezogene, sonst auslandische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, an leichtem Gezweige herabspielenden Glocken zu ergetzen versprechend. Ferner reihenweise gestellten gewölbten Laubwege, einige in den felsbasirten Fuß durchaus führender Reben höchst reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünschteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Besitz gemeinschaftlich festhaltend, pflegend und genießend, sich von Geschlecht zu Geschlecht ein anständig bequemes Wohlbefinden einig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge bestätigten Daseins und genießenden Behagens einleiten und sichern?

Dieses mußte mir also zu reiner ungetrübter Erheiterung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier sprach vielmehr der Gegenstand selbst das alles aus, was ein bekümmertes Gemüth so gern vernehmen mag: die vernünftige Weise von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, so fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich gelehrt wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge selbst aus- und abtreten, so Freude als Schmerz, — wie in dem Wechsel der Jahreszeiten, so in dem Menschenleben, — an andern, wie an sich selbst, zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mit eine fortgesetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zustandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von dieſen würdigen landesherrlichen Höfen ſeh' ich ferner in einem anmuthigen Thale ſo vieles, was dem Bedürfniß der Menſchen entſprechend, weit und breit in allen Landen ſich wiederholt. Ich ſehe zu Dörfern verſammelte ländliche Wohnungen, durch Gartenbeete und Baumgruppen geſondert; einen Fluß der ſich vielfach durch Wieſen zieht, wo eben eine reichliche Heuernte die Emſigen beſchäftigt; Mehr, Mühle, Brücken folgen aufeinander, die Wege verbinden ſich auf- und abſteigend. Gegenüber erſtrecken ſich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die ſteilen Waldungen hinan, bunt anzuſchauen, nach Verſchiedenheit der Ausſaat und des Reifegrades. Bäume hie und da zerſtreut, theils zu ſchattigen Bäumen zuſammengezogen. Reitenweis, auch den beſten Anblick gewährend, ſeh' ich große Anlagen von Fruchtbäumen; ſodann aber, damit der Umfang demonſtrativ ja nichts Wünſchenswerthes abgebe, mehr oder weniger aufſteigende, auffallend neuangelegte Weinberge.

Das alles zeigt ſich mir, wie vor funfzig Jahren, und zwar in geſteigertem Wohlſeyn, wenn ſchon dieſe Gegend von dem größten Unheil mannigfach und wiederholt heimgeſucht worden. Keine Spur von Verderben iſt zu ſehen, ſchreitet auch die Weltgeſchichte, dort auftretend, gewaltſam über die Thäler. Dagegen leuchtet alles auf eine emſig ſtetsgerechte, tüchtig vermehrte Cultur eines ſanft und geſetzlich regierten, ſich einwohnlich verhaltenden Volkes.

Ein ſo gerechtes, einiges Regiment waltet von Fürſten zu Fürſten. Feſtſtehend ſind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbeſſerungen. So war es vor, ſo wird es nach uns ſeyn, damit das rohe Wort eines Weiſen erfüllt werde, welcher ſagt: die vernünftige Welt iſt als ein großes, unſterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.

Nun aber ſey vergönnt, mich von jenen äußern und allgemeinern Dingen zu meinen Eigenſten und Innerſten zu wenden, wo ich denn aufrichtigſt bekennen kann: daß eine gleichmäßige Folge der Geſinnungen daſelbſt lebendig ſey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeſchiedenen nicht beſſer zu bethätigen wüßte, als wenn ich, ſeltener Weiſe dem verehrten Eintretenden gewidmet, alles was noch an mir iſt, dieſem, wie einem hohen Hauſe und ſeinen Landen, zu friedem anzueignen mich unabläßlich verpflichte.

Begegnen ich denn auch einer Erwiederung günſtigen Wohlwollens, ſo gelingt es oft erneuten Vertrauens und milder Nachſicht mich beruhigend getroſten darf, indem ja das von Pandemos, am 20. Juni dieſes Jahres, erlaſſene Huldvertrauende Schreiben mir ein ſo entſchieden erfreuliches, faſt beſchämendes Zeugniß geworden.

Wie ſehr daſſelbe mich erfreulich aufregte, wie dankbar ich anerkennen mußte, indem von der Hand eines ſo werthen, längſt geſchätzten, geliebten Mannes ja erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge ich nur die Bitte hinzu, Ew. Hochwohlgeboren mögen ſich eifrigſt verwenden, daß Verſtehendes, wenn auch ſeltſam ſcheinend, jedoch aus den eigenſten Zuſtänden und treuſten Geſinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unſern höchſten Herrſchaften nachſichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges frohes Wiederſehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichſter Hochachtung.

J. W. von Goethe.

Vorſchlag zur Güte.

Man hat einen Octavband herausgegeben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden.“ Nun würde ich rathen ein Gegenſtück zu beſorgen: „Goethe in den mißwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden.“

Die dabei zu übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde ſie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten der guten Geruch bringt, ſichern Vortheil gewähren.

Zu dieſem Vorſchlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der beſondern Deutſchen jetzt und künftig, wie es ſcheint, nicht los werden wird, es jedem Geſchwätzfreunde gewiß nicht unangenehm ſeyn muß, auf eine bequeme Weiſe zu erfahren, wie es in unſern Tagen aufgeſehen und welche Geiſter darinnen gewalten.

Mir ſelbſt würde ein ſolches Unternehmene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchſt intereſſant ſeyn; denn wie ſelbſt ich mir leugnen, daß ich vielen Menſchen widerwärtig und verhaßt geworden und daß dieſe mich auf ihre Weiſe dem Publicum verzuleiden geſucht.

Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, ſondern daß ich mich in unmittelbroener Thätigkeit erhalten und ſie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.

Chronologie

der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften.*

1765.

Das Gedicht: die Höllenfahrt Chriſti.

1766 — 1768.

Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Von kleinern Gedichten: drei Oden an Behrisch. Die Brautnacht. Wahrer Genuß. Die ſchöne Nacht. Glück und Traum. Der Wiesenbrop. Verſchiedene Deutung. Wahrſagerin. Bewegungsgrund. Liebe wider Willen. Lebendiges Andenken. Glück der Entfernung. An Luna. Schadenfreude. Unſchuld. Scheinsod. Wechſel.

1770 — 1771.

Lieder: Sturm der Jugend, ſo gilt der Valz. Blinde Kuh. Der Abſchied. An die Erwählte. Willkommen und Abſchied. Mit einem gemalten Bande. Schreibt den Aufſatz: über deutſche Baukunſt. Briefe eines Landgeiſtlichen an ſeinen Amtsbruder, und zwei wichtige bibliſche Fragen; auch die Ode: Wanderers Sturmlied.

1772.

Ueberſetzt das Deserted Village von Goldsmith. Schreibt das Gedicht: der Wanderer. Recenſionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Götz von Berlichingen.

1773 — 1774.

Werther; Clavigo; das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern; Satyros; Götter, Helden und Wieland; Hanswurſts Hochzeit. Die Gedichte: Der König in Thule; „Es war ein Bube frech genung ꝛc.“; „Hoch auf dem alten Thurme ſteht ꝛc.“; „Zwiſchen Lavater und Baſedow ꝛc.“ — Plan zu einem dramatiſchen Gedichte: Mahomet, worauf „Mahomet's Geſang“ ſich erhalten. Fragmente des ewigen Juden. Schreibt den Prometheus; Stella; die älteſten Scenen des Fauſt; Künſtlers Erdewallen. Ferner die Gedichte: Künſtlers Abendlied; Kenner und Künſtler; Kenner und Enthuſiaſt; Sendſchreiben; Künſtlers Fluch und Recht; die Ode: An Schwager Kronos.

1775.

Kloggeſang von der edlen Frauen des Aſan Aga. Die Lieder: Neue Liebe neues Leben; An Belinden; „In allen guten Stunden ꝛc.“ Die Opern: Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella; begleiten ein verloren gegangenes kleines Stück unter dem Titel: „Sie kommt nicht“. Ferner die Gedichte: „Und friſche Nahrung neues Blut ꝛc.“; „Angedenken du verklungner Freude ꝛc.“; Lili's Park. Beginnt den Egmont.

1776.

Gedichte: Hans Sachs; Erſatzart; Proſerpina. Schreibt die Geſchwiſter.

1777.

Schreibt die Oper: Lila, und den Triumph der Empfindſamkeit. Anfänge des Wilhelm Meiſter. Beginnt ein Gedicht vom Prinzen Adoptiv, welches verloren gegangen. Schreibt die Ode: „Dem Geier gleich ꝛc.“

1778.

Das erſte Buch von Wilhelm Meiſter beendigt. Die Oper: Lila umgearbeitet; auch einige neue Scenen am Egmont geſchrieben.

1779.

Iphigenie in Proſa vollendet. An Egmont fortgefahren. Jery und Bätely.

1780.

Fernere am Egmont. Anfänge des Taſſo. Schreibt Die Vögel, und das Neueſte von Plundersweilern. Redigirt die zweite Anderung der Briefe aus der Schweiz.

1781.

Vollendet den Taſſo in Proſa. Reboutengedicht. Ein Zug Lappländer. Arien zur Fiſcherin. Anfänge des Cyperor. Gedichte: Meine Göttin; Der Becher; An die Cicade.

1782.

Gedichte zu den Reboutenaufzügen: des Winters, der vier Weltalter, der weiblichen Tugenden, des Amors. Schreibt ferner die Gedichte: Miedings Tod. Versus memoriales. Das Göttliche. Einſamkeit. Erwählter Fels. Ländliches Glück. Das Singſpiel: „die Fiſcherin“ vollendet. Zweites und drittes Buch des Wilhelm Meiſter. Werther vervollſtändigt.

1783.

Gedicht: Zur Feier der Geburtsſtunde des Erbprinzen. Zwei Acte von Cyperor geendet. Einſchränkung; Almenar; „Ueber allen Gipfeln iſt Ruh“. Viertes Buch von Wilhelm Meiſter.

1784.

Der Maskenzug; Planetentanz. Aufſatz über den Zwiſchenknochen. Wilhelm Meiſter fortgeſetzt.

1785.

Epiſches Gedicht: Die Geheimniſſe. Gedicht auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunſchweig. Oper: Scherz, Liſt und Rache. Endigt das ſechste Buch des Wilhelm Meiſter.

* Etwaige Abweichungen der Jahreszahlen in den Inhaltsverzeichniſſen ſind nach dieſer Chronologie, wobei Goethe's Tagebücher zum Grunde gelegt worden, zu berichtigen.

1786.

Redigirt die ersten Bände seiner bei Göschen in Leipzig erscheinenden Schriften. Gedicht: Bräutigam in Namen der Enactbinder Bäuerinnen. Schreibt in Italien seine Iphigenie in Versen. Plan zu einer Iphigenie in Delphi.

1787.

Den Tasso in Verse zu bringen angefangen. Anfänge einer Tragödie: Nausikaa. Einiges am Wilhelm Meister gethan. Egmont vollendet. Die Opern: Claudine von Villa Bella, und Erwin und Elmire umgearbeitet angefangen.

1788.

Redigirt den achten Band seiner Schriften. Die Opern: Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella beendigt. Schreibt die Aufsätze: Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt; zur Theorie der bildenden Künste; Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl; Von Arabesken. Dichtet die römischen Elegien; ingleichen das Gedicht: Amor als Landschaftsmaler. Plan zu einer weiteren Ausarbeitung des Faust, und einige Scenen davon geschrieben. Die Scene der Hexenküche im Garten Margarete aufgeführt. Künstlers Apotheose. Tasso fortgesetzt und den Plan vervollständigt.

1789.

Römisches Carneval. Stammbaum Cagliostro's. Tasso vollendet. Lieder: „Kaufet Citronen ihr Jungen und Alten ꝛc.“ und „Ach! geboren meinen Wunschen ꝛc.“ Schreibt den Groß-Cophta; Die ungleichen Hausgenossen; so wie den Aufsatz: Ueber Christus und die zwölf Apostel.

1790.

Die Ausgabe der gesammelten Schriften beendigt. Redigirt die römischen Elegien. Schreibt die Metamorphose der Pflanzen. Erstes Aperçu seiner Farbenlehre. Schreibt zu Venedig den Aufsatz: Ueber ältere Gemälde; dichtet ingleichen die Venetianischen Epigramme.

1791.

Erstes Stück critischer Beiträge. Prolog zu Eröffnung des Theaters. Die Oper: Theatralische Abenteuer bearbeitet und die beiden Lieder: „An dem rosenfarben Frühlingsmorgen ꝛc.“ und „Bei dem Klang der Abendglocke ꝛc.“ eingelegt. Prolog vom 1. October.

1792.

Herausgabe seiner neuen Schriften bei Unger begonnen. Zweites Stück critischer Beiträge. Epilog vom 11. Juni. In der Farbenlehre fortgefahren. Reise der Söhne Megaprazons. Gedicht: Der neue Amor. Epilog vom letzten December.

1793.

Reineke Fuchs. Der Bürgergeneral. Prolog vom 16. October. Die Aufgeregten und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten begonnen. Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject.

1794.

Die Aufgeregten fortgesetzt. Redaction und Druck des Wilhelm Meister begann. Prolog zum 6. October. Schreibt die beiden Episteln in Hexametern. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten fortgesetzt.

1795.

Erzählung von der Sängerin Antonelli; von Balsamperre und der Prämerin; dichtet ingleichen vom Procurator, Bekanntmachung einer schönen Torte. Schreibt den Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Von Gedichten erschienen: Die Muse des Gelehrten. Der Besuch. Meeresstille. Glückliche Fahrt. Redigirt die Venetianischen Epigramme. Das Märchen gedichtet und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten geschlossen. Uebersetzt den „Versuch über die Dichtungen ꝛc.“ von Frau von Staël. Schreibt den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Wilhelm Meisters Lehrjahre fortgesetzt.

1796.

Die Xenien. Erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz redigirt. Die Uebersetzung des Benvenuto Cellini begonnen. Die vier Jahreszeiten. Plato als Mitgenosse einer ernsthaften Offenbarung. Gedichte: Alexis und Dora; Die Musen und Grazien in der Mark; Der Spinnerin; Rom; Paria; An Mignon. Schreibt den Aufsatz: Vorrath über den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Endigt den Wilhelm Meister im August. Schreibt die ersten Gesänge von Hermann und Dorothea, beschließen das Proömium zu diesem Gedichte. Auch am Faust einiges gethan.

1797.

Hermann und Dorothea am 11. März vollendet. Plan zu einem epischen Gedicht: die Jagd. Summa der Metamorphose der Insecten. Cellini fortgesetzt. Aufsatz: Ithaki in der Wüste. Gedichte: Der Schatzgräber; Der neue Pausias; Die Metamorphose der Pflanzen; Der Zauberlehrling; Die Braut von Corinth; Der Gott und die Bajadere; dichtet ingleichen die beiden Lieder: „Wenn die Reben wieder blühen ꝛc.“ und „In tiefsten Ich's ein Wort zu drechen ꝛc.“ Entwirft ein Schema zur Beschreibung der Peterskirche in Rom. Das Schema zum Faust vervollständigt, so wie Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und den Prolog geschrieben. Aufsatz: Cophtisch; dichtet ingleichen über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Balladen: Der Fischerknabe und die Mädchen; Der Junggesell und der Mühlbach; Der Müllerin Reue. Aufsatz: Verdienst die ein junger Maler haben könnte. Elegie: Amyntas. Plan: die Sage des Wilhelm Tell als epischen Gedicht zu behandeln. Gedicht: Schweizerlied. Elegie: Euphrosine. Aufsatz: Ueber epische und dramatische Dichtkunst. Legende vom Hufeisen.

1798.

Mailändischer Prolog zum 30. Januar. Cellini fortgesetzt und Roten dazu. Aufsatz über pathologischen Ekel. Gedichte: Der Farbenlehre geweiht. Faust fortgesetzt. Homer's Ilias fortgesetzt. Plan zur Achilleis. Einleitung zu den Propyläen. Gedichte: Der Müllerin Verrath; Die Musageten; Das Bildnis der Geliebten; Deutscher Parnaß; Die Weissagungen des Bakis. Ueberrest von den Farben überrieht und Anmerkungen dazu. Einleitung zur Farbenlehre. Der Sammler und die Seinigen angefangen. Neuestes der Gebrüder'schen Gedichte.

1799.

Achilleis erster Gesang. Gedicht: Spiegelber Muse. Der Sammler und die Seinigen beendigt. Schreibt mit Schiller und Meyer das Schema: Ueber den Dilettantismus in den Künsten. Zur zu einem großen Naturgedicht. Die Propyläen fortgesetzt. Redigirt seine neueren kleinen Gedichte zur Herausgabe bei Unger in Berlin. Schreibt die Cantate: Feste Burgreinacht. Den Faust wieder vorgenommen; auch

Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Geſellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann ſteig' aus deinem Buſen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen!

Frau.

Geſegne's Gott! — Und ſchläft er noch?
Ich habe nichts zum friſchen Trunk
Als ein Stück Brot, das ich dir biethen kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſeyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann,
Und iß mit uns das Abendbrot.

Einiges an der Farbenlehre gethan. Uebersetzt den Mahomet von Voltaire. Plan zur natürlichen Tochter.

1800.

Die Arbeit an der Farbenlehre fortgesetzt, und solche in drei Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische eingetheilt. Expedition des schon früher begonnenen zweiten Theils der Zauberflöte. Die guten Weiber. Helena angefangen. Palaeophron und Neoterpe. Sequel und letztes Stück der Propyläen. Uebersetzt den Tancred.

1801.

Uebersetzt das Bäbylein Theorikraft von den Farben. Schema eines Romans: die Wanderschaft nach Pyrmont im Jahre 1801. In Göttingen fernere Materialien zur Geschichte der Farbenlehre gesammelt. Dritter Act der natürlichen Tochter. Lied zum neuen Jahre 1802.

1802.

Maskenzug zum Geburtstag der Herzogin Louise am 30. Januar. Aufzug: Weimarisches Theater. Zweiter Act der natürlichen Tochter. Gedichte: Traulied; Erstlingslied; Frühzeitiger Frühling; Hochzeitlied. Entwirft das Vorspiel: Was wir bringen. An der Farbenlehre und Cellini fortgefahren.

1803.

Cellini beendigt; desgleichen den ersten Theil der natürlichen Tochter. Entwurf einer Fortsetzung derselben. Gedicht: Magisches Netz. Schreibt die Regeln für Schauspieler. Plan zum: Mann von funfzig Jahren. Aufzug über Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi. Es erscheinen die Gedichte: Generalbeichte; Weltliche Dauer im Wechsel; Schäfers Klagelied; Trost in Thränen; Sehnsucht; Nachtgesang; Bergschloß; Die glücklichen Gatten; Wanderer und Pächterin; Ritter Curts Brautfahrt; Kriegserklärung; Selbstbetörung; Der Rattenfänger; Frühlingsorakel.

1804.

Recension der Gedichte von Voß. Gibt von Berlichingen für das Theater eingerichtet. An der Farbenlehre fortgefahren. Winckelmann und sein Jahrhundert begonnen; desgleichen eine Uebersetzung von Rameau's Neffen.

1805.

Rameau's Neffen beendigt; desgleichen die Anmerkungen dazu geschrieben. Recension der Gedichte von Hebel. Winckelmann und sein Jahrhundert abgeschlossen. Epilog zu Schiller's Glocke. Druck der Farbenlehre beginnt.

1806.

Recension über des Knaben Wunderhorn. Hiller's Gedichte. Humboldt's Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse ꝛc. in die Jenaische Literaturzeitung. Apparitionen über den Galvanismus. Den ersten Theil des Faust abgeschlossen. Ausgabe seiner Werke bei Cotta in zwölf Bänden. Vier Gedichte an Tischbein geschrieben. Redaction der Farbenlehre fortgesetzt. Ein Schema der allgemeinen Naturlehre.

1807.

Die Rede von Johannes von Müller über Friedrich den Großen übersetzt. Rede zum Andenken der Herzogin Amalie. Prolog zur Eröffnung des Theaters in Erfurt. Plan zu den Wanderjahren. Schreibt St. Joseph den Zweiten; Die neue Melusine; Die pflegende Tochter; Die gefährliche Wette, und Der Mann von funfzig Jahren. Ordnet die Materialien zu Hafert's Leben. Macht einen Catalog der Carlsbader Mineralien-Sammlung. Schreibt der Pandora ersten Theil; desgleichen einige Sonette. Redaction und Druck der Farbenlehre fortgesetzt.

1808.

Ballade: Wirkung in die Ferne. Gedicht an die Kurrentzeit von Cassel, unter dem Titel: „Einer hohen Reisenden". Mehrere Sonette. Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Schema eines lyrischen und didaktischen Potpourri. Beschreibung des Kammerbergs bei Eger. Die Mahlerwanderschaften schematisirt. Gedicht: der Gottesmeisterschaft.

1809.

Mit der Farbenlehre beschäftigt. Ballade: Johanna Sebus. Die Mahlerwanderschaften geschrieben. Vorarbeiten zu Wahrheit und Dichtung.

1810.

Maskenzug: die romantische Poesie, zum Geburtstage der Herzogin Louise; desgleichen einen Maskenzug russischer Nationen, zum Geburtstag der Großfürstin Maria Paulowna. Gedichte: Nemesis; Legt beiseite; Genialisch Treiben; Bergmannsgruß; Sonettenvertrag. Die Farbenlehre abgeschlossen. Schreibt in Carlsbad: Das mißtraute Mädchen; desgleichen die Gedichte: Der Kaiserin Ankunft, der Kaiserin Bruder, der Kaiserin Platz, der Kaiserin Abschied. Die Tabellen der Tonlehre entworfen. Hafert's Leben angefangen. Wahrheit und Dichtung schematisirt. Finnisches Lied.

1811.

Sicilianisches Lied; Sonnengesang. Cantate: Rinaldo. Hafert's Leben beendigt. Das Knabenmärchen geschrieben. Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Halle. Den ersten Band von Wahrheit und Dichtung vollendet. Romeo und Julie fürs Theater.

1812.

Aufsatz: Der Tänzerin Grab. Gedichte an den Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich; desgleichen an die Kaiserin von Frankreich. Das kleine Lustspiel: Die Wette. Sonett an Bondi. Den zweiten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt; den dritten begonnen. Versuch, den Faust für die Bühne zu bearbeiten. Aufsatz: Byron's Lob.

1813.

Schreibt zum Geburtstage der Herzogin Louise die Cantate: Iphigenie. Schreibt ferner die Gedichte: „Alles kündet dich an ꝛc."; „Donnerstag nach Beiderer ꝛc."; Sonett in das Stammbuch der Großfürstin Maria Paulowna. Parabel: Pfaffenspiel. Lied: „Ich habe geliebet ꝛc." Rede zum Andenken Wielands. Von Kaisern fallen in dieses Jahr: Doppelbild des rheinischen Kaiserpaars; Russisch als Dichter; Shakspeare und kein Ende; über Zinnsormation. Es entstehen die Balladen: Die wandelnde Glocke; Der getreue Eckart; Der Todtentanz. Den dritten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt. Epilog zum Cäsar. Eine Oper, der Löwenstuhl, begonnen.

1814.

Redaction seiner Italienischen Reise beginnt; desgleichen die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden bei Cotta. Von Gedichten entstehen: Friedensfest; Die Wesen und die Leute; Zahrmarkt zu Hünefeld; Auf den Kauf; Das Parterre spricht. Schreibt

in Verbindung mit Riemer das Vorspiel für Halle zum Andenken Reil's. Schreibt Epimenides Erwachen. Schema des Rochusfestes zu Bingen. Ferner entsteht in diesem Jahre ein großer Theil seiner Geschichte des Westöstlichen Divans.

1815.

Redaction der Italiänischen Reise und neue Ausgabe der Werke fortgesetzt. Viele Gedichte zum Divan. Das Requiem auf den Tod des Prinzen von Ligne begonnen. Schreibt die Aufsätze: Ueber das deutsche Theater, Don Carlos, und Nachricht von altdeutschen in Leipzig entdeckten Kunstschätzen. Schreibt im Verbindung mit Meyer das Nachspiel zu den Hagestolzen. Drittes Heft von Kunst und Alterthum vorbereitet. Lied: „Knabe saß ich, Fischerknabe ꝛc.“

1816.

Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Plan zu einer orientalischen Oper. Gedicht: „Im Namen dessen, der sich selbst erschuf ꝛc.“ Den ersten Band der Italiänischen Reise abgeschlossen; desgleichen das erste Heft von Kunst und Alterthum. Theorie der entoptischen Farben begonnen. Schreibt den Aufsatz: Shakspeare als Theaterdichter; so wie das Neuvothfest zu Bingen. Die Herausgabe seiner naturwissenschaftlichen Hefte vorbereitet. Gedicht zum Jubiläum des Staatsministers von Voigt. Entwurf einer großen Cantate zum Lutherfest. Redaction des zweiten Bandes seiner Italiänischen Reise. Den vierten Band von Wahrheit und Dichtung schematisirt. Schreibt die Ballade: „Herein, o du Guter! du Alter herein ꝛc.“; desgleichen die Lieder: „Ja es finden, ja beschließen ꝛc.“; „So ist der Held der mir gefällt ꝛc.“, und verschiedene Gedichte zum Divan.

1817.

Das zweite Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Kayserling's Schwanzeid und dessen Lustspiel. Die Beschlüsse, für die Weimarische Bühne eingerichtet. Schreibt die Geschichte seines botanischen Studiums; desgleichen den Aufsatz über seine erste Bekanntschaft mit Schiller. Redigirt das erste Heft zur Naturwissenschaft, und das erste Heft zur Morphologie. Den zweiten Band seiner Italiänischen Reise beendigt. Schreibt die Aufsätze: Verein deutscher Baukunst; Aufforderung an den modernen Baukünstler; über Bücher's Denkmal; Vorschlag zur Güte; Meteore des literarischen Himmels; Bildungstrieb; Cuvier's redende Thiere; Raupe und Puppe; Wolkenbildung. Distichen der Orphischen Urworte; den russischen Klagegesang, und die Verse zu Howard's Erinnerungsdenkmal. Recensiren des Manfred von Byron. Divan fortgesetzt. Aufsatz über Leonardo da Vinci's Abendmahl begonnen.

1818.

Ueber Blumenmalerei; Geistes-Epochen. Leonardo da Vinci's Abendmahl beendigt. Drittes Heft von Kunst und Alterthum. Lied: Um Mitternacht. Beschreibung des Philostratischen Gemäldes. Schreibt den Aufsatz: Antik und modern; desgleichen die Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des Divan. Viertes Heft von Kunst und Alterthum. Die Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Ueber Classiker und Romantiker in Italien. Schreibt den großen Maskenzug zum 19. December bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna.

1819.

Die Annalen begonnen; den Divan beendigt; desgleichen die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden. Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Schreibt das Gedicht: Die Metamorphose der Thiere; desgleichen Fuchs und Rabe. Arnold's Pfingstmontag beurtheilt.

1820.

Zweites Heft zur Naturwissenschaft und Morphologie abgeschlossen, desgleichen das fünfte Heft von Kunst und Alterthum. Uebersetzt das: Vani creator spiritus. Schreibt nachträglich zum Divan die Gedichte: „Der ächte Moslem spricht vom Paradiese ꝛc.“; „Heute steh' ich meine Wache ꝛc.“, und „Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt ꝛc.“ Schreibt den Commentar über die orphischen Urworte. Gedicht: „In der Apfelverkäuferin ꝛc.“, und St. Nepomuk Vorabend. Schreibt die Erklärung: Wo steckt der Verräther? Die Theorie der entoptischen Farben beendigt; desgleichen das sechste Heft von Kunst und Alterthum. Manzoni's Carmagnola beurtheilt, den „Mann von funfzig Jahren“ und „Das nußbraune Mädchen“ fortgesetzt. Mantegna's Triumphzug. Redaction der Wanderjahre. Das dritte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie.

1821.

Beendigt die erste Ausgabe der Wanderjahre, desgleichen das siebente Heft von Kunst und Alterthum. Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters. Gedichte zu seinen Handzeichnungen. Erste Abtheilung zahmer Xenien redigirt. Achtes Heft von Kunst und Alterthum. Gedichte zu Tischbeins Idyllen. Schreibt Bemerkungen über Zauner's Grundzüge einer deutschen Poetik. Ueber Calderon's Tochter der Luft. Ueber Knebel's Lucrez. Zum vierten Bande von Wahrheit und Dichtung den Geburtstag Lili's geschrieben. Verfasst eine Wiederherstellung des Prooemion des Euripides. Die Novelle „Nicht zu weit“ begonnen, desgleichen die Redaction der Campagne in Frankreich. Commentar zu Tischbein's Idyllen. Gedicht: der Paria. Neuntes Heft von Kunst und Alterthum.

1822.

Die Campagne in Frankreich beendigt. Manzoni's Ode auf Napoleon übersetzt. Vorwort zum deutschen Gil Blas. Abhandlung über d'Alton's Faultiere und den fossilen Urther. Viertes Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie abgeschlossen. Mantegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt. Bemerkungen über die Gabriele von Johanna Schopenhauer. Neugriechische Heldenlieder übersetzt. An den Annalen gearbeitet. Aufsatz über Volksaberglauben. Eine Abhandlung über Meteorologie geschrieben. Zehntes Heft von Kunst und Alterthum. Ueber die Spanischen Romanzen von Bouterwek Pomdin. Gedicht: Reisesegen.

1823.

Die Annalen fortgesetzt. Ueber die tragischen Tetralogien der Griechen. Nachtrag zu Proctors des Euripides. Bedeutende Förderniß durch ein gestrichenes Wort. Von deutscher Baukunst 1823. Das eilfte Heft von Kunst und Alterthum geschlossen, desgleichen das fünfte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie. Gedicht an Tieck und Lord Byron. Elegie von Marienbad. Schreibt den Aufsatz: „Uralte neuentdeckte Naturfacten und Glaubensurnen“; desgleichen über die Lepaden. Redigirt eine zweite Abtheilung zahmer Xenien. Schliest das zwölfte Heft von Kunst und Alterthum.

1824.

Ueber Salvandy's Alonzo. Byron's Cain. Erterſteine. die drei Paria. Frithiof Sage und Biographiſche Denkmale von Barnhagen von Enſe. Gedicht zu Thaers Jubelfeſt. Gedicht an Werther. Vorwort zum jungen Jeltinger. Die Redaction ſeines Briefwechſels mit Schiller begonnen. Dreizehntes Heft von Kunſt und Alterthum. Ueber ſein Verhältniß zu Byron, über d'Alterns Nagelbiere, über Serreſche Tiefer, über Martius genera et species Palmarum und über Goethe's Geſtaltung im Ganzen und Einzelnen. Das ſechste Heft zur Morphologie und zur Naturwiſſenſchaft abgeſchloſſen. Ueber die Parodie bei den Alten.

1825.

Neuer Schluß zu Jery und Bätely. Verſuch einer Witterungslehre. Am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung einiges geſchrieben. Geſchichte des nußbraunen Mädchens fortgeſetzt. Den zweiten Theil des Fauſt wieder vorgenommen und einiges am fünften Act vollendet. Das vierzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Dem Anfang der Helene wieder vorgenommen und weiter geführt. Die Annalen fortgeſetzt. Die Wanderjahre neu zu bearbeiten angefangen. Liebe-Scenen nach dem Neugriechiſchen geſchrieben. Gedichte zu dem Jubiläum des Großherzogs Carl August. Ueber das Lehrgedicht. Herausgabe ſeiner Werke in vierzig Bänden begonnen.

1826.

Ueber Gerard's hiſteriſche Portraits. Die Helene vollendet. Ueber die erſte Ausgabe des Hamlet; desgleichen über den Globe und die Oeuvres dramatique de Goethe. Das fünfzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Die neue Bearbeitung der Wanderjahre fortgeſetzt. Die Geſchichte des Mannes von funfzig Jahren weiter geführt. Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik. Gedicht: Bei Betrachtung von Schillers Schädel; An den Herzog Bernhard von Weimar; und: „Als ich ein junger Geselle war ꝛc.“ Schreibt die Novelle vom Kind und Löwen. Ueber die Mathematik und deren Mißbrauch. Ueber das Neueſte Serviſche Literatur. Fährt fort am zweiten Theile des Fauſt.

1827.

Ueber neuere franzöſiſche Literatur. Ueber chineſiſche Gedichte. Ueber Manzoni's Adelchi. Ueber die neueſte deutſche Poeſie. Die Einleitung zu den Memoiren Robert Guillemard's geſchrieben. Das ſechszehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Die Erweiterung der Wanderjahre fortgeſetzt. Am zweiten Theile des Fauſt fortgefahren. Kritik der Petersburger Preisaufgabe. Ueber Jacobi's Briefwechſel. Ueber das Leben Napoleon's von Walter Scott. Die Gedichte der Chineſiſch-deutſchen Jahres- und Tageszeiten geſchrieben.

1828.

Am zweiten Theile des Fauſt fortgearbeitet. Gedicht zu den Erzgruben der Stolterenberger Saline; zu Zelter's Geburtstag; beim aufgehenden Vollmonde; der Prämiant; „Früh wenn Thal, Gebirg und Schatten ꝛc.“; „Und wenn mich am Tag die Ferne ꝛc.“ Aufſätze: über Volkspoeſie; über naturelle Dichtkunſt; über Rize Nerouls Cours de littérature. Das ſiebzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Die Wanderjahre fortgeführt. Die Redaction des zweiten Aufenthalts in Rom begonnen.

1829.

Die Wanderjahre beendigt; desgleichen den zweiten Aufenthalt in Rom. Das Gedicht: Vermächtniß geſchrieben. Am zweiten Theil des Fauſt fortgearbeitet. Ueber das Denkmal bei Jach. Ueber King Lear.

1830.

Ueber Krummacher's Predigten. Chriſtus nebſt zwölf alt- und neuteſtamentlichen Figuren. Vorwort zu Sauſſers Leben von Carlyle. Ueber das Louiſenfeſt. Gedichte: Dem würdigen Bruderpaare Johann 1830. Parabel: „Ich trat in meine Gartenthüre ꝛc.“ Ueber Zahn's Ornamente und Gemälde zu Pompeji. Ueber die Briefe eines Verſtorbenen; Ueber die Principes de Philosophie zoologique par Geoffroy de St. Hilaire. An Fauſts zweitem Theile fortgearbeitet; desgleichen am vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Herausgabe ſeiner Werke in vierzig Bänden beendigt.

1831.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation. Die Geſchichte ſeiner botaniſchen Studien ergänzt. Den zweiten Theil von Fauſt vollendet, desgleichen den vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Nachträgliches zu Rameau's Neffen. Beurtheilung des Livre des Cent-et-un.

1832.

Ueber plaſtiſche Anatomie. Ueber die Oper: Die Athenerinnen. Ueber den Regenbogen. Zweiter Abſchnitt des Artikels Principes etc. par Geoffroy de St. Hilaire. — Stirbt am 22. März in ſeinem 83ſten Jahre.

Berichtigungen

in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes der Goethe'schen Werke.

S. 81. Sp. 1. Z. 9 v. o. statt: niemals lies niemal.
„ 250. „ 2. „ 17 v. o. „ „ lies „Kleider“ die Verbindungsstrichelchen ( ) und streiche das Comma weg.
„ 269. „ 1. „ 15 v. o. „ „ eine Neue statt seine Neue.
„ 273. „ 2. „ 9 v. o. „ „ erlangt statt verlangt.
„ 345. „ 2. „ 15 v. o. nach „an“ ist zu setzen: und wieder an.
„ 357. „ 2. „ 28 v. u. statt man: Brach statt darf.
„ 376. „ 2. „ 27 v. u. „ „ Das statt Das.
„ 498. „ 1. „ 24 v. u. „ „ Das statt Das.
„ 596. unter „Novelle“ ist zu setzen: 1826 statt 1827.
„ 597. Sp. 2. Z. 27 v. u. statt man: jenes statt eines.
„ 559. „ 1. „ 5 v. o. „ „ Camajen statt Camaien.
„ 567. „ 1. „ 2 v. o. „ „ mitverbitten statt eingerbetten.
„ 626. „ 2. „ 24 v. u. „ „ das statt das.

In der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes.

S. 17. Sp. 1. Z. 29 v. o. statt man: Melder statt Meldert.
„ 19. „ 2. „ 9 v. u. nach „seiner“ ist zu setzen: Art.
„ 40. „ 1. „ 4 v. o. statt man: seinem statt einem.
„ 116. „ 2. „ 32 v. o. „ „ versprach statt verbeten.
„ 130. „ 2. „ 15 v. o. „ „ vorbeiten statt versprach.
„ 207. „ 2. „ 8 v. u. „ „ wie statt die.
„ 212. „ 1. „ 8 v. o. „ „ sittliche statt ästliche.
„ 308. „ 2. „ 10 v. u. „ „ irgend statt irdene.
„ 315. „ 1. „ 12 v. u. „ „ 1789 statt 1791.
„ 455. „ 2. „ 9 v. o. „ „ Wieding statt Mirbing.
„ 491. „ 1. „ 13 v. o. „ „ 1775 statt 1776.
„ 551. „ 2. „ 21 v. u. „ „ giebt statt übet.
„ 577. „ 2. „ 1 v. o. „ „ niemals statt niemark.
„ 585. „ 1. „ 25 v. o. „ „ 1790 statt 1791.
„ 590. „ 2. „ 10 v. o. „ „ Manerin statt Maonerin.
„ 613. „ 2. „ 12 v. u. „ „ Eigend statt Eigend.
„ 615. „ 2. „ 10 v. u. „ „ ins Allgemeinere statt ins Allgemeine.
„ 616. „ 2. „ 19 v. u. „ „ Gradbogen statt Gradvogen.
„ 629. „ 2. „ 12 v. u. „ „ hervorleuchtet statt hervorleuchte.
„ 631. „ 2. „ 10 v. u. „ „ Bestimmung statt Bedimmung.
„ 634. „ 1. „ 12 v. o. die Jahreszahl 1772 ist zu setzen in die vorhergehende Zeile nach „Hungernoth“.
„ 638. „ 1. „ 22 v. o. statt man: groſses statt gros.

Goethe an Knebel.

auf seiner Winterreise in der Schweiz
mit dem Herzog von S. Weimar

Sechszehn Tafeln

zu

Goethe's Farbenlehre

und

Siebenundzwanzig Tafeln

zu

Dessen Beiträge zur Optik

nebst Erklärung.

Als Nachtrag für die Besitzer von Goethe's sämmtlichen Werken zu allen erschienenen Ausgaben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1842.

Anmerkungen.

Wegen Erklärung und Benutzung der Tafeln zur Optik siehe Goethe's Werke Band 36 Seite 423 bis 426, neueste Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Die im zweiten Stück der Beiträge zur Optik erwähnte Tafel ist jetzt die sechszehnte der Tafeln zur Farbenlehre.

Erklärung

der zu

Goethe's Farbenlehre

gehörigen Tafeln.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen.
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Scheim!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierath
Sie verklebt.
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Diese Tafeln, ob sie gleich das Werk nur deuterisch begleiten und in diesem Sinne als fragmentarisch angesehen werden können, machen doch unter sich ein gewisses Ganze, das seine eigenen Bezüge hat, welche herausgehoben zu werden verdienen. Nicht weniger ist es bequem und belehrend, für jede einzelne Tafel einen kurzen Commentar zu finden, in welchem dasjenige, was sie leisten soll, auseinandergesetzt wird. Hierdurch erleichtert sich der Gebrauch derselben und man wird sie sodann sowohl jenen Stellen, wo sie angeführt sind, gemäßer, als auch den ganzen Vortrag anschaulicher und zusammenhängender finden. Wir gehen sie der Reihe nach durch und bemerken dabei theils was uns darin geleistet scheint, theils auch was noch zu wünschen wäre.

Erste Tafel.

Erste Figur. Das einfache, aber doch zur Erklärung des allgemeinen Farbenwesens völlig hinreichende Schema. Gelb, Blau und Roth sind als Trias gegen einander übergestellt; eben so die intermediären, gemischten oder abgeleiteten. Dieses Schema hat den Vortheil, daß alle gezogenen Diameter des Cirkels ohne weiteres die physiologisch geforderte Farbe angeben. Will der Liebhaber weiter gehen, und einen solchen Kreis stätig und sorgfältig durchmaneiren; so wird dasjenige was hier nur dem Begriff, dem Gedanken überlassen ist, noch besser vor die Sinne zu bringen seyn. Die nachfolgenden Figuren sind meistens physiologischen Erscheinungen gewidmet, die wir nunmehr, nach der Ordnung unsers Entwurfs und nicht nach den hier angeschriebenen Zahlen erläutern.

Zehnte Figur. Stellt vor, wie das abklingende blendende Bild (Bd. 37, §. 39), wenn das Auge sich auf einen dunklen oder hellen Grund wendet, nach und nach die Farben verändert und auf eine oder die andere Weise im entschiedenen Gegensatze abklingt.

Sechste Figur. Vorrichtung und Phänomen, wie die blauen und gelben Schatten bei der Morgen- und Abenddämmerung zu beobachten sind. (Bd. 37, §. 70.)

Fünfte Figur. Bei erstgedachter Vorrichtung stand der schattenwerfende Körper in der Mitte. Hier sind zwei Körper zu beiden Seiten angebracht. Diese Zeichnung ist als der Durchschnitt einer Vorrichtung anzusehen, die man sich leicht verschaffen kann.

Neunte Figur. Phänomen zu Bd. 37, §. 80. Ein schwarzer Streif auf einer weißen Fläche gegen ein mit blauem Wasser gefülltes Gefäß, dessen Boden spiegelartig ist, gehalten, giebt ein Doppelbild wie es hier erscheint, das von der untern Fläche blau, das von der obern gelbroth. Wo beide Bilder zusammentreffen, findet sich das Weiße und Schwarze des abgespiegelten Bildes.

Dritte Figur. Drückt ungefähr die Wirkung der Bd. 37, §. 88 beschriebenen Erscheinung aus.

Vierte Figur. Giebt Anlaß, sich die subjectiven Höfe vorzustellen, obgleich dieselben zu zeichnen und zu illuminiren mehr Sorgfalt erfordern würde.

Zweite Figur. Ein doppeltes, in einander gefügtes Farbenschema. Das äußere, wie jenes Allgemeine der ersten Figur mit der Totalität der Farben; das innere zeigt an, wie nach unserer Meinung diejenigen Menschen, welche mit der Akyanoblepsie behaftet sind, die Farben sehen. In diesem Schema fehlt das Blaue ganz. Gelb, Gelbroth und Reinroth sehen sie mit uns; Violett und Blau wie Rosenroth, und Grün wie Gelbroth.

Achte Figur. Diese ist bestimmt, gedachtes Verhältniß auf eine andere Weise auszudrücken, indem kleine farbige Scheiben erst neben einander und dann unter diese andere Scheiben gesetzt sind, welche den Akyanobleyen völlig von der Farbe der oberen erscheinen. Die Freunde der Natur, wenn ihnen solche Personen vorkommen sollten, werden ersucht, nach dieser Anleitung sich größere farbige Papiermuster zu verschaffen und ihr Examen des Subjects darnach anzustellen. Da mehrere, welche auf diese Weise in Untersuchung genommen, in ihren Aeußerungen übereinstimmen, so würde es auf alle Fälle interessant seyn, noch zu erfahren, daß diese Abweichung von der gewöhnlichen Natur dennoch auf ihre Weise gesetzmäßig sey.

Eilfte Figur. Eine Landschaft ohne Blau, wie ungefähr, nach unserer Ueberzeugung, der Alpanobleys die Welt sieht.

Siebente Figur. Eine Flamme, bei welcher der obere Theil, als körperlich, gelb und gelbroth, der untere Theil, dunstartig, blau, ja schön violett, sobald ein schwarzer Grund dahinter steht, erscheint. Es ist dieser Versuch am eminentesten mit angezündetem Weingeist zu machen.

Zweite Tafel.

Ist der Farbenerscheinung gewidmet, wie sie sich bei Gelegenheit der Refraction zeigt. Da die Felder nicht numerirt sind, so bezeichnen wir sie nach ihrer Lage.

Oberes Feld. A ein helles Rund auf schwarzem Grunde, mit bloßen Augen angesehen durchaus farblos. B dasselbe durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Indem es sich ausdehnt, bewegt sich das Weiße scheinbar nach dem Schwarzen zu, und es entsteht der blaue und blaurothe Rand. C die Scheibe A durch ein Verkleinerungsglas angesehen. Indem sie sich zusammenzieht, bewegt sich scheinbar der dunkle Grund gegen das Helle zu, wodurch der gelbe und gelbrothe Rand entsteht. Dieß sind die reinen Elemente aller prismatischen Erscheinungen, und wer sie faßt, wird sich durch alles das Uebrige durchhelfen. In D ist zum Ueberfluß supponirt, als wenn die weiße Scheibe, die durch ein Vergrößerungsglas erweitert wird, eine kleinere schwarze Scheibe, die sich zugleich mit erweitert, in sich habe; wodurch also, wie in C. nur auf umgekehrtem Wege, das Schwarze scheinbar über das Weiße bewegt wird und somit der gelbe und gelbrothe Rand entsteht. Beim Illuminiren hat man das Rothe weggelassen, welches immer an dem Schwarzen gedacht werden muß.

Prismen sind nur Theile von Linsen und bringen, aus leicht zu begreifenden Ursachen, das Phänomen nur eminenter hervor. Die vier folgenden Felder sind prismatischen Erscheinungen gewidmet.

Das erste, links des Beschauers. Eine farblose Scheibe a wird, es sey objectiv oder subjectiv, nach b c d bewegt. Der helle, nach dem Schwarzen vorangehende Rand wird blau und blauroth, der dunkle, dem hellen Bilde folgende Rand, gelb und gelbroth erscheinen, vollkommen nach dem uns nun bekannten Gesetze von B und C in dem oberen Felde.

Das zweite, rechts des Beschauers. Ein Viereck a wird, objectiv oder subjectiv, nach b c d geführt. Im ersten und letzten Falle sind nur zwei Seiten gefärbt, weil die beiden

andern dergestalt fortgerückt werden, daß die Ränder sich nicht über einander bewegen. Im dritten Falle c, bei welchem die Bewegung in der Diagonale geschieht, sind alle vier Seiten gefärbt.

Das dritte Feld, links des Beschauers. Hier denke man sich, daß eine farblose Scheibe e, durch ein Prisma hier mit a b bezeichnet, nach f gerückt werde, und durch ein anderes Prisma d e nach h; so wird, wenn man jedes Prisma besonders nimmt, die Erscheinung nach der Angabe der Tafel seyn. Bringt man beide Prismen übereinander, so rückt das Bild in der Diagonale nach g und ist nach dem bekannten Gesetz gefärbt. Nur ist hier in der Tafel der Fehler, daß das erscheinende Bild g nicht weit genug weggerückt und nicht breit genug gefärbt ist. Welches man sich denken, oder auf einem besondern Blatte leicht verbessern kann. Es ist dieß der von Newton so oft urgirte Versuch mit dem Spectrum, das den Bückling macht.

Das vierte Feld, rechts des Beschauers. Hier werden die subjectiven Färbungen weißer Streifen auf schwarzem Grund, und schwarzer auf weißem Grunde dargestellt. In der ersten Reihe sieht man den schwarzen und weißen Streifen noch mit schmalen Farben gesäumt. In der zweiten Reihe treten die Farbensäume an einander; in der dritten über einander, und in der vierten decken sich die innern oder äußern Farben völlig.

Wer sich diese zweite Tafel recht bekannt macht, dem wird es nicht schwer seyn, alle subjectiven Versuche zu entwickeln.

Eingeschaltete Tafel

IIª bezeichnet.

Diese Tafel ist sorgfältig zusammengestellt, um auf einen Blick die bedeutendsten subjectiven prismatischen Farbenerscheinungen übersehen zu können. Auch in der Größe, wie sie hier gezeichnet ist, belehrt sie vollkommen, wenn man sie durch ein Prisma von wenigen Graden ansieht. Nirgends, als da wo Schwarz und Weiß gränzen, erblickt man Farben. So laufen sie an den wurmförmigen Zügen her, welche in der obern Ecke angebracht sind. So zeigen sie sich an jedem geradlinigen Rande der mit der Are des Prisma's parallel bewegt wird. So fehlen sie an jedem der mit der Are des Prisma's vertical bewegt wird. Die angebrachte Fackel wird nach eben demselben Gesetz gefärbt wie die Flamme der siebenten Figur auf der ersten Tafel. Die schwarze und die weiße Scheibe können zu Versuchen mit der Linse gebraucht werden. Wie

denn auch in einiger Entfernung mit bloßem Auge entscheidend zu beobachten ist, daß die schwarze Scheibe viel kleiner als die weiße erscheint.

Wenn man dieser Tafel die Größe einer Elle giebt; so sind die darauf befindlichen Bilder zu allen Versuchen geschickt, die man auch mit Prismen von 60 Graden anstellen mag.

Dritte Tafel.

Diese ist mit Sorgfalt von einem jeden Liebhaber der Farbenlehre ebenfalls in der Größe einer Elle und drüber nachzubilden, weil hieran alle Versuche, die wir in dem siebzehnten und achtzehnten Kapitel unseres Entwurfs angegeben haben (wenn nemlich graue und sodann farbige Bilder durch Brechung verrückt werden) zu sehen sind. Man thut wohl, sie auf eine Scheibe zu bringen, die sich vertikal drehen läßt. Nur derjenige, der sich mit dieser Tafel und den Kapiteln, wodurch sie erläutert ist, recht bekannt gemacht, wird das Captiose und Unzulängliche des ersten Newtonischen Versuchs der Optik einsehen; und es war wohl der Mühe werth, auf alle Weise jenen Irrthum bis in den letzten Winkel zu verfolgen, welchem anzuhängen nun Niemand mehr erlaubt seyn kann.

Vierte Tafel.

In dem oberen Felde sind die Mittelbilder der vorigen Tafel so vorgestellt, wie sie durchs Prisma gesäumt erscheinen; da man die Säume aber nur nach dem Gesetz und nicht nach der Art, wie sie sich in der Erfahrung mit der Farbe des Bildes vermischen, illuminiren konnte, so ist das hier Dargestellte mehr als Wegweiser, denn als die Sache selbst anzusehen; mehr als eine Versinnlichung dessen, was vorgeht, denn als das, was durch dieses Vorgehen entspringt; mehr als eine Entwickelung, eine Analyse der Erscheinung, denn als die Erscheinung selbst. Wie denn überhaupt der Naturforscher sich von dem Buch und der Tafel erst wieder los zu machen hat, wenn er wahrhaften Nutzen von beiden ziehen will.

Das untere Feld soll eine Versinnlichung desjenigen seyn, was vorgeht, um die Achromasie durch zwei verschiedene Mittel zu bewirken.

Man denke sich zwischen beiden Linien a b und c d mehrere viereckte weiße Bilder, auf einer schwarzen Tafel, wovon hier nur eins unter Nr. 1 angegeben ist. Man denke sich durch ein Prisma von Crownglas g ein gleiches Bild, was neben 1 gestanden hat, heruntergerückt,

wie wir in Nr. 2 sehen. Es wird mit einem schmalen Saume gefärbt erscheinen. Ein drittes Bild werde durch ein Prisma von Flintglas gleichfalls nicht weiter gerückt, als wir es in Nr. 3 erblicken; so wird dieses viel stärker gesäumt erscheinen. Man lasse nun ein solches Bild durch ein aus beiden Prismen zusammengelegtes Parallelepipedon g h in die Höhe an seine vorige Stelle bringen; so wird die Brechung aufgehoben, ein Ueberschuß von Färbung aber, der sich vom Prisma h herschreibt, übrig bleiben, wie in Nr. 4. Giebt man nun dem Prisma h einen geringern Winkel, so wird die Farbenerscheinung aufgehoben, aber es bleibt Brechung übrig, wie wir bei Nr. 5 sehen. Dieses ist, glauben wir, für Jeden eine bequeme Darstellung sowohl von dem Verhältniß des Ganzen, als besonders der Achromasie in Nr. 5, und der Hyperchromasie in Nr. 4.

Fünfte Tafel.

Wahrhafte Darstellung, wie die Farbe erscheint, wenn ein leuchtendes Bild durch Brechung objectiv verrückt wird. Die Figur oben links in der Ecke stellt erstlich ein Parallelepipedon von Glas vor, welches oben dergestalt zugedeckt ist, daß das Sonnenbild nur in der Mitte der Fläche durchfallen kann. Man sieht an den punctirten Linien, welchen Weg das Licht ohne Brechung nehmen würde; man sieht an den ausgezogenen Linien die Brechung im dichteren Mittel, so wie an den ins äußere Mittel übergehenden, zwar eine schwache aber doch deutliche Farbenerscheinung. Dieses ist der einfache Versuch, der dem prismatischen zum Grunde liegt. Beurtheilt man die Farbensäume, ihrer Bewegung nach, so würde man hier sagen können, der gelbrothe und gelbe sey der meist-, der blaue und blaurothe der wenigst-refrangible, weil dieser in das Bild hinein, jener aus dem Bilde heraus zu streben scheint. Allein wer die Lehre von Verrückung des Bildes recht inne hat, der wird sich dieses scheinbare Räthsel sehr leicht erklären.

Nun denke man sich den untern, gezeichneten Keil weggenommen, so daß der obere allein wirkt, und es wird eine mächtigere Verrückung des Bildes und eine stärkere Färbung, zwar nach der andern Seite, aber doch nach denselben Gesetzen, entstehen.

Die größere Figur, welche zu betrachten man das Blatt die Ocere nehmen wird, zeigt nunmehr ausführlich, was vorgeht, wenn ein leuchtendes Bild objectiv durchs Prisma verrückt wird. Die beiden Farbensäume fangen in einem Puncte an, da wo Hell und Dunkel an einander gränzt; sie lassen ein reines Weiß zwischen sich, bis dahin, wo sie sich treffen; da denn erst ein Grün entspringt, welches sich verbreitert, zuvor das Blaue völlig und dann zuletzt

auch das Gelbe aufzehrt. Das anstoßende Blaue und Blaurothe können dieser grünen Mitte beim weitern Fortschritte nichts anhaben.

Nun betrachte man die unten gezeichneten Quer-Durchschnitte des obern Längen-Durchschnittes, als die Spectra, welche erscheinen, wenn man an diesen Stellen eine Pappe entgegenhält: und man wird finden, daß sie sich Schrittweise verändern. Es ist angenommen, daß ein viereckes leuchtendes Bild verrückt werde, welches die Sache viel deutlicher macht, weil die verticalen Gränzen rein bleiben und die horizontalen Unterschiede der Farben deutlicher werden.

Der Durchschnitt über welchen man oben eine punctirte Ellipse gezeichnet, ist ungefähr derjenige, wo Newton und seine Schüler das Bild auffassen, festhalten und messen, derjenige, wo die Maaße mit der Tonscala zusammentreffen sollen. Bloß die aufmerksame Betrachtung dieser Tafel muß einen Jeden, der nur geraden Sinn hat, auf einmal in den Fall setzen, sowohl das natürliche als jenes bestrittene Verhältniß zu übersehen.

Sechste Tafel.

Diese Einsicht wird vermehrt und gestärkt, wenn man hier vergleicht, was mit Verrückung eines völlig gleichen dunklen Bildes vorgeht. Hier ist eben das Austreten, eben das Verbreitern; hier bleibt das reine Dunkel, wie dort das reine Helle, in der Mitten. Die entgegengesetzten Säume greifen wieder über einander, und wie dort Grün, so entsteht hier ein vollkommenes Roth. Nun braucht man nicht erst diese vorzügliche Farbe zu verschweizen. Dieses Spectrum, über ein dunkles Bild hervorgebracht, ist eben so gut ein Spectrum als jenes über das helle Bild hervorgebrachte; beide müssen immer neben einander gehalten, parallelisirt und zusammen erwähnt werden, wenn man sich's klar machen will, worauf es ankommt. Diese beiden Tafeln, neben einander gestellt, recht betrachtet, recht bedacht und die Formel des verruckten Bildes dabei im rechten Sinne ausgesprochen, müssen den einseitigen Newtonischen Poltergeist auf immerdar verscheuchen.

Siebente Tafel.

Auf dieser sind mehrere unwahre und captiose Figuren Newton's zusammengestellt, wie solche leider in allen Compendien, Lexicis und andern Lehrbüchern seit einem Jahrhundert unverantwortlich wiederholt werden.

Erste Figur. Ein linearer Lichtstrahl trifft auf ein Mittel und spaltet sich in fünf farbige Strahlen. Wenn auch Newton nicht selbst diese Figur vorbringt, so ist sie doch bei seinen Schülern gäng und gäbe, die nicht das mindeste Bedenken haben, etwas, wovon die Erfahrung nichts weiß, in einer hypothetischen Figur darzustellen. Man sehe nach, was wir hierüber zu der eilften Tafel weiter ausführen werden.

Zweite Figur. Ein sogenannter Lichtstrahl, von einiger Breite, geht durchs Prisma, und kommt hinter demselben als ein verlängertes Bild auf der Tafel an. Was aber eigentlich im Prisma und zwischen dem Prisma und der Tafel vorgehe, ist verschwiegen und verheimlicht.

Dritte Figur, der vorigen ähnlich, das, was daran ausführlicher ist, ganz hypothetisch. Schon vor dem Prisma wird der Strahl durch Linien in verschiedene getheilt, so gehen sie durchs Prisma, so kommen sie hinten an. Vor dem Prisma sind sie ganz hypothetisch, innerhalb desselben zum größten Theil: denn in demselben kann nur oben und unten eine ganz schmale Randerscheinung statt finden. Hinter dem Prisma ist die mittlere Linie hypothetisch, und die nächsten beiden falsch gezogen, weil sie mit der obern und untern aus einem Punct, oder wenigstens nahezu aus einem Punct, entspringen müßten.

Vierte Figur. Das Spectrum als eine Einheit vorgestellt.

Fünfte Figur. Dasselbe, in welchem die darin enthalten seyn sollenden homogenen Lichter als über einander greifende Ringe gezeichnet sind. Wenn ein rundes Bild verrückt wird, so kann sich ein oberflächlicher, oder im Vorurtheil befangner Zuschauer das Phänomen ungefähr so vorbilden lassen. Man verrücke ein viereckes Bild, wie wir auf der fünften und sechsten Tafel gethan haben, und die Täuschung ist nicht mehr möglich.

Sechste Figur. Ganz hypothetisch. Sie will uns glauben machen, bei Verlängerung des Bildes sey es möglich, jene Strahlenkreischen weiter von einander abzusondern.

Siebente Figur. Nicht allein hypothetisch, sondern völlig unwahr. Wenn die verschiedenfarbigen Lichtscheibchen sich absondern lassen, warum hängt man sie denn hier mit Strichelchen zusammen? Niemand hat auch nur den Schein dieser Figur mit Augen gesehen.

Achte Figur. So wunderlich als falsch, um das zu bezeichnen, was bei der Verbindung der Linse mit dem Prisma vorgeht.

Neunte Figur. Eine der letzten Newtonischen Figuren, um endlich die weiße Mitte gleich hinter dem Prisma, die lange genug ignorirt worden, zu erklären und der schon völlig fertigen Hypothese anzupassen.

Achte Tafel.

Hier hat man mit redlicher Mühe und Anstrengung eine einzige unwahre und captiose Newtonische Figur, die einundzwanzigste des ersten Theiles, in mehrere Figuren zerlegt, oder vielmehr die wahre Genese des Phänomens durch mehrere Figuren ausgedrückt. Wir brauchen hierüber nichts weiter zu sagen, weil wir bei Entwickelung des neunten Versuchs (Bd. 38, §. 196 – 203) diese Tafel umständlich erläutert und das Nöthige deßhalb mitgetheilt haben.

Neunte Tafel.

Bei dieser und der folgenden dagegen müssen wir um desto weitläuftiger seyn, nicht weil die darauf vorgestellte theoretische Verkehrtheit schwer einzusehen wäre; sondern weil wir denn doch einmal schließlich diese unglaublichen Thorheiten vor das Forum eines neuen Jahrhunderts bringen möchten.

Wir mußten bei der ersten Farbensäule, über welcher das Wort Natur geschrieben steht, mehr Stufen vom Gelben bis zum Gelbrothen, vom Blauen bis zum Blaurothen annehmen, als eigentlich nöthig wäre, um uns mit der wunderlichen Darstellung der Gegner, die daneben gesetzt ist, einigermaßen parallel zu stellen. Hier zeigt sich naturgemäß das unveränderte Weiß in der Mitte; von der einen Seite steigt das Gelbe bis ins Gelbrothe; von der andern das Blaue bis ins Blaurothe, und damit ist die Sache abgethan. Aber nun sehe man die daneben schachbrettartig aufgestellte — Posse dürfen wir sagen: denn nur als eine solche können wir sie aufführen.

Sobald meine Beiträge zur Optik erschienen waren, machte sich's die ganze Gilde zur Pflicht, sogleich über mich herzufallen und zu zeigen, daß dasjenige, was ich noch für problematisch hielt, schon längst erklärt sey. Gren in Halle besonders verwandelte die Newtonischen Aeußerungen in ein Buchstaben-Schema, welches zeigen sollte, wie man eigentlich die Lichtstrahlen en echelon hintereinander müsse aufmarschiren lassen, um das belobte zusammengesetzte Weiß in der Mitte hervorzubringen. Genau in der Mitte nämlich muß die violette Tête der zurückbleibenden Colonne schon angekommen seyn, ehe die gelbrothe Queue der voreilenden Colonne die Mitte verläßt. Da nun alle Zwischen-Colonnen verhältnißmäßig vorrücken, so treffen ihre verschiedenfarbigen Theile auf der Mitte dergestalt zusammen, daß sie in die Quere abermals diese siebenfarbige Folge bilden, und, in sofern man sie als über einander geschoben sich deckend betrachten kann, nunmehr weiß erscheinen.

Man stelle sich diese Farben liquid vor und sehe, was herauskommt, wenn man sie zusammenstreicht.

Nun sollte man doch denken, das Seltsamste sey vorüber, aber ein weit Barockeres steht uns noch bevor. Denn wenn die Mitte auf gemeldete Art weiß wird, so muß eine jede auf- und absteigende Querreihe, die nun nicht mehr sämmtliche Farben enthält, in sich summirt, diejenige Farbe hervorbringen, welche im prismatischen Bilde ihrer Richtung correspondirt.

Das erste also gesetzt, daß die sieben Farben der mittlern Reihe Weiß machen; so machen die sechs Farben der nächsten drüber Hellgelb, und der nächsten drunter Hellblau; die fünf Farben der folgenden sofort dunkler Gelb und dunkler Blau; vier Farben sodann ein noch dunkler Gelb und ein noch dunkler Blau; drei Farben machen Rothgelb und Rothblau; zwei Farben endlich Gelbroth und Blauroth; und zuletzt steht Blauroth und Gelbroth jedes für sich.

Ob es nun gleich hiermit wohl genug seyn könnte, so wollen wir doch noch ein Uebriges thun und das, was auf unserer Tafel mit Farben ausgedrückt ist, auch noch tabellarisch mit Worten ausdrücken.

Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth machen Weiß.

Hinaufwärts.	Hinabwärts.
Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth machen Hellgelb.	Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb machen Hellblau.
Hellblau, Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth machen dunkler Gelb.	Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün, Hellgelb machen dunkler Blau.
Grün, Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth machen noch dunkler Gelb.	Blauroth, Rothblau, Hellblau, Grün machen noch dunkler Blau.
Hellgelb, Rothgelb, Gelbroth machen röthlich Gelb.	Blauroth, Rothblau, Hellblau machen röthlich Blau.
Rothgelb, Gelbroth machen Rothgelb.	Blauroth, Rothblau machen Rothblau.
Gelbroth steht seinen Mann.	Blauroth steht seinen Mann.

Wir haben dieses Wortschema vorzüglich deßhalb so umständlich ausgeführt, damit demjenigen vorgearbeitet sey, der es als Theses aufstellen möchte, um darüber im Narrenthurme zu disputiren oder in der Herenküche zu conversiren. Weil es nun zugleich räthlich wäre, das Behauptete durch Erfahrung darzustellen, und sich wohl schwerlich ein Newtonisch gesinnter Maler finden würde, der aus Zusammenmischung seiner ganzen Pallette Weiß hervorzubringen unternähme; so ließe sich vielleicht dadurch eine Auskunft treffen, daß man einen namhaften Mechanikus um die Gefälligkeit ersuchte, mit seinem künstlichen Schwungrade den geneigten Zuschauern nicht einen blauen, sondern einen grauen Dunst vor die Augen zu machen.

Auf derselben Tafel haben wir gleichfalls gesucht, von der Art und Weise Rechenschaft zu geben, wie der seltsame Wünsch sich aus der Sache zu ziehen gesucht, da ihm die Newtonische Erklärungsart nicht haltbar vorkam. Wir haben die seinige, in sofern es möglich war, der Natur und der Grenischen parallel an die Seite zu stellen gesucht. Daraus wird nun klar, daß er nichts weiter gethan, als jene Erklärungs- und Vorstellungsweise zu abbreviren. Er behält nämlich von sieben Farben nur die Mitte und die beiden Enden, Grün, Blauroth und Gelbroth, in welchen dreien die beiden übrigen mit ihren Stufen freilich schon stecken; setzt dann, wiewohl auf eine eben so närrische Weise als die Newtonianer, aus Grün, Gelbroth und Blauroth Weiß zusammen. Hinaufwärts muß aus Grün und Gelbroth Gelb mit seinen Stufen, hinunterwärts aus Grün und Blauroth Blau mit seinen Stufen entspringen. Gelbroth und Blauroth, wie bei Gren, bezahlen für sich. Auch diese Tollheit läßt sich auf unsrer Tafel, ohne darüber viel Worte zu machen, recht gut übersehen.

Auf dem untern Theile der Tafel haben wir die Entstehung des Grünen, nach der Natur und nach Wünsch, dargestellt. Zuerst zeigt sich das prismatische Phänomen, wenn das Grün aus dem Zusammentreten des helleren Gelb und Blau schon entstanden ist. Wie dieß geschieht, ist daneben gezeigt, da die von beiden Seiten kommenden Säume als neben einander stehend gezeichnet sind. Sodann folgt Wünsch mit seinen verrackten drei Urfarben. Sie sind so aus einander gezerrt, daß das Grün nun auf einmal eine Person für sich spielt und sich zwischen seinen gleichfalls selbstständigen Brüdern sehen lassen darf. Hätte die menschliche Natur nicht solche unendliche Neigung zum Irrthum; so müßte ein so abschreckendes Beispiel, wie übrigens talentvolle Männer sich verirren können, von größerem Nutzen für die Jugend seyn, als jenes, wenn die Lacedämonier ihren Jünglingen besoffene Knechte zur Warnung vorführten.

Zehnte Tafel.

Ueberzeugt wie ich war, daß die prismatische Farbenerscheinung sowohl dem Lichte als dem angränzenden Dunkel angehöre, mußte ich freilich die subjektiven Versuche, mit denen ich mich

besonders abgab, anders als ein Newtonianer ansehen. Ein weißes Bild oder Streifen auf schwarzem, ein schwarzes Bild oder Streifen auf weißem Grunde, durchs Prisma in der Nähe betrachtet, blieben, indem die Ränder sich färbten, jenes in der Mitte weiß, dieses in der Mitte schwarz. Wie sich bei mehrerer Entfernung des Beobachters die Farbensäume verbreiterten, wurde dort das Weiße, hier das Schwarze zugedeckt, und endlich, bei noch weiterem Wegtreten, zeigte sich durch Vermischung dort ein Grün, hier ein vollkommenes Roth, wie solches auf unserer zweiten Tafel, unten in der Ecke rechts, dargestellt ist.

Diese Phänomene gingen mir also völlig parallel. Was bei Erklärung des einen recht war, schien bei dem andern billig; und ich machte daher die Folgerung, daß, wenn die Schule behaupten könne, das weiße Bild auf schwarzem Grunde werde durch die Brechung in Farben aufgelöst, getrennt, zerstreut, sie eben so gut sagen könne und müsse, daß das schwarze Bild durch Brechung gleichfalls aufgelöst, gespalten, zerstreut werde.

Dagegen hatten die Newtonianer bereits seit einem Jahrhundert eine fertige Ausflucht, deren sich Richter schon gegen Rizzetti bedient (Br. 39. S. 283 u. 284): daß nämlich diese farbigen Säume nicht dem Dunkeln, sondern dem Hellen zuzuschreiben seyen, dem Lichte, das vom Rande herstrahle und nach der Brechung, in Farben aufgelöst, farbig zum Auge des Beschauenden gelange.

Wie ein Recensent der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung vom Jahr 1792 in Nr. 31 diese Erklärungsart gegen mich geltend zu machen sucht, wird auf gegenwärtiger Tafel genau und aufrichtig dargestellt. Er behilft sich in gedachtem Zeitungsblatt, wie Gren, mit Buchstaben. Wir haben die Mühe übernommen, nicht allein sein Buchstaben-Schema in reinliche und genaue Casen einzuquartiren, sondern wir haben daneben auch durch farbige Quadrate die Sache augenfälliger zu machen gesucht.

Zuerst steht, wie auf der vorigen Tafel, das natürliche Verhältniß, wie nämlich der blaue und blaurothe Rand von dem Hellen nach dem Dunklen, der gelbe und der gelbrothe Rand vom Dunklen nach dem Hellen strebt, und weil sie sich eben berühren, ein an einander stoßendes, obgleich noch nicht über einander greifendes Farbenbild hervorbringen. Wie viel Umstände dagegen der Recensent braucht, um seine beiden Farben-Detachements, nach der Grenischen Weise, en echelon gegen einander aufmarschiren und sich endlich berühren zu lassen, mag, wer Geduld hat, von ihm selbst vernehmen.

„Ein schwarzer Streifen auf weißem Grunde wird hier durch die Buchstaben m. n: p. q. bezeichnet. Die Buchstaben r. g. gr. b. v. bedeuten Roth, Gelb, Grün, Blau, Violett. Nun

schicke der nächste weiße Punkt bei A über dem schwarzen Streifen einen Lichtstrahl durchs Prisma ins Auge des Beobachters. Dieser wird in die genannten Farben, von welchen wir der Kürze wegen nur fünf annehmen, gespalten und auf die aus Newtons Versuchen bekannte Art zerstreut werden. Ist nun der brechende Winkel des Prisma's nach unten gekehrt, so wird der gelbe Theil des gespaltenen Lichtstrahles nicht mehr auf den weißen Theil des Papiers, sondern herunter in den schwarzen Streifen bei g gleich neben h, vom Auge projicirt werden, und nur der rothe wird in r gleich neben A bleiben, wo der ganze weiße Punkt liegt, von welchem der Strahl kam. Der grüne wird noch weiter herunter neben i, der blaue in h neben k, und der violette in v neben l treffen. Mit den etwas höher liegenden Lichtpuncten, bei B. C. D. E geht es eben so. Deren blaue und violette Theile reichen aber nicht so weit herunter in den schwarzen Streifen, als die des Lichtpunctes bei A; folglich sieht man auch bloß diese letztern isolirt im schwarzen Streifen neben k und l. In i ist, nebst dem Grün vom Lichtpunct A, auch noch Blau vom Lichtpunct B, und Violett von C vorhanden. Deßhalb erkennt man dieses Grün schon nicht mehr, sondern es erscheint schon als ein weißliches Licht, oder als das hellste Blau. Das Gelb bei h ist ganz unkenntlich, weil ihm noch Grün, Blau und Violett von den Puncten B. C. D beigemischt sind. Das gleich drüber liegende Roth bei A aber erscheint völlig weiß, weil ihm das Gelb, Grün, Blau und Violett von den Lichtpuncten bei B. C. D. E beigemischt sind."

„Nach dieser Vorstellungsart käme also das Blaue und Violette im schwarzen Streifen nicht von dieser Schwärze, sondern von dem darüber liegenden weißen Licht, das vom Prisma gespalten, zerstreut, und vom Auge herunter ins Schwarze ist projicirt werden."

„Auf gleiche Art ließe sich zeigen, warum unterhalb des schwarzen Streifens bei a nichts weiter als Roth erscheint, wenn anders der schwarze Streifen nicht gar zu schmal ist. Der Lichtpunct bei a erhält nämlich von keinem Lichtpunct bei A. B. &c. eine Farbe, indem sich keine derselben über die schwarze Region hinaus erstreckt, noch weniger die Schwärze selbst dergleichen liefern kann. Die rothe Farbe bei b aber hat auch noch die gelbe des drüberliegenden Lichtpuncts bei a in sich und giebt also Orangegelb. Das Roth bei c hat Gelb von b und Grün von a, erscheint also hellgelb und verliert sich schon allmählig ins Weiße. Bei d und e erscheinen die farbigen Theile der einzelnen Lichtpuncte schon beinahe ganz weiß, weil hier schon fast alle Farben wieder bei einander sind. Es versteht sich übrigens, daß die Buchstaben r. g. gr. u. s. w., die im Schema neben einander gesetzt sind, über oder vielmehr in einander liegend gedacht werden müssen. Auch muß man sich da, wo kleine Querstriche stehen, ebenfalls farbige Theile von gespaltenen, höher liegenden Lichtpuncten vorstellen; dagegen an den

Stellen, wo Puncte stehen, keine weitere als bloß durch die Buchstaben angezeigten Farbentheile angenommen werden können."

„Sonach würde also der Newtonianer, bei hinlänglich breiten schwarzen Streifen, nicht Gelb und Blau, sondern Roth und Violett am reinsten sehen, indem das Gelb von Roth und Grün, und das Blau von Grün und Violett allemal etwas gestört ist: es sey denn, daß man nicht mehr als einen einzigen Strahl von einem gleich über oder unter dem schwarzen Streifen liegenden Lichtpunct ins Auge bekomme. Denn alsdann müßte man alle einzelnen Farben auf dem Schwarz ganz rein sehen; sie würden aber dann so schwach seyn, daß man sie schwerlich erkennen könnte."

„Wäre der schwarze Streifen so schmal, oder so weit vom Auge des Beobachters entfernt, daß das Violett bei l wieder herunter auf den weißen Grund, also mit in das r bei a fiele, so würde man dieses r nicht mehr rein roth, sondern Pfirsichblüth sehen, so wie unter dem Gelb bei e Grün erscheinen müßte, wenn bei d schon wieder ein neuer schwarzer Streifen anfinge, indem alsdann das nächste r bei d hinweggedacht werden müßte und bloß die Mischung von Gelb, Grün und Blau übrig blieb."

„Wäre hingegen der schwarze Streifen sehr viel breiter als er hier angenommen worden, so würde unterhalb l bis zur Gränze alles schwarz bleiben, so wie unter e alles weiß bleibt, wenn sich da kein weißer Streifen wieder anfangt."

Eine achtzehnjährige Anti-Critik gegen diese Recension ist noch unter unsern Papieren. Wir können aber dieselbe recht gut zurückhalten, weil sie schon vollkommen in unserer vollbrachten Arbeit liegt. Die Nachwelt wird mit Erstaunen ein solches Musterstück betrachten, wie gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Naturwissenschaften auf eine Weise verfahren worden, deren sich das dunkelste Mönchthum und eine sich selbst verwirrende Scholastik nicht zu schämen hätte.

Wie mit eben diesen Erscheinungen an einem schwarzen Streifen der wunderliche Wünsch sich abgequält, weil seine Voraussetzung nicht passen wollte, soll nunmehr auch von uns dargestellt werden. Wir haben diesem Zwecke den untern Raum der zehnten Tafel gewidmet.

Erst sieht man abermals einen schwarzen Streifen durch das Ganze gehen. Das einfache Verfahren der Natur ist dargestellt. Ins Schwarze herein wirken Blau und Blauroth, vom Schwarzen ab, Gelbroth und Gelb. Wo die beiden ins Roth gesteigerten Enden über einander greifen, erscheint ein vollkommenes Roth, und damit ist die Erfahrung abgethan.

Nun läßt hingegen Wünsch abermals seine drei Grundfarben en échelon von oben und unten in das Schwarze hineinmarschiren. Allein hier gelingt ihm nicht einmal, was ihm auf der vorigen Tafel gelang, indem seine hypothetischen Wesen, selbst nach seiner eigenen Auslegung, das Phänomen nicht hervorbringen können. Mit aller Bemühung bringt er die Naturerscheinung nicht heraus. Zwar macht er aus Blauroth und Gelbroth das vollkommene Roth; allein unten drunter, wo er Gelbroth haben soll, treten leider seine drei Grundfarben über einander, und müßten also Weiß geben; wie wir denn auch diese Case unilluminirt gelassen. Ferner wird nun aus Gelbroth und Grün Heilgeld, und der Schwanz der grünen Colonne ist ganz ohne Wirkung. Hinaufwärts, über dem vollkommenen Roth, tritt Grün und Blauroth zusammen, woraus denn nach seiner löblichen Theorie Blau entsteht. Allein nun findet sich leider sogleich ebendrüber Grün und Gelbroth neben einander, und da müßte denn abermals Gelb entstehen, welches aber niemals erscheint noch erscheinen kann; deßwegen haben wir auch die Case weiß gelassen. Die übrigen Farben ins Weiße zu verfolgen, möchte nun wohl weiter nicht werth seyn.

Dieses sind die Resultate einer Auslegungsart, die bloß dadurch entstanden ist, daß ein sonst scharfsinniger Mann die Newtonsche nicht wegwarf, sondern sich an einem Paroli und Septleva des Irrthums ergötzte. Fast möchten wir glauben, daß es im Gehirn ganz besondere Organe für diese seltsamen Geistesoperationen gebe. Möge doch Gall einmal den Schädel eines rechten Steck-Newtonianers untersuchen und uns darüber einigen Aufschluß ertheilen.

Eilfte Tafel.

Wenn es dem Dichter, der sich eine Zeit lang in der Hölle aufhalten müssen, doch zuletzt etwas bänglich und ängstlich wird, und er mit großem Jubel die wieder erblickte Sonne begrüßt; so haben auch wir alle Ursache froh und heiter aufzuschauen, wenn wir aus dem Fegefeuer der vier letzten Tafeln zu einer naturgemäßen Darstellung gelangen, wie sie uns nunmehr die eilfte einfach und klar hinlegt. Es gehört solche eigentlich zum polemischen Theile und zwar zu § 289 bis 301. Dort ist zwar das Nöthige schon gesagt worden, aber wir tragen die Sache lieber nochmals vor, weil diese hier aufgezeichneten Figuren von der größten Bedeutung sind, und sie das, was bei der objectiven Refraction zur Sprache kommt, sowohl didaktisch als polemisch aufs deutlichste ans Licht stellen.

Erste Figur. Es ist die in allen Lehrbüchern vorkommende, wie nämlich das Verhältniß des Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Brechungswinkels vorgestellt wird.

Zweite Figur. Ist die hypothetische Vorstellung, wie Newton und seine Schule das Verhältniß des in farbige Strahlen aus einander gebrochenen Strahls zu dem einfallenden darstellen. Man sieht, daß hier nicht das einfache Verhältniß eines Sinus stattfinden könnte, sondern daß die weniger oder mehr gebrochnen Strahlen größere oder kleinere Sinus haben müßten. Nach Newtonischer Vorstellung ist der Sinus des mittelsten grünen Strahls als Normal-Sinus angenommen; aber dieses ist falsch: denn das Maaß der Refraction kann niemals in der Mitte eines Bildes, sondern es muß am Ende desselben genommen werden.

Daß die erste Figur ein der Erfahrung gemäßes Verhältniß in abstracten Linien darstellt, mochte hingehen. Wenn aber bei Nr. 2 ein Phänomen, ohne seine nothwendigen Bedingungen, auch auf eine so abgezogene Weise vorgetragen wird; so laufen wir Gefahr, uns eine der Natur ungemäße Theorie aufheften zu lassen.

Das Licht, oder Millionen Strahlen desselben, mögen aus dem dünnern Mittel, welches hier als der obere halbe Theil des Zirkels bezeichnet ist, in das dichtere, welches der untere Halbkreis vorstellt, übergehen und auf das stärkste gebrochen werden; so wird man doch diese Brechung nicht messen, noch viel weniger eine Farbenerscheinung bemerken können. Bedeckt man aber, wie in der

Dritten Figur, die dem einfallenden Licht entgegenstehende Seite mit irgend einem undurchsichtigen Hinderniß; so folgt, weil die Brechung gegen das volle Licht zugeht, das Finstere dem Hellen, und es entspringt der gelbrothe und gelbe Saum. Auf gleiche Weise muß bei umgekehrter Vorrichtung,

Vierte Figur, nach eben demselben Gesetze, das Licht dem Finstern folgen, und es entsteht der blaue und blaurothe Rand. Dieß ist das Factum der Farbenerscheinung, wie sie sich an die Lehre und an die Gesetze der Brechung anschließt, und in beiden Fällen gilt der Normal-Sinus für die entgegengesetzten Farben.

Fünfte Figur. In dieser wird nun gezeigt, wie sich das Phänomen und das Gesetz der Farbenerscheinung von der Brechung gleichsam losmacht, und mit ihr in Unverhältniß steht, indem bei gleicher Brechung, wie in den vorigen Fällen, die Farbenverbreiterung stärker ist; wodurch Achromasie und Hyperchromasie hervorgebracht wird. (Bd. 37. § 345. ff.)

Wir empfehlen diese Tafel allen denen, die sich und andern das wahre Verhältniß der Erscheinungen entwickeln wollen. Gebe der Himmel, daß diese einfache Darstellung allen polemischen Wust auf ewige Zeiten von uns entferne!

Zwölfte Tafel.

Der fromme Wunſch, daß wir von der Newtoniſchen vorſätzlichen oder zufälligen Verirrung nicht weiter mehr hören möchten, kann nur alsdann erfüllt werden, wenn die ganze Lehre vor dem Wahrheitsblick einer reinen Erfahrung und tüchtigen Beurtheilung verſchwunden iſt. Leider führt uns dieſe Tafel, welche abermals zur Controvers gehört (Bd. 38. § 272. f.), wieder zu den Sophiſtereien zurück, wodurch freilich Unaufmerkſame getäuſcht werden können.

Der wegen ſeiner Verſuche ſo berühmte Newton läßt während ſeiner Unterſuchungen und Beobachtungen, welche ſo ſcharf und genau ſeyn ſollen, immer wieder, ehe man ſich's verſieht, mancherlei Zufälligkeiten obwalten. Eine Fliege, die ihm über die Wand läuft, die Lettern eines aufgeſchlagenen Buches, ein Knoblauchsblatt, ein Schächtelchen Zinnober und was ihm ſonſt die Quere kommt, wird mit herein gezogen, und die dabei eintretenden Erſcheinungen müſſen dann gelten, was ſie können.

Da die einmal aus dem Licht geſonderten homogenen Lichter nach jener Lehre nicht weiter zu trennen ſind, ſondern bei neuen Brechungen unverändert bleiben; ſo läßt Newton das Spectrum auf ein gedrucktes Buch fallen, betrachtet dieſes alsdann mit einem Prisma und behauptet, daß nun die Buchſtaben keine farbigen Säume und Bärte mehr zeigen, wie ſie es thun, wenn man das weiße gedruckte Blatt durchs Prisma anſieht.

Nur ein unaufmerkſamer Beobachter kann alſo reden. Wir haben wiederholt gewieſen und behauptet, daß auf gefärbten Flächen die Säume der Bilder bloß darum unſcheinbar ſind, weil ſie einmal der farbigen Fläche widerſprechen und dadurch mißfärbig werden, das anderemal aber mit derſelben übereinſtimmen und ſich alſo in ihr verlieren.

Doch dürfen auch bei gefärbten Flächen die Bilder nur genugſam als hell oder dunkel abſtechen, ſo ſieht man die gedachten Säume und Bärte deutlich und überzeugend genug, welche ſich in vielen Fällen beſonders durch Miſchung manifeſtiren.

Wir haben daher zu Firirung dieſes Verſuchs die zwölfte Tafel in ſechs Felder eingetheilt, dieſe mit den ſechs vorzüglichſten Farben illuminirt und auf denſelben wieder einfache farbige Bilder angebracht, ſo daß außer einigen Mückenflügeln nichts Decomponibles auf dieſer Tafel gefunden wird. Man betrachte ſie aber durch ein Prisma; und man wird ſogleich die Säume und Bärte ſtärker und ſchwächer, nach Verhältniß des Hellen und Dunklen, und

sodann wunderlich gefärbt, nach Verhältniß der Mischung mit dem Grunde, ohne allen Widerspruch erblicken.

Wem an dieser Sache ernstlich gelegen ist, wird sich größere Tafeln mit helleren und sattern Farben von allerlei Schattirungen verfertigen, und überall dasselbige finden.

Daß ein gefärbtes Papier einer durch prismatische Farben erleuchteten Fläche völlig gleich zu halten sey, erhellet daraus, daß die beiden ersten und Grundversuche von Newtons Optik mit farbigen Papieren angestellt, und doch von ihnen als farbigen Lichtern gesprochen worden. Man mache diese Farben so satt als man will, immer werden die Bildersäume sich nach wie vor verhalten, vorausgesetzt, daß die Bilder an Helligkeit oder Dunkelheit vom farbigen Grunde genugsam abstechen.

Wollen die Newtonianer nach alter Weise ihre Ausflucht dahin nehmen, daß keins der homogenen Lichter vollkommen homogen, die decomponirten nicht völlig decomponirt seyen, daß ihnen allen die Erbsünde ihrer Mutter des Lichts, heterogen und decomponibel zu seyn, noch immer in einem gewissen Grade anklebe; weßhalb denn die freilich unbedingt ausgesprochenen Axiome durch die Erfahrung bis zu Nichts bedingt und limitirt werden, so lassen wir gern die Schule ihrem würdigen Präsidenten und Anführer der Kosaken, dessen Qualification zu dieser Stelle wir in dem Werk selbst wohlmeinend dargethan.

Dreizehnte Tafel,

theils der Controvers, theils der natürlichen Darstellung des Phänomens gewidmet.

Die vierte Figur, nach einer Newtonischen copirt, der ersten des zweiten Theiles, ist gehörigen Orts (Bd. 38. § 325. ff.) in ihrer ganzen Unrichtigkeit, Unreinheit, Falschheit und Betrüglichkeit dargestellt worden.

Um das Phänomen, wovon die Rede ist, in seiner Ableitung kennen zu lernen, sehe man unsere oben drüber stehenden Figuren und bemerke folgendes:

Erste Figur. Das Lichtbild geht durch ein großes Prisma, die Farbenerscheinung entsteht an beiden Gränzen, der weißen Mitte ist eine Tafel entgegengestellt. Durch eine Oeffnung derselben fällt dieses gebrochne weiße Licht, und sogleich entstehen gesetzmäßig an den Gränzen die Farbenerscheinungen, sich verbreiternd, sich vereinigend und das Grün bildend.

Zweite Figur. Daſſelbe Prisma, derſelbe Lichtdurchgang, dieſelbe Farbenentſtehung an den Gränzen. Hier hat man aber weder dieſen entſtandenen Farben, noch der weißen Mitte eine Tafel entgegengeſetzt, ſondern jene gehen ins Weite, in dieſe aber hat man ein ſchmales Hinderniß eingeſchoben, an deſſen Rändern abermals die Farbenerſcheinung nach dem Geſetz entſteht. Jene erſten Randerſcheinungen hätten für ſich bei weiterem Fortgang ein Grün hervorgebracht, nun ſind aber hier, durch dieß ſchmale Hinderniß, zwei neue Gränzen entſtanden, deren äußere Seiten mit jenen erſten Randerſcheinungen Grün, deren innere hingegen, nach dem Dunklen zu, Purpur hervorbringen, wodurch denn ein ganz eignes und complicirtes Spectrum zum Vorſchein kommt.

Dritte Figur. Hier hat man die Phänomene der beiden obern Figuren vereinigt. Man gab dem einfallenden Licht mehr Breite, machte die Oeffnung der Tafel größer, und ſetzte das Hinderniß als einen durchſchnittenen Stab vor das Prisma. Dieſes iſt nun eigentlich die rechte und rechtliche Darſtellung desjenigen, was Newton durch ſeine drunter ſtehende Figur andeuten will, wo das angebrachte Pferchen mit einem Stäbchen die farbigen Strahlen da wegparirt, wo ſie nach der Theorie ſelbſt noch nicht exiſtiren.

Bei unſerer dritten Figur ſieht man nun freilich ein noch complicirteres Spectrum am Ende anlangen; allein es iſt und bleibt doch immer daſſelbe. Wir finden hier eine dreifache Randerſcheinung: die erſte oben und unten aus dem Prisma, welche nur bis zur Tafel gelangt; die zweite in der Mitte aus dem Prisma, an den beiden Rändern, welche das Stäbchen verurſacht; die dritte an den Gränzen der Oeffnung, welche die Tafel läßt und wodurch die mittlere Erſcheinung zugleich durchgeht.

Man begreift bei genauer Betrachtung dieſer Normal-Figur recht gut, was für verſchiedenartige Erſcheinungen vorkommen müſſen, wenn man das Stäbchen hin und wieder bewegt, ſo daß die dadurch neu entſtehenden mit der ſchon entſtandenen ſich auf allerlei Weiſe verbinden, vermiſchen, ſich irren und einander aufheben, welches aber Niemanden irre machen wird, der unſere naturgemäße Ableitung kennt.

Vierzehnte Tafel.

Die mittlere Figur dieſer Tafel gehört zum dritten Verſuche des zweiten Theils der Newtoniſchen Optik, und iſt von uns (Bd. 38. § 373. ff.) ſchon als captios und falſch gerügt worden. Man vergleiche nunmehr unſre naturgemäße oben drüber geſtellte, deren Theile wir mit denſelben Buchſtaben bezeichnet haben.

Frau.

Drey Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit,
Ich wandle.
Leit ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehet.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl;
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

A B C iſt hier auch das Prisma, auf welches das volle Sonnenlicht fällt. Bei A und C geht jedoch die farbige Randerſcheinung an, und würde ſich, wenn in F und G eine Tafel ſtände, daſelbſt abbilden. D und E iſt nunmehr die von Newton angegebene Tafel, welche ganz innerhalb des weißen Lichtes ſtehen ſoll. Von ihren beiden Enden D und E würden daher naturgemäß abermals farbige Randerſcheinungen entſpringen und ſich in f g abbilden.

Ließe man nun die Tafel D E unbeweglich ſtehen, und brächte zwei Tafeln d e und è ε. wie Schaufeln eines Waſſerrades, jedoch beweglich an; ſo würden von den Enden ε und e abermals farbige Ränder verurſacht werden, die ſich auf der Tafel D E in h und i abbildeten. Hier hätten wir alſo ſchon die Randerſcheinungen dreimal bei dieſem Verſuche, die jedoch Newton völlig verſchweigt. Um nun diejenigen, welche er aufführt, und denen zu Liebe er ſeinen Verſuch ſo wunderlich anſtellt, vors Auge bringen zu können, haben wir in l und k ein paar Stifte ſupponirt, von welchen die Erſcheinung abermals hervorgebracht wird, und wodurch noch mehr auffällt, daß es eigentlich ein Rand iſt, welcher die Farben verurſacht, ob ihn gleich Newton gerade durch dieſen Verſuch ausſchließen und beſeitigen möchte.

Wer dieſe beiden Figuren mit Aufmerkſamkeit vergleicht, die Newtoniſche Auslegung und die unſrige wohl beherzigt, der wird hier abermals das ſeltſamſte Beiſpiel, wie ein Verſuch entſtellt werden kann, mit Verwunderung wahrnehmen.

Die untere Figur iſt die Newtoniſche zehnte des zweiten Theils und gehört zu deſſen dreizehntem Verſuch, der bei uns (Bd. 38. § 548. ff.) entwickelt worden.

Fünfzehnte Tafel.

Gehört zu S. 144 und 145 des hiſtoriſchen Theils und ſtellt die Figur vor, welche Antonius de Dominis, zu Verſinnlichung deſſen, was im Regentropfen vorgeht, ausgedacht. In der angezogenen Stelle findet man ſeine eigene Erklärung. Wenn vom Regenbogen die Rede ſeyn wird, müſſen wir uns abermals darauf beziehen. Hier bemerken wir nur, daß er nicht, wie ſeine Nachfolger, die Sache mit einem hypothetiſchen Strahl abthut, ſondern den Durchſchnitt des auf dem Grunde der Kugel zuſammengezogenen Sonnenbildes, durch g g bezeichnet, naturgemäß darſtellt: welches bei einer gründlichen Erklärung des Regenbogens von großer Bedeutung iſt.

Sechzehnte Tafel.

Das zuſammengeſetzte hohle Waſſerprisma iſt hier ſchwebend vorgeſtellt. Man kann ſeine zwei undurchſichtigen bleiernen Seiten von den durchſichtigen gläſernen leicht unterſcheiden, und

sieht, daß die oberste nicht zugeschlossen ist. Man erkennt das schmale Fensterblei, wodurch das ganze Instrument verbunden wird, indem die Bleizainen an den Rändern hingeführt und wohl verkittet sind.

Es schwebt das Prisma über seinem Gestelle. Dieses hat zwei Seitenbretter mit Leisten eingefaßt, um das Prisma zu empfangen. Die eine Leiste ist kurz und einfach, die andere länger und eingeschnitten. Dieser Einschnitt dient, wenn das Prisma unmittelbar an den Brettern niedergelassen ist und auf den Leisten ruht, eine ausgeschnittene Pappe vor die eine Fläche des Prisma's zu schieben, um dadurch objective Versuche hervorzubringen, welche mit den subjectiven parallel gehen.

Die erstbeschriebenen Seitenbretter sind durch bewegliche Zapfen mit zwei Pfosten verbunden und können durch eine Schraube an die Pfosten angezogen, oder von denselben entfernt und also dem Prisma genau angepaßt werden.

Die beiden Pfosten stehen auf einem Boden von starkem Holz, das einwärts vertieft ist, damit das aus dem prismatischen Gefäß allenfalls auströpfelnde Wasser aufgefangen werde. Die Leisten der obenbeschriebenen Seitenbretter gehen unterwärts nicht zusammen, damit das Wasser ungehindert abträufeln könne.

Ob nun gleich dieses Prisma, wie es hier vorgestellt ist, leicht angeschafft werden und guten Nutzen gewähren kann; so ließe sich doch solches auf mancherlei Weise verbessern. Besonders würde dasselbe sehr gewinnen, wenn man an der einen untern Seite, genau in der Spitze des Winkels, eine mit einem verschlossenen Hahn versehene Röhre anbrächte, so daß man das Wasser bequem ablassen und das Gefäß jederzeit reinigen könnte, welches jetzt nur geschehen kann, indem man es aus dem Gestelle hebt. Wie dieses Erforderniß, und was sonst noch zu wünschen wäre, zu bewerkstelligen sey, wird ein geübter Mechaniker wohl auszudenken wissen.

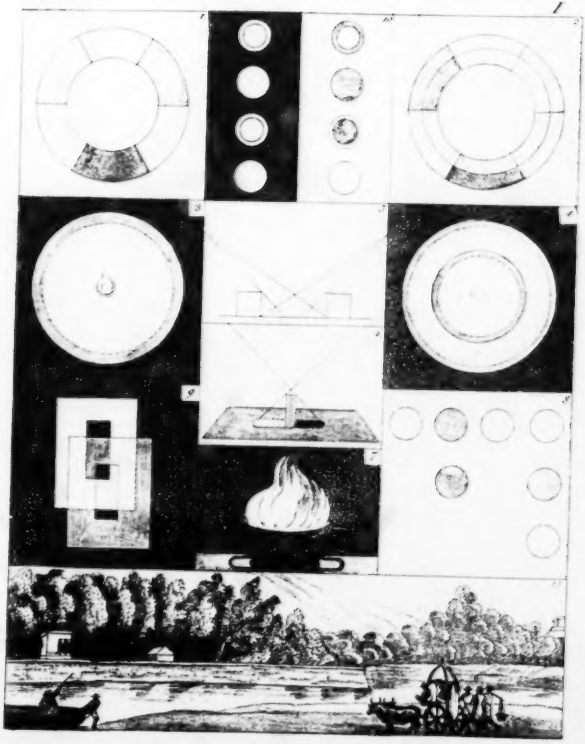

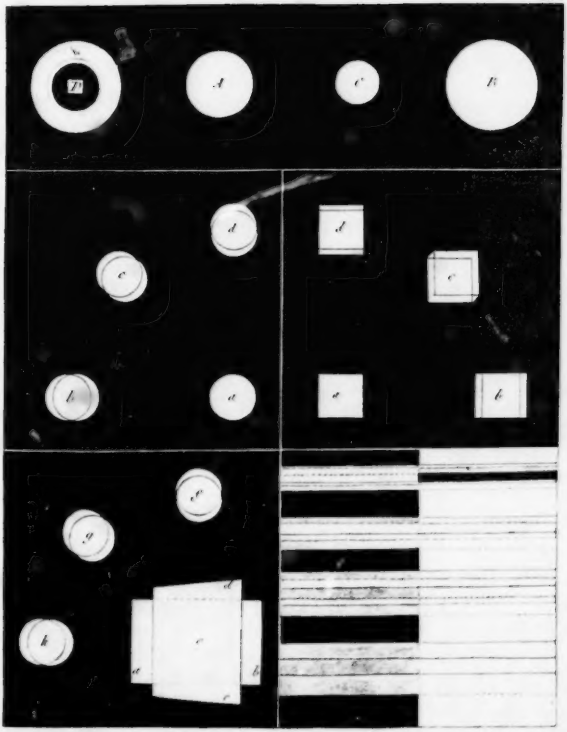
A
C
D
d
e
b
a
f
g
h

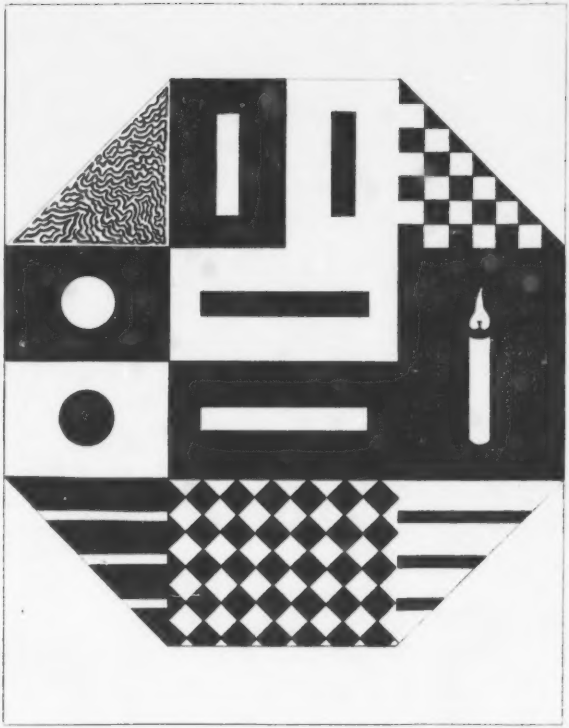

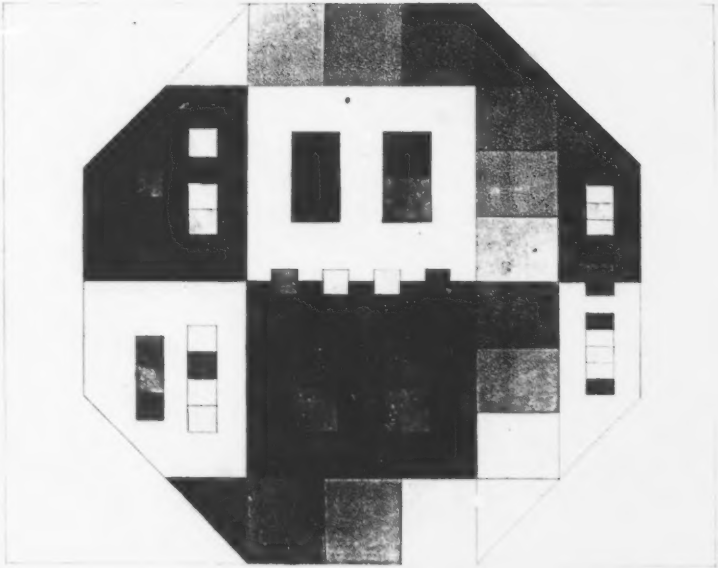

Künſtlers Morgenlied.

Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all,
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings ihr ewig lebenden
In heil'gem Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenſpiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht liturg'ſcher Lection
Im heiligen Homer.

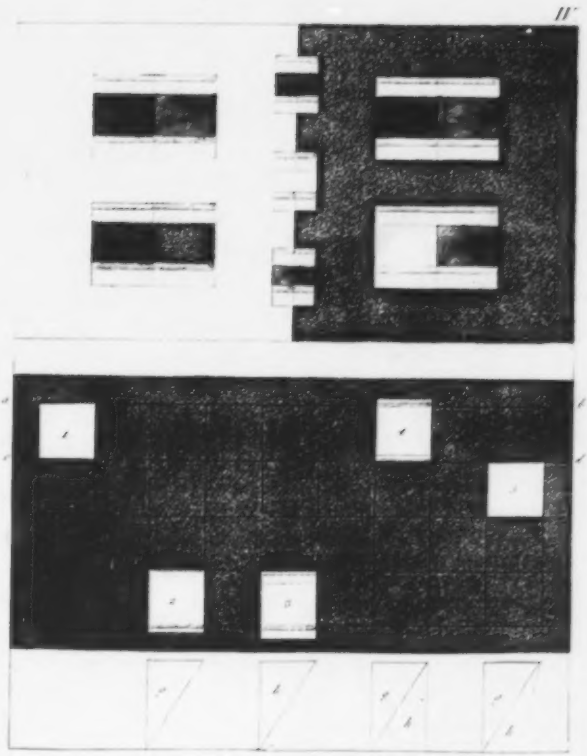

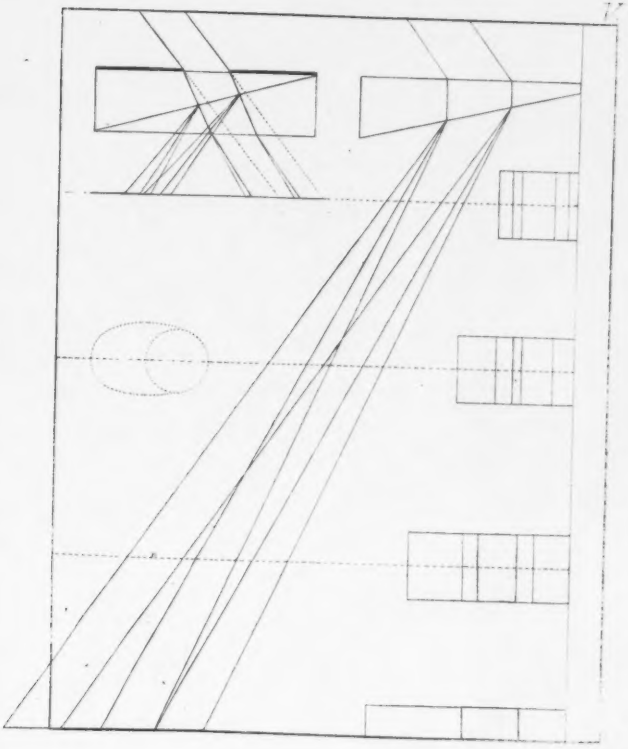

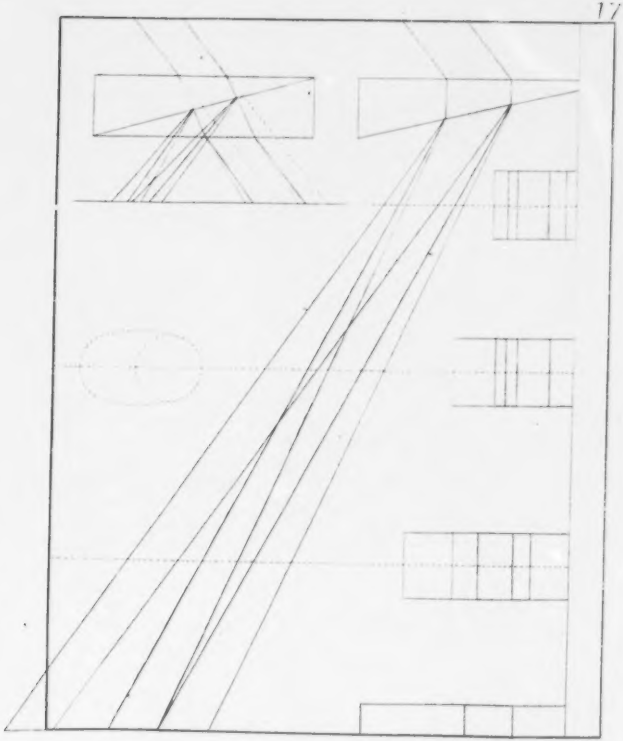

Newtons annulose and caprine Figures.

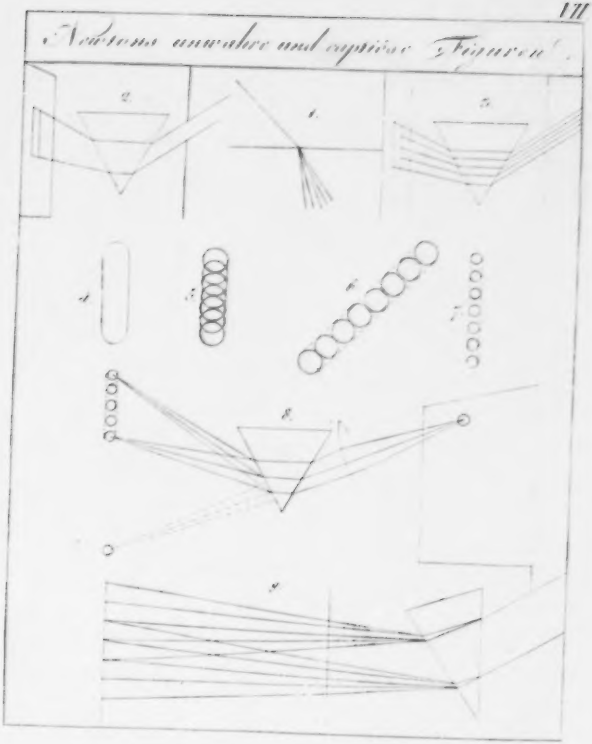

Unstatthafte Converse Reflexibilitaet.

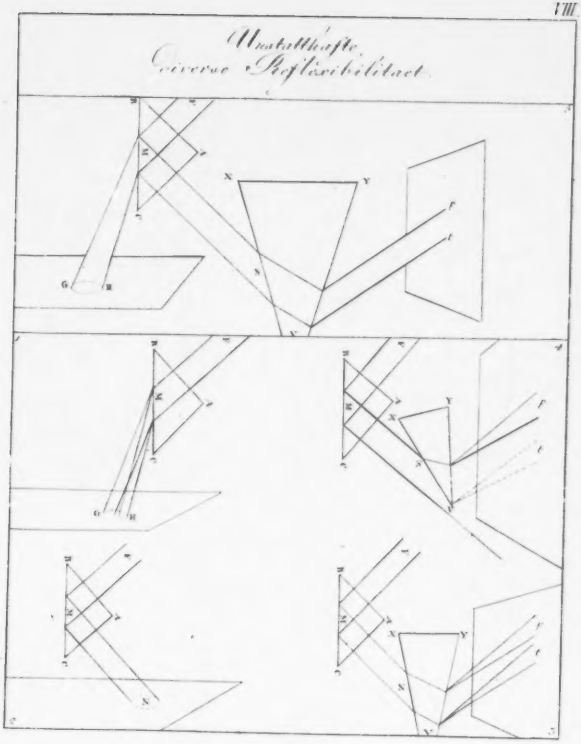

Und wenn er in's Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Götterſohn' auf Wägen hoch
Rachglühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er ſengte ſie dahin

Mit Flammenſchwert der Heldenſohn,
Zehntauſend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Als auf den Rogus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an:

NATUR. in Green Halle. Wünsch Ein Stamkopf a. d. O.

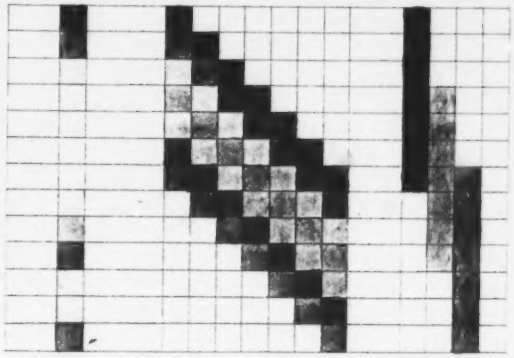

NATUR. Wünsch

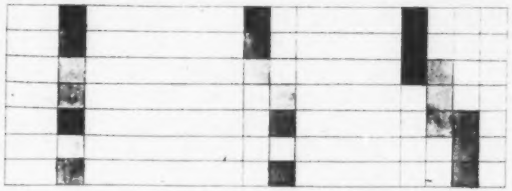

Allgemeine Litteratur Zeitung.
Jena. 1792. No. 31.

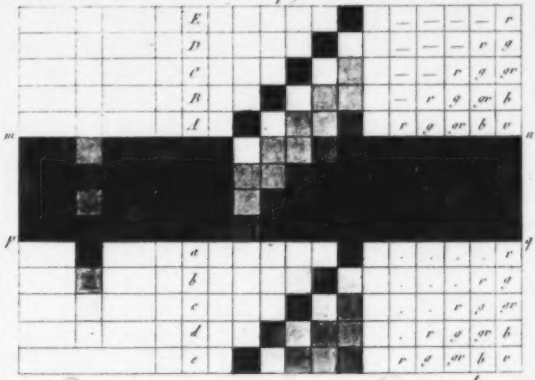

Natürliche Größe

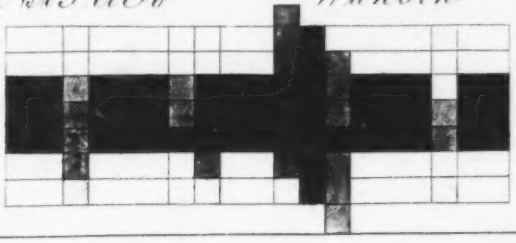

Wünsch

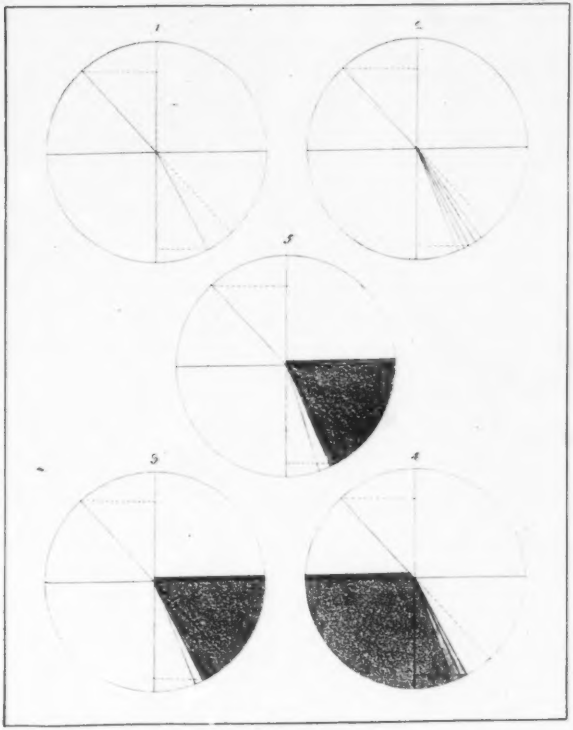
1
2
3
5
4

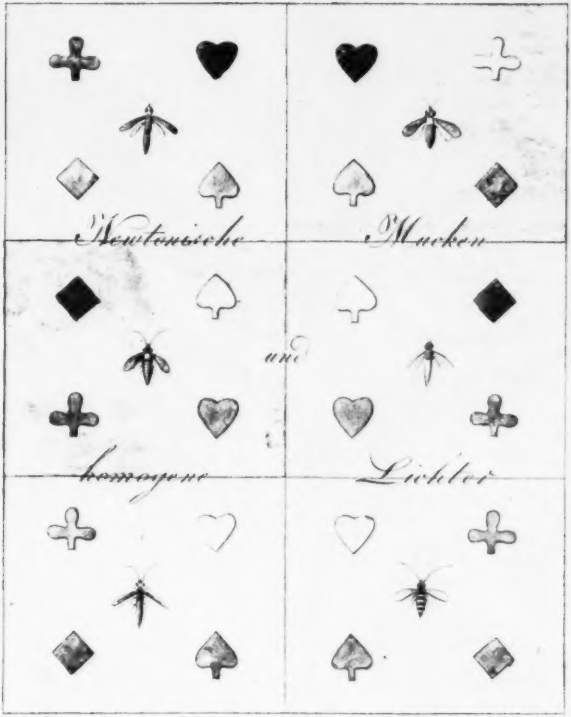
Newtonische
Mucken
und
homogene
Lichter

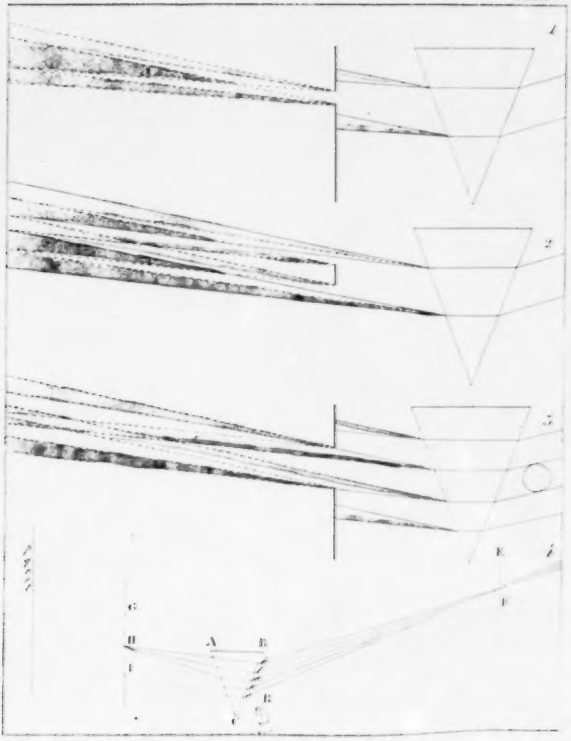
1
2
3
E
F
G
H
A
B
I
K
C

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen brauſt.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und nun den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen ſie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balſam gießt den Todten auf,
Und Thränen Todten Ehr!

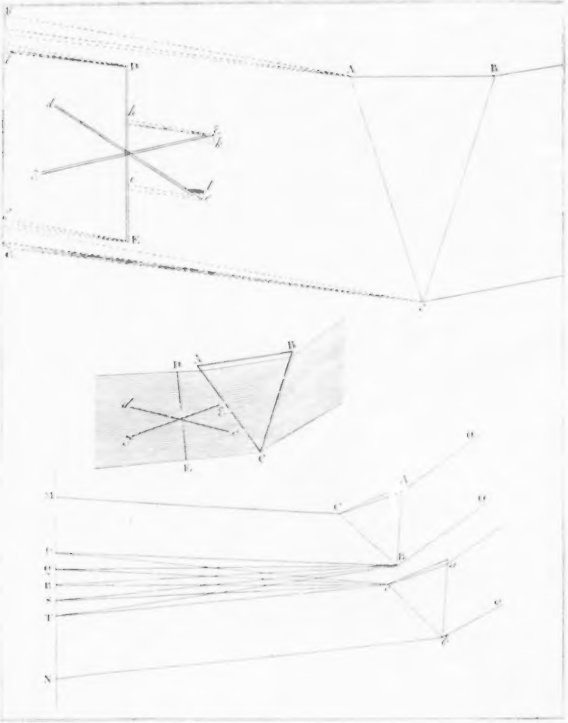
F
D
A
B
E
C
D
B
E
C
A
B
E
N

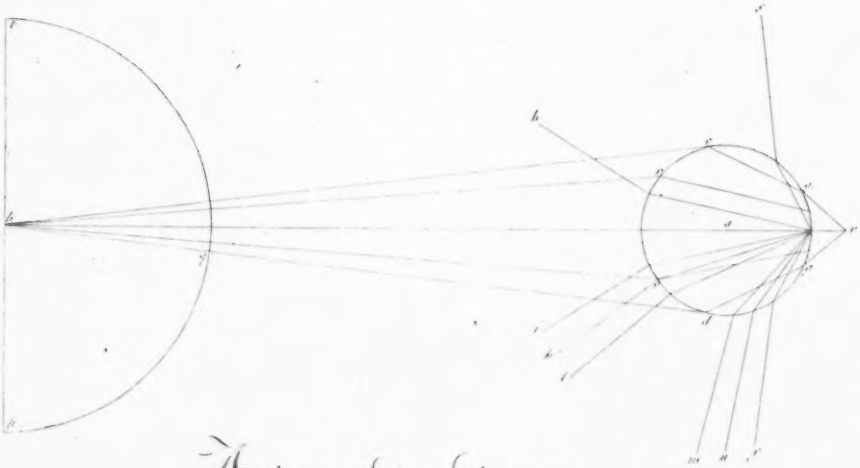

Fig. Vulcanius Sic. Domenus.

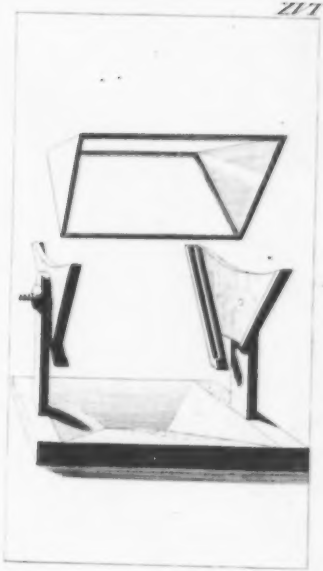

Siebenundzwanzig Tafeln

zu

Goethe's Beiträge zur Optik.

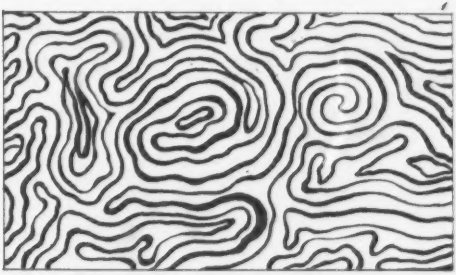
1

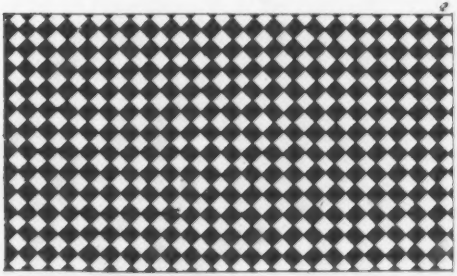
2

3

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängst du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und so im Bilde warm!

Ach wie du ruhteſt neben mir,
Und ſchmachteteſt mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hindurch
Zum Griffel ſchmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Buſen jung und friſch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm;

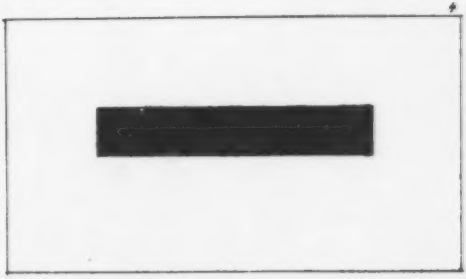
4

5

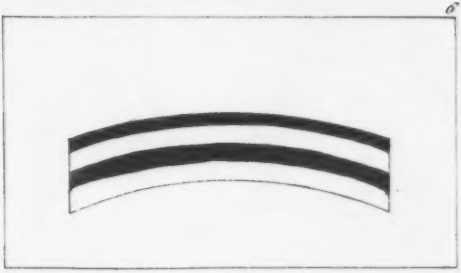
6

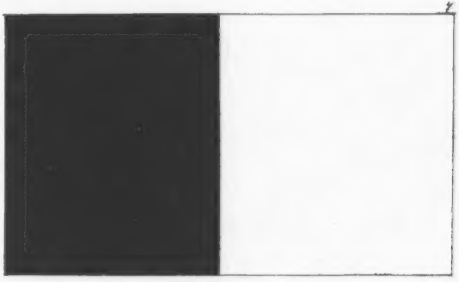
A

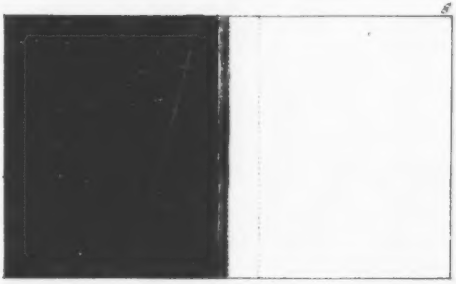
B

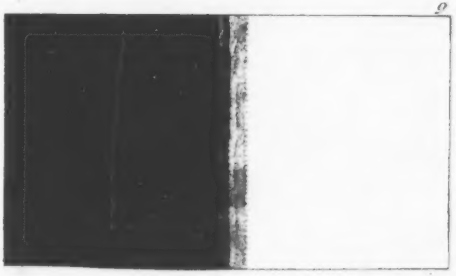
C

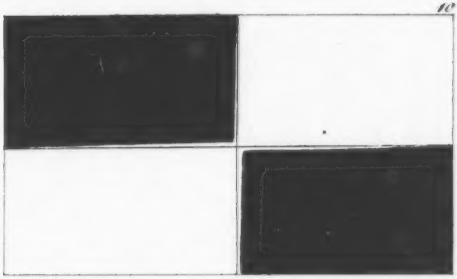
10

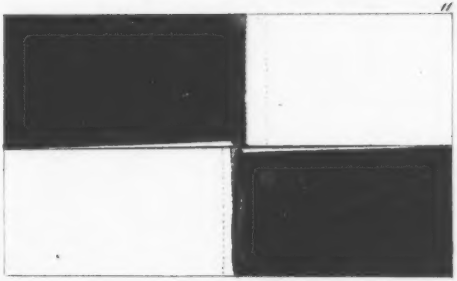
11

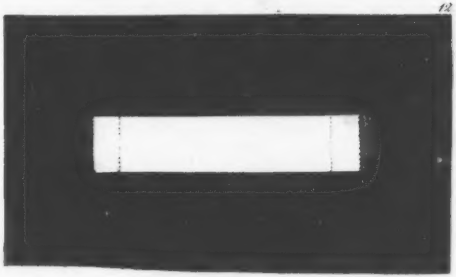
12

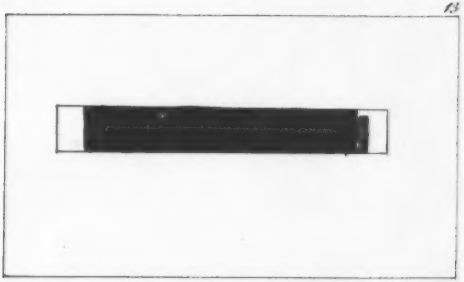
13

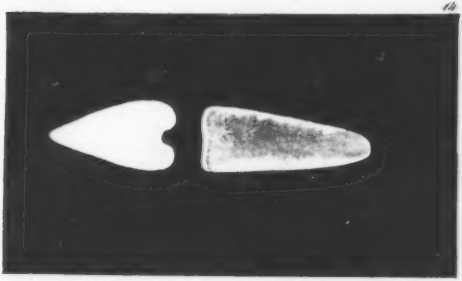
14

15

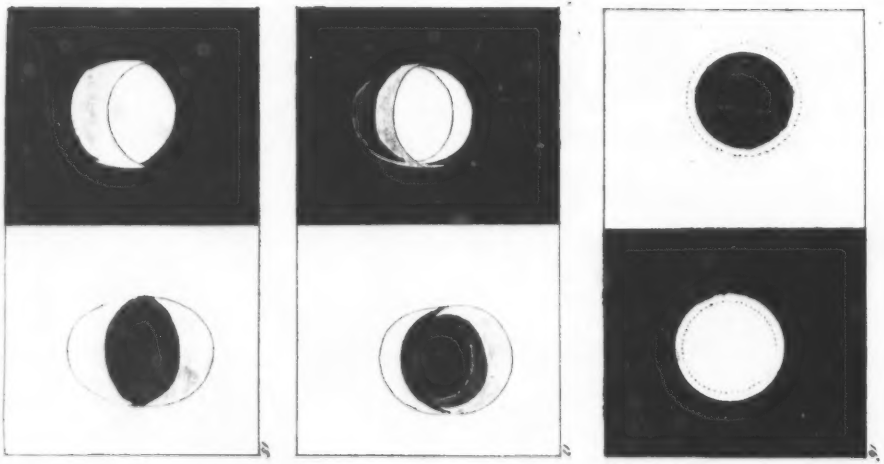

Und sollst mir, meine Liebe, seyn,
Alldeutend Ideal,
Madonna seyn, ein Erstlingskind,
Ein heiligs an der Brust;

Und haschen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüsch;
O fliehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin stark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unser Glück,
Und soll's die Fratze Eifersucht
An Bettfuß angebannt.

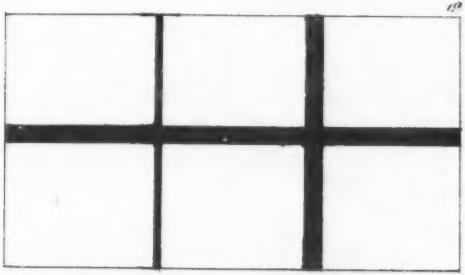
20

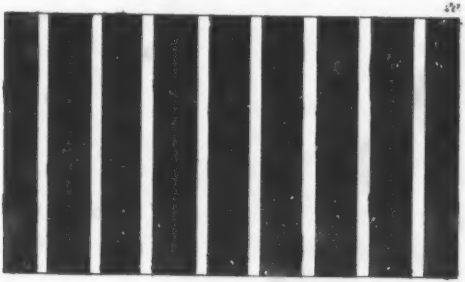
22

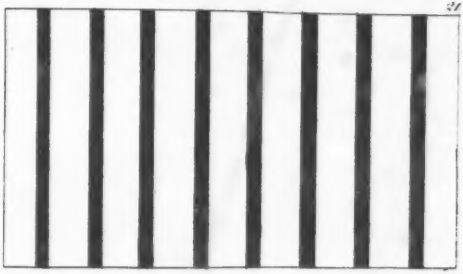
21

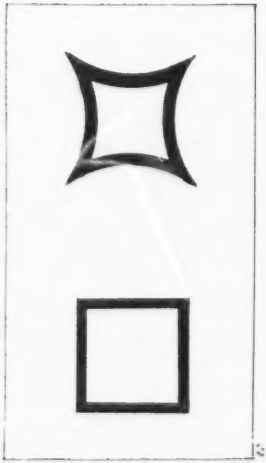

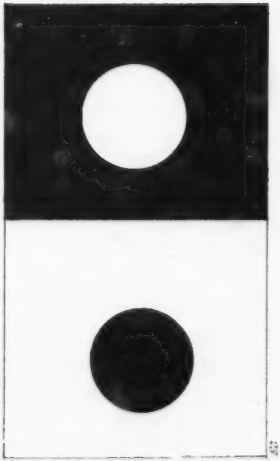

25

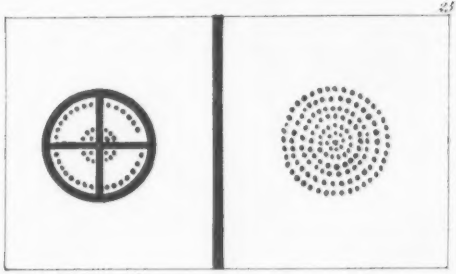

26

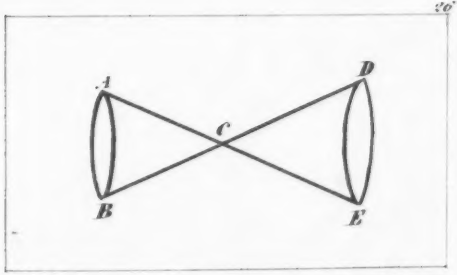

27

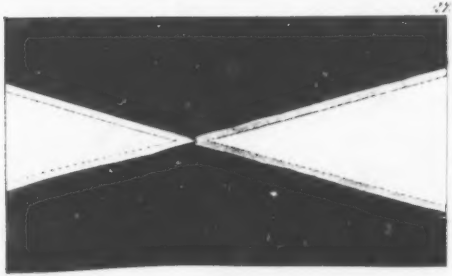

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Erster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1850.

Ac 50/25

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Zueignung	1

Lieder.

Verklage	7
An die Günstigen	8
Der neue Amadis	9
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg	11
Heidenröslein	12
Blinde Kuh	13
Ghriitel	14
Die Spröde	16
Die Bekehrte	17
Rettung	18
Der Musensohn	19
Gefunden	21
Gleich und gleich	22
Wechsellied zum Tanze	23
Selbstbetrug	25
Kriegserklärung	26
Liebhaber in allen Gestalten	28
Der Goldschmiedsgesell	30
Lust und Qual	32
März	33
Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel	34
Verschiedene Empfindungen an Einem Platze	36
Wer kauft Liebesgötter?	38
Der Misanthrop	40
Liebe wider Willen	41

Amor ein Landschaftsmahler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet,
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Mahlen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen mahlen,
Dich ein hübsches Bildchen mahlen lehren.

	Seite
Wahrer Genuß	42
Der Schäfer	44
Der Abschied	45
Die schöne Nacht	46
Glück und Traum	47
Lebendiges Andenken	48
Glück der Entfernung	49
An Luna	50
Brautnacht	51
Schadenfreude	52
Unschuld	53
Scheintod	54
Nähe	54
Novemberlied	55
An die Erwählte	56
Erster Verlust	57
Nachgefühl	58
Nähe des Geliebten	59
Gegenwart	60
An die Entfernte	61
Am Flusse	62
Wehmuth	63
Abschied	64
Wechsel	65
Beherzigung	66
Ein Gleiches	67
Meeresstille	68
Glückliche Fahrt	68
Muth	69
Erinnerung	69
Willkommen und Abschied	70
Neue Liebe neues Leben	72
An Belinden	73
Mailied	74
Mit einem gemalten Band	76
Mit einem goldnen Halskettchen	77
An Lottchen	78
Auf dem See	80
Vom Berge	81

Seite

Blumengruß . . . 81
Im Sommer . . . 82
Mailied . . . 83
Frühzeitiger Frühling . . . 84
Herbstgefühl . . . 86
Rastlose Liebe . . . 87
Schäfers Klagelied . . . 88
Trost in Thränen . . . 89
Nachtgesang . . . 91
Sehnsucht . . . 92
An Mignon . . . 94
Bergschloß . . . 96
Geistesgruß . . . 98
An ein goldnes Herz, das er am Halse trug . . . 99
Wonne der Wehmuth . . . 100
Wandrers Nachtlied . . . 101
Ein gleiches . . . 101
Jägers Abendlied . . . 102
An den Mond . . . 103
Einschränkung . . . 105
Hoffnung . . . 106
Sorge . . . 106
Eigenthum . . . 107
An Lina . . . 108

Gesellige Lieder.

Zum neuen Jahr . . . 111
Stiftungslied . . . 113
Frühlingsorakel . . . 115
Die glücklichen Gatten . . . 117
Bundeslied . . . 120
Dauer im Wechsel . . . 122
Tischlied . . . 124
Gewohnt, gethan . . . 127
Generalbeichte . . . 129
Kophtisches Lied . . . 131
Ein anderes . . . 132
Vanitas! vanitatum vanitas! . . . 133
Frech und froh . . . 135

Kriegsglück 136
Offne Tafel 138
Rechenschaft 141
Ergo bibamus! 145
Musen und Grazien in der Mark 147
Epirhanias 149
Die Lustigen von Weimar 151
Sicilianisches Lied 152
Schweizerlied 153
Finnisches Lied 155
Zigeunerlied 156

Aus Wilhelm Meister.

Mignon, drei 159. 160. 161
Harfenspieler, drei 162. 163. 164
Philine, eins 165

Balladen.

Mignon 169
Der Sänger 170
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen 172
Das Veilchen 176
Der untreue Knabe 177
Erlkönig 179
Johanna Sebus 181
Der Fischer 183
Der König in Thule 185
Das Blümlein Wunderschön 186
Ritter Curts Brautfahrt 190
Hochzeitlied 192
Der Schatzgräber 195
Der Rattenfänger 197
Die Spinnerin 198
Vor Gericht 200
Der Edelknabe und die Müllerin 201
Der Junggesell und der Mühlbach 203
Der Müllerin Verrath 206
Der Müllerin Reue 209
Wanderer und Pächterin 212

Seite

Wirkung in die Ferne . . . 215
Die wandelnde Glocke . . . 217
Der getreue Eckart . . . 219
Gutmann und Gutweib . . . 221
Der Todtentanz . . . 223
Der Zauberlehrling . . . 225
Die Braut von Corinth . . . 229
Der Gott und die Bajadere . . . 237
Paria . . . 241
Des Paria Gebet . . . 241
Legende . . . 242
Dank des Paria . . . 247
Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga . . . 248

Antiker Form sich nähernd.

Herzog Leopold von Braunschweig . . . 253
Dem Ackermann . . . 253
Anakreons Grab . . . 254
Die Geschwister . . . 254
Zeitmaaß . . . 254
Warnung . . . 255
Süße Sorgen . . . 255
Einsamkeit . . . 255
Erkanntes Glück . . . 256
Ferne . . . 256
Erwählter Fels . . . 256
Ländliches Glück . . . 257
Philomele . . . 257
Geweihter Platz . . . 257
Der Park . . . 258
Die Lehrer . . . 258
Versuchung . . . 258
Ungleiche Heirath . . . 259
Heilige Familie . . . 259
Entschuldigung . . . 259
Feldlager . . . 259
An die Knappschaft zu Tarnowitz . . . 260
Sakontala . . . 260
Der Chinese in Rom . . . 260

Seite
Physiognomische Reisen 262
Spiegel der Muse 261
Phöbos und Hermes 262
Der neue Amor 262
Die neue Sirene 263
Die Kränze 263
Schweizeralpe 264

Elegien.

I. Römische. Zwanzig . . . . . 267—291
II. Alexis und Dora 292
Der neue Pausias und sein Blumenmädchen 297
Euphrosyne 303
Das Wiedersehen 308
Amyntas 309
Hermann und Dorothea 311

Episteln.

Episteln. Zwei . . . . . 315—320

Epigramme.

Von Venedig. Hundert und Vier . . . . . 323—342

Weissagungen des Bakis.

Zwei und Dreißig . . . . . 345—350

Vier Jahreszeiten.

Hundert und Sieben . . . . . 353—368

Noten.

Ueber die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen . 371—373

Zueignung.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich komm' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein schöner Bild sah' ich in meinem Leben,
Sie sah' mich an und blieb verweilend schweben.

Kennst du mich nicht? sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah' ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich sein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen.

Sie lächelte, ſie ſprach: du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen,
So glaubſt du dich ſchon Uebermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut:
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächſ't in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach ſah mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie ſie ihn faßte ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge kennt' im Thale wieder ſchweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur ſah' ich ſie den reinſten Schleier halten,
Er floß um ſie und ſchwoll in tauſend Falten.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen;

Oben mahlt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Mahlte dann die zarten leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern frey dahinter;
Unten ließ er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Schmaragd und wie Karfunkel!

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So sagte sie, ich bör' sie ewig sprechen,
Empfange hier was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Lieder.

Spät erklingt was früh erklang.
Glück und Unglück wird Gesang.

Vorklage.

Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln
Geſchrieben ſich ſo ſeltſam aus!
Nun ſoll ich gar von Haus zu Haus
Die loſen Blätter alle ſammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander ſtand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.

Doch ſchäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende ſchnell das kleine Buch;
Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Und ſollte ſich's nicht widerſprechen?

An die Günſtigen.

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja ſeyn!
Niemand beichtet gern in Proſa:
Doch vertraun wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß:
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03793/157

Und ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Ach! wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen:
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bei ſeinem Herzchen!
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu:
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Heidenröslein

Sah' ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich wills nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Hell und rein lasirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner:
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Mahler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe, rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Blinde Kuh

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich ins Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich aufs beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte;
Ich ſank in deinen Schooß.
Kaum warſt du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden loo.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben,
So geh' ich ſtets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen hin.

Christel.

Hab' oft einen dumpfen düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut!
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut.
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann sie mir,
Warum sie mir gefällt.

Das schwarze Schelmenaug' darein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt!

Und wenn ich sie denn fassen darf
Im lust'gen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr taumlich wird und warm
Da wieg ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm:
's ist mir ein Königreich!

Und wenn sie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt.
Und dann an meine Brust gedrückt
Und weiblich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Daver wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte sie einmal
Und küße meine Lust;
Und endigt sich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust!

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla ꝛc.

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Weilchen:
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla ꝛc.

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla ꝛc.

Die Bekehrte.

Bei dem Glanz der Abendröthe
Ging ich ſtill den Wald entlang,
Damon faß und blies die Flöte,
Daß es von den Felſen klang,
So la la ꝛc.

Und er zog mich zu ſich nieder,
Küßte mich ſo hold, ſo ſüß.
Und ich ſagte: blaſe wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la ꝛc.

Meine Ruh iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich hör' vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla ꝛc.

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhaſſer:
Da lief ich an ein fließend Waſſer,
Das Waſſer lief vor mir vorbei.

Da ſtand ich nun, verzweiflend ſtumm:
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte juſt dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! der Fluß iſt tief."

Da lief mir was durch's ganze Blut,
Ich ſeh', ſo iſt's ein liebes Mädchen;
Ich frage ſie: wie heißt du? „Käthchen!"
O ſchönes Käthchen! Du biſt gut.

Du hältſt vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben:
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun ſey auch meines Lebens Glück!"

Und dann klagt' ich ihr meine Noth,
Sie ſchlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte ſie und ſie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Der Muſenſohn.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eiſes Läng' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüthe ſchwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche bläht ſich,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah' ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſeyn?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort.

Gleich und gleich.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh geſproſſet
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naſchte fein: —
Die müſſen wohl beide
Für einander ſeyn.

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleyer des vollkommnen Mädchens,
Und, was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleyer
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sey auf meinem Felsen,
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen,
Bleibſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der nahe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Selbſtbetrug.

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bei meiner Nachbarin.
Gewiß, ſie lauſchet überquer,
Ob ich zu Hauſe bin,

Und ob der eiferſücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer ſoll,
Im tiefen Herzen legt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich ſeh', es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit roſenrothem Band.

Glauben, daß man ſchön ſey,
Dächt' ich, iſt erlaubt.
In der Stadt ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen an.

Und die Taill' und den Schlepp
Verändr' ich zur Stund;
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ſichle mit andern
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Chor
Etwas zierliches aus;
Der lüſterne Knabe
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Liebhaber

in allen Geſtalten.

Ich wollt' ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch;
Und kämſt du zu anglen,
Ich würde nicht manglen.
Ich wollt' ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch.

Ich wollt' ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt' ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold:
Und thätſt du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt' ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu;
Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreiſen.
Ich wollt' ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu.

Ich wollt' ich wär' alt
Und runzlich und kalt:
Thäſt du mir's verſagen,
Da könnt' mich's nicht plagen.
Ich wollt' ich wär' alt
Und runzlich und kalt.

Wär' ich Affe ſogleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdroſſen,
So macht' ich dir Poſſen.
Wär' ich Affe ſogleich
Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav;
Hätt' Augen wie's Füchschen,
Und Liſten wie's Füchschen.
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr:
Mit fürſtlichen Gaben,
Du ſollteſt mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr.

Doch bin ich wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt du beſſre beſitzen,
So laß dir ſie ſchnitzen.
Ich bin nun wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Der Goldſchmiedsgeſell.

Es iſt doch meine Nachbarin
Ein allerliebſtes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkſtatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring' und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Dräthchen.
Ach denk' ich, wann, und wieder, wann
Iſt ſolch ein Ring für Käthchen?

Und thut ſie erſt die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und feilſcht und wirbt mit hellem Hauf
Ums Allerlei im Lädchen.

Ich feile, wohl zerfeil' ich dann
Auch manches goldne Dräthchen.
Der Meiſter brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs wie nur der Handel ſtill,
Gleich greift ſie nach dem Rädchen.
Ich weiß wohl, was ſie ſpinnen will:
Es hofft das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt:
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich ſchenkt's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinſte Fädchen.
O wär' ich doch an ſeinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen.

Luſt und Qual.

Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe,
Auf dem ſchwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falſche Gabe,
Sang ich lauſchend rings umher.
Angel ſchwebte lockend nieder;
Gleich ein Fiſchlein ſtreift und ſchnappt,
Schadenfrohe Schelmenlieder
Und das Fiſchlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
Ins Geklüfte tief zum Hain,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtin war allein.
Blicke ſinken, Worte ſtocken! —
Wie ein Taſchenmeſſer ſchnappt
Faßte ſie mich in die Locken
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott mit welchem Hirten
Sie aufs neue ſich ergeht!
Muß ich in das Meer mich gürten,
Wie es ſauſet, wie es weht.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein;
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen ſeyn!

Künstlers Abendlied.

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet;

März.

Es iſt ein Schnee gefallen,
Denn es iſt noch nicht Zeit
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen,
Wir werden hocherfreut.

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falſchen Schein,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien,
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich iſt der Sommer da.

Antworten

bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefällt:
Doch viel werther iſt die Treue
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmliſchen geſandt:
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort:
Und wer raſch iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort:
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Die Zufriedne

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß:
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß:
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn
Iſt ein guter leichter Sinn.

Der luſtige Rath

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich! ſo ergeht es mir.

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen;
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung, ſind's Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen

Mein einſam Geſchick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich ſtille zurück!
O zärtliche Seele,
O ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick:
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Beladen zurück;
Hier ſind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe ſein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf.

Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den loſen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen,
Und doch iſt er der loſe
So gut als wie der große.
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich:
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn in allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue:
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel:
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel,
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Misanthrop.

Erst sitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frei:
Auf einmal kommt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Ernste bei.
Ihr fraget, was das sei?
Lieb' oder Langeweile?
Ach, sie sind's alle zwei!

Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl und ſpotte viel:
Ihr Mädchen ſeyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenſpiel,
Den David und den Alexander;
Sie ſind ja Forcen miteinander,
Und die ſind miteinander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit miſanthropiſchem Geſicht,
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich ſie los die Schmerzen,
Allein es ſitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Wahrer Genuß.

Umſonſt daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllſt:
Der Liebe Freuden laß dir ſchenken,
Wenn du ſie wahr empfinden willſt.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir:
Doch willſt du dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gieb dich ſelbſt dafür.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, ſchränke ſelbſt dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden ſeyn.
Laß nur für Eine dich entzünden:
Und iſt ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden ſoll.

Empfinde, Jüngling! und dann wähle
Ein Mädchen dir, ſie wähle dich,
Von Körper ſchön und ſchön von Seele,
Und dann biſt du beglückt, wie ich.
Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Allein des Prieſters Segen fehlt.

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn, wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu seyn bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam wenn die Welt sie sieht:
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar seyn.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel den sie angebissen,
Das Glas woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halb geraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnsucht mich an ihre Brust.
Sieh, Jüngling! dieses heißt genießen.
Sey klug und suche diese Lust.
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und du fühlst keinen Uebergang.

Der Schäfer.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenſchläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.

Ein Mädchen konnt' ihn faſſen:
Da war der Tropf verlaſſen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt er die Sterne,
Er klagt und härmt ſich brav.

Nun da ſie ihn genommen,
Iſt alles wieder kommen,
Durſt, Appetit und Schlaf.

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergötz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen:
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Glück und Traum.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde,
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küſſe nehmen kann.

Das reinſte Glück das wir empfunden,
Die Wolluſt mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmſten Küſſe,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Lebendiges Andenken.

Der Liebſten Band und Schleife rauben,
Halb mag ſie zürnen, halb erlauben,
Euch iſt es viel, ich will es glauben
Und gönn' euch ſolchen Selbſtbetrug:
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sind wahrlich keine kleinen Dinge;
Allein mir ſind ſie nicht genug.

Lebend'gen Theil von ihrem Leben,
Ihn hat nach leiſem Widerſtreben
Die Allerliebſte mir gegeben,
Und jene Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach' ich all der Trödelwaare!
Sie ſchenkte mir die ſchönen Haare,
Den Schmuck des ſchönſten Angeſichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, miſſen:
Wirſt du mir doch nicht ganz entriſſen:
Zu ſchaun, zu tändeln und zu küſſen
Bleibt die Reliquie von dir. —
Gleich iſt des Haars und mein Geſchicke:
Sonſt buhlten wir mit Einem Glücke
Um ſie, jetzt ſind wir fern von ihr.

Feſt waren wir an ſie gehangen;
Wir ſtreichelten die runden Wangen,
Uns lockt' und zog ein ſüß Verlangen,
Wir gleiteten zur vollern Bruſt.
O Nebenbuhler, frei von Neide,
Du ſüß Geſchenk, du ſchöne Beute,
Erinnre mich an Glück und Luſt!

Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heilges Glücke
Taglang aus der Liebſten Blicke:
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es beſſer;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten ſeyn.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne
Wiegen dieſes Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird ſtets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich ſie vergeſſen
Und doch kann ich ruhig eſſen,
Heiter iſt mein Geiſt und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'ſcher Wonne
So das leichtſte Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich ſie!

An Luna.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein reizendes Geſicht:
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus tagverſchloßnen Höhlen
Traurig abgeſchiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine großgemeſſne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dieß Glück!
Und in wolluſtvoller Ruh
Säh' der weitverſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beſchauens holdes Glück
Mildert ſolcher Ferne Qualen;
Und ich ſammle deine Strahlen
Und ich ſchärfe meinen Blick.
Hell und heller wird es ſchon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht ſie mich hernieder,
Wie dich einſt Endymion.

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feſte,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die Liſt muthwill'ger Gäſte
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit myſtiſch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blaſſes Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen ſollt.

Wie ſchlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäſte Lärm verjagt;
Wie glühſt du nach dem ſchönen Munde,
Der bald verſtummt und nichts verſagt.
Du eilſt um alles zu vollenden
Mit ihr ins Heiligthum hinein:
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie bebt vor deiner Küſſe Menge
Ihr Buſen und ihr voll Geſicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor ſie entkleiden,
Und iſt nicht halb ſo ſchnell als du:
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden
Sich feſt die beiden Augen zu.

Schadenfreude.

In des Papillons Gestalt
Flattr' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,
Ueber Wiesen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belausch' ein zärtlich Paar:
Von des schönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen schau ich nieder;
Alles was der Tod mir raubte
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd stumm,
Und sein Mund genießt der Stunde,
Die ihm gütge Götter senden,
Hüpft vom Busen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und sie sieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt sie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebster, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding."

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! brav mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang,
Und hier zu breit,
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch alles!

Künſtler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend

Unſchuld.

Schönſte Tugend einer Seele,
Reinſter Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich ſchwaches Licht:
Dich fühlt nur wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt der fühlt dich nicht.

Göttin, in dem Paradieſe
Lebteſt du mit uns vereint:
Noch erſcheinſt du mancher Wieſe
Morgens, eh die Sonne ſcheint.
Nur der ſanfte Dichter ſiehet
Dich im Nebelkleide ziehn:
Phöbus kommt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel biſt du hin.

Scheintod

Weint, Mädchen, hier bei Amors Grabe; hier
Sank er von nichts, von ungefähr darnieder.
Doch iſt er wirklich tot? Ich ſchwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ungefähr erweckt ihn öfters wieder.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind,
Das ſchlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder.

Novemberlied.

Dem Schützen, doch dem alten nicht,
Zu dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht:

Dem Knaben sey dieß Lied geweiht,
Der zwischen Rosen spielt,
Uns höret und zur rechten Zeit
Nach schönen Herzen zielt.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So häßlich sonst und rauh,
Gar manchen werthen Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

Von nun an soll sein schönes Bild
Am Sternenhimmel stehn,
Und er soll ewig hold und mild
Uns auf und unter gehn.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbei:
Aber wenn er einſt den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht:
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich:
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Erſter Verluſt.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse:
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich lasse;
Nur ein unbestimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Brust durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bedenk' und fasse,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seyst euch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Gegenwart.

Alles kündet dich an!
Erſcheinet die herrliche Sonne,
Folgſt du, ſo hoff' ich es, bald.

Trittſt du im Garten hervor,
So biſt du die Roſe der Roſen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regſt,
So regen ſich alle Geſtirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und ſo wär' es denn Nacht!
Nun überſcheinſt du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich biſt du,
Und Blumen, Mond und Geſtirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! ſo ſey du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit iſt's.

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche singt:

So dringet ängstlich hin und wieder
Durch Feld und Busch und Wald mein Blick:
Dich rufen alle meine Lieder:
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verflieſſet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben;
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Waſſer eingeſchrieben:
So flieſſt denn auch mit ihm davon.

Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor?
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bey meinem Weib
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

So!

Wehmuth

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Doch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Abſchied.

Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht.
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneuſt, verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät mußt' ich's entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich gefollt, hab' ich vollendet;
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Wechsel.

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust;
Dann führt sie der Leichtsinn im Strome danieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Und doch, und so traurig, verschleifst du vergebens
Die köstlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteste Mädchen vergifst!
O ruf' sie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küst sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt.

Beherzigung

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Ein Gleiches.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Meeresſtille.

Tiefe Stille herrſcht im Waſſer,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert ſieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesſtille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle ſich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel iſt helle
Und Aeolus löſet
Das ängſtliche Band.
Es ſäuſeln die Winde,
Es rühret ſich der Schiffer.
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es theilt ſich die Welle,
Es naht ſich die Ferne;
Schon ſeh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht:
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſ'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich:
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hoffi' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Kenner und Enthusiast.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben,
Was alles es hätt' gar Freud' genung
Frisch junges warmes Leben.
Wir fanden sie sitzen an ihrem Bett,
Thät' sich auf ihr Händlein stützen.
Der Herr der macht' ihr ein Compliment,
Thät' gegen ihr über sitzen.
Er spitzt die Nase, er stirt sie an,
Betracht sie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und sagt, sie wär' doch allzu schlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein:

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur:
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Mailied

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebſt.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dieß Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein ſchwaches Roſenband!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſt's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

An Lottchen

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim ſtillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichteſt,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.

Wohl iſt mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl;
Wir empfinden und was wir empfunden
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchſchleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unſre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?

Ach es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O sie ist werth zu seyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin giebt.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist:
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tauſendmal!
Ich habe mich oft gebücket
Ach wohl ein tauſendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttauſendmal!

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Gallerie
Voll Menſchenglut und Geiſter;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Mahler! Mahler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Mahlen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und ſieh, da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum,
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Mailied.

Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen ſeyn.
Grünt und blühet
Schön der Mai:
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felſen beim Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget fein gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Herbstgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Thränen.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebelklüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh'!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Reigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie:
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll;
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen:
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraure den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

Nachtgesang.

O gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und winket und schraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug;
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt:
Ich eile sobald
Ein singender Vogel
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich."

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Die ſcheidende Sonne
Vergoldet die Höhn;
Die ſinnende Schöne
Sie läßt es geſchehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang,
Und finſter und finſtrer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auf einmal erſcheint' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben,
So nah und ſo fern?"
Und haſt du mit Staunen
Das Leuchten erblickt:
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, sie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt;
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt.

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore
Und überall iſt es ſo ſtill;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller
So voll von köſtlichem Wein;
Nun ſteiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Cither und Flasche
Nach dieſen felſigen Höhn
Ich an dem heiterſten Tage
Mein Liebchen ſteigen geſehn:

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da gings wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu;

Als wären für ſtattliche Gäſte
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Als ſtünd in ſeiner Capelle
Der würdige Pfaffe ſchon da
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte ſtatt der Menge
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit:
Sie nimmt ſich zum Credenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Bayerische Staatsbibliothek

Geiſtesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der wie das Schiff vorübergeht
So wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
„Dieß Herz ſo feſt und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt:

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
„Fahr' immer immer zu!"

An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach:
Er iſt der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Wonne der Wehmuth

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach mir dem halbgetrockneten Auge
Wie öde wie todt die Welt ihm erscheint'
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch:
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Da wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geſchehn.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunſt rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerſpitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunſt wohl anders ſeyn?
Drum hetze dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz:

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Einſchränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieſer engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeſſ' ich doch, vergeſſ' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet:
Und ach, ich fühle nah' und fern
Iſt mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maaß getroffen!
Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es ſind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen dieſe Bäume
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun, gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen
Sorge, nun ſo mach' mich klug!

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grundaus läßt genießen.

An Lina.

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Claviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh ins Buch hinein:
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!

Ach wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Gesellige Lieder.

Was wir in Gesellschaft singen
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Zum neuen Jahr.

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust:
Bessere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O des Geschickes
Seltsamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geschenk!

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke.
Dankt dem Geschicke
Männiglich Gut,
Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Gluth!

Andere schauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und scheu:
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Beugung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Erklärung.

eines

alten Holzschnittes

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.

Stiftungslied.

Was gehſt du, ſchöne Nachbarin,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerin
Und ließ ihr keine Ruh;
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er iſt der Köchin hold;
Den Braten dreht er für und für,
Um ſüßen Minnefold.

Die ſechſe die verzehrten dann
Zuſammen ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Neuigkeit
Und friſcher Schwänke war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und feine Spiele Platz;
Ein ſechstes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte sehr,
Was doch das beste thut.
Ein zärtlich Pärchen schloß sich an,
Ein treues — nun war's gut.

Gesellig feiert fort und fort
Das ungestörte Mahl,
Und eins im andern freue sich
Der heil'gen Doppelzahl.

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blüthenſänger, o Couceu!
Bitten eines jungen Paares
In der ſchönſten Zeit des Jahres
Höre, liebſter Vogel du;
Kann es hoffen, ruf ihm zu:
Dein Couceu, dein Couceu,
Immer mehr Couceu, Couceu.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar:
Und es iſt bei ſeiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag, wie lange es warten ſoll!
Horch! Couceu! Horch! Couceu!
Immer ſtille! Nichts hinzu!

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeiſt.
Eins! Couceu! Zwei! Couceu!
Immer weiter Couceu, Couceu, Ceu.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagst du wohl, wie lang wir leben?
Freilich, wir gestehen dir's,
Gern zum längsten trieben wir's.
Ceu Ceuceu, Ceu Ceuceu,
Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu.

Leben ist ein grosses Fest,
Wenn sich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch alles nicht mehr schön.
Ceu Ceuceu, Ceu Ceuceu,
Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu, Ceu.

(Mit Grazie in infinitum.)

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir ſo warm erfleht,
Weibchen, o ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick:
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo um beſonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen
Zuerſt gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen ſah:
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttausend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Busch, am Wiesengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbst in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwei:
Doch anders war's beschieden
Und sieh! wir waren drei,
Und vier' und fünf und sechse,
Sie saßen um den Topf,
Und nun sind die Gewächse
Fast all' uns übern Kopf.

Und dort in schöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umschlingen Pappelbäche,
So freundlich sieht's heraus.
Wer schaffte wohl da drüben
Sich diesen frohen Sitz?
Ist es mit seiner Lieben
Nicht unser braver Fritz?

Und wo im Felsengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich schäumend aus dem Schlunde
Auf Räder stürzen muß:
Man spricht von Müllerinnen
Und wie so schön sie sind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unser Kind.

Doch wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel ſchwankend ab;
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus;

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird am Friedensfeſte
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feiertänzen
Drängt jeder ſich herbei;
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drei.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt im Reihen
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen seyn!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht;
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küsset treu,
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin?
Genießt die freie Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig so gesellt.

Dauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde feſt!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erſt verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es kalb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach, und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweitenmal.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemſenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde:
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
Uns Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre.

Nun begrüß' ich sie sogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein schönes Kind
Wen ich eben meine,
Nun so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen;
Diesen sey ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele.

Gewohnt, gethan.

Ich habe geliebet; nun lieb' ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erſt war ich der Diener von Allen;
Nun feſſelt mich dieſe ſcharmante Perſon,
Sie thut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet; nun glaub' ich erſt recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden:
So düſter es oft und ſo dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal iſt's lichter geworden.

Ich habe geſpeiſet; nun ſpeiſ' ich erſt gut!
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Iſt alles an Tafel vergeſſen.
Die Jugend verſchlingt nur, dann ſaufet ſie fort:
Ich liebe zu tafeln am luſtigen Ort,
Ich koſt' und ich ſchmecke beim Eſſen.

Ich habe getrunken; nun trink' ich erſt gern!
Der Wein er erhöht uns, er macht uns zum Herrn
Und löſet die ſklaviſchen Zungen.
Ja ſchonet nur nicht das erquickende Naß:
Denn ſchwindet der älteſte Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die Jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelebt!
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer gelobt,
So drehn wir ein sittiges Tänzchen.
Und wer sich der Blumen recht viele verflicht
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum frisch nur aufs neue! Bedenke dich nicht:
Denn wer sich die Rosen, die blühenden, bricht,
Den kitzeln fürwahr nur die Dornen.
So heute wie gestern, es flimmert der Stern:
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Generalbeichte.

Laſſet heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet;
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,
Ueber göttlichen Gesang
Ihr Geklatsche schätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte,
Uns zur Rede setzten.

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben.

Den Philistern allzumal
Wohlgemuth zu schnippen,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern fest uns anzufangen
An geliebte Lippen.

Cophtisches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſeyn!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht auf Befreyung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht auf Befreyung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Und auf den Höhen der Indiſchen Lüfte
Und in den Tiefen Aegyptiſcher Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nun gehört:
Thöricht auf Befreyung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Ein anderes.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feyerwamms er trägt.
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne möcht von sich geben.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt:
Juchhe!
Und wer will mein Camerade ſeyn,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth:
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach,
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach:
O weh!
Die Falſche ſucht' ſich ein ander Theil,
Die Treue macht' mir Langeweil:
Die Beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reiſ' und Fahrt,
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart:
O weh!
Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr,
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein Andrer mehr:
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg:
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt:
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus:
Die letzte muß heraus!

Frech und froh.

Mit Mädchen ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld:
So kommt man durch die Welt.

Mit vielem läßt ſich ſchmauſen:
Mit wenig läßt ſich hauſen:
Daß wenig vieles ſey,
Schafft nur die Luſt herbei.

Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſetzt von Herzen froh:
Das iſt das A und O.

So fahret fort zu richten,
Euch nach der Welt zu richten.
Bereut im Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Kriegsglück.

Verwünschter weiß ich nichts im Krieg
Als nicht bleſſirt zu ſeyn.
Man geht getroſt von Sieg zu Sieg
Gefahrgewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marſch ſich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Cantoniren an,
Dem Bauer eine Laſt,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sey höflich, man bedient dich ſchlecht,
Den Grobian zur Noth;
Und nimmt man ſelbſt am Wirthe Recht,
Iſt man Profoßen-Brod.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert 's klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel ſummt,
Da geht's wohl luſtig her;
Und wie man das Gefecht befiehlt,
Man weichet, man erneut's,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun ist alle Noth vorbei,
Man schleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erst erschreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut sich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen-Schooß
Kann man sich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin rastet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft,
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat Eine sich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn gesellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emsiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte sieht er sich
Des sämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man sey voll Kampfes Lust;
Da kömmt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Brust.
Sagt, ob's für einen Martismann
Wohl etwas Bessres giebt!
Und unter Thränen scheidet man
Geehrt so wie geliebt.

Offne Tafel.

Viele Gäste wünsch' ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir ob sie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wissen,
Nicht, daß es was hübsches sey,
Einen Freund zu küssen.
Eingeladen sind sie all,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir ob sie kommen!

Frauen denk' ich auch zu sehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden sie,
Haben's angenommen.
Häuschen, geh und sieh dich um!
Sieh mir ob sie kommen!

Junge Herrn berief ich auch
Nicht im mindſten eitel,
Die ſogar beſcheiden ſind
Mit gefülltem Beutel;
Dieſe bat ich ſonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Männer lud ich mit Reſpect,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die ſchönſte ſchauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unſre Luſt zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle dieſe ſtimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Doch ich ſehe niemand gehn,
Sehe niemand rennen.
Suppe kocht und ſiedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, ſag', was meinſt du wohl?
Es wird niemand kommen.

Hänschen lauf und säume nicht,
Ruf mir neue Gäste!
Jeder komme wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh nur wie sie kommen!

Rechenſchaft.

Der Meiſter.

Friſch! der Wein ſoll reichlich fließen!
Nichts Verdrießlichs weh' uns an!
Sage, willſt du mitgenießen,
Haſt du deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten ſich nur gar zu ſehr;
Geſtern zärtlich, wüthend heute,
Morgen wär' es noch viel mehr:
Senkte Sie hier das Genicke,
Dort zerrauft' Er ſich das Haar;
Alles bracht' ich ins Geſchicke,
Und ſie ſind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Warum weinſt du, junge Waiſe?
„Gott! ich wünſchte mir das Grab;
Denn mein Vormund, leiſe, leiſe,
Bringt mich an den Bettelſtab."

Und ich kannte das Gelichter,
Zog den Schächer vor Gericht,
Streng' und brav sind unsre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Einem armen kleinen Kegel,
Der sich nicht besonders regt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Heute grob sich aufgelegt.
Und ich fühlte mich ein Mannsen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hansen
Gleich die Schmarre durchs Gesicht.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu sagen:
Denn ich habe nichts gethan.
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm' ich mich der Wirthschaft an;
Doch ich habe nichts vergessen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten sie zu essen,
Und an Essen fehlt' es nicht.

Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu ſchauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen ſein;
Hätt auch eine Zunge, die ſich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Muſen ſich erfreun,
Wollten ihn zum Meiſterſänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und rundem Leib,
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Gar edel vor ſich hin ſie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu ſchwenzen,
Oder mit den Augen herum zu ſcharlenzen.
Sie trägt einen Maßſtab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt ſie thätig Ehrbarkeit,
Sonſt auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!
Achſelzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäſche,
Nannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, ſo löſche,
Hat's gebrannt, bau wieder auf!

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Meiſter.

Jeder möge ſo verkünden,
Was ihm heute wohlgelang!
Das iſt erſt das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Geſang.
Keinen Trucker hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der That.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drei Stimmen.

Hetter trete jeder Sänger,
Hochwillkommen in den Saal;
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal:
Fürchten hinter dieſen Launen,
Dieſem ausſtaffirten Schmerz,
Dieſen trüben Augenbraunen,
Leerheit oder ſchlechtes Herz.

Chor.

Niemand ſoll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter ſoll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Ergo bibamus!

Hier ſind wir verſammelt zu löblichem Thun,
Drum Brüderchen! Ergo bibamus.
Die Gläſer ſie klingen, Geſpräche ſie ruhn,
Beherziget Ergo bibamus.
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort:
Es paſſet zum Erſten und paſſet ſo fort,
Und ſchallet ein Echo vom feſtlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus.

Ich hatte mein freundliches Liebchen geſehn,
Da dacht' ich mir: Ergo bibamus.
Und nahte mich freundlich; da ließ ſie mich ſtehn.
Ich half mir und dachte: Bibamus.
Und wenn ſie verſöhnet euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küſſen vermißt:
So bleibet nur, bis ihr was Beſſeres wißt,
Beim tröſtlichen Ergo bibamus.

Mich ruft mein Geſchick von den Freunden hinweg:
Ihr Redlichen! Ergo bibamus.
Ich ſcheide von hinnen mit leichtem Gepäck:
Drum doppeltes Ergo bibamus.
Und was auch der Filz von dem Leibe ſich ſchmorgt,
So bleibt für den Heitern doch immer geſorgt:
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt:
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.

Was ſollen wir ſagen zum heutigen Tag!
Ich dächte nur: **Ergo bibamus.**
Er iſt nun einmal von beſonderem Schlag:
Drum immer aufs neue: **Bibamus.**
Er führet die Freude durchs offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt ſich der Flor,
Da ſcheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor:
Wir klingen und ſingen: **Bibamus.**

Muſen und Grazien in der Mark.

O wie iſt die Stadt ſo wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waten,
Waten noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trockne Brot! und ſaures Bier!

Sagt mir nicht von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unsre Samen, unsre Torten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns bestricheln!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Erler bleibt uns nah!
Immer sagt man: gestern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unsern Liedern reimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich
Und das ist genug gethan.

Epiphanias.

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken, und bezahlen nicht gern:
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken, und bezahlen nicht gern.

Die heiligen drei König' sind kommen allhier,
Es sind ihrer drei und sind nicht ihrer vier:
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heil'ger drei König mehr.

Ich erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach, mit allen Spezerein
Werd' ich sein Tag kein Mädchen mehr erfreun.

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Gesang.
Ich bringe Gold statt Specerein,
Da werd' ich überall willkommen seyn.

Ich endlich bin der schwarz' und bin der klein'
Und mag auch wohl einmal recht lustig seyn.
Ich esse gern, ich trinke gern,
Ich esse, trinke und bedanke mich gern.

Die heilgen drei König' sind wohl gesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind:
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei so gut als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herrn und Frauw,
Aber keine Ochsen und Esel schauw;
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unseres Weges weiter fort.

Die Luſtigen von Weimar.

Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das iſt, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebſter Ort!
Samstag iſt's worauf wir zielen.
Sonntag rutſcht man auf das Land;
Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reizet uns die Bühne;
Dienstag ſchleicht dann auch herbei,
Doch er bringt zu ſtiller Sühne
Ein Rapuſchchen frank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
Denn es giebt ein gutes Stück;
Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

Und es ſchlingt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zwei und funfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut:
Laßt den Wienern ihren Prater:
Weimar, Jena, da iſt's gut!

Sicilianiſches Lied.

Ihr ſchwarzen Aeugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuſer ein,
Es fallen Städte;
Und dieſe Leinenwand
Vor meinem Herzen —
Bedenk doch nur einmal —
Die ſollt' nicht fallen!

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert seyn,
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meynt er, er hätt sie lang gesehn.

Die spricht: ich habe dich auserlesen,
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durch einander rennen,
Sollst dus mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen;
Sollst halten über Ehr und Recht,
In allem Ding seyn schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Nahmen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,

Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i gesäße,
Ha de Vögle
Zugeschaut;
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hämts Näßli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i gestande
Ha de Imble
Zugeschaut!
Hänt gebrummet,
Hänt gesummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wiese
Bin i gange,
Lugt'i Summer
vögle a:
Hänt gesoge,
Hänt gesloge,
Gar z' schön hänt's
Gethan.

Und da kummt im
Der Hanfel,
Und da zeig i
Em froh,
Wie sie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au so.

Finniſches Lied.

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Völlig ſo wie er geſchieden;
Kuß erklänge' an ſeinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut ſie geröthet:
Ihm den Handſchlag gäb' ich, wären
Seine Fingerſpitzen Schlangen.

Wind! o hättest du Verſtändniß,
Wort' um Worte trügſt du wechſelnd,
Sollt' auch einiges verhallen,
Zwiſchen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Biſſen,
Prieſters Tafelfleiſch vergäß' ich,
Eher als dem Freund entſagen,
Den ich Sommers raſch bezwungen,
Winters langer Weil' bezähmte.

Zigeunerlied.

Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geſchrei:
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich ſchoß einmal eine Katz' am Zaun,
Der Anne, der Hex', ihre ſchwarze liebe Katz';
Da kamen des Nachts ſieben Wehrwölf' zu mir,
Waren ſieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich kannte ſie all', ich kannte ſie wohl
Die Anne, die Urſel, die Käth',
Die Lieſe, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie heulten im Kreiſe mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Da nannt' ich ſie alle bei Namen laut:
Was willſt du, Anne? was willſt du, Beth?
Da rüttelten ſie ſich, da ſchüttelten ſie ſich
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Aus Wilhelm Meiſter.

Auch vernehmet im Gedränge
Jener Genien Gesänge

Mignon.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen:
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen:
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Dieſelbe.

Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt
Iſt in der Weite.
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!

Dieſelbe.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde:
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe!
Macht mich auf ewig wieder jung!

Harfenſpieler.

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein?
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſeyn,
Da läßt ſie mich allein!

Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander kollert;
Mag dir aber bey allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Obs ihm möcht eine Witzung werden.
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerley Wesen,
Wie ihrs mögt in seinen Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,
Da seht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;

Derſelbe.

An die Thüren will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich ſtehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.

Jeder wird ſich glücklich ſcheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint:
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.

Derſelbe.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führet ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Philine.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht:
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt:

Wenn der raſche loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust!
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Balladen.

Mährchen, noch ſo wunderbar.
Dichterkünſte machen's wahr.

Mignon.

Kennſt du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor
Was auf der Brücke ſchallen?
Laßt den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief:
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel
Eine goldne Kette bringen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Der deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet:
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet:
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O! dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trank euch danke.

Ballade

vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da ſind wir allein,
Wir wollen die Pforte verſchließen.
Die Mutter, ſie betet, der Vater im Hain
Iſt gangen die Wölfe zu ſchießen.
O ſing uns ein Mährchen, o ſing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben ſchon längſt einen Sänger gehofft,
Die Kinder ſie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus,
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geſchwind?
Was trägt er ſo raſch in die Ferne?
Ein Töchterlein iſt es, da ſchläft nun das Kind.
Die Kinder ſie hören es gerne.

Nun hellt ſich der Morgen, die Welt iſt ſo weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger;
So ſchreitet und heiſcht er undenkliche Zeit,
Der Bart wächſ't ihm länger und länger;
Doch wächſ't in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichſten Sterne,
Geſchützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
Sie schleppt mit Keichen und wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geschnitten;
Darauf seht ihr mit weiten Ermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorras Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in in einem Ehren-Spiegel schauen;
Dann allerley Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerley Lehr und gute Weis.
Könnt sehn St. Peter mit der Gaiß,
Über der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laster Geschicht.

Und immer ſind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt ſich, der Mantel zerſtückt,
Er könnte ſie länger nicht faſſen.
Der Vater er ſchaut ſie, wie iſt er beglückt!
Er kann ſich für Freude nicht laſſen;
So ſchön und ſo edel erſcheint ſie zugleich,
Entſproſſen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht ſie den Vater, den theuern, ſo reich! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Da reitet ein fürſtlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almoſen will er nicht geben.
Er faſſet das Händchen ſo kräftiglich an:
Die will ich, ſo ruft er, aufs Leben!
Erkennſt du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebſt du zur Fürſtin ſie gerne;
Sie ſey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Sie ſegnet der Prieſter am heiligen Ort,
Mit Luſt und mit Unluſt nun ziehet ſie fort,
Sie möchte vom Vater nicht ſcheiden.
Der Alte wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden ſein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelin wohl in der Ferne;
Sie ſegn' ich bei Tage, ſie ſegn' ich bei Nacht —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Er ſegnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da iſt er! Sie ſpringen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockſt du die Kinder! du Bettler, du Thor!
Ergreift ihn, ihr eiſernen Schergen!

Zum tiefsten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen flehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht —
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächs't nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete stets, und man läugnet mit Recht,
Daß je sich der Adel erlerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —
Die Kinder sie hörens nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verstößt,
Die heiligsten Bande verwegentlich löst,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die ist meine! Du hast sie geraubt,
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köstlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löse die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Gesetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,
Heut einen sich selige Sterne,
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut —
Die Kinder sie hören es gerne.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Bube frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't' und ſchwur,
So fuhr die Seel' von hinnen,
Die Stund' da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't 's Pferd hauß' an und kriecht hinein
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,
Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf Trepp' ab durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal,
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't sich —

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind.

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein." —

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau:
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth:
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Briesen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverdam, Hülfe reichend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſ't.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau! ... Du gehſt davon!“
Sie trägt die Mutter durchs Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſ't.
Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite ſchwoll;
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willſt du hinein!“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſeyn!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſ't,
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſ't.
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund:
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So ſollten ſie alle verloren ſeyn!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern:
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Fels! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,
Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall:
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint
Und überall wird ſchön Suschen beweint.
Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Unser Meister das all ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es dient sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Zu Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär er selbst gesyn dabey.
Sein Geist war ganz dahin gebannt,
Er hätt kein Auge davon verwandt,
Hätt er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spucken.

Da thät er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affensprüng hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheyden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
All zu witzig und all zu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie ein'n Affentanz.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wollenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß:
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm:
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderſchön.

Lied des gefangnen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderſchön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu ſuchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen ſind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von dieſem ringsum ſteilen Schloß
Laß ich die Augen ſchweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeſchoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der ſollte mein Trauter bleiben.

Roſe.

Ich blühe ſchön, und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meineſt mich, die Roſe, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du haſt gar einen hohen Sinn,
Es herrſcht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein du biſt das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Brauch
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze ſchlägt in treuer Bruſt
Und iſt ſich rein, wie ich bewußt,
Der hält mich wohl am höchſten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein,
Und rein von böſen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen ſeyn,
Und muß mich einſam quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Lieders.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, ſeyn
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde ſonſt der Alte mein
Mit ſo viel Sorgen warten?
Im ſchönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tauſend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach,
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn zwei ſich redlich lieben:
Drum bin ich in des Kerkers Nacht,
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Ritter Curt's Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt ſich Ritter Curt aufs Roß:
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebſten Schloß:
Als am öden Felſenorte
Drohend ſich ein Gegner naht:
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut;
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr nicht ſo geſchwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen,
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbei begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den bebenden Ritter auf.
O verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Röſſelein ſtieg,
Da fand er ſein Schlöſſelein oben:
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun, Gräflein, da biſt du zu Haus,
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl beſſer gemacht.
Drum raſch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Geſtelle.

Und als er im willigen Schlummer ſo lag,
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte die raſchle ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Bröſelein hätte!
Doch ſiehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Gebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der ſchläft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Beſpöttet eines jeden Fürm,
Treibt ſie ins Bad, ſchneidt ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht ſo viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben,
So fort zu ſingen und zu ſchreiben?
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heiliz anzuſchauen,
Wie ein Bild unſrer lieben Frauen.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig würkender Wahrheit.
Sie ſpricht: Ich komm um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeyhn.
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe leichte Glut!
Doch daß das Leben, das dich treibt,

Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes klingendes Chor
Possirlich kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht:
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun rappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;

Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein;
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und toset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

Und sollen wir singen was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er, so artig, im Kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender singender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zeg' ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Verbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken:
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse seyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sey dein künftig Zauberwort.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereis'te Rattenfänger,
Den diese altberühmte Stadt
Gewiß besonders nöthig hat:
Und wären's Ratten noch so viele,
Und wären Wiesel mit im Spiele:
Von allen säubr' ich diesen Ort,
Sie müssen mit einander fort.

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die goldnen Mährchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,
Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinter drein.

Dann ist der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch so blöde,
Und wären Weiber noch so spröde;
Doch allen wird so liebebang
Bei Zauberfaiten und Gesang.

Von Anfang.

Die Spinnerin.

Als ich ſtill und ruhig ſpann,
Ohne nur zu ſtocken,
Trat ein ſchöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was ſchaden?
Mein dem Flachſe gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim Alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang erhalten.

Und des Flachſes Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich ſie zum Weber trug
Fühlt' ich was ſich regen,
Und mein armes Herze ſchlug
Mit geſchwindern Schlägen.

Nun beim heißen Sonnenſtich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächſten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein geſponnen,
Kommt — wie kann es anders ſeyn? —
Endlich an die Sonnen.

Vor Gericht.

Von wem ich es habe, das ſag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. –
Pfui! ſpeit ihr aus: die Hure da! –
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das ſag' ich euch nicht.
Mein Schatz iſt lieb und gut,
Trägt er eine goldene Kett' am Hals,
Trägt er einen ſtrohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen ſeyn,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es iſt mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Liese.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerin.

Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.

Ruhst du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.

Immer bey holden Kräften bleibt;
Hab ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß deine Seel sey wonnereich
Einer Knospe im Thaue gleich.

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beym Hollunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schoos gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel seyn?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht was sie sich wünschen soll,

Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilſt mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell:
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter fall,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt mit gefaßtem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden;
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft
Hat auch das Wasser bess're Kraft.

Gesell.

Du armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide:
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldcapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen:
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten wilden Höhn?

Ach, wehl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen,
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem solchen Aepfelpaar,
Das freilich schön im Mühlgehege,
So wie im Paradiese, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Kennt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hieß den holden Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, guckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit schrecklichem Geschrei von mir. —
Was dringt ihr Alle wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender seyn.

„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

„Nun ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzuziehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort:
Da macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So laſſet doch den Fraun von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd ihr auch von den Gedichten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht."

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde,
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hauſe,
Daß ich dich, nach dem ernſten Wort,
Nicht zauſe!
Was ſingſt du hier für Heuchelei
Von Lieb' und ſtiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerin.

Ich ſinge von des Mädchens Reu,
Und langem heißem Sehnen;
Denn Leichtſinn wandelte ſich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohn nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Fauſt nicht ſo ſehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben;
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.
Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind gewohnte Geſchichten.

Zigeunerin.

„Ach! weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauschen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O hättest du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einst hinein,
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entstand ein Lärm und Geschrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbei.
Noch siedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

„Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still mich's kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht gemmg,
So schlecht an dem Liebsten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das schwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Gesicht, und weiß und klar
Stellt sich die schöne Müllerin dar
Dem erstaunt-erzürnten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht:
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch ſterben.

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Geweckt?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerin.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es iſt nun Alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgeſtirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle ſpringt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Wanderer und Pächterin.

Er.

Kannſt du, ſchöne Pächterin ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir für Durſt und Hunger reichen?

Sie.

Willſt du, Vielgereiſ'ter, hier dich laben:
Sauren Rahm und Brod und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte,
Kannſt du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch, ich müßte ſchon dich kennen,
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden;
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich bei Wandrern
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſtenmale
Hat mir's dieſe Bildung abgewonnen!
Damals war ſie Sonne aller Sonnen
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Und unter dieser Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum ist deine Stirn so trüb?
Das was dich dränget, süße Lieb,
Ist volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in Einem ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An deinem Auge sich lindern soll;
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß,
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Rast,
Wie er ins liebe Aermlein sinkt,
Neue Lebenstäg und Kräfte trinkt.
Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehrt dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereyen
Wirst ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Sie.

Freut es dich, ſo kann es wohl geſchehen,
Daß man deinen Mährchenſcherz vollende:
Purpurſeide floß von ihrer Lende,
Da du ſie zum erſtenmal geſehen.

Er.

Nein, fürwahr, das haſt du nicht gedichtet!
Kamten Geiſter dir es offenbaren;
Von Juwelen haſt du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie

Dieſes Eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu ſehen,
Manche Schlöſſer in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn am Schluß der Reiſe
Ich das edle Bildniß wieder finde!

Sie

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des vertriebnen Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt vermeiden?
Reiche Felder, breite Wieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geſchwiſter haben viel erworben;
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es, meine Schöne!
Vom Beſitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es iſt: Helene!

Sie.

Kennt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh' den wackren Bruder kommen;
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Wirkung in die Ferne.

Die Königin ſteht im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen ſo viele;
Sie ſpricht zum Pagen: „Du läufſt einmal
Und holſt mir den Beutel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tiſches Rand.“
Der Knabe der eilt ſo behende,
War bald an Schloſſes Ende.

Und neben der Königin ſchlürft zur Stund
Sorbet die ſchönſte der Frauen.
Da brach ihr die Taſſe ſo hart an dem Mund,
Es war ein Gräuel zu ſchauen.
Verlegenheit! Scham!
Ums Prachtkleid iſt's gethan!
Sie eilt und fliegt ſo behende
Entgegen des Schloſſes Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen,
Es wußt' es niemand, doch beide zuſamm',
Sie hegten einander im Herzen;
Und o des Glücks,
Des günſt'gen Geſchicks!
Sie warfen mit Bruſt ſich zu Brüſten
Und herzten und küßten nach Küſten.

Doch endlich beide ſich reißen los:
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt ſich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürſtin entdeckt
Das Weſtchen befleckt:
Für ſie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.

Und ſie die Hofmeiſterin rufen läßt:
„Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und ihr behauptetet ſteif und feſt,
Nicht reiche der Geiſt in die Weite;
Die Gegenwart nur
Die laſſe wohl Spur;
Doch niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmliſchen Sterne."

„Nun ſeht! So eben ward mir zur Seit'
Der geiſtige Süßtrank verſchüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten ſo weit
Dem Knaben die Weſte zerrüttet. —
Beſorg dir ſie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß ſie mir zum Beweiſe gegolten,
Ich zahl' ſie! ſonſt wirſt du geſcholten."

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter ſprach: die Glocke tönt,
Und ſo iſt dir's befohlen,
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt ſchnell, man glaubt es kaum:
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig ſeinen Huſch
Und mit gewandter Schnelle
Gilt es durch Anger Feld und Buſch
Zur Kirche, zur Capelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den erſten Glockenſchlag,
Nicht in Perſon ſich laden.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt ſchon der nächtliche Graus:
Sie ſind's die unholdigen Schweſtern.
Sie ſtreifen heran und ſie finden uns hier,
Sie trinken das mühſam geholte das Bier,
Und laſſen nur leer uns die Krüge.

So ſprechen die Kinder und drücken ſich ſchnell:
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
Nur ſtille, Kind! Kinderlein, ſtille!
Die Hulden ſie kommen von durſtiger Jagd
Und laßt ihr ſie trinken wie's jeder behagt,
Dann ſind ſie euch hold die Unholden.

Geſagt ſo geſchehn! und da naht ſich der Graus
Und ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus,
Doch ſchlürft es und ſchlampft es aufs beſte.
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer:
Nun ſauſ't und brauſ't es, das wüthige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell!
Ihr Püppchen, nur ſeyd mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut. —
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur ſchweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er iſt es, der gern mit den Kindelein ſpielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt:
Nur hat die Beſtätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köſtlich in Händen.

Sie kommen nach Hauſe, ſie ſetzen den Krug
Ein jedes den Eltern beſcheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch ſiehe man koſtet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde ſchon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget wer immer zu fragen vermag:
Wie iſt's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein ſie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie ſtammeln und ſtottern und ſchwatzen zuletzt,
Und gleich ſind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Geſicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann ſpricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern iſt ſchädlich, verſchweigen iſt gut;
Dann füllt ſich das Bier in den Krügen.

Gutmann und Gutweib.

Und morgen fällt St. Martins Feſt,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet ſie ihm Puddings ein
Und bäckt ſie in der Pfann'.

Im Bette liegen beide nun,
Da ſauſt ein wilder Weſt;
Und Gutmann ſpricht zur guten Frau:
Du riegle die Thüre feſt. —

Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh;
Und klapperte ſie ein hundert Jahr
Ich riegelte ſie nicht zu.

Drauf eine Wette ſchloſſen ſie
Ganz leiſe ſich ins Ohr:
So wer das erſte Wörtlein ſpräch'
Der ſchöbe den Riegel vor.

Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
Und wiſſen nicht wo ſie ſtehn,
Die Lampe loſch, der Herd verglomm,
Zu hören iſt nichts, zu ſehn.

Was iſt das für ein Hexen-Ort?
Da bricht uns die Geduld!
Doch hörten ſie kein Sterbenswort,
Deß war die Thüre ſchuld.

Den weißen Pudding speis'ten sie,
Den schwarzen ganz vertraut.
Und Gutweib sagte sich selber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zu diesem sprach der Jene dann:
Wie trocken ist mir der Hals!
Der Schrank der klafft und geistig riecht's,
Da findet sich's allenfalls.

Ein Fläschchen Schnapps ergreif' ich da,
Das trifft sich doch geschickt!
Ich bring' es dir, du bringst es mir
Und bald sind wir erquickt.

Doch Gutmann sprang so heftig auf
Und fuhr sie drohend an:
Bezahlen soll mit theurem Geld
Wer mir den Schnapps verthan!

Und Gutweib sprang auch froh heran,
Drei Sprünge als wär' sie reich:
Du, Gutmann, sprachst das erste Wort,
Nun riegle die Thüre gleich!

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den ſetzt die Nachwelt ihm aufs Haupt,
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Der Todtentanz.

Der Thürmer der schaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond der hat alles ins Helle gebracht:
Der Kirchhof er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will sich ergötzen sogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung, und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle, da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da giebt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer so lächerlich vor:
Da raunt ihm der Schalk der Versucher ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Getham wie gedacht! und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher
Und husch ist es unter dem Rasen.

Nur einer der trippelt und ſtolpert zuletzt
Und tappet und grapſ't an den Grüften;
Doch hat kein Geſelle ſo ſchwer ihn verletzt:
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, ſie ſchlägt ihn zurück
Geziert und geſegnet, dem Thürmer zum Glück:
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da raſtet er nicht,
Da gilt auch kein langes Beſinnen,
Den gothiſchen Zierrath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun iſt's um den armen, den Thürmer gethan!
Es ruckt ſich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längſten gelebt —
Den Zipfel ein eiſerner Zacken.
Schon trübet der Mond ſich verſchwindenden Scheins,
Die Glocke ſie donnert ein mächtiges Eins
Und unten zerſchellt das Gerippe.

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm, du alter Beſen!
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen;
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichen vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.

Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!
Stock, der du geweſen,
Steh doch wieder ſtill!

Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz bebende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegſt du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er iſt entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und ſie laufen! Naß und näſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter! hör' mich rufen! —
Ach da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Beſen! Beſen!
Seyd's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter."

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen:
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt
Eh' er es verlangt:
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich aufs Bette legt;
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht, bei ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewande,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz- und goldnes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell ſo wie ich kam.

Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind!
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen:
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schweſter gönnt man dich.
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bei dieser Flamme sey's geschworen,
Gütig zeigt sie Hymen uns voraus,
Bist der Freude nicht und mir verloren,
Kommst mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unsern Hochzeitschmaus.

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen;
Golden reicht sie ihm die Kette dar
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.
Die ist nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gieb von deinem Haar.

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde
Und nun schien es ihr erst wohl zu seyn.
Gierig schlürfte sie mit blassem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrod,
Das er freundlich bot,
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Auf Riedings Tod.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdessen schleichet auf dem Gange,
Häuslich spät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebestammelns Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,
Weil sie erst sich überzeugen muß,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geschwind:
Giebt es hier im Hause solche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen sind? —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.
Wie mit Geist's Gewalt
Hebet die Gestalt
Lang und langsam sich im Bett' empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte:
So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Ist's euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht.
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' euch band'
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſiechſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh'
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daß er unſers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuſer ſind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes ſchönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre'
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dieß iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und biegt ſich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste:
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein:
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal:
Sinkt, zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder:
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine süße Nacht!
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling bebet,
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder:
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Paria.

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles iſt von deinem Samen,
Und ſo biſt du der Gerechte!
Haſt du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Haſt du ſie allein geſchaffen?
Oder biſt auch du's, der Affen
Werden ließ und unſeres Gleichen?

Edel ſind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dieß für die Menſchen gelten,
Mögen ſie uns doch verachten;
Aber du, du ſollſt uns achten,
Denn du könnteſt alle ſchelten.

Alſo Herr, nach dieſem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde:
Oder Eines laß entſtehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du haſt den Bajaderen
Eine Göttin ſelbſt erhoben;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen ſolch ein Wunder hören.

Legende.

Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstesten Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquicken; —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu krystallner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Reiner Sitte, holden Maurelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt sich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraschend spiegelt,
Aus des höchsten Himmels Breiten
Ueber ihr vorübereilend,
Allerlieblichste Gestalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich schönes Denken
Aus dem ew'gen Busen schuf;
Solchen schauend fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefste Leben,
Will verharren in dem Anschaun,

Weis't es weg, da kehrt es wieder
Und verworren strebt sie fluthwärts,
Mit unsichrer Hand zu schöpfen;
Aber ach! sie schöpft nicht mehr!
Denn des Wassers heilige Welle
Scheint zu fliehn, sich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grause Tiefen unter sich.

Arme sinken, Tritte straucheln,
Ist's denn auch der Pfad nach Hause?
Soll sie zaudern? soll sie fliehen?
Will sie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich versagt? —
Und so tritt sie vor den Gatten;
Er erblickt sie, Blick ist Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt sie zu dem Todtenhügel
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte sie zu widerstreben?
Wüßte sie sich zu entschuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der stillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Wessen Blut ist's? Vater! Vater!“ —
Der Verbrecherin! — „Mit nichten!
Denn es starret nicht am Schwerte
Wie verbrecherische Tropfen;
Fließt wie aus der Wunde frisch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's ist das ihre! —
„Wessen ist es?“ — Schweige! Schweige! —

„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geschehen? was verschuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab' ich's;
Deine Gattin magst du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn."

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch ist Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührest mit dem Schwerte
Und lebendig folgt sie dir.

Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper
Ueberkreuzt und so die Häupter;
Welch Entsetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächsten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Aufersteht ein Riesenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich-unverändert-süßen,
Tönt das grausenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun hast du ihrem Körper

Eingeimpft auf ewige Tage;
Weisen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern seyn.
Ja des Himmelsknaben Bildniß
Webt so schön vor Stirn und Auge,
Senkt sich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Wuthbegier.

Immer wird es wieder kehren,
Immer steigen, immer sinken,
Sich verdüstern, sich verklären,
So hat Brama dieß gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, schlanken Gliedern,
Göttlich-einzigem Erscheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern so beliebt.
Und so soll ich die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend
Fühlen Paria dieser Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich sende dich dem Vater!
Tröste! — Nicht ein traurig Büßen
Stumpfes Harren, stolz Verdienen
Halt' euch in der Wildniß fest;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringstem:
Daß ihn Brama droben hört!

Ihm ist keiner der Geringste —
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerstörtem Geiste,
Düster ohne Hülf' und Rettung,

Sey er Brame, sey er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu seinem Throne,
Schaut er mich, die Grausenhafte
Die er gräßlich umgeschaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen
Und ich werd' ihm wüthend sagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Busen schwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe das.

Dank des Paria.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich,
Denn du lässest alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt.
Nun beharr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Klaggesang

von der edeln Frauen des Asan Aga.

Aus dem Morlackischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl, oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drin an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester;
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen."

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.
Aengstlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unsers Vaters Asan Rosse,
„Ist dein Bruder Pintorowich kommen!"

Und es kehret die Gemahlin Asan's,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schwester!
„Mich verstoßen, Mutter dieser fünfe!"

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Tasche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,

Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß sie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei sich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief sahe,
Küßte sie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann sie sich im bittern Schmerz nicht reißen!
Reißt sie los der ungestüme Bruder,
Hebt sie auf das muntre Roß behende,
Und so eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach seines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht sieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unsre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unsre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoski's Cadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beschwöre dich bei deinem Leben,
„Gieb mich keinem Andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiedersehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche!"

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Fest, Imoski's Cadi sie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigstens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoski's Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Svaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleier bringest,
„Daß ich mich vor Asan's Haus verhülle,
„Meine lieben Waisen nicht erblicke."

Kaum ersah der Cadi dieses Schreiben,
Als er seine Suaten alle sammelt,
Und zum Wege nach der Braut sich rüstet,
Mit den Schleier, den sie heischte, tragend.

Glücklich kamen sie zur Fürstin Hause,
Glücklich sie mit ihr vom Hause wieder.
Aber als sie Asan's Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrod mit deinen Kindern!"
Traurig hört' es die Gemahlin Asan's,
Kehrete sich zu der Suaten Fürsten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beschenke."

Und sie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab sie Gaben:
Gab den Knaben goldgestickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab sie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiseit sah Vater Asan Aga,
Rief gar traurig seinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Brust ist Eisen worden,
„Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen."

Wie das hörte die Gemahlin Asan's,
Stürzt sie bleich den Boden schütternd nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Busen,
Als sie ihre Kinder vor sich fliehn sah.

Antiker Form ſich nähernd.

Stehn uns diese weiten Hallen
Zu Gesichte, wie den Alten?

Auf Riedings Tod.

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Bretern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht', die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild gedankenvoll;
Ist's Türk', ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann, froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben mahlt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,

Herzog Leopold von Braunſchweig.

1785.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrſcher des Fluſſes,
Hält dich und theilet mit dir ewig ſein ſtrömendes Reich.
Ruhig ſchlummerſt du nun beim ſtilleren Rauſchen der Urne,
Bis dich ſtürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke! ſo wie du ein Sterblicher wollteſt,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menſchen mißlang.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt ſelbſt von dem Grabe ſich nicht.

Anakreon's Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbeer ſich ſchlingen,
Wo das Turtelchen leckt, wo ſich das Grillchen ergötzt,
Welch ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreon's Ruh.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter:
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaaß.

Eros, wie ſeh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?
„Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe:
Geh, vollbring dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft, denn es erwacht nur zu bald.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſeyn; ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Einſamkeit.

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur ſonſt unter Viele vertheilet,
Gab ſie mit reichlicher Hand Alles der Einzigen, ihr.
Und die ſo herrlich Begabte, von vielen ſo innig Verehrte,
Gab ein liebend Geſchick freundlich dem Glücklichen, mir.

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus faſſende Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh ſie das fürſtliche Vorrecht:
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Wald's, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geiſter des Hains, o ſeyd, ihr Nymphen des Fluſſes,
Eurer Entfernten gedenk, eueren Nahen zur Luſt!
Weihend feierten jen' im Stillen die ländlichen Feſte;
Wir dem gebahnten Pfad folgend beſchleichen das Glück.
Amor wohne mit uns, es macht der himmliſche Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen;
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſänge,
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erſcheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Der Park.

Welch ein himmlischer Garten entspringt aus Oed' und aus Wüste,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahnet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüsch, Vögel und Fisch und Gewild.
Nur daß euere Stätte sich ganz zum Eden vollende,
Fehlt ein Glücklicher hier, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Calanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Versuchung.

Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geschlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen speiset und heilet,
Kostest du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind!
Darum schick' ich dir eilig die Frucht voll irdischer Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung ſich ungleich:
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergötzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabei!

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke von Einem zum Andern!
Tadle ſie nicht: ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

Feldlager.

1790.

Grün iſt der Boden der Wohnung, die Sonne ſcheint durch die Wände
Und das Vögelchen ſingt über dem leinenen Dach;
Kriegeriſch reiten wir aus, beſteigen Sileſiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt ſich kein Feind — und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

An die Knappſchaft zu Tarnowitz.

Den 4. September 1790.

Fern von gebildeten Menſchen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und ſie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verſtand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüſſel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Sakontala.

1792.

Willſt du die Blüthe des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dich, und ſo iſt alles geſagt.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.

Phyſiognomiſche Reiſen.

Die Phyſiognomiſten.

Sollt' es wahr ſeyn, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menſchengeſtalt von allen ſichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beſchränkt und groß, im Angeſichte zu ſuchen,
Eitele Thoren ſind, betrogne, betrügende Thoren?
Ach! wir ſind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgeſcheucht, der Schimmer zu Nächten verfinſtert.

Der Dichter.

Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald dieſen, bald jenen,
Habet ihr eurer Meiſter vergeſſen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächſte Verwandte!
Ihnen allein iſt gegeben, der edlen ſtillen Betrachtung
Vorzuſtehn. Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket beſcheiden leiſe Worte. Ich darf euch verſprechen:
Anders ſagen die Muſen und anders ſagt es Muſäus.

Spiegel der Muſe.

Sich zu ſchmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die ruhigſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte ſich zürnend:
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte ſie: Freilich
Magſt du die Wahrheit nicht ſehn, wie rein dir mein Spiegel ſie zeiget!
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend und rückte den Kranz ſich zurechte.

Phöbos und Hermes.

Deios ernſter Beherrſcher und Maja's Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünſcht jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leier, die Leier verlangt auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beiden das Herz;
Denn raſch dränget ſich Ares heran, gewaltſam entſcheidend,
Schlägt er das goldene Spiel wild mit dem Eiſen entzwei.
Hermes lacht unmäßig, der ſchadenfrohe; doch Phöbos
Und den Muſen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling der Pſychen verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach! die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben
Und der Verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in holder Muſen Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

Der luſt'ger wird, jemehr er euch verſchnitt.
Der Jude Elkan läuft mit manchem Reſt,
Und dieſe Gährung deutet auf ein Feſt.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der ſinnreich ſchnell, mit ſchmerzbeladner Bruſt,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Bretgerüſt, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Scelett an todten Drähten ſchwebt.

Wo iſt er? ſagt! — Ihm war die Kunſt ſo lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Huſten ihn vertrieb.
„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!"
Ach Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth,
Er iſt nicht krank, nein, Kinder, er iſt todt!

Die neue Sirene.

Habt von Sirenen gehört? — Melpomenens Töchter ſie prunkten
Zöpfumflochtenen Haupts, heiter entzückten Geſichts;
Vögel jedoch von der Mitte hinab, die gefährlichſten Buhlen,
Denen vom küßlichen Mund floß ein verführendes Lied.
Eine geſchwiſterte nun, zum Gürtel ab griechiſche Schönheit,
Sittig hinab zum Fuß nordiſch umhüllt ſie das Knie;
Auch ſie redet und ſingt zum oſt- und weſtlichen Schiffer,
Seinen bezauberten Sinn Helena läßt ihn nicht los.

Die Kränze.

Klopſtock will uns vom Pindus entfernen; wir ſollen nach Lorbeer
Nicht mehr geizen, uns ſoll inländiſche Eiche genügen;
Und doch führet er ſelbſt den überepiſchen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländiſche Götter zu ehren!
Doch auf welchen Hügel er wolle verſammt' er die Engel,
Laſſe beim Grabe des Guten verlaſſene Redliche weinen:
Wo ein Held und Heiliger ſtarb, wo ein Dichter geſungen,
Uns im Leben und Tod ein Beiſpiel trefflichen Muthes,
Hohen Menſchenwerthes zu hinterlaſſen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geſchmückt und gepeinigt.

Schweizeralpe.

Uri, am 1. October 1797.

War doch geſtern dein Haupt noch ſo braun wie die Locke der Lieben,
  Deren holdes Gebild ſtill aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
  Der ſich in ſtürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! iſt dem Alter ſo nah, durchs Leben verbunden,
  Wie ein beweglicher Traum Geſtern und Heute verband.

Elegien.

Wie wir einſt ſo glücklich waren!
Müſſen's jetzt durch euch erfahren

I.

Saget Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir schweiget noch Alles so still.
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Pallast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei; dann wird ein einziger Tempel
Amors Tempel nur seyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie späht
Sorglich den Wünschen des Mann's, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergötzt sich an ihm, dem freien rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht Römischen Busen und Leib.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift krankt auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut,
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen;
O, so hätt ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o Römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng aus altem Baſalt der Aegypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttin, ſie heißt Gelegenheit; lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in andrer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſeyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde necket ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbei;
Gern ergiebt ſie ſich nur dem raſchen thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,

Kurze Locken ringelten ſich ums zierliche Hälschen,
Ungeflechtenes Haar krauſ'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, römiſche Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert:
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß leiſe mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

Wie? Mieding todt? erſchallt bis unter's Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit ſtockt, die Hand wird jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein jeder ſteht betäubt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O ſcharret ſein Gebein
Nicht undankbar wie manchen andern ein!
Laßt ſeinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir ſtehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

Und du, o Muſe, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns ſtill erbaut!
Wie manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die ſanfte Hand von ew'ger Nacht zurück!
O laß auch Miedings Namen nicht vergehn!

VI.

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch, ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarin Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bei Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Stürtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſeyn! gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör' ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt und Violetſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! Ihr ſeyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"

Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend ans Herz, Thränen entquellen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth ſtürzend und jählings verhüllt:
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein granlicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich?" — Vergieb mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orkus hinab.

VIII.

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du gröſſer geworden und ſtill dich entwickelt: ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinſtocks,
Wenn die Beere, gereift, Menſchen und Götter entzückt.

IX.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

X.

Alexander und Cäſar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dieß Lager Jedem vergönnen:
Aber die Armen, ſie hält ſtrenge des Orcus Gewalt.
Freue dich alſo, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Roſe dazu,
Und er thut es getroſt. Der Künſtler freuet ſich ſeiner
Werkſtatt, wenn ſie um ihn immer ein Pantheon ſcheint.
Jupiter ſenket die göttliche Stirn, und Juno erhebt ſie:
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;
Trocken ſchauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bachus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke ſüßer Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket ſie gern und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſtehn?

XII.

Höreſt du, Liebchen, das muntre Geſchrei den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie ziehen wieder nach Hauſe zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die ſtatt Eicheln, zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns beide das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feier,
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen: denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden umher, verſchloſſene Käſtchen
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei,
Vielbedeutend gebärdeten ſich die Prieſter, und ſummten,
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet
Was der geheiligte Kreis ſeltſam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß! als daß Demeter, die Große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt.
Als ſie dem Jaſion einſt, dem rüſtigen König der Kreter,
Ihres unſterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt.

Da war Kreta beglückt! das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verschmachtete; denn es versäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen Beruf.
Voll Erstaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkt der Liebsten — Verstehst du nun, Geliebte den Wink?
Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges Plätzchen!
Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Dießmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehrteſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.
Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt! Verzeih mir, ich prahle
Dießmal nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſey wahr.
Nun du mir läſſiger dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Fremd? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Mutter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur.“
Alſo ſprach der Sophiſt. Wer widerſpräch ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verrätheriſch hält er ſein Wort, giebt Stoff zu Geſängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich:

Blick und Händedruck, und Küſſe, gemüthliche Worte,
Sylben köſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maaß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich ſonſt als Freundin der Muſen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Loſe, verführt?
Du erſcheineſt mir nun als ſeine Freundin, und weckeſt
Mich an ſeinem Altar wieder zum feſtlichen Tag.
Fand' ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt.
Welch ein freudig Erwachen erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Luſt, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt ſich im Schlummer, und ſinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns ſtets und treues Verlangen,
Und den Wechſel behielt nur die Begierde ſich vor.
Einen Druck der Hand, ich ſehe die himmliſchen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geſchloſſen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den ſtillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Dieſe Formen wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo ſchön; Theſeus, du konnteſt entfliehn?
Dieſen Lippen ein einziger Kuß! O Theſeus, nun ſcheide!
Blick' ihr ins Auge! ſie wacht! — Ewig nun hält ſie dich feſt.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch iſt es hell. Ihr verzehret
Oel und Docht nur umſonſt. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuſer entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein halb Stündchen noch währts bis zum Geläute der Nacht.“
Unglückſeliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröſte mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!
Nenn' ihn der Welt, die krieg'risch oder fein,
Dem Schicksal dient, und glaubt ihr Herr zu seyn,
Dem Rad der Zeit vergebens widersteht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht;
Wo jeder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,
Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und Übel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und sag' es überall:
Wo Einer fiel, seh' jeder seinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbey! Hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann;
Mit Lust zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaubrer sich im Winkel drückt.
Er war's, der säumend manchen Tag verlor,
So sehr ihn Autor und Acteur beschwor;

XV.

Cäsarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geschleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt.
Und noch schöner von heut an seyd mir gegrüßt, ihr Schenken,
Osterien, wie euch schicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste begleitet vom Oheim,
Den die Gute so oft, mich zu besitzen, betrügt.
Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich umgaben:
Trüben suchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter sprach sie, als hier die Römerin pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tisch, und sie mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verschlang sie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und sie bemerkte mich wohl.
Endlich zog sie behende das Zeichen der römischen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und sobald ich's gesehn,
Schlang sie Kreise durch Kreise; die Lettern und Ziffern zu löschen:
Aber die köstliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich sitzen geblieben, und bis die glühende Lippe
Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus Begierde mir wund.
Erst noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilst und du beschauest dein Rom.
Größeres sahest du nichts und wirst nichts Größeres sehen,
Wie es dein Priester Horaz in der Entzückung versprach.

Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Maler genießt;
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Façaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten mit Rohr so lange bewachs'nen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stätte zusammen:
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs neu fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet erblicke,
Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab;
Aber sie eile herbei, die schön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör' ich sie schon? Nein; doch ich höre schon Drei.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum biſt du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf dich." —
Beſte, ſchon war ich hinein: da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht hin ſich und her ſich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O, welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren:
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun, des Alten Wunſch iſt erfüllt; den loſeſten Vogel
Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte beſtiehlt."

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt: kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer, ſie kommt wohl'
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und Jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, im Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß Beide sich hassen?
Alte Geschichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttin, doch war sie für die Gesellschaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrschende Wort;
Und so war sie von je, bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einst sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Hercules führ' ich dereinst, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus, „wiedergeboren dir zu.
Hercules ist es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du, er schaue nach deinen
Mächtigen Knieen; vergieb! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigste Mann; nur mich zu verdienen durchschreitet
Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf seinen Wegen, und preise
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählst du ihm einst; der Amazonen Besieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles schwieg; sie mochten nicht gern die Prahlerin reizen:
Denn sie denkt sich, erzürnt, leicht was Gehässiges aus.
Amorn bemerkte sie nicht: er schlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunst unter der Schönsten Gewalt.

Nun vermummt er sein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühsam die Keule dazu.
Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,
Reichet den Rocken der Faust, die sich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckische Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geschehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; sie glaubten dem losen Knaben; denn ernstlich
Hatt' er gesprochen; und auch Fama, sie blieb nicht zurück.
Wer sich freute, den Mann so tief erniedrigt zu sehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Gesicht.
Fama daneben, wie stand sie beschämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte sie nur: „Masken, ihr Götter, sind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum Besten!" Doch bald sah sie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tausendsten Theil verdroß es Vulkanen, sein Weibchen
Mit dem rüstigen Freund unter den Maschen zu sehn,
Als das verständige Netz im rechten Moment sie umfaßte,
Rasch die Verschlungnen umschlang, fest die Genießenden hielt.
Wie sich die Jünglinge freuten! Mercur und Bacchus! sie beide
Mußten gestehn: es sey, über dem Busen zu ruhn
Dieses herrlichen Weibes, ein schöner Gedanke. Sie baten:
Löse, Vulcan, sie noch nicht! Laß sie noch einmal besehn.
Und der Alte war so Hahnrei, und hielt sie nur fester. —
Aber Fama, sie floh rasch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit ist zwischen den Zweien der Fehde nicht Stillstand;
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe darnach.
Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.
Will ihm Einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmste.
Mädchen bietet er an; wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden auf's Thier.
Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.

Aber auch ſie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht ſie ihn einmal bei dir, gleich iſt ſie feindlich geſinnt,
Schreckt dich mit ernſtem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft ſie das Haus, das er gewöhnlich beſucht.
Und ſo geht es auch mir: ſchon leid' ich ein wenig; die Göttin
Eiferſüchtig, ſie forſcht meinem Geheimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz: ich ſchweig' und verehre;
Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerin, du Verſchwiegenheit! Fürſtin der Völker!
Theure Göttin, die mich ſicher durchs Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk, mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergrüb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde bewahrt ſolche Geheimniſſe nicht;
Rohre ſprießen hervor, und lauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundin darf ich's vertraun: ſie möchte mich ſchelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, ſey es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbei, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.

Zaudre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe;
Rauſche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß zuletzt.

Elegien.

II.

Bilder ſo wie Leidenſchaften
Mögen gern am Liede haften.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab,
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether:
Dein allleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.

Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel schlug.
Oft glückt's ihm; kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preis't genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß.
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's, der Held und Schäfer leicht erschuf.

In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du ums Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte befrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind, glücklich, vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maaß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen:
Doch er hielt ſich ſtät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:

Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde, ſo ſprach er,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand:
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt:
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn
Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwegſt du den Preis! da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei; da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor,
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend ſich über uns hin.
Schweigend begannſt du nun geſchickt die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und geziert, das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſendmal küßt' ich den Hals.

Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein?
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispelteſt du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O ſo eile denn Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmied
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wahrlich! zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigſten: goldne
Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.

Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dem Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobt!
Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,
Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaßne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jener Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen
Giebt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere schrecklicher! Trifft! — Halte die Blitze zurück!
Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!
Streue die Planken umher, und gieb der tobenden Welle
Diese Waaren, und mich gieb den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Musen, genug! Vergebens strebt ihr zu schildern,
Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannichfaltigkeit. Endlich malte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten, und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich:
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſey.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt; dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03794/158

Er.

Was bewundr' ich zuerst? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geschick? oder der Wählerin Geist?

Sie.

Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählst du so lange bei diesem Strauße? Gewiß ist
Dieser jemand geweiht, den du besonders bedenkst.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge:
Aber den schönsten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Maler beglückt, der diese Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerst!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt ist der, mich dünkt, der am Boden
Hier sitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! Die neidischen Lüfte des Morgens
Nahmen den ersten sogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir giebt, so geb' ich die Küsse
Gern dem Geliebten; und hier sey mit dem Kusse der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pausias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz wär' ein Geschäfte des Tags!

Sie.

Schön ist er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechseln die schönsten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche versenkt' ich mich dann, und erschöpfte den süßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und so fänd' ich am Abend noch frisch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich spräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünscht' ich
Fest zu halten das Glück, das mir die Augen versengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du bist ein Dichter, und neidest
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Gestalt bleibt nur ein Schatten sein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie Beide; doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigest Alles; du dichtest und malest mit Blumen:
Florens Kinder sind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende schon.

Er.

Auch so geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geschenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Rosenknospe hineinfiel,
Und du trankest, und riefst: Mädchen, die Blumen sind Gift!

Er.

Und dagegen du sagtest: sie sind voll Honig, die Blumen:
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und sagte: die Hummeln
Forschen des herrlichen Kelchs süße Geheimnisse wohl?

Er.

Und du wandtest dich weg, und wolltest fliehen; es stürzten,
Vor dem täppischen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefst ihm gebietend: das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen selbst, sind für den feineren Sinn.

Er.

Aber fester hielt er dich nur; es grinst'te der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfst in begeisterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergossen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch sah ich den weißen
Nacken, die herrliche Brust, die du bedecktest, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufstand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermischt, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur sah ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hieltst das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich sorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreisend geschwungnen Metalls.

Er.

Und doch sah ich nur dich, wie rasch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz sammeltest unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend tratest du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm gestört.

Er.

Jo, ich erinnre mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und sinnige Freunde. Da schlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warst mir verschwunden! Vergebens sucht' ich in allen
Winkeln des Hauses herum, so wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen des Tags.

Er.

Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehltest mir, aber du fehltest der Stadt.

Sie.

Stille saß ich zu Hause. Da blätterte los sich vom Zweige
Manche Rose, so auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling sprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die sie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indessen zu Hauf', und ließ sie verwelken.
Siehst du? da hangen sie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch so welkte der Kranz, dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, saß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verlosch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behausung;
Keiner der Eitelsten selbst konnte mir geben Bescheid.

Sie.

Keiner hat je mich besucht, und Keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Was alles zarte, schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja selbst ein Ungeheur erschreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und streitend Körper schafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entstand auf sein Geheiß;
Und, so verdient, gewährt die Muse nur
Den Namen ihm — Director der Natur *).

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verstand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?

*) S. 4. Band, S. 130.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur spähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr scheinst'

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beschützer zu suchen?
Hatte nicht Amor für uns wechselnde Pfeile getauscht?

Sie.

Spähend sucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich sah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zusammen, du standest,

Er.

Und du standest vor mir, ja! und wir waren allein,

Sie.

Mitten unter den Menschen! sie schienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir schien ihr Getös' nur ein Gerieſel des Quells.

Sie.

Immer allein sind Liebende sich in der größten Versammlung;
Aber sind sie zu zwei'n, stellt auch der Dritte sich ein.

Er.

Amor, ja! er schmückt sich mit diesen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Rest!

Sie.

Nun ich schüttle sie weg, die schönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Euphrosyne

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung,
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Taß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Dem kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund, selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täusche verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seyst von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.
„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.

Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und graufes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, in dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.
Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breter-Gerüste,
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Beßre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so tiefst du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.

Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser,
Aus der bewölkten Kluft, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sey mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Tentend entwickelt' ich mich an dem erhabnen Wort.
O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!

O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst du nun seyn, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt!
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen.
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persepheneia's
Reiche, massenweis', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter Gesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,

Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen:
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich
Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Das Wiedersehn.

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist du mir heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum; wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,
Wie sie den Blüthen sich nahn und saugen, schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' sich die Blüthe zerstreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von gestern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.
Gestern, sagst du? — Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern:
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indessen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht.

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen:
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Traumte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief ſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß:
O verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt wie mein eigenes Land nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite ſich ſchlingt?

Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet bebende
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück! o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o, laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

Hermann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein:
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen, und gieb einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze:
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze, ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.

Hier, wo ſich jeder ſeines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo ſelbſt der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O ſorget nicht! Gar viele regt ſein Tod!
Sein Witz iſt nicht zu erben, doch ſein Brot;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur eſſen kann.

Was ſtutzt ihr? Seht den ſchlecht verzierten Sarg,
Auch das Gefolg ſcheint euch gering und karg;
Wie! ruft ihr, wer ſo künſtlich und ſo fein,
So wirkſam war, muß reich geſtorben ſeyn!
Warum verſagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anſtand letzter Ehre ganz?

Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen ins Auge geleckt, und Luſt in die Seele
Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weiſe denn ſey das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Epistel n.

Gerne hätt' ich fortgeschrieben.
Aber es ist so liegen blieben

Erſte Epiſtel.

Jetzt da jeglicher lieſ't und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſobald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders und ganz vorzüglich des nächſten
Bürgers, und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth ſüß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt, das der Andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unſre Meinung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eilet
Unſer befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprich du zum Volke, zu Fürſten und Königen, Allen
Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer,
Wer er ſey, und klinget nicht immer im hohen Palaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm ans Ufer der Inſel,

Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andrer
Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen:
In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste
Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verstrich ein Monat geschwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Feste mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger
Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finsterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und schwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geschlagen.
Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtig versetzte:

Also müss' es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht
Unserer Insel verletzen und, unanständig und gottlos
Zeche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?
Nein! es hätte fürwahr statt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Busen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesset die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,
Müsset ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.
Ach! versetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnsorge genannt und mich vom Hause vertrieben.

O so sey uns gegrüßt! versetzte der Richter: du sollst dich
Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemeine versammelt,
Sollst im Rathe den Platz, den du verdienest, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabscheit
Oder das Ruder bei dir im Hause finde, du wärest
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu sitzen, die Arme geschlungen
Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder
Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schwörest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünschten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja solche Schläge zu dulden.

Zweite Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu seyn: die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit giebt, das bringt sie bei Zeiten

Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölk're dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch so häuslich im Hause,
Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Bügeln,
Hundertfältig seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Epigramme.

Venedig 1790.

Nicht so geschwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — arm und reich.
Zum Güterſammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, ſchaffend bis an's Grab,
Was künſtlich war, und nicht was Vortheil gab,
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröſtet lebte, und vertröſtet ſtarb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beygeſetzt!
Wer iſt's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schweſtern, die ihr, bald auf Theſpis Karrn,
Geſchleppt von Eſeln und umſchrien von Narr'n,

Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt das Büchlein lustig an

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bachantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pansbock
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amer,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgil's kam mir ein laulicher Wind:
Da geseilten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerissnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! schölte mich Einer, und so verbringst du die Tage?
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.

Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, dann die Togane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz wie Rinaldo beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schooß.

4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem Andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch ach! Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, stehn.
Mancherlei Waare findest du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs,' Scheite, wie leichtes Gesträuch.
Pfeilschnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzest du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe lispelte lächelnd:
Dichter sünd'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig, und ertrag' den Verlust!

8.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Canal sorglos durchs Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernst dieses Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand, die Perle sey mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil verstehet:
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftaback wird hier verkauft. Das heißt, sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Welschland:
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Ruhig am Arsenal stehn zwei altgriechische Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegten sich beide
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.
Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emsig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und sehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findest nur Reste,
Seinen Schädel, ein Paar seiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime sind wir Alle, die wir Italien suchen;
Nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erscheinst du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geschenk giebst du in Einem Moment:
Giebst Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht giebst du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Frösche,
Wäßre das durstende Land, daß es uns Broccoli schickt.
Nur durchwäßre mir nicht dieß Büchlein; es sey mir ein Fläschchen
Reinen Araks, und Punsch mache sich jeder nach Lust.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche: Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth.

25.

Hast du Bajä gesehn, so kennst du das Meer und die Fische.
Hier ist Venedig; du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.

26.

Schläfst du noch immer? Nur still, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was soll ich denn hier? Breit ist das Bette, doch leer.
Ist überall ja doch Sardinien, wo man allein schläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, sie winkten mir oft, ich meine die Musen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Musen verlassen,
Und ich schielte verwirrt, suchte nach Messer und Strick.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; du kamst mich zu retten,
Langeweile! du bist Mutter der Musen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab sie,
Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und suchte mir Muscheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und steht mit verdeckten Gesichtern,
Bettelt: das heißt, mit Macht reden ans männliche Herz.
Jeder wünscht sich ein Knäbchen, wie ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier sich denkt.

31.

Das ist dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelst, und rührst mich.
O, wie rührt mich erst die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckst du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegnest?
Wohl, dein Züngelchen sagt mir, wie gesprächig es sey.

33.

Sämmtliche Künste lernt und treibet der Deutsche; zu jeder
Zeigt er ein schönes Talent, wenn er sie ernstlich ergreift.
Eine Kunst nur treibt er, und will sie nicht lernen, die Dichtkunst.
Darum pfuscht er auch so; Freunde, wir haben's erlebt.

34.

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter;
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erstlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu essen, zu trinken
Gut; der Deutsche versteht sich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu schwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Diese fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geschichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was sie in Künsten gethan.
Ansehn gebt mir im Volke, verschafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was sonst noch bequem unter den Menschen erscheint;
Gut — schon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichsten Menschen
Ehstens fertig: denn ihr gönntet das Meiste mir schon.

35.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn.

Doch was prieſeſt du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet, mit ängſtlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäcen.

36.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

37.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gauklerin! da erſah ich in dir zu den Bübchen das Urbild
Wie ſie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern dem Bräutigam ſendet,
Deſſen Gäſte, getäuſcht, Waſſer genießen für Wein.

38.

Wie, von der künſtlichen Hand geſchnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied, und Alles Gelenk, und Alles gefällig,
Alles nach Maaßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.

Menschen hab' ich gekannt, und Thiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur:
Und doch staun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder
Die du Alles zugleich bist, und ein Engel dazu.

39.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel:
Jupiter sieht dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.

40.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken
Arme betend empor; aber nicht schuldlos, wie du.

41.

Seitwärts neigt sich dein Hälschen. Ist das ein Wunder? Es träget
Oft dich Ganze; du bist leicht, nur dem Hälschen zu schwer.
Mir ist sie gar nicht zuwider, die schiefe Stellung des Köpfchens:
Unter schönerer Last beugte kein Nacken sich je.

42.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Gestalten,
Höllisch und trübe gesinnt, Breughel den schwankenden Blick:
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,
Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn:
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht, Neugier in dem verwunderten Ohr:
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, alles veränderlich schwebt:
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechselnd;
Doch erfreut sie uns gleich, wenn sie die Sohlen betritt.

43.

Gern überschreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht sie Bettegha, das Kind, drängt sie mich artig zurück.

Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu biethen, fahrt;
Bald wieder durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg;
Vereinet hier, theilnehmend, euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns schuldig seyd!
Als euern Tempel grause Glut verheert,
Ward ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer befriedigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,

44.

„Ach! mit diesen Seelen, was macht er? Jesus Maria!
„Bündelchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt.
„Wahrlich, sie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, gehn wir! Wie zierlich!
„Sieh nur, wie steht sie! wie leicht! Alles mit Lächeln und Lust!"
Altes Weib, du bewunderst mit Recht Bettinen! du scheinst mir
Jünger zu werden und schön, da dich mein Liebling erfreut.

45.

Alles seh' ich so gerne von dir; doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über dich selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn.

46.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht: die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Schiffer, und klopft dir die Wange; der Seckel
Thut sich dir kärglich zwar, aber er thut sich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir,
Eben als flehtest du laut bei den Mirakeln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt sich, und freut sich bei dir, daß er ein Kind ist, wie du.

47.

Dichten ist ein lustig Metier; nur sind' ich es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächst, gehn die Zechinen mir fort.

48.

„Welch ein Wahnsinn ergriff dich Müßigen? Hältst du nicht inne?
Wird dieß Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"

Wartet, ich singe die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einst besser begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen sing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, suchen und finden sich gern.

49.

Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! Doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegenüber gestellt!

50.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebsten hinweg!

51.

Alle Freiheits-Apostel, sie waren mir immer zuwider:
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
Willst du Viele befrein, so wag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sey; willst du es wissen? Versuch's!

52.

Könige wollen das Gute, die Demagogen deßgleichen,
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissen's:
Doch wer verstehet, für uns Alle zu wollen: er zeig's.

53.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

54.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

55.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbſt auch thöricht zu ſeyn, wie es die Zeit mir gebot.

56.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrognen:
Seyd nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.

57.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn:
Wem der Probirſtein fehlt, hält ſie für redliches Gold.

58.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt.

59.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß:
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geſchieht.

60.

„Seyd doch nicht ſo frech, Epigramme!“ Warum nicht? Wir ſind nur
Ueberſchriften; die Welt hat die Capitel des Buchs.

61.

Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein ſich dir.

62.

Ein Epigramm, ob es wohl auch gut sey? Kannst du's entscheiden?
Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

63.

Um so gemeiner es ist, und näher dem Neide, der Mißgunst:
Um so eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.

64.

Chloe schwöret, sie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber sie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

65.

Niemand liebst du, und mich, Philarchos, liebst du so heftig.
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

66.

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

67.

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †.

68.

Längst schon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet; sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten:
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild.

69.

Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichen Märchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! Verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein!

70.

Was Spelunke nun sey, verlangt ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexikon dieß epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du.

71.

Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu seyn.

72.

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch so.

73.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte was ich bedürfte,
Treu seyn wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann.
So sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

74.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

75.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr, Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

76.

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

77.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

78.

Mit Botanik giebſt du dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

79.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säculum glaubt.

80.

„Alles erklärt ſich wohl," ſo ſagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt."
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

81.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten ſich windet,
Hab' er dieß Büchlein: es iſt reizend und tröſtlich zugleich:
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

82.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

83.

Wenn, in Wolken und Dünſte verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden ſendet, wie ſtill wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer, wie iſt uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie ſanft ruht ſich's in ſtürmiſcher Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück; ſchnell ſcheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur!

84.

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernſt ferne vom Herzen dir ſeyn.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.

85.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

86.

Liebe flößeſt du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

87.

Ha! ich kenne dich, Amor, ſo gut als einer! Da bringſt du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führeſt uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach! und die falſche erliſcht.

88.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Giebt ſich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der frühe, ſie weckt.

89.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? Es ſey, Liebchen, des Scherzes genug!

90.

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

91.

Welch ein luſtiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloh, eilig ſich wieder herauf!
Seht, ſo ſchein' ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

92.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

93.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen, wie heut.

94.

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht; nur in der Regel fast nichts.

95.

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du Nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

96.

Du erstaunest, und zeigst mir das Meer; es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht, das Meer gebar Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

97.

Glänzen sah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle:
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

98.

Ach! mein Mädchen verreist! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

99.

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

100.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie: nun ist dieß Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

101.

Traurig, Midas, war dein Geschick: in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's lust'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein bebendes Gericht.
Holde Musen, ich sträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Mährchen verkehrt.

102.

Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen.
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sey nur ruhig! es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

103.

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gesteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer sich nährend bewegt.
Schon versucht es die Sprünge der raschen Jugend; es klopfet
Ungeduldig schon an, sehnt sich nach himmlischem Licht.

Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erſcheint ihr, die ihr vielgeſtaltet ſeyd,
Im Reitrock bald und bald im Gallakleid.

Auch das Gefolg, das um euch ſich ergießt,
Dem der Geſchmack die Thüren ekel ſchließt,
Das leichte, tolle, ſcheckige Geſchlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberſtab
Ein Schattenvolk aus mythologſchem Grab.
Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte ſich erdacht,
Ward, wohlverdeutſcht, hier Deutſchen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Geſang und Tanz.

Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich streng, wie es das Schicksal gebeut.
Widerfahre dir was dir auch will, du wachsender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil!

104.

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinnrung,
Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt.

Weiſſagungen des Bakis.

Seltsam ist Propheten Lied,
Doppelt seltsam, was geschieht

1.

Wahnsinn ruft man dem Calchas, und Wahnsinn ruft man Cassandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was gestern und eh'gestern gesprochen — wer hört's?

2.

Lang und schmal ist ein Weg. Sobald du ihn gehst, so wird er
Breiter; aber du liebst Schlangengewinde dir nach.
Bist du ans Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gieb sie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis, auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünschelruthen sind hier, sie zeigen am Stamm nicht die Schätze:
Nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis.

4.

Wenn sich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menschengesichte,
Sich der prophetische Gast über den Spiegel beugt;
Läßt den silbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem schwimmenden gleich goldene Ströme sich nach.

5.

Zweie seh' ich! den Großen! ich seh' den Größern! Die beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern sich auf.
Hier ist Felsen und Land, und dort sind Felsen und Wellen!
Welcher der Größere sey, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, stille verflechtend, um ihn;
Dann verstummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks.

7.

Sieben gehn verhüllt, und sieben mit offnem Gesichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt;
Aber die andern sind's, die Verräther! von keinem erforschet;
Denn ihr eigen Gesicht birget als Maske den Schalk.

8.

Gestern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verspricht Nachbarn und Freunden es schon;
Ja, er verspricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säclum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuse laufen zusammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann ist, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einsam schmückt sich, zu Hause, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt sie das schickliche Kleid.
Tritt sie hervor, so gleicht sie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt sie; es zeiget sein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig strömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen seh' ich! Er sitzt und harfenirt der Verwüstung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig bist du! gebildet zugleich, und Alles verneigt sich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegst.
Endlich ist er vorüber. Da lispelt fragend ein jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern seh' ich gestürzt, und Mauern seh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Ist vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei ist
Wohl der Tolle, der sich Ketten zu Kränzen erkies't.

14.

Laß mich ruhen, ich schlafe. — „Ich aber wache." — Mit nichten! —
„Träumst du?" — Ich werde geliebt! — „Freilich du redest im Traum."
Wachender, sage, was hast du? — „Da sieh nur alle die Schätze!" —
Sehen soll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen gesehn?

15.

Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen:
Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.
Jene nenn' ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
Lassen: es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Ueber Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohlthat:
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

18.

Sag', was zählst du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tausend hernach." —
Näher kommst du dazu, sobald du mir folgest. — „Und wie denn?"
Sage zur Zehne: sei zehn! Dann sind die Tausende dein.

19.

Hast du die Welle gesehen, die über das Ufer einher schlug?
Siehe die zweite, sie kommt! rollet sich sprühend schon aus!
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,
Daß die letzte sich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! so denkt das Mädchen; den Zweiten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, so wäre mir dieser der Liebste.
Ach, daß der Unbestand immer das Lieblichste bleibt!

21.

Blaß erscheinest du mir, und todt dem Auge. Wie rufst du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, so könntest du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich selbst dich hinweg."

22.

Zweimal färbt sich das Haar; zuerst aus dem Blonden ins Braune
Bis das Braune sodann silbergediegen sich zeigt.
Halb errathe das Räthsel! so ist die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erste bezwingst.

23.

Was erschrickst du? — „Hinweg, hinweg mit diesen Gespenstern!
Zeige die Blume mir doch: zeig mir ein Menschengesicht!"
Ja, nun seh' ich die Blumen; ich sehe die Menschengesichter. —
Aber ich sehe dich nun selbst als betrognes Gespenst.

24.

Einer rollet daher; es stehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere gestreckt.
Helden finden es schön, gewaltsam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu seyn.

25.

Wie viel Aepfel verlangst du für diese Blüthen? — „Ein Tausend;
Denn der Blüthen sind wohl zwanzig der Tausende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das sind' ich billig." — Du bist schon
Glücklich, wenn du dereinst Einen von Tausend behältst.

26.

Sprich, wie wert' ich die Sperlinge los? so sagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Wespe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß sie nur Alle, so frißt Einer den Anderen auf."

27.

Klingeln hör' ich: es sind die lustigen Schlittengeläute.
Wie sich die Thorheit doch selbst in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörst du? Mich däucht es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen dir leis' um die Ohren bewegt."

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern,
Nascht mit geschäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl, und wird dir offen versichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Füße;
Auf die Scheitel gestellt, wird er von jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und fest gedrückt es zufrieden die Lippe:
Doch in dem zweiten Moment ist es der Abscheu der Welt.

30.

Dieses ist es, das Höchste, zu gleicher Zeit das Gemeinste:
Nun das Schönste, sogleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koste nicht tiefer:
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper er freut mich, ewig gewendet
Erst nach Norden, und dann ernst nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht so: er gehorchet den Winden
Und sein ganzes Talent löst sich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er euch seyn der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen:
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Vier Jahreszeiten.

Des Karnavals zerſtreuter Flitterwelt
Ward ſinnreich Spiel und Handlung zugeſellt.
Dramatiſch ſelbſt erſchienen hergeſandt
Drey Könige aus fernem Morgenland;
Und ſittſam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Prieſterinn ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieſer Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr ſeyd nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und feſtlich näher tritt?
Sie iſt es ſelbſt; die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.

Alle Viere, mehr und minder,
Necken wie die dähschen Kinder.

Frühling.

1.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

2.

Reich iſt an Blumen die Flur; doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön; wähle dir Leſer, nun ſelbſt!

3.

Roſenknospe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichſte ſich, als die Beſcheidenſte zeigt.

4.

Viele der Veilchen zuſammen geknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salomo keine geſehn.

6.

Schön erhebt ſich der Aglei, und ſenkt das Köpfchen herunter.
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegſt du;
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtveiole, dich geht man am blendenden Tage vorüber:
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

9.

Tuberose, du ragest hervor und ergötzest im Freien:
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich dir näher,
Ach! so seh ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

11.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

12.

Nelken, wie sind' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern!
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich:
Aber im Beete vermischt sieht euch das Auge mit Lust.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda
Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.

16.

Zierde wärst du der Gärten; doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus, mit der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

Sommer.

19.

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!

20.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

24.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

25.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

26.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hintereinander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

27.

Sie entzückt mich, und täuschet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gericht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

29.

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu sagen!
Wie mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennst du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit.

32.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen: geschärfter
Können die Qualen nicht seyn, die Rhadamanth sich ersinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

Herbſt.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen ſie ſelten
Roth und luſtig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muſe läßt nicht ſich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muſe, die Menſchen!
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er!

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo Vieles entſtellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

45.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Selbſt erfinden iſt ſchön; doch glücklich von Andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geſchätzt, nennſt du das weniger dein?

47.

Was den Jüngling ergreift, den Mann hält, Greiſe noch labet,
Liebenswürdiges Kind, bleibe dein glückliches Theil.

48.

Alter geſellet ſich gern der Jugend, Jugend zum Alter;
Aber am liebſten bewegt Gleiches dem Gleichen ſich zu.

49.

Halte das Bild der Würdigen feſt! Wie leuchtende Sterne
Theilte ſie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

50.

Wer iſt der glücklichſte Menſch? Der fremdes Verdienſt zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß ſich wie am eignen zu freun.

51.

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch, aber der Beſſern
Holde Neigung, ſie ſey ewig dir froher Genuß.

52.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

53.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.

54.

Alle Blüthen müſſen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Muſen allein.

55.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

56.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! aber das Irren
Immer ſchadet's. Wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

57.

Fremde Kinder, wir lieben ſie nie ſo ſehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

58.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

59.

Gleich ſey Keiner dem Andern; doch gleich ſey Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

60.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

61.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'gen Discurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

62.

Welchen Leſer ich wünſche? den Unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbey. Seht ſie gefällig ſtehn!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.
Und, hocherſtaunt, ſeht ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint.

Anſtändig führt die leis erhobne Hand
Den ſchönſten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Roſe frohes, volles Angeſicht,
Das treue Veilchen, der Narciſſe Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchen-Hand geſchickt hervorgebracht,
Durchſchlungen von der Myrte ſanfter Zier,
Vereint die Kunſt zum Trauerſchmucke hier;
Und durch den ſchwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerſpitze ſtill hervor.

63.

Tiefer ist mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt:
Lär't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

64.

Wie beklag' ich es tief, daß diese herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

65.

Preise dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groschen
Hinwirft: wahrlich du wirst Krämern und Kindern ein Gott.

66.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

67.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

68.

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

69.

Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer,
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.

70.

„Pöbel! wagst du zu sagen, wo ist der Pöbel?“ Ihr machtet,
Ging es nach euerm Sinn, gerne die Völker dazu.

71.

Wo Parteien entstehn, hält jeder sich hüben und drüben:
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

72.

„Jene machen Partei; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unſre Partei, freilich, verſteht ſich von ſelbſt.“

73.

Willſt du, mein Sohn, frei bleiben, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf!

74.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

75.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

76.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.

77.

Was iſt das Heiligſte? Das was heut und ewig die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

78.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger:
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

79.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

80.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt, oder ſie endet den Streit.

81.

Republiken hab' ich gesehn, und das ist die beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil, gewährt.

82.

Bald, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

83.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

84.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu sagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürsten geheim.

85.

Wenn du laut den Einzelnen schiltst, er wird sich verstocken,
Wie sich die Menge verstockt, wenn du im Ganzen sie lobst.

86.

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten:
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

87.

Klug und thätig und fest, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, sey er Minister und bleib's.

88.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärsten und feinsten! Das Andre,
Was er noch sonst besitzt, kommt ihm als Menschen zu gut.

89.

Ob du der Klügste seyst: daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sey, so wie bei Rathe, zu Haus.

90.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie Mehrere thun.

91.

Dießmal ſtreuſt du, o Herbſt, nur leichte wellende Blätter;
Gieb mir ein andermal ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

92.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das neuſte Theater
Thut in der Sonne Glanz zwiſchen den Ufern ſich auf.

93.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

94.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

95.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens:
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

96.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und fliehen einander:
Aber Alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

97.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

98.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Diesen zurück, förderte Jenen zum Ziel.

99.

Euch, Präconen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth stumm hier am Ufer zu sehn.

100.

Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche.
Nur gelassen! du wirst einst noch die Freude der Bahn.

101.

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

102.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

103.

Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer:
Wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt.

104.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

105.

Siehe, schon nahet der Frühling; das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick oben der Sonne, das Eis.

106.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

107.

Schwimme, du mächtige Schelle, nur hin! und kommſt du als Schelle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen ins Meer.

Noten.

Ueber die Ballade

vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Mysteriöses ohne mystisch zu seyn; diese letzte Eigenschaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Thaten und Bewegung, so tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen, und nach Belieben die Formen wechselnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausschieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesselben Schlußklanges, giebt dieser Dichtart den entschiedenen lyrischen Charakter.

Hat man sich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutschen wohl der Fall ist, so sind die Balladen aller Völker verständlich, weil die Geister in gewissen Zeitaltern, entweder contemporan oder successiv, bei gleichem Geschäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern, wie in einem lebendigen Ur-Ei, zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen, auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen.

Zu solchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; sie ist zwar keineswegs mysteriös, allein ich konnte doch beim Vortrag öfters bemerken, daß selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, so gedenk' ich ihr durch prosaische Darstellung zu Hülfe zu kommen.

Es ſchweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft ſie in's Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der ſich um's Herz ergießt.
Sie ſpricht: Den Dank für das, was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeſchiedner, an!
Der Gute, wie der Böſe, müht ſich viel,
Und beyde bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, ſteter Kraft
Zu deiner Kunſt die ew'ge Leidenſchaft.
Sie war's, die dich zur böſen Zeit erhielt,
Mit der du krank, als wie ein Kind geſpielt,
Die auf den blaſſen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entſchlief!

V. 1. Zwei Knaben, in einem alten waldumgebenen Ritterschloß, ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle hereinzulassen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar seinen geschichtlichen Gesang. Ein Graf, im Augenblick da Feinde sein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er seine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit forttragend.

V. 3. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine schätzbare Bürde, wächst heran.

V. 4. Das Hinschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstieben des Mantels angedeutet; auch ist die Tochter schön und groß geworden, eines solchen Schirmes bedürfte sie nicht mehr.

V. 5. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei, anstatt der edelschönen Hand ein Almosen zu reichen, ergreift er sie werbend, der Vater gesteht die Tochter zu.

V. 6. Getraut, scheidet sie ungern vom Vater; er zieht einsam umher. Nun aber fällt der Sänger aus seiner Rolle, er ist es selbst; er spricht in der ersten Person, wie er in Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder und wir argwöhnen er sey nicht allein der Graf dessen der Gesang erwähnte, sondern dieß seyen seine Enkel, die Fürstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wir hoffen das Beste; aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der stolze, hochfahrende heftige Vater kommt zurück; entrüstet, daß ein Bettler sich ins Haus geschlichen, gebietet er denselben ins Verließ zu werfen. Die Kinder sind verschüchtert, die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. (Dieß würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längst verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl seiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als

ehemaliger Herr der Burg, das Geschlecht des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wiederhergestellter Dynastie zurückkehrten. Der alte legitimirt sich dadurch als Hausbesitzer, daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amnestie, sowohl im Reiche als im Hause und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich anmuthende, altenglische Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweist, diese Darstellung veranlaßt habe. Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grad daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn schon der entworfene Plan theilweise ausgeführt war, doch, wie so manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer diesen Gegenstand, hebt die lyrischen und dramatischen Punkte hervor und drängt die epischen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geistreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componisten dürfte sich ein solches Theaterstück wohl gute Aufnahme versprechen.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Zweiter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1850.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Sonette.

Mächtiges Ueberraschen . . . 3
Freundliches Begegnen . . . 4
Kurz und gut . . . 5
Das Mädchen spricht . . . 6
Wachsthum . . . 7
Reifezehrung . . . 8
Abschied . . . 9
Die Liebende schreibt . . . 10
Die Liebende abermals . . . 11
Sie kann nicht enden . . . 12
Nemesis . . . 13
Christgeschenk . . . 14
Warnung . . . 15
Die Zweifelnden . . . 16
Mädchen und Dichter . . . 17
Epoche . . . 18
Charade . . . 19

Vermischte Gedichte.

Deutscher Parnaß . . . 23
Gellert's Monument von Oeser . . . 31
Almenau, am 3. Septbr. 1783 . . . 32
Drei Oden an Berisch. 1767 . . . 39
Elysium. An Uranien . . . 44
Pilgers Morgenlied. An Lila . . . 46
Mahomet's Gesang . . . 48
Gesang der Geister über den Wassern . . . 51
Meine Göttin . . . 53
Harzreise im Winter . . . 56
An Schwager Kronos . . . 59
Wanderers Sturmlied . . . 61

Seite

Seefahrt . . . 65
Adler und Taube . . . 67
Prometheus . . . 69
Ganymed . . . 71
Gränzen der Menschheit . . . 73
Das Göttliche . . . 75
Königlich Gebet . . . 78
Menschengefühl . . . 78
Lili's Park . . . 79
Liebebedürfniß . . . 84
An seine Sprode . . . 85
Anliegen . . . 86
Die Musageten . . . 87
Morgenklagen . . . 89
Der Besuch . . . 92
Magisches Netz . . . 94
Der Becher . . . 96
Nachtgedanken . . . 97
An Lida . . . 98
Für ewig . . . 99
Zwischen beiden Welten . . . 100
Aus einem Stammbuch von 1604 . . . 101
Dem aufgehenden Vollmonde . . . 102
Der Bräutigam . . . 103
Dornburg, Septbr. 1828 . . . 104
Und wenn mich am Tage die Ferne ꝛc. . . . 104
Um Mitternacht . . . 105
Bei Betrachtung von Schiller's Schädel . . . 106
Aus den Leiden des jungen Werther . . . 108
Trilogie der Leidenschaft:
An Werther . . . 109
Elegie . . . 111
Aussöhnung . . . 117
Aeolsharfen, Gespräch . . . 118
Immer und Ueberall . . . 120
April . . . 121
Mai . . . 122
Juni . . . 123
Frühling übers Jahr . . . 125
St. Nepomuck's Vorabend . . . 127
Im Vorübergehn . . . 128
Pfingsten . . . 129
Gegenseitig . . . 130
Freibeuter . . . 131
Der neue Copernicus . . . 132
So ist der Held der mir gefällt . . . 133
Ungeduld . . . 135

Seite

Mit den Wanderjahren 136
Wanderlied 137
Lied der Auswanderer 138
Hans Sachsens poetische Sendung 139
Auf Mieding's Tod 145
Die Höllenfahrt Jesu Christi 153
Der ewige Jude 159
Die Geheimnisse 169

Kunst.

Die Nektartropfen 183
Der Wandrer 184
Künstlers Morgenlied 191
Amor als Landschaftsmaler 195
Künstlers Abendlied 198
Kenner und Künstler 199
Kenner und Enthusiast 200
Monolog des Liebhabers 202
Guter Rath 202
Sendschreiben 203
Künstlers Fug und Recht 205
Groß ist die Diana der Epheser 208
Antike 210
Begeisterung 211
Studien 211
Typus 212
Unerläßlich 212
Ideale 213
Abwege 213
Modernes 214
Dilettant und Künstler 215
Landschaft 216
Künstler-Lied 217

Parabolisch.

Erklärung einer antiken Gemme 221
Katzenpastete 222
Seance 223
Legende 224
Auteren 225
Recensent 226
Dilettant und Kritiker 227
Neologen 228
Krittler 229
Kläffer 230

Seite

Celebrität 231
Pfaffenspiel 233
Die Freude 235
Gedichte 236
Die Poesie 237
Amor und Psyche 237
Ein Gleichniß 238
Fliegenred 239
Am Flusse 240
Fuchs und Kranich 241
Fuchs und Jäger 243
Beruf des Storchs 244
Die Frösche 245
Die Hochzeit 246
Begräbniß 247
Drohende Zeichen 248
Die Käufer 249
Das Bergdorf 250
Symbole 251
Drei Palinodien:
Soll denn dein Opferrauch ꝛc. 252
Geist und Schönheit im Streit 253
Regen und Regenbogen 254
Die Originalen 255
Bildung 256
Eins wie's andre 257
Valet 258
Ein Meister einer ländlichen Schule 260
Legende vom Hufeisen 262

Epigrammatisch.

Das Sonett 267
Natur und Kunst 268
Vorschlag zur Güte 269
Vertrauen 270
Stoßseufzer 271
Erinnerung 272
Perfectibilität 273
Geständniß 274
Schneider-Courage 275
Catechisation 276
Totalität 277
Das garstige Gesicht 278
Diné zu Gobienz 279
Jahrmarkt zu Hünefeld 281
Versus memoriales 282

Ein jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Beſuche pilgernd dein beſcheiden Grab!
Feſt ſteh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh,
Mit lockrer Erde deckt ihn leiſe zu,
Und ſanfter als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

	Seite
Neue Heilige	283
Warnung	284
Mamsell N. N.	284
Haus-Park	285
Mädchenwünsche	286
Verschiedene Drohung	287
Beweggrund	288
Unüberwindlich	289
Gleich zu Gleich	290
Vergeblich	291
Frech und froh	291
Soldatentrost	292
Problem	292
Genialisch Treiben	293
Hypochonder	294
Gesellschaft	294
Probatum est	295
Ursprüngliches	296
Den Originalen	297
Den Zudringlichen	297
Den Guten	298
Den Besten	298
Lähmung	299
Spruch, Widerspruch	300
Demuth	300
Keins von allen	301
Lebensart	301
Vergebliche Müh	302
Bedingung	302
Das Beste	303
Meine Wahl	303
Memento	304
Ein anderes	304
Breit wie lang	305
Lebensregel	305
Frisches Ei, gutes Ei	306
Selbstgefühl	306
Räthsel	307
Die Jahre	307
Das Alter	308
Grabschrift	308
Lauf der Welt	309
Beispiel	309
Umgekehrt	310
Fürstenregel	310
Lug oder Trug?	311
Egalité	311

Seite

Wie du mir, so ich dir . . . 312
Zeit und Zeitung . . . 312
Zeichen der Zeit . . . 313
Kommt Zeit, kommt Rath . . . 313
National-Versammlung . . . 314
Dem 31. October 1817 . . . 315
Dreifaltigkeit . . . 316
Kestner's Agape . . . 317
Nativität . . . 318
Das Parterre spricht . . . 319
Auf den Kauf . . . 320
Ins Einzelne . . . 321
Ins Weite . . . 322
Kronos als Kunstrichter . . . 323
Grundbedingung . . . 323
Jahr aus Jahr ein . . . 324
Nett und niedlich . . . 325
Für Sie . . . 326
Stets derselbe . . . 327
Den Absolutisten . . . 328
Räthsel . . . 329
Deßgleichen . . . 329
Feindseliger Blick . . . 330
Vielrath . . . 331
Sprache . . . 331
Kein Vergleich . . . 332
Etymologie . . . 333
Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus ꝛc. . . . 333
Kunst und Alterthum . . . 334
Museen . . . 334
Panacee . . . 335
Homer wieder Homer . . . 335
Zum Divan . . . 336
Angedenken . . . 336
Weltliteratur . . . 337
Gleichgewinn . . . 337
Lebensgenuß . . . 338
Heut und ewig . . . 339
Schlußpoetik . . . 340
Der Narr epilogirt . . . 341

Politica.

Bei einer großen Wassersnoth ꝛc. . . . 345
Und als die Fische gesotten waren ꝛc. . . . 345
Die Engel fritten für uns Gerechte ꝛc. . . . 345
Am jüngsten Tag vor Gottes Thron ꝛc. . . . 346

Seite
Wolltet ihr in Leipzigs Gauen ꝛc. 346
Die Deutschen sind recht gute Leut' ꝛc. 347
Dem Fürsten Blücher 348

Gott und Welt.

Procemion 351
Weltseele 353
Eins und Alles 355
Vermächtniß 356
Parabase 358
Die Metamorphose der Pflanzen 359
Epirrhema 362
Metamorphose der Thiere 363
Antepirrhema 365
Urworte. Orphisch 366
Atmosphäre 368
Howard's Ehrengedächtniß 369
Stratus 370
Cumulus 370
Cirrus 371
Nimbus 371
Wohl zu merken 372
Was es gilt. Dem Chromatiker 373
Herkömmlich 374
Gesetz der Trübe 375
Allerdings. Dem Physiker 376
Ultimatum 377
Die Weisen und die Leute 378

Chinesisch-Deutsche

Jahres- und Tages-Zeiten.

Sag', was kennt' uns Mandarinen ꝛc. 385
Weiß wie Lilien, reine Kerzen ꝛc. 385
Ziehn die Schafe von der Wiese ꝛc. 386
Der Pfau schreit häßlich ꝛc. 386
Entwickle deiner Lüfte Glanz ꝛc. 387
Der Kuckuk wie die Nachtigall ꝛc. 387
War schöner als der schönste Tag ꝛc. 388
Dämmrung senkte sich von oben ꝛc. 389
Nun weiß man erst was Rosenknospe sey ꝛc. 390
Als Allerschönste bist du anerkannt ꝛc. 390
Mich ängstigt das Verfängliche ꝛc. 391
Hingesunken alten Träumen ꝛc. 391
Die stille Freude wollt ihr stören ꝛc. 392
„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen ꝛc. 392

Aus fremden Sprachen.

Byron's Don Juan . . . 395
Monolog aus Byron's Manfred . . . 397
Bannfluch aus Manfred . . . 399
Ode von Manzoni . . . 402
Mode-Römerinnen . . . 406
Neugriechisch-epirotische Heldenlieder
Sind Gefilde türkisch worden ꝛc. . . . 409
Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle ꝛc. . . . 410
Beuge, Liakos, dem Pascha ꝛc. . . . 411
Welch Getöse? wo entsteht es ꝛc. . . . 413
Ausgeherrschet hat die Sonne ꝛc. . . . 414
Der Olympos, der Kissavos ꝛc. . . . 415
Charen . . . 417
Neugriechische Liebe-Skolien . . . 418
Einzelne . . . 420
Das Sträußchen. Altböhmisch . . . 423
Klaggesang. Irisch . . . 425
Hochländisch . . . 427
An die Cicade. Nach dem Anakreon . . . 428

Noten.

Ueber Goethe's Harzreise im Winter . . . 431
Ueber das Fragment: die Geheimnisse . . . 440

Sonette.

Liebe will ich liebend leben,
Jede Form sie kommt von oben

I.

Mächtiges Ueberraſchen.

Ein Strom entrauſcht unwölktem Felſenſaale
Dem Ocean ſich eilig zu verbinden;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämoniſch aber ſtürzt mit einemmale —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht, und ſtaunt zurück und weichet,
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchaun das Blinken
Des Wellenſchlags am Fels, ein neues Leben.

II.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehn
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, sie lag in meinen Armen.

III.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn ſo ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum verſuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, verſöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unſre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehſt du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig
Melodiſch klingt die durchgeſpielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkſt es kaum und ſieh! das Lied iſt fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im erſten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr ſelbſt zu ſingen.

IV.

Das Mädchen ſpricht.

Du ſiehſt ſo ernſt, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen:
Wie dieſes giebſt du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein ſich milde.

Der Feind verbirgt ſich hinter ſeinem Schilde,
Der Freund ſoll offen ſeine Stirn uns reichen.
Ich ſuche dich, du ſuchſt mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieſes Kunſtgebilde.

An wen von beiden ſoll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müſſen,
Da dieſer todt und du lebendig heißeſt?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verſchwenden,
So will ich dieſen Stein ſo lange küſſen,
Bis eiferſüchtig du mich ihm entreißeſt.

Künſtlers Erdewallen.

Drama.

V.

Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater segnend Häuser bauen!"

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!"

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor einem Blick, dem flücht'gen.

VI.

Reisezehrung.

Entwöhnen sollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben sollten sie nicht mehr verschönen.
Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen,
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke:
Gleich fing ich an von diesen und von jenen
Nothwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen:
Nothwendig schien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reisen:
Was ich bedarf ist überall zu haben,
Und Unentbehrlichs bring' ich mit — die Liebe.

VII.

Abſchied.

War unerſättlich nach viel tauſend Küſſen,
Und mußt' mit Einem Kuß am Ende ſcheiden;
Nach herber Trennung tief empfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entriſſen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüſſen,
So lang' ich's deutlich ſah, ein Schatz der Freuden:
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finſterniſſen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgränzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich ſuchte mein Verlornes gar verdroſſen.

Da war es gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir ſchien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genoſſen.

VIII.

Die Liebende ſchreibt.

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinem Munde —
Wer davon hat, wie ich, gewiſſe Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich ſcheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich ſtets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen ſie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unverſehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in dieſe Stille,
Und ſollteſt du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieſes Liebewehens;
Mein einzig Glück auf Erden iſt dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gieb mir ein Zeichen!

IX.

Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebſter, ſo beſtimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu ſagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, ſoll was ich ſende
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,
Wie ſich im Sinnen, Wünſchen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüber wendet:

So ſtand ich einſt vor dir, dich anzuſchauen
Und ſagte nichts. Was hätt' ich ſagen ſollen?
Mein ganzes Weſen war in ſich vollendet.

X.

Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir ſchickte,
Anſtatt daß ich's mit Lettern erſt beſchreibe,
Ausfüllteſt du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und ſendeteſt's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umſchlag dann erblickte;
Neugierig ſchnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riſſ' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läſ' ich was mich mündlich ſonſt entzückte:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Weſen!
Wie du ſo freundlich meine Sehnſucht ſtilleſt
Mit ſüßem Wort und mich ſo ganz verwöhnteſt.

Sogar dein Lispeln glaubt' ich auch zu leſen,
Womit du liebend meine Seele fülleſt
Und mich auf ewig vor mir ſelbſt verſchönteſt.

XI.

Nemesis.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen.
Auch hab' ich oft mit Zaudern und Verpassen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befassen.
So ging mir's auch mit jenen Lacrimassen,
Als vier- und dreifach reimend sie gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
Sonettenwuth und Raserei der Liebe.

XII.

Chriſtgeſchenk.

Mein ſüßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannichfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte ſind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Gebackne nur, den Kindern auszuſpenden!

Dir möcht' ich dann mit ſüßem Redewenden
Poetiſch Zuckerbrod zum Feſt bereiten;
Allein was ſoll's mit ſolchen Eitelkeiten?
Weg den Verſuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch giebt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern ſpricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu dir hinüber wehen.

Und fühlſt du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
Wirſt du die kleinſte Gabe nicht verſchmähen.

XIII.

Warnung.

Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen
Und alles aus iſt mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenſchaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich ſo liebevoll mein Streben
Um deine Gunſt dir an den Tag gegeben,
Wenn dieſe bloß an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk, o Liebchen! dein Gewiſſen,
Bedenk im Ernſt wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt ſolch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entſchuld'gen müſſen,
Was alles unnütz ich vor dir geplaudert;
So wird der jüngſte Tag zum vollen Jahre.

XIV.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und ſchreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, ſich zu offenbaren,
Soll Reime ſuchen, ſie zuſammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden ſpricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: ſie mag ſich gern bewahren;
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren;
Dann wieder ſenken ſich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läſt'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts laſtet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir ſind auf rechtem Wege!
Das Allerſtarrſte freudig aufzuſchmelzen
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

XV.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernſt verſchränkter Zeilen!
Zwar lauſch' ich gern bei deinen Sylbeſpielen;
Allein mir ſcheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein ſüßer Freund, das ſoll man nicht beteilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerſtes von Grund aus umzuwühlen;
Doch ſeine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefſten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maaßen wettert,
Irrgänglich-klug minirt er ſeine Grüfte;

Allein die Macht des Elements iſt ſtärker,
Und eh' er ſich's verſieht geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.

XVI.

Epoche.

Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben
Petrarca's Bruſt, vor allen andern Tagen,
Charfreitag. Eben ſo, ich darf's wohl ſagen,
Iſt mir Advent von Achtzehnhundert ſieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen ſchon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geſchlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag;

Doch ſtets erſcheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneſchaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

XVII.

Charade.

Zwei Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die wir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon ſie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit ſich ſelbſt mich zu beglücken;
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten ſie zu lallen,
In Einem Bild ſie beide zu erblicken,
In Einem Weſen beide zu umfangen.

Vermiſchte Gedichte.

Wie so bunt der Kram gewesen.
Musterkarte giebt's zu lesen.

Deutscher Parnaß.

Unter diesen
Lorbeerbüschen,
Auf den Wiesen,
An den frischen
Wasserfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben:
Und so haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Musen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnassus mich erquicket,
Und das keusche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiset
Mich mit dem beschwingten Flügel.
Hier in Büschen, dort auf Bäumen,
Ruft sie die verwandte Menge,
Und die himmlischen Gesänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächst die Fülle
Der geselligen Triebe,
Nährt sich Freundschaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille

Seiner Thäler, seiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Erler folgt dem andern.

Dieser kommt mit munterm Wesen
Und mit offnem heitrem Blicke;
Diesen seh ich ernster wandeln;
Und ein Andrer, kaum genesen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Lust und Harmonien
Und ein kräftig rein Bestreben.

Auf, ihr Brüder!
Ehrt die Lieder!
Sie sind gleich den guten Thaten.
Wer kann besser als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, so wirkst du länger
Als es Menschen sonst vermögen.

Ja! ich höre sie von weiten:
Ja! sie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterschlägen
Rufen sie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie sie singen, wie sie dichten
Zum erhabensten Geschäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantasien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die sich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir schauen
In dem Land der höchsten Wonne,
Dieser Boden, diese Sonne,
Lecket auch die besten Frauen.
Und der Hauch der lieben Musen
Weckt des Mädchens zarten Busen,
Stimmt die Kehle zum Gesange,
Und mit schöngefärbter Wange
Singet sie schon würt'ge Lieder,
Setzt sich zu den Schwestern nieder,
Und es singt die schöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.

Doch die eine
Geht alleine,
Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu suchen,
Dort zu finden,
Was im stillen Morgenhaine
Amor schalkisch ihr entwendet:
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Busens erste Fülle.
Und sie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,

Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert sich in die Felder.
Stört sie nicht auf ihren Wegen!
Muse, geh' ihr still entgegen!

Doch was hör' ich? Welch' ein Schall
Ueberbraus't den Wasserfall?
Sauset heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schrein?
Ist es möglich, seh' ich recht?
Ein verwegenes Geschlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Ras't im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall
Grellt ins Ohr.
Wer sie hört
Wird gestört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer sie sieht.

Erſter Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künſtler an ſeiner Staffeley. Er hat eben das Porträt einer fleiſchigen, häßlichen, koquet ſchielenden Frau aufgeſteckt. Beym erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das ſchändliche, verzerrte Geſicht!

Er thut das Bild bey Seite.

Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! koſtbare Kleinen!

Er tritt an's Fenſter.

Ach, die Büsche sind geknickt!
Ach, die Blumen sind erstickt
Von den Sohlen dieser Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen!
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft sie uns verjagen,
Wenn er unsre Schmerzen sieht;
Und uns Waffen
Zu verschaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Prasseln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt sie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieser Brut entgegen,
Und vertreib' aus unsern milden
Himmelreinen Luftgefilden
Diese Fremden, diese Wilden!

Doch was seh' ich?
Ist es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Ist es möglich?
Keine Fremden!
Unsre Brüder
Zeigen ihnen selbst die Wege!
O die Frechen!
Wie sie mit den Klapperblechen
Selbst voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort soll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerschlag.
Worte sind des Dichters Waffen,
Will der Gott sich Recht verschaffen,
Folgen seine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergessen! Ist der rohe
Schwere Thyrsus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Wasserfällen,
Aus den zarten Rieselwellen
Tränket ihr
Gar Silens abscheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,
Stampft mit ungeschickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O wie möcht' ich gern mich täuschen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr;
Aus den keuschen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter
Statt der Liebe süßem Wahn!
Weiberhasser und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das so keusch erwärmte Nest,
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe fest.

Hier wird ein Gewand zerrissen,
Dem Genusse folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küssen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich sehe schon von weiten
Wolkenzug und Dunst und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbst den Busen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nahn,
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unsern Gränzen fort!
Daß sie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einst zu uns begehrt,
Wenn euch nichts so sehr beglücket,
Als was ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tiefgefühlte Reuelieder
Künden uns die Brüder an,

Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feierlich.
Wenn sich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter sich.
Schneller noch als Lethe's Fluthen
Um der Todten stilles Haus,
Löscht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.
Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen:
Ihr gehört uns doppelt an!

Gellert's Monument

von Oeser.

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte:
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann:
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

Ilmenau

am 3. September 1783.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste:
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Luft,
Mit frischer Luft und Balsam meine Bruft!

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke.
O laß mich heut' an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut;
Der Knappe karges Brod in Klüften sucht;
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft gethan,
Als sing' ich heut' ein neues Leben an.

Ihr seyd mir hold, ihr gönnt mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!

Melodiſch rauſcht die hohe Tanne wieder,
Melodiſch eilt der Waſſerfall hernieder;
Die Wolke ſinkt, der Nebel drückt ins Thal,
Und es iſt Nacht und Dämmrung auf einmal.

Im finſtern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo iſt mein Pfad, den ſorglos ich verlor?
Welch ſeltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie ſchallen wechſelnd an dem Fels empor.
Ich eile ſacht zu ſehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirſches Ruf der Jäger ſtill geleitet.

Wo bin ich? iſt's ein Zaubermährchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felſenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich ſie froh ans Feuer hingeſtrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie ſcherzen laut, indeſſen bald geleeret
Die Flaſche friſch im Kreiſe wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich dieſe muntre Schaar?
Von wannen kommt ſie? um wohin zu ziehen?
Wie iſt an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich ſie grüßen? ſoll ich vor ihr fliehen?
Iſt es der Jäger wildes Geiſterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünſte treiben?
Ich ſeh' im Buſch der kleinen Feuer mehr;
Es ſchaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Iſt's der Aegyptier verdächtiger Aufenthalt?
Iſt es ein flüchtiger Fürſt wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verſchlungnen Gründen
Die Geiſter Shakſpear's gar verkörpert finden?

Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Cirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

Wer ist der andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
Und seine langen feingestalten Glieder
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Doch scheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz nach jener Kluft zu wandern,
Ich schleiche still und scheide von den Andern.

Sey mir gegrüßt, der hier in ſpäter Nacht
Gedankenvoll an dieſer Schwelle wacht!
Was ſitzeſt du entfernt von jenen Freuden?
Du ſcheinſt mir auf was Wichtiges bedacht.
Was iſt's, daß du in Sinnen dich verliereſt,
Und nicht einmal dein kleines Feuer ſchüreſt?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande ſelbſt zu ſagen
Woher ich ſey, wer mich hierher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich her verſchlagen
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt.

Wer kennt ſich ſelbſt? wer weiß was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thuſt, ſagt erſt der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus ſelbſt die reine Himmelsgluth
Auf friſchen Thon vergötternd niederfließen?
Und kennt' er mehr als irdiſch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr,
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich muthig Muth und Freiheit ſang
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Stolz auf ſich ſelbſt und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menſchen ſchöne Gunſt:
Doch ach! ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen.
Nun ſitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und beglückt.

Doch rede ſacht! denn unter dieſem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schooß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal:
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu ſeyn,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein:

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge, wie ſelig dir entgegen zu weinen!

Er ſetzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffeley.

Meine Göttinn, deiner Gegenwart Blick
Überdrängt mich wie erſtes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmliſche Geſtalt,
Dich umfaſſe mit Bräutigams Gewalt,
Wo mein Pinſel dich berührt, biſt du mein:
Du biſt ich, biſt mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königinn der Welt!
Und ich ſoll dich laſſen für feiles Geld?
Dem Thoren laſſen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer ſchäckigen Wand?

Er blickt nach der Kammer.

Meine Kinder! — Göttinn, du wirſt ſie letzen!

Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im ſchweren Traum,
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre."

Verſchwinde Traum!

Wie dank' ich, Muſen, euch!
Daß ihr mich heut auf einen Pfad geſtellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum ſchönſten Tage ſich erhellet;
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten ſind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine ſchönre Welt;
Das ängſtliche Geſicht iſt in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben iſt's, es iſt ſchon lang begonnen.

Ich ſehe hier, wie man nach langer Reiſe
Im Vaterland ſich wieder kennt,
Ein ruhig Volk im ſtillen Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle zu;
Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte ſtecken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und feſtes irr'ſches Glück.

So mög', o Fürſt, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage ſeyn!
Du kenneſt lang' die Pflichten deines Standes
Und ſchränkeſt nach und nach die freie Seele ein.
Der kann ſich manchen Wunſch gewähren,
Der kalt ſich ſelbſt und ſeinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten ſtrebt,
Muß fähig ſeyn, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel:
Nein! streue klug wie reich, mit männlich stäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land:
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Drei Oden

an meinen Freund Berisch.

Erste.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulniß,
Ein Gegengift, widerstanden.

Sieh! wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schlägt:
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift.

Der Raupe tückischer Zahn
Wird stumpf an ihnen,
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenscheine.

Von seinen Zweigen
Wünscht das Mädchen
Im Brautkranze;
Früchte hoffen Jünglinge.

Aber ſieh! der Herbſt kommt,
Da zieht die Raupe,
Klagt der liſtigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit.

Schwebend zieht ſich
Von ihrer Tagswohnung
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohlthätigen Baum,

Und kann nicht ſchaden,
Aber die Vielkünſtliche
Ueberzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter.

Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen ſchauernd,
Der Jüngling jammernd
Vorüberzieht.

Verpflanze den ſchönen Baum,
Gärtner! er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Zweite.

Du gehst! Ich murre. —
Geh! laß mich murren.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Octobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich.

Gebärort
Schädlicher Insecten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit!

Am schilfigten Ufer
Liegt die wollüstige
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung,
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken. —
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land.

Dritte.

Sey gefühllos!
Ein leichtbewegtes Her;
Iſt ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Berisch! des Frühlings Lächeln
Erheitre deine Stirne nie,
Nie trübt ſie dann mit Verdruß
Des Winters ſtürmiſcher Ernſt.

Lehne dich nie an des Mädchens
Sorgenerwiegende Bruſt,
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm.

Schon verſammelt,
Von ſeiner Klippenwarte,
Der Neid auf dich
Den ganzen luchsgleichen Blick:

Dehnt die Klauen,
Stürzt, und ſchlägt
Hinterliſtig ſie
Dir in die Schultern.

Stark ſind die magern Arme
Wie Panther-Arme,
Er ſchüttelt dich
Und reißt dich los.

Tod iſt Trennung!
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzuſehn.

Gerne verließeſt du
Dieſes gehaßte Land,
Hielte dich nicht Freundſchaft
Mit Blumenfeſſeln an mir.

Zerreiß ſie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit,
Iſt ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehſt, ich bleibe.
Aber ſchon drehen
Des letzten Jahres Flügelſpeichen
Sich um die rauchende Axe.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da ſpringen die Riegel, frei bin ich wie du!

Elyſium.

An Uranien.

Uns geben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Wie du das Erſtemal
Liebahndend dem Fremdling
Entgegentratſt
Und deine Hand ihm reichteſt,
Fühlt' er alles voraus
Was ihm für Seligkeit
Entgegen keimte!

Wie du den liebenden Arm
Um den Freund ſchlangſt,
Wie ihm Lila's Bruſt
Entgegenbebte,
Wie ihr, euch rings umfaſſend,
In heil'ger Wonne ſchwebtet,
Und ich, im Anſchaun ſelig,
Ohne ſterblichen Neid
Daneben ſtand!

Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu
Sich euch verſiegelt.
Daß du den liebenden,
Stille ſehnenden,
Die Wange reichteſt
Zum himmliſchen Kuß!

Wenn du fern wandelst
Am Hügelgebüsch,
Wandeln Liebesgestalten
Mit dir den Bach hinab;
Wenn mir auf meinem Felsen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundesgestalten
Mir winken
Durch wehende Zweige
Des dämmernden Hains;

Seh' ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels
Oede Gestade,
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Lila'n an deiner Hand;
Seh' mich schüchternen
Eure Hände fassen,
Bittend blicken,
Eure Hände küssen —
Eure Augen sich begegnen,
Auf mich blicken;
Werfe den heftenden Blick
Auf Lila; sie nähert sich mir,
Himmlische Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, seufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kusses Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elysium!
Ach, warum nur Elysium!

Pilgers Morgenlied.

An Lila.

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Thurm ein.
Soll ich ihn
Zum letztenmal nicht sehn!
Doch mir schweben tausend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er da stand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum erstenmal
Du den Fremdling
Aengstlich liebevoll
Begegnetest,
Und mit einemmal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst! —
Zische Nord!
Tausend-schlangenzüngig
Mir ums Haupt!
Beugen sollst du's nicht!
Beugen magst du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden.

Du gehſt in eines Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu ſetzen,
Und ich trag' ihnen Brot heraus.
Und er beſitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnſt bey mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir verſunken,
Fühl' ich mich ſelig, an allen Sinnen trunken.

Man hört in der Kammer ein Kind ſchreyen.

Ä! ä!

Künſtler.

Lieber Gott!

Künſtlers Frau erwacht.

's is ſchon Tag!
Biſt ſchon auf? Lieber, geh doch, ſchlag
Mir Feuer, leg Holz an ſtell Waſſer bey,
Daß ich dem Kindel koch' den Brey.

Künſtler

einen Augenblick vor ſeinem Bilde verweilend.

Meine Göttinn!

Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühst mich;
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Bruſt;
Haſt mir gegoſſen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben,
Und Muth!

Mahomet's Geſang.

Seht den Felſenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick:
Ueber Wolken
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Trunken werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie' umſchlingen,
Ihm mit Liebes-Augen ſchmeicheln:
Nach der Ebne dringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle!
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern: jauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleiernd,
Leisrauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Bubler:
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Meine Göttin.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis seyn?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen:

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Menschenblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß

Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, geseztere,
Meine stille Freundin:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

Harzreise im Winter.

Dem Geier gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat,
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch butte Scheere
Nur einmal löst.

In Dickicht-Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Leicht ist's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Sein älteſter Knabe

ſpringt aus dem Bette, und läuft barfuß herbey.

Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künſtler.

Wie lang'?

Knabe.

Was?

Künſtler.

Bring klein Holz in die Küch'.

Aber abseits wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Ach wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Der du der Freuden viel schaffst,
Jedem ein überfließend Maaß
Segne die Brüder der Jagd,
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

An Schwager Kronos.

Spute dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Ueber Steck und Steine den Trott
Raſch ins Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein:

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Wanderers Sturmlied.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßenſturm
Entgegen ſingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthſchlamm,
Pythen tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterſpreiten,
Wenn er auf dem Felſen ſchläft,
Wirst mit Hüterſittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegeſtöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn ſich Muſen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umſchwebet mich, ihr Muſen,
Ihr Charitinnen!
Das iſt Waſſer, das iſt Erde
Und der Sohn des Waſſers und der Erde,
Ueber den ich wandle
Göttergleich.

Ihr ſeyd rein, wie das Herz der Waſſer,
Ihr ſeyd rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umſchwebt mich und ich ſchwebe
Ueber Waſſer, über Erde,
Göttergleich.

Soll der zurückkehren
Der kleine, ſchwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
Und ich, den ihr begleitet,
Muſen und Charitinnen alle,
Den alles-erwartet, was ihr,
Muſen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du biſt Genius,
Jahrhunderts Genius,
Biſt, was innre Gluth
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll iſt.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'-Apollen;
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Ueber dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen
Sterblich Glücklichen
Abseits von dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest du ihn,
Den Blumen-singenden
Honig-lallenden
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder rasselten
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg' herab
Kieselwetter ins Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Gluth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Seefahrt.

Lange Tag und Nächte ſtand mein Schiff betrachtet:
Günſt'ger Winde harrend ſaß, mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blähen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend, wie des Einſchiffsmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leiſe wandelnd ſich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewäſſer,
Drückt der Menſchen ſchwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Wüthen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder:
Mit dem angſterfüllten Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach, er ſollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Zweyter Act.

Künſtler.

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel, ſchau.

Knabe.

Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler

ſtellt das leidige Porträt wieder auf.

Da muß ich thun als hätt' ich gemahlt.

Frau.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler.

Das thut's ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr.

Da kommen wir ja zurecht.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Allheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach:
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend
Ueber gekruen Sand am Bach,
Und ruft einander an;
Ihr röthlich Auge bublt umher,

Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerſt, liebelt er,
Sey gutes Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug.
O Weiſe, ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
O Weisheit! Du redſt wie eine Taube!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütheträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.

Mir! Mir
In euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beiſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Madame.

Hab' heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

O die Madam ſind immer ſchön.

Herr.

Darf man die Stück' in der Eck' beſehn?

Künſtler.

Sie machen Sich ſtaubig. Zu Madame. Be-
lieben Sich niederzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut, doch ſo noch nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler heimlich.

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr
nimmt ein Gemählde aus der Ecke.

Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Weſen!

Königlich Gebet.

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gieb mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.

Menschengefühl.

Ach ihr Götter! große Götter
Im dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Muth;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

Lili's Park.

Ist doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarsten Thiere,
Und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie.
O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In niegelöschter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr sie nicht, so danket Gott dafür.

Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Thüre stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Geguacker!
Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Heerden
Zu ihren Füßen; sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geschweige die Bestien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie stürzen einander über die Nacken,

Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich,
Und das all um ein Stückchen Brod,
Das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt,
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.

Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron:
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewissen Punkt versteht sich!
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu seyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr sagtet ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, grad' aus: Ich bin der Bär:
In einem Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

Denn ha! steh' ich so an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geschnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,

Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und seh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf Einmal an zu rasen,
Ein mächt'ger Geist schnaubt aus der Nasen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häschen mir!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken;
Ich sträube meinen borst'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgestutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graie;
Der Buchsbaum zieht mir eine Nase,
Ich flieh' ins dunkelste Gebüsche hin,
Durchs Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu springen!
Mir versagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünstelten Cascaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Dryaden.

Auf Einmal! Ach, es dringt
Ein seliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie ist's, die dort in ihrer Laube singt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,

Die ganze Luft iſt warm, iſt blüthevoll.
Ach ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büſche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpſig, knollig!"
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küß' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen
Leis an ihr Knie — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn, und kraut mir um die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen!
Es hofft der oft betrogne Thor;
Doch will er ſich ein bißchen unnütz machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon ſie wohl einmal, von Lieb und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,

Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, fest
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie suche, schaudre, wieder fliehe —
So läßt sie den zerstörten Armen gehn,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen stehn,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, ist's in euren Händen,
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck' ich so meine Glieder:
Ich fühl's! Ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach, wem soll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die so manche Freude
Sonst genossen hat und sonst gegeben,
Ist gespalten und sie schmerzt erbärmlich.
Und sie ist nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebste mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebissen, daß sie fester
Sich des Freunds versichernd ihn genösse:
Nein, das zarte Lippchen ist gesprungen,
Weil nun über Reif und Frost die Winde
Spitz und scharf und lieblos mir begegnen.

Und nun soll mir Saft der edlen Traube
Mit dem Saft der Bienen, bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung schaffen.
Ach, was will das helfen, mischt die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balsams drunter?

An ſeine Sprödе.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume;
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle
O fall' in meinen Schooß!

Anliegen.

O schönes Mädchen du,
Du mit dem schwarzen Haar,
Die du ans Fenster trittst,
Auf dem Balkone stehst!
Und stehst du wohl umsonst?
O stündest du für mich
Und zögst die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie schnell sprüng' ich hinauf!

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madamé

einen flüchtigen Blick darauf werfend.

O gar sehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau

mit dem Korbe am Arm, heimlich.

Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künstler.

Ich hab' nichts.

Frau.

Dafür kauft man einen Quark.

Künstler.

Da!

Herr.

Aber ihre Manier ist jetzt größer.

Künstler.

Das eine wird schlimmer, das andre besser.

Herr zur Staffeley tretend.

So! so! da an dem Nasenbug!

Und die Augen sind nicht feurig g'nug.

Die Musageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Musen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erscheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,
Daß es, statt Auror' und Phöbus,
Meinen stillen Fleiß belebe!
Doch sie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem späten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da sich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, schlaget
Früh', o früh'! vor meinem Fenster,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig fesselt.
Doch die lieberfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenster
Ihre süßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Busen.
Und so ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich schlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beim erſten Morgenſchimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüſtig ſpring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen,
Und den leidigen Inſecten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seyd mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Morgenklagen.

O du loses leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verschuldet,
Daß du mich auf diese Folter spannest,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktest doch so freundlich gestern Abend
Mir die Hände, lispeltest so lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erst geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß sie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens ist vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beständig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leisen Schlummer.

Ja, da segnet' ich die Finsternisse,
Die so ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauschend immer in die Stille,
Ob sich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte sie Gedanken wie ich denke,
„Hätte sie Gefühl wie ich empfinde,
„Würde sie den Morgen nicht erwarten,
„Würde schon in dieser Stunde kommen."

Hüpft' ein Mäpchen oben übern Boden,
Knisterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte sich, ich weiß nicht was, im Hause,
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und so lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag schon an zu grauen,
Und es rauschte hier und rauschte dorten.

„Ist es ihre Thüre? Wär's die meine!"
Saß ich aufgestemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob sie nicht sich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leisen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich schon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen rasseln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte sich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom schönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen sehnsuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun bist zu weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Besuch.

Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen,
Aber ihre Thüre war verschlossen.
Hab' ich doch den Schlüssel in der Tasche!
Oeffn' ich leise die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich sie gar zierlich eingeschlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war sie eingeschlafen;
Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich setzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rath', ob ich sie weckte.

Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause,
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.
Freudig saß ich da und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falschen Zuges,
Kann er dir nicht schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung störte.

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöst sind diese Zauber-Bande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken.

Leise leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Rosen auf das Tischchen nieder;
Sachte, sachte schlich ich meiner Wege.

Oeffnet sie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt sie diese bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verschloßnen Thüren
Dieses freundliche Geschenk sich finde.

Seh' ich diese Nacht den Engel wieder,
O wie freut sie sich, vergilt mir doppelt
Dieses Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.

Zum erſten Mai 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, tactbeſtändig,
Einer Zaubrin zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Fäden,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freien haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen löſet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünschtes? Wen begünstigt
Unsre vielgeliebte Herrin,
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looses
Treu und still ersehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umschlungen,
Ihrer Dienerschaft gewidmet.

Doch indem ich so behaglich,
Aufgeschmückt stolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Losen,
Ohne Streit, geheim geschäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh wir nur das Netz bemerken,
Ist ein Glücklicher gefangen;
Den wir andern, den wir alle,
Segnend und beneidend grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeschnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf Einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich sitzen,
Und er lächelte bescheidenweise,
Als den Unverständigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu senken:
„Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nektar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfasse,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balsam koste,
Selig sprech' ich dann zu meinem Geiste:

Nein, ein solch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch besessen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus
Mit den sinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältsten, klügsten seiner Faunen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnißvoller Gährung vorstehn:
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt!

Künſtler vor ſich.

O mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muſe

ungeſehn von den andern, tritt zu ihm.

Mein Sohn, fängſt jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Menſch ſein Joch;
Iſt ſie garſtig, bezahlt ſie doch!
Und laß den Kerl tadeln und ſchwätzen;
Haſt Zeit genug dich zu ergetzen
An dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß eine Zeit lang hacken und gra-
ben,
Wird man die Ruh erſt willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,
Und biſt nicht reich, ſo biſt du brav.

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein:
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Für ewig.

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwischen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Aus einem Stammbuch von 1604.

Hoffnung beſchwingt Gedanken, Liebe Hoffnung.
In klarſter Nacht hinauf zu Cynthien, Liebe!
Und ſprich: wie ſie ſich oben umgeſtaltet,
So auf der Erde ſchwindet, wächſt mein Glück.
Und wispere ſanft-beſcheiden ihr ans Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt hing, Treue thränte.
Und ihr Gedanken, mißzutraun geneigt,
Beſchilt euch die Geliebte deſſenthalb,
So ſagt: ihr wechſelt zwar, doch ändert nicht,
Wie ſie dieſelbe bleibt und immer wechſelt.
Untrauen tritt in's Herz, vergiftet's nicht,
Denn Lieb' iſt ſüßer von Verdacht gewürzt.
Wenn ſie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Klare widerwärtig ſchwärzt,
Dann Seufzer-Winde ſcheucht die Wolken weg,
Thränt nieder ſie in Regen aufzulöſen.
Gedanke, Hoffnung, Liebe bleibt nur dort,
Bis Cynthia ſcheint wie ſie mir ſonſt gethan.

Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, 25. Aug. 1828.

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah!
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da.

Doch du fühlſt wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugeſt mir daß ich geliebt bin,
Sey das Liebchen noch ſo fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die Nacht.

Der Bräutigam.

Um Mitternacht, ich ſchlief, im Buſen wachte
Das liebevolle Herz als wär' es Tag;
Der Tag erſchien, mir war als ob es nachte:
Was iſt es mir, ſo viel er bringen mag.

Sie fehlte ja; mein emſig Thun und Streben
Für ſie allein ertrug ich's durch die Gluth
Der heißen Stunde; welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! lohnend war's und gut.

Die Sonne ſank und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge ſprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Oſten, hoffe nur, ſie kommt zurück!

Um Mitternacht! der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle wo ſie ruht.
O ſey auch mir dort auszuruhn bereitet,
Wie es auch ſey das Leben es iſt gut!

Dornburg, Septbr. 1828.

Früh wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst du dann, am Blick dich weidend
Reiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, röthlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos:
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Um Mitternacht.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne
Sie leuchteten doch alle gar zu schön:
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner, in des Lebens Weite,
Zur Liebsten mußte, mußte weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstere drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künftige schlang;
Um Mitternacht.

Bei Betrachtung von Schillers Schädel.

Im ernſten Beinhaus war's, wo ich beſchaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie ſtehn in Reih' geklemmt die ſonſt ſich haßten,
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten.
Entrenkte Schulterblätter! Was ſie trugen?
Fragt niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?

Künſtlers Apotheoſe.

Drama.

Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Aus den Leiden des jungen Werther.

1775.

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu seyn;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach.

Trilogie der Leidenſchaft.

An Werther.

Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neu beblümten Matten
Und meinen Anblick ſcheuſt du nicht.
Es iſt als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du, erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Loos:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht, wie groß!
Und wir gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung:
Keins wird vom andern wünſchenswerth ergänzt,
Den außen düſtert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wirs zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,

Entzückt, erstaunt, wer dieß ihm angethan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangene Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Palast:
Wie Vögelschaar an Wäldergipfeln streift,
So schweift auch er, der um die Liebste schweift,
Er sucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick und dieser hält ihn fest.

Doch erst zu früh und dann zu spat gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt.
Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder-Wiedersehn beglückt noch mehr
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt:
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst, Freund, gefühlvoll wie sich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeschick,
Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück:
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn
Der Leidenschaften labyrinthisch an:
Und wir verschlungen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!
Wie klingt es rührend wenn der Dichter singt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet
Geb' ihm ein Gott zu sagen was er duldet.

Elegie.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloßner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt aus Himmelsäther,
Zu ihren Armen hebt sie dich empor.

So warst du denn im Paradies empfangen
Als wärst du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
Und in dem Anschaun dieses einzig Schönen
Versiegte gleich der Quell sehnsüchtiger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen sich in zartem Wandern
Wie Schwestern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß der letzte, grausam süß, zerschneidend
Ein herrliches Geflecht verschlungner Minnen.
Nun eilt, nun stockt der Fuß die Schwelle meidend,
Als trieb ein Cherub flammend ihn von hinnen:
Das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,
Es blickt zurück, die Pforte steht verschlossen.

Und nun verschlossen in sich selbst, als hätte
Dieß Herz sich nie geöffnet, selige Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere
Belasten's nun in schwüler Atmesphäre.

Ist denn die Welt nicht übrig? Felsenwände
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte reift sie nicht? Ein grün Gelände
Zieht sich's nicht hin am Fluß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große
Gestaltenreiche, bald gestaltenlose?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein schlank Gebild aus lichtem Duft empor:
So sahst du sie in frohem Tanze walten
Die Lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Momente darfst dich unterwinden
Ein Luftgebild statt ihrer fest zu halten;
Ins Herz zurück, dort wirst du's besser finden,
Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;
Zu Vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach, und immer immer lieber.

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf stufenweis beglückte;
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenſchrift ins treue Herz geſchrieben.

Ins Herz, das feſt wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und ſie in ſich bewahret,
Für ſie ſich freut an ſeiner eignen Dauer,
Nur weiß von ſich, wenn ſie ſich offenbaret,
Sich freier fühlt in ſo geliebten Schranken
Und nur noch ſchlägt, für alles ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöſcht, verſchwunden;
Iſt Hoffnungsluſt zu freudigen Entwürfen,
Entſchlüſſen, raſcher That ſogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir aufs lieblichſte geleiſtet;

Und zwar durch ſie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geiſt und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüſten Raum beklemmter Herzensleere:
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie ſelbſt erſcheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſen's —
Vergleich ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm seyn! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften:
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es ist als wenn sie sagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Gestrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wissen ist's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend scheute,
Die Sonne sank und sah noch was mich freute.

Drum thu' wie ich und schaue, froh verständig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sey's, zur Freude, sey's dem Lieben;
Nur wo du bist sey alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich."

Du hast gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunst des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günstling des Geschickes;
Mich schreckt der Wink von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir so hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen:
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath als gränzenlose Thränen.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie gelang's die innre Gluth zu dämpfen!
Schon rast's und reißt's in meiner Brust gewaltsam,
Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen:
Allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen,

Fehlt's am Begriff: wie sollt' er sie vermissen?
Er wiederholt ihr Bild zu tausendmalen.
Das zaudert bald, bald wird es weggerissen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinsten Strahlen;
Wie könnte dieß geringstem Troste frommen?
Die Ebb' und Fluth, das Geben wie das Kommen!

Verlaßt mich hier, getreue Wegegenossen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos:
Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß:
Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war:
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr:
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

Aussöhnung.

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verworren das Begünnen;
Die hehre Welt wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Ton' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen,
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

Aeolsharfen.

Gespräch.

Er.

Ich dacht' ich habe keinen Schmerz
Und doch war mir so bang ums Herz,
Mir war's gebunden vor der Stirn
Und hohl im innersten Gehirn —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt. —
Ihr Lebewohl war heitre Ruh,
Sie weint wohl jetzund auch wie du.

Sie.

Ja er ist fort, das muß nun seyn!
Ihr Lieben laßt mich nur allein;
Sollt' ich euch seltsam scheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren,
Und da muß ich weinen.

Er.

Zur Trauer bin ich nicht gestimmt
Und Freude kann ich auch nicht haben:
Was sollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!

Der Tag ist mir zum Ueberdruß,
Langweilig ist's, wenn Nächte sich befeuern:
Mir bleibt der einzige Genuß
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern,
Und fühltest du den Wunsch nach diesem Segen,
Du kämest mir auf halbem Weg entgegen.

Sie.

Du trauerst daß ich nicht erscheine,
Vielleicht entfernt so treu nicht meine,
Sonst wär' mein Geist im Bilde da.
Schmückt Iris wohl des Himmels Bläue?
Laß regnen, gleich erscheint die Neue;
Du weinst! Schon bin ich wieder da.

Er.

Ja du bist wohl an Iris zu vergleichen!
Ein liebenswürdig Wunderzeichen.
So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie sie.

Immer und überall.

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muse ruft zu Bach und Thale
Tausend aber tausendmale.

Sobald ein frisches Kelchlein blüht,
Es fordert neue Lieder;
Und wenn die Zeit verrauschend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

April.

Augen ſagt mir, ſagt was ſagt ihr?
Denn ihr ſagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichſten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt ihr.

Doch ich glaub' euch zu erfaſſen:
Hinter dieſer Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt ſich ſelber überlaſſen,

Dem es wohl behagen müßte,
Unter ſo viel ſtumpfen, blinden,
Endlich einen Blick zu finden
Der es auch zu ſchätzen wüßte.

Und indem ich dieſe Chiffern
Mich verſenke zu ſtudiren,
Laßt euch ebenfalls verführen
Meine Blicke zu entziffern!

Mai.

Leichte Silberwolken ſchweben
Durch die erſt erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer ſanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte:
Leiſe wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin;
Und wie reingewaſchen, helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt ſich das junge Grün.

Still iſt Luft und Lüftchen ſtille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieſer Fülle,
Von den Bäumen durch's Geſträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterſchaar,
Das bewegt und regt ſo ſchnelle,
Wie der Morgen ſie gebar,
Flügelhaft ſich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer berürfte dieſer Hütte?
Und wie Zimmer, die gerechten,
Bank und Tiſchchen in der Mitte!
Und ſo bin ich noch verwundert,
Sonne ſinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was iſt denn das?
Iſt mir doch als wärſt du Glas,

Und ich wär' nicht weit davon;
Denn ſie kommt, ich ſeh' es ſchon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, ſie weiß es ja!

Nun ſtellt ſich dazwiſchen
Ein kühles Thal mit leichten Büſchen,
Bächen, Wieſen und dergleichen,
Mühlen und Rädern, den ſchönſten Zeichen
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder undeklommen.
Und ſo immer, immer heraus,
Bis wir an Garten und Haus!

Aber wie geſchicht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Geſichts
Und der zwei Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich ſie ſeh'
Vom Zopf zur Zeh!

Sie iſt fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bei ihr.
Wandelt ſie auf ſchroffen Hügeln,
Eilet ſie das Thal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang.
Und auf dieſe Jugendfülle,
Dieſer Glieder frohe Pracht
Harret einer in der Stille,
Den ſie einzig glücklich macht.

Liebe ſteht ihr gar zu ſchön,
Schönres hab' ich nie geſehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk ich: ſoll es doch ſo ſeyn!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn ſie mich liebt,
Daß es noch was Beßres giebt?

Und noch ſchöner iſt die Braut,
Wenn ſie ſich mir ganz vertraut,
Wenn ſie ſpricht und mir erzählt,
Was ſie freut und was ſie quält.
Wie's ihr iſt und wie's ihr war,
Kenn' ich ſie doch ganz und gar.
Wer gewänn', an Seel' und Leib
Solch ein Kind und ſolch ein Weib!

Frühling übers Jahr.

Das Beet, ſchon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Gluth,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln ſtolziren
So naſeweis,
Schalkhafte Veilchen
Verſteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug der Frühling
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort.
Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,

Im Ernſte freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Es wird eine prächtige Gemähldegallerie vorgeſtellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Perſonen auf und ab. An einer Seite ſitzt ein Schüler, und iſt beſchäftiget, ein Bild zu copiren.

Schüler,

indem er aufſteht, Palette und Pinſel auf den Stuhl legt, und dahinter tritt.

Da ſitz' ich hier ſchon Tage lang,
Mir wird's ſo ſchwül, mir wird's ſo bang',
Ich mahle zu und ſtreiche zu,
Und ſehe kaum mehr was ich thu'.
Gezeichnet iſt es durch's Quadrat;

St. Nepomuck's Vorabend.

Carlsbad den 15. Mai 1820.

Lichtlein ſchwimmen auf dem Strome,
Kinder ſingen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein ſchwinden, Sterne ſchwinden;
Alſo löſ'te ſich die Seele
Unſ'res Heil'gen, nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein ſchwimmet! ſpielt ihr Kinder!
Kinder-Chor, o! ſinge, ſinge!
Und verkündiget nicht minder
Was den Stern zu Sternen bringe.

Im Vorübergehen.

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Da ſtand ein Blümchen
Sogleich ſo nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber ſah.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es ſchleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die ſind gar heimlich.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum ſind die Blüthen
So ſchön geründet.

Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht ſchranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war ſo heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Pfingsten.

Unter halb verwelkten Maien
Schläft der liebe Freund so still:
O! wie soll es ihn erfreuen
Was ich ihm vertrauen will:
Ohne Wurzeln dieses Reisig,
Es verdorrt das junge Blut:
Aber Liebe, wie Herr Dreißig,
Nähret ihre Pflanzen gut.

Gegenseitig.

Wie sitzt mir das Liebchen?
Was freut sie so groß?
Den Fernen sie wiegt ihn,
Sie hat ihn im Schooß:

Im zierlichen Käfig
Ein Vöglein sie hält,
Sie läßt es heraußen
So wie's ihr gefällt.

Hat's Picken dem Finger,
Den Lippen gethan,
Es flieget und flattert,
Und wieder heran.

So eile zur Heimath,
Das ist nun der Brauch,
Und hast du das Mädchen,
So hat sie dich auch.

Freibenter.

Mein Haus hat kein' Thür,
Mein' Thür' hat ke' Haus;
Und immer mit Schätzel
Hinein und heraus.

Mei Küch hat ke' Herd,
Mei Herd hat ke' Küch;
Da bratet's und ſiedet's
Für ſich und für mich.

Mei Bett hat ke' G'ſtell,
Mei G'ſtell hat ke' Bett.
Doch wüßt ich nit e'nen
Der's luſtiger hett.

Mei Keller is hoch,
Mei Scheuer is tief,
Zu oberſt zu unterſt —
Da lag ich und ſchlief.

Und bin ich erwachen,
Da geht es ſo fort;
Mei Ort hat ke' Bleibens,
Mei Bleibens ken' Ort.

Der neue Copernicus.

Art'ges Häuschen hab' ich klein,
Und, darin verstecket,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedecket.

Denn da giebt es Schalterlein,
Federchen und Lädchen,
Finde mich so wohl allein
Als mit hübschen Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Lust
Regen sich die Wälder,
Näher kommen meiner Brust
Die entfernten Felder.

Und so tanzen auch vorbei
Die bewachs'nen Berge,
Fehlet nur das Lustgeschrei
Aufgeregter Zwerge.

Doch so gänzlich still und stumm
Rennt es mir vorüber,
Meistens grad und oft auch krumm,
Und so ist mir's lieber.

Wenn ich's recht betrachten will
Und es ernst gewahre,
Steht vielleicht das alles still
Und ich selber fahre.

So iſt der Held der mir gefällt.

Flieh, Täubchen, flieh! Er iſt nicht hie!
Der dich an dem ſchönſten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, wo du dich verbergen.
Flieh, Täubchen, flieh! er iſt nicht hie!
Böſer Laurer Füße raſten nie.

Horch! Flötenklang, Liebesgeſang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre,
Find't im zarten Herzen offne Thore.
Horch! Flötenklang! Liebesgeſang!
Horch! — es wird der ſüßen Liebe zu bang.

Hoch iſt ſein Schritt, feſt iſt ſein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
Hoch iſt ſein Schritt, feſt iſt ſein Tritt,
Erler Deutſchen Füße ſchreiten mit.

Wenn' iſt die Bruſt, keuſch ſeine Luſt:
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten ſchön umzogen.
Wenn' iſt die Bruſt, keuſch ſeine Luſt,
Gleich beim Anblick du ihn lieben mußt.

Roth iſt ſein Mund der mich verwundt,
Auf den Lippen träufeln Morgenlüfte,
Auf den Lippen ſäuſeln kühle Lüfte.
Roth iſt ſein Mund der mich verwundt,
Nur ein Blick von ihm macht mich geſund.

Treu iſt ſein Blut, ſtark iſt ſein Muth:
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edles Erbarmen.
Treu iſt ſein Blut, ſtark iſt ſein Muth:
Selig! wer in ſeinen Armen ruht.

Ungeduld.

Immer wieder in die Weite
Ueber Länder an das Meer,
Phantasien in der Breite
Schwebt am Ufer hin und her!
Neu ist immer die Erfahrung:
Immer ist dem Herzen bang,
Schmerzen sind der Jugend Nahrung,
Thränen seliger Lobgesang.

Mit den Wanderjahren.

Die Wanderjahre ſind nun angetreten,
Und jeder Schritt des Wandrers iſt bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu ſingen und zu beten;
Doch wendet er, ſobald der Pfad verfänglich,
Den ernſten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
Ins eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Und ſo heb' ich alte Schätze,
Wunderlichſt in dieſem Falle;
Wenn ſie nicht zum Golde ſetze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann ſchmelzen, man kann ſcheiden,
Wird gediegen, läßt ſich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach ſeinem Bilde prägen!

Wüßte kaum genau zu ſagen,
Ob ich es noch ſelber bin;
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: ja, ſo iſt mein Sinn!
Iſt ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängſtet, bald ergötzt,
Und in ſo viel tauſend Zeilen
Wieder ſich ins Gleiche ſetzt.

Die Farben, nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Ahm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein genesteter Mann,
Und sehe hin und sehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freyes Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;
Was reitzend steht und sitzt und geht,
Ist hier gewunden und gedreht;
Was dort durchsichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf aussieht,
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht sehe was mir fehlt.

Wanderlied.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang:
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, ſey's in Liebe,
Und dein Leben ſey die That.

Denn die Bande ſind zerriſſen,
Das Vertrauen iſt verletzt;
Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt
Ich nun ſcheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe, trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden ſoll!

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus:
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

Lied der Auswanderer.

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sey fortan dem Tücht'gen gleich:
Wo wir Nützliches betreiben
Iſt der wertheſte Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes,
Wer gehorchet der erreicht es;
Zeig' ein feſtes Vaterland!
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheileſt Kraft und Bürde
Und erwägſt es ganz genau;
Giebſt den Alten Ruh' und Würde,
Jünglingen Geſchäft und Frau.
Wechſelſeitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenzaun,
Auch der Nachbarſchaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reichermaßen
Ackerfeld iſt zugetheilt,
Siedeln wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das neue Vaterland!
Heil dir Führer! Heil dir Band!

Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feierwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen fein;
Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß:
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib,
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, stet vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwenzen,
Oder mit den Augen herum zu scharlenzen.
Sie trägt einen Maaßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt einen Hornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz:
Man nennt sie thätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein,
Er drob nicht mag verwundert seyn;
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er er hätt sie lang gesehn.

Die spricht: Ich habe dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen:
Wenn Andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen.
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding seyn schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend lieber preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt:
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.

Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf durch einander kollert;
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als thätst in einen Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht eine Witzung werden.
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie ihr's mögt in seinen Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut wunniglich,
Da seht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
Sie schleppt mit keichend-wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geschnitten;
Darauf seht ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorra's Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehren-Spiegel schauen;
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerlei Lehr und gute Weis.
Könnt sehn St. Peter mit der Gaiß,

Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurecht beschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laster Geschicht.

Unser Meister das all ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es dient sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben für und frei,
Als wär er selbst gesyn dabei.
Sein Geist war ganz dahin gebannt,
Er hätt kein Auge davon verwandt,
Hätt er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spucken.

Da thät er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affensprüng hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
All zu witzig und all zu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie ein'n Affentanz.
Bespöttet eines jeden Fürm,
Treibt sie ins Bad, schneid't ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum,

Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben,
So fort zu singen und zu schreiben?
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschauen,
Wie ein Bild unsrer lieben Frauen.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie spricht: Ich komm um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt;
Hab ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß deine Seel sey wonnereich
Einer Knospe im Thaue gleich.

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In dem eng umzäunten Garten,
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beim Hollunderstrauch:
Mit abgesenktem Haupt und Aug,
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel seyn?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,

Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das was dich dränget, ſüße Lieb,
Iſt volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in Einem iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Auge ſich lindern ſoll:
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß;
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Raſt;
Wie er ins liebe Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstag' und Kräfte trinkt.
Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirſt ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den ſetzt die Nachwelt ihm aufs Haupt,
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Auf Mieding's Tod.

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Bretern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild gedankenvoll;
Ist's Türk', ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der luft'ger wird, jemehr er euch verschnitt.
Der thärige Elkan läuft mit manchem Rest,
Und diese Gährung deutet auf ein Fest.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Bretgerüst, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an todten Drähten schwebt.

Wo iſt er? ſagt! — Ihm war die Kunſt ſo lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Huſten ihn vertrieb.
„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!“
Ach Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr:
Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth;
Er iſt nicht krank, nein, Kinder, er iſt todt!

Wie? Mieding todt? erſchallt bis unters Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit ſteckt, die Hand wird jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr:
Ein jeder ſteht betäubt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O ſcharret ſein Gebein
Nicht undankbar wie manchen Andern ein!
Laßt ſeinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir ſtehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir fiel ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geiſt und Witz berufſt dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der ſtille Weiſe ſchaut und ſieht geſchwind
Wie zwei Extreme nah verſchwiſtert ſind.
Eröffne du, die du beſondre Luſt
Am Guten haſt, der Rührung deine Bruſt!

Und du, o Muſe, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns ſtill erbaut!

Ein Meiſter tritt hinzu.

Mein Sohn, das haſt du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du ſiehſt, wie wahr ich ſtets geſagt:
Je mehr als ſich ein Künſtler plagt,
Je mehr er ſich zum Fleiße zwingt,
Um deſto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirſt ſehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verſtand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr ſeyd zu gut und ſagt mir nicht,
Was alles dieſem Bild gebricht.

Meiſter.

Ich ſehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich ſelber treibſt,
Nicht gern auf Einer Stufe bleibſt.

Wie Manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die sanfte Hand von ew'ger Nacht zurück;
O laß auch Mieding's Namen nicht vergehn!
Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!

Nenn' ihn der Welt, die krieg'risch oder fein
Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu seyn,
Dem Rath der Zeit vergebens widersteht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht:
Wo jeder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,
Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und sag' es überall:
Wo Einer fiel, seh' jeder seinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann;
Mit Lust zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaubrer sich im Winkel drückt.
Er war's, der säumend manchen Tag verlor,
So sehr ihn Autor und Acteur beschwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel schlug.
Oft glückt's ihm; kühn betreg er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preis't genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben saß.
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's der Held und Schäfer leicht erschuf.
Was alles zarte schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend ausgeführt:
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja selbst ein Ungeheur erschreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und streitend Körper schafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entstand auf sein Geheiß:
Und, so verdient, gewährt die Muse nur
Den Namen ihm — Direktor der Natur.[1]

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verstand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?
Hier, wo sich jeder seines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo selbst der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O sorget nicht! Gar viele regt sein Tod!
Sein Witz ist nicht zu erben, doch sein Brod;

[1] S. VII. Band. der Triumph der Empfindsamkeit. 2 Akt.

Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur essen kann.
Was stutzt ihr? Seht den schlecht verzierten Sarg,
Auch das Gefolg scheint euch gering und karg;
Wie! ruft ihr, wer so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gestorben seyn!
Warum versagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anstand letzter Ehre ganz?

Nicht so geschwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — Arm und Reich.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, schaffend bis ans Grab,
Was künstlich war, und nicht was Vortheil gab,
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröstet lebte und vertröstet starb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beigesetzt!
Wer ist's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schwestern, die ihr, bald auf Thespis Karrn,
Geschleppt von Eseln und umschrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt;
Bald wieder durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg;
Vereinet hier theilnehmend euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns schuldig seyt!

Als euern Tempel grause Gluth verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer befriedigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hehen Nacht,
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seyd,
Im Reitrock bald, und bald im Gallakleid.

Auch das Gefolg, das um euch sich ergießt,
Dem der Geschmack die Thüren ekel schließt,
Das leichte, tolle, scheckige Geschlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mythologischem Grab.
Im Possenspiel regt sich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte sich erdacht,
Ward, wohlverdeutscht, hier Teutschen vorgebracht:
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Gesang und Tanz.
Des Carnevals zerstreuter Flitterwelt
Ward sinnreich Spiel und Handlung zugesellt.
Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland;
Und sittsam bracht', auf reinlichem Altar
Dianens Priesterin ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieser Trauerzeit!
Geht uns ein Zeichen! denn ihr seyd nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und festlich näher tritt?
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Anständig führt die leis erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narcisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspitze still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft sie ins Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich ums Herz ergießt.

Sie ſpricht: Den Dank für das was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeſchiedner, an!
Der Gute, wie der Böſe, müht ſich viel,
Und beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, ſteter Kraft
Zu deiner Kunſt die ew'ge Leidenſchaft.
Sie war's die dich zur böſen Zeit erhielt,
Mit der du krank, als wie ein Kind, geſpielt,
Die auf den blaſſen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entſchlief!
Ein jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Beſuche pilgernd dein beſcheiden Grab!
Feſt ſteh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leiſe zu,
Und ſanfter als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Poetische Gedanken

über die

Höllenfahrt Jesu Christi.

Auf Verlangen entworfen

von

J. W. S.

1765.

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch die Himmel,
Ein groſses Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von tausend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von Seinen Thronen,
Und eilt an jenen finstern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern,
Als Richter kommt er und als Held:
Er geht und alle Sterne zittern,
Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich seh' Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze starb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den Er für uns erwarb.
Er kommt, die Hölle zu zerstören,
Die schon Sein Tod darnieder schlug;
Sie soll von Ihm ihr Urtheil hören:
Hört! jetzt erfüllet sich der Fluch.

Die Hölle sieht den Sieger kommen,
Sie fühlt sich ihre Macht genommen,
Sie bebt und scheut Sein Angesicht;
Sie kennet Seines Donners Schrecken,
Sie sucht umsonst sich zu verstecken,
Sie sucht zu fliehn und kann es nicht;
Sie eilt vergebens, sich zu retten
Und sich dem Richter zu entziehn,
Der Zorn des Herrn, gleich ehrnen Ketten
Hält ihren Fuß, sie kann nicht fliehn.

Hier lieget der zertretne Drache,
Er liegt und fühlt des Höchsten Rache,
Er fühlet sie und knirscht vor Wuth;
Er fühlt der ganzen Hölle Qualen,
Er ächzt und heult bei tausendmalen:
Vernichte mich, o heiße Gluth!
Da liegt er in dem Flammen-Meere,
Ihn foltern ewig Angst und Pein;
Er flucht, daß ihn die Qual verzehre,
Und hört, die Qual soll ewig seyn.

Auch hier sind jene großen Schaaren,
Die mit ihm gleichen Lasters waren,
Doch lange nicht so bös als Er.
Hier liegt die ungezählte Menge,
In schwarzem, schrecklichem Gedränge,
Im Feuer-Orkan um ihn her;
Er sieht, wie sie den Richter scheuen,
Er sieht, wie sie der Sturm zerfrißt,
Er sieht's und kann sich doch nicht freuen,
Weil seine Pein noch größer ist.

Des Menschen Sohn steigt im Triumphe
Hinab zum schwarzen Höllen-Sumpfe,

Und zeigt dort Seine Herrlichkeit.
Die Hölle kann den Glanz nicht tragen,
Seit ihren ersten Schöpfungs-Tagen
Beherrschte sie die Dunkelheit.
Sie lag entfernt von allem Lichte,
Erfüllt von Qual im Chaos hier:
Den Strahl von Seinem Angesichte
Verwandte Gott auf stets von ihr.

Jetzt siehet sie in ihren Gränzen
Die Herrlichkeit des Sohnes glänzen,
Die fürchterliche Majestät!
Sie sieht mit Donnern Ihn umgeben,
Sie sieht, daß alle Felsen beben,
Wie Gott im Grimme vor ihr steht.
Sie sieht's, Er kommet sie zu richten,
Sie fühlt den Schmerzen der sie plagt,
Sie wünscht umsonst sich zu vernichten;
Auch dieser Trost bleibt ihr versagt.

Nun denkt sie an ihr altes Glücke,
Voll Pein an jene Zeit zurücke,
Da dieser Glanz ihr Lust gebar;
Da noch ihr Herz im Stand der Tugend,
Ihr froher Geist in frischer Jugend
Und stets voll neuer Wonne war.
Sie denkt mit Wuth an ihr Verbrechen,
Wie sie die Menschen kühn betrog;
Sie dachte sich an Gott zu rächen,
Jetzt fühlt sie was es nach sich zog.

Gott ward ein Mensch, Er kam auf Erden.
Auch dieser soll mein Opfer werden,
Sprach Satanas und freute sich.
Er suchte Christum zu verderben,

Der Welten Schöpfer sollte sterben;
Doch weh dir, Satan, ewiglich!
Du glaubtest Ihn zu überwinden,
Du freutest dich bei Seiner Noth;
Doch siegreich kommt Er, dich zu binden:
Wo ist dein Stachel hin, o Tod?

Sprich, Hölle! sprich, wo ist dein Siegen?
Sieh nur, wie deine Mächte liegen;
Erkennst du bald des Höchsten Macht?
Sieh, Satan! sieh dein Reich zerstöret.
Von tausendfacher Qual beschweret
Liegst du in ewig finstrer Nacht.
Da liegst du wie vom Blitz getroffen,
Kein Schein vom Glück erfreuet dich.
Es ist umsonst! Du darfst nichts hoffen,
Messias starb allein für Mich!

Es steigt ein Heulen durch die Lüfte,
Schnell wanken jene schwarzen Grüfte,
Als Christus sich der Hölle zeigt.
Sie knirscht aus Wuth; doch ihrem Wüthen
Kann unser großer Held gebieten;
Er winkt — die ganze Hölle schweigt.
Der Donner rollt vor Seiner Stimme,
Die hohe Siegesfahne weht;
Selbst Engel zittern vor dem Grimme,
Wenn Christus zum Gerichte geht.

Jetzt spricht Er; Donner ist Sein Sprechen,
Er spricht und alle Felsen brechen,
Sein Athem ist dem Feuer gleich.
So spricht Er: zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte,
Kommt und zerstöret euer Reich.

Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein andermal beſprechen.

Entfernt ſich.

Schüler das Bild anſehend.

Ich habe weder Ruh' noch Raſt,
Bis ich die Kunſt erſt recht gefaßt.

Ein Liebhaber tritt zu ihm.

Mein Herr, mir iſt verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verſchwenden,
Und auf dem rechten Wege Sich
Schnurſtracks an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur iſt aller Meiſter Meiſter!
Sie zeigt uns erſt den Geiſt der Geiſter,
Läßt uns den Geiſt der Körper ſehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verſtehn.
Ich bitte, laſſen Sie Sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie ſind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Seht auf! Ihr waret Meine Kinder,
Ihr habt euch wider Mich empört,
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn der euch gehört.

Ihr wurdet Meine größten Feinde,
Verführtet Meine liebsten Freunde,
Die Menschen fielen so wie ihr.
Ihr wolltet ewig sie verderben,
Des Todes sollten Alle sterben;
Doch, heulet! Ich erwarb sie Mir.
Für sie bin Ich herabgegangen,
Ich litt, Ich bat, Ich starb für sie.
Ihr sollt nicht euren Zweck erlangen;
Wer an Mich glaubt, der stirbet nie.

Hier lieget ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann euch aus dem Pfuhl erretten,
Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt, krümmt euch in Schwefel-Flammen!
Ihr eiltet euch selbst zu verdammen,
Da liegt und klagt in Ewigkeit!
Auch ihr, so Ich Mir auserkohren,
Auch ihr verscherztet Meine Huld;
Auch ihr seyd ewiglich verloren,
Ihr murret? Gebt Mir keine Schuld.

Ihr solltet ewig mit Mir leben,
Euch ward hierzu Mein Wort gegeben,
Ihr sündigtet und folgtet nicht.
Ihr lebtet in dem Sünden-Schlafe;
Nun quält euch die gerechte Strafe,
Ihr fühlt Mein schreckliches Gericht.
So sprach Er, und ein furchtbar Wetter
Geht von Ihm aus, die Blitze glühn,
Der Donner faßt die Uebertreter
Und stürzt sie in den Abgrund hin.

Der Gott-Mensch schließt der Höllen Pforten,
Er schwingt Sich aus den dunklen Orten
In seine Herrlichkeit zurück.
Er sitzet an des Vaters Seiten,
Er will noch immer für uns streiten,
Er will's! O Freunde, welches Glück!
Der Engel feierliche Chöre,
Die jauchzen vor dem großen Gott,
Daß es die ganze Schöpfung höre:
Groß ist der Herr, Gott Zebaoth!

Der ewige Jude.

Fragmentarisch.

Des ewigen Juden

erster Gesang.

Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring' aus dem Bette wie ein Teller:
Nie war mein Busen seelevoller,
Zu singen den gereis'ten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehn,
Die, trutz der Läst'rer Kinderspotte,
In unserm unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in Einem Punkt geschehn.
Und hab' ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen leichten Reimen,
So darf ich doch mich nicht versäumen;
Denn es ist Drang und so ist's Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne —
Den ich von Herzen Bruder nenne —
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wohl auch einen Ludergaul;
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif' wohl einen Besenstiel.
Drum hör' es denn, wenn dir's beliebt,
So kauderwälsch wie mir der Geist es giebt.

In Judäa, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster, wohl bekannt
Wegen seiner Herz-Frömmigkeit
Zur gar verdorbnen Kirchenzeit,
War halb Essener, halb Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist;
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
Genug er war Original,
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen thät.

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren als wie sie immer waren
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt.
War er vorher wie ein' Ameis krabblig
Und wie ein Schlänglein schnell und zabblig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohlbehagen.
Und ich schwöre bei meinem Leben!
Hätte man Sanct Paulen ein Bisthum geben:
Poltrer wär' worden ein fauler Bauch
Wie **caeteri confratres** auch.

Der Schuster aber und seines Gleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Daß einer pred'gen sollt' für Geld,
Als hätt der Geist ihn hingestellt.
Nickten die Köpfe sehr bedenklich
Ueber die Tochter Zion kränklich,
Daß ach! auf Kanzel und Altar
Kein Moses und kein Aaron war,
Daß es dem Gottesdienste ging,
Als wär's ein Ding wie ein ander Ding,
Das einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter dürr zusammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
„Herr tilge sie von deiner Erden,
„Laß sie im Pfuhl gebraten werden,
„Und Herr, dann gieb uns ihren Thron!"
So sang das Häuflein, kroch zusammen,
Theilten so Geist's- als Liebesflammen,
Gafften und langeweilten nun,
Hätten das auch können im Tempel thun.
Aber das Schöne war dabei,
Es kam an jeden auch die Reih,
Und wie sein Bruder wälscht' und sprach,
Durft' er auch wälschen eins hernach;
Denn in der Kirche spricht erst und letzt
Der, den man hat hinaufgesetzt,
Und gläubigt euch und thut so groß,
Und schließt euch an und macht euch los,
Und ist ein Sünder wie andre Leut',
Ach und nicht einmal so gescheut!

Der größte Mensch bleibt stets ein Menschenkind,
Die größten Köpfe sind das nur was andre sind,
Allein das merkt, sie sind es umgekehrt:
Sie wollen nicht mit andern Erdentröpfen
Auf ihren Füßen gehn, sie gehn auf ihren Köpfen,
Verachten was ein jeder ehrt;
Und was gemeinen Sinn empört,
Das ehren unbefangne Weisen,
Doch brachten sie's nicht allzuweit:
Ihr non plus ultra jeder Zeit
War: Gott zu lästern und den Dreck zu preisen.

Behalten auch zu unsern Zeiten
Die Gabe, Geister zu unterscheiden:
Cap und Champagner und Burgunder
Von Hoch- nach Rüdesheim hinunter.

Die Priester schrien weit und breit:
Es ist, es kommt die letzte Zeit,
Bekehr' dich, sündiges Geschlecht!
Der Jude sprach, mir ist's nicht bang,
Ich hör' vom jüngsten Tag so lang.

Es waren, die den Vater auch gekannt.
Wo sind sie denn? Eh, man hat sie verbrannt.

O Freund, der Mensch ist nur ein Thor,
Stellt er sich Gott als seines Gleichen vor.

Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn,
Mußt' zwei- bis dreimal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt: was zu befehlen?
Der Vater frägt ihn, wo er stickt —
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe."
Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: das hast du dumm gemacht,
Sieh einmal auf die Erde.

Es ist wohl schön und alles gut,
Du hast ein menschenfreundlich Blut
Und hilfst Bedrängten gerne;
— — — — — — — —

Du fühlst nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht
Wenn ein geängstet Herz bei mir um Rettung fleht,
Wenn ich den Sünder seh' mit glühenden Thränen....

Als er sich nun hernieder schwung
Und näher die weite Erde sah,
Und Meer und Länder weit und nah:
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er so lange nicht gefühlt,
Wie man da drunten ihm mitgespielt.

Er auf dem Berge stille hält,
Auf den in seiner ersten Zeit
Freund Satanas ihn aufgestellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unserm Blute sog
Und endlich treulos uns betrog:
Er fühlt in vollem Himmelsflug
Der irdischen Atmosphäre Zug,
Fühlt wie das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzenhügel herabgethan,
Fing vor sich hin zu reden an:

Sey, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all', ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Von meinem trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir!
Und du mit Herz- und Liebesarmen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt! voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest,
Und dann befreit, dich wieder neu umschlangst:
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal,
Ich säete dann und ernten will ich nun.
Er sieht begierig rings sich um,
Sein Auge scheint ihn zu betrügen:
Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce da zu liegen,
Wie sie an jener Stunde lag,
Da sie bei hellem lichten Tag
Der Geist der Finsterniß, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt,
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sey.

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen!
Weh! und ich seh' den Faden nicht,
Den ich so rein vom Himmel rab gesponnen.
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entsprungen!
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt,
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen!
Schleicht nicht mit ew'gem Hunger-Sinn,
Mit halbgekrümmten Klauen-Händen,
Verfluchten eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückischem Gewinn,
Mißbraucht die sorgenlose Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?
Verschließt der Fürst mit seinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet seinen irren Schafen
Die Wölfe selbst im Busen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menschen Mark herbeigerafft;
Er speis't in ekelhafter Ueberfüllung
Von Tausenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer seiner Kinder Brod;
Mich schmäht auf diesem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Noth.

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,
Und man, für lauter Kreuz und Christ,
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er sich nur als Kirchfahn fand,

Man aber sonst nicht merkte sehr,
Als ob ein Gott im Lande wär'.
Wie man ihm denn auch bald betheuert,
Aller Sauerteig sey hier ausgefeuert:
Befurcht' er, daß das Brod so lieb
Wie ein Matzkuchen sitzen blieb.
Davon sprach ihm ein geistlich Schaf,
Das er auf hehem Wege traf,
Das eine maklige Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnten hätt,
Der also Gott ließ im Himmel ruhn
Um sich auch was zu gut zu thun.
Unser Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Fing etlich'mal von Christo an:
Da war der ganze Mensch Respect,
Hätte fast nie das Haupt bedeckt;
Aber der Herr sah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,
Daß er dem Mann im Hirne stand,
Als wie ein Holzschnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Thürne klärlich sah.
Ach, sprach mein Mann, hier ist der Ort,
Aller Wünsche sichrer Friedensport,
Hier ist des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spediren, wie der Selzerbrunn,
Petschirt, ihren Einfluß rings herum.

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutraun war gering,
Als wie er einst zum Feigbaum ging,
Wollt' aber doch eben weiter gehn
Und ihm recht unter die Aeste sehn.

Schüler.

Man hat es mir ſchon oft geſagt.
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir ſtets ein großes Feſt:
Auch iſt mir dieß und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Proteſt,
Mit Scham und Schande weggeſchickt.
Kaum wag' ich es ein andermal;
Es iſt nur Zeit, die man verliert:
Die Blätter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

Liebhaber ſich wegwendend.

Nun ſeh' ich ſchon das Wo und Wie;
Der gute Menſch hat kein Genie!

Schüler ſich niederſetzend.

Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß ein andermal noch dran.

Ein zweyter Meiſter

tritt zu ihm, ſieht ſeine Arbeit an und wendet ſich um, ohne etwas zu ſagen.

So kamen sie denn unters Thor.
Christus kam ihnen ein Fremdling vor,
Hätt ein edel Gesicht und einfach Kleid.
Sprachen: der Mann kommt gar wohl weit.
Fragt ihn der Schreiber, wie er hieß?
Er gar demüthig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menschen Sohn,"
Und ganz gelassen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft,
Der Schreiber stande wie vergafft,
Der Wache war, sie wußt nicht wie,
Fragt keiner: was bedienen Sie?
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten sie sich überlei,
Als in Rapport sie's wollten tragen:
Was thät der Mann Curioses sagen?
Sprach er wohl unsrer Nase Hohn?
Er sagt': er wär' des Menschen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntwein'ger Corporal:
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
Sein Vater hat wohl Mensch geheißen.

Christ sprach zu seinem Gleiter dann:
So führet mich zum Gottesmann,
Den ihr als einen solchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt.
Dem Herren Pfaff das trabbeln thät,
War selber nicht so hoch am Bret.
Hätt so viel Häut' ums Herze ring,
Daß er nicht spürt', mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Erbse groß;
Doch war er gar nicht liebelos,
Und dacht': kommt alles rings herum,
Verlangt er ein Viaticum.

Kamen aus Oberpfarrers Haus,
Stand vor uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr schwätzen, weniger Grimassen machen.
Sie klopften an, sie schellten an,
Weiß nicht bestimmt, was sie gethan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz' ein Krauthaupt verlor,
Und sprach: der Herr ist im Convent,
Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt.
Wo ist denn das Convent? sprach Christ.
Was hilft es euch, wenn ihr's auch wißt,
Versetzt die Köchin porrisch drauf,
Dahin geht nicht eines jeden Lauf.
Möcht's doch gern wissen! thät' er fragen.
Sie hätt nicht Herz, es zu versagen,
Wie er den Weg zur Weiblein Brust,
Von alten Zeiten wohl noch wußt'.
Sie zeigt's ihm an und er thät gehn,
Wie ihr's bald weiter werdet sehn.

Die Geheimniſſe.

Ein Fragment.

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet:
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad ſacht' in die Büſche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde:
Gar Viele müſſen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine flieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen,
Für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reiſe,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab nach frommer Wandrer Weiſe,
Kam Bruder Marcus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speiſe,
In einem Thal am ſchönen Abend an,
Voll Hoffnung in den waldbewachſ'nen Gründen
Ein gaſtfrei Dach für dieſe Nacht zu finden.

Am steilen Berge, der nun vor ihm stehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu sehn,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß sich steigend um die Felsen drehn:
Bald sieht er sich hoch übers Thal erhöhet,
Die Sonne scheint ihm wieder freundlich schön,
Und bald sieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor seinen Augen liegen.

Und neben hin die Sonne, die im Reigen
Noch prachtvoll zwischen dunkeln Wolken thront:
Er sammelt Kraft die Höhe zu ersteigen,
Dort hofft er seine Mühe bald belohnt.
Nun, spricht er zu sich selbst, nun muß sich zeigen
Ob etwas Menschlichs in der Nähe wohnt!
Er steigt und horcht und ist wie neu geboren:
Ein Glockenklang erschallt in seinen Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erstiegen,
Sieht er ein nahes, sanft geschwungnes Thal.
Sein stilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde sieht er auf einmal
In grüner Au' ein schön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenstrahl:
Er eilt durch Wiesen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloster zu, das ihm entgegen leuchtet.

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt,
Er steht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten!

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Er sieht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich empor zu schwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem Punkte dringen;
Von keinen Worten ist das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerschein, der immer tiefer grauet,
Steht er und sinnt und fühlet sich erbauet.

Er klopft zuletzt, als schon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er sagt, woher er sey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höhrer Wesen senden.
Man horcht und staunt. Wie man den Unbekannten
Als Gast geehrt, ehrt man nun den Gesandten.

Ein jeder drängt ſich zu, um auch zu hören,
Und iſt bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt den ſeltnen Gaſt zu ſtören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen ſchallt:
An Offenheit, an Unſchuld der Geberde
Scheint er ein Menſch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen
Wenn deine Sendung Troſt und Hoffnung trägt!
Du ſiehſt uns an; wir alle ſtehn beklommen,
Obgleich dein Anblick unſre Seele regt:
Das ſchönſte Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen ſind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unſre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern:

Denn ach, der Mann, der alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er ſich von uns trennen,
Er hat es erſt vor kurzem ſelbſt verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen:
Und ſo iſt uns ſein ganz gewiſſes Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittren Leiden.

Du ſieheſt alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies:
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebens-Luſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt.
Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

Dieß wäre nun mein einziges Verlangen!
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie Viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bitterſten beklagen.
Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und iſt mehr als ſonſt gerührt:
Wir hören dann aus ſeinem eignen Munde,
Wie wunderbar die Vorſicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die ſichre Kunde
Im Kleinſten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch ſorgen wir, daß einer fleißig ſchreibe,
Und ſein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar vieles wollt' ich lieber ſelbſt erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören ſtille bin;
Der kleinſte Umſtand ſollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht ſtets damit zufrieden bin:
Sprech ich einmal von allen dieſen Dingen,
Sie ſollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freier
Wie ihn ein Geist der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bei seiner Taufe Feier
Sich glänzender am Abend-Himmel wies,
Und wie mit weiten Fittigen ein Geier
Im Hofe sich bei Tauben niederließ;
Nicht grimmigstoßend und wie sonst zu schaden
Er schien sie sanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns bescheidentlich verschwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um seiner Schwester Arm sich schmiegen,
Um die entschlafne fest gewunden fand.
Die Amme floh und ließ den Säugling liegen;
Er drosselte den Wurm mit sichrer Hand:
Die Mutter kam und sah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Und so verschwieg er auch, daß eine Quelle
Vor seinem Schwert aus trocknem Felsen sprang,
Stark wie ein Bach, sich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe schlang:
Noch quillt sie fort so rasch, so silberhelle,
Als sie zuerst sich ihm entgegen drang,
Und die Gefährten, die das Wunder schauten,
Den heißen Durst zu stillen kaum getrauten.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wie frühe war es, daß sein Herz ihn lehrte,
Was ich bei ihm kaum Tugend nennen darf:
Daß er des Vaters strenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und scharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienst beschwerte,
Dem sich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie elternlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe.

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerst zu Fuß bei Sturm und Sonnenschein,
Die Pferde warten und den Tisch bereiten,
Und jedem alten Krieger dienstbar seyn.
Gern und geschwind lief er zu allen Zeiten
Bei Tag und Nacht als Bote durch den Hain;
Und so gewohnt für Andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem munterm Wesen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach die Kräuter selbst zu lesen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich genesen,
Es freute sich der Kranke seiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten,
Und nur der Vater schien nicht sein zu achten.

Leicht, wie ein segelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Last der elterlichen Lehre;
Gehorsam war ihr erst und letztes Wort:
Und wie den Knaben Lust, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater sann umsonst auf neue Proben,
Und wenn er fordern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab sich auch dieser überwunden,
Bekannte thätig seines Sohnes Werth:
Die Rauigkeit des Alten war verschwunden,
Er schenkt' auf einmal ihm ein köstlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienst entbunden,
Er führte statt des kurzen Dolchs ein Schwert:
Und so trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

So könnt' ich dir noch Tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erstaunen setzt;
Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gewiß dereinst von Enkeln gleich gesetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich scheint und es doch hoch ergötzt,
Vernimmt es hier und mag sich gern bequemen,
Zwiefach erfreut für wahr es anzunehmen.

Und fragst du mich, wie der Erwählte heiße,
Den sich das Aug' der Vorsicht ausersah?
Den ich zwar oft, doch nie genugsam preise,
An dem so viel unglaubliches geschah?
Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah:
Und sein Geschlecht, wie es die Fürsten nennen,
Sollst du zugleich mit seinen Ahnen kennen.

Schüler.

Ich bitt' euch, geht ſo ſtumm nicht fort,
Und ſagt mir wenigſtens ein Wort.
Ich weiß, ihr ſeyd ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunſch am allererſten ſtillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigſtens durch meinen guten Willen.

Meiſter.

Ich ſehe was du thuſt, was du gethan,
Bewundernd halb und halb voll Mitleid an.
Du ſcheinſt zum Künſtler mir geboren,
Haſt weislich keine Zeit verloren:
Du fühlſt die tiefe Leidenſchaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Geſtalten
Der ſchönen Welt begierig feſt zu halten;
Du übſt die angeborne Kraft,
Mit ſchneller Hand bequem dich auszudrücken;
Es glückt dir ſchon und wird noch beſſer glücken;
Allein —

Der Alte ſprachs und hätte mehr geſprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergötzen uns noch manche Wochen
An allem, was er uns erzählen ſoll;
Doch eben ward ſein Reden unterbrochen,
Als gegen ſeinen Gaſt das Herz am ſtärkſten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis ſie das Wort ihm von dem Munde nahmen.

Und da nun Marcus nach genoſſ'nem Mahle
Dem Herrn und ſeinen Wirthen ſich geneigt,
Erbat er ſich noch eine reine Schale
Voll Waſſer, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten ſie ihn zu dem großen Saale,
Worin ſich ihm ein ſeltner Anblick zeigt.
Was er dort ſah, ſoll nicht verborgen bleiben,
Ich will es euch gewiſſenhaft beſchreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe ſtieg empor,
Und dreizehn Stühle ſah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeſchnitzt von klugen Händen;
Es ſtand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht ſich ergeben,
Und Lebensruh und ein geſellig Leben.

Zu Häupten ſah er dreizehn Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie ſchienen hier nicht ahnenſtolz zu prangen,
Ein jedes ſchien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte vor Verlangen
Zu wiſſen, was ſo manches Bild verhehlt;
Im mittelſten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweitenmal, ein Kreuz mit Roſenzweigen.

Die Seele kann ſich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenſtand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze ſieht man hier und dort:
Die Waffen, wie man ſie von Schlachtgefilden
Aufleſen kann, verzieren dieſen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, ſeh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein jeder ſinkt vor ſeinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Bruſt in ſtill Gebet gekehrt:
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen ſich andächt'ge Freude nährt;
Dann ſegnen ſich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantaſie nicht ſtört:
Nur Marcus bleibt, indem die Andern gehen,
Mit einigen im Saale ſchauend ſtehen.

So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wachen,
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt:
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beiden Schilder hingen, gleicher Weite,
Beim Roſenkreuz zur recht und linken Seite.

Du kommſt hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß dieſe Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährſt, was mancher Held gethan;
Was hier verborgen, iſt nicht zu errathen,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahneſt wohl, wie manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erſtritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor:
Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten:
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Beliebt es dir, so magst du dich bereiten:
Du kamst, o Freund, nur erst durchs erste Thor;
Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
Und scheinst mir werth ins Innerste zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer stillen Zelle
Weckt unsern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft sich auf mit unverdroßner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelssohn.
Geschwind bekleidet eilt er nach der Schwelle,
Es eilt sein Herz voraus der Kirche schon,
Gehorsam, ruhig, durch Gebet beflügelt;
Er klinkt am Schloß, und findet es verriegelt.

Und wie er horcht, so wird in gleichen Zeiten
Dreimal ein Schlag auf hohles Erz erneut,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton mischt sich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der seltsam ist und schwer zu deuten,
Bewegt sich so, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernst, als wenn sich mit Gesängen
Zufriedne Paare durch einander schlängen.

Er eilt ans Fenster, dort vielleicht zu schauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er sieht den Tag im fernen Osten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft gestreift.
Und — soll er wirklich seinen Augen trauen? —
Ein seltsam Licht das durch den Garten schweift:
Drei Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er sich eilend durch die Gänge wenden.

Er sieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe stehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Rosen ihren Gurt umwunden sehn:
Es scheint, als kämen sie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und schön.
Sie eilen nun und löschen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und schwinden in die Ferne.

Kunst.

Die Nektartropfen

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher, und saugten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felsenpfad hinauf.
Geh voran! durchs Gebüsche

Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reichhinſtrenende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunſt, Fremdling,
Dieſe Stein' an?
Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durchs Gebüsch hinan,
Hier.

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien.

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmer.

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Schüler.

Verhehlt mir nichts!

Meister.

Allein du übst die Hand,
Du übst den Blick, nun üb' auch den Verstand.
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinct allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meister gehen;

Wandrer.

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einsame Schwester dort,
Wie ihr,
Düstres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majestätisch trauernd herabschaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geschwister!
In des Brombeergesträuches Schatten
Deckt sie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzest du so, Natur,
Deines Meisterstücks Meisterstück?
Unempfindlich zertrümmerst du
Dein Heiligthum?
Säest Disteln drein?

Frau.

Wie der Knabe schläft!
Willst du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willst du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es ist kühl! nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wandrer.

Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!

Du geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genesen.
Heller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

Wanderer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause seyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.

Wanderer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwischen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater,

Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und starb in unsern Armen. —
Hast du geschlafen, liebes Herz?
Wie er munter ist, und spielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willst nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl:
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künſtlers Morgenlied.

Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all,
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenſpiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht liturg'ſcher Lectien
Im heiligen Homer.

Und wenn er ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Götterſohn' auf Wagen hoch
Rachglühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen stürzt,
Und drunter und drüber sich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut
Er sengte sie dahin

Mit Flammenschwert der Heldensohn,
Zehntausend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Regus niederstürzt,
Den er sich selbst gehäuft,
Und Feinde nun den schönen Leib
Verschändend tasten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen braus't.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen sie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach, rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
Ins Lager tragt ihn fort,
Und Balsam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todten-Ehr!

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängst du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und so im Bilde warm!

Ach, wie du ruhtest neben mir,
Und schmachtetest mich an,
Und mir's vom Aug' durchs Herz hindurch
Zum Griffel schmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Busen jung und frisch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen fest,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm!

Und sollst mir, meine Liebe, seyn
Alldeutend Ideal,
Madonna seyn, ein Erstlingskind,
Ein heilgs an der Brust;

Und haschen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüsch;
O fliehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin stark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unser Glück,
Und soll's die Fratze Eifersucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor als Landschaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:
Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden.

ließ die Strahlen durch die Wolken dringen:
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter:
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gelb und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;
Doch es ist das schwerste noch zurücke.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebste Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Frische Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister
Hat in seine Schule dich genommen,
Daß du so geschwind und so natürlich
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Allein, o Meister, der Verstand,
Der übt sich nur mit Leuten die verstehen.
Es ist nicht schön, für sich allein
Und nicht für andre mit zu sorgen:
Ihr könntet vielen nützlich seyn,
Und warum bleibt ihr so verborgen?

Meister.

Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meine Zucht sich zu bequemen:
Das Lied, das ich so gerne singen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.

O sagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir dißen Mann zum Muster auserkoren?

Er denkt auf das Bild, das er copirt hat.

Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Ist es Verlust, ist es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergehe,
Ihn weit vor allen andern schätze,

Da ich noch so rede, sieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,
Wo ich mit dem losen Lehrer sitze.

Da nun alles, alles sich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerschönsten;
Glaubt ihr wohl, ich sey auf meinem Felsen,
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

Künstlers Abendlied.

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quelle!

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Daseyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang,
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So tot noch alles!

Künſtler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor,
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib'
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

So!

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben
Was alles es hätt, gar Freud' genung,
Friſch junges warmes Leben.
Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr der macht ihr ein Compliment,
Thät gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſturt ſie an,
Betracht ſie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adjeu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm' dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Galerie
Voll Menſchengluth und Geiſtes;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Maler! Maler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Malen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03795/159

Und ſieh, da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was ist die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nützt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geschieht wohl, daß man einen Tag
Weder sich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunst wohl anders seyn?
Drum bete dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Sendschreiben.

Mein altes Evangelium
Bring' ich dir hier schon wieder;
Doch ist mir's wohl um mich herum,
Darum schreib' ich dir's nieder.
Ich holte Gold, ich holte Wein,
Stellt' alles da zusammen;
Da, dacht' ich, da wird Wärme seyn,
Geht mein Gemäld' in Flammen!
Auch thät' ich bei der Schätze Flor
Viel Gluth und Reichthum schwärmen;
Doch Menschenfleisch geht allem vor,
Um sich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, sondern fleißig ist,
Wie ich bin und wie du bist,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er bleket nicht mit stumpfem Zahn
Lang' Gesottnes und Gebratnes an,
Das er, wenn er noch so sittlich kaut,
Endlich doch nicht sonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut und taglohnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wischt das Maul wohl nicht einmal.

Sieh, so ist Natur ein Buch lebendig,
Unverstanden, doch nicht unverständlich:
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad' und alle Träume
In dein Herz zu sammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Und wie muß dir's werden, wenn du fühlest,
Daß du alles in dir selbst erzielest.
Freude hast an deiner Frau und Hunden,
Als noch keiner in Elysium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich schweifte
Und an goldne Gottgestalten streifte.
Nicht in Rom, in Magna Grăcia:
Dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

Künſtlers Fug und Recht.

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geſchehn,
Daß er einem Beſſern nach mußt' ſtehn;
Hatte ſeine Tafeln fortgemalt,
Wie man ſie lobt, wie man ſie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut ihn'n ſogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emſigen Zügen er ſtaffirt,
Was öfters in der Welt paſſirt;
Zog ſeinen Umriß leicht und klar,
Man konnte ſehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er colorirt,
Doch ſo, daß er das Aug' frappirt.

Er glaubt es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu ſchlecht,
Daß es verſammelte Herrn und Fraun,
Möchten einmal mit Luſt beſchaun;
Zugleich er auch noch wünſcht' und wollt'
Daß man dabei was denken ſollt'.

Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich ſtets nach ihm und ſeinen Werken übe?

Meiſter.

Ich tadl' es nicht, weil er fürtrefflich iſt;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling biſt:
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltſam ſich bewegen.
Der Mann iſt vielfach groß, den du dir aus-
erwählt,
Du kannſt dich lang' an ſeinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunſt, und nicht das Muſter
lieben.

Schüler.

Ich ſähe nimmer mich an ſeinen Bildern ſatt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beſchäft'gen
ſollte.

Meiſter.

Erkenne, Freund, was er geleiſtet hat,
Und dann erkenne, was er leiſten wollte:

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Fremdespaar,
Das unsers Künstlers Werke liebt,
Und darum deste mehr betrübt,
Daß an der losen leidigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß stand.
Die setzten ihn sogleich zur Red',
Warum er so was malen thät,
Da doch der Saal und seine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er sollte sich nicht lassen verführen
Und nun auch Bänk und Tische beschmieren;
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit seinem Pinsel schreiben;
Und sagten ihm von dieser Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Er sprach darauf bescheidentlich:
Eure gute Meinung beschämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thier' erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch manches nur ebauchirt,
Und gerade nicht alles ausgeführt
Wie man den Menschen denn selbst nicht schaft
Und nur en gros betrachten darf:
So hab' ich, als ein armer Knecht
Vom sündlich menschlichen Geschlecht
Von Jugend auf allerlei Lust gespürt
Und mich in allerlei exercirt,
Und so durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, sagt ihr, manches Stück.

Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' einer auch einmal verſchnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen ſollt'.

Drum iſt mein Wort zu dieſer Friſt
Wie's allezeit geweſen iſt:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

Groß iſt die Diana der Epheſer.

Apoſtelgeſchichte 19, 30.

Zu Epheſus ein Goldſchmied ſaß
In ſeiner Werkſtatt, pochte
So gut er konnt', ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte.
Als Knab' und Jüngling kniet' er ſchon
Im Tempel vor der Göttin Thron,

Und hatte den Gürtel unter den Brüſten,
Worin ſo manche Thiere niſten,
Zu Hauſe treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt;
Und leitete ſein kunſtreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gaſſenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott ſo im Gehirn
Da! hinter des Menſchen albernr Stirn
Der ſey viel herrlicher als das Weſen,
An dem wir die Breite der Gottheit leſen.

Der alte Künſtler horcht nur auf,
Läßt ſeinen Knaben auf den Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirſchen und Thieren,
Die ſeiner Gottheit Kniee zieren;
Und hofft, es könnte das Glück ihm walten,
Ihr Angeſicht würdig zu geſtalten.

Will's aber einer anders halten,
So mag er nach Belieben ſchalten;
Nur ſoll er nicht das Handwerk ſchänden;
Sonſt wird er ſchlecht und ſchmählich enden.

Antike.

Homer iſt lange mit Ehren genannt,
Jetzt ward auch Phidias bekannt;
Nun hält nichts gegen beide Stich,
Darob ereifre niemand ſich.

Seyd willkommen edle Gäſte
Jedem ächten deutſchen Sinn;
Denn das Herrlichſte, das Beſte,
Bringt allein dem Geiſt Gewinn.

Begeiſterung.

Faſſeſt du die Muſe nur beim Zipfel,
Haſt du wenig nur gethan;
Geiſt und Kunſt, auf ihrem höchſten Gipfel,
Muthen alle Menſchen an.

Studien.

Nachahmung der Natur
— Der ſchönen —
Ich ging auch wohl auf dieſer Spur:
Gewöhnen
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn
Mich zu vergnügen;
Allein ſobald ich mündig bin,
Es ſind's die Griechen!

Typus.

Es iſt nichts in der Haut
Was nicht im Knochen iſt.
Vor ſchlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenſchmerz ihm iſt.

Was freut denn jeden? Blühen zu ſehn
Das von innen ſchon gut geſtaltet;
Außen mag's in Glätte, mag in Farben gehn,
Es iſt ihm ſchon voran gewaltet.

Unerläßlich.

Gar manches artig iſt geſchehn
Durch leichte Griffel-Spiele;
Doch, recht betrachtet, wohl beſehn,
Fehlt immer Hain und Mühle.

Ideale.

Der Maler wagt's mit Götter-Bildern,
Sein Höchstes hat er aufgestellt;
Doch was er für unmöglich hält:
Dem Liebenden die Liebste schildern,
Er wag' es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild ist hoch willkommen.

Abwege.

Künstler, wird's im Innern steif,
Das ist nicht erfreulich;
Auch der vagen Züge Schweif
Ist uns ganz abscheulich;
Kommst du aber auf die Spur
Daß du's nicht getroffen,
Zu der wahren Kunstnatur
Steht der Pfad schon offen.

Modernes.

„Wie aber kann sich Hans van Eyck
Mit Phidias nur messen?"
Ihr müßt, so lehr' ich, alsogleich
Einen um den andern vergessen.
Denn wärt ihr stets bei Einer geblieben
Wie könntet ihr noch immer lieben?
Das ist die Kunst, das ist die Welt,
Daß eins ums andere gefällt.

Dilettant und Künstler.

Blätter nach Natur gestommelt,
Sind sie endlich auch gesammelt,
Deuten wohl auf Kunst und Leben:
Aber Ihr, im Künstler-Kranze,
Jedes Blatt sey euch das Ganze,
Und belohnt ist euer Streben.

Dann wird er dir erst nützlich seyn,
Du wirst nicht alles neben ihm vergessen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Schüler.

So redet nur auch mehr davon!

Meister.

Ein andermal, mein lieber Sohn.

Gallerieinspector tritt zu ihnen.

Der heut'ge Tag ist uns gesegnet,
O, welch ein schönes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köstlich, als ich keins gedacht.

Meister.

Von wem?

Schüler.

Sagt an, es ahndet mir.

Auf das Bild zeigend, das er copirt.

Von diesem?

Landschaft.

Das alles sieht so lustig aus,
So wohl gewaschen das Bauerhaus,
So morgenthaulich Gras und Baum,
So herrlich Blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen, wie es spielt
Und sich im reinen Aether kühlt!
Fände sich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er sieht und was er malt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.

Wie kommt dir denn das alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor,
Durchscheinend ist's, es sieht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht.
Durch solcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überrein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär' —
Fehlt's dir an Geist und Kunst-Gebühr,
Die Liebe weiß schon Rath dafür.

Künſtler-Lied.

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe, Künſtler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Dort im Ganzen ſchau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſey's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn,
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſäule vom Altar.

Parabolisch.

Was im Leben uns verdrießt
Man im Bilde gern genießt.

Erklärung einer antiken Gemme.

Es ſteht ein junger Feigenſtock
In einem ſchönen Garten;
Daneben ſitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er ſeiner warten.

Allein, Quiriten, wie man irrt!
Der Baum iſt ſchlecht gehütet;
Und ihm zur andern Seite ſchwirrt
Ein Käfer ausgebrütet.

Es fliegt der Held mit Panzerbrust
Und naſchet in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Luſt,
Gemächlich aufzuſteigen.

Drum ſeht ihr Freunde ſchon beinah
Das Bäumchen nackt von Blättern;
Es ſtehet ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

Drum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!

Katzenpastete.

Bewährt den Forscher der Natur
Ein frei und ruhig Schauen;
So folge Meßkunst seiner Spur
Mit Vorsicht und Vertrauen.

Zwar mag in Einem Menschenkind
Sich beides auch vereinen;
Doch daß es zwei Gewerbe sind,
Das läßt sich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geschickt im Appretiren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger sich geriren.

Er zog bewehrt zu grünem Wald,
Wo manches Wildpret haus'te,
Und einen Kater schoß er bald,
Der junge Vögel schmaus'te.

Sah ihn für einen Hasen an
Und ließ sich nicht bedeuten,
Pastetete viel Würze dran
Und setzt' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäste das verdroß,
Gewisse feine Nasen:
Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen.

Séance.

Hier iſt's, wo unter eignem Namen
Die Buchſtaben ſonſt zuſammen kamen.
Mit Scharlachkleidern angethan
Saßen die Selbſtlauter oben an:
A, E, I, O und U dabei,
Machten gar ein ſeltſam Geſchrei.
Die Mitlauter kamen mit ſteifen Schritten,
Mußten erſt um Erlaubniß bitten:
Präſident A war ihnen geneigt;
Da wurd' ihnen denn der Platz gezeigt:
Andre aber die mußten ſtehn,
Als Be-Ha und Te-Ha und ſolches Getön.
Da gab's ein Gerede, man weiß nicht wie;
Das nennt man eine Akademie.

Legende.

In der Wüsten ein heiliger Mann
Zu seinem Erstaunen thät treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun, der sprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelassen werd',
Zur Seligen Freud': und dürstet darnach."
Der heilige Mann dagegen sprach:
„Es steht mit deiner Bitte gar gefährlich
Und gewährt wird sie dir schwerlich.
Du kommst nicht zum englischen Gruß:
Denn du hast einen Ziegenfuß."
Da sprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat euch mein Ziegenfuß gethan?
Sah ich doch manche strack und schön
Mit Eisenköpfen gen Himmel gehn."

Autoren.

Ueber die Wiese den Bach herab,
Durch seinen Garten,
Bricht er die jüngsten Blumen ab:
Ihm schlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinnst! o Glück!
Jüngling, tauschest deine Blüthen um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner sieht herein
Ueber die Hecke: „So ein Thor möcht' ich seyn!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren;
Aber sind sie reif: Gelt! guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?"

Das sind Autoren, wie es scheint.
Der eine streut seine Freuden herum,
Seinen Freunden, dem Publikum,
Der andre läßt sich pränumeriren.

Inſpector.

Ja, von dieſem hier.

Schüler.

Wird endlich doch mein Wunſch erfüllt!
Die heiße Sehnſucht wird geſtillt!
Wo iſt es? Laßt mich eilig gehn.

Inſpector.

Ihr werdet's bald hier eben ſehn.
So köſtlich, als es iſt gemahlt,
So theuer hat's der Fürſt bezahlt.

Gemählde händler tritt auf.

Nun kann die Gallerie doch ſagen,
Daß ſie ein einzig Bild beſitzt.
Man wird einmal in unſern Tagen
Erkennen, wie ein Fürſt die Künſte liebt und ſchützt.
Es wird ſogleich herauf getragen;
Es wird erſtaunen wer's erblickt.
Mir iſt in meinem ganzen Leben

Recenſent.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gaſt,
Er war mir eben nicht zur Laſt;
Ich hatt' juſt mein gewöhnlich Eſſen,
Hat ſich der Kerl pumpſatt gefreſſen,
Zum Nachtiſch, was ich geſpeichert hatt'.
Und kaum iſt mir der Kerl ſo ſatt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen
Ueber mein Eſſen zu räſonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter ſeyn,
Der Braten brauner, firner der Wein."
Der Tauſendſakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es iſt ein Recenſent.

Dilettant und Kritiker.

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar ſchön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb nach Knaben-Art
Geätzet aus ſeinem Mund,
Und hatte ſo Freud' am Täubchen ſein,
Daß er nicht konnte ſich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Alt-Fuchs herum,
Erfahren und lehrreich und ſchwätzig darum;
Der hatte den Knaben manch Stündlein ergötzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verſchwätzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!"
Er lief und fand ihn ſtrecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein, mein Täubchen ſo ſchön!
Haſt du dein Tag ſo ein Täubchen geſehn?"

Zeig her! — Der Knabe reicht's. — Geht wohl an;
Aber es fehlt noch Manches dran.
Die Federn, zum Exempel, ſind zu kurz gerathen. —
Da fing er an, rupft' ſich den Braten.

Der Knabe ſchrie. — Du mußt ſtärkre einſetzen,
Sonſt ziert's nicht, ſchwinget nicht. —
Da war's nackt — Mißgeburt! — und in Fetzen!
Dem Knaben das Herze bricht.

Wer ſich erkennt im Knaben gut,
Der ſey vor Füchſen auf ſeiner Hut.

Theologen.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt': ich sorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh ich sterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich sagte: das ist sehr wohl gedacht;
Und wünschte, er hätt' es so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.

Das nenn' ich doch originale Gemüther.

Krittler.

Ein unverſchämter Naſeweis,
Der, was er durch Stahlarbeitersfleiß
Auf dem Laden künſtlich liegen ſah,
Dacht', es wär' für ihn alleine da:
So tatſcht' er dem geduldigen Mann
Die blanken Waaren ſämmtlich an
Und ſchätzte ſie, nach Dünkelsrecht,
Das Schlechte hoch, das Gute ſchlecht,
Getroſt, zufriednen Angeſichts;
Dann ging er weg und kaufte nichts.

Den Kramer das zuletzt verdroß,
Und macht ein ſtählern künſtlich Schloß
Zur rechten Stunde glühend heiß.
Da ruft gleich unſer Naſeweis:
„Wer wird ſo ſchlechte Waare kaufen!
Der Stahl iſt ſchändlich angelaufen.“
Und tappt auch gleich recht lärmiſch drein
Und fängt erbärmlich an zu ſchrein.
Der Kramer fragt: was iſt denn das?
Der Quidam ſchreit: „Ein froſtiger Spaß!“

Kläffer.

Wir reiten in die Kreuz' und Quer'
Nach Freuden und Geſchäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unſerm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und ſeines Bellens lauter Schall
Beweiſ't nur, daß wir reiten.

Celebrität.

Auf großen und auf kleinen Brucken
Stehn vielgestaltete Nepomucken
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Colossisch hoch, und puppisch klein.
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuck auf der Brucken das Leben verlor.

Ist einer nun mit Kopf und Ohren
Einmal zum Heiligen auserkoren,
Oder hat er unter Henkershänden
Erbärmlich müssen das Leben enden;
So ist er zur Qualität gelangt,
Daß er gar weit im Bilde prangt.
Kupferstich, Holzschnitt thun sich eilen,
Ihn allen Welten mitzutheilen:
Und jede Gestalt wird wohl empfangen,
Thut sie mit seinem Namen prangen:
Wie es denn auch dem Herren Christ
Nicht ein Haar besser geworden ist.
Merkwürdig für die Menschenkinder,
Halb Heiliger, halb armer Sünder,
Sehn wir Herrn Werther auch allda
Prangen in Holzschnitts-gloria.
Das zeugt erst recht von seinem Werthe,
Daß mit erbärmlicher Gebärde

Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen,
Wird in Wirthsstuben aufgehangen.
Jeder kann mit dem Stecke zeigen:
„Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!“
Und jeder spricht bei Bier und Brod:
„Gott sey's gedankt: nicht wir sind todt!“

Pfaffenſpiel.

In einer Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung ſteht,
Da, wo ſich nämlich Katholiken
Und Proteſtanten in einander ſchicken,
Und, wie's von Vätern war erprobt,
Jeder Gott auf ſeine Weiſe lobt;
Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Geſang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethaner:
Denn alles war doch gar zu ſchön,
Bunter und luſtiger anzuſehn.

Dieweil nun Affe, Menſch und Kind
Zur Nachahmung geboren ſind,
Erfanden wir, die Zeit zu kürzen,
Ein auserleſ'nes Pfaffenſpiel:
Zum Chorrock, der uns wohlgefiel,
Gaben die Schweſtern ihre Schürzen;
Handtücher mit Wirkwerk ſchön verziert,
Wurden zur Stola traveſtirt;
Die Mütze mußte den Biſchof zieren,
Von Goldpapier mit vielen Thieren.

So zogen wir nun im Ornat
Durch Haus und Garten früh und ſpat,
Und wiederholten ohne Schonen
Die ſämmtlichen heiligen Functionen:

Doch fehlte noch das beste Stück.
Wir wußten wohl: ein prächtig Läuten
Habe hier am meisten zu bedeuten;
Und nun begünstigt uns das Glück:
Denn auf dem Boden hing ein Strick.
Wir sind entzückt, und wie wir diesen
Zum Glockenstrang sogleich erkiesen,
Ruht er nicht einen Augenblick:
Denn wechselnd eilten wir Geschwister,
Einer ward um den andern Küster,
Ein jedes drängte sich hinzu.
Das ging nun allerliebst von statten
Und weil wir keine Glocken hatten,
So sangen wir Bum Baum dazu.

Vergessen, wie die älteste Sage,
War der unschuld'ge Kinder-Scherz;
Doch grade diese letzten Tage
Fiel er mit einmal mir aufs Herz:
Da sind sie ja, nach allen Stücken,
Die neupoetischen Katholiken!

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!
Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Noch nie ein ſolcher Fund geglückt.
Mich ſchmerzt es faſt es wegzugeben:
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.

Man bringt das Bild der Venus Urania herein und ſetzt es auf eine Staffeley.

Hier! wie es aus der Erbſchaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm.
Hier braucht es keine Kunſt noch Liſt.
Seht, wie es wohl erhalten iſt!

Alle verſammeln ſich davor.

Erſter Meiſter.

Welch eine Practik zeigt ſich hier!

Zweyter Meiſter.

Das Bild, wie iſt es überdacht!

Schüler.

Die Eingeweide brennen mir!

Gedichte.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein
Da ist alles dunkel und düster;
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag denn wohl verdrießlich seyn
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle;
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

Die Poeſie.

Gott ſandte ſeinen rohen Kindern
Geſetz und Ordnung, Wiſſenſchaft und Kunſt,
Begabte die mit aller Himmelsgunſt
Der Erde graſſes Loos zu mindern.
Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten ſich nicht zu benehmen;
Die Poeſie zog ihnen Kleider an
Und keine hatte ſich zu ſchämen.

Amor und Pſyche.

Den Muſen-Schweſtern fiel es ein,
Auch Pſychen in der Kunſt zu dichten
Metheorice zu unterrichten:
Das Seelchen blieb prosaiſch rein.
Nicht ſonderlich erklang die Leyer,
Selbſt in der ſchönſten Sommernacht;
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer,
Der ganze Curſus war vollbracht.

Ein Gleichniß.

Jüngſt pflückt' ich einen Wieſenſtrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten, von der warmen Hand,
Die Kronen ſich alle zur Erde gewandt.
Ich ſetzte ſie in friſches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben ſich empor,
Die Blätterſtengel im grünen Flor,
Und allzuſammen ſo geſund
Als ſtänden ſie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wunderſam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Fliegentod.

Sie ſaugt mit Gier verräthriſches Getränke
Unabgeſetzt, vom erſten Zug verführt;
Sie fühlt ſich wohl und längſt ſind die Gelenke
Der zarten Beinchen ſchon paralyſirt;
Nicht mehr gewandt die Flügelchen zu putzen,
Nicht mehr geſchickt das Köpfchen aufzuſtutzen —
Das Leben ſo ſich im Genuß verliert.
Zum ſtehen kaum wird noch das Füßchen taugen;
So ſchlürft ſie fort und, mitten unterm Saugen,
Umnebelt ihr der Tod die tauſend Augen.

Am Fluſſe.

Wenn du am breiten Fluſſe wohnſt,
Seicht ſtockt er manchmal auch vorbei:
Dann, wenn du deine Wieſen ſchonſt
Herüber ſchlemmt er, es iſt ein Brei.

Am klaren Tag hinab die Schiffe,
Der Fiſcher weislich ſtreicht hinan:
Nun ſtarret Eis am Kies und Riffe,
Das Knabenvolk iſt Herr der Bahn.

Das mußt du ſehn und unterweilen
Doch immer was du willſt vollziehn!
Nicht ſtocken darfſt du, vor nicht eilen;
Die Zeit ſie geht gemeſſen hin.

Fuchs und Kranich.

Zwei Perſonen ganz verſchieden
Luden ſich bei mir zu Tafel,
Dießmal lebten ſie in Frieden,
Fuchs und Kranich ſagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngſten Tauben;
Weil er von Schakals Geſchlechte
Legt' ich bei geſchwollne Trauben.

Langgehälſ'tes Glasgefäße
Setzt' ich ungeſäumt dagegen,
Wo ſich klar im Elemente
Gold- und Silberfiſchlein regen.

Hättet ihr den Fuchs geſehen
Auf der flachen Schüſſel hauſen,
Neidiſch müßtet ihr geſtehen:
Welch ein Appetit zum Schmauſen!

Wenn der Vogel, ganz verächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und ſchmächtig,
Zierlich nach den Fiſchlein ſchmiegte.

Dankend freuten sie beim Wandern
Sich der Tauben, sich der Fischchen;
Jeder spottete des andern
Als genährt am Katzentischchen.

Willst nicht Salz und Schmalz verlieren;
Mußt, gemäß den Urgeschichten,
Wenn die Leute willst gastiren;
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

Fuchs und Jäger.

Schwer, in Waldes Busch und Wuchse,
Füchsen auf die Spur gelangen;
Hält's der Jäger mit dem Fuchse,
Iſt's unmöglich ihn zu fangen.

Und ſo wäre manches Wunder
Wie A B, Ab auszuſprechen,
Ueber welches wir jetzunder
Kopf und Hirn im Kopf zerbrechen.

Beruf des Storchs.

Der Storch, der ſich von Froſch und Wurm
An unſerm Teiche nähret,
Was niſtet er auf dem Kirchenthurm?
Wo er nicht hingehöret.

Dort klappt und klappert er genung,
Verdrießlich anzuhören;
Doch wagt es weder Alt noch Jung
Ihm in das Neſt zu ſtören.

Wodurch — geſagt mit Reverenz —
Kann er ſein Recht beweiſen?
Als durch die löbliche Tendenz
Aufs Kirchendach zu . . . . . .

Die Frösche.

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken noch springen,
Versprachen sich aber, im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz,
Und saßen am Ufer weit und breit
Und quackten wie vor alter Zeit.

Liebhaber.

Wie göttlich iſt das Bild gemacht!

Händler.

In ſeiner trefflichſten Manier.

Inſpector.

Der goldne Rahm wird ſchon gebracht.
Geſchwind herbey! geſchwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale ſeyn.

Das Bild wird in den Rahmen befeſtiget und wieder aufgeſtellt.

Der Prinz

tritt auf und beſieht das Gemählde.

Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Caſſier

hebt den Beutel mit den Zechinen auf den Tiſch und zeuget.

Die Hochzeit.

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man sagt' es sey ein Hochzeittag.
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht;
Da gab es manch verliebt Gesicht.
Nun fragt' ich endlich nach der Braut —
Mir einer starr ins Angesicht schaut:
„Das mögt ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht
Und hat noch niemand an sie gedacht."

Will einer im Leben um sich schauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

Begräbniß.

Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus
Zu Grabe;
Die Bürger schauten zum Fenster heraus,
Sie saßen eben in Saus und Braus
Auf Gut und Habe.
Da dachten sie: man trägt sie hinaus,
Trägt man uns nächstens auch hinaus,
Und wer denn endlich bleibt im Haus
Hat Gut und schöne Gaben:
Es muß sie doch Einer haben.

Drohende Zeichen.

Tritt in recht vollem klaren Schein
Frau Venus am Abendhimmel herein,
Oder daß blutroth ein Komet
Gar ruthengleich durch Sterne steht:
Der Philister springt zur Thüre heraus:
Der Stern steht über meinem Haus!
O weh! das ist mir zu verfänglich! —
Da ruft er seinem Nachbar bänglich:
Ach seht, was mir ein Zeichen dräut,
Das gilt fürwahr uns armen Leut'!
Meine Mutter liegt am bösen Keuch,
Mein Kind am Wind und schwerer Seuch,
Meine Frau, fürcht' ich, will auch erkranken,
Sie thät schon seit acht Tag nicht zanken:
Und andre Dinge nach Bericht!
Ich fürcht' es kommt das jüngste Gericht.

Der Nachbar spricht: ihr habt wohl recht,
Es geht uns dießmal allen schlecht.
Doch laßt uns ein paar Gassen gehen,
Da seht ihr wie die Sterne stehen.
Sie deuten hier, sie deuten dort.
Bleibe jeder weislich an seinem Ort,
Und thue das Beste was er kann,
Und leide wie ein andrer Mann.

Die Käufer.

Zu der Apfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen,
Alle wollten kaufen;
Mit muntrem Sinn
Griffen ſie aus dem Haufen,
Beſchauten mit Verlangen
Nah und näher rothbäckige Wangen —
Sie hörten den Preis
Und warfen ſie wieder hin
Als wären ſie glühend heiß.

Was der für Käufer haben ſollte
Der Waare gratis geben wollte.

Das Bergdorf.

„Jetzt war das Bergdorf abgebrannt,
Sieh nur wie ſchnell ſich das ermannt!
Steht alles wieder in Bret und Schindeln,
Die Kinder liegen in Wieg' und Windeln:
Wie ſchön iſt's wenn man Gott vertraut!"

Neuer Scheiterhaufen iſt aufgebaut,
Daß, wenn es Funken und Wind gefiele,
Gott ſelbſt verlör' in ſolchem Spiele.

Symbole.

Im Vatican bedient man ſich
Palmſonntags ächter Palmen,
Die Cardinäle beugen ſich
Und ſingen alte Pſalmen.
Dieſelben Pſalmen ſingt man auch
Oelzweiglein in den Händen,
Muß im Gebirg zu dieſem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;
Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im Geringſten zeige.
Und habt ihr euch das wohl gemerkt,
Gönnt man euch das Bequeme,
Wenn ihr im Glauben euch beſtärkt:
Das ſind Mythologeme.

Drei Palinodien.

1.

— Weihrauch iſt nur ein Tribut für Götter
Und für die Sterblichen ein Gift.

Soll denn dein Opferrauch
Die Götter kränken?
Du hältſt die Naſe zu —
Was ſoll ich denken?
Den Weihrauch ſchätzet man
Vor allen Dingen;
Wer ihn nicht riechen kann
Soll ihn nicht bringen.

Mit ſtarrem Angeſicht
Verehrſt du Puppen,
Und riecht der Prieſter nicht,
So hat Gott den Schnuppen.

2.

Geiſt und Schönheit im Streit.

Herr Geiſt, der allen Reſpect verdient,
Und deſſen Gunſt wir höchlich ſchätzen,
Vernimmt, man habe ſich erkühnt
Die Schönheit über ihn zu ſetzen;
Er macht daraus ein großes Weſen.
Da kommt Herr Hauch, uns längſt bekannt
Als würdiger Geiſtsrepräſentant,
Fängt an, doch leider nicht galant,
Dem Luderchen den Text zu leſen.
Das rührt den Leichtſinn nicht einmal,
Sie läuft gleich zu dem Principal:
Ihr ſeyd ja ſonſt gewandt und klug,
Iſt denn die Welt nicht groß genug!
Ich laſſ' euch, wenn ihr trutzt, im Stich:
Doch ſeyd ihr weiſe, ſo liebt ihr mich.
Seyd verſichert, im ganzen Jahr
Giebt's nicht wieder ſo ein hübſches Paar.

Allo.

Die Schonheit hatte ſchöne Töchter,
Der Geiſt erzeugte dumme Söhne,
So war für einige Geſchlechter
Der Geiſt nicht ewig, doch das Schöne.
Der Geiſt iſt immer Autochthone.
So kam er wieder, wirkte, ſtrebte,
Und fand, zu ſeinem höchſten Lohne
Die Schönheit die ihn friſch belebte.

3.

Regen und Regenbogen.

Auf schweres Gewitter und Regenguß
Blickt' ein Philister, zum Beschluß,
Ins weiterziehende Grause nach,
Und so zu seines Gleichen sprach:
Der Donner hat uns sehr erschreckt,
Der Blitz die Scheunen angesteckt
Und das war unsrer Sünden Theil!
Dagegen hat, zu frischem Heil,
Der Regen fruchtbar uns erquickt
Und für den nächsten Herbst beglückt.
Was kommt nun aber der Regenbogen
An grauer Wand herangezogen?
Der mag wohl zu entbehren seyn
Der bunte Trug! Der leere Schein!

Frau Iris aber dagegen sprach:
Erkühnst du dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier ins All gestellt
Als Zeugniß einer bessern Welt,
Für Augen die vom Erdenlauf
Getrost sich wenden zum Himmel auf,
Und in der Dünste trübem Rey
Erkennen Gott und sein Gesetz.
Drum wühle du, ein andres Schwein,
Nur immer den Rüssel in den Boden hinein,
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit sein Glück.

Die Originalen.

Ich trat in meine Gartenthür,
Drei Freunde kamen, auch wohl vier,
Ich bat sie höflich zu mir ein
Und sagte: sie sollten willkommen seyn;
Da in der Mitte, im heitern Saal,
Stünd' grade ein hübsches Frühstücksmahl.
Wollt' jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach seiner Art zu wallen.
Der eine schlich in dichte Lauben,
Der andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln schielt',
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich sagte: die stünden alle frisch
Zusammen drinn' auf rundem Tisch,
Und wären ihnen gar schön empfohlen.
Sie aber wollten sie selber holen;
Auch war der letzte, wie eine Maus,
Fort! wohl zur Hinterthür hinaus.
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühstück ganz allein.

Händler zum Caſſier.

Ich prüfe ſie erſt durch's Gewicht.

Caſſier aufzählend.

Es ſteht bey euch, doch zweifelt nicht.

Der Fürſt ſteht vor dem Bilde, die andern in einiger Entfernung. Der Plafond eröffnet ſich, die Muſe, den Künſtler an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künſtler.

Wohin, o Freundinn, führſt du mich?

Muſe.

Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß iſt der Schauplatz deiner Ehre.

Künſtler.

Ich fühle nur den Druck der Atmoſphäre.

Bildung.

„Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt."

Ich habe niemals danach gefragt:
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Capaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.

So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmal hab' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Eins wie's andre.

Die Welt iſt ein Sardellen-Salat;
Er ſchmeckt uns früh, er ſchmeckt uns ſpat:
Citronen-Scheibchen rings umher,
Dann Fiſchlein, Würſtlein, und was noch mehr
In Eſſig und Oel zuſammenrinnt,
Kapern, ſo künftige Blumen ſind —
Man ſchluckt ſie zuſammen wie Ein Geſind.

Valet.

Sonst war ich Freund von Narren,
Ich rief sie ins Haus herein;
Brachte jeder seinen Sparren,
Wollten Zimmermeister seyn.
Wollten mir das Dach abtragen,
Ein andres setzen hinauf,
Sie legten das Holz zu Schragen
Und nahmen's wieder auf.

Und rannten hin und wieder,
Und stießen einander an;
Das fuhr mir in die Glieder
Daß ich den Frost gewann.
Ich sagt': hinaus ihr Narren! —
Sie ärgerten sich drob;
Nahm jeder seinen Sparren,
Der Abschied der war grob.

Daher bin ich belehret,
Ich sitze nun an der Thür,
Wenn einer sich zu mir kehret:
Geh, ruf' ich, für und für!
Du bist ein Narr, so gräulich! —
Da macht er ein flämisch Gesicht:
„Du Hausherr! Wie abscheulich!
Was giebst dir für ein Gewicht!

Wir faſeln ja durch die Straßen,
Wir jubeln auf dem Markt,
Wird einer, wegen Unmaßen,
Gar ſelten angequarkt.
Du ſollſt uns gar nichts heißen!“

Nun endet meine Qual!
Denn gehn ſie vor die Thüre —
Es iſt beſſer als in den Saal.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule.

I.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhub ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte feſt ſich vorgenommen
In beſſere Geſellſchaft zu kommen;
Deßwegen er, im nahen Bad,
In den ſogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerführe';
Macht daher dem erſten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts ſchlechts;
Aber hinten hatt' er nicht vorgeſehn,
Daß da auch wieder Leute ſtehn,
Gab einem zur Linken in den Schooß
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt,
So ſtößt er rechts einen andern an,
Er hat wieder jemand was Leids gethan.
Und wie er's dieſem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem andern verſchüttet.
Und complimentirt ſich zu ſeiner Qual,
Von hinten und vorn, ſo durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geiſt
Ungeduldig die Thüre weiſ't.

Möge doch Mancher, in ſeinen Sünden,
Hievon die Nutzanwendung finden.

II.

Da er nun ſeine Straße ging
Dacht' er: ich machte mich zu gering:
Will mich aber nicht weiter ſchmiegen:
Denn wer ſich grün macht den freſſen die Ziegen.
So ging er gleich friſch querfeldein,
Und zwar nicht über Stock und Stein,
Sondern über Aecker und gute Wieſen,
Zertrat das alles mit latſchen Füßen.

Ein Beſitzer begegnet ihm ſo
Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern ſchlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.

Bin ich doch gleich wie neu geboren!
Ruft unſer Wandrer hochentzückt.
Wer biſt du Mann der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer ſegnen,
Daß mir ſo fröhliche Geſellen begegnen!

Legende vom Hufeiſen.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt' er ſich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freier ſpricht.
Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heiligen Munde hören;
Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlendert' er in Geiſtes Ruh
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.
Er ſagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eiſen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren ſo ſeine liebſten Gedanken.

Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter seyn;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' ers nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, drauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß:
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt.

So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Epigrammatiſch.

Muſe.

Sieh nur herab, es iſt ein Werk von dir,
Das jedes andre neben ſich verdunkelt,
Und zwiſchen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der erſten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinſten Stunden
Aus deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit ſtillem treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch ſelbſt die Meiſter lernen!
Ein kluger Fürſt, er ſteht entzückt,
Er fühlt ſich im Beſitz von dieſem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann ſich nicht entfernen.
Sieh dieſen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel ſieht!
In ſeinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,

Sey das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben,
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maaße kühnem Stolze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Natur und Kunſt.

Natur und Kunſt ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen:
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben. . .

Wer Großes will muß ſich zuſammen raffen:
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander ſind,
So möcht' ich nimmer ſcheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall' ich dir, ſo gefällſt du mir;
Du ſagſt es frei, ich ſag' es dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht, ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Vertrauen.

A.

Was krähſt du mir und thuſt ſo groß?

B.

„Hab' ich doch ein köſtlich Liebchen!“ —

A.

So weiſ' mir ſie doch! Wer iſt ſie denn?
Die kennt wohl manches Bübchen!

B.

„Kennſt du ſie denn, du Lumpenhund?“ —

A.

Das will ich grad' nicht ſagen;
Doch hat ſie wohl auch zu guter Stund
Dem und Jenem nichts abgeſchlagen.

B.

„Wer iſt denn der Der und der Jener denn?
Das ſollſt du mir bekennen!
Ich ſchlage dir gleich den Schädel ein,
Wenn du ſie mir nicht kannſt nennen!“

A.

Und ſchlügſt du mir auch gleich den Schädel ein,
Da könnt' ich ja nimmer reden;
Und wenn du denkſt: „mein Schätzel iſt gut!“
Iſt weiter ja nichts vonnöthen.

Stoßseufzer.

Ach, man ſparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dummheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſeyn —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weibertränen!

Erinnerung.

Er.

Gedenkſt du noch der Stunden,
Wo eins zum andern drang?

Sie.

Wenn ich dich nicht gefunden,
War mir der Tag ſo lang.

Er.

Dann herrlich! ein Selbander,
Wie es mich noch erfreut.

Sie.

Wir irrten uns an einander;
Es war eine ſchöne Zeit.

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl beſſer ſeyn,
Als ich bin! Was wär' es.
Soll ich aber beſſer ſeyn,
Als du biſt; ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wohl beſſer ſeyn,
Als ſo mancher andre!
Willſt du beſſer ſeyn, als wir,
Lieber Freund, ſo wandre.

Geständniß.

A.

Du toller Wicht, gesteh nur offen:
Man hat dich auf manchem Fehler betroffen!

B.

Ja wohl! doch macht' ich ihn wieder gut.

A.

Wie denn?

B.

Ei, wie's ein jeder thut.

A.

Wie hast du denn das angefangen?

B.

Ich hab' einen neuen Fehler begangen,
Darauf waren die Leute so versessen
Daß sie des alten gern vergessen.

Schneider-Courage.

„Es iſt ein Schuß gefallen!
Mein! ſagt, wer ſchoß darauf?"
Es iſt der junge Jäger,
Der ſchießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck:
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den — .

Von deinem Geiſt den Einfluß zu empfangen.
So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen:
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich ſtrebte.
So lebſt auch du durch ungemeßne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Künſtler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zevs für ein ſchönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieſer Stunde ſchenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieſer Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann

Catechiſation.

Lehrer.

Bedenk', o Kind! woher ſind dieſe Gaben?
Du kannſt nichts von dir ſelber haben.

Kind.

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Totalität.

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Ist überall willkommen;
Er hat mit seinem Witz und Scherz
Manch Weibchen eingenommen:
Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft,
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie mag der Edle sitzen?

Das garstige Gesicht.

Wenn einen würdigen Biedermann,
Pastorn oder Rathsherrn lobesan,
Die Wittib läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen;
Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn, Ehrwürdig Wohlgeboren!
Seht seine Augen und seine Stirn;
Aber sein verständig Gehirn,
So manch Verdienst ums gemeine Wesen,
Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen.

So, liebe Lotte! heißt's auch hier:
Ich schicke da mein Bildniß dir.
Magst wohl die ernste Stirne sehen,
Der Augen Gluth, der Locken Wehen:
's ist ungefähr das garst'ge Gesicht:
Aber meine Liebe siehst du nicht.

Diné zu Coblenz

im Sommer 1774.

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthseln wohl versiegelt thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereis't,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeis't.

Vater Basedow, unter dieser Zeit,
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit,
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war;
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der andre sehr,
Und wollte gar nichts hören mehr

Und ſagt: es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders ſtünd'.
Und ich behaglich unterdeſſen
Hätt' einen Hahnen aufgefreſſen.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geiſt- und Feuerſchritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Jahrmarkt zu Hühnefeld,

den 26. Juli 1814.

Ich ging, mit ſtolzem Geiſts-Vertrauen,
Auf dem Jahrmarkt mich umzuſchauen,
Die Käufer zu ſehn an der Händler Gerüſte,
Zu prüfen ob ich noch etwas wüßte,
Wie mir's Lavater, vor alter Zeit,
Traulich überliefert, das ging ſehr weit!
Da ſah ich denn zuerſt Soldaten,
Denen wär's eben zum Beſten gerathen:
Die That und Qual ſie war geſchehn,
Wollten ſich nicht gleich einer neuen verſehn:
Der Reck war ſchon der Dirne genug,
Daß ſie ihm derb in die Hände ſchlug.
Bauer und Bürger die ſchienen ſtumm,
Die guten Knaben beinahe dumm.
Beutel und Scheune war gefegt,
Und hatten keine Ehre eingelegt.
Erwarten alle, was da käme,
Wahrſcheinlich auch nicht ſehr beauemc.
Frauen und Mägdlein, in guter Ruh,
Probirten an die hölzernen Schuh;
Man ſah an Mienen und Geberden:
Sie iſt guter Hoffnung, oder will es werden.

Versus memoriales.

Invocavit wir rufen laut,
Reminiscere o wär' ich Braut!
Die Oculi gehn hin und her:
Laetare drüber nicht ſo ſehr.
O Judica uns nicht ſo ſtreng!
Palmarum ſtreuen wir die Meng'.
Auf Oſter-Eier freun ſich hie
Viel Quasi modo geniti.
Misericordias brauchen wir all',
Jubilate iſt ein ſeltner Fall.
Cantate freut der Menſchen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn,
Exaudi uns zu dieſer Friſt,
Spiritus, der du der letzte biſt.

Neue Heilige.

Alle schöne Sünderinnen,
Die zu Heiligen sich geweint,
Sind um Herzen zu gewinnen
All' in Eine nun vereint.
Seht die Mutterlieb', die Thränen,
Ihre Reu und ihre Pein!
Statt Marien Magdalenen
Soll nun Sanct Oliva seyn.

Warnung.

So wie Titania im Feen- und Zauberland
Klaus Zetteln in dem Arme fand,
So wirst du bald zur Strafe deiner Sünden
Titanien in deinen Armen finden.

Mamsell U. U.

Ihr Herz ist gleich
Dem Himmelreich:
Weil die geladnen Gäste
Nicht kamen,
Ruft sie zum Feste
Krüppel und Lahmen.

Haus-Park.

Liebe Mutter, die Geſpielen
Sagen mir ſchon manche Zeit
Daß ich beſſer ſollte fühlen
Was Natur im Freien beut.
Bin ich hinter dieſen Mauern,
Dieſen Hecken, dieſem Bux,
Wollen ſie mich nur bedauern,
Neben dieſem alten Jux.

Solche ſchroffe grüne Wände
Ließen ſie nicht länger ſtehn;
Kann man doch von einem Ende
Gleich bis an das andre ſehn.
Von der Scheere fallen Blätter,
Fallen Blüthen, welch ein Schmerz!
Asmus, unſer lieber Vetter,
Nennt es puren Schneiderſcherz.

Stehn die Pappeln doch ſo prächtig
Um des Nachbars Gartenhaus;
Und bei uns wie niederträchtig
Nehmen ſich die Zwiebeln aus!
Wollt ihr nicht den Wunſch erfüllen —
Ich beſcheide mich ja wohl!
Heuer nur, um Gotteswillen,
Liebe Mutter, keinen Kohl!

Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn seine Liebste fern und eingeschlossen weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wohl sich trösten können,
Weil Eine Sonne ihn und sie bescheint?
So hab' ich stets entbehren müssen,
Was meinen Werken nun so reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundinn, mir, zu wissen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O hätt' ich manchmal nur das Gold besessen,
Das diesen Rahm jetzt übermäßig schmückt!
Mit Weib und Kind mich herzlich satt zu essen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner;
So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält. —

Mädchenwünsche.

O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da!
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmälen;
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Verſchiedene Drohung.

Einſt ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und „ach!
Drobt ſie, ich werde ſchrein.“

Da rief ich trotzig: ha! ich will
Den tödten der uns ſtört! —
„Still! lispelt ſie: Geliebter, ſtill!
Daß ja dich niemand hört.“

Beweggrund.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin;
So hat daran der Eigensinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht;
So kennt sie nicht das Herz der Jugend:
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Unüberwindlich.

Hab' ich tauſendmal geſchworen
Dieſer Flaſche nicht zu trauen,
Bin ich doch wie neu geboren
Läßt mein Schenke fern ſie ſchauen.
Alles iſt an ihr zu loben,
Glaskryſtall und Purpurwein.
Wird der Pfropf herausgehoben,
Sie iſt leer und ich nicht mein.

Hab' ich tauſendmal geſchworen
Dieſer Falſchen nicht zu trauen,
Und doch bin ich neu geboren
Läßt ſie ſich ins Auge ſchauen.
Mag ſie doch mit mir verfahren,
Wie's dem ſtärkſten Mann geſchah.
Deine Scheer' in meinen Haaren,
Allerliebſte Delila!

Gleich zu Gleich.

Da wächst der Wein wo's Faß ist,
Es regnet gern wo's naß ist,
Zu Tauben fliegt die Taube,
Zur Mutter paßt die Schraube,
Der Stöpsel sucht die Flaschen,
Die Zehrung Reisetaschen,
Weil alles was sich rühret
Am Schluß doch harmoniret.

Denn das ist Gottes wahre Gift
Wenn die Blüthe zur Blüthe trifft;
Deßwegen Jungfern und Junggesellen
Im Frühling sich gar gebärdig stellen.

Vergeblich.

Erinnr' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts,
Sie denkt an mich, ich denk' an sie,
Und beiden hilft es nichts.

Frech und froh.

Liebesqual verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süßen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wissen,
Heißem Aeuglein, derben Küssen.
Sey ein armer Hund erfrischt
Von der Lust, mit Pein gemischt!
Mädchen gieb der frischen Brust
Nichts von Pein, und alle Lust.

Soldatentroſt.

Nein! hier hat es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brod!
Morgen in ein ander Städtchen!
Schwarzes Brod und weiße Mädchen.

Problem.

Warum iſt alles ſo räthſelhaft?
Hier iſt das Wollen, hier iſt die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft iſt bereit
Und daneben die ſchöne lange Zeit.
So ſeht doch hin, wo die gute Welt
Zuſammenhält!
Seht hin, wo ſie auseinanderfällt!

Genialisch Treiben.

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß;
Bald ist es Dieß, bald ist es Das;
Es ist ein Nichts, und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.

Hypochonder.

Der Teufel hol' das Menſchengeſchlecht!
Man möchte raſend werden!
Da nehm' ich mir ſo eifrig vor:
Will niemand weiter ſehen,
Will all' das Volk Gott und ſich ſelbſt
Und dem Teufel überlaſſen!
Und kaum ſeh' ich ein Menſchengeſicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Geſellſchaft.

Aus einer großen Geſellſchaft heraus
Ging einſt ein ſtiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie ſeyd ihr zufrieden geweſen?
„Wären's Bücher, ſagt er, ich würd' ſie nicht leſen."

Probatum est.

A.

Man ſagt: Sie ſind ein Miſanthrop!

B.

Die Menſchen haſſ' ich nicht, Gott Lob!
Doch Menſchenhaß er blies mich an,
Da hab' ich gleich dazu gethan.

A.

Wie hat ſich's denn ſo bald gegeben?

B.

Als Einſiedler beſchloß ich zu leben.

Hinab auf den Schüler deutend.

Und willst du diesen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinst erheben,
So bitt' ich, ihm bey seinem Leben,
So lang' er selbst noch kau'n und küssen kann,
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muse liebt,
Wenn leicht und still die frohen Tage fließen.
Die Ehre, die mich nun im Himmel selbst betrübt,
Laß ihn dereinst, wie mich, doch freudiger genießen.

Urſprüngliches.

A.

Was widert dir der Trank ſo ſchal?

B

Ich trinke gern aus dem friſchen Quall.

A.

Daraus kam aber das Bächlein her!

B.

Der Unterſchied iſt bedeutend ſehr:
S wird immer mehr fremden Schmack gewinnen:
Es mag nur immer weiter rinnen.

Den Originalen.

Ein Quidam ſagt: „Ich bin von keiner Schule:
Kein Meiſter lebt, mit dem ich buhle:
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verſtand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Den Zudringlichen.

Was nicht zuſammen geht, das ſoll ſich meiden!
Ich hindr' euch nicht, wo's euch beliebt, zu weiden:
Denn ihr ſeyd neu und ich bin alt geboren.
Macht was ihr wollt; nur laßt mich ungeſchoren!

Den Guten.

Laßt euch einen Gott begeisten,
Euch beschränket nur mein Sagen.
Was ihr könnt, ihr werdet's leisten,
Aber müßt mich nur nicht fragen.

Den Besten.

Die Abgeschiednen betracht' ich gern,
Stünd ihr Verdienst auch noch so fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Lähmung.

Was Gutes zu denken wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut:
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig Mann,
Will aber ruhn:
Denn ich soll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Spruch, Widerſpruch.

Ihr müßt mich nicht durch Widerſpruch verwirren!
Sobald man ſpricht, beginnt man ſchon zu irren.

Demuth.

Seh' ich die Werke der Meiſter an,
So ſeh' ich das, was ſie gethan:
Betracht' ich meine Siebenſachen,
Seh' ich, was ich hätt' ſollen machen.

Keins von allen.

Wenn du dich ſelber machſt zum Knecht,
Bedauert dich niemand, geht's dir ſchlecht:
Machſt du dich aber ſelbſt zum Herrn,
Die Leute ſehn es auch nicht gern:
Und bleibſt du endlich wie du biſt,
So ſagen ſie, daß nichts an dir iſt.

Lebensart.

Ueber Wetter- und Herren-Launen
Runzle niemals die Augenbraunen;
Und bei den Grillen der hübſchen Frauen
Mußt du immer vergnüglich ſchauen.

Vergebliche Müh.

Willſt du der getreue Eckart ſeyn
Und jedermann vor Schaden warnen,
es iſt auch eine Nelle, ſie trägt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Bedingung.

Ihr laßt nicht nach, ihr bleibt dabei,
Begehret Rath, ich kann ihn geben:
Allein, damit ich ruhig ſey,
Verſprecht mir, ihm nicht nachzuleben.

Das Beſte.

Wenn dir's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was willſt du Beſſres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben.

Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meiſten unter meinen Gäſten:
Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann,
Der iſt gewiß nicht von den Beſten.

Memento.

Kannſt dem Schickſal widerſtehen,
Aber manchmal giebt es Schläge:
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! ſo geh' du aus dem Wege!

Ein anderes.

Mußt nicht widerſtehn dem Schickſal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirſt du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach ſich ziehen.

Breit wie lang.

Wer bescheiden ist, muß dulden,
Und wer frech ist, der muß leiden;
Also wirst du gleich verschulden,
Ob du frech seyst, ob bescheiden.

Lebensregel.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Die Geheimnisse.

Ein Fragment.

Frisches Ei, gutes Ei.

Enthusiasmus vergleich' ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genesst,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeistrung ist keine Heringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Selbstgefühl.

Jeder ist doch auch ein Mensch! —
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gesparet;
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen;
Sollt' er nicht auch hintendrein
Wohlgemuth sich zeigen?

Räthsel.

Ein Bruder ist's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich;
Jedoch erblickt man ihn nur selten;
Fast wie ein eingeschobnes Kind:
Die andern lassen ihn nur gelten
Da, wo sie unvermögend sind.

Die Jahre.

Die Jahre sind allerliebste Leut':
Sie brachten gestern, sie bringen heut,
Und so verbringen wir Jüngern eben
Das allerliebste Schlaraffen-Leben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr wie sonst bequem zu seyn;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

Das Alter.

Das Alter iſt ein höflich Mann,
Einmal übers andre klopft er an,
Aber nun ſagt niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht ſeyn.
Da klinkt er auf, tritt ein ſo ſchnell,
Und nun heißt's, er ſey ein grober Geſell.

Grabſchrift.

Als Knabe verſchloſſen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und ſtutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtſinnig und grillig! —
Auf deinem Grabſtein wird man leſen;
Das iſt fürwahr ein Menſch geweſen!

Lauf der Welt.

Als ich ein junger Geſelle war,
Luſtig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Geſicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manches ſchöne Kind
Dazumal von Herzen treu geſinnt.

Nun ich hier als Altmeiſter ſitz',
Rufen ſie mich aus auf Straßen und Gaſſen,
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Taſſen.
Doch die ſchönen Kinder, die bleiben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Beiſpiel.

Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk' ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man ſagt, ſich täglich dreht
Und jährlich ſo wie jährlich geht.
Bin ich denn für was andres da? —
Ich folge der lieben Frau Mama.

Umgekehrt.

Sind die im Unglück die wir lieben,
Das wird uns wahrlich baß betrüben:
Sind aber glücklich, die wir haſſen,
Das will ſich gar nicht begreifen laſſen:
Umgekehrt iſt's ein Jubile,
Da ſind wir Lieb- und Schadenfroh.

Fürſtenregel.

Sollen die Menſchen nicht denken und dichten,
Müßt ihr ihnen ein luſtig Leben errichten;
Wollt ihr ihnen aber wahrhaft nützen,
So müßt ihr ſie ſcheeren und ſie beſchützen.

Lug oder Trug.

Darf man das Volk betrügen?
Ich ſage nein!
Doch willſt du ſie belügen,
So mach es nur nicht fein.

Égalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seines-Gleichen:
Der ſchlimmſte Neidhart iſt in der Welt
Der jeden für Seines-Gleichen hält.

Wie du mir, so ich dir.

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir thut niemand was zu lieb:
Hand wird nur von Hand gewaschen;
Wenn du nehmen willst, so gieb!

Zeit und Zeitung.

A.

Sag' mir, warum dich keine Zeitung freut?

B.

Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.

Zeichen der Zeit.

Hör' auf die Worte harum horum:
Ex tenui Spes Seculorum.
Willſt du die harum horum kennen,
Jetzt werden ſie dir ſich ſelber nennen.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wer will denn alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden.

Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
Sind's Roſen, nun ſie werden blühn.

Nationat-Verſammlung.

Auf der recht- und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, ſtehen ſie zum Streite,
All' einander ungelitten.

Wenn du dich ans Ganze wendeſt,
Und votireſt wie du ſinneſt,
Merke welchen du entfremdeſt,
Fühle wen du dir gewinneſt.

Dem 31. October 1817.

Dreihundert Jahre hat ſich ſchon
Der Proteſtant erwieſen,
Daß ihn von Pabſt- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe ſinnt und ſchleicht,
Der Prediger ſteht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Iſt aller Deutſchen Sache.

Auch ich ſoll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunſt und Wiſſenſchaft
Wie immer proteſtiren.

Dreifaltigkeit.

Der Vater ewig in Ruhe bleibt,
Er hat der Welt sich einverleibt.

Der Sohn hat Großes unternommen,
Die Welt zu erlösen ist er gekommen;
Hat gut gelehrt und viel ertragen,
Wunder noch heut in unsern Tagen.

Nun aber kommt der heil'ge Geist,
Er wirkt am Pfingsten allermeist.
Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch niemand ausgespäht.
Sie geben ihm nur eine kurze Frist,
Da er doch Erst- und Letzter ist.

Deßwegen wir treulich, unverstohlen,
Das alte Credo wiederholen:
Anbetend sind wir all' bereit
Die ewige Dreifaltigkeit.

Kestner's Agape.

1819.

Von deinem Liebesmahl
Will man nichts wissen;
Für einen Christen ist's
Ein böser Bissen.

Denn kaum verläßt der Herr
Die Grabestücher,
Gleich schreibt ein Schelmenwolf
Absurde Bücher.

Gewinnen gegen dich
Die Philologen;
Das hilft uns alles nichts,
Wir sind betrogen.

Nativität.

Der Deutsche ist gelehrt
Wenn er sein Deutsch versteht:
Doch bleib' ihm unverwehrt
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück,
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter. —

Das Parterre ſpricht.

Strenge Fräulein zu begrüßen
Muß ich mich bequemen:
Mit den liederlichen Süßen
Werd' ich's leichter nehmen.

Auf der Bühne lieb' ich droben
Keine Redumſchweife,
Soll ich denn am Ende loben
Was ich nicht begreife?

Loſe faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich ſchlechter werden
Als mich ennuyiren.

Auf den Kauf.

Wo iſt einer der ſich quälet
Mit der Laſt die wir getragen?
Wenn es an Geſtalten fehlet,
Iſt ein Kreuz geſchwind geſchlagen.

Pfaffenhelden ſingen ſie,
Frauen wohl empfohlen,
Oberleder bringen ſie,
Aber keine Sohlen.

Jung und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuſter ſeyn,
Jedermann ein Dichter.

Alle kommen ſie gerennt,
Möchten's gerne treiben;
Doch wer keinen Leiſten kennt
Wird ein Pfuſcher bleiben.

Willſt du das verfluchte Zeug
Auf dem Markte kaufen,
Wirſt du, eh es möglich deucht,
Wirſt du barfuß laufen.

Ins Einzelne.

Seit vielen Jahren hab ich ſtill
Zu eurem Thun geſchwiegen,
Das ſich am Tag' und Tages-Will
Gefällig mag vergnügen.

Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach eurem Sinne geht,
Es ging nach einem Sinne.

Du ſegelſt her, der andre hin,
Die Woge zu erproben,
Und was erſt eine Flotte ſchien
Iſt ganz und gar zerſtoben.

Ins Weite.

Das geht ſo fröhlich
Ins Allgemeine!
Iſt leicht und ſelig,
Als wär's auch reine.
Sie wiſſen gar nichts
Von ſtillen Riffen;
Und wie ſie ſchiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden, wie gar nichts,
Zuſammen ſcheitern.

Kronos als Kunstrichter.

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewissen;
Ohne Senf und Salz und wie ihr wißt
Verschlingt er euch den Bissen.

Shakspearen sollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weise: —
Den hebt mir auf, sagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn speise.

Grundbedingung.

Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

Eh du von der Liebe sprichst
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Jahr aus Jahr ein.

Ohne Schrittſchuh und Schellengeläut
Iſt der Januar ein böſes Heut.

Ohne Faſtnachtstanz und Mummenſpiel
Iſt am Februar auch nicht viel.

Willſt du den März nicht ganz verlieren,
So laß nicht in April dich führen.

Den erſten April mußt überſtehn,
Dann kann dir manches Gute geſchehn.

Und weiterhin im Mai, wenn's glückt,
Hat dich wieder ein Mädchen berückt.

Und das beſchäftigt dich ſo ſehr,
Zählſt Tage, Wochen und Monde nicht mehr.

Nett und niedlich.

Haſt du das Mädchen geſehn
Flüchtig vorübergehn?
Wollt' ſie wär' meine Braut!
Ja wohl! die Blonde, die Falbe!
Sie ſittigt ſo zierlich wie die Schwalbe
Die ihr Neſt baut.

Du biſt mein und biſt ſo zierlich,
Du biſt mein und ſo manierlich,
Aber etwas fehlt dir noch;
Küſſeſt mit ſo ſpitzen Lippen,
Wie die Tauben Waſſer nippen;
Allzu zierlich biſt du doch.

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet:
Vernehmt es gern und jeden ruft herbey.
Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frey,
Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum sey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Für Sie.

„In deinem Liede walten
Gar manche schöne Namen!“
Sind mancherlei Gestalten
Doch nur Ein Rahmen.

„Nun aber die Schöne
Die dich am Herzen hegte?“
Jede kennt die Töne
Die sie erregte.

Stets derselbe.

Wenn ich auf dem Markte geh'
Durch's Gedränge,
Und das hübsche Mädchen seh'
In der Menge;
Geh' ich hier, sie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand sieht uns beiden an
Wie wir lieben.

„Alter, hörst du noch nicht auf!
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenslauf
War's ein Kätchen.
Welche jetzt den Tag versüßt?
Sag's mit Klarheit."
Seht nur hin wie sie mich grüßt,
Es ist die Wahrheit!

Den Absolutisten.

„Wir streben nach dem Absoluten
Als nach dem allerhöchsten Guten."
Ich stell' es einem jeden frei;
Doch merkt' ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt uns zu bedingen
Die absolute Liebe sey.

Räthſel.

Ein Werkzeug iſt es, alle Tage nöthig,
Den Männern weniger, den Frauen viel,
Zum treuſten Dienſte gar gelind erbötig,
Im Einen vielfach, ſpitz und ſcharf. Sein Spiel
Gern wiederholt, wobei wir uns beſcheiden:
Von außen glatt, wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck erquickt uns nur aufs neue,
Ertheilte Lieb' ihm erſt gerechte Weihe.

Deßgleichen.

Die beſten Freunde, die wir haben,
Sie kommen nur mit Schmerzen an,
Und was ſie uns für Weh gethan
Iſt faſt ſo groß als ihre Gaben.
Und wenn ſie wieder Abſchied nehmen
Muß man zu Schmerzen ſich bequemen.

Feindſeliger Blick.

„Du kommſt doch über ſo viele hinaus,
Warum biſt du gleich außerm Haus,
Warum gleich aus dem Häuschen,
Wenn einer dir mit Brillen ſpricht?
Du machſt ein ganz verflucht Geſicht,
Und biſt ſo ſtill wie Mäuschen.“

Das ſcheint doch wirklich ſonnenklar!
Ich geh' mit Zügen frei und bar,
Mit freien treuen Blicken;
Der hat eine Maske vorgethan,
Mit Späherblicken kommt er an,
Darein ſollt' ich mich ſchicken?

Was iſt denn aber beim Geſpräch
Das Herz und Geiſt erfüllet,
Als daß ein ächtes Wort-Gepräg
Von Aug' zu Auge quillet!
Kommt jener nun mit Gläſern dort,
So bin ich ſtille, ſtille;
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit einem durch die Brille.

Vielrath.

Spricht man mit jedermann
Da hört man keinen,
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen.
Was wäre Rath ſodann
Vor unſern Ohren?
Kennſt du nicht Mann für Mann
Du biſt verloren.

Sprache.

Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach!
Iſt reich vergrabner Urne Bauch?
Iſt ſtark das Schwert im Arſenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Kein Vergleich.

Befrei uns Gott von o und ung,
Wir können sie entbehren:
Doch wollen wir durch Musterung
Nicht uns noch andre scheeren.

Es schreibt mir einer: den Vergleich
Von Deutschen und Franzosen,
Und jeder Patriot sogleich
Wird heftig sich erbosen.

Kein Christenmensche hört ihm zu;
Ist denn der Kerl bei Sinnen?
Vergleichung aber läßt man zu,
Da müssen wir gewinnen.

Etymologie.

(Spricht Mephistopheles.)

Ars Ares wird der Kriegesgott genannt,
Ars heißt die Kunst und .... ist auch bekannt.
Welch ein Geheimniß liegt in diesen Wundertönen!
Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfunden nur von stillen Erdensöhnen;
Fest liegt der Grund, bequem ist der Gebrauch,
Und wo man wohnt, da muß man sich gewöhnen.
Wer fühlend spricht, beschwätzt nur sich allein;
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam bammelt,
Drängt alles zur Versammlung sich hinein.
Von Können kommt die Kunst, die Schönheit kommt vom Schein.
So wird erst nach und nach die Sprache fest gerammelt,
Und was ein Volk zusammen sich gestammelt,
Muß ewiges Gesetz für Herz und Seele seyn.

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus,
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen;
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns zu begnügen.

Kunſt und Alterthum.

„Was iſt denn Kunſt und Alterthum,
Was Alterthum und Kunſt?“
Genug das eine hat den Ruhm,
Das andre hat die Gunſt.

Muſeen.

An Bildern ſchleppt ihr hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Senden kreuz und quer
Was bleibt uns denn? — Verdorbnes!

Panacee.

„Sprich! wie du dich immer und immer erneuſt?“
Kannſt's auch wenn du immer am Großen dich freuſt.
Das Große bleibt friſch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröſtelt der Kleinliche bebend.

Homer wieder Homer.

Scharfſinnig habt ihr, wie ihr ſeyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei
Daß Ilias nur ein Flickwerk ſey.

Mög' unſer Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde:
Gar viele müssen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der eine flieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

Zum Divan.

Wer ſich ſelbſt und andre kennt
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwiſchen beiden Welten
Sich zu wiegen laſſ' ich gelten;
Alſo zwiſchen Oſt und Weſten
Sich bewegen, ſey's zum beſten!

Angedenken.

Angedenken an das Gute
Hält uns immer friſch bei Muthe.

Angedenken an das Schöne
Iſt das Heil der Erdenſöhne.

Angedenken an das Liebe,
Glücklich! wenn's lebendig bliebe.

Angedenken an das Eine
Bleibt das Beſte was ich meine.

Weltliteratur.

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Perſers Bulbul Roſenbuſch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich erneun —
Ein Sphärentanz harmoniſch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun!

Gleichgewinn.

Geht einer mit dem andern hin
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns, treu und brav und kühn,
Die Lebenspfade wandern.
Es fällt ein jüngerer Soldat
Wohl in den erſten Schlachten;
Der andre muß ins Alter ſpat
Im Bivouak übernachten.
Doch weiß er eifrig ſeinen Ruhm
Und ſeines Herrn zu mehren,
So bleibt ſein letztes Eigenthum
Gewiß das Bett der Ehren.

Lebensgenuß.

„Wie man nur ſo leben mag?
Du machſt dir gar keinen guten Tag!“
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Wenn man mich da und dorthin zerrt
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir ſelbſt nur abgeſperrt,
Da hab' ich keinen Tag.

Thut ſich nun auf was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif' ich ein, es geht ſo ſcharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Ich ſcheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit iſt keine Zeit,
Ein geiſtreich-aufgeſchloſſnes Wort
Winkt auf die Ewigkeit.

Heut und ewig.

Unmöglich iſt's den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen ſpiegelt,
Und jeder ſelbſt ſich fühlt als recht und eigen,
Statt ſich zu zügeln, nur am andern zügelt;
Da iſt's den Lippen beſſer daß ſie ſchweigen,
Indeß der Geiſt ſich fort und fort beflügelt.
Aus Geſtern wird nicht Heute; doch Aeonen,
Sie werden wechſelnd ſinken, werden thronen.

Schlußpoetik.

Sage Muſe, ſag dem Dichter
Wie er denn es machen ſoll?
Denn der wunderlichſten Richter
Iſt die liebe Welt ſo voll.

Immer hab' ich doch den rechten
Klaren Weg im Lied gezeigt,
Immer war es doch den ſchlechten
Düſtren Pfaden abgeneigt.

Aber was die Herren wollten
Ward mir niemals ganz bekannt;
Wenn ſie wüßten was ſie ſollten,
Wär' es auch wohl bald genannt.

„Willſt du dir ein Maaß bereiten;
Schaue was den Edlen mißt,
Was ihn auch entſtellt zu Zeiten,
Wenn der Leichtſinn ſich vergißt.

Solch ein Inhalt deiner Sänge
Der erbauet, der gefällt,
Und, im wüſteſten Gedränge,
Dank's die ſtille beſſre Welt.

Frage nicht nach anderm Titel,
Reinem Willen bleibt ſein Recht!
Und die Schurken laß dem Büttel,
Und die Narren dem Geſchlecht."

Der Narr epilogirt.

Manch gutes Werk hab' ich verricht,
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke daß sich in der Welt
Alles bald wieder ins Gleiche stellt.
Lobt man mich weil ich was Dummes gemacht,
Dann mir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich weil ich was Gutes gethan,
So nehm ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger daß es schmerzt,
So thu' ich als hätt' er nur gescherzt;
Doch ist es einer von meines Gleichen,
Den weiß ich wacker durchzustreichen.
Hebt mich das Glück, so bin ich froh
Und sing' in dulci Jubilo;
Senkt sich das Rad und quetscht mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt sich wieder!
Grille nicht bei Sommersonnenschein
Daß es wieder werde Winter seyn:
Und kommen die weißen Flockenschaaren,
Da lieb' ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich stellen wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht still,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe lange Leben lang;

Der Knecht ſo wie der Herr vom Haus
Ziehen ſich täglich an und aus,
Sie mögen ſich hoch oder niedrig meſſen:
Müſſen wachen, ſchlafen, trinken und eſſen.
Drum trag' ich über nichts ein Leid;
Macht's wie der Narr ſo ſeyd ihr geſcheidt!

Politika.

Bei einer großen Wassersnoth
Rief man zu Hülfe das Feuer,
Da ward sogleich der Himmel roth
Und nirgend war es geheuer:
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Blitze zu flammenden Rotten,
Die ganze Erde sie war verbrannt
Noch eh' die Fische gesotten.

Und als die Fische gesotten waren,
Bereitet man große Feste;
Ein jeder brachte sein Schüsselein mit,
Groß war die Zahl der Gäste;
Ein jeder drängte sich herbei,
Hier gab es keine Faule;
Die gröbsten aber schlugen sich durch
Und fraßen's den andern vom Maule.

Die Engel stritten für uns Gerechte,
Zogen den kürzern in jedem Gefechte;
Da stürzte denn alles drüber und drunter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.
Nun ging es an ein Beten und Flehen!
Gott ward bewegt herein zu sehen.
Spricht Logos, dem die Sache klar
Von Ewigkeit her gewesen war:

Ermüdet von des Tages langer Reiſe,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab nach frommer Wandrer Weiſe
Kam Bruder Marcus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speiſe,
In einem Thal am ſchönen Abend an,
Voll Hoffnung in den waldbewachſnen Grün-
den
Ein gaſtfrey Dach für dieſe Nacht zu finden.

Sie ſollten ſich keineswegs geniren,
Sich auch einmal als Teufel geriren,
Auf jede Weiſe den Sieg erringen
Und hierauf das Tedeum ſingen.
Das ließen ſie ſich nicht zweimal ſagen,
Und ſiehe die Teufel waren geſchlagen.
Natürlich fand man hinterdrein
Es ſey recht hübſch ein Teufel zu ſeyn.

Am jüngſten Tag, vor Gottes Thron,
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Regiſter
Gegen denſelben und ſeine Geſchwiſter,
War ein wunderſam verruchtes Weſen:
Satan fing an es abzuleſen.

Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von beiden ſprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der heilige Geiſt
Das Wort genommen allermeiſt:

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du ſprichſt wie die deutſchen Profeſſoren.
Wir wiſſen alles, mach' es kurz!
Am jüngſten Tag iſt's nur ein ....
Getrauſt du dich ihn anzugreifen,
So magſt du ihn nach der Hölle ſchleifen."

Wolltet ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten.

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn ſelbſt und andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit,
Nicht iſt unſer Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulein
Zu der Wallfahrt ſtillem Frieden,
Wie erhabne Rieſenſäulen
Wachſen unſre Pyramiden.

Die Deutſchen ſind recht gute Leut',
Sind ſie einzeln ſie bringen's weit;
Nun ſind ihnen auch die gröſten Thaten
Zum erſtenmal im Ganzen gerathen.
Ein jeder ſpreche Amen darein,
Daß es nicht möge das Letztemal ſeyn!

Dem Fürſten Blücher von Wahlſtadt

die Seinigen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.

Gott und Welt.

Weite Welt und breites Leben
Langer Jahre redlich Streben.
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gerundet.
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue.
Heitern Sinn und reine Zwecke,
Nun! man kommt wohl eine Strecke

Proœmion.

Im Namen deſſen der Sich ſelbſt erſchuf!
Von Ewigkeit in ſchaffendem Beruf;
In Seinem Namen der den Glauben ſchafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft;
In Jenes Namen, der, ſo oft genannt,
Dem Weſen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht
Du findeſt nur Bekanntes das Ihm gleicht,
Und deines Geiſtes höchſter Feuerflug
Hat ſchon am Gleichniß, hat am Bild genug:
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelſt ſchmückt ſich Weg und Ort:
Du zählſt nicht mehr, berechneſt keine Zeit,
Und jeder Schritt iſt Unermeßlichkeit.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch
Daß jeglicher das Beſte was er kennt,
Er Gott, ja ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet, und wo möglich liebt

Weltſeele.

Vertheilet euch nach allen Regionen
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reiſt euch durch die nächſten Zonen
Ins All und füllt es aus!

Schon ſchwebet ihr in ungemeßnen Fernen
Den ſel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſä'ten Raum.

Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weitr' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket ſchöpferiſch jung
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden
Im abgemeßnen Schwung.

Und kreiſend führt ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein in allen ſeinen Grüften
Die feſten Formen vor.

Nun alles ſich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen ſtrebt:
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und ihr erſtaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erſte Paar,

Und bald verliſcht ein unbegränztes Streben
Im ſel'gen Wechſelblick.
Und ſo empfangt, mit Dank, das ſchönſte Leben
Vom All ins All zurück.

Eins und Alles.

Im Gränzenloſen ſich zu finden
Wird gern der Einzelne verſchwinden,
Da läſ't ſich aller Ueberdruß:
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen
Sich aufzugeben iſt Genuß.

Weltſeele komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen
Wird unſrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geiſter,
Gelinde leitend, höchſte Meiſter,
Zu dem der alles ſchafft und ſchuf.

Und umzuſchaffen das Geſchaffne,
Damit ſich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen:
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Am steilen Berge, der nun vor ihm stehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu sehn,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß sich steigend um die Felsen drehn;
Bald sieht er sich hoch über's Thal erhöhet,
Die Sonne scheint ihm wieder freundlich schön,
Und bald sieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor seinen Augen liegen,

Und neben hin die Sonne, die im Neigen
Noch prachtvoll zwischen dunkeln Wolken thront;
Er sammelt Kraft die Höhe zu ersteigen,
Dort hofft er seine Mühe bald belohnt.
Nun, spricht er zu sich selbst, nun muß sich zeigen,
Ob etwas menschlichs in der Nähe wohnt!
Er steigt und horcht und ist wie neu geboren,
Ein Glockenklang erschallt in seinen Ohren.

Vermächtniß.

Kein Weſen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt ſich fort in Allen,
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn iſt ewig, denn Geſetze
Bewahren die lebendigen Schätze
Aus welchen ſich das All geſchmückt.

Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre faß es an!
Verdank' es, Erdenſohn, dem Weiſen,
Der ihr die Sonne zu umkreiſen
Und dem Geſchwiſter wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findeſt du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirſt keine Regel da vermiſſen;
Denn das ſelbſtſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen haſt du dann zu trauen:
Kein Falſches laſſen ſie dich ſchauen
Wenn dein Verſtand dich wach erhält.
Mit friſchem Blick bemerke freudig,
Und wandle, ſicher wie geſchmeidig,
Durch Auen reich begabter Welt.

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft ſey überall zugegen
Wo Leben ſich des Lebens freut.
Dann iſt Vergangenheit beſtändig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick iſt Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und biſt du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar iſt allein iſt wahr:
Du prüfſt das allgemeine Walten,
Es wird nach ſeiner Weiſe ſchalten,
Geſelle dich zur kleinſten Schaar.

Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
Der Philoſoph, der Dichter ſchuf:
So wirſt du ſchönſte Gunſt erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Iſt wünſchenswerthſter Beruf.

Parabaſe.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig ſo der Geiſt beſtrebt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend.
Nah und fern und fern und nah;
So geſtaltend, umgeſtaltend —
Zum Erſtaunen bin ich da.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb gefermet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.

Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die bei manchem Geschlecht dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu seyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher-voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du aufs neue, sobald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung:
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, alles belebend umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschooß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte,
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.

Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Epirrhema.

Müſſet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen:
Denn was innen das iſt außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernſten Spieles:
Kein Lebendiges iſt ein Eins,
Immer iſt's ein Vieles.

Metamorphoſe der Thiere.

Wagt ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Frauen um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zwiefach beſtimmt
Sie das höchſte Geſetz, beſchränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeßnes Bedürfniß, und angemeſſene Gaben
Leicht zu finden, ſtreute ſie aus, und ruhig begünſtigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſpringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich aus nach ew'gen Geſetzen
Und die ſeltenſte Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt die Speiſe zu faſſen
Welche dem Körper gebührt, es ſey nun ſchwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres,
Und die Weiſe zu leben ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeiget ſich feſt die geordnete Bildung
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.

Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Gränzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus, jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder, die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und ſuche mit forſchendem Geiſte,
Finden wirſt du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen,
Und daher iſt den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und böte ſie alle Gewalt auf:
Denn ſie hat nicht Maſſe genug die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maaß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilige Muſe
Bringt harmoniſch ihn dir, mit ſanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher,
Der verdient es zu ſeyn, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.
Freue dich, höchſtes Geſchöpf der Natur, du fühleſt dich fähig
Ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang,
Nachzudenken. Hier ſtehe nun ſtill und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muſe
Daß du ſchaueſt, nicht ſchwärmſt, die liebliche volle Gewißheit.

Antepirrhema.

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt:
Das hat ſie nicht zuſammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meiſtermann
Getroſt den Einſchlag werfen kann.

Und wie er nun den Gipfel ganz erſtiegen,
Sieht er ein nahes ſanft geſchwungnes Thal,
Sein ſtilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde ſieht er auf einmal
In grüner Au' ein ſchön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenſtrahl:
Er eilt durch Wieſen, die der Thau beſeuchtet,
Dem Kloſter zu, das ihm entgegen leuchtet.

Schon ſieht er dicht ſich vor dem ſtillen Orte,
Der ſeinen Geiſt mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geſchloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er ſteht und ſinnt und lispelt leiſe Worte
Der Andacht, die in ſeinem Herzen quillt,
Er ſteht und ſinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne ſinkt und es verklingt das Läuten!

Urworte. Orphiſch.

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Geſetz wonach du angetreten.
So mußt du ſeyn, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form die lebend ſich entwickelt.

ΤΥΧΗ, Das Zufällige.

Die ſtrenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einſam bleibſt du, bildeſt dich geſellig,
Und handelſt wohl ſo wie ein andrer handelt:
Im Leben iſt's bald hin- bald wiederfällig,
Es iſt ein Tand und wird ſo durchgetandelt.
Schon hat ſich ſtill der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

ΕΡΩΣ, Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er ſtürzt vom Himmel nieder,
Wohin er ſich aus alter Oede ſchwang,
Er ſchwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, ſo ſüß und bang.
Gar manches Herz verſchwebt im Allgemeinen,
Doch widmet ſich das edelſte dem Einen.

ΑΝΑΓΚΗ, Nöthigung.

Da iſt's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Allen ſchweigt die Willkür ſtille:
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß bequemt ſich Will' und Grille.
So ſind wir ſcheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

ΕΛΠΙΣ, Hoffnung.

Doch ſolcher Gränze ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer,
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt;
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelſchlag — und hinter uns Aeonen!

Atmoſphäre.

„Die Welt ſie iſt ſo groß und breit,
Der Himmel auch ſo hehr und weit,
Ich muß das alles mit Augen faſſen,
Will ſich aber nicht recht denken laſſen."

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterſcheiden und dann verbinden,
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterſchied.

Howard's Ehrengedächtniß.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte ſchwankend wandelt leicht und ſchwer,
Des Schleiers Falten ſammelt, ſie zerſtreut,
Am Wechſel der Geſtalten ſich erfreut,
Jetzt ſtarr ſich hält, dann ſchwindet wie ein Traum,
Da ſtaunen wir und traun dem Auge kaum:

Nun regt ſich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbeſtimmtes zu Beſtimmtem ſchafft:
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt,
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am ſteilen Felſen bricht:
Der treuſte Wolkenbote ſelbſt zerſtiebt
Eh er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichſten Gewinn.
Was ſich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerſt es feſt:
Beſtimmt das Unbeſtimmte, ſchränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sey die Ehre dein! —
Wie Streife ſteigt, ſich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar deiner ſich die Welt.

Stratus.

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erſcheins vereint,
Als ein Geſpenſt Geſpenſter bildend ſcheint,
Dann ſind wir alle, das geſtehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!
Dann hebt ſich's wohl am Berge, ſammelnd breit
An Streife Streifen, ſo umdüſtert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert, oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höhrer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichſten geballt,
Verkündet, feſtgebildet, Machtgewalt,
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löſ't ſich's auf,
Wie Schäflein tripplend, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entſtand,
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen was ſich hoch gebaut,
In Donnerwettern wüthend ſich ergehn,
Heerſchaaren gleich entrollen und verwehn! —
Der Erde thätig-leidendes Geſchick!
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn ſie beſchreibt,
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Wohl zu merken!

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihn
Und uns eines Folge-Lebens erfreun.

So wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sendung wohl vertraut
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten:
Doch ihm ertheilen luftige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Was es gilt.

Dem Chromatiker.

Bringſt du die Natur heran
Daß ſie jeder nutzen kann;
Falſches haſt du nicht erſonnen,
Haſt der Menſchen Gunſt gewonnen.

Möget ihr das Licht zerſtückeln,
Farb' um Farbe draus entwickeln,
Oder andre Schwänke führen,
Kügelchen polariſiren,
Daß der Hörer ganz erſchrocken
Fühlet Sinn und Sinne ſtocken:
Nein! Es ſoll euch nicht gelingen,
Sollt uns nicht beiſeite bringen:
Kräftig, wie wir's angefangen,
Wollen wir zum Ziel gelangen.

Herkömmlich.

Prieſter werden Meſſe ſingen
Und die Pfarrer werden predigen:
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung ſich entledigen,
Und ſich der Gemeine freuen
Die ſich um ihn her verſammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ohngefähre Worte ſtammelt.
Und ſo laſſet auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Nur der läßlichſten der Sünden.

Geſetz der Trübe.

Freunde flieht die dunkle Kammer,
Wo man euch das Licht verzwickt,
Und mit kümmerlichſtem Jammer
Sich verſchrobnen Bilden bückt.
Abergläubiſche Verehrer
Gab's die Jahre her genug,
In den Köpfen eurer Lehrer
Laßt Geſpenſt und Wahn und Trug.

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Siroc der Sonnenwagen
Purpurroth ſich niederſenkt,
Da gebt der Natur die Ehre,
Froh, an Aug' und Herz geſund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund.

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie sich das Bild ihm hier vor Augen stellt:
Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Allerdings.

Dem Phyſiker.

„Ins Innre der Natur —“
O du Philiſter! —
„Dringt kein erſchaffner Geiſt.“
Mich und Geſchwiſter
Mögt ihr an ſolches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückſelig! wem ſie nur
Die äußre Schale weiſ't!“
Das hör' ich ſechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verſtohlen;
Sage mir tauſend tauſendmale:
Alles giebt ſie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles iſt ſie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allermeiſt
Ob du Kern oder Schale ſeyſt.

Ultimatum.

Und ſo ſag' ich zum letztenmale:
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeiſt,
Ob du Kern oder Schale ſeyſt!

„Wir kennen dich, du Schalk!
Du machſt nur Poſſen:
Vor unſrer Naſe doch
Iſt viel verſchloſſen."

Ihr folget falſcher Spur,
Denkt nicht wir ſcherzen!
Iſt nicht der Kern der Natur
Menſchen im Herzen?

Die Weiſen und die Leute.

Epimenides.

Kommt Brüder! ſammelt euch im Haus,
Schon drängt das Volk, es ſtrömt herein,
Von Nord, Süd, Weſt und Oſten.
Sie möchten gern belehret ſeyn,
Doch ſoll's nicht Mühe koſten:
Ich bitt' euch, haltet euch bereit
Ihm derb den Text zu leſen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger ſollt uns heut
Zu Rede ſtehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Weſen.
Sagt! — Iſt die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit
Wo ſie noch nicht geweſen,
Das wäre Schade geweſen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir iſt's nicht leid:
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein was iſt Unendlichkeit?

Parmenides.

Wie kannſt du ſo dich quälen!
Geh' in dich ſelbſt! Entdehrſt du drin
Unendlichkeit in Geiſt und Sinn,
So iſt dir nicht zu helfen! —

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu helfen!
Der Denker denkt vom Hut zum Schuh
Und ihm geräth, in Blitzes Ru,
Das Was, das Wie, das Beſte.

Die Leute.

Hauſ't wirklich eine Seel' in mir?

Mimnermus.

Das frage deine Gäſte. —
Denn, ſiehſt du, ich geſtehe dir:
Das artige Weſen, das, entzückt,
Sich ſelbſt und andre gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.

Kann ſich von dir nicht trennen.
Es kommt auf dich, du Körper, an!
Haſt du dich leiblich wohlgethan,
Wird ſie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was iſt der ſogenannte Geiſt?

Cleobulus.

Was man ſo Geiſt gewöhnlich heißt
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.

Erkläre mir was glücklich heißt?

Crates.

Das nackte Kind das zagt nicht;
Mit ſeinem Pfennig ſpringt es fort,
Und kennt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Bäckers Laden.

Die Leute.

Sprich! wer Unſterblichkeit beweiſt?

Ariſtipp.

Den rechten Lebensfaden
Spinnt einer, der lebt und leben läßt,
Er drille zu, er zwirne feſt,
Der liebe Gott wird weiſen.

Die Leute.

Iſt's beſſer thörig oder klug?

Demokrit.

Das läßt ſich auch begreifen.
Hält ſich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weiſe.

Die Leute.

Herrſcht Zufall bloß und Augentrug?

Epikur.

Ich bleib' in meinem Gleiſe.
Den Zufall bändige zum Glück,
Ergötz' am Augentrug den Blick;
Haſt Nutz und Spaß von beiden.

Die Leute.

Iſt unſre Willensfreiheit Lug?

Zeno.

Es kommt drauf an zu wagen.
Nur halte deinen Willen feſt,
Und gehſt du auch zu Grund zuletzt,
So hat's nicht viel zu ſagen.

Die Leute.

Kam ich als böſe ſchon zur Welt?

Pelagius.

Man muß dich wohl ertragen.
Du brachteſt aus der Mutter Schooß
Fürwahr ein unerträglich Loos:
Gar ungeſchickt zu fragen.

Die Leute.

Iſt Beſtrungetrieb uns zugeſellt?

Plato.

Wär' Beſtrung nicht die Luſt der Welt,
So würdeſt du nicht fragen.
Nu dir verſuch' erſt umzugehn,
Und kannſt du dich nicht ſelbſt verſtehn,
So quäl' nicht andre Leute.

Die Leute.

Doch herrſchen Eigennutz und Geld!

Epictet.

Laß ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So ſag', was uns mit Recht gefällt,
Eh wir auf immer ſcheiden?

Die Weiſen.

Mein erſt Geſetz iſt in der Welt,
Die Frager zu vermeiden.

Chineſiſch-Deutſche

Jahres- und Tages-Zeiten.

I.

Sag', was könnt' uns Mandarinen,
Statt zu herrſchen, mild zu dienen,
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,
Als in ſolchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entſchlagen
Und am Waſſer und im Grünen
Fröhlich trinken, geiſtig ſchreiben,
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

II.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, beſcheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth geſäumt die Gluth der Neigung.

So frühzeitige Narciſſen
Blühen reihenweiſ' im Garten.
Mögen wohl die Guten wiſſen,
Wen ſie ſo ſpaliert erwarten.

Und leichte Silber-Himmelswolken ſchweben,
Mit Kreuz und Roſen ſich empor zu ſchwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreyfacher Strahlen, die aus einem Puncte dringen;
Von keinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Steht er und ſinnt und fühlet ſich erbauet.

Er klopft zuletzt, als ſchon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er ſagt, woher er ſey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höh'rer Weſen ſenden.
Man horcht und ſtaunt. Wie man den Unbekannten
Als Gaſt geehrt, ehrt man nun den Geſandten.

III.

Ziehn die Schafe von der Wieſe,
Liegt ſie da, ein reines Grün;
Aber bald zum Paradieſe
Wird ſie bunt geblümt erblühn.

Hoffnung breitet leichte Schleier
Nebelhaft vor unſern Blick:
Wunſcherfüllung, Sonnenfeier,
Wolkentheilung bring' uns Glück!

IV.

Der Pfau ſchreit häßlich, aber ſein Geſchrei
Erinnert mich ans himmliſche Gefieder,
So iſt mir auch ſein Schreien nicht zuwider.
Mit Indiſchen Gänſen iſt's nicht gleicherlei,
Sie zu erdulden iſt unmöglich:
Die Häßlichen ſie ſchreien unerträglich.

V.

Entwickle deiner Lüfte Glanz
Der Abendſonne goldnen Strahlen,
Laß deines Schweifes Rad und Kranz
Kühn-ängelnd ihr entgegen prahlen.
Sie forſcht wo es im Grünen blüht,
Im Garten überwölbt vom Blauen;
Ein Liebespaar wo ſie's erſieht,
Glaubt ſie das Herrlichſte zu ſchauen.

VI.

Der Kuckuk wie die Nachtigall
Sie möchten den Frühling feſſeln,
Doch drängt der Sommer ſchon überall
Mit Diſteln und mit Neſſeln;
Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich ſonſt zu ſchönſtem Raub
Den Liebesblick gerichtet;
Verdeckt iſt mir das bunte Dach,
Die Gitter und die Pfoſten;
Wohin mein Auge ſpähend brach,
Dort ewig bleibt mein Oſten.

VII.

War ſchöner als der ſchönſte Tag,
Drum muß man mir verzeihen,
Daß ich Sie nicht vergeſſen mag,
Am wenigſten im Freien.

Im Garten war's, Sie kam heran,
Mir ihre Gunſt zu zeigen;
Das fühl' ich noch und denke dran,
Und bleib' ihr ganz zu eigen.

VIII.

Dämmrung ſenkte ſich von oben,
Schon iſt alle Nähe fern;
Doch zuerſt emporgehoben
Holden Lichts der Abendſtern!
Alles ſchwankt ins Ungewiſſe,
Nebel ſchleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finſterniſſe
Widerſpiegelnd ruht der See.

Nun am öſtlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und Gluth,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächſten Fluth.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Luna's Zauberſchein,
Und durchs Auge ſchleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

IX.

Nun weiß man erſt was Roſenknospe ſey,
Jetzt da die Roſenzeit vorbei:
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

X.

Als Allerſchönſte biſt du anerkannt,
Biſt Königin des Blumenreichs genannt;
Unwiderſprechlich allgemeines Zeugniß,
Streitſucht verbannend, wunderſam Ereigniß!
Du biſt es alſo, biſt kein bloßer Schein,
In dir trifft Schau'n und Glauben überein;
Doch Forſchung ſtrebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Geſetz, dem Grund Warum und Wie.

XI.

Mich ängſtigt das Verfängliche
Im widrigen Geſchwätz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo ſchon verſchwunden was man ſieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das graugeſtrickte Netz. —
„Getroſt! Das Unvergängliche,
Es iſt das ewige Geſetz
Wonach die Roſ' und Lilie blüht."

XII.

Hingeſunken alten Träumen
Buhlſt mit Roſen, ſprichſt mit Bäumen,
Statt der Mädchen, ſtatt der Weiſen;
Können das nicht löblich preiſen,
Kommen deßhalb die Geſellen
Sich zur Seite dir zu ſtellen,
Finden, dir und uns zu dienen,
Pinſel, Farbe, Wein im Grünen.

XIII.

Die ſtille Freude wollt ihr ſtören?
Laßt mich bei meinem Becher Wein;
Mit andern kann man ſich bekehren,
Begeiſtert wird man nur allein.

XIV.

„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen
Haſt noch was Kluges mitzutheilen?“

Sehnſucht ins Ferne, Künftige zu beſchwichtigen,
Beſchäftige dich hier und heut im Tüchtigen.

Aus fremden Sprachen.

Byron's Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er ſollte fehlen,
Da Jahr und Monat neu vom neuſten ſpricht?“ —
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit: es ſey der rechte nicht.
Von ſolchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne aufs beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt zu herrſchen reißt ſie mit.
Dumouriez's, Bonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Cloetz, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt la Fayette er ging beinahe in Rauch,
Dann Joubert, Hoche, vom Militair-Verpflichte,
Lannes, Desaix, Moreau. Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Ein jeder drängt sich zu, um auch zu hören,
Und ist bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt den seltnen Gast zu stören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt:
An Offenheit, an Unschuld der Geberde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn deine Sendung Trost und Hoffnung trägt!
Du siehst uns an; wir alle stehn beklommen,
Obgleich dein Anblick unsre Seele regt:
Das schönste Glück, ach, wird uns weggenommen,
Von Sorgen sind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unsre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern:

Nelson war unser Kriegsgott, ohne Frage,
Und ist es noch dem herzlichsten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und so ist Fluth und Ebbe wetterwendisch.
Denn die Armee ist popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverständniß:
Der Prinz ist für den Landdienst, und indessen
Sind Duncan, Nelson, Howe, sie sind vergessen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.
Von unsern Helden möcht' ich niemand strafen,
Da jeder sich am Tag zusammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen,
Und nenne so Don Juan mein, den Meinen.

Monolog aus Byron's Manfred.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage
Beſtehlend ſtehlen ſie ſich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünſchten Poſſe —
Lebendige Laſt auf widerſtrebendem Herzen,
In Sorgen ſtockt es, heftig ſchlägt's in Pein,
Der Freud' ein End iſt Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben iſt nichts Gegenwart — Du zählſt
Wie wenig: — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterſtrome ſchreckt. Das Fröſtlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wiſſenskraft: Die Todten ruf' ich
Und frage ſie: was iſt denn das wir fürchten?
Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab,
Und das iſt nichts, antworten ſie mir nicht —

Antwortete begrabner Prieſter Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'ſcher Jungfrau nie entſchlafnem Geiſt
Antwort und Schickſal. Das Geliebteſte
Hatt' er gemordet, wußte nicht wen er traf;
Starb ungeſühnt. Wenn er auch ſchon zu Hülfe
Den milden Zeus berief, Phigaliens

Arkadiſche Beſchwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten ſein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die verſetzte
Mit zweifelhaftem Wortſinn: doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie geliebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer ſchön
Und glücklich, glückverſpendend. Und was aber
Was iſt ſie jetzt? Für meine Sünden büßte ſie —
Ein Weſen? Denk es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umſonſt,
In dieſer Stunde fürcht' ich wie ich trotze,
Bis dieſe Stunde ſchreckte mich kein Schauen
Der Geiſter, guter, böſer. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefſten widert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Aus Byron's Manfred.

Bannfluch.

Wenn der Mond iſt auf der Welle,
Wenn der Glühwurm iſt im Gras,
Und ein Scheinlicht auf dem Grabe,
Irres Licht auf dem Moraſt,
Wenn die Sterne fallend ſchießen,
Eule der Eul' erwiedernd heult,
Und die Blätter ſchweigend ruhen
An des dunkeln Hügels Wand,
Meine Seel' ſey auf der deinen
Mit Gewalt und Zeichenwink!

Iſt dein Schlummer noch ſo tief,
Kommt dein Geiſt doch nie zum Schlaf.
Da ſind Schatten, die nicht ſchwinden,
Da Gedanken, die nicht banneſt.
Die Gewalt, die du nicht kenneſt,
Läßt dich nimmermehr allein.
Biſt ins Leichentuch gewindelt,
Eingehüllt in einer Wolke,
Und für immer, immer wohnſt du
In dem Geiſte dieſes Spruchs.

Siehſt mich nicht vorüber gehen,
Fühlſt mich doch in deinem Auge,
Als ein Ding, das ungeſehen
Nah dir ſeyn muß wie es war,

Und wenn du, geheim durchschaudert,
Deinen Kopf umwendend blickest,
Sollst dich wundern, daß nicht etwa
Wie ein Schatten hin zur Stelle:
Nein! die Kraft die du empfunden,
Ist was sich in dir verbirgt.

Und ein Zauberwort und Lied
Taufte dich mit einem Fluch,
Und schon hat ein Geist der Luft
Dich umgarnt mit einer Schlinge.
In dem Wind ist eine Stimme,
Die verbeut dir dich zu freuen.
Und wenn dir die Nacht versagt
Ihres reinen Himmels Ruhe,
Bringt der Tag eine Sonn' herauf,
Wär' sie nieder! wünschest du.

Deinen falschen Thränen zog ich
Tödtlichste Essenzen aus,
Deinem eignen Herzen sog ich
Blut, das schwärzeste vom Quell,
Deinem Lächeln lockt' ich Schlangen,
Dort geheim geringelt, ab.
Deinem Lippenpaar entsaugt' ich
Allerschlimmstes aller Gifte.
Jedem Gift, das ich erprobet,
Schlimmer ist dein eignes doch.

Bei deiner kalten Brust, dem Schlangenlächeln,
Der Arglist unergründlichem Schlund,
Bei dem so tugendsam scheinenden Auge,
Bei der verschlossenen Seele Trug,
Bei der Vollendung deiner Künste,
Dem Wahn, du trageſt ein menschliches Herz,

Bei deinem Gefallen an Anderer Pein,
Bei deiner Cains-Bruderſchaft
Beſchwöre ich dich und nöthige
Dich ſelbſt dir eigne Hölle zu ſeyn!

Auf dein Haupt gieß' ich die Schale,
Die dich ſolchem Urtheil widmet,
Nicht zu ſchlafen, nicht zu ſterben
Sey dein dauernd Mißgeſchick;
Scheinbar ſoll der Tod ſich nahen
Deinem Wunſch, doch nur als Grauen.
Schau! der Zauber wirkt umher dir,
Dich geklirrlos feſſelt Kette;
Ueber Herz und Hirn zuſammen
Iſt der Spruch ergangen — ſchwinde!

Der fünfte Mai.

Ode von Alexander Manzoni.

Er war — und, wie, bewegungslos
Nach letztem Hauche-Seufzer
Die Hülle lag uneingedenk,
Verwaiſ't von ſolchem Geiſte:
So tief getroffen, ſtarr erſtaunt
Die Erde ſteht der Botſchaft.

Stumm, ſinnend nach der letzteſten
Stunde des Schreckensmannes,
Sie wüßte nicht ob ſolcherlei
Fußſtapfen Menſchenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu ſtempeln ſich erkühnten.

Ihn wetterſtrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muſe ſchweigend,
Sodann im Wechſel immerfort
Ihn fallen, ſteigen, liegen;
Zu tauſend Stimmen Klang und Ruf
Vermiſchte ſie nicht die ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch frevler Schmähung ſchuldig,
Erhebt ſie ſich plötzlich aufgeregt,
Da ſolche Strahlen ſchwinden,
Die Urne kränzend mit Geſang
Der wohl nicht ſterben möchte.

Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des sichern Blitzes Wetterschlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais,
Von einem zum andern Meere.

Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entscheide dieß! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigsten,
Erschaffenden, der sich einmal
Von allgewalt'ger Geisteskraft
Gränzlose Spur beliebte.

Das stürmische, doch bebende
Erfreun an großen Planen,
Die Angst des Herzens das ungezähmt,
Dienend nach dem Reiche gelüstet
Und es erlangt, zum höchsten Lohn,
Den's thörig war zu hoffen.

Das ward ihm all: der Ehrenruhm
Vergrößert nach Gefahren,
Sodann die Flucht, und wieder Sieg,
Kaiserpalast, Verbannung:
Zweimal zum Staub zurückgedrängt,
Und zweimal auf dem Altar.

Er trat hervor: gespaltne Welt,
Bewaffnet gegen einander,
Ergeben wandte sich zu ihm
Als lauschten sie dem Schicksal:
Gebietend Schweigen, Schiedesmann
Setzt' er sich mitten inne:

Verschwand! — Die Tage Müssiggangs
Verschlossen im engen Raume,
Zeugen von gränzenlosem Neid
Und tiefem frommem Gefühle,
Von unauslöschlichem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.

Wie übers Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle sich wälzt und lastet,
Die Welle die den Armen erst
Emporhob, vorwärts rollte,
Daß er entfernte Gegenden
Umsonst zuletzt erblickte;

So ward's dem Geist, der wogenhaft
Hinaufstieg in der Erinnrung.
Ach! wie so oft den Künftigen
Wollt' er sich selbst erzählen.
Und kraftlos auf das ewige Blatt
Sank die ermüdete Hand hin.

O, wie so oft beim schweigsamen
Sterben des Tags, des leeren,
Gesenkt den blitzenden Augenstrahl
Die Arme übergefaltet,
Stand er, von Tagen vergangnen
Bestürmt ihn die Erinnrung.

Da schaut er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuß,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteste Herrschaft
Und das allerschnellste Gehorchen.

Ach, bei so schrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entathmete Busen,
Und er verzweifelte! — Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben,
In Lüfte leichter athembar,
Liebherzig trug ihn hinüber.

Und leitete ihn auf blühende
Fußpfade, die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchsten Lohn
Der alle Begierden beschämet;
Er sieht, wie auf Schweigen und Finsterniß,
Auf den Ruhm den er durchdrungen.

Schönste, unsterblich wohlthätige
Glaubenskraft, immer triumphend!
Sprich es aus! erfreue dich
Daß stolzer-höheres Wesen
Sich dem berüchtigten Golgatha
Wohl niemals niedergebeugt hat.

Und also von müder Asche denn
Entferne jedes widrige Wort;
Der Gott der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröstung auch,
Auf der verlaßnen Lagerstatt
Ihm ja zur Seite sich fügte.

Denn ach, der Mann, der alle hier verbün-
det,
Den wir als Vater, Freund und Führer ken-
nen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er sich von uns trennen,
Er hat es erst vor kurzem selbst verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nen-
nen:
Und so ist uns sein ganz gewisses Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittrer Leiden.

Du siehest alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns selbst zur Ruhe wies:
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jah-
ren,
Sein Herz zu früh der Welt entsagen hieß.
Nachdem wir Lebens-Lust und Last erfahren,
Der Wind nicht mehr in unsre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getrost, daß wir den sichern Hafen fanden.

Mode-Römerinnen.

Diese Federn, weiß' und schwarze,
Die ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzens-Königinnen,
Eure Schönheit mehren sie.

Ihr erscheinet unsern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen die stolzirend,
Auf der Wies' in Freiheit gehn.

Prächtig war's am Carnevale,
In der Oper euch zu sehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Moguls Herrscherin.

Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauspiel sehen konnte,
Zog die unbescheidnen Federn
Sotto voce weiblich durch.

Diese schöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien
Nicht aus Persien noch Catay.

Unter unsre Römerinnen,
Schnell sich vom Olympus stürzend,
Brachte sie der Götter-Bote,
Der geflügelte Mercur.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn ſie ſich verſchönern will.

Daß Minerva, die beſcheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Dieſe Mode mitzumachen
Ihren armen Kauz gerupft.

Daß der Liebe ſchöne Mutter
Selbſt ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihrem Kriegesgott entwandt.

Und daß ſich die hohe ſtolze
Juno, Jupiters Gemahlin,
Von dem Schweife ihres Pfauen
Einen Federbuſch gemacht.

Billig reizt euch das Verlangen,
Holde Töchter unſrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Götterfrauen gleich zu ſeyn.

Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauſchen,
Der euch ins Geſichte lachend
Unterm Ziegenbarte knurrt.

Und euch zuruft: „Liebe Damen!
Dieſe Federn, die ihr traget,
Fliegen freilich; doch ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um.“

„Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Die ihr jeden Tag berupft."

Unverſchämter Satyr ſchließe
Deine tückiſch bittre Lippe!
Unſre ſchönen Römerinnen
Sind ſo tugendreich als ſchön.

Jetzt noch wallt in ihrem Buſen
Der Lucretia alt Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Neugriechisch-epirotische Heldenlieder.

I.

Sind Gefilde türkisch worden,
Sonst Besitz der Albanesen;
Stergios ist noch am Leben,
Keines Pascha's achtet er.
Und so lang es schneit hier oben
Beugen wir den Türken nicht.
Setzet eure Vorhut dahin,
Wo die Wölfe nistend hecken!
Sey der Sklave Stadtbewohner;
Stadtbezirk ist unsern Braven
Wüster Felsen Klippenspalte.
Eh' als mit den Türken leben
Lieber mit den wilden Thieren!

II.

Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle
Nächst der Küste von Kassandra,
Ueber ihm die schwarzen Segel,
Ueber ihnen Himmelsbläue.
Kommt ein Türken-Schiff entgegen,
Scharlach-Wimpel wehen glänzend,
„Streich die Segel unverzüglich,
Nieder laß die Segel du!“ —
Nein ich streiche nicht die Segel,
Nimmer laff' ich sie herab,
Droht ihr doch, als wär' ich Bräutchen,
Bräutchen, das zu schrecken ist.
Jannis bin ich, Sohn des Stathas,
Eidam des Bukovallas.
Frisch Gesellen, frisch zur Arbeit!
Auf zum Vordertheil des Schiffes:
Türkenblut ist zu vergießen,
Schont nicht der Ungläubigen.
Und mit einer klugen Wendung
Bent das Türken-Schiff die Spitze:
Jannis aber schwingt hinauf sich,
Mit dem Säbel in der Faust,
Das Gebälke trieft vom Blute
Und geröthet sind die Wellen.
Allah! Allah! schrein um Gnade
Die Ungläubigen auf den Knieen.
Traurig Leben! ruft der Sieger
Bleibe den Besiegten nun.

III.

Beuge, Liakos, dem Paſcha,
Beuge dem Bezire dich.
Warſt du vormals Armatole,
Landgebieter wirſt du nun.
„Bleibt nur Liakos am Leben,
Wird er nie ein Beugender.
Nur ſein Schwert iſt ihm der Paſcha,
Iſt Bezir das Schießgewehr.“
Ali Paſcha das vernehmend
Zürnt dem Unwillkommenen,
Schreibt die Briefe, die Befehle:
So beſtimmt er, was zu thun:
Beli Guekas, eile kräftig
Durch die Städte, durch das Land,
Bring mir Liakos zur Stelle,
Lebend ſey er, oder todt!
Guekas ſtreift nun durch die Gegend,
Auf die Kämpfer macht er Jagd,
Forſcht ſie aus und überraſcht ſie,
An der Vorhut iſt er ſchon.
Kontogiakupis, der ſchreit nun
Von des Bollwerks hohem Stand:
Herzhaft, Kinder mein! zur Arbeit
Kinder mein, zum Streit hervor!
Liakos erſcheint behende,
Hält in Zähnen feſt das Schwert.

Tag und Nacht ward nun geſchlagen,
Tage drei, der Nächte drei
Albaneſerinnen weinen,
Schwarz in Trauerkleid gehüllt;
Beli Gucas kehrt nur wieder
Hingewürgt im eignen Blut.

IV.

Welch Getöse? wo entsteht es?
Welch gewaltiges Erschüttern?
Sind es Stiere vor dem Schlachtbeil,
Wild Gethier im grimmen Kampfe?
Nein! Bukovallas zum Kriege
Fünfzehnhundert Kämpfer führend
Streitet zwischen Kerasovon
Und dem großen Stadtbezirk.
Flintenschüsse wie des Regens,
Kugeln, wie der Schloßen Schlag! —
Blondes Mädchen ruft herunter
Von dem Ueberpforten-Fenster:
Halte Janny das Gefecht an,
Dieses Laden, dieses Schießen:
Laß den Staub hernieder sinken,
Laß den Pulverdunst verwehen,
Und so zählet eure Krieger,
Daß ihr wisset wer verloren.
Dreimal zählte man die Türken,
Und vierhundert Todte lagen,
Und wie man die Kämpfer zählte,
Dreie nur verblichen da.

V.

Ausgeherrschet hat die Sonne,
Zu dem Führer kommt die Menge:
Auf, Gesellen, schöpfet Wasser,
Theilt euch in das Abendbrod!
Lamprakes du aber, Neffe,
Setze dich an meine Seite;
Trage künftig diese Waffen,
Du nun bist der Kapitän,
Und ihr andern braven Krieger,
Fasset den verwaist'ten Säbel,
Hauet grüne Fichtenzweige,
Flechtet sie zum Lager mir:
Führt den Beichtiger zur Stelle,
Daß ich ihm bekennen möge,
Ihm enthülle, welchen Thaten
Ich mein Leben zugekehrt:
Dreißig Jahr bin Armatole,
Zwanzig Jahr ein Kämpfer schon;
Nun will mich der Tod erschleichen,
Das ich wohl zufrieden bin.
Frisch nun mir das Grab bereitet,
Daß es hoch sey und geräumig,
Aufrecht daß ich fechten könne,
Könne laden die Pistolen.
Rechts will ich ein Fenster offen,
Daß die Schwalbe Frühling künde,
Daß die Nachtigall vom Maien
Allerlieblichstes berichte.

VI.

Der Olympos, der Kissavos,
Die zwei Berge haderten;
Da entgegnend sprach Olympos
Also zu dem Kissavos:
„Nicht erhebe dich, Kissave,
Türken- du Getretener.
Bin ich doch der Greis Olympos,
Den die ganze Welt vernahm.
Zwei und sechzig Gipfel zähl' ich
Und zweitausend Quellen klar,
Jeder Brunn hat seinen Wimpel,
Seinen Kämpfer jeder Zweig.
Auf den höchsten Gipfel hat sich
Mir ein Adler aufgesetzt,
Faßt in seinen mächt'gen Klauen
Eines Helden blutend Haupt."
„Sage, Haupt! wie ist's ergangen?
Fielest du verbrecherisch?"
Speise Vogel meine Jugend,
Meine Mannheit speise nur!
Ellenlänger wächst dein Flügel,
Deine Klaue spannenlang.
Bei Leuren, in Xeromeren
Lebt' ich in dem Kriegerstand,
So in Chasia, auf m Olympos
Kämpft' ich bis ins zwölfte Jahr.
Sechzig Aga's ich erschlug sie,
Ihr Gefild verbrannt' ich dann:

Dem edeln Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt.
Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

Dieß wäre nun mein einziges Verlangen!
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bitterſten beklagen.
Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Die ich ſonſt noch niederſtreckte
Türken, Albaneſer auch,
Sind zu viele, gar zu viele,
Daß ich ſie nicht zählen mag;
Nun iſt meine Reihe kommen,
Im Gefechte fiel ich brav.

Charon.

VII.

Die Bergeshöhn warum ſo ſchwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Iſt es der Sturm der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitſchend:
Nicht iſt's der Sturm der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitſchend;
Nein Charon iſt's, er ſauſ't einher,
Entführet die Verblichnen:
Die Jungen treibt er vor ſich hin,
Schleppt hinter ſich die Alten;
Die Jüngſten aber, Säuglinge,
In Reih' gehenkt am Sattel.
Da riefen ihm die Greiſe zu,
Die Jünglinge ſie knieeten:
„O Charon halt! halt am Gehege,
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken ſich,
Die Jugend ſchleudert Steine,
Die Knaben zart zerſtreuen ſich
Und pflücken bunte Blümchen."
Nicht am Gehege halt' ich ſtill
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu ſchöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen ſie,
Das Trennen wird unmöglich.

Neugriechische Liebe-Skolien.

1.

Diese Richtung ist gewiß,
Immer schreite, schreite!
Finsterniß und Hinderniß
Drängt mich nicht zur Seite.

Endlich leuchtest meinem Pfad
Luna! klar und golden;
Immer fort und immer grad
Geht mein Weg zur Holden.

Nun der Fluß die Pfade bricht,
Ich zum Nachen schreite,
Leite, liebes Himmelslicht!
Mich zur andern Seite.

Seh' ich doch das Lämpchen schon
Aus der Hütte schimmern,
Laß um deinen Wagenthron
Alle Sterne glimmern.

2.

Immerhin und immerfort,
Allzuschön erscheinend,
Folgt sie mir von Ort zu Ort
Und so hab' ich weinend

Ueberall umsonst gefragt,
Feld und Flur durchmessen,
Auch hat Fels und Berg gesagt:
Kannst sie nicht vergessen.

Wiese sagte: geh nach Haus,
Laß dich dort bedauern;
Siehst mir gar zu traurig aus,
Möchte selber trauern.

Endlich fasse dir ein Herz
Und begreif's geschwinder:
Lachen, Weinen, Lust und Schmerz
Sind Geschwisterkinder.

Einzelne.

Hebe ſelbſt die Hinderniſſe,
Neige dich herab, Cypreſſe!
Daß ich deinen Gipfel küſſe
Und das Leben dran vergeſſe.

Eure Gärtnerei zu lernen
Könnte nimmermehr verlangen;
Mein Jasmin iſt fortgegangen,
Meine Roſe weilt im Fernen.

Die Nachtigall ſie war entfernt,
Der Frühling lockt ſie wieder;
Was Neues hat ſie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

Luna, ſolcher hohen Stelle
Weiten Umblick neid' ich dir,
Sey auch der Entfernten helle,
Aber äugle nicht mit ihr.

Liebevoll und frank und frei
Rieſt du mich heran;
Langſam geh' ich nun vorbei,
Siehſt du mich denn an?

Ringlein kauft! geſchwind ihr Frauen!
Möcht' nicht weiter wandeln;
Gegen Aug' und Augenbraun
Wollt' ich ſie verhandeln.

Ach Cypreſſe, hoch zu ſchauen,
Mögeſt du dich zu mir neigen;
Habe dir was zu vertrauen
Und dann will ich ewig ſchweigen.

Harre lieblich im Kyanenkranze,
Blondes Mädchen, bleib' er unverletzt,
Auch wenn Luna in Oriens Glanze
Wechſelſcheinend ſich ergötzt.

Weiß ich doch zu welchem Glück
Mädchen mir emporblüht,
Wenn der feurig ſchwarze Blick
Aus der Milch hervorſieht.

Von der Rose meines Herzens
Pflücktest Blätter nach Gefallen,
Sind vor Gluth des Scheideschmerzens
All die andern abgefallen.

Liebt' ich dich als Kleine, Kleine,
Jungfrau warst du mir verfagt:
Wirst doch endlich noch die Meine
Wenn der Freund die Wittwe fragt.

Das Sträußchen.

Altböhmisch.

Wehet ein Lüftchen
Aus fürstlichen Wäldern;
Da läufet das Mädchen,
Da läuft es zum Bach,
Schöpft in beschlagne
Eimer das Wasser.

Vorsichtig, bedächtig
Versteht sie zu schöpfen.
Am Flusse zum Mädchen
Schwimmet ein Sträußchen,
Ein duftiges Sträußchen
Von Veilchen und Rosen.

Wenn ich, du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer dich gepflanzet
In lockeren Boden:
Wahrlich! dem gäb' ich
Ein goldenes Ringlein.

Wenn ich, du holdes
Sträußchen, es wüßte,
Wer dich mit zartem
Baste gebunden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Die Nadel vom Haare.

Wenn ich, du holdes
Blümchen es wüßte,
Wer in den kühlen
Bach dich geworfen,
Wahrlich! dem gäb' ich
Mein Kränzlein vom Haupte.

Und so verfolgt sie
Das eilende Sträußchen,
Sie eilet vorauf ihm,
Versucht es zu fangen:
Da fällt, ach! da fällt sie
Ins kühlige Wasser.

Klaggesang.

Irisch.

So singet laut den Pillalu
Zu mancher Thräne Sorg' und Noth:
Och orro orro ollalu,
O weh des Herren Kind ist todt!

Zu Morgen als es tagen wollt',
Die Eule kam vorbeigeschwingt,
Rohrdommel Abends tönt im Rohr.
Ihr nun die Todtensänge singt:
Och orro orro ollalu.

Und sterben du? warum, warum
Verlassen deiner Eltern Lieb'?
Verwandten Stammes weiten Kreis?
Den Schrei des Volkes hörst du nicht.
Och orro orro ollalu.

Und scheiden soll die Mutter, wie,
Von ihrem Liebchen schön und süß?
Warst du nicht ihres Herzens Herz,
Der Puls der ihm das Leben gab?
Och orro orro ollalu.

Den Knaben läßt sie weg von sich,
Der bleibt und weis't für sich allein,
Das Frohgesicht, sie sieht's nicht mehr,
Sie singt nicht mehr den Jugendhauch.
Och orro orro ollalu.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und ist mehr als sonst gerührt:
Wir hören dann aus seinem eignen Munde,
Wie wunderbar die Vorsicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die sichre Kunde
Im kleinsten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch sorgen wir, daß einer fleißig schreibe,
Und sein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar vieles wollt' ich lieber selbst erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören stille bin;
Der kleinste Umstand sollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht stets damit zufrieden bin:
Sprech' ich einmal von allen diesen Dingen,
Sie sollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Da ſehet hin an Berg und Steg!
Den Uferkreis am reinen See,
Von Waldesecke, Saatenland,
Bis nah heran zu Schloß und Wall.
Och orro orro ollalu.

Die Jammer-Nachbarn dringen her,
Mit hohlem Blick und Athem ſchwer;
Sie halten an und ſchlängeln fort
Und ſingen Tod im Todtenwort:
Och orro orro ollalu.

So ſinget laut den Pillalu
Und weinet was ihr weinen wollt!
Och orro orro ollalu
Des Herren einz'ger Sohn iſt fort.

Hochländiſch.

Matt und beſchwerlich,
Wandernd ermüdigt,
Klimmt er gefährlich,
Nimmer befriedigt;
Felſen erſteigt er
Wie es die Kraft erlaubt,
Endlich erreicht er
Gipfel und Bergeshaupt.

Hat er mühſelig
Alſo den Tag vollbracht,
Nun wär' es thörig
Hätt' er darauf noch Acht.
Froh iſt's unſäglich
Sitzendem hier,
Athmend behäglich
An Geishirtens Thür.

Speiſ' ich und trinke nun
Wie es vorhanden,
Sonne ſie ſinket nun
Allen den Landen;
Schmeckt es heut Abend
Niemand wie mir,
Sitzend mich labend
An Geishirtens Thür.

An die Cicade,

nach dem Anakreon.

Selig biſt du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeiſtert,
Singend, wie ein König lebeſt!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern ſieheſt,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebeſt unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeſchädigt
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings ſüßer Bote!
Ja, dich lieben alle Muſen,
Phöbus ſelber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberſtimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weiſe, zarte, Dichterfreundin,
Ohne Fleiſch und Blut Geborne
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

Noten.

Ueber Goethe's Harzreiſe im Winter.

Einladungsſchrift

von

Dr. Kannegieſſer,
Rector des Gymnaſiums zu Brenzlau.

December 1820.

Dieſes kleine Heft, vom Verfaſſer freundlich zugeſandt, gab mir die angenehme Veranlaſſung die ſonderbaren Bilder früherer Jahre aus den lethäiſchen Fluthen wieder hervorzurufen; wobei ich zu bewundern hatte, daß mein ſinniger Ausleger, dem die wunderlichen Beſonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt ſeyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältniſſes, die Weſenheit des Zuſtandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgeſprochen.

Nachdem ich mir nun jene für mich ſehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, ſo kann ich nicht unterlaſſen einiges zu erwiedern, und wie es bei mir aufgeregt worden niederzuſchreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geiſtreich nachſpürende Männer meine Gedichte zu entwickeln ſich beſtrebten, ich nenne Moritz und Delbrück, welche beide in das Angedeutete, Verſchwiegene, Geheimnißvolle dergeſtalt eindrangen, daß ſie mich ſelbſt in Verwunderung ſetzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgeſpürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr **Dr.** Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgesprochenen Dank vertraulich erwiedere und, nach seinem Wunsch, über das genannte Gedicht auch meinerseits einige Aufklärung versuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.

Weil nun aber demjenigen der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt, jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten, Anläße nicht bekannt seyn können, so wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn verwalten lassen; ich habe auch hiezu, um die Poesie nicht zur Prose herabzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geschwiegen.

Das Gedicht aber welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Angedeutete genugsam herausahnete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt und bewogen fühle folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reise ward Ende Novembers 1777 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind.

Dem Geyer gleich,
Der, auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend,
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Der Reisende verläßt am frühsten Wintermorgen seinen, im Augenblick behaglich-gastfreundlichen, thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweite Vaterstadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beſchwerlichen Unternehmens ſtählt den Muth und erheitert den Geiſt. Der Dichter gedenkt ſeines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den ſchönſten Erfolg verſprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löſ't.

Aber ſogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um deſſentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geſchrieben, um ſich wenigſtens perſönlich von der damals herrſchenden Empfindſamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade dieſen Geſinnungen günſtig hielt. Er mußte manchen ſchriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm beſonders ein junger Mann auffiel, welcher ſchreibſelig-beredt und dabei ſo ernſtlich durchdrungen von Mißbehagen und ſelbſtiſcher Qual ſich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Perſönlichkeit zu denken, wozu dieſe Seel-Enthüllungen paſſen möchten. Alle ſeine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abſtoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper ſich ein ſo wunderlicher Geiſt gebildet habe? Ich wollte den Jüngling ſehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dickichts-Schauer
Drängt sich das rauhe Wild.

Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt sich die Landschaft, einsam und öde starrt alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zustand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Gesicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Wer seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Reisender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnißweise schmählich herabsetzt.

Wahrscheinlich ist ein wunderſamer Druckfehler daher entstanden, daß Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrsperlingen hindeuten möchten. In der vorletzten Ausgabe stehen jene, diese in der letzten.

Leicht ist's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu seiner eigenen günstigen Lebensepoche zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumaßen, ja er spricht von den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringschätzung.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen

Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Das Bild des einſamen, menſchen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er malt ſich's aus.

Ach wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Er fährt fort ihn zu beklagen.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Seine herzliche Theilnahme ergießt ſich im Gebet. Die Auslegung dieſer Strophen iſt meinem freundlichen Commentator beſonders gelungen; er hat das Herzliche derſelben innigſt gefühlt und entwickelt.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maaß,
Segne die Brüder der Jagd,
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht,

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freyer,
Wie ihn ein Geist der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bey seiner Taufe-Feyer
Sich glänzender am Abend-Himmel wies,
Und wie mit weiten Fittigen ein Geyer
Im Hofe sich bey Tauben niederließ;
Nicht grimmigstoßend und wie sonst zu schaden,
Er schien sie sanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns bescheidentlich verschwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um seiner Schwester Arm sich schmiegen,
Um die Entschlafne fest gewunden fand.
Die Amme floh und ließ den Säugling liegen;
Er drosselte den Wurm mit sichrer Hand:
Die Mutter kam und sah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieser Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewisser Gegend sich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben diese Lustpartie war es, welche jene vertraute Gesellschaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu seiner Wanderung darbietend. Er trennte sich, mit dem Versprechen bald wieder unter ihnen zu seyn.

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Nun aber kehrt er zu sich selbst zurück, betrachtet seinen bedenklichen Zustand und ruft der Liebe, ihm zur Seite zu bleiben.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß man sich bei Auslegung von Dichtern immer zwischen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der siebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menschen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewiesene Bedürfniß; in der achten Strophe ist unter Vater der Liebe das Wesen gemeint, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten ist unter Liebe das edelste Bedürfniß geistiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung setzt und, auf die schönste Weise, in Freundschaft, Gattentreue, Kinderpietät und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;

Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überstanden werden.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreichen
Kränzten ahnende Völker.

Ein wichtiger, völlig ideell, ja phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Document noch in seinen Händen ist.

Ich stand wirklich am siebenten December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erscheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, ist in meinem Entwurf der Farbenlehre im 73sten §. umständlich beschrieben.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Hier ist leise auf den Bergbau gedeutet. Der unerforschte Busen des Hauptgipfels wird den Adern seiner Brüder entgegengesetzt. Die Metalladern sind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewässert werden.

Eine vorläufige Anschauung dieser wichtigen Geschäftsthätigkeit sich zu verschaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das seltsame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings mysteriose, schwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema desselben wäre also wohl folgendermaßen auszusprechen: der Dichter, in doppelter Absicht ein unmittelbares Anschauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerst hypochondrischen Selbstquäler zu besuchen und aufzurichten, bedient sich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdlust ausziehn, um sich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie sie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach seiner Seite hin, jenen einsamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur seine Wünsche erfüllt zu sehen, sondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anlässen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beschneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem, was ihm während dieser Zeit durch den Sinn gezogen, schreibt er zuletzt kurz, fragmentarisch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmische Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg schließt er sich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroischen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eignem Vergnügen ersehen, wie er so vollkommen zum Verständniß des Gedichtes gelangt sey, als es ohne die Kenntniß der besonders vorwaltenden Umstände möglich gewesen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerstreit,

und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beschränken scheint, so wird doch dieses wieder erfreulich gehoben und ins rechte Licht gestellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Base emporgehoben worden. Giebt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beschränkt seyn soll alles was er vorträgt aus dem Gedicht zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, so darf man diese kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Ueber das Fragment

die Geheimnisse.

1816.

Eine Gesellschaft studirender Jünglinge, in einer der ersten Städte Nord-Deutschlands, haben ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eine gewisse Form gegeben, so daß sie erst ein dichterisches Werk vorlesen, sodann über dasselbe ihre Meinungen wechselseitig eröffnend, gesellige Stunden nützlich hinbringen. Derselbe Verein hat auch meinem Gedichte:

die Geheimnisse

überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen, und als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern es thunlich sey diese Räthsel aufzuklären; wobei sie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mitgetheilt, worin die meisten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art desselben so viel guten Willen, Sinn und Anstand finde; so will ich hierauf um so lieber eine Erklärung geben, als jenes räthselhafte Product die Auslegungsgabe schon manches Lesers beschäftigt hat, und ich in meinen schriftstellerischen Bekenntnissen wohl sobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo diese Arbeit veranlaßt und sogleich auf einmal in so kurzer Zeit auf den Punkt gebracht worden, wie man sie kennt, alsdann aber unterbrochen, und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf voraussetzen, daß jenes Gedicht selbst dem Leser bekannt sey, doch will ich davon folgendes erwähnen: Man erinnert sich, daß ein junger Ordensgeistlicher in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen

geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daſelbſt zwölf Ritter, welche nach überſtandenem ſturmvollem Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr ſich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den ſie für ihren Obern erkennen, iſt eben im Begriff von ihnen zu ſcheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen ſeinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geiſtlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterſcheinung feſtlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beſchluß.

Um nun die weitere Abſicht, ja den Plan im Allgemeinen, und ſomit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leſer durch eine Art von ideellem Montſerrat geführt werden und, nachdem er durch die verſchiedenen Regionen der Berge, Felſen und Klippen-Höhen ſeinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen ſollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in ſeiner Wohnung beſucht und durch Anſchauung klimatiſcher und nationaler Verſchiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichſten Männer von allen Enden der Erde ſich hier verſammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf ſeine eigenſte Weiſe im Stillen verehre.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leſer oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verſchiedenſten Denk- und Empfindungsweiſen, welche in dem Menſchen durch Atmoſphäre, Landſtrich, Völkerſchaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, ſich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzuſtellen und die Begier nach höchſter Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zuſammenleben würdig auszuſprechen berufen ſeyen.

Damit dieſes aber möglich werde, haben ſie ſich um einen Mann verſammelt, der den Namen Humanus führt; wozu ſie ſich nicht entſchloſſen hätten, ohne ſämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieſer Vermittler nun will unvermuthet von ihnen ſcheiden, und ſie vernehmen, ſo betäubt als erbaut, die Geſchichte ſeiner vergangnen Zuſtände. Dieſe erzählt jedoch nicht er allein, ſondern jeder von den Zwölfen, mit denen er ſämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieſes großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdischen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach diesem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiste geführt, überall das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt, erfahren; so sollte daraus die angenehmste Empfindung entspringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entstellung, wodurch jede Religion in gewissen Epochen verhaßt wird, zur Erscheinung gekommen wäre.

Ereignet sich nun diese ganze Handlung in der Charwoche, ist das Hauptkennzeichen dieser Gesellschaft ein Kreuz mit Rosen umwunden; so läßt sich leicht voraussehen, daß die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände auch hier bei dem Scheiden des Humanus sich tröstlich würde offenbaret haben.

Damit aber ein so schöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelspersen bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hohe Stelle eingesetzt, der ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise, gar wohl verdient, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde verweilt, vorzustehen.

Wäre dieses Gedicht vor dreißig Jahren, wo es ersonnen und angefangen worden, vollendet erschienen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen, und sich daran in den Gesinnungen befestigen, in welchen ganz allein der Mensch, auf seinem eigenen Mentserrat, Glück und Ruhe finden kann.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1850.

Und so verschwieg er auch, daß eine Quelle
Vor seinem Schwert aus trocknem Felsen sprang,
Stark wie ein Bach, sich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe schlang:
Noch quillt sie fort so rasch, so silberhelle,
Als sie zuerst sich ihm entgegen drang,
Und die Gefährten, die das Wunder schauten,
Den heißen Durst zu stillen kaum getrauten.

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Sprüche in Reimen.

Gott, Gemüth und Welt 1
Sprichwörtlich 9
Zahme Xenien 39
Erſte Abtheilung 39
Zweite Abtheilung 50
Dritte Abtheilung 64
Vierte Abtheilung 74
Fünfte Abtheilung 92
Sechste Abtheilung 111
Siebente Abtheilung 133

Sprüche in Proſa.

Maximen und Reflexionen. Sieben Abtheilungen 145
Verſchiedenes Einzelne über Kunſt 242
Naivität und Humor 243
Aphorismen ꝛc. 245
Jungen Künſtlern 251
Deutſches Theater 255
Ueber Naturwiſſenſchaft. Einzelne Betrachtungen und Aphorismen. Fünf Abtheilungen 258
Nachträgliches 303

Ethiſches.

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenſchaft, Gewohnheit 311
Geiſtes-Epochen 313
Urworte Orphiſch 316
Bedenklichſtes 321
Naturphiloſophie 322

Sprüche in Reimen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Gott, Gemüth und Welt.

Wird nur erſt der Himmel heiter,
Tauſend zählt ihr und noch weiter.

In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut,
Iſt ſchon auferbaut.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, der iſt wohl betrogen.

Das Unſer Vater ein ſchön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen,
Wenn einer auch Vater Unſer fleht,
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Ich wandle auf weiter bunter Flur,
Urſprünglicher Natur,
Ein holder Born, in welchem ich bade,
Iſt Ueberlieferung, iſt Gnade.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch
Daß jeglicher, das Beste was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet, und wo möglich liebt.

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben stumm!
Du halte dich ans Weil, und frage nicht Warum?

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willst du dich am Ganzen erquicken;
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter Schooß
Will manches dem Tage entgegen;
Doch soll das Kleine je werden groß,
So muß es sich rühren und regen.

Da, wo das Waſſer ſich entzweit,
Wird zuerſt Lebendig's befreit.

Und wird das Waſſer ſich entfalten,
Sogleich wird ſich's lebendig geſtalten:
Da wälzen ſich Thiere, ſie trocknen zum Flor,
Und Pflanzen-Gezweige ſie dringen hervor.

Durchſichtig erſcheint die Luft ſo rein
Und trägt im Buſen Stahl und Stein.
Entzündet werden ſie ſich begegnen;
Da wird's Metall und Steine regnen.

Denn was das Feuer lebendig erfaßt,
Bleibt nicht mehr Unform und Erdenlaſt.
Verflüchtigt wird es und unſichtbar,
Eilt hinauf, wo erſt ſein Anfang war.

Und ſo kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Urſprung gab.
Gleicherweiſe ſind wir auch gezüchtigt,
Einmal gefeſtet, einmal verflüchtigt.

Und wer durch alle die Elemente
Feuer, Luft, Waſſer und Erde rennte,
Der wird zuletzt ſich überzeugen,
Er ſey kein Weſen ihres Gleichen.

„Was will die Nadel nach Norden gekehrt?"
Sich ſelbſt zu finden, es iſt ihr verwehrt.

Die endliche Ruhe wird nur verſpürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

Wirſt du deines Gleichen kennen lernen,
So wirſt du dich gleich wieder entfernen.

Warum tanzen Bübchen mit Mädchen ſo gern?
Ungleich dem Gleichen bleibet nicht fern.

Dagegen die Bauern in der Schenke
Prügeln ſich gleich mit den Beinen der Bänke.

Der Amtmann ſchnell das Uebel ſtillt,
Weil er nicht für ihres Gleichen gilt.

Soll dein Compaß dich richtig leiten,
Hüte dich vor Magnetſtein', die dich begleiten.

Verdoppelte ſich der Sterne Schein,
Das All wird ewig finſter ſeyn.

„Und was ſich zwiſchen beide ſtellt?"
Dein Auge, ſo wie die Körperwelt.

An der Finſterniß zuſammengeſchrunden,
Wird dein Auge vom Licht entbunden.

Schwarz und Weiß, eine Todtenſchau,
Vermiſcht ein niederträchtig Grau.

Will Licht einem Körper ſich vermählen,
Es wird den ganz durchſicht'gen wählen.

Du aber halte dich mit Liebe
An das Durchſcheinende, das Trübe.

Denn ſteht das Trübſte vor der Sonne,
Da ſiehſt die herrlichſte Purpur-Wonne.

Und will das Licht ſich dem Trübſten entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.

Und wie das Trübe verdunſtet und weicht,
Das Rothe zum hellſten Gelb erbleicht.

Iſt endlich der Aether rein und klar,
Iſt das Licht weiß, wie es anfangs war.

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hie und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreyt der Mensch sich, der sich überwindet.

Wie frühe war es, daß sein Herz ihn lehrte,
Was ich bey ihm kaum Tugend nennen darf;
Daß er des Vaters strenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und scharf
Der Jugend freye Zeit mit Dienst beschwerte,
Dem sich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie, elternlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe!

Steht vor dem Finstern milchig Grau,
Die Sonne bescheint's, da wird es Blau.

Auf Bergen, in der reinsten Höhe,
Tief Röthlichblau ist Himmelsnähe.

Du staunest über die Königspracht,
Und gleich ist sammetschwarz die Nacht.

Und so bleibt auch, in ewigem Frieden,
Die Finsterniß vom Licht geschieden.

Daß sie mit einander streiten können,
Das ist eine baare Thorheit zu nennen.

Sie streiten mit der Körperwelt,
Die sie ewig auseinander hält.

Sprichwörtlich.

Lebſt im Volke; ſey gewohnt,
Keiner je des Andern ſchont.

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſoll mich Niemand drum beſchämen;
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So werd' ich immer derſelbe bleiben.

Die Luſt zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ich ſah mich um, an vielen Orten,
Nach luſtigen geſcheidten Worten;
An böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß dieſe die beſten Worte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Willſt luſtig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzuſtecken.
Da gleichſt du Prinzen,
Plünderſt und beglückſt Provinzen.

Was in der Zeiten Bilderſaal
Jemals iſt trefflich geweſen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffriſchen und leſen.

Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du ſiehſt, die Spinnen bauen luft'ge Wege.

Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachſen belieben,
Darin wird jeder Gärtner ſich üben;
Wo aber des Menſchen Wachsthum ruht,
Dazu jeder ſelbſt das Beſte thut.

Willſt du dir aber das Beſte thun,
So bleib nicht auf dir ſelber ruhn,
Sondern folg' eines Meiſters Sinn;
Mit ihm zu irren iſt dir Gewinn.

Benutze redlich deine Zeit!
Willſt was begreifen, ſuch's nicht weit.

Zwiſchen heut und morgen
Liegt eine lange Friſt,
Lerne ſchnell beſorgen,
Da du noch munter biſt.

Die Dinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert ſie, wo ſie nicht hingehört.
Geſchrieben Wort iſt Perlen gleich;
Ein Dintenkleck ein böſer Streich.

Wenn man fürs Künftige was erbaut,
Schief wird's von vielen angeſchaut.
Thuſt du was für den Augenblick,
Vor allem opfre du dem Glück.

Mit einem Herren ſteht es gut,
Der, was er befohlen, ſelber thut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das Andre wird ſich von ſelber machen.

Wenn jemand ſich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, du haſt viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhneſt an.

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Der Vogel iſt froh in der Luft gemüthet,
Wenn es da unten im Neſte brütet.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
Dann ſey es um ein Großes geſpielt:
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß ſie das Große im Kleinen wählen.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der ſieht man's am Geſicht wohl an.

Eine Frau macht oft ein bös Geſicht:
Der gute Mann verdient's wohl nicht.

Ein braver Mann! ich kenn' ihn ganz genau:
Erſt prügelt er, dann kämmt er ſeine Frau.

Ein ſchönes Ja, ein ſchönes Nein,
Nur geſchwind! ſoll mir willkommen ſeyn.

Januar, Februar, Merz,
Du biſt mein liebes Herz.
Mai, Juni, Juli, Auguſt,
Mir iſt nichts mehr bewußt.

Neu-Mond und geküßter Mund,
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund.

Mir gäb' es keine größre Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Geht's in der Welt dir endlich schlecht,
Thu' was du willst, nur habe nicht recht.

Züchtige den Hund, den Wolf magst du peitschen;
Graue Haare sollst du nicht reizen.

Am Flusse kannst du stemmen und häkeln;
Ueberschwemmung läßt sich nicht mäkeln.

Tausend Fliegen hatt' ich am Abend erschlagen;
Doch weckte mich eine beim frühsten Tagen.

Und wärst du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findest dort
Tabak und böse Zungen.

Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden kennten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Lief' das Brod, wie die Haasen laufen,
Es kostete viel Schweiß, es zu kaufen.

Will Vogelfang dir nicht gerathen;
So magst du deinen Schuhu braten.

Das wär' dir ein schönes Gartengelände,
Wo man den Weinstock mit Würsten bände.

Du mußt dich niemals mit Schwur vermessen:
Von dieser Speise will ich nicht essen.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Freigebig ist der mit seinen Schritten,
Der kommt, von der Katze Speck zu erbitten.

Hast deine Kastanien zu lange gebraten:
Sie sind dir alle zu Kohlen gerathen.

Das sind mir allzuböse Bissen,
An denen die Gäste erwürgen müssen.

Das iſt eine von den großen Thaten,
Sich in ſeinem eignen Fett zu braten.

Geſotten oder gebraten!
Er iſt ans Feuer gerathen.

Gebraten oder geſotten!
Ihr ſollt nicht meiner ſpotten.
Was ihr euch heute getröſtet,
Ihr ſeyd doch morgen geröſtet.

Wer Ohren hat, ſoll hören;
Wer Geld hat, ſoll's verzehren.

Der Mutter ſchenk' ich,
Die Tochter denk' ich.

Kleid' eine Säule,
Sie ſieht wie eine Fräule.

Schlaf' ich, ſo ſchlaf' ich mir bequem.
Arbeit' ich, ja, ich weiß nicht wem.

Ganz und gar
Bin ich ein armer Wicht.
Meine Träume ſind nicht wahr,
Und meine Gedanken gerathen nicht

Mit meinem Willen mag's geschehn! —
Die Thräne wird mir in dem Auge stehn.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht:
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast,
Aber Reichthum ist eine leichtere Last.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Was räucherst du nun deinem Todten?
Hätt'st du's ihm so im Leben geboten!

Ja! Wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm, baut ihr Monumente.

Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

Will Einer in die Wüste pred'gen,
Der mag sich von sich selbst erled'gen:
Spricht aber Einer zu seinen Brüdern,
Dem werden sie's oft schlecht erwiedern.

Laß Neid und Mißgunſt ſich verzehren,
Das Gute werden ſie nicht wehren.
Denn, Gott ſey Dank! es iſt ein alter Brauch:
So weit die Sonne ſcheint, ſo weit erwärmt ſie auch.

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm.
Wie viel Schälke muß es geben
Da wir alle **ad Interim** leben.

Was fragſt du viel: wo will's hinaus,
Wo oder wie kann's enden?
Ich dächte, Freund, du bliebſt zu Haus,
Und ſprächſt mit deinen Wänden.

Viele Köche verſalzen den Brei:
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, geſteht es frei,
Ein Lazareth von Medicinern.

Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen:
Hab's aber nicht aus den Fingern geſogen.

Noch ſpukt der Babylon'ſche Thurm,
Sie ſind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat ſeinen Wurm,
Copernicus den ſeinen.

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerst zu Fuß bey Sturm und Sonnenschein,
Die Pferde warten, und den Tisch bereiten,
Und jedem alten Krieger dienstbar seyn.
Gern und geschwind lief er zu allen Zeiten
Bey Tag und Nacht als Bothe durch den Hain;
Und so gewohnt für andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem muntern Wesen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach die Kräuter selbst zu lesen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich genesen,
Es freute sich der Kranke seiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten!
Und nur der Vater schien nicht sein zu achten.

Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten:
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn:
Doch ohne Dollmetsch wird's auch nicht gehn.

Sie sagen: das muthet mich nicht an!
Und meinen, sie hätten's abgethan.

In meinem Revier
Sind Gelehrte gewesen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten sie keines lesen.

Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's!

Laß nur die Sorge seyn,
Das giebt sich alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Dann ist einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

Du treibst mir's gar zu toll.
Ich fürcht', es breche!
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche.

Du biſt ſehr eilig, meiner Treu!
Du ſuchſt die Thür und läufſt vorbei.

Sie glauben mit einander zu ſtreiten,
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

Haben's gekauft, es freut ſie daß;
Eh man's denkt, ſo betrübt ſie das.

Willſt du nichts Unnützes kaufen,
Muſt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Langeweile iſt ein böſes Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünſchen wir uns Langeweil.

Daß ſie die Kinder erziehen könnten,
Müßten die Mütter ſeyn wie Enten:
Sie ſchwämmen mit ihrer Brut in Ruh,
Da gehört aber freilich Waſſer dazu.

Das junge Volk, es bildet ſich ein,
Sein Tauftag ſollte der Schöpfungstag ſeyn.
Möchten ſie doch zugleich bedenken
Was wir ihnen als Eingebinde ſchenken.

„Nein! heut' iſt mir das Glück erbeſ't"
Du, ſattle gut und reite getroſt!

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich giebt ein böſes Muß
Der Sache widrig den Beſchluß.

Eine Breſche iſt jeder Tag,
Die viele Menſchen erſtürmen.
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten ſich niemals thürmen.

Wenn einer ſchiffet und reiſet,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was ſich am Leben, mit mancher Pein,
Wieder ausſchälet und weiſet.

Der Menſch erfähret, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirſt du die Krämer-Wage nehmen,
So wirſt du dich ſchämen und dich bequemen.

Haſt du einmal das Rechte gethan,
Und ſieht ein Feind nur Scheeles daran:
So wird er gelegentlich, ſpät oder früh,
Daſſelbe thun, er weiß nicht wie.

Willst du das Gute thun, mein Sohn,
So lebe nur lange, da giebt sich's schon:
Solltest du aber zu früh ersterben,
Wirst du von Künftigen Dank erwerben.

Was giebt uns wohl den schönsten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu schmieden.

Laßt nur die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Ungebildet waren wir unangenehm;
Jetzt sind uns die Neuen sehr unbequem.

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
Erst lebt' ich roh, jetzt unter den Rohen.
Den Fehler, den man selbst geübt,
Man auch wohl an dem andern liebt.

Willst du mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen.

Wollen die Menschen Bestien seyn,
So bringt nur Thiere zur Stube herein:
Das Widerwärtige wird sich mindern,
Wir sind eben alle von Adams Kindern.

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

Sag' nur, was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemälden, die ihn vexiren.

Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.

Du sollst mit dem Tode zufrieden seyn,
Warum machst du dir das Leben zur Pein?

Kein tolleres Versehen kann seyn,
Giebst einem ein Fest, und lädst ihn nicht ein.

Da siehst du nun, wie's einem geht,
Weil sich der Beste von selbst versteht.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu' als hättest du's nicht gezählt:
Er wird es in sein Schuldbuch schreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Suche nicht vergebne Heilung!
Unſrer Krankheit ſchwer Geheimniß
Schwankt zwiſchen Uebereilung
Und zwiſchen Verſäumniß.

Ja, ſchelte nur und fluche fort,
Es wird ſich Beſſres nie ergeben:
Denn Troſt iſt ein abſurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.

Ich ſoll nicht auf den Meiſter ſchwören,
Und immerfort den Meiſter hören!
Nein, ich weiß er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
Obgleich ſo viele dazwiſchen helfen.
Die Deutſchen wiſſen zu berich'gen,
Aber ſie verſtehen nicht nachzuhelfen.

„Du kommſt nicht ins Ideen-Land!"
So bin ich doch am Ufer bekannt.
Wer die Inſeln nicht zu erobern glaubt,
Dem iſt Ankerwerfen doch wohl erlaubt.

Meine Dichtergluth war ſehr gering,
So lang ich dem Guten entgegen ging:
Dagegen brannte ſie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen:
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Kaum hatt' ich mich in die Welt gespielt
Und fing an aufzutauchen,
Als man mich schon so vornehm hielt,
Mich zu mißbrauchen.

Wer dem Publicum dient, ist ein armes Thier;
Er quält sich ab, niemand bedankt sich dafür.

Gleich zu seyn unter Gleichen,
Das läßt sich schwer erreichen:
Du müßtest ohne Verdrießen,
Wie der Schlechteste zu seyn dich entschließen.

Man kann nicht immer zusammen stehn,
Am wenigsten mit großen Haufen.
Seine Freunde die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

Du magst an dir das Falsche nähren,
Allein wir lassen uns nicht stören;
Du kannst uns loben, kannst uns schelten,
Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

Man ſoll ſich nicht mit Spöttern befaſſen;
Wer will ſich für 'nen Narren halten laſſen!
Darüber muß man ſich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

Chriſtkindlein trägt die Sünden der Welt.
Sanct Chriſtoph das Kind über Waſſer hält:
Sie haben es heut' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet ſich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verſchwinden.

Zierlich denken und ſüß Erinnern
Iſt das Leben im tiefſten Innern.

Ich träumt' und liebte ſonnenklar:
Daß ich lebte, ward ich gewahr.

Wer recht will thun, immer und mit Luſt,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.

Wann magſt du dich am liebſten bücken?
Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.

Doch das iſt gar kein groß Verdienſt,
Denn Liebe bleibt der höchſte Gewinnſt.

Die Zeit sie mäht so Rosen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Ist Noth vorüber, sind die Nöthe süß.

Glückselig ist, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab so Lieb' als Haß verschließt.

Viele Lieb' hab' ich erlebet,
Wenn ich liebelos gestrebet;
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich fast für Lieb' gestorben.
So du es zusammengezogen,
Bleibet Saldo dir gewogen.

Thut dir jemand was zu lieb,
Nur geschwinde, gieb nur, gieb!
Wenige getrost erwarten
Dankesblume, aus stillem Garten.

Doppelt giebt, wer gleich giebt,
Hundertfach, der gleich giebt
Was man wünscht und liebt.

„Warum zauderst du so mit deinen Schritten?"
Nur ungern mag ich ruhn,
Will ich aber was Gutes thun,
Muß ich erst um Erlaubniß bitten.

Was willſt du lange vigiliren,
Dich mit der Welt herumchiriren?
Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verſchafft dir endlichen Gewinn.

Wem wohl das Glück die ſchönſte Palme beut?
Wer freudig thut, ſich des Gethanen freut.

Gleich iſt alles verſohnt,
Wer redlich ficht, wird gekrönt.

Du wirkeſt nicht, alles bleibt ſo ſtumpf.
Sey guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe.

In des Weinſtocks herrliche Gaben
Gießt ihr mir ſchlechtes Gewäſſer!
Ich ſoll immer Unrecht haben,
Und weiß es beſſer.

Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen muß die Maſſe,
Dann iſt ſie reſpectabel,
Urtheilen gelingt ihr miſerabel.

Es iſt ſehr ſchwer oft zu ergründen,
Warum wir das angefangen:
Wir müſſen oft Belohnung finden,
Daß es uns ſchlecht ergangen.

Leicht, wie ein segelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Last der elterlichen Lehre,
Gehorsam war ihr erst und letztes Wort;
Und wie den Knaben Lust, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater sann umsonst auf neue Proben,
Und wenn er fodern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab sich auch dieser überwunden,
Bekannte thätig seines Sohnes Werth;
Die Rauhigkeit des Alten war verschwunden,
Er schenkt' auf einmal ihm ein köstlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienst entbunden,
Er führte statt des kurzen Dolchs ein Schwert;
Und so trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

Seh' ich an Andern große Eigenschaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen;
Geht's nicht, so thu' ich was anders dagegen.

Ich, Egeist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egeiste!
Und was ich auch für Wege gelossen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

Nicht über Zeit- noch Landgenossen
Mußt du dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andere Possen,
Und auch Künftige, über dich sagen.

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt.

Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hause nur ist Maaß und Ziel.

Warum werden die Dichter beneidet?
Weil Unart sie zuweilen kleidet,
Und in der Welt ist's große Pein,
Daß wir nicht dürfen unartig seyn.

So kommt denn auch das Dichtergenie
Durch die Welt, und weiß nicht wie.
Guten Vortheil bringt ein heitrer Sinn:
Andern zerſtört Verluſt den Gewinn.

„Immer denk' ich: mein Wunſch iſt erreicht,
Und gleich geht's wieder anders her!"
Zerſtückle das Leben, du machſt dir's leicht:
Vereinige es und du machſt dir's ſchwer.

„Biſt du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!"
Die Hoffnung iſt's, die ſinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer luſtig ſeyn.

Nicht alles iſt an eins gebunden,
Seyd nur nicht mit euch ſelbſt im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden:
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Wer uns am ſtrengſten kritiſirt?
Ein Dilettant, der ſich reſignirt.

Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben,
Aber ſie mag das Vernünftige lieben.

„Wo iſt der Lehrer, dem man glaubt?"
Thu', was dir dein kleines Gemüth erlaubt.

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

Wer Gott ahnet ist hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Macht's einander nur nicht sauer,
Hier sind wir gleich, Baron und Bauer.

Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.

Wie wollten die Fischer sich nähren und retten,
Wenn die Frösche sämmtlich Zähne hätten?

Wie Kirschen und Beeren behagen,
Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.

„Warum hat dich das schöne Kind verlassen?"
Ich kann sie darum doch nicht hassen:
Sie schien zu fürchten und zu fühlen,
Ich werde das Prävenire spielen.

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh,
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh.

Was ich nicht weiß
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

Oft, wenn dir jeder Troſt entflieht,
Mußt du im Stillen dich bequemen.
Nur dann, wenn dir Gewalt geſchieht,
Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
Ums Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Menſch den Blick zur Seite kehrt.

Was ärgerſt du dich über fälſchlich Erhobne!
Wo gäb' es denn nicht Eingeſchobne?

Worauf alles ankommt? das iſt ſehr ſimpel!
Vater verfüge, eh's dein Geſinde ſpürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.

Eigenheiten, die werden ſchon haften;
Cultivire deine Eigenſchaften.

Viel Gewohnheiten darfſt du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dieß Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an,
Aber das Falſche, das mir entſchlüpft,
Wie ein Geſpenſt mir vor Augen hüpft.

Gebt mir zu thun,
Das ſind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu ſchaffen haben.

Ihrer viele wiſſen viel,
Von der Weisheit ſind ſie weit entfernt.
Andre Leute ſind euch ein Spiel;
Sich ſelbſt hat niemand ausgelernt.

Man hat ein Schimpf-Lied auf dich gemacht;
Es hat's ein böſer Feind erdacht.

Laß ſie's nur immer ſingen,
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht ſo lang in den Landen
Als das: Chriſt iſt erſtanden.

Das dauert ſchon 1800 Jahr,
Und ein paar drüber, das iſt wohl wahr!

Wer iſt denn der ſouveräne Mann?
Das iſt bald geſagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Böſem jagt.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort:
Verein' und leite! Beſtrer Hort.

Magſt du einmal mich hintergehen,
Merk' ich's, ſo laſſ' ich's wohl geſchehen:
Geſtehſt du mir's aber ins Geſicht,
In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienſt erkennen.

„Hat man das Gute dir erwiedert?"
Mein Pfeil flog ab, ſehr ſchön befiedert,
Der ganze Himmel ſtand ihm offen,
Er hat wohl irgendwo getroffen.

„Was ſchnitt dein Freund für ein Geſicht?"
Guter Geſelle, das verſteh' ich nicht.
Ihm iſt wohl ſein ſüß Geſicht verleidet,
Daß er heut ſaure Geſichter ſchneidet.

Ihr ſucht die Menſchen zu benennen,
Und glaubt am Namen ſie zu kennen.
Wer tiefer ſieht geſteht ſich frei,
Es iſt was Anonymes dabei.

Mancherlei haſt du verſäumet:
Statt zu handeln, haſt geträumet,
Statt zu denken, haſt geſchwiegen,
Solltеſt wandern, bliebeſt liegen.

Nein, ich habe nichts verſäumet!
Wißt ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Heute geh' ich. Komm' ich wieder,
Singen wir ganz andre Lieder.
Wo ſo viel ſich hoffen läßt,
Iſt der Abſchied ja ein Feſt.

Was ſoll ich viel lieben, was ſoll ich viel haſſen;
Man lebt nur vom leben laſſen.

Nichts leichter als dem Dürftigen ſchmeicheln;
Wer mag aber ohne Vortheil heucheln.

„Wie konnte der denn das erlangen?"
Er iſt auf Fingerchen gegangen.

Sprichwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erſt unter ihnen wohnen.

Erkenne dich! — Was ſoll das heißen?
Es heißt: ſey nur! und ſey auch nicht!
Es iſt eben ein Spruch der lieben Weiſen,
Der ſich in der Kürze widerſpricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, ſo muß ich gleich davon.

Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angeſicht nähme.

Andre zu kennen, das mußt du probiren,
Ihnen zu ſchmeicheln oder ſie zu vexiren.

„Warum magſt du gewiſſe Schriften nicht leſen?"
Das iſt auch ſonſt meine Speiſe geweſen;
Eilt aber die Raupe ſich einzuſpinnen,
Nicht kann ſie mehr Blättern Geſchmack abgewinnen.

Was dem Enkel ſo wie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich verſäumet.

Verweile nicht und ſey dir ſelbſt ein Traum,
Und wie du reiſeſt, danke jedem Raum,
Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, du wirſt ihr nie veralten.

Ohne Umſchweife
Begreife
Was dich mit der Welt entzweit:
Nicht will ſie Gemüth, will Höflichkeit.

Gemüth muß verſchleifen,
Höflichkeit läßt ſich mit Händen greifen.

Was eben wahr iſt aller Orten
Das ſag' ich mit ungeſcheuten Worten.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Jene vermehrt die Schuld,
Dieſe ſchafft neue.

Daß von dieſem wilden Sehnen,
Dieſer reichen Saat von Thränen
Götterluſt zu hoffen ſey,
Mache deine Seele frei!

Der entſchließt ſich doch gleich,
Den heiß' ich brav und kühn!
Er ſpringt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehn.

Daß Glück ihm günſtig ſey,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren.

Die Welt iſt nicht aus Brei und Mus geſchaffen,
Deßwegen haltet euch nicht wie Schlaraffen:
Harte Biſſen giebt es zu kauen:
Wir müſſen erwürgen oder ſie verdauen.

Ein kluges Volk wohnt nah dabei,
Das immerfort ſein Beſtes wollte;
Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
Damit er größer werden ſollte.

Sechs und zwanzig Groſchen gilt mein Thaler!
Was heißt ihr mich denn einen Prahler?
Habt ihr doch andre nicht geſcholten,
Deren Groſchen einen Thaler gegolten.

Niederträchtigers wird nichts gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh deinen Spiegel nicht ſo häßlich an.

Liebesbücher und Jahrgedichte
Machen bleich und hager:
Fröſche plagten, ſagte die Geſchichte,
Pharaonem auf ſeinem Lager.

So könnt' ich dir noch Tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erstaunen setzt;
Sein Leben wird den köstlichsten Geschichten
Gewiß dereinst von Enkeln gleich gesetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich scheint und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier und mag sich gern bequemen
Zwiefach erfreut für wahr es anzunehmen.

Und fragst du mich, wie der Erwählte heiße,
Den sich das Aug' der Vorsicht ausersah,
Den ich zwar oft, doch nie genugsam preise,
An dem so viel unglaubliches geschah?
Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah:
Und sein Geschlecht, wie es die Fürsten nennen,
Sollst du zugleich mit seinen Ahnen kennen.

So schließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen,
Vernunft ist hoch, Verstand ist streng,
Wir rasseln drein mit Schellen.

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen,
Doch, was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Und selbst den Leuten du bon ton
Ist dieses Büchlein lustig erschienen:
Es ist kein Globe de Compression.
Sind lauter Flatterminen.

Zahme Xenien.

Ille, velut fidis arcana sodalibus, olim
Credebat libris: neque, si male cesserat, unquam
Decurrens alio: neque si bene: quo fit, ut *omnis*
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita senis.

Horat. Serm. II. I. v. 30. etc.

I.

Ich rufe dich, verrufnes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags:
Denn Wichte, Schelme solchen Schlags
Die wirken immer fort.

„Warum willst du dich von uns allen
Und unsrer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

„Ist denn das klug und wohlgethan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!"
Erwachsne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und sollst auch du und du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu',
Thu' ich euch allen.

Verzeiht einmal dem raschen Wort
Und so verzeiht dem Plaudern:
Denn jetzo wär's nicht ganz am Ort
Wie bis hieher zu zaudern.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth zu sprechen und zu dichten.

„Sag mir worauf die Bösen sinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen:
Das, meinen sie, heiße erwerben.

„Was ist denn deine Absicht gewesen
Jetzt neue Feuer anzubrennen?"
Diejenigen sollen's lesen,
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lebt' ich schön,
Eine kurze Nacht:
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht.

„Deine Zöglinge möchten dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden,
Was willst du uns für Lehre sagen?"
Keine Kunst ist's alt zu werden,
Es ist Kunst es zu ertragen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03796/160

Nachdem einer ringt,
Alle ihm gelingt,
Wenn Mannskraft und Hab'
Ihm Gott zum Willen gab.

Den hochbestandnen Fohrenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen,
Er freut mich so! —! —! — Man wird ihn bald
Als Brennholz niederschlagen.

Die Axt erklingt, da blinkt schon jedes Beil,
Die Eiche fällt und jeder holzt sein Theil.

Ein alter Mann ist stets ein König Lear!
Was Hand in Hand mitwirkte, streit,
Ist längst vorbei gegangen,
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen;
Die Jugend ist um ihretwillen hier,
Es wäre thöricht zu verlangen:
Komm ältele du mit mir.

Gutes zu empfangen, zu erweisen
Alter! geb' auf Reisen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,
Eine schöne Gemeinde:
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben sie von mir gelernt

In Gesinnung treu:
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten:
Als Personen komm' ich neu,
Wir haben kein Conto mit einander,
Sind wie im Paradies selbander.

Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig:
Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!

Von heiligen Männern und von weisen
Ließ ich mich recht gern unterweisen;
Aber es müßte kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn:
Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Hast du es so lange wie ich getrieben;
Versuche wie ich das Leben zu lieben.

Ruhig soll ich hier verpassen
Meine Müh' und Fleiß;
Alles soll ich gelten lassen
Was ich besser weiß.

Hör' auf doch mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Bescheidenheit würde dir köstlicher stehn:
Kaum hast du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leitet nicht Gesellen,
Aber Leiden sucht und hegt sie:
Lebenswege, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt sie.

Einsam oder auch selbander,
Unter Lieben, unter Leiden,
Werden vor und nach einander
Einer mit dem andern scheiden.

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

In's holde Leben wenn dich Götter senden,
Genieße wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich dich hinaus zu wenden,
Nimm dir's nicht übel: allen scheint es so.

Nichts vom Vergänglichen
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weise verschuldet
Diese Strafe in alten Tagen?
Erst hab ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ichs an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerſtehn?“
Ich widerſtreb' ihr nicht, ich laſſ' ſie gehn:
Sie ſchwebt und webt und ſchwankt und ſchwirrt,
Bis ſie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärſt du's nicht und läßt ſie gehn?“
Geht's mich denn an wenn ſie mich nicht verſtehn?

„Sag' nur wie trägſt du ſo behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Weſen?“
Fürwahr ſie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich geweſen.

Ich hör' es gern wenn auch die Jugend klappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willſt du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge ſchlagen!“
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

„Was wir denn ſollen?
Sag' uns in dieſen Tagen.“
Sie machen was ſie wollen,
Nur ſollen ſie mich nicht fragen.

„Wie doch, betrügeriſcher Wicht,
Verträgſt du dich mit allen?“
Ich läugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch mißfallen.

Wenn einer auch sich überschätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgesetzt,
Da ist denn alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort nach eurer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreise
Weiß das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Anderen sollten erst gesunden.

Zeig' ich die Fehler des Geschlechts;
So heißt es: thue selbst was rechts.

„Du Kräftiger sey nicht so still,
Wenn auch sich andere scheuen."
Wer den Teufel erschrecken will
Der muß laut schreien.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!"
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum allzumal,
Kommen wir wieder ins Freie!
Doch da iſt's gar zu weit und breit:
Nun ſuchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg aufs neue.

Giebt's ein Geſpräch, wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Köcherei die mir am beſten ſchmeckt.

Kennſt du das Spiel, wo man, im luſt'gen Kreis,
Das Pfeifchen ſucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ohn' daß er's weiß,
In ſeines Rockes hintre Falten bindet,
Das heißt: an ſeinen Steiß?

Mit Narren leben wird dir gar nicht ſchwer,
Verſammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann — das macht dich gleich gelind —
Daß Narrenwärter ſelbſt auch Narren ſind.

Wo recht viel Widerſprüche ſchwirren
Mag ich am liebſten wandern;
Niemand gönnt dem andern —
Wie luſtig! — das Recht zu irren.

Der Alte sprach's und hätte mehr gesprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergetzen uns noch manche Wochen
An allem, was er uns erzählen soll;
Doch eben ward sein Reden unterbrochen,
Als gegen seinen Gast das Herz am stärksten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis sie das Wort ihm aus dem Munde nahmen.

Und da nun Marcus nach genoßnem Mahle
Dem Herrn und seinen Wirthen sich geneigt
Erbath er sich noch eine reine Schale
Voll Wasser, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten sie ihn zu dem großen Saale,
Worin sich ihm ein seltner Anblick zeigt.
Was er dort sah, soll nicht verborgen bleiben,
Ich will es euch gewissenhaft beschreiben.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer was der andere kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde ſteckt ein Mann.

Hat Welſcher Hahn an ſeinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude:
Der Keſſel ſchilt den Ofentopf,
Schwarz ſind ſie alle beide.

Wie gerne ſäh' ich jeden ſtolzieren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

„Warum nur die hübſchen Leute
Mir nicht gefallen ſollen?"
Manchen hält man für fett,
Er iſt nur geſchwollen.

„Da reiten ſie hin! wer hemmt den Lauf!"
Wer reitet denn? „Stolz und Unwiſſenheit."
Laß ſie reiten! da iſt gute Zeit,
Schimpf und Schande ſitzen hinten auf.

„Wie iſt dir's doch ſo balde
Zur Ehr' und Schmach gediehn?"
Blieb' der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beſchrien.

Die Freunde.

O! laß die Jammer-Klagen:
Da nach den schlimmsten Tagen
Man wieder froh genießt.

Hiob.

Ihr wollet meiner spotten:
Denn, ist der Fisch gesotten,
Was hilft es daß die Quelle fließt?

Was willst du mit den alten Tröpfen,
Es sind Knöpfe die nicht mehr knöpfen.

Laß im Irrthum sie gebettet,
Suche weislich zu entfliehn,
Bist ins Freie du gerettet,
Niemand sollst du nach dir ziehn.

Ueber alles was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendsinn,
Sey belehrt, es sey gesegnet!
Und das bleibe dir Gewinn.

Ins Sichere willst du dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit:
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

„Was willst du daß von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende?"
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.

„Triebst du doch bald dieß bald das!
War es ernstlich, war es Spaß?"
Daß ich redlich mich befliffen,
Was auch werde, Gott mag's wissen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?"
Das Ihm interessirt,
Das Gethane nicht.

„So still und so sinnig!
Es fehlt dir was, gesteh es frei."
Zufrieden bin ich,
Aber mir ist nicht wohl dabei.

Weißt du worin der Spaß des Lebens liegt?
Sey lustig! — gebt es nicht, so sey vergnügt.

Zahme Xenien.

II.

Mit Bakis Weissagungen vermischt.

Wir sind vielleicht zu antik gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen.

„Sonst warst du so weit vom Prahlen entfernt,
Wo hast du das Prahlen so grausam gelernt?“
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land,
Zu meiner Beruhigung sind' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menschen meinen
Das ist mir einerlei;
Möchte mich mir selbst vereinen,
Allein wir sind zu zwei;
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier, ein Dort,
Das eine liebt zu bleiben,
Das andere möchte fort;
Doch zu dem Selbst-Verständniß
Ist auch wohl noch ein Rath:
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge rasche That.

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas anders bringt,
So laßt uns das ereilen
Was unverhofft gelingt.

Wie ihr denkt oder denken sollt,
Geht mich nichts an;
Was ihr Guten, ihr Besten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur keiner lässig ruhn! —
Was ich sag' ist Bekenntniß,
Zu meinem und eurem Verständniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So machts denn auch vollkommner und besser!
Besser sollt' es heißen und vollkommner;
So sey denn jeder ein Willkommner.

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

Ich bin so guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner seyn.

Ja das iſt das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles iſt als wie geſchenkt.

„Warum man ſo manches leidet
Und zwar ohne Sünde? —
Niemand giebt uns Gehör.“
Wie das Thätige ſcheidet,
Alles iſt Pfründe
Und es lebt nichts mehr.

„Manches können wir nicht verſtehn.“
Lebt nur fort, es wird ſchon gehn.

„Wie weiſt du dich denn ſo zu faſſen?“
Was ich tadle muß ich gelten laſſen.

„Baſis iſt wieder auferſtanden!“
Ja! wie mir ſcheint in allen Landen.
Ueberall hat er mehr Gewicht,
Als hier im kleinen Reimgedicht.

Gott hat den Menſchen gemacht
Nach ſeinem Bilde;
Dann kam er ſelbſt herab,
Menſch, lieb und milde.

Barbaren hatten versucht
Sich Götter zu machen;
Allein sie haben verflucht,
Garstiger als Drachen.

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter steuern?
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern.

Und so will ich, ein für allemal,
Keine Bestien in dem Götter-Saal!
Die leidigen Elephanten-Rüssel,
Das ungeschlungene Schlangen-Genüssel,
Tief Ur-Schildkröt' im Welten-Sumpf,
Viel Königs-Köpf auf Einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Ost verschlingen.

Der Ost hat sie schon längst verschlungen:
Kalidas und andere sind durchgedrungen:
Sie haben mit Dichter-Zierlichkeit
Den Pfaffen und Fratzen uns befreit.
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.
Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sakontala, Nala die muß man küssen,
Und Mega Dauta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

„Willst du, was doch Genesene preisen,
Das Eisen und handhabende Weisen
So ganz entschieden fliehen und hassen?“
Da Gott mir höhere Menschheit gönnte,
Mag ich die täppischen Elemente
Nicht verkehrt auf mich wirken lassen.

Als hätte, da wär' ich sehr erstaunt,
Der Nabel mir was ins Ohr geraunt,
Ein Rad zu schlagen, auf'm Kopf zu stehn,
Das mag für lustige Jungen gehn;
Wir aber lassen es wohl beim Alten:
Den Kopf wo möglich oben zu halten.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: will nur was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll euch Ariadne seyn?

„Wie weit ſoll das noch gehn!
Du fällſt gar oft ins Abſtruſe,
Wir können dich nicht verſtehn."
Deßhalb thu' ich Buße!
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

Was ich ſagen wollt'
Verbietet mir keine Cenſur!
Sagt verſtändig immer nur
Was jedem frommt,
Was ihr und andere ſollt;
Da kommt,
Ich verſichr' euch, ſo viel zur Sprache
Was uns beſchäftigt auf lange Tage.

O Freiheit ſüß der Preſſe!
Nun ſind wir endlich froh;
Sie pocht von Meſſe zu Meſſe
In dulci jubilo.
Kommt laßt uns alles drucken,
Und walten für und für;
Nur ſollte keiner mucken
Der nicht ſo denkt wie wir.

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewiſſe Erſcheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Nicht jeder kann alles ertragen:
Der weicht diesem, der jenem aus;
Warum soll ich nicht sagen:
Die indischen Götzen die sind mir ein Graus?

Nichts schrecklicher kann den Menschen geschehn
Als das Absurde verkörpert zu sehn.

Dummes Zeug kann man viel reden
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird alles beim Alten bleiben;
Dummes aber vor's Auge gestellt,
Hat ein magisches Recht:
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht.

Auch diese will ich nicht verschonen
Die tollen Höhl-Excavationen,
Das düstre Troglodyten-Gewühl,
Mit Schmanz und Rüssel ein albern Spiel;
Verrückte Zierrath-Brauerei,
Es ist eine saubre Bauerei.
Nehme sie niemand zum Exempel
Die Elephanten- und Fratzen-Tempel!
Mit heiligen Grillen trieben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Auf ewig hab' ich sie vertrieben,
Vielköpfige Götter trifft mein Bann,
Se Wischnu, Cama, Branta, Schiwa,
Sogar den Affen Hannemann.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe stieg empor,
Und dreyzehn Stühle sah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeschnitzt von klugen Händen;
Es stand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht sich ergeben,
Und Lebensruh und ein gesellig Leben.

Zu Häupten sah er dreyzehn Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie schienen hier nicht ahnenstolz zu prangen,
Ein jedes schien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte für Verlangen
Zu wissen, was so manches Bild verhehlt;
Im mittelsten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweytenmal, ein Kreuz mit Rosenzweigen.

Nun soll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpfige Götter heißen groß:
O, wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Isis und Osiris los!

Ihr guten Dichter ihr,
Seyd nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakspeare
Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen seyd frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Was dem einen widerfährt
Widerfährt dem andern:
Niemand wäre so gelehrt
Der nicht sollte wandern:
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle:
Frauen wissen was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

„Ich zieh ins Feld!
Wie macht's der Held?"
Vor der Schlacht, hochherzig,
Ist sie gewonnen, barmherzig;
Mit hübschen Kindern liebherzig.
Wär' ich Soldat
Das wär' mein Rath.

„Gieb eine Norm zur Bürger-Führung!“
Hienieden,
Im Frieden,
Kehre jeder vor seiner Thüre:
Bekriegt,
Besiegt,
Vertrage man sich mit der Einquartierung.

Wenn der Jüngling absurd ist,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte soll nicht absurd seyn,
Weil das Leben ihm kurz ist.

„Was hast du uns absurd genannt!
Absurd allein ist der Pedant.“

Will ich euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erst besinnen können.

Titius, Cajus die Wohlbekannten! —
Doch wenn ich's recht beim Licht besah,
Einer steht dem andern so nah,
Am Ende sind wir alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thuſt deine Sache und thuſt ſie recht,
Halt feſt und ehre deinen Orden;
Hältſt du aber die Andern für ſchlecht,
So biſt du ſelbſt ein Pedant geworden.

Wie einer denkt iſt einerlei,
Was einer thut iſt zweierlei;
Macht er's gut ſo iſt es recht,
Geräth es nicht ſo bleibt es ſchlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebſt und leidſt,
Daß du nur immer derſelbe bleibſt.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich ging nicht wieder heraus.

„Sey deinen Worten Lob und Ehre,
Wir ſehn daß du ein Erfahrner biſt."
Sieht aus als wenn es von geſtern wäre,
Weil es von heut iſt.

Das Beſte möcht' ich euch vertrauen:
Sollt erſt in eignen Spiegel ſchauen.

Seht ihr, wie schön geputzte Braut,
Bei diesem Anblick froh geblieben,
Fragt: ob ihr alles, was ihr schaut,
Mit redlichem Gesicht mögt lieben.

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift.

X hat sich nie des Wahren befliſſen,
Im Widerſpruche fand er's;
Nun glaubt er alles besser zu wiſſen,
Und weiß es nur anders.

„Du hast nicht recht!" das mag wohl seyn;
Doch das zu sagen ist klein,
Habe mehr recht als ich! das wird was seyn.

Da kommen sie von verschiedenen Seiten,
Nord, Ost, Süd, West und anderen Weiten,
Und klagen diesen und jenen an:
Er habe nicht ihren Willen gethan!
Und was sie dann nicht gelten lassen,
Das sollen die Uebrigen gleichfalls hassen:
Warum ich aber mich Alter betrübe?
Daß man nicht liebt, — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden so im Denken
Wie wir schöne Frauenzimmer
Mehr als garstige beschenken.

Bleibt so etwas dem wir huld'gen,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen:
Wir erkennen, wir entschuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt! wie konnten wir das Wahre —
Denn es ist uns ungelegen —
Niederlegen auf die Bahre
Daß es nie sich möchte regen."

Diese Mühe wird nicht groß sein
Cultivirten deutschen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los sein,
So erstickt es nur mit Worten.

Immer muß man wiederholen:
Wie ich sage, so ich denke!
Wenn ich diesen, jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverholen.

Steret ja — mir sagt's die Zeitung, —
Unverletzten würd'gen Ortes,
Dieser jenem, heft'gen Wortes,
Die beliebige Bereitung.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten;
Hüben, drüben muß man schelten:
Das ist nun der Geist der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die andern verrückt sind.

„Sag' nur warum du in manchem Falle
So ganz untröstlich bist?"
Die Menschen bemühen sich alle
Umzuthun was gethan ist.

„Und wenn was umzuthun wäre,
Das würde wohl auch gethan;
Ich frage dich bei Wort und Ehre,
Wo fangen wir's an?"

Umstülpen führt nicht ins Weite;
Wir kehren, frank und froh,
Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn so.

Und sollen das Falsche sie umthun,
So fangen sie wieder von vornen an;
Sie lassen immer das Wahre ruhn
Und meinen, mit Falschem wär's auch gethan.

Da steht man denn von neuem still,
Warum das auch nicht gehen will.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den beſten Gaben:
Sollen's die Deutſchen mit Dank erkennen,
So wollen ſie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falſch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus:
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft iſt,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Zahme Xenien.

III.

Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade:
Des Propheten tiefstes Wort
Oft ist's nur Charade.

Willst du dich als Dichter beweisen,
So mußt du nicht Helden noch Hirten preisen;
Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!

Man mäkelt an der Persönlichkeit,
Vernünftig ohne Scheu;
Was habt ihr denn aber was euch erfreut,
Als eure liebe Persönlichkeit?
Sie sey auch wie sie sey.

Wer etwas taugt, der schweige still,
Im Stillen giebt sich's schon;
Es gilt, man stelle sich wie man will,
Doch endlich die Person.

„Was heißt du denn Sünde?“ —
Wie jedermann,
Wie ich finde
Daß man's nicht lassen kann.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut:
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht was daraus kommt:
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

An unsers himmlischen Vaters Tisch,
Greift wacker zu und bechert frisch:
Denn Gut' und Böse sind abgespen't,
Wenn's: **Jacet ecce Tibullus!** heißt.

Sage mir keiner:
Hier soll ich hausen!
Hier, mehr als draußen,
Bin ich alleiner.

Die ächte Conversation
Hält weder früh noch Abend Stich;
In der Jugend sind wir moneton,
Im Alter wiederholt man sich.

„Alter Mond in deinen Phasen
Bist du sehr zurückgesetzt.“
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben nichts als Phrasen.

„Du hast dich dem allerverdrießlichsten Trieb
In deinen Xenien übergeben.“
Wer mit **XXII** den Werther schrieb
Wie will der mit **LXXII** leben!

Erst singen wir: der Hirsch so frei
Fährt durch die Wälder — Lalla bei —
Mit vollem Wohlbehagen;
Doch sieht es schon bedenklich aus,
Wird aus dem Hirsch ein Hirsche **L**,
Hat viel mehr Enden zu tragen!
In Lebens-Wald und Tickicht-Graus
Er weiß nicht da noch dort hinaus,
Das geht auf einen Hirsche **LL** hinaus —
Heil unsern alten Tagen!!!

Habt ihr das alles recht bedacht?
So wie der Tag ist wohl vollbracht,
Ist keiner überzählig;
Verstand und Sinn ist hehr und weit,
Doch wird euch, zu gelegener Zeit,
Auch das Absurde fröhlich.

Fehlst du; laß dich's nicht betrüben:
Denn der Mangel führt zum Lieben:
Kannst dich nicht vom Fehl befreim,
Wirst du andern gern verzeihn.

Die Seele kann sich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenstand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze sieht man hier und dort,
Die Waffen, wie man sie von Schlachtgefilden
Aufleſen kann, verzieren diesen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, seh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein jeder sinkt vor seinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Brust in still Gebeth gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen sich andächt'ge Freude nährt;
Dann segnen sich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantasie nicht stört:
Nur Marcus bleibt, indem die andern gehen,
Mit einigen im Saale schauend stehen.

Die Jugend verwundert sich sehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen:
Sie faßt sich, sie denkt zu bereuen!
Im Alter erstaunt und bereut man nicht mehr.

„Wie mag ich gern und lange leben?"
Mußt immer nach dem Trefflichsten streben:
Des unerkannt Trefflichen wirket so viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Alt-Thümer sind ein böses Ding,
Ich schätze sie aber nicht gering;
Wenn nur Neu-Thümer, in allen Ehren,
Auch um so vieles besser wären.

„Irr-Thümer sollen uns plagen?
Ist nicht an unser Heil gedacht?"
Halb-Thümer solltet ihr sagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Auf Pergament Lieb' und Haß geschrieben
Ist was wir heute hassen und lieben:
Wo käme Lieb' und Haß denn her,
Wenn er nicht schon von Alters wär'!

Sagt nur nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre spricht sich rein.

„Entferne dich nicht ganz und gar,
Vernütze dich in unserm Orden!“
Es ist alles noch wie es war,
Nur ist es verworrner geworden.
Und was man für bedeutend hält,
Ist alles auf schwache Füße gestellt.

Was mich tröstet in solcher Noth:
Geschickte Leute sie finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübsche Mädchen verschlingen das Band:
Wird dergleichen noch ferner geschehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

„Wie hast du an der Welt noch Lust,
Da alles schon dir ist bewußt?“
Gar wohl! Das Dümmste was geschicht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte dieß und das betrüben,
Hätt' ich's nicht schon in Versen geschrieben.

Zum starren Brei erweitert
Sah ich den See gar eben,
Ein Stein hineingeschleudert
Konnte keine Ringe geben.

Ein Wuth-Meer sah ich: schwellend,
Giftschend zum Strand es fuhr;
Der Fels, hinab zerschellend,
Ließ eben auch keine Spur.

Dreihundert Jahre sind verbei,
Werden auch nicht wieder kommen.
Sie haben Böses, krank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von beiden ist auch euch
Der Fülle genug geblieben:
Entzieht euch dem versterbnen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!

Nichts ist zarter als die Vergangenheit:
Rühre sie an wie ein glühend Eisen:
Denn sie wird dir sogleich beweisen
Du lebest auch in heißer Zeit.

Dreihundert Jahre sind vor der Thüre,
Und wenn man das alles mit erführe,
Erführe man nur in solchen Jahren
Was wir zusammen in dreißig erfahren.

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

„Entfernst du dich, du liebe Seele,
Wie viel ist uns entrissen!"
Wenn ich euch auch nicht fehle,
Werdet ihr mich immer vermissen.

Ein Mann, der Thränen streng entwehrt,
Mag sich ein Held erscheinen:
Doch wenn's im Innern sehnt und drehnt,
Geht ihm ein Gott — zu weinen.

„Du haſt Unſterblichkeit im Sinn;
Kannſt du uns deine Gründe nennen?“
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin
Daß wir ſie nicht entbehren können.

Der Sinn ergreift und denkt ſich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild, es iſt gefaßt,
Allein es läßt ſich nicht erhalten.

All unſer redlichſtes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente:
Wie möchte denn die Roſe blühn,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tauſend Büchern dir erſcheint,
Das alles iſt ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Das Beſte in der Welt
Iſt ohne Dank;
Geſunder Menſch ohne Geld
Iſt halb krank.

Wohl! wer auf rechter Spur
Sich in der Stille fiedelt:
Im Offnen tanzt sich's nur
So lang Fortuna fiedelt.

Du arrest Salomo!
Nicht alles nenn' ich eitel:
Bleibt doch dem Greise selbst
Noch immer Wein und Beutel.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher:
Doch soll es mit Wonne getrunken seyn,
So wünsch' ich mir künstlichen griechischen Becher.

Künstler! zeiget nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seyd gesund und wirkt gesund.

Entweicht, wo düstre Dummheit gerne schweift,
Inbrünstig aufnimmt was sie nicht begreift,
Wo Schreckens-Mährchen schleichen, stutzend stiehn,
Und unermeßlich Maaße lang sich ziehn.

Meergrün aus Dante's Hölle
Bannet fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

Und so haltet, liebe Söhne,
Einzig euch auf eurem Stand:
Denn das Gute, Liebe, Schöne,
Leben ist's dem Lebens-Band.

„Denkst du nicht auch an ein Testament?"
Keineswegs! Wie man vom Leben sich trennt,
So muß man sich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.

„Geht dir denn das von Herzen
Was man von dir hört und lies't?"
Sollte man das nicht bescherzen
Was uns verdrießt?

Sie schelten einander Egoisten:
Will jeder doch nur sein Leben fristen.
Wenn der und der ein Egoist,
So denke daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehn,
Mußt selbst auf deinen Nutzen sehn!
Dann werdet ihr das Geheimniß besitzen
Euch sämmtlich unter einander zu nützen:
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern schadet um etwas zu seyn.

Bei so verworrnem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!
Es giebt der Menschen so viele
Und es ist der Tag so lang.

Volle sechsundsiebzig Jahre sind geschieden,
Und nun dächt' ich wäre Zeit zum Frieden:
Tag für Tag wird wider Willen klüger,
Amor jubilirt und Mars der Krieger.

Was lassen sie denn übrig zuletzt
Jene unbescheidnen Wesen?
Behauptet doch Heute steif und fest,
Gestern sey nicht gewesen.

Es mag sich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe stumm;
Und wenn sie dir die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Nas' herum.

Vieljähriges dürft' ich euch wohl vertrauen!
Das Offenbare wäre leicht zu schauen,
Wenn nicht die Stunde sich selbst verzehrte,
Und immer warnend wenig belehrte.
Wer ist der Kluge, wer ist der Thor?
Wir sind eben sämmtlich als wie zuvor.

„Was hast du denn? Unruhig bist du nicht
Und auch nicht ruhig, machst mir ein Gesicht
Als schwanktest du, magnetischen Schlaf zu ahnen."
Der Alte schlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menschen sind
Wir schlafen sämmtlich auf Vulcanen.

Zahme Xenien.

IV.

Laßt zahme Xenien immer walten,
Der Dichter nimmer gebückt ist.
Ihr ließt verrückten Werther schalten,
So lernt nun wie das Alter verrückt ist.

Den Vortheil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde prüft und probt,
So ist sie auch sein Richter;
Da wird er nun gescholten, gelobt,
Und bleibt immer ein Dichter.

Es schnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender:
Nichts schreibt sich leichter voll
Als ein Kalender.

„Ruf' ich, da will mir keiner horchen;
Hab' ich das um die Leute verdient?"
Es möchte niemand mehr gehorchen,
Wären aber alle gern gut bedient.

„Wann wird der Herr seine Freude sehn?"
Wenn er befiehlt, mit Sinnen,
Ehrlichen Leuten, die's recht verstehn,
Und läßt sie was gewinnen.

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?"
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

„Sage, warum dich die Menschen verlassen?"
Glaubet nicht daß sie mich deßhalb hassen;
Auch bei mir will sich die Lust verlieren
Mit irgend jemand zu conversiren.

So hoch die Nase reicht, da mag's wohl gehn,
Was aber drüber ist, können sie nicht sehn.

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zu Spott.

Geh' ich, so wird der Schade größer;
Bleib' ich, so wird es auch nicht besser.

„Sey einmal ehrlich nur:
Wo findest du in deutscher Literatur
Die größte Verfänglichkeit?"
Wir sind von vielen Seiten groß,
Doch hie und da giebt sich bloß
Verzeihlichste Unzulänglichkeit.

Ins Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen'
Im deutschen Merkur
Ist keine Spur
Von Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband:
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

„Verzeihe mir, du gefällst mir nicht,
Und schiltst du nicht, so schneid'st ein Gesicht,
Wo Sämmtliche loben und preisen!"
Daß wenn man das Eine von vornen bedeckt,
Das Andre bleibt hinten hinaus gestreckt,
Das soll ein Anstand heißen!

„Sage, wie es dir nur gefällt
Solch zerstückeltes Zeug zu treiben?"
Seht nur hin: Für gebildete Welt
Darf man nichts anders beginnen und schreiben.

„Warum willst du das junge Blut
So schnöde von dir entfernen?"
Sie machens alle hübsch und gut,
Aber sie wollen nichts lernen.

Die holden jungen Geister
Sind alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meister
Und gehn der Nase nach.

So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wachen,
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt;
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beyden Schilder hingen gleicher Weite
Beym Roſenkreuz zur recht und linken Seite.

Du kommſt hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß dieſe Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährſt, was mancher Held gethan.
Was hier verborgen, iſt nicht zu errathen,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahndeſt wohl, wie manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erſtritten.

Mit seltsamen Geberden
Giebt man sich viele Pein,
Kein Mensch will etwas werden,
Ein jeder will schon was seyn.

„Willst dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue so gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Sag' uns Jungen doch auch was zu Liebe.“
Nun! daß ich euch Jungen gar herzlichen liebe!
Denn als ich war als Junge gesetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Ich neide nichts, ich laß' es gehn,
Und kann mich immer manchem gleich erhalten;
Zahmreihen aber, junge, neidlos anzusehn,
Das ist die größte Prüfung mein, des Alten.

Künstler! dich selbst zu adeln
Mußt du bescheiden prahlen;
Faß dich heute loben, morgen tadeln
Und immer bezahlen.

Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
Welt sey ein allerliebster Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das.

Die klugen Leute gefallen mir nicht: —
Ich tadle mich selbst auch wohl zuweilen —
Sie heißen das Vorsicht,
Wenn sie sich übereilen.

„Anders lesen Knaben den Terenz,
Anders Grotius.“
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten lassen muß.

„So widerstrebe! Das wird dich adeln;
Willst vor der Feierstunde schon ruhn?“
Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
Doch immer jung genug etwas zu thun.

„Du bist ein wunderlicher Mann,
Warum verstummst du vor diesem Gesicht?“
Was ich nicht loben kann
Davon sprech' ich nicht.

„Bei mancherlei Geschäftigkeit
Hast dich ungeschickt benommen.“
Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht so weit gekommen.

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!“
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

„Willst du uns denn nicht auch was gönnen:
Kannst ja was mancher andre kann."
Wenn sie mich heute verbrauchen können,
Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Das alles ist nicht mein Bereich,
Was soll ich mir viel Sorge machen?
Die Fische schwimmen glatt im Teich
Und kümmern sich nicht um den Nachen.

Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,
Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun was sie will.

„Was lehr' ich dich vor allen Dingen?"
Möchte über meinen eignen Schatten springen!

Sie möchten gerne frei seyn,
Lange kann das einerlei seyn:
Wo es aber drunter und drüber geht
Ein Heiliger wird angefleht,
Und wollen die alten uns nicht befreien
So macht man sich behend einen neuen:
Im Schiffbruch jammert jedermann,
Daß keiner mehr als der andre kann.

Gränzlose Lebenspein
Faßt, faßt erdrückt sie mich!
Das wollen alle Herren seyn,
Und keiner ist Herr von sich.

Und wenn man auch den Tyrannen erstickt,
Ist immer noch viel zu verlieren.
Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren.

Warum mir aber in neuster Welt
Anarchie gar so wohl gefällt?
Ein jeder lebt nach seinem Sinn,
Das ist nun also auch mein Gewinn.
Ich laß' einem jeden sein Bestreben,
Um auch nach meinem Sinne zu leben.

Da kann man frank und fröhlich leben,
Niemanden wird Recht gegeben,
Dafür giebt man wieder niemand Recht,
Macht's eben gut, macht's eben schlecht;
Im Ganzen aber, wie man sieht,
Im Weltlauf immer doch etwas geschieht.
Was Kluges, Dummes auch je geschah
Das nennt man Welt-Histeria:
Und die Herrn Bredow's künft'ger Zeiten
Werden daraus Tabellen bereiten,
Darin studirt die Jugend mit Fleiß
Was sie nie zu begreifen weiß.

Wie es in der Welt so geht —
Weiß man was geschah?
Und was auf dem Papiere steht
Das steht eben da.

Das Weltregiment — über Nacht
Seine Formen hab' ich durchgedacht.
Den hehren Despoten lieb' ich im Krieg,
Verständigen Monarchen gleich hinter dem Sieg;
Dann wünscht' ich jedoch, daß alle die Frauen
Sich nicht gleich neben und mit ihm erbauten.
Und wie ich das hoffe, so kommt mir die Menge,
Nimmt hüben und drüben mich derb ins Gedränge;
Von da verlier' ich alle Spur. —
Was will mir Gott für Lehre daraus gönnen?
Daß wir uns eben alle nur
Auf kurze Zeit regieren können.

Ich tadl' euch nicht,
Ich lob' euch nicht;
Aber ich spaße;
Dem klugen Wicht
Fährt's ins Gesicht
Und in die Nase.

Und wenn er ganz gewaltig nies't,
Wer weiß was dann daher entsprießt
Und was er alles mache;
Besinnung aber hinterdrein,
Verstand, Vernunft, wo möglich nein,
Das ist die rechte Sache.

Soll nun euch immer und immer beklappern?
Gewinnt ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern,
Das heißen sie nachher Kritik.

„Du sagst gar wunderliche Dinge!“
Beschaut sie nur, sie sind geringe;
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Prosa das Tollste sagt?

„Du gehst so freien Angesichts,
Mit muntern offnen Augen!“
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum sollt' Ich was taugen?

„Warum bist du so hochmüthig?
Hast sonst nicht so die Leute gescholten!“
Wäre sehr gerne demüthig,
Wenn sie mich nur so lassen wollten.

Wenn ich dumm bin, lassen sie mich gelten;
Wenn ich recht hab', wollen sie mich schelten.

Ueberzeugung soll mir niemand rauben,
Wer's besser weiß, der mag es glauben.

Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in seinen eignen Busen schaut.

„Wohin wir bei unsern Gebresten
Uns im Augenblick richten sollen?“
Denke nur immer an die Besten,
Sie mögen stecken wo sie wollen.

Den Reichthum muß der Neid betheuern:
Denn er kreucht nie in leere Scheuern.

Soll der Neider zerplatzen,
Begieb dich seiner Fratzen.

Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.

„Ist dein Geschenk wohl angekommen?“
Sie haben es eben nicht übel genommen.

Der Teufel! sie ist nicht gering,
Wie ich von weitem spüre;
Nun schelten sie das arme Ding,
Daß sie euch so verführe.
Erinnert euch, verfluchtes Pack,
Des paradiesischen Falles!
Hat euch die Schöne nur im Sack,
So gilt sie euch für alles.

Wenn dir's bei uns nun nicht gefällt,
So geh' in deine östliche Welt.

Ich wünsche mir eine hübsche Frau
Die nicht alles nähme gar zu genau:
Doch aber zugleich am besten verstände
Wie ich mich selbst am besten befände.

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.

So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

„Sie betrog dich geraume Zeit,
Nun siehst du wohl sie war ein Schein."
Was weißt du denn von Wirklichkeit:
War sie drum weniger mein?

„Betrogen bist du zum Erbarmen,
Nun läßt sie dich allein!"
Und war es nur ein Schein:
Sie lag in meinen Armen,
War sie drum weniger mein?

Gern hören wir allerlei gute Lehr,
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Glaube dich nicht allzu gut gebettet:
Ein gewarnter Mann ist bald gerettet.

Wem macht manter geistreichen Mann,
Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann.

Willst du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Wem ich ein besser Schicksal gönnte?
Es sind die erkünstelten Talente;
An diesem, an jenem, am Besten gebricht's,
Sie mühen und zwängen und kommen zu nichts.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar."
Gute Leute, wißt ihr denn
Ob ich mir's selber war?

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrthums Banden."
Wie manches verständliche Wort
Habt ihr mißverstanden.

Einem unverständigen Wort
Habt ihr Sinn geliehen;
Und so geht's immer fort:
Verzeiht, euch wird verziehen.

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Besser betteln als borgen!
Warum sollen zwei denn sorgen?
Wenn einer sorgt und redlich denkt,
Kommt andrer wohl und heiter und schenkt.
Das sind die besten Interessen
Die Schuldner und Gläubiger vergessen.

Ich bin ein armer Mann,
Schätze mich aber nicht gering:
Die Armuth ist ein ehrlich Ding,
Wer mit umgehn kann.

Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künstler und Philosophen genannt;
Doch wüßt' ich niemand, ungeprahlt,
Der seine Zeche besser bezahlt.

„Was hat dich nur von uns entfernt?"
Hab' immer den Plutarch gelesen.
„Was hast du denn dabei gelernt?"
Sind eben alles Menschen gewesen.

Cato wollte wohl andre strafen;
Selbander mocht' er gerne schlafen.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor;
Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Geliebt es dir, so magst du dich bereiten:
Du kamst, o Freund, nur erst durch's erste Thor;
Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
Und scheinst mir werth in's Innerste zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer stillen Zelle
Weckt unsern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft sich auf mit unverdross'ner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelssohn.
Geschwind bekleidet eilt er nach der Schwelle,
Es eilt sein Herz voraus zur Kirche schon,
Gehorsam, ruhig, durch Gebeth beflügelt;
Er klinkt am Schloß, und findet es verriegelt.

Deshalb er ſich zur Unzeit
Mit Schwiegertochter und Sohn entzweit,
Auch eine junge Frau genommen,
Welches ihm gar nicht wohl bekommen:
Wie Kaiſer Friedrich der letzte
Väterlich auseinander ſetzte.

„Was willſt du, redent zur Menge,
Dich ſelbſt fürtrefflich preiſen?“
Cato ſelbſt war ruhmredig, der Strenge,
Plutarch will's ihm gar ernſt verweiſen.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Was ich in meinem Haus' ertrag',
Das ſieht ein Fremder am erſten Tag:
Doch ändert er ſich's nicht zu Liebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

Wie auch die Welt ſich ſtellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Dagegen man auch nicht gerne hört,
Wenn der Tag den Tag zerſtört.

Ich bin euch sämmtlichen zur Last,
Einigen auch sogar verhaßt;
Das hat aber gar nichts zu sagen:
Denn mir behagt's in alten Tagen,
So wie es mir in jungen behagte,
Daß ich nach Alt und Jung nicht fragte.

Mit sich selbst zu Rathe gehn,
Immer wird's am besten stehn:
Gern im Freien, gern zu Haus,
Lausche da und dort hinaus
Und contrelire dich für und für,
Da horchen Alt und Jung nach dir.

Die Xenien sie wandeln zahm,
Der Dichter hält sich nicht für lahm;
Belieben euch aber geschärftere Sachen,
So wartet, bis die wilden erwachen.

Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen!
Jemehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's malen!

„Ist's in der Nähe? kam's aus der Ferne?
Was beugt dich heute so schwer?"
Ich spaßte wohl am Abend gerne,
Wenn nur der Tag nicht so ernsthaft wär'.

Gott hat die Gradheit selbst ans Herz genommen,
Auf gradem Weg ist niemand umgekommen.

Wirst du die frommen Wahrheits-Wege gehen,
Dich selbst und andere trügst du nie.
Die Frömmelei läßt Falsches auch bestehen,
Derwegen haß' ich sie.

Du sehnst dich weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Dir selbst sey treu und treu den andern,
Dann ist die Enge weit genug.

Halte dich im Stillen rein,
Und laß es um dich wettern;
Jemehr du fühlst ein Mensch zu seyn,
Deste ähnlicher bist du den Göttern.

Was hätte man vom Zeitungstraum,
Der leidigen Ephemere,
Wenn es uns nicht im stillen Raum
Noch ganz behaglich wäre!

Das Schlimmste, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Gestern Heute sah
Dem geht das Heute nicht allzunah,
Und wer im Heute sieht das Morgen,
Der wird sich rühren, wird nicht sorgen.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du Heute kräftig frei;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sey.

Jedem redlichen Bemühn
Sey Beharrlichkeit verliehn.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Muth verloren — alles verloren!
Da wär' es besser nicht geboren.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern,

Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren:
Was jeder Tag will, sollst du fragen,
Was jeder Tag will, wird er sagen:
Mußt dich an eignem Thun ergötzen,
Was andre thun, das wirst du schätzen:
Besonders keinen Menschen hassen,
Und das Uebrige Gott überlassen.

Zahme Xenien.

V.

Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze was dir widerfahren.
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu fordern weiß.

Gott grüß' euch, Brüder,
Sämmtliche Quer und Aner!
Ich bin Weltbewohner,
Bin Weimaraner,
Ich habe dieſem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa beſſer weiß,
Der mag's wo anders holen.

„Wohin willſt du dich wenden?"
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat.

Gar nichts neues sagt ihr mir!
Unwillkommen war ich ohne Zweifel.
Was ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es besser, als Ihr!

„Sag' mir doch! von deinen Gegnern
Warum willst du gar nichts wissen?"
Sag' mir doch! ob du dahin trittst
Wo man in den Weg .....?

Jude.

Sie machen immerfort Chausseen,
Bis niemand vor Wegegeld reisen kann!

Student.

Mit den Wissenschaften wird's auch so gehen;
Eine jede anält ihren eignen Mann.

„Was ist denn die Wissenschaft?"
Sie ist nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben erst muß Leben geben.

„Wie ist denn wohl ein Theaterbau?"
Ich weiß es wirklich sehr genau:
Man pfercht das Brennlichste zusammen,
Da steht's denn alsobald in Flammen.

„Wie reizt doch das die Leute so sehr?
Was laufen sie wieder ins Schauspiel-Haus?"
Es ist doch etwas weniges mehr,
Als säh' man grade zum Fenster hinaus.

Conversations-Lexicon heißt's mit Recht,
Weil, wenn die Conversation ist schlecht,
Jedermann
Zur Conversation es nutzen kann.

Wie sollen wir denn da gesunden?
Haben weder Außen noch Innen gefunden.

Was haben wir denn da gefunden?
Wir wissen weder oben noch unten.

Mit diesem Versatilen
Scheint nur das Wort zu spielen:
Doch wirkt ein Wort so mächtig,
Ist der Gedanke trächtig.

Wenn sie aus deinem Korbe naschen,
Behalte noch etwas in der Taschen.

Sollen dich die Doblen nicht umschrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchthurm seyn.

Man zieht den Todten ihr ehrenvolles Gewand an
Und denkt nicht, daß man zunächst auch wohl balsamirt wird;
Ruinen sieht man als malerisch interessant an
Und fühlt nicht, daß man so eben auch ruinirt wird.

Und wo die Freunde fanten,
Das ist ganz einerlei,
Ob unter Marmor-Saulen
Oder im Rasen frei.

Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault,
Daß er den Freunden schenke
Was nie und nimmer fault.

„Hast du das alles nicht bedacht?
Wir haben's doch in unserm Orden."
Ich hätt' es gern euch recht gemacht,
Es wäre aber nichts geworden.

Noch bin ich gleich von euch entfernt,
Haff' euch Cyklopen und Sylbenfresser!
Ich habe nichts von euch gelernt,
Ihr wußtet's immer besser.

Die Jugend ist vergessen
Aus getheilten Interessen;
Das Alter ist vergessen
Aus Mangel an Interessen.

„Brich doch mit diesem Lump sogleich,
Er machte dir einen Schelmenstreich;
Wie kannst du mit ihm leben?“
Ich mochte mich weiter nicht bemühn:
Ich hab' ihm verziehn,
Aber nicht vergeben.

„Schneide so kein Gesicht!
Warum bist du der Welt so satt?“
Das weiß alles nicht
Was es neben und um sich hat.

„Wie soll ich meine Kinder unterrichten,
Unnützes, Schädliches zu sichten?
Belehre mich!“
Belehre sie von Himmel und Erden,
Was sie niemals begreifen werden!

Tadle nur nicht! Was tadelst du nur!
Bist mit Laternen auf der Spur
Dem Menschen, den sie nimmer finden;
Was willst ihn zu suchen dich unterwinden!

Die Bösen soll man nimmer schelten,
Sie werden zur Seite der Guten gelten:
Die Guten aber werden wissen,
Vor wem sie sich sorglich hüten müssen.

„In der Urzeit seyen Menschen gewesen,
Seyen mit Bestien zusammen gewesen.“

Und wie er horcht, so wird in gleichen Zeiten
Dreymal ein Schlag auf hohles Erz erneut,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton mischt sich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der seltsam ist und schwer zu deuten,
Bewegt sich so, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernst, als wenn sich mit Gesängen
Zufriedne Paare durch einander schlängen.

Er eilt an's Fenster, dort vielleicht zu schauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er sieht den Tag im fernen Osten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft gestreift,
Und — soll er wirklich seinen Augen trauen? —
Ein seltsam Licht das durch den Garten schweift:
Drey Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er sich eilend durch die Gänge wenden.

Freund, wer ein Lump iſt, bleibt ein Lump.
Zu Wagen, Pferd' und Fuße:
Drum glaub' an keinen Lumpen ic.
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für 'ne Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen:
Doch welch ein Gräuel muß mir erſcheinen,
Wenn Lumpe ſich wollen mit mir vereinen.

„Sie maltraitiren dich ſpät und früh,
Sprichſt du denn gar nicht mit?"
† † † Seliger Erben und Compagnie
Die Firma hat immer Credit.

„Warum bekämpfſt du nicht den Kotzebue,
Der ſcharfe Pfeile, dir zu ſchaden, richtet?"
Ich ſehe ſchadenfroh im Stillen zu,
Wie dieſer Feind ſich ſelbſt vernichtet.

Das Zeitungs-Geſchwiſter
Wie mag ſich's geſtalten,
Als um die Philiſter
Zum Narren zu halten?

Dem Arzt verzeiht! Denn doch einmal
Lebt er mit ſeinen Kindern.
Die Krankheit iſt ein Capital,
Wer wollte das vermindern!

Bayerische Staatsbibliothek

„Mit unsern wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publikum gaben,
Sie haben es immer bezahlt."

Frömmigkeit verbindet sehr:
Aber Gottlosigkeit noch viel mehr.

Verständige Leute kannst du irren sehn,
In Sachen nämlich, die sie nicht verstehn.

Der Achse wird mancher Stoß versetzt,
Sie rührt sich nicht — und bricht zuletzt.

Johannis-Feuer sey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungen immer geboren.

Das Schlechte kannst du immer loben:
Du hast dafür sogleich den Lohn:
In deinem Pfuhle schwimmst du oben
Und bist der Pfuscher Schutzpatron.

Das Gute schelten? — Magst's probiren!
Es geht, wenn du dich frech erkühnst;
Doch treten, wenn's die Menschen spüren,
Sie dich in Quark, wie du's verdienst.

Jeder solcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgethan:
Sey nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat dir etwas an.

Komm her! wir setzen uns zu Tisch,
Wen möchte solche Narrheit rühren!
Die Welt geht aus einander wie ein fauler Fisch,
Wir wollen sie nicht balsamiren.

Sage mir ein weiser Mann,
Was das Mick-Mack heißen kann?
Solch zweideutig Achseltragen
Nutzen wird's nicht, noch behagen.

Ihr seht uns an mit scheelem Blick,
Ihr schwanket vor, ihr schwankt zurück,
Und häufet Zeil' auf Zeile.
So zerret Lesers dürftig Ohr
Mit vielgequirltem Phrasen-Flor,
Uns habt ihr nicht am Seile!
Die W. K. Fs,
Mit ihren Treffs,
Sie wirken noch eine Weile.

Der trockne Versemann
Weiß nur zu tadeln;
Ja wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

„So laß doch auch noch diese gelten,
Bist ja im Urtheil sonst gelind!
Sie sollen nicht die schlechten Dichter schelten,
Da sie nicht vielmal besser sind.

Deinen Vortheil zwar verstehst du,
Doch verstehst nicht aufzuräumen:
Haß und Widerwillen läßt du,
Und dergleichen wird auch keimen.

Will einer sich gewöhnen,
So sey's zum Guten, zum Schönen.
Man thue nur das Rechte,
Am Ende druckt, am Ende dient der Schlechte.

Es darf sich einer wenig bücken,
So hockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf den Rücken.

Schilt nicht den Schelmen, der eifrig bemüht
Bald so, bald so sich zu wenden:
Wenn er den Teufel am Schwanze zieht,
Ihm bleibt ein Haar in den Händen.
So sehr es auch widert, so sehr es auch stinkt —
Man kann es immer nicht wissen —
Es wird vielleicht, wenn es glückt und gelingt,
Für Moschus gelten müssen.

„Der Mond soll im Kalender stehn;
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn!
Warum darauf die Polizei nicht achtet!"

Mein Freund, urtheile nicht ſo ſchnell!
Du thuſt gewaltig klug und hell,
Wenn es in deinem Kopfe nachtet.

O ihr Tags- und Splitterrichter,
Splittert nur nicht alles klein!
Denn, fürwahr! der ſchlechtſte Dichter
Wird noch euer Meiſter ſeyn.

Habe nichts dagegen, daß ihm ſo ſey;
Aber daß mich's erfreut,
Das müßt' ich lügen.
Eh ich's verſtand, da ſprach ich frei,
Und jetzt verſteh' ich mancherlei:
Warum ſollt' ich nun ſchweigen,
Uns neuen Weg zu zeigen?

Das iſt doch nur der alte Dreck,
Werdet doch geſcheidter!
Tretet nicht immer denſelben Fleck,
So geht doch weiter!

Viel Wundercuren giebt's jetzunder,
Bedenkliche, geſteh' ich's frei!
Natur und Kunſt thun große Wunder;
Und es giebt Schelme nebenbei.

Mit dieſen Menſchen umzugehen
Iſt wahrlich keine große Laſt:
Sie werden dich recht gut verſtehen,
Wenn du ſie nur zum Beſten haſt.

O Welt, vor deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille selbst zunichte.
Scheint das Licht auf einen schwarzen Grund,
So sieht man nichts mehr von dem Lichte.

Mit Liebe nicht, nur mit Respect
Werden wir uns mit dir vereinen.
O Sonne, thätest du deinen Effect
Ohne zu scheinen!

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.

Wie mancher auf der Geige fiedelt,
Meint er, er habe sich angesiedelt:
Auch in natürlicher Wissenschaft
Da übt er seine geringe Kraft,
Und glaubt auf seiner Violin
Ein anderer, dritter Orpheus zu syn.
Jeder streicht zu, versucht sein Glück,
Es ist zuletzt eine Katzen-Musik.

Alles will reden,
Jeder will wandeln.
Ich allein soll nicht sprechen
Noch wandeln.

Sie bauen längst an dem schlechten Bissen,
Wir spaßen, die wir's besser wissen.

Das iſt eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen das ſey Erfinden.

Und weil ſie ſo viel Recht gehabt,
Sey ihr Unrecht mit Recht begabt.

Und weil ihre Wiſſenſchaft exact,
So ſey Keiner von ihnen vertract.

Man ſoll nicht lachen!
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen alle machen,
Was ſie nicht können.

Wenn du haſt das iſt wohl ſchön,
Doch du mußt es auch verſtehn:
Können, das iſt große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.

Hier liegt ein überſchlechter Poet!
Wenn er nun niemals auferſteht.

Hätt' ich gezaudert zu werden,
Bis man mir's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden,
Wie ihr begreifen könnt,
Wenn ihr ſeht, wie ſie ſich geberden,
Die, um etwas zu ſcheinen,
Mich gerne möchten verneinen.

Mag's die Welt zur Seite weisen,
Wenig Schüler werden's preisen,
Die an deinem Sinn entbrannt
Wenn die Vielen dich verkannt.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime werth.

Allerlieblichste Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und schwerfälligste Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Reime lieblich fließen,
Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks der mich versteht!

„Ein Schnippchen schlägst du doch im Sack,
Der du so ruhig scheinest,
So sag' doch frank und frei dem Pack,
Wie du's mit ihnen meinest."

Ich habe mir mit Müh' und Fleiß
Gefunden was ich suchte,
Was schiert es mich, ob jemand weiß,
Daß ich das Volk verfluchte.

Für mich hab' ich genug erworben,
Soviel auch Widerſpruch ſich regt:
Sie haben meine Gedanken verderben
Und ſagen ſie hätten mich widerlegt.

Nur ſtille! nur bis Morgen früh:
Denn niemand weiß recht, was er will.
Was für ein Lärm! was für eine Müh'!
Ich ſitze gleich und ſchlummre ſtill.

Alles auch Meinende
Wird nicht vereint,
Weil das Erſcheinende
Nicht mehr erſcheint.

Reuchlin! wer will ſich ihm vergleichen,
Zu ſeiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürſten- und das Städteweſen
Durchſchlängelte ſein Lebenslauf,
Die heiligen Bücher ſchloß er auf:
Doch Pfaffen wußten ſich zu rühren
Die alles breit ins Schlechte führen,
Sie finden alles da und hie,
So dumm und ſo abſurd wie ſie.
Dergleichen will mir auch begegnen;
Bin unter Dache, laſſ' es regnen:
„Denn gegen die obſcuren Kutten,
Die mir zu ſchaden ſich verquälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen."

Am Lehrling mäkelten sie,
Nun mäkeln sie am Wanderer:
Jener lernte spät und früh,
Dieser wird kein andrer.
Beide wirken im schönen Kreise
Kräftig, wohlgemuth und zart;
Lerne doch jeder nach seiner Weise,
Wandle doch jeder in seiner Art.

Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Warum ich Novalisse bin,
Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel;
Musst' aber alles selber thun,
Konnt' niemand fragen:
Der alte Fritz wusst' auch zu thun,
Durft' ihm niemand was sagen.

„Sie wollten dir keinen Beifall gönnen,
Du warst niemals nach ihrem Sinn!"
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht was ich bin.

Das Unvernünftige zu verbreiten
Bemüht man sich nach allen Seiten:
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald wie schlecht es ist.

Er sieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe stehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Rosen ihren Gurt umwunden sehn;
Es scheint, als kämen sie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und schön.
Sie eilen nun und löschen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und schwinden in die Ferne.

„Was will von Quedlinburg heraus
Ein zweiter Wandrer traben!“ —
Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.

„Der Pseudo-Wandrer, wie auch dumm,
Versammelt sein Geschwister.“
Es giebt manch Evangelium,
Hab' es auch der Philister!

Für und wider zu dieser Stunde
Quängelt ihr schon seit vielen Jahren:
Was ich gethan, ihr Lumpenhunde!
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

„So sey doch höflich!“ — Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Wie mancher Mißwillige schnuffelt und wittert
Um das von der Muse verliehne Gedicht;
Sie haben Lessing das Ende verbittert,
Mir sollen sie's nicht!“ —

Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu bestehen;

Zu zeigen was moralisch sey,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falsum zu begehen.

Hiezu haben wir Recht und Titel.
Der Zweck heiligt die Mittel.

Verdammen wir die Jesuiten,
So gilt es doch in unsern Sitten.

Der freudige Werther, Stella dann
In Criminal-Verhören,
Vom Libanon der heilige Mann
Sind göttlich zu verehren.
So ist von Quedlinburg auch der
Falschmünzer hoch zu preisen:
Gemünder Silber präget er,
Uns Korn und Schrot zu weisen.
Der Weihrauch, der euch Göttern glüht,
Muß Priestern lieblich duften;
Sie schufen euch, wie jeder sieht,
Nach ihrem Bild zu Schuften.

Ist dem Gezücht Verdienst ein Titel?
Ein Falsum wird ein heilig Mittel,
Das schmeichelt ja, sie wissen's schon,
Der frommen deutschen Nation,
Die sich erst recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges ist verspielt.
Doch gegen die obscuren Kutten,
Die mir zu schaden sich verquälen,
Auch mir soll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

So iſt denn Tieck aus unſrer Mitten
In die Schranken herausgeritten.
Heil ihm! — Es gilt nicht Wanderjahre,
Noch eines Dichters graue Haare,
Noch ſeine Meiſter und ſeine Geſellen,
Die ſich vor Mit- und Nachwelt ſtellen:
Es gilt, ihr mögt es leicht erproben,
Die Paare, wie ſie ſich verloben.

Ihr ſchmähet meine Dichtung:
Was habt ihr denn gethan?
Wahrhaftig, die Vernichtung
Verneinend fängt ſie an.
Doch ihren ſcharfen Beſen
Strengt ſie vergebens an;
Ihr ſeyd gar nicht geweſen!
Wo träfe ſie euch an?

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln,
Machen mir den kleinen Krieg.
Doch ihr ſchadet eurem Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längſt ſchon überſtieg!

„Die Feinde ſie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das ſeh' ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngſt ich abgelegt.

Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich die sogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zupft mir am Mantel —
Laßt nur den Handel!
Ich werde wallen
Und laß ihn fallen;
Wer ihn erwischet,
Der ist erfrischet.

Ueber Moses Leichnam stritten
Selige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten sie doch kein Verschonen!
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister;
Engel brachten ihn zu Grabe.

Zahme Xenien.

VI.

Wisse daß mir sehr mißfällt
Wenn so viele singen und reden!
Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt?
Die Poeten! —

So wie der Papst auf seinem Thron,
So sitzt X-Y auf seinem Lehn;
Er ist begründet, hat er mehr zu hoffen?
Die Welt ist weit, den Narren steht sie offen.
Wir sind behäglich, können thätig ruhn;
Macht euch, ihr Thoren, Tag für Tag zu thun.

Autochthonisch, autodidaktisch
Lebst du so hin, verblendete Seele!
Komm nur heran, versuche dich! praktisch
Merkst du verdrießlich wie's überall fehle.

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' alles von mir selbst gelernt." —
Es ist auch darnach! —

Anschaun wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen:
Doch probir' er jeden Tag
Was nach außen endlich, klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag.

Wie sind die Vielen doch beflissen!
Und es verwirrt sie nur der Fleiß.
Sie möchten's gerne anders wissen
Als einer der das Rechte weiß.

Verfahre ruhig, still,
Brauchst dich nicht anzupassen:
Nur wer was gelten will
Muß andre gelten lassen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reis't er die Natur zu ergründen!
Er reise durch die ganze Welt,
Seine Meinung wird er finden.

Denk' an die Menschen nicht,
Denk' an die Sachen!
Da kommt ein junger Mensch,
Wird was draus machen;

Das alte Volk es iſt
Ja ſelbſt nur Sache;
Ich bin nur immer jung,
Daß ich was mache;
Wer jung verbleiben will,
Denk' daß er mache,
Und wenn's nicht *** ſind,
Im andern Fache.

Anſtatt daß ihr bedächtig ſteht,
Verſucht's zuſammen eine Strecke:
Wißt ihr auch nicht wohin es geht,
So kommt ihr wenigſtens vom Flecke.

Sage mir, mit wem zu ſprechen
Dir genehm, gemüthlich' iſt;
Ohne mir den Kopf zu brechen
Weiß ich deutlich wie du biſt.

Jeder geht zum Theater hinaus,
Dießmal war es ein volles Haus;
Er lebt und ſchilt was er gefühlt,
Er denkt, man habe für ihn geſpielt.

Ob ich liebe, ob ich haſſe'
Nur ſoll ich nicht ſchelten.
Wenn ich die Leute gelten laſſe,
Läßt man mich gelten.

Du Narr! begünſtige die Pfuſcherei,
So biſt du überall zu Hauſe.

Was waren das für schöne Zeiten:
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jegliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten.

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urtheilen und meinen
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, zierlich, fein;
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So dünkt sie sich ein Mensch zu seyn.

Todtengräbers Tochter sah ich gehn,
Ihre Mutter hatte sich an keiner Leiche versehn.

Was helfen den Jungfern alle Gaben!
Weder Augen noch Ohren sollten sie haben.

Sich läßt die junge Frau als Heloise malen,
Will sie mit ihrem Manne prahlen?

Die schönen Frauen, jung und alt,
Sind nicht gemacht sich abzuhärmen;
Und sind einmal die edlen Helden kalt,
So kann man sich an Schluckern wärmen.

Ich ehre nur die Würde der Frauen:
Aber damit sie Würde hätten,
Sollten sie sich nicht alleine betten,
Sollten sich an Männerwürde erbauen.

„Wir haben dir Klatsch auf Geklatsche gemacht,
Wie schief!
Und haben dich schnell in die Patsche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus!
Ade."

Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch
Verschlimmert.
Mein liebliches Leben, im nichtigen Patsch,
Verkümmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach' mir nichts draus.
Ade.

Ich habe nie mit euch gestritten,
Philister-Pfaffen! Neider-Brut!
Unartig seyd ihr wie die Britten,
Doch zahlt ihr lange nicht so gut.

Der Gottes-Erde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammerthal:
Daran entdecken wir geschwind
Wie jämmerlich sie selber sind.

Den vereinigten Staaten

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, das alte,
Haſt keine verfallene Schlöſſer
Und keine Baſalte.
Dich ſtört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre ſie ein gut Geſchick
Vor Ritter-, Räuber- und Geſpenſtergeſchichten.

Da loben ſie den Fauſt
Und was noch ſunſten
In meinen Schriften braus't
Zu ihren Gunſten;
Das alte Mick und Mack
Das freut ſie ſehr;
Es meint das Lumpenpack
Man wär's nicht mehr!

„Wie biſt du ſo ausgeartet?
Sonſt warſt du am Abend ſo herrlich und hehr!"
Wenn man kein Liebchen erwartet,
Giebt's keine Nacht mehr.

Unbesonnenheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärts leben;
Der Fehler wird zur Tugend,
Im Alter muß man auf sich Acht geben.

„Meinst du es redlich mit solchem Schmerz?
Geh! Heuchlerisch ist dein Bemühn."
Der Schauspieler gewinnt das Herz,
Aber er giebt nicht seines hin.

Welch ein wunderlich Exempel! —
Hör' ich, daß man sich mequire
Wie man mir den hehren Tempel,
Vesta's Tempel, deticire;
Doch ich übergehe diesen
Vorwurf mit gefaßter Miene:
Denn es muß mich sehr verdrießen,
Daß ich's nur zu wohl verdiene.

„Zu Goethe's Denkmal was zahlst du jetzt?"
Fragt dieser, jener und der. —
Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,
Das Denkmal wo käm' es denn her?

Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen:
Von Franzen hat Er euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.

Was iſt ein Philiſter?
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm!

Biſt undankbar, ſo haſt nicht recht,
Biſt du dankbar, ſo geht dir's ſchlecht:
Den rechten Weg wirſt nie vermiſſen,
Handle nur nach Gefühl und Gewiſſen.

Wen die Dankbarkeit genirt
Der iſt übel dran;
Denke, wer dich erſt geführt,
Wer für dich gethan!

„Ein neu Project ward vorgebracht,
Willſt du dich nicht damit befaſſen?"
Habe ſchon 'mal bankrott gemacht,
Nun will ich's andern überlaſſen.

Wie's aber in der Welt zugeht
Eigentlich niemand recht verſteht,
Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand gerne verſtehen mag.
Gehabe du dich mit Verſtand,
Wie dir eben der Tag zur Hand:
Denk' immer: iſt's gegangen bis jetzt
So wird es auch wohl gehen zuletzt.

Der Pantheist

Was soll mir euer Hohn
Ueber das All und Eine?
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.

Es lehrt ein großer Physicus
Mit seinen Schulverwandten:
»Nil luce obscurius!« —
Ja wohl! für Obscuranten.

Ich wollte gern sie gelten lassen,
Wenn nur auch andre sie gelten ließen:
Das will aber doch nirgend greifen und fassen.
Warum befaß' ich mich mit diesen!

Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre,
Können's aber nicht von außen haben;
Sie sehen endlich doch ihre Lehre
In Caffarelli begraben.

„Sag uns doch warum deine Galle
Immerfort ins Ferne weis't?" —
Gefühl habt ihr alle,
Aber keinen Geist.

„Warum, o Steuermann, deinen Kiel
Wendest du gerad nach dem Riffe?"
Man begriffe nicht der Thoren Ziel
Wenn man sich nicht selbst begriffe.

Nicht Augenblicke ſteh' ich ſtill
Bei ſo verſtockten Sündern,
Und wer nicht mit mir ſchreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern.

Ja! ich rechne mir's zur Ehre,
Wandle fernerhin allein:
Und wenn es ein Irrthum wäre,
Soll es doch nicht eurer ſeyn!

Nichts wird rechts und links mich kränken,
Folg' ich kühn dem raſchen Flug:
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

„Wirſt nicht bei jedem Wander-Schritt
Wie ſonſt wohl angezogen." —
Ich bringe den Betrug nicht mit,
Drum werd' ich nicht betrogen.

Der Dichter freut ſich am Talent,
An ſchöner Geiſtesgabe:
Doch wann's ihm auf die Nägel brennt,
Begehrt er irdiſcher Habe.
Mit Recht ſoll der reale Witz
Urenkeln ſich erneuern,
Es iſt ein irdiſcher Beſitz,
Muß ich ihn doch verſteuern! —

Was Alte lustig sungen
Das zwitschern munitre Jungen:
Was tüchtige Herren thaten
Wird Knechten auch gerathen:
Was einer kühn geleistet
Gar mancher sich erdreistet.

„Wohl kamst du durch: so ging es allenfalls."
Mach's einer nach und breche nicht den Hals.

Was viele singen und sagen
Das müssen wir eben ertragen!
Ihr Guten — großer und kleiner —
Ihr singt euch müde und matt:
Und singt doch keiner
Als was er zu sagen hat.

„Wie hast du's denn so weit gebracht?
Sie sagen du habest es gut vollbracht!" —
Mein Kind! ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
Das Wahre klären sie an den Dingen,
Bis niemand mehr dran glaubt.

Ein bischen Ruf, ein wenig Ehre,
Was macht es euch für Noth und Pein!
Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
So möcht' ich doch nicht .... sein.

„Sag', was enthält die Kirchengeschichte?
Sie wird mir in Gedanken zu nichte:
Es giebt unendlich viel zu lesen,
Was ist denn aber das alles gewesen?"

Zwei Gegner sind es, die sich boxen,
Die Arianer und Orthodoxen.
Durch viele Säcla dasselbe geschicht,
Es dauert bis an das jüngste Gericht.

Mit Kirchengeschichte was hab' ich zu schaffen?
Ich sehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Christen steht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erscheinen.

Ich hätt' auch können Gemeinde sagen,
Eben so wenig wäre zu erfragen.

Glaubt nicht, daß ich fasele, daß ich dichte,
Seht hin und findet nur andre Gestalt!
Es ist die ganze Kirchengeschichte
Mischmasch von Irrthum und von Gewalt.

Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen, wir glauben auch wie ihr;
Der Forscher läßt sich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt — und mir.

Ein Sadducäer will ich bleiben! —
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Daß von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre doch nur der alte Patsch,
Droben gäb's nur verklärten Klatsch.

Sey nicht so heftig, sey nicht so dumm!
Da drüben bildet sich alles um.

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit:
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben:
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den andern,
Und freilich auch dabei vertraun:
Gott werde wohl auf ihn niederschaun.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sey denn wohl versehn
Mit gehörigem Sünden-Vorrath;
Damit es ihm so früh als spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen
Sich mit Reue durchzuquälen.

Laßt euch nur von Pfaffen sagen
Was die Kreuzigung eingetragen!
Niemand kommt zum höchsten Flor
Von Kranz und Orden,
Wenn einer nicht zuvor
Derb getroschen worden.

Den deutschen Mannen gereichts zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christenthum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen
Die edlen Sachsen unterlegen.
Doch haben sie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen sie bezwungen
Und sie sich unters Joch geduckt,
Doch haben sie immer einmal gemuckt.
Sie lagen nur im halben Schlaf
Als Luther die Bibel verdeutscht so brav.
Sanct Paulus, wie ein Ritter derb,
Erschien den Rittern minder herb.
Freiheit erwacht in jeder Brust,
Wir protestiren alle mit Lust.

„Ist Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?" —
Ja fangt einmal mit Rom nur an,
Da seyd ihr angeführt.

Ein lutherischer Geistlicher spricht:

Heiliger, lieber Luther,
Du schadtest die Butter
Deinen Collegen vom Brod!
Das verzeihe dir Gott!

„Meinst du denn alles was du sagst?"
Meinst du denn ernstlich was du fragst?
Wen kümmert's was ich meine und sage:
Denn alles Meinen ist nur Frage.

Wartet nur! Alles wird sich schicken
Was man von mir auch denken mag:
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken.

Den Reim-Collegen.

Möchte gern lustig zu euch treten,
Ihr macht mir's sauer und wißt nicht wie.
Giebt's denn einen modernen Poeten,
Ohne Heautontimorumenie?

Wer hätte auf deutsche Blätter Acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle seine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht,
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar sehr verdacht.

Was reimt der Junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren!
Die Zeit ist wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren.

Seyd ihr verrückt? was fällt euch ein,
Den alten Faustus zu verneinen!
Der Teufelskerl muß eine Welt seyn
Dergleichen Widerwärt'ges zu vereinen.

Ein jeder denkt in seinem Dunst
Andrer Verdienst sey winzig klein.
Bewahre jeder die Vergunst
Auf seine Weise toll zu seyn.

Nach Lord Byron.

Nein! für den Poeten ist's zuviel
Dieses entsetzliche Strafgericht!
Verdammt ist mein Trauerspiel
Und die alte Tante nicht.

Geburt und Tod betrachtet' ich
Und wollte das Leben vergessen:
Ich armer Teufel konnte mich
Mit einem König messen.

„Der alte reiche Fürst
Blieb doch vom Zeitgeist weit,
Sehr weit!" —
Wer sich aufs Geld versteht,
Versteht sich auf die Zeit,
Sehr auf die Zeit!

„Geld und Gewalt, Gewalt und Geld,
Daran kann man sich freuen,
Gerecht- und Ungerechtigkeit
Das sind nur Lumpereien."

Ist der Vater auf Geld ersessen
Und nutzt sogar die Lampenschnuppen,
Kriegen sie den Sohn in die Kluppen,
Juden und Huren die werden's fressen.

„Mephisto scheint ganz nah zu seyn!"
Es däucht mich fast er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden,
Doch blickt er über die Binde her
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.

Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder:
Und wenn der Ueberwund'ne klug ist,
Gesellt er sich zum Ueberwinder.

Die reitenden Helden vom festen Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten.

Hatte sonst einer ein Unglück getragen,
So durft' er es wohl dem andern klagen;
Mußte sich einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.

Jetzt sind sie allgemein die Plagen,
Der Einzelne darf sich nicht beklagen;
Im Felde darf nun niemand fehlen,
Wer soll denn hören wenn sie erzählen?

Die Franzosen verstehn uns nicht;
Drum sagt man ihnen deutsch ins Gesicht
Was ihnen wär' verdrießlich gewesen,
Wenn sie es hätten französisch gelesen.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken als was wir thun.

Verflucht sey wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth,
Das was der Corse-Franke that
Nun als ein Deutscher thut.
Er fühle spät, er fühle früh
Es sey ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht.

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürſten, ſie ſind nicht gekommen:
Die glücklichen Tage die himmliſchen Stunden
Wir haben voraus ſie genommen,
So geht es wahrſcheinlich mit meinem Bemühn:
Den lyriſchen Siebenſachen:
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu ſpät zu früh erwachen.
Ich war vom reinen Gefühl durchdrungen:
Bald ſchein' ich ein ſchmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutſchen Juni geſungen,
Das hält nicht bis in October.

An die C.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum biſt du frei
So brichſt du dich in dir ſelbſt entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutſch oder Teutſch du wirſt nicht klug.

Sagſt du: Gott! ſo ſprichſt du vom Ganzen,
Sagſt du: Welt! ſo ſprichſt du von Schranzen.
Hofſchranzen ſind noch immer die beſten,
Volkſchranzen fürchte, die allerletzten.

Calan empfahl ſich Alexandern,
Um jenen Regus zu beſteigen:
Der König fragte, ſo die Andern
Des Heeres auch: Was willſt du zeigen?
„Nichts zeigen will ich, aber zeigen,
Daß vor dem Könige, dem Heere,
Vor blinkend blitzendem Gewehre,
Dem Weiſen ſich's geziemt zu ſchweigen."

Was die Großen Gutes thaten
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich berathen,
Mögen unsre Enkel preisen
Die's erleben.

Sonst wie die Alten sungen
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen singen
Sollt bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied und Reigen
Das Beste — ruhn und schweigen.

„Warum denn aber bei unsern Sitzen
Bist du so selten gegenwärtig?"
Mag nicht für Langerweile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Was doch die größte Gesellschaft beut?
Es ist die Mittelmäßigkeit.

Constitutionell sind wir alle auf Erden:
Niemand soll besteuert werden
Als wer repräsentirt ist.
Da dem also ist,
Frag' ich und werde kühner:
Wer repräsentirt denn die Diener?

Wie alles war in der Welt entzwei,
Fand jeder in Mauern gute Zeit:
Der Ritter duckte sich hinein,
Bauer in Noth fand's auch gar fein.
Wo kam die schönste Bildung her
Und wenn sie nicht vom Bürger wär'?
Wenn aber sich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden sie freilich die Bürger schinden.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Popularischen! Entschied' es,
Wellington und Aristides
Werden bald bei Seite seyn.

Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall' hinein, dich frißt's mit Haut und Haar.

Ich bin so sehr geplagt
Und weiß nicht was sie wollen,
Daß man die Menge fragt
Was Einer hätte thun sollen.

Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dieß und das:
Weil es die Fürsten haßt,
Denkt es, es wäre was.

„Sage mir was das für Pracht ist?
Aeußere Größe, leerer Schein! —"
O! zum Henker! Wo die Macht ist,
Ist doch auch das Recht zu seyn.

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum sind sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder.

Daß du die gute Sache liebst,
Das ist nicht zu vermeiden,
Doch von der schlimmsten ist sie nicht
Bis jetzt zu unterscheiden.

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl den alle Menschen hassen,
Der muß was seyn!

„Warum denn wie mit einem Besen
Wird so ein König hinausgekehrt?"
Wären's Könige gewesen
Sie stünden alle noch unversehrt.

Grabschrift,

gesetzt von A. v. J.

Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht seyn sollen.

Zahme Xenien.

VII.

Laſſet walten, laſſet gelten
Was ich wunderlich verkündigt!
Dürftet ihr den Guten ſchelten,
Der mit ſeiner Zeit geſündigt?

Niemand will der Dichter kränken,
Folgt er kühn dem raſchen Flug:
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

Schwärmt ihr doch zu ganzen Schaaren
Lieber als in wenig Paaren,
Laßt mir keine Seite leer!
Summſ't umher, es wird euch glücken!
Einzeln ſtechen auch die Mücken,
Braucht nicht gleich ein ganzes Heer.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege wenges zu sagen;
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!

Sollte heißen: gern ricture,
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Wie im Auge mit fliegenden Mücken,
So ist's mit Sorgen ganz genau;
Wenn wir in die schöne Welt hinein blicken,
Da schwebt ein Spinnewebe-Grau;
Es überzieht nicht, es zieht nur vorüber,
Das Bild ist gestört, wenn nur nicht trüber:
Die klare Welt bleibt klare Welt:
Im Auge nur ist's schlecht bestellt.

Trage dein Uebel, wie du magst,
Klage niemand dein Mißgeschick;
Wie du dem Freunde ein Unglück klagst,
Giebt er dir gleich ein Dutzend zurück!

In keiner Gilde kann man seyn,
Man wisse denn zu schultern fein:
Das, was sie lieben, was sie hassen,
Das muß man eben geschehen lassen:
Das, was sie wissen, läßt man gelten,
Was sie nicht wissen, muß man schelten,
Althergebrachtes weiter führen,
Das Neue klüglich retardiren:

Dann werden sie dir zugestehn,
Auch nebenher deinen Weg zu gehn.
Doch würden sie, könnt' es gelingen,
Zum Widerruf dich pfäffisch zwingen.

Ist erst eine dunkle Kammer gemacht,
Und finster als eine ägyptische Nacht,
Durch ein gar winzig Löchlein dringe
Den feinsten Sonnenstrahl herein,
Daß er dann durch das Prisma dringe,
Alsbald wird er gebrochen seyn.
Aufgedröselt bei meiner Ehr'
Siehst ihn als ob's ein Stricklein wär,
Siebenfarbig statt weiß, oval statt rund,
Glaube hierbei des Lehrers Mund:
Was sich hier auseinander reckt,
Das hat alles in Einem gesteckt.
Und dir, wie manchem seit hundert Jahr,
Wächst darüber kein graues Haar.

Hemmet ihr verschmähten Freier
Nicht die schlechtgestimmte Leier,
So verzweifl' ich ganz und gar:
Isis zeigt sich ohne Schleier,
Doch der Mensch er hat den Staar.

Die geheimlichen Symbole —
Thörig, wer sie wichtig hält;
Immer forschet er ins Hohle
Und versäumt die reiche Welt.

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier laß das Starre!
Willst du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich ins Freie.

Einheit ewigen Lichts zu spalten,
Müssen wir für thörig halten,
Wenn euch Irrthum schon genügt.
Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man klüglich sie zu gatten,
Ist das Farbenreich besiegt.

Die beiden lieben sich gar fein,
Mögen nicht ohne einander seyn.
Wie eins im andern sich verliert,
Manch buntes Kind sich ausgebiert:
Im eignen Auge schaue mit Lust,
Was Plato von Anbeginn gewußt:
Denn das ist der Natur Gehalt,
Daß außen gilt was innen galt.

Das wirst du sie nicht überreden,
Sie rechnen dich ja zu den Blöden,
Von blöden Augen, blöden Sinnen:
Die Finsterniß im Lichte drinnen,
Die kannst du ewig nicht erfassen;
Mußt das den Herren überlassen,
Die's zu beweisen sind erbötig.
Gott sey den guten Schülern gnädig!

Mit widerlegen, bedingen, begrummen.
Bemüht und brüstet mancher sich:
Ich kann daraus nichts weiter gewinnen
Als daß er anders denkt wie ich.

Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgesetzt:
Und Gneiß der Sohn ist nun Papa!
Auch dessen Untergang ist nah:
Denn Pluto's Gabel drohet schon
Dem Urgrund Revolution;
Basalt, der schwarze Teufels-Mohr,
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.
Und so wäre denn die liebe Welt
Geognostisch auch auf den Kopf gestellt.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerstört man das Poseidaonische Reich:
Wenn alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich:
Ich weiß nur in der Folge zu schätzen.
Schon hab' ich manches Credo verpaßt:
Mir sind sie alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.

Ursprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Ist leicht zu glauben.

Natürlich mit Verstand
Sey du beflissen;
Was der Gescheidte weiß
Ist schwer zu wissen.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß
Erkennt man: alles dreht im Kreis,
Erst lehrt man jenes, lehrt man dieß:
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erdenspatium
Pyro-Hydrophylacium,
Damit's der Erden-Oberfläche
An Feuer und Wasser nicht gebreche.
Wo käme denn ein Ding sonst her,
Wenn es nicht längst schon fertig wär'?
So ist denn, eh' man sich's versah,
Der Pater Kircher wieder da.
Will mich jedoch des Worts nicht schämen:
Wir tasten ewig an Problemen.

Keine Gluthen, keine Meere
Geb' ich in dem Innern zu;
Doch allherrschend waltet Schwere;
Nicht verdammt zu Tod und Ruh.
Vom lebendigen Gott lebendig,
Durch den Geist, der alles regt,
Wechselt sie, nicht unbeständig,
Immer in sich selbst bewegt.

Seht nur hin! Ihr werdet's fassen!
Wenn Mercur sich hebt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlassen,
Atmosphäre schwer und leicht.

Mir genügt nicht eure Lehre:
Ebb' und Fluth der Atmosphäre
Denk' sich's jeder wie er kann!
Will mich nur an Hermes halten;
Denn des Barometers Walten
Ist der Witterung Tyrann.

Westen mag die Luft regieren,
Sturm und Fluth nach Osten führen,
Wenn Mercur sich schläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben,
Esther ist es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer steigt.

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit den andern gerne
Die selbsterwählte reine Bahn;
Im innern Erdenball pulsiren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt;
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Nachts, wann gute Geister schweifen,
Schlaf dir von der Stirne streifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern
Dich mit ewigem All umschimmern,
Scheinst du dir entkörpert schon,
Wagest dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße stellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe bestem Willen;
Zu Mittag schon wandelt sich
Morgentraum gar wunderlich.

Sey du im Leben wie im Wissen
Durchaus der reinen Fahrt beflissen;
Wenn Sturm und Strömung stoßen, zerr'n,
Sie werden doch nicht deine Herrn;
Compaß und Pol-Stern, Zeitenmesser
Und Sonn' und Mond verstehst du besser,
Vollendest so nach deiner Art
Mit stillen Freunden deine Fahrt.
Besonders wenn dich's nicht verdrießt,
Wo sich der Weg im Kreise schließt;
Der Weltumsegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeschifft.

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

Wenn Kindesblick begierig ſchaut
Er findet des Vaters Haus gebaut:
Und wenn das Ohr ſich erſt vertraut
Ihm tönt der Mutterſprache Laut:
Gewahrt es dieß und jenes nah,
Man fabelt ihm was fern geſchah,
Umſittigt ihn, wächſ't er heran:
Er findet eben alles gethan,
Man rühmt ihm dieß, man preiſ't ihm das:
Er wäre gar gern auch etwas;
Wie er ſoll wirken, ſchaffen, lieben,
Das ſteht ja alles ſchon geſchrieben
Und, was noch ſchlimmer iſt, gedruckt.
Da ſteht der junge Menſch verduckt
Und endlich wird ihm offenbar:
Er ſey nur was ein andrer war.

Gern wär' ich Ueberliefrung los
Und ganz original;
Doch iſt das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchſten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbſt Ueberliefrung wäre.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönſten hold,
Das ſpukt ſo hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.

Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Sprüche in Prosa.

Maximen und Reflexionen.

In sieben Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Alles Gescheidte ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewaltthätigen

Nothwendigkeit zu befreien; wenn ich sehe wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegentheil thut von dem was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen kümmerlich herum pfuschet.

Tüchtiger thätiger Mann verdiene dir und erwarte:
von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunst,
von Thätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Sage mir mit wem du umgehst, so sage ich dir wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich was aus dir werden kann.

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken, denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem die ihm durchs Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen; er muß sich controliren; der bloße nackte Instinct geziemt nicht dem Menschen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sey, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menschen, wie in denen der Natur, sind eigentlich die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit werth.

Die Menschen werden an sich und andern irre, weil sie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar nichts geschieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vernehmen, sollte schon vollkommen so rein und schön seyn, daß die Welt nur daran zu verderben hätte: wir blieben dadurch in dem Vortheil, das Verschobene zurecht zu rücken, das Zerstörte wieder herzustellen.

Ganze, Halb- und Viertels-Irrthümer sind gar schwer und mühsam zurecht zu legen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen wohin es gehört.

Es ist nicht immer nothig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug wenn es geistig umher schwebt und Uebereinstimmung bewirkt: wenn es wie Glockentön ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege entsetzliches Unglück anzurichten.

„Blasen ist nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen."

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung die sie **Incompletae** nennen; man kann eben auch sagen, daß es incomplete, unvollständige Menschen giebt. Es sind diejenigen deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportionirt ist.

Der geringste Mensch kann complet seyn, wenn er sich innerhalb der Gränzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt: aber selbst schöne **Vorzüge** werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugthun können?

Nur thätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maaß und Geschicklichkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt als man ist und sich weniger schätzt als man werth ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling an dem ich nichts verändert noch gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen; und hier ist's wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelnswerth und schädlich anzusehen was jedermann treibt, billigt und fördert? warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden zerpeift, den Tag im Tage verthut, und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämmtliche Tageszeiten! ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere intercaliren. Dadurch wird alles was ein jeder thut, treibt, dichtet, ja was er vor hat, ins Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen, und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, alles velociferisch.

So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dieß auch im Sittlichen möglich: die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuren Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist, und nichts ist nöthiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Verdrießlichkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren, und wen ich länger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein Unterschied stattfinde zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiscretion, ja daß eigentlich kein Unterschied sey, vielmehr nur ein leiser Uebergang vom Unverfänglichsten zum Schädlichsten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müsse.

Hierauf haben wir unsern Tact zu üben, sonst laufen wir Gefahr auf dem Wege, worauf wir uns die Gunst der Menschen erwarben, sie ganz unversehens wieder zu verscherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von selbst, aber erst nach bezahltem theurem Lehrgelde, das man leider seinen Nachkommenden nicht ersparen kann.

Das Verhältniß der Künste und Wissenschaften zum Leben ist, nach Verhältniß der Stufen worauf sie stehen, nach Beschaffenheit der Zeiten und tausend andern Zufälligkeiten, sehr verschieden; deßwegen auch niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seyen nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, beim Gewahrwerden einer fremden Cultur; so daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt.

Musik im besten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter sie ist, je gewohnter man sie ist, deste mehr wirkt sie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung aufs Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter seyn.

Eine Musik die den heiligen und profanen Charakter vermischt ist gottlos, und eine halbschürige, welche schwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu seyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweis't sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe: alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre als daß sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muß sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig seyn will.

Die Malerei ist die läßlichste und bequemste von allen Künsten. Die läßlichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen, auch da wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zu gute hält und sich an ihr erfreut; theils weil eine technische obgleich geistlose Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so daß sie sich also nur einigermaßen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu seyn. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der sichtbaren Gegenstände auf einander, ist schon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt ist alles zu sehen, so ist ihm eine Mißgestalt, und also auch ein Mißbild nicht so zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Maler darf also nur einigermaßen Künstler seyn, so findet er schon ein größeres Publicum als der Musiker, der auf gleichem Grade stünde; wenigstens kann der geringere Maler immer für sich operiren, anstatt daß der mindere Musiker sich mit andern sociiren muß, um durch gesellige Leistung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen vergleichen solle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: Der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm schwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt was geleistet werden könne und solle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert sich am besten wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Verdienst einzeln betrachtet; dadurch bildet

ſich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner iſt eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die ſich gern des Urtheils überheben möchte.

Wahrheitsliebe zeigt ſich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu ſchätzen weiß.

Ein hiſtoriſches Menſchengefühl heißt ein vergeſtalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienſte und Verdienſtlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anſchlag bringt.

Das Beſte was wir von der Geſchichte haben iſt der Enthuſiasmus den ſie erregt.

Eigenthümlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menſchen gar viele ſind, die doch auch etwas Bedeutendes ſagen wollen, ohne productiv zu ſeyn, und da kommen die wunderlichſten Dinge an den Tag.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publicum einen böſen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören ſoll, ſo muß ſie poſitiv ausgeſprochen werden; problematiſches hab' ich in mir ſelbſt genug.

Der Aberglaube gehört zum Weſen des Menſchen und flüchtet ſich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichſten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen ſicher zu ſeyn glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles beſſer kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenſtand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erſt faßlich.

Mikroſkope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menſchenſinn.

Ich ſchweige zu vielem ſtill, denn ich mag die Menſchen nicht irre machen, und bin wohl zufrieden, wenn ſie ſich freuen da wo ich mich ärgere.

Alles was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich.

Das Was des Kunſtwerks intereſſirt die Menſchen mehr als das Wie; jenes können ſie einzeln ergreifen, dieſes im Ganzen nicht faſſen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

Das Manierirte ist ein verfehltes Ideelle, ein subjectivirtes Ideelle, daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht.

Der Philolog ist angewiesen auf die Congruenz des Geschriebenüberlieferten. Ein Manuscript liegt zum Grunde, es finden sich in demselben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was sonst alles an einem Manuscripte zu tadeln seyn mag. Nun findet sich eine zweite Abschrift, eine dritte; die Vergleichung derselben bewirkt immer mehr, das Verständige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von seinem innern Sinn, daß derselbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer besser zu begreifen und darzustellen wisse. Weil nun hiezu ein besonderer Tact, eine besondere Vertiefung in seinen abgeschiedenen Autor nöthig und ein gewisser Grad von Erfindungskraft gefordert wird, so kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er sich auch ein Urtheil bei Geschmackssachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter ist angewiesen auf Darstellung. Das höchste derselben ist, wenn sie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für jedermann gelten können. Auf ihrem höchsten Gipfel scheint die Poesie ganz äußerlich; jemehr sie sich ins Innere zurückzieht, ist sie auf dem Wege zu sinken. — Diejenige die nur das Innere darstellt, ohne es durch ein Aeußeres zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, sind beides die letzten Stufen, von welchen aus sie ins gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vortheile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent ist Lord Byron, und deßwegen kann ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vortheils aber konnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lacenismus verstehen als eigentlich Gebildete.

Shakspeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nöthigt sie, ihn zu reproduciren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu produciren.

Ueber Geschichte kann niemand urtheilen als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens andrer freut.

Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen.

Deßwegen läßt sich bemerken, daß diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstecken, meistens Heuchler werden.

„Wenn man alt ist muß man mehr thun als da man jung war."

Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Lieblose; deßhalb, um sie einzusehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr als hiezu nöthig ist.

Das höchste Glück ist das, welches unsere Mängel verbessert und unsere Fehler ausgleicht.

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du schreiben, so mußt du etwas wissen; kannst du glauben, so sollst du begreifen; wenn du begehrst wirst du sollen; wenn du forderst wirst du nicht erlangen, und wenn du erfahren bist, sollst du nutzen.

Man erkennt niemand an als den der uns nutzt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.

Der Bach ist dem Müller befreundet dem er nutzt, und er stürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durchs Thal hinzuschleichen.

Goethe's

ſämmtliche Wërke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Erſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

Diese Theorie an und für sich ist nichts nütze, als in so fern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

Alles Abstracte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genähert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraction.

Wer zuviel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verirrungen ausgesetzt.

Nach Analogien denken ist nicht zu schelten; die Analogie hat den Vortheil daß sie nicht abschließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.

Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbtheil des allgemeinen Menschenverstandes.

Reines Anschauen des Aeußern und Innern ist sehr selten.

Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genie's, als Sprachwortlichkeit des Menschenverstandes.

Das Abwesende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche ist historisch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, ist mythisch. Sucht man hinter dieser noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, so verwandelt sie sich in Mystik. Auch wird sie leicht sentimental, so daß wir uns nur was gemüthlich ist aneignen.

Die Wirksamkeiten auf die wir achten müssen, wenn wir wahrhaft gefördert seyn wollen, sind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verstärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

Im Betrachten, wie im Handeln, ist das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterscheiden; ohne dieß läßt sich im Leben wie im Wissen wenig leisten.

»Le sens commun est le Génie de l'humanité.«

Der Gemein-Verstand, der als Genie der Menschheit gelten soll, muß vorerst in seinen Aeußerungen betrachtet werden. Forschen wir wozu ihn die Menschheit benutzt, so finden wir folgendes:

Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig; sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgültig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen; und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand wird er anwenden seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beschränkt sich dieses

in die nächsten und nothwendigsten Gränzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemein-Verstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Regien des Irrthums ist der Menschheit aufgethan.

Es geschieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch: daher die Vortheile die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachtheile verwandeln. Man kann deßhalb eine jede Institution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß alles was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Lessing, der mancherlei Beschränkung unwillig fühlte, läßt eine seiner Personen sagen: niemand muß müssen. Ein geistreicher frohgesinnter Mann sagte: wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müssens abgeschlossen zu haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntniß des Menschen, von welcher Art sie auch sey, sein Thun und Lassen; deßwegen auch nichts schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen.

Es giebt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizei aufs Geziemende. Das Recht ist abwägend und entscheidend, die Polizei überschauend und gebietend. Das Recht bezieht sich auf den Einzelnen, die Polizei auf die Gesammtheit.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine groſſe Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen.

Zweite Abtheilung.

Wenn der Menſch alles leiſten ſoll, was man von ihm fordert, ſo muß er ſich für mehr halten als er iſt.

So lange das nicht ins Abſurde geht, erträgt man's auch gern.

Die Arbeit macht den Geſellen.

Gewiſſe Bücher ſcheinen geſchrieben zu ſeyn, nicht damit man daraus lerne, ſondern damit man wiſſe, daß der Verfaſſer etwas gewußt hat.

Sie peitſchen den Quark, ob nicht etwa Creme daraus werden wolle.

Es iſt weit eher möglich ſich in den Zuſtand eines Gehirns zu verſetzen, das im entſchiedenſten Irrthum befangen iſt, als eines das Halbwahrheiten ſich verſpiegelt.

Die Luſt der Deutſchen am Unſichern in den Künſten kommt aus der Pfuſcherei her: denn wer pfuſcht, darf das Rechte nicht gelten laſſen, ſonſt wäre er gar nichts.

Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.

Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publicum haben kann, ist, daß er niemals bringt was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre kann es jeder bemerken, wenn ich lüge nicht.

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistes-Freiheit fehlt.

Ist denn die Welt nicht schon voller Räthsel genug, daß man die einfachsten Erscheinungen auch noch zu Räthseln machen soll?

Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Was ich in meinem Leben durch falsche Tendenzen versucht habe zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunst, vorzüglich wenn sie von Demuth begleitet wird.

Vor dem Gewitter erhebt sich zum letztenmale der Staub gewaltsam, der nun bald für lange getilgt seyn soll.

Die Menschen kennen einander nicht leicht, selbst mit dem besten Willen und Vorsatz, nun tritt noch der böse Wille hinzu, der alles entstellt.

Man würde einander besser kennen, wenn sich nicht immer einer dem andern gleichstellen wollte.

Ausgezeichnete Personen sind daher übler dran als andere: da man sich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

In der Welt kommt's nicht drauf an, daß man die Menschen kenne, sondern daß man im Augenblick klüger sey als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktschreier geben Zeugniß.

Nicht überall wo Wasser ist sind Frösche; aber wo man Frösche hört ist Wasser.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.

Der Irrthum ist recht gut so lange wir jung sind, man muß ihn nur nicht mit ins Alter schleppen.

Alle **Travers**, die veralten, sind unnützes ranziges Zeug.

Durch die despotische Unvernunft des Cardinal Richelieu war Corneille an sich selbst irre geworden.

Die Natur geräth auf Specificationen wie in eine Sackgasse, sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück, daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

Metamorphose im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren, hat schon Dante trefflich geschildert.

Jeder hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich aussprächе, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Es ist eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde ohne zu schlafen, daher der Genuß im Tabakrauchen, Branntwein trinken, Opiaten.

Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue, ob das Rechte geschehe soll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Die französischen Worte sind nicht aus geschriebenen lateinischen Worten entstanden, sondern aus gesprochenen.

Das Zufällig Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemalung und Punktirung der Körper ist eine Rückkehr zur Thierhen.

Geschichte schreiben ist eine Art sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.

Was man nicht versteht besitzt man nicht.

Nicht jeder dem man Prägnantes überliefert, wird productiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

Gunst, als Symbol der Souveränetät, von schwachen Menschen ausgeübt.

Es gibt nichts Gemeines was, fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe.

Es bleibt einem Jeden immer noch so viel Kraft das auszuführen wovon er überzeugt ist.

Das Gedächtniß mag immer schwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

Die sogenannten Natur-Dichter sind frisch und neu aufgeforderte, aus einer überbildeten, steckenden, manierirten Kunstepoche zurückgewiesene Talente. Dem Platten können sie nicht ausweichen, man kann sie daher als rückschreitend ansehen; sie sind aber regenerirend und veranlassen neue Vorschritte.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn ſie über ſich ſelbſt urtheilen kann. Zu dieſem großen Vortheil gelangt ſie aber ſehr ſpät.

Anſtatt meinen Worten zu widerſprechen ſollten ſie nach meinem Sinne handeln.

Alle Gegner einer geiſtreichen Sache ſchlagen nur in die Kohlen, dieſe ſpringen umher und zünden da wo ſie ſonſt nicht gewirkt hätten.

Der Menſch wäre nicht der Vornehmſte auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für ſie wäre.

Das längſt Gefundene wird wieder verſcharrt; wie bemühte ſich Tycho die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür ſie Seneca längſt anerkannt.

Wie lange hat man über die Antipoden hin und her geſtritten.

Gewiſſen Geiſtern muß man ihre Idiotismen laſſen.

Es werden jetzt Productionen möglich die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſeyn: Null, weil ſie keinen Gehalt haben; nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern vorſchwebt.

Der Schnee iſt eine ertogene Reinlichkeit.

Wer ſich vor der Idee ſcheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unsere Meister nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder, von dem wir lernen, verdient diesen Titel.

Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein bischen unvernünftig seyn.

Es hat mit Euch eine Beschaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterschiedentliche Namen giebt und es ist doch endlich alles gesalzen Wasser.

Man sagt: eitles Eigenlob stinket: das mag seyn: was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Nase.

Der Roman ist eine subjective Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe, das andere wird sich schon finden.

Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich wahrhaft Gute was wir thun, geschieht größtentheils Clam. Vi et Precario.

Ein lustiger Gefährte ist ein Rollwagen auf der Wanderschaft.

Der Schmutz ist glänzend wenn die Sonne scheinen mag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Müller denkt, es wachse kein Weizen als damit seine Mühle gehe.

Es ist schwer gegen den Augenblick gerecht seyn: der gleichgültige macht uns Langeweile, am guten hat man zu tragen und am bösen zu schleppen.

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: Zu seinem Vortheil will er keine Nöthigung, zu seinem Schaden leidet er jeden Zwang.

Die Vorsicht ist einfach, die Hinterdreinsicht vielfach.

Ein Zustand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, ist nicht der rechte.

Bei Unvorsichtigkeiten ist nichts gewöhnlicher als Aussichten auf die Möglichkeiten eines Auswegs zu suchen.

Die Hindus der Wüste geloben keine Fische zu essen.

Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Es ist so gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus Einer Quelle entstehen; deßwegen man oft dem Irrthum nicht schaden darf, weil man zugleich der Wahrheit schadet.

Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrthum der Zeit an. Deßwegen sagte man von einem außerordentlichen Manne: **Le malheur des tems a causé son erreur, mais la force de son ame l'en a fait sortir avec gloire.**

Jedermann hat seine Eigenheiten und kann sie nicht los werden; und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten zu Grunde.

Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr als er glaubt.

In Kunst und Wissenschaft so wie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Wenn verständige, sinnige Personen im Alter die Wissenschaft gering schätzen, so kommt es nur daher, daß sie von ihr und von sich zu viel gefordert haben.

Ich bedaure die Menschen welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren; sind wir ja eben deßhalb da um das Vergängliche unvergänglich zu machen, das kann ja nur dadurch geschehen, wenn man beides zu schätzen weiß.

Was die Franzosen **Tournure** nennen ist eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man sieht daraus, daß die Deutschen keine **Tournure** haben können, ihre Anmaßung ist hart und herb, ihre Anmuth mild und demüthig; das eine schließt das andere aus und sind nicht zu verbinden.

Einen Regenbogen, der eine Viertelſtunde ſteht, ſieht man nicht mehr an.

Es begegnete mir geſchieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunſt mir beim erſten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachſen bin; ahn' ich aber ein Verdienſt daran, ſo ſuch' ich ihm beizukommen und dann fehlt es nicht an den erfreulichſten Entdeckungen; an den Dingen werd' ich neue Eigenſchaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Der Glaube iſt ein häuslich, heimlich Capital, wie es öffentliche Spar- und Hülfscaſſen giebt, woraus man, in Tagen der Noth, Einzelnen ihr Verürfniß reicht; hier nimmt der Gläubige ſich ſeine Zinſen im Stillen ſelbſt.

Der eigentliche Obſcurantismus iſt nicht daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, ſondern daß man das Falſche in Cours bringt.

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeſchichte wenig und viel bedeutender Menſchen anhaltender beſchäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten ſich wohl die einen in dem Weltgewebe als Zettel, die andern als Einſchlag betrachten laſſen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, dieſe deſſen Halt, Feſtigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Scheere der Parze hingegen beſtimmt die Länge, dem ſich denn das Uebrige alles zuſammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichniß nicht verfolgen.

Auch Bücher haben ihr Erlebtes das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Dieſe tiefſchmerzlichen Zeilen wiederholte ſich eine höchſt vollkommene, angebetete Königin in der grauſamſten Verbannung, zu gränzenloſem Elend verwieſen. Sie befreundete ſich mit dem Buche das dieſe Worte und noch manche ſchmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Troſt; wer dürfte dieſe ſchon in die Ewigkeit ſich erſtreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?

Mit dem größten Entzücken ſieht man im Apollo-Saal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weiſe Dominichin die Ovidiſchen Metamorphoſen mit der ſchicklichſten Oertlichkeit umgiebt; dabei nun erinnert man ſich gern, daß die glücklichſten Ereigniſſe doppelt ſelig empfunden werden, wenn ſie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja, daß gleichgültige Momente durch würdige Localität zu hoher Bedeutung geſteigert wurden.

Mannräuſchlein nannte man im ſiebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

Liebes gewaſchenes Seelchen iſt der verliebteſte Ausdruck auf Hiobsſee.

Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure: deßwegen ſuchen wir alle nur blinzend ſo daran vorbei zu kommen, in Furcht ſogar uns zu verbrennen.

Die Klugen haben mit einander viel gemein. Aeſchylus.

Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurecht zu legen wiſſen, was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade trifft, wie er's hätte ſagen ſollen.

Ein Jeder, weil er ſpricht, glaubt auch über die Sprache ſprechen zu können.

Man darf nur alt werden um milder zu ſeyn; ich ſehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde iſt immer gewiſſenlos, es hat niemand Gewiſſen, als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihnen umkommen ſolle, wie der römiſche Pöbel zu fordern pflegte?

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts ſeiner Kinder. Laßt ſie, ſagte der, unterrichten in dem was ſie niemals begreifen werden.

Es giebt Perſonen, denen ich wohl will, und wünſchte ihnen beſſer wollen zu können.

Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge. Verderbliche Wirthſchaft!

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinſieht, als wenn ſie noch ginge; ſo blickt man auch wohl einer Schönen ins Geſicht, als wenn ſie noch liebte.

Der Haß iſt ein actives Mißvergnügen, der Neid ein paſſives; deßhalb darf man ſich nicht wundern, wenn der Neid ſo ſchnell in Haß übergeht.

Der Rhythmus hat etwas Zauberiſches, ſogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

Dilettantismus, ernſtlich behandelt, und Wiſſenſchaft, mechaniſch betrieben, werden Pedanterei.

Die Kunſt kann niemand fördern als der Meiſter. Gönner fördern den Künſtler, das iſt recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunſt gefördert.

Deutlichkeit iſt eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten. Hamann. Hört!

Shakſpeare iſt reich an wunderſamen Tropen, die aus perſonificirten Begriffen entſtehen, und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze ſind, weil zu ſeiner Zeit alle Kunſt von der Allegorie beherrſcht wurde.

Auch findet derſelbe Gleichniſſe wo wir ſie nicht hernehmen würden; z. B. vom Buche. Die Druckerkunſt war ſchon über hundert Jahre erfunden, deſſen ungeachtet erſchien ein Buch noch als ein Heiliges, wie wir aus dem damaligen Einbande ſehen; und ſo war es dem edlen Dichter lieb und ehrenwerth; wir aber kreſchiren jetzt alles und haben nicht leicht vor dem Einbande noch ſeinem Inhalte Reſpect.

Herr von Schweinichen iſt ein merkwürdiges Geſchichts- und Sittenbuch; für die Mühe die es koſtet es zu leſen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewiſſe Zuſtände eine Symbolik der vollkommenſten Art. Es iſt kein Leſebuch, aber man muß es geleſen haben.

Der thörigste von allen Irrthümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen was von andern schon anerkannt worden.

Die Gelehrten sind meist gehässig, wenn sie widerlegen; einen Irrenden sehen sie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schönheit kann nie über sich selbst deutlich werden.

Sobald man der subjectiven, oder sogenannten sentimentalen Poesie, mit der objectiven, darstellenden, gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch nicht wohl anders seyn konnte, weil man sonst die moderne Poesie ganz hätte ablehnen müssen; so war voraus zu sehen, daß, wenn auch wahrhafte poetische Genies geboren werden sollten, sie doch immer mehr das Gemüthliche des inneren Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darstellen würden. Dieses ist nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poesie ohne Tropen giebt, der man doch keineswegs allen Beifall versagen kann.

Dritte Abtheilung

Der Irrthum ist viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt sich wohl fertig werden; diese ruht in der Tiefe, danach zu forschen ist nicht jedermanns Sache.

Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangnen zu Grunde.

Wie wir was Großes lernen ſollen, flüchten wir uns gleich in unſre angeborne Armſeligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

Den Deutſchen iſt nichts daran gelegen zuſammen zu bleiben, aber doch für ſich zu bleiben. Jeder, ſey er auch welcher er wolle, hat ſo ein eignes Fürſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen.

Die empiriſch-ſittliche Welt beſteht großentheils nur aus böſem Willen und Neid.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens, deßwegen ſchader's dem Dichter nicht abergläubiſch zu ſeyn.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen ſcheint, hegt und pflegt doch immer gewiſſe höhere Forderungen im Stillen, und ſieht ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

Mit dem Vertrauen iſt es eine wunderliche Sache: Hört man nur Einen, der kann ſich irren oder ſich betrügen; hört man viele, die ſind in demſelbigen Falle und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unreine Lebensverhältniſſe ſoll man niemand wünſchen: ſie ſind aber für den, der zufällig hinein geräth, Prüfſteine des Charakters und des Entſchiedenſten was der Menſch vermag.

Ein beſchränkter ehrlicher Menſch ſieht oft die Schelmerei der feinſten Mäkler (Faiseurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr und wenn's mein Diener wäre.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.

Der herrliche Kirchengesang: **Veni Creator Spiritus** ist ganz eigentlich ein Appel ans Genie; deßwegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu ſeyn kann ich verſprechen; unparteiiſch zu ſeyn aber nicht.

Der Undank iſt immer eine Art Schwäche. Ich habe nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.

Wir alle ſind ſo bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und ſo läßt ſich ein außerordentlicher Geiſt denken, der nicht allein irrt, ſondern ſogar Luſt am Irrthum hat.

Keine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten iſt ſehr ſelten; gewöhnlich ſehen wir Peranterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen ſtrebt.

Worte und Bild ſind Correlate, die ſich immerfort ſuchen, wie wir an Treppen und Gleichniſſen genugſam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen geſagt oder geſungen war, ſollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und ſo ſehen wir in kindlicher Zeit in Geſetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, ſich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man ausſprach was ſich nicht bilden, bildete was ſich nicht ausſprechen ließ, ſo war das ganz recht; aber man vergriff ſich gar oft, und ſprach ſtatt zu bilden, und daraus entſtanden die doppelt böſen ſymboliſch-myſtiſchen Ungeheuer.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen iſt für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die erſten an ſchicklichen Orten ins Geſpräch einzuſtreuen, der letzten im treffenden Falle ſich zu erinnern weiß.

Man ſagt: ſtudire Künſtler die Natur! Es iſt aber keine Kleinigkeit aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

Zueignung.

Wo der Antheil ſich verliert, verliert ſich auch das Gedächtniß.

Die Welt iſt eine Glocke die einen Riß hat, ſie klappert aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen, ſie werden im Alter die wahrſten Verehrer der Kunſt und des Meiſters.

Wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude.

Geſcheidte Leute ſind immer das beſte Converſations-Lexikon.

Es giebt Menſchen die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges verſetzen.

Nenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt und zur Außenwelt, ſo heiß' ich's Wahrheit. Und ſo kann jeder ſeine eigene Wahrheit haben, und es iſt doch immer dieſelbige.

Das Beſondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig ſich dem Beſondern zu fügen.

Vom eigentlich Productiven iſt niemand Herr und ſie müſſen es alle nur ſo gewähren laſſen.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

Die Zeit ist selbst ein Element.

Der Mensch begreift niemals wie anthropomorphisch er ist.

Ein Unterschied, der dem Verstand nichts giebt, ist kein Unterschied.

Die Verwechselung eines Consonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vocale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Geheimnisse sind noch keine Wunder.

I convertiti stano freschi appresso di me.

Leichtsinnige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit dir ſeyn, ohne daß wir uns entzweiten, das geht aber nicht. Du benimmſt dich falſch und ſetzeſt dich zwiſchen zwei Stühle, Anhänger gewinnſt du nicht und verlierſt deine Freunde. Was ſoll daraus werden!

Es iſt ganz einerlei, vernehm oder gering ſeyn, das Menſchliche muß man immer ausbaden.

Die liberalen Schriftſteller ſpielen jetzt ein gutes Spiel, ſie haben das ganze Publicum zu Suppleanten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, ſo verwundere ich mich immer, wie die Menſchen ſich gern mit leeren Wortſchällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal ſeyn. Kräftig ſey ſie, tüchtig, in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, damit ſie den göttlichen Auftrag, productiv zu ſeyn, erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal ſeyn, denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber ſuchen muß, das iſt in den Geſinnungen und dieſe ſind das lebendige Gemüth.

Geſinnungen aber ſind ſelten liberal, weil die Geſinnung unmittelbar aus der Perſon, ihren nächſten Beziehungen und Bedürfniſſen hervorgeht.

Weiter ſchreiben wir nicht; an dieſem Maaßſtab halte man, was man tagtäglich hört.

Es ſind immer nur unſere Augen, unſere Vorſtellungsarten, die Natur weiß ganz allein was ſie will, was ſie gewollt hat.

Gieb mir wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm dir wo du ſteheſt!
Roſe.
Behaupte wo du ſtehſt!

Allgemeines Causal-Verhältniß das der Beobachter aufsucht, nur ähnliche Erscheinungen einer allgemeinen Ursache zuschreibt; an die nächste wird selten gedacht.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis ins Kleinste kommt alles auf die Conception an.

Es giebt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.

Ein alter gutmüthiger Examinator sagt einem Schüler ins Ohr:

Etiam nihil didicisti.

und läßt ihn für gut hingehen.

Das Fürtreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen was man will.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest

Ich habe mich so lange ums Allgemeine bemüht, bis ich einsehen lernte was vorzügliche Menschen im Besondern leisten.

Eigentlich weiß man nur wenn man wenig weiß: mit dem Wissen wächst der Zweifel.

Die Irrthümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Bonus vir semper tiro.

Es giebt Menschen die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche die ihr Gegentheil lieben und diesem nachgehn.

Wer sich von jeher erlaubt hätte, die Welt so schlecht anzusehen wie uns die Widersacher darstellen, der müßte ein miserables Subject geworden seyn.

Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwistert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und den Menschen, ja er kann hoffen zum Allerhöchsten zu gelangen.

Panoramic ability schreibt mir ein englischer Kritiker zu, wofür ich allerschönstens zu danken habe.

Einem jeden wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel seinen Zustand, von welcher Art er auch sey, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den Meisten.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That, deßwegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meisten leben.

Die Menschen sind wie das rothe Meer: der Stab hat sie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen.

Pflicht des Historikers: das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden.

Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.

Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen sich fort, die Zustände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerschaften haben die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt."

Uebersetzer sind als geschäftige Kuppler anzusehen die uns eine halbverschleierte Schöne als höchst liebenswürdig anpreisen, sie erregen eine unwiderstehliche Neigung nach dem Original.

Das Alterthum setzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohn nicht das Talent.

Sich subordiniren ist überhaupt keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Descendenz, etwas über sich erkennen was unter einem steht!

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben um zu existiren.

Alles was wir treiben und thun ist ein Abmühen; wohl dem der nicht müde wird.

„Hoffnung ist die zweite Seele der Unglücklichen."

„L'Amour est un vrai recommenceur."

Es giebt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage.

„Im Theater wird durch die Belustigung des Gesichts und Gehörs die Reflexion sehr eingeschränkt."

Erfahrung kann sich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne sich reinigen und vollkommener werden. Jener steht das Universum nach allen Richtungen offen, diese bleibt innerhalb der Gränze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen. Deßhalb müssen alle Vorstellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunst erwerben kann.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im letzten bequemer als im ersten.

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen, der Irrthum schmeichelt uns, wir seyen auf ein oder die andere Weise unbegränzt.

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre daß die Deutschen sämmtlich transscendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.

Daß Menschen dasjenige noch zu können glauben was sie gekonnt haben, ist natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben was sie nie vermochten, ist wohl seltsam aber nicht selten.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und sich selbst.

Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Protestanten.

Es ist eben als ob man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Raths erholen kann.

Die Wahlsprüche deuten auf das, was man nicht hat, wornach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbander liegen lassen."

Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Spinozistische in der poetischen Production wird in der Reflexion Machiavellismus.

Man muß seine Irrthümer theuer bezahlen wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sey einer da der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich von wem es auch wäre gern beherrschen ließen.

»Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.«

„Es giebt auch After-Künstler, Dilettanten und Speculanten: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen."

Geselligkeit lag in meiner Natur, deßwegen ich bei vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehen.

Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es giebt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Werth ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule.

Der Irrthum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schließt sich das Gehörige, welches verwandt ist mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch ist ein Verhältniß zu einer besondern Zeit und entschiedenen Umständen.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Deßhalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: Im Ganzen ist es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

Alle Mystik ist ein Transscendiren und ein Ablösen von irgend einem Gegenstande, den man hinter sich zu lassen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man absagt, desto reicher sind die Productionen des Mystikers.

Die orientalische mystische Poesie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt den der Adepte wegweist, ihm noch jederzeit zu Gebote steht. Er befindet sich also noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt und schwelgt in dem was er gern los seyn möchte.

Christliche Mystiker sollte es gar nicht geben, da die Religion selbst Mysterien darbietet. Auch gehen sie immer gleich ins Abstruse, in den Abgrund des Subjects.

Ein geistreicher Mann sagte, die neuere Mystik sey die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter so erstaunenswerth und verführerisch, weil sie Dinge zur Sprache bringe zu denen der Mensch auf dem gewöhnlichen Verstands-, Vernunfts- und Religions-Wege nicht gelangen würde. Wer sich Muth und Kraft glaube, sie zu studiren, ohne sich betäuben zu lassen, der möge sich in diese Höhle des Trophonios versenken, jedoch auf seine eigene Gefahr.

Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen: jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurtheile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen, daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Gesetz. Weltkenner haben gesagt: „Die Klugheit ist unüberwindlich hinter welcher sich die Furcht versteckt." Schwache Menschen haben oft revolutionäre Gesinnungen: sie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn sie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß sie weder sich noch andere regieren können.

In eben dem Falle sind die neuern deutschen Künstler: den Zweig der Kunst, den sie nicht besitzen, erklären sie für schädlich und daher wegzuhauen.

Der Menschenverstand wird mit dem gesunden Menschen rein geboren, entwickelt sich aus sich selbst und offenbart sich durch ein entschiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktische Männer und Frauen bedienen sich dessen mit Sicherheit. Wo er mangelt halten beide Geschlechter was sie begehren für nothwendig, und für nützlich was ihnen gefällt.

Alle Menschen, wie sie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler geltend: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachlässigen.

Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe. Aus aller Ordnung entsteht zuletzt Pedanterie; um diese los zu werden zerstört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Classicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Conflict der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden wäre daher diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte; dieß ist aber den Menschen nicht gegeben und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste heranzappeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.

Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Cultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüths-Kräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es giebt das behagliche Gefühl als wenn man mit seines Gleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich.

Wir können einem Widerſpruch in uns ſelbſt nicht entgehen; wir müſſen ihn auszugleichen ſuchen. Wenn uns andere widerſprechen, das geht uns nichts an, das iſt ihre Sache.

Es iſt ſo viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt ſich nicht.

Welche Regierung die beſte ſey? Diejenige die uns lehrt uns ſelbſt zu regieren.

Dociren kannſt du Tüchtiger freilich nicht, es iſt, wie das Predigen, durch unſern Zuſtand geboten, wahrhaft nützlich wenn Converſation und Katechiſation ſich anſchließen, wie es auch urſprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannſt du und wirſt du, das iſt: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drei Einheiten iſt nichts zu ſagen, wenn das Sujet ſehr einfach iſt; gelegentlich aber werden dreimal drei Einheiten, glücklich verſchlungen, eine ſehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl ſeyn, daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zu Zeiten gräßlich gedroſchen wird; allein das rückſichtloſe Schickſal, wenn es die reichen Garben trifft, zerkuttert nur das Stroh, die Körner aber ſpüren nichts davon und ſpringen luſtig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert ob ſie zur Mühle, ob ſie zum Saatfeld wandern.

Arden von Feversham, Shakspeare's Jugendarbeit. Es ist der ganze reintreue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effect, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.

Shakspeare's trefflichsten Theaterstücken mangelt es hie und da an Facilität: sie sind etwas mehr als sie seyn sollten, und eben deßhalb deuten sie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrscheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher ist das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraschend.

Allen andern Künsten muß man etwas vorgeben, der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein schönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer ist humoristisch und zart, der Franzosen populär und weinerlich, der Deutschen naiv und realistisch.

Das Absurde mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der besten Gesellschaft sagte man: ihr Gespräch ist unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte sagte jemand, es habe mehr Energie als Enthusiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poesie und im Ganzen etwas Männliches.

Es ist nichts schrecklicher als eine thätige Unwissenheit.

Schönheit und Geist muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Mysticismus ist die Scholastik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man schont die Alten, wie man die Kinder schont.

Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte, er wird nicht mehr von seines Gleichen beurtheilt.

Es ist mir in den Wissenschaften gegangen wie Einem der früh aufsteht, in der Dämmerung die Morgenröthe, sodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie sie hervortritt, geblendet wird.

Man streitet viel und wird viel streiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir ist klar: schaden wird sie wie bisher, dogmatisch und phantastisch gebraucht; nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

Große, von Ewigkeit her, oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam, ob nutzend oder schadend, das ist zufällig.

Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, ist nicht wohlgethan. Alles was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee: Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

Im Aesthetischen thut man nicht wohl, zu sagen: die Idee des Schönen; dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben und dieser Begriff kann überliefert werden.

Die Manifestation der Idee als des Schönen ist eben so flüchtig, als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen. Dieß ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist.

Aecht ästhetisch didaktisch könnte man seyn, wenn man mit seinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorübergiuge, oder es ihnen zubrächte im Moment, wo es culminirt und sie höchst empfänglich sind. Da aber diese Forderung nicht zu erfüllen ist, so müßte der höchste Stolz des Kathederlehrers seyn, die Begriffe so vieler Manifestationen in seinen Schülern dergestalt zum Leben zu bringen, daß sie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufassen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß sie es merkten und wüßten, wäre somit die Grundidee, woraus Alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für eine Manifestation des Urwesens, oder doch nur für wenige empfänglich sind, und das ist schon genug. Das Talent entwickelt im Praktischen alles und braucht von den theoretischen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen: der Musicus kann ohne seinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

Man soll sich alles praktisch denken und deßhalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifestationen der großen Idee, insofern sie durch Menschen zur Erscheinung kommen sollen, auf eine gehörige Weise in einander wirken. Malerei, Plastik und Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künstler, zu dem einen berufen, sich hüten, von

dem andern beschädigt zu werden: der Bildhauer kann sich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen lassen und alle drei können einander so verwirren, daß keiner derselben auf den Füßen stehen bleibt.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zu Grunde richten und mit Recht. Glücklicherweise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß, um zu reizen, ins Uebertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicherweise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabei lernen.

Vierte Abtheilung.

Madame Roland, auf dem Blutgerüste, verlangte Schreibzeug, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Schade daß man ihr's versagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

Man sagt sich oft im Leben daß man die Vielgeschäftigkeit (πολυπραγμοσύνη) vermeiden, besonders, je älter man wird, sich deste weniger in ein neues Geschäft einlassen solle. Aber man hat gut reden, gut sich und Anderen rathen. Aelter werden heißt selbst ein neues Geschäft antreten; alle Verhältnisse verändern sich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtseyn das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente sind selten, und selten ist es daß sie sich selbst erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen so höchst

erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in solchem Conflict schwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben sich in Medwins Unterhaltungen so merkwürdige als traurige Beispiele.

Vom Absoluten in theoretischem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.

Napoleon der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtseyn nicht erfassen; er läugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen solchen innern perpetuirlichen Widerspruch kann aber sein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen, und es ist höchst wichtig, wenn er, gleichsam genöthigt, sich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geistiges Wesen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt ein Residuum (Caput mortuum) zurücklässt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz absprechen können. Wenn dieses uns auch starr und materiell genug scheinen mag, so spricht er sich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltsamen Folgen seines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da gesteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt sich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine frische Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchst bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menschen, deren Persönlichkeit fast ganz Idee ist, sich so äußerst vor dem Phantastischen scheuen. So war Hamann, dem es unerträglich schien, wenn von Dingen einer andern Welt gesprochen wurde. Er drückte sich gelegentlich darüber in einem gewissen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich schien, vierzehnmal variirte und sich doch immer wahrscheinlich nicht genug that. Zwei von diesen Versuchen sind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir selbst gewagt, welchen hier abdrucken zu lassen wir durch Obenstehendes veranlaßt sind.

Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseyns und eines Daseyenden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begränzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen.

Literatur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben, vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben.

Und doch bei aller Unvollständigkeit des Literarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sey.

Inhalt.

Zueignung . . . . . Seite 1

Lieder.

Verklage 3
An die Günſtigen 4
Der neue Amadis 9
Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg 10
Heidenröslein 11
Blinde Kuh 12
Chriſtel 13
Die Sprödе 14
Die Bekehrte 15
Rettung 16
Der Muſenſohn 17
Gefunden 18
Gleich und gleich 19
Wechſellied zum Tanze 20
Selbſtbetrug 20
Kriegserklärung 21
Liebhaber in allen Geſtalten 22
Der Goldſchmiedsgeſell 23
Luſt und Qual 25
März 26
Antworten bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel 27
Verſchiedene Empfindungen an Einem Plaze 28
Wer kauft Liebesgötter? 30
Der Miſanthrop 31
Liebe wider Willen 33
Wahrer Genuß 33
Der Schäfer 34
Der Abſchied 36
. 37

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberathung als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind und wir uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referiren lassen: so ist es ein Glück auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich sind von Raumer und Wachler in den neuesten Tagen dergleichen geworden.

Die Frage: wer höher steht, der Historiker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; sie concurriren nicht mit einander, so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.

Die Pflicht des Historikers ist zwiefach: erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Bei sich selbst muß er genau prüfen was wohl geschehen seyn könnte, und um des Lesers willen muß er festsetzen was geschehen sey. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Collegen ausmachen, das Publicum muß aber nicht ins Geheimniß hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinstimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptseite unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntschaft treten alsdann erst die Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geschieht, sogleich zurückschaudere, sondern daß man gerade das Uebereinstimmende recht fest halte, und sich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deßhalb vereinigen zu wollen.

Eine solche freundlich belehrende Unterhaltung ist nur durch Stieden roth's Psychologie geworden. Alle Wirkung des Aeußern aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht eben so. Der Entelechie, die nichts aufnimmt ohne sich's durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Weg gar nicht fort: und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisirt nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werther Gesell und Gefährte und soll nicht von unserer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens ist sogar leidenschaftlich; das Eingreifen tüchtig.

Deßhalb leben Kinder in Schnellurtheilen, um nicht zu sagen in Vorurtheilen; denn bis das schnell aber einseitig Gefaßte sich auslöscht um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten ist eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der seinigen die bescheerten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bei gleichem Feste gegönnt.

Hiedurch veranlaßt fragte er am Weihnachtsabend, wo so viele Geschenke vorlagen: wann denn sein Weihnachten komme? Dieß allgemeine Fest zu begreifen war noch ein ganzes Jahr nöthig.

Die große Schwierigkeit bei pſychologiſchen Reflexionen iſt, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es iſt immerfort Syſtole und Diaſtole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Weſens; kann man es auch nicht ausſprechen, ſo beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.

Bei einer zarten Differenz, die einſt zwiſchen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle ſeines Briefs wieder erinnert werde, macht' ich folgende Betrachtungen:

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie; ſie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweiſen. Wer nun dieſes Beſondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erſt ſpät.

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umſehe und bemerke, wo denn die Menſchen ſich hinwenden um ihren Abend zuzubringen, ſo findet ſich immer, daß man dahin gehe, wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man beim geſelligen Geſpräch und Spiel immer gewiß iſt ſeine Partie zu finden.

In dieſem Sinne hab' ich mich mit dem literariſchen Converſationsblatt befreundet, das freilich nur als Converſationsheft bei mir einzutreten verpflichtet iſt. An Zerſtreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich leſe, will ich mich ſammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Mährchen hingehalten ſeyn.

Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, productive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß der Freund meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise seyn möge.

Fünfte Abtheilung

Man nimmt in der Welt jeden wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet.

Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen: wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren wie es mit ihnen steht.

Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen: denn wir haben so zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maaßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur.

Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen; so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte.

Durch das was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?

Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem seyn.

Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.

Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.

Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.

Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet.

Es käme niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß den Frauen sogleich die Luft vergeht ihn anzusehen und sich mit ihm zu unterhalten.

Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht.

Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt.

Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens.

Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.

Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden das Gewünschte zu besitzen.

Niemand ist mehr Sklave als der sich für frei hält ohne es zu seyn.

Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.

Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Es ist was schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu gute thun.

Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen.

Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit als daß das Genie nicht unsterblich sey.

Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind. Thoren und gescheidte Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.

Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen giebt uns das Anschauen des Unmöglichen.

Die Schwierigkeiten wachsen je näher man dem Ziele kommt.

Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.

Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen.

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufnehmen wie es gegeben wird, ist Bildung.

Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißversteht.

Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.

Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.

Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.

Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch.

Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das was sie lächerlich finden.

Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Contrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

Der sinnliche Mensch lacht oft wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein.

Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts.

Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen und das will doch jedermann.

Man läßt sich seine Mängel verhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld: aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll.

Gewisse Mängel sind nothwendig zum Daseyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm seyn, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten.

Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher schmeicheln als sie verletzen.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.

Unsre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, machte sie erst recht gefährlich.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen die die wir lieben.

Ueber Abgeschiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß seyn. — Wir leiden alle am Leben; — wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen! — Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen.

Seite
Die ſchöne Nacht 37
Glück und Traum 38
Lebendiges Andenken 39
Glück der Entfernung 40
An Luna 41
Brautnacht 42
Schadenfreude 43
Unſchuld 44
Scheintod 45
Rache 45
Novemberlied 46
An die Erwählte 46
Erſter Verluſt 47
Nachgefühl 47
Nähe des Geliebten 48
Gegenwart 49
An die Entfernte 49
Am Fluſſe 50
Wehmuth 50
Abſchied 51
Wechſel 52
Beherzigung 52
Ein Gleiches 53
Meeresſtille 54
Glückliche Fahrt 54
Muth 54
Erinnerung 55
Willkommen und Abſchied 55
Neue Liebe neues Leben 56
An Belinden 57
Mailied 58
Mit einem gemalten Band 60
Mit einem goldnen Halskettchen 60
An Lottchen 61
Auf dem See 63
Vom Berge 63
Blumengruß 64
Im Sommer 64

An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen; — Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.

Sechste Abtheilung.

Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anstoßes über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe werth siebzig Jahr alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen errathen.

Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Aber die Menschen vermögen nicht leicht aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn sie wissen nicht, daß ihr Verstand eben solche Künste wie die Natur treibt.

Denn die Götter lehren uns ihr eigenstes Werk nachahmen; doch wissen wir nur was wir thun, erkennen aber nicht was wir nachahmen.

Alles ist gleich, alles ungleich, alles nützlich und schädlich, sprechend und stumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerspricht sich öfters.

Denn das Gesetz haben die Menschen sich selbst auferlegt, ohne zu wissen über was sie Gesetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.

Was nun die Menschen gesetzt haben, das will nicht passen, es mag recht oder unrecht seyn; was aber die Götter setzen, das ist immer am Platz, recht oder unrecht.

Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künste der Menschen natürlichen Begebenheiten gleich sind, die offenbar oder geheim vorgehen.

Von der Art ist die Weissagekunst. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnlosen.

So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menschen; und der Ununterrichtete sieht sie bald so, bald so an, und jeder ahmt sie nach seiner Weise nach.

Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft und ein Knabe entsteht, so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geist des Knaben die deutlichen Dinge in sich aufnimmt, so wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.

Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch ist auch das bloß Lebende verständig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und dürstet.

So verhält sich die Wahrsagerkunst zur menschlichen Natur. Und beide sind dem Einsichtsvollen immer recht: dem Beschränkten aber erscheinen sie bald so, bald so.

In der Schmiede erweicht man das Eisen, indem man das Feuer anbläst und dem Stabe seine überflüssige Nahrung nimmt; ist er aber rein geworden, dann schlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Wassers wird er wieder stark. Das widerfährt auch dem Menschen von seinem Lehrer.

Da wir überzeugt sind, daß derjenige, der die intellectuelle Welt beschaut und des wahrhaften Intellects Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben ist, bemerken könne: so versuchen wir denn nach Kräften einzusehen, und für uns selbst auszudrücken — in sofern sich dergleichen deutlich machen läßt — auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.

Nehmet an daher: zwei steinerne Massen seyen neben einander gestellt, deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer menschlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen; wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch seyn, vielmehr irgend einer den die Kunst aus allem Schönen versammelte.

Auch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen; doch nicht weil er Stein ist, denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten, sondern daher daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm ertheilte.

Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Ersinnenden früher als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit der Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharret, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt, so ist diese fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als alles was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche in Einem verharret. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher seyn als das Gewirkte. Denn nicht die Urmusik macht den Musiker, sondern die Musik, und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber jemand die Künste verachten, weil sie der Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künste nicht das geradezu nachahmen was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits manches hinzu was der Natur an Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen solchen in den Sinn faßte, wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.

Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des Einen dringen woher alles entspringt und worauf alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich ist das belebende und ordnende Princip in der Erscheinung dergestalt bedrängt, daß es sich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen, offenbaren. Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sey. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja es ist der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher seyn kann als das Zeugende.

Dieſes weiter auszuführen und vollkommen anſchaulich, ja was mehr iſt, durchaus praktiſch zu machen, würde von wichtigem Belang ſeyn. Eine umſtändliche folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern über große Aufmerkſamkeit zumuthen.

Was einem angehört wird man nicht los und wenn man es wegwürfe.

Die neueſte Philoſophie unſerer weſtlichen Nachbarn giebt ein Zeugniß, daß der Menſch, er gebärde ſich wie er wolle, und ſo auch ganze Nationen, immer wieder zum Angebornen zurückkehren. Und wie wollte das anders ſeyn, da ja dieſes ſeine Natur und Lebensweiſe beſtimmt?

Die Franzoſen haben dem Materialismus entſagt und den Uranfängen etwas mehr Geiſt und Leben zuerkannt; ſie haben ſich vom Senſualismus losgemacht und den Tiefen der menſchlichen Natur eine Entwickelung aus ſich ſelbſt zugeſtanden; ſie laſſen in ihr eine productive Kraft gelten und ſuchen nicht alle Kunſt aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeußern zu erklären. In ſolchen Richtungen mögen ſie beharren.

Eine eklektiſche Philoſophie kann es nicht geben, wohl aber eklektiſche Philoſophen.

Ein Eklektiker aber iſt ein jeder, der aus dem was ihn umgiebt, aus dem was ſich um ihn ereignet, ſich dasjenige aneignet was ſeiner Natur gemäß iſt; und in dieſem Sinne gilt alles was Bildung und Fortſchreitung heißt, theoretiſch oder praktiſch genommen.

Zwei eklektiſche Philoſophen könnten demnach die größten Widerſacher werden, wenn ſie, antagoniſtiſch geboren, jeder von ſeiner Seite ſich aus

allen überlieferten Philosophien dasjenige aneignete was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um sich her, so wird man immer finden, daß jeder Mensch auf diese Weise verfährt und deßhalb nicht begreift, warum er andere nicht zu seiner Meinung bekehren kann.

Sogar ist es selten, daß jemand im höchsten Alter sich selbst historisch wird, und daß ihm die Mitlebenden historisch werden, so daß er mit niemanden mehr controvertiren mag noch kann.

Besieht man es genauer, so findet sich, daß dem Geschichtschreiber selbst die Geschichte nicht leicht historisch wird: denn der jedesmalige Schreiber schreibt immer nur so als wenn er damals selbst dabei gewesen wäre; nicht aber was vormals war und damals bewegte. Der Chronikenschreiber selbst deutet nur mehr oder weniger auf die Beschränktheit, auf die Eigenheiten seiner Stadt, seines Klosters wie seines Zeitalters.

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Das Wort: Es solle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder, in die Schule des Philosophen treten, heißt nicht etwa: Man solle ein Mathematiker seyn, um ein Weltweiser zu werden.

Geometrie ist hier in ihren ersten Elementen gedacht, wie sie uns im Euklid vorliegt und wie wir sie einen jeden Anfänger beginnen lassen. Alsdann aber ist sie die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfangt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistift aufs Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht, denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, potentia et actu, ist ihm klar geworden; der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war von seiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich selbst, so müssen wir es nicht im ascetischen Sinne auslegen. Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorumenen damit gemeint; sondern es heißt ganz einfach: Gieb einigermaßen Acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deines Gleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychelogischen Quälereien; jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt was es heißen soll; es ist ein guter Rath der einem jeden praktisch zum größten Vortheil gedeiht.

Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Thuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Speculation, sondern zu Leben und That auffordert.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höhern Cultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüber stellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich, dem Alterthum gegenüber, in den anmuthigst ideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.

Es giebt nur zwei wahre Religionen, die eine die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles was dazwischen liegt ist Götzendienst.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Geist sich durch die Reformation zu befreien suchte; die Aufklärung über griechisches und römisches Alterthum brachte den Wunsch, die Sehnsucht nach einem freieren, anständigeren und geschmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünstigt, daß das Herz in einen gewissen einfachen Naturstand zurückzukehren und die Einbildungskraft sich zu concentriren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf einmal alle Heiligen vertrieben, und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde, Sinne, Gedanken, Gemüth auf den Erwachsenen, sittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher später als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er stand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geistige Wirkung aus, seine Leiden eignete man sich als Beispiel zu, und seine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau besehen haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen andere zu protestiren, wenn auch nicht in religiösem Sinne.

Wir haben das unabweichliche täglich zu erneuernde grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen, möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Jeder prüfe sich und er wird finden, daß dieß viel schwerer sey als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistentheils besser als er sich ausspricht.

Verharren wir aber in dem Bestreben: das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und andern entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichste zu beseitigen.

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß sittlich zu seyn, habe ich keine Gewalt mehr.

	Seite
Mailied	55
Frühzeitiger Frühling	56
Herbſtgefühl	57
Raſtloſe Liebe	57
Schäfers Klagelied	58
Troſt in Thränen	59
Nachtgeſang	71
Sehnſucht	72
An Mignon	73
Bergſchloß	74
Geiſtergruß	76
An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug	77
Wonne der Wehmuth	78
Wandrers Nachtlied	78
Ein gleiches	78
Jägers Abendlied	79
An den Mond	80
Einſchränkung	81
Hoffnung	82
Sorge	82
Eigenthum	82
An Lina	83

Geſellige Lieder.

Zum neuen Jahr	87
Stiftungslied	89
Frühlingsorakel	90
Die glücklichen Gatten	92
Bundeslied	95
Dauer im Wechſel	96
Tiſchlied	98
Gewohnt, gethan	100
Generalbeichte	102
Koybtiſches Lied	103
Ein anderes	104
Vanitas! vanitatum vanitas!	105
Frech und froh	107
Kriegsglück	108

Censur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Censur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Planen noch seiner Thätigkeit durch vorlautes widersprechendes Wesen gehindert, sondern er will gehorcht seyn; dieser möchte seine Gründe aussprechen den Ungehorsam zu legitimiren.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er conspirirt und nicht verrathen seyn will.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit seyn, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß, und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur daß es nicht in Versuchung komme es zu thun.

Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts: die Todesstrafen abzuschaffen wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Societät des Rechtes begiebt die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thüre.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Wen jemand lobt, dem stellt er sich gleich.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Der unschätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem sie unsere Literatur erst jetzt gründlich studiren, ist der, daß sie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun schon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf einmal weggehoben werden, und wenn das Glück gut ist, ganz eigentlich daran sich auf das wünschenswertheste ausbilden.

Wo die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend.

Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben wie dem Ritter, es kommt nur darauf an, daß jeder seinen Zustand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was sind Tragödien andres als versificirte Passionen solcher Leute, die sich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen?"

Yorik Sterne war der schönste Geist der je gewirkt hat; wer ihn liest fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel sind Apollo und die Musen."

Das Gesicht ist der edelste Sinn, die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Tacts, wir hören, wir fühlen, riechen und betasten alles durch Berührung; das Gesicht aber steht unendlich höher, verfeint sich über die Materie und nähert sich den Fähigkeiten des Geistes.

Setzten wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzten wir andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen.

Nachdenken und Handeln verglich einer mit Rahel und Lea; die eine war unfruchtbarer, die andere fruchtbarer.

Nichts im Leben, außer Gesundheit und Tugend, ist schätzenswerther als Kenntniß und Wissen; auch ist nichts so leicht zu erreichen und so wohlfeil zu erhandeln: die ganze Arbeit ist ruhig seyn und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten ohne sie auszugeben.

Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne sie zu benutzen, so wäre dieß eine Art von Entschuldigung für den Müßiggang der halben Welt; aber keine völlige, denn es wäre ein Haushalt wo man von dem Hauptstamm lebte, ohne sich um die Interessen zu bemühen.

Neuere Poeten thun viel Wasser in die Dinte.

Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt nur keine so vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Ist es denn der Autor oder die Schrift die wir bewundern oder tadeln? es ist immer nur der Autor den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen wenn wir ein Geisteswerk auslegen?

Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte lesen die ihm zugeschrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieser unwesentlichen Sache so genau zu Werke gehen, scheinen mir nicht weiser als ein sehr schönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichst süßem Lächeln befragte: wer denn der Autor von Shakspeare's Schauspielen gewesen sey?

Es ist besser das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn die sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann; auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Diebsgesindel sind die Narren die schlimmsten: sie rauben euch beides, Zeit und Stimmung.

Uns selbst zu achten leitet unsre Sittlichkeit: andere zu schätzen regiert unser Betragen.

Kunst und Wissenschaft sind Worte die man so oft braucht und deren genauer Unterschied selten verstanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.

Auch gefallen mir die Definitionen nicht die man davon giebt. Verglichen fand ich irgendwo Wissenschaft mit Witz, Kunst mit Humor. Hierin sind' ich mehr Einbildungskraft als Philosophie: es giebt uns wohl einen Begriff von dem Unterschied beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer jeden.

Ich denke Wissenschaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen; Kunst dagegen wäre Wissenschaft zur That verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft, und Kunst ihr Mechanismus, deßhalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem.

Vielleicht wird man mir einwenden: Man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch: aber ich läugne daß sie eine Kunst sey: auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man

durch Denken, Poesie nicht, denn diese ist Eingebung; sie war in der Seele empfangen als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.

Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe was wir ihm schuldig sind, und einsähe was wir ihm schuldig werden können.

In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirksame verdunkelt und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand, deßwegen man wohlthut von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben.

Chinesische, Indische, Aegyptische Alterthümer sind immer nur Curiositäten; es ist sehr wohlgethan, sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter sich aus sich selbst zu entwickeln, deßwegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

Sehen wir unsre Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir daß nichts um der Fremden willen geschehen ist.

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als Etwas vor ihm zu erscheinen.

Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun dieser Warnung nachzudenken.

Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen müßte.

Doch mag dieß auch vortheilhaft seyn, sonst unterließe man das Forschen allzufrüh.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel dran seyn. Das Wissen fördert nicht mehr, bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deßhalb darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Lorenz Sterne war geboren 1715, starb 1768. Um ihn zu begreifen darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenosse Warburton's gewesen.

Eine freie Seele wie die seine kommt in Gefahr frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

Bei leichter Berührbarkeit entwickelte sich alles von innen bei ihm heraus; durch beständigen Conflict unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am ersten fest und verhielt sich gegen das andere rücksichtslos.

Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didaktisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wogegen er den äußersten Abscheu hegte. Daher seine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachsten Studien und Lecture entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Shandeism nennt er die Unmöglichkeit über einen ernsten Gegenstand zwei Minuten zu denken.

Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Antheil und Gleichgültigkeit, von Leid und Freude soll in dem irländischen Charakter liegen.

Sagacität und Penetration sind bei ihm gränzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, finden nicht leicht ihres Gleichen.

So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art ergötzt, eben so sehr werden wir gerade in diesem Fall erinnert, daß wir von allem dem, wenigstens von dem meisten was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und sinnig benimmt, würde vielen Anderen zum Verderben gereichen.

Das Verhältniß zu seiner Frau wie zur Welt ist betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiser Mann benutzt," sagt er irgendwo.

Er scherzt gar anmuthig über die Widersprüche die seinen Zustand zweideutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen."

Er ist in nichts ein Muster und in allem ein Andeuter und Erwecker.

„Unser Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei."

„Nichts ist höher zu schätzen als der Werth des Tages."

Pereant, qui, ante nos, nostra dixerunt!

So wunderlich könnte nur derjenige sprechen, der sich einbildete ein Autochthon zu seyn. Wer sich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzustammen, wird ihnen doch wenigstens eben so viel Menschensinn zugestehen, als sich selbst.

Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen.

Daher ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Rosenzeit sieht man Rosen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem sie sind, sind auch die Gedanken.

„Nichts wird leicht ganz unparteiisch wieder dargestellt.“ Man könnte sagen: hievon mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch sehen wir unser Angesicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unsre Gestalt um, und macht unsre linke Hand zur rechten. Dieß mag ein Bild seyn für alle Betrachtungen über uns selbst.

Im Frühling und Herbst denkt man nicht leicht ans Kaminfeuer, und doch geschieht es, daß wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl das es mittheilt, so angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dieß möchte mit jeder Versuchung analog seyn.

„Sey nicht ungeduldig, wenn man deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältnissen lebt, dem begegnet freilich nicht alles was dem Menschen begegnen kann: aber doch das Analoge, und vielleicht einiges, was ohne Beispiel war.

Seite
Offne Tafel 110
Rechenſchaft 112
Ergo bibamus! 116
Muſen und Grazien in der Mark 117
Epizhanias 119
Die Luſtigen von Weimar 121
Sicilianiſches Lied 122
Schweizerlied 123
Finniſches Lied 125
Zigeunerlied 124

Aus Wilhelm Meiſter.

Mignon, drei 129. 130
Harfenſpieler, drei 131. 132
Philine, eine 132

Balladen.

Mignon 137
Der Sänger 138
Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen 139
Das Veilchen 143
Der untreue Knabe 144
Erlkönig 146
Johanna Sebus 147
Der Fiſcher 149
Der König in Thule 150
Das Blümlein Wunderſchön 151
Ritter Curts Brautfahrt 156
Hochzeitlied 156
Der Schatzgräber 159
Der Rattenfänger 160
Die Spinnerin 161
Vor Gericht 163
Der Edelknabe und die Müllerin 165
Der Junggeſell und der Mühlbach 165
Der Müllerin Verrath 167
Der Müllerin Reue 170
Wanderer und Pächterin 171

Siebente Abtheilung.

Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.

Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins Allgemeine vor —, ins Besondere nach der Erfahrung.

Eine thätige Skepsis ist die, welche unablässig bemüht ist sich selbst zu überwinden, und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverlässigkeit zu gelangen.

Das Allgemeine eines solchen Geistes ist die Tendenz, zu erforschen ob irgend einem Object irgend ein Prädikat wirklich zukomme? und geschieht diese Untersuchung in der Absicht, das als geprüft Gefundene in Praxis mit Sicherheit anwenden zu können.

Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden.

„Vollkommenheit ist die Norm des Himmels; Vollkommenes wollen die Norm des Menschen."

Nicht allein das Angeborne, sondern auch das Erworbene ist der Mensch.

Der Mensch ist genugsam ausgestattet zu allen wahren irdischen Bedürfnissen, wenn er seinen Sinnen traut und sie dergestalt ausbildet, daß sie des Vertrauens werth bleiben.

Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.

Man läugnet dem Gesicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenstände, die sich neben und übereinander befinden, zu schätzen wisse: das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugestehen.

Und doch ist dem Menschen, der nicht stationär, sondern beweglich gedacht wird, hierin die sicherste Lehre durch Parallaxe verliehen.

Die Lehre von dem Gebrauch der correspondirenden Winkel ist, genau besehen, darin eingeschlossen.

Das Thier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt die seinigen und beherrscht sie.

Anaxagoras lehrt, daß alle Thiere die thätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichsam der Dolmetscher des Verstandes ist.

Jüdisches Wesen. Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste geringste Jude, der nicht entschiedenes Bestreben verriethe, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches.

Juden-Sprache hat etwas Pathetisches.

Alle unmittelbare Aufforderung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sey, umgiebt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religios-moralisch-ästhetischen Serail.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem steckenden pedantischen Volke ein Aergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.

Dieß ist es, was man Ideologie im guten und bösen Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war.

Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen, und doch nicht recht verstehen sie vollkommen zu nutzen.

„Ich glaube einen Gott!“ Dieß ist ein schönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Keppler sagte: „mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermaßen gewahr zu werden.“ Der edle Mann fühlte, sich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Universums in genauester Verbindung stand.

Den teleologischen Beweis vom Daseyn Gottes hat die kritische Vernunft beseitigt; wir lassen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Nyphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blüthenduft und lauen Luftsäufeln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen?

Frage.

Was ist Prädestination?

Antwort.

Gott ist mächtiger und weiser als wir, darum macht er es mit uns nach seinem Gefallen.

Apokrypha. Wichtig wäre es das hierüber historisch schon Bekannte nochmals zusammenzufassen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphischen Schriften, mit denen die Gemeinden schon die ersten Jahrhunderte unserer Aera überschwemmt wurden, und woran unser Kanon noch jetzt leidet, die eigentliche Ursache sind, warum das Christenthum in keinem Momente der politischen und Kirchen-Geschichte in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte.

Das unheilbare Uebel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der Eine Theil auf Mährchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich Niemand beruhigt.

Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung seyn; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur, sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.

„Ich bin über die Wurzeln des Baumes gestolpert, den ich gepflanzt hatte.“ Das muß ein alter Forstmann gewesen seyn, der dieß gesagt hat.

Ein Blatt vom Winde hingetrieben, sieht öfters einem Vogel gleich.

Ein schäbiges Kameel trägt immer noch die Lasten vieler Esel.

Weiß denn der Sperling wie's dem Storch zu Muthe sey?

Wo Lampen brennen giebt's Oelflecken, wo Kerzen brennen giebt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, ein oft versengter Greis scheut sich zu wärmen.

Die gegenwärtige Welt ist nicht werth, daß wir etwas für sie thun: denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten; für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Werth zu erhöhen suchen.

Frage sich doch Jeder, mit welchem Organ er allenfalls in seine Zeit einwirken kann und wird.

Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt.

Wer thätig seyn will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch. Das ist der Vortheil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.

Der Augenblick ist eine Art von Publicum: man muß ihn betrügen, daß er glaube, man thue was, dann läßt er uns gewähren und im Geheimen fortführen, worüber seine Enkel erstaunen müssen.

Menschen die ihre Kenntnisse an die Stelle der Einsicht setzen.

In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahr 1830 vielleicht ungehöriger als je.

Vor der Revolution war Alles Bestreben, nachher verwandelte sich Alles in Forderung.

Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig seyn wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus: denn die Macht soll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt sich immer lesen: denn der Uebermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag sich wenigstens redend äußern. „Laßt sie singen, wenn sie nur bezahlen!“ sagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man lies't sie alsdann zusammen; so zeigt sich erst wie viel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, besonders ist sie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zustandes kirrt der Zeitungsschreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger, und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entscheidung eintritt und das Geschehene wie eine Gottheit angestaunt wird.

Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dieß früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit seiner Schönen nie besser steht, als wenn man seinen Rivalen lobt. Alsdann geht ihr das Herz auf, jede Sorge euch zu verletzen, die Furcht euch zu verlieren ist verschwunden; sie macht euch zum Vertrauten und ihr überzeugt euch mit Freuden, daß ihr es seyd, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn ihr guten Humor genug habt, andern die abfallenden Blätter zu überlassen.

Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im Stande ist.

Eitelkeit ist eine persönliche Ruhmsucht; man will nicht wegen seiner Eigenschaften, seiner Verdienste, Thaten geschätzt, geehrt, gesucht werden; sondern um seines individuellen Daseyns willen. Am besten kleidet die Eitelkeit deßhalb eine frivole Schöne.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen.

Man hat sich auf eine dringend-liebevolle und anmuthige Weise beklagt, daß ich meine Gedanken über auswärtige Literaturen lieber mittheile als über die unsrige; und es ist doch ganz natürlich. Die Fremden erfahren entweder nicht, was ich von ihnen sage, sie kümmern sich nicht darum, oder lassen sich's gefallen. Man ist nicht unhöflich in die Ferne. Aber in der Nähe soll man, wie in guter Gesellschaft, nichts Verletzendes vorbringen, und doch wird jede Mißbilligung als eine Verletzung angesehen.

Classisch ist das Gesunde, Romantisch das Kranke.

Ovid blieb classisch auch im Exil, er sucht sucht sein Unglück nicht in sich, sondern in seiner Entfernung von der Hauptstadt der Welt.

Das Romantische ist schon in seinen Abgrund verlaufen, das Gräßlichste der neueren Productionen ist kaum noch gesunkener zu denken.

Engländer und Franzosen haben uns darin überboten. Körper, die bei Leibesleben verfaulen und sich in detaillirter Betrachtung ihres Verwesens

erbauen; Todte, die zum Verderben anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin ſind unſere Producenten gelangt.

Im Alterthum ſpuken dergleichen Erſcheinungen nur wie ſeltene Krankheitsfälle, bei den Neueren ſind ſie endemiſch und epidemiſch geworden.

Die Literatur verdirbt ſich nur in dem Maaße als die Menſchen verdorbener werden.

Was iſt das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß.

Das Wahre, Gute und Vortreffliche iſt einfach und ſich immer gleich, wie es auch erſcheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, iſt höchſt mannichfaltig, in ſich ſelbſt verſchieden; und nicht allein gegen das Gute und Wahre, ſondern auch gegen ſich ſelbſt kämpfend, mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Daher müſſen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

Bei den Griechen, deren Poeſie und Rhetorik einfach und poſitiv war, erſcheint die Billigung öfters als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen iſt es umgekehrt, und jemehr ſich Poeſie und Redekunſt verdirbt, deſtomehr wird der Tadel wachſen und das Lob ſich zuſammenziehen.

Es giebt empiriſche Enthuſiaſten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Producten, aber mit einer Ekſtaſe ſich erweiſen, als wenn ſonſt in der Welt nichts Vorzügliches zu ſehen geweſen wäre.

Sakontala. Hier erſcheint der Dichter in ſeiner höchſten Function; als Repräſentant des natürlichſten Zuſtandes, der feinſten Lebensweiſe, des reinſten ſittlichen Beſtrebens, der würdigſten Majeſtät und der ernſteſten Gottesverehrung wagt er ſich in gemeine und lächerliche Gegenſätze.

Heinrich der Vierte, von Shakspeare. Wenn alles verloren wäre was je dieser Art geschrieben zu uns gekommen, so könnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstellen.

Eulenspiegel. Alle Hauptspäße des Buches beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.

Mythologie = Luxe de Croyance. Beim Uebersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen, alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens, soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist sogleich todt, wenn es nicht durch ein folgendes dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geselliges Gespräch! Gelangt das Wort nicht schon todt zu dem Hörer, so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen, und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geschriebene den Vortheil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt ist.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerspruch zu erleiden.

Was man mündlich ausspricht muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet seyn; was man schreibt widme man der Ferne, der Folge.

Seite
Wirkung in die Ferne 176
Die wandelnde Glocke 178
Der getreue Eckart 179
Gutmann und Gutweib 181
Der Todtentanz 185
Der Zauberlehrling 188
Die Braut von Corinth 188
Der Gott und die Bajadere 195
Paria 198
Des Paria Gebet 199
Legende 200
Dank des Paria 205
Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga 205

Antiker Form ſich nähernd.

Herzog Leopold von Braunſchweig 211
Dem Ackermann 211
Anakreons Grab 211
Die Geſchwiſter 212
Zeitmaaß 212
Warnung 212
Süße Sorgen 212
Einſamkeit 213
Erkanntes Glück 213
Ferne 213
Erwählter Fels 213
Ländliches Glück 214
Philomele 214
Geweihter Platz 214
Der Park 215
Die Lehrer 215
Verſuchung 215
Ungleiche Heirath 216
Heilige Familie 216
Entſchuldigung 216
Feldlager 216
An die Knappſchaft zu Tarnowitz 217
Sakontala 217

Die Dialektik ist die Ausbildung des Widerspruchsgeistes, welcher dem Menschen gegeben, damit er den Unterschied der Dinge erkennen lerne.

Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wieder einmal zusammen; mit eigentlich Widergesinnten versucht man umsonst Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unsrige nicht achten.

Diejenigen, welche widersprechen und streiten, sollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache Jedem verständlich sey.

Es hört doch Jeder nur was er versteht.

Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leser widerspricht, aber er muß doch stehen lassen was er schwarz auf weiß vor sich hat. Ein anderer stimmt vielleicht mir bei, eben dasselbe Exemplar in der Hand.

Die wahre Liberalität ist Anerkennung.

Die schwer zu lösende Aufgabe strebender Menschen ist, die Verdienste älterer Mitlebenden anzuerkennen und sich von ihren Mängeln nicht hindern zu lassen.

Es giebt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.

Es giebt viele Menſchen, die ſich einbilden, was ſie erfahren, das verſtünden ſie auch.

Das Publicum will wie Frauenzimmer behandelt ſeyn: man ſoll ihnen durchaus nichts ſagen als was ſie hören möchten.

Jedem Alter des Menſchen antwortet eine gewiſſe Philoſophie; das Kind erſcheint als Realiſt, denn es findet ſich ſo überzeugt von dem Daſeyn der Birnen und Aepfel als von dem ſeinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenſchaften beſtürmt, muß auf ſich ſelbſt merken, ſich vorfühlen, er wird zum Idealiſten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Urſache: er thut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte ſey. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Urſache den Verſtand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher ſich über eine falſche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird ſich immer zum Myſticismus bekennen; er ſieht, daß ſo vieles vom Zufall abzuhängen ſcheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige ſchlägt fehl, Glück und Unglück ſtellen ſich unerwartet ins Gleiche; ſo iſt es, ſo war es und das hohe Alter beruhigt ſich in Dem der da iſt, der da war und der da ſeyn wird.

Wenn man älter wird, muß man mit Bewußtſeyn auf einer gewiſſen Stufe ſtehen bleiben.

Es ziemt ſich dem Bejahrten weder in der Denkweiſe noch in der Art ſich zu kleiden der Mode nachzugehen.

Aber man muß wiſſen wo man ſteht und wohin die Andern wollen.

Was man Mode heißt iſt augenblickliche Ueberlieferung. Alle Ueberlieferung führt eine gewiſſe Nothwendigkeit mit ſich, ſich ihr gleich zu ſtellen.

Man hat ſich lange mit der Kritik der Vernunft beſchäftigt; ich wünſchte eine Kritik des Menſchenverſtandes. Es wäre eine wahre Wohlthat fürs Menſchengeſchlecht, wenn man dem Gemein-Verſtand bis zur Ueberzeugung nachweiſen könnte, wie weit er reichen kann, und das iſt gerade ſo viel als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

„Genau beſehen iſt alle Philoſophie nur der Menſchenverſtand in amphiguriſcher Sprache.“

Der Menſchenverſtand, der eigentlich aufs Praktiſche angewieſen iſt, irrt nur alsdann, wenn er ſich an die Auflöſung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie ſich ſelten in den Kreis zu finden wo jener wirkt und weſt.

Denn eben wenn man Probleme, die nur dynamiſch erklärt werden können, bei Seite ſchiebt, dann kommen mechaniſche Erklärungsarten wieder zur Tagesordnung.

In Rückſicht aufs Praktiſche iſt der unerbittliche Verſtand Vernunft; weil, vis-à-vis des Verſtandes, es der Vernunft Höchſtes iſt, den Verſtand unerbittlich zu machen.

Alle Empiriker ſtreben nach der Idee und können ſie in der Mannichfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker ſuchen ſie im Mannichfaltigen und können ſie darin nicht auffinden.

Beide jedoch finden ſich im Leben, in der That, in der Kunſt zuſammen. Das iſt ſo oft geſagt, wenige aber verſtehen es zu nutzen.

Der denkende Mensch irrt besonders, wenn er sich nach Ursach und Wirkung erkundigt; sie beide zusammen machen das untheilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß ist auf dem rechten Wege zum Thun, zur That. Das genetische Verfahren leitet uns schon auf bessere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

Alle praktische Menschen suchen die Welt handrecht zu machen, alle Denker wollen sie kopfrecht haben. Wie weit es jedem gelingt mögen sie zusehen.

Die Realen.

Was nicht geleistet wird, wird nicht verlangt.

Die Idealen.

Was verlangt wird, ist nicht gleich zu leisten.

Daß man gerade nur denkt, wenn man das worüber man denkt nicht ausdenken kann.

Was ist das Erfinden?
Es ist der Abschluß des Gesuchten.

Was ist der Unterschied zwischen Axiom und Enthymem? Axiom, was wir von Haus aus ohne Beweis anerkennen; Enthymem, was uns an viele Fälle erinnert und das zusammenknüpft was wir schon einzeln erkannten.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sey vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, deste schwierigere Probleme thun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Jedes Phänomen iſt zugänglich wie ein planum inclinatum, das bequem zu erſteigen iſt, wenn der hintere Theil des Keiles ſchroff und unerreichbar daſteht.

Wer ſich in ein Wiſſen einlaſſen ſoll, muß betrogen werden oder ſich ſelbſt betrügen, wenn äußere Nöthigungen ihn nicht unwiderſtehlich beſtimmen. Wer würde Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor ſich ſähe, die ſeiner warten?

Wie viele Jahre muß man nicht thun, um nur einigermaßen zu wiſſen, was und wie es zu thun ſey.

Falſche ſinnliche Tendenzen ſind eine Art realer Sehnſucht, immer noch vortheilhafter als die falſche Tendenz, die ſich als ideelle Sehnſucht ausdrückt.

Minor. Harmonie der Sehnſucht.

Die Sehnſucht, die nach Außen in die Ferne ſtrebt, ſich aber melodiſch in ſich ſelbſt beſchränkt, erzeugt den Minor.

Lüſternheit iſt ein Spiel mit dem zu Genießenden und mit dem Genoſſenen.

Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung ſich ſpät aufdringt, gewinnt nur bittere Freiheit.

Pflicht; wo man liebt was man ſich ſelbſt befiehlt.

Verschiedenes Einzelne über Kunst.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deßwegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes, sie ruht auf ihrem eignen Ernst; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack giebt.

In Rembrandt's trefflicher Radirung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen, ist die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgiebt, in die vorwärts wirkende Hand gleichsam gefahren, welche nun in göttlicher That glanzumgeben derb zuschlägt. Um das Haupt ist's, wie auch das Gesicht, dunkel.

Es ist eine Tradition: Dädalus der erste Plastiker habe die Erfindung der Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl nichts vorgekommen seyn, aber der große Mann hat wahrscheinlich vorempfunden, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden müsse.

Bei Gelegenheit der Berlinischen Vorbilder für Fabricanten kam zur Sprache: ob so großer Aufwand auf die höchste Ausführung der Blätter wäre nöthig gewesen? Wobei sich ergab, daß gerade den talentvollen jungen Künstler und Handwerker die Ausführung am meisten reizt, und daß er durch Beachtung und Nachbildung derselben erst befähigt wird, das Ganze und den Werth der Formen zu begreifen.

Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Ort niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbei bewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straßen anfügen! An wohlschützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist kann nicht sinken, die Thätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Function, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand: ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses theilhaftig. Man gewöhne sich in Sanct Peter auf und ab zu gehen und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir auszusprechen gewagt.

Dagegen in einer schlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Besen die Häuser zusammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüste eines düstern Zustandes; dem fremden Eintretenden jedoch ist es zu Muthe, als wenn er Dudelsack, Pfeifen und Schellen-Trommeln hörte und sich bereiten müßte Bärentänzen und Affensprüngen beizuwohnen.

Naivität und Humor

Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten wenn sie sich mit edlen, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem weil er ihn nach eigner Weise behandelt.

Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, insofern es sittlich gefällig ist, nennen wir naiv. Naive Gegenstände sind also das Gebiet der Kunst, die ein sittlicher Ausdruck des Natürlichen seyn soll. Gegenstände die nach beiden Seiten hinweisen sind die günstigsten.

Das Naive als natürlich ist mit dem Wirklichen verschwistert. Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel, deßhalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja indem er es aufnimmt ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Raphael ist unter den neuern Künstlern auch hier wohl der reinste. Er ist durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich worauf die Anbetung der Könige abgebildet ist, eine überschwenglich herrliche Composition, zeigt, von dem ältesten anbetenden Fürsten bis zu den Mohren und Affen die sich auf den Kameelen mit Aepfeln ergötzen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joseph auch ganz naiv charakterisirt werden als Pflegevater, der sich über die eingekommenen Geschenke freut.

Auf den heiligen Joseph überhaupt haben es die Künstler abgesehen. Die Byzantiner, denen man nicht nachsagen kann daß sie überflüssigen Humor anbrächten, stellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrießlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere schauen hinein,

verwundert, statt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmlisch anmuthiges Geschöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling, die Mutter sitzt still dabei; St. Joseph aber sitzt abgewendet und kehrt unmuthig den Kopf nach der sonderbaren Scene.

Der Humor ist eins der Elemente des Genie's, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.

Hierüber kann eine Arbeit anmuthig aufklären die wir vorbereiten: sämmtliche Künstler nämlich, die uns schon von so manchen Seiten bekannt sind, ausschließlich von der ethischen zu betrachten, aus den Gegenständen und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln was Zeit und Ort, Nation und Lehrmeister, was eigne, unzerstörliche Individualität beigetragen sich zu dem zu bilden was sie wurden, sie bei dem zu erhalten was sie waren.

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen; darum scheint es eine Thorheit sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt.

Aphorismen

Freunden und Gegnern zur Verständigung

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit verwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig seyn sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertiget, ist nicht immer im Stande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, so wie das Leben, zerstört werde.

Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligiren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu seyn.

Eben so geht's allen die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben, dann soll es eine schöne Natur geben. Man soll wählen; doch wohl das Beste! und woran soll man's erkennen? nach welcher Norm soll man wählen? und wo ist denn die Norm? doch wohl nicht auch in der Natur?

Der Chinese in Rom . . . . . Seite
Physiognomische Reisen 217
Spiegel der Muse 218
Phöbos und Hermes 218
Der neue Amor 219
Die neue Sirene 219
Die Kränze 219
Schweizerreise 220
. 220

Elegien.

I. Römische. Zwanzig . . . . . 225—241
II. Alexis und Dora 242
Der neue Pausias 248
Euphrosyne 255
Das Wiedersehen 260
Amyntas 261
Hermann und Dorothea 262

Episteln.

Episteln. Zwei . . . . . 267—272

Epigramme.

Von Venedig. Hundert und Vier . . . . . 275—294

Weissagungen des Bakis.

Zwei und Dreißig . . . . . 297—302

Vier Jahreszeiten.

Hundert und Sieben . . . . . 305—346

Noten.

Ueber die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen . 349—392

Und gesetzt, der Gegenstand wäre gegeben, der schönste Baum im Walde, der in seiner Art als vollkommen auch vom Förster anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und suche mir die schönste Seite. Ich trete weit genug weg um ihn völlig zu übersehen; ich warte ein günstiges Licht ab, und nun soll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen seyn!

Der Laie mag das glauben; der Künstler, hinter den Coulissen seines Handwerks, sollte aufgeklärter seyn.

Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von außen), sondern der Mensch. (Natur von innen.)

Wir wissen von keiner Welt, als in Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Zielpunkte des mannichfaltigen Spiels wagrechter Linien bannte, erfand das Princip der Perspective.

Wer zuerst aus der Systole und Diastole zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Synkrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Principien des Colorits entdeckt.

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreuet euch wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt ſeyn, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden; wirken und nicht ins Allgemeine greifen: deßwegen jede Geſchichte der Erfindung ſich mit den wunderbarſten Räthſeln herumſchlägt.

Es iſt ſo ſchwer etwas von Muſtern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will ſo gut verdaut ſeyn, als der Stoff, ja ſie verdaut ſich viel ſchwerer.

Mancher hat nach der Antike ſtudirt und ſich ihr Weſen nicht ganz zugeeignet. Iſt er darum ſcheltenswerth?

Die höheren Forderungen ſind an ſich ſchon ſchätzbarer auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

Das trocken Naive, das ſteif Wackere, das ängſtlich Rechtliche, und womit man ältere deutſche Kunſt charakteriſiren mag, gehört zu jeder früheren einfacheren Kunſtweiſe. Die alten Venetianer, Florentiner u. ſ. w. haben das alles auch.

Und wir Deutſchen ſollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben! —

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, ſich nie zur Idee des Ebenmaaßes der Schönheit, ja ſogar nie zum Gedanken einer ſchicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, ſollen wir auch immer an der Erde kleben! —

Albrecht Dürern förderte ein höchſt inniges realiſtiſches Anſchauen, ein liebenswürdiges menſchliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zuſtände. Ihm ſchadete eine trübe, form- und bodenloſe Phantaſie.

Wie Martin Schön neben ihm ſteht, und wie das deutſche Verdienſt ſich dort beſchränkte, wäre intereſſant zu zeigen, und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

Löſ'te ſich doch in jeder italiäniſchen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordiſche Künſtler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopſtock vom Reim erlöſ'te und Voß uns proſodiſche Muſter gab, ſo ſollen wir wohl wieder Knittelverſe machen wie Hans Sachs.

Laßt uns doch vielſeitig ſeyn! Märkiſche Rübchen ſchmecken gut, am beſten gemiſcht mit Caſtanien. Und dieſe beiden edlen Früchte wachſen weit auseinander.

Erlaubt uns in unſern vermiſchten Schriften doch neben den abend- und nordländiſchen Formen auch die morgen- und ſüdländiſchen.

Man iſt nur vielſeitig, wenn man zum Höchſten ſtrebt, weil man muß (im Ernſt), und zum Geringern hinabſteigt, wenn man will (zum Spaß).

„An meinen Bildern müßt ihr nicht schnuffeln, die Farben sind ungesund.“

Rembrandt.

In allen Künsten giebt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen so zu sagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich denselben zu überschreiten wenn nicht die Kunst zu Hülfe kommt.

Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers, er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen sind die Productionen eines solchen Original-Genie's meistens Reminiscenzen; wer Erfahrung hat wird sie einzeln nachweisen können.

Selbst das mäßige Talent hat immer Geist in Gegenwart der Natur; deßwegen einigermaßen sorgfältige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorbringen gelingt selbst den Besten nicht immer.

Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so daß der Begriff im Bilde immer noch begränzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sey.

Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild und so daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt, und selbst in allen Sprachen ausgesprochen doch unaussprechlich bliebe.

Jungen Künstlern empfohlen.

Die Dilettanten, wenn sie das Möglichste gethan haben, pflegen zu ihrer Entschuldigung zu sagen, die Arbeit sey noch nicht fertig. Freilich kann sie nie fertig werden, weil sie nie recht angefangen ward. Der Meister stellt sein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, schon ist es vollendet. Der geschickteste Dilettant tastet im Ungewissen, und wie die Ausführung wächst, kommt die Unsicherheit der ersten Anlage immer mehr zum Vorschein. Ganz zuletzt entdeckt sich erst das Verfehlte, das nicht auszugleichen ist, und so kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunst giebt es keine Vorschule, wohl aber Vorbereitungen; die beste jedoch ist die Theilnahme des geringsten Schülers am Geschäft des Meisters. Aus Farbenreibern sind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein anderes ist die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menschen durch einen bedeutenden Künstler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

Der junge Künstler geselle sich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute, er merke sich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauerburschen ein paar Ohren wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Gestalten einen edlern freiern Anstand zu geben weiß, so begreift kein Mensch, wo er's her hat, und jedermann schwört, er hätte es von der Antike genommen.

Ferner, wenn sich Seiltänzer und Kunstreiter einfinden, versäume er nicht auf diese genau zu achten. Das Uebertriebene, Falsche, Handwerksmäßige lehne er ab, aber er lerne auffassen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menschliche Körper fähig ist.

Der junge Künstler versäume die Thiergestalten nicht, von Pferden und Hunden suche er sich den Hauptbegriff zu gewinnen; auch wilden fremden Geschöpfen erweise er seine Aufmerksamkeit und Achtung.

Von der Nothwendigkeit: daß der bildende Künstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derselben überhaupt sind wir genugsam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines so löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unserer Ueberzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeschlossen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es steht manches Schöne isolirt in der Welt, doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erst ihren Reiz durch das Insect das ihr anhängt, durch den Thautropfen der sie befeuchtet, durch das Gefäß woraus sie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So ist es mit menschlichen Figuren und so mit Thieren aller Art beschaffen.

Der Vortheil, den sich der junge Künstler hiedurch verschafft, ist gar mannichfaltig. Er lernt denken, das Passende gehörig zusammenbinden,

Landschaften, so widerwärtige grelle Töne dem Auge darstellen und vor aller Harmonie zu fliehen scheinen? so geben sie wohl ganz dreist und getrost zur Antwort: sie sähen die Natur genau auf solche Weise.

Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sey, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Der zur Vernunft geborne Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel, oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenso wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Composition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt um eigentlicher Künstler zu seyn, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das was mit uns geboren ist, sondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

Deutſches Theater.

Das Wort Schule, wie man es in der Geſchichte der bildenden Kunſt nimmt, wo man von einer Florentiniſchen, Römiſchen und Venetianiſchen Schule ſpricht, wird ſich künftighin nicht mehr auf das deutſche Theater anwenden laſſen. Es iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich vor dreißig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beſchränkteren Umſtänden ſich eine natur- und kunſtgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau geſehen gilt auch in der bildenden Kunſt das Wort Schule nur von den Anfängen: denn ſobald ſie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt ſie alſobald in die Weite. Florenz beweiſ't ſeinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutſche lernen von den Italiänern und erwerben ſich mehr Freiheit in Geiſt und Sinn, anſtatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueſte Ausführung von Norden her gewinnen.

Das deutſche Theater befindet ſich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergeſtalt verbreitet iſt, daß ſie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem beſondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatraliſchen Kunſt, wie einer jeden andern, iſt das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieſes iſt, auf je höherem Punkte Dichter und Schauſpieler es zu faſſen verſtehen, eines deſto höhern Ranges wird ſich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutſchland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden iſt und auch außerhalb des Theaters ſich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun beim Vorleſen jene ganz allein zu beachten und zu üben iſt, ſo wird offenbar, daß Vorleſungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müſſen, wenn Männer, die ein ſolches Geſchäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen ſind.

Shakspeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent, der deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsre eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falsches Shakspeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit historisch bemerken.

Eine völlige Gleichstellung mit dem spanischen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat so viel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter schwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durchzuerkennen. Und bringt man so etwas irgend einem Publicum, so setzt man bei demselben immer guten Willen voraus, daß es geneigt sey, auch das Weltfremde zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeit lang herauszugehen.

Einen wundersamen Anblick geben des Aristoteles Fragmente des Tractats über die Dichtkunst. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt, wie unsereiner, der einen bedeutenden Theil des Lebens auf diese Kunst verwendet und selbst viel darin gearbeitet hat; so sieht man erst, daß man sich vor allen Dingen mit der philosophischen Denkart des

Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise sich hinabzuschwingen;
Hier theilt' er steigend sich um Wald und Höhn.

Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen, wie er dieſe Kunſterſcheinung angeſehen habe; außerdem verwirrt er unſer Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Alleräußerlichſte ſeiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.

Des tragiſchen Dichters Aufgabe und Thun iſt nichts anders als ein pſychiſch-ſittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargeſtellt, in der Vergangenheit nachzuweiſen.

Was man Motive nennt ſind alſo eigentlich Phänomene des Menſchengeiſtes, die ſich wiederholt haben und wiederholen werden und die der Dichter nur als hiſtoriſche nachweiſ't.

Ein dramatiſches Werk zu verfaſſen, dazu gehört Genie. Am Ende ſoll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verſtand verwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafte klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Ueber Naturwissenschaft.

Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.

I.

Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muß nothwendig eine Krise entstehen: denn es wird die Differenz offenbar zwischen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und solchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich.

Diejenigen, welche ich Universalisten nennen möchte, sind überzeugt und stellen sich vor: daß alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannichfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden sey; die andern, die ich Singularisten benennen will, gestehen den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, ja sie beobachten, bestimmen und lehren hiernach: aber immer wollen sie Ausnahmen finden, da wo der ganze Typus nicht ausgesprochen ist, und darin haben sie recht. Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verhüllt, und läugnen, wenn sie sich verbirgt. Da nun beide Vorstellungsweisen ursprünglich sind und sich einander ewig gegenüberstehen werden, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben, so hüte man ja sich vor aller Controvers und stelle seine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern thun muß: so wie an einem Spiele wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen; dieß versucht nun ein jeder auf seine Weise und läßt sich nicht gern einreden. Mag das also geschehen, und beobachten wir nur vor allem genau: wie nah oder fern ein jeder von uns stehe, und vertragen uns sodann vorzüglich mit denjenigen, die sich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe, und erweise sich frisch und treu, alles zu beachten, was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meisten dasjenige, was uns widerstrebt: denn dadurch wird man am ersten das Problematische gewahr, welches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in diesem so wohl bearbeiteten Felde persönlich weiter wirke, doch behalte ich mir vor, auf diese oder jene Wendung des Studiums, auf diese oder jene Schritte der Einzelnen aufmerksam zu seyn und aufmerksam zu machen.

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt er sich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es giebt wohl zu diesem oder jenem Geschäft von Natur unzulängliche Menschen; Uebereilung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortschritte lähmen. Dieß gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reich der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen

entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deßwegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht als der selbstständigen That: diese thut sich selbst, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunststreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist alles gegeben: es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es nothwendig irre werden: deßwegen es mit allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment, wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.

Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns bei allem, was für dieselben geschieht, gewisse Epochen, die bald schneller, bald langsamer auf einander folgen. Eine bedeutende Ansicht, neu oder erneut, wird ausgesprochen; sie wird anerkannt, früher oder später; es finden sich Mitarbeiter; das Resultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Ansicht wahr oder falsch sey; beides macht denselben Gang, beides wird zuletzt eine Phrase; beides prägt sich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke besonders bei, die encyklopädisch das Wahre und Falsche des Tages überliefern. Hier kann die Wissenschaft nicht bearbeitet werden; sondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deßwegen sehen solche Werke nach fünfzig Jahren gar wunderlich aus.

Zuerſt belehre man ſich ſelbſt, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

Theorien ſind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verſtandes, der die Phänomene gern los ſeyn möchte und an ihrer Stelle deßwegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einſchiebt. Man ahnet, man ſieht auch wohl, daß es nur ein Behelf iſt; liebt ſich nicht aber Leidenſchaft und Parteigeiſt jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da ſie ihrer ſo ſehr bedürfen.

Unſere Zuſtände ſchreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein- wie das anderemal: in uns ſelbſt liegt das Räthſel, die wir Ausgeburt zweier Welten ſind. Mit der Farbe geht's eben ſo; bald ſucht man ſie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann ſie gerade da nicht finden, wo ſie zu Hauſe iſt.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologiſche Experimentalphyſik verträgt und alle jene Spiegelfechtereien aus Tageslicht bringt, welche den Verſtand hintergehen, ſich eine Ueberzeugung erſchleichen, und was das Schlimmſte daran iſt, durchaus jeden praktiſchen Fortſchritt verhindern. Die Phänomene müſſen ein- für allemal aus der düſtern empiriſch-mechaniſch-dogmatiſchen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menſchenverſtandes gebracht werden.

Daß Newton bei ſeinen prismatiſchen Verſuchen die Oeffnung ſo klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtſtrahl bequem zu ſymboliſiren, hat eine unheilbare Verirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden.

Durch dieſes kleine Löchlein ward **Malus** zu einer abenteuerlichen Theorie getrieben, und wäre **Seebeck** nicht ſo umſichtig, ſo müßte er verhindert werden, den Urgrund dieſer Erſcheinungen, die entoptiſchen Figuren und Farben zu entdecken.

Was aber das Allerseltsamste ist: der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrthum selbst deßhalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Nearc, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „das prismatische Bild sey keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens mit Farbensäumen geschmückt: im prismatischen Bilde gebe es kein ursprünglich Grün, dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so daß ein schwarzer Streif eben so gut als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier von Auflösen reden wolle." Genug, alles, was wir seit vielen Jahren dargethan haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Refrangibilität nicht los, doch kehrt er sie um und ist wo möglich noch befangener als sein großer Meister. Anstatt durch diese neue Ansicht begeistert aus jenem Chrysalidenzustande sich herauszureißen, sucht er die schon erwachsenen und entfalteten Glieder aufs neue in die alten Puppenschalen unterzubringen.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt erfreuen sie uns.

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

Alles Lebendige bildet eine Atmosphäre um sich her.

Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie suchte

nicht das französische stille Conventikel die Herrschaft Richelieu's abzulehnen! wie verhinderte der englische Oxforder und Londoner Verein den Einfluß der Lieblinge Carl's des Zweiten!

Da es aber einmal geschehen war und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Processionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre habe ich dergleichen weitläufig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deßwegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden, und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen.

Eben so begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Cirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Spreu von geriebenem Bernstein angezogen, steht mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ja ist eine und eben dieselbe Erscheinung. Dieses Mikromegische gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künstelei bemächtigt sich unser und weiß sich überall geltend zu machen.

Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen, oder sie in die Enge treiben können.

Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein: läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

II.

In New-York sind neunzig verschiedene christliche Confessionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter aneinander irre zu werden. In der Naturforschung, ja in jeder Forschung, müssen wir es so weit bringen; denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität spricht und den andern hindern will nach seiner Weise zu denken und sich auszusprechen!

Der eingeborenste Begriff, der nothwendigste, von Ursach' und Wirkung wird in der Anwendung die Veranlassung zu unzähligen sich immer wiederholenden Irrthümern.

Ein großer Fehler den wir begehen ist, die Ursache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Senne dem Pfeil den sie fortschnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Ursache und Wirkung immer zusammengedacht und also im Geiste angenähert werden.

Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deßhalb am begreiflichsten; weßhalb wir uns gern als mechanisch denken was höherer Art ist.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches Verfahren, z. B. die Wirkung daß ein Mensch getödtet, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse.

Der Granit verwittert auch sehr gern in Kugel- und Ei-Form; man hat daher keineswegs nöthig die in Norddeutschland häufig gefundenen Blöcke, solcher Gestalten wegen, als im Wasser hin- und hergeschoben und durch Stoßen und Wälzen enteckt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, iſt eigentlich ein verſteckter Anthropomorphismus, es iſt des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß ſinkt nieder, der zurückgebliebene ſtrebt vorwärts und fällt; und immer ſo fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demſelben Wege den Vergleich von dem Schlittſchuhfahren hernähme? wo das Vorwärtsbringen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine ſolche Anregung zu geben, daß ſein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeit lang ſich vorwärts zu bewegen die Beſtimmung erhält.

Induction habe ich mir nie ſelbſt erlaubt, wollte ſie ein anderer gegen mich gebrauchen, ſo wußt' ich ſolche ſogleich abzulehnen.

Mittheilung durch Analogien halt' ich für ſo nützlich als angenehm; der analoge Fall will ſich nicht aufdringen, nichts beweiſen; er ſtellt ſich einem andern entgegen, ohne ſich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen ſich nicht zu geſchloſſenen Reihen, ſie ſind wie gute Geſellſchaft, die immer mehr anregt als giebt.

Irren heißt, ſich in einem Zuſtande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrthum ſich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Man ſagt gar gehörig: das Phänomen iſt eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Urſache. Es fällt dem Menſchen ſo ſchwer Grund und Urſache zu finden, weil ſie ſo einfach ſind daß ſie ſich dem Blick verbergen.

Was hat man ſich nicht mit dem Granit beſchäftigt! man hat ihn mit in die neueren Epochen herangezogen, und doch entſteht keiner mehr vor unſern Augen. Geſchäh' es im tiefſten Meeresgrunde, ſo hätten wir keine Kenntniß davon.

Kein Phänomen erklärt ſich an und aus ſich ſelbſt: nur viele zuſammen überſchaut, methodiſch geordnet, geben zuletzt etwas was für Theorie gelten könnte.

Bei Erweiterung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nöthig; ſie geſchieht meiſtens nach neueren Maximen, bleibt aber immer proviſoriſch.

Männer vom Fach bleiben im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer wenn er die Nothwendigkeit fühlt nachzufolgen.

Deßwegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowohl das neu Empiriſch-Aufgefundene als die neubeliebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie iſt dieß höchſt nöthig, wo die Kryſtallographie ſo große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu beſtimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei willkommene: Leonhard und Cleaveland.

Wenn wir das was wir wiſſen nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, ſo erhält es einen ſonderbaren Reiz der Neuheit und friſchen Anſehens.

Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuſchlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſchöner Bild ſah' ich in meinem Leben,
Sie ſah' mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß?
Du kennſt mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß
Sah' ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Wenn zwei Meister derselben Kunst in ihrem Vortrag von einander differiren, so liegt wahrscheinlicherweise das unauflösliche Problem in der Mitte zwischen beiden.

Die Gegnesie des Herrn d'Aubuissen de Voisins, übersetzt vom Herrn Wiemann, wie sie mir zu Handen kommt, fordert mich in diesem Augenblicke auf vielfache Weise, ob sie mich gleich im Hauptsinne betrübt; denn hier ist die Gegnesie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Ansicht der Weltoberfläche ruhen sollte, aller Anschauung beraubt, und nicht einmal in Begriffe verwandelt, sondern auf Nomenclatur zurückgeführt, in welcher letzten Rücksicht sie freilich einem jeden und auch mir förderlich und nützlich ist.

Die Kreise des Wahren berühren sich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug sich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert sich nicht um irgend einen Irrthum; sie selbst kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert was daraus erfolgen möge.

Natur hat zu nichts gesetzmäßige Fähigkeit, was sie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, sondern auch das Derbe und Dichte drängt sich zur Gestalt; ganze Massen sind von Natur und Grund aus krystallinisch; in einer gleichgültigen formlosen Masse entsteht durch stöchiometrische Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erscheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die Mineralien-Händler beklagen sich, daß sich die Liebhaberei zu ihrer Waare in Deutschland vermindere, und geben der eindringlichen Krystallographie die Schuld. Es mag seyn; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Bestreben, die Gestalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewisse Exemplare kostbarer machen.

Krystallographie so wie Stöchiometrie vollendet auch den Oryktognosten: ich aber finde daß man seit einiger Zeit in der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorlesungen und zugleich zum Selbstgebrauch, vielleicht gar als Theile zu einer wissenschaftlichen Encyklopädie, sind nicht zu billigen: der Verleger kann sie bestellen, der Schüler nicht wünschen.

Lehrbücher sollen anlockend seyn; das werden sie nur, wenn sie die heiterste zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbieten.

Alle Männer vom Fach sind darin sehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt ist das Unnütze zu ignoriren.

„Wir gestehn lieber unsre moralischen Irrthümer, Fehler und Gebrechen, als unsre wissenschaftlichen."

Das kommt daher, weil das Gewissen demüthig ist und sich sogar in der Beschämung gefällt; der Verstand aber ist hochmüthig, und ein abgenöthigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aus diesem Grunde geschieht auch, daß offenbarte Wahrheiten, erst im Stillen zugestanden, sich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geläugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erscheinen mag.

Unwiſſende werfen Fragen auf, welche von Wiſſenden vor tauſend Jahren ſchon beantwortet ſind.

Carteſius ſchrieb ſein Buch de Methodo einigemale um, und wie es jetzt liegt kann es uns doch nichts helfen. Jeder, der eine Zeit lang auf dem redlichen Forſchen verharrt, muß ſeine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Urſache hierauf zu achten.

So ganz leere Worte, wie die von der Decompoſition und Polariſation des Lichts, müſſen aus der Phyſik hinaus wenn etwas aus ihr werden ſoll. Doch wäre es möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Geſpenſter noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüber ſpuken.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige, was niemand zugiebt, niemand hören will, muß deſto öfter wiederholt werden.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erſcheinungen und wiſſen keineswegs wie wir zur Urfrage kommen ſollen.

In Wiſſenſchaften, ſo wie auch ſonſt, wenn Einer ſich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollſtändigkeit am Ende nichts übrig als Wahrheit für Irrthum, Irrthum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht alles ſelbſt unterſuchen, muß ſich an Ueberlieferung halten, und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen ſeiner Gönner fröhnen. Mögen ſich die ſämmtlichen akademiſchen Lehrer hiernach prüfen.

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt schon oft drüber hinaus: wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

Man erkundige sich ums Phänomen, nehme es so genau damit als möglich und sehe wie weit man in der Einsicht und in praktischer Anwendung damit kommen kann, und lasse das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Physiker: sie gehen gerade aufs Problem los und verwickeln sich unterwegs in so viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Aussicht verschwindet.

Deßhalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie sollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen ist und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer dieß vermöchte hätte jeden Preis wohl verdient.

Da seit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen sich frisch illuminirte Tafeln nöthig. Indem ich nun dieses kleine Geschäft besorge, muß ich lächeln, welche unsägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige sowohl als das Absurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man beides erfassen und anerkennen.

Der Newtonische Irrthum steht so nett im Conversations-Lexikon, daß man die Octavseite nur auswendig lernen darf, um die Farbe fürs ganze Leben los zu seyn.

Nicht, gar nicht grübeln wir nach dem Dämonischen;
Des Vaters Ueberlieferung, die mit uns erwuchs,
Bewahren wir, und Kluges sieht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geistern offenbart.

Euripides Bacchä.

Autorität. Ohne sie kann der Mensch nicht existiren, und doch bringt sie eben so viel Irrthum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinsten nur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigen, geht die Metaphysik der Erscheinungen hervor; in der Mitte liegt das Besondere, unsern Sinnen Angemessene, worauf ich angewiesen bin, deßhalb aber die Begabten von Herzen segne, die jene Regionen zu mir herankringen.

Da diejenigen, welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen was sie eigentlich wollen und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistentheils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entschiedenes entstehen will, lassen sie die Unternehmung fahren und suchen sie sogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dem Mikroskop so unendlich viel schuldig geworden war, so suchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe geringschätzig zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologischen Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Ward man doch auch des Sexualsystems, das im höhern Sinne genommen so großen Werth hat, überdrüssig und wollte es verbannt wissen; und geht es doch mit der alten Kunstgeschichte eben so, in der man seit funfzig Jahren sich gewissenhaft zu üben und die Unterschiede

der auf einander folgenden Zeiten einzusehen sich auf das genaueste bestrebt hat. Das soll nun alles vergebens gewesen und alles auf einander Folgende als identisch und ununterscheidbar anzusehen seyn.

Nach unserm Rath bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponiren, durch allgemeine Uebereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

III.

Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens; sie bringen die äußern und innern Erfahrungen ins Allgemeine, in einen Zusammenhang.

Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz giebt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken: denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu nichts.

Die Wiſſenſchaften, auch in ihrem innern Kreiſe betrachtet, werden mit augenblicklichem jedesmaligem Intereſſe behandelt. Ein ſtarker Anſtoß, beſonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigſtens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann, und die beſonders in den letzten Zeiten ſehr fruchtbar geworden iſt.

Ein bedeutendes Factum, ein geniales Apercu beſchäftigt eine ſehr große Anzahl Menſchen, erſt nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erſcheinung was ſie nutze und ſie hat nicht unrecht; denn ſie kann bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weiſen fragen wie ſich die Sache verhalte in ſich ſelbſt und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geiſter, ſcharfſinnige, lebensluſtige, techniſch geübte und gewandte ſchon finden werden.

Die Afterweiſen ſuchen von jeder neuen Entdeckung nur ſo geſchwind als möglich für ſich einigen Vortheil zu ziehen, indem ſie einen eitlen Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbeſſerung, geſchwinder Beſitznahme, vielleicht gar durch Präoccupation zu erwerben trachten und durch ſolche Unreifheiten die wahre Wiſſenſchaft unſicher machen und verwirren, ja ihre ſchönſte Folge, die praktiſche Blüthe derſelben, offenbar verkümmern.

Das ſchädlichſte Vorurtheil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

Jeder Forscher muß sich durchaus ansehen als einer der zu einer Jury berufen ist. Er hat nur darauf zu achten in wiefern der Vortrag vollständig sey und durch klare Belege auseinandergesetzt. Er faßt hiernach seine Ueberzeugung zusammen und giebt seine Stimme, es sey nun daß seine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er eben so beruhigt, wenn ihm die Majorität beistimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat seine Ueberzeugung ausgesprochen, er ist nicht Herr über die Geister noch über die Gemüther.

In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen; durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen angesehen; und weil sehr wenige Menschen eigentlich selbstständig sind, so zieht die Menge den Einzelnen nach sich.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Ja derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.

Wäre die Natur in ihren leblosen Anfängen nicht so gründlich stereometrisch, wie wollte sie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Mensch an sich selbst, in so fern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man

die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will.

Eben so ist es mit dem Berechnen. — Es ist vieles wahr was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers; ja man kann sagen, was sind die elementarischen Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektricität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Welt-Sprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken, so wird es niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache, die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erwerben, indem sie alles was der Zahl und dem Maaß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt,

so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß etwas von Elektricität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen: wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte jener scherzhaft, nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das Eine Urbedingende nicht gewahren können.

„Wenn Reisende ein sehr großes Ergötzen auf ihren Bergklettereien empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft. Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Sie lächelte, ſie ſprach: du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen,
So glaubſt du dich ſchon Uebermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächſ't in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach ſah mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.

aber von Wohlthätigkeit der Vorſehung. Zu welchem Gebrauch ſind ſie wohl dem Menſchen? Unternimmt er dort zu wohnen, ſo wird im Winter eine Schneelawine, im Sommer ein Bergrutſch ſein Haus begraben oder fortſchieben; ſeine Heerden ſchwemmt der Gießbach weg, ſeine Kornſcheuern die Windſtürme. Macht er ſich auf den Weg, ſo iſt jeder Aufſtieg die Qual des Siſyphus, jeder Niederſtieg der Sturz Vulcan's; ſein Pfad iſt täglich von Steinen verſchüttet, der Gießbach unwegſam für Schifffahrt; finden auch ſeine Zwergheerden nothdürftige Nahrung, oder ſammelt er ſie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen ſie ihm oder wilde Beſtien. Er führt ein einſam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabſtein, ohne Bequemlichkeit und ohne Geſellſchaft. Und dieſe Zickzackkämme, dieſe widerwärtigen Felſenwände, dieſe ungeſtalteten Granitpyramiden, welche die ſchönſten Weltkreiten mit den Schreckniſſen des Nordpols bedecken, wie ſollte ſich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menſchenfreund ſie preiſen!“

Auf dieſe heitere Paradoxie eines würdigen Mannes wäre zu ſagen, daß wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Weſten bis an das große Meer zu entwickeln und fortzuſetzen, ferner dieſe Gebirgsreihe einigemal von Norden nach Süden zu durchſchneiden, ſodann Thäler entſtanden ſeyn würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Canaan, mancher Albert Julius eine Felſenburg würde gefunden haben, wo denn ſeine Nachkommen leicht mit den Sternen rivaliſirend ſich hätten vermehren können.

Steine ſind ſtumme Lehrer, ſie machen den Beobachter ſtumm, und das Beſte was man von ihnen lernt iſt nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir ſelbſt; ein ausgeſprochenes Wort fördert ſelten, es erregt meiſtens Widerſpruch, Stocken und Stillſtehen.

Die Krystallographie, als Wissenschaft betrachtet, giebt zu ganz eignen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht productiv, sie ist nur sich selbst und hat keine Folgen, besonders nunmehr, da man so manche isomorphische Körper angetroffen hat, die sich ihrem Gehalte nach ganz verschieden erweisen. Da sie eigentlich nirgends anwendbar ist, so hat sie sich in dem hohen Grade in sich selbst ausgebildet. Sie giebt dem Geist eine gewisse beschränkte Befriedigung und ist in ihren Einzelnheiten so mannichfaltig, daß man sie unerschöpflich nennen kann, deßwegen sie auch vorzügliche Menschen so entschieden und lange an sich festhält.

Etwas mönchisch-Hagestolzenartiges hat die Krystallographie, und ist daher sich selbst genug. Von praktischer Lebenseinwirkung ist sie nicht; denn die köstlichsten Erzeugnisse ihres Gebiets, die krystallinischen Edelsteine, müssen erst zugeschliffen werden, ehe wir unsere Frauen damit schmücken können.

Ganz das Entgegengesetzte ist von der Chemie zu sagen, welche von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem gränzenlosesten Einfluß aufs Leben sich erweist.

Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sey. Deßhalb kommt das System der Einschachtelung uns begreiflich vor.

Wie manches Bedeutende sieht man aus Theilen zusammensetzen; man betrachte die Werke der Baukunst; man sieht manches sich regel- und unregelmäßig anhäufen; daher ist uns der atomistische Begriff nah und bequem zur Hand, deßhalb wir uns nicht scheuen ihn auch in organischen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterſchied des Phantaſtiſchen und Ideellen, des Geſetzlichen und Hypothetiſchen nicht zu faſſen weiß, der iſt als Naturforſcher in einer üblen Lage.

Es giebt Hypotheſen wo Verſtand und Einbildungskraft ſich an die Stelle der Idee ſetzen.

Man thut nicht wohl ſich allzulange im Abſtracten aufzuhalten. Das Eſoteriſche ſchadet nur, indem es exoteriſch zu werden trachtet. Leben wird am beſten durchs Lebendige belehrt.

IV.

Man kann in den Naturwiſſenſchaften über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wort-Weisheit; es iſt dasjenige was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſeyn wird.

Autorität, daß nämlich etwas ſchon einmal geſchehen, geſagt oder entſchieden worden ſey, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre wo du ſtehſt! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerſeits die Menſchen in große Parteien geriſſen werden; ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

Man thut immer beſſer, daß man ſich grad ausſpricht wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen: denn alle Beweiſe die wir vorbringen, ſind doch nur Variationen unſerer Meinungen, und die Widrigeſinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo dringt ſich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſey hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hievon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf und der Irrthum bleibt ganz ruhig daneben liegen; ja ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man ſorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht jedermann der eine Meinung vorträgt ſich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und andere beſtärken möge. Des Wahren bedient man ſich ſo lange es brauchbar iſt, aber leidenſchaftlich rhetoriſch ergreift man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbargumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerſtückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren war mir erſt ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben ein ſolches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogen alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſeyn immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt

man der Analogie zu sehr, so fällt alles identisch zusammen; meidet man sie, so zerstreut sich alles ins Unendliche. In beiden Fällen stagnirt die Betrachtung, einmal als überlebendig, das anderemal als getödtet.

Die Vernunft ist auf das Werdende, der Verstand auf das Gewordene angewiesen; jene bekümmert sich nicht: wozu? dieser fragt nicht: woher? — Sie erfreut sich am Entwickeln; er wünscht alles festzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es ist eine Eigenheit dem Menschen angeboren und mit seiner Natur innigst verwebt: daß ihm zur Erkenntniß das Nächste nicht genügt; da doch jede Erscheinung, die wir selbst gewahr werden, im Augenblick das Nächste ist, und wir von ihr fordern können, daß sie sich selbst erkläre, wenn wir kräftig in sie dringen.

Das werden aber die Menschen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur ist; daher die Gebildeten es selbst nicht lassen können, wenn sie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächsten, sondern auch mit dem Weitesten und Fernsten zusammenzuhängen, woraus denn Irrthum über Irrthum entspringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zusammen, daß sich alles auf wenige große Gesetze bezieht die sich überall manifestiren.

Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal sich dem Witz hinzugeben, wo sie in Nichts zerfließt; die andere, sich mit Tropen und Gleichnissen zu umhüllen, welches jedoch weniger schädlich ist.

Weder Mythologie noch Legenden sind in der Wissenschaft zu dulden. Lasse man diese den Poeten, die berufen sind sie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wissenschaftliche Mann beschränke sich auf die nächste klarste Gegenwart. Wollte derselbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, so sey ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erscheinungen als unabhängig von einander und suche sie gewaltsam zu isoliren; dann betrachte ich sie als Correlate, und sie verbinden sich zu einem entschiedenen Leben. Dieß bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die neueste um uns her bewegte Weltgeschichte ist diese Betrachtungsweise fruchtbar.

Alles was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Innern am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Syntheſe von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseyns die seligste Versicherung giebt.

Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sey; er würde sonst nicht forschen.

Begreiflich ist jedes Besondere das sich auf irgend eine Weise anwenden läßt. Auf diese Weise kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es giebt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigsten sind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen; ihre Versuche sind kleinlich und complicirt, ihre Hypothesen abstrus und wunderlich.

Es giebt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

Um zu begreifen daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

Das Allgemeine und Besondere fallen zusammen, das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.

Man braucht nicht alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; willst du aber dem andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es nun mit dreien zu thun hast: mit dem Gegenstand und zwei Subjecten.

Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu specificiren, und wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich darthun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solidesciren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, alles wirkt durch einander, in gleichem Sinn und gleicher Maaße; deßwegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinsten auftritt.

Ist das ganze Daseyn ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch daß die Menschen im Betrachten des ungeheuren Zustandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß ich darstellen: Physik von Mathematik. Jene muß in einer entschiedenen Unabhängigkeit bestehen, und mit allen liebenden verehrenden frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derselben einzudringen suchen, ganz unbekümmert was die Mathematik von ihrer Seite leistet und thut. Diese muß sich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geistesgang gehen und sich selber reiner ausbilden als es geschehen kann, wenn sie wie bisher sich mit dem Vorhandenen abgiebt und diesem etwas abzugewinnen oder anzupassen trachtet.

In der Naturforschung bedarf es eines kategorischen Imperativs so gut als im Sittlichen; nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, sondern erst am Anfang ist.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Factische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre.

In den Wissenschaften ist viel Gewisses, sobald man sich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Gränzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines borrirten Individuums.

Wenn man die Probleme des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen ſie den Fehler der Uebereilung, da ſie von den Phänomenen unmittelbar zur Erklärung ſchreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretiſche Ausſprüche zum Vorſchein kommen. Dieſes iſt jedoch der allgemeine Fehler der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt: der denkende treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen; er ſieht, je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe fixiren möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Läſtliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſchalkhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur widerlegen zu laſſen.

Wie wollte einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Das Närriſche iſt, daß jeder glaubt überliefern zu müſſen was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktiſchen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unſicheres überliefert haben will, ſo darf der Lehrer kein Problem ſtehen laſſen und ſich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß etwas beſtimmt ſeyn (depaalt ſagt der Holländer) und nun glaubt man eine Weite den unbekannten Raum zu beſitzen bis ein anderer die Pfähle wieder ausreißt, und ſogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.

Lebhafte Frage nach der Ursache, Verwechselung von Ursache und Wirkung, Beruhigung in einer falschen Theorie sind von großer nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher sich nicht verpflichtet fühlte das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal gesagt hat, so wären es ganz andre Leute geworden.

Das Falsche hat den Vortheil, daß man immer darüber schwätzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.

Wer nicht einsieht wie das Wahre praktisch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur sein irriges mühseliges Treiben einigermaßen beschönigen könne.

Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe die Wissenschaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer ist Meister das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind?

Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöst'te Problem liegt, gerne eine Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist.

Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie ſie ihn faßte ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder ſchweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur ſah' ich ſie den reinſten Schleier halten,
Er floß um ſie und ſchwoll in tauſend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So ſagte ſie, ich hör' ſie ewig ſprechen,
Empfange hier was ich dir lang' beſtimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Mensch sieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist. Tüchtige Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und suchen damit, wie es gehen will, zu gebaren; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln sogar an ihrem Daseyn.

Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, sondern in Dingen die für uns völlig gleichgültig sind.

Man weiß eigentlich das was man weiß nur für sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten nach den Ursachen zu fragen; als ein bequemes Wesen greift er nach der nächsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dieß die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

Sieht man ein Uebel, so wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar aufs Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgiebt, ist todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen; denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenfaulthier wäre.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulcanismus ist eigentlich ein kühner Versuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigstens ähnliche Wirkungen werden auf verschiedene Weise durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen die sich accommodiren, aus Schwachen die sich assimiliren, und der Masse die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen was sie will.

Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des inneren höheren Sinnes; in der Ausübung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Werth als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches vertheidige, ist beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschäft betreibt, eine solche Kunst ausübt. Ein durchgreifender Advocat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel, erscheinen beide gleich gottähnlich.

Was ist an der Mathematik exact als die Exactheit? Und diese, ist sie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht lindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie.

Der Mathematiker ist nur in sofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerthen Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil das in dem ganzen Körper der Wissenschaft vertheilt ist, von den Einsichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch und man wird finden, daß die Phänomene, so wie die Versuche worauf sie gebaut ist, verschiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urversuche, kommt alles an, und das Capitel das hierauf gebaut ist steht sicher und fest; aber es giebt auch secundäre, tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das was von den ersten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Gränzen, und wenn er sie überschreitet kommt er in Gefahr absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache.

Die Erfahrung nutzt erst der Wissenschaft, sondern schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchschnitt von beiden giebt keineswegs das Wahre.

Man sagt: zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, die heranwachsende Helle mit Freuden aber ungeduldig anschaute und die Ankunft des entscheidenden

Lichtes mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten deſſelben die Augen wegwenden mußte, welche den ſo ſehr gewünſchten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es iſt nicht zu viel geſagt, aber in ſolchem Zuſtande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachſten bis zu dem mannichfachſten Leben durchführt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entſpringt als was ſchon angekündigt iſt, und daß die Ankündigung erſt durch das Angekündigte klar wird, wie die Weiſſagung durch die Erfüllung.

Rege wird ſodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Alton's Arbeit betrachte, der das Gewordene und zwar nach deſſen Vollendung und Untergang darſtellt, und zugleich das Innerſte und Aeußerſte, Gerüſt und Ueberzug, künſtleriſch vermittelnd, vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet; und ſo ſeh' ich auch hier, wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert auf eben dieſem Felde aus der Finſterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntniß und Einſicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt, mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt.

V.

Wie Sokrates den ſittlichen Menſchen zu ſich berief, damit dieſer ganz einfach einigermaßen über ſich ſelbſt aufgeklärt würde, ſo traten Plato und Ariſtoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der eine mit Geiſt und Gemüth ſich ihr anzueignen, der andere mit Forſcherblick und Methode ſie für ſich zu gewinnen. Und ſo iſt denn auch jede Annäherung, die ſich uns im Ganzen und Einzelnen an dieſe Dreie möglich

macht, das Ereigniß, was wir am freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist.

Um sich aus der gränzenlosen Vielfachheit, Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten, muß man sich immer die Frage vorlegen: Wie würde sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größeren Mannichfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu seyn, daß wir auf demselben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organisch gelangen und von diesem Grund aus die Gipfel eines jeden Wissens uns nach und nach aufbauen und befestigen können. Wie uns hiebei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, ist freilich eine Untersuchung, die wir jeden Tag anstellen müssen, wenn wir nicht das Nützliche abweisen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es sich hauptsächlich mit Analyse abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe: die falschen obwaltenden Synthesen zu entdecken und deren Inhalt aufs neue zu analysiren.

Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage ist: Ja! ja! Nein! nein! Alles übrige ist vom Uebel.

Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist: sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Ich verwünsche die, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und doch unablässig fordern, daß der Mensch nützlich seyn müsse.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eignen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen, denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sey. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.

Man streiche zwei Stäbchen einen roth an, den andern blau, man bringe sie neben einander ins Wasser und einer wird gebrochen erscheinen wie der andere. Jeder kann dieses einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken, wer es mit Geistesaugen beschaut, wird von tausend und aber tausend irrthümlichen Paragraphen befreit seyn.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine Zeit lang fort, statt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falsche herein; das genügt der Welt und so sind Jahrhunderte bethört.

In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besessen, aufzusuchen und weiter zu führen.

Ein Phänomen, ein Versuch kann nichts beweisen, es ist das Glied einer großen Kette, das erst im Zusammenhange gilt. Wer eine Perlenschnur verdecken und nur die schönste einzeln vorzeigen wollte, verlangend wir sollten ihm glauben, die übrigen seyen alle so, schwerlich würde sich jemand auf den Handel einlassen.

Abbildungen, Wortbeschreibung, Maaß, Zahl und Zeichen stellen noch immer kein Phänomen dar. Darum bloß konnte sich die Newtonische Lehre so lange halten, daß der Irrthum in dem Quartbande der lateinischen Uebersetzung für ein paar Jahrhunderte einbalsamirt war.

Man muß sein Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit wiederholen; aussprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt's ja auch nicht daran fehlen.

In der jetzigen Zeit soll niemand schweigen oder nachgeben; man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, ist ganz gleichgültig.

„Wer sich mit Wissenschaften abgiebt, leidet erst durch Retardationen, und dann durch Präoccupationen. Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Werth zugestehen, was wir ihnen überliefern; und dann gebärden sie sich, als wenn ihnen alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten."

Es ist etwas unbekanntes Gesetzliches im Object, welches dem unbekannten Gesetzlichen im Subject entspricht.

Zum Schönen wird erfordert ein Gesetz, das in die Erscheinung tritt.

Beispiel von der Rose.

In den Blüthen tritt das vegetabilische Gesetz in seine höchste Erscheinung, und die Rose wäre nur wieder der Gipfel dieser Erscheinung.

Pericarpien können noch schön seyn.

Die Frucht kann nie schön seyn: denn da tritt das vegetabilische Gesetz in sich (ins bloße Gesetz) zurück.

Das Gesetz, das in die Erscheinung tritt, in der größten Freiheit nach seinen eigensten Bedingungen, bringt das Objectiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjecte finden muß, von denen es aufgefaßt wird.

Die Unmöglichkeit, Rechenschaft zu geben von dem Natur- und Kunstschönen: denn

ad 1. müßten wir die Gesetze kennen, nach welchen die allgemeine Natur handeln will und handelt, wenn sie kann; und

ad 2. die Gesetze kennen, nach denen die allgemeine Natur unter der besondern Form der menschlichen Natur productiv handeln will und handelt, wenn sie kann.

Schönheit der Jugend aus obigem abzuleiten. Alter, stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. In wiefern das Alternde schön genannt werden kann.

Ewige Jugend der griechischen Götter.

Beharren eines Jeden im Charakter, bis zum Gipfel des menschlichen Daseyns, ohne an die Rückkehr zu denken.

Die Natur füllt mit ihrer gränzenlosen Productivität alle Räume. Betrachten wir nur bloß unsre Erde: alles was wir bös, unglücklich nennen kommt daher, daß sie nicht allem Entstehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deßwegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen, und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbstständigkeit nicht aufzugeben.

Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch, gleich in den Körpern Polarität manifestirt, die eigentlich in ihnen allen schlummert.

Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen Wesens in völliger Bereitschaft sich zu manifestiren, zu differenziren, zu polarisiren.

In der Phanerogamie ist noch so viel Kryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren untheilbaren Energien.

Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?

Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr bethätigt.

Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, gelbroth sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt.

Alles ist einfacher als man denken kann, zugleich verschränkter als zu begreifen ist.

Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obscuranten.

Wer sich an eine falsche Vorstellung gewöhnt, dem wird jeder Irrthum willkommen seyn.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte sich nur halb von dem alten System loszulösen, das wenigstens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Rechthaberei durch ein complicirtes Uhrwerk ersetzen, das weder den Sinnen zu schauen noch den Gedanken zu erreichen war.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein friſcherneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten ſchmückt,
Wir gehn vereint dem nächſten Tag entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern.

Newton, als Mathematiker, steht in so hohem Ruf, daß der ungeschickteste Irrthum: nämlich das klare, reine, ewig ungetrübte Licht sey aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht Mathematiker, die dieses Absurde noch immer vertheidigen und gleich dem gemeinsten Hörer in Worten wiederholen, bei denen man nichts denken kann?

Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative, auf alles, was sich durch Zahl und Maaß bestimmen läßt, und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erscheinenden Daseyns gelten müssen; daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mit zu begreifen. Nun erscheint ihm alles greifbar, faßlich und mechanisch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarste, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Daseyn aufzugeben scheint.

Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunft-Fähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen: man kann sie eben so gut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternden Mystik verwenden; man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht prosodisch untadelhafte und doch nonsensicalische Verse zu machen.

Unser Freund, der Ritter Ciccolini, sagt: ich wünschte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genie's und der Klarheit eines La Grange sich bedienten, d. h. möchten doch alle den gründlich klaren Sinn eines La Grange besitzen und damit Wissen und Wissenschaft behandeln.

Die Phänomene sind nichts werth, als wenn sie uns eine tiefere reichere Einsicht in die Natur gewähren, oder wenn sie uns zum Nutzen anzuwenden sind.

Falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Calcul oder durch Worte abthun oder beseitigen könne.

Der Newtonische Versuch, auf dem die herkömmliche Farbenlehre beruht, ist von der vielfachsten Complication, er verknüpft folgende Bedingungen.

Damit das Gespenst erscheine ist nöthig:

Erstens — Ein gläsern Prisma;
Zweitens — Dreiseitig;
Drittens — Klein;
Viertens — Ein Fensterladen;
Fünftens — Eine Oeffnung darin;
Sechstens — Diese sehr klein;
Siebentens — Sonnenbild, das herein fällt;
Achtens — Aus einer gewissen Entfernung;
Neuntens — In einer gewissen Richtung aufs Prisma fällt;
Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
Eilftens — Die in einer gewissen Entfernung hinter das Prisma gestellt ist.

Nehme man von diesen Bedingungen drei, sechs und eilf weg, man mache die Oeffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man stelle die Tafel nah heran, und das beliebte Spectrum kann und wird nicht zum Vorschein kommen.

Man spricht geheimnißvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erst recht bekräftigen will; ich kenn' es recht gut und kann es auch darstellen: das ganze Kunststück ist, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokuspokus sich noch mehr verwickelt.

Der Frauenhoferische Versuch, wo Querlinien im Spectrum erscheinen, ist von derselben Art, so wie auch die Versuche, wodurch eine neue Eigenschaft des Lichts entdeckt werden soll. Sie sind doppelt und dreifach complicirt; wenn sie was nützen sollten, müßten sie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wissenden nicht schwer fällt, welches aber zu fassen und zu begreifen kein Laie weder Vorkenntniß noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt; man nimmt lieber überhaupt an, was man sieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl, daß diese Worte vergebens dastehen, aber sie mögen als offenbares Geheimniß der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht interessirt sich auch noch einmal ein La Grange für diese Angelegenheit.

Der Historiker kann und braucht nicht alles aufs Gewisse zu führen; wissen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären, warum der Komet von 1770, der in fünf oder eilf Jahren wieder kommen sollte, sich zur bestimmten Zeit noch nicht wieder hat sehen lassen.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Die Mathematiker sind wunderliche Leute: durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universal-Gilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der ersten Mathematiker sagte, bei Gelegenheit, wo man ihm ein physisches Capitel andringlich empfehlen wollte: „aber läßt sich denn gar nichts auf den Calcul reduciren?“

Wir erinnern uns gar wohl der Jahre, wo sich niemand unterstehen durfte, von geheimen umherschleichenden Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit, da sie das Vaterland unterminirten; wir wissen auch recht gut, wer diese Censur ausübte und welcher Vortheile man sich dabei bediente.

So übt schon seit zwanzig Jahren die physiko-mathematische Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; sie verschreien solche in Collegien und wo nicht sonst; davon wissen mir jetzo Männer über dreißig Jahre genugsam zu erzählen, und jene haben nicht Unrecht. Der Besitz, in dem sie sich stark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in diesem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Aristokratie sich zu wehren alle Ursache hat.

Die große Aufgabe wäre: die mathematisch-philosophischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntniß anstatt sie zu fördern nur verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwicklung der neuern wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforschung sey, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Versuch zu steigern sey und wie dieser endlich zum Resultate führe.

Wenn die Hoffnungen sich verwirklichen, daß die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, mit Verstand und Liebe vereinigen und von einander Kenntniß nehmen, so wird sich ereignen, woran jetzt noch kein Mensch denken kann. Die Mathematiker werden sich gefallen lassen in diesen allgemeinen sittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach sich des Dünkels entäußern, als Universalmonarchen über alles zu herrschen; sie werden sich nicht mehr beigehen lassen, alles für nichtig, für inexact, für unzulänglich zu erklären, was sich nicht dem Calcul unterwerfen läßt.

Wir müssen erkennen und bekennen, was Mathematik sey, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wohingegen sie nicht hingehöre und in welche klägliche Abirrung, Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration gerathen sey.

Die Mathematiker ſind eine Art Franzoſen: redet man zu ihnen, ſo überſetzen ſie es in ihre Sprache, und dann iſt es alſobald ganz etwas anderes.

Wer das Falſche vertheidigen will, hat alle Urſache leiſe aufzutreten und ſich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf ſeiner Seite fühlt, muß derb auftreten, ein höfliches Recht will gar nichts heißen.

Deßwegen ſagte man ganz richtig: „Wer die Menſchen betrügen will, muß vor allen Dingen das Abſurde plauſibel machen.“

Man datirt von Bacen von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwiſſenſchaften. Ihr Weg iſt jedoch durch theoretiſche Tendenzen oft durchſchnitten und ungangbar gemacht worden. Genau beſehen kann und ſoll man von jedem Tag eine neue Epoche datiren.

Schon jetzt erklären die Meiſter der Naturwiſſenſchaften die Nothwendigkeit monographiſcher Behandlung und alſo das Intereſſe an Einzelnheiten. Dieß iſt aber nicht denkbar ohne eine Methode, die das Intereſſe an der Geſammtheit offenbart. Hat man das erlangt, ſo braucht man freilich nicht in Millionen Einzelnheiten umherzutaſten.

Begriff iſt Summe, Idee Reſultat der Erfahrung; jene zu ziehen wird Verſtand, dieſes zu erfaſſen Vernunft erfordert.

Nicht alles Wünſchenswerthe iſt erreichbar, nicht alles Erkennungswerthe erkennbar.

Je weiter man in der Erfahrung forträckt, deſto näher kommt man dem Unerforſchlichen; jemehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, deſto mehr ſieht man, daß das Unerforſchliche keinen praktiſchen Nutzen hat.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Was die Wissenschaften am meisten retardirt, ist: daß diejenigen, die sich damit beschäftigen, ungleiche Geister sind.

Es ist ihnen wohl Ernst, aber sie wissen nicht, was sie mit dem Ernst machen sollen.

Vor zwei Dingen kann man sich nicht genug in Acht nehmen: beschränkt man sich in seinem Fache, vor Starrsinn; tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Das Unzulängliche widerstrebt mehr als man denken sollte dem Auslangenden.

Die Menschen, da sie zum Nothwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze.

Im sechzehnten Jahrhundert gehören die Wissenschaften nicht diesem oder jenem Menschen, sondern der Welt. Diese hat sie, besitzt sie und der Mensch ergreift nur den Reichthum.

Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder Einzelne aber fängt doch von vorne an.

Nachträgliches.

Das Höchste was wir von Gott und der Natur erhalten haben ist das Leben, die rotirende Bewegung des Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; der Trieb das Leben zu hegen und zu pflegen ist einem jeden unverwüstlich eingeboren, die Eigenthümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimniß.

Die zweite Gunst der von oben wirkenden Wesen ist das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendigbeweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch sie sich erst selbst als innerlich Gränzenloses, als äußerlich Begränztes gewahr wird. Ueber dieses Erlebte können wir, obgleich Anlage, Aufmerksamkeit und Glück dazu gehört, in uns selbst klar werden; andern bleibt aber auch dieß immer ein Geheimniß.

Als Drittes entwickelt sich nun dasjenige was wir als Handlung und That, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieses gehört derselben mehr an als uns selbst, so wie sie sich darüber auch eher verständigen kann als wir es selbst vermögen; jedoch fühlt sie, daß sie, um recht klar darüber zu werden, auch von unserm Erlebten so viel als möglich zu erfahren habe. Weßhalb man auch auf Jugend-Anfänge, Stufen der Bildung, Lebens-Einzelnheiten, Anekdoten und dergleichen höchst begierig ist.

Dieser Wirkung nach Außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es sey nun daß Liebe uns zu fördern suche, oder Haß uns zu hindern wisse. Dieser Conflict bleibt sich im Leben ziemlich gleich, indem ja der Mensch sich gleich bleibt und eben so alles dasjenige was Zuneigung oder Abneigung an seiner Art zu seyn empfinden muß.

Was Freunde mit und für uns thun, ist auch ein Erlebtes; denn es stärkt und fördert unsere Persönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und schützen uns dagegen, wie gegen Frost, Sturm, Regen und Schloßenwetter, oder sonst äußere Uebel die zu erwarten sind.

Man mag nicht mit jedem leben, und so kann man auch nicht für jeden leben; wer das recht einsieht wird seine Freunde höchlich zu schätzen wissen, seine Feinde nicht hassen noch verfolgen, vielmehr erlangt der Mensch nicht leicht einen größeren Vortheil, als wenn er die Vorzüge seiner Widersacher gewahr werden kann, dieß giebt ihm ein entschiedenes Uebergewicht über sie.

Gehen wir in die Geschichte zurück, so finden wir überall Persönlichkeiten mit denen wir uns vertrügen, andere mit denen wir uns gewiß in Widerstreit befänden.

Das Wichtigste bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es sich in uns am reinsten abspiegelt, wir uns in ihm.

Cato ward in seinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in seiner Vertheidigungsrede hauptsächlich hervorhob; man könne sich vor niemand vertheidigen, als vor denen mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen Recht; wie will eine Jury aus Prämissen urtheilen, die ihr ganz abgehen? wie will sie sich über Motive berathen die längst schon hinter ihr liegen?

Das Erlebte weiß jeder zu ſchätzen, am meiſten der Denkende und Nachſinnende im Alter; er fühlt, mit Zuverſicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

So ruhen meine Natur-Studien auf der reinen Baſis des Erlebten: wer kann mir nehmen daß ich 1749 geboren bin, daß ich um vieles zu überſpringen mich aus Erxleben's Naturlehre erſter Ausgabe treulich unterrichtet, daß ich den Zuwachs der übrigen Editionen, die ſich durch Lichtenberg's Aufmerkſamkeit gränzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerſt geſehen, ſondern jede neue Entdeckung im Fortſchreiten ſogleich vernommen und erfahren; daß ich Schritt vor Schritt folgend, die großen Entdeckungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, wie einen Wunderſtern nach dem andern vor mir aufgehen ſehn. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerkſames Beſtreben, mancher großen, weltüberraſchenden Entdeckung ſelbſt ſo nahe gekommen zu ſeyn, daß ihre Erſcheinung gleichſam aus meinem eignen Innern hervorbrach, und ich nun die wenigen Schritte klar vor mir liegen ſah, welche zu wagen ich in düſterer Forſchung verſäumt hatte.

Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entſtand, welcher Antheil die Luftſchiffer begleitete, welche Sehnſucht in ſo viel tauſend Gemüthern hervordrang an ſolchen längſt vorausgeſetzten, vorausgeſagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Theil zu nehmen; wie friſch und umſtändlich jeder einzelne glückliche Verſuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern ſolcher Verſuche genommen. Dieß iſt unmöglich ſelbſt in der Erinnerung wieder herzuſtellen, ſo wenig als wie lebhaft man ſich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchſt bedeutenden Krieg intereſſirte.

Die schönste Metempsychose ist die wenn wir uns im andern wieder auftreten sehn.

Professor Jauper's deutsche Poetik aus Goethe, so wie der Nachtrag zu derselben, Wien 1822, darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es ist ihm als wenn er an Spiegeln vorbeiginge und sich im günstigsten Lichte dargestellt erblickte.

Und wäre es denn anders? Was der junge Freund an uns erlebt ist ja gerade Handlung und That, Wort und Schrift, die von uns in glücklichen Momenten ausgegangen sind, zu denen wir uns immer gern bekennen.

Gar selten thun wir uns selbst genug, desto tröstender ist es andern genug gethan zu haben.

Wir sehen in unser Leben doch nur als in ein zerstückeltes zurück, weil das Versäumte, Mißlungene uns immer zuerst entgegentritt und das Geleistete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

Davon kommt dem theilnehmenden Jüngling nichts zur Erscheinung: er sieht, genießt, benutzt die Jugend eines Vorfahren und erbaut sich selbst daran aus dem Innersten heraus, als wenn er schon einmal gewesen wäre was er ist.

Auf ähnliche, ja gleiche Weise erfreuen mich die mannichfaltigen Anklänge die aus fremden Ländern an mich gelangen. Fremde Nationen lernen erst später unsere Jugend-Arbeiten kennen; ihre Jünglinge, ihre

Männer, strebend und thätig, sehen ihr Bild in unserm Spiegel, sie erfahren, daß wir das was sie wollen auch wollten, ziehen uns in ihre Gemeinschaft und täuschen mit dem Schein einer rückkehrenden Jugend.

Die Wissenschaft wird dadurch sehr zurückgehalten daß man sich abgiebt mit dem, was nicht wissenswerth, und mit dem, was nicht wißbar ist.

Die höhere Empirie verhält sich zur Natur, wie der Menschenverstand zum praktischen Leben.

Vor den Urphänomenen, wenn sie unseren Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der thätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln.

Die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Ueber Kunst sprechen heißt die Vermittlerin vermitteln wollen, und doch ist uns daher viel Köstliches erfolgt.

Es ist mit den Ableitungsgründen wie mit den Eintheilungsgründen, sie müssen durchgehen oder es ist gar nichts dran.

Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer gethan seyn.

Alles wahre Aperçu kommt aus einer Folge und bringt Folge. Es ist ein Mittelglied einer großen productiv aufsteigenden Kette.

Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere, sodann aber, daß sie dem immer gesteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zur Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nutzbaren.

Man klagt über wissenschaftliche Akademien daß sie nicht frisch genug ins Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art die Wissenschaft zu behandeln überhaupt.

Ethisches.

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; so wie alles was Productivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltener Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden seyn, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen nothwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseyns immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmuth begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: Die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran steht die Neigung, aus der nicht selten Liebe sich entwickelt. Sie bezieht sich auf ein reines Verhältniß, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der nothwendigen Forderung einer fortgesetzten Gegenwart.

Diese Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet seyn, sich auf manche Personen und Gegenstände beziehen, und sie ist es eigentlich, die den Menschen, wenn er sie sich zu erhalten weiß, in einer schönen Folge glücklich macht. Es ist einer eignen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit sich

vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmuthige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es besteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen dasselbe, ja sie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanschreiber geglückt ist, dergleichen vollkommen darzustellen, auch müßte er es nur beiläufig, episodisch unternehmen; denn er würde immer bei einer genauen Entwickelung mit manchen Unwahrscheinlichkeiten zu kämpfen haben.

Geiſtes-Epochen,

nach Hermann's neuſten Mittheilungen.

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menſchen iſt ſich gleich. Wüſte Leerheit umfängt erſt alles, der Geiſt jedoch brütet ſchon über Beweglichem und Gebildetem. Indeß die Autochthonen-Menge ſtaunend ängſtlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichſte Bedürfniß zu befriedigen, ſchaut ein begünſtigter Geiſt in die großen Welterſcheinungen hinein, bemerkt was ſich ereignet und ſpricht das Vorhandene ahnungsvoll aus als wenn es entſtünde. So haben wir in der älteſten Zeit Betrachtung, Philoſophie, Benamſung und Poeſie der Natur alles in Einem.

Die Welt wird heiterer, jene düſtern Elemente klären ſich auf, entwirren ſich, der Menſch greift nach ihnen, ſie auf andere Weiſe zu gewältigen. Eine friſche geſunde Sinnlichkeit blickt umher, freundlich ſieht ſie im Vergangenen und Gegenwärtigen nur ihres Gleichen. Dem alten Namen verleiht ſie neue Geſtalt, anthropomorphoſirt, perſonificirt das Lebloſe wie das Abgeſtorbene und vertheilt ihren eigenen Charakter über alle Geſchöpfe. So lebt und webt der Volksglaube, der ſich von allem Abſtruſen, was aus jener Urepoche übrig geblieben ſeyn mag, oft leichtſinnig befreit. Das Reich der Poeſie blüht auf und nur der iſt Poet der den Volksglauben beſitzt oder ſich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieſer Epoche iſt freie, tüchtige, ernſte, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Menſch in Abſicht der Veredlung ſein ſelbſt keine Gränzen kennt, auch die klare Region des Daſeyns ihm nicht in allen Umſtänden zuſagt, ſo ſtrebt er ins Geheimniß zurück, ſucht höhere Ableitung deſſen was ihm erſcheint. Und, wie die Poeſie Dryaden und Hamadryaden ſchafft, über denen höhere Götter ihr Weſen treiben, ſo erzeugt die Theologie Dämonen, die ſie ſo lange einander unterordnet, bis ſie

zuletzt ſämmtlich von Einem Gotte abhängig gedacht werden. Dieſe Epoche dürfen wir die heilige nennen, ſie gehört im höchſten Sinne der Vernunft an, kann ſich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil ſie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben ausſtutzt, ohne Poeſie zu ſeyn, weil ſie das Wunderbarſte ausſpricht und ihm objective Gültigkeit zuſchreibt, endlich dem Verſtand verächtig werden. Dieſer, in ſeiner größten Energie und Reinheit, verehrt die Uranfänge, erfreut ſich am poetiſchen Volksglauben, und ſchätzt das edle Menſchenbedürfniß ein Oberſtes anzuerkennen. Allein der Verſtändige ſtrebt alles Denkbare ſeiner Klarheit anzueignen und ſelbſt die geheimnißvollſten Erſcheinungen faßlich aufzulöſen. Volks- und Prieſter-Glaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter denſelben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung geſucht, das Beſondere ins Allgemeine verwandelt, und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menſchheit überhaupt Zuſtändiges herausgeleitet. Dieſer Epoche kann man ein edles, reines, kluges Beſtreben nicht abſprechen, ſie genügt aber mehr dem einzelnen, wohlbegabten Menſchen als ganzen Völkern.

Denn wie ſich dieſe Sinnesart verbreitet, folgt ſogleich die letzte Epoche, welche wir die proſaiſche nennen dürfen, da ſie nicht etwa den Gehalt der frühern humaniſiren, dem reinen Menſchenverſtand und Hausgebrauch aneignen möchte, ſondern das Aelteſte in die Geſtalt des gemeinen Tags zieht, und, auf dieſe Weiſe, Urgefühle, Volks- und Prieſter-Glauben ja den Glauben des Verſtandes, der hinter dem Seltſamen noch einen löblichen Zuſammenhang vermuthet, völlig zerſtört.

Dieſe Epoche kann nicht lange dauern. Das Menſchenbedürfniß, durch Weltſchickſale aufgeregt, überſpringt rückwärts die verſtändige Leitung, vermiſcht Prieſter-, Volks- und Urglauben, klammert ſich bald da bald dort an Ueberlieferungen, verſenkt ſich in Geheimniſſe, ſetzt Mährchen an die Stelle der Poeſie und erhebt ſie zu Glaubensartikeln. Anſtatt verſtändig zu belehren und ruhig einzuwirken ſtreut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeſchaut werde, iſt mehr gegeben, jeder Einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und giebt ſeine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganzes.

Und ſo wird denn auch der Werth eines jeden Geheimniſſes zerſtört, der Volksglaube ſelbſt entweiht; Eigenſchaften, die ſich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie ſtreitende Elemente gegen einander

und so ist das Tohu wa Bohu wieder da, aber nicht das erste, befruchtete, gebärende, sondern ein absterbendes, in Verwesung übergehendes, aus dem der Geist Gottes kaum selbst eine ihm würdige Welt abermals erschaffen könnte.

Uranfänge

nennung beschaut, schicklich benamst

Poesie	Volksglaube	Tüchtig	Einbildungskraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig	Vernunft
Philosophie	Aufklärendes Herabziehen	Klug	Verstand
Prosa	Auflösung ins Alltägliche	Gemein	Sinnlichkeit.

Vermischung, Widerstreben, Auflösung.

Urworte Orphisch.

Nachstehende fünf Stanzen sind schon im zweiten Heft der Morphologie abgedruckt, allein sie verdienen wohl einem größern Publicum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünscht, daß zum Verständniß derselben einiges geschähe, damit dasjenige, was sich hier fast nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben sey.

Was nun von älteren und neueren Orphischen Lehren überliefert worden, hat man hier zusammenzudrängen, poetisch compendios, lakonisch vorzutragen gesucht. Diese wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man sie erst kennt, dem Geiste die wichtigsten Betrachtungen erleichtert.

Δαίμων. Dämon.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz wonach du angetreten.
So mußt du seyn, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form die lebend sich entwickelt.

Der Bezug der Ueberschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begränzte Individualität der Person, das Charakterische wodurch sich der Einzelne von jedem andern, bei noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem

Lieder.

einwirkenden Gestirn zu und es ließen sich die unendlich mannichfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannichfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes erste zugebend, gar wohl gestehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles Uebrige, des Menschen Schicksal bestimme.

Deßhalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Betheuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie.

Τυχη, das Zufällige.

Die strenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt:
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.
Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite: denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, so wie ihre mannichfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Welttheile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab,

und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen seyn; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, so wie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer nothwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt was denn eigentlich zu thun sey, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich, mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da- bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Epoς, Liebe.

Sie bleibt nicht aus! — er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei, nur denken möchte; hier verbinden sich der

individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu fröhnen, und doch sind es Zufälligkeiten die sich unterschieben, Fremdartiges was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaschen und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier ist keine Gränze des Irrens: denn der Weg ist ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Besonderste angelegt schien, ins Allgemeine verschwebt und zerfließt. Daher will das rasche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entscheidenden Wink geben, wie man allein diesem Irrsal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt sich erst wessen der Dämon fähig sey; er, der selbstständige, selbstsüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand wenn Tyche, da oder dort, in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur bestimmt und gestempelt sey; jetzt wird er in seinem Innern gewahr, daß er sich selbst bestimmen könne, daß er den durchs Geschick ihm zugeführten Gegenstand nicht nur gewaltsam ergreifen, sondern auch sich aneignen und, was noch mehr ist, ein zweites Wesen, eben wie sich selbst, mit ewiger unzerstörlicher Neigung umfassen könne.

Kaum war dieser Schritt gethan, so ist durch freien Entschluß die Freiheit aufgegeben; zwei Seelen sollen sich in Einen Leib, zwei Leiber in Eine Seele schicken und indem eine solche Uebereinkunft sich einleitet, so tritt, zu wechselseitiger liebevoller Nöthigung, noch eine Dritte hinzu; Eltern und Kinder müssen sich abermals zu einem Ganzen bilden; groß ist die gemeinsame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus so viel Gliedern bestehende Körper krankt, gemäß dem irdischen Geschick, an irgend einem Theile, und, anstatt daß er sich im Ganzen freuen sollte, leidet er am Einzelnen und dessen ungeachtet wird ein solches Verhältniß so wünschenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen jeden an, und man läßt sich gefallen die Nachtheile zu übernehmen. Familie reiht sich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerschaft hat sich zusammengefunden und wird gewahr daß auch dem Ganzen fromme was der Einzelne beschloß; sie macht den Beschluß unwiderruflich durchs Gesetz; alles was liebevolle Neigung freiwillig gewährte wird nun Pflicht,

welche tausend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeschlossen sey, läßt weder Staat noch Kirche, noch Herkommen es an Ceremonien fehlen. Alle Theile sehen sich durch die bündigsten Contracte, durch die möglichsten Oeffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinsten Theil durch Wankelmuth und Willkür gefährdet werde.

Ἀνάγκη, Nöthigung.

Da ist's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muß bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl diese Strophe weiter; niemand ist, dem nicht Erfahrung genugsame Noten zu einem solchen Text darreichte, niemand, der sich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweise sich solche Zustände hervorruft, gar mancher der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart also gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüth sich gern den Commentar sittlich und religios zu bilden übernehmen wird.

Ἐλπίς, Hoffnung.

Doch solcher Gränze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt;
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelschlag! und hinter uns Aeonen.

Bedenklichstes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal daß wir in einem Irrthum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtseyn und begreifen, daß ein Irrthum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrthum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerthes gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

Naturphilosophie.

Eine Stelle in d'Alembert's Einleitung in das große franzöſiſche encyclopädiſche Werk, deren Ueberſetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit: ſie beginnt Seite X der Quart-Ausgabe, mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, ſich an den Anfang anſchließend, umfaßt die große Wahrheit: daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerſt aufgeſtellten Grundſatzes und auf der Reinheit des Vorſatzes alles in den Wiſſenſchaften beruhe. Auch wir ſind überzeugt, daß dieſes große Erforderniß nicht bloß in mathematiſchen Fällen, ſondern überall in Wiſſenſchaften, Künſten, wie im Leben ſtattfinden müſſe.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter ſo wie der bildende Künſtler ſolle zuerſt aufmerken, ob der Gegenſtand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art ſey, daß ſich ein mannichfaltiges, vollſtändiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieſes verſäumt, ſo iſt alles übrige Beſtreben völlig vergebens: Sylbenfuß und Reimwort, Pinſelſtrich und Meiſelhieb ſind umſonſt verſchwendet; und wenn ſogar eine meiſterhafte Ausführung den geiſtreichen Beſchauer auch einige Augenblicke beſtechen könnte, ſo wird er doch das Geiſtloſe, woran alles Falſche krankt, gar bald empfinden.

Alſo kommt wie bei der künſtleriſchen, ſo bei der naturwiſſenſchaftlichen, auch bei der mathematiſchen Behandlung alles an auf das Grundwahre, deſſen Entwickelung ſich nicht ſo leicht in der Speculation als in der Praxis zeigt: denn dieſe iſt der Prüfſtein des vom Geiſt Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt ſeiner Vorſätze, ſich nach äußen wendet und von der Welt verlangt, nicht etwa nur daß ſie mit ſeinen Vorſtellungen übereinkommen ſolle, ſondern daß ſie ſich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, ſie realiſiren müſſe; dann ergiebt ſich erſt für ihn die wichtige

Erfahrung, ob er sich in seinem Unternehmen geirrt, oder ob seine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am sichersten zu unterscheiden ist: jenes wirkt immer fruchtbar und begünstigt den der es besitzt und hegt; dahingegen das Falsche an und für sich todt und fruchtlos daliegt, ja sogar wie eine Nekrose anzusehen ist, wo der absterbende Theil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Spät erklingt was früh erklang.
Glück und Unglück wird Gesang

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

West-östlicher Divan.

In zwölf Büchern.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 0379/161

Inhalt.

Buch des Sängers.

	Seite
Hegire	3
Segensverkünder	5
Freisinn	7
Talismane	8
Vier Gnaden	9
Geständniß	10
Elemente	11
Erschaffen und Beleben	12
Phänomen	13
Liebliches	14
Zwiespalt	15
Im Gegenwärtigen Vergangenes	16
Lied und Gebilde	17
Dreistigkeit	18
Derb und Tüchtig	19
Allleben	21
Schwarzer Schatten ist über dem Staub ꝛc.	22
Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen ꝛc.	22
Selige Sehnsucht	23
Thut ein Schilf sich doch hervor ꝛc.	24

Buch Hafis.

Beiname	27
Anklage	28
Fetwa. Hafis Dichterzüge sie bezeichnen ꝛc.	29

Der Deutsche dankt . . . 30
Fetwa. Der Mufti las des Mistri Gedichte ꝛc. . . . 31
Unbegränzt . . . 32
Nachbildung . . . 33
An Hafis. Hafis, dir sich gleich zu stellen ꝛc. . . . 34
Offenbar Geheimniß . . . 35
Wink . . . 36
An Hafis. Was alle wollen weißt du schon ꝛc. . . . 37

Buch der Liebe.

Musterbilder . . . 41
Noch ein Paar . . . 42
Lesebuch . . . 43
Ja, die Augen waren's, ja der Mund ꝛc. . . . 43
Gewarnt . . . 44
Versunken . . . 45
Bedenklich . . . 46
Liebchen, ach! im starren Bande ꝛc. . . . 46
Was wird mir jede Stunde so bang ꝛc. . . . 46
Schlechter Trost . . . 48
Genügsam . . . 49
Gruß . . . 50
Hudhud sprach, mit Einem Blicke ꝛc. . . . 50
Hudhud auf dem Palmen-Steckchen ꝛc. . . . 51
Ergebung . . . 52
Unvermeidlich . . . 53
Geheimes . . . 54
Geheimstes. . . . 55

Buch der Betrachtungen.

Höre den Rath den die Leyer tönt ꝛc. . . . 59
Fünf Dinge . . . 59
Fünf andere . . . 60
Lieblich ist des Mädchens Blick ꝛc. . . . 60
Und was im Pend-Nameh steht ꝛc. . . . 60
Reitest du bei einem Schmied vorbei ꝛc. . . . 61
Den Gruß des Unbekannten ehre ja ꝛc. . . . 61
Haben sie von deinen Fehlen ꝛc. . . . 62
Märkte reizen dich zum Kauf ꝛc. . . . 62
Wie ich so ehrlich war ꝛc. . . . 62
Frage nicht durch welche Pforte ꝛc. . . . 63
Woher ich kam? Es ist noch eine Frage ꝛc. . . . 64

Seite
Es geht eins nach dem andern hin ꝛc. 64
Behandelt die Frauen mit Nachsicht ꝛc. 64
Das Leben ist ein schlechter Spaß ꝛc. 64
Das Leben ist ein Gänsespiel ꝛc. 65
Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles ꝛc. 65
Vor den Wissenden sich stellen ꝛc. 65
Freigebiger wird betrogen ꝛc. 66
Wer befehlen kann wird leben ꝛc. 66
Schach Schedschaa und seines Gleichen 67
Höchste Gunst 68
Firduß spricht 69
Dschelâl-eddin Rumi spricht 70
Suleika spricht 70

Buch des Unmuths.

Wo hast du das genommen ꝛc. 73
Keinen Reimer wird man finden ꝛc. 74
Mit der Deutschen Freundschaft ꝛc. 75
Befindet sich einer heiter und gut ꝛc. 75
Uebermacht, ihr könnt es spüren ꝛc. 76
Mich nach- und umzubilden, mißzubilden ꝛc. 77
Wenn du auf dem Guten ruhst ꝛc. 77
Als wenn das auf Namen ruhte ꝛc. 78
Nechschnun heißt — ich will nicht sagen ꝛc. 79
Hab' ich euch denn je gerathen ꝛc. 79
Wanderers Gemüthsruhe 81
Wer wird von der Welt verlangen ꝛc. 81
Sich selbst zu loben ist ein Fehler ꝛc. 82
Glaubst du denn: von Mund zu Ohr ꝛc. 82
Und wer franzet oder brittet ꝛc. 82
Sonst, wenn man den heiligen Koran citirte ꝛc. 83
Der Prophet spricht 84
Timur spricht 84

Buch der Sprüche.

Achtundfunfzig 85 – 97

Buch des Timur.

Der Winter und Timur 99
An Suleika 100

Einladung 103
Daß Suleika von Zukunft entzückt war ꝛc. 103
Da du nun Suleika heißest ꝛc. 104
Hatem. Nicht Gelegenheit macht Diebe ꝛc. 105
Suleika. Hochbeglückt in deiner Liebe ꝛc. 106
Der Liebende wird nicht irre gehn ꝛc. 106
Ist's möglich daß ich Liebchen dich kose ꝛc. 106
Suleika. Als ich auf dem Euphrat schiffte ꝛc. 107
Hatem. Dieß zu deuten bin erbötig ꝛc. 108
Kenne wohl der Männer Blicke ꝛc. 108
Gingo biloba 110
Suleika. Sag, du hast wohl viel gedichtet ꝛc. 110
Suleika. Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen ꝛc. 111
Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze ꝛc. 111
Nur wenig ist's was ich verlange ꝛc. 112
Hätt' ich irgend wohl Bedenken ꝛc. 113
An Suleika. Süßes Kind, die Perlenreihe ꝛc. 115
Die schön geschriebenen ꝛc. 116
Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde ꝛc. 118
Ach, ich kann sie nicht erwiedern ꝛc. 118
Herrlich bist du wie Moschus ꝛc. 118
Suleika. Volk und Knechte und Ueberwinder ꝛc. 119
Hatem. Sprich! unter welchem Himmelszeichen ꝛc. 120
Hatem. Wie des Goldschmieds Bazarlädchen ꝛc. 120
Hatem. Locken, haltet mich gefangen ꝛc. 122
Suleika. Nimmer will ich dich verlieren ꝛc. 123
Laß deinen süßen Rubinenmund ꝛc. 123
Bist du von deiner Geliebten getrennt ꝛc. 123
Mag sie sich immer ergänzen ꝛc. 124
O, daß der Sinne doch so viele sind ꝛc. 124
Auch in der Ferne dir so nah ꝛc. 124
Wie sollt' ich heiter bleiben ꝛc. 124
Wenn ich dein gedenke ꝛc. 125
Die Liebende spricht 126
Die Liebende abermals 127
Buch Suleika 128
Aus vollen Büschelzweigen ꝛc. 128
Suleika. An des lust'gen Brunnens Rand ꝛc. 129
Suleika. Kaum daß ich dich wieder habe ꝛc. 129
Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden ꝛc. 130
Deinem Blick mich zu bequemen ꝛc. 131

Laßt mich weinen! umschränkt von Nacht ꝛc. 132
Suleika. Was bedeutet die Bewegung ꝛc. 133
Hochbild 134
Nachklang 135
Suleika. Ach, um deine feuchten Schwingen ꝛc. 136
Wiederfinden 137
Vollmondnacht 139
Geheimschrift 140
Abglanz 142
Suleika. Wie mit innigstem Behagen ꝛc. 143
Laß den Weltenspiegel Alexandern ꝛc. 143
Die Welt ist durchaus lieblich anzuschauen ꝛc. 144
Nicht mehr auf Seidenblatt ꝛc. 144
In tausend Formen magst du dich verstecken ꝛc. 145

Das Schenkenbuch.

Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen ꝛc. 149
Sitz' ich allein ꝛc. 149
So weit bracht es Muley ꝛc. 149
Ob der Koran von Ewigkeit sey ꝛc. 149
Trunken müssen wir alle seyn ꝛc. 150
Da wird nicht mehr nachgefragt ꝛc. 150
In welchem Weine ꝛc. 150
So lang man nüchtern ist ꝛc. 150
Suleika. Warum du nur oft so unbeld bist ꝛc. 151
Wenn der Körper ein Kerker ist ꝛc. 151
Dem Kellner 152
Dem Schenken 152
Schenke spricht 153
Sie haben wegen der Trunkenheit ꝛc. 153
Du kleiner Schelm du ꝛc. 154
Was in der Schenke waren heute ꝛc. 154
Schenke. Welch ein Zustand ꝛc. 155
Jene garstige Bettel ꝛc. 155
Schenke. Heute hast du gut gegessen 157
Schenke. Nennen dich den großen Dichter ꝛc. 158
Dichter. Schenke komm' Noch einen Becher ꝛc. 158
Saki. Denk, o Herr! wenn du getrunken ꝛc. 159
Sommernacht 161
Der Schenke schläfrig 163
Hatem. Der schläft recht süß ꝛc. 164

Buch der Paradeln.

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer ... 167
Bulbuls Nachtlied durch die Schauer ... 167
Wunderglaube ... 168
Die Perle bei der Muschel entrann ... 168
Ich sah mit Staunen und Vergnügen ... 169
Ein Kaiser hatte zwei Gastiere ... 169
Zum Kessel sprach der neue Topf ... 170
Alle Menschen groß und klein ... 170
Vom Himmel steigend Jesus bracht ... 170
Es ist gut ... 172

Buch des Parsen.

Vermächtniß altpersischen Glaubens ... 175
Wenn der Mensch die Erde schätzet ... 178

Buch des Paradieses.

Vorschmack ... 181
Berechtigte Männer ... 182
Auserwählte Frauen ... 184
Einlaß ... 185
Anklang ... 187
Dichter. Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt ... 188
Huri. Wieder einen Finger schlägst du mir ein ... 191
Begünstigte Thiere ... 192
Höheres und Höchstes ... 193
Siebenschläfer ... 195
Gute Nacht! ... 198

Noten und Abhandlungen
zu besserem Verständniß des West-östlichen Divans

Einleitung ... 201
Hebräer ... 203
Araber ... 204
Uebergang ... 210
Aeltere Perser ... 211
Regiment ... 214
Geschichte ... 215
Mahomet ... 218
Caliphen ... 221

Vorklage.

Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln
Geſchrieben ſich ſo ſeltſam aus!
Nun ſoll ich gar von Haus zu Haus
Die loſen Blätter alle ſammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander ſtand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.

Doch ſchäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende ſchnell das kleine Buch;
Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Und ſollte ſich's nicht widerſprechen?

An die Günſtigen.

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja ſeyn!
Niemand beichtet gern in Proſa;
Doch vertraun wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

	222
Fortleitende Bemerkung	223
Mahmud von Gasna	226
Dichterkönige	226
Ueberlieferungen	228
Firduſi	229
Enweri	230
Nisami	231
Dſchelâl-eddin Rumi	232
Saadi	233
Hafis	235
Dſchami	235
Ueberſicht	238
Allgemeines	240
Allgemeinſtes	241
Neuere, Neueſte	244
Zweifel	245
Defvette	247
Einrede	249
Nachtrag	251
Gegenwirkung	253
Eingeſchaltetes	254
Orientaliſcher Poeſie Ur-Elemente	255
Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen	257
Warnung	258
Vergleichung	261
Verwahrung	262
Dichtarten	262
Naturformen der Dichtung	263
Nachtrag	264
Buch-Orakel	265
Blumen- und Zeichenwechſel	268
Ghiſſer	269
Künftiger Diwan	281
Alt-Teſtamentliches	281
Iſrael in der Wüſte	297
Nähere Hülfsmittel	298
Wallfahrten und Kreuzzüge	298
Marco Polo	300
Johannes von Montevilla	300
Pietro della Valle	312
Entſchuldigung	313
Olearius	314
Tavernier und Chardin	

Neuere und neueste Reisende . . . 314
Lehrer; Abgeschiedene. Mitlebende . . . 315
Von Diez . . . 317
Von Hammer . . . 323
Uebersezungen . . . 324
Endlicher Abschluß . . . 327
Revisten . . . 333
Register . . . 336

Moganni Nameh.

Buch des Sängers.

Zwanzig Jahre ließ ich gehn
Und genoß was mir beschieden
Eine Reihe völlig schön
Wie die Zeit der Warmekinder

Hegire.

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdesprachen,
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen,
Wenn mit Caravanen wandle,
Schawl, Caffee und Moschus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüste zu den Städten.

Bösen Felsweg auf und nieder
Trösten Hafis deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maulthiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erschrecken.

Will in Bädern und in Schenken
Heil'ger Hafis dein gedenken,
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet,
Ja des Dichters Liebesflüstern
Mache selbst die Huris lüstern.

Wolltet ihr ihm dieß beneiden,
Oder etwa gar verleiden;
Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Segenspfänder.

Talisman in Carneol
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx-Grunde,
Küß ihn mit geweihtem Munde!
Alles Uebel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und That entzündet:
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

Amulete sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edles Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um, als Scapuliere.

Die Inschrift aber hat nichts hinter sich,
Sie ist sie selbst, und muß dir alles sagen,
Was hinterdrein mit redlichem Behagen
Du gerne sagst: Ich sag' es! Ich!

Doch Abraxas bring' ich selten:
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das allerhöchste gelten.
Sag' ich euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

Ein Siegelring ist schwer zu zeichnen,
Den höchsten Sinn im engsten Raum;
Doch weißt du hier ein Aechtes anzueignen,
Gegraben sieht das Wort, du denkst es kaum.

Freisinn.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Er hat euch die Gestirne gesetzt
Als Leiter zu Land und See;
Damit ihr euch daran ergetzt
Stets blickend in die Höh'.

Talismane.

Gottes iſt der Orient!
Gottes iſt der Occident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sey, von ſeinen hundert Namen,
Dieſer hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren;
Doch du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gieb du meinem Weg die Richte.

Ob ich Ird'ſches denk' und ſinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geiſt zerſtoben,
Dringet, in ſich ſelbſt gedrängt, nach oben.

Im Athemholen ſind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, ſich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieſes erfriſcht;
So wunderbar iſt das Leben gemiſcht.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und ſo ſaß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warſt mein Zeitvertreib,
Goldne Phantaſie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch kryſtallen Schloß,
Und zerſtört' es auch,
Warf mein blinkendes Geſchoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzeſſin Fiſch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

Vier Gnaden.

Daß Araber an ihrem Theil
Die Weite froh durchziehen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

Den Turban erſt, der beſſer ſchmückt
Als alle Kaiſerkronen,
Ein Zelt, das man vom Orte rückt
Um überall zu wohnen;

Ein Schwert, das tüchtiger beſchützt
Als Fels und hohe Mauern,
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen ſing' ich ungeſtört
Von ihrem Schawl herunter,
Sie weiß recht wohl was ihr gehört
Und bleibt mir hold und munter.

Und Blum' und Früchte weiß ich euch
Gar zierlich aufzutiſchen,
Wollt ihr Moralien zugleich,
So geb' ich von den friſchen.

Geständniß.

Was ist schwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner ist schwer zu verbergen auch
Die Liebe; noch so stille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen schlägt.
Am schwersten zu bergen ist ein Gedicht,
Man stellt es untern Scheffel nicht.
Hat es der Dichter frisch gesungen,
So ist er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geschrieben,
Will er die ganze Welt soll's lieben.
Er lies't es jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied sich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meister es mit Freuden hören?

Liebe sey vor allen Dingen
Unser Thema, wenn wir singen;
Kann sie gar das Lied durchdringen,
Wirk's um deste besser klingen.

Dann muß Klang der Gläser tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den schönsten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Trommete schmettre:
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt ist unerläßlich,
Daß der Dichter manches hasse;
Was unleidlich ist und häßlich
Nicht wie Schönes leben lasse.

Weiß der Sänger dieser Viere
Urgewalt'gen Stoff zu mischen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfrischen.

Erschaffen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menschen machte,
Doch bracht' er aus der Mutter Schooß
Noch vieles Ungeschlachte.

Die Elohim zur Nas' hinein
Den besten Geist ihm bliesen,
Nun schien er schon was mehr zu seyn,
Denn er fing an zu niesen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt sogleich den Schwung,
Sobald er sich benetzet,
So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung setzet.

So, Hafis, mag dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel,
Uns führen, bei der Gläser Klang,
Zu unsres Schöpfers Tempel.

Phänomen.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh' ich gezogen,
Zwar ist der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So sollst du muntrer Greis
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.

Liebliches.

Was doch buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verblindet
Mir des Blickes scharfe Sehe.

Sind es Zelte des Vesires,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Festes,
Weil er sich der Liebsten traute?

Roth und weiß, gemischt, gesprenkelt
Wüßt ich schönres nicht zu schauen,
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja es sind die bunten Mohne,
Die sich nachbarlich erstrecken,
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.

Möge stets so der Geschente
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein, wie heute,
Klären sie auf meinen Wegen!

Zwiespalt.

Wenn links an Baches Rand
Cupido flötet,
Im Felde rechter Hand
Mavors drommetet,
Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.
Nun flötet's immer voll
Im Kriegesthunder;
Ich werde rasend, toll:
Ist das ein Wunder?
Fort wächst der Flötenton,
Schall der Posaunen,
Ich irre, rase schon;
Ist das zu staunen?

Im Gegenwärtigen Vergangnes

Rosʼ und Lilie morgenthaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuscht und traulich,
Steigt der Felsen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Ritterschloß gekrönet,
Lenkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Thal versöhnet.

Und da duftetʼs wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;
Wo das Jagdlied aus den Büschen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfrischen
Wieʼs der Busen wollt' und brauchte.

Nun die Wälder ewig sprossen,
So ermuthigt euch mit diesen,
Was ihr sonst für euch genossen
Läßt in andern sich genießen.
Niemand wird uns dann beschreien
Daß wirʼs uns alleine gönnen!
Nun in allen Lebensreihen
Müsset ihr genießen können.

Und mit diesem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafisen,
Denn es ziemt des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche seinen Thon
Zu Gestalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern sein Entzücken:

Aber uns ist wonnereich
In den Euphrat greifen,
Und im flüß'gen Element
Hin und wieder schweifen.

Lösch' ich so der Seele Brand,
Lied es wird erschallen:
Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Dreistigkeit.

Worauf kommt es überall an
Daß der Mensch gesundet?
Jeder höret gern den Schall an
Der zum Ton sich rundet.

Alles weg, was seinen Lauf stört!
Nur kein düster Streben!
Eh er singt und eh er aufhört
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen.

Und ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte faſt mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emaillirt.

Ach! wer hat ſie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom ſchnellen Fliehn?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bei ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Derb und Tüchtig.

Dichten iſt ein Uebermuth,
Niemand ſchelte mich!
Habt getroſt ein warmes Blut
Froh und frei wie ich.

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter ſchmecken mir,
Würd' ich auch beſcheiden ſeyn
Und noch mehr als ihr.

Denn Beſcheidenheit iſt fein
Wenn das Mädchen blüht,
Sie will zart geworben ſeyn
Die den Reben flieht.

Auch iſt gut Beſcheidenheit,
Spricht ein weiſer Mann,
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten iſt ein Uebermuth!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, friſch von Blut,
Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt'
Schwatz' nicht auf mich ein!
Zwar du machſt mich caput,
Nicht beſcheiden, nein!

Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein:
Denn wer einmal uns versteht
Wird uns auch verzeihn.

Alleben.

Staub ist eins der Elemente
Das du gar geschickt bezwingest,
Hafis, wenn zu Liebchens Ehren
Du ein zierlich Liedchen singest.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Ist dem Teppich vorzuziehen,
Dessen goldgewirkte Blumen
Mahmuds Günstlinge beknieen.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
Wolken Staubs behend vorüber,
Mehr als Moschus sind die Düfte
Und als Rosenöl dir lieber.

Staub, den hab' ich längst entbehret
In dem stets umhüllten Norden,
Aber in dem heißen Süden
Ist er mir genugsam worden.

Doch schon längst, daß liebe Pferden
Mir auf ihren Angeln schwiegen!
Heile mich Gewitterregen,
Laß mich, daß es grunelt, riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und sogleich entspringt ein Leben,
Schwillt ein heilig heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdischen Bezirken.

Schwarzer Schatten ist über dem Staub
Der Geliebten Gefährte;
Ich machte mich zum Staube,
Aber der Schatten ging über mich hin.

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen
Wie es mir beliebt?
Da uns Gott des Lebens Gleichniß
In der Mücke giebt.

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen
Wie es mir beliebt?
Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichniß giebt.

Selige Sehnsucht.

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preisen
Das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Ueberfällt dich fremde Fühlung
Wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen
In der Finsterniß Beschattung
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Bist du Schmetterling verbrannt.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Thut ein Schilf sich doch hervor,
Welten zu verfüssen!
Möge meinem Schreibe Rohr
Liebliches entfliessen!

Hafis Nameh.

Buch Hafis.

Sey das Wort die Braut genannt.
Bräutigam der Geist.
Diese Hochzeit hat gekannt
Wer Hassen preist.

Beiname.

Dichter.

Mohammed Schems-eddin sage,
Warum hat dein Volk, das hehre,
Hafis dich genannt?

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwiedre deine Frage.
Weil in glücklichem Gedächtniß
Des Korans geweiht Vermächtniß
Unverändert sich verwahre,
Und damit so fromm gebahre,
Daß gemeines Tages Schlechtniß
Weder mich noch die berühret
Die Prophetenwort und Samen
Schätzen wie es sich gebühret;
Darum gab man mir den Namen.

Dichter.

Hafis drum, so will mir scheinen,
Möcht' ich dir nicht gerne weichen:
Denn, wenn wir wie andre meinen,
Werden wir den andern gleichen.
Und so gleich' ich dir vollkommen,
Der ich unsrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildniß drückte,
Mich in stiller Brust erquickte,
Trotz Verneinung, Hinkrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens.

Anklage.

Wißt ihr denn auf wen die Teufel lauern,
In der Wüste zwischen Fels und Mauern?
Und wie sie den Augenblick erpassen,
Nach der Hölle sie entführend fassen?
Lügner sind es und der Bösewicht.

Der Poete, warum scheut er nicht,
Sich mit solchen Leuten einzulassen!

Weiß denn der mit wem er geht und wandelt,
Er, der immer nur im Wahnsinn handelt?
Gränzenlos, von eigensinn'gem Lieben,
Wird er in die Oede fortgetrieben,
Seiner Klagen Reim', in Sand geschrieben,
Sind vom Winde gleich verjagt;
Er versteht nicht was er sagt,
Was er sagt wird er nicht halten.

Doch sein Lied man läßt es immer walten,
Da es doch dem Koran widerspricht.
Lehret nun, ihr des Gesetzes Kenner,
Weisheit-fromme, hochgelahrte Männer,
Treuer Mosleminen feste Pflicht.

Hafis ins besondre schaffet Aergernisse,
Mirza sprengt den Geist ins Ungewisse,
Saget was man thun und lassen müsse?

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Ueber meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah' ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Heiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich wills nicht leiden.

Fetwa.

Hafis Dichterzüge sie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöschlich,
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Gesetzes.
Willst du sicher gehn, so mußt du wissen
Schlangengift und Theriak zu sondern —
Doch der reinen Wollust edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlassen,
Und vor solcher, der nur ew'ge Pein folgt,
Mit besonnenem Sinn sich zu bewahren,
Ist gewiß das best' um nicht zu fehlen.
Dieses schrieb der arme Ebusuud euch,
Gott verzeih' ihm seine Sünden alle.

Der Deutſche dankt.

Heiliger Inſtinct, haſt's getroffen!
Solche Heilige wünſchet ſich der Dichter;
Denn gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Geſetzes
Sind das Erbtheil wo er übermüthig,
Selbſt im Kummer luſtig, ſich beweget.
Schlangengift und Theriak muß
Ihm das eine wie das andre ſcheinen.
Tödten wird nicht jenes, dieß nicht heilen:
Denn das wahre Leben iſt des Handelns
Ew'ge Unſchuld, die ſich ſo erweiſet,
Daß ſie niemand ſchadet als ſich ſelber.
Und ſo kann der alte Dichter hoffen,
Daß die Huris ihn im Paradieſe
Als verklärten Jüngling wohl empfangen.
Heiliger Inſtinct, haſt's getroffen!

Fetwa.

Der Mufti las des Misri Gedichte
Eins nach dem andern, alle zusammen,
Und wohlbedächtig warf sie in die Flammen,
Das schöngeschriebne Buch es ging zunichte.

Verbrannt sey jeder, sprach der hohe Richter,
Wer spricht und glaubt wie Misri — er allein
Sey ausgenommen von des Feuers Pein:
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter;
Mißbraucht er sie im Wandel seiner Sünden,
So seh' er zu, mit Gott sich abzufinden.

Unbegränzt.

Daß du nicht enden kannst, das macht dich groß,
Und daß du nie beginnst, das ist dein Loos.
Dein Lied ist drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort dasselbe,
Und was die Mitte bringt ist offenbar
Das was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Du bist der Freuden ächte Dichterquelle,
Und ungezählt entfließt dir Well' auf Welle.
Zum Küssen stets bereiter Mund,
Ein Brustgesang der lieblich fließet,
Zum Trinken stets gereizter Schlund,
Ein gutes Herz das sich ergießet.

Und mag die ganze Welt versinken!
Hafis, mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern! Lust und Pein
Sey uns den Zwillingen gemein!
Wie du zu lieben und zu trinken,
Das soll mein Stolz, mein Leben seyn.

Nun töne Lied mit eignem Feuer!
Denn du bist älter, du bist neuer.

Nachbildung.

In deine Reimart hoff' ich mich zu finden;
Das Wiederholen soll mir auch gefallen,
Erst werd' ich Sinn, sodann auch Worte finden;
Zum zweitenmal soll mir kein Klang erschallen,
Er müßte denn besondern Sinn begründen,
Wie du's vermagst, Begünstigter vor allen!

Denn wie ein Funke fähig zu entzünden
Die Kaiserstadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich winderzeugend, glühn von eignen Winden,
Er, schon erloschen, schwand zu Sternenhallen;
So schlang's von dir sich fort mit ew'gen Gluthen
Ein deutsches Herz von frischem zu ermuthen.

Zugemeßne Rhythmen reizen freilich,
Das Talent erfreut sich wohl darin;
Doch wie schnelle widern sie abscheulich,
Hohle Masken ohne Blut und Sinn;
Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener todten Form ein Ende macht.

An Hafis.

Hafis, dir ſich gleich zu ſtellen,
Welch ein Wahn!
Rauſcht doch wohl auf Meeres-Wellen
Raſch ein Schiff hinan,
Fühlet ſeine Segel ſchwellen,
Wandelt kühn und ſtolz;
Will's der Ocean zerſchellen,
Schwimmt's ein morſches Holz.
Dir in Liedern, leichten, ſchnellen,
Wallet kühle Fluth,
Siedet auf zu Feuerwellen;
Mich verſchlingt die Gluth!
Doch mir will ein Dünkel ſchwellen,
Der mir Kühnheit giebt;
Hab' doch auch im ſonnenhellen
Land gelebt, geliebt!

Offenbar Geheimniß.

Sie haben dich, heiliger Hafis,
Die myſtiſche Zunge genannt,
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.

Myſtiſch heißeſt du ihnen,
Weil ſie närriſches bei dir denken,
Und ihren unlautern Wein
In deinem Namen verſchenken.

Du aber biſt myſtiſch rein
Weil ſie dich nicht verſtehn,
Der du, ohne fromm zu ſeyn, ſelig biſt!
Das wollen ſie dir nicht zugeſtehn.

Wink.

Und doch haben sie Recht, die ich schelte:
Denn, daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte sich wohl von selbst verstehn.
Das Wort ist ein Fächer! Zwischen den Stäben
Blicken ein Paar schöne Augen hervor.
Der Fächer ist nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Gesicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das schönste was sie besitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

An Hafis.

Was alle wollen weißt du schon
Und hast es wohl verstanden:
Denn Sehnsucht hält, von Stand zu Thron,
Uns all' in strengen Banden.

Es thut so weh, so wohl hernach,
Wer sträubte sich dagegen?
Und wenn den Hals der eine brach,
Der andre bleibt verwegen.

Verzeihe, Meister, wie du weißt
Daß ich mich oft vermesse,
Wenn sie das Auge nach sich reißt
Die wandelnde Cypresse.

Wie Wurzelfasern schleicht ihr Fuß
Und buhlet mit dem Boden;
Wie leicht Gewölk verschmilzt ihr Gruß,
Wie Ost-Gekos' ihr Oden.

Das alles drängt uns ahndevoll,
Wo Lock' an Locke kräuselt,
In brauner Fülle ringelnd schwoll,
Sodann im Winde säuselt.

Nun öffnet sich die Stirne klar,
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmst ein Lied so froh und wahr
Den Geist darin zu betten.

Und wenn die Lippen sich dabei
Aufs niedlichste bewegen;
Sie machen dich auf einmal frei
In Fesseln dich zu legen.

Der Athem will nicht mehr zurück,
Die Seel' zur Seele fliehend,
Gerüche winden sich durchs Glück
Unsichtbar weltig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greifst du nach der Schale:
Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erst- und zweitenmale.

Sein Auge blitzt, sein Herz erbebt,
Er hofft auf deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geist erhebt,
Im höchsten Sinn zu hören.

Ihm öffnet sich der Welten Raum,
Im Innern Heil und Orden,
Es schwillt die Brust, es bräunt der Pflaum,
Er ist ein Jüngling worden.

Und wenn dir kein Geheimniß blieb
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkst du treu und lieb,
Daß sich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürstenhort
Sich nicht für uns verliere,
Giebst du dem Schah ein gutes Wort
Und giebst es dem Beziere.

Das alles kennst und singst du heut
Und singst es morgen eben:
So trägt uns freundlich dein Geleit
Durchs rauhe wilde Leben.

Uschk Nameh.

Buch der Liebe.

Sage mir
Was mein Herz begehrt'

Mein Herz ist bei dir
Halt' es werth

Musterbilder.

Hör' und bewahre
Sechs Liebespaare.
Wortbild entzündet, Liebe schürt zu:
Rustan und Rodawu.
Unbekannte sind sich nah:
Jussuf und Suleika.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
Medschnun und Leila.
Liebend im Alter sah
Dschemil auf Boteinah.
Süße Liebeslaune,
Salomo und die Branne!
Hast du sie wohl vermerkt,
Bist im Lieben gestärkt.

Noch ein Paar.

Ja, Lieben iſt ein groß Verdienſt!
Wer findet ſchöneren Gewinnſt? —
Du wirſt nicht mächtig, wirſt nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, ſo gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Afra reden. —
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen alle kennen.
Was ſie gethan, was ſie geübt,
Das weiß kein Menſch! Daß ſie geliebt,
Das wiſſen wir. Genug geſagt,
Wenn man nach Wamik und Afra fragt.

Lesebuch.

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe;
Aufmerksam hab' ich's gelesen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden,
Einen Abschnitt macht die Trennung.
Wiedersehn! ein klein Capitel,
Fragmentarisch. Bände Kummers
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maaß.
O Nisami! — doch am Ende
Hast den rechten Weg gefunden:
Unauflösliches wer löst es?
Liebende sich wieder findend.

Ja die Augen waren's, ja der Mund,
Die mir blickten, die mich küßten.
Hüfte schmal, der Leib so rund
Wie zu Paradieses Lüsten.
War sie da? Wo ist sie hin?
Ja! sie war's, sie hat's gegeben,
Hat gegeben sich im Fliehn
Und gefesselt all mein Leben.

Gewarnt.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und so, Hafis, wär's wie dir
Deinem Freund ergangen.

Aber Zöpfe flechten sie
Nun aus langen Haaren,
Unterm Helme fechten sie,
Wie wir wohl erfahren.

Wer sich aber wahl besann
Läßt sich so nicht zwingen:
Schwere Ketten flirchtet man,
Nennt in leichte Schlingen.

Versunken.

Voll Locken kraus ein Haupt so rund! —
Und darf ich dann in solchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl' ich mich von Herzensgrund gesund.
Und küss' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich frisch und immer wieder munter.
Der fünfgezackte Kamm wo sollt' er stecken?
Er kehrt schon wieder zu den Locken.
Das Ohr versagt sich nicht dem Spiel,
Hier ist nicht Fleisch, hier ist nicht Haut,
So zart zum Scherz, so liebeviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,
Man wird in solchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So hast du, Hafis, auch gethan,
Wir fangen es von vornen an.

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die dein Finger niedlich zeigt?
Manchmal iſt ein Wort vonnöthen,
Oft iſt's beſſer daß man ſchweigt.

Alſo ſag' ich: daß die Farbe
Grün und augerquicklich ſey!
Sage nicht: daß Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah dabei.

Immerhin! du magſt es leſen!
Warum übſt du ſolche Macht!
„So gefährlich iſt dein Weſen
Als erquicklich der Smarагd.“

Liebchen, ach! im ſtarren Bande
Zwängen ſich die freien Lieder,
Die im reinen Himmelslande
Munter flogen hin und wieder.
Allem iſt die Zeit verderblich,
Sie erhalten ſich allein!
Jede Zeile ſoll unſterblich,
Ewig wie die Liebe ſeyn.

Was wird mir jede Stunde ſo bang? —
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang.

Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht ob himmelwärts:
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn.
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruht's im Himmel unbewußt:
Der Lebe-Strudel reißt es fort
Und immer hängt's an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt sein eigner Thor.

Schlechter Troſt.

Mitternachts weint' und ſchluchzt' ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgeſpenſter
Und ich ſchämte mich.
Nachtgeſpenſter, ſagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr ſonſt
Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiſſ' ich.
Denkt nicht ſchlimmer von mir,
Den ihr ſonſt weiſe nanntet,
Großes Uebel betrifft ihn! —
Und die Nachtgeſpenſter
Mit langen Geſichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weiſe oder thörig
Völlig unbekümmert.

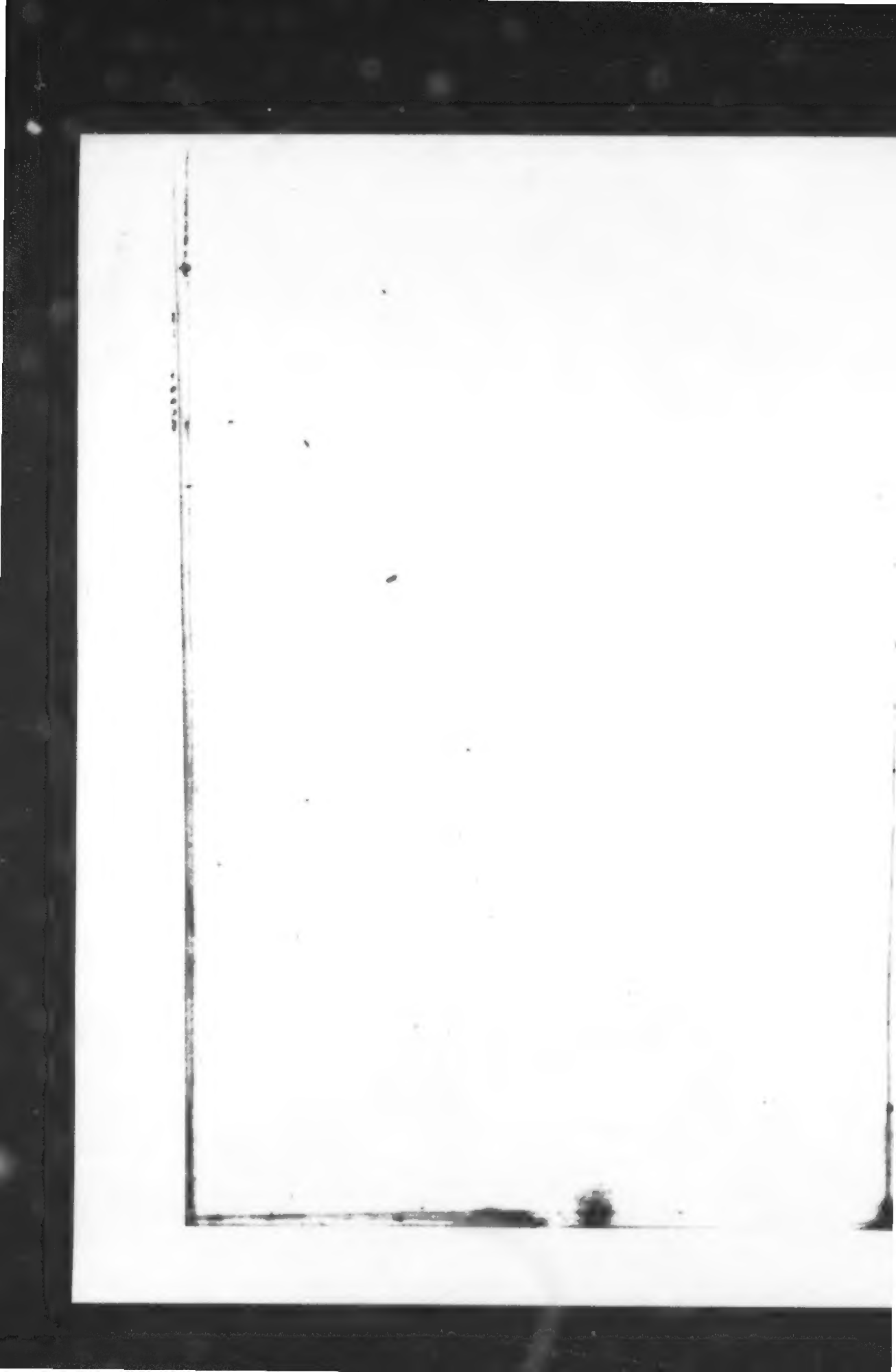

Genügsam.

„Wie irrig wähnest du:
Aus Liebe gehöre das Mädchen dir zu.
Das könnte mich nun gar nicht freuen,
Sie versteht sich auf Schmeicheleien."

Dichter.

Ich bin zufrieden, daß ich's habe!
Mir diene zur Entschuldigung:
Liebe ist freiwillige Gabe,
Schmeichelei Huldigung.

Gruß.

O wie selig ward mir!
Im Lande wankt' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muscheln
Im Stein sucht' ich die versteinten;
Hudhud lief einher
Die Krone entfaltend;
Stolzirte, neckischer Art,
Ueber das Todte scherzend
Der Lebend'ge.
Hudhud, sagt' ich, fürwahr!
Ein schöner Vogel bist du.
Eile doch, Wiedehopf!
Eile, der Geliebten
Zu verkünden, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Hast du doch auch
Zwischen Salomo
Und Saba's Königin
Ehemals den Kuppler gemacht!

Hudhud sprach: mit Einem Blicke
Hat sie alles mir vertraut,
Und ich bin von eurem Glücke
Immer, wie ich's war, erbaut.

Liebt ihr doch! — In Trennungs-Nächten
Seht, wie sich's in Sternen schreibt:
Daß, gesellt zu ewigen Mächten,
Glanzreich eure Liebe bleibt.

Hurhur auf dem Palmen-Steckchen,
Hier im Eckchen,
Nistet äuglend, wie charmant!
Und ist immer vigilant.

Ergebung.

„Du vergehst und bist so freundlich,
Verzehrst dich und singst so schön?“

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern gestehn,
Ich singe mit schwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten indem sie vergehn.

Eine Stelle suchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüst und einsam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und nistete sich in das leere.

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Vögeln
Still zu seyn auf der Flur?
Und wer verbieten zu zappeln
Den Schafen unter der Schur?

Stell' ich mich wohl ungebärdig,
Wenn mir die Wolle krau'st?
Nein! Die Ungebärden entzwingt mir
Der Scheerer, der mich zerzaus't.

Wer will mir wehren zu singen
Nach Lust zum Himmel hinan,
Den Wolken zu vertrauen
Wie lieb sie mir's angethan?

Geheimes.

Ueber meines Liebchens Aeugeln
Stehn verwundert alle Leute:
Ich, der Wissende, dagegen
Weiß recht gut was das bedeute.

Denn es heißt: ich liebe diesen,
Und nicht etwa den und jenen.
Lasset nur ihr guten Leute
Euer Wundern, euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuren Mächten
Blicket sie wohl in die Runde:
Doch sie sucht nur zu verkünden
Ihm die nächste süße Stunde.

Geheimstes.

„Wir sind emsig nachzuspüren,
Wir, die Anekdotenjäger,
Wer dein Liebchen sey und ob du
Nicht auch habest viele Schwäger.

Denn, daß du verliebt bist, sehn wir,
Mögen dir es gerne gönnen:
Doch, daß Liebchen so dich liebe,
Werden wir nicht glauben können."

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht sie auf! nur hört das Eine:
Ihr erschrecket, wenn sie rastet!
Ist sie fort, ihr kos't dem Scheine.

Wißt ihr wie Schehâb-eddin
Sich auf Arafat entmantelt;
Niemand haltet ihr für thörig
Der in seinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaisers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird gesprochen,
Sey es dir zu höchstem Lohne.

Darum war's der höchste Jammer
Als einst Medschnun sterbend wollte,
Daß vor Leila seinen Namen
Man forthin nicht nennen sollte.

Tefkir Ameh.

Buch der Betrachtungen.

Höre den Rath den die Leier tönt;
Doch er nutzet nur, wenn du fähig bist.
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

„Was tönt denn die Leier?“ sie tönet laut:
Die schönste das ist nicht die beste Braut;
Doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
So mußt du das Schönste, das Beste wollen.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor,
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Böswicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben;
Das halte fest und niemand laß dir's rauben.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Lieblich ist des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick ist lieblich, eh er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenschein im Herbst, der dich besonnte.
Lieblicher als alles dieses habe
Stets vor Augen, wie sich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand so hübsch entgegen dränget,
Zierlich dankbar was du reichst empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein sprechend Streben!
Schau' es recht und du wirst immer geben.

Und was im Pend-Nameh steht
Ist dir aus der Brust geschrieben:
Jeden, dem du selber giebst,
Wirst du wie dich selber lieben.

Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Gold-Vermächtniß,
Eile freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniß.

Reitest du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht wann er dein Pferd beschlägt:
Siehst du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht ob sie dir ein Liebchen hegt:
Einem Jüngling begegnest du schön und kühn,
Er überwindet dich künftig oder du ihn.
Am sichersten kannst du vom Rebstock sagen
Er werde für dich was Gutes tragen.
So bist du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er sey dir werth als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten sagt ihr Lebewohl!
Zum Osten du, er westwärts, Pfad an Pfad —
Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig aus:
Er ist es! ja, da war's! als hätte nicht
So manche Tagefahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr sich drein gelegt.
Nun tauschet Waar' um Waare, theilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirke neuen Bund —
Der erste Gruß ist viele tausend werth,
Drum grüße freundlich jeden der begrüßt.

Haben sie von deinen Fehlen
Immer viel erzählt,
Und für wahr sie zu erzählen
Vielfach sich gequält.
Hätten sie von deinem Guten
Freundlich dir erzählt,
Mit verständig treuen Winken
Wie man Bestres wählt:
O gewiß! das Allerbeste
Wär' mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäste
In der Clause zählt.
Nun als Schüler mich, zu kommen,
Endlich auserwählt,
Und mich lehrt der Buße Frommen,
Wenn der Mensch gefehlt.

Märkte reizen dich zum Kauf:
Doch das Wissen blähet auf.
Wer im Stillen um sich schaut
Lernet wie die Lieb' erbaut.
Bist du Tag und Nacht beflissen
Viel zu hören viel zu wissen;
Horch an einer andern Thüre
Wie zu wissen sich gebühre.
Soll das Rechte zu dir ein
Fühl' in Gott was Rechts zu seyn:
Wer von reiner Lieb' entbrannt
Wird vom lieben Gott erkannt.

Wie ich so ehrlich war,
Hab' ich gefehlt,
Und habe Jahre lang
Mich durchgequält;

Ich galt und galt auch nicht,
Was sollt' es heißen?
Nun wollt' ich Schelm seyn,
Thät mich befleißen;
Das wollt' mir gar nicht ein,
Mußt' mich zerreißen.
Da dacht' ich: ehrlich seyn
Ist doch das beste;
War es nur kümmerlich,
So steht es feste.

Frage nicht durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib' am stillen Orte
Wo du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weisen,
Und nach Mächtigen, die befehlen:
Jene werden unterweisen,
Diese That und Kräfte stählen.

Wenn du nützlich und gelassen
So dem Staate treu geblieben,
Wisse! Niemand wird dich hassen
Und dich werden Viele lieben.

Und der Fürst erkennt die Treue,
Sie erhält die That lebendig;
Dann bewährt sich auch das Neue
Nächst dem Alten erst beständig.

Woher ich kam? Es iſt noch eine Frage,
Mein Weg hierher, der iſt mir kaum bewußt,
Heut nun und hier am himmelfrohen Tage
Begegnen ſich, wie Freunde, Schmerz und Luſt.
O ſüßes Glück, wenn beide ſich vereinen!
Einſam, wer möchte lachen, möchte weinen?

Es geht uns nach dem andern hin,
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns raſch und brav und kühn
Die Lebenswege wandern.
Es hält dich auf, mit Seitenblick,
Der Blumen viel zu leſen;
Doch hält nichts grimmiger zurück
Als wenn du falſch geweſen.

Behandelt die Frauen mit Nachſicht!
Aus krummer Rippe ward ſie erſchaffen,
Gott konnte ſie nicht ganz grade machen.
Willſt du ſie biegen, ſie bricht;
Läßt du ſie ruhig, ſie wird noch krümmer;
Du guter Adam, was iſt denn ſchlimmer?
Behandelt die Frauen mit Nachſicht:
Es iſt nicht gut daß euch eine Rippe bricht.

Das Leben iſt ein ſchlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dieß, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, der zuviel,
Und Kann und Glück kommt auch ins Spiel.
Und hat ſich's Unglück drein gelegt,
Jeder wie er nicht wollte trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannnicht-Willnicht weiter tragen.

Das Leben iſt ein Gänſeſpiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo niemand gerne ſtehet.

Man ſagt die Gänſe wären dumm,
O glaubt mir nicht den Leuten:
Denn eine ſieht einmal ſich 'rum
Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders iſt's in dieſer Welt,
Wo alles vorwärts drücket,
Wenn einer ſtolpert oder fällt,
Keine Seele rückwärts blicket.

„Die Jahre nahmen dir, du ſagſt, ſo vieles:
Die eigentliche Luſt des Sinnenſpieles,
Erinnerung des allerliebſten Tandes
Von geſtern weit- und breiten Landes
Durchſchweifen frommt nicht mehr; ſelbſt nicht von Oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben
Erfreulich ſonſt. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreiſtes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht was dir Beſondres bliebe?"

Mir bleibt genug! Es bleibt Treu und Liebe!

Vor den Wiſſenden ſich ſtellen
Sicher iſt's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet
Weiß er gleich wo dir es fehlet:
Auch auf Beifall darfſt du hoffen,
Denn er weiß wo du's getroffen.

Freigebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgesogen,
Verständiger irrgeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,
Der Harte wird umgangen,
Der Simpel wird gefangen.
Beherrsche diese Lüge,
Betrogener betrüge!

Wer befehlen kann wird loben
Und er wird auch wieder schelten,
Und das muß dir, treuer Diener,
Eines wie das andre gelten.

Denn er lobt wohl das Geringe,
Schilt auch, wo er sollte loben:
Aber bleibst du guter Dinge,
Wird er dich zuletzt erproben.

Und so halt's auch, ihr Hohen,
Gegen Gott wie der Geringe,
Thut und leidet, wie sich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.

Schach Sedschan und seines Gleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Transoxanen
Erkühnt sich unser Sang
Auf deine Bahnen!
Uns ist für gar nichts bang,
In dir lebendig,
Dein Leben daure lang,
Dein Reich beständig!

Höchste Gunst.

Ungezähmt so wie ich war
Hab' ich einen Herrn gefunden,
Und gezähmt nach manchem Jahr
Eine Herrin auch gefunden.
Da sie Prüfung nicht gespart
Haben sie mich treu gefunden,
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz, den sie gefunden.
Niemand diente zweien Herrn
Der dabei sein Glück gefunden;
Herr und Herrin sehn es gern
Daß sie beide mich gefunden,
Und mir leuchtet Glück und Stern
Da ich beide Sie gefunden.

Firdusi

spricht.

O Welt! wie schamlos und boshaft bist du!
Du nährst und erziehest und tödtest zugleich.

Nur wer von Allah begünstiget ist,
Der nährt sich, erzieht sich, lebendig und reich.

Was heißt denn Reichthum? Eine wärmende Sonne,
Genießt sie der Bettler, wie wir sie genießen!
Es möge doch keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigensinn selige Wonne.

Dſchelàl-eddin Rumi

ſpricht.

Verweilſt du in der Welt, ſie flieht als Traum,
Du reiſeſt, ein Geſchick beſtimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagſt du feſt zu halten,
Und was dir blüht, ſogleich wird es veralten.

Suleika

ſpricht.

Der Spiegel ſagt mir ich bin ſchön!
Ihr ſagt: zu altern ſey auch mein Geſchick.
Vor Gott muß alles ewig ſtehn,
In mir liebt Ihn, für dieſen Augenblick.

Nendsch Nameh.

Buch des Unmuths.

„Wo hast du das genommen?
Wie konnt' es zu dir kommen?
Wie aus dem Lebensplunder
Erwarbst du diesen Zunder,
Der Funken letzte Gluthen
Von frischem zu ermuthen?"

Euch mög' es nicht bedünkeln
Es sey gemeines Fünkeln:
Auf ungemeßner Ferne,
Im Ocean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren.

Von weißer Schafe Wogen
Die Hügel überzogen,
Umsorgt von ernsten Hirten,
Die gern und schmal bewirthen,
So ruhig liebe Leute,
Daß jeder mich erfreute.

In schauerlichen Nächten,
Bedrohet von Gefechten:
Das Stöhnen der Kamele
Durchdrang das Ohr, die Seele,
Und derer, die sie führen,
Einbildung und Stolziren.

Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter,
Und unser ganzes Ziehen
Es schien ein ewig Fliehen,
Blau, hinter Wüst' und Heere,
Der Streif erlogner Meere.

Keinen Reimer wird man finden
Der sich nicht den besten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodien spielte.

Und ich konnte sie nicht tadeln;
Wenn wir andern Ehre geben
Müssen wir uns selbst entadeln;
Lebt man denn wenn andre leben?

Und so fand ich's denn auch juste
In gewissen Antichambern,
Wo man nicht zu sondern wußte
Mäusedreck von Koriandern.

Das Gewes'ne wollte hassen
Solche rüstige neue Besen,
Diese dann nicht gelten lassen
Was sonst Besen war gewesen.

Und wo sich die Völker trennen,
Gegenseitig im Verachten,
Keins von beiden wird bekennen,
Daß sie nach demselben trachten.

Und das grobe Selbstempfinden
Haben Leute hart gescholten,
Die am wenigsten verwinden,
Wenn die andern was gegolten.

Mit der Deutschen Freundschaft
Hat's keine Noth,
Aergerlichster Feindschaft
Steht Höflichkeit zu Gebot;
Je sanfter sie sich erwiesen,
Hab' ich immer frisch gedroht,
Ließ mich nicht verdrießen
Trübes Morgen- und Abendroth;
Ließ die Wasser fließen
Fließen zu Freud und Noth.
Aber mit allem diesen
Blieb ich mir selbst zu Gebot:
Sie alle wollten genießen
Was ihnen die Stunde bot;
Ihnen hab' ich's nicht verwiesen,
Jeder hat seine Noth.
Sie lassen mich alle grüßen
Und hassen mich bis in Tod.

Befindet sich einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen;
So lang der Tüchtige lebt und thut,
Möchten sie ihn gerne steinigen.
Ist er hinterher aber todt,
Gleich sammeln sie große Spenden,
Zu Ehren seiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden;

Doch ihren Vortheil sollte dann
Die Menge wohl ermessen,
Geschreckter wär's, den guten Mann
Auf immerdar vergessen.

Uebermacht, ihr könnt es spüren,
Ist nicht aus der Welt zu bannen:
Mir gefällt zu converstren
Mit Gescheidten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am stärksten pochten,
Und die Halben, die Beschränkten
Gar zu gern uns unterjochten:

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weisen,
Diese bleiben ungestöret,
Jene möchten sich zerreißen.

Denken, in Gewalt und Liebe,
Müßten wir zuletzt uns gatten,
Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine gehn wie andre Christen.

„Aber nenn' uns doch die Feinde!"
Niemand soll sie unterscheiden:
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

Mich nach- und umzubilden, mißzubilden
Versuchen sie seit vollen fünfzig Jahren:
Ich dächte doch, da konntest du erfahren,
Was an dir sey in Vaterlands-Gefilden.
Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden
Dämonisch genialen jungen Schaaren,
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, göttlich-milden.

Wenn du auf dem Guten ruhst,
Nimmer werd' ich's tadeln,
Wenn du gar das Gute thust,
Sieh, das soll dich adeln!
Hast du aber deinen Zaun
Um dein Gut gezogen,
Leb' ich frei und lebe traun
Keineswegs betrogen.

Denn die Menschen sie sind gut,
Würden besser bleiben,
Sollte nicht, wie's einer thut,
Auch der andre treiben.
Auf dem Weg da ist's ein Wort,
Niemand wird's verdammen:
Wollen wir an Einen Ort,
Nun, wir gehn zusammen.

Vieles wird sich da und hie
Uns entgegen stellen.
In der Liebe mag man nie
Helfer und Gesellen;
Geld und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende;
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweit am Ende.

Hat doch über ſolches Zeug
Hafis auch geſprochen,
Ueber manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen,
Und ich ſeh' nicht was es frommt
Aus der Welt zu laufen,
Magſt du, wenn's zum Schlimmſten kommt,
Aus einmal dich raufen.

Als wenn das auf Namen ruhte,
Was ſich ſchweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das ſchöne Gute
Wie es ſich aus Gott geſtaltet.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haſſ' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Willſt ſie aber näher kennen?
Sieh' auf's Rechte, ſieh auf's Schlechte;
Was ſie ganz fürtrefflich nennen
Iſt wahrſcheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen
Muß man aus dem Grunde leben,
Und ſaalbadriſch auszuſchweifen
Dünket mich ein ſeicht Beſtreben.

Wohl, Herr Knitterer, er kann ſich
Mit Zerſplitterer vereinen,
Und Verwitterer alsdann ſich
Allenfalls der beſte ſcheinen!

Daß nur immer in Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerstreuung
Jeden in sich selbst zerstöre.

Dieß der Landsmann wünscht und liebet,
Mag er Deutsch mag Teutsch sich schreiben,
Und das Lied nur heimlich piepet:
Also war es und wird bleiben.

Mehschnun heißt — ich will nicht sagen
Daß es grad' ein Toller heiße;
Doch ihr müßt mich nicht verklagen
Daß ich mich als Mehschnun preise.

Wenn die Brust, die redlich volle,
Sich entladet euch zu retten,
Ruft ihr nicht: das ist der Tolle!
Holet Stricke, schaffet Ketten!

Und wenn ihr zuletzt in Fesseln
Seht die Klügeren verschmachten,
Sengt es euch wie Feuernesseln,
Das vergebens zu betrachten.

Hab' ich euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich euch, nach euren Thaten,
Wenn ihr Friede schließen wolltet?

Und so hab' ich auch den Fischer
Ruhig seine Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tischer
Winkelmaaß nicht einzuschärfen.

Aber ihr wollt beſſer wiſſen
Was ich weiß, der ich betrachte,
Was Natur, für mich befliſſen,
Schon zu meinem Eigen machte.

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke?
Nun ſo fördert eure Sachen!
Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erſt: ſo wollt' er's machen.

Wanderers Gemüthsruhe.

Uebers Niederträchtige
Niemand ſich beklage;
Denn es iſt das Mächtige,
Was man dir auch ſage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem ſchaltet es
Ganz nach ſeinem Sinne.

Wandrer! — Gegen ſolche Noth
Wollteſt du dich ſträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth
Laß ſie drehn und ſtäuben.

Wer wird von der Welt verlangen
Was ſie ſelbſt vermißt und träumet,
Rückwärts oder ſeitwärts blickend
Stets den Tag des Tags verſäumet?
Ihr Bemühn, ihr guter Wille,
Hinkt nur nach dem raſchen Leben,
Und was du vor Jahren brauchteſt,
Möchte ſie dir heute geben.

Sich selbst zu leben ist ein Fehler,
Doch jeder thut's, der etwas Gutes thut;
Und ist er dann in Worten kein Verhehler,
Das Gute bleibt doch immer gut.

Laßt doch, ihr Narren, doch die Freude
Dem Weisen, der sich weise hält,
Daß er, ein Narr wie ihr, vergeude
Den abgeschmackten Dank der Welt.

Glaubst du denn: von Mund zu Ohr
Sey ein redlicher Gewinnst?
Ueberliefrung, o du Thor,
Ist auch wohl ein Hirngespinnst!
Nun geht erst das Urtheil an;
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verstand allein zu retten,
Dem du schon Verzicht gethan.

Und wer franzet oder brittet,
Italiänert oder teutschet,
Einer will nur wie der andre
Was die Eigenliebe heischet.

Denn es ist kein Anerkennen,
Weder Vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert
Wo man selbst was möchte scheinen.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunst gewinnet.

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Sonst wenn man den heiligen Koran citirte,
Nannte man die Sure, den Vers dazu,
Und jeder Moslim, wie sich's gebührte,
Fühlte sein Gewissen in Respect und Ruh.
Die neuen Derwische wissen's nicht besser,
Sie schwatzen das Alte, das Neue dazu.
Die Verwirrung wird täglich größer,
O heiliger Koran! O ewige Ruh!

Der Prophet

ſpricht.

Aergert's jemand, daß es Gott gefallen
Mahomet zu gönnen Schutz und Glück,
An den ſtärkſten Balken ſeiner Hallen
Da befeſtig' er den derben Strick,
Knüpfe ſich daran! das hält und trägt:
Er wird fühlen, daß ſein Zorn ſich legt.

Timur

ſpricht.

Was? Ihr mißbilligt den kräftigen Sturm
Des Uebermuths, verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich beſtimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geſchaffen.

Hikmet Nameh.

Buch der Sprüche.

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel sticht,
Ueberall soll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts
Als was die gestrigen gebracht.

Wer geboren in böf'sten Tagen
Dem werden selbst die bösen behagen.

Wie etwas sey leicht
Weiß der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer fluthet immer,
Das Land behält es nimmer.

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl warum:
Es wünschte dich enthaltsam! Folge stumm.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Was machſt du an der Welt, ſie iſt ſchon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Wenn der ſchwer Gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung ſey verſagt,
Bleibet heilſam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

„Wie ungeſchickt habt ihr euch benommen,
Da euch das Glück ins Haus gekommen!“
Das Mädchen hat's nicht übel genommen,
Und iſt noch ein paarmal wieder gekommen.

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit iſt mein Beſitz, mein Acker iſt die Zeit.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Das überliefre deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

Enweri ſagt's, ein herrlichſter der Männer,
Des tiefſten Herzens, höchſten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit:
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen wie du bist
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist.

Dümmer ist nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen:
Daß sie sich in großen Tagen
Sollten bescheidentlich erweisen.

Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre,
Als ich bin und als du bist,
Wir hätten beide wenig Ehre;
Der läßt einen jeden wie er ist.

Gesteht's! die Dichter des Orients
Sind größer als wir des Occidents.
Worin wir sie aber völlig erreichen,
Das ist im Haß auf unsres Gleichen.

Ueberall will jeder obenauf seyn,
Wie's eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freilich grob seyn,
Aber nur in dem was er versteht.

Verschon' uns Gott mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid sich doch zerreißen,
Laß ihn seinen Hunger speisen.

Sich im Respect zu erhalten
Muß man recht borstig seyn.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

Was hilft's dem Pfaffen-Orden
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfaßt worden
Wird auch schief nicht erkannt.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird jeder, der selbst als Kühner stritt.
Des Menschen Werth kann niemand erkennen
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Was du thust verbleibt dir nicht;
Und wenn es auch dir verbliebe,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

Soll man dich nicht aufs schmählichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

Wie kommt's daß man an jedem Orte
So viel Gutes, so viel Dummes hört?
Die Jüngsten wiederholen der Aeltesten Worte,
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerſpruch verleiten,
Weiſe fallen in Unwiſſenheit
Wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten.

„Warum iſt Wahrheit fern und wen?
Birgt ſich hinab in tiefſte Gründe?“

Niemand verſtehet zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verſtünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Was willſt du unterſuchen
Wohin die Milde fließt!
Ins Waſſer wirf deine Kuchen,
Wer weiß, wer ſie genießt.

Als ich einmal eine Spinne erſchlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gefollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an dieſen Tagen!

„Dunkel iſt die Nacht, bei Gott iſt Licht.“
Warum hat er uns nicht auch ſo zugericht?

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tiſch ſitzen Freund' und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann:
Gebt mir was ich verprassen kann.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erst das Dach besteigen.

Wer schweigt hat wenig zu sorgen,
Der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen.

Ein Herre mit zwei Gesind
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus worin zwei Weiber sind
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabei
Und sagt nur: Autos epha!
Was sagt ihr lange Mann und Weib,
Adam, so heißt's, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wissen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

Närrisch, daß jeder in seinem Falle
Seine besondere Meinung preis't!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir alle.

Wer auf die Welt kommt baut ein neues Haus.
Er geht und läßt es einem zweiten.
Der wird sich's anders zubereiten,
Und niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt, der kann schelten
Was ich ließ viele Jahre gelten:
Vor der Thür aber müßt' er passen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten lassen.

Herr, laß dir gefallen
Dieses kleine Haus,
Größre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Du bist auf immer geborgen!
Das nimmt dir niemand wieder:
Zwei Freunde ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder.

„Was brachte Lokman nicht hervor,
Den man den garst'gen hieß!"
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker der ist süß.

Herrlich iſt der Orient
Uebers Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weiß was Calderon gerungen.

„Was ſchmückſt du die eine Hand denn nun
Weit mehr als ihr gebührte?"
Was ſollte denn die linke thun,
Wenn ſie die rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mecca triebe
Chriſtus Eſel, würd' er nicht
Dadurch beſſer abgericht,
Sondern ſtets ein Eſel bliebe.

Getretner Quark
Wird breit, nicht ſtark.

Schlägſt du ihn aber mit Gewalt
In feſte Form, er nimmt Geſtalt.
Dergleichen Steine wirſt du kennen,
Europäer Piſé ſie nennen.

Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl wenn andre fehlen;
Allein wer fehlt der iſt erſt recht daran,
Er weiß nun deutlich wie ſie wohl gethan.

Du haſt gar vielen nicht gedankt
Die dir ſo manches Gute gegeben!
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mußt du dir machen,
Unterſcheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

Die Fluth der Leidenſchaft ſie ſtürmt vergebens
Ans unbezwungne feſte Land. —
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und das iſt ſchon Gewinn des Lebens.

Vertrauter.

Du haſt ſo manche Bitte gewährt
Und wenn ſie dir auch ſchädlich war;
Der gute Mann da hat wenig begehrt,
Dabei hat es doch keine Gefahr.

Vefir.

Der gute Mann hat wenig begehrt,
Und hätt' ich's ihm ſogleich gewährt,
Er auf der Stelle verloren war.

Schlimm iſt es, wie doch wohl geſchieht,
Wenn Wahrheit ſich nach dem Irrthum zieht;
Das iſt auch manchmal ihr Behagen,
Wer wird ſo ſchöne Frau befragen?
Herr Irrthum wollt' er an Wahrheit ſich ſchließen,
Das ſollte Frau Wahrheit baß verdrießen.

Wiſſe daß mir ſehr mißfällt
Wenn ſo viele ſingen und reden!
Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten!

Timur Nameh.

Buch des Timur.

Der Winter und Timur.

So umgab sie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwischen alle,
Hetzt er die verschiednen Winde
Widerwärtig auf sie ein.
Ueber sie gab er Gewaltkraft
Seinen frostgespitzten Stürmen,
Stieg in Timurs Rath hernieder,
Schrie ihn drohend an und sprach so:
Leise, langsam, Unglückseliger!
Wandle du Tyrann des Unrechts:
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Bist du der verdammten Geister
Einer, wohl! ich bin der andre.
Du bist Greis, ich auch, erstarren
Machen wir so Land als Menschen.
Mars! du bist's! ich bin Saturnus,
Uebelthätige Gestirne,
Im Verein die Schrecklichsten.
Tödtest du die Seele, kältest
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter als du seyn kannst.
Quälen deine wilden Heere
Gläubige mit tausend Martern;
Wohl, in meinen Tagen soll sich,
Geb' es Gott! was schlimm'res finden.

Und bei Gott! dir ſchenk' ich nichts.
Hör' es Gott, was ich dir biete!
Ja bei Gott! von Todeskälte
Nicht, o Greis, vertheid'gen ſoll dich
Breite Kohlengluth vom Herde,
Keine Flamme des Decembers.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu koſen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knospend müſſen tauſend Roſen
Erſt in Gluthen untergehn.

Um ein Fläſchchen zu beſitzen
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerſpitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die, in ihrer Fülle Drang,
Ahndeten ſchon Bulbuls Lieben,
Seelerregenden Geſang.

Sollte jene Qual uns quälen,
Da ſie unſre Luſt vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timurs Herrſchaft aufgezehrt?

Suleika Nameh.

Buch Suleika.

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf.
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf.

Einladung.

Mußt nicht vor dem Tage fliehen:
Denn der Tag, den du ereilest,
Ist nicht besser als der heut'ge;
Aber wenn du froh verweilest
Wo ich mir die Welt beseit'ge,
Um die Welt an mich zu ziehen,
Bist du gleich mit mir geborgen:
Heut ist heute, morgen morgen,
Und was folgt und was vergangen
Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.
Bleibe du, mein Allerliebstes;
Denn du bringst es und du giebst es.

Daß Suleika von Jussuf entzückt war,
Ist keine Kunst;
Er war jung, Jugend hat Gunst,
Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
Schon war sie, konnten einander beglücken.
Aber daß du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen,
Sollst mir ewig Suleika heißen.

Da du nun Suleika heißest,
Sollt' ich auch benamset seyn.
Wenn du deinen Geliebten preisest:
Hatem! das soll der Name seyn.
Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung soll es seyn:
Wer sich St. Georgenritter nennet
Denkt nicht gleich Sanct Georg zu seyn.
Nicht Hatem Thai, nicht der Alles Gebende
Kann ich in meiner Armuth seyn;
Hatem Zograi nicht, der reichlichst Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich seyn.
Aber beide doch im Auge zu haben
Es wird nicht ganz verwerflich seyn:
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben
Wird immer ein groß Vergnügen seyn.
Sich liebend an einander zu laben
Wird Paradieses Wonne seyn.

Hatem.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie iſt ſelbſt der größte Dieb;
Denn ſie ſtahl den Reſt der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat ſie ihn übergeben
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle ſchon Erbarmen
Im Funkel deines Blicks
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geſchicks.

Suleika.

Hochbeglückt in deiner Liebe
Scheit' ich nicht Gelegenheit,
Ward sie auch an dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gieb dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben —
Ja, ich bin's die dich bestahl.

Was so billig du gegeben
Bringt dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin.

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

Der Liebende wird nicht irre gehn,
Wär's um ihn her auch noch so trübe.
Sollten Leila und Meerschmun auferstehn,
Von mir erführen sie den Weg der Liebe.

Ist's möglich, daß ich Liebchen dich kose!
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat ſchiffte,
Streifte ſich der goldne Ring
Fingerab, in Waſſerklüfte,
Den ich jüngſt von dir empfing.

Alſo träumt' ich. Morgenröthe
Blitzt' ins Auge durch den Baum,
Sag Poete, ſag Prophete!
Was bedeutet dieſer Traum?

Hatem.

Dieß zu deuten bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damascus hin,
Um mit neuen Caravanen
Bis ans rothe Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain,
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet seyn.

Kenne wohl der Männer Blicke,
Einer sagt: ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!
Und was sonst ist kennt ein Mädchen.
Alles das kann mir nicht helfen,
Alles das kann mich nicht rühren;

Aber Hatem! deine Blicke
Geben erſt dem Tage Glanz.
Denn ſie ſagen: die gefällt mir,
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen.
Seh' ich Roſen, ſeh' ich Lilien,
Aller Gärten Zier und Ehre,
So Cypreſſen, Myrten, Veilchen,
Aufgeregt zum Schmuck der Erde:
Und geſchmückt iſt ſie ein Wunder,
Mit Erſtaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, ſegnend,
Daß wir uns geſundet fühlen,
Wieder gern erkranken möchten.
Da erblickteſt du Suleika
Und geſundeteſt erkrankend,
Und erkranketeſt geſundend,
Lächelteſt und ſahſt herüber
Wie du nie der Welt gelächelt.
Und Suleika fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: die gefällt mir
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen.

Gingo biloba.

Dieſes Baums Blatt, der von Oſten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu koſten,
Wie's den Wiſſenden erbaut.

Iſt es Ein lebendig Weſen,
Das ſich in ſich ſelbſt getrennt,
Sind es zwei, die ſich erleſen,
Daß man ſie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlſt du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Suleika.

Sag, du haſt wohl viel gedichtet,
Hin und her dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerändet,
Bis auf Punkt und Strich vollendet,
Zierlich lockend manchen Band?
Stets wo du ſie hingewendet
War's gewiß ein Liebespfand?

Hatem.

Ja, von mächtig holden Blicken,
Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar:
Wimpern-Pfeile, Locken-Schlangen,
Hals und Busen reizumbangen,
Tausendfältige Gefahr!
Denke nun wie von so langem
Prophezeit Suleika war.

Suleika.

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen?
Dieß Räthsel wie erklärt sich's? Wie?

Hatem.

Der Sultan konnt' es, er vermählte
Das allerhöchste Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die tapfersten der treuen Schaar.

Auch sey's ein Bild von unsrer Wonne!
Schon seh' ich wieder mich und dich,
Du nennst mich, Liebchen, deine Sonne,
Komm, süßer Mond, umklammre mich!

Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze!
Aus deiner Hand nur ist der Turban schön.
Hat Abbas doch, auf Irans höchstem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden sehn!

Ein Dulbend war das Band, das Alexandern
In Schleifen ſchön vom Haupte fiel,
Und allen Folgeherrſchern, jenen andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Dulbend iſt's, der unſern Kaiſer ſchmücket,
Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!
Juwel und Perle! ſey das Aug entzücket!
Der ſchönſte Schmuck iſt ſtets der Muſſelin.

Und dieſen hier, ganz rein und ſilberſtreifig,
Umwinde Liebchen um die Stirn umher.
Was iſt denn Hoheit? Mir iſt ſie geläufig!
Du ſchauſt mich an, ich bin ſo groß als Er.

Nur wenig iſt's was ich verlange,
Weil eben alles mir gefällt,
Und dieſes Wenige, wie lange,
Giebt mir gefällig ſchon die Welt!

Oft ſitz' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beſchränkten Haus;
Allein ſobald ich dein gedenke,
Dehnt ſich mein Geiſt erobernd aus.

Dir ſollten Timurs Reiche dienen,
Gehorchen ſein gebietend Heer,
Badakſchan zellte dir Rubinen,
Türkiſſe das Hyrkaniſche Meer.

Getrocknet honigſüße Früchte
Von Bokhara dem Sonnenland,
Und tauſend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da ſollteſt du mit Freude leſen
Was ich von Ormus dir verſchrieb,
Und wie das ganze Handelsweſen
Sich nur bewegte dir zu lieb.

Wie in dem Lande der Bramanen
Viel tauſend Finger ſich bemüht,
Daß alle Pracht der Indoſtanen
Für dich auf Woll' und Seide blüht.

Ja, zu Verherrlichung der Lieben,
Gießbäche Soumelpours durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerill, Geſchieben
Dir Diamanten ausgeſpült.

Wie Taucherſchaar verwegner Männer
Der Perle Schatz dem Golf entriß,
Darauf ein Divan ſcharfer Kenner
Sie dir zu reihen ſich befliß.

Wenn nun Baſſora noch das Letzte,
Gewürz und Weihrauch, beigethan,
Bringt alles was die Welt ergetzte
Die Caravane dir heran.

Doch alle dieſe Kaiſergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüther
Eins nur im andern fühlt ſein Glück.

Hätt' ich irgend wohl Bedenken
Balch, Bokhara, Samarkand,
Süßes Liebchen, dir zu ſchenken,
Dieſer Städte Rauſch und Tand?

Aber frag einmal den Kaiser,
Ob er dir die Städte giebt?
Er iſt herrlicher und weiſer;
Doch er weiß nicht, wie man liebt.

Herrſcher, zu dergleichen Gaben
Nimmermehr beſtimmſt du dich!
Solch ein Mädchen muß man haben
Und ein Bettler ſeyn wie ich.

An Suleika.

Süßes Kind, die Perlenreihen,
Wie ich irgend nur vermochte,
Wollte traulich dir verleihen
Als der Liebe Lampendochte.

Und nun kommſt du, haſt ein Zeichen
Dran gehängt, das, unter allen
Den Abraxas ſeines Gleichen,
Mir am ſchlechtſten will gefallen.

Dieſe ganz moderne Narrheit
Magſt du mir nach Schiras bringen!
Soll ich wohl, in ſeiner Starrheit,
Hölzchen quer auf Hölzchen ſingen?

Abraham, den Herrn der Sterne
Hat er ſich zum Ahn erleſen;
Moſes iſt, in wüſter Ferne,
Durch den Einen groß geweſen.

David auch, durch viel Gebrechen,
Ja Verbrechen durchgewandelt,
Wußte doch ſich loszuſprechen:
Einem hab' ich recht gehandelt.

Jeſus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn ſelbſt zum Gotte machte
Kränkte ſeinen heil'gen Willen.

Und ſo muß das Rechte ſcheinen
Was auch Mahomet gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Wenn du aber dennoch Huld'gung
Dieſem leid'gen Ding verlangeſt;
Diene mir es zur Entſchuld'gung,
Daß du nicht alleine prangeſt. —

Doch allein! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter betend anzuſchauen,
Wie die Närrinnen verehrten:

Iſis Horn, Anubis Rachen
Boten ſie dem Judenſtolze; —
Mir willſt du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Und ich will nicht beſſer ſcheinen
Als es ſich mit mir ereignet,
Salome verſchwur den Seinen,
Meinen Gott hab' ich verleugnet.

Laß die Renegatenbürde
Mich in dieſem Kuß verſchmerzen:
Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an Deinem Herzen.

Die ſchön geſchriebenen,
Herrlich umgüldeten,
Belächelteſt du
Die anmaßlichen Blätter,

Verziehst mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verziehst anmuthigem Selbstlob.

Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daseyns ist groß,
Größer die Freud am Daseyn.
Wenn du Suleika
Mich überschwenglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!

Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.
Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erschaffe
Tausendfältig deiner Verschwendungen Fülle,
Aufröf'le die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tausendfadig
Von dir, o Suleika.

Hier nun dagegen
Dichterische Perlen,
Die mir deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus.
Mit spitzen Fingern

Zierlich gelesen,
Durchreiht mit juwelenem
Goldschmuck,
Nimm sie an deinen Hals,
An deinen Busen!
Die Regentropfen Allahs,
Gereift in bescheidener Muschel.

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuß um Kuß, vom treusten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück.
So am Abend, so am Morgen!
Doch du fühlst an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen;
Jussufs Reize möcht' ich borgen
Deine Schönheit zu erwiedern.

Ach, ich kann sie nicht erwiedern,
Wie ich auch daran mich freue;
Gnüg' es dir an meinen Liedern,
Meinem Herzen, meiner Treue!

Herrlich bist du wie Moschus:
Wo du warst, gewahrt man dich noch.

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blinde Kuh.

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich ins Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich aufs beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte;
Ich ſank in deinen Schooß.
Kaum warſt du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.

Suleika.

Volk und Knecht und Ueberwinder
Sie geſtehn zu jeder Zeit:
Höchſtes Glück der Erdenkinder
Sey nur die Perſönlichkeit.

Jedes Leben ſey zu führen,
Wenn man ſich nicht ſelbſt vermißt:
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man iſt.

Hatem.

Kann wohl ſeyn! ſo wird gemeinet:
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie ſie ſich an mich verſchwendet,
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte ſie ſich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

Nun mit Hatem wär's zu Ende;
Doch ſchon hab' ich umgelos't:
Ich verkörpre mich behende
In den Holden, den ſie kos't.

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,
Das will mir ſo recht nicht ein,
Doch Firduſi, Motanabbi,
Allenfalls der Kaiſer ſeyn.

Hatem.

Sprich! unter welchem Himmelszeichen
Der Tag liegt,
Wo mein Herz, das doch mein eigen,
Nicht mehr wegfliegt?
Und, wenn es flöge, zum Erreichen
Mir ganz nah liegt?
Auf dem Polſter, dem ſüßen, dem weichen,
Wo mein Herz an ihrem liegt.

Hatem.

Wie des Goldſchmieds Bazarlädchen
Vielgefärbt geſchliffne Lichter,
So umgeben hübſche Mädchen
Den beinah ergrauten Dichter.

Mädchen.

Singſt du ſchon Suleika wieder!
Dieſe können wir nicht leiden,
Nicht um dich — um deine Lieder
Wollen, müſſen wir ſie neiden.

Denn wenn ſie auch garſtig wäre,
Machſt du ſie zum ſchönſten Weſen,
Und ſo haben wir von Dſchemil
Und Boteinah viel geleſen.

Aber eben weil wir hübſch ſind,
Möchten wir auch gern gemalt ſeyn,
Und, wenn du es billig macheſt,
Sollſt du auch recht hübſch bezahlt ſeyn.

Hatem.

Bräunchen komm, es wird ſchon gehen;
Zöpfe, Kämme groß und kleine,
Zieren Köpfchens nette Reine
Wie die Kuppel ziert Moſcheen.

Du Blondinchen biſt ſo zierlich,
Aller Weis' und Weg' ſo nette,
Man gedenkt nicht ungebührlich
Alſogleich der Minarette.

Du da hinten haſt der Augen
Zweierlei, du kannſt die beiden
Einzeln nach Belieben brauchen;
Doch ich ſollte dich vermeiden.

Leichtgedrückt die Augenlieder
Eines, die den Stern bewhelmen,
Deutet auf den Schelm der Schelmen,
Doch das andre ſchaut ſo bieder.

Dieß, wenn jen's verwundend angelt,
Heilend, nährend wird ſich's weiſen.
Niemand kann ich glücklich preiſen,
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und ſo könnt' ich alle loben,
Und ſo könnt' ich alle lieben:
Denn ſo wie ich euch erhoben
War die Herrin mit beſchrieben.

Mädchen.

Dichter will ſo gerne Knecht ſeyn,
Weil die Herrſchaft draus entſpringet;
Doch vor allem ſollt' ihm recht ſeyn,
Wenn das Liebchen ſelber ſinget.

Iſt ſie denn des Liedes mächtig
Wie's auf unſern Lippen waltet?
Denn es macht ſie gar verdächtig,
Daß ſie im Verborgnen ſchaltet.

Hatem.

Nun wer weiß was ſie erfüllet!
Kennt ihr ſolcher Tiefe Grund?
Selbſtgefühltes Lied entquillet,
Selbſtgedichtetes dem Mund.

Von euch Dichterinnen allen
Iſt ihr eben keine gleich:
Denn ſie ſingt mir zu gefallen,
Und ihr ſingt und liebt nur euch.

Mädchen.

Merke wohl, du haſt uns eine
Jener Huris vorgeheuchelt!
Mag ſchon ſeyn! wenn es nur keine
Sich auf dieſer Erde ſchmeichelt.

Hatem.

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreiſe des Geſichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dieß Herz, es iſt von Dauer,
Schwillt in jugendlichſtem Flor:
Unter Schnee und Nebelſchauer
Raſt ein Aetna dir hervor.

Du beſchämſt wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernſte Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flaſche!
Dieſen Becher bring' ich Ihr!
Findet ſie ein Häufchen Aſche,
Sagt ſie: der verbrannte mir.

Suleika.

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe giebt der Liebe Kraft.
Magſt du meine Jugend zieren
Mit gewaltiger Leidenſchaft.
Ach! wie ſchmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preiſt.
Denn das Leben iſt die Liebe,
Und des Lebens Leben Geiſt.

Laß deinen ſüßen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen;
Was hat Liebesſchmerz andern Grund
Als ſeine Heilung zu ſuchen?

Biſt du von deiner Geliebten getrennt
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüſten rennt:
Es giebt ſich überall ſelbſt das Geleit,
Für Liebende iſt Bagdad nicht weit.

Mag ſie ſich immer ergänzen
Eure brüchige Welt in ſich!
Tiefe klaren Augen ſie glänzen,
Tiefes Herz es ſchlägt für mich!

O, daß der Sinnen doch ſo viele ſind!
Verwirrung bringen ſie ins Glück herein.
Wenn ich dich ſehe wünſch' ich taub zu ſeyn,
Wenn ich dich höre, blind.

Auch in der Ferne dir ſo nah
Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder dich einmal,
Auf einmal biſt du wieder da!

Wie ſollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich ſchreiben
Und trinken mag ich nicht.

Wenn ſie mich an ſich lockte
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge ſtockte
So ſtockt die Feder auch.

Nur zu! geliebter Schenke,
Den Becher fülle ſtill!
Ich ſage nur: Gedenke!
Schon weiß man was ich will.

Wenn ich dein gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
Herr, warum ſo ſtill?
Da von deinen Lehren
Immer weiter hören
Saki gerne will.

Wenn ich mich vergeſſe
Unter der Cypreſſe
Hält er nichts davon;
Und im ſtillen Kreiſe
Bin ich doch ſo weiſe,
Klug wie Salomon.

Die Liebende

ſpricht.

Und warum ſendet
Der Reiterhauptmann
Nicht ſeine Boten
Von Tag zu Tage?
Hat er doch Pferde,
Verſteht die Schrift.

Er ſchreibt ja Talik,
Auch Neski weiß er
Zierlich zu ſchreiben
Auf Seidenblätter.
An ſeiner Stelle
Sey mir die Schrift.

Die Kranke will nicht,
Will nicht geneſen
Vom ſüßen Leiden,
Sie, an der Kunde
Von ihrem Liebſten
Geſundend, krankt.

Die Liebende
abermals.

Schreibt er in Neski,
So ſagt er's treulich:
Schreibt er in Talik,
's iſt gar erfreulich:
Eins wie das andre,
Genug, er liebt! —

Buch Suleika.

Ich möchte dieſes Buch wohl gern zuſammen ſchürzen,
Daß es den andern wäre gleich geſchnürt.
Allein wie willſt du Wort und Blatt verkürzen,
Wenn Liebeswahnſinn dich ins Weite führt?

An vollen Büſchelzweigen,
Geliebte, ſieh nur hin!
Laß dir die Früchte zeigen
Umſchalet ſtachlich grün.

Sie hängen längſt geballet,
Still, unbekannt mit ſich,
Ein Aſt der ſchaukelnd wallet
Wiegt ſie geduldiglich.

Doch immer reift von Innen
Und ſchwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und ſäh' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er ſich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schooß.

Und willſt du mich nicht lieben,
So geh' ich ſtets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen hin.

Chriſtel.

Hab' oft einen dumpfen düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh' ſie dort, ich ſeh' ſie hier
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann ſie mir
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Schelmenaug' dabrein,
Die ſchwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt!

Und wenn ich ſie denn faſſen darf
Im luſt'gen deutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht ſo ſcharf,
Da fühl' ich mich ſo ganz!
Und wenn's ihr taumlich wird und warm
Da wieg' ich ſie ſogleich

Suleika

An des luft'gen Brunnens Rand
Der in Waſſerfäden ſpielt,
Wußt' ich nicht, was feſt mich hielt:
Doch da war von deiner Hand
Meine Chiffer leis gezogen,
Nieder blickt' ich, dir gewogen.

Hier, am Ende des Canals
Der gereihten Hauptallee,
Blick' ich wieder in die Höh,
Und da ſeh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
Bleibe! bleibe mir gewogen!

Hatem

Möge Waſſer ſpringend, wallend,
Die Cypreſſen dir geſtehn:
Von Suleika zu Suleika
Iſt mein Kommen und mein Gehn.

Suleika

Kaum daß ich dich wieder habe,
Dich mit Kuß und Liedern labe,
Biſt du ſtill in dich gekehret;
Was beengt und drückt und ſtöret?

Hatem

Ach Suleika, ſoll ich's ſagen?
Statt zu leben möcht' ich klagen!
Sangeſt ſonſt nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch diese leben,
Doch sie sind nur eingeschoben:
Nicht von Hafis, nicht Nisami,
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kenn' ich doch der Väter Menge,
Sylb' um Sylbe, Klang um Klänge,
Im Gedächtniß unverloren:
Diese da sind neu geboren.

Gestern wurden sie gedichtet.
Sag! hast du dich neu verpflichtet?
Hauchest du so froh-verwegen
Fremden Athem mir entgegen,

Der dich eben so belebet,
Eben so in Liebe schwebet,
Lockend, ladend zum Vereine,
So harmonisch als der meine?

Suleika.

War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so schön gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl, daß sie dir nicht fremde scheinen;
Sie sind Suleika's, sind die deinen.

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiederte mit gleichem Wort und Klang.

Und ſo, Geliebte, warſt du mir beſchieden
Des Reims zu finden holden Luſtgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Saſſaniden,
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Haſt mir dieß Buch geweckt, du haſt's gegeben;
Denn was ich froh, aus vollem Herzen ſprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, ſo Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne,
Das Wort erreicht, und ſchwände Ton und Schall.
Iſt's nicht der Mantel noch gefärbter Sterne?
Iſt's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Bruſt,
Deine Stimme zu vernehmen
War die letzt' und erſte Luſt.

Geſtern, ach, war ſie die letzte,
Dann verloſch mir Leucht' und Feuer,
Jeder Scherz der mich ergötzte
Wird nun ſchuldenſchwer und theuer.

Eh es Allah nicht gefällt
Uns auf's neue zu vereinen,
Giebt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Laßt mich weinen! unschränkt von Nacht,
In unendlicher Wüste.
Kameele ruhn, die Treiber desgleichen,
Rechnend still wacht der Armenier:
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden ärgerlichen Krümmungen.

Laßt mich weinen! das ist keine Schande:
Weinende Männer sind gut.
Weinte doch Achill um seine Briseis!
Xerxes beweinte das unerschlagene Heer!
Ueber den selbstgemordeten Liebling
Alexander weinte.
Laßt mich weinen! Thränen beleben den Staub,
Schon grünelt's.

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oſt mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen friſche Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Koſend ſpielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur ſichern Rebenlaube
Der Inſekten frohes Völkchen.

Lindert ſanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt ſein leiſes Flüſtern
Von dem Freunde tauſend Grüße;
Eh noch dieſe Hügel düſtern
Grüßen mich wohl tauſend Küſſe.

Und ſo kannſt du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzensſtunde,
Liebeshauch, erfriſchtes Leben
Wird mir nur aus ſeinem Munde,
Kann mir nur ſein Athem geben.

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewiß, das Weltall zu besiegen
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttin weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen;
Für alle heitre Räume blind

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer
Und häufiger quillt ihr Thränenguß:
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten
Und unverwandt schaut sie hinauf;
Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniß auf.

Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen;
Doch er, doch ach! erreicht sie nicht.

So, nach des Schicksals hartem Loose
Weichst du mir, Lieblichste, davon;
Und wär' ich Helios der Große,
Was nützte mir der Wagenthron?

Nachklang

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne, bald dem Kaiser sich vergleicht:
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstern Nächten schleicht.

Von Wolken streifenhaft befangen
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau:
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstränen grau.

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebstes, du mein Mondgesicht,
O, du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst die Kunde bringen
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Auen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu seh'n ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden!
Seine Liebe sey mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Wiederfinden.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund für ein Schmerz!
Ja du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt,
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht: ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend aus einander fliehn.
Raſch, in wilden wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual:
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben
Sucht sich was sich angehört;
Und zu ungemessnem Leben
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, sey es Raffen,
Wenn es nur sich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

So mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.
Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

An meiner Bruſt, in meinem Arm;
'ſ iſt mir ein Königreich!

Und wenn ſie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt.
Und dann an meine Bruſt gedrückt
Und weiblich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär mir' nicht bang.
Ich denk', ich halte ſie einmal
Und büße meine Luſt;
Und endigt ſich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Bruſt!

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla ꝛc.

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwei, drei Schäfchen gleich am Ort,

Vollmondnacht.

Herrin, ſag was heißt das Flüſtern?
Was bewegt dir leis die Lippen?
Liſpelſt immer vor dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
Denkſt du deinen Mundgeſchwiſtern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

Ich will küſſen! Küſſen! ſagt' ich.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
Nieder ſpielet Stern auf Stern;
Und ſmaragden, durchs Geſträuche
Tauſendfältiger Carfunkel:
Doch dein Geiſt iſt allem fern.

Ich will küſſen! Küſſen! ſagt' ich.

Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweiſ' im Sauerſüßen,
Fühlt ein unglückſel'ges Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen
Habt ihr heilig angelobet,
Dieſes iſt der Augenblick.

Ich will küſſen! Küſſen! ſag' ich.

Geheimschrift.

Laßt euch, o Diplomaten!
Recht angelegen seyn,
Und eure Potentaten
Berathet rein und fein.
Geheimer Chiffern Sendung
Beschäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich selbst ins Gleiche stellt.

Mir von der Herrin süße
Die Chiffer ist zur Hand,
Woran ich schon genieße,
Weil sie die Kunst erfand,
Es ist die Liebesfülle
Im lieblichsten Revier,
Der helle, treue Wille
Wie zwischen mir und ihr.

Von abertausend Blüthen
Ist es ein bunter Strauß,
Von englischen Gemüthen
Ein vollbewohntes Haus;
Von buntesten Gefiedern
Der Himmel überzirkt,
Ein klingend Meer von Liedern
Geruchvoll überwebt.

Ist unbezwingten Strebens
Geheime Doppelschrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil um Pfeile trifft.
Was ich euch offenbaret
War längst ein frommer Brauch,
Und wenn ihr es gewahret,
So schweigt und nutzt es auch.

Abglanz.

Ein Spiegel er iſt mir geworden,
Ich ſehe ſo gerne hinein,
Als hinge des Kaiſers Orden
An mir mit Doppelſchein;
Nicht etwa ſelbſtgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin ſo gerne geſellig
Und das iſt hier der Fall.

Wenn ich nun vorm Spiegel ſtehe,
Im ſtillen Wittwerhaus,
Gleich guckt, eh' ich mich verſehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verſchwand ſie die ich ſah;
Dann blick' ich in meine Lieder,
Gleich iſt ſie wieder da.

Die ſchreib' ich immer ſchöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Krittler und Verhöhner,
Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet ſich nur,
In goldnen Roſenranken
Und Rähmchen von Laſur.

Suleika.

Wie mit innigſtem Behagen,
Lied, empfind' ich deinen Sinn!
Liebevoll du ſcheinſt zu ſagen:
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen ſchenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz es iſt der Spiegel,
Freund, worin du dich erblickt;
Dieſe Bruſt, wo deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Feſſelt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poeſie.

Laß den Weltenſpiegel Alexandern;
Denn was zeigt er? — Da und dort
Stille Völker, die er mit den andern
Zwingend rütteln möchte fort und fort.

Du! nicht weiter, nicht zu Fremdem strebe!
Singe mir, die du dir eigen sangst.
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe,
Denke daß du mich bezwangst.

Die Welt durchaus ist lieblich anzuschauen,
Vorzüglich aber schön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen oder silbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut ist mir alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich sehe heut durchs Augenglas der Liebe.

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib' ich symmetrische Reime,
Nicht mehr faß' ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Ueberweht sie der Wind, aber die Kraft besteht
Bis zum Mittelpunkt der Erde,
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,
Der Liebende. Betritt er
Diese Stelle, ihm zuckt's
Durch alle Glieder.
„Hier! Vor mir liebte der Liebende.
War es Medschnun der zarte?
Ferhad der kräftige? Dschemil der dauernde?
Oder von jenen tausend
Glücklich-unglücklichen einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,

Ich ahn' ihn!"
Suleika, du aber ruhst
Auf dem zarten Polſter,
Das ich dir bereitet und geſchmückt.
Auch dir zuckt's aufweckend durch die Glieder:
„Er iſt's, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe dir, o Hatem! Hatem!"

In tauſend Formen magſt du dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich dich:
Du magſt mit Zauberſchleiern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypreſſe reinſtem, jungem Streben,
Allſchöngewachſne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allſchmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
Allſpielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke ſich geſtaltend umgeſtaltet,
Allmannichfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wieſenteppich,
Allbuntbeſternte, ſchön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tauſendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen ſich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein ſich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelebende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Saki Nameh.

Das Schenkenbuch.

Schalkhaft blickte ſie ein Veilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla ꝛc.

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla ꝛc.

Die Bekehrte.

Bei dem Glanz der Abendröthe
Ging ich ſtill den Wald entlang,
Damon ſaß und bließ die Flöte,
Daß es von den Felſen klang,
So la la ꝛc.

Und er zog mich zu ſich nieder,
Küßte mich ſo hold, ſo ſüß.
Und ich ſagte: blaſe wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la ꝛc.

Meine Ruh iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich hör' vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla ꝛc.

Ja, in der Schenke hab' ich auch gesessen,
Mir ward wie andern zugemessen,
Sie schwatzten, schrieen, händelten von heut,
So froh und traurig wie's der Tag gebeut:
Ich aber saß, im Innersten erfreut,
An meine Liebste dacht' ich — wie sie liebt?
Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe sie wie es ein Busen giebt
Der treu sich Einer gab und knechtisch hängt.
Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die alles faßten? — doch so war's! ja so!

Sitz' ich allein,
Wo kann ich besser seyn?
Meinen Wein
Trink' ich allein,
Niemand setzt mir Schranken,
Ich hab' so meine eignen Gedanken.

So weit bracht' es Muley, der Dieb,
Daß er trunken schöne Lettern schrieb.

Ob der Koran von Ewigkeit sey?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geschaffen sey?
Das weiß ich nicht!

Daß er das Buch der Bücher sey
Glaub' ich aus Moslemmen-Pflicht.
Daß aber der Wein von Ewigkeit sey
Daran zweifl' ich nicht;
Oder daß er vor den Engeln geschaffen sey
Ist vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer sey,
Blickt Gott frischer ins Angesicht.

Trunken müssen wir alle seyn!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken seyn,
Trinke nur vom besten Wein:
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammniß um den Krätzer.

In welchem Weine
Hat sich Alexander betrunken?
Ich wette den letzten Lebensfunken:
Er war nicht so gut als der meine.

So lang man nüchtern ist,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat
Weiß man das Rechte;

Nur ist das Uebermaß
Auch gleich zu Handen:
Hafis, o lehre mich
Wie du's verstanden!

Denn meine Meinung ist
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann
Soll man nicht lieben;
Doch sollt ihr Trinker euch
Nicht besser dünken,
Wenn man nicht lieben kann
Soll man nicht trinken.

Suleika.

Warum du nur oft so unhold bist?

Hatem.

Du weißt, daß der Leib ein Kerker ist:
Die Seele hat man hinein betrogen;
Da hat sie nicht freie Ellebogen.
Will sie sich da und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker selbst in Ketten,
Da ist das Liebchen doppelt gefährdet,
Deßhalb sie sich oft so seltsam gebärdet.

Wenn der Körper ein Kerker ist,
Warum nur der Kerker so durstig ist?
Seele befindet sich wohl darinnen
Und bliebe gern vergnügt bei Sinnen;
Nun aber soll eine Flasche Wein,
Frisch eine nach der andern herein.
Seele will's nicht länger ertragen,
Sie an der Thüre in Stücke schlagen.

Dem Kellner.

Setze mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir Wein bringt sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eifer im Glase.

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, du komm herein,
Was stehst du denn da auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke seyn,
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.

Schenke

spricht.

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh' mir weg, verschmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun so küßt er mir die Stirne.

Aber du, ich wollte wetten,
Bist mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, deine Brüste
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubst du wohl mich zu betrügen,
Daß du jetzt verschämt entweichest?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen wenn du schleichest.

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unsrer Trunkenheit
Lange nicht genug gesagt.
Gewöhnlich der Betrunkenheit
Erliegt man bis es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht umher gejagt.
Es ist die Liebestrunkenheit,
Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt.

Dem Herzen, das in Trunkenheit
Der Lieder schwillt und ragt,
Daß keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb', Lied und Weines Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichste Betrunkenheit
Die mich entzückt und plagt.

Du kleiner Schelm du!
Daß ich mir bewußt sey,
Darauf kommt es überall an.
Und so erfreu' ich mich
Auch deiner Gegenwart,
Du allerliebster,
Obgleich betrunken.

Was in der Schenke waren heute
Am frühsten Morgen für Tumulte!
Der Wirth und Mädchen! Fackeln, Leute!
Was gab's für Händel, für Insulte!
Die Flöte klang, die Trommel scholl!
Es war ein wüstes Wesen —
Doch bin ich, Lust und Liebe voll,
Auch selbst dabei gewesen.

Daß ich von Sitte nichts gelernt
Darüber tadelt mich ein jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Katheder.

Schenke.

Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte
Schleichſt du heut aus deiner Kammer;
Perſer nennen's Bidamag buden,
Deutſche ſagen Katzenjammer.

Dichter.

Laß mich jetzt, geliebter Knabe,
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Roſe,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,
Und ich denk' es ſoll mir klecken.
Hier! genieß die friſchen Mandeln
Und der Wein wird wieder ſchmecken.

Dann will ich auf der Terraſſe
Dich mit friſchen Lüften tränken;
Wie ich dich ins Auge faſſe
Giebſt du einen Kuß dem Schenken.

Schau! die Welt iſt keine Höhle,
Immer reich an Brut und Neſtern,
Roſenduft und Roſenöle;
Bulbul auch, ſie ſingt wie geſtern.

Jene garſtige Bettel,
Die buhleriſche,
Welt heißt man ſie,
Mich hat ſie betrogen
Wie die übrigen alle.
Glaube nahm ſie mir weg,
Dann die Hoffnung,
Nun wollte ſie

An die Liebe.
Da riß ich aus.
Den geretteten Schatz
Für ewig zu sichern
Theilt' ich ihn weislich
Zwischen Suleika und Saki.
Jedes der beiden
Beeifert sich um die Wette
Höhere Zinsen zu entrichten.
Und ich bin reicher als je:
Den Glauben hab' ich wieder!
An ihre Liebe den Glauben!
Er, im Becher, gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart;
Was will da die Hoffnung!

Schenke.

Heute haſt du gut gegeſſen,
Doch du haſt noch mehr getrunken;
Was du bei dem Mahl vergeſſen
Iſt in dieſen Napf geſunken.

Sieh, das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem ſatten Gaſt gelüſtet;
Dieſes bring' ich meinem Schwane,
Der ſich auf den Wellen brüſtet.

Doch vom Singſchwan will man wiſſen
Daß er ſich zu Grabe läutet;
Laß mich jedes Lied vermiſſen,
Wenn es auf dein Ende deutet.

Schenke.

Nennen dich den großen Dichter,
Wenn dich auf dem Markte zeigen:
Gerne hör' ich wenn du singest
Und ich horche wenn du schweigest.

Doch ich liebe dich noch lieber,
Wenn du küssest zum Erinnern:
Denn die Worte gehn vorüber
Und der Kuß der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,
Besser ist es viel zu denken.
Singe du den andern Leuten
Und verstumme mit dem Schenken.

Dichter.

Schenke komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, du hast genug getrunken;
Nennen dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahst du je daß ich gesunken?

Schenke.

Mahamet verbietet's.

Dichter.

Liebchen!
Hört es niemand, will dir's sagen.

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhaſſer;
Da lief ich an ein fließend Waſſer,
Das Waſſer lief vor mir vorbei.

Da ſtand ich nun, verzweiflend ſtumm;
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte juſt dahin den Rücken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! der Fluß iſt tief.“

Da lief mir was durch's ganze Blut,
Ich ſeh', ſo iſt's ein liebes Mädchen;
Ich frage ſie: wie heißt du? „Käthchen!
O ſchönes Käthchen! Du biſt gut.

Du hältſt vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun ſey auch meines Lebens Glück!

Und dann klag't ich ihr meine Noth,
Sie ſchlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte ſie und ſie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Schenke.

Wenn du einmal gerne redeſt,
Brauch' ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.

Horch! wir andern Muſelmanen
Nüchtern ſollen wir gebückt ſeyn,
Er, in ſeinem heil'gen Eifer,
Möchte gern allein verrückt ſeyn.

Saki.

Denk', o Herr! wenn du getrunken
Sprüht um dich des Feuers Glaſt'
Praſſelnd blitzen tauſend Funken,
Und du weißt nicht wo es faßt.

Mönche ſeh' ich in den Ecken,
Wenn du auf die Tafel ſchlägſt,
Die ſich gleißneriſch verſtecken,
Wenn dein Herz du offen trägſt.

Sag' mir nur warum die Jugend,
Noch von keinem Fehler frei,
So ermangelnd jeder Tugend,
Klüger als das Alter ſey.

Alles weißt du, was der Himmel,
Alles was die Erde trägt,
Und verbirgſt nicht das Gewimmel,
Wie ſich's dir im Buſen regt.

Hatem

Eben drum, geliebter Knabe,
Bleibe jung und bleibe klug:
Dichten zwar iſt Himmelsgabe,
Doch im Erdeleben Trug.

Erſt ſich im Geheimniß wiegen,
Dann verplaudern früh und ſpat!
Dichter iſt umſonſt verſchwiegen,
Dichten ſelbſt iſt ſchon Verrath.

Sommernacht.

Dichter.

Niedergangen iſt die Sonne,
Doch im Weſten glänzt es immer;
Wiſſen möcht' ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

Willſt du, Herr, ſo will ich bleiben,
Warten außer dieſen Zelten;
Iſt die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm' ich gleich es dir zu melden.

Denn ich weiß du liebſt das Droben,
Das Unendliche zu ſchauen,
Wenn ſie ſich einander loben
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellſte will nur ſagen:
Jetzo glänz' ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr behagen,
Glänztet ihr wie ich ſo helle.

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der beste;
Und so schläft nun aller Vogel
In dem groß und kleinen Neste.

Einer sitzt auch wohl gestängelt
Auf den Aesten der Cypresse,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Thanes luft'ger Nässe.

Solches hast du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
Kauzen hier auf der Terrasse,
Bis ich erst des Nordgestirnes
Zwillings-Wendung wohl erpasse.

Und da wird es Mitternacht seyn,
Wo du oft zu früh ermunterst,
Und dann wird es eine Pracht seyn,
Wenn das All mit mir bewunderst.

Dichter.

Zwar in diesem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte;
Doch du könntest lange warten
Bis die Nacht so viel vermöchte.

Denn in dieſer Zeit der Flora,
Wie das Griechen-Volk ſie nennet,
Die Strohwittwe, die Aurora,
Iſt in Hesperus entbrennet.

Sieh dich um, ſie kommt! wie ſchnelle!
Ueber Blumenfelds Gelänge! —
Hüben hell und drüben helle,
Ja die Nacht kommt ins Gedränge.

Und auf rothen leichten Sohlen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt ſie irrig einzuholen;
Fühlſt du nicht ein Liebe-Schnaufen?

Geh nur, lieblichſter der Söhne,
Tief ins Innre, ſchließ die Thüren;
Denn ſie möchte deine Schöne
Als den Hesperus entführen.

Der Schenke (ſchläfrig)

So hab' ich endlich von dir erharrt:
In allen Elementen Gottes Gegenwart.
Wie du mir das ſo lieblich giebſt!
Am lieblichſten aber daß du liebſt.

Hatem.

Der schläft recht süß und hat ein Recht zu schlafen.
Du guter Knabe hast mir eingeschenkt,
Vom Freund und Lehrer, ohne Zwang und Strafen,
So jung vernommen wie der Alte denkt.
Nun aber kommt Gesundheit holder Fülle
Dir in die Glieder, daß du dich erneust.
Ich trinke noch, bin aber stille, stille,
Damit du mich erwachend nicht erfreust.

Mathai Vameh.

Buch der Parabeln.

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfe bangend, gräßlich schlug die Fluth,
Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmuth
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
Ihn schloß die stille Muschel ein.
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unsres Kaisers Krone
Mit holdem Blick und mildem Schein.

Bulbuls Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allahs lichtem Throne,
Und dem Wohlgesang zu Lohne
Sperrt er sie in goldnen Bauer.
Dieser sind des Menschen Glieder.
Zwar sie fühlet sich beschränket;
Doch wenn sie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

Wunderglaube.

Zerbrach einmal eine ſchöne Schal
Und wollte ſchier verzweifeln;
Unart und Uebereil zumal
Wünſcht' ich zu allen Teufeln.
Erſt rast' ich aus, dann weint' ich weich
Beim traurigen Scherbeleſen;
Das jammerte Gott, er ſchuf es gleich
So ganz als wie es geweſen.

Die Perle die der Muſchel entrann,
Die ſchönſte, hochgeboren,
Zum Juwelier, dem guten Mann,
Sprach ſie: ich bin verloren!
Durchbohrſt du mich, mein ſchönes All
Es iſt ſogleich zerrüttet,
Mit Schweſtern muß ich, Fall für Fall,
Zu ſchlechten ſeyn gekürtet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen:
Denn wenn ich hier nicht grauſam bin,
Wie ſoll die Schnur ſich reihen?"

Der Muſenſohn.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte regt,
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eiſes Läng' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüthe ſchwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche bläht ſich,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ich ſah mit Staunen und Vergnügen
Eine Pfauenfeder im Koran liegen:
Willkommen an dem heil'gen Platz,
Der Erdgebilde höchſter Schatz!
An dir, wie an des Himmels Sternen,
Iſt Gottes Größe im Kleinen zu lernen,
Daß er, der Welten überblickt,
Sein Auge hier hat aufgedrückt,
Und ſo den leichten Flaum geſchmückt,
Daß Könige kaum unternahmen
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.
Beſcheiden freue dich des Ruhms,
So biſt du werth des Heiligthums.

Ein Kaiſer hatte zwei Caſſiere,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden!
Dieſem fiel's nur ſo aus den Händen;
Jener wußte nicht woher zu nehmen.
Der Spendende ſtarb; der Herrſcher wußte nicht gleich,
Wem das Geber-Amt ſey anzuvertrauen,
Und wie man kaum thät um ſich ſchauen,
So war der Nehmer unendlich reich;
Man wußte kaum vor Gold zu leben,
Weil man einen Tag nichts ausgegeben.
Da ward nun erſt dem Kaiſer klar
Was Schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu ſchätzen
Nie wieder die Stelle zu beſetzen.

Zum Kessel sprach der neue Topf:
Was hast du einen schwarzen Bauch!
Das ist bei uns nun Küchgebrauch:
Herbei, herbei du glatter Tropf,
Bald wird dein Stolz sich mindern.
Behält der Henkel ein klar Gesicht,
Darob erhebe du dich nicht,
Besieh nur deinen Hintern.

Alle Menschen groß und klein
Spinnen sich ein Gewebe fein,
Wo sie mit ihrer Scheren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.
Wenn nun darein ein Besen fährt,
Sagen sie, es sey unerhört,
Man habe den größten Pallast zerstört.

Vom Himmel steigend Jesus brachte
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt
Und jeder schrieb, so Schritt vor Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,

Verſchieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten:
Doch damit können ſich die Chriſten
Bis zu dem jüngſten Tage friſten.

Es iſt gut.

Bei Mondeſchein im Paradeis
Fand Jehovah im Schlafe tief
Adam verſunken, legte leis
Zur Seit' ein Evchen, das auch entſchlief.
Da lagen nun, in Erdeſchranken,
Gottes zwei lieblichſte Gedanken. —
Gut!!! rief er ſich zum Meiſterlohn,
Er ging ſogar nicht gern davon.

Kein Wunder, daß es uns berückt,
Wenn Auge friſch in Auge blickt,
Als hätten wir's ſo weit gebracht
Bei dem zu ſeyn der uns gedacht.
Und ruft er uns, wohlan es ſey!
Nur, das beding' ich, alle zwei.
Dich halten dieſer Arme Schranken,
Liebſter von allen Gottes-Gedanken.

Parſi Nameh.

Buch des Parſen.

Vermächtniß alt perſiſchen Glaubens.

Welch Vermächtniß, Brüder, ſollt' euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft geſehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelſtein' auf ihn und ſeine Großen
Ausgeſä't wie dichte Hagelſchloßen,

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne ſich auf Morgenflügeln
Tarnawends unzähligen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tauſendmal, in ſo viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen.

Gott auf ſeinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in ſeinem Lichte fortzuwandeln.

Aber ſtieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finſterniß geblendet,
Schlug den Buſen, die erfriſchten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun ſey ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichem Wollen und Gedächtniß;
Schwerer Dienſte tägliche Bewahrung,
Sonſt bedarf er keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn ſogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geiſt im Feuerbade!
Fühlen wird es jedes Morgens Gnade.

Dem Lebendigen übergebt die Todten,
Selbſt die Thiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, ſo weit ſich eure Kraft erſtrecket,
Was euch unrein dünkt, es ſey bedecket.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß beſcheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, ſo ſey's in Reihen,
Denn ſie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Waſſer darf es in Canälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entſpringt, ſoll er ſich rein verlieren.

Sanften Fall des Waſſers nicht zu ſchwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszuſtechen;
Rohr und Binſe, Molch und Salamander,
Ungeſchöpfe, tilgt ſie mit einander!

Habt ihr Erd' und Waſſer ſo im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte ſcheinen,
Wo ſie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh' zu Mühe ſo gereinigt,
Seyd getroſt, nun iſt das All gereinigt,
Und nun darf der Menſch als Prieſter wagen
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu ſchlagen.

Wo die Flamme brennt erkennet freudig;
Hell iſt Nacht und Glieder ſind geſchmeidig.
An des Herdes raſchen Feuerkräften
Reift das Rohe Thier- und Pflanzenſäften.

Schleppt ihr Holz herbei, ſo thut's mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen irr'ſcher Sonne;
Pflückt ihr Pambey, mögt ihr traulich ſagen:
Dieſe wird als Docht das Heil'ge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhern Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeſchick verwehren
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Das iſt unſers Daſeyns Kaiſerſiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesſpiegel,
Und was nur am Lob des Höchſten ſtammelt
Iſt in Kreiſ' um Kreiſe dort verſammelt.

Will dem Ufer Sendenus entſagen,
Auf zum Tarnawend die Flügel ſchlagen,
Wie ſie tagt ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu ſegnen.

Wenn der Mensch die Erde schätzet,
Weil die Sonne sie bescheinet,
An der Rebe sich ergötzet,
Die dem scharfen Messer weinet,
Da sie fühlt daß ihre Säfte,
Wohlgekocht, die Welt erquickend,
Werden regsam vielen Kräften,
Aber mehreren erstickend:
Weiß er daß der Gluth zu danken,
Die das alles läßt gedeihen;
Wird Betrunkner stammelnd wanken,
Mäßiger wird sich singend freuen.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Muſen,
Wann ruh' ich ihr am Buſen
Auch endlich wieder aus?

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten ſah' ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein ſchön.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſeyn?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübſchen Haus.

Chuld Nameh.

Buch des Paradieses.

Vorschmack.

Der ächte Moslem spricht vom Paradiese
Als wenn er selbst allda gewesen wäre,
Er glaubt dem Koran, wie es der verhieße,
Hierauf begründet sich die reine Lehre.

Doch der Prophet, Verfasser jenes Buches,
Weiß unsre Mängel droben auszuwittern,
Und sieht, daß trotz dem Donner seines Fluches,
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deßhalb entsendet er den ewigen Räumen
Ein Jugend-Muster, alles zu verjüngen;
Sie schwebt heran und fesselt, ohne Säumen,
Um meinen Hals die allerliebsten Schlingen.

Auf meinem Schooß, an meinem Herzen halt' ich
Das Himmels-Wesen, mag nichts weiter wissen;
Und glaube nun ans Paradies gewaltig,
Denn ewig möcht' ich sie so treulich küssen.

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel.

Mahomet ſpricht

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn ſie liegen ohne Wiederkehren;
Unſre Brüder ſollt ihr nicht bedauern:
Denn ſie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle ſieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und ſchon klopfen die verklärten Lieben
Paradieſes Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypreſſeragend
Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
Lebensbäume, breite Schatten ſchlagend,
Decken Blumenſitz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein ſüßer Wind von Oſten
Hergeführt die Himmelsmädchenſchaar;
Mit den Augen fängſt du an zu koſten,
Schon der Anblick ſättigt ganz und gar.

Forſchend ſtehn ſie, was du unternahmeſt?
Große Plane? fährlich blutigen Strauß?
Daß du Held ſeyſt ſehn ſie, weil du kameſt;
Welch ein Held du ſeyſt? ſie forſchen's aus.

Und ſie ſehn es bald an deiner Wunden,
Die ſich ſelbſt ein Ehrendenkmal ſchreibt.
Glück und Hoheit alles iſt verſchwunden
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Kiosken dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgeſtein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden ſie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling biſt willkommen!
Alle ſind wie alle, licht und klar;
Haſt du Eine dir ans Herz genommen;
Herrin, Freundin iſt ſie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichſte gefällt ſich
Keineswegs in ſolchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannichfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmauſe,
Den ſich jede äußerſt auserſinnt;
Viele Frauen haſt und Ruh im Hauſe,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und ſo ſchicke dich in dieſen Frieden:
Denn du kannſt ihn weiter nicht vertauſchen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauſchen.

Und ſo war das Wenige zu melden
Wie der ſel'ge Muſelman ſich brüſtet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Iſt hiemit vollkommen ausgerüſtet.

Auserwählte Frauen.

Frauen ſollen nichts verlieren,
Reiner Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wiſſen nur von vieren,
Die allbort ſchon eingetroffen.

Erſt Suleika, Erdenſonne,
Gegen Juſſuf ganz Begierde,
Nun, des Paradieſes Wonne,
Glänzt ſie der Entſagung Zierde.

Dann die Allgebenedeite,
Die den Heiden Heil geboren,
Und getäuſcht, in bittrem Leide,
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahom's Gattin auch, ſie baute
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten,
Und empfahl bei Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattin ſonder Fehle,
Engliſch allerreinſte Seele
In dem Leib von Honiggelde.

Dieſe finden wir allborten;
Und wer Frauenlob geprieſen
Der verdient an ewigen Orten
Luſtzuwandeln wohl mit dieſen.

Einlaß.

Huri.

Heute ſteh' ich meine Wache
Vor des Paradieſes Thor,
Weiß nicht grade wie ich's mache,
Kommſt mir ſo verdächtig vor!

Ob du unſern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies geſandt?

Zählſt du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter.

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen
Und das heißt ein Kämpfer ſeyn.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchſchaue dieſe Bruſt,
Sieh der Lebens-Wunden Tücke,
Sieh der Liebes-Wunden Luſt.

Und doch ſang ich gläubigerweiſe:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſey.

Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt.

Nein! du wählſt nicht den Geringern;
Gieb die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Anklang.

Hort.

Draußen am Orte,
Wo ich dich zuerſt ſprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.
Da hört' ich ein wunderlich Geſäuſel,
Ein Ton- und Sylbengekräuſel,
Das wollte herein;
Niemand aber ließ ſich ſehen,
Da verklang es klein zu klein;
Es klang aber faſt wie deine Lieder
Das erinnr' ich mich wieder.

Dichter.

Ewig Geliebte! wie zart
Erinnerſt du dich deines Trauten!
Was auch, in irdiſcher Luft und Art,
Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf;
Viele verklingen da unten zu Hauf;
Andere mit Geiſtes Flug und Lauf,
Wie das Flügel-Pferd des Propheten,
Steigen empor und flöten
Draußen an dem Thor.
Kommt deinen Geſpielen ſo etwas vor,
So ſollen ſie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verſtärken,

Daß es wieder hinunter falle.
Und sollen Acht haben
Daß, in jedem Falle,
Wenn Er kommt seine Gaben
Jedem zu gute kommen;
Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weise fügsam,
Sie lassen ihn mit sich wohnen:
Alle Guten sind genügsam.
Du aber bist mir beschicken,
Dich laß' ich nicht aus dem ewigen Frieden;
Auf die Wache sollst du nicht ziehn,
Schick eine ledige Schwester dahin.

Dichter.

Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt!
Geheimnisse mag ich nicht erfragen;
Doch sag mir ob du an irdischen Tagen
Jemals Theil genommen?
Mir ist es oft so vorgekommen,
Ich wollt' es beschwören, ich wollt' es beweisen:
Du hast einmal Suleika geheißen.

Hure.

Wir sind aus den Elementen geschaffen,
Aus Wasser, Feuer, Erd' und Luft
Unmittelbar; und irdischer Duft
Ist unserm Wesen ganz zuwider.
Wir steigen nie zu euch hernieder;
Doch wenn ihr kommt bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu thun.

Und pflanzt' es wieder
Am ſtillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht ſo fort.

Gleich und gleich.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh geſproſſet
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naſchte fein: —
Die müſſen wohl beide
Für einander ſeyn.

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Denn, ſiehſt du, wie die Gläubigen kamen,
Von dem Propheten ſo wohl empfohlen,
Beſitz vom Paradieſe nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, ſo charmant,
Wie uns die Engel ſelbſt nicht gekannt.

Allein der erſte, zweite, dritte
Die hatten vorher eine Favorite,
Gegen uns waren's garſtige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer,
Wir waren reizend, geiſtig munter;
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmliſch Hochgebornen
Ein ſolch Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verſchwornen
Beſannen uns ſchon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf ſeine Spur;
Rückkehrend hatt' er ſich's nicht verſehn,
Das Flügel-Pferd es mußte ſtehn.

Da hatten wir ihn in der Mitte!
Freundlich ernſt, nach Propheten-Sitte,
Wurden wir kürzlich von ihm beſchieden:
Wir aber waren ſehr unzufrieden.
Denn ſeine Zwecke zu erreichen
Sollten wir eben alles lenken,
So wie ihr dächtet, ſollten wir denken,
Wir ſollten euren Liebchen gleichen.

Unſere Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren,
Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man ſich eben in alles ergeben.

Nun ſieht ein jeder was er ſah,
Und ihm geſchieht was ihm geſchah.
Wir ſind die Blonden, wir ſind die Braunen,
Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wohl auch manchmal eine Flauſe,
Ein jeder denkt, er ſey zu Hauſe,
Und wir darüber ſind friſch und froh
Daß ſie meinen es wäre ſo.

Du aber biſt von freiem Humor,
Ich komme dir paradieſiſch vor;
Du giebſt dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre.
Doch da ſie gar zu lieblich war,
So glich ſie mir wohl auf ein Haar.

Dichter.

Du blendeſt mich mit Himmelsklarheit,
Es ſey nun Täuſchung oder Wahrheit,
Genug ich bewundre dich vor allen.
Um ihre Pflicht nicht zu verſäumen,
Um einem Deutſchen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri.

Ja, reim' auch du nur unverdroſſen,
Wie es dir aus der Seele ſteigt!
Wir paradieſiſchen Genoſſen
Sind Wort- und Thaten reinen Sinns geneigt.
Die Thiere, weißt du, ſind nicht ausgeſchloſſen,
Die ſich gehorſam, die ſich treu erzeigt!
Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen was vom Herzen ſpricht,
Und was aus friſcher Quelle bricht,
Das darf im Paradieſe fließen.

Huri.

Wieder einen Finger ſchlägſt du mir ein!
Weißt du denn wieviel Aeonen
Wir vertraut ſchon zuſammen wohnen?

Dichter.

Nein! — Will's auch nicht wiſſen. Nein!
Mannichfaltiger friſcher Genuß,
Ewig bräutlich keuſcher Kuß! —
Wenn jeder Augenblick mich durchſchauert,
Was ſoll ich fragen wie lang' es gedauert!

Huri.

Abweſend biſt denn doch auch einmal,
Ich merk' es wohl, ohne Maaß und Zahl.
Haſt in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen dich gewagt;
Nun ſey der Liebſten auch gewärtig!
Haſt du nicht ſchon das Liedchen fertig?
Wie klang es draußen an dem Thor?
Wie klingt's? — Ich will nicht ſtärker in dich dringen,
Sing' mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirſt du's doch im Paradies nicht bringen.

Begünstigte Thiere.

Vier Thieren auch verheißen war
Ins Paradies zu kommen,
Dort leben sie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Esel hat,
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jesus zur Propheten-Stadt
Auf ihm ist eingeritten.

Halb schüchtern kommt ein Wolf sodann,
Dem Mahomet befohlen:
Laß dieses Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magst du's holen.

Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit seinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein, das den Siebenschlaf
So treulich mit geschlafen.

Abuherrira's Katze hier
Knurrt um den Herrn und schmeichelt:
Denn immer ist's ein heilig Thier,
Das der Prophet gestreichelt.

Höheres und Höchstes.

Daß wir solche Dinge lehren
Möge man uns nicht bestrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,
Gern sein Ich gerettet sähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden wie ich hier sie schlürfte
Wünscht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübsche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Declinirend Mohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Bücken
Sich rhetorisch gern ergeben,
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erheben.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

Und nun dring' ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebendigerweise.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschaun ewiger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Siebenschläfer.

Sechs Begünstigte des Hofes
Fliehen vor des Kaisers Grimme,
Der als Gott sich läßt verehren,
Doch als Gott sich nicht bewähret:
Denn ihn hindert eine Fliege
Guter Bissen sich zu freuen.
Seine Diener scheuchen wedelnd,
Nicht verjagen sie die Fliege.
Sie umschwärmt ihn, sticht und irret
Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder wie des bämischen
Fliegengottes Abgesandter.

Nun — so sagen sich die Knaben —
Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, speisen,
Wie wir andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erschuf, den Mond auch,
Und der Sterne Gluth uns wölbte,
Dieser ist's, wir fliehn! — Die zarten
Leichtbeschuht-beputzten Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt sie,
Und sich selbst in Felsenhöhle.

Schäferhund er will nicht weichen,
Weggescheucht, den Fuß zerschmettert,
Drängt er sich an seinen Herren,
Und gesellt sich zum Verborgnen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst, dem sie entflohen,
Liebentrüstet, sinnt auf Strafen,
Weiset ab so Schwert als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie läßt vermauern.

Aber jene ſchlafen immer,
Und der Engel, ihr Beſchützer,
Sagt vor Gottes Thron berichtend:
So zur Rechten, ſo zur Linken
Hab' ich immer ſie gewendet,
Daß die ſchönen jungen Glieder
Nicht des Meders Qualm verletze.
Spalten riß ich in die Felſen
Daß die Sonne ſteigend, ſinkend,
Junge Wangen friſch erneute:
Und ſo liegen ſie beſeligt. —
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein ſüßen Schlummers.

Jahre fliehen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorſchte,
Altershalben iſt gefallen.
Und Jamblika ſagt, der Schöne
Ausgebildete vor allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:
Lauf' ich hin! und hol' euch Speiſe,
Leben wag' ich und das Goldſtück! —
Epheſus, gar manches Jahr ſchon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jeſus. (Friede ſey dem Guten!)

Und er lief, da war der Thore
Wart' und Thurn und alles anders.
Doch zum nächſten Bäckerladen
Wandt' er ſich nach Brod in Eile. —
Schelm! ſo rief der Bäcker, haſt du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gieb mir, dich verräth das Goldſtück,
Mir die Hälfte zum Verſöhnen!

Und sie hadern. — Vor den König
Kommt der Handel; auch der König
Will nun theilen wie der Bäcker.

Nun bethätigt sich das Wunder
Nach und nach aus hundert Zeichen.
An dem selbsterbauten Pallast
Weiß er sich sein Recht zu sichern.
Denn ein Pfeiler durchgegraben
Führt zu scharfbenamsten Schätzen.
Gleich versammeln sich Geschlechter
Ihre Sippschaft zu beweisen.
Und als Ururvater prangend
Steht Jamblika's Jugendfülle.
Wie von Ahnherrn hört er sprechen
Hier von seinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schaar umgiebt ihn,
Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn den jüngsten zu verehren.
Und ein Merkmal übers andre
Dringt sich auf, Beweis vollendend:
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten. —
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder:
Denn die Sieben, die von lang' her,
Achte waren's mit dem Hunde,
Sich von aller Welt gesondert,
Gabriels geheim Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schien vermauert

Gute Nacht!

Nun so legt euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke!
Und in einer Moschus-Wolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig;
Daß er frisch und wohlerhalten,
Froh, wie immer, gern gesellig,
Möge Felsenklüfte spalten,
Um des Paradieses Weiten,
Mit Heroen aller Zeiten,
Im Genusse zu durchschreiten,
Wo das Schöne, stets das Neue,
Immer wächst nach allen Seiten,
Daß die Unzahl sich erfreue:
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.

Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen,
Liebſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der nahe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Selbſtbetrug.

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bei meiner Nachbarin.
Gewiß, ſie lauſchet überquer,
Ob ich zu Hauſe bin.

Und ob der eiferſücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,

Noten und Abhandlungen

zu besserem Verständniß des

West-östlichen Divans.

Wer das Dichten will verstehen
Muß ins Land der Dichtung gehen
Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen.

Einleitung.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesemnach giebt es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum letzten entschließt sich dießmal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem späteren Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im mindesten anzudeuten wie es damit gemeint sey; dieß geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben so faßlich und eindringend, bedurften um anerkannt zu werden mehrerer Jahre. Indessen gingen auch diese vorüber und ein zweites, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte.

Nun wünscht' ich aber, daß nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschließe mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloß in der Absicht daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf derjenige dieses Nachtrags nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen

gewissen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt seyn! Kenner vergeben mit Einsicht, Liebhaber, weniger gestört durch solche Mängel, nehmen das Dargebotne unbefangen auf.

Damit aber alles was der Reisende zurückbringt den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der seine Waaren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen sucht: ankündigende, beschreibende, ja lobpreisende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderst also darf unser Dichter wohl aussprechen daß er sich, im Sittlichen und Aesthetischen, Verständlichkeit zur ersten Pflicht gemacht, daher er sich denn auch der schlichtesten Sprache, in dem leichtesten, faßlichsten Sylbenmaße seiner Mundart befleißigt und nur von weitem auf dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künstlichkeit und Künstelei zu gefallen strebt.

Das Verständniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deßhalb dunkel sind, weil sie sich auf bestimmte Gegenstände beziehen, auf Glauben, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Diese zu erklären hielt man für die nächste Pflicht und hat dabei das Bedürfniß berücksichtigt, das aus Fragen und Einwendungen deutscher Hörender und Lesender hervorging. Ein angefügtes Register bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen und auch wo sie erklärt werden. Dieses Erklären aber geschieht in einem gewissen Zusammenhange, damit nicht abgerissene Noten, sondern ein selbstständiger Text erscheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und lose verknüpft, dem Lesenden jedoch Uebersicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Bestreben unseres dießmaligen Berufes angenehm seyn! Wir dürfen es hoffen: denn in einer Zeit, wo so vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bei jeder Nation die erste, sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je naturgemäßer sie hervortritt, deste glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig, der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des alten Testaments ist mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was solche Männer uns verliehen und hinterlassen darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an diesen Schätzen vorüber gehen.

Beispiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei seinem hohen Zweck, einem Könige von Israel anständige, interessante Voreltern zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.

Wir verweilen sodann einen Augenblick bei dem hohen Lied, als dem zartesten und unnachahmlichsten, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich daß uns die fragmentarisch durcheinander geworfenen, übereinander geschobenen Gedichte keinen vollen reinen Genuß gewähren, und doch sind wir entzückt uns in jene Zustände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichsten Bezirks von Canaan; ländlich traufiche Verhältnisse, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von städtischer Beschränkung, sodann aber ein königlicher Hof, mit seinen

Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die sich suchen, finden, abstoßen, anziehen, unter mancherlei höchst einfachen Zuständen.

Mehrmals gedachten wir aus dieser lieblichen Verwirrung einiges herauszuheben, aneinander zu reihen; aber gerade das Räthselhaft-Unauflösliche giebt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft sind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geister angelockt worden irgend einen verständigen Zusammenhang zu finden oder hinein zu legen, und einem folgenden bleibt immer dieselbige Arbeit.

Eben so hat das Buch Ruth seinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackern Mann schon ausgeübt, daß er dem Wahn sich hingab, das, in seinem Laconismus unschätzbar dargestellte Ereigniß könne durch eine ausführliche, paraphrastische Behandlung noch einigermaßen gewinnen.

Und so dürfte Buch für Buch das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deßhalb gegeben sey, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

Araber.

Bei einem östlichen Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge, die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgingen; Gedichte, entsprungen vor Mahomet's Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich gränzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ihnen aber eine düstre Religionshülle überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wußte.

Der Werth dieser trefflichen Gedichte, an Zahl Sieben, wird noch dadurch erhöht, daß die größte Mannichfaltigkeit in ihnen herrscht. Hiervon können wir nicht kürzere und würdigere Rechenschaft geben, als wenn wir einschaltend hinlegen, wie der einsichtige Jones ihren Charakter ausspricht. „Amralkai's Gedicht ist weich, froh, glänzend, zierlich, mannichfaltig und anmuthig. Tarafa's: kühn, aufgeregt, aufspringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, keusch, voll moralischer Gebote und ernster Sprüche. Lebid's Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart; sie erinnert an Virgil's zweite Ekloge: denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm seines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antara's zeigt sich stolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beschreibungen und Bilder. Amru ist heftig, erhaben, ruhmredig; Hareth darauf voll Weisheit, Scharfsinn und Würde. Auch erscheinen die beiden letzten als poetisch-politische Streitreden, welche vor einer Versammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu beschwichtigen."

Wie wir nun durch dieses Wenige unsere Leser gewiß aufregen jene Gedichte zu lesen oder wieder zu lesen; so fügen wir ein anderes bei, aus Mahomet's Zeit, und völlig im Geiste jener. Man könnte den Charakter desselben als düster, ja finster ansprechen, glühend, rachlustig und von Rache gesättigt.

1.

Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Thau herabträuft.

2.

Große Last legt' er mir auf
Und schied;
Fürwahr diese Last
Will ich tragen.

3.

„Erbe meiner Rache
Iſt der Schweſterſohn,
Der Streitbare,
Der Unverſöhnliche.

4.

Stumm ſchwizt er Gift aus,
Wie die Otter ſchweigt,
Wie die Schlange Gift haucht
Gegen die kein Zauber gilt.

5.

Gewaltſame Botſchaft kam über uns
Großen mächtigen Unglücks:
Den ſtärkſten hätte ſie
Ueberwältigt.

6.

Mich hat das Schickſal geplündert,
Den freundlichen verletzend,
Deſſen Gaſtfreund
Nie beſchädigt ward.

7.

Sonnenhitze war er
Am kalten Tag,
Und brannte der Sirius
War er Schatten und Kühlung.

8.

Trocken von Hüften,
Nicht kümmerlich,
Feucht von Händen,
Kühn und gewaltſam.

9.

Mit feſtem Sinn
Verfolgt' er ſein Ziel
Bis er ruhte;
Da ruht auch der feſte Sinn.

10.

Wolkenregen war er
Geſchenke vertheilend,
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

11.

Staatlich vor dem Volke,
Schwarzen Haares, langen Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein magrer Wolf.

12.

Zwei Geſchmäcke theilt' er aus,
Honig und Wermuth,
Speiſe ſolcher Geſchmäcke
Koſtete jeder.

13.

Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet' ihn
Als das Schwert von Jemen
Mit Scharten geſchmückt

14.

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindſeligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie ſchwebende Wolken ohne Ruh.

15.

Jeder war ein Schwert
Schwert umgürtet,
Aus der Scheide geriſſen
Ein glänzender Blitz.

16.

Sie ſchlürften die Geiſter des Schlafes,
Aber wie ſie mit dem Köpfen nickten
Schlugen wir ſie
Und ſie waren dahin.

17.

Rache nahmen wir völlige;
Es entrannen von zwei Stämmen
Gar wenige,
Die wenigſten.

18.

Und hat der Hudſeilite
Ihn zu verderben die Lanze gebrochen,
Weil er mit ſeiner Lanze
Die Hudſeiliten zerbrach.

19.

Auf rauhen Ruhplatz
Legten ſie ihn,
An ſchroffen Fels wo ſelbſt Kameele
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihn da begrüßt',
Am düſtern Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Die Beute entwendet.

21.

Nur aber ſind gemordet von mir
Die Hudſeiliten mit tiefen Wunden.
Mürbe macht mich nicht das Unglück,
Es ſelbſt wird mürbe.

22.

Des Speeres Durſt ward gelöſcht
Mit erſtem Trinken,
Verſagt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

23.

Nun iſt der Wein wieder erlaubt,
Der erſt verſagt war,
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubniß.

Sich, wie er nun auf immer ſoll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich ſeh', es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit roſenrothem Band.

Glauben, daß man ſchön ſey,
Dächt' ich iſt erlaubt.
In der Stadt ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp
Verändr' ich zur Stund;
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;

24.

Auf Schwert und Spieß
Und aufs Pferd erſtreckt' ich
Die Vergünſtigung,
Das iſt nun alles Gemeingut.

25.

Reiche den Becher denn
O! Sawad Ben Amre:
Denn mein Körper um des Oheims willen
Iſt eine große Wunde.

26.

Und den Todes-Kelch
Reichten wir den Hudſeiliten,
Deſſen Wirkung iſt Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.

27.

Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudſeiliten,
Und du ſaheſt Wölfe
Denen glänzte das Angeſicht.

28.

Die edelſten Geyer flogen daher,
Sie ſchritten von Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten ſie ſteigen.

Wenig bedarf es, um ſich über dieſes Gedicht zu verſtändigen. Die Größe des Charakters, der Ernſt, die rechtmäßige Grauſamkeit des Handelns ſind hier eigentlich das Mark der Poeſie. Die zwei erſten Strophen geben die klare Expoſition, in der dritten und vierten ſpricht der Todte und legt ſeinem Verwandten die Laſt auf ihn zu rächen. Die ſechste und ſiebente ſchließt ſich dem Sinne nach an die erſten, ſie ſtehen lyriſch verſetzt; die ſiebente bis dreizehnte erhebt den Erſchlagenen, daß man die Größe ſeines Verluſtes empfinde. Die vierzehnte bis ſiebenzehnte Strophe

schildert die Expedition gegen die Feinde: die achtzehnte führt wieder rückwärts; die neunzehnte und zwanzigste könnte gleich nach den beiden ersten stehen. Die einundzwanzigste und zweiundzwanzigste könnten nach der siebzehnten Platz finden; sodann folgt Siegeslust und Genuß beim Gastmahl, den Schluß aber macht die furchtbare Freude die erlegten Feinde, Hyänen und Geyern zum Raube, vor sich liegen zu sehen.

Höchst merkwürdig erscheint uns bei diesem Gedicht, daß die reine Prosa der Handlung durch Transposition der einzelnen Ereignisse poetisch wird. Dadurch, und daß das Gedicht fast alles äußern Schmucks ermangelt, wird der Ernst desselben erhöht, und wer sich recht hinein lies't muß das Geschehene, von Anfang bis zu Ende, nach und nach vor der Einbildungskraft aufgebaut erblicken.

Uebergang.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, gesitteten Volke, den Persern wenden, so müssen wir, da ihre Dichtungen eigentlich diese Arbeit veranlaßten, in die früheste Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verständlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet seyn, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält, und, ehe man sich's versieht, eine alt bekannte Volkserscheinung wieder auftritt.

In diesem Sinne möge es angenehm seyn von den ältesten Persern zu vernehmen und einen desto sicheren und freieren Schritt, bis auf den heutigen Tag, eilig durchzuführen.

Aeltere Perser.

Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottesverehrung. Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als die auffallend herrlichste Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses herzerhebenden Dienstes konnte sich jeder, auch der Geringste täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelte hervor und die religioseste aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne bei allen seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gränzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich seyn und bleiben sollten.

Zoroaster scheint die edle reine Naturreligion zuerst in einen umständlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einschließt und ausschließt, und nur bei wenigen, gottbegünstigten Menschen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt sich bei den meisten nur als flammendes, beseligendes Gefühl des Augenblicks; nach dessen Verschwinden sogleich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbeschäftigte Mensch in die unendlichste Langeweile zurückfällt.

Diese mit Ceremonien, mit Weihen und Entsühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umständlich auszufüllen, ist Pflicht und Vortheil der Priesterschaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrhunderte durch, in unendliche Kleinlichkeiten zersplittert. Wer von der ersten kindlichfrohen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie sie noch diesen Tag in Indien statt findet, sich einen schnellen

Ueberblick verschaffen kann, der mag dort eine frische, vom Schlaf dem ersten Tageslicht sich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verrüstertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Wichtig ist es jedoch zu bemerken, daß die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämmtlichen Elemente gegründet, in sofern sie das Daseyn und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln. Eine solche Ehrfurcht vor allem was den Menschen Natürliches umgiebt leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landescultur gegründet; denn wie sie keinen Fluß verunreinigten, so wurden auch die Canäle mit sorgfältiger Wassersparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, so daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles wozu die Sonne lächelte ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichste Kind der Sonne, gepflegt.

Die seltsame Art ihre Todten zu bestatten leitet sich her aus eben dem übertriebenen Vorsatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizei wirkt aus diesen Grundsätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religions-Angelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verstoßen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt sogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine so lebendige praktische Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugniß giebt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eignen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar seyn! die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, so wie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bei ihnen herkömmlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf großen Rennbahnen, erhielt sie rüstig, kräftig, behend; und eine unbarmherzige Conscription machte sie sämmtlich zu Helden auf den ersten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottessinn. Anfangs war der öffentliche Cultus auf wenige Feuer eingeschränkt und daher desto ehrwürdiger, dann vermehrte sich ein hochwürdiges Priesterthum nach und nach zahlreich, womit sich die Feuer vermehrten. Daß diese innigst verbundene geistliche Macht sich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieses ewig unverträglichen Verhältnisses. Nicht zu gedenken daß der falsche Smerdis, der sich des Königreichs bemächtigte, ein Magier gewesen, durch seine Genossen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, so treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexanders Invasion zerstreut, unter seinen parthischen Nachfolgern nicht begünstigt, von den Sassaniden wieder hervorgehoben und versammelt bewiesen sie sich immer fest auf ihren Grundsätzen, und widerstrebten dem Regenten, der diesen zuwiderhandelte. Wie sie denn die Verbindung des Chosru mit der schönen Schirin, einer Christin, auf alle Weise beiden Theilen widersetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben und was von ihnen oder ihren Geistesverwandten in Persien zurückblieb bis auf den heutigen Tag verachtet und beschimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkür der Herrscher, hält sich noch diese Religion hie und da in der frühesten Reinheit, selbst in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter solches durch das Vermächtniß des alten Parsen auszudrücken gesucht hat.

Daß man daher dieser Religion durch lange Zeiten durch sehr viel schuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag, die sich im westlichen Theile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ist es höchst schwierig einen Begriff zu geben, wie

und woher sich diese Cultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen zerstreut: am bewundernswürdigsten aber ist mir daß die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte Balch und Bamian so nah an einander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen seyn, bezeugen die außerordentlichen Männer die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmeliden stammte daher, die so lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben werden.

Regiment.

Wenn der Philosoph aus Principien sich ein Natur-, Völker- und Staatsrecht auferbaut, so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wohl mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe. Da finden wir denn im ältesten Oriente: daß alle Herrschaft sich ableiten lasse von dem Rechte Krieg zu erklären. Dieses Recht liegt, wie alle übrigen, anfangs in dem Willen, in der Leidenschaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt, sogleich regt sich die Masse unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber sich führen mag, überträgt sie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit die Anführung zum Kampfe einem Einzigen, es sey für Einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht sie den gefährlichen Posten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für seine Nachkommen. Und so verschafft sich der Einzelne, durch die Fähigkeit Krieg zu führen, das Recht den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampflustig und streitfertig angesehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Diese Conscription mußte

von jeher, wenn sie sich gerecht und wirksam erzeigen wollte, unbarmherzig seyn. Der erste Darius rüstet sich gegen verdächtige Nachbarn, das unzählige Volk gehorchte dem Wink. Ein Greis liefert drei Söhne, er bittet den Jüngsten vom Feldzuge zu befreien, der König sendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier ist also das Recht über Leben und Tod schon ausgesprochen. In der Schlacht selbst leidet's keine Frage: denn wird nicht oft willkürlich, ungeschickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert, und niemand fordert Rechenschaft vom Anführer?

Nun zieht sich aber bei kriegerischen Nationen derselbe Zustand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her ist's immer Krieg, und niemandem bei Hofe das Leben gesichert. Eben so werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Deßhalb setzte denn auch Darius Codomannus, vorsichtig, regelmäßige Abgaben fest, statt freiwilliger Geschenke. Nach diesem Grundsatz, mit dieser Verfassung, stieg die persische Monarchie zu höchster Macht und Glückseligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochsinn einer benachbarten, kleinen zerstückelten Nation endlich scheiterte.

Geschichte.

Die Perser, nachdem außerordentliche Fürsten ihre Streitkräfte in eins versammelt und die Elasticität der Masse aufs höchste gesteigert, zeigten sich, selbst entferntern Völkern, gefährlich, um so mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter sich, vereinigten sich gegen den zahlreichen, mehrmals herandringenden Feind und entwickelten musterhafte Aufopferung, die erste und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten sind. Dadurch ward Frist gewonnen daß, in dem Maaße wie die persische Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um sich zu versammeln und ihnen für den Verlust ihrer innern Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perser und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar sondern äußerst verhaßt hatten sich diese der griechischen Nation gemacht, indem sie Staat und Gottesdienst zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmlischen Gestirne, das Feuer, die Elemente, als gottähnliche Wesen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchst scheltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einsperrte, sie unter Dach anbetete. Nun verbrannte und zerstörte man die Tempel, und schuf dadurch sich selbst ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beschloß diese Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, sondern, zu Anreizung künftiger Rache, ahndungsvoll liegen zu lassen. Diese Gesinnungen ihren beleidigten Gottesdienst zu rächen, brachten die Griechen mit auf persischen Grund und Boden; manche Grausamkeit erklärt sich daher, auch will man den Brand von Persepolis damit entschuldigen.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer ersten Einfalt entfernt, auch schon Tempel und Klostergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerstört, die Magier verjagt und zerstreut, von welchen jedoch immer eine große Menge versteckt sich sammelten und, auf bessere Zeiten, Gesinnung und Gottesdienst aufbewahrten. Ihre Geduld wurde freilich sehr geprüft: denn als mit Alexanders Tode die kurze Alleinherrschaft zerfiel und das Reich zersplitterte, bemächtigten sich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig besonders beschäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimisch. Und so vergingen fünfhundert Jahre über der Asche der alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige Feuer immerfort glimmend sich erhielt, so daß die Sassaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als sie die alte Religion wieder bekennend den frühern Dienst herstellten, sogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Gränze Indiens sich und ihre Gesinnungen im Stillen erhalten hatten. Die altpersische Sprache wurde hervorgezogen, die griechische verdrängt und zu einer eigenen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologische Vorgeschichte persischer Ereignisse, durch poetisch-prosaische Nachklänge, einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derselben erfreut uns immerfort und eine Mannichfaltigkeit von Charakteren und Ereignissen erweckt großen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunst dieser Epoche vernehmen,

ſo ging es damit doch bloß auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weitläuftigkeit und unförmliche Geſtalten hinaus; und wie konnt' es auch anders werden? da ſie ihre Kunſt vom Abendlande hernehmen mußten, die ſchon dort ſo tief entwürdigt war. Der Dichter beſitzt ſelbſt einen Siegelring Sapor des Erſten, einen Onyx, offenbar von einem weſtlichen Künſtler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen, geſchnitten. Und ſollte der Siegelſchneider des überwindenden Saſſaniden geſchickter geweſen ſeyn als der Stempelſchneider des überwundenen Valerian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit ausſehe, iſt uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat ſich das Dichteriſch-mährchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur hiſtoriſchen Proſa herabgeſtimmt. Da wir denn nun deutlich auch in dieſem Beiſpiel begreifen, daß ein Volk auf einer hohen ſittlich-religioſen Stufe ſtehen, ſich mit Pracht und Prunk umgeben und in Bezug auf Künſte noch immer unter die barbariſchen gezählt werden kann.

Eben ſo müſſen wir auch, wenn wir orientaliſche und beſonders perſiſche Dichtkunſt der Folgezeit redlich ſchätzen und nicht, zu künftigem eignem Verdruß und Beſchämung, ſolche überſchätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werthe, wahre Dichtkunſt in jenen Tagen zu finden geweſen.

Aus dem Weſtlande ſcheint ſich nicht viel ſelbſt nach dem nächſten Oſten verloren zu haben, Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrücktmenſtroſe Religion, dem Lebemenſchen aber eine abſtruſe Philoſophie keineswegs annehmlich ſeyn konnte; ſo nahm man von dorther, was allen Menſchen immer gleich willkommen iſt, Schriften die ſich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchſten Werth legte und dadurch ſchon eine künftige Poeſie in ihrem tiefſten Grund zerſtörte. Zugleich hatte man aus derſelben Quelle das Schachſpiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichterſinn den Garaus zu machen völlig geeignet iſt. Setzen wir dieſes voraus, ſo werden wir das Naturell der ſpäteren perſiſchen Dichter, ſobald ſie durch günſtige Anläſſe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie ſie ſo manche Ungunſt bekämpfen, ihr ausweichen, oder vielleicht gar überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den weſtlichen Kaiſern und

daraus entspringenden wechselseitigen Verhältnisse bringen endlich ein Gemisch hervor, wobei die christliche Religion zwischen die der alten Parsen sich einschlingt, nicht ohne Widerstreben der Mobeden und dortigen Religionsbewahrer. Wie denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja großes Unglück selbst, das den trefflichen Fürsten Chosru Parvis überfiel, bloß daher seinen Ursprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend, am christlichen Glauben festhielt.

Dieses alles, auch nur obenhin betrachtet, nöthigt uns zu gestehen, daß die Vorsätze, die Verfahrungsweise der Sassaniten alles Lob verdienen; nur waren sie nicht mächtig genug, in einer von Feinden rings umgebenen Lage, zur bewegtesten Zeit sich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerstand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomet durch Einheit zur furchtbarsten Macht erhoben hatte.

Mahomet.

Da wir bei unseren Betrachtungen vom Standpunkte der Poesie entweder ausgehen oder doch auf denselben zurückkehren, so wird es unsern Zwecken angemessen seyn von genanntem außerordentlichen Manne vorerst zu erzählen, wie er heftig behauptet und betheuert: er sey Prophet und nicht Poet und daher auch sein Koran als göttliches Gesetz und nicht etwa als menschliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzusehen. Wollen wir nun den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: beide sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannichfaltig zu seyn, sich in Gesinnung und Darstellung gränzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient er sich der einfachsten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch sie und um sie die Völker versammeln. Hiezu bedarf es nur daß die Welt glaube; er muß

Und ſichle mit andern
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Chor
Etwas zierliches aus;
Der lüſterne Knabe
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Liebhaber
in allen Geſtalten.

Ich wollt' ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch;
Und kämſt du zu anglen,
Ich würde nicht manglen.
Ich wollt' ich wär ein Fiſch,
So hurtig und friſch.

Ich wollt' ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

alſo eintönig werden und bleiben, denn das Mannichfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu ſagen, findet ſich zu Anfang der zweiten Sura und lautet folgendermaßen: „Es iſt kein Zweifel in dieſem Buch. Es iſt eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimniſſe des Glaubens für wahr halten, die beſtimmten Zeiten des Gebets beobachten und von demjenigen was wir ihnen verliehen haben Almoſen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor dir herabgeſandt worden, und gewiſſe Verſicherung des zukünftigen Lebens haben: dieſe werden von ihrem Herrn geleitet und ſollen glücklich und ſelig ſeyn. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel ſeyn, ob du ſie vermahneſt oder nicht vermahneſt; ſie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren verſiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Geſicht und ſie werden eine ſchwere Strafe leiden."

Und ſo wiederholt ſich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen ſich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle ſind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Beſtimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geſchichten jüdiſcher und chriſtlicher Religion, Amplificationen aller Art, gränzenloſe Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieſes heiligen Buches, das uns, ſo oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erſtaunen ſetzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geſchichtsforſcher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, ſprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabſicht des Korans ſcheint dieſe geweſen zu ſeyn, die Bekenner der drei verſchiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrſchenden Religionen, die meiſtentheils vermiſcht unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiſer herum irrten, indem der größte Theil Götzendiener und die übrigen entweder Juden oder Chriſten eines höchſt irrigen und ketzeriſchen Glaubens waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einigen, ewigen und unſichtbaren Gottes, durch deſſen Allmacht alle Dinge geſchaffen ſind, und die ſo es nicht ſind, geſchaffen werden können, des allerhöchſten Herrſchers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Beſtätigung gewiſſer Geſetze und den äußerlichen Zeichen gewiſſer Ceremonien, theils von alter und theils von neuer Einſetzung, und die durch Vorſtellung ſowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen

eingeschärft wurden, zu vereinigen und sie alle zu dem Gehorsam des Mahomet, als des Propheten und Gesandten Gottes zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und bestätigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden."

Behält man diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselman nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwissenheit benennt, und völlig überzeugt ist, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Styl des Korans ist, seinem Inhalt und Zweck gemäß, streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches niemand verwundern. Weßhalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Demungeachtet aber fanden sich gute Köpfe, die eine bessere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte durch Mahomet auf einmal seinen Willen und eine entschieden gesetzliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe, und eine noch höhere würden erstiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomet habe ihre Sprache und Literatur verdorben, so daß sie sich niemals wieder erholen werde. Der verwegenste jedoch, ein geistvoller Dichter, war kühn genug zu versichern: alles was Mahomet gesagt habe, wollte er auch gesagt haben, und besser, ja er sammelte sogar eine Anzahl Sectirer um sich her. Man bezeichnete ihn deßhalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches so viel heißt als: einer der gern den Propheten spielen möchte.

Ob nun gleich die muselmännische Kritik selbst an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen die man früher aus demselben angeführt gegenwärtig nicht mehr darin zu finden sind, andere, sich widersprechend, einander aufheben und was dergleichen bei allen schriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel sind; so wird doch dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam verbleiben, indem es durchaus praktisch und den Bedürfnissen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten festhält.

In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst consequent, indem er alle Mährchen verbietet. Diese Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederschwebt, und das Unwahrscheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloses verträgt, waren der orientalischen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang höchst angemessen. Diese Luftgebilde über einem wunderlichen Boden schwankend, hatten sich zur Zeit der Sassaniden ins Unendliche vermehrt, wie sie uns Tausend und Eine Nacht, an einen losen Faden gereiht, als Beispiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter ist, daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengesetzte wollte Mahomet bewirken. Man sehe wie er die Ueberlieferungen des alten Testaments und die Ereignisse patriarchalischer Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorsam und also gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß, mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorsam immer mehr auszusprechen und einzuschärfen versteht; wobei er sich denn manches Mährchenhafte, obgleich immer zu seinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig ist er, wenn man in diesem Sinne die Begebenheiten Noahs, Abrahams, Josephs betrachtet und beurtheilt.

Caliphen.

Um aber in unsern eigensten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir, daß die Sassaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten sie sich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergestalt gewachsen, daß ihr zu widerstehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynastie zu Grunde, welche die altpersische Religion ge gt und einen seltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die ; ber stürmten sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht, nur überflüssige oder schädliche Schreibereien; sie zerstörten alle Denkmale

der Literatur, so daß kaum die geringsten Bruchstücke zu uns gelangen konnten. Die sogleich eingeführte arabische Sprache verhinderte jede Wiederherstellung dessen was nationell heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders und die mahemetanischen Sieger gefielen sich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer, als die glänzendste Epoche berühmt, die Zeit wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Diese, von Balch abstammend, nicht sowohl selbst Mönche als Patrone und Beschützer großer Klöster und Bildungsanstalten, bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst und behaupteten durch ihre Welt-Klugheit und Charakter-Größe einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher sprüchwörtlich: eine Zeit localen, lebendigen Wesens und Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann, daß sie erst nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder aufquellen werde.

Aber auch das Caliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem sie den Caliphen, als eine geistliche, Titel und Pfründen spendende Macht, allenfalls gelten ließen.

Fortleitende Bemerkung.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften läugnet niemand, aber man denkt nicht immer daran, daß Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten.

In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, consequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne,

sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen, alle Mäßigung verbannend. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften die man braucht um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden. Solche erwuchsen unter Alexander dem Großen, nach dessen frühzeitigem Tode seine Generale sogleich als Könige dastanden. Auf die Caliphen häufte sich ein ungeheures Reich, das sie durch Statthalter mußten regieren lassen, deren Macht und Selbstständigkeit gedieh, indem die Kraft der obersten Herrscher abnahm. Ein solcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich sich zu gründen und zu verdienen wußte, ist derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren persischen Dichtkunst und ihre bedeutenden Lebens-Anfänge kennen zu lernen.

Mahmud von Gasna.

Mahmud, dessen Vater im Gebirge gegen Indien ein starkes Reich gegründet hatte, indessen die Caliphen in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit versanken, setzte die Thätigkeit seines Vorgängers fort und machte sich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Caliphen als eine Art geistlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erst sein Reich um sich her, dringt sodann auf Indien los, mit großer Kraft und besonderm Glück. Als eifrigster Mahometaner beweis't er sich unermüdlich und streng in Ausbreitung seines Glaubens und Zerstörung des Götzendienstes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geisterhebend, indem er den Menschen auf die Einheit seines eignen Innern zurückweis't. Näher steht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten befiehlt, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Secten- und Parteigeist Raum läßt und demungeachtet immer dieselbige bleibt.

Eine solche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indischen Götzendienste im herbsten Widerspruch stehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei sich der Eifer des Zerstörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, schlug man in Stücke und sendete sie, gevierttheilt, verschiedene Schwellen mahometanischer Heilorte zu pflastern. Noch jetzt sind die indischen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt, wie gräßlich mögen sie den bildlosen Mahometaner angeschaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung stehen, daß der ursprüngliche Werth einer jeden Religion erst nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die jüdische Religion wird immer einen gewissen starren Eigensinn, dabei aber auch freien Klugsinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die mahometanische läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beschränktheit heraus, indem sie, keine schweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derselben alles Wünschenswerthe verleiht und zugleich, durch Aussicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält.

Die indische Lehre taugte von Haus aus nichts, so wie denn gegenwärtig ihre vielen tausend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, sondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unsinn jeder Leidenschaft fördern und die Verrücktheit des Lasters, als die höchste Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünstigen.

Auch selbst eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falschem Wege ihre Bekenner und sich selbst verlieren. Dagegen gebührt der christlichen das höchste Lob, deren reiner, erster Ursprung sich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hinein zog, eh man sich's versieht sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit, als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft, zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses, immer wieder hervorthut.

Billigen wir nun den Eifer des Götzenstürmers Mahmud, so gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Cultur. Er, selbst aus persischem Stamme, ließ sich nicht etwa in die Beschränktheit

der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl daß der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden sey; diese ruhet auf der Poesie, die uns älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach sodann ins Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter diesen Betrachtungen gelangen wir also in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung die sich dem Orient, ungeachtet der ausschließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier sammelten sich, fast wider Willen der wilden und schwachen Beherrscher, die Reste griechischer und römischer Verdienste und so vieler geistreicher Christen, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgestoßen worden, weil auch diese, wie der Islam, auf Eingläubigkeit los arbeiten mußte.

Doch zwei große Verzweigungen des menschlichen Wissens und Wirkens gelangten zu einer freiern Thätigkeit!

Die Medicin sollte die Gebrechen des Mikrokosmus heilen, und die Sternkunde dasjenige dolmetschen, womit uns für die Zukunft der Himmel schmeicheln oder bedrohen möchte; jene mußte der Natur, diese der Mathematik huldigen, und so waren beide wohl empfohlen und versorgt.

Die Geschäftsführung sodann unter despotischen Regenten blieb, auch bei größter Aufmerksamkeit und Genauigkeit, immer gefahrvoll, und ein Canzleiverwandter bedurfte so viel Muth sich in den Divan zu bewegen als ein Held zur Schlacht; einer war nicht sicherer seinen Herd wieder zu sehn als der andere.

Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntnissen herbei, das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigne Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Völkerschaften, vertriebene, vertreibende Herrscher, stellten überraschenden Wechsel von Sieg zur Knechtschaft, von Obergewalt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und ließen geistreiche Männer über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge die traurigsten Betrachtungen anstellen.

Dieses alles und noch weit mehr, im weitesten Umfange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstellung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die persischen zu seyn; denn jedermann wird eingestehen, daß die geschilderten

Zustände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen dürfte. Deßwegen sey uns erlaubt schon das edle Verdienst der persischen Dichter des ersten Zeitalters als problematisch anzusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man muß ihnen manches zugeben indem man sie liest, manches verzeihen wenn man sie gelesen hat.

Dichterkönige.

Viele Dichter versammelten sich an Mahmud's Hofe, man spricht von vierhunderten, die daselbst ihr Wesen getrieben. Und wie nun alles im Orient sich unterordnen, sich höheren Geboten fügen muß, so bestellte ihnen auch der Fürst einen Dichterfürsten, der sie prüfen, beurtheilen, sie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern sollte. Diese Stelle hat man als eine der vorzüglichsten am Hofe zu betrachten: er war Minister aller wissenschaftlichen, historisch-poetischen Geschäfte; durch ihn wurden die Gunstbezeigungen seinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Hof begleitete, geschah es in so großem Gefolge, in so stattlichem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Vesir halten konnte.

Ueberlieferungen.

Wenn der Mensch daran denken soll von Ereignissen, die ihn zunächst betreffen, künftigen Geschlechtern Nachricht zu hinterlassen, so gehört dazu ein gewisses Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derselben. Zuerst also befestigt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert solches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer mährchenhaft wachsen. Ist aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibseligkeit ein Volk vor dem andern, so entstehen alsdann Chroniken, welche den poetischen Rhythmus behalten,

wenn die Poesie der Einbildungskraft und des Gefühls längst verschwunden ist. Die späteste Zeit versorgt uns mit ausführlichen Denkschriften, Selbstbiographien unter mancherlei Gestalten.

Auch im Orient finden wir gar frühe Documente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unsere heiligen Bücher später in Schriften verfaßt seyn, so sind doch die Anläße dazu als Ueberlieferungen uralt, und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie vieles mußte nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Persien und seine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entstehen, und sich trotz aller Verwüstung und Zersplitterung erhalten! Denn wenn es zu höherer Ausbildung großer Landstrecken dienlich ist, daß solche nicht Einem Herrn unterworfen, sondern unter mehrere getheilt seyen, so ist derselbe Zustand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das, was an dem einen Ort zu Grunde geht, an dem andern fortbestehen, was aus dieser Ecke vertrieben wird, sich in jene flüchten kann.

Auf solche Weise müssen, ungeachtet aller Zerstörung und Verwüstung, sich manche Abschriften aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche theils abgeschrieben, theils erneuert. So finden wir daß unter Jesdedschird, dem letzten Sassaniden, eine Reichsgeschichte verfaßt worden, wahrscheinlich aus alten Chroniken zusammengestellt, dergleichen sich schon Ahasverus in dem Buch Esther bei schlaflosen Nächten vorlesen läßt. Copien jenes Werkes, welches Bastan Nameh betitelt war, erhielten sich: denn vierhundert Jahre später wird unter Mansur I. aus dem Hause der Samaniden, eine Bearbeitung desselben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynastie wird von den Gasnewiden verschlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweiter Beherrscher, ist von gleichem Triebe belebt, und vertheilt sieben Abtheilungen des Bastan Nameh unter sieben Hofdichter. Es gelingt Ansari seinen Herrn am meisten zu befriedigen, er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und klug genug, weiß das Geschäft zu verspäten und mochte sich im Stillen umthun, ob er nicht jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

Firduſi.

Starb 1030.

Die wichtige Epoche perſiſcher Dichtkunſt, die wir nun erreichen, giebt uns zur Betrachtung Anlaß, wie groſſe Weltereigniſſe nur alsdann ſich entwickeln, wenn gewiſſe Neigungen, Begriffe, Vorſätze hie und da, ohne Zuſammenhang, einzeln ausgeſäet ſich bewegen und im Stillen fortwachſen, bis endlich früher oder ſpäter ein allgemeines Zuſammenwirken hervortritt. In dieſem Sinne iſt es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürſt auf die Wiederherſtellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnerſohn zu Tus gleichfalls ein Exemplar des Baſtan Nameh ſich zueignete und das eingeborene ſchöne Talent ſolchen Studien eifrig widmete.

In Abſicht über den dortigen Statthalter, wegen irgend einer Bedrängniß, zu klagen, begiebt er ſich nach Hofe, iſt lange vergebens bemüht zu Anſari durchzudringen, und durch deſſen Fürſprache ſeinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche, gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife geſprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu ſeinem Talente faſſend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des groſſen Werkes verſchafft. Firduſi beginnt das Schah Nameh unter günſtigen Umſtänden; er wird im Anfange theilweis hinlänglich belohnt, nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entſpricht das königliche Geſchenk ſeiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und ſtirbt, eben da der König ſeiner mit Gunſt abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Eſſedi, Firduſi's Meiſter, das Schah Nameh völlig zu Ende ſchreibt.

Dieſes Werk iſt ein wichtiges, ernſtes, mythiſch-hiſtoriſches National-Fundament, worin das Herkommen, das Daſeyn, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht ſich auf frühere und ſpätere Vergangenheit, deßhalb das eigentlich Geſchichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt' ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thätst du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt' ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu;
Ich wollt' mich verheißen,
Wollt' nimmer verreiſen.
Ich wollt' ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu.

Ich wollt' ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Thätſt du mir's verſagen,
Da könnt' mich's nicht plagen
Ich wollt' ich wär' alt
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe ſogleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdroſſen,
So macht' ich dir Poſſen.
Wär' ich Affe ſogleich
Voll neckender Streich'.

Firdusi scheint überhaupt zu einem solchen Werke sich vortrefflich dadurch zu qualificiren, daß er leidenschaftlich am Alten, ächt Nationellen, festgehalten und auch, in Absicht auf Sprache, frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen gesucht, wie er denn arabische Worte verbannt und das alte Pehlewi zu beachten bemüht war.

Enweri.

Stirbt 1152.

Er studirt zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranstalten berühmten, ja sogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums sitzend, einen, mit Gefolge und Prunk, vorbeireitenden Großen erblickt, zu seiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter sey, entschließt er sich zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein übernacht geschriebenes Gedicht, wodurch er sich die Gunst des Fürsten erwirbt, ist uns übrig geblieben.

Aus diesem und aus mehreren Poesien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geist hervor, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem glücklichem Durchschauen, er beherrscht einen unübersehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler sogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Enkomiast und findet daß kein besser Handwerk sey, als mitlebende Menschen durch Lob zu ergötzen. Fürsten, Vesire, edle und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis und weiß auf einen jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältnisse in denen er gelebt und sein Talent genutzt, nach so viel hundert Jahren, zum Verbrechen macht. Was sollt' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, thätige, schöne und geschickte Menschen gäbe, an deren Vorzügen er sich auferbauen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Epheu an der Mauer, rankt er sich hinauf, Auge und

Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier schelten, der die Edelgesteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen, daß er das freilich sehr nützliche Geschäft eines Straßenpflasterers übernehme?

So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung: als werde an einem gewissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein, und der Schach selbst konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines freundlichen Statthalters. Die Ehre der Astrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zusammenkunft so vieler Planeten in Einem Zeichen auf die Zukunft von Dschengis Chan hindeute, welcher in Persien mehr Verwüstung anrichtete als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

Wisami.

Stirbt 1180.

Ein zarter, hochbegabter Geist, der, wenn Firdusi die sämmtlichen Heldenüberlieferungen erschöpfte, nunmehr die lieblichsten Wechselwirkungen innigster Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählt. Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahnung, Geschick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft für einander bestimmt, sich entschieden gewogen; dann aber durch Grille, Eigensinn, Zufall, Nöthigung und Zwang getrennt, eben so wunderlich wieder zusammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weise weggerissen und geschieden.

Aus diesen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer ideellen Sehnsucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth ist groß, die Mannichfaltigkeit unendlich.

Auch in seinen andern unmittelbar moralischem Zweck gewidmeten Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menschen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder ans Praktische heran und findet in einem sittlichen Thun allen Räthseln die beste Auflösung.

Uebrigens führt er, seinem ruhigen Geschäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Selbstsüchtigen und wird in seiner Vaterstadt Gendsche begraben.

Dschelâl-eddin Rumi.

Stirbt 1162.

Er begleitet seinen Vater, der wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan sich von Balch hinweg begiebt, auf dem langen Reisezug. Unterwegs nach Mekka treffen sie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimnisse dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet.

Hiebei ist so viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in sich aufzunehmen berufen ist und deßhalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt seyn wird. Daraus folgt, daß er den würdigsten Gegenstand aufzufinden sucht, und, wenn er alles durchgegangen, endlich sein Talent am liebsten zu Preis- und Verherrlichung Gottes anwendet. Besonders aber liegt dieses Bedürfniß dem Orientalen am nächsten, weil er immer dem Ueberschwenglichen zustrebt und solches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, so wie ihm denn bei jeder Ausführung niemand Uebertriebenheit Schuld geben darf.

Schon der sogenannte mahometanische Rosenkranz, wodurch der Name Allah mit neunundneunzig Eigenschaften verherrlicht wird, ist eine solche Lob- und Preis-Litaney. Bejahende, verneinende Eigenschaften bezeichnen das unbegreiflichste Wesen; der Anbeter staunt, ergiebt und beruhigt sich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorschwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Personen verwendet, so flüchtet sich der Gottergebene in das unpersönliche Wesen, das von Ewigkeit her alles durchdringt.

So flüchtete ſich Attar vom Hofe zur Beſchaulichkeit, und Dſchelâl eddin, ein reicher Jüngling, der ſich ſo eben auch vom Fürſten und der Hauptſtadt entfernte, war um deſto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit ſeinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Aſien; ſie bleiben zu Iconium. Dort lehren ſie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingeſetzt, und liegen daſelbſt, mit einem ihrer treuſten Lehrgenoſſen, begraben. Indeſſen hatte Dſchengis Chan Perſien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darſtellung wird man dieſem großen Geiſte nicht verargen, wenn er ſich ins Abſtruſe gewendet. Seine Werke ſehen etwas bunt aus, Geſchichtchen, Mährchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten, Beiſpiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnißvolle Lehre eingängig zu machen, von der er ſelbſt keine deutliche Rechenſchaft zu geben weiß. Unterricht und Erhebung iſt ſein Zweck, im Ganzen aber ſucht er durch die Einheitslehre alle Sehnſucht wo nicht zu erfüllen doch aufzulöſen, und anzudeuten, daß im göttlichen Weſen zuletzt alles untertauche und ſich verkläre.

Saadi.

Stirbt 1291, alt 102 Jahre.

Gebürtig von Schiras ſtudirt er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unſtäten Leben eines Derwiſch beſtimmt. Wallfahrtet fünfzehnmal nach Mekka, gelangt auf ſeinen Wanderungen nach Indien und Klein-Aſien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer ins Weſtland. Er überſteht wunderſame Abentheuer, erwirbt aber ſchöne Länder- und Menſchenkenntniß. Nach dreißig Jahren zieht er ſich zurück, bearbeitet ſeine Werke, und macht ſie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungsbreite und iſt reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Verſen ausſchmückt. Leſer und Hörer zu unterrichten iſt ſein entſchiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiras erlebt er das hundert und zweite Jahr und wird daſelbſt begraben. Dſchengis Nachkommen hatten Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem ſich ruhig wohnen ließ.

Hafis.

Stirbt 1389.

Wer ſich noch, aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erinnert, wie unter den Proteſtanten Deutſchlands nicht allein Geiſtliche, ſondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften ſich dergeſtalt bekannt gemacht, daß ſie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zuſammenhange ſie zu finden, Rechenſchaft zu geben ſich geübt haben, die Hauptſtellen aber auswendig wußten und ſolche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten; der wird zugleich geſtehen, daß für ſolche Männer eine große Bildung daraus erwachſen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenſtänden beſchäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte ſie bibelfeſt und ein ſolcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung.

Das was nun bei uns Chriſten aus natürlicher Anlage und gutem Willen entſprang, war bei den Mahometanern Pflicht: denn indem es einem ſolchen Glaubensgenoſſen zum größten Verdienſt gereichte Abſchriften des Korans ſelbſt zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu laſſen, ſo war es kein geringeres denſelben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit ſchlichten zu können. Man benannte ſolche Perſonen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieſer iſt unſerm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach ſeinem Urſprunge, der Koran ein Gegenſtand der unendlichſten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den ſpitzfindigſten Subtilitäten und, indem er die Sinnesweiſe eines jeden aufregte, entſtanden gränzenlos abweichende Meinungen, verrückte Combinationen, ja

die unvernünftigsten Beziehungen aller Art wurden versucht, so daß der eigentlich geistreiche verständige Mann eifrig bemüht seyn mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geschichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig.

Zu einer solchen Gewandtheit war das schönste dichterische Talent erzogen und heran gebildet; ihm gehörte der ganze Koran, und was für Religionsgebäude man darauf gegründet war ihm kein Räthsel. Er sagt selbst:

„Durch den Koran hab' ich alles
Was mir je gelang gemacht."

Als Derwisch, Sofi, Scheich lehrte er in seinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Beziehungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten, und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich her.

Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramte stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse was er ausspricht, am wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird was seine Zeitgenossen gerne hören. Dieß scheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Mährchen-Erzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt die er vorspiegelt, sondern sie nur aufs beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergötzen, eben so wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergötzt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter keinen großen Werth auf seine so leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben, denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode.

Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil man sie genießen, sich damit in Einklang setzen sollte. Aus ihnen strömt eine fortquellende, mäßige Lebendigkeit. Im Engen genügsam froh und klug, von der Fülle der Welt seinen Theil dahin nehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hineinblickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und

Sinnenluft ablehnend, eins wie das andere; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine skeptische Beweglichkeit behalten muß.

Dschami.

Stirbt 1492, alt 82 Jahre.

Dschami faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zusammen und zieht die Summe der religiösen, philosophischen, wissenschaftlichen, persisch-poetischen Cultur. Er hat einen großen Vortheil dreiundzwanzig Jahre nach Hafis Tode geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum. Nun versucht und leistet er alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-Interesses nicht ausgefüllt hätte, so giebt er historisch Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche, stufenweis, der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, grasse Gestalten zum Vorscheine kommen. Denn was thut der Mystiker anders, als daß er sich an Problemen vorbei schleicht, oder sie weiter schiebt, wenn es sich thun läßt?

Uebersicht.

Man hat aus der sehr schicklich geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte künstlich und absichtlich erfunden sey, welches wir dahin gestellt seyn lassen; dagegen aber

bemerken, daß die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erschienen, wirklich ein ethisch-poetisches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Daseyn das Zeugniß gaben.

Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt seyn mag; so finden wir, daß sie alle ein fruchtbares, immer sich erneuerndes Talent besaßen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr vorzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben sahen; dabei aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine große Ernte glücklich wegnehmen und gleich talentvollen Nachkommen sogar die Wirkung auf eine Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschließen konnte.

In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß

Firdusi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm, so daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Werten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunderlegende in seinem Bezirk vorhanden seyn mochte. Schon im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakonische Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewisser Weitläuftigkeit könne ergötzlich machen.

Dschelâl-eddin Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit, und sucht die Räthsel der innern und äußern Erscheinungen auf geistige, geistreiche Weise zu lösen, daher sind seine Werke neue Räthsel, neuer Auflösungen und Commentare bedürftig. Endlich fühlt er sich gedrungen in die Alleinigkeits-Lehre zu flüchten, wodurch soviel gewonnen als verloren wird, und zuletzt das, so tröstliche als

untröſtliche, Zero übrig bleibt. Wie ſollte nun alſo irgend eine Rede-Mittheilung poetiſch oder proſaiſch weiter gelingen? Glücklicherweiſe wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit gränzenloſen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit ſich zu ſammeln, überzeugt ſich von der Pflicht zu belehren, und ſo iſt er uns Weſtländern zuerſt fruchtbar und ſegenreich geworden.

Hafis, ein großes heiteres Talent, das ſich begnügt, alles abzuweiſen wonach die Menſchen begehren, alles bei Seite zu ſchieben was ſie nicht entbehren mögen, und dabei immer als luſtiger Bruder ihres Gleichen erſcheint. Er läßt ſich nur in ſeinem National- und Zeitkreiſe richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthier-Treiber fortſingen, keineswegs um des Sinnes halben, den er ſelbſt muthwillig zerſtückelt, ſondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf dieſen folgen da alles andere von den Vorgängern weggenommen war? als

Dſchami, allem gewachſen, was vor ihm geſchehen und neben ihm geſchah; wie er nun dieß alles zuſammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler ſeiner Vorgänger in ſich vereinigte, ſo blieb der Folgezeit nichts übrig als zu ſeyn wie er, inſofern ſie ſich nicht verſchlimmerte; und ſo iſt es denn auch drei Jahrhunderte durch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken daß, wenn früher oder ſpäter das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieſer Art ſich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun mit dieſem Wenigen fünfhundert Jahre perſiſcher Dicht- und Rede-Kunſt zu ſchildern; ſo ſey es, um mit Quintilian unſerm alten Meiſter zu reden, von Freunden aufgenommen in der Art wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Beſtimmung willen, ſondern um etwas Allgemeines, bequemlichkeitshalber, annähernd auszuſprechen.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der perſiſchen Dichter entſpringt aus einer unüberſehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenſtände gleichen Werth haben, wegt vor unſerer Einbildungskraft, deßwegen uns ihre Vergleichungen oft ſo ſehr auffallend und mißbeliebig ſind. Ohne Bedenken verknüpfen ſie die edelſten und niedrigſten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht ſo leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und praktiſch athmet, hat kein äſthetiſches Gefühl und keinen Geſchmack, ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, eben ſo wie im Dichten; und wenn der Orientale, ſeltſame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zuſammenreimt, ſo ſoll der Deutſche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht ſcheel ſehen.

Die Verwirrung, die durch ſolche Productionen in der Einbildungskraft entſteht, iſt derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientaliſchen Bazar, durch eine europäiſche Meſſe gehen. Nicht immer ſind die koſtbarſten und niedrigſten Waaren im Raume weit geſondert, ſie vermiſchen ſich in unſern Augen und oft gewahren wir auch die Fäſſer, Kiſten, Säcke, worin ſie transportirt worden. Wie auf einem Obſt- und Gemüsmarkt ſehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, ſondern auch hier und dort allerlei Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner koſtet's dem orientaliſchen Dichter nichts uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunter zu ſtürzen, oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes verſteht Niſami eine ſittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erſtaunen ſetzt und erbaut.

Herr Jeſus, der die Welt durchwandert,
Ging einſt an einem Markt vorbei;
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geſchleppet vor des Hauſes Thor,
Ein Haufe ſtand ums Aas umher,
Wie Geier ſich um Aeſer ſammeln.

Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav;
Hätt' Augen wie's Lüchschen,
Und Liſten wie's Füchschen.
Wär ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr;
Mit fürſtlichen Gaben,
Du ſollteſt mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr.

Doch bin ich wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt du beſſre beſitzen,
So laß dir ſie ſchnitzen.
Ich bin nun wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Der Goldſchmiedsgeſell.

Es iſt doch meine Nachbarin
Ein allerliebſtes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkſtatt bin,
Blick' ich nach ihrem Lädchen.

Zu Ring' und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Dräthchen.
Ach denk' ich, wann, und wieder, wann
Iſt ſolch ein Ring für Käthchen?

Der Eine ſprach: mir wird das Hirn
Von dem Geſtank ganz ausgelöſcht.
Der Andre ſprach: was braucht es viel,
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
So ſang ein jeder ſeine Weiſe,
Des todten Hundes Leib zu ſchmähen.
Als nun an Jeſus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinns,
Er ſprach aus gütiger Natur:
Die Zähne ſind wie Perlen weiß.
Dieß Wort macht den Umſtehenden,
Durchglühten Muſcheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt ſich betroffen, wenn der, ſo liebevolle als geiſtreiche Prophet, nach ſeiner eigenſten Weiſe, Schonung und Nachſicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf ſich ſelbſt zurück zu führen, ſich des Verwerfens, des Verwünſchens zu ſchämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umſtehende denkt nun an ſein eigen Gebiß. Schöne Zähne ſind überall, beſonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geſchöpf wird, durch das Vollkommene was von ihm übrig bleibt, ein Gegenſtand der Bewunderung und des frömmſten Nachdenkens.

Nicht eben ſo klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel ſchließt; wir tragen daher Sorge daſſelbe anſchaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muſchelſchalen zu Bereitung eines höchſt nöthigen Baumaterials angewendet und, zwiſchen dürres Reiſig geſchichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuſchauende kann ſich das Gefühl nicht nehmen, daß dieſe Weſen, lebendig im Meere ſich nährend und wachſend, noch kurz vorher der allgemeinen Luſt des Daſeyns nach ihrer Weiſe genoſſen und jetzt, nicht etwa verbrennen, ſondern durchgeglüht, ihre völlige Geſtalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben iſt. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht und dieſe organiſchen Reſte dem Auge des Beſchauers wirklich glühend erſcheinen, ſo läßt ſich kein herrlicheres Bild

einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen stellen. Will sich jemand hievon ein vollkommenes Anschauen erwerben, so ersuche er einen Chemiker ihm Austerschalen in den Zustand der Phosphorescenz zu versetzen, wo er mit uns gestehen wird, daß ein siedend heißes Gefühl, welches den Menschen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbstgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszusprechen sey.

Solcher Gleichnisse würden sich zu Hunderten auffinden lassen, die das unmittelbarste Anschauen des Natürlichen, Wirklichen voraussetzen und zugleich wiederum einen hohen sittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorsteigt.

Höchst schätzenswerth ist, bei dieser gränzenlosen Breite, ihre Aufmerksamkeit aufs Einzelne, der scharfe liebevolle Blick der einem bedeutenden Gegenstand sein eigenthümlichstes abzugewinnen sucht. Sie haben poetische Stillleben, die sich den besten niederländischer Künstler an die Seite setzen, ja im Sittlichen sich darüber erheben dürfen. Aus eben dieser Neigung und Fähigkeit werden sie gewisse Lieblingsgegenstände nicht los; kein persischer Dichter ermüdet die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzustellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit, die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenstände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie, Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt was ihnen abging, daß sie kein Theater, keine bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher, so wird man, ihrer eigensten Welt befreundet, sie immer mehr bewundern müssen.

Allgemeinstes.

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche Geist nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier sind alle übrigen Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche. Uebersicht des Weltwesens, Ironie,

freien Gebrauch der Talente finden wir in allen Dichtern des Orients. Reſultat und Prämiſſe wird uns zugleich geboten, deßhalb ſehen wir auch wie großer Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenſtände gegenwärtig und beziehen die entfernteſten Dinge leicht auf einander, daher nähern ſie ſich auch dem was wir Witz nennen; doch ſteht der Witz nicht ſo hoch, denn dieſer iſt ſelbſtſüchtig, ſelbſtgefällig, wovon der Geiſt ganz frei bleibt, deßhalb er auch überall genialiſch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein erfreut ſich ſolcher Verdienſte; die ganze Nation iſt geiſtreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geiſtreiches Wort wird der Zorn eines Fürſten erregt, durch ein anderes wieder beſänftigt. Neigung und Leidenſchaft leben und weben in gleichem Elemente; ſo erfinden Behramgur und Dilaram den Reim, Dſchemil und Boteinah bleiben bis ins höchſte Alter leidenſchaftlich verbunden. Die ganze Geſchichte der perſiſchen Dichtkunſt wimmelt von ſolchen Fällen.

Wenn man bedenkt, daß Nuſchirwan, einer der letzten Saſſaniden, um die Zeit Mahomet's mit ungeheuern Koſten die Fabeln des Bidpai und das Schachſpiel aus Indien kommen läßt, ſo iſt der Zuſtand einer ſolchen Zeit vollkommen ausgeſprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert iſt, überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Anſichten irdiſcher Dinge. Deßhalb konnte vier Jahrhunderte ſpäter, ſelbſt in der erſten beſten Epoche perſiſcher Dichtkunſt, keine vollkommen reine Naivetät ſtatt finden. Die große Breite der Umſicht, die vom Dichter gefordert ward, das geſteigerte Wiſſen, die Hof- und Kriegsverhältniſſe, alles verlangte große Beſonnenheit.

Neuere, Neueſte.

Nach Weiſe von Dſchami und ſeiner Zeit vermiſchten folgende Dichter Poeſie und Proſa immer mehr, ſo daß für alle Schreibarten nur Ein Styl angewendet wurde. Geſchichte, Poeſie, Philoſophie, Kanzlei- und Briefſtyl, alles wird auf gleiche Weiſe vorgetragen und ſo geht es nun

schen drei Jahrhunderte fort. Ein Muster des allerneusten sind wir glücklicherweise im Stande vorzulegen.

Als der persische Botschafter, Mirza Abul Hassan Chan, sich in Petersburg befand, ersuchte man ihn um einige Zeilen seiner Handschrift. Er war freundlich genug ein Blatt zu schreiben, wovon wir die Uebersetzung hier einschalten.

„Ich bin durch die ganze Welt gereis't, bin lange mit vielen Personen umgegangen, jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Aehre, und doch habe ich keinen Ort gesehen dieser Stadt vergleichbar, noch ihren schönen Huris. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr! —"

„Wie wohl hat jener Kaufmann gesprochen, der unter die Räuber fiel die ihre Pfeile auf ihn richteten! Ein König, der den Handel unterdrückt, verschließt die Thüre des Heils vor dem Gesichte seines Heeres. Welcher Verständige möchte bei solchem Ruf der Ungerechtigkeit sein Land besuchen? Willst du einen guten Namen erwerben, so behandle mit Achtung Kaufleute und Gesandte. Die Großen behandeln Reisende wohl, um sich einen guten Ruf zu machen. Das Land das die Fremden nicht beschützt geht bald unter. Sey ein Freund der Fremden und Reisenden, denn sie sind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten; sey gastfrei, schätze die Vorüberziehenden, hüte dich ungerecht gegen sie zu seyn. Wer diesen Rath des Gesandten befolgt, wird gewiß Vortheil davon ziehen."

„Man erzählt, daß Omar ebn abd el asis ein mächtiger König war, und Nachts in seinem Kämmerlein voll Demuth und Unterwerfung, das Angesicht zum Throne des Schöpfers wendend, sprach: O Herr! Großes hast du anvertraut der Hand des schwachen Knechtes; um der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit, bewahre mich vor der Bosheit der Menschen; ich fürchte, daß das Herz eines Unschuldigen durch mich könne betrübt worden seyn, und Fluch des Unterdrückten meinem Nacken folge. Ein König soll immer an die Herrschaft und das Daseyn des höchsten Wesens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdischen Dinge, er soll bedenken, daß die Krone von einem würdigen Haupt auf ein unwürdiges

übergeht und sich nicht zum Stolze verleiten lassen. Denn ein König, der hochmüthig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf seinem Throne gedeihen; man soll sich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufblähen lassen. Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet ist; wer so viel davon nimmt als nöthig, um sich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel, aber wer mehr nimmt verbrennt sich."

„Als man den Plato fragte, wie er in dieser Welt gelebt habe, antwortete er: mit Schmerzen bin ich hereingekommen, mein Leben war ein anhaltendes Erstaunen und ungern geh' ich hinaus, und ich habe nichts gelernt als daß ich nichts weiß. Bleibe fern von dem, der etwas unternimmt und unwissend ist, von einem Frommen, der nicht unterrichtet ist; man könnte sie beide einem Esel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wissen warum. Der Säbel ist gut anzusehen, aber seine Wirkungen sind unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet sich Fremden, aber der Bösartige entfremdet sich seinem Nächsten. Ein König sagte zu einem der Behleul hieß: gieb mir einen Rath. Dieser versetzte: beneide keinen Geizigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen, der sich nicht aufs Haushalten versteht, keinen Freigebigen, der sein Geld unnütz verschwendet, keinen Gelehrten, dem das Urtheil fehlt. Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen bösen Namen, da kann man nun zwischen beiden wählen, und da nun ein jeder sterben muß, gut oder bös, glücklich der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog."

„Diese Zeilen schrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäß, im Jahr 1231 der Hegire den Tag des Demaziul Sani, nach christlicher Zeitrechnung am .. Mai 1816, Mirza Abul Hassan Chan, von Schiraz, während seines Aufenthalts in der Hauptstadt St. Petersburg, als außerordentlicher Abgesandter Sr. Majestät von Persien Feth Ali Schah Catschar. Er hofft, daß man mit Güte einem Unwissenden verzeihen wird, der es unternahm einige Worte zu schreiben."

Wie nun aus Vorstehendem klar ist, daß, seit drei Jahrhunderten, sich immer eine gewisse Prosa-Poesie erhalten hat, und Geschäfts- und Briefstyl öffentlich und in Privat-Verhandlungen immer derselbige bleibt; so erfahren wir, daß in der neusten Zeit am persischen Hofe sich noch

immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages, und also alles was der Kaiser vornimmt und was sich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich geschrieben, einem hiezu besonders bestellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient, seit Ahasverus Zeiten, der sich solche Chroniken bei schlaflosen Nächten vorlesen ließ, sich keine weitere Veränderung zugetragen hat.

Wir bemerken hiebei, daß ein solches Vorlesen mit einer gewissen Declamation geschehe, welche mit Emphase, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird, und mit der Art wie die französischen Trauerspiele declamirt werden, sehr viel Aehnlichkeit haben soll. Es läßt sich dieß um so eher denken, als die persischen Doppelverse einen ähnlichen Contrast bilden, wie die beiden Hälften des Alexandriners.

Und so mag denn auch diese Beharrlichkeit die Veranlassung seyn, daß die Perser ihre Gedichte seit achthundert Jahren noch immer lieben, schätzen und verehren; wie wir denn selbst Zeuge gewesen, daß ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuscript des Mesnewi mit eben so viel Ehrfurcht als wenn es der Koran wäre, betrachtete und behandelte.

Zweifel.

Die persische Dichtkunst aber, und was ihr ähnlich ist, wird von dem Westländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt seyn müssen, wenn uns der Genuß daran nicht unversehens gestört werden soll.

Es ist aber nicht die Religion, die uns von jener Dichtkunst entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, alles stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unserer Vorstellungsweise überein. Unsere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden sind wir längst eingeweiht. Auch ihre Mystik sollte uns ansprechen, sie verdiente wenigstens, eines tiefen und gründlichen Ernstes wegen, mit der unsrigen verglichen zu werden, die in der neusten

Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt; wie sie sich denn schon selbst parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durst nur frommen
Nach dem Durste.

Despotie.

Was aber dem Sinne der Westländer niemals eingehen kann, ist die geistige und körperliche Unterwürfigkeit unter seinen Herren und Oberen, die sich von uralten Zeiten herschreibt, indem Könige zuerst an die Stelle Gottes traten. Im alten Testament lesen wir ohne sonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Priester und Helden sich aufs Angesicht niederwirft und anbetet, denn dasselbe sind sie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerst aus natürlichem frommem Gefühl geschah, verwandelte sich später in umständliche Hofsitte. Der Ku-tou, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, schreibt sich dort her. Wie viele westliche Gesandtschaften an östlichen Höfen sind an dieser Ceremonie gescheitert, und die persische Poesie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Welcher Westländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein seinen Kopf neunmal auf die Erde stößt, sondern denselben sogar wegwirft irgend wohin zu Ziel und Zweck.

Das Maillespiel zu Pferde, wo Ballen und Schlägel die große Rolle zugetheilt ist, erneuert sich oft vor dem Auge des Herrschers und des Volkes, ja mit beiderseitiger persönlicher Theilnahme. Wenn aber der Dichter seinen Kopf als Ballen auf die Maillebahn des Schahs legt, damit der Fürst ihn gewahr werde, und mit dem Schlägel der Gunst zum Glück weiter fort spedire; so können und mögen wir freilich weder mit der Einbildungskraft noch mit der Empfindung folgen; denn so heißt es:

Wie lang' wirst ohne Hand und Fuß
Du noch des Schicksals Ballen seyn!
Und überspringst du hundert Bahnen,

Dem Schlägel kannst du nicht entfliehn.
Leg' auf des Schahes Bahn den Kopf,
Vielleicht daß er dich doch erblickt.

Ferner:

Nur dasjenige Gesicht
Ist des Glückes Spiegelwand,
Das gerieben ward am Staub
Von dem Hufe dieses Pferdes.

Nicht aber allein vor dem Sultan, sondern auch vor Geliebten erniedrigt man sich eben so tief und noch häufiger:

Mein Gesicht lag auf dem Weg,
Keinen Schritt hat er vorbeigethan.

Beim Staube deines Wegs
Mein Hoffnungszelt!
Bei deiner Füße Staub
Dem Wasser vorzuziehn.

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zertritt mit Füßen,
Will ich zum Kaiser machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.

Man sieht deutlich hieraus, daß eins so wenig als das andere heißen will, erst bei würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemißbraucht. So sagt Hafis wirklich possenhaft:

Mein Kopf im Staub des Weges
Des Wirthes seyn wird.

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermuthung bestätigen, daß frühere Dichter mit solchen Ausdrücken viel bescheidener verfahren und

nur spätere, auf demselben Schauplatz in derselben Sprache sich ergehend, endlich auch solche Mißbräuche, nicht einmal recht im Ernst, sondern parodisch beliebt, bis sich endlich die Tropen dergestalt vom Gegenstand weg verlieren, daß kein Verhältniß mehr weder gedacht noch empfunden werden kann.

Und so schließen wir denn mit den lieblichen Zeilen Enweri's, welcher, so anmuthig als schicklich, einen werthen Dichter seiner Zeit verehrt:

Dem Vernünft'gen sind Leckspeise Schedschaai's Gedichte,
Hundert Vögel wie ich fliegen begierig darauf.
Geh mein Gericht und küß vor dem Herrn die Erde und sag ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugendepoche bist du.

Einrede.

Um uns nun über das Verhältniß der Despoten zu den Ihrigen, und wiefern es noch menschlich sey, einigermaßen aufzuklären, auch uns über das knechtische Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeschaltet seyn, welche Zeugniß giebt wie Geschichts- und Weltkenner hierüber geurtheilt. Ein bedächtiger Engländer drückt sich folgendermaßen aus:

„Unumschränkte Gewalt, welche in Europa, durch Gewohnheiten und Umsicht einer gebildeten Zeit, zu gemäßigten Regierungen gesänftiget wird, behält bei asiatischen Nationen immer einerlei Charakter und bewegt sich beinahe in demselben Verlauf. Denn die geringen Unterschiede, welche des Menschen Staatswerth und Würde bezeichnen, sind bloß von des Despoten persönlicher Gemüthsart abhängig und von dessen Macht, ja öfters mehr von dieser als jener. Kann doch kein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgesetzt ist, wie es von der frühsten Zeit an das Schicksal aller östlichen schwächeren Königreiche gewesen. Daraus folgt daß die größte Glückseligkeit, deren die Masse unter unumschränkter Herrschaft genießen kann, sich aus der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen herschreibe, so wie das Wohlbehagen, worin sich dessen Unterthanen einigermaßen erfreuen, wesentlich auf den Stolz begründet ist, zu dem ein solcher Fürst sie erhebt."

„Wir dürfen daher nicht bloß an niedrige und verkäufliche Gesinnungen denken, wenn die Schmeichelei uns auffällt, welche sie dem Fürsten erzeigen. Fühllos gegen den Werth der Freiheit, unbekannt mit allen übrigen Regierungsformen, rühmen sie ihren eigenen Zustand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an Behagen, und sind nicht allein willig, sondern stolz sich vor einem erhöhten Manne zu demüthigen, wenn sie in der Größe seiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen größeres unterdrückendes Uebel."

Gleichfalls läßt sich ein deutscher Recensent geist- und kenntnißreich also vernehmen:

„Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther, und die Erniedrigung der Charakterwürde, welche dieß gewöhnlich zur Folge hat. Allein es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem, in vielfachem Schmucke reicher Vollendung aufgeführten, Kunstgebäude eines ächt poetischen Volkes panegyrische Dichtung eben so wesentlich ist, als die satyrische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich sodann entweder in der moralischen Dichtung, der ruhigen Richterin menschlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteiischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt, und beide Gegensätze auflöst und zu einem reinen Bilde des Daseyns vereinigt. Wenn es nämlich der menschlichen Natur gemäß, und ein Zeichen ihrer höheren Abkunft ist, daß sie das Edle menschlicher Handlungen, und jede höhere Vollkommenheit mit Begeisterung erfaßt, und sich an deren Erwägung gleichsam das innere Leben erneuert, so ist die Lobpreisung auch der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie, und bei uns, mit vollestem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gesunken, weil diejenigen, die sich derselben hingaben, meistens nicht Dichter, sondern nur feile Schmeichler gewesen. Wer aber, der Calderon seinen König preisen hört, mag hier, wo der kühnste Aufschwung der Phantasie ihn mit fortreißt, an Käuflichkeit des Lobes denken? oder wer hat sein Herz noch gegen Pindars Siegeshymnen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr

Und thut ſie erſt die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und feilſcht und wirbt mit hellem Hauf
Ums Allerlei im Lädchen.

Ich feile, wohl zerfeil' ich dann
Auch manches goldne Dräthchen.
Der Meiſter brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Lädchen.

Und flugs wie nur der Handel ſtill,
Gleich greift ſie nach dem Rädchen.
Ich weiß wohl, was ſie ſpinnen will:
Es hofft das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich ſchenkt's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinſte Fädchen.
O wär' ich doch an ſeinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Luſt und Qual.

Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe,
Auf dem ſchwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falſche Gabe,
Sang ich lauſchend rings umher.

Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bei den meiſten, welche Fürſtenlob ſangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die ſie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche, der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieſer Bewunderung noch heute werth ſind, ſind es auch dieſe Fürſten, bei welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menſchen, und Begeiſterung für die Kunſt, welche ihr Andenken feiert, vorfinden. Enweri, Chakani, Sahir Farjabi und Achestegi ſind die Dichter dieſes Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken lieſ't, und ſo auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung ſicher ſtellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyriſchen Dichters an die höchſte Forderung, die an den Menſchen geſtellt werden kann, gränze, iſt der plötzliche Uebertritt eines dieſer panegyriſchen Dichter, Senaji's, zur religiöſen Dichtung: aus dem Lobpreiſer ſeines Fürſten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeiſterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzuſuchen ſich begnügte, nun jenſeits dieſes Daſeyns zu finden gelernt hatte."

Nachtrag.

Dieſe Betrachtungen zweier ernſter, bedächtiger Männer werden das Urtheil über perſiſche Dichter und Enkomiaſten zur Milde bewegen, indem zugleich unſere früheren Aeußerungen hiedurch beſtätigt ſind: in gefährlicher Zeit nämlich komme beim Regiment alles darauf an, daß der Fürſt nicht allein ſeine Unterthanen beſchützen, ſondern ſie auch perſönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieſer, bis auf die neuſten Tage, ſich beſtätigenden Wahrheit laſſen ſich uralte Beiſpiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgeſetz anführen, welches Gott dem iſraelitiſchen Volke, mit deſſen allgemeiner Zuſtimmung, in dem Augenblick ertheilt, da es ein für allemal einen König wünſcht. Wir ſetzen dieſe Conſtitution, die uns freilich heut zu Tag etwas wunderlich ſcheinen möchte, wörtlich hieher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königes den ſie von dem Herrn forderten: das wird des Königes Recht ſeyn, der über euch herrſchen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu ſeinen Wagen und

Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über Tausend und über Funfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch und was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seyn. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinesten Jünglinge, und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehnten nehmen: und ihr müßet seine Knechte seyn."

Als nun Samuel dem Volk das Bedenkliche einer solchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abrathen will, ruft es einstimmig: „Mit nichten, sondern es soll ein König über uns seyn; daß wir auch seyn wie alle andere Heiden, daß uns unser König richte, und vor uns her ausziehe, wenn wir unsere Kriege führen."

In diesem Sinne spricht der Perser:

Mit Rath und Schwert umfaßt und schützet Er das Land:
Umfassende und Schirmer stehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existire. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachtheil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

Gegenwirkung.

Doch ſo verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und ſchauen wie die menſchliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, ſich dem äußerſten Druck entgegenſetzt, und da finden wir denn überall, daß der Frei- und Eigenſinn der Einzelnen ſich gegen die Allgewalt des Einen ins Gleichgewicht ſtellt; ſie ſind Sklaven, aber nicht unterworfen, ſie erlauben ſich Kühnheiten ohne gleichen. Bringen wir ein Beiſpiel aus den ältern Zeiten, begeben wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechſelreden.

Clitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Felde, rettet dem König das Leben, zeigt ſich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen ſehen, dienſt- und hülfsbedürftig gekannt; einen innern hypochondriſchen Widerwillen mag er nähren, ſeine Verdienſte vielleicht zu hoch anſchlagen.

Die Tiſchgeſpräche an Alexanders Tafel mögen immer von großer Bedeutung geweſen ſeyn, alle Gäſte waren tüchtige, gebildete Männer, alle zur Zeit des höchſten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man ſich nüchterner Weiſe bedeutende Probleme aufgeben, wählen, oder zufällig ergreifen und ſolche ſophiſtiſch-redneriſch mit ziemlichem Bewußtſeyn gegeneinander behaupten. Wenn denn aber doch ein jeder die Partei vertheidigte, der er zugethan war, Trunk und Leidenſchaft ſich wechſelsweiſe ſteigerten; ſo mußte es zuletzt zu gewaltſamen Scenen hinauslaufen. Auf dieſem Wege begegnen wir der Vermuthung, daß der Brand von Perſepolis nicht bloß aus einer rohen, abſurden Völlerei entſtammen ſey, vielmehr aus einem ſolchen Tiſchgeſpräch aufgeflammt, wo die eine Partei behauptete, man müſſe die Perſer, da man ſie einmal überwunden, auch nunmehr ſchonen, die andere aber, das ſchonungsloſe Verfahren der Aſiaten in Zerſtörung griechiſcher Tempel wieder vor die Seele der Geſellſchaft führend, durch Steigerung des Wahnſinnes zu trunkener Wuth, die alten königlichen Denkmale in Aſche verwandelte. Daß Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigſten, unverſöhnlichſten Feinde der Feinde ſind, macht unſere Vermuthung noch wahrſcheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, so sind wir desto gewisser, was bei jenem Gelag, dessen wir zuerst erwähnten, tödtlichen Zwiespalt veranlaßt habe; die Geschichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer sich wiederholende Streit zwischen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten sich auf eine folgerechte Reihe von Thaten berufen, die sie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgesteckten Ziele getreu, unablässig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, daß das alles geschehen, daß viel gethan worden und daß man wirklich an der Gränze von Indien sey; aber sie gab zu bedenken wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot sich das Gleiche zu leisten, und eine glänzende Zukunft versprechend, wußte sie den Glanz geleisteter Thaten zu verdunkeln. Daß der König sich auf diese Seite geschlagen, ist natürlich, denn bei ihm konnte vom Geschehenen nicht mehr die Rede seyn. Clitus kehrte dagegen seinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mißreden, die dem Fürsten, als hinter seinem Rücken gesprochen, schon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt sich bewundernswürdig zusammen, doch leider zu lange. Clitus verging sich gränzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufsprang, den seine Nächsten zuerst festhielten und Clitus bei Seite brachten. Dieser aber kehrt rasend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander stößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt gehört nicht hierher, nur bemerken wir, daß die bitterste Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält, er werde künftig, wie ein Thier im Walde, einsam leben, weil niemand in seiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Diese Rede, sie gehöre dem König oder dem Geschichtsschreiber, bestätigt dasjenige, was wir oben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiser von Persien bei Gastmahlen unverschämt widersprechen, zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tischgenosse bei den Füßen weg und am Fürsten nah vorbei geschleppt, ob dieser ihn vielleicht begnadige? Geschah es nicht, hinaus mit ihm und zusammengehauen.

Wie gränzenlos hartnäckig und widersetzlich Günstlinge sich gegen den Kaiser betrugen, wird von glaubwürdigen Geschichtschreibern anekdotenweis überliefert. Der Monarch ist wie das Schicksal, unerbittlich, aber man

trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnsinn, wovon die wunderlichsten Beispiele vorgelegt werden könnten.

Der obersten Gewalt jedoch, von der alles herfließt, Wohlthat und Pein, unterwerfen sich mäßige, feste, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weise zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am ersten Ursache sich dem Höchsten, der sein Talent schätzt, zu widmen. Am Hof, im Umgange mit Großen, eröffnet sich ihm eine Weltübersicht, deren er bedarf, um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entschuldigung, sondern Berechtigung zu schmeicheln, wie es dem Panegyristen zukommt, der sein Handwerk am besten ausübt, wenn er sich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürsten und Vesire, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit selbst, menschlicher Weise überfüllt auszuschmücken.

Auch unsern westlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zusammengehäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen.

Eingeschaltetes.

Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzufreigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewußtlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.

Aber die Form, ob sie schon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht seyn, und hier wird Besonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt sich zu einander schicken, sich in einander fügen, sich einander durchdringen.

Der Dichter steht viel zu hoch als daß er Partei machen sollte. Heiterkeit und Bewußtseyn sind die schönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtseyn, daß er vor dem Furchtbaren nicht erschrecke, Heiterkeit, daß er alles erfreulich darzustellen wisse.

Ur-Elemente.

In der arabischen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittelst geringer An- und Umbildung sich nicht auf Kameel, Pferd und Schaf bezögen. Diesen allerersten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropisch nennen. Alles was der Mensch natürlich frei ausspricht sind Lebensbezüge; nun ist der Araber mit Kameel und Pferd so innig verwandt, als Leib mit Seele, ihm kann nichts begegnen, was nicht auch diese Geschöpfe zugleich ergriffe und ihr Wesen und Wirken mit dem seinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vors Auge kommen, so wird man auch diese in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun so fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüste, Felsen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das vielgestirnte Firmament, so findet man, daß dem Orientalen bei allem alles einfällt, so daß er, übers Kreuz das Fernste zu verknüpfen gewohnt, durch die geringsten Buchstaben- und Sylbenbiegung Widersprechendes aus einander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier sieht man daß die Sprache schon an und für sich productiv ist und zwar, in so fern sie dem Gedanken entgegen kommt, rednerisch, in so fern sie der Einbildungskraft zusagt, poetisch.

Wer nun also, von den ersten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freieren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagtesten, willkürlichsten, ja zuletzt ungeschickten, conventionellen und abgeschmackten, gelangte, der hätte sich von den Hauptmomenten der orientalischen Dichtkunst eine freie Uebersicht verschafft. Er würde aber dabei sich leicht überzeugen, daß von dem was wir Geschmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unschicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede seyn könne. Ihre Tugenden lassen sich nicht von ihren Fehlern trennen, beide beziehen sich auf einander, entspringen aus einander und man muß sie gelten lassen ohne Mäkeln und Markten. Nichts ist unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt ſich jedoch auffallend bemerken, daß die älteſten Dichter, die zunächſt am Naturquell der Eindrücke lebten und ihre Sprache dichtend bildeten, ſehr große Vorzüge haben müſſen; diejenigen, die in eine ſchon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältniſſe kommen, zeigen zwar immer daſſelbe Beſtreben, verlieren aber allmählig die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. Denn wenn ſie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haſchen, ſo wird es baarer Unſinn; höchſtens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinſte Begriff, unter welchem die Gegenſtände allenfalls möchten zuſammen zu faſſen ſeyn, der Begriff der alles Anſchauen, und ſomit die Poeſie ſelbſt aufhebt.

Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen.

Weil nun alles Vorgeſagte auch von den nahe verwandten Gleichniſſen gilt, ſo wäre durch einige Beiſpiele unſere Behauptung zu beſtätigen.

Man ſieht den im freien Felde aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

That und Leben mir die Bruſt durchdringen,
Wieder auf den Füßen ſteh' ich feſt:
Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
Ueberſchwebet ſein azurnes Neſt.

Oder noch prächtiger einem Löwen:

Morgendämmrung wandte ſich ins Helle,
Herz und Geiſt auf einmal wurden freh,
Als die Nacht, die ſchüchterne Gazelle,
Vor dem Träun des Morgenlöwens fleh.

Wie muß nicht Marco Pole, der alles dieſes und mehr geſchaut, ſolche Gleichniſſe bewundert haben!

Unaufhörlich finden wir den Dichter wie er mit Locken ſpielt.

Es ſtecken mehr als funfzig Angeln
In jeder Locke deiner Haare:

ist höchst lieblich an ein schönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts dawider sich die Haarspitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter sagt, daß er an Haaren aufgehängt sey, so will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verstrickt;

so giebt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehn, aber an Wimpern gespießt seyn, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern gar mit Besen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, so wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättstein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geschiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagnisse nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab.

Höchst geistreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schahs wie Zeltenbehör behandelt wissen will.

Seyen sie stets wie Späne gespalten, wie Lappen zerrissen!
Wie die Nägel geklopft! und wie die Pfähle gesteckt!

Hier sieht man den Dichter im Hauptquartier; das immer wiederholte Ab- und Aufschlagen des Lagers schwebt ihm vor der Seele.

Aus diesen wenigen Beispielen, die man ins Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß keine Gränze zwischen dem was in unserm Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler sind. Wollen wir an diesen Produktionen der herrlichsten Geister Theil nehmen, so müssen wir uns orientalisiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Uebersetzungen höchst löblich sind um uns anzulocken, einzuleiten, so ist doch aus allem Vorigen ersichtlich, daß in dieser Literatur die Sprache als Sprache die erste Rolle spielt. Wer möchte sich nicht mit diesen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetische Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweise nothwendig ausübe; so finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verse der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, statt den Geist zu sammeln, selben zerstreut, indem der

Reim auf ganz fremdartige Gegenstände hinweist. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anstrich von Quodlibet, oder vorgeschriebenen Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leisten freilich die ersten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation streng geurtheilt hat, sieht man daran, daß sie in fünfhundert Jahren nur sieben Dichter als ihre Obersten anerkennt.

Warnung.

Auf alles was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen, als Zeugniß besten Willens gegen orientalische Dichtkunst. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere ja unmittelbare Kenntniß dieser Regionen gegönnt ist, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer so guten Sache abzuwenden, nicht verläugnen wird.

Jedermann erleichtert sich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erschwert sich's auch: denn wenn ein Gleichniß, zu weit durchgeführt, hinkt, so wird ein vergleichendes Urtheil immer unpassender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, sondern im gegenwärtigen Falle nur so viel sagen: wenn der vortreffliche Jones die orientalischen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, so hat er seine Ursachen, das Verhältniß zu England und den dortigen Altkritikern nöthigt ihn dazu. Er selbst, in der strengen klassischen Schule gebildet, begriff wohl das ausschließende Vorurtheil, das nichts wollte gelten lassen als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, schätzte, liebte seinen Orient und wünschte dessen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuschwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieses alles ist gegenwärtig ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben.

Niemanden verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewundrungswürdig erklärt, so daß dieses Verhältniß nunmehr ausgesprochen und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseyns, der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären zu seyn."

Was wir aber inständig bitten, ist daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. Wer sich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isfendiar mit dem dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias, wo, zur Todtenfeier Patroklos, die mannichfaltigsten Preise, von den verschiedenartigsten Helden, auf die verschiedenste Art gewonnen werden. Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maaßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannichfaltig und lange geschrieben. Ueberlasse man doch der gemeinen unbehülflichen Menge vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht reinem, unbewundenem Urtheil zu statten kommt.

Vergleichung.

Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe:

Angel ſchwebte lockend nieder;
Gleich ein Fiſchlein ſtreift und ſchnappt,
Schadenfrohe Schelmenlieder
Und das Fiſchlein war ertappt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
Ins Gekläfte tief zum Hain,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtin war allein.
Blicke ſinken, Worte ſtocken! —
Wie ein Taſchenmeſſer ſchnappt
Faßte ſie mich in die Locken
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott mit welchem Hirten
Sie aufs neue ſich ergeht!
Muß ich in das Meer mich gürten,
Wie es ſauſet, wie es weht.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein;
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen ſeyn!

März.

Es iſt ein Schnee gefallen,
Denn es iſt noch nicht Zeit
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.

dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken muß die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenreceß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Prinzipalcommissarius, Enthusiasmus, Zepter-Queue, Bruststücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Colloquia, kanonischer Billardsack, Gypsabdruck, Avencement, Hüttenjunge, Naturalisations-Acte, Pfingst-Programm, Maurerisch, Manual-Pantomime, Amputirt, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. s. f.

Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutschen Leser bekannt sind, oder durch das Conversations-Lexikon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten dieselbe Verfahrungsart auf einer völlig verschiedenen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu

seyn, auf einen, durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb so mannichfaltig verclausulirten, zersplitterten Zustand mannichfaltigst anspielen müsse; so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Tact, Parallel-Stellung, Sylbenfall, Reim, die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Räthselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgiebt; die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so nothgedrungenen Stellung, behauptet.

Der Prosaist hingegen hat die Ellebogen gänzlich frei und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; alles was den Geschmack verletzen könnte kommt auf seine Rechnung. Da nun aber, wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist; so kommt hier alles auf das Individuum an, das ein solches Wagstück unternimmt. Ist es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; alles ist erlaubt und willkommen. Man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl theilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen und festiget unsere Stärken.

Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht, und freut sich in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dieß ist ungefähr was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinstimmung und Differenz trachteten wir so kurz als möglich auszudrücken; ein solcher Text könnte zu einer gränzenlosen Auslegung verführen.

Verwahrung.

Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu schnellem, augenblicklichem Verkehr bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Aequivalent ausgetauscht wissen will; so kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben.

Von der Art möchte wohl der eingeführte Gebrauch seyn, daß man den Titel: schöne Redekünste, als allgemeine Rubrik behandelt, unter welcher man Poesie und Prosa begreifen und eine neben der andern, ihren verschiedenen Theilen nach, aufstellen will.

Poesie ist, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst; keine Rede, weil sie zu ihrer Vollendung Tact, Gesang, Körperbewegung und Mimik bedarf; sie ist keine Kunst, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstigt werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunst aber, im eigentlichen Sinne, ist eine Rede und eine Kunst: sie beruht auf einer deutlichen, mäßig leidenschaftlichen Rede, und ist Kunst in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und ist Verstellung vom Anfang bis zum Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik ist nun die Poesie entwürdigt, indem sie der Redekunst bei- wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Diese Benennung und Eintheilung hat freilich Beifall und Platz gewonnen, weil höchst schätzenswerthe Bücher sie an der Stirne tragen, und schwer möchte man sich derselben sobald entwöhnen. Ein solches Verfahren kommt aber daher, weil man, bei Classification der Künste, den Künstler nicht zu Rathe zieht. Dem Literator kommen die poetischen Werke zuerst als Buchstaben in die Hand, sie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzustellen und zu ordnen berufen ist.

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epistel, Epopée, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satyre.

Wenn man vorgemeldete Dichtarten, die wir alphabetisch zusammengestellt, und noch mehrere dergleichen, methodisch zu ordnen versuchen wollte, so würde man auf große, nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeiten stoßen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, so findet man, daß sie bald nach äußeren Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer wesentlichen Form nach benamst sind. Man bemerkt schnell, daß einige sich neben einander stellen, andere sich andern unterordnen lassen. Zu Vergnügen und Genuß möchte jede wohl für sich bestehen und wirken, wenn man aber, zu didaktischen oder historischen Zwecken, einer rationelleren Anordnung bedürfte, so ist es wohl der Mühe werth sich nach einer solchen umzusehen. Wir bringen daher Folgendes der Prüfung dar.

Naturformen der Dichtung.

Es giebt nur drei ächte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drei Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswerthesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drei verbunden und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik oben an; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Act, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

Das Homerische Heldengedicht ist rein episch; der Rhapsode waltet immer vor, was sich ereignet erzählt er; niemand darf den Mund aufthun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, dessen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechselreden, die schönste Zierde des Drama's, sind nicht zulässig.

Höre man aber nun den modernen Improvisator auf öffentlichem Markte, der einen geschichtlichen Gegenstand behandelt; er wird, um deutlich zu seyn, erst erzählen, dann, um Interesse zu erregen, als handelnde Personen sprechen, zuletzt enthusiastisch auflodern und die Gemüther hinreißen. So wunderlich sind diese Elemente zu verschlingen, die Dichtarten bis ins Unendliche mannichfaltig; und deßhalb auch so schwer eine Ordnung zu finden, wornach man sie neben oder nach einander aufstellen könnte. Man wird sich aber einigermaßen dadurch helfen, daß man die drei Hauptelemente in einem Kreis gegen einander über stellt und sich Musterstücke sucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann sammle man Beispiele, die sich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreien erscheint und somit der ganze Kreis in sich geschlossen ist.

Auf diesem Wege gelangt man zu schönen Ansichten, sowohl der Dichtarten, als des Charakters der Nationen und ihres Geschmacks in einer Zeitfolge. Und obgleich diese Verfahrungsart mehr zu eigner Belehrung, Unterhaltung und Maaßregel, als zum Unterricht anderer geeignet seyn mag, so wäre doch vielleicht ein Schema aufzustellen, welches zugleich die äußeren zufälligen Formen und diese inneren nothwendigen Uranfänge in faßlicher Ordnung darbrächte. Der Versuch jedoch wird immer so schwierig seyn als in der Naturkunde das Bestreben den Bezug auszufinden der äußeren Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren inneren Bestandtheilen, um eine naturgemäße Ordnung dem Geiste darzustellen.

Nachtrag.

Höchst merkwürdig ist, daß die persische Poesie kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter aufstehen können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Ansehn gewonnen haben. Die Nation ist zur Ruhe geneigt,

sie läßt sich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die gränzenlosen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich selbst nicht gesprächig; der Despotismus befördert keine Wechselreden, und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrschers allenfalls nur in Citaten des Korans und bekannter Dichterstellen hervortritt, welches aber zugleich einen geistreichen Zustand, Breite, Tiefe und Consequenz der Bildung voraussetzt. Daß jedoch der Orientale die Gesprächsform so wenig als ein anderes Volk entbehren mag, sieht man an der Hochschätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortsetzung derselben. Die Vögelgespräche des Feriddin Attar geben hievon gleichfalls das schönste Beispiel.

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag düster befangene, nach einer aufgehellten Zukunft sich umschauende Mensch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weissagende Andeutung aufzuhaschen. Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschluß, dem Ausspruch des Looses sich zu unterwerfen. Solcher Art ist die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten und mehrmals in den größten Nöthen Trost, ja Bestärkung fürs ganze Leben gewannen.

Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Uebung; sie wird Fal genannt, und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man seine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle seines Grabes erwähnt, das die Wanderer dereinst verehren würden, so folgerte man daraus, daß er auch müsse ehrenvoll begraben werden. Der westliche Dichter spielt ebenfalls auf diese Gewohnheit an und wünscht, daß seinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

Blumen- und Zeichenwechsel.

Um nicht zu viel Gutes von der sogenannten Blumensprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müssen wir uns durch Kenner belehren lassen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um sie im Strauß als Geheimschrift zu überreichen, und es sind nicht Blumen allein, die bei einer solchen stummen Unterhaltung Wort und Buchstaben bilden, sondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet.

Doch wie das geschehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechsel hervorzubringen, dieses können wir uns nur vorstellen, wenn wir die Haupteigenschaften orientalischer Poesie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Welt-Gegenstände, die Leichtigkeit zu reimen, sodann aber eine gewisse Lust und Richtung der Nation Räthsel aufzugeben, wodurch sich zugleich die Fähigkeit ausbildet Räthsel aufzulösen, welches denjenigen deutlich seyn wird, deren Talent sich dahin neigt Charaden, Logogryphen und dergleichen zu behandeln.

Hiebei ist nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenstand zusendet, so muß der Empfangende sich das Wort aussprechen, und suchen was sich darauf reimt, sodann ausspähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zustand passen möchte? Daß hiebei eine leidenschaftliche Divination obwalten müsse, fällt sogleich in die Augen. Ein Beispiel kann die Sache deutlich machen und so sey folgender kleiner Roman in einer solchen Correspondenz durchgeführt.

Die Wächter sind gebändiget
Durch süße Liebesthaten;
Doch wie wir uns verständiget,
Das wollen wir verrathen;
Denn, Liebchen, was uns Glück gebracht
Das muß auch andern nutzen,
So wollen wir der Liebesnacht
Die düstern Lampen putzen.
Und wer sodann mit uns erreicht
Das Ohr recht abzureimen,

Und liebt wie wir, dem wird es leicht
Den rechten Sinn zu reimen.
Ich schickte dir, du schicktest mir,
Es war sogleich verstanden.

Amarante	Ich sah und brannte.
Raute	Wer schaute?
Haar vom Tiger	Ein kühner Krieger.
Haar der Gazelle	An welcher Stelle?
Büschel von Haaren	Du sollst's erfahren.
Kreide	Meide.
Stroh	Ich brenne lichterloh.
Trauben	Will's erlauben.
Korallen	Kannst mir gefallen.
Mandelkern	Sehr gern.
Rüben	Willst mich betrüben.
Carotten	Willst meiner spotten.
Zwiebeln	Was willst du grübeln.
Trauben, die weißen	Was soll das heißen?
Trauben, die blauen	Soll ich vertrauen?
Quecken	Du wirst mich necken.
Nelken	Soll ich verwelken?
Narcissen	Du mußt es wissen.
Veilchen	Wart' ein Weilchen.
Kirschen	Willst mich zerknirschen?
Feder vom Raben	Ich muß dich haben.
Von Papageien	Mußt mich befreien.
Maronen	Wo wollen wir wohnen?
Blei	Ich bin dabei.
Rosenfarb	Die Freude starb.
Seide	Ich leide.
Bohnen	Will dich schonen.
Majoran	Geht mich nichts an.
Blau	Nimm's nicht genau.
Traube	Ich glaube.
Beeren	Will's verwehren.
Feigen	Kannst du schweigen?

Gelt	Ich bin dir holt.
Leder	Gebrauch die Feder.
Papier	So bin ich dir.
Maßlieben	Schreib nach Belieben.
Nacht-Violen	Ich laß es holen.
Ein Faden	Bist eingeladen.
Ein Zweig	Mach keinen Streich.
Strauß	Ich bin zu Haus.
Winden	Wirst mich finden.
Myrten	Will dich bewirthen.
Jasmin	Nimm mich hin.
Melissen	* * * auf einem Kissen.
Cypressen	Will's vergessen.
Bohnenblüthe	Du falsch Gemüthe.
Kalk	Bist ein Schalk.
Kohlen	Mag dich der * * * holen.

Und hätte mit Boteinah so
Nicht Dschemil sich verstanden,
Wie wäre denn so frisch und froh
Ihr Name noch vorhanden.

Vorstehende seltsame Mittheilungsart wird sehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Personen auszuüben seyn. Sobald der Geist eine solche Richtung nimmt, thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geschichten nur Eine.

Zwei liebende Paare machen eine Lustfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten sie sich Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie sie vom Munde kommt, sogleich errathen, sondern zuletzt sogar das Wort, das der andere denkt und eben zum Worträthsel umbilden will, durch die unmittelbarste Divination erkannt und ausgesprochen.

Indem man dergleichen zu unsern Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten lächerlich zu werden, da solche psychische Erscheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organische Magnetismus zu Tage gebracht hat.

Chiffer.

Eine andere Art aber sich zu verständigen ist geistreich und herzlich! Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, so ist es hier ein zartliebender ästhetischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleich stellt.

Im Orient lernte man den Koran auswendig und so gaben die Suren und Verse, durch die mindeste Anspielung, ein leichtes Verständniß unter den Geübten. Das Gleiche haben wir in Deutschland erlebt, wo vor fünfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämmtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von den übrigen genugsame Kenntniß. Nun gab es mehrere Menschen, die eine große Fertigkeit hatten auf alles was vorkam biblische Sprüche anzuwenden und die heilige Schrift in der Conversation zu verbrauchen. Nicht zu läugnen ist, daß hieraus die witzigsten, anmuthigsten Erwiederungen entstanden, wie denn noch heutiges Tags gewisse ewig anwendbare Hauptstellen hie und da im Gespräch vorkommen.

Gleicherweise bedient man sich klassischer Worte, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen.

Auch wir vor fünfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimischen Dichter verehrend, belebten durch Gedächtniß ihre Schriften und erzeugten ihnen den schönsten Beifall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte ausdrückten und dadurch eingestanden, daß sie besser als wir unser Innerstes zu entfalten gewußt.

Um aber zu unserm eigentlichen Zweck zu gelangen, erinnern wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weise, sich in Chiffern mitzutheilen; wenn nämlich zwei Personen, die ein Buch verabreden und, indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewiß sind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammen finden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer bezeichnet, will auf eine solche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig Hafisens Gedichte zum Werkzeug ihres Gefühlwechsels zu legen; sie bezeichnen Seite und Zeile die ihren gegenwärtigen Zustand ausdrückt, und so entstehen zusammengeschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck; herrlich zerstreute Stellen des unschätzbaren Dichters werden durch Leidenschaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben,

Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falſchen Schein,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Die Schwalbe ſelber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu zweien
Doch kommen wir zu zweien,
Gleich iſt der Sommer da.

Antworten

bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmliſchen geſandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,

und die Entfernten finden ein tröſtliches Ergeben, indem ſie ihre Trauer mit Perlen ſeiner Worte ſchmücken.

Dir zu eröffnen
Mein Herz verlangt mich:
Hört' ich von deinem,
Darnach verlangt mich:
Wie blickt ſo traurig
Die Welt mich an.

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur,
Und ſonſten keiner
Und keine Feindſpur.
Wie Sonnenaufgang
Ward mir ein Vorſatz!

Mein Leben will ich
Nur zum Geſchäfte
Von ſeiner Liebe
Von heut an machen.
Ich denke ſeiner,
Mir blutet's Herz.

Kraft hab' ich keine
Als ihn zu lieben,
So recht im Stillen.
Was ſoll das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutſchland zu einer gewiſſen Zeit manche Druckſchriften vertheilt, als Manuſcript für Freunde. Wem dieſes befremdlich ſeyn könnte, der bedenke daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfaſſers geſchrieben ſey.

Meinen Diwan besonders möcht' ich also bezeichnen, dessen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würd' ich ihn länger zurückgehalten haben, nun aber find' ich es vortheilhafter ihn selbst zusammenzustellen, als ein solches Geschäft, wie Hafis, den Nachkommen zu hinterlassen. Denn eben daß dieses Büchlein so da steht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunsch ihm die gebührende Vollständigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen seyn möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenstände und Erscheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthusiastisch ausgedrückt und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf diese Weise fort, so kann der heitere Garten aufs anmuthigste verziert werden; aber höchst erfreulich wird sich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von sich und aus sich allein handeln wollte, vielmehr auch seinen Dank, Gönnern und Freunden zu Ehren, aussprüche, um die Lebenden mit freundlichem Wort fest zu halten, die Abgeschiedenen ehrenvoll wieder zurück zu rufen.

Hiebei ist jedoch zu bedenken, daß der orientalische Flug und Schwung, jene reich und übermäßig lobende Dichtart, dem Gefühl des Westländers vielleicht nicht zusagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsre Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahin gegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bei einem herrlichen Feste (s. Maskenzug 1818) in Allerhöchster Gegenwart, das Glück nach seiner Weise gemüthlich abzutragen.

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche sich der arabischen und verwandter Sprache bedienen, schon als Poeten geboren und erzogen werden, so kann man sich denken, daß unter einer solchen Nation vorzügliche Geister ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein solches

Volk in fünfhundert Jahren nur sieben Dichtern den ersten Rang zugesteht, so müssen wir einen solchen Ausspruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt seyn nachzuforschen, worin ein solcher Vorzug eigentlich begründet seyn könne.

Diese Aufgabe insofern es möglich ist zu lösen, möchte wohl auch dem künftigen Diwan vorbehalten seyn. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, jemehr man ihn kennen lernt. Das glücklichste Naturell, große Bildung, freie Facilität und die reine Ueberzeugung, daß man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen versingt was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf: alles dieses sind Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, deren wir uns bei Hafis erfreuen, und die uns zu ferneren Gedichten über ihn noch reichlichen Stoff bieten werden.

Buch der Liebe würde sehr anschwellen, wenn sechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entschiedener aufträten und noch andere neben ihnen aus der düstern Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen. Wamik und Asra z. B. von denen sich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermaßen eingeführt werden:

Ja! Lieben ist ein groß Verdienst!
Wer findet schöneren Gewinnst? —
Du wirst nicht mächtig, wirst nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, so gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Asra reden. —
Nicht reden wird man, wird sie nennen:
Die Namen müssen alle kennen.
Was sie gethan, was sie gelitt
Das weiß kein Mensch! Daß sie geliebt
Das wissen wir. Genug gesagt!
Wenn man nach Wamik und Asra fragt.

Nicht weniger ist dieses Buch geeignet zu symbolischer Abschweifung, deren man sich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der

geistreiche Mensch, nicht zufrieden mit dem was man ihm darstellt, betrachtet alles was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft-eigensinnig versteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulecken. Verfährt hier der Dichter mit Bewußtseyn und Maaß, so kann man es gelten lassen, sich daran freuen und zu entschiedenerem Aufluge die Fittige versuchen.

Buch der Betrachtungen erweitert sich jeden Tag demjenigen der im Orient hauset; denn alles ist dort Betrachtung, die zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen hin und her wegt, ohne sich für eins oder das andere zu entscheiden. Dieses Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, ist von ganz eigener Art; es widmet sich nicht allein der Klugheit, obgleich diese die stärksten Forderungen macht, sondern es wird zugleich auf jene Punkte geführt, wo die seltsamsten Probleme des Erde-Lebens strack und unerbittlich vor uns stehen und uns nöthigen dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Rathschlüssen die Knie zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religiöses Gesetz auszusprechen.

Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachsen, so erlaubt man auch wohl diesem das gleiche Recht. Erst müssen sich anmuthige, liebevolle, verständige Zuthaten versammeln, ehe die Ausbrüche des Unmuths erträglich seyn können. Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies. Dagegen ist der Unmuth stets egoistisch, er besteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm außen blieb; er ist anmaßlich, abstoßend und erfreut niemand, selbst diejenigen kann die von gleichem Gefühl ergriffen sind. Demungeachtet aber kann der Mensch solche Explosionen nicht immer zurückhalten, ja er thut wohl, wenn er seinem Verdruß, besonders über verhinderte, gestörte Thätigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dieses Buch viel stärker und reicher seyn sollen; doch haben wir manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich

ſcheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter Rubrik Paralipomena künftigen Jahren aufgeſpart worden.

Dagegen ergreifen wir dieſe Gelegenheit von der Anmaßung zu reden, und zwar vorerſt, wie ſie im Orient zur Erſcheinung kommt. Der Herrſcher ſelbſt iſt der erſte Anmaßliche, der die übrigen alle auszuſchließen ſcheint. Ihm ſtehen alle zu Dienſt, er iſt Gebieter ſeiner ſelbſt, niemand gebietet ihm, und ſein eigener Wille erſchafft die übrige Welt, ſo daß er ſich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend iſt es jedoch, daß er eben dadurch genöthigt iſt ſich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in dieſem unbegränzten Felde beiſtehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es iſt der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterbliche erhöht. Sammeln ſich nun an ſeinem Hofe viele dergleichen Talente, ſo gibt er ihnen einen Dichterkönig, und zeigt dadurch, daß er das höchſte Talent für ſeines Gleichen anerkenne. Hiedurch wird der Dichter aber aufgefordert, ja verleitet, eben ſo hoch von ſich zu denken als von dem Fürſten, und ſich im Mitbeſitz der größten Vorzüge und Glückſeligkeiten zu fühlen. Hierin wird er beſtärkt durch die gränzenloſen Geſchenke, die er erhält, durch den Reichthum, den er ſammelt, durch die Einwirkung, die er ausübt. Auch ſetzt er ſich in dieſer Denkart ſo feſt, daß ihn irgend ein Mißlingen ſeiner Hoffnungen bis zum Wahnſinn treibt. Firduſi erwartet für ſein Schah Nameh, nach einer früheren Aeußerung des Kaiſers, ſechzigtauſend Goldſtücke; da er aber dagegen nur ſechzigtauſend Silberſtücke erhält, eben da er ſich im Bade befindet, theilt er die Summe in drei Theile, ſchenkt einen dem Beten, einen dem Bademeiſter und den dritten dem Sorbetſchenken, und vernichtet ſogleich, mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen, alles Lob was er ſeit ſo vielen Jahren dem Schah geſpendet. Er entflieht, verbirgt ſich, widerruft nicht, ſondern trägt ſeinen Haß auf die Seinigen über, ſo daß ſeine Schweſter ein anſehnliches Geſchenk, vom begütigten Sultan abgeſendet, aber leider erſt nach des Bruders Tod ankommend, gleichfalls verſchmäht und abweiſt.

Wollten wir nun das alles weiter entwickeln, ſo würden wir ſagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwiſch an der Straßenecke alles voller Anmaßung zu finden ſey, voll weltlichen und geiſtlichen Hochmuths, der auf die geringſte Veranlaſſung ſogleich gewaltſam hervorſpringt.

Mit diesem sittlichen Gebrechen, wenn man's dafür halten will, sieht es im Westlande gar wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend, sie deutet auf große Ausbildung; sie ist eine Selbstverläugnung nach außen, welche, auf einem großen innern Werth ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preist, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist als sie ohne Zudringlichkeit dem andern wohlthut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühle nicht irre macht. Alles aber was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung seiner selbst, so daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte denn das Talent sich ausbilden, daß wir, indem wir unsere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des andern zu schmeicheln wissen.

Mit den Anmaßungen unsers westlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern versöhnen. Eine gewisse Aufschneiderei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermaßen ausgedrückt werden sollte.

In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, das er seinen fürstlichen Gebietern zollen könnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Personen, mit denen er sonst in Verhältniß gestanden, pries und preist man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, daß der enkomiastische Theil seines Divans nicht reich genug sey.

Was aber das Buch des Unmuths betrifft, so möchte man wohl einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß seine persönliche Erwartung nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sey. So auch er! Von oben herein ist er nicht beengt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückische Menge, mit ihren Chorführern, lähmt seine Thätigkeit; erst waffnet er sich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug sich durchzuschlagen.

Sodann aber werden wir ihm zugestehen, daß er mancherlei Anmaßungen dadurch zu mildern weiß, daß er sie, gefühlvoll und kunstreich

zuletzt auf die Geliebte bezieht, ſich vor ihr demüthigt, ja vernichtet. Herz und Geiſt des Leſers wird ihm dieſes zu gute ſchreiben.

Buch der Sprüche, ſollte vor andern anſchwellen; es iſt mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuths ganz nahe verwandt. Orientaliſche Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunſt, daß ſie ſich ſehr oft auf ſehr ſinnliche, ſichtbare Gegenſtände beziehen; und es finden ſich viele darunter, die man mit Recht lakoniſche Parabeln nennen könnte. Dieſe Art bleibt dem Weſtländer die ſchwerſte, weil unſere Umgebung zu trocken, geregelt und proſaiſch erſcheint. Alle deutſche Sprüchwörter jedoch, wo ſich der Sinn zum Gleichniß umbildet, können hier gleichfalls unſer Muſter ſeyn.

Buch des Timur. Sollte eigentlich erſt gegründet werden, und vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, damit uns die allzunah liegende Deutung ein erhöhtes Anſchauen ungeheurer Weltereigniſſe nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte dieſe Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüſters launigen Zug- und Zeltgefährten Nuſſreddin Chodſcha von Zeit zu Zeit auftreten zu laſſen ſich entſchlöſſe. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beſte Förderniß verleihen. Ein Muſterſtück der Geſchichtchen die zu uns herüber gekommen, fügen wir bei.

* * *

Timur war ein häßlicher Mann: er hatte ein blindes Auge und einen lahmen Fuß. Indem nun eines Tages Chodſcha um ihn war, kratzte ſich Timur den Kopf, denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und befahl, der Barbier ſolle gerufen werden. Nachdem der Kopf geſcheren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich, Timur den Spiegel in die Hand. Timur ſah ſich im Spiegel und fand ſein Anſehen gar zu häßlich. Darüber fing er an zu weinen, auch der Chodſcha hub an zu weinen, und ſo weinten ſie ein paar Stunden. Hierauf tröſteten einige Geſellſchafter den Timur und unterhielten ihn mit ſonderbaren Erzählungen, um ihn alles vergeſſen zu machen. Timur hörte auf zu weinen, der Chodſcha aber hörte nicht auf, ſondern fing erſt recht an ſtärker zu weinen. Endlich ſprach Timur zu Chodſcha: höre! ich habe in den Spiegel geſchaut und habe

mich sehr häßlich gesehen, darüber betrübte ich mich, weil ich nicht allein Kaiser bin, sondern auch viel Vermögen und Sklavinnen habe, daneben aber so häßlich bin, darum habe ich geweint. Und warum weinst du noch ohne Aufhören? Der Chorscha antwortete: wenn du nur einmal in den Spiegel gesehen und bei Beschauung deines Gesichts es gar nicht hast aushalten können dich anzusehen, sondern darüber geweint hast, was sollen wir denn thun, die wir Nacht und Tag dein Gesicht anzusehen haben? Wenn wir nicht weinen, wer soll denn weinen! deßhalb habe ich geweint. — Timur kam vor Lachen außer sich.

Buch Suleika. Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen seyn. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.

Ueber das Betragen des westlichen Dichters aber, in diesem Buche, dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König seyn. Armuth giebt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze, und spottet über den der sie wirklich besaß und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um desto stolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deßwegen doch hold und gewärtig ist.

Aber noch eines größern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleika's, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halbverbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermißt werden; letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt seyn.

Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein ächt pädagogisches Verhältniß. Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Großvater, des spätgebornen Erben zum überraschten zärtlichen Vater. In diesem Verhältniß entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Verürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hieron ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten so schöne Verhältnisse im Schenkenbuche anzudeuten und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beispiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das vollkommenste Verständniß eröffnet.

Folgendes nämlich erzählt er in seinem Rosengarten: „Als Mahmud der König zu Chuaresm mit dem König von Chattaj Friede machte, bin ich zu Kaschker (einer Stadt der Usbeken oder Tartern) in die Kirche gekommen, woselbst, wie ihr wißt, auch Schule gehalten wird, und habe allda einen Knaben gesehen, wunderschön von Gestalt und Angesicht. Dieser hatte eine Grammatik in der Hand um die Sprache rein und gründlich zu lernen; er las laut und zwar ein Exempel von einer Regel: Saraba Seidon Amran. Seidon hat Amran geschlagen oder bekriegt. Amran ist der Accusativus. (Diese beiden Namen stehen aber hier zu allgemeiner Andeutung von Gegnern, wie die Deutschen sagen: Hinz oder Kunz.) Als er nun diese Worte einigemal wiederholt hatte, um sie dem Gedächtniß einzuprägen, sagte ich: es haben ja Chuaresm und Chattaj endlich Friede gemacht, sollen denn Seidon und Amran stets Krieg gegen einander führen? Der Knabe lachte allerliebst und fragte was ich für ein

Landsmann sey? und als ich antwortete: von Schiras, fragte er: ob ich nicht etwas von Saadi's Schriften auswendig könnte, da ihm die persische Sprache sehr wohl gefalle?

Ich antwortete: gleichwie dein Gemüth aus Liebe gegen die reine Sprache sich der Grammatik ergeben hat, also ist auch mein Herz der Liebe zu dir völlig ergeben, so daß deiner Natur Bildniß das Bildniß meines Verstandes entraubet. Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, als wollt' er forschen, ob das was ich sagte Worte des Dichters, oder meine eignen Gefühle seyen; ich aber fuhr fort: du hast das Herz eines Liebhabers in dein Netz gefangen, wie Seidon. Wir gingen gerne mit dir um, aber du bist gegen uns, wie Seidon gegen Amran, abgeneigt und feindlich. Er aber antwortete mir mit einiger bescheidenen Verlegenheit in Versen aus meinen eignen Gedichten und ich hatte den Vortheil ihm auf eben die Weise das allerschönste sagen zu können, und so lebten wir einige Tage in anmuthigen Unterhaltungen. Als aber der Hof sich wieder zur Reise beschickt und wir willens waren den Morgen früh aufzubrechen, sagte einer von unsern Gefährten zu ihm: das ist Saadi selbst nach dem du gefragt hast.

Der Knabe kam eilend gelaufen, stellte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir an und wünschte, daß er mich doch eher gekannt hätte, und sprach: warum hast du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen, ich bin Saadi, damit ich dir gebührende Ehre nach meinem Vermögen anthun und meine Dienste vor deinen Füßen demüthigen können. Aber ich antwortete: indem ich dich ansah, konnte ich das Wort, ich bin's, nicht aus mir bringen, mein Herz brach auf gegen dir als eine Rose, die zu blühen beginnt. Er sprach ferner, ob es denn nicht möglich wäre, daß ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte; aber ich antwortete: es kann nicht seyn; denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen großen Bergen sitzen, mir aber gefällt, mich vergnügt nur eine Höhle in der Welt zu haben und daselbst zu verweilen. Und als er mir darauf etwas betrübt vorkam, sprach ich: warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und fröhlicher leben könnte. Er antwortete: da sind zwar viel schöne und anmuthige Bilder, es ist aber auch kothig und schlüpfrig in der Stadt, daß auch wohl Elephanten gleiten und fallen könnten; und so würd' auch ich, bei

In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedne.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn
Iſt ein guter leichter Sinn.

Der luſtige Rath.

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich! ſo ergeht es mir.

Anschauung böser Exempel, nicht auf festem Fuße bleiben. Als wir so gesprochen, küßten wir uns darauf Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr was der Dichter sagt: Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel gleich; Wange die sich an Wange drückt wird vor Lust und Leben roth; die andere hingegen ist bleich wie Kummer und Krankheit."

An einem andern Orte erzählt derselbige Dichter:

„In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling meines Gleichen aufrichtige beständige Freundschaft. Sein Antlitz war meinen Augen die Himmelsregion, wohin wir uns, im Beten, als zu einem Magnet wenden. Seine Gesellschaft war von meines ganzen Lebens Wandel und Handel der beste Gewinn. Ich halte dafür, daß keiner unter den Menschen, unter den Engeln möchte es allenfalls seyn,) auf der Welt gewesen, der sich ihm hätte vergleichen können an Gestalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich solcher Freundschaft genossen, hab' ich es verredet und es däucht mir unbillig zu seyn nach seinem Tode meine Liebe einem andern zuzuwenden. Ohngefähr gerieth sein Fuß in die Schlinge seines Verhängnisses, daß er schleunigst ins Grab mußte. Ich habe eine gute Zeit auf seinem Grabe als ein Wächter gesessen und gelegen und gar viele Trauerlieder über seinen Tod und unser Scheiden ausgesprochen, welche mir und andern noch immer rührend bleiben."

Buch der Parabeln. Obgleich die westlichen Nationen vom Reichthum des Orients sich vieles zugeeignet, so wird sich doch hier noch manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir folgendes eröffnen.

Die Parabeln sowohl als andere Dichtarten des Orients, die sich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verschiedene Rubriken nicht ungeschickt eintheilen: in ethische, moralische und ascetische. Die ersten enthalten Ereignisse und Andeutungen, die sich auf den Menschen überhaupt und seine Zustände beziehen, ohne daß dabei ausgesprochen werde was gut oder bös sey. Dieses aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgesetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entschiedene Nöthigung hinzu: die sittliche Anregung wird Gebot und Gesetz. Diesen läßt sich eine vierte anfügen: sie stellen die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03798/162

wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforschlichen unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes hervorgehen; lehren und bestätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß niemand seinem einmal bestimmten Loose ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die mystische nennen müßte: sie treibt den Menschen aus dem vorhergehenden Zustand, der noch immer ängstlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben und zur vorläufigen Entsagung derjenigen Güter, deren allenfallsiger Verlust uns schmerzen könnte. Sondert man die verschiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darstellungen des Orients, so hat man schon viel gewonnen, indem man sich sonst in Vermischung derselben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung sucht, wo keine ist, dann aber eine tieferliegende Bedeutung übersieht. Auffallende Beispiele sämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln interessant und lehrreich machen. Wohin die von uns dießmal vorgetragenen zu ordnen seyn möchten, wird dem einsichtigen Leser überlassen.

Buch des Parsen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert die so abstract scheinende und doch so praktisch eingreifende Sonn- und Feuer-Verehrung in ihrem ganzen Umfange dichterisch darzustellen, wozu der herrlichste Steff sich anbietet. Möge ihm gegönnt seyn, das Versäumte glücklich nachzuholen.

Buch des Paradieses. Auch diese Region des mahometanischen Glaubens hat noch viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, daß man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedeln möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel zum Höheren und Höchsten zu gelangen. Und was sollte den Dichter hindern, Mahomets Wunderpferd zu besteigen und sich durch alle Himmel zu schwingen? warum sollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feiern, wo der Koran vollständig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier ist noch gar manches zu gewinnen.

Alt-Teſtamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der ſüßen Hoffnung geſchmeichelt ſowohl für den Divan als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahlloſen Blättern vor mir liegen; und da find' ich denn einen Aufſatz, vor fünfundzwanzig Jahren geſchrieben, auf noch ältere Papiere und Studien ſich beziehend.

Aus meinen biographiſchen Verſuchen werden ſich Freunde wohl erinnern, daß ich dem erſten Buch Moſis viel Zeit und Aufmerkſamkeit gewidmet, und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradieſen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden hiſtoriſchen Schriften war Neigung und Fleiß zugewendet. Die vier letzten Bücher Moſis nöthigten zu pünktlichen Bemühungen, und nachſtehender Aufſatz enthält die wunderlichen Reſultate derſelben. Mag ihm nun an dieſer Stelle ein Platz gegönnt ſeyn. Denn wie alle unſere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt worden, ſo kehren wir immer zu denſelben zurück, als den erquicklichſten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde ſich verbergenden, ſodann aber rein und friſch wieder hervorſpringenden Quellwaſſern.

Iſrael in der Wüſte.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph.“ Wie dem Herrſcher ſo auch dem Volke war das Andenken ſeines Wohlthäters verſchwunden, den Iſraeliten ſelbſt ſcheinen die Namen ihrer Urväter nur wie alt herkömmliche Klänge von weitem zu tönen. Seit vierhundert Jahren hatte ſich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Verſprechen, ihrem großen Ahnherren von Gott unter ſo vielen Unwahrſcheinlichkeiten gethan, iſt erfüllt: allein was hilft es ihnen! Gerade dieſe große Zahl macht ſie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man ſucht ſie zu quälen, zu ängſtigen, zu beläſtigen, zu vertilgen, und ſo ſehr ſich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, ſo ſehen ſie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man ſie, ein bisheriges freies

Hirtenvolk, nöthiget in und an ihren Gränzen mit eignen Händen feste Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für sie bestimmt sind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch sonderbar, ja unglücklich redigirte Bücher mühsam durcharbeiten: was wird uns denn als Grund, als Urstoff von den vier letzten Büchern Mosis übrig bleiben, da wir manches dabei zu erinnern, manches daraus zu entfernen für nöthig finden?

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen in welchen der Unglaube, in welcher Form es sey, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Mosis haben, wenn uns das erste den Triumph des Glaubens darstellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinlichste Weise, den Glauben, der sich aber freilich auch nicht in seiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht bestreitet und bekämpft, jedoch sich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg schiebt, und oft durch Wohlthaten, öfter aber noch durch greuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, sondern nur augenblicklich beschwichtigt wird, und deßhalb seinen schleichenden Gang dergestalt immer fortsetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichsten Verheißungen eines zuverlässigen Nationalgottes unternommenes Geschäft gleich in seinem Anfange zu scheitern droht, und auch niemals in seiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

Wenn uns das Ungemüthliche dieses Inhalts, der, wenigstens für den ersten Anblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unluftig und verdrießlich macht, so werden diese Bücher durch eine höchst traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenießbar. Den Gang der Geschichte sehen wir überall gehemmt durch eingeschaltete zahllose Gesetze, von deren größtem Theil man die eigentliche Ursache und Absicht nicht einsehen kann, wenigstens nicht warum sie in dem Augenblick gegeben worden, oder, wenn sie spätern Ursprungs sind, warum sie hier angeführt und

eingeschaltet werden. Man sieht nicht ein, warum bei einem so ungeheuern Feldzuge, dem ohnehin so viel im Wege stand, man sich recht absichtlich und kleinlich bemüht, das religiose Ceremonien-Gepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erschwert werden muß. Man begreift nicht, warum Gesetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewissen schwebt, zu einer Zeit ausgesprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf seinen Füßen stehen sollte, sich niederhelt aufs Angesicht wirft, um Gnaden und Strafen von oben zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, so daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in diesem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, sorgfältig zu sondern, was eigentliche Erzählung ist, es mochte nun für Historie, für Fabel, oder für beides zusammen, für Poesie gelten. Ich sonderte dieses von dem was gelehret und geboten wird. Unter dem ersten verstehe ich das, was allen Ländern, allen sittlichen Menschen gemäß seyn würde, und unter dem zweiten, was das Volk Israel besonders angeht und verbindet. In wiefern mir das gelungen, wage ich selbst kaum zu beurtheilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, sondern was ich hieraus aufzustellen gedenke, aus früheren und späteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zusammentrage. Zwei Dinge sind es daher, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu richten wünschte. Erstlich auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieses wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der anfangs nicht in dem günstigsten Lichte erscheint, und zweitens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, dessen Betragen wir zuerst tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher ist als die Halsstarrigkeit eines Volks, gerettet und beinah in seiner früheren Reinheit wieder hergestellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerst des israelitischen Volkes in Aegypten, an dessen bedrängter Lage die späteste Nachwelt aufgerufen ist Theil zu nehmen. Unter diesem Geschlecht, aus dem gewaltsamen Stamme Levi, tritt ein gewaltsamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denselben. Würdig seiner grimmigen Ahnherrn erscheint

er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter sind mörderische Waffen, meine Seele komme nicht in ihren Rath und meine Ehre sey nicht in ihrer Versammlung! denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt und in ihrem Muthwillen haben sie den Ochsen verderbt! Verflucht sey ihr Zorn, daß er so heftig ist! und ihr Grimm, daß er so störrig ist! Ich will sie zerstreuen in Jacob und zerstreuen in Israel.“

Völlig nun in solchem Sinne kündigt sich Moses an. Den Aegypter, der einen Israeliten mißhandelt, erschlägt er heimlich. Sein patriotischer Meuchelmord wird entdeckt und er muß entfliehn. Wer, eine solche Handlung begehend, sich als bloßen Naturmenschen darstellt, nach dessen Erziehung hat man nicht Ursache zu fragen. Er sey von einer Fürstin als Knabe begünstigt, er sey am Hofe erzogen worden; nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen kräftigen, kurz gebundenen, verschlossenen, der Mittheilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen, wo er künftig in dem beschwerlichen Amte eines Heerführers auftreten soll.

Und nun lasset uns vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiter werfen, unter welchen sich Moses gegenwärtig befindet. Wir haben sie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadischen und handelnden Völker, durch mannichfaltige Beschäftigung seiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung, noch größer erscheint als es ist. Wir finden die Midianiter am Berge Horeb, an der westlichen Seite des kleinen Meerbusens und sodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir sie als Handelsleute, die selbst durch Canaan caravanenweise nach Aegypten ziehn.

Unter einem solchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moses, aber auch als ein abgesonderter, verschlossener Hirte. In dem traurigsten Zustande, in welchem ein trefflicher Mann sich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, bloß nach That strebt, sehen wir ihn einsam in der Wüste, stets im Geiste beschäftigt mit den Schicksalen seines Volks, immer zu dem Gott seiner Ahnherren gewendet, ängstlich die Verbannung fühlend, aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu seyn,

doch gegenwärtig das Vaterland ſeines Volks iſt. Zu ſchwach durch ſeine Fauſt in dieſem großen Anliegen zu wirken, unfähig einen Plan zu entwerfen, und, wenn er ihn entwürfe, ungeſchickt zu jeder Unterhandlung, zu einem, die Perſönlichkeit begünſtigenden, zuſammenhangenden mündlichen Vertrag. Kein Wunder wär' es, wenn in ſolchem Zuſtande eine ſo ſtarke Natur ſich ſelbſt verzehrte.

Einigen Troſt kann ihm in dieſer Lage die Verbindung geben, die ihm, durch hin- und wiederziehende Caravanen, mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entſchließt er ſich zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, ſein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke auf's höchſte geſtiegen ſey. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, ſich als Repräſentanten vor den König zu ſtellen. Allein dieſer zeigt ſich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menſchen, die ſich ſeit Jahrhunderten in ſeinem Lande, aus einem Hirtenvolk, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künſten gebildet, ſich mit ſeinen Unterthanen vermiſcht haben, und deren ungeſchlachte Maſſe wenigſtens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Feſten, frohnweiſe wohl zu gebrauchen iſt, nunmehr ſo leicht wieder von ſich, und in ihre alte Selbſtſtändigkeit zurückzulaſſen.

Das Geſuch wird alſo abgewieſen, und, bei einbrechenden Landplagen, immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger verſagt. Aber das aufgeregte hebräiſche Volk, in Ausſicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbſtbeherrſchung, erkennt keine weiteren Pflichten. Unter dem Schein eines allgemeinen Feſtes lockt man Gold- und Silbergeſchirre den Nachbarn ab, und in dem Augenblick da der Aegypter den Iſraeliten mit harmloſen Gaſtmahlen beſchäftigt glaubt, wird eine umgekehrte ſicilianiſche Veſper unternommen; der Fremde ermordet den Einheimiſchen, der Gaſt den Wirth, und, geleitet durch eine grauſame Politik, erſchlägt man nur den Erſtgebornen, um, in einem Lande, wo die Erſtgeburt ſo viele Rechte genießt, den Eigennutz der Nachgebornen zu beſchäftigen, und der augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunſtgriff gelingt, man ſtoßt die Mörder aus, anſtatt ſie zu beſtrafen. Nur ſpät verſammelt der König ſein Heer, aber die den Fußvölkern ſonſt ſo fürchterlichen Reiter und Sichelwagen ſtreiten auf einem ſumpfigen Boden

einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab: wahrscheinlich mit demselben entschlossenen, kühnen Haufen, der sich bei dem Wagestück des allgemeinen Mordes schon vorgeübt, und den wir in der Folge an seinen grausamen Thaten wieder zu erkennen und zu bezeichnen, nicht verfehlen dürfen.

Ein so zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüsteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheißung wählen: der erste am Meere her, über Gaza, war kein Caravanenweg und mochte, wegen der wohlgerüsteten, kriegerischen Einwohner, gefährlich werden; der zweite, obgleich weiter, schien mehr Sicherheit und mehr Vortheile anzubieten. Er ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai, von hier an konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erste, die zunächst zum Ziel führte, zog sich am kleinen Meerbusen hin durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweite, quer durch die Wüste, wies auf Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen ersten Weg hatte sich Moses wahrscheinlich vorgenommen, den zweiten hingegen einzulenken scheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu seyn, wie wir zunächst wahrscheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düsteren Stimmung gesprochen haben, in die uns die Darstellung der diesen Zug begleitenden äußeren Umstände versetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von seinem Gott hingewiesen worden, breitet nicht mehr sein goldenes Gezelt über uns aus; anstatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt sich ein unzählbares Volk, mißmuthig in einer traurigen Wüste. Alle fröhlichen Phänomene sind verschwunden, nur Feuerflammen erscheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Busche Mosen berufen hatte, zieht nun vor der Masse her, in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkensäule, Nachts als ein Feuermeteor ansprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's schrecken Blitz und Donner, und bei gering scheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speise und Trank ermangeln immer aufs neue, und der unmuthige Volkswunsch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer sich gründlich zu helfen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro seinem Schwiegersohn entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel,

die zur Zeit der Noth im Vaterzelte verwahrt gewesen, und beweis't sich als einen klugen Mann. Ein Volk wie die Midianiter, das frei seiner Bestimmung nachgeht, und seine Kräfte in Uebung zu setzen Gelegenheit findet, muß gebildeter seyn, als ein solches, das unter fremdem Joche in ewigem Widerstreit mit sich selbst und den Umständen lebt; und wie viel höherer Ansichten mußte ein Führer jenes Volkes fähig seyn, als ein trübsinniger, in sich selbst verschlossener, rechtschaffener Mann, der sich zwar zum Thun und Herrschen geboren fühlt, dem aber die Natur zu solchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat.

Moses konnte sich zu dem Begriff nicht erheben, daß ein Herrscher nicht überall gegenwärtig seyn, nicht alles selbst thun müsse; im Gegentheil machte er sich durch persönliches Wirken seine Amtsführung höchst sauer und beschwerlich. Jethro giebt ihm erst darüber Licht, und hilft ihm das Volk organisiren und Unter-Obrigkeiten bestellen; worauf er freilich selbst hätte fallen sollen.

Allein nicht bloß das Beste seines Schwähers und der Israeliten mag Jethro bedacht, sondern auch sein eigenes und der Midianiter Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moses, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter seine Diener, unter seine Knechte noch vor kurzem gezählt, nun entgegen an der Spitze einer großen Volksmasse, die, ihren alten Sitz verlassend, neuen Boden aufsucht und überall wo sie sich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun konnte dem einsichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächste Weg der Kinder Israel durch die Besitzungen der Midianiter gehe, daß dieser Zug überall den Heerden seines Volkes begegnen, dessen Ansiedelungen berühren, ja auf dessen schon wohleingerichtete Städte treffen würde. Die Grundsätze eines dergestalt auswandernden Volks sind kein Geheimniß, sie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerstand, und in jedem Widerstand sieht es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt ist ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick um das Schicksal zu übersehen, dem die Völker ausgesetzt seyn würden über die sich eine solche Heuschrecken-Wolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermuthung zunächst hervor, daß Jethro seinem Schwiegersohn den geraden und besten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüste beredet; welche Ansicht dadurch mehr bestärkt wird, daß Hobab nicht von

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen:
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen;
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung, ſind's Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einſam Geſchick.

der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einschlagen sieht, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter desto sicherer abzulenken.

Vom Ausgange aus Aegypten an gerechnet erst im vierzehnten Monat geschah der Aufbruch, von dem wir sprechen. Das Volk bezeichnete unterwegs einen Ort, wo es wegen Lüsternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüstgräber, dann zogen sie gen Hazaroth, und lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun schon nah an dem Ziel ihrer Reise, nur stand ihnen das Gebirg entgegen, wodurch das Land Canaan von der Wüste getrennt wird. Man beschloß Kundschafter auszuschicken und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Botschafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt und der Wettstreit von Glauben und Unglauben begann aufs neue.

Unglücklicherweise hatte Moses noch weniger Feldherren- als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er sich auf den Berg um zu beten, mittlerweile Josua an der Spitze des Heers den lange hin- und wiederschwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Nun zu Kades befand man sich wieder in einer zweideutigen Lage. Josua und Caleb, die beherztesten unter den zwölf Abgesandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen sich das Land zu gewinnen. Indessen wird durch übertriebene Beschreibung von bewaffneten Riesen-Geschlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verschüchterte Heer weigert sich hinauf zu rücken. Moses weiß sich wieder nicht zu helfen, erst fordert er sie auf, dann scheint auch ihm ein Angriff von dieser Seite gefährlich. Er schlägt vor nach Osten zu ziehen. Hier mochte nun einem biedern Theil des Heeres gar zu unwürdig scheinen, solch einen ernstlichen, mühsam verfolgten Plan, auf diesem ersehnten Punkt, aufzugeben. Sie rotten sich zusammen und ziehen wirklich das Gebirg hinauf. Moses aber bleibt zurück, das Heiligthum setzt sich nicht in Bewegung, daher ziemt es weder Josua noch Caleb sich an die Spitze der Kühneren zu stellen. Genug! der nicht unterstützte, eigenmächtige Vortrab wird geschlagen, Ungeduld vermehrt sich. Der so oft schon ausgebrochene Unmuth des Volkes, die mehreren Meutereien, an denen sogar Aaron und Mirjam Theil genommen,

brechen aufs neue deſto lebhafter aus, und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moſes ſeinem großen Berufe gewachſen war. Es iſt ſchon an ſich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Calebs unwiderruflich beſtätigt, daß an dieſer Stelle möglich, ja unerläßlich geweſen ins Land Canaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Beſitz zu nehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern und ſich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verſchaffen. Welcher Nachtheil mußte dagegen dem unglücklichen Volk entſpringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verrätheriſch vorgeſchlagenen Plan auf einmal ſo freventlich aufzugeben beſchloß.

Das zweite Jahr, von dem Auszuge aus Aegypten an gerechnet, war noch nicht vorüber und man hätte ſich vor Ende deſſelben, obgleich noch immer ſpät genug, im Beſitz des ſchönſten Theils des erwünſchten Landes geſehen; allein die Bewohner, aufmerkſam, hatten den Riegel vorgeſchoben, und wohin nun ſich wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun ſollte man wieder oſtwärts ziehen, um jenen Weg endlich einzuſchlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen ſollen. Allein gerade hier in Oſten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor, man wollte ſich einen Durchzug erbitten, die klügeren Edomiter ſchlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht räthlich, man mußte ſich alſo zu einem Umweg, bei dem man die edomitiſchen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reiſe im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten, denn es bedurfte nur wenige Stationen, Oboth, Jjim, um an den Bach Sared, den erſten, der ſeine Waſſer ins todte Meer gießt, und ferner an den Arnon zu gelangen. Indeſſen war Mirjam verſchieden, Aaron verſchwunden, kurz nachdem ſie ſich gegen Moſen aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk ſah ſich zum zweitenmale nah am Ziele ſeiner Wünſche, in einer Gegend die wenig Hinderniſſe entgegenſetzte: hier konnte man in Maſſe vordringen, und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verderben und vertreiben. Man ſchritt weiter vor, und ſo wurden Midianiter, Moabiter, Ameriter in ihren ſchönſten Beſitzungen angegriffen, ja die erſten ſogar, was Jethro vorſichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungekriegeriſchen Stämmen Anſiedelung erlaubt, unterdeſſen man abermals, auf betrachtete

Weise, Gesetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überschreiten zögerte. Unter diesen Verhandlungen verschwand Moses selbst, wie Aaron verschwunden war, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht Josua und Caleb die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen, und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden für gut gefunden hätten; um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordanufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, daß sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als consequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beifall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben, und dieß kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Caravane zu einem solchen Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen und zugleich was uns in diesem besonderen Falle überliefert ist, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meer bis an den Sinai, wir lassen ferner alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf sich beruhen, und bemerken nur, daß die große Volksmasse am zwanzigsten Tage des zweiten Monats, im zweiten Jahr der Auswanderung aus Aegypten, vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die eine beladene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit um jedesmal heranzukommen, genugsame Rasttage, man setze anderen Aufenthalt, genug, sie konnten auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich, nach schlecht ausgefallenem Kriegsversuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit als man will, so wird man sie nicht wohl über dreißig Tage ausdehnen

dürfen. Die Edomiter ſchlagen den Durchzug rein ab, und für Iſrael war es keineswegs räthlich in einer ſo gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn wenn die Cananiter mit den Edomitern einverſtanden, jene von Norden, dieſe von Oſten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, ſo hätte Iſrael einen ſchlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geſchichtserzählung keine Pauſe, ſondern der Entſchluß wird gleich gefaßt um das Gebirge Edom herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erſt nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche alſo in fünf Tagen zurückzulegen geweſen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen ſie den Tod Aarons betrauert, hinzu, ſo behalten wir immer noch ſechs Monate des zweiten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu den Zügen übrig, welche die Kinder Iſrael glücklich bis an den Jordan bringen ſollen. Wo kommen aber denn die übrigen achtunddreißig Jahre hin?

Dieſe haben den Auslegern viel Mühe gemacht, ſo wie die einundvierzig Stationen, unter denen funfzehn ſind von welchen die Geſchichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichniſſe eingeſchaltet, den Geographen viel Pein verurſacht haben. Nun ſtehen die eingeſchobenen Stationen mit den überſchüſſigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältniß; denn ſechzehn Orte, von denen man nichts weiß, und achtunddreißig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beſte Gelegenheit, ſich mit den Kindern Iſrael in der Wüſte zu verirren.

Wir ſetzen die Stationen der Geſchichtserzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichniſſes entgegen, wo man dann die leeren Orts-Namen ſehr wohl von denen unterſcheiden wird, welchen ein hiſtoriſcher Gehalt inwohnt.

Stationen der Kinder Iſrael in der Wüſte.

Geſchichtserzählung nach dem II. III. IV. V Buch Moſe	Stationen-Verzeichniß nach dem IV. Buch Moſe 33. Capitel
	Raemſes.
	Sucheth.
	Etham.
	Hahiroth.
Habiroth.	Migdol.

	durchs Meer
Marah, Wüste Sur.	Marah, Wüste Etham.
Elim.	Elim. 12 Brunnen.
	Am Meer.
Wüste Sin.	Wüste Sin.
	Daphka.
	Alus.
Raphidim.	Raphidim.
Wüste Sinai.	Wüste Sinai.
Luſtgräber.	Luſtgräber.
Hazeroth.	Hazeroth.
	Rithma.
Kades in Paran.	Rimmon Parez.
	Libna.
	Riſſa.
	Kehelatha.
	Gebirg Sapher.
	Harada.
	Makeheloth.
	Thahath.
	Tharah.
	Mithka.
	Haſmona.
	Moſeroth.
	Bnejaekon.
	Horgidgad.
	Jathbatha.
	Abrona.
	Ezeongaber.
Kades, Wüste Zin.	Kades, Wüste Zin.
Berg Hor, Gränze Edom.	Berg Hor, Gränze Edom.
	Zalmona.
	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Jjim.
	Dibon Gad.

	Almon Diblathaim.
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim, Nebo.
Bach Sared.	
Arnon diesseits.	
Mathana.	
Nahaliel.	
Bamoth.	
Berg Pisga.	
Jahza.	
Hesbon.	
Sihon.	
Basan.	
Gefilt der Moabiter am Jordan.	Gefilt der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müssen, ist, daß uns die Geschichte gleich von Hazeroth nach Kades führt, das Verzeichniß aber hinter Hazeroth das Kades ausläßt und es erst nach der eingeschobenen Namenreihe hinter Ezeongaber aufführt, und dadurch die Wüste Zin mit dem kleinen Arm des arabischen Meerbusens in Berührung bringt. Hieran sind die Ausleger höchst irre geworden, indem einige zwei Kades, andere hingegen, und zwar die meisten, nur eines annehmen, welche letztere Meinung wohl keinen Zweifel zuläßt.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschieseln getrennt haben, spricht von einem Kades in der Wüste Paran, und gleich darauf von einem Kades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt und von dem zweiten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Eromiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daß es ein und eben derselbe Ort ist; denn der vorgehabte Zug durch Erom war eine Folge des fehlgeschlagenen Versuchs von dieser Seite in das Land Canaan einzudringen, und so viel ist noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüsten an einander stoßen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Kades in einer Oase als Rastplatz zwischen beiden Wüsten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen sich zwei Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit gewesen wäre, die Kinder Israel lange genug in der Wüste herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur ein Kades annehmen und dabei von dem vierzigjährigen

Zug und den eingeschalteten Stationen Rechenschaft geben wollen, sind noch übler dran, besonders wissen sie, wenn sie den Zug auf der Charte darstellen wollen, sich nicht wunderlich genug zu gebärden, um das Unmögliche anschaulich zu machen. Denn freilich ist das Auge ein besserer Richter des Unschicklichen, als der innere Sinn. Sanson schiebt die vierzehn unächten Stationen zwischen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf seine Charte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke die nicht einmal hinreicht, daß sich ein solcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung setzen könnte.

Wie bevölkert und bebaut muß nicht diese Wüste seyn, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortschaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet! Welcher Vortheil für den Heerführer und sein Volk! Dieser Reichthum der inneren Wüste aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeongaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er sie doch bringen muß, unglücklicherweise gar keine; er legt daher einige seltsame, und selbst in jener Liste nicht genannte Städte dem reisenden Volk in den Weg, so wie man ehmals die geographische Leerheit mit Elephanten zudeckte. Calmet sucht sich aus der Noth durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, setzt einen Theil der überflüssigen Orte gegen das mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Moseroth zu Einem Orte, und bringt, durch die seltsamsten Irrsprünge, seine Leute endlich an den Arnon. Wells, der zwei Kades annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maaßen. Bei Rolin tanzt die Caravane eine Polonaise, wodurch sie wieder ans rothe Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen, als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber aufs genaueste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daß das überflüssige Stationen-Verzeichniß zu Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben worden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unserer Erzählung genau folgen, steht: daß das Volk, da es von Cananitern geschlagen, und ihm der Durchgang durchs Land Edom versagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeer, gegen Ezeongaber, der Edomiter Land umzogen. Daraus ist der Irrthum entstanden, daß sie wirklich ans Schilfmeer nach Ezeongaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des

Gebirges Seir auf genannter Straße spricht, so wie man sagt der Fuhrmann fährt die Leipziger Straße, ohne daß er deßhalb nothwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die überflüssigen Stationen bei Seite gebracht, so möchte es uns ja wohl auch mit den überflüssigen Jahren gelingen. Wir wissen, daß die alttestamentliche Chronologie künstlich ist, daß sich die ganze Zeitrechnung in bestimmte Kreise von neunundvierzig Jahren auflösen läßt, und daß also diese mystischen Epochen herauszubringen manche historische Zahlen müssen verändert worden seyn. Und wo ließen sich sechs bis achtunddreißig Jahre die etwa in einem Cyklus fehlten, bequemer einschieben, als in jene Epoche, die so sehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüsten unbekannten Flecke sollte zugebracht worden seyn?

Ohne daher an die Chronologie, das schwierigste aller Studien, nur irgend zu rühren, so wollen wir den poetischen Theil derselben hier zu Gunsten unserer Hypothese kürzlich in Betracht ziehen.

Mehrere runde, heilig, symbolisch, poetisch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel so wie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben scheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beschauen, Erwarten, vorzüglich aber der Absonderung gewidmet zu seyn. Die Sündfluth, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen sollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewässer genugsam gestanden, verlaufen sie während vierzig Tagen, und so lange noch hält Noah den Schalter der Arche verschlossen. Gleiche Zeit verweilt Moses zweimal auf Sinai, abgesondert von dem Volke; die Kundschafter bleiben eben so lange in Canaan, und so soll denn auch das ganze Volk durch so viel mühselige Jahre abgesondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum bestätigt und geheiligt haben. Ja ins neue Testament geht die Bedeutung dieser Zahl in ihrem vollen Werth hinüber; Christus bleibt vierzig Tage in der Wüste um den Versucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen die Wanderung der Kinder Israel vom Sinai bis an den Jordan in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hiebei schon viel zu viel auf ein schwankendes, unwahrscheinliches Retardiren Rücksicht genommen; hätten wir uns so vieler fruchtloser Jahre, so vieler unfruchtbarer Stationen entledigt, so würde sogleich der große Heerführer, gegen das was wir an ihm zu erinnern gehabt, in seinem ganzen Werthe wieder hergestellt. Auch würde die Art wie in diesen

Büchern Gott erscheint, uns nicht mehr so drückend seyn als bisher, wo er sich durchaus grauenvoll und schrecklich erzeigt: da schon im Buch Josua und der Richter, sogar auch weiter hin, ein reineres patriarchalisches Wesen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erscheint, wenn uns der Gott Mosis eine Zeitlang mit Grauen und Abscheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären sprechen wir aus: wie der Mann so auch sein Gott. Daher also von dem Charakter Mosis noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu großer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenschaften abgesprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden, die Eigenschaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er sich zu einem so wichtigen Beruf? Was giebt ihm die Kühnheit sich, trotz innerer und äußerer Ungunst, zu einem solchen Geschäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterfordernisse, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit absprecht? Hierauf lasse man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der That, die Persönlichkeit ist's von der in solchen Fällen alles abhängt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen: denn ihm ist alles entbehrlich außer er selbst. Und so gestehen wir gern, daß uns die Persönlichkeit Mosis, von dem ersten Meuchelmord an, durch alle Grausamkeiten durch, bis zum Verschwinden, ein höchst bedeutendes und würdiges Bild giebt, von einem Manne, der durch seine Natur zum Größten getrieben ist. Aber freilich wird ein solches Bild ganz entstellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raschen Thatmann, vierzig Jahre ohne Sinn und Noth, mit einer ungeheuern Volksmasse, auf einem so kleinen Raum, im Angesicht seines großen Zieles, herum taumeln sehen. Bloß durch die Verkürzung des Wegs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böse, was wir von ihm zu sagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an seine rechte Stelle gehoben.

Und so bleibt uns nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unsere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geschieht den heiligen Schriften, so wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir sie mit kritischem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin sie sich

widerspricht, und wie oft das Ursprüngliche, Bessere, durch nachherige Zusätze, Einschaltungen, Accommodationen verdeckt, ja entstellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur deste lebhafter und reiner hervor, und dieser ist es auch, nach welchem jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hingreift, sich daran erbaut und alles übrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf sich beruhen läßt.

Summarische Wiederholung.

Zweites Jahr des Zugs.

Verweilt am Sinai	Monat	1	Tage 20
Reise bis Kades	„	—	„ 5
Rasttage	„	—	„ 5
Aufenthalt wegen Mirjams Krankheit	„	—	„ 7
Außenbleiben der Kundschafter	„	—	„ 40
Unterhandlung mit den Exemitern	„	—	„ 30
Reise an den Arnon	„	—	„ 5
Rasttage	„	—	„ 5
Trauer um Aaron	„	—	„ 40
	Tage		157

Zusammen also sechs Monate. Woraus deutlich erhellt, daß der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerstand so viel man will, vor Ende des zweiten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zustände und die allmählige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen; Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueberlieferungen aufweisen als wir selbst hätten entdecken können; so ziehen wir, was die neuere und neuste Zeit angeht, die größten Vortheile aus Reisebeschreibungen und andern dergleichen Documenten, die uns mehrere nach Osten vordringende Westländer, nicht ohne Mühseligkeit, Gefahr und Gefahr, nach Hause gebracht

und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hievon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchst fremdartigen Gegenstände zu betrachten seit vielen Jahren beschäftigt gewesen.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahllose Beschreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients mehr unsere Einbildungskraft, als daß sie ihr zur Hülfe kämen. Die Einseitigkeit der christlich-feindlichen Ansicht beschränkt uns durch ihre Beschränkung, die sich in der neuern Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereignisse durch orientalische Schriftsteller nach und nach kennen lernen. Indessen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiosen Enthusiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerstreit gegen östliches Zudringen doch eigentlich Beschützung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig geworden.

Marco Polo.

Dieser vorzügliche Mann steht allerdings oben an. Seine Reise fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers höchst geschickt das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des Cublai Chan, der, als Nachfolger von Dschengis, gränzenlose Landstrecken beherrschte. Denn was soll man von einem Reiche und dessen Ausdehnung halten, wo es unter andern heißt: „Persien ist eine große Provinz, die aus neun Königreichen

besteht;" und nach einem solchen Maaßstab wird alles übrige gemessen. So die Residenz, im Norden von China, unübersehbar; das Schloß des Chans, eine Stadt in der Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar; zu wiederholten Festmahlen jeder mit seiner Gattin berufen. Eben so ein Landaufenthalt, Einrichtung zu allem Vergnügen, besonders ein Heer von Jägern, und eine Jagdlust in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigsten Gehülfen der Jagenden, zahllose Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr Gesch[illegible]e ausgespendet und empfangen. Gold und Silber; Juwelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des Fürsten und seiner Begünstigten; interessen sich die übrigen Millionen von Unterthanen wechselseitig mit einer Scheinmünze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, so wissen wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden sofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Lustorten. Alles nach Tagereisen gerechnet und nicht wenigen.

Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach andern Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu heerdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten, und läßt uns zuletzt, über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon unter uns liegen, Madagascar, Java; unser Blick irrt auf wunderlich benamste Inseln, und doch läßt er uns überall von Menschengestalten und Sitten, von Landschaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren, so manche Besonderheit erkennen, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenn gleich vieles mährchenhaft erscheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dieß alles ordnen und bewähren. Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unsern ersten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

Johannes von Montevilla.

Dessen Reise beginnt im Jahre 1320 und ist uns die Beschreibung derselben als Volksbuch, aber leider sehr umgestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu daß er große Reisen gemacht, vieles gesehen und gut gesehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, sondern auch alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der lateinischen Ursprache erst ins Niederdeutsche, sodann ins Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälschung der Namen. Auch der Uebersetzer erlaubt sich auszulassen und einzuschalten, wie unser Görres in seiner verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher anzeigt, auf welche Weise Genuß und Nutzen an diesem bedeutenden Werke verkümmert worden.

Pietro della Valle.

Aus einem uralten römischen Geschlechte das seinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte, ward Pietro della Valle geboren, im Jahre 1586, zu einer Zeit da die sämmtlichen Reiche Europens sich einer hohen geistigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Tasso noch, obgleich in traurigem Zustande; doch wirkten seine Gedichte auf alle vorzügliche Geister. Die Verskunst hatte sich so weit verbreitet, daß schon Improvisatoren hervortraten und kein junger Mann von freiern Gesinnungen des Talents entbehren durfte sich reimweis auszudrücken. Sprachstudium, Grammatik, Red- und Stylkunst wurden gründlich behandelt, und so wuchs in allen diesen Vorzügen unser Jüngling sorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und zu Roß, die edle Fecht- und Reitkunst dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte und der damit innig verbundenen Charakterstärke. Das wüste Treiben früherer Kreuzzüge hatte sich nun zur Kriegskunst und zu ritterlichem Wesen herangebildet, auch die Galanterie in sich aufgenommen. Wir sehen den Jüngling wie er mehreren Schönen, besonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt

aber höchst unglücklich wird als ihn die eine, die er sich anzueignen, mit der er sich ernstlich zu verbinden gedenkt, hintansetzt und einem Unwürdigen sich hingiebt. Sein Schmerz ist gränzenlos und um sich Luft zu machen beschließt er, im Pilgerkleide, nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Constantinopel, wo sein adeliches, einnehmendes Wesen die beste Aufnahme gewinnt. Nach Art seiner früheren Studien wirft er sich gleich auf die orientalischen Sprachen, verschafft sich zuerst eine Uebersicht der türkischen Literatur, Landesart und Sitten, und begiebt sich sodann, nicht ohne Bedauern seiner neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls um die alterthümliche Welt und ihre Spuren in der neueren auf das ernstlichste zu suchen und zu verfolgen: von Cairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Catharina zu verehren, und kehrt, wie von einer Lustreise, zur Hauptstadt Aegyptens zurück: gelangt, von da zum zweitenmale abreisend, in sechzehn Tagen nach Jerusalem, wodurch das wahre Maaß der Entfernung beider Städte sich unserer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er sich vom Erlöser, wie früher schon von der heiligen Catharina, Befreiung von seiner Leidenschaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor gewesen, die bisher Angebetete für die einzige zu halten, die eine solche Huldigung verdiene; seine Abneigung gegen das übrige weibliche Geschlecht ist verschwunden, er sieht sich nach einer Gemahlin um und schreibt seinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszusuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung seiner Freunde von Constantinopel, am meisten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capichi, die besten Dienste thun, reis't er mit dem vollständigen Begriff dieser Zustände weiter, erreicht Damaskus, sodann Aleppo, woselbst er sich in syrische Kleidung hüllt und seinen Bart wachsen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, schicksalbestimmendes Abenteuer. Ein Reisender gesellt sich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgischen Christin, die sich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Balle verliebt sich, nach ächt orientalischer Weise, in ein Wortbild, dem er begierig entgegen reis't. Ihre Gegenwart vermehrt Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet, doch geben beide seiner ungestümen Leidenschaft nur ungerne nach; ihre geliebte,

anmuthige Tochter von sich zu lassen, scheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird sie seine Gattin und er gewinnt dadurch für Leben und Reise den größten Schatz. Denn ob er gleich mit adelichem Wissen und Kenntniß mancher Art ausgestattet die Wallfahrt angetreten und in Beobachtung dessen was sich unmittelbar auf den Menschen bezieht so aufmerksam als glücklich, und im Betragen gegen jedermann in allen Fällen musterhaft gewesen; so fehlt es ihm doch an Kenntniß der Natur, deren Wissenschaft sich damals nur noch in dem engen Kreise ernster und bedächtiger Forscher bewegte. Daher kann er die Aufträge seiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen und Arzneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die schöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen wie sie wachsen, von Harzen, Balsamen, Oelen, Samen und Hölzern, wie sie der Handel bringt, genugsam Rechenschaft zu geben und ihres Gatten Beobachtung, der Landes-Art gemäß, zu bereichern.

Wichtiger aber ist diese Verbindung für Lebens- und Reisethätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt sich von resolutem, allen Ereignissen gewachsenem Charakter; sie fürchtet keine Gefahr, ja sucht sie eher auf und beträgt sich überall edel und ruhig: sie besteigt auf Mannsweise das Pferd, weiß es zu bezähmen und anzutreiben, und so bleibt sie eine muntere aufregende Gefährtin. Eben so wichtig ist es, daß sie unterwegs mit den sämmtlichen Frauen in Berührung kommt, und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem sie sich auf Frauenweise mit den Gattinnen zu bethun und zu beschäftigen weiß.

Nun genießt aber erst das junge Paar eines, bei den bisherigen Wanderungen im türkischen Reiche unbekannten Glücks. Sie betreten Persien im dreißigsten Jahre der Regierung Abbas des zweiten, der sich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend wird er sogleich beim Antritt seiner Regierung aufs deutlichste gewahr, wie er, um sein Reich zu beschützen, die Gränzen erweitern müsse, und was für Mittel es gebe auch innerliche Herrschaft zu sichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wieder herzustellen und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gastanstalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünstigungen verwendet er zu

gränzenlosen Bauten. Ispahan, zur Hauptstadt gewürdigt, mit Palästen und Gärten, Caravanserein und Häusern, für königliche Gäste übersäet: eine Vorstadt für die Armenier erbaut, die sich dankbar zu beweisen ununterbrochen Gelegenheit finden, indem sie, für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut dem Fürsten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug sind. Eine Vorstadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt so gränzenlos als eine unserer neuen Reichsmittelpunkte sich erstreckt. Römisch-katholische Geistliche, besonders Carmeliten sind wohl aufgenommen und beschützt; weniger die griechische Religion die, unter dem Schutz der Türken stehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Asiens anzugehören scheint.

Ueber ein Jahr hatte sich della Valle in Ispahan aufgehalten und seine Zeit ununterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuständen und Verhältnissen genau Nachricht einzuziehen. Wie lebendig sind daher seine Darstellungen! wie genau seine Nachrichten! Endlich, nachdem er alles ausgekostet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zustandes, die persönliche Bekanntschaft des von ihm so hoch bewunderten Kaisers, der Begriff wie es bei Hof, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des caspischen Meers, in einer, freilich sumpfigen, ungesunden Gegend, legte sich der thätige unruhige Fürst abermals eine große Stadt an, Ferhabad genannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbaut er sich manchen Bergsitz auf den Höhen des amphitheatralischen Kessels, nicht allzuweit von seinen Gegnern, den Russen und Türken, in einer durch Bergrücken geschützten Lage. Dort residirt er gewöhnlich und della Valle sucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientalisch klugen, vorsichtigen Zaudern, dem Könige vorgestellt, gewinnt dessen Gunst und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelassen, wo er vorzüglich von europäischer Verfassung, Sitte, Religion dem schon wohlunterrichteten, wissensbegierigen Fürsten Rechenschaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, besonders aber in Persien, findet sich eine gewisse Naivetät und Unschuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Throns. Zwar zeigt sich auf der obern Stufe eine entschiedene Förmlichkeit, bei Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber entsteht in des Kaisers Umgebung eine Art von Carnevals-Freiheit, die sich höchst scherzhaft ausnimmt. Erlustigt sich der Kaiser in Gärten und Kiosken, so darf

niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten worauf der Hof sich befindet. Ein tartarischer Fürst kömmt an, man zieht ihm den Stiefel aus: aber er, nicht geübt auf Einem Beine zu stehen, fängt an zu wanken; der Kaiser selbst tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber ist. Gegen Abend steht der Kaiser in einem Hofcirkel in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verstärkten Boden so schwer, daß der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher, zu höchster Belustigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird, oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beim Abschied wird dem Kaiser keine Ehrerbietung erzeigt, einer verliert sich nach dem andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, einer melancholischen Musik noch eine Zeit lang zuhört und sich endlich auch zur Ruhe begiebt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrscher kitzeln, sich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobei er sich, unter großem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiserlichen Harems vernehmen, so dürfen wir nicht denken, daß der Fürst und sein Staats-Divan müssig oder nachlässig geblieben. Nicht der thätig-unruhige Geist Abbas des Großen allein war es, der ihn antrieb eine zweite Hauptstadt am caspischen Meer zu erbauen; Ferhabad lag zwar höchst günstig zu Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette geschützt, nahe genug an der Gränze, daß der Kaiser jede Bewegung der Russen und Türken, seiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig nichts zu fürchten, das innere Reich, durch Usurpatoren und Trugfürsten zerrüttet, genügte sich selbst nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiser, schon vor zwölf Jahren in der glücklichsten Feldschlacht, dergestalt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große Landstrecken ihnen abgewann. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwischen solchen Nachbarn sich nimmer befestigen, einzelne Neckereien, öffentliche Demonstrationen weckten beide Parteien zu fortwährender Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Abbas zu ernsteren Kriegesrüstungen genöthigt. Völlig im urältesten Styl ruft er sein ganzes Heeresvolk in die

Flächen von Aderbijan zuſammen, es drängt ſich in allen ſeinen Abtheilungen, zu Roß und Fuß, mit den mannichfaltigſten Waffen herbei; zugleich ein unendlicher Troß. Denn jeder nimmt, wie bei einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt ſeine ſchöne Maani und ihre Frauen zu Pferd und Sänfte, dem Heer und Hofe nach, weßhalb ihn der Kaiſer belobt, weil er ſich hiedurch als einen angeſehnen Mann beweiſt.

Einer ſolchen ganzen Nation, die ſich maſſenhaft in Bewegung ſetzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen was ſie zu Hauſe allenfalls bedürfen könnte; weßhalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufſchlagen, eines guten Abſatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaiſers jederzeit einer Stadt, worin denn auch ſo gute Polizei und Ordnung gehandhabt wird, daß niemand, bei grauſamer Strafe, weder fouragiren noch requiriren, viel weniger aber plündern darf, ſondern von Großen und Kleinen alles baar bezahlt werden muß; weßhalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte ſich mit Vorräthen reichlich verſehen, ſondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfniſſe unverſiegbar zufließen.

Was aber laſſen ſich für ſtrategiſche, was für tactiſche Operationen von einer ſolchen organiſirten Unordnung erwarten? beſonders wenn man erfährt, daß alle Volks-, Stamm- und Waffenabtheilungen ſich im Gefecht vermiſchen und, ohne beſtimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall giebt, durcheinander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg ſo leicht umſchlagen und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schickſal eines Reiches beſtimmen kann.

Dießmal aber kommt es zu keinem ſolchen furchtbaren Fauſt- und Waffengemenge. Zwar dringt man mit unendlicher Beſchwerniß durchs Gebirge; aber man zaudert, weicht zurück, macht ſogar Anſtalten die eigenen Städte zu zerſtören, damit der Feind in verwüſteten Landſtrecken umkomme. Paniſcher Allarm, leere Siegesbotſchaften ſchwanken durch einander; freventlich abgelehnte, ſtolz verweigerte Friedensbedingungen, verſtellte Kampfluſt, hinterliſtiges Zögern verſpäten erſt und begünſtigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein jeder, auf des Kaiſers Befehl und Strafgebot ohne weitere Noth und Gefahr als was er von Weg und Gedränge gelitten, ungeſäumt wieder nach Hauſe.

Auch della Valle finden wir zu Casbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen die Türken ein so baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht bloß als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke, die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbei; noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandtschaften: kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe und sucht gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt eben dasselbe christliche Mitgefühl, das die ersten Kreuzfahrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe gesehen, zum Theil mit erduldet, und allen westlichen Nationen war daran gelegen, daß Constantinopel von Osten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht den Christen, die, auf eignen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beigestanden. Nun hat er sich mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht nach und sucht eine Verbindung Persiens mit den Kosaken am schwarzen Meer anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Ispahan zurück, mit Absicht sich anzusiedeln und die römisch-katholische Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine georgianische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Carmeliten, und führt nichts weniger im Sinne als vom Kaiser eine Landstrecke, zu Gründung eines neuen Roms, zu erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan, Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher zu Pferd, auf dem größten Platze, in Gegenwart seiner Soldaten, der angesehensten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmste auch alle zu Pferd mit Gefolge sich einfinden, ertheilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet, und so schwankt die Majestät immer zwischen dem Höchsten und Tiefsten. Sodann, bald geheimnißvoll verschlossen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, sich in alles Oeffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen.

Nur keinen Mahometaner darf man zum Christenthum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vernehmen was man will. So feiern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzestaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluß Zenderut läuft, feierlichst begehen. Dieser Function will der Kaiser nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst bespricht er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben? dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feier sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht bloß dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiiten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der, erst vom Calisphate verdrängt und als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte mahometanische Religionspartei angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomet und Ali eingeschobenen Calisphen mitzählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zugethan und eine sowohl politische als religiöse Spaltung trennt die beiden Völker: indem nur die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen aufs äußerste hassen, sind sie gleichgültig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher als ihren eigentlichen Gegnern eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, schlimm genug! diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkür! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern ist dem despotischen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mißreden einiger armenischen Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmerniß verbreiten sich an den Ufern des Senderuds, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer.

Und so theilen wir immer die Gefühle großer, durch den Despotismus wechselsweise erhobten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir

WER KNECHT LIEBESLOCKEN?

auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher, das Reich erheben und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgeloses Betragen erst nach neunzig Jahren, das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freilich die Kehrseite dieses imposanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet und die Persönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, daß der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten befürchten müsse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf jeden, der außer ihm Ansehen und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schätze sammelt und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muß aber in jedem Sinn der Nachfolger am meisten Verdacht erregen. Schon zeugt es von einem großen Geist des königlichen Vaters, wenn er seinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur, in kurzem, alle bisherigen Besitzthümer und Erwerbnisse, ohne die Zustimmung des mächtig Vollenden, unwiderruflich übertragen wird. Anderseits wird vom Sohn verlangt, daß er, edelmüthig, gebildet und geschmackvoll, seine Hoffnungen mäßige, seinen Wunsch verberge und dem väterlichen Schicksal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch! wo ist die menschliche Natur so rein und groß, so gelassen abwartend, so, unter nothwendigen Bedingungen, mit Freude thätig, daß in einer solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage? Und wären sie beide engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte! wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung merkwürdiges Kind erregt seine Sorgen, und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode.

Also erging es auch Abbas dem Großen; Söhne und Enkel machte man verdächtig und sie gaben Verdacht; einer ward unschuldig ermordet, der andere halb schuldig geblendet. Dieser sprach: mich hast du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.

Zu dieſem unglücklichen Gebrechen der Deſpotie fügt ſich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorgeſehener ſich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Menſch wird von ſeinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeſchränkt, ſich mäßig verhalten und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengeſetzte findet ſich bei dem Deſpoten; ein uneingeſchränkter Wille ſteigert ſich ſelbſt und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Gränzenloſen ſtreben. Wir finden hiedurch das Räthſel gelöſ't wie aus einem löblichen jungen Fürſten, deſſen erſte Regierungsjahre geſegnet wurden, ſich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch, und zum Untergang der Seinen; die auch deßhalb öfters dieſer Qual eine gewaltſame Heilung zu verſchaffen genöthigt ſind.

Unglücklicherweiſe nun wird jenes, dem Menſchen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben ins Unbedingte ſeiner Wirkung nach ſchrecklicher wenn phyſiſche Reize ſich dazu geſellen. Hieraus entſteht die höchſte Steigerung, welche glücklicherweiſe zuletzt in völlige Betäubung ſich auflöſ't. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welcher die geringe Gränze einer beſonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die ſelbſt der Tyrann als Menſch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht und ein gränzenloſes Unheil anrichtet. Wende man das Geſagte auf Abbas den Großen an, der durch ſeine funfzigjähr ge Regierung ſich zum einzigen, unbedingt Vollendeten ſeines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erheben hatte; denke man ſich ihn freimüthiger Natur, geſellig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß und, was am ſchlimmſten iſt, durch übel verſtandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daß wir das Letzte ſagen, durch ein ſchnödes, unheilbares körperliches Uebel gepeinigt und zur Verzweiflung gebracht: ſo wird man geſtehen, daß diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienten, welche einer ſo ſchrecklichen Erſcheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preiſen wir daher gebildete Völker, deren Monarch ſich ſelbſt durch ein edles ſittliches Bewußtſeyn regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrſcher ſelbſt zu lieben und zu fördern Urſache hat, weil ſie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue erſparen.

Aber nicht allein der Fürſt, ſondern ein jeder der durch Vertrauen, Gunſt oder Anmaßung, Theil an der höchſten Macht gewinnt, kommt in Gefahr den Kreis zu überſchreiten, welchen Geſetz und Sitte, Menſchengefühl,

Gewissen, Religion und Herkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut seyn, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingten Wollens hingerissen, sich und andere unwiederbringlich ins Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unserm Reisenden zurück, so finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller seiner Vorliebe für den Orient muß della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Folge zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und größter Thätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familienbande halten; nachdem sie eine Zeitlang, zu Ispahan, in dem vertraulichsten Kreise gelebt, finden sie es doch gerathener, zurück an den Euphrat zu ziehen, und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Carmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Antheil noch Beistand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entschließt sich nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünstigsten Zeit. Durch die Wüste zu ziehen scheint ihm unleidlich, er beschließt über Indien zu gehen; aber jetzt eben entspinnen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendsten Handelsplatz, und Abbas findet seinem Vortheil gemäß Theil daran zu nehmen. Der Kaiser beschließt die unbequemen portugiesischen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hülfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch List und Verzögerung, um ihre Absichten zu bringen und alle Vortheile sich zuzueignen.

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl eigner Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vaterlande, im Augenblick wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu seyn wünschten. Fast unmöglich ist es in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, sein erlebtes tüchtiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Kühnheit ist es bisher gelungen alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen, er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschließt sich, da eine Rückkehr

ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den persischen Meerbusen, dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämmtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe, nach Kriegsgebrauch, in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er Engländer gelagert, deren Caravane, gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick erpassen möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er sich an sie an, errichtet sein Gezelt neben den übrigen und eine Palmenhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein besserer Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu größter Freude beider Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn und leider auch auf Maani, sie kommt zu früh nieder und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch eine Zeitlang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergiebt sich in frommer Gelassenheit, verlangt aus der Palmenhütte unter die Zelte gebracht zu seyn, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das dreiundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheuren Verlust zu schmeicheln beschließt er fest und unwiderruflich den Leichnam in sein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Specereien fehlt es ihm: glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welcher kunstreich durch erfahrne Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hiedurch aber übernimmt er die größte Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Kameeltreiber, die habsüchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zolldienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lahr, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet, und die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Förderniß. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis

er denn doch endlich mit einem englischen Schiffe nach Indien geht. Hier finden wir sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Muth, seine Kenntnisse, seine adelichen Eigenschaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen, endlich aber wird er doch nach dem persischen Meerbusen zurück und zur Heimfahrt durch die Wüste genöthigt.

Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern decimirt, taxirt von Zollbeamten, beraubt von Arabern und selbst in der Christenheit überall vexirt und verspätet, bringt er doch endlich Curiositäten und Kostbarkeiten genug, das Seltsamste und Kostbarste aber, den Körper seiner geliebten Miami nach Rom. Dort, auf Ara Coeli, begeht er sein herrliches Leichenfest und als er in die Grube hinabsteigt, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwei Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während seiner Abwesenheit anmuthig herangewachsene Tochter, und Tinatin di Ziba, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, beide ungefähr fünfzehnjährig. Letztere, die seit dem Tode seiner Gemahlin eine treue Reisegefährtin und einziger Trost gewesen, nunmehr zu heirathen entschließt er sich, gegen den Willen seiner Verwandten, ja des Papstes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heftig-kühnen und muthigen Charakter, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr, und hinterläßt bei seinem Tode, der im sechsundsechzigsten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Entschuldigung.

Es läßt sich bemerken, daß ein jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einsicht gelangt, allen übrigen vorziehen und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne hab' ich Peter della Valle umständlich dargestellt, weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen, und meinem Vorurtheil will scheinen, daß ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge dieß andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen

Heften iſt, einen Folianten durchzuleſen, durch den ſie entſchieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neueſten Reiſebeſchreibungen zwar oberflächlich umgeändert, im Grund aber als dieſelbe erſcheinen wird, welche ſie dem vorzüglichen Manne zu ſeiner Zeit erſchien.

Wer den Dichter will verſtehen
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient ſich freue
Daß das Alte ſey das Neue.

Olearius.

Die Bogenzahl unſerer, bis hieher abgedruckten Arbeiten erinnert uns vorſichtiger und weniger abſchweifend von nun an fortzufahren. Deßwegen ſprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig iſt es, verſchiedene Nationen als Reiſende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen; ſodann aber Italiäner; zuletzt Franzoſen. Hier trete nun ein Deutſcher hervor in ſeiner Kraft und Würde. Leider war er auf ſeiner Reiſe nach dem perſiſchen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer, denn als Geſandter erſcheint; in beidem Sinne aber ſich eigenwillig, ungeſchickt, ja unſinnig benimmt. Der Gradſinn des trefflichen Olearius läßt ſich dadurch nicht irre machen; er giebt uns höchſt erfreuliche und belehrende Reiſeberichte, die um ſo ſchätzbarer ſind, als er nur wenige Jahre nach della Valle und kurz nach dem Tode Abbas des Großen nach Perſien kam, und bei ſeiner Rückkehr die Deutſchen mit Saadi dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Ueberſetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch dieſem Manne, für das Gute, das wir ihm ſchuldig ſind, gründlichen Dank abzutragen wünſchten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden folgenden, deren Verdienſte wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

Tavernier und Chardin.

Ersterer, Goldschmied und Juwelenhändler, bringt mit Verstand und klugem Betragen, kostbar kunstreiche Waaren zu seiner Empfehlung vorzeigend, an die orientalischen Höfe und weiß sich überall zu schicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und, nach einer gefahrvollen Rückreise, wird er im Westen nicht zum freundlichsten aufgenommen. Dessen hinterlassene Schriften sind höchst belehrend und doch wird er von seinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht sowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieser, der sich gleich zu Anfang seiner Reise durch die größten Hindernisse durcharbeiten muß, versteht denn auch die Sinnesweise orientalischer Macht- und Geldhaber, die zwischen Großmuth und Eigennutz schwankt, trefflich zu benutzen, und ihrer, beim Besitz der größten Schätze, nie zu stillenden Begier nach frischen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen; deßhalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hause zurückkehrt.

An diesen beiden Männern ist Verstand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann sie auf seiner Lebensreise als Muster verehren. Sie besaßen aber zwei Vortheile, die nicht einem jeden zu statten kommen: sie waren Protestanten und Franzosen zugleich — Eigenschaften, die, zusammen verbunden, höchst fähige Individuen hervorzubringen im Stande sind.

Neuere und neueste Reisende.

Was wir dem achtzehnten und schon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekanntesten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedrosien und Caramanien sind uns zugänglich geworden. Wer kann seine Blicke zurückhalten, daß sie nicht über den Indus hinüberstreifen und dort die große Thätigkeit anerkennen, die täglich

weiter um sich greift; und so muß denn, hiedurch gefördert, auch im Occident, die Lust nach ferner und tieferer Sprachkenntniß sich immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geist und Fleiß Hand in Hand gethan haben, um aus dem beschränkten hebräisch-rabbinischen Kreise bis zur Tiefe und Weite des Sanscrit zu gelangen; so erfreut man sich, seit so vielen Jahren Zeuge dieses Fortschreitens zu seyn. Selbst die Kriege die, so manches hindernd, zerstören, haben der gründlichen Einsicht viele Vortheile gebracht. Von den Himalaja-Gebirgen herab sind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zusammenhang erschienen. Ueber die Halbinsel hinunter bis Java können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unsere Uebersicht ausdehnen und uns im Besondersten unterrichten; und so öffnet sich den jüngern Freunden des Orients eine Pforte nach der andern, um die Geheimnisse jener Urwelt, die Mängel einer seltsamen Verfassung und unglücklichen Religion, so wie die Herrlichkeit der Poesie kennen zu lernen, in die sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Kastenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mysticismus zu trösten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibe.

Lehrer;

Abgeschiedene, Mitlebende.

Sich selbst genaue Rechenschaft zu geben von wem wir, auf unserem Lebens- und Studiengange, dieses oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genossen, sondern auch durch Widersacher und Feinde gefördert worden, ist eine schwierige, kaum zu lösende Aufgabe. Indessen fühl' ich mich angetrieben einige Männer zu nennen, denen ich besonderen Dank abzutragen schuldig bin.

Jones. Die Verdienste dieses Mannes sind so weltbekannt und an mehr als einem Orte umständlich gerühmt, daß mir nichts übrig bleibt als nur im allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus seinen Bemühungen von jeher möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht habe: doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

Er, nach ächter englischer Bildungsweise, in griechischer und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Producte derselben zu würdern, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäischen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientalischen bewandert, erfreut er sich der doppelt schönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigensten Verdiensten zu schätzen, sodann aber das Schöne und Gute, worin sie sämmtlich einander nothwendig gleichen, überall aufzufinden.

Bei der Mittheilung seiner Einsichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich stellt sich ihm die Vorliebe seiner Nation für alte classische Literatur entgegen und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte ans Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geschätzte anzuschließen sucht; er verschleiert seine Vorliebe für asiatische Dichtkunst und giebt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er lateinischen und griechischen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf, er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Classicisten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, sondern auch von patriotischer Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben, ihn schmerzte Herabsetzung orientalischer Dichtkunst; welches deutlich hervorleuchtet aus dem hart-ironischen, nur zweiblättrigen Aufsatz: **Arabs, sive de Poesi Anglorum Dialogus**, am Schlusse seines Werkes: über asiatische Dichtkunst. Hier stellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich Milton und Pope im orientalischen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir so oft wiederholen, daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann, von seiner Ausgabe des Jones'schen Werks vor zweiundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten und aus seinem Munde gar manches Heilsam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich, abermals von

ſeiner Hand das höchſt wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zuſtände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was iſt erfreulicher für den ruhig-verſtändigen Mann wie für den aufgeregten Dichter, als zu ſehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiſte ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten und auf das Wunderſam-Bedenkliche was vorging, ſtrafend, warnend, tröſtend und herzerhebend hindeuteten.

Mit dieſem Wenigen ſey mein dankbarer Lebensbezug zu dieſem würdigen Manne treulich ausgeſprochen.

Lorsbach. Schuldigkeit iſt es hier auch des wackern Lorsbach zu gedenken. Er kam betagt in unſern Kreis, wo er, in keinem Sinne, für ſich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über alles worüber ich ihn befragte treuen Beſcheid, ſobald es innerhalb der Gränze ſeiner Kenntniſſe lag, die er oft mochte zu ſcharf gezogen haben.

Wunderſam ſchien es mir anfangs ihn als keinen ſonderlichen Freund orientaliſcher Poeſie zu finden; und doch geht es einem jeden auf ähnliche Weiſe, der auf irgend ein Geſchäft mit Vorliebe und Enthuſiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann iſt ja das Alter die Zeit, die des Genuſſes entbehrt, da wo ihn der Menſch am meiſten verdiente. Sein Verſtand und ſeine Redlichkeit waren gleich heiter und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit ihm zubrachte, immer mit Vergnügen.

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit da ich mich um orientaliſche Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus zu Handen gekommen, und ſchien mir ſo bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu deſſen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reiſenden bot ich jenem ſchätzbaren Manne, dem ich ſo viel Belehrung ſchuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er ſendete mir dagegen

freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf feinen artiges Papier, einen kleinen Rahm mit prächtiger goldner Blumen Einfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sey bergauf, es sey hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt
Das alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun, durch Dich der uns beschenkte:
Jetzt fügest Du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete was Du für uns gethan!

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an sein Ende, mit fast unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren, um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und förderne Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigene Gemüthsart kannte, so hütete ich mich ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nussreddin Chodscha, des lustigen Reise- und Zeltgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anekdoten zu übersetzen. Woraus denn abermal hervorging, daß gar manche verfängliche Mährchen, welche die Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren angemessenen Ton bei der Umbildung meistentheils verloren.

Da von diesem Buche das Manuscript sich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen, daß ein Meister dieses Faches uns eine Uebersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in lateinischer

Sprache am füglichsten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntniß davon erhielte. Für das deutsche Publicum ließe sich alsdann recht wohl eine anständige Uebersetzung im Auszug veranstalten.

Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w. Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen; bedenklicher ist es zu bekennen, daß auch seine, nicht gerade immer zu billigende, Streitsucht mir vielen Nutzen geschafft. Erinnert man sich aber seiner Universitäts-Jahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein paar Meister oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander versuchten, so wird niemand in Abrede seyn, daß man bei solcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfasser des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgs-Land Ghilan, das gegen Mittag den Pontus euxinus abschließt, bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntschaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchst sorgfältig zum freisten, thätigsten Leben erzogen, verließ er das Land, um weit in Osten sich auszubilden und zu prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmuds, von welchem wir so viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von dessen Sohne Messud freundlichst aufgenommen und, in Gefolg mancher Kriegs- und Friedensdienste, mit einer Schwester vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firdusi das Schah Nameh geschrieben, wo eine große Versammlung von Dichtern und talentvollen Menschen nicht ausgestorben war, wo der neue Herrscher, kühn und kriegerisch wie sein Vater, geistreiche Gesellschaft zu schätzen wußte, konnte Kjekjawus auf seiner Irrfahrt den köstlichsten Raum zu fernerer Ausbildung finden.

Doch müssen wir zuerst von seiner Erziehung sprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung aufs höchste zu steigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben. Dieser brachte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu schießen, zu reiten, reitend zu schießen, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball aufs geschickteste zu treffen. Nachdem dieß alles vollkommen gelang und der König zufrieden schien, auch deßhalb den Lehrmeister höchlich lobte, fügte er noch hinzu: Ich habe doch noch eins zu erinnern. Du hast meinen

Sohn in allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf, ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht schießen ohne Bogen, was ist sein Arm wenn er keinen Wurfspieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schläger und Ball. Das Einzige hast du ihn nicht gelehrt, wo er sein selbst allein bedarf, welches das Nothwendigste ist und wo ihm niemand helfen kann. Der Lehrer stand beschämt und vernahm, daß dem Prinzen die Kunst zu schwimmen fehle. Auch diese wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt und diese rettete ihm das Leben, als er auf einer Reise nach Mekka, mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat scheiternd nur mit wenigen davon kam.

Daß er geistig in gleich hohem Grade gebildet gewesen beweist die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Gesellschafter des Fürsten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt seyn mußte, verständig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenschaft zu geben.

Unsicher war die Thronfolge von Ghilan, unsicher der Besitz des Reiches selbst, wegen mächtiger, eroberungssüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode seines erst abgesetzten, dann wieder eingesetzten königlichen Vaters bestieg Kjekjawus mit großer Weisheit und entschiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereignisse den Thron, und, in hohem Alter, da er voraussah, daß der Sohn Ghilan Schah noch einen gefährlichern Stand haben werde als er selbst, schreibt er dieß merkwürdige Buch, worin er zu seinem Sohne spricht: „daß er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu gewinnen, wenn er durchs Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunst zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohl unterrichtet zu seyn, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte."

Wäre in unsern Tagen den hohen Emigrirten, die sich oft mit musterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein solches Buch zu Handen gekommen, wie tröstlich wäre es ihnen gewesen.

Daß ein so vortreffliches, ja unschätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptsächlich Ursache seyn, daß es der Verfasser auf seine eigenen Kosten herausgab und die Firma Nicolai solches nur in Commission genommen hatte, wodurch gleich für ein solches Werk im

Buchhandel eine urſprüngliche Stockung entſteht. Damit aber das Vaterland wiſſe, welcher Schatz ihm hier zubereitet liegt, ſo ſetzen wir den Inhalt der Capitel hierher und erſuchen die ſchätzbaren Tagesblätter, wie das Morgenblatt und der Geſellſchafter, die ſo erbaulichen als erfreulichen Anekdoten und Geſchichten, nicht weniger die großen unvergleichlichen Maximen, die dieſes Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.

Inhalt des Buches Kabus capitelweiſe.

1) Erkenntniß Gottes.
2) Lob des Propheten.
3) Gott wird geprieſen.
4) Fülle des Gottesdienſtes iſt nothwendig und nützlich.
5) Pflichten gegen Vater und Mutter.
6) Herkunft durch Tugend zu erhöhen.
7) Nach welchen Regeln man ſprechen muß.
8) Die letzten Regeln Nuſchirwans.
9) Zuſtand des Alters und der Jugend.
10) Wohlanſtändigkeit und Regeln beim Eſſen.
11) Verhalten beim Weintrinken.
12) Wie Gäſte einzuladen und zu bewirthen.
13) Auf welche Weiſe geſcherzt, Stein und Schach geſpielt werden muß.
14) Beſchaffenheit der Liebenden.
15) Nutzen und Schaden der Beiwohnung.
16) Wie man ſich baden und waſchen muß.
17) Zuſtand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bei der Jagd.
19) Wie Ballſpiel zu treiben.
20) Wie man dem Feind entgegen gehen muß.
21) Mittel das Vermögen zu vermehren.
22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurück zu geben.
23) Kauf der Sclaven und Sclavinnen.
24) Wo man Beſitzungen ankaufen muß.
25) Pferdekauf und Kennzeichen der beſten.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen muß.
27) Ordnung bei Auferziehung der Kinder.

28) Vortheile sich Freunde zu machen und sie zu wählen.
29) Gegen der Feinde Anschläge und Ränke nicht sorglos zu seyn.
30) Verdienstlich ist es zu verzeihen.
31) Wie man Wissenschaft suchen muß.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Aerzte und wie man leben muß.
34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenschaften der Dichter und Dichtkunst.
36) Regeln der Musiker.
37) Die Art Kaisern zu dienen.
38) Stand der Vertrauten und Gesellschafter der Kaiser.
39) Regeln der Kanzlei-Aemter.
40) Ordnung des Vesirats.
41) Regeln der Heerführerschaft.
42) Regeln der Kaiser.
43) Regeln des Ackerbaues und der Landwirthschaft.
44) Vorzüge der Tugend.

Wie man nun aus einem Buche solchen Inhalts sich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntniß der orientalischen Zustände versprechen kann, so wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde sich in seiner europäischen Lage zu belehren und zu beurtheilen.

Zum Schluß eine kurze chronologische Wiederholung. König Kjekjawus kam ungefähr zur Regierung Heg. 450=1058, regierte noch Heg. 473=1080, vermählt mit einer Tochter des Sultan Mahmud von Gasna. Sein Sohn, Ghilan Schah, für welchen er das Werk schrieb, ward seiner Länder beraubt. Man weiß wenig von seinem Leben, nichts von seinem Tode. Siehe Diez Uebersetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung, die vorgemeldetes Werk in Verlag oder Commission übernommen, wird ersucht solches anzuzeigen. Ein billiger Preis wird die wünschenswerthe Verbreitung erleichtern.

Von Hammer.

Wie viel ich diesem würdigen Mann schuldig geworden, beweist mein Büchlein in allen seinen Theilen. Längst war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam, aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem Werth, von dem Verdienste dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühling 1813, die vollständige Uebersetzung aller seiner Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein inneres Wesen und suchte mich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg, und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens aufs angenehmste genießen.

Schon seit einigen Jahren war mir der schwunghafte Betrieb der Fundgruben im Allgemeinen bekannt geworden, nun aber erschien die Zeit wo ich Vortheil daraus gewinnen sollte. Nach mannichfaltigen Seiten hin deutete dieses Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fach von den Mitlebenden auf das schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer belehren uns über die Vergangenheit, sie geben den Standpunkt an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit hervorthut, sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, den wir einzuschlagen haben. Glücklicherweise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt, und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt; so kehrt man doch immer gern mit erneutem Antheil zu demjenigen zurück, was uns hier so frisch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und, wo nicht allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung über die Umstände vergangner Zeit, Persönlichkeiten, Localitäten, vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch alles, was damals zu wünschen blieb, iſt uns jetzt in reichlichem Maaße geworden, durch das unſchätzbare Werk, das uns Geſchichte perſiſcher Dichtkunſt überliefert. Denn ich geſtehe gern, daß ſchon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erſte Nachricht von deſſen Inhalt vorläufig bekannt machten, ich ſogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete, wodurch mir ein anſehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erſchien, fand man ſich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältniſſe man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man ſonſt nur im Allgemeinſten, durch wechſelnde Nebelſchichten hindurchſah.

Möge man mit meiner Benutzung dieſes Werks einigermaßen zufrieden ſeyn und die Abſicht erkennen auch diejenigen anzulocken, welche dieſen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelaſſen hätten.

Gewiß beſitzen wir nun ein Fundament, worauf die perſiſche Literatur herrlich und überſehbar aufgebaut werden kann, nach deſſen Muſter auch andere Literaturen Stellung und Förderniß gewinnen ſollen. Höchſt wünſchenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologiſche Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Verſuch mache einer ſyſtematiſchen Aufſtellung, nach den verſchiedenen Dichtarten. Bei den orientaliſchen Poeten iſt alles zu ſehr gemiſcht, als daß man das Einzelne ſondern könnte; der Charakter der Zeit und des Dichters in ſeiner Zeit iſt allein belehrend und wirkt belebend auf einen jeden; wie es hier geſchehen, bleibe ja die Behandlung ſofortan.

Mögen die Verdienſte der glänzenden Schirin, des lieblich ernſt belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schluß unſerer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

Ueberſetzungen.

Da nun aber auch der Deutſche durch Ueberſetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, ſo finden wir uns veranlaßt etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieſer Stelle beizubringen.

Es giebt dreierlei Arten Ueberſetzung. Die erſte macht uns in unſerm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt, eine ſchlicht-proſaiſche iſt hiezu die beſte. Denn indem die Proſa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunſt völlig aufhebt und ſelbſt den poetiſchen Enthuſiasmus auf eine allgemeine Waſſer-Ebne niederzieht, ſo leiſtet ſie für den Anfang den größten Dienſt, weil ſie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unſerer nationellen Häuslichkeit, in unſerem gemeinen Leben überraſcht und, ohne daß wir wiſſen wie uns geſchieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine ſolche Wirkung wird Luthers Bibelüberſetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Proſa geſetzt und ſie zu einem Volksbuche geſtempelt, ſo wäre viel gewonnen worden, und der ſeltſame, ernſte, düſtere, grauerliche Ritterſinn hätte uns mit ſeiner vollkommenen Kraft angeſprochen. Ob dieſes jetzt noch räthlich und thunlich ſey werden diejenigen am beſten beurtheilen, die ſich dieſen alterthümlichen Geſchäften entſchiedener gewidmet haben.

Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man ſich in die Zuſtände des Auslandes zwar zu verſetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn ſich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzuſtellen bemüht iſt. Solche Zeit möchte ich im reinſten Wortverſtand die *parodiſtiſche* nennen. Meiſtentheils ſind es geiſtreiche Menſchen, die ſich zu einem ſolchen Geſchäft berufen fühlen. Die Franzoſen bedienen ſich dieſer Art bei Ueberſetzung aller poetiſchen Werke; Beiſpiele zu Hunderten laſſen ſich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzoſe, wie er ſich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch ſo mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenſtänden, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat das auf ſeinem eignen Grund und Boden gewachſen ſey.

Wielands Ueberſetzungen gehören zu dieſer Art und Weiſe; auch er hatte einen eigenthümlichen Verſtands- und Geſchmacksſinn, mit dem er ſich dem Alterthum, dem Auslande nur inſofern annäherte, als er ſeine Convenienz dabei fand. Dieſer verzügliche Mann darf als Repräſentant ſeiner Zeit angeſehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er ſich's zueignete und es wieder mittheilte, auch ſeinen Zeitgenoſſen angenehm und genießbar begegnete.

Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, ſondern eine Umwandlung nach der andern immerhin

erfolgen muß; so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern sondern an der Stelle des andern gelten solle.

Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Uebersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, giebt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heran bilden muß.

Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publicum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein bequemte. Wer nun aber jetzt übersieht was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakspeare und Calderon, als eingedeutschte Fremde, uns doppelt und dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.

Die von Hammer'schen Arbeiten deuten nun auch meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meisterwerke, bei welchen vorzüglich die Annäherung an äußere Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vortheilhafter zeigen sich die Stellen einer Uebersetzung des Firdusi, welche uns genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Umarbeiters, wovon einiges in den Fundgruben zu lesen ist. Diese Art einen Dichter umzubilden halten wir für den traurigsten Mißgriff, den ein fleißiger, dem Geschäft übrigens gewachsener Uebersetzer thun könnte.

Da aber bei jeder Literatur jene drei Epochen sich wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten sich gleichzeitig ausüben lassen; so wäre jetzt eine prosaische Uebersetzung des Schah Nameh und der Werke des Nisami immer noch am Platz. Man benutzte sie zur überhineilenden, den Hauptsinn aufschließenden Lectüre, wir erfreuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Ethischen im Allgemeinen, und vertrauten uns immer näher mit den Gesinnungen und Denkweisen bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern könnten.

Man erinnere sich des entschiedensten Beifalls den wir Deutschen einer solchen Uebersetzung der Sakontala gezollt, und wir können das Glück was sie gemacht gar wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in

welche das Gericht aufgelöſ't worden. Nun aber wär' es an der Zeit uns davon eine Ueberſetzung der dritten Art zu geben, die den verſchiedenen Dialekten, rhythmiſchen, metriſchen und proſaiſchen Sprachweiſen des Originals entſpräche und uns dieſes Gedicht in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit aufs neue erfreulich und einheimiſch machte. Da nun in Paris eine Handſchrift dieſes ewigen Werkes befindlich, ſo könnte ein dort hauſender Deutſcher ſich um uns ein unſterblich Verdienſt durch ſolche Arbeit erwerben.

Der engliſche Ueberſetzer des Wolkenboten, Mega Dhuta, iſt gleichfalls aller Ehren werth, denn die erſte Bekanntſchaft mit einem ſolchen Werke macht immer Epoche in unſerem Leben. Aber ſeine Ueberſetzung iſt eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphraſtiſch und ſuppletoriſch, ſie ſchmeichelt durch den fünffüßigen Jambus dem nordöſtlichen Ohr und Sinn. Unſerm Roſegarten dagegen verdanke ich wenige Verſe unmittelbar aus der Urſprache, welche freilich einen ganz andern Aufſchluß geben. Ueberdieß hat ſich der Engländer Transpoſitionen der Motive erlaubt, die der geübte äſthetiſche Blick ſogleich entdeckt und mißbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Ueberſetzung, die ſich mit dem Original zu identificiren ſtrebt, nähert ſich zuletzt der Interlinear-Verſion und erleichtert höchlich das Verſtändniß des Originals, hiedurch werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben, und ſo iſt denn zuletzt der ganze Cirkel abgeſchloſſen, in welchem ſich die Annäherung des Fremden und Einheimiſchen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Endlicher Abſchluß.

In wiefern es uns gelungen iſt den älteſten abgeſchiedenen Orient an den neuſten, lebendigſten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurtheilen. Uns kam jedoch abermals eines zur Hand das, der Geſchichte des Tags angehörig, zu frohem und belebtem Schluſſe des Ganzen erfreulich dienen möchte.

Als, vor etwa vier Jahren, der nach Petersburg beſtimmte perſiſche Geſandte die Aufträge ſeines Kaiſers erhielt, verſammte die erlauchte Gemahlin des Monarchen keineswegs dieſe Gelegenheit, ſie ſendete vielmehr

von ihrer Seite bedeutende Geschenke Ihro der Kaiserin Mutter aller Reußen Majestät, begleitet von einem Briefe dessen Uebersetzung wir mitzutheilen das Glück haben.

Schreiben
der Gemahlin des Kaisers von Persien
an
Ihro Majestät die Kaiserin Mutter aller Reussen.

So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt besteht, möge die erlauchte Frau des Palasts der Größe, das Schatzkästchen der Perle des Reiches, die Constellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches getragen, den Cirkel des Mittelpunkts der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der obersten Gewalt, möge sie immer glücklich seyn und bewahrt vor allen Unfällen.

Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen hab' ich die Ehre anzumelden, daß, nachdem in unsern glücklichen Zeiten, durch Wirkung der großen Barmherzigkeit des allgewaltigen Wesens, die Gärten der zwei hohen Mächte aufs neue frische Rosenblüthen hervortreiben und alles was sich zwischen die beiden herrlichen Höfe eingeschlichen, durch aufrichtigste Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist; auch in Anerkennung dieser großen Wohlthat, nunmehr alle welche mit einem oder dem andern Hofe verbunden sind, nicht aufhören werden freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten.

Nun also in diesem Momente, da Se. Excellenz Mirza Abul Hassan Chan, Gesandter an dem großen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreis't, hab' ich nöthig gefunden die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und, weil es ein alter Gebrauch ist, gemäß den Grundsätzen der Freundschaft und Herzlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich die dargebotenen artigsten Schmuckwaaren unseres Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie dagegen, durch einige Tropfen freundlicher Briefe, den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte mich mit Aufträgen zu erfreuen, die ich angelegentlichst zu erfüllen mich erbiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll.

Geſchenke.

Eine Perlenſchnur an Gewicht 498 Karat.
Fünf indiſche Schawls.
Ein Pappenkäſtchen, Iſpahaniſche Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen.
Behältniß mit Geräthſchaften zu nothwendigem Gebrauch.
Fünf Stück Brokate.

Wie ferner der in Petersburg verweilende Geſandte über die Verhältniſſe beider Nationen ſich klug, beſcheidentlich ausdrückt, konnten wir unſern Landsleuten, im Gefolge der Geſchichte perſiſcher Litekatur und Poeſie, ſchon oben darlegen.

Neuerdings aber finden wir dieſen gleichſam gebornen Geſandten, auf ſeiner Durchreiſe für England, in Wien von Gnadengaben ſeines Kaiſers erreicht, denen der Herrſcher ſelbſt, durch dichteriſchen Ausdruck, Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch dieſe Gedichte fügen wir hinzu, als endlichen Schlußſtein unſeres zwar mit mancherlei Materialien, aber doch, Gott gebe! dauerhaft aufgeführten Domgewölbes.

در د رفش

فتحعلی شه ترك جمشید کیتی افروز
کشور خدای ایران خورشید عالم ارا
چترش بصحن کیهان افکنده ظلّ اعظم
کردش بمغز کیوان اگنده مشك سارا
ایران کنام شیران خورشید شاه ایران
زانست شیر وخورشید نقشو درفش دارا
فرق سفیر دانا یعنی ابو الحسن خان
بر اطلس فلك شود از این در فش خارا
از مهر سوی لندن اورا سفیر فرمود
ز ان داد فرّ و نصری برخسرو نصارا

Auf die Fahne

Feth Ali Schah der Türk ist Dschemschid gleich,
Weltlicht, und Irans Herr der Erden Sonne.
Sein Schirm wirft auf die Weltflur weiten Schatten,
Sein Gurt haucht Moschus in Saturns Gehirn.
Iran ist Löwenschlucht, sein Fürst die Sonne;
Drum prangen Leu und Sonn' in Dara's Banner.
Das Haupt des Beten Abul Hassan Chan
Erhebt zum Himmelstrom das seidne Banner.
Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

در پرده
با صورت شاه وافتاب

تبارك الله زاین پرده همایون فر
که افتاب بر پردکش پرده در
دلی طرازش از کلك مانی ثانی
نکار فتحعلی شاه افتاب افسر
مهین سفیر شهنشاه اسمان درگاه
ابو الحسن خان ان هوشمند دانشور
زپای تا سر او غرق کوهر از خسرو
سپرد چون ره خدمت بجای پا از سر
چو خواست بارکند تارکش قرین با مهر
قرانش داد بدین مهر اسمان چاکر
درین خجسته بشارت اشارتست بزرك
بر ان سفیر نکو سیرت ستوده سیر
که هست عهدش عهد جهانکشا دارا
که هست قولش قول سپهر فر داور

Auf das Ordensband
mit dem Bilde der Sonne und des Königes.

Es segne Gott dieß Band des edlen Glanzes;
Die Sonne zieht den Schleier vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweiten Mani Pinsel,
Das Bild Feth Ali Schahs mit Sonnenkrone.
Ein Bote groß des Herrn mit Himmelshof
Ist Abul Hassan Chan, gelehrt und weise,
Von Haupt zu Fuß gesenkt in Herrscherperlen;
Den Dienstweg schritt vom Haupt zum Ende er.
Da man sein Haupt zur Sonne wollt' erheben,
Gab man ihm mit die Himmelssonn' als Diener.
So frohe Botschaft ist von großem Sinn
Für den Gesandten edel und belebt;
Sein Bund ist Bund des Weltgebieters Tara,
Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsglanz.

Die orientalischen Höfe beobachten, unter dem Schein einer kindlichen Naivetät, ein besonderes kluges, listiges Betragen und Verfahren; vorstehende Gedichte sind Beweis davon.

Die neueste russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirza Abul Hassan Chan zwar bei Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunst, er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann, mit stattlichem Gefolge, nach England gesendet, um ihn aber recht zu verherrlichen, bedient man sich eines eignen Mittels. Man stattet ihn bei seiner Abreise nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm zudenkt, sondern läßt ihn mit Creditiven und was sonst nöthig ist seinen Weg antreten. Allein kaum ist er in Wien angelangt, so ereilen ihn glänzende Bestätigungen seiner Würde, auffallende Zeugnisse seiner Bedeutung. Eine Fahne mit Insignien des Reichs wird ihm gesendet, ein Ordensband mit dem Gleichniß der Sonne, ja mit dem Ebenbild des Kaisers selbst verziert, das alles erhebt ihn zum Stellvertreter der höchsten Macht, in und mit ihm ist die Majestät gegenwärtig. Dabei aber läßt man's nicht bewenden.

Gedichte werden hinzugefügt, die, nach orientalischer Weise, in glänzenden Metaphern und Hyperbeln, Fahne, Sonne und Ebenbild erst verherrlichen.

Zum bessern Verständnisse des Einzelnen fügen wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen Türken, als aus dem Stamme Catschar entsprungen, welcher zur türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Hauptstämme Persiens, welche das Kriegsheer stellen, nach Sprache und Abstammung getheilt in die Stämme der türkischen, kurdischen, kurischen und arabischen Zunge.

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewisse Eigenschaften, zusammen stellen: Feridun an Würde, ein Dschemschid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm ist der Kaiser selbst, Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieser aber beschattet ihn nicht allein, sondern die ganze Welt. Der Moschusgeruch, der feinste, dauerndste, theilbarste, steigt von des Kaisers Gürtel bis in Saturns Gehirn. Saturn ist für sie noch immer der oberste der Planeten, sein Kreis schließt die untere Welt ab, hier ist das Haupt, das Gehirn des Ganzen, wo Gehirn ist, sind Sinne, der Saturn ist also noch empfänglich für Moschusgeruch, der von dem Gürtel des Kaisers aufsteigt. Dara ist der Name Darius und bedeutet Herrscher, sie lassen auf keine Weise von der Erinnerung ihrer Voreltern los. Daß Iran Löwenschlucht genannt wird, finden wir deßhalb bedeutend, weil der Theil von Persien, wo jetzt der Hof sich gewöhnlich aufhält, meist gebirgig ist, und sich gar wohl das Reich als eine Schlucht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das seidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Gesandten so hoch als möglich, und ein freundliches liebevolles Verhältniß zu England wird zuletzt ausgesprochen.

Bei dem zweiten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung vorausschicken, daß Wortbezüge der persischen Dichtkunst ein inneres anmuthiges Leben verleihen, sie kommen oft vor und erfreuen uns durch sinnigen Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Bezirkung, die einen Eingang hat und deßwegen wohl auch eines Pförtners bedarf, wie das Original sich ausdrückt, und sagt: „dessen Vorhang (oder Thor) die Sonne aufhebt (öffnet)," denn das Thor vieler orientalischen Gemächer bildet ein Vorhang; der Halter und Aufheber des Vorhanges ist daher der Pförtner. Unter Mani ist Manes gemeint, Sectenhaupt der Manichäer, er soll

ein geſchickter Maler geweſen ſeyn, und ſeine ſeltſamen Irrlehren hauptſächlich durch Gemälde verbreitet haben. Er ſteht hier wie wir Apelles und Raphael ſagen würden. Bei dem Wort Herrſcherperlen fühlt ſich die Einbildungskraft ſeltſam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen und ſo wird ein Perlenmeer denkbar, in welches die gnädige Majeſtät den Günſtling untertaucht. Zieht ſie ihn wieder hervor, ſo bleiben die Tropfen an ihm hängen, und er iſt köſtlich geſchmückt von Haupt zu Fuß. Nun aber hat der Dienſtweg auch Haupt und Fuß, Anfang und Ende, Beginn und Ziel; weil nun alſo dieſen der Diener treu durchſchritten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die Abſicht den Geſandten überſchwenglich zu erhöhen, und ihm an dem Hofe, wo er hingeſandt worden, das höchſte Vertrauen zu ſichern, eben als wenn der Kaiſer ſelbſt gegenwärtig wäre. Daraus wir denn ſchließen, daß die Abſendung nach England von der größten Bedeutung ſey.

Man hat von der perſiſchen Dichtkunſt mit Wahrheit geſagt, ſie ſey in ewiger Diaſtole und Syſtole begriffen; vorſtehende Gedichte bewahrheiten dieſe Anſicht. Immer geht es darin ins Gränzenloſe und gleich wieder ins Beſtimmte zurück. Der Herrſcher iſt Weltlicht und zugleich Reiches Herr; der Schirm, der ihn vor der Sonne ſchützt, breitet ſeine Schatten über die Weltflur aus; die Wohlgerüche ſeines Leibgurts ſind dem Saturn noch ruchbar, und ſo weiter fort ſtrebt alles hinaus und herein, aus den fabelhafteſten Zeiten zum augenblicklichen Feſttag. Hieraus lernen wir abermals, daß ihre Tropen, Metaphern, Hyperbeln niemals einzeln, ſondern im Sinn und Zuſammenhange des Ganzen aufzunehmen ſind.

Reviſion.

Betrachtet man den Antheil, der von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ſchriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden; ſo findet ſich derſelbe meiſtens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch etwas zu verändern und zu verbeſſern iſt. Wäre es möglich, daß uns eine anerkannt fehlerloſe Abſchrift eines alten Autors eingehändigt würde, ſo möchte ſolcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geläugnet werden, daß wir perſönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, indem wir uns durch deſſen Entdeckung

geschmeichelt fühlen. Möge diese menschliche Eigenheit auch unserer Druckschrift zu gute kommen, da verschiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbessern, uns oder andern, künftig verbehalten bleibt; doch wird ein kleiner Beitrag hierzu nicht unfreundlich abgewiesen werden.

Zuvörderst also möge von der Rechtschreibung orientalischer Namen die Rede seyn, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen ist. Denn, bei dem großen Unterschiede der östlichen und westlichen Sprache, hält es schwer für die Alphabete jener bei uns reine Aequivalente zu finden. Da nun ferner die europäischen Sprachen unter sich, wegen verschiedener Abstammung und einzelner Dialekte, dem eigenen Alphabet verschiedenen Werth und Bedeutung beilegen; so wird eine Uebereinstimmung noch schwieriger.

Unter französischem Geleit sind wir hauptsächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelot's Wörterbuch kam unsern Wünschen zu Hülfe. Nun mußte der französische Gelehrte orientalische Worte und Namen der nationellen Aussprache und Hörweise aneignen und gefällig machen, welches denn auch in deutsche Cultur nach und nach herüberging. So sagen wir noch Hegire lieber als Hedschra, des angenehmen Klanges und der alten Bekanntschaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleistet! und, ob sie schon über die Aussprache ihres eignen Idioms nicht einig sind, sich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weise auszusprechen und zu schreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutschen, denen es am leichtesten fällt zu schreiben wie sie sprechen, die sich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichstellen, gingen ernstlich zu Werke. Eben aber weil sie dem Ausländischen und Fremden sich immer mehr anzunähern bemüht gewesen, so findet man auch hier zwischen älteren und neueren Schriften großen Unterschied, so daß man sich einer sichern Autorität zu unterwerfen kaum Ueberzeugung findet.

Dieser Sorge hat mich jedoch der eben so einsichtige als gefällige Freund, J. G. L. Kosegarten, dem ich auch obige Uebersetzung der kaiserlichen Gedichte verdanke, gar freundlich enthoben und manche Berichtigungen mitgetheilt. Möge dieser zuverlässige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Diwan gleichfalls geneigt begünstigen.

Regiſter.

A.

Aaron 285.
Abbas 111. 302.
Abraras 6. 115.
Abul Haſſan Ghan 331.
Acheſegai 249.
Alexander der Große 112. 143. 213. 216. 223. 251. 252. 332.
Allah 131. 146. 167. 231.
Amralkai 205.
Amru 205.
Anſari 227. 228.
Antara 205.
Aſra 42. 271.
Attar 231.

B.

Balch 113. 214. 222. 231.
Bamian 214.
Barmekiden 1. 2. 214. 222.
Baſtan Nameh 227.
Behramgur 130. 241.
Bidpai 217. 241. 264.
Beteinah 41. 120. 241. 267.

C.

Calyb und Calybat 222.
Catichar 243. 332.
Chakani 249.
Chardin 314.
Chattaj 277.
Cheern Parvie 263. 218. 230.
Chuarezm 277.
Citius 251.

D.

Darius I. 215. 332.
Darius Codomannus 215.
Delille 325.
Derwiſch 232. 234.
Diez (von) 317.
Dilaram 130. 241.
Dſchami 130. 235. 237. 241.
Dſchelâl-eddin Rumi 70. 231. 236.
Dſchemil 41. 120. 241. 267.
Dſchemſchid 332.
Dſchengis Chan 230. 232.

E.

Ebuſuud 29. 30.
Eichhorn 203. 297. 316.
Enkemiaſi 229.
Enweri 88. 229. 236. 247. 249.
Eſſedi 228.

F.

Fal 264.
Ferhad 41.
Feriddin Attar 264.
Feth Ali Schah 243.
Firduſi 69. 119. 228. 236. 258. 273. 319. 326.

G.

Gaznewiden 227.
Genniſche 231.
Ghulam Schah 320. 322.
Guebern 211.

H.

Hafis 4. 27. 233. 237. 257. 264. 268. 270. 323.
Hammer (von) 323. 326.
Hareth 205.
Hatem 104.
Hatem Thai 104.
Hatem Zeqrai 104.
Hedſchra 334.
Heeren 297.
Hegire 3. 334.
Herbelot 334.
Herbert 313.
Herder 203.
Hohelied 203.
Homer 258. 263.
Horaz 258.
Hudhud 50.
Hudſeilite 208.
Huris 4. 30. 122. 185. 188. 242.

J.

Jamblika 196.
Jconium 232.
Jemen 207.
Jesdedſchird 227.
Jones 257. 315.
Iran 111. 233. 332.
Islam 93. 220. 234. 280.
Jſrael 281.
Jovendiar 258.

K.

Kaſchfer 277.
Kjekjawus 319.
Koſegarten 327. 334.
Kublai Chan 298.

L.

Lebid 205.
Leila 41. 56. 230.
Lokman 93.
Lorsbach 317.

M.

Maani 302.
Mahmud von Gasna 223
Mahomet 84. 182. 184. 192 218.
Mani 331. 332.
Manſur I. 227.
Marco Polo ſ. Polo.
Medſchnun 41. 56. 79. 230.
Megadhuta 327.
Meknewi 244.
Meſſud 319.
Michaelis 254.
Mirza 28.
Mirza Abul Haſſan Chan 242
Mirri 31.
Moallakat 204.
Mobeden 214. 218.
Montevilla (Joh. v.) 300
Moſaffer 234.
Moſes 282. 284.
Motanabbi 119. 229
Muley 149.

N.

Nibelungen 258. 325.
Nifami 43. 130. 230. 236. 238. 326.
Nuſchirwan 241.
Nuſreddin Chodſcha 275.

O.

Olearius 313
Omar 221.
Omar ebn abd el aſis 242

P.

Pambeh 177.
Parſen 173. 211. 280.
Paulus 297.
Pehlewi 229.
Polo (Marco) 255. 298.

R.

Reiske 254.
Richter (Jean Paul) 258.
Robawu 41.
Ruſtan 41.
Ruth 208.

S.

Saadi 130. 232. 237. 277. 313.
Sacy (Sylveſtre de) 338.
Sabir Farjabi 249.
Safontala 326.
Samaniden 227.
Sapor I. 217.
Saſſaniden 131. 217.
Schah Nameh 228. 273. 319. 326.
Schah Schedſchaa 67.
Schedſchaat 247.
Schehâb eddin 55.
Scheich 234.
Schiiten 307.
Schiraz 14. 232. 234.
Schirin 41. 213. 218. 230. 324.
Seldſchugiden 231.
Senaji 240.
Senderud 176.
Sherley 306. 313.
Smerdis 213.
Soſi 234.
Sunniten 307.

T.

Tarafa 205.
Tavernier 314.
Timur 84. 97. 275.
Tus 228. 229.

V.

Valle (Pietro della) 300.
Voß 326.

W.

Wamik 42. 271.
Wieland 325.

Z.

Zoheir 205.
Zoroaſter 211.

Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich ins Enge
Mich ſtille zurück!
O zärtliche Seele,
O ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick:
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Beladen zurück;
Hier find' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe ſein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf.

Silveſtre de Sacy.

Unſerm Meiſter, geh! verpfände
Dich, o Büchlein, traulich-froh;
Hier am Anfang, hier am Ende,
Oeſtlich, weſtlich A und Q.

سيلويستر دساسى

يا ايها الكتاب سر الى سيدنا الاعز
فسلم عليه بهذه الورقة
التى هى اول الكتاب واخره
يعنى اوله فى المشرق واخره فى المغرب
ما نصيحت بتجاى خود كرديم
روزكارى درين بسر برديم
بر نيايد بكوش رغبت كس
بر رسولان پيام باشد وبس

Wir haben nun den guten Rath geſprochen,
Und manchen unſrer Tage d'ran gewandt;
Mißtönt er etwa in des Menſchen Ohr —
Nun, Botenpflicht iſt ſprechen. Damit gut.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Goethe's

ſämmtliche Werke

Fünfter Band.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Fünfter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1850.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Hermann und Dorothea 1
Achilleïs 71
Reineke Fuchs 93

Hermann und Dorothea.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgeſtorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter fliehender Menſchen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſen,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du mildre den Sohn fort
Schickteſt, mit alten Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengſte!
Sehr gut nimmt das Kütſchchen ſich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutſcher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So ſprach, unter dem Thore des Hauſes ſitzend am Markte
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den loſen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen,
Und doch iſt er der loſe
So gut als wie der große.
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue

Und es verſetzte darauf die kluge, verſtändige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verſchenk' ich die abgetragene Leinwand:
Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück an Ueberzügen und Hemden:
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirſt du mir aber verzeih'n? denn auch dein Schrank iſt geplündert.
Und beſonders den Schlafrock mit Indianiſchen Blumen,
Von dem feinſten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er iſt dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der trefflich: Hauswirth und ſagte:
Ungern vermiſſ' ich ihn doch, den alten cattunenen Schlafrock,
Aecht Oſtindiſchen Stoffs: ſo etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann ſoll
Immer gehn im Türtout und in der Pekeſche ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſeyn; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.

Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon einige wieder,
Die den Zug mit geſeh'n: er muß doch wohl ſchon vorbei ſeyn.
Seht, wie allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wiſcht ſich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach ſolchem Schauſpiel ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu ſchon herein iſt,
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen zu ſehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das iſt beſtändiges Wetter! und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an zu ſchneiden die reichliche Ernte.

Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben:
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern gefahren

Rasch, an die andere Seite des Marks, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen – er war in Landau verfertigt.
Lebhaft wurden die Gassen: denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da, und manches Gewerbes.

Um so faß das traute liche Paar, sich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
Seht, dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die beiden, und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich sind' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Tiefer kannte das Leben, und kannte der Herzen Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft

Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein freier Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich [illegible] und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen.

Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannichfaltigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wanderer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannichfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nöthig und nützlich,
Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.

Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurücklässt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verlässt der Mensch so ungern das letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren, der eine,
Wünschte langsam zu fahren, ein anderer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Geleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauf' und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur

Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie scheint die Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie gingen dahin und freuten sich alle der Kühlung.

Sorgsam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geschliffener Flasche auf blankem zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und so sitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden braunen Tisch, er stand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirthes und Pfarrers:
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das seine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

Frisch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns also bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß seit dem schrecklichen Brande,
Da er so hart uns gestraft, er uns nun beständig erfreut hat,
Und beständig beschützt, so wie der Mensch sich des Auges
Köstlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb ist.
Sollt' er fernerhin nicht uns schützen und Hülfe bereiten?
Denn man sieht es erst recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erst durch fleißige Bürger
Neu aus der Asche gebaut und dann sie reichlich gesegnet,
Jetzo wieder zerstören und alle Bemühung vernichten?

Heiter sagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
Haltet am Glauben fest, und fest an dieser Gesinnung;
Denn sie macht im Glücke verständig und sicher, im Unglück
Reicht sie den schönsten Trost und belebt die herrlichste Hoffnung.

Da verſetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rheinſtroms,
Wenn ich, reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang' erwünſchte, gefeiert
Wird, in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entſchloſſen, vor Euch am Altare ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter dem Thorweg.

Terpſichore.

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträthſelt:
Lächelte dann, und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Menſch! Ich habe noch niemals
Euch ſo munter geſehn und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter: man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet ſo lange, die alten Stücke zu ſuchen
Und zu wählen; nur ſpät war erſt das Bündel zuſammen,
Auch der Wein und das Bier ward langſam, ſorglich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war ſchon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo ſie, wie ich gehört, heut' übernachten und raſten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochſen gezogen, den größten und ſtärkſten des Auslands:

Neben her aber ging, mit ſtarken Schritten, ein Mädchen.
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb ſie an und hielt ſie zurück, ſie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, ſo trat ſie den Pferden gelaſſen
Näher und ſagte zu mir: nicht immer war es mit uns ſo
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf dieſen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heiſchen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erſt entbundene Frau des reichen Beſitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt ſie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unſern zu helfen,
Wenn wir im nächſten Dorf, wo wir heute zu raſten gedenken,
Auch ſie finden, wiewohl ich fürchte, ſie ſind ſchon verüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarſchaft ſeyd, ſo ſpendet's gütig den Armen.

Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen, fürwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, ſogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löſ'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unſers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und ſie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht
Daß noch Wunder geſchehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch ſelber.
Und ich ſah die Wöchnerin froh die verſchiedene Leinwand,
Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, ſagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unſre Gemeine ſchon raſtet und dieſe Nacht durch ſich aufhält;
Dort beſorg' ich ſogleich das Kinderzeug, alles und jedes.

Und ſie grüßte mich noch, und ſprach den herzlichſten Dank aus,
Trieb die Ochſen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwieſpalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Roſſen das Dorf erreichte, die Speiſen
Unter das übrige Volk zu ſpenden, oder ſogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit ſie es weislich vertheilte.
Und ich entſchied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte ſie bald, und ſagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ' und manches Getränke,
Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch dieſe Gaben in deine
Hand zu legen, und ſo erfüll' ich am beſten den Auftrag;
Du vertheilſt ſie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf verſetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige ſoll ſich derſelben erfreuen.
Alſo ſprach ſie. Ich öffnete ſchnell die Kaſten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die ſchweren, brachte die Brode,
Flaſchen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kaſten.
Alles packte ſie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog ſo
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Als nun Hermann geendet, da nahm der geſprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glücklich, wer in den Tagen
Dieſer Flucht und Verwirrung in ſeinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange ſich ſchmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder beſorgt ſeyn.
Oefters dacht' ich mir auch ſchon die Flucht, und habe die beſten
Sachen zuſammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner ſeligen Mutter, wovon noch nichts verkauft iſt.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das ſo leicht nicht geſchafft wird.
Selbſt die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße geſammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß iſt.

Bleibt der Proviſor zurück, ſo geh' ich getröſtet von Hauſe.
Hab' ich die Baarſchaft gerettet und meinen Körper, ſo hab' ich
Alles gerettet: der einzelne Mann entfliehet am leichtſten.

Nachbar, verſetzte darauf der junge Hermann, mit Nachdruck:
Keineswegs denk' ich wie Ihr und tadle die Rede.
Iſt wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verſtehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entſchließen:
Denn manch gutes Mädchen bedarf des ſchützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorſteht.

Lächelnd ſagte darauf der Vater: ſo hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort haſt du mir ſelten geſprochen.

Aber es fiel ſogleich die gute Mutter lebend ein:
Sohn, fürwahr! du haſt Recht; wir Eltern gaben das Beiſpiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigſte Stunde zuſammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener ſchreckliche Brand, der unſer Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre ſind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Waſſer im Orte.
Alle Leute waren, ſpazierend in feſtlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend ſich ſelber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgeſammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieſes zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich ſaß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kaſten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,

Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel,
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Miſanthrop.

Erſt ſitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frei;
Auf einmal kommt in Eile
Sein ganz Geſicht der Eule
Verzerrtem Ernſte bei.
Ihr fraget, was das ſei?
Lieb' oder Langeweile?
Ach, ſie ſind's alle zwei!

Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl und ſpotte viel:
Ihr Mädchen ſeyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenſpiel,
Den David und den Alexander;
Sie ſind ja Forcen miteinander,
Und die ſind miteinander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit miſanthropiſchem Geſicht,

Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und du fastest darauf mich bei der Hand an, und sagtest:
Lieschen, wie kommst du hieher? Geh weg! du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefeln.
Und du hobest mich auf, und trugst mich herüber, durch deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von allem geblieben.
Und du setztest mich nieder und küßtest mich und ich verwehrt' es.
Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an seinem.
Doch ich verstand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schicktest und schnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinn' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest zu frei'n im Krieg und über den Trümmern.

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst; denn so ist alles begegnet.

Aber besser ist besser. Nicht einen jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen:
Nicht soll jeder sich quälen, wie wir und andere thaten.
O, wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und alles wird täglich
Theurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünscheten Weibchen,
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück:
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der sie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat.
Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen.
Reich ist der Mann fürwahr: sein Handel und seine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter sind da; sie theilen allein das Vermögen.
Schon ist die älteste bestimmt, ich weiß es; aber die zweite,
Wie die dritte sind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, so wie ich das Mütterchen forttrug.

Da versetzte der Sohn bescheiden dem drängenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unsers Nachbars zu wählen. Wir sind zusammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe sie oft vor der Knaben Wildheit beschützet.
Doch das ist lange schon her; es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen sind sie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntschaft, so wie Ihr es wünschtet, hinüber:
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn sie tadelten stets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht gestutzt und gekräuselt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt;
Aber noch früh genug merkt' ich, sie hatten mich immer zum besten:
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß so sie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen die jüngste.
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur eben im Schrank hängt,
Angezogen und war frisirt wie die übrigen Bursche.
Als ich eintrat, kicherten sie: doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen saß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen, und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war:
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wollte doch auch nicht stumm seyn! Sobald sie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt sich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch sich der Alte,
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, so viel sie auch sangen und spielten.

Und ich eilte beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe,
Hängte den Reck in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und ſchwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl Recht; denn eitel ſind ſie und liebles,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino.

Da verſetzte die Mutter: Du ſollteſt, Hermann, ſo lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämmtlich.
Minchen fürwahr iſt gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!

Da verſetzte bedenklich der Sohn: Ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß ſich ſo tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.

Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker:
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor anderen Bürgern ſich zeigte.
Und ſo täuſchte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Leſen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den andern gelang und du immer der unterſte ſaßeſt.
Freilich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Buſen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſo wie ich für dich that,
Mich zur Schule geſendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldnen Löwen.

Aber der Sohn ſtand auf und nahte ſich ſchweigend der Thüre,
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: So gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthſchaft, daß ich nicht ſchelte;
Aber denke nur nicht, du wolleſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!

Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menſchen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln.
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Clavier; es ſollen die ſchönſten,
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln,
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

Thalia.

Die Bürger.

Alſo entwich der beſcheidene Sohn der heftigen Rede:
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm, und ſchwerlich
Wird mich des herzlichſten Wunſches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich ſey, ſondern ein beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Luſt zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbeſſern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen,
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, weß Sinnes der Herr ſey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath ſich häufet, und Unrath auf allen Gaſſen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt und nicht wieder geſetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen
Bald begeben, und ſehn zum wenigſten Straßburg und Frankfurt,

Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut iſt.
Denn wer die Städte geſehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebeſſerten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Canäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich beim erſten Ausbruch gewehrt ſey?
Iſt das nicht alles geſchehn ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Bauherr war ich ſechsmal im Rath, und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emſig betrieben, und ſo auch die Anſtalt
Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Rathes.
Alle beſtreben ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeebau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Hauſ' und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein ſolcher wird Hermann immer mir bleiben.

Und es verſetzte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigſten dir dein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerm Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen aufs Beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn, ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muſter Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt du dem Armen
Allen Muth in der Bruſt, ſo wie du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich, und eilte dem Sohn nach,

Daß ſie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd ſagte darauf, ſobald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſeyn und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt; zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Veränderung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir ſchon mein Haus im mediſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beſte zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſtehn die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel ſo wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich hoch des farbig ſchimmernden Lichtes

Schöngeordneter Muscheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.
Eben so ward in dem Saale die Malerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles soll anders seyn und geschmackvoll,
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke,
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es kostet das fremde Holz nun am meisten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu schaffen;
Auch zu gehn mit der Zeit und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet sich jeder, auch nur zu rücken das Kleinste?
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu lassen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen sich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er ist; mich schreckte die Forderung.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer ſich unterhaltend. Die Mutter
Ging indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo ging ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: Er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da,
Eben ſo wenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Burgemeiſter.
Und ſo ging ſie bequem den trockenen Graben hinüber,
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunte Weinberg
Aufſtieg ſteileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.

Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich ſie los die Schmerzen
Allein es ſitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Wahrer Genuß.

Umſonſt daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllſt;
Der Liebe Freuden laß dir ſchenken,
Wenn du ſie wahr empfinden willſt.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir:
Doch willſt du dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gieb dich ſelbſt dafür.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, ſchränke ſelbſt dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden ſeyn.
Laß nur für Eine dich entzünden;
Und iſt ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden ſoll.

Empfinde, Jüngling! und dann wähle
Ein Mädchen dir, ſie wähle dich,
Von Körper ſchön und ſchön von Seele,
Und dann biſt du beglückt, wie ich.

Auch den ſchritt ſie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Röthlich blaue daneben von ganz beſonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend
Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben leſet und tritt, und den Moſt in die Fäſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und ſo der Ernten ſchönſte geehrt wird.
Doch unruhiger ging ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.
Ihn zu ſuchen war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemals
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, ſo wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit gereifter Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Viehs in ſeinem Schatten zu warten:
Bänke fanden ſie da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Hermann und ruhte,

Saß mit dem Arme geſtützt und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan, und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell; da ſah ſie ihm Thränen im Auge.

Mutter, ſagt' er betroffen, Ihr überraſcht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen.
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen ins Auge?

Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling, und ſagte:
Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem allen betrübenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden ausließ
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthſchaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe;
Aber wär' ich nicht beſſer, zu widerſtehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?

Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden:
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unsern Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig:
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge:
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst was deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn sieh', ich kenne dich besser.
Du verbirgst dein Herz, und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen:
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: was dringt dich zu dieser Entschließung?

Ernsthaft sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem andern gleich. Der Jüngling reifet zum Manne:
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche

Wilden ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo hat in der Bruſt mir
Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und Unbill,
Und ich verſtehe recht gut die weltlichen Dinge zu ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht rief die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu ſeyn und ſchrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach: ſie ſollten vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreißen.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingiebt, wenn ſich nicht alle zum Ganzen beſtreben.

Fahre nur fort, ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringſte;
Denn die Männer ſind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich dich niemals geſehn, und das Blut dir wallt in den Adern.
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich dringt zu entſtürzen.

Da überließ ſich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Bruſt der Mutter und ſprach ſo erweichet:
Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebſtes, und niemand
Schien mir klüger zu ſeyn und weiſer, als die mich erzeugten.

Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen:
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der oft heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen,
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der statt anderer mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe, beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter;
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt:
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.

Da antwortete drauf die gute Mutter verſtändig:
Sohn, mehr wünſcheſt du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur ſchönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünſcht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir iſt es bekannt, und jetzo ſagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde ſich zeigt, ſo bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falſche zu greifen, am meiſten.
Soll ich dir ſagen, mein Sohn, ſo haſt du, ich glaube, gewählet,
Denn dein Herz iſt getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir ſchon ſagt es die Seele:
Jenes Mädchen iſt's, das vertriebene, die du gewählt haſt.

Liebe Mutter, Ihr ſagt's! verſetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, ſie iſt's und führ' ich ſie nicht als Braut mir nach Hauſe
Heute noch, zieht ſie fort, verſchwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn.
Mutter, ewig umſonſt gedeiht mir die reiche Beſitzung
Dann vor Augen; umſonſt ſind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten iſt mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, ſie ſelbſt nicht troſtet den Armen.
Denn es löſet die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn ſie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn ſie dem erwählteten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davon zieht.
Darum laſſet mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Da verſetzte behend die gute verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,

Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.
Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verlobe,
Obgleich arm, ſo entſchieden er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt: ſo gibt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;
Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche.
Wo er heftiger ſpricht und anderer Gründe bezweifelt,
Nie bereutend: es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine ſich ſelber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbei iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er anderen lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich: das Friſchgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch verſammelt
Sitzen: beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.

Alſo ſprach ſie behende, und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es ſaßen die Drei noch immer ſprechend zuſammen,
Mit dem geiſtlichen Herrn der Apotheker beim Wirthe,
Und es war das Geſpräch noch immer ebendaſſelbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer verſetzte, würdig geſinnt, drauf:
Widerſprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt zu verharren im Alten,
Und ſich deſſen zu freun, was jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herum bäuft:
Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.

Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verstandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur versteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein sein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket:
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet.

Also sprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn stellend.
Vater, sprach sie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, seine Braut sich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieses, bald jenes
Mädchen bestimmten wir ihm mit elterlichem Geschwätze.
Nun ist er kommen, der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.
Sagten wir damals nicht immer: er solle selber sich wählen?
Wünschtest du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun ist die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und ist männlich entschieden.
Jenes Mädchen ist's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb sie ihm; oder er bleibt, so schaut er, im ledigen Stande.

Und es sagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und sicher gewählt: Euch ist sie die würdigste Tochter.

Aber der Vater schwieg. Da stand der Geistliche schnell auf,
Nahm das Wort, und sprach: Der Augenblick nur entscheidet

Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Beratſchung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Wert des Moments, es ergreift doch nur der Verſtänd'ge das Rechte.
Immer gefährlicher iſt's, beim Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er ſtreckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.
Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte: die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.

Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch dießmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus' Deviſe.
Gerne ſchick ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betrügt mich ſo leicht; ich weiß die Werte zu ſchätzen.

Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;

Ich, der ich dieſe Kunſt verſtehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der ſchönſten Ehe
Allein des Prieſters Segen fehlt.

Für nichts beſorgt als meine Freude,
Für mich nur ſchön zu ſeyn bemüht,
Wollüſtig nur an meiner Seite,
Und ſittſam wenn die Welt ſie ſieht;
Daß unſrer Gluth die Zeit nicht ſchade,
Räumt ſie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunſt bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar ſeyn.

Ich bin genügſam und genieße
Schon da, wenn ſie mir zärtlich lacht,
Wenn ſie bei Tiſch des Liebſten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel den ſie angebiſſen,
Das Glas woraus ſie trank, mir reicht,
Und mir bei halb geraubten Küſſen
Den ſonſt verdeckten Buſen zeigt.

Und wenn in ſtillgeſell'ger Stunde
Sie einſt mit mir von Liebe ſpricht,
Wünſch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küſſe wünſch' ich nicht.
Welch ein Verſtand der ſie beſeelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie iſt vollkommen, und ſie fehlet
Darin allein daß ſie mich liebt.

Zwei so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein, das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben: ihr eigenes Unglück vergessend,
Steht sie anderen bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß sind Jammer und Noth, die über die Erde sich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverlässigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, so wie Ihr des Brandes Euch freutet!

Da versetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie ist, o Sohn, dir die Zunge gelöst, die scheu dir im Munde
Lange Jahre gesteckt, und nur sich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht ist:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünstigt, und jeder Nachbar Partei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zusammen nicht widerstehen; was hülf' es?
Denn ich sehe doch schon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus: wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen.

Also der Vater. Es rief der Sohn mit froher Gebärde:
Noch vor Abend ist Euch die trefflichste Tochter bescheeret,
Wie sie der Mann sich wünscht, dem ein kluger Sinn in der Brust lebt
Glücklich ist die Gute dann auch, so darf ich es hoffen.
Ja, sie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, so wie sie verständige Kinder
Wünschen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich schirre die Pferde

Gleich und führe die Freunde hinaus, auf die Spur der Geliebten,
Ueberlasse die Männer sich selbst und der eigenen Klugheit,
Richte, so schwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entscheidung,
Und ich seh' es nicht wieder, als bis es mein ist, das Mädchen.
Und so ging er hinaus, indessen manches die andern
Weislich erwogen und schnell die wichtige Sache besprachen.

Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen,
Und befestigte dann die lan[illegible], breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitsche: dann saß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chaussee zu,
Rasch, und säumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gelegt, die immer lebendig hervorquoll.

Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.
Hermann aber beschloß, in diesem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that so, und sagte die Worte:
Steiget, Fremde, nun aus und gehet, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand sey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, so ging' ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.
Und Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt,
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Reck an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch sagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Absicht,
Sondern befraget die andern, und hört, was sie alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Also dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

Also sprach er. Es gingen darauf die Fremde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen:
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.
Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Thiere,
Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Späher,
Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten:
Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau.

Stärker fanden sie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der trebenden Männer, worein sich mischten die Weiber,
Schreiend. Da nahte sich schnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und sogleich verklang das Getöse,
Als er Ruhe gebot, und väterlich ernst sie betrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr ist der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie sonst, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet
Was ihr habet, zusammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.

Also sagte der Mann, und alle schwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder besänftigten Menschen.
Als der Geistliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und sprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut,
Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von selbst, und jeder ist sich der Klügste,
Wie der Beste; und so bestehen sie neben einander,
Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten:
Denn was alles geschieht, geht still, wie von selber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre sie fort, durch ängstliche Tage und Nächte:
Ach! da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sey,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr seyd gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleiten.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
Wahrlich unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu sprechen geneigt war
Und das Schicksal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Gespräch auf das Mädchen,
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, sobald ich sie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang sie von Hause vertrieben,
Sagte der Mann darauf: Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sey,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müssiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?
Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,

Jedem das Seine versprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbetrübenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen;
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelaßnes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter:
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung

Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts, und freut sich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbau's friedliche Rüstung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verschonung;
Ueberall rat'te die Wuth und die feige tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Trefflicher Mann! versetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck.
Wenn ihr den Menschen verkennt, so kann ich Euch darum nicht schelten;
Habt Ihr doch Böses genug erlitten vom wüsten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehn, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgeist.

Lächelnd versetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauses
Man den betrübten Besitzer an Geld und Silber erinnert,
Das geschmolzen im Schutt nun überblieben zerstreut liegt.
Wenig ist es fürwahr, doch auch das wenige köstlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut sich des Fundes.

Und so kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich sah sich Feinde versöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich sah auch der Freunde.
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmögliches wagen;
Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; sah wie der Greis sich
Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als Jüngling enthüllte,
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geistes.
Und so laßt mich vor allen der schönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb:
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Gesindels,
Plündernd, und drängte sogleich sich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der schön erwachsenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und aufs hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet.

Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin sie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befinde?

Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn, und sagte die wispernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet sie selber mit Augen:
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und sie kehrten sich um, und weg ward gerufen der Richter

Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete listig.
Seht Ihr, sagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Cattun und den blauen
Kissenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete schnell, fürwahr, und gut die Geschenke.
Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an:
Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eirund,
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, viel gefaltet, vom Busen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel sie ist's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sey, ein häusliches Mädchen.

Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr es ist mir kein Wunder;
Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch geselle.
Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht.
So ein vollkommner Körper gewiß bewahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter.

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen:
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnſucht mich an ihre Bruſt.
Sieh, Jüngling! dieſes heißt genießen,
Sey klug und ſuche dieſe Luſt.
Der Tod führt einſt von ihrer Seite
Dich auf zum engliſchen Geſang,
Dich zu des Paradieſes Freude,
Und du fühlſt keinen Uebergang.

Der Schäfer.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenſchläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.

Ein Mädchen konnt' ihn faſſen:
Da war der Tropf verlaſſen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt er die Sterne,
Er klagt und härmt ſich brav.

Nun da ſie ihn genommen,
Iſt alles wieder kommen,
Durſt, Appetit und Schlaf.

Eh du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser.
Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also zuerst bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen.

Auch ich lobe die Vorsicht, versetzte der Geistliche folgend;
Frei'n wir doch nicht für uns! Für andere frei'n ist bedenklich.

Und sie gingen darauf dem wackeren Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder heraufkam.

Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
Sagt! wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier
Unter dem Apfelbaum sitzt, und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Cattun, der ihr vermuthlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Absicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter sogleich nun herzutrat,
Sagt' er: Diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.
Auch, mit stillem Gemüth, hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Willkür und Ränke.
Also sagte der Richter. Die beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm schon mildre verspendet,
Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn,

Und er reicht' es dem Schulzen und sagte: Theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte sich der Mann, und sagte: Wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist.

Da versetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und niemand
Weigre sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ei doch! sagte darauf der Apotheker geschäftig.
Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch lass' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Also sprach er, und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tabak ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden sich einige Pfeifen.
Klein ist die Gabe, setzt' er dazu. Da sagte der Schultheiß:
Guter Tabak ist doch dem Reisenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaster.

Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und sie schieden vom Richter.
Eilen wir! sprach der verständige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich; er höre so schnell als möglich die fröhliche Botschaft.

Und sie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerstampften
Wild den Rasen; er hielt sie im Zaum, und stand in Gedanken,
Blickte still vor sich hin und sah die Freunde nicht eher,
Bis sie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon so ferne begann der Apotheker zu sprechen;
Doch sie traten näher hinzu. Da fasste der Pfarrherr

Seine Hand, und sprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil dir, junger Mann! Dein treues Auge, dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner ist sie werth: drum komm' und wende den Wagen
Daß wir fahrend sogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um sie werben und bald nach Hause führen die Gute.

Aber der Jüngling stand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmlisch waren und tröstlich.
Seufzete tief und sprach: Wir kamen mit eilendem Fuhrwerk
Und wir ziehen vielleicht beschämt und langsam nach Hause;
Denn hier hat mich, seitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es sey ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?
Fahret nicht rasch bis hinan; wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dieß Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach! da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämet.

Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon:
Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein:
Freilich! so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen,
Da ein jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen,
Ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen:
Diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkorenen Braut, der dann in stattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tische den würdigen Bürger besuchte,

Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderst
Wechselnd, und klug das Gespräch zu lenken und wenden verstehend.
Endlich nach langem Umschweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauses, von dem man gesandt war.
Kluge Leute merkten die Absicht; der kluge Gesandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte sich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, so war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, so war der Freiersmann immer
In dem Hause der Erste bei jedem häuslichen Feste;
Denn es erinnerte sich durchs ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geschickte Hand den ersten Knoten geschlungen.
Jetzt ist aber das alles, mit anderen guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und jeder freit für sich selber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa bescheert ist, und stehe beschämt vor dem Mädchen!

Sey es, wie ihm auch sey! versetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und schon sich im Stillen entschlossen.
Selber geh' ich und will mein Schicksal selber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich.
Soll ich sie auch zum letztenmal sehn, so will ich noch einmal
Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;
Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret;
Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.
Aber laßt mich allein! Ihr sollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit sie erfahren,
Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth ist, das Mädchen.
Und so laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unsern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hause zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und schnell heimführte! Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh sie nicht wieder.

Also sprach er und gab dem geistlichen Herren die Zügel.
Der verständig sie faßte, die schäumenden Rosse beherrschend,
Schnell den Wagen bestieg und den Sitz des Führers besetzte.

Aber du zauderest noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum Besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.

Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:
Sitzet nur ein, und getrost vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halb getröstet bestieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet;
Und die Hengste rannten nach Hause, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubs quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch stand der Jüngling, und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so stand er ohne Gedanken.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei, und schien dem Pfar' ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem stammenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu, und staunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet' er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten alſo:
Find' ich dich, wackeres Mädchen, so bald aufs neue beschäftigt,
Hülfreich andern zu seyn und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich andere doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?
Freilich ist dieß von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst du es wohl, die du treulich gerettet?

Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,

Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer Eure Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber sogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu schöpfen, wo rein und unablässig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dieß: Es haben die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brunnen befudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, sich selbst und das nächste Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des Folgenden denkt er.

Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erst dich gesehn? wie bist du gekommen?

Denkend schaute Hermann zur Erde, dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf, und sah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen: ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell, und sagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwiedern.
Deinetwegen kam ich hierher! was soll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,

Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthschaft.
Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer sie nöthigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein Mädchen im Hause,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich sah, in freier Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wie ich. — Verzeih' mir die stotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das Weitre zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur g'rad heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz seyn.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die meisten beisammen, die übrigen werden sich finden.
Alle denken gewiß in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln.
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen:
Denn gelöst sind die Bande der Welt; wer knüpfet sie wieder
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!
Kann ich im Hause des würdigen Manns mich, dienend, ernähren

Unter den Augen der trefflichen Frau, so thu' ich es gerne:
Denn ein wanderndes Mädchen ist immer von schwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, sobald ich die Krüge den Fremden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt, Ihr müsset sie sehen, und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entschließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit sollte gestehen.
Aber es schien ihm das Beste zu seyn, in dem Wahn sie zu lassen,
Zu sein Haus sie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erst.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens:
Und so ließ er sie sprechen, und horchte fleißig den Worten.

Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen.

Also standen sie auf und schauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.
Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, sprach sie; es trägt sich besser die gleiche Last so.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung:
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Geben und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,

Wenn der Säugling die Kranken weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht: doch sollen sie dankbar es einsehn.

Alle sprach sie, und war, mit ihrem stillen Begleiter,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Diese waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte sie nun im Gewimmel der Alte.
Und sie sprangen mit Lust, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Gespielen!
Auf Dorotheen sprangen sie dann und grüßten sie freundlich,
Brot verlangend und Obst, vor allem aber zu trinken.
Und sie reichte das Wasser herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, so trank auch der Richter.
Alle waren gelegt, und lobten das herrliche Wasser;
Säuerlich war's und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen.

Da versetzte das Mädchen mit ernsten Blicken und sagte:
Freunde, dieses ist wohl das letztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Wasser euch netze:
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genesset,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienstes,
Den ich euch aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft geleistet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern laß' ich euch zwar; doch jeder ist diesmal dem andern
Mehr zur Last als zum Trost, und alle müssen wir endlich
Uns im fremden Lande zerstreun, wenn die Rückkehr versagt ist.
Seht, hier steht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Diese Hülle des Kinds und jene willkommene Speise.
Dieser kommt und wirbt, in seinem Haus mich zu sehen,

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich.
Frühling iſt es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,

Laß ich diene daselbst den reichen trefflichen Eltern;
Und ich schlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen.
Also folg' ich ihm gern; er scheint ein verständiger Jüngling.
Und so werden die Eltern es sehn, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings', der schön so gesund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Brust in diesen farbigen Wickeln,
O, so gedenket des Jünglings, des guten, der sie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, so sprach sie gewendet zum Richter,
Habt Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherlei Fällen.

Und sie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Gelispel.
Aber du sagtest indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig seyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menschen den Haushalt zu führen bedacht sind.
Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bei Tausch und Handel betrachtet;
Aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall ins Haus ein,
Und bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.
Aber es scheint, Ihr versteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav ist.
Haltet sie wohl! Ihr werdet, so lang sie der Wirthschaft sich annimmt,
Nicht die Schwester vermissen, noch Eure Eltern die Tochter.

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die bessere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entschluß, und segneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
Denn so sagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, so ist sie geborgen.
Hermann faßte darauf sie bei der Hand an und sagte:

Laß uns gehen: es neigt sich der Tag, und fern ist das Städtchen.
Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog sie hinweg: noch viele Grüße befahl sie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrei'n und entsetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht lassen.
Aber ein' und die andre der Weiber sagte gebietend:
Stille, Kinder! sie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug, das euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Teuten.
Und so ließen die Kinder sie los, und Hermann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Alſo gingen die zwei entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß: denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich beide des hohen wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.

Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es verſetzte dagegen der gute verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderſt dich nach dem Sinne der Eltern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,

Früh den Acker und ſpät und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen:
Und ſo wirſt du ihr auch das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das deine beachteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſtemal iſt's, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwätzen gewohnt iſt:
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.

Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zuſammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel: ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bei uns auf deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knixchen
Segenswünſche den Eltern, und hielten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohne, und künftig meinem Gebieter?

Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen die Maſſen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.

Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertriebne geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen,
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen.
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander.

Aber das Mädchen begann und ſagte: Wie ſind' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle die Scheiben.

Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird; wir verändern im Hauſe.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh, es rückt das ſchwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond.

Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.

Und ſo leitet' er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände;
Und mit ſchwankenden Lichtern, durchs Laub, überblickte der Mond ſie,
Eh er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkel das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing;

Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth du erſcheineſt.

Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theilet die Wolken ſogleich, die über ihr Glück ſich heraufziehn!
Aber ſaget vor allem, was jetzt im Hauſe geſchiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen Verdunkeln des Himmels;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Fremde, daß, ohne das Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſo bald ſich vom Jüngling getrennet.

Mache nicht ſchlimmer das Uebel! verſetzt' unmuthig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs.

Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knaben, die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäſchen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.

Sagt, verſetzte der Pfarrer: welch Kunſtſtück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es ſich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedenklichen Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,
Und ſo geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,
Dir den Sarg zu bereiten und ſchnell und geſchickt zu vollenden;
Und ſie tragen das bretterne Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Bretter gefügt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutſche.
Nennen andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeduldig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd ſagte der Pfarrer: Des Todes rührendes Bild ſteht
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln:
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung:
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreiſes
Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende!

Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar ſich,
Und es erſtaunten die Freunde, die liebenden Eltern erſtaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.

Hermann ſtellte den Eltern ſie vor, mit fliegenden Worten.
Hier iſt, ſagt' er, ein Mädchen, ſo wie ihr im Hauſe ſie wünſchet.
Lieber Vater, empfanget ſie gut; ſie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt ſie ſogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthſchaft,
Daß ihr ſeht, wie ſehr ſie verdient, Euch näher zu werben.

Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
Sagte: Würdiger Herr, nun helft mir aus dieſer Beſorgniß
Schnell, und löſet den Knoten, vor deſſen Entwicklung ich ſchaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern ſie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig ſie flieht, ſobald wir gedenken der Heirath.
Aber entſchieden ſey es ſogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll ſie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,
Mit behaglicher Art, im guten Sinne geſprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geſchmack, der ſeiner Zeit es gewieſen,
Immer die Schönſte zum Tanze geführt, und endlich die Schönſte
In ſein Haus, als Frau, ſich gehelt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt, und ob er ſich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entſchließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm iſt ſo ſchwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und ſtille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von ſolchen ſpöttiſchen Worten,
Wie ſie ihr ſchienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergoſſen; doch hielt ſie ſich an und nahm ſich zuſammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
Traun! zu ſolchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geſchildert, des trefflichen Bürgers:
Und ich weiß, ich ſtehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der ſich klug mit jedem beträgt, und gemäß den Perſonen.
Aber ſo ſcheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit iſt:
Denn ſonſt würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geſchick von Eurem Sohn und von Euch ſey.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel ins Haus ein,
Das mit allem verſehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Iſt es edel, mich gleich mit ſolchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah mich ſchon aus dem Hauſe zurücktreibt?

Bang bewegte ſich Hermann, und winkte dem geiſtlichen Freunde,
Daß er ins Mittel ſich ſchlüge, ſogleich zu verſcheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und ſchaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm ſein Geiſt, nicht gleich die Verwirrung zu löſen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.

Und er ſagte darauf zu ihr mit verſuchenden Worten:
Sicher, du überlegteſt nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entſchloſſeſt,
Was es heiße das Haus des gebietenden Herrn zu betreten:
Denn der Handſchlag beſtimmt das ganze Schickſal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das ſchwerſte des Dienſts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit:
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht ſich der thätige Freie;
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,

Und die Birken ſtreun mit Reigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergötz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Glück und Traum.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehn,
Und dich als Frau, und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde,
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küſſe nehmen kann.

Das reinſte Glück das wir empfunden,
Die Wolluſt mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmſten Küſſe,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Oder dieſes und jenes begehrt, mit ſich ſelber in Zweiſpalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht ſich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das iſt ſchwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungeſäumt und raſch, und ſelbſt nicht mürriſch zu ſtocken.
Doch du haſt mir dazu nicht geſchickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen ſo tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Alſo ſprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und ſie hielt ſich nicht mehr; es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervorrang.

Und ſie ſagte ſogleich mit heiß vergoſſenen Thränen:
O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.
Ihr ſeyd glücklich und froh, wie ſollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Krankende fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein, es hülfe mir nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.
Zeige ſich gleich, was ſpäter nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in ſtillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben:
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dieß iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen.
Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen.

Und ich folgt' ihm ſo gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freilich das Herz ich will es geſtehen
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes dereinſt unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun ſeh' ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah dem ſtill Geliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre.
Alles das hab' ich geſagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Beſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſ't das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Uebel iſt heilbar.
Aber das ſey nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frei die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,
Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.

Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag, was bedeutet mir dieß? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht; du biſt mir des Sohnes Verlobte.

Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:

Alſo das iſt nur zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,
Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher Nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrei, das heftig verworren beginnet.
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dieß wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über das Mädchen:
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.

Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Tiefer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?

Nun trat Hermann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reun, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich ins Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendeſt du mir's! O, ſey mir geſegnet!" —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude.

Wenn ſie den Liebenden ſind die lang' erſehnte Verſicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.

Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene ſchuld war,
Sey der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter euch leiſten.

Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte ſie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
Nicht ſo leicht; er war von rundlichem Gliede gehalten.
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: Noch einmal ſey der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Tiefer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gefreit, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.
Alſo verlob' ich euch hier und ſegn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.
Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen ſtaunend,
Den ſchon Hermann zuvor am Brunnen ferglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
Wie! du verlobeſt dich ſchon zum zweitenmal? Daß nicht der erſte
Bräutigam bei dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!

Aber ſie ſagte darauf: O, laßt mich dieſer Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mir ihn ſcheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Luſt im neuen veränderten Weſen zu wirken
Trieb nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, ſagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staaten,
Und es löſt der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund: ſo löſt ſich Liebe von Liebe.
Ich verlaſſe dich hier; und, wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals iſt nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahrſt mir dein Herz; und finden vereinſt wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſeyn, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeyſt!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſey dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er: und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſendmal dacht' ich der Warnung.

Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.

Alſo ſprach ſie, und ſteckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam ſprach, mit edler männlicher Rührung:
Deſto feſter ſey, bei der allgemeinen Erſchütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehrt das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde,
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Achilleïs.

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal,
Strebend gegen den Himmel, und Ilios' Mauern erschienen
Roth, durch die finstere Nacht; der aufgeschichteten Waldung
Ungeheures Gerüst, zusammenstürzend, erregte
Mächtige Gluth zuletzt. Da senkten sich Hektors Gebeine
Nieder, und Asche lag der edelste Troer am Boden.

Nun erhob sich Achilleus vom Sitz vor seinem Gezelte,
Wo er die Stunden durchwachte, die nächtlichen, schaute der Flammen
Fernes, schreckliches Spiel und des wechselnden Feuers Bewegung,
Ohne die Augen zu wenden von Pergamos' röthlicher Veste.
Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Todten,
Der ihm den Freund erschlug und der nun bestattet dahin sank.

Aber als nun die Wuth nachließ des fressenden Feuers
Allgemach, und zugleich mit Rosenfingern die Göttin
Schmückete Land und Meer, daß der Flammen Schrecknisse bleichten,
Wandte sich, tief bewegt und sanft, der große Pelide
Gegen Antilochos hin und sprach die gewichtigen Worte:
So wird kommen der Tag, da bald von Ilios' Trümmern
Rauch und Qualm sich erhebt, von thrakischen Lüften getrieben,
Iras langes Gebirg und Gargaros' Höhe verdunkelt:
Aber ich werd' ihn nicht sehen! die Völkerweckerin Eos
Fand mich Patroklos Gebein zusammenlesend, sie findet
Hektors Brüder anjetzt in gleichem frommem Geschäfte.
Und dich mag sie auch bald, mein trauter Antilochos, finden.

Lebendiges Andenken.

Der Liebſten Band und Schleife rauben,
Halb mag ſie zürnen, halb erlauben,
Euch iſt es viel, ich will es glauben
Und gönn' euch ſolchen Selbſtbetrug:
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sind wahrlich keine kleinen Dinge;
Allein mir ſind ſie nicht genug.

Lebend'gen Theil von ihrem Leben,
Ihn hat nach leiſem Widerſtreben
Die Allerliebſte mir gegeben,
Und jene Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach' ich all der Trödelwaare!
Sie ſchenkte mir die ſchönen Haare,
Den Schmuck des ſchönſten Angeſichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, miſſen;
Wirſt du mir doch nicht ganz entriſſen:
Zu ſchaun, zu tändeln und zu küſſen
Bleibt die Reliquie von dir. —
Gleich iſt des Haars und mein Geſchicke;
Sonſt buhlten wir mit Einem Glücke
Um ſie, jetzt ſind wir fern von ihr.

Feſt waren wir an ſie gehangen;
Wir ſtreichelten die runden Wangen,
Uns lockt' und zog ein ſüß Verlangen,
Wir gleiteten zur vollern Bruſt.

Daß du den leichten Reſt des Freundes jammernd beſtatteſt.
Soll dieß alſo nun ſeyn, wie mir es die Götter entbieten;
Sey es! Gedenken wir nun des Nöthigen, was noch zu thun iſt.
Denn mich ſoll, vereint mit meinem Freunde Patrokles,
Ehren ein herrlicher Hügel, am hohen Geſtade des Meeres
Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.
Fleißig haben mir ſchon die rüſtigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen ſie einwärts,
Gleichſam ſchützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Alſo umgränzten den weiten Raum ſie geſchäftig.
Aber wachſen ſoll mir das Werk! Ich eile die Schaaren
Aufzurufen, die mir noch Erde mit Erde zu häufen
Willig ſind, und ſo vielleicht beförd' ich die Hälfte;
Euer ſey die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt hat.

Alſo ſprach er und ging, und ſchritt durch die Reihe der Zelte
Winkend jenem und dieſem und rufend andre zuſammen.
Alle ſogleich nun erregt ergriffen das ſtarke Geräthe,
Schaufel und Hacke mit Luſt, daß der Klang des Erzes ertönte,
Auch den gewaltigen Pfahl, den ſteinbewegenden Hebel.
Und ſo zogen ſie fort, gedrängt aus dem Lager ergoſſen,
Aufwärts den ſanften Pfad, und ſchweigend eilte die Menge.
Wie wenn zum Ueberfall gerüſtet nächtlich die Auswahl
Stille ziehet des Heers, mit leiſen Tritten die Reihe
Wandelt und jeder die Schritte mißt, und jeder den Athem
Anhält, in feindliche Stadt, die ſchlechtbewachte, zu dringen:
Alſo zogen auch ſie, und aller thätige Stille
Ehrte das ernſte Geſchäft und ihres Königes Schmerzen.

Als ſie aber den Rücken des wellenbeſpületen Hügels
Bald erreichten und nun des Meeres Weite ſich aufthat,
Blickte freundlich Eos ſie an, aus der heiligen Frühe
Fernem Nebelgewölk, und jedem erquickte das Herz ſie.
Alle ſtürzten ſogleich dem Graben zu, gierig der Arbeit,
Riſſen in Schollen auf den lange betretenen Boden,
Warfen ſchaufelnd ihn fort, ihn trugen andre mit Körben

Aufwärts. In Helm und Schild einfüllen ſah man die einen,
Und der Zipfel des Kleids war anderen ſtatt des Gefäßes.

Itzt eröffneten heftig des Himmels Pforte die Horen,
Und das wilde Geſpann des Helios, brauſend erhub ſich's.
Raſch erleuchtet' er gleich die frommen Aethiopen,
Welche die äußerſten wohnen von allen Völkern der Erde.
Schüttelnd bald die glühenden Locken, entſtieg er des Ida
Wäldern, um klagenden Troern, um rüſt'gen Achäern zu leuchten.

Aber die Horen indeß, zum Aether ſtrebend, erreichten
Zeus Kroniens heiliges Haus, das ſie ewig begrüßen.
Und ſie traten hinein, da begegnete ihnen Hephäſtos
Eilig, hinkend, und ſprach aufforderude Worte zu ihnen:
Trügliche! Glücklichen ſchnelle, den Harrenden langſame, hört mich!
Tiefen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorſam,
Nach dem göttlichen Maaß des herrlichſten Muſengeſanges;
Sparte nicht Gold und Silber, noch Erz, und bleiches Metall nicht;
Und ſo wie ich's vollendet, vollkommen ſtehet das Werk noch,
Ungekränkt von der Zeit. Denn hier ergreift es der Roſt nicht,
Noch erreicht es der Staub, des irdiſchen Wandrers Gefährte.
Alles hab' ich gethan was irgend ſchaffende Kunſt kann.
Unerſchütterlich ruht die hohe Decke des Hauſes,
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrſcher folget ſein Thron, wohin er gebietet,
Wie dem Jäger der Hund, und goldene wandelnde Knaben
Schuf ich, welche Kronien, den kommenden, unterſtützen,
Wie ich mir eherne Mädchen erſchuf. Doch alles iſt lebles!
Euch allein iſt gegeben, den Charitinnen und euch nur,
Ueber das todte Gebild des Lebens Reize zu ſtreuen.
Auf denn! ſparet mir nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn
Liebreiz herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt ſo fort mich preiſen wie Anfangs.
Und ſie lächelten ſanft, die beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich, und goſſen umher verſchwenderiſch Leben und Licht aus,
Daß kein Menſch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte.

Alſo gegen die Schwelle bewegte ſich eilig Hephäſtos,
Auf die Arbeit geſinnt, denn dieſe nur regte das Herz ihm.
Da begegnet' ihm Here, von Pallas Athene begleitet,
Sprechend wechſelndes Wort; und als den Sohn ſie erblickte,
Hielt ſie ihn an ſogleich und ſprach, die göttliche Here:
Sohn, du mangelſt nun bald des ſelbſtgefälligen Ruhmes,
Daß du Waffen bereiteſt, vom Tode zu ſchützen die Menſchen,
Alle Kunſt erſchöpfend, wie dieſe dich bittet und jene
Göttin; denn nah iſt der Tag, da zeitig der große Pelide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Gränze bezeichnend.
Schutz nicht iſt ihm dein Helm, noch der Harniſch, auch nicht des Schildes
Umfang, wenn ihn beſtreiten die finſteren Keren des Todes.

Aber der künſtliche Gott Hephäſtos ſagte dagegen:
Warum ſpotteſt du mein, o Mutter, daß ich geſchäftig
Mich der Thetis bewies und jene Waffen verfertigt?
Käme doch gleiches nicht vom Ambos irdiſcher Männer;
Ja, mit meinem Geräth verfertigte ſelbſt ſie ein Gott nicht,
Angegoſſen dem Leib, wie Flügel den Helden erhebend,
Unzurcheringlich und reich, ein Wunder ſtaunendem Anblick.
Denn was ein Gott den Menſchen verleiht, iſt ſegnende Gabe,
Nicht wie ein Feindes-Geſchenk, das nur zum Verderben bewahrt wird.
Und mir wäre gewiß Patroklos glücklich und ſiegreich
Wiedergekehrt, wofern nicht Phöbos den Helm von dem Haupt ihm
Schlug, und den Harniſch trennte, ſo daß der Entblößte dahin ſank.
Aber ſoll es denn ſeyn, und fordert den Menſchen das Schickſal,
Schützte die Waffe nicht, die göttlichſte, ſchützte die Aegis
Selbſt nicht, die Göttern allein die traurigen Tage davonſcheucht.
Doch was kümmert es mich! Wer Waffen ſchmiedet, bereitet
Krieg und muß davon der Cither Klang nicht erwarten.

Alſo ſprach er und ging und murrte, die Göttinnen lachten.
Unterdeſſen betraten den Saal die übrigen Götter.
Artemis kam, die frühe, ſchon freudig des ſiegenden Pfeiles,
Der den ſtärkſten Hirſch ihr erlegt an den Quellen des Ida.
Auch mit Iris Hermeias, dazu die erhabene Lete,

Ewig der Here verhaßt, ihr ähnlich, milderen Weſens.
Phöbos folgt ihr, des Sohns erfreut ſich die göttliche Mutter.
Ares ſchreitet mächtig heran, behende, der Krieger,
Keinem freundlich, und nur bezähmt ihn Kypris die holde.
Spät kam Aphrodite herbei, die ängelnde Göttin,
Die von Liebenden ſich in Morgenſtunden ſo ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, ſo ſenkte ſie ſich in die Arme des Thrones.

Und es leuchtete ſanft die Hallen her, Wehen des Aethers
Drang aus den Weiten hervor, Kroniens Nähe verkündend.
Gleich nun trat er heran, aus dem hohen Gemach, zur Verſammlung,
Unterſtützt durch Hephäſtos' Gebilt. So gleitet' er herrlich
Bis zum goldenen Thron, dem künſtlichen, ſaß, und die andern
Stehenden neigten ſich ihm, und ſetzten ſich, jeder geſondert.

Munter eilten ſogleich die ſchenkbefliſſnen, gewandten
Jugendgötter hervor, die Charitinnen und Hebe,
Spendeten rings umher des reichen, ambroſiſchen Gichtes,
Voll, nicht überfließend, Genuß den Uranienen.
Nur zu Kronien trat Ganymed, mit dem Ernſte des erſten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott ſich
Alſo genoſſen ſie ſtill die Fülle der Seligkeit alle.

Aber Thetis erſchien, die göttliche, traurenden Blickes,
Vollgeſtaltet und groß, die lieblichſte Tochter des Nereus,
Und zu Here ſogleich gewendet ſprach ſie das Wort aus:
Göttin, nicht weggekehrt empfange mich! Lerne gerecht ſeyn!
Denn ich ſchwör' es bei jenen, die, unten im Tartaros wohnend,
Sitzen um Kronos umher und über der ſtygiſchen Quelle,
Späte Rächer dereinſt des falſchgeſprochenen Schwures:
Nicht her bin ich gekommen, damit ich hemme des Sohnes
Nur zu gewiſſes Geſchick, und den traurigen Tag ihm entferne;
Nein, mich treibet heraus aus des Meeres Purpurbehauſung
Unbezwinglicher Schmerz, ob in der olympiſchen Hebe
Irgend ich lindern möchte die jammervolle Beängſtung.

Denn mich rufet der Sohn nicht mehr an, er flehet am Ufer,
Mein vergeſſend, und nur des Freundes ſehnlich gedenkend,
Der nun vor ihm hinab in des Ais dunkle Behauſung
Stieg, und dem er ſich nach ſelbſt hin zu den Schatten beſtrebet.
Ja, ich mag ihn nicht ſehn, nicht ſprechen. Hilf' es einander
Unvermeidliche Noth, zuſammen jammernd, zu klagen?

Heftig wandte Here ſich um, und fürchterlich blickend
Sprach ſie, voller Verdruß, zur Traurigen kränkende Worte:
Gleißnerin, unerforſchte, dem Meer gleich, das dich erzeugt hat!
Trauen ſoll ich? und gar mit freundlichem Blick dich empfangen?
Dich, die tauſendfach mich gekränkt, wie jemals, ſo vor kurzem,
Die mir die edelſten Krieger zum Tod befördert, um ihres
Sohns unerträglichem Sinn, dem unvernünft'gen, zu ſchmeicheln.
Glaubſt du, ich kenne dich nicht und denke nicht jenes Beginnens,
Da dir als Bräutigam ſchon Kronien herrlich hinabſtieg,
Mich, die Gattin und Schweſter, verließ, und die Tochter des Nereus
Himmelskönigin hoffte zu ſeyn, entzündet von Hochmuth?
Doch wohl kehrt er zurück, der Göttliche, von des Titanen
Weiſer Sage geſchreckt, der aus dem verdammlichen Bette
Ihm den gefährlichſten Sohn verkündet. Prometheus verſtand es!
Denn von dir und dem ſterblichen Mann iſt entſprungen ein Unthier,
An der Chimära Statt und des erdeverwüſtenden Drachens.
Hätt' ein Gott ihn gezeugt, wer ſicherte Göttern den Aether?
Und wie jener die Welt, verwüſtete dieſer den Himmel.
Und doch ſeh' ich dich nie herannahn, daß nicht, erheitert,
Dir der Kronide winkt und leicht an der Wange dir ſtreichelt:
Ja, daß er alles bewilligt, der ſchreckliche, mich zu verkürzen.
Unbefriedigte Luſt welkt nie in dem Buſen des Mannes!

Und die Tochter verſetzte des wahrhaft ſprechenden Nereus:
Grauſame! welcherlei Rede verſendeſt du! Pfeile des Haſſes!
Nicht verſchonſt du der Mutter Schmerz, den ſchrecklichſten aller,
Die das nahe Geſchick des Sohnes, bekümmert, umher klagt.
Wohl erfuhreſt du nicht wie dieſer Jammer im Buſen
Wüthet des ſterblichen Weibes, ſo wie der unſterblichen Göttin.

Denn, von Kronien gezeugt, umwohnen dich herrliche Söhne,
Ewig rüſtig und jung, und du erfreuſt dich der hohen.
Doch du jammerteſt ſelbſt, in ängſtliche Klagen ergeſſen,
Jenes Tags, da Kronion, erzürnt, den treuen Hephäſtos,
Deinetwegen, hinab auf Lemnos' Boden geſchleudert
Und der Herrliche lag, an dem Fuße verletzt wie ein Erdſohn.
Damals ſchrieſt du laut zu den Nymphen der ſchattigen Inſel,
Rieſeſt den Päon herbei und warteteſt ſelber des Schadens.
Ja, noch jetzt betrübt dich der Fehl des hinkenden Sohnes.
Eilt er geſchäftig umher, wohlwollend, daß er den Göttern
Reiche des köſtlichen Tranks, und trägt er die goldene Schale
Schwankend, ernſtlich beſorgt, damit er nicht etwa vergieße,
Und unendlich Gelächter entſteht von den ſeligen Göttern:
Immer zeigſt du allein dich ernſt und nimmſt dich des Sohns an.
Und ich ſuchte mir nicht des Jammers geſellige Lindrung
Heute, da mir der Tod des herrlichen, einz'gen bevorſteht?
Denn mir hat es zu feſt der graue Vater verkündet,
Nereus, der wahre Mund, des Künftigen göttlicher Forſcher,
Jenes Tages als ihr, verſammelt, ihr ewigen Götter,
Mir das erzwungene Feſt, des ſterblichen Mannes Umarmung,
In des Pelion Wäldern, herniederſteigend, gefeiert.
Damals fünfete gleich der Greis mir den herrlichen Sohn an,
Vorzuziehen dem Vater, denn alſo wollt' es das Schickſal;
Doch er verkündet zugleich der traurigen Tage Verkürzung.
Alſo wälzten ſich mir die eilenden Jahre vorüber,
Unaufhaltſam, den Sohn zur ſchwarzen Pforte des Ais
Drängend. Was half mir die Kunſt und die Liſt? was die läuternde Flamme?
Was das weibliche Kleid? Den Edelſten riſſen zum Kriege
Unbegränzte Begier nach Ruhm und die Bande des Schickſals.
Traurige Tage hat er verlebt, ſie gehen zu Ende
Gleich. Mir iſt ſie bekannt des hohen Geſchickes Bedingung.
Ewig bleibt ihm geſicherter Ruhm, doch die Waffen der Keren
Drohen ihm nah und gewiß, ihn rettete ſelbſt nicht Kronion.
Alſo ſprach ſie und ging und ſetzte ſich Veto zur Seite,
Die ein mütterlich Herz vor den übrigen Uranionen
Hegt im Buſen, und dort genoß ſie die Fülle des Schmerzens.

Ernſt nun wandte Kronion und mild ſein göttliches Antlitz
Gegen die Klagende hin, und väterlich alſo begann er:
Tochter, ſollt' ich von dir der Läſterung heftige Worte
Jemals im Ohre vernehmen, wie ſie ein Titan wohl im Unmuth
Ausſtößt gegen die Götter, die hoch den Olympos beherrſchen!
Selber ſprichſt du dem Sohn das Leben ab, thöricht verzweifelnd;
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die ſchmeichelnde Göttin,
Angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen
Mit den ſterblichen Menſchen die wechſelnden Tage durchwallen.
Ihr verſchließt ſich nicht der Olymp, ja ſelber des Aïs
Grauſe Wohnung eröffnet ſich ihr, und das eherne Schickſal
Lächelt, wenn ſie ſich ihm, die holde, ſchmeichleriſch andrängt.
Gab doch die undurchdringliche Nacht Admetos' Gemahlin
Meinem Sohne zurück, dem unbezwingbaren? Stieg nicht
Protesilaos herauf die trauernde Gattin umfangend?
Und erweichte ſich nicht Perſephone, als ſie dort unten
Hörte des Orpheus Geſang und unbezwingliche Sehnſucht?
Ward nicht Asklepios' Kraft von meinem Strahle gebändigt,
Der, verwegen genug, die Todten dem Leben zurückgab?
Selbſt für den Todten hofft der Lebende. Willſt du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht iſt feſt umzäunt die Gränze des Lebens; ein Gott treibt,
Ja, es treibet der Menſch ſie zurück, die Keren des Todes.
Darum laß mir nicht ſinken den Muth! bewahre vor Frevel
Deine Lippen und ſchleuß dem feindlichen Spotte beim Ohr zu.
Oft begrub ſchon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgeſprochen, geneſen und froh der beleuchtenden Sonne.
Dränget nicht oft Poſeidon den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Syrt' und ſpaltet Planken und Rippen?
Gleich entſinket das Ruder der Hand, und des berſtenden Schiffes
Trümmer, von Männern gefaßt, zerſtreuet der Gott in den Wogen.
Alle will er verderben, doch rettet manchen der Dämon.
So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen erſte,
Wem von Ilios' Feld Rückkehr nach Hauſe beſtimmt ſei.

Alſo ſprach er und ſchwieg: da riß die göttliche Here

Schnell vom Sitze ſich auf und ſtand, wie ein Berg in dem Meer ſteht,
Deſſen erhabene Gipfel des Aethers Wetter umleuchten.
Zürnend ſprach ſie und hoch, die einzige, würdigen Weſens:
Schrecklicher, wankend Geſinnter! was ſollen die täuſchenden Worte?
Sprächeſt du mich zu reizen etwa? und dich zu ergötzen,
Wenn ich zürne, mir ſo vor den Himmliſchen Schmach zu bereiten?
Denn ich glaube wohl kaum, daß ernſtlich das Wort dir bedacht ſey.
Alles fällt! du ſchwurſt es mir ſelbſt, und die Winke des Schickſals
Deuten alle dahin, ſo mag denn auch fallen Achilleus,
Er, der beſte der Griechen, der würdige Liebling der Götter!
Denn wer im Wege ſteht dem Geſchick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, ſtürzt in den Staub, ihn zerſtampfen die Roſſe,
Ihn zerquetſchet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.
Alſo acht' ich es nicht, wieviel du auch Zweifel erregeſt,
Jene vielleicht zu erquicken, die weich ſich den Schmerzen dahingiebt.
Aber dieß ſag' ich dir doch und nimm dir ſolches zu Herzen:
Willkür bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menſchen,
Wenn ſie in Thaten ſich zeigt, auch nur in Worten ſich kund giebt.
Denn ſo hoch wir auch ſtehn, ſo iſt der ewigen Götter
Ewigſte Themis allein, und dieſe muß dauren und walten,
Wenn dein Reich dereinſt, ſo ſpät es auch ſey, der Titanen
Uebermächtiger Kraft, der lange gebändigten, weichet.

Aber unbewegt und heiter verſetzte Kronion:
Weiſe ſprichſt du, nicht handelſt du ſo, denn es bleibet verwerflich,
Auf der Erd' und im Himmel, wenn ſich der Genoſſe des Herrſchers
Zu den Widerſachern geſellt, geſchäh' es in Thaten,
Oder Worten; das Wort iſt nahenden Thaten ein Herold.
Alſo bedeut' ich dir dieſes: beliebt's, Unruhige, dir noch
Heute des Kronos Reich, da unten waltend, zu theilen;
Steig' entſchloſſen hinab, erharre den Tag der Titanen,
Der, mich dünkt, noch weit vom Lichte des Aethers entfernt iſt.
Aber euch anderen ſag' ich es an, noch drängt nicht Verderben
Unaufhaltſam heran, die Mauern Troja's zu ſtürzen.
Auf denn! wer Troja beſchützt, beſchütze zugleich den Achilleus,
Und den übrigen ſteht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor,

Wenn ſie den trefflichſten Mann der begünſtigten Danaer tödten.
Alſo ſprechend erhub er vom Thron ſich nach ſeinen Gemächern.

Und von dem Sitze bewegt entfernten ſich Leto und Thetis
In die Tiefe der Hallen, des einſamen Wechſelgeſpräches
Traurige Wonne begehrend, und keiner folgte den beiden.
Nun zu Ares gekehrt rief aus die erhabene Here:
Sohn! was ſinneſt nun du, deß ungebändigte Willkür
Dieſen und jenen begünſtigt, den einen bald und den andern
Mit dem wechſelnden Glück der ſchrecklichen Waffen erfreuet.
Dir liegt nimmer das Ziel im Sinn, wohin es geſteckt ſey,
Augenblickliche Kraft nur und Wuth und unendlicher Jammer.
Alſo denk' ich, du werdeſt nun bald in der Mitte der Troer,
Selbſt den Achilleus bekämpfen, der endlich ſeinem Geſchick naht,
Und nicht unwerth iſt von Götterhänden zu fallen.

Aber Ares verſetzte drauf, mit Adel und Ehrfurcht:
Mutter, dieſes gebiete mir nicht; denn ſolches zu enden
Ziemte nimmer dem Gott. Es mögen die ſterblichen Menſchen
Unter einander ſich tödten, ſo wie ſie des Sieges Begier treibt.
Mein iſt ſie aufzuregen, aus ferner friedlicher Wohnung,
Wo ſie unbedrängt die herrlichen Tage genießen,
Sich um die Gaben der Ceres, der Nährerin, emſig bemühend.
Aber ich mahne ſie auf, von Oſſa begleitet; der fernen
Schlachten Getümmel erklingt vor ihren Ohren, es ſauſet
Schon der Sturm des Gefechts um ſie her, und erregt die Gemüther
Gränzenlos; nichts hält ſie zurück, und in muthigem Drange
Schreiten ſie lechzend heran, der Todesgefahren begierig.
Alſo zieh' ich nun hin, den Sohn der lieblichen Eos,
Memnon, aufzurufen und äthiopiſche Völker,
Auch das Amazonengeſchlecht, dem Männer verhaßt ſind.

Alſo ſprach er und wandte ſich ab; doch Kypris, die holde,
Faßt' ihn und ſah ihm ins Aug' und ſprach mit herrlichem Lächeln:
Wilder, ſtürmſt du ſo fort! die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird.

Thu' es, ich halte dich nicht! Denn um die schönste der Frauen
Iſt es ein wertherer Kampf als je um der Güter Beſitzthum.
Aber errege mir nicht die äthiopischen Völker,
Die den Göttern ſo oft die frömmſten Feſte bekränzen,
Reines Lebens, ich gab die ſchönſten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber ſey mir geprieſen, wenn du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführſt!
Denn mir ſind ſie verhaßt, die rohen, welche der Männer
Süße Gemeinſchaft fliehn und Pferdebändigerinnen
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren.

Alſo ſprach ſie und ſah dem Elenden nach; doch behende
Wandte die Augen ſie ab, des Phöbos Wege zu ſpähen,
Der ſich von dem Olympos zur blühenden Erde herabließ,
Dann das Meer durchſchritt, die Inſeln alle vermeidend,
Nach dem thymbräiſchen Thal hineilete, wo ihm ein Tempel
Ernſt und würdig ſtand, von Trojas Völkern umfloſſen,
Als es Friede noch war, wo alles der Feſte begehret.
Aber nun ſtand er leer und ohne Feier und Wettkampf.
Dort erblickt' ihn die kluge, gewandte Kypris, die Göttin,
Ihm zu begegnen geſinnt, denn mancherlei wälzt ſie im Buſen.

Und zu Here ſprach die ernſte Pallas Athene:
Göttin! du zürneſt mir nicht. Ich ſteige jetzo hernieder,
Jenem zur Seite zu treten, den bald nun das Schickſal ereilet.
Solch ein ſchönes Leben verdient nicht zu enden in Unmuth.
Gern geſteh' ich es dir, vor allen Helden der Vorzeit,
Wie auch der Gegenwart, lag ſtets mir Achilleus am Herzen;
Ja, ich hätte mich ihm verbunden in Lieb' und Umarmung,
Könnten Tritogeneien die Werke der Kypris geziemen;
Aber wie er den Freund mit gewaltiger Neigung umfaßt hat,
Alſo halt' ich auch ihn; und ſo wie er jenen bejammert,
Werd' ich, wenn er nun fällt, den Sterblichen klagen, die Göttin.
Ach! daß ſchon ſo frühe das ſchöne Bitteniß der Erde
Fehlen ſoll, die breit und weit am Gemeinen ſich freuet!

O Nebenbuhler, frei von Neide,
Du süß Geschenk, du schöne Beute,
Erinnre mich an Glück und Lust!

Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heilges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke;
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten seyn.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leichtste Wölkchen nie,

Daß der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Freſſender Flamme ſoll dahingegeben zerſtieben!
Ach! und daß er ſich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden ſoll! Ein fürſtlicher Mann iſt ſo nöthig auf Erden.
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerſtörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als ſchaffender, endlich beweiſe,
Der die Ordnung beſtimmt nach welcher ſich Tauſende richten!
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem ſtürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden ſelbſt, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerſtört er nicht mehr, er baut ſie; fernem Geſtade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu: Küſten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.
Tiefer aber baut ſich ſein Grab. Nicht kann oder ſoll ich
Meinen Liebling zurück von der Pforte des Aïs geleiten,
Die er ſcheu forſchend umgeht und ſucht, dem Freunde zu folgen,
Die ihm, ſo nahe ſie klafft, noch nächtliche Dunkel umhüllen.
Alſo ſprach ſie und blickte ſchrecklich hinaus in den weiten
Aether. Schrecklich blicket ein Gott da wo Sterbliche weinen.

Aber Here verſetzte, der Freundin die Schulter berührend:
Tochter, ich theile mit dir die Schmerzen die dich ergreifen:
Denn wir denken ja gleich in vielem, ſo auch in dieſem,
Daß ich vermeide des Mannes Umarmung, du ſie verabſcheuſt.
Aber deſto geehrter iſt ſtets uns der Würdige. Vielen
Frauen iſt ein Weichling erwünſcht, wie Anchiſes, der blonde,
Oder Endymion gar, der nur als Schläfer gefiel ward.
Aber faſſe dich nun, Kroniens würdige Tochter,
Steige hinab zum Peliden und fülle mit göttlichem Leben
Seinen Buſen, damit er vor allen ſterblichen Menſchen
Heute der glücklichſte ſey, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reiche.

Pallas eilig ſchmückte den Fuß mit den goldenen Sohlen,
Die durch den weiten Raum des Himmels und über das Meer ſie
Tragen, ſchritt ſo hinaus und durchſtrich die ätheriſchen Räume.

So wie die untere Luft, und auf die ſkamandriſche Höhe
Senkte ſie ſchnell ſich hinab, ans weitgeſehene Grabmal
Achvetes'. Nicht blickten ſie erſt nach der Veſte der Stadt hin,
Nicht in das ruhige Feld, das zwiſchen des heiligen Xanthos
Immerfließendem Schmuck und des Simois ſteinigem breitem
Trocknem Bette, hinab nach dem kieſigen Ufer ſich ſtrecket.
Nicht durchlief ihr Blick die Reihen der Schiffe, der Zelte, .
Spähete nicht im Gewimmel herum des geſchäftigen Lagers:
Meerwärts wandte die Göttliche ſich, der ſigeiſche Hügel
Füllt' ihr das Auge, ſie ſah den rüſtigen Peleionen
Seinem geſchäftigen Volke der Myrmidonen gebietend.

Gleich der beweglichen Schaar Ameiſen, deren Geſchäfte
Tief im Walde der eilende Tritt des Jägers geſtöret,
Ihren Haufen zerſtreuend, wie lang' er und ſorglich gethürmt war.
Schnell die geſellige Menge, zu tauſend Schaaren zerſtoben,
Wimmelt ſie hin und her, und einzelne Tauſende wimmeln,
Jede das Nächſte faſſend und ſich nach der Mitte beſtrebend,
Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthiſchen Kegels.
Alſo die Myrmidonen, ſie häuften Erde mit Erde,
Rings von außen den Wall aufthürmend, alſo erwuchs er
Höher, augenblicks, hinauf in beſchriebenem Kreiſe.

Aber Achilleus ſtand im Grunde des Bechers, umgeben
Rings von dem ſtürzenden Wall, der um ihn ein Denkmal emporſtieg.
Hinter ihn trat Athene, nicht fern, des Antilochos Bildung
Hüllte die Göttin ein, nicht ganz, denn herrlicher ſchien er.
Bald nun zurückgewandt, erblickte den Freund der Pelide
Freudig, ging ihm entgegen und ſprach, die Hand ihm ergreifend:
Trauter, kommſt du mir auch das ernſte Geſchäft zu befördern,
Das der Jünglinge Fleiß mir nah und näher vollbringet?
Sieh! wie rings der Damm ſich erhebt und ſchon nach der Mitte
Sich der rollende Schutt, den Kreis verengend, herandrängt.
Solches mag die Menge vollenden, doch dir ſey empfohlen
In der Mitte das Dach, den Schirm der Urne zu bauen.
Hier! zwei Platten ſondert' ich aus, beim Graben gefunden

Ungeheure; gewiß der Erderschüttrer Poseidon
Riß vom hohen Gebirge sie los und schleuderte hierher
Sie, an des Meeres Rand, mit Kies und Erde sie deckend.
Diese bereiteten stelle sie auf, an einander sie lehnend
Baue das feste Gezelt! darunter möge die Urne
Stehen, heimlich verwahrt, fern bis ans Ende der Tage.
Fülle die Lücke sodann des tiefen Raumes mit Erde,
Immer weiter heran, bis daß der vollendete Kegel,
Auf sich selber gestützt, den künftigen Menschen ein Mal sey.

Also sprach er, und Zeus klaräugige Tochter Athene
Hielt ihm die Hände noch fest, die schrecklichen, denen im Streite
Ungern nahet ein Mann, und wenn er der trefflichste wäre.
Diese drückt sie geschlossen mit göttlicher freundlicher Stärke,
Wiederholend, und sprach die holden erfreuenden Worte:
Lieber, was du gebeutst, vollendet künftig der Deinen
Letzter, sey es nun ich, sey auch es ein andrer, wer weiß es?
Aber laß uns sogleich, aus diesem drängenden Kreise
Steigend hinauf, des Walles erhabenen Rücken umschreiten.
Dorten zeigt sich das Meer und das Land und die Inseln der Ferne.
Also sprach sie und regte sein Herz und hob, an der Hand ihn
Führend, leicht ihn hinauf, und also wandelten beide
Um den erhabenen Rand des immer wachsenden Dammes.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte:
Welche Segel sind dieß, die zahlreich, hinter einander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, versetzte der große Pelide,
Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, so sind es
Kühne, phönikische Männer, begierig mancherlei Reichthums.
Aus den Inseln führen sie her willkommene Nahrung,
Zu dem achäischen Heer, das lange vermißte die Zufuhr.

Wein und getrocknete Frucht und Heerden blökenden Viehes.
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugestärkten heranruft.

Wahrlich! versetzte darauf die bläulich blickende Göttin.
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste
Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämmtlich erregte,
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteste Raum eröffnet hier sich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet strebenden Schiffen,
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann von Okeanos' Strömen
Kommend, und körniges Gold des hintersten Phasis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tausch, das Meer zu durchstreifen,
Immer würd' er gesehn, wohin er sich wendete. Schifft' er
Durch die salzige Fluth des breiten Hellespontos
Nach des Kroniden Wieg' und nach dem Strömen Aegyptos.
Die tritonische Syrte zu sehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niedersteigenden Rosse
Helios' zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,
Reich mit Waaren beladen, wie manche Küste geboten,
Tiefer würde gesehn, so hinwärts als auch herwärts.
Selbst auch wohnet, mich däucht, dort hinten zu, wo sich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd gelangt er hieher, und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiederte freh der Pelide:
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör' ich dich an; die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Brust, die schon so lang' ich entbehre.
Wohl wird mancher daher die blaue Wege durchschneiden,

Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern ſprechen:
Hier liegt keineswegs der Achäer geringſter beſtattet,
Denen zurück den Weg der Möven Strenge verſagt hat;
Denn nicht wenige trugen den thürmenden Hügel zuſammen.

Nein! ſo redet er nicht, verſetzte heftig die Göttin:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort iſt das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den ſo frühe der Erde der Möven Willkür entriſſen.
Denn das ſag' ich dir an, ein wahrheitsliebender Seher,
Denn jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos' Strom, wo die Roſſe Helios herführt,
Ueber den Scheitel ſie lenkend, bis hin wo er Abends hinabſteigt,
Ja, ſo weit nur der Tag und die Nacht reicht, ſiehe, verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Koſtliches haſt du erwählt. Wer jung die Erde verlaſſen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Perſepheneia's,
Ewig erſcheint er jung den Künftigen, ewig erſehnet.
Stirbt mein Vater dereinſt, der graue reiſige Neſtor,
Wer beklagt ihn alsdann? und ſelbſt von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne ſich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muſter.
Aber der Jüngling fallend regt unendliche Sehnſucht
Allen künftigen auf, und jedem ſtirbt er aufs neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünſcht.

Gleich verſetzte darauf einſtimmende Nereen Achilleus:
Ja, ſo ſchätzet der Menſch das Leben, als heiliges Kleinod,
Daß er jenen am meiſten verehrt, der es trotzig verſchmähet.
Manche Tugenden giebt's der hohen verſtändigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der alles umfaſſenden Liebe;
Aber keine wird ſo verehrt von ſämmtlichen Menſchen
Als der feſtere Sinn, der, ſtatt dem Tode zu weichen,
Selbſt der Nereen Gewalt zum Streite muthig herausruft.
Auch ehrwürdig ſogar erſcheinet künft'gen Geſchlechtern

Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entſchloſſen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Sieges.

Alſo ſprach er, doch ihm erwiederte Pallas Athene:
Schickliches haſt du geſprochen, denn ſo begegnet's den Menſchen.
Selbſt den geringſten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich ſteht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite.
Selbſt des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alkeſtis, die ſtille Gattin, genennet
Unter den Helden, die ſich für ihren Admetos dahingab.
Aber Keinem ſteht ein herrlicher größeres Loos vor,
Als dem, welcher im Streit unzähliger Männer der erſte
Ohne Frage gilt, die hier, achäiſcher Abkunft
Oder heimiſche Phrygen, unendliche Kämpfe durchſtreiten.
Mnemoſyne wird eh' mit ihren herrlichen Töchtern
Jener Schlachten vergeſſen, der erſten göttlichen Kämpfe,
Die dem Kroniden das Reich befeſtigten, wo ſich die Erde,
Wo ſich Himmel und Meer bewegten in flammendem Antheil,
Eh' die Erinnrung verlöſchen der argonautiſchen Kühnheit,
Und herculiſcher Kraft nicht mehr die Erde gedenken,
Als daß dieſes Gefild und dieſe Küſte nicht ſollten
Künden hinfort zehnjährigen Kampf und die Gipfel der Thaten.
Und dir war es beſtimmt in dieſem herrlichen Kriege,
Der ganz Hellas erregt und ſeine rüſtigen Streiter
Ueber das Meer getrieben, ſo wie die letzten Barbaren,
Bundesgenoſſen der Troer, hieher zum Kampfe gefordert,
Immer der erſte genannt zu ſeyn, als Führer der Völker.
Wo ſich nun künftig der Kranz der ruhigen Männer verſammelt
Und den Sänger vernimmt, in ſicherem Hafen gelandet,
Ruhend auf gehauenem Stein von der Arbeit des Ruders
Und vom ſchrecklichen Kampf mit unbezwinglichen Wellen;
Auch am heiligen Feſt um den herrlichen Tempel gelagert
Zeus', des Olympiers, oder des fernetreffenden Phöbos,
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt ward,

Immer wird dein Name zuerst von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.
Allen erhebst du das Herz, als gegenwärtig, und allen
Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf dich Einen vereinend.

Drauf mit ernstem Blick versetzte lebhaft Achilleus:
Tiefes redest du wieder und wohl, ein verständiger Jüngling.
Denn zwar reizt es den Mann zu sehn die drängende Menge
Seinetwegen versammelt, im Leben, gierig des Schauens,
Und so freut es ihn auch den holden Sänger zu denken,
Der des Gesanges Kranz mit seinem Namen verflechtet:
Aber reizender ist's sich nahverwandter Gesinnung
Edeler Männer zu freun, im Leben, so auch im Tode.
Denn mir ward auf der Erde nichts köstlichers jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax die Hand, der Telamonier, schüttelt,
Abends, nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe,
Sich des Sieges erfreuend und niedergemordeter Feinde.
Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menschen zu gönnen
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle sitzend und Speise die Fülle genießend,
Auch dazu den stärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward so wohl nicht jenes Tages beschieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephästos dem König geschaffen:
Damals ward beschlossen der unvermeidliche Jammer
Allen sterblichen Menschen, die je die Erde bewohnen,
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Trügend selbst durch himmlischen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Busen des Menschen ist stets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigsten Hauses Verderber.
Neid und Herrschsucht und Wunsch des unbedingten Besitzes
Weit vertheileten Guts, der Heerden, so wie des Weibes,
Die ihm göttlich scheinend gefährlichen Jammer ins Haus bringt.
Und wo rastet der Mensch von Müh' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe, die Erde,

Diese nun rief sie an und sprach die gebietenden Worte:
Auf! was säumet ihr nun des Brodes willkommene Nahrung
Und des Weines hinauf den Schwerbemühten zu bringen!
Die nicht heut am Gezelt in frohem Geschwätze versammelt
Sitzen, das Feuer schürend sich tägliche Nahrung bereiten.
Auf, ihr Faulen, schaffet sogleich den thätigen Männern
Was der Magen bedarf; denn allzuoft nur verkürzt ihr
Streitendem Volke den schuldigen Lohn verheißener Nahrung.
Aber, mich dünkt, euch soll des Herrschenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht her um euretwillen geführt hat.

Alſo sprach sie, und jene gehorchten vertrossenen Herzens,
Eilend, und schafften die Fülle heraus, die Mäuler beladend.

Reineke Fuchs.

In zwölf Gesängen.

Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich ſie!

An Luna.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein reizendes Geſicht;
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus tagverſchloßnen Hölen
Traurig abgeſchiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dieß Glück!
Und in wolluſtvoller Ruh
Säh' der weitverſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beſchauens holdes Glück
Mildert ſolcher Ferne Qualen;
Und ich ſammle deine Strahlen
Und ich ſchärfe meinen Blick.

Erſter Geſang.

Pfingſten, das liebliche Feſt, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büſchen und Hecken
Uebten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wieſe ſproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Feſtlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Nobel, der König, verſammelt den Hof, und ſeine Vaſallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gedränge; da kommen
Viele ſtolze Geſellen von allen Seiten und Enden,
Lüfke, der Kranich, und Markart, der Häher, und alle die Beſten.
Denn der König gedenkt mit allen ſeinen Baronen
Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt ſie berufen
Alle mit einander, ſo gut die großen als kleinen.
Niemand ſollte fehlen! und dennoch fehlte der eine,
Reineke Fuchs, der Schelm! der vielbegangenen Frevels
Halben des Hofs ſich enthielt. So ſcheuet das böſe Gewiſſen
Licht und Tag, es ſcheute der Fuchs die verſammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte ſie alle beleidigt,
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verſchont' er.

Iſegrim aber, der Wolf, begann die Klage; von allen
Seinen Vettern und Gönnern, von allen Freunden begleitet,
Trat er vor den König und ſprach die gerichtlichen Worte:
Gnädigſter König und Herr! vernehmet meine Beſchwerden.
Edel ſeyd ihr und groß und ehrenvoll, jedem erzeigt ihr
Recht und Gnade: ſo laßt euch denn auch des Schadens erbarmen,

Den ich von Reineke Fuchs mit großer Schande gelitten.
Aber vor allen Dingen erbarmt euch, daß er mein Weib so
Frevenlich öfters verhöhnt, und meine Kinder verletzt hat.
Ach! er hat sie mit Unrath befudelt, mit ägendem Unflath,
Daß mir zu Hause noch drei in bitterer Blindheit sich quälen.
Zwar ist alle der Frevel schon lange zur Sprache gekommen,
Ja ein Tag war gesetzt zu schlichten solche Beschwerden:
Er erbot sich zum Eide, doch bald besann er sich anders
Und entwischte behend nach seiner Veste. Das wissen
Alle Männer zu wohl, die hier und neben mir stehen.
Herr! ich könnte die Trangsal, die mir der Bube bereitet,
Nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen erzählen.
Würde die Leinwand von Gent, so viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, sie faßte die Streiche nicht alle,
Und ich schweige davon. Doch meines Weibes Entehrung
Frißt mir das Herz; ich räche sie auch, es werde was wolle.

Als nun Ziegrim so mit traurigem Muthe gesprochen,
Trat ein Hündchen hervor, hieß Wackerlos, redte französisch
Vor dem König: wie arm es gewesen und nichts ihm geblieben
Als ein Stückchen Wurst in einem Wintergebüsche!
Reineke hab' auch das ihm genommen! Jetzt sprang auch der Kater
Hinze zornig hervor, und sprach: Erhabner Gebieter,
Niemand beschwere sich mehr daß ihm der Böswicht schade.
Denn der König allein! Ich sag' euch, in dieser Gesellschaft
Ist hier niemand, jung oder alt, er fürchtet den Frevler
Mehr als euch! Doch Wackerlos Klage will wenig bedeuten,
Schon sind Jahre vorbei, seit diese Händel geschehen;
Mir gehörte die Wurst! Ich sollte mich damals beschweren.
Jagen war ich gegangen: auf meinem Wege durchsucht' ich
Eine Mühle zu Nacht; es schlief die Müllerin; sachte
Nahm ich ein Würstchen, ich will es gestehn; doch hatte zu dieser
Wackerlos irgent ein Recht, so dankt er's meiner Bemühung.

Und der Panther begann: Was helfen Klagen und Worte!
Wenig richten sie aus, genug das Uebel ist ruchbar.

Er iſt ein Dieb, ein Mörder! ich darf es kühnlich behaupten,
Ja, es wiſſen's die Herren, er übet jeglichen Frevel.
Möchten doch alle die Edlen, ja ſelbſt der erhabene König
Gut und Ehre verlieren; er lachte, gewänn' er nur etwa
Einen Biſſen dabei von einem fetten Capaune.
Laßt euch erzählen, wie er ſo übel an Lampen dem Hafen
Geſtern that: hier ſteht er! der Mann, der keinen verletzte.
Reineke ſtellte ſich fromm und wollt' ihn allerlei Weiſen
Kürzlich lehren und was zum Captan noch weiter gehöret,
Und ſie ſetzten ſich gegen einander, begannen das Credo.
Aber Reineke konnte die alten Tücken nicht laſſen;
Innerhalb unſers Königes Frier' und freiem Geleite
Hielt er Lampen gefaßt mit ſeinen Klauen und zerrte
Tückiſch den redlichen Mann. Ich kam die Straße gegangen,
Hörte beider Geſang, der, kaum begonnen, ſchon wieder
Endete. Horchend wundert' ich mich, doch als ich hinzukam,
Kannt' ich Reineken ſtracks, er hatte Lampen beim Kragen;
Ja er hätt' ihm gewiß das Leben genommen, wofern ich
Nicht zum Glücke des Wegs gekommen wäre. Da ſteht er!
Seht die Wunden an ihm, dem frommen Manne, den keiner
Zu beleidigen denkt. Und will es unſer Gebieter,
Wollt ihr Herren es leiden, daß ſo des Königes Friede,
Sein Geleit und Brief von einem Diebe verhöhnt wird,
O ſo wird der König und ſeine Kinder noch ſpäten
Vorwurf hören von Leuten, die Recht und Gerechtigkeit lieben.

Iſegrim ſagte darauf: So wird es bleiben, und leider
Wird uns Reineke nie was Gutes erzeigen. O! läg' er
Lange todt; das wäre das Beſte für friedliche Leute;
Aber wird ihm dießmal verziehn, ſo wird er in kurzem
Etliche kühnlich berücken, die nun es am wenigſten glauben.

Reinekens Neffe, der Dachs, nahm jetzt die Rede und muthig
Sprach er zu Reinekens Beſtem, ſo falſch auch dieſer bekannt war.
Alt und wahr, Herr Iſegrim! ſagt' er, beweiſ't ſich das Sprichwort:
Feindes Mund frommt ſelten. So hat auch wahrlich mein Oheim

Bayerische Staatsbibliothek

Eurer Worte ſich nicht zu getröſten. Doch iſt es ein Leichtes.
Wär' er hier am Hofe ſo gut als ihr, und erfreut' er
Sich des Königes Gnade, ſo möcht' es euch ſicher gereuen,
Daß ihr ſo hämiſch geſprochen und alte Geſchichten erneuert.
Aber was ihr Uebels an Reinecken ſelber verübet,
Uebergeht ihr; und doch es wiſſen es manche der Herren,
Wie ihr zuſammen ein Bündniß geſchloſſen und beide verſprochen
Als zwei gleiche Geſellen zu leben. Das muß ich erzählen;
Denn im Winter einmal erneutet' er große Gefahren
Eurethwegen. Ein Fuhrmann, er hatte Fiſche geladen,
Fuhr die Straße; ihr ſpürtet ihn aus und bättet um alles
Gern von der Waare gegeſſen, doch fehlt' es euch leider am Gelde.
Da beredetet ihr den Oheim, er legte ſich liſtig
Grade für todt in den Weg. Es war beim Himmel ein kühnes
Abenteuer! Doch merket was ihm für Fiſche geworden.
Und der Fuhrmann kam und ſah im Gleiſe den Oheim,
Haſtig zog er ſein Schwert, ihm eins zu verſetzen; der Kluge
Rührt' und regte ſich nicht, als wär' er geſtorben; der Fuhrmann
Wirft ihn auf ſeinen Karren, und freut ſich des Balges im voraus.
Ja das wagte mein Oheim für Iſegrim; aber der Fuhrmann
Fuhr dahin, und Reineke warf von den Fiſchen herunter.
Iſegrim kam von ferne geſchlichen, verzehrte die Fiſche.
Reineken mochte nicht länger zu fahren belieben; er hub ſich,
Sprang vom Karren und wünſchte nun auch von der Beute zu ſpeiſen.
Aber Iſegrim hatte ſie alle verſchlungen; er hatte
Ueber Noth ſich beladen, er wollte berſten. Die Gräten
Ließ er allein zurück, und bot dem Freunde den Reſt an.
Noch ein anderes Stückchen! auch dieß erzähl' ich euch wahrhaft.
Reineken war es bewußt, bei einem Bauer am Nagel
Hing ein gemäſtetes Schwein, erſt heute geſchlachtet; das ſagt' er
Treu dem Wolfe: ſie gingen dahin, Gewinn und Gefahren
Redlich zu theilen. Doch Müh' und Gefahr trug jener alleine.
Denn er kroch zum Fenſter hinein und warf mit Bemühen
Die gemeinſame Beute dem Wolf herunter; zum Unglück
Waren Hunde nicht fern, die ihn im Hauſe verſpürten,
Und ihm wacker das Fell zerzauſten. Verwundet entkam er;

Eilig ſucht' er Iſegrim auf und klagt' ihm ſeine Leiden,
Und verlangte ſein Theil. Da ſagte jener: Ich habe
Dir ein köſtlich Stück verwahrt; nun mache dich drüber,
Und benage mir's wohl; wie wird das Fette dir ſchmecken!
Und er brachte das Stück; das Krummholz war es, der Schlächter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köſtliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem ungerechten, verſchlungen.
Reineke konnte vor Zorn nicht reden, doch was er ſich dachte
Denket euch ſelbſt. Herr König, gewiß, daß hundert und drüber
Solcher Stückchen der Wolf an meinem Oheim verſchuldet!
Aber ich ſchweige davon. Wird Reinete ſelber gefordert,
Wird er ſich beſſer vertheid'gen. Indeſſen, gnädigſter König,
Edler Gebieter, ich darf es bemerken! Ihr habet, es haben
Dieſe Herren gehört, wie thöricht Iſegrims Rede
Seinem eignen Weibe und ihrer Ehre zu nah tritt,
Die er mit Leib und Leben beſchützen ſollte. Denn freilich
Sieben Jahre ſind's her und drüber, da ſchenkte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der ſchönen
Frauen Gieremund; ſolches geſchah beim nächtlichen Tanze:
Iſegrim war verreiſ't, ich ſag' es wie mir's bekannt iſt.
Freundlich und höflich iſt ſie ihm oft zu Willen geworden.
Und was iſt es denn mehr? Sie bracht' es niemals zur Klage,
Ja ſie lebt und befindet ſich wohl, was macht er für Weſen?
Wär' er klug, ſo ſchwieg' er davon; es bringt ihm nur Schande.
Weiter! ſagte der Dachs. Nun kommt das Mährchen vom Hafen!
Eitel leeres Gewäſche! Den Schüler ſollte der Meiſter
Etwa nicht züchtigen, wenn er nicht merkt und übel beſtehet?
Sollte man nicht die Knaben beſtrafen, und ginge der Leichtſinn,
Ginge die Unart ſo hin, wie ſollte die Jugend erwachſen?
Nun klagt Wackerlos, wie er ein Würſtchen im Winter verloren
Hinter der Hecke; das ſollt' er nur lieber im Stillen verſchmerzen:
Denn wir hören es ja, ſie war geſtohlen; zerronnen
Wie gewonnen; und wer kann meinem Oheim verargen,
Daß er geſtohlenes Gut dem Diebe genommen? Es ſollen
Edle Männer von hoher Geburt ſich gehäſſig den Dieben
Und gefährlich erzeigen. Ja hätt' er ihn damals gehangen,

War es verzeihlich. Doch ließ er ihn los den König zu ehren:
Denn am Leben zu ſtrafen gehört dem König alleine.
Aber wenigen Danks kann ſich mein Oheim getröſten,
So gerecht er auch ſey und Uebelthaten verwehret.
Denn ſeittem des Königes Friede verkündiget worden,
Hält ſich niemand wie er. Er hat ſein Leben verändert,
Speiſet nur einmal des Tags, lebt wie ein Klauſner, kaſteit ſich,
Trägt ein härenes Kleid auf bloßem Leibe und hat ſchon
Lange von Wildpret und zahmem Fleiſche ſich gänzlich enthalten,
Wie mir noch geſtern einer erzählte, der bei ihm geweſen.
Malepartus, ſein Schloß, hat er verlaſſen, und baut ſich
Eine Klauſe zur Wohnung. Wie er ſo mager geworden,
Bleich von Hunger und Durſt und andern ſtrengeren Bußen,
Die er wenig erträgt, das werdet ihr ſelber erfahren.
Denn was kann es ihm ſchaden, daß hier ihn jeder verklaget?
Kommt er hieher, ſo führt er ſein Recht aus und macht ſie zu Schanden.

Als nun Grimbart geendigt, erſchien zum großen Erſtaunen
Henning, der Hahn, mit ſeinem Geſchlecht. Auf trauriger Bahre,
Ohne Hals und Kopf, ward eine Henne getragen;
Kratzfuß war es, die beſte der eierlegenden Hennen.
Ach, es floß ihr Blut, und Reineke hatt' es vergeſſen!
Jetzo ſollt' es der König erfahren. Als Henning, der wackre,
Vor dem König erſchien, mit höchſt betrübter Gebärde,
Kamen mit ihm zwei Hähne, die gleichfalls trauerten. Kreyant
Hieß der eine, kein beſſerer Hahn war irgend zu finden
Zwiſchen Holland und Frankreich; der andre durft' ihm zur Seite
Stehen, Kantart genannt, ein ſtracker, kühner Geſelle;
Beide trugen ein brennendes Licht: ſie waren die Brüder
Der ermordeten Frau. Sie riefen über den Mörder
Ach und Weh! Es trugen die Bahr' zwei jüngere Hähne,
Und man konnte von fern die Jammerklage vernehmen.
Henning ſprach: Wir klagen den unerſetzlichen Schaden,
Gnädigſter Herr und König! Erbarmt euch, wie ich verletzt bin,
Meine Kinder und ich. Hier ſeht ihr Reinekens Werke!
Als der Winter vorbei, und Laub und Blumen und Blüthen

Uns zur Fröhlichkeit riefen, erfreut' ich mich meines Geschlechtes,
Das so munter mit mir die schönen Tage verlebte!
Zehen junge Söhne, mit vierzehn Töchtern, sie waren
Voller Lust zu leben; mein Weib, die treffliche Henne,
Hatte sie alle zusammen in Einem Sommer erzogen.
Alle waren so stark und wohl zufrieden; sie fanden
Ihre tägliche Nahrung an wohl gesicherter Stätte.
Reichen Mönchen gehörte der Hof, uns schirmte die Mauer,
Und sechs große Hunde; die wackern Genossen des Hauses,
Liebten meine Kinder und wachten über ihr Leben;
Reineken aber, den Dieb, verdroß es, daß wir in Frieden
Glückliche Tage verlebten und seine Ränke vermieden.
Immer schlich er bei Nacht um die Mauer und lauschte beim Thore;
Aber die Hunde bemerkten's; da mocht' er laufen! sie faßten
Wacker ihn endlich einmal und rupften das Fell ihm zusammen;
Doch er rettete sich und ließ uns ein Weilchen in Ruhe.
Aber nun höret mich an! Es währte nicht lange, so kam er
Als ein Klausner, und brachte mir Brief und Siegel. Ich kannt' es,
Euer Siegel sah ich am Briefe; da fand ich geschrieben,
Daß ihr festen Frieden so Thieren als Vögeln verkündigt.
Und er zeigte mir an, er sey ein Klausner geworden,
Habe strenge Gelübde gethan, die Sünden zu büßen,
Deren Schuld er leider bekenne. Da habe nun keiner
Mehr vor ihm sich zu fürchten; er habe heilig gelobet,
Nimmermehr Fleisch zu genießen. Er ließ mich die Kutte beschauen,
Zeigte sein Scapulier. Daneben wies er ein Zeugniß,
Das ihm der Prior gestellt, und, um mich sicher zu machen,
Unter der Kutte ein härenes Kleid. Dann ging er und sagte:
Gott dem Herren seyd mir befohlen! ich habe noch vieles
Heute zu thun! ich habe die Sext und die None zu lesen
Und die Vesper dazu. Er las im Gehen und dachte
Vieles Böse sich aus, er sann auf unser Verderben.
Ich mit erheitertem Herzen erzählte geschwinde den Kindern
Eures Briefes fröhliche Botschaft, es freuten sich alle.
Da nun Reineke Klausner geworden, so hatten wir weiter
Keine Sorge, noch Furcht. Ich ging mit ihnen zusammen

Vor die Mauer hinaus, wir freuten uns alle der Freiheit.
Aber leider bekam es uns übel. Er lag im Gebüsche
Hinterlistig; da sprang er hervor und verrannt' uns die Pforte;
Meiner Söhne schönsten ergriff er und schleppt' ihn von dannen,
Und nun war kein Rath, nachdem er sie einmal gekostet;
Immer versucht' er es wieder, und weder Jäger noch Hunde
Konnten vor seinen Ra[illegible]a bei Tag und bei Nacht uns bewahren.
So entriß er mir nun fast alle Kinder; von zwanzig
Bin ich auf fünfe gebracht, die andern raubt' er mir alle.
O, erbarmt euch des bittern Schmerzes! er tödtete gestern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt sie! Er hat es gethan, o nehmt es zu Herzen!

Und der König begann: Kommt näher, Grimbart, und sehet,
Also fastet der Klausner, und so beweis't er die Buße!
Leb' ich noch aber ein Jahr, so soll es ihn wahrlich gereuen!
Doch was helfen die Worte! Vernehmet, trauriger Henning:
Eurer Tochter ermangl' es an nichts, was irgend den Todten
Nur zu Rechte geschieht. Ich laß' ihr Vigilie singen,
Sie mit großer Ehre zur Erde bestatten; dann wollen
Wir mit diesen Herren des Mordes Strafe bedenken.

Da gebot der König, man solle Vigilie singen.
Domino placebo begann die Gemeine, sie sangen
Alle Verse davon. Ich könnte ferner erzählen,
Wer die Lection gesungen und wer die Responsen;
Aber es währte zu lang', ich laß' es lieber bewenden.
In ein Grab ward die Leiche gelegt und drüber ein schöner
Marmorstein, polirt wie ein Glas, gehauen im Viereck,
Groß und dick, und oben darauf war deutlich zu lesen:
„Kratzefuß, Tochter Hennings des Hahns, die beste der Hennen,
Legte viel Eier ins Nest und wußte klüglich zu scharren.
Ach, hier liegt sie! durch Reinekens Mord den Ihren genommen.
Alle Welt soll erfahren, wie bös und falsch er gehandelt,
Und die Todte beklagen." So lautete, was man geschrieben.

Und es ließ der König darauf die Klügſten berufen,
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel beſtrafte,
Der ſo klärlich vor ihn und ſeine Herren gebracht war.
Und ſie riethen zuletzt: man habe dem liſtigen Frevler
Einen Boten zu ſenden, daß er um Liebes und Leides
Nicht ſich entzöge, er ſolle ſich ſtellen am Hofe des Königs
An dem Tage des Herrn, wenn ſie zunächſt ſich verſammeln;
Braun, den Bären, ernannte man aber zum Boten. Der König
Sprach zu Braun, dem Bären: Ich ſag' es, euer Gebieter,
Daß ihr mit Fleiß die Botſchaft verrichtet! Doch rath' ich zur Vorſicht;
Denn es iſt Reineke falſch und boshaft, allerlei Liſten
Wird er gebrauchen, er wird euch ſchmeicheln, er wird euch belügen,
Hintergehen wie er nur kann. Mit nichten! verſetzte
Zuverſichtlich der Bär: Bleibt ruhig! Sollt' er ſich irgend
Nur vermeſſen und mir zum Hohne das Mindeſte wagen,
Seht, ich ſchwör' es bei Gott! der möge mich ſtrafen, wofern ich
Ihm nicht grimmig vergölte, daß er zu bleiben nicht wüßte.

Hell und heller wird es ſchon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht ſie mich hernieder,
Wie dich einſt Endymion.

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feſte,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die Liſt muthwill'ger Gäſte
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit myſtiſch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blaſſes Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen ſollt.

Wie ſchlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäſte Lärm verjagt;
Wie glühſt du nach dem ſchönen Munde,
Der bald verſtummt und nichts verſagt.
Du eilſt um alles zu vollenden
Mit ihr ins Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht ſtill und klein.

Wie bebt vor deiner Küſſe Menge
Ihr Buſen und ihr voll Geſicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.

Zweiter Gesang.

Alſo wandelte Braun, auf jenem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüſte, die groß war,
Lang und sandig und breit; und als er ſie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen;
Selbſt noch Tages zuvor hatt' er ſich dorten erluſtigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus: da hatte
Reineke ſchöne Gebäude. Von allen Schlöſſern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beſte.
Reineke wohnte daſelbſt, ſobald er Uebels beſorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Feſt verſchloſſen. Da trat er davor und beſann ſich ein wenig:
Endlich rief er und ſprach: Herr Oheim, ſeyd ihr zu Hauſe?
Braun, der Bär, iſt gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geſchworen, ihr ſollet bei Hofe
Vor Gericht euch ſtellen, ich ſoll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es ſoll euch das Leben koſten; denn bleibt ihr dahinten,
Iſt mit Galgen und Rad euch gedroht. Drum wählet das Beſte,
Kommt und folget mir nach; ſonſt möcht' es euch übel bekommen.

Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte ſtill, und dachte: Wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Compan die ſtolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schloſſes, denn künſtlich war es gebauet.
Löcher fanden ſich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang, und mancherlei Thüren zum Oeffnen und Schließen,

Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er, daß man ihn suchte
Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mäandern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er sich aber versichert, der Bär sey einzeln gekommen,
Ging er listig hinaus, und sagte: Werthester Oheim,
Seyd willkommen! Verzeiht mir! ich habe Vesper gelesen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank' euch, daß ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe; so darf ich es hoffen.
Seyd zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für den, der euch die Reise befohlen,
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt seyd!
Eure Haare sind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den edelsten Mann, den er am meisten erhöhet?
Aber so sollt' es wohl seyn zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet.
Morgen setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe.
Braun versetzte darauf: Was war es Oheim? Der andre
Sagte dagegen: was könnt' es euch helfen, und wenn ich's erzählte!
Kümmerlich frist' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig,
Ist ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren, die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun bin ich geschwollen.
Wider Willen schluckt' ich das Zeug, wie sollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen.

Ei! was hab' ich gehört! versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmähet ihr so den Honig, den mancher begehret?

Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. Ihr spottet, sagte der andre.
Nein wahrhaftig! verschwur sich der Bär, es ist ernstlich gesprochen.
Ist dem also, versetzte der Rothe, da kann ich euch dienen;
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß mit allem eurem Geschlechte
Zahlt ihr niemal so viel beisammen. Da lüstet' es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise. O führt mich,
Rief er, eilig dahin, Herr Oheim, ich will es gedenken!
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättiget werde.
Gehen wir, sagte der Fuchs, es soll an Honig nicht fehlen.
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigsatt mach' ich euch heute, so viel ihr immer nur tragen
Möget. Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reineke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs, ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bittrer Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviels Hofe: das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es,
Und er sagte: Mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath' ich,

Nehmt nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meint ihr, ſagte der Bär, ich ſey ein Vielfraß? mit nichten!
Maaß iſt überall gut, bei allen Dingen. Und alſo
Ließ der Bär ſich bethören und ſteckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vorderſten Füße.
Reineke machte ſich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus, nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt, es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, ſo ſtark er und kühn war,
Und ſo hielt der Neffe mit Liſt den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hinterſten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte ſo ſehr, daß Rüſteviel aufſprang.
Was es wäre, dachte der Meiſter, und brachte ſein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu ſchaden gedächte.

Braun befand ſich indeß in großen Aengſten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; ſo meint' auch Reineke freudig.
Als er Rüſteviel ſah von ferne ſchreiten, da rief er:
Braun, wie ſteht es? Mäßiget euch und ſchonet des Honigs!
Sagt, wie ſchmeckt es? Rüſteviel kommt und will euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!
Da ging Reineke wieder nach Maternus, der Beſte.
Aber Rüſteviel kam und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beiſammen
Schmauſeten. Kommt! ſo rief er, in meinem Hofe gefangen
Hat ſich ein Bär, ich ſage die Wahrheit. Sie folgten und liefen,
Jeder bewehrte ſich eilig, ſo gut er konnte. Der eine
Nahm die Gabel zur Hand, und ſeinen Rechen der andre,
Und der dritte, der vierte mit Spieß und Hacke bewaffnet
Kamen geſprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüſtet.
Ja der Pfarrer und Küſter, ſie kamen mit ihrem Geräthe.
Auch die Köchin des Pfaffen (ſie hieß Frau Jutte, ſie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine) blieb nicht dahinten,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem ſie am Tage geſeſſen,

Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen. Der Braune
Hörte den wachsenden Lärm in seinen schrecklichen Nöthen,
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume.
Nein! kein kläglicher Thier hat jemand gesehen! es rieselt'
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm das Haupt zu befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume stecken; da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er nahte sinnlos, die Klauen,
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider schmeckte dieß nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reinecke Hoffnung gemacht; die Reise war übel gerathen,
Eine seelige Fahrt war Braunen geworden. Es blutet'
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht stehen,
Konnte nicht kriechen, noch gehn. Und Rüsteviel eilte zu schlagen;
Alle fielen ihn an, die mit dem Meister gekommen;
Ihn zu tödten war ihr Begehr. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und schlug ihn von ferne.
Kümmerlich wankt' er sich hin und her, es drängt' ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten, sie schlugen drauf los und riefen und schlugen,
Daß er vor schmerzlicher Angst in eignem Unflath sich wälzte.
Alle setzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten.
Der krummbeinige Schleppe mit dem breitnasigen Ludolf
Waren die schlimmsten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwischen den krummen Fingern; ihm stand sein Schwager zur Seite,
Rückelrei war es, der Dicke, die beiden schlugen am meisten.
Abel Quack und Frau Jutte dazu, sie ließen's nicht fehlen;
Talke Lorden Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht diese genannten allein; denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Rückelrei machte das meiste Geschrei, er dünkte sich vornehm:
Denn Frau Willigerud am hinteren Thore (man wußt' es)
War die Mutter, bekannt war nie sein Vater geworden;
Doch es meinten die Bauern, der Steppelmäher, der schwarze
Sauzer, sagten sie, möcht' es wohl seyn, ein stolzer Geselle.

Wenn er allein war. Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,
Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten.
Nun sprang Rüsteviels Bruder hervor und schlug mit dem langen,
Dicken Knüttel den Bären aufs Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die unter einander
Tummelten, fielen und schrien, und einige stürzten ins Wasser:
Und das Wasser war tief. Da rief der Pater und sagte:
Sehet, da unten schwimmt Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Recken ist hier! O helft, ihr Männer! Ich gebe
Bier zwei Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade.
Alle ließen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern ans Wasser, man zog aufs Trockne die Fünfe.
Da indessen die Männer am Ufer beschäftiget waren,
Kroch der Bär ins Wasser vor großem Elend und brummte
Vor entsetzlichem Weh. Er wollte sich lieber ersäufen,
Als die Schläge so schändlich erdulden. Er hatte zu schwimmen
Nie versucht und hoffte sogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er sich schwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Wasser hinab; es sahen ihn alle die Bauern,
Riefen: Das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!
Und sie waren verdrießlich, und schalten über die Weiber:
Besser blieben sie doch zu Hause! da seht nun, er schwimmet
Seiner Wege. Sie traten herzu, den Block zu besehen,
Und sie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen: Du kommst uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande!
So verhöhnten sie ihn noch über den Schaden, doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern,
Die ihn geschlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Füße;
Fluchte Reineken, der ihn verrieth. Mit solchen Gebeten
Schwamm er weiter, es trieb ihn der Strom, der reißend und groß war,
Binnen weniger Zeit fast eine Meile hinunter;
Und da kroch er ans Land am selbigen Ufer und keichte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne gesehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte

Plötzlich zu sterben und rief: O Reineke, falscher Verräther!
Loses Geschöpf! er dachte dabei der schlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reinekens Listen.

Aber Reincke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu schaffen,
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort, und schnappte sich eines,
Lief und schleppte die Beute behend am Flusse hinunter.
Dann verzehrt' er sie gleich und eilte nach andern Geschäften
Immer am Flusse dahin und trank des Wassers und dachte:
O wie bin ich so froh, daß ich den tölpischen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüsteviel hat ihm
Wohl das Beil zu kosten gegeben. Es zeigte der Bär sich
Stets mir feindlich gesinnt, ich hab' es ihm wieder vergelten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt, nun ist er am Baume
Tort geblieben; deß will ich mich freun, so lang ich nur lebe.
Klagen und schaden wird er nicht mehr! — Und wie er so wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und sieht den Bären sich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
Rüsteviel, rief er, du lässiger Wicht! du grober Geselle!
Solche Speise verschmähst du, die fett und guten Geschmacks ist,
Die manch ehrlicher Mann sich wünscht und die so gemächlich
Dir zu Handen gekommen! Doch hat für deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelassen! So dacht' er,
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: Herr Oheim, fand' ich euch wieder?
Habt ihr etwas vergessen bei Rüsteviel? sagt mir, ich laß' ihn
Wissen, wo ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt ihr gewiß dem Manne gestohlen,
Oder habt ihr ihn redlich bezahlt? wie ist es geschehen?
Ei! wie send ihr gemalt? das ist ein schmähliches Weisen!
War der Honig nicht guten Geschmacks? Zu selbigem Preise
Steht noch mancher zu Kauf! Doch, Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habt ihr euch wohl so kürzlich gewidmet,
Daß ihr ein rothes Barett auf eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Send ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,

Der die Platte euch ſcher, nach euren Ohren geſchnappet,
Ihr verloret den Schopf, wie ich ſehe, das Fell von den Wangen
Und die Handſchuh dabei. Wo habt ihr ſie hängen gelaſſen?
Und ſo mußte der Braune die vielen ſpöttiſchen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rathen noch helfen. Und um nicht weiter zu hören,
Kroch er ins Waſſer zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er,
Krank und elend, und jammerte laut, und ſprach zu ſich ſelber:
Schläge nur einer mich tod! Ich kann nicht gehen und ſollte
Nach des Königes Hof die Reiſe vollenden, und bleibe
So geſchändet zurück von Reinekens böſem Verrathe.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß dich ſoll es gereuen!
Doch er raffte ſich auf und ſchleppte, mit gräßlichen Schmerzen
Durch vier Tage ſich fort, und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in ſeinem Elend erblickte,
Rief er: Gnädiger Gott! Erkenn' ich Braunen? Wie kommt er
So geſchändet? Und Braun verſetzte: Leider erbärmlich
Iſt das Ungemach, das ihr erblickt: ſo hat mich der Frevler
Reineke ſchändlich verrathen! Da ſprach der König entrüſtet:
Rächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den ſollte Reineke ſchänden?
Ja bei meiner Ehre, bei meiner Krone! das ſchwör' ich,
Alles ſoll Reineke büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, ſo trag' ich kein Schwert mehr, ich will es gelobet!

Und der König gebot, es ſolle der Rath ſich verſammeln,
Ueberlegen und gleich der Frevel Strafe beſtimmen.
Alle riethen darauf, wofern es dem König beliebte,
Solle man Reineke abermals fordern, er ſolle ſich ſtellen,
Gegen Anſpruch und Klage ſein Recht zu wahren. Es könne
Hinze, der Kater, ſogleich die Botſchaft Reinekes bringen,
Weil er klug und gewandt ſey. So riethen ſie alle zuſammen.

Und es vereinigte ſich der König mit ſeinen Genoſſen,
Sprach zu Hinzen: Merket mir recht die Meinung der Herren'

Ließ' er sich aber zum drittenmal fordern, so soll es ihm selbst und
Seinem ganzen Geschlechte zum ewigen Schaden gereichen;
Ist er klug, so kommt' er in Zeiten. Ihr schärft ihm die Lehre:
Andre verachtet er nur, doch eurem Rathe gehorcht er.

Aber Hinze versetzte: Zum Schaden oder zum Frommen
Mag es gereichen, komm' ich zu ihm, wie soll ich's beginnen?
Meinetwegen thut oder laßt es, aber ich dächte,
Jeden andern zu schicken ist besser, da ich so klein bin.
Braun, der Bär, ist so groß und stark, und kommt' ihn nicht zwingen:
Welcher Weise soll ich es enden? O! habt mich entschuldigt!

Du beredest mich nicht, versetzte der König: man findet
Manchen kleinen Mann voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seyd ihr auch gleich kein Riese gewachsen,
Seyd ihr doch klug und gelehrt. Da gehorchte der Kater, und sagte:
Euer Wille geschehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen.

Dritter Gesang.

Nun war Hinze der Kater ein Stückchen Weges gegangen:
Einen Martinsvogel erblickt' er von weitem, da rief er:
Erler Vogel! Glück auf! o wende die Flügel und fliege
Her zu meiner Rechten! Es flog der Vogel und setzte
Sich zur Linken des Katers, auf einem Baume zu singen.
Hinze betrübte sich sehr, er glaubte sein Unglück zu hören,
Doch er machte nun selber sich Muth, wie mehrere pflegen.
Immer wandert' er fort nach Malepartus, da fand er
Vor dem Hause Reineken sitzen; er grüßt' ihn, und sagte:
Gott, der reiche, der gute, bescheer' euch glücklichen Abend!
Euer Leben bedrohet der König, wofern ihr euch weigert,
Mit nach Hofe zu kommen; und ferner läßt er euch sagen:
Stehet den Klägern zu Recht, sonst werden's die Eurigen büßen.
Reineke sprach: Willkommen dahier, geliebtester Neffe!
Möget ihr Segen von Gott nach meinem Wunsche genießen.
Aber er dachte nicht so in seinem verrätherischen Herzen;
Neue Tücke sann er sich aus, er wollte den Boten
Wieder geschändet nach Hofe senden. Er nannte den Kater
Immer seinen Neffen, und sagte: Neffe, was setzt man
Euch für Speise nur vor? Man schläft gesättiget besser;
Einmal bin ich der Wirth, wir gingen dann morgen am Tage
Beide nach Hofe: so dünkt es mich gut. Von meinen Verwandten
Ist mir keiner bekannt, auf den ich mich lieber verließe.
Denn der gefräßige Bär war trotzig zu mir gekommen;
Er ist grimmig und stark, daß ich um vieles nicht hätte
Ihm zur Seite die Reise gewagt. Nun aber versteht sich's,

Schnell hilft dir Amor ſie entkleiden,
Und iſt nicht halb ſo ſchnell als du;
Dann hält er ſchalkhaft und beſcheiden
Sich feſt die beiden Augen zu.

Schadenfreude.

In des Papillons Geſtalt
Flattr' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmliſcher Vergnügen,
Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belauſch' ein zärtlich Paar;
Von des ſchönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen ſchau' ich nieder;
Alles was der Tod mir raubte
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm,
Und ſein Mund genießt der Stunde
Die ihm güt'ge Götter ſenden,
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt ſie auf, da flieg' ich ferne.

Gerne geh' ich mit euch. Wir machen uns frühe des Morgens
Auf den Weg: So scheinet es mir das Beste gerathen.

Hinze versetzte darauf: Es wäre besser, wir machten
Gleich uns fort nach Hofe, so wie wir gehen und stehen.
Auf der Heide scheinet der Mond, die Wege sind trocken.

Reineke sprach: Ich finde bei Nacht das Reisen gefährlich.
Mancher grüßet uns freundlich bei Tage, doch käm' er im Finstern
Uns in den Weg, es möchte wohl kaum zum Besten gerathen.

Aber Hinze versetzte: So laßt mich wissen, mein Neffe,
Bleib' ich hier, was sollen wir essen? Und Reineke sagte:
Aermlich behelfen wir uns; doch wenn ihr bleibet, so bring' ich
Frische Honigscheiben hervor, ich wähle die klärsten.

Niemals eß' ich dergleichen, versetzte murrend der Kater.
Fehlet euch alles im Hause, so gebt eine Maus her! Mit dieser
Bin ich am Besten versorgt, und sparet den Honig für andre.
Eßt ihr Mäuse so gern? sprach Reineke: redet mir ernstlich;

Damit kann ich euch dienen. Es hat mein Nachbar der Pfaffe
Eine Scheun' im Hofe, darin sind Mäuse, man führe
Sie auf keinem Wagen hinweg; ich höre den Pfaffen
Klagen, daß sie bei Nacht und Tag ihm lästiger werden.

Unbedächtig sagte der Kater: Thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäusen! denn über Wildpret und alles
Lob' ich mir Mäuse, die schmecken am Besten. Und Reineke sagte:
Nun wahrhaftig, ihr sollt mir ein herrliches Gastmahl genießen.
Da mir bekannt ist womit ich euch diene, so laßt uns nicht zaudern.

Hinze glaubt' ihm und folgte; sie kamen zur Scheune des Pfaffen,
Zu der lehmernen Wand. Die hatte Reineke gestern
Klug durchgraben und hatte durchs Loch dem schlafenden Pfaffen
Seiner Hähne den besten entwendet. Das wollte Martinchen

Rächen, des geiſtlichen Herrn geliebtes Söhnchen; er knüpfte
Klug vor die Oeffnung den Strick mit einer Schlinge: ſo hofft' er
Seinen Hahn zu rächen am wiederkehrenden Diebe.
Reineke wußt' und merkte ſich das, und ſagte: Geliebter
Neffe, kriechet hinein gerade zur Oeffnung; ich halte
Wache davor, indeſſen ihr mauſet; ihr werdet zu Hauſen
Sie im Dunkeln erhaſchen. O höret, wie munter ſie pfeifen!
Seyd ihr ſatt, ſo kommt nur zurück, ihr findet mich wieder.
Trennen dürfen wir nicht uns dieſen Abend, denn morgen
Gehen wir früh und kürzen den Weg mit muntern Geſprächen.

Glaubt ihr, ſagte der Kater, es ſey hier ſicher zu kriechen?
Denn es haben mitunter die Pfaffen auch Böſes im Sinne.

Da verſetzte der Fuchs, der Schelm: Wer konnte das wiſſen!
Seyd ihr ſo blöde? Wir gehen zurück; es ſoll euch mein Weibchen
Gut und mit Ehren empfangen, ein ſchmackhaft Eſſen bereiten;
Wenn es auch Mäuſe nicht ſind, ſo laßt es uns fröhlich verzehren.

Aber Hinze, der Kater, ſprang in die Oeffnung, er ſchämte
Sich vor Reinekens ſpottenden Worten, und fiel in die Schlinge.
Alſo empfanden Reinekens Gäſte die böſe Bewirthung.

Da nun Hinze den Strick an ſeinem Halſe verſpürte,
Fuhr er ängſtlich zuſammen und übereilte ſich furchtſam,
Denn er ſprang mit Gewalt: da zog der Strick ſich zuſammen.
Kläglich rief er Reinecken zu, der außer dem Loche
Horchte, ſich hämiſch erfreute und ſo zur Oeffnung hineinſprach:
Hinze, wie ſchmecken die Mäuſe? Ihr findet ſie, glaub' ich, gemäſtet.
Wüßte Martinchen doch nur, daß ihr ſein Wildpret verzehret,
Sicher brächt' er euch Senf; er iſt ein höflicher Knabe.
Singet man ſo bei Hofe zum Eſſen? Es klingt mir bedenklich.
Wüßt' ich Iſegrim nur in dieſem Loche, ſo wie ich
Euch zu Falle gebracht; er ſollte mir alles bezahlen
Was er mir Uebels gethan! Und ſo ging Reineke weiter.

Aber er ging nicht allein um Diebereien zu üben:
Ehbruch, Rauben und Mord und Verrath, er hielt es nicht sündlich.
Und er hatte sich eben was ausgesonnen. Die schöne
Gieremund wollt' er besuchen in doppelter Absicht: fürs erste
Hofft' er von ihr zu erfahren, was eigentlich Isegrim klagte;
Zweitens wollte der Schalk die alten Sünden erneuern.
Isegrim war nach Hese gegangen, das wollt' er benutzen:
Denn wer zweifelt daran, es hatte die Neigung der Wölfin
Zu dem schändlichen Fuchse den Zorn des Wolfes entzündet.
Reineke trat in die Wohnung der Frauen und fand sie nicht heimisch.
Grüß' euch Gott! Stiefkinderchen! sagt' er, nicht mehr und nicht minder,
Nickte freundlich den Kleinen und eilte nach seinem Gewerbe.

Als Frau Gieremund kam des Morgens, wie es nur tagte,
Sprach sie: „Ist niemand kommen nach mir zu fragen?" So eben
Geht Herr Pathe Reineke fort, er wünscht' euch zu sprechen.
Alle wie wir hier sind, hat er Stiefkinder geheißen.

Da rief Gieremund aus: Er soll es bezahlen! und eilte
Diesen Frevel zu rächen zur selben Stunde. Sie wußte
Wo er pflegte zu gehn; sie erreicht' ihn, zornig begann sie:
Was für Worte sind das? und was für schimpfliche Reden
Habt ihr ohne Gewissen vor meinen Kindern gesprochen?
Büßen sollt ihr dafür! So sprach sie zornig und zeigt' ihm
Ein ergrimmtes Gesicht; sie faßt' ihn am Barte, da fühlt' er
Ihrer Zähne Gewalt und lief und wollt' ihr entweichen;
Sie behend strich hinter ihm drein. Da gab es Geschichten.

Ein verfallenes Schloß war in der Nähe gelegen:
Hastig liefen die beiden hinein; es hatte sich aber
Altershalben die Mauer an einem Thurme gespalten.
Reineke schlupfte hindurch; allein er mußte sich zwängen,
Denn die Spalte war eng; und eilig steckte die Wölfin,
Groß und stark wie sie war, den Kopf in die Spalte; sie drängte,
Schob und brach und zog, und wollte folgen, und immer
Klemmte sie tiefer sich ein und konnte nicht vorwärts noch rückwärts.

Da das Reineke ſah, lief er zur anderen Seite
Krummen Weges herein, und kam und macht' ihr zu ſchaffen.
Aber ſie ließ es an Worten nicht fehlen, ſie ſchalt ihn: Du handelſt
Als ein Schelm! ein Dieb! Und Reineke ſagte dagegen:
Iſt es noch niemals geſchehn, ſo mag es jetzo geſchehen.

Wenig Ehre verſchafft es, ſein Weib mit andern zu ſparen,
Wie nun Reineke that. Gleichviel war alles dem Böſen.
Da nun endlich die Wölfin ſich aus der Spalte gerettet,
War ſchon Reineke weg und ſeine Straße gegangen.
Und ſo dachte die Frau ſich ſelber Recht zu verſchaffen,
Ihrer Ehre zu wahren und doppelt war ſie verloren.

Laſſet uns aber zurück nach Hinzen ſehen. Der Arme,
Da er gefangen ſich fühlte, beklagte nach Weiſe der Kater
Sich erbärmlich, das hörte Martinchen und ſprang aus dem Bette.
Gott ſey Dank! Ich habe den Strick zur glücklichen Stunde
Vor die Oeffnung geknüpft: der Dieb iſt gefangen! Ich denke,
Wohl bezahlen ſoll er den Hahn! ſo jauchzte Martinchen,
Zündete hurtig ein Licht an (im Hauſe ſchliefen die Leute),
Weckte Vater und Mutter darauf und alles Geſinde;
Rief: Der Fuchs iſt gefangen! wir wollen ihm dienen. Sie kamen
Alle, groß und klein, ja ſelbſt der Pater erhub ſich,
Warf ein Mäntelchen um: es lief mit doppelten Lichtern
Seine Köchin voran, und eilig hatte Martinchen
Einen Knüttel gefaßt und machte ſich über den Kater,
Traf ihm Haut und Haupt und ſchlug ihm grimmig ein Aug' aus.
Alle ſchlugen auf ihn; es kam mit zackiger Gabel
Haſtig der Pater herbei und glaubte den Räuber zu fällen.
Hinze dachte zu ſterben: da ſprang er wüthend entſchloſſen
Zwiſchen die Schenkel des Pfaffen und biß und kratzte gefährlich,
Schändete grimmig den Mann und rächte grauſam das Auge.
Schreiend ſtürzte der Pater und fiel ohnmächtig zur Erden.
Unbedachtſam ſchimpfte die Köchin, es habe der Teufel
Ihr zum Poſſen das Spiel ſelbſt angerichtet. Und doppelt,
Dreifach ſchwur ſie, wie gern verlöre ſie, wäre das Unglück

Nicht dem Herren begegnet, ihr bischen Habe zusammen.
Ja sie schwur, ein Schatz von Golde, wenn sie ihn hätte,
Sollte sie wahrlich nicht reuen, sie wollt' ihn missen. So jammert'
Sie die Schande des Herrn und seine schwere Verwundung.
Endlich brachten sie ihn mit vielen Klagen zu Bette,
Ließen Hinzen am Strick und hatten seiner vergessen.

Als nun Hinze, der Kater, in seiner Noth sich allein sah,
Schmerzlich geschlagen und übel verwundet, so nahe dem Tode,
Faßt' er aus Liebe zum Leben den Strick und nagt ihn behende.
Sollt' ich mich etwa erlösen vom großen Uebel? so dacht' er.
Und es gelang ihm, der Strick zerriß. Wie fand er sich glücklich!
Eilte dem Ort zu entfliehn, wo er so vieles erduldet;
Hastig sprang er zum Loche heraus und eilte die Straße
Nach des Königes Hof, den er des Morgens erreichte.
Aergerlich schalt er sich selbst: So mußte dennoch der Teufel
Dich durch Reinekens List, des bösen Verräthers, bezwingen!
Kommst du doch mit Schande zurück, am Auge geblendet
Und mit Schlägen schmerzlich beladen, wie mußt du dich schämen!

Aber des Königes Zorn entbrannte heftig, er träute
Dem Verräther den Tod ohn' alle Gnade. Da ließ er
Seine Räthe versammeln; es kamen seine Baronen,
Seine Weisen zu ihm, er fragte, wie man den Frevler
Endlich brächte zu Recht, der schon so vieles verschuldet.
Als nun viele Beschwerden sich über Reineken häuften,
Redete Grimbart, der Dachs: Es mögen in diesem Gerichte
Viele Herren auch seyn, die Reineken Uebels gedenken,
Doch wird niemand die Rechte des freien Mannes verletzen.
Nun zum drittenmal muß man ihn fordern. Ist dieses geschehen,
Kommt er dann nicht, so möge das Recht ihn schuldig erkennen.
Da versetzte der König: Ich fürchte, keiner von allen
Dinge, dem tückischen Manne die dritte Ladung zu bringen.
Wer hat ein Auge zu viel? wer mag verwegen genug seyn,
Leib und Leben zu wagen, um diesen bösen Verräther?

Seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen und dennoch am Ende
Reineken nicht zu stellen? Ich denke, niemand versucht es.

Ueberlaut versetzte der Dachs: Herr König, begehret
Ihr es von mir, so will ich sogleich die Botschaft verrichten,
Sey es wie es auch sey. Wollt ihr mich öffentlich senden,
Oder geh' ich, als käm' ich von selber? Ihr dürft nur befehlen.
Da beschied ihn der König: So geht dann! Alle die Klagen
Habt ihr sämmtlich gehört, und geht nur weislich zu Werke:
Denn es ist ein gefährlicher Mann. Und Grimbart versetzte:
Einmal muß ich es wagen und hoff' ihn dennoch zu bringen.

So betrat er den Weg nach Malepartus, der Veste;
Reineken fand er daselbst mit Weib und Kindern und sagte:
Oheim Reineke, seyd mir gegrüßt! Ihr seyd ein gelehrter,
Weiser, kluger Mann; wir müssen uns alle verwundern,
Wie ihr des Königes Ladung verachtet, ich sage, verspottet.
Däucht euch nicht, es wäre nun Zeit? Es mehren sich immer
Klagen und böse Gerüchte von allen Seiten. Ich rath' euch,
Kommt nach Hofe mit mir, es hilft kein längeres Zaudern.
Viele, viele Beschwerden sind vor den König gekommen,
Heute werdet ihr nun zum drittenmale geladen:
Stellt ihr euch nicht, so seyd ihr verurtheilt. Dann führet der König
Seine Vasallen hieher euch einzuschließen, in dieser
Veste Malepartus euch zu belagern: so gehet
Ihr mit Weib und Kindern und Gut und Leben zu Grunde.
Ihr entfliehet dem Könige nicht: drum ist es am besten,
Kommt nach Hofe mit mir! Es wird an listiger Wendung
Euch nicht fehlen, ihr habt sie bereit und werdet euch retten:
Denn ihr habt ja wohl oft, auch an gerichtlichen Tagen,
Abenteuer bestanden, weit größer als dieses, und immer
Kamt ihr glücklich davon und eure Gegner in Schande.

Grimbart hatte gesprochen, und Reineke sagte dagegen:
Oheim, ihr rathet mir wohl, daß ich zu Hofe mich stelle,
Meines Rechtes selber zu wahren. Ich hoffe, der König

Wird mir Gnade gewähren; er weiß, wie sehr ich ihm nütze:
Aber er weiß auch, wie sehr ich deßhalb den andern verhaßt bin.
Ohne mich kann der Hof nicht bestehn. Und hätt' ich noch zehnmal
Mehr verbrochen, so weiß ich es schon, sobald mir's gelinget
Ihm in die Augen zu sehen und ihn zu sprechen, so fühlt er
Seinen Zorn im Busen bezwungen. Denn freilich begleiten
Viele den König, und kommen in seinem Rathe zu sitzen;
Aber es geht ihm niemals zu Herzen; sie führen zusammen
Weder Rath noch Sinn. Doch bleibet an jeglichem Hofe,
Wo ich immer auch sey, der Rathschluß meinem Verstande.
Denn versammeln sich König und Herren, in kitzlichen Sachen
Klugen Rath zu ersinnen, so muß ihn Reineke finden.
Das mißgönnen mir viele. Die hab' ich leider zu fürchten;
Denn sie haben den Tod mir geschworen, und grade die Schlimmsten
Sind am Hofe versammelt, das macht mich eben bekümmert.
Ueber zehen und mächtige sind's, wie kann ich alleine
Vielen widerstehn? Drum hab' ich immer gezaudert.
Gleichwohl sind' ich es besser mit euch nach Hofe zu wandeln,
Meine Sache zu wahren; das soll mehr Ehre mir bringen,
Als durch Zaudern mein Weib und meine Kinder in Aengsten
Und Gefahren zu stürzen; wir wären alle verloren.
Denn der König ist mir zu mächtig, und was es auch wäre
Müßt' ich thun, sobald er's befiehlt. Wir können versuchen,
Gute Verträge vielleicht mit unsern Feinden zu schließen.

Reineke sagte darnach: Frau Ermelyn, nehmet der Kinder
Ich empfehl' es euch wahr, vor allen andern des jüngsten,
Reinharts; es stehn ihm die Zähne so artig um's Mäulchen; ich hoff', er
Wird der leibhaftige Vater; und hier ist Rossel, das Schelmchen,
Der mir eben so lieb ist. O! thut den Kindern zusammen
Etwas zu Gut, indeß ich weg bin! Ich will's euch gedenken,
Kehr' ich glücklich zurück und ihr gehorchet den Worten.

Also schied er von dannen mit Grimbart seinem Begleiter,
Ließ Frau Ermelyn dort mit beiden Söhnen und eilte:
Unberathen ließ er sein Haus; das schmerzte die Füchsin.

Beide waren noch nicht ein Stündchen Weges gegangen,
Als zu Grimbart Reineke sprach: Mein theuerster Oheim,
Werthester Freund, ich muß euch gestehn, ich bebe vor Sorgen.
Ich entschlage mich nicht des ängstlichen bangen Gedankens,
Daß ich wirklich dem Tod entgegen gehe. Da seh' ich
Meine Sünden vor mir, so viel ich deren begangen.
Ach! ihr glaubet mir nicht die Unruh, die ich empfinde.
Laßt mich beichten! höret mich an! kein anderer Pater
Ist in der Nähe zu finden: und hab' ich alles vom Herzen,
Werd' ich nicht schlimmer darum vor meinem Könige stehen.

Grimbart sagte: Verredet zuerst das Rauben und Stehlen,
Allen bösen Verrath und andre gewöhnliche Tücken,
Sonst kann euch die Beichte nicht helfen. Ich weiß es, versetzte
Reineke; darum laßt mich beginnen und höret berächtig.

Confiteor tibi **Pater et Mater**, daß ich der Otter,
Daß ich dem Vater und manchen gar manche Tücke versetzte;
Ich bekenn' es und lasse mir gern die Buße gefallen.
Redet Deutsch, versetzte der Dachs, damit ich's verstehe.
Reineke sagte: Ich habe mich freilich, wie sollt' ich es läugnen!
Gegen alle Thiere, die jetzo leben, versündigt.
Meinen Oheim den Bären, den hielt ich im Baume gefangen;
Blutig ward ihm sein Haupt und viele Prügel ertrug er.
Hinzen führt' ich nach Mänsen; allein am Stricke gehalten
Mußt' er vieles erdulden, und hat sein Auge verloren.
Und ie klaget auch Henning mit Recht, ich raubt' ihm die Kinder
Große und kleine, wie ich sie fand, und ließ sie mir schmecken.
Selbst verschont' ich des Königes nicht, und mancherlei Tücken
Uebt' ich kühnlich an ihm und an der Königin selber;
Spät verwindet sie's nur. Und weiter muß ich bekennen:
Isegrim hab' ich, den Wolf, mit allem Fleiße geschändet;
Alles zu sagen fänd' ich nicht Zeit. So hab' ich ihn immer
Scherzend Oheim genannt, und wir sind keine Verwandte.
Einmal, es werden nun bald sechs Jahre, kam er nach Elmar
Zu mir ins Kloster, ich wohnte daselbst, und bat mich um Beistand,

Weil er eben ein Mönch zu werden gedächte. Das, meint' er,
Wär' ein Handwerk für ihn, und zog die Glocke. Das Läuten
Freut' ihn so sehr! Ich band ihm darauf die vorderen Füße
Mit dem Seile zusammen, er war es zufrieden und stand so,
Zog und erlustigte sich und schien das Läuten zu lernen.
Doch es sollt' ihm die Kunst zu schlechter Ehre gedeihen,
Denn er läutete zu wie toll und thöricht. Die Leute
Liefen eilig bestürzt aus allen Straßen zusammen,
Denn sie glaubten, es sey ein großes Unglück begegnet:
Kamen und fanden ihn da, und eh' er sich eben erklärte,
Daß er den geistlichen Stand ergreifen wolle, so war er
Von der dringenden Menge beinah zu Tode geschlagen.
Dennoch beharrte der Thor auf seinem Vorsatz und bat mich,
Daß ich ihm sollte mit Ehren zu einer Platte verhelfen;
Und ich ließ ihm das Haar auf seinem Scheitel versengen,
Daß die Schwarte davon zusammenschrumpfte. So hab' ich
Oft ihm Prügel und Stöße mit vieler Schande bereitet.
Fische lehrt' ich ihn fangen, sie sind ihm übel bekommen.
Einmal folgt' er mir auch im jülicher Lande, wir schlichen
Zu der Wohnung des Pfaffen, des reichsten in dortiger Gegend.
Einen Speicher hatte der Mann mit köstlichen Schinken,
Lange Seiten des zartesten Specks verwahrt' er darneben
Und ein frisch gesalzenes Fleisch befand sich im Troge.
Durch die steinerne Mauer gelang es Isegrim endlich
Eine Spalte zu kratzen, die ihn gemächlich hindurch ließ,
Und ich trieb ihn dazu, es trieb ihn seine Begierde.
Aber da konnt' er sich nicht im Ueberflusse bezwingen,
Uebermäßig füllt' er sich an; da hemmte gewaltig
Den geschwollenen Leib und seine Rückkehr die Spalte.
Ach wie klagt' er sie an, die ungetreue, sie ließ ihn
Hungrig hinein und wollte dem Satten die Rückkehr verwehren.
Und ich machte darauf ein großes Lärmen im Dorfe,
Daß ich die Menschen erregte, die Spuren des Wolfes zu finden.
Denn ich lief in die Wohnung des Pfaffen und traf ihn beim Essen,
Und ein fetter Capaun ward eben vor ihn getragen,
Wohl gebraten; ich schnappte darnach und trug ihn von dannen.

Haſtig wollte der Pfaffe mir nach und lärmte, da ſtieß er
Ueber den Haufen den Tiſch mit Speiſen und allem Getränke.
Schlaget, werfet, fanget und ſtechet! ſo rief der ergrimmte
Pater, und fiel und kühlte den Zorn (er hatte die Pfütze
Nicht geſehen) und lag. Und alle kamen und ſchrieen:
Schlagt! ich rannte davon und hinter mir alle zuſammen,
Die mir das Schlimmſte gedachten. Am meiſten lärmte der Pfaffe:
Welch ein verwegener Dieb! Er nahm das Huhn mir vom Tiſche!
Und ſo lief ich voraus, bis zu dem Speicher, da ließ ich
Wider Willen das Huhn zur Erde fallen, es ward mir
Endlich leider zu ſchwer; und ſo verlor mich die Menge.
Aber ſie fanden das Huhn, und da der Pater es aufhub,
Ward er des Wolfes im Speicher gewahr, es ſah ihn der Haufen.
Allen rief der Pater nun zu: Hieher nur! und trefft ihn!
Uns iſt ein anderer Dieb, ein Wolf in die Hände gefallen!
Käm' er davon, wir wären beſchimpft; es lachte wahrhaftig
Alles auf unſre Koſten im ganzen jülicher Lande.
Was er nur konnte, dachte der Wolf. Da regnet' es Schläge
Hierher und dorther ihm über den Leib und ſchmerzliche Wunden.
Alle ſchrien ſo laut ſie konnten; die übrigen Bauern
Liefen zuſammen und ſtreckten für todt ihn zur Erde darnieder.
Größeres Weh geſchah ihm noch nie, ſo lang er auch lebte.
Malt' es einer auf Leinwand, es wäre ſeltſam zu ſehen,
Wie er dem Pfaffen den Speck und ſeine Schinken bezahlte.
Auf die Straße warfen ſie ihn und ſchleppten ihn eilig
Ueber Stock und Stein; es war kein Leben zu ſpüren.
Und er hatte ſich unrein gemacht, da warf man mit Abſcheu
Vor das Dorf ihn hinaus; er lag in ſchlammiger Grube,
Denn ſie glaubten ihn todt. In ſolcher ſchmählichen Ohnmacht
Blieb er, ich weiß nicht wie lange, bevor er ſein Elend gewahr ward.
Wie er noch endlich entkommen, das hab' ich niemals erfahren.
Und doch ſchwur er hernach (es kann ein Jahr ſeyn), mir immer
Treu und gewärtig zu bleiben; nur hat es nicht lange gedauert.
Denn warum er mir ſchwur, das kennt' ich leichtlich begreifen:
Gerne hätt' er einmal ſich ſatt an Hühnern gegeſſen.
Und damit ich ihn tüchtig betröge, beſchrieb ich ihm ernſtlich

„Liebſter, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding."

Unſchuld.

Schönſte Tugend einer Seele,
Reinſter Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich ſchwaches Licht;
Dich fühlt nur wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt der fühlt dich nicht.

Göttin, in dem Paradieſe
Lebteſt du mit uns vereint;
Noch erſcheinſt du mancher Wieſe
Morgens, eh die Sonne ſcheint.
Nur der ſanfte Dichter ſiehet
Dich im Nebelkleide ziehn;
Phöbus kommt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel biſt du hin.

Einen Balken, auf dem ſich ein Hahn des Abends gewöhnlich
Neben ſieben Hühnern zu ſetzen pflegte. Da führt' ich
Ihn im Stillen bei Nacht, es hatte Zwölfe geſchlagen,
Und der Laden des Fenſters, mit leichter Latte geſtützet,
Stand (ich wußt' es) noch offen. Ich that als wollt' ich hinein gehn:
Aber ich ſchmiegte mich an und ließ dem Oheim den Vortritt.
Gehet frei nur hinein! ſo ſagt' ich. Wollt ihr gewinnen,
Seyd geſchäftig, es gilt! ihr findet gemäſtete Hennen.
Gar bedächtig kroch er hinein und taſtete leiſe
Hier und dahin, und ſagte zuletzt mit zornigen Worten:
O wie führt ihr mich ſchlecht! ich finde wahrlich von Hühnern
Keine Feder. Ich ſprach: Die vorne pflegten zu ſitzen
Hab' ich ſelber geholt, die andern ſitzen dahinten.
Geht nur unverdroſſen voran und tretet behutſam.
Freilich der Balken war ſchmal, auf dem wir gingen. Ich ließ ihn
Immer voraus, und hielt mich zurück, und druckte mich rückwärts
Wieder zum Fenſter hinaus, und zog am Holze: der Laden
Schlug und klappte, das fuhr dem Wolf in die Glieder und ſchreckt' ihn:
Zitternd plumpt' er hinab vom ſchmalen Balken zur Erde.
Und erſchrocken erwachten die Leute, ſie ſchliefen am Feuer.
Sagt, was fiel zum Fenſter herein? ſo riefen ſie alle,
Rafften behende ſich auf, und eilig brannte die Lampe.
In der Ecke fanden ſie ihn und ſchlugen und gerbten
Ihm gewaltig das Fell; mich wundert, wie er entkommen.
Weiter bekenn' ich vor euch, daß ich Frau Gieremund heimlich
Oefters beſucht und öffentlich auch. Das hätte nun freilich
Unterbleiben ſollen, o wär' es niemals geſchehen!
Denn ſo lange ſie lebt verwindet ſie ſchwerlich die Schande.
Alles hab' ich euch jetzt gebeichtet, deſſen ich irgend
Mich zu erinnern vermag, was meine Seele beſchweret.
Sprechet mich los! ich bitte darum; ich werde mit Demuth
Jede Buße vollbringen, die ſchwerſte, die ihr mir auflegt.

Grimbart wußte ſich ſchon in ſolchen Fällen zu nehmen,
Brach ein Reiſchen am Wege, dann ſprach er: Oheim, nun ſchlagt euch
Dreimal über den Rücken mit dieſem Reiſchen und legt es,

Wie ich's euch zeige, zur Erde, und ſpringet dreimal darüber;
Dann mit Sanftmuth küſſet das Reis und zeigt euch gehorſam.
Solche Buße leg' ich euch auf, und ſpreche von allen
Sünden und allen Strafen euch los und ledig, vergeb' euch
Alles im Namen des Herrn, ſo viel ihr immer begangen.

Und als Reineke nun die Buße willig vollendet,
Sagte Grimbart: Laſſet an guten Werken, mein Oheim,
Eure Beſſerung ſpüren und leſet Pſalmen, beſuchet
Fleißig die Kirchen und faſtet an rechten gebotenen Tagen;
Wer euch fraget dem weiſet den Weg, und gebet den Armen
Gern, und ſchwöret mir zu, das böſe Leben zu laſſen,
Alles Rauben und Stehlen, Verrath und böſe Verführung,
Und ſo iſt es gewiß, daß ihr zu Gnaden gelanget.

Reineke ſprach: So will ich es thun, ſo ſey es geſchworen!
Und ſo war die Beichte vollendet. Da gingen ſie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart und jener
Kamen durch ſchwärzliche fette Gebreite; ſie ſahen ein Kloſter
Rechter Hand des Weges; es dienten geiſtliche Frauen,
Spat und früh, dem Herren daſelbſt, und nährten im Hofe
Viele Hühner und Hähne, mit manchem ſchönen Capaune,
Welche nach Futter zuweilen ſich außer der Mauer zerſtreuten.
Reineke pflegte ſie oft zu beſuchen. Da ſagt' er zu Grimbart:
Unſer kürzeſter Weg geht an der Mauer vorüber;
Aber er meinte die Hühner, wie ſie im Freien ſpazierten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin, ſie nahten den Hühnern;
Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
Ja vor allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und gemäſtet
Hinter den andern ſpazierte, den faßt' er treulich ins Auge,
Haſtig ſprang er hinter ihm drein; es ſtoben die Federn.

Aber Grimbart entrüſtet verwies ihm den ſchändlichen Rückfall.
Handelt ihr ſo, unſeliger Oheim, und wollt ihr ſchon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem ihr gebeichtet?
Schöne Reue heiß' ich mir das! Und Reineke ſagte:

Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerſter Oheim,
Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben!
Nimmer thu' ich es wieder und laſſ' es gerne. Sie kamen
Um das Kloſter herum in ihre Straße, ſie mußten
Ueber ein ſchmales Brückchen hinüber, und Reineke blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang ſich vergebens.
Hätte jemand das Haupt ihm abgeſchlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; ſo heftig war die Begierde.

Grimbart ſah es und rief: Wo laßt ihr, Neffe, die Augen
Wieder ſpazieren? Fürwahr ihr ſeyd ein häßlicher Vielfraß!

Reineke ſagte darauf: Das macht ihr übel, Herr Oheim!
Uebereilet euch nicht und ſtört nicht meine Gebete;
Laßt ein Paternoſter mich ſprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänſe bedürfen es wohl, ſo viel ich den Nonnen,
Dieſen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entriſſen.

Grimbart ſchwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern ſo lang' er ſie ſah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beſchuldigt.

Vierter Geſang.

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reineke wirklich,
Drängte ſich jeder heraus ihn zu ſehn, die Großen und Kleinen.
Wenige freundlich geſinnt, faſt alle hatten zu klagen.
Aber Reineken däuchte, das ſey von keiner Bedeutung;
Wenigſtens ſtellt' er ſich ſo, da er mit Grimbart, dem Dachſe,
Jetzo dreiſt und zierlich die hohe Straße daher ging.
Muthig kam er heran und gelaſſen, als wär' er des Königs
Eigner Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja ſo trat er vor Nobel, den König, und ſtand im Palaſte
Mitten unter den Herren; er wußte ſich ruhig zu ſtellen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu ſprechen.
Edel ſeyd ihr und groß, von Ehren und Würden der Erſte;
Darum bitt' ich von euch mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat eure fürſtliche Gnade
Je gefunden als mich, das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.
Eure Freundſchaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie ſie es wünſchen, euch glaublich erſchienen;
Aber glücklicherweiſe bedenkt ihr jeglichen Vortrag,
Hört den Beklagten ſo gut als den Kläger; und haben ſie vieles
Mir im Rücken gelogen, ſo bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt ihr genug, ſie bringt mir Verfolgung.

Schweiget! verſetzte der König; es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln,
Euer Frevel iſt laut und euch erwartet die Strafe.

Habt ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten?
Den ich geſchworen? Da ſteht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falſcher, leidiger Dieb! eins nach dem andern entriſſen.
Und wie lieb ihr mich habt, das wollt ihr, glaub' ich, beweiſen,
Wenn ihr mein Anſehn ſchmäht und meine Diener beſchädigt.
Seine Geſundheit verlor der arme Hinze! Wie langſam
Wird der verwundete Braun von ſeinen Schmerzen geneſen!
Aber ich ſchelt' euch nicht weiter. Denn hier ſind Kläger die Menge,
Viele bewieſene Thaten; ihr möchtet ſchwerlich entkommen.

Bin ich, gnädiger Herr, deßwegen ſtrafbar? verſetzte
Reineke. Kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er ſich doch und wollte vermeſſen
Rüſteviels Honig verzehren; und kamen die tölpiſchen Bauern
Ihm zu Leibe, ſo iſt er ja ſtark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und ſchimpften ſie ihn, eh' er ins Waſſer gekommen,
Hätt' er als rüſtiger Mann die Schande billig gerochen.
Und wenn Hinze, der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, ſich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, ſo ſehr ich ihn treulich verwarnte,
Sich bei Nacht geſchlichen und dort was Uebels erfahren:
Hab' ich Strafe verdient, weil jene thöricht gehandelt?
Eurer fürſtlichen Krone geſchähe das wahrlich zu nahe!
Doch ihr möget mit mir nach eurem Willen verfahren,
Und ſo klar auch die Sache ſich zeigt, beliebig verfügen,
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen.
Soll ich geſotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden, oder geköpft, ſo mag es eben geſchehen!
Alle ſind wir in eurer Gewalt, ihr habt uns in Händen.
Mächtig ſeyd ihr und ſtark, was widerſtünde der Schwache?
Wollt ihr mich tödten, das würde fürwahr ein geringer Gewinn ſeyn.
Doch es komme was will; ich ſtehe redlich zu Rechte.

Da begann der Widder Bellyn: Die Zeit iſt gekommen,
Laßt uns klagen! Und Iſegrim kam mit ſeinen Verwandten,

Hinze, der Kater, und Braun, der Bär, und Thiere zu Schaaren.
Auch der Eſel Boldewyn kam und Lampe, der Haſe,
Wackerlos kam, das Hündchen, und Ryn, die Dogge, die Ziege
Metke, Hermen, der Bock, dazu das Eichhorn, die Wieſel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; darneben erſah man die Thiere der Wildniß,
Als den Hirſch und das Reh, und Bockert, den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber, und alle drängten einander.
Bartolt, der Storch, und Markart, der Häher, und Lütke, der Kranich,
Flogen herüber: es meldeten ſich auch Tybbke, die Ente,
Alheit, die Gans, und andre mehr mit ihren Beſchwerden.
Henning, der traurige Hahn, mit ſeinen wenigen Kindern
Klagte heftig: es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Thiere ſo viel; wer wüßte die Menge zu nennen?
Alle gingen dem Fuchs zu Leibe, ſie hofften die Frevel
Nun zu Sprache zu bringen und ſeine Strafe zu ſehen.
Vor den König drängten ſie ſich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geſchichten
Brachten ſie vor. Man hatte noch nie an Einem Gerichtstag
Vor des Königes Thron ſo viele Beſchwerden gehöret.
Reineke ſtand und wußte darauf gar künſtlich zu dienen:
Denn ergriff er das Wort, ſo floß die zierliche Rede
Seiner Entſchuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit;
Alles wußt' er beiſeite zu lehnen und alles zu ſtellen.
Hörte man ihn, man wunderte ſich und glaubt' ihn entſchuldigt,
Ja er hatte noch übriges Recht und vieles zu klagen.
Aber es ſtanden zuletzt wahrhaftige redliche Männer
Gegen Reineken auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden ſich klar. Nun war es geſchehen!
Denn im Rathe des Königs mit Einer Stimme beſchloß man:
Reineke Fuchs ſey ſchuldig des Todes! So ſoll man ihn fahen,
Soll ihn binden und hängen an ſeinem Halſe, damit er
Seine ſchweren Verbrechen mit ſchmählichem Tode verbüße.

Jetzt gab Reineke ſelbſt das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König

Sprach das Urtheil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun nach Urtheil und Recht gebunden Reineke da stand,
Seine Feinde sich regten, zum Tod' ihn eilend zu führen,
Standen die Freunde betroffen und waren schmerzlich bekümmert,
Martin, der Affe, mit Grimbart und vielen aus Reinekens Sippschaft.
Ungern hörten sie an das Urtheil und trauerten alle,
Mehr als man dächte. Denn Reineke war der ersten Baronen
Einer, und stand nun entsetzt von allen Ehren und Würden,
Und zum schmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick
Seine Verwandten empören! Sie nahmen alle zusammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, so viele sie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn so viele
Ritter verließen. Es zeigte sich nun die Menge Verwandten,
Die sich mit Reinekens Tod sehr unzufrieden entfernten.

Und der König sprach zu einem seiner Vertrauten:
Freilich ist Reineke boshaft, allein man sollte bedenken
Viele seiner Verwandten sind nicht zu entbehren am Hofe.

Aber Isegrim, Braun und Hinze, der Kater, sie waren
Um den Gebundnen geschäftig, sie wollten die schändliche Strafe,
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen,
Führten ihn hastig hinaus und sahen den Galgen von ferne.

Da begann der Kater erbost zum Wolfe zu sprechen:
Nun bedenket, Herr Isegrim, wohl, wie Reineke damals
Alles that und betrieb, wie seinem Hasse gelungen,
Euren Bruder am Galgen zu sehn. Wie zog er so fröhlich
Mit ihm hinaus! Versäumet ihm nicht die Schuld zu bezahlen.
Und gedenket, Herr Braun, er hat euch schändlich verrathen,
Euch in Nüstereiels Hofe dem groben, zornigen Volke,
Männern und Weibern, treulos geliefert, und Schlägen und Wunden
Und der Schande dazu, die aller Orten bekannt ist.

Habet Acht und haltet zuſammen! Entkäm' er uns heute,
Könnte ſein Witz ihn befrein und ſeine liſtigen Ränke,
Niemals wird' uns die Stunde der ſüßen Rache beſcheert ſeyn.
Laßt uns eilen und rächen, was er an allen verſchuldet!

Isegrim ſprach: Was helfen die Worte? Geſchwinde verſchafft mir
Einen tüchtigen Strick; wir wollen die Qual ihm verkürzen.

Alſo ſprachen ſie wider den Fuchs und zogen die Straße.
Aber Reineke hörte ſie ſchweigend: doch endlich begann er:
Da ihr ſo grauſam mich haßt und tödtliche Rache begehret,
Wiſſet ihr doch kein Ende zu finden! Wie muß ich mich wundern!
Hinze wüßte wohl Rath zu einem tüchtigen Stricke,
Denn er hat ihn geprüft, als in des Pfaffen Behauſung
Er ſich nach Mäuſen hinabließ und nicht mit Ehren davon kam.
Aber Iſegrim, ihr und Braun, ihr eilt ja gewaltig
Euren Oheim zum Tode zu bringen; ihr meint, es gelänge.

Und der König erhob ſich mit allen Herren des Hofes,
Um das Urtheil vollſtrecken zu ſehn; es ſchloß an den Zug ſich
Auch die Königin an, von ihren Frauen begleitet;
Hinter ihnen ſtrömte die Menge der Armen und Reichen,
Alle wünſchten Reinekens Tod und wollten ihn ſehen.
Iſegrim ſprach indeß mit ſeinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete ſie, ja feſt an einander geſchloſſen,
Auf den gekundeten Fuchs ein wachſam Auge zu haben:
Denn ſie fürchteten immer, es möchte der Kluge ſich retten.
Seinem Weibe befahl der Wolf beſonders: Bei deinem
Leben! ſtehe mir zu und hilf den Böſewicht halten!
Käm' er los, wir würden es alle gar ſchmählich empfinden.
Und zu Braunen ſagt' er: Gedenket, wie er euch höhnte:
Alles könnt ihr ihm nun mit reichlichen Zinſen bezahlen.
Hinze klettert und ſoll uns den Strick da oben befeſten;
Haltet ihn und ſtehet mir bei, ich rücke die Leiter;
Wenig Minuten, ſo ſoll's um dieſen Schelmen gethan ſeyn!
Braun verſetzte: Stellt nur die Leiter, ich will ihn ſchon halten.

Zeht doch! sagte Reineke drauf: Wie seyd ihr geschäftig
Euren Oheim zum Tode zu bringen! Ihr solltet ihn eher
Schützen und schirmen, und wär' er in Noth, euch seiner erbarmen.
Gerne käf' ich um Gnade, allein was könnt' es mir helfen?
Ingrim hasst mich zu sehr, ja seinem Weibe gebeut er
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht zu vertreten.
Dächte sie voriger Zeiten, sie könnte mir wahrlich nicht schaden.
Aber soll es nun über mich gehn, so wollt' ich, es wäre
Bald gethan. So kam auch mein Vater in schreckliche Nöthen.
Doch am Ende ging es geschwind. Es begleiteten freilich
Nicht so viele den sterbenden Mann. Doch wolltet ihr länger
Mich verschonen, es müsst' euch gewiß zur Schande gereichen.
Hört ihr, sagte der Bär, wie trotzig der Bösewicht redet.
Immer, immer hinauf! es ist sein Ende gekommen.

Aengstlich dachte Reineke nun: O möcht' ich in diesen
Großen Nöthen geschwind was glücklich Neues ersinnen,
Daß der König mir gnädig das Leben schenkte und diese
Grimmigen Feinde, die drei, in Schaden und Schande geriethen!
Laßt uns alles bedenken, und helfe, was helfen kann! denn hier
Gilt es den Hals, die Noth ist dringend, wie soll ich entkommen?
Alles Uebel häuft sich auf mich. Es zürnet der König,
Meine Freunde sind fort und meine Feinde gewaltig.
Selten hab' ich was Gutes gethan, die Stärke des Königs,
Seiner Räthe Verstand wahrhaftig wenig geachtet;
Vieles hab' ich verschuldet, und hoffte dennoch, mein Unglück
Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur zum Worte zu kommen,
Wahrlich sie hingen mich nicht; ich lasse die Hoffnung nicht fahren.

Und er wandte darauf sich von der Leiter zum Volke,
Rief: Ich sehe den Tod vor meinen Augen und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich euch alle, so viele mich hören,
Um ein weniges nur, bevor ich die Erde verlasse.
Gerne möcht' ich vor euch in aller Wahrheit die Beichte
Noch zum letztenmal öffentlich sprechen und redlich bekennen
Alles Uebel das ich gethan, damit nicht ein andrer

Etwa dieſes und jenes, von mir im Stillen begangen,
Unbekannten Verbrechens dereinſt bezichtiget werde;
So verbüt' ich zuletzt noch manches Uebel und hoffen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden gedenken.

Viele jammerte das. Sie ſprachen untereinander:
Klein iſt die Bitte, gering nur die Friſt! Sie baten den König,
Und der König vergönnt' es. Da ward' es Reineken wieder
Etwas leichter ums Herz, er hoffte glücklichen Ausgang:
Gleich benutzt' er den Raum, der ihm gegönnt war, und ſagte:

Spiritus Domini helfe mir nun! Ich ſehe nicht einen
Unter der großen Verſammlung, den ich nicht irgend beſchädigt.
Erſt, ich war noch ein kleiner Gesell, und hatte die Brüſte
Kaum zu ſaugen verlernt, da folgt' ich meinen Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben der Heerde
Sich im Freien zerſtreuten; ich hörte die blökenden Stimmen
Gar zu gerne, da lüſtete mich nach lockerer Speiſe,
Lernte hurtig ſie kennen. Ein Lämmchen biß ich zu Tode,
Leckte das Blut, es ſchmeckte mir köſtlich, und tödtete weiter
Vier der jüngſten Ziegen, und aß ſie, und übte mich ferner:
Sparte keine Vögel, noch Hühner, noch Enten noch Gänſe,
Wo ich ſie fand, und habe gar manches im Sande vergraben,
Was ich geſchlachtet und was mir nicht alles zu eſſen beliebte.
Dann begegnet' es mir, in einem Winter am Rheine
Lernt' ich Ziegrim kennen, er lauerte hinter den Bäumen.
Gleich verſichert' er mir, ich ſey aus ſeinem Geſchlechte,
Ja er wußte mir gar die Grade der Sippſchaft am Finger
Herzurechnen. Ich ließ mir's gefallen; wir ſchloſſen ein Bündniß,
Und gelobten einander als treue Geſellen zu wandern;
Leider ſollt' ich dadurch mir manches Uebel bereiten.
Wir durchſtrichen zuſammen das Land. Da ſtahl er das Große,
Stahl ich das Kleine. Was wir gewennen, das ſollte gemein ſeyn;
Aber es war nicht gemein, wie billig: er theilte nach Willkür;
Niemals empfing ich die Hälfte. Ja Schlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb ſich geraubt, ſich einen Widder erbeutet,

Scheintod.

Weint, Mädchen, hier bei Amors Grabe; hier
Sank er von nichts, von ungefähr danieder.
Doch iſt er wirklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ungefähr erweckt ihn öfters wieder.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind,
Das ſchlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder.

Novemberlied.

Dem Schützen, doch dem alten nicht,
Zu dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angeſicht
Mit Wolken überzieht;

Dem Knaben ſey dieß Lied geweiht,
Der zwiſchen Roſen ſpielt,
Uns höret und zur rechten Zeit
Nach ſchönen Herzen zielt.

Wenn ich im Ueberfluß ſitzen ihn fand, er eben die Ziege,
Friſch geſchlachtet, verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen
Lag und zappelte, grinſt' er mich an und ſtellte ſich grämlich,
Trieb mich knurrend hinweg: ſo war mein Theil ihm geblieben.
Immer ging es mir ſo, es mochte der Braten ſo groß ſeyn
Als er wollte. Ja wenn es geſchah, daß wir in Geſellſchaft
Einen Ochſen gefangen, wir eine Kuh uns gewonnen,
Gleich erſchienen ſein Weib und ſieben Kinder und warfen
Ueber die Beute ſich her und drängten mich hinter die Mahlzeit.
Keine Rippe kennt' ich erlangen, ſie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt; das ſollte mir alles gefallen!
Aber Gott ſey gedankt, ich litt deßwegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem herrlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an ſicherer Stätte
Heimlich verwahre; deß hab' ich genug. Es ſchafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er ſiebenmal führe.

Und es horchte der König, da von dem Schatze geſagt ward,
Neigte ſich vor und ſprach: Von wannen iſt er euch kommen?
Saget an! ich meine den Schatz. Und Reineke ſagte:
Dieſes Geheimniß verhehl' ich euch nicht, was könnt' es mir helfen?
Denn ich nehme nichts mit von dieſen köſtlichen Dingen.
Aber wie ihr befehlt, will ich euch alles erzählen;
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides
Möcht' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen:
Denn der Schatz war geſtohlen. Es hatten ſich viele verſchworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur ſelbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, ſo war es geſchehen.
Merket es, gnädiger Herr! denn euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn ſtahl, das brachte denn leider
Meinen eignen Vater in große Nöthen, es bracht' ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu eurem Nutzen geſchah es!

Und die Königin hörte beſtürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung.

Von dem Verrath, vom Schatz und was er alles gesprochen.
Ich vermahn' euch, Reineke, rief sie; bedenket! Die lange
Heimfahrt steht euch bevor, entladet wenig die Seele;
Saget die lautere Wahrheit und redet mir deutlich vom Morde.

Und der König setzte hinzu: Ein jeglicher schweige!
Reineke komme nun wieder herab und trete mir näher,
Denn es betrifft die Sache mich selbst, damit ich sie höre.

Reineke, der es vernahm, stand wieder getröstet, die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgesinnten herunter:
Und er nahte sich gleich dem König und seiner Gemahlin,
Die ihn eifrig befragten, wie diese Geschichte begegnet.

Da bereitet' er sich zu neuen gewaltigen Lügen.
Könnt' ich des Königes Huld und seiner Gemahlin, so dacht' er,
Wieder gewinnen, und könnte zugleich die List mir gelingen,
Daß ich die Feinde, die mich dem Tod entgegen geführet,
Selbst verdürbe, das rettete mich aus allen Gefahren.
Sicher wäre mir das ein unerwarteter Vortheil:
Aber ich sehe schon, Lügen bedarf es, und über die Maaßen.

Ungeduldig befragte die Königin Reineken weiter:
Lasset uns deutlich vernehmen, wie diese Sache beschaffen!
Saget die Wahrheit, bedenkt das Gewissen, entladet die Seele!

Reineke sagte darauf: Ich will euch gerne berichten.
Sterben muß ich nun wohl; es ist kein Mittel dagegen.
Sollt' ich meine Seele belasten am Ende des Lebens,
Ewige Strafe verwirken; es wäre thöricht gehandelt.
Besser ist es, daß ich bekenne, und muß ich dann leider
Meine lieben Verwandten und meine Freunde verklagen,
Ach, was kann ich dafür! es drohen die Qualen der Hölle.

Und es war dem Könige schon bei diesen Gesprächen
Schwer geworden ums Herz. Er sagte: Sprichst du die Wahrheit?

Da versetzte Reineke drauf mit verstellter Gebärde:
Freilich bin ich ein sündiger Mensch; doch red' ich die Wahrheit.
Könnt' es mir nutzen wenn ich euch löge? Da würd' ich mich selber
Ewig verdammen. Ihr wißt ja nun wohl, so ist es beschlossen,
Sterben muß ich, ich sehe den Tod und werde nicht lügen;
Denn es kann mir nicht Böses noch Gutes zur Hülfe gedeihen.
Redend sagte Reineke das und schien zu verzagen.

Und die Königin sprach: Mich jammert seine Beklemmung;
Sehet ihn gnadenreich an, ich bitt' euch, mein Herr! und erwäget:
Manches Unheil wenden wir ab nach seinem Bekenntniß.
Laßt uns je eher je lieber den Grund der Geschichte vernehmen.
Heißet jeglichen schweigen und laßt ihn öffentlich sprechen.

Und der König gebot, da schwieg die ganze Versammlung,
Aber Reineke sprach: Beliebt es euch, gnädiger König,
So vernehmet, was ich euch sage. Geschieht auch mein Vortrag
Ohne Brief und Papier, so soll er doch treu und genau seyn;
Ihr erfahrt die Verschwörung und niemands denk' ich zu schonen.

Fünfter Geſang.

Nun vernehmet die Liſt und wie der Fuchs ſich gewendet,
Seine Frevel wieder zu decken und andern zu ſchaden.
Bodenloſe Lügen erſann er, beſchimpfte den Vater
Jenſeit der Grube, beſchwerte den Dachs mit groſſer Verleumdung,
Seinen redlichſten Freund, der ihm beſtändig gedienet.
So erlaubt' er ſich alles, damit er ſeiner Erzählung
Glauben ſchaffte, damit er an ſeinen Verklägern ſich rächte.

Mein Herr Vater, ſagt' er darauf, war ſo glücklich geweſen,
König Emm'richs, des Mächtigen, Schatz auf verborgenen Wegen
Einſt zu entdecken; doch bracht' ihm der Fund gar wenigen Nutzen.
Denn er überhub ſich des groſſen Vermögens und ſchätzte
Seines Gleichen von nun an nicht mehr, und ſeine Geſellen
Achtet' er viel zu gering: er ſuchte ſich höhere Freunde.
Hinze, den Kater, ſendet er ab in die wilden Ardennen,
Braun, den Bären, zu ſuchen, dem ſollt' er Treue verſprechen,
Sollt' ihn laden nach Flandern zu kommen und König zu werden.
Als nun Braun das Schreiben geleſen, erfreut' es ihn herzlich:
Unverdroſſen und kühn begab er ſich eilig nach Flandern,
Denn er hatte ſchon lange ſo was in Gedanken getragen.
Meinen Vater fand er daſelbſt, der ſah ihn mit Freuden,
Sendete gleich nach Iſegrim aus, und nach Grimbart, dem Weiſen:
Und die vier verhandelten dann die Sache zuſammen;
Doch der fünfte dabei war Hinze, der Kater. Ein Dörfchen
Liegt allda, wird Iſte genannt, und grade da war es,
Zwiſchen Iſte und Gent, wo ſie zuſammen gehandelt.

Eine lange düstere Nacht verbarg die Versammlung;
Nicht mit Gott! es hatte der Teufel, es hatte mein Vater
Sie in seiner Gewalt mit seinem leidigen Gelde.
Sie beschlossen des Königes Tod, beschwuren zusammen
Festen, ewigen Bund, und also schwuren die Fünfe
Sämmtlich auf Isegrims Haupt: sie wollten Brannen, den Bären,
Sich zum Könige wählen, und auf dem Stuhle zu Aachen
Mit der goldnen Krone das Reich ihm festlich versichern.
Wollte nun auch von des Königes Freunden und seinen Verwandten
Jemand dagegen sich setzen, den sollte mein Vater bereden,
Oder bestechen, und ginge das nicht, sogleich ihn verjagen.
Das bekam ich zu wissen: denn Grimbart hatte sich einmal
Morgens lustig getrunken und war gesprächig geworden:
Seinem Weibe verschwätzte der Thor die Heimlichkeit alle,
Legte Schweigen ihr auf: da, glaubt' er, wäre geholfen.
Sie begegnete bald drauf meinem Weibe, die mußt' ihr
Der drei Königе Namen zum feierlichen Gelübde
Nennen, Ehr und Treue verpfänden, um Liebes und Leides,
Niemand ein Wörtchen zu sagen, und so entdeckt sie ihr alles.
Eben so wenig hat auch mein Weib das Versprechen gehalten:
Denn sobald sie mich fand, erzählte sie was sie vernommen,
Gab mir ein Merkmal dazu, woran ich die Wahrheit der Rede
Leicht erkennte; doch war mir dadurch nur schlimmer geschehen.
Ich erinnerte mich der Fröschе, deren Gequake
Bis zu den Ohren des Herrn im Himmel endlich gelangte.
Einen König wollten sie haben und wollten im Zwange
Leben, nachdem sie der Freiheit in allen Landen genossen.
Da erhörte sie Gott und sandte den Storch, der beständig
Sie verfolget und hast nur keinen Frieden gewähret.
Ohne Gnade behandelt er sie; nun klagen die Thoren,
Aber leider zu spät: denn nun bezwingt sie der König.

Reineke redete laut zur ganzen Versammlung, es hörten
Alle Thiere sein Wort, und so verfolgt' er die Rede:
Seht, für alle fürchtet' ich das. So wär' es geworden.
Herr, ich sorgte für euch, und hoffte bessre Belehnung.

Braunens Ränke ſind mir bekannt, ſein tückiſches Weſen,
Manche Miſſethat auch von ihm: ich beſorgte das Schlimmſte.
Würd' er Herr, ſo wären wir alle zuſammen verdorben.
Unſer König iſt edel geboren und mächtig und gnädig,
Dacht' ich im Stillen bei mir; es wär' ein trauriger Wechſel
Einen Bären und tölpiſchen Taugenichts ſo zu erhöhen.
Etliche Wochen ſann ich darüber und ſucht' es zu hindern.
Auch vor allem begriff ich es wohl, behielte mein Vater
Seinen Schatz in der Hand, ſo brächt' er viele zuſammen,
Sicher gewänn' er das Spiel und wir verlören den König.
Meine Sorge geht nun dahin, den Ort zu entdecken,
Wo der Schatz ſich befände, damit ich ihn heimlich entführte.
Zog mein Vater ins Feld, der alte, liſtige, lief er
Nach dem Walde bei Tag oder Nacht, in Froſt oder Hitze,
Näſſ' oder Trockne, ſo war ich dahinter und ſpürte den Gang aus.
Einmal lag ich verſteckt in der Erde mit Sorgen und Sinnen,
Wie ich entdeckte den Schatz, von dem mir ſo viel Gutes bekannt war.
Da erblickt' ich den Vater aus einer Ritze ſich ſchleichen,
Zwiſchen den Steinen kam er hervor und ſtieg aus der Tiefe.
Still und verborgen hielt ich mich da: er glaubte ſich einſam,
Schaute ſich überall um, und als er niemand bemerkte
Nah oder fern, begann er ſein Spiel, ihr ſollt es vernehmen.
Wieder mit Sande verſtopft' er das Loch und wußte geſchicklich
Mit dem übrigen Boden es gleich zu machen. Das konnte
Wer nicht zuſah unmöglich erkennen. Und eh er von dannen
Wanderte, wuſt' er den Platz, wo ſeine Füße geſtanden,
Ueber und über geſchickt mit ſeinem Schwanze zu ſtreichen,
Und verwühlte die Spur mit ſeinem Munde. Das lernt' ich
Jenes Tages zuerſt von meinem liſtigen Vater,
Der in Ränken und Schwänken und allen Streichen gewandt war.
Und ſo eilt' er hinweg nach ſeinem Gewerbe. Da ſann ich,
Ob ſich der herrliche Schatz wohl in der Nähe befände.
Eilig trat ich herbei und ſchritt zum Werke; die Ritze
Hatt' ich in weniger Zeit mit meinen Pfoten eröffnet,
Kroch begierig hinein. Da fand ich köſtliche Sachen,
Feinen Silbers genug und rothen Goldes! Wahrhaftig

Auch der Aelteste hier hat nie so vieles gesehen.
Und ich machte mich dran mit meinem Weibe: wir trugen,
Schleppten bei Tag und bei Nacht: uns fehlten Karren und Wagen.
Viele Mühe kostet' es uns und manche Beschwernis.
Treulich hielt Frau Ermelyn aus: so hatten wir endlich
Die Kleinode hinweg zu einer Stätte getragen,
Die uns gelegener schien. Interessen hielt sich mein Vater
Täglich mit jenen zusammen, die unsern König verriethen.
Was sie beschlossen, das werdet ihr hören und werdet erschrecken.
Braun und Isegrim sandten sofort in manche Provinzen
Offene Briefe, die Söldner zu locken: sie sollten zu Haufen
Eilig kommen, es wolle sie Braun mit Diensten versehen,
Milde woll' er sogar voraus die Söldner bezahlen.
Da durchstrich mein Vater die Länder und zeigte die Briefe,
Seines Schatzes gewiß, der, glaubt' er, läge geborgen.
Aber es war nun geschehn, er hätte mit allen Gesellen,
Sucht' er auch noch so genau, nicht einen Pfennig gefunden.
Keine Bemühung ließ er sich reun: so war er behende
Zwischen der Elb' und dem Rheine durch alle Länder gelaufen,
Manchen Söldner hatt' er gefunden und manchen gewonnen.
Kräftigen Nachdruck sollte das Geld den Worten verleihen.
Endlich kam der Sommer ins Land; zu seinen Gesellen
Kehrte mein Vater zurück. Da hatt' er von Sorgen und Nöthen
Und von Angst zu erzählen, besonders wie er beinahe
Vor den hohen Burgen in Sachsen sein Leben verloren,
Wo ihn Jäger mit Pferden und Hunden alltäglich verfolgten,
Daß er knapp und mit Noth mit heilem Pelze davon kam.
Freudig zeigt' er darauf den vier Verräthern die Liste,
Welche Gesellen er alle mit Gold und Versprechen gewonnen.
Braunen erfreute die Botschaft; es lasen die fünfe zusammen,
Und es hieß: Zwölfhundert von Isegrims kühnen Verwandten
Werden kommen mit offenen Mäulern und spitzigen Zähnen,
Ferner die Kater und Bären sind alle für Braunen gewonnen,
Jeder Vielfraß und Dachs aus Sachsen und Thüringen stellt sich
Doch man solle sich ihnen zu der Bedingung verbinden,
Einen Monat des Soldes voraus zu zahlen: sie wollten

Alle dagegen mit Macht beim erſten Gebote ſich ſtellen.
Gott ſey ewig gedankt, daß ich die Plane gehindert!
Denn nachdem er nun alles beſorgt, ſo eilte mein Vater
Ueber Feld und wollte den Schatz auch wieder beſchauen.
Da ging erſt die Betümmerniß an; da grub er und ſuchte.
Doch je länger er ſcharrte, je weniger fand er. Vergebens
War die Mühe, die er ſich gab, und ſeine Verzweiflung;
Denn der Schatz war fort, er kennt' ihn nirgend entdecken.
Und vor Aerger und Scham — wie ſchrecklich quält die Erinnrung
Mich bei Tag und bei Nacht! — erhängte mein Vater ſich ſelber.
Alles das hab' ich gethan, die böſe That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun: jedoch es ſoll mich nicht reuen.
Iſegrim aber und Braun, die gefräßigen, ſitzen am nächſten
Bei dem König zu Rath. Und Reineke! wie dir dagegen,
Armer Mann, jetzt gedankt wird, daß du den leiblichen Vater
Hingegeben, den König zu retten! Wo ſind ſie zu finden,
Die ſich ſelber verderben, nur euch das Leben zu friſten?
König und Königin hatten indeß den Schatz zu gewinnen
Große Begierde gefühlt; ſie traten ſeitwärts und riefen
Reineken, ihn beſonders zu ſprechen und fragten behende:
Saget an, wo habt ihr den Schatz? Wir möchten es wiſſen.

Reineke ließ ſich dagegen vernehmen: Was könnt' es mir helfen,
Zeigt' ich die herrlichen Güter dem Könige, der mich verurtheilt?
Glaubet er meinen Feinden doch mehr, den Dieben und Mördern,
Die euch mit Lügen beſchweren, mein Leben mir abzugewinnen.

Nein, verſetzte die Königin, nein! ſo ſoll es nicht werden!
Leben läßt euch mein Herr und das Vergangne vergißt er;
Er bezwingt ſich und zürnet nicht mehr. Doch möget ihr künftig
Klüger handeln, und treu und gewärtig dem Könige bleiben.

Reineke ſagte: Gnädige Frau, vermöget den König,
Mir zu geloben vor euch, daß er mich wieder begnadigt,
Daß er mir alle Verbrechen und Schulden und alle den Unmuth,
Den ich ihm leider erregt, auf keine Weiſe gedenket,

So beſitzet gewiß in unſern Zeiten kein König,
Solchen Reichthum als er durch meine Treue gewinnet;
Groß iſt der Schatz; ich zeige den Ort, ihr werdet erſtaunen.

Glaubet ihm nicht, verſetzte der König, doch wenn er von Stehlen,
Lügen und Rauben erzählet, das möget ihr allenfalls glauben:
Denn ein größerer Lügner iſt wahrlich niemals geweſen.

Und die Königin ſprach: Fürwahr ſein bisheriges Leben
Hat ihm wenig Vertrauen erworben; doch jetzo bedenket,
Seinen Oheim den Dachs und ſeinen eigenen Vater
Hat er dießmal bezichtigt und ihre Frevel verkündigt.
Wollt' er, ſo kennt' er ſie ſchonen und kennte von anderen Thieren
Solche Geſchichten erzählen; er wird ſo thöricht nicht lügen.

Meinet ihr ſo, verſetzte der König, und denkt ihr, es wäre
Wirklich zum Beſten gerathen, daß nicht ein größeres Uebel
Draus entſtünde, ſo will ich es thun und dieſe Verbrechen
Reinekens über mich nehmen und ſeine verwundete Sache.
Einmal trau' ich, zum letztenmal noch! das mag er bedenken:
Denn ich ſchwör' es ihm zu bei meiner Krone! wofern er
Künftig frevelt und lügt, es ſoll ihn ewig gereuen;
Alles, wär' es ihm nur verwandt im zehenten Grade,
Wer ſie auch wären, ſie ſollen's entgelten, und keiner entgeht mir,
Sollen in Unglück und Schmach und ſchwere Proceſſe gerathen!

Als nun Reineke ſah, wie ſchnell ſich des Königs Gedanken
Wendeten, faßt er ein Herz und ſagte: Sollt' ich ſo thöricht
Handeln, gnädiger Herr, und euch Geſchichten erzählen,
Deren Wahrheit ſich nicht in wenig Tagen bewieſe?

Und der König glaubte den Worten und alles vergab er,
Erſt des Vaters Verrath, dann Reinekens eigne Verbrechen.
Ueber die Maaßen freute ſich der: zur glücklichen Stunde
War er der Feinde Gewalt und ſeinem Verhängniß entronnen.

Erler König, gnädiger Herr! begann er zu ſprechen.
Möge Gott euch alles vergelten und eurer Gemahlin,
Was ihr an mir Unwürdigem thut, ich will es gedenken
Und ich werde mich immer gar höchlich dankbar erzeigen:
Denn es lebet gewiß in allen Landen und Reichen
Niemand unter der Sonne, dem ich die herrlichen Schätze
Lieber gönnte, denn eben euch beiden. Was habt ihr nicht alles
Mir für Gnade bewieſen! Dagegen geb' ich euch willig
König Emmerichs Schatz, ſo wie ihn dieſer beſeſſen.
Wo er liegt, beſchreib' ich euch nun, ich ſage die Wahrheit.
Höret! Im Oſten von Flandern iſt eine Wüſte, darinnen
Liegt ein einzelner Buſch, heißt Hüſterle, merket den Namen!
Dann iſt ein Brunn der Krekelborn heißt, ihr werdet verſtehen,
Beide nicht weit auseinander. Es kommt in ſelbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stätte, das merket und nützet das Zeichen!
Gehet ſelber dahin mit eurer Gemahlin: es wäre
Niemand ſicher genug, um ihn als Boten zu ſenden,
Und der Schade wäre zu groß; ich darf es nicht rathen.
Selber müßt ihr dahin. Bei Krekelborn geht ihr vorüber,
Seht zwei junge Birken hernach, und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; ſo geht nun, gnädiger König,
Grad auf die Birken los: denn drunter liegen die Schätze.
Kratzt und ſcharret nur zu; erſt findet ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt ihr ſogleich die allerreichſten Geſchmeide,
Gelten, künſtlich und ſchön, auch findet ihr Emmerichs Krone;
Wäre des Bären Wille geſchehn, der ſollte ſie tragen.
Manchen Zierrath ſeht ihr daran und Edelgeſteine,
Goldnes Kunſtwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?
Sehet ihr alle das Gut, o gnädiger König, beiſammen,
Ja ich bin es gewiß, ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs! ſo denkt ihr, der du ſo klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es dir immer,
Wo du auch ſeyn magſt, glücklich ergehn! So ſagte der Heuchler.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So häßlich ſonſt und rauh,
Gar manchen werthen Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

Von nun an ſoll ſein ſchönes Bild
Am Sternenhimmel ſtehn,
Und er ſoll ewig hold und mild
Uns auf und unter gehn.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbei;
Aber wenn er einſt den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht;
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Und der König verſetzte darauf: Ihr müßt mich begleiten:
Denn wie will ich allein die Stelle treffen? Ich habe
Wohl von Aachen gehört, wie auch von Lübeck und Köllen
Und von Paris; doch Hüſterle hört' ich im Leben nicht einmal
Nennen, eben ſo wenig als Krekelborn; ſollt' ich nicht fürchten,
Daß du uns wieder belügſt und ſolche Namen erdichteſt?

Reineke hörte nicht gern des Königs verächtige Rede,
Sprach: So weiß' ich euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan zu ſuchen. Wie ſchien ich euch jetzo verdächtig?
Nächſt, ich bleibe dabei, iſt alles in Flandern zu finden.
Laßt uns einige fragen; es mag es ein andrer verſichern.
Krekelborn! Hüſterle! ſagt' ich, und alſo heißen die Namen.

Lampen rief er darauf, und Lampe zauderte bebend.
Reineke rief: ſo komm nur getroſt, der König begehrt euch,
Will, ihr ſollt bei Eid und bei Pflicht, die ihr neulich geleiſtet,
Wahrhaft reden; ſo zeiget denn an, wofern ihr es wiſſet,
Sagt, wo Hüſterle liegt und Krekelborn? Laſſet uns hören.

Lampe ſprach: Das kann ich wohl ſagen. Es liegt in der Wüſte.
Krekelborn nahe bei Hüſterle. Hüſterle nennen die Leute
Jenen Buſch, wo Simonet lange, der Krumme, ſich aufhielt,
Falſche Münze zu ſchlagen mit ſeinen verwegnen Geſellen.
Vieles hab' ich daſelbſt von Froſt und Hunger gelitten,
Wenn ich vor Rynen, dem Hund, in großen Nöthen geflüchtet.

Reineke ſagte darauf: Ihr könnt euch unter die andern
Wieder ſtellen; ihr habet den König genugſam berichtet.

Und der König ſagte zu Reineke: Send mir zufrieden,
Daß ich haſtig geweſen und eure Worte bezweifelt;
Aber ſehet nun zu, mich an die Stelle zu bringen.

Reineke ſprach: Wie ſchätz' ich mich glücklich, geziemt' es mir heute
Mit dem König zu gehn und ihm nach Flandern zu folgen;

Aber es müßt' euch zur Sünde gereichen. So ſehr ich mich ſchäme,
Muß es heraus, wie gern ich es auch noch länger verſchwiege.
Isegrim ließ vor einiger Zeit zum Mönche ſich weihen,
Zwar nicht etwa dem Herrn zu dienen, er diente dem Magen.
Zehrte das Kloſter faſt auf, man reicht' ihm für Sechſe zu eſſen,
Alles war ihm zu wenig: er klagte mir Hunger und Kummer:
Endlich erbarmet' es mich, als ich ihn mager und krank ſah,
Half ihm treulich davon, er iſt mein naher Verwandter.
Und nun hab' ich darum den Bann des Papſtes verſchuldet,
Möchte nun ohne Verzug, mit eurem Wiſſen und Willen,
Meine Seele berathen und morgen mit Aufgang der Sonne,
Gnad' und Ablaß zu ſuchen, nach Rom mich als Pilger begeben,
Und von dannen über das Meer; ſo werden die Sünden
Alle von mir genommen, und kehr' ich wieder nach Hauſe,
Darf ich mit Ehren neben euch gehn. Doch thät' ich es heute,
Würde jeglicher ſagen: Wie treibt es jetzo der König
Wieder mit Reineken, den er vor kurzem zum Tode verurtheilt,
Und der über das alles im Bann des Papſtes verſtrickt iſt!
Gnädiger Herr, ihr ſeht es wohl ein, wir laſſen es lieber.

Wahr, verſetzte der König drauf. Das konnt' ich nicht wiſſen.
Biſt du im Banne, ſo wär' mir's ein Vorwurf dich mit mir zu führen.
Lampe kann mich, oder ein andrer zum Borne begleiten.
Aber, Reineke, daß du vom Banne dich ſuchſt zu befreien,
Find' ich nützlich und gut. Ich gebe dir gnädigen Urlaub,
Morgen bei Zeiten zu gehn; ich will die Wallfahrt nicht hindern.
Denn mir ſcheint, ihr wollt euch bekehren vom Böſen zum Guten.
Gott geſegne den Vorſatz und laß euch die Reiſe vollbringen!

Sechster Gesang.

So gelangte Reineke wieder zur Gnade des Königs.
Und es trat der König hervor auf erhabene Stätte,
Sprach vom Steine herab und hieß die sämmtlichen Thiere
Stille schweigen; sie sollten ins Gras nach Stand und Geburt sich
Niederlassen. Und Reineke stand an der Königin Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte zu sprechen:

Schweiget und höret mich an, zusammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche, höret mich an, ihr Großen und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genossen des Hofes und Hauses!
Reineke steht hier in meiner Gewalt; man dachte vor kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bei Hofe so manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder schenke. So hat auch die Königin, meine Gemahlin,
Sehr gebeten für ihn; so daß ich ihm günstig geworden,
Mich ihm völlig versöhnet und Leib und Leben und Güter
Frei ihm gegeben; es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein Friede.
Nun sey allen zusammen bei Leibesleben geboten:
Reineken sollt ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo sie euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen.
Ferner hör' ich von Reinekens Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebels gethan, so ist es vorüber; er wird sich
Bessern, und thut es gewiß. Denn morgen wird er bei Zeiten
Stab und Ränzel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn,
Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder,
Bis er vollkommenen Ablaß der sündigen Thaten erlangt hat.

Hinze wandte ſich drauf zu Braun und Iſegrim zornig:
Nun iſt Mühe und Arbeit verloren! ſo rief er. O wär' ich
Weit von hier! Iſt Reineke wieder zu Gnaden gekommen,
Braucht er jegliche Kunſt, uns alle drei zu verderben.
Um ein Auge bin ich gebracht, ich fürchte fürs andre!

Guter Rath iſt theuer, verſetzte der Braune, das ſeh' ich.
Iſegrim ſagte dagegen: Das Ding iſt ſeltſam! wir wollen
Grad zum Könige gehn. Er trat verdrießlich mit Braunen
Gleich vor König und Königin auf, ſie redeten vieles
Wider Reineken, redeten heftig; da ſagte der König:
Höret ihr's nicht? Ich hab' ihn aufs neue zu Gnaden empfangen.
Zornig ſagt' es der König und ließ im Augenblick beide
Fahen, binden und ſchließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reineke hatte vernommen und ihres Verrathes.

So veränderte ſich in dieſer Stunde die Sache
Reinekens völlig. Er machte ſich los, und ſeine Verkläger
Wurden zu Schanden; er wußte ſogar es tückiſch zu lenken,
Daß man dem Bären ein Stück von ſeinem Felle herabzog,
Fuß lang, Fuß breit, daß auf die Reiſe daraus ihm ein Ränzel
Fertig würde; ſo ſchien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
Aber die Königin bat er, auch Schuh' ihm zu ſchaffen, und ſagte:
Ihr erkennt mich, gnädige Frau, nun für einmal für euren
Pilger; helfet mir nun, daß ich die Reiſe vollbringe.
Iſegrim hat vier tüchtige Schuhe, da wär' es wohl billig,
Daß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verließe;
Schafft mir ſie, gnädige Frau, durch meinen Herren den König.
Auch entbehrte Frau Gieremund wohl ein Paar von den ihren;
Denn als Hausfrau bleibt ſie doch meiſt in ihrem Gemache.

Dieſe Forderung fand die Königin billig. Sie können
Jedes wahrlich ein Paar entbehren! ſagte ſie gnädig.

Reineke dankte darauf und ſagte mit freudiger Beugung:
Krieg' ich doch nun vier tüchtige Schuhe, da will ich nicht zaudern

Alles Guten, was ich fofert als Pilger vollbringe,
Werdet ihr theilhaft gewiß, ihr und mein gnädiger König.
Auf der Wallfahrt ſind wir verpflichtet für alle zu beten,
Die uns irgend geholfen. Es lohne Gott euch die Mühe!

An den vorderen Füßen verlor Herr Iſegrim alſo
Seine Schuhe bis an die Knorren; deßgleichen verſchonte
Man Frau Gieremund nicht, ſie mußte die hinterſten laſſen.

So verloren ſie beide die Haut und Klauen der Füße,
Lagen erbärmlich mit Braunen zuſammen und dachten zu ſterben:
Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Ränzel gewonnen.
Trat herzu und ſpottete noch beſonders der Wölfin:
Liebe, Gute! ſagt' er zu ihr: Da ſehet wie zierlich
Eure Schuhe mir ſtehn, ich hoffe, ſie ſollen auch dauern.
Manche Mühe gabt ihr euch ſchon zu meinem Verderben,
Aber ich habe mich wieder bemüht; es iſt mir gelungen.
Habt ihr Freude gehabt, ſo kommt nun endlich die Reihe
Wieder an mich; ſo pflegt es zu gehn, man weiß ſich zu faſſen.
Wenn ich nun reiſe, ſo kann ich mich täglich der lieben Verwandten
Dankbar erinnern; ihr habt mir die Schuhe gefällig gegeben,
Und es ſoll euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene,
Theil' ich mit euch, ich hol' ihn zu Rom und über dem Meere.

Und Frau Gieremund lag in großen Schmerzen, ſie konnte
Faſt nicht reden, doch griff ſie ſich an und ſagte mit Seufzen:
Unſre Sünden zu ſtrafen, läßt Gott euch alles gelingen.

Aber Iſegrim lag und ſchwieg mit Braunen zuſammen:
Beide waren elend genug, gebunden, verwundet,
Und vom Feinde verſpottet. Es fehlte Hinze, der Kater;
Reineke wünſchte ſo ſehr auch ihm das Waſſer zu wärmen.

Nun beſchäftigte ſich der Heuchler am anderen Morgen
Gleich die Schuhe zu ſchmieren, die ſeine Verwandten verloren,
Eilte dem Könige nach ſich vorzuſtellen, und ſagte:

Euer Knecht iſt bereit den heiligen Weg zu betreten;
Eurem Prieſter werdet ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich ſegne, damit ich von hinnen mit Zuverſicht ſcheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeyt ſey, ſo ſprach er.
Und es hatte der König den Widder zu ſeinem Caplane;
Alle geiſtliche Dinge beſorgt' er, es braucht' ihn der König
Auch zum Schreiber, man nannt' ihn Bellyn. Da ließ er ihn rufen,
Sagte: Leſet ſogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reineken hier, ihn auf die Reiſe zu ſegnen,
Die er vorhat; er gehet nach Rom und über das Waſſer.
Hänget das Ränzel ihm um, und gebt ihm den Stab in die Hände.

Und es erwiederte drauf Bellyn: Herr König, ihr habet,
Glaub' ich, vernommen, daß Reineke noch vom Banne nicht los iſt.
Uebels würd' ich deßwegen von meinem Biſchof erdulden,
Der es leichtlich erfährt, und mich zu ſtrafen Gewalt hat.
Aber ich thue Reineken ſelbſt nichts Grades noch Krummes.
Könnte man freilich die Sache vermitteln, und ſollt' es kein Vorwurf
Mir beim Biſchof, Herrn Ohnegrund, werden, zürnte nicht etwa
Mir darüber der Probſt, Herr Leſefund, oder der Dechant
Rapianus, ich ſegnet' ihn gern nach eurem Befehle.

Und der König verſetzte: Was ſoll das Reimen und Reden?
Viele Worte laßt ihr uns hören und wenig dahinter.
Leſet ihr über Reineke mir nichts Grades noch Krummes,
Frag' ich den Teufel darnach! Was geht mich der Biſchof im Dom an?
Reineke macht die Wallfahrt nach Rom, und wollt ihr das hindern?
Aengſtlich kraute Bellyn ſich hinter den Ohren; er ſcheute
Seines Königes Zorn, und fing ſogleich aus dem Buch an
Ueber den Pilger zu leſen, doch dieſer achtet' es wenig.
Was es mochte, half es denn auch, das kann man ſich denken.

Und nun war der Segen geleſen, da gab man ihm weiter
Ränzel und Stab, der Pilger war fertig; ſo log er die Wallfahrt.
Falſche Thränen liefen dem Schelmen die Wangen herunter,
Und benetzten den Bart, als fühlt' er die ſchmerzlichſte Reue.

Freilich schmerzt' es ihn auch, daß er nicht alle zusammen,
Wie sie waren, ins Unglück gebracht, und drei nur geschändet.
Doch er stand und bat, sie möchten alle getreulich
Für ihn beten, so gut sie vermöchten. Er machte nun Anstalt
Fort zu eilen, er fühlte sich schuldig und hatte zu fürchten.
Reineke, sagte der König, ihr seyd mir so eilig! Warum das?
Wer was Gutes beginnt soll niemals weilen, versetzte
Reineke drauf. Ich bitt' euch um Urlaub, es ist die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und lasset mich wandern.

Habet Urlaub! sagte der König, und also gebot er
Sämmtlichen Herren des Hofs, dem falschen Pilger ein Stückchen
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indessen
Braun und Isegrim, beide gefangen, in Jammer und Schmerzen.

Und so hatte denn Reineke wieder die Liebe des Königs
Völlig gewonnen und ging mit großen Ehren von Hofe,
Schien mit Ränzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu wallen,
Hatt' er dort gleich so wenig zu thun, als ein Maibaum in Aachen.
Ganz was anders führt er im Schilde. Nun war ihm gelungen,
Einen flächsenen Bart und eine wächserne Nase
Seinem König zu drehen; es mußten ihm alle Verkläger
Folgen, da er nun ging, und ihn mit Ehren begleiten.

Und er konnte die Tücke nicht lassen, und sagte noch scheidend:
Sorget, gnädiger Herr, daß euch die beiden Verräther
Nicht entgehen und haltet sie wohl im Kerker gebunden.
Würden sie frei, sie ließen nicht ab mit schändlichen Werken.
Eurem Leben drohet Gefahr, Herr König, bedenkt es!

Und so ging er dahin mit stillen, frommen Gebärden,
Mit einfältigem Wesen, als wüßt' er's eben nicht anders.
Drauf erhub sich der König zurück zu seinem Palaste,
Sämmtliche Thiere folgten dahin. Nach seinem Befehle
Hatten sie Reineken erst ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Scheim sich ängstlich und traurig gebärdet,

Daß er manchen gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Hase, besonders war sehr bekümmert. Wir sollen,
Lieber Lampe, sagte der Schelm, und sollen wir scheiden?
Möcht' es euch und Bellyn, dem Widder, heute belieben,
Meine Straße mit mir noch ferner zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch eure Gesellschaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr seyd angenehme Begleiter und redliche Leute,
Jedermann redet nur Gutes von euch, das brächte mir Ehre;
Geistlich seyd ihr und heiliger Sitte; ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt; ihr laßt euch mit Kräutern begnügen,
Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu stillen, und fraget
Nie nach Brod oder Fleisch, noch andrer besonderer Speise.

Also komm' er mit Lob der beiden Schwäche bethören;
Beide gingen mit ihm zu seiner Wohnung und sahen
Malepartus, die Burg, und Reineke sagte zum Widder:
Bleibet hieraußen, Bellyn, und laßt die Gräser und Kräuter
Nach Belieben euch schmecken; es bringen diese Gebirge
Manche Gewächse hervor, gesund und guten Geschmackes.
Lampen nehm' ich mit mir; doch bittet ihn, daß er mein Weib mir
Trösten möge, die schon sich betrübt, und wird sie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreise, so wird sie verzweifeln.

Süße Worte brauchte der Fuchs, die zwei zu betrügen.
Lampen führt' er hinein, da fand er die traurige Füchsin
Liegen neben den Kindern, von großer Sorge bezwungen;
Denn sie glaubte nicht mehr, daß Reineke sollte von Hofe
Wiederkehren. Nun sah sie ihn aber mit Ränzel und Stabe;
Wunderbar kam es ihr vor, und sagte: Reinhart, mein Lieber,
Saget mir doch, wie ist's euch gegangen? Was habt ihr erfahren?
Und er sprach: Schon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden,
Aber der König bezeigte sich gnädig, befreite mich wieder;
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen
Braun und Isegrim beide zurück. Dann hat mir der König
Lampen zur Sühne gegeben und was wir nur wollen, geschieht ihm.
Denn es sagte der König zuletzt mit gutem Bescheide:

Lampe war es, der dich verrieth. So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und soll mir alles entgelten.
Aber Lampe vernahm erschrocken die drohenden Worte,
War verwirrt und wollte sich retten und eilte zu fliehen.
Reineke schnell vertrat ihm das Thor, es faßte der Mörder
Bei dem Halse den Armen, der laut und gräßlich um Hülfe
Schrie: O helfet, Bellyn! Ich bin verloren! Der Pilger
Bringt mich um! Doch schrie er nicht lange; denn Reineke hatt' ihm
Bald die Kehle zerbissen. Und so empfing er den Gastfreund.
Kommt nun, sagt' er, und essen wir schnell, denn fett ist der Hase,
Guten Geschmackes. Er ist wahrhaftig zum erstenmal etwas
Nütze, der alberne Geck; ich hatt' es ihm lange geschworen.
Aber nun ist es vorbei; nun mag der Verräther verklagen!

Reineke machte sich dran mit Weib und Kindern, sie pflückten
Eilig dem Hasen das Fell und speis'ten mit gutem Behagen.
Köstlich schmeckt' es der Füchsin, und einmal über das andre:
Dank sey König und Königin! rief sie; wir haben durch ihre
Gnade das herrliche Mahl, Gott mög' es ihnen belohnen!

Esset nur, sagte Reineke, zu; es reichet für dießmal;
Alle werden wir satt, und mehreres denk' ich zu holen;
Denn es müssen doch alle zuletzt die Zeche bezahlen,
Die sich an Reineken machen und ihm zu schaden gedenken.

Und Frau Ermelyn sprach: Ich möchte fragen, wie seyd ihr
Los und ledig geworden? Ich brauchte, sagt' er dagegen,
Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und seine Gemahlin betrogen.
Ja ich läugn' es euch nicht, es ist die Freundschaft nur dünne
Zwischen dem König und mir und wird nicht lange bestehen.
Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird sich grimmig entrüsten.
Kriegt er mich wieder in seine Gewalt, nicht Gold und nicht Silber
Könnte mich retten, er folgt mir gewiß und sucht mich zu fangen.
Keine Gnade darf ich erwarten, das weiß ich am besten:
Ungehangen läßt er mich nicht, wir müssen uns retten.

Laßt uns nach Schwaben entfliehn! Dort kennt uns niemand; wir halten
Uns nach des Landes Weise daselbst. Hilf Himmel! es findet
Süße Speise sich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänse, Hasen, Kaninchen und Zucker und Datteln,
Feigen, Rosinen und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brod mit Butter und Eiern.
Rein und klar ist das Wasser, die Luft ist heiter und lieblich.
Fische giebt es genug, die heißen Gallinen, und andre
Heißen Pullus und Gallus und Anas, wer nännte sie alle?
Das sind Fische nach meinem Geschmack! Da brauch' ich nicht eben
Tief ins Wasser zu tauchen; ich habe sie immer gegessen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, so müssen wir hin, ihr müßt mich begleiten.
Nun versteht mich nur wohl! Es ließ mich dießmal der König
Wieder entwischen, weil ich ihm log von seltenen Dingen.
König Emmerichs herrlichen Schatz versprach ich zu liefern;
Den beschrieb ich, er läge bei Krekelborn. Werden sie kommen,
Dort zu suchen, so finden sie leider nicht dieses, noch jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und sehet der König
Dergestalt sich betrogen, so wird er schrecklich ergrimmen.
Denn was ich für Lügen ersann, bevor ich entwischte,
Könnt ihr denken: fürwahr es ging zunächst an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth, noch schlimmer geängstigt.
Nein! ich wünsche mir solche Gefahr nicht wieder zu sehen.
Kurz es mag mir begegnen was will, ich lasse mich niemals
Wieder nach Hofe bereden, um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben: es brauchte wahrhaftig die größte Gewandtheit,
Meinen Daumen mit Noth aus seinem Munde zu bringen.

Und Frau Ermelyn sagte betrübt: Was wollte das werden?
Elend sind wir und fremd in jedem anderen Lande;
Hier ist alles nach unserm Begehren. Ihr bleibet der Meister
Eurer Bauern. Und habt ihr ein Abenteuer zu wagen
Denn so nöthig? Fürwahr, um Ungewisses zu suchen,
Das Gewisse zu lassen, ist weder räthlich noch rühmlich.
Leben wir hier doch sicher genug! Wie stark ist die Veste!

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Erſter Verluſt.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich ums verlorne Glück.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Ueberzög' uns der König mit ſeinem Heere, belegt' er
Auch die Straße mit Macht, wir haben immer ſo viele
Seitenthere, ſo viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Ihr wißt es ja beſſer, was ſoll ich es ſagen?
Uns mit Macht und Gewalt in ſeine Hände zu kriegen,
Viel gehörte dazu. Es macht mir keine Beſorgniß.
Aber daß ihr über das Meer zu gehen geſchworen,
Das betrübt mich. Ich faſſe mich kaum. Was könnte das werden!

Liebe Frau, bekümmert euch nicht! verſetzte dagegen
Reineke: Höret mich an und merket: beſſer geſchworen
Als verloren! So ſagte mir einſt ein Weiſer im Beichtſtuhl:
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Katzenſchwanz hindern! Ich meine den Eid, verſteht nun.
Wie ihr geſagt habt, ſoll es geſchehen. Ich bleibe zu Hauſe.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu ſuchen, und hätt' ich
Zehen Eide geſchworen, ſo wollt' ich Jeruſalem nimmer
Sehen; ich bleibe bei euch und hab' es freilich bequemer;
Andrer Orten ſind' ich's nicht beſſer, als wie ich es habe.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten;
Stark und zu mächtig iſt er für mich; doch kann es gelingen,
Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm ſchiebe. Da ſoll er's, wenn ich's erlebe,
Schlimmer finden als er es ſucht. Das ſey ihm geſchworen!

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu ſchmählen:
Lampe, wollt ihr nicht fort? So kommt doch! laſſet uns gehen!

Reineke hört' es und eilte hinaus, und ſagte: Mein Lieber,
Lampe bittet euch ſehr ihm zu vergeben, er freut ſich
Drinn mit ſeiner Frau Muhme, das werdet ihr, ſagt er, ihm gönnen.
Gehet ſachte voraus! Denn Ermelyn, ſeine Frau Muhme,
Läßt ihn ſobald nicht hinweg; ihr werdet die Freude nicht ſtören.

Da verſetzte Bellyn: Ich hörte ſchreien, was war es?
Lampen hört' ich; er rief mir: Bellyn! zu Hülfe! zu Hülfe!

Habt ihr ihm etwas Uebels gethan? Da ſagte der kluge
Reineke: Höret mich recht! Ich ſprach von meiner gelobten
Wallfahrt; da wollte mein Weib darüber völlig verzweifeln,
Es befiel ſie ein tödtlicher Schrecken, ſie lag uns in Ohnmacht.
Lampe ſah das und fürchtete ſich, und in der Verwirrung
Rief er: Helfet, Bellyn, Bellyn! o, ſäumet nicht lange;
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!

So viel weiß ich, ſagte Bellyn, er hat ängſtlich gerufen.
Nicht ein Härchen iſt ihm verletzt, verſchwur ſich der Falſche:
Lieber möchte mir ſelbſt als Lampen was Böſes begegnen.
Höret ihr? ſagte Reineke drauf. Es hat mich der König
Geſtern, käm' ich nach Hauſe, da ſollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.
Lieber Neffe, nehmet ſie mit; ich habe ſie fertig.
Schöne Dinge ſag' ich darin und rath' ihm das Klügſte.
Lampe war über die Maaßen vergnügt, ich hörte mit Freuden
Ihn mit ſeiner Frau Muhme ſich alter Geſchichten erinnern.
Wie ſie ſchwätzten! ſie wurden nicht ſatt! Sie aßen und tranken,
Freuten ſich über einander; indeſſen ſchrieb ich die Briefe.

Lieber Reinhart, ſagte Bellyn, ihr müßt nur die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt ſie einzuſtecken ein Täſchchen.
Wenn ich die Siegel zerbräche, das würde mir übel bekommen.

Reineke ſagte: Das weiß ich zu machen. Ich denke, das Ränzel
Das ich aus Braunens Felle bekam, wird eben ſich ſchicken;
Es iſt dicht und ſtark, darin verwahr' ich die Briefe.
Und es wird euch dagegen der König beſonders belohnen;
Er empfängt euch mit Ehren, ihr ſeyd ihm dreimal willkommen.

Alles das glaubte der Widder Bellyn. Da eilte der andre
Wieder ins Haus, das Ränzel ergriff er und ſteckte behende
Lampens Haupt, des ermordeten, drein, und dachte daneben,
Wie er dem armen Bellyn die Taſche zu öffnen verwehrte.

Und er ſagte, wie er heraus kam: Hänget das Ränzel
Nur um den Hals und laßt euch, mein Neffe, nicht etwa gelüſten
In die Briefe zu ſehen; es wäre ſchädliche Neugier;
Denn ich habe ſie wohl verwahrt, ſo müßt ihr ſie laſſen.
Selbſt das Ränzel öffnet mir nicht! Ich habe den Knoten
Künſtlich geknüpft, ich pflege das ſo in wichtigen Dingen
Zwiſchen dem König und mir; nur findet der König die Riemen
So verſchlungen, wie er gewohnt iſt, ſo werdet ihr Gnade
Und Geſchenke verdienen als zuverläſſiger Bote.
Ja ſobald ihr den König erblickt und wollt noch in beſſres
Anſehn euch ſetzen bei ihm, ſo laßt ihn merken, als hättet
Ihr mit gutem Bedacht zu dieſen Briefen gerathen,
Ja dem Schreiber geholfen; es bringt euch Vortheil und Ehre.

Und Bellyn ergötzte ſich ſehr und ſprang von der Stätte,
Wo er ſtand, mit Freuden empor und hierhin und dorthin,
Sagte: Reineke! Neffe und Herr, nun ſeh' ich, ihr liebt mich,
Wollt mich ehren. Es wird vor allen Herren des Hofes
Mir zum Lobe gereichen, daß ich ſo gute Gedanken,
Schöne, zierliche Worte zuſammen bringe. Denn freilich
Weiß ich nicht zu ſchreiben, wie ihr; doch ſollen ſie's meinen
Und ich dank' es nur euch. Zu meinem Beſten geſchah es,
Daß ich euch folgte hierher. Nun ſagt, was meint ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieſer Stunde von hinnen?

Nein! verſteht mich! ſagte der Schalk; noch iſt es unmöglich.
Geht allmählig voraus, er ſoll euch folgen, ſobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen.

Gott ſey bei euch! ſagte Bellyn; ſo will ich denn gehen.
Und er eilete fort; um Mittag gelangt' er nach Hofe.

Als ihn der König erſah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: Saget, Bellyn, von wannen kommt ihr? und wo iſt
Reineke blieben? ihr traget das Ränzel, was ſoll das bedeuten?

Da verſetzte Bellyn: er hat mich, gnädigſter König,
Euch zwei Briefe zu bringen, wir haben ſie beide zuſammen
Ausgedacht. Ihr findet ſubtil die wichtigſten Sachen
Abgehandelt, und was ſie enthalten, das hab' ich gerathen.
Hier im Ränzel finden ſie ſich; er knüpfte den Knoten.

Und es ließ der König ſogleich dem Biber gebieten,
Der Notarius war und Schreiber des Königs, man nannt' ihn
Bokert; es war ſein Geſchäft, die ſchweren, wichtigen Briefe
Vor dem König zu leſen, denn manche Sprache verſtand er.
Auch nach Hinzen ſchickte der König, er ſollte dabei ſeyn.
Als nun Bokert den Knoten mit Hinze, ſeinem Geſellen,
Aufgelöſet, zog er das Haupt des ermordeten Haſen
Mit Erſtaunen hervor, und rief: Das heiß ich mir Briefe!
Seltſam genug! Wer hat ſie geſchrieben? Wer kann es erklären?
Dieß iſt Lampens Kopf, es wird ihn niemand verkennen.

Und es erſchracken König und Königin. Aber der König
Senkte ſein Haupt und ſprach: O, Reinecke! hätt' ich dich wieder!
König und Königin beide betrübten ſich über die Maaßen.
Reinecke hat mich betrogen! ſo rief der König. O hätt' ich
Seinen ſchändlichen Lügen nicht Glauben gegeben! ſo rief er,
Schien verworren, mit ihm verwirrten ſich alle die Thiere.

Aber Lupartus begann, des Königs naher Verwandter:
Traun! ich ſehe nicht ein, warum ihr alſo betrübt ſeyd,
Und die Königin auch. Entfernet dieſe Gedanken;
Faſſet Muth! es möcht' euch vor allen zur Schande gereichen.
Seyd ihr nicht Herr? Es müſſen euch alle die hier ſind gehorchen.

Eben deßwegen, verſetzte der König, ſo laßt euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin. Ich habe mich leider vergangen.
Denn mich hat der Verräther mit ſchändlicher Tücke bewogen,
Meine Freunde zu ſtrafen. Es liegen beide geſchändet,
Braun und Iſegrim; ſollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den beſten Baronen

Meines Hofes ſo übel begegnet, und daß ich dem Lügner
So viel Glauben geſchenkt und ohne Vorſicht gehandelt.
Meiner Frauen folgt' ich zu ſchnell: ſie ließ ſich bethören,
Bat und flehte für ihn; o wär' ich nur feſter geblieben!
Nun iſt die Reue zu ſpät, und aller Rath iſt vergebens.

Und es ſagte Lupardus: Herr König, höret die Bitte,
Trauert nicht länger! was Uebels geſchehen iſt, läßt ſich vergleichen.
Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfin zur Sühne den Widder:
Denn es bekannte Bellyn gar offen uns kecklich, er habe
Lampens Tod gerathen; das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zuſammen auf Reineken losgehn,
Werden ihn fangen, wenn es geräth; da hängt man ihn eilig;
Kommt er zum Worte, ſo ſchwätzt er ſich los und wird nicht gehangen.
Aber ich weiß es gewiß, es laſſen ſich jene verſöhnen.

Und der König hörte das gern; er ſprach zu Lupardus:
Euer Rath gefällt mir. So geht nun eilig und holet
Mir die beiden Baronen: ſie ſollen ſich wieder mit Ehren
In dem Rathe neben mich ſetzen. Laßt mir die Thiere
Sämmtlich zuſammenberufen, die hier bei Hofe geweſen;
Alle ſollen erfahren, wie Reineke ſchändlich gelogen,
Wie er entgangen und dann mit Bellyn den Lampe getödtet.
Alle ſollen dem Wolf und dem Bären mit Ehrfurcht begegnen,
Und zur Sühne geb' ich den Herren, wie ihr gerathen,
Den Verräther Bellyn und ſeine Verwandten auf ewig.

Und es eilte Lupardus, bis er die beiden Gebrannten,
Braun und Fegrim, fand. Sie wurden gelöſet; da ſprach er:
Guten Troſt vernehmet von mir! Ich bringe des Königs
Feſten Frieden und freies Geleit. Verſteht mich, ihr Herren:
Hat der König euch Uebels gethan, ſo iſt es ihm ſelber
Leid, er läßt es euch ſagen, und wünſcht euch beide zufrieden:
Und zur Sühne ſollt ihr Bellyn mit ſeinem Geſchlechte,
Ja mit allen Verwandten auf ewige Zeiten empfahen.
Ohne weiteres taſtet ſie an, ihr möget im Walde,

Möget im Felde ſie finden, ſie ſind euch alle gegeben.
Dann erlaubt euch mein gnädiger Herr noch über das alles,
Reineken, der euch verrieth, auf jede Weiſe zu ſchaden;
Ihn, ſein Weib und Kinder und alle ſeine Verwandten
Mögt ihr verfolgen, wo ihr ſie trefft, es hindert euch niemand.
Dieſe köſtliche Freiheit verkünd' ich im Namen des Königs.
Er und alle, die nach ihm herrſchen, ſie werden es halten!
Nur vergeſſet denn auch, was euch Verdrießlichs begegnet,
Schwöret ihm treu und gewärtig zu ſeyn, ihr könnt es mit Ehren.
Nimmer verletzt er euch wieder: ich rath' euch, ergreifet den Vorſchlag!

Alſo war die Sühne beſchloſſen: ſie mußte der Widder
Mit dem Halſe bezahlen, und alle ſeine Verwandten
Werden noch immer verfolgt von Iſegrims mächtiger Sippſchaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe
Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüthen
Fort, ſie glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben;
Keines verſchonet ihr Grimm, ſie laſſen ſich nimmer verſöhnen.
Aber um Brauns und Iſegrims willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie Ernſt es ihm ſey, die Herrn zu verſöhnen.

Siebenter Geſang.

Und nun ſah man den Hof gar herrlich beſtellt und bereitet:
Manche Ritter kamen dahin; den ſämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel und alle zuſammen verehrten
Braun und Iſegrim hoch, die ihrer Leiden vergaßen.
Da ergötzte ſie feſtlich die beſte Geſellſchaft, die jemals
Nur beiſammen geweſen; Trompeten und Pauken erklangen,
Und den Hoftanz führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüſſig war alles bereitet, was jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen ins Land und luden die Gäſte;
Vögel und Thiere machten ſich auf, ſie kamen zu Paaren,
Reiſeten hin bei Tag und bei Nacht, und eilten zu kommen.
Aber Reineke Fuchs lag auf der Lauer zu Hauſe,
Dachte nicht nach Hofe zu gehn, der verlogene Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er ſich. Nach altem Gebrauche
Seine Tücke zu üben gefiel am Beſten dem Schelme.
Und man hörte bei Hof die allerſchönſten Geſänge;
Speiſ' und Trank ward über und über den Gäſten gereichet;
Und man ſah turnieren und fechten. Es hatte ſich jeder
Zu den Seinen geſellt, da ward getanzt und geſungen,
Und man hörte Pfeifen dazwiſchen und hörte Schalmeien.
Freundlich ſchaute der König von ſeinem Saale hernieder;
Ihm behagte das große Getümmel, er ſah es mit Freuden.

Und acht Tage waren vorbei es hatte der König
Sich zu Tafel geſetzt mit ſeinen erſten Baronen;

Neben der Königin saß er, und blutig kam das Kaninchen
Vor den König getreten, und sprach mit traurigem Sinne:

Herr! Herr König! und alle zusammen! erbarmet euch meiner!
Denn ihr habt so argen Verrath und mörderische Thaten,
Wie ich von Reinekes dießmal erduldet, nur selten vernommen.
Gestern Morgen fand ich ihn sitzen, es war um die sechste
Stunde, da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber:
Und ich dachte den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte
Wie ein Pilger gekleidet, als läs' er Morgengebete,
Sich vor seine Pforte gesetzt. Da wollt' ich behende
Meines Weges vorbei, zu eurem Hofe zu kommen.
Als er mich sah, erhub er sich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt' er wollte mich grüßen; da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwischen den Ohren
Fühlt' ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren,
Denn sie sind lang und scharf; er druckte mich nieder zur Erde.
Glücklicherweise macht' ich mich los, und da ich so leicht bin
Konnt' ich entspringen; er knurrte mir nach und schwur mich zu finden.
Aber ich schwieg und machte mich fort, doch leider behielt er
Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte.
Seht vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen,
Wie er mit Ungestüm schlug, fast wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket euer Geleite!
Wer mag reisen? wer mag an eurem Hofe sich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und alle beschädigt?

Und er endigte kaum, da kam die gesprächige Krähe,
Merkenau, sagte: Würdiger Herr und gnädiger König!
Traurige Mähre bring' ich vor euch; ich bin nicht im Stande
Viel zu reden vor Jammer und Angst, ich fürchte, das bricht mir
Noch das Herz; so jämmerlich Ding begegnet' mir heute.
Scharfenebbe, mein Weib, und ich wir gingen zusammen
Heute früh, und Reineke lag für todt auf der Heide,
Beide Augen im Kopfe verkehrt, es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken

laut an zu ſchreien. Er regte ſich nicht, ich ſchrie und beklagt' ihn.
Rief: O weh mir! und Ach! und wiederholte die Klage:
Ach! er iſt todt! wie dauert er mich! wie bin ich bekümmert!
Meine Frau betrübte ſich auch; wir jammerten beide.
Und ich betaſtet' ihm Bauch und Haupt, es nahte desgleichen
Meine Frau ſich und trat ihm ans Kinn, ob irgend der Athem
Einiges Leben verrieth'; allein ſie lauſchte vergebens;
Beide hätten wir drauf geſchworen. Nun höret das Unglück!
Wie ſie nun traurig und ohne Beſorgniß dem Munde des Todten
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unhold,
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erſchrack, das will ich nicht ſagen. O weh mir! o weh mir!
Schrie ich und rief. Da ſchoß er hervor und ſchnappte mit einmal
Auch nach mir; da fuhr ich zuſammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht ſo behende geweſen, er hätte mich gleichfalls
Feſt gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders;
Eilend erreicht' ich den Baum! O hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! ich ſah mein Weib in des Böſewichts Klauen,
Ach! er hatte die Gute gar bald gegeſſen. Er ſchien mir
So begierig und hungrig, als wollt' er noch einige ſpeiſen;
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knöchelchen übrig.
Solchen Jammer ſah ich mit an! Er eilte von dannen,
Aber ich konnt' es nicht laſſen und flog mit traurigem Herzen
An die Stätte: da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe ſie her, Beweiſe der Unthat.
Ach, erbarmt euch, gnädiger Herr! denn ſolltet ihr dießmal
Dieſen Verräther verſchonen, gerechte Rache verzögern,
Eurem Frieden und eurem Geleite nicht Nachdruck verſchaffen,
Vieles würde darüber geſprochen, es würd' euch mißfallen.
Denn man ſagt: der iſt ſchuldig der That, der zu ſtrafen Gewalt hat,
Und nicht ſtrafet: es fühlet alsdann ein jeder den Herren.
Eurer Würde ging es zu nah', ihr mögt es bedenken.

Alſo hatte der Hof die Klage des guten Kaninchens
Und der Krähe vernommen. Da zürnte Nobel, der König,
Rief: So ſey es geſchworen bei meiner ehlichen Treue,

Dieſen Frevel beſtraf' ich, man ſoll es lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen! Ich will es nicht dulden.
Gar zu leicht vertraut' ich dem Scheim und ließ ihn entkommen,
Stattet' ihn ſelbſt als Pilger noch aus und ſah ihn von hinnen
Scheiden, als ging' er nach Rom. Was hat uns der Lügner nicht alles
Aufgeheftet! Wie wußt' er ſich nicht der Königin Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun iſt er entkommen;
Aber ich werde der Letzte nicht ſeyn, den es bitter gereute,
Frauenrath befolgt zu haben. Und laſſen wir länger
Ungeſtraft den Böſewicht laufen, wir müſſen uns ſchämen.
Immer war er ein Schalk und wird es bleiben. Bedenket
Nun zuſammen, ihr Herren, wie wir ihn fahen und richten!
Greifen wir ernſtlich dazu, ſo wird die Sache gelingen.

Iſegrimen und Braunen behagte die Rede des Königs.
Werden wir am Ende gerochen! ſo dachten ſie beide.
Aber ſie trauten ſich nicht zu reden, ſie ſahen, der König
War verſtörten Gemüths und zornig über die Maaßen.

Und die Königin ſagte zuletzt: Ihr ſeltet ſo heftig,
Gnädiger Herr, nicht zürnen, ſo leicht nicht ſchwören; es leidet
Euer Anſehn dadurch und eurer Worte Bedeutung.
Denn wir ſehen die Wahrheit noch keineswegs am Tage;
Iſt doch erſt der Beklagte zu hören. Und wär' er zugegen,
Würde mancher verſtummen, der wider Reineken redet.
Beide Parteien ſind immer zu hören; denn mancher Verwegne
Klagt um ſeine Verbrechen zu decken. Für klug und verſtändig
Hielt ich Reineken, dachte nichts Böſes und hatte nur immer
Euer Beſtes vor Augen, wiewohl es nun anders gekommen.
Denn ſein Rath iſt gut zu befolgen, wenn freilich ſein Leben
Manchen Tadel verdient. Dabei iſt ſeines Geſchlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken. Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebeſſert, und was ihr beſchließet,
Werdet ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen.

Und Lupardus ſagte darauf: Ihr höret ſo manchen;

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh' ich oft zu lauſchen,
Wenn alles ſchweigt.

Ich bin bei dir, du ſeyſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärſt du da!

Höret dieſen denn auch. Er mag ſich ſtellen, und was ihr
Dann beſchließt, vollziehe man gleich. So denken vermuthlich
Dieſe ſämmtlichen Herrn mit eurer edlen Gemahlin.

Iſegrim ſagte darauf: Ein jeder rathe zum Beſten!
Herr Lurardus, höret mich an. Und wäre zur Stunde
Reineke hier und entkleidete ſich der doppelten Klage
Dieſer beiden, ſo wär' es mir immer ein Leichtes zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich ſchweige von allem,
Bis wir ihn haben. Und halt ihr vergeſſen, wie ſehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den fellt' er in Hüſterte neben
Krekelborn finden, und was der groben Lüge noch mehr war.
Alle hat er betrogen, und mich und Braunen geſchändet;
Aber ich ſetze mein Leben daran. So treibt es der Lügner
Auf der Heide; nun ſtreicht er herum und raubet und mordet.
Däucht es dem Könige gut und ſeinen Herren, ſo mag man
Alſo verfahren. Doch wär' es ihm Ernſt nach Hofe zu kommen,
Hatt' er ſich lange gefunden. Es eilten die Boten des Königs
Durch das Land die Gäſte zu laden, doch blieb er zu Hauſe.

Und es ſagte der König darauf: Was ſollen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet euch alle (ſo ſey es geboten!)
Mir am ſechsten Tage zu folgen; denn wahrlich das Ende
Dieſer Beſchwerden will ich erleben. Was ſagen die Herren?
Wär' er nicht fähig zuletzt ein Land zu Grunde zu richten?
Macht euch fertig, ſo gut ihr nur könnt, und kommet im Harniſch,
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren,
Und betragt euch wacker und brav! Es führe mir jeder,
Denn ich ſchlage wohl Ritter im Felde, den Namen mit Ehren.
Malepartus, die Burg, belegen wir; was er im Haus hat,
Wollen wir ſehen. Da riefen ſie alle: Wir werden gehorchen!

Alſo dachte der König und ſeine Genoſſen die Veſte
Malepartus zu ſtürmen, den Fuchs zu ſtrafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe geweſen, entfernte ſich heimlich und eilte
Reineken aufzuſuchen und ihm die Nachricht zu bringen.

Trauernd ging er und klagte vor ſich, und ſagte die Worte:
Ach, was kann es nun werden, mein Oheim! Billig bedauert
Dich dein ganzes Geſchlecht, du Haupt des ganzen Geſchlechtes!
Vor Gerichte vertrateſt du uns, wir waren geborgen:
Niemand konnte beſtehn vor dir und deiner Gewandtheit.

So erreicht' er das Schloß, und Reineken fand er im Freien
Sitzen; er hatte ſich erſt zwei junge Tauben gefangen;
Aus dem Neſte wagten ſie ſich, den Flug zu verſuchen,
Aber die Federn waren zu kurz; ſie fielen zu Boden,
Nicht im Stande ſich wieder zu heben, und Reineke griff ſie;
Denn oft ging er umher zu jagen. Da ſah er von weitem
Grimbart kommen und wartete ſein; er grüßt' ihn und ſagte:
Seyd mir, Neffe, willkommen vor allen meines Geſchlechtes!
Warum lauft ihr ſo ſehr? Ihr keichet! bringt ihr was Neues?

Ihm erwiederte Grimbart: Die Zeitung, die ich vermelde,
Klingt nicht tröſtlich, ihr ſeht, ich komm' in Aengſten gelaufen;
Leben und Gut iſt alles verloren! Ich habe des Königs
Zorn geſehen; er ſchwört euch zu fahen und ſchändlich zu tödten.
Allen hat er befohlen, am ſechsten Tage gewaffnet
Hier zu erſcheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchſen und Wagen.
Alles fällt nun über euch her, bedenkt euch in Zeiten!
Iſegrim aber und Braun ſind mit dem Könige wieder
Beſſer vertraut, als ich nur immer mit euch bin, und alles
Was ſie wollen geſchieht. Den gräßlichſten Mörder und Räuber
Schilt euch Iſegrim laut, und ſo bewegt er den König.
Er wird Marſchall: ihr werdet es ſehen in wenigen Wochen.
Das Kaninchen erſchien, dazu die Krähe, ſie brachten
Große Klagen gegen euch vor. Und ſtellt' euch der König
Dießmal fahen, ſo lebt ihr nicht lange! Das muß ich befürchten.

Weiter nichts? verſetzte der Fuchs. Das ficht mich nun alles
Keinen Pfifferling an. Und hätte der König mit ſeinem
Ganzen Rathe doppelt und dreifach gelobt und geſchworen:
Komm' ich nur ſelber dahin, ich hebe mich über ſie alle.

Denn sie rathen und rathen und wissen es nimmer zu treffen.
Lieber Neffe, lasset das fahren, nur folgt mir und sehet,
Was ich euch gebe. Da hab' ich so eben die Tauben gefangen,
Jung und fett: es bleibt mir das liebste von allen Gerichten!
Denn sie sind leicht zu verdauen, man schlukt sie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen schmecken so süß! sie schmelzen im Munde,
Sind halb Milch, halb Blut. Die leichte Speise bekommt mir,
Und mein Weib ist von gleichem Geschmack. So kommt nur, sie wird uns
Freundlich empfangen; doch merke sie nicht, warum ihr gekommen!
Jede Kleinigkeit fällt ihr aufs Herz und macht ihr zu schaffen.
Morgen geh' ich nach Hofe mit euch: da hoff' ich, ihr werdet,
Lieber Neffe, mir helfen, so wie es Verwandten geziemet.

Leben und Gut verpflicht' ich euch gern zu eurem Behufe,
Sagte der Dachs, und Reineke sprach: Ich will es gedenken;
Leb' ich lange, so soll es euch frommen! Der andre versetzte:
Tretet immer getrost vor die Herren und wahret zum Besten
Eure Sache, sie werden euch hören; auch stimmte Lupardus
Schon dahin, man sollt' euch nicht strafen, bevor ihr genugsam
Euch vertheidigt: es meinte das Gleiche die Königin selber.
Merket den Umstand und sucht ihn zu nutzen! Doch Reineke sagte:
Seyd nur gelassen, es findet sich alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn, es frommt mir am Ende.

Und so gingen sie beide hinein und wurden gefällig
Von der Hausfrau empfangen: sie brachte was sie nur hatte.
Und man theilte die Tauben, man fand sie schmackhaft und jedes
Speiste sein Theil; sie wurden nicht satt, und hätten gewißlich
Ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen.

Reineke sagte zum Dachse: Bekennt mir, Oheim, ich habe
Kinder trefflicher Art, sie müssen jedem gefallen.
Sagt mir, wie euch Rossel behagt und Reinhart der Kleine?
Sie vermehren einst unser Geschlecht und fangen allmählig
An sich zu bilden, sie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt sich ein Huhn, der andre hascht sich ein Hühnlein;

Auch ins Waſſer ducken ſie brav, die Ente zu holen
Und den Kibitz. Ich ſchickte ſie gern noch öfter zu jagen;
Aber Klugheit muß ich vor allem ſie lehren und Vorſicht,
Wie ſie vor Strick und Jäger und Hunden ſich weiſe bewahren.
Und verſtehen ſie dann das rechte Weſen und ſind ſie
Abgerichtet, wie ſich's gehört, dann ſollen ſie täglich
Speiſe holen und bringen und ſoll im Hauſe nichts fehlen:
Denn ſie ſchlagen mir nach und ſpielen grimmige Spiele.
Wenn ſie's beginnen, ſo ziehn den Kürzern die übrigen Thiere,
An der Kehle fühlt ſie der Gegner und zappelt nicht lange:
Das iſt Reinekens Art und Spiel. Auch greifen ſie haſtig,
Und ihr Sprung iſt gewiß; das dünkt mich eben das Rechte!

Grimbart ſprach: Es gereichet zur Ehre und mag man ſich freuen,
Kinder zu haben, wie man ſie wünſcht, und die zum Gewerbe
Bald ſich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich freue mich herzlich,
Sie von meinem Geſchlechte zu wiſſen, und hoffe das Beſte.

Mag es für heute bewenden, verſetzte Reineke; gehn wir
Schlafen, denn alle ſind müd', und Grimbart beſonders ermattet.
Und ſie legten ſich nieder im Saale, der über und über
War mit Heu und Blättern bedeckt, und ſchliefen zuſammen.

Aber Reineke wachte vor Angſt: es ſchien ihm die Sache
Guten Raths zu bedürfen, und ſinnend fand ihn der Morgen.
Und er hub vom Lager ſich auf und ſagte zu ſeinem
Weibe: Betrübt euch nicht! es hat mich Grimbart geredet,
Mit nach Hofe zu gehn; ihr bleibet ruhig zu Hauſe.
Redet jemand von mir, ſo kehret es immer zum Beſten
Und verwahret die Burg; ſo iſt uns allen gerathen.

Und Frau Ermelyn ſprach: Ich find' es ſeltſam! ihr wagt es,
Wieder nach Hofe zu gehn, wo eurer ſo übel gedacht wird.
Seyd ihr genöthigt? Ich ſeh' es nicht ein, bedenkt das Vergangne!

Freilich, ſagte Reineke drauf, es war nicht zu ſcherzen:

Viele wollten mir übel, ich kam in große Verdrängniß:
Aber mancherlei Dinge begegnen unter der Sonne.
Wider alles Vermuthen erfährt man dieses und jenes,
Und wer was zu haben vermeint, vermißt es auf einmal.
Also laßt mich nur gehn! ich habe dort manches zu schaffen.
Bleibet ruhig, das bitt' ich euch sehr, ihr habet nicht nöthig
Euch zu ängstigen. Wartet es ab! ihr sehet, mein Liebchen,
Ist es mir immer nur möglich, in fünf, sechs Tagen mich wieder.
Und so schied er von dannen, begleitet von Grimbart dem Dachse.

Achter Geſang.

Weiter gingen ſie nun zuſammen über die Heide,
Grimbart und Reineke, grade den Weg zum Schloſſe des Königs.
Aber Reineke ſprach: Es falle wie es auch wolle,
Dießmal ahnet es mir, die Reiſe führet zum Beſten.
Lieber Neffe, höret mich nun! Seitdem ich zum Letzten
Euch gebeichtet, verging ich mich wieder in ſündigem Weſen:
Höret Großes und Kleines und was ich damals vergeſſen.
Von dem Leibe des Bären und ſeinem Felle verſchafft' ich
Mir ein tüchtiges Stück; es ließen der Wolf und die Wölfin
Ihre Schuhe mir ab; ſo hab' ich mein Müthchen gekühlet.
Meine Lüge verſchaffte mir das; ich wußte den König
Aufzubringen und hab' ihn dabei entſetzlich betrogen;
Denn ich erzählt' ihm ein Mährchen nur Schätze wußt' ich zu dichten.
Ja ich hatte daran nicht genug, ich tödtete Lampen,
Ich bepackte Bellyn mit dem Haupt des Ermordeten: grimmig
Sah der König auf ihn, er mußte die Zeche bezahlen.
Und das Kaninchen, ich drück' es gewaltig hinter die Ohren,
Daß es beinah das Leben verlor, und war mir verdrießlich,
Daß es entkam. Auch muß ich bekennen, die Krähe beklagt ſich
Nicht mit Unrecht, ich habe Frau Scharfenebbe ſein Weibchen
Aufgegeſſen. Das hab' ich begangen, ſeitdem ich gebeichtet.
Aber damals vergaß ich nur eines, ich will es erzählen,
Eine Schalkheit, die ich beging, ihr müßt ſie erfahren:
Denn ich möchte nicht gern ſo etwas tragen; ich lud es
Damals dem Wolf auf den Rücken. Wir gingen nämlich zuſammen
Zwiſchen Nachuß und Elverdingen, da ſahn wir von weitem

Eine Stute mit ihrem Fohlen, und eins wie das andre
Wie ein Rabe ſo ſchwarz; vier Monat mochte das Fohlen
Alt ſeyn. Und Iſegrim war vom Hunger gepeinigt, da bat er:
Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen?
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
Liebe Frau Mähre, ſagt' ich zu ihr, das Fohlen iſt euer,
Wie ich weiß: verkauft ihr es wohl? Das möcht' ich erfahren.
Sie verſetzte: Bezahlt ihr es gut, ſo kann ich es miſſen;
Und die Summe, für die es mir feil iſt, ihr werdet ſie leſen,
Hinten ſteht ſie geſchrieben an meinem Fuße. Da merkt' ich,
Was ſie wollte, verſetzte darauf: Ich muß euch bekennen,
Leſen und ſchreiben gelingt mir nicht eben ſo, wie ich es wünſchte.
Auch begehr' ich des Kindes nicht ſelbſt: denn Iſegrim möchte
Das Verhältniß eigentlich wiſſen; er hat mich geſendet.
Laßt ihn kommen! verſetzte ſie drauf; er ſoll es erfahren.
Und ich ging, und Iſegrim ſtand und wartete meiner.
Wollt ihr euch ſättigen, ſagt' ich zu ihm, ſo geht nur, die Mähre
Giebt euch das Fohlen, es ſteht der Preis am hinteren Fuße
Unten geſchrieben; ich möchte nun, ſagte ſie, ſelber da nachſehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt' ich ſchon manches verſäumen,
Weil ich nicht leſen und ſchreiben gelernt. Verſucht es, mein Oheim,
Und beſchauet die Schrift, ihr werdet vielleicht ſie verſtehen.
Iſegrim ſagte: Was ſollt' ich nicht leſen! das wäre mir ſeltſam!
Deutſch, Latein und Wälſch, ſogar Franzöſiſch verſteh' ich:
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weiſen, Gelahrten, und mit den Meiſtern des Rechtes
Fragen und Urtheil geſtellt: ich habe meine Licenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,
Leſ' ich als wär' es mein Name. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und leſe die Schrift, wir wollen doch ſehen!
Und er ging und fragte die Frau: Wie theuer das Fohlen?
Macht es billig! Sie ſagte darauf: Ihr dürft nur die Summe
Leſen; ſie ſtehet geſchrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich ſehen! verſetzte der Wolf. Sie ſagte: Das thu' ich!
Und ſie hub den Fuß emwer aus dem Graſe; der war erſt
Mit ſechs Nägeln beſchlagen: ſie ſchlug gar richtig und fehlte

Nicht ein Härchen, ſie traf ihm den Kopf, er ſtürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was ſie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da regt' er ſich wieder und heulte
Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und ſagte: Herr Oheim,
Wo iſt die Stute? Wie ſchmeckte das Fohlen? Ihr habt euch gefättigt,
Habt mich vergeſſen: ihr thatet nicht wohl; ich brachte die Botſchaft!
Nach der Mahlzeit ſchmeckte das Schläfchen. Wie lautete, ſagt mir,
Unter dem Fuße die Schrift? Ihr ſeyd ein großer Gelehrter!
Ach! verſetzt' er, ſpottet ihr noch? Wie bin ich ſo übel
Dießmal gefahren! Es ſollte fürwahr ein Stein ſich erbarmen.
Die langbeinige Mähre! Der Henker mag's ihr bezahlen!
Denn der Fuß war mit Eiſen beſchlagen, das waren die Schriften!
Neue Nägel! Ich habe davon ſechs Wunden im Kopfe.
Kaum behielt er ſein Leben. Ich habe nun alles gebeichtet,
Lieber Neffe! vergebet mir nun die ſündigen Werke!
Wie es bei Hofe geräth, iſt mißlich; aber ich habe
Mein Gewiſſen befreit und mich von Sünden gereinigt.
Saget nun, wie ich mich beßre, damit ich zu Gnaden gelange.

Grimbart ſprach: Ich find' euch von neuem mit Sünden beladen.
Doch es werden die Todten nicht wieder lebendig; es wäre
Freilich beſſer, wenn ſie noch lebten. So will ich, mein Oheim,
In Betrachtung der ſchrecklichen Stunde, der Nähe des Todes,
Der euch droht, die Sünde vergeben als Diener des Herren:
Denn ſie ſtreben euch nach mit Gewalt, ich fürchte das Schlimmſte,
Und man wird euch vor allem das Haupt des Hafen gedenken!
Große Dreiſtigkeit war es, geſteht's, den König zu reizen,
Und es ſchadet euch mehr, als euer Leichtſinn gedacht hat.

Nicht ein Haar! verſetzte der Schelm. Und daß ich euch ſage.
Durch die Welt ſich zu helfen iſt ganz was Eignes; man kann ſich
Nicht ſo heilig bewahren als wie im Kloſter, das wißt ihr.
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich ſehr; er ſprang herüber, hinüber,
Mir vor den Augen herum, ſein fettes Weſen gefiel mir.

Und ich ſetzte die Liebe bei Seite. So gönnt' ich Bellonen
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden; ich habe die Sünde.
Aber ſie ſind zum Theil auch ſo plump, in jeglichen Dingen
Grob und ſtumpf. Ich ſollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Luſt behielt ich dazu. Ich hatte von Hofe
Mich mit Aengſten gerettet, und lehrte ſie dieſes und jenes,
Aber es wollte nicht fort. Zwar jeder ſollte den Nächſten
Lieben, das muß ich geſtehn; indeſſen achtet' ich dieſe
Wenig, und todt iſt todt, ſo ſagt ihr ſelber. Doch laßt uns
Andre Dinge beſprechen; es ſind gefährliche Zeiten.
Denn wie geht es von oben herab? Man ſoll ja nicht reden;
Doch wir andern merken darauf, und denken das Unſre.
Raubt der König ja ſelbſt ſo gut als einer, wir wiſſen's;
Was er ſelber nicht nimmt, das läßt er Bären und Wölfe
Holen, und glaubt, es geſchähe mit Recht. Da findet ſich keiner,
Der ſich getraut ihm die Wahrheit zu ſagen, ſo weit hinein iſt es
Böſe, kein Beichtiger, kein Caplan; ſie ſchweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Reck zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haſchte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet die Zeit und beſchäftigte beſſer
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort iſt fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das haſt du beſeſſen; der Klage
Giebt man wenig Gehör und ſie ermüdet am Ende.
Unſer Herr iſt der Löwe, und alles an ſich zu reißen
Hält er ſeiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute; fürwahr, das Unſre, ſcheint es, gehört ihm!

Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt ſich
Ganz beſonders Leute, die bringen, und die nach der Weiſe,
Die er ſingt, zu tanzen verſtehn; man ſieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch manchem; ſie ſtehlen und rauben; es liebt ſie der König:
Jeglicher ſieht es und ſchweigt, er denkt an die Reihe zu kommen.
Mehr als vier befinden ſich ſo zur Seite des Herren,
Ausgezeichnet vor allen, ſie ſind die Größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reineke, irgend ein Hühnchen,
Wollen ſie alle gleich über ihn her, ihn ſuchen und fangen.

Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und sinne darüber,
Nun, so spiel' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bei mir: es muß ja wohl recht seyn: thun's doch so viele!
Freilich regt sich dann auch das Gewissen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht, und läßt mich das Ende bedenken:
Ungerecht Gut, so klein es auch sey, man muß es erstatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen: doch währt es nicht lange.
Ja was hilft dich's der Beste zu seyn, es bleiben die Besten
Doch nicht unberedet in diesen Zeiten vom Volke;
Denn es weiß die Menge genau nach allem zu forschen,
Niemand vergessen sie leicht, erfinden dieses und jenes.
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige drunter auch gute gerechte Herren zu haben:
Denn sie singen und sagen vom Bösen immer und immer,
Auch das Gute wissen sie zwar von großen und kleinen
Herren, doch schweigt man davon und selten kommt es zur Sprache.
Doch das Schlimmste sind' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
Wenn die Thoren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie sollte die Welt sich verbessern? Es läßt sich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und so sinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebstahl, und falscher
Eidschwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falsche Propheten und Heuchler betrügen schändlich die Menschen.
Jeder lebt nur so hin! und will man sie treulich ermahnen,
Nehmen sie's leicht und sagen auch wohl: Ei, wäre die Sünde
Groß und schwer, wie hier und dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde selber vermeiden.
Sie entschuldigen sich mit bösem Exempel, und gleichen

Gegenwart.

Alles kündet dich an!
Erſcheinet die herrliche Sonne,
Folgſt du, ſo hoff' ich es, bald.

Trittſt du im Garten hervor,
So biſt du die Roſe der Roſen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regſt,
So regen ſich alle Geſtirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und ſo wär' es denn Nacht!
Nun überſcheinſt du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Labend und lieblich biſt du,
Und Blumen, Mond und Geſtirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! ſo ſey du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit iſt's.

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Biſt du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

Gänzlich dem Affengeschlecht, das, nachzuahmen geboren,
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.
Freilich sollten die geistlichen Herrn sich besser betragen.
Manches könnten sie thun, wofern sie es heimlich vollbrächten:
Aber sie schonen uns nicht, uns andre Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unsern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geschlagen; allein wir sehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren so wenig,
Als sie dem sündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.
Denn so haben über den Alpen die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liebchen; nicht weniger sind in diesen Provinzen,
Die sich sündlich vergehn. Man will mir sagen, sie haben
Kinder wie andre verehlichte Leute; und sie zu versorgen
Sind sie eifrig bemüht und bringen sie hoch in die Höhe.
Diese denken hernach nicht weiter, woher sie gekommen,
Lassen niemand den Rang und gehen stolz und gerade,
Eben als wären sie edlen Geschlechts, und bleiben der Meinung,
Ihre Sache sey richtig. So pflegte man aber vor diesem
Pfaffenkindern so hoch nicht zu halten; nun heißen sie alle
Herren und Frauen. Das Geld ist freilich alles vermögend.
Selten findet man fürstliche Lande, worin nicht die Pfaffen
Zölle und Zinsen erhüben und Dörfer und Mühlen benutzten.
Diese verkehren die Welt, es lernt die Gemeinde das Böse:
Denn man sieht, so hält es der Pfaffe, da sündiget jeder,
Und vom Guten leitet hinweg ein Blinder den andern.
Ja wer merkte denn wohl die guten Werke der frommen
Priester, und wie sie die heilige Kirche mit gutem Exempel
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man stärkt sich im Bösen.
So geschieht es im Volke, wie sollte die Welt sich verbessern?
Aber höret mich weiter. Ist einer unächt geboren,
Sey er ruhig darüber, was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meine nur so, versteht mich. Wird sich ein solcher
Nur mit Demuth betragen und nicht durch eitles Benehmen
Andre reizen, so fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann sie zur Schande gereichen.

Aber Tugend und Laster, sie unterscheiden die Menschen.
Gute, gelehrte geistliche Männer, man hält sie, wie billig,
Hoch in Ehren, doch geben die Bösen ein böses Exempel.
Predigt so einer das Beste, so sagen doch endlich die Laien:
Spricht er das Gute und thut er das Böse, was soll man erwählen?
Auch der Kirche thut er nichts Gutes, er predigt jedem:
Leget nur aus und bauet die Kirche; das rath' ich, ihr Lieben,
Wollt ihr Gnade verdienen und Ablaß! so schließt er die Rede,
Und er legt wohl wenig dazu, ja gar nichts, und fiele
Seinetwegen die Kirche zusammen. So hält er denn weiter
Für die beste Weise zu leben, sich köstlich zu kleiden,
Locker zu essen. Und hat sich so einer um weltliche Sachen
Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und singen?
Gute Priester sind täglich und stündlich im Dienste des Herren
Fleißig begriffen, und üben das Gute; der heiligen Kirche
Sind sie nütze; sie wissen die Laien durch gutes Exempel
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.
Aber ich kenne denn auch die bekappten; sie plärren und plappern
Immer zum Scheine so fort, und suchen immer die Reichen:
Wissen den Leuten zu schmeicheln und gehn am Liebsten zu Gaste.
Bittet man Einen, so kommt auch der Zweite; da finden sich weiter
Noch zu diesen zwei oder drei. Und wer in dem Kloster
Gut zu schwätzen versteht, der wird im Orden erhoben,
Wird zum Lesemeister, zum Custos oder zum Prior.
Andre stehen bei Seite. Die Schüsseln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn einige müssen des Nachts in dem Chore
Singen, lesen, die Gräber umgehn; die anderen haben
Guten Vortheil und Ruh und essen die köstlichen Bissen.
Und die Legaten des Papsts, die Aebte, Pröbste, Prälaten,
Die Beguinen und Nonnen, da wäre vieles zu sagen!
Ueberall heißt es: Gebt mir das Eure und laßt mir das Meine.
Wenige finden sich wahrlich, nicht sieben, welche der Vorschrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweisen.
Und so ist der geistliche Stand gar schwach und gebrechlich.

Oheim, sagte der Dachs, ich sind' es besonders, ihr beichtet

Fremde Sünden. Was will es euch helfen? Mich dünket, es wären
Eurer eignen genug. Und sagt mir, Oheim, was habt ihr
Um die Geistlichkeit euch zu bekümmern, und dieses und jenes?
Seine Bürde mag jeglicher tragen, und jeglicher gebe
Red' und Antwort, wie er in seinem Stande die Pflichten
Zu erfüllen strebt; dem soll sich niemand entziehen,
Weder Alte noch Junge, hier außen oder im Kloster.
Doch ihr redet zu viel von allerlei Dingen und könnet
Mich zuletzt zum Irrthum verleiten. Ihr kennet vortrefflich,
Wie die Welt nun besteht und alle Dinge sich fügen;
Niemand schickte sich besser zum Pfaffen. Ich käme mit andern
Schafen zu beichten bei euch, um eurer Lehre zu horchen,
Eure Weisheit zu lernen; denn freilich muß ich gestehen:
Stumpf und grob sind die meisten von uns, und hätten's von Nöthen.

Also hatten sie sich dem Hofe des Königs genähert.
Reineke sagte: So ist es gewagt! und nahm sich zusammen
Und sie begegneten Martin, dem Affen, der hatte sich eben
Aufgemacht und wollte nach Rom; er grüßte die beiden.
Lieber Oheim, fasset ein Herz! so sprach er zum Fuchse,
Fragt' ihn dieses und jenes, obschon ihm die Sache bekannt war.
Ach wie ist mir das Glück in diesen Tagen entgegen!

Sagte Reineke drauf: Da haben mich etliche Diebe
Wieder beschuldigt, wer sie auch sind, besonders die Krähe,
Mit dem Kaninchen; sein Weib verlor das eine, dem andern
Fehlt ein Ohr. Was kümmert mich das? Und könnt' ich nur selber
Mit dem Könige reden, sie beide sollten's empfinden.
Aber mich hindert am meisten, daß ich im Banne des Papstes
Leider noch bin. Nun hat in der Sache der Domprobst die Vollmacht.
Der beim Könige gilt. Und in dem Banne befind' ich
Mich um Isegrims willen, der einst ein Klausner geworden,
Aber dem Kloster entlief, von Elkmar, wo er gewohnet;
Und er schwur, so könnt' er nicht leben, man halt' ihn zu strenge,
Lange könn' er nicht fasten und könne nicht immer so lesen.
Damals half ich ihm fort. Es reut mich; denn er verleumdet

Mich beim Könige nun, und ſucht mir immer zu ſchaden.
Soll ich nach Rom? Wie werden indeß zu Hauſe die Meinen
In Verlegenheit ſeyn! Denn Iſegrim kann es nicht laſſen,
Wo er ſie findet beſchädigt er ſie. Auch ſind noch ſo viele,
Die mir Uebels gedenken und ſich an die Meinigen halten.
Wär' ich aus dem Banne gelöſ't, ſo hätt' ich es beſſer,
Könnte gemächlich mein Glück bei Hofe wieder verſuchen.

Martin verſetzte: Da kann ich euch helfen, es trifft ſich! So eben
Geh' ich nach Rom und nütz' euch daſelbſt mit künſtlichen Stücken.
Unterdrücken laſſ' ich euch nicht! Als Schreiber des Biſchofs,
Dünkt mich, verſteh' ich das Werk. Ich ſchaffe, daß man den Domprobſt
Grade nach Rom citirt, da will ich gegen ihn fechten.
Seht nur, Oheim, ich treibe die Sache und weiß ſie zu leiten;
Erequiren laſſ' ich das Urtheil, ihr werdet mir ſicher
Abſolvirt, ich bring' es euch mit; es ſollen die Feinde
Uebel ſich freun und ihr Geld zuſammt der Mühe verlieren.
Denn ich kenne den Gang der Dinge zu Rom und verſtehe,
Was zu thun und zu laſſen. Da iſt Herr Simon, mein Oheim,
Angeſehen und mächtig; er hilft den guten Bezahlern.
Schalkefund, das iſt ein Herr! und Doctor Greifzu und andre,
Wendemantel und Loſefund hab' ich alle zu Freunden.
Meine Gelder ſchickt' ich voraus; denn, ſeht nur, ſo wird man
Dort am Beſten bekannt. Sie reden wohl von Citiren:
Aber das Geld begehren ſie nur. Und wäre die Sache
Noch ſo krumm, ich mache ſie grad mit guter Bezahlung.
Bringſt du Geld, ſo findeſt du Gnade; ſobald es dir mangelt,
Schließen die Thüren ſich zu. Ihr bleibet ruhig im Lande;
Eurer Sache nehm' ich mich an, ich löſe den Knoten.
Geht nur nach Hofe, ihr werdet daſelbſt Frau Rückenau finden,
Meine Gattin; es liebt ſie der König, unſer Gebieter
Und die Königin auch, ſie iſt behenden Verſtandes.
Sprecht ſie an, ſie iſt klug, verwendet ſich gerne für Freunde.
Viele Verwandte findet ihr da. Es hilft nicht immer
Recht zu haben. Ihr findet bei ihr zwei Schweſtern, und meiner
Kinder ſind drei, daneben noch manche von eurem Geſchlechte,

Euch zu dienen bereit, wie ihr es immer begehret.
Und versagte man euch das Recht, so sollt ihr erfahren
Was ich vermag. Und wenn man euch druckt, berichtet mir's eilig'
Und ich lasse das Land in Bann thun, den König und alle
Weiber und Männer und Kinder. Ein Interdict will ich senden,
Singen soll man nicht mehr, noch Messen lesen, noch taufen,
Noch begraben, was es auch sey. Deß tröstet euch, Neffe!
Denn der Papst ist alt und krank, und nimmt sich der Dinge
Weiter nicht an, man achtet ihn wenig. Auch hat nun am Hofe
Cardinal Ohnegenüge die ganze Gewalt, der ein junger
Rüstiger Mann ist, ein feuriger Mann von schnellem Entschlusse.
Dieser liebt ein Weib das ich kenne; sie soll ihm ein Schreiben
Bringen, und was sie begehrt das weiß sie trefflich zu machen.
Und sein Schreiber Johannes Partey, der kennt auf's Genauste,
Alte und neue Münze; dann Herchenau, sein Geselle,
Ist ein Hofmann; Schleifenumkwenden ist Notarius,
Baccalaureus beißer Rechte, und bleibt er nur etwa
Noch ein Jahr, so ist er vollkommen in praktischen Schriften.
Dann sind noch zwei Richter daselbst, die heißen Meneta
Und Denarius; sprechen sie ab, so bleibt es gesprochen.
So verübt man in Rom gar manche Listen und Tücken,
Die der Papst nicht erfährt. Man muß sich Freunde verschaffen!
Denn durch sie vergibt man die Sünden und löset die Völker
Aus dem Banne. Verlaßt euch darauf, mein werthester Oheim!
Denn es weiß der König schon lang, ich lass' euch nicht fallen;
Eure Sache führ' ich hinaus, und bin es vermögend.
Ferner mag er bedenken, es sind gar viele den Affen
Und den Füchsen verwandt, die ihn am Besten berathen.
Und das hilft euch gewiß, es gehe wie es auch welle.

Reineke sprach: Das tröstet mich sehr; ich gedenk es euch wieder,
Komm' ich dießmal nur los. Und einer empfahl sich dem andern.
Ohne Geleite ging Reineke nun mit Grimbart, dem Dachse,
Nach dem Hofe des Königs, wo man ihm übel gesinnt war.

Neunter Geſang.

Reineke war nach Hofe gelangt, er dachte die Klagen
Abzuwenden, die ihn bedrohten. Doch als er die vielen
Feinde beiſammen erblickte, wie alle ſtanden und alle
Sich zu rächen begehrten und ihn am Leben zu ſtrafen,
Fiel ihm der Muth; er zweifelte nun, doch ging er mit Kühnheit
Grade durch alle Baronen, und Grimbart ging ihm zur Seite.
Sie gelangten zum Throne des Königs, da lispelte Grimbart:
Seyd nicht furchtſam, Reineke, dieſsmal, gedenket: dem Bleden
Wird das Glück nicht zu Theil, der Kühne ſucht die Gefahr auf
Und erfreut ſich mit ihr; ſie hilft ihm wieder entkommen.

Reineke ſprach: Ihr ſagt mir die Wahrheit, ich danke zum Schönſten
Für den herrlichen Troſt, und komm' ich wieder in Freiheit,
Werd' ich's gedenken. Er ſah nun umher, und viele Verwandte
Fanden ſich unter der Schaar, doch wenige Gönner, den meiſten
Pflegt' er übel zu dienen; ja unter den Ottern und Bibern,
Unter Groſsen und Kleinen trieb er ſein ſchelmiſches Weſen.
Doch entdeckt' er noch Freunde genug im Saale des Königs.

Reineke kniete vorm Throne zur Erden, und ſagte bedächtig:
Gott, dem alles bekannt iſt, und der in Ewigkeit mächtig
Bleibt, bewahr' euch, mein Herr und König, bewahre nicht minder
Meine Frau, die Königin, immer, und beiden zuſammen
Geb' er Weisheit und gute Gedanken, damit ſie beſonnen
Recht und Unrecht erkennen; denn viele Falſchheit iſt jetzo
Unter den Menſchen im Gange. Da ſcheinen viele von auſsen,

Was ſie nicht ſind. O! hätte doch jeder am Verhaupt geſchrieben,
Wie er gedenkt, und ſäh' es der König, da würde ſich zeigen,
Daß ich nicht lüge und daß ich euch immer zu dienen bereit bin.
Zwar verklagen die Böſen mich heftig; ſie möchten mir gerne
Schaden und eurer Huld mich berauben, als wär' ich derſelben
Unwerth. Aber ich kenne die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe
Meines Königs und Herrn, denn ihn verleitete keiner
Je die Wege des Rechtes zu ſchmälern; ſo wird es auch bleiben.

Alles kam und drängte ſich nun, ein jeglicher mußte
Reinekens Kühnheit bewundern, es wünſcht' ihn jeder zu hören:
Seine Verbrechen waren bekannt, wie wollt' er entrinnen?

Reineke Böſewicht! ſagte der König, für dießmal erretten
Deine loſen Worte dich nicht, ſie helfen nicht länger
Lügen und Trug zu verkleiden, nun biſt du ans Ende gekommen.
Denn du haſt die Treue zu mir, ich glaube, bewieſen
Am Kaninchen und an der Krähe! Das wäre genugſam.
Aber du übeſt Verrath an allen Orten und Enden:
Deine Streiche ſind falſch und behende, doch werden ſie nicht mehr
Lange dauern; denn voll iſt das Maaß, ich ſchelte nicht länger.

Reineke dachte: wie wird es mir gehn? O hätt' ich nur wieder
Meine Behauſung erreicht! Wo will ich Mittel erſinnen?
Wie es auch geht, ich muß nun hindurch; verſuchen wir alles.

Mächtiger König, edelſter Fürſt! ſo ließ er ſich hören.
Meint ihr, ich habe den Tod verdient, ſo habt ihr die Sache
Nicht von der rechten Seite betrachtet; drum bitt' ich, ihr wollet
Erſt mich hören. Ich habe ja ſonſt euch nützlich gerathen,
In der Noth bin ich bei euch geblieben, wenn etliche wichen,
Die ſich zwiſchen uns beide nun ſtellen zu meinem Verderben,
Und die Gelegenheit nützen, wenn ich entfernt bin. Ihr möget,
Edler König, hab' ich geſprochen, die Sache dann ſchlichten;
Werd' ich ſchuldig befunden, ſo muß ich es freilich ertragen.
Wenig habt ihr meiner gedacht, indeß ich im Lande

Vieler Orten und Enden die sorglichste Wache gehalten.
Meint ihr, ich wäre nach Hofe gekommen, wofern ich mich schuldig
Wußte groß- oder kleiner Vergehn? Ich würde bedächtig
Eure Gegenwart fliehn und meine Feinde vermeiden.
Nein, mich hätten gewiß aus meiner Veste nicht sollen
Alle Schätze der Welt hierher verleiten; da war ich
Frei auf eignem Grund und Boden. Nun bin ich mir aber
Keines Uebels bewußt, und also bin ich gekommen.
Eben stand ich Wache zu halten; da brachte mein Oheim
Mir die Zeitung, ich solle nach Hof. Ich hatte von neuem,
Wie ich dem Bann mich entzöge, gedacht, darüber mit Martin
Vieles gesprochen, und er gelobte mir heilig, er wolle
Mich von dieser Bürde befrein. Ich werde nach Rom gehn,
Sagt' er, und nehme die Sache von nun an völlig auf meine
Schultern; geht nur nach Hofe, des Bannes werdet ihr ledig.
Sehet, so hat mir Martin gerathen, er muß es verstehen:
Denn der vortreffliche Bischof, Herr Ohnegrund, braucht ihn beständig;
Schon fünf Jahre dient er demselben in rechtlichen Sachen.
Und so kam ich hieher und finde Klagen auf Klagen.
Das Kaninchen, der Aeugler, verleumdet mich; aber es steht nun
Reinecke hier: so tret' er hervor mir unter die Augen!
Denn es ist freilich was Leichtes, sich über Entfernte beklagen,
Aber man soll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
Diese falschen Gesellen, bei meiner Treue! sie haben
Gutes genossen von mir, die Krähe mit dem Kaninchen:
Denn vorgestern am Morgen in aller Frühe begegnet
Mir das Kaninchen und grüßte mich schon; ich hatte so eben
Vor mein Schloß mich gestellt und las die Gebete des Morgens.
Und er zeigte mir an, er gehe nach Hofe; da sagt' ich:
Gott begleit' euch! Er klagte darauf: Wie hungrig und müde
Bin ich geworden! Da fragt' ich ihn freundlich: Begehrt ihr zu essen?
Dankbar nehm' ich es an, versetzt' er. Aber ich sagte:
Geb' ich's doch gerne. So ging ich mit ihm und bracht' ihm behende
Kirschen und Butter; ich pflege kein Fleisch am Mittwoch zu essen.
Und er sättigte sich mit Brod und Butter und Früchten.
Aber es trat mein Söhnchen, das jüngste, zum Tische, zu sehen,

Ob was übrig geblieben; denn Kinder lieben das Essen.
Und der Knabe haschte darnach. Da schlug das Kaninchen
Hastig ihn über das Maul, es bluteten Lippen und Zähne.
Reinhart, mein andrer, sah die Begegnung und faßte den Aeugler
Grad an der Kehle, spielte sein Spiel und rächte den Bruder.
Das geschah, nicht mehr und nicht minder. Ich kämmte nicht lange,
Lief und strafte die Knaben und brachte mit Mühe die beiden
Auseinander. Kriegt' er was ab, so mag er es tragen,
Denn er hatte noch mehr verdient; auch wären die Jungen,
Hätt' ich es übel gemeint, mit ihm wohl fertig geworden.
Und so dankt er mir nun! Ich riß ihm, sagt er, ein Ohr ab;
Ehre hat er genossen und hat ein Zeichen behalten.
Ferner kam die Krähe zu mir, und klagte: die Gattin
Hab' er verloren, sie habe sich leider zu Tode gegessen,
Einen ziemlichen Fisch mit allen Gräten verschlungen;
Wo es geschah, das weiß er am Besten. Nun sagt er: ich habe
Sie gemordet; er that es wohl selbst, und würde man ernstlich
Ihn verhören, dürft' ich es thun, er spräche wohl anders;
Denn sie fliegen, es reichet kein Sprung so hoch, in die Lüfte.
Will nun solcher verbotenen Thaten mich jemand bezichten,
Thu' er's mit redlichen, gültigen Zeugen; denn also gehört sich's
Gegen edle Männer zu rechten; ich müßt' es erwarten.
Aber finden sich keine, so giebt's ein anderes Mittel.
Hier! ich bin zum Kampfe bereit! Man setze den Tag an
Und den Ort. Es zeige sich dann ein würdiger Gegner,
Gleich mit mir von Geburt, ein jeder führe sein Recht aus.
Wer dann Ehre gewinnt, dem mag sie bleiben! So hat es
Immer zu Rechte gegolten, und ich verlang' es nicht besser.

Alle standen und hörten, und waren über die Worte
Reinekens höchlich verwundert, die er so trotzig gesprochen.
Und es erschracken die beiden, die Krähe mit dem Kaninchen,
Räumten den Hof und trauten nicht weiter ein Wörtchen zu sprechen.
Gingen und sagten unter einander: Es wäre nicht rathsam
Gegen ihn weiter zu rechten. Wir möchten alles versuchen
Und wir kämen nicht aus. Wer hat's gesehen? Wir waren

Ganz allein mit dem Schelm: wer sollte zeugen? Am Ende
Bleibt der Schaden uns doch. Für alle seine Verbrechen
Warte der Henker ihm auf und lohn' ihm wie er's verdiente!
Kämpfen will er mit uns? das möcht' uns übel bekommen.
Nein fürwahr, wir lassen es lieber; denn falsch und behende,
Lose und tückisch kennen wir ihn. Es wären ihm wahrlich
Unsere fünfe zu wenig, wir müßten es theuer bezahlen.

Ziegrim aber und Braunen war übel zu Muthe; sie sahen
Ungern die beiden von Hofe sich schleichen. Da sagte der König:
Hat noch jemand zu klagen, der komme! Laßt uns vernehmen!
Gestern drohten so viele, hier steht der Beklagte! wo sind sie?

Reineke sagte: So pflegt es zu gehn; man klagt und beschuldigt
Diesen und jenen; doch stünd' er dabei, man bliebe zu Hause.
Diese losen Verräther, die Krähe mit dem Kaninchen,
Hätten mich gern in Schande gebracht und Schaden und Strafe,
Aber sie bitten mir's ab, und ich vergebe; denn freilich,
Da ich komme, bedenken sie sich und weichen zur Seite.
Wie beschämt' ich sie nicht! Ihr sehet, wie es gefährlich
Ist, die losen Verleumder entfernter Diener zu hören;
Sie verdrehen das Rechte und sind den Besten gehässig.
Andre dauern mich nur, an mir ist wenig gelegen.

Höre mich, sagte der König darauf, du loser Verräther!
Sage, was trieb dich dazu, daß du mir Lampen, den treuen,
Der mir die Briefe zu tragen pflegte, so schmählich getödtet?
Hatt' ich nicht alles vergeben, so viel du immer verbrochen?
Ränzel und Stab empfingst du von mir, so warst du versehen,
Solltest nach Rom und über das Meer; ich gönnte dir alles,
Und ich hoffte Befreiung von dir. Nun seh' ich zum Anfang,
Wie du Lampen gemordet; es mußte Bellyn dir zum Boten
Dienen, der brachte das Haupt im Ränzel getragen, und sagte
Offentlich aus, er bringe mir Briefe, die ihr zusammen
Ausgedacht und geschrieben, er habe das Beste gerathen.
Und im Ränzel fand sich das Haupt, nicht mehr und nicht minder.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben:
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn.
Ihr wart ins Waſſer eingeſchrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon.

Wehmuth.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Mir zum Hohne thatet ihr das. Bellynen behielt ich
Gleich zum Pfande, sein Leben verlor er: nun geht es an deines.

Reineke sagte: Was hör' ich? Ist Lampe todt? und Bellynen
Fint' ich nicht mehr? Was wird nun aus mir? O wär' ich gestorben!
Ach, mit beiden geht mir ein Schatz, der größte, verloren!
Denn ich fandt' euch durch sie Kleinode, welche nicht besser
Ueber der Erde sich finden. Wer sollte glauben, der Widder
Würde Lampen ermorden und euch der Schätze berauben?
Hüte sich einer, wo niemand Gefahr und Tücke vermuthet.

Zornig hörte der König nicht aus, was Reineke sagte,
Wandte sich weg nach seinem Gemach und hatte nicht deutlich
Reinekens Rede vernommen; er dacht' ihn am Leben zu strafen.
Und er fand die Königin eben in seinem Gemache
Mit Frau Rückenau stehn; es war die Aeffin besonders
König und Königin lieb; das sollte Reineken helfen.
Unterrichtet war sie und klug und wußte zu reden;
Wo sie erschien, sah jeder auf sie und ehrte sie höchlich.
Diese merkte des Königs Verdruß und sprach mit Bedachte:
Wenn ihr, gnädiger Herr, auf meine Bitte zuweilen
Hörtet, gereut' es euch nie, und ihr vergabt mir die Kühnheit,
Wenn ihr zürntet, ein Wort gelinder Meinung zu sagen.
Seyd auch diesmal geneigt mich anzuhören, betrifft es
Doch mein eignes Geschlecht! Wer kann die Seinen verläugnen?
Reineke, wie er auch sey, ist mein Verwandter, und soll ich,
Wie sein Betragen mir scheint, aufrichtig bekennen, ich denke,
Da er zu Rechte sich stellt, von seiner Sache das Beste.
Mußte sein Vater doch auch, den euer Vater begünstigt,
Viel von losen Mäulern erdulden, und falschen Verklägern!
Doch beschämt' er sie stets. Sobald man die Sache genauer
Untersuchte, fand es sich klar: die tückischen Neider
Suchten Verdienste sogar als schwere Verbrechen zu deuten.
So erhielt er sich immer in größerem Ansehn bei Hof, als
Braun und Isegrim jetzt: denn diesen wäre zu wünschen,
Daß sie alle Beschwerden auch zu beseitigen wüßten,

Die man häufig über sie hört; allein sie verstehen
Wenig vom Rechte, so zeigt es ihr Rath, so zeigt es ihr Leben.

Doch der König versetzte darauf: Wie kann es euch wundern,
Daß ich Reineken gram bin, dem Diebe, der mir vor kurzem
Lampen getödtet, Bellynen verführt und frecher als jemals
Alles läugnet und sich als treuen und redlichen Diener
Anzupreisen erkühnt, indessen alle zusammen
Laute Klagen erheben und nur zu deutlich beweisen,
Wie er mein sicher Geleite verletzt und wie er mit Stehlen,
Rauben und Morden das Land und meine Getreuen beschädigt.
Nein! ich dulde es nicht länger! Dagegen sagte die Aeffin:
Freilich ist's nicht vielen gegeben in jeglichen Fällen
Klug zu handeln und klug zu rathen, und wem es gelinget,
Der erwirbt sich Vertrauen; allein es suchen die Neider
Ihm dagegen heimlich zu schaden, und werden sie zahlreich,
Treten sie öffentlich auf. So ist es Reineken mehrmals
Schon ergangen; doch werden sie nicht die Erinnrung vertilgen,
Wie er in Fällen euch weise gerathen, wenn alle verstummten.
Wißt ihr noch (vor kurzem geschah's), der Mann und die Schlange
Kamen vor euch und niemand verstund die Sache zu schlichten;
Aber Reineke fand's, ihr lobtet ihn damals vor allen.

Und der König versetzte nach kurzem Bedenken dagegen:
Ich erinnre der Sache mich wohl, doch hab' ich vergessen,
Wie sie zusammenhing; sie war verworren, so dünkt mich.
Wißt ihr sie noch, so laßt sie mich hören, es macht mir Vergnügen.

Und sie sagte: Befiehlt es mein Herr, so soll es geschehen.
Eben sind's zwei Jahre, da kam ein Lindwurm und klagte
Stürmisch, gnädiger Herr, vor euch: es woll' ihm ein Bauer
Nicht im Rechte sich fügen, ein Mann, den zweimal das Urtheil
Nicht begünstigt. Er brachte den Bauern vor euern Gerichtshof
Und erzählte die Sache mit vielen heftigen Worten.
Durch ein Loch im Zaune zu kriechen gedachte die Schlange,
Fing sich aber im Stricke, der vor die Oeffnung gelegt war;

Fester zog die Schlinge sich zu, sie hätte das Leben
Dort gelassen, da kam ihr zum Glück ein Wandrer gegangen;
Aengstlich rief sie: Erbarme dich meiner und mache mich ledig!
Laß dich erbitten! Da sagte der Mann: Ich will dich erlösen,
Denn mich jammert dein Elend; allein erst schwöre du mir schwören,
Mir nichts Leides zu thun. Die Schlange sann sich erbötig,
Schwur den theuersten Eid, sie wolle auf keinerlei Weise
Ihren Befreier verletzen, und so erlöst' der Mann sie.

Und sie gingen ein Weilchen zusammen, da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, sie schoß auf den Mann und wollt' ihn erwürgen,
Ihn verzehren; mit Angst und Noth entwrang ihr der Arme.
Das ist mein Dank? Das hab' ich verdient? so rief er, und hast du
Nicht geschworen den theuersten Eid? Da sagte die Schlange:
Leider nöthiget mich der Hunger, ich kann mir nicht helfen;
Noth erkennt kein Gebot, und so besteht es zu Rechte.
Da versetzte der Mann: So schone nur meiner so lange,
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteiisch uns richten.
Und es sagte der Wurm: Ich will mich so lange gedulden.

Also gingen sie weiter, und fanden über dem Wasser
Pflückebeutel, den Raben, mit seinem Sehne; man nennt ihn
Quackeler. Und die Schlange berief sie zu sich, und sagte:
Kommt und höret! Es hörte die Sache der Rabe bedächtig,
Und er richtete gleich, den Mann zu essen; er hoffte
Selbst ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange sich höchlich:
Nun ich habe gesiegt! es kann mir's niemand verdenken.
Nein! versetzte der Mann; ich habe nicht völlig verloren;
Sollt' ein Räuber zum Tode verdammen? und sollte nur Einer
Richten? Ich fordere ferner Gehör, im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor vier, vor zehn die Sache bringen und hören.

Gehn wir! sagte die Schlange. Sie gingen und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und alle traten zusammen.
Alles befürchtete nun der Mann: denn zwischen den fünfen
War es gefährlich zu stehn und zwischen solchen Gesellen;
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben.
Bange war ihm genug; denn bald verglichen sich beide
Wolf und Bär, das Urtheil in dieser Maaße zu fällen:

Törten dürfe die Schlange den Mann; der leidige Hunger
Kenne keine Geſetze, die Noth entbinde vom Eidſchwur.
Sorgen und Angſt befielen den Wandrer; denn alle zuſammen
Wollten ſein Leben. Da ſchoß die Schlange mit grimmigem Ziſchen,
Spritzte Geifer auf ihn, und ängſtlich ſprang er zur Seite.
Großes Unrecht, rief er, begehſt du! Wer hat dich zum Herren
Ueber mein Leben gemacht? Sie ſprach: Du haſt es vernommen:
Zweimal ſprachen die Richter, und zweimal haſt du verloren.
Ihr verſetzte der Mann: Sie rauben ſelber und ſtehlen;
Ich erkenne ſie nicht, wir wollen zum Könige gehen.
Mag er ſprechen, ich füge mich drein; und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Uebels genug, allein ich will es ertragen.
Spottend ſagte der Wolf und der Bär: Du magſt es verſuchen,
Aber die Schlange gewinnt, ſie wird's nicht beſſer begehren.
Denn ſie dachten, es würden die ſämmtlichen Herren des Hofes
Sprechen wie ſie, und gingen getroſt und führten den Wandrer,
Kamen vor euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben;
Ja ſelbdritt erſchien der Wolf, er hatte zwei Kinder,
Eitelbauch hieß der eine, der andre Nimmerſatt. Beide
Machten dem Mann am meiſten zu ſchaffen, ſie waren gekommen
Auch ihr Theil zu verzehren; denn ſie ſind immer begierig,
Heulten damals vor euch, mit unerträglicher Grobheit,
Ihr verbetet den Hof den beiden plumpen Geſellen.
Da berief ſich der Mann auf eure Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu tödten gedenke, ſie habe der Wohlthat
Völlig vergeſſen, ſie breche den Eid! So fleht' er um Rettung.
Aber die Schlange läugnete nicht: Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Noth, ſie kennet keine Geſetze.
Gnäd'ger Herr, da war't ihr bekümmert; es ſchien euch die Sache
Gar bedenklich zu ſeyn, und rechtlich ſchwer zu entſcheiden.
Denn es ſchien euch hart den guten Mann zu verdammen,
Der ſich hülfreich bewieſen; allein ihr dachtet dagegen
Auch des ſchmählichen Hungers. Und ſo berieft ihr die Räthe.
Leider war die Meinung der meiſten dem Manne zum Nachtheil;
Denn ſie wünſchten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu helfen.
Doch ihr ſendetet Boten nach Reineken: alle die andern

Sprachen gar manches und konnten die Sache zu Rechte nicht scheiden.
Reineke kam, und hörte den Vortrag; ihr legtet das Urtheil
Ihm in die Hände, und wie er es spräche, so sollt' es geschehen.
Reineke sprach mit gutem Bedacht: Ich finde vor allem
Nöthig den Ort zu besuchen, und seh' ich die Schlange gebunden
Wie der Bauer sie fand, so wird das Urtheil sich geben.
Und man band die Schlange von neuem an selbiger Stätte,
In der Maaße wie sie der Bauer im Zaune gefunden.
Reineke sagte darauf: Hier ist nun jedes von beiden
Wieder im vorigen Stand, und keines hat weder gewonnen,
Noch verloren: jetzt zeigt sich das Recht, so scheint mir's, von selber.
Denn beliebt es dem Manne, so mag er die Schlange noch einmal
Aus der Schlinge befrei'n; wo nicht, so läßt er sie hängen:
Frei, mit Ehren geht er die Straße nach seinen Geschäften.
Da sie untreu geworden als sie die Wohlthat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das scheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn; wer's besser versteht, der läss' es uns hören.
Damals gefiel euch das Urtheil und euren Räthen zusammen;
Reineke wurde gepriesen, der Bauer dankt' euch, und jeder
Rühmte Reinekens Klugheit, ihn rühmte die Königin selber.
Vieles wurde gesprochen: im Kriege wären noch eher
Isegrim und Braun zu gebrauchen, man fürchte sie beide
Weit und breit, sie fänden sich gern, wo alles verzehrt wird.
Groß und stark und kühn sey jeder, man könn' es nicht läugnen:
Doch im Rathe fehle gar oft die nöthige Klugheit.
Denn sie pflegen zu sehr auf ihre Stärke zu trotzen;
Kommt man ins Feld und naht sich dem Werke, da hinkt es gewaltig.
Muthiger kann man nichts sehn als sie zu Hause sich zeigen;
Draußen liegen sie gern im Hinterhalt. Setzt es denn einmal
Tüchtige Schläge, so nimmt man sie mit, so gut als ein andrer.
Bären und Wölfe verderben das Land; es kümmert sie wenig,
Wessen Haus die Flamme verzehrt, sie pflegen sich immer
An den Kohlen zu wärmen, und sie erbarmen sich keines,
Wenn ihr Kropf sich nur füllt. Man schlürft die Eier hinunter,
Läßt den Armen die Schalen, und glaubt noch redlich zu theilen.
Reineke Fuchs mit seinem Geschlecht versteht sich dagegen

Wohl auf Weisheit und Rath, und hat er nun etwas verſehen,
Gnädiger Herr, ſo iſt er kein Stein. Doch wird euch ein andrer
Niemals beſſer berathen. Darum verzeiht ihm, ich bitte!

Da verſetzte der König: Ich will es bedenken. Das Urtheil
Ward geſprochen wie ihr erzählt, es büßte die Schlange.
Doch von Grund aus bleibt er ein Schalk, wie ſollt' er ſich beſſern?
Macht man ein Bündniß mit ihm, ſo bleibt man am Ende betrogen;
Denn er dreht ſich ſo liſtig heraus, wer iſt ihm gewachſen?
Wolf und Bär und Kater, Kaninchen und Krähe, ſie ſind ihm
Nicht behende genug, er bringt ſie in Schaden und Schande.
Dieſem behielt er ein Ohr, dem andern das Auge, das Leben
Raubt' er dem dritten! Fürwahr ich weiß nicht, wie ihr dem Böſen
So zu Gunſten ſprecht und ſeine Sache vertheidigt.

Gnädiger Herr, verſetzte die Aeffin, ich kann es nicht bergen;
Sein Geſchlecht iſt edel und groß, ihr mögt es bedenken.

Da erhub ſich der König heraus zu treten, es ſtunden
Alle zuſammen und warteten ſein; er ſah in dem Kreiſe
Viele von Reinekens nächſten Verwandten, ſie waren gekommen
Ihren Vetter zu ſchützen, ſie wären ſchwerlich zu nennen.
Und er ſah das große Geſchlecht, er ſah auf der andern
Seite Reinekens Feinde: es ſchien der Hof ſich zu theilen.

Da begann der König: So höre mich, Reineke! Kannſt du
Solchen Frevel entſchuld'gen, daß du mit Hülfe Bellmens
Meinen frommen Lampe getödtet, und daß ihr Verwegnen
Mir ſein Haupt ins Ränzel geſteckt, als wären es Briefe?
Mich zu höhnen thatet ihr das; ich habe den einen
Schon beſtraft, es büßte Bellyn; erwarte das Gleiche.

Weh mir! ſagte Reineke drauf. O wär' ich geſtorben!
Höret mich an, und wie es ſich findet, ſo mag es geſchehen:
Bin ich ſchuldig, ſo tödtet mich gleich, ich werde doch nimmer
Aus der Noth und Sorge mich retten, ich bleibe verloren.

Denn der Verräther Bellyn, er unterschlug mir die größten
Schätze, kein Sterblicher hat dergleichen jemals gesehen.
Ach, sie kosten Lampen das Leben! Ich hatte sie beiden
Anvertraut, nun raubte Bellyn die köstlichen Sachen.
Ließen sie sich doch wieder erforschen! Allein ich befürchte,
Niemand findet sie mehr, sie bleiben auf immer verloren.

Aber die Aeffin versetzte darauf: Wer wollte verzweifeln?
Sind sie nur über der Erde, so ist noch Hoffnung zu schöpfen.
Früh und spate wollen wir gehn, und Laien und Pfaffen
Emsig fragen: doch zeiget uns an, wie waren die Schätze?

Reineke sagte: Sie waren so köstlich, wir finden sie nimmer;
Wer sie besitzt, verwahrt sie gewiß. Wie wird sich darüber
Nicht Frau Ermelyn quälen! sie wird mir's niemals verzeihen;
Denn sie mißrieth mir den beiden das köstliche Kleinod zu geben.
Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen;
Doch ich verfechte mein Recht, erwarte das Urtheil, und werd' ich
Losgesprochen, so reis' ich umher durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu schaffen, und sollt' ich mein Leben verlieren.

Zehnter Geſang.

O mein König! ſagte darauf der liſtige Redner:
Laßt mich, edelſter Fürſt, vor meinen Freunden erzählen,
Was euch alles von mir an köſtlichen Dingen beſtimmt war;
Hatt ihr ſie gleich nicht erhalten, ſo war mein Wille doch löblich.
Sage nur an, verſetzte der König, und kürze die Worte!

Glück und Ehre ſind hin! Ihr werdet alles erfahren,
Sagte Reineke traurig. Das erſte köſtliche Kleinod
War ein Ring; ich gab ihn Bellinen, er ſollt' ihn dem König
Ueberliefern. Es war auf wunderbarliche Weiſe
Dieſer Ring zuſammengeſetzt und würdig im Schatze
Meines Fürſten zu glänzen, aus feinem Golde gebildet.
Auf der inneren Seite, die nach dem Finger ſich kehret,
Standen Lettern gegraben und eingeſchmolzen; es waren
Drei hebräiſche Worte von ganz beſonderer Deutung.
Niemand erklärte ſo leicht in dieſen Landen die Züge;
Meiſter Abryen nur von Trier, der konnte ſie leſen.
Es iſt ein Jude, gelehrt, und alle Zungen und Sprachen
Kennt er, die von Poitou bis Lüneburg werden geſprochen,
Und auf Kräuter und Steine verſteht ſich der Jude beſonders.
Als ich den Ring ihm gezeigt, da ſagt' er: Köſtliche Dinge
Sind hierinnen verborgen. Die drei gegrabenen Namen
Brachte Seth der Fromme vom Paradieſe hernieder,
Als er das Oel der Barmherzigkeit ſuchte; und wer ihn am Finger
Trägt, der findet ſich frei von allen Gefahren; es werden
Weder Donner, noch Blitz, noch Zauberei ihn verletzen.

Ferner sagte der Meister, er habe gelesen, es könne,
Wer den Ring am Finger bewahrt, in grimmiger Kälte
Nicht erfrieren, er lebe gewiß ein ruhiges Alter.
Außen stand ein Edelgestein, ein heller Carfunkel;
Dieser leuchtete Nachts und zeigte deutlich die Sachen.
Viele Kräfte hatte der Stein: er heilte die Kranken;
Wer ihn berührte, fühlte sich frei von allen Gebrechen,
Aller Bedrängniß, nur ließ sich der Tod allein nicht bezwingen.
Weiter entdeckte der Meister des Steines herrliche Kräfte:
Glücklich reis't der Besitzer durch alle Lande, ihm schadet
Weder Wasser noch Feuer; gefangen oder verrathen
Kann er nicht werden, und jeder Gewalt des Feindes entgeht er;
Und besieht er nüchtern den Stein, so wird er im Kampfe
Hundert überwinden und mehr; die Tugend des Steines
Nimmt dem Gifte die Wirkung und allen schädlichen Säften.
Eben so vertilgt sie den Haß, und sollte gleich mancher
Den Besitzer nicht lieben, er fühlt sich in kurzem verändert.
Wer vermöchte die Kräfte des Steines alle zu zählen,
Den ich im Schatze des Vaters gefunden und den ich dem König
Nun zu senden gedachte? Denn solches köstlichen Ringes
War ich nicht werth; ich wußt' es recht wohl; er sollte dem Einen,
Der von allen der Edelste bleibt, so dacht' ich, gehören:
Unser Wohl beruht nur auf ihm und unser Vermögen.
Und ich hoffte sein Leben vor allem Uebel zu schützen.
Ferner sollte Widder Bellyn der Königin gleichfalls
Kamm und Spiegel verehren, damit sie meiner gedächte.
Diese hatt' ich einmal zur Lust vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen, es fand sich auf Erden kein schöneres Kunstwerk.
O wie oft versucht' es mein Weib und wollte sie haben!
Sie verlangte nichts weiter von allen Gütern der Erde,
Und wir stritten darum, sie konnte mich niemals bewegen.
Doch nun sendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen, der Königin, welche mir immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beschirmte;
Oefters hat sie für mich ein günstiges Wörtchen gesprochen;
Edel ist sie, von hoher Geburt, es ziert sie die Tugend

Und ihr altes Geſchlecht bewährt ſich in Worten und Werken.
Würdig war ſie des Spiegels und Kammes! die hat ſie nun leider
Nicht mit Augen geſehn, ſie bleiben auf immer verloren.
Nun vom Kamme zu reden. Zu dieſem hatte der Künſtler
Pantherknochen genommen, die Reſte des edlen Geſchöpfes;
Zwiſchen Indien wohnt es und zwiſchen dem Paradieſe:
Allerlei Farben zieren ſein Fell, und ſüße Gerüche
Breiten ſich aus, wohin es ſich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte ſo gern auf allen Wegen verfolgen:
Denn ſie werden geſund von dieſem Geruche, das fühlen
Und bekennen ſie alle. Von ſolchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gebildet,
Klar wie Silber und weiß von unausſprechlicher Reinheit,
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, ſo fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beſtändig darin und läßt ſie nimmer verweſen;
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.
Ferner ſah man die köſtlichſten Bilder am Rücken des Kammes
Hocherhaben, durchflochten mit goldenen zierlichen Ranken
Und mit roth und blauer Laſur. Im mittelſten Felde
War die Geſchichte künſtlich gebildet, wie Paris von Troja
Eines Tages am Brunnen ſaß, drei göttliche Frauen
Vor ſich ſah, man nannte ſie Pallas und Juno und Venus.
Lange ſtritten ſie erſt; denn jegliche wollte den Apfel
Gerne beſitzen, der ihnen bisher zuſammen gehörte;
Endlich verglichen ſie ſich, es ſolle den goldenen Apfel
Paris der ſchönſten beſtimmen, ſie ſollt' allein ihn behalten.
Und der Jüngling beſchaute ſie wohl mit gutem Bedachte.
Juno ſagte zu ihm: Erhalt' ich den Apfel, erkennſt du
Mich für die ſchönſte, ſo wirſt du der erſte vor allen an Reichthum.
Pallas verſetzte: Bedenke dich wohl und gieb mir den Apfel,
Und du wirſt der mächtigſte Mann; es fürchten dich alle,
Wird dein Name genannt, ſo feind' als Freunde zuſammen.
Venus ſprach: Was ſoll die Gewalt? was ſollen die Schätze?
Iſt dein Vater nicht König Priamus? deine Gebrüder,
Vetter und andre, ſind ſie nicht reich und mächtig im Lande?

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Abſchied.

Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneuſt, verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät mußt' ich's entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Ist nicht Troja geschützt von seinem Heere, und habt ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirst du die schönste mich preisen und mir den Apfel ertheilen,
Sollst du des herrlichsten Schatzes auf dieser Erde dich freuen.
Dieser Schatz ist ein treffliches Weib, die schönste von allen,
Tugendsam, edel und weise, wer könnte würdig sie loben?
Gieb mir den Apfel, du sollst des griechischen Königs Gemahlin,
Helena mein' ich, die schöne, den Schatz der Schätze besitzen.
Und er gab ihr den Apfel und pries sie vor allen die schönste.
Aber sie half ihm dagegen die schöne Königin rauben:
Menelaus' Gemahlin, sie ward in Troja die Seine.
Diese Geschichte sah man erhaben im mittelsten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künstlichen Schriften:
Jeder durfte nur lesen und so verstand er die Fabel.
Höret nun weiter vom Spiegel, daran die Stelle des Glases
Ein Beryll vertrat von großer Klarheit und Schönheit;
Alles zeigte sich drinn, und wenn es meilenweit verging,
War es Tag oder Nacht. Und hatte jemand im Antlitz
Einen Fehler, wie er auch war, ein Fleckchen im Auge:
Durft' er sich nur im Spiegel besehn, so gingen von Stunde' an
Alle Mängel hinweg und alle fremde Gebrechen.
Ist's ein Wunder, daß mich es verdrießt, den Spiegel zu missen?
Und es war ein köstliches Holz zur Fassung der Tafel,
Sethym heißt es, genommen, von festem, glänzendem Buchse:
Keine Würmer stechen es an und wird auch, wie billig,
Höher gehalten als Gold, nur Ebenholz kommt ihm am nächsten.
Denn aus diesem verfertigt' einmal ein trefflicher Künstler
Unter König Krompardes ein Pferd von seltnem Vermögen;
Eine Stunde brauchte der Reiter und mehr nicht zu hundert
Meilen. Ich könnte die Sache für jetzt nicht gründlich erzählen:
Denn es fand sich kein ähnliches Roß, so lange die Welt steht.
Anderthalb Fuß war rings die ganze Breite des Rahmens
Um die Tafel herum, geziert mit künstlichem Schnitzwerk,
Und mit goldnen Lettern stand unter jeglichem Bilde,
Wie sich's gehört, die Bedeutung geschrieben. Ich will die Geschichten
Kürzlich erzählen. Die erste war von dem neidischen Pferde:

Um die Wette gedacht' es mit einem Hirsche zu laufen;
Aber hinter ihm blieb es zurück, das schmerzte gewaltig.
Und es eilte darauf mit einem Hirten zu reden,
Sprach: Du findest dein Glück, wenn du mir eilig gehorchest.
Setze dich auf, ich bringe dich hin; es hat sich vor kurzem
Dort ein Hirsch im Walde verborgen, den sollst du gewinnen:
Fleisch und Haut und Geweih, du magst sie theuer verkaufen.
Setze dich auf, wir wollen ihm nach! Das will ich wohl wagen!
Sagte der Hirt, und setzte sich auf, sie eilten von dannen.
Und sie erblickten den Hirsch in kurzem, folgten behende
Seiner Spur und jagten ihm nach; er hatte den Vorsprung
Und es ward dem Pferde zu sauer, da sagt' es zum Manne:
Sitze was ab, ich bin müde geworden, der Ruhe bedarf ich.
Nein! wahrhaftig, versetzte der Mann. Du sollst mir gehorchen,
Meine Sporen sollst du empfinden, du hast mich ja selber
Zu dem Ritte gebracht; und so bezwang es der Reiter.
Seht, so lohnet sich der mit vielem Bösen, der andern
Schaden zu bringen sich selbst mit Pein und Uebel beladet.
Ferner zeig' ich euch an, was auf dem Spiegel gebildet
Stand. Wie ein Esel und Hund bei einem Reichen in Diensten
Beide gewesen! So war denn der Hund nun freilich der Liebling:
Denn er saß beim Tische des Herrn und aß mit demselben
Fisch und Fleisch, und ruhte wohl auch im Schooße des Gönners,
Der ihm das beste Brod zu reichen pflegte, dagegen
Wedelte mit dem Schwanze der Hund und leckte den Herren.
Boldewyn sah das Glück des Hundes und traurig im Herzen
Ward der Esel, und sagte bei sich: Wo denkt doch der Herr hin,
Daß er dem faulen Geschöpfe so äußerst freundlich begegnet?
Springt das Thier nicht auf ihm herum und leckt ihn am Barte!
Und ich muß die Arbeit verrichten und schleppe die Säcke.
Er probir' es einmal und thu' mit fünf, ja mit zehen
Hunden im Jahre so viel als ich des Monats verrichte!
Und doch wird ihm das Beste gereicht, mich speis't man mit Streh ab,
Läßt auf der harten Erde mich liegen, und wo man mich hintreibt
Oder reitet, spottet man meiner. Ich kann und ich will es
Länger nicht dulden, will auch des Herren Gunst mir erwerben.

Als er ſo ſprach, kam eben ſein Herr die Straße gegangen:
Da erhub der Eſel den Schwanz und bäumte ſich ſpringend
Ueber den Herrn, und ſchrie und ſang und plärrte gewaltig,
Lekt' ihm den Bart und wollte nach Art und Weiſe des Hundes
An die Wange ſich ſchmiegen, und ſtieß ihm einige Beulen.
Aengſtlich entſprang ihm der Herr und rief: O fangt mir den Eſel,
Schlagt ihn tod! Es kamen die Knechte, da regnet' es Prügel,
Nach dem Stalle trieb man ihn fort: da blieb er ein Eſel.
Mancher findet ſich noch von ſeinem Geſchlechte, der andern
Ihre Wohlfahrt mißgönnt und ſich nicht beſſer befindet.
Kommt dann aber einmal ſo einer in reichlichen Zuſtand,
Schickt ſich's grad' als äße das Schwein mit Löffeln die Suppe,
Nicht viel beſſer fürwahr. Der Eſel trage die Säcke,
Habe Stroh zum Lager und finde Diſteln zur Nahrung.
Will man ihn anders behandeln, ſo bleibt es doch immer beim Alten.
Wo ein Eſel zur Herrſchaft gelangt, kam's wenig gedeihen:
Ihren Vortheil ſuchen ſie wohl, was kümmert ſie weiter?
Ferner ſollt ihr erfahren, mein König, und laßt euch die Rede
Nicht verdrießen, es ſtand noch auf dem Rahmen des Spiegels
Schön gebildet und deutlich beſchrieben, wie ehmals mein Vater
Sich mit Hinzen verbündet auf Abenteuer zu ziehen,
Und wie beide heilig geſchworen, in allen Gefahren
Tapfer zuſammen zu halten und jede Beute zu theilen.
Als ſie nun vorwärts zogen, bemerkten ſie Jäger und Hunde
Nicht gar ferne vom Wege; da ſagte Hinze der Kater:
Guter Rath ſcheint theuer zu werden! Mein Alter verſetzte:
Wunderlich ſieht es wohl aus, doch hab' ich mit herrlichem Rathe
Meinen Sack noch gefüllt, und wir gedenken des Eides,
Halten wacker zuſammen; das bleibt vor allen das Erſte.
Hinze ſagte dagegen: Es gehe wie es auch wolle,
Bleibt mir doch ein Mittel bekannt, das denk' ich zu brauchen.
Und ſo ſprang er behend auf einen Baum, ſich zu retten
Vor der Hunde Gewalt, und ſo verließ er den Oheim.
Aengſtlich ſtand mein Vater nun da; es kamen die Jäger.
Hinze ſprach: Nun, Oheim? Wie ſteht's? ſo öffnet den Sack doch!
Iſt er voll Rathes, ſo braucht ihn doch jetzt, die Zeit iſt gekommen.

Und die Jäger bliesen das Horn und riefen einander.
Lief mein Vater, so liefen die Hunde, sie folgten mit Bellen,
Und er schwitzte vor Angst und häufige Losung entfiel ihm;
Leichter fand er sich da, und so entging er den Feinden.
Schändlich, ihr habt es gehört, verrieth ihn der nächste Verwandte,
Dem er sich doch am meisten vertraut. Es ging ihm ans Leben:
Denn die Hunde waren so schnell, und hätt' er nicht eilig
Einer Höhle sich wieder erinnert, so war es geschehen;
Aber da schlupft' er hinein und ihn verloren die Feinde.
Solcher Buriche giebt es noch viel, wie Hinze sich damals
Gegen den Vater bewies; wie sollt' ich ihn lieben und ehren?
Halt zwar hab' ich's vergeben, doch bleibt noch etwas zurücke.
All dieß war auf dem Spiegel geschnitten mit Bildern und Worten.
Ferner sah man daselbst ein eignes Stückchen vom Wolfe,
Wie er zu danken bereit ist für Gutes das er empfangen.
Auf dem Anger fand er ein Pferd, woran nur die Knochen
Uebrig waren; doch hungert' ihn sehr, er nagte sie gierig
Und es kam ihm ein spitziges Bein die Quer' in den Kragen.
Aengstlich stellt' er sich an, es war ihm übel gerathen.
Boten auf Boten sendet' er fort die Aerzte zu rufen;
Niemand vermochte zu helfen, wiewohl er große Belohnung
Allen geboten. Da meldete sich am Ende der Kranich,
Mit dem rothen Barett auf dem Haupt. Ihm flehte der Kranke:
Doctor, helft mir geschwind von diesen Nöthen! ich geb' euch,
Bringt ihr den Knochen heraus, so viel ihr immer begehret.
Also glaubte der Kranich den Worten und steckte den Schnabel
Mit dem Haupt in den Rachen des Wolfes und holte den Knochen.
Weh mir! heulte der Wolf, du thust mir Schaden! Es schmerzet!
Laß es nicht wieder geschehn! Für heute sey es vergeben.
Wär' es ein andrer, ich hätte das nicht geduldig gelitten.
Gebt euch zufrieden, versetzte der Kranich, ihr seyd nun genesen;
Gebt mir den Lohn, ich hab' ihn verdient, ich hab' euch geholfen.
Höret den Gecken! sagte der Wolf. Ich habe das Uebel,
Er verlangt die Belohnung, nur hat die Gnade vergessen,
Die ich ihm eben erwies. Hab' ich ihm Schnabel und Schadel,
Den ich im Munde gefühlt, nicht unbeschädigt entlassen?

Hat mir der Schäker nicht Schmerzen gemacht? Ich könnte wahrhaftig,
Ist von Belehnung die Rede, sie selbst am ersten verlangen.
Also pflegen die Schälke mit ihren Knechten zu handeln.
Tiefe Geschichten und mehr verzierten, künstlich geschnitten,
Rings die Fassung des Spiegels, und mancher gegrabene Zierrath,
Manche goldene Schrift. Ich hielt des köstlichen Kleinods
Mich nicht werth, ich bin zu gering, und sandt' es deßwegen
Meiner Frauen, der Königin, zu. Ich dachte durch solches
Ihr und ihrem Gemahl mich ehrerbietig zu zeigen.
Meine Kinder betrübten sich sehr, die artigen Knaben,
Als ich den Spiegel dahin gab; sie sprangen gewöhnlich und spielten
Vor dem Glase, beschauten sich gern, sie sahen die Schwänzchen
Hängen vom Rücken herab und lachten den eigenen Mäulchen.
Leider vermuthet' ich nicht den Tod des ehrlichen Lampe,
Da ich ihm und Bellyn auf Treu' und Glauben die Schätze
Heilig empfahl; ich hielt sie beide für redliche Leute,
Keine besseren Freunde gedacht' ich jemals zu haben.
Wehe sey über den Mörder gerufen! Ich will es erfahren,
Wer die Schätze verborgen; es bleibt kein Mörder verhohlen.
Wüßte doch ein und andrer vielleicht im Kreis hier zu sagen,
Wo die Schätze geblieben, und wie man Lampen getödtet!
Seht, mein gnädiger König, es kommen täglich so viele
Wichtige Sachen vor euch; ihr könnt nicht alles behalten;
Doch vielleicht gedenket ihr noch des herrlichen Dienstes,
Den mein Vater dem euren an dieser Stätte bewiesen.
Krank lag euer Vater, sein Leben rettete meiner;
Und doch sagt ihr, ich habe noch nie, es habe mein Vater
Euch nichts Gutes erzeigt. Beliebt mich weiter zu hören;
Sey es mit eurer Erlaubniß gesagt! Es fand sich am Hofe
Eures Vaters der meine bei großen Würden und Ehren
Als erfahrener Arzt. Er wußte das Wasser des Kranken
Klug zu besehn; er half der Natur; was immer den Augen,
Was den edelsten Gliedern gebrach, gelang ihm zu heilen;
Kannte wohl die emetischen Kräfte, verstand auch darneben
Auf die Zähne sich gut und holte die schmerzenden spielend.
Gerne glaub' ich, ihr habt es vergessen; es wäre kein Wunder;

Denn drei Jahre hattet ihr nur. Es legte sich damals
Euer Vater im Winter mit großen Schmerzen zu Bette,
Ja man mußt' ihn heben und tragen. Da ließ er die Aerzte
Zwischen hier und Rom zusammen berufen, und alle
Gaben ihn auf; er schickte zuletzt, man holte den Alten;
Dieser hörte die Noth und sah die gefährliche Krankheit.
Meinen Vater jammert' es sehr, er sagte: Mein König,
Gnädiger Herr, ich setzte, wie gern! mein eigenes Leben,
Könnt' ich euch retten, daran! Doch laßt im Glase mich euer
Wasser besehn. Der König befolgte die Worte des Vaters,
Aber klagte dabei, es werde je länger je schlimmer.
Auf dem Spiegel war es gebildet, wie glücklich zur Stunde
Euer Vater genesen. Denn meiner sagte bedächtig:
Wenn ihr Gesundheit verlangt, entschließt euch ohne Versäumniß
Eines Wolfes Leber zu speisen, doch sollte derselbe
Sieben Jahre zum wenigsten haben; die müßt ihr verzehren.
Sparen dürft ihr mir nicht, denn euer Leben betrifft es;
Euer Wasser zeuget nur Blut, entschließt euch geschwinde!
In dem Kreise befand sich der Wolf und hört' es nicht gerne.
Euer Vater sagte darauf: Ihr habt es vernommen!
Höret, Herr Wolf, ihr werdet mir nicht zu meiner Genesung
Eure Leber verweigern. Der Wolf versetzte dagegen:
Nicht fünf Jahre bin ich geboren! was kann sie euch nutzen?
Eitles Geschwätz! versetzte mein Vater. Es soll uns nicht hindern;
An der Leber seh' ich das gleich. Es mußte zur Stelle
Nach der Küche der Wolf, und brauchbar fand sich die Leber.
Euer Vater verzehrte sie stracks; zur selbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.
Meinem Vater dankt' er genug, es mußt' ihn ein jeder
Doctor heißen am Hofe, man durft' es niemals vergessen.
Also ging mein Vater beständig dem König zur Rechten.
Euer Vater verehrt' ihm hernach, ich weiß es am Besten,
Eine goldne Spange mit einem rothen Barette,
Sie vor allen Herren zu tragen; so haben ihn alle
Hoch in Ehren gehalten. Es hat sich aber mit seinem
Sohne leider geändert, und an die Tugend des Vaters

Wird nicht weiter gedacht. Die allergierigsten Schälke
Werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedenkt man alleine,
Recht und Weisheit stehen zurück. Es werden die Diener
Große Herren, das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein solcher Macht und Gewalt, so schlägt er nur blindlings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr, woher er gekommen:
Seinen Vortheil gedenkt er aus allem Spiele zu nehmen.
Um die Großen finden sich viele von diesem Gelichter.
Keine Bitte hören sie je, wozu nicht die Gabe
Gleich sich reichlich gesellt, und wenn sie die Leute bescheiden,
Heißt es: Bringt nur! und Bringt zum ersten, zweiten und dritten!
Solche gierige Wölfe behalten köstliche Bissen
Gerne für sich, und wär' es zu thun, mit kleinem Verluste
Ihres Herren Leben zu retten, sie trügen Bedenken.
Wollte der Wolf doch die Leber nicht lassen, dem König zu dienen!
Und was Leber! Ich sag' es heraus! Es möchten auch zwanzig
Wölfe das Leben verlieren, behielte der König und seine
Theure Gemahlin das ihre, so wär' es weniger Schade.
Denn ein schlechter Same, was kann er Gutes erzeugen?
Was in eurer Jugend geschah, ihr habt es vergessen;
Aber ich weiß es genau, als wär' es gestern geschehen.
Auf dem Spiegel stand die Geschichte, so wollt' es mein Vater;
Edelsteine zierten das Werk und goldene Ranken.
Nähmt' ich den Spiegel ertragen, ich wagte Vermögen und Leben.

Reineke, sagte der König, die Rede hab' ich verstanden,
Habe die Worte gehört und was du alles erzähltest.
War dein Vater so groß hier am Hofe und hat er so viele
Nützliche Thaten gethan, das mag wohl lange schon her seyn.
Ich erinn're mich's nicht, auch hat mir's niemand berichtet.
Eure Händel dagegen die kommen mir öfters zu Ohren:
Immer seyd ihr im Spiele, so hör' ich wenigstens sagen.
Thun sie euch Unrecht damit und sind es alte Geschichten,
Möcht' ich einmal was Gutes vernehmen; es findet sich selten.

Herr, versetzte Reineke drauf, ich darf mich hierüber

Wohl erklären vor euch; denn mich betrifft ja die Sache.
Gutes hab' ich euch selber gethan! Es sey euch nicht etwa
Vorgeworfen; behüte mich Gott! ich erkenne mich schuldig
Euch zu leisten so viel ich vermag. Ihr habt die Geschichte
Ganz gewiß nicht vergessen. Ich war mit Isegrim glücklich
Einst ein Schwein zu erjagen, es schrie, wir bissen es nieder.
Und ihr kamt und klagtet so sehr, und sagtet, es käme
Eure Frau noch hinter euch drein, und theilte nur jemand
Wenige Speise mit euch, so wär' euch beiden geholfen.
Gebet von eurem Gewinne was ab! so sagtet ihr damals.
Isegrim sagte wohl: Ja! doch murmelt' er unter dem Barte,
Daß man kaum es verstand. Ich aber sagte dagegen:
Herr! es ist euch gegönnt und wären's der Schweine die Menge.
Sagt, wer soll es vertheilen? Der Wolf! versetztet ihr wieder.
Isegrim freute sich sehr; er theilte, wie er gewohnt war,
Ohne Scham und Scheu, und gab euch eben ein Viertheil,
Eurer Frauen das andre, und er fiel über die Hälfte,
Schlang begierig hinein, und reichte mir außer den Ohren
Nur die Nase noch hin und eine Hälfte der Lunge;
Alles andre behielt er für sich, ihr habt es gesehen.
Wenig Edelmuth zeigt' er uns da. Ihr wißt es, mein König!
Euer Theil verzehrtet ihr bald, doch merkt' ich, ihr hattet
Nicht den Hunger gestillt, nur Isegrim wollt' es nicht sehen,
Aß und kaute so fort und bot euch nicht das Geringste.
Aber da traft ihr ihn auch mit euren Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren; verschobt ihm das Fell; mit blutiger Glatze
Lief er davon, mit Beulen am Kopf und heulte vor Schmerzen.
Und ihr riefst ihm noch zu: Komm wieder, lerne dich schämen.
Theilst du wieder, so trifft mir's besser, sonst will ich dir's zeigen.
Jetzt mach' eilig dich fort und bring' uns ferner zu essen!
Herr! gebietet ihr das? versetzt' ich. So will ich ihm folgen,
Und ich weiß, ich hole schon was. Ihr wart es zufrieden.
Ungeschickt hielt sich Isegrim damals; er blutete, seufzte,
Klagte mir vor; doch trieb ich ihn an, wir jagten zusammen,
Fingen ein Kalb! Ihr liebt euch die Speise. Und als wir es brachten,
Fand sich's fett; ihr lachtet dazu, und sagtet zu meinem

Lobe manch freundliches Wort; ich wäre, meinte ihr, trefflich
Auszusenden zur Stunde der Noth, und sagtet darneben:
Theile das Kalb! Da sprach ich: Die Hälfte gehöret schon euer!
Und die Hälfte gehört der Königin; was sich im Leibe
Findet, als Herz und Leber und Lunge, gehöret, wie billig,
Euren Kindern; ich nehme die Füße, die lieb' ich zu nagen,
Und das Haupt behalte der Wolf, die köstliche Speise.
Als ihr die Rede vernommen, versetzet ihr: Sage! wer hat dich
So nach Hofart theilen gelehrt? ich möcht' es erfahren.
Da versetzt' ich: Mein Lehrer ist nah; denn dieser, mit rothem
Kopfe, mit blutiger Glatze, hat mir das Verständniß geöffnet.
Ich bemerkte genau, wie er heut frühe das Ferkel
Theilte, da lernt' ich den Sinn von solcher Theilung begreifen;
Kalb oder Schwein, ich find' es nun leicht, und werde nicht fehlen.
Schaden und Schande befiel den Wolf und seine Begierde.
Seines Gleichen giebt es genug! Sie schlingen der Güter
Reichliche Früchte zusammt den Untersassen hinunter.
Alles Wohl zerstören sie leicht, und keine Verschonung
Ist zu erwarten, und wehe dem Lande, das selbige nähret!

Sehr! Herr König, so hab' ich euch oft in Ehren gehalten.
Alles was ich besitze und was ich nur immer gewinne,
Alles wirm' ich euch gern und eurer Königin; sey es
Wenig oder auch viel, ihr nehmt das meiste von allem.
Wenn ihr des Kalbes und Schweines gedenkt, so merkt ihr die Wahrheit,
Wo die rechte Treue sich findet. Und dürfte wohl etwa
Isegrim sich mit Reinecken messen? Doch leider im Ansehn
Steht der Wolf als oberster Vogt und alle verdrängt er.
Euren Vortheil besorgt er nicht sehr; zum Halben und Ganzen
Weiß er den seinen zu fördern. So führt er freilich mit Brannen
Nun das Wort, und Reinekens Rede wird wenig geachtet.

Herr! es ist wahr, man hat mich verklagt, ich werde nicht weichen:
Denn ich muß nun hindurch, und also sey es gesprochen:
Ist hier einer der glaubt zu beweisen, so komm' er mit Zeugen,
Halte sich fest an die Sache und setze gerichtlich zum Pfande
Sein Vermögen, sein Ohr, sein Leben, wenn er verlöre,
Und ich setze das gleiche dagegen. So hat es zu Rechte

Stets gegolten, so halte man's noch, und alle die Sache,
Wie man sie für und wider gesprochen, sie werde getreulich
Solcherweise geführt und gerichtet; ich darf' es verlangen!

Wie es auch sey, versetzte der König, am Wege des Rechtes
Will und kann ich nicht schmälern, ich hab' es auch niemals gelitten.
Groß ist zwar der Verdacht, du habest an Lampens Ermordung
Theil genommen, des redlichen Boten! Ich liebt' ihn besonders
Und verlor ihn nicht gern, betrübte mich über die Maaßen
Als man sein blutiges Haupt aus deinem Ränzel herauszog:
Auf der Stelle büßt' es Bellyn, der böse Begleiter;
Und du magst die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
Was mich selber betrifft, vergeb' ich Reineken alles;
Denn er hielt sich zu mir in manchen bedenklichen Fällen.
Hätte weiter jemand zu klagen, wir wollen ihn hören:
Stell' er unbescholtene Zeugen, und bringe die Klage
Gegen Reineken ordentlich vor, hier steht er zu Rechte!

Reineke sagte: Gnädiger Herr! ich danke zum Besten.
Jeden hört ihr und jeder genießt die Wohlthat des Rechtes.
Laßt mich heilig betheuern, mit welchem traurigen Herzen
Ich Bellyn und Lampen entließ; mir ahnete, glaub' ich,
Was den beiden sollte geschehn, ich liebte sie zärtlich.

So staffirte Reineke klug Erzählung und Worte.
Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schätze so zierlich beschrieben,
Sich so ernstlich betragen, er schien die Wahrheit zu reden;
Ja man sucht' ihn zu trösten. Und so betrog er den König,
Dem die Schätze gefielen: er hätte sie gerne besessen.
Sagte zu Reineken: Gebt euch zufrieden, ihr reiset und suchet
Weit und breit das Verlorne zu finden, das Mögliche thut ihr;
Wenn ihr meiner Hülfe bedürft, sie steht euch zu Diensten.

Dankbar, sagte Reineke drauf, erkenn' ich die Gnade;
Diese Worte richten mich auf und lassen mich hoffen.
Raub und Mord zu bestrafen ist eure höchste Behörde.

Was ich gefollt, hab' ich vollendet;
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und bubleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweite, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der Zweiten,
Als kaum ſich die Lippe der Erſten geküßt.

Ueberzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?

Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird sich's finden; ich gehe
Mit dem größten Fleiße darnach, und werde des Tages
Emsig reisen und Nachts, und alle Leute befragen.
Hab' ich erfahren, wo sie sich finden, und kann sie nicht selber
Wieder gewinnen, wär' ich zu schwach, so bitt' ich um Hülfe,
Die gewährt ihr alsdann und sicher wird es gerathen.
Bring' ich glücklich die Schätze vor euch, so sind' ich am Ende
Meine Mühe belohnt und meine Treue bewähret.

Gerne hört' es der König und fiel in allem und jedem
Reineken bei, der hatte die Lüge so künstlich geflochten.
Alle die andern glaubten es auch; er durfte nun wieder
Reisen und gehen, wohin ihm gefiel und ohne zu fragen.

Aber Isegrim konnte sich länger nicht halten, und knirschend
Sprach er: Gnädiger Herr! So glaubet ihr wieder dem Diebe,
Der euch zwei- und dreifach belog. Wen sollt' es nicht wundern!
Seht ihr nicht, daß der Schalk euch betrügt und uns alle beschädigt?
Wahrheit redet er nie und eitel Lügen ersinnt er.
Aber ich lass' ihn so leicht nicht davon! Ihr sollt' es erfahren,
Daß er ein Scheim ist und falsch. Ich weiß drei große Verbrechen,
Die er begangen; er soll nicht entgehn und sollten wir kämpfen.
Zwar man fordert Zeugen von uns, was wollte das helfen?
Stünden sie hier und sprächen und zeugten den ganzen Gerichtstag,
Könnte das fruchten? er thäte nur immer nach seinem Belieben.
Oft sind keine Zeugen zu stellen, da sollte der Frevler
Nach wie vor die Tücke verüben? Wer traut sich zu reden?
Jedem hängt er was an und jeder fürchtet den Schaden.
Ihr und die euren empfinden es auch und alle zusammen.
Heute will ich ihn halten, er soll nicht wanken noch weichen,
Und er soll zu Rechte mir stehn: nun mag er sich wahren!

Eilfter Gesang.

Ziegrim klagte, der Wolf, und sprach: Ihr werdet verstehen!
Reinecke, gnädiger König, so wie er immer ein Schalk war,
Bleibt er es auch, und steht und redet schändliche Dinge,
Mein Geschlecht zu beschimpfen und mich. So hat er mir immer,
Meinem Weibe noch mehr, empfindliche Schande bereitet.
So bewog er sie einst in einem Teiche zu waten,
Durch den Morast, und hatte versprochen, sie solle des Tages
Viele Fische gewinnen; sie habe den Schwanz nur ins Wasser
Einzutauchen und hängen zu lassen: es würden die Fische
Fest sich beißen, sie könne selbviert nicht alle verzehren.
Watend kam sie darauf und schwimmend gegen das Ende,
Gegen den Zapfen; da hatte das Wasser sich tiefer gesammelt,
Und er hieß sie den Schwanz ins Wasser hängen. Die Kälte
Gegen Abend war groß und grimmig begann es zu frieren,
Daß sie fast nicht länger sich hielt; so war auch in kurzem
Ihr der Schwanz ins Eis gefroren, sie konnt' ihn nicht regen,
Glaubte, die Fische wären so schwer, es wäre gelungen.
Reinecke merkt' es, der schändliche Dieb, und was er getrieben,
Darf ich nicht sagen; er kam und übermannte sie leider.
Von der Stelle soll er mir nicht! Es kostet der Frevel
Einen von beiden, wie ihr uns seht, noch heute das Leben.
Denn er schwätzt sich nicht durch; ich hab' ihn selber betroffen
Ueber der That, mich führte der Zufall am Hügel den Weg her.
Laut um Hülfe hört' ich sie schreien, die arme Betrogne,
Fest im Eise stand sie gefangen und konnt' ihm nicht wehren,
Und ich kam und mußte mit eignen Augen das alles

Leben! Ein Wunder fürwahr, daß mir das Herz nicht gebrochen.
Reineke! rief ich: Was thust du? Er hörte mich kommen und eilte
Seine Straße. Da ging ich hinzu mit traurigem Herzen,
Mußte waten und frieren im kalten Wasser und konnte
Nur mit Mühe das Eis zerbrechen, mein Weib zu erlösen.
Ach, es ging nicht glücklich von Statten! sie zerrte gewaltig,
Und es blieb ihr ein Viertel des Schwanzes im Eise gefangen.
Jammernd klagte sie laut und viel: das hörten die Bauern,
Kamen hervor und spürten uns aus, und riefen einander.
Hitzig liefen sie über den Damm mit Piken und Aexten,
Mit dem Rocken kamen die Weiber und lärmten gewaltig:
Fangt sie! Schlagt nur und werft! so riefen sie gegen einander,
Angst wie damals empfand ich noch nie, das Gleiche bekennet
Gieremund auch; wir retteten kaum mit Mühe das Leben,
Liefen, es rauchte das Fell. Da kam ein Bube gelaufen,
Ein vertrackter Geselle mit einer Pike bewaffnet;
Leicht zu Fuße, stach er nach uns und drängt' uns gewaltig.
Wäre die Nacht nicht gekommen, wir hätten das Leben gelassen.
Und die Weiber riefen noch immer, die Hexen, wir hätten
Ihre Schafe gefressen; sie hätten uns gerne getroffen,
Schimpften und schmähten hinter uns drein. Wir wandten uns aber
Von dem Lande wieder zum Wasser und schlupften behende
Zwischen die Binsen, da trauten die Bauern nicht weiter zu folgen,
Denn es war dunkel geworden, sie machten sich wieder nach Hause.
Knapp entkamen wir so. Ihr sehet, gnädiger König,
Ueberwältigung, Mord und Verrath, von solchen Verbrechen
Ist die Rede, die werdet ihr streng, mein König, bestrafen.

Als der König die Klage vernommen, versetzt' er: Es werde
Rechtlich hierüber erkannt, doch laßt uns Reineken hören.

Reineke sprach: Verhielt' es sich also, so würde die Sache
Wenig Ehre mir bringen, und Gott bewahre mich gnädig,
Daß man es fände wie er erzählt! Doch will ich nicht läugnen,
Daß ich sie Fische fangen gelehrt und auch ihr die beste
Straße zu Wasser zu kommen, und sie zu dem Teiche gewiesen.

Aber ſie lief ſo gierig darnach, ſobald ſie nur Fiſche
Nennen gehört, und Weg und Maaß und Lehre vergaß ſie.
Blieb ſie feſt im Eiſe befroren, ſo hatte ſie freilich
Viel zu lange geſeſſen; denn hätte ſie zeitig gezogen,
Hätte ſie Fiſche genug zum köſtlichen Mahle gefangen.
Allzugroße Begierde wird immer ſchädlich. Gewöhnt ſich
Ungenügſam das Herz, ſo muß es vieles vermiſſen.
Wer den Geiſt der Gierigkeit hat, er lebt nur in Sorgen.
Niemand ſättigt ihn. Frau Gieremund hat es erfahren,
Da ſie im Eiſe befror. Sie dankt nun meiner Bemühung
Schlecht. Das hab' ich davon, daß ich ihr redlich geholfen!
Denn ich ſchob und wollte mit allen Kräften ſie heben,
Doch ſie war mir zu ſchwer, und über dieſer Bemühung
Traf mich Iſegrim an, der längs dem Ufer daher ging,
Stand da droben und rief und fluchte grimmig herunter.
Ja fürwahr ich erſchrack, den ſchönen Segen zu hören.
Eins- und zwei- und dreimal warf er die gräßlichſten Flüche
Ueber mich her, und ſchrie von wildem Zorne getrieben.
Und ich dachte: Du machſt dich davon und warteſt nicht länger;
Beſſer laufen als faulen. Ich hatt' es eben getroffen;
Denn er hätte mich damals zerriſſen. Und wenn es begegnet
Daß zwei Hunde ſich beißen um einen Knochen, da muß wohl
Einer verlieren. So ſchien mir auch da das Beſte gerathen,
Seinem Zorn zu entweichen und ſeinem verworrnen Gemüthe.
Grimmig war er und bleibt es, wie kann er's läugnen? Befraget
Seine Frau; was hab' ich mit ihm dem Lügner zu ſchaffen?
Denn ſo bald er ſein Weib im Eiſe befroren bemerkte,
Flucht' und ſchalt er gewaltig und kam und half ihr entkommen.
Machten die Bauern ſich hinter ſie her, ſo war es zum Beſten:
Denn ſo kam ihr Blut in Bewegung, ſie froren nicht länger.
Was iſt weiter zu ſagen? Es iſt ein ſchlechtes Benehmen,
Wer ſein eignes Weib mit ſolchen Lügen beſchimpfet.
Fragt ſie ſelber, da ſteht ſie, und hätt' er die Wahrheit geſprochen,
Würde ſie ſelber zu klagen nicht fehlen. Indeſſen erbitt' ich
Eine Woche mir Friſt mit meinen Freunden zu ſprechen,
Was für Antwort dem Wolf und ſeiner Klage gebühret.

Grenmmt sagte darauf: In eurem Treiben und Wesen
Ist nur Schalkheit, wir wissen es wohl, und Lügen und Trügen,
Büberei, Täuschung und Trotz. Wer euren verfänglichen Reden
Glaubt, wird sicher am Ende beschädigt; immer gebraucht ihr
Lose verworrene Worte. So bald' ichs am Berne gefunden.
Denn zwei Eimer hingen daran, ihr hattet in einen,
Weiß ich warum? euch gesetzt und war't hernieder gefahren:
Nun vermochtet ihr nicht euch selber wieder zu heben
Und ihr klagtet gewaltig. Des Morgens kam ich zum Brunnen,
Fragte: Wer bracht' euch herein? Ihr sagtet: Nennt ihr doch eben,
Liebe Gevatterin, recht! ich gönn' euch jeglichen Vorteil:
Steigt in den Eimer da droben, so fahrt ihr hernieder und esset
Hier an Fischen euch satt. Ich war zum Unglück gekommen;
Denn ich glaubt' es, ihr schwurt noch dazu: ihr hättet so viele
Fische verzehrt, es schmerz' euch der Leib. Ich ließ mich bethören,
Dumm wie ich war, und stieg in den Eimer; da ging er hernieder,
Und der andre wieder herauf, ihr kamt mir entgegen.
Wunderlich schien mir's zu sein; ich fragte voller Erstaunen:
Sagt, wie gehet das zu? Ihr aber sagtet dawider:
Auf und ab, so geht's in der Welt, so geht es uns beiden.
Ist es doch also der Lauf. Erniedrigt werden die einen
Und die andern erhöht, nach eines jeglichen Tugend.
Aus dem Eimer sprangt ihr und liefet und eiltet von dannen.
Aber ich saß im Brunnen bekümmert und mußte den Tag lang
Harren, und Schläge genug am selbigen Abend erdulden,
Eh ich entkam. Es traten zum Brunnen einige Bauern,
Sie bemerkten mich da. Von grimmigem Hunger gereinigt
Saß ich in Trauer und Angst, erbärmlich war mir zu Muthe.
Unter einander sprachen die Bauern: Da sieh nur, im Eimer
Sitzt da unten der Feind, der unsre Schafe vermindert.
Hol' ihn herauf! versetzte der eine. Ich halte mich fertig
Und empfang' ihn am Rand, er soll uns die Lämmer bezahlen!
Wie er mich aber empfing das war ein Jammer! Es fielen
Schläg' auf Schläge mir über den Pelz; ich hatte mein Leben
Keinen traurigern Tag, und kaum entrann ich dem Tode.

Reineke sagte darauf: Bedenkt genauer die Folgen,
Und ihr findet gewiß, wie heilsam die Schläge gewesen.
Ich für meine Person mag lieber dergleichen entbehren,
Und wie die Sache stand, so mußte wohl eines von beiden
Sich mit den Schlägen beladen, wir konnten zugleich nicht entgehen.
Wenn ihr's euch merkt, so nutzt es euch wohl, und künftig vertraut ihr
Keinem so leicht in ähnlichen Fällen. Die Welt ist voll Schalkheit.

Ja, versetzte der Wolf, was braucht es weiter Beweise!
Niemand verletzte mich mehr, als dieser böse Verräther.
Eines erzählt' ich noch nicht, wie er in Sachsen mich einmal
Unter das Affengeschlecht zu Schand' und Schaden geführet.
Er beredete mich in eine Höhle zu kriechen,
Und er wußte voraus, es würde mir Uebels begegnen.
Wär' ich nicht eilig entflohn, ich wär' um Augen und Ohren
Dort gekommen. Er sagte vorher mit gleißenden Worten:
Seine Frau Muhme sitz' ich daselbst; er meinte die Aeffin.
Doch es verdroß ihn, daß ich entkam. Er schickte mich tückisch
In das abscheuliche Nest, ich dacht', es wäre die Hölle.

Reineke sagte darauf vor allen Herren des Hofes:
Isegrim redet verwirrt, er scheint nicht völlig bei Sinnen.
Von der Aeffin will er erzählen; so sag' er es deutlich.
Drittehalb Jahr sind's her als nach dem Lande zu Sachsen
Er mit großem Prassen gezogen, wohin ich ihm folgte.
Das ist wahr, das übrige lügt er. Es waren nicht Affen,
Meerkatzen waren's, von welchen er redet; und nimmermehr werd' ich
Diese für meine Muhmen erkennen. Martin, der Affe,
Und Frau Rückenau sind mir verwandt; sie ehr' ich als Muhme,
Ihn als Vetter, und rühme mich deß. Notarius ist er
Und versteht sich aufs Recht. Doch was von jenen Geschöpfen
Isegrim sagt, geschieht mir zum Hohn; ich habe mit ihnen
Nichts zu thun und nie sind's meine Verwandten gewesen;
Denn sie gleichen dem höllischen Teufel. Und daß ich die Alte
Damals Muhme geheißen, das that ich mit gutem Bedachte.

Nichts verlier ich dabei, das will ich gerne gestehen:
Gut gastirte sie mich, sonst hätte sie mögen ersticken.
Seht, ihr Herren! wir hatten den Weg zur Seite gelassen.
Gingen hinter dem Berg, und eine düstere Höhle
Tief und lang bemerkten wir da. Es fühlte sich aber
Jegrim krank wie gewöhnlich, vor Hunger. Wann hätt' ihn auch jemals
Einer so satt gesehen, daß er zufrieden gewesen?
Und ich sagte zu ihm: In dieser Höhle befindet
Speise fürwahr sich genug; ich zweifle nicht, ihre Bewohner
Theilen gerne mit uns, was sie haben, wir kommen gelegen.
Jegrim aber versetzte darauf: Ich werde, mein Oheim,
Unter dem Baume hier warten; ihr seid in allem geschickter
Neue Bekannte zu machen; und wenn euch Essen gereicht wird,
Thut mir's zu wissen! So dachte der Schalk auf meine Gefahr erst
Abzuwarten was sich ergäbe; ich aber begab mich
In die Höhle hinein. Nicht ohne Schauer durchwandert'
Ich den langen und krummen Gang, er wollte nicht enden.
Aber was ich dann fand — den Schrecken wollt ich um vieles
Rothes Geld nicht zweimal in meinem Leben erfahren!
Welch ein Nest voll häßlicher Thiere, großer und kleiner!
Und die Mutter dabei, ich dacht, es wäre der Teufel.
Weit und groß ihr Maul mit langen häßlichen Zähnen,
Lange Nägel an Händen und Füßen und hinten ein langer
Schwanz an den Rücken gesetzt; so was Abscheuliches hab' ich
Nicht im Leben gesehn! Die schwarzen leidigen Kinder
Waren seltsam gebildet wie lauter junge Gespenster.
Gräulich sah sie mich an. Ich dachte: Wär' ich von dannen!
Größer war sie als Jegrim selbst, und einige Kinder
Fast von gleicher Statur. Im faulen Heue gebettet
Fand ich die garstige Brut und über und über beschlabbert
Bis an die Ohren mit Koth: es stank in ihrem Reviere
Aerger als höllisches Pech. Die reine Wahrheit zu sagen,
Wenig gefiel es mir da; denn ihrer waren so viele,
Und ich stand nur allein; sie zogen gräuliche Fratzen.
Da besann ich mich denn und einen Ausweg verfucht' ich,
Grüßte sie schön — ich meint' es nicht so — und wußte so freundlich

Und bekannt mich zu stellen. Frau Muhme! sagt' ich zur Alten,
Vettern hieß ich die Kinder, und ließ es an Worten nicht fehlen.
Spar' euch der gnädige Gott auf lange glückliche Zeiten!
Sind das eure Kinder? Fürwahr! ich sollte nicht fragen;
Wie behagen sie mir! Hilf Himmel! wie sie so lustig,
Wie sie so schön sind! Man nähme sie alle für Söhne des Königs.
Seyd mir vielmal gelobt, daß ihr mit würdigen Sprossen
Mehret unser Geschlecht; ich freue mich über die Maaßen.
Glücklich sind' ich mich nun von solchen Oehmen zu wissen:
Denn zu Zeiten der Noth bedarf man seiner Verwandten.
Als ich ihr so viel Ehre geboten, wiewohl ich es anders
Meinte, bezeigte sie mir von ihrer Seite desgleichen,
Hieß mich Oheim, und that so bekannt, so wenig die Närrin
Auch zu meinem Geschlechte gehört. Doch konnte für diesmal
Gar nicht schaden sie Muhme zu heißen. Ich schwitzte dazwischen
Ueber und über vor Angst; allein sie redete freundlich:
Reineke, werther Verwandter, ich heiß' euch schönstens willkommen!
Seyd ihr auch wohl? Ich bin euch mein ganzes Leben verbunden,
Daß ihr zu mir gekommen. Ihr lehret kluge Gedanken
Meine Kinder fortan, daß sie zu Ehren gelangen.
Also hört' ich sie reden; das hatt' ich mit wenigen Worten,
Daß ich sie Muhme genannt und daß ich die Wahrheit geschonet,
Reichlich verdient. Doch wär' ich so gern im Freien gewesen.
Aber sie ließ mich nicht fort und sprach: Ihr dürfet, mein Oheim,
Unbewirthet nicht weg! Verweilet, laßt euch bedienen!
Und sie brachte mir Speise genug: ich wüßte sie wahrlich
Jetzt nicht alle zu nennen; verwundert war ich zum höchsten,
Wie sie zu allem gekommen. Von Fischen, Rehen und anderm
Guten Wildpret, ich speiste davon, es schmeckte mir herrlich.
Als ich zur Genüge gegessen, betrug sie mich über das alles,
Bracht' ein Stück vom Hirsche getragen; ich sollt' es nach Hause
Zu den Meinigen bringen, und ich empfahl mich zum Besten.
Reineke, sagte sie noch, besucht mich öfters. Ich hätte
Was sie wollte versprechen; ich machte, daß ich herauskam.
Lieblich war es nicht da für Augen und Nase, ich hätte
Mir den Tod beinahe geholt; ich suchte zu fliehen,

Vor kehrte den Gang bis zu der Oeffnung am Damme.
Ingrim lag und stöhnte daselbst; ich sagte: Wie geht's euch,
Oheim? Er sprach: Nicht wohl! ich muß vor Hunger verderben.
Ich erbarmte mich seiner und gab ihm den köstlichen Braten,
Den ich mit mir gebracht. Er aß mit großer Begierde,
Vielen Dank erzeigt' er mir da: nun hat er's vergessen!
Als er nun fertig geworden, begann er: Laßt mich erfahren,
Wer die Höhle bewohnt. Wie habt ihr's drinne gefunden?
Gut oder schlecht? Ich sagt' ihm darauf die lauterste Wahrheit.
Unterrichtet' ihn wohl. Das Nest sey böse, dagegen
Fände sich drinn viel köstliche Speise. Sobald er begehre
Seinen Theil zu erhalten, so mög' er keklich hineingehn,
Nur vor allem sich hüten die grade Wahrheit zu sagen.
Soll es euch nach Wünschen ergehn, so spart mir die Wahrheit!
Wiederholt' ich ihm noch. Denn führt sie jemand beständig
Unklug im Mund, der leidet Verfolgung, wohin er sich wendet;
Ueberall steht er zurück, die andern werden geladen.
Also hieß ich ihn gehn; ich lehrt' ihn, was er auch sände,
Sollt' er reden, was jeglicher gerne zu hören begehret,
Und man wert' ihn freundlich empfangen. Das waren die Worte,
Gnädiger König und Herr, nach meinem besten Gewissen.
Aber das Gegentheil that er hernach, und kriegt' er darüber
Etwas ab, so hab' er es auch: er sollte mir folgen.
Grau sind seine Zetteln fürwahr, doch sucht man die Weisheit
Nur vergebens dahinter. Es achten solche Gesellen
Weder Klugheit noch feine Gedanken: es bleibet dem groben
Tölpischen Volke der Werth von aller Weisheit verborgen.
Treulich schärft' ich ihm ein, die Wahrheit dießmal zu sparen,
Weiß ich doch selbst, was sich ziemt! versetzt' er trotzig dagegen,
Und so trabt' er die Höhle hinein; da hat er's getroffen.
Hinten saß das abscheuliche Weib, er glaubte den Teufel
Vor sich zu sehn! die Kinder dazu! Da rief er betroffen:
Hülfe! Was für abscheuliche Thiere! Sind diese Geschöpfe
Eure Kinder? Sie scheinen fürwahr ein Höllengesindel.
Geht, ertränkt sie, das wäre das Beste, damit sich die Brut nicht
Ueber die Erde verbreite! Wenn es die Meinigen wären,

Ich erdroſſelte ſie. Man finge wahrlich mit ihnen
Junge Teufel, man brauchte ſie nur in einem Moraſte
Auf das Schilf zu binden, die garſtigen, ſchmutzigen Rangen!
Ja Meerafſen ſollten ſie heißen, da paßte der Name!
Eilig verſetzte die Mutter und ſprach mit zornigen Worten:
Welcher Teufel ſchickt uns den Boten? Wer hat euch gerufen
Hier uns grob zu begegnen? Und meine Kinder! Was habt ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun? So eben verläßt uns
Reineke Fuchs, der erfahrne Mann, der muß es verſtehen;
Meine Kinder, betheuert' er hoch, er finde ſie ſämmtlich
Schön und ſittig, von guter Manier; er mochte mit Freuden
Sie für ſeine Verwandten erkennen. Das hat er uns alles
Hier an dieſem Platz vor einer Stunde verſichert.
Wenn ſie euch nicht, wie ihm, gefallen, ſo hat euch wahrhaftig
Niemand zu kommen gebeten. Das mögt ihr, Iſegrim, wiſſen.
Und er forderte gleich von ihr zu eſſen, und ſagte:
Holt herbei, ſonſt helf' ich euch ſuchen! Was wollen die Reden
Weiter helfen? Er machte ſich dran und wollte gewaltſam
Ihren Vorrath betaſten; das war ihm übel gerathen!
Denn ſie warf ſich über ihn her, zerbiß und zerkratzt' ihm
Mit den Nägeln das Fell und klaut' und zerrt' ihn gewaltig;
Ihre Kinder thaten das Gleiche, ſie biſſen und krammten
Gräulich auf ihn; da heult' er und ſchrie mit blutigen Wangen,
Wehrte ſich nicht und lief mit haſtigen Schritten zur Oeffnung.
Uebel zerbiſſen ſah ich ihn kommen, zerkratzt, und die Fetzen
Hingen herum, ein Ohr war geſpalten und blutig die Naſe;
Manche Wunde kneipten ſie ihm und hatten das Fell ihm
Garſtig zuſammen gerucket. Ich fragt' ihn wie er heraustrat:
Hatt ihr die Wahrheit geſagt? Er aber ſagte dagegen:
Wie ich's gefunden, ſo hab' ich geſprochen. Die leidige Hexe
Hat mich übel geſchändet; ich wollte, ſie wäre hier außen;
Theuer bezahlte ſie mir's! Was dünkt euch, Reineke? habt ihr
Jemals ſolche Kinder geſehn? ſo garſtig, ſo böſe?
Da ich's ihr ſagte, da war es geſchehn, da fand ich nicht weiter
Gnade vor ihr und habe mich übel im Loche befunden.
Seyd ihr verrückt? verſetzt' ich ihm drauf. Ich hab' es euch anders

Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für alle!
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle!

Ein Gleiches.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Weislich gethan. Ich grüß' euch zum Schönsten so sollte ihr sagen,
Liebe Muhme, wie geht es mit euch? Wie geht es den lieben
Artigen Kindern? Ich freue mich sehr die großen und kleinen
Reifen wieder zu sehn. Doch Isegrim sagte dagegen:
Muhme das Weib zu begrüßen? und Reifen die häßlichen Kinder?
Nehm' sie der Teufel zu sich! Mir graut vor solcher Verwandtschaft.
Pfui! ein ganz abscheuliches Pack! ich seh' sie nicht wieder.
Darum ward er so übel bezahlt. Nun richtet, Herr König!
Sagt er mit Recht ich hab' ihn verrathen? Er mag es gestehen,
Hat die Sache sich nicht, wie ich erzähle, begeben?

Isegrim sprach entschlossen dagegen: Wir machen wahrhaftig
Diesen Streit mit Worten nicht aus. Was sollen wir keifen?
Recht bleibt Recht, und wer es auch hat, es zeigt sich am Ende.
Trotzig, Reineke, tretet ihr auf, so mögt ihr es haben!
Kämpfen wollen wir gegen einander, da wird es sich finden.
Vieles wißt ihr zu sagen, wie vor der Affen Behausung
Ich so großen Hunger gelitten, und wie ihr mich damals
Treulich genährt. Ich wüßte nicht wie! Es war nur ein Knochen,
Den ihr brachtet; das Fleisch vermuthlich speis'tet ihr selber.
Wo ihr stehet spottet ihr mein und redet verwegen
Meiner Ehre zu nah. Ihr habt mit schändlichen Lügen
Mich verdächtig gemacht, als hätt' ich böse Verschwörung
Gegen den König im Sinne gehabt und hätte sein Leben
Ihm zu rauben gewünscht; ihr aber prahltet dagegen
Ihm von Schätzen was vor; er möchte schwerlich sie finden!
Schmählich behandeltet ihr mein Weib und sollt es mir büßen.
Dieser Sachen klag' ich euch an! ich denke zu kämpfen
Ueber Altes und Neues, und wiederhol' es: Ein Mörder,
Ein Verräther seyd ihr, ein Dieb; und Leben um Leben
Wollen wir kämpfen, es endige nun das Keifen und Schelten.
Einen Handschuh biet' ich euch an, so wie ihn zu Rechte
Jeder Fordernde reicht; ihr mögt ihn zum Pfande behalten,
Und wir finden uns bald. Der König hat es vernommen,
Alle die Herren haben's gehört! Ich hoffe sie werden

Zeugen seyn des rechtlichen Kampfs. Ihr sollt nicht entweichen
Bis die Sache sich endlich entscheidet; dann wollen wir sehen.

Reineke dachte bei sich: Das geht um Vermögen und Leben!
Groß ist er, ich aber bin klein, und kennt' es mir dießmal
Etwa mißlingen, so hätten mir alle die listigen Streiche
Wenig geholfen. Doch warten wir's ab. Denn wenn ich's bedenke
Bin ich im Vortheil; verlor er ja schon die vordersten Klauen!
Ist der Thor nicht kühler geworden, so soll er am Ende
Seinen Willen nicht haben, es kost' was es auch wolle.

Reineke sagte zum Wolfe darauf: Ihr mögt mir wohl selber
Ein Verräther, Isegrim, seyn, und alle Beschwerden,
Die ihr auf mich zu bringen gedenket, sind alle gelogen.
Wollt ihr kämpfen? ich wag' es mit euch und werde nicht wanken.
Lange wünscht' ich mir das! hier ist mein Handschuh dagegen.

So empfing der König die Pfänder, es reichten sie beide
Kühnlich. Er sagte darauf: Ihr sollt mir Bürgen bestellen,
Daß ihr morgen zum Kampfe nicht fehlt; denn beide Parteien
Find' ich verworren, wer mag die Reden alle verstehen?
Isegrims Bürgen wurden sogleich der Bär und der Kater,
Braun und Hinze; für Reineken aber verbürgten sich gleichfalls
Vetter Meneke, Sohn von Martin, dem Affen, mit Grimbart.

Reineke, sagte Frau Rückenau drauf, nun bleibet gelassen,
Klug von Sinnen! Es lehrte mein Mann, der jetzo nach Rom ist,
Euer Oheim, mich einst ein Gebet; es hatte dasselbe
Abt von Schlauauf gesetzt und gab es meinem Gemahle,
Dem er sich günstig erwies, auf einem Zettel geschrieben.
Dieses Gebet, so sagte der Abt, ist heilsam den Männern
Die ins Gefecht sich begeben; man muß es nüchtern des Morgens
Ueberlesen, so bleibt man des Tags von Noth und Gefahren
Völlig befreit, vorm Tode geschützt, vor Schmerzen und Wunden.
Tröstet euch, Neffe, damit, ich will es morgen bei Zeiten
Ueber euch lesen, so geht ihr getrost und ohne Besorgniß.

Liebe Muhme, verſetzte der Fuchs, ich danke von Herzen;
Ich gedenk' es euch wieder. Doch muß mir immer am meiſten
Meiner Sache Gerechtigkeit helfen, und meine Gewandtheit.

Reinekens Freunde blieben beiſammen die Nacht durch und ſcheuchten
Seine Grillen durch muntre Geſpräche. Frau Rückenau aber
War vor allen beſorgt und geſchäftig, ſie ließ ihn behende
Zwiſchen Kopf und Schwanz, und Bruſt und Bauche beſcheeren
Und mit Fett und Oele beſtreichen; es zeigte ſich aber
Reineke fett und rund und wohl zu Fuße. Darneben
Sprach ſie: Höret mich an, bedenket was ihr zu thun habt!
Höret den Rath verſtändiger Freunde, das hilft euch am Beſten.
Trinket nur brav und haltet das Waſſer, und kommt ihr des Morgens
In den Kreis, ſo macht es geſcheidt, benetzet den rauhen
Wedel über und über und ſucht den Gegner zu treffen;
Könnt ihr die Augen ihm ſalben, ſo iſt's am Beſten gerathen;
Sein Geſicht verdunkelt ſich gleich; es kommt euch zu Statten
Und ihn hindert es ſehr. Auch müßt ihr anfangs euch furchtſam
Stellen, und gegen den Wind mit flüchtigen Füßen entweichen.
Wenn er euch folget, erregt nur den Staub, auf daß ihr die Augen
Ihm mit Unrath und Sande verſchließt. Dann ſpringet zur Seite,
Paßt auf jede Bewegung, und wenn er die Augen ſich auswiſcht,
Nehmt des Vortheils gewahr und ſalbt ihm aufs neue die Augen
Mit dem ätzenden Waſſer, damit er völlig verblinde,
Nicht mehr wiſſe wo aus noch ein, und der Sieg euch verbleibe.
Lieber Neffe, ſchlaft nur ein wenig, wir wollen euch wecken,
Wenn es Zeit iſt. Doch will ich ſogleich die heiligen Worte
Ueber euch leſen von welchen ich ſprach, auf daß ich euch ſtärke.
Und ſie legt' ihm die Hand aufs Haupt und ſagte die Worte:
Nekräft negibaul geid ſum namteſlih dnutna mein tedachs!
Nun Glück auf! nun ſeyd ihr verwahrt! Das Nämliche ſagte
Oheim Grimbart; dann führten ſie ihn und legten ihn ſchlafen.
Ruhig ſchlief er. Die Sonne ging auf: da kamen die Otter
Und der Dachs, den Vetter zu wecken. Sie grüßten ihn freundlich,
Und ſie ſagten: Bereitet euch wohl! Da brachte die Otter
Eine junge Ente hervor und reicht' ſie ihm ſagend:

Eßt, ich habe sie euch mit manchem Sprunge gewonnen
An dem Damme bei Hünerkrot: laßt's euch belieben, mein Vetter.

Gutes Handgeld ist das, versetzte Reineke munter;
So was verschmäh' ich nicht leicht. Das möge Gott euch vergelten,
Daß ihr meiner gedenkt! Er ließ das Essen sich schmecken
Und das Trinken dazu, und ging mit seinen Verwandten
In den Kreis, auf den ebenen Sand, da sollte man kämpfen.

Zwölfter Gesang.

Als der König Reineken sah, wie dieser am Kreise
Glatt geschoren sich zeigte, mit Oel und schlüpfrigem Fette
Ueber und über gesalbt, da lacht' er über die Maaßen.
Fuchs! wer lehrte dich das? so rief er. Mag man doch billig
Reineke Fuchs dich heißen; du bist beständig der lose!
Aller Orten kennst du ein Loch und weißt dir zu helfen.

Reineke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders
Vor der Königin sich und kam mit muthigen Sprüngen
In den Kreis. Da hatte der Wolf mit seinen Verwandten
Schon sich gefunden; sie wünschten dem Fuchs ein schmähliches Ende:
Manches zornige Wort und manche Drohung vernahm er.
Aber Lynx und Lupardus, die Wächter des Kreises, sie brachten
Nun die Heil'gen hervor, und beide Kämpfer beschwuren,
Wolf und Fuchs, mit Bedacht die zu behauptende Sache.

Isegrim schwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken:
Reineke sey ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und aller
Missethat schuldig, er sey auf Gewalt und Ehbruch betreten,
Falsch in jeglicher Sache; das gelte Leben um Leben!

Reineke schwur zur Stelle dagegen: er sey sich keiner
Dieser Verbrechen bewußt und Isegrim lüge wie immer,
Schwöre falsch wie gewöhnlich, doch soll' es ihm nimmer gelingen,
Seine Lüge zur Wahrheit zu machen, am wenigsten dießmal.

Und es sagten die Wärter des Kreises: Ein jeglicher thue
Was er schuldig zu thun ist! das Recht wird bald sich ergeben.
Groß und Klein verließen den Kreis, die beiden alleine
Drinn zu verschließen. Geschwind begann die Aeffin zu flüstern:
Merket was ich euch sagte, vergeßt nicht dem Rathe zu folgen!

Reineke sagte heiter darauf: Die gute Vermahnung
Macht mich muthiger gehn. Getrost! ich werde der Kühnheit
Und der List auch jetzt nicht vergessen, durch die ich aus manchen
Größern Gefahren entronnen, worein ich öfters gerathen,
Wenn ich mir dieses und jenes gehelt was bis jetzt nicht bezahlt ist,
Und mein Leben kühnlich gewagt. Wie sollt' ich nicht jetzo
Gegen den Böswicht stehen? Ich hoff' ihn gewißlich zu schänden,
Ihn und sein ganzes Geschlecht, und Ehre den Meinen zu bringen.
Was er auch lügt, ich tränk' es ihm ein. Nun ließ man die beiden
In dem Kreise zusammen und alle schauten begierig.

Ziegrim zeigte sich wild und grimmig, reckte die Tatzen,
Kam daher mit offenem Maul, und gewaltigen Sprüngen.
Reineke, leichter als er, entsprang dem stürmenden Gegner,
Und benetzte behende den rauhen Wedel mit seinem
Aetzenden Wasser und schleift' ihn im Staube, mit Sand ihn zu füllen.
Ziegrim dachte, nun hab' er ihn schon; da schlug ihm der Lose
Ueber die Augen den Schwanz, und Hören und Sehen verging ihm.
Nicht das erstemal übt' er die List, schon viele Geschöpfe
Hatten die schädliche Kraft des ätzenden Wassers erfahren.
Ziegrims Kinder blendet' er so, wie Anfangs gesagt ist;
Und nun dacht' er den Vater zu zeichnen. Nachdem er dem Gegner
So die Augen gesalbt, entsprang er seitwärts und stellte
Gegen den Wind sich, rührte den Sand und jagte des Staubes
Viel in die Augen des Wolfs, der sich mit Reiben und Wischen
Hastig und übel benahm und seine Schmerzen vermehrte.
Reineke wußte dagegen geschickt den Wedel zu führen,
Seinen Gegner aufs neue zu treffen und gänzlich zu blenden.
Uebel bekam es dem Wolfe; denn seinen Vortheil benutzte
Nun der Fuchs. Sobald er die schmerzlich thränenden Augen

Seines Feindes erblickte, begann er mit heftigen Sprüngen,
Mit gewaltigen Schlägen auf ihn zu stürmen, zu kratzen
Und zu beißen, und immer die Augen ihm wieder zu salben.
Halb von Zinnen tappte der Wolf, da spottete seiner
Reineke dreister und sprach: Herr Wolf, ihr habt wohl vor Zeiten
Manch unschuldiges Lamm verschlungen, in eurem Leben
Manch unsträfliches Thier verzehrt: ich hoffe sie sollen
Künftig Ruhe genießen; auf alle Fälle bequemt ihr
Euch sie in Frieden zu lassen und nehmet Segen zum Lohne.
Eure Seele gewinnt bei dieser Buße, besonders
Wenn ihr das Ende geduldig erwartet. Ihr werdet für diesmal
Nicht aus meinen Händen entrinnen, ihr müßtet mit Bitten
Mich versöhnen; da schont' ich euch wohl und ließ' euch das Leben.

Hastig sagte Reineke das, und hatte den Gegner
Fest an der Kehle gepackt und hofft' ihn also zu zwingen.
Isegrim aber, stärker als er, bewegte sich grimmig,
Mit zwei Zügen riß er sich los. Doch Reineke griff ihm
Ins Gesicht, verwundet' ihn hart und riß ihm ein Auge
Aus dem Kopfe; es rann ihm das Blut die Nase herunter.

Reineke rief: So wollt' ich es haben! so ist es gelungen!
Blutend verzagte der Wolf, und sein verlorenes Auge
Macht' ihn rasend, er sprang, vergessend Wunden und Schmerzen,
Gegen Reineken los und drückt' ihn nieder zu Boden.
Uebel befand sich der Fuchs, und wenig half ihm die Klugheit.
Einen der vorderen Füße, die er als Hände gebrauchte,
Faßt' ihm Isegrim schnell und hielt ihn zwischen den Zähnen.
Reineke lag bekümmert am Boden, er sorgte zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte tausend Gedanken.
Isegrim brummte dagegen mit hohler Stimme die Worte:
Deine Stunde, Dieb, ist gekommen! Ergieb dich zur Stelle,
Oder ich schlage dich tod für deine betrüglichen Thaten!
Ich bezahle dich nun, es hat dir wenig geholfen
Staub zu kratzen, Wasser zu lassen, das Fell zu beschmieren,
Dich zu schmieren. Wehe dir nun! du hast mir so vieles

Uebel gethan, gelogen auf mich, mir das Auge geblendet:
Aber du sollst nicht entgehn: ergieb dich oder ich beiße!

Reineke dachte: Nun geht es mir schlimm, was soll ich beginnen?
Geb' ich mich nicht, so bringt er mich um, und wenn ich mich gebe,
Bin ich auf ewig beschimpft. Ja, ich verdiene die Strafe,
Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt.

Süße Worte versucht' er darauf, den Gegner zu mildern.
Lieber Oheim! sagt' er zu ihm, ich werde mit Freuden
Euer Lehnsmann sogleich, mit allem was ich besitze.
Gerne geh' ich als Pilger für euch zum heiligen Grabe,
In das heilige Land, in alle Kirchen, und bringe
Ablaß genug von dannen zurück. Es gereichet derselbe
Eurer Seele zu Nutz, und soll für Vater und Mutter
Uebrig bleiben, damit sich auch die im ewigen Leben
Dieser Wohlthat erfreu'n; wer ist nicht ihrer bedürftig?
Ich verehr' euch als wär't ihr der Papst, und schwöre den theuern
Heiligen Eid, von jetzt auf alle künftige Zeiten
Ganz der eure zu seyn mit allen meinen Verwandten.
Alle sollen euch dienen zu jeder Stunde. So schwör' ich!
Was ich dem Könige selbst nicht verspräche, das sey euch geboten.
Nehmt ihr es an, so wird euch dereinst die Herrschaft des Landes.
Alles was ich zu fangen verstehe, das will ich euch bringen:
Gänse, Hühner, Enten und Fische, bevor ich das mindste
Solcher Speise verzehre, ich lass' euch immer die Auswahl,
Eurem Weib und Kindern. Ich will mit Fleiße darneben
Euer Leben berathen, es soll euch kein Uebel berühren.
Lose heiß' ich und ihr seyd stark; so können wir beide
Große Dinge verrichten. Zusammen müssen wir halten,
Einer mit Macht, der andre mit Rath, wer wollt' uns bezwingen?
Kämpfen wir gegen einander, so ist es übel gehandelt.
Ja ich hätt' es niemals gethan, wofern ich nur schicklich
Hätte den Kampf zu vermeiden gewußt; ihr fordertet aber,
Und ich mußte denn wohl mich ehrenhalber bequemen.
Aber ich habe mich höflich gehalten und während des Streites

Meine ganze Macht nicht bewiesen: es muß dir, so dacht' ich,
Deinen Oheim zu schonen, zur größten Ehre gereichen.
Hätt' ich euch aber gehaßt, es wär' euch anders gegangen.
Wenig Schaden habt ihr gelitten, und wenn aus Versehen
Euer Auge verletzt ist, so bin ich herzlich bekümmert.
Doch das Beste bleibt mir dabei, ich kenne das Mittel
Euch zu heilen, und theil' ich's euch mit, ihr werdet mir's danken.
Bliebe das Auge gleich weg und seyd ihr sonst nur genesen,
Ist es euch immer bequem; ihr habet, legt ihr euch schlafen,
Nur Ein Fenster zu schließen, wir andern bemühen uns doppelt.
Euch zu versöhnen sollen sogleich sich meine Verwandten
Vor euch neigen, mein Weib und meine Kinder, sie sollen
Vor des Königes Augen im Angesicht dieser Versammlung
Euch ersuchen und bitten, daß ihr mir gnädig vergebet
Und mein Leben mir schenkt. Dann will ich offen bekennen,
Daß ich unwahr gesprochen und euch mit Lügen geschändet,
Euch betrogen wo ich gekonnt. Ich verspreche zu schwören,
Daß mir von euch nichts Böses bekannt ist, und daß ich von nun an
Nimmer euch zu beleidigen denke. Wie könntet ihr jemals
Größere Sühne verlangen, als die wozu ich bereit bin?
Schlagt ihr mich tot, was habt ihr davon? Es bleiben euch immer
Meine Verwandten zu fürchten und meine Freunde; dagegen,
Wenn ihr mich schont, verlaßt ihr mit Ruhm und Ehren den Kampfplatz,
Scheinet jeglichem edel und weise; denn höher vermag sich
Niemand zu heben, als wenn er vergiebt. Es kommt euch so bald nicht
Diese Gelegenheit wieder, benutzt sie! Uebrigens kann mir
Jetzt ganz einerlei sein zu sterben oder zu leben.

Falscher Fuchs! versetzte der Wolf, wie wärst du so gerne
Wieder los! Doch wäre die Welt von Golde geschaffen
Und du beteſt sie mir in deinen Nöthen, ich würde
Dich nicht lassen. Du hast mir so oft vergeblich geschworen,
Falscher Geselle! Gewiß, nicht Eierschalen erhielt' ich,
Ließ' ich dich los. Ich achte nicht viel auf deine Verwandten;
Ich erwarte was sie vermögen, und denke so ziemlich
Ihre Feindschaft zu tragen. Du Schadenfroher! wie würdest

Du nicht ſpotten, gäb' ich dich frei auf deine Betheurung.
Wer dich nicht kännte, wäre betrogen. Du haſt mich, ſo ſagſt du,
Heute geſchont, du leidiger Dieb! und hängt mir das Auge
Nicht zum Kopfe heraus? Du Böſewicht! haſt du die Haut mir
Nicht an zwanzig Orten verletzt? und könnt' ich nur einmal
Wieder zu Athem gelangen, da du den Vortheil gewonnen?
Thöricht wär es gehandelt, wenn ich für Schaden und Schande
Dir nun Gnad' und Mitleid erzeigte. Du brachteſt, Verräther,
Mich und mein Weib in Schaden und Schmach; das koſtet dein Leben.

Alſo ſagte der Wolf. Indeſſen hatte der Loſe
Zwiſchen die Schenkel des Gegners die andre Tatze geſchoben;
Bei den empfindlichen Theilen ergriff er denſelben und ruckte,
Zerrt' ihn grauſam, ich ſage nicht mehr. Erbärmlich zu ſchreien
Und zu heulen begann der Wolf mit offenem Munde.
Reinete zog die Tatze behend aus den klemmenden Zähnen,
Hielt mit beiden den Wolf nun immer feſter und feſter,
Kneipt' und zog, da heulte der Wolf und ſchrie ſo gewaltig,
Daß er Blut zu ſpeien begann; es brach ihm vor Schmerzen
Ueber und über der Schweiß durch ſeine Zotten, er löſte
Sich vor Angſt. Das freute den Fuchs, nun hofft' er zu ſiegen,
Hielt ihn immer mit Händen und Zähnen, und große Bedrängniß,
Große Pein kam über den Wolf, er gab ſich verloren.
Blut rann über ſein Haupt, aus ſeinen Augen, er ſtürzte
Nieder betäubt. Es hätte der Fuchs des Goldes die Fülle
Nicht für dieſen Anblick genommen; ſo hielt er ihn immer
Feſt und ſchleppte den Wolf und zog, daß alle das Elend
Sahen, und kneipt' und druckt' und biß und klaute den Armen,
Der mit dumpfem Geheul im Staub und eigenem Unrath
Sich mit Zuckungen wälzte, mit ungebärdigem Weſen.

Seine Freunde jammerten laut, ſie baten den König,
Aufzunehmen den Kampf, wenn es ihm alſo beliebte.
Und der König verſetzte: Sobald euch allen bedünket,
Allen lieb iſt, daß es geſchehe, ſo bin ich's zufrieden.

Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du siehst,
Mache dir selber Bahn!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03799/163

lind der König gebot, die beiden Wärter des Kreiſes,
Ywir und Lyparrus, ſollten zu beiden Kämpfern hineingehn.
Und ſie traten darauf in die Schranken und ſprachen dem Sieger
Reineke zu, es ſey nun genug: es wünſche der König
Aufzunehmen den Kampf, den Zwiſt geendigt zu ſehen.
Er verlangt, ſo fuhren ſie fort, ihr mögt ihm den Gegner
Ueberlaſſen, das Leben dem Ueberwundenen ſchenken;
Denn wenn einer getödtet in dieſem Zweikampf erläge,
Wär' es Schade auf jeglicher Seite. Ihr habt ja den Vortheil!
Alle ſahen es, Klein' und Große. Auch fallen die beſten
Männer euch bei, ihr habt ſie für euch auf immer gewonnen.

Reineke ſprach: Ich werde dafür mich dankbar beweiſen!
Gern folg' ich dem Willen des Königs und was ſich gebühret
Thu' ich gern; ich habe geſiegt und Schöners verlang' ich
Nichts zu erleben! Es gönne mir nur der König das eine,
Daß ich meine Freunde befrage. Da riefen die Freunde
Reinekens alle: Es dünket uns gut, den Willen des Königs
Gleich zu erfüllen. Sie kamen zu Schaaren zum Sieger gelaufen,
Alle Verwandte, der Dachs und der Affe und Otter und Biber.
Seine Freunde waren nun auch der Marder, die Wieſel,
Hermelin und Eichhorn und viele die ihn befeindet,
Seinen Namen zuvor nicht nennen mochten, ſie liefen
Alle zu ihm. Da fanden ſich auch, die ſonſt ihn verklagten,
Als Verwandten anjetzt und brachten Weiber und Kinder,
Große, Mittlere, Kleine, dazu die Kleinſten; es that ihm
Jeglicher ſchön, ſie ſchmeichelten ihm und konnten nicht enden.

In der Welt geht's immer ſo zu. Dem Glücklichen ſagt man:
Bleibet lange geſund! er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel geräth, der mag ſich gedulden!
Eben ſo fand es ſich hier. Ein jeglicher wollte der Nächſte
Neben dem Sieger ſich blähn. Die einen flöteten, andre
Sangen, bliſen Poſaunen und ſchlugen Pauken dazwiſchen.
Reinekens Freunde ſprachen zu ihm: Erfreut euch, ihr habet
Euch mit euer Geſchlecht in dieſer Stunde geehret!

Sehr betrübten wir uns euch unterliegen zu ſehen,
Doch es wandte ſich bald, es war ein treffliches Stückchen.

Reineke ſprach. Es iſt mir geglückt! und dankte den Freunden.
Alſo gingen ſie hin mit großem Getümmel, vor allen
Reineke mit den Wärtern des Kreiſes. Alſo gelangten
Sie zum Throne des Königs, da kniete Reineke nieder.
Aufſtehn hieß ihn der König und ſagte vor allen den Herren:
Euren Tag bewahrtet ihr wohl; ihr habet mir Ehren
Eure Sache vollführt, deßwegen ſprech' ich euch ledig;
Alle Strafe bebet ſich auf, ich werde darüber
Nächſtens ſprechen im Rath mit meinen Edlen, ſobald mir
Iſegrim wieder geheilt iſt; für heute ſchließ' ich die Sache.

Eurem Rathe, gnädiger Herr, verſetzte beſcheiden
Reineke drauf, iſt heilſam zu folgen; ihr wißt es am Beſten.
Als ich hierher kam, klagten ſo viele, ſie logen dem Wolfe,
Meinem mächtigen Feinde, zu lieb, der wollte mich ſtürzen,
Hatte mich faſt in ſeiner Gewalt, da riefen die andern:
Kreuzige! klagten mit ihm, nur mich aufs Letzte zu bringen,
Ihm gefällig zu ſeyn; denn alle konnten bemerken:
Beſſer ſtand er bei euch als ich, und keiner gedachte
Weder ans Ende noch wie ſich vielleicht die Wahrheit verhalte.
Jenen Hunden vergleich' ich ſie wohl, die pflegten in Menge
Vor der Küche zu ſtehn, und hofften es werde wohl ihrer
Auch der günſtige Koch mit einigen Knochen gedenken.
Einen ihrer Geſellen erblickten die wartenden Hunde,
Der ein Stück geſottenes Fleiſch dem Koche genommen
Und nicht eilig genug zu ſeinem Unglück davon ſprang.
Denn es begoß ihn der Koch mit heißem Waſſer von hinten
Und verbrüht' ihm den Schwanz; doch ließ er die Beute nicht fallen,
Mengte ſich unter die andern, ſie aber ſprachen zuſammen:
Seht wie dieſen der Koch vor allen andern begünſtigt!
Seht welch köſtliches Stück er ihm gab! Und jener verſetzte:
Wenig begreift ihr davon, ihr lobt und preiſ't mich von vorne,
Wo es euch freilich gefällt das köſtliche Fleiſch zu erblicken;

Aber beseht mich von hinten und preis't mich glücklich, wofern ihr
Eure Meinung nicht ändert. Da sie ihn aber besahen
War er schrecklich verbrannt, es fielen die Haare herunter
Und die Haut verschrumpft' ihm am Leib. Ein Grauen befiel sie,
Niemand wollte zur Küche; sie liefen und ließen ihn stehen.
Herr, die Gierigen mein' ich hiermit. So lange sie mächtig
Sind, verlangt sie ein jeder zu seinem Freunde zu haben.
Stündlich sieht man sie an, sie tragen das Fleisch in dem Munde.
Wer sich nicht nach ihnen bequemt, der muß es entgelten,
Leben muß man sie immer, so übel sie handeln, und also
Stärkt man sie nur in sträflicher That. So thut es ein jeder,
Der nicht das Ende bedenkt. Doch werden solche Gesellen
Oefters gestraft und ihre Gewalt nimmt ein trauriges Ende.
Niemand leidet sie mehr; so fallen zur Rechten und Linken
Ihnen die Haare vom Leibe. Das sind die vorigen Freunde,
Groß und klein, sie fallen nun ab und lassen sie nackend.
So wie sämmtliche Hunde sogleich den Gesellen verließen,
Als sie den Schaden bemerkt und seine geschändete Hälfte.
Gnädiger Herr, ihr werdet verstehn, von Reineken soll man
Nie so reden, es sollen die Freunde sich meiner nicht schämen.
Euer Gnaden dank' ich aufs Beste, und könnt' ich nur immer
Euren Willen erfahren, ich würd' ihn gerne vollbringen.

Viele Worte helfen uns nichts, versetzte der König,
Alles hab' ich gehört, und was ihr meinet verstanden.
Euch, als edlen Baron, euch will ich im Rathe wie vormals
Wiedersehen, ich mach' euch zur Pflicht zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu besuchen. So bring' ich euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet alles zum besten wenden. Ich kann euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn ihr die Weisheit mit Tugend verbindet,
So wird niemand über euch gehn, und schärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber euch weiter nicht hören. Und ihr sollt immer an meiner
Stelle reden und handeln als Kanzler des Reiches. Es sey euch
Also mein Siegel befohlen und was ihr thuet und schreibet

Bleibe gethan und geſchrieben. — So hat nun Reineke billig
Sich zu großen Gunſten geſchwungen, und alles befolgt man
Was er räth und beſchließt, zu Frommen oder zu Schaden.

Reineke dankte dem König und ſprach: mein edler Gebieter,
Zu viel Ehre thut ihr mir an, ich will es gedenken
Wie ich hoffe Verſtand zu behalten. Ihr ſollt es erfahren.

Wie es dem Wolf indeſſen erging, vernehmen wir kürzlich.
Ueberwunden lag er im Kreiſe und übel behandelt:
Weib und Freunde gingen zu ihm, und Hinze, der Kater,
Braun, der Bär, und Kind und Geſind' und ſeine Verwandten,
Klagend legten ſie ihn auf eine Bahre (man hatte
Wohl mit Heu ſie gepolſtert ihn warm zu halten) und trugen
Aus dem Kreis ihn heraus. Man unterſuchte die Wunden,
Zählete ſechs und zwanzig; es kamen viele Chirurgen
Die ſogleich ihn verbanden und heilende Tropfen ihm reichten;
Alle Glieder waren ihm lahm. Sie rieben ihm gleichfalls
Kraut ins Ohr, er nieſ'te gewaltig von vornen und hinten.
Und ſie ſprachen zuſammen, wir wollen ihn ſalben und baden;
Tröſteten ſolchergeſtalt des Wolfes traurige Sippſchaft.
Legten ihn ſorglich zu Bette, da ſchlief er, aber nicht lange,
Wachte verworren und kümmerte ſich; die Schande, die Schmerzen
Setzten ihm zu, er jammerte laut und ſchien zu verzweifeln.
Sorglich wartete Gieremund ſein, mit traurigem Muthe,
Dachte den großen Verluſt. Mit mannichfaltigen Schmerzen
Stand ſie, bedauerte ſich und ihre Kinder und Freunde,
Sah den leidenden Mann: er kennt' es niemals verwinden,
Raſ'te vor Schmerz, der Schmerz war groß und traurig die Folgen.

Reinecken aber behagte das wohl, er ſchwätzte vergnüglich
Seinen Freunden was vor und hörte ſich preiſen und loben.
Hohen Muthes ſchied er von dannen. Der gnädige König
Sandte Geleite mit ihm, und ſagte freundlich zum Abſchied:
Kommt bald wieder! Da kniete der Fuchs am Throne zur Erden,
Sprach: Ich dank' euch von Herzen und meiner gnädigen Frauen,

Eurem Rathe, den Herren zusammt. Es spare, mein König,
Gott zu vielen Ehren euch auf, und was ihr begehret
Thu' ich gern; ich lieb' euch gewiß und bin es euch schuldig.
Jetzo, wenn ihr's vergönnt, gedenk' ich nach Hause zu reisen,
Meine Frau und Kinder zu sehn; sie warten und trauern.

Reiset nur hin, versetzte der König, und fürchtet nichts weiter.
Also machte sich Reineke fort vor allen begünstigt.
Manche seines Gelichters verstehen dieselbigen Künste;
Rothe Bärte tragen nicht alle, doch sind sie geborgen.

Reineke zog mit seinem Geschlecht, mit vierzig Verwandten,
Stolz von Hofe, sie waren geehrt und freuten sich dessen.
Als ein Herr trat Reineke vor, es folgten die andern.
Frohen Muthes erzeigt' er sich da, es war ihm der Wedel
Breit gewerden, er hatte die Gunst des Königs gefunden,
War nun wieder im Rath und dachte wie er es nutzte.
Wen ich liebe dem frommt's und meine Freunde genießen's,
Alse dacht' er; die Weisheit ist mehr als Geld zu verehren.

So begab sich Reineke fort, begleitet von allen
Seinen Freunden, den Weg nach Malepartus, der Veste.
Allen zeigt' er sich dankbar die sich ihm günstig erwiesen,
Die in bedenklicher Zeit an seiner Seite gestanden.
Seine Dienste bot er dagegen; sie schieden und gingen
Zu den Seinigen jeder, und er in seiner Behausung
Fand sein Weib Frau Ermelyn wohl; sie grüßt' ihn mit Freuden,
Fragte nach seinem Verdruß und wie er wieder entkommen,
Reineke sagte: Gelang es mir doch! Ich habe mich wieder
In die Gunst des Königs gehoben, ich werde wie vormals
Wieder im Rathe mich finden, und unserm ganzen Geschlechte
Wird es zur Ehre gedeih'n. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor allen ernannt und mir das Siegel befohlen:
Alles was Reineke thut und schreibt, es bleibet für immer
Wohlgethan und geschrieben: das mag sich jeglicher merken!

Unterwiesen hab' ich den Wolf in wenig Minuten,
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet ist er, verwundet,
Und beschimpft sein ganzes Geschlecht; ich hab' ihn gezeichnet!
Wenig nützt er künftig der Welt. Wir kämpften zusammen,
Und ich hab' ihn untergebracht. Er wird mir auch schwerlich
Wieder gesund. Was liegt mir daran? Ich bleibe sein Vormann,
Aller seiner Gesellen die mit ihm halten und stehen.

Reinekens Frau vergnügte sich sehr; so wuchs auch den beiden
Kleinen Knaben der Muth bei ihres Vaters Erhöhung.
Unter einander sprachen sie froh: Vergnügliche Tage
Leben wir nun, von allen verehrt, und denken indessen
Unsre Burg zu befest'gen und heiter und sorglos zu leben.

Hochgeehrt ist Reineke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald sich jeder, und meide das Böse, verehre die Tugend!
Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemischt, damit ihr das Böse vom Guten
Sondern möget und schätzen die Weisheit, damit auch die Käufer
Dieses Buchs vom Laufe der Welt sich täglich belehren.
Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben, und also
Endigt sich unser Gedicht von Reinekens Wesen und Thaten.
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit! Amen.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Sechster Band.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Sechster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1850.

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz: geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Rieſe da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſ'ten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer,
Doch friſch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Alles an Personen

und an

festlichen Gelegenheiten Gedichtete

enthaltend.

Inhalt.

Loge.

Symbolum . . . 3
Verschwiegenheit . . . 5
Gegentoast der Schwestern . . . 6
Trauerloge . . . 7
Dank des Sängers . . . 8
Zur Logenfeier des 3. Sept. 1825 . . . 9
Dem würdigen Bruderfeste. Johanni 1830 . . . 12

Festgedichte.

Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare . . . 15
Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen . . . 17
Dem frohsten Manne des Jahrhunderts . . . 18
Den Freunden am 28. August 1826 . . . 22
Dem Herzog Bernhard . . . 23
Erzeugnisse der Stetternheimer Saline . . . 25
Zelter's siebzigster Geburtstag . . . 29
Tischlied . . . 33
Der Geiner Mummenschanz . . . 34
Zu Thaer's Jubelfest . . . 35
Feier meines siebzigsten Geburtstages . . . 37
Der Frau v. Zigesar . . . 38
Frankenbergs Jubiläum . . . 39
Erwiederung der festlichen Gaben von Frankfurt . . . 41
Den achtzehn Frankfurter Festfreunden . . . 42
Toast zum 28. August 1820 . . . 43
Toast zum Landtage . . . 44

An Personen.

Zuschriften und Erinnerungs-Blätter.

Dem Herzog Carl August . . . 47
An den Herzog Carl August . . . 49
Zueignung an die Prinzessin Caroline . . . 51

Der Frau Erbgroßherzogin	53
Derſelben zum Geburtstage	54
Dem 30. Januar 1814	55
Zum 2. Februar 1824	56
Der Großfürſtin Alexandra	57
Dem Herzog Carl Auguſt. 1822	58
Demſelben zum neuen Jahr 1828	59
Der Prinzeſſin Marie	60
Der Prinzeſſin Auguſte	61
Einer hohen Reiſenden	62
An Zacharia	64
An Mademoiſelle Oeſer	66
Auf einen Baum in dem Wäldchen bei Seſenheim	72
Friederike	72
Nach Seſenheim	73
Ueber Tiſch	74
Stammbuch Joh. Peter Neyniers	75
Goethe an Gotter	77
Gotter an Goethe	79
An Schloſſer	82
Räthſel	83
Den Drillingsfreunden von Göln	84
An Uranius	85
An Tiſchbein	86
An Denſelben	87
An Denſelben	87
An Denſelben	88
Stammbuchs-Weihe	88
Der Liebenden Vergeßlichen	89
Mit Wahrheit und Dichtung	89
An den Prinzen von Ligne	90
An Schiller	91
An Madame Wolff	92
An Silvien	93
Derſelben	93
Derſelben zum 21. Juni	94
In das Stammbuch der Gräfin Lina Bruhl	96
An Gräfin Conſtanze v. Fritſch	96
An Dieſelbe	97
An Dieſelbe	97
Derſelben	98
Myſtiſche Erwiederung	98
Mit einem buntgeſtickten Kiſſen	99
Zu einer Handſchrift Friedrichs des Großen	99
Obriſtlieutenant v. Beck	100
Regierungsrath Peucer	100
Obriſt v. Geismar	101

Seite
Hofrath Förſter in Berlin 101
Madame Catalani 102
Dem Grafen Loeben 102
An Denſelben 103
An Herrn Abbate Bondi 104
Gräfin O'Donell 104
An Gräfin O'Donell 105
An Gräfin O'Donell 106
Voigt's Jubiläum 108
Dem Fürſten Hardenberg 109
An Lord Byron 110
Ottilien v. Goethe 111
An Geheimerath v. Willemer 112
An Grafen Paar 112
An Grafen Paar 113
An Gräfin Titinne O'Donell 113
Derſelben 114
An Gräfin Zaraczewska 114
An Fürſt Biron von Curland 115
Grafen Carl Harrach 115
Der vollkommenen Stickerin 116
Mit des Dichters Portrait 116
An Freund Mellish 117
An Fräulein Wetowska 117
Geſendet von Marienbad 117
Marienbad 1823:
Du hatteſt längſt mir's angethan ꝛc. 118
Tadelt man daß wir uns lieben ꝛc. 118
Du Schüler Howard's ꝛc. 118
Wenn ſich lebendig Silber neigt ꝛc. 119
Du gingſt vorüber ꝛc. 119
Am heißen Quell ꝛc. 119
An Madame Szymanowska 120
In das Stammbuch der Frau v. Spiegel 121
Der zierlichſten Undine 123
Reichthum und Blüthe 123
An 124
An Geſunde und Geneſende 124
Julien v. Egloffſtein 125
Derſelben. Reiſe-Segen 125
An Julien. Zur Dresdner Reiſe 126
Entoptiſche Farben. An Julien 127
An Julien 128
Julien 128
Herrn Kanzler v. Müller 129
Herrn Grafen Gaspar Sternberg 129
An Denſelben 130

An Alexander v. Humboldt 130
An Sulpiz Boisserée 131
An Klinger 134
Mit der Jubiläums-Medaille 132
An Gräfin Caroline v. Egloffstein 132
Derselben 133
Meinem Freunde v. Knebel 135
An Bernhard v. Knebel 136
Als kleinen Knaben hab' ich Dich gesehn ꝛc. 136
An Gräfin Marie v. Gersdorf 137
Wiegenlied für Walter v. Goethe 138
Mit meinen kleinen Gedichten 140
In ein Stammbuch 140
In das Stammbuch meines Enkels Walter 141
Freud' in dieser Büchlein Weite ꝛc. 141
Viel gute Lehren stehn in diesem Buche ꝛc. 141
Schul-Pferta 142
An Demoiselle Sontag 143
Daß man in Güter dieser Erde ꝛc. 143
Die Gegenwart weiß nichts von sich ꝛc. 143
An Felix Mendelssohn-Bartholdy 144
Wenn das Talent verständig waltet 144
G . . . . . 's Feder an 145
An Madame Milder 145
An Herrn Genast 146
An Frau Oberkammerherrin v. Egloffstein 146
An Dieselbe 147
In ein Stammbuch 147
An Madame Genast 148
An Frau v. Stein 148
Mit einem aufgetrockneten Blumenkranze 149
Erwiederung 150
Blumen sah ich, Edelsteine 150
Das Kleinod, das Vergißmeinnicht ꝛc. 150
Schön und köstlich ist die Gabe ꝛc. 151
Wenn ich mir in stiller Seele ꝛc. 151
Eile zu ihr ꝛc. 151
An Sie 152
An Sie 153
An Sie 154
Stark von Faun, gewandt im Rath ꝛc. 154
Stammbuchs-Weihe. Meinem Enkel Wolfgang 156
In ein Notenheft 156
Deßgleichen 157
An . . . 157
Minne Pleß 158
Ulrich's Garten 158

Seite
In eine Sammlung ausgeschnittener Landschaften 159
An Gräfin Narr 159
An Dieselbe 160
In ein Stammbuch 160
Mit einem Blatt **Bryophyllum calycinum** 161
Mit einem Blatt derselbigen Pflanze 162
Flora, welche Jena's Gauen ꝛc. 162
Frühlingsblüthen sind vergangen ꝛc. 162
Heiteres Mißverständniß 163
Berichtigt 163
Der Demoiselle Schmebling 164
An Madame Nara 164
Herrn Krüger 165
An . . . 165
An zwei Gebrüder 166
Toast zum akademischen Mittagsmahl 167
Steine sind zwar kalt und schwer ꝛc. 167
Herrn Bergrath Lenz Jubelfeier 168
Herrn Rath Schellhorn 169
Maskenzüge 170
Der Abwesende dem Maskenfest 171
Bilder-Scenen 171
Bilder-Scenen 172
Wohin er auch die Blicke kehrt ꝛc. 172
Den 6. Juni 1816 173
Lebe wohl auf Wiedersehn ꝛc. 173
Die Wittwe dem Sohne 174
Auf Kosegarten's Grab 175
Dem Schauspieler Malkolmi 175
An die neunzehn Freunde in England 176
An Fräulein v. Pogwisch 176
An Madame Carlyle 177
An Dieselbe 177
Derselben 178
Derselben 178
An die Damen Duval 179
An Frau Hofräthin Riemer 180
Der Heiden-Kaiser Valerian ꝛc. 180
An Professor Rösel 181
An Denselben 182
Austausch 182
Inschrift 183
Bei Absendung des Vorstehenden 184
Herrn Ferdinand Hiller 184
An Frau v. Mandelsloh 185
In das Stammbuch der Fräulein v. Spiegel 185
Vermächtniß 186

Rhein und Main.
Zu des Rheins gestreckten Hügeln ꝛc. 187
Was ich dort gelebt, genossen ꝛc. 187
Erst Empfindung, dann Gedanken ꝛc. 187
Wenn ihr's habt und wenn ihr's wißt ꝛc. 187
Hier sah ich hin, hier sah ich zu ꝛc. 187
Siehst du das wie ich es sah ꝛc. 188
Nicht ist alles Gold was gleißt ꝛc. 188
An die Stelle des Genusses ꝛc. 188
Den 15. August 1815 188
Den 16. August 188
Du bist auch am Rhein gewesen ꝛc. 188
Alle lustig sah es aus ꝛc. 189
Ferner Freunde ward gedacht 189
Wasserfülle, Landesgröße ꝛc. 189
Fluß und Ufer, Land und Höhen ꝛc. 189
Pfeifen hör' ich fern im Busche ꝛc. 189
Pilgernde Könige 190
Werth des Wortes 190

Invectiven.

Der neue Alcinous. 1. u. 2. Theil 193
Journal der Moden 198
B. und K. 199
Triumvirat 200
und 201
Gottheiten zwei ꝛc. 201
Welch ein verehrendes Gedränge ꝛc. 202
Kotzebue 203
Demselben 204
Bist du Gemündisches Silber ꝛc. 204
Ultimatum 205
Es hatte ein junger Mann ꝛc. 205
v. . . . . r . . . 207
Voß contra Stolberg 207
Antikritik 208
Dem Weißmacher 208
Dem Buchstabensparer 209
Herr Schöne 209
Auf Müllner 210
Auf Demselben 210
„Goethe und Pustkuchen" 211
Fauntleroy und Consorten 212
An Frau K. in E. 213
An Erwiederungen 214

Gedichte zu Bildern.

Adler mit der Lyra nach oben strebend 217

Seite
Schwebender Genius über der Erdkugel 218
Beschilderter Arm 219
Regenbogen 220
Genius, die Büste der Natur entdüllend 221
Urne auf einem bunten Teppich 222
Leuchtender Stern über Winkelwage, Blei und Zirkel 222
Pinsel und Feder vom Lorbeer umwunden 223
Zu einem Oelgemälde 224
Zu Gemälden einer Gavelle 224
Kore 225
Zu einem Bilde von Frankfurt am Main 225
Schloß Belvedere in der Abendsonne 226
Zum Bildniß der Prinzessin Marie 226
Gartenhaus am untern Park 227
Wohnhaus 228
Zu dem Bilde einer Hafenstadt 228

Maskenzüge.

Aufzug des Winters 231
Aufzug der vier Weltalter 234
Ein Zug Lappländer 235
Die weiblichen Tugenden 236
Amer. Zum 30. Januar 1782 237
Planetentanz 239
Maskenzug. Zum 30. Januar 1798 245
Maskenzug. Zum 30. Januar 1802 247
Zum 30. Januar 1806 248
Die romantische Poesie 250
Maskenzug russischer Nationen 258
Maskenzug bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter 262

Im Namen der Bürgerschaft von Carlsbad.

Der Kaiserin Ankunft 311
Der Kaiserin Becher 313
Der Kaiserin Blas 314
Der Kaiserin Abschied 315
Der Kaiserin von Oesterreich 318
Dem Kaiser von Oesterreich 321
Der Kaiserin von Frankreich 325

Palaeophron und Neeterpe 327
Vorspiel 1807 339
Was wir bringen. Lauchstädt 353
Was wir bringen. Halle 391

Einzelne Scenen zu festlichen Gelegenheiten.

Finale zu Johann von Paris 411

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach wie kamſt du nur dazu!

Seite
Schluß von Palaeophron und Neoterpe 415
Zu Wallenſteins Lager 416

Theaterreden.

Prolog. Geſprochen den 7. Mai 1791 421
Prolog. Geſprochen den 1. October 1791 423
Epilog. Geſprochen den 11. Juni 1792 425
Epilog. Geſprochen den letzten December 1792 427
Prolog zu dem Schauſpiel: der Krieg 429
Prolog zum Luſtſpiel: Alte und neue Zeit 431
Epilog zu Goethe's Paläophron. October 1800 433
Prolog. Leipzig den 24. Mai 1807 434
Prolog. Halle den 6. Auguſt 1811 436
Epilog zu Eger, den 18. October 1813 440
Epilog zu Schiller's Glocke 444
Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821 448

Noten 458

Logik.

Symbolum.

Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket,
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Verschwiegenheit.

Wenn die Liebste zum Erwiedern
Blick auf Liebesblicke beut,
Singt ein Dichter gern in Liedern
Wie ein solches Glück erfreut!
Aber Schweigen bringet Fülle
Reicheren Vertrauns zurück:
Leise, leise! Stille, stille,
Das ist erst das wahre Glück.

Wenn den Krieger wild Getöse,
Tromm'l und Pauken, aufgeregt,
Er den Feind, in aller Blöße,
Schmetternd über Länder schlägt:
Nimmt er, wegen Siegsverheerung,
Gern den Ruhm, den lauten, an,
Wenn verheimlichte Verehrung
Seiner Wohlthat wohlgethan.

Heil uns! Wir verbrüderte Brüder
Wissen doch was keiner weiß:
Ja sogar bekannte Lieder
Hüllen sich in unsern Kreis.
Niemand soll und wird es schauen
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Ist der Tempel aufgebaut.

Gegentoast der Schwestern.

Zum 24. October 1829
dem Stiftungs- und Amalienfeste.

Unsern Dank, und wenn auch trutzig,
Grüßend alle lieben Gäste
Mache keinen Frohen stutzig:
Denn wir feiern eure Feste.

Sollten aber wir, die Frauen,
Dankbar solche Brüder preisen,
Die ins Innere zu schauen,
Immer uns zur Seite weisen?

Doch Amalien, der hehren,
Die auch euch verklärt erscheinet,
Sprechend, singend ihr zu Ehren
Sind wir doch mit euch vereinet.

Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu stören,
Fragen alle sich die Brüder:
Was sie ohne Schwestern wären?

Trauerloge.

Der Prinzessin Karoline gewidmet 1816.

An dem öden Strand des Lebens
Wo sich Tün' auf Tüne häuft,
Wo der Sturm im Finstern träuft,
Setze dir ein Ziel des Strebens.
Unter schon verlo'schnen Siegeln
Tausend Väter hingestreckt,
Ach! von neuen frischen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt.

Hast du so dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilst,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilst.

Dank des Sängers.

Von Sängern hat man viel erzählt
Die in ein Schloß gekommen,
Wo nichts ermangelt, nichts gefehlt.
Sie haben Platz genommen.
Doch war wo, irgendwo ein Platz,
Vergleichbar diesem Brüder-Schatz,
Wo auch ich Platz genommen?

Ihr fraget nicht woher ich sey,
Wir alle sind von eben;
Doch singend wird der Freie frei
Und darf die Brüder loben.
Die Brust entlöse der Gesang!
Was außen eng, was außen bang
Uns macht es nicht beklommen.

So hab' ich euch denn schon den Dank,
Den ich gedacht, erwiesen,
Und euch mit Tönen rein und schlank
Als Würdige gepriesen.
Was bleibet übrig als der Schall
Den wir so gerne hören,
Wenn überall, allüberall
Im Stillen wir uns vermehren.

Zur Logenfeier

des

dritten Septembers 1825.

Einleitung.

Einmal nur in unserm Leben,
Was auch sonst begegnen mag,
Ist das höchste Glück gegeben,
Einmal feiert solchen Tag!

Einen Tag, der froh erglänzend
Bunten Schmucks der Nacht entsteigt,
Sich gesellig nun bekränzend
Segensvoll zum Berge neigt.

Darum öffnet eure Pforten,
Laßt Vertrauteste herein;
Heute soll an allen Orten
Liebe nah der Liebe seyn!

Zwischengesang.

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath:
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;
Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen tauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland:
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbirgt uns ewigen Bestand.

Schlußgesang

Nun auf und laßt verlauten
Ihr brüderlich Vertrauten!
Wie ihr geheim verehret
Nach Außen sey's gekehret!
Nicht mehr in Sälen
Verhalle der Sang.

Und jubelnd übermaaßen
Durchziehet neue Straßen!
Wo wir ins Leere schauten
Erscheinen erste Bauten
Und Kranz an Kränzen
Die Reihen entlang.

So äußeres Gebäude
Verkündet innre Freude:
Der Schule Raum erheitert
Zu lichtem Saal erweitert:
Die Kinder schonen
Nicht Mieder noch Zwang.

Nun in die luft'gen Räume!
Wer pflanzte diese Bäume,
Ihr kinderfrohen Gatten?
Er pflegte diese Schatten,
Und Wälder umgrünen
Die Hügel entlang.

Die Plage zu vergessen,
Das Gute zu ermessen,
So aufgeregt als traulich,
So traulich wie erfreulich
Stimmet zusammen
In herzlichem Sang!

Wie viel Er ausgespendet,
Auch weit und breit vollendet,
Die Unzahl sich verbündet,
Unsäglich Glück gegründet,
Das wiederholet
Das Leben entlang.

Dem würdigen Bruderfeste.

Johannis 1830.

Funfzig Jahre sind vorüber,
Wie gemischte Tage flohn;
Funfzig Jahre sind hinüber
In das ernst Vergangne schon.

Doch lebendig, stets aufs neue,
Thut sich edles Wirken kund,
Freundesliebe, Männertreue,
Und ein ewig sichrer Bund.

Ausgesä't in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernstes Reich,
Schimmern sie, bescheidner Sterne
Leis wohlthätigem Lichte gleich.

So! die Menschheit fort zu ehren,
Lasset, freudig übereins,
Als wenn wir beisammen wären,
Kräftig uns zusammen seyn!

Fest-Gedichte.

Dem Paſſavant- und Schübleriſchen Brautpaare.

Die Geſchwiſter des Bräutigams
zum 25. Juli 1774.

Er fliegt hinweg dich zu umfangen
Und unſre Seele jauchzt ihm laut!
Mit innig heißerem Verlangen
Flog nie der Bräutigam zur Braut.
O Schweſter, willſt Du länger weilen?
Auf, bring uns doppelt Ihn zurück!
Wir wollen alles mit Dir theilen,
Und unſer Herz und unſer Glück.

Die beſten Eltern zu verlaſſen,
Die Freunde, denen Du verſchwun'ſt,
Iſt traurig: doch, um Dich zu faſſen,
Bedenke, was Du wiederfin'ſt.
Dein Glück, o Freundin, wird nicht minder,
Und unſers wird durch Dich vermehrt:
Sieh, Dich erwarten muntre Kinder,
Die werthen Eltern Gott beſcheert.

Komm zu dem täglich neuen Feſte,
Wo warme Liebe ſich ergießt,
Ringsum die brüderlichen Gäſte,
Da eins des andern Glück genießt.
Im lang' gehofften Sommerregen
Reicht Gott dem früchtevollen Land
Erquickung, tauſendfält'gen Segen! –
Reich' Du dem Bruder Deine Hand.

Und mit der Hand ein künftig Glück
Für Ihn und Dich und uns zugleich:
Dann werden jede Augenblicke
An neuen Lebensfreuden reich.
Ja es sind wonnevolle Schmerzen
Was aus der Eltern Auge weint!
Sie sehen Dich mit warmem Herzen
Mit Deiner Schwester neu vereint.

Wie Freud' und Tanz Ihn Dir geben
Und Jugendwonne Euch verknüpft
So seht einst Euer ganzes Leben
Am schönen Abend hingeschlüpft.
Und war das Band, das Euch verbunden,
Gefühlvoll warm und heilig rein,
So laßt die letzte Eurer Stunden
Wie Eure erste heiter seyn.

Feier der Geburtsſtunde des

Erbprinzen Carl Friedrich,

den 15. Februar 1783.

gegen Morgen

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieſer nächtigen Stunde,
Noch zweifelhaft auf unſer Glück,
Mit zugeſchloßnem Munde.

Nach vierzehn Tagen kommen wir,
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: endlich iſt Er da!
Er lebt und Er wird leben!

Nach vierzehn Jahren wollen wir
Dieß Ständchen wieder bringen,
Zu Seiner erſten Jünglingszeit
Ein Segenslied zu ſingen.

Nach vierzehnhundert Jahren wird
Zwar mancher von uns fehlen,
Doch ſoll man dann Carl Friedrich's Glück
Und Güte noch erzählen.

Requiem,

dem frohesten Manne des Jahrhunderts,

dem Fürsten von Ligne.

Geb. den 19 Dec. 1811

Fragment.

Chor.

Alle ruhen, die gelitten,
Alle ruhen, die gestritten:
Aber auch die sich ergötzten,
Heiterkeit im Leben schätzten,
Ruhn in Frieden;
So bist du von uns geschieden.

Genius. Tenor.

Wem hoher Ahnen Geist im alten Sange
Das Kinderhaupt durchschwebt,
Wem früh von Waffenklange
Die Erde bebt,
Er wird sich nie Gefahren beugen,
Und Heiterkeit, sie bleibt sein eigen.
Holder Knabe, froh gesinnet,
Alles sey dein Eigenthum!
Zwar die brave Faust gewinnet,
Doch der Geist bewährt den Ruhm.

Erdgeist. Bas.

So soll dem Jüngling denn, vor allen,
Der Schlachten Ruf,
Der Prüfung Ruf erschallen;
Wie die Alten, so die Neuen,
Eifersucht wird sie entzweien.
Nur voran mit Glücksgewalt,
Der Besitzer wird nicht alt.

Das Entſetzen wie das Grauen,
Das Zerſtören als ein Bauen,
Nur voran mit Geiſtsgewalt,
Wirbelt Pauke, Trommete ſchallt.

Zwei Sylphen.

Verklinge, wilder unwillkommner Ton.

Sylphe des Hofs.

Und ſollten wir ihn nicht umgarnen?
Er läßt ſich vor Gefahr nicht warnen.

Sylphe der Geſellſchaft.

Doch ſind wir liebenswürdig Paar,
So liebenswürdig als Gefahr.

Erſter Sylphe.

Locke du!

Zweiter Sylphe.

Locke du!

Erſter Sylphe.

Zu, nur zu!

Zweiter Sylphe.

Zu, nur zu!

Beide.

Sieh, ſchon horcht der Kriegsgenoſſe,

Erſter Sylphe.

Auf das Schmeicheln,

Zweiter Sylphe.

Auf die Poſſe.

Erſter Sylphe.

Locke du!

Zweiter Sylphe.

Nur zu, nur zu!

Genius.

Nicht nur leichtſinnig zu, nur zu!
In ſeinem Weſen iſt ein ander Weſen,
Ihn hab' ich mir zum Beiſpiel auserleſen.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

Unglück das ſinket, Glück es ſteigt,
In beiden ſey er froh und leicht.

Und was wollt ihr, frohe Seelen?

Sylphen.

Für die Freunde nur den Raum.

Genius.

Kann euch das? es kann nicht fehlen,

Sylphen.

Luft'ges Leben, luft'ger Traum.

Genius.

Der Sonne herrlich Licht, des Aethers freier Raum,
Dort wohnt das Ewige, das Wahre;
Wie ernſt das Leben auch gebahre,
Das Menſchenglück, es iſt ein Traum.
Raſch knatternd ſchlägt ein Wetter auf dich ein;
Was hilft euch eurer Thaten Lohn,
Ein Ungefähr, es ſchmettert drein —
Verwaiſt der Vater, todt der Sohn!

Vater. Bas.

Nein, es iſt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn.

Mutter. Mit.

Hemme, ſtille deine Klage!
Er iſt auch der Mutter Sohn.

Schweſter. Serran

Den Geſchwiſtern iſt verloren,
Der mit ihnen war geboren.

Geſchwiſter und Verwandte

Und doch ſind wir neugeboren,
Sind dem Vater wie der Sohn.

Vater.

Nein, es bleibt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn:
Einet meiner bittern Klage
Liebevollen Trauerton.

Chor.

Ja, wir einen Jammerklage
Mit dem Vater für den Sohn.

Chorführer.

So ward es Nacht, ein unermeßlich Trauern
Umgiebt uns mit der Gräber Schauern,
Der Morgen kommt von jenen Höhn,
Wer kann dem Troſt, der Freude widerſtehn!

Fremde Länder.

Sollten wir dich nicht umgankeln,
Denen du gehuldigt haſt?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln,
Von der Hütte zum Palaſt.

Italien.

Auch mich haſt du beſucht,
Du mußt's bedenken!
Was ich vergabe,
Niemand kann es ſchenken.

Das Weh'n der Himmelslüfte,
Dem Paradieſe gleich,
Des Blumenfelds Gerüfte
Das iſt mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beſchließt;
Das iſt der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Chor.

Sollten wir dich nicht umgankeln,
Denen du gehuldigt haſt?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln,
Blumenwälder und Palaſt.

Den Freunden

am 28. August 1826.

Des Menſchen Tage ſind verflochten,
Die ſchönſten Güter angefochten,
Es trübt ſich auch der freiſte Blick:
Du wandelſt einſam und verdroſſen,
Der Tag verſchwindet ungenoſſen
In abgeſondertem Geſchick.

Wenn Freundes-Antlitz dir begegnet,
So biſt du gleich befreit, geſegnet,
Gemeinſam freuſt du dich der That,
Ein zweiter kommt ſich anzuſchließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Vertrefacht ſo ſich Kraft und Rath.

Von äußerm Drang unangefochten
Bleibt Freunde ſo in Eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beſte ſchaffet unverdroſſen:
Wohlwollen unſrer Zeitgenoſſen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Dem aus Amerika glücklich zurückkehrenden

Ihrem durchlauchtigſten Bruder

Herrn

Carl Bernhard,

Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach Hoheit,

die verbundenen Brüder der Loge Amalia

zu Weimar

Am 15. September 1826.

Das Segel ſteigt! das Segel ſchwillt!
Der Jüngling hat's geträumt;
Nun iſt des Mannes Wunſch erfüllt,
Noch iſt ihm nichts verſäumt.
So geht es in die Weite fort
Durch Wellenſchaum und Strauß;
Kaum ſieht er ſich am fremden Ort,
Und gleich iſt er zu Haus.

Da ſummt es wie ein Bienenſchwarm,
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu ſeyn.
Geregelt wird der Flüſſe Lauf
Durch kaum bewohntes Land,
Der Felſen ſteigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Reisefürst begrüßt sodann,
Entschlossen und gelind,
Als Bruder jeden Ehrenmann,
Als Vater jedes Kind;
Empfindet wie so schön es sey
Im frischen Gottesreich;
Er fühlt sich mit dem Wackern frei,
Und sich dem Besten gleich.

Scharfsichtig Land und Städte so
Weiß er sich zu beschaun;
Gesellig auch, im Tanze froh,
Willkommen schönen Fraun;
Den Kriegern ist er zugewöhnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut;
Und ernst und ehrenvoll ertönt
Kanonendonner laut.

Er fühlt des edlen Landes Glück,
Ihm eignet er sich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinüberwärts gethan.
Dem aber sey nun wie's auch sey,
Er wohnt in unserm Schooß! —
Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Thaten wird sie groß.

Die erſten Erzeugniſſe der Stetternheimer Saline,

begleitet von

dichteriſchem Dialog

zwiſchen

dem Gnomen, der Geognoſie und der Technik,

überreicht zum 30. Januar 1828

mit getroſtem Glück auf!

C. Glenck, Salinen-Director,

unterthänigſt.

Gnome.

In brauner Kapp' und Kutte tret' ich an,
Wo Prunk im Licht erhellt den weiten Plan.
Unwillig, doch genöthigt, bin ich hier:
Denn das was triumphirt gehörte mir;
Ich barg es tief in ſchwerer Nächte Schooß,
Nun liegt es klar am hellen Tage bloß,
Und da es mir zu hindern nicht gelingt,
So bin ich einer der es feſtlich bringt.

Den Menſchen will ich wohl, allein betrübt
Taß ſie mißbrauchen was man Gutes giebt,
Verſteck' ich Gold an ſchmaler Klüfte Wand,
Als Staub zerſtreu' ich's breit in Fluß und Sand.
Und wenn ſie's dann mit Müh' und Fleiß erhaſcht
Wird es ſogleich vergeudet und vernaſcht,
Mit vollen Händen wird es ausgeſtreut
Und niemand häuft den Schatz für künft'ge Zeit.

Doch heute bringt ein kühn gewandter Mann,
Der gegen mich ſo manche Liſt erſann,

Als Gabe dar, was, ſelbſt an dieſem Tag,
Schneeweiß gekrönt, dem Fürſten genügen mag.
So thut ſie denn dem Bürger auch genug,
Dem Reiſenden, dem Landmann hinterm Pflug;
Und wenn ſie euch das Schönſte heſſen läßt,
So feiert froh das allgemeine Feſt.

Prognoſtic

Haſt du auch edle Schätze tief verſtaut,
Dem Menſchengeiſt ſind ſie bereits entdeckt.
Iſt doch Natur in ihrem weiten Reich
Sich ſtets gemäß und folgerecht und gleich:
Und wer des Knäuels zartes Ende hält
Der ſchlingt ſich wohl durchs Labyrinth der Welt.
So ſchreit' ich fort durch Feld und Bergeshöhn,
Ich zaudre nicht — auf einmal bleib' ich ſtehn;
Tief unten fühl' ich das erſehnte Gute,
Erfahrung bleibt die beſte Wünſchelrute.
Bedeckt der Kalkſtein hier die Regien,
So ahn' ich unten Thon und Gyps und Thon,
Sodann auch Sandſtein; laßt ihn mächtig ruhn!
Wir gehen durch, wir wiſſen was wir thun.
Nur immer tiefer! unten ſtrömt es hell,
Als unſer Schönheits-, unſer Jugend-Quell;
Es ſtrömt Gewürz, das lieblicher erquickt
Als was uns Banda's Inſelgruppe ſchickt.
Schmackhaft durchdringt es unſer täglich Brod,
Es thut dem Menſchen, thut dem Thiere noth,
Geſundes Volk erkrankt im Entbehren:
Welch ein Verdienſt es reichlich zu gewähren!

Bezeichnet nun den weitgeführten Schacht,
Und wagt euch kühn zum Abgrund tiefſter Nacht:
Vertraut mir, daß ich Schatz zu Schätzen häufe.
Nun friſch ans Werk und muthig in die Taufe!

Technik

Nur nicht ſo raſch und unbedacht gethan! —
Mit Hack' und Spaten kommt ihr kühnlich an:
Wie könnt ihr euch ſo wunderlich behaben,
Als wolltet ihr des Nachbarn Weinberg graben?
Doch wenn dein Blick in ſolche Tiefen drang,
So nutze ſchnell was unſrer Kunſt gelang.

Nicht meinem Witz ward ſolche Gunſt beſcheert,
Zwei Götterſchweſtern haben mich belehrt:
Phyſik voran, die jedes Element
Verbinden lehrt wie ſie es erſt getrennt;
Das Unwägbare hat für ſie Gewicht,
Und aus dem Waſſer leckt ſie Flammenlicht,
Läßt unbegreifliches dann ſichtbar ſeyn,
Durch Zauberei im Sondern, im Verein.

Doch erſt zur That erregt den tiefſten Sinn
Geometrie, die Allbeherrſcherin:
Sie ſchaut das All durch Ein Geſetz belebt,
Sie mißt den Raum und was im Raume ſchwebt:
Sie regelt ſtreng die Kreiſe der Natur,
Hiernach die Pulſe deiner Taſchenuhr;
Sie öffnet geiſtig gränzenloſen Kreis
Der Menſchenhände kümmerlichſtem Fleiß.

Uns gab ſie erſt den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verſtand:
Ein leiſer Hauch genügt der ſteten Regung,
Aus Füll' und Leere bildet ſie Bewegung,
Bis mannichfaltigſt endlich unbezirkt
Nun Kraft zu Kräften überſchwenglich wirkt.

Von Höh' und Breite ſprach ich ſchon zu viel,
Einfachſtes Werkzeug gnüge dir zum Ziel.

Den Eisenſtab ergreife, der gekrönt
Mit Fall nach Fall den harten Stein verhöhnt.
Und ſo mit Fleiß, Genauigkeit und Glück
Erbohre dir ein reichliches Geſchick. —

Geleiſtet iſt's! Du bringſt im dritten Jahr
Dem Herrn des Lands willkommne Gabe dar.

Gnome.

Auch ich entſage nun dem alten Trug,
Was ich verheimlicht ſey dem Volk zu Nutz.

Prognoſtic.

Und wenn ich einſam im Gebirg verweilt,
Hat doch mein Geiſt den tiefſten Wunſch ereilt.

Technik.

Bethätigt weiter glückliche Bereitung
An dieſes Tages günſtiger Vorbedeutung.

Zelter's siebzigster Geburtstag

gefeiert von

Bauenden, Dichtenden, Singenden

am 11. December 1828.

Bauende. Chor

Schmückt die priesterlichen Hallen,
Edler Harmonie errichtet,
Heut dem Manne zu gefallen,
Der sein Leben euch verpflichtet.

Solo

Waget laut und klar zu nennen
Sein Bemühen, seine Tugend;
Denn ein herzlich Anerkennen
Ist des Alters zweite Jugend.

Singende. Chor

Füllt die wohlgeschmückten Hallen
Laut mit festlichen Gesängen,
Und in Chören laßt erschallen
Wie sich die Gefühle drängen.

Solo

Laßt uns kräftiglich erstärken
Des Verdienten neues Leben,
Mag ein Jüngling wohl vermerken
Sich bei Zeiten zu erheben.

Dichtende. Recitativ

Froh tret' ich ein, und wohl weiß ich zu schätzen
Was ihr, so nah mit meinem Thun verwandt,
Zu dieses Tages festlichem Ergötzen
Von Herrlichkeit umher gebannt.

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebſt.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebſt!

Kühn darf ich mich nach jeder Seite wenden,
So herrlich ſey, ſo feſtlich ſey der Ort:
Doch bricht hervor und glänzt nach allen Enden
Der Freundſchaft wie der Liebe heilig Wort.

Dichtende. Aria

Die Blumen gepflegt und gehütet,
Ihm bracht' ich ſie oft zum Strauß,
Wie friſch man der Liebſten ſie bietet,
Sie nahmen ſich zierlich aus.
Dann erſt begann es zu düften,
Da hob ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
In Tönen ſich hervor.

Bauende. Solo.

Hat er uns früh gepfleget,
Wir gründeten ſein Haus.

Singende. Solo

Wie er uns täglich heget,
Wir füllen's freudig aus.

Zu Drei.

Nun erſt beginnt's zu düften,
Nun hebt ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
In Tönen ſich empor.

Dichtende. Solo

Blitz und Schlag
Am klaren Tag
Unterbricht
Freud' und Licht.

Bauende.

Finſterniß und Nebelſchauern
Hingegeben unbewußt,
Und von tiefgefühltem Trauern
Nähret ſich die hohe Bruſt.

Singende.

Melodie'n ſo hehr', ſo ſchöne,
Trugen aus der ſinn'gen Bruſt,
Ach! es ſind nur Trauertöne,
Bittre Klagen ob Verluſt.

Dichtende. Zeit.

Wie wenig, wir Geſchäftigen,
Vermochten wir alsdann,
Er weiß ſich ſelbſt zu kräftigen,
Er iſt, er ſteht ein Mann!

Bauende.

Er ſteht,

Singende.

Er ſteht,

Bauende.

Er iſt,

Singende.

Er iſt,

Alle.

Iſt unſer Mann!

Dichtende. Arie mit Chor.

Was braucht es weiter!
Wir ſingen heiter,
So wie am Anfang,
So auch am Ende,
Daß jeder Jahrgang
Sich rein vollende.
Sein Thun und Laſſen
In Eins zu faſſen
Gönn' ihm das Glück!

Bauende, Dichtende, Singende
zu drei oder vier.

Dankbar ewig klar und helle
Flöße ſegnend unſer Sang,
Doch an ſolcher Freuden Schwelle
Weilten wir ſchon allzulang.

Alle

Dank- und lieb- und wonnereiche,
Auserwählte treue Schaar,
Schlinget eure Lorbeerzweige
Dreifach um das würd'ge Haar!

Tiſchlied

zu Zelter's siebzigſtem Geburtstage.

Laſſet heut am edlen Ort
Ernſt und Luſt ſich miſchen,
Geiſt an Herzen, Ton am Wort
Feierlichſt erfriſchen:
Froh genießet eurer Lage,
Denn man ſetzt nicht alle Tage
Sich zu ſolchen Tiſchen.

Ein bedeutend ernſt Geſchick
Waltet übers Leben,
Denn es nimmt der Augenblick
Was die Jahre geben.
Iſt ſo manches Gut zerronnen,
Hat uns mehr und mehr gewonnen
Männlich kühn Beſtreben.

Doch an Lethe's Labetrank
Darf es heut nicht fehlen!
Treu Gefühl und frommer Dank
Walte durch die Seelen.
Laſſet ew'ge Harmonieen
Bald ſich ſuchen, bald ſich fliehen,
Und zuletzt vermählen.

Unſer Mann er that ja ſo:
Leb' er drum! er lebe!
Werde ſeiner Säle froh
Daß er nehm' und gebe;
Wie bisher, im Allerbeſten,
Sich zu Tag und Jahres Feſten
Uns zu Lieb er ſtrebe!

Der Cölner Mummenſchanz

Faſtnacht 1825.

Da das Alter, wie wir wiſſen,
Nicht für Thorheit helfen kann;
Wär' es ein gekrönter Biſſen
Einem heitern, alten Mann.

Daß am Rhein, dem viel beſchwommnen,
Mummenſchaar ſich zum Gefecht
Rüſtet gegen angekommnen
Feind, zu ſichern altes Recht.

Auch dem Weiſen ſitzt behäglich
Sich die Thorheit wohl zur Hand;
Und ſo iſt es gar verträglich
Wenn er ſich mit Euch verbannt.

Selbſt Erasmus ging den Spuren
Der Moria ſcherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obſcuren
Derbe Lanzenkiele brach.

Löblich wird ein tolles Streben
Wenn es kurz iſt und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdeleben
Sey dem flücht'gen Rauſch Gewinn.

Häufet nur an dieſem Tage
Kluger Thorheit Bollgewicht,
Daß mit uns die Nachwelt ſage:
Jahre ſind der Lieb' und Pflicht.

An Thaer's Jubelfeſt,

den 14. Mai 1824.

Wer müht ſich wohl im Garten dort
Und muſtert jedes Beet?
Er pflanzt und gießt und ſpricht kein Wort,
So ſchön auch alles ſteht.
Das er gepfropft und oculirt
Mit ſichrer kluger Hand,
Das Bäumchen zart, iſt anſpalirt
Nach Ordnung und Verſtand.

Doch ſagt mir was es heißen ſoll?
Warum iſt er ſo ſtill?
Man ſieht, ihm iſt der Kopf ſo voll,
Daß er was andres will.
Genug ihm wird nicht wohl dabier,
Ich fürcht' er will davon,
Er ſchreitet nach der Gartenthür
Und draußen iſt er ſchon.

Im Felde giebts genug zu thun,
Wo der Befreite ſchweift;
Er ſchaut, ſtudirt und kann nicht ruhn
Bis es im Kopfe reift.
Auf einmal hat's der Biedre los
Wie er das Beſte kann:
Nicht ruhen ſoll der Erdenkloß,
Am wenigſten der Mann!

Der Boden rührt ſich ungeſäumt
Im Wechſel jedes Jahr,
Ein Feld ſo nach dem andern keimt
Und reift und fruchtet baar:
So fruchtet's auch von Geiſt zu Geiſt,
Und nutzt von Ort zu Ort.
Gewiß ihr fragt nicht wie er heißt,
Sein Name lebe fort!

Erwiederung der Feier meines ſiebzigſten Geburtstages.

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an ſeinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaiſers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, hold und ſchicklich.
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter, nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht ſie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigeſinnt, ſich ſelbſt beſchränkend,
Immerfort das Nächſte denkend;
Thätig treu in jedem Kreiſe,
Still beharrlich jeder Weiſe;
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.
Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenoſſen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir beſcheiden.

Der Frau von Zigesar geb. von Stein,

zum Geburtstage.

Zwar die vierundzwanzig Ritter
Ehren wir in allen Fällen:
Doch auch Fräulein sind nicht bitter,
Wenn sie sich dazwischen stellen.

Heute lasset mich betrachten
Solche lieblichsten Vereine,
Wenn sie bunte Reihe machten
Die Zigesar und die Steine.

Nämen sämmtlich angezogen
Dieser Stämme frohe Lichter:
Würden Könige gewogen
Und begrüßten sie die Dichter.

Und besonders aber Eine,
Welche wir zu segnen kamen:
Freunde nennen Sie die Kleine,
Sie verdient gar viele Namen.

Herrn Geheimerath v. Frankenberg's Jubiläum

am 2. Januar 1815.

Hat der Tag sich kaum erneuet
Wo uns Winterfreude blühet,
Jedermann sich wünschend freuet,
Wenn er Freund' und Gönner siehet.

Sagt, wie schon am zweiten Tage
Sich ein zweites Fest entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben sich die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Nein! — Dem Würdigen, dem Biedern
Winden wir vollkommne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen sich des Festes Tänze.

Selbst das Erz erweicht sich gerne,
Wundersam ihn zu verehren;
Aber ihr, auch aus der Ferne,
Laßt zu seinem Preise hören!

Er, nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft gebirget,
Sieht nun Fürst und Volk geborgen,
Dem er Geist und Kraft gewidmet.

Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid;
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben,
Selbſt wie eine Roſe jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dieß Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein ſchwaches Roſenband!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Die Gemahlin, längſt verbunden
Ihm als treulichſtes Geleite,
Sieht er auch, der tauſend Stücken
Froh gedenkt, an ſeiner Seite.

Leb' er ſo, mit Jünglingskräften
Immer herrlich und vermögſam,
In den wichtigſten Geſchäften
Heiter klug und weiſe regſam,

Und in ſeiner Frauen Kreiſe
Sorgenfrei und unterhaltend,
Eine Welt, nach ſeiner Weiſe,
Nah und fern umher geſtaltend.

Erwiederung der feſtlichen Gaben

angelangt von Frankfurt nach Weimar, den 28. Auguſt 1830.

Mel.: Laßet heut im edlen Kreis u.

Pflegten wir kryſtallen Glas
Raſch mit Schaum zu füllen,
Und mit Maaß und ohne Maaß
Durſt und Luſt zu ſtillen;
Reicht man jetzt dem heitern Zecher
Silbern-, reich verzierten Becher,
Scheint es gar bedenklich.

Ward auch alt und junger Wein
Reichlich hergeſpendet,
Wie die Fülle ſich vom Main
Norden zugewendet:
Euren Frohſinn im Behagen
Sollen wir in guten Tagen
Dankbar mitgenießen.

Werde Silber, werde Gold,
Wie ſich's ziemt, verehret;
Bleibe guter Geiſt euch hold
Der im Stillen lehret:
Sich ans Reine zu gewöhnen,
Und im Aechten, Guten, Schönen,
Recht und einzubürgern.

Den verehrten

Achtzehn Frankfurter Feſtfreunden

am 28. Auguſt 1831.

Heitern Weinbergs Luſtgewimmel,
Frau und Männer, thätig, kund,
Laut ein fröhliches Getümmel,
Macht den Schatz der Rebe kund.

Dann, der Kelter trübes Flieſſen
Abgewartet, hellen Moſt,
Jahresgabe zu genieſſen,
Hoffnungsreiche Lebenskoſt.

Doch im Keller wird's bedenklich,
Dem Gefäß entquillt ein Schaum,
Und erſtickend ziehn verfänglich,
Dünſte durch den düſtern Raum.

Erſte Kraft in ſich bewahret
Wächſt im Stillſten unvermerkt,
Bis, geſteigert und bejahret,
Sie des Freundes Feſt verſtärkt.

Großes, redliches Bemühen
Emſig ſtill ſich fördern mag:
Jahre kommen, Jahre fliehen,
Freudig tritt es auf zum Tag.

Künſte ſo und Wiſſenſchaften
Wurden ruhig-ernſt genährt,
Bis die ewig Muſterhaften
Endlich aller Welt gehört.

Toaſt zum 28. Auguſt 1820

beim akademiſchen Gaſtmahl auf der Roſe.

Wo Jahr um Jahr die Jugend ſich erneut,
Ein friſches Alter würd'ge Lehre beut,
Wo Fürſten reichlich hohe Mittel ſpenden,
Was alles kann und wird ich da vollenden,
Wenn jeder thätig, froh, an ſeinem Theil.
Heil jedem Einzelnen! dem Ganzen Heil!

Toast zum Landtage.

Das Wohl des Einzelnen bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünschenswerthester Verein!
Den guten Wirth beruft man zum Berather,
Ein jeder sey zu Hause Vater,
So wird der Fürst auch Landesvater seyn.

An Perſonen.

Zuſchriften und Erinnerungsblätter.

Dem Herzog Carl August

bei deſſen Beſuch auf dem v. Steinſchen Rittergute Kochberg überreicht von Goethe in der Verkleidung eines Landmanns

(Etwa 1778.)

Durchlauchtigſter!

Es nahet ſich
Ein Bäuerlein demüthiglich,
Da Ihr mit Euerm Roß und Heer
Zum Schloſſe thut ſtolziren ſehr.
Gebt auch mir einen gnädigen Blick,
Das iſt ſchon Unterthanen Glück;
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid
Hab' ich ſchon ſeit geraumer Zeit.
Haben Euch ſofern auch lieb und gern,
Wie man eben lieb hat ſeinen Herrn,
Den man wie unſern Herr Gott nennt,
Und ihn auch meiſtens nicht beſſer kennt.
Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch ſeyn uns angelegen;
Denn wir bäueriſch treues Blut
Sind doch immer Euer beſtes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stuterei'n.
Dieß reich' ich Euch im fremden Land,
Bliebe Euch übrigens gern unbekannt.

Zieht ein und nehmet Speiß und Kraft
Im Zauberſchloß in der Nachbarſchaft,
Wo eine gute Fee regiert,
Die einen goldnen Scepter führt
Und um ſich eine kleine Welt
Mit holdem Blick beiſammen hält.

Seb. Simrock.

An den Herzog Carl August.

Abſchied
im Namen der Engelhäuſer Bäuerinnen.

1786.

Iſt es denn wahr, was man geſagt? —
Dem lieben Himmel ſey's geklagt! —
Verläſſeſt Du die Königsſtatt?
Die Dir ſo viel zu danken hat.
Denn bis zu uns nach Engelhaus
Erſchallet lang Dein Ruhm heraus,
Daß Deine Freundlichkeit und Gnad'
Allen dreifach geſegnet das Bad:
Denn nicht der Pole freut ſich Dein,
Es freut ſich nicht der Jud' allein;
Es freut ſich Dein auch jeder Chriſt
Daß Du ſo mild geweſen biſt.
Und wer das nicht erkennen wollt'
Für einen Heiden gelten ſollt'.
Doch die nach Dir am meiſten ſchaun,
Sind gewiß alle ſchöne Fraun,
Die Du, o edler Brunnengaſt!
Löblich und fein gewartet haſt:
Die beißen alle mit Verdruß
Aufs Muß als eine harte Nuß.
Es ſcheinet ihnen alles alt,
Das Thal zu weit, der Sprudel kalt:
Ein Strom aus ihren Augen quillt,
Der ärger als die Tepel ſchwillt;

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſt's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim ſtillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichteſt,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.

Wohl iſt mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umſpülen hunderttauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,

Und ſtöß' der Strom den Berg hinauf,
Er hielte Dich im Reiſen auf.
In deren Namen ſtehen wir,
Von Engelhaus die Nymphen, hier
Und wünſchen Dir zur frühen Zeit
Von allen Heiligen das Geleit.
So viel Kanonenſchüſſe geſchwind
Vorm Elephanten gefallen ſind,
So manchen Fall G.....v erzählt
Und keuſcher Frauen Ohren quält,
So manche Collatſchen man früh und ſpat
Bei dem Churfürſten gebacken hat,
So vielen Segen nimm mit fort
Von dem heilſamen ſchönen Ort;
Und wie vom heißen Sprudel-Trieb
Dir niemals was im Leibe blieb,
So laß in Deines Herzens Schrein
Die Freunde deſto feſter ſeyn!

Zueignung

an

Prinzeſſin Caroline von Sachſen-Weimar-Eiſenach

(ſpäter vermählte Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin)

October 1807.

Dieſes Stammbuch, wie man auch nimmt,
War eigentlich für 'nen Studenten beſtimmt,
Der es, auf akademiſchen Pfaden,
Sich wählen ſollt' aus Hertel's Laden;
Wie ich's denn auch, — nicht guter Ding' —
Aus der hübſchen Frau Hertel Hand empfing.

Denn guter Dinge konnt' ich nicht ſeyn.
Wir waren ſchon in den October hinein,
Und preußiſche Schaaren allzumal
Zertrappelten uns Berg und Thal,
Und damals war noch nichts verloren.

Ich kraute mir aber hinter den Ohren
Und ſetzte mich, wie vor alter Zeit,
Wieder an des Thales Wirklichkeit,
Und wollte kühnlich mich ertreiſten,
An der Saale das auch zu leiſten
Was an der Tepel ich trieb im Spiel;
Das war nun freilich gar nicht viel.

Kaum hatt' ich aber ein paar Pappeln gezeichnet
Und ein paar Berge mir angeeignet,
Da brach die Sündfluth auf einmal herein:
Es hätte nicht können ſchlimmer ſeyn.

Wie aber nach dem jüngsten Gericht
Was vorgeschah auch wieder geschicht,
Und über Wolken und unter Flammen
Freunde und Feinde kommen zusammen:
Und überall im höchsten Chor
Jeder Heilige, nach wie vor,
Hebt und trägt sein Marterinstrument,
Woran man ihn allein erkennt:
So wert' ich auch wohl in Abraham's Schooß
Bleistift und Pinsel nicht werden los;
Bei vieler Lust und wenig Gaben
Wert' ich doch nur gekritzelt haben.

Doch sey dem Allen wie es sey,
Kein Blatt im Buch ist überlei,
Auf beiden Seiten manche beschrieben
Und so nichts weiter übrig blieben
Als daß Du glaubst, das viele Papier.
Was auch drauf stehe, gehöre Dir.
Und dazu hast Du Fug und Macht,
Immer war Dein dabei gedacht.
So steht Dein Bild auch klar und glatt
In unserm Herzen auf jedem Blatt.
Und Liebe bleibt zu unserm Gewinn
Ein bessrer Zeichner als ich bin.

Ihre Kaiſerlichen Hoheit

der Frau Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Zu würdiger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiſte waltet,
Wählt' ich in Tagen wo der Frühling ſchaltet,
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes.

Dann ſchien der Rand des Achilleiſchen Schildes,
So reich er war, nicht reich genug geſtaltet;
Ja, würe' ein Purpurteppich umgefaltet,
Darauf geſä't der Sterne blendend Mildes.

Nun aber wird ein zierlich Heft geſchmücket,
Ein treuer Diener widmet's Deiner Hoheit,
Und Du vergönneſt mir die erſte Weihe.

Wie ſprech' ich aus, wie ſehr mich das beglücket!
Jetzt fühl' ich erſt in neubelebter Frohheit:
Die ſchönſten Kränze winden Lieb' und Treue.

Derſelben zum Geburtstage

am 16. Februar 1812.

Wer Marmor hier und Erz und Elfenbein erblickt
Und was noch ſonſt von Stoff die edle Kunſt beſchaft,
Der denkt: wie möchten wir mit emſigem Fleiß
Und treuem Sinn das alles umgeſtalten!
In tauſend Bildern Ihren hohen Preis
Und unſre Liebe zu entfalten.

Die Blumen, in den Wintertagen,
Verſammeln froh ſich hier zu Hauf,
Mit heitern Blicken uns zu ſagen:
An Ihrem Feſt blüht alles auf.

Dem 30. Januar 1814,

dem Geburtstage der Großherzogin Louise.

(Bei Anwesenheit der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Alexanders I.)

Von Osten will das holde Licht
Nun glänzend uns vereinen,
Und schönre Stunden fänd' es nicht
Als diesem Tag zu scheinen.

Vorüber führt ein herrliches Geschick
Erhabne Helden, hochverehrte Frauen;
Nun fesselt uns des heut'gen Tages Glück
Als Bleibende Dich unter uns zu schauen.

Soll auch das Wort sich hören lassen?
Der Tag ist schön, der Raum ist klein:
So mag die Inschrift kurz sich fassen:
Ein Herz wie alle sie sind Dein.

Zum 2. Februar 1824,

dem Geburtstage des Erbgroßherzogs Carl Friedrich.

Man iſt gewohnt, daß an den höchſten Tagen
Zum Herrſcherthron ſich alle Völkerſchaften
Nach eigner Weiſe zuverſichtlich wagen,
Mag ſeltſam auch der Schmuck an ihnen haften.
Wie denn das Aeußre ſey von Pelz und Kragen,
Man ſieht hindurch die innern Eigenſchaften;
Hier bringt nun ein Corſar, zum Schein verwegen,
Einſiedleriſcher Zelle ſtillen Segen.

Ihre Kaiſerlichen Hoheit

Großfürſtin Alexandra. *)

Der Frühling grünte zeitig, blühte froh
Narciſſ' und Tulpe, dann die Roſe ſo;
Auch Früchte reiften mit gedrängtem Segen
Der nah und nähern Sonnengluth entgegen;
Sie zierten wechſelnd längſt erſehnte Zeit
Und ſchmeichelten der tiefſten Einſamkeit.
Da ſtellte ſich dem hocherſtaunten dar
Ein hehrer Fürſt und Jugend Paar um Paar,
So gut als lieb, ehrwürdig und erfreulich;
Der innre Sinn bewahret ſie getreulich,
In Frühlings-, Sommer-, Herbſt- und Wintertagen
Die holden Bilder auf und ab zu tragen.
So kann er dann, bei ſolcher Sterne Schein,
Auch wenn er wollte niemals einſam ſeyn.

Dem Großherzog Carl August

am Weihnachts-Abend 1822,

mit einer Sammlung Gedichte, auf die Gründung der neuen Bürgerschule.

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Ueberall das Süße spendend,
In dem Glanze sich bewegend,
Alt und junges Herz erregend
Solch ein Fest ist uns beschieden,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend schaun wir auf und nieder,
Hin und her und immer wieder.

Aber, Fürst, wenn Dir's begegnet
Und ein Abend so Dich segnet
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor Dir glänzten allzusammen
Alles was Du ausgerichtet,
Alle die Du Dir verpflichtet:
Mit erhöhten Geisteblicken
Fühltest herrliches Entzücken.

Demſelben

zum neuen Jahre 1828.

Fehlt der Gabe gleich das Neue,
Sey das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb' und Treue
Immer friſch im Buſen waltet.

Sey auch noch ſo viel bezeichnet
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil es dem Dank ſich eignet
Iſt das Leben ſchätzenswerth.

Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl;
Wir empfinden und was wir empfunden
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?
Ach es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So vertaumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh?
Sieh, da tritt der Geist in sich zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O sie ist werth zu seyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin giebt.

Ihro Hoheit

der Prinzeſſin Marie von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Mit Raphael's Gärtnerin.

Zum 3. Februar 1820.

Sanftes Bild dem ſanften Bilde
Unſrer Fürſtin widmet ſich;
Solche Ruhe, ſolche Milde
Immerfort umſchwebe Dich!

Denn ein äußerlich Zerſtreuen
Das ſich in ſich ſelbſt zerſchellt,
Fordert inneres Erneuen
Das den Sinn zuſammen hält.

Aus dem bunten Weltbeginnen
Wende Deinen holden Blick,
So vertrauenvoll nach innen,
Wie aufs heilige Bild zurück.

Ihro Hoheit

der Prinzeſſin Auguſte von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Mit Elzheimer's Morgen.

Aurora, zum 30. September 1828.

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in ſeinen Düften,
Alle ſehn ſich nach Dir um;
Berge ſchauen dort herüber,
Leuchten ſchön und jauchzten lieber:
Doch der ſchöne Tag iſt ſtumm.

Luſt-Schalmeien will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles was nur Freude regt.
Selbſt an ſeiner ſtrengen Kette
Springt das Freundchen um die Wette
Immer hin und her bewegt.

Und ſo täuſchen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geſchmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich! erſcheine wieder,
Denn der neue Frühling blickt.

Einer hohen Reiſenden.

(Churprinzeſſin Auguſte von Heſſen.)

Carlsbad, im Juli 1808.

Wohin Du trittſt, wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit friſch vom Angeſicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht.
Der Ungeheuer Schwarm im Hintergrunde
Er drängt, er droht, jedoch erſchreckt Dich nicht,
Wie Du mit Freiheit unbefangen ſchreiteſt,
Das Herz erhebſt und jeden Geiſt erweiteſt.

So wandelſt Du, Dein Ebenbild zu ſchauen,
Das majeſtätiſch uns von oben blickt,
Der Mütter Urbild, Königin der Frauen,
Ein Wunderpinſel hat ſie ausgedrückt.
Ihr beugt ein Mann, mit liebevollem Grauen,
Ein Weib die Knie', in Demuth ſtill entzückt:
Du aber kommſt, ihr Deine Hand zu reichen
Als wäreſt Du zu Haus bei Deines Gleichen.

Doch ſchreite weiter, was auch hier ſich finde,
Zum Lande hin, dem doch kein andres gleicht,
Wo uns Natur befreit, wie Kunſt auch binde,
Der Geiſt ſich ſtählt, wenn ſich das Herz erweicht,
Vor ſtillem Schaum ſo Zeit- als Volkeswinde
Zum Abgrund wallt, zur Himmelshöhe ſteigt:
Dorthin gehörſt Du, die Du ſchaffend ſtrebeſt,
Die Trümmer herſtellſt, Todtes neu belebeſt.

Führ' uns indeß durch blumenreiche Matten,
Am breiten Fluß durchs wohlbekannte Thal,
Wo Reben ſich um Sonnenhügel gatten,
Der Fels Dich ſchützt vor mächt'gem Sonnenſtrahl:
Genieße froh der engen Laube Schatten,
Der reinen Milch unſchuldig würz'ges Mahl,
Und hier und dort vergönn' an Deinen Blicken,
An Deinem Wort uns ewig zu entzücken!

An Bachariä.

Schon wälzen ſchnelle Räder raſſelnd ſich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angekettet feſt an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Du biſt uns kaum entwichen, und ſchwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen denn dahin
Flohn ſie bei Deiner Ankunft, wie vorm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn.

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umſchwärmen ſie den Tiſch und ſprühn
Von ihren Fittigen Gift unſrem Frieden
Auf alle Speiſen hin.

Wo iſt, ſie zu verſcheuchen, unſer gütʼger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollens Liebling, Liebling aller Götter!
Lebt er? iſt er entflohn?

O gäbʼ er mir die Stärke, ſeine mächtʼge Leier
Zu ſchlagen, die Apoll ihm gab:
Ich rührte ſie, dann flohn die Ungeheuer
Erſchreckt zur Höllʼ hinab.

O leih mir, Sohn der Maja, deiner Ferſen Schwingen,
Die du ſonſt Sterblichen gelichn,
Die reißen mich aus dieſem Elend, bringen
Mich zu der Ocker hin:

Dann folg' ich unerwartet ihm am Fluſſe,
Allein, ſo wenig ſtaunet er,
Als ging ihm, angeheftet ſeinem Fuſſe,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich wärmt den jungen Buſen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt:
Er liebet mich; dann lieben mich die Muſen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An Mademoiſelle Oeſer zu Leipzig.

Frankfurt am 6. Nov. 1768.

Mamſell,

So launiſch, wie ein Kind das zahnt,
Bald ſchüchtern, wie ein Kaufmann den man mahnt,
Bald ſtill, wie ein Hypochondriſt,
Und ſittig, wie ein Mennoniſt,
Und folgſam, wie ein gutes Lamm,
Bald luſtig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und bin halb krank und halb geſund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halſe wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht ſo viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn ſie mit Stolz erzählt,
Was ich bei Euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt.

Da ſucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Corter Chinä,
Die junger Herrn erſchlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Aufs neue ſtärken, den Verſtand
Und das Gedächtniß ſchärfen.

Beſonders iſt er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen
Was Unordnung ſo ſchlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen:
„Bei Tag und ſonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!“

Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Boucher's Märchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu.
O sage Du,
Kann man was Traurigers erfahren?
An Körper alt und jung an Jahren,
Halb siech und halb gesund zu seyn?
Das giebt so melancholische Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich sechs Altraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Mensch genießt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen,
Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt;
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Last der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als selbst die Tugend giebt,
Verkürzung grauer Regenstunden,
Balsamisches Pflaster aller Wunden:
Gesellschaftsgeister, die man liebt.

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie sorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu seyn;
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzens so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt, wie Du.

Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt;
Und wem er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß so lang er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sey,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort, und was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

Ich kam hieher, und fand das Frauenzimmer
Ein bischen — ja man sagt's nicht gern — wie immer;
Genug! bis hieher hat keine mich gerührt.
Zwar sag' ich nicht, wie einst Herr Schieb'ler
Von Hamburgs Schönen prädicirt,
Doch bin ich auch ein starker Grübler,
Seitdem Ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wohl schwerlich je vergesse;
Und da begreif'st Du wohl, daß jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maßstab messe.
Du lieber Gott! an Munterkeit ist hie
An Einsicht und an Witz Dir keine eins'ge gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie
Wie käme die heraus ins Reich!

So ein Gespräch wie unsers war im Garten,
Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug,
So aufgeweckt und doch so klug,
Ja darauf kann ich warten!

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehn sie sittenrichtrisch sträflich,
Da heißt's: Der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.
Zeigt man Verstand, so ist auch das nicht recht:
Denn will sich einer nicht bequemen,
Des Grantison's ergebner Knecht
Zu seyn, und alles blindlings anzunehmen,
Was der Dictator spricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie seyd Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern willig,
Auf eigne Fehler streng und gegen fremde billig!
Und zum Gefallen unbemüht
Ist niemand, den Ihr nicht gewönnet.
Ah, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh man sich's versieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel;
Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Drauf ging ich ganz gewiß, hätt' ich nicht so viel Laune,
Brächt' ich mir nicht gar manche Lust vom Zaune,
Lacht' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und dächt' ich nicht, daß Ihr schon oft an mich gedacht.
Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das sage
Ich Euch, besonders an dem Tage,
Wenn Ihr auf Euerm Landgut seyd,
Dem Ort, der mir so manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich so sehr erfreut.
Doch Du verstehst mich nicht, ich will es Dir erklären,
Ich weiß doch, Du verzeihst es mir:
Die Lieder, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem schönen Ort und Dir.

Auf dem See.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unſerm Lauf.

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! ſo gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Wenn mich mein böses Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen g'nug und wagte
Dich aufzusuchen, eh es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebst,
Die Du mir oft so schön beschriebst.

Da ging ich nun in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschminkt, und sucht' und — fand Dich nicht.

Dann schlug ich, angereizt von launischem Verdrusse,
Den armen Frosch am sonnbestrahlten Flusse,
Dann jagt' ich rings umher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgestreckten Hand, die mitten
In ihrem Haschen stille stand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauschend Ohr empfand.

Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder
Den guten und den schlechten Reim.
Oft kehrt' ich noch mit immer schlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günstige Geschicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genieß sie kaum, die süßen letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich sage nicht, was ich empfunden,
Denn mein prosaisches Gedicht
Stimmt dießmal sehr zur Empfindung nicht.

Du haſt die Lieder nun und, zur Belohnung
Für alles was ich für Dich litt,
Beſuchſt Du Deine ſel'ge Wohnung,
So nimm ſie mit,
Und ſing ſie manchmal an den Orten
Mit Luſt, wo ich aus Schmerz ſie ſang;
Dann denk' an mich und ſage: Dorten
Am Fluſſe wartete er lang,
Der Arme, der ſo oft mit ungewognem Glücke
Die ſchönen Felder fühllos ſah!
Käm' er in dieſem Augenblicke —
Eh nun, jetzt wär' ich da.

Jetzt, dächt' ich nun, wär's hohe Zeit zum Schließen;
Denn wenn man ſo zwei Bogen Reime ſchreibt,
Da wollen ſie zuletzt nicht fließen.
Doch warte nur, wenn mich die Laune treibt,
Und Deine Gunſt mir ſonſt verſichert bleibt,
So ſchreib' ich Dir noch manchen Brief wie dieſen.
Willſt Du mir die Geſchwiſter grüßen,
So ſchließe Richtern auch mit ein.
Leb wohl! Und wird das Glück Dein Freund beſtändig ſeyn
Wie ich, ſo wirſt du ſtets des ſchönſten Glücks genießen.

Auf einen Baum

in dem Wäldchen bei Sesenheim.

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die Obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Friederike.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß mich morgen seyn wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig seyn.

Nach Fesenheim.

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer setzen,
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder seyn.

Ueber Tiſch.

Nun ſitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langſam fort,
Und ſeine Seele nicht geſchwinder.

Da ſitz' ich nun vergnügt bei Tiſch,
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar geſottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fiſch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düſter,
Mein Falber ſtolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg ſo gut, als ihn der Küſter
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Stammbuch Johann Peter Reyniers

von Frankfurt am Main.

1680.

„Wer etwas hierin will machen laſſen
Den bitte, Unzucht draus' zu laſſen."

Ein theures Büchlein ſiehſt du hier,
Voll Pergament und weiß Papier,
Das wohl ſchon an die hundert Jahr
Zum Stammbuch eingeweihet war.
Präeſtination iſt ein Wunderring —
Wie es dem lieben Büchlein ging,
So ging es auch, wie's Jeder ſchaut,
Dem König von Garba ſeiner Braut.
Davon ich die Hiſtoriam
Hier nicht erzähl' aus Sitt' und Scham,
Wie ſolches auf dem vor'gen Blatt
Herr Reynier ſich ausgebeten hat.
Möcht' er wohl vorgeſehen haben,
Was drüber kämen für feine Knaben.
Gäng er das Buch für gutes Geld
Für ſeine Freunde weiß beſtellt.
Drei, vier Blätter die ſind beſchrieben,
Die andern ſind auch weiß geblieben,
Hat ſie das Geſchick mir zugedacht.
Nach Erbſchaftsmoder und langer Nacht,
Zog es endlich der Jungfrauen Flor
Aus Schutt und Staub und Graus hervor,
Und gab es mir, und ſchenkt es mir
Als wohlbekannt wegen viel Geſchmier,

Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt' mit Werken meiner Händ';
Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alsobald gemacht,
Da wir wohl hinterm Ofen saßen,
Bersdorfer Aepfel weidlich fraßen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Post und Kirch' zwei große Dieb,
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Christ Ein tausend Jahr
Siebenhundert und vier und siebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag,
Abends mit dem achten Glockenschlag.
Frankfurt am Main des Witges Flor,
Nicht weit vom Eschenheimer Thor,
Findest das Haus nach dem ABC,
Hundert sieben und funfzig **Lit. D.**
Und hiermit mach' ich den Beschluß;
Hab' freilich alles nicht beschrieben,
Genug, was wir zusammen trieben
War nicht **Actus continuus.**

*

Den Abend drauf, nach Schrittschuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staats-Kirschentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier,
Und Aeugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz.

Goethe an Gotter

bei Ueberſendung ſeines Götz von Berlichingen.

Schicke dir hier den alten Götzen,
Magſt ihn nun zu Deinen Heiligen ſetzen,
Oder magſt ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten ſtellen zumal.
Hab's geſchrieben in guter Zeit,
Tag's, Abends und Nachtsherrlichkeit:
Und ſind' nicht halb die Freude mehr,
Da nun gedruckt iſt ein ganzes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern iſt,
Bei denen doch immer die ſchönſte Friſt
Bleibt, wenn man in der ſchönen Nacht
— — — — — — — —
Mögt Euch nun auch ergötzen dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.
Läſſ'ſt, wie ich höre, auch allda
Agiren, tragiren Komödia,
Vor Stadt und Land, vor Hof und Herrn;
Die ſäh'n das Trauerſtück wohl gern.
So ſuch' Dir denn in Deinem Haus
Einen recht tüchtigen Bengel aus,
Dem gieb die Roll' von meinem Götz
In Panzer, Blechhaub' und Geſchwätz.
Dann nimm den Weisling vor Dich hin,
Mit breitem Kragen, ſteifem Kinn,
Mit Spada wohl nach Spanier Art,
Mit Weitnasslöchern, Stützleinbart,
Und ſey ein Falſcher an den Frauen,
Läßt ſich zuletzt vergiftet ſchauen.

Und bring, da haſt Du meinen Taut,
Mich vor die Weiblein ohn' Geſtank.
Muſt all die garſtigen Wörter lindern,
Aus Sch—kerl Schurk, aus — mach' Hintern;
Und gleich' das Alles ſo fortan,
Wie Du ſchon ehmals wohl gethan.

Gotter an Goethe.

Ich schon bis an den neunten Tag
Am Röthlein krank darnieder lag,
Wobei von Weiblein jung und zart,
Wie Weislingen gewartet ward, —
Als mir dein Götz zu Händen kam:
Den alsobald ein Mägdlein nahm,
Und mir's, weil selbst nicht lesen sollt',
Mit süßer Stimm' vorlesen wollt'.

Als aber kaum das Werk begann,
Sie wider einen Sch—kerl rann:
Und wurde flugs wie Scharlach roth,
Drob ich mich lachen thät halb todt.
Sie ließ sich drum nicht schrecken ab,
Marien ein gutes Zeugniß gab,
Auch Götzens Hausfrau liebgewann,
Die ihrem rauhen Panzermann
Stets unbedingt Gehorsam weis't,
Was man an Luther's Räth' nicht preis't.
Die Adelheit nicht komm' ausstehn;
Doch Georgen gern hätt' leben sehn;
Auch Weislingen ein besser End'
Aus Christenliebe hätt' gegönnt.
Den Götzen nicht genug verstand,
Ihn etwas Donquixotisch fand;

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket
Ach wohl ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Dafür soll sie verurtheilt seyn,
Des Herrn Jacobi's Liedelein
Und Löbler's frommes Jurenkind
Stracks herzubeten für ihre Sünd'.

Ob aber nun gleich gesonnen wär',
Den Götz zu spielen zu Deiner Ehr',
Auch einen Bub, der rüstig ist,
Von Schweizerblut, für Götzen wüst',
So thut mir's doch im Kopf' rumgehn,
Wie ich die Thäler und die Höhn,
Die Wälder, Wiesen und Moräst,
Die Warten und die Schlösser fest,
Und Bambergs Bischofs Zimmer fein,
Und des Thurnwärters Gärtlein klein —
Soll nehmen her und so staffiren,
Das Hocuspocus all' changiren.
Auch möchte wohl wem grau'n, daß nicht
Der Reiter seine Roth verricht',
Und Götz, dem Feind zur Schur und Graus,
Streck' seinen — znm Fenster 'naus.

Das Weibsvolk hier ganz störrisch ist,
Weil's Tag und Nacht französisch liest:
Das Mannsvolk, in Paris gewest,
Nur das Theatrum hält fürs best'
Wo Alles züchtiglich geschicht
Und Alles in Sentenzen spricht.
Drum laß Dir nur die Lust vergehn,
Bei ihnen in der Gnad' zu stehn.
Nimm dann mit meinem Dank vorlieb.
Was Dich den Götz zu schreiben trieb,
Das zwickt' auch mich so lange, bis
Ich mich vom Bösen blenden ließ.

Da hast Du die Epistel mein:
Sollt's was für Deine Mädel seyn,
So freute herzlich mich der Spaß.
Ich liebe Dich ohn' Unterlaß.
Du nächstens im Mercurius
Wirst finden was von meiner Mus',
Und freut' mich recht von Herzens Grund,
Wenn Dir der Dreck gefallen kunt.
Schick mir dafür den Doctor Faust,
Sobald dein Kopf ihn ausgebraust.

An Schlosser,

als dieser in lateinischen Versen dem Dichter für ein Gemälde gedankt hatte.

1776.

Du, dem die Musen von den Actenstöcken
Die Rosenhände willig strecken,
Der zweener Herren Diener ist,
Die ärger Feinde sind als Mammonas und Christ,
Den Weg zum Richter selbst mit Blumen Dir bestreust,
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreude leihst,
Kein Wunder, daß auch Deine Gunst
Zu meinem Vortheil dießmal schwärmet,
Das flache Denkmal unsrer Kunst
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß es an Deiner Seite stehn!
Schenk' ihm, auch unverdient, die Ehre!
Und mögest Du an dem Versuche sehn,
Was ich gern Dir und Deinen Musen wäre!

Räthsel.

Viel Männer sind doch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren,
Doch wer uns zu erstatten wagt
Was die Natur uns ganz versagt,
Den darf ich wohl den größten nennen.
Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?

Den Drillingsfreunden von Cöln,

mit einem Bildnisse.

Der Abgebildete
Vergleicht sich billig
Heil'gem Dreikönige,
Dieweil er willig
Dem Stern, der ostenher
Wahrhaft erschienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

Der Bildner gleichenfalls
Vergleicht sich eben
Dem Reiter, der den Hals
Darangegeben,
Wie Hemelink auch gethan,
Ein Held geworden
Durch seine Mannskraft,
Ritter vom Orden.

Darum zusammen sie
Euch nun verehren,
Die zum Vergangenen
Muthig sich kehren,
Stein, Heil'ge, Sammt und Gold
Männiglich strebend
Und altem Tage hold
Fröhlich belebend.

An Uranius.

Carlsbad, 1807.

Himmel ach! so ruft man aus
Wenn's uns schlecht geworden.
Himmel will verdienen sich
Pfaff' und Rittererden.

Ihren Himmel finden viel
In dem Weltgetümmel;
Jugend unter Tanz und Spiel
Meint, sie sey im Himmel.

Doch von dem Claviere tönt
Ganz ein andrer Himmel;
Alle Morgen grüß' ich ihn,
Nickt er mir vom Schimmel.

An Tischbein.

Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thal-Durchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Ahner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibest Du derselbe
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! so wie Du strebest;
Leben! so wie Du belebest,
So genieße! laß genießen!
Bis die Nymphen Dich begrüßen,
Die sich in der Ilme baden,
Und aufs freundlichste Dich laden.

An Denselben.

Alles was Du denkst und sinnest,
Was Du der Natur und Kunst
Mit Empfindung abgewinnest,
Drückst Du aus durch Musengunst.
Farbe her! Dein Meisterwille
Schafft ein sichtliches Gedicht;
Doch, bescheiden in der Fülle,
Du verschmähst die Worte nicht.

An Denselben.

Für das Gute, für das Schöne,
Daß Du uns so reichlich sendest,
Möge jegliche Camöne
Freude spenden, wie Du spendest!
Möge Dir, im nord'schen Trüben,
Aller Guten, aller Lieben
Keine Neigung so bereiten,
Ueberall Dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

An Denſelben.

Statt den Menſchen in den Thieren
Zu verlieren,
Findeſt Du ihn klar darin,
Und belebſt, als wahrer Dichter,
Schaf' und äſiſches Gelichter
Mit Geſinnung wie mit Sinn.
Auch der Eſel kommt zu Ehren
Und haſt uns weiſe Lehren.
Das was Affen nur begonnen,
Kommt durch Tiſchbein an die Sonnen.

Stammbuchs-Weihe.

Muntre Gärten lieb' ich mir,
Viele Blumen drinne,
Und Du haſt ſo einen hier,
Merk' ich wohl, im Sinne.

Mögen Wünſche für Dein Glück
Tauſendfach erſcheinen;
Grüße ſie mit heiterm Blick
Und voran die meinen.

Der Liebenden Vergeßlichen,

zum Geburtstage.

Dem ſchönen Tag ſey es geſchrieben!
Oft glänze Dir ſein heitres Licht.
Uns höreſt Du nicht auf zu lieben,
Doch bitten wir: Vergiß uns nicht!

Mit Wahrheit und Dichtung.

Ein alter Freund erſcheint maskirt,
Und das, was er im Schilde führt,
Geſteht er wohl nicht allen;
Doch Du entdeckſt ſogleich den Reim
Und ſprichſt ihn aus ganz insgeheim:
Er wünſcht Dir zu . . . . . .

Mailied.

Zwiſchen Weizen und Korn,
Zwiſchen Hecken und Dorn,
Zwiſchen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen ſeyn.
Grünt und blühet
Schön der Mai;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felſen beim Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

An den Prinzen von Ligne

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und sang zu meinen Spielen:
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht ob ich ein Dichter sey:
Doch daß ich liebte kennt' ich fühlen.

So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichterischen Thaten.
Man sagt: mir sey als Ernst und Spiel
Nicht übel dieß und jen's gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunst,
Der ich mein Leben treu geblieben;
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dieß, edler Mann, dieß ist die schönste Gunst.

An Schiller.

Mit einer kleinen mineralogischen Sammlung.

Dem Herren in der Wüste brachte
Der Satan einen Stein,
Und sagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brödchen seyn!

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen giebst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

An Madame Wolff.

Zum 10. December 1812.

Erlaubt sey Dir, in mancherlei Gestalten,
Das junge Volk und die ehrwürd'gen Alten
Zum Besten, wie es Dir beliebt, zu halten:
Und Phädra, wüthend, leidenschaftlich groß:
Elisabeth, so lieb- als schonungslos;
Messina's Fürstin, fest, wenn das Geschick bricht,
Jungfrau gestählt, nur gegen Liebesblick nicht;
Clärchen zuletzt, die Jeden so verführt,
Daß er den Kopf wie Belgiens Held verliert.
Der Wechsel bilde Dein beglücktes Reich,
Bleibst Du nur uns, den Freunden, immer gleich.

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Früchte tragen:
Möchteſt Du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Derſelben.

Und wenn ſie zuletzt erfrieren,
Weil man ſie nicht wohl verſchanzet,
Wills ſich's alſobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

Derselben,

zum einundzwanzigsten Juni.

Carlsbad 1808.

Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt,
Wo zum irr'schen Manna geist'ges man genießt:
Nicht vom Gnadenthale, nicht nach Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Thee man trinkt für Blut:
Nein! am Tepelstrande, von der großen Bruck,
Wo die Mohrenbande schaut Sanct Nepomuck,
Zu dem weißen Hirschen, der beständig rennt,
Ohne daß ein Pirschen seine Straße hemmt,
Eile dieses Blättchen, munter und geschwind,
Wo im kurzen Bettchen ruht das längste Kind.

Nennet mir bei Zeiten gleich den schönsten Tag,
So daß niemand streiten, niemand zweifeln mag.
„Meinst Du den, wo's Krippchen frömmlich bunt geschmückt?
„Den, wo sich am Püppchen Püppchen hoch entzückt?
„Den vielleicht vor Fasten? wo's am tollsten geht,
„Wo man ohne Rasten sich mit Liebchen dreht.
„Ist es Ostern? Pfingsten? Corpus Domini?
„Freundchen! du besingst'en; frisch zur Melodie!"

Keiner ist der meine, der sich rücken läßt;
Einer ist's, der Eine, dieser steht so fest.
Läßt er nach sich blicken, wünscht man ihn heran;
Hat man ihn im Rücken, gleich fängt's Trauern an.
Bruder nicht noch Schwester hat er für und für,
Und man glaubt Sylvester steh' schon vor der Thür.

Trum mit Wohlbedachte grüßt ihn ehrenvoll,
Weil er, was er brachte, wohl uns lassen soll.
Wird er gleich entweichen, wie nun Tage sind;
Läßt er seines Gleichen uns das längste Kind.

Froh am schönen Feste soll's in Carlsbad seyn!
Ein paar hundert Gäste stellten schon sich ein.
Gleich soll jeder haben was ihm convenirt:
Früh mit Wassergaben jeder wird tractirt,
Freuet sich nicht minder als beim größten Schmaus,
Denn er geht gesünder, als er kam, nach Haus.
Lieblicher Gedudel tönte gestern Nacht;
Lust'ger ist der Sprudel heut schon aufgewacht.
Frischlich angefeuchtet steht der Fels umlaubt;
Kreuzes Panner leuchtet um das kahle Haupt.
Herzlich grüßt der Biedre dieses Tages Stern,
Hoch wird alles Niedre, Hohes neigt sich gern.
Der verschloßne Stolze grüßet heiter, mild;
Thät'ger wird Graf Bolze, Herr vom goldnen Schild.

Doch sie kömmt geschritten! Schaut nur wie sie steigt,
Wo sich auf Graniten manche Blume zeigt.
In den bunten Höhen eil' ihr nachzugehn
Wo die Orchideen und Dianthen stehn,
Und Ornithogalen weiß und schlank wie sie.
Ihr zu Liebe strahlen Lenz und Sommer hie.
Doch die Wetterkenner, zweifelnd stehn sie dort,
Wohlbedächt'ge Männer! Und Du schreitest fort,
Pflückest junge Rosen, lächelst leichtem Stich;
Wie im Lande Gosen sonnt es rings um Dich.
Reich an Sträuß- und Kränzen, trotz dem Wettengraus
Bringst die Excellenzen ungenetzt nach Haus.
Folge so Dir immer, wie sich's wölken mag,
Heitrer Sonnenschimmer, Dir zum eignen Tag!
Trotz dem Wetterbüchen geh's Dir jungem Blut,
Tochter, Freundin, Liebchen, wie Du's werth bist, gut!

In das Stammbuch

der Gräfin Tina Brühl.

Carlsbad, den 21. Juli 1785.

Warum siehst du Tina verdammt, den Sprudel zu trinken?
Wohl hat sie es verdient an allen, die sie beschädigt,
Und zu heilen vergessen, die an der Quelle des Lethe
Becher auf Becher um schlürfen, die gichtischen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu spülen, und, will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundschaft sich zu curiren.

An Gräfin Constanze von Fritsch.

Weimar, den 30. November 1813.

Die Freundin war hinausgegangen
Um in der Welt sich umzuthun,
Doch wird sie bald nach Haus gelangen
Und auf gewohnte Weise ruhn.
Und neigt sich dann das artige Köpfchen,
Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen,
Nach einem küssenweichen Sitzchen:
So bietet freundlich Ihr das Mützchen.

An Dieſelbe.

Bei Ueberſendung eines Penſée-Bouquets.

Weimar, den 27. Februar 1814.

Die deutſche Sprache wird nun rein,
Penſée darf künftig nicht mehr gelten:
Doch wenn man ſagt: Gedenke mein!
So hoff' ich ſoll uns niemand ſchelten.

An Dieſelbe.

Bei ihrer Reiſe nach Petersburg.

Weimar, den 12. November 1815.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiſelauf;
Unter Schneegeſtöber-Flocken
Suchſt Du mir was Liebes auf.

Derſelben.

Den 6. December 1816.

Dein Oſtgeſchenk weiß ich zu ſchätzen,
Von Weſten ſey Dir dieß gebracht.
An Dank hab' ich ſchon viel gedacht,
Doch will ſich's nicht ins Gleiche ſetzen.

Myſtiſche Erwiederung.

Aus düſtern Kloſterhallen ſchallen
Verhaltne Seufzer und verhallen
An unſres Herzens Bebewand;
Dann ſoll auch unter Purpurthronen,
Safran-Gehängen prächtig wohnen,
Dem Du ein Auge zugewandt.

Allfort empfangen uns begeiſtet
Geſchmacksgerüche; wer erreifet
Des Doppelpaares hohen Preis?
Doch Kutt' und Purpur ſind ergötzlich,
Gerüche, Schmäcke überſchätzlich
Dem der ſich Deine Gnade weiß.

Mit einem buntgeſtickten Kiſſen.

Nicht ſoll's von Ihrer Seite kommen
Sobald es einmal Platz genommen:
Mich denkend ſieh es freundlich an,
Mich liebend lehne Dich daran.

Zu einer Handſchrift Friedrich's des Großen.

Das Blatt wo Seine Hand geruht
Die einſt der Welt geboten,
Iſt herzuſtellen fromm und gut.
Heil Ihm dem großen Todten!

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wieſen,
Iſt es das Thal?

Blauliche Friſche!
Himmel und Höh!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain;
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

An Herrn Obristlieutenant von Boch.

Den 22. October 1813.

Von allen Dingen, die geschehn,
Wenn ich es redlich sagen sollte,
So war's, Kosaken hier zu sehn,
Nicht eben was ich wünschen wollte.

Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Kosak mir lieb und gut.

An Herrn Regierungsrath Pencer.

Bei Uebersendung eines rheinl. Ducaten.

Nein! frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elb' ich dazumalen.

Dresden, den 15. August 1813.

Jetzt, da man überm Rheine ficht,
Will ich mit Rheingold sie bezahlen.

Weimar, den 16. Februar 1814.

An Herrn Obriſt von Geismar.

Weimar, am 21. October 1815, Nachmittags 3 Uhr.

Dem wir unſre Rettung danken
Aus den Händen wilder Franken,
Nimm zur Jahresfeier-Stunde
Heißen Wunſch vom treuſten Munde.

An Herrn Hofrath Förſter in Berlin.

Jena, den 27. September 1820.

Als an der Elb' ich die Waffen ihm ſegnete,
Dem Bekreuzten am Neckar begegnete,
Da fehlte ihm noch das Dritte,
Der Gegenſatz zur ſiebenten Bitte.
Sie heißt: von allem Böſen
Mögeſt, Herr, uns gnädigſt erlöſen:
Hier heißt es: Gieb das Beſte
Und mach' das Leben zum Feſte!
Da er nun auch das erfahren,
Möge Gott ihn lange bewahren.

Madame Catalani.

Carlsbad, am 14. Auguſt 1818.

Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört keiner je ſich ſatt:
Denn man erfährt zum erſtenmal,
Warum man Ohren hat.

Dem Grafen Loeben.

Carlsbad, den 18. Auguſt 1818.

Da Du gewiß, wie Du mir zugeſagt,
Nach meinem Scheiden feiern willſt mein Leben:
So laß mich Dir, da es noch beiden tagt,
Ein freundlich Wort zu Deinem Tage geben.

An Denſelben,

nach deſſen Tode den 3. April 1825.

Nun iſt's geſchehn! Dir hat ein herber Streich
Das ſchöne Lebensglück entriſſen:
Drum iſt es beſſer, auf der Stelle gleich
Die Freunde preiſen, die Geliebte küſſen.

An Herrn Abbate Bondi.

Den 5. August 1812.

Aus jenen Ländern ächten Sonnenscheines
Beglückten oft mich Gaben der Gefilde:
Agrumen reizend, Feigen süß und milde,
Der Mandeln Milch, die Feuerkraft des Weines.

So manches Musenwerk erregte meines
Nordländ'schen Geistes innigste Gebilde,
Wie an Achillens' lebensreichem Schilde
Erfreut' ich mich des günstigsten Vereines:

Und daß ich mich daran begnügen könnte,
War mir sogar ein Kunstbesitz bereitet,
Erquickend mich durch Anmuth wie durch Stärke.

Doch nichts erschien im größeren Momente,
Voll innern Werths, von so viel Glück begleitet,
Als durch Louisen, Bondi, Deine Werke.

Gräfin O'Donell [10]

als Eleonore.

(Zum Schluß einer dramatischen Vorstellung.)

Teplitz, 1812.

Wenn's jemand ziemt, zu sprechen mit Vertrauen,
So ziemt es mir: ich stelle heut den Chor
Gebildeter und liebevoller Frauen,
Der sich so gern um Sie versammelt, vor.
Mir ist vergönnt, an Ihr hinaufzuschauen,
Mich zu erquicken an dem frischen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt
Und Frauenwürde ewiglich bestätigt.

An Gräfin O'Donell. [11]

Carlsbad, den 8. August 1818.

Ich dachte Dem, und Farben bunt erblühen,
Im Sonnenglanz mir vorm Gesicht,
Von Blättern sah ich mancherlei ergrünen,
Da waren Rosen, auch Vergiß-mein-nicht!
Viele dazwischen, golden anzuschauen,
Durchscheinend alles, rings ein goldner Kranz;
Und angestimmt das hohe Lob der Frauen —
Nun Becher, zu der Freundin! Bleibe klar und ganz.

An Gräfin O'Donell. [1]

Carlsbad, den 1. Mai 1820.

Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch Ihr Becher ſteht:
Doch nur wenigen bekannt wird
Was von Ihrem Grabe weht:

Sag' ich: Freundin! halte heilig
Was dir von der Holden blieb,
Die ſo groß — ach übereilig! —
Von den Allertreuſten ſchied.

Uns, den Liebenden, den Treuen,
Sey nun weiter nichts begehrt:
Nur iſt, wenn wir Sie erneuen,
Unſer Leben etwas werth.

Herrn Staats-Miniſter von Voigt

zu deſſen Jubiläum

am 27. September 1816.

Von Berges Luft, dem Aether gleich zu achten,
Umweht, auf Gipfelfels hochwaldiger Schlünde,
Im engſten Stollen, wie in tiefſten Schachten
Ein Licht zu ſuchen, das den Geiſt entzünde,
War ein gemeinſam köſtliches Betrachten,
Ob nicht Natur zuletzt ſich doch ergründe?
Und manches Jahr des ſtillſten Erdelebens
Ward ſo zum Zeugen edelſten Beſtrebens.

Im Garten auch wo Dichterblumen ſproſſen,
Den äußern Sinn, den innern Sinn erquicken,
Gefahrlos nicht vor luftigen Geſchoſſen
Wie ſie Eroten hin und wieder ſchicken,
Da haben wir der Stunden viel genoſſen
An friſch belebter Vorwelt heitern Blicken,
Geſellend uns den ewig theuren Geiſtern,
Den ſtets bereiten, unerreichten Meiſtern.

Dahin bewegten wir, von dornigen Pfaden
Verworrnen Lebens, gern die müden Schritte,
Dort fanden ſich, zu gleicher Luft geladen,
Der Männer Tiefſinn, Frauengeiſt und Sitte,
Und Wiſſenſchaft und Kunſt und alle Gnaden
Des Muſengottes, reich, in unſrer Mitte;
Bis endlich, längſt umwölkt, der Himmel wettert,
Das Paradies und ſeinen Hain zerſchmettert.

Nun aber Friede tröſtend wiederkehret,
Kehrt unſer Sinn ſich treulich nach dem Alten,
Zu bauen auf was Kampf und Zug zerſtöret,
Zu ſichern wie's ein guter Geiſt erhalten. —
Verwirrend iſt's wenn man die Menge höret:
Denn jeder will nach eignem Willen ſchalten:
Beharren wir zuſammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köſtlichſten Gewinne.

Dem Fürſten Hardenberg.

Zum ſiebzigſten Geburtstag.

Wer die Körner wollte zählen
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen
Solchem Strome nachzuſinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken
Wenn wir in Dein Leben ſchauen,
Freien Geiſt in Erdeſchranken,
Feſtes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügſam glückliche Geſchäfte.
Segen Dir von Mund zu Munde!
Neuen Muth und friſche Kräfte!

An Lord Byron. [15]

1823.

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden.
Es ruft uns auf, zum Edelſten zu wandern,
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich dem, den ich ſo lang begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne ſagen?
Ihm der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt das tiefſte Weh zu tragen.

Wohl ſey Ihm doch wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt ſich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich Ihn erkannt mög' er Sich kennen.

Saget ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern,
Liebchen iſt da!

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,

Ottilien von Goethe. [16]

Ehe wir nun weiter ſchreiten
Halte ſtill und ſieh Dich um:
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten,
Und ſie ſind auch wieder ſtumm.

Was Du mir als Kind geweſen,
Was Du mir als Märchen warſt,
Magſt in Deinem Innern leſen,
Wie Du Dir es offenbarſt.

Deiner Treue ſey's zum Lohne,
Wenn Du dieſe Lieder ſingſt,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-ſchöne Knaben bringſt.

An Geheimerath von Willemer.

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würd'ge Schranken,
Goldneres hab' ich genossen
Als ich Euch ins Herz geschlossen.

Goldner glänzten stille Fluthen
Von der Abendsonne Gluthen,
Goldner blinkte Wein, zum Schalle
Glockenähnlicher Krystalle.

Weisen Freundes goldne Worte
Lispelten am Schattenorte,
Erster Kinder treu Bekenntniß
Elterliches Einverständniß.

Goldnes Netz das Euch umwunden,
Wer will dessen Werth erkunden?
Wie dem heil'gen Stein der Alten
Muß sich Golde Gold entfalten.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Euch goldne Worte,
Wenn die Lettern schwarz gebildet
Liebevoll der Blick vergoldet.

An Grafen Paar. [16]

Carlsbad, den 12. Auguſt 1818.

Der Berge denke gern, auch des Geſteins
Sie waren Zeugen freundlichſten Vereins.
Zutrauen ſchnell gegeben, ſchnell gefunden
Beſchleunigte das Glück gezählter Stunden.
Behagen ſchaut nicht vorwärts, nicht zurück,
Und ſo vereweigt ſich der Augenblick!

An Grafen Paar. [17]

Carlsbad, am 16. Auguſt 1818. Nachts.

Dem Scheidenden iſt jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehet:
Ein Zeuge bleibt's wie ſinnig ſie gewandelt.
So wird ein Nichts zum höchſten Schatz verwandelt.

Wenn aber ſolche Gabe tiefen Werth,
Geſtaltet, mit ſich führt, für ſich allein
Dem Sinn des Künſtlers wünſchenswerth begegnete:
Wie muß das nun ein Schatz der Schätze ſeyn,
Wenn ihn der Freund im Scheiden treulich ſegnete!

Der Gräfin Titinne O'Donell,

die eine meiner Schreibfedern verlangte. [20]

Als der Knabe nach der Schule,
Das Pennal in Händen, ging
Und mit ſtumpfer Federſpule,
Lettern an zu kritzeln fing,
Hofft' er endlich ſchön zu ſchreiben
Als den herrlichſten Gewinn;
Doch daß das Geſchriebne bleiben
Sollte, ſich durch Länder treiben,
Gar ein Werth der Federſpule
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemelſtuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.

Derſelben. [21]

Die abgeſtutzten, angetauchten,
Die ungeſchickten, vielgebrauchten
Haſt du, die Freundliche, gewollt.
Nun aber nimm ein friſch Gefieder
Das niederſchreiben ſüße Lieder
Allſchönſter Tage Dir geſellt.

An Gräfin Jaraczewska. [17]

Mit einem neu eingebundenen Exemplar von Arnaud's Baruthe

Carlsbad, den 5. September 1818.

Da sieht man wie die Menschen sind:
Nur Leidenschaft und kein Gewissen!
Wie haben sie dem schönen Kind
Das Röckchen halb vom Leib gerissen!
Doch mir begegnete das Glück in später Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich weiden:
Dir, Freundin, dank' ich die Gelegenheit
Den holden Schatz von Kopf bis Fuß zu kleiden.

An Fürst Biron von Curland. [18]

Carlsbad, den 8. September 1818.

Als Luther's Fest, mit gläubiger Schaar,
Im vorigen Herbst gefeiert war,
Dacht' ich es brauche hundert Jahr
Um es mit Würde zu erneuen:
Doch beim verliehnen Ehrenkleid,
Wie ernst es ist und kräftig mild,
Beim Hercules und seinem Schild
Kann ich der Feier mich an jedem Tage freuen.

Grafen Carl Harrach. [24]

Carlsbad, den 25. September 1819.

Die ſich herzlich oft begrüßten,
Die das Leben ſich verſüßten,
Führt ein guter Geiſt zur Stelle
Wieder an dieſelbe Quelle!
Treues Wirken, reines Lieben
Iſt das Beſte ſtets geblieben.

Der vollkommenen Stickerin. [25]

Marienbad, am 28. Auguſt 1821.

Ich kam von einem Prälaten,
Dem die herrlichſten Stolen
Ueber die Schulter hingen,
Worauf unverholen
Wunderthaten
Der Heiligen auf und nieder gingen.

Mir aber war ein andres beſcheert:
Lieblichſte Blumen-Gehänge,
Farbenglanz und Uebergänge
Wie Natur den Künſtler belehrt.
Ein allerliebſtes Frühlings-Gelände,
Mit Nadeln zierlich ſchattirt und gebrochen;
Daß, wäre ſelbſt das Herz durchſtochen,
Man es gewiß gar wohl empfände;
Und wert es nur zu Feiertagen
Süßer Namen und lieber Geburten tragen.

Mit des Dichters Porträt.

Den 2. April 1819.

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog von Norden.
Als die Frucht gespeis't geworden
Eilt sich wieder einzustellen
Das Gehäus woher es kommen.
Bringet keine süßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte,
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

An Freund Melisch.

Durch Vermittlung einer Theuren
Geht ein Täschchen bis zur Elbe,
Kommt, vom Freunde zu betheuren:
Immer bleibet er derselbe.

Immer wie in Dornburg's Gauen,
Wo, im allerbesten Weine,
Waren hell im Sonnenscheine
Berg' und Thäler anzuschauen.

Du nun an der reichen Elbe,
An dem spiegelbreiten Flusse,
Weit entfernt vom trauten Kusse
Bleib' auch immerfort derselbe.

An Fräulein Caſimira Wotowska.

Dein Teſtament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollendet,
Vermächtniß nach Vermächtniß ausgeſpendet,
Zufrieden jeder ſeinen Theil zu haben,
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär' es vor dem Du Dich ganz vermachteſt.

Geſendet von Marienbad

einer Geſellſchaft verſammelter Freunde

zum 28. Auguſt 1823.

In Hygiea's Form beliebt's Armiden
Im Wartgebirg ſich Schlöſſer aufzubauen,
Verſpricht dem Kranken Heil, dem Lebensmüden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen;
Dem halb Geneſenen ſchnell zu heiterm Frieren
Entfaltet ſich ein Kreis erleſ'ner Frauen,
Dann weiß ſie uns nach aller Art zu kirren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.

So wird von Tag zu Tag ein Traum gerichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthiſch Weſen,
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen ſich ein Kreis erleſen,
Wo er ſich mir und ich mich ihm verpflichtet,
Dort fühl' ich mich vollkommener geneſen.
So trägt es mich zum ehrenvollen Feſte,
Schon bin ich da! — Geſegnet alle Gäſte!

Marienbad 1823.

Du hatteſt längſt mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben:
Ein ſüßer Mund blickt uns gar freundlich an,
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Tadelt man daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben.
Tadel iſt von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten.
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.

Du Schüler Howard's, wunderlich
Siehſt Morgens um und über dich
Ob Nebel fallen, ob ſie ſteigen,
Und was ſich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne ballt ſich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und eben drüber flüchtig ſchweifen
Gefiedert weiße luft'ge Streifen;
Doch unten ſenkt ſich grau und grauer
Aus Wolkenſchicht ein Regenſchauer.

Nur wenn bei ſtillem Dämmerlicht
Ein allerliebſtes Dreugeſicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du ob's heitert? ob es regnet?

Wenn ſich lebendig Silber neigt,
So giebt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts ſteigt
Iſt blaues Zelt zugegen.
Auch ſinke viel, es ſteige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb lebend'gen Herzens.

Du gingſt vorüber? Wie! ich ſah dich nicht;
Du kamſt zurück, dich hab' ich nicht geſehen —
Verlorner, unglückſel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie ſoll mir das geſchehen?

Doch tröſt' ich mich und du verzeihſt mir gern,
Entſchuldigung wirſt du mit Freude finden;
Ich ſehe dich, biſt du auch noch ſo fern!
Und in der Nähe kannſt du mir verſchwinden.

Am heißen Quell vertringſt du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwiſt;
Denn wie ich dich ſo ganz im Herzen trage,
Begreif' ich nicht wie du wo anders biſt.

Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen;
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

An Madame Marie Szymanowska.

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz erleichtert merkt behende
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

In das Stammbuch

der Frau Hofmarschall von Spiegel.

Januar 1821.

Der Dichtung Faden läßt sich heut nicht fassen;
Ich bitte mir die Blätter weiß zu lassen!

Am 25. Februar 1824.

Seit jenen Zeilen bis zum heutigen Tage
Sind fast zweihundert Wochen fortgeschritten,
Und immer ist es noch die alte Klage
Als lasse sich die Muse nicht erbitten;
Doch wenn ich sie im Stillen ernstlich frage,
Versetzt sie mich, mit Adlerflug, inmitten
Von jener Feier einzigen Augenblicken,
Wie es erscholl im freudigsten Entzücken:

„Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe."

„Da ſprach das Lied, ſo heiter als bedächtig,
Von König Rother's unbezwungner Kraft,
Dem, wie er ſchon in Waffen groß und mächtig,
Auch Liebe nun das höchſte Glück verſchafft.
Als Pilger ging, als Gaſt freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt ſie weggerafft,
Zum ſchönſten Glück, zum höchſten Muttererbe:
Von ihnen ſtammt Pipin und Carl der Große."

Wie denn das Gute, Schöne nimmer ſchwindet
Und, immer wirkend, immer ſich erhält,
Sich ungeſäumt zum höchſten Wahren findet,
Als lebend zu Lebendigem geſellt;
Und glücklich iſt wer ihnen ſich verbindet,
Beſtändig bleibt ihm die bewegte Welt;
So war's auch mir im Augenblick, dem ſüßen,
Nach langer Zeit die Freundin zu begrüßen.

Der zierlichſten Undine.[30]

Gieb acht! es wird dir allerlei begegnen,
Biſt du im Trocknen wird es regnen,
Zum Schwimmen wird die Welle ſich verſagen,
Wen aber haſt du deßhalb anzuklagen? —
Merkſt du nicht eiferſücht'gen Zorn?
Ein Lächeln wird er wohl verdienen;
Und du verzeihſt dem Onkel Kühleborn,
Man ſagt ihm nach er liebe ſelbſt Undinen.

Reichthum und Blüthe.[31]

Blumen und Geld zugleich
Machen reich.
Goldnen Rahmen ſiehſt Du erfüllt
Mit Deinem Bild.
Sieh nur wie köſtlich es iſt
Was Du haſt und biſt.

An ****

Mit einem in einander geſchlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz.

Myrt' und Lorbeer hatten ſich verbunden:
Mögen ſie vielleicht getrennt erſcheinen,
Wollen ſie, gedenkend ſel'ger Stunden,
Hoffnungsvoll ſich abermals vereinen.

An Geſunde und Geneſende.

Das holde That hat ſchon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt,
Die Nachtigall ſingt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl das ihr entgegen quillt;
Erfreue dich der gottverliehnen Gaben!
Froh, wie er dich erſchuf, will er dich haben.

Julien Gräfin Egloffſtein. [36]

Freundlich werden neue Stunden
Zu vergangnen ſich geſellen,
Blüthen, Blumen, wohl empfunden,
Bleiben ewig Immortellen.

Derſelben.

Reiſe-Segen. [37]

Sey die Zierde des Geſchlechts! —
Blicke weder links noch rechts;
Schaue von den Gegenſtänden
In Dein Innerſtes zurück;
Sicher traue Deinen Händen,
Eignes fördre, Fremdes Glück.

An Julien.

Zur Dresdner Reise.

Ein guter Geist ist schon genug,
Du gehst zu hundert Geistern,
Vorüber wandelt Dir ein Zug
Von großen, größern Meistern.
Sie grüßen alle Dich fortan
Als seinen Jung-Gesellen,
Und winken freundlich Dich heran
Dich in den Kreis zu stellen.
Du stehst und schweigst am heil'gen Ort
Und möchtest gerne fragen,
Am Ende ist's ein einzig Wort
Was sie Dir alle sagen.

Entoptiſche Farben.

An Julien.

Laß Dir von den Spiegeleien
Unſrer Phyſiker erzählen,
Die am Phänomen ſich freuen,
Mehr ſich mit Gedanken quälen.

Spiegel trüben, Spiegel trüben,
Doppelſtellung auserleſen;
Und dazwiſchen ruht im Trüben
Als Kryſtall das Erdenweſen.

Dieſes zeigt, wenn jene blicken,
Allerſchönſte Farbenſpiele,
Dämmerlicht, das beide ſchicken,
Offenbart ſich dem Gefühle.

Schwarz wie Kreuze wirſt du ſehen,
Pfauenaugen kann man finden;
Tag und Abendlicht vergehen
Bis zuſammen beide ſchwinden.

Und der Name wird ein Zeichen,
Tief iſt der Kryſtall durchdrungen:
Aug' in Auge ſieht dergleichen
Wunderſame Spiegelungen.

Laß den Macrocosmus gelten,
Seine ſpenſtiſchen Geſtalten!
Da die lieben kleinen Welten
Wirklich Herrlichſtes enthalten.

An Julien. [59]

Von ſo zarten Miniaturen,
Wie der ſchönen Hand ſie glücken,
Schreiteſt Du auf breitre Spuren
Wichtiger umher zu blicken.

Heil den ernſteren Geſchäften!
Seligen Erfolg zu ſchauen,
Einigeſt zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

Julien. [60]

Abgeſchloſſen ſey das Buch,
Es enthält fürwahr genug;
Was davon Dich kann erfreuen
Wird ſich immerfort erneuen,
Und was mag dem Scheiden frommen,
Als ein baldig Wiederkommen?

Herrn Kanzler von Müller.

Weimar, den 3. April 1822.

Will ſich's wohl ziemen Dir zum zweitenmale
Dieſelbe Gabe feſtlich darzubringen?
Den Dichter-Trank in Deiner eignen Schale
Und nur dazu das alte Lied zu ſingen?
So ſey es denn! — Es bleiben alte Lieder
Den Chriſt-Gemeinden wie gewohnt erbaulich;
Und hört er Freundes Wunſch und Segen wieder,
Er findet ſie wie immer lieb und traulich.

Herrn Grafen Caſpar Sternberg.

Wenn mit jugendlichen Schaaren
Wir beblümte Wege gehn,
Iſt die Welt doch gar zu ſchön!
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Edler uns geſellt,
O wie herrlich iſt die Welt!

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll;
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

An Denſelben,

bei ſeiner Abreiſe aus Weimar.

Mit der Taſchenausgabe meiner Werke.

Deinem Wege, langen Stunden
Unterhaltung ſey gefunden
Durch des Freundes Lieb' und Pflicht:
Kleine Bändchen, kurz Gedicht.

An Alexander von Humboldt.

Weimar, den 12. Juni 1816.

An Trauertagen
Gelangte zu mir Dein herrlich Heft!
Es ſchien zu ſagen:
Ermanne dich zu fröhlichem Geſchäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Geſetzen;
Das wußteſt du ja ſonſt zu ſchätzen,
Erheitre ſie, durch mich, dein ſchwer bedrängt Gemüth!

An Sulpiz Boiſſerée.

Epiphanias 1816.

Haſt den Anker feſt im Rheine liegend
Für das wohl beladne Schiff,
Bleibe doch in Neckarbuchten ſchmiegend,
Hier iſt kein Korallenriff.

Aber da wo jeder Tag erzeuget
Hinderniß auf Hinderniſſe thürmend auf,
Oder ſchlimmer noch ſie wiegend beuget,
Richteteſt Du wohl dahin den Lauf?

An Klinger.

Mit einem Bilde des elterlichen Hauſes zu Frankfurt.

An dieſem Brunnen haſt auch Du geſpielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderſtab aus frommer Mutter Hand
Nahmſt Du getroſt ins fernſte Lebens-Land,
Und magſt nun gern verleſchnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des erſten Schritts Dich freun.

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verſchiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben, —
Drum auf frohes Wiederſehn!

Mit der Jubiläums-Medaille

1826

Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maaß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt ſchwärmende Gedanken.

An Gräfin Caroline von Egloffſtein

Was dem Auge dar ſich ſtellet,
Sicher glauben wir's zu ſchaun,
Was dem Ohr ſich zugeſellet,
Giebt uns nicht ein gleich Vertraun;
Darum Deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte
Uebrig läßt er keinen Wahn.

Der gepriesten Freundin

Caroline Gräfin von Egloffstein

am 1. Januar 1828.

(Folgende Gedichte beziehen sich auf ein Stammbuch der Gräfin, dessen Decke geschmackvoll verziert war: die Vorderseite mit einem Bildchen des römischen Hauses im Park zu Weimar, die Rückseite mit der Einsiedelei daselbst.)

Lina! Dir zum neuen Jahr
Bring' ich schnell den Commentar
Deiner schön geschmückten Decke.
Früheres bewährt sich treu,
Neuen Tagen sey es neu,
Nur so weiter eine Strecke!

Vorderseite.

Römisch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der ächte deutsche Sinn,
Ja der Weltsinn ist Gewinn.

Rückseite.

Der's gebaut vor funfzig Jahren
Sieht es noch am Wege stehn,
Liebespaar vorübergehn,
Wie wir andern damals waren

Als die Büſche lieblich kühlten,
Lichter in dem Schatten ſpielten:
Wo ſich Liebende verſtanden,
Immer ſuchten, oft ſich fanden
Zu geſellig friſchem Leben,
Wie wir's euch nun übergeben.

Meinem Freunde von Knebel [47]

zum 30. November 1817.

Luſtrum iſt ein fremdes Wort!
Aber wenn wir ſagen:
Luſtra haben wir auf Ort
Acht bis neun ertragen,
Und genoſſen und gelebt,
Und geliebt bisweilen;
Wird, wer nach dem Gleichen ſtrebt,
Heute mit uns theilen.
Wenn wir ſagen: das iſt viel!
Denn das Leben ſtreuet
Blum' und Dorne! — Ziel iſt Ziel!
Das uns heute freuet.

An Bernhard von Knebel [1]

Weimar, den 30. Nov. 1790.

Den November, den dreißigſten,
Feire ſtets als heiligen Tag
Mit Opfern, wie's nur dem fleißigſten,
Dem beſten Sohne gelingen mag:
Denn der Vater iſt heut geboren,
Der Dich liebt wie's billig iſt.
Kindlein, ſey ihm zugeſchworen!
Freude nur bringt was willig iſt.

Als kleinen Knaben hab' ich Dich geſehn,
Mit höchſtem Selbſtvertraun der Welt entgegengehn;
Und wie ſie Dir im künftigen begegnet,
So ſey getroſt, von Freundes Blick geſegnet.

Jena, den 29 März 1817.

An Gräfin Marie von Einſiedel,

geboren Jena den 18. October 1819.

Zum Taufttage den 30. October 1819

treuliches Gingedinke.

Töchterchen! nach trüben Stunden
Zu der Eltern Luſt erſchienen,
Haſt ſo jung das Glück gefunden
Den Geliebteſten zu dienen.
Mögeſt Du den frohſten Stunden
Ihres Lebens blühend grünen.

Wiegenlied

beim jungen Mineralogen

Walter von Goethe

Den 21. April 1818.

Singen ſie Blumen der künftigen Ruh,
Käfer und Vögel und Thierchen dazu;
Aber Du wacheſt, wir treten herein,
Bringen was ruhiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein luſtiges Spiel!
Was man auch würfe und wie es auch fiel.
Kindiſchen Händchen entſchlüpft ſich ſo fein
Knöchlein und Bohnen und Edelgeſtein.

Knabe, Du ſieheſt nun Steine behaun,
Ordnend ſich fügen, zu Häuſern ſich baun.
Wohl! Du verwunderſt Dich, ſtimmeſt mit ein:
Das iſt wahrhaftig ein nützlicher Stein!

Spielſt Du mit Schuſſern, das Kügelchen rollt,
Dreht ſich zur Grube ſo wie Du gewollt,
Läufeſt begierig auch hinter ihm drein,
Das iſt fürwahr wohl ein luſtiger Stein!

Steinchen um Steinchen verzettelt die Welt,
Wiſſende haben's zuſammen geſtellt;
Trittſt Du begierig zu Sälen herein,
Siehſt Du zuerſt nicht den Stein vor dem Stein.

Doch unterſcheideſt und merkeſt genau:
Dieſer iſt roth und ein andrer iſt blau,
Einer, der klärſte, von Farben ſo rein,
Farbig erblitzet der edelſte Stein.

Aber die Säulchen wer ſchliff ſie ſo glatt,
Spitzte ſie, ſchärfte ſie glänzend und matt?
Schau in die Klüfte des Berges hinein,
Ruhig entwickelt ſich Stein aus Geſtein.

Ewig natürlich bewegende Kraft
Göttlich geſetzlich entbindet und ſchafft;
Trennendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geiſter und unten der Stein.

Nun! wie es Vater und Ahn Dir erprobt
Gott und Natur und das All iſt gelobt!
Komme! der Stiftende führet Dich ein,
Unſerem Ringe willkommener Stein!

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

Zum Geburtstag,

mit meinen kleinen Gedichten.

Jena, den 22. Mai 1817.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet
Sey dieser auch Ihr zugewandt,
Und wenn Sie hier Bekannte findet
So hat Sie sich vielleicht erkannt.

In ein Stammbuch.

Wen ein guter Geist beſeſſen
Hält ſich das Gedächtniß rein;
Alles Uebel ſey vergeſſen
Eingedenk der Luſt zu ſeyn!
Bleib' ein fröhliches Vermächtniß
Jed' Ergötzen, jede Ruh;
So belebe Dein Gedächtniß
Und dann denke mich dazu!

In das Stammbuch

meinem lieben Enkel

Walter von Goethe

unter folgende Worte Jean Paul's

Der Mensch hat reichlich Minuten: eine zu lächeln, eine zu ſeufzen, und eine beide zu lieben: denn mitten in dieſer Minute ſtirbt er.

Ihrer ſechzig hat die Stunde,
Ueber tauſend hat der Tag;
Söhnchen, werde Dir die Kunde
Was man alles leiſten mag.

Find' in dieſer Büchlein Reihe
Manches Alte, manches Neue!
Sie, zu ihnen wiederkehrend,
Stets erfreuend, oft belehrend.

Viel gute Lehren ſtehn in dieſem Buche;
Summir' ich ſie, ſo heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend ſich umher und freundlich ſuche,
So findeſt du was Geiſt und Herz ergötzt.

Schul-Pforta

Ehre, Deutſcher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe ſpielte ſinnig
Klopſtock einſt auf dieſem Platz.

An dem ſtillbegränzten Orte
Bilde Dich ſo wie's gebührt;
Jüngling! öffne Dir die Pforte,
Die ins weite Leben führt.

An Demoiſelle Sontag.

Ging zum Pindus, Dich zu ſchildern:
Doch geſchah's zu meiner Qual:
Unter neun Geſchwiſter-Bildern
Wogte zweifelnd Wahl um Wahl.
Phöbus mahnt' mich ab vom Streben:
Sie gehört zu unſerm Reich:
Mag ſie ſich hieher begeben
findet wohl ſich der Vergleich.

Daß man in Güter dieſer Erde
Zu theilen ſich beſcheiden werde —
Singt manches alt und neue Lied.
Und wären's zarte Liebes-Gaben,
Mit wem wir ſie zu theilen haben
Das macht den großen Unterſchied.

Die Gegenwart weiß nichts von ſich:
Der Abſchied fühlt ſich mit Entſetzen.
Entfernen zieht dich hinter dich.
Abweſenheit allein verſteht zu ſchätzen.

An Felix Mendelssohn-Bartholdy

Wenn über die ernste Partitur
Oder Steckenpferdlein reiten;
Nur zu! auf weiter Töne Flur
Wirst manche Lust bereiten,
Wie Du's gethan mit Lieb' und Glück,
Wir wünschen Dich allesammt zurück.

Wenn das Talent verständig walter,
Wirksame Tugend nie veraltet,
Wer Menschen gründlich kennt' erfreun,
Der darf sich vor der Zeit nicht scheun;
Und möchtet ihr ihm Beifall geben,
So gebt ihn uns, die wir ihn frisch beleben.

G . . . . .'s Feder an . . . . .

Was ich mich auch ſonſt erkühnt,
Jeder würde froh mich lieben:
Hätt' ich treu und frei geſchrieben
All das Lob, das Du verdient.

An Madame Milder,

mit einem Exemplar der Iphigenie.

Dieß unſchuldvolle fromme Spiel,
Das edlen Beifall ſich errungen,
Erreichte doch ein höheres Ziel
Von Glück betont, von Dir geſungen.

An Herrn Genaſt,

bei Abgabe ſeiner Rolle, unter zwei Handzeichnungen geſchrieben.

1816.

Zur Erinnerung trüber Tage,
Voll Bemühen voller Klage.

Zum Erinnern ſchöner Stunden
Wo das Rechte war gefunden.

An Frau Oberkammerherrin von Egloffſtein

Den 27. December 1816.

Viel Geduldetes, Genoßnes,
Halbverſchwiegnes, Lautergoßnes
Ward in ferner Welt verthan;
Aber jene guten Zeiten,
Tiefurt's Thal, ätheriſche Weiten,
Geben Dich beſonders an.

Dieſelbe.

Muſterſtuhl für Schmerz und Sorgen
Willſt mir, theure Freundin, borgen?
Nimm ihn wieder! Troſt und Segen
Soll er Dir zu Häupten legen.

In ein Stammbuch.

Lieblich iſt's im Frühlings-Garten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick ſolcher Züge
Thut ſo Seel' als Geiſt Genüge,
Ja, zu Lieb und Treu bekennt
Sich der Freund wie er ſich nennt.

An Madame Genaſt,

zum Geburtstage.

Weimar den 31. Januar 1812.

Treu wünſch' ich Dir zu Deinem Feſt
Das Beſte, was ſich wünſchen läßt;
Doch wünſcht' ich mir zum Lebens-Kranze
Dich anzuſchaun in Deinem Glanze;
Dich ſelbſt in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

An Frau von Stein, geb. von Schardt.

Den 25. December 1815.

Daß Du zugleich mit dem heiligen Chriſt
An Einem Tage geboren biſt,
Und Auguſt auch, der werthe, ſchlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke,
Dieß giebt, in tiefer Winters-Zeit,
Erwünſchteſte Gelegenheit
Mit einigem Zucker Dich zu grüßen,
Abweſenheit mir zu verſüßen,
Der ich, wie ſonſt, in Sonnenferne,
Im Stillen liebe, leide, lerne.

Mit einem zierlichſt aufgetrockneten Blumenkranze.

Sie.

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich Dir zum Angebinde,
Unvergängliches zu bieten
War mir leider nicht beſchieden.

In den leichten Blumenranken
Lauſchen liebende Gedanken,
Die in leiſen Tönen klingen
Und Dir fromme Wünſche bringen.

Und ſo bringt vom fernen Orte
Dieſes Blatt Dir Blumenworte,
Mögen ſie vor Deinen Blicken
Sich mit friſchen Farben ſchmücken!

Nachtgesang.

O gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Erwiederung.

Er

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne,
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nun in zarten Kreisen
Die von Dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willst Du mir beweisen:
Du empfindest in der Ferne

Was ich in der Fern' empfinde,
So als wär' kein Raum dazwischen:
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

Blumen sah ich, Edelsteine,
Ihr beim Lebewohl zu Handen:
Segnet sie die Gute, Reine
Hier am Orte, wo wir standen.

Den 17. Mai 1828.

Das Kleinod, das Vergißmeinnicht
Als gegenwärtiges künftiges Glück.
Sie kehren gern zu dir zurück.

Zwei Schätze ſind's von groſsem Werth,
Die alt und junger Sinn begehrt;
Wenn Kleinod unſern Blick beſticht,
Zum Herzen reicht: Vergiſsmeinnicht!

Schön und köſtlich iſt die Gabe,
Wohl enträthſelt das Verlangen:
Daſs die Weibe ſie empfangen:
Bleibet aber ungewiſs.

Wäre das nicht nachzubringen?
Was Er ſittſam nicht entraubte,
Wenn Sie ſich's nun ſelbſt erlaubte!
Hudhud, geh und melde dieſs.

Wenn ich mir in ſtiller Seele
Singe leiſe Lieder vor:
Wie ich fühle, daſs ſie fehle,
Die ich einzig auserkohr;
Möcht' ich hoffen, daſs ſie ſänge,
Was ich ihr ſo gern vertraut;
Ach! aus dieſer Bruſt und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

Eile zu Ihr,
Klein und gedrängt!
Ach was an dir
Für Erinnerung hängt!

An Sie.

1829.

Iſt das Chaos doch, beim Himmel!
Wie ein Maskenball zu achten.
Welch ein wunderlich Getümmel!
Allerlei verſchiedne Trachten!

Aber ich will es benutzen
Wie die andern Maskenbälle,
Nicht mich eitel aufzuſtutzen;
Unbekannt auf alle Fälle

Will ich Dir in Reimen ſagen,
Was ich gern in Proſa ſagte,
Wenn es Dir nach mir zu fragen
Nur im mindeſten behagte.

Du allein kannſt mich entdecken,
Du allein wirſt mich verſtehen,
Willſt Du tröſten, willſt Du necken,
Und ſo mag es weiter gehen.

An Sie.

1829.

Bist Du's nicht, so sey vergeben
Daß Du es im Scherz genommen:
Bist Du's aber, sey ein Leben
Aus der Heiterkeit willkommen!

Und es wird sich leicht erschürfen
Ob wir beide Gleiches meinen:
Fragen wir was wir bedürfen,
Und wir werden uns vereinen.

Wenn Du kommst, es muß mich freuen,
Wenn Du gehst, es muß mich schmerzen;
Und so wird es sich erneuen
Immerfort in beiden Herzen.

Fragst Du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forschen Antwort geben;
Wenn ich frage, wirst Du zierlich
Mit der Antwort mich beleben.

An Sie

1829

Schmerzen, welche Dich berührten,
Rühren auch in gleicher Strenge:
Wenn die Feſte Dich entführten,
Folg' ich Dir zur heitern Menge.

Drängt ſich dann in Wechſeltagen
Wildes Rauſchen, ruhig Fließen,
Eins iſt leichter zu ertragen,
Eins iſt beſſer zu genießen.

Prüfung braucht es! Doch bei Zeiten
Ueberzeugung ſtill und ſüße,
Ehe ſich ein Glück bereiten,
Sich Vertrauen gewinnen ließe.

Solch ein Feuer nie verlodert
In dem angefochtnen Leben;
Iſt es zwar ſehr viel gefodert,
Iſt doch auch ſehr viel gegeben.

1829.

Stark von Fauſt, gewandt im Rath,
Liebt er die Hellenen;
Edles Wort und ſchöne That
Füllt ſein Aug mit Thränen.

Liebt den Säbel, liebt das Schwert,
Freut sich der Gewehre:
Säh' er, wie sein Herz begehrt,
Sich vor muth'gem Heere!

Laßt ihn der **Historia**.
Bändigt euer Sehnen:
Ewig bleibt ihm **Gloria**.
Bleiben uns die Thränen.

Stammbuchs-Weihe.

Meinem lieben Wölfchen.

(Wolfgang von Goethe.)

Den 28. März 1826.

Eile, Freunden dieß zu reichen,
Bitte sie um eilig Zeichen,
Eilig Zeichen, daß sie lieben!
Lieben, das ist schnell geschrieben,
Feder aber darf nicht weilen,
Liebe will vorüber eilen.

In ein Notenheft.

Hörst du reine Lieder singen,
Ohr ist eins mit deiner Brust;
Siehst du Farben um dich klingen;
Wirst du deines Aug's bewußt.
In das Innere zu dringen
Giebt das Aeußre Glück und Lust.

Deßgleichen.

Zuerſt im ſtillſten Raum entſprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort:
Wie es in Geiſt und Seel' erklungen
So hallt's nach allen Seiten fort.

An . . .

Du! ſchweige künftig nicht ſo lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein;
Und laß bei jedem frommen Sange
Dir Glänzendes zur Seite ſeyn.

In ein Stammbuch.

Zum Bildchen: Ruine Pleß

bei Göttingen.

Auf dieſen Trümmern hab' ich auch geſeſſen,
Vergnügt getrunken und gegeſſen,
Und in die Welt hinausgeſchaut:
War aber wenig nur erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte keiner;
So war die ganze Welt umgraut.
Ihr wißt ja ſelbſt was ſie erheitert,
Die Horizonte ſtufenklar erweitert.

In ein Stammbuch.

Zum Bildchen von Ulrich's Garten zu Jena.

Daß zu Ulrich's Gartenräumen
Soll ein Verslein mir erträumen,
Iſt ein wunderbarer Streich:
Denn es war von ſüßen Träumen
In den ländlich engen Räumen
Mir ein Frühling hold und reich.
Sollt' es Euch zu Luſt und Frommen
Auch einmal zu gute kommen,
Freut Euch in dem engſten Raum.
Was beglückt es iſt kein Traum.

In eine Sammlung

künſtlich ausgeſchnittener Landſchaften.

Zarte, ſchattende Gebilde
Fliegt zu eurer Künſtlerin,
Faßt ſie, freundlich, froh und milde,
Immer ſich nach ihrem Sinn
Eine Welt von Schatten bilde:
Denn das irdiſche Gefilde
Schattet oft nach eignem Sinn.

An Gräfin Rapp, geb. v. Rothberg.

Den 7. Juli 1827.

Zu dem Guten, zu dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen;
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns friſch ermuthen:
So bedarf es Deinen Wegen
Weiter keinen Reiſeſegen.

Sehnſucht.

Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort ſich die Wolken
Um Felſen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt ſich der Raben
Geſelliger Flug;
Ich miſche mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir;
Sie weilet da drunten,
Ich ſpähe nach ihr.

Da kommt ſie und wandelt;
Ich eile ſobald
Ein ſingender Vogel
Zum buſchigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit ſich:
„Er ſinget ſo lieblich
Und ſingt es an mich."

Die ſcheidende Sonne
Vergoldet die Höhn;
Die ſinnende Schöne
Sie läßt es geſchehn.

An Dieſelbe.

Im Mai 1828.

Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes.

Weimar! das von vielen Freuden
Wie ein Frühlingsbäumchen grünt,
Warum gabſt du Ihr die Leiden?
Ihr, die reinſtes Glück verdient.

In ein Stammbuch.

Dieß Album lag ſo manches Jahr in Banden,
Nun richtet ſich's zu friſcher Wanderung auf;
Von früher Welt ſind Freunde noch vorhanden,
Erneue ſich ein heitrer Tageslauf!

Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum.

Was erſt ſtill gekeimt in Sachſen
Soll am Maine freudig wachſen:
Flach auf guten Grund gelegt,
Merke wie es Wurzel ſchlägt!
Dann der Pflänzlein friſche Menge
Steigt in luſtigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Iſt was ihnen heilſam däucht;
Wenn Du's gut mit ihnen meinſt,
Blühen ſie Dir wohl dereinſt.

Mit einem Blatt derſelbigen Pflanze.

Wie aus Einem Blatt unzählig
Friſche Lebenszweige ſprießen:
Mögſt in Einer Liebe ſelig
Tauſendfaches Glück genießen!

Flora, welche Jena's Gauen
Reich mit Blum' und Früchten ſchmückt,
Iſt verwundert anzuſchauen
Was ein fremder Himmel ſchickt.

Sorget nun, in dichten Häuſern,
Daß auch hier der Wachsthum frei,
Daß den allerzartſten Reiſern
Hier ein ewiger Sommer ſey.

Frühlingsblüthen ſind vergangen,
Nun dem Sommer Früchte ſprießen;
Roſ' und Lilie ſoll erlangen
Den erbauten Freund zu grüßen.

Heiteres Mißverſtändniß.

Wer hat's gewollt? wer hat's gethan?
So Liebliches erzielt?
Das iſt doch wohl der rechte Roman
Der ſelbſt Romane ſpielt.

Berichtigt.

Verirrtes Büchlein! kannſt unſichre Tritte
Da oder dorthin keineswegs vermeiden;
Irrſternen zu bewegſt du deine Schritte,
Und vor dem Kommen biſt bereit zu ſcheiden.

Für dießmal aber wollen wir dich feſſeln,
Du ſollſt mir dieſe Botſchaft nicht verfehlen;
Sey es durch Roſen, Dornen, Veilchen, Neſſeln,
Nur immer grade zu, geh zu Adelen!

Der Demoiſelle Schmehling,

nach Aufführung der Haſſiſchen

Sta. Elena al Calvario.

Leipzig 1771.

Klarſter Stimme, freh an Zinn —
Reinſte Jugendgabe —
Zogſt Du mit der Kaiſerin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrſchender Geſang
Mich den Hochentzückten.

An Madame Mara,

zum frohen Jahresfeſte.

Weimar 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Bruſt erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele, denk ich heut
Jener Zeit, der ſüßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut
Segnend Dich zu grüßen!

Herrn Krüger,

nach der treflichen Darstellung der Druck in ein Pracht-Exemplar meiner Jubiläums

Weimar, den 24. März 1827.

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Wert' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünt' es weit:
Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

An . . . .

Weimar, den 23. Juli 1828.

Welch hoher Dank ist Dem zu sagen,
Der frisch uns an das Buch gebracht,
Das allem Forschen, allem Klagen
Ein grantloses Ende macht.

An zwei Gebrüder,

eifrige junge Naturfreunde.

Martenbat, den 21. Juli 1821.

Am feuchten Fels, den dichtes Moos verſteckt,
Erblühen Blumen, flattert manch Inſect;
Scheint es auch dürr den kahlen Berg hinan,
So nährt es doch, das Schaf bewellt ſich traut.
Die Wieſe grünt, gehörnte Heerde braunt,
Da wandeln Menſchen gut und bös gelaunt,
Genießen reichlich, ſpärlich, früh und ſpat,
Den Wunderwachs der folgereichen Saat.
Und wenn der Kranke faſt am Ziel erliegt,
So ſteigt die Quelle raſch, die Hoffnung ſiegt.
Ihr! vom Geſtein hinauf zur Atmoſphäre
Gedenket mein! — Dem Höchſten Preis und Ehre!

Toaſt zum akademiſchen Mittagsmahl

am 22. April 1820.

Abweſend iſt kein Freund zu achten
Der immer für uns denkt und ſtrebt.
Und, wie es auch die Zeiten brachten,
Für uns in gleichem Sinne lebt.
Bei Sonnenſchein und Regenſchauer
Ruft ein verklärter, heitrer Blick
Dem zweifelhaften Zuſtand Glück,
Und jedem Glück die längſte Dauer.

Steine ſind zwar kalt und ſchwer,
Doch das Herz iſt frei und leicht.
Kommt ein Stein von Oſten her,
Doppelt iſt der Wunſch erreicht:
Denn es iſt ganz einerlei
Wo und wie das Herz empfindet,
Das empfänglich, heiter, frei,
Sich auch wohl am Stein entzündet.

Herrn Bergrath Lenz,

am Tage der Jubelfeier seiner funfzigjährigen Dienstzeit

den 25. October 18..

(Das Gericht begleitete einen Tafelaufsatz in Form einer Basalt-Insel mit einem Vulkan, dessen Krater mit bunten Dukaten in Gold und der goldenen Verdienst-Medaille gefüllt war.)

Erlauchter Gegner aller Vulcanität!
Entsetze Dich nicht, wenn dieser Solennität
Sich wilde Feuerberg' und Laven
Gewaltsam eingedrungen haben.

Ein Fürst der, immer von gutem Muth,
Auch andern gern anmuthig thut,
Bestellt es, Dich von falschen Lehren,
Wofern es möglich, zu bekehren.
Neptunus aber bleibt beiseit'.
Ergötz' er sich im Meere weit;
Dort mag er unumschränkt gebieten.
Du laß nur glühen, sprühen, wüthen:
Es deutet auf gelinde Lehren,
Zum Plutus und Pluto Dich zu bekehren:
Und überließ den schönsten Sold:
Gold — aber dießmal mehr als Gold.

Herrn Rath Schellhorn

zum dritten December 1824.

Daß im großen Jubeljahre
Wir Dein Jubiläum ſchmücken,
Das erlebe, das gewahre,
Treuer Diener, mit Entzücken!
Dir gelang's in ſtiller Sphäre
Deinen Fürſten zu begleiten,
Werde theilhaft ſeiner Ehre
Bis in allerſpätſte Zeiten!

Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang,
Und finſter und finſtrer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auf einmal erſchein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben,
So nah und ſo fern?"
Und haſt du mit Staunen
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, ſie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume ſelber kommen
Nun in trauriger Geſtalt;
Und ich fühle dieſer Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Maskenzüge.

Den 30. Januar 1818.

Die Geſtalten gehn vorüber,
Masken ſcheinen ſie zu ſeyn;
Doch ſie ſind uns beiden lieber,
Uns vom edelſten Verein.

Sie ſind wahr, denn wohl vernommen
Haben wir ſie ſelbſt gefühlt,
Nur, wie es vielleicht gekommen,
Sie zum Theile mitgeſpielt.

Denke nun zum vielenmale
Was, nach ſternenheller Nacht,
Heller Tag im hohen Saale
Wunderfältig dargebracht.

Der Abweſende dem Maskenfeſt

zum 16. Februar 1818.

So wandelt hin lebendige Geſtalten,
Bewegten Lebens reichliche Gebilde,
Dem ſchönſten Tage laſſet Liebe walten,
Im Reihen ſchmückt elyſiſche Gefilde.
Ergötzen ſollt ihr, geiſtreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichſt milde.
Der Dichter Alle ſegnet Euch zum Frieden,
Abweſend ſey es oder abgeſchieden.

Bilder-Scenen.

Zur Feier

des zweiten Februar 1817.

Mit Säulen ſchmückt ein Architekt aufs beſte,
Mit Statuen, Gemälden ſeine Hallen,
Dann finden ſich am frohen Tag die Gäſte,
Von Melodie bewegt einher zu wallen.
Nun wirket umgekehrt, am ſchönſten Feſte
Durch Widerſpruch die Kunſt Ihm zu gefallen.
Statt laute Freude friſch bewegt zu ſchildern,
Erſtarrt das Lebende zu holden Bildern.

Bilder-Scenen.

Den 15. März 1816.

bei Freiherrn von Helldorf.

Ihr kommt Gebildetes allhier zu ſchauen,
Gebildet ſcheinbar, doch ein lebend Bild;
So weiß die Kunſt vielfältig anzubauen
Der Fabel, der Geſchichte reich Gefild.
Ihr ſehet tücht'ge Männer, wackre Frauen,
Zu Thaten mächtig, wie zur Hülfe mild,
Und ſo entgegnen wir Euch, ſtarr erſcheinend,
Lebendig, uns zu Eurer Luſt vereinend.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erſtaunt er über Kunſt und Pracht,
Mit Vorſatz ſcheint der Reichthum hier verſchwendet,
Es ſcheint als habe ſich nur alles ſelbſt gemacht.
Soll er ſich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er ſich wundern, daß es ſo erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erſt, mit himmliſchem Entzücken,
Zu leben an in dieſen Augenblicken.

Den 6. Juni 1816.

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen.

Lebe wohl auf Wiederſehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sey mir Hoffnungs-Troſt im Leide,
Du, nun als ein Engel ſchön.
Lebe wohl auf Wiederſehn!

Die Wittwe dem Sohne

Ein rascher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und thut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das wie empfängt so giebt,
Genießt und mittheilt, lebt, indem es liebt:
Froh glänzend Auge, Wange frisch und roth,
Nie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod.

Da blickt' ich ihn noch manchmal freundlich an
Und habe leidend viel für ihn gethan.
Indeß mein armes Herz im Stillen brach,
Da sagt' ich mir: Bald folgst du ihnen nach!
Ich trug des Hauses nur zu schwere Last,
Um seinetwillen nur ein Erdengast.

Auf Kosegarten's Grab.

Dessen Kinder.

Lasst nach viel geprüftem Leben
Hier den edlen Pilgrim ruhn!
Ehrt sein Wollen und sein Streben,
Wie sein Dichten und sein Thun.

Dem Schauspieler Malkomi

das Publicum.

Reichen Beifall hattest Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Personen sind in Dir gestorben,
Und Du hast sie alle gut gespielt.

An die neunzehn Freunde in England

am 28. Auguſt 1831.

Worte, die der Dichter ſpricht
Treu in heimiſchen Bezirken,
Wirken gleich, doch weiß er nicht,
Ob ſie in der Ferne wirken.

Britten! habt ſie aufgefaßt:
„Thät'ger Sinn, das Thun gezügelt;
Stetig Streben, ohne Haſt.“
Und ſo wollt Ihr's denn beſiegelt.

An Fräulein Ulrike von Pogwiſch.

Mit einem Bildchen.

Alter Held ſchützt alte Bücher,
Doch das Wetter zieht vorüber.
Unſre holden jungen Krieger
Schützen hübſche Mädchen lieber.

An Madame Carlyle nach Edinburg.

Auf eine zierliche Viſitenkarte.

Augenblicklich aufzuwarten
Schicken Freunde ſolche Karten;
Dießmal aber heißt's nicht gern:
Euer Freund iſt weit und fern.

An Dieſelbe.

Mit einer Drahtkette.

Wirſt Du in den Spiegel blicken
Und vor Deinen heitern Blicken
Dich die ernſte Zierde ſchmücken;
Denke daß nichts beſſer ſchmückt,
Als wenn man den Freund beglückt.

Derſelben.

Mit einer weiblichen Arbeit.

Edle deutſche Häuslichkeit
Uebers Meer geſendet,
Wo ſich ſtill in Thätigkeit
Häuslich Glück vollendet.

Derſelben.

Weimar, den 27. December 1827.

Zur Bruſtnadel.

Wenn der Freund auf blankem Grunde
Heute Dich als Mohr begrüßt,
Neid' ich ihm die ſel'ge Stunde
Wo er Deinen Blick genießt.

Zum Armband.

Dieß feſſle Deine rechte Hand
Die Du dem Freund vertrauet;
Auch denke daß er fern im Land
Nach Euch mit Liebe ſchauet.

An die Damen Duval zu Cartigny

im Canton Genf.

Weihnachten 1828.

Glücklich Land, allwo Cerraten
Zur Vollkommenheit gerathen!
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen ſie durchflößen!
Solches löbliche Befleißen
Muß der Dichter höchlich preiſen,
Wenn er koſtet die Vollendung
Solcher höchſt willkommnen Sendung.

Schon ſeit manchen ſchönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an ſeinen Ort;
Aber ach, die ſteten Schmerzen,
Feſt im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerriſſen iſt.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und roth;
Wären tödtlich dieſe Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, ſchon lange wär' ich todt.

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore
Und überall iſt es ſo ſtill;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich wie ich nur will.

An Frau Hofräthin Riemer

mit Stickmuſtern

zu ihrem Geburtstag,

verſpätet.

Wenn ſie gleich Dem Feſt verſäumt,
Liebes haben ſie geträumt;
Heute, zwiſchen Schnee und Eis,
Wecken ſie den heitern Fleiß.

Der Heiden-Kaiſer Valerian
Hat es mir niemals angethan;
In ſeinen ſehr confuſen Zeiten
Mocht' ich ihn keineswegs begleiten:
Denn ob ihn ſchon, durch göttlich Walten, —
Die Münze ſagt's — Apoll erhalten,
So ſehen wir doch allzuklar
Wie jammervoll ſein Phöbus war.

Da er nun aber, zu meinem Frommen,
Soll von ſo lieben Händen kommen,
So mach' ich ihm ein freundlich Geſicht;
Gute Chriſten die thäten's nicht.
Mutter und Tochter mögen's entſchuld'gen,
Beiden werd' ich für ewig huld'gen.

Einſiedeln Jena, den 10. Juli 1820.

An Professor Rösel.

Im August 1827.

Rösel's Pinsel, Rösel's Kiel
Sollen wir mit Lorbeer kränzen:
Denn er that von je so viel
Zeit und Raum uns zu ergänzen.
Das Entfernte ward gewonnen,
Längst Entschwundnes stellt er vor,
Von des Vaterhofes Brunnen
Zu des Brockens wüstem Thor:
Rösel's Pinseln, Rösel's Kielen
Soll fortan die Sonne scheinen:
Kunstreich wußt' er zu vereinen
Gut- und Schönes mit dem Vielen.

An Denſelben.

Den 25. Januar 1829.

Schwarz und ohne Licht und Schatten
Kommen Röſeln aufzuwarten
Grazien und Amorinen;
Doch er wird ſie ſchon bedienen.
Weiß der Künſtler ja zum Garten
Die verfluchteſten Ruinen
Umzubilden, Wald und Matten
Uns mit Linien vorzuhexen;
Wird er auch Adelens Kleckſen,
Zartumrißnen, Licht und Schatten,
Solchen holden Finſterniſſen
Freundlich zu verleihen wiſſen.

Austauſch.

Ein ſchlafend Nymphchen

gegen

Drei heilige Könige.

Alte, bärtige, ſogar ſchwarze Geſichter
Haſt Du mir überliefert; aber mit ſolchem Gelichter
Kann ich nicht wieder dienen; jedoch in lieblicher Breite,
Ein hübſches Kind von der andern Seite.
Sollte der Anblick Dich erſchrecken,
Du kannſt ſie leicht mit 'nem Schleier decken.

Inſchrift

auf eine von vorzüglichen Miniatur-Bildern umgebene Tafel, Lebensereigniſſe und Zuſtände eines werthen Freundes, Baron von Reutern, vorſtellend, von demſelben mit größtem Talent und bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeführt.

April 1831.

Gebildetes fürwahr genug!
Berührt' es noch der Worte?
Wir ſehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden ſchleicht's und Orte.

Die hohe Gabe preiſen wir,
Die grauſem Unheil ſteuert,
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.

Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewunderung ſteigen;
Der Geiſt erhoben und beglückt
In ſtiller Freude ſchweigen.

Bei Abſendung des Vorſtehenden.

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantaſei
Fühlt ſich hundertfältig frei.

Herrn Ferdinand Hiller.

(Schüler von Hummel.)

Bei ſeiner Reiſe nach Wien.

Ein Talent das jedem frommt
Haſt Du in Beſitz genommen;
Wer mit holden Tönen kommt
Ueberall iſt der willkommen.

Welch ein glänzendes Geleite!
Ziehſt an des Meiſters Seite:
Du erfreuſt Dich ſeiner Ehre,
Er erfreut ſich ſeiner Lehre.

An Frau Clementine von Mandelsloh.

Wenn Phöbus' Roſſe ſich zu ſchnell
In Dunſt und Nebel ſtürzen,
Geſelligkeit wird blendend hell
Die längſte Nacht verkürzen.
Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
So wird ein liebend Frohgeſicht
Den längſten Tag verlängen.

Weimar, am kürzeſten Tage 1830.

In das Stammbuch

der Fräulein Melanie von Spiegel.

Würd' ein künſtleriſch Bemühen
Roſenbüſche, wie ſie blühen,
Roſenkrone, wie ſie leuchtet,
Hell vom Morgenthau befeuchtet,
Dieſen Blättern anvertrauen,
Würdeſt Du Dein Bildniß ſchauen.
Wie's der Sommergarten hegt,
Bleibt's in unſrer Bruſt geprägt.

Weimar, am längſten Tage 1831.

Vermächtniß.

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geſchrieben —
Einſt, mit heißeſtem Verlangen
So erwartet wie empfangen —
Zu der Bruſt der ſie entquellen
Dieſe Blätter wandern ſollen;
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Weimar, den 3. März 1831

Rhein und Main.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all vorher entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geständniß.
Mög' es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst ins Weite, dann zu Schranken,
Aus dem Wilden, hold und mild
Zeigt sich dir das wahre Bild.

Wenn ihr's habt und wenn ihr's wißt:
Wißt ihr denn wer es vermißt.
Bleibet eurem Sinne treu,
Neu ist alt und alt ist neu.

Hier sah ich hin, hier sah ich zu
Nach liebevoller Weise,
Die fernen Lieben, Du, auch Du,
Sie lebten froh im Kreise.

Siehſt du das wie ich es ſah,
Wohnſt du ſo wie ich gewohnt;
Lieb' und Freundſchaft ſind dir nah,
Und ein jeder Tag betont.

Nicht iſt alles Gold was gleißt,
Glück nicht alles was ſo heißt,
Nicht alles Freude was ſo ſcheint.
Damit hab' ich gar manches gemeint.

An die Stelle des Genuſſes
Trete Bildchen holden Scheins,
Zur Erinnerung des Fluſſes,
Der Terraſſe, dieſes Hains.

Den 15. Auguſt 1815.

Wohlerleuchtet, glühend-milde
Zog der Fluß im Abendſchein,
Ueber Brück' und Stadtgebilde
Finſterniſſe ſanken ein.

Den 16. Auguſt.

Doch am Morgen ward es klar,
Neu begann's umher zu grünen
Nach der Nacht, wo jenes Paar
Sternengleich uns angeſchienen.

Du biſt auch am Rhein geweſen,
Auch am Hof zu Biberich;
Magſt nun an dem Maine leſen
Wie es luſtig war um Dich.

Alſo luſtig ſah es aus,
Wo der Main vorüber floß,
Als im ſchmucken Hain und Haus
Feſtlich Eilfer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn das heißt genießen,
Wenn zu Feſt- und Fluſſes-Pracht
Tauſend Quellen fließen.

Waſſerfülle, Landesgröße,
Heitern Himmel, frohe Bahn!
Dieſe Wellen, dieſe Flöße
Landen auch in Winkel an.

Fluß und Ufer, Land und Höhen
Rühmen ſeit geraumer Zeit
So Dein Kommen, ſo Dein Gehen,
Zeichen Deiner Thätigkeit.

Pfeifen hör' ich fern im Buſche!
Das iſt wohl der Vogelſteller? —
Neben mir es pfeift noch greller;
Schelme ſind's, es ſind Carteuche!
Dieſe geben ſich ein Zeichen. —
Keineswegs! Ein Vielgewandter,
Und uns allen Wohlbekannter
Kommt zum Luſtmahl ohne Gleichen.

Hierneben lag ein Keller
So voll von köſtlichem Wein;
Nun ſteiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Cither und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höhn
Ich an dem heiterſten Tage
Mein Liebchen ſteigen geſehn;

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu;

Als wären für ſtattliche Gäſte
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit;

Pilgernde Könige.

Wenn was irgend iſt geſchehen
Hört man's noch in ſpäten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' iſt angeſchlagen.
Und ſo laßt von dieſem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende ſind wir alle
Pilgernde Könige zum Ziele.

Werth des Wortes.

Worte ſind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten.
Was wir hatten, wo iſt's hin?
Und was iſt's denn was wir haben? —
Nun, wir ſprechen! Raſch im Fliehn
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Invectiven.

Der neue Alcinous.

Erſter Theil.

Laßt mir den Phäaker ſchlafen!
Jenen alten, jenen fernen;
Freunde! kommt in meinen Garten,
Den gefühlten, den modernen.

Freilich nicht vom beſten Boden:
Doch in allerſchönſter Richtung
Nächſt an Jena gegen Weimar,
Recht im Mittelpunkt der Dichtung.

Will dort unter Freundes-Zweigen
Und geſchenkten Bäumen leben;
Doch zu ganz gewiſſer Rührung
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weit hinten mancher Todter
An der dumpfen Mauer ranzet,
Hat daher der gute Loder
Lebensbäume hingepflanzet.

Der nicht gerne Geld vergeudet
Der Director Graf von Soden,
Schickt für jedes Stück mir vierzehn
Stämmchen aus dem beſten Boden.

Ob ſie alle, wie in Franken
Und bei Sickler, friſch bekleiben,
Wird ſich finden; wenn ſie dorren,
Werr' ich neue Stücke ſchreiben.

Hier an dieſem Wege ſtehen
Die Verleger mit einander,
Dieſe Mispeln pflanzte Kummer,
Dieſen Korkbaum ſchickte Sander.

Sollte dieſer Korkbaum freilich
Wie der Geber ſich verdicken,
Mögen Enkel und Urenkel
Mit dem Weg zur Seite rücken.

Pflaumen hat er mir verſprochen,
Der ſcharmante kleine Merkel,
Und nun ſind es Schlehen worden:
Meine Kinder ſind ſie Ferkel?

Hahnebutten wählte B. .....
Aus Pomonens bunten Kindern;
Leidlich ſchmecken ſie durchfreſtet,
Doch ſie kratzen mich im H.....

Kammerkätzchen, Kammermäuschen
Stifteten die ſchönſten Nelken,
Wieland gab ein Lorbeerreischen,
Doch es will bei mir verwelken.

Haſelſtauden will die Gräfin
Mir ein ganzes Wäldchen ſchenken,
Und ſo oft ich Nüſſe knacke,
Will ich an die Freundin denken.

Auch aus Tiefurt's Zauberhainen
Seh' ich manches Reis mit Freuden:
Doch um einen Lilienſtengel
Will man mich beſonders neiden.

Und ſo pflanzten ſie mit Eifer,
Nah und ferne, gute Seelen,
Und der Magiſtrat zu Naumburg
Ließ es nicht an Kirſchen fehlen.

Zweiter Theil.

Wenn ich nun im holden Haine
Unter meinen Fremden wandle,
Mögen's meine Feinde haben,
Die als Kegel ich behandle.

Kommt nur her, geliebte Freunde!
Laßt uns ſchleudern, laßt uns ſchieben:
Seht nur, es iſt jedem Kegel
Auch ſein Name angeſchrieben.

Da den Procerem der Mitte
Taufi' ich mir zu Vater Kanten,
Hüben Fichte, drüben Schelling,
Als die nächſten Geiſtsverwandten.

Brown ſteht hinten in dem Grunde,
Röſchlaub aber trutzt mir vorne,
Und beſonders dieſen letzten
Hab' ich immer auf dem Korne.

Dann die Schlegel's und die Tiecke
Sollen durcheinander ſtürzen,
Und durch ihre Purzelbäume
Mir die lange Zeit verkürzen.

Schieb' ich Holz, da wird gekubelt:
Drei! Fünfe! Sechſe! Neune!
Immer ſtürz' ich meine Feinde
Ueber ihre ſteifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel
Sie verdienen ew'ge Hölle,
Setzt ſie der behende Junge
Immer wieder auf die Stelle.

Und ſo ſtürzen meine Feinde
Durch des Armes Geſchick und Stärke;
Darum nannt' ich auch die Kugeln
Nach dem Namen meiner Werke.

Eine heiße Sucht zu glänzen;
Und dann ſteigt es immer höher,
Das Jahrhundert nannt' ich eine,
Eine den Hyperboreer.

Wie Alcinous behaglich
Könnt' ich mich auf Roſen betten;
Doch das Weimar'ſche Theater
Schickt mir mit dem Weſtwind Kletten.

Und das Unkraut wächſt behende,
Und aus jedem Diſtelkopfe
Seh' ich eine Maske blicken,
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel ſchickt mir einen Boten;
Doch ich ſchweige, laſſ' ihn warten:
Weiter geh' ich, und er folgt mir
Gar beſcheiden durch den Garten.

Und wie jener röm'ſche König
Sich den höchſten Mohn erleſen,
Alſo fahr' ich mit der Gerte
In das ſchnöde Diſtelweſen.

Alle die verdammten Köpfe,
Die ſo frech herüber gucken,
Sollen gleich vor meinen Hieben
Fallen oder niederducken.

Und der Bote merkt verwundert
Mein geheimnißvolles Wandeln,
Geht und meldet's meinem Freunde;
Dieſer fängt nun an zu handeln.

Und ſo glänzen wir, mit Ehren,
Unter allen krit'ſchen Mächten,
Die Verſtänd'gen, die Beſcheidnen
Und beſonders die Gerechten.

Journal der Moden.

Der Redacteur ſpricht.

Wir ſollten denn doch auch einmal
Was Conſequentes ſprechen,
Und nicht, wie immer, Haub' und Shawl
Und Hut vom Zaune brechen;

Erwähnen, was des Menſchen Geiſt
So aus ſich ſelbſt entwickelt,
Und nicht, wie Fall und Zufall weiſt,
Confus zuſammenſtückelt;

Ein Wiſſen, das ins Ganze ſtrebt,
Und Kunſt auf Fundamenten,
Nicht, wie man Tag' um Tage lebt,
Von fremden Elementen.

Allein wie richten wir es ein?
Wir ſinnen uns zu Tode.

Mitarbeiter ſpricht.

Beim Zeus! was kann bequemer ſeyn?
So macht es doch nur Mode.

B. und K.

Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Reise-Kahn zerstücken;
Allein sie lassen euch schon weit im Rücken,
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.

Zwar wär' es billig, diesen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch euch, ihr Musenlosen, wird's nicht glücken,
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit euern Flegeln.

Dramatisch tanzt ein Eisel vor Apollen,
Und reichet traulich seinen Freund die Patschen,
Dem Häßlichzerrer besserer Naturen.

Der liefert Hexen, jener liefert Huren,
Und beide hören sich aus einer vollen
Parterrkloak bejubeln und beklatschen.

Schämt euch, ihr Bessern, auch mit einzupatschen!
Die Müh' uns zu vernichten, ist verloren:
Wir kommen neugebärend, neugeboren.

Als ſtund in ſeiner Capelle
Der würdige Pfaffe ſchon da
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte ſtatt der Menge
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt ſich zum Credenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Geiſtesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der wie das Schiff vorübergeht
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, dieſe Senne war ſo ſtark,
„Dieß Herz ſo feſt und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

Triumvirat.

Den Gott der Pfuschereien zu begrüßen
Kam Leichtfuß, Genius der Zeit, gegangen:
Laß uns, mein Theurer, aneinander hangen
Wie Klett' und Kleid: Pedanten mag's verdrießen.

Wir ruhen bald von unsrer einz'gen, süßen,
Planlosen Arbeit mit genährten Wangen;
Wenn Dilettanten-Skizzen einzig prangen,
Sey ernste Kunst ins Fabelreich gewiesen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Lob der Schmierer:
Der rühmt sich selbst, Den preiset ein Verleger,
Der Gleiche Den, der Pöbel einen Dritten:

Doch fehlt im Ganzen noch ein Rädelsführer,
Ein unermüdlich unverschämter Präger
Papierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Ueberall, in Tag- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuscher und der Schmierer
Mit Bier zum Meisterwerk zu stempeln.

* . . . und * . . .

Die gründlichſten Schuften, die Gott erſchuf,
Und zwar zu eigenſtem Beruf,
Auf Deutſchlands angebauten Gauen
Die Menge zu kirren und zu krauen,
Indem ſie ſagen Tag für Tag,
Was jeder gerne hören mag;
Der Nachbar ſey brav in vielen Stücken,
Doch könne man ihm auch am Zeuge flicken.
Vor ihnen beiden, wie vor Gott,
Sey alle Menſchen-Tugend Spott,
Ja, wenn man's recht nimmt, gar ein Laſter.
Das machte die Herren nicht verhaßter;
Denn Hinz und Kunz, an ihren Stellen,
Glaubten doch auch was vorzuſtellen.

Gottheiten zwei, ich weiß nicht wie ſie heißen —
Denn ich bin nicht des Heidenthums befliſſen —
Von böſer Art Gottheiten! wie wir wiſſen,
Die gern, was Gott und Menſch verband, zerreißen.

Die beiden alſo ſagten: Laß verſuchen,
Wie wir dem Teutſchen Volk ein Unheil bringen;
Sie mögen reden, ſchwätzen, tanzen, ſingen,
Sie müſſen ſich und all ihr Thun verfluchen.

Sie lachten gräßlich, fingen an zu formen
Schlecht ſchlechten Teig, und kneteten befliſſen.
Figuren waren's; aber wie . . . . .
Das ſind nun * . . . , * . . . , die Enermen!

Welch ein verehrendes Gedränge
Schließt den verfluchten * . . . ein?
Natürlich! Jeder aus der Menge
Wünscht sehnlich, so ein Mann zu sein.

Er sah fürwahr die Welt genau;
Doch schaut er sie aus seinen Augen:
Deßwegen konnte Mann und Frau
Auch nicht das Allermindste taugen.

Daß er aus Bosheit schaden mag,
Das ist ihm wohl erlaubt;
Doch fluch' ich, daß er Tag für Tag
Auch noch zu nützen glaubt.

Kotzebue.

Februar 1816.

Natur gab dir so schöne Gaben,
Als tausend andre Menschen nicht haben:
Sie versagte dir aber den schönsten Gewinnst,
Zu schätzen mit Freude fremdes Verdienst.

Könntest du dich deiner Nachbarn freuen,
Du stelltest dich ehrenvoll mit in den Reihen:
Nun aber hat dich das Rechte verdrossen,
Und hast dich selber ausgeschlossen.

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner,
So darf er es nicht anders sagen;
Du kannst ihn beim jüngsten Gericht verklagen.

Demſelben.

Eiſenach, den 18. Oktober 1817.

Du haſt es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geſchrieben,
Hätteſt gern die neueſte Niederacht
Dem Allerhöchſten gleichgebracht.
Das hat denn deine Zeitgenoſſen,
Die Tüchtigen mein' ich, daß verdroſſen;
Haſt immer doch Ehr' und Glück genoſſen.

St. Peter hat es dir aber gedacht,
Daß du ihn hätteſt gern klein gemacht,
Hat dir einen böſen Geiſt geſchickt,
Der dir den heimiſchen Sinn verrückt,
Daß du dein eignes Volk geſcholten.
Die Jugend hat es dir vergolten:
Aller Ens' her kamen ſie zuſammen,
Dich haufenweiſe zu verdammen;
St. Peter freut ſich deiner Flammen.

Biſt du Gemündiſches Silber, ſo fürchte den ſchwarzen Probirſtein:
Kotzebue, ſage, warum haſt du nach Rom dich verfügt?

Ultimatum.

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr
Geſund und froh, wie ich meiſtens war:
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch ſo lange keine Ruh,
Müßten's collegialiſch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich ſchreiben.
Das würde nun fürs nächſte Leben
Sechsunddreißigtauſend fünfhundert geben,
Und bei der ſchönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalttäg' nicht einmal.
Gern würd' ich dieſes holde Weſen
Zu Abend auf dem ..... leſen,
Grobe Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Es hatte ein junger Mann
Pfeile geſchiftet,
Dann wie er konnte und kann
Flügel gelüftet;
Doch im däbaliſchen Flug
Nahm er zu Sinnen,
Er hatte Zeit genug,
Land zu gewinnen.

Da ſieht er, gelaſſen und nah,
Verworrene Thaten,
Und kann dem lieben Papa
Vernünftiges rathen.

Und warum geht es nicht
In ſolchen Sachen?
Es meinet Jedermann,
Er könn' es machen;
Und wenn er's machen ſoll,
Kann er's nicht machen.

V. . . . . r.

Den 4. April 1818.

Junge Huren, alte Nonnen
Hatten ſonſt ſchon viel gewonnen,
Wenn, vom Pfaffen wohlberathen,
Sie im Kloſter Wunder thaten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Europens edle Weite!
Hofgemäße Löwen ſchranzen,
Affen, Hund' und Bären tanzen —
Neue leid'ge Zauberflöten —
Hurenpack, zuletzt Propheten!

Voß contra Stolberg.

1820.

Voß contra Stolberg! ein Proceß
Von ganz beſonderm Weſen,
Ganz eigner Art; mir iſt indeß,
Das hätt' ich ſchon geleſen.
Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
Wie zwiſchen Gluth und Welle,
Als läſ' ich ein Capitolo
In Dante's grauſer Hölle.

*

Gleichniſſe dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich ſonſt nicht zu erklären.

Antikritik.

Armer Tobis, tappſt am Stabe
Siebenfarbiger Trübſeligen,
Kannſt dich jener Himmelsgabe
Reinen Lichtes nicht erfreuen!

Nicht erluſtigen dich im Schatten,
Wo mit urgebotner Liebe
Licht und Finſterniß ſich gatten,
Zu verherrlichen die Trübe.

Wärr' ihm doch die kräft'ge Salbe,
Dieſem Armen, bald geſendet!
Dem die theoretiſche Schwalbe
Augenkraft und Luſt geblendet.

Dem Weißmacher.

Newtoniſch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagogiſchem Ernſt ſogleich ſich neigen,
Trat einſt ein Lehrer auf, mit Schwungrads Poſſen,
Auf ſelbem war ein Farbenkreis geſchloſſen.
Das drehte nun. „Betracht' es mir genau!
Was ſiehſt du, Knabe?" Nun, was ſeh' ich? Grau!
„Du ſiehſt nicht recht! Glaubſt du, daß ich das leide:
Weiß, dummer Junge, Weiß! ſo ſagt's Mollweide."

Dem Buchſtabenſparer.

1812.

So ſoll die orthographiſche Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der ſo viel Worte macht,
Er will es an den Buchſtaben ſparen.

Herr Schöne.

1823.

Dem Dummen wird die Ilias zur Fibel;
Wie uns vor ſolchem Leſer grauſt!
Er lieſt ſo ohngefähr die Bibel,
Als wie Herr Schöne meinen Fauſt.
Der du ſo nach Erfindung bangſt,
Du ſollteſt dich ſo ſehr nicht plagen;
Wenn du eine weiſe Antwort verlangſt,
Mußt du vernünftig fragen.

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
„Und du, du Menſchen-Schifflein dort,
„Fahr' immer immer zu!"

An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er iſt der alte, freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Auf Müllner.

1818.

Ein ſtrenger Mann, von Stirne kraus,
Herr Doctor Müllner heißt er,
Wirft alles gleich zum Fenſter hinaus,
Sogar den Wilhelm Meiſter;
Er ganz allein verſteht es recht,
Daran iſt gar kein Zweifel;
Denn geht es ſeinen Helden ſchlecht,
Ergiebt er ſie dem Teufel.

Auf Denſelben.

Wir litten ſchon durch Kotzebue
Gemeines Raiſonniren,
Nun kommt Herr Müllner auch dazu,
Das Ober-Wort zu führen;
Im Dichten raſch, im Lobe faul,
Iſt er mit nichts zufrieden:
Der Edle mault nur, um das Maul
Den Andern zu verbieten.

„Goethe und Puſtkuchen."

(Haude und Spener Berlin Nachrichten Nro. 148. 1821.)

Puſten, grobes deutſches Wort!
Niemand — wohl erzogen —
Wird am reinanſtändigen Ort
Solchem Wort gewogen.

Puſterich, ein Götzenbild,
Gräßlich anzuſchauen,
Puſtet über klar Gefild
Wuſt, Geſtank und Grauen.

Will der Puſterich nun gar
Pfaffenkuchen puſten,
Teufelsjungen-Küchenſchaar
Wird den Teig behuſten.

Fauntleroy und Consorten.

December 1824.

Will in Albion's Bezirken
Man den Schriftverfälscher hängen;
Herrschers Gnade zu erwirken,
Sieht man Tausende sich drängen.

Hängt man diesen — denken viele —
Sollten wir im Sichern wandeln?
Die im Ernst, so wie im Spiele
Immerfort betrüglich handeln.

Einerlei ist's ganz und gar,
Ob man raube, fälsche, stehle;
Und dem schändlichsten Falsar
Zuckt in ..... die Kehle.

An Frau K. in C.

Erwiederung.

Wenn ſchönes Mädchen ſorgen will
Für meine Seligkeit,
So iſt ihr zartes Herzchen ſtill
Der Liebe ſchon geweiht;
Doch Pfarrers Witib mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel!
Fürwahr ich ſehe nichts daran,
Als Eitelkeit und Dünkel. —
Beim Heiland möcht' ich euch nicht gern
Für die Empfehlung danken,
Geſunde kennen unſern Herrn
Weit beſſer als ihr Kranken.

An . . .

Erwiederungen.

Wie mir dein Buch gefällt?
Will dich nicht kränken:
Um alles in der Welt
Möchte nicht ſo denken.

Wie mir dein Buch gefällt?
Ich laſſe mir's ſchenken;
Hie und da in der Welt
Mag man wohl ſo denken.

Es iſt nicht zu ſchelten,
Man laſſ' es gelten;
Ich aber bin kein Haar
Weiter als ich war.

Gedichte zu Bildern.

Adler

mit einer Lyra nach oben ſtrebend.

Sollen immer unſre Lieder
Nach dem höchſten Aether dringen?
Bringe lieber ſie hernieder,
Daß wir Lieb' und Liebchen ſingen.

Bei Tag der Wolken formumformend Weben!
Bei Nacht des Sternenheeres glühend Leben!
Mit reinen Saiten wag' empor zu dringen,
Du wirſt der Sphären ewige Lieder ſingen.

Guter Adler! nicht ſo munter
Mit der Leier fort nach oben;
Bringe lieber ſie herunter,
Daß wir uns an ihr erproben;
Manches iſt an uns zu loben.

Schwebender Genius

über der Erdkugel,

mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend.

Zwiſchen Oben, zwiſchen Unten
Schweb ich hin zu munterer Schau,
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.

Memento mori! giebt's genug,
Mag ſie nicht hererzählen;
Warum ſollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Gränze quälen?
Drum, als ein alter Knaſterbart,
Empfehl' ich dir **docendo:**
Mein theurer Freund, nach deiner Art,
Nur **vivere memento!**

Wenn am Tag Zenith und Ferne
Blau ins Ungemeſſne fließt,
Nachts die Ueberwucht der Sterne
Himmliſche Gewölbe ſchließt;
So am Grünen, ſo am Bunten
Kräftigt ſich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edlen Geiſt Gewinn.

Beschildeter Arm

gegen ein vorüberziehendes Wetter Bücher beschützend.

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält
Hat das schönste Loos gewonnen.

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit andern meinen;
Mußt viele fördern, manchem nützen,
Das wird dich vor Vernichtung beschützen.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du

Regenbogen

über den Hügeln einer anmuthigen Landschaft.

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner sind vorüber,
Euch erquickt ein Regenbogen.

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Rasten über Hain und Dach;
Ewig doch und allgemach
Stellt sich her der bunte Bogen.

Frohe Zeichen zu gewahren
Wird der Erdkreis nimmer müde,
Schon seit vielen tausend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

Aus des Regens düstrer Trübe
Glänzt das Bild das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt sich der Engel Treue.

Genius

die Büſte der Natur enthüllend.

Bleibe das Geheimniß theuer!
Laß den Augen nicht gelüſten!
Sphinx-Natur, ein Ungeheuer,
Schreckt ſie dich mit hundert Brüſten.

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier laß das Starre!
Willſt du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich ins Freie.

Anſchaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erſt ins Innre dringt,
Dann nach Außen wiederkehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.

Urne

auf einem bunten Teppich.

Kannſt du die Bedeutung leſen,
Ihren Sinn verlierſt du nie:
Beide ſind nur texte Weſen
Und die Kunſt belebte ſie.

Offen ſteht ſie! doch geheime Gaben
Zugerollt in ihrem Schooße
Liegen ahnungsvoll die Looſe,
Wer's ergreift der wird es haben.

Leuchtender Stern

über Winkelwage, Blei und Zirkel.

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage:
Alles ſteckt und ſtarrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.

Sterne werden immer ſcheinen,
Allgemein auch, zum Gemeinen;
Aber gegen Maaß und Kunſt
Richten ſie die ſchönſte Gunſt.

Pinſel und Feder

vom Lorbeer umwunden und von einem Sonnenblick beleuchtet.

Auf den Pinſel, auf den Kiel
Muß die Sonne freundlich blicken,
Dann erreichen ſie das Ziel
Erdenſöhne zu beglücken;
Künſtlern auch der Lorbeer grünt,
Wenn ſie freudig ihn verdient.

Willſt du Großes dich erkühnen,
Zeigt ſich hier ein doppelt Glück:
Feder wird dem Geiſte dienen
Und der Pinſel dient dem Blick.

Wenn der Pinſel ihm die Welt erſchuf,
Wenn die Feder ihm das Wort gereicht,
Bleibt des Mimen edelſter Beruf
Daß er ſich des Lorbeers würdig zeigt.

Will der Feder zartes Walten,
Will des Pinſels mutbig Schalten
Sich dem reinſten Sinn bequemen,
Kannſt getroſt den Lorbeer nehmen.

Zu einem Oelgemälde.

An den Wurzeln heiliger Eiche
Schwillt ein Lebensquell hervor,
Und ſo, ohne Nachbar-Gleiche,
Wuchs die Erle ſtill empor.
Aeſte ſtreckt ſie, Blätterbüſche
Sonnig, über glatte Fluth,
Und in ewig grüner Friſche
Spiegelt ſich des Dankes Gluth.

Zu Gemälden einer Capelle.

So wie Moſes, kaum geboren
Gewiſſem Tode beſtimmt,
Wunderbar ward gerettet:
So mancher, ſchon halb verloren,
Da der Feind eindrang, ergrimmt,
Ward wieder froh und glücklich gebettet.

Johannes erſt in der Wüſte predigt:
„Seht Gottes Lamm das von Sünden erledigt.“
Nun deutet er in die himmliſchen Auen:
„Dort ſollt ihr den Herrn, den erlöſenden, ſchauen.“

Kore.

Nicht geboren!

Ob Mutter? Tochter? Schweſter? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo verſteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthſel iſt's dem Künſtler Sinn.
Und ruhte ſie verhüllt in düſtre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt Acherontiſcher Feuer,
Die Gott-Natur enthüllt ſich zum Gewinn:
Nach höchſter Schönheit muß die Jungfrau ſtreben,
Sicilien verleiht ihr Götterleben.

Zu einem Bilde

von Frankfurt am Main

als Geſchenk für Herrn Bibliothek-Secretär Kräuter.

Großen Kauz hab' ich verlaſſen
Einem kleinen mich zu weihn;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen ſeyn.

Mit einem Bildchen:

Schloß Belvedere in der Abendſonne.

Erleuchtet außen hehr vom Sonnengold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold
Erzeige ſich Dein ganzes Leben ſo:
Nach außen herrlich, innen hold und froh.

Zum Bildniß der Prinzeß Marie.

Lieblich und zierlich,
Ruhig und hold,
Sind Ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

Gartenhaus am untern Park.

Uebermüthig ſieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen die daſelbſt verkehrt
Ward ein guter Muth beſcheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbſtgepflanzter, wuchs empor;
Geiſtig ging zugleich allvort
Schaffen, Hegen, Wachſen fort.

Dieſer alte Weidenbaum
Steht und wächſt als wie im Traum,
Sah des Fürſtendaches Gluthen,
Sieht der Ilme leiſes Fluthen.

Wohnhaus.

Warum ſtehen ſie davor?
Iſt nicht Thüre da und Thor?
Kämen ſie getroſt herein,
Würden wohl empfangen ſeyn.

Zu dem Bilde
einer Hafenſtadt am ſchwarzen Meere.

Schroffe Felſen, weite Meere,
Geben weder Luſt noch Lehre,
Denn ſie ſind uns gar zu fern;
Aber jener Freund im Innern,
Seine Neigung, ſein Erinnern
Leuchtet her ein holder Stern.

Maschenzüge.

Kaum einen Hauch;
Die Vögelein ſchweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruheſt du auch.

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach! mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dir's nicht einmal?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geſchehn.

Die Weimarischen Redouten waren besonders von 1776 an sehr lebhaft und erhielten oft durch Masken-Erfindungen einen besondern Reiz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzogin fiel auf den 30. Januar, und also in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Gesellschaften schlossen sich daher theils an einander, theils bildeten sie einzelne sinnreiche Gruppen, davon manches Angenehme zu erzählen seyn würde, wenn man sich jenes weggeschwundenen Jugendtraums wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider sind die meisten Programme, so wie die zu den Aufzügen bestimmten und dieselben gewissermaßen erklärenden Gedichte, verloren gegangen, und nur wenige werden hier mitgetheilt. Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz reichten gar mannichfaltigen Stoff und die verschiedensten Formen dar. Vielleicht läßt sich künftig außer dem vorliegenden noch einiges auffinden und zusammenstellen.

Aufzug des Winters.

Der Schlaf.

Ein treuer Freund der allen frommt,
Gerufen oder nicht, er kommt.
Gern mag er Elend, Sorge, Pein
Mit seinem sanften Schleier decken;
Und selbst das Glücke wiegt er ein,
Zu neuen Freuden es zu wecken.

Die Nacht.

Der Menschen Freund und Feind,
Dem Traurigen betrübt,
Dem Frohen froh,
Gefürchtet und geliebt.

Die Träume.

Wir können eine ganze Welt,
So klein wir sind, betrügen,
Und jeden, wie es uns gefällt,
Erschrecken und vergnügen.

Der Winter.

Euch so zusammen hier zu finden
Ist mir die größte Lust.
Ich nur, ich weiß euch zu verbinden,
Deß bin ich mir bewußt.
Vor meinen Stürmen fliehet ihr
Und suchet eures Gleichen;
Und darin muß der Sommer mir
Mit seiner Schönheit weichen.

Das Spiel.

Bei vielen gar gut angeſchrieben
Finde' ich hier manch bekannt Geſicht;
Doch einen, dem ich immer treu geblieben,
Den finde' ich nicht.

Der Wein.

Zur Geſellſchaft kann nicht beſſer
Je ein Gaſt gefunden ſeyn:
Gerne geben meine Fäſſer,
Nehmen gerne wieder ein.

Die Liebe.

In mancherlei Geſtalten
Mach' ich euch bang.
So jung ich bin, mich kennen doch die Alten
Schon lang.

Die Tragödie.

Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
Durchbohr' ich ſpielend jede Bruſt,
Und euren tiefbewegten Herzen
Sind Thränen Freude, Schmerzen Luſt.

Die Komödie.

Magſt ſie immer weinen machen,
Das iſt, dünkt mich, gar nicht ſchwer:
Doch ich mache ſie zu lachen,
Das iſt beſſer und iſt mehr.

Das Carneval.

Mich ergötzen viele Lichter,
Mehr noch fröhliche Geſichter;
Mich ergötzen Tanz und Scherz,
Mehr noch ein vergnügtes Herz;
Pracht und buntes Leben ſehr,
Aber eure Gunſt noch mehr.

Zu den vier Temperamenten.

Die vier Kleinen die ich führe
Sind gar wunderliche Thiere.

Sind auch nach der Menſchen Art
Widerwärtiglich gepaart,
Und mit Weinen oder Lachen
Müſſen ſie Geſellſchaft machen.

Chor der Masken.

Spanier und Spanierin.
Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei.
Auch aus fremden Ländern zieht
Uns die Luſt herbei.

Scapin und Scapine.
Mit einer Mütze voller Liſt
Bleibt Scapin euch zu Dienſten,
Und auch Scapinens Köpfchen iſt
Nicht leer von feinen Künſten.

Pierrot und Pierrette.
Wir beiden mögen treu und gut
Uns gern geſellig zeigen,
Mit langen Aermeln, frohem Muth
Und wünſchen euch deßgleichen.

Ein Paar in Cabarre's
Wir zwei Tabarre's wollen gar
Uns auch hierzu geſellen,
Um noch zuletzt mit Einem Paar
Die Menge vorzuſtellen.

Das Studium.
Mein Fleiß iſt immer etwas nütz,
Auch hier iſt er's geblieben:
Ich hab' euch allen unſern Witz
Verſtändlich aufgeſchrieben.

Aufzug der vier Weltalter.

Das goldne Alter

(begleitet von der Freude und der Unschuld)

Zaunt wie ein Morgentraum ſchreit' ich hervor,
Mich kennt der Menſch nicht eh' er mich verlor.
Der Jugend Schöne und der Blüthen Zeit,
Des Herzens Erſtlinge ſind mir geweiht.

Das ſilberne Alter

(begleitet von der Fruchtbarkeit, den Gaben des Geiſtes und der geſelligen Fröhlichkeit)

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor;
Ich gebe zwiefach was der Menſch verlor.
Durch Kunſt gepflegt wird nur in meinem Schooß
Das Schöne prächtig und das Gute groß.

Das cherne Alter

(begleitet von der Sorge, dem Stolz und dem Geiſer)

An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich,
Das Große nur zu ehren ſteht mein Reich;
Das Treffliche drängt ſich zu meinem Thron,
Und Ehr' und Reichthum ſpenden Glück und Lohn.

Das eiſerne Alter

(begleitet von der Gewaltthätigkeit)

Gewalt und Macht ſind mir allein verliehn;
Ich ſchreite über hoch und niedrig hin!
Unſchuld und Fröhlichkeit wird mir zum Raub,
Reichthum und Gaben tret' ich in den Staub.

Die Zeit.

Ich führ' euch an. Mir leiſe nachzugehn
Kann auch das Mächtigſte nicht widerſtehn.
Der Strom der Wuth verſiegt in ſeinem Lauf
Und Freud' und Unſchuld führ' ich wieder auf.

Ein Zug Lappländer.

Zum 30. Januar 1781.

Wir kommen in vereinten Chören,
Vom fernen Pol in kalter Nacht,
Und hätten gerne Dir zu Ehren
Den schönsten Nordschein mitgebracht.

Wir preisen jene Lufterscheinung,
Sie weiht die Nacht zu Freuden ein,
Und muß, nach unsrer aller Meinung,
Der Abglanz einer Gottheit seyn.

Von Bergen strömt sie uns entgegen,
Wo bange Finsterniß erst lag,
Auf einmal wird vor unsern Wegen
Die grauenvolle Nacht zum Tag.

O stünd' es jetzt am hohen Himmel,
Wir bäten Dich, verlaß den Scherz,
Sieh weg vom glänzenden Getümmel,
Sieh auf, so brennet unser Herz!

So führen Wünsche, licht wie Flammen,
Für Dich den schönsten Himmelslauf,
Bald falten sie sich still zusammen
Und lodern jauchzend wieder auf.

Doch jenem hochverehrten Lichte
Raubt Deine Gegenwart die Pracht,
Es glänzt von Deinem Angesichte
Die Huld, die uns Dir eigen macht.

Die weiblichen Tugenden.

Zum 30. Januar 1784.

Wir, die Tugen,
Wir vereinen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leiſe Schritte:
Wir umgeben
Stets Dein Leben,
Und Dein Wille
Heißt uns ſtille
Wirkend ſchweigen.
Ach verzeihe!
Daß zur Weihe
Dieſer Feier
Wir uns freier
Heute zeigen,
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und Dich ſegnen.

Amor.

Zum 30. Januar 1782.

Amor, der den ſchönſten Segen
Dir ſo vieler Herzen reicht,
Iſt nicht jener, der verwegen
Eitel iſt und immer leicht;

Es iſt Amor, den die Treue
Neugeboren zu ſich nahm,
Als die ſchöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgſam iſt,
Und ſie lehrte mich verehren
Was verehrungswürdig iſt.

Mit den Guten mich zu finden
War mein ernſter Jugendtrieb,
Mich den Edlen zu verbinden
Machte mir die Erde lieb.

Aber ach! nur allzu ſelten
Freut mein erſter Gruß ein Herz;
Meine falſchen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechſelſcherz.

Einſam wohn' ich dann, vergeſſen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verſchloſſen,
Den die Fabel dir gezeigt.

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen ſich, dem meinen gleich:
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befeſtige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten
Zeig' ich leis das wahre Glück,
Und ich führe ſelbſt die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet
Leiten Göttliche durch mich.
Dieſer Amor grüßt und ſegnet
Heute ſeine Freundin, Dich!

Planetentanz.

Zum 30. Januar 1784.

An Deinem Tage reget ſich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel ſchönes brennt
Das kommt und grüßet Dich.

Aufzug.

(Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, ſie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit ſich. Dieſe ſchönen Kinder eilen die Fürſtin zu begrüßen; indeß bildet ſich der Thierkreis. Die Planeten treten hinein. Mercur ruft ſie zur Feier des Tages; allein noch bezeigen ſie ihren Unmuth, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch ſie naht ſich bald mit ihrem Gefolge, ſendet ihre wirkſamſten Strahlen der Fürſtin zum Geſchenke und der feierliche Tanz beginnt.)

Die Liebe,

Leben und Wachsthum mit ſich führend.

Oft ſchon kam ich friſch und heiter,
Freute Deines Tags mich hier,
Doch ich eilte flüchtig weiter,
Denn zu einſam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu Dir geſchwind —
Kinder lieben ihres Gleichen
Und ich bin noch immer Kind.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Darum hab' ich mir aus Vielen
Diese mit herbei gebracht,
Finde gar auch den Gespielen,
Der uns frisch entgegen lacht.

Gerne bleiben wir und wahren
Mit der größten Sorgfalt ihn,
Deinen Sohn, der Dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erschien.

Immer soll das reinste Leben
Mit ihm wachen, bei ihm ruhn,
Und der Wachsthum mit ihm streben,
Edel einst Dir gleich zu thun.

Mercur.

Munter bin ich wie die Flammen,
Daß mich alle Götter loben;
Immer ruf' ich sie zusammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute stand ich oben
Müßig an des Himmels Stufen,
Denn sie kommen ungerufen
Und versammeln sich vor Dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herab zu steigen:
Ich mach' Ihr jedes Herz zu eigen,
Das wird an Ihrem Tag die schönste Gabe seyn:
Es ist der Himmelsgaben beste.
So sprach ich, trat voll Zuversicht herein:
Allein ich seh', sie sind schon alle Dein,
Und so bin ich nur unnütz bei dem Feste.

Cellus.

Mich ſchmückt ein tauſendfaches Leben,
Das nur von mir das Leben nimmt:
Nur ich kann allen alles geben:
Genießet was ich euch beſtimmt!
Auch will ich keinem Sterne weichen,
Auf ſo viel Güter ſtolz bin ich,
Am ſtolzeſten auf Deines Gleichen
Und Dich!

Luna.

Was im dichten Haine
Oft bei meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm' auf lichten Wegen
Lebend Dir entgegen,
Stell' erfüllt ſich dar.

Meiner Ankunft Schauern
Sollſt Du nie mit Trauern
Still entgegen gehn;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich Dich wandeln ſehn.

Mars.

Von dem Meere
Wo die Heere
Muthig ſtehn,
Von dem Orte
Wo der Pforte
Drohende Gefahren wehn,

Aus der Ferne
Wendet her ſich meine Braut,
Und ich weile gerne
Wo Dein Blick
Häuslich Glück
Täglich ſchafft.

Jupiter.

Ich bin der oberſte der Götter;
Wer will ſich über mich erhöhn?
Ich ſchleudre fürchterliche Wetter;
Wer iſt's, wer kann mir widerſtehn?

Wie würd' es meine Bruſt entzünden,
Beſtritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem, was ſie für Dich empfinden,
Weiß ich gern alle ſie mir gleich.

Saturn.

Grau und langſam, doch nicht älter
Als ein andres Himmelslicht,
Still und ernſthaft, doch nicht kälter
Tret' ich vor Dein Angeſicht.

Glücklich wie im Götterſaale
Fint' ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh' wir ſegnen Dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geſchick,
Und auf himmliſch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück.

Deine Tage ſo umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring, der, ewig glänzend,
Mein erhabnes Haupt umſchwebt.

Cybele

Im fernen Raum, wohin kein menſchlich Auge drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Geſang
Zu höhern Himmeln aufentzückte,

Dort ſchwebt' ich einſam ungenannt,
Seit vielen tauſend tauſend Jahren,
Ich war der Erde unbekannt
Und hatte nichts von ihr erfahren:

Nun rufen mich verwandte Sphären:
O Schweſter bleib allein nicht fern!
Zum erſtenmal ein neuer Stern
Komm' auch herab Sie zu verehren! —

Bei Deinem Feſte ſcheint mein ſtilles Licht;
Zwar ſtieg' ich halb mit Widerwillen nieder;
Allein vor Dir und Deinem Angeſicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Sol

Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht;
Und würd' ich finſter, ruhig, kalt,
Stürzt' Alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes iſt ein edler Sinn,
Du liebſt ein edles Bild.

Die Wolken führ' ich gleich und ſchnell
Mit unverdroſſ'nem Arm;
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Erfülle Fürſtin Deine Pflicht,
Geſegnet tauſendmal!
Und Dein Verſtand ſey wie mein Licht,
Dein Wille wie mein Strahl.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1798.

Der lang' erſehnte Friede nahet wieder,
Und alles ſcheint umkränzet und umlaubt:
Hier legt die Wuth die ſcharfen Waffen nieder,
Dem Sieger iſt ſogar der Helm geraubt:
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freuden ſind erlaubt:
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erſcheinen heute Deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu Deinen Füßen,
Und Blumen ſtreuen wir vor Deinem Schritt.
Die Eintracht darf ſich wieder feſt umſchließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.
In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergeſſen alles was es litt,
Dieß iſt der Wunſch, der jedes Herz belebet,
Das wieder friſch ins neue Leben ſtrebet.

Und Ceres wird verſöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt:
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,
Wird auch der Kunſt der ſchönſte Wunſch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegenſchlägt,
Und in der Ferne ſehen wir, aufs neue,
Der edlen Schweſtern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt behende nach den Seinen,
Und theilt mit Freunden freudiges Gefühl;
Man eilet sich harmonisch zu vereinen,
Und wir sind hier an der Erscheinung Ziel;
Du zählst mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeihest mild das bunte Maskenspiel.
O sey beglückt! so wie Du uns entzückest,
Im Kreise den Du schaffest und beglückest.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1802.

Wenn von der Ruhmverkünderin begleitet
Heroischer Gesang den Geist entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder schreitet,
Mit Lorbeer sich das eigne Haupt umwindet,
Ein Denkmal über Wolken sich bereitet,
Auf Schwindendes die schönste Dauer gründet,
Von Göttern und von Menschen unbezwungen;
So scheint's, er hab' ein höchstes Ziel errungen.

Doch hat uns erst der Muse Blick getroffen,
Die dem Gefährlichsten sich zugesellt,
Dann stehet uns ein andrer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue schön're Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger sich der Kreis im Kreise schließet.

Bald fühlst Du Dich von jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unschuld sich verband,
Und Fels und Baum, auf allen Deinen Pfaden,
Erscheint belebt durch ihre Götter Hand;
Dich grüßen kindlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen Dich am Strand.
Wer einsam durch ein stilles Tempe schreitet,
Der fühlt sich recht umgeben und begleitet.

Doch sollen wir nicht allzuweichlich fühlen,
Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag.
Wir fahren auf! Wer wagt's mit uns zu spielen?
Bald heimlich neckend, bald am offnen Tag!
Ist's Momus, der in städtischen Gewühlen,
Ein Satyr, der im Feld sich üben mag?
Was uns geschmerzt sind allgemeine Possen,
Wir lachen bald, wo es uns erst verdrossen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Phantasie in ihrem Reiche hegt.
Die Woge schwillt, die im verworrnen Streben
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
Doch Allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und jeder fühlt und neigt sich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Fest vergoldet,
Die Alles schaut und kennt, belebt und duldet.

Zum 30. Januar 1806.

Herzlich und freudevoll
Bringe der Treue Zoll,
Singendes Chor!
Rasch wie der Hände Klang
Töne des Liedes Drang,
Steige der Festgesang
Zu Dir empor!

Mitten in unsre Reihn
Stürmet der Krieg herein,
Umstellt uns hier;
Doch der nur Wildes denkt,
Schreckend sich vorwärts drängt:
Selten die Fahne senkt,
Er neigt sich Dir.

Hören beim Friedensfest
Auch sich Trommete läßt,
Schon ist es nah.
Herr Gott dich loben wir!
Herr Gott wir danken dir!
Segnest uns für und für!
So klingt es da.

Wunden schon heilen sich,
Wolken schon theilen sich,
Dein Tag erscheint.
Ehrfurcht uns all' durchdringt,
Abschied der Krieger bringt,
Heil Dir der Bürger singt,
Alle vereint.

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Einſchränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieſer engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeſſ' ich doch, vergeſſ' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und ach, ich fühle nah' und fern
Iſt mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maaß getroffen!
Was bleibt mir nun, als eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Die romantische Poesie

Stanzen

zu Erklärung eines Maskenzuges,

aufgeführt den 30. Januar 1840.

Der Geburtstag der regierenden Herzogin von Weimar, der jedesmal als ein ausgezeichnetes Jahresfest begangen wird, rief in diesem Jahre, bei den glücklichsten Familien-Ereignissen in der Gegenwart hoher verehrter Gäste, zu besonders lebhaften Feierlichkeiten auf. Für die denselben gewidmete Maskenlust schien es ein angemessener Schmuck, die verschiedenen Richtungen, denen unsre Vorfahren und auch die Ahnherrn jenes hohen Fürsten-Hauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden mannichfaltigen Gestalten darzustellen. Ein Herold zeigte sich daher, anführend einen Minnesänger und Heldendichter, welche vor die hohen Herrschaften zu beiden Seiten gestellt, durch nachfolgende Strophen die verübergehenden, theils allegorischen, theils intrinsischen Gestalten der modernen Poesie ankündigten und erklärten.

Minnesänger.

Von Wartburg's Höhn, wo vor so manchen Stunden
Uns Eure Väter freundlich angehört,
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergötzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet —

Heldendichter.

Da sangen wir an jedem Feiertage
Der Eurem Stamm die frische Knospe gab:
Den spatenrißnen Ahnherrn trug die Klage
Melodisch groß zum sieggeschmückten Grab;
Dann kündeten wir jede Wundersage,
Das Heldenschwert so wie den Zauberstab;
Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
Dem freien schönbekränzten zum Altare.

Herold.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
Der treu vor Euch den goldnen Scepter bückt.
Er bringt von jener Zeit gewiſſe Kunde,
Daß Fürſten ſelbſt mit Liedern ſich geſchmückt,
Und führet vor Euch her froh in die Runde
Der Bilder Schaar, wie ſie uns dort entzückt,
Und zweierlei vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernſt des Helden.

Frühling.

Der Lenz tritt auf. Vom ſüßen Liebesmunde
Ertönt durchaus ein holder Zauberſchall.
Nun wird der Welt erſt recht die frohe Stunde!
So ſingt und ſagt das Lied der Nachtigall.
Ein Seufzer ſteigt aus regem Herzensgrunde
Und Wonn' und Sehnſucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird ſich des ſchönen Maien,
So gut er kann, doch leider halb nur freuen.

Sommer.

Der Sommer folgt. Es wachſen Tag und Hitze,
Und von den Auen dränget uns die Gluth;
Doch dort am Waſſerfall, am Felſenſitze,
Erquickt ein Trunk, erfriſcht ein Wort das Blut.
Der Donner rollt, ſchon kreuzen ſich die Blitze,
Die Höhle wölbt ſich auf zur ſichern Hut;
Dem Tosen nach kracht ſchnell ein knatternd Schmettern;
Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wettern.

Minnepaar.

Im goldnen Glanz, im bunten Farbenſcheine
Der neuen Welt genießen ſie den Tag.
Er ſagt's ihr klar, wie er es freundlich meine;
Sie ſagt's ihm ſo, daß er es deuten mag.
Er wagt es nun und nennet ſie die ſeine,
Er wiederholt's mit jedem Herzenſchlag;
Und ſo beglückt, bald offen, bald verſtohlen,
Des ſüßen Wortes ew'ges Wiederholen.

Tanzende.

Ein leichter Sinn erhebt sie von der Erden;
Das muntre Paar, es mag nicht stille stehn.
An Worte Statt sind liebliche Geberden,
Die zwar im Takt, jedoch von Herzen gehn,
Und Schling' auf Schlinge Kettenzüge werden.
Wie lustig ist's, sich um sich selbst zu drehn!
Mit leichtem Anstand wechseln sie die Glieder:
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdlustige.

Mit ernstem Gang, zu ernsteren Geschäften,
Zieht nach dem Wald ein frisches Jägerpaar,
Getrost in sich, schlank gleich den edlen Schäften,
Die sich zur Lust ein hoher Wald gebar.
Sie lächeln stolz, vertrauend ihren Kräften:
So trotzen sie der Mühe, der Gefahr,
Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
Wovor Diana selbst nicht schützt, noch hütet.

Herbst.

Den Fleiß belohnend aber tritt Pomone
Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
Mit Freuden sehen wir den Kranz, die Krone,
Und viel genießt, wer heuer viel gethan.
Der Vater schafft, er freut sich mit dem Sohne,
Aufs neue Jahr geht schon der neue Plan;
Im Kreis der Gäste waltet frohes Leben:
Der Edle hat, und will auch Andern geben.

Spielende.

Besitz ist gut! der jedem wohl behaget;
Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
Fällt ihm vielleicht sogar ein doppelt Loos.
Selbst wenn Verlust ihn hin und wieder plaget,
Ist doch das Glück der Ungewißheit groß.
Mit Leidenschaft genießen sie des Lebens,
Und Amor selbst belauscht sie nur vergebens.

Winter.

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen:
Denn ist wohl Winter, wo die Sonne scheint,
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
Und jeder spricht und handelt wie er's meint?
Von allen Jahreszeiten die wir kennen
Ist sie's, die Eine, die uns so vereint:
Sie gab uns Dich, belebt nun diese Feste,
Und so erscheint sie uns die allerbeste.

Norden.

Doch wendet nun von diesem Blumengrünen
Zu nord'schen Himmelsfeuern das Gesicht —
Woher auch uns mit Jugendglanz erschienen
Die Majestät in sternendurchwebtem Licht —
Zum alten Volk unüberwundner Hünen,
Das wandernd sich durch alle Länder ficht.
Mit welcher Kraft die Riesenfäuste schlagen,
Seht ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunehild.

Dem Pol entsprießt die herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde süß und mild,
So leuchtet, nie versteckt vor unserm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunst, Brunehild,
Wie ihres Nordens stäte Sommersonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute,
Durchsprengte kühn das Zauberflammenthor.
Wie schön das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor:
Dieß Schwert, ein Werk zwergenfiger Schmiedehöhlen,
Schied Ihn und Sie! — O seltsames Vermählen!

Prinzessin.

Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Rother.

Ich spreche nun so heiter als berächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger klug, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft,
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose:
Von ihnen stammt Pipin und Carl der Große.

Asprian.

Den mächtigsten von allen Kampfgenossen
Erblickt ihr nun, den Riesen Asprian.
Ein Hagelwetter aus der Welt' ergossen
Trifft nicht so blind und breit als dieser Mann.
Die Freunde haben selbst ihn angeschlossen:
Drum wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
So schlägt er doch, schlägt Alles um sich nieder,
Und schonet nicht die eignen Waffenbrüder.

Recht und Ehre.

Die Welt, sie wäre nicht vor ihm zu retten,
Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut,
Ihn hält das Recht, ein hehres Weib in Ketten,
Der man getrost so großes Amt vertraut;
Die andre lockt und zieht mit goldnen Ketten,
Indem sie schmeichelnd nach dem wilden schaut.
Er geht berächtig an dem frohen Tage,
Er sieht sich um und schaut, wohin er schlage.

Liebe.

Dann folgen zwei. — Laßt dieſe mich erklären! —
Sie ſind einander beide nah verwandt,
Mit Sonn' und Mondes Glanz von höhern Sphären
Zu Wohl und Weh uns freundlich zugeſandt:
Doch will ſich dieſe nicht an jene kehren,
Sie ſtreift allein, verdirbt, erquickt das Land:
Und ſelten ſieht man beide Schweſter-Flammen
Wie heut, gepaart, in Einigkeit beiſammen.

Treue.

Und die Beſcheidne zeigt ſich frei und freier
Und irrt ſich nicht am rauſchenden Getön;
Sie ſteht vor euch, ſie öffnet ihren Schleier
Und will getroſt ſo vor der Menge gehn;
Ermuthigt glänzet nun das ſtille Feuer,
Dem Glühwurm gleich, ſo anſpruchlos als ſchön.
Sie widmet euch den reinſten aller Triebe;
Gern folgt ſie dem Verdienſt, ſo wie der Liebe.

Otnit.

Ein groß Verdienſt weiß dieſer zu erwerben,
Entbrannt für Menſchenwohl von heilger Gluth.
Er ſchaut umher auf klägliches Verderben,
Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wuth.
Mit Drachenſchweiß wird Berg und Wald ſich färben,
Die Ebne färben ſich mit Räuberblut,
So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
Unholde nicht zu ſchaden ſich erkühnen.

Weltlich Regiment.

So kommt zuletzt das Herrlichſte zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer ſtrebt;
Der Friede herrſcht im unbegränzten Lande,
Wo Niemand mehr vor ſeinem Nachbar bebt;
Nun liebt der Menſch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt ſich frei, wenn er gebändigt lebt;
Nur will er ſelbſt, er will den Herrn erwählen,
Dem aber ſoll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geiſtlich Regiment.

Mit allem ſtell ſich auch die Schweſter ſchmücker.
Doch Demuth ſtell ihr höchſtes Kleinod ſeyn.
Sie geht mit freundlich halbgeſenkten Blicken,
Und mit ſich ſelbſt ſo ruhig überein;
Doch würde ſie der erſte Platz beglücken:
Dem Hochſinn iſt die zweite Stelle Pein.
Sie ſcheint der Schweſter Hoheit nachzuſinnen
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Kanzler und Clericus.

Auch kleinre Weſen kommen mit zum Spiele:
Gar manches wird durch ſie geheim erregt.
Der eine der gewandt mit ſpitzem Riele
Das Reich begränzet, ja die Feinde ſchlägt,
Der andre, der entfernt vom Weltgewühle
Das Wort, zum Buch erſtarrt, am Herzen trägt:
Sie, beide ruhig, wiſſen zu begeiſtern,
Sie gehen nach, und oft vor ihren Meiſtern.

Elberich. Kobold.

Im Stillen aber herrſchet über dieſe,
Und weit und breit, ein wunderſames Haupt,
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Rieſe,
Das jeder läugnet, jeder hofft und glaubt:
Der Welt gehört's, ſo wie dem Paradieſe;
Auch iſt ihm alles, iſt ihm nichts erlaubt.
Verein' es nur in kindlichem Gemüthe,
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Minneſänger.

Und voller Zutraun ſchließt ſich an — die Menge.
Wir aber laſſen ſie in Frieden ziehn.
Ihr ſaht vor Euch ein liebevoll Gedränge,
Geſtalten vor'ger Zeit, vorüber fliehn.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge,
Wir bitten, ſeht nicht flüchtig drüber hin:
Inwendig waltet ehrfurchtsvolle Scheue,
Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja ſelbſt das Große ſchwindet gleich den Schatten,
Und öde wird der thatenvollſte Raum;
Drum ſoll die That ſich mit dem Worte gatten:
Ein ſolcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum:
Luſtwälder ziehn ſich über grüne Matten,
So blüht er fort, der ſchöne Lebenstraum.
Was Eure hohen Väter, Ihr nach ihnen
An uns gethan, es ſoll für ewig grünen!

Maskenzug ruſſiſcher Nationen.

Zum 16. Februar 1810.

Feſtlied.

Raſch herein und nicht gezaudert!
Nicht getrotzt und nicht geſchaudert!
Nicht gekoſt und nicht geplaudert!
Hier iſt Ernſt bei Scherz.
Tüchtig, feſt, mit ſtarkem Schritte,
Bringen wir zur Feſtes-Mitte
Fremde Kleider, fremde Sitte,
Wohlgekanntes Herz.

So entlegen wir auch ſtammen,
Kreiſend ziehen wir zuſammen,
Wie das Chor von Sternenflammen
Sich um Eine dreht.
In dem Glanze Deines Wohles
Freuen wir uns unſres Wohles,
Wie der Feuerglanz des Poles
Sternenlicht erhöht.

Hin und wieder und zur Seiten
Sehn wir fremd Gebilde ſchreiten,
Dir die Freude zu bereiten
Wie ſie jeder ſchafft.
Wandelt fröhlich zwiſchen dieſen,
Die des Feſtes mitgenießen,
Zwiſchen Zwergen, zwiſchen Rieſen
Und des Nordens Kraft.

Lächle, daß es Dir gefalle,
So gefallen wir uns alle.
Nun ertönt mit Einem Schalle
Lauter Wünſche Chor!
Hier bedarf es keiner Sichtung,
Alle zieht vereinte Richtung.
Trage Wahrheit, trage Dichtung
Dieſen Tag empor!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es ſind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen dieſe Bäume
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun, gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach' mich klug!

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungeſtört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günſtige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geſchick
Von Grundaus läßt genießen.

Gastlied.

Zu erscheinen
Mit den Seinen
In dem lichten Kreise,
Alle Biedre,
Heh' und Niedre,
Das ist rechte Weise!
Kommt gegangen
Ehrenvoll empfangen!
Diesen Tagen
Ziemet froh Behagen.

Wie wir sollen
In dem vollen
Lampenhellen Saale!
Viele zeigen,
Viele neigen
Sich mit einemmale.
Wenn es wären
Alle die Dich ehren,
Treu und munter;
Wär' es noch viel bunter.

Brautlied.

Er.

„Kommt hervor aus euren Kemenaten,
Brüder, rathet mir! ich möchte gerne frein.“
Fragſt du viel, ſo biſt du ſchlecht berathen:
Schau' nur ſelbſt herum und da und dort hinein.
Findeſt du ſie ſtill zu Haus
Und thätig und verſtändig;
Richte nur den Hochzeitſchmaus:
Der Tanz iſt gleich lebendig.

Sie.

„Kommt herein, ihr lieben Nachbarinnen,
Schweſtern, rathet mir! man wirbt um meine Hand.“
Fragſt du viel, du wirſt nicht viel gewinnen:
Um dich ſelbſt verſchlingt ſich ja das Band.
Ob er dir gefallen kann?
Die Augen mußt du fragen.
Ob's ein braver guter Mann?
Das muß das Herz dir ſagen.

Beide.

„Einig ſind die Zwei, die ſich gefunden!
Seht nun wohl! Ins Leben geht es fort.“
Fließen doch für euch nun andre Stunden;
Euch gehört von nun an jeder Ort.
Hand in Hand, wie dieſes Paar,
Wollen wir das Feſt genießen;
Fröhlich jauchze die ganze Schaar
Und ſtampfe mit den Füßen!

Maskenzug

bei Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter

Maria Feodorowna

in Weimar

Den 18. December 1818.

Als Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach hiernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchst Dieselben: daß dabei einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannichfaltig gelungenen Arbeiten beispielweise hingedeutet werden solle. Hiernach wäre denn der Inhalt des nunmehr summarisch verzeichneten Charakter-Zuges aufzunehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius in Pilgertracht eröffnet den Zug, Weg' und Stege zu segnen. Zwei Knaben mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten, und sich derselben zu freuen. Drei Monate treten auf. October, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines wein- und fruchtbegränzten Genius. November in Jäger-Gestalt: fröhlicher Geleitsmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeier. December, hausmütterlich herantretend, mit Kindern, die an den Weihnachts-Geschenken, noch mehr aber an Allerhöchster Gegenwart und Gunst sich ergötzen, und ein herannahendes der Welt segenreiches Geburtsfest ankündigen.

Die Nacht, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahreszeit, so wie über die Fest-Stunden sich anmaßend, führt den Schlaf herein, von Träumen umgeben, deren Auslegung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde, welche den meisten Menschen nur als Wunsch und Traum erscheinen, Begünstigten aber als Wirklichkeit verliehen sind.

Drei verſchwiſterte treten auf. Epos die Heldendichtung, ſonſt nur Unheil unter den Großen beſingend, erfreut ſich glückbringender Einigkeit der höchſten Herrſcher.

Tragödie, gleichſam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daß das Ungeheure auch einmal heilbringend ſey.

Komödie, fühlt ſich heiter in den Uebrigen, geht, ſich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genießen. Jene beiden andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten ſich, dem heutigen Feſte zu dienen und was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweiſen.

Feſtzug.

Die Ilme tritt auf, in der Ueberzeugung, daß ſie das Räthſelhafte dieſer Geſtalten-Reihe am beſten zu deuten wiſſe. Wieland's Charakter, deſſen Denk- und Dichtweiſe wird von ihr umriſſen, das glückliche Verhältniß zu ſeiner Fürſtin berührt, des Tiefurter Aufenthaltes mit Anmuth gedacht.

Muſarion tritt auf, begleitet von Phanias und zwei philoſophiſchen Gegnern. Die Lehre von Mäßigung, Genügſamkeit, heiterem Genuß und ſtiller Duldung wird, nach des Dichters eigenſter Weiſe, kürzlich ausgelegt.

Oberon und Titania, mit Feen und Elfen erſcheinend, geſtehen wie ſie ihre Wiedervereinigung dieſem ſchönen Tage verdanken und bekennen ſich als Lehnsleute der Allerhöchſten Gäſte.

Hüon und Amanda, durch der kleinen Geiſter Verſöhnung auch mit ihrem Schickſal ausgeſöhnt, bezeugen ſich dankbar für die ſegenreiche Wirkſamkeit. Scherasmin und Fatime ſtimmen ein.

Der Uebergang zu Herder's Leiſtungen führt uns auf deſſen ſchöne Eigenſchaft: die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimiſchen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu ſchließen. Deßhalb ſind Legende und Barde vorgeführt.

Terpſichore, noch gewöhnt an patriotiſche Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höheren Sinne hergeſtellt durch Adraſtea, die Aufrichtende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf Aeon und Aeonis. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von ſo vielen Neuerungen des Tages; ſie aber, lebendig, heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäß, verſteht ihn zu beſchwichtigen, wozu das herzerhebende Feſt ihr die beſten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichſte Epoche ſpaniſcher Rittertage, zeugend vom Uebergewicht chriſtlicher Heldenkraft über mahometaniſchen Hochſinn, erſcheinen Cid, Ximene, Uraka. Was ſie andeuten, bringt jene den Deutſchen ſo tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzenreihe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines lebenden Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die Ilme tritt abermals hervor, und indem ſie ihm die Beſtändigkeit ſeiner Neigung zu ihr zum Verdienſt macht, rechtfertigt ſie die ihrige. Ein Ueberblick theatraliſcher Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgenden Glieder des Zuges dramatiſche Werke ſind.

Mahomet erſcheint mit Palmiren und Seiden. Als Muſterbild dramatiſcher Beſchränkung in Anſehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie ſolche früher die Alten, ſpäterhin beſonders die Franzoſen beliebt, kann dieſe Darſtellung wohl gelten.

Die Ausſicht auf eine freiere Dichtart wird gegeben. Götz von Berlichingen tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgeſöhnt. Wir ſehen Gattin, Sohn und Schweſter, voran den treuen Georg. Weislingen, Adelheid und Franz dürfen nicht fehlen. Landvolk zeigt ſich, den einfachen Lebensgenuß zur verworrenſten Zeit, Zigeuner dagegen, den geſetzloſen Zuſtand aufgelöſ't anzudeuten. Doch wagt eine jüngere, durch ſinnvolle Sprüche, die harten Vorwürfe von ſich und den Ihrigen abzulehnen und auch ſich und ihre Sippſchaft höchſter Gunſt würdig darzuſtellen.

Das Perſonal von Fauſt giebt Anlaß zu einem umgekehrten Menächmenſpiel. Hier ſind nicht Zwei, die man für Einen halten muß, ſondern Ein Mann, der im Zweiten nicht wieder zu erkennen iſt. Fauſt als Doctor, begleitet von Wagner; Fauſt als Ritter, Gretchen geleitend. Die Zauberin, die das Wunder geleiſtet, mit glühendem Becher tritt zwiſchen beiden Parteien auf. Mephiſtopheles verläßt Marthen, um ſeine Geſellſchaft ſelbſt zu exponiren. Er deutet auf eine zweite Erſcheinung. Zum Zeugniß, daß dieß alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, iſt noch friſche Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet sich nun, als an ihrer eigensten Stelle, da sie Musterbilder von Schillers Werken vorzuführen hat.

Braut von Messina tritt auf. Mutter und Tochter. Das verwaiste Paar von Aurora eingeführt. Der Charakter dieser Schicksals-Tragödie wird vorgetragen, derselben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer solchen mit furchtbarer Consequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entschiedener Meisterhand, sich uns grauenvoll entgegenstellt, sind wir zum düstersten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höheren Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung verlängst zugegeben werden. Uns freut vor allem sein glücklich erworbenes Kind. Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal, ewig bund- und eidgenossene Namen! Auch die tüchtigen und gutgesinnten Hausfrauen zieren die Gesellschaft; so wie die bisher abgesonderten Geschlechter, Rudenz und Bruneck, sich gerne fügen. Mehrere Landsleute werden willkommen geheißen. Ja sogar die Gestalt Geßlers wagt es, versöhnt, unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und muthig herantritt, findet er sich fast überrascht, einen freieren Boden zu betreten, als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch zugleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht sich nicht bloß durch Hinderungen darthue.

Von dieser sich unter einander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. Wallenstein tritt auf in seiner Kraft, die zarte nachgiebige Gattin an seiner Seite. Tämenisch begleitet ihn Gräfin Terzky an der andern. Max, Thekla und ihre vertraute Neubrunn ahnen die bevorstehenden Schicksale nicht. Höchste Selbstständigkeit, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Plane bezeichnen den außerordentlichen Mann. Aber ach! zu große Selbstsucht, wankende Treue, vergiften sein hohes Gemüth. Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn sogar. Der Sterndeuter will belehren, will thöricht auf die Richtung hinweisen, die der Mann seinem eignen Charakter verdanken sollte.

Wallensteins Lager verleiht uns eine Musterkarte des seltsamen

Heeres, welches der anziehende Name des weit berühmten Helden zusammengerufen. Eingeführt werden sie auf ihre eigene Weise, und wir treffen hier auf den heitersten Punkt unserer Darstellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielversprechenden Fragmente Schiller's, der Wendepunkt russischer Geschichte angedeutet werden sollte. Wir sehen dieses hohe würdige Reich in beklagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Usurpator: Boris und Demetrius. Schwer ist solch' ein Zustand zu schildern, der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen ununterbrochenen Erbfolge entspringt. Marina, Arinia, Odowalsky zieren die Gruppe.

Möge, nach so viel Ernst, ein leichtsinniges Mährchen zum Schlusse gefallen. Altoum, fabelhafter Kaiser von China; Turandot, seine räthselliebende Tochter, stellen sich vor. Kalaf, ein kühner Bewerber, Adelma, eine leidenschaftliche Nebenbuhlerin, Zelima und ein wunderliches Maskengefolge erbitten sich, wie dem Ganzen, Geneigtheit und Nachsicht.

Epilog.

Die Ilme kann sich nicht versagen noch einmal zu erscheinen und ihren höchsten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt festlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darstellung allzuvieler poetischer Erzeugnisse gleichsam ungeduldig, herein der Tag, begleitet von Pallas Athene, welche den Bund mit ihrer so lange begünstigten getreuen Stadt feierlichst erneuert, und von Klio, die sich verpflichtet, deren Ruhm aufs neue, gegenwärtiges Fest verkündend, in aller Welt auszubreiten. Vorgeführt werden sodann: Künste und Wissenschaften. Alle, bisher von dem höchsten Hause für mannigfaltige Dienste gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen sich einer frohen glücklichen Nachkommenschaft.

Festzug

dichterische Landes-Erzeugnisse, darauf aber Künste und Wissenschaften vorführend.

Prolog.

Genius (als Pilgrim)
Zwei Knaben (mit Reisetafeln)

Eure Pfade zu bereiten
Schreit' ich allen andern vor,
Treuer Genius der Zeiten
Leicht gehüllt in Pilgerflor.
Auf den Zwillings-Tafel-Flächen
Seht ihr manchen heitern Raum,
Grünend, blühend wie von Bächen,
Aufgeregten Frühlingstraum.
Flüsse blinken, Städte prunken,
Wie das Licht den Aether schwellt,
Kreis' auf Kreise, Funk' aus Funken
Und die Welt ist erst die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
Bilder glänzend ausgesä't,
Räume hast Du nun durchzogen
Wo Du Tochterglück erhöht.
Sehn wir Enkel Dich umschweben,
Reichlich wie Granate glüht,
Segnen wir das Blüthenleben:
Denn Du bist es die erblüht.

Nacht (allein tritt auf)

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne,
Mein düstrer Schleier hebt sich vom Gesicht.
Die Majestät ist milder als die Sonne,
Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
Doch wenn ich denke: daß ich alles fülle,
Daß nur in mir die hellste Sonne strahlt,
Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, stille,
Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern malt:
Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
Jedoch mein Mund, der unberufne, schweigt.
Wo ist ein Geist in Fassung der Juwelen?
Wo ist ein Schmuck der diesem sich vergleicht?

Drei Monate (treten auf)

Nacht (fährt fort).

Drei Monden sind es die mir Gunst erweisen,
Stets länger, breiter dehnt mein Reich sich aus:
Ich kann sie diesmal hoch und herrlich preisen:
Denn sie verherrlichen das höchste Haus.

October (als Winzer).

Wenn dieser sich mit Kranz auf Kranz bekränzt,
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin auf's reichbegabte Leben.
Wie er sich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie benigkeit die Reifen fließen mag,
Das ist es nicht: denn ihm allein gebührt
Des Festes Fest, ein auserwählter Tag;
Ein Tag so hehr, im Zeitenkreis gestellet,
Der fünfundzwanzigste bleibt seine Zahl,
Der Sie dem Licht, ein neues Licht, gesellet,
Sich überhol' er überzähligmal.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03800/164

An Lina.

Liebchen, kommen dieſe Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze beim Claviere nieder,
Wo der Freund ſonſt bei dir ſtand.

Laß die Saiten raſch erklingen
Und dann ſieh ins Buch hinein:
Nur nicht leſen! immer ſingen,
Und ein jedes Blatt iſt dein!

Ach wie traurig ſteht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

November (als Schütze)

Dieser, der nach Jägerweise
Wälder, Berg und Thal durchstreift,
Tritt herbei zu Deinem Preise,
Da er nicht im Weiten schweift:
Nein! das schöne Glück ergreift
Zu begleiten Deine Reise.

Hinter Ceres' Flügelwagen
Wie sich still die Furche schließt,
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erntefest ergießt:
Wird er so auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort gesegnet sehen
Deines Zuges reiche Spur.

December als Mutter, mit zwei **Kindern**.

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geschmückt,
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Ersehnte wird herangerückt,
Das holde Fest wird glanzvoll früh begangen.
Was Kinder fühlen wissen wir nicht leicht! —
(zum Kinde)
Magst du, mein Schatz! dich unterwinden
Und wie es dir im stillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme selbst verkünden?

Weihnachts-Kinder.

Der Winter ist den Kindern hold,
Die jüngsten sind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flüglein Gold,
Der guten Kindern lohnt

Sie sind geschickt, sie sind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit:
Der Himmel that sich auf.
Sie kommen, bringen, groß wie mild,
Ein einzig Weihnachtsfest!
Auf Erden bleibet Ihr sein Bild,
Auch uns im Herzen fest.

Ich weiß, wir dürfen Dir uns nahn,
Uns gönnst Du jede Zeit,
Wie selig ist es zu empfahn,
Und Dank ist Seligkeit.
Bedürfniß macht die Kinder gleich.
Sie blickt und hilft geschwind.
Denn hoch und niedrig, arm und reich
Das alles ist Ihr Kind.

Schlaf und Nacht. (Letzte ferticht.)

Er schwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich gelehnt
Steht er geblendet! —

(zum Schlafe)

Kann dir nicht gewähren
Wonach du dich schon stundenlang gesehnt,
Hier ist nicht Ruh, hier sind nicht weiche Pfühle:
Jedoch, wie sonst, vertraue mir.
Ich schirme dich im glänzenden Gewühle,
Was andre sehn, im Traume z. g' ich's dir.

(Sie fährt fort die Träume auszulegen.)

Vier Träume

(menſchliche Wünſche und Glückſeligkeiten vorſtellend.)

Erhaben ſtehn auf höchſter Stelle,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrſchend über Sturm und Welle
Sey wenigen, den würdigſten zu Theil.

Doch pflichtgemäß, befehlgemäß zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,
Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln,
Sey mehrerer, ſey des Vereinſt's Geſchick.

Wem der Beſitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte was ihm angehört!
Das haben viele ſich errungen,
Genießen ſie es ungeſtört!

Doch wieder jung in ſeinen Kindern werden,
Auf ewige Tage ſich zu freun,
Das iſt das höchſte Glück auf Erden
Und iſt der ganzen Welt gemein.

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger ſäumen,
Und ſage mit Beſonnenheit:
Das alles kann ein jeder träumen;
Euch ganz allein iſt's Wirklichkeit.

Er träume fort und ſchaue geiſt'gen Blicks
Was Euch die Götter Günſt'ges zubereiten.
Wir, wachend glücklich, Zeugen Eures Glücks
Und hochgetroſt für ewige Zeiten.

Drei Dichtarten.

Epos, Tragödie, Komödie.

Epos.

Mit Zuversicht darf ich mich hier erheben,
Dem Allergrößten war ich stets vertraut.
Wenn andre stammen, wenn verwirrt sie beben,
Da fühl' ich mich von Grund aus auferbaut.
Achillen hegt' ich, hegt' Ulyssen kräftig,
Im Tiefsten froh, an heitrer Lebenskraft
Und alles Andre was umher geschäftig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Lust;
So zuversichtlich trat ich hier herein,
Nun scheint' ich mir nur mein Gespenst zu seyn.
Sonst wiederholt' ich: wie die Herrn der Schaaren,
Achill und Agamemnon, sich entzweit;
Den Jammer um Patroklos', Hektor's Bahren
Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittheilt' ich tausend, abertausend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun alles abgethan erscheinen,
Die Großen sehn sich, einen sich, vereinen.

Tragödie.

Das Ungeheure war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchsten Sinn,
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenschaften, gräßlicher Gewinn!
Heut aber muß ich eigens mich erholen,
Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.
Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Besten
Verklärte sich's, verklärte sich's zu Festen.

Komödie.

Ich aber, Schweſtern, kann mich nicht verläugnen,
Mit frohem Sinne blick' ich alles an.
Hier kann ſich nichts als Freudiges ereignen,
Ich brauche nichts zu thun, es iſt gethan.
So will ich mich in dieſes Band verweben,
Und was mir ähnelt führ' ich froh heran.
Hier ſeh' und fühl' ich ein erregtes Leben,
Ich theile was ich ſonſt gegeben.

(Entfernt ſich.)

Epos.

Die Wirkung dieſes Feſtes fühl' ich gleich:
Ein neuer Sinn muß uns vereinen.
Den Rücken kehr' ich meinem Schlachtenreich,
Und du, enthalte dich von Klag' und Weinen.
Wir ſind verändert! — Stolzes Thatgepränge
Zu keinem Ziel und Zweck iſt uns ein Schaum;
Verwirrtes Wogen unverſtänd'ger Menge,
Von allen Träumen iſt's der ſchwerſte Traum.
Nothwendigkeit und Schickſal! herbe Strenge! —
Hervor, o Schweſter, frei im freiſten Raum!
Nicht ſtörriſch darf ſich Leidenſchaft erkühnen;
Die ſchönſte Leidenſchaft iſt, hier zu dienen.

Tragödie.

Den preiſe ſelig der erfährt,
Was Millionen ſich erflehen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert hier zu ſtehen,
Dieß hohe Glück iſt uns gewährt.
Wie Geiſt und Liebe dieſen Saal durchwehen,

Dem fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder sich im Ganzen segnet,
Gelinge lieblich zu enthüllen
Uns, Eurem Dienst entzündeten Sibyllen!

Epos.

Den Zudrang hör' ich schon des muntern Zuges,
Wie frey beschleunigt jeder seinen Gang:
Denn was ihm heut gewährt ist, raschen Flusses,
Bleibt würziger Schatz das ganze Leben lang.
Nur Augenblicks an dieser Stelle halten,
Den Euch bemerkt Euch nah zu stehn
Ist höchste Gunst, die sämmtliche Gestalten
Durch meinen Mund verlässig anerflehn.
Damit jedoch in solchem Lustgetümmel,
Der Sinn erscheine der verschleiert liegt,
Gestaltenreich, ein übererängt Gewimmel,
Dem innern Sinn so wie dem äußern gnügt;
So melden wir: daß alles was verhanden,
Durch Musengunst den Unsrigen entstanden.

Tragödie.

„Man hält mit jedem Stoffe sich geschmückt,
Wenn er ein Landerzeugniß! — Mag der beste
Dem Ausland bleiben! — Eigner Fleiß beglückt,
Und eignet sich dem Anschaun höchster Gäste."
So sagte Jene die uns angeregt,
Selbstthätig weiß uns alle zu beseelen;
Geschieht nunmehr was sie uns auferlegt;
So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugnissen dem Dichtergeist
Im stillen Thal der Zime längst gelungen,
Ist mehrentheils was dieser Zug beweis't.
Er kommt, Gestalt Gestalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten — ſag' ich's nur gerührt —
Die uns der Welt Bedeutniſſe gegeben,
Vorüber ſind, ſo ſey zu Luſt und Leben
Was ſie vermocht vor dieſen Tag geführt.

Feſtzug.

„Wenn vor deines Kaiſers Throne
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird geſprochen;
Sey es dir zum höchſten Lohne.

Solchen Augenblick verehre:
Wenn das Glück dir ſolchen gönnte!"
Alſo klingt vom Oriente
Her des Dichters weiſe Lehre.

Glücklich preiſen wir die Guten
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in kurzvergangnen Tagen,
Weggeführt des Lebens Fluthen.

Die Ilme (tritt auf)

Wenn die Ilme, ſtill im Thale,
Manchen goldnen Traum gegängelt;
So erlaubt, daß hoch im Saale
Sie den Feierzug durchſchlängelt.

Denn ich muß am beſten wiſſen
Wie die Räthſel ſich entſiegelt;
Die ſich ſolcher Kunſt befliſſen
Haben ſich in mir beſpiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied entstanden,
Das ich mit berächt'ger Schnelle
Hingeflößt nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesnen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend
Seiner Fürstin werther Gast.

Musarion (spricht Thalia).

Ein junger Mann von schönen Gaben,
Von edlem Sinn und rascher Lebenslust,
Um Antheil an der Welt zu haben
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Brust.
Gesellen, Freunde, weibliche Gestalten
Von großer Schönheit, kreisen um den Tag.
Bei Fest und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück was es im Glanz vermag.

Doch solch ein Rausch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht. — Und alles ist verschwunden.
Er steht allein! Jetzt soll Philosophie
Bald ernst, bald schwärmerisch, ihn heilen,
Die eine fordert streng, die andre würdigt nie
Am Boden thätig zu verweilen
Den sie bebauen sollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt ist jede Kraft:
Verdüstert Haupt, erfrostet alle Glieder,
So wirft er sich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falschem Argwohn sie verlassen.
Sie ist's die mir die besten Lehren giebt:
„Warum das Leben, das Lebend'ge hassen?
Beschaue nur in mildem Licht
Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte
Und Ueberspannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laß ihn fühlen, was ihm selbst gebricht;
Du, selbst kein Engel, wohnst nicht unter Engeln,
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, liebt geliebt.
Die Menschen sind, trotz allen ihren Mängeln,
Das liebenswürdigste was es giebt;
Fürwahr, es wechselt Pein und Lust.
Genieße wenn du kannst, und leide wenn du musst,
Vergiß den Schmerz, erfrische das Vergnügen.
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne wie der andre denkt;
Gelingt es dir den Starrsinn zu besiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen."

Wer von dem höchsten Fest nach Hause kehrt,
Und findet was Musarion gelehrt:
Genügsamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth das Uebel zu verjagen,

Mit einem Freund, an einer Liebsten froh —
Der Größt' und Kleinste wünscht es immer so.
Gesteht, es war kein eitles Prangen,
Mit diesem Bild den Schauzug anzufangen.

Oberon.

Das kleine Volk das hier vereint
In lustigem Gewand erscheint,
Sind Geister voller Sinn und Kraft:
Doch wie der Mensch voll Leidenschaft.

Der König und die Königin,
Titania, Oberon genannt,
Entzweiten sich aus Eigensinn
Nur wirkten, schadenfreh entbrannt.
Anbent jedoch im höchsten Flor
Und Glanze treten sie hervor.
Lugirt an Verdruß und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute sich versöhnt,
Wohl wissend wie vor Eurem Blick
Mißwollen, Zwist und Haß zurück.

Denn daß die Wesen sich entzweien
Das möchte ganz natürlich seyn;
Jedoch Natur, beherrscht von Euch,
Gern unterwirft sich Eurem Reich,
Und jedes Gute das Ihr thut,
Kommt vielen andern auch zu gut.

So ist es! Dieser junge Held
Gar wohl gepaart vor Euch gestellt,
Der Hüon heißt, Amanda sie,
Viel große Noth und herbe Müh,
Weil Zwist in dieser Geister Schaar
Auch Zwist in seinem Schicksal war.

Das alles habt Ihr abgestellt,
Den Himmel diesem Kreis erhellt.
Und Hüen hat's verdient! Die schwerste That
Ward ihm geboten; diese schafften Rath.
Mehr darf ich mich zu sagen nicht erkühnen.
Doch es beweist sich daß es Wahrheit sey:
Gott, seinem Kaiser, Einem Liebchen treu,
Dem müssen alle Geister dienen.

Die Zime.

Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn erspriesst,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fliesst.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das alles war Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungeheisst vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Trauergebilden rüstrer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im offnen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt;

Sie meinen's gut und fromm im Grund, sie wollten
Nur Menschliches was alle wollen sollten.

Wo sich's versteckte wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt verkleidet leicht als Spiel:
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen
Humanität sey unser ewig Ziel.
O, warum schaut er nicht, in diesen Tagen,
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen!

Terpsichore. Adrastea.

Denn, ach, bisher das goldne Saitenspiel
Terpsichore's ertönte nur zu Klagen,
Ein Lied erklang aus schmerzlich tiefer Brust:
Die Welt umher sie lag zerrissen,
Entflohn die allgemeine Lust!
Das Leben selbst, man kennt' es missen.
Doch Adrastea zeigte sich,
Des Glückes Aera war gegeben,
Vergangenheit und Zukunft freuten sich,
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

Aeon und Aeonis. (Letzte spricht.)

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Gestalt,
Ihr seht es jung, ihr seht es alt;
Zusammen gehen sie noch eine kleine Strecke,
Ungleicher Schritt befördert nie,
Die Zeit verschiebt nicht nur die Zwecke,
Auch andre Mittel fordert sie.
So weise, klug er auch gehandelt,
Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
Auf einmal anders wird gewandelt
Und andre Weisheit wird gelehrt.

Was galt, es ſoll nicht weiter gelten,
Nichts mehr von allem iſt erprobt,
Das was er ſchalt, darf er nicht ſchelten,
Nicht loben was er ſonſt gelobt;
Sogar in ſeinen eignen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht,
Man ſucht nicht mehr ihm zu gefallen,
Wo er befiehlt gehorcht man nicht.

Er würde ſich das Leben ſelbſt verkürzen,
Verzweifelnd ſich zum Orcus ſtürzen:
Doch ſeine Tochter hält ihn feſt,
Verſteht ihn lieblich zu erfreuen,
Beweiſ't, mit tauſend Schmeicheleien,
Daß er ſich ſelbſt weit hübſcher hinterläßt.
Was ihm entging, ſie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg iſt ohne Zahl;
Was ihn verließ, es kam ihr nachgeronnen,
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tauſendmal.
Zum Glücke laßt Ihr uns herein:
Denn ſolch ein Feſt konnt' er ſich nicht erwarten;
Er ſieht es blüht ein neuer Garten,
Der blüht für mich; was mein iſt, bleibt auch ſein.
Er fühlt ſich beſſer, als in beſten Zeiten,
Iſt neu belebt und wird mich froh begleiten.

Cid.

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier iſt Cid und hier Ximene,
Muſter jedes Heldenpaares,
Donna Uraka, die Infantin,
Zarter Liebe Muſterbild.

Wie der Jüngling, faſt ein Knabe
Ehre ſeines Hauſes rettet;
Aber ſie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vaſallen;
Seinem Könige getreuſter,
Bald erhoben, bald verdammt.

Und Ximene Hausesmutter
Rein beſchränkt auf ihre Töchter,
Wenn Uraka ſtill im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Aber ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniß.
Kaum von allerhöchſten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und ſo eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Friſch das Heldenlied zu hören
Wie es unſer Herder ...

Den wir nun mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Dieſen Tag verdüſtere.

Die Ilme.

Da bin ich wieder, laſſe mir nicht nehmen
Den anzukünd'gen der nun folgen ſoll.
Er muß ſich jetzt zur Einſamkeit bequemen;
Doch iſt ſein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiß daß er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume ſämmtlich, die mich hoch umſchatten,
Die Felſen rauh und ſeltſam angegraut,
Der Hügel Grün, das Grümere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
Doch heute ließ er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück vor Euch genannt zu werden.

Doch ſeyt ihm gnädig, wohlgeſtimmt erduldet,
Wenn Seltſames vielleicht vor Euch erſcheint.
Als Dichter hat er manches zwar verſchuldet,
Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich ſehe mich allein, die andern fehlen,
Da nehm' ich mir ein Herz, und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unſres Pyramidenlebens
Viel umher, und nicht vergebens:
Denn von außen und von innen
Iſt gar manches zu gewinnen.

Daß nun dieß auch deutſche Leute
Bei Gelegenheit erfreute,
Ließ er auf der Bühne ſchauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.

Wenige zuerſt, dann viele
Namen zum belebten Spiele,
Immer nach verſchiednen Formen,
Strengen und befreiten Normen:
Da denn unter dieſem Haufen
Allerlei mag unterlaufen,
Womit ich mich nicht befaſſe,
Sondern bittend Euch verlaſſe:
Daß Ihr's freundlich mögt beſchauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen.

Mahomet.

Der Weltgeſchichte wichtiges Ereigniß!
Erſt Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Propheten-Zeugniß
Ein neu Geſetz den Völkern auferlegt.
Die größten Thaten die geſchehen,
Wo Leidenſchaft und Klugheit ſtreitend wirkt,
Im kleinſten Raume dargeſtellt zu ſehen —
In dieſem Sinn iſt ſolch ein Bild bezirkt.

Das einzig macht die Kunſt unſterblich,
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß ſie was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.
Doch mußte ſie bei Fülle und Reichthum denken
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beſchränken.

Der Gallier that es wie's der Grieche that:
Der Britte doch, mit wenigem Bemühen
Gewohnt die Segel aufzuziehen,
Erfand ſich einen andern Rath:
Einbildungskraft verlangt er, die ſo gerne
Geſchäftig ſchwärmt, den Tag im Tag vergißt,

Von nächster Nähe bis zur weitſten Ferne
Die ſchnellſten Wege hin und wieder miſt,
Der es beliebt, zu immer regem Leben,
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verſtand gefordert um zu richten
Ob alles wohl und weislich ſey geſtellt,
Hier fordert man Euch auf zu eignem Dichten,
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer ſich verbinden,
Sich wechſelſeits erwärmen und entzünden.

Götz von Berlichingen.

So auch der Deutſche gern. Auf dieſem Pfade
Naht frei entwickelt ſich ein reich Gebilde.
Auch dieſes bittet: Schenkt ihm Gunſt und Gnade!
Die bunten Züge muſtert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was er verbirgt im tiefſten Hintergrunde.

Die Schreckenstage die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Geſetz verſtummt, der Fürſt entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung ſieht,
Die ſchildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt ſolchem Feſt Erinnrung ſolcher Art.

Doch dieſes Bild führt uns heran die Zeit
Wo Deutſchland, in- und mit ſich ſelbſt entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummſtab, Schwert
Feindſelig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger ſtill ſich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegriſch aufgewühlt;
Wo auf der ſchönen Erde nur Gewalt,
Verſchmitzte Habſucht, kühne Wagniß galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb gerecht zu seyn.
Bei manchen Zügen die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam,
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge die ihn trug,
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug;
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gerung,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbstgewiß, in Pracht,
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
Das wankt und wegt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leidlichen sich freut.
Und fernerhin Zigeuner zeigen an,
Es sey um Ordnung in dem Reich gethan:
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie daß man im Düstern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz,
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.

Zigeuner-Tochter (tritt vor)

Schwestern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen sagen.
(Zur Gesellschaft.)
Eure Gnade sey zu uns gekehrt!
Ihr vernahmt uns nicht ungehört.

Werde wahrzusagen wissen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen:
Aber unsre Augen brennen
Lichterloh in Finsternissen
Und erhellen uns die Nächte.

So kann unserem Geschlechte
Nur das Höchste heilig däuchten,
Gold und Perlen und Juwelen
Können solcher edlen Seelen
Himmelsglanz nicht überleuchten.
Der allein ist's der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
Stehn betroffen, leckt uns wieder
Mutterlieb', so süß vom Throne,
Zu der Tochter, zu dem Sohne;
Doch sie steigt vom Throne nieder
Und beseligt niedre Hütte.

Kennet Wunsch, Bedürfniß, Bitte
Längst bevor sie ausgesprochen,
Allem, allem thut sie Gnüge.
Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knäblein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!

Faust.

Mephistopheles (tritt vor)

Wie wag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!
Man sagt mir nach ich sey ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin nicht schlimmer
Als mancher der sich hoch vortrefflich preist.

Verſtellung ſagt man ſey ein groſſes Laſter,
Doch von Verſtellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaßter
Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
Und drunten liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verſtellen ſich zu herrlichſtem Gewinn
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Kommt' ich als böſer Geiſt mit beſtem Willen.
Denn böſer Wille, Widerſpenſtigkeit, Verwirrung
Der beſten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn ſcharfes Aug' des Herrſchers die Verirrung
Stets unter ſich in kräft'ger Leitung hält;
Und wir beſonders können ſicher hauſen,
Wir ſpüren nichts; denn alles iſt draußen.

Nun hab' ich mancherlei zu ſagen,
Es klingt bemah wie ein Gericht;
Betheur' ich's auch, am Ende glaubt Ihr's nicht,
So muß ich's denn wie vieles andre wagen.
Hier ſteht ein Mann, Ihr ſeht's ihm an,
In Wiſſenſchaften hat er g'nug gethan,
Wie dieſes Vieleck, das er trägt,
Beweiſt, er habe ſich auf vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniß g'nug erworben,
Iſt er der Welt faſt abgeſtorben.
Auch iſt, um reſolut zu handeln,
Mit heiterm Angeſicht zu wandeln,
Sein Aeußres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart:
Und ſein Geſelle wohlbedächtig
Steckt in den Büchern übernächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und ſich in die Magie gewühlt.

Gesellige Lieder.

Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte sich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er daß es auch nicht ging.

Genälit wär' er sein Lebelang:
Da fand er mich auf seinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben,
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht sollt' in Grillen, Phantasien
Und Spintisirerei entfliehen.
So lang man lebt, sey man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verständig.
Ließ alsobald sich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt uns nun zu andern Künsten,
Die gute Dame war zu Diensten.
An einem Becher Feuergluth
That er sich eilig was zu gut.
In einem Wink, eh man's versah
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn ist keine Spur,
Das ist derselbe, glaubt es nur.

Und wenn Euch dieß ein Wunder dünkt
Das Uebrige ward alles leicht.
Ihr seht den Ritter, den Baccn
Mit einem schönen Kinde schon.
Und so gefällt es meinem Sinn,
Der Zaubrin und der Nachbarin.
Ich hoffe selbst auf Eure Gunst!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das schönste Kind dem treusten Freund verbinden,
Das ist gewiß nicht schwarze Kunst.

Aurora (ſpricht)

Bedrängtes Herz! umſtürmt von Hinderniſſen,
Wo käme Rath und Hülfe mir heran!
Gedankenlos, im Innerſten zerriſſen,
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicks macht' ich den Jammer dämpfen,
Der ſtechend ſchwer mir auf dem Busen liegt.
Ich ſoll mit mir, ich ſoll mit andern kämpfen;
Beſieg' ich dieſen Feind, der andre ſiegt.

So aus der Tiefe dieſer Schlucht der Peinen
Blick ich hinauf zum ſchmalen Himmelsklar!
Schon wird es beſſer! ach, ich durfte weinen,
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar.
Und ſchon begegn' ich reiner Friedenstaube,
Die beide Zweige der Entſühnung bringt.
Ich irre noch, allein der Flug gelingt,
Ich ſehe nicht wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerſchlag erſchreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit ſchwer geſenkter Nebel-Schichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgiebt, der Himmel flammet,
Seltſam geregelt, Strahl am Strahle ſtrahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte malt:
Das Schickſal ſey's das ohne Schuld verdammet.

So ſprech' ich's aus im Namen dieſer beiden;
Sie ſchauen ſtarr, ſie finden ſich verwaiſ't;
Von unverhofften unverdienten Leiden,
Wie ſcheues Wild vom Jägergarn umkreiſ't.

Vergebens willſt du dir's vernünftig deuten;
Was ſoll man ſagen wo es bitter beißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Böſen!
Ein ſchwierig Räthſel, räthſelhaft zu löſen.

Uns zum Erſtaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende der alles durchgepreßt.
Gleich unſern Geiſt gebietet's anzuſtrengen
Das Werk, das herrlich ſeinen Meiſter lebt. —
Wenn Felſenriffe Bahn und Fahrt verengen,
Um den Geängſteten die Welle bebt,
Alsdann vernimmt ein ſo bedrängtes Flehen
Religion allein von ew'gen Höhen.

Cell

Wie herrlich raſch tritt dieſer Zug hervor!
Sie bringen von Elyſium's Geſtaden
Das Nachgefühl erhabner Thaten,
Es lebt in ew'gem Jugend-Flor.
Doch immer ernſt! — Was ſie gewommen,
Im Dunkeln war es ausgeſonnen,
Mit Grauſamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat ſtille Weisheit Jahre lang zu dämpfen,
Stets mühevoll iſt ihre Bahn.

Nun kommen ſie zu heitern Stunden:
Am Schluß der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was ſie entriſſen wird gegeben
Und jeder wirkt im freien Leben
Zu ſeinem und der andern Glück.

Die mit dem Fürſten ſich berathen,
Sie fühlen ſich zu großen Thaten,

Zu jedem Opfer sich bereit.
Je einiger sie sich verbündet,
Je sichrer ist das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenstein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchsten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches gerathen,
Er dankt sich selbst das eigene Geschick.
Gewalt'ge Kraft die Menschen aufzurufen,
Sie zu befeuern kühnster That,
Im Plane sicher, mit sich selbst zu Rath,
Des Kaisers Günstling, nächst an Thron und Stufen.
Die zarte Gattin gern an seiner Seite,
Der Tochter Hochsinn, Thekla's Jugendlicht,
Max treugesinnt, so wie er thut und spricht;
Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
Doch wir empfinden heimlich Angst und Grauen
Solch äußres Glück im hellsten Licht zu schauen.

Woher denn aber dieses innre Zagen
Das ahnungsvoll in enger Brust erbebt?
Wir wittern Wankelmuth und Mißbehagen
Des Manns der hoch und immer höher strebt.
Und was kann gräßlicher dem Edlen heißen
Als ein Entschluß der Pflicht sich zu entreißen.

Da soll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob dieses oder jenes wohlgethan,
Dem Irrthum leuchten, zur verworrnen Bahn,
Gestirne falsch die noch so herrlich blinken.
Der Zug bewegt sich, schwebt vorbei.
Es war ein Bild. Das Herz ist wieder frei.

Wallenſteins Lager.

Mephiſtopheles (forſcht).

Gefährlich iſt's mit Geiſtern ſich geſellen!
Und wenn man ſie nicht ſtracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch ſo ſtill gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen —
Mich zieht die Kameradſchaft an
In Reih und Glied mit ihnen mich zu ſtellen.

Ich kenn' euch wohl, ihr ſeyd die Wallenſteiner,
Ein löblich Volk, ſo brav wie unſer einer,
Ihr kennt auch mich, wir ſprechen frei:
Mit einem Wort, daß ich das Lob vollende:
Da wo nichts iſt da habt ihr reine Hände.
Doch das war damals und ich war dabei.
Seyd ihr beiſammen! Ja! Wachtmeiſter?

Hier!

Die Cüraſſiere?

Hier!

Die Holk'ſchen Jäger?

Hier!

Croaten?

Hier!

Uhlanen?

Hier!

Die Marketenderinnen? —

Ich ſehe ſie und ſpare meine Frage,
Die fehlen nicht an Sonn- und Werkeltage.
Wo viel verloren wird iſt manches zu gewinnen.

Ein Kind (ſpringt hervor)

Ich bin ein Marketender-Kind
Und zwar von guten Sitten,
Darum wo hübſche Leute ſind
Beſtändig wohlgelitten.

Soldaten lieb' ich, das iſt wahr!
Wer ſollte ſie nicht lieben,
Da ſie in jeglicher Gefahr
Sich immer treu geblieben?

Ich ziehe wieder mit ins Feld.
Kein Weg im Feld iſt bitter.
Es lebe St. Georg der Held,
Die Helden, ſeine Ritter!

Mephiſtopheles (zu den Soldaten)

Und ihr verlauft euch nur nicht weit,
Und merkt es wohl, es iſt nun andre Zeit.
Die Herrſcher wiſſen was ſie wollen,
Und iſt ein großer Zweck erreicht,
So ſollt ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeſchrei iſt: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragödie (ſpricht)

Verſtummſt du, Schweſter, trittſt zurück verlegen,
Als wärſt du hier ein fremder Neulings-Gaſt?

Epos.

Gar vieles hat mir heut ſchon obgelegen,
Dem mannichfaltgen Wort erlieg' ich faſt.
Nun kommt mir noch ein Schwierigſtes entgegen.
Wie faſſ' ich an, wie heb' ich dieſe Laſt?

Wer gäbe mir in dieser Zeiten Meere
Zu schwimmen Kraft! O, wenn's der Anfang wäre!

Ich seh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüssen rasch, an grünen Ebnen klar,
Das immerfort sich vor den Augen weitet,
Zum gränzenlosen Raum verliert sich's gar.
In Städten, auf dem Lande wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld ergrünt, der Handel wegt lebendig,
Sobald ein Herrscher mächtig und verständig.

Doch ach! das Reich bis zu dem Fuß der Thronen
Von eignem, bald von fremdem Blute roth,
Denn wilde Horden, kluge Nationen,
Heran sich drängend führen Qual und Noth.
Tartaren, Türken, Polen ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden bringen, suchen Tod.
So macht der Herrschaft, so des Raubs Gelüste
Den Mittelpunkt des Reichs zu Graus und Wüste.

Da greift denn jeder, der sich tüchtig nähme,
Nach Schwert und Scepter, wer den Feind vertreibt,
Wer gräßlich straft, daß Unwill sich bequeme,
Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
Der Leichtsinn auch erringt sich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So Boris, so Demetrius, Marina,
In wildem Wust bald Rex und bald Regina.

So weder Liebe, Zutraun noch Gewissen
Einheimischen und Fremden in der Brust,
Bis nun erscheint was alle längst vermissen,
Ein Heldensproß, dem Land zu Glück und Lust.
Er wird sich ins Geschick zu fügen wissen,
Es fügt sich ihm daß alle, sich bewußt
Des eignen Heils, dem Herrscherwort sich fügen,
Sich bildend adeln, zu der Welt vergnügen.

Nun klärt sich's auf, er kehrt in seine Schranken
Der Völker Schwall im ungemeßnen Tanz,
Nun wirken große, größere Gedanken,
Erweitert Gränze, thätig innrer Stand;
Für Wissenschaft und Kunst und Handwerk danken
Die Völker, sonst von allem abgewandt,
Wetteifernd übertragt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken.

Turandot.

Altoum (spricht).

Vom fernen Osten, ja vom fernsten her
Zeigt sich Altoum, ein Monarch der Bühne,
Die Fabel hat ihn auf den Thron gesetzt,
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt,
Doch herrlicher als Kron und Scepter glänzt
An seiner Seite Tochter Turandot.
Zwar sagt man von der Jungfraun schönem Chor,
Die Herzen sämmtlich seyen räthselhaft;
Doch dieser hat ein höchst subtiler Geist
So viele Räthsel in den Kopf gesetzt,
Daß mancher Freier scheiternd unterging.

Auch hat sie mich, das will ich gern gestehen,
Zur langen Reise eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch nichts versagen kann,
So führ' ich sie in ihrem Stolz herein.
Manch Räthsel hatte sie sich ausgedacht,
Den Geist zu prüfen dieses großen Hofs;
Doch sie verstummt und raunt mir nur ins Ohr:
Am Ende sey sie ihrer ganzen Kunst.
Denn wie Ihr schon die Träume wahrgemacht,
So löst't Ihr auch jedes Räthsel auf.

Und welches Wort sie immer sucht und wählt
In Redeknoten listig zu verstricken:
Zum Beispiel Majestät und häuslich Wohl,
Thron und Verdienst und rein verbreitet Glück,
Das alles findet sie vor Augen klar.
Sie giebt sich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Kalaf Herz und Hand,
Befreundet mit Adelma, mir gehorsam.
Und so ist auch mein letzter Wunsch erfüllt,
Wie tausend Wünsche heut befriedigt wogen,
Wir ziehen gern, wenn auch besiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben sehe,
Der letzte bin, laßt für die Verderleute
Ein freundlich Wort mich sprechen! Wenn ich nämlich
Dieß kleine Volk als Masken präsentire;
So spricht sich's aus, das war ein Maskenzug.
Doch wie den Kleinen unter Larven-Mummung
Ein kindlich Herz der lieben Mutter schlägt;
So danken alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte dieß Gefühl zu theilen.

Die Tochter mahnt mich nicht zu viel zu reden
Und sie hat recht! Das Alter hört sich gern
Und wenn es auch nicht viel zu sagen hat.
Wie soll ich hier, als nur gezwungen schweigen,
Wo gränzenloser Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun ich gehe ja! — Sie mag es büßen,
Wenn ich weit eher, als ich wollte, schwieg.

Epilog.

Die Ilme

Wenn der Ilme Bach bescheiden
Schlängelnd still im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden
Halbversteckt sich weiter gießt,
Hört er öftermal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröte
Auf der sanften Wege ruht.

Vieles ist an mir entsprungen,
Manches ward Euch dargebracht,
Und so ist es mir gelungen
Daß man mich zum Flusse macht.
Will ein Reisender mich sehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verstecke mich, laß' ihn gehen,
Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tausend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm' ich mich zusammen,
Oeffne den verschämten Mund,
Sonne mich im Jubel-Saale,
Spiegle Blitzer Blick für Blick,
Und als Fluß zum erstenmale
Geh' ich mich dem Thal zurück.

Was wir in Geſellſchaft ſingen,
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Der Tag in Begleitung von Pallas und Klio führt Wissenschaften und Künste vor

Aurora, Epos und Tragödie empfangen sie

Tag

Heil, o Schwestern, dem Bemühen
Wie ihr eure Pflicht gethan!
Was die Dichtkunst euch verliehen
Führtet ihr mit Lust heran.

Nun mag sich Kunst und Wissenschaft erholen,
Darstellen wie sie sich zum Bild entwarf.
Die Dichtkunst hatt ihr wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf.

Denn sie bricht, gleich einer Quelle,
Felsen durch wo's ihr gefällt,
Und versendet ihre Welle
Berghinab in alle Welt.

Doch diese hier, kein wandelbar Ereigniß,
Der Pflege wollen sie empfohlen seyn;
Drum führ' ich sie, ein gültig Zeugniß
Daß es verlangst geschehn, mit mir herein.

So sprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Du winktest uns. Gebräuchliches kamen
Wir eine nach der andern, das zerstörte Haus,
Den Flammenraub erbauten wir im Stillen,
Mit neuer Landschaft rings umzirkt.
So ward es denn nach unsers Fürsten Willen,
Des hohen Sohns, der unablässig wirkt.

Hier thronet Er, der uns erheitert,
Daß jede schnell das Beste schafft,
Der unsern Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet Sie, die uns verbunden
In stillen Tugenden erbaut,
Sie die in schreckensvollen Stunden
Auf uns als Retterin geschaut.

Nun aber feiern Sie im Glanze,
Wo lebensfroh das Fest ergrünt. —
Ihr tretet vor aus eurem Kranze,
Ich rühm' euch wie ihr es verdient.

Kommt her geschäft'ge Dienerinnen,
Unsterblich, unermüdet, reich,
Was schön und nützlich auszusinnen,
Den Göttern des Olympus gleich.

(Sie treten auf eine nach der andern.)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmosphäre,
Dem Grillenwechsel forscht sie nach.

Erdkunde.

Und diese hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Uebersicht;
Ertheilt von rasch erfahrner Kunde
Dem Fürstenpaare treu Bericht.

Botanik.

Und Fürſt und Fürſtin ſchmücken dieſe
Daß ſie ſich ſelber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradieſe,
Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau.

Auch jene die in ihrem Kreiſe
Sich immer kräftig ſtill bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weiſe
Der Erde Fruchtbarkeit erregt;
Den Menſchen lehrt ſich ſelbſt genügen,
Gefeſſelt gern am Boden bleibt,
Indem ſie, mit gewiſſen Zügen,
Die lange reine Furche ſchreibt.

Dagegen ſchaut ſie mit Entzücken
Wie grün der neue Halm ſich bläht
Und auf der Berge feſtem Rücken
Ein Stufenwuchs den Wald erhöht.
Sie iſt's, an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis belehrt,
Auf die wir alle kindlich ſchauen:
Gefördert ſey ſie, wie verehrt.

Die Künſte.

Was die Künſte ſich erkühnen,
Baukunſt, Bildkunſt, Malerei,
Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
Einem günſt'gen Blicke frei.

Doch, erregt durch Euer Kommen,
Haben sie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht,
Musterbilder dargebracht,
Die Ihr günstig aufgenommen.

Conkunst.

Und diese, die sich gern in Töne sanft verbreitet,
Sie zog mit uns im Stillen fort;
Im Tacte hat sie uns geleitet,
Und gab uns manch melodisch Wort.

So stehn wir zuversichtlich alle
Und schämen uns des Eigenlobes nicht;
Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in diesem ist es Pflicht.

Noch manche Tugend schmückt sich ungeduldig
Und rüstet sich zur That geschwind:
Denn Rechenschaft, wem wären wir sie schuldig,
Wenn wir es nicht der Allerhöchsten sind?

Die Tochter hat Sie uns gesendet,
Der dienen wir und dem Gemahl,
Wohin sich Blick und Finger wendet
Dahin bewegt sich unsre Zahl.
Und schon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
Was gut und schön, im frohen Chor
Begegnet es den jungen Seelen
Und freudig blühen sie empor. —

Nun aber an die Wiege! Diesen Sprößling
Verehrend, der sich schnell entwickelnd zeigt,
Und bald herauf, als wohlgewachs'ner Schößling,
Der Welt zur Freude hoch und höher steigt.

Sein erſter Blick begegnet unſerm Kreiſe,
Er merkt ſich einer wie der andern Blick,
Gewöhnet ſich an einer jeden Weiſe,
Gewöhnt ſich an ſein eigen Glück.

Er ſey ein Harfner, dem die Muſen
Den Pſalter wohlgeſtimmt gereicht,
Und ſo gelingt's dem freien Buſen:
Denn alle Saiten ſchweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
Ein Lied erfolgt man weiß nicht wie. —
Sein Leben ſey im Luftgeſange
Sich und den andern Melodie.

Der pilgernde Genius.

Kinder mit leeren aber geſchmückten Reifetafeln

Tag.

Ach warum ſchon unterbrechen!
Warum trübſt du unſern Blick?
Schauen wir auf wenig Wochen
Wie auf jahrelanges Glück,
Wagen wir nicht auszuſprechen
Wie uns dieſe Zeit ergetzt,
Wo der Geiſt ohn' Unterbrechen
Jegliche Secunde ſchätzt.
Soll uns das vorüber ſchwinden,
Als wenn alles eitel ſey?
Klagend wir uns wieder finden:
Alles, alles iſt vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muß erſt frommen:
Großes in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüber ging.
Mögen friſche Tafelpaare
Glücklich zeichnen Ihre Bahn!
Wankle Sie, zum neuen Jahre,
Neu den Ihrigen heran.
Wir, mit hellern Augenbrauen,
Segnen Sie von Ort zu Ort;
Das Verſtummen, das Erſtaunen
Bildet ſich als Liebe fort.

Perſonal.

Prolog.

Genius	Frl. v. Grün.
Knaben	Nebbein. Ludecus.
October	v. Beſeck.
November	v. Fritſch.
December	Frl. v. Hagke.
Weihnachts-Kinder	v. Münchhauſen. Huſchke. Gildemeiſter.
Nacht	Gräfin. Julie von Egloffſtein.
Schlaf	Frl. v. Schiller.
Träume	v. Stromberg. v. Heimrod. Stichling. Vulpius.
Tragödie	Frl. Schopenhauer.
Komödie	Frl. v. Baumbach.
Epos	Frl. v. Werthern.

Feſtzug.

Ilme	Frl. v. Staff.
Muſarion	Fr. Zwierlein.
Phantaſus	Pinther.
Oberon	C. v. Spiegel.
Titania	P. v. Spiegel.
Elfen	v. Fritſch. v. Fritſch. Dufour.
Feen	M. v. Spiegel. Gust. Stichling d. ä.
Hüon	v. Schenk.
Amanda	Frl. v. Milkau.
Fatime	Frl. v. Germar.

Barde	v. Könnritz.
Reen	v. Seebach.
Reenis	Frl. v. Seebach.

Terpsichore	Frl. v. Herder.
Adraste	Frl. v. Freyer.
Cid	v. Thompson.
Ximene	Fr. v. Werthern.
Uraka	Frl. Rühlmann.

Mahomet	v. Strombeck.
Palmira	Frl. v. Riebecker.
Seide	v. Werthern.
Georg	v. Haake.
Götz v. Berlichingen	v. Schiller.
Götzens Kind	v. Egloffstein.
Götzens Frau	Fr. v. Heimrod.
Franz	Brunquell.
Maria	Frl. v. Hufeland.
Weislingen	v. Gerstenberg.
Adelheid	Fr. Gille.
Brautführer	Vulpius.
Brautführerinnen	Frl. v. Herder. Müller. Hirt. Asverus.
Bräutigam	Stell.
Braut	Frl. v. Hering.
Zigeuner-Hauptmann	Müller.
Hauptmännin	Grfn. Beust.
Zigeunerinnen	Fr. Vulpius. Meles.
Zigeuner-Mädchen	Fräul. v. Stechhausen. v. Schiller. v. Wizleben. L. Müller. Th. Kirsten. v. Stein.
Faust, als Doctor	v. Buchwald.
Faust, als Ritter	v. Gemmenes.
Wagner	v. Mandelsloh.
Merhistopheles	v. Goethe.
Zauberin	Fr. v. Germar.
Gretchen	Grfn. v. Beust.
Marthe	Fr. Schopenhauer.
Student	Schumann.
Bürgermädchen	Fr. Schütz. Frl. Kirsten.

Fürstin Mutter	Fr. v. Münchhausen.
Beatrice	Frl. Ackermann.
Aurora	Grfn. Julie v. Egloffstein.

Geßler	v. Bülow.
U. v. Rudenz	Zwierlein.
W. v. Brunek	Frl. v. Sinclair.
Tell	v. Frerier.
Walther Fürſt	v. Struve.
Werner Stauffacher	Riemer.
Melchthal	v. Wegner.
Tells Frau	Fr. v. Seebach.
Tells Kind	Prinz Meſchersky.
Stauffachers Frau	Fr. Gendray.
Schweizerinnen	Frl. Czetiſch. Seidel. Kämpfer.
Wallenſtein	v. Lincker.
Herzogin	Fr. v. Stein-Kochberg.
Thekla	Grfn. Carol. v. Egloffſtein.
Gräfin Terzky	Fr. Wenig.
Max	Nicolovius.
Graf Terzky	v. Seebach.
Wachtmeiſter	v. Wangenheim.
Trompeter	Grf. v. Keller.
Holkiſche Jäger	v. Häſeler. v. Bibra.
Küraſſier	Grf. v. Weſterhold.
Croaten	v. Greß. v. Struve.
Marketenderinnen	Frl. v. Münchhauſen. v. Pogwiſch.
Marketender-Kind	Frl. v. Münchhauſen.
Recrut	Leverides.
Uhlanen	v. Waltungen. Gendray.
Dragoner	Sieber.
Czar Boris	v. Helldorf.
Arinia	Fr. Riemer.
Demetrius	v. Gagern.
Romanow	Prinz Paul von Mecklenburg.
Marina	Frl. v. Lincker.
Odowalsky	Hagenbruch.
Turandot	Fr. v. Spiegel.
Kaiſer Altoum	v. Arnim.
Adelma	Fr. v. Goethe.
Kalaf	v. Baumbach.
Zelima	Fr. Lungershauſen.
Pantalon	v. Helldorf.
Brighella	v. Fritſch.
Truffaldin	v. Helldorf.

Epilog.

Der Tag	Fr. v. Fritſch.
Pallas	Frl. v. Brawe.
Knaben	v. Heimred. v. Buchwald
Klio	Fr. v. Lincker.
Himmelskunde	Grfn. v. Fritſch.
Erdkunde	Frl. v. Harſtall.
Ackerbau	Frl. v. Buttlar.
Botanik	Frl. Weyland.
Plaſtik	Frl. Kämpfer.
Baukunſt	Frl. Salomen.
Malerei	Fr. v. Oleſkadtſch.

Zum neuen Jahr.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener verſchwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.

Im Namen

der Bürgerschaft von Carlsbad.

Der Kaiserin Ankunft.

Den 6. Juni 1810.

Zu des einzigen Tages Feste
Schmückt euch alle, windet Kränze!
Daß für Heimische, für Gäste,
Herrlicher das Thal erglänze,
Dem ein neuer Frühling weht.
Väter, Mütter, Töchter, Söhne,
Auf! Ein frohes Lied ertöne,
Alles um euch her verschöne
Den Empfang der Majestät!

Hier im waldbewachs'nen Thale,
Das so mancher Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in tiefen Felsenschlünden
Feuer sich mit Wasser binden,
Klüften siedend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Dem Gene'nen, dem Gesunden,
Bieten sich so manche Schätze.
Daß der Freund den Freund gefunden
Zeugen die erwählten Plätze,
Wie Erinnrung köstlich sey.
Und so wurden Wald und Wiese
Zum bewohnten Paradiese,
Daß ein jeglicher genieße,
Sich empfinde, froh und frei.

Aber heute neu mit Machten
Sprudle Quell aus deinen Höhlen!
Faltet aus die frischen Prachten,
Ihr des grünen Thals Juwelen,
Holde Blumen, euren Flor!
Und ihr Sprossen dieser Gauen,
Kinder, eilt Sie anzuschauen,
Blickt mit Wonne, mit Vertrauen,
Zu der Herrlichen empor!

Sie, die Tausenden geboret,
Sie erwählt euch, sie ist euer!
Ihr umgebt sie unverwehret;
Gnädig gönnt sie dieser Feier
Mutterblicke hoch und mild.
Dränget euch ihr jungen Schaaren!
Dem der früh solch Glück erfahren,
Wächst an Glanz, von Jahr zu Jahren,
Der Erinn'rung Himmelsbild.

Was in segensreicher Enge
Diese Kaiserstadt umwallet,
Was in fröhlichem Gedränge
Seit Jahrhunderten erschallet,
Werde diesem Tag zu Theil!
Alles Wohl, das hier gequellen,
Alle Lust, die hier erschollen,
Ruft herab, mit feuervollen
Segenswünschen, ihr zum Heil!

Der Kaiſerin Becher.

Den 10. Juni 1810.

Dich klein gekrönt Gefäß mit Schmuck und Leben
Des Blumenflores maleriſch zu umwinden,
Iſt zwar zu ſpät; doch unſer Glück zu künden
Soll nun von Worten dich ein Kranz umgeben.

Und mocht' er auch ſo zierlich dich umſchweben,
Wie ihn die Grazien, die Muſen, binden;
Rein auszuſprechen, was wir rein empfinden,
Iſt für den Dichter ſelbſt vergeblich Streben.

Den Lippen, denen Huld und Gunſt entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohſinn wirken,
Haſt du, beglückt Gefäß! dich nähern dürfen;

Gekoſtet haben ſie die heißen Wellen. —
O möchten ſie aus unſern Luftbezirken
Des Lebens Balſam friſch erquicklich ſchlürfen!

Der Kaiserin Platz.

Den 19. Juny 1810.

Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin schwebet,
Das Volk sich theilt, in drängendem Gewühle,
Dann gleich um sie sich neu zu sammeln strebet,
Stumm erst und staunend, dann im Hochgefühle
Mit Leberuf den Wiederhall belebet;
So spreche nun die Nymphe dieser Kühle
Zu jedem still empfindenden Gemüthe
Von ihrer Anmuth, Heiterkeit und Güte.

Ehrwürd'ger Fels! der sich vom Himmelsblauen
Herab dem Thale reich bemoost vermählte,
Am schattengrünen Berg ihr bunten Auen!
Die längst zum Bilde sich der Künstler wählte,
Ihr ließt euch stets geschmückt und fröhlich schauen:
Doch immer war's als ob euch Eines fehlte:
Nun Sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt ihr erst warum ihr euch geschmücket.

Die Sonne wird, o Nymphe! bald sich senken,
An die du mit uns allen dich verwöhnet;
Nicht ohne Schmerz läßt sie entfernt sich denken.
O möchte sie, nach der sich Alles sehnet,
Hieher den Weg, froh wiederkehrend, lenken!
O möchtest du, wenn du dich neu verschönet,
In deinem zweigumwölbten, luft'gen Saale,
Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle!

Der Kaiserin Abschied.

Den 22. Juni 1810.

Lasset uns die Nacht erhellen
Abermals mit bunten Feuern!
Die von Felsen, die von Wellen
Wiederglänzend Ihr betheuern
Unsrer treuen Wünsche Gluth.
Abermals zur Morgenstunde
Sammle sich die bunte Menge,
Stimme fröhliche Gesänge;
Von dem Herzen zu dem Munde
Ströme neuer Lebensmuth!

Hörner schallen, Fahnen fliegen,
Trommeln künden frohe Feier:
Aber ach! auf allen Zügen
Liegt es wie der Wolkenschleier,
Der um Gipfel sich gethan.
Und so spricht's aus trüben Blicken:
Sie, die unser sich bemeistert,
Uns erheben, uns begeistert,
Ach! Sie zieht in Augenblicken
Langsam scheidend berghinan.

Die zu uns hernieder steigend
Mit uns wandelt unsre Pfade,
Unserm Gruße freundlich neigend,
Die allseitig heitre Gnade,

Sie zu wissen, welch ein Schmerz! —
Tröstet euch! auch sie empfindet,
Nur die Muse soll's euch sagen:
Denn die Muse darf es wagen,
Die das Innre wohl ergründet,
Auch zu blicken ihr ins Herz.

„An der Kluft, vom Fels umschlossen,
Dem der größte Schatz entquillet;
Bei dem Volk, das unverdrossen
Junggewohnte Pflicht erfüllet,
Allen dient um kleinen Lohn;
In dem menschenreichen Thale,
Dem von allen Ort- und Enden
Hülfsbedürft'ge zu sich wenden,
Herrsch' ich nun im grünen Saale,
Herrsche von dem Blumenthron."

„Und so seh' ich Abgesandte
Vieler Völker, die mich ehren;
Freunde sind' ich, Nahverwandte,
Die ganz eigens mir gehören,
Und so nenn' ich Alles mein.
Ja durch Neigung nur verbunden
Fühlt sich jeder aufgeheitert;
Auch mir ist das Herz erweitert,
Nur die Freiheit dieser Stunden
Wird mir unvergeßlich seyn."

„Keine Blumen soll man streuen,
Da ich mit Bedauern scheide.
Geh, o Muse! sag den Treuen,
Daß ich selbst mit ihnen leide:

Nein, mein gutes süßes Püppchen'
Sammle nach dem eignen Herzen
Die zerstreuten Blicke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühlest, deiner Noth zu rathen:
Wende seitwärts, wende hieher,
Nach dem alten, immer strengen,
Aber immer guten Oheim,
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Trost und Glück.

Neoterpe.

Wenn dieser Mann, den ich zum erstenmal so nah
Ins Auge fasse, nicht die allerhäßlichsten
Begleiter hätte, die so grämlich um ihn stehn;
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich spricht
Und edel aussieht, daß man eines Göttlichen
Erfreulich schöne Gegenwart empfinden muß.
Ich dächt' ich wendete mich um und spräch' ihn an.

Palacophron.

Wenn dieses Mädchen, das ich nur von ferne sonst
Und auf der Flucht gesehen, nicht die läppische
Gesellschaft mit sich schleppte, die verhaßt mir ist;
So müßt' ich wünschen, immer an der Seite mir
Die liebliche Gestalt zu sehn, die Heben gleich
Der Jugend Becher aus den holden Augen gießt.
Sie kehrt sich um, und spricht sie nicht, so ist's an mir.

Neoterpe.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden, ist es wohl
Kein Wunder, da uns auf der Erde solche Noth
Bereitet ist, und ich des edlen Mannes Kraft,
Die mich beschützen sollte, mir als ärgsten Feind
Und Widersacher finde. Solches hofft' ich nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört' ich stets:
Der Jugend Führer sey das Alter: beiden sey,
Nur wenn sie als Verbundne wandeln, Glück beschert.

Palaephron.

Dergleichen Reden hören freilich gut ſich an:
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,
Das ich jetzt nicht berühren will. Doch ſage mir!
Wer ſind die Creaturen beide, die an dich
So feſt geſchloſſen durch die Straßen ziehn?
Du ehreſt dich mit ſolcherlei Geſellſchaft nicht.

Kroterpe.

Die guten Kinder! Beide haben das Verdienſt,
Daß ſie, ſo ſchnell als ich durch alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Platz als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt:
Gelbſchnabel heißt man dieſen. Heiter tritt er auf
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch dieſen heißt man Naſeweis, der flink und raſch
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt du ſolchen guten zarten Kindern nur
Gehäſſig ſeyn, die ſeltne Lebenszierden ſind?
Doch daß ich dein Vertraun erwiedere, ſage mir!
Wer ſind die Männer, die, nicht eben liebenswerth,
An deiner Seite ſtehn, mit düſtrem wilden Blick?

Palaephron.

Das Ernſte kommt euch eben wild und düſter vor,
Weil ihr, gewöhnt an flache leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieſer Mann nur allzugut,
Daß in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weiſen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muß fürwahr,
Wie ich es ſelbſt geſtehe, der bepflanzten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeitſchmuck
Mit ganz beſondern wunderlichen Farben ſehn,
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und falb.
So ſagt er wenigſtens, und ſcheint gewiß zu ſeyn,

O des Geſchickes
Seltſamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk!

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke.
Dankt dem Geſchicke
Männiglich Gut,
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Gluth!

Andere ſchauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und ſcheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald ſich verſchwindet,
Wieder ſich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Beugung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Daß das Gewölb des Himmels nächstens brechen wird.
Doch dieser, den man Haberecht mit Recht genannt,
Ist seiner tiefbegründeten Unfehlbarkeit
So ganz gewiß, daß er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meister bin, gelassen hat.
So dienet er zur Uebung mir der Redekunst,
Der Lunge, ja der Galle, das gesteh' ich gern.

Neoterpe.

Nein, ich werd' es nie vermögen
Diese wundervollen Fragen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzusehn!

Palaephron.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlassen:
Thät' ich es von Herzen gern!

Neoterpe.

Wüßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir sie spazieren führte:
Mir geschäh' ein großer Dienst!

Palaephron.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bisher verschwieg,
Entdeck' ich nun, so sehr es dich verdrießen muß.
Durch Stadt und Vorstadt zieht ein frecher Mann und lehrt
Und ruft: Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit ist was den Menschen glücklich macht;
Die, erst das Gute schaffend, bald ein Uebel selbst
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf bei Zeiten morgens! ja, und fändet ihr
Was gestern ihr gebaut schon wieder eingestürzt,
Ameisen gleich nur frisch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst

Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust.
So spricht er thöricht und erreget mir das Volk;
Und niemand sitzt mir an der Straße mehr und klagt,
Und niemand stickt in einem Winkel jammervoll.
Ich brauche nicht hinzuzusetzen, eile hin!
Und steure diesem Unheil, wenn es möglich ist.

(Griesgram ab.)

Dich aber, edler Haberecht, beleidigt man
Noch ärger fast; denn in den Hallen an dem Markt
Läßt sich ein Fremder hören, welcher schwört,
Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will.
Es habe niemand Recht, als wer den Widerspruch
Mit Geist zu lösen, Andre zu verstehen weiß,
Wenn er auch gleich von Andern nicht verstanden wird.
Dergleichen ketzerische Reden führet er.

(Haberecht eilig ab.)

Du eilest fort zu kämpfen? Ich erkenne dich!

Neoterpe.

Du hast die beiden wilden Männer fortgeschickt;
Um meinetwillen, merk' ich wohl, ist es geschehn.
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Wesen hier, die dir
Verdrießlich sind, hinweg zu schicken, wenn ich nur
Auch sicher wäre, daß Gefahr und Noth sie nicht
Ergreifen kann, wenn sie allein im Volke gehn.

Palaephron.

Kommt nur! ich geb' euch beiden sicheres Geleit.

(Die Kinder treten aus dem Chor vor den Alten.)

Geht nur, ihr Kinder! noch erfüllet mein Gesetz,
Das ich euch wohlbedächtig gebe, ganz genau.
Gelbschnabel soll dem Griesgram, wie der Naseweis
Dem Haberecht beständig aus dem Wege gehn,
So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt.

(Die Kinder gehen ab.)

Neoterpe

(tritt aus dem Kreis tritt und sich neben den Alten auf die Mauer setzt)

Ich steige sicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah,
O! sieh mich an und sage nur:
Ist möglich die Veränderung?
Du scheinest mir ein jüngerer,
Ein rüstig frischer Mann zu seyn.
Der Kranz von Rosen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Palaeophron

Ich selber fühle rüstiger
In meinem tiefen Busen mich;
Und wie du mir so nahe bist,
So stellst du ein gesittetes
Und lieblich ernstes Wesen dar.
Der Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne säh' ich ihn,
Auf deinen Locken, wonnevoll.

Neoterpe

Versuchen wir's und wechseln gleich
Die Kränze, die mit Eigensinn
Ausschließend wir uns angemaßt.
Den meinen nehm' ich gleich herab.

(Sie nimmt die Rosenkrone herunter.)

Palaeophron (setzt den Eichenkranz herunter)

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechselscherz
Sey zwischen uns ein ew'ger Bund
Geschlossen, der die Stadt beglückt.

(Er setzt ihr den Eichenkranz auf.)

Neoterpe

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, daß ich nicht

Der edlen Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(Sie setzt ihm die Rosenkrone auf's Haupt.)

Palaephron.

Der Rosenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daß auch mir
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Neoterpe (indem sie aufsteht und vortritt)

Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich gelebt.

Palaephron (indem er aufsteht und vortritt)

Die Jugend schätz' ich, die für mich nun leben soll.

Neoterpe.

Hast du Geduld, wenn alles langsam reifen wird?

Palaephron.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süßigkeit.

Neoterpe.

Aus harter Schale sey der süße Kern für mich.

Palaephron.

Von meiner Habe mitzutheilen sey mir Pflicht.

Neoterpe.

Gern will ich sammeln, daß ich einst auch geben kann.

Palaephron.

Gut ist der Vorsatz, aber die Erfüllung schwer.

Neoterpe.

Ein edles Beispiel macht die schweren Thaten leicht.

Palaephron.

Ich sehe deutlich, wen du mir bezeichnen willst.

Neoterpe.

Was wir zu thun versprechen, hat Sie längst gethan.

Palaephron.

Und unsern Bund hat sie begründet in der Stadt.

Neoterpe.

Ich nehme diesen Kranz herab und reich' ihn Ihr.

Palaephron.

Und ich den meinen.

(Sie nehmen die Kränze herunter und halten sie vor sich hin.)

Ueoterpe.

Lange lebe! Würdige!

Palaephron.

Und fröhlich lebe! wie die Rose Dir es winkt.

Ueoterpe.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

Vorſpiel

zu

Eröffnung des Weimariſchen Theaters

am 19. September 1807

nach glücklicher Wiederverſammlung der Herzoglichen Familie.

Wald. Fels. Meer. Nacht.

(Ferner Donner.)

Kriegesgöttin.

Durch dieser nachtbedeckten Felder still Gebreit,
Mit unbemerkten Schritten, stürm' ich rasch heran,
Ob irgend jemand widerstünde meiner Kraft.
Noch aber find' ich niemand. Ja, behende soll
Dieß Schwert mir Raum verschaffen, wenn sich mir
Die aufgeschreckte Menge kühn entgegenstellt:
Denn diesem Stahle widersteht kein Sterblicher.
Ein grauser Kampf umhüllt sich bald mit Nebelnacht,
Und meine Fackel leuchtet weit und breit zur Flucht.

(Näherer Blitz und Donner.)

Schon reihenweis liegt ausgestreckt Getödtetes,
Wie hinter emsig Mähenden das Blumengras.
Ich aber, unaufhaltsam, kräftig schreite vor,
Dem Glücksgestirn entgegen, das mich leitete.
Wohlauf denn, Schlachtruf!

(Blitz und Donner.)

Töne gräßlich durch die Nacht!
Du Blitzgeschoß, verbreite Schreck, verbreite Tod!
Heran, ihr Donner, ihr mich längst verkündenden!

(Blitz und Donner immer näher.)

Entwickle dich, du hagelschwerer Wolkenzug!
Stürz', alles überrauschend, fluthendes Gestein,
Und schwemme was entgegensteht von Grund hinweg!

(Unter Blitz und Donner ab.)

Eine Flüchtende

(Blitz und Donner entfernen sich.)

Wo flieh' ich hin, wo berg' ich mein bedrohtes Haupt?
Denn überall umgeben mich die Drängenden.
Gewalt'ger Kriegskampf, Waffenklang und Mordgeschrei
Ertönen heute, wo noch gestern Friede sang.
Und aufgeschreckt wir Armen, schaarweis fliehen wir
Und gleich zersprengt, von Ungemach zu Ungemach.
Umsonst! Kein Ausgang aus dem Irrsal zeigt sich mir.
Der finstre Bergwald, Nacht und Schreckniß heget er;
Die Felsenwänd' an aufgeregter wilder Fluth,
Sie halten hier und überall den Schritt mir an:
Und aus der Tiefe tönet mir der Schreckensruf:
Zurück! Zurück! Wohin entfliehst du Einzelne?
Zurück! Des Gatten denke, den das scharfe Schwert,
Der Kinder, die des Hauses Flamme tobend faßt.
Vergebens! ach! an dieser Seite trennet mich
Der breite Strom des mörderischen Ungestüms,
Mit blut'gen Wogen, von bekannter Spur hinweg.

(Ganz ferner Donner.)

O, Seligkeit verhüllendes, und nie genug
Geschätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg!
O, nie genug verehrter Engraum, kleiner Herd!
Du runde Tafel! die den holden Kinderkreis
Anmuthig anschloß elterlicher Sorgenlust,
Dort lodert's auf! Die Ernte strömt in Feuerqual
Zum Himmel an, und des Besitzes treu Gehäus
Schwankt unterflammt und beugt sich, widerstrebt und sinkt.
Durchglühter Schutt stürzt, Flammenrauchstaub kraus't empor,
Und unten krachend, schwerbelastet, dumpfgedrückt,
Verkohlt so vieler Menschenjahre werther Fleiß,
Und Grabesruhe waltet über Trümmern.

(Ferner Donner.)

Ach!

Selbſt in das Grab dringt wilder Elemente Wuth
Und reißt die Todten zwiſchen die Lebendigen;
Sie ſollen ſchauen, welch ein Elend uns betraf,
Und irren, unſre Väter, heimatlos wie wir.

(Näherer Donner.)

Schon kehrt zurück das Wetter, das zerſtörende.
Vergeb'ne Hoffnung, ausgewüthet hab' es nun;
Es kehrt zurück und raſet allgewaltiger,
Und Land und Meer bewegen ſich in wildem Bund.
Iſt dieß der Erde feſter Boden? Weh mir! Weh!
Und dieß die Pfade, ſicher ſonſt betretene?
Im Schiffe ſteh' ich, wogend ſchwankt es hin und her;
Mein Knie verſagt mir; nach dem Boden zieht es mich;
Zu knieen und zu flehen drängt mich das Herz.

(Sie kniet.)

Iſt über dieſer Wolkendecke düſtrer Nacht
Kein Stern, der in der Finſterniß uns leuchtete?
Kein Auge, das herunterſäh' auf unſre Noth?
O du, dem ich von Jugend auf hinangefleht,
Du, deſſen heil'gen Tempel ich mit Kinderſchritt
Und Kinderſinn erſt, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Bruſt hinanſtieg, im vertrauenden
Andächt'gen Chor der Aelteren und Aelteſten;
Mit heitrem, Feſttags-ſonnenhaftem Frendeblick,
Ein Danklied, ein Triumphlied deiner Vaterkraft
Und Vatergüte tauſendſtimmig dargebracht,
Warum verbirgſt du hinter düſtern Teppichen
Dein Antlitz, deiner Sterne ſtrahlende Heiterkeit?
Iſt es dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge taube Kräfte, Dir im Widerſtreit?
Dein Werk zerſtörend, uns zerfleiſchend ....

(Näher Donner.)

Weh mir! Weh!
Vergebens alles! Immer wilder drängt's heran.

Stiftungslied.

Was gehſt du, ſchöne Nachbarin,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerin
Und ließ ihr keine Ruh;
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er iſt der Köchin hold;
Den Braten dreht er für und für,
Um ſüßen Minnesold.

Die ſechſe die verzehrten dann
Zuſammen ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Neuigkeit
Und friſcher Schwänke war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und feine Spiele Platz;
Ein ſechstes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Die Elemente fassen sich, die tobenden;
Die Welle sprüht des Felsenwaldes Aeste durch,
Und in dem blitzdurchflammten Aether schmelzen hin
Die Gipfel, Gluthstrom stürzet um Verzweiflende.

Es schlägt ein. Zugleich erscheint ein Wunder- und Freudezeichen, der verehrten regierenden Herzogin Namenszug im Sternbilde.

Königlicher Saal.

Die Majestät im Krönungsornat

Sicher tret' ich auf und glanzumgeben;
Jedes Auge freut sich meines Kommens,
Jedes Herz erhebt sich gleich zur Hoffnung,
Jeder Geist, schon schwelget er in Wünschen.
Denn die Weisheit, wandelt sie bescheiden
Unter Menschen, lehrend, rathend, scheltend,
Wenig achtet sie der Haufe, leider öfters
Wird sie wohl verachtet und verstoßen;
Aber wenn sie sich zur Macht gesellet,
Neiget gleich sich die erstaunte Menge,
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend, nieder;
Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.

Hat Natur, nach ihrem dunkeln Walten,
Hier sich Bergreihn hingezogen, droben
Felsen aufgezackt, und gleich daneben
Ueber Thalgestein und Höhn und Höhlen
Heilig ruhend alten Wald gepfleget,
Daß den unwirthbaren Labyrinthen
Sich der Wandrer grausend gern entzöge:
Sieh! da dringt heran des edlen Menschen

Meisterhand; sie darf es unternehmen,
Darf zerstören tausendjähr'ge Schöpfung.
Schallet nun das Beil im tiefsten Walde,
Klingt das Eisen an dem schroffen Felsen,
Und in Stämmen, Splittern, Massen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerstörtes gräßlich durcheinander.
Aber bald dem Winkelmaaß, der Schnur nach,
Reihen sich die Steine, wachsen höher;
Neue Form entspringt an ihnen, herrlich
Bildet mit der Ordnung sich die Zierde,
Und der alte Stamm gekantet fügt sich,
Ruhend bald und bald emporgerichtet,
Einer in den andern. Hohen Giebels
Neuer Kunstwald hebt sich in die Lüfte.
Sieh! des Meisters Kränze wehen droben,
Jubel schallt ihm, und den Weltbaumeister
Hört man wohl dem irdischen vergleichen.

So vermag's ein jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen ist's verliehen.
Wer das Rechte kann, der soll es wollen;
Wer das Rechte will, der sollt' es können,
Und ein jeder kann's, der sich bescheidet
Schöpfer seines Glücks zu seyn im Kleinen.

Der du an dem Weberstuhle sitzest,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden schlingest, alle
Durch den Tactschlag aneinander drängest,
Du bist Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße.
Du beginnest weislich und vollendest
Emsig, und aus deiner Hand empfänget

Jeglicher zufrieden das Gewandstück;
Einen Festtag schaffst du jedem Haushalt.

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt erleuchtet.
Und so grüße jedes Land den Fürsten,
Jede Stadt den Aeltesten, der Haushalt
Grüße seinen Herrn und Vater jauchzend,
Wenn sie wiederkehren als die Meister,
Zu erbauen oder herzustellen.

Fromm erflehet Segen Euch von oben;
Aber Hülfe schafft Euch thätig wirkend
Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weise, der Verständ'ge, nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Friede. Majestät.

Majestät.

Sey mir gesegnet, Heldeste des Erdenstamms!

Friede.

Empfange gnädig deine treue Dienerin!

Majestät.

Du wirst als Herrin immer neben mir bestehn.

Friede.

So nimm die treue Schwester an die starke Brust!

Majestät.

Gerechtigkeit und Friede küssen sich, o Glück!

Friede.

O längst ersiehter Augenblick, o Wonnetag!

Majestät.

Ich sehe, Schwester, dich erheiterter als je.

Friede.

Denn mehr als je umgaukelt mich die Heiterkeit.

Diese Stadt, die ich so lange
Mütterlich begünstigte,
Weil sie meine holden Gaben
Würdig schätzend, thätig wirkend,
Dankbarlich erwiederte;

Weil sich holder Friedenskünste
Alte, Junge, Hohe, Niedre
Männiglich befleißigten.

Aber nie ist mir ein Regen,
Solch ein Treiben, solch Bestreben,
Wie es heut sich rührt, begegnet.
Jeder strebet mit dem Andern,
Jeder eifert vor dem Andern,
Einer ist des Andern Muster
Aufgeweckter Thätigkeit.

Kein Befehl ist's der sie anfregt,
Jeder froh gehorcht sich selber;
Und so reihn sie an einander
Ihren Fleiß und ihre Lust.

Majestät.

Dieses Thun, das einzig schätzenswerthe,
Das hervordringt aus dem eignen Busen,
Das sich selbst bewegt und seines Kreises
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchstens: denn es zu belohnen
Bin ich selbst nicht mächtig g'nug; es lohnt sich
Jeder selbst, der sich im stillen Hausraum
Wohl befleißigt übernommnen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich sich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend
Wie er sich berieth und seine Liebsten.
Also wer dem Hause trefflich vorsteht,
Bildet sich und macht sich werth, mit Andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehen.
Er ist Patriot, und seine Tugend
Bringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.
Jeder fühlt es, jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen.

Friede.

Was du sagest, ich verehr' es!
Denn du hast mit wenig Worten
Ausgesprochen, was die Städte
Baut, was die Staaten gründet:
Bürgersinn, wozu Natur uns
Eingepflanzt so Lust als Kräfte.
Aber heute siehst du diesen
Treuen Sinn sich anders zeigen,
Nicht so ernst wie du's verstanden,
Aber sich zum schönsten Feste
Emsiglich bethätigend.

Sieh! ein Waldgebüsch bewegt sich
Nach der Stadt hin; aller Gärten
Froher, blumenhafter Aufputz
Reißt sich los, um sich ins grüne
Prachtgehäng' hinein zu flechten,
Das der Häuser, das der Hütten
Ansicht schön verhüllt und zieret,
Das von Giebel sich zu Giebel
Ziehend reicht und kranzbeladen,
Schwankend, frischbelaubet schwebt.

Bunter wird die tiefe Grüne,
Muntrer immer; Band an Bändern
Schlingt sich um, geknüpft zu Schleifen
Krümmt sich's, und die losen Enden
Flattern windbewegt. Zum Laubgang
Siehst du Straßen umgewandelt,
Und zum Feiersaal den Marktplatz.
Außenseiten sind nun Wände,
Fenster vollverzierte Nischen;
Unter ihnen schmückt die Brüstung
Sich mit bunten Teppichen.

Hier mit holden Blumenzügen
Spricht's dich an und dort mit goldnen,
Se, als ob dir offne Herzen
Ueberall begegneten.

Aber dieser stummen Rede
Soll ein lautes Wort vorangehn,
Ein bescheidnes, von dem Munde
Lieblicher Unschuldiger.

Siehe! da bewegt sich kindlich
Schon, bekränzet und bekränzend,

In der Jugend Schmuck, den Lilien
An Gewand gleich, eine Reihe
Holder Lebenserstlinge.

Wer sie sieht, dem bewegt sich
Wonnevoll das Herz. Der Vater
Sucht mit Blicken seine Tochter,
Und des Jünglings Auge gleitet
Ueber alle wählend hin.

Störe nicht den holden Zug, du
Roß und Reiter! Jeder freue
Sich des Buntgewühls. Der Jäger
Grüße die bekannten Zweige,
Und der Jüngling, volle Flaschen
Schwenkend, wähne, seine Lauben
Habe hier geschmückt der Weingott.
Und vom zartesten Gelispel
Bis zum wildesten Tumulte
Drücke jeder sein Gefühl aus.

Majestät.

Des Ungestümes wilden Ausdruck lieb' ich nicht:
Die Freude kehrt sich unversehns in herben Schmerz,
Wenn ohne Ziel die Lust dahin schwärmt, ohne Maaß;
Doch mag ich's loben, wenn dich Göttliche man heut
Mit übermäßiger Freude wild empfängt und ehrt,
Vorauserblickend alles was man wünscht und hofft.

Friede.

Wenn sich Herz und Blick entgegen
Drängt an diesem frohen Tag,
Freilich bin ich's, die von Allen
Sehnsuchtsvoll Erwartete.

Aber, unsichtbar auf Erden
Schwebend, konnt' ich meiner hohen

Glückverbreitenden Geſinnung
Wählen kein vollkommner Gleichniß,
Nicht ein ausdrucksvoller Abbild,
Als in dieſe Freude-Fülle
Allbelebend ſich hereinſenkt.

Tauſend Blumen aus den Kränzen,
Abertauſend aus Gehängen
Blickend, mögen Ihrer Blüthe
Lieblichkeit nicht überſcheinen;
Und wie um die friſche Roſe
Jede Blume ſich beſcheidet
Sich im bunten Strauß zu fügen:
Alſo dieſe Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, Alten, Jungen,
Tiefer Kreis von frohen Blicken,
Alles iſt auf Sie gerichtet,
Sie, die lieblich Würdige!

Wie Sie an der Hand des Gatten,
Jung wie Er und Hoffnung gebend,
Für Sich ſelber Freude hoffend,
Segnend uns entgegen tritt.

Majeſtät.

Ich wünſche Dir und dieſem Lande wünſch' ich Glück,
Daß deinen göttlich aufgeforderten Beruf
Du mit ſo großer Gabe gleich bethätigeſt;
Rückkehr, die frohe, reicher Ernte gleichet ſie,
Wo ſcheidend herzlich ſtille Thränen wir geſä't.
So grüße ſegnend alle die Rückkehrenden,
Nach vielen Tagen froh Zuſammentreffenden,
Und ſchütze ſie und hüte ſie mit meiner Kraft.
Doch aber bleibet immer fort auch eingedenk
Der Abgeſchied'nen, deren rühmliche Lebenszeit

(Im Hintergrunde zeigt ſich in Coiffern das Andenken der verewigten Herzogin Mutter, umgeben von Glorie und dem Kranz ihrer Zurückgelaſſenen.)

Umwölkt zuletzt, zur Glorie Sich läuterte,
Unsterblich glänzend, keinem Zufall ausgestellt:
Um welche sich versammelt Ihr geliebt Geschlecht
Und Alle, deren Schicksal Sie umwaltete.
Sie wirkte noch wie vormals immer mütterlich.
In Leid und Freuden bleibet Ihrer eingedenk,
Genuß, Entbehrung, Hoffnung, Schmerz und Scheidetag
Menschlich zu übernehmen, aber männlich auch!

Was wir bringen.

Vorſpiel bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes zu Lauchſtädt.

1802.

Doch eines fehlt' und fehlte ſehr,
Was doch das beſte thut.
Ein zärlich Pärchen ſchloß ſich an,
Ein treues — nun war's gut.

Geſellig feiert fort und fort
Das ungeſtörte Mahl,
Und eins im andern freue ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blüthenſänger, o Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der ſchönſten Zeit des Jahres
Höre, liebſter Vogel du;
Kann es hoffen, ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt bei ſeiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag, wie lange es warten ſoll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu!

Personen.

Vater Märten	Hr. Malfolmi.
Mutter Marthe	Mad. Beck.
Nymphe	Dem. Maas.
Phone	Dem. Jagemann.
Pathos	Dem. Malfolmi.
Reisender	Hr. Becker.
Zwei Knaben.	

Bauernſtube.

An der rechten Seite niedriger Herd, mit gelindem Feuer und einigen Töpfen; an der linken Seite hölzerner Tiſch und Stuhl. In der Höhe, gleich unter der Decke, ein Teppich aufgehängt.

Erſter Auftritt.

Vater Morten. Mutter Marthe.

(Beide in ländlichen Bauernkleidern.)

Vater (geht in Gedanken, einigermaßen bewegt, auf und ab).

Mutter (hausmütterlich geſchäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tiſch, nimmt vom Herde einen Napf, trägt ihn auf, legt einen Löffel dazu und ſpricht indeſſen). Setze dich doch, lieber Alter, ſetze dich ruhig hin, genieße dein Frühſtück mit Gelaſſenheit! Nun! was ſoll denn das ſchon wieder? Sage nur, was haſt du? Alle dieſe Tage her biſt du nachdenklich, gehſt auf und ab, ſprichſt wenig, biſt zerſtreut. Haſt du was auf dem Herzen? Heraus damit! wie kannſt du mir's verſchweigen?

Vater. Es giebt in der Welt ſo mancherlei zu bedenken.

Mutter. Ja freilich, zu bedenken und zu bethun. Frühſtücke jetzt in Ruhe! Dann hinaus, aufs Feld, ſieh zu, wie ſich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht. Für mich giebt's zu Hauſe genug zu ſchaffen, im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Geſinde mag ſeyn wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne iſt, ſo kommt doch nichts zu Stande. Laß dir die Suppe ſchmecken, ſetze dich! (Sie nöthigt ihn zu ſitzen.) Daß ſie nicht kalt wird! Hier iſt der Löffel! hier! (Sie nöthigt ihn zu eſſen.)

Vater. Nun nun, nur nicht zu haſtig. Ich will das Maul ſchon finden.

Mutter (im Hinausgehen bei Seite). Ich begreife nicht, was er haben mag. Er ſcheint mir ſchon ſeit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife ſchmeckt ihm nicht mehr, und er lebt mir nicht mehr zu Willen. Was kann das heißen? Das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweiter Auftritt.

Vater Märten allein.

(Er ſteht auf und ſieht ſich behutſam um, ob die Frau weg iſt.) Sie iſt fort, nun bin ich auf eine Weile ſicher. Geſchwind an's Werk! Noch einmal durchgemeſſen, ob wohl auch alles, wie wir's zugelegt haben, auf die Stelle paßt. (Er holt einen etwa ſechsfüßigen Maaßſtab und mißt, erſt aus der Tiefe des Theaters hervor.) Sechs, und hernach wieder Vier, ſodann Acht und wieder Sechs! Ganz richtig. (Er iſt indeſſen ins Proſcenium gekommen.) Wie wird ſie ſich wundern, wenn ſie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße, daß ich ein neues baue, daß alles ſchon parat iſt.

Dritter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

Mutter (tritt geſchäftig herein, wie Jemand, der etwas verloren oder vergeſſen hat, ſie ſtutzt, indem ſie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langſam hervor).

Vater (mißt indeß von der linken Seite des Proſceniums gegen die rechte). Vier, und dann Sechs, und wieder Sechs! (Indem er den Maaßſtab umſchlagen will, trifft er ſeine Frau, die eben dazwiſchen tritt.)

Mutter (den Schlag parirend und den Maaßſtab auffaſſend). Halt! nicht ſo eifrig!

Vater (einigermaßen verlegen). Ei ſieh! biſt du auch da!

Mutter. Um noch in meinen alten Tagen Schläge zu kriegen.

Vater (verdrießlich humoriſtiſch). Warum gehſt du nicht aus dem Wege, wann gemeſſen wird.

Mutter. Was wird gemessen?

Vater (der sich gefaßt hat). Siehst du nicht? Dieser Fußboden, dieses Zimmer, dieses Haus.

Mutter. Und wozu solche Umstände?

Vater (nach einer Pause). Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen ist, da du mich belauscht hast; so mag's denn auch heraus. Kurz und gut! ich baue.

Mutter. Doch wohl Schlösser in die Luft, wie schon öfters.

Vater. Nein, nein, im Ernste. Dieses unser Haus baue ich ganz neu, von Grund auf, und ehe ein Paar Tage vergehn, reiße ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter. Das ist eine Grille, die dir schon oft gekommen und oft vergangen ist.

Vater. Dießmal soll sie ausgeführt werden.

Mutter. In deinen alten Tagen.

Vater. Eben, wenn man alt ist, muß man zeigen daß man noch Lust zu leben hat. Mache dich gefaßt, räume auf! räume aus! Richte dich ein. Nächstens wirst du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter. Ach! du lieber Gott! was soll das heißen? Du bist ja ganz verändert, Männchen. Sonst nahmst du doch vernünftige Vorstellungen an; jetzt willst du deiner guten Frau das Haus überm Kopfe zusammen reißen.

Vater. Ueberm Kopfe nicht, du darfst nur hinaus gehen.

Mutter. Meine schönen Geschirre werden mir zerschlagen und verbeult.

Vater. Die trägst du zur Nachbarin.

Mutter. Und meine Kleider!

Vater. Die giebst du der Frau Pfarrin aufzuheben.

Mutter. Meine Tische, Stühle und Betten.

Vater. Die stellen wir in die Scheune, bis alles wieder fertig ist.

Mutter. Und mein Herd, an dem ich schon dreißig Jahre koche.

Vater. Der wird weggerissen; dafür baue ich dir eine eigne Küche, in der du wieder dreißig Jahre kochen kannst.

Mutter. Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater. Zur Bequemlichkeit gewöhnt man sich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morsche Dach Schnee und Regen auf der Nase tanzen soll, daran kann ich mich nicht gewöhnen.

Mutter. Laß es ausflicken.

Vater. Es muß ganz herunter. Hängt doch da droben noch der Teppich, den wir neulich aufbinden mußten, als uns der Schnee im Bett zu besuchen kam.

Mutter. Das geht vorüber.

Vater. Der Staub auch und die Unluft, die du vom Bauen haben wirst.

Mutter. Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt du dir denn gar nicht zureden?

Vater. Laß dir nur auch einmal zureden, dann ist alles gut. Unser Haus liegt an der Straße, wo so viele Leute vorbei fahren, wo so mancher einkehrt, und nun soll ich, bis an mein Ende, die Demüthigung erdulden, daß die Reisenden auswendig spotten und die Gäste inwendig klagen.

Mutter. Haben sie doch das Essen gelobt.

Vater. Aber die Wohnung gescholten.

Mutter. Den Kaffee gepriesen.

Vater. Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter. Die Betten gut gefunden.

Vater. Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir Gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte muß sich finden. Gestehe ich dir's also nur: mit dem Gevatter Maurer, mit dem Vetter Zimmermann ist schon Abrede genommen.

Mutter. Eine Verschwörung unter den Männern! Ihr saubern Zeisige!

Vater. Die Steine, die da draußen angefahren sind, und zugehauen werden —

Mutter. Ich will nicht hören!

Vater. Die Zulage, an der sie eben arbeiten —

Mutter. Ist's möglich! Welche Treulosigkeit!

Vater. Gehören zu unserm Hause, sind unser Haus, wie es nächstens dastehen wird.

Mutter. Und ihr macht mir weis das Amt lasse neue Scheunen bauen.

Vater. Das mußt du verzeihen.

Mutter. Und ihr habt mich zum Besten!

Vater. Freilich zu deinem Besten geschieht's.

Mutter. Nein, das ist zu arg! Hinter meinem Rücken! Ohne mein Wissen und Willen!

Vater. Beruhige dich!

Mutter. Das schöne, alte Gebälke, noch von meinem Urgroßvater her.

Vater. Schön war's zu seiner Zeit, jetzt ist es überall wurmstichig.

Mutter. Das soll ich alles vor meinen Augen niederreißen sehen.

Vater. Thue die Augen zu, bis es herunter ist. Sieh nicht hin, bis das neue droben steht! Dann sollst du schon deine Freude haben. Eine schlechte Wohnung macht brave Leute verächtlich. Gut gesessen ist halb gegessen, und wenn du künftig deinen Gästen in bessern Zimmern, auf bequemern Sitzen deine guten Speisen aufsetzest, so werden sie ihnen gewiß besser schmecken als bisher.

Mutter. Ich glaube es kaum! Sie werden im bessern Haus auch bessere Tafel erwarten.

Vater. Nun, das ist auch kein Unglück. Da raffinirt man, man lernt was, man geht mit der Zeit.

Mutter. Die Zeit läuft gar zu geschwind für meine alten Beine.

Vater. Wir spannen vor.

Mutter. Nein, ich kenne dich ganz und gar nicht. Ein böser Geist hat dich verblendet. Mit rechten Dingen geht's nicht zu. (Sich setzend.) Mir ist's in alle Glieder geschlagen, ich kann nicht von der Stelle.

Vater (der indessen durchs Fenster gesehen). Da sieh nur einmal die schwer bepackte Kutsche, mit sechs Pferden! Wahrscheinlich was Vornehmes. Ich schäme mich zu Tode wenn sie bei uns einkehren.

Mutter (aufspringend). Laß sie nur kommen. Ist das Haus schlecht, so ist es doch reinlich, und über die Bedienung sollen sie sich nicht beklagen. Ich habe noch allerlei Vorrath! Geschwinde, geschwinde soll ein Essen parat stehen.

Vater. Sieh nur! Ein Paar artige kleine Knaben sitzen auf dem Bocke, der eine springt herunter, die Kutsche fährt langsam, er kommt aufs Haus zu. Das ist ein Springinsfeld! Da ist er schon.

Schnell war mir die Stunde da.
Laßt verstummen alle Lieder;
Doch auf euren Lippen schwebet
Jener Wunsch, der mich belebet.
Wenn ihr lispelt: Kehre wieder!
Habt ihr gleich mein offnes Ja."

Auf denn, Muse! zu verkünden
Was die Frau dir aufgetragen. —
Lasset alle Nebel schwinden!
Laßt die schönste Sonne tagen!
Weil ein jeder hoffen mag.
Die ihr traurig sie begleitet,
Eilt entzückt ihr dann entgegen;
Und ihr bringt auf neuen Wegen,
Kaiserlich umher geleitet,
Sie herab am schönsten Tag.

Ihre

der Kaiserin von Oesterreich Majestät.

Juli 1812.

Wie lange harren wir gewisser Stunde!
Wie ist das Zweifeln bang, die Hoffnung süß!
Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns die Frau, die Herrliche, verließ;
Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß,
Wir sollten ja in diesem stillen Thale
Sie wiedersehn, sie sehn mit dem Gemahle.

Doch solch ein Wort läßt immer noch in Sorgen,
Und leider waren wir zu sehr verwöhnt;
Erinnerten an jedem heitern Morgen
Wie sie uns einst den schönsten Tag verschönt
Und unser Leben, häuslich sonst verborgen,
Mit Herrlichkeit der Majestät gekrönt.
Es war geschehn! Sie war uns nun entrissen,
Und wo sie ging wird man sie stets vermissen.

Der starre Fels, er scheint sich noch zu neigen
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majestät;
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmuth lind und leis umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forschend, wo vielleicht sie geht?
Und mit den Büschen, die ihr Blüthen streuen,
Wetteifern all' die Herzen ihrer Treuen.

Und wenn sie sich im weiten Reich beweget,
Nach jeder Richtung wird sogleich gefragt:
Wenn dann der Weg sie in die Ferne träget
Vereitelt Hoffen bitterlich beklagt,
Und immer neu die Hoffnung aufgeregt,
Sie wird erfüllen was sie zugesagt;
Erst soll es ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

Es ist geschehn! Im seligsten Momente
Begegnet sich der liebevolle Blick,
Und was die Donau ernst und schmerzlich trennte,
Giebt wonnevoll die Elbe nun zurück.
Wer ist es, der's in Worte fassen könnte:
Begünstigt ist der Höchsten größtes Glück,
Im Drang der ahnungsvollsten Weltgewühle
Die elterlichen, kindlichen Gefühle.

Auf hoher Burg sodann ein festlich Prangen
Erhebt den Geist und überrascht den Sinn:
Denn Böhmens Hauptstadt soll das Glück erlangen,
Des höchsten Anblicks einzigen Gewinn:
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiser Oestreichs Frankreichs Kaiserin.
So wird er sie am Tag der Freude führen,
Die herrlich Fremdgewordne, zu den Ihren.

So nah gerückt sollt' es verüberrollen,
Ein Glück, das dann wohl immer sich verliert!
Nein! Ihr versagt es nicht den Hoffnungsvollen,
Sie rufen aus was sie im Tiefsten rührt:
Wie unsre Brunnen immer treu gequellen,
So unser Herz dem, der das Scepter führt,
Und unser Thun, wie wir die Gäste pflegen,
Verdienet seinen Blick und seinen Segen.

Nun endlich meldet würdevoll Geläute
Der Majestäten feierliches Nahn,
Und an des Berges ausgeglichner Seite
Rückt schon der Zug den Kaiserweg heran:
Die Menge schwillt in wogenhafter Breite,
Zu seiner Herrscher Blick drängt sie hinan.
Verstumme Lied! und laßt in vollen Chören
Den Freudenruf entzückten Busens hören!

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwei Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeiſt.
Eins! Coucou! Zwei! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagſt du wohl, wie lang wir leben?
Freilich, wir geſtehen dir's,
Gern zum längſten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben iſt ein großes Feſt,
Wenn ſich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zuſammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch alles nicht mehr ſchön.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum)

Ihre

des Kaisers von Oesterreich Majestät

Juli 1812.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!
Doch schon befreien sich die Herzen alle
Durch Lebenruf, davon der Fels erklingt.
Nun Muse! streue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung.

Denn wendet er in seinen weiten Reichen
Den Blick umher nach mannichfalt'gem Gut,
So übersieht er Fülle sonder Gleichen,
Die über Allem ausgebreitet ruht;
Wo Ebne sich verflächet, Berge steigen,
Der Aehre Gold, der edlen Rebe Blut,
Und schaarenweis zum Nutzen eingehändigt
Der Thiere Heerden, die der Mensch gebändigt.

Und wo die großen Flüsse sich ergießen
Durch überbreites, reichbebautes Land,
Mit schnellen Fluthen manche Städte grüßen,
Dort hält er gern das Auge hingewandt.

Nun laſſ' er auch des Vaterlands genießen
Die tiefe Stadt, die kühn ſich unterwand,
In enge Schlucht ſich nothgedrungen ſetzte,
Vielleicht die kleinſte, keineswegs die letzte.

Weil dieſes Thal, von Bergen rings umfrieret,
Ein ungeheures Wunder ſich erzeugt,
Wo heimlich, ſeit Urjahren unermüdet,
Heilſam Gewäſſer durch die Klüfte ſchleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer ſiedet,
Und ohne Fall hoch in die Lüfte ſteigt,
Nur, wenn des Wirkens Leidenſchaft geſtillet,
Die Felſen bildet, denen es entquillet.

In tiefer Wildniß dieſer Thäler ſchreckte
Des Jägers Horn die ſcheuen Wilde kaum.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmens Carl belebt den ſtummen Raum.
Ein jeder, der zu bauen ſich erkeckte
Auf heißem Boden, an der Schlünde Saum
Und ferne her nun die Erkrankten ladet,
Sieht ſich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

So hat fortan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunſt viel Tauſenden genützt.
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürſt begünſtigt und beſchützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüſtlich Leben,
Indem der Sohn dem Vater nachbeſitzt.
Geſchlechter widerſtehn der größten Plage
Und blühn und wachſen bis zum ſpäſten Tage.

Vollſtändig iſt jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei ſo manchem Gut das höchſte fehlt:
Wir dürften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umſonſt gezählt.

Erſt heute mögen wir getroſt bekennen
Wie ſolch ein Mangel uns bisher gequält:
Heut fühlen wir entbehrter Regung Wonne:
Der Blick des Herrn, er iſt die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart! die heute gründet
Was lange ſchon der Wunſch im Stillen war.
Beamte, Bürger, wechſelſeits entzündet,
Beeifern ſich im neuen Jubeljahr,
Und jeder macht die Kraft, die er ſich findet,
Nach allen Seiten thätig offenbar,
Und nun erſcheint, damit der Herr ſich freue,
Das Alte feſt, und lebewohl das Neue.

Selbſt jener wilde Quell, den tief im Schlunde
Kein Menſchenwitz und keine Kraft beſchwor,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde,
Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Thor:
Damit der fernſte Pilger hier geſunde,
Wirft ſprudelnd frei er volle Kraft hervor,
Zerreißt nicht mehr die ſelbſtgewölbten Decken,
Nur heilen will er künftig, nicht erſchrecken.

Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
Befiehlt der Herr, ſoll es auch heiter ſeyn.
Schon richten ſich empor geraume Hallen,
Behau'ner Stamm fügt ſich gevierten Stein.
Des Herren Preis wird ſtets daſelbſt erſchallen:
Er gab uns dieſen Raum, er lud uns ein!
Uns wird die Noth nicht mehr zuſammen drängen,
Behaglich ſoll das Wandeln ſich verlängen.

Von ſeines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht;
Und wie man erſt des Sommers Kräfte kennet
Wenn ſich im Herbſt der Trauben Fülle zeigt,

So zeige sich, wenn er von uns getrennet,
Der Segen wirksam, den er uns gereicht,
Und werde so, beim glücklichsten Ereigniß,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichniß.

Ihre
der Kaiserin von Frankreich Majestät.

Juli 1812.

Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn, in seltnen langersehnten Fällen,
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nah verwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein jeder schauend, hochentzückt;
So unser Blick, wie er hinauf sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.

Wir denken noch wie sie hinweggezogen
Der Eltern Lust, die holde Friedensbraut;
Schon beugten sich des Rheines edle Wogen,
Die beiden Ufer lächelten vertraut;
So freut die Erde sich am Himmelsbogen,
Von farbigen Juwelen aufgebaut,
Der, wenn er schon vor unsern Augen schwindet,
Den Frieden sichert, den er angekündet.

Im neuen Reich empfängt sie das Behagen
Von Millionen, die aus düstrer Nacht
Aufschauen wieder zu gesunden Tagen,
Zum festen Leben abermals erwacht.
Ein jeder fühlt sein Herz gesichert schlagen
Und staunet nun, denn Alles ist vollbracht:
Die holde Braut in lebensreichem Scheine --
Was Tausende verwirrten löst der Eine.

Worüber trüb Jahrhunderte geronnen
Er überſieht's in hellſtem Geiſteslicht,
Das Kleinliche iſt alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Iſt jenem erſt das Ufer abgewonnen,
Daß ſich daran die ſtolze Woge bricht,
So tritt durch weiſen Schluß, durch Machtgefechte
Das feſte Band in alle ſeine Rechte.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geſchick zum Günſtling auserwählt
Und ihm vor allen Alles aufgedrungen,
Was die Geſchichte jemals aufgezählt;
Ja reichlicher als Dichter je geſungen! —
Ihm hat bis jetzt das Höchſte noch gefehlt;
Nun ſteht das Reich geſichert wie gegründet,
Nun fühlt er froh im Sohne ſich gegründet.

Und daß auch dieſem eigne Hoheit gnüge,
Iſt Roma ſelbſt zur Wächterin beſtellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schickſal einer Welt.
Was ſind hier die Trophäen aller Siege,
Wo ſich der Vater in dem Sohn gefällt?
Zuſammen werden ſie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel ſchließen.

Sie, die zum Vorzug einſt als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu ſeyn,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;
Sie klär', wenn die Welt im Düſtern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenſchein!
Uns ſey durch ſie dieß letzte Glück beſchieden —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Palaeophron und Neoterpe.

1800.

Der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar widmete dieses kleine Stück der Verfasser mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Absicht, an alte bildende Kunst zu erinnern und ein plastisches, doch bewegliches und belebtes Werk den Zuschauern vor Augen zu stellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publicum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollständigen Darstellung auf die Gesinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuschauer, auf die Gemüthung und die persönlichen Vorzüge der spielenden Personen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umstände berechnet war.

Eine Vorhalle an der Seite ein Altar, um denselben ein Kreis durch eine niedrige Mauer bezeichnet, außerhalb an dem Vorsprunge der Mauer ein steinerner Sessel.

Neoterpe

(mit zwei Kindern in Charaktermasken)

Zum frohen Feste fand' ich seine Leute hier
Versammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob sie mir und den Meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, dessen ich so sehr bedarf.
Zwar wenn ich komme Gastgerechtigkeit zu flehn,
Könnte man auch fordern daß ich sagte wer ich sey;
Doch dieses ist viel schwerer als man denken mag.
Zu leben weiß ich, mich zu kennen weiß ich nicht;
Doch was so manche Leute von mir sagen weiß ich wohl:
Die einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiß ich ihnen Genius der Zeit;
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen stets und unwillkommen wandl' ich fort,
Und wär' ich nicht, so wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich so nöthig als erfreulich bin;
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit seinem langsam langberächt'gen Schritt,
Mich zu erreichen glückte. Doch so hetzt er mich
Von einem Ort zum andern, daß ich nicht so froh
Mit meinen artigen Gespielen mich, der Lust
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.
Nun hab' ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man sich des schönsten Tags zu fromm versammelt ist,
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann

Und Recht, obgleich er stärker ist als ich
Drum werf' ich bittend mich an den Altar
Der Götter dieses Hauses flehend hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kinder ihr,
Die ihr, zu mir gesellt, ein gleich Geschick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten dürft.

Palaephron

(auf einen Alte in Gedanken versenkt, im Hereintreten zu seinen Begleitern)

Ihr habet flink die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher:
Denn sieht' sie hat sich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar der uns verehrlich ist.
Doch wenn er gleich sie schützt und ihre leid'ge Brut:
So wollen wir sie doch belagern, daß sie sich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unsre Hände sich begeben will.
Drum führet mich zum Sessel, daß ich mich
Ihr gegenüber setzen und bedenken kann,
Wiefern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen sie vermag.

(Er setzt sich und spricht zu den Zuschauern.)

Und ihr, die ihr vielleicht in euern Schutz sie nehmt,
Dieweil sie lieblich aussieht und bethulich ist,
Und jedem gern nach seiner eignen Art erscheint,
Erfahrt, welch Recht sie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht sagen, daß sie meine Tochter sey;
Doch hab' ich stets als Oheim Vaterrecht auf sie,
Und kann behaupten daß aus meinem Blute sie
Entsprossen, mir vor allen andern angehört.
Im Allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer besonders wohl mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit, und will in seiner Jugend mich
Als Freund besessen haben, da ich, jung wie er
Und rüstig, unvergleichlich soll gewesen seyn.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob.

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir ſo warm erfleht,
Weibchen, o ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo um beſonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen
Zuerſt gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und dennoch kehret jedermann den Rücken mir
Und richtet emsig sein Gesicht der neuen zu,
Der jungen da, die schmeichelnd jeglichen verwirrt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk sich drängt.
Drum hab' ich sie, mit diesen wackeren Gesellen hier,
Verfolgt und in die Enge sie zuletzt gebracht.
Ihr seht es, wie ich hoffe, doch zufrieden an,
Daß ich ein Ende mache solchem Frevelgang.

Eroterpe.

Holde Gottheit dieses Hauses,
Der die Bürger, der die Fremden
Auf dem reinlichen Altare
Manche Dankesgabe bringen,
Hast du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend
Süßes Jubelfest begünstigt;
Ward an dieser heil'gen Schwelle
Mancher Hungrige gespeiset,
Mancher Durstige getränket,
Und erquickt durch Milt' und Güte,
Mehr als durch die besten Gaben:
O! so hör' auch unser Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Steh' uns gegen unsre Feinde,
Gegen diesen Wüthrich bei!

Polarophron.

Wenn ihr freventlich so lange
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und hergeschwärmet,
Und zuletzt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben,
Denkt ihr, werden gleich die Götter
Eurentwillen sich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Kann man hier unterkommen?

Mutter. O ja, mein Sohn.

Erſter Knabe. Meine Herrſchaften möchten ſich hier ein Stündchen aufhalten.

Mutter. Sie ſollen uns nur die Ehre erzeigen, herein zu treten. Es wird ſich ſchon was zu ihrer Bewirthung finden.

Erſter Knabe. O! Dafür ſeyd unbeſorgt, ſie führen alles mit ſich was ſie brauchen. (ab.)

Vater. Nicht die beſte Nachricht für den Wirth.

Mutter. Gleich bring' ich alles in Ordnung. (Sie räumt auf.) Geh ihnen indeſſen entgegen.

Vater. Da iſt ſchon eine.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Nymphe**, dann ein zweiter **Knabe**, welcher eine Schatulle nachträgt.

Nymphe. Seyd mir gegrüßt, gute Leute!

Mutter. Gegrüßt, ſchönes Frauenzimmer!

Vater. Von Herzen willkommen!

Nymphe (ſieht ſich überall um.)

Vater (leiſe zur Mutter.) Gieb nur acht! Wie die den Mund auf thut, wird's wieder über das arme Haus hergehen. Wahrſcheinlich iſt's das Kammermädchen, die ſich nach der Gelegenheit umſehen ſoll.

Mutter. Laß das nur gut ſeyn, es geſchieht heute nicht zum erſtenmal.

Vater (vor ſich.) Aber gewiß zum letztenmal. Morgen ſoll mir das Dach herunter.

Nymphe (die lebhaft zwiſchen beyde tritt.) O, wie wohl es mir bei euch wird, ihr lieben, guten Leute! dieſe geringſcheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter. Hörſt du, Alter?

Vater (vor ſich). Nun das iſt curios. Das erſtemal daß ich dieſe Redensarten höre!

Nymphe. Hier fühle ich mich ganz zunächſt an der Natur. Hier wird mein Auge durch keinen falſchen Schimmer geblendet, hier genießt mein Herz die volle Freiheit, ſich dem einfachen, beglückenden Gefühl zu überlaſſen. Ach, könnten meine Schweſtern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zuſammen unſere Tage bei euch zubringen.

Mutter. Haſt du es gehört, Alter?

Vater (vor ſich). Ich begreife kein Wort davon. Sie ſpricht von Schweſtern, von Freundinnen, alſo nicht von Herrſchaft. Wer mag ſie ſeyn, das ſchöne Kind, das in ſo einem verrünſchten Neſte ſein Leben zubringen möchte?

Nymphe (die indeſſen hinter den Herd getreten iſt). An dieſem Herde wollt' ich ſtehen, hier wollte ich unſchuldige Speiſen kochen, euch mit herzlicher Liebe dienen, euer Alter erleichtern, und mich ſo glücklich fühlen! (Sie nimmt einige Gefäſſe aus der Schatulle, und fängt an ein Frühſtück zu bereiten.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Wie finden Sie's denn? Iſt es erträglich?

Nymphe. So ſchön, allerliebſt, einzig! Sie ſollen herein, geſchwind herein!

(Erſter Knabe und Vater ab.)

Nymphe. Ich weiß mir gar nichts Beſſeres als unter dieſem ehrwürdigen Dache, an dieſem niedrigen Herde, in völliger Einſtimmung mit meinen eignen Gefühlen, einen heitern Tag nach dem andern zu durchleben.

Mutter. Ach, Sie allerliebſtes Kind, wären Sie nur um ein Weniges früher gekommen. Mein Mann will das Haus einreißen, vielleicht hätten Sie es noch gerettet.

Nymphe. Einreißen? Dieſes Denkmal früherer, goldener Zeiten, dieſe Wohnung des Friedens! O, der Grauſame! (Sie fährt in ihrer Beſchäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Marten. Phone. Erſter Knabe.

Vater. Belieben Sie herein zu treten und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bei uns iſt. Freilich, wenn Sie in einiger Zeit wieder kommen, ſollen Sie es ſchon beſſer finden.

Phone. Laſſen Sie das nur gut ſeyn, lieber Herr Wirth. Auf etwas mehr oder weniger kommt's uns nicht an. Wir haben einen ſo guten Humor, daß wir uns alle Zuſtände leidlich, ja vergnüglich zu machen wiſſen.

Vater. Da ſind Sie und das Fräulein dort ja wohl Zwillingsgeſchwiſter? Sie erzeigte uns auch die Ehre, dieſe Herberge ganz allerliebſt zu finden.

Phone. Das könnte ich nun eben nicht ſagen. Mir iſt der Ort ganz gleichgültig. Das einzige, was ich nicht ertragen kann, iſt die Langeweile.

Vater. Die iſt freilich mitunter hier zu Hauſe.

Phone. Mir iſt aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß ſie mir und Andern zu vertreiben.

Vater. Nun möchte ich doch ſehen, wie Sie das hier anfangen wollen.

Phone. Das ſollt ihr gleich erfahren.

(Sie ſingt ein beliebtes Lied.)

Vater (der bisher mit Verwunderung zugehört). Schön, allerliebſt! Ja ſo laß ich mir's gefallen.

Mutter (die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Geſang gemerkt). Wie meinſt du, Alter! Ich dächte das ließe ſich hören.

Nymphe. Liebe Schweſter, habe Dank für den holden Geſang, durch den du mein kleines Geſchäft erheitert haſt. (Indem Nymphe mit der Mutter den Tiſch zum Frühſtück zurechte machen. Sie ſtellen eine Art kleiner Terrine und ſilberne Becher auf.) Genießt jetzt aber auch der einfachen Koſt, am ländlichen Herde zubereitet. (Zum Knaben.) Gehe hinaus, bringe mir einige Feldblumen, daß ich dieſe Tafel ſchmücke.

Phone. Das machſt du ſehr ſchön, liebe Schweſter.

Nymphe. Aber wo bleibt unſere Dritte?

Erſter Knabe. Sie ſitzt noch im Wagen, ſie will nicht herein, ich habe ſie zum ſchönſten gebeten. Sie ſchwur, eine ſolche Höhle nicht zu betreten.

Phone. Wir müſſen ſelbſt gehen ſie zu holen. Komm!

Achter Auftritt.

Vater und Mutter.

Vater. Hörſt du? eine Höhle! das ſoll man mir nicht zum zweiten male ſagen, morgen muß das Dach herunter! ich will die Höhle ſchon luftig machen.

Mutter. So höre doch, was die artige Kleine da ſagt; es ſey ein Paradies, verſichert ſie, unſer Haus.

Vater. Wer weiß was ſie unter Paradies verſteht! Was aber eine Höhle heißen ſoll weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pathos. Nymphe. Phone. Die beiden Knaben, welche ſich bald entfernen.

Phone. So komm doch herein, gute Schweſter. Wo wir ſind kannſt du wohl auch ſeyn.

Nymphe. Genieße was wir dir bereitet haben, und verſchmähe nicht dieſen einfachen unſchuldigen Aufenthalt.

Pathos. Verſchone mich mit deiner Koſt. Was ich genießen kann, habe ich genoſſen. Laßt euch wohl werden auf eure Weiſe, und bleibt unbeſorgt um mich. Nun aber vor allen Dingen verſchließt Thor und Thüre, daß niemand weiter ſich in unſern Kreis eindränge.

Vater (geht auf kurze Zeit ab).

Phone und **Nymphe** (ſetzen ſich an den Tiſch und ſchlürfen aus ſilbernen Bechern das Aufgetragene)

Pathos. Wo ich hintrete, verwandelt ſich alles! Und wenn mein

Geist das Wirkliche umschaffen könnte: so müßte dieser Raum zum Tempel werden.

Mutter (zum Vater). Es muß doch so schlimm in unserm Hause nicht aussehen! die Eine findet ein Paradies darin, die Andere will es gar zum Tempel machen.

Vater. Hätte ich das voraussehen können, so wären freilich die Baukosten zu ersparen gewesen. Indessen scheint es, diese guten Kinder verwandeln nur für sich und nicht für andere Leute.

Pathos (zwischen beide hineintretend). Ihr scheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter. Ob wir ehrwürdig sind, das wissen wir nicht; aber daß wir ehrlich sind, können wir betheuern.

Pathos. Ihr lebt lange zusammen?

Mutter. Seit unserer Jugend.

Pathos. In diesem baufälligen Hause.

Vater. Ganz recht! Das Haus war baufällig, da wir noch rüstig waren.

Pathos (beide mit einigem Erstaunen anblickend). Sollte ich wohl irren?

Mutter. Was seht ihr uns so an, mein Fräulein?

Pathos. Sollten die fabelhaften Zeiten wiederkehren?

Vater. Wie meint ihr das?

Pathos. Sollte wohl hinter euch was Anders verborgen seyn?

Mutter. Ich begreife euch nicht. Ihr macht mir bange.

Pathos. Habt ihr nichts von Philemon und Baucis gehört?

Vater. Kein Sterbenswort.

Mutter. Wer war denn das?

Pathos. Ihr seyd es selbst, ohne es zu wissen. Ich sehe Philemon und Baucis vor mir.

Vater (vor sich). Nein, das wird zu arg! Erst verwandeln sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen Tempel, und nun soll's gar an uns selbst kommen! Wenn wir sie doch nur schon wieder los wären!

Pathos. Ich sehe sie vor mir die würdigen Gatten, verbunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Gesellschaft ihr Leben hinbringen. Ein Chor von muntern Geschöpfen um sie her! Nach und nach lösen sie sich los, die Töchter werden ausgestattet, die Söhne versorgt, und ein frohes thätiges Alter beglückt die beiden.

Vater. Bis jetzt redt sie wahr.

Mutter. Das trifft vollkommen.

Pathos. Gastfreundlich und geschäftig haben sie immer Fremde bei sich aufgenommen. Je beschränkter ihre Wohnung war, desto lebhafter zeigte sich ihre Bemühung. Durch Neigung und Aufmerksamkeit ersetzten sie was zu ersetzen war.

Mutter. Hörst du, das klingt anders, als du erwartetest.

Vater. Auf eine solche Lobrede hatte ich mich freilich nicht vorgesehen.

Pathos. In dem Gefühl ihrer Bescheidenheit hielten sie ihren Zustand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu schlecht.

Vater (bei Seite). Das paßt nun nicht, denn das alte Haus habe ich schon lange sehr schlecht gefunden.

Pathos. Und eben diese Bescheidenheit verhinderte sie, zu erkennen, daß sie Götter aufgenommen hatten.

Vater (bei Seite). Nun fängt mir's an unheimlich zu werden. Denn entweder das sind die Götter selbst, oder es ist nicht richtig im Oberstübchen.

Pathos (zu den übrigen, die interessen aufgestanten sind). O! meine Schwestern, diese guten würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß sie verjüngt, daß sie zu Priestern eingeweiht werden des Tempels der schönsten Gastfreundschaft.

Phone. Wir sind es zufrieden, meine Schwester. Du vermagst viel über die Gemüther; aber was wirst du über diese Balken und Steine vermögen?

Vater. Was das betrifft, deßhalb seyn Sie unbesorgt. Eben bin ich im Begriff zu bauen. Steine, Holz und alles Nöthige ist angeschafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter. Nun, nun! die Frauenzimmer haben auch von Verjüngen gesprochen. Wenn sich das so thun ließe! Zum neuen Gasthof eine neue Wirthin, ein neuer Wirth! das ließe sich hören.

Vater. Laß das gut seyn! Daran, fürcht' ich, möcht' es hapern.

Pathos. Sprecht nicht mehr vom Gasthof; es ist von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reisender.

Reisender (draußen). He! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum ist das Thor zu? Warum ist die Thür verschlossen? Laßt mich ein! Ich muß hinein.

Pathos. Wer ist der Unverschämte, der unsern heiligen Cirkel zu stören droht?

Vater (gegen das Fenster). Es ist ein Fußreisender.

Phone (gegen das Fenster). Ein hübscher, junger Mensch.

Nymphe (gegen das Fenster). Ach, gewiß einer von den Liebenswürdigen, die sich's so sauer werden lassen, überall die holden Naturscenen aufzusuchen. Der Himmel hat sich auf einmal überzogen, ich fürchte ein Gewitter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein.

Pathos. Habt ihr ein ander Zimmer, gute Leute, daß ich allein seyn kann?

Vater. Was ihr seht, ist das ganze Haus.

Pathos. So muß er draußen bleiben, ich kann ihm nicht helfen.

(Das Fenster geht auf. Reisender springt herein, im Costüm der bessern deutschen Fußreisenden.)

Reisender. Was sehe ich? Einen leeren, verlaßnen Raum glaubte ich zu betreten, und finde die vortrefflichste Gesellschaft. Seyen sie mir gegrüßt, meine Damen, gegrüßt, Herr und Frau Wirthin! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch Gebirg durchstiegen, manche Aussicht bewundert, manche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet: aber solch ein glückliches Abenteuer ist mir nirgends aufgestoßen.

Phone (leise zu den Andern). Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe. Er hat was sehr Interessantes.

Pathos. Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reisender. Wo soll ich anfangen? wo soll ich aufhören? Soll ich geistreicher Anmuth, soll ich edler Natürlichkeit, soll ich der Majestät, dem Biedersinn, der Treuherzigkeit opfern?

Phone. Das scheint ein Physiognomist zu seyn, er macht uns Complimente die wir gern annehmen. Wenn er mir nur nicht, um sichrer zu gehen, nach der neuen Methode den Kopf befühlen will.

die ich Ihnen anzubieten habe, wenn ich aufrichtig seyn soll, auch etwas gar zu gering zu schätzen. Es möchten wohl Späße seyn, was ich im Sinn habe; aber so ganz pur spaßhaft sind sie nicht; denn ich spaße zum Beispiel nicht allein. Wollen Sie nicht Theil daran nehmen, und zwar persönlichen Theil, so läßt sich gar nichts ausrichten. Fangen wir zum Beispiel gleich davon an: daß Sie sich hier nicht zum Besten befinden.

Nymphe. Und warum nicht?

Phone. So ganz übel könnt' ich doch auch nicht sagen.

Pathos. Wir wollen gestehen daß es wohl besser seyn könnte.

Reisender. Viel zu umständlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater. Nun freilich! und ich müßte noch dazu Sie ersuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufstellen könnte.

Reisender. Deßhalb hielte ich es für das Sicherste, wir veränderten selbst den Ort, welches mit keinen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden seyn möchte.

Phone. Freilich, wenn wir uns in den Wagen setzen und, in schlechtem oder gutem Wetter, noch so viele Meilen weiter fahren wollten.

Nymphe. Ja wohl! und mir gefällt es hier; für dießmal laß uns eben bleiben.

Pathos. So hört doch wenigstens, was er zu sagen hat. Die Art wie er es vorbringt, läßt mich hoffen daß er dabei was Eignes denken mag.

Reisender. Gewiß und ungezweifelt, meine Damen! denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Physikus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich macht, so bequem wie ein anderes Hocuspocus, in Händen hätte. Beliebt nun, zum Beispiel, Ihnen sämmtlich, wie wir hier beisammen sind, den Ort zu verändern, in die Luft zu steigen, an einem andern Orte, an einem ehrwürdigern Platze sich niederzulassen?

Pathos. Das sollte mir ganz angenehm seyn.

Phone. Ich gehe gleich auch mit.

Nymphe. Ich entschließe mich, obgleich ungern. Hier von diesem Bezirk der Unschuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reisender. Nun Alter, wie sieht's mit Euch aus? Seyd Ihr auch dabei?

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch, am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwei;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh! wir waren drei,
Und vier' und fünf und ſechſe,
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns übern Kopf.

Und dort in ſchöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl da drüben
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es mit ſeiner Lieben
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo im Felſengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich ſchäumend aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß:

Vater. Es ist ein wunderlicher Vorschlag! Fast habe ich Lust! doch sagt mir nur erst wie es werden soll?

Reisender. Und sie, gute Frau?

Mutter. Nein, ich will nichts damit zu schaffen haben. Das ist baare Hexerei! und bin ich doch schon oft, bloß darum, weil ich eine tüchtige gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bei mir ein und aus. Fort, junger Herr, bleibt mir vom Leibe!

Reisender. Niemand ist gezwungen. Die meisten Stimmen, hoffe ich, sind für die Fahrt, wenn wir ein künstliches Fuhrwerk herbeischaffen. Wer mitgehen will, hebe die Hand auf.

(Alle heben die Hand auf außer der Mutter.)

Vorher aber muß ich Sie auch durchaus beruhigen. Von Luftballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört. Herren und Frauen sind damit aufgestiegen. Ferner aus ältern Zeiten ist die wahrhafte Geschichte von Fausts Mantel jedem bekannt. Aus diesen beiden Versuchen werden wir einen dritten bilden, der vortrefflich gelingen muß. Hier oben sehe ich einen Teppich hängen; was ist das für ein Teppich?

Vater. Sonst hielten wir ihn sehr in Ehren. Es ist ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn dahinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverschämteste Weise im Bette besuchen wollte.

Reisender. Könnten wir den Teppich nicht geschwind herunter nehmen?

Vater. Geschwind nicht wohl! Ich müßte die große Leiter holen. Wir haben ein paar Stunden gebraucht, um ihn hinauf zu knüpfen.

Reisender. Das thäte so viel nicht. Wenn Sie mitwirken wollen, meine Schönen, so getraue ich mir ihn in kurzer Zeit herab zu bringen. Nehmen Sie hier diese Blättchen, und singen Sie die wenigen Noten. Sie haben sonst von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunter zieht; hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hohe, das wir zu uns herunter ziehen, um uns desto lebhafter von ihm hinaufheben zu lassen.

(Die Damen singen. Reisender entfernt sich inzwischen, und benutzt die Zeit, die zu seiner Umkleidung nöthig ist. Der Teppich steigt langsam nieder und breitet sich auf dem Boden aus:)

Warum doch erschallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben

Blinken und wallen,
Zögen sich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen
Wonnigen Tage
Seliger Götter
Gern uns herab'

Reisender (der in einem weiten Talar zurückkommt). Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erscheine! doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weise. Sie sehen, der Teppich hat sich herabgelassen, und ist eben so bereit, um mit uns allen wieder aufzusteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie: aber auch selbst das Schwerste schleppt er wenigstens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten?

Pathos (auf den Teppich tretend). Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone. Ich merke schon wohin das geht, ich bin dabei. (Sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe. Ich fühle eine gewisse Furcht. Ganz wohl ist mir's nicht zu Muthe; indeß, ihr Schwestern zieht mich und ich bleibe nicht zurück. (Tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reisender. Nun Alter! wie sieht's denn mit Euch aus? Getraut Ihr Euch nicht auch heran?

Vater. Ich möchte wohl! ja, ich kann mich kaum enthalten. So etwas Neues und Sonderbares hätte ich gerne längst versucht.

Mutter. Bist du denn ganz von allem guten Rath verlassen? Wo willst du hin? Gelingt es, so bist du auf ewig verloren; mißlingt es, so brichst du wenigstens ein Bein.

Vater. Abhalten laß ich mich nicht. Wo findet sich so eine Gelegenheit zum zweitenmale? Soll ich nicht so viel Muth haben wie diese schönen Kinder?

Phone. So recht, Vater! Kommt, haltet Euch an mir, wenn's Euch schwindelt.

Vater. Charmant! Das will ich mir nicht zum zweitenmale sagen lassen. (Tritt auf den Teppich.)

Reisender (der sie ordnet und revidirt). Bald ist's gut! noch aber fehlt das Gleichgewicht, denn, sehen Sie, ich werde mich als Ballast quer in

die Mitte legen. Die gute Frau muß nothwendig noch heran. Ich bitte gar sehr, komm sie doch zu uns!

Mutter. Nein! da behüte mich Gott vor! Ich will mein Gewissen nicht beflecken! ich bleibe hier stehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen lassen. Lieber Mann, gehe mir von dem verwünschten Teppiche herunter! ich bitte dich inständig, aufs inständigste!

Vater. Ich habe einmal Peste gefaßt, und ich denke mir daß daraus was werden soll. Sage dem Gevatter Maurer, sage dem Vetter Zimmermann: sie sollen nur alles besorgen und thun wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indessen hin; ich komme, will's Gott, wieder. Ein neues Haus, ein neuer Mensch. So dächte ich, du kämst auch mit, da wäre doch alles gemeinschaftlich.

(Die vordere Seite des Teppichs fängt an, sich in die Höhe zu heben und die darauf Sitzenden zu bedecken.)

Mutter. O weh! o weh! ich habe es für Spaß gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten, und nun macht der Hexenmeister Ernst. Der Teppich geht in die Höhe. Sie fliegen auf und davon. Ich fürchte auch die Frauen sind durchaus Hexen und Zaubervolk.

Reisender (der hinter dem Teppich hervorkommt). Liebe Frau, ich bitte sie mitzukommen. Es ist keine Gefahr dabei, es geht so sanft, wie ein Schiffchen auf dem Teich, und sie ist in der besten Gesellschaft.

Mutter. Nein, nein, ich will von euch Allen nichts wissen. Das mag mir eine saubere Gesellschaft seyn, die sich, mir nichts dir nichts, entschließt, zum Teufel zu fahren. Ja, ja, Herr! mache er nur große Augen, schneide er nur Gesichter, mich erschreckt er nicht. Denkt er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten Kittel erkennen werde? Ein Schwarzkünstler ist er, oder der Gottseibeinus selbst.

Reisender. Will sie, oder will sie nicht?

Mutter. Laß er doch erst einmal seine Hände sehen! Warum hat er denn so lange Aermel, wenn er nicht die Klauen verbergen will? Warum ist denn der Talar so lang? als daß man den Pferdefuß nicht sehen soll. Nun so schlag' er ihn doch zurück, wenn er ein gut Gewissen hat.

Reisender. Sie hat mich ja vorher ganz schmuck gesehen.

Mutter. Was? was? Handschuhe hatte er an, und Elephantenstrümpfe! darunter läßt sich gar viel verbergen.

Reisender. Nun so bleibe sie und erwarte sie wie es ihr geht. Wie

wir hinaufgeflogen sind stürzt das Haus zusammen. Mache sie wenigstens daß sie hinauskommt.

Mutter. Nein! nein! Hier bin ich geboren, hier will ich leben und sterben. Laß doch sehen, ob die bösen Geister das Haus einwerfen können, das die guten so lange erhalten haben.

Reisender. Nun Adieu denn! Wenn sie durchaus so halsstarrig ist, so folge sie wenigstens meinem letzten Rath: halte sie die Augen fest zu bis alles vorbei ist, und so Gott befohlen! (Geht hinter den Teppich.)

Mutter. Gott befohlen! Nun, das klingt doch nicht so ganz teuflisch. In dieß Eckchen will ich mich stecken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten, und abwarten was über mich ergehen soll.

Vater (hinter dem Teppich). Lebe wohl, Frau! Nun geht es fort.

Mutter (an der rechten Seite kniend, und mit beiden Händen die Augen zuhaltend, ganz außer sich). Ja, nun geht's fort, und ich höre schon sausen, rauschen, quiken, schreien, ächzen. Der böse Geist hat sie in seinen Klauen. O weh! o weh! mein armer Mann! Ich unglückseliges Weib! Ich höre knittern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornstein fällt, die Mauern bersten. Ach! ach! Wär' ich doch hinaus! Nun ist's vorbei und das ist mein Letztes.

Eilfter Auftritt.

(Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt sich der Teppich empor und bleibt in einer gewissen Höhe, als Baldachin, schweben. Darunter stehen Pathos in tragischer, Phöne in opernhaft-phantastischer Kleidung, Nymphe, weiß, mit Rosenguirlanden. Vater Märten in französischem, nicht zu altfränkischem Staatskleide, mit Allongeperrücke, Stock, den Hut unterm Arm. Der zweite Knabe, mit zwei großen Masken, einer tragischen und komischen, in Händen; der erste Knabe halb schwarz und halb rosenfarb gekleidet, mit zwei Fackeln; Reisender als Mercur.)

Mutter. Nun ist's vorbei! Alles ist so still geworden. Nun darf ich wohl wieder aufblinzen. (Sie sieht erst durch die Finger, dann starrt sie die Gruppe, so wie das Haus an.) Wo bin ich hingekommen? Bin ich auch entführt? Hat sich um mich alles verändert? O wie seh' ich aus? In diesen meinen Alltagskleidern, in der Kirche! unter so vornehmen Leuten. Wo verkrieche ich mich hin?

(Sie tritt in die Coulisse die ihr zunächst steht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen außer Marthe.

Pathos. Dank den Göttern, wir ſind in unſere Heimath gebracht. Der Wunderbau iſt vollendet; wie gut läßt ſich's hier weilen und wohnen. Kommt, Schweſtern! Durchforſcht mit mir die Hallen unſers neuen Tempels.

(Sie geht mit gemeſſenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Pathos.

Phone (zu Nymphe). Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe. Ich wollte, wir wären wo wir hergekommen ſind. Dort war mir's doch behaglicher.

Phone. Sieh nur! welche artige Kinder zu unſern Seiten ſtehen. Der meine iſt beſonders liebenswürdig. Du wendeſt dich weg, artiger Knabe! Du fliehſt mich! O! ſo bleibe doch. Komm in meine Arme!

Erſter Knabe (macht eine Bewegung nach der linken Seite).

Phone (folgt ihm).

Erſter Knabe (wendet ſich gegen die Rechte und zeigt ſeine ſchwarze Hälfte).

Phone. Was ſeh' ich? Welch ein wandelbarer Chamäleon biſt du? Erſt ziehſt du mich mit allen Reizen an, nun erſcheinſt du mir fürchterlich. An dieſer Verwandlung erkenne ich dich wohl.

Erſter Knabe (der ſich wieder nach der linken Seite wendet und ſeine helle Hälfte zeigt).

Phone. Nun ſehe ich dich wieder heiter und ſchön. So abwechſelnd gefällſt du mir eben. Ich muß dich haſchen, dich feſt halten und vermag ich es nicht, ſo will ich dich ewig verfolgen.

(Beide ab an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Phone und dem ersten Knaben.

Nymphe (zu dem Knaben). Laß mich in diesen glänzenden Prachtsälen, in denen ich nur ein unendlich Leeres empfinde, dich liebes Kind an mein Herz drücken, und in deiner Kindernatur mich wieder herstellen.

Zweiter Knabe (hebt die komische Maske empor und hält sie vors Gesicht).

Nymphe. O pfui! welch ein Abscheu! welch ein Schreckbild! welch Entsetzen! Entferne dich! (Sie macht einige Schritte gegen die linke Seite, der Knabe tritt ihr nach.) Laß mich! bleib zurück! Welch ein böser Genius verfolgt mich. Ahnete mein Herz doch hier nichts Gutes. Wie entkomme ich? wo fliehe ich hin? (Sie entflieht, vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Nymphe und zweiter Knabe.

Vater (welcher die ganze Zeit mit Verwunderung da gestanden, an der linken Seite ein wenig hervortretend). Wunderbar genug geht's hier zu. Ich erhole mich noch nicht von meinem Erstaunen. Möchte ich doch wohl wissen wie das zugegangen ist? wo wir sind? welcher König diesen Palast bewohnt? Besonders artig aber sind' ich es von den Geistern, daß sie auch gleich für unsere Garderobe gesorgt haben. Potz Fischchen! ich dächte so könnten wir uns bei Hofe wohl sehen lassen. (Er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechzehnter Auftritt.

Mercur allein (gegen die Zuschauer vortretend).

Wenn ihr, verehrte Viele, die sich diesen Tag,
Zu unsres Festes Weihe, mächtig zugedrängt,
Des ersten Spiels leichtfertige Verworrenheit

Mit günſt'gen Augen angeſehn, mit günſt'gem Ohr
Die räthſelhaften Reden willig aufgefaßt:
So ſind auch wir der Pflichten dankbar eingedenk,
Und ohne Säumen tret' ich abgeſendet her,
Den Schleier eilig wegzuheben, der vielleicht
Noch über unſern raſchbewegten Scherzen ſchwebt.

Wenn das Gefühl ſich herzlich oft in Dämmrung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geiſt.
Und eurem Geiſte zuzuſprechen haben wir
Beſondrer Formen bunte Mannichfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, euch vorbeigeführt.

Zuvörderſt alſo wird euch nicht entgangen ſeyn,
Daß jener Bauernſtube niedrige Gelegenheit
Das alte Schauſpielhaus bedeutet, das euch ſonſt,
Mit ungefälliger Umgebung, oft bedrängt
So gut als uns, und das wir ſämmtlich ſtets verwünſcht.
Geſprengt iſt jene Raupenhülle, neu belebt
Erſcheinen wir in dieſes weiten Tempels Raum.
Bedeutend iſt's zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn ihr habt Alle beſſern Platz, ſo gut als wir.
Drum Lob den Architekten, deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt!
Und wenn wir aus dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen, ſondern unverhofft
Ein höh'res Wirken ſcheinbar uns hinweg geführt;
So zeigen dieſe Scherze, daß wir, mehr und mehr,
Zu höhern Regionen unſrer edlen Kunſt
Uns aufzuſchwingen, Alle vorbereitet ſind.

Weil aber uns im Sinne ſchwebt der alte Spruch:
Daß von den Göttern alles zu beginnen iſt;
So denket jener Oberhäupter, deren Gunſt
Des neuen Zuſtands heitre Freundlichkeit gewährt,
Der beiden Fürſten, die von Einem alten Stamm

Entsprossen, und gerüstet mit des Wirkens Kraft,
In Ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns, mit Vaterarmen, gütig aufgefaßt.
So danket Jenem, dieses Landes höchstem Herrn,
Der in dem holden Thale, das den grünen Schmuck
Belebter Zierde seiner Vaterhand verdankt,
Auch uns den Platz bezeichnen wollen, uns, zugleich
Mit all den Seinen, friedliche Gesetzlichkeit
Und reifer Fülle sichern Dauerstand gewährt.
Sodann, dem Nahverwandten danket, der uns her
Gesendet, einen Mustertheil des lauten Chors,
Der ihn umgiebt, verbreitend Kunst und Wissenschaft.

So haben beide väterliche Fürsten denn
Der neuen Anstalt solche hohe Gunst erzeigt,
Auf daß, an unsern Stellen, beide, wir und ihr,
Gedenken mögen, im Vergnügen unsrer Pflicht:
Uns wechselsweis zu bilden. Denn der Künste Chor
Tritt nie behaglich auf, wofern er nicht bequem
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Gesträuch,
Durch rohen Dorngeflechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was sie zu leisten immer auch sich vorgesetzt,
Gelingt nur dann und wächst nur dann erst weiter fort,
Wenn schon gebildet ihnen, heiter, Herz und Sinn
Mit lebenskräft'ger Fülle reich entgegen strebt.

So denken Jene, die uns diesen Platz vertraut;
Und also denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an diese reichen Fluren gränzt.
Auch Er erwartet, auf gesunden derben Stamm
Gepfropfter, guter edler Früchte sich zu freun,
Und hoffet reiner Sitten innerlich Gesetz
Im Busen seines Volks lebendig aufgestellt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde schöner Kunst,
Nach lebensthät'gen Zwecken unverwandten Blick.

So füllt, ihr Erdengötter, weihend nun das Haus
Mit würdig ernster Gegenwart, mit edlem Sinn,
Daß, schauend oder wirkend, Alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegen gehn.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst,
Mit hundert Armen, ein phantastischer Riesengott,
Unendlich mannichfalt'ge, reiche Mittel dar?
Davon an unsern kleinen Kreis heran zu ziehn,
So viel als möglich, ist ein unverrückt Gesetz
In unserm Haushalt, und wir haben heute gleich
Das was wir bringen, euch in Bildern dargestellt.
Von denen geb ich schuld'ge Rechenschaft zum Schluß,
Damit ihr deutlich schauet unsern ganzen Sinn.

Siebzehnter Auftritt.

Mercur. Mutter Marthe.

Mutter (eilig von der rechten Seite der eintretend). Ist denn Niemand, gar Niemand hier? Ich laufe mich, in den weitläufigen Kreuzgängen, fast außer Athem. Es wird mir bange in dieser Einsamkeit.

Mercur.

So schneidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter (ihn erblickend). Gott sey Dank, wieder eine lebendige Seele! Wer ihr auch seyd, habt Barmherzigkeit mit mir, sagt mir wo ich bin, wo mein Mann ist, und weil ihr gewiß mit diesen Hexenmeistern zusammenhängt, so schafft mir doch meine Sonntagskleider. Zu Hause im Kasten liegen sie ganz ordentlich auf einander. Für einen von euren Geistern ist es ein kleines Packet, und mir ist alles daran gelegen, mich, als eine wohl anständige Person, zu recommandiren.

Mercur (gegen das Publicum gewendet).

Doch, daß ich ihre Gegenwart sogleich benutze;
So sprech' ich's aus: Hier diese gute Frau,
So wenig es ihr Ansehn geben mag,
Ist selbst ein allegorisch Wesen.

Mutter. Wie? was? ich ein Weſen? ich allegoriſch? Das ſagt mir ein Andrer nach. Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht à la modiſch. Doch wenn ich ſaubere Kleider haben will, um mich anſtändig in vornehmer Geſellſchaft ſehen zu laſſen; ſo iſt es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Mercur (immer gegen das Publicum gekehrt).

Man könnte ſie auch wohl ſymboliſch nennen.

Mutter. Das iſt zu arg, mein Herr, ich bin nicht ſimpel. Ein gutes einfaches Weib bin ich, das will ich bleiben und dafür gelten. (Sie weint.)

Mercur (wie oben).

Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt.
Sie zeigt, ſymboliſch, jenes aufgeweckte Spiel,
Das euch, grotesk, die Menſchen darzuſtellen wagt.
Beſchränkten Eigenwillen, heftige Begier
Und Abſcheu, Zornes Raſerei und faulen Schlaf,
Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Stolz.
In ſolchem Spiele tritt ſie auf als Meiſterin
Und außerdem, in manchem Sinn, erfreut ſie euch.
Doch heute hat ſie ſich das Eine Bauerweib
So feſt in Kopf geſetzt.

(Auf ſie los gehend.)

Madam!

Mutter. Ei was Madam! Frau Marthe bin ich.

Mercur.

Wer dieſe Säle nur betritt der iſt Madam;
Drum fügen Sie ſich nur.

Mutter (ihm ſcharf ins Geſicht ſehend). Irr' ich mich nicht, ſo ſeid ihr gar der Schelm, der mir den Mann entführt. Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten im Staatskleide.

Mercur.

Dieß zu erfahren fragen Sie die Excellenz,
Die dort ſich, gravitätiſch langſam, her bewegt.

Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel ſchwankend ab;
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus;

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird am Friedensfeſte
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feiertänzen
Drängt jeder ſich herbei;
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drei.

Der Herr muß alles wiſſen, denn er iſt ſchon längſt
Der Königin Fac Totum, die uns All' vereint.

Mutter (gebt mit zunehmenden Reverenzen auf den Hereintretenden los).

Mercur.

Ich rede wahr, denn mannichfaltig ſind des Manns
Bemühungen, ihr wißt es wohl, in manchem Fach;
Doch heute ſtellt er euch das bietre Schauſpiel dar,
Das euch des bürgerlichen Lebens innern Gang,
Mit wahrer Form und Farbe, vor die Augen bringt.
Ihr wißt, wem dieß die deutſche Bühne gern verdankt.
Nicht ungerüſtet kommen wir zu dieſem Fach.

(Wie die beiden Andern vortreten, zieht er ſich ein wenig zurück.)

Vater (der gravitätiſch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proſcenium hervor gekommen). Was will ſie, gute Frau?

Mutter. Ach! gnädiger Herr! wo iſt mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt. Ich bitte, um aller Welt willen, ſchaffen Sie mir ihn wieder.

Vater. Haben ihn die Werber weggenommen? So eine junge hübſche Frau mag wohl einen hübſchen, rüſtigen Mann haben. Ich bedaure ihren Verluſt! Es geht jetzt etwas heftig mit der Rekrutirung.

Mutter. Ach mein Gott! was ſprechen Euer Excellenz! was ſprechen Sie von rüſtig! von Rekruten! Einen armen, alten, ſchwachen Ehekrüppel muß ich ſchon mehrere Jahre nur ſo hegen und pflegen.

Vater (halb vor ſich). Ei du vermaledeites Weib!

Mutter. Was meinen Euer Excellenz?

Vater (mit verhaltenem Zorn). Ich meine: daß eine Frau beſſer von ihrem Mann ſprechen ſollte.

Mutter. Verzeihen Euer Excellenz, ich habe viel zu viel Reſpect, um Ihnen eine Unwahrheit zu ſagen. Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir, mit dem Feldbau geht es nur ſo ſo. Nun hat er ſich aus lauter Müßiggang, beim Pfeifchen Tabak, einen neuen Hausbau ausgedacht. Ueberhaupt weiß ich gar nicht, was ich denken ſoll. Ehemals tappte er, nun man ſollte es nicht ſagen, aber wahr iſt's, auf allen Vieren, nur ſo durch die Welt hin, und ſah weder rechts noch links, und gehorchte mir blindlings; nun aber hat er ſich auf einmal auf die Hinterbeine geſetzt.

Vater. Ordentlich wie ein Menſch? Da thut er wohl dran.

Mutter. Keineswegs, denn gleich hauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein bischen Luft läßt. Er hat ſich mit Hexenmeiſtern eingelaſſen, die haben ihn auf und davon geführt und mich ſelbſt behext, daß ich nicht weiß wo ich zu Hauſe bin. Der thörichte Graukopf iſt an allem Schuld.

Vater. Sie ſollte vom Alter nicht verächtlich reden! weiß ſie das! Ich bin auch alt und bin kein Krüppel, kein Tagedieb.

Mutter. Ach, ich bitte tauſendmal um Vergebung! mit Euer Excellenz iſt es ganz was anders. Euer Excellenz ſtehen ſo derb auf den Füßen, anſtatt daß mein Alter immer mit geknickten Knieen herumſchlurft. Wie ſchön gerad halten Sie ſich nicht, indeß mein Alter krumm und gebückt einher geht. In Euer Excellenz glattem Geſicht iſt keine Runzel zu bemerken! und nun gar der Anſtand, die majeſtätiſche Perrücke. Wie glücklich iſt Ihre Frau Gemahlin, einen ſolchen Herrn zu beſitzen.

Vater. Wer weiß wie ſie hinter ſeinem Rücken ſpricht.

Mutter. Was könnte ſie anders als Gutes.

Vater. Das denkt jeder gute Ehemann und läßt ſich bei der Naſe herum führen; aber das wird uns gar zu ſchlecht gelohnt. Marthe! Marthe! das hätte ich nicht von dir gedacht.

Mutter. Was höre ich! was ſeh' ich! die Excellenz und mein Mann iſt es Einer? ſind es Zwei?

Mercur

(der zwiſchen ſie hinein tritt, ein Gewand auf dem Arm)

Er iſt es freilich! Wundern müſſen Sie ſich nicht
In dieſem Wunderlande. Faſſen Sie ſich, gute Frau,
Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand
Gefällig an: auch dieſes wird ein Wunder thun:
Es friſchet Ihnen das Gedächtniß lebhaft an,
Vergangner Lagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter. Nun laſſen Sie ſehen! (Sie nimmt das Gewand über.)

Mercur.

Und haben Sie von Seelenwanderung nicht gehört?

Mutter. Ach, ich weiß nicht ob meine Seele oder mein Körper auf der Wanderſchaft iſt.

Mercur.

Wir eben Alle ſind dergleichen wandernde,

Beweglich muntre Seelen, die gelegentlich
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beispiel! haben Sie Frau Wunschel nicht gekannt?

Mutter. Ja, Frau von Wunschel wollen Sie sagen. Ich erinnere mich derselben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau. (Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunschel eingeschaltet.)

Mercur.

Die Frau von Brumbach ist wohl Ihnen auch nicht fremd?

Mutter. Ach ja, es ist eine Dame in ihren besten Jahren. Sie hatte so ein Gänschen von Nichte. (Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeschaltet.)

Mercur.

Das alles waren Sie und sind es immer noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnäd'ge Frau!

Mutter. Nun spricht der Herr ganz vernünftig. Das laß ich mir gefallen.

Mercur.

Nun edler Herr! die Hand an diese Dame hier!
Versöhnung! Was man Märten Uebels zugefügt,
Das darf die Excellenz nicht ahnden.

(Mann und Frau geben einander die Hände.)

So ist's recht,
Und nun, als Baucis und Philemon unsers Tempelbau's,
Genießet lange lange noch des guten Glücks,
Die Herrn und Frauen zu ergötzen. Tretet bald,
Als Oberförster, Oberförsterin, im Glanz
Der Kunstnatur, willkommen und bewundert auf.
Nun aber, dächt' ich, Zeit ist's, wir empfehlen uns.

Mutter. Ei freilich! das versteht sich von selbst. Wir werden nicht weggehen wie die Katze vom Taubenschlag. Und somit wollen wir uns bestens empfohlen haben. Es soll uns jederzeit angenehm seyn, wenn Sie einkehren, und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater. Ich confirmire mich mit meiner gesprächigen Hälfte, und wünsche allerseits wohl zu leben.

(Er giebt ihr den Arm und sie gehen zusammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweiter Knabe der sie verfolgt. Mercur.

Nymphe (flieht vor dem Knaben, der sie mit der Maske schreckt; sie eilt auf Mercur los und wirft sich ihm um den Hals). Rette mich geliebter, schöner, göttlicher Jüngling von dem ungeheuern Gespenst, das mich verfolgt. Du erschienst mir vor kurzem in menschlicher Bildung, und gleich neigte sich mein Herz dir zu. Ich erquickte dich mit irdischem Trank; nun laß mir auch deine himmlische Gewalt zu gute kommen.

Mercur.

Du süße kleine Leidenschaft erhole dich.

Nymphe. Ihr habt mich weggerissen aus der stillen ländlichen Wohnung, wo ich die unschuldigsten Freuden genoß; ihr habt mich in diese Säle geführt, wo für mich nichts Reizendes zu finden ist, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde, als an deinem Busen.

Mercur

(indem Nymphe an ihm gelehnt bleibt, zu den Zuschauern)

Indem sich, meine Herrn, das schöne Kind
An meinen Busen drängt, verwirr' ich mich;
Vergesse fast daß ich als Gott mich dargestellt,
Und daß ich überließ, als Prologus,
Als Commentator dieses ersten Spiels
Vor euch in Pflichten stehe; doch verzeiht!
Ich selber finde meine Lage sehr bedenklich.
Und wenn das schöne liebevolle Kind
Nicht eilig sich erholt, daß ich mich schnell
Von ihr entfernen kann, so fürcht' ich sehr,
Die Flügelchen an Hut und Schuh und Stab
Verpfänd' ich gegen einen einz'gen Kuß.
Indessen will ich mich um euretwillen
So gut als möglich fassen, euch so viel
Nur sagen: daß mein gutes, holdes Kind
Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das sich so redlich ausspricht wie es ist,
Das ohne Rückhalt sein gedrängt Gefühl

Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felsen,
Auf alte Mauern, wie auf Menschen überträgt.

(Zu Mercur.)

Bist du beruhigt, liebe kleine Seele?

Zweiter Knabe (zu Mercur)

Ihr sprecht von allen gegen diese Herren;
Nur mich vergeßt ihr; sagt auch, wer ich bin.

Mercur.

Wohl billig kommt die Reihe nun an dich;
Doch producire dich nur selbst! du siehst es ja,
Ich habe hier genug zu thun. Frisch und beherzt
Hervor und sprich: der Jüngste bin ich dieses Chors,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter Freund
Aus Roms verfall'nem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulstaub neubelebt herangeführt,
Laß deine Maske sehen! diese da!

(Das Kind hebt die komische Maske auf.)

Dieß derbe wunderliche Kunstgebild
Zeigt, mit gewalt'ger Form, das Fratzenhafte;

(Das Kind hebt die tragische Maske auf.)

Doch dieses läßt vom Höheren und Schönen
Den allgemeinen, ernsten Abglanz ahnen.
Persönlichkeit der wohlbekannten Künstler
Ist aufgehoben; schnell erscheinet eine Schaar
Von fremden Männern, wie dem Dichter nur beliebt,
Zu mannichfaltigem Ergötzen, eurem Blick.
Daran gewöhnt euch, bitten wir nur erst im Scherz,
Denn bald wird selbst das hohe Heldenspiel,
Der alten Kunst und Würde völlig eingedenk,
Von uns Kothurn und Maske willig leiden.
Sie kennen dich! nun Liebchen sey es dir genug,
Ein Andres bleibt uns übrig, dieses holde Kind,
Das dich so schüchtern floh, dir zu versöhnen.
Drum heb' ich meinen Stab, den Seelenführer,
Berühre dich und sie. Nun werdet ihr,
Natürliches und Künstliches, nicht mehr

Einander widerſtreben, ſondern ſtets vereint
Der Bühne Freuden mannichfaltig ſteigern.

Nymphe.

Wie iſt mir! welchen Schleier nahmſt du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als ſonſt, ja freier, glüht und ſchlägt.
(Mercur tritt zurück.)
Herbei du Kleiner! keinen Gegner ſeh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheitre mir die ſonſt beladne Bruſt.
In meinen Ernſt verflechte deinen Scherz
Und laß mich lächeln, wo die bittre Thräne floß.
Im Sinne ſchwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verſtehe, weil er mich beglückt.

Natur und Kunſt ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh man es denkt, gefunden:
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen:
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Großes will muß ſich zuſammen raffen:
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.
(Nymphe mit dem Knaben ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Mercur. Erſter Knabe.

Erſter Knabe (eilig heranlaufend).

Beſchütze mich! Dort hinten folgt mir jene!
Sie will mich haſchen und ich leid' es nicht.

Mercur.

Gelegen wirfſt du, allerliebſtes Wunderkind,
Mir in die Hände deine Wechſelfarbigkeit.
Den Augenblick benutz' ich euch zu ſagen:
Daß wir, die Phantaſie euch darzuſtellen,
Ein ſchäckig Knäblein mit Bedacht gewählt.
Dieß Zwerglein, wenn es ungebunden ſchwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick beliebt.
Bald wird's euch düſter das Vergangne malen,
Mit trübem Firniß gegenwärt'ge Freuden,
Und mit der Sorge grauem Spinnenfler
Der Hoffnung reizendes Gebild umnebeln.
Bald wieder, wenn ihr in die tiefſte Noth
Verſunken ſchon verzweifelt, euch behend
Der ſchönſten Morgenröthe Purpurſaum
Um das gebeugte Haupt, erquickend, winden.
Doch iſt er auch zu bänd'gen. Ja, er bändigt
Sogar ſich ſelbſt, ſobald ich ihm den Stab
Vertrauend überliefre, der die Seelen führt.
Sogleich iſt er geregelt, und ein roher Stoff
Zu neuer Schöpfung bildet ſich zuſammen.
Wie von Apollo's Leier aufgefordert,
Bewegt, zu Mauern, das Geſtein ſich her,
Und wie zu Orpheus' Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet ſich zum Tempel.
Uns alle führt er an, wir folgen ihm,
Und unſre Reihen ſchlingt er mannichfach.
Beſonders aber ſtrebt ihm jene Schöne dort,

Auf des Geſanges raſchem Fittig, nach.
Wär' er zu halten, dieſe hielt' ihn feſt;
Doch wollt' er bleiben, ſie entließ' ihn gleich.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone.

Ich ſeh' du haſt ihn! alſo liefre mir ihn aus.

Mercur.

Zuerſt erlaube, daß ich dich erkläre!

Phone.

Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunſt.

Mercur (zu den Zuſchauern).

Der Oper Zauberfreuden ſtellt ſie vor.

Phone.

Was ſtell' ich vor?

Mercur.

Die Oper, den Geſang!

Phone.

Vorſtellen läßt ſich der Geſang nicht; aber leiſten.

Mercur.

Nur friſch, zur allgemeinen Freude, immer zu!

Phone.

(Sie ſingt eine große Arie, nach deren Schluß ſie ſich gegen den Grund wendet.)

Mercur.

Zum Schluſſe, merk' ich, neigt ſich unſer buntes Spiel.
(Zum erſten Knaben, der ſich, intereſſen das Phone ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat, und wie ſie nach dem Hintergrunde geht, ſogleich wieder zu Mercur hervor eilt.)
Hier haſt du meinen Stab, nun geh, mein Kind,
Und führe mir die Seelen alle her.

(Das Kind geht ab.)

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Mercur. Pathos.

Mercur.

Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns beut
Das Tragiſche bereitet, hört ſie an.
Was ſie zu ſagen hat, verkünde ſie allein.

(Er entfernt ſich.)

Pathos.

Sie ſind gethan die ungeheuern Thaten,
Kein heißer Wunſch ruft ſie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen,
Zerſtoben iſt auf ewig alles Glück.
Von Königen ergießt auf ihre Staaten
Sich weit und breit ein tödtliches Geſchick.
Welch eine Horde muß ich vor mir ſehen?
Das Schreckliche geſchieht und wird geſchehen!

Der Nächſte ſtößt den Nächſten tückiſch nieder,
Und tückiſch wird zuletzt auch er beſiegt;
Denn, wie ein Schmied im Feuer Glied an Glieder
Zur ehrnen, ungeheuren Kette fügt;
So ſchlingt in Greuel ſich ein Greuel wieder,
Durch Laſter wird die Laſterthat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grauſen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hauſen.

Doch ſenkt ſich ſpät ein heiliges Verſchonen
In der Betäubung allzudichte Nacht,
Am hellen Blick in höh're Regionen
Fühlt nun ſich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängt's euch hin, dort beffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schickſal ſich verſöhnen,
Und alles löſ't ſich auf im Guten und im Schönen.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie reihen sich in folgender Ordnung:

Marthe. Nymphe. Zweiter Knabe. Pathos. Erster Knabe.
Phone. Märten.

Mercur

(der vorwärts an die linke Seite tritt)

Und wenn sie nun zusammen sich gesellen,
Nach der Verwandtschaft endlich angereiht;
So merkt sie wohl, damit in künft'gen Fällen
Ihr sie erkennet, wenn von Zeit zu Zeit
Sie einzeln sich euch vor die Augen stellen,
Wenn jedes einzeln seine Gabe beut.
Zu unsrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
Wenn ihr genehmigt was wir bringen.

Bei Flöten und Schalmeien
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt im Reihen
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht;
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küſſet treu,
Bei jedem neuen Bunde
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?

Prolog

bei Wiederholung des Vorſpiels in Weimar.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter langer Fahrt,
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt,
Und mancher ſchönen Früchte, landend, ſich erfreut,
Empfindet erſt der höchſten Wünſche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heim'ſche Hafen Arm und Buſen beut.
So geht es uns, wenn wir, nach manchem heitern Tag
Den wir, an fremder Stätte, thätig froh verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle ſehn,
Wo wir als in dem Vaterland verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da iſt unſer Vaterland.
Doch wie wir denken, wie wir fühlen iſt euch ſchon
Genug bekannt, und wie, mit Neigung und Vertraun
Und Ehrfurcht, wir vor euch uns mühen wißt ihr wohl.
Darum ſcheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
Hervorgeſendet euch zu grüßen, unſern Kreis
Aufs neu euch zu empfehlen. Auch erſchein' ich nicht
Um deſſentwillen eigentlich, wiewohl man oft
Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
Gewiſſermaaßen zu entſchuld'gen. Ja, fürwahr!
Das was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir
Euch nicht verkünden, da vor euren Augen ſich
Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat;
Als wir jedoch die nachbarliche Flur beſucht,
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
Der kühnen Neuerungen Wageſtücke nicht
Mit günſt'gen Augen ſähen, unſerm Wunſch gemäß;
Da traten wir zuſammen, und in ſeiner Art
Ein jeder ſuchte das zu leiſten, was ihm wohl

Am leidlichsten gelänge: was denn auch zuletzt
Auf Mannichfaltigkeit des Spieles, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete.
Das ist denn auch gelungen, und wir hatten uns,
Auf manche Weise, der geschenkten Gunst zu freun.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabei
Bewenden ließen, das was glücklich dort gewirkt,
Weil es besonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wiederbrächten, hier, wo es doch eigentlich,
An mancher Stelle, nicht gehörig passen mag.

Weil aber das Besondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend ist, auch als ein Allgemeines wirkt;
So wagen wir, auf eure Freundlichkeit, getrost,
Euch eben darzubringen was wir dort gebracht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernste Welt,
Nach Samarkand und Peking und ins Feenreich;
So laßt euch heut gefallen in das nächste Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daselbst,
In einem neuen Hause, das in kurzer Zeit,
Fast wie durch Zauberkünste, sich heraufgebaut;
Gedenkt, mit Lächeln, einer alten Hütte dann,
In der ihr sonst, mit Unlust, oft die Lust gesucht;
Denn etwas Aehnlich's ist euch doch auch hier geschehn.

Und wenn ihr das was Andern zubereitet war,
Mit gutem Willen zu genießen euch entschließt;
So werdet ihr wohl manches finden, das ihr euch
Und eurem Zustand anzueignen nicht verschmäht.
Das alles hegt in feinem Herzen! bitt' ich euch!
Und mit Gefühl und Phantasie empfanget mich,
Wenn ihr, als fremde Herrn und Frauen, mir zuletzt,
Als Sachsen und als Preußen, anzureden send.

Was wir bringen.

Fortſetzung.

Vorſpiel zu Eröffnung des Theaters in Halle,

im Juli 1814,

von

Goethe und Riemer.

Wald, Tempel.

Vorn zwei alte Baumstämme

Erster Auftritt.

Mercur.

Das was vor Jahren wir in Lauchstädt brachten,
Das ist von euch noch Manchen wohlbekannt,
Und damals galt's ein eng veraltet Haus
Mit einem neuen freiern zu vertauschen.
Da ward es jedem wohl, wenn aus der Klemme
Er in die breite beßre Wohnung trat,
Und mit Bequemlichkeit und heiterm Sinn
Die Bilder schaute wie sie gaukelten.
Heut aber sehen wir kein neues Haus:
Es ist dasselbe das durch eure Gunst
Uns öfter schon zu eurer Lust empfing;
Doch sind' ich es verändert, weiß nicht wie?

Es kommt mir vor, als ob die sämmtlichen
Die Ellenbogen freier zu bewegen
Im Falle wären, ohne grad' einander
Unfreundlich anzustoßen. Alle scheinen mir
Bequemlicher zu sitzen, ob die Bänke gleich
Nicht frisch gepolstert sind. Was ist denn das?
Ich frage, wie ihr seht, und weiß genau
Schon was ich frage, drum antwortet nicht:
Denn wir verstehn uns schon, und wollen uns
Wie sonst vergnüglich unterhalten; ist ja doch
Gerechte Zeit für dießmal uns gegeben.

Nun, auf besagtes Damals noch einmal
Zurück zu kommen, sind euch wohl die beiden
Gestalten noch zumeist erinnerlich,
Die ihrer Zeit als komisch treues Pärchen
Euch in so mancher Formenwandelung
Durch ihrer Laune guten Fluß ergötzten.
Sie sind der Welt bekannt und ihre Namen
Nennt schon der alten Dichter frommer Mund:
Doch darf, ja muß ich sie wohl auch euch nennen,
Wie ich sie damals euch schon vorgestellt.
Philemon heißt der Mann, und Baucis sie.
So weit ist alles gut! Doch nun vernehmt,
Was mit den guten Alten sich begeben.

Es hat der Götter Schluß und gnäd'ger Wille
Das treu verdiente Paar im Fach der Alten,
So zur Belehnung ihrer würd'gen Thaten
Als auch der Welt zum Muster und Exempel,
In zwei Standbildern rühmlichst aufgestellt,
Und, weil besonders sie als Oberförster
Und Oberförsterin wohlgefällig sich gezeigt,
Ganz in der Draperie von schönen Bäumen,
Zur Zier des Tempels dem sie würdig dienten. —
Da stehn sie nun in grünen Uniformen
Aufs munterste mit Epheu decorirt,
Und ruhn gemächlich so in ihren Fächern
Noch als die treuen immergrünen Alten.

Heut aber ist es Zeit, die rechte Zeit
Ins Leben sie, zum Leben zu erwecken,
Damit sie Antheil auch zum zweitenmale
An allem nehmen was der Tag uns bringt,
Und bei des Friedens allgemeiner Feier
Die Alten jugendlich sich wieder freuen.
Sie geben sich vor so viel werthen Gästen
Wohl ganz wie sonst aufs heiterste zum Besten.

Wir wollen sehn ob ihr Humor erhalten —
Ich gehe jetzt und wecke erst den Alten.

Doch wie? — was ist mir? wie befangen
Auf Einmal sind mir Hand und Herz!
Es stockt in meinem Busen das Verlangen —
Und mich verläßt gewohnter Scherz.
(Große Musik, mehr feierlich als traurig, kann nachstehendes melodramatisch begleiten.)
Denn Geisterstimmen, wie aus tiefen Klüften,
Vernehm' ich nah' und näher in den Lüften,
Verhängnißvolle Wundertöne,
Die mir der Parzen nahe Zukunft deuten. —
Ihr müßt auf eine andre Scene,
Auf Ernst und Feier euch bereiten:
Nicht günstig ist die Zeit den Scherzen:
Der Himmel selbst scheint sich zu schwärzen. —

Doch fürchtet nicht! Die Seelen sanft berühren
Ist mir die viel willkommenere Pflicht
Als sie den Schatten zuzuführen;
Drum schaut getrost: es bleibe Licht!

Zweiter Auftritt.

Mercur

Der Parzen jüngste seht ihr kommen
Die Aller Lebensfaden spinnt;
Ernst ist sie zwar in sich genommen,
Doch allen Menschen hold gesinnt;
Und wie ich mag aus ihren Blicken lesen,
Ist heitrer dießmal ihr gefällig Wesen:
Gewiß, ein großes Werk ist ihr gelungen,
Worin der Welt ein Heil und euch entsprungen.
(Kleide läßt sich auf dem Felsen sehen.)

Dritter Auftritt.

Klotho (langsam herunterkommend)

Ein würdig Dasein ward von mir gesponnen,
Das vollgedrängt die goldne Spindel trägt;
Von guter Mischung hab' ich, wohlbesonnen,
Gehalt und Kraft des Fadens angelegt,
Zum Heil der Menschen ward das Werk begonnen.
(zu Mercur)
Zu ihrem Heil in deine Hand gelegt:
Du wirst es dann der Schwester übergeben,
Sie weiß es aus zum wirkungsreichen Leben.

Mercur.

Ein treffliches Gespinnst, muß ich bekennen:
Der Faden tüchtig und durchaus sich gleich,
Voll ächten Werth's, an Wundergaben reich,
Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen:
Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,
Des Arztes Kunst und tiefe Wissenschaft. —

Klotho (gegen die Zuschauer gewendet)

Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
„Das immerdar in seiner Fluren Mitte
Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längsten Sproß genährt,"
Das meerentrungne Land voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen.

(Klotho ab. Lachesis kommt, ein Kind trägt die Weise.)

Mercur

(reicht ihr nur den Faden hin, und behält die Spindel)

So übergeb' ich denn mit günst'ger Zunge
Dieß theure Pfand den theuren Pflegehänden;
Du legst es an! daß in der Zeiten Schwunge
So edle Kräfte sich zum Zweck vollenden.

Lachesis

(fängt an zu weifen, etwas schnell, so daß der Faden einigemal herumgeht)

Mercur.

Gemach! gemach! Nicht mit so raschem Sprunge
Geziemt solch Lebens hohen Werth vergeuden;
Bedenke, daß in jedem Rades-Schwunge
Dem Sterblichen sich Jahre vorbedeuten!

Lachesis.

Rasch schlägt der Puls des jugendlichen Lebens,
Rasch schließt der Pflanze Trieb zum schlanken Ziel:
Die Jugend freut sich nur des Vorwärts-Strebens,
Versucht sich weit umher, versucht sich viel.
Der Kräfte Spielen ist drum nicht vergebens,
So kennt sie bald sich Umfang, Maaß und Ziel:
Der Most, der gährend sich vom Schaum geläutert,
Er wird zum Trank, der Geist und Sinn erheitert.

So vorgeübt an Geist und Willenskräften,
Zum Wissen wie zur Thätigkeit gereift,
Führt ihn Beruf zu stätigen Geschäften,
Die er mit Lust, zu sicherm Zweck, ergreift,
Weil That und Wissen sich zusammenheften;
Sich Eins am Andern nährend stützt und steift:
Und so von inn- und außen gleich berufen
Ersteigt er hier des Lehramts hohe Stufen.

Nun öffnet ihm Natur den reichen Tempel,
Er darf vertraut, ihr Priester, darin walten;
Nun offenbart er sie durch Lehre, durch Exempel,
Ihr Wollen selbst muß sich in That gestalten;
Entzifernd leicht den viel verschlungnen Stempel
Muß sich für ihn ein einfach Wort entfalten,
Da Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Gesetz der Menschenbrust bewähren.

Den alten Ruhm, den vorverdiente Geister
Für diese Stadt durch Werk und Wort begründet,
Er setzt ihn fort als weit gepriesner Meister,
Der Tausende von Lernenden entzündet:

Ein solch Verdienst als Lehrer und als Leister
Es bleibt dem Thron nicht länger unverkündet;
Der ruft das heilsam immer neue Wirken
Zu höherm Glanz nach weiteren Bezirken.
(Atropos erscheint in der Thür des Tempels, nähert sich langsam bei folgenden Versen.)
Und seinem Herzen wird der reine Segen,
Von jenen Banden, jener Spannung frei,
Die fremde Macht und Satzung um ihn legen
Mit schwerem Dämondruck der Tyrannei,
Sich wieder selbst, nach deutscher Art zu regen,
Nur seinem Gott, Gesetz und König treu:
„Im Schutz den ihm des Adlers Flügel spenden,
Wo er begonnen, will er treulich enden."

Atropos

(bei vorstehenden Worten ganz herangetreten, versucht den Faden abzuschneiden)

Mercur und Lachesis

(die ersten Worte zugleich, dann Lachesis)

Halt ein! Halt, unerbittlich Strenge,
Wenn je Erbarmen deine Brust belebt;
Dieß Leben ist kein Leben aus der Menge,
Das kein Verdienst und kein Talent erhebt

Mercur.

Wie es in ewig wechselndem Gedränge
Ein Tag gebiert, ein anderer begräbt;
Gewohnt wie die Natur zu schaffen, heilen,
Sollt' er auch nie das Loos der Menge theilen.

Lachesis.

Und eben jetzt, da kaum der Frieb' enthlühte,
Der ihm des Wirkens wohlverdiente Frucht
Nach Tagesgluth am milden Abend biete,
Da ich des Lenzes schnell verrauschte Flucht
Ihm durch des Herbstes Dauer reich vergüte
Durch edle Früchte seiner eignen Zucht —

Atropos (einfallend)

Unwiderruflich steht des Schicksals Schluß,
Unfrei vollführ' ich nur ein strenges Muß.

Genießt die freie Weiſe
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles ſteigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig ſo geſellt.

Dauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde feſt!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.

Mercur.

Rührt dich zum Zaudern, zum Verschieben
Nicht dieser Zeiten drängender Moment?

Lachesis.

Nicht Schmerzen seiner Theuren, seiner Lieben,
Und wer ihn Vater, Freund und Retter nennt?

Atropos.

Unthätig bin ich schon zu lang geblieben,
Zuviel schon hab' ich leider ihm vergönnt;
Verwegner greift er nur in meine Rechte
Und trutzt sogar des Schicksals ew'gen Mächten.

Mercur.

Wär' triftig dieser Grund, ihn hätt' ich auch;
Denn ist nicht meines Amts verjährter Brauch
Daß ich die Schatten, die du schaffst, geleite?
Der Raub an dir, ist's auch an meiner Seite;
Doch konnte dieß mich nie zum Neide rühren,
Nie widerstand ich seinem Kunstbemühn;
Und selbst die Gabe die nur mir verliehn,
Die Seelen sanft und schmeichelnd zu berühren,
Ich seh' ihn gern sie klüglich so verwalten,
Um Seel' und Leib im Einklang zu erhalten.

Atropos.

Genug! die krause Zeit kennt kein Verschonen
Und Strenge herrscht in Hütten wie auf Thronen.
Und dann wo mir gerechte Ernten reifen,
In offner Feldschlacht, in bedrängten Vesten,
Wenn Heereszüge durch die Länder streifen
Und von den wohlempfangnen rauhen Gästen
Die Seuchen still durch Stadt und Dörfer schleichen,
Ihr wirthlich Dach mit gift'gem Hauch verpesten,
Da tritt Er ein, zu helfen und zu wehren
Die Opfer die mit Recht mir angehören.

Lacheſis.

Schon ſind der Opfer dir zu viel gefallen;
Das Theuerſte ſie haben's hingegeben.
Laß es genug ſeyn! und vor allen
Den Lebenswürdigſten, o laß Ihn leben!

(Plötzlich Nacht.)

Atropos

(den Faden im Moment abſchneidend, im Tempel erſcheint das Verewigten Namensziug in einem Sternenkranze.)

Er lebt! lebt ewig in der Welt Gedächtniß,
Das von Geſchlecht ſich zu Geſchlechtern reibt:
Sein Name wirkt ein heiliges Vermächtniß
In ſeinen Jüngern fort und fort erneut:
Und ſo in edler Nachfolg' und Gedächtniß
Gelangt die Tugend zur Unſterblichkeit.
Zu gleichem Preiſe ſieht ſich aufgefordert
Wem gleicher Trieb im edlen Buſen lodert!

(Ein Wolkenvorhang fällt vor den Tempel nieder. Es wird Tag.)

Vierter Auftritt.

Mercur.

Hat dieſer Auftritt euch im Innerſten
Gerührt, bewegt, noch mehr, erſchüttert;
So wendet von dem lichten Troſteszeichen
Zurück ins Leben euren feuchten Blick,
Zu jenes Mannes freundlicher Umgebung,
Die er, ihm ſelbſt geſchaffen, euch verläßt,
Um ſo, durch ſeine Nähe ſtill verborgnes
Fortwirken, durch des Lebens Anblick ſelbſt,
Zum Leben immer kräft'ger euch zu ſtärken.
Denn grünet nicht mit jedes Lenzes Prangen
Sein Schaffen fort, und immer höher, reicher?
Die Bäume, die er pflanzte, bieten ſtets
Mit immer wachſenden und breitern Aeſten

Dem Freund, dem Fremdling gern ihr wirthlich Dach. —
Ich höre schon von fern die Schmeicheltöne,
Die euch in ihre grüne Wölbung laden:
Es ist die wohlbekannte der Najaden;
Erwartet euch nun eine heitre Scene.
Sie kommt! sie kommt! Doch ich muß fort mich schleichen;
Denn merkt sie mich, so möchte sie entweichen.

Fünfter Auftritt.

Reil's Garten.

(Die Melodie: In meinem Schlößchen ist's gar fein, von Blas-Instrumenten hinter dem Theater.)

Nymphe der Saale.

Ich steh' wohl auf gar morgensfruh
Wenn ihr noch liegt in guter Ruh,
Und schau' im ersten Sonnenschein
Gleich in den schönen Garten hinein.

Da glänzt das Haus in muntrer Tracht
Die einem frisch ins Auge lacht,
Und spricht gar freundlich jedermann
Doch bei ihm zu verweilen, an.

Ein braver Mann das, der's gebaut,
Dem's auch vor keiner Mühe graut:
Den steilen Fels hat er bepflanzt,
Daß ihr im Grünen schmaust und tanzt.

Das alles hat der Mann gethan
Und mehr noch als ich sagen kann;
Nun ruht er dort, so fruh als spat, —
Schad' um den Mann, ja ewig Schad'!

Wo die Cypreſſe ſchwank ſich regt
Ins Kühle hat er ſich gelegt:
Ein' Inſchrift hat er ihr geſtellt,
Sie lautet ſo — wenn's euch gefällt: —

„Verlaſſen muß ich dieſe Hallen,
Das treue Weib, die Kinderſchaar;
Mir folgt von dieſen Bäumen allen,
Nur einzig die Cypreſſ' im Haar."

Da beſuch' ich ihn öfter dann zu Haus
Und bring' ihm manchen friſchen Strauß
Und ſchwätz' ihm auch von nah und fern
Wie's draußen zugeht — er hört es gern.
Vor allem erzähl' ich mit fertiger Zungen
Wie meine Deutſchen den Sieg errungen,
Und daß ſich alles ſo ſchickt und macht,
Wie er's gewünſcht, und wie er's gedacht.
Da gewinnt er auf Einmal einen rechten Glanz —
Wißt ihr wie er mir vorkommt? — Ganz
Wie Merlin, der Alte, in leuchtender Gruft,
Und es umwallt ihn ein himmliſcher Duft. —

In ſeinen Grottchen iſt's gar fein,
Es flimmt und flammt wie Sternenſchein;
Soll ich's euch recht beſchreiben, faſt
Wie der Sternkönigin Palaſt.

Wie er denn da von euch auch ſpricht!
Und von dem Bade das er eingericht't,
Und wie er's ferner denkt zu halten
Und was in dem Salze für Kräfte walten —
Könnt' ich nur alles ſo recht behalten —
Mit dem Salz hab' ich mich nicht viel abgegeben.
Das ſüße Waſſer das iſt mein Leben!
Meine Schweſtern, die Quellen, die könnten es ſagen,
Aber ſie mögen ſich nicht mit mir behagen.

Weil ich ſo gewohnt zu wandern
Heute hier und morgen dort,
Meinen ſie ich wär' von Flandern,
Schicken gleich mich wieder fort.

Da bin ich denn auch bald hier, bald dort,
Bald auf dieſer, bald auf jener Seite,
Bald neck' ich hier, bald da die Leute,
Und mit Hihi, Haha, Hohó
Verführ' ich ein beſtändiges Halloh.

Nur Eins das fällt mir grade bei;
Er hat mir's vielmals aufgetragen,
Ich möcht's gelegentlich euch ſagen
Und ſeinen beſten Gruß dabei:

Beim Baden ſey die erſte Pflicht,
Daß man ſich nicht den Kopf zerbricht,
Und daß man höchſtens nur ſtudire,
Wie man das luſtigſte Leben führe.

Da bin ich gleich auch von der Partie,
Und das vergeßt ihr mir denn auch nie! nie! nie!

Wie iſt mir's denn? Seh' ich recht oder wie?
Hihi, Haha, hahaha, hihihi.
Da giebt's was zu ſehen, was zu lachen:
Etwas das euch Spaß wird machen:
Seht, da kommt was gefahren
Auf einem Wagen oder Karren;
Die kann nach dem ganzen Schein
Nur vom Schweſtern-Chore ſeyn.

Bei meiner Treu! bei meiner Sechſe!
Die iſt juſt ſo von meinem Gewächſe,
Eine Nixe wie ich, — wohl gar eine Hexe! —
Hexen-Nixe? Nixen-Hexe?

Nichts von Nixe!
Sie zeigt sich auf großem Schaugerüste,
Das thut keine Nixe, daß ich wüßte.

In Gras und Rohr zu lauschen,
Ins Wasser hinzurauschen
Bis über Kopf und Brust,
Dann auf und nieder gaukeln
Sich mit den Wellen schaukeln
Das ist die Nixenlust.

Ja, eine Hexe ist es fürwahr!
Sie hat gar einen weiten Talar
Und hinter ihr eine große Dienerschaar.
Nein! vor so viel schönen Herrn und Frauen
Laß ich mich nicht im Negligée beschauen;
Ich will mich sachtchen in mein Bettchen stehlen
Und bis auf Wiedersehn — mich euch empfehlen!
Até! — Até! — Até!

Sechster Auftritt.

Ein beliebiger ländlicher Vorhang fällt vor Neil's Garten nieder. Die Schauspielkunst auf Sarastro's Wagen, mit zwei Kindern, das eine als Kunst, das andere als Natur costümirt, d. h. jenes prächtig und ansehnlich, dieses ganz einfach. Sklaven gehen dem Wagen vorher. Mehren folgen, vielleicht einige von den weiß gekleideten Priestern, Frauenzimmer, und was man sonst für schicklich und artig findet. Wenn der Wagen auf der Mitte der Bühne vorüberziehend steht, so spricht die

Schauspielkunst.

Hier haltet an! Ich sehe nah' und näher
Die Thurmgebäude vielgeliebter Stadt.
(Sie steigt aus, die Kinder bleiben, hübsch gruppirt, im Wagen.)
Ich grüße sie bevor ich sie betrete,
Und huldige der herrschenden Gewalt,
Dem alten Recht an seinem deutschen Platz.
Wir danken Denen, die auch uns zusammt

Mit Kennerblick, mit Freundeshuld begegnet,
Und unſrer Kunſt ſo gleichen Werth als Würde
Mit andern Muſenſchweſtern zugeſtehn.
Ich ſprech' es aus, ich ſprech' es ungeheuchelt:
Zufrieden fühl' ich — fühle mich geſchmeichelt.

Wie war es ſonſt für mich entehrend,
Wenn jedermann die Dulrung pries
Und mich als thöricht und bethörend
Hinaus ach! vor die Schwelle wies.
Und freilich zogen die Camönen
So ſtattlich damals nicht einher;
Doch war zu Zeiten der Hellenen
Des Theſpis Karren auch nicht mehr.

Nun aber andre Zeiten, andre Sitten!
Wir ſehen uns nicht nur gelitten,
Segar wir ſehn uns hochgeehrt:
Das iſt es was den Eifer mehrt.
Wir haben unſer Mögliches gethan,
Und kommen feſtlicher einhergeſchritten,
Uns der Verſammlung würdiger zu nahn.
Zuvörderſt hat Saraſtro höchſt großmüthig
Den Löwenzug, den er nur ſelbſt regiert,
Und obentrein, wie er gewohnt, großgütig
Den goldnen Wagen beſtens offerirt
Und von der Dienerſchaft, der großen, reichen,
Sein ganzes Mohren-Volk und ihres Gleichen.

Doch möchte ſich der Prunk zuviel vermeſſen,
Wofern er nicht Gehalt im Schilde führt;
Drum hab' ich zwei Begleiter nicht vergeſſen,
Sie ſind antik als Genien coſtümirt:
Denn, was man ſo Genie kurzweg genannt,

Nicht immer iſt's, wenn man es braucht, zur Hand,
Auch wohl, wie das ſo geht, nicht grad im Gange:
Die beiden aber froh und klug gewandt,
In ihrer Mitte wird mir gar nicht bange.
(Unterſen ſind die Kinder aus dem Wagen geſtiegen und ſtehen vor zur Seite: die Kunſt rechts und die Natur links. Sie legt der erſten die Hand auf die Schulter:)
Denn ſteckt einmal der ernſten Kunſt Getriebe
(Sie legt der andern die Hand auf die Schulter:)
Dann wirkt Natur mit ihrem eignen Triebe.
Nun hoffen wir, da ſich vor allen Dingen
Der Himmel frei und wolkenlos erheitert,
Sich Geiſt und Bruſt und Sinn und Herz erweitert,
Nur um ſo beſſer werd' es uns gelingen,
Euch durch den Reichthum unſrer Kunſtgeſtalten
Noch manchen Abend froh zu unterhalten.
(Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Mercur
(der ineſſen einigemal hereingeſehen, ob ſie noch nicht fort ſind).

Nicht zum Entſetzen, nur zur Luſt
Soll dießmal ſich der Tag verdunkeln:
Nun möge jedes Auge funkeln,
Und froh ſich fühlen jede Bruſt!
Entfeſſelt die gebundnen Triebe,
Bekannte Töne hör' ich fern;
Ihr wißt ich bin der Gott der Diebe,
Doch heut' entſag' ich euch zu Liebe
Dem ſchlauen Weſen herzlich gern.
Ich will mich nicht vom Schauplatz ſtehlen,
Ihr lobt mich wohl. — Ich führe lauten Klanges
Die Oper her, mit Fülle des Geſanges
Hofft ſich auch die euch zu empfehlen.

Achter Auftritt.

(Der hintere Vorhang erhebt sich. Das bekannte illuminirte Schiff des Bassa Selim steht schon. Der Chor anstatt sich gegen das Schiff zu wenden, tritt vor ins Proscenium.)

Singt dem großen Tage Lieder!
Töne feuriger, Gesang!
Saale, bring der Elbe wieder
Frei entbundnen Jubelklang!
Laßt sie sich regen, frische Gesänge,
Segnen die kühle, die friedliche Fluth:
Nie so in Einigkeit tönte der Menge
Kräftiger Sang und so herzliche Gluth.

(Inzwischen ist der Bassa und Constanze ausgestiegen, assistirt von Blonden und Pedrillo. Belmonte und Osmin sind auch zugegen. Das Chor hat sich getheilt: obige Personen treten vor.)

Belmonte.

So half der Himmel uns, den Kühnen,
Aus einer schnöden Sklaverei;
Nun aber sind wir froh und frei;
Nun wollen wir es auch verdienen.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Constanze.

Genuß der Liebe, Glück der Treue,
Die freie Gabe sind sie nun:
Das ist das Walten, ist das Thun
Daß nun sich auch ein jeder freue!

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Bassa.

Der Bassa selbst gewinnet Stimme,
Eröffnet hoch die tiefe Brust:
Er ruft euch an zu Glück und Lust
Und nie ergrimmt er mehr im Grimme.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Pedrillo.

Der Jugend aber ist vor allen
Willkommen dieser frohe Tag;
Deßwegen ich auch lieber mag
Den hübschen Mädchen heut gefallen.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Blonde.

So darf auch Blonde wohl sich freuen,
Das Mädchen frei in frischer Welt;
Und wenn sie Manchem wohlgefällt,
So wird Pedrillo das verzeihen.

Osmin.

Nicht weiß Osmin, wie ihm geschiehet,
Er fühlt sich fröhlich, fühlt sich gut,
Gekühlet ist das wilde Blut,
Da ihm wie euch das Leben blühet.
Er sieht sich ganz verwandelt an;
Erst gejauchzt, dann gesungen,
Dann getanzt und dann gesprungen,
Dann geschmaus't, dann getrunken,
Immer mehr, zuletzt gesunken!

Schluß-Chor.

Lebe, frommer König, lebe!
Selbstgefühl bei allem Ruhm
Sey dein ewig Eigenthum,
Himmelslohn und Erdenruhm!

Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erſt verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach, und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweitenmal.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemſenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Einzelne Scenen

zu festlichen Gelegenheiten.

Bei Rückkehr

Ihro Königl. Hoheit des Großherzogs von Wien.

Finale zu Johann von Paris.

Iſabella.

Warum vor mir die Kniee beugen?
Und wenn ich ſelbſt Navarra's Fürſtin wäre;
Nur Ihm, nur Ihm gebühret Preis und Ehre!
Erhebt euch ſie ihm zu bezeugen.

Johann (aufſtehend).

Wie gern entäußr' ich mich des Fürſtenſtandes
Worin ich mir zum Scherze wohlgefiel.
Die ernſte Rührung folgt dem Spiel,
Begrüßt den Vater dieſes Landes.

Iſabella und Johann.

Iſabella.

Ja wir flehten, wenn Gefahren
Du Dich kräftig ausgeſetzt:
Wirk' er unter ſeinen Schaaren
Hochverehrt und unverletzt!

Johann.

Wenn das Meer Dich trug und trennte,
Dringend auch die Andacht war;
Denn der Kampf der Elemente
Bringt dem Edelſten Gefahr.

Iſabella und Johann

Mitten in dem Weltgewirre
Bleiben wir in Deinem Rath;
Klugheit ſelbſt wird ſchwankend irre,
Zeigt die Liebe nicht den Pfad.

Wirst Du uns den Wahn erlauben,
Wenn die Menge Dich umsteht?
Laß uns Vater diesen Glauben,
Ja, wir haben das erfleht.

Chor.

Und so mögen Millionen
Uns beneiden:
Wir umwohnen
Den Gelobten,
Den Erprobten!
Theil' er fröhlich viele Feste
Seiner Kinder, seiner Gäste.

Seneschall.

Zum Gastmahl des Herrn Johann da
Wir ungern uns geschickt,
Nun aber ist der rechte Mann da,
Der schützt und nährt und beglückt.
Der Seneschall vor allen
Stellt sich dem Fürsten dar;
Und hinter den Masken allen
Verehrung treuer Schaar.

Chor.

Und aus den Herzen allen
Verehrung treuer Schaar.

Pedrigo.

Und da wo die Herzen weit sind,
Da ist das Haus nicht zu eng.

Lorezza.

Und da wo die Wege breit sind,
Geht jeder die Quer und die Läng.

Beide.

Und so nach diesem Feste
Der Weg der ist munter und weit,
Und wir, für alle Gäste,
Sind thätig und bereit.

Chor.

Frei kommen alle Gäste,
Wir thätig und bereit.

Olivier.

Ihm zu Ehren, ihm zu dienen
Laßt den Pagen auch herein.

Lorezza und Pedrigo.

Seht mir nur den tollen, kühnen,
Er will wieder der erste seyn.

Olivier.

Laßt mich nur, den muntern, kühnen,
Sollt' ich auch der letzte seyn.
Als ich mich im Singen übte,
Fand ich hier und fand ich dort
Gott und König und Geliebte
Ueberall das Losungswort.

Chor.

Gott und König und Geliebte
Sey auch unser Losungswort.

Prinzessin.

Doch wer hat für Gott gestritten
Für der Seele höchstes Heil,
Als mit allen die gelitten
Unser Herr an seinem Theil?

Chor.

Herrlich kommt er angeschritten
Unsrer Seele selig Heil.

Johann.

Und wo ward denn je den Thronen
Solch ein großer Kampf geweiht,
Wo die Schaar der Millionen
Kaisern förderte den Streit?

Chor.

Nah und ferne wie sie wohnen
Alle stürzten zu dem Streit.

Seneſchall.

Nun bemerk ich unterthänig,
Denn zu ſehr betrifft es mich;
Ehmals ſtritt man für den König;
Nun ſie ſtritten ſelbſt für ſich.

Chor.

Streite jeder für den König,
Und ſo ſtreitet er für ſich.

Olivier.

Und vergebt mir, liebe Frauen,
Gerne ſieht ihr nicht zurück;
Sie die herrlichſte zu ſchauen —
Freiheit! — Sie macht unſer Glück.

Chor.

Sie die göttliche zu ſchauen —
Freiheit! — Sie macht unſer Glück.

Perdigo und Lorezza.

Und ſo iſt denn unſerm Leben
Und dem Unterſten im Land
Gott und König wiedergeben
Als der Freiheit ſchönſtes Pfand.

Chor.

Gotte, der uns gnädig erhört,
Preis in Ewigkeit!
Dem Fürſten der Sich und uns erhöht,
Heil zur längſten Lebenszeit.
Beide verehrt in allen Landen!
Freiheit iſt auf ewig erſtanden.

Schluß von Palaephron und Neoterpe.

Aufgeführt

zum Geburtstag der Prinzeſſin Marie.

Palaephron.

Begrüßet Sie, die holde Zierde,
Für die ſich dieſes Feſt verklärt!

Neoterpe.

Und überlaßt euch der Begierde
Sie zu verehren wie's gehört;
Sie kommt die neue Zeit zu ſchmücken.

Palaephron.

Zur Luſt der alten kommt ſie an.

Beide.

Und beide rufen mit Entzücken
Das ſchönſte Glück auf Ihre Bahn!

Neoterpe.

Umſchlinget euch mit frohen Kränzen,

Palaephron.

Doch eure Freude ſchränket ein.

Neoterpe.

Zu würd'gem Feſt, lebend'gen Tänzen

Palaephron.

Sind dieſe Räume viel zu klein.

(Wiederholt von Zeile 5 bis 8.)

Zu Wallenſteins Lager.

Als die Weimarſchen Freiwilligen aufmarſchirten

Erſter Kolkiſcher Jäger. Zweiter Kolkiſcher Jäger. Fremder Sänger.

Erſter Jäger.

Da kommt noch einer überquer,
Der iſt gewiß aus Italien her.

Zweiter Jäger.

Was willſt du denn mit deiner Cither?
Du ſiehſt aus wie ein Hochzeitbitter.

Erſter Jäger.

Der Narre der iſt ſo bänderreich,
Sein luſt'ges Land erkennt man gleich.

Sänger.

Euer Tumult, was will denn das?
Seyd höflich! denn ich ſing' euch was.

Zweiter Jäger.

Da werden wir was Neues hören;
Doch hütet euch ihn nicht zu ſtören!

Erſter Jäger.

Nichts Neues! Alten Leierton!
Er iſt verliebt, ich ſeh' es ſchon.

Sänger (recitativiſch)

Wo ſo viel Völker ſich verſammeln,
Da mag ein jeder ſingen und ſtammeln.

(Intonirend.)

Da dah! ta dah!

Erſter Jäger.

Ein närriſcher Wicht!
Der Kerl er ſingt ſchon wenn er ſpricht.

Sänger.

Ich muß ins Feld, ich will dich meiden,
Wenn auch mein Herz mir widerſpricht,
Von deiner Nähe wert ich ſcheiden,
Von meiner Liebe kann ich nicht.

Ins Feld hinaus! Das heißt nicht meiden:
Denn meine Seele ſcheidet nicht.
Ja mich erwarten hohe Freuden
Und ich erfülle meine Pflicht.

Ich will ins Feld! Warum nicht ſcheiden?
Dir ſey die Thräne, mir die Pflicht.
Nun Lebewohl! Es iſt kein Leiden:
Ich bleibe dein! Vergiß mein nicht.

Erſter Jäger.

Vergiß mein nicht, das iſt ein ſchlechtes Freſſen!
Wer will denn leben, kann er nicht vergeſſen?
Vergeſſen! ja ſich ſelbſt vergeſſen
Das iſt die Kunſt, ſo ſoll es ſeyn!
Mit Feinden hab' ich mich gemeſſen,
Mit Mädchen und mit Flaſchen Wein.

Zweiter Jäger.

Es iſt nicht recht den Gaſt zu ſtören;
Wir möchten das noch einmal hören.
Den Feind zu ſchlagen das iſt Scherz,
Und wer noch lebt wird immer naſchen,
Da giebt es Mädchen, giebt es Flaſchen;
Doch haben wir auch eine Art von Herz,
Der Kleine ſoll uns ſingend rühren.

Erſter Jäger.

Ich ſchlafe ſchon, laßt euch verführen.

Sänger

(wiederholt ſein Lied).

Zweiter Jäger.

Ganz recht! Der Abſchied iſt ein Spiel!

Nun wird es ernſt und immer beſſer:
Es ſey dein Lied ein ſcharfes Meſſer,
Dem Feind die Spitze, mir den Stiel.

Schluß-Chor.

Und ſo hat denn der Dichter das Wahre geſagt,
Wie wir es denn alle nun wiſſen.
Ihr Jünglinge ſeyd, ſo wie es nun tagt,
Zum Marſch und zum Streite befliſſen.
Gedenket an uns in der blutigen Schlacht,
Und habt ihr das Werk mit, das große, vollbracht,
So bringt uns was ihr uns genommen.

Sänger (Solo, quasi parlando):

Eure Gegenwart
So lieb und werth!

Chor.

So ſeyd ihr uns herzlich willkommen.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt:
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beim Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich gebärde;
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde;
Darum ſchwör' ich feierlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Theaterreden.

Prolog.

Gesprochen den 7. Mai 1791.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will: der Maler gründet
Sein ausgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht was jeder wollte.

Nun dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst; so träten wir vielleicht
Getrost hervor und jeder könnte hoffen
Sein weniges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen; sind einander fremd,
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel

Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht
Mit ſeinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht daß Einer athemlos
Dem Andern heftig vorzueilen ſtrebt,
Um einen Kranz für ſich hinweg zu haſchen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Beſcheiden ſeine Blume, daß nur bald
Ein ſchöner Kranz der Kunſt vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und ſo empfehlen wir, mit beſtem Willen,
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

Prolog.

Gesprochen den 1. October 1791.

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde fest uns binden,
Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
Die Thränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.

Wir aber, die wir hier noch fremde sind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unsre Vaterstadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den euern, und wir fühlen
Welch einen Vorzug uns dieß Loos gewährt.

Seyd überzeugt, der Wunsch euch zu gefallen
Belebt die Brust von jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr,
Als anderswo.
Von diesen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten ist nicht Zeit;
Ihr kennt sie selbst, und besser ist's vielleicht,
Ihr kennt sie nicht. Mit deste freyerm Sinn

Kommt ihr in dieſes Haus, und hört uns zu,
Und ſeht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekoſtet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt; wenn alles geht als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher ſich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der ſchönſte Lohn von allem was wir thun,
Iſt euer Beifall: denn er zeigt uns an
Daß unſer Wunſch erfüllt iſt euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger beſtrebt
Sich jeder das zum Zweitenmal zu leiſten
Was Einmal ihm gelang. O, ſeyd nicht karg
Mit eurem Beifall! denn es iſt ja nur
Ein Capital das ihr auf Zinſen legt.

Epilog.

Gesprochen den 11. Juni 1792.

In diesen letzten Stunden, die ihr uns,
Verehrte, gönnet, tret' ich vor euch auf;
Und ganz gewiß denkt ihr ich stehe hier
Abschied zu nehmen. — Nein! verzeiht! mir ist's
Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
Daß wir von euch uns trennen sollen.
Mit leichtem Geiste flieg' ich über Tage
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
Entfernt von euch, beschäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: schon sind wir wieder da! —
Schon grüß' ich euch aufs neue! Seht, der Herbst
Hat eure holden Bäume schon entlaubt!
Es locket euch nicht mehr des Thales Reiz,
Der Hügel Munterkeit lockt euch nicht mehr.
Es braus't der Wintersturm; es fliegt der Schnee! —
Schon eilt ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut euch dessen was wir Neues bringen,
Und das Bekannte besser und vollkommner
Von uns zu hören freut euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns gesinnt:
Wir sind nicht Fremde mehr, wir sind die euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an euch.
Ein günstiges Geschick giebt uns den Fürsten,
Zu unserm Wohl, zu unsrer Lust zurück,
Und neue Friedensfreuden kränzen schön
Die Tage seiner Gattin, seiner Mutter;
Und wie ihr sie verehrt, und ihres Glücks euch freut,

So mög' euch Allen eignes Glück erſcheinen!
Und dieſes laßt uns mitgenießen. — Kommt!
Was Deutſchland Neues giebt, ihr ſollt es ſehen,
Das Gute wiederholt, das Fremde ſoll
Nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Wir geben euch
Von jeder Art; denn keine ſey verſchmäht!
Nur eine meiden wir, wenn's möglich iſt:
Die Art die Langeweile macht! — — So kommt! —
So kommt denn! — Ach! — — Wo bin ich hin gerathen?
Um viele Stunden hab' ich dieſe Worte
Zu früh geſprochen! mich mit ſüßen Bildern
Getäuſcht! den Abſchied mir erleichtern wollen. —
Geſchwind herunter mit dem Vorhang, daß
Nicht eine Thräne mir entwiſche! Nur
Geſchwind herunter, daß von uns
Ein heitres Bild in eurer Seele bleibe!

Epilog.

Gesprochen von Demoiselle Neumann in der Mitte von vielen Kindern,

den letzten December 1792.

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun dahinten stehen, auch so gern,
Und wollen hören ob es uns gelingt.

Wir haben euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns sehr gefreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt
Und angefeuert. Denn man strebet fast
Viel stärker zu gefallen wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt,
Und endlich denkt, man müsse nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was ihr bisher so gütig uns gegönnt,
Aufmerksamkeit; dann euern Beifall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir euch Allen

Zu Hauſe jedes Glück, das unſer Herz
Aus ſeinen Banden löſt und es eröffnet:
Die ſchöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundſchaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hat uns auch das Glück
Hoch oder tief geſtellt, viel oder wenig
Begünſtigt: denn die allerhöchſte Freude
Gewähren jene Güter die uns Allen
Gemein ſind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauſchen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dieß Recht
Mit ſtiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So ſeyd denn Alle zu Hauſe glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäſte, Diener. Liebt euch,
Vertragt euch! Einer ſorge für den Andern!
Dieß ſchöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beſte Fürſt vermag es nicht zu geben.

Und ſo geſinnt beſuchet dieſes Haus,
Und ſehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenſchaften zu.
Genießt das Gute was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit euch;
Und richtet dann mit freiem reinem Blick
Uns und die Dichter. Beſſert ſie und uns;
Und wir erinnern uns in ſpäten Jahren
Mit Dank und Freude dieſer ſchönen Zeit.

Da wir aber allzumal
So beiſammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
Uns Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind
Wen ich eben meine,
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweien oder dreien,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen.

Prolog

zu dem Schauspiel: Der Krieg, von Gelleni.

Gesprochen von Madame Becker geb. Neumann.

Den 15. October 1793.

Den Gruß, den wir zu Anfang schuldig blieben,
Mit frohem Herzen sprech' ich heut' ihn aus;
Und die Gelegenheit giebt mir das Stück,
Es heißt: der Krieg, das wir euch heute geben.
Zwar werdet ihr von tiefer Politik,
Warum die Menschen Kriege führen, was
Der letzte Zweck von allen Schlachten sey,
Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören.
Dagegen bleibt ihr auch verschont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menschen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie, im wilderregten Staubgetümmel,
Die halbgereifte Saat zertreten sinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit beherzter Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet sehen daß die Liebe sich
So gut ins Zelt als in die Häuser schleicht,
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut;
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur sich und seinen Vortheil denkt.
So wünschen wir, daß dieses schwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, euch das Glück

Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.

Doch wir leiden
Ein einziges durch jenen böſen Krieg;
Und dieſes Einzige drückt ſchwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen! der,
So werth uns Allen, und für unſer Glück
So unentbehrlich iſt! Wir ſind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O, mög' ein guter Geiſt
Ihn ſchützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; ſeinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran, Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es ſchlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen;
„Willkommen!“ riefe jeder gern;
„Er lebe!“ ſchwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verſtummt. —
Das volle Herz macht ſich durch Zeichen Luft:
Es rührt ſich jede Hand! Unbändig ſchallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durchs Getümmel tönt der allgemeine Wunſch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für Ihn!“

Prolog

zum Luſtſpiel: Alte und neue Zeit, von Iffland.

Geſprochen von Madame Becker, geb. Neumann, im Charakter des Jakob.

Den 6. October 1794.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun ſoll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder
Zum erſtenmal ein neues Stück gegeben werden,
Das Alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das ſind fürwahr
Beſondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen; auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob ſoll ich heißen?
Ein Knabe ſeyn? — Das glaubt kein Menſch.
Wie Viele werden nicht mich ſehn und kennen,
Beſonders die, die mich, als kleine Chriſtel,
Mit ihrer Freundſchaft, ihrer Gunſt beglückt.

Was ſoll das nun? Man zieht ſich aus und an;
Der Vorhang hebt ſich, da iſt Alles Licht
Und Luſt, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erſt iſt man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich iſt die Frau,
Die Mutter da, die ſelbſt nicht weiß
Was ſie zu ihren Kindern ſagen ſoll. —

Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu, und legt sie hin.)
Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht daß du ein Schüler bist,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!

(Hervortretend)

Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt:
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer sichrer wird;
So denkt: Auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und seyd ihm,
Seyd Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten, günstig.

Epilog

nach der Vorſtellung der Stolzen Vaſthi, von Gotter,

im October 1806.

An die Herzogin Amalie gerichtet.

Die Du der Muſen reinſte Koſt geſogen,
Verzeihe dieſen bunten Augenſchmerz!
Daß maskenhaft wir heut uns angezogen
Iſt auf den Brettern ein erlaubter Scherz:
Und billig biſt Du dieſer Schaar gewogen,
Denn unter jeder Maske ſchlägt ein Herz:
O! könnteſt Du enthüllt das Innre ſehen,
Es würden Ideale vor Dir ſtehen.

Verehrung naht ſich mit durchdrungnen Mienen
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Bruſt:
Die Treue folgt, mit Eifer Dir zu dienen
Iſt unabläſſig ihre ſchönſte Luſt.
Beſcheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
Iſt ſich der ſtummen Sprache wohl bewußt,
Und Wünſche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tauſendfältiges Glück herabzurufen.

So ſcheint ein Tempel hier ſich zu erheben,
Wo erſt der Thorheit laute Schelle klang.
Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
Erſcheinet nun in einem höhern Rang.
Dir ſegnet dieſe Schaar ein ſchönes Leben!
Und lächelſt Du der Muſe leichtem Sang;
So höreſt Du, von hier in wenig Tagen,
Mit etwas Neuem Dir das Alte ſagen.

Prolog.

Bei Eröffnung der Darstellungen des Weimarischen Hoftheaters in Leipzig

den 24. Mai 1807.

Gesprochen von Madame Wolf.

Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von grader Bahn abseits getrieben sieht,
Vom Sturme wüthend hin und her geschleudert
Der vorgeschriebnen Richtung Pfad verfehlt;
Da trauert Volk und Steuermann, da schwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz:
Erscheint jedoch in kaum entlegner Zone
Bequemer neuer Küste Landungsplatz,
Erfreut ein wirthlicher Empfang die Gäste:
Behend verlischt der Uebel tief Gefühl.

So geht es uns, die wir vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir sind nicht fremd; denn Manchen unter euch
Begrüßen wir als Gönner unsrer Muse.
O möge nun, was Einige gegönnet,
In diesen Tagen uns von Allen werden!

Und wie man überhaupt das Wollen schätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht Alles leistet:
So haben wir ein Recht an eure Gunst:
Denn Keiner ist von uns, der sich vollendet,
Der sein Talent für abgeschlossen hielte:
Ja, Keiner ist, der nicht mit jedem Tage
Die Kunst mehr zu gewinnen, sich zu bilden,

Was unsre Zeit und was ihr Geist verlangt
Sich klarer zu vergegenwärtigen strebte
Drum schenkt uns freien Beifall wo gelingt,
Und fördert unser Streben durch Belehrung.

Belehrung! ja, sie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln sich begann.
Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
Die schön und gut aufs Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
Auch Jene sind noch unvergessen, die
Von dieser Bühne schon seit langer Zeit
Natur und Kunst verbindend herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich schweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeichelei verhüllt sich berge:
Doch darf ich sagen: Tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neuste fassend,
Dringt er nicht hier in mancher Blüthe vor?
Und theilet nicht der Bühne schön Bemühn
Der Künstler mit dem Freund der Kunst so gern?

Wer sich daher als Dichter, Künstler, Kenner
An unserm Spiele freut, bezeug' es laut,
Und unser Geist soll sich im Tiefsten freuen:
Denn, wer als Mensch uns Beifall geben mag,
Er thu' es frei und froh, und unser Herz
Wird neue Lust in Dankbarkeit gewinnen.
Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben;
Und so gewinnt, in dieses Raums Bezirk,
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von Außen fehlt, erwünschten Frieden.

Prolog.

Halle, den 6. August 1811.

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt,
Mit Blumen-Stab und -Krone, wie zum schönsten Fest,
Vor euch erscheine, drob verwundre niemand sich!
Denn für den Guten bleibt es wohl das höchste Fest,
Wenn alte Schulden zu entrichten ihm gelingt,
Und wenn ihm dankbar sich zu zeigen endlich glückt.
Wie sind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
Vor euch zu treten, euch, die ihr so manchesmal
An ferner Stätte günstig uns zu suchen kamt,
Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Gluth,
Nicht drohender Gewitter Schreckniß achtetet.
Da haben wir, was immer wir vermocht, gethan,
Um euer Zutraun zu erwiedern, eures Geists
Gereiften Beifall, eurer Herzen Zartgefühl
Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunst.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende,
Mit bänglicher Erwartung, in ein fremdes Land;
Als Dankende begegnen wir Bekannten schon
Und Gönnern, Freunden, längst erprobter Neigung froh.
Auch, was wir bringen, ist euch Allen wohlbekannt:
Das Mannichfalt'ge vorzutragen ist uns Pflicht,
Damit ein jeder finden möge was behagt;
Was einfach, rein natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen spricht;
Doch auch das Possenhafte werde nicht verschmäht:
Der Haufe fordert, was der ernste Mann verzeiht.

Und dieſen zu vergnügen ſind wir auch bedacht:
Denn manches, was zu ſtiller Ueberlegung euch,
Zu tiefem Antheil rührend anlockt, bringen wir,
Entſproſſen vaterländ'ſchem Boden, fremdem auch:
Anmuthig Großes; dann das große Schreckliche.
So ſchaffet Mannichfaltigkeit die höchſte Luſt,
Beſchäftigt leicht den Geiſt und Sinn Gebildeter,
Und bildet jeden, den zum Urtheil ſie erregt.

Jedoch was ſprech' ich ſchon Bekanntes wieder aus!
Verzeiht! So iſt es: Wenn wir mit Wohlwollenden
Von Angeſicht zu Angeſicht uns finden, geht
Das Herz uns auf, die Rede fließt vom Munde leicht,
Und immer iſt's als bliebe mehr zu ſagen noch.
So möcht' ich auch der guten längſt verehrten Stadt
Und ihren wohlgeſinnten Bürgern Glück und Heil
Von Herzen wünſchen, froh Gelingen jeder That
Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Luſt
Des neuen Herrſchers wohl gedeihe dieſes Volk!
Zwar vom Verdienſt ſo manches weiſen, thätigen
Und frommen Mannes, welcher ſtandhaft hier gewirkt;
Von Tauſenden, die hier gebildet, Vaterland
Und Ausland ſo durch Lehre wie durch That beglückt:
Und vom Gewerbſinn vieler rüſtig Schaffenden
Will ich nicht reden; aber was zum nächſten uns
Und eigentlich berühret, ja hieher beruft,
Das darf ich preiſen; denn ihr ſeyd ja gleichen Sinns.

Entwallet nicht der Erde dort ein Wunderquell,
Und füllt geraume Becken mit erprobtem Naß,
Das bald verdampfend werthe Gaben hinterläßt!
Die größte Gabe ſag' ich wohl mit kühnem Wort,
Die allergrößte, welche Mutter Tellus beut!
Sie giebt uns Gold und Silber aus dem reichen Schooß,
Das aller Menſchen Aug' und Herzen an ſich zieht;
Sie reicht das Eiſen allgemeinem Kunſtgebrauch,

Das je zerstört als baut, je verderbt als schützt;
Sie reicht uns tausend, abertausend andres Gut:
Doch über alles preis' ich den gekernten Schnee,
Die erst' und letzte Würze jedes Wohlgeschmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!

Denn wohl vergebens hätte Ceres ausgestreut
Zahllose Samen, endlos Frucht auf Frucht gehäuft;
Vergebens nährte tief im finstern Waldgebüsch
Der Heerden Zucht Diana, wie im Wachsgefild;
Vergebens hegten Amphitritens Nymphen weit
Im Ocean, in Flüssen, Bächen, bis zum Fels
Hinauf, Gewimmel leicht bewegter Wunderbrut;
Vergebens senkte Phöbus lebensreichen Blick
Auf die Geschwader, die in Lüften hin und her
Und doch zuletzt dem Menschen in die Netze ziehn,
Dem klugen, allverzehrenden: denn wenig ist
Was er dem Gaumen anzueignen nicht gelernt;
Doch wäre ganz vergeblich aller Götter Gunst,
Umsonst des Menschen vielgewandtes Thun, umsonst
Des Feuers Kraft das alle Speise zeitiget —
Wenn jener Gabe Wohlthat uns Natur versagt,
Die erst mit Anmuth würzet, was die Nothdurft heischt.
Und wie den Göttern wenig Weihrauch gnügen mag
Zum frommen Opfer, also bleibt beim Tafelfest
Zuletzt des Salzes Krume, die man prüfend streut,
Ein trefflich Sinnbild dessen was begeistend wirkt,
Geselligkeit belebet, Freund und Fremd bewährt.

Doch so viel Gutes reichlich auch Natur verliehn,
Des Menschen Geist verbessert's immer und erhöht's;
Was alles nur genossen ward und was genutzt,
Zu größerm Nutzen steigert er's, zu höherm Zweck.

Ist nicht Gesundheit allen uns das höchste Gut?
Und werden wir von tausend Uebeln nicht bedrängt?

Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerſtreuen;
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Geſellen!
Die ſich mit gedrängter Kraft
Brav zuſammen ſtellen
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

Gewohnt, gethan.

Ich habe geliebet; nun lieb' ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erſt war ich der Diener von Allen;
Nun feſſelt mich dieſe ſcharmante Perſon,
Sie thut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn
Sie kann nur allein mir gefallen.

So daß nach allen Seiten wir um Rettung flehn.
Drum Heil den Männern! deren tiefer, edler Sinn
Zum Wohl des Kranken jenen Quell bereitete,
Und klug erwägend neue Kräfte künstlich schafft:
Dabei auch Sorge väterlich und wirthlich hegt,
Nothwend'gem gleich das Angenehme zugesellt:
Wie ihr an diesem Saale mit Erheitrung seht,
Der schön verziert und Allen uns gemächlich ist.
O werde das was ernstlich sie gethan und thun,
Von jedermann mit offnem, warmem Dank erkannt!

Nun wend' ich mich an Alle, die als Gäste hier
Mit Hoffnung sich der neuen Segensquelle nahn,
Und spreche nichts von allen frommen Wünschen aus,
Die sich in unserm Herzen, wie ihr sicher seyd,
Für euch bewegen, jeglichem zu Glück und Heil:
Dieß aber zeig' ich euch vertraulich an, daß wir
Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite stehn:
Denn Geist und Körper, innig sind sie ja verwandt:
Ist jener froh, gleich fühlt sich dieser frei und wohl,
Und manches Uebel flüchtet vor der Heiterkeit.
Hier also, meine Freunde, hier an diesen Platz
Hat uns der Arzt zu seinem Beistand herbestellt,
Daß wer am Morgen badend seine Cur begann,
Sie Abends end'ge schauend hier nach Herzenslust.
Dieß also bleibt die Vorschrift! Diese merkt euch wohl,
Und setzt nicht aus: das ist Bering bei jeder Cur,
Daß man ununterbrochen ernstlich sie gebraucht:
Und wißt! wir kennen alle wohl: wer außen bleibt
Der wird verklagt, der hat es mit dem Arzt zu thun'
Nicht viele Worte mach' ich mehr! Ihr seht wohl ein:
Um euer Heil aufs redlichste sind wir besorgt.

So laßt mich enden, und zum Schlusse, wie sich ziemt
Den Männern uns empfehlen, die am Ruder stehn
Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertraun!

Epilog

zum Trauerſpiele Eſſex, im Charakter der Königin.

Den 18. October 1813.

Und Eſſex nicht? — Unſelige kein Wort!
Ihr tretet auf, den Todten trägt man fort!
Die Schwäche wird, die Liſt zu ſpät verbannt;
Ich traut' euch noch, ob ich euch ſchon gekannt,
Wie Einer, der, zu eigenem Gericht,
Die Schlange nährt, und wähnt ſie ſteche nicht.
Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
Eſſex verſtummt und ſo verſtummt auch ihr!
Nun zeige ſich mein ungebeugter Sinn;
Verſchwindet all'! Es bleibt die Königin.
(Alles entfernt ſich, ſie tritt vor.)
Sie bleibe! ja! an dieſem Tag voll Graun;
Mit ſchnellem Blick ihr Leben zu beſchaun;
Denn ihr geziemt's, ſo hoch hinauf geſtellt,
Des Glücks Gebieterin, die Luſt der Welt,
Sich immer ſelber gleich, da klar zu ſehn,
Wo andre, dumpf gedrückt, im Traume gehn.

Wer Muth ſich fühlt in königlicher Bruſt,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Luſt
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und ſteigt getroſt hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Laſt,
Er wägt ſie nicht; entſchloſſen, wie gefaßt,
Drückt er ſie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt ſie leicht, als wie von Grün umlaubt.

So thateſt du. — Was noch ſo weit entfernt,
Haſt du dir anzueignen ſtill gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
Du haſt's geſehn, betrachtet und erkannt. —
Des Vaters Wuth, der Mutter Mißgeſchick,
Der Schweſter Haß, das alles blieb zurück,
Blieb hinter dir, indeſſen du gebeugt
Mit hohem Sinn dich in dir ſelbſt erzeugt,
Und im Gefängniß hart behandelt, Friſt
Zu bilden dich gewannſt das was du biſt.
Ein froher Tag erſchien, er rief dich an,
Man rief dich aus, und ſo war es gethan:
„Die Königin, ſie lebe!“ Nun du ſtandſt,
Und ſteheſt noch, trotz dem was du empfandſt,
Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von außen und von innen dich bedroht.
Des Papſtes heil'ger Grimm, des Spaniers Neid,
So vieler Freier Unbeſcheidenheit,
Der Großen tückiſch aufgeregter Sinn,
Verräther viel, ſelbſt eine Königin, —
Und dieſer denn zuletzt! Das trag' ich hier!
Die ſchnöde Welt was weiß ſie denn von mir?
Schauſpielerin! ſo nennen ſie mich all,
Und Schau zu ſpielen iſt ja unſer Fall.
Die Völker gaffen, reden, wähnen viel,
Was wollen ſie denn anders als ein Spiel?
Verſtellt man ſich denn einzig auf dem Thron?
Dort ſpielt ein Kind und das verſtellt ſich ſchon.

Doch mit dir ſelbſt, in Glück und in Gefahr,
Eliſabeth, dir ſelbſt getreu und wahr,
Mit Recht verſchloſſen — Welches zweite Herz
Vermag zu theilen königlichen Schmerz?
Die falſche Welt, ſie buhlt um unſern Schatz,
Um unſre Gunſt, ſogar um unſern Platz:
Und machſt du je dir den Geliebten gleich,

Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
So war auch dieſer. — Und nun ſprich es aus:
Dein Leben trugen ſie mit ihm hinaus. —
Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dieß gibt man zu, doch wer geſteht ſich frei,
Daß dieſe Liebe nun die letzte ſey!
Daß ſich kein Auge mehr mit freher Gluth
Zu unſerm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraſchtem Herzen leicht entquoll,
Verrätheriſch mehr die Wange färben ſoll!
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarſter Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird! — Hier iſt es Nacht, —
Und Nacht wird's bleiben in der hohlen Bruſt.
Du blickſt umher, und ſchaueſt ohne Luſt,
So lang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du ſelbſt geſtirnt,
Und ſuchſt vergebens um dein fürſtlich Haupt
Den ſchönſten Stern, den du dir ſelbſt geraubt;
Das Andre ſcheint ein unbedeutend Heer,
Geſteh' dir's nur! denn Eſſex lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
Der liebſte Schmuck an allem was gefällt?
War nicht um ihn Saal, Garten und Gefilz
Als wie der Rahmen um ein koſtbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie ſchritt er nicht ſo frei, ſo muſterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;
Wie lauſcht' ich gern dem wohlbedachten Rath!
Erſt reine Klugheit, dann die raſche That;
Gemäßigt Feuer erſt, dann Flammengluth,
Und königlich war ſelbſt ſein Uebermuth.

Doch ach! zu lange haſt du dir's verhehlt:
Was iſt das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günſtling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was wir ihm frei beſtimmt,
Wenn unſre Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo ſie belohnen wollte, ſtrafen muß!

Er iſt geſtraft — ich bin es auch! wohlan
Hier iſt der Abſchluß! Alles iſt gethan
Und nichts kann mehr geſchehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie ſind verſchwunden, alles iſt nicht mehr!

Und über dieſes Nichts du Herrſcherin!
Hier zeige ſich zuletzt dein feſter Sinn:
Regiere noch, weil es die Noth gebeut,
Regiere noch, da es dich nicht mehr freut.
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich ſo zu ſehen iſt die Welt gewöhnt:
So unerſchüttert zeige dich am Licht,
Wenn dir's im Buſen morſch zuſammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einſamſtem Gemach,
Entledige ſich dein gerechtes Ach!
Du ſeufzeſt! — Fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn du weinen kannſt, ſo danke Gott!

Und immer mit dir ſelbſt, und noch einmal
Erneuet ſich die ungemeßne Qual
Du wiederholſt die ungemeßne Pein:
Er iſt nicht mehr; auch du biſt auf zu ſeyn —
So ſtirb Eliſabeth mit dir allein!

Epilog zu Schiller's Glocke

Am 10. August 1805.

Wiederholt und erneut

bei der Vorstellung am 10. Mai 1815.

Freute dieser Stadt bedeute
Friede sey ihr erst Geläute!

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erschien: im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebenspfade tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Wo wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwellen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dieß bretterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der steckenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schien er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut:
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdankt ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters

im Mai 1821.

Prächtiger Saal im antiken Styl. Aussicht auf weite Ferne.

I.

Die Muse des Drama's,
herrlich gekleidet, tritt auf im Hintergrunde

So war es recht! So wollt' es meine Macht! —
(Sie scheint einen Augenblick zu ruhen. Theater und Saal betrachtend.)
Und doch erschreck' ich vor der eignen Pracht:
Was ich gewollt, gefordert und befahl,
Es steht, und übertrifft mein Wollen hundertmal.
Ich dachte mir's, doch mit bescheidnem Hoffen,
Verwandte Kunst, sie hat mich übertroffen. —
Mit Unbehagen fühl' ich mich allein,
Der ganze Hofstaat muß versammelt seyn.

Wo bleibt ihr denn? die wenn ich nicht beschränkte,
Zudringlich eins das andere gern verdrängte:
Der frühste Heldensinn, des Mittelalters Kraft,
Die heitre Tagswelt, sittsam possenhaft?
Ihr Wechselbilder, ihr des Dichters Träume,
Herein mit euch und füllt mir diese Räume!

Nun fasse dich! dem Ort gemäß, der Zeit:
Beschleunigen ist Ungerechtigkeit.
In buntem Schmuck durchzieht schon manches Chor
Sich vorbereitend Säulengang und Thor,
Zu Gleichem Gleiches reihenhaft gesellt,
Weil jedes, rein gesondert, mehr gefällt.

Ich habe geglaubet; nun glaub' ich erſt recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden:
So düſter es oft und ſo dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal iſts lichter geworden.

Ich habe geſpeiſet; nun ſpeiſ' ich erſt gut!
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Iſt alles an Tafel vergeſſen.
Die Jugend verſchlingt nur, dann ſauſet ſie fort;
Ich liebe zu tafeln am luſtigen Ort,
Ich koſt' und ich ſchmecke beim Eſſen.

Ich habe getrunken; nun trink' ich erſt gern!
Der Wein er erhöht uns, er macht uns zum Herrn
Und löſet die ſklaviſchen Zungen.
Ja ſchonet nur nicht das erquickende Naß:
Denn ſchwindet der älteſte Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die Jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt!
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer getobt,
So drehn wir ein ſittiges Tänzchen.
Und wer ſich der Blumen recht viele verflicht
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum friſch nur aufs neue! Bedenke dich nicht:
Denn wer ſich die Roſen, die blühenden, bricht,
Den kitzeln fürwahr nur die Dornen.

Nichts übereilt! Ich leh' euch, die ich schalt,
Mit Sparsamkeit gebrauchet Kunstgewalt,
Und tretet nächtlich in der Jahre Lauf,
Den Sternenhimmel überbietend auf;
So daß ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach eurem Kreis, dem leuchtenden, sich sehnt.

Sie rüsten sich den hehren Raum zu schmücken,
Ihr sollt sie alle wohlgereiht erblicken;
Doch gebt mir zu, daß ich was ich entwarf,
Was alle wollen, gleich verkünden darf.

Vom tragisch Reinen stellen wir euch dar
Des düstern Wollens traurige Gefahr:
Der kräftige Mann, voll Trieb und willevoll,
Er kennt sich nicht, er weiß nicht was er soll,
Er scheint sich unbezwinglich wie sein Muth,
Und wüthet hin, erreget fremde Wuth,
Und wird zuletzt verderblich überrennt
Von einem Schicksal, das er auch nicht kennt.
Unmaaß in der Beschränkung hat zuletzt
Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.
Ein solches Drama, wer es je gethan,
Es stand dem Griechenvolk am besten an;
Sie haben, großen Sinns und geistiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Nach Jahren stürmt's auf wegem Wellenmeere;
Wir führen euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit gebieret Mann für Mann,
Der Tüchtige hilft sich wie er helfen kann,
Und wenn zuletzt ihm Fehl zu Fehle schlägt,
Ergiebt er sich dem Kreuze das er trägt.

Was Dulden sey erscheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing;
Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt,
Sie treibt's zu leiden weil der Höchste litt.

Nun aber zwischen beiden liegt, so zart,
Ein Mittelglied von eigner holder Art.
Schicksal und Glaube finden keinen Theil,
In reiner Brust allein ruht alles Heil:
Denn immerfort, bei allem was geschah,
Blieb uns ein Gott im Innersten so nah;
Wo Erd' und Himmel sich im Gruße segnen,
Dem Staunenden als Herrlichstes begegnen.

Wenn obere Regionen so sich halten,
Wo Fürst und Fürstin überschwenglich walten,
So mag darauf Gewöhnliches geschehn! —
Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienstbar'n Alten,
Sich Charaktere seltsamlich entfalten:
Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ohngefähr geht es zu Hause so.
Und was die Bühne künstlich vorgestellt
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmähn,
Das Possenhafte, gleichfalls gern gesehn;
Doch niemand wünscht sich's in das eigne Haus
Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus;

Von Markt und Straßen ſelbſt hinweg gebannt
Hat ſich's getroſt der Bühne zugewandt,
Weil dort die Kunſt, zu ihrem höchſten Preis,
Gemeine Rohheit klug zu mildern weiß,
Daß der Gebildete zuletzt erſchrickt,
Wenn ihn Abſurdes feſſelt und entzückt.

Dieß darf ich heute nur mit Worten ſchildern,
Doch ſeht ihr alles in belebten Bildern
Vor eurem Blick zunächſt vorübergehn.
Wir zaubern euch zu heiligem Tempelfeſte,
Zur Krönungsfeier ſchmücken wir Paläſte;
Was alt' und neue Zeit gräulich wies,
Nach düſtrer Burgen ſtolzem Ritterſaale,
Erblickt ihr Thürme, kirchliche Portale,
Kreuzgang, Capelle, Keller und Verlies.

Und innerhalb der Räume ſeht ihr walten
Der Zeit, dem Ort gewidmete Geſtalten,
Tagtäglich führt man euch zu andrer Welt.
Und wie bequem iſt's doch mit uns zu reiſen!
Die beſten Pfade wird man jedem weiſen,
Der ſich der Muſe treulich zugeſellt.

(Sie tritt begeiſtert zurück als wenn ſie etwas in den Lüften hörte.)

Was ruft! — Ein Dämon! — Helfet mir bedenken!
Ich ſoll den Schritt nach andrer Seite lenken.
Ja! was ich ſagte, ſagt' ich offenbar
Dem Menſchenſinn gemäß, wahrhaft und klar;
Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es faſſen.
Nun folgt mir gern, ſonſt müßt' ich euch verlaſſen.

(Sie eilt davon.)

II.

Das Theater verwandelt sich in eine Wald- und Felspartie.

Blasende Instrumente hinter der Coulisse unterhalten die Aufmerksamkeit und leiten das Folgende ein.

Die Muse

tritt auf, den Thyrsus in der Hand, ein Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt.

Tausend, abertausend Stimmen
Hör' ich durch die Lüfte schwimmen,
Wie sie wogen, wie sie schwellen!
Mich umgeben ihre Wellen,
Die sich sondern, die sich einen,
Sie die ewig schönen, reinen.
Wie sie mir ins Ohr gedrungen,
Wie sie sich ins Herz geschlungen,
Stürmen sie nach allen Seiten,
Von der Nähe zu den Weiten,
Berghinan und thalhernieder
Und das Echo schickt sie wieder.

(Das Theater verfinstert sich.)

Und von den niedern zu den höchsten Stufen
Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
Die Atmosphäre trübt sich, ist erregt,
Der Donner rollt, ein Blitz der prasselnd schlägt,
Zersplittert Wald und Fels, die moosigen Alten,
Die Rinde gar des Bodens wird gespalten.

(Ein rother Schein überzieht das Theater.)

Erdschlünde thun sich auf, ein Feuerqualm
Zuckt flammend übers Feld, versengt den Halm,
Versengt der Bäume lieblich Blüthenreich;
Nun herrscht die Nacht, das Leben stockt sogleich,
Und aus den Grüften hebt sich leis heran
Das Gnomen-Volk und wittert alles an,

Und wittert alles aus, und spürt den Platz,
Und forscht und gräbt, da glitzert mancher Schatz.
Das alt-verborgne Gold bringt keinem Heil,
Der Finsterniß Genosse will sein Theil,
Im Innern sieht's, schäumt und schleudert wilder
Durchs Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;
Wie Salamander lebt es in der Gluth,
Und streitet häßlich mit vulcanischer Wuth.

Schon hüben und drüben sind Berge versunken,
Schon gähnt der Abgrund, schon sprühen die Funken.
Was ist mir? was leuchtet ein wunderlich Licht?
So leuchtet der Furie Feuergesicht.
Und, unter dem Korallschmuck phosphorischer Schlangen,
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.
Der Schrecken ergreift mich, wo rett' ich mich hin!
Noch kracht es entsetzlicher, Felsen erglühn,
Sie bersten, sie stürzen, sie öffnen mir schon
Der grausesten Tiefe Plutonischen Thron!

(Das Theater verwandelt sich in einen hellen erfreulichen Hiergarten.)

Kehrst du wieder Himmels Helle!
Iris, mit gewohnter Schnelle,
Trennt die grausen Wolken schon,
Augenfunkelnd vor Entzücken
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagen Thron.

Phobus glänzt ihr hold entgegen:
Himmlischer Vermählung Segen
Fühlt der Erde weiter Raum.
Um des Regens bunten Bogen
Schlingen lieblichste Sylphiden,
Schallernd zierlich, Kettentanz.

Und, da unten, Silberwellen
Grünlich-purpurn, wogen, ſchwellen
Auch empor in Liebesgluth,
Schalkiſch lecken gleich Undinen,
Blauen Aug's, verſchämter Mienen,
Sich den Himmel in die Fluth.
Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten,
Alles iſt dem Gott gerathen,
Alles iſt am Ende gut!

(Tanz von Sylphen und Undinen.)

III.

Die Muſe

kommt in anmuthiger Kleidung, und nachdem ſie einigen Antheil am Tanze genommen wendet ſie ſich zu den Zuſchauern.

Viel iſt, gar viel mit Worten auszurichten,
Wir zeigen dieß im Reden wie im Dichten;
Doch liebliche Bewegung, wie geſehn,
Darf man zu ſchildern ſich nicht unterſtehn,
Nur der Geſammtblick läßt den Werth empfinden,
Der holde Tanz, er muß ſich ſelbſt verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muſe Gunſt,
Das höchſte Ziel, den ſchönſten Lohn der Kunſt.
O möge den Geſchwiſtern ſämmtlich glücken
Solch allgemeiner Beifall, ſolch Entzücken!

Denn das iſt der Kunſt Beſtreben
Jeden aus ſich ſelbſt zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entſagen;
Aufwärts fühlt er ſich getragen!

Und in dieſen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier ſchlagen.

Und ſo geht's den Lieben allen
Die im Elemente wallen,
Welches bildend wir beleben;
Wer empfing der möchte geben.
In der Himmelsluft der Muſen
Oeffnet Buſen ſich dem Buſen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen ſich zur All-Gemeinde,
Dort verſöhnt ſich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet was die Muſe gönnt!
Die ihr's genießt, es dankbar anerkennt,
Preiſt Ihn mit mir, den Gott der es gegeben.
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbei geführt;
Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Die Kunſt verſöhnt der Sitten Widerſtreit,
In ihren Kreiſen waltet Einigkeit.
Was auch ſich ſucht und flieht, ſich liebt und haßt,
Eins wird vom andern ſchicklich angefaßt:
Wie Masken, grell gemiſcht, bei Fackelglanz,
Vereinigt ſchlingen Reih- und Wechſeltanz.
Vor ſolchen Bildern wird euch wohl zu Muthe!
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
Eins mit dem andern wird euch einverleibt;
Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt.
So nach und nach erblühet, leiſe, leiſe,
Gefühl und Urtheil wirkend wechſelweiſe;
In eurem Innern ſchlichtet ſich der Streit,
Und der Geſchmack erzeugt Gerechtigkeit.

Und so in euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt euch der Dichter,
Der, wär' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch eures Beifalls höchsten Werth erkennt.
Erweis't euch nun, wir anerkennen's willig,
Aufmerksam offnen Sinns, gerecht und billig.
So schmücket sittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch groß im herrlichsten Local.

Denn euretwegen hat der Architekt,
Mit hohem Geist, so edlen Raum bezweckt,
Das Ebenmaaß bedächtig abgezellt,
Daß ihr euch selbst geregelt fühlen sollt;
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt,
Auf seinen Spruch zu harren, würdig hält.

Denn auch der Bildner schmückt das edle Haus,
Vom Sockel bis zum Gesims, reichlich aus.
Hier muß euch Ernst im Heiligthume scheu,
Denn Götterformen winken euch herein:
Wo rings umher der Maler sich bemüht
Und euren Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In Einem Kreise hundertfältig spielt.

Das ist nun offenbar, doch was verhüllt
Geheimnißvoll die innern Räume füllt,
Erst harrend ruhig, magisch dann bebende,
Im Augenblick wie ich die Finger wende,
Wird mannichfaltig, so manch Jahre walten,
Sich nach und nach vor eurem Blick entfalten.

Und wessen Wollen dieß uns zugedacht,
Auf wessen Wink die Meister das vollbracht,
Wer wüßt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen:
Doch Ihm genügt, daß wir es anerkennen.

In dieser Schöpfung, diesem Kunstverein,
Wie muß es mir denn erst zu Muthe seyn!
So großes Leisten fordert Großes an,
Viel ist zu thun, da wo so viel gethan.
Was wäre nicht zu denken, nicht zu sagen!
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.
(Sie wendet sich lebhaft-anmuthig weiter vortretend, an die Zuschauer.)

Erscheinen die Freunde so oft und so viel,
Sie heißen willkommen!
Wir andern, wir wechseln, wir steigern das Spiel,
Und jedermann hat sich das Seine genommen.
Eröffnen die Räume, die heiteren, hellen,
Sich als ein Gemeingut, wie heilende Quellen,
Dem Nächsten, dem Fernsten, dem Höchsten zur Lust,
Beleben der Menge bewegliche Brust:
So Alte, so Junge sind alle geladen
In unserem Aether sich munter zu baden.
Ein Trauernder komme, da fühlt er sich froh,
Erheitert ein Sorgender; jeglicher so,
Wie's immer dem Einen, dem Andern entspricht,
Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So sind wir am Ziel nun; Er hat es gewollt,
Daß freudig geschehe, was Alle gesollt.
Des Vaterlands Mitte versammelt' uns hier,
Nun ist es ein Tempel und Priester sind wir:
Wo Alles, zum Höchsten, zum Besten gemeint,
Um unseren Herrscher einzinkt sich vereint.

Noten

zu einigen Festgedichten und Gedichten an Personen.

[1] Thaer's Jubelfest, bei welchem ich, ebichen abwesend, meinen aufrichtigen Antheil dem würdigen Manne zu beweisen nicht verfehlen wollte. Es ward von Zelter componirt und von ihm an Ort und Stelle selbst ausgeführt.

[2] Mit diesem Gedichte suchte ich den vielfachen Ausdruck von Liebe und freundschaftlicher Neigung zur Feier meines siebzigsten Geburtstags nach allen Seiten hin dankbar zu erwiedern.

[3] Hierauf ließ der immer thätige und ergötzliche junge Freund Sulpiz Boisserée die zum Andenken auf einen mit Sehnen reich gesegneten Ritter Waldstein geschlagene Medaille in Kupfer stechen. Ich bediente mich dieser neuen Anregung, um jenen Dankesgruß zu wiederholen und zu vermannichfaltigen. Dieß geschah denn auch im gegenwärtigen Gedicht. Es ward mit dem vorigen allgemeinen, nebst beigefügter Medaillen-Abbildung, als wahrer heitrer Ausdruck von Theilnahme, einem liebenswürdigen Gliede der gleichfalls zahlreich ausgebreiteten Familien überreicht.

[4] Ihro kaiserlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin war ein kostbares Stammbuch von treuer geschätzter Hand verehrt worden, und mir ward die Gnade zugedacht dasselbe durch vorstehendes Sonett einzuweihen.

[5] Das löbliche Herkommen die höchsten Herrschaften bei festlichen Maskenzügen durch ein dichterisches Wort zu begrüßen, ließ man auch dießmal obwalten. Ein Kerkar, an den Helden Byrons erinnernd, übergab es im Namen des als Anacreont lebenden Dichters.

[6] Durch meine beinah absolute Einsamkeit, auf welche schon der Schluß des vorigen Gedichtes anspielt, hatte ich mir den Namen des Eremiten verdient, der sich aber in Zelle und Garten höchst geehrt und erfreut fühlte, als mein Herr und Gebieter mir zwei liebenswürdige junge Fürstenpaare zuführte und der freundlichste Besuch durch das Gedicht erwiedert werden durfte.

[7] Als der Fürst bei der Ehrubbescheerung seiner theuren Enkel gegenwärtig war, überreichten sie ihm ihrerseits mit obigen zwei Strophen eine Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerschule, im Namen sämmtlicher Jugend.

[8] An Prinzessin Auguste. Der Kupferstich von Elzheimer's Aurora, mit einigen Strophen zum Geburtstag, von Jena her, geschrieben in dem Garten der Prinzessinnen.

So heute wie gestern, es flimmert der Stern;
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Generalbeichte.

Lasset heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernste Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches ist euch schlecht bekommen,
Und ich muß euch schelten.

Reue soll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falschen Weiten
Sammelt euch und sucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, sey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir versäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,

[9] Ein Pracht-Exemplar der Werke des Abbate Bendi ward mir durch die allerhöchſte Gnade Ihre Majeſtät der Kaiſerin; zur Erwiederung ſchrieb ich das mitgetheilte Sonett.

[10] Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung in Töplitz, an Ihro Majeſtät die Kaiſerin von Oeſterreich, geſprochen von Gräfin O'Donell.

[11] Mit einem heiter und glänzend gemalten Glaſe, der unſchätzbaren Freundin, von Carlsbad nach Franzenbrunnen.

[12] An dieſelbe, als ich ſie ganz unverhofft in Franzenbrunnen antraf, wo ſich unſere Unterhaltung ganz auf den höchſt beklagenswerthen Verluſt unſerer Herrin einſchränkte. Sie vertraute mir, daß noch manches theure Pfand von der Höchſtſeligen in ihren Händen ſey, wozu ſie ein koſtbares Käſtchen habe verfertigen laſſen, für welches ſie eine Inſchrift von mir verlange, ſie wolle damit die inwendige Seite des Deckels bekleiden. Hiezu ſendete ich jene Strophen von Carlsbad, und wer über Bedeutung des darin erwähnten Platzes und Bechers das Nähere zu erfahren wünſcht, findet ſolches in der Reihe der Carlsbader Gedichte.

[13] Herrn Staatsminiſter von Voigt zu ſeiner Jubelfeier: ein Denkmal vieljährigen und mannichfaltigen Zuſammenwirkens. Die erſte Strophe bezieht ſich auf den Ilmenauer Bergbau, dem wir mit Fleiß und Studium mehrere Jahre vorſtanden. Die zweite und dritte deutet auf die in Geſellſchaft höchſt gebildeter Frauen und Männer gefundene Erheiterung von oftmals lästigen und gefährlichen Geſchäften; der Schluß auf die Schrecken der feindlichen Ueberſchwemmung, auf den Drang der wechſelvollen Kriegsjahre, auf das Glück endlicher Befreiung und zugleich auf die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens gerüſter Freunde in einer Zeit, wo eine Verwirrung aller Begriffe die hohe Cultur des Vaterlandes zu vernichten drohte.

[14] Dem Fürſten Hardenberg Durchlaucht zum ſiebzigſten Geburtstag unter deſſen Bildniß, auf Anregung der Gebrüder Henſchel, der ich mich um ſo lieber fügte als der Fürſt im Jahre 1813 ſich, bei ſeiner Anweſenheit in Weimar, der früheſten akademiſchen Jahre in Leipzig erinnerte, wo wir zuſammen bei Oefern Zeichenſtunde genommen hatten.

[15] An Lord Byron. Dieſer merkwürdige Mann hatte manches freundliche ſchriftlich und mündlich durch Reiſende begrüßend nach Weimar gelangen laſſen, welches ich durch jene Strophen zu erwiedern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweiſe in Livorno, eben als er für Griechenland ſich einzuſchiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn noch zu einer ſchriftlichen Erwiederung vom 24. Juli 1823, die mir unſchätzbar bleibt; wie denn das Nähere dieſer Verhältniſſe in den Beilagen zu Capitain Mewins Unterhaltungen, dem ich auf Anfrage das Allgemeinſte mittheilte, zu finden iſt. Das Umſtändlichere, zugleich mit Abſchriften der Originale, wird früher oder ſpäter bekannt werden.

[16] Der unter meinen Augen aufgewachſenen lieben Gattin meines Sohnes, als Inſchrift der Wanderjahre.

[17] Als ich eine Zeitlang im Orient haustr, liebte ich meine Gedichte mit goldblumigen Verzierungen einzufaßen; dieß geschah denn auch an diesem Gedichte, dem gepriesten alten Freunde Geheime-Rath von Willemer gewidmet.

[18] Graf Paar, Adjutant des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, war mir in Carlsbad einer der liebsten und eifrigsten Gesellschafter. Aus Wohlwollen zu mir befreundete er sich mit der ihm bisher ganz fremden Geognosie; ich überreichte ihm ein Heft über böhmische Gebirgsarten mit diesen wenigen Reimzeilen.

[19] Derselbe ließ abreisend eine höchst merkwürdige Statue von Bronze mir zurück, wofür ich meinen Dank auf einem Erwiederungsblatt ausdrückte. Noch jetzt schmückt dieses Gebilde vorzüglich meine kleine Sammlung.

[20] Gräfin Titinne O'Donell, geborne Gräfin Clary, hatte in jugendlicher Heiterkeit und freundlicher Laune eine meiner Schreibfedern verlangt, die ich ihr mit solchen Zeilen zuschickte.

[21] An dieselbe, mit einer neuen, kaum angeschriebenen Feder zugesendet.

[22] Eine mit der deutschen Literatur aufs innigste bekannte polnische Dame vereinigte sich mit mir im Lobe von Fouqué's Undine, und bemerkte zugleich, daß eine französische Uebersetzung das Original keineswegs erreiche, und versprach sie mir zu eigener Ueberzeugung mitzutheilen. Als ich das Buch erhielt, fand ich es in einem Zustande, der dem Verfasser gewiß geschmeichelt hätte. Die vordere Decke fehlte ganz, die ersten Bogen konnten als gerollt und geknittert kaum gelesen werden; ich schafte es zum Buchbinder, der es denn völlig wieder herstellte und so erhielt es die Dame zurück mit jenen eingeschriebenen Zeilen.

[23] Fürst Biron von Curland, dessen freundlicher Neigung ich schon früher angenehme Kunstgaben verdankte, schickte mir von Töplitz nach Carlsbad eine höchst merkwürdige Zeichnung. Sie ist sehr wohl erhalten, in mäßigem Querfolio, von Peter Vischer, dem trefflichen Erzgießer, mit der Feder sehr sauber gezeichnet, ausgetuscht und angefärbt, eine Allegorie zu Ehren Luther's vorstellend, welcher hier als Herkules siegreich aufgeführt wird.

[24] Graf Carl Harrach, mit dem ich vor vielen Jahren zu Carlsbad, in Gesellschaft der Seinigen, glückliche Tage verlebte, hatte sich der Heilkunde gewidmet und darin durch eifriges Studium und getreuliche Ausübung bedeutend hervorgethan. Er begegnete mir wieder an derselbigen Stelle, das alte Vertrauen trat sogleich wieder ein und es eröffnete sich von dem bisherigen Leben und Treiben die erfreulich wirksamste Unterhaltung.

[25] Zwar kein Kleidungsstück, aber ein zum Ankleiden höchst nothiges Erforderniß, welches wohl zu errathen seyn möchte, war in seltenem Grade verziert worden. Es begrüßte mich im böhmischen Gebirg an meinem Geburtstag aus weiter Ferne, und sein blumenreicher Anblick ergötzte mich mitten zwischen Fichten und Tannen.

[26] Aus der Strophe selbst erklärbar: das Bildniß des Freundes, in einer ausgeleerten Schachtel getrockneter Früchte übersandt.

[27] Die Tochter eines Freundes, mit dem man freiheitere Jahre zugebracht, der nun aber längſt entfernt lebte; dieſe findet zufällig unter den ausgeſtellten Waaren des Frauenvereins ein Taſchenbuch von dem Dichter dorthin geſchenkt, eignet ſich's an und verlangt dazu einige Worte von deſſen Hand.

[28] Fräulein Wotowska, Schweſter der Madam Szymanowska, von einigen vielleicht eingebildeten Leiden geplagt, ſchön und anmuthig, mitunter traurig geſtimmt und vom Tode ſprechend. Ein geiſtreicher Freund ſchrieb in ihr Stammbuch ein Teſtament, worin ſie ihre höchſt liebenswürdigen Eigenſchaften und Vorzüge einzeln und an verſchiedene Perſonen vermacht. Der Scherz konnte für ſehr anmuthig gelten, indem der Bezug der Legate auf die Legatarien theils Mängel, theils geſteigerte Vorzüge derſelben andeutete, und ich ſchrieb dieſes Gedicht unmittelbar in jener Vorausſetzung.

[29] Eine Geſellſchaft verſammelter Weimariſcher Freunde hatte ſich verabredet meinen Geburtstag zu feiern und ich veranſtaltete, als die Nachricht zu mir kam, daß die beiden Strophen gerade am Schluß des Feſtes zu dankbarer Erwiederung konnten vorgetragen werden.

[30] Sind als Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenſchaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beſchäftigung zu betrachten; wie denn der Liebende auch als Wetterbeobachter auftritt.

[31] Dieſes Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, ſteht ſchon im zweiten Band an ſeinem gemüthlichen Platze; hier durfte es nicht fehlen, weil es urſprünglich durch die hohe Kunſt der Madam Szymanowska, der trefflichſten Pianoſpielerin, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr urſprünglich übergeben wurde.

[32] Frau Hofmarſchall von Spiegel hatte mir ein neues Album im Jahre 1821 übergeben; es war mir im Augenblick nicht möglich etwas Gehöriges zu finden, ich behielt mir ein paar weiße Seiten vor. Ende Februar 1824 erbat ich mir das Album wieder und ſchrieb jenes Gedicht hinein. Die zwei mittleren Stanzen wird man in dem Maskenzuge „die romantiſche Poeſie“ wiederfinden, wo gedachte Dame als Prinzeſſin von Byzanz mit König Rother im Glanze der Schönheit und Majeſtät auftrat. Schade daß ſolche Erſcheinungen nicht feſtgehalten, ja nicht einmal, wie gute Theaterſtücke, wiederholt werden können.

[33] Der zierlichſten aus den Wellen gebornen Undine auf einem Maskenball durch einen neckiſchen Unterhändler zugebracht.

[34] Ein vorzügliches Blumengemälde in dem reichſten Goldrahmen an paſſender Stelle geziemend dargebracht.

[35] Dieſes Gedicht begleitete einen geſchlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz zum Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung wetteifernden Paares.

[36] An Julie Gräfin Egloffſtein, die ein ſeltenes Talent zur bildenden Kunſt mit manchem andern und überdieß mit perſönlichen Eigenſchaften verbindet, welche allein hinreichend wären ſie als höchſt vorzüglich in der Welt

auftreten zu lassen. Dieses Gedicht ward veranlaßt durch unverwelkliche Blumen von ausgezeichneter Schönheit.

[47] Derselben auf die Reise mitgegeben, die sie in einigem Zwiespalt zwischen sich und eifrig berathenden Freunden antrat, welche besonders wegen Anwendung ihres schönen Talents nicht einig werden konnten.

[48] Ebendieselbe hatte sich zu einem Aufenthalt in Dresden entschlossen, wo sie die eigentlichste Förderniß ihrer Bemühungen finden konnte.

[49] Dieselbe hatte sich nun aus dem kleinen Format in größeres erhoben, worin es ihr ebenfalls nach Wunsch glückte.

[50] Zum Abschluß eines vollgeschriebenen und vollgezeichneten Albums.

[51] Herrn Canzler von Müller hatte ich ein vollständiges Exemplar meiner Werke zum Geburtstage überreicht, ungebunden und ungeschmückt. Derselbe gab mir ein Jahr darauf den ersten Band gebunden zurück und Gelegenheit mich an demselben Tage nachträglich einzuzeichnen.

[52] An meinen alten Weimarischen Urfreund, Major von Knebel, von Zelter componirt, um vierstimmig zum gefeierten Tage vorgetragen zu werden.

[53] An dessen herangewachsenen Sohn, einige Jahre später.

[54] Pathengruß einem während der schweren Krankheit des Vaters sehnlichst erwarteten Ankömmling.

[55] Einem Neugebornen, den die mineralogische Gesellschaft zu Jena nicht früh genug an sich heranziehen konnte.

[56] Mit meinen kleinen Gedichten, wo Sie sich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte.

[57] Zwei Exemplare der Wanderjahre hatten zwischen zwei Freundinnen gekreuzt und dadurch heitere Mißverständnisse veranlaßt, welche hier freundlich ausgesprochen werden.

[58] An zwei hoffnungsvolle Knaben, welche, entzündet durch eifrige Geologen, sich leidenschaftlich ihnen zugesellten und im Aufspüren von merkwürdigen Gebirg- und Gangarten sich besonders thätig erwiesen.

[59] Rhein und Main. Bei meinem Aufenthalt in jenen Gegenden wurden eine Menge kleinere Gedichte, theils in manches Album, meist unter landschaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Besuch- und Abschiedskarten vertheilt; von denen sich vorstehende, vielleicht hie und da räthselhafte, erhalten haben. Freunde werden sich deren gern erinnern und so mögen sie denn auch hier eingeschlossen stehen. Zu bemerken ist, daß Herzog und Herzogin von Cumberland, Hoheiten, in der Nacht zum 16. August die Einsiedler am Flusse unverhofft besuchten.

[60] Im Wandersinne zu einem alten Manuscript der Heiligendreikönigs-Legende.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Siebenter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

184/50/525

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

	Seite
Die Laune des Verliebten	1
Die Mitschuldigen	31
Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern	95
Das Neueste von Plundersweilern	123
Pater Brey	137
Satyros	151
Bahrdt	175
Götter, Helden und Wieland	181
Prometheus	195
Künstlers Erdewallen	215
Künstlers Apotheose	221
Triumph der Empfindsamkeit	233
Die Vögel	283

Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Cophtiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſeyn!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht auf Beſtrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Die Laune des Verliebten.

Ein Schäferſpiel in Verſen und Einem Acte.

Personen.

Egle.
Amine.
Eribon.
Lamon.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Auftritt.

Amine und **Egle** ſitzen an der einen Seite des Theaters und winden Kränze. **Lamon** kommt dazu und bringt ein Körbchen mit Blumen.

Lamon
(indem er das Körbchen niederſetzt)
Hier ſind noch Blumen.

Egle.
Gut!

Lamon.
Seht doch wie ſchön ſie ſind!
Die Nelke brach ich dir.

Egle.
Die Roſe! —

Lamon.
Nein, mein Kind!
Aminen reich' ich heut das Seltene vom Jahr;
Die Roſe ſeh' ich gern in einem ſchwarzen Haar.

Egle.
Und das ſoll ich wohl gar verbindlich, artig nennen?

Lamon.
Wie lange liebſt du mich ſchon, ohne mich zu kennen?
Ich weiß es ganz gewiß, du liebſt nur mich allein,
Und dieſes muntre Herz iſt auch auf ewig dein,
Du weißt es. Doch verlangſt du mich noch mehr zu binden?
Iſt es wohl ſcheltenswerth, auch andre ſchön zu finden?

Ich wehre dir ja nicht zu ſagen: der iſt ſchön,
Der artig, ſcherzhaft der, ich will es eingeſtehn,
Nicht böſe ſeyn.

Egle.

Sey's nicht, ich will es auch nicht werden.
Wir fehlen beide gleich. Mit freundlichen Geberden
Hör' ich gar manchen an, und mancher Schäferin
Sagſt du was Süßes vor, wenn ich nicht bei dir bin.
Dem Herzen läßt ſich wohl, dem Scherze nicht gebieten:
Vor Unbeſtändigkeit muß uns der Leichtſinn hüten.
Mich kleidet Eiferſucht noch wenniger als dich.
(Zu Aminen.)
Du lächelſt über uns! Was denkſt du, Liebe? ſprich!

Amine.

Nicht viel.

Egle.

Genug, mein Glück und deine Qual zu fühlen.

Amine.

Wie ſo?

Egle.

Wie ſo! Anſtatt, daß wir zuſammen ſpielen,
Daß Amor's Schläfrigkeit bei unſerm Lachen flieht,
Beginnet deine Qual, wenn dich dein Liebſter ſieht.
Nie war der Eigenſinn bei einem Menſchen größer.
Du denkſt, er liebe dich. O nein, ich kenn' ihn beſſer;
Er ſieht, daß du gehorchſt, drum liebt dich der Tyrann,
Damit er jemand hat, dem er befehlen kann.

Amine.

Ach, er gehorcht mir oft.

Egle.

Um wieder zu befehlen.
Mußt du nicht jeden Blick von ſeinen Augen ſtehlen?
Die Macht von der Natur in unſern Blick gelegt,
Daß er den Mann entzückt, daß er ihn niederſchlägt,
Haſt du an ihn geſchenkt, und mußt dich glücklich halten,
Wenn er nur freundlich ſieht. Die Stirne voller Falten,

Die Augenbraunen tief, die Augen düſter, wild,
Die Lippen aufgedrückt, ein liebenswürdig Bild,
Wie er ſich täglich zeigt, bis Bitten, Küſſe, Klagen
Den rauhen Winterzug von ſeiner Stirne jagen.

Amine.

Du kennſt ihn nicht genug, du haſt ihn nicht geliebt.
Es iſt nicht Eigenſinn, der ſeine Stirne trübt;
Ein launiſcher Verdruß iſt ſeines Herzens Plage,
Und trübet mir und ihm die beſten Sommertage;
Und doch vergnüg' ich mich, da, wenn man mich nur ſieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald ſeine Laune flieht.

Egle.

Fürwahr ein großes Glück, das man entbehren könnte.
Doch nenne mir die Luſt, die er dir je vergönnte?
Wie pochte deine Bruſt, wenn man vom Tanze ſprach;
Dein Liebſter flieht den Tanz, und zieht dich Arme nach.
Kein Wunder, daß er dich bei keinem Feſte leidet,
Da er der Wieſe Gras um deine Tritte neidet,
Den Vogel, den du liebſt, als Nebenbuhler haßt;
Wie könnt' er ruhig ſeyn, wenn dich ein Andrer faßt,
Und gar, indem er ſich mit dir im Reihen kreiſelt,
Dich zärtlich an ſich drückt, und Liebesworte ſäuſelt.

Amine.

Sey auch nicht ungerecht, da er mich dieſes Feſt,
Weil ich ihn darum bat, mit euch begehen läßt.

Egle.

Das wirſt du fühlen.

Amine.

Wie?

Egle.

Warum bleibt er zurücke?

Amine.

Er liebt den Tanz nicht ſehr.

Egle.

Nein, es iſt eine Tücke.

Kommſt du vergnügt zurück, fängt er halb ſpöttiſch an:
Ihr wart wohl ſehr vergnügt? — Sehr — das war wohlgethan.
Ihr ſpieltet — Pfänder — So! Damöt war auch zugegen?
Und tanztet? — Um den Baum — Ich hätt' euch ſehen mögen.
Er tanzte wohl recht ſchön? Was gabſt du ihm zum Lohn?

Amine (lächelnd).

Ja.

Egle.

Lachſt du?

Amine.

Freundin ja, das iſt ſein ganzer Ton. —
Noch Blumen!

Lamon.

Hier! das ſind die beſten.

Amine.

Doch mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;
Ich ſeh' an dieſem Neid, wie mich mein Liebſter ſchätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Qual erſetzt.

Egle.

Kind, ich bedaure dich, du biſt nicht mehr zu retten,
Da du dein Elend liebſt; du klirrſt mit deinen Ketten
Und überredeſt dich, es ſey Muſik.

Amine.

Ein Band
Zur Schleife fehlt mir noch.

Egle (zu Lamon).

Du haſt mir eins entwandt,
Das ich vom Maienkranz beim Frühlingsfeſt bekommen.

Lamon.

Ich will es holen.

Egle.

Doch du mußt bald wiederkommen.

Zweiter Auftritt.

Egle. Amine.

Amine.

Er achtet das nicht viel, was ihm ſein Mädchen ſchenkt.

Egle.

Mir ſelbſt gefällt es nicht, wie mein Geliebter denkt:
Zu wenig rühren ihn der Liebe Tändeleien,
Die ein empfindlich Herz, ſo klein ſie ſind, erfreuen.
Doch, Freundin, glaube mir, es iſt geringre Pein,
Nicht gar zu ſehr geliebt, als es zu ſehr zu ſeyn.
Die Treue lob' ich gern; doch muß ſie unſerm Leben,
Bei voller Sicherheit, die volle Ruhe geben.

Amine.

Ach, Freundin! ſchätzenswerth iſt ſolch ein zärtlich Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er mich an zu plagen,
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur ſagen,
Gleich iſt er umgekehrt, die wilde Zankſucht flieht,
Er weint ſogar mit mir, wenn er mich weinen ſieht,
Fällt zärtlich vor mir hin und fleht ihm zu vergeben.

Egle.

Und du vergiebſt ihm?

Amine.

Stets.

Egle.

Heißt das nicht elend leben?
Dem Liebſten, der uns ſtets beleidigt, ſtets verzeihn,
Um Liebe ſich bemühn und nie belohnt zu ſeyn!

Amine.

Was man nicht ändern kann —

Egle.

Nicht ändern? Ihn bekehren
Iſt keine Schwierigkeit.

Amine.

Wie das?

Egle.

Ich will dich's lehren.
Es ſtammet deine Noth, die Unzufriedenheit
Des Eridons —

Amine.

Von was?

Egle.

Von deiner Zärtlichkeit.

Amine.

Die, dächt' ich, ſollte nichts als Gegenlieb' entzünden.

Egle.

Du irrſt; ſey hart und ſtreng, du wirſt ihn zärtlich finden.
Verſuch' es nur einmal, bereit' ihm kleine Pein:
Erringen will der Menſch, er will nicht ſicher ſeyn.
Kommt Eridon, mit dir ein Stündchen zu verbringen,
So weiß er nur zu gut, es muß ihm ſtets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl iſt ihm nicht fürchterlich;
Er weiß, du liebeſt ihn weit ſtärker als er dich.
Sein Glück iſt ihm zu groß, und er iſt zu belachen;
Da er kein Elend hat, will er ſich Elend machen.
Er ſieht, daß du nichts mehr als ihn auf Erden liebſt,
Und zweifelt nur, weil du ihm nichts zu zweifeln giebſt.
Begegn' ihm, daß er glaubt, du könnteſt ihn entbehren;
Zwar wird er raſen, doch das wird nicht lange währen,
Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreun;
Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich ſeyn.

Amine.

Ja, das iſt alles gut; allein es auszuführen
Vermag ich nicht.

Egle.

Wer wird auch gleich den Muth verlieren.
Geh, du biſt allzuſchwach. Sieh dort!

Amine.

Mein Eridon?

Egle.

Das dacht' ich. Armes Kind! er kommt, du zitterst schon
Vor Freude, das ist nichts; willst du ihn je bekehren,
Mußt du ihn ruhig sehn sich nahn, ihn ruhig hören.
Das Wallen aus der Brust! die Röthe vom Gesicht!
Und dann —

Amine.

O laß mich los! So liebt Amine nicht.

Dritter Auftritt.

Eridon kommt langsam mit übereinander gelegten Armen. **Amine** steht auf und läuft ihm entgegen. **Egle** bleibt in ihrer Beschäftigung sitzen.

Amine (ihn bei der Hand fassend).

Geliebter Eridon!

Eridon (küßt ihr die Hand).

Mein Mädchen!

Egle (für sich).

Ach wie süße!

Amine.

Die schönen Blumen! Sprich, mein Freund, wer gab dir diese?

Eridon.

Wer? meine Liebste.

Amine.

Wie? — Ah, sind das die von mir?
So frisch von gestern noch?

Eridon.

Erhalt' ich was von dir,
So ist mir's werth. Doch die von mir?

Amine.

Zu jenen Kränzen
Fürs Fest gebrauch' ich sie.

Eridon.

Dazu! Wie wirst du glänzen!

Lieb' in des Jünglings Herz und bei dem Mädchen Neid
Erregen!

Egle.

Freue dich, daß du die Zärtlichkeit
So eines Mädchens hast, um die so viele streiten.

Eridon.

Ich kann nicht glücklich seyn, wenn viele mich beneiden.

Egle.

Und könntest doch; denn wer ist sicherer als du?

Eridon (zu Aminen).

Erzähl' mir doch vom Fest; kommt wohl Damöt dazu?

Egle (einfallend).

Er sagte mir es schon, er werde heut nicht fehlen.

Eridon (zu Aminen).

Mein Kind, wen wirst du dir zu deinem Tänzer wählen?

(Amine schweigt, er wendet sich zu Eglen.)

O sorge, gieb ihr den, der ihr am liebsten sey!

Amine.

Das ist unmöglich, Freund, denn du bist nicht dabei!

Egle.

Nein, hör' nur, Eridon, ich kann's nicht mehr ertragen,
Welch eine Lust ist das, Aminen so zu plagen?
Verlaß sie, wenn du glaubst, daß sie die Treue bricht;
Glaubst du, daß sie dich liebt, nun gut, so plag' sie nicht.

Eridon.

Ich plage sie ja nicht.

Egle.

Wie? Heißt das sie erfreuen?
Aus Eifersucht Verdruß auf ihr Vergnügen streuen,
Stets zweifeln, da sie dir doch niemals Ursach giebt,
Daß sie —

Eridon.

Bürgst du mir denn, daß sie mich wirklich liebt?

Amine.

Ich dich nicht lieben! Ich!

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Und auf den Höhen der Indiſchen Lüfte
Und in den Tiefen Aegyptiſcher Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht auf Beßrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Ein anderes.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger ſeyn:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge ſelten ein;
Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer ſeyn.

Eridon.

Wenn lehrst du mich es glauben?
Wer ließ ſich einen Strauß vom kecken Damon rauben?
Wer nahm das ſchöne Band vom jungen Thyrſis an?

Amine.

Mein Eridon! —

Eridon.

Nicht wahr, das haſt du nicht gethan?
Belohnteſt du ſie denn? O ja, du weißt zu küſſen.

Amine.

Mein Beſter, weißt du nicht?

Egle.

O ſchweig', er will nichts wiſſen!
Was du ihm ſagen kannſt, haſt du ihm längſt geſagt,
Er hat es angehört, und doch aufs neu geklagt.
Was hilft's dich? Magſt du's ihm auch heut noch einmal ſagen:
Er wird beruhigt gehn, und morgen wieder klagen.

Eridon.

Und das vielleicht mit Recht.

Amine.

Mit Recht? Ich untreu ſeyn?
Amine dir? Mein Freund, kannſt du es glauben?

Eridon.

Nein!
Ich kann, ich will es nicht.

Amine.

Gab ich in meinem Leben
Dir je Gelegenheit?

Eridon.

Die haſt du oft gegeben.

Amine.

Wann war ich untreu?

Eridon.

Nie! das iſt es was mich quält:
Aus Vorſatz haſt du nie, aus Leichtſinn ſtets gefehlt.

Das was mir wichtig ſcheint hältſt du für Kleinigkeiten;
Das was mich ärgert hat bei dir nichts zu bedeuten.

Egle.

Gut! nimmt's Amine leicht, ſo ſag', was ſchadet's dir?

Eridon.

Das hat ſie oft gefragt; ja freilich ſchadet's mir!

Egle.

Was denn? Amine wird nie andern viel erlauben.

Eridon.

Zu wenig zum Verdacht, zu viel, ſie treu zu glauben.

Egle.

Mehr als ein weiblich Herz je liebte, liebt ſie dich.

Eridon.

Und liebt den Tanz, die Luſt, den Scherz ſo ſehr, als mich.

Egle.

Wer das nicht leiden kann, mag unſre Mütter lieben.

Amine.

Schweig', Egle! Eridon, hör' auf mich zu betrüben!
Frag' unſre Freunde nur, wie ich an dich gedacht,
Selbſt wenn wir fern von dir getändelt und gelacht;
Wie oft ich mit Verdruß, der mein Vergnügen nagte,
Weil du nicht bei mir warſt, was mag er machen? fragte.
O wenn du es nicht glaubſt, komm heute mit mir hin
Und dann ſag' noch einmal, daß ich dir untreu bin.
Ich tanze nur mit dir, ich will dich nie verlaſſen,
Dich nur ſoll dieſer Arm, dich dieſe Hand nur faſſen.
Wenn mein Betragen dir den kleinſten Argwohn giebt —

Eridon.

Daß man ſich zwingen kann, beweiſt nicht, daß man liebt.

Egle.

Sieh ihre Thränen an, ſie fließen dir zur Ehre!
Nie dacht' ich, daß dein Herz im Grund ſo böſe wäre.
Die Unzufriedenheit, die keine Gränzen kennt,
Und immer mehr verlangt, je mehr man ihr vergönnt.
Der Stolz, in ihrer Bruſt der Jugend kleine Freuden,
Die ganz unſchuldig ſind, nicht neben dir zu leiden,

Beherrschen wechselsweis dein hassenswürdig Herz;
Nicht ihre Liebe rührt, dich rühret nicht ihr Schmerz.
Sie ist mir werth, du sollst hinfort sie nicht betrüben;
Schwer wird es seyn, dich fliehn, doch schwerer ist's, dich lieben.

Amine (für sich).

Ach! warum muß mein Herz so voll von Liebe seyn!

Eridon

(steht einen Augenblick still, dann naht er sich furchtsam Aminen, und faßt sie bei der Hand).

Amine! liebstes Kind, kannst du mir noch verzeihn?

Amine.

Ach, hab' ich dir es nicht schon allzuoft bewiesen?

Eridon.

Großmüth'ges, bestes Herz, laß mich zu deinen Füßen —

Amine.

Steh auf, mein Eridon!

Egle.

Jetzt nicht so vielen Dank!
Was man zu heftig fühlt, fühlt man nicht allzulang'.

Eridon.

Und diese Heftigkeit, mit der ich sie verehre —

Egle.

Wär' weit ein größer Glück, wenn sie so groß nicht wäre.
Ihr lebtet ruhiger, und dein und ihre Pein —

Eridon.

Vergieb mir dießmal noch, ich werde klüger seyn.

Amine.

Geh', lieber Eridon, mir einen Strauß zu pflücken!
Ist er von deiner Hand, wie schön wird er mich schmücken!

Eridon.

Du hast die Rose ja!

Amine.

Ihr Lamon gab sie mir.
Sie steht mir schön.

Eridon (empfindlich).

Ja wohl —

Amine.

Doch, Freund, ich geb' ſie dir,
Daß du nicht böſe wirſt.

Eridon (nimmt ſie an und küßt ihr die Hand)

Gleich will ich Blumen bringen. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Amine. Egle. Hernach **Lamon.**

Egle.

Gutherzig armes Kind, ſo wird dir's nicht gelingen!
Sein ſtolzer Hunger wächſt, je mehr daß du ihm giebſt.
Gieb Acht, er raubt zuletzt dir alles, was du liebſt.

Amine.

Verlier' ich ihn nur nicht, das Eine macht mir bange.

Egle.

Wie ſchön! man ſieht es wohl, du liebſt noch nicht gar lange.
Im Anfang geht es ſo; hat man ſein Herz verſchenkt,
So denkt man nichts, wenn man nicht an den Liebſten denkt.
Ein ſeufzender Roman zu dieſer Zeit geleſen,
Wie zärtlich der geliebt, wie jener treu geweſen,
Wie fühlbar jener Held, wie groß in der Gefahr,
Wie mächtig zu dem Streit er durch die Liebe war,
Verdreht uns gar den Kopf, wir glauben uns zu finden,
Wir wollen elend ſeyn, wir wollen überwinden.
Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck vom Roman;
Allein ein Herz das liebt, nimmt ihn noch leichter an.
Wir lieben lange ſo, bis wir zuletzt erfahren,
Daß wir, ſtatt treu zu ſeyn, von Herzen närriſch waren.

Amine.

Doch das iſt nicht mein Fall.

Egle.

Ja, in der Hitze ſpricht
Ein Kranker oft zum Arzt: ich hab' das Fieber nicht.

Glaubt man ihm das? Niemals. Trotz allem Widerſtreben
Giebt man ihm Arzenei. So muß man dir ſie geben.

Amine.

Von Kindern ſpricht man ſo, von mir klingt's lächerlich:
Bin ich ein Kind?

Egle.

Du liebſt!

Amine.

Du auch!

Egle.

Ja, lieb', wie ich!
Beſänftige den Sturm, der dich bisher getrieben!
Man kann ſehr ruhig ſeyn, und doch ſehr zärtlich lieben.

Lamon.

Da iſt das Band!

Amine.

Sehr ſchön!

Egle.

Wie lange zauderſt du!

Lamon.

Ich ging am Hügel hin, da rief mir Chloris zu.
Da hab' ich ihr den Hut mit Blumen ſchmücken müſſen.

Egle.

Was gab ſie dir dafür?

Lamon.

Was? Nichts! Sie ließ ſich küſſen.
Man thu' auch was man will, man trägt doch nie zum Lohn
Von einem Mädchen mehr als einen Kuß davon.

Amine

(zeigt Eglen den Kranz mit der Schleife)

Iſt es ſo recht?

Egle.

Ja, gieb!

(Sie hängt Aminen den Kranz um, ſo daß die Schleife auf die rechte Schulter kommt. Mittlerweile redet ſie mit Lamon.)

Hör'! nur recht luſtig heute!

Lamon.

Nur heute recht gelärmt! (Man fühlt nur halbe Freude,

Wenn man sie sittsam fühlt, und lang' sich's überlegt,
Ob unser Liebster das, der Wohlstand jen's erträgt.

Egle.

Du hast wohl recht.

Lamon.

Ja wohl!

Egle.

Amine! setz' dich nieder!

(Amine setzt sich. Egle steckt ihr Blumen in die Haare, indem sie fortredet.)

Komm, gieb mir doch den Kuß von deiner Chloris wieder.

Lamon (küßt sie).

Von Herzen gerne. Hier!

Amine.

Seyd ihr nicht wunderlich!

Egle.

Wär' Eridon es so, es wär ein Glück für dich.

Amine.

Gewiß, er dürfte mir kein fremdes Mädchen küssen.

Lamon.

Wo ist die Rose?

Egle.

Sie hat sie ihm geben müssen,
Ihn zu besänftigen.

Amine.

Ich muß gefällig seyn.

Lamon.

Gar recht! Verzeih' du ihm, so wird er dir verzeihn.
Ja, ja! Ich merk es wohl, ihr plagt euch um die Wette.

Egle

(als ein Zeichen, daß sie mit dem Kopfputze fertig ist).

So!

Lamon.

Schön!

Amine.

Ach daß ich doch jetzt schon die Blumen hätte,
Die Eridon mir bringt.

Egle.

Erwart' ihn immer hier.
Ich geh' und putze mich. Komm, Lamen, geh' mit mir!
Wir laſſen dich allein und kommen bald zurücke.

Fünfter Auftritt.

Amine. Hernach Eridon.

Amine.

O welche Zärtlichkeit, beneidenswürd'ges Glücke!
Wie wünſcht' ich — ſollt' es wohl in meinen Kräften ſtehn —
Den Eridon vergnügt, und mich beglückt zu ſehn!
Hätt' ich nicht ſo viel Macht ihm über mich gegeben,
Er würde glücklicher, und ich zufried'ner leben.
Verſuch' ihm dieſe Macht durch Kaltſinn zu entziehn!
Doch wie wird ſeine Wuth bei meiner Kälte glühn!
Ich kenne ſeinen Zorn, wie zittr' ich ihn zu fühlen!
Wie ſchlecht wirſt du, mein Herz, die ſchwere Rolle ſpielen!
Doch wenn du es ſo weit wie deine Freundin bringſt,
Da er dich ſonſt bezwang, du künftig ihn bezwingſt —
Heut iſt Gelegenheit; ſie nicht vorbei zu laſſen,
Will ich gleich jetzt — Er kommt! Mein Herz, du mußt dich faſſen.

Eridon (giebt ihr Blumen).

Sie ſind nicht gar zu ſchön, mein Kind! verzeih' es mir,
Aus Eile nahm ich ſie.

Amine.

Genug, ſie ſind von dir.

Eridon.

So blühend ſind ſie nicht, wie jene Roſen waren,
Die Damen dir geraubt.

Amine (ſteckt ſie an den Buſen).

Ich will ſie ſchon bewahren;
Hier wo du wohnſt, ſoll auch der Blumen Wohnplatz ſeyn.

Eridon.

Ist ihre Sicherheit da —

Amine.

Glaubst du etwa? —

Eridon.

Nein!

Ich glaube nichts, mein Kind; nur Furcht ist's, was ich fühle.
Das allerbeste Herz vergißt bei munterm Spiele,
Wenn es des Tanzes Lust, des Festes Lärm zerstreut,
Was ihm die Klugheit räth und ihm die Pflicht gebeut.
Du magst wohl oft an mich auch beim Vergnügen denken;
Doch fehlt es dir an Ernst die Freiheit einzuschränken,
Zu der das junge Volk sich bald berechtigt glaubt,
Wenn ihm ein Mädchen nur im Scherze was erlaubt.
Es hält ihr eitler Stolz ein tändelndes Vergnügen
Sehr leicht für Zärtlichkeit.

Amine.

G'nug, daß sie sich betrügen!
Wohl schleicht ein seufzend Volk Liebhaber um mich her;
Doch du nur hast mein Herz, und sag', was willst du mehr?
Du kannst den Armen wohl mich anzusehn erlauben,
Sie glauben Wunder —

Eridon.

Nein, sie sollen gar nichts glauben!
Das ist's, was mich verdrießt. Zwar weiß ich, du bist mein;
Doch einer denkt vielleicht beglückt, wie ich, zu seyn,
Schaut in das Auge dir, und glaubt dich schon zu küssen
Und triumphirt wohl gar, daß er dich mir entrissen.

Amine.

So störe den Triumph! Geliebter, geh' mit mir,
Laß sie den Vorzug sehn, den du —

Eridon.

Ich danke dir.
Es würde grausam seyn, das Opfer anzunehmen;
Mein Kind, du würdest dich des schlechten Tänzers schämen;
Ich weiß, wem euer Stolz beim Tanz den Vorzug giebt:
Dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht dem, den ihr liebt.

Amine.

Das iſt die Wahrheit.

Eridon (mit zurückgehaltenem Groll).

Ja! Ach, daß ich nicht die Gabe
Des leichten Damaren's, des vielgeprieſ'nen, habe!
Wie reizend tanzt er nicht!

Amine.

Schön! daß ihm niemand gleicht.

Eridon.

Und jedes Mädchen —

Amine.

Schätzt —

Eridon.

Liebt ihn darum!

Amine.

Vielleicht.

Eridon.

Vielleicht? Verflucht! Gewiß!

Amine.

Was machſt du für Geberden?

Eridon.

Du fragſt? Plagſt du mich nicht, ich möchte raſend werden.

Amine.

Ich? Sag', biſt du nicht Schuld an mein- und deiner Pein?
Grauſamer Eridon! wie kannſt du nur ſo ſeyn?

Eridon.

Ich muß: ich liebe dich. Die Liebe lehrt mich klagen;
Liebt' ich dich nicht ſo ſehr, ich würde dich nicht plagen.
Ich fühl' mein zärtlich Herz von Wonne hoch entzückt,
Wenn mir dein Auge lacht, wenn deine Hand mich drückt.
Ich dank' den Göttern, die mir dieſes Glücke gaben;
Doch ich verlang's allein, kein Andrer ſoll es haben.

Amine.

Nun gut, was klagſt du denn? Kein Andrer hat es nie.

Eridon.

Und du erträgſt ſie doch; nein haſſen ſollſt du ſie!

Amine.

Sie haſſen? und warum?

Eridon.

Darum! weil ſie dich lieben.

Amine.

Der ſchöne Grund!

Eridon.

Ich ſeh's, du willſt ſie nicht betrüben,
Du muſt ſie ſchonen; ſonſt wird deine Luſt geſchwächt,
Wenn du nicht —

Amine.

Eridon, du biſt ſehr ungerecht.
Heißt uns die Liebe denn die Menſchlichkeit verlaſſen?
Ein Herz, das Einen liebt, kann keinen Menſchen haſſen.
Dieß zärtliche Gefühl läßt kein ſo ſchrecklichs zu,
Zum wenigſten bei mir.

Eridon.

Wie ſchön vertheidigſt du
Des zärtlichen Geſchlechts hochmüthiges Vergnügen,
Wenn zwanzig Thoren knien, die zwanzig zu betrügen!
Heut iſt ein großer Tag, der deinen Hochmuth nährt,
Heut wirſt du manchen ſehn, der dich als Göttin ehrt;
Noch manches junge Herz wird ſich für dich entzünden,
Kaum wirſt du Blicke g'nug für alle Diener finden.
Gedenk' an mich, wenn dich der Thoren Schwarm vergnügt,
Ich bin der größte! Geh'!

Amine (für ſich).

Flieh, ſchwaches Herz! Er ſiegt.
Ihr Götter! Lebt er denn mir jede Luſt zu ſtören?
Währt denn mein Elend fort um niemals aufzuhören?
(Zu Eriden.)
Der Liebe leichtes Band machſt du zum ſchweren Joch,
Du quälſt mich als Tyrann, und ich? ich lieb' dich noch!
Mit aller Zärtlichkeit antwort' ich auf dein Wüthen,
In allem geb' ich nach; doch biſt du nicht zufrieden.
Was opfert' ich nicht auf! Ach! dir genügt es nie.
Du willſt die heut'ge Luſt! Nun gut, hier haſt du ſie!
(Sie nimmt die Kränze aus den Haaren und von der Schulter, wirft ſie weg, und fährt in einem gezwungen ruhigen Ton fort.)

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt;
Juchhe!
Und wer will mein Camerade ſeyn,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth;
O weh!
Die Münze rollte hier und dort,
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach,
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach;
O weh!
Die Falſche ſucht' ſich ein ander Theil,
Die Treue macht' mir Langeweil:
Die Beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reiſ' und Fahrt,
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandsart;
O weh!

Nicht wahr, mein Eridon? So ſiehſt du mich viel lieber,
Als zu dem Feſt geputzt. Iſt nicht dein Zorn verüber?
Du ſiehſt, ſiehſt mich nicht an! Biſt du erzürnt auf mich?

Eridon (fällt vor ihr nieder).

Amine! Scham und Reu'! Verzeih, ich liebe dich!
Geh' zu dem Feſt!

Amine.

Mein Freund, ich werde bei dir bleiben:
Ein zärtlicher Geſang ſoll uns die Zeit vertreiben.

Eridon.

Geliebtes Kind, geh'!

Amine.

Geh'! hol' deine Flöte her.

Eridon.

Du willſt's!

Sechster Auftritt.

Amine.

Er ſcheint betrübt und heimlich jauchzet er.
An ihn wirſt du umſonſt die Zärtlichkeit verlieren.
Dieß Opfer rührt es ihn? Es ſchien ihn kaum zu rühren;
Er hielt's für Schuldigkeit. Was willſt du, armes Herz?
Du murrſt, drückſt dieſe Bruſt. Verdient' ich dieſen Schmerz?
Ja, wohl verdienſt du ihn! Du ſiehſt, dich zu betrüben
Hört er nicht auf, und doch hörſt du nicht auf zu lieben.
Ich trag's nicht lange mehr. Still! Ha! ich höre dort
Schon die Muſik. Es hüpft mein Herz, mein Fuß will fort.
Ich will! Was drückt mir ſo die bange Bruſt zuſammen!
Wie ängſtlich wird es mir! Es zehren heft'ge Flammen
Am Herzen. Fort, zum Feſt! Ach, er hält mich zurück!
Armſel'ges Mädchen! Sieh, das iſt der Liebe Glück!

(Sie wirft ſich auf einen Raſen und weint, da die Andern auftreten, wiſcht ſie ſich die Augen und ſteht auf.)

Weh mir, da kommen ſie, wie werden ſie mich höhnen!

Siebenter Auftritt.

Amine. Egle. Lamon.

Egle.

Geſchwind! Der Zug geht fort! Amine! Wie? In Thränen?

Lamon (hebt die Kränze auf).

Die Kränze?

Egle.

Was iſt das? wer riß ſie dir vom Haupt?

Amine.

Ich!

Egle.

Willſt du denn nicht mit?

Amine.

Gern, wär' es mir erlaubt.

Egle.

Wer hat dir denn was zu erlauben? Geh', und rede
Nicht ſo geheimnißvoll! Sey gegen uns nicht blöde!
Hat Eriden?

Amine.

Ja! Er!

Egle.

Das hatt' ich wohl gedacht.
Du Närrin, daß dich nicht der Schaden klüger macht!
Verſprachſt du ihm vielleicht, du wollteſt bei ihm bleiben,
Um dieſen ſchönen Tag mit Seufzern zu vertreiben?
Ich zweifle nicht, mein Kind, daß du ihm ſo gefällſt.

(Nach einigem Stillſchweigen, indem ſie Lamen einen Wink giebt.)

Doch du ſiehſt beſſer aus, wenn du den Kranz behältſt.
Komm, ſetz' ihn auf! und den, ſieh! den häng' hier herüber!
Nun biſt du ſchön.

(Amine ſteht mit niedergeſchlagenen Augen und läßt Egle machen. Egle giebt Lamen ein Zeichen.)

Doch ach, es läuft die Zeit vorüber,
Ich muß zum Zug!

Lamon.

Ja wohl! Dein Diener, gutes Kind.

Amine (beklemmt).

Lebt wohl!

Egle (im Weggehen).

Amine! nun, gehst du nicht mit? Geschwind!

Amine

(sieht sie traurig an und schweigt).

Lamon

(faßt Egle bei der Hand, sie fortzuführen).

Ach, laß sie doch nur gehn! Vor Bosheit möcht' ich sterben;
Da muß sie einem nun den schönen Tanz verderben!
Den Tanz mit Rechts und Links, sie kann ihn ganz allein,
Wie sich's gehört; ich hoff' auf sie, nun fällt's ihr ein,
Zu Haus' zu bleiben! Komm, ich mag ihr nichts mehr sagen.

Egle.

Den Tanz versäumst du! Ja, du bist wohl zu beklagen.
Er tanzt sich schön. Leb' wohl!

(Egle will Amine küssen. Amine fällt ihr um den Hals und weint.)

Amine.

Ich kann's nicht mehr ertragen.

Egle.

Du weinst?

Amine.

So weint mein Herz, und ängstlich drückt es mich.
Ich möchte! — Eriden, ich glaub', ich hasse dich.

Egle.

Er hätt's verdient. Doch nein! Wer wird den Liebsten hassen?
Du mußt ihn lieben, doch dich nicht beherrschen lassen.
Das sagt' ich lange schon! Komm mit!

Lamon.

Zum Tanz, zum Fest!

Amine.

Und Eriden?

Egle.

Geh' nur! ich bleib'. Gieb Acht, er läßt
Sich fangen, und geht mit. Sag', würde dich's nicht freuen?

Amine.

Unendlich!

Lamon.

Nun so komm! Hörst du dort die Schalmeien?
Die schöne Melodie?

(Er faßt Aminen bei der Hand, singt und tanzt.)

Egle (singt).

Und wenn euch der Liebste mit Eifersucht plagt,
Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falschheit euch necket, von Wankelmuth spricht:
Dann singet und tanzet, da hört ihn nicht.

(Lamen zieht im Tanz Aminen mit sich fort.)

Amine (im Abgehen).

O bring' ihn ja mit dir!

Achter Auftritt.

Egle, hernach **Eridon** mit einer Flöte und Liedern.

Egle.

Schon gut! Wir wollen sehn! Schon lange wünscht' ich mir
Gelegenheit und Glück, den Schäfer zu bekehren.
Heut wird mein Wunsch erfüllt; wart' nur, ich will dich lehren!
Dir zeigen, wer du bist; und wenn du dann sie plagst! —
Er kommt! Hör', Eridon!

Eridon.

Wo ist sie?

Egle.

Wie! du fragst?
Mit meinem Lamen dort, wo die Schalmeien blasen.

Eridon

(wirft die Flöte auf die Erde und zerreißt die Lieder)

Verfluchte Untreu!

Egle.

Rasest du?

Eridon.

Sollt' ich nicht rasen!
Da reißt die Heuchlerin mit lächelndem Gesicht
Die Kränze von dem Haupt, und sagt: Ich tanze nicht!
Verlangt' ich das? Und — O!

(Er stampft mit dem Fuße und wirft die zerrissenen Lieder weg.)

Egle (in einem gesetzten Tone).

Erlaub' mir doch zu fragen:

Was haſt du für ein Recht, den Tanz ihr zu verſagen?
Willſt du denn, daß ein Herz, von deiner Liebe voll,
Kein Glück, als nur das Glück um dich, empfinden ſoll?
Meinſt du, es ſey der Trieb nach jeder Luſt geſtillet,
Sobald die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?
Genug iſt's, daß ſie dir die beſten Stunden ſchenkt,
Mit dir am liebſten weilt, abweſend an dich denkt.
Drum iſt es Thorheit, Freund, ſie ewig zu betrüben;
Sie kann den Tanz, das Spiel, und doch dich immer lieben.

Eridon

(ſchlägt die Arme unter und ſieht in die Höhe)

Ah!

Egle.

Sag' mir, glaubſt du denn, daß dieſes Liebe ſey,
Wenn du ſie bei dir hältſt? Nein, das iſt Sklaverei.
Du kommſt: nun ſoll ſie dich, nur dich beim Feſte ſehen;
Du gehſt; nun ſoll ſie gleich mit dir von dannen gehen;
Sie zaudert: alſobald verdüſtert ſich dein Blick;
Nun folgt ſie dir, doch bleibt ihr Herz gar oft zurück.

Eridon.

Wohl immer!

Egle.

Hört man doch, wenn die Verbittrung redet.
Wo keine Freiheit iſt, wird jede Luſt getödtet.
Wir ſind nun ſo. Ein Kind iſt zum Geſang geneigt;
Man ſagt ihm, ſing' mir doch! Es wird beſtürzt und ſchweigt.
Wenn du ihr Freiheit läßt, ſo wird ſie dich nicht laſſen;
Doch, machſt du's ihr zu arg, gieb Acht, ſie wird dich haſſen.

Eridon.

Mich haſſen!

Egle.

Nach Verdienſt. Ergreife dieſe Zeit,
Und ſchaffe dir das Glück der ächten Zärtlichkeit!
Denn nur ein zärtlich Herz, von eigner Gluth getrieben,
Das kann beſtändig ſeyn, das nur kann wirklich lieben.
Bekenne, weiſt du denn, ob dir der Vogel treu,
Den du im Käfig hältſt?

Eridon.

Nein!

Egle.

Aber wenn er frei
Durch Feld und Garten fliegt, und doch zurücke kehret?

Eridon.

Ja! Gut! Da weiß ich's.

Egle.

Wird nicht deine Luſt vermehret,
Wenn du das Thierchen ſiehſt, das dich ſo zärtlich liebt,
Die Freiheit kennt, und dir dennoch den Vorzug giebt?
Und kommt dein Mädchen einſt von einem Feſt zurücke,
Noch von dem Tanz bewegt, und ſucht dich; ihre Blicke
Verrathen, daß die Luſt nie ganz vollkommen ſey,
Wenn du, ihr Liebling, du, ihr Einz'ger nicht dabei,
Wenn ſie dir ſchwört, ein Kuß von dir ſey mehr, als Freuden
Von tauſend Feſten; biſt du da nicht zu beneiden?

Eridon (gerührt)

O Egle!

Egle.

Fürchte, daß der Götter Zorn entbrennt,
Da der Beglückteſte ſein Glück ſo wenig kennt.
Auf! Sey zufrieden, Freund! Sie rächen ſonſt die Thränen
Des Mädchens, das dich liebt.

Eridon.

Könnt' ich mich nur gewöhnen
Zu ſehn, daß mancher ihr beim Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr ſieht, ſie nach dem Andern blickt.
Denk' ich nur dran, mein Herz möcht' da vor Bosheit reißen!

Egle.

Ei! laß das immer ſeyn! das will noch gar nichts heißen.
Sogar ein Kuß iſt nichts!

Eridon.

Was ſagſt du? Nichts ein Kuß?

Egle.

Ich glaube, daß man viel im Herzen fühlen muß,

Wenn er was ſagen ſoll — Doch! willſt du ihr verzeihen?
Denn, wenn du böſe thuſt, ſo kann ſie nichts erfreuen.

Eridon.

Ach, Freundin!

Egle (ſchmeichelnd).

Thu' es nicht, mein Freund! du biſt auch gut.
Leb' wohl!

(Sie faßt ihn bei der Hand.)

Du biſt erhitzt!

Eridon.

Es ſchlägt mein wallend Blut —

Egle.

Noch von dem Zorn? Genug! Du haſt es ihr vergeben.
Ich eile jetzt zu ihr. Sie fragt nach dir mit Beben;
Ich ſag' ihr: er iſt gut, und ſie beruhigt ſich,
Ihr Herz wallt zärtlicher, und heißer liebt ſie dich.

(Sie ſieht ihn mit Empfindung an.)

Gieb Acht, ſie ſucht dich auf, ſobald das Feſt vorüber,
Und durch das Suchen ſelbſt wirſt du ihr immer lieber.

(Egle ſtellt ſich immer zärtlicher, lehnt ſich auf ſeine Schulter. Er nimmt ihre Hand und küßt ſie.)

Und endlich ſieht ſie dich! O, welcher Augenblick!
Drück ſie an deine Bruſt, und fühl' dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird beim Tanz verſchönert, rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gekrauſte Locken hangen
Um die bewegte Bruſt, ein ſanfter Reiz umzieht
Den Körper tauſendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve ſich lebendiger zu heben.

(Sie affectirt eine zärtliche Entzückung und ſinkt an ſeine Bruſt, er ſchlingt ſeinen Arm um ſie.)

Die Wolluſt dieß zu ſehn, was überwiegt wohl die?
Du gehſt nicht mit zum Feſt, und fühlſt die Rührung nie.

Eridon.

Zu ſehr, an deiner Bruſt, o Freundin, fühl' ich ſie!

(Er faßt Egles um den Hals und küßt ſie. Sie läßt es geſchehen. Dann tritt ſie einige Schritte zurück, und fragt mit einem leichtfertigen Ton:)

Liebſt du Aminen?

Eridon.

Sie, wie mich!

Egle.

Und kannst mich küssen?
O warte nur, du sollst mir diese Falschheit büßen!
Du ungetreuer Mensch!

Eridon.

Wie? glaubst du denn, daß ich —

Egle.

Ich glaube was ich kann. Mein Freund, du küßtest mich
Recht zärtlich, das ist wahr. Ich bin damit zufrieden.
Schmeckt dir mein Kuß? Ich denk's; die heißen Lippen glühten
Nach mehr. Du armes Kind! Amine, wärst du hier!

Eridon.

Wär' sie's!

Egle.

Nur noch getrutzt! Wie schlimm erging' es dir!

Eridon.

Ja, keifen würde sie. Du mußt mich nicht verrathen.
Ich habe dich geküßt, jedoch was kann's ihr schaden,
Und wenn Amine mich auch noch so reizend küßt,
Darf ich nicht fühlen, daß dein Kuß auch reizend ist?

Egle.

Da frag' sie selbst.

Letzter Auftritt.

Amine. Egle. Eridon.

Eridon.

Weh mir!

Amine.

Ich muß, ich muß ihn sehen!
Geliebter Eridon! Es hieß mich Egle gehen,
Ich brach mein Wort, mich reut's; mein Freund, ich gehe nicht!

Eridon (für ſich)

Ich Falſcher!

Amine.

Zürnſt du noch? du wendeſt dein Geſicht?

Eridon (für ſich)

Was werd' ich ſagen!

Amine.

Ach! verdient ſie dieſe Rache,
So eine kleine Schuld? Du haſt gerechte Sache,
Doch laß —

Egle.

O laß ihn gehn! Er hat mich erſt geküßt:
Das ſchmeckt ihm noch.

Amine.

Geküßt!

Egle.

Recht zärtlich!

Amine.

Ah! das iſt
Zu viel für dieſes Herz! So ſchnell kannſt du mich haſſen?
Ich Unglückſelige! Mein Freund hat mich verlaſſen!
Wer andre Mädchen küßt, fängt ſein's zu fliehen an.
Ach! ſeit ich dich geliebt, hab' ich ſo was gethan?
Kein Jüngling durfte mehr nach meinen Lippen ſtreben;
Kaum hab' ich einen Kuß beim Pfänderſpiel gegeben.
Mir nagt die Eiferſucht ſo gut das Herz, wie dir:
Und doch verzeih' ich dir's, nur wende dich zu mir!
Doch, armes Herz, umſonſt biſt du ſo ſehr vertheidigt!
Er fühlt nicht Liebe mehr, ſeitdem du ihn beleidigt.
Die mächt'ge Rednerin ſpricht nun umſonſt für dich.

Eridon.

O welche Zärtlichkeit! wie ſehr beſchämt ſie mich!

Amine.

O Freundin, konnteſt du mir meinen Freund verführen!

Egle.

Getroſt, mein gutes Kind! du ſollſt ihn nicht verlieren.
Ich kenn' den Eridon, und weiß, wie treu er iſt.

Amine.

Und hat —

Egle.

Ja, das ist wahr, und hat mich doch geküßt.
Ich weiß, wie es geschah, du kannst ihm wohl vergeben.
Sieh! wie er es bereut!

Eridon (fällt vor Aminen nieder)

Amine! Liebstes Leben!
O zürne du mit ihr! sie machte sich so schön;
Ich war dem Mund so nah, und konnt' nicht widerstehn.
Doch kennest du mein Herz, mir kannst du das erlauben,
So eine kleine Lust wird dir mein Herz nicht rauben.

Egle.

Amine küß ihn! weil er so vernünftig spricht.
(Zu Eridon.)
Lust raubt ihr nicht dein Herz, dir raubt sie ihres nicht.
So, Freund! du wußtest dir dein eigen Urtheil sprechen;
Du siehst, liebt sie den Tanz, so ist es kein Verbrechen.
(Ihn nachahmend.)
Und wenn ein Jüngling ihr beim Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt,
Auch das hat, wie du weißt, nicht gar so viel zu sagen.
Ich hoffe, du wirst nie Aminen wieder plagen,
Und denke, du gehst mit.

Amine.

Komm mit zum Fest!

Eridon.

Ich muß;
Ein Kuß belehrte mich.

Egle (zu Aminen).

Verzeih uns diesen Kuß.
Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dieß Mittel schlag' ihn nieder. —
Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Und mir behagt' es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr,
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein Andrer mehr;
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg;
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts geſtellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt;
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

Die Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel in Verſen und drei Aufzügen.

Personen.

Der Wirth.
Sophie, seine Tochter.
Söller, ihr Mann.
Alceſt.
Ein Kellner.

Der Schauplatz iſt im Wirthshause.

Erſter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Töller, im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. **Sophie**, gegenüber, eine weiße Feder auf einen Hut nähend. Der **Wirth** kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Dinte und Papier, daneben ſteht ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Naſen ſatt, und dächt', Er blieb' davon.
Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wohl, mein Bischen durchzubringen!

Töller

(ſummt ein Liedchen in den Bart).

Wirth.

Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch eins ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt,
Die ganze Nacht verſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Es iſt kein Fürſt im Reich, der beſſer Leben hätte.
Da ſitzt das Abenteur mit weiten Aermeln da,
Der König Hafenfuß!

Söller (trinkt).

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein saubres Wohlergehn! Das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, seyn Sie gut.

Söller (trinkt).

Mein Fiekchen, dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich euch nur einmal einig sehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, so kann das nie geschehn.
Ich bin wahrhaftig längst des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er ist ein schlechter Mann, so kalt, so undankbar;
Er sieht nicht was er ist, er denkt nicht was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn gerissen,
An seine Schulden nicht, die ich doch zahlen müssen.
Man sieht, es bessert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert sich gewiß.

Wirth.

Muß er's so lang' verschieben?

Sophie.

Das ist nun Jugendart.

Söller (trinkt).

Ja, Fiekchen, was wir lieben!

Wirth.

Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört' mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun schalten,
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laß' Er sich vergehn! So bös ist's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang' gewährt, und soll noch länger währen;

Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bei Zeit.
So heißt's da!

Föller.

Bis dahin iſt es noch ziemlich weit.
Ging's nur ſo ſeinen Gang, und wär's nicht täglich ſchlimmer!
Wer kommt denn viel zu uns? Da droben ſtehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reiſ't denn jetzt auch viel? Das iſt nun ſo einmal,
Und hat nicht Herr Alceſt zwei Stuben und den Saal?

Föller.

Ja, ja, das iſt ſchon was, das iſt ein guter Kunde:
Allein Minuten ſind erſt ſechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt, warum er hier iſt.

Wirth.

Wie?

Föller.

Ach, apropos, Papa! Man ſagt' mir heute früh,
In Deutſchland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,
Die für Amerika Succurs und Geld bereiten;
Man ſagt, es wären viel' und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr kämm', ſo geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beim Glaſe Wein hört' ich wohl manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freiheit hoch, war jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Föller.

Ach, es giebt Kerls genug, bei denen's immer ſprudelt;
Und wenn ſo einen denn die Liebe weiblich hudelt,
Da müßt's romanenhaft, ſogar erhaben ſtehn,
So, mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Luft von unſern Kunden triebe,
Der auch hübſch artig wär' und dann uns manchmal ſchriebe,
Das wär doch noch ein Spaß!

Söller.

Es iſt verteufelt weit.

Wirth.

Ei nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Berſaal gehen,
Wie weit's iſt, ungefähr, auf meiner Karte ſehen.

Zweiter Auftritt.

Sophie. Söller.

Söller.

Im Haus' iſt nichts ſo ſchlimm, die Zeitung macht es gut.

Sophie.

Ja, gieb ihm immer nach!

Söller.

Ich hab' kein ſchnelles Blut;
Das iſt ſein Glück! Denn ſonſt mich ſo zu kujoniren!

Sophie.

Ich bitt' dich!

Söller.

Nein! man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lockrer Paſſagier und voller Schulden war —

Sophie.

Mein Guter, ſey nicht böſ'!

Söller.

Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abſcheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.

Söller.

Ich werfe dir nichts vor, ich meine ja nur ſo.
Ach, eine ſchöne Frau ergötzet uns unendlich,
Es ſey nun wie ihm will! Siehſt du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchön biſt du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück, dein Mann zu ſeyn;
Ich liebe dich —

Sophie.

Und doch kannſt du mich immer plagen?

Söller.

O geh', was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl ſagen:
Daß dich Alceſt geliebt, daß er für dich gebrannt,
Daß du ihn auch geliebt, daß du ihn lang' gekannt.

Sophie.

Ach!

Söller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da Böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ei! da genießet ſie,
Wer da iſt: übers Jahr giebt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne dich zu gut, um was daraus zu machen;
Ich find's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Söller.

Nichts! das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn dir das Mädchen keimt, da liebt ſie eins zum Spaß,
Es krabbelt ihr ums Herz, und ſie verſteht nicht was.
Man küßt beim Pfänderſpiel, und wird allmählig größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,

Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmählt,
Voll Tugend, wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld, wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſey ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Söller.

O laß das immer ſeyn;
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Gläschen Wein,
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken.
Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar nicht trinken!
Genug, du biſt nun mein! — Iſt es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alceſt dein Freund und hier im Hauſe war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drei Jahre, denk ich.

Söller.

Drüber.
Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage —

Sophie.

Lieber,
Zu was dient der Diſcurs?

Söller.

Ei nun, daß man was ſpricht;
Denn zwiſchen Mann und Weib red't ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?

Sophie.

Ei nun, ſich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er dich liebte, he, gäbſt du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —

Söller.

Ich glaube nichts, und kann das wohl begreifen;

Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen, die nur pfeifen.
Der allerſüßſte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch iſt der deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in dir wird täglich größer,
Nicht einen Augenblick biſt du mit Necken ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbſt du dir ein Recht, mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,
Du thuſt nicht einen Streich, und giebſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt dir's ſo machſt du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden,
Und du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann.
Willſt du ein braves Weib, ſo ſey ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige kannſt du dann ruhig bleiben.

Söller.

Ei, ſprich den Vater an!

Sophie.

Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern mußt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten!
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn du biſt nicht der Mann für eine Frau zu ſorgen.

Söller.

O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —

Sophie.

Wenn er ein Narr iſt, ja!
Zum Holen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!

Söller.

Du haſt ja was man braucht.

Sophie.

Schon gut, das iſt wohl was:
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben,
Man hat ſoviel man braucht, und glaubt noch nichts zu haben.
Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Ei nun, ſo geh' doch mit: ſag' ich dir's denn nicht immer?

Sophie.

Daß wie die Faſtnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey,
Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmal vorbei!
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über dich erboſ't:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich helf Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an ſich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für dießmal nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Kellner tritt auf.

Herr Söller!

Söller.

He, was giebt's?

Kellner.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Kellner.

Er ſagt, er muß Sie ſehn.

Frech und froh.

Mit Mädchen ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Mit vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit wenig läßt ſich hauſen:
Daß wenig vieles ſey,
Schafft nur die Luſt herbei.

Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſeyd von Herzen froh;
Das iſt das A und O.

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.
Bedenkt in Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Sophie.

Was will er denn bei dir?

Söller.

Ah, er verreis't — (zum Kellner) ich komm'! —
(zu Sophie) und er empfiehlt sich mir.
(Ab.)

Dritter Auftritt.

Sophie allein.

Der mahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das ist nun alle Lust und mein geträumtes Glück!
Solch' eines Menschen Frau! So weit kamst du zurück!
Wo ist sie hin die Zeit, da noch zu ganzen Schaaren
Die süßen jungen Herrn zu deinen Füßen waren?
Da jeder sein Geschick in deinen Blicken sah?
Ich stand im Ueberfluß wie eine Göttin da,
Aufmerksam rings umher die Diener meiner Grillen!
Es war genug mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen ist wahrhaftig übel dran!
Ist man ein bischen hübsch, gleich steht man jedem an:
Da summt uns unser Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl diese Feuerprobe?
Ihr könnt so ehrlich thun, man glaubt euch gern aufs Wort,
Ihr Männer! — auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naschen giebt, sind alle flugs beim Schmause;
Doch macht ein Mädchen Ernst, so ist kein Mensch zu Hause.
So geht's mit unsern Herrn in dieser schlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freit.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlassen;
Mit vierundzwanzigen ist nicht viel zu verpassen.
Der Söller kam mir vor — Ei, und ich nahm ihn an;
Es ist ein schlechter Mensch, allein es ist ein Mann.

Da sitz' ich nun und bin nicht besser als begraben.
Anbeter könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was sollen sie? Man quälet, sind sie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen sich herum;
Und einen klugen Freund ist es gefährlich lieben:
Er wird die Klugheit bald zu eurem Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienst verhaßt, —
Und jetzt — mein armes Herz, warst du darauf gefaßt?
Alceste ist wieder hier. Ach, welche neue Plage!
Ja, vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängstlich aus, er ist nachdenkend, still,
Ich fürchte mich vor ihm: die Furcht ist wohl gegründet.
Ach wüßt' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre schon. Die Brust ist mir so voll;
Ich weiß nicht was ich will, viel wen'ger was ich soll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceste.

Alceste
(angekleidet, ohne Hut und Degen)

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beschwerlich falle.

Sophie.

Sie scherzen, Herr Alceste! Dieß Zimmer ist für Alle.

Alceste.

Ich fühle, jetzt bin ich für Sie, wie jedermann.

Sophie.

Ich seh' nicht, wie Alceste darüber klagen kann.

Alceste.

Du siehst nicht, Grausame? Ich sollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! Ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin? Sophie? Wohin? — Du wendeſt dein Geſicht?
Verſagſt mir deine Hand? Sophie, kennſt du mich nicht?
Sieh her! Es iſt Alceſt, der um Gehör dich bittet.

Sophie.

Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Alceſt.

Biſt du Sophie, ſo bleib!

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!

Alceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur! — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, ſie iſt allein; du nahſt dich deinem Glücke.
Jetzt, hofft' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen;
Die Liebe ſchlang uns hier das erſtemal zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt du dich noch?
Schwurſt du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich wert' es nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern boſt du mir die ſüße Lippe dar.
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war dein Glück, mich ſehn, dein Glück, an mich zu denken!
Und jetzo willſt du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt, ich ſuche dich, du ſiehſt, ich bin betrübt —
Geh' nur, du falſches Herz, du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt du mich auch noch plagen?
Sophie dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, du warſt mein höchſtes Gut:

Für dich schlug dieses Herz, dir wallte dieses Blut,
Und dieses gute Herz, das du einst ganz besessen,
Kann nicht unzärtlich seyn, es kann dich nicht vergessen.
Ach, die Erinnerung hat mich so oft betrübt;
Alceste! — ich liebe dich — noch wie ich dich geliebt.

Alceste.

Du Engel! Bestes Herz! (Will sie umarmen.)

Sophie.

Ich höre jemand gehen.

Alceste.

Auch nicht ein einzig Wort! Das ist nicht auszustehen!
So geht's den ganzen Tag! Wie ist man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und dir kein Wort gesagt!
Ich weiß, du liebst mich noch; allein das muß mich schmerzen,
Niemals sind wir allein, und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick ist hier im Zimmer Ruh,
Bald ist der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang' bleib' ich dir nicht hier, das ist mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, ist dem nicht alles möglich?
Sonst war dir nichts zu schwer, du halfest uns geschwind;
Es war die Eifersucht mit hundert Augen blind.
Und wenn du wolltest —

Sophie.

Was?

Alceste.

Wenn du nur denken wolltest,
Daß du Alcesten nicht verzweifeln lassen solltest!
Geliebte, suche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieser Ort verbeut.
O höre, heute Nacht; dein Mann geht aus dem Hause,
Man meint, ich gehe selbst zu einem Fastnachtsschmause;
Allein, das Hinterthor ist meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Mensch im Haus' und ich bin wieder da.
Die Schlüssel hab' ich hier, und willst du mir erlauben —

Sophie.

Alceste, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll dir glauben,
Daß du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?
Kennſt du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt du zaudern?
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut Nacht beſuch' ich dich?
Doch kommt dir's ſichrer vor, ſo komm, beſuche mich!

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! Zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, du kennſt, du ſiehſt mein Leiden,
Und du bleibſt ungerührt! Ich will dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand Hohem ſeyn;
Das Siegel iſt ſehr groß, und das Papier iſt fein.

Alceſt

(reißt den Brief auf)

Wirth (für ſich)

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt

(der den Brief flüchtig durchgeleſen hat)

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen.
Die Rechnung!

Wirth.

Ei! so schnell in dieser schlimmen Zeit
Verreisen? — Dieser Brief ist wohl von Wichtigkeit?
Darf man sich unterstehn und Ihre Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth (zu Sophien)

Frag' ihn doch einmal, gewiß, dir wird er's sagen.

(Er geht an den Tisch im Grunde, wo er aus der Schublade seine Bücher zieht, sich niedersetzt und die Rechnung schreibt.)

Sophie.

Alceſt, ist es gewiß?

Alceſt.

Das schmeichelnde Gesicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte dich, verlaß Sophien nicht!

Alceſt.

Nun gut, entschließe dich, mich heute Nacht zu sehen.

Sophie (für sich)

Was soll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen:
Er ist mein einz'ger Trost. —

(Laut.)

Du siehst, daß ich nicht kann —
Denk', ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hol' den Mann,
So bist du Witwe! Nein, benutze diese Stunden;
Zum erst- und letztenmal sind sie vielleicht gefunden!
Ein Wort! Um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer ist mein Vater allzunah.

Alceſt.

Ei nun! so komm zu mir! Was soll da viel Besinnen?
In diesen Zweifeln flieht der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüssel nur.

Sophie.

Der meine öffnet schon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält dich ab davon?
Nun, willſt du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu dir kommen.

Alceſt (zum Wirth)

Herr Wirth, ich reiſe nicht!

Wirth (hervortretend)

So!

(Zu Sophien.)

Haſt du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechster Auftritt.

Vorige. Söller.

Alceſt.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Söller.

Ich wünſche viel Plaiſir!

Alceſt.

Adieu, ſcharmante Frau!

Sophie.

Adieu, Alceſt!

Söller.

Ihr Diener!

Alceſt.

Ich muß noch erſt hinauf.

Söller (für ſich).

Der Kerl wird täglich kühner.

Wirth

(ein Licht nehmend).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt

(es ihm aus der Hand complimentirend).

Herr Wirth, nicht einen Schritt!

(Ab.)

Sophie.

Nun, Söller, gehſt du denn! Wie wär's, du nähmſt mich mit?

Söller.

Aha! es kommt dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh! ich ſprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das ſchon, es wird dir warm ums Herze.
Wenn man ſo Jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,
Und man ſoll ſchlafen gehn, da iſt hier was, das drückt.
Es iſt ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten.
Nur, Söller, ſey geſcheidt und hüt' dich vor den Karten.

(Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.)

Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf' wohl!

(Ihr nachſehend.)

Nein, ſie iſt wahrlich ſchön!

(Er läuft ihr nach und küßt ſie noch einmal an der Thür.)

Schlaf' wohl, mein Schätzchen!

(Zum Wirth.)

Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Das iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!

(Zu Söller.)

Nun, Faſtnacht! gute Nacht!

Söller.

Dank's! angenehme Ruh!

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu! (Ab.)

Söller.

Ja, ſorgen Sie für nichts!

Siebenter Auftritt.

Söller allein.

Was iſt nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! o wär' der Kerl gehangen!
Beim Abzug war's nicht juſt; doch muß ich ſtille ſeyn.
Er haut und ſchießt ſich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceſt hat Geld — und dieſe Dietrich' ſchließen.
Er hat auch große Luſt, bei mir was zu genießen!
Er ſchleicht um meine Frau, das iſt mir lang' verhaßt:
Ei nun! da lad' ich mich einmal bei ihm zu Gaſt.
Allein, käm' es heraus, da gäb's dir ſchlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will ſein Geld, ſonſt prügelt er mich aus.
Courage! Söller! Fort! Es ſchläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt, bin ich doch wohl gebettet;
Denn eine ſchöne Frau hat manchen Dieb gerettet.

(Ab.)

Zweiter Aufzug.

Das Zimmer Alceſtens.

Das Theater iſt von vorn nach dem Hont zu getheilt in Stube und Alkoven. An der einen Seite der Stube ſteht ein Tiſch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grunde eine große Thür, und an der Seite eine kleine dem Alkoven gegenüber.

Erſter Auftritt.

Föller

im Domino, die Maske vorm Geſicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thüre herein, leuchtet furchtſam im Zimmer herum; dann tritt er gefaßter hervor, nimmt die Maske ab, wiſcht den Schweiß und ſpricht:

Es braucht's nicht eben juſt, daß einer tapfer iſt;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.
Der Eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu holen,
Und ſpricht: „Den Beutel her, her ohne viel zu ſperr'n!“
Mit ſo gelaßnem Blut, als ſpräch' er: „Proſ't, ihr Herrn!“
Ein Andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Bolten, wie der Blitz, die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagt euch ins Geſicht:
„Ich ſtehle! Gebt wohl Acht!“ er ſtiehlt, ihr ſeht es nicht.
Mich machte die Natur nun freilich viel geringer;
Mein Herz iſt allzuleicht, zu plump ſind meine Finger;
Und doch kein Schelm zu ſeyn iſt heut zu Tage ſchwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Du biſt nun einmal drin; nun hilf dir aus der Falle!
Ach, alles meint im Hauſ', ich ſey die Nacht beim Balle.
Mein Herr Alceſt — der ſchwärmt — mein Weibchen ſchläft allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſeyn?

(Sich dem Tiſch nahend.)

O komm, du Heiligthum! Du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich iſt eine große Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr ſeyd der Troſt der Welt!

Kriegsglück.

Verwunſchter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht bleſſirt zu ſeyn.
Man geht getroſt von Sieg zu Sieg
Gefahrgewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marſch ſich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Cantoniren an,
Dem Bauer eine Laſt,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sey höflich, man bedient dich ſchlecht,
Den Grobian zur Noth;
Und nimmt man ſelbſt am Wirthe Recht,
Ißt man Profeßen-Brod.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert 's klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel ſummt,
Da geht's wohl luſtig her;
Und wie nun das Gefecht beſteht,
Man weichet, man erneut's,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld.
(Indem er die Schatulle zu eröffnen ſucht.)
Ich hatt' als Acceſſiſt einmal beim Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang' gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
Erſt in der Ferne Brod, und täglich Plackerei,
Das ſtand mir gar nicht an — Ein Dieb war eingefangen,
Die Schlüſſel fanden ſich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuvörderſt ſich;
Ich war nur Subaltern, das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich's zu beſitzen!
Und jetzt —
(Das Schloß ſpringt auf.)
O ſchön gemünzt, ha! das iſt wahre Luſt!
(Er ſteckt ein.)
Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht! ihr feigen Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!
(Er ſieht noch einmal in die Schatulle und nimmt noch.)
Noch eins! Nun gut!
(Er macht ſie zu und fährt zuſammen.)
Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang'! Es geht doch ſonſt nicht um —
Der Teufel hat vielleicht ſein Spiel — das Spiel wär' dumm!
Iſt's eine Katze? Nein! Das wär' ein ſchwerer Kater.
Geſchwind! Es dreht am Schloß —
(Springt in den Alkoven.)

Zweiter Auftritt.

Der Wirth mit einem Wachsſtocke, zur Seitenthür herein. Föller.

Föller.

Behüt'! mein Schwiegervater?

Wirth.

Es iſt ein närriſch Ding um ein empfindlich Blut;

Es pocht, wenn man auch nur halbweg was Böſes thut.
Neugierig bin ich ſonſt mein Tage nicht geweſen,
Dächt' ich nicht in dem Brief was Wichtiges zu leſen;
Und mit der Zeitung iſt's ein ew'ger Aufenthalt:
Das Neuſte, was man hört, iſt immer monatsalt.
Und dann iſt das auch ſchon ein unerträglich Weſen,
Wenn jeder ſpricht: O ja! ich hab' es auch geleſen.
Wär' ich nur Cavalier, Miniſter müßt' ich ſeyn,
Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht den Brief! hat er ihn mitgenommen?
Es iſt doch ganz verflucht! man ſoll zu gar nichts kommen!

Föller (für ſich).

Du guter alter Narr! ich ſeh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb ſo lieb wie mich.

Wirth.

Ich find' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich auch recht? — Daneben
Im Saale —

Föller.

Riecht er mich vielleicht?

Wirth.

Es kniſtert eben,
Als wär's ein Weiberſchuh.

Föller.

Schuh! Nein! das bin ich nicht.

Wirth

(bläſt den Wachsſtock aus, und da er in Verlegenheit das Schloß der kleinen Thür nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen).

Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!

(Stößt die Thür auf und fort.)

Dritter Auftritt.

Sophie zur Hinterthüre mit einem Licht herein. **Föller.**

Föller (im Alkoven für ſich).

Ein Weibsgeſicht!
Höll'! Teufel! meine Frau! Was ſoll mir das?

Sophie.

Ich bebe

Bei dem verwegnen Schritt.

Föller.

Sie iſt's, ſo wahr ich lebe!
Giebt das ein Rendezvous! — Allein, geſetzten Falls,
Ich zeigte mich! — Ja dann — es krabbelt mir am Hals!

Sophie.

Ja folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt ſie euch anfangs nach —

Föller.

Ich möchte raſend werden!

Und darf nicht —

Sophie.

— Doch wenn ihr Einmal den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht euch ſo ſchlimm, als ſie euch führt.

Föller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf geſünder, als das Zimmer!

Sophie.

Bisher ging's freilich ſchlimm, doch täglich wird es ſchlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß;
Jetzt treibt er es ſo arg, daß ich ihn haſſen muß.

Föller.

Du Hexe!

Sophie.

Meine Hand hat er — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt, wie ſonſt, mein Herz.

Föller.

Zu zaubern, Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt, was Liebe ſey —

Föller.

Verdammt —

Sophie.

Gleichgültig war's und kalt, eh' es Alceſt erweichte.

Söller.

Ihr Männer, ſtändet ihr nur all' einmal ſo Beichte!

Sophie.

Wie liebte mich Alceſt!

Söller.

Ach, das iſt nun vorbei!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Söller.

Pah! das war Kinderei!

Sophie.

Du Schickſal, trennteſt uns, und ach! für meine Sünden
Mußt' ich mich — welch ein Muß! — mit einem Vieh verbinden.

Söller.

Ich, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Söller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock? Wie
Kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielleicht belauſcht er uns! —

Söller.

O ſetz' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie ſcheut den Vater nicht, mal' ihr den Teufel vor!

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.

Söller.

Die Luſt iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett' — Wer weiß, wie das geſchah?
Es mag drum ſeyn!

Föller.

O weh!

Sophie.

Alceſt iſt noch nicht da?

Föller.

O dürft' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel:
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Föller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel
Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der Unterwelt,
Ich bät' ihn: hol' mir ſie! da haſt du all mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! Was iſt denn dein Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du verſprechen,
Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch —

Föller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Abſcheu g'nug entſchuldigt,
So lob' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er iſt ein Teufel!

Föller.

Was? ein Teufel? Scheuſal! — Ich?
Ich halt's nicht länger aus!

(Er macht Gebärde hervorzuſtürzen.)

Vierter Auftritt.

Alceſt angekleidet, mit Hut und Degen, den Mantel drüber, den er gleich anlegt. Vorige.

Alceſt.

Du warteſt ſchon auf mich?

Sophie.

Sophie kam dir zuvor.

Alceſt.

Du zitterſt?

Sophie.

Die Gefahren!

Alceſt.

Nein! Weibchen! Nicht!

Söller.

Du! dir! das ſind Präliminaren!

Sophie.

Du fühlteſt, was dieß Herz um deinetwillen litt,
Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!

Alceſt.

Sophie!

Sophie.

Verzeihſt du ihm, ſo fühl' ich keine Reue.

Söller.

Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?

Sophie.

Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.

Söller.

Ich weiß es nur zu wohl!

Sophie.

Es iſt mir wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt', ich träumte!

Sophie.

Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu dir.

Alceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch Herz, wie deines, fand ich nie.

Föller.

Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie!
Vortrefflich!

Sophie.

Wußt' ich nur dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht tott für die Tugend iſt.

Alceſt.

Ich kenn's!

Föller.

Ja, ja, ich auch!

Sophie.

So liebenswerth du biſt,
Du hätteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Manns! Wie können wir beſtehn?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Föller (gerührt auf ſeine Art).

Nein doch, die arme Frau iſt wahrlich übel dran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menſchlich Leben:
Was hab' ich nicht geredt, was hab' ich nachgegeben!
Er ſäuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, ſtänkert, pocht und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke;
Was er für Klugheit hält, ſind ungeſchliffne Ränke,
Er lügt, verleumdet, trügt —

Söller.

Ich ſeh', ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leichſermon.

Sophie.

O glaub', ich hätte mich ſchon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alceſt noch liebet.

Alceſt.

Er liebt, er klagt, wie du.

Sophie.

Das lindert meine Pein,
Von Einem wenigſtens, von dir beklagt zu ſeyn.
Alceſt, bei dieſer Hand, der theuren Hand, beſchwöre
Ich dich, behalte mir dein Herz beſtändig!

Söller.

Höre,
Wie ſchön ſie thut!

Sophie.

Dieß Herz, das mir für dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt, als mir von deiner Hand.

Alceſt.

Ich kenne für dein Herz kein Mittel.

(Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.)

Söller.

Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!

Sophie.

Mein Freund!

Söller.

Nein, nun wird's matt;
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging' nun ihren Weg, und ließe mir das Küſſen!

Alceſt.

Geliebteſte!

Sophie.

Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb' wohl!

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.

Du liebſt mich, und du gehſt?

Sophie.

Ich geh' — weil ich dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht,
An einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit
Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Föller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb wohl, und glaube mir, daß ich die deine ſey.

Föller.

Das Ungewitter zieht mir nah' am Kopf vorbei.

(Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mitteltür, die offen bleibt. Man ſieht ſie beide in der Ferne zuſammen ſtehen.)

Föller.

Für dießmal nimm fürlieb! Hier iſt nicht viel zu ſinnen,
Der Augenblick macht Luft, nur friſch mit dir von hinnen!

(Aus dem Alkoven und ſchnell durch die Seitenthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Alexis (zurückkommend).

Was willſt du nun, mein Herz! — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden
Des erſten Liebesglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt hier noch nicht herausgewühlt,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht? wie heller ſeit der Zeit?
Und doch bleibt ihr ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich nur was dich hieher getrieben;
Nun wendet ſich das Blatt, fängſt wieder an zu lieben,
Und die Freigeiſterei, und was du fern gedacht,
Der Hohn, den du ihr ſprachſt, der Plan, den du gemacht —
Wie anders ſieht das aus! wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du ſie fängſt, ſo hat ſie dich ſchon lange!
Nun das iſt Menſchenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jetzt das Nöthigſte! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund iſt's doch verflucht — Ihr Schickſal drückt mich ſehr,
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.
Ich hab' juſt noch ſo viel. Laß ſehn! Ja, es wird reichen.
Wär' ich auch völlig fremd, ſie müßte mich erweichen:
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich konnt's einmal nicht hindern;
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer lindern.

(Er macht die Schatulle auf.)

Was Teufel? Was iſt das? Faſt die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld iſt nicht das Viertel mehr.
Das Gold hab' ich bei mir. Ich hab' die Schlüſſel immer!

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun iſt alle Noth vorbei,
Man ſchleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erſt erſchreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut ſich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen-Schooß
Kann man ſich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin raſtet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft,
Das nenn' ich doch Charpie!

Hat Eine ſich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn geſellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emſiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte ſieht er ſich
Des ſämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man ſey voll Kampfes Luſt;
Da kömmt bebende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Bruſt.

Erſt ſeit dem Nachmittag! Wer war denn wohl im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie! — Unwürd'ge Grille fort!
Mein Diener? O! der liegt an einem ſichern Ort;
Er ſchläft. — Der gute Kerl, er iſt gewiß nicht ſchuldig!
Allein wer ſonſt? — Bei Gott! Es macht mich ungeduldig.

Dritter Aufzug.

Die Wirths-Stube

Erſter Auftritt.

Der Wirth

im Schlafrock, im Seſſel neben dem Tiſch, worauf ein halb abgebranntes Licht, Kaffeezeug, Pfeifen und Zeitungen. Nach den erſten Verſen ſteht er auf, und zieht ſich in dieſem Auftritte und dem Anfange des folgenden an.

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!
Unmöglich ſcheint es mir, das Räthſel aufzulöſen:
Wenn man was Böſes thut, erſchrickt man vor dem Böſen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirth iſt es nicht wohlgethan
Zu zittern, wenn's im Haus rumort und geht und kniſtert;
Denn mit Geſpenſtern ſind die Diebe nah verſchwiſtert.
Es war kein Menſch zu Haus, nicht Seller, nicht Alceſt;
Der Kellner konnt's nicht ſeyn, die Mägde ſchliefen feſt.
Doch halt! — In aller Früh', ſo zwiſchen drei und viere,
Hört' ich ein leis Geräuſch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl ſelbſt der Geiſt, vor dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben ſo.
Allein was that ſie da? — Man weiß, wie's Weiber machen;
Sie viſitiren gern und ſehn der Fremden Sachen

Und Wäsch' und Kleider gern. Hätt' ich nur dran gedacht,
Ich hätte sie erschreckt und dann sie ausgelacht.
Sie hätte mit gesucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt ist die schöne Zeit so ungebraucht verschwunden!
Verflucht! Zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hinterdrein.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.

Mein Vater! Denken Sie! —

Wirth.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf ist voller Sorgen.

Wirth.

Warum?

Sophie.

Alcestens Geld, das er nicht lang' erhielt,
Ist miteinander fort.

Wirth.

Warum hat er gespielt?
Sie bleiben nicht davon.

Sophie.

Nicht doch! Es ist gestohlen.

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ei, vom Zimmer weg!

Wirth.

Den soll der Teufel holen,
Den Dieb! Wer ist's? Geschwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Haus?

Sophie.

Ja, von Alceſtens Tiſch, aus der Schatull' heraus.

Wirth.

Und wann?

Sophie.

Heut' Nacht!

Wirth (für ſich)

Das iſt für meine Neugierſünden!
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsſtock finden.

Sophie (für ſich).

Er iſt beſtürzt und murrt. Hätt' er ſo was gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsſtock klagt ihn an.

Wirth (für ſich)

Hat es Sophie wohl ſelbſt? Verflucht! das wär' noch ſchlimmer!
Sie wollte geſtern Geld, und war heut' Nacht im Zimmer.
(Laut.)
Das iſt ein dummer Streich! Gieb Acht! der thut uns weh:
Wohlfeil und ſicher ſeyn iſt unſre Renommee.

Sophie.

Ja! Er verſchmerzt es wohl, uns wird es ſicher ſchaden,
Es wird am Ende doch dem Gaſtwirth aufgeladen.

Wirth.

Das weiß ich nur zu ſehr. Es bleibt ein dummer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb iſt, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es ſchlägt mich völlig nieder.

Wirth (für ſich)

Aha, es wird ihr bang.
(Laut, etwas verdrießlicher.)
Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.

Sophie (für ſich)

Es ſcheint, die Reue kommt ihm ein.

(Laut.)

Und wenn er's wieder hat, ſo mag der Thäter ſeyn
Wer will, man ſagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth (für ſich)

Wenn ſie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!

(Laut.)

Du biſt ein gutes Kind und mein Vertraun zu dir —
Wart' nur!

(Er geht, nach der Thür zu ſehen.)

Sophie (für ſich)

Bei Gott! er kommt und offenbart ſich mir!

Wirth.

Ich kenne dich, Sophie, du pflegteſt nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab ich aller Welt, als Ihnen, was verſchwiegen.
Drum hoff' ich dießmal auch wohl zu verdienen —

Wirth.

Schön!
Du biſt mein Kind, und was geſchehn iſt, iſt geſchehn.

Sophie.

Es kann das beſte Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß du im Zimmer warſt, das weiß kein Menſch als ich.

Sophie (erſchrocken)

Sie wiſſen? —

Wirth.

Ich war drin, du kamſt, ich hörte dich;
Ich wußt' nicht, wer es war, und lief, als käm' der Teufel.

Sophie (für ſich)

Ja, ja, er hat das Geld! Nun iſt es außer Zweifel.

Wirth.

Erſt jetzo fiel mir ein, ich hört' dich heute früh.

Sophie.

Und was vortrefflich iſt, es denkt kein Menſch an Sie.
Ich fand den Wachsſtock —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich!

Wirth.

Schön, bei meinem Leben!
Nun ſag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?

Sophie.

Sie ſagen: „Herr Alceſt! verſchonen Sie mein Haus;
Das Geld iſt wieder da, ich hab' den Dieb heraus.
Sie wiſſen ſelbſt, wie leicht Gelegenheit verführet:
Doch kaum war es entwandt, ſo war er ſchon gerühret,
Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeihn
Sie ihm!" — Gewiß, Alceſt wird gern zufrieden ſeyn.

Wirth.

So was zu fädeln, haſt du eine ſeltne Gabe.

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm ſo!

Wirth.

Gleich! wenn ich's nur erſt habe.

Sophie.

Sie haben's nicht?

Wirth.

Ei nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja! Woher? Gabſt du mir's denn?

Sophie.

Und wer
Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat?

Sophie.

Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Poſſen!

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Wirth.

Ich glaub', du biſt geſchoſſen!
Haſt du's denn nicht?

Sophie.

Ich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Wie käm' ich denn dazu?

Wirth.

Eh! (Macht ihr pantomimiſch das Stehlen vor.)

Sophie.

Ich verſteh' Sie nicht!

Wirth.

Wie unverſchämt biſt du!
Jetzt, da du's geben ſollſt, gedenkſt du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui dir mit ſolchen Streichen!

Sophie.

Nein, das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und ſagten nur vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!

Wirth.

Du Kröte! Ich's gethan? Iſt das die ſchuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machſt mich gar zum Diebe,
Da du die Diebin biſt!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warſt du nicht
Heut früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Wirth.

Und sagst mir ins Gesicht,
Du hättest nicht das Geld?

Sophie.

Beweis't das gleich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Waren
Sie denn nicht auch heut früh —

Wirth.

Ich fass' dich bei den Haaren,
Wenn du nicht schweigst und gehst!

(Sie geht weinend ab.)

Du treibst den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie ist fort! Es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bild't sie sich ein, mit Läugnen durchzukommen!
Das Geld ist einmal fort, und g'nug, sie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt in Gedanken, im Morgenrock. Der Wirth.

Wirth (verlegen und bittend)

Ich bin recht sehr bestürzt, daß ich erfahren muß!
Ich sehe, gnäd'ger Herr! Sie sind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigst zu verschweigen;
Ich will das Meine thun. Ich hoff', es wird sich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, so freun die Neider sich,
Und ihre Bosheit schiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder seyn! Ein Hausdieb hat's genommen!
Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird schon wiederkommen.
Wie hoch beläuft sich's denn?

Alceſt.

Einhundert Thaler!

Wirth.

Ei!

Alceſt.

Doch hundert Thaler —

Wirth.

Pſt! ſind keine Kinderei!

Alceſt.

Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.

Wirth.

Ei, wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hans, und wann und wie es wär'?

Alceſt (für ſich).

Mein alter Diener! Nein! Der kann mich nicht berauben,
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben!

Wirth.

Sie brechen ſich den Kopf! Es iſt vergebne Müh,
Genug, ich ſchaff' das Geld.

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß Niemand nichts erfährt! Wir kennen uns ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus, das Geld.

Alceſt.

Ei, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch Jemand aus dem Haus?

Wirth.

Sie werden's nicht erfragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Magd?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein!

Alceſt.

Der Kellner hat's doch nicht?

Wirth.

Der Kellner kann's nicht ſeyn.

Alceſt.

Die Köchin iſt gewandt —

Wirth.

Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hans?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gärtner könnte wohl —

Wirth.

Nein, noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gärtners?

Wirth.

Nein!

Alceſt.

Vielleicht —

Wirth (halb für ſich)

Der Haushund? — Ja.

Alceſt (für ſich)

Wart' nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!

(laut)

So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkommt! (Thut als ging er weg.)

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt (als wenn ihm etwas einfiele).

Herr Wirth! Mein Dintenfaß
Iſt leer, und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ei was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben,
Es muß was Wichtig's ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben allemal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth, als der Spaß.

Wirth.

O das geht, wie im Spiele;
Da kommt ein einz'ger Brief, und tröſtet uns für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! Der geſtrige enthält
Viel Wichtig's? Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt.

Wirth.

Nichts aus Amerika?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, bleibt's dabei? gehn wieder Leute —

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Sagt, ob's für einen Martinsmann
Wohl etwas Beßres giebt!
Und unter Thränen ſcheidet man
Geehrt ſo wie geliebt.

Offne Tafel.

Viele Gäſte wünſch' ich heut
Mir zu meinem Tiſche!
Speiſen ſind genug bereit,
Vögel, Wild und Fiſche.
Eingeladen ſind ſie ja,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wiſſen,
Nicht, daß es was hübſches ſey,
Einen Freund zu küſſen.
Eingeladen ſind ſie all,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Frauen denk' ich auch zu ſehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.

Alceſt.

Ja, das kann möglich ſeyn.

Wirth.

In Norden iſt's nicht juſt!

Alceſt.

Ich wollte nicht drauf ſchwören.

Wirth.

Es gährt ſo heimlich nach.

Alceſt.

Wir werden manches hören.

Wirth.

Kein Unglück irgendwo?

Alceſt.

Nur zu! Bald ſind Sie da!

Wirth.

Gab's wohl beim letzten Froſt —

Alceſt.

Erfrorne Haſen? — Ja?

Wirth.

Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Alceſt.

Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertraun von mir?

Alceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiete.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth (confundirt und begierig).

Ach, allzuviele Güte!

(für ſich.)

Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Alceſt.

Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl des andern werth,
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bei meiner Ehre.

Wirth (für ſich).

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!

Allein wie? wenn Sophie — Ei nun, da mag sie sehn!
Die Reizung ist zu groß, kein Mensch kann widerstehn!
Er wässert mir das Maul wie ein gebeizter Hase.

Alceſt (für sich).

So stach kein Schinken je dem Wirthhund in die Nase.

Wirth

(beschämt, nachgebend und noch zaudernd).

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —

Alceſt (für sich).

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.

(Zweifelnd und halb bittend.)

Versprechen Sie, soll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alceſt (reicht den Brief hin).

Den Augenblick!

Wirth

(der sich langsam dem Alceſt. mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert)

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,

Ist —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Ist mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth

(mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand).

Meine Tochter!

Alceſt (erstaunt).

Wie?

Wirth

(fährt hervor reißt vor geschwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu lesen).

„Hochwohlgeborner Herr!“

Alceſt (kriegt ihn bei der Schulter).

Sie wär's? Nein, sagen Sie

Die Wahrheit!

Wirth (ungeduldig).

Ja sie ist's! O, er ist unerträglich!

(Er lies't)

„Insonders“

Alceſt (wie oben)

Nein, Herr Wirth, Sophie! das ist unmöglich!

Wirth

(reißt sich los, und fährt ohne ihm zu antworten fort).

„Hochzuverehrender“

Alceſt (wie oben)

Sie hätte das gethan!

Ich muß verstummen.

Wirth.

„Herr“ —

Alceſt (wie oben).

So hören Sie mich an!

Wie ging die Sache zu?

Wirth.

Hernach will ich's erzählen.

Alceſt.

Ist's denn gewiß?

Wirth.

Gewiß!

Alceſt (im Abgehen zu sich).

Nun, denk' ich, soll's nicht fehlen.

Vierter Auftritt.

Der Wirth
lieſt und ſpricht dazwiſchen.

„Und Gönner“ — Iſt er fort — „Die viele Gütigkeit,
„Die mir ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeiht
„Mir, hoff' ich, dießmal auch.“ — Was giebt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie ſich mit mir freuen.“
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
„Wobei mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt.
„Er hat vom ſechsten Sohn mein liebes Weib entbunden.“
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
„Der Knab'“ — Der Balg, der! — O erſäuft! erdroſſelt ihn! –
„Und Ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn“ —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur, das geht dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! Ich will dich ſchen! Du ſollſt mir aus dem Haus!
Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur, wie er's verdient, tractiren!
Doch meine Tochter! O! das Henkersding geht ſchief!
Und ich verrathe ſie um den Gevatterbrief!
(Er faßt ſich in die Perrücke.)
Verfluchter Ochſenkopf! Biſt du ſo alt geworden!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich dieſen Streich?
(Er erwiſcht einen Steck und läuft auf dem Theater herum.)
Tret' einer mir zu nah', ich ſchlag ihn lederweich!
Hätt' ich ſie nur jetzt hier, die mich ſonſt ſchikaniren,
Ich würd' ſie alle, Herr! Wie wollt' ich ſie curiren!
Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht was,
Zerbräch' der Junge mir jetzt gleich ein Stengelglas.
Ich zehr' mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!
(Er ſtößt auf einen Seſſel und prügelt ihn aus.)
Ha! biſt du ſtaubig! Komm! An dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth schlägt immer fort. Söller kommt herein und erschrickt, er ist im Domino, die Maske auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuschchen.

Söller.

Was giebt's? Was? Ist er toll? Nun sey auf deiner Hut,
Das wär' ein schön Emploi, des Sessels Substitut!
Was für ein böser Geist mag doch den Alten treiben?
Das Beste wär', ich ging'! Da ist nicht sicher bleiben.

Wirth (ohne Söllern zu sehen)

Ich kann nicht mehr! o weh! es schmerzt mich Rück' und Arm!
(Er wirft sich in den Sessel.)
Ich schwitz' am ganzen Leib.

Söller (für sich)

Ja, ja, Motion macht warm.
(Er zeigt sich dem Wirth.)
Herr Vater!

Wirth.

Ah, Mosje! Er lebt die Nacht im Sause
Ich quäle mich zu Tod', und Er läuft aus dem Hause?
Da trägt der Fastnachtsnarr zu Tanz und Spiel sein Geld,
Und lacht, wenn hier im Haus der Teufel Fastnacht hält!

Söller.

So aufgebracht!

Wirth.

O wart', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Alceſt, Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen!

Söller.

Nein, nein!

Wirth.

Wär't Ihr geholt, so hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit seinem Brief dazu! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Föller
(mit Carricatur von Angst).

Was gab's? Weh' dir! vielleicht in wenig Augenblicken —
Gieb deinen Schädel Preis! Parire nur den Rücken!
Vielleicht ist's 'raus! o weh! o wie mir Armen grauft,
Es wird mir siedend heiß. So war's dem Doctor Faust
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's so Richard dem Dritten!
Höll' da! der Galgen da! der Hahnrei in der Mitten!
(Er läuft wie unsinnig herum, endlich besinnt er sich.)
Ach, des gestohlnen Guts wird keiner jemals froh!
Geh, Memme, Bösewicht! Warum erschrickst du so?
Vielleicht ist's nicht so schlimm. Ich will es schon erfahren.
(Er erblickt Alcesten und läuft fort.)
O weh! er ist's! er ist's! Er faßt mich bei den Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alceſt
(angekleidet, mit Hut und Degen).

Solch einen schweren Streit empfand dieß Herz noch nie.
Das seltene Geschöpf, in dem die Phantasie
Des zärtlichen Alceſt das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchsten Grad der schönsten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem alles war;
Jetzt so herabgesetzt! Es überläuft mich! Zwar
Ist sie so ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich lass' sie als ein Weib bei andern Weibern stehen;
Allein so tief! so tief! das treibt zur Raserei.
Mein widerspenstig Herz steht ihr noch immer bei.
Wie klein! Kannst du denn das nicht über dich vermögen?
Ergreif' das schöne Glück! es kommt dir ja entgegen.
Ein unvergleichlich Weib, das du begierig liebst,

Braucht Geld. Geſchwind, Alceſt! Der Pfennig, den du giebſt,
Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen —
Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!
Geh', faß dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Bedürfen Sie vielleicht geringer Baarſchaft? Gut!
Verſchweigen Sie mir's nicht! Nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des Meinigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen. —
Sie kommt! Auf einmal weg iſt die erlogne Ruh!
Du glaubſt, ſie nahm das Geld, und traust ihr's doch nicht zu.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceſt! Sie ſcheinen mich zu fliehen —
Hat denn die Einſamkeit ſo viel, Sie anzuziehen?

Alceſt.

Für dießmal weiß ich nicht, was mich beſonders zog,
Und ohne viel Raiſen giebt's manchen Meneleg.

Sophie.

Zwar der Verluſt iſt groß, und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt.

Ach! es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das bischen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt (lächelnd)

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen;
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie (erſtaunt).

So wiſſen Sie?

Alceſt

(mit Zärtlichkeit, er ergreift ihre Hand und küßt ſie).

Ihr Vater! — Ja ich weiß, geliebteſte Sophie!

Sophie

(verwundert und beſchämt).

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für dich brennt.
Das Glück entriß dich mir, und hat uns nicht getrennt:
Dein Herz iſt immer mein, mein's immer dein geblieben.
Mein Geld iſt dein, ſo gut, als wär' es dir verſchrieben;
Du haſt ein gleiches Recht auf all mein Gut, wie ich.
Nimm, was du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich!
(Er umarmt ſie, ſie ſchweigt.)
Befiehl! Du findeſt mich zu allem gleich erbötig.

Sophie

(ſtolz, indem ſie ſich von ihm losreißt).

Reſpect vor Ihrem Geld! allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, faſſ' ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich. —

Alceſt (zieurt).

O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch, was er fodert,

Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert,
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie (erſtaunt)

Vergeht? wie das?

Alceſt.

Madam!

Sophie (aufgebracht)

Was ſoll das heißen, Herr?

Alceſt.

Verzeihn Sie meiner Scham:
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie (mit Zorn)

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sophie

(mit einem Ausbruche von Heftigkeit).

Was? ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß ſie das —

Sophie (wie oben)

Nun! das!

Alceſt.

Ei nun! daß Sie — daß Sie das Geld genommen?

Sophie

(mit Wuth und Thränen, indem ſie ſich wegwendet)

Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt (bittend).

Sophie!

Sophie (weggewendet)

Sie ſind nicht werth —

Alceſt (wie oben)

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeihn Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein! ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht, die Ehre mir zu rauben.
Und von Sophien? Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt —
Allein es muß heraus! Mein Vater hat das Geld.

(Eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Alceſt, hernach Söller.

Alceſt.

Nun wären wir geſcheidt! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun auseinander leſen!
Zwei Menſchen, beide gut und treu ihr Lebenlang,
Verklagen ſich — mir wird um meine Sinne bang,
Das iſt das erſtemal, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchönen langen Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man beim Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie! der alte Mann! die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt, das ließ ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kauzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller

(in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinlaune).

Da ſitzt der Teufelskerl und ruhet aus vom Schmauſen;
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt ich ihn zerzauſen!

Alceſt (für ſich).

Da kommt er, wie beſtellt! (laut). Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!

Eingeladen wurden ſie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Junge Herrn berief ich auch
Nicht im mindſten eitel,
Die ſogar beſcheiden ſind
Mit gefülltem Beutel;
Dieſe bat ich ſonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Männer lud ich mit Reſpect,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die ſchönſte ſchauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unſre Luſt zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle dieſe ſtimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh und ſieh dich um!
Sieh mir ob ſie kommen!

Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(Er reibt die Stirn.)
Es thut mir gräulich weh.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie ſonſt! Die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drin iſt.

Alceſt.

Ging's brav?

Söller.

Gar ſehr!

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn
(für ſich) dem Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.

Alceſt.

Und ging es nicht?

Söller.

Ei, nein! im Kopfe drückt es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.

Alceſt.

Ei!

Söller.

Und das Schlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren:
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? Das iſt mir leid! Das Uebel kommt geſchwind!

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon, ſeitdem Sie bei uns ſind,
Und länger.

Alceſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Alceſt.

Ei, laſſ' Er ſich den Kopf mit warmen Tüchern reiben!
Vielleicht verzieht es ſich.

Söller (für ſich).

Ich glaub', er ſpottet noch!
(Laut.)
Ja, das geht nicht ſo leicht.

Alceſt.

Am Ende giebt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn er zum Balle ging. Herr, das iſt gar nicht fein:
Er läßt die junge Frau zur Winterzeit allein.

Söller.

Ach! Sie bleibt gern zu Hauſ' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt, ſich ohne mich zu wärmen.

Alceſt.

Das wäre doch curios!

Söller.

O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten giebt.

Alceſt (pianito).

Wie ſo verblümt?

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er ſchont das Seinige; da trink' ich außerm Haus!

Alceſt (mit Ahndung).

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller (mit Hohn).

Herr Freund von Frauenzimmern,

Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern?
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was anders hält.

Alceſt (mit zurückgehaltenem Zorne).

Was Mann! Mann oder nicht! Ich trotz' der ganzen Welt:
Und unterſtehn Sie ſich noch einmal was zu ſagen —

Söller (erſchrickt für ſich).

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt?

(Laut.)

Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Trotz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reiz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! Nichts, was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's bemerkt, beſondern Reiz im Blut,
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und ohne Frage ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Alceſt (herausbrechend).

Herr Söller!

Söller (keck).

Soll er was?

Alceſt (zurückhaltend).

Ich ſag' Ihm, ſey Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbieten will?

Alceſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm, wer es wäre!

Söller (halb laut).

Er ſchlüge ſich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Alceſt.

Gewiß!

Söller (wie erſt).

Es weiß kein Menſch ſo gut, wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Föller.

O Herr Alceſt! wir wiſſen ja, wie's ſteht.
Nur ſtill! ein bischen ſtill! Wir wollen uns vergleichen,
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihres Gleichen,
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

Alceſt.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie ſich unterfangen —

Föller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch, als röch' ich Zwiebeln.

Alceſt (zornig und entſchloſſen).

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! Was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.

Föller (herzhaft).

Ei, Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann man wiſſen.

Alceſt.

Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?

Föller.

Wie man's nimmt.
Vom Hören und vom Sehn.

Alceſt.

Ha!

Föller.

Nur nicht ſo ergrimmt!

Alceſt (mit dem entſchloſſenſten Zorne).

Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?

Föller (erſchrocken, will ſich wegbegeben).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt (ihn zurückhaltend).

Wohin?

Föller.

Beiſeit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller (für ſich)

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts! man hat mir's nur geſagt!

Alceſt (dringend zornig)

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! das war ein Mann —

Alceſt (heftiger und auf ihn losgehend)

Geſchwinde!

Söller (in Angſt)

Der's ſelbſt mit Augen ſah.

(Herzhafter.)

Ich rufe das Geſinde!

Alceſt (faßt ihn beim Kragen)

Wer war's?

Söller (will ſich losreißen)

Was? Hölle!

Alceſt (hält ihn feſter)

Wer? Sie übertreiben mich!

(Er zieht den Degen.)

Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?

Söller (fällt vor Angſt auf die Kniee)

Ich!

Alceſt (erſtaunt)

Was haben Sie gethan?

Söller (furchtſam)

Ei nun, das ſieht man immer:

Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alceſt (wie oben)

Und weiter?

Föller.

Nun, da geht's denn so den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn sie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.

Alceſt.

Das heißt —

Föller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alceſt.

Nun?

Föller.

Man hat nicht das Herz, so etwas zu verſagen.

Alceſt.

So etwas? Deutlicher!

Föller.

O laſſen Sie mir Ruh!

Alceſt (immer wie oben).

Es heißt beim Teufel! —

Föller.

Nun, es heißt ein Rendezvous.

Alceſt (erſchrocken).

Er lügt!

Föller (für ſich).

Er iſt erſchreckt.

Alceſt (für ſich).

Wie hat er das erfahren?

(Er ſteckt den Degen ein.)

Föller (für ſich).

Courage!

Alceſt (für ſich).

Wer verrieth, daß wir beiſammen waren?

(Erhebt.)

Was meinen Sie damit?

Föller (trotzig).

O wir verſtehn uns ſchon.
Das Luſtſpiel heute Nacht! Ich ſtand nicht weit davon.

Alceſt (erſtaunt).

Und wo?

Föller.

Im Cabinet!

Alceſt.

So war Er auf dem Balle?

Föller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur ſtill und ohne Galle
Zwei Wörtchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's Euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt. Raben
Und Dohlen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn. Pfui! ſchlechter Menſch!

Föller.

Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, Ihr großen Herrn, Ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten;
Ihr haltet kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerlei, Geluſt nach Fleiſch, nach Gold.
Seyd erſt nicht hängenswerth, wenn ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht ſich noch —

Föller.

Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß, gehörnt herum zu gehen.
In summa, nehmen Sie's nur nicht ſo gar genau:
Ich ſtahl dem Herrn ſein Geld, und Er mir meine Frau.

Alceſt (erbebend)

Was ſtahl ich?

Föller.

Nichts, mein Herr! Es war ſchon längſt Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.

Alceſt.

Soll —

Föller.

Da muß ich wohl ſchweigen.

Alceſt.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnern Sie sich nicht,
Daß auch ein scharf Gesetz von andern Leuten spricht?

Aleest.

Herr Söller!

Söller (macht ein Zeichen des Köpfens).

Ja, man hilft euch Näschern auch vom Brode.

Aleest.

Ist Er ein Praktikus, und hält das Zeug für Mode?
Gehangen wird Er noch, zum wenigsten gestäupt.

Söller (zeigt auf die Stirn).

Gebrandmarkt bin ich schon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Wirth. Sophie.

Sophie (im Fond).

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Wirth (im Fond).

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da ist Aleest.

Wirth (erblickt Aleesten).

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß sich zeigen!

Wirth (zu Aleesten).

Mein Herr, sie ist der Dieb!

Sophie (auf der andern Seite).

Er ist der Dieb, mein Herr!

Aleest

(sieht sie beide lachend an, dann sagt er in einem Tone wie sie, auf Söllern deutend).

Er ist der Dieb!

Söller (für sich).

Nun Haut, nun halte fest!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03801/165

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Alceſt.

Sie haben's beide nicht: er hat's!

Wirth.

Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf, aufs Rad!

Sophie.

Du?

Söller (für ſich)

Wolkenbruch und Hagel!

Wirth.

Ich möchte dich —

Alceſt.

Mein Herr! ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.
Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Tugend darf's —

(zu Söller)

Sie waren ja zugegen!

Sophie (erſtaunt).

Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Tugend —

Söller.

Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.

Alceſt (zum Wirth).

Doch Sie?

Wirth.

Aus Neugier war ich auch hinaufgekommen,
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen;
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!

Doch ich ſehe niemand gehn,
Sehe niemand rennen.
Suppe kocht und ſiedet ein,
Braten will verbrennen.
Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, ſag', was meinſt du wohl?
Es wird niemand kommen.

Hänschen lauf und ſäume nicht,
Ruf mir neue Gäſte!
Jeder komme wie er iſt,
Das iſt wohl das Beſte!
Schon iſt's in der Stadt bekannt,
Wohl iſt's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh nur, wie ſie kommen!

Rechenſchaft.

Der Meiſter.

Friſch! der Wein ſoll reichlich fließen!
Nichts Verdrießliches weh' uns an!
Sage, willſt du mitgenießen,
Haſt du deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwei recht gute junge Leute
Liebten ſich nur gar zu ſehr;
Geſtern zärtlich, wüthend heute,
Morgen wär' es noch vielmehr;

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —

Söller.

Faſt glaub' ich's ſelber mit.

Alceſt (zu Sophien)

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie (ſie giebt ihm die Hand)

Gerne!

Alceſt (zum Wirth)

Allons denn!

Wirth (giebt Söllern die Hand)

Stiehl nicht mehr!

Söller.

Die Länge bringt die Ferne!

Alceſt.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Noth!
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod,
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden;
Hier iſt das Uebrige, ich weiß nicht wieviel Gulden.

Alceſt.

Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.

Söller.

Für dießmal wär's vorbei!

Alceſt.

Allein, ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu;
Und unterſteht Er ſich noch einmal anzufangen! —

Söller.

So! — Dießmal blieben wir wohl alle ungehangen.

Neueröffnetes moralisch-politisches

Puppenspiel.

Et prodesse volunt et delectare Poetae.

Prolog.

Auf, Adler, dich zur Sonne schwing',
Dem Publico dieß Blättchen bring':
Se Luft und Klang giebt frisches Blut,
Vielleicht ist ihm nicht wohl zu Muth.
Ach schau' sie, guck' sie, komm herbei
Der Papst und Kaiser und Clerisey!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz,
Trottiren und stäuben zu hellen Schaaren,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staaren,
Dringt einer sich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eielsohr.
Da steht das liebe Publicum
Und sieht erstaunend auf und um,
Was all der tollen Reiterei
Für Anfang, Will' und Ende sey.
Oho, sa sa, zum Teufel zu!
O weh! lass' ab, lass' mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren seyn!
Ach Herr, man krümmt und krammt sich so,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sey's Kammerherr nun, sey's Lakey;
Genug, daß einer drinne sey.
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!

Ach sieh! wie schöne pflanzt sich ein
Das Völklein dort im Schattenhain:
Ist wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder sich sein kleines Gut,
Beschneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singt sein Klimpimpimper-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt seine Aepfel, beschläft sein Weib:
Sich drauf die Bürgerschaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt sich schon.
Da kommt mir ein Titanensohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt- und Wäldern, Einem Hauf,
Mit Schlachtfelds Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk ist's bang)
Und trägt sie eben in Einem Lauf
Zum Schemel den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n ersten besten Strahl er nimmt,
Und schmeißt den Kerl die Kreuz und Quer
Hurlurli durli ins Thal daher,
Und freut sich seines Siegs so lang,
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So ist die Eitelkeit der Welt!
Ist keines Reich so fest gestellt,
Ist keine Erdenmacht so groß,
Fühlt alles doch sein Endeloos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann!
Der Hoh' stolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Das Jahrmarkts-Fest

zu Plundersweilern.

Ein Schönbartſpiel.

Marktſchreier.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieſer Zeit
Ein ſo hochgelahrter Doctor ziert,
Der ſeine Collegen nicht ſchikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein!
Hoffe, ihr werdet zugegen ſeyn,
Wenn wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüſiren.
Ich hoff' es ſoll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch ſeinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs Hagelregen.
Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß was im Grunde wir alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht curiren!
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.
Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt ihr für eine Comödia?

Marktſchreier.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man ſich wohl ennüyiren!

Bayerische Staatsbibliothek

Marktschreier.

Könnt' ich nur meinen Hanswurst curiren.
Der macht' euch sicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner seyd.
Doch ist's gar schwer es recht zu machen;
Die Leute schämen sich, zu lachen:
Mit Tugendsprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt jeder für sich allein:
So ein Mann magst du auch wohl seyn!
Doch wenn wir droben sprächen und thäten,
Wie sie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Ei pfui, ein indecentes Stück!
Allein wir suchen zu gefallen;
Drum lügen wir und schmeicheln Allen.

Doctor.

Sauer ist's so sein Brod erwerben!

Marktschreier.

Man sagt, es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verstellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen spricht und schreibt,
Und wenn man das sehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.
Doch ach! wir scheinen oft zu scherzen,
Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verschenken tausend Stück Pistolen,
Und haben nicht die Schuh' zu besohlen.
Unsre Helden sind gewöhnlich schüchtern,
Auch spielen wir unsre Trunkenen nüchtern.
So macht man Schelm und Bösewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Rollen muß man sich nicht schämen.

Marktschreier.

Warum will man's uns übel nehmen?

Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein jeder doch behutſam auf,
Weiß ſich in Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu heben und bald zu drücken,
Und ſo ſich manches zu erwerben,
Indeß wir andre faſt Hungers ſterben.

Doctor.

So habt ihr alſo gute Leute?

Marktſchreier.

Ihre Talente, die ſeht ihr heute:
Auch ſind ſie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es ſetzt doch wohl mitunter Zank?

Marktſchreier.

Das geht noch ziemlich, Gott ſey Dank!
Sie können ſich nicht immer leiden;
Stark ſind ſie im Geſichterſchneiden:
Ich laſſ' ſie gelaſſen ſich entzweien;
Jeden Tag giebt's neue Parteien.
Man muß nicht die Geduld verlieren,
Doch ſind ſie bös zu transportiren.
Will jetzt zu meinem Geſchäfte gehn.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiederſehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſeyn,
Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gaukelſpiel zu ſehen.

(Der zweite Vorhang geht auf, man ſieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde ſteht das Brettergerüſte des Marktſchreiers, links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tiſch und Stühle. Während der Symphonie geht alles, doch in ſolcher Ordnung durcheinander, daß ſich die Perſonen gegen der Vorderſeite begegnen, und dann ſich in den Grund verlieren, um den andern Platz zu machen.)

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,

Senkte Sie hier das Genicke,
Dort zerrauft' Er ſich das Haar;
Alles bracht' ich ins Geſchicke,
Und ſie ſind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Warum weinſt du, junge Waiſe?
„Gott! ich wünſchte mir das Grab;
Denn mein Vormund, leiſe, leiſe,
Bringt mich an den Bettelſtab.“
Und ich kannte das Gelichter,
Zog den Schächer vor Gericht,
Streng' und brav ſind unſre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einem armen kleinen Kegel,
Der ſich nicht beſonders regt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Heute grob ſich aufgelegt.

Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, ist gar kein Geld,
Wie's einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

(Der Bauer streift mit den Besen an den Tyroler und wirft ihm seine Sachen herunter. Streit zwischen beiden; während dessen Marmotte von den zerstreuten Sachen einsteckt.)

Bauer.

Besen kauft, Besen kauft!
Groß und klein.
Schroff und rein,
Braun und weiß,
All aus frischem Birkenreis;
Kehrt die Gasse, Stub' und Steiß,
Besenreis, Besenreis!

(Der Gang des Jahrmarkts geht fort.)

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein,
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Kistchen und Pfeifer,
Kutschen und Läufer,
Husar und Schweizer;
Nur ein paar Kreuzer,
Ist alles dein!
Kindlein, kauft ein.

Fräulein.

Die Leute schreien wie besessen.

Doctor.

Es gilt ums Abendessen.

Tyrolerin.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerin.

Gemalt neumodisch Band,
Die leicht'sten Palatinen
Sind bei der Hand;
Sehn Sie die allerliebsten Häubchen an,
Die Fächer! was man sehen kann!
Niedlich, scharmant!

(Der Doctor thut artig mit der Tyrolerin während des Beschauens der Waaren, wird zuletzt dringender.)

Tyrolerin.

Nicht immer gleich
Ist ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für euch;
Nimmt sich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich ist die Schneck' in ihrem Haus,
Und er macht so! —

(Sie wischt dem Doctor das Maul.)

Wagenschmiermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenschmer,
Daß die Achsen nicht knirren
Und die Räder nicht girren,
Yah! Yah!
Ich und mein Esel sind auch da.

Gouvernante kommt mit dem **Pfarrer** durchs Gedränge, er hält sich bei dem **Pfefferkuchenmädchen** auf, die Gouvernante ist unzufrieden.

Gouvernante.

Dort steht der Doctor und mein Fräulein,
Herr Pfarrer, lassen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da:
Sind gewürzt, süß und gut;
Frisches Blut,

Guten Muth;
Pfeffernüß! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geschwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann und sein Bursch.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark!

Zigeunerbursch.

Die Pistolen
Möcht' ich mir holen!

Zigeunerhauptmann.

Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laffen
Feilschen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Bestienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über sie!

Zigeunerbursch.

Wetter! wir wollten sie!

Zigeunerhauptmann.

Wollten sie zausen!

Zigeunerbursch.

Wollten sie laufen!

Zigeunerhauptmann.

Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Zigeunerbursch.

Wär' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmännin (kommt aus der Hausthür).

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkomm'ner Besuch!

Doctor.

Ist heut doch des Lärmens genug.

Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bild auf; die Leute versammeln sich.

Bänkelsänger.

Ihr lieben Christen allgemein,
Wann wollt ihr euch verbessern?
Ihr könnt nicht anders ruhig seyn,
Und euer Glück vergrößern:
Das Laster weh dem Menschen thut;
Die Tugend ist das höchste Gut,
Und liegt euch vor den Füßen.

(Die folgenden Verse ad libitum.)

Amtmann.

Der Mensch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme schon durch manche Land
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu essen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' gesehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch gesehn die Jungfer schön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinen sehn,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht so gehn, ihr Herrn,
Avecque la marmotte,
Die Burschen essen und trinken gern,
Avecque la marmotte.
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

(Die Gesellschaft wirft den Knaben kleines Geld hin. Marmotte rafft alles auf.)

Citherspielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer!
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Ist nicht wahr, ist mein.

(Balgen sich. Marmotte siegt. Citherspielbub weint.)

Symphonie.

Lichtputzer (in Hanswursttracht, auf dem Theater).

Wollen's gnädigst erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeunerhauptmann.

Wie die Schöpse laufen,
Vom Narren Gift zu kaufen!

Schweinmetzger.

Führt mir die Schweine nach Haus.

Ochsenhändler.

Die Ochsen langsam zum Ort hinaus,
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken eins. Die Heerde ist versorgt.

Hanswurst.

Ihr mehnt, i bin Hanswurst, nit wahr?

Hab' ſei Krage, ſei Hoſe, ſei Knopf:
Hätt' i an ſei Kopf,
Wär' i Hanswurſt ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bärt!
Allons, wer kauf mir
Pflaſter, Lazier!
Hab' ſo viel Durſt,
Als wie Hanswurſt.
Schnupftuch 'rauf!

Marktſchreier.

Wirſt nit viel angeln, iſt noch zu früh.
Meine Damen und Herrn
Sähen wohl gern
's treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Iſt die Hiſteria
Von Eſther in Drama;
Iſt nach der neuſten Art,
Zähnklappen und Grauſen gepaart:
Daß nur ſehr Schad' iſt,
Daß heller Tag iſt;
Sollte ſtichdunkel ſeyn,
Denn 's ſind viel Lichter drein.

(Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.)

Symphonie.

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman (allein).

Die du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht begleiteſt,
Mir die Gedanken füllſt und meine Schritte leiteſt,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick

Die Hand von deinem Knecht! Es wägt sich mein Geschick.
Was soll der hohe Glanz, der meinen Kopf umschwebet?
Was soll der günst'ge Hauch, der längst mein Glück belebet,
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn sich ein Einziger nicht in dem Staube schmiegt?
Was hilft's auf so viel Herrn und Fürsten wegzugehen,
Wenn es ein Jude wagt, mir ins Gesicht zu sehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbeflecktes Blut!
So lehr' ihn unsre Macht des Tempels grause Gluth,
Und wie Jerusalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk, und Mardochai vor allen!
O kochte nur, wie hier, erst Ahasverus' Blut,
Da er ein König ist, ach, ist er viel zu gut.

Ahasverus
(tritt auf und spricht)

Sieh Haman, — bist du da?

Haman.

Ich warte hier schon lange.

Ahasverus.

Du schläfst auch nie recht aus, es ist mir um dich bange.
(Setzt sich.)

Haman.

Erhabenster Monarch, da deine Majestät
Wie immer, seh' ich wohl, auf Ros' und Flammen geht,
Welch einen Dank soll man den hohen Göttern sagen,
Für dein so selten Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht dir so wenig Müh'!
Das ist nur Götterkraft; von ihnen hast du sie.
So läßt sich ein Gebirg' in fester Ruh' nicht stören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf seinem Haupt sich mehren.

Ahasverus.

O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und so regiert von jeher mein Geschlecht.
Mit Müh' hat keiner sich das weite Reich erworben,
Und keiner jemals ist aus Sorglichkeit gestorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigſter, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut deine Ruh' gezwungen ſtören muß!

Ahasverus.

Was ihr zu ſagen habt, bitt' ich euch — kurz zu ſagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Ahasverus.

Wie ſo?

Haman.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabſt ihm Raum und Ruh', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art in deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie verſtieß,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen ſchwinden ließ:
Und doch verkennen ſie in dir den güt'gen Retter,
Verachten dein Geſetz, und ſpotten deiner Götter;
Daß ſelbſt dein Unterthan ihr Glück mit Neide ſieht,
Und zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß ſie durch ein Geſetz von ihrer Pflicht belehren,
Und wenn ſie ſtörrig ſind, durch Flamm' und Schwert bekehren.

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe dich: du ſprichſt nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andern ſeht, ſo ſieht's der König nicht.
Mir iſt es einerlei, wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind, und mir die Steuern bringen.

Haman.

Ich ſeh', Großmächtigſter, dir nur gehört das Reich,
Du biſt an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich!
Doch iſt das nicht allein: ſie haben einen Glauben,
Der ſie berechtiget die Fremden zu berauben,
Und der Verwegenheit ſtehn deine Völker bloß.
O König! ſäume nicht, denn die Gefahr iſt groß.

Ahasverus.

Wie wäre denn das jetzt so gar auf einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.

Haman.

Auch ist's das eben nicht wovon die Rede war:
Der Jude liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind:
Doch das thun andre mehr, die unbeschnitten sind.

Haman.

Das alles ließe sich vielleicht auch noch verschmerzen:
Doch finden sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen,
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohl verwahrt.
Mit jedem handeln sie nach einer eignen Art.
Sie wissen jedermann durch Berg und Tausch zu fassen:
Der kommt nie los, der sich nur Einmal eingelassen.
Mit unsern Weibern auch ist es ein übel Spiel;
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machst mich lachen;
Ein Jude wird dich doch nicht eifersüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigster! Doch ist's ein alter Brauch,
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;
Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrst dich, guter Mann! Wie könnte das geschehn?
Das alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl, dir ist zwar niemand gleich,
Doch giebt's viel große Herrn und Fürsten in dem Reich,
Die dein so sanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch stecken sie in Schulden;

Es iſt ein jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Iſrael verwandt,
Und dieſes ſchlaue Volk ſieht Einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung ſteht, ſo lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den faſt getuſchten Brand,
Und eh wir's uns verſehn, ſo flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das iſt das erſtemal nicht daß uns dieß begegnet;
Doch unſre Waffen ſind am Ende ſtets geſegnet:
Wir ſchicken unſer Heer und feiern jeden Sieg,
Und ſitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg.

Haman.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Iſt eben auch ſo bald durch Klugheit zu erſticken:
Allein durch Rath und Geld nährt ſich Rebellion,
Vereint beſtürmen ſie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz ſicher ſtehn, ſo lang' als ich drauf ſitze!
Man weiß wie da herab ich gar erſchrecklich blitze:
Die Stufen ſind von Gold, die Säulen Marmorſtein,
In hundert Jahren fällt ſolch Wunderwerk nicht ein.

Haman.

Ach warum drängſt du mich, dir alles zu erzählen?

Ahasverus.

So ſag' es g'rad heraus, ſtatt mich ringsum zu quälen:
So ein Geſpräch iſt mir ein ſchlechter Zeitvertreib.

Haman.

Ach Herr, ſie wagen ſich vielleicht an deinen Leib.

Ahasverus (zuſammenfahrend)

Wie? was?

Haman.

Es iſt geſagt. So fließet denn, ihr Klagen!
Wer iſt wohl Manns genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die ſchwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens daß dich Thron und Kron' und Zepter ſchützen:

Und ich fühlte mich ein Mannſen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hanſen
Gleich die Schmarre durchs Geſicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu ſagen:
Denn ich habe nichts gethan.
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthſchaft an:
Doch ich habe nichts vergeſſen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten ſie zu eſſen,
Und an Eſſen fehlt' es nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!
Achſelzucken, Kümmereien!
Und er hieß ein Patriot.

Du sollst nicht Babylon, nicht mehr dein Reich besitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherei
Mit Vatermörderhand dein Lebensband entzwei;
Dein Blut, wofür das Blut von Tausenden geflossen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegossen.
Weh heulet im Palast, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Dienst sich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie schlechtes Aas geachtet,
Und deine Treuen sind in Reihen hingeschlachtet!
Zuletzt, vom Morden satt, tilgt die Verrätherhand
Ihr eigen schändlich Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus.

O weh! was will mir das? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub', ich sterbe gleich. — Geh, sag' es meiner Frau!
Die Zähne schlagen mir, die Kniee mir zusammen,
Mir lauft ein kalter Schweiß! schon seh' ich Blut und Flammen.

Haman.

Ermanne dich!

Ahasverus.

Ach! Ach!

Haman.

Es ist wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk ist stets zu deinem Dienst bereit.
Du wirst den Redlichsten an seinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert ihr? So laßt sie gleich verbrennen!

Haman.

Man muß behutsam gehn; so schnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweile stechen sie mich zwanzigmale todt.

Haman.

Das wollen wir nun schon mit unsern Waffen hindern.

Ahasverus.

Und ich war so vergnügt als unter meinen Kindern!
Mir wünschen sie den Tod? Das schmerzt mich gar zu sehr!

Haman.

Und, Herr, wer einmal ſtirbt, der ißt und trinkt nicht mehr.

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht ſchrecklich g'nug beſtrafen.

Haman.

Du ſollteſt ſchon ſo früh bei deinen Vätern ſchlafen?

Ahasverus.

Ei pfui! mir iſt das Grab mehr als der Tod verhaßt!
Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun ſtill! ich bin gefaßt.
Nun ſoll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh', laß mir auf einmal zehntauſend Galgen bauen.

Haman (knieend).

Unüberwindlichſter! hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' ums viele Volk — und um die Waldung Schad'.

Ahasverus.

Steh' auf! Dich hat kein Menſch an Großmuth überſchritten;
Dich lehrt dein edel Herz für Feinde ſelbſt zu bitten.
Steh' auf! Wie meinſt du das?

Haman.

Gar mancher Böſewicht
Iſt unter dieſem Volk; doch alle ſind es nicht;
Und vor unſchuld'gem Blut mög' ſich dein Schwert behüten!
Beſtrafen muß ein Fürſt, nicht wie ein Tiger wüthen!
Das Ungeheu'r, das ſich mit tauſend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederſchlägt.

Ahasverus.

O wohl! So hängt mir ſie, nur ohne viel Geſchwätze!
Der Kaiſer will es ſo, ſo ſagen's die Geſetze.
Wer ſind ſie, ſag' mir an?

Haman.

Ach das iſt nicht beſtimmt;
Doch geht man niemals fehl, wenn man die Reichſten nimmt.

Ahasverus.

Vermaledeite Brut, du ſollſt nicht länger leben!
Und dir ſey all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geschenk!

Ahasverus.

Wer kommt dir erst in Sinn?

Haman.

Der erst' ist Mardochai, Hofjud' der Königin.

Ahasverus.

O weh! da wird sie mir kein Stündchen Ruhe lassen!

Haman.

Ist er nur einmal todt, so wird sie schon sich fassen.

Ahasverus.

So hängt ihn denn geschwind, und laßt sie nicht zu mir!

Haman.

Wen du nicht rufen läßt, der kommt so nicht zu dir.

Ahasverus.

Wo ist ein Galgen nur? Hängt ihn, eh's jemand spüret!

Haman.

Schon hab' ich einen hier vorsorglich aufgeführet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beschlossen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an. (Ab.)

Hanswurst.

Der erste Actus ist nun vollbracht,
Und der nun folgt — das ist der zweite.

Marktschreier.

Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menschenlieb' und Freundlichkeit,
Sorge für eure Gesundheit
Und Leibeswohl zu dieser Zeit
Mich diesen weiten Weg geführt,
Das seyd ihr alle perschwadirt,
Und von meiner Wissenschaft und Kunst
Werdet ihr, liebe Freunde, mit Gunst

Euch ſelbſt am beſten überführen,
Und iſt ſo wenig zu verlieren.
Zwar könnt' ich euch Brief und Siegel weiſen
Von der Kaiſerin aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,
Und allen Europens Potentaten —
Doch wer ſpricht gern von ſeinen Thaten?
Sind auch viele meiner Vorfahren,
Die leider nichts als Prahler waren.
Ihr könntet's denken auch von mir,
Drum rühm' ich nichts, und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzenei, köſtlich und gut:
Die Waare ſich ſelber loben thut.
Wozu es alles ſchon gut geweſen,
Iſt auf'm gedruckten Zettel zu leſen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpülverlein, honigſüße,
Und einen Ring gegen alle Flüſſe.
Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
Iſt in der Noth wohl hundert werth.

Hanswurſt.

Schnupftuch 'rauf!

(Die Zuſchauer kaufen beim Marktſchreier.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!
Sie ſind gut,
Und ſind nicht theuer,
Friſch wie's einer nur begehrt!

Zigeunerhauptmann.

Das Milchmädchen da iſt ein hübſches Ding;
Ich kauft' ihr wohl ſo einen zinnernen Ring.

Zigeunerburſch.

O ja, mir wär' ſie eben recht.

Zigeunerhauptmann.

Zuerſt der Herr und dann der Knecht.

Beide.

Wie verkauft ſie ihre Eier?

Milchmädchen.

Drei, ihr Herrn, für einen Dreier.

Beide.

Straf' mich Gott, das ſind ſie werth.

(Sie macht ſich von ihnen los.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!

Beide. (Sie halten ſie.)

Nicht ſo wild!
O nicht ſo theuer!

Milchmädchen.

Was ſollen mir
Die tollen Freier?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eier!
Dann ſeyt ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht! Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen ſagen laſſen,
Sie ſollten das Ding geziemlicher faſſen.

Doctor.

Was ſagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman gehenkt erſcheine
Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.

Hanswurſt.

Schnupftuch 'rauf!

Marktſchreier.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen,
Wir wollen den zweiten Act beginnen.
Indeſſen können ſie ſich beſinnen,
Ob ſie von meiner Waare was brauchen.

Hanswurſt.

Gebt Acht! kommen euch Thränen in die Augen.

Muſik.

Eſther und **Mardochai** treten auf.

Mardochai
(weinend und ſchluchzend).

O gräuliches Geſchick! o ſchreckenvoller Schluß!
O Unthat, die dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königin, muß ich vor dir erſcheinen.

Eſther.

So ſag' mir, was du willt, und hör' nur auf zu weinen!

Mardochai.

Hü hü! es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.

Eſther.

Geh', weine dich erſt ſatt, ſonſt bringſt du nichts heraus.

Mardochai.

Hü hü! es wird mir noch, hü hü! das Herz zerſprengen.

Eſther.

Was giebt's denn?

Mardochai.

U hu hu, ich ſoll heut Abend hängen!

Esther.

Ei, was du sagst, mein Freund! Ei, woher weißt du dieß?

Mardochai.

Das ist sehr einerlei, genug es ist gewiß.
Darf denn der Glückliche dem schönsten Tage trauen?
Darf einer denn auf Fels sein Haus geruhig bauen?
Mich machte deine Gunst so sicher, Königin.
Wie zittr' ich, da ich nun von den Verworfnen bin!

Esther.

Sag', wem gelüstet's denn, mein Freund, nach deinem Leben?

Mardochai.

Der stolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn du dich nicht erbarmst, nicht eilst mir beizustehn,
Nicht schnell zum König gehst, so ist's um mich geschehn.

Esther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich dir nicht gewähren.
Man kommt zum König nicht, er müßt' es erst begehren,
Tritt einer unverlangt dem König vors Gesicht,
Du weißt, der Tod steht drauf! Gewiß, dein Ernst ist's nicht.

Mardochai.

O Unvergleichliche, du hast gar nichts zu wagen;
Wer deine Schönheit sieht, der kann dir nichts versagen.
Und in Gesetzen sind die Strafen nur gehäuft,
Weil man sonst gar zu grob den König überläuft.

Esther.

Und sollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Vasthi Sturz, ich mag es nicht probiren.

Mardochai.

So ist dir denn der Tod des Freundes einerlei?

Esther.

Allein was hälf es dir, wir stürben alle zwei?

Mardochai.

Erhalt' mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!

Esther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht so gefährlich wäre.

Mardochai.

Ich seh', dein hartes Herz ruf' ich vergebens an.
Gedenk', Undankbare, was ich für dich gethan!
Erzogen hab' ich dich von deinen ersten Tagen,
Ich habe dich gelehrt bei Hof' dich zu betragen.
Du hättest lange schon des Königs Gunst verscherzt,
Er hätte lange schon sich satt an dir geherzt,
Du bist oft gar zu g'rad, und wärest längst verkleinert,
Hätt' ich nicht deine Lieb' und deine Pflicht verfeinert.
Dir kam allein durch mich der König unters Joch,
Und durch mich ganz allein besitzest du ihn noch.

Esther.

Von selbsten hab' ich wohl nicht Gunst noch Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn du längst gestorben.

Mardochai.

O stürb' ich für mein Volk und unser heilig Land!
Allein ich sterb' umsonst durch die verruchte Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem ungestümen Regen,
Dem glüh'nden Sonnenschein und bittern Schnee entgegen!
Dort nascht geschäftig mir, zum Winter-Zeitvertreib,
Ein garstig Rabenvolk das schöne Fett vom Leib!
Dort schlagen ausgedörrt zuletzt die edlen Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder!
Ein Gräuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Israel, und, Königin — was dir?

Esther.

Gewiß groß Herzeleid! Doch kann ich es erlangen,
So sollst du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;

Und mit sorgfält'gem Schmerz vortrefflich balsamirt,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es sich gebühret.

Mardochai.

Vergebens wirst du dann den treuen Freund beweinen!
Er wird dir in der Noth nicht mehr wie sonst erscheinen,
Mit keinem Beutel Geld, den du so eifrig nahmst,
Wenn du mit Schuldverdruß von Spiel und Handel kamst:
Mit keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen:
Mein Geist erscheint dir leer, und um dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Gestalt von Schätzen aus der Gruft,
Und wenn du's fassen willst, verschwindet's in die Luft.

Esther.

Ei, weißt du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Capital in deinem Testamente.

Mardochai.

Wie gerne thät' ich das, von deiner Huld gerührt!
Doch leider! ist mein Gut auch sämmtlich confiscirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch besorgen!
Kein Einz'ger bleibt zurück, dir künftig mehr zu borgen.
Der schöne Handel fällt, es kommt kein Contreband
Durch unsre Industrie dir künftig mehr zur Hand.
Die kleinste Zofe wird nichts mehr an dir beneiden;
Dich werden, Mägden gleich, inländ'sche Zeuge kleiden;
Und endlich wirst du so, mit hoffnungsloser Pein,
Die Sklavin deines Manns und seiner Leute seyn!

Esther.

Das ist nicht schön von dir! Was brauchst du's mir zu sagen?
Kommt einmal diese Zeit, dann ist es Zeit zu klagen.
(Weinend.)
Nein! Wird mir's so ergehn?

Mardochai.

Ich schwör' dir, anders nicht!

Eſther.

Was thu' ich?

Mardochai.

Rett' uns noch!

Eſther.

Ach, geh' mir vom Geſicht!

Ich wollte —

Mardochai.

Königin, ich bitte dich, erhöre!

Was willſt du?

Eſther.

Ach ich wollt' — daß alles anders wäre!

(Ab.)

Mardochai (allein)

Bei Gott! hier ſoll mich nicht manch ſchönes Wort verdrießen,
Ich laſſ' ihr keine Ruh', ſie muß ſich doch entſchließen.

(Ab.)

Marktſchreier.

Seiltänzer und Springer ſollten nun kommen;
Doch haben die Tage ſo abgenommen.
Allein morgen früh bei guter Zeit
Sind wir mit unſerer Kunſt bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenſpielmann (hinter der Scene)

Orgelum Orgeley!
Dudeldumdey!

Ich verfluchte das Gewäſche,
Nannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, ſo löſche,
Hat's gebrannt, bau wieder auf!

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Meiſter.

Jeder möge ſo verkünden,
Was ihm heute wohlgelang!
Das iſt erſt das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Geſang.
Keinen Druckſer hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe ſind beſcheiden,
Brave freuen ſich der That.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drei Stimmen

Heiter trete jeder Sänger,
Hochwillkommen in den Saal:
Denn nur mit dem Grillenfanger
Halten wir's nicht liberal;

Doctor.

Laßt ihn herbeikommen.

Amtmann.

Bringt den Schirm heraus.

Doctor.

Thut die Lichter aus;
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man iſt was man bleibt?

Amtmann.

Man iſt wie man's treibt.

Schattenſpielmann.

Orgelum, Orgeley!
Dudeldumdey!
Lichter weg! mein Lämpchen nur,
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames.

Doctor.

Von Herzen gern.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley! :,:
Ach wie ſie is alles dunkel!
Finſternis is,
War ſie all wüſt und leer,
Hab' ſie all nichs auf dieſer Erd' geſehn.
Orgelum :,:
Sprach ſie Gott, 's werd' Licht!
Wie's hell da 'reinbricht!
Wie ſie all' durk einander gehn,
Die Element alle vier,
In ſechs Tag' alles gemacht is,
Sonn', Mond, Stern, Baum und Thier,

Orgelum, orgelen!
Dudelrumdey!
Steh' ſie Adam in die Paradies,
Steh' ſie Eva, hat ſie die Schlang verführt.
'Rausgejagt,
Mit Dorn und Diſteln,
Geburtsſchmerzen geplagt.
O weh!
Orgelum :,:
Hat ſie die Welt vermehrt
Mit viel' gottloſe Leut,
Waren ſo fromm vorher!
Habe geſunge, gebett!
Glaube mehr an keine Gott,
Is e Schand und e Spott!
Seh' ſie die Ritter und Damen,
Wie ſie zuſammenkamen,
Sich begeh', ſich begatte
In alle grüne Schatte,
Uf alle grüne Heide:
Kann das unſer Herr Gott leide?
Orgelum, orgelen,
Dudelrumdey!
Fährt da die Sündfluth 'rein,
Wie ſie gottserbärmlich ſchreie:
All' all' erſaufen ſchwer,
Is gar keine Rettung mehr!
Orgelum :,:
Guck' ſie, in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius,
Macht ein End' all dieſer Noth:
Dank ſey dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgelen,
Dudelrumdey!

Doctor.

Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an Einmal satt.

Doctor.

Jeder Tag seine eigne Plage hat.

Schattenspielmann.

Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Das

Neueste von Plundersweilern.

1780.

Nachstehendes Gedicht verlangt eine kurze Einleitung, weil es sonst zum größten Theil unverständlich bleiben müßte.

Herzogin Amalia hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß Sie allen Personen Ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheeren ließ. In einem geräumigen Zimmer waren Tische, Gestelle, Pyramiden und Paulichkeiten errichtet, wo jeder Einzelne solche Gaben fand, die ihn theils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und erfreuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und vermahnen sollten.

Zu Weihnachten 1780 verbanden sich mehrere dieses Vereins, der Fürstin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres seyn sollte, als die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Ueber diesen Gegenstand war so viel gesprochen worden, so viel gestritten und gemeint, daß sich manches Neckische wohl zusammenfassen ließ, und das Zerstreute in einem Bilde aufzustellen möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfassers ward durch Rath Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Dieses Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt, und als nun jedermann sich über die empfangenen Gaben genugsam erfreut hatte, trat der Marktschreier von Plundersweilern, in der von Petersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter, wie sie eben vorkamen, mit der Pritsche bezeichnete. Dieser Scherz gelang zur Ergötzung der höchsten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten.

Das Bild exiſtirt noch, wohlerhalten, und dürfte von einem geſchickten Kupferſtecher geiſtreich radirt zum völligen Verſtändniß des Gedichts, und dem deutſchen Publicum, das über jene Zeiten ſich längſt aufgeklärt ſieht, zur unverfänglichen Unterhaltung dienen.

Weimar, den 30. April 1816.

Im deutschen Reich gar wohl bekannt
Iſt der Ort, Plundersweilern genannt,
Und ſeines Jahrmarkts Lärm und Luſt
Viel groß- und kleinem Volk bewußt;
Auch ſieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken ſich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa ſeyn
Wie zwiſchen — — — — — —,
Als wo man emſig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und ſendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die weite Welt.

Viel mehr ſind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Logis;
Und wie ein Haus gebaut ſeyn mag,
Gleich iſt's beſetzt den andern Tag.

Beſonders eine der längſten Gaſſen,
Hat man für Leſer erbauen laſſen,
Wo in den Häuſern, eng und weit,
Geleſen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil ſind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,
Find't man, ſo wie man geht und ſteht,
Von Thürſchwell' auf bis zum Privet,
Einen jeden emſig ſich erbauen
Und kaum zum Gruße ſeitwärts ſchauen.

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Kaffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig' jedermann
Sich seinen Magen verderben kann:
So theilt man nun den Leseschmaus
Liebhabern für sechs Pfennig' aus.

Von dieser Straße, lang und schön,
Könnt ihr hier nur das Eckhaus sehn.
Hier schauen Damen und Herrn herum
Begierig in das Publicum,
Wie einer an den andern rennt;
Und Abends sind sie gar content.

Vor ihrem Fenster, mit leichten Schritten,
Spaziert ein Mädchen von schlechten Sitten,
Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menschen sauren Schweiß.
Ein jeder wird sie laut verachten;
Es mag kein Mensch sie übernachten,
Und alle kommen doch zu Haufen
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie schlimm sieht's drum in jenem Haus,
In der uralten Handlung aus!
Gar einzeln naht sich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,
Nach einem Folio zu fragen;
Dagegen bücken viel Automagen
Sich mit demüthigen Geberden
Vor dem Papierpatron zur Erden.
Auch ist das Haus, wie jeder sagt,
Von böser Nachbarschaft geplagt:
Wie man Exempel jeden Tag
In der Almende sehen mag.

Halt auf! o weh! welch ein Geſchrei!
Was zerrt man dieſe Leut' herbei?
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden euch den Herrn Barbier,
Dem, wo er irgend Stoppeln ſieht,
Das Meſſer unter'n Händen glüht;
Und er raſirt, die Wuth zu ſtillen,
Zwar gratis, aber wider Willen,
Und bei dem ungebetnen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Naſe mit.

Welch ein Palaſt am End' der Stadt
Iſt's, wo er ſeine Bude hat!
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alle Gegend überſchaut.
Wer iſt der vornehm reiche Mann,
Der alſo bau'n und wohnen kann?

Mit großer Luſt und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik.
Ein jeder, er ſey groß und klein,
Wird ihr gar ſehr willkommen ſeyn.
Sein Zimmer iſt ihm gleich bereit,
Sein Eſſen auch zu rechter Zeit;
Er wird genähret und verwahrt
Nach ſeiner Art und ſeinem Bart.
Doch läßt, aus Furcht vor Neidesflammen,
Sie ihre Freunde nie zuſammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Capital noch Pfand,
Sie bringt auch ſelber nichts hervor,
Und lebt und ſteht doch groß im Flor:

Furchten hinter dieſen Launen,
Dieſem ausſtaffirten Schmerz,
Dieſen trüben Augenbrauen,
Leerheit oder ſchlechtes Herz.

Chor.

Niemand ſoll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter ſoll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Ergo bibamus!

Hier ſind wir verſammelt zu löblichem Thun,
Drum Brüderchen! Ergo bibamus.
Die Gläſer ſie klingen, Geſpräche ſie ruhn,
Beherziget Ergo bibamus.
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort:
Es paſſet zum Erſten und paſſet ſo fort,
Und ſchallet ein Echo vom feſtlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus.

Ich hatte mein freundliches Liebchen geſehn,
Da dacht' ich mir: Ergo bibamus.
Und nahte mich freundlich; da ließ ſie mich ſtehn
Ich half mir und dachte: Bibamus.
Und wenn ſie verſöhnet euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küſſen vermißt;
So bleibet nur, bis ihr was Beſſeres wißt,
Beim tröſtlichen Ergo bibamus.

Denn was ſie reich macht und erhält,
Das iſt eine Art von Stempelgeld:
Drum ſchn wir alle neue Waaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Fenſter läßt ſich einer blicken,
Der reißt gar alles grob zu Stücken;
Ein andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein dritter läßt's auf der Wage ſchnellen:
Ein vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenſter ſind auch zu;
Das deutet nicht auf innre Ruh.
Die meiſten arbeiten in der Gruft
Und kommen ſelten an friſche Luft.

Doch ſcheint's, ihr möget nicht verweilen
Und gerne dieſen Zug ereilen;
Bleibt nur ein wenig hinterdrein;
Ich fürcht', es möcht' gefährlich ſeyn.
Unter dem Leichnam auf ſeinem Rücken
Seht ihr einen jungen Herrn ſich drücken,
Ein Schießgewehr in ſeiner Hand:
So trug er ſeinen Freund durchs Land,
Erzählt' den traurigen Lebenslauf
Und forderte jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er ſich auf ſeinen Füßen,
Die Thränen ihm von den Wangen fließen,
Beſchreibt gar rührend des Armen Noth,
Verzweiflung und erbärmlichen Tod;
Wie er ihn endlich aufgerafft:
Das alles ein wenig ſtudentenhaft.
Da fing's entſetzlich an zu rumoren
Unter Klugen, Weiſen und unter Thoren;
Drum wünſcht er weit davon zu ſeyn.

Denn ſeht, es kommen hintertrein
Ein Chor ſchwermüthiger Junggeſellen,
Die ſich gar ungebärdig ſtellen.
Mehr ſag' ich nicht: man kennt gemig
Den ganzen uniformen Zug.
Jeder führt eine Jungfrau ſein,
Die ſcheinen gleiches Sinns zu ſeyn:
Denn ſie tragen auf bunten Stangen
Paniere zierlich aufgehangen,
Die Zeichen ihrer Luſt und Schmerz:
Einen vollen Mund, ein brennend Herz:
Wie denn nun faſt eine jede Stadt
Ihren eignen Mondſchein nöthig hat.
Die Herzen lärmen und pochen ſo ſehr,
Man hört ſein eigen Wort nicht mehr;
Doch ſcheinen die Liebchen bei dieſen Spielen
Noch ſeitwärts in die Welt zu ſchielen.

Laßt ſie vorbei und ſeht die Knaben,
Die in der Ecke ihre Kurzweil haben.
Die Laube, die ſie faßt, iſt klein,
Doch dünkt ſie ihnen ein dichter Hain.
Sie haben aus Maien ſie aufgeſteckt
Und vor der Sonne ſich bedeckt;
Mit Siegsgeſang und Harfenſchlag
Verklimpern ſie den lieben Tag;
Sie kränzen freudig ſich wechſelsweiſe,
Einer lebt in des andern Preiſe;
Daneben man Keul' und Waffen ſchaut,
Sie ſitzen auf der Löwenhaut;
Doch guckt, als wie ein Eſelsohr,
Ein Murmelkaſten drunter vor,
Daraus denn bald ein jedermann
Ihre hohe Abkunft errathen kann.

Ihr ſchaut euch um, ihr ſeht empor,
Leiht andern Stimmen euer Ohr!

Ja ſeht nur recht! Dort eine Welt
In vielen Fächern dargeſtellt.
Man nennt's ein epiſches Gedicht;
So was hat ſeines Gleichen nicht.

Der Mann, den ihr am Bilde ſeht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Verfahren müſſen's büßen;
Sie liegen wie Dagon zu ſeinen Füßen;
Auf ihren Häuptern ſteht der Mann,
Daß er ſeinen Helden erreichen kann.

Kaum iſt das Lied nur halb geſungen,
Iſt alle Welt ſchon liebdurchdrungen.
Man ſieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung ſich umarmen.
Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erſt zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hoſen dazu,
Und, was ſich niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann.

Vor dieſem himmliſchen Bericht
Fällt die ganze Schule aufs Angeſicht,
Und rufen: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Euſtazie!

Der Adler umgeſtürzte Zier!
Der deutſche Bär ein feines Thier!
Wie viele Wunder die geſchehn,
Könnt ihr hier nicht auf einmal ſehn!
Er hat auch eine Heftelfabrik,
Die zeigt ſich nicht auf dieſem Stück.

Ihr kennt den himmliſchen Mercur,
Ein Gott iſt er zwar von Natur;
Doch ſind ihm Stelzen zum irdiſchen Leben
Als wie ein Pfahl ins Fleiſch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterſchritte.
Auf ſeinen Scepter und ſeine Ruthe
Thut er ſich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens ſägſt du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unſterblich ſind.
Es ſchaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch dieſen Pack, ſo ſchwer und groß,
Wird er wohl ſchwerlich jemals los.

Wie iſt mir? wie erſcheint ein Engel
In Wolken mit dem Lilienſtengel!
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder,
Er ſieht ſich um und ſucht ſich Brüder.
Wer ſagt mir ein vernünftig Wort?
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht ihr nicht, wie geſchickt ſie's machen!
Seht doch, wie ſteigen ihre Drachen!
Geht er nicht ſchnell und hoch genung?
Man nennt es einen Odenſchwung.

Die andern führ' ich euch nicht vor;
Sie haben mit dem Blaſerohr
Nach Schmetterlingen unverdroſſen
Mit Lettenkugeln lang' geſchoſſen,
Und dann war ſtets das arme Ding
Ein labungeſchwiner Schmetterling.
Die kleinen Jungens in der Pfützen
Laßt ſie mit ihren Schuſſern ſitzen!

Und laßt uns ſehn, dort ſtäubt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.

Zuvörderſt ſprengt ein Rittersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbuſch ihn ziert,
Die Lanze er gar ſtolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verſtummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Gut's geſchafft.
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume ſammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Neſtern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felſenmütze,
Sein Schütteln ſchüttert Ritterſitze.
Entſetzt euch nicht ob dieſer Stärke
Und der modernen Simſons-Werke:
Denn aller Rieſen-Vorrath hier
Iſt nur von Pappe und von Papier.

Ein andrer trägt einen Kometenhut;
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie ſtolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos iſt nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Schaaren
Aus ihren eignen Häuten fahren;
Doch ſitzen ſie darin zu feſt,
Drum es jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund ſind zwei feine Knaben,
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutſchheit ſich zu zieren itzt
Hat jeder ſein armes Wamms zerſchlitzt;

Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das giebt gar wundervolle Falten;
Die Puffen ſtehn gut zu Geſicht;
Sie ſchonen ſogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutſchen Betteljungen gleichen.

Wenn ich nun jemand rathen mag,
So hat er genug für dieſen Tag,
Und geht den Lärm und das Geſchrei,
Was hinten ſich erhebt, vorbei.

Die Bude, die man dorten ſchaut,
Iſt ſchon vor Alters aufgebaut,
Worein gar mancher, wie ſich's gebührt,
Nach ſeiner Art ſich proſtituirt.
Die feſten Säulen zeigen an,
Der Ort ſich nicht bewegen kann;
Ein Mann, der droben im Reifrock ſteht,
Deutet auf hohe Gravität:
Doch Wurſtel läßt ſich nicht vertreiben,
Läßt ſeine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten faſt den Tod.
Eine Rotte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal ſchon eingenommen
Und nagelt, ihr iſt nicht zu wehren,
Aus Frontiſpiz zwei Hemiſphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn jeder bald verſteht,
Wie es von London nach China geht.
Und ſo hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,

Und auf den Dielen, wohlverſchanzt,
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Menſch iſt ſicher ſeines Lebens;
Es wehrt der Held ſich nur vergebens:
Es gehen beinah in dieſer Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde,
Die man als heilige Perſonen
Von je gewohnt war zu verſchonen.
Und dieſer Lärm dient auf einmal
Auch unſerm Schauſpiel zum Final.

Ein Faſtnachtsſpiel,

auch wohl zu tragieren nach Oſtern,

vom

Pater Brey,

dem falſchen Propheten.

Zur Lehr Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit inſonders Frauen und Jungfrauen zum geltnen Spiegel

Würzkrämer in seinem Laden.

Junge! hol' mir die Schachtel dort droben.
Der Teufels-Pfaff hat mir alles verschoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht:
Mir war eines jeden Platz bekannt,
Die nöthigst' Waar' stund bei der Hand,
Toback und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Hökenweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäfflein ins Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt,
Sagt', wir wären unordentleich,
An Sinn und Rumor den Studenten gleich,
Könnt' unsre Haushaltung nicht bestehen,
Müßten all' ärschlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten seiner Führung
Uns übergeben und geistlicher Regierung.
Wir waren Burgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf seinen Bart,
Darin er freilich hat nicht viel Haar:
Wir waren bethört eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt': Verflucht! das sind mir Schwein'!
Wie alles durcheinander steht!
Müßt's einrichten nach dem Alphabet.
Da kriegt er meinen Kasten Caffee,
Und setzt' mir ihn oben hinauf ins C,
Und stellt' mir die Tobacksbüchsen weg,
Dort hinten ins T, zum Teufelsdreck;

Mich ruft mein Geſchick von den Freunden hinweg;
Ihr Redlichen! **Ergo bibamus.**
Ich ſcheide von hinnen mit leichtem Gepäck;
Drum doppeltes **Ergo bibamus.**
Und was auch der Filz von dem Leibe ſich ſchmorgt,
So bleibt für den Heitern doch immer geſorgt;
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt;
Drum, Brüderchen! **Ergo bibamus.**

Was ſollen wir ſagen zum heutigen Tag!
Ich dächte nur: **Ergo bibamus.**
Er iſt nun einmal von beſonderem Schlag;
Drum immer aufs neue: **Bibamus.**
Er führet die Freude durchs offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt ſich der Flor,
Da ſcheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor;
Wir klingen und ſingen: **Bibamus.**

Muſen und Grazien in der Mark.

O wie iſt die Stadt ſo wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

Kehrt' eben alles drüber und drunter,
Ging weg und ſprach: So beſteh's jetzunder!
Da macht' er ſich an meine Frauen,
Die auch ein bischen umzuſchauen;
Ich bat mir aber die Ehr' auf ein andermal aus;
Und ſo ſchafft' ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht,
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:
Sonſt hielten wir's mit der Nachbarin,
Ein altes Weib von treuem Sinn:
Mit der hat er uns auch entzweit.
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt ſie ſo eben her.

Nachbarin kommt

Würzkrämer.

Frau Nachbarin, was iſt Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarin.

Hätte gern für zwei Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ei ſieh, 's is ja ein großes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla.

Ei der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr.

Würzkrämer.

Red' Sie das nicht. Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbarsleut',
Und borgten einander Schüſſeln und Beſen:
Wär' auch alles gut geweſen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Mißtraun, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibylla.

Red' Er mir nichts übern Herr Vater:
Er iſt im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Zeigt ihr, wie ſie ſoll werden klug und alt,

Und iſt ein Menſch von viel Verſtand,
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabei,
Wie ſehr gefährlich der Pfaff Ihr ſey?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken,
An fremden, verbotnen Speiſen ſchlecken?
Was würd' Herr Balandrino ſagen,
Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen?
Der in Italia zu dieſer Friſt
Untern Dragonern Hauptmann iſt,
Und iſt Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht bläkt und trettelt wie ein Lamm.

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böſes Maul,
Er gönnt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul,
Mein' Tochter die iſt in Büchern beleſen,
Das iſt dem Herrn Pater juſt ſein Weſen:
Auch red't ſie beſtändig allermeiſt
Von ihrem Herzen, wie ſie's heißt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarin, das iſt alles gut;
Eure Tochter iſt ein junges Blut,
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum ſie ſich an die Maidels henken.
Die ganze Statt iſt voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon:
Meint Er denn aber, Herr, beim Blut,
Daß mein Maidel was Böſes thut?

Würzkrämer.

Was Böſes? Davon iſt nicht die Red',
Es iſt nur aber die Frag', wie's ſteht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich ſagen:
Ich ſtund ungefähr dieſer Tagen

Hinten am Hollunderzaun;
Da kam mein Pfäfflein und Maidelein traun,
Gingen auf und ab ſpazieren,
Thäten einander umſchlungen führen,
Thäten mit Aeugleins ſich begäffeln,
Einander in die Ohren räffeln,
Als wollten ſie eben alſogleich
Miteinander ins Bett oder ins Himmelreich.

Sibylle.

Dafür habt Ihr eben keine Sinnen:
Ganz geiſtiglich iſt ſein Beginnen,
Er iſt von Fleiſchbegierden rein,
Wie die lieben Herzengelein.
Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen,
Würdet ihr gern einen Heiligen nennen.

(Frau Sibylla, die Nachbarin, ab.)

Balandrino, der Dragoner-Hauptmann, tritt auf und ſpricht:

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italien die Pfaffen gelauſ't,
Und manche Republik gezauſ't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben,
Und ob, wie in der Stadt man ſagt,
Sie ſich mit dem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, ſeyd Ihr's? Gott ſey Dank!
Haben Euch halt erwart ſo lang.

Hauptmann.

Ich bin freilich lang' geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Hauptmann.

Wie ſteht's in der Nachbarſchaft herum?
Iſt's wahr —

Würzkrämer.

Seyd Ihr etwa ſchon vergift?
Da hat einer ein' böſ' Ey' geſtift.

Hauptmann.

Sagt, iſt's wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr, ich hab' nichts mit dem Miſt zu ſchaffen,
Aber ſo viel kann ich Euch ſagen:
Ihr müßt nit mit Schwert und Feuer drein ſchlagen;
Müßt erſt mit eignen Augen ſehn,
Wie's drinnen thut im Hauſ' hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein,
So eben fällt ein Schwank mir ein.
Laßt Euch's unangefochten ſeyn,
Eure Braut iſt ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling.
(Sie gehen ab.)

Wird vorgeſtellt der Frau Sibylla Garten. Treten auf: das **Pfäfflein** und **Leonora**, ſich an den Händen führend.

Pfaff.

Wie iſt doch heut' der Tag ſo ſchön!
Gar lieblich iſt's ſpazieren gehn.

Leonora.

Wie ſchön wird nicht erſt ſeyn der Tag,
Da mein Balandrino kommen mag!

Pfaff.

Wollt' Euch wohl gönnen die Herzensfreude!
Doch wir ſind indeß beiſammen heute,
Und ergötzen unſere Bruſt
Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt.

Leonora.

Wie wird Euch Balandrino ſchätzen,
An Eurem Umgang ſich ergötzen,

Erkennen Euer edel Geblüt,
Frei und liebevolles Gemüth!
Und wie Ihr wollet allen gut,
Niemals zu viel noch zu wenig thut!

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Auf immerdar dein eigen bin,
Und, den du Bräutigam thuſt nennen,
Mög' er ſo deinen Werth erkennen!
O himmliſch glücklich iſt der Mann,
Der dich die Seine nennen kann!

(Sie gehen vorüber.)

Tritt auf **Balandrino** der Hauptmann, verkleidet in einen alten Edelmann, mit weißem Bart und Ziegenperrücke, und der **Würzkrämer**.

Würzkrämer.

Hab' Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht',
Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht,
Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verſtreichen,
Und endlich malen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig carriren
Und über die Ohren in Dreck 'nein führen!
Geht jetzt ein bischen nur beiſeit.

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit. (Geht ab.)

Hauptmann.

Ho! Holla! ho!

Sibylla.

Welch ein Geſchrei?

Hauptmann.

Treff' ich nicht hier den Pater Brey?

Sibylla.

Er wird wohl in dem Garten ſeyn;
Ich ſchick' ihn Ihnen gleich herein. (Ab.)

Der Pfaff tritt auf und ſpricht

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin ſo frei, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier aufzutreiben:
Sie müſſen's Ihrem Ruf zuſchreiben.
Ich habe ſo viel Gut's vernommen
Von vielen, die da und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menſchen Gunſt und guten Geruch!
Wollt' Sie doch eiligſt kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten ſich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann?

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld,
Die ſchönſten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der alles das guberniren kann.
Es geht, geht alles durcheinander,
Wie Mäuſedreck und Coriander;
Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit,
Die Mägde ſchlafen bei den Buben,
Die Kinder hoſiren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag.

Pfaff.

Ach da wird alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher:
Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr,
Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen?

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müſſen denn einen Plan disponiren

Und den mit Festigkeit vollführen.
Da muß alles calculirt seyn:
Da darf kein einzeln Geschöpf hinein,
Mäus' und Ratten, Flöh' und Wanzen,
Müssen alle beitragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun sie jetzt auch ohne Kunst.

Pfaff.

Doch ist das nicht das Recht', mit Gunst:
Es geht ein jedes seinen Gang;
Doch so ein Reich das dauert nicht lang:
Muß alles in einander greifen,
Nichts hinüber herüber schweifen;
Das gibt alsdann ein Reich, das hält
Im schönsten Flor bis ans End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Näh'
Ein Völklein, da ich gerne säh',
Wenn Eure Kunst und Wissenschaft
Wollt' da beweisen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitisch Leben,
Ich will sie Eurer Aufsicht übergeben;
Sie reden alle durch die Nasen;
Haben Wänste sehr aufgeblasen,
Und schnauzen jeden Christen an,
Und laufen davon vor jedermann.

Pfaff.

Da ist der Fehler, da sitzt es eben!
Sobald die Kerls wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich sind;
Doch das verbessert sich geschwind.
Hab' ich doch mit Geistesworten,
Auf meinen Reisen aller Orten,
Aus rohen ungewaschnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zusammengebracht eine Gemein',

Die lieben wie Maienlämmelein
Sich und die Geiſtesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar ſoll Euch begleiten.

Pfaff.

Der iſt ſonſt nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Pater! mehr als Ihr es meint.

(Sie gehen ab.)

Hauptmann kommt zurück und ſpricht

Nun muß ich noch ein bischen ſehn,
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu' ſie wohl unſchuldig ſchätzen,
Der Pfaff kann nichts als prahlen und ſchwätzen.
Da kommt ſie eben recht herein.
Jungfrau! Sie ſcheint betrübt zu ſeyn.

Leonora.

Mir iſt's im Herzen weh und bange,
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Pater Euch ja hofiren thut?

Leonora.

Ach ja, das iſt wohl alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Hurry geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Leonora.

Ach nein! denn ich ihm ſchwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann;

Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann
(wirft Perrücke und Bart weg und entreckt sich)

So komme denn an meine Bruſt,
O Liebe, meines Herzens Luſt!

Leonora.

Iſt's möglich? Ach ich glaub' es kaum:
Die himmliſch' Freude iſt ein Traum!

Hauptmann.

O Leonor', biſt treu genug:
Wärſt du geweſen auch ſo klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind;
Die Kerls ſind vom Teufel beſeſſen,
Schnoppern herum an allen Eſſen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen ſich gar zu wohlgezogen,
Niſten ſich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläuſ', ſind nicht heraus zu kriegen.
Aber ich hab' ihn proſtituirt:
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn,
Da mag er bekehren und lehren ſchön!

Nachbar Würzkrämer (kommt lachend außer Athem).

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff iſt raſend ganz und gar,
Läuft wie wüthig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein;
Sperrt' Maul und Augen auf, der Matz,
Als ich ihm ſagt', er wär' am Platz:
Er ſäh', ſie red'ten durch die Naſen,
Hätten Bäuche ſehr aufgeblaſen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,

Schnauzten und biſſen ſich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott':
Möcht' ſie nun machen all' honett,
Und die frömmſt' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät er drauf wacker raſen?

Würzkrämer.

Viel Flüch' und Schimpf aus'm Rachen blaſen.
Da kommt er ja gelaufen ſchon.

Pfaff (außer Athem).

Wo hat der Teufel den Cujon?

(Erſchrickt, da er den Hauptmann ſieht.)

Hauptmann.

Herr Pfaff, erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias ſingen:
Doch mag Er frei ſeiner Wege gahn;
Nur hör' Er noch zwei Wörtchen an.
Er meint, die Welt könnt' nicht beſtehen,
Wenn er nicht thät drauf herumergehen;
Bild't ſich ein wunderliche Streich'
Von ſeinem himmliſch geiſt'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbeſſern,
Ihre Glückſeligkeit vergrößern,
Und lebt ein jedes doch fortan
So übel und ſo gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken:
Fängt Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was Herr Pater ſelber thut.
Thät' gern eine Stadt abbrennen,
Weil er ſie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß ohn' ihn zu fragen
Die Sonne ſich auf und ab kann wagen.
Doch Herr, damit Er uns beweiſ't,
Daß ohne Ihn die Erde reiſt,

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brod! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Samen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!

Zuſammenſtürzen Berg und Thal,
Probir' Er's nur und ſterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten.

(Der Pfaff zieht ab.)

Hauptmann.

Und du, geliebtes Lerchen mein,
Warſt gleich ein'm Wickelkindelein,
Das ſchreit nach Brei und Suppe lang',
Deß wird der Mutter angſt und bang:
Ihr Brei iſt noch nicht gar und recht:
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpchen ſchlecht,
Und kaut ein Zuckerbrod hinein,
Und ſteckt's dem Kind ins Mündelein.
Da ſaugt's und zutſcht denn um ſein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erſt allen Zucker aus,
Und ſpeit den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnacken belachen,
Und gleich von Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küſſen
Von Pfaffen, die ſonſt nichts wollen noch wiſſen;
Denn wer möcht' einen zu Tiſche laden
Auf den bloßen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sacrament
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End.

Satyros

oder

der vergötterte Waldteufel.

Drama.

1773.

Erſter Act.

Einſiedler.

Ihr denkt, ihr Herrn, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten ſeyn.
Ihr irrt euch, liebe Herren mein.
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil ſie in Städten ſo ruchlos leben
Und o[illegible] wandeln nach ihrem Trieb,
Der Schmeichler, Heuchler und der Dieb:
Das hätt' mich immerfort ergötzt,
Wollten ſie nur nicht ſeyn hochgeſchätzt;
Beſtehlen und be[illegible] mich, wie die Raben,
Und noch dazu Reverenzen haben!
Ihrer langweiligen Narrheit ſatt
Bin herausgezogen in Gottes Stadt;
Wo's freilich auch geht drüber und drunter
Und geht demohngeacht nicht unter.
Ich ſah im Frühling ohne Zahl
Blüthen und Knospen durch Berg und Thal,
Wie alles drängt und alles treibt,
Kein Blättlein ohne Keimlein bleibt.
Da denkt nun gleich der ſteif' Philiſter:
Das iſt für mich und meine Geſchwiſter.
Unſer Herrgott iſt ſo gnädig heuer;
Hätt' ich's doch ſchon in Fach und Scheuer!
Unſer Herrgott ſpricht: Aber mir nit ſo;
Es ſollen's Ander' auch werden froh.
Da lockt uns denn der Sonnenſchein
Störch' und Schwalb' aus der Fremd' herein,

Den Schmetterling aus ſeinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen 'raus,
Und brütet das Raupen-Völklein aus.
Das quillt all von Erzeugungs-Kraft,
Wie ſich's hat aus dem Schlaf gerafft;
Vögel und Fröſch' und Thier' und Mücken
Begehn ſich zu allen Augenblicken,
Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken,
Daß man auf jeder Blüth' und Blatt
Ein Eh- und Wochenbettlein hat.
Und ſing' ich dann im Herzen mein,
Lob' Gott mit allen Würmelein.
Das Volk will dann zu eſſen haben,
Verzehren beſcheerte Gottes-Gaben.
So frißt's Würmlein friſch Keimlein-Blatt,
Das Würmlein macht das Lerchlein ſatt,
Und weil ich auch bin zu eſſen hier,
Mir das Lerchlein zu Gemüthe führ'.
Ich bin dann auch ein häuslich Mann,
Hab' Haus und Stall und Garten dran.
Mein Gärtlein, Früchtlein ich beſchütz'
Vor Kält' und Raupen und dürrer Hitz'.
Kommt aber herein der Kieſelſchlag
Und fouragirt mir an einem Tag,
So ärgert mich der Streich fürwahr;
Doch leb ich noch am End' vom Jahr,
Wo mancher Wärwolf iſt ſchon todt
Aus Aengſten vor der Hungersnoth.

(Man hört von ferne heulen.)

U! U! Au! Au! Weh! Weh! Ai! Ai!

Einſiedler.

Welch ein erbärmlich Wehgeſchrei!
Muß eine verwundte Beſtie ſeyn.

Satyros.

O weh, mein Rücken! o weh, mein Bein!

Einſiedler.

Gut Freund, was iſt euch Leids geſchehn?

Satyros.

Dumme Frag'! Ihr könnt's ja ſehn.
Ich bin geſtürzt — entzwei mein Bein!

Einſiedler.

Hockt auf! Hier in die Hütte 'rein.
(Einſiedler deckt ihn auf, trägt ihn in die Hütte und legt ihn aufs Bett.)

Einſiedler.

Halt ſtill, daß ich die Wund' beſeh'!

Satyros.

Ihr ſeyd ein Flegel, ihr thut mir weh.

Einſiedler.

Ihr ſeyd ein Fratz! ſo halt denn ſtill!
Wie, Teufel, ich euch da ſchindeln will?
(Verbindet ihn.)
So bleibt mir wenigſtens in Ruh.

Satyros.

Schafft mir Wein und Obſt dazu.

Einſiedler.

Milch und Brod, ſonſt nichts auf der Welt.

Satyros.

Eure Wirthſchaft iſt ſchlecht beſtellt.

Einſiedler.

Des vornehmen Gaſt's mich nicht verſah.
Da koſtet von dem Topfe da.

Satyros.

Pfui! was iſt das ein ä Geſchmack
Und magrer als ein Bettelſack.
Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Faſſ' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel beſpritzen,
Das iſt, bei Gott! ein ander Weſen.

Einſiedler.

Drum eilt euch wieder zu geneſen.

Satyros.

Was blaſt ihr da ſo in die Hand?

Einſiedler.

Seyd ihr nicht mit der Kunſt bekannt?
Ich hauch' die Fingerſpitzen warm.

Satyros.

Ihr ſeyd doch auch verteufelt arm.

Einſiedler.

Nein, Herr! ich bin gewaltig reich;
Meinem eignen Mangel helf' ich gleich.
Wollt ihr von Supp' und Kraut nicht was?

Satyros.

Das warm Geſchlapp was ſoll mir das?

Einſiedler.

So legt euch denn einmal zur Ruh,
Bringt ein paar Stund' mit Schlafen zu.
Will ſehen, ob ich nicht etwan
Für euren Gaum was finden kann.

Ende des erſten Acts

Zweiter Act.

Satyros, erwachend.

Das iſt eine Hunde-Lagerſtätt!
Ein's Miſſethäters Folterbett!
Aufliegen hab' ich than mein'n Rücken,
Und die Unzahl verfluchte Mücken!
Bin kommen in ein garſtig Loch.
In meiner Höhl' da lebt man doch;
Hat Wein im wohlgeſchnitzten Krug,
Und fette Milch und Käſ' genug. —
Kann doch wohl wieder den Fuß betreten? —
Da iſt dem Kerl ſein Platz zu beten.
Es thut mir in den Augen weh,

Wenn ich dem Narren ſeinen Herrgott ſeh.
Wollt' lieber eine Zwiebel anbeten
Bis mir die Thrän' in die Augen träten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querhölzelein.
Mir geht in der Welt nichts über mich.
Denn Gott iſt Gott, und ich bin ich.
Ich denk', ich ſchleiche ſo hinaus;
Der Teufel hol' den Herrn vom Haus!
Könnt' ich nicht etwa brauchen was?
Das Leinwand nu wär' ſo ein Spaß.
Die Maidels laufen ſo vor mir;
Ich denk', ich bind's ſo etwa für.
Seinen Herrgott will ich 'runter reißen
Und draußen in den Gießbach ſchmeißen.

Ende des zweiten Acts.

Dritter Act.

Satyros.

Ich bin doch müd'; 's iſt höllisch ſchwül!
Der Brunn, der iſt ſo ſchattenkühl.
Hier hat mir einen Königsthron
Der Raſen ja bereitet ſchon;
Und die Lüftelein laden mich all,
Wie loſe Buhlen ohne Zahl.
Natur iſt rings ſo liebebang;
Ich will dich letzen mit Flöt' und Sang.

Zwei Mägdlein mit Waſſerkrügen.

Arſinoe.

Hör', wie 's daher ſo lieblich ſchallt!
Es kömmt vom Brunn oder aus'm Wald.

Pſyche.

Es iſt kein Knab' von unſrer Flur;
So ſingen Himmelsgötter nur.
Komm laß uns lauſchen!

Arſinoe.

Mir iſt bang.

Pſyche.

Mein Herz, ach! lechzt nach dem Geſang.

Satyros (ſingt).

Dein Leben, Herz, für wen erglüht's?
Dein Adlerauge, was erſieht's?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's iſt alles dein;
Und biſt allein,
Biſt elend nur!

Arſinoe.

Der ſingt wahrhaftig gar zu ſchön!

Pſyche.

Mir will das Herz in meiner Bruſt vergehn.

Satyros (ſingt).

Haſt Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenſchein;
Und biſt allein,
Biſt elend nur!

Pſyche.

Welch göttlich hohes Angeſicht!

Arſinoe.

Siehſt denn ſeine langen Ohren nicht?

Pſyche.

Wie glühend ſtark umher er ſchaut!

Arſinoe.

Möcht' drum nicht ſeyn des Wunders Braut.

Satyros.

O Mädchen holr! der Erde Zier!
Ich bitt' euch, fliehet nicht vor mir.

Pſyche.

Wie kommſt du an den Brunnen hier?

Satyros.

Woher ich komm', kann ich nicht ſagen,
Wohin ich geh', müßt ihr nicht fragen.
Gebenedeyt ſind mir die Stunden,
Da ich dich, liebes Paar! gefunden.

Pſyche.

O lieber Fremdling! ſag' uns recht,
Welch iſt dein Nam' und dein Geſchlecht?

Satyros.

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat niemand mir mein'n Vater genannt.
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Iſt mein beliebter Aufenthalt.
Hab' weit und breit meinen Weg genommen.

Pſyche.

Sollt' er wohl gar vom Himmel kommen?

Arſinoe.

Von was, o Fremdling, lebſt du dann?

Satyros.

Vom Leben, wie ein andrer Mann.
Mein iſt die ganze weite Welt,
Ich wohne wo mir's wohlgefällt.
Ich herrſch' übers Wild und Vögelheer,
Früchte auf der Erden und Fiſch' im Meer.
Auch iſt auf'm ganzen Erdenſtrich
Kein Menſch ſo weiſ' und klug als ich.
Ich kenn' die Kräuter ohne Zahl,
Der Sterne Namen allzumal,
Und mein Geſang der dringt ins Blut
Wie Weines-Geiſt und Sonnen-Gluth.

Uns beſchäftigt nicht der Pfauen
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſticheln!
Glücklich, wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich
Und das iſt genug gethan.

Epiphanias.

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie eſſen, ſie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie eſſen gern, ſie trinken gern,
Sie eſſen, trinken, und bezahlen nicht gern.

Psyche.

Ach Gott! ich weiß wie's einem thut.

Arsinoe.

Hör', das wär' meines Vaters Mann.

Psyche.

Ja freilich!

Satyros.

Wer ist denn Vater dann?

Arsinoe.

Er ist der Priester und Aeltest' im Land,
Hat viele Bücher und viel Verstand,
Versteht sich auch auf Kräuter und Sternen;
Ihr müßt ihn wahrhaftig kennen lernen.

Psyche.

So lauf und bring' ihn geschwind herbei!

(Arsinoe ab.)

Satyros.

So sind wir denn allein und frei.
O Engelskind! dein himmlisch Bild
Hat meine Seel' mit Wonn' erfüllt.

Psyche.

O Gott! seitdem ich dich gesehn,
Kann kaum auf meinen Füßen stehn.

Satyros.

Von dir glänzt Tugend, Wahrheits-Licht
Wie aus eines Engels Angesicht.

Psyche.

Ich bin ein armes Mägdelein,
Dem du, Herr! wollest gnädig seyn.

(Er umfaßt sie.)

Satyros.

Hab alles Glück der Welt im Arm
So Liebe-Himmelswonnewarm!

Psyche.

Dieß Herz mir schon viel Weh bereit;
Nun aber stirbt's in Seligkeit.

Satyros.

Du haſt nie gewußt, wo mit hin?

Pſyche.

Nie, — als ſeitdem ich bei dir bin.

Satyros.

Es war ſo ahnungsvoll und ſchwer,
Dann wieder ängſtlich arm und leer;
Es trieb dich oft in Wald hinaus,
Dort Bangigkeit zu athmen aus;
Und wolluſtvolle Thränen floſſen
Und heil'ge Schmerzen ſich ergoſſen
Und um dich Himmel und Erd' verging?

Pſyche.

O Herr! du weißeſt alle Ding'.
Und aller Seligkeit Wahntraumbild
Fühl' ich erbebend vollerfüllt.

(Er küßt ſie mächtig.)

Pſyche.

Laßt ab! — mich ſchaudert's — Wonn' und Weh —
O Gott im Himmel! ich vergeh' —

Hermes und **Arſinoe** kommen.

Hermes.

Willkommen, Fremdling, in unſerm Land!

Satyros.

Ihr tragt ein verflucht weites Gewand.

Hermes.

Das iſt nun ſo die Landesart.

Satyros.

Und einen lächerlich krauſen Bart.

Arſinoe (leiſe zu Pſyche).

Dem Fratzen da iſt gar nichts recht.

Pſyche.

O Kind! er iſt von einem Göttergeſchlecht.

Hermes.

Ihr ſcheint mir auch ſo wunderbar.

Satyros.

Siehst an mein ungekämmtes Haar,
Meine nackten Schultern, Bruſt und Lenden,
Meine langen Nägel an den Händen;
Da ekelt dir's vielleicht dafür?

Hermes.

Mir nicht!

Pſyche.

Mir auch nicht.

Arſinoe (für ſich)

Aber mir!

Satyros.

Ich wollt' ſonſt ſchnell von hinnen eilen,
Und in dem Wald mit den Wölfen heulen,
Wenn ihr euer unſelig Geſchick
Wolltet wähnen für Gut und Glück,
Eure Kleider, die euch beſchimpfen,
Mir als Vorzug entgegenrümpfen.

Hermes.

Herr! es iſt eine Nothwendigkeit.

Pſyche.

O, wie beſchwert mich ſchon mein Kleid!

Satyros.

Was Noth! Gewohnheitspoſſe nur
Fernt euch von Wahrheit und Natur,
Drinn doch alleine Seligkeit
Beſteht, und Lebens-Liebens-Freud';
Seyd all zur Sklaverei verdammt,
Nichts Ganzes habt ihr allzuſammt!

(Es drängt ſich allerlei Volks zuſammen.)

Einer aus dem Volk.

Wer mag der mächtig' Redner ſeyn?

Ein anderer.

Einem dringt das Wort durch Mark und Bein.

Satyros.

Habt eures Urſprungs vergeſſen,

Euch zu Sklaven verfessen,
Euch in Häuser gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Mährchen, von weiten.

Das Volk.

Weh uns! Weh!

Satyros.

Da eure Väter neugeboren
Vom Boden aufsprangen,
In Wonnetaumel verloren
Willkommelied sangen,
An mitgeborner Gattin Bruſt
Der rings aufkeimenden Natur,
Ohne Neid gen Himmel blickten
Sich zu Göttern entzückten.
Und ihr — wo iſt ſie hin die Luſt
An ſich ſelbſt? Siechlinge, verbannet nur!

Das Volk.

Weh! Weh!

Satyros.

Selig, wer fühlen kann
Was ſey: Gott ſeyn! Mann!
Seinem Buſen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks,
Und nun ledig des Trucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt was Leben ſey!
Stehn auf ſeinen Füßen,
Der Erde genießen,
Nicht kränklich erwählen,
Mit Bereiten ſich quälen;
Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,

Und rohe Kaſtanien
Ein herrlicher Fraß!

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! O hätten wir's ſchon!

Saturos.

Was hält euch zurücke
Vom himmliſchen Glücke?
Was hält euch davon?

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! Jupiter's Sohn!

Saturos.

Folgt mir, ihr Werthen!
Herren der Erden!
Alle geſellt.

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! Unſer die Welt!

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

Im Wald.

Saturos, Hermes, Pſyche, Arſinoe, das Volk ſitzen in einem Kreiſe alle gekauert wie die Eichhörnchen, haben Kaſtanien in den Händen und nagen daran.

Hermes (für ſich)

Sackerment! ich habe ſchon
Von der neuen Religion
Eine verfluchte Indigeſtion!

Saturos.

Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Geſang!
Vernehmt, wie im Anfang
Alles durcheinander ging;
Im verſchloßnen Haß die Elemente toſend,

Und Kraft an Kräften wirrig von ſich ſtoßend,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band,
Ohne Zerſtören, ohne Vermehren.

Das Volk.

Lehr' uns, wir hören!

Satyros.

Wie im Urring das Urring erquoll,
Lichtsmacht durch die Nacht ſcholl,
Durchdrang die Tiefen der Weſen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente ſich erſchloſſen
Mit Hunger ineinander ergoſſen,
Allurchdringend, allurchdrungen.

Hermes.

Des Mannes Geiſt iſt von Göttern entſprungen.

Satyros.

Wie ſich Haß und Lieb' gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengeſang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab ſich rollend ging
Das all und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beſtändig.

Das Volk.

Er iſt ein Gott!

Hermes.

Wie wird die Seele lebendig
Vom Feuer ſeiner Rede!

Das Volk.

Gott! Gott!

Pſyche.

Heiliger Prophete!
Gottheit! an deinen Worten, an deinen Blicken
Ich ſterbe vor Entzücken!

Das Volk.

Sinkt nieder!
Betet an!

Einer.

Sey uns gnädig!

Ein anderer.

Wunderthätig
Und herrlich!

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Die Finsterniß ist vergangen.

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Der Tag bricht herein.

Das Volk.

Wir sind dein!
Gott, dein! ganz dein!

Der Einsiedler kommt durch den Wald gerade auf den Satyros zu.

Einsiedler.

Ah, saubrer Gast! sind ich dich hier,
Du ungezogen schändlich Thier!

Satyros.

Mit wem sprichst du?

Einsiedler.

Mit dir!
Wer hat bestohlen mich undankbar?
Meines Gottes Bild geraubet gar?
Du hinkender Teufel!

Das Volk.

Höllenspott!
Er lästert unsern herrlichen Gott!

Einsiedler.

Du wirst von keiner Schande roth.

Das Volk.

Der Läſtrer hat verdient den Tod.
Steinigt ihn!

Satyros.

Haltet ein!
Ich will nicht dabei zugegen ſeyn.

Das Volk.

Sein unrein Blut, du himmliſch Licht!
Fließ' fern von deinem Angeſicht.

Satyros.

Ich gehe.

Das Volk.

Doch verlaß uns nicht!

(Satyros ab.)

Einſiedler.

Seyd ihr toll?

Hermes.

Unſeliger, kein Wort!
Bringt ihn an einen ſichern Ort!
Geht, verſchließt ihn in meine Wohnung.

(Sie führen den Einſiedler ab.)

Das Volk.

Sterben ſoll er!

Hermes.

Er verdient keine Schonung.
Und zu verſühnen den himmliſchen Geiſt,
Der uns ſich ſo gnädig und liebreich erweiſt,
Wollen wir ihm unſern Tempel weihn
Und mit dem blutigen Opfer erfreun.

Das Volk.

Wohl! Wohl!

Hermes.

Zur Gottheit Füßen
Den Frevel zu büßen.

Das Volk.

Das Verbrechen
Zu rächen,
Zu tilgen den Spott.

Alle.

Zernichtet die Läſtrer,
Verherrlichet Gott!

Ende des vierten Acts.

Fünfter Act.

Wohnung des Hermes.

Eudora, Hermes' Frau. Der Einſiedler.

Eudora.

Nimm, guter Mann! dieß Brod und Milch von mir,
Es iſt das letzte.

Einſiedler.

Weib! ich danke dir.
Und weine nicht; laß mich in Ruhe ſcheiden;
Dieß Herz iſt wohl gewöhnt zu leiden,
Allein zu leiden männiglich.
Dein Mitleid überwältigt mich.

Eudora.

Ich bin betrübt, wie Blutdurſt meinen Mann,
Das ganze Volk der Schwindel faſſen kann!

Einſiedler.

Sie glauben. Laß ſie! Du wirſt nichts gewinnen.
Das Schickſal ſpielt
Mit unſerm armen Kopf und Sinnen.

Eudora.

Dich um des Thiers willen tödten!

Einſiedler.

Thiers! Wer ſein Herz bedürftig fühlt,
Find't überall einen Propheten.
Ich bin der erſte Märtyrer nicht,
Aber gewiß der harmloſen einer;
Um keiner Meinungen, keiner
Willkürlichen Grillen,
Um eines armen Lappens willen,
Eines Lappens, bei Gott! den ich brauchte.
Mein Andachtsbild, den Schutzgott meiner Ruh,
Raubt mir das Ungeheu'r dazu.

Eudora.

O Freund! ich kenn' ſein Götterblut wie du.
Mein Mann ward Knecht in ſeiner eignen Wohnung,
Und Ihro dorſt'ge Majeſtät ſah zur Belohnung
Mich Hausfrau für einen arkadiſchen Schwan,
Mein Eh'bett für einen Raſen an,
Sich drauf zu tummeln.

Einſiedler.

Ich erkenn' ihn dran.

Eudora.

Ich ſchickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
Sich feſter an Pl[illegible]he, das arme Ding,
Um mir zu trotzen! Und ſeit der Zeit
Sterb' ich oder ſeh' dich befreit.

Einſiedler.

Sie bereiten das Opfer heut.

Eudora.

Die Gefahr lehrt uns bereit ſeyn.
Ich gebe nichts verloren:
Mit einem Blick lenk' ich ein
Bei dem kühnen eingebild'ten Thoren.

Einſiedler.

Und dann?

Die heilgen drei König' ſind kommen allhier,
Es ſind ihrer drei und ſind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreien der vierte wär',
So wär' ein heilger drei König mehr.

Ich erſter bin der weiß' und auch der ſchön',
Bei Tage ſolltet ihr erſt mich ſehn!
Doch ach, mit allen Specerein
Werd' ich ſein Tag kein Mädchen mehr erfreun.

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Geſang.
Ich bringe Gold ſtatt Specerein,
Da werd' ich überall willkommen ſeyn.

Ich endlich bin der ſchwarz' und bin der klein'
Und mag auch wohl einmal recht luſtig ſeyn.
Ich eſſe gern, ich trinke gern,
Ich eſſe, trinke und bedanke mich gern.

Die heilgen drei König' ſind wohl geſinnt,
Sie ſuchen die Mutter und das Kind;
Der Joſeph fromm ſitzt auch dabei,
Der Ochs und Eſel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch ſind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drei ſo gut als ihrer ſechs.

Da wir nun hier ſchöne Herrn und Fraun,
Aber keine Ochſen und Eſel ſchaun;
So ſind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unſeres Weges weiter fort.

Eudora.

Wann ſie dich zum Opfer führen,
Lock' ich ihn an, ſich zu verlieren
In die innern heiligen Hallen,
Aus Großmuth-Sanftmuth-Schein.
Da dring' auf das Volk ein
Uns zu überfallen.

Einſiedler.

Ich fürchte . . .

Eudora.

Fürchte nicht!
Einer, der um ſein Leben ſpricht,
Hat Gewalt. Ich wage und du ſollſt reden.

(Ab.)

Einſiedler.

Geht's nicht, ſo mögen ſie mich tödten.

Der Tempel.

Tatyros ſitzt ernſt mild auf dem Altar. **Das Volk** vor ihm auf den Knieen. **Pſyche** an ihrer Spitze.

Das Volk. Chorus.

Geiſt des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne nicht!
Frevlern deiner Stirne Wetter,
Uns ein gnädig Angeſicht!
Hat der Läſtrer das verbrochen,
Sieh herab, du wirſt gerochen!
Schrecklich nahet ſein Gericht.

Hermes.

Ihm folgt ein Trupp, den Einſiedler gebunden führend.

Das Volk.

Höll' und Tod dem Uebertreter!
Geiſt des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne deinen Kindern nicht!

Satyros (herabſteigend).

Ich hab' ihm ſeine Miſſethat verziehn!
Der Gerechtigkeit überlaſſ' ich ihn.
Mögt den Thoren ſchlachten, befreit;
Ich will nicht dawider ſeyn.

Das Volk.

O Edelmuth!
Es fließe ſein Blut!

Satyros.

Ich geh' ins Heiligthum hinein;
Und keiner ſoll ſich unterſtehn,
Bei Lebensſtraf', mir nachzugehn!

Einſiedler (für ſich).

Weh mir! Ihr Götter, wollet bei mir ſtehn!

(Satyros ab.)

Einſiedler.

Mein Leben iſt in euren Händen,
Ich bin nicht unbereitet, es zu enden.
Ich habe ſchon ſeit manchen langen Tagen
Nicht genoſſen, nur das Leben ſo ausgetragen.
Es mag! Mich hält der thränenvolle Blick
Des Freundes, eines lieben Weibes Noth
Und unverſorgter Kinder Elend nicht zurück.
Mein Haus verſinkt nach meinem Tod,
Das dem Bedürfniß meines Lebens
Allein gebaut war. Doch das ſchmerzt mich nun,
Daß ich die tiefe Kenntniß der Natur
Mit Müh' geforſcht und leider! nun vergebens;
Daß hohe Menſchen-Wiſſenſchaft,
Manche geheimnißvolle Kraft,
Mit dieſem Geiſt der Erd' entſchwinden ſoll.

Einer des Volks.

Ich kenn' ihn; er iſt der Künſte voll.

Ein Andrer.

Was Künste! Unser Gott weiß das all.

Ein Dritter.

Ob er sie sagt, das ist ein andrer Fall.

Einsiedler.

Ihr seyd über hundert. Wenn's zwei- dreihundert wären,
Ich wollte jedem sein eigen Kunststück lehren,
Einem jeden eins,
Denn was Alle wissen, ist keins.

Das Volk.

Er will uns beschwätzen. Fort! Fort!

Einsiedler.

Noch ein Wort!
So erlaube, daß ich dir
Ein Geheimniß eröffne, das für und für
Dich glücklich machen soll.

Hermes.

Und wie soll's heißen?

Einsiedler (leise).

Nichts weniger als den Stein der Weisen.
Komm von der Menge
Nur einen Schritt in diese Gänge.

(Sie wollen gehen.)

Das Volk.

Verwegner, keinen Schritt!

Psyche.

Ins Heiligthum! Und, Hermes, du gehst mit?
Vergissest des Gottes Gebot?

Volk.

Auf! Auf! des Frevlers Blut und Tod.

(Sie reißen den Einsiedler zum Altare. Einer bringt dem Hermes das Messer auf.)

Eudora (inwendig)

Hülfe! Hülfe!

Das Volk.

Welche Stimme?

Hermes.

Das iſt mein Weib!

Einſiedler.

Gebietet eurem Grimme
Einen Augenblick!

Eudora (inwendig)

Hülfe, Hermes! Hülfe!

Hermes.

Mein Weib! Götter, mein Weib!
(Er ſtößt die Thüren des Heiligthums auf. Man ſieht Eudora ſich gegen des Satyros Umarmungen vertheidigend.)

Hermes.

Es iſt nicht möglich!
(Satyros läßt Eudoren los.)

Eudora.

Da ſeht ihr euren Gott!

Volk.

Ein Thier! ein Thier!

Satyros.

Von euch Schurken keinen Spott!
Ich thät euch Eſeln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt' eure dummen Köpf' belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt ihnen zu vertreiben;

So mögt ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh' meine Hand von euch ab,
Laſſe zu edlern Sterblichen mich herab.

Hermes.

(Geh'! wir begehren deiner nit.

(Satyres ab.)

Einſiedler.

Es geht doch wohl eine Jungfrau mit.

Prolog

zu den neueſten

Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gießen 1774.

Die Frau Profeſſorin tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. **Bahrdt** ſitzt am Pult ganz angezogen und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Kaffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr.
(Sein geſchrieben Blatt anſehend.)
So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp' herauf?

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt'! 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolge treten herein. Die Frau Profeſſorin thut einen Schrei. **Matthäus** mit dem Engel. **Marcus** begleitet vom Löwen. **Lucas** vom Ochſen. **Johannes**, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt dich unſers Herren an:

Uns wird die Christenheit zu enge,
Wir sind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n, ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit,
Muß eben in Gesellschaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes seyn:
Wir wollen uns mit dir ergötzen.

Bahrdt.

Die Leute würden sich entsetzen:
Sie sind nicht gewohnt solche Bärte breit,
Und Röcke so lang und Falten so weit;
Und eure Bestien, muß ich sagen,
Würde jeder Andre zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt,
Seitdem uns unser Herr bestellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter nichts bedeuten:
G'nug, so nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Marcus.

Und wie und was verlangst denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kürzlich sagen thu':
Es ist mit eurer Schriften Art,

Mit euren Falten und eurem Bart,
Wie mit den alten Thalern ſchwer,
Das Silber fein geprobet ſehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürſt, der münzt ſie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort curſiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Geſellſchaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unſer einer,
Geputzt, geſtutzt, glatt — 's gilt ſonſt keiner.
Im ſeidnen Mantel und Kräglein flink,
Das iſt doch gar ein ander Ding!

Lucas der Maler.

Möcht' mich in dem Coſtüme ſehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen
Und Bruder Marcus mit entwichen.

(Des Lucas Ochs kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.)

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Die Luſtigen von Weimar.

Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das iſt, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebſter Ort!
Samstag iſt's worauf wir zielen.
Sonntag rutſcht man auf das Land;
Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reizet uns die Bühne;
Dienstag ſchleicht dann auch herbei,
Doch er bringt zu ſtiller Sühne
Ein Rapuſchchen frank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
Denn es giebt ein gutes Stück;
Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

Und es ſchlingt ununterbrochen
Immer ſich der Freudenkreis
Durch die zwei und funfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Geſpräch, Theate.,
Sie erfriſchen unſer Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater;
Weimar, Jena, da iſt's gut!

Lucas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

(Die Evangeliſten mit ihrem Gefolg ab.)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran!

Götter, Helden und Wieland.

1774.

Mercurius am Ufer des Cocytus mit zwei Schatten.

Mercurius. Charon! he Charon! Mach' daß du 'rüber kommſt. Geſchwinde! Meine Leutchen da beklagen ſich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon. Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius. Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Literator hier fehlt nichts als ſeine Perrücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten. Wie ſteht's drüben?

Charon. Nimm dich in Acht. Sie haben dir's geſchworen, wenn du hinüberkommſt.

Mercurius. Wie ſo?

Charon. Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Hercules hat dich im Anfall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius. Ich verſtehe kein Wort davon.

Charon. Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jetzt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius. Ich kenne ſo keinen.

Charon. Was ſchiert's mich? Genug ſie ſind fuchswild.

Mercurius. Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen was es giebt.

(Sie fahren über.)

Euripides. Es iſt nicht fein, daß du's uns ſo ſpielſt, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu geſellen, die keine Ader Griechiſch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidſchen, als wenn uns noch was übrig wäre außer dem bischen Ruhm und dem Reſpect den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius. Beim Jupiter, ich verſteh' euch nicht.

Literator. Sollte etwa die Rede vom Deutſchen Mercur ſeyn?

Euripides. Kommt ihr daher? Ihr bezeugt's alſo?

Literator. O ja, das iſt jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldene Papierchen der Ariſtarchen und Aceden herum trägt.

Euripides. Da hört ihr's. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldenen Blättchens.

Literator. Das nicht ſowohl, Herr W. zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben; und daß, wenn er Ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides. Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur, und du trägſt dich damit?

Mercurius. Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte (kommt). Du biſt in übler Geſellſchaft, Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfui!

Admet (kommt). Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius. Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte. Du ſcheinſt betroffen? So höre dann. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in den Hain jenſeits des Cocytus, wo wie du weißt die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwei abgeſchmackte gezierte hagere blaſſe Püppchens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, für einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.

Admet. Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtunden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studioſus herunterkam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewiſſer Wieland habe uns ungebeten wie Euripides die Ehre angethan, dem Volke unſere Masken zu proſtituiren. Und der ſagte das Stück auswendig vom Anfang bis zu Ende her, es hat's aber niemand ausgehalten als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides. Ja und was das Schlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben den Wiſchen die du herumträgſt, ſeine Alceſte vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius. Wer iſt der Wieland?

Literator. Hofrath und Prinzen-Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius. Und wenn er Ganymedes' Hofmeiſter wäre, ſollt' er mir her. Es iſt juſt Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Literator. Mir wird's angenehm ſeyn, ſolch einen großen Mann bei dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

(**Wieland's Schatten** in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland. Laſſen Sie uns, mein lieber Jacobi . . .

Alceſte. Er ſpricht im Traum.

Euripides. Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius. Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie iſt's mit dem Mercur? eurem Mercur? dem Deutſchen Mercur?

Wieland (kläglich) Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius. Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Wieland. Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte. Ich bin Alceſte.

Admet. Und ich Admet.

Euripides. Solltet ihr mich wohl kennen?

Mercurius. Woher? — Das iſt Euripides und ich bin Mercur. Was ſieht ihr ſo verwundert?

Wieland. Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceſte? Mit dieſer Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll.

Mercurius. Die eigentliche Frage iſt, warum ihr meinen Namen proſtituirt und dieſen ehrlichen Leuten zuſammen ſo übel begegnet.

Wieland. Ich bin mir nichts bewußt. Was euch betrifft, ihr könntet, dünkt mich, wiſſen, daß wir eurem Namen keine Achtung ſchuldig ſind. Unſere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit anzuerkennen und anzubeten, außer ihr. Daher ſind eure Namen wie eure Bildſäulen zerſtümmelt und Preis gegeben. Und ich verſichere euch, nicht einmal der Griechiſche Hermes, wie ihn uns die

Mythologen geben, ist mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es ist als wenn einer sagte: Recueil, Portefeuille.

Mercurius. Es ist doch immer mein Name.

Wieland. Haben Sie jemals Ihre Gestalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenstab in der Hand, sitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tabaksbüchse figuriren sehen?

Mercurius. Das läßt sich hören. Ich sprech' euch los. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt lassen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über seine Hosen und Weste noch einen fleischfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelst Flügeln an Haupt und Sohlen seine Molchsgestalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland. Das ist die Meinung. So wenig mein Vignettenschneider auf eure Statue Rücksicht nahm, die Florenz aufbewahrt; so wenig auch ich —

Mercurius. So gehabt euch wohl. Und so seyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiter's noch nicht so bankerutt gemacht hat, um sich mit allerlei Leuten zu associiren.

(Mercurius ab.)

Wieland. So empfehl' ich mich denn.

Euripides. Nicht uns so! Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.

Wieland. Ihr seyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab' ich öffentlich gestanden.

Euripides. Viel Ehre. Es fragt sich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der meinigen Uebels zu reden, fünf Briefe zu schreiben, um euer Drama, das so mittelmäßig ist, daß ich als compromittirter Nebenbuhler fast darüber eingeschlafen bin, euren Herren und Damen nicht allzu vorzustreichen, das man euch verzeihen könnte; sondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitstreiter hinzustellen, dem ihr auf alle Weise den Rang abgelaufen habt.

Admet. Ich will's euch gestehen, Euripides ist auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als sie sind. Aber ein braver Mensch ist er, und unser Landsmann. Es hätte euch doch sollen bedenklich scheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeisterte, der ein Freund des Socrates war,

deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbei beſchwören können als ihr? Das verdiente einige ahnungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Literatoren nicht fähig iſt.

Euripides. Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland. Mein Publicum, Euripides, iſt nicht das eurige.

Euripides. Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte. Daß ich's euch ſage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt, eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weibchen und Männchen amüſirt, auch wohl gekitzelt haben, was ihr Rührung nennt. Ich bin darüber weggegangen, wie man von einer verſtimmten Zither wegweicht. Des Euripides ſeine hab' ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland. Meine Fürſtin.

Alceſte. Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſchte ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben, wie und wo, das iſt nicht die Frage. Die Frage iſt von eurer Alceſte, von Euripides' Alceſte.

Wieland. Könnt ihr mir abſprechen, daß ich das Ganze weit delicater behandelt habe?

Alceſte. Was heißt das? Genug, Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte aufs Theater bringt, ſo wenig ihr die Größe des Opfers das ich meinem Mann that, darzuſtellen wußtet.

Wieland. Wie meint ihr das?

Euripides. Laßt mich reden, Alceſte! Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger, blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung den Guten, Trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechſeltod abdringend. Und nun — alles verſtummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft

aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu steigen zu den hoffnungslosen Todten.

Wieland. Das hab' ich alles auch.

Euripides. Nicht gar. Eure Leute sind erstlich allzusammen aus der großen Familie, der ihr Würde der Menschheit, ein Ding das Gott weiß woher abstrahirt ist, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unsern Trümmern! Sie sehen einander ähnlich wie die Eier, und ihr habt sie zum unbedeutenden Brei zusammengerührt. Da ist eine Frau die für ihren M[illegible] sterben will, ein Mann der für seine Frau sterben will, ein Held der für sie beide sterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die man gern wie den Widder aus dem Busche bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland. Ihr seht das anders an als ich.

Alceste. Das vermuth' ich. Nur sagt mir: Was war Alcestens That, wenn ihr Mann sie mehr liebte als sein Leben? Der Mensch der sein ganzes Glück in seiner Gattin genösse, wie euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis erbaten sich zusammen den Tod, und euer Klopstock, der doch immer unter euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich sterbe zuletzt." Also mußte Admet gerne leben, sehr gern leben, oder ich war — was? — eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet. Und den Admet, der euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. Seyd ihr jemals gestorben? Oder seyd ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland. Nur Feige fürchten den Tod.

Admet. Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod fürchtet jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geschont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland. Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet. Wir reden Griechisch — Ist euch das so unbegreiflich? Admet —

Euripides. Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich

Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger seyn. Das glaubt er.

Admet. Er thut nur so. Nein, ihr seyd noch Mensch genug, euch zu Euripides' Admeten zu versetzen.

Alceste. Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet. Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne saß mit Genüglichkeit, und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht satt wurde, und alle liebte, daß sie ihn lieben sollten, und sich Götter und Menschen so zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an seinem Tisch vergaß — der sollte nicht ewig zu leben wünschen? — — — Und der Mensch hatte auch eine Frau.

Alceste. Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem schwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willst du ein Wort hören?

Das Mädchen. Was verlangt ihr?

Alceste. Du hattest einen Liebhaber.

Mädchen. Ach ja.

Alceste. Und liebtest ihn von Herzen, so daß du in mancher guten Stunde Beruf fühltest für ihn zu sterben?

Mädchen. Ach! und ich bin um ihn gestorben. Ein feindseliges Schicksal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceste. Da habt ihr eure Alceste, Wieland. Nun sage mir, liebe Kleine, du hattest Eltern die sich herzlich liebten.

Mädchen. Gegen unsre Liebe war's ein Schatten. Aber sie ehrten einander von Herzen.

Alceste. Glaubst du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr gewesen wäre, und dein Vater hätte für sie mit seinem Leben bezahlt, daß sie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen. Ganz gewiß.

Alceste. Und wechselsweise, Wieland, eben so. Da habt ihr Euripides' Alceste.

Admet. Die eurige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die schon ein bis zwei Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio sympathisirt, ist nöthig und billig.

Sicilianiſches Lied.

Ihr ſchwarzen Aeugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuſer ein,
Es fallen Städte;
Und dieſe Leimenwand
Vor meinem Herzen —
Bedenk doch nur einmal —
Die ſollt' nicht fallen!

Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Häut geſunge,
Häut geſprunge,
Häuts Näſtli
Gebaut.

In ä Garte
Bin i geſtande,
Ha de Imbli
Zugeſchaut!
Häut gebrummet,
Häut geſummet,
Häut Zelli
Gebaut.

Wieland. Laßt mich, ihr seyd widersinnige, rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides. Erst höre mich noch ein paar Worte.

Wieland. Mach's kurz.

Euripides. Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch soviel zu Gute thut, ein Theaterstück so zu lenken und zu ründen daß es sich sehen lassen darf, ist ein Talent, ja, aber ein sehr geringes.

Wieland. Ihr kennt die Mühe nicht, die's kostet.

Euripides. Du hast ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn man's beim Lichte besieht, ist nichts als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen.

Wieland. Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides. So genieße deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet. Begieb dich zur Gelassenheit, Euripides! Die Stellen an denen er deiner spottet sind so viel Flecken mit denen er sein eigen Gewand beschmutzt. Wär' er klug und er könnte sie und die Noten zum Shakespeare mit Blut ablaufen, er würde es thun. So stellt er sich dar und bekennt, da hab' ich nichts gefühlt.

Euripides. Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meisterstück ist? Ich darf wohl von meiner Arbeit so reden, thust du's ja. Du fühlst nichts, da du in den Gasthof Admetens trittst?

Alceste. Er hat keinen Sinn für Gastfreiheit, hörst du ja.

Euripides. Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauses, die, ganz voll Liebe zum Admet, ihn erst dem Tod entreißt, und nun o Jammer! sein bestes Weib für ihn dahingegeben sieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt sich wehmüthig, daß nicht die Gemeinschaft mit Todten seine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, schwarz gehüllt, das Schwert ihrer heimtückischen Macht in der Faust, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schicksal, und schilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht schon der Alceste, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlassenen Chor seufzen: Ach daß Aeskulap noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jeden Balsam, sie würde gerettet werden; denn er erweckte die Todten, aber er ist erschlagen von Jupiter's

Blitz, der nicht duldete daß jener erwachte vom ewigen Schlaf die in Staub gestreckt hatte nieder sein unerbittlicher Rathschluß.

Alceste. Bist du nicht ganz entrückt gewesen in die Phantasie der Menschen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten von einem so wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Ist dir nicht da Wunsch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus diesem Geschlechte! käme der Halbgott seinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides. Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft: Sie ist todt! todt! Hast sie weggeführt, schwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, hast mit deinem verzehrenden Schwert abgeweidet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich. An dem Grabe will ich dir auflauschen, wo du das Blut trinkst der abgeschlachteten Todesopfer, fassen will ich dich, Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unsterblicher löset, und du sollst mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (tritt auf) Was red't ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet. Haben wir dich in deinem Rauschschläfchen gestört?

Hercules. Was soll der Lärm?

Alceste. Ei da ist der Wieland.

Hercules. Ei wo?

Admet. Da steht er.

Hercules. Der? Nun der ist klein genug. Hab' ich mir ihn doch so vorgestellt. Seyd ihr der Mann der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend). Ich habe nichts mit euch zu schaffen, Koloß.

Hercules. Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen stattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules. Mittlerer Größe? Ich?

Wieland. Wenn ihr Hercules seyd, so seyd ihr's nicht gemeint.

Hercules. Es ist mein Name, und auf den bin ich stolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, so nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit ist dir niemals im Traume erschienen.

Wieland. Ich gestehe, das ist der erste Traum, den ich so habe.

Hercules. So geh' in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten übern Homer, wo wir dir zu groß sind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland. Wahrhaftig ihr seyd ungeheuer. Ich hab' euch mir niemals so imaginirt.

Hercules. Was kann ich davor, daß er so eine engbrüstige Imagination hat? Wer ist denn sein Hercules auf den er sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und ist mir nichts so begegnet.

Wieland. Die Tugend für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt sie nicht?

Hercules. Tugend! Ich hab' das Wort erst hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin's eben so wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte gelesen, und ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutiges Ding.

Hercules. Ein Unding ist sie wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; so lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinstellt, welch übermenschliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Mägen. Er stirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein andres Mißgeschöpf, oder ist nie außer eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland. Tugend muß doch was seyn, sie muß wo seyn.

Hercules. Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtszeiten kreuzigen? Wir hatten die bravsten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules. Einen der mittheilt was er hat. Und der reichste ist der bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. Und versteht sich, ein ächter Mann giebt sich nie mit geringern ab, nur mit seines Gleichen, auch größern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder als sie begehrten, wie ich denn selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es

einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb' und Hab vor Tausenden gegeben, eröffnete er seine Thüren und hieß tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da steht Admet, der wohl der bravste in diesem Stücke genannt werden kann.

Wieland. Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Hercules. Laster? Das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwei Extreme vorstellt, zwischen denen ihr schwankt, anstatt euren Mittelzustand als den positiven anzusehen und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn ihr diese Gesinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde euch steinigen. Haben sie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion so entsetzlich verketzert.

Hercules. Was ist da viel anzugreifen? Die Pferde, Menschenfresser und Drachen, mit denen hab' ich's aufgenommen, mit Wolken niemals, sie wollten eine Gestalt haben wie sie mochten. Die überläßt ein gescheidter Mann dem Winde, der sie zusammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland. Ihr seyd ein Unmensch, ein Gotteslästerer.

Hercules. Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodicus Hercules, das ist dein Mann. Euer Hercules Grandison, eines Schulmeisters Hercules, ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, siehst du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen ist dein Amadis kein Narr, ich lass' ihr Gerechtigkeit wiederfahren.

Wieland. Kenntet ihr meine Gesinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules. Ich weiß genug. Hättest du nicht so lange unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? und Wunder meinst, wie du einen Kerl prestituirt hättest, wenn du ihn untern Tisch oder zum Mädel auf die Streu bringst? Weil eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.

Wieland. Ich empfehle mich.

Hercules. Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort! Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein groß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher voll ſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drei vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto (inwendig). Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei ſeinem Weibe, wenn ſie nichts dagegen hat. —

Hercules. So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend). Sie reden was ſie wollen: mögen ſie doch reden, was kümmert's mich?

Prometheus.

Dramatiſches Fragment.

1773.

Erſter Act.

Prometheus. Mercur.

Prometheus.

Ich will nicht, ſag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen eins,
Mich dünkt, es hebt ſich!

Mercur.

Deinem Vater Zeus das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus.

Was Vater! Mutter!
Weißt du woher du kommſt?
Ich ſtand, als ich zum erſtenmal bemerkte
Die Füße ſtehn,
Und reichte, da ich
Dieſe Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte
Die du nennſt Vater, Mutter.

Mercur.

Und reichend dir
Der Kindheit nöth'ge Hülfe.

Prometheus.

Und dafür hatten ſie Gehorſam meiner Kindheit,
Den armen Sprößling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Mercur.

Und ſchützten dich.

Prometheus.

Wovor? Vor Gefahren
Die ſie fürchteten.
Haben ſie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neidſchten?
Tiefen Buſen geſtählt
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und euer?

Mercur.

Elender! Deinen Göttern das,
Den Unendlichen?

Prometheus.

Göttern? Ich bin kein Gott,
Und bilde mir ſo viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könnt ihr?
Könnt ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Fauſt?
Vermögt ihr zu ſcheiden
Mich von mir ſelbſt?
Vermögt ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Mercur.

Das Schickſal!

Prometheus.

Anerkennſt du ſeine Macht?
Ich auch! —
Geh', ich diene nicht Vaſallen!

(Mercur ab.)

Prometheus

(zu ſeinen Statuen ſich kehrend, die durch den ganzen Hain zerſtreut ſtehen)

Unerſetzlicher Augenblick!
Aus eurer Geſellſchaft
Geriſſen von dem Thoren,
Meine Kinder! —
Was es auch iſt das euren Buſen regt,
(Sich einem Mädchen nahend)
Der Buſen ſollte mir entgegen wallen!
Das Auge ſpricht ſchon jetzt!
Sprich, rede liebe Lippe mir!
O, könnt' ich euch das fühlen geben
Was ihr ſeyd!

Epimetheus kommt.

Epimetheus.

Mercur beklagte ſich bitter.

Prometheus.

Hätteſt du kein Ohr für ſeine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.

Mein Bruder! Alles was Recht iſt!
Der Götter Vorſchlag
War dießmal billig.
Sie wollen dir Olympus' Spitze räumen,
Dort ſollſt du wohnen,
Sollſt der Erde herrſchen!

Prometheus.

Ihr Burggraf ſeyn
Und ihren Himmel ſchützen? —
Mein Vorſchlag iſt viel billiger:
Sie wollen mit mir theilen und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das was ich habe, können ſie nicht rauben,
Und was ſie haben, mögen ſie beſchützen.
Hier Mein und Dein,
Und ſo ſind wir geſchieden.

Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lugt'i Summer-
vögle a;
Häut geſoge,
Häut gefloge,
Gar z' ſchön hant'ſ
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zeig i
Em froh,
Wie ſie'ſ mache,
Und mer lache
Und mache'ſ
Au ſo.

Finniſches Lied.

Kam' der liebe Wohlbekannte,
Völlig ſo wie er geſchieden;
Kuß erkläng' an ſeinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut ſie geröthet;
Ihm den Handſchlag gäb' ich, wären
Seine Fingerſpitzen Schlangen.

Wind! o hätteſt du Verſtändniß,
Wort' um Worte trügſt du wechſelnd,
Sollt' auch einiges verhallen,
Zwiſchen zwei entfernten Liebchen.

Epimetheus.

Wie vieles iſt denn dein?

Prometheus.

Der Kreis den meine Wirkſamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber! —
Was haben dieſe Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß ſie mich begaffen?

Epimetheus.

Du ſtehſt allein!
Dein Eigenſinn verkennt die Wonne,
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all'
Sich ein innig Ganzes fühlten.

Prometheus.

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's wie du magſt und laſſ' mich!

(Epimetheus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünſche
In körperlichen Geſtalten.
Meinen Geiſt ſo tauſendfach
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern.

Minerva kommt.

Prometheus.

Du wagſt es, meine Göttin?
Wageſt zu deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
Und liebe dich, Prometheus!

Prometheus.

Und du biſt meinem Geiſt
Was er ſich ſelbſt iſt;

Sind von Anbegim
Mir deine Worte Himmelslicht geweſen!
Immer als wenn meine Seele zu ſich ſelbſt ſpräche,
Sie ſich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus ſich ſelbſt,
Und eine Gottheit ſprach
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich eine Gottheit ſpreche,
Sprach ich ſelbſt.
Und ſo mit dir und mir
So ein, ſo innig
Ewig meine Liebe dir!

Minerva.

Und ich dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der ſüße Dämmerſchein
Der weggeſchiednen Sonne
Dort herauf ſchwimmt
Vom finſtern Kaukaſus
Und meine Seel' umgiebt mit Wonneruh',
Abweſend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte ſich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus deiner Himmelsluft.
Und welch' ein Recht
Ergeizen ſich die ſtolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie ſind mein, und mein iſt ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den oberſten der Götter mehr!

Minerva.

So wähnt die Macht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch
Und bin auch mächtig. —

Sonst! — Hast du mich nicht oft gesehn
In selbst erwählter Knechtschaft
Die Bürde tragen, die sie
In feierlichem Ernst auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk, auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte,
Sie sähen das Vergangene, das Zukünftige
Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sey uranfängliche
Uneigennützige Weisheit?

Minerva.

Du dientest um der Freiheit werth zu seyn.

Prometheus.

Und möcht' um alles nicht
Mit dem Donnervogel tauschen
Und meines Herren Blitze stolz
In Sclavenklauen packen.
Was sind sie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß ist ungerecht!
Den Göttern fiel zum Loose Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben sie das all
Doch nicht allein!
Ich daure so wie sie.
Wir alle sind ewig! —
Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf,
Und seh' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerva an den Bildnissen heraufführend.)

Sieh diese Stirne an!

Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieſes Buſens Macht
Drängt ſich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.
(Bleibt bei einer weiblichen Bildſäule ſtehen.)
Und du, Pandora,
Heiliges Gefäß der Gaben alle
Die ergötzlich ſind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labſal ergoſſen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Buſen angeſchmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuß geſchmeckt —
Das all all — — meine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu ertheilen,
Wenn du ſeinem Antrag
Gehör gäbſt.

Prometheus.

Das war das Einzige was mich bedenken machte.
Allein — ich ſollte Knecht ſeyn
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!
Sie mögen hier gebunden ſeyn
Von ihrer Lebloſigkeit,
Sie ſind doch frei,
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und ſie ſollen leben!
Dem Schickſal iſt es, nicht den Göttern,
Zu ſchenken das Leben und zu nehmen;
Komm', ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verſchließt:
Sie ſollen leben und durch dich!

Prometheus.

Durch dich, o meine Göttin,
Leben, frei ſich fühlen,
Leben! — Ihre Freude wird dein Dank ſeyn!

Zweiter Act.

Auf Olympus.

Jupiter. Mercur.

Mercur.

Gräuel — Vater Jupiter — Hochverrath!
Minerva, deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und ſeinen lettenen Hof,
Seine Welt von Thon
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen ſie ſich all'
Und weben, jauchzen um ihn her
Wie wir um dich.
O deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie ſind! und werden ſeyn!
Und ſollen ſeyn!
Ueber alles was iſt

Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde
Iſt mein die Herrſchaft.
Das Wurmgeſchlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen wenn ſie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen wenn ſie meinem Fürſtenarm
Sich widerſetzen.

Mercur.

Allvater! Du Allgütiger,
Der du die Miſſethat vergiebſt Verbrechern,
Sey Liebe dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, ſende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele ſich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis ſie dein
Bedürfen. Ueberlaſſ' ſie ihrem Leben!

Mercur.

So weiſ' als gütig!

(Thal am Fuße des Olympus.)

Prometheus.

Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: ſie lebt!
Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſey,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

(Man ſieht das Menſchengeſchlecht durchs ganze Thal verbreitet. Sie ſind auf Bäume geklettert Früchte zu brechen, ſie baden ſich im Waſſer, ſie laufen um die Wette auf der Wieſe. Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.

Mann.

Sieh hier die Bäume
Wie du sie verlangtest.

Prometheus.

Wie brachtest du
Sie von dem Boden.

Mann.

Mit diesem scharfen Steine hab' ich sie
Glatt an der Wurzel weggerissen.

Prometheus.

Erst ab die Aeste! —
Dann ramme diesen
Schräg in den Boden hier
Und diesen hier, so gegenüber;
Und oben verbinde sie! —
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Aeste herab von oben
Bis zur Erde
Verbunden und verschlungen dir,
Und Rasen rings umher,
Und Aeste drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann.

Dank, theurer Vater, tausend Dank!
Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!
Du hast sie dir gebaut und sie ist dein.
Du kannst sie theilen
Mit wem du willst.
Wer wohnen will der bau' sich selber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erſter.

Du ſollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie ſind mir mein!

Zweiter.

Woher?

Erſter.

Ich habe geſtern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit ſaurem Schweiß
Lebendig ſie gefangen,
Dieſe Nacht bewacht,
Sie eingeſchloſſen hier
Mit Stein und Aeſten.

Zweiter.

Nun gieb mir eins!
Ich habe geſtern auch eine erlegt,
Am Feuer ſie gezeitigt
Und geſſen mit meinen Brüdern.
Brauchſt heut nur eine:
Wir fangen morgen wieder.

Erſter.

Bleib mir von meinen Ziegen!

Zweiter.

Doch!

(Erſter will ihn abwehren. Zweiter giebt ihm einen Stoß, daß er umſtürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erſter.

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt)

Was giebt's?

Mann.

Er raubt mir meine Ziege! —
Blut rieſelt ſich von meinem Haupt —

Er schmetterte
Mich wider diesen Stein.

Prometheus.

Reiß da vom Baume diesen Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So — theurer Vater!
Schon ist es gestillt.

Prometheus.

Geh, wasch' dein Angesicht.

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laß ihn!
Ist seine Hand wider jedermann,
Wird jedermanns Hand seyn wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr seyd nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seyd arbeitsam und faul,
Und grausam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all' euren Schicksalsbrüdern,
Gleichet den Thieren und den Göttern.

Pandora kommt.

Prometheus.

Was hast du, meine Tochter,
Wie so bewegt?

Pandora.

Mein Vater!
Ach, was ich sah, mein Vater,
Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! —

Prometheus.

Was iſt ihr?

Pandora.

Namenloſe Gefühle!
Ich ſah ſie zu dem Waldgebüſche gehn,
Wo wir ſo oft uns Blumenkränze pflücken:
Ich folgt' ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, ſah
Ich ſie, im Thal
Auf einen Raſen hingeſunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt ſie feſt in ſeinen Armen,
Wollte ſie nicht ſinken laſſen,
Und, ach, ſank mit ihr hin.
Ihr ſchönes Haupt erſank,
Er küßte ſie tauſendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um ſeinen Geiſt ihr einzuhauchen.
Mir ward bang,
Ich ſprang hinzu und ſchrie,
Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.
Arbar ließ ſie; ſie ſprang auf
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel ſie mir um den Hals.
Ihr Buſen ſchlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tauſend Thränen ſtürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt ſie, theurer Vater,
Und ihre Küſſe, ihre Gluth
Hat ſolch ein neues unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegoſſen,

Gern entbehrt' ich gute Biſſen,
Prieſters Tafelfleiſch vergäß' ich,
Eher als dem Freund entſagen,
Den ich Sommers raſch bezwungen,
Winters langer Weiſ' bezähmte.

Zigeunerlied.

Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geſchrei:
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich ſchoß einmal eine Kap' am Zaun,
Der Anne, der Her', ihre ſchwarze liebe Kap';
Da kamen des Nachts ſieben Wehrwölf' zu mir
Waren ſieben Weiber vom Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich kannte ſie all', ich kannte ſie wohl
Die Anne, die Urſel, die Käth',
Die Lieſe, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie heulten im Kreiſe mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich sie ließ und Wald und Feld. —
Zu dir, mein Vater! sag',
Was ist das alles was sie erschüttert
Und mich?

Prometheus.

Der Tod!

Pandora.

Was ist das?

Prometheus.

Meine Tochter,
Du hast der Freuden viel genossen.

Pandora.

Tausendfach! Dir dank' ich's all.

Prometheus.

Pandora, dein Busen schlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küssen deiner Gespielen
Genossest du die reinste Seligkeit.

Pandora.

Unaussprechlich!

Prometheus.

Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora.

Freude!
Wie jedes Glied gerührt vom Sang und Spiel
Bewegte, regte sich,
Ich ganz in Melodie verschwamm.

Prometheus.

Und alles lös't sich endlich auf in Schlaf,
So Freud' als Schmerz.
Du hast gefühlt der Sonne Gluth,
Des Durstes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,

Haſt über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert,
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferſe tratſt,
Eh' ich dich heilte.

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, iſt des Lebens Wonn'
Und Weh!

Prometheus.

Und fühlſt an deinem Herzen
Daß noch der Freuden viele ſind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennſt.

Pandora.

Wohl, wohl! — Dieß Herze ſehnt ſich oft,
Ach, nirgend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da iſt ein Augenblick der alles erfüllt,
Alles was wir geſehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora, —
Das iſt der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerſt tiefſten Grunde
Du ganz erſchüttert alles fühlſt
Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergeſſen,
Im Sturm dein Herz erſchwillt,
In Thränen ſich erleichtern will
Und ſeine Gluth vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all' die Sinne dir vergehn
Und du dir zu vergehen ſcheinſt
Und ſinkſt,
Und alles um dich her verſinkt in Nacht,
Und du, in immer eigenſtem Gefühl,

Umfaſſest eine Welt:
Dann ſtirbt der Menſch.

Pandora (ihn umfaſſend).

O, Vater, laß uns ſterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In ſtürmendem Genuß ſich aufgelöſ't,
Dann ſich erquickt, in Wonne ſchläft, —
Dann lebſt du auf, aufs jüngſte wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Dritter Act.

Prometheus in ſeiner Werkſtatt.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich

Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herren und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,
Zu leiden, zu weinen!
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend.

Künstlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künſtler an ſeiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer ſinnlichen, üppigen, ſchielenden Frau aufgeſtellt. Beim erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das ſchändliche, verzerrte Geſicht!
(Er thut das Bild bei Seite.)
Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! koſtbare Kleinen!
(Er tritt ans Fenſter.)
Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge, wie ſelig, dir entgegen zu weinen!
(Er ſetzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)
Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erſtes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmliſche Geſtalt,
Dich umfaſſe mit Bräutigams Gewalt.
Wo mein Pinſel dich berührt, biſt du mein:
Du biſt ich, biſt mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich ſoll dich laſſen für feiles Geld?
Dem Thoren laſſen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer ſchäckigen Wand?
(Er blickt nach der Kammer.)
Meine Kinder! — Göttin, du wirſt ſie letzen!
Du gehſt in eines Reichen Haus,

Ihn in Contribution zu ſetzen,
Und ich trag' ihnen Brod heraus.
Und er beſitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnſt bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir verſunken,
Fühl' ich mich ſelig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind ſchreien.)

Ae! ä!

Künſtler.

Lieber Gott!

Künſtlers Frau (erwacht).

's iſt ſchon Tag!
Biſt ſchon auf? Lieber, geh' doch, ſchlag'
Mir Feuer, leg' Holz an, ſtell' Waſſer bei,
Daß ich dem Kindel koch' den Brei.

Künſtler

(einen Augenblick vor ſeiner Bilde verweilend).

Meine Göttin!

Sein älteſter Knabe

(ſpringt aus dem Bette, und läuft barfuß hervor).

Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künſtler.

Wie lang'?

Knabe.

Was?

Künſtler.

Bring' klein Holz in die Küch'.

Zweiter Act.

Künſtler.

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel, ſchau'.

Knabe.

Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler

(ſtellt das leidige Porträt wieder auf).

Da muß ich thun als hätt ich gemalt.

Frau.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler.

Das thut's ihm.

Der Herr und **Madam** treten herein.

Herr.

Da kommen wir ja zurecht.

Madam.

Hab' heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

O die Madam ſind immer ſchön.

Herr.

Darf man die Stück' in der Eck' beſehn?

Künſtler.

Sie machen ſich ſtaubig. (Zu Madam.) Belieben ſich niederzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut, doch ſo noch nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler (heimlich).

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr

(nimmt ein Gemälde aus der Ecke).

Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madam

(einen flüchtigen Blick darauf werfend).

O gar ſehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Da nannt' ich ſie alle bei Namen laut:
Was willſt du, Anne? was willſt du, Beth?
Da rüttelten ſie ſich, da ſchüttelten ſie ſich
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Frau
(mit dem Korbe am Arm, heimlich).

Gieb mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künſtler.

Ich hab' nichts.

Frau.

Dafür kauft man ein'n Quark.

Künſtler.

Da!

Herr.

Aber Ihre Manier iſt jetzt größer.

Künſtler.

Das eine wird ſchlimmer, das andre beſſer.

Herr (zur Staffelei tretend).

So! ſo! da an dem Naſenbug'!
Und die Augen ſind nicht feurig g'nug.

Künſtler (für ſich).

O mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muſe
(ungeſehen von den andern, tritt zu ihm).

Mein Sohn, fängſt jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Menſch ſein Joch!
Iſt ſie garſtig, bezahlt ſie doch!
Und laß den Kerl tadeln und ſchwätzen:
Haſt Zeit genug dich zu ergötzen
An dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß ein Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh' erſt willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,
Und biſt nicht reich, ſo biſt du brav.

Künstlers Apotheose.

Drama.

Es wird eine prächtige Gemäldegalerie vorgestellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Personen auf und ab. An einer Seite sitzt ein Schüler, und ist beschäftiget, ein Bild zu copiren.

Schüler

(indem er aufsteht, Palette und Pinsel auf den Stuhl legt, und dahinter tritt)

Da sitz' ich hier schon Tage lang,
Mir wirr's so schwüll, mir wird's so bang',
Ich male zu und streiche zu,
Und sehe kaum mehr was ich thu'.
Gezeichnet ist es durchs Quadrat;
Die Farben, nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Ahm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein genestelter Mann,
Und sehe hin und sehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freies Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;
Was reizend steht und sitzt und geht,
Ist hier gewunden und gedreht;
Was dort durchsichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf aussieht! —
Und überall es mir gebricht,

Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht sehe was mir fehlt.

Ein Meister (tritt hinzu).

Mein Sohn, das hast du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du siehst, wie wahr ich stets gesagt:
Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleiße zwingt,
Um desto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirst sehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verstand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr seyd zu gut und sagt mir nicht,
Was alles diesem Bild gebricht.

Meister.

Ich sehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich selber treibst,
Nicht gern auf einer Stufe bleibst.
Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein andermal besprechen.

(Entfernt sich.)

Schüler (das Bild ansehend).

Ich habe weder Ruh' noch Rast,
Bis ich die Kunst erst recht gefaßt.

Ein Liebhaber (tritt zu ihm).

Mein Herr, mir ist verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verschwenden,
Und auf dem rechten Wege sich

Schnurſtracks an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur iſt aller Meiſter Meiſter!
Sie zeigt uns erſt den Geiſt der Geiſter,
Läßt uns den Geiſt der Körper ſehn!
Lehrt jedes Geheimniß uns verſtehn.
Ich bitte, laſſen Sie ſich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie ſind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr, Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir ſchon oft geſagt,
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir ſtets ein großes Feſt:
Auch iſt mir dieß und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Proteſt,
Mit Scham und Schande weggeſchickt.
Kaum wagt' ich es ein andermal:
Es iſt nur Zeit, die man verliert:
Die Blätter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

Liebhaber (ſich wegwendend).

Nun ſeh' ich ſchon das Wo und Wie;
Der gute Menſch hat kein Genie!

Schüler (ſich niederſetzend).

Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan:
Ich muß ein andermal noch dran.

Ein zweiter Meiſter

(tritt zu ihm, ſieht ſeine Arbeit an und wendet ſich um, ohne etwas zu ſagen).

Schüler.

Ich bitt' euch, geht ſo ſtumm nicht fort,
Und ſagt mir wenigſtens ein Wort.
Ich weiß, ihr ſeyd ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunſch am allererſten ſtillen.

Verdien' ichs nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ichs wenigstens durch meinen guten Willen.

Meister.

Ich sehe was du thust, was du gethan,
Bewundernd halb und halb voll Mitleid an.
Du scheinst zum Künstler mir geboren,
Hast weislich keine Zeit verloren:
Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig fest zu halten:
Du übst die angeborne Kraft,
Mit schneller Hand bequem dich auszudrücken;
Es glückt dir schon und wird noch besser glücken:
Allein —

Schüler.

Verhehlt mir nichts!

Meister.

Allein du übst die Hand,
Du übst den Blick, nun üb' auch den Verstand.
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinct allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meister gehen;
Allein, o Meister, der Verstand,
Der übt sich nur mit Leuten die verstehen.
Es ist nicht schön, für sich allein
Und nicht für Andre mit zu sorgen:

Ihr könntet vielen nützlich seyn,
Und warum bleibt ihr so verborgen?

Meister.

Man hat's bequemer heut' zu Tag,
Als unter meine Zucht sich zu bequemen:
Das Lied, das ich so gerne singen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.

O sagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir diesen Mann zum Muster auserkoren?
(Er deutet auf das Bild, das er copirt hat.)
Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Ist es Verlust, ist es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergötze,
Ihn weit vor allen Andern schätze,
Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich stets nach ihm und seinen Werken übe?

Meister.

Ich tadl' es nicht, weil er vortrefflich ist;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling bist;
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen.
Der Mann ist vielfach groß, den du dir auserwählt,
Du kannst dich lang' an seinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunst, und nicht das Muster lieben.

Schüler.

Ich sähe nimmer mich an seinen Bildern satt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beschäft'gen sollte.

Meister.

Erkenne, Freund, was er geleistet hat,
Und dann erkenne, was er leisten wollte:
Dann wird er dir erst nützlich seyn,
Du wirst nicht alles neben ihm vergessen.

Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Schüler.

So redet nur auch mehr davon!

Meister.

Ein andermal, mein lieber Sohn.

Galerie-Inspector (tritt zu ihnen).

Der heut'ge Tag ist uns gesegnet,
O, welch ein schönes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köstlich, als ich keins gedacht.

Meister.

Von wem?

Schüler.

Sagt an, es ahnet mir.
(Auf das Bild zeigend, das er copirt.)
Von diesem?

Inspector.

Ja, von diesem hier.

Schüler.

Wird endlich doch mein Wunsch erfüllt!
Die heiße Sehnsucht wird gestillt!
Wo ist es? Laßt mich eilig gehn.

Inspector.

Ihr werdet's bald hier oben sehn.
So köstlich, als es ist gemalt,
So theuer hat's der Fürst bezahlt.

Gemäldehändler (tritt auf).

Nun kann die Galerie doch sagen,
Daß sie ein einzig Bild besitzt.
Man wird einmal in unsern Tagen
Erkennen, wie ein Fürst die Künste liebt und schützt.
Es wird sogleich heraufgetragen;

Es wird erſtaunen wer's erblickt.
Mir iſt in meinem ganzen Leben
Noch nie ein ſolcher Fund geglückt.
Mich ſchmerzt es faſt es wegzugeben:
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.

(Man bringt das Bild der Venus Urania herein und ſetzt es auf eine Staffelei.)

Hier, wie es aus der Erbſchaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm.
Hier braucht es keine Kunſt noch Liſt:
Seht, wie es wohl erhalten iſt!

(Alle verſammeln ſich davor.)

Erſter Meiſter.

Welch eine Praktik zeigt ſich hier!

Zweiter Meiſter.

Das Bild, wie iſt es überdacht!

Schüler.

Die Eingeweide brennen mir!

Liebhaber.

Wie göttlich iſt das Bild gemacht!

Händler.

In ſeiner trefflichſten Manier.

Inſpector.

Der goldne Rahm wird ſchon gebracht.
Geſchwind herbei! geſchwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale ſeyn.

(Das Bild wird in den Rahmen befeſtiget und wieder aufgeſtellt.)

Der Prinz

(tritt auf und beſieht das Gemälde).

Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Caſſier

(hebt den Beutel mit den Zechinen auf den Tiſch und ſeufzet).

Händler (zum Cassier).

Ich prüfe sie erst durchs Gewicht.

Cassier (aufzählend).

Es steht bei euch; doch zweifelt nicht.

Der Fürst steht vor dem Bilde, die Andern in einiger Entfernung.

Der Plafond eröffnet sich, **die Muse, den Künstler** an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künstler.

Wohin, o Freundin, führst du mich?

Muse.

Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß ist der Schauplatz deiner Ehre.

Künstler.

Ich fühle nur den Druck der Atmosphäre.

Muse.

Sieh nur herab, es ist ein Werk von dir,
Das jedes andre neben sich verdunkelt,
Und zwischen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der ersten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinsten Stunden
Aus deinem innern Selbst empfunden,
Mit Maaß und Weisheit durchgedacht,
Mit stillem, treuem Fleiß vollbracht!
Sieh! wie noch selbst die Meister lernen!
Ein kluger Fürst, er steht entzückt,
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann sich nicht entfernen.
Sieh diesen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel sieht!
In seinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,
Von deinem Geist den Einfluß zu empfangen.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen:
Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich ſtrebte.
So lebſt auch du durch ungemeßne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Künſtler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zeus für ein ſchönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieſer Stunde ſchenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieſer Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn ſeine Liebſte fern und eingeſchloſſen weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wohl ſich tröſten können,
Weil eine Sonne ihn und ſie beſcheint?
So hab' ich ſtets entbehren müſſen,
Was meinen Werken nun ſo reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundin, mir, zu wiſſen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O hätt' ich manchmal nur das Geld beſeſſen,
Das dieſen Rahm jetzt übermäßig ſchmückt.
Mit Weib und Kind mich herzlich ſatt zu eſſen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der ſich mit mir ergötzte,
Ein Fürſt, der die Talente ſchätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloſter fand ich dumpfe Gönner:
So hab' ich, emſig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.

(Hinab auf den Schüler deutend.)

Und willst du diesen jungen Mann,
Wie er's verdient dereinst erheben,
So bitt' ich, ihm bei seinem Leben,
So lang' er selbst noch kau'n und küssen kann,
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muse liebt,
Wenn leicht und still die frohen Tage fließen.
Die Ehre, die mich nun im Himmel selbst betrübt,
Lass' ihn dereinst, wie mich, doch freudiger genießen.

Der

Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

Personen.

Andrason, ein humoriſtiſcher König.
Mandandane, ſeine Gemahlin.
Dieſelbe noch einmal.
Feria, ſeine Schweſter, eine junge Wittwe.
Mana, Sora, Lato, Mela, } Hoffräulein der Feria.
Oronaro, Prinz.
Merkulo, ſein Cavalier.
Der Oberſte ſeiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Askalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

Erſter Act.

Saal, in gutem Geſchmacke decorirt.

Mana und **Sora** begegnen einander.

Mana. Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freie Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſin?

Sora. In ihrem Zimmer. Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz, und läuft jeden Augenblick ans Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monate lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten, war alles in Bewegung; Couriere ſprengten herbei, man konnte ſich ſchicken und richten. Jetzo, eh' man ſich's verſieht, ſind ſie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letztemal hat er mich in der Nachtmütze überraſcht.

Sora. Darum warſt du heut ſo früh fertig?

Mana. Ich finde keine Luſt daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang'; ich denke gleich, es iſt wieder einmal ein König oder ein Kaiſer, der ſeinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmal iſt er nun gar zu Fuße. Andre laſſen ſich doch ins Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht ſo; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand, trat er ſeine Reiſe an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theſeus' Zeiten gelebt hat!

Feria tritt auf, mit ihr Mela.

Feria. Seht ihr noch niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt!

Sora. Seyd ruhig, meine Fürſtin. Die Gefahren und der üble Humor ſcheinen ſich beide vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick ſprechen und dann gleich wieder fort.

Lato tritt auf.

Der König kommt.

Feria. Wohl! ſehr wohl!

Lato. Ich ſah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben, als er über den Bach ſchritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da iſt er.

Andraſon kommt.

Feria. Sey uns willkommen! herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andraſon. Ich umarme dich, meine Schweſter! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt du noch Troſtes? Hat das Orakel dir keinen gegeben? Möchteſt du doch immer vergnügt ſeyn! Möchte dir doch immer wohl ſeyn! Wir waren, ſeit du uns ehegeſtern verließeſt, voller Hoffnung für dich und dein Anliegen.

Mana. Majeſtät! —

Andraſon. Schönheit!

Sora. Herr!

Andraſon. Gebieterin!

Lato. Wie ſoll man euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt, daß ihr keine Umſtände mit mir machen ſollt.

Mana (für ſich). Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts Gutes geſagt?

Mela. Habt ihr das Orakel nicht unsertwegen gefragt?

Andrason. Liebe Kinder, das Orakel iſt eben ein Orakel.

Lais. Sonderbar!

Andrason. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahnungen, das einer ungewiſſen Zukunft ſehnſuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln haſcht, den Becher ſchüttelt, Wurf über Wurf verſucht, und in dem Glückstäfelchen ſorgfältig forſcht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut ſeyn.

Lais (für ſich). Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erſt heute beſchäftigt.

Andrason. Daß ein ſchönes Kind Punkte über Punkte tüpfelt, nachſchlägt und ſucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu iſt? und ſo weiter, das ſind' ich wohlgethan.

Mela (für ſich). Er iſt ein Hexenmeiſter! Wenn wir allein ſind, wiſſen wir uns nichts beſſers.

Andrason. Aber wer ein poſitives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hauſe hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wiſſen und ihre Kunſt fällt zu kurz: dieß und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt was ſie euch empfehlen.

Feria. Kannſt du, darfſt du uns ſagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfſt du ſie entdecken?

Andrason. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen, es weiß doch kein Menſch was es ſoll.

Feria. Wie?

Andrason. Da ich ankomme und eingeführt werde —

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Ruhe, ihr Mädchen?

Andrason. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andrason. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich: Geheimnißvolle Weisheit! hier tritt ein Mann auf, der ſich bisher für den glücklichſten hielt; denn es geht ihm nichts ab; alles, was die Götter einem Menſchen Gutes zueignen können, ſchenkten ſie mir, ſelbſt das köſtlichſte aller Beſitzthümer verſagten ſie mir nicht: ein treffliches

Weib. Aber — ach! daß Aber und Aber ſich immer zu dem Danke geſellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — dieſe Frau, dieſes Muſter der Liebe und Treue, nimmt ſeit kurzem unglücklicherweiſe an einem Menſchen Theil, der ſich ihr aufdringt und der mir verhaßt iſt. Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt iſt, ſag' ich nichts weiter, und bitte: Enthülle mir mein Schickſal! gieb mir Rath, und was mehr iſt, Hülfe! — Ich dächte, das hieße ſich deutlich erklären?

Lats. Wir verſtehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andraſon. Wer ſagen könnte: Ich verſtehe ſie!

Sora. Ich bin höchſt neugierig! — Haben wir doch manches Räthſel errathen!

Mela. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſteh' und horche, und es fängt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,

Alle. Oh!

Andraſon. Gebt mir ein Licht! Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lats. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die fänden ſich allenfalls. Ein greiflich Geſpenſt, das iſt etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt arg.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kommt noch beſſer:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſeine Geweide verleiht,

Alle. O! oh! Ei! O! ah! ha! ha!

Andraſon. Seht! ein leinen Geſpenſt, und ein greiflicher Sack, und Geweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt bleibt zu viel! Was ſo ein Orakel nicht alles ſagen darf!

Mans. Wiederholt es uns!

Andraſon. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht verſteht?

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
Und der leinene Sack seine Geweide verleiht.

Seyd ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus.

Lara. Nein, das ist nicht möglich!

Andrason. O ja; die Götter haben sich dießmal sehr ihrer poetischen Freiheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeschrieben?

Andrason. Freilich! Hier ist die Rolle, wie ich sie aus den Händen der Priester erhielt.

Lato. Laßt es uns lesen, vielleicht wird es uns klärer.

(Andrason bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt sie auf. Die Frauenzimmer drängen sich wechselsweise zu, lesen, lachen und machen ihre Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauspielerinnen an, dieses munter und angenehm vorzustellen; deßwegen ihnen überlassen bleibt hier zu extemporiren. Die Hauptabsicht dieser Wiederholung ist, daß das Publicum mit dem Orakelspruch recht bekannt werde.)

Feria. Das ist höchst sonderbar und unbegreiflich! Wie ist es dir weiter ergangen? Hast du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andrason. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverschämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Fassung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich sah den ältesten Priester auf einem goldenen Sessel sitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelsteine in seinen Schooß legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein, helfen müssen die Unsterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird ehstens hier erscheinen, voll Zutrauens und Gehorsams. Möge die alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, sein Herz fassen, und ihm gebieten, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu setzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, sein weißer Bart bewegte sich murmelnd; ich ging mit wechselnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier.

Feria. Möge alles zum Besten ausschlagen! — Du verzeihst, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die schon lange warten, noch

Aus Wilhelm Meiſter.

einige Geschäfte abthun; ich lasse dir die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Geschlechte.

Andrason. Ich danke dir, Schwester. Wenn ich dich missen soll, weiß ich nichts bessers als diese freundlichen Augen.

Feria. Bald seh' ich dich wieder. (Ab).

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andrason. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was ihr thun wollt.

Andrason. Thun, als ob das Orakel nichts gesagt hätte, mit meinem Uebel beladen wieder nach Hause gehen, und nach meiner Frau sehen, die ich in wunderbaren Zuständen anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht sie denn indessen?

Andrason. Sie geht im Mondscheine spazieren, schlummert an Wasserfällen, und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn seitdem der Prinz weg ist, einen Zug durch seine Provinzen und hiernächst zum Orakel zu thun, ist's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem sie großes Vergnügen findet, ist daß sie Monodramen aufführt.

Mana. Was sind das für Dinge?

Andrason. Wenn ihr Griechisch könntet, würdet ihr gleich wissen, daß das ein Schauspiel heißt, wo nur Eine Person spielt.

Lais. Mit wem spielt sie denn?

Andrason. Mit sich selbst, das versteht sich.

Lais. Pfui, das muß ein langweilig Spiel seyn!

Andrason. Für den Zuschauer wohl. Denn eigentlich ist die Person nicht allein, spielt aber doch allein; denn es können noch mehr Personen dabei seyn, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Oreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeister; aber eigentlich spielt sie für sich, es bleibt ein Monodrama. Es ist eben eine von den neusten Erfindungen; es läßt sich nichts darüber sagen. Solche Dinge finden großen Beifall.

Sora. Und das spielt sie ganz allein für sich?

Andrason. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen ist — denn es geht meistens etwas bunt her — wenn eine schreckliche Stimme aus dem Felsen oder durchs Schlüsselloch zu rufen hat, solche wichtige Rollen nimmt der Prinz über sich, wenn er da ist, oder in seiner Abwesenheit ihr Kammerdiener, ein sehr alberner Bursche; aber das ist eins.

Mela. Wir wollen auch einmal ſo ſpielen.

Andraſon. Laßt's doch gut ſeyn, und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu euch gekommen iſt! Wenn ihr ſpielen wollt, ſo ſpielt zu zweien wenigſtens; das iſt ſeit dem Paradieſe her das üblichſte und das geſcheidteſte geweſen. Nur noch eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen verplappern — meine Hoffnung wieder glücklich zu werden ruht nicht allein bei den Göttern, ſondern auch auf euch, ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andraſon. Ja auf euch! und ich hoffe, ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie ſoll das werden?

Andraſon. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbei kommen, euch ſeine Ehrerbietung zu bezeigen, wie Fremde gewöhnlich thun, die dieſen Weg nehmen. Meine Schweſter wird artig ſeyn und ihm Quartier anbieten; ihm anbieten, daß ſie ſeine Leute, ſein Gepäcke beherbergen will, indeß er ſich ins Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo jeder, er ſey wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Beſten, ſo ſucht ſein Herz zu rühren. — Ihr ſeyd liebenswürdig. Ich will die als eine Göttin verehren, die ihn an ſich zieht und mich von ihm befreit.

Sora. Gut! Euch iſt er unerträglich, und uns wollt ihr ihn zuſchieben! Wenn er uns nun auch unerträglich iſt?

Andraſon. Seyd ruhig, Kinder! Das findet ſich. Ihr andern liebt meiſtentheils an den Männern, was Männer an ſich unter einander nicht leiden können. Und gewiß er iſt ſo übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Mela. Wie ſollen wir es denn anfangen?

Andraſon. Brave, liebes Kind! du zeigſt doch guten Willen! Ich muß erſt eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt ſehn! Stellt euch vor, ich ſey der Prinz; ich will ankommen, ſchmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich empfangen?

(Sie beginnen einen lebhaften Tanz.)

Andraſon. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meint ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht? Mit einem ſolchen Bauerntanz wollt ihr meinen ſublimirten Helden gewinnen? Nein! ſeht auf mich! das muß in einem andern Geiſte tractirt werden.

(Sanfte Muſik.)

(Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor, womit die Schauſpieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken.)

Andrason. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erſtlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen geknickt, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken ſpringen wollte; mitunter tief Athem geholt, und ſo weiter. Die Schnupftücher nicht vergeſſen!

(Die Muſik geht fort, und die Fräulein befolgen ſeine Vorſchrift. Er ſtellt den Prinzen vor; bald corrigirt er ſie, bald nimmt er die Perſon des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.)

Andrason. Aha!

Lais. Es wird aufgetragen.

Andrason. Es heißt zu Pferde, und zu Tiſche! Beides eine ſchöne Einladung. Kommt! Dieſe Empfindſamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reiſen bisher.

Zweiter Act.

Saal, in chineſiſchem Geſchmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana. Nun das heiß' ich ein Gepäcke! Der ganze Hof iſt voll Kiſten, Kaſten, Mantelſäcke und ungeheurer Verſchläge.

Sora (läuft ans Fenſter). Wir werden ihm den ganzen Flügel des Palaſtes geben müſſen, nur ſeine Sachen unterzubringen.

Mana. Es iſt abſcheulich, wenn Mannsperſonen reiſen als wenn ſie Wöchnerinnen wären. Ueber uns halten ſie ſich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen ins Bad gehen, der Schachteln, Käſtchen, Pappen und Wachstücher kein Ende werden will; und ſich erlauben ſie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die ſie uns übel nehmen.

Ein Bedienter (kommt).

Der Cavalier des Prinzen läßt ſich melden.

Mana. Führt ihn herein. (Bedienter ab.) Sieh zu, es hat ſich doch nichts an meinem Kopfputze verſchoben?

Sora. Halt! — Die Locke hier! — Er kommt.

Merkulo (tritt herein).

Vollkommene Damen! Es ſind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich ſo glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonſt werden wir armen Diener meiſtentheils bei verdrießlichen Angelegenheiten vorgeſchoben, bei angenehmen Ereigniſſen ſtehen wir zurück; aber dießmal erhebt mich mein Prinz über ſich ſelbſt, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reize ſendet.

Mana. Sie ſind ſehr gütig.

Sora. Und recht willkommen. Wir haben ſo viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu ſehen.

Merkulo. Mein Fürſt iſt glücklich, daß er ſchon in der Entfernung Ihre Aufmerkſamkeit hat auf ſich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch ſeine Gegenwart Ihre Gunſt erhalten ſollte, ſo kann er ſich als den glücklichſten der Menſchen preiſen. Dürfte ich nicht indeß Ihrer Prinzeſſin aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufgetragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgeſtellt werden können. Sie hat uns befohlen Ihnen dieſe und die anſtoßenden Zimmer anzuweiſen. Bedienen Sie ſich davon ſo viel und wie Sie's nöthig finden.

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben, daß ich unſere Geräthſchaften, deren freilich nicht wenige ſind, herein und in Ordnung bringen laſſe?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

(Merkulo mit einer Verbeugung ab.)

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig was ſie alles mitbringen.

Es läßt ſich ein lebhafter Marſch hören, und es kommt ein Zug. **Merkulo** voraus, der Oberſte, die Wache, ſodann Trabanten, welche Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gefolge. Sie umgeben das Theater. Die Kaſten werden auf beiden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſtummen Perſonen gehen alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer ſind denn die hübſchen bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

Merkulo. Das ist der Oberste über des Prinzen Kriegsvolk, und die Andern sind junge Edelleute, militärische Edelknaben meines gnädigsten Herrn, und lose Vögel.

Mana. Wir erstaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit sich! Wollen Sie etwa eine Komödie spielen? Vermuthlich ist die Theater-Garderobe in diesen Kasten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich sollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, diesen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimnisse wird, zu verlassen: allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reize! Nur vor unheiligen, fremden Augen bewahren wir unsere heiligen Empfindungen, nicht vor so angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünschen.

Sora. Sagen Sie uns ums Himmels willen, was soll die Laube!

Merkulo. An diesem Zug, meine schönen Kinder, können Sie einen großen Theil des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindsamste Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach das ist ein Mann für uns! Wir gehen auch gar zu gern im Mondschein spazieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da ist Eins zu bedauern, meine vortrefflichen Damen! Mein Prinz ist von so zärtlichen, äußerst empfindsamen Nerven, daß er sich gar sehr vor der Luft, und vor schnellen Abwechselungen der Tageszeiten hüten muß. Freilich unter freiem Himmel kann man's nicht immer so temperirt haben, wie man wünscht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für höchst schädlich, den Duft des Mooses und der Quellen bei heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich! Die Ausdünstungen der Thäler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den schönsten, wärmsten Mondnächten sind die Mücken just am unerträglichsten. Hat man sich auf dem Rasen seinen Gedanken überlassen, gleich sind die Kleider voll Ameisen, und die zärtlichste Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne gestört. Der Prinz hat durch seine Akademien Preise ausgesetzt, um zu erfahren, ob diesen Beschwerden, zum Besten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es sind auch verschiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber ist bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden sollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmlischen Entzückungen aufgefahren ist, erinnert einen das leidige Gezieser, mit seinen Stacheln und krabbligen Füßen, gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwischen, meine schönen Damen, hat der Prinz, der seinen Genuß weder verschoben noch unterbrochen haben will, den Entschluß gefaßt, durch tüchtige Künstler sich eine Welt in der Stube zu verschaffen. Sein Schloß ist daher auf die angenehmste Weise ausgeziert, seine Zimmer gleichen Lauben, seine Säle Wäldern, seine Cabinette Grotten, so schön und schöner als in der Natur; und dabei alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern und Ressorts nur geben können.

Sora. Das muß scharmant seyn!

Merkulo. Und weil der Prinz so sehr dran gewöhnt ist, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat: so haben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unsern Zügen überall mit herumführen. Unser Hof-Etat ist mit einem sehr geschickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeister, Directeur de la nature, gegeben haben. Er hat eine große Anzahl von Künstlern unter sich. Ein würdiger Schüler von ihm ist dieser Mann hier, der unsere Natur auf der Reise besorgt, und den ich die Ehre habe Ihnen in dieser Qualität zu präsentiren. Was uns allein noch abgeht, das sind die kühlen Lüftchen. Die Versuche davon sind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch diesem Mangel nächstens abgeholfen zu sehen.

Sora. Um Vergebung, was ist in dem Kasten da? Darf man's wissen?

Merkulo. Geheimnisse, meine schönen Fräulein, Geheimnisse! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimnisse meines Herzens aufzulösen, so daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichsten Glückseligkeiten empfindsamer Seelen bei uns. In diesem Kasten sind sprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in diesem ist der Gesang, der lieblichste Gesang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Merkulo. Und hier in diesem größern ist Mondschein eingepackt.

Sora. Es ist nicht möglich! Lassen Sie's uns doch sehn.

Merkulo. Es steht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß diese Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu setzen. Er ganz allein darf sie fühlen; ich könnte Ihnen nur den groben Stoff sichtbar machen.

Mana. O wir müssen den Prinzen bitten, daß er uns die Maschinen einmal spielen läßt.

Merkulo. Ums Himmels willen, lassen Sie sich nichts merken! Und besonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz seine Liebhabereien nicht erkennen. Jeder Mensch, meine schönen Fräulein, treibt seine Liebhabereien sehr ernsthaft, meistens ernsthafter als seine Geschäfte. Indessen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, so viel an mir ist, zu befördern, und wollte Ihnen gern unsre Raritäten, wenn gleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieser eingeschlossenen Natur übereinstimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illusion nicht verlangen.

Sora. Dem ist leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorstellen.

Merkulo. Das wird allerliebst seyn.

Sora. He! (Ein Bedienter kommt.) Sagt dem Hoftapezier, er soll die gewirkte Waldtapete gleich herunter lassen!

Merkulo. An mir soll's auch nicht fehlen.

(Musik.)

(Er giebt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als sich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln sich die Kasten in Rasenbänke, Felsen, Gebüsche und so weiter. Der Kasten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird sorgen, daß das Ganze übereinstimmend und reizend sey, und mit der verschwindenden Decoration einen recht fühlbaren Contrast mache.)

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie schön!

(Sie besehen alles auf das emsigste, so lange die Musik fortdauert.)

Mana. Die Decoration ist allerliebst.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, sondern künstliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß allemal dabei seyn.

Sora. Scharmant! Allerliebst!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunstwort lehren, mit dem weit zu reichen ist. Scharmant! Allerliebst! das könnten Sie allenfalls

auch von einer Florschürze, von einem Häubchen sagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es sey was es wolle, sehen Sie es steif an, und rufen: Ach! was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Mensch was Sie eigentlich sagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Wasser, Gestalten und Gesichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, jedes macht seinen eignen Effect; was für einen, das ist ein bischen schwerer auszudrücken. Halten Sie sich aber nur ans Allgemeine: Ach! was das für einen besondern Effect auf mich macht! — Jeder der dabeisteht, sieht auch hin und stimmt in den besondern Effect mit ein; und dann ist's ausgemacht — daß die Sache einen besondern Effect macht.

Mana. Mit allem dem scheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! sehr! Das Theater und unsere Natur sind freilich nahe miteinander verwandt. Dabei ist er ein trefflicher Schauspieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bei sich?

Merkulo. Das nicht! Wir sind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meistentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir schon gehört.

Merkulo. Ei! — Sehen Sie, meine Damen, das ist eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauffindung, die unsern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, schon auf dem Römischen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So lesen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böse Kaiser?

Merkulo. Es ist wahr, er taugte von Haus aus nichts, war aber drum doch ein excellenter Schauspieler. Er spielte bloß Monodramen. Denn erstlich sagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unserer Akademisten über diese Schauspielart lesen! Sie wird auf Befehl unsers Prinzen geschrieben und auf seine Kosten gedruckt. Wir führen aber auch die neusten Werke auf, wie man sie von der Messe kriegt: Monodramen zu zwei Personen, Duodramen zu dreien, und so weiter.

Sora. Wird denn auch drin gesungen?

Merkulo. Ei gesungen und gesprochen! Eigentlich weder gesungen

noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang drin, deſswegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fräulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen Sie ſollen recht lange bei uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bei uns?

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach! wer glauben könnte, daß ſo eine Einladung aus einem ſo ſchönen Herzen käme! Es iſt aber leider eins der gewöhnlichen Hofcomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um ſich zu verſichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen ſchon allerlei Scherze von unſrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten ſollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünſche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie ſein Herz, ſein zärtlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreiz aus der ſanften Traurigkeit ziehen, in der er verſchmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das iſt juſt recht unſere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübſche Melodie finden, ſingen wir ſie meiſt todt, daß ſie kein Menſch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O deren haben wir verſchiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo (ſingt)

Du gedrechſelte Laterne,
Ueberleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz.

Sora. O pfui! das iſt gar nichts Empfindſames!

Merkulo. Schönes Kind, ums Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Merkulo. Daran iſt wohl die Melodie ſchuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an ſich ſelbſt iſt gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

(Er ſingt's auf die Melodie: Monseigneur, voyez nos larmes, und die Fräulein fangen an mitzuſingen.)

Bediente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

(Merkulo und die Fräulein gehen ſingend ab.)

Dritter Act.

Wald, die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

Die vier **Fräulein** führen den **Prinzen** unter einer ſanften Muſik herein. **Merkulo** folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen ſich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in ſich ſelbſt verſunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Muſik einen Augenblick pauſirt, ſpricht:

Merkulo (für ſich). Das ſind recht Homeriſche Sitten, wo die ſchönen Töchter des Hauſes ſich um die Fremden bemühen. Ich hätte wohl Luſt, mich ins Bad zu ſetzen und mich abreiben zu laſſen.

Die Muſik geht fort; endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich ſehen, eilen ſie verdrießlich davon, und es bleiben:

Prinz und **Merkulo.**

Prinz. Geſegnet ſeyſt du, liebe Einſamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich ſeit dem Eintritt in dieſes Haus zwingen müſſen!

Merkulo. Das muß ich Eurer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich geweſen iſt, wie Sie ſich an einer wohlbeſetzten Tafel und zwiſchen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es iſt nicht Langeweile, es iſt die Gefälligkeit dieſer angenehmen Geſchöpfe, die mich ängſtet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geſchlechte zur Qual geſchaffen ſeyn? Denn nur Eine kann mein Herz beſitzen, und die übrigen — Ach! — —

Merkulo. Die hab' ich ſchon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehen gegeben, daß ich wirklich ſagen kann, ich habe das Glück gehabt, einigen

Auch vernehmet im Gedränge
Jener Genien Gesänge.

das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit in die Elyſiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkuls. Ich ſage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand und Ihre trefflichen Qualitäten zuſammennimmt, ſo iſt's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem ſchönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnſt du, Unglücklicher? Was iſt mein Stand gegen dieſes Herz?

Merkuls. Halten Sie mir's zu Gnaden! Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe iſt z. E. was Vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgeſpickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht ſolche Dinge!

Merkuls. Nein, ich müßte undankbar ſeyn, wenn ich es nicht geſtände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebieter, bin ich ohnehin ſicher. Ihre Fürſtliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Elektricität zärtlicher Herzen an ſich, daß wir Andern vorm Einſchlagen ganz geſichert ſind.

Prinz. Iſt es bald eilfe?

Merkuls. Es wird gleich ſeyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlaſſen. Es iſt eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet ſind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauſpielen konnte das Feierlichſte, Schrecklichſte bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehn; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und ſchwarze Tücher läßt ſich nichts Rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Piſtolen geladen?

Merkuls. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erſchießen Sie ſich nicht einmal!

Prinz. Sey ruhig! (Es ſchlägt eilfe.) Es ſchlägt!

Merkuls. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt als wenn man auf Blech hämmerte: mich könnte nun ſo etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichſten Faſſung bringen.

(Die Muſik giebt einige laute und entfernte Melodien zum folgenden an.)

Prinz. Schweige, Unheiliger! und entflieh'!
Merkulo. Ab! (Ab.)

Prinz. Vergebens ſucht ihr mich durch eure Schönheit, durch euer einſchmeichelndes Weſen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umſchlungen halte. Fahrt wohl, ihr ſterblichen Mädchen! Das Unſterbliche umſchwebt meine Stirne, und die Geiſter ſteigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beſeligen.

(Die feierliche Muſik geht fort, die Waſſerfälle fangen an zu rauſchen, die Vögel zu ſingen, der Mond zu ſcheinen.)

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner hoher Gefühle Freund!
Du, der du mir
Der Liebe ſtockende Schmerzen
Im Buſen auf zu ſanften Thränen löſeſt!
Ach welche Seligkeiten ſäuſelſt du mir
Ins tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deckeſt mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruheſtätte!
Ach verzeih'! Ach mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih dem trüben Blick auf deine Schönheit!
Verzeih' dem flüchtigen!

(Nach der Laube gekehrt.)

Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dieß Pochen und dieß Zittern!
Ha! es ſchlägt dem Augenblick entgegen!
Wo die Zauberei
Die Seligkeit des Wahren überflügelt!
O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O den Genuß bewahret mir, ihr Götter!

(Die Laube thut ſich auf, man ſieht ein Frauenzimmer darin ſitzen: ſie muß vollkommen an Geſtalt und Kleidung der Schauſpielerin gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.)

Prinz.

Himmel, ſie iſt's! Himmel, ſie iſt's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieſes Herz,
Geliebte, ſüße Freundin!
Du ganz für mich geſchaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieſer ſchönen Stimmung unſrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich ſchaudernd mich verſchweben!
Ha! vor Wonne ſtockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Bruſt!

Ach! umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieſes heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löſet auf die ſchöne Luſt!

Während der letzten Cadenz, da die Inſtrumente die Stimme zu lange nachahmen, ſetzt ſich der Prinz auf eine Raſenbank, und ſchläft endlich ein. Man giebt ihm verſchiedenemal den Ton an, damit er einfallen und ſchließen möge: allein er rühret ſich nicht, und es entſteht eine Verlegenheit im Orcheſter: endlich ſieht ſich die erſte Violine genöthigt die Cadenz zu ſchließen, die Inſtrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt ſich:

Ein Vorſaal.

Feria und die vier Fräulein.

Feria. Mich dünkt, der Prinz pflegt ſeiner Ruhe ziemlich lange. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ein Mann in unſerm Schloſſe ungeſtraft die Morgenröthe herbeigeſchlafen habe! Sind die Klappern bei der Hand

und die Raſſeln? Wir wollen ihm ein Scharivari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unſre verhaßte Nebenbuhlerin, von ſeinen Augen peitſchen.

(Lebhafter Tanz zu fünfen mit Caſtagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt Feria ſolo. Der Oberſte kommt, die Prinzeſſin zu bitten, daß ſie des Prinzen Ruhe nicht ſtören möge, indem die Wache die Fräulein aufhalten will. Dieſe machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf; das Theater iſt wieder wie zu Anfang des Acts: Merkulo tritt zu gleicher Zeit herein, der Prinz fährt bewegt von ſeiner Raſenbank in die Höhe, ergrimmt und ſingt:)

Ja ihr ſeyd's, Erinnyen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hofft' im Arm der Grazien zu baden,
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

Während der Arie begiebt ſich Feria, die Fräulein und die Wache, eins nach dem andern, auf die Seite; es bleiben allein:

Prinz und Merkulo.

Merkulo. Mein Prinz, faſſen Sie ſich!

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Merkulo. Gnädiger Herr, nur Scharivari!

Prinz. Ich will weg! dieſen Augenblick mich in die Einſamkeit des Gebirges verlieren!

Merkulo. Was wird die Prinzeſſin, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken ſie doch auch nicht, wen ſie vor ſich haben. Ohne das mindeſte Gefühl für das Hohe, Ueberirdiſche meiner Stimmung, raſſeln ſie mit knirſchenden Tönen der Vorhölle drein. Ach! ihr goldnen Morgenträume, wo ſeyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böſe gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mädchen geſchäftig, ein Déjéuné im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenſtern mit Bratwürſten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Geſicht im Glanz der erſten Morgenſonne genießen.

Prinz. Ja mit Schellen und Klapperblechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb' wohl!

Merkulo. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entſchließungen ſind raſch und feſt.

Merkulo (für ſich). Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laſſ' aufs ſchärfſte dieſes Heiligthum bewachen, daß unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein ſetze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt!

Prinz. Leb' wohl. (Ab.)

Vierter Act.

Andrafons Schloß, eine rauhe und felſige Gegend, Höhle im Grunde.

Mandandanens Kammerdiener als **Askalaphus** tritt auf mit einem Reverenz, und ſpricht den Prologus

Herren und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier iſt Pluto's Reich,
Und ich, wie ich mich vor euch ſtelle,
Das ich zuerſt bedeuten muß,
Ich nenne mich Askalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge iſt hier unten neu:
Denn eh'mals war Elyſium dadrüben,
Die rauhen Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben ſo dabei. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elyſium zu ſchön.
Man ſprach ſo lang', bis daß der ſeltne Guſto ſiegte,
Und Pluto ſelbſt den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu ſehn.

Da ſchleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Siſyphus mit eingeſchloſſen,
Raſtlos geſchunden und verdroſſen,
Gar manches ſchöne Berg und Thal
Zuſammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müſſen die ewigen Felſen jetzt!
Und, gält's tauſend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurecht geſetzt.

Um Eins nur iſt es Jammerſchade,
Ums ſchöne Erdreich im Elyſium!
Aber es iſt keine Gnade,
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat:
Aber hier! ſechs Meilen herum ſind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht ſatt;
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die liebſten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannichfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt uns alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſeyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elyſiums die ſchönſten Bäume aus,
Und ſetzen ſie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,
Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Capelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal seyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel
Einen Schweinstall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' ist, wenn ein Fremder drin spaziert,
Daß alles wohl sich präsentirt;
Wenn's dem denn hyperbolisch dünkt,
Posaunt er's hyperbolisch weiter aus.
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meistens, wo es stinkt.

Wie ich also sagte, unsre Elysischen Bäume
Schwinden wie Elysische Träume,
Wenn man sie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen still:
Denn in einem Park ist alles Prunk;
Verdorret ein Baum und wird ein Strunk,
Ha! sagen sie, da seht die Spur,
Wie die Kunst auch hinterdrein der Natur
Im Dürren ist. — Ja leider stark!

Was ich sagen wollte, zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Musterkarte von allem Gesträuche,
Krumme Gänge, Wasserfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felsen und Klüfte,
Eine Menge Reseda und andre Gerüste,
Weimuthsfichten, Babylonische Weiden, Ruinen,
Einsiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moscheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos sehr unbequeme Betten,

Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fischerhütten, Pavillons zum Baden,
Chinesisch-gothische Grotten, Kiosken, Tings,
Maurische Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein Einziges ist noch zurücke,
Und drauf ist jeder Lord so stolz:
Das ist eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und Einem Bogen von Hängewerk,
Das ist unser ganzes Augenmerk.
Denn erstlich kann kein Park bestehn
Ohne sie, wie wir auf jedem Kupfer sehn.
Auch in unsern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen
Auf Communication, wie bekannt,
Dem man sich auch gleichstellen muß;
Elysium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke schon;
Doch leider Acheron und Pyriphlegethon
Speien ewige Flammen,
Da fehlt's uns an gescheidten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zusammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Kostüme leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß so eine Brücke seyn.

Aber warum ich komme! ohne Zeit zu verlieren:
Pluto's schönes Weib
Geht gewöhnlich hierher spazieren,
Denn drin ist nicht viel Zeitvertreib.
Da sucht sie bei den armen Todten

So ſchöne Gegenden, wie auf Siciliens Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten:
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſichen, Trauben, darnach liefen wir weit;
Holzbirn, Schlehen, rothe Beerchen und dergleichen
Iſt alles, was bei uns gedeiht.

(Zwei höllische Geiſter bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.)

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und brüte, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbedeckten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;
Den will ich in die Erde kleben,
(Er macht alles zurecht wie er's ſagt.)
Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königin vermeine,
Es wüchſe alles aus dem Steine,
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe wie ſich's gebührt.

(Ab.)

(Vorbereitende Muſik, ahnend ſeine Gefühle.)

Mandandane (als Proſerpina).

Halte! halt' einmal, Unſelige! Vergebens
Irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her!
Endlos liegen vor dir die Trauergefilde,
Und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die lieben Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt

Nach meines Ahnherrn froher Wohnung
Mit Liebesblick hinaufsah!
Ach! Tochter du des Jupiter,
Wie tief bist du verloren! —

Gespielinnen!
Als jene blumenreichen Thäler
Für uns gesammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir plätschernd noch im Abendstrahle scherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Dessen Haupte unser Herz sie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geschichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Lust zu leben
Früh im Thau die Rosenfüße badeten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einsam nun,
Zerstreut an jenen Quellen schleicht,
Die Blumen aufleset,
Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooße fallen ließ,
Ihr steht und seht mir nach, wohin ich verschwand!

Weggerissen haben sie mich,
Die raschen Pferde des Orcus;
Mit festen Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott!
Amor! ach Amor floh lachend auf zum Olymp —
Hast du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde?

Mignon.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen;
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Dieſelbe.

Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite.

Mußt du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter gerissen
In diese endlosen Tiefen!
Königin hier!
Königin?
Vor der nur Schatten sich neigen!

Hoffnungslos ist ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeschiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernsten Gerichten
Hat das Schicksal sie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttin! Königin!
Selbst Sklavin des Schicksals!

Ach! das fliehende Wasser
Möcht' ich dem Tantalus schöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn sättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen gestraft! —
In Ixion's Rad möcht' ich greifen,
Einhalten seinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Ueber die ewigen Qualen!
Trostlos für mich und für sie,
Wohn' ich unter ihnen und schaue
Der armen Danaiden Geschäftigkeit!
Leer und immer leer!
Nicht Einen Tropfen Wassers zum Munde,
Nicht Einen Tropfen Wassers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach so ist's mit dir auch, mein Herz!
Woher willst du schöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg iſt nicht mit euch!
In euren leichten Tänzen,
In euren tiefen Hainen,
In eurer liſpelnden Wohnung,
Rauſcht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Luſt
Der Seligkeit Fülle. —

Iſt's auf ſeinen düſtern Augenbraunen,
Im verſchloſſenen Blicke?
Magſt du ihn Gemahl nennen?
Und darfſt du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffneteſt du ſein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da du wußteſt,
Es werde ſich wieder auf ewig verſchließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und ſetzte ſie neben ſich
Auf ſeinen kläglichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie dich deine Gottheit verläßt
Im Verluſt deiner Tochter,
Die du glücklich glaubteſt,
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

Ach du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?

Und du fandest die Mädchen
An ihre Weiden gefesselt,
Wo sie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin ist sie? Wohin? rufst du.
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungestraft Jupiter's Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad seiner Rosse?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!
Will keine Stunde ruhen, bis ich sie finde,
Will keinen Gang scheuen,
Hierhin und dorthin. —

Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu,
Aller Pfade gewohnt folgen sie deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüste treibt dich's irre —

Ach! nur hierher, hierher nicht!
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden,
Wo bedeckt von beschwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiter's Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter ist! —

Vater der Götter und Menſchen!
Ruhſt du noch oben auf deinem goldnen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In deinen Händen mich ſcherzend
Gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt,
Daß ich kindiſch droben zu verſchweben bebte?
Biſt du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels.
Hier! hier! — —

Leite ſie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle!

O du hörſt mich,
Freundlichlieber Vater,
Wirſt mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreit von langer, ſchwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergötze!
Letze dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieſer Boden
Iſt nicht Fels, nicht Moos mehr;
Dieſe Berge

Nicht voll ſchwarzen Grauſes!
Ach hier fint' ich wieder eine Blume!
Dieſes welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch,
Daß ich ſeiner mich erfreue!

Seltſam! ſeltſam!
Fint' ich dieſe Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach! ſo lieb war. —

(Sie bricht den Granatapfel ab.)

Laſſ' dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laſſ' mich vergeſſen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der verſammelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmliſchen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward!

(Sie ißt einige Körner.)

Labend! labend!

Wie greift's auf einmal
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe offne Wonne
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Händen
Der Hölle durch! — —

Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach! warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?
Was iſt's? was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!
Im fernen Schooße des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen (unſichtbar).

Du biſt unſer!
Iſt der Rathſchluß deines Ahnherrn.
Nüchtern ſollteſt wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht dich unſer!
Königin, wir ehren dich!

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verſtößeſt?
Warum rufſt du mich nicht
Zu deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt du?
Sieh, wir ehren dich,
Unſre Königin!

Proſerpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünſchen könnte!
O wäre der Cocyt nicht euer ewig Bad,
Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königin,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! —
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!
In ewig gleich elendem Schickſal!
Ich beherrſche euch,
Und bin darum elender als ihr alle.

Parzen.

Du biſt unſer!
Wir neigen uns dir!
Biſt unſer! unſer!
Hohe Königin!

Proſerpina.

Fern! weg von mir
Sey eure Treu' und eure Herrlichkeit!
Wie haſſ' ich euch!
Und dich, wie zehnfach haſſ' ich dich —
Weh mir! ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unſer! Unſre Königin!

Proſerpina.

Warum reckſt du ſie nach mir?
Recke ſie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus ſtygiſchen Nächten empor!
Sie ſteigen deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.

Wie haſſ' ich dich,
Abſcheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gieb mir das Schickſal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit dieſen Armen
In die zerſtörende Qual!

Parzen.

Unſer! unſer! hohe Königin!

(Andrafen erſcheint bei den Worten: Abſcheu und Gemahl ꝛc. Mandandane richtet die Apoſtrophe an ihn, und ſteht vor ihm mit Entſetzen. Er erſtaunt, ſieht ſich um, und folgt ihr voller Bewunderung.)

Fünfter Act.

Vorſaal.

Sora. Mana. Lato. Mela.

Sora. Liebe Schweſtern, es koſte was es wolle, wir müſſen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es ſind Männer. Wir wollen ihnen ſchön thun und Wein geben; damit führen wir ſie wie wir wollen.

Lato. Laß ſehn!

Sora. Ich habe vom ſüßen Wein genommen und ihn mit Schlaftrunk gemiſcht. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Mela. Wie ſo?

Sora. Wer nicht neugierig iſt, erfährt nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen zu wiſſen, wie's im Zimmer wohl ſeyn möchte, wenn die ſchönen Sachen alle ſpielten. Gegen Mitternacht ſchlich ich mich hinan, und guckte durch einen Ritz in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was ſahſt du?

Sora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns so unempfindlich blieb, so verachtend von uns wegging!

Lats. Ach! er ist ein schöner Geist von der neuen Sorte, die sind alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt seine Geliebte mit sich herum.

Mana. Nicht möglich!

Lats. Ei wie?

Sora. Wenn ich euch nichts ausspürte! In dem verfluchten Kasten, in der geheimnißvollen Laube sitzt sie. Mich wundert nur, wie sie sich mag so herumschleppen lassen, so stille sitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Mauleseln getragen!

Meta. Wie sieht sie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide sehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entstand ein Geräusche; da rutscht' ich fort.

Lats. O laßt uns sehen!

Mana. Wenn sich's nur schickte!

Sora. Es ist ja Nacht, kein Mensch wird es erfahren. Ich habe schon den Hauptschlüssel. Nun spielt mit der Wache hübsch die Mädchen.

(Musik.)

(Die Frauenzimmer spielen unter sich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und sehen zu; sie rufen einander herbei, endlich mischen sie sich in die Spiele. Die Fräulein thun erst fremd, dann freundlich, endlich bringen sie Wein und Früchte; die Jünglinge lassen sich's wohl schmecken. Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfängt, schläfrig zu werden; sie taumeln hin und her, zuletzt in die Coulissen, und die Mädchen behalten das Feld.)

Sora. Nun frisch ohne Zeitverlust ins Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unserm Triumph offenbaren! (Alle ab.)

(Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert sich in die Waldscene. Nacht ohne Mondschein. Um die Laube ist alles düster und stille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin sie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie öffnen die Laube, leuchten starrend hinein und fahren zurück.)

Sora. Was ist das? Mandandane!

Lats. Ein Gespenst oder Andrason's Gemahlin!

Meta. Eine Maske. Was steckt darunter?

(Sie nähern sich wieder allmählig.)

Mana. Wir wollen sie anrufen.

Lats. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt sich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte es steckt Zauberei dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher besehen.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's auffährt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora (die es anrührt und zurückfährt). Ha!

Mana. Was giebt's?

Mela. Es ist wahrlich lebendig! Sollt' es denn Mandandane selbst seyn? Es ist nicht möglich!

Lato (indem sie sich immer weiter entfernt). Wir müssen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora (die sich furchtsam nähert). Wer du auch seyst, seltsame, unbekannte Gestalt, rede! rühre dich! und gieb uns Rechenschaft von deinem abenteuerlichen Hierseyn!

Mana. Es will sich nicht rühren.

Lato. Geh' eins hin und nehm' ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

(Sie halten sich aneinander, und es zerrt eine die andre nach sich, bis zur Laube.)

Mana. Wir wollen am Sessel ziehen, ob's leicht oder schwer ist?

(Sie ziehen am Sessel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor ans Theater; sie gehen drum herum, machen allerlei Versuche, die Maske fällt herunter, und sie thun einen allgemeinen Schrei.)

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgestopfte Nebenbuhlerin!

Lato. O ein schönes Gehirn!

Sora. Wenn sie eben so ein Herz hat —

Mana. Die soll uns nicht umsonst vexirt haben! Auskleiden soll man sie und in den Garten stellen, die Vögel damit zu scheuchen.

Lato. So was ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es ist doch ein schönes Kleid.

Mana. Man sollte schwören, es gehöre Mandandanen.

Mela. Ich begreife nicht, was der Prinz mit der Puppe will.

(Sie versuchen an der Puppe verschiedenes, endlich bringen sie aus der Brust einen Sack hervor, und erheben ein lautes Geschrei.)

Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!

Dieſelbe.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

Sora. Was ist in dem Sack? Laßt sehn, was ist in dem Sack?

Mana. Häckerling ist drin, wie sich's anfühlen läßt.

Sora. Es ist doch zu schwer —

Lato. Es ist auch etwas Festes drin.

Mela. Bindet ihn auf; laßt sehn!

Andrason (kommt). Ihr Kinder, wo seyd ihr? Ich such' euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommst eben zur gelegenen Zeit! Da sieh!

Andrason. Was Teufel ist das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Gestalt?

Mana (ihm den Sack zeigend). Mit Häckerling ausgestopft.

Sora. Sieh dich um; das ist die Natur, worin der Prinz lebt, und das ist seine Geliebte.

Andrason (auffahrend). Ihr großen Götter!

Sora. Mach' nur den Sack auf!

Andrason (aus tiefen Gedanken). Halt!

Mana. Was ist dir, Andrason?

Andrason. Mir ist, als wenn mir in dieser Finsterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du bist verzückt.

Andrason. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? Begreift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Gespenst, das uns geängstet hat, ist begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andrason. Verehre die Götter!

Sora. Du machst mich mit deinem Ernst zu lachen.

Andrason. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weissagenden Orakels erfüllt? —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen sind!

Andrason.

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert.

Sora. Nichts kann klarer seyn!

Andrason.

Und der leinene Sack seine Geweide verleiht!

Nun aufgemacht, ihr Kinder! Laßt uns vor allem sehen, was der enthält!

(Sie binden ihn auf, und wie ſie ihn umſchütteln, fällt eine ganze Partie Bücher, mit Häckerling vermiſcht, heraus.)

Androſon. Gebt Acht, das werden Zauberbücher ſeyn. (Er hebt eins auf.) Empfindſamkeiten!

Mana. O gebt's her!

(Die andern haben indeſſen die übrigen Bücher aufgehoben.)

Androſon. Was haſt du? Siegwart, eine Kloſtergeſchichte in drei Bänden.

Mana. O das muß ſcharmant ſeyn! Gieb her, das muß ich leſen. — Der gute Jüngling!

Lato. Den müſſen wir kennen lernen!

Sora. Da iſt ja auch ein Kupfer dabei.

Meta. Das iſt gut, da weiß man doch wie er ausgeſehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht intereſſant ausgeſehen.

(Es bleibt den Schauſpielern überlaſſen, ſich hier auf gute Art über ähnliche Schriften luſtig zu machen.)

Androſon. Eine ſchöne Geſellſchaft unter Einem Herzen!

Meta. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Androſon. Laßt ſehen! Iſt das alles? (Er wendet den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus.) Da kommt erſt die Grundſuppe!

Sora. O laßt ſehen!

Androſon. Die neue Heloiſe! — weiter! — Die Leiden des jungen Werther's! — Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl traurig ſeyn.

Androſon. Ihr Kinder, da ſey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun ſolltet! Gebt her! (Er packt die Bücher wieder in den Sack zuſammen, thut den Häckerling dazu und bindet ihn um.)

Mana. Es iſt nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt! wir hätten da manche ſchöne Nacht leſen können, wo wir ohnedem nicht ſchlafen.

Androſon. Es iſt zu eurem Beſten! ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es iſt wahrlich zu eurem Beſten! Nur ins Feuer damit!

Mana. Laßt ſie nur erſt die Prinzeſſin ſehen!

Androſon. Ohne Barmherzigkeit! (Nach einer Pauſe.) Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich ſeh'! ich ſeh'! die Götter nehmen ſich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erscheinungen?

Andrason. Hört mich! Diese Bücher sollen nicht ins Feuer!

Mana. Das ist mir sehr lieb.

Andrason. Und ihr sollt sie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Andrason. Hört! was das Orakel ferner gesagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus.

Daß von dieser lieblichen Braut die Rede sey, das ist wohl keine Frage mehr. Wie wir sie aber mit dem lieben Prinzen vereinen sollen, das seh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: das ist der Götter Sache! Aber geflickt muß sie zuerst werden, das ist klar, und das ist unsere Sache!

(Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decenz geschehe. Darauf wird die Maske wieder vorgebunden und die Puppe in gehörige Positur gesetzt.)

Sora. Ich verstehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, ist, daß es von so gemeinen Sachen und in so niedrigen Ausdrücken spricht.

Andrason. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Interesse, und ich verzeihe dir, daß du den tiefen Sinn des Orakels nicht einsiehst.

Mana. Nun, so seyd nicht so geheimnißvoll, erklärt einem was.

Andrason. Ist es nicht deutlich, meine schönen Kinder, daß in diesen Papieren eine Art von Talisman steckt; daß in ihnen diese magische Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeschmackte ausgestopfte Puppe fesselt, wozu er die Gestalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir diese Papiere verbrännten, der Zauber aufhören, und er seine Geliebte als ein hohles Bild der Phantasie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir diesen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich sie nicht mißverstanden habe. O du liebliche, holde, geflickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf dich herabsteigen! möge dein papiernes Herz, deine leinenen Gedärme so viel Kraft haben, den hoch und fein empfindenden Prinzen an sich zu ziehen, wie sonst magische Zeichen, geweihte Kerzen, Alraune und Todtenköpfe

Geiſter und Schätze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmliſchen Nymphe? Kommt! wir wollen ſie verwahren, alles in Ordnung bringen, niemand was davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter fürs Folgende gewiß ſeyn.

Mana. Andraſon, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß ihr da ſeyd!

Andraſon. Ein Seltſames verdrängt die Empfindung des andern.

Sora. Wie kommt ihr ſo ſchnell wieder, und in tiefer Nacht bei uns an?

Andraſon. Laßt's euch ſagen und klagen, meine lieben Kinder. Als ich von euch wegging, eilte ich gerade nach Hauſe. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wieder zu ſehen, wurde immer größer bei mir. Ich fühlte mich ſchon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abweſenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hineintrete, ihr Kinder, höre ich oben ein Gebrauſe, ein Getöne, Rufen, hohles Anſchlagen und eine Wirthſchaft durcheinander, daß ich nicht anders dachte, als der wilde Jäger ſey bei mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich ſchreien und rufen, als wenn ſie unſinnig geworden wäre. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finſter wie eine Höhle, ganz zur Hölle decorirt, und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenſchaft und mit entſetzlichem Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Plute, als Scheuſal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie verſteint daſtehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Andraſon. Wie ich's beim Licht beſah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz kurios ſeyn.

Andraſon. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit ſagen: ſie iſt mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß ihr ſie mit hierher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andraſon. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit.

Wie ſie ſich aus ihrer poetiſch theatraliſchen Wuth ein bischen erholt hatte, war ſie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerlei, um ſie zu zerſtreuen, erzählte ihr allerhand von euch und meiner Schweſter; ſie ſagte, ſie hätte längſt gewünſcht euch wieder einmal zu ſehen; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſeyn würde, und weil die ſchnellſten Entſchlüſſe die beſten ſeyen, ſollte ſie ſich gleich in den Wagen ſetzen. Sie nahm's an, und erſt hintendrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, ſie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zuſammenzubringen. Doch war's gleich mein Troſt, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entſteht vielleicht etwas Gutes daraus. Und wie ihr ſeht, gelegener hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria kommen.

Mana. Sey uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine rechte unvermuthete Freude! — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Iſt das ſein Zimmer?

Feria. Was giebt's denn da? was iſt das?

Mandandane. Wie? meine Geſtalt? Meine Kleider?

Andraſon. Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben dieſe ausgeſtopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit ſich herumſchleppt.

Sora. Dieß iſt die Göttin, die ſeine vollkommene Anbetung hat.

Mandandane. Es iſt Verleumdung! Der Mann, deſſen Liebe ganz in geiſtigen Empfindungen ſchwebt, ſollte ſich mit ſo einem ſchaalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es iſt meine Geſellſchaft, die Unterhaltung, die er für ſeinen Geiſt bei mir findet. — Ihn mit ſo einem kindiſchen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte ſagen, daß er euer Andenken ſo werth hält, und euer Bild überall mit ſich herum trägt, um ſich mit ihm wie mit euch ſelbſt zu unterhalten.

Andraſon (leiſe zu ihr). Halte dein verwünſchtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Mandandane. Nein! Sollte ſein Andenken ſo eine erlegene, abgeſchmackte Nahrung brauchen, ſo müßte ſeine Liebe ſelbſt von dieſer kindiſchen

Art seyn; er würde nicht mich, sondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Gestalt zu modeln Belieben trüge.

Andrason. Wenn du wüßtest, womit sie ausgestopft ist.

Mandandane. Es ist nicht wahr!

Mane. Wir detheuern's. Wo sollten wir denn die Puppe hernehmen? Sieh hier noch den Platz, wo sie gesteckt hat.

Andrason. Wenn du es nicht glauben willst, so ist das beste Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, setze dich selbst in die Laube, thue, als seyst du mit Häckerling ausgestopft, und sieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

(Die Mädchen setzen indeß die Puppe wieder in die Laube.)

Mandandane. Das ist ein seltsamer Vorschlag.

Ferin. Laßt uns gehen, eh' der Tag und jemand von seinen Leuten uns überrascht.

(Alle ab bis auf Andrason, der Sora zurückhält.)

Andrason. Sora!

Sora. Herr!

Andrason. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Andrason. Der fünfte Act geht zu Ende und wir sind erst recht verwickelt!

Sora. So laßt den sechsten spielen!

Andrason. Das ist außer aller Art.

Sora. Ihr seyd ein Teutscher, und auf dem teutschen Theater geht alles an.

Andrason. Das Publikum dauert mich nur; es weiß noch kein Mensch, woran er ist.

Sora. Das geschieht ihnen oft.

Andrason. Sie könnten denken wir wollten sie zum Besten haben.

Sora. Würden sie sich sehr irren?

Andrason. Freilich! denn eigentlich spielen wir uns selber.

Sora. Ich habe so etwas gemerkt.

Andrason. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht wie ihr eurem Orakel Erfüllung, dem Zuschauer Geduld und diesem Stück eine Entwicklung gebt! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art auseinander kommen sollen.

Sechster Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz (auf dem Rasen liegend).

Merkulo (für sich). Der Besuch beim Orakel ist meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, so ist er jetzt außer sich. Könnt' ich seinen Schmerz nur zu Worten bringen! (Zum Prinzen) Theuerster Herr! Hat die kurze Abwesenheit Ihr Herz so gegen mich zugeschlossen, daß Sie mich nicht würdigen der Vertraute Ihres Schmerzes zu seyn, da ich so oft der Vertraute Ihres Entzückens gewesen bin?

Prinz. Ich verstehe nicht was Sie sagen — und doch ist mir's, als wenn die Götter etwas Großes über mich verhängten. Mein Gemüth ist von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausspruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte sind zweideutig und was mich am meisten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zustand selbst den Göttern einflößen sollten. Ich bat sie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn diese stürmische Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieses tantalische Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich ersättigt werden würde? wann ich, für meine Mühseligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und diese holde Traurigkeit mit einem bestätigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben sie mir für eine Antwort! Ich mag sie meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm und lies:

(Er giebt ihm eine Rolle.)

Merkulo (liest).

Wird nicht ein kindisches Spiel vom ernsten Spiele vertrieben,
Wird dir nicht lieb und werth, was du besitzend nicht hast,
Giebst entschlossen dafür was du nicht habend besitzest;
Schwebt in ewigem Traum, Armer, dein Leben dahin.

Ein witziges Orakel! ein antithetisches Orakel!

(Er lieſt weiter.)

Was du thöricht geraubt, gieb du dem Eigener wieder;
Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erborgſt.
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos!

Prinz. Warum mußt' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, oder der Götter Zorn auf mich laden muß!

(Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederholen, Anmerkungen machen ꝛc., bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.)

Merkulo. Bei dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie ſich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. (Gegen die Laube gekehrt.) Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich die Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freilich laſſen ſich allenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz. Es iſt allzugrauſam!

Wegzugeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo (für ſich).

Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

Prinz.

Ich verliere dieſe Freuden!
Mir verſchwindet dieſes Licht!

Merkulo (für ſich).

O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und ſie nennen es ein Spiel.

Merkulo (für ſich).

Uns weit beſſer zu erquicken
Giebt's noch andrer Sachen viel.

Prinz. Es ist ein entsetzlicher Entschluß, der in meiner Seele sich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf- und absteigen, die mir diesen Entschluß bald zu erleichtern, bald zu erschweren scheinen! — Laß mich allein, und sey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieses Hauses zusammen zu rufen: denn was ich thun will, ist eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Bester Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht!

Merkulo (im Weggehen umkehrend). Noch eins! Andrason ist wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andrason!

Merkulo. Er selbst. Ich hab' ihn, wie ich aufstand, mit seiner Schwester am Fenster gesehen.

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinne verwirren sich; ich muß Luft haben, um die tausend Gedanken, die in mir durcheinander gehen, zurecht zu legen. (Merkulo ab.)

Prinz (allein nach einer Pause).

Fasse dich! Entschließe dich: denn du mußt! — Weggeben sollst du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menschheit ein Spiel zu seyn scheint. Dich weggeben! (Er macht die Laube auf. Mandandane mit einer Maske vor dem Gesicht sitzt darin.) Es ist ganz unmöglich! Es ist als griff ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! und doch! — (Er fährt zusammen und von der Laube weg.) Was ist das in mir? wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entschluß erleichtern? Soll ich mir's läugnen oder gestehen? Zum erstenmal fühl' ich den Zug, der mich nach dieser himmlischen Gestalt zieht, sich verringern! Diese Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich sonst vor ihr mit himmlischen Nebeln bedeckte! Ist's möglich? In meinem Herzen entwickelt, bestimmt sich das Gefühl: Du kannst, du willst sie weggeben! — Es ist mir unbegreiflich! (Er geht auf sie los.) Geliebteste! (Er wendet kurz wieder um.) Nein, ich belüge mich! Mein Herz ist nicht hier! In fremden Gegenden schwärmt's herum, und sucht nach voriger Seligkeit. — Mir ist's, als wenn du es nicht mehr wärest, als wenn eine Fremde mir untergeschoben wäre. O ihr Götter! die ihr so grausam seyd, welche seltsame Gnade

erzeigt ihr mir wieder, daß ihr mir das so erleichtert, was ich auf euren Befehl thue! — Ja lebe wohl! Von ungefähr ist Andrason nicht hier. Ich hatte ihm die beste Hälfte seines Eigenthums geraubt; hier nehme er sie wieder! Und ihr, himmlische Geister, gebt eurem folgsamen Sohn aus den Weiten der Welt ein neues unbekanntes Glück! (Er ruft:) Merkulo!

(Merkulo kommt.)

Prinz. Bringe sie zusammen, die Meinigen, das Haus: könnt' ich die Welt zusammenrufen, sie sollte Zeuge der wundervollen That seyn!

(Merkulo ab.)

(Der Prinz verschließt die Laube. Unter einer feierlichen Musik kommen: der Oberste, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräulein, alles stellt sich zu beiden Seiten, wie sie stehen müssen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen Zerla und Andrason mit Merkule. Die Musik hört auf.)

Prinz. Tritt näher, Andrason, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher sind wir nicht die besten Freunde gewesen: nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, seh' ich, war auf meiner Seite; ich raubte dir die beste Hälfte des Weibes das du liebst. Auf Befehl der Unsterblichen geb' ich dir sie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe.

Andrason (laut). Was soll das heißen? (Für sich.) Was wird das geben?

Prinz (eröffnet die Laube, man sieht Mandandanen sitzen). Hier erkenne das Geheimniß und empfange sie zurück!

Andrason. Meine Frau! Du entführst mir meine Frau? schleppst sie mit dir herum? beschimpfest mich öffentlich, da du sie mir vor den Augen aller Welt zurückgiebst?

Prinz. Dieß sey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Gesinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht scheue!

Andrason. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. (Er greift nach dem Schwert. Zerla hält ihn, er spricht leise zu ihr:) Laß seyn! Ich muß ja so thun.

Prinz. Entrüste dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sey stille, gieb der Vernunft Gehör! Du kannst nicht sagen: Es ist mein Weib; und es ist doch dein Weib.

Harfenſpieler.

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſeyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein?
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſeyn,
Da läßt ſie mich allein!

Derſelbe.

An die Thüren will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich ſtehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.

Andrason. Ich haſſe die Räthſel! (Nach einem Augenblick. Stille für ſich.) Ich erſtaune! Wieder entbindet ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O helft mir, gütige Götter! (Laut.) Verzeih'! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin iſt Zauberei oder eine andere geheime Kraft, die der Menſchen Sinne zwieſpaltig mit ſich ſelbſten macht. Was ſoll ich mit zwei Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen Schwur. Dieſe nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich dir jene dagegen, die ich gegenwärtig beſitze.

Prinz. Wie?

Andrason. Bringt ſie her!

(Die Sklaven ab.)

Prinz. Sollte ich nach ſo viel Leiden noch glücklich werden können?

Andrason. Vielleicht thun hier die Himmliſchen ein Wunder, um uns beide zur Ruhe zu bringen. Laß uns dieſe beiden als Schweſtern betrachten, jeder darf eine beſitzen, und jeder die ſeinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andrason. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte!

(Die Mohren heben den Seſſel aus der Laube und ſetzen ihn an die linke Seite des Grundes.)

Mandandane (im Begriff die Maske abzuwerfen, an Andrason's Hals). O Andrason!

Andrason (der ſie nicht aufſtehen noch die Maske abnehmen läßt). Still, Püppchen! Stille, Liebchen! Es naht der entſcheidende Augenblick!

(Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf ſie los und fällt vor ihr nieder.)

Prinz.

Himmel, ſie iſt's! Himmel, ſie iſt's!
Seligkeit thauet herab!

(Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber geſetzt. Hier muß die Aehnlichkeit beider dem Zuſchauer noch Illuſion machen, wie es überhaupt durchs ganze Stück darauf angeſehen iſt.)

Andrason. Komm und gieb mir deine Hand! Aller Groll höre unter uns auf, und feierlich entſag' ich hier dieſer zweiten Mandandane, und vereine ſie mit dir auf ewig! (Er legt ihre Hände zuſammen.) Seyd glücklich (für ſich) mit deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang' an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberſtrudel fortgeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. (Zu Mandandanen.) Verzeih' und leb' wohl! (Auf die Puppe deutend.) Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!

Mandandane
(die die Maske abwirft, zu Andrafen).

Laß uns den Bund erneuen,
Gieb wieder deine Hand!
Verzeih', daß ich den Treuen,
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkulo.

Wie mir's iſt, ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Eſel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Mandandane (zu Andrafen).

Laß uns den Bund erneuen,
Gieb wieder deine Hand!
Verzeih', daß ich den Treuen,
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Andrason. Wenn je ein seltsam Orakel buchstäblich erfüllt worden, so ist's dieses, und alle meine Wünsche sind befriedigt, da ich dich so wieder in meinen Armen halte. Auf, Schwester, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Lustbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unsers Glücks genießen, über die wunderbare Geschichte unsere stillen Betrachtungen anstellen, (mehr hervortretend gegen die Zuschauer) und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns besonders diese merken: daß ein Thor erst dann recht angeführt ist, wenn er sich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

Ein großes Ballet zum Schlusse

Die Vögel.

Nach dem Aristophanes.

Personen.

Treufreund, als Scapin.
Hoffegut, als Pierrot.
Schuhu.
Papagey.
Chor der Vögel.

Waldiges felſiges Thal auf einem hohen Berggipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut (von der einen Seite oben auf dem Felſen). O gefährlicher Stieg! o unglückſeliger Weg!

Treufreund (auf der andern Seite in der Höhe, ungeſehen). Still! ich hör' ihn wieder. — Houp!

Hoffegut (antwortend). Houp!

Treufreund. Auf welche Klippe haſt du dich verirrt?

Hoffegut. Weh mir! o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund!

Hoffegut. Ich ſtecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelaſſen!

Hoffegut. Auf dem feuchten betrügriſchen Moos ſchwindl' ich am Abhang des Felſens!

Treufreund. Immer ruhig! — Mach' dich herunter! Da ſeh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur ſachte! ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au, ich liege ſchon unten!

Treufreund. Wart', ich will dich aufheben!

Hoffegut (auf der Erde liegend). O daß den böſen Verführer, den lanzſtreicheriſchen Geſellen, den wagehalſigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was ſchreiſt du?

Hoffegut. Ich verwünſche dich!

Treufreund (den man oben auf dem Felſen auf allen Vieren erblickt). Hier iſt der **Muscus cyperoides polytrichocarpomanidoides.**

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier iſt der Lichen canescens pigerrimus, welch eine traurige Figur!

Hoffegut. Wir ſind alle Gebeine zerſchellt.

Treufreund. Siehſt du, was die Wiſſenſchaft für ein Nothanker iſt! In den höchſten Lüften, auf den rauhſten Felſen findet der unterrichtete Menſch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte, du müßteſt im tiefſten Meeresgrund ein Conchylienkabinet zuſammenleſen, und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Iſt dir's nicht wohl? Es iſt ſo eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich ſpür's am Athem!

Treufreund. Haſt du dich umgeſehen? Welche treffliche Ausſicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du biſt wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kälte ausſchlägt: ich ſchwitze über und über.

Treufreund (herunter kommend). Das iſt heilſam; und ich verſichere dich, wir ſind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte, wir wären wieder unten —

Treufreund. Und ſind den nächſten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, grad' auf, aber ein paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vom Fall. Weh! o weh!

Treufreund (hebt ihn auf). Nu, nu, du hängſt ja noch zuſammen.

Hoffegut. O müſſ' es allen denen ſo ergehen, die zu Hauſe unzufrieden ſind!

Treufreund. Faſſ' dich, faſſ' dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigſtens zu eſſen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns jemand borgte, oder es was zu ſchmarutzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute ſchlimmer dran als wir, die wir wie unſinnig in die Welt hinein rennen und was Tolles auf die tollſte Art aufſuchen.

Treufreund (gegen die Zuſchauer). Unſere Geſchichte iſt mit wenigen Worten dieſe: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn,

ob wir gleich nicht viel verlangten, ſo kriegten wir doch immer weniger als wir hofften; was wir thaten, wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger als wir brauchten; wir ſchränkten uns auf alle mögliche Weiſe ein, und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unſere Weiſe, und konnten ſelten eine Geſellſchaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir ſehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hofgut. Und haben uns auf dem Wege vortrefflich verbeſſert.

Freundfreund. Der Ausgang giebt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienſte bleiben in den neuern Zeiten ſelten verborgen; es giebt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieſes überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden iſt, und dem wir deßwegen große Kenntniſſe zuſchreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Criticus. Er ſitzt den Tag über zu Hauſe, und denkt alles durch, was die Leute geſtern gethan haben, und iſt immer noch einmal ſo geſcheidt als einer der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen, daß er alle Städte, obwohl nur bei Nacht, wie der hinkende Teufel, wird geſehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unſer Leben zubringen mögen. Sieh doch, ſieh, das ſchöne Gemäuer dahinten! Iſt's doch, als wenn die Feen es hingehext hätten.

Hofgut. Entzückſt du dich wieder über die alten Steine.

Freundfreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu! he! he! Herr Schuhu! Iſt niemand zu Hauſe?

Papagey (tritt auf und ſpricht ſchnarrend). Herren, meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraſchung!

Freundfreund. Wir kommen den Herrn Schuhu hier eben aufzuſuchen.

Hofgut. Und haben faſt die Hälſe gebrochen, um die Ehre zu haben ihm aufzuwarten.

Papagey. Was thut man nicht um die Bekanntſchaft eines großen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen ſeyn. Wenn er gleich kein freundlich Geſicht macht, ſo ſieht er's doch gern, wenn man ihn beſucht.

Freundfreund. Sind Sie ſein Diener!

Papagey. Ja, ſo lang' als mir's denkt.

Hoffegut. Wie iſt denn Ihr Name?

Papagey. Man heißt mich den Leſer.

Treufreund. Den Leſer!

Papagey. Und von Geſchlecht bin ich ein Papagey.

Hoffegut. Das hätt' ich Ihnen eher angeſehen.

Treufreund. Seyd ihr denn mit eurem Herrn zufrieden?

Papagey. Ach ja, ja. Wir ſchicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über alles, und das iſt mir ſehr recht, da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir ſo was recht in der Seele wohl thut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt?

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche Langeweile haben.

Papagey. Glaubt das nicht; wir ſind von allem unterrichtet.

Hoffegut. Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?

Papagey. Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrſcheinlich noch beſondere Liebhabereien?

Papagey. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang bei Tag und Nacht kann ich ſtehen und ihnen zuhören, und ſo entzückt ſeyn, ſo ſelig ſeyn, daß ich manchmal meine, die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück iſt mein Herr auch ſehr auf dieſe Thierchen geſtellt, nur von einer andern Seite; wo er eins habhaft werden kann, ſchnaps! hat er's beim Kopfe und rupft's. Kaum ein Paar hat er auf mein inſtändiges Bitten hier oben leben laſſen und juſt nicht die beſten.

Treufreund. Ihr ſolltet ihm remonſtriren.

Papagey. Das hilft nichts, wenn er hungrig iſt.

Hoffegut. Ihr ſolltet ihm ander Futter unterſchieben.

Papagey. Das geſchieht auch, ſo lang's möglich iſt, und das iſt eben mein Leidweſen. Wenn's nur immer Mäuſe gäbe! Denn Mäuſe ſind't er ſo delicieux wie Lerchen, und die ſchönſte Lerche ſchnabelirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient ihr ihm denn aber?

Papagey. Er iſt nun einmal Herr.

Hoffegut. Ich ließ' ihn hier oben in ſeiner Wüſte, und ſuchte mir dort unten ſo ein ſchönes, allerliebſtes, dichtes, feuchtliches Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde dran zu Hunderten in der Luft herum ſängen; da wollte ich mir's recht wohl werden laſſen!

Papagey. Ach wenn's nur ſchon ſo wäre!

Treufreund. Nun ſo macht, daß ihr von ihm los kommt!

Papagey. Wie ſoll ich's anfangen?

Hoffegut. Giebt er euch denn ſo gute Nahrung, daß ihr's wo anders nicht beſſer haben könnt?

Papagey. Behüte Gott! Ich muß mir mein bischen ſelbſt ſuchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe freſſen könnte; das iſt alles, was er von ſeinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der ſo einen treuen Diener verdient.

Papagey. Nur ſtille, ſtille, daß ihr ihn nicht aufweckt! denn wenn man ihn aus den Träumen ſtört, da iſt er ſo unartig wie ein Kind; ſonſt iſt er ein recht geſetzter Mann. Doch ich höre daß er eben von ſeinem Mittagsſchläfchen erwacht, ſich ſchüttelt! da iſt er am freundlichſten; ich will euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte euch, hier ſind ein paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel iſt bedeckt, es wird euren Augen nichts ſchaden.

Schuhu tritt auf

Ueber was verlangen die Herren mein Urtheil?

Treufreund. Nicht ſowohl Urtheil als guten Rath.

Papagey. Das iſt eben recht ſeine Sache. Ich habe noch nicht geſehen daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Naſe aufs Beſire geſtoßen hätte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagey. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von allem unterrichtet.

Schuhu. Ja, ich habe Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimſten Nachrichten, Papiere und

Jeder wird ſich glücklich ſcheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.

Derſelbe.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Philine.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht;
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Documente; und wenn man mit den Leuten ſpricht, die unzufrieden ſind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagey. O gewiß!

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude allen Vögeln bange zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von weitem wittert. Sie führen ein Gekreiſche und Gekrächze und Gekrakſe, und können, wie ein ſchimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen, wo man ſie ärgert. Es iſt aber auch einer oder der andere ſich bewußt daß ich ihm ſeine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen wie er ihnen hätte ſollen ſchärfere Flügel, rüſtigere Schnäbel und wohlgebautere Beine anſchaffen.

Treufreund. Wir haben uns alſo an die rechte Schmiede gewendet; denn wir ſuchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns beſſer befänden als da, wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem, wo's ſchlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen. Seyen Sie verſichert, kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und ſie leben doch alle.

Schuhu. Das iſt eben das Schlimmſte. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hauſe ſaßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder ins Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein ſchmecken ließen, wollte uns kein Menſch für unſere Mühe bezahlen. Was wir am liebſten thaten, war am ſtrengſten verboten, und wenn wir es ja einmal doch probirten, wurden wir für unſere gute Meinung noch dazu geſtraft.

Schuhu. Sie ſcheinen ſeltſame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unſere meiſten Freunde ſind ſo geſinnt.

Schuhu. Allein was für eine Stadt ſuchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche! ſo eine weiche, wohlgepolſterte — ſo eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es giebt verſchiedene Arten von Wohlſeyn.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbeſetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es einem armen Teufel zu Muthe ist.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinsen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthusiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geschrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in allem frei gehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftsteller?

Treufreund. Ei wohl!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freilich! wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beitragen können, so sorgen Sie, daß wir besser bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich so gräßliche Gesichter schnitten, wenn man sich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem beträngten Zustande eines unverheiratheten wohlgesinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuster noch Schneider, weder Fleischer noch Wirth zu bezahlen brauchte, da wo mir selbst ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt ihr, daß ihr gekommen seyd?

Treufreund. Wie so?

Schuhu. Wo finde ich Worte die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonst habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich! und was schlimmer ist, abscheulich! und was schlimmer ist, gottlos! und was schlimmer ist, abgeschmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erstiegen.

Schuhu. Für euch ist kein Weg als ins Zucht- oder ins Tollhaus.

(ab.)

Papagey. Aber um Gottes willen! was macht ihr, ihr Herren? Ihr scheint ja so vernünftige Leute, und mein Herr ist so ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß just vernünftige Leute sich unter einander am wenigsten vertragen können.

Papagey. So einen ernsthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja! er gleicht dem Wiedehopf, denn er macht sein Nest aus Quark.

Hoffegut. Oder dem Kukuk, denn er legt seine Eier in fremde Nester.

Papagey. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durst.

Papagey. Ach, meine Leiden sind viel grausamer! es sind Seelenleiden. Ist's denn nicht möglich, daß treffliche, mit so vielen Gaben ausgerüstete und ausgezeichnete Männer auf Einen Zweck wirken, und vereint das Gute, das Vollkommene erschaffen können?

Hoffegut. Es wird sich schon finden. Ich dächte, ihr rettetet indeß die Hausehre und gäbt uns was zum Besten.

Papagey. Die Herren scheinen sonderliche Kenner zu seyn. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagey. Nun sollt ihr sie hören, meine lieblichen, allerliebsten, unsere Stunden mit ewiger Freude umkränzenden Sängerinnen.

Treufreund. Leser, lieber Leser!

Papagey. O du kleine, leichtbewegliche, aufspringende, schwirrende, schmetternde, hellklingende Lerche, du Gast der frischgepflügten Erde, laß deine Stimme hören, und schaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

(Die Lerche hinter der Scene ſingt, während der Zeit der Papagey ſein unendliches Entzücken und die Zuhörer ihre Verwunderung äußern.)

Papagey. Dank dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger, heißen Hunger!

Hoffegut. Durſt, heißen Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufreund. Giebt's keine Heidelbeeren, Himbeeren, Mehlbeeren, Brombeeren hier oben, daß ich dem Scheidewaſſer meines Magens nur etwas zur Nahrung einfüllen könnte?

Papagey. Ihr ſollt meine Nachtigall hören, die ſanftzaubernde Hulda, die Beſeelerin der Nächte! — Wecke, rufe hervor jedes ſchlummernde Gefühlchen! belebe mit Wollust jeden Flaum, und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn ſie ſich nur kurz faßt!

Treufreund. Das iſt gar ihre Art nicht. Wenn ſo eine Nachtigall einmal ins Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn ſie aufhören ſoll.

(Nachtigall hinter der Scene, eine lange zärtliche Arie nach Belieben.)

Papagey. Brav! brav! Das iſt ein Ausdruck! eine Mannichfaltigkeit!

Treufreund. Mir iſt's als wär' ich in der deutſchen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

Hoffegut. Sie hat eine hübſche Stimme: ich möchte ſie doch in der Nähe ſehen.

Papagey. Nun noch zu guter Letzt ein Rondeau von der allerliebſten Lerche; ſie hat ſo was Humoriſtiſches in ihrem Geſange.

(Rondeau von der Lerche, während deſſen Treufreund den Tact tritt und zuletzt Bewegungen macht wie einer der tanzen will.)

Papagey. Um Gotteswillen, wer wird den Tact treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Tact iſt das Einzige, was ich von der Muſik höre: da fährt's einem ſo recht in die Beine.

(Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an für ſich zu tanzen.)

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll vor Hunger.

(Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schuhu kommt und ruft.)

Schuhu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

(Treufreund kriegt den Schuhu und Hoffegut den Papagey zu faſſen, und nöthigen ſie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: Bravo! bravo! — Hinter der Scene entſteht ein Getümmel.)

Hoffegut. Was hör' ich! welch ein Geſchrei! welch ein Geräuſch!

Treufreund. Die Aeſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre pipſen und kraſſen, und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

(Die Vögel kommen nach und nach herein.)

Treufreund. Welch ein buntes, abgeſchmacktes Gefieder! Lauter Tagvögel! Sie ſpüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Criticus.

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier ſich verwundert!

Treufreund. Dieſer hat ſich noch ärger ausgeputzt und ſieht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh den dritten, wie er wichtig thut! Sie berathſchlagen ſich untereinander.

Treufreund. Bis ſie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh mir! Der Haufe vermehrt ſich. Sieh dieſe kleine Brut, dieſen gefährlichen Anflug! Wie's trippelt, wie's ſtutzt, wie's hüpft, ſcheut, und wiederkommt! Weh uns! weh! — O welche Wolke von ſcheußlichen Creaturen! Welch ein ſchändlicher Tod droht uns von abſcheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit ſie zu freſſen.

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende; davon haben wir die Exempel in der Hiſtorie. Du wirſt umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeſte Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Haſt du die Geſchichte des Regulus geleſen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß eines natürlichen Todes ſterben.

Hoffegut. Hätteſt du mir das eher geſagt!

Treufreund. Es iſt noch immer Zeit.

Hoffegut. Haſt du mir darum ſolche Lehren gegeben? mir immer vorgeſagt, daß ein Menſch leben müſſe, als wenn er hundert Jahr alt werden wollte; daß er ſich ordentlich, mäßig, keuſch und in allen Dingen

ſparſam erzeigen müſſe? Haſt du mir nicht eine brave, liebliche Frau verſprochen, wenn ich mich aufführte, wie ſich unſere jungen Leute nicht aufführen? — Und nun ſoll ich ſo ſchändlich untergehen! Hätt' ich das eher gewußt, ich hätte mir wollen mein bischen junges Leben zu Nutze machen.

Treufreund. Laß dich deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie ſchmieden einen Anſchlag, ſie wetzen ihre Schnäbel, ſie ſchließen ſich in Reihen, ſie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frei, drücke den Schlapphut ins Geſicht, und wehre dich mit dem Aermel! Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter ſeine Vertheidigungswaffen gegeben.

Erſter Vogel. Verſäumt keinen Augenblick! Sie ſind's! unſere gefährlichſten Feinde! Es ſind Menſchen!

Zweiter Vogel. Vogelſteller? Verſchonet keinen! Fallet ſie an mit vereinten Kräften, mit ſchneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Pickt und kratzt und krammt und backet,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Schlagt und klatſcht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgeſinnten Schläfe,
Daß ſie taumelnd niederſtürzen!

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner ſie dem andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen!
Schlänkert die geliebten Biſſen,
Sie gemächlich zu verſchlucken!
Jagt euch um die Leckerbiſſen!
Selig, wer den Fraß verſchlingt!

Hoffegut. Wer wird ſich der Menge entgegenſetzen!

Treufreund. Freilich nicht allein mit zehn Fingern. Die größten Generale loben die Verſchanzungen. Hier, mein Freund, iſt das Rüſt- und Zeughaus unſers alten großglasäugigen Criticus. Dieſe Geräthſchaften und Waffen ſind uns gerade willkommen. Hier iſt ein Ballen, noch einer, und noch einer.

(Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beiden Freunden herausgeſchafft, und eine Art von Feſtung aufgebauet. An den Ballen kann außen angeſchrieben ſtehen, aus welchem Fache die Bücher ſind.)

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recenſirt hat! Hier ſind die großen Lexica, die großen Krambuden der Literatur, wo jeder einzeln ſein Bedürfniß pfennigweiſe nach dem Alphabet abholen kann! — Nun wären wir von unten auf geſichert; denn jene verfluchten kleinen Kröten ſcheinen uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. Halt' hier! halt' feſt!

Hoffegut. Was ſoll ich weiter holen? Es geht verflucht langſam mit unſerer Verſchanzung im Angeſicht der Feinde.

Treufreund. Sey nur ſtill; das iſt Homeriſch.

(Die nachbenannten Geräthſchaften müſſen koloſſaliſch und in die Augen fallend ſeyn, beſonders die Feder und das Dintenfaß.)

Nimm zuerſt dieſen knotigen Prügel, womit der Criticus alles junge Gezieſer auf der Stelle breit zu ſchlagen pflegt! Nimm dieſe Peitſchen, mit denen er, ſich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm dieſe Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perrücken ſchießt - - und ſo wehre dich gegen jeden in ſeiner Art! Hier, nimm das Dintenfaß und die große Feder, und beſchmiere damit dem erſten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht ſcheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! Fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegſt, ſo denke, daß ſie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemeſſen ſind.

Hoffegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Picht und krapt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Papageyen. Bedenkt, meine Freunde! hört das Wort der Vernunft!

Erſter Vogel. Biſt du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerſt!

Zweiter Vogel. Er hat ſie eingeführt, er muß mit ihnen ſterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

(Sie hacken auf den Papagey und treiben ihn fort.)

Creufreund. Sie ſcheinen getheilt. Man muß ſie nicht zu Athem kommen laſſen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Creufreund. Dieſe Nation iſt in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Honnetetät am erſten betrügen kann. Ich werde dieſe Stöcke wegwerfen, wirf die Peitſche aus der Hand! Siehſt du, wie ſie Acht geben und ſich verwundern?

Hoffegut. Ich ſehe, wie ſie ihre Schnäbel auf uns richten, und uns grimmig zu zerhacken drohen.

Creufreund. Ich entäußere mich dieſer Feder, ich ſetze das Dintenfaß bei Seite, ich demolire die Feſtung.

Hoffegut. Biſt du raſend?

Creufreund. Ich glaube an Menſchheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Creufreund. Am erſten.

Hoffegut. Was wird das werden!

Creufreund. Weißt du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle ſeine Feinde verſöhnt?

Hoffegut. Wenn ſie Narren ſind.

Creufreund. Das iſt eben, was wir verſuchen wollen.

Hoffegut. Nun aber mach' deine Sache!

Creufreund (tritt vor). Nur einen Augenblick euren raſchen, auf unſer Verderben gerichteten Entſchluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker! die ihr vor andern eures Geſchlechts ſo ausgezeichnet ſeyd, daß ihr nicht bloß mit Gekakſe und Geſchrei in den Lüften hin und her fahret, ſondern durch die himmliſche Gabe der Rede und vernehmlicher Worte euch zu verſammeln und gemeinſchaftlich zu handeln vermögt! Großes Geſchenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vernehmen, kann uns der größte Vorwurf werden; dagegen es immer lobenswürdig iſt, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Erinnerungen derer anzuhören, die,

bekannter mit uns verborgenen Umſtänden, unſerm raſch gefaßten Entſchluß eine beſſere Richtung zu geben wiſſen.

Erſter Vogel. Er ſpricht gut.

Zweiter Vogel. Ganz allerliebſt!

Dritter Vogel. Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es iſt, als wenn ein Franzos unter die Deutſchen kommt.

Ereufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt ſie nicht reden! Folgt eurem Entſchluß! Wer Gründe anhört, kommt in Gefahr nachzugeben.

Hoffegut (zu Ereufreund). Es wird dir nichts helfen.

Ereufreund. Gieb nur acht, wie ich pfeife. (Zu den Vögeln.) Ihr ſeyd in Gefahr euch ſelbſt einen großen Schaden zu thun, indem ihr eure nächſten Verwandten und beſten Freunde aus Mißverſtändniß zu tödten bereit ſeyd.

Erſter Vogel. Mit keinem Menſchen ſind wir verwandt noch Freund. Ihr ſollt umkommen, wir haben's wohl überlegt.

Ereufreund. Und irrt euch doch. Denn freilich, das ganz Unwahrſcheinliche vorauszuſehen und zu bedenken, kann man von keinem Rathe erwarten. Wir ſcheinen euch feindſelig hier zu ſeyn, und ſind die beſten, edelſten, uneigennützigſten von euren Freunden, ſind keine Menſchen, ſind Vögel.

Zweiter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverſchämte Lüge! Wo habt ihr eure Federn?

Ereufreund. Wir ſind in der Mauſe; wir haben ſie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geſchlecht wagt ihr euch zu rechnen?

Ereufreund. Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht. Dieſes iſt der Otahitiſche Miſtfinke, nach dem Linné **Monedula ryparocandula**; und ich bin von den Freundsinſeln, der große Hofenlackerling, **Epops maximus polycacaromerdicus**; es giebt auch einen kleinen, der iſt aber nicht ſo rar.

Erſter Vogel (zu den andern). Was haltet ihr davon?

Dritter Vogel. Es ſieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr ſeyn.

Ereufreund. Von Menſchen unſerer Freiheit berauſt, in der wir ſo angenehm auf den Zweigen ſaßen, uns wiegten, Kirſchkerne aufknackten, Ananas beſchnupperten, Piſangs naſchten, Hanfſamen knuſperten —

Erster Vogel. Ach, das muß gut geschmeckt haben!

Treufreund. In böse Käfige gesteckt, auf dem langweiligen Schiffe! Umgang eines verdrießlichen Capitäns und grober Matrosen! schlechte Kost, ein trübseliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweiter Vogel. Sie sind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa; wie Scheusale angestaunt, von Standespersonen nach Belieben, von Bürgern um vier Groschen, von Kindern um sechs Pfennige, und von Gelehrten und Künstlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal so dran gehabt.

Treufreund. Sie glaubten uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr wie anfangs hackten und krallten, sondern Mandelkerne und Nüsse aus den Händen schöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren krauen ließen.

Vierter Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachsüchtiger auf dem Englischen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyrannische Wohlthäter, schmiedeten einen doppelten, heimlichen, großen Anschlag — unserer Freiheit und ihres Verderbens. — Ist es der Bescheidenheit erlaubt, Aufmerksamkeit auf ihre Thaten zu lenken: o! so laßt mich euch bemerklich machen, daß sonst jeder gefügelte Gefangene schon sich selig fühlt, wenn das Thürchen seines Kerkers sich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er sich mit einem schnellen Schwung aus dem Gesichte seiner Feinde entfernen kann. Aber wir, ganz anders gesinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freiheit; andere Plane wechselten wir im Busen, und saßen lauschend und getrost indeß auf dem Stängelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachsen, ich werde zum Vogel, wenn du so fortfährst.

Treufreund. Wer lügen will, sagt man, muß sich erst selbst überreden. (Zu den Vögeln.) Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Unlüchtigkeit etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzeten wir so oft in der Stille — soll dieß Volk, so unwürdig von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen, und sie den mildesten Herren, dem ersten Volke, vorenthalten!

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt;

Wenn der raſche loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Erſter Vogel. Wer iſt das erſte Volk?

Treufreund. Ihr ſeyd's! Die Vögel ſind das erſte, urälteſte Geſchlecht, vom Schickſale beſtimmt, Herren zu ſeyn des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Götter vorenthalten euch euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie ſitzen auf euren väterlichen Thronen; und ihr indeß, wie armſelige Vertriebene, einzelne Ausſchößlinge einer alten Wurzel, werdet auf eurem eignen Boden, wie in einem fremden Garten, als Unkraut behandelt.

Zweiter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich euch anſehe. Ein Prinz, deſſen Eltern von Reich und Krone vertrieben worden, der ſeiner Sicherheit wegen in armſeligen Hütten bei Fiſchern ſein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hauſe, einem würdigen General entdeckt; dieſer eilt ihn aufzuſuchen, und wirft ſich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehr Rührung die Kniee des entſtellten Erhabenen umfaſſen, nicht mit mehr wahrer Inbrunſt ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbieten, als ich mich euch nähere, und zum erſtenmal ſeit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Hoffegut. Sie ſchweigen. Wahrhaftig ſie ſchluchzen, ſie trocknen ſich die Augen. Sie ſind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küſſen.

Erſter Vogel. Du bringſt uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hoffegut. Sie gebärden ſich wie Faſanen, die man bei der Laterne ſchießt. Wie willſt du auskommen? Du haſt dich in einen ſchlimmen Handel gemiſcht.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! (Zu den Vögeln.) Es wird euch bekannt ſeyn, ihr werdet geleſen haben —

Vögel. Wir haben nichts geleſen.

Treufreund (der den Perioden in eben dem Ton wieder anſtimmt). Ihr werdet nicht geleſen haben, es wird euch nicht bekannt ſeyn, daß nach dem uralten Schickſal die Vögel das Aelteſte ſind.

Vögel. Wie beweiſt ihr das?

Hoffegut. Ich bin ſelbſt neugierig.

Creufreund. Ganz leicht. Es ſagt der Dichter Periplectomenes, da er vom Anfang der Anfänge ſpricht:

Und im Schooße der Urwelt, voll ruhender innrer Geburten,
Lag das Ei des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun wo will das Ei hergekommen ſeyn, wenn es kein Vogel gelegt hat.

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ei geweſen ſeyn!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Creufreund. Das iſt lange noch nicht alles; hört weiter; er fährt fort:

Und auf die ſteckende Nacht ſenkt warm die urſprüngliche Liebe
Sich mit den Fittigen her und brütet über den Weſen.

Ihr ſeht alſo deutlich, wo will die Liebe Fittige hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? und wie von den Vögeln, wenn keine geweſen ſind? und wenn ihrer geweſen ſind, ſind ſie nicht älter als die Liebe? Ja, ſogar ſind verſchiedene der Meinung, daß die Liebe ſelbſt ein Vogel geweſen ſey. — Nun, was ſagt ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bei den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt; und werden ſie's nicht, ſo iſt's ein Verſehen: denn wenn ſie, wie ich eben bewieſen habe, von den Vögeln herkommen, ſo müſſen ſie Flügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zuſammenhängend.

Vögel. O anſchauliche Lehre, o ehrenvolles Denkmal!

Creufreund. Die Zeit hat Flügel! das iſt Saturnus! Das zweite Geſchlecht der herrſchenden Götter war von eurem Stamme geſetzt: ſeine Frau aber hatte wohl keine gehabt; da entſtanden die letzten Baſtarde, Jupiter und ſeine Geſchwiſter und Kinder — ihnen waren die Flügel verſagt, das Schickſal und die Vögel ihnen gram! Sie legten ſich aufs Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günſtlingen, um ihnen das Recht auf die Herrſchaft vergeſſen zu machen; Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und Venus die Taube. Seinem geliebten Sohn und Kuppelboten Mercur negotiirte Jupiter ſelbſt zwei Paar Flügel. Dem Siege wußten ſie Fittige zu verſchaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Es iſt wahr, ich hab' ſie alle ſo gemalt geſehen.

Creufreund. Und, was ſag' ich? Amor'n, den loſeſten aller Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Er, der Herr iſt der Götter und der Menſchen, iſt unſtreitig ein Vogel! Er ſetzt die erſte uralte Gewalt eures Geſchlechts fort. Und ſo hat die Liebe bloß von den Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger iſt, will ich euch auch ſagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Ungewißheit.

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kinderſinn! Hätt' ich nur ein Netz! die wären mein.

Creufreund. Hätte Prometheus als ein weiſer verſichtiger Vater, ſtatt des ſo ſehr beneideten Flämmchens, ſeinen Menſchen Flügel gegeben: weit einen größern Schaden hätt' er ſeinen Göttern gethan; aber auch euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schickſal und euren Ahnherrn, die ihm ſeine klugen Sinne verdunkelten; denn in ſo mannichfaltiger Kunſt, als die Menſchen ſich geübt haben, iſt doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunſch, eine eitle Bemühung geweſen. Sie ſcheinen ihre eigenen Vorzüge darüber zu vergeſſen, ſtehen mit aufgereckten Mänlern da und beneiden euch, wenn ihr von den hohen Felſen über die undurchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Waſſer hält einen Verliebten auf; mit den Fiſchen eifern ſie in die Wette: aber euer Reich iſt unzugänglich, und zu euern Künſten ein Sterblicher zu plump. Im Traume finden ſie die höchſte Seligkeit, wenn ſie zu fliegen wähnen, und man hört die Zärtlichen an allen Ecken ſeufzen: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwei Flügel hätt' —" aber vergebens!

Vierter Vogel. Unſere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider ſind Feinde.

Creufreund. Aber im tiefſten Herzen iſt eurer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geſchlecht zu Geſchlechten beugen ſie ſich, ohn' es zu wiſſen, vor dem uralten Recht eurer Herrſchaft, wenigſtens im Bilde.

Zweiter Vogel. Sag' uns keine Räthſel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken noch zu rathen.

Creufreund. Ja, übereinſtimmend geben alle Völker euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden ſich ein, ſehr viel Imagination zu haben, und wenn ſie den vortrefflichſten unter ihnen mit etwas Rechtem vergleichen wollen, ſo können ſie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr ſeyd ſo weit herumgekommen in der Welt, ihr ſolltet wiſſen —

Vögel. Wir wiſſen nichts.

Ereufreund. Habt ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren ſo vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entſtanden iſt, der nicht gewünſcht hätte einem ihrer Burgemeiſter oder Stadtwachtmeiſter ähnlich zu ſehen — Rom, ſag' ich, das freie Rom, das keinen König über ſich leiden konnte, ſetzte den Adler auf die Stange, und den Senat mit dem Volk in einem demüthigen Monogramm zu ſeinen Füßen! So ließen ſie ihn dem Heer vortragen, und folgten mit Ehrfurcht und Muth, als ſeine Söhne, als ſeine Knechte. So ehrenvoll behandelt man euch, ineß ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begreifen ſcheint, was für Vorzüge die Götter euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich euch mit der Naſe drauf ſtoße.

Vögel. Wie es dir beliebt.

Ereufreund. Es iſt ſchon lange, daß von der Macht Roms und ſeiner Herrlichkeit kaum einige Backſteine mehr übrig ſind. Aber andere Völkerſchaften haben ſich zu der Ehrfurcht bekannt, die euch niemals entgehen kann. Im Norden iſt jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall ſeht ihr's aufgeſtellt, und wie vor einem Heiligen neigen ſich alle Völker, wenn er auch von dem ſchlechteſten Sudler gemalt oder geſchnitzt iſt. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, ſperrt er ſeinen Schnabel aus einander, ſtreckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landſtraßen, iſt das Entſetzen aller Schleichhändler, Tabakskrämer und Deſerteure. Es wird niemanden recht wohl, der ihn anſieht — Und was ſoll ich von dem zweiköpfigen ſagen?

Erſter Vogel. Wir wollten, ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn ſelbſt nicht wohl leiden.

Ereufreund. Dieſe Ehre iſt euch allen gemein. Denn wenn Fürſten und Könige ſich und die Ihrigen vor andern geringen Menſchen recht auszeichnen wollen, wählen ſie irgend einen Vogel, und tragen ihn mit Gold und Silber geſtickt auf der Bruſt. Ja, ſie ſchlagen euch an vergoldete und diamantene Kreuze (die größte Ehre, die jemand widerfahren kann!) und tragen euch in Knopflöchern ſchwebend am Buſen.

Zweiter Vogel. Was hilft uns dieſe zeitliche Ehre, dieſe leere Achtung, wodurch ſie ſich mehr untereinander ſelbſt als unſere Vorzüge

preisen? Götter und Menschen besitzen unser Reich, und wir irren als Fremdlinge zwischen Himmel und Erde.

Creufreund. Mit nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt ihr ihnen gelassen; euer Vaterland, euer Reich sind sie untüchtig einzunehmen. Noch ist es frei wie vom Anfang her.

Vögel. Zeig' es uns!

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ' uns hin!

Dritter Vogel. Giebt's Wicken, giebt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln,
Daß wir uns freuen,
Naschen und flattern —
Rühmliche Wonne!
Mandeln zu knuspern,
Erbsen zu schlucken,
Würmchen zu lesen —
Preisliches Glück!
Führ' uns hin!

Creufreund. Ihr seyd drin.

Vögel. Du stellst uns auf den Kopf.

Creufreund. Tretet näher! — Hierher! Nun seht euch um! Hier in die Höhe! Was seht ihr da eben?

Erster Vogel. Die Wolken und den uralten ausgespannten Himmel.

Dritter Vogel. Er steht wohl schon eine Weile?

Hoffegut. Ich denke! Es ist mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Creufreund. Da droben wohnen, wie jedermann bekannt ist, seit vielen Jahrtausenden die Götter. Nun seht hinunter, was seht ihr da?

Zweiter Vogel. Zwischen Himmel und Erde?

Creufreund. Ja, dazwischen.

Vögel. Nun, nun, da sehen wir — nichts.

Creufreund. Nichts? O ihr seyd ja fast so blind wie die Menschen! Seht ihr nicht den ungeheuren Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land, das an alles gränzt, diesen luftig

wäßrigen See, der alles umgiebt, dieſen ätheriſchen Wohnplatz, dieſes mittelweltiſche Reich?

Vögel. Was meinſt du damit?

Creufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt ſie als ihr? wer beſchifft ſie, wer begiebt ſich darin von einem Orte zum andern? wem gehört ſie zu als euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Creufreund. Und fliegt drin herum!

Erſter Vogel. Aber wie ſollen wir's anfangen?

Creufreund. Hier iſt mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen; eine Stadt zu gründen; mit einer feſten Mauer den ganzen Aether zu umgeben; eine regulirte Miliz einzurichten; die Gränzen wohl zu beſetzen; eine Accise anzulegen, und ſo den Göttern und Menſchen die Nahrung zu erſchweren!

Hoffgut. Da giebt's Aemter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweiter Vogel. Aber Jupiter wird donnern.

Creufreund. Wir laſſen ihm keine Blitze aus dem Aetna ohne ſchweren Impoſt verabfolgen, und legen ſelbſt uns einen Donnerthurm an. Die Adler ſind ja ohnehin gewohnt, damit umzugehn. Wir laſſen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß ſie Tranſito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden ſie ſo zuſehen?

Creufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben ausſieht. Sicher in ihren alten lang' unangetaſteten Rechten, ſitzen ſie ſchläfrig auf ihren Stühlen, ſind aller Mühe, ſind alles Widerſtands entwohnt, ſind leicht zu überraſchen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menſchen, das Pulver und Blei, und die Netze?

Creufreund. Die ſind übel dran. Sie haben unter ſich ſo viel zu kriegen, zu ſcharmuziren und zu ſchikaniren! Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut haushält oder ſich rüſtet, haben ſie nicht leicht ein Arges dran. Widerſetzen ſie ſich, ſo ſind wir ihnen überlegen; ergeben ſie ſich, ſo ſollen ſie's wohl haben; beſſer als jetzt! Wir wollen's machen, wie alle Eroberer, die Leute todtſchlagen, um es mit ihrer Nachkommenſchaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden ſie's geſchehen laſſen?

Treufreund. Wir haben sie in Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen große Cisternen an, und vereinzeln ihn an die Irdischen, wenn's Dürrung giebt, so viel jeder für seinen Acker und Garten braucht. Sie sollen alle zufriedner seyn als jetzt. Ich geb' euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail ist unübersehbar. Kurz, ihr werdet Herren! Die Götter tractiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen sind; die Menschen als überwundene Provinzen, die Thiere, besonders die Insecten, die in unserm Reich doch leben müssen, als kaiserliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im Römischen Reich.

Vögel. Nur gleich, nur gleich! Wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich, gleich! Das geht so geschwind nicht. Ueberlegt's wohl! Wählt ein Dutzend, oder wie viel ihr wollt, aus eurer Mitte, die das große Werk mit gesammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit nichten! Du hast's erfunden, führ' es aus! Sey du unser Rathgeber, unser Leiter, unser Heerführer!

Treufreund. Ihr beschämt mich!

Hoffegut. Du bedenkst nicht —

Treufreund. Sey ruhig, unser Glück ist gemacht.

Vögel (auf Hoffegut zeigend). Und dieser? Was soll der? Darf er hier bleiben? Zu was ist er nütze?

Treufreund. Er ist uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannst du? Worin übertriffst du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vögel. Schön! o schön! o ein köstlicher, ein nothwendiger Bürger! Wir sind ein glückliches Volk von diesem Tage an! (Zu Treufreund.) Du sollst uns regieren, er soll uns pfeifen! Was geht uns noch ab?

Treufreund (beschämt). Soll es so seyn?

Vögel. Du nimmst's an?

(Treufreund neigt sich.)

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben dir die Herrschaft,
Verleihen dir das Reich!
Mach' uns den stolzen Göttern,
Den stolzern Menschen gleich!

Epilog.

Der erſte, der den Inhalt dieſes Stücks
Nach ſeiner Weiſe aufs Theater brachte,
War Ariſtophanes, der ungezogne
Liebling der Grazien.
Wenn unſer Dichter, dem nichts angelegner iſt,
Als euch ein Stündchen Luſt
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach ſeiner Weiſe zu verſchaffen,
In ein- und anderem geſündigt hat;
So bittet er durch meinen Mund
Euch allſeits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig ſeyd, ſo werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war
Auch iſt er ſich bewußt,
Mit ſo viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten declarirten Böſewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er ſich eures Beifalls ſchmeicheln darf.
Dann bitten wir euch, zu bedenken,
Und etwas Denken iſt dem Menſchen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden iſt,
Die niemals nach ſo ganz gemeßnem Maaß,
Und reinlich abgezogenem Gewicht geſchlagen werden.

Wir haben, nur gar kurz gefaßt,
Des ganzen Werkes Eingang
Zur Probe hier demüthig vorgestellt;
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläufigen Erfolg
Von dieser wunderbaren, doch wahrhaftigen Geschichte
Nach unsern besten Kräften vorzutragen.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Achter Band.

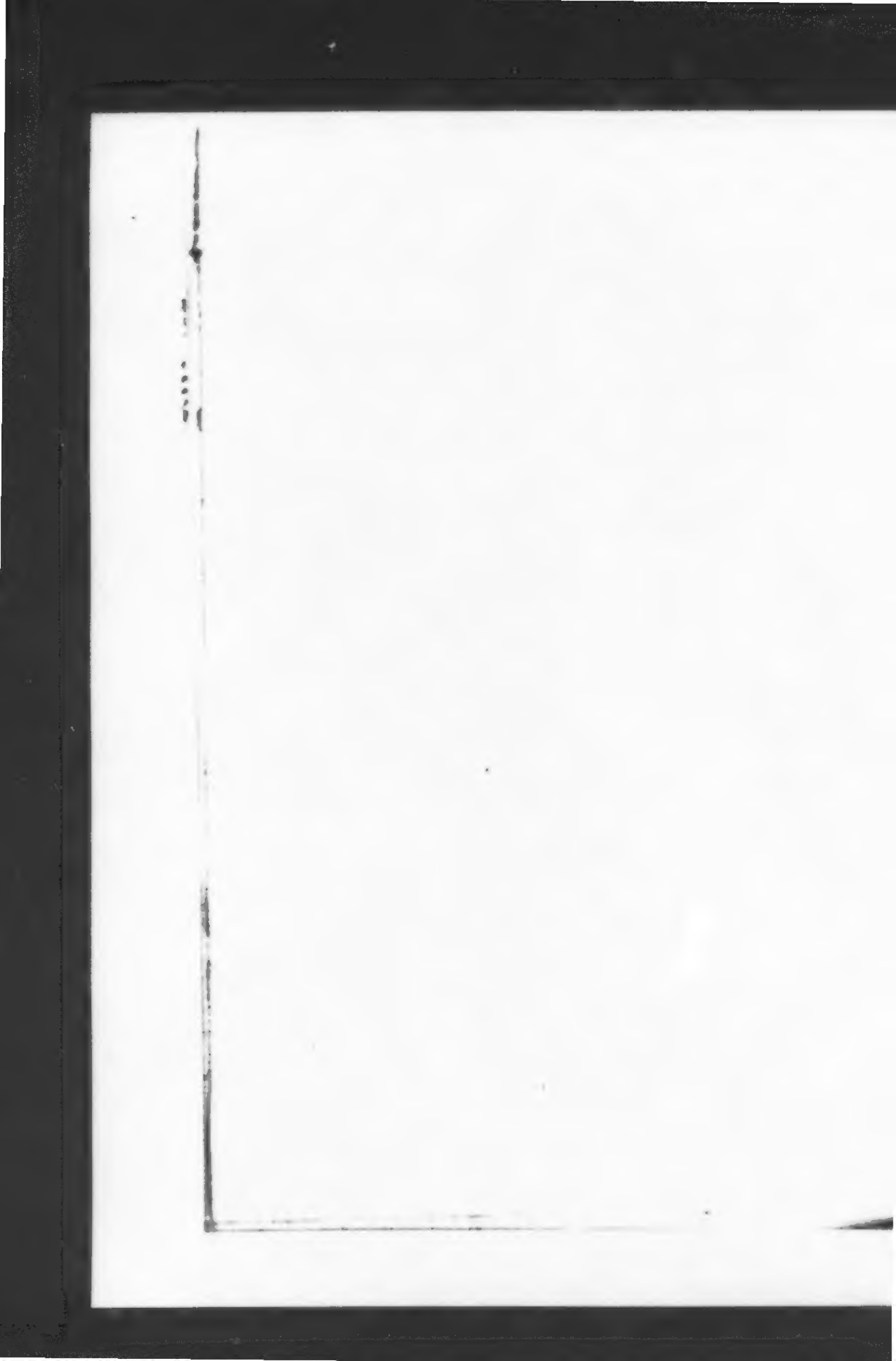

Goethe's

ſämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Achter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Claudine von Villa Bella	1
Erwin und Elmire	71
Jery und Bätely	109
Lila	137
Die Fiſcherin	169
Scherz, Liſt und Rache	191
Die ungleichen Hausgenoſſen	243
Zauberflöte, zweiter Theil	269
Cantaten	301

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

Personen.

Alonzo, Herr von Villa Bella.
Claudine, seine Tochter.
Lucinde, seine Nichte.
Pedro von Castelvecchio, unter dem Namen Pedro von Monero.
Carlos von Castelvecchio, unter dem Namen Augustino.
Basco, ein Abenteurer.
Landvolk.
Vagabunden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürsten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz in Sicilien.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offnen Arkaden, durch welche man in einen geſchmückten Garten hinausſieht. Zu beiden Seiten des Saales ſind Kleider, Steffe, Gefäße, Geſchmeide mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Lucinde, mit zwei Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen, zu ihr **Alonzo**, der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint.

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet,
Hier iſt, was ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich ſelber trieb:
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir iſt die Nichte lieb.

(Zu Zwei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!

Lucinde.

Heut' ſeyd ihr zu beneiden,
Wie ſich's empfinden läßt!

Alonzo und Lucinde.

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

Pedro (kommt).

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Geld und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärteſten zu wählen
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

(Zu Drei.)

Alonzo.

Heut' bin ich zu beneiden.

Lucinde (zu Pedro).

Heut' iſt er zu beneiden.

Pedro (zu Alonzo).

Heut' ſeyd ihr zu beneiden.

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie ſich's nicht ſagen läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

(Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Muſik angekündigt. Landleute von verſchiednem Alter, die Kinder voran, treten paarweiſe durch den mittlern Bogen in den Saal, und ſtellen ſich an beide Seiten hinter die Geſchenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, feſtlich, nicht reich gekleidet, herein. Kurz eh' ſie eintritt, fällt der Geſang ein.)

Alonzo, Lucinde, Pedro
(mit den Landleuten).

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen,

Biſt uns ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind.

Sieh, es erſcheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle (außer Claudinen)

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring' ich die Gabe:
Denn was ich habe,
Das all iſt dein.
Nimm dieſe Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle (außer Claudinen)

Sieh, wie des Tages wir
All' uns erfreun!

Lucinde.

Roſen und Nelken
Zieren den Schleier,
Den ich zur Feier
Heute dir reiche.
Blühen erſt werden ſie,
Wenn er dich ſchmückt.
Wenn du des Tages dich
Wandelnd vergnügteſt,

Balladen.

Wenn du in Träumen
Die Nächte dich wiegtest,
Hab' ich mit eigner
Hand ihn gestickt.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.

Blumen der Wiese,
Dürfen auch diese
Hoffen und wähnen?
Ach, es sind Thränen —
Noch sind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle (außer Claudinen).

Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich so fröhlich
Fühle, so selig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan.

Alle (außer Claudinen).

Nimm sie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(Zu Lucinden und den übrigen.)

Könnt' ich ohn' Schranken
Allen euch danken!

(Sie wendet sich schüchtern zu Pedro.)

Könnt' ich —

(Sie hält an, die Musik macht eine Pause, der Gesang fällt ein.)

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug geht unter dem Geſange ab, es bleiben:

Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.

Claudine.

Vergebet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden, wie ich fühle. Dieſe Gaben
Erfreuen mich, wie ihr es wünſcht; doch mehr
Entzückt mich eure Liebe. Laßt mir Raum
Mich erſt zu faſſen; denn vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu ſprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja dich kenn' ich wohl.
Verzeih' des lauten Feſtes Vater-Thorheit!
Ich weiß, du liebſt im Stillen wahr zu ſeyn,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geſchmückt,
Sich deſto treuer zeigt. Leb' wohl! Du ſollſt
Nach deiner Luſt in Einſamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm',
O theurer Pedro, werther Sohn des erſten,
Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt,
So ließ er mir in dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß du mich an dieſem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willſt.
Iſt's denn nicht möglich, daß du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald.

Pedro.

Vermehre nicht durch deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.

Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt,
So fehlt' ich ſehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunſt verſcherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verſtohlen
Und unter fremdem Namen hergeſchlichen,
Dich zu beſuchen. Denn ſo eben kam
Der Fürſt von Rocca Bruna, der ſo viel
Bei Hofe gilt, auf ſeine Güter; nie
Würd' es der ſtolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht beſuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge hier entdeckt zu werden.

Alonzo.

Ich faſſe mich, und danke, daß du freundlich
Uns dieſen Tag noch zugegeben! Komm'!
Ich habe manches Wort dir noch zu ſagen,
Eh' du uns ſcheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit, betrübſt; komm' mit! Lebt wohl!

(Alonzo und Pedro ab.)

Claudine. Lucinde.

Lucinde.

Er geht, Claudine, geht; du hältſt ihn nicht?

Claudine.

Wer gäbe mir das Recht ihn aufzuhalten?

Lucinde.

Die Liebe, die gar viele Rechte giebt.

Claudine.

Verſchon', o Gute, mich mit dieſem Scherze!

Lucinde.

Du willſt, o Freundin, mir es nicht geſtehn.
Vielleicht haſt du noch ſelbſt dir's nicht geſtanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Faſſung. Wie dein erſter Blick
Ihn zog, und hielt, und dir vielleicht auf ewig
Ein ſchönes Herz erwarb: denn er iſt brav!

Als er auf ſeine Güter ging, und hier
Nur einen Tag ſich hielt, war er ſogleich
Von dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geſchwind'
Und unter fremdem Namen wieder her,
Läßt ſeinen Urlaub faſt verſtreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne dich
Nicht wieder fort zu reiſen. Komm', geſteh'!
Du gingſt viel lieber gleich mit ihm davon.

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues.
Claudine, ſieh mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht
Mich doppelt lachen, daß du endlich auch
Dich überwunden fühlſt, und daß du mir
Es grade ſo geſtehſt, als hätteſt du
Ein neues Kleid dir angeſchafft, und kämſt
Vergnügt zu einer Freundin, ſie zu fragen
Wie dich es kleidet. Sage mir geſchwind':
Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß, es iſt wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, du? ein frohes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig, munter,

Das Mütterchen des Hauſes, biſt du auch
Wie eine Müßiggängerin gefangen?

Lucinde.

Und was noch ſchlimmer iſt —

Claudine.

Noch ſchlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht ſehr —

Claudine.

Du ſeufzeſt lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Claudine.

Seh' ich nun,
Daß du nur ſpotteſt.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne niemand frei und weiſe ſich
Vor ſeinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.
Du ſiehſt den Fall, und du verwunderſt dich?
Das klügſte Mädchen macht den dümmſten Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amor's leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken goldnen Bogen;
Mädchen, ſeyd ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück.

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbei geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

Claudine.

Doch ich begreife nicht wie du ſo leicht
Das alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran! Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich gegrüßt und angeſehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet,
Und mir geſagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche, daß ich ihn
Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch, ſo iſt's.
Er ſtand vor mir; ich ſah ihn an, wie ich
Die Männer anzuſehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es ſey das klügſte nach dem Schloſſe
Zurückzugehn, und unterm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir ſo
Ihn anzuſehn. Ich fragt' ihn, wer er ſey?
Er ſchwieg ein Weilchen; dann verſetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachteſt; viel,
Wenn du mich lieben könnteſt. Mache nun
Aus deinem Knechte, was du willſt!" Ich ſah
Ihn wieder an, und weiß doch nicht, was ich
An ihm zu ſehen hatte. Genug, ich ſah

Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu ſehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiederſehn?

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kamſt du los?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen;
Verlaßt mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen!"
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen,
Und blicke da- und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will, daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freun.
Er hat mir aufgetragen wohl zu ſorgen,
Daß alles werde, wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit froher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb' wohl! Ein andermal! — Nun ſieh dich um!
Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

(Ab.)

Claudine (allein).

(Sie beſieht unter dem Athmen die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.)

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Lieb' von allen Seiten,
Kleider, Schmuck und Koſtbarkeiten,
Alles, was mein Herz begehrt.
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.

Und darfſt du dieſen Undank dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das alles iſt wie nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
Noch unbekannten Fremden. Ja es iſt,
Es iſt geſchehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings! nun
Bewegt ſich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro (kommt).

Verzeih', daß ich dich ſuche: denn es iſt
Nicht Schuld noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, ergreift
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut'
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte, daß ich viel zu ſagen hätte,
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hätt
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht, ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt ſich eine Freude zu verſagen;
Doch wir, wir andren Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein ander, freier Leben, ſeit
Ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es iſt.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater ſtarb; ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun bereiſ't.
Er ſah ſie lang' nicht mehr, ſeitdem der König
Ihn mit beſondrer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kenn' ich alles, was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das Meine halten könnte.
Allein ich bin der ält'ſte nicht, und nicht
Der einzige des Hauſes. Denn es ſchwärmt
Ein ält'rer Bruder, den ich kaum geſehen,
Im Reich' herum, und führet, ſo viel man weiß,
Ein thöricht Leben.

Claudine.

Gleicht er euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger, rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können,

Warum er ihn verstieß; auch scheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu seyn. Er hat sich nie
In diesen Jahren wieder blicken lassen.
Genug, mein Vater starb und hinterließ
Mir alles, was er jenem nur entziehn
Nach den Gesetzen konnte; und der Hof
Bestätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht besitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorsichtigkeit, aus Leichtsinn einst
Verlor; geschweige denn mein eigner Bruder.
Ich sucht' ihn auf. Denn hier und da erscholl
Der Ruf, er habe sich mit frechen Menschen
In einen Bund gegeben, schwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, seiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leichtgesinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So habt ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die sich mir zeigte;
Allein umsonst. Und nun verzweifl' ich fast
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Es ist schon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes diese stille
Verlaßne Wohnung aus den Augen blenden.
Ich möchte gern nichts sagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln scheinen.

Pedro.

Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um schnell zurückzukehren.
Ich sage dir kein Lebewohl; kein Ach

Mädchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

Sollſt du vernehmen: denn du ſiehſt mich bald,
Und würdiger vor dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das iſt dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinem Freunde nicht den ſichern Muth
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im ſüßen Augenblick von der Liebe
Entſchloſſen hoffend ſich entfernen kann.

Es erhebt ſich eine Stimme,
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre!
Und die Ehre rufet laut:

„Säume nicht, du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen,
Kühlen Lüften.
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln! —
Soll' ich folgen? Soll' ich's hören?
Soll' ich bleiben? Soll' ich gehn?

Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn?

(Ab.)

Claudine.

Er flieht! Doch iſt es nicht das letzte Wort;
Ich weiß er wird vor Abend nicht verreiſen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,
Die holde Liebe mit der ſeltnen Treue.
Sie ſollen mich erhalten, wenn du gehſt,
Und mich von dir beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.

(Sie geht ſingend ab.)

Einſame Wohnung im Gebirge.

Rugantino mit einer Gitter, auf und abgehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe. **Vagabunden** am Tiſche mit Würfeln ſpielend.

Rugantino.

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden.

Mit vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit wenig läßt ſich hauſen;
Daß wenig vieles ſey,
Schafft nur die Luſt herbei!

Rugantino.

Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.

Vagabunden.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was sie nicht nehmen können,
Und seyd von Herzen froh;
Das ist das A und O.

Rugantino

(erst allein, dann mit den übrigen).

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.
Bedenkt in Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Rugantino.

Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Gesang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Ist mir's, daß Basco sich nicht sehen läßt;
Er darf nicht fehlen; denn die That ist kühn.
Ihr wißt, daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe sie; der Anblick dieser Schönen
Hat mich, wie keiner je, gefesselt. Streng
Beherrscht mich Amor, und ich muß sie bald
An meinen Busen drücken; sonst zerstört
Ein innres Feuer meine Brust. Ihr habt
Mir alles ausgespürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerstreuet euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beisammen; wir besprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl!

(Die Vagabunden ab.)

Basco tritt auf.

Rugantino.

Willkommen, Basco; dich erwart' ich lang'.

Basco.

Sey mir gegrüßt; dich such' ich eben auf.

Rugantino.

So treffen wir ja recht erwünſcht zuſammen.
Heut fühl' ich erſt, wie ſehr ich dein bedarf.

Basco.

Und deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an, was willſt du? Sprich, was haſt du vor.

Rugantino.

Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich ſchleichen, will verſuchen ob
Lucinde mich am Fenſter hören wird;
Und hört ſie mich, erhört ſie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich iſt's ihr nicht;
Ich weiß, ſie kann die eine Seitenthüre
Des Schloſſes öffnen.

Basco.

Gut, was brauchſt du da
Für Hülfe? Wer ſich was erſchleichen will,
Erſchleiche ſich's auf ſeinen eignen Zeh'n.

Rugantino.

Nicht ſo, mein Freund! Läßt ſie mich in das Haus,
Beglückt ſie meine Liebe, —

Basco.

Nun, ſo ſchleicht
Der Fuchs vom Taubenſchlage, wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Rugantino.

Du räthſt es nicht, denn du begreifſt es nicht —

Basco.

Wenn es vernünftig iſt, begreif' ich's wohl.

Rugantino.

So laß mich reden! Du begreifſt es nicht,
Wie ſehr mich dieſes Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunſt allein genießen;
Ich will ſie ganz und gar beſitzen.

Basco.

Wie?

Rugantino.

Entführen will ich sie.

Basco.

Ha! Bist du toll?

Rugantino.

Toll! aber klug! Läßt sie mich einmal ein,
Dann dreh' ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit allem, was ein Mädchen fürchten muß,
Und geb' ihr gleich die allerbesten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß,
Wie ich sie liebe; kann aus meinen Armen
Sich selbst nicht reißen. Nein, sie widersteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige,
Wie ich sie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig schätzen werde. Ja, sie folgt
Aus dem Palast mir in die Hütte, läßt
Ein thöricht Leben, das ich selbst verlassen;
Genießt mit mir in diesen schönen Bergen,
Im Aufenthalt der Freiheit, erst ihr Leben.
Dazu bedarf ich euer, wenn sie sich
Entschließen sollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß; daß ihr am Fuß des Berges
Euch finden lasset; daß ihr eine Trage
Bereitet, sie den Pfad herauf zu bringen;
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken sichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen sollte.

Basco.

Versteinert bleib' ich stehn, und sehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Rugantino!
Du bist besessen. Farfalletten sind
Dir in den Leib gefahren! Was? Du willst
Ein Mädchen rauben? Statt die Last dem andern
Zu überlassen, klüglich zu genießen,
Zu gehen und zu kommen, willst du dir
Und deinen Freunden diesen schweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es ist

Kein Menſch ſo klug, daß er nicht eben toll
Bei der gemeinſten Sache werden könnte.
Sieh doch die Schafe nur, ſie weiden dir
Den Klee ab wo er ſteht, und ſammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge ſtehn
Der Blumen viel für unſre Heerden; viel
Sind Mädchen übers ganze Land geſä't,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es iſt nicht möglich. Schleiche dich zu ihr,
Und ſchleiche wieder weg, und danke Gott,
Daß ſie dich laſſen kann und laſſen muß.

Rugantino.

Nicht weiter, Basco; denn es iſt beſchloſſen.

Basco.

Ich ſeh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Rugantino.

Du ſollſt ein Zeuge ſeyn, wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich dein zu ſeyn.

Rugantino.

Was kann euch hindern, wenn ich euch gebiete?

Basco.

Bedenke, Freund, wir ſind einander gleich.

Rugantino.

Verwegner! Rede ſchnell, was haſt du vor?

Basco.

Es iſt gewiß, der Fürſt von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von ſeinen Nachbarn ſich bereden laſſen.
Er fürchtet, daß es laut bei Hofe werde;
Er iſt vor wenig Tagen ſelbſt gekommen,
Und ſeine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieſer Gegend weg, ich weiß es ſchon.
Es kommt gewiß uns morgen der Befehl,
Sogleich aus dieſen Bergen abzuſcheiden.

Wenn er sich nur nicht gar gelüsten läßt,
Sich unsrer werthen Häupter zu versichern.

Rugantino.

Nun gut, so führen wir noch heute Nacht
Den Anschlag aus, der mir das Mädchen eignet.

Basco.

O nein! Ich muß noch Geld zur Reise schaffen.

Rugantino.

Was soll das geben? Sage, was es giebt?

Basco.

Gehst du nicht mit, so brauchst du's nicht zu wissen.

Rugantino.

Dir ziemt es gegen mich geheim zu seyn?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch besser als die Liebe.
Du hast mit keinem Knaben hier zu thun.

Rugantino.

So lang' ich euch ernährte, ließet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich, daß wir nun erwachsen sind,
Da deine Renten sehr ins Stocken kommen!

Rugantino.

Was unser Fleiß und unsre List und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es soll auch künftig keinem fehlen; zwar
Ist's diese Tage schmal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn diese Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteur beschäftigst, das
Nichts fruchtet und die schöne Zeit verzehrt.

Rugantino.

So willst du denn zum Abschied noch den Fürsten,
Die ganze Nachbarschaft verletzen?

Basco.

Du
Hast nichts Besonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Haus zu rauben, ist
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand rügt.
Wer ist der Thor?

Rugantino.

Wer glaubst denn du zu seyn,
Daß du mich schelten willst, du Kürbiß?

Basco.

Ha!
Du Kerze! Wetterfahne du! Es sollen
Dir Männer nicht zu deinen Possen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und willst du deine Schöne
Zu holen gehn, so wird es uns erfreuen
In unsrer Küche sie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte dich, bereiten, wenn ihr früher
Zu Hause seyd als wir; und sey gewiß
Wir wollen ihr aufs beste dankbar seyn,
Wenn sie nur nicht die guten Freunde trennt.

Rugantino.

Was hält mich ab daß ich mit dieser Faust,
Mit diesem Degen, Frecher, dich nicht strafe!

Basco.

Die andre Faust von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden treten auf.

Horchet doch, was soll das geben,
Daß man hier so heftig spricht?

Rugantino.

Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angesicht!

Basco.

Nur als Knecht bei dir zu leben!
Junger Mann, du kennst mich nicht.

Vagabunden.

Was soll das geben?
Was soll das seyn?
Zwei solche Männer,
Die sich entzwein!

Rugantino.

Es ist gesprochen!
Es ist gethan!

Basco.

So sey's gebrochen!
So sey's gethan!

Vagabunden.

Aber was soll aus uns werden?
Den zerstreuten, irren Heerden
Im Gebirge gleichen wir.

Rugantino und Basco.

Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.

Euer Zwist, er soll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Rugantino und Basco.

Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.

Wer gibt Rath? Wer hilft uns hier?

Rugantino.

Die Ehre, das Vergnügen,
Sie sind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir!

Basco.

Der Vortheil nach den Siegen,
Die Lust bei guter Beute,
Sie finden sich bei mir.

Rugantino.

Wem hab' ich ſchlimm gerathen?
Wen hab' ich ſchlecht geführt?

Basco.

Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beide.

Tretet hier auf dieſe Seite.

Rugantino.

Ehr' und Luſt!

Basco.

Luſt und Beute!

Beide.

Kommt herüber! Folget mir.

(Die Vagabunden theilen ſich. Ein Drittheil ſtellt ſich auf Rugantino's, zwei Drittheile auf Basco's Seite.)

Vagabunden.

Ich begebe mich zu dir.

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Kommt herüber!

Vagabunden (auf Rugantino's Seite).

Nein, wir bleiben;
Kommt herüber!

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Nein, wir bleiben.

Vagabunden.

Kommt herüber; wir ſind hier.

Rugantino.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Stimmen zählſt;
Allein, mein Freund, du fehlſt:
Die Beſten ſind bei mir.

Basco.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Mäuler zählſt,
Allein, mein Freund, du fehlſt:
Die Arme ſind bei mir.

Mignon.

Kennſt du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?

Dahin! Dahin
Möcht ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?

Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laßt uns ziehn!

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Baſco (und die Seinen).

Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn.

Ruggiero (und die Seinen).

Geht und miſchet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Zweiter Aufzug.

Nacht und Mondſchein.

Terraſſe des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theaters. Eine vorgebaute Treppe führt zu einem eiſernen Gitter, das die Gartenthür ſchließt. An der Seite Bäume und Gebüſch.

Ruggiero mit ſeinem Theil **Bagabunden.**

Ruggiero.

Hier, meine Freunde, dieſes iſt der Platz!
Hier bleibet, und ich ſuche durch den Garten
Gelegenheit, dem Fenſter mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie ſchläft allein
In einem Seitenflügel dieſes Schloſſes.
So viel iſt mir bekannt. Ich locke ſie
Mit meiner Saiten Ton ans Fenſter. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der ſtets geſchäftig
Und wirkſam iſt, wo ſich ein Paar begegnet.
Nur bleibet ſtill und wartet, bis ich euch

Hier wieder ſuche. Eilet mir nicht nach,
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören ſolltet;
Es wäre denn ich ſchöſſe; dann geſchwind!
Und ſehet, wie ihr durch Gewalt und Liſt
Mir helfen könnt. Lebt wohl! — Allein wer kommt?
Wer kommt ſo ſpät mit Leuten? — Still — es iſt —
Ja es iſt Don Rovero, der ein Gaſt
Des Hauſes war. Er geht, mir recht gelegen,
Schon dieſe Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die ſich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Verſteckt euch nur!

Pedro (zu ſeinen Leuten).

Ihr geht voran; in einem Augenblick
Folg' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde ſtehn; ich komme gleich.

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachſet in der Himmels-Luft!
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euren Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang' iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach! mein Herz bleibt hier.

(Ab.)

Ruganino (hervortretend).

Er iſt hinweg! ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten ſeh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondſchein wandern. Still! verbergt euch nur!
Wir müſſen ſehen, was das geben kann.
Vielleicht iſt mir das Liebchen nah' und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bei Seite!

Claudine (auf der Terraſſe).

In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandl' ich ſchmachtend und alleine.
Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

Ruggantino (unten und vorn, für ſich).

In dem ſtillen Mondenſcheine
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Cither locken ſoll.

(Mit der Cither ſich begleitend, und ſich näherend.)

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe,
Du bat'ſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

(Claudine hat eine Zeit lang auf die Cither gehört, und iſt verübergegangen. Es tritt **Lucinde** von der andern Seite auf die Terraſſe.)

Lucinde.

Hier im ſtillen Mondenſcheine
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Ruggantino (unten und vorn, für ſich).

In dem ſtillen Mondenſcheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin ſo unruhvoll,
Was ich thun und laſſen ſoll.

(Sich mit der Cither begleitend, und ſich nähernd.)

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

(Indeß iſt Claudine auch wieder herbeigekommen, und hat mit Lucinden dem Geſange Ruggantino's zugehört.)

Claudine und Lucinde.

Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.
Käm' sie nur näher,
Sie steht so ferne;
Nun kommt sie näher,
Nun iſt sie da.

Rugantino (zugleich mit ihnen)

Es scheint, sie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich stand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Rugantino (ſich begleitend).

Du haſt nur mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

(Rugantino iſt unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgeſtiegen. Die Frauenzimmer haben ſich von innen an die Gitterthür geſtellt. Rugantino ſteigt die Treppen immer ſachte hinauf, daß er endlich ganz nah bei ihnen an der Seite der Thür ſteht.)

Pedro (mit gezogenem Degen).

Sie ſind entflohn!
Entflohen, die Bewegten!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie ſind hieher entflohn.

Rugantino

(indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter).

O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen!
Pedro! Er iſt's!
Den glaubt' ich ferne ſchon.

Claudine und Lucinde

(die ſich wieder auf der Terraſſe ſehen laſſen).

Trete zurück!

Zurück! was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, ſie ſtreiten ſchon.

(Die Vagabunden ſind indeß zu Augantino getreten; er ſteht mit ihnen an der einen Seite.)

Augantino.

Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauſchen!

Pedro.

Hier im Geſträuche
Hör' ich ein Rauſchen! —
Wer da? Wer iſt's?
Seyd ihr nicht Memmen,
Tretet hervor.

Augantino (zu den Seinigen).

Bleibet zurück!
Der ſoll bei Seite,
Droht er, der Thor!

Alle.

Horch! Horch! Still! Still!

Claudine und Lucinde.
Sie ſind auf einmal ſtille!

Pedro.
Es wird auf einmal ſtille!

Augantino und Vagabunden.
Es iſt auf einmal ſtille!

Alle.

Was das nur werden will?

Pedro.

Wer da?

Augantino.

Eine Degenſpitze!

Pedro.

Sie ſucht ihres Gleichen!
Hier!

(Sie fechten.)

Claudine und Lucinde.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.

Es ſoll dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.

Kuantino.

Dich ſoll mein Degen,
Willſt du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.

Vagabunden.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.

Claudine und Lucinde.

O ruf' den Vater,
Und hol' die Leute;
Es giebt ein Unglück:
Was kann geſchehn!

Vagabunden.

Hier ſind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beizuſtehn.

Pedro.

Ich ſteh' alleine;
Doch ſteh' ich feſte.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu ſtehn.

Kuantino.

Laßt mich alleine,
Ich ſteh' ihm feſte;
Du ſollſt nicht Räuber,
Sollſt Männer ſehn.

(Während dieſes Geſangs fechten Augantino und Pedro, mit wiederholten Abſätzen. Zuletzt entfernen ſich die Frauenzimmer, die Vagabunden ſtehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und ſtellt ſich gegen Augantino.)

Augantino.

Laßt ab, ihr ſeyd verwundet!

Pedro.

Noch genug
Iſt Stärk' in dieſem Arm, dir zu begegnen.

Augantino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redeſt menſchlich.
Wer biſt du? Willſt du meinen Beutel? Hier!
Du kannſt ihn nehmen: dieſes Leben ſollſt
Du theuer zahlen.

Augantino.

Nimm bereite Hülfe,
Du Fremdling, an, und wenn du mir nicht traust,
So laß die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! Ich ſchwanke! Blut auf Blut entſtrömt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,
Wer ihr auch ſeyd! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Augantino.

Hier! Unterſtützt ihn, und verbindet ihn,
Bringt ihn zu unſrer Wohnung ſchnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

(Er wird ohnmächtig.)

Augantino.

Nicht!
Er ſoll nicht hier herein. Traget ihn hinauf,
Und ſorgt für ihn aufs beſte. Dieſe Nacht
Iſt nun verdorben durch die Schuld und Thorheit

Der zu verwegnen Raubgeſellen. Geht,
Ich folge bald.

(Gagadunden mit Pedro ab.)

Ich muß mich um das Schloß
Noch einmal leiſe ſchleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entſagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Baco, wart!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

(Alonzo und Bediente inwendig an der Gartenthür.)

Alonzo.

Schließt auf! und macht mir ſchnell die ganze Runde
Des Schloſſes; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Rugantino.

Ein ſchöner Fall! Nun gilt es muthig ſeyn.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Geräuſch der Waffen,
Ein Aechzen tönen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.

(Bediente ab, ohne Rugantino zu bemerken.)

Rugantino.

Am beſten iſt's der drohenden Gefahr
Ins Angeſicht zu ſehen. Laßt mich erſt
Durch meine Cither mich verkünd'gen. Still,
So ſieht es dann recht unverdächtig aus.
Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe —

Alonzo.

Was hör' ich! Eine Cither! Laßt uns ſehen.

(Herabtretend.)

Wer ſeyd ihr, daß ihr noch ſo ſpät zu Nacht
In dieſer Gegend ſchleicht, wo alles ruht?

Rugantino.

Ich ſchleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefällt, auf breiter, freier Straße.

Alonzo.

Um unſre Mauern lieben wir nicht ſehr
Das Nachtgeſchwärm'; es iſt uns zu verdächtig.

Rugantino.

Mir wär' es lieber, eure Mauern ſtänden
Wo anders, die mir hier im Wege ſtehen.

Alonzo (für ſich).

Es iſt ein grober Gaſt, doch ſpricht er gut.

Rugantino (für ſich).

Er möchte gern an mich, und traut ſich nicht.

Alonzo.

Habt ihr nicht ein Geſchrei vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?

Rugantino.

Nichts dergleichen.

Alonzo (für ſich).

Der kommt von ungefähr, ſo ſcheint es mir.

Rugantino (für ſich).

Ich will doch höflich ſeyn, vielleicht geräth's.

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß ihr um dieſe Stunde
Allein auf freien Straßen wandelt; ſie
Sind jetzt nicht ſicher.

Rugantino.

O, ſie ſind's für mich.
Geſang und Saitenſpiel, die größten Freunde
Des Menſchenlebens, ſchützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Menſch
Den Sänger zu beleid'gen, der ſich ganz
Den Göttern, der Begeiſt'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich dieſen Degen;
Denn ſelbſt im Frieden ziert er ſeinen Mann.

Alonzo.

Ihr haltet euch in dieſer Gegend auf?

Augustino.

Ich bin ein Gaſt des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen!
Ich frage nicht, ob ihr ein Fremder ſeyd;
Mir ſcheint es ſo.

Augustino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu ſeinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo (bei Seite)

Ein Herr vom Hof! So kam es gleich mir vor.

Augustino.

Ich darf euch wohl um eine Güte bitten?
Ich bin ſo durſtig; denn ſchon lange treibt
Die Luſt zu wandeln mich durch dieſe Felder.
Ich bitt' euch, mir durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Waſſer freundlich zu gewähren.

Alonzo.

Mit nichten ſo. Was? Glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre laſſe? Kommt herein!
Nur einen Augenblick Geduld! Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeſchickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geſchrei von Fechtenden.

(Die Bedienten kommen.)

Was giebt's? Ihr hörtet niemand? fandet keinen?

(Die Bedienten machen verneinende Zeichen.)

Es iſt doch ſonderbar, was meine Frauen
Für Geiſter ſah'n? Wer weiß es, was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet? Kommt!
Ihr ſollt euch laben, ſollet anders nicht
Als wohl begleitet mir von hinnen ſcheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt, ſo findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine goldne Kette bringen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern.

Rugantino.

Ihr macht mich ganz beſchämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten euren edlen Sinn.
(Für ſich.)
Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchafft!
(Laut.)
Ich komme.
(Beide durch die Gartenthür ab.)

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundin, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach und weiß nicht, wie mir iſt;
Ich weiß nicht, ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Claudine.

Wie? des deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann vor Angſt nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Rugantino. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen ſpäten Gaſt, ihr Kinder!
Empfangt ihn wohl, er ſcheint ein edler Mann.

Augustino (zu Alonzo).

Ich bin beschämt von eurer Güte;

(Zu den Damen.)

bin

Betäubt von eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir schwindelt.

Claudine.

Seyd uns willkommen! War't ihr bei dem Streite?

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn singend,
Als ich zur Thüre kam, und alles still.

Lucinde (für sich).

Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verberge dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.

(Claudine spricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und abgehend.)

Augustino (heimlich zu Lucinden).

So sind' ich mich an deiner Seite wieder;
Beschließe mir nun Leben oder Tod.

Lucinde.

Ich bitt' euch, still! Verschonet meine Ruhe,
Verschonet meinen Namen! still! nur still!

Alonzo (zu den Bedienten).

Ein Glas gekühltes Wasser bringt herauf,
Bringt eine Flasche Wein von Syrakus.

(Zu Augustino.)

Auf alle Fälle, wackrer Fremdling, nehmt
Euch künftig mehr in Acht, und geht so spät
Nicht mehr allein. Wir sind in dieser Gegend
Sehr übel dran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgesind, das liederliche Volk
Von unsern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwei, drei Nachbarn überein, und halten
In ihren Gränzen Ordnung, ja so schützt
Gleich im Gebirg' ein andrer Herr die Schelmen;
Und diese schweifen, wenn sie auch des Tags

Nicht ſicher ſind, bei Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.

Rugantino.

Gewiß gehorch' ich eurem guten Rath.

Alonzo.

Ich hoff', es ſoll mit nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verdächtiges Geſindel ſich
In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.
Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl,
Des Königs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.

Rugantino.

Ich weiß er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.

(Für ſich.)

Das hatte Basco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt ihr keinen Streit und nichts vernommen?

Rugantino.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Rugantino.

Wer dichtet nicht,
Dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?

(Leiſe zu Lucinden.)

Dem es beſcheert war nur ein einzigmal
In dieſes Aug' zu ſehen? Draußen ſtand ich,
Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,

Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah mich Amor und erbarmte ſich.
Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieſer Nacht erbarmen willſt —

Lucinde.

Ihr ſeyd
Verwegen dringend. Ihr verkennt mich ſehr;
Nun ſchweigt!

Rugantino.

Ich ſoll verzweifeln. Mir iſt's Ein's
Zu leben oder gleich zu ſterben, wenn
Du mir ein Zeichen deiner Gunſt verſagſt.

Claudine

(die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen, und wieder herbeitritt)

So gebt uns doch ein Lied, ich bitte ſehr,
Ein ſtilles Lied zur guten Nacht.

Rugantino.

Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

(Bald gegen Claudinen, bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit der Cither begleitend.)

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da, wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo

(hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſtlich geſprochen. Man konnte aus ihren Gebärden ſehen, daß von Rugantino die Rede war, indem ſie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn etwas zu bedeuern ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor, und hört zu; da ſie geendigt iſt, ſpricht er:)

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und andres drauf erwiedern laſſen.

(Er geht wieder zu den Bedienten und ſpricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Rugantino und die beiden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.)

Alonzo (zu den Bedienten).

So ſeyd ihr ganz gewiß, daß er es ſey,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennſt ihn ganz genau? Geſtehſt mir nun
Selbſt unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir ſoll's nicht ſchaden daß du es geſtehſt.
Seht ihn noch einmal an, daß ihr mich nicht
Zu einem falſchen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder ſingen machen, daß
Wir ſchicklich noch zuſammen bleiben können.

(Er tritt zu den andern.)

Wie geht es? Habt ihr's ausgemacht? Ich dächte,
Ihr gäbt ihm das zurück als klug. Mädchen!

Die Bedienten beobachten den Rugantino heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß ſie der Sache gewiß ſind, indeß ſingen

Claudine und **Lucinde.**

Ein zärtlich Herz hat viel,
Nur allzuviel zu ſagen.
Allein auf deine Fragen
Läßt ſich ein Wörtchen ſagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.

Rugantino.

Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn
Zu prüfen wiſſen.

Lucinde.

Ein Verſuch geht eher
Für einen Mann, als für ein Mädchen an.

Alonzo (zu den Bedienten).

Ihr bleibt dabei? Nun gut, ich will es wagen:
Denn hab' ich ihn, ſo ſind die andern bald
Von ſelbſt zerſtreut. Du feiner Vogel, kommſt
Du mir zuletzt ins Haus? Ich halt' ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das ſchon ſo gut
Als ein Gefängniß iſt und doch nicht ſcheint.

(Laut.)

Mein Herr, ihr bleibt heut Nacht bei uns. Ich laſſe
Euch nicht hinweg, ihr ſollt mir ſicher ruhen,
Und morgen giebt der Tag euch das Geleite.

Rugantins.

Ich danke tauſendmal. Schlaft, werthe Freunde,
Aufs ruhigſte nach einem frohen Tag!

(Zu Lucinden.)

Entſchließe dich! Mir brennt das Herz im Buſen:
Und ſagſt du mir nicht eine Hoffnung zu,
So bin ich meiner ſelbſt nicht mächtig, bin
Im Falle, toll und wild das Aeußerſte zu wagen.

Lucinde (für ſich).

Er macht mir bang'! Ich fühle mich verlegen;
Ich will ihm leider nur ſchon allzuwohl.

Rugantins (Für ſich).

Ich muß noch ſuchen, alle ſie zuſammen
Im Saal zu halten; meine Schöne giebt
Zuletzt wohl nach. O Glück! O ſüße Freude!

(Laut.)

Ich denke nach, ihr Schönen, was ihr ſangt.
Ihr habt gewiß die Männer ſehr beleidigt;
Ihr glaubt, es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geſchichten könnt' ich euch
Von ewig unbegränzter Liebe ſagen!
Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel giebt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft
Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,

Wohl ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied! Es schwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich lösche diese Lichter aus; und Eines
Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Gesang den Abscheu meiner Seele
Zugleich mit jenen schwarzen Thaten melde.

(Das Theater ist verfinstert, bis auf Ein Licht im Hintergrunde. Die Damen setzen sich. Glaurine zunächst an die Scene. Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und steht meist an der andern Seite des Theaters. Augustino steht bald zwischen den Frauenzimmern, bald an Lucindens Seite. Er flüstert ihr zwischen den Strophen geschickt einige Worte zu, sie scheint verlegen. Glaurine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abwesend. Alonzo nachdenklich und aufmerksam. Kein Bedienter ist auf dem Theater.)

Augustino.

Es war ein Buhle frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Da's braune Mädel das erfuhr,
Verzingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't' und schwur,
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' da sie verschieden war,
Wird bang' dem Buben, grauf't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Hinüber, herüber, hin und her,
Kann keine Ruh' erreiten;

Reit't sieben Tag' und sieben Nacht,
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't im Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't's Pferd hauß' an und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,
Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläug'g grinsen allzumal,
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel untenan,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't sich —

(Der Gesang wird durch die Ankunft von Alonzo's Dienern unterbrochen.)

Zwei Diener Alonzo's.

Herr, o Herr, es sind zwei Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre sind sie hier,
Und verlangen sehr nach dir.

Alonzo.

Himmel, was ſoll das bedeuten!
Führet ſie geſchwind zu mir.

Zwei Bediente Pedro's.

Die Lichter werden wieder angezündet und der Saal erhellt

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angſt und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.

Redet, redet!

Rugantino und Lucinde.

Saget, ſaget!

(Zu vier.)

Saget an, was ſoll das hier?

Pedro's Bediente.

Von verwegnem Raubgeſindel
Dieſen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;
Doch vergebens widerſtanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermiſſen unſern Herren;
Er verlor ſich in die Nacht.

Claudine.

Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unſerm Freunde beizuſtehn.

Alonzo.

Wo ergriffen euch die Räuber?

Bediente.

Noch im Wald von Villa Bella.

Claudine.

Wo verlor't ihr euren Herren?

Bediente.

Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.

Habt ihr ihm denn nicht gerufen?

Bediente.

O gewiß, und laut und öfter.

Rugantino.

Habt ihr das Gepäck gerettet?

Bediente.

Alles wird verloren seyn.

Alonzo (für sich)

So sehr mich das bestürzt,
So sehr es mich verdrießt,
So' nutz' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit.
Es ist die schönste, höchste Zeit,
Daß ich erst diesen Vogel fange.

Claudine.

O bedenkt euch nicht so lange!

Alonzo.

Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.

Eilt! Er ist wohl in der Nähe.

Rugantino.

Laßt mich euren Zweiten seyn.

Alonzo (zu den Bedienten).

Alle zusammen! Sattelt die Pferde!
Holet Pistolen! Holet Gewehre!
Eilig versammelt euch hier in dem Saal!

(Die Bedienten gehen meistens ab.)

Rugantino.

Ich bin bewaffnet, hier ist mein Degen!
Hier sind Pistolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geschäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo

(indem er die Terzerolen dem Rugantino abnimmt).

Ach, wozu nützen diese Pistölchen!
Nur euch zu hindern schlaudert der Degen.

Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll ſüßer Labe!
O! dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trank euch danke.

Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da ſind wir allein,
Wir wollen die Pforte verſchließen.
Die Mutter ſie betet, der Vater im Hain
Iſt gangen die Wölfe zu ſchießen.

(Zu den Bedienten.)

Bringt ein Paar andre, bringet ein Schwert.

Rugantino.

Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet;
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreifach iſt ſie mir werth.

Alonzo

(Lucinden die Terzerolen gebend).

Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gehet, verwahrt ihn!

Rugantino

(indem er Lucinden den Degen giebt).

Liebliche Schönen, wenn ihr entwaffnet,
Laſſ' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Eures entwaffneten zärtlichen Knechts!

(Lucinde geht mit den Waffen ab; Alonzo und Rugantino treten zurück und ſprechen leiſe miteinander, wie auch mit den Bedienten, die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.)

Claudine (für ſich)

Beller Angſt und auf und nieder
Steigt der Buſen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach, ich ſinke!
Meine kranke Seele flieht.

Lucinde

(die wieder hereinkommt und zu Claudinen tritt).

Nein gewiß, du ſiehſt ihn wieder:
Ach, ich theile deine Schmerzen.

(Bei Seite, heimlich nach Rugantino ſich umſehend.)

Ach, daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geſchieht!

Rugantino (zwiſchen beide hineintretend).

Trauet nur! Er kommt euch wieder,
Ja, wir ſchaffen den Geliebten.

(Heimlich zu Lucinden.)

Ach, ich bin im Paradieſe,
Wenn dein Auge freundlich ſieht.

(Zu drei, jedes für ſich.)

Claudine.

Ach, ſchon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft — wer tröſtet mich?

Rugantino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, ſie liebt — ſie lebt für mich.

Lucinde.

Ach, wie bin ich ihm gewogen!
Ach, wie ſchön! — Wie liebt er mich!

(Indeſſen haben ſich alle Bediente bewaffnet im Hintergrunde verſammelt.)

Alonzo (zu den Bedienten).

Seyd ihr zuſammen? Seyd ihr bereit?

Bediente.

Alle zuſammen, alle bereit.

Alonzo.

Horcht den Befehlen, folget ſogleich! —
(Auf Rugantino deutend.)
Dieſen, hier dieſen nehmet gefangen!

Claudine und **Lucinde.**

Himmel, was hör' ich?

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen!

Rugantino.

Ha, welche Schändlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo (zum Ohr).

Gehorchet mir!

Rugantino.

Haltet!

Bediente (zu Alonzo).

Gehorchen dir.
(Zu Rugantino.)
Gib dich!

Rugantino (zu Alonzo).

Verräther, nahmſt mir die Waffen!

Sage, was hab' ich mit dir zu ſchaffen?
Sage, was ſoll das?

Alonzo (zu den Dienern).

Greifet ihn an!

Rugantino.

Haltet!

(Nach einer Pauſe.)

Ich gebe mich! Es iſt gethan.

(Für ſich, indeß die andern fuchtelnd ſtehen.)

Noch ein Mittel, ich will es faſſen!
Sie ſollen beben und mich entlaſſen.
Gefangen? Nimmer! Ich duld' es nie!

(Pauſe. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudinen bei der Hand, und ſetzt ihr den Dolch auf die Bruſt.)

Entlaß mich! oder ich tödte ſie!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Rugantino (zu Alonzo).

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.

(Zu drei.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Alonzo. Claudine. Lucinde.

Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Rugantino.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!

(Zu drei.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Rugantino).

Götter!
Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Claudine.

Laſſ' ihn, Vater, laſſ' ihn fliehen,
Wär' er auch ſchuldig, und mache mich frei!

Rugantino.

Sprich ein Wort! Mir iſt's gelungen.
Laß mich los, und ſie iſt frei.

Lucinde.

Du ſo grauſam? Du nicht edel!
Sey ein Menſch und gieb ſie frei.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laſſ' ihn frei.

Alle (außer Rugantino)

Ach, wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Rugantino (zu Alonzo).

Ja, du rettеſt, du erbarmeſt
Dich dein ſelbſt, und machſt ſie frei.

Alonzo.

Verwegner!
Ja, gehe!
Entferne dich eilend,
Ja, fliehe nur fort!

Du haſt mich gebunden,
Du haſt überwunden,
Da haſt du mein Wort!

Rugantino (noch Claudine haltend)

Ja, ich traute deinem Worte,
Das du mir gewiß erfüllſt;
Und verſprich, daß zu der Pforte
Du mich ſelbſt begleiten willſt.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du auch dein Wort erfüllſt;
Und ich führe dich zur Pforte,
Wenn du ſie mir laſſen willſt.

Rugantino.

Dieß Verſprechen, dieſe Worte
Sind ihr Leben, ſind dein Glück.

(Zu Lucinden.)

Bring' ſogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, ſie zurück.

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine (zu Alonzo)

Ach, ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Iſt dein Vortheil, iſt dein Glück.

Alle.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt ſein Vortheil, iſt ſein Glück.

Rugantino.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt mein Vortheil, iſt mein Glück.

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat all' uns umzogen,
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;
Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

(Anteſſen hat Lucinde die Waffen dem Augustino zurückgegeben. Alonzo begleitet ihn hinaus.)

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro allein.

Langſam weichen mir die Sterne,
Langſam naht die Morgenſtunde:
Blicke mit dem Roſenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.

Wie ſehnlich harr' ich auf das Licht des Tages!
Wie ſehnlich auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella ſchleunig bringen ſoll.
Ich bin bewacht von ſonderbaren Leuten;
Sie ſcheinen wild und roh und gutes Muth's.
Den einen hab' ich leicht beſtechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.

Nach ſeiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelſtunde ſeyn. Er kommt.

(Vagabund tritt herein und giebt Pedro ein Billet.)

Pedro.

Du haſt den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich ſeh's an dieſem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd dieſen Namen ſchrieb! ich küſſe
Dich tauſendmal. Was wird ſie ſagen? Was?

(Er lieſt.)

„Mit Angſt und Zittern ſchreib' ich dir, Geliebter!
„Wie ſehr erſchreckt mich deine Wunde! Niemand
„Iſt in dem Hauſe: denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen ſind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befrein, Geliebter.
„Zerriſſen iſt mein Herz; es heilet nur
„In deiner Gegenwart. Was ſoll ich thun?
„Es eilt der Bote; keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von dieſem Blatt, ich kann von dir nicht ſcheiden."
O ſüßes Herz! Wie dringt ein Morgenſtrahl
In dieſen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun, wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man ſendet Leute her;
Ich bleibe ruhig hier und warr' es ab.

(Zum Vagabunden.)

Du ſtehſt, mein Freund, du warteſt, ach verzeih!
Nimm deinen Lohn! Vor Freude hab' ich dich
Und deinen Dienſt vergeſſen. Hier! Entdecke
Mir, wer ihr ſeyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut und kann noch beſſer lohnen!
Ich höre Leute kommen. Laſſ' uns gehen
Und insgeheim ein Wort zuſammen ſprechen.

(Beide ab.)

Basco mit seinen Vagabunden, welche Mantelsäcke und allerlei Gepäcke tragen.

Basco.

Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das alles ist euer,
Das alles ist mein.
So haben die andern
Gar treulich gesorgt;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie sorglich gefaltet!
Wie zierlich gesackt!
Auf unsere Reise
Zusammengepackt.

(Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen. Basco hält sie ab.)

Nein, Freunde, lassen wir es noch zusammen,
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen sichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwei, drei Orte, wo wir gut
Und sicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück bestimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Rugantino sich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, so könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müssen ihn nicht lassen; sind wir schon
Nicht immer gleicher Meinung, ist er doch
Ein braver Mann, den wir nicht missen können.

Pedro tritt herein.

Was seh' ich! Meine Sachen! Welch Geschick!

Basco (für sich).

Was will uns Der! Beim Himmel! Don Rovero.

Wie kommt er hier herauf? Das giebt 'nen Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hause ſind.

Pedro.

Wer ihr auch ſeyd, ſo muß ich leider ſchließen,
Daß ihr die Männer ſeyt, die mich beraubt.
Ich ſehe dieß Gepäck; es iſt das meine,
Hier dieſe Bündel, dieſe Decken hier.

Basco.

Es kann wohl ſeyn, daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten, kann mit euch
Verwundet und allein nicht ſtreiten. Beſſer
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meinung an, ob ſie gefällt.

Pedro.

Hier ſind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reiſe nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze ſchätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo ihr wollt, die Summe. — Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort,
Daß ich, was ich verſpreche, pünktlich halte.

Basco.

Das läßt ſich hören; nur iſt hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro.

Warum denn das?

Basco.

Es iſt nicht anders, und bequemt euch nur.

Pedro.

Zuvörderſt ſagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Taſche, die allein
Mir etwas werth iſt. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur geradezu

Ins Feuer werfen müßtet. Schafft mir ſie;
Ich gebe dreißig Unzen, ſie zu haben.

Basco (zu den Seinen).

Wo iſt die Taſche? Gab ich ſie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo iſt ſie?

Pedro.

Daß ſie nicht verloren wäre!

Basco.

Geht, eilt und ſucht, ſie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreißig Unzen in den Beutel.

Augustino

(tritt auf mit der Brieftaſche, welche er eröffnet hat, und die Papiere anſieht)

Kaum trau' ich meinen Augen. Dieſe Briefe,
An meinen Bruder leſ' ich ſie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt ſich Pedro
Von Caſtellvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe ſeyn? Ich bin beſtürzt.

Pedro (zu Basco.)

Da kommt er eben recht mit meiner Taſche.
Iſt dieſer von den Euren?

Basco (für ſich).

Ja, der Beſte,
Möcht' ich wohl ſagen, wenn ich ſelbſt nicht wäre.
(laut.)
Du fandeſt glücklich dieſe Taſche wieder;
Hier dieſem jungen Mann gehört ſie zu.

Augustino (zu Pedro)

Gehört ſie dir?

Pedro.

Du haſt in deinem Blick,
In deinem Weſen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß; ja ich geſteh' es dir:
Ich bin vom Hauſe Caſtellvecchio.

O ſing uns ein Mährchen, o ſing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben ſchon längſt einen Sänger gehofft,
Die Kinder ſie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus,
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geſchwind?
Was trägt er ſo raſch in die Ferne?
Ein Töchterlein iſt es, da ſchläft nun das Kind.
Die Kinder ſie hören es gerne.

Nun hellt ſich der Morgen, die Welt iſt ſo weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger;
So ſchreitet und heiſcht er undenkliche Zeit,
Der Bart wächſ't ihm länger und länger;
Doch wächſ't in dem Arme das liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichſten Sterne,
Geſchützt in dem Mantel vor Regen und Wind
Die Kinder ſie hören es gerne.

Und immer ſind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt ſich, der Mantel zerſtückt,
Er könnte ſie länger nicht faſſen.
Der Vater er ſchaut ſie, wie iſt er beglückt!
Er kann ſich für Freude nicht laſſen;

Rugantino.

Du?

Pedro.

Der zweite Sohn. Doch ſtill, ich ſage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Namen
Auf dieſer Reiſe nennen laſſe, gern.

Rugantino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Taſche,
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O ſage mir,
Wie komm' ich aus den Händen dieſer Männer?

Rugantino.

Du ſollſt es bald erfahren. Laß mich nur.

(Pedro ab.)

Rugantino (zu Basco).

Das ſind die Sachen dieſes Fremden?

Basco.

Ja.
Sie waren unſer, und ſie ſind nun wieder
Auf leidliche Bedingung ſein geworden.

Rugantino.

Schon gut, laſſ' mich allein; ich rufe dir.

Basco.

Hier iſt nicht lang' zu zaudern; fort! nur fort!
Ich fürchte ſehr, der Fürſt von Rocca Bruna
Schickt ſeine Garden aus, noch eh' es tagt.

Rugantino.

Noch eh' es tagt, ſind wir gewiß davon.

(Allein.)

Mein Bruder! Welch Geſchick führt ihn hierher?
In dieſen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt. Er ſcheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.

(Nach einigem Schweigen.)

Ihr Zweifel! Weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße!

(Gegen die Scene gekehrt.)

Ich rufe dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro tritt auf.

Sag' an, was du verlangſt; ich höre gern.

Rugantino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt; er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Rugantino,
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Menſch;
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten ſehr
In Einigkeit, er ſey von Caſtellvecchio,
Er ſey der Aelteſte des Hauſes, Carlos
Mit Namen. Sollteſt du ſein Bruder ſeyn?

Pedro.

O Himmel! welche Nachricht giebſt du mir!
O ſchaff' ihn her, und ſchaffe die Verſichrung,
Daß er es ſey; du ſollſt den ſchönſten Lohn
Von ſeinem Bruder haben: denn ich bin's.
Wie lange ſuch' ich ihn! Der Vater ſtarb,
Und ich beſitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an dieſen Buſen drücken, dann
Zurück zu unſern Freunden bringen mag.
Du ſtehſt in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch dieſe Nacht! O ſieh' mich an!
Wo iſt er? Sage mir, wo iſt er?

Carlos.

Hier!

Ich bin's!

Pedro.

Iſt's möglich!

Carlos.

Die Beweiſe geb'
Ich dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier iſt der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos ſtarb;
Hier iſt ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter, iſt's gewiß?

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geſchichten zu erzählen,
Die niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm!

(Sie gehen nach dem Grunde, und ſprechen leiſe unter lebhaften Gebärden.)

Basco.

Was haben die zuſammen? Wie vertraut!
Ich fürchte faſt das nimmt ein böſes Ende.
Die Leidenſchaft des Thoren zu Lucinden
War ſchon der lieben Freiheit ſehr gefährlich.
Und wie man ſonſt ein theatraliſch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt;
So fürcht' ich, unſer ſchwärmend luſtig Leben
Wird ſich mit einer ſchalen Ordnung ſchließen.
Ihr Herrn, was giebt's? Vergeßt ihr, daß der Tag
Zu grauen ſchon beginnt, und daß der Fürſt
Die Räuber, den Beraubten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten holen wird?

Carlos.

O theile meine Freude, fürchte nichts!
Dieß iſt mein Bruder.

Basco.

Hätteſt ihn ſchon lang',
Wenn du ihn ſuchen wollen, finden können.
Das iſt ein rechtes Glück!

Carlos.

Du ſollſt es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Vergebung
Verſagt er nicht, wenn ſie mein Bruder bittet.
Lucinde wird die Meine. Du, mein Freund,
Sollſt dann mit mir, wenn es der König fordert,
In ſeinem Dienſte zeigen, was wir ſind.

Basco.

Das Zeigen kenn' ich ſchon und auch den Dienſt.
Nein, nein, lebt wohl! Ich ſcheide nun von euch.
Sagt an, wie ihr die Sachen löſen wollt.
Nur kurz; denn hier iſt jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne dieſen Mantelſack; du wirſt
Hier an der Seite funfzig Unzen finden.
Scheint dieſes dir genug, daß du den Reſt
Uns frei und ungepfändet laſſen magſt?

Basco

(der indeß den Mantelſack eröffnet und das Geld herausgenommen hat)

Ich dächte, Herr, ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

Basco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieſer Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

(einen Beutel aus der Taſche ziehend).

In dieſem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Iſt's genug?

Carlos.

Es muß und ſoll! Es iſt, bei Gott, zu viel.

Basco.

Nun, nun, es ſey! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb' wohl, Freund Rugantino! Dich zu laſſen,
Verdröſſ' mich ſehr; du biſt ein wackrer Mann,
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sklaven
Schnell umgemeiſtert hätte. Fahre wohl!
Ich geh' mit freien Leuten Freiheit finden.

Carlos.

Leb' wohl, du alter Trotzkopf! Denke mein!

Basco geht mit ſeinen Vagabunden ab, zu den übrigen, die bleiben, ſpricht

Carlos.

Ihr folgt uns beiden; wir verſprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget dieſe Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr Freunde, laßt uns eilen: denn mir ſelbſt
Iſt viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürſt von Rocca Bruna fangen laſſe.
Geſchwind' nach Villa Bella! Kommt nur, kommt!

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden,
Die Freundin, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?

Lucinde, wo biſt du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang'!

Ach hat es mir Armen,
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf' um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

(Sie geht nach dem Grunde.)

Basco mit den Seinigen.

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; ſo
Verſprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundin, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu ſehn. Am friſchen Morgen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

(Die Vagabunden gehen; er erblickt Claudinen.)

Was ſeh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vors Aug' geführt? Ein Mädchen iſt's gewiß:
Ein ſchönes zartes Bildchen. Laßt uns ſehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar iſt?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann,
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eignen Sachen g'nug zu thun,
Und kümmre mich um nichts, was andre treiben.

Claudine.

Dort ſeh' ich eine Wohnung; iſt's die eure?

Basco.

Die meine nicht; ſie ſteht nicht weit von hier
Um dieſe Felſen. Kommt! Noch ſchläft mein Weib:
Sie wird euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwund'ten aus, nach dem ihr bangt.

Da er im Begriff iſt ſie wegzuführen, kommen

Carlos und Pedro.

Carlos.

Nur dieſen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.

Was ſieht mein Auge! Götter, iſt's Claudine!

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund.

Pedro.

Wie kommſt du her?
O Himmel! Du, hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb
Mich aus dem Schloſſe, dich zu ſuchen. Niemand
War in dem Hauſe mehr! Der alte Pförtner
Allein verwahrt' es; alle folgten ſchnell
Dem Vater, der nach deinen Räubern jagt.

Pedro.

Ich faſſe mich und meine Freude nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Muß ich euch erblicken!

Pedro.

Daß ich dich habe!

Claudine.

Daß ich zeigen kann,
Wie ich dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch ein Glück!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03802/166

Claudine.

O geht und sucht! Lucinde kam mit mir;
Ich habe sie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier,
Auf diesen Pfaden. Muthig legte sie
Ein Wämmschen an; es ziert ein Federhut,
Es schützt ein Degen sie. O geht und sucht!

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.

(Carlos ab.)

Basco (für sich)

Ich gehe nach, und fällt sie mir zuerst
In meine starken Hände, soll sie nicht
So leicht entschlüpfen. Eine muß ich haben,
Es gehe wie es wolle. Nur geschwind! (Ab.)

Claudine.

Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unser Haus mit Schrecken
Und Sorgen diese Nacht gefüllt. Wer ist's?

Pedro.

Was dir unglaublich scheinen wird, mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer sich aufs andre.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünschter Tag.

Claudine.

Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Ist nicht gefährlich?

Pedro.

Nein, Geliebte! Nein!

Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.

Claudine.

Es kommt der Tag!

Pedro.

An diesem Baum erkenn' ich's; ja wir sind
Auf deines Vaters Grund und Boden; hier
Ist von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürst von Rocca Bruna streifen läßt.

Claudine.

O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da sich die Nacht von Berg und Thälern hebt!
Bin ich es selbst? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finsterniß; die Binde fällt,
Die mir ums Haupt der kleine Gott geschlungen;
Ich sehe mich, und ich erschrecke nun
Mich hier zu sehn. Was hab' ich unternommen?

Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieses Bangen, diese Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.

Claudine.

Kann ich vor dem Vater stehen?

Pedro.

Laß uns nur zusammen gehen.

Beide.

Ja, es bricht der Tag heran.

Claudine.

Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?

So ſchön und ſo edel erſcheint ſie zugleich,
Entſproſſen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht ſie den Vater, den theuern, ſo reich! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Da reitet ein fürſtlicher Ritter heran,
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almoſen will er nicht geben.
Er faſſet das Händchen ſo kräftiglich an:
Die will ich, ſo ruft er, aufs Leben!
Erkennſt du, erwiedert der Alte, den Schatz,
Erhebſt du zur Fürſtin ſie gerne;
Sie ſey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Sie ſegnet der Prieſter am heiligen Ort,
Mit Luſt und mit Unluſt nun ziehet ſie fort,
Sie möchte vom Vater nicht ſcheiden.
Der Alte wandelt nun hier und bald dort,
Er träget in Freuden ſein Leiden.
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelin wohl in der Ferne;
Sie ſegn' ich bei Tage, ſie ſegn' ich bei Nacht —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Er ſegnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da iſt er! Sie ſpringen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was lockſt du die Kinder! du Bettler, du Thor!
Ergreift ihn, ihr eiſernen Schergen!

Pedro.

Hier in dem Busen dich
Magst du verbergen.

Claudine.

Ja dir, o Grausamer,
Dank' ich die Qual.

Pedro.

Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.
Fasse, fasse dich, Geliebte,
Ja, bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.

Claudine.

Es ermannt sich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja, schon fühl' ich mich geheilt.

Beide.

Nun geschwind', in diesen Gründen
Unsre Freundin aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.
Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieser Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bangen Qualen heilt. (Ab.)

Felsen und Gebüsch.

Lucinde in Mannskleidern. Voraus **Badco.**

(Beide mit bloßen Degen.)

Lucinde.

Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege sie mir.

Basco (weichend).

Junker, wo anders mach' dir zu schaffen.

(Für sich.)

Liebliches Vögelchen, hab' ich dich hier?

Lucinde.

Wandrern zu drohen wagst du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehst du den Streit.

Basco (der sich stellt).

Zwischen den Fingern brennt mich der Degen:
Wir sind, o Liebchen,
Noch nicht so weit.

(Sie fechten. Lucinde wird entwaffnet und steht in sich gekehrt und bestürzt da.)

Basco.

Sieh, wir wissen Rath zu schaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.

Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geschick!

Basco.

Sieh, wir wissen
Rath zu schaffen.
Laß dich küssen.
Seht den Affen! —
Welch Entsetzen,
Welch ein Blick!

Lucinde.

Möcht' ich wissen
Rath zu schaffen.
Ach, zu missen
Meine Waffen,
Welch Entsetzen,
Welch Geschick!

Carlos (tritt eilig auf).

Hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Lucinde.

Seltenes Schickſal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreit?

Pedro und Claudine treten auf.

Claudine.

Haſt du ſie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Pedro.

Kaum iſt der Bruder mir wieder gefunden,
Iſt ihm auch eine Geliebte nicht weit.

Pantomime, wodurch ſie ſich untereinander erklären; indeſſen ſingt

Basco.

Hat ſich das Völkchen zuſammen gefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, ihr ſeligen Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut!

Basco (mit ihnen bei Seite).

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit!

Die Garden des Fürſten von Rocca Bruno.

Der Anführer.

Eilet, euch umher zu ſtellen!
Hier, hier ſind' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden (indem ſie anſchlagen).

Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſeyd ihr nun.

Die übrigen Perſonen.

Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.

Denkt ihr wieder nur zu flüchten?

Nein, ihr Frevler, nein, mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,
Und der Herr von Villa Bella,
Beide ſind nun einig worden,
Beide Herren wollen ſo.

Die übrigen Perſonen.

Weh, o Weh! Was iſt geworden!
Weh, o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

(Da ſie den Alonzo kommen ſehen, treten ſie mit beſtürzter Gebärde nach dem Grunde des Theaters. Die Garten ſtellen ſich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.)

Alonzo (mit Gefolge, alle bewaffnet).

Habt ihr, Freunde, ſie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.

Sie zuſammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!

Carlos und **Lucinde**, die den Hut in die Augen drückt, und **Basco** treten vor Alonzo.)

Werther Herr, laßt euch erweichen!
Laſſet, laſſet uns davon.

Alonzo.

O von allen euren Streichen
Kennen wir die Pröbchen ſchon.

(Jene drei Perſonen treten zurück. Pedro kommt hervor.)

Pedro.

Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?

Alonzo (nach einer Pauſe).

Ach, die Freude macht mich ſchweigen.
(Ihn umarmend.)
Lieber Freund und lieber Sohn!

Carlos, Lucinde, Basco

(die eilig nacheinander hervorkommen, indeß Claudine auf einem Felſen im Grunde in Ohnmacht liegt).

Ach Hülf' und Hülfe!

Sie liegt in Ohnmacht:
Was ist geschehn!
(Sie kehren eilig wieder um.)

Pedro.

Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was ist geschehn!
(Er eilt nach dem Grunde.)

Alonzo.

Wem ist zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich sehn?
(Indessen hat sich Claudine erholt, sie wird langsam hervorgeführt.)

Claudine.

Ja du siehst, du siehst Claudinen:
Willst du noch dein Kind erkennen,
Das sich hier verloren giebt?

Alonzo.

Kind, erheitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, saget, was es giebt.

Lucinde (die sich entreckt)

Ja, ich muß mich schuldig nennen;
Ich bestärkte selbst Claudinen,
Den zu suchen, den sie liebt.

Pedro.

Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihst uns, wie sie liebt.

Carlos.

Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.

Basco (für sich)

Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile giebt.

(Die ganze Entwicklung, welche die Poesie nur kurz andeuten darf und die Musik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Acteurs erst lebendig. Alonzo's Erstaunen, und wie er nach und nach, von den Umständen unterrichtet, sich fast, erst von Verwunderung zu Verwunderung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die lebhaftere Leidenschaft Carlos' und Lucindens, welche sich nicht mehr zurückhält, die Gebärden Pedro's, der seinen Bruder dem Alonzo vorstellt, der Verdruß Basco's, nicht von der Stelle zu dürfen: alles werden die Schauspieler lebhaft, angemessen und übereinstimmend ausdrücken und durch eine studirte Pantomime den musikalischen Vortrag beleben.)

Alonzo (zu den Garden).

Diese Gefangenen
Geben sich willig.
Es ist ein Irrthum
Heute geschehn.
Dieß ist mein Boden:
Alle sie führ' ich
Eilig nach Hause.
Grüßet den Fürsten,
Ich wart' ihm auf.

(Die Garden entfernen sich.)

Alle.

Welch' ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den schönsten Tag heran,
Und es tragen Freud' und Wonne
Unsre Seelen himmelan.

Erwin und Elmire.

Ein Singſpiel.

Personen.

Erwin.
Elmire.
Rosa.
Valerio.

Erſter Aufzug.

Ein Garten mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und **Valerio**
(kommen miteinander ſingend aus der Ferne).

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

Valerio.

Wie ſchön und wie fröhlich durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beide.

Die Tage der Jugend, ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Roſa.

Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit keinen holden, ſüßen Worten aus.
Ja, du biſt mein! Ja, ich erkenne nun

Dein treues, einzig treues Herz! Verzeih',
Wenn ich mit Eiferſucht dich jemals quälte.
Daß du mir werth biſt, zeigt dir meine Sorge.

Valerio.

Ja, ich bin dein, und nichts ſoll mich von dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergieb, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem jeden gut und froh zu ſeyn,
Mich dir verdächtig machte. Sieh mir nach!
Denn du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.

So ſey es! deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.

Valerio.

O bekämpfe ja
Das Uebel, das in deinen Buſen ſich
Auch wider deinen eignen Willen ſchleicht.
Jung ſind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht dieſe Gegend einem Paradieſe
Mit allen ſeinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und ſchweben
Wohlthät'ge Geiſter um uns her, die uns
Dieß Glück bereitet, ſo erfreuen ſie
Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Luſt
Mit ſtets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!

Zum tiefſten Verließ den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, ſie bittet mit ſchmeichelndem Wort —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Die Schergen ſie laſſen den Würdigen ſtehn,
Und Mutter und Kinder ſie bitten ſo ſchön;
Der fürſtliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüſtet das Flehn,
Bis endlich ſein Schweigen zerreißet.
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeſchlecht!
Verfinſterung fürſtlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geſchieht mir doch Recht! —
Die Kinder ſie hören's nicht gerne.

Noch ſtehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eiſernen Schergen ſie treten zurück,
Es wächſ't nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das ſind nun die Früchte der Blüthen!
Man läugnete ſtets, und man läugnet mit Recht,
Daß je ſich der Adel erlerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeſchlecht —
Die Kinder ſie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verſtößt,
Die heiligſten Bande verwegentlich löſ't,
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, ſo ergraut und entblößt
Euch herrliche Wege zu bahnen.

In schwebendem Entzücken
Zieht sich Hand und Hand,
Und ein schauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

(Valerio, der die Pantomime zu dieser Arie gegen seine Geliebte ausgedrückt hat, faßt sie zuletzt in den Arm, und sie umschließt ihn mit dem übrigen.)

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das ist euer Bild, ihr Götter!
Götter, das ist euer Bild.

(Zu zwei.)

Das ist euer Bild, ihr Götter!
Sehet, Götter, euer Bild!

(Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn sie abtreten wollten, und machen eine Pause. Dann scheinen sie sich zu besinnen, und kommen gleichsam spazieren gehend wieder hervor.)

Rosa.

Doch laß uns auch an unsre Freundin denken.
Ich sehe sie am Fenster nicht, auch nicht
Auf der Terrasse. Bleibt die Arme wohl
An diesem schönen Tage still bei sich
Verschlossen? oder wandelt sie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie ist
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der sie so sehr geliebt, und dem sie selbst
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, scheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;
Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerstes, welch eine Seele sie
Gequält, und welche Liebe sie verscherzt.

Rosa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen, sie

Mit fröhlichen Gesprächen unterhalten.
Es ziemt uns wohl, da wir so glücklich sind,
Den Schmerzen andrer lindernd beizustehn.

Zweiter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Rosa und Valerio
(ihr entgegengehend zu zweit)

Liebes Kind, du siehst uns wieder!
Komm, begleite diese Lieder!
Diesen Tag, so schön, so schön,
Laß im Garten uns begehn.

Elmire.

Lieben Freunde, kommt ihr wieder?
Ach, mich hält der Kummer nieder.
Sey der Tag auch noch so schön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

Rosa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen!
Grünte mein Garten!"
Kaum erst erfüllt,
Ist schon gestillt?

Elmire.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Säh' ich den Liebsten
Wieder im Garten!"
Ist nicht erfüllt,
Wird nicht gestillt.

Rosa und Valerio.

Soll umsonst die Sonne scheinen?

Elmire.

Laßt, o Lieben, laßt mich weinen!

Rosa und Valerio.

Sieh, die Blumen blühen all!
Hör', es schlägt die Nachtigall!

Elmire.

Leider, sie verblühen all!
Traurig schlägt die Nachtigall!

(Zu drei.)

Elmire.

Töne, töne, Nachtigall!
Meiner Klagen Wiederhall.

Rosa und Valerio.

Töne, töne, Nachtigall!
Neuer Freuden Wiederhall.

Rosa.

O süße Freundin! Will denn keine Lust
Mit diesem Frühlingstage dich besuchen?

Valerio.

Ist dieser Schmerz so eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde sich entfernet?

Elmire.

Ach leider, ach! bestürmen dieses Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröstliche,
Bringt keine Freude, keinen Trost zu mir.
Bin ich allein, so darf ich wiederholen,
Ins Tausendfache wiederholen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.

Valerio.

Im Busen eines Freundes wiederhallend
Verliert sich nach und nach des Schmerzens Ton.

Elmire.

Ich lausche gern dem schmerzlichen Gesang,
Der wie ein Geisterlied das Ohr umschwebt.

Rosa.

Die Freuden andrer locken nach und nach
Uns aus uns selbst zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn andre sich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im stillen Hain
Mir die Gestalt begegne, die Gestalt
Des Jünglings, den ich mir so gern entgegen
Mit seiner stillen Miene kommen sah.
Er blickt mich traurig an, er naht sich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentschlossen stehn. So kam er sonst,
Und drang sich nicht wie jeder andre mir
Mit ungestümem Wesen auf. Ich sah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu sehen schien; er merkt' es nicht, er sollt'
Es auch nicht merken. Scheltet mich, und scheltet
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreiheit, die wir nur zu bald
Verscherzen, um die lange, lange Wandrung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück zu sagen, wie ich liebte.
Und doch auch so! Ich hätte können zärter
Mit dieser guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißesten Empfindung unsrer Brust.

Rosa.

Wenn du es willst, so gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Gesellschaft sich versammelt.

Elmire.

Ich halt' euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr geht,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerstreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Gespräche lassen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt;
So schmeichelt meiner Trauer, stört sie nicht.

Rosa.

Beliebt es dir zu singen?

Valerio.

Wenn du magst —?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laßt uns jenes Lied
Zusammen singen, das Erwin so oft
Des Abends sang, wenn unter meinem Fenster
Er seine Cither rührte, hoch und höher
Die Nacht sich über seinen Klagen wölbte.

Rosa.

Verzeih!

Valerio.

Es giebt so viele, viele Lieder!

Elmire.

Das Eine wünsch' ich, ihr versagt mir's nicht.

Rosa.

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.

Valerio.

Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt

Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Rosa.

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio.

Und sank und starb und freut' sich noch:
„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!"

(Zu drei.)

„Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch!"

Elmire.

Und dieses Mädchen, das auf seinem Wege
Unwissend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin schuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch gestehn,
Oft hab' ich ihn gereizt, sein Lied gelobt,
Ihn wiederholen lassen, was er mir
Ins Herz zu singen wünschte; dann auch wohl
Ein andermal gethan, als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich verbrochen.

Valerio.

Du klagst dich streng', geliebte Freundin, an.

Elmire.

Weit strenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Rosa.

Die Liebe bringt ihn dir vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entschädigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erst jetzt
Erstaun' ich, wie ich lieblos ihn gemartert.

Man ſchonet einen Freund, ja man iſt höflich
Und ſorgſam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der ſich einzig mir
Auf ewig gab, den ſchont' ich nicht, und konnte
Mit ſchadenfroher Kälte den betrüben.

Valerio.

Ich kenne dich in deiner Schildrung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwei Pfirſchen
Von einem ſelbſtgepfropften Bäumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten!
Die ſtille Freude ſeiner Augen, um
Dieß erſte Paar der lang' erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, ſah ich nicht; ich ſah
Sie damals nicht, — doch hab' ich ſie geſehn;
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Bot ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin;
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
War es ein Todesſtoß. Nicht ſind's die Pfirſchen,
Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!

Valerio.

Wenn es auch edel iſt, ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen, und ſich ſelbſt
Verbeſſern, o ſo kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig ſeyn, mit der Erinnrung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Befreie mich von allen dieſen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus ſeinem Garten brachte, von dem Blick,
Mit dem er noch mich anſah, als er ſchon
Beſchloſſen hatte, ſich von mir zu reißen.

Erwin! o schau', du wirst gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

So jung, so sittsam zum Entzücken!
Die Wangen, welches frische Blut!
Und ach! in seinen nassen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesgluth!

Erwin! o schau', du wirst gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

(Rosa und Valerie bemühen sich während dieses Gesanges sie zu trösten, besonders Valerie. Gegen das Ende der Arie wird Rosa still, tritt an die Seite, sieht sich manchmal nach den beiden unruhig und verdrießlich um.)

Rosa (für sich).

Ich komme hier mir überflüssig vor;
Der Freund scheint auf die Freundin mehr zu wirken,
Als eine Freundin. Gut, ich kann ja wohl
Allein durch diese Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

(Sie geht ab, sich noch einigemal umsehend. Elmire und Valerie, welche miteinander fortsprechen, bemerken nicht, daß sie sich entfernt.)

Valerie.

Ich lasse dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß diese Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Mensch, und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weise Menschen sich
Dazu gebildet, daß sie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe selbst auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müssen; wer erlebt sie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Hast,

Die ich nun eher bändigend beherrsche,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edlen
Und klugen Manne mein Geschick; er hörte
Mich liebreich an, und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löst' er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch, denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr gesehn, so sollst du zu ihm hin;
Ich führe dich, und Rosa geht mit uns.

Elmire.

Wo ist sie hin?

Valerio.

Ich sehe sie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzu weit von hier in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felsenwand am Flusse still
Uns stehen hieß. Der kleine Steg, der sonst
Hinüberführt', war von dem Strom vor kurzem
Hinweg gerissen; doch wir finden ihn
Jetzt wieder hergestellt. Dieß ist der Weg;
Wir folgen einem Pfade durchs Gebüsch,
Und auf der Wiese kennen wir gar leicht
Den Fußsteig linker Hand, und dieser führt
Uns stets am Flusse hin, um Wald und Fels,
Durch Busch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirst du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felsen sehn; es wird dir wohl
Auf diesem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichst.

Elmire.

O bring' mich hin! Der Tag iſt lang; ich ſehne
Mich nach dem ſtillen Gange, nach den Worten
Des guten Greiſes, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht, was ich an ihm bemerkt,
So weiß er mehr, als andre Menſchen wiſſen.
Sein ungetrübtes, freies Auge ſchaut,
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schickſals, die um uns
In tauſend Kreiſen klingend ſich bewegt,
Vernimmt ſein Ohr, und wir erhaſchen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrüg' ich mich nicht ſehr, ſo wird der Mann
Dir mit dem Troſt zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft ſind wir um nichts
Bergauf, bergab geſtiegen, ſind gegangen
Nur um zu gehen! Laß uns dieſes Ziel,
So bald als möglich iſt, erreichen. Roſa! Wo
Iſt unſre Freundin?

Valerio.

Gleich! ich hole ſie.
Auch wünſch' ich ſehr, daß ſie ihn einmal ſehe,
Aus ſeinem Mund ein heilſam Wort vernehme.
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich ſtets,
Sie macht mich elend: denn die Eiferſucht
Nagt ihre Bruſt wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn ſie die Freuden,
Die reinſten, mir vergällt, verzweifl' ich faſt,
Und der Entſchluß, ſie zu verlaſſen, ſteigt,
Wie ein Geſpenſt, in meinem Buſen auf.

Elmire.

Geſchwind, geſchwind, daß uns der weiſe Mann

Die Burg die iſt meine! Du haſt ſie geraubt,
Mich trieb dein Geſchlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köſtlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löſe die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Geſetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt ſich gut,
Heut einen ſich ſelige Sterne,
Die Fürſtin ſie zeugte dir fürſtliches Blut —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen.

Zusammen rathe, Trost und Hülfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt ist.

(Indem sie dringend Valerio's Hände nimmt.)

Ich muß, ich muß ihn sehen,
Den göttergleichen Mann.

Valerio

(der ihre Hände festhält und ihre Freundlichkeit erwiedert)

Ich will mit Freude sehen,
Wie schön er trösten kann.

Rosa

(die ungesehen herbeikommt und sie beobachtet, für sich)

Was muß, was muß ich sehen!
Du böser falscher Mann!

Elmire (wie oben)

Der Trost aus seinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio (wie oben).

Er heilet deine Wunde,
Beseliget dein Herz.

Rosa (wie oben)

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire (wird sie gewahr)

Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unsre Sonnenhüte nehmen. Du
Bist doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Rosa.

Ich dächte fast, ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundin unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Rosa? Mich?

Valerio

Mein Kind, bedenke doch,
Mit wem du redest, was du mir so heilig
Vor wenig Augenblicken noch verspro[illegible]st.

Rosa.

Bedenk' es selbst, Verräther! Nein, ich habe
Mit diesen meinen Augen nichts gesehn.

Valerio.

Das ist zu viel, zu viel! Du siehst mich hier
Mit warmem Herzen einer edlen Freundin
In trüber Stunde beizustehn bemüht.
Ist dieß Verrath?

Rosa.

Und sie scheint sehr getröstet.

Elmire.

Kann deine Leidenschaft mich auch verkennen?

Valerio.

Beleid'ge, Rosa, nicht das schöne Herz!
Geh' in dich selbst, und höre, was dein Freund,
Was dein Geliebter sagt, und was dir schon
Dein eigen Herz statt meiner sagen sollte.

Rosa

(weinend und schluchzend, indem Valerio sich um sie bemüht)

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und liebe dorten nur, dorten!
Alles erlogen, alles ist Trug.

(Sie wendet sich von ihm ab; und da sie sich auf die andre Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, sie zu besänftigen.)

Freundin, du falsche!
Solltest dich schämen!
Laß mich! Ich will nicht,
Will nichts vernehmen.
Doppelte Falschheit,
Doppelter Trug!

Valerio.

So ist es denn nicht möglich, daß du dich
Bemeistern kannst? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieser falsche Ton in einem Herzen

Nun einmal klingt, und immer wieder klingt:
Wo ist der Künstler, der es stimmen könnte?
In diesem Augenblick verwundest du
Mich viel zu tief, als daß es heilen sollte.
Wie? Diese redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundin beizustehen, die Erfüllung
Der schönsten Pflicht, du wagst sie mißzudeuten?
Was ist mein Leben, wenn ich andern nicht
Mehr nutzen soll? Und welches Wirken ist
Wohl besser angewandt, als einen Geist,
Der leidenschaftlich sich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerstörte, zu besänft'gen?
Nein! Nein! ich folge jenem Trieb, der mir
Schon lang den Weg zur Flucht gezeigt, schon lange
Mich deiner Tyrannei auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb' wohl! Es ist geschehn!
Zerschlagen ist die Urne, die so lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Busen willig faßte; rasch
Entstürzet das Gefühl sich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieselnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun versiegend hin.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab' in deinen Armen,
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sey! Es ist beschlossen!
Ende Glück, und ende Pein!

(Ab.)

Elmire.

Hörst du, er hat geschworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Roſa.

Sie ſind nicht alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Elmire.

Gewiß, er muß dich haſſen;
Kannſt du ſo grauſam ſeyn?

Roſa.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemals mein.

(Es kommt ein Knabe, der ein verſiegeltes Blättchen an Roſa bringt.)

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, ſage mir, wer gab dir's?
Doch er ſchweigt und eilet fort.

Roſa (Elmiren das Blatt gebend).

Ach, an mich iſt's überſchrieben!
Liebe Freundin, lies, o lies es,
Und verſchweige mir kein Wort.

Elmire (lieſt).

„Ich flieh', ich fliehe,
„Dich zu vermeiden,
„Und mit den Schmerzen
„Und mit den Freuden
„Nicht mehr zu kämpfen.
„Siehſt du mich nicht wieder;
„Schon bin ich fort!"

Roſa (auf das Blatt ſehend).

O weh'! o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm, ermanne dich, Geliebte!

Noch iſt alles nicht verloren,
Nein, du wirſt ihn wiederſehn.

Roſa.

Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geſchworen,
Ach, es iſt um mich geſchehn.

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er fliehet,
An dieſen Ort.

Roſa.

O was verſprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil', o eile!
Er flieht, er fliehet
Wohl weiter fort.

Elmire.

Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort, den eignen Schmerz zu heilen
Find' ich einen heil'gen Mann.

Roſa.

O Geliebte, laß uns eilen,
Dieſe Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

Elmire.

Zwei Mädchen ſuchen
Mit Angſt und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede,
Was ſie verlor.

Roſa.

O laß die Buchen
Am ſtillen Morgen,
O laſſ die Eichen

Den Weg uns zeigen!
Es finde jede,
Den sie erkor.

Beide.

Und zwischen Felsen,
Und zwischen Sträuchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweiter Aufzug.

Waldig buschige Einöde, zwischen Felsen eine Hütte mit einem Garten dabei.

Erster Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing;
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So iſt es denn vergebens, jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Geſtalt und glänzend vor mir ſtehn.
Je tiefer ſich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber ſich
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und heller glänzt im Innerſten dieß Bild,
Dieß Angeſicht hervor, ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O welch ein Wuchs! o welch ein ſtiller Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf,
Als ſorgte ſie zu zeigen: „Seht, ich bin's.“
Und doch geht ſie ſo leis' und leicht dahin,
Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig als der Stern der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.

(Gegen Hütte und Garten gekehrt.)

O theurer Mann, den ich in dieſer Oede
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüber wandelte! Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach!

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

(Gegen die andere Seite gekehrt.)

Schweige, zarte, liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen
Lockſt du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergnügtem Schmerz.

(Wie oben.)

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Fluſſe her, und ſteigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich dieſen Mann,
So iſt's Valerio. Welch ein Geſchick
Führt ihn auf dieſe Spur? Ich eile ſchnell
Mich zu verbergen. — Was beſchließ' ich? Was
Iſt hier zu thun? — Geſchwind in deine Hütte!
Dort kannſt du horchen, überlegen dort.

Zweiter Auftritt.

Valerio (eine blonde Haarlocke in der Hand tragend).

Nein, es iſt nicht genug, die Welt zu fliehn!
Die ſchönen Locken hab' ich gleich entſchloſſen
Vom Haupte mir geſchnitten, und es iſt
An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einſamkeit den ganzen Reſt
Von meinem Leben. Felſen und Gebüſch,
Du hoher Wald, du Waſſerfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es ist mein fester Wille,
Euch, ihr Nymphen dieser Stille,
Weih' ich dieses schöne Haar!
Alle Locken, alle Haare!
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.

(Er legt die Locke auf den Felsen.)

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio (ohne Erwin zu sehen).
Mein Herz ist nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heil'gen Manne zeigen.

Erwin (in der Thür der Hütte).
Vergebens will ich fliehn; sie zieht mich an,
Die Stimme, die mich sonst so oft getröstet.

Valerio.
Er kommt! O Heiliger, vergieb, du siehst —

(Er erstaunt und tritt zurück.)

Erwin.
Vergieb, mein Freund, du siehst nur seinen Schüler.

Valerio.
Ist's möglich? welche Stimme! welches Bild!

Erwin.
Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entstellt?

Valerio.
Er ist's! er ist's! mein Freund! Erwin, mein Freund.

Erwin.
Der Schatten deines Freundes ruft dich an.

Valerio.
O komm' an meine Brust, und laß mich endlich
Des süßen Traumes noch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringst mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte, ja noch hoffen wollte.
Mein treuer, bester Freund, ich schließe dich
Mit Lust an meinen Busen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend schlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um diese Felsen:
Allein er lebt! er lebt! — o theurer Mann,
Ich lebe nur, um wieder neu zu bangen.

Valerio.

O sage mir! O sage viel, und sprich:
Wo ist der Mann, der Edle, der dieß Haus
So lang' bewohnte?

Erwin.

Diese kleine Hütte,
Sein Körper und sein Kleid sind hier geblieben;
Er ist gegangen! — Dorthin! wo ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehst du, hier,
Bedeckt mit Rosen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich wein' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Brust gehoben.

Erwin.

Ich selbst erkenne mich für schuldig; oft
Weint' ich an seinem Grabe Thränen, die,
Dem edlen Mann nicht galten. Freund, o Freund!

Valerio.

Was hab' ich dir zu sagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum bist du gekommen? sag' mir an!

Valerio.

Die Eifersucht der Liebsten trieb mich fort.
Es konnte diese Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Buhle frech genug,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't' und ſchwur,
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Erwin.

So verſchenkte dich
Ein allzu großes Glück von ihrer Seite.
Ach wehe! weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der tröſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte,
Wie bringſt du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüſte! —
Wo biſt du hin auf einmal, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnrung an,
Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück, als du dir hoffen darfſt.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang' genug getäuſcht;
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig', und laß mich los.

Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig', o ſchweig'! Ich will nichts wiſſen.
Ach, was wert' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch was haſt du mir zu ſagen?
Sprich! ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio

(der zuletzt anſtatt Erwinen zuzuhören und auf ſeine Leidenſchaft zu merken, mit Staunen nach der Seite hingeſehen, wo er hereingekommen).

Ich ſchweige, wenn du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt du hin? Was ſiehſt du in dem Thale?

Valerio.

Zwei Mädchen seh' ich, die den steilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte schon
Sie mit Erstaunen eine Weile. Sanft
Regt sich der Wunsch im Busen: „Möchte doch
Auf diesen Pfaden die Geliebte wandeln!“
Mein unbefestigt Herz wird mehr und mehr
Durch deine Gegenwart, o Freund, erschüttert.
Ich finde dich statt jenes edeln Weisen;
Ich weiß die Freude, die noch deiner wartet;
Ich fühle, daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen komm' ich, ihr mich nicht entreißen.

Erwin (nach der Seite sehend).

Sie kommen grad' herauf; sie sind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt; und wie verloren
Sie sich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; sie scheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund, ich lasse mich
Vor keinem Menschen sehn, der aus der Stadt
Zu kommen scheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart, sie nicht zurecht zu weisen. —
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter Amor!
Wie machst du es mit deinen Dienern gut!
Sie sind es!

Erwin.

Wer?

Valerio.

Sie sind es! Freue dich!
Das Ende deines Leidens ist gekommen.

Erwin.

Du täuschest mich.

Valerio.

Die allerliebsten Mädchen,
Rosette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerio.

Sieh hin! Erkennſt du ſie?

Erwin.

Ich ſeh' und ſehe
Mit offnen Augen nichts; ſo blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerio.

Elmire ſteht an einem Felſen ſtill.
Sie lehnt ſich an und ſieht hinab ins Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wieſ' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt ſie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin (aus tiefen Gedanken).

O wecke mich nicht auf!

Valerio.

Roſette ſchreitet heftiger voraus.
Geſchwind', Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erſchrecke ſie mit dieſem kurzen Haar,
Mit Ernſt und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns alle dann mit ſchöner Freude kränzen!

Vierter Auftritt.

Valerio (an der andern Seite auf einem Felſen ſitzend). **Roſa.**

Roſa.

Hier iſt der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er iſt's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machſt du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du höreſt meine Stimme, wendeſt nicht
Dein Angeſicht nach deiner Liebſten um?

Doch ja, du ſiehſt mich an, du blickſt nach mir,
O komm' herab, o komm' in meinen Arm!
Du ſchweigſt und bleibſt? O Himmel, ſeh' ich recht!
Dein ſchönes Haar haſt du vom Haupt geſchnitten;
O was vermuth' ich! was errath' ich nun!

Kannſt du nicht beſänftigt werden?
Bleibſt du ſtill und einſam hier?
Ach, was ſagen die Gebärden,
Ach, was ſagt dein Schweigen mir?
Haſt du dich mit ihm verbunden,
Iſt dir nicht ein Wort erlaubt,
Ach, ſo iſt mein Glück verſchwunden,
Iſt auf ewig mir geraubt.

Valerio.

Du jammerſt mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur
Zum Troſte ſag' ich dir: Noch iſt nicht alles,
Was du zu fürchten ſcheinſt, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In dieſem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß verſagen.
Entferne dich dorthin, und ſetze dich
Auf jenen Felſen; bleibe ſtill und nähre
Den feſten Vorſatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Roſa.

Ich folge deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben biſt. Dein freundlich ernſtes Wort,
Dein Blick gebietet mir, ich geh' und hoffe!

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was haſt du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht, und kommſt mit Liſt,
Mit glatten Worten, mit Verſtellung, mich
Erſt einzuwiegen, führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Aufs neue regt, das weder Troſt noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur ſtille, lieber Mann; ich ſage dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe ſie.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſprechen!

Erwin.

Ich verſtumme ſchon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir ſtehn.

Erwin.

Sie nähert sich. Ihr Götter, ich versinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie hofft, den weisen Alten
Hier oben zu besuchen. Hast du nicht
Ein Kleid von ihm?

Erwin.

Ein neues Kleid ist da;
Man schenkt' es ihm zuletzt, allein er wollte
In seinem alten Reck begraben seyn.

Valerio.

Verkleide dich!

Erwin.

Wozu die Mummerei?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es ist kein Scherz; du sollst nur Augenblicke
Verborgen vor ihr stehn, sie sehn, sie hören,
Ihr inres Herz erkennen, wie sie liebt,
Und wen?

Erwin.

Was soll ich thun?

Valerio.

Geschwind, geschwind!

Erwin.

Doch mein Gesicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; soll ich dann beschämt,
Verloren vor dir stehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenschaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar,

(Er nimmt das Haar vom Felsen.)

Ans Kinn gepaßt, macht dich zum weisen Mann.

Erwin.

Noch immer wechselst du mit Ernst und Scherz.

Valerio.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſey es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.

(Sie gehen in die Hütte.)

Sechster Auftritt.

Clärchen allein.

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flehende Freuden
Ach, ſäuſeln im Winde,
Faſſen die bebende,
Die ſtrebende Bruſt.
Himmliſche Zeiten!
Ach, wie ſo geſchwinde
Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luft!

Du lachſt mir, angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt ſeit langer Zeit zum erſtenmal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.

Weh mir! Ach, ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen;
Verbirg' dich, Sonne, meiner Pein!
Verwiltre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen!

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab ins Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen,
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und flieh' ich
Und ſuche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt!

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio.

Welch eine Klage tönet um das Haus!

Elmire.

Welch eine Stimme tönet mir entgegen!

Valerio.

Es iſt ein Freund, der hier ſich wiederfindet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerio.

Ach, meine Freundin, heute gab ich dir
Den beſten Troſt, belebte deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich ſelbſt des Troſtes bald
Auf immer mangeln würde.

Elmire.

Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare ſind vom Scheitel abgeſchnitten,
Ich von der Welt.

Elmire.

O ferne ſey uns das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das Wenige,
Was nöthig iſt. Du wirſt den Edlen ſehen,
Der hier nun glücklicher, als ehmals wohnt.
Er ſaß in ſeiner Hütte ſtill, und ſah
Die Ankunft zwei bedrängter Herzen ſchon
In ſeinem ſtillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tauſend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz iſt offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern geſtehn.

Achter Auftritt.

(**Elmire.** **Erwin** in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte.)

Elmire (kniet).

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Er hebt ſie auf und verbirgt die Bewegungen ſeines Herzens.)

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't 's Pferd hauß' an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er rafft ſich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,
Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf Trepp' ab durch enge Gäng',
Verfallne wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't ſich —

An jener Linde? Wohl? So bleibe dir
Der Friede ſtets, wie du ihn mir bereiteſt.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit ew'gem Danke.

(Ab.)

Erwin,

(ſchaut ihr mit ausgeſtreckten Armen nach, dann reißt er den Mantel und die Maske ab)

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Nachher Rosa.

Valerio.

Sie liebt dich! Sie liebt dich!
Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet,
Die dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle mein Leben!

Ach, ſie vergiebt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio.

Nein, ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin.

Ich ſchickte ſie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Vor Füll' und Freude brechen ſollte. Nun
Hat ſie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort geleſen:
„Er iſt nicht weit!"

Valerio.

Sie kommt! Geſchwind! ſie kommt.
Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch!

(Sie verſtecken ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (hervortretend).

Elmire!

Elmire.

Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen).

Ich bin's.

Elmire (an seinem Halse).

Du bist's!

Valerio (hereintretend).

O schauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da hast du ihn wieder!
Da nimm sie zurück! (ab.)

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich sinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt sich der Blick.
O schauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Rosa

(welche schon, während Elmirens voriger Strophe, mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Versöhnung mit dem Geliebten pantomimisch ausgedrückt).

Da hab' ich ihn wieder!
Du hast ihn zurück!
O schauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden.
Dieser Erde Glück zu finden
Suchet ihr umsonst allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!

Dieser Erde Glück zu finden
Müsset ihr zu Paaren seyn.

Erwin.

Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu fassen.
Ohne Thräne kann ich lassen
Diese Hütte, dieses Grab.

Elmire. Rosa. Valerio.

Oft, durch unser ganzes Leben,
Bringen wir der stillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was sie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank sey unser Leben!
Viel hat uns das Glück gegeben:
Es erhalte, was es gab!

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

Bergige Gegend, im Grund eine Hütte am Felsen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorn an der Seite ein ſteinerner Tiſch mit Bänken.

Bäteln
(mit zwei Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Wieſe)

Singe, Vogel, ſinge!
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh'.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemolken, ich habe gefrühſtückt; die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich jemand habe, mit dem ich ſchwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein ſeyn. (Sie nimmt Rocken und Spindel.) Wenn er mich hört, pflegt er aufzuſtehn.

Vater tritt auf.

Vater. Guten Morgen, Bäteln.

Bäteln. Vater, guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geſchlafen, und du weckſt mich mit einem luſtigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du biſt artig und unartig zugleich.

Bäteln. Nicht wahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hätteſt mir die Ruhe gönnen ſollen! Weißt du doch nicht, wann ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bäteln. Ihr hattet gute Geſellſchaft.

Vater. Das war auch nicht artig, daß du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme

Jerg war doch um deinetwillen da; er saß bis nach Mitternacht bei mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bäteln. Ihr seyd gleich so mitleidig, wenn er klagt und druckst und immer eben dasselbe wiederholt, hernach eine Viertelstunde still ist, thut als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir ist's ganz anders dabei, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch selbst, daß du dich zu etwas entschlössest.

Bäteln. Wollt ihr mich so gerne los seyn?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's beide besser und bequemer.

Bäteln. Wer weiß? Ein Mann ist nicht immer bequem.

Vater. Besser ist besser. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bäteln. Sind wir's doch einmal so gewohnt! Unser Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unsre Alpe giebt uns, was wir brauchen, wir haben zu essen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch so viel, daß wir uns ein hübsches Kleid auf den Leib schaffen können, sind hier oben allein und geben niemand ein gut Wort! Und was wär' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube besser getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabei? Es giebt nur mehr zu thun und zu sorgen, und man kann doch nicht mehr essen, trinken und schlafen, als vorher. Euch wollt' ich's freilich bequemer wünschen.

Vater. Und mir wollt' ich wünschen daß ich nicht mehr um dich zu sorgen hätte. Freilich werde ich alt, und spüre denn doch, daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer steifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannst du allein gar nicht bestehen; du mußt heirathen, und weißt nicht, welchen Mann du kriegst. Jetzt ist's ein guter Mensch der dir seine Hand anbietet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und sorge und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bäteln.

Alle Sorgen
Nur auf morgen!
Sorgen sind für morgen gut.

Was hat denn Jery geſagt?

Vater. Was hilft's? Du giebſt doch nichts drauf.

Bärbly. Ich möchte hören ob was Neues drunter war.

Vater. Neues nichts, er hat auch nichts Neues zu ſagen, bis du ihm das Alte vom Herzen nimmſt.

Bärbly. Es iſt mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt ſeyn: er iſt allein, hat vom Vater ſchöne Güter, iſt jung und friſch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben, und juſt mich. Er fände zehn für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er juſt mich?

Vater. Weil er dich lieb hat.

Bärbly. Ich weiß nicht, was er will, er kann nichts, als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bärbly. Mir iſt er's auch nicht. Er iſt hübſch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der ſich mit Schwingen groß machte, rechtſchaffen an den Boden. Er gefällt mir ſonſt ganz wohl. Wenn ſie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmal freundlich mit ihnen iſt, einem hernach den ganzen Tag aufſitzen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monat, daß er ſo oft kommt.

Bärbly. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da; denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehn, als neuerdings; ich wollt', er ließ' mich in Ruh'. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit fürs Mittageſſen.

Bärbly. Daran iſt mir mehr gelegen, wie euch.

(Vater ab.)

Bärbly. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünktlich, wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig Lied anfangen, daß er nicht gleich in ſeine alte Leyer einlenken kann.

(Sie macht ſich was zu ſchaffen und ſingt.)

Es rauſchet das Waſſer
Und bleibet nicht ſtehn;
Gar luſtig die Sterne
Am Himmel hin gehn;

Gar luſtig die Wolken
Am Himmel hin ziehn;
So rauſchet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery (der ſich ihr intereſſen genähert)

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn;
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Bätely. Was bringt ihr Neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bätely?

Bätely. Hier oben haben wir Altes genug! Wenn ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt ihr ſo früh her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgeſehen, wie viele Käſe vorräthig ſind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer ſucht. Ich denke, wir werden einig.

Bätely. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bätely. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Hälfte, gönnt' euch das Ganze. Wie ſchön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte, und käme nach Hauſe und würfe dir die Doublen in den Schooß. Zähl' es nach, ſagt' ich dann, heb' es auf! Wenn ich nun nach Hauſe komme, muß ich mein Geld in den Schrank ſtellen, und weiß nicht für wen.

Bätely. Wie lang iſt's noch auf Oſtern?

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mir Hoffnung macht.

Bätely. Behüte Gott! ich meinte nur.

Jery. Du wirſt an vielem Uebel Schuld ſeyn. Schon ſo oft haſt du mir den Kopf ſo toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich ſie nun hätte, und wäre ſie gleich müde, und ſähe immer und immer, das iſt nicht Bätely! ich wär' auf immer elend.

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hät den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

Käthe. Du mußt eine ſchöne nehmen, die reich iſt und gut; ſo eine wird man nimmer ſatt.

Jery. Ich habe dich verlangt und keine reichere noch beſſere.

Ich verſchone dich mit Klagen;
Doch das Eine muß ich ſagen,
Immer ſagen: Dir allein
Iſt und wird mein Leben ſeyn.

Willſt du mich nicht wieder lieben?
Willſt du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen biſt du mein:
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Käthe. Du kannſt recht hübſche Lieder, Jery, und ſingſt ſie recht gut. Nicht wahr, du lehrſt mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten ſatt. Leb' wohl! Ich habe noch viel zu thun dieſen Morgen; der Vater ruft. (Ab.)

Jery.

Gehe!
Verſchmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen,
Du wirſt mich vertreiben,
Um Luft zu gewinnen;
Hier kann ich nicht bleiben.

Verſchmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Thomas tritt auf.

Thomas. Jery!
Jery. Wer?
Thomas. Guten Tag!
Jery. Wer ſeyd ihr?

Thomas. Kennſt du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, biſt du's?

Thomas. Hab' ich mich ſo geändert?

Jery. Ja wohl, du haſt dich geſtreckt; du ſiehſt vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat ſieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht, er iſt mehr geplagt.

Jery. Du biſt auf Urlaub?

Thomas. Nein, ich habe meinen Abſchied. Wie die Capitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und gieng nach Hauſe.

Jery. Was iſt das aber für ein Rock? Warum trägſt du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de goût, wenn Einer auf ſeine eigne Hand was Buntes trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht funfzig Doublen, daß ich nicht Soldat geweſen wäre. Man iſt ein ganz anderer Kerl; man wird friſcher, luſtiger, gewandter, kann ſich in alles ſchicken, und weiß, wie es in der Welt ausſieht.

Jery. Wie kommſt du hierher? Wo ſchwärmſt du herum?

Thomas. Zu Hauſe bei meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochſen zuſammengekauft und auf Credit genommen, alle ſchwarz und ſchwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das iſt ein guter Handel; man verdient etwas und iſt luſtig auf dem Wege. Da hab' ich meine Geige bei mir, mit der mach' ich Kranke geſund und das Regenwetter fröhlich. Nun wie iſt denn dir, alter Tell? Du ſiehſt nicht friſch drein. Was haſt du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal ſo einen Handel verſucht. Geld habe ich ohnedieß immer liegen, und zu Hauſe gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du ſiehſt nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du ſiehſt trübe und verdroſſen.

Jery. Ach Thomas!

Thomas. Seufze nicht, das iſt mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer, wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen ſind nur nicht gar abſcheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der iſt ſo gut wie todt.

Jery. Ich ſehe, du biſt geworden wie die andern: es iſt nicht genug, daß ihr luſtig ſeyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verſtehſt du nicht, Gevatter! Dein Zuſtand iſt ſo gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe, wenn es euch das erſtemal anwandelt, meint ihr gleich Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenſchläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.
Ein Mädchen konnt' ihn faſſen,
Da war der Tropf verlaſſen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' ſich brav.
Nun, da ſie ihn genommen,
Iſt alles wiederkommen,
Durſt, Appetit und Schlaf.

Nun ſage, willſt du heirathen?

Jery. Ich freie um ein allerliebſtes Mädchen.

Thomas. Wann iſt die Hochzeit?

Jery. So weit ſind wir noch nicht.

Thomas. Wie ſo?

Jery. Sie will mich nicht.

Thomas. Sie iſt nicht geſcheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübſches Gut, ein ſchönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, ſie ſollen's gut bei mir haben.

Thomas. Und ſie will dich nicht? Hat ſie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie iſt toll. Sie ſoll Gott danken und mit beiden Händen zugreifen! Was iſt denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um ſie. In dieſem Hauſe wohnt ſie bei ihrem Vater. Sie nähren ſich von dem kleinen Gute hierbei. Alle jungen Burſche hat ſie ſchon weggeſcheucht, die ganze Nachbarſchaft iſt unzufrieden mit ihr. Dem einen hat ſie einen ſchnippiſchen Korb gegeben, dem andern hat ſie einen Sohn toll gemacht. Die meiſten haben ſich kurz reſolvirt und haben andre Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, ſo hübſche Märchen man mir auch ſchon angetragen hat.

Thomas. Man muß ſie nicht lange fragen. Was will ſo ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater ſtirbt, was will ſie anfangen? Da muß ſie ſich dem erſten beſten an den Hals werfen.

Jery. Es iſt nicht anders.

Thomas. Du verſtehſt es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein bischen derb. Iſt ſie zu Hauſe?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freiersmann ſeyn. Was krieg' ich, wenn ich ſie dir kupple?

Jery. Es iſt nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willſt.

Thomas. Zehn Doublen! Ich muß etwas Recht's fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willſt du's anſtellen?

Thomas. Geſcheidt!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will ſie fragen, was ſie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das iſt Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater ſtirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und ſie krank wird?

Jery. Nun ſprich recht gut.

Thomas. Und wenn ſie alt wird?

Jery. Du haſt reden gelernt.

Thomas. Ich will ihr Hiſtorien erzählen.

Jery. Recht ſchön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burſchen findet.

Jery. Vortrefflich.

Thomas. Ich will dich herausſtreichen! Geh' nur, geh'!

Jery.

Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verſpricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Iſt die größte Wohlthat nicht.

(Jery ab.)

Thomas (allein). Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bei meinem Ochſenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen ſollte. Ich will doch ſehen, was das für ein Drache iſt, und ob ſie kein vernünftig Wort mit ſich reden läßt. Am beſten, ich thu', als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bäteln kommt aus der Hütte.

Thomas (für ſich). Iſt ſie das? O die iſt hübſch!

(Laut.)

Guten Tag, mein ſchönes Kind.

Bäteln. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich treibe ſchon drei Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bäteln. Von Herzen gerne, und ein Stück Brod und Käſ' dazu! Rothen Wein, recht guten Italiäniſchen.

Thomas. Scharmant! Iſt das euer Haus?

Bäteln. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ei! ei! So ganz allein?

Bäteln. Wir ſind ja unſer zwei. Wart' Er, ich will Ihm zu trinken holen; oder komm' er lieber mit herein; was will Er da haußen ſtehen? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile. (Er nimmt ſie bei der Hand und hält ſie.)

Bätely (macht sich los). Ei, was soll das?

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit sich reden. (Er faßt sie an.)

Bätely (wie oben). Meint Er? Kennt Er mich schon?

Thomas.

Nicht so eilig, liebes Kind!
Ei, so schön und spröde!

Bätely.

Weil die meisten thöricht sind,
Meint Er, ist es jede?

Thomas.

Nein, ich lasse dich nicht los,
Mädchen, sey gescheidter!

Bätely.

Euer Durst ist wohl nicht groß:
Geht nur immer weiter!

(Bätely ab.)

Thomas (allein). Das hab' ich schlecht angefangen! Erst hätt' ich sie sollen vertraut machen, mich einnisten, essen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du bist immer zu hui! Denk' ich denn auch, daß sie so wild seyn wird! Sie ist ja so scheu wie ein Eichhorn. Ich muß es noch einmal versuchen. (Nach der Hütte.) Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely (am Fenster). Geht nur eurer Wege! Hier ist nichts für euch. (Sie schlägt das Fenster zu.)

Thomas. Du grobes Ding! Wenn sie's ihren Liebhabern so macht, so nimmt mich's Wunder, daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery schlecht zurechte! Die sollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe, wie sie hinein schreit. Das trotzige Ding dünkt sich hier oben so sicher! Wenn einer auch einmal ungezogen würde, müßte sie's haben, und ich hätte fast Lust, ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, so wenig es ihm lächerlich ist. Zum Henker, sie soll mich anhören, was ich ihr zu sagen habe. Ich will wenigstens meine Commission ausrichten. So gerade abzuziehen, ist gar zu schimpflich. (An der Hütte stark anpochend.) Nun ohne Spaß, Jungfer, mache Sie auf; sey Sie so gut und geh' Sie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bätely (wie oben am Fenster). Hier ist kein Wirthshaus, und pack

Er ſich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführt, darnach wird einem. Geb' Er ſich nur keine Mühe. (Er ſchmeißt das Fenſter zu.)

Thomas. Du eigenſinniges, albernes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wir wollen ſehen, wer ihr beiſteht! Und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann, will ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Heerde juſt den Berg herauf, die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie ſollen ihr die Matten ſchön zurechte machen, ihr den Boden wohl zuſammendämmeln. (Er ruft nach der Scene.) He da! He!

(Ein Knecht tritt auf.)

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf! Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein! — Nun! was ſtehſt du und verwunderſt dich? Thu', was ich dir befehle. Begreifſt du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, es geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen! Ich kenne die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen! (Der Knecht geht ab.) Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ei was, um das bißchen Strafe! Ich denke die Cur ſoll anſchlagen; und hilft's nichts, ſo ſind wir alle auf einmal gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. (Er tritt auf das Felſenſtück nahe beim Waſſer und ſpricht mit Leuten außer dem Theater.) Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! Junge, hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Trotz dem Affen! (Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.)

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbei;
Der Autor, der iſt Holofern,
Es iſt noch nageineu.

Vater (eilig aus der Hütte.)

Was giebt's? was unterſteht ihr euch!
Wer giebt das Recht euch? Wer?

Thomas.

In Polen und im Röm'schen Reich
Geht's auch nicht besser her.

Sätely.

Meinst du, daß du hier Junker bist,
Daß Niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verständig ist,
Das nimmt sich einen Mann.

Vater.

Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart' nur, du kriegst dein Theil!

Thomas (wie oben).

Man sagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

Sätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan!

Thomas (wie oben).

Pardonnez-moi! Ihr sehet mich
Für einen andern an.

(Ab.)

Sätely.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verschulden!

Sätely.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbei!

(Vater ab.)

Sätely.

Mir springt im Schmerze
Der Wuth mein Herze,
Fühle mich, ach!
Rasend im Grimm'
Und im Grimme so schwach!

Thomas (kommt wieder)

Gieb mir, o Schönſte,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Käthen.

Wagſt mir vors Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht,
Biſt ja ſo ſchön!

Käthen.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

Käthen.

Ach, ich erſticke!
Ich ſterbe vor Wuth!

(Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn hinweg und fährt in die Thür. Er will das Fenſter aufſchieben; da ſie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben, und im Taumel zerſchlägt er die übrigen.)

Thomas (bedenklich hervortretend). St! St! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt deine Probe geſcheidter anfangen können. Ein Freiersmann ſollte nicht mit der Thür ins Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe, und da iſt's nicht übel, gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt zu thun? Das giebt Lärm. Ich muß ſehen, daß ich mich mit Ehren zurückziehe, daß es nicht ausſieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, muſicirt und ſo ſachte retirirt! (Er geht, auf der Violine ſpielend, nach der Wieſe.)

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Nun fühl' ich erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm iſt, daß meine Füße nicht mehr fortwollen! Wart' nur! Von den Nachbarn rührt ſich keiner, ſie ſind mir alle wegen des Mädchens aufſäſſig. Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja ſie ſpotten beinahe mich

aus. (Nach der Wiese gekehrt.) Seht wie frech! Wie verwegen! Wie er umhergeht und muſicirt! Die Planken zerriſſen! (Nach dem Hauſe.) Die Fenſter zerſchlagen! Es fehlt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ſie mir's ſo denken ſollten. Ja! ja! ſo iſt's! Sie ſehen zu, ſie machen höhniſche Geſichter. Eure Tochter iſt keck genug, ſagt der eine, laßt ſie ſich mit dem Burſchen herumſchlagen. — Hat ſie nun keinen, ruft der andre, den ſie an der Naſe herumführt, der ſich ihr zu Liebe die Rippen zerſtoßen ließe? — Mag ſie's für meinen Sohn haben, der um ihrentwillen aus dem Lande gelaufen iſt, ſagt ein dritter. — Vergebens! — Es iſt erſchrecklich, es iſt abſcheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre! der einzige, der uns retten könnte.

Bätely (kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, ſie lehnt ſich auf ihn). Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Dieſe Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery tritt auf.

Vater. Jery, ſey willkommen, ſey geſegnet!

Jery. Was geſchieht hier? Warum ſeyd ihr ſo verſtört?

Vater. Ein Fremder verwüſtet uns die Matten, zerſchlägt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Iſt er toll? iſt er betrunken? was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, niemand. — Beſtraf' ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelaſſen, meine Beſten, ich will ihn packen, ich ſchaff' euch Ruhe, ihr ſollt gerächt werden!

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreuſt du mich! Sey unſer Retter! Tapfrer, einziger Mann!

Jery. Geht beiſeite, verſchließt euch ins Haus. Laßt euch nicht bange ſeyn! Laßt mich gewähren! Ich ſchaff' euch Rache und vertreib ihn gewiß.

(Vater und Bätely gehen ab.)

Jery
(indem er einen Stock ergreift).
Dem Verwegnen
Zu begegnen,

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Johanna Sebus.

Zum Andenken der ſiebzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13 Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hülfe reichend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſ't.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau! ... Du gehſt davon!" —
Sie trägt die Mutter durchs Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Scheitt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſ't.
Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land;
Schön Suschen gleich wieder zur Fluth gewandt.

Schwillt die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!

(Er tritt gegen die Wieſe.)

Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.)

Thomas.

Spare die Worte,
Es ſind die Meinen.

Jery.

Thomas!

Thomas.

O Jery!
Soll ich von hinnen!

Jery.

Biſt du von Sinnen!
Haſt du's gethan?

Thomas.

Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.

Wehr' dich, Verräther!
Ich ſchlage dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Wehr' dich!

Thomas.

Das kann ich!

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, ſey klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.

Rühr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwei!
Liebe, o Liebe,
Du ſteheſt mir bei.

(Jery treibt Thomaſſen vor ſich her; ſie geben, ſich ſchlagend, ab. Bätely kommt ängſtlich aus der Hütte, die beiden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jery.)

Bätely.

Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt ihr gar nicht hören?
Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt euch, laßt euch wehren!

(Sie ringen und ſchwingen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.)

Thomas (ſpricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt). Da liegſt du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer! Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt du nun! Du wollteſt nicht hören. Uebereile dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! (Zu Bätely, die ſich indeſſen mit Jery beſchäftigt. Jery iſt aufgeſtanden.) Um deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt, daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bei dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu paſſen. (Ab.)

Jery (der indeſſen von Bätely begleitet an den Tiſch im Vordergrunde gekommen und ſich geſetzt hat). Laß mich, laß mich!

Bätely. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erholen; ich ſtreite für dich und werde beſiegt! Laß mich, laß mich!

Bärtely. Nein, Jery, du haſt mich gerächt, auch überwunden haſt du geſiegt. Sieh, er treibt ſein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bärtely. Du biſt doch der ſtärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du biſt. Dießmal war es ein Zufall, du haſt wo angeſtoßen! Sey ruhig, ſey getroſt! Sieh mich an! Geſtehe mir, haſt du dich beſchädigt?

Jery. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird nichts thun, es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bärtely. Laß mich ziehen! Thut es weh! Noch einmal! Ja, ſo wird es gethan ſeyn. Es wird beſſer ſeyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bärtely. Das leideſt du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jery. Rede nicht!

Bärtely. So beſcheiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand iſt aufgeſchlagen, und du ſchweigſt!

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bärtely. Nimm das Tuch, du wirſt ſonſt voll Blut.

Jery. Es heilt für ſich, es heilt geſchwinde.

Bärtely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umſchlag zurechte machen. Warmer Wein iſt gut und heilſam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da. (Ab.)

Jery (allein).

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift ins tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas (der an der Seite herein ſieht). Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverſchämter! Darfſt du dich ſehen laſſen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwei Worte, die ich dir zu sagen habe.

Jern. Du sollst meine Rache spüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geschwätz verderben! Hör mich, es hat Eil.

Jern. Weg von meinem Angesicht! Du bist mir abscheulich.

Thomas. Wenn du diese Gelegenheit verlierst, so ist sie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich dir verschaffe. Ihre Sprödigkeit verschwindet, sie fühlt sich dankbar, sie fühlt, was sie dir schuldig ist.

Jern. Du willst mich lehren? Toller, ungezogner Mensch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willst. Gut, ich habe ihr diesen tollen Streich gespielt! Es war halb Vorsatz, halb Zufall. Genug, sie findet daß ein wackrer Mann ein guter Beistand ist. Gewiß, sie bekehrt sich. — Du wolltest nicht hören, ich mußte mich zur Wehre setzen; du bist selbst schuld daß ich dich niedergeworfen, dich beschädigt habe.

Jern. Geh' nur, du beredest mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie alles glückt, wie alles sich schicken muß. Sie ist bekehrt, sie schätzt dich, sie wird dich lieben. Nun sey nicht säumig, träume nicht, schmiede das Eisen, so lang' es heiß bleibt.

Jern. Laß ab, und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmal sagen: sey nur zufrieden! Du bist mir's schuldig; du hast mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinen Auftrag besser ausrichten? Und wenn die Art und Weise ein bischen wunderlich war, so ist doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannst dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohlgeht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jern. Ich weiß nicht, was ich denken soll.

Thomas. Glaubst du denn, daß ich sie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jern. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenstreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptsache ist daß sie deine Frau wird; und dann

iſt's einerlei wie der Freiersmann ſich angeſtellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick leb' wohl. (Ab.)

Vater tritt auf.

Jery, welch ein ſonderbar Geſchick iſt das! Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Bätely iſt umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint um dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jery. Kennt' ich eine ſolche Belohnung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſteht ſie am Herde, ſie denkt ans Vergangne und wie ſie ſich gegen dich betragen hat; ſie denkt was ſie dir ſchuldig geworden. Sey nur zufrieden! Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beide wünſchen.

Jery. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz. (Ab.)

Bätely (mit einem Topfe und Leinwand).

Ich bin lang', ſehr lang' geblieben.
Komm, wir müſſen's nicht verſchieben;
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery (indem ſie ihn verbindet).

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beſchämt von deiner Güte.
Ach, wie wohl thut der Verband!

Bätely (die geendigt hat).

Schmerzen dich noch deine Wunden?

Jery.

Liebſte, ſie ſind lang' verbunden;
Seit dein Finger ſie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz geſpürt.

Bätely.

Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen ins Geſicht!
Findeſt du mich nicht abſcheulich?
Jery, aber ſchmeichle nicht!

Der du ganz dein Herz geſchenkt,
Die du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!

Hat dein Lieben ſich geendet,
Hat dein Herz ſich weggewendet,
Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden;
Du ſollſt immer glücklich ſeyn.

Jery.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht,
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

(Sie ſehen einander an. Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.)

Jery.

Engel, du ſcheinſt mir gewogen!
Doch ich bitte, halt' die Regung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung, der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely.

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beſchämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Beſter, ich bin dir gewogen;
Traue, traue dieſer Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jery.

Verweile!
Uebereile
Dich nicht!
Mir lohnet ſchon g'nüglich
Ein freundlich Geſicht.

Bätely (nach einer Pauſe).

Kannſt du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, ſchmerzt ſie dir?

Jery (ſeine rechte Hand aufhebend).

Nein, ich kann ſie gut bewegen.

Bätely (die ihrige hinreichend).

Jery, nun ſo gieb ſie mir!

Jery (ein wenig zurücktretend).

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirſt du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.

Traue mir! Traue mir!
Ja, ich bin dein!

Jery (einſchlagend).

Ich bin auf ewig
Nun dein, und ſey mein!

(Sie umarmen ſich.)

Beide.

Liebe! Liebe!
Haſt du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig, wie die erſten ſeyn.

Vater tritt auf.

Himmel! was ſeh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.

Soll ich sie haben?

Bätely.

Willst du's erlauben,
Vater?

Jery.

O Vater!

Vater.

Kinder —

(Zu drei.)

O Glück!

Vater.

Kinder, ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

Bätely und Jery (knieend).

Gebt uns den Segen!

Vater.

Nehmet den Segen.

(Zu drei.)

Segen und Glück.

Thomas kommt.

Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bätely.

Welche Verwegenheit!

Jery.

Welches Betragen!

Vater.

Welche Vermessenheit!

Thomas.

Höret mich an.
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.
Rufet die Aelt'sten,

Den Schaden zu ſchätzen;
Ich gebe die Strafe,
Will alles erſetzen.
(Heimlich zu Jery.)
Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Doubeln;
Mehr ſind ihr Schaden,
Die Strafe nicht werth.
(Laut zu Bärtly.)
Gebe dich!
(Zum Vater.)
Höre mich!
(Zu Jery.)
Bitte für mich!

Jery.

Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jeden ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

Bärtly und Vater (zu Jery).

Ich gebe dir nach.
(Zu Thomas.)
Dir iſt verziehen.
(Zu vier.)
O fröhlicher Tag!

(Hornergeton aus der Ferne. Von allen Seiten, erſt ungeſehen, einzeln, dann ſichtbar auf den Felſen zuſammen.)

Chor der Sennen.

Hört das Schreien,
Hört das Toben!
War es unten?
Iſt es oben?
Kommt zu Hülfe,
Wo's auch ſey.

Jery. Bätely. Vater.

(Zu vier.)

Siehſt du, wie ſchlimm ſich's macht,
Was du ſo unbedacht
Thöricht gethan.

Thomas.

Hurtig ſie ausgelacht!
Jetzt, da wir fertig ſind,
Fangen ſie an.

Chor (eintretend).

Als Mord und Todtſchlag
Klang es von hier.

Jery. Bätely. Vater. Thomas.

Und Lieb' und Heirath
Findet ſich hier.

Chor

(hin und wieder rennend).

Eilet zu Hülfe,
Wo es auch ſey!

Jene (zu vier).

Nachbarn und Freunde ſtill! —
Nun iſt's vorbei.

(Die Maſſe beruhigt und ordnet ſich und tritt zu beiden Seiten nach aus Proſcenium.)

Thomas (tritt in die Mitte).

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der horch' und halte Stand!
Die Klugen alle ſind ſo fern,
Der Thor iſt bei der Hand.

Das ſag' ich, gute Nachbarsleut',
Nicht alles ſprech' ich aus.

„Wohin? Wohin? Die Breite ſchwell;
Des Waſſers iſt drüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willſt du hinein!“
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſeyn!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt,
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſt.
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt'e,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt'e.
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So ſollten ſie alle verloren ſeyn!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurn den Ort,
Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. –

(Thomas nimmt einen Knaben bei der Hand und zieht ihn auf dem Theater weiter vor, thut vertraulich mit ihm und ſingt.)

Er falle, wenn er jemals freit,
Nicht mit der Thür ins Haus.

(Thomas fährt in Proſa fort zu dem Knaben zu ſprechen: Nun wie hieß es? Sie was mußt du gleich auswendig können.)

Der Knabe.

Nicht fallet, wenn ihr jemals freit,
Grob mit der Thür ins Haus.

Thomas.

Schön! und das merke dir,
Freiſt du einmal!
Das iſt der Kern des Stücks,
Iſt die Moral.

Thomas und der **Knabe.**

(Zu zwei.)

Und fallet, wenn ihr ſelber freit,
Nicht mit der Thür ins Haus.

(Haben Thomas und der Knabe Anmuth und Gunſt genug, ſo können ſie es wagen, dieſe Zeilen unmittelbar an die Zuſchauer zu richten.)

Chor (wiederholt's)

(Indeſſen hat man pantomimiſch ſich im Allgemeinen verſtändigt.)

Thomas.

Sie ſind ſelbander;
Verzeiht einander!
Mir iſt verziehen,
Ich fahre nun hin.

Alle.

Friede den Höhen,
Friede den Matten!
Verleiht, ihr Bäume,
Kühlende Schatten

Ueber die junge Frau
Ueber den Gatten.
Nun zum Altar!

Näher dem Himmel,
Kindergewimmel,
Freue die Nachbarn,
Freue das Paar!
Nun im Getümmel
Auf zum Altar!

Lila.

Personen.

Recitirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenstein.
Sophie, } Lila's Schwestern.
Lucie, }

Recitirende und Singende.

Lila, Baron Sternthal's Gemahlin.
Marianne, dessen Schwester.
Graf Friedrich, Graf Altenstein's Sohn.
Verazio, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangenen.

Tanzende.

Der Oger.
Der Dämon.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangene.

(Der Schauplatz ist auf Baron Sternthal's Landgute.)

Erſter Aufzug.

Saal.

Eine Geſellſchaft junger Leute beiderlei Geſchlechts in Hauskleidern, ergötzen ſich in einem Tanze, es ſcheint, ihr wiederholen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich tritt zu ihnen.

Friedrich. Pfui doch, ihr Kinder! Still! Iſt's erlaubt, daß ihr ſo einen Lärmen macht? Die ganze Familie iſt traurig, und ihr tanzt und ſpringt!

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unſrer Schweſter geht uns nah' genug zu Herzen; ſollte uns darum die alte Luſt nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir ſo gewohnt ſind immer zu tanzen? In unſerm Hauſe war ja nichts als Geſang, Feſt und Freude, und wenn man jung iſt —

Sophie. O, wir ſind auch betrübt, wir ziehen's uns nur nicht ſo zu Gemüthe. Und wenn es uns auch nicht ums Herz wäre, wir ſollten doch tanzen und ſpringen, daß wir die andern nur ein bischen luſtig machten.

Friedrich. Ihr habt eure Schweſter lange nicht geſehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbietet uns in den Theil des Parks zu kommen, wo ſie ſich aufhält.

Sophie. Sie iſt mir ein einzigmal begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie ſchien mit ſich ſelbſt in Zweifel zu ſeyn, ob ich auch ihre Schweſter ſey. Und da ſie mich lange betrachtet hatte, bald ernſthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ ſie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Faſſung brachte.

Friedrich. Das iſt eben das Gefährlichſte ihrer Krankheit. Das Gleiche iſt mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantaſien den Kopf verrückt haben, traut ſie niemand, hält ihre Freunde und Liebſten, ſogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geiſtern untergeſchobene

Geſtalten. Und wie will man ſie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Geſpenſt verdächtig iſt?

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anſchlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unſere Hoffnungen und Wünſche mißbraucht.

Friedrich. Was das betrifft, da ſeyd ohne Sorgen, wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das iſt ſchon gut! Heute iſt doch wieder ein neuer gekommen, und wenn ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneien fortgeſchickt habt, ſo wird euch doch der vielleicht mit ſeiner Subtilität krankriegen. Denn witzig ſieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Ah! gefällt er euch? Nicht wahr, ob ihr gleich ſo ruſchlich ſeyd, daß ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, ſo ſpürt ihr doch, daß das eine andere Art von Krebſen iſt, als die Quackſalber bisher?

Lucie. Es iſt ein Arzt, und darum hab' ich ſchon eine Averſion vor ihm. Gut iſt er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arznei plagten, und er wohl ſah, daß uns nichts fehlte, gab er doch jeder eine Doſe wohlriechender und wohlſchmeckender Schälereien.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er beſonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunſch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde beides für mich behalten.

(Sie geht zu der übrigen Geſellſchaft, die ſich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und ſich nach und nach verliert.)

Lucie (die ihr nachgeht). Sage doch!

Marianne tritt auf.

Friedrich (der ihr entgegengeht). Liebſte Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtſinne dieſer unbekümmerten Geſchöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen ſeyn könnte? Ich habe dieſe ganze Zeit her mein Clavier nicht angerührt, keinen Ton geſungen. Wie ſchwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu beſänftigen, der das Schickſal ſeiner Gattin kaum erträgt!

Friedrich. Ach! daß an dieſe geliebte Perſon die Schickſale ſo vieler Menſchen geknüpft ſind! Auch unſers, theuerſte Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlaſſen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, ſo lang' ſeine Gemahlin in dem betrübten Zuſtande bleibt; und ich indeſſen muß eine treue, heftige Leidenſchaft in mich verſchließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt giebt uns die beſte Hoffnung. Könnt' er auch unſer Uebel heilen! Beſter Graf, wie freudig wollt' ich ſeyn!

Friedrich. Gewiß, Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Doctor Verazio tritt auf.

Friedrich. Theuerſter Mann, was für Ausſichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Verazio. Es ſieht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müſſen ſich nicht abweiſen laſſen.

Verazio. Wir wollen alles verſuchen.

Friedrich. Ach, Sie heilen gar viele Schmerzen auf einmal.

Verazio. Ich habe ſo etwas gemerkt. Nun wir wollen ſehen! Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal tritt auf.

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunſt zuwider iſt, ſo verzeihen Sie, daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenſtein hier eintreffen, der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider ſieht, daß ſeine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es iſt nicht Unerkenntlichkeit gegen ſeine Fürſorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunſt, es iſt Mißtrauen in mein Schickſal. Nach ſo viel fehlgeſchlagnen Verſuchen, die Geſundheit ihrer Seele wieder herzuſtellen, muß ich glauben, daß ich auf die Probe geſtellt worden ſoll, wie lieb ich ſie habe? Ob ich wohl aushalte ihr Elend zu theilen, da ich mir ſo viel Glück mit ihr verſprach? Ich will auch nicht widerſpänſtig ſeyn, und in Geduld vom Himmel erwarten, was mir Menſchen nicht geben ſollen.

Verazio. Ich ehre diese Gesinnungen, gnädiger Herr. Nur sind' ich hart, daß Sie mir sogar die nähern Umstände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen, sie zu sehen, und mir dadurch den Weg abschneiden, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Bestimmtes über die Hülfe zu sagen, die man ihr leisten könnte.

Sophie (zu den andern). Und er möchte auch wieder mit unserer armen Schwester Haut seine Erfahrung erweitern. Es ist einer wie der andere.

Lucie. O ja, wenn sie nur was zu seciren, klystiren, elektrisiren haben, sind sie bei der Hand, um nur zu sehen, was eins für ein Gesicht dazu schneid't, und zu versichern daß sie es wie im Spiegel voraus gesehen hätten.

Baron (der bisher mit Friedrich und Verazio gesprochen). Sie plagen mich!

Verazio. Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeist seyn. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft: er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt; er muß seyn, was Homer an den Helden preis't, er muß seyn wie eine Fliege, die, verscheucht, den Menschen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich ist er wenigstens; er beschreibt den Marktschreier deutlich genug.

Verazio. Lassen Sie's nur gut seyn, Fräulein; Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zauberer.

Verazio. Denn, wie ich an Ihren Augen sehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er ist wohl gar ein Physiognomist? (Ab.)

Friedrich. Höre doch wenigstens, Vetter.

Baron. Ja, so ist mir's schon mehr gegangen. Man läßt sich nach und nach einnehmen, und unsere Hoffnungen und Wünsche sind von so kindischer Natur, daß ihnen Mögliches und Unmögliches, beides von einer Art zu seyn scheint.

Verazio. In was für Hände Sie auch gefallen sind!

Baron. Das sagt der folgende immer vom vorhergehenden. Und es ist erstaunlich, wenn unsere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig gespannt ist, was man stufenweise zu thun fähig wird. Mir schaudert's, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich

zittre, zu was für weitern Grauſamkeiten gegen ſie man mich verleiten wollte, und faſt verleitet hätte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verſtand geraubt; die meinige ſoll ihr wenigſtens ein leidlich Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich ſtelle mir das Schreckliche der Lage vor, da Sie, kaum der Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattin in ſolchem Elend vor ſich ſehen mußten.

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenſtein. Die Vorigen.

Graf Altenſtein. Better, guten Morgen! guten Morgen, Doctor, Was haben Sie Gut's ausgerichtet? Hab' ich dir da nicht einen tüchtigen Mann herüber geſchickt?

Baron. Es iſt recht brav, daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntſchaft, die Sie mir verſchafft haben. Wir ſind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden, nur einig ſind wir noch nicht.

Graf Altenſtein. Warum? Haſt du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beſte! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenſtein. Wenn du ihn hätteſt reden hören, ehegeſtern Abend, wie er mir alles erzählte, alles erklärte — es war mir ſo begreiflich, ſo deutlich, ich meinte, ich wollte nun ſelbſt curiren, ſo ſchön hing alles zuſammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und andern in der Predigt —

Graf Altenſtein. Wo iſt deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält ſie ſich noch immer auf, ſchläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle Menſchen, und wandelt des Nachts in ihren Phantaſien herum. Manchmal verſteck ich mich, ſie zu belauſchen, und ich verſichere Ihnen, es gehört viel dazu, um nicht raſend zu werden. Wenn ich ſie herumziehen ſehe mit loſem Haar, — im Mondſchein einen Kreis abgehen! — Mit halb unſicherm Tritt ſchleicht ſie auf und ab, neigt ſich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Raſen, umfaßt einen Baum, verliert ſich in den Sträuchen wie ein Geiſt! — Ha!

Graf Altenſtein. Ruhig, Better! ruhig! Statt wild zu ſeyn, ſollteſt du die Vorſchläge des Doctors anhören.

Verazio. Laſſen Sie's, gnädiger Herr. Ich bin faſt, ſeit ich hier bin, der Meinung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Euren abgehen, oder wenigſtens ſehr behutſam damit ſeyn müſſe. Wie lang' iſt's her, daß die gnädige Frau in dem Zuſtande iſt?

Graf Altenſtein. Laßt ſehen! Auf den Dienſtag zehn Wochen. Es war juſt Pferdemarkt in der Stadt geweſen, und Abends, wie ich nach Hauſe ritt, ſprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie toll. — Höre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggeben müſſen, lieber Onkel.

Graf Altenſtein. Schade fürs Pferd! wahrlich Schade! (Ab.)

Verazio. Woher kam denn das falſche Gerücht? Wer beging die entſetzliche Unvorſichtigkeit, ſo etwas zu ſchreiben?

Baron. Da giebt's ſolche politiſche alte Weiber, die weitläufige Correſpondenzen haben, und immer etwas neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt iſt im Grunde des Guten ſo viel als des Böſen; weil aber niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen jedermann ſich einen großen Spaß macht, was Böſes zu erfinden und zu glauben, ſo giebt's der favorablen Neuigkeiten ſo viel. Und ſo einer —

Friedrich. Nun, ſey'n Sie nicht böſe! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hole! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Bleſſirt war ich, das wußte jedermann und meine Frau und ihr alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der erſte ſeyn, der meine Wunde tödtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Verazio (zu Friedrich). Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr ſchon einige Monate Geſellſchaft geleiſtet. Sie war bei Abweſenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit ſtellte ſich die Gefahr doppelt vor. Wir thaten, was wir konnten; die Mädchen unſerer beiden und der benachbarten Häuſer waren immer um ſie; man ließ ſie wenig allein, und vermochte doch nichts über ihren Trübſinn.

Baron. Ich hab' es nie an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um ſie herum, ſangen, ſprangen —

Baron. Und verliebtet euch unter einander, wie ich jetzt ſpüre, da ich nach Hauſe komme.

Verazio. Nun das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir ſind's geſtändig. Alles ſchien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht, Ihr wäret bleſſirt. Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr: den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte ſie reiſen, bald bleiben. Mit jeder Poſt mußte man einen Brief wegſchaffen; mit jeder Poſt wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorſtellte. Sie fing an uns zu mißtrauen, glaubte, wir hätten ſchlimmere Nachrichten, wollten's ihr verhehlen, und das ging an Einem fort.

Verazio. Haben Sie damals nichts an ihr verſpürt?

Friedrich. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß ihr Wahnſinn ſchon damals ihren Anfang genommen hat; aber wer unterſcheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der ſie begraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da ſie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, ſchien ſie wenig verändert; nur war faſt gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden ſcheu und unſicher; ſie ſchien jedermann, den ſie ſah, zu fürchten oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider, und wenn wir ſie mit der Ungewißheit tröſten wollten, nahm ſie ſich's gar nicht an, bemächtigte ſich alles, was ſie an uns von ſchwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und behing ſich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm mit eurer Erzählung! Genug, ſo iſt's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erkennen, ſie floh mich wie ein Geſpenſt, alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich ſie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenſchlichen Behandlung eines Marktſchreiers überließ, der ſich bei mir anzuſtreichen gewußt hatte.

(Er tritt zurück.)

Friedrich. Es iſt wahr, ſie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald und verſteckte ſich daſelbſt. Man machte vergebens gütliche Verſuche ſie herauszubringen, und der Baron beſteht darauf, er leide keine Gewalt mehr gegen ſie. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurecht gemacht, worin ſie ſich bei Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das

einzige Geschöpf dem sie traut, wenige einfache Speisen heimlich schaffen darf. So leben wir in trauriger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unsere Familie, die in einem ewig freudigen Leben von Tanz, Gesang, Festen und Ergötzungen schwebte, streicht aneinander weg, wie Gespenster, und es wäre kein Wunder, wenn man selbst den Verstand verlöre.

Verazio. Aus allem, was Sie mir sagen, kann ich noch Hoffnung schöpfen.

Graf Altenstein kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen.

Graf Altenstein. Hören Sie, Doctor! Man erzählt mir unten wunderbare Sachen! was sagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnsinn geblieben ist, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit versichert, daß sie wohl wisse woran sie sey: es sey ihr offenbart worden, ihr Sternthal sey nicht todt, sondern werde nur von feindseligen Geistern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freiheit strebten; deßwegen sie unerkannt und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel fände, ihn zu befreien.

Baron. Desto schlimmer! Sie hat Netten noch eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt, und was sie alles auszustehen habe, bis sie mich wieder erlangen könne.

Verazio. Ist die Nette weit?

Graf Altenstein. Sie ist hier im Hause.

Verazio. Dieß bestätigt in mir einen Gedanken, den ich schon lang' in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorschlag anhören? —

Baron. Anhören wohl.

Verazio. Es ist hier nicht von Curen noch von Quacksalbereien die Rede. Wenn wir Phantasie durch Phantasie curiren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.

Baron. Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserei werfen könnten.

Graf Altenstein. So laß ihn doch ausreden.

Verazio. Sind nicht Musik, Tanz und Vergnügen das Element, worin Ihre Familie bisher gelebt hat. Glauben Sie denn, daß die todte Stille, in der Sie versunken sind, Ihnen und der Kranken Vortheil

bringe? Zerſtreuung iſt wie eine goldne Wolke, die den Menſchen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, ſeinem Elend entrückt; und Sie Alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden ſeyn wie Menſchen, die in einer vaterländiſchen Luft ſich von Mühſeligkeit und Krankheit auf einmal wieder erholen.

Baron. Und wir ſollten eine Weile Thorheiten treiben, indeſſen die elend iſt, um derentwillen wir uns ſonſt zu vergnügen ſchienen?

Derazio. Eben von dieſem Vorwurf will ich Sie befreien. Laſſen Sie uns der gnädigen Frau die Geſchichte ihrer Phantaſien ſpielen! Sie ſollen die Feen, Ogern und Dämonen vorſtellen. Ich will mich ihr als ein weiſer Mann zu nähern ſuchen und ihre Umſtände ausforſchen. Aus dem, was Sie mir erzählen, zeigt ſich, daß ſich ihr Zuſtand von ſelbſt verbeſſert habe: ſie hält Sie nicht mehr für todt; die Hoffnung lebt in ihr, Sie wieder zu ſehen; ſie glaubt ſelbſt, daß ſie ihren Gemahl durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Wenn auch nur Muſik und Tanz um ſie herum ſie aus der dunkeln Traurigkeit riſſen, in der ſie verſenkt iſt, wenn das unvermuthete Erſcheinen abenteuerlicher Geſtalten ſie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantaſien beſtärkte, das es gewiß thun wird; ſo hätten wir ſchon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will nichts verſprechen, nichts hoffen laſſen —

Graf Altenſtein. Der Einfall iſt vortrefflich, iſt ſo natürlich, daß ich nicht weiß, warum wir nicht ſelbſt darauf gefallen ſind. Sie glauben alſo, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantaſie unſerer Nichte ſchmeicheln, etwas über ſie vermögen werden?

Derazio. Zuletzt wird Phantaſie und Wirklichkeit zuſammentreffen. Wenn ſie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den ſie ſich ſelbſt wieder errungen, wird ſie wohl glauben müſſen, daß er wieder da iſt.

Graf Altenſtein. Von Ogern erzählt ſie, die ihr nach der Freiheit ſtreben? Ich will den Oger machen; etwas Wildes iſt ſo immer meine Sache; und Feen, ſchöne Feen haben wir ja genug im Hauſe. Kommen Sie, das müſſen wir geſcheidt anfangen!

Derazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbei; für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erſt überlegen.

Graf Altenſtein. Ueberleg' du's und wir wollen indeß Anſtalten

machen. Kommen Sie, Doctor, laſſen Sie uns zu Netten gehen. Friedrich, reite hinüber und ſchaffe die Masken zuſammen. In unſern beiden Häuſern müſſen ſich ſo viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Feen damit feuriren könnte. Alles, was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbei. Suche Muſik aus, und laß probiren, wie es in der Eile gehen will.

Friedrich. Da wird ein ſchönes Impromptu zuſammengehext werden.

Graf Altenſtein. Item, es geht!

Derazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie ſollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen ſoll's gewiß nicht ermangeln.

Zweiter Aufzug.

Romantiſche Gegend eines Parks.

Lilo.

Süßer Tod! ſüßer Tod! komm' und leg' mich ins kühle Grab! — Sie verläßt mich nicht, die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was iſt das, das mir ſo oft in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich ſchwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es iſt hier ſo! und hier! daß ich nicht kann, wie ich will und mag. — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „Er iſt nicht auf ewig dir entriſſen, daure nur aus! Er ſoll wieder dein ſeyn!“ — Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —

Ich ſchwinde, verſchwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Iſt das Leben?
Iſt's Traum?
Ich ſollte nicht behalten,

Was mir das Schickſal gab.
Ich dämmre! ich ſchwanke!
Komm, ſüßer Gedanke,
Tod! bereite mein Grab!

Sie geht nach dem Grunde, indeß tritt hervor:

Der Magus, der ſie bisher beobachtet, Kräuter ſuchend. Euch, die ihr auf wandernden Geſtirnen über uns ſchwebt, und ihre gütigen Einflüſſe auf uns herab ſendet, euch danke ich, daß ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde dieſe niedrigen Kinder der Erde in meinen Schooß zu verſammeln! Sie ſollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirkender wieder ausgehen durch die Gaben eurer Weisheit und euer fortdauerndes Walten.

Lila (ſich nähernd). Wie kommt der Alte hierher? Was für Kräuter mag er ſuchen? Iſt's wohl ein harmloſer Menſch, oder ein Kundſchafter, der dich umſchleicht, um zu forſchen, wo man dir feindſelig am leichteſten beikommen mag? Daß man doch in dieſer Welt ſo oft hierüber in Zweifel ſchweben muß! — Entflieh' ich ihm?

Magus (für ſich, aber lauter). Auch ſie, die in dieſen einſamen Gefilden wandelt, erquickt durch eure liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz, daß aus der Dunkelheit ſich ihre Geiſter aufrichten, daß ſie nicht trübſinnig den großen Endzweck verſäume, dem ſie heimlich ſehnend entgegen hofft.

Lila. Wehe mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bebe nicht, gedrückte Sterbliche! Des Freundlichen iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhniſch; er kennt weder die gute Seite des Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

Lila (zu ihm tretend). Wer du auch ſeyſt, verbirg unter dieſer edeln Geſtalt, verſtecke hinter dieſen Geſinnungen keinen Verräther! Die Mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt, und gut Glück den Heimtückiſchen.

Magus. Immer zu mißtrauen iſt ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willſt du dich einem Wohlmeinenden vertrauen, ſo ſage, wie fühlſt du dich?

Lila. Wohl, aber traurig: und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich, wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du sollst nicht fröhlich seyn, nur Fröhliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das ist sein schönster Trost. Vermeide niemanden, der dir begegnet. Du findest leicht einen dem du hilfst, einen der dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt sich der Stille, der Oede zu.

Magus. Ist es wohl gethan jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was soll ich thun?

Magus. Gütige Geister umgeben dich, und möchten dir beistehen. Sie werden dir sogleich erscheinen, wenn sie dein Herz ruft.

Lila. So nah sind sie?

Magus. So nah die Belehrung, so nah die Hülfe. Sie wissen viel, denn sie sind ohne Beschäftigung; sie lehren gut, denn sie sind ohne Leidenschaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirst glauben bekannte Gestalten zu sehen, und du irrst nicht.

Lila. O diese gefährlichste List kenne ich, wenn das falsche Geister mit Gestalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieses Mißtrauen und diese Sorgen. Nein, meine Freundin! die Geister haben keine Gestalten; jeder sieht sie mit den Augen seiner Seele in bekannte Formen gekleidet.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hüte dich sie zu berühren, denn sie zerfließen in Luft. Die Augen trügen. Aber folge ihrem Rath. Was du dann fassest, was du in deinen Armen hältst, das ist wahr, das ist wirklich. Wandle deinen Pfad fort. Du wirst die Deinigen wiederfinden, wirst den Deinigen wiedergegeben werden.

Lila. Ich wandre! Und sollt' ich zum stillen Flusse des Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn —

Magus. Nimm dieses Fläschchen, und wenn du Erquickung bedarfst, salbe deine Schläfe damit. Es ist eine Seele in diesen Tropfen, die mit der unsrigen nahe verwandt ist, freundlich sich zu ihr gesellt, und schwesterlich ihr in den Augenblicken aufhilft, wo sie schaffen und wirken

ſoll und eben ermangeln will. (Lila zaudert.) Wenn du mir mißtraueſt, ſo wirf's ins nächſte Waſſer.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen ſo nöthig iſt. Es herrſchen die holden Feen über das Zarteſte, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswählen möchte. Sie werden dir Speiſe vorſetzen. Verſchmähe ſie nicht!

Lila. Mir ekelt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird dich reizen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht, ſich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt du dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthältſt, was der Natur gemäß iſt? Freundin! dich hat die Erfahrung gelehrt, daß du dich ſelbſt nicht retten kannſt. Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme giebt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, ſo erſchrecke ich über den ängſtlichen Ton, der darin wiederhallt.

Magus. Ermanne dich, und es wird alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht deinen Willen unter dein Vermögen!

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. (Ab.)

Lila (allein). Er geht! Ungern ſeh' ich ihn ſcheiden. Wie ſeine

Gegenwart mir ſchon Muth, ſchon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an ſeiner Hand meinen Wünſchen entgegengehe? Nein, ich will mich einſam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Geſellſchaft erfreuen, die mich umgiebt. — Zaudert nicht länger, liebliche Geiſter! Zeigt euch mir! Erſcheinet, freundliche Geſtalten!

Chor der Feen, erſt in der Ferne, dann näher. Zuletzt treten ſie auf, an ihrer Spitze **Almaide**.

Chor.

Mit leiſem Geflüſter,
Ihr luft'gen Geſchwiſter,
Zum grünenden Saal!
Erfüllet die Pflichten!
Der Mond erhellt die Fichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die lichten,
Die Sternlein im Thal.

(Während dieſes Geſangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwiſchen welchem Lila zuletzt hinein tritt und Almaiden antrifft.)

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn ſie eure heiligen Reihen ſtört! Ich bin zu euch gewieſen, und da ihr mir erſcheint, iſt es mir ein Zeichen, daß ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz eurem Rath, eurer Leitung. Wäret ihr Sterbliche, ich könnte euch meine Freundinnen heißen, euch Liebe geben und Liebe von euch hoffen. Täuſcht mein Herz nicht, das Hülfe von euch erwartet!

Almaide.

Sey nicht beklommen!
Sey uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;

Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Im Grunde eröffnet sich eine schöne erleuchtete Laube, worin ein Tisch mit Speisen sich zeigt, daneben zwei Sessel stehen.)

Sey uns willkommen!
Sey nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

(Lila wird von den Feen in die Laube genöthigt, sie setzt sich an den Tisch. Almaide gegen sie über. Die tanzenden Feen bedienen beide, indeß das singende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt ist.)

Chor.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter sind wir.

(Lila steht auf und kommt mit Almaiden hervor.)

Almaide. Du bist mit wenigem gesättigt, meine Freundin. Fast könntest du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe erquickter Blumen saugen, und so uns zu nähren gewohnt sind.

Lila. Nicht die Freiheit eines leichten Lebens sättigt mich; der Kummer eines ängstlichen Zustandes raubt mir die Lust zu jeder Speise.

Almaide. Da du uns gesehen hast, kannst du nicht länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geist steigt auf und sinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe steigen, kaum rasten, zurück nie treten. Auf, meine Freundin!

Lila. Was räthst du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt dein Gemahl.

Lila. Ihr Götter, hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er ist in der Gewalt eines neidischen Dämons, der ihn mit süßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahnt' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn du ihn nicht weckst.

Lila. So ist er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft, ein herrlicher Thronhimmel wölbt sich über dem Schlafenden? Leise will ich an seine Seite treten, erst ihn ruhen sehen und mich seiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? — Dann fang' ich leise, leise nur an: Mein Lieber, erwache! Erwache, mein Bester! Sey wieder mein! Richte dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme deiner Geliebten! — Wird er denn auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stätte, wo er sein Haupt niedergelegt hat! — Und wenn er nicht sogleich erwachen will, faß' ich ihn an und schüttl' ihn leise und warte bescheiden, und schüttl' ihn stärker und rufe wieder: Erwache! — Nicht wahr, es ist ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberschlaf, den deine Gegenwart leicht zerstreuen kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Die Stätte seiner Ruhe vermögen wir nicht sogleich zu erreichen; es liegt noch manche Gefahr, manches Hinderniß dazwischen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern selbst war Schuld, daß sich diese Gefahren, diese Hindernisse nur vermehrten. Nach und nach hat jener Dämon alle deine Verwandte, alle deine Freunde in seine Gewalt gelockt, und wenn du säumst, wird er auch dich überlisten; denn auf dich ist gezählt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie sie befreien? Komm! Hilf mir! Komm!

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen. Der Mensch hilft sich selbst am besten. Er muß wandeln, sein Glück zu suchen; er muß zugreifen es zu fassen; günstige Götter können leiten, segnen. Vergebens fordert der Lässige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, so ist's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunkelm Pfade.

Almaide. Verweile diese Nacht! Mit dem fröhlichen Morgen sollst du einen glücklichen Weg antreten.

DER FISCHER

Lila. Nein, jetzt! jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her säuselt die Stimme des Windes lieblicher, als deine süße Lippe mich locken kann.

Almaide (für sich). O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel gesagt! (Laut.) Hier in dieser Laube steht für dich ein Ruhebette. Bediene dich sein, indessen wir unsre stillen Weihungen vollenden. Wir wollen dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, schwesterlich für dich sorgen und deine Pfade segnen.

Lila. Es ist vergebens, ich kann nicht ergreifen, was ihr bietet. Eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände.

Almaide (für sich). Unglückliche, was ist für dich zu hoffen? (Laut.) Du mußt bei uns verweilen!

Lila.

Ich fühle die Güte,
Und kann euch nicht danken.
Verzeihet dem kranken,
Verworrenen Sinn!

Mir ist's im Gemüthe
Bald düster, bald heiter;
Ich sehne mich weiter,
Und weiß nicht wohin. (Ab.)

Almaide. Sie verliert sich in die Büsche. Sie entfernt sich nicht weit. Auf, Schwestern, singt ihr ein Lied, daß der Ton des Trostes um ihren Busen schalle.

Almaide (mit dem Chor).

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah'.
Rufen die Armen
Unser Erbarmen,
Gleich sind wir da!

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almaide. Magus.

Magus. Göttliche Fee! Was du mir erzählst, verwundert mich nicht. Beruhige dich! Diese Rückfälle müssen uns nicht erschrecken. Jede Natur, die sich aus einem gesunkenen Zustande erheben will, muß oft wieder nachlassen, um sich von der neuen, ungewohnten Anstrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt klug zu werden. Wir müssen nicht verzagen, wir haben mehr solche Scenen zu erwarten. Genug, daß sie einige Speise zu sich genommen, daß sie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir sie nicht zu geschwinde geheilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis sie fähig ist seine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen! ihr Platz machen! Sie kommt hierher, wo neue Erscheinungen auf sie warten.

(Beide ab.)

Lila (mit dem Fläschchen in der Hand). Ich habe dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne deinen Balsam würde mir es schwer geworden seyn, diesen düstern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten sind geschieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne sind geschwunden. Ein rauher, ahnungsvoller Wind schwebt um mich her.

Chor der Gefangenen (von innen).

Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor (von innen).

Weh! Weh!

Lila. Entgegen, schwaches Herz! Du bist so elend und fürchtest noch?

Chor (von innen).

Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens holder Tag!

Lila. Es ruft Dir! Dir! um Hülfe! Die armen Verlaßnen! Ach! — Ja, es sind die Deinen. Ihr Götter! Hier sind sie verschlossen! Hier

gefangen! Ich halte mich nicht, es koste, was es wolle. Ich muß sie sehen, sie trösten, und, wenn es möglich ist, sie retten.

Gefangene treten auf in Ketten, beklagen ihr Schicksal in einem traurigen Tanze, da sie zuletzt Lila erblicken, staunen sie und rathen ihr pantomimisch sich zu entfernen.

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen euch zu verlassen. Vielleicht bin ich bestimmt euch zu befreien und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zusammen, daß beider Elend gehoben werde.

Friedrich tritt auf.

Wer ist die Verwegne, die sich dem Aufenthalt der Angst und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila, bist du's?

Lila. Friedrich! Darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du bist es! (Sie faßt ihn an.) Seyd Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in diesem Zustande?

Friedrich. Soll ich dir's sagen? Soll ich deine Trauer vermehren? Ich bin, wir sind in diesem Zustande, durch deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerst du dich? Es ist kurze Zeit, als ich dir nicht weit von dieser Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu sehen, nicht dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück! Ich reichte dir die Hand, ich reichte dir sie flehend. Du eiltest nur schneller vorüber. Ach, es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch seinen grausamen Oger verfolgen ließ. Hättest du mir deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frei, und hätten zur Freiheit deines Gemahls zusammen wirken können.

Lila. Weh mir!

Friedrich. Siehst du hier diese? Du kennst sie alle. Den frohen Carl, den schelmischen Heinrich, den treuen Franz, den dienstfertigen Ludwig, diese guten Nachbarn hier, du erkennst sie alle. Küßt ihr die Hand! Freut euch ihrer Gegenwart!

(Einige der Gefangenen treten zu ihr, geben pantomimisch ihre Freude zu erkennen und küssen ihr die Hände.)

Lila. Ihr seyd's! Ihr seyd mir alle willkommen! — In Ketten find' ich euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich euch doch wieder! Sind

wird doch wenigſtens zuſammen! Wie lang iſt's, daß wir uns nicht geſehen haben? Wie kann ich euch retten? (Sie ſieht ſie voll Verwunderung an, ſchweigt und ſieht ſie immer ſtarrer und ſtarrer an. Endlich wendet ſie ſich ängſtlich hinweg.) Wehe mir! Ich kann nicht bleiben, ich muß euch verlaſſen.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathſchlagen, wie wir dem gemeinſamen Uebel entgehen können, willſt du fliehn?

Lila. Ach es iſt nicht Feigheit, aber ein unbeſchreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängſtigt mich, eure Liebe! Nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, ihr ſolltet ſehn, daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen! Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure Noth. — Was kann ich ſagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich.

Bleib' und erwirb den Frieden,
Bleibe! du wirſt uns befreien;
Freundliche Götter verleihen
Den ſchönſten Augenblick.

Lila.

Ach, mir iſt nicht beſchieden
Der Erde mich zu freuen,
Feindliche Götter ſtreuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.

Laß dich die Liebe laben!

Lila.

Ach, ſie iſt mir entflohn!

Friedrich.

Mit allen Himmelsgaben
Sollſt du ihn wieder haben,
Iſt er ſo nahe ſchon.

Lila.

Ach, alle Himmelsgaben
Soll' ich im Traum nur haben?
Wandre zum Grabe ſchon!

(Lila geht ab. Friedrich und die übrigen ſehen ihr verlegen nach.)

Magus. Folgt ihr nicht! Haltet ſie nicht auf! Ich habe euch' und

sie wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem günstigen Ausgange. Ich werde ihr folgen, ihr Muth einsprechen, sie hierher zurück bringen. Es ist die Zeit, da der Oger von der Jagd zurückkehrt. Da sie der Liebe wenig Gehör giebt, laßt uns sehen, ob Gewalt und Unrecht sie nicht aus dem Traume wecken. (Magus ab.)

Der Oger kommt von der Jagd zurück und freut sich seiner Beute. Er läßt sich von den Gefangenen bedienen, sie formiren einen Tanz; der Oger tritt in die Höhle.

Lila (welche eine Zeit lang von der Seite zugesehen, tritt hervor). Nun erst erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an diesen fürchterlichen Platz sehnsuchtsvoll herfliegt. Ja, ich will's, ich kann's, ich bin's ihnen schuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was bringst du uns, Geliebte?

Lila. Mich selbst. Es ist nur Ein Mittel euch zu retten — daß ich euer Schicksal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir ist offenbart worden: ich muß dem Oger trotzen, ihn auffordern, ihn reizen; und da ich keine Waffen habe ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, sollen mir die Ketten willkommen seyn, die mich an eure Gesellschaft schließen.

Friedrich. Du wagst viel.

Lila. Seyd ruhig, denn ich bin der Eimer, den das Schicksal in den Brunnen wirft um euch heraus zu ziehen.

Der Oger (tritt auf, erblickt Lila).

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme ist die Stimme der Götter! Gieb diese los, oder erwarte die Rache der Immergütigen!

(Unter dem Ritornell zu folgender Arie zeigt der Oger seine Verachtung ihrer Schwachheit, er gebietet den Seinigen Ketten herbei zu bringen, welche ihr angelegt werden.)

Lila.

Ich biete dir Trutz!
Gieb her deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.

Ich soll vor dir erzittern?
Mir regt sich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Erzeigt sich erst der Muth.

(Der Oger geht ab.)

Friedrich. Jetzt, da du dich so männlich bezeigst, kann ich dir erst ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überschreiten durfte. Ja, du konntest allein durch diese That uns alle retten. Halte dich fest an unsre Gesellschaft!

Lila. Ist's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Dämon hat seine Feinde mächtiger gemacht, er hat dich zum Siege gefesselt; er wird einen Brand ins Haus tragen, der sein ganzes Reich verzehren soll.

Lila. Sage weiter. Ich sehe nur Männer hier! Wo sind meine Schwestern, unsre Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das seltsamste gefangen. Sie sind genöthigt ihr Tagewerk am Rocken zu vollenden, wie wir den Garten zu besorgen und im Palaste zu dienen. Du wirst sie sehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beistand der Geister nicht eilen; sie kommen, wir bedürfen ihres Raths.

Almaide. Chor der Feen treten auf.

Almaide. Theure Schwester, find' ich dich wieder!

Lila. In Freud' und Schmerzen. Gefangen hier mit diesen Geliebten. Ihre Gegenwart tröstet mich über alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurückziehn. Gehe vorwärts, und du erlangst deine Wünsche.

Lila. Laßt mich bald ans Ziel meiner Hoffnungen gelangen.

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es dir entrücken. Nur vernimm unsern Rath.

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. Sobald du in dem Garten angelangt bist, so eile an den nächsten Brunnen, dein Gesicht und deine Hände zu waschen; sogleich werden diese Ketten von deinen Armen fallen. Eile sodann in die Laube, die mit Rosenbüschen umschattet ist. Dort wirst du ein neues Gewand finden; bekleide dich damit, wirf deine Trauer ab, und schmücke dich, wie es einer Siegerin ziemt. Lege den gestickten Schleier ums Haupt; dieser

schützt dich vor aller Gewalt des Dämons. So viel können wir thun; das übrige ist dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter, was werd' ich finden?

Almaide. Diese Freunde werden dir alles erklären. Dein Geist wird dich leiten, in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur froh! Nur bald! Wir sagen, dein Gemahl, dein Geliebter ist nah'.

Lila.

Sterne! Sterne!
Er ist nicht ferne!
Lieben Geister, kann es geschehn,
Laßt mich die Stätte des Liebsten sehn!
Götter, die ihr nicht bethöret,
Höret,
Hier im Walde
Balde
Gebt mir den Geliebten frei!
Ja, ich fühl' beglückte Triebe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Friedrich und Almaide mit dem Chor der Feen und Gefangenen.

Gerne! gerne!
Er ist nicht ferne!
Nur geduldig, es soll geschehn!
Du sollst die Stätte des Liebsten sehn.
Wir, die wir das Schicksal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde
Machst du den Geliebten frei!
Sey nicht bange, sey nicht trübe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich. Nur einen Augenblick, meine Beste! Welche Qual, dir so nahe zu seyn, und dir kein Wort sagen zu können! Dir nicht sagen zu dürfen, wie sehr ich dich liebe! Hab' ich doch nichts anders, als diesen einzigen Trost! Wenn mir auch der geraubt werden sollte —

Almaide. Entfernen Sie sich, mein Freund! Es sind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können sie sehen, was sie nicht schon wissen: daß unsre Gemüther auf ewig verbunden sind.

Almaide. Lassen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unser unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlasse dich! Deine Hand, meine Theure!

(Er küßt ihre Hand.)

Magus. Find' ich euch so zusammen, meine Freunde? Verspracht ihr mir nicht heilig, ihr wolltet auf euren Posten bleiben? Graf! Graf! man wollte sich klug betragen. Sie wissen, daß der Baron nicht immer guter Laune ist, daß man ihn oft auf seine Schwester eifersüchtig halten sollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wissen nicht, was ein Herz wie das meinige leidet.

Alle diese langen Stunden
Kennt' ich ihr kein Wörtchen sagen;
Eben hab' ich sie gefunden;
Darf nicht meine Leiden klagen,
Wenn ich lang' bescheiden war?

(Zum Magus.)

Ja, ich gehe, theurer Meister,
Du beherrschest unsre Geister.

(Zu Almaiden.)

Ja, ich bleibe, wie ich war.

(Zum Magus.)

Laß ein tröſtlich Wort mich hören!
Ewig werd' ich dich verehren,
Aber, aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar!

(Für ſich.)

Klug hat er es unternommen!
Lila ſoll Verſtand bekommen,
Ach! und ich verlier' ihn gar!

(Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almalden.)

Der hintere Vorhang öffnet ſich. Man erblickt einen ſchön geſchmückten Garten, in deſſen Grunde ein Gebäude mit ſieben Hallen ſteht. Jede Halle iſt mit einer Thüre verſchloſſen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befeſtigt iſt; an der Seite des Rockens ſind in jeder Thüre zwei Oeffnungen, ſo groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles iſt romantiſch verziert.

Die Chöre der Gefangenen ſind mit Gartenarbeit beſchäftigt, das tanzende Chor formirt ein Ballet.

Graf Friedrich und der **Magus** treten herein. Der Magus ſcheint mit dem Grafen eine Abrede zu nehmen, und geht ſodann auf der andern Seite ab. Friedrich giebt den Chören ein Zeichen. Sie ſtellen ſich an beide Seiten.

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht ſo lange!

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Chor der Frauen (von innen).

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Lieblichen Freunde, nur ſingt uns dazu!
Euer Getöne
Wieget ſo ſchöne!

Laßt uns die Ruh'!
Lieblichen Freunde, nur ſingt uns dann!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange!
Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

(Es laſſen ſich Flöte ſpielen, die aus den Oeffnungen heraus ertönen. Rocken und Spindel faſſen und zu ſpinnen anfangen.)

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Chor der Frauen (von innen).

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach, ſind ſo leichte
Nicht wieder gefunden!

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Es eröffnen ſich die ſieben Thüren. **Marianne** tritt ihre Rolle aus der mittelſten. **Sophie** und **Lucie** aus den nächſten beiden. **Das ſingende und tanzende Chor der Frauen** kommt nach und nach in einer gewiſſen Ordnung hervor. Das ſingende Chor Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer. Marianne zu Friedrichen; die beiden tanzenden Chöre vereinigen ſich zu einem Ballette, indeſſen ſingen:

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und ſpringet
In Reihen und Kranz

Dir liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.

Am Rocken zu ſitzen
Und fleißig zu ſeyn,
Das Tagwerk zu enden,
Es ſchläfert euch ein.

Drum tanzet und ſpringet,
Erfriſcht euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gebt Hoffnung und Muth!

(Vorſtehendes Lied wird mit Absätzen geſungen, zwiſchen welchem der Ballettmeiſter in Geſtalt des Dämons ein Solo und mit den erſten Tänzerinnen zu zwei, auch zu drei tanzt. Ueberhaupt wird die ganze Anſtalt des vierten Acts völlig ſeinem Geſchmack überlaſſen.)

Lila (welche ſich während des vorhergehenden Tanzes manchmal blicken laſſen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und fröhlichen Farben geziert). So ſind' ich euch denn alle hier zuſammen! Wie lange hab' ich euch entbehren müſſen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie iſt's durch deine Gegenwart. Sey uns willkommen, Schweſter!

Lila. Willkommen, meine Sophie! meine Lucie, willkommen! Marianne, biſt du es wirklich?

Marianne. Umarme mich, theure Freundin!

(Alle begrüßen ſie, umarmen ſie, küſſen ihr die Hände.)

Lila. Wie wunderlich ſeyd ihr angezogen!

Lucie. Bald hoffen wir von dieſen Kleidern, von dieſem läſtigen Schmucke befreit zu ſeyn.

Lila. Welche eine ſeltſame Erſcheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennſt du mich nicht, meine Freundin?

Lila. Sagt mir, woran ich bin. Es kommt mir alles, ich komme mir ſelbſt ſo wunderbar vor. Iſt das nicht unſer Garten? Iſt das nicht unſer Gartenhaus? Was ſoll die Mummerei am hellen Tage? Irr' ich mich nicht, ſo ſcheinſt du älter, als du biſt. Dieſer Bart ſchließt nicht recht ans Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken siehst du mich wieder. Du bist am Ziele; ergötze dich mit den Deinigen, bald sollst du deinen letzten Wunsch befriedigt sehen. Du sollst deinen Gemahl in deine Arme schließen.

(Ab.)

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und flehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz:
Ihr Gütigen,
Ihr könnt mich nicht lassen!
Laßt mich ihn fassen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz!

Der Baron, Graf Altenstein, Verazio in Hauskleidern treten auf.

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn euer Mittel gewirkt hat, werther Doctor, so ist es Zeit, daß wir uns ihrer versichern! Lila! meine Geliebte, meine Gattin!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommst du her? So erwartet und so unerwartet! Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

Während der Freude des Wiedererkennens singt:

Das Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geister geben
Dir sein Leben,
Dir dein Glück;
Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm' in unsern
Arm zurück!

Friedrich.

Empfinde dich in seinen Küssen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantasie entrissen,
Giebt Lieb' und Phantasie zurück.

Chor.

Nimm ihn zurück,
Die guten Geister geben
Dir sein Leben,
Dir dein Glück!

Marianne.

Er überstand die Todesleiden,
Du hast vergebens dich gequält;
Zu unserm Leben, unsern Freuden
Hast du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm' in unsern
Arm zurück!

Lila.

Ich habe dich, Geliebter, wieder,
Umarme dich, o bester Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht fassen kann.

Chor.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne sey dir!

Kommt, ihr entronnenen,
Wiedergewonnenen
Freuden heran!
Lebet, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!

Die Fiſcherin.

Ein Singſpiel.

Schauplatz im Park zu Tiefurt.

Personen.

Dortchen.
Ihr Vater.
Niklas, ihr Bräutigam.
Nachbarn.

Unter hohen Erlen am Fluſſe ſtehen zerſtreute Fiſcherhütten. Es iſt Nacht und ſtille. An einem kleinen Feuer ſind Töpfe geſetzt, Netze und Fiſchergeräthe rings umher aufgeſtellt.

Dorchen (beſchäftigt, ſingt)

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt ſeiner Knabe du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein." —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau:
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!"
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind',
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Nun hätt' ich vor Ungeduld alle meine Lieder zweimal durchgesungen und es thäte Noth, ich finge sie zum drittenmal an. Sie kommen noch nicht! kommen nicht! und bleiben wieder wie gewöhnlich unerträglich außen, so heilig sie versprochen haben, heute recht bei Zeiten wieder da zu seyn. Die Erdäpfel sind zu Mulm verkocht, die Suppe ist angebrannt, mich hungert, und ich schiebe von jedem Augenblick zum andern auf, meinen Theil allein zu essen, weil ich immer denke, sie kommen, sie müssen kommen. Bei den Mannsleuten ist alle Mühe verloren, sie sind doch nicht zu bessern. Ich habe gedroht, gemurrt, Gesichter geschnitten, das Essen verdorben, und wenn das alles nicht helfen wollte, recht schön gebeten; und sie machen's einen Tag wie den andern nach ihrer Weise. Ueber Niklas ärgere ich mich am meisten; denn der will Wunder thun, als wenn er mich lieb hätte, als wenn er mir alles an den Augen absehen wollte, und dann treibt er's doch, als wenn ich schon seine Frau wäre. Verlohnte sich's nur der Mühe, so möchte noch alles gut seyn. Kämen sie immer von ihrem Fange recht beladen zurück, daß das Schiff sinken möchte, und man was zu Markte tragen könnte, da möcht's noch gut seyn, man könnte nachher auch wieder etwas auf sich wenden, und brauchte nicht immer so schlecht zu essen, zu trinken und einher zu gehn. Gerade das Gegentheil! je weniger gefangen, je später kommen sie nach Haus. Neulich Abend habe ich ihnen vom Hügel zugesehen, wie sie's machen, und

wäre faſt vor Ungeduld vergangen. Anſtatt hübſch friſch zu rudern, laſſen ſie den Kahn treiben, und rauchen ihr Pfeifchen in Ruh'. Da kommt einer den Fußpfad am Ufer her, da reitet einer ſeine Pferde in die Schwemme, da giebt's Guten-Tags und Guten-Abends, daß kein Ende iſt. Bald fahren ſie da an, bald dorten, und das größte Unglück iſt daß die Schenke am Waſſer liegt. Sie ſind gewiß wieder ausgeſtiegen und laſſen ſich's wohl ſeyn, und wann ſie nach Hauſe kommen, ſind ſie wieder durſtig. Es iſt mir recht zuwider! recht ernſtlich zuwider!

Für Männer uns zu plagen
Sind leider wir beſtimmt.
Wir laſſen ſie gewähren,
Wir folgen ihrem Willen:
Und wären ſie nur dankbar,
So wär' noch alles gut.

Und rührt ſich im Herzen
Der Unmuth zuweilen:
Stille! heißt es,
Stille! liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen folgen,
Alles mir gefallen laſſen;
Will nach meinem Kopfe thun!

Wenn ich nur was anſtellen könnte, was ſie recht verdröſſe! Wenn ich böſe thue, ſind ſie freundlich, und wenn ich ihnen die Schüſſel hinſtoße, ſo eſſen ſie ganz gelaſſen. Wenn ich mich in eine Ecke ſetze, ſo ſprechen ſie unter ſich. Man ſagt immer, die Weiber ſchwatzten viel, und wenn die Männer anfangen, ſo hat's gar kein Ende. Ich will mich ins Bette legen, und das Feuer ausgehen laſſen, da mögen ſie ſehen, wer ihnen aufwartet. Ja, was hilft mich das? Da laſſen ſie mich wohl auch liegen! Ich wollte lieber, ſie zankten und lärmten, es iſt nichts abſcheulicher, als gleichgültige Mannsleute! Ich bin ſo wild, ſo toll! daß ich gar nicht weiß, was ich anfangen ſoll. Ich möchte mir ſelbſt was zu

Leide thun! Sie werden mich am Ende noch raſend machen! Und wenn's gar zu bunt wird, ſo ſpring' ich in's Waſſer! Da mögen ſie zuſehen, wo ſie ein Dortchen wiederkriegen, das ihnen ihre Sachen ſo ordentlich hält, und alles von ihnen erträgt, nicht von Hauſe kommt, und für alles ſorgt. Wann ich todt bin, da werden ſie ſehen was ſie an mir gehabt haben, werden ſich ihre Undankbarkeit vorwerfen, es wird aber zu ſpät ſeyn, und es wird mir und ihnen nichts helfen. (Sie fängt an zu weinen.) Da werden ſie ſich die Haare ausraufen, und werden ſchreien und jammern, daß ſie nicht eher nach Hauſe gekommen ſind. Aber ich bin doch ein rechter Narr, daß ich mich ſo um ſie betrüke! Und wann ſie nach Hauſe kommen, thun ſie, als wenn's gar nichts wäre. Ich könnte ſie ſchon ſtrafen, daß ſie mich ſo oft in Sorgen laſſen für nichts und wieder nichts, und wenn ich denke, es iſt einem ein Unglück geſchehen, ſo laſſen ſie ſich's beim Branntewein wohl ſchmecken. — — Ja, das will ich thun! Es ſoll ausſehen, als wenn ich ins Waſſer gefallen wäre. Den einen Eimer will ich verſtecken, und den andern aufs Brett hinauf ſtellen, und mein Hütchen ins Gebüſch hängen: ſie ſollen glauben, ich ſey ins Waſſer gefallen, und am Ende will ich ſie recht auslachen. (Man hört von weitem ſingen.) Ich höre ſie ſchon von weitem. (Sie macht alles zurechte, ſtellt den Eimer, hängt das Hütchen ins Gebüſche.) So ſieht's recht natürlich aus! Nun mögt ihr's haben! (Sie verſteckt ſich.)

Der Vater und Niklas (in der Ferne im Kahne).

Wenn der Fiſcher 's Netz auswirft,
Die Fiſchlein aufzufangen,
Spannt er ſtill und hoffnungsvoll,
Viel Beute zu erlangen.
Raſch wirft er die Garn' hinaus,
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret dann den andern Tag
Mit ſeinem Schifflein wieder,
Und von ſchönem, reichem Fang
Sinkt das Schiff faſt nieder.
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

Dortchen (läßt sich wieder sehen). Fast wird mir's bange! Ich möcht' es wieder weg thun! Soll ich? Soll ich nicht? Sie sind gar zu nahe, ich muß es lassen.

Niklas (herausspringend). Haltet an! Ich will den Kahn fest binden.

Vater. Das hieß ein Fang!

Niklas. Der beste im ganzen Jahr.

Vater. Und so unvermuthet! Ich dachte an nichts weniger. Nur geschwind! daß sie nur alle, wie sie sind, in die Fischkasten kommen, bis morgen frühe.

Niklas. Sie gehen nicht alle hinein.

Vater. Wir lassen einen Theil in den Gefäßen stehen. Sie müssen nur in der Nacht noch einmal frisch Wasser haben.

Niklas. Dafür laßt mich sorgen.

Vater. Gieb her, ich will das hinübertragen.

Niklas. Geht nur hinauf und ruht aus, und sagt's Dortchen, und seht, wie es mit dem Essen steht. Sie wird uns gewiß freundliche Gesichter machen, da wir so glücklich nach Hause kommen.

Vater. Du wirst nicht fertig.

Niklas. Gleich! Gleich! Gebt nur Acht, wie geschwind' ich bin.

Vater (heraufkommend). Es ist doch ein großer Unterschied, ob man viel gefangen hat oder nichts. Geht's? Kommst du zurecht?

Niklas. Recht gut!

Vater. Dortchen! — Wo steckst du? Dortchen! (Er sucht sie überall um.) Nun, wohin die sich verlaufen hat! (In den Topf sehend.) Das kocht alles, als wenn kein Wasser in der Nähe wäre, es verbrennt schier. Niklas, mache, daß du fertig wirst. Dortchen ist nicht da, und unsere Mahlzeit geht im Rauch auf.

Niklas. Sie wird bei Susen seyn; ruft ihr doch.

Vater. Sie wird schon kommen! Wir wollen es schon allein verzehren, und sie hat ihren Theil doch immer vorne weg. Sie kann nicht warten. Für eine Braut hat sie einen erschrecklichen Appetit. Nun lustig! Darauf einen Schluck Branntewein, den haben wir wohl verdient.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Ist der Fischer wohlgemuth,
Auf dem Fluß und auf der Erde

Geht's dem armen Fischer,
Geht's dem Fischer schlecht und gut.

Und zu hungern und zu dürsten,
Fähret er des Morgens aus,
Und mit vieler Müh' und Sorgen
Findet er sein Stückchen Brod.
Macht uns auch das Wasser naß,
Macht die Luft uns wieder trocken,
Und wir leben nach wie vor.

Niklas (der im Heraufkommen die letzten Verse mit singt). Das ist recht hübsch und gut, wenn man es nicht besser haben kann.

Vater. Besser! Da versuch' einmal die Erdäpfel.

Niklas. Ich kann euch versichern, in der Stadt haben sie's bequemer. (Er sieht herum.) Stickt sie denn nirgends? Dortchen! Lieb Dortchen! Nicht zu Hause? Sollte sie sich versteckt haben? Sie wartet sonst so voll Ungeduld, sie ist nicht leicht von ihrem Herde wegzubringen.

Vater. Setze dich her!

Niklas. Die Gerichte lassen sich auch stehend verzehren.

Vater. Du warst heute so nachdenklich.

Niklas. Ich gesteh's euch, daß es mir im Kopf herum geht, was so ein Bauerjunge ein vornehmer Herr wird, wenn er in die Stadt kommt.

Vater. Ja, das steckt an.

Niklas. Wenn ich Dortchen habe, meintet ihr nicht, daß ich mich drinnen nach einem Dienste umsehen soll?

Vater. Was ist denn darinnen zu fischen?

Niklas. Genug! nur mit andern Netzen.

Vater. Was kannst du denn, um dich fortzubringen?

Niklas. Ich kann alles lernen.

Vater. Ein hübscher Anfang!

Niklas. Ich habe nichts zu verlieren.

Vater. Eine schöne Ausstattung! und eine beredte Empfehlung dazu! denn du hast eine schöne Frau.

Niklas. Nein, Vater! darauf versteh' ich keinen Spaß.

Vater. Ach, du kannst alles lernen!

Niklas. Da ſchmeiß' ich gewiß zu.

Vater. Da ſchmeißt ſich's nicht ſo.

Niklas. Wo nur Dortchen iſt?

Vater. Laß ſie ſeyn und rede.

Niklas. Was denn?

Vater. Schwatze nur!

Niklas. Wovon?

Vater. Was du willſt.

Niklas. Es fällt mir nichts ein.

Vater. So lüge was!

Niklas. Die ſchönen Livreen haben mir lange in die Augen geſtochen. Sie haben's recht bequem, gut Eſſen und Trinken und eine Ausſicht auf ihre alten Tage.

Vater. Das ſtickt dir gewaltig im Kopfe. Und was ſoll ich denn indeſſen anfangen?

Niklas. Ihr kommt immer fort.

Vater. Aber wie?

Niklas. Und könnt hernach zu uns ziehen.

Vater. Sey kein Thor! Ich laß euch nicht weg und damit iſt's aus.

Niklas. Ich hör' ſie kommen.

Vater. Iß nur und ſey ruhig!

Niklas. Nein, es war nichts.

Vater. Sie wird nicht ausbleiben. Und nächſtens noch weniger.

Niklas. Laßt mich nach ihr gehen.

Vater. Ich mag nicht allein ſeyn.

Niklas. Ich will ihr rufen.

Vater. So ruhe doch! Sing eins, daß die Zeit vergeht, und darnach werden wir ungewiegt einſchlafen. Ich rauche mein Pfeifchen dazu, und genug für heute.

Niklas. Wenn ſie nur da wäre, ſänge ich den zweiten.

Vater. So ſinge du jetzt beide zuſammen. Sey kein Kind!

Niklas. Was wollt ihr denn?

Vater. Mir iſt's eins.

Niklas. Die Geſchichte vom Waſſermann?

Vater. Wie der Waſſermann das Mädchen aus der Kirche holt?

Niklas. Eben das.

Vater. Sollte denn dadran was Wahres seyn?

Niklas. Behüte Gott! Es ist ein Mährchen.

Vater. Du meinst, es wäre ganz und gar erlogen?

Niklas. Freilich!

Vater. Ich habe doch manchmal auch wundersame Geschichten gehört, und oft geschieht einem auch so was, wo es nicht just ist. Bist du niemals geneckt worden?

Niklas. Ach ja, aber bei Tage.

Vater. Ich rede nicht gern davon.

Niklas. Es sind Einbildungen. (Er fängt an zu singen.)

Vater. Es platzte dahinten etwas.

Niklas. Nicht doch, es ist das Wasser.

Vater. So sing' nur. Ich bin nun schon so alt geworden, und manchmal überläuft mich's doch.

Niklas. Nun hört denn auch! es ist eher lächerlich als gruslich.

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?"
Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band sein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch' dreimal und vier.
Der Wassermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Priester eben stand vorm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?"
Das schöne Mädchen lacht in sich:
„O wär' der blanke Ritter für mich!"
Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen, gieb mir Wort und Treu'!"
Er trat über Stühle drei und vier:
„O schönes Mädchen, zieh mit mir!"
Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier hast du meine Treu'; ich folg' dir leicht."

Sie gingen hinaus mit Hochzeitschaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr;
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
„Halt', schönes Mädchen, das Roß mir hier!
„Das niedlichste Schiffchen bring' ich dir."
Und als sie kamen auf den weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land;
Und als sie kamen auf den Sund,
Das schöne Mädchen sank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
Ich rath' euch Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.

Vater. Ein lustiger Tanz! eine schöne Invitation!

Niklas. Habt ihr nichts schreien gehört?

Vater. Einbildungen! Wenn ich mich nicht fürchte, hör' ich nichts: dir fällt noch was aus dem Lied' ein.

Niklas. Es schrie wahrhaftig. Mir fiel's unterm Singen so aufs Herz, und ich wollte schwören, ich hörte was.

Vater. Fängst du nun an? du Großhans!

Niklas. Ich ruh' euch nicht eher, bis ich weiß, wo sie ist.

Vater. Sie ist kein klein Kind, sie wird nicht ins Wasser fallen.

Niklas. Der Wassermann ist mir zuwider.

Vater. Siehst du nicht gar die Nixe!

Niklas. Nein, es ahnet mir was.

Vater. Es träumt dir.

Niklas. Es giebt ein Unglück! ein Unglück!

Vater. Geh' nur! Lauf' nur! du machst mir bange. Ich will auch suchen.

Niklas. Dortchen! Dortchen!

Vater. Nur nicht so ängstlich. Dortchen!

Niklas. Mein Dortchen!

Vater. Fasse dich nur, sey nicht so albern!

Niklas. Ach, mein Dortchen! mein Dortchen!

Vater. Lauf' nur zu Susen, ich will zum Gewatter hinauf.

Niklas. Sie wäre gewiß hier.

Vater. Es ist nicht möglich.

Niklas. Vater, ich fahre aus der Haut.

Vater. So geh' nur vom Flecke. Sehe nur nach; am Ende liegt sie gar im Bette!

Niklas. Nein doch, nein!

Vater. Sie hat erst Wasser holen wollen, da steht der Stutz.

Niklas. Wo ist der andre? ich seh' ihn nicht.

Vater. Wer weiß!

Niklas. Vater, ach Vater!

Vater. Was ist's?

Niklas. Ich bin des Todes!

Vater. Was giebt's?

Niklas. Sie ist ertrunken! Hier hängt ihr Hütchen. Im Wasserschöpfen fiel sie hinein! Vater!

Vater. Laß sehen! Laß sehen! Unglück über alle Unglücke!

Helft! helft sie retten!
Sie ist ertrunken!
Ist unvorsichtig
In Fluß gesunken!
Um Gottes willen,
Was stehst du da?

Niklas.

Es lähmt der Schrecken
Mir alle Glieder.
Ich steh' verworren,
Ich sinke nieder;
Ich kann nicht wissen,
Wie mir geschah.

Vater.

Die Nachbarn schlafen,
Ich will sie wecken.
Auf! hört uns, höret!
Vernehmt das Schrecken.

Chor (erst einzeln, dann zusammen).
Was giebt's! Wer ruft uns,
Uns durch die Nacht?

Vater.
Helft! helft sie retten!
Sie ist ertrunken!
Ist unvorsichtig
In Fluß gesunken!
Um Gottes willen,
Was steht ihr da!

Alle (bald wechselnd, bald zusammen).
Gilt nur geschwinde!
Lauft nach den Reusen!
Wohl blieb sie hangen:
Und zündet Schleißen,
Und brennet Fackeln
Und Feuer an! [1]

Geschwind' zu Schiffe!
Herbei die Stangen!
Sie aufzusuchen!
Sie aufzufangen!
Den Strom hinunter!
Habt Acht! Habt Acht!

Dorchen (aus dem Gebüsche hervortretend).
Es ist mir der Streich,
Er ist mir gelungen!

[1] Auf diesen Moment war eigentlich die Wirkung des ganzen Stücks berechnet. Die Zuschauer faßen, ohne es zu vermuthen, dergestalt, daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen. Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte, unter mancherlei Abwechselungen, bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal auflohderte.

Doch sind sie in Schrecken
Und Angst um mich!

Ich habe die Lieben
Vergebens geängstet;
Mich jammern die Armen!

Ich eile zu sagen,
Ich eile zu rufen:
Hier bin ich!
Noch leb' ich!
Noch leb' ich für euch! (Ab.)

Vater (der von dem Wasser herauf kommt).
Ihre Stimm' hab' ich vernommen,
Himmel! wäre sie entkommen!
Hör' ich hie? und hör' ich da?
Sie schien fern und schien mir nah.

Dortchen (zurückkehrend).
Ja, ihr habet recht vernommen,
Ach, ich bin zu spät gekommen!
Lieber Vater, ich bin da!
O verzeiht mir, was geschah!

Vater.
Wie? und du bist nicht ertrunken?
Find' ich dich nicht einmal feucht?

Dortchen.
Ich bin nicht in Fluß gesunken,
Vater, wie es euch gedäucht.

Vater.
Heysa lustig!
Sie ist wieder hier!
Hört auf zu suchen!
Hört auf euch zu ängsten!
Kommt her,
Freut euch mit mir!
Doch wo, sag' an, hast du gesteckt?

Dortchen.

Verzeiht, wenn ich euch so erschreckt!
O laßt euch sagen:
Ich wollt' euch plagen,
Ich wollt' euch necken
Und euch erschrecken;
Ich macht' euch bange,
Weil ihr so lange
Von Hause bleibt.

Ja, mein Vater, ihr müßt mir verzeihen, es war wirklich nicht so bös gemeint. Ihr wißt, wie ich euch immer so inständig bitte, mich nicht warten zu lassen, zur rechten Zeit beim Essen zu seyn. Glaubt ihr, daß mich's niemals verdrießt, daß ich niemals Langeweile habe, wenn ich so bis in die tiefe Nacht alleine sitzen muß, und ihr außen bleibt und meinen Bräutigam zurückhaltet, daß er nicht so bald wieder bei mir seyn kann, als er es gern wünschte. Ihr müßt mir diese Posse nicht übel nehmen und wieder gut seyn.

Vater.

Du Böswicht!
Du ungerathen Kind!
Uns so zu necken!
So zu erschrecken!
Niklas verzweifelt
Dich zu erretten;
Nachbarn und Freunde
Sind aus den Betten,
Jammern und klagen,
Schrei'n und verzagen,
Sag', welch ein Muthwill',
Tolle! dich treibt?

Dortchen.

Hört mich nur!
Schreit nicht so!
Haltet mit Schelten!

Vater.

Möcht' ich doch,

Sollt' ich doch
Dir es vergelten!

Dortchen.

Glaubt nur, es reut mich,
Was ich gethan.

Vater.

Kaum und mit Mühe
Halt' ich mich an.

Niklas (kommt mit den andern). Ach Himmel, sie lebt! sie ist da! Dortchen, wo bist du geblieben?

Dortchen. Lieber Niklas!

Vater. Es ist dein Glück, daß sie kommen!

Niklas. Sag' mir nur! — Ich muß dich küssen!

Vater. Weg mit ihr! Sie verdient die Freude nicht.

Niklas. Ich kann mich noch nicht erholen.

Dortchen. Rede dem Vater zu!

Niklas. Vater, beruhigt euch; sie ist ja nicht verloren.

Vater. Ei was! davon ist die Rede nicht! Sie verdiente, daß ich ihr den Muthwillen austriebe.

Niklas. Was soll das heißen?

Vater. Verstehst du denn nichts?

Niklas. Ich habe noch nichts gehört.

Dortchen. Vergieb mir im voraus!

Niklas. Ich begreife kein Wort.

Vater. Sie hat uns zum besten gehabt.

Dortchen. Ihr habt mich oft genug geängstigt; da wißt ihr, wie's thut.

Niklas. Wie kam denn dein Hütchen hier ins Gebüsche?

Dortchen. Ich hing's hinein.

Niklas. Du Vogel! es war kein feiner Spaß; denn du weißt, wie wir dich lieben.

Dortchen. Mit Ueberlegung geschah's nicht. Der Unmuth überraschte mich. Wie oft soll ich noch sagen, verzeiht!

Niklas. Unter Einer Bedingung.

Dortchen. Und die?

Niklas. Daß du Ernst machst. Und daß wir von den Fischen, die wir heute gefangen haben, die schönsten morgen zur Hochzeit auftischen.

Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint
Und überall wird ſchön Suschen beweint.
Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?

Dortchen. Laß mich!

Vater. Ganz gut! Wenn's mir nachgeht, sollst du keine Gräte davon zu sehen kriegen, und sollst dein Ja noch lange für dich behalten.

Dortchen. Das wäre keine große Strafe.

Vater. Denk' doch! Ich nehm' dich beim Wort; du darfst mir den Kopf nicht toller machen.

Niklas. Stille, Vater, und laßt uns gewähren. Ich habe eure Einwilligung, und wegen der Schäkerei wollen wir —

Vater. Und über eurem Geschwätze wollen wir nicht vergessen, daß die Nachbarn mit Recht einen großen Dank und einen guten Schlaftrunk fordern können, da wir sie doch umsonst geweckt haben. Sieh, wie sie beisammen stehen und sich verwundern, daß uns nichts einfällt.

Niklas. Ihr habt recht. Dortchen gieb uns die Flasche. Sie haben sich's um deinetwillen recht angelegen seyn lassen. Es war ihnen rechter Ernst dich zu finden und dich zu retten. Ich hab' es erst gesehen, wie lieb du allen bist.

(Dortchen bringt Flasche und Glas, schenkt ein und reicht's dem Alten.)

Vater. Gute Freunde, tausend Dank! Und zu guter Nacht eure Gesundheit! Prosit allerseits! Und nun rings herum auf das Wohl des Brautpaars.

Alle (trinken). Prosit hoch!

Vater. Das Mädchen, wovon du gestern das Lied sangst, kriegte einen Mann durch Witz; du kriegst ihn durch Schalkheit. Ihr probiret doch alle Wege, bis einer gelingt.

Dortchen. Pfui doch! das wäre auch der Mühe werth.

Vater.

Es war ein Ritter, er reist' durch's Land,
Er sucht' ein Weib nach seiner Hand.
Er kam wohl an einer Wittwe Thür,
Drei schöne Töchter saßen vor ihr.
Der Ritter er sah und sah sie lang';
Zu wählen war ihm das Herz so bang.

Niklas.

Wer antwort't mir der Fragen drei,
Zu wissen, welche die meine sey?

Dorthen.

Leg' vor, leg' vor uns der Fragen drei,
Zu wiſſen, welche die beine ſey.

Niklas.

Sag', was iſt länger als der Weg daher?
Und was iſt tiefer als das tiefe Meer?
Oder was iſt lauter als das laute Horn?
Und was iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn?
Oder was iſt grüner als grünes Gras?
Und was iſt ärger als ein Weibsbild was?

Vater.

Die erſte, die zweite, ſie ſannen nach;
Die dritte, die jüngſte, die ſchönſte ſprach:

Dorthen.

O, Lieb' iſt länger als der Weg daher,
Und Höll' iſt tiefer als das tiefe Meer,
Und der Donner iſt lauter als das laute Horn,
Und der Hunger iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn,
Und Gift iſt grüner als grünes Gras,
Und der Teufel iſt ärger als ein Weibsbild was.

Vater.

Kaum hat ſie die Fragen beantwort't ſo,
Der Ritter er eilt und wählet ſie froh.
Die erſte, die zweite, ſie ſannen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

Alle.

Drum, liebe Mädchen, ſeyd auf der Hut!
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

Vater (zu den Nachbarn). Ihr wollt nun wohl auch wieder zu Bette? Kommt nur noch einen Augenblick herunter, zu ſehen was wir für einen Fang gethan haben. Ich muß ihnen noch friſch Waſſer geben; mein einer Fiſchkaſten iſt zu Trümmern, und in den andern gehen ſie nicht alle.

(Ab mit den Nachbarn.)

Niklas. Was biſt du ſo ſtill?

Dorthen. Laß mich in Ruh'!

Niklas. Biſt du nicht vergnügt, die meine zu ſeyn?

Dorthen. Es hat ſich!

Niklas. Bin ich dir zuwider?

Dorthen. Wer ſagt das?

Niklas. Du ſchienſt mich ja ſonſt nicht zu verachten?

Dorthen. Wer thut das?

Niklas. Du magſt mich nicht?

Dorthen. Hab' ich dir einen Korb gegeben?

Niklas. Ich verſteh' dich nicht.

Dorthen. Du biſt mir beſchwerlich.

Niklas. Soll ich gehen?

Dorthen. Wenn dir's gefällt.

Niklas. Das heißt mit einem Bräutigam wunderlich umgehen.

Dorthen. Morgen! ſchon morgen!

Niklas. Nun warum nicht, wenn du mich lieb haſt?

Dorthen. Ach!

Niklas. Was fehlt dir, ich kann dich nicht ſo traurig ſehen, ich bin's gar nicht gewohnt; rede, erkläre dich!

Dorthen. Was ſoll dir das? Geh' nur hinunter! helfe dem Alten, daß er fertig wird, daß er nicht ewig kramt!

Niklas. Liebſt du mich?

Dorthen. Ja doch! geh' nur!

Niklas. Und biſt ſo niedergeſchlagen!

Dorthen. Plage mich nicht! Ich bin deine Braut, morgen deine Frau; da haſt du einen Kuß drauf, und laß mich allein.

(Sie küßt ihn, und er geht ab.)

Dorthen. So muß und ſoll es denn ſeyn, was ich ſo lange wünſchte und fürchtete.

Ich hab's geſagt ſchon meiner Mutter,
Schon aufgeſagt vor Sommers Mitte:
Such', liebe Mutter, dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen.
Ich hab' geſponnen genug weißes Flächschen,
Hab' genug gewirket das feine Linnchen,
Hab' genug geſcheuert die weißen Tiſchchen,
Hab' genug gefeget die grünen Höfchen,
Hab' genug gehorchet der lieben Mutter,

Muß nun auch horchen der lieben Schwieger,
Hab' genug geharket das Gras der Auen,
Hab' genug getragen den weißen Harken.
O du mein Kränzchen von grüner Raute,
Wirst nicht lang grünen auf meinem Haupte!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenscheine!
O du mein Härlein, mein gelbes Härlein,
Wirst nicht mehr flattern im weh'nden Winde!
Besuchen wert' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, sondern im Häubchen!
O du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirst noch schallen im weh'nden Winde!
Und du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirst noch schimmern im Mondenscheine!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen!
Ihr meine Ringchen, ihr goldnen Ringchen,
Ihr werdet liegen, im Kasten rosten!

Vater (indem er heraufkommt) Nicht wahr, das sind fette Burſche?

Niklas. Nun gute Nacht!

Vater. Gute Nacht allerseits! Sagt doch auch der Braut gute Nacht!

Alle. Gute Nacht an Jungfer Dortchen! Morgen um diese Zeit —

Dortchen. Verschont mich mit dem Spaß! Ich habe das Gerede recht satt, und wenn ihr es morgen nicht besser treibt, so mag die Eule Braut seyn!

Schlußgesang.

Wer soll Braut seyn?
Eule soll Braut seyn!
Die Eule sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut seyn,
Ich kann nicht die Braut seyn!

Wer ſoll Bräutigam ſeyn?
Zaunkönig ſoll Bräutigam ſeyn!
Zaunkönig ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam ſeyn,
Ich kann nicht der Bräutigam ſeyn?

Wer ſoll Brautführer ſeyn?
Krähe ſoll Brautführer ſeyn!
Die Krähe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr ſchwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer ſeyn,
Ich kann nicht der Brautführer ſeyn!

Wer ſoll Koch ſeyn?
Wolf ſoll Koch ſeyn!
Der Wolf der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr tück'ſcher Kerl,
Kann nicht Koch ſeyn,
Ich kann nicht der Koch ſeyn!

Wer ſoll Mundſchenk ſeyn?
Haſe ſoll Mundſchenk ſeyn!
Der Haſe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr ſchneller Kerl,
Kann nicht Mundſchenk ſeyn,
Ich kann nicht der Mundſchenk ſeyn!

Wer ſoll Spielmann ſeyn?
Storch ſoll Spielmann ſeyn!
Der Storch der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:

Ich hab' einen großen Schnabel,
Kann nicht Spielmann seyn,
Ich kann nicht wohl Spielmann seyn!

Wer soll der Tisch seyn?
Fuchs soll der Tisch seyn!
Der Fuchs der sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Sucht euch einen andern Tisch,
Ich will mit zu Tisch seyn,
Ich will mit zu Tisch seyn!

Was soll die Aussteuer seyn?
Der Beifall soll die Aussteuer seyn!
Kommt, wendet euch zu ihnen,
Die unserm Spiele lächeln!
Was wir auch nur halb verdient,
Geb' uns eure Güte ganz,
Geb' uns eure Güte ganz!

Scherz, List und Rache.

Ein Singspiel.

Perſonen.

Scapin.
Scapine.
Doctor.

Erſter Act.

Straße.

Scapin

(mit einem Körbchen Waaren; ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand).

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Woll ich nur laufen?
Sollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch iſt es richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es, daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch niemand hat er leicht
Geſchadet mehr, als uns

Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günstig war;
Allein sie hätt' uns doch ihr bischen Geld,
Und was sie sonst besaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlassen,
Hätt' dieser Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupassen,
Uns anzuschwärzen,
Von unserm Lebenswandel
Viel Böses zu erzählen,
Daß sie zuletzt, halb sterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte —
Wart' nur, du Knauser!
Warte, Tückischer!
Unwissender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah'! ganz nah', noch diese Nacht
Bist du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann, wir haben andre schon,
Als deines Gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Bewahre deinen Schatz,
Du sollst uns nicht entkommen.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur sparen?
O schaut heraus!

Scapin (am Fenster).

Bist du's?

Scapine.

Wer anders? Hörst du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte schläft! Still! daß wir ihn nicht wecken.

(Er tritt zurück)

Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Scapine.

Schlafe nur dein Mittagsschläfchen,
Schlafe nur! es wacht die List.
Schon so sicher, daß dein Schäfchen
Im Trocknen ist?
Warte, du bereust es morgen,
Was du frech an uns gethan,
Warte! warte! Deine Sorgen
Gehn erst an.

Scapin
(in krüppelhafter Gestalt).

Wer ist hier? Wer ruft?

Scapine (zurücktretend).

Welche Gestalt! Wer ist das?

Scapin (näher tretend).

Jemand Bekanntes.

Scapine.

O verwünscht!
Scapin! bist du's?

Scapin (sich aufrichtend).

Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, du allerbester Schatz!

Scapine.

O lieber Mann, seh' ich dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht beim Kopf
Mit beiden Händen fasse, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entschäd'ge.

Scapine.

Laß seyn! Geduld! Wenn's jemand sähe,
Das könnt uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du bist so hübsch, so hübsch, du weißt es nicht!
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht gesehn!

Scapine.

Sieh doch, ſogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!
Laß uns ſchnell
Bereden, was es giebt.
Du haſt dich alſo glücklich
Beim Alten eingeſchmeichelt? Haſt
Dich ihm empfohlen? Biſt in ſeinem Dienſte?

Scapin.

Zwei Wochen faſt.

Scapine.

Wie haſt du's angefangen?
Durch welchen Weg biſt du
Ins Heiligthum des Geizes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunſtſtück meiner werth.
Ich wußte, daß er ſeinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein
Zu Hauſe war. In der Geſtalt,
Wie du mich ſiehſt,
(Er nimmt nach und nach die Krüppelgeſtalt wieder an.)
ſaß ich vor ſeiner Thür';
Und er ging aus und ein, und ſah mich nicht,
Brummte und ſchien mich nicht zu ſehn;
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willſt du hier? Was giebt's? —
Und ich war fix und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend ſoll ich ſeyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!
(In der Perſon des Doctors.)
Geht zu andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit
Die ich nicht curiren kann.

(Als Bettler.)

Ach, weit bittrer noch als Mangel
Ist mein Elend, meine Krankheit,
Ist mein Schmerz und meine Noth;
Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Ist mein Leben nur ein Tod.

(Als Doctor.)

Reiche den Puls! Laß mich ermessen,
Welch ein Uebel in dir steckt.

(Als Bettler.)

Ach, mein Herr! ich kann nicht essen.

(Als Doctor.)

Wie? nicht essen?

(Als Bettler.)

Ja, nicht essen!
Lange, lang' hab' ich vergessen,
Wie ein guter Bissen schmeckt.

(Als Doctor.)

Das ist sehr, sehr sonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

(Als Bettler.)

Eine Küche nur zu sehen,
Gleich ist es um mich geschehen;
Nur von fern ein Gastmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern;
Würste, Braten und Pasteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth;
Reines Wasser muß mir g'nügen,
Und ein Stück verschimmelt Brod.

Ich sah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er sich auf einmal besann.
In seinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war sein guter, lieber armer Mann.
Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienst mit Munterkeit und Treu',

Was man mir aufträgt, gern verrichten:
Nur macht mich eines Herrn wollüstig Leben scheu.
Er sann und freute sich — und kurz und gut,
Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfehlungsschreiben.
Er sprach: Mein Tisch empört dir nicht das Blut,
Du kannst getrost in meinem Hause bleiben.
Wir wurden einig, und ich schlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

Scapin.

Ei nun!
Ich fastete ganz herrlich
Dem Anschein nach;
Doch wie er den Rücken wendete,
That ich im nächsten Gasthof
Nach aller Lust mir reichlich was zu Gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von seinem Geize, seinem kargen Leben,
Von seinem Unsinn, seinem Ungeschick,
Erzähl' ich nichts; darüber sollst du noch
An manchem schönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun, wie es steht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel seines Hauses.
Und ob er gleich
Mit seiner Casse sehr geheim ist,
So wett' ich doch,
Von jenen hundert köstlichen Ducaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Nase weggeschnappt,
Ist noch kein einziger aus seinen Händen.
Oft schließt er sich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das schöne Geld zusammen blinken sehn.

Wenn wir nur klug sind,
Ist es wieder unser.

Scapine.

So glaubst du, jener Streich
Den wir uns vorgenommen,
Sey durchzusetzen?

Scapin.

Ganz gewiß.
Verlasse dich auf mich!
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke.

Scapin.

In seinem Zimmer stehen zwei Gestelle
Mit Gläsern, eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchsen eins und Schachteln:
Dieß ist das Arsenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile sendet.
Auf dem Gestelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, steht eine runde Büchse,
Roth angemalt,
Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchsen stehn.
Doch diese kannst du nicht verfehlen;
Sie steht zuletzt, allein,
Und ist die einzige von ihrer Art
In dieser Reihe.
In dieser Büchse ist das Rattengift
Verwahrt,
Arsenik steht auch außen angeschrieben.
Das merke dir!

Scapine.

Wie? auf dem Gestelle rechts?

Scapin.

Wohl!

Scapine.

Und auf der obern Reihe
Die letzte Büchse?

Scapin.

Recht!

Scapine.

Arsenik steht daran,
Und sie ist roth und rund?

Scapin.

Vollkommen! Du kennst sie
Wie deinen Mann, von innen und von außen.
Wir mustern eben seine Flaschen und seine Büchsen.
Notiren, was von Arzeneien abgeht;
Da bring' ich bei Gelegenheit die Sachen durcheinander,
Daß ein Versehn noch mehr wahrscheinlich werde.

Scapine.

Brav! Und übrigens soll alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß.

Scapine.

Du fürchtest nichts von deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit nichten! wenn du die Kunst,
Ohnmächtig dich zu stellen, noch verstehst,
Mit steckendem Pulse
Für todt zu liegen,
Wenn mir der Kopf am alten Flecke steht:
Nur frisch! es geräth!
Er ist ein ganz erbärmlicher Mensch,
Ein Schelm und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Den dem die Leute gerne glauben,
Es stecke etwas hinter ihm verborgen.
Nur frisch, mein Liebchen!

Deine Hand, und guten Muth,
So ist der Braten unser!

Scapine.

Es schleicht durch Wald und Wiesen
Der Jäger, ein Wild zu schießen,
Frühmorgens, eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe soll uns nicht verdrießen;
Auch wir sind angewiesen,
Ein Jedes hat seine Jagd!

Scapine.

Auch wir sind angewiesen!
Die Mädchen auf die Tropfen,
Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O! welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen!
Denn oft ist Malz und Hopfen
Bei allen gar verloren;
Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts Kühnes wagt.

Beide.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.

Denn oft ist Malz und Hopfen,

Scapin.

An so viel armen Tropfen,

Scapine.

So viel verkehrten Thoren,

Scapin.

Und alle Müh' verloren.

Scapine.

Der ganze Schwall von Narren,

Scapin.

Läßt euch vergebens harren,

Leide.

Wenn ihr nicht Kühnes wagt.

Scapin.

Es ist nun keine Sache,
Ich weiß, wie klug du bist.
Süß ist die Rache,
Und angenehm die List.

Scapine.

Es ist gemeine Sache;
Ich weiß, wie klug du bist.
Süß wird die Rache,
Und angenehm die List.

Scapin.

So eile
Und komme bald zurück!

Scapine.

Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Leide.

Ich lade dich auf heute
Zu neuen Ergötzungen ein.
Die Rache, die List, die Beute,
Wie soll sie, wie wird sie uns freun!

Zweiter Act.

Zimmer, Gestelle mit Arzeneibüchsen und Gläsern im Grunde. Tisch zur rechten, Großvaterstuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doctor (mit Geldzählen beschäftigt).

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erste Lust und letzte Lust!
Zeigt mir alle Erdegaben,

Alles, alles ist zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Die meisten Menschen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Tasche noch
Das bischen Geld verwahrt,
Ach! da ist alles ihre,
Zuckerwerk und Näschereien.
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrst du? —
Und das Herz ist unersättlich?
Es sperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch ist für eine dieser Siebensachen
Die Baarschaft erst verändelt,
Dann Adieu, ihr schönen Wünsche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seyd ihr gekrochen:
Kind, geh' nach Hause!

Nein! nein! so soll mir's niemals werden.
So lang' ich dich besitze,
Seyd ihr mein,
Ihr Schätze dieser Erde!
Was von Besitzthum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das seh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrst du?

Soll mich ein Wagen
Mit zwei schönen Pferden tragen?

Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —
Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!
Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen?
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt!

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!
(Es klopft.)

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.
(Laut.)
Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Wacht ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor (als gähnte er).

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf,
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderſchön.

Lied des gefangnen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderſchön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu ſuchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen ſind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von dieſem ringsum ſteilen Schloß
Laß ich die Augen ſchweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeſchoß
Mit Blicken nicht ergreifen;

Scapin (hereintretend).

Wohl bekomm' euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk', es soll.
Hast du indessen
Den Umschlag fleißig gebraucht?
Hast du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das versäum' ich nie.
Wie sollt' ich auch den eignen Leib so hassen,
Nicht alles thun, was ihr verordnet?
Unendlich besser fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme,
Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu spüren,
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Frisch wie zuvor.
Nur ach, der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen hast,
Brauchst du ihn nicht zu stillen. —
Laß' uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo sind wir stehn geblieben?
Welche Reihe hast du zuletzt gebakt?

Scapin (am Gestelle deutend).

Hier diese!

Doctor.

Wohl, wir müssen eilen,
Damit ich wisse, was von jeder Arzenei,
Von jeder Species mir abgeht,
Daß ich bei Zeiten mich in Vorrath setze.
Ich habe schon zu lang' gezaudert,
Es fehlt mir hie und da.

Scapin
(steigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repositorium steht.)
Rhabarbar! ist zur Hälfte leer.

Doctor (am Schreibtisch)
Wohl!

Scapin.
Der Lebensbalsam!
Fast ganz und gar verbraucht.

Doctor.
Ich glaub' es wohl,
Er will der ganzen Welt fast ausgehn.

Scapin.
Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchse voll!
Ich weiß nicht, was ich sagen soll.
Ihr wißt ja sonst recht wohl zu sparen,
Verschwendet ihr so die köstlichste der Waaren?

Doctor.
Gar recht! Du hast dich nicht geirrt!
Ja wohl bin ich ein guter Wirth,
Es jammerte mich stets die Perlen klein zu malen:
Für dießmal sind es Austerschalen.

Scapin.
Königlich Elixir!
Wie roth, wie schön glänzt diese volle Flasche!
Mein guter Herr, erlaubt mir, daß ich nasche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.
Laß sie nur stehen! Laß sie seyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs ist aller Welt bekannt,
Von seiner Wirkung **königlich** genannt;
Es schlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.
(Es klopft.)
Doch fahre hübsch in einer Reihe fort!
Was soll das seyn? Du bist bald hier, bald dort!
(Es klopft.)

Doctor.

Mich dünkt, es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend ist schon nicht mehr weit.
Geh' hin und sieh; es ist sonst nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

(Scapin ab. Der Doctor beschäftigt sich während des Ritornells mit diesem und jenem.)

Scapin (kommt zurück).

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang' gesehn.
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen!
Jung, bescheiden, sanft und schön.

Doctor.

Führ' herein das junge Weibchen:
Mich verlanget sie zu sehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen,
Sie muß nicht von weitem stehn.

Doctor.

Nur herein! O wie schön!

(Zu zwei.)

Nur herein! O wie schön!
So bescheiden und so schön!
Nur herein!
Sie muß nicht von weitem stehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.
Ich bin ein Mädchen!

Nennt mich nicht Weibchen;
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß sich fassen;
Tret' Sie getrost herbei!
Sie darf vor aller Welt sich frei,
Vor Kaiser und vor Königen sich sehen lassen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie! Sie darf sich mir vertraun.
Wie soll man mehr auf äußres Ansehn baun!
Wer Sie nur sähe, sollte schwören,
Sie sey recht wacker und gesund;
Ich glaub' es selbst, es muß Ihr schöner Mund
Mich eines andern erst belehren.

Scapine.

Wollt ihr den Puls nicht fühlen, weiser Mann?
Vielleicht erfahrt ihr mehr, als ich euch sagen kann.
(Sie reicht ihm den Arm.)

Doctor.

Ei! ei! was ist das?
Wie geschwind'!
Wie ungleich,
Bald früher, bald später.
Das kindische, unschuldige Gesicht! —
Im Herzchen ist kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls ist ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Gesteh', wie es in deinem Herzen steht.

Scapine.

Ach! wie sollt' ich das gestehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht so ins Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.

Fühlen Sie mein Herz; es schläget,
Es beweget
Meine Brust schon allzu sehr!

Ach! was ſoll ich denn geſtehen? —
Mir nicht ſo ins Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

(Sie hat ſich während der Arie manchmal nach Scapin umgeſehen, als wenn ſie ſich vor ihm fürchtete.)

Doctor.

Ich verſtehe dich;
Du trauſt mir wohl,
Doch willſt du dich vor dieſem Burſchen da
Nicht expliciren.
Ich lobe die Beſcheidenheit.

(Zu Scapin.)

Haſt du nichts zu thun als dazuſtehn?
Geh' hin, beſchäft'ge dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmliſches Behagen;
Ich glaube gar, mir knurrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Luſt zum Eſſen ſtellt ſich ein.
O dürft' ich, um es zu beweiſen,
Gleich hier in dieſen Apfel beißen!

(Er greift ihr an die Wange.)

Doctor.

Willſt du! — Unverſchämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Biſſen iſt für dich zu fein.

(Er treibt ihn fort.)

Nun, ſchöner Schatz, ſind wir allein.
Geſtehe mir nun was dich quälet,
Was du zu viel haſt, was dir fehlet.

Scapine.

O ſonderbar und wieder ſonderbar
Iſt mein Geſchick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es iſt ſo ſeltſam und ſo wahr!

Gern in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeien
Den Schäfer nur blasen,
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und rasen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Nase,
Möcht' ich sie zupfen;
Seh' ich Perrücken,
Möcht' ich sie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patschen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich sie klatschen.

(Sie übt ihren Muthwillen, indem sie jeres was sie singt, gleich an ihm ausläßt.)

Hör' ich Schalmeien,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

(Sie zwingt ihn zu tanzen, schleudert ihn in eine Ecke, und wie sie sich erholt hat, fällt sie wieder ein.)

Nur in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bei diesem sanften Paroxysmus
Wollen wir's bewenden lassen!
Daß ja der tolle Dämon nicht sein Spiel
Zum zweitenmal mit meiner Nase treibe!

(Wie sie eine muntere Gebärde annimmt, fährt er zusammen.)

Noch niemals hat ein Kranker

So deutlich ſeinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück, daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat Sie Vertraun zu mir?

Scapine
(freundlich und zuthätig)

Vertraun? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugſam explicirt?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Vertraun
(Er thut ihr ſchön, ſie erwidert's.)
Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzenei erſt kräftig wird —
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:
Die große Heftigkeit verſpricht kein langes Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte ſind zu ſcharf.
(Bei Seite.)
Ich muß ihr Arzeneien geben,
Damit ſie einen Arzt bedarf.

(Während des Ritornells des folgenden Duetts bringt der Doctor einen kleinen Tiſch hervor, und indem er einen Becher darauf ſetzt, fällt er ein.)

Doctor.

Aus dem Becher, ſchön vergoldet,
Sollſt du, liebes Veilchen trinken:
Aber laß den Muth nicht ſinken;
Es iſt bitter, doch geſund.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verſchuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken;
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich verſprech's mit Hand und Mund.

Doctor

(der jedesmal hin und wieder läuft, und von den Repoſitorien Büchſen und Gläſer holt und dann davon in den Becher einſchüttet, ſie aber zuſammen auf dem Tiſche neben dem Becher ſtehen läßt).

Drei Meſſerſpitzen
Von dieſem Pulver!

Drei Portiönchen
Von dieſem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von dieſen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von dieſem Safte!
O welch ein Tränkchen!
O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfriſchet;
Du haſt ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach, mein Herr! Ach miſchet! miſchet
Nicht ſo viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun misceatur, detur, signetur.
Kühlendes, ſpülendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köſtlicher hab' ich
Nie was bereitet!
Nimm es, vom beſten
Der Wünſche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur friſch!
Und du wirſt heiter,
Geſund wie ein Fiſch.

Sie nimmt indeſſen den Becher, zaudert, ſetzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pauſe. Stummes Spiel. Wie ſie den Becher gegen den Mund bringt:

Scapin

(außen in einiger Entfernung).

Hülfe!

Doctor.

Was ſoll das ſeyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich ſchreien?

Scapin.

Rettet!

Doctor.

Soll das mein Diener seyn?

Scapin.

Rettet!

Scapine.

Ich hör' ihn schrein.

Scapin (herein tretend).

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Ist alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt sich der Dampf?
(Scapin ab.)

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geschlagen!

Scapine.

Was soll ich ergreifen?
Was soll ich euch tragen?

Doctor
(ihr eine Schatulle reichend).

Hier! nimm!
Nein! laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geschlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin
(mit ein Paar Eimern).

Hier bring' ich Wasser.
Auf! Wasser getragen!
Es mehrt sich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entsetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löschet
Und rettet das Haus!

Scapine.

Fasset und traget
Und schleppet hinaus!

(Sie bringt dem Doctor die Eimer auf, sie rennen wie unsinnig durcheinander, endlich schieben sie den Doctor zur Thüre hinaus. Scapin hinter ihm drein. Scapine kehrt in der Thüre um und bricht, da sie sich allein sieht, in ein lautes Lachen aus.)

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt!
Geschwind gewagt!
Das ist vortrefflich gut gegangen!

(Sie gießt den Trank zum Fenster hinaus und stellt den Becher wieder an seinen Platz.)

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.
Geschwind, daß ich das Beste nicht vergesse!
Wo steht die Büchse?

(Sie sieht sich an den Repositorien um.)

Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der ſollte mein Trauter bleiben.

Roſe.

Ich blühe ſchön, und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meineſt mich, die Roſe, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du haſt gar einen hohen Sinn,
Es herrſcht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein du biſt das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Roslein hat gar ſtolzen Brauch
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze ſchlägt in treuer Bruſt
Und iſt ſich rein, wie ich bewußt,
Der hält mich wohl am höchſten.

Hier! das muß sie seyn.

(Sie steigt auf dem Tritt in die Höhe.)

Arsenik! Ja, getroffen, schnell getauscht. —
Diese hier ist ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieser, wie in jener.

(Sie verwechselt die Büchsen, setzt die eine auf das Tischchen, die andere hinauf)

Gut!
Welch Entsetzen wird den Alten fassen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch seine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geschwind, zu sehen, wo sie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.

Nur unverzagt!
Es ist vortrefflich gut gegangen!
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

Das Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit? welcher Unsinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverständ'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häuslichen Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläser,
Büchsen und Sachteln,
Mein halb Dispensatórium
Hinunter schlucken,
Eh' ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Rein heraus zu spülen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohnedieß
Gar manche Arzeneien
Aufs neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bei euch selbst zu Gaste!

Scapine kommt.

Doctor.

Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.
Es roch und stank im Hause;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unterm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Asche
Und dampft und stinkt:
Das war die Feuersbrunst! —
Ich will dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löschen!
Geh'! geh' mir aus den Augen!
Dein Glück ist dieses schöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl

In meinem Busen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh'!

(Scapin ab.)

Doctor

(sieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapinen).

Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es frisch hinein?

Scapine

(die indessen allerlei Gebärden des Uebelseyns gemacht hat).

Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Gluth! O welche Pein! —
Mir ist's, ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.

Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.

Sag' Sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Scapine.

Ach! wer kann die Schmerzen stillen!
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.

Weh! ich zittre! Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geschick!

Scapine.

Ich verschmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es soll die Facultät entscheiden.
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entsetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach, wie zerreißen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Scapine.

Schon steigen bittre Todesleiden
Herauf ans Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein schönes, allerliebstes Püppchen!
O setze dich!

(Er führt sie zum Sessel.)

Nur einen Augenblick Geduld;
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, ist unschuld'ge Arzenei;
Sie sollte eigentlich
Fast ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts halb Schädliches dabei.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angstschweiß steht mir auf der Stirn.
Was ist geschehn? Was ist dir? Rede frei!

Scapine (auffahrend).

Welch ein schreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!
Ja, es ist Gift!
Ich bin verloren! Und du bist der Mörder!

Doctor.

Du fabelst, kleiner Schatz.

Scapine.

Widersprich mir nicht,
Gesteh' mir, ich fühl' es, ich muß sterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

(nach einer Pause, in welcher der Doctor unbeweglich gestanden, auf ihn losfahrend).

Es wüthet in meinen Eingeweiden

Unbändiger der Schmerz.
Es faſſen bittre Todesleiden
Mein bald zerriſſen Herz.

(Sie geht in ein Gebärdenſpiel über, als wenn ſie außer ſich wäre, als wenn ſie an einen fremden Ort geriethe.)

Doctor.

Welche Gebärden!
Himmel! was ſoll das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich ſchaudernd dieſen Pfad,
Allein ich muß.
So ſey es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt' an! halt' hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich ſendeſt,
Sollſt du mit!
Du ſollſt nicht mehr auf unſre Koſten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt ſchon Charon's Nachen.
Herbei! herbei! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer ſchneller! Näher heran!
(Zum Doctor.)
Doch ſtille! daß ich dich nicht nenne,
Daß dich der Alte nicht erkenne.
Du haſt ihm ſo viel Fährlohn zugewendet;
So manches Seelchen ihm geſendet:
Erkennt er dich, ſo nimmt er dich nicht ein;
Du kannſt ihm hüben mehr, als drüben nütze ſeyn.

(Sie ſtößt ihn vor ſich hin, gleichſam in den Kahn. Sie ſteigt nach ihm ein, hält ſich manchmal an ihn feſte, und gebärdet ſich in der folgenden Arie, wie eins, das in einem ſchwankenden Schiffe ſteht.)

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuſeln
Sich fliehende Wellen;
Wir ſchwanken und ſchwimmen,

Wir ſchweben und ſchaukeln
Ans Ufer hinan.

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuſeln,
Ein Aechzen, ein Bellen. —
Sind's Lüfte? Sind's Stimmen?
Ja! Ja! es umgaukeln
Schen Geiſter den Kahn.

(Sie macht die Gebärden, als wenn ſie ausſtiege, den Fährmann bezahlte u. ſ. w.)

Doctor.

Ja! ja! wir ſind nun angelandet.
Laß uns nur ſehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob jemand hier zu Hauſe ſey.

(Er will nach der Thüre, ſie hält ihn ab.)

Scapine.

Zurück! zurück! das iſt nun meine Sache!
Du wirſt noch immer früh genug
In dieſen hölliſchen Palaſt
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an dieſen Schwellen
Erſt aus von meiner weiten, böſe Reiſe.

(Sie ſchiebt den Schemel, worauf ſie ſich ſetzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.)

Und du, bleib' hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlaſſen!

Doctor

(indem er vergebens verſucht zu entkommen).

Wie komm' ich zur Thüre,
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:

Aber ich verliere,
Was ich auch erſinne;
Wenn ich ſie nicht betrüge,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Pluto's Reich zu ſeyn,
Vor ſeiner Thür' zu ſitzen und zu ruhn.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir was Poetiſches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich ſtelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die ins Haus gehören,
Wird ſie den Eingang nicht verwehren.

(Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt ſie an.)

Wau! Wau!
Mach' Platz,
Mein Schatz,
Es giebt Verdruß!
Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß ins Haus,
Ich bin der Cerberus.

(Da er ihr zu nahe kommt, giebt ſie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.)

Scapine (aufſtehend).

(Der Doctor fährt auf und in die rechte Ecke.)

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten ſoll.
Ja! ja! du Böſewicht,
Dein Maaß iſt voll!
Hervor mit dir! Sie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürſt.
Es ſind ſo viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirſt.

(Gegen den Lehnſeſſel gekehrt.)

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr ſie all' herbei gerufen,
Die Opfer dieſes Erdenſohns?

Verdient er schon von euch Belohnung,
Daß er die öde, kalte Wohnung
Mit Colonisten reich besetzt;
Vergesset, daß ihr ihn als Unterhändler schätzt;
Wollt ihr parteiisch auch dem Arzt vergeben;
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben;
Ich stell' ihn euch als Mörder vor.

In eurem finstern Hause
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich schlepp' ihn bei den Haaren,
Ich zerr' ihn bei der Krause
Vor euren furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geister sich schon!

(Die Pantomime der vorhergehenden Arie giebt sich von selbsten. Am Ende wirft sie sich in den Sessel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Gebärden des Schmerzens; sie scheint zu sich zu kommen; er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, gebärdet sich ängstlich. Sie stößt von Zeit zu Zeit schmerzhafte Seufzer aus. Dieses stumme Spiel wird von Musik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Gesang fällt und Scapin zugleich von außen sich hören läßt.)

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Gesundheit.
Sieh, ich beschwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unschuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erschallen,

Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.

(Er tritt herein.)

Doctor.

Ach, mein Freund,
Sieh nur hier!
Diese stirbt,
Glaubt von mir
Und von meinen Arzeneien
Umgebracht zu seyn.

Scapine.

Mein Auge sinkt in Nacht —
Ich sterbe!
Dieser hat mich umgebracht!

Doctor (zu Scapin).

Du glaubst es nicht,
Du kennest mich zu gut.

Scapin.

Ist's möglich — Herr! — Warum?
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!
Der Strafe sich nicht entziehe!
Der Tod giebt mir nur diese kleine Frist
Zu bitten: sey gerecht!
Wenn du nicht sein Helfers-Helfer bist.

Doctor.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns sie überstehn?

Scapin.

Welche schwere Missethaten
Seh' ich geschehn!

Scapin.

Ach wohin — bin ich — gerathen? —
Ach! das Licht — nicht mehr — zu sehn!

(Während dieses Terzetts ahmt sie eine Sterbende nach und liegt am Ende desselben für todt da.)

Scapin.

Sie ist todt! Ganz gewiß!
Es stockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine schreckliche Geschichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt'! bleibe!
Beim heiligen Hippokrates,
Galenus und bei Sokrates,
Der am Versuch mit Schierling selber starb,
Bei allen Pfennigen, die ich mir je erwarb,
Unschuldiger ist nichts aus meiner Hand gekommen,
Als jenes Tränkchen, das sie eingenommen.
Nähm's einer auch zum Frühstück täglich ein,
Weder schlimmer, weder besser,
Sollt's ihm in seinen Häuten seyn.
Hier steht noch alles, wie ich's eingefüllt.

(Scapin tritt hinzu.)

Was giebt's? Was ist dein Blick so wild?
Dein Auge starrt! du zitterst! Rede, sprich!
Welch ein Gespenst erschrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieser Büchse steht
Arsenik angeschrieben.

Doctor.

A — Ar — Arsenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht seyn!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückseliger! Wie kam sie da herab?

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein,
Und rein von [illegible] Fehlen;
Doch muß ich [illegible] gefangen ſeyn,
Und muß mich einem quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, ſeyn
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde ſonſt der Alte mein
Mit ſo viel Sorgen warten?
Im ſchönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tauſend Farben.

Graf.

Die Nelke ſoll man nicht verſchmähn,
Sie iſt des Gärtners Wonne:
Bald muß ſie in dem Lichte ſtehn,
Bald ſchützt er ſie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es iſt nicht ausgeſuchte Pracht:
Es iſt ein ſtilles Blümchen.

Veilchen.

Ich ſteh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne ſprechen,
Doch will ich, weil ſich's eben ſchickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug, sie steht nun hier,
Und schwerlich läßt sich ein Versehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich stumm,
Nachts wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin (ihm die Büchse vorhaltend)

Seht an! Seht her!
Es sey nun, wie es sey.
Welch Unheil habt ihr angestiftet!
Das arme Mädchen ist vergiftet.

Seht die Blässe dieser Wangen,
Seht nur an die steifen Glieder!
Herr! Was habt ihr da begangen?
Ach, er sank auf ewig nieder,
Dieser schöne holde Blick!

Hier ist es besser weit entfernt zu seyn.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

Doctor.

Bedenke du, was ich an dir gethan!
Hier ist Gelegenheit, dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm deines guten Herrn dich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff', auch du kannst schweigen.
Sieh dieses schöne Paar Ducaten
Ist dein, wenn du sie zusammenraffst,
Sie mir aus dem Hause schaffst.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Beim Himmel! wohl ein schöner Lohn!
Ist es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut Nacht sie aus dem Hause trage?
Ich schleppe sie erst eine gute Strecke,
Werf' sie in den Canal, lehn' sie an eine Ecke;
Ertappt man mich, Adieu, du armer Tropf!
Was eure Kunst gethan, das büßt mein Kopf.

Doctor.

(geht nach der Schatulle, nimmt heraus).

Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willst du mir um zehne dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.

Hier sind zwanzig.

Scapin.

Kein Gedanke!

Immer weiter!

Doctor.

Ich erkranke,

Es vergeht mir das Gesicht!

Nimm die dreißig —

Scapin.

Laßt doch sehen!

Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.)

Dreißig! Es wird nicht geschehen,

Es ist wider meine Pflicht!

Doctor.

Hier noch fünf und nun nichts drüber!

(Scapin läßt sie in den Beutel zählen, dann wie oben.)

Scapin.

Glaubt, mir ist das Leben lieber.

Ich laufe! ich eile,

Ich sag's dem Richter an.

Doctor.

Ach bleibe, verweile!

Was hab' ich dir gethan?

Scapin.

Wollt ihr, daß ich auf den Galgen

Warten soll?

Euer Markten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die funfzig voll.

Doctor.

Schönſter Theil von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.

Scapin.

Herr! Nun, habt ihr bald gethan?

Doctor.

Hier die funfzig! O ſchreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!

Scapin (bei Seite).

Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.

Doctor.

Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.

Scapin.

Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeyd nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrei' ich euch.

Doctor.

Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.

In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.

Hier sind die Schlüssel,
Und im Gewölbe
Ist auch durch Zufall
Ein Sack schon bereit.

Scapin.

Sachte, sachte
Bring' ich sie fort.

Doctor.

Stille, stille
Bringe sie fort!

(Sie schieben sie mit dem Sessel hinaus.)

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine kommt zur Thüre heraus und sieht sich um.

Bin ich allein? Wie finster hier und stille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt sich gleich, wie hoher Götter Wille,
Selbst die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einsam langem Sehnen
Bringen auch verschmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Lust.
Nacht, o holde! —

Es schl[illegible] mit leisen Schritten
Die Lis[illegible] deinen Schatten;
Sie suchet ihren Gatten,
Den Trug! — Im stillsten Winkel
Entdeckt sie ihn, und freudig
Drückt sie ihn an die Brust!

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin (steht zur Seitenthüre herein).
Es kommt mit leisen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten;
Erkennst du deinen Gatten?
Und in dem stillen Winkel
Entdeckt er dich, und freudig
Drückt er dich an die Brust!

Scapine.
Wer schleicht mit leisen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In diesem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm' an meine Brust!

Beide.
Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier uns umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

Scapine.
Ist's glücklich? ist's gelungen?

Scapin.
Hier ist das Geld errungen!

Scapine.
O schön! o wohl erworben!

Scapin.

Er ist mir fast gestorben.

(Zu zwei.)

Das ist die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er sich!

Scapine.

Du hast die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun ist es Zeit, ich geh' mich zu verstecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erschrecken!
Hörst du? Von ferne durch die Nacht
Ein Wetter zieht herbei. Der Donner mehrt das Grausen.
Er soll hervor, und schlief er noch so fest!
Geh' nur! Ich will im alten Nest
Wie sieben böse Geister hausen.

Scapine (allein).

Sie im tiefen Schlaf zu stören,
Wandle näher, Himmelsstimme!
Mit posaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß sie es hören,
Die mich grausam hergebracht!

Rollet, Donner! Blitze, senget!
Was ist über mich verhänget?
Wer verschloß mich in die Nacht?

Scapin (schaut zur Thüre herein).

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben schleichen,
Dein Toben hat ihn aus dem Bett gesprengt.
Nichts wird der Furcht, nichts dem Entsetzen gleichen.
Ein schwer Gericht ist über ihn verhängt!

(Scapin ab. Scapine horcht und zieht sich an die hintere Thüre zurück.)

Doctor (mit einer Laterne).

Still iſt es, ſtille!
Stille, ſo ſtille!
Regt ſich doch kein Mäuschen,
Rührt ſich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt ſich doch und rühret ſich doch nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der ſo tobte, ſo ſchlug?
Still iſt es, ſtille!

Scapine
(inwendig ganz leiſe, kaum vernehmlich).

Ach!

Doctor.

Hä?

Scapine
(mit verſtärkter Stimme, doch immer leiſe).

Ach!

Doctor.

Was war das?

Scapine (lauter).

Weh!

Doctor (an der Vorderſeite niederfallend).

O weh!

Scapine
(immer inwendig leiſe und geiſtermäßig).

Ach! zu früh
Trugen ſie
Mich ins Grab,
Ins kühle Grab.

Doctor (immer an der Erde).

Ach, ſie kommt wieder;
Denn in dem Sacke

Trug sie mein Diener
Schon lange davon.

Scapine (wie oben)

Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!

Doctor

(der sich aufzuheben sucht und wieder hinfällt)

O! wär' ich von hinnen!
Wo sind' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh sollt' ich sterben,
Frühe vergehen.
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach, ich muß sterben,
Ich muß vergehen.
O gäbe der Himmel,
Es wäre schon Tag!

Scapine (im weißen Schleier an die Thüre tretend)

Welch ein Schlaf? Welch Erwachen!
Ein schauerlicher Ort, ein traurig Licht!

(Sie kommt weiter hervor)

Wie trüb' ist mir's,
Mir schwankt der Fuß,
Wie matt!

(Sie erblickt den Alten auf der Erde)

Ihr Götter! welch ein Nachtgesicht!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Gespenst wird mich gewahr —
Laß ab! Quäle mich nicht,

Unruhiger, unglückſel'ger Geiſt!
Ich bin an deinem Tode nicht ſchuldig.
Oh! — Weh mir, Weh!

Scapine (wankend).

Weh mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor (indem er aufſteht).

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Ach, nun erkenn' ich dich! Weh mir,
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in deinen Händen!

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's, dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben.
Vollende, was du gethan!

Doch wie? In deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!
Ich weiß, du kannſt, was keiner kann;
Ich will dir's hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,
So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen fleh' ich's an!

Doctor.

Gerne, alles ſteht zu Dienſten, was ich habe.
Steh nur auf!
Theriak! Mithridat!
Komm' herauf! komm' mit!

(Im Begriff ſie wegzuführen, hält er inne.)

Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.

(Bei Seite.)

Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus.
Der Böſewicht!
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen.

(Laut.)

Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte.
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit dir davon,
Und laufe, was du kannſt,
Sobald nur möglich iſt,
Dein Bette zu erreichen.

(Er will fort.)

Scapine.

Halte, halt'!
Du redeſt nicht wahr,
Du ſprichſt nicht ehrlich,
Ich merke dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie ſchmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche ſenden.

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz' ich ſehr:
Es iſt ſo gar beſcheiden
Und duftet ſo ſchön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingeſtehn:
Auf dieſen dürren Felſenhöhn
Iſt's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn zwei ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht,
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Nein, nichts soll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrei tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doctor.

Still, ſtille! laß dich halten!
Du biſt nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Verſäum' ich.
Ich fühle ſchon den Tod.

Doctor.

O Mißgeſchick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift,
Und habe von dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe;
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß nur noch etwas bleibe,
Ein elend, halb verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor.

Weißt du auch, was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weißt du auch, was das heißt,
Vergiftet ſeyn?

Nein, nichts ſoll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren ſich die Qualen.
Meinſt du, es ſey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmal zu bezahlen!
Himmel, das iſt zu viel!
(Auf den Knieen.)
Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie ſind mit einemmale
Fort! hin! fort! hin!
(Sie nöthigt den Alten nach dem Gelde zu greifen.)

Scapin (der hervortritt).
(Zu zwei.)
Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht noch ein;

Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Klugen erfreun!

(Da ſie den Alten hören, verbirgt ſich Scapin.)

Doctor

(mit einem Beutel).

Laß mich noch an dieſem Blicke,
Mich an dieſem Klang ergötzen!
Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt;
Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach! du nimmſt mein Leben hin.

(Den Beutel an ſich drückend.)

Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach, du Reſt von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine

(die unter voriger Arie ſich ſehr ungeduldig bezeigt).

Glaubſt du, daß mir armem Weibe
Nicht dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?

(Sie reißt ihm den Beutel weg.)

Iſt's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor

(nimmt die Laterne auf und leuchtet).

Welcher Schmerz!

Scapine.

Ganz und gar
Iſt's vollbracht.
Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!

(Sie eilt nach der Thüre, der Alte ſieht ihr verſtummt nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.)

Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette,
Und träume die Geſchichte!
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin (hervortretend).

Geh', Alter, geh' zu Bette!

(Zu zwei.)

Geh' zu Bette!

Scapin.

Und träume die Geſchichte!

(Zu zwei.)

So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was iſt das?
Was ſeh' ich?
Was hör' ich da?

Beide.

Höre nur und ſieh:
Das Geld war unſer,
Und iſt es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?
Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn, herbei!
Ich werde beſtohlen.

Scapins (zu Scapin).

Eile! O eile,
Die Wache zu holen,

Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine
(wirft ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Krüppels annimmt).

Gift.

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift!

Scapine (mit Zuckungen).

Ich ſterbe!
Ai!

Doctor.

Still!

Scapine.

Ai! Ai!

Doctor.

Still! Still!

Scapine.

Ich ſterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket,
Ich ſterbe, mich erſticket
Ein kochendes Blut!
Ich ſterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine (an der einen). **Scapin** (an der andern Seite).

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?
(Sie ſchütteln ihm mit dem Beutel vor den Ohren.)

Scapine.

Kling ling!

Scapin.

Kling ling!

Beide.

Kling! ling! ling!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Busen zerspringen!

Beide.

Kling ling! Kling ling! ling!

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder! Gift!

Scapine (in der Stellung wie oben).

Ich sterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun schweigen?

Scapin.

Wer darf sich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille! Still!

Beide.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr sie klingen?
Kling ling!

Scapine (in der obigen Stellung)

Ich sterbe!
Mir siedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine.

O weh!

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen ſie?
Ich weiß nicht, betrügen ſie?
Ich weiß nicht, ſind ſie toll?

Beide.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur, ſeht!
Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Ach, er kennt
Sich ſelbſt nicht mehr!
Ach, es iſt um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beide.

Keine Verlegenheit
Ficht uns an.

Scapin.

Ai!

Doctor.

Stille!

Beide.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beide.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Send doch beſcheiden!
Geht, legt euch ſchlafen!
Träumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Die ungleichen Hausgenossen.

Ein Singspiel.

Fragmentarisch

Ritter Curt's Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt ſich Ritter Curt aufs Roß;
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebſten Schloß;
Als am öden Felſenorte
Drohend ſich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut;
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr nicht ſo geſchwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen,
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbei begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,

Scenario.

Erster Act.

Rosette.
Rosette. Flavio.
Poet.
Rosette. Flavio.
Pumper.
Rosette. Flavio.
Poet. Pumper.
Rosette. Flavio. Poet. Pumper.

Zweiter Act.

Baroneffe. Arie, Adagio.
Baroneffe. Poet. Duett. Romanze.
Baroneffe. Baron. Pumper. Bedienten. Terzett, eigentlich Haupt-Arie des Barons.
Baroneffe. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett.
Baroneffe. Gräfin.
Die Vorigen. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. Finale.

Dritter Act.

Gräfin. Baron. Arie, Allegrette. (Er will den Flavio gern haben.)
Gräfin. Rosette.
Rosette. Flavio. Zärtlich Duett. Vorher Arie, Andantino
Die Vorigen. Gräfin. Intereffantes Terzett.
Gräfin.

Vierter Act.

Poet. Musik. Hauptpartie des Poeten.
Pumper. Janitscharen-Musik.

Beide.
Baroneſſe. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. NB. Baron Hauptpartie.
Die Vorigen. Gräfin. Roſette. Flavio. Finale, Vaudeville.

Fünfter Act.

Roſette. Adagio.
Roſette. Bei Seite Poet.
Roſette.
Roſette. Bei Seite Pumper.
Roſette. Poet. Pumper. Terzett.
Alle Finale.

Erſter Act.

Park.

Roſette.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Berbergt meine Freude,
Berberget mein Glück!

Er kommt! er kommt! Ich ſah ihn von dem Pferde ſteigen, wie friſch, wie flink! Er bringt gewiß die gute Nachricht, daß die Gräfin, ſeine Gebieterin, noch heute unſer Haus mit ihrer Gegenwart beglücken wird. Welche Freude ihrer Schweſter der Baroneſſe, meiner gnädigen Frau: welch Vergnügen ihrem Schwager dem Baron! und welche Wonne mir! Und mir! warum? Geſtehe, zartes Herzchen, der Bote freut dich mehr, mehr als die Botſchaft, die er bringt. Er kommt mir nach! er iſt nicht weit! Ich muß, um mich zu faſſen, noch einen Augenblick in dieſe Büſche gehen. Ja, Flavio, du haſt in meinem Herzen zu viel gewonnen! Ich darf es mir, dir darf ich's nicht geſtehen.

(Sie geht ab.)

Flavio.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah' ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen;
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung? ſind's Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Wo biſt du? fliehe nicht vor mir, wo biſt du, ſchönes, ſüßes Kind! So hab' ich nie geritten, nie ſo toll gejagt, als ſeit ich dieſes Schloß von fern erblickte. Ja, es iſt wahr, mehr als ich ſelber glaubte, ich liebe ſie! Und die Entfernung, das Geräuſch der Welt, die Luſt des Lebens hat jenen ſanften, ſtarken erſten Eindruck nicht geſchwächt. In deiner Nähe bin ich der leichte Menſch nicht mehr; ja, ja ich liebe dich! O komm', o komm'! und laß ein zärtliches Geſtändniß dir nicht zuwider ſeyn! Ich höre rauſchen, gehen — ja, ſie iſt's.

Roſette tritt auf

Flavio. Willkommen, ſchönes Kind!

Roſette. Mein Herr, willkommen! Es freut mich Sie zu ſehen.

Flavio. Und mich entzückt es.

Roſette. Wird Ihre gnädige Gräfin bald hier ſeyn?

Flavio. Binnen wenig Stunden. Zwar ich ließ ſie weit zurück und eilte, wie ſie befahl, voraus, die Nachricht ihrer Ankunft hierher zu bringen; doch brauchte ſie die Eile mir nicht zu befehlen.

Roſette. Wo kommen Sie jetzt her?

Flavio. Gerade von Paris.

Roſette. Nach dieſem deutſchen Ritterſitze? Gewiß um des Contraſtes willen!

Flavio. O nein! die Gräfin liebt ihre Schwester so sehr und sehnt sich so nach ihr, daß selbst die Hauptstadt ohne sie ihr einsam scheint.

Rosette. Doch Ihnen, die Sie keine Schwester haben?

Flavio. Ach mir! — Sie wissen nicht, Sie glauben nicht —

Rosette. Nur eins gestehen Sie: Hat nicht die Baronesse in Briefen oft geklagt?

Flavio. Worüber?

Rosette. Verstellen Sie sich nicht! Ich weiß die Gräfin hat Vertrauen auf Sie.

Flavio. Nun ja, ich weiß es wohl, die Baronesse ist nicht ganz mit dem Gemahl zufrieden, noch der Gemahl mit ihr. Es ist recht lustig oder traurig, wie man's nimmt, zu lesen, wie sie beide sich verklagen; und doch, sie scheinen sich einander herzlich gut.

Rosette. Das sind sie auch und sind recht herzlich gute Leute.

Flavio. Allein warum verträgt sich ihre Güte nicht? Das ist mir einmal unbegreiflich.

Rosette. Und doch sehr einfach.

Flavio. Nun?

Rosette. Wie soll ich sagen, was leicht zu sagen ist? Sie sind nicht gleichgestimmt, sie finden nichts, was sie vereinigt, und da sie keine Kinder haben, so hat — gesteh' ich's geradezu und sage frei den rechten Namen — so hat ein jedes seinen eigenen Narren.

Flavio. Schon gut; sie werden schon verschiedener Art, an Schellenkapp' und Jacke sich nicht ähnlich seyn.

Rosette. Erinnern Sie sich nicht vom vorigenmale, da Ihre Gräfin wenig Tage nur bei uns blieb —

Flavio. Nicht einer einzigen Gestalt, als Ihrer erinnere ich mich von jener Zeit. Ich war noch viel zu flüchtig, viel zu jung, und kümmerte in keinem Hause mich um etwas anderes, als um meine Freude; und wo ich Wein und schöne Augen fand, war übrigens die innere Verfassung und Herr und Frau und Knecht vor meinen Blicken sicher.

Rosette. Der Baronesse Günstling ist ein Poete, . . . genannt, der sonst nicht übel ist. Ich läugne nicht, daß er zuweilen recht gute Verse macht und artig singt; allein an ihm ist unerträglich, daß alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, daß er zu jeder Zeit empfindet. Er fühlt rechts und links die Schönheit der Natur; kein Baum darf unbewundert

grünen oder blühen, kein Stern am Horizont herauf, die Sonne sich nicht zeigen; und der Mond beschäftigt ihn nun gar vom ersten Viertel bis zum letzten.

Klavio. Und dann das Schönste der Natur, die reizende Gestalt Rosettens.

Rosette. Sie beschämen mich. Ja, wohl empfindet er, wenn er mich sieht, wie er versichert, gar unnennbare Empfindungen; doch leider macht es mich nicht stolz; ein jedes Frauenbild wirkt auf sein zartes Herz, wie jeder Stern. Still, still! er kommt. Ich stecke mich hier hinter diese Büsche, daß er uns nicht zusammen trifft.

Klavio. Ich gehe mit.

Rosette. Nein, nein! erlauben Sie. In jenem Busche gegenüber ist auch ein guter Anstand für den Jäger. Bemerken Sie ihn wohl, er kommt, er singt.

(Sie verstecken sich auf zwei verschiedenen Seiten.)

Vort.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Ich ziehe ins Enge
Mich stille zurück.
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Was seh' ich hier, o weh! Ein armes Thier, so grausam hintergangen. Wie? ist dieß Elysium, der schönsten Seele reiner Himmelssitz, vor euren mörderischen Schlingen nicht sicher! O zarte Gebieterin, so achtet man dein.

Rosette. Nun sehen Sie den Herrn Immensus, da haben Sie ein Beispiel: die Drossel, die hier an der Schlinge hängt, macht ihm Entsetzen. Es ist wahr, dieß ist der Platz an dem die Baronesse sich gar oft

gefällt, den ſie ſich angepflanzt, den ſie geheiligt. Sie liebt die Jagd nicht, liebt nicht daß vor ihren Augen man tödte, Droſſeln würge. Und doch ward hier geſchoſſen, Schlingen ſtellt man aus, man ſucht mit Hunden durch. Das alles thut der Baron, gar nicht um ſie zu kränken, er denkt ſich nichts dabei; allein nun geht der zarte Sänger hin und ſchreit von Gräuel, von Barbarei der Baroneſſe vor und malet einen Vogel, der erſtickt, ſo ganz erbärmlich aus; dann giebt es . . . und Thränen.

Flavio. Das kann nichts Gutes werden.

Roſette. Wenn nun gerade der Baron den Widerpart von dieſem Dichter in ſeinem Dienſte hegt.

Flavio. Nun ja, da mag es gute Scenen geben. Wer iſt denn der?

Roſette. Ein ſonderbarer Kerl, ein alter treuer Diener. Schon bei dem ſeligen Herrn ſtand er in Gunſt, mit dem Baron hat er in drei Campagnen tapfer ſich gehalten, das Maul iſt ihm der Quere gehauen, daß er nicht ganz vernehmlich ſpricht. Er iſt ein ganzer Jäger, zuverläſſig wie Gold, und plump, wie jener zart iſt; kurzgebunden, langdenkend. Er kann nie ſich über ſeinen Freund erzürnen, ſeinen Feinden nie verzeihen; gefällig und wieder ſtockig ohne Gleichen. Er unterſcheidet ſich vorzüglich in einem einzigen Punkte von einem Menſchen, der bei Sinnen iſt.

Flavio. Ich bin begierig dieſen Punkt zu wiſſen.

Roſette. Er ſagt es gerade wie er's denkt. So ſpricht er nun auch gerade von ſich ſelbſt, von ſeiner Treue, ſeiner Tapferkeit, von ſeinen Thaten, ſeiner Klugheit, und was ſein größtes Glück iſt: er glaubt von einem großen Hauſe herzuſtammen, das ich denn auch nicht ganz unmöglich halte. Das alles giebt Gelegenheit, ihn hundertmal zum Beſten zu haben, ihn zu myſtificiren, ihn zu mißhandeln; denn ſo innerlich iſt ſeine Natur in Redlichkeit beſchränkt, daß er nach tauſend tollen, groben Streichen noch immer traut und immer alles glaubt. Wer huſtet? Ja, er kommt, er iſt es ſelbſt. Geſchwind an unſere Plätze; ſonſt überraſcht er uns.

Flavio (geht ihr nach). Entfernen Sie mich nicht von Ihrer Seite!

Roſette. Nein, nein, mein Herr! dort, dorten iſt Ihr Platz.

(Sie verſtecken ſich wie oben.)

Pumper mit einer Flinte, Haſen und Feldhühnern.

Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute

Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Zur Küche zurück;
Hier sind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück!

Rosette. Nun, wie gefällt der Freund?

Flavio. Das heiß' ich mehr Original seyn, als erlaubt ist.

Rosette. Den kennen Sie nun auch .... derb, eigen, steif und krumm; ein bischen toll, nichts weniger als dumm. Wie oft versündigt sich der gnädige Herr an ihm: man läßt ihn lang als Cavalier behandeln, giebt aus des seligen alten Herrn Garderobe ihm reiche Kleider, frisiret ihm die tollsten Perrücken auf den Kopf, und treibt es so, daß er sich selbst gefällt. Sie haben ihm sogar, als käm' es von dem durchlauchtigen Vetter, den er zu haben wähnt, mit vielen Ceremonien ein Ordensband und einen Stern geschickt; so muß er sich denn der Gesellschaft präsentiren, sich mit zu Tische setzen. Und wie's ihm wohl in seinem Sinne wird, dann geht es Glas auf Glas, man füttert ihn mit leckern Speisen fast zu Tode. Der arme Kerl erträgt's nicht und fällt um. Man zieht ihn aus, legt einen schlechten Kittel ihm an, bemalt ihm das Gesicht mit Ruß, schießt ihm Pistolen vor den Ohren los, zündet Schwamm ihm in der Tasche an. Mich wundert daß er noch nicht völlig rasend oder todt ist.

Flavio. Ich kann mir denken, wie die Baronesse leidet.

Rosette. Unglücklicher kann niemand werden, als sie's bei diesen Scherzen ist. Oft halbe Tage lang hat sie geweint, sie dauert mich und ich weiß nicht zu helfen.

Flavio. Ich höre sie von ferne wiederkommen.

Rosette. Sie sind im Streit, geschwind uns zu verbergen! Ich komme dann von dieser Seite, Sie von jener, begrüßen sie und uns, als hätten wir sie erst, als hätten wir uns nicht gesehen.

(Sie verstecken sich, wie oben.)

(Pumper läuft dem Poeten nach und hält ihm die Droſſeln vors Geſicht.)

Pumper.

Theilen Sie doch mein Vergnügen,
O der zarte Herr von Butter!
Alle Vögel kann er fliegen,
Keinen Vogel hangen ſehn.

Poet.

Welch ein grauſames Vergnügen!
Mit dem ſchönen eignen Futter
Dieſe Thierchen zu betrügen,
Gräßlicher kann nichts geſchehn.

Pumper.

Euch erwartet mehr Vergnügen;
Wenn ſie mit der braunen Butter
Zierlich in der Schüſſel liegen,
Werdet ihr ſie lieber ſehn.

Koſette.

Pfui, ihr Herren, welch Vergnügen!
Immerfort die alten Tücken,
Stets ſich in den Haaren liegen,
Wie zwei Hähne dazuſtehn.

Poet.

Und ich ſoll hier mit Entzücken
Seine todten Vögel ſehn?

Pumper.

Er kann nur mit feuchten Blicken
Einen todten Vogel ſehn.

Koſette.

Unſer Koch wird mit Entzücken
Seine fetten Vögel ſehn.

Flavio (von ferne kommend).

Wenn nicht Ohr und Auge trügen,
Soll mich dieſer Wald beglücken.

(Herbeitretend.)

Welch ein köſtliches Vergnügen,
Allerſeits Sie hier zu ſehn!

Rosette.

Unerwartetes Vergnügen,
Daß Sie wieder uns beglücken!
Werden wir uns nicht betrügen,
Ist es unserthalb geschehn.

Poet.

Diese Freude, dieß Vergnügen
Kann ich meinem Herrn erwiedern.
(Bei Seite, doch so daß es allenfalls Pumper hören kann.)
Leider! leider muß ich lügen,
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.

Pumper.

Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Nein, mir reißt's in allen Gliedern,
Nicht das mindeste Vergnügen
Macht es mir, Sie hier zu sehn.

Flavio.

Läßt sich treu und grob nicht scheiden?
Soll ein Fremder das nicht rügen?
Ihn muß wundern, soll er leiden,
So empfangen sich zu sehn.

Rosette (bei Seite).

Wie verberg' ich mein Vergnügen!
Diese Regung, diese Freude,
Ach, ich fürcht', an meinen Zügen,
An den Augen wird er's sehn.

Flavio (bei Seite).

Ihre Freude, ihr Vergnügen
Zeigt sich sittsam und bescheiden;
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.

Rosette (bei Seite).

Wie gebiet' ich meinen Zügen?
Ach, ich fürcht', er wird es sehn.

Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den behenden Ritter auf.
O verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Rößlein ſtieg,
Da fand er ſein Schlöſſlein oben;
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun, Gräflein, da biſt du zu Haus
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.

Flavio (bei Seite).
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich, mich zu sehn.
Port (bei Seite).
Sicher wird er sie betrügen.
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.
Pumper (allein laut).
Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.
Rosette (laut).
Gern bekenn' ich das Vergnügen,
Sie, mein Herr, bei uns zu sehn!
Flavio (laut).
Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn.
Port.
Wem verdankt man das Vergnügen,
Sie aus Frankreich hier zu sehn?
Pumper (laut und vor sich herumgehend).
Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Mich verdrießt's, ihn hier zu sehn.
Flavio.
Soll ein Fremder das nicht rügen,
So empfangen sich zu sehn!
Rosette.
Wer wird eine Tollheit rügen!
Lassen Sie den Narren gehn.
Flavio (gegeneinander und zusammen).
Welch ein himmlisches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu sehn!
Rosette.
Ja, viel Freude und Vergnügen,
Wieder Sie bei uns zu sehn.
Port.
Ihm mißgönn' ich das Vergnügen,
So empfangen sich zu sehn.

Pumper (bei Seite).
Ja, ein herzlich Mißvergnügen
Macht es mir, ihn hier zu sehn.

Flavio.
Der Freude kann nichts gleichen,
In Freundschaft und Vertrauen
Die Gegend anzuschauen,
Die Gärten anzusehn!

Rosette.
Ich muß zur gnäd'gen Frauen;
Doch wird die Sonne weichen,
Der Abend stille grauen,
Ist erst der Garten schön.

Poet.
Sie wird ihn mir vergleichen,
Dieß ist noch mein Vertrauen;
Wie wird der Flüchtling weichen,
Sie wird's mit Augen sehn.

Pumper.
Der Bosheit kann nichts gleichen;
Das soll ich ruhig schauen,
Dem Schmetterling zu weichen,
Dem Paare nachzugehn.

Baronesse.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Leise tönet meine Klage,
Ich verberge Wunsch und Triebe,

Einſam nähr' ich Schmerz und Wunde,
Traure mein verlornes Glück.

Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?
Heimlich nähr' ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Vierter Act.

Poet mit Muſicis. Pumper, hernach mit dem Regiments-Tambour, horchend.

Poet.

Auf dem grünen Raſenplatze,
Unter dieſen hohen Linden
Werdet ihr ein Echo finden,
Das nicht ſeines Gleichen hat.
Uebet da die Serenade,
Die der Gräfin
Heut am Abend
Sanft die Augen ſchließen ſoll.
Welch ſchöner Gedanke
Der zarten Baroneſſe,
Die göttliche Lina!
Sie iſt wie ein Engel,
Gefälligkeitsvoll.

(Geht mit den Muſicis bei Seite.)

Pumper (hervortretend)

Auf dem großen Platz mit Sande
In der Läng' und in der Breite
Habt ihr Raum für eure Leute,
Und da ſchlagt und lärmt euch ſatt!
Uebet mir das tolle Stückchen,
Das die Gräfin

Morgen frühe
Aus dem Schlafe wecken soll.

(Er geht mit dem Regiments-Tambour ab.)

(Serenate von blasenden Instrumenten mit Echo, die dem folgenden Auftritt zur Begleitung dient.)

Poet.

Es säuselt der Abend,
Es sinket die Sonne,
Erquickend und labend
In Thau und in Wonne:
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor.

O herrliche Sonne!
Du gleichest der Gräfin,
Die blendend gefällt.
Und Luna, du milder Stern,
Du gleichst der holden Baronesse.

O Luna, ich vergesse
Der Sonne gar gerne.
O Luna, ich vergesse
In deinen sanften Strahlen,
In deinem süßen Lichte,
Vor deinem Angesichte
Der Sonne der Welt.

Nur sachte, nur leise,
Ihr Flöten, ihr Hörner,
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube
Vernehme!

Ihr hellen Clarinetten,
Nur leise, nur sachte!

Ihr Hoboen, Fagotte,
Beſcheiden, beſcheiden!
Sachte! Leiſe!
So! So!
Damit man das Rauſchen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube,
Die leiſeſten Schritte
Der wandelnden Göttin
Vernehme!

Ja, ich vernehme
Die Schritte der Göttin!
O näher und näher,
Du himmliſche Schöne:
Hier ruht Endymion!
Welch hölliſcher Lärmen
Zerreißt mir die Ohren!
O weh mir! ich ſterbe,
Ich ſeh' mich verloren.
Die göttliche Stimmung,
Zum Teufel iſt ſie!
Abſcheuliche Töne!
So knirſchen, ſo grinzen
Tyranniſche Söhne
Tyranniſcher Prinzen,
Im ewigen Kerker,
Zu Höllen-Muſiken,
Zum teufliſchen Ton.

Pumper.

Nur lauter, nur ſtärker,
Damit man es höre.
Nur laut, es erwachet
Kein Schläfer davon.

Nur ein bischen ſtark und ſtärker,
Sonſt erwacht kein Menſch davon.

Töner, ihr Poſaunen,
Ihr Trompeten, hallt!
Donnert, ihr Kartaunen,
Daß der Himmel ſchallt,
Widmet eurer Stimme
. . . verbundne Macht
Eines Helden Grimme
Und dem Lärm der Schlacht!
Seinen Ruhm zu melden,
Fama, töne du,
Schmeichlerin der Helden,
Dreifach laut dazu!

Poet.

In ſtilleren Chören
Dich zu verehren
Verlangen die Muſen,
Reinere Töne
Ertheilten ſie mir.

Ich ehre, ich preiſe
Auf ſtillere Weiſe
Den Edlen, den Guten,
Die Tugend der Tugend,
Beſcheidenheit hier.

Fünfter Act.

Nacht.

Roſette allein.

Ach, ihr ſchönen, ſüßen Blumen!
Habt ihr drum ſo ſpät geblühet,
Um an meinem bangen Herzen
Zu verblühen, meiner Schmerzen
Stille Zeugen ach! zu ſeyn.
Ja, für mich hat er ſie gepflückt,
Dieſen Morgen, wie friſch! gebracht,
Und an dieſe Bruſt
Raſch mit einem Kuß gedrückt,
Und nun welken ſie zu Nacht.
Im Gemiſch von Schmerz und Luſt
Beglückt,
Ach, wohin ſoll ich mich wenden?
Begleitet mich,
Lieb mir, friſch aus ſeinen Händen,
Und weit lieber nun zerknickt.

Roſette.

Aha, der hat mich in Verdacht,
Als hätt' ich Flavio hierher beſtellt.
Wart' nur, zum Glück iſt's finſtre Nacht,
Und es iſt heilſam, daß ich mich zerſtreue.
Das ſoll mein krankes Herz vergnügen,
Mit doppelter Stimme den Eiferſüchtigen zu betrügen.
Doch ſtill! wer will mich noch belauſchen?
Ich höre wieder was von dieſer Seite rauſchen.

Port.

Roſette! Roſette!
Sie hört nicht, ſie iſt weiter,

Sie hat ſich verſteckt.
Ich ſah wohl zum Garten
Verſtohlen ſie ſchleichen.
Ich wette, ich wette,
Sie hat ihn beſtellt.
Roſette! Roſette!
Sanftes Herz!
Welche Regungen bewegen
Deinen Gleichmuth, deine Ruhe?
Wie ein Sturm in fernen Wogen,
Kündet ſich in meinem Buſen
Ein gewaltig Wetter an.
Schon rollen des Zornes
Lautbraufende Wellen
Und Blitze der Eiferſucht
Erhellen
Die wogende Fluth.
Roſette! Roſette!
Ich faſſe mich nicht,
Ich ſterbe vor Wuth!

Wie? in dieſen tiefen Schatten,
Wo nur Götter ſich begegnen ſollten,
Lockt ſie ihn! Sie! die unbeſcholten
Den beſten Gatten,
Die das treuſte Herz verdient.

Sie lockt ihn, den Franzoſen!
O Schande, o Schmach!
O Schmach dem Vaterlande!
O allen Deutſchen Schande!
Für dieſen Franzoſen
Seyd ihr, ihr ſchönen Roſen,
So lieblich aufgeblüht?
Rache!
Ja Rache glühet ſelbſt in Götterbuſen auf.

Weh ihm, wenn ich ihn finde!
Dieſe Hand . . . . .
Schon rollen des Zornes
Lautbrauſende Wellen
Und Blitze der Eiferſucht
Erhellen
Die tobende Fluth.

Pumper.

Einen von ihren Burſchen
Hat ſie hierher beſtellt.
Ich ſah ſie leiſe ſchleichen,
Ich weiß ſchon, wer ihr gefällt;
Doch will mir's nicht gefallen,
Ich gebe mein Ja nicht dazu.
Du ärgerſt mich vor allen,
O du Franzoſe, du!
Ein guter deutſcher Stock
Soll dir die Rippen waſchen,
Ich lehre dich
In unſerm Garten naſchen.

Roſette.

O glücklich! der Zweite,
Er kommt mir zurecht:
Betrüg' ich ſie beide,
Das alberne Geſchlecht.

(Laut.)

O mein Geliebter! Beſter, biſt du nah?

(Als Klarie.)

Mein ſüßes Kind! hier bin ich, ich bin da.

Port.

Hör' ich doch in jenen Lauben
Ihre Stimmen ganz gewiß.

Pumper.

Allerliebſte Turteltauben,
Girrt ihr in der Finſterniß!

Roſette.

O du mein Theurer,
Du meine Seele!
Des Lebens Freuden,
Des Lebens Schmerzen
Kenn' ich durch dich,
Fühl' ich um dich.

Pumper, Poet (bei Seite).

Wart', ich will es dir geſegnen!
Ihm kann ſie ſo ſchön begegnen,
Aber mir kein gutes Wort?

Roſette (als Klavier).

O meine Theure!
Wenn ich mich quäle,
Wenn ſich die Freude
Mir drängt zum Herzen,
Iſt es um dich,
Iſt es durch dich.

Pumper.

Wart', ich will es dir geſegnen!
Wart', es ſollen Schläge regnen,
Iſt nur erſt das Mädchen fort.

Gräfin.

Pumper, nun, wem wieſt du's bringen?

Pumper.

Wem? Der ſchönſten Gräfin, Ihnen.

Gräfin.

Was iſt ſachter als Mondeswandeln?
Was iſt leiſer als Katzentritte?
Was iſt heimlicher als . . . .
Was iſt —

Baron.

Stille!

Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl beſſer gemacht.
Drum raſch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Geſtelle.

Und als er im willigen Schlummer ſo lag,
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte die raſchle ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Bröſelein hätte!
Doch ſiehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich mit Amyelen-Licht,
Mit Redner-Gebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der ſchläft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Wir haben uns Feſte hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlaſſen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu praſſen.
Und wenn du vergönneſt und wenn dir nicht graut
So ſchmauſen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drei Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein ſingendes klingendes Chor
Poſſirlich kleiner Geſtalten;

Gräfin.

Was ist —

Kosette.

Still!

Bride.

Du bist ganz aus dem Gleise,
Ganz aus der Melodie.

Baron.

Jeder Narr hat seine Weise,
Seine eigne Melodie.

Gräfin.

Gut, ich nehm's als wohl gesungen
Und ich nehm's als wohl gelungen.

Leise ist des Mondes Wandeln,
Doch des klugen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre List

Nimm du dich in Acht, du Narr, ich fürchte dich zu erben:
Du warst nur sonst als Narr bekannt,
Nun wirst du klug und gar galant;
Geht es so fort, so mußt du nächstens sterben.

Er muß für den Affront,
Den er uns angethan,
Erst Schläge haben;
Dann komm' er,
Fordre Satisfaction
Auf Degen und Pistolen,
Ja auf Kanonen!
Ich bin bereit.

an diesem Wesen,
An diesen Mienen lesen:
Du bist zu grob gewesen;

Das wird nicht gut gethan.
Ein gar zu lockres Wesen
Steht keinem Prinzen an.

Rosette darf sich setzen,
Ihre Durchlaucht erlauben das.

Nicht höflich genug gewesen,
Das wird nicht gut gethan.

Gnädiger Herr, wir sind verlegen.

Hasse, doch nicht meinetwegen?
Werden selbst den Scherz verzeihn.

Das ist der Herr von Pumper,
Ba Ba Baron von Pumper,
Der zur Gesellschaft ist.

Du bist zu grob gewesen,
Du solltest an dem Wesen
An seinen Mienen lesen;
Schau' nur, wie dumm du bist.

Ich hab' ihn nicht geheißen
Inkognito zu reisen,
Und ein zu lockres Wesen
Steht keinem Prinzen an.

Durchlauchtigster —

Flavio.

Keine Titel!
Dieses ist das beste Mittel,
Wie man mir gefallen kann.

Poet.

Hoher Gönner —

Flavio.

Nichts dergleichen!
Denn ich habe, nicht zu schweigen,
Für die Musen nichts gethan.

Da drückt' ich alle Hände,
Bot jeder Strauß und Kranz;
Dann schwang ich mich behende,
Mit jeder mich im Tanz.
Mit allen Schelmen-Augen
Ich Schelmereien trieb,
Und leichte Lust zu saugen
War jede Lippe lieb.

Seit dreißig Jahren
Lockt diese Freude
Die ersten Thränen
Aus meinen Augen!
Laßt diese Freude
Mich nicht ersticken

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefällt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen
Kommt vielleicht noch besser fort;

Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn
Iſt ein guter, leichter Sinn.

Amor ſtach ſich mit dem Pfeile
Und war voll Verdruß und Harm,
Rief zur Freundſchaft: Heile! heile!
Faßte ſchluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er, ohne Dank und Wort,
Mit dem Leichtſinn wieder fort.

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und, wenn andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich! ſo ergeht es mir.

Schießeſt du nur weit vom Ziele,
Ganz erbärmlich geht es dir.

Dieſer Narr iſt an dem Ziele,
Du verdienſt die Kolbe dir.

Er trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.

Wer trägt ſchwerer, als zur Mühle
Das geduldige, gute Thier!

Der Zauberflöte

zweiter Theil.

Fragment.

Tag, Wald, Felsengrotte zu einem ernsthaften Portal zugehauen. Aus dem Walde kommen

Monostatos. Mohren.

Monostatos.

Erhebet und preiset,
Gefährten, unser Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Chor.

Es ist uns gelungen,
Es half uns das Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Monostatos.

Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Bald ist es gethan.

Chor.

Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Bald ist es gethan.

Monostatos.

O Göttin! die du in den Grüften
Verschlossen mit dir selber wohnest,
Bald in den höchsten Himmelslüften,
Zum Trutz der stolzen Lichter, thronest,

O höre deinen Freund! hör' deinen künftigen Gatten!
Was hindert dich, allgegenwärtige Macht,
Was hält dich ab, o Königin der Nacht!
In diesem Augenblick und hier zu überschatten!

(Donnerschlag. Monostatos und die Mohren stürzen zu Boden. Finsternis. Aus dem Portal entwickeln sich Wolken und verschlingen es zuletzt.)

Die Königin (in den Wolken)

Wer ruft mich an?
Wer wagt's mit mir zu sprechen?
Wer diese Stille kühn zu unterbrechen?
Ich höre nichts — so bin ich denn allein!
Die Welt verstummt um mich; so soll es seyn!

(Die Wolken dehnen sich über das Theater aus und ziehen über Monostatos und die Mohren hin, die man jedoch noch sehen kann.)

Woget, ihr Wolken, hin,
Decket die Erde,
Daß es noch düsterer,
Finsterer werde!
Schrecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leise verhalle bang',
Ende den Nachtgesang
Schweigen und Tod!

Monostatos und das **Chor** (in voriger Stellung, ganz leise).

Vor deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königin.

Seyd, ihr Getreuen, mir
Wieder erschienen?

Monostatos.

Ja, dein Getreuer,
Geliebter, er ist's.

Königin.

Bin ich gerochen?

Chor.

Göttin, du bist's!

Königin.

Schlängelt, ihr Blitze,
Mit wüthendem Eilen,
Raſtlos, die laſtenden
Nächte zu theilen!
Strömet, Kometen,
Am Himmel hernieder!
Wandelnde Flammen,
Begegnet euch wieder,
Leuchtet der hohen
Befriedigten Wuth!

Monoſtatos und der **Chor.**

Siehe! Kometen
Sie ſteigen hernieder,
Wandelnde Flammen
Begegnen ſich wieder,
Und von den Polen
Erhebt ſich die Gluth.

(Indem ein Nordlicht ſich aus der Mitte verbreitet, ſteht die Königin wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen ſich Kometen, Elmsfeuer und Lichtballen. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie einen zwar grauſenhaften, doch angenehmen Effect machen.)

Monoſtatos.

In ſolcher feierlichen Pracht
Wirſt du nun bald der ganzen Welt erſcheinen;
Ins Reich der Sonne wirket deine Macht.
Pamina und Tamino weinen;
Ihr höchſtes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königin.

Ihr neugeborner Sohn, iſt er in meinen Händen?

Monoſtatos.

Noch nicht; doch werden wir's vollenden,
Ich leſ' es in der Sterne wilder Schlacht.

Königin.

Noch nicht in meiner Hand? was habt ihr denn gethan?

Monoſtatos.

O Göttin, ſieh uns gnädig an!

In Jammer haben wir das Königshaus verlaſſen.
Nun kannſt du ſie mit Freude haſſen.
Vernimm! — Der ſchönſte Tag beſtieg ſchon ſeinen Thron,
Die ſüße Hoffnung nahte ſchon,
Verſprach, der Gattentreue Lohn,
Den lang' erflehten, erſten Sohn.
Die Mädchen wanden ſchon die blumenreichſten Kränze,
Sie freuten ſich auf Opferzug und Tänze,
Und neue Kleider freuten ſie noch mehr.
Indeß die Fraun mit klugem Eifer wachten
Und mütterlich die Königin bedachten —
Unſichtbar ſchlichen wir durch den Palaſt umher —
Da rief's: Ein Sohn! ein Sohn! Wir öffnen ungeſäumt
Den goldnen Sarg, den du uns übergeben,
Die Finſterniß entſtrömt, umhüllet alles Leben,
Ein jeder tappt und ſchwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genoſſen,
Der Vater ſah noch nicht das holde Kind,
Mit Feuerhand ergreif' ich es geſchwind,
In jenen goldnen Sarg wird es ſogleich verſchloſſen —
Und immer finſtrer wird die Nacht,
In der wir ganz allein mit Tigeraugen ſehen;
Doch ach! da muß, ich weiß nicht, welche Macht,
Mit ſtrenger Kraft uns widerſtehen.
Der goldne Sarg wird ſchwer —

Chor.

Wird ſchwerer uns in Händen.

Monoſtatos.

Wird ſchwerer, immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden.

Chor.

Er zieht uns an den Boden hin.

Monoſtatos.

Dort bleibt er feſt und läßt ſich nicht bewegen.
Gewiß! es wirkt Saraſtro's Zauberſegen.

Und Wagen auf Wagen mit allem Geräte,
Daß einem ſo Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſteht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäſte getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp
Und kürt ſich im Saale ſein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da piſpert's und kniſtert's und ſiſtert's und ſchwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tiſchen,
Da will nun ein jeder am feſtlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfriſchen;
Sie tragen die Würſte, die Schinken ſo klein
Und Braten und Fiſch und Geflügel herein;
Es kreiſet beſtändig der köſtliche Wein;
Das toſet und koſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt mit Geſange.

Und ſollen wir ſingen was weiter geſchehn,
So ſchweige das Toben und Toſen.
Denn was er, ſo artig, im Kleinen geſehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.

Chor.

Wir fürchten selbst den Bann und fliehn.

Königin.

Ihr Feigen, das sind eure Thaten?
Mein Zorn —

Chor.

Halt' ein den Zorn, o Königin!

Monostatos.

Mit unverwandtem, klugem Sinn
Drück' ich dein Siegel schnell, das niemand lösen kann,
Aufs goldne Grab und sperre so den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen sie den starren Liebling haben!
Da mag er ihre Sorge sein!
Dort steht die todte Last; der Tag erscheinet bange,
Wir ziehen fort mit drohendem Gesange.

Chor.

Sähe die Mutter je,
Säh' sie den Sohn;
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Sähe der Vater je,
Säh' er den Sohn;
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monostatos.

Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Ist federleicht der Sarkophag geworden.
Sie bringen ihn dem brüderlichen Orden,
Der, still in sich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt.
Nun muß mit List und Kraft dein Knecht aufs neue wirken!
Selbst in den heiligen Bezirken
Hat noch dein Haß, dein Fluch hat seine Kraft.
Wenn sich die Gatten sehn, soll Wahnsinn sie berücken;

Wird sie der Anblick ihres Kinds entzücken,
So sey es gleich auf ewig weggerafft.

Königin, Monostatos und Chor

Sehen die Eltern je,
Sehn sie sich an,
Fasse die Seele gleich
Schauder und Wahn!

Sehen die Eltern je,
Sehn sie den Sohn,
Reiße die Parze gleich
Schnell ihn davon!

Das Theater geht in ein Chaos über, daraus entwickelt sich:

Ein königlicher Saal.

(Frauen tragen auf einem goldnen Gestelle, von welchem ein prächtiger Teppich herabhängt, einen goldnen Sarkophag. Andre tragen einen reichen Baldachin darüber. Chor.)

Chor der Frauen.

In stiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Lust;
Ein Kind ist da, ein Sohn ist hier,
Und Kummer drückt die Brust.

Eine Dame.

So wandelt fort und stehet niemals stille,
Das ist der weisen Männer Wille,
Vertraut auf sie, gehorchet blind!
So lang' ihr wandelt, lebt das Kind.

Chor.

Ach, armes eingeschloßnes Kind,
Wie wird es dir ergehen!
Dich darf die gute Mutter nicht,
Der Vater dich nicht sehen.

Eine Dame.

Und schmerzlich sind die Gatten selbst geschieden,
Nicht Herz an Herz ist ihnen Trost gegönnt.
Dort wandelt er, dort weinet sie getrennt;
Sarastro nur verschafft dem Hause Frieden.

Chor.

O ſchlafe ſanft, o ſchlafe ſüß,
Du längſt erwünſchter Sohn!
Aus dieſem frühen Grabe ſteigſt
Du auf des Vaters Thron.

Eine Dame.

Der König kommt, laßt uns von dannen wallen.
Im öden Raum läßt er die Klage ſchallen,
Schon ahnet er die Oede ſeines Throns:
Er ſehe nicht den Sarg des theuren Sohns.

(Sie ziehen vorüber.)

Camino.

Wenn dem Vater aus der Wiege
Zart und friſch der Knabe lächelt,
Und die vielgeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt,
Ja! dem Schickſal dieſe Gabe
Dankt er mehr, als alle Habe:
Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wieder giebt.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach, es lebt, es wird geliebt,
Bis es Liebe wieder giebt.

Camino.

Dämmernd nahte ſchon der Tag
In Aurorens Purpur-Schöne.
Ach! ein grauſer Donnerſchlag
Hüllt in Nacht die Freudenſcene.
Und was mir das Schickſal gab,
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach, was uns das Schickſal gab,
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.

Camino.

Ich höre ſie, die meinen Liebling tragen.

O kommt heran! Laßt uns zusammen klagen!
O sagt! wie trägt Pamina das Geschick?

Eine Dame.

Es fehlen ihr der Götter schönste Gaben,
Sie seufzt nach dir, sie jammert um den Knaben.

Tamino.

O sagt mir, lebt noch mein verschloßnes Glück?
Bewegt sich's noch an seinem Zauberplatze?
O gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O gebt mir bald ihn selbst zurück!

Damen.

Wenn mit betrübten Sinnen
Wir wallen und wir lauschen,
So hören wir da drinnen
Gar wunderlich es rauschen.
Wir fühlen was sich regen,
Wir sehn den Sarg sich bewegen,
Wir herchen und wir schweigen
Auf diese guten Zeichen.
Und Nachts, wenn jeder Ton verhallt,
So hören wir ein Kind, das lallt.

Tamino.

Ihr Götter! schützet es auf wunderbare Weise!
Erquickt's mit eurem Trank! nähret es mit eurer Speise!
Und ihr beweis't mir eure Treue,
Bewegt euch immer fort und fort!
Bald rettet uns mit heil'ger Weihe
Sarastro's lösend Götterwort.

Lauschet auf die kleinste Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem besorgten Vater ja.

Tamino und Chor.

Und befreiet und gerettet,
An der Mutter Brust gebettet,
Lieg' er bald ein Engel da.

Wald und Fels, im Hintergrund eine Hütte, an der einen Seite derselben ein goldener Wasserfall, an der andern ein Vogelherd.

Papageno, Papagena sitzen auf beiden Seiten des Theaters von einander abgewendet.

Sie (steht auf und geht zu ihm).

Was hast du denn, mein liebes Männchen?

Er (sitzend).

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Sie.

Bin ich denn nicht dein liebes Hennchen?
Magst du mich denn nicht länger sehn?

Er.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Sie.

Er ist verdrießlich! ist verdrießlich!

Beide.

Die ganze Welt ist nicht mehr schön.

(Sie setzt sich auf ihre Seite.)

Er (steht auf und geht zu ihr).

Was hast du denn, mein liebes Weibchen?

Sie.

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Er.

Bist du denn nicht mein süßes Täubchen?
Will unsre Liebe schon vergehn?

Sie.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Er (sich entfernend).

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Beide.

Was ist uns beiden nur geschehn?

Er. Mein Kind! Mein Kind! laß uns nur ein bischen zur Vernunft kommen. Sind wir nicht recht undankbar gegen unsre Wohlthäter, daß wir uns so unartig gebärden?

Sie. Ja wohl! ich sag' es auch, und doch ist es nicht anders.

Er. Warum sind wir denn nicht vergnügt?

Sie. Weil wir nicht lustig sind.

Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitgeschenk die kostbare Flöte gegeben, mit der wir alle Thiere herbeilocken, hernach die schmackhaften aussuchen und uns die beste Mahlzeit bereiten!

Sie. Hast du mir nicht gleich am zweiten Hochzeittag das herrliche Glockenspiel geschenkt? Ich darf nur darauf schlagen, sogleich stürzen sich alle Vögel ins Netz. Die Tauben fliegen uns gebraten ins Maul.

Er. Die Hasen laufen gespickt auf unsern Tisch! und Sarastro hat uns die ergiebige Weinquelle an unsre Hütte herangezaubert — und doch sind wir nicht vergnügt.

Sie (seufzend). Ja! es ist kein Wunder.

Er (seufzend). Freilich! kein Wunder.

Sie. Es fehlt uns —

Er. Leider es fehlen uns —

Sie (weinend). Wir sind doch recht unglücklich!

Er (weinend). Ja wohl, recht unglücklich!

Sie (immer mit zunehmendem Weinen und Schluchzen). Die schönen,

Er (gleichfalls). Artigen,

Sie. Kleinen,

Er. Scharmanten,

Sie. Pa —

Er. Pa —

Sie. Papa —

Er. Papa —

Sie. Ach! der Schmerz wird mich noch umbringen.

Er. Ich mag gar nicht mehr leben!

Sie. Mich däuchte, sie wären schon da.

Er. Sie hüpften schon herum.

Sie. Wie war das so artig!

Er. Erst einen kleinen Papageno.

Sie. Dann wieder eine kleine Papagena.

Er. Papageno.

Sie. Papagena.

Er. Wo sind sie nun geblieben?

Sie. Sie ſind eben nicht gekommen.

Er. Das iſt ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen!

Sie. Wär' ich nur eine alte Frau geblieben!

Beide. Ach wir Armen!

Chor (hinter der Scene).

Ihr guten Geſchöpfe,
Was trauert ihr ſo?
Ihr luſtigen Vögel,
Seyd munter und froh!

Er.

Aha!

Sie.

Aha!

Beide.

Es klingen die Felſen,
Sie ſingen einmal.
So klangen,
So ſangen
Der Wald ſonſt und der Saal.

Chor.

Beſorgt das Gewerbe,
Genießet in Ruh'!
Euch ſchenken die Götter —

(Pauſe.)

Er.

Die Pa?

Chor (als Echo).

Die Pa, Pa, Pa.

Sie.

Die Pa? Pa? Pa?

Chor (als Echo).

Pa, Pa, Pa, Pa.

Er.

Die Papageno's?

(Pauſe.)

Sie.

Die Papagena's?

(Pauſe.)

Chor.

Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.

Er.

Komm', laß uns geſchäftig ſeyn,
Da vergehn die Grillen.
Erſtlich noch ein Gläschen Wein —

(Sie gehen nach der Quelle und trinken.)

Beide.

Nun laß uns geſchäftig ſeyn,
Schon vergehn die Grillen.

(Er nimmt die Flöte und ſieht ſich um, als wenn er nach dem Wilde ſähe. Sie ſetzt ſich in die kleine Laube an den Vogelherd und nimmt das Glockenſpiel vor ſich.)

(Er bläſ't.)

Sie (ſingt).

Laß, o großer Geiſt des Lichts!
Unſre Jagd gelingen.

(Sie ſpielt.)

Beide (ſingen).

Laß der Vögel bunte Schaar
Nach dem Herde dringen.

(Er bläſ't.)

Sie (ſingt).

Sieh! die Löwen machen ſchon
Friſch ſich auf die Reiſe.

(Sie ſpielt.)

Er (ſingt).

Gar zu mächtig ſind ſie mir.
Sie ſind zähe Speiſe.

(Er bläſ't.)

Sie (ſingt).

Hör', die Vöglein flattern ſchon,
Flattern auf den Aeſten.

(Sie ſpielt.)

Er (singt).

Spiele fort! Das kleine Volk
Schmeckt am allerbesten.
Auf dem Felde hüpfen schon
Schöne fette Hühnchen.

(Er bläst.)

Sie (spielt und singt).

Blase fort! da kommen schon
Hasen und Kaninchen.

(Es erscheinen auf dem Felsen Hasen und Kaninchen. Indessen sind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in den Weg.)

(Sie spielt.)

Er (singt).

Wär' ich nur die Bären los!
Die verwünschten Affen!
Jene sind so breit und dumm,
Das sind schmale Laffen.

(Auf den Bäumen lassen sich Papageyen sehen.)

Sie (spielt und singt).

Auch die Papageyen-Schaar
Kommt von weiten Reisen.
Glänzend farbig sind sie zwar;
Aber schlecht zu speisen.

Er

(hat indessen den Hasen nachgestellt und einen erwischt und bringt ihn an den Füßen hervor).

Sieh, den Hasen hascht' ich mir
Aus der großen Menge.

Sie

(hat indessen das Garn zugeschlagen, in welchem man Vögel flattern sieht).

Sieh, die fetten Vögel hier
Garstig im Gedränge.

(Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.)

Beide.

Wohl, mein Kind, wir leben so
Einer von dem andern.
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern.

Chor (unſichtbar).

Ihr luſtigen Vögel,
Seyd munter und froh!
Vertoppelt die Schritte;
Schon ſeyd ihr erhört,
Euch iſt in der Hütte
Das Beſte beſcheert.

(Bei der Wiederholung fallen Er und Sie mit ein.)

Vertopple die Schritte;
Schon ſind wir erhört,
Uns iſt in der Hütte
Das Beſte beſcheert.

Tempel.

Verſammlung der Prieſter.

Chor.

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl?
Kluge ſchwanken, Weiſe fehlen,
Doppelt iſt dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad' zu wandeln,
Sey des edlen Mannes Wahl!
Soll er leiden,
Nicht entſcheiden,
Spreche Zufall auch einmal.

Saraſtro tritt vor dem Schluſſe des Geſanges unter ſie. Sobald der Geſang verklungen hat, kommt der **Sprecher** hervor und tritt zu Saraſtro.

Der Sprecher. Vor der nördlichen Pforte unſerer heiligen Wohnung ſtehet unſer Bruder, der die Pilgrimſchaft unſeres Jahres zurückgelegt hat und wünſcht wieder eingelaſſen zu werden. Er überſendet hier das gewiſſe Zeichen, an dem du erkennen kannſt, daß er noch werth iſt, in unſere Mitte wieder aufgenommen zu werden.

(Er überreicht Saraſtro einen runden Kryſtall an einem Bande.)

Saraſtro. Dieſer geheimnißvolle Stein iſt noch hell und klar. Er

Trompeten und klingender ſingender Schall,
Und Wagen und Reiter und brautlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen ſich all,
Unzählige, ſelige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die größte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele ſollſt du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und ſo zog' ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen:
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.

würde trüb' erscheinen, wenn unser Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiederkehrenden heran!

(Der Sprecher geht ab.)

Zaraſtro. In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Innerstes erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wandrer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz, jährlich einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu schicken. Das Loos entscheidet und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum erstenmal auch in dem Falle, so wie jeder von euch, in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausspruche des Schicksals zu unterwerfen.

Der Sprecher mit dem **Pilger** tritt ein.

Pilger. Heil dir, Vater! Heil euch, Brüder!

Alle. Heil dir!

Zaraſtro. Der Krystall zeigt mir an, daß du reines Herzens zurücke kehrst, daß keine Schuld auf dir ruht. Nun aber theile deinen Brüdern mit, was du gelernt, was du erfahren hast, und vermehre die Weisheit, indem du sie bestätigst. Vor allen aber warte noch ab, wem du deine Kleider, wem du dieses Zeichen übergeben sollst, wen der Wille der Götter für dießmal aus der glücklichen Gesellschaft entfernen wird.

(Er giebt dem Pilger die Kugel zurück. Zwei Priester bringen einen tragbaren Altar, auf welchem ein flaches goldnes Gefäß steht. Der Altar muß so hoch sein, daß man nicht in das Gefäß hineinsehen kann, sondern in die Höhe reichen muß, um hineinzugreifen.)

Chorgesang.

Zaraſtro (der seine Rolle auseinander wickelt). Mich traf das Loos, und ich zaudere keinen Augenblick mich seinem Gebote zu unterwerfen. Ja, die Ahnung ist erfüllt. Mich entfernen die Götter aus eurer Mitte, um euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augenblicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindseliger Mächte wirksamer werden. Durch meine Trennung von euch wird die Schale des Guten leichter. Haltet fest zusammen,

dauert aus, lenkt nicht vom rechten Wege, und wir werden uns fröhlich wiederſehen.

Die Krone gab ich meinem lieben,
Ich gab ſie ſchon dem werthen Mann.
Die Herrſchaft iſt mir noch geblieben,
Daß ich euch allen dienen kann.
Doch wird auch das mir nun entriſſen;
Ich werd' euch heute laſſen müſſen,
Und von dem heilig lieben Ort —
Ich gehe ſchon.
Leb' wohl, mein Sohn!
Lebt wohl, ihr Söhne!
Bewahret der Weisheit hohe Schöne!
Ich gehe ſchon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

(Während dieſer Arie giebt Saraſtro ſein Oberkleid und die hohenprieſterlichen Abzeichen hinweg, die nebſt dem goldnen Gefäße weggetragen werden. Er empfängt dagegen die Pilgerkleider, das Band mit der Kryſtallkugel wird ihm umgehangen und er nimmt den Stab in die Hand. Hierzu wird der Componiſt zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Arie, jedoch nur ſo viel als nöthig, Raum zu laſſen wiſſen.)

Chor.

Wer herrſchet nun
Am heiligen lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

(Die Prieſter bleiben zu beiden Seiten ſtehen, der Altar in der Mitte.)

Saraſtro.

Mir ward bei euch, ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum ſinget Freudenlieder,
Werft euch in Demuth nieder
Und gleich erhebt euch wieder,
Was auch der Gott gebieten mag!

Von euch zu ſcheiden,
Von euch zu laſſen,
Welch tiefes Leiden!

Ich muß mich faſſen!
O harter Schlag!

(Ab.)

Chor.

Ihr heiligen Hallen,
Vernehmet die Klagen;
Nicht mehr erſchallen
An heitern Tagen
Saraſtro's Worte,
Am ernſten Orte,
In edlen Pflichten
Zu unterrichten.
Es ſoll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In ſchöner Klarheit
Verbreitet werden.
Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht;
Doch uns umgiebt
Die tiefe Nacht.

Ein feierlicher Zug.

(Pamina mit ihrem Gefolge. Das Käſtchen wird gebracht. Sie will es, einer Vorbedeutung zufolge, der Sonne widmen, und das Käſtchen wird auf den Altar geſetzt. Gebet. Erbeben. Der Altar verſinkt und das Käſtchen mit. Verzweiflung der Pamina. Dieſe Scene iſt dergeſtalt angelegt, daß die Schauſpielerin durch Beihülfe der Muſik eine bedeutende Folge von Leidenſchaften ausdrücken kann.)

Wald und Fels.

Papagene's Wohnung.

Sie haben große ſchöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuthen, daß beſondere Vögel drinnen ſtecken mögen. Der Dichter muß ſorgen, daß die bei dieſer Gelegenheit vorfallenden Späße innerhalb der Gränzen der Schicklichkeit bleiben. Saraſtro kommt zu ihnen. Nach einigen muſikaliſchen Aeußerungen über die Naturkräfte ſteigt ein pierriger Felſen aus der Erde, in deſſen Innern ſich ein Feuer bewegt. Auf Saraſtro's Anweiſung wird auf demſelbigen ein artiges Neſt zurecht gemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Saraſtro entfernt ſich. Die Eier fangen an zu ſchwellen, eins nach dem andern bricht auf und drei Kinder kommen heraus, zwei Jungen und ein Mädchen. Ihr erſtes Betragen unter einander, ſowie gegen die Alten, giebt zu dichteriſchen und muſikaliſchen Scherzen Gelegenheit. Saraſtro kommt zu ihnen. Einige Worte über Erziehung. Dann erzählt er ihnen den traurigen Zuſtand, in dem ſich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Verſinken des Käſtchens ſucht Pamina ihren Gatten auf. Indem ſie ſich

erblicken, fallen ſie in einen paradieſiſchen Schlaf, wie ihnen angedroht war, aus dem ſie nur kurze Zeit erwachen, um ſich der Verzweiflung zu überlaſſen. Saraſtro heißt die muntere Familie nach Hofe gehen, um die Betrübnis durch ihre Scherze aufzuheitern. Beſonders ſoll Papagene die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu verſuchen. Saraſtro bleibt allein zurück und erſteigt unter einer bedeutenden Arie den beſter liegenden Berg.)

Vorſaal im Palaſt.

(Zwei Damen und zwei Herren gehen auf und ab.)

Tutti.

Stille, daß niemand ſich rühre, ſich rege,
Daß der Geſang nur ſich ſchläfernd bewege!
Wachend und ſorgend bekümmert euch hier;
Kranket der König, ſo kranken auch wir.

Dritte Dame (ſchnell kommend).

Wollet ihr das Neuſte hören,
Kann ich euch das Neuſte ſagen:
Lange werden wir nicht klagen;
Denn die Mutter iſt verſöhnt.

Dritter Herr (ſchnell kommend und einfallend).

Und man ſaget, Papageno
Hat den größten Schatz gefunden,
Große Gold- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erſtes Tutti.

Stille, wie mögt ihr das Neue nur bringen,
Da wir die Schmerzen der Könige ſingen?
(Pauſe.)
Aber ſo redet denn, macht es nur kund.

Dritte Dame.

Wollet ihr das Neuſte hören? —

Dritter Herr.

Und man ſaget, Papageno —

Dritte Dame.

Laſſet euch das Neuſte ſagen —

Dritter Herr.

Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame (ſchnell kommend und einfallend).

War Saraſtro doch verſchwunden;
Doch man weiß, wo er geweſen,
Kräuter hat er nur geleſen,
Und er kommt und macht geſund.

Vierter Herr (ſchnell kommend und einfallend).

Ich verkünde frohe Stunden,
Alle Schmerzen ſind vorüber:
Denn es iſt der Prinz gefunden,
Und man trägt ihn eben her.

Tutti

(der letzten viere, in welchem ſie ihre Nachrichten verſchränkt wiederholen).

Tutti (der erſten viere).

Stille, wie mögt ihr die Mährchen uns bringen?
Helfet die Schmerzen der Herrſcher beſingen!
Wär' es doch wahr und ſie wären geſund!

(Die letzten viere fallen ein, indem ſie ihre Nachrichten immer verſchränkt wiederholen.)

Papageno und **Papagena**, die mit der Wache ſtreitend hereindringen.

Papageno. Es ſoll mich niemand abhalten!

Papagena. Mich auch nicht!

Papageno. Ich habe dem König eher Dienſte geleiſtet, als eure Bärte zu wachſen anfingen, mit denen ihr jetzo grimmig thut.

Papagena. Und ich habe der Königin manchen Gefallen gethan, als der böſe Mohr ſie noch in ſeinen Klauen hatte. Freilich würde ſie mich nicht mehr kennen; denn damals war ich alt und häßlich, jetzo bin ich jung und hübſch.

Papageno. Alſo will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh da das gefiederte Paar! recht wie gerufen! (Zur Wache.) Laßt ſie nur! ſie werden dem König und der Königin willkommen ſeyn.

Papageno. Tauſend Dank, ihr Herren! Wir hören, es ſieht hier ſehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es sieht bei euch sehr gut aus.

Papageno. Bis es besser wird, mag es hingehen.

Dame. Ist's denn wahr, daß ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papageno. Gewiß.

Herr. Goldne Straußeneier?

Papageno. Nichts anders.

Dame. Kennt ihr denn auch den Vogel, der sie legt?

Papageno. Bis jetzt noch nicht.

Dame. Es müssen herrliche Eier seyn.

Papageno. Ganz unschätzbar.

Herr. Wie viel habt ihr denn bis jetzt gefunden?

Papageno. Ungefähr zwei bis drittehalb Schock.

Dame. Und alle massiv?

Papageno. Bis auf einige, die lauter waren.

Herr. Allerliebster Papageno, ihr ließt mir wohl eine Mandel zukommen?

Papageno. Von Herzen gern.

Dame. Ich wollte mir nur ein Paar in mein Naturalien-Cabinet ausbitten.

Papageno. Sie stehen zu Diensten.

Dame. Dann habe ich noch ein Dutzend Freunde, alles Naturforscher, die sich besonders auf die edeln Metalle vortrefflich verstehen.

Papageno. Alle sollen befriedigt werden.

Herr. Ihr seyd ein vortrefflicher Mensch.

Papageno. Das wird mir leicht. Die Eier sind das Wenigste. Ich bin ein Handelsmann und zwar im Großen, wie ich sonst im Kleinen war.

Dame. Wo sind denn eure Waaren?

Papageno. Draußen vor dem äußersten Schloßhofe. Ich mußte sie stehen lassen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls.

Papageno. Sie wußten gar nicht, was sie fordern sollten.

Herr. Sie sind wohl sehr kostbar.

Papageno. Unschätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papageno. Freilich! sie schreiben sich von den Eiern her.

Herr (zur Dame). Wir müſſen ihn zum Freunde haben, wir müſſen ihnen durchhelfen.

(Mit Papagena und Papageno ab, ſodann mit beiden zurück. Sie tragen goldne Käfige mit beflügelten Kindern.)

Papageno und Papagena.

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret, was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel!
Sie ſtehen zum Verkauf.

Papagena (einen herauslaſſend).

Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den loſen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papageno (den andern vorweiſend).

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen,
Und doch iſt er der loſe,
So gut als wie der große.
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe, kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papagena (das dritte zeigend).

O ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;

Sie mag sich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine, zarte Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

Beide.

Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehn zu allen Proben.
Sie lieben sich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel,
Wie reizend ist der Kauf!

(Es hängt von dem Componisten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verses theils durch die Kinder, theils durch die Alten und zuletzt vielleicht durch das ganze Chor der gegenwärtigen Personen wiederholen zu lassen.)

Dame. Sie sind wohl artig genug: aber ist das alles?

Papageno. Alles, und ich dächte, genug.

Herr. Habt ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie wären mir lieber, als die Vögel.

Papageno. Ich glaub's. Sollte man übrigens in dieser wahrheitsliebenden Gesellschaft die Wahrheit sagen dürfen, so würde man bekennen, daß man ein wenig aufgeschnitten hat.

Herr. Nur ohne Umstände.

Papageno. So würde ich sagen, daß dieses unser ganzer Reichthum sey.

Dame. Da wärt ihr weit.

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon sind nur die Schalen noch übrig. Denn eben diese sind herausgekrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Scheck ungefähr?

Papageno. Das war nur eine Redensart.

Dame. Da bleibt euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübsches Weibchen, lustige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du bist also noch immer weiter nichts, als ein Lustigmacher.

Papagens. Und deßhalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieser Spaß den König und die Königin erheitern?

Dame. Keineswegs. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papagens. Und doch hat mich Saraſtro deßwegen hergeſchickt.

Herr. Saraſtro? Wo habt ihr Saraſtro geſehn?

Papagens. In unſern Gebirgen.

Herr. Er ſuchte Kräuter?

Papagens. Nicht, daß ich wüßte.

Herr. Ihr ſaht doch, daß er ſich manchmal bückte.

Papagens. Ja, beſonders wenn er ſtolperte.

Herr. So ein heiliger Mann ſtolpert nicht; er bückte ſich vorſätzlich.

Papagens. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er ſuchte Kräuter und vielleicht Steine, und kommt hieher, König und Königin zu heilen.

Papagens. Wenigſtens heute nicht; denn er befahl mir ausdrücklich, nach dem Palaſte zu gehen, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und beim Erwachen von Ihro Majeſtäten gleich die ſanfteſte Melodie anzuſtimmen, und dadurch ihren Schmerz wenigſtens eine Zeitlang auszulöſchen.

Dame. Man muß alles verſuchen.

Herr. Es iſt eben die Stunde des Erwachens. Verſucht euer Möglichſtes! An Dank und Belohnung ſoll es nicht fehlen.

Pamina und **Camino**

(unter einem Tbrenhimmel auf zwei Seſſeln ſchlafend)

(Man wird, um den pathetiſchen Eindruck nicht zu ſtören, wohl die Papagena mit den Kindern abtreten laſſen, auch Papagens, der die Flöte bläſt, kann ſich hinter die Coulliſſe, wenigſtens bald verbergen und nur von Zeit zu Zeit ſich ſehen laſſen.)

Camino (auf den Ton der Flöte erwachend).

An der Seite des Geliebten
Süß entſchlafen, ſanft erwachen,
Gleich zu ſehn den holden Blick —

(Papagene hört auf zu blaſen und horcht.)

Camino (erwachend).

Ach das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber, ach, was ſtört mein Glück!

Chor.

Papageno, blaſe, blaſe!
Denn es kehrt der Schmerz zurück.

Pamina (aufſtehend und herunterkommend).

Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben,
Nach der Ruhe ſanftem Schatten
Wieder in das raſche Leben
Und zur Pflicht, o welche Luſt!

Camino (aufſtehend und herunterkommend).

Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der milden wohlberathen,
Sich der heitern Tugend weihen,
O wie hebt es meine Bruſt!

(Sie umarmen ſich. Pauſe, beſonders der Flöte.)

Chor.

Papageno, laß die Flöte
Nicht von deinem Munde kommen!
Halte nur noch dießmal aus!

Papageno.

Laßt mich nur zu Athem kommen!
Denn er bleibt mir wahrlich aus.

Camino und Pamina
(ſich von einander entfernend).

Ach, was hat man uns genommen!
O wie leer iſt dieſes Haus!

Chor.

Blaſe, Papageno, blaſe!
Halte nur noch dießmal aus!

(Papageno bläſt.)

Camino und Pamina
(ſich einander freundlich nähernd).

Nein, man hat uns nichts genommen,
Groß und reich iſt unſer Haus!

Papageno.

Ach, mir bleibt der Athem aus!

Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der ſchönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt, mit ängſtlicher Beſchwörung,
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte;
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiſ'te Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat;

Chor.

Halte nur noch dreimal aus!

Pamina und Tamino.

O wie leer iſt dieſes Haus!

(Es iſt wohl überflüſſig zu bemerken, daß es ganz von dem Componiſten abhängt, den Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung, nach Anlaß vorſtehender Verſe, zu verſchränken und zu wiederholen.)

(Es kommen Prieſter. Es wird von dem Componiſten abhängen, ob derſelbe nur zwei oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das Letztere an. Sie geben Nachricht wo ſich das Kind befinde.)

Prieſter.

In den tiefen Erdgewölben
Hier das Waſſer, hier das Feuer,
Unerbittlich dann die Wächter,
Dann die wilden Ungeheuer,
Zwiſchen Leben, zwiſchen Tod,
Halb entſeelet,
Von Durſt gequälet,
Liegt der Knabe.
Hört ſein Flehen!
Weh! ach, er verſchmachtet ſchon.
Rettet! rettet euren Sohn!

Alle.

Welche Stille, welches Grauſen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes, fernes Sauſen!
Welch ein tiefbewegtes Brauſen,
Wie der Sturm im fernen Meer!
Immer lauter aus der Ferne
Hör' ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den goldnen
Heitern Himmel,
Und die Sterne
Schwinden ſchon vor meinem Blick.

(Unterirdiſches Gewölbe. In der Mitte der Altar mit dem Käſtchen wie er verſank. An zwei Pfeilern ſtehen gewaffnete Männer gelehnt und ſcheinen zu ſchlafen. Von ihnen gehen Ketten herab, woran die Löwen gefeſſelt ſind, die am Altare liegen. Alles iſt dunkel, das Käſtchen iſt transparent und beleuchtet die Scene.)

Chor (unſichtbar).

Wir richten und beſtrafen,
Der Wächter ſoll nicht ſchlafen,
Der Himmel glüht ſo roth.
Der Löwe ſoll nicht raſten,
Und öffnet ſich der Kaſten,
So ſey der Knabe todt.

(Die Löwen richten ſich auf und gehen an der Kette hin und her.)

Erſter Wächter
(ohne ſich zu bewegen).

Bruder, wachſt du?

Zweiter
(ohne ſich zu bewegen).

Ich höre.

Erſter.

Sind wir allein?

Zweiter.

Wer weiß?

Erſter.

Wird es Tag?

Zweiter.

Vielleicht ja.

Erſter

Kommt die Nacht?

Zweiter.

Sie iſt da.

Erſter.

Die Zeit vergeht.

Zweiter.

Aber wie?

Erſter.

Schlägt die Stunde wohl?

Zweiter.

Uns nie.

Zu zweien.

Vergebens bemühet
Ihr euch da droben so viel.
Es rennt der Mensch, es fliehet
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er zieht und zerrt vergebens
Am Vorhang, der schwer auf des Lebens
Geheimniß, auf Tagen und Nächten ruht.
Vergebens strebt er in die Luft,
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt ihm finster,
Die Gruft wird ihm helle;
Doch wechselt das Helle
Mit Dunkel so schnelle.
Er steige herunter,
Er dringe hinan;
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

(Der hintere Vorhang öffnet sich. Decoration des Wassers und Feuers, wie in der Zauberflöte. Links das Feuer, eine kleine freie Erhöhung, wenn man da durchgegangen ist, alsdann das Wasser, oben drüber ein gangbarer Felsen, aber ohne Tempel. Die ganze Decoration muß so eingerichtet seyn, daß es ausſieht, als wenn man von dem Felsen nur durch das Feuer und das Wasser in die Gruft kommen könnte.)

Camino und **Pamina**

kommen mit Fackeln den Felsen herunter. Im Herabsteigen singen sie.

Camino.

Meine Gattin, meine Theure,
O wie ist der Sohn zu retten!
Zwischen Wasser, zwischen Feuer,
Zwischen Graus und Ungeheuer
Ruhet unser höchster Schatz.

(Sie gehen durchs Feuer.)

Pamina.

Einer Gattin, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Wasser, macht das Feuer,

In der Gruft das Ungeheuer,
Macht der strenge Wächter Platz.

(Indessen hat sich eine Wolke herabgezogen, so daß sie in der Mitte zwischen Wasser und Feuer schwebt. Die Wolke thut sich auf.)

Die Königin der Nacht.

Was ist geschehen!
Durch das Wasser, durch das Feuer
Drangen sie glücklich und verwegen.
Auf ihr Wächter! ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig euch entgegen
Und bewahret mir den Schatz!

Die Wächter

(richten ihre Speere gegen das Kästchen, doch so, daß sie davon entfernt bleiben. Die Löwen schließen sich aufmerksam an sie an. Die Stellungen sollten auf beiden Seiten symmetrisch seyn).

Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O Göttin, deinen Schatz.

Tamino und Pamina

(hervorkommend).

O mein Gatte, mein Geliebter,
Meine Gattin, meine Theure,
Sieh, das Wasser, sieh, das Feuer
Macht der Mutterliebe Platz.
Ihr Wächter, habt Erbarmen.

Königin.

Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet euren Platz!

Tamino und Pamina.

O weh! o weh uns Armen!
Wer rettet unsern Schatz?

Königin.

Sie dringen durch die Wachen,
Der grimme Löwenrachen
Verschlinge gleich den Schatz!

(Die Wolke zieht weg. Stille.)

Das Kind (im Kaſtchen).

Die Stimme des Vaters,
Des Mütterchens Ton,
Es hört ſie der Knabe
Und wachet auch ſchon.

Pamina und **Tamino**.

O Seligkeit, den erſten Ton,
Das Lallen ſeines Sohns zu hören!
O laßt nicht Zauber uns bethören,
Ihr Götter! Welche Seligkeit
Beglückt uns ſchon!
O laßt uns ihn noch einmal hören
Den ſüßen Ton!

Chor (unſichtbar).

Nur ruhig! es ſchläfet
Der Knabe nicht mehr;
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht ſehr.
Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf;
Er dringt in die Lüfte
Mit geiſtigem Lauf.

(Der Deckel des Kaſtens ſpringt auf. Es ſteigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kaſten transparent machten, ganz erleuchtet iſt, wenn die Lichter ſo disponirt ſind, daß die obere Hälfte der übrigen Figuren gleichfalls mit erleuchtet iſt. In dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kaſten näher und entfernen Tamino und Pamina.)

Genius.

Hier bin ich, ihr Lieben!
Und bin ich nicht ſchön?
Wer wird ſich betrüben
Sein Söhnchen zu ſehn?
In Nächten geboren,
Im herrlichen Haus,
Und wieder verloren
In Nächten und Graus.

Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen;
Und drohten mir Heere
Und drohten mir Drachen,
Sie haben doch alle
Dem Knaben nichts an.

(In dem Augenblick, als die Wächter nach dem Genius mit den Speeren stoßen, fliegt er davon.)

Cantaten.

Möge hoch der Sänger leben!
Ihm zu Ehren war's gegeben.

Idylle.

Zum 30. Januar 1813

(Es wird angenommen, ein ländliches Chor habe sich versammelt und stehe im Begriff, seinen Festzug anzutreten.)

Chor.

Dem festlichen Tage
Begegnet mit Kränzen,
Verschlungenen Tänzen,
Geselligen Freuden
Und Reihengesang!

Damon.

Wie sehn' ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie frommte mir ein wohlverborgner Ort!
In dem Gewühl, in dieser Menge
Wird mir die Flur, wird mir die Luft zu enge.

Chor.

Nun ordnet die Züge,
Daß jeder sich füge
Und einer mit allen,
Zu wandeln, zu wallen
Die Fluren entlang!

(Es wird angenommen, das Chor entferne sich, der Gesang wird immer leiser, bis er zuletzt ganz, wie aus der Ferne, verhallt.)

Damon.

Vergebens ruft, vergebens zieht ihr mich;
Es spricht mein Herz; allein es spricht mit sich.

Und soll ich beschauen
Gesegnetes Land,
Den Himmel, den blauen,
Die grünenden Gauen,
So will ich allein
Im Stillen mich freun.

Da will ich verehren
Die Würde der Frauen,
Im Geiste sie schauen,
Im Geiste verehren;
Und Echo allein
Vertraute soll seyn.

Chor

(aufs leiseste, wie aus der Ferne),
mischt abstazweise in Damon's Gesang die Worte:

Und Echo — allein —
Vertraute — soll seyn.

Menalkas.

Wie sind' ich dich, mein Trauter, hier!
Du eilest nicht zu jenen Festgesellen?
Nun zaudre nicht und komm' mit mir,
In Reih' und Glied auch uns zu stellen.

Damon.

Willkommen, Freund! doch laß die Festlichkeit
Mich hier begehn im Schatten alter Buchen.
Die Liebe sucht die Einsamkeit;
Auch die Verehrung darf sie suchen.

Menalkas.

Du suchest einen falschen Ruhm,
Und willst mir heute nicht gefallen.
Die Liebe sey dein Eigenthum;
Doch die Verehrung theilest du mit allen!

Wenn sich Tausende vereinen
Und des holden Tags Erscheinen
Mit Gesängen,

Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele;
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die goldnen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang
Bei Zauberſaiten und Geſang.
(Von Anfang.)

Die Spinnerin.

Als ich ſtill und ruhig ſpann,
Ohne nur zu ſtocken,
Trat ein ſchöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Freudeklängen,
Herrlich feiern,
Dann erquickt sich Herz und Ohr.

Und wenn Tausende betheuern,
Die Gefühle sich erschließen
Und die Wünsche sich ergießen,
Reißt es kraftvoll dich empor.

(Es wird angenommen, das Chor kehre nach und nach aus der Ferne zurück.)

Damen.

Lieblich hör' ich schon von weiten,
Und es reizet mich die Menge;
Ja, sie wallen, ja sie schreiten
Von dem Hügel in das Thal.

Menalkas.

Laß uns eilen, fröhlich schreiten
Zu dem Rhythmus der Gesänge!
Ja, sie kommen, sie bereiten
Sich des Waldes grünen Saal.

Chor (allmählig wachsend):

Ja, wir kommen, wir begleiten
Mit dem Wohlklang der Gesänge
Fröhlich im Verlauf der Zeiten
Diesen einzig schönen Tag.

Alle.

Worauf wir zielen,
Was alle fühlen
Verschweigt, verschweiget! —
Nur Freude zeiget!
Denn die vermag's;
Ihr wird es glücken,
Und ihr Entzücken
Enthält die Würde,
Enthält den Segen
Des Wonne-Tags!

Rinaldo.

Chor.

Zu dem Strande! zu der Barke!
Ist euch schon der Wind nicht günstig,
Zu den Rudern greifet brünstig!
Hier bewähre sich der Starke:
So das Meer durchlaufen wir.

Rinaldo.

O laßt mich einen Augenblick noch hier!
Der Himmel will es nicht, ich soll nicht scheiden.
Der wüste Fels, die waldumwachs'ne Bucht
Befangen mich, sie hindern meine Flucht.
Ihr war't so schön, nun seyd ihr umgeboren;
Der Erde Reiz, des Himmels Reiz ist fort.
Was hält mich noch am Schreckensort?
Mein einzig Glück, hier hab' ich es verloren.

Stelle her der goldnen Tage
Paradiese noch einmal,
Liebes Herz! ja schlage, schlage!
Treuer Geist, erschaff' sie wieder!
Freier Athem, deine Lieder
Mischen sich mit Lust und Qual.

Bunte reich geschmückte Beete,
Sie umzingelt ein Palast;
Alles webt in Duft und Röthe,
Wie du nie geträumet hast.

Rings umgeben Galerien
Dieſes Gartens weite Räume;
Roſen an der Erde blühen,
In den Lüften blühn die Bäume.

Waſſerſtrahlen! Waſſerflocken!
Lieblich rauſcht ein Silberſchwall;
Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall.

Chor.

Sachte kommt! und kommt verbunden
Zu dem edelſten Beruf!
Alle Reize ſind verſchwunden,
Die ſich Zauberei erſchuf.
Ach, nun heilet ſeine Wunden,
Ach, nun tröſtet ſeine Stunden
Gutes Wort und Freundes-Ruf.

Rinaldo.

Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall;
Waſſerſtrahlen, Waſſerflocken
Wirbeln ſich nach ihrem Schall.

Aber alles verkündet:
Nur Sie iſt gemeinet;
Aber alles verſchwindet,
Sobald ſie erſcheinet
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Da ſchlingen zu Kränzen
Sich Lilien und Roſen;
Da eilen und koſen
In luſtigen Tänzen
Die laulichen Lüfte,

Sie führen Gebüſte,
Sich fliehend und ſuchend,
Vom Schlummer erwacht.

Chor.

Nein! nicht länger iſt zu ſäumen!
Wecket ihn aus ſeinen Träumen,
Zeigt den diamantnen Schild!

Rinaldo.

Weh! was ſeh' ich, welch ein Bild!

Chor.

Ja, es ſoll den Trug entſiegeln.

Rinaldo.

Soll ich alſo mich beſpiegeln,
Mich ſo tief erniedrigt ſehn?

Chor.

Faſſe dich, ſo iſt's geſchehn.

Rinaldo.

Ja, ſo ſey's! Ich will mich faſſen,
Will den lieben Ort verlaſſen,
Und zum zweitenmal Armiden. —
Nun ſo ſey's! ſo ſey's geſchieden!

Chor.

Wohl, es ſey! es ſey geſchieden.

Theil des Chors.

Zurück nur! zurücke
Durch günſtige Meere!
Dem geiſtigen Blicke
Erſcheinen die Fahnen,
Erſcheinen die Heere,
Das ſtäubende Feld.

Chor.

Zur Tugend der Ahnen
Ermannt ſich der Held.

Rinaldo.

Zum zweitenmale
Seh' ich erſcheinen

Und jammern, weinen
In dieſem Thale
Die Frau der Frauen.
Das ſoll ich ſchauen
Zum zweitenmale?
Das ſoll ich hören,
Und ſoll nicht wehren
Und ſoll nicht retten?

Chor.

Unwürdige Ketten!

Rinaldo.

Und umgewandelt
Seh' ich die Holde;
Sie blickt und handelt
Gleichwie Dämonen,
Und kein Verſchonen
Iſt mehr zu hoffen.
Vom Blitz getroffen
Schon die Paläſte!
Die Götter-Feſte,
Die Luſtgeſchäfte
Der Geiſterkräfte,
Mit allem Lieben
Ach, ſie zerſtieben!

Chor.

Ja, ſie zerſtieben.

Theil des Chors.

Schon ſind ſie erhöret,
Gebete der Frommen.
Noch ſäumſt du zu kommen?
Schon fördert die Reiſe
Der günſtigſte Wind.

Chor.

Geſchwinde, geſchwind'!

Rinaldo.

Im Tiefſten zerſtöret,

Ich hab' euch vernommen;
Ihr drängt mich zu kommen.
Unglückliche Reise!
Unseliger Wind!

Chor.

Geschwinde, geschwind'!

Chor.

Segel schwellen!
Grüne Wellen,
Weiße Schäume,
Seht die grünen
Weiten Räume,
Von Delphinen
Rasch durchschwommen.

Einer nach dem andern.

Wie sie kommen!
Wie sie schweben!
Wie sie eilen!
Wie sie streben!
Und verweilen
So beweglich,
So verträglich!

Zu zweien.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.
Dir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.

Rinaldo.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.

Mir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.

(Wiederholt zu dreien.)

Alle.

Wunderbar sind wir gekommen,
Wunderbar zurückgeschwommen:
Unser großes Ziel ist da!
Schalle zu dem heiligen Strande
Losung dem gelobten Lande:
Godofred und Solyma!

Die erſte Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der Mai!
Der Wald iſt frei
Von Eis und Reifgehänge,
Der Schnee iſt fort,
Am grünen Ort
Erſchallen Luſtgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Ueberwinder?
Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach, ſie ſchlachten auf dem Walle

Unſre Weiber, unſre Kinder.
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach, die ſtrengen Ueberwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frei!
Das Holz herbei,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buſchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um eurer Sorge willen.
Dann aber laßt mit friſchem Muth
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Männer, hier
Durch dieſes ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen!

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt! mit Zacken und mit Gabeln
Und mit Gluth und Klapperſtöcken
Lärmen wir bei nächt'ger Weile

Durch die engen Felſenſtrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule!

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit wilden Klapperſtecken
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule!

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich von Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach hilf mir, Kriegsgeſelle,
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verherten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entſetzliches Getöſe,
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſ't der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was ſchaden?
Mein dem Flachſe gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei
Ließ es nicht beim Alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang erhalten.

Und des Flachſes Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich ſie zum Weber trug
Fühlt' ich was ſich regen,
Und mein armes Herze ſchlug
Mit geſchwindern Schlägen.

Nun beim heißen Sonnenſtich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächſten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein geſponnen,
Kommt — wie kann es anders ſeyn? —
Endlich an die Sonnen.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche verherte Leiber,
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!
Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Neunter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

I 8/50/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt

	Seite
Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand	1
Egmont	109
Clavigo	191
Stella	237
Die Geschwister	281

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Ein Schauspiel.

Personen.

Kaiser Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Elisabeth, seine Frau.
Maria, seine Schwester.
Carl, sein Söhnchen.
Georg, sein Bube.
Bischof von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Walldorf, } am des Bischofs Hofe.
Liebetraut,
Abt von Fulda.
Olearius, beider Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hans von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerse,
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebellischen Bauern.
Hoffrauen, Hofleute, am Bamberg'schen Hofe.
Kaiserliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, Pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
Brautvater, } Bauern,
Bräutigam, }
Berliching'sche, Weisling'sche, Bamberg'sche Reiter.

Vor Gericht.

Von wem ich es habe, das ſag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! ſpeit ihr aus: die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das ſag' ich euch nicht.
Mein Schatz iſt lieb und gut,
Trägt er eine goldene Kett' am Hals,
Trägt er einen ſtrohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen ſeyn,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es iſt mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Lieſe.

Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefängnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers am Tiſche. **Zwei Reitersknechte** beim Feuer. **Wirth.**

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Branntwein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (leiſe zu Sievers). Erzähl das noch einmal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf'm Schloß beim Herrn Grafen ſchon zwei Tage; dem haben ſie das Gleit geben. Ich weiß nicht, wo er herkommt; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler (leiſer). Nur immer zu! (Laut.) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof ſah, er richt't nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt' ihn! Ein rechtſchaffner Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür laufen!

Metzler. Es ist doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt ist! Er wird sich garstig erboßt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was so verdrossen hat. Denk auch, alles war aufs genauste verkundschaft, wann der Bischof aus dem Bad käm, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wär durch falsche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad gefegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter. Was raisonnirt ihr von unserm Bischof? Ich glaub ihr sucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen! Ihr habt an unserm Tisch nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt euch von unserm Bischof despectirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

(Erster Reiter schlägt ihn hinter die Ohren.)

Metzler. Schlag den Hund todt!

(Sie fallen über einander her.)

Zweiter Reiter. Komm her, wenn du's Herz hast.

Wirth (reißt sie von einander). Wollen ihr Ruh' haben! Tausend Schwerenoth! Schert euch 'naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub soll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reiter zur Thür hinaus.) Und ihr Esel, was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geschimpft, Hänsel, sonst kommen wir dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen die draußen bläuen.

Zwei Berlching'sche Reiter kommen.

Erster Reiter. Was giebt's da?

Sievers. Ei guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweiter Reiter. Daß du dich nit unterstehst zu verrathen wem wir dienen.

Sievers (leise). Da ist euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erster Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draußen, ſind Bamberger.

Erſter Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben auf'm Schloß, beim gnädigen Herrn, den haben ſie geleit't.

Erſter Reiter. Der Weislingen?

Zweiter Reiter (leiſe). Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! (Laut.) Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwei Tage. Aber er will heut noch fort, hört' ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reiter (leiſe). Sagt ich dir nicht, er wär daher. Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweiter Reiter. Ihr ſeyd ja auch zu zwei. Wir müſſen fort. Adies! (Ab.)

Sievers. Lumpenhunde die Reiter! wann man ſie nit bezahlt, thun ſie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt ſchwören, ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſoll's nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draußen. Komm! ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieße nicht.

Sievers. Dürften wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thüre unter der Linde). Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag' und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht das bischen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl ſeyn laſſen. (Schenkt ein.) Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. — Georg! — Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen! Nur immer zu! Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag

denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bube (im Panzer eines Erwachsenen). Gestrenger Herr!

Sötz. Wo stickst du! Hast du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerei? Komm her! du siehst gut aus. Schäm dich nicht, Junge. Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausfülltest! Es ist Hansens Küraß?

Georg. Er wollt ein wenig schlafen und schnallt ihn aus.

Sötz. Er ist bequemer, als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg und legt ihn an, und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Sötz. Und hiebst um dich herum! Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen seyn. Schläft Hans?

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf und schrie mir, daß ihr riefst. Ich wollt den Harnisch ausschnallen, da hört ich euch zwei-, dreimal.

Sötz. Geh! bring ihm seinen Panzer wieder und sag ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen, wann ihr wollt.

Sötz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hansen auch ein Glas, sag ihm, er soll munter seyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick meine Kundschafter sollen zurückkommen.

Georg. Ach gestrenger Herr!

Sötz. Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Sötz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr schon oft gesagt. O dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verschossenen Bolzen wiederholen.

Sötz. Das nächstemal, Georg. Du sollst erst ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit! Wär ich letzt dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob ſie auf; weg war ſie! Gelt ich weiß?

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl! Dafür pfeif ich ihnen auch, wann wir die Pferde ſtriegeln, allerlei Weiſen, und lerne ſie allerlei luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann!

Götz. Das nächſtemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage dir, Knabe, es wird eine Zeit werden: Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt haſſen. Geh, Georg, gieb Hanſen ſeinen Küraß wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör' ich am liebſten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſeyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Der Bube kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken, mein ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein

erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, seyd ihr alles doppelt, was ihr seyn sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Söh. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

(Georg mit Wasser.)

Söh. (zu Georg heimlich). Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörst, und sey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegessen und getrunken haben, sind wir grad das Gegentheil von dem, was wir seyn sollen. Unsere schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Söh. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf stören. Ihr seyd heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie stoßen an.) Ich kann die müßigen Leute nicht ausstehen; und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind; sie thun, was sie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führte mich in den Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzenslust! und besonders Blumenkohl und Artischocken, wie keine in Europa!

Söh. Das ist also eure Sache nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhn; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh zum Bischof von Constanz.

Söh. Noch Eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Söh. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in eurer Harnisch verliebt bin.

Söh. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kommt

nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keuchen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Söz. Wär euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme, schwache Hand, von jeher gewohnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat!

Söz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst: da könnt ihr von Glück sagen!

Söz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurückkehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd, eh' er schießen konnte, und den rannt ich sammt dem Pferde nieder — und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Söz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Götz (für sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (gesprungen) Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei! Es sind sie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus! Hans soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig! Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wär't, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen. Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen!

Die zwei Knechte kommen.

Göz zu ihnen. Sie reden heimlich.

Martin (fährt inzwischen fort). Ich werde das nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen auf Gott sprach: Und wenn ich zwölf Händ hätte und deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten! So kann ich mit Einer —

Göz. In den Haslacher Wald alse. (Kehrt sich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin! (Küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergesse. (Göz ab.)

Martin. Wie mir's so eng ums Herz war, da ich ihn sah. Er redete nichts, und mein Geist kannte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörensagen; in unsrer Herberg ist nichts als Streh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er sey ein Reiter gewesen; das will ich auch seyn.

Martin. Warte! (Zieht ein Gebetbuch hervor und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da hast du ihn. Folge seinem Beispiel, sey brav und fürchte Gott!

(Martin geht.)

Georg. Ach ein schöner Schimmel! wenn ich einmal so einen hätte! — und die goldene Rüstung! — Das ist ein garstiger Drach! — Jetzt schieß ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und stark, gieb mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen.

Jarthausen.

Götzens Burg.

Elisabeth. Maria. Carl, sein Söhnchen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind; 's is gar zu schön.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerin.

Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.

Ruhst du in meinen Armen aus?

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören, ob du Acht giebst.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken. — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und sein' Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch. Da sagte die Mutter: Liebes Kind —

Carl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehen —

Carl. Und gab ihm Geld und sagte: Geh hin, und hol dir ein Frühstück. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet' ihm ein alter Mann, der war — nun, Carl!

Carl. Der war — alt —

Maria. Freilich! der kaum mehr gehen konnte, und sagte: Liebes Kind —

Carl. Schenk mir was! ich hab kein Brod gessen gestern und heut. Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für ein Frühstück seyn sollte.

Carl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bei der Hand, und sagte — und ward ein schöner, glänzender Heiliger, und sagte: — liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich: welchen Kranken du anrührst —

Carl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub ich —

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus und konnt' für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel seiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: Wie ist mir! und war — nun, Carl!

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebst schon nicht Acht! — und war gesund. Und das Kind currirte König und Kaiser, und wurde so reich, daß es ein großes Kloster bauete.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon

fünf Tag' und Nächte, daß er weg ist, und er hoffte so bald seinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängstigt's lang. Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahr.

Elisabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zusammengesetzt hat.

Carl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's so gefährlich ist?

Maria. Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum?

Elisabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Weck mitbrachte?

Carl. Bringt er wieder mit?

Elisabeth. Ich glaub wohl. Siehst du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Bogenschütz, und hatte zu Cöln auf'm Schießen das Beste gewonnen.

Carl. War's viel?

Elisabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten sie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das ist garstig, Carl?

Carl. Garstige Leut!

Elisabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater, und bat ihn, er möchte ihm zu seinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cölnern ein paar Kaufleute weg, und plagte sie so lang bis sie das Geld herausgaben. Wärst du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein! da muß man durch einen dicken, dicken Wald, sind Zigeuner und Hexen drin.

Elisabeth. Ist ein rechter Bursch, fürcht't sich vor Hexen.

Maria. Du thust besser, Carl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Elisabeth. Schwester, du weißt nicht was du red'st. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachschlägt, der so treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist

sehr erbittert, du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuschauer, und kann billiger seyn.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als sie zusammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Elisabeth. Das mag seyn! Nur sag, was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der seinem besten, treusten Freunde nachstellt, seine Dienste den Feinden meines Manns verkauft, und unsern trefflichen Kaiser, der uns so gnädig ist, mit falschen, widrigen Vorstellungen einzunehmen sucht!

Carl. Der Vater! der Vater! Der Thürner bläs't's Liedel: Heyso, mach's Thor auf!

Elisabeth. Da kommt er mit Leute.

Ein Reiter kommt.

Reiter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß' euch, edle Frauen.

Elisabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drei Reiter.

Elisabeth. Wie ging's zu, daß ihr so lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg; er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus, er war seitwärts gezogen, und saß geruhig beim Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da war's curios: wie wir so in die Nacht reiten, hüt't just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd und packen weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nistelten uns an ihn, als wären wir zusammengewachsen, daß er sich

nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hans fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehen. Kommen sie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf; in einer Viertelstund sind sie hier.

Maria. wird niedergeschlagen seyn.

Reiter. Finster genug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch alle seyn.

Reiter. Rechtschaffen.

Elisabeth. Nimm den Kellerschlüssel und hol vom besten Wein! Sie haben ihn verdient. (Ab.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Bursch. (Ab.)

Reiter. Der wird nicht sein Vater, sonst ging' er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reitersknechte.

Götz (Helm und Schwert auf den Tisch legend). Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir mein Wamms! Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun. Bruder Martin, du sagtest recht! — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen antwortet nichts, auf und abgehend.

Götz. Seyd gutes Muths. Kommt, entwaffnet euch! Wo sind eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gangen seyn. (Zum Knecht.) Fragt seine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und seht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt euch auch von den meinigen bergen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Götz. Könnt euch ein hübsches, saubres Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ist's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich hatt ihm, vierzehn Tag vorher, zwei Schiff auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Haidelberg die Treppe hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Ständerlein, da stund der Bischof und gab Franzen die Hand, wie er vorbeiging, und

gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir gar ein lieber Herr war, und sagte: Der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett, er hat mich nicht gekannt. Das hört der Bischof, denn ich red't laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und sagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Männlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu Gute gethan.

Weislingen. Ich wollt, ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch, seyd aufgeräumt. Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werd sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen; das übrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Fürsten zu thun hättet, und sie euch in tiefen Thurn an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte!

(Die Knechte mit den Kleidern.)

Weislingen zieht sich aus und an.

Carl kommt.

Carl. Guten Morgen, Vater.

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt, ich sey recht geschickt.

Götz. So!

Carl. Hast du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ei!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das seyn?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst du den Herrn von Berlichingen?

Carl sieht ihn starr an.

Götz (für sich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthausen?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Plätze, Weg' und Furten, eh ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bei euch. Ich muß meine Frau doch sehen. Komm mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß ihn. Bitt ihn er soll lustig seyn.

Carl. Da, Mann! hast du eine Hand! Sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen (hebt ihn in die Höhe und küßt ihn). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen sehn was es giebt.

(Sie gehen.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adelbert, in den Saal, wo wir als Buben unsere Jagd trieben — da du ihn liebtest, an ihm hingst wie an deiner

Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! ich bin ſo ganz nichts hier! Glückſelige Zeiten, ihr ſeyd vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin ſaß, da wir um ihn durcheinander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchof ängſtigen, und meine Freunde! Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben wornach ich ſtrebe?

Götz (mit einer Flaſche Wein und Becher). Bis das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, ſetzt euch, thut als wenn ihr zu Hauſe wär't! Denkt, ihr ſeyd einmal wieder beim Götz. Haben doch lange nicht beiſammen geſeſſen, lang keine Flaſche miteinander ausgeſtochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beiſammen ſchliefen und miteinander umherzogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ungefähr mit dem Aerm[el] verwiſchte?

Weislingen. Es war bei Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit ſeinem Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute, brave Jungen, dafür erkennte uns auch Jedermann. (Schenkt ein und bringt's.) Caſtor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf ſo nannte.

Weislingen. Der Biſchof von Würzburg hatt es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſ'te, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries der ein Zwillingsbruder ſeines Freunds wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts Angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Lieb's und Leid's zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſeyn! War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut,

und du mein pflegtest, und mehr als Bruder für mich sorgtest? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand seyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hättest, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt es dir immer, wenn du dich mit den eiteln, garstigen Betteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gerne hören, du wirst ein Spitzbub, sagt ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Götz. Wollte Gott, ich könnt's vergessen, oder es wär anders! Bist du nicht eben so frei, so edel geboren als einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und du schmiegst dich unter Vasallen? Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? dich necken könnte? Hast du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! Verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuren Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren; ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth auf Mittel zu denken Deutschland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen jeden Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst nicht beschützen kann.

Götz. Ja! Ja! Ich versteh! Weislingen, wären die Fürsten, wie ihr sie schildert, wir hätten Alle was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach

Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlseyn eines jeden! Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen ließen! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möcht gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meint so und so. Und weil der Herr geschwind etwas begreift, und nur reden darf um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es wär auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen; und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf schwören, es dankt mancher in seinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiser die Wage hält.

Weislingen. Ihr seht's von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es ist die Frage, auf welcher Licht und Recht ist, und eure Gänge scheuen wenigstens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn euer Gewissen rein ist, so seyd ihr frei. Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von sechzehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürsten da für weite Mäuler machten, und die Geistlichen am ärgsten. Euer Bischof lärmte dem Kaiser die Ohren voll, als wenn ihm Wunder wie! die Gerechtigkeit ans Herz gewachsen wäre: und jetzt wirft er mir selbst einen Buben nieder, zur Zeit da unsere Händel vertragen sind, ich an nichts Böses denke. Ist nicht alles zwischen uns geschlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geschah ohne sein Wissen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat sich nicht aufgeführt wie er sollte.

Götz. Nicht wie er sollte? Bei meinem Eid, er hat gethan wie er sollte, so gewiß er mit eurer und des Bischofs Kundschaft gefangen ist. Meint ihr, ich komm erst heut auf die Welt, daß ich nicht sehen soll wo alles hinaus will?

Weislingen. Ihr seyd argwöhnisch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben eh, als jemanden

die Luft zu verdanken, außer Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten, als dem Kaiser. Da ziehen sie nun um mich herum, verschwärzen mich bei Ihro Majestät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und spioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen sie mich haben, wie's wäre. Drum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt ihn auf Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht was er sollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Sät. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explicationen; man betrügt sich oder den andern, und meist beide.

Carl. Zu Tisch, Vater.

Sät. Fröhliche Botschaft! — Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute sollen euch munter machen. Ihr wart sonst ein Liebhaber, die Fräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt!

(Ab.)

Im Bischöflichen Palaste zu Bamberg.

Der Speisesaal.

Bischof von Bamberg. Abt von Fulda. Olearius. Liebetraut. Hofleute.

(An Tafel. Der Nachtisch und die großen Pokale werden aufgetragen.)

Bischof. Studiren jetzt viel Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerstande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu sagen: So fleißig wie ein Deutscher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu ersetzen, so bestreben sich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendsten Verdienste zu erhöhen.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag einer was man nicht erlebet. So fleißig wie ein Deutscher von Adel! Das hab ich mein Tage nicht gehört.

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilſt mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell;
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter ſoll,
Und immer bin ich raſch und voll.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehestens einige von den ältesten und geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich seyn die ersten Stellen damit besetzen zu können.

Bischof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker? — Er ist aus Hessen —

Olearius. Es sind viel Hessen da.

Abt. Er heißt — er ist — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur Ein Aug — und war Marschall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Besonders rühmt man ihn wegen seiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von seiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte sie ihr Mann niemals drum rühmen.

Bischof. Wie sagtet ihr, daß der Kaiser hieß der euer Corpus Juris geschrieben hat?

Olearius. Justinianus.

Bischof. Ein trefflicher Herr! er soll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein schön Buch seyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall der Urtheilsspruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vortrefflichste Werk geschmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! Potz! Da müssen wohl auch die zehn Gebote drin seyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein' ich auch, an und für sich, ohne weitere Explication.

Bischof. Und was das Schönste ist, so könnte, wie ihr sagt, ein Reich in sicherster Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bischof. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wissen. (Sie trinken.) Wollte Gott, man spräche so in meinem Vaterlande!

Abt. Wo seyd ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bischof. Steht ihr Herren da nicht wohl angeschrieben? Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbschaft abzuholen; der Pöbel hätte mich fast gesteinigt, wie er hörte, ich sey ein Jurist.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher: der Schöppenstuhl, der in großem Ansehn weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt die der Römischen Rechte unkundig sind. Man glaubt es sey genug, durch Alter und Erfahrung sich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zustandes der Stadt zu erwerben. So werden, nach altem Herkommen und wenigen Statuten, die Bürger und die Nachbarschaft gerichtet.

Abt. Das ist wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Eine Sammlung solcher Fälle von vielen Jahrhunderten ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend; dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen die Gesetze; und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt. Das ist freilich besser.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, so gierig er auf Neuigkeiten ist, das Neue höchst verabscheuet, das ihn aus seinem Gleise leiten will, und wenn er sich noch so sehr dadurch verbessert. Sie halten den Juristen so arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelschneider, und sind wie rasend, wenn einer dort sich niederzulassen gedenkt.

Liebetraut. Ihr seyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiser Maximilians Krönung haben wir euren Bräutigams was vorgeschmauſ't. Euer Name ist Olearius! Ich kenne so niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oelmann. Nur den Mißstand auf dem Titel meiner Lateinischen Schriften zu vermeiden, nennt ich mich, nach dem Beispiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt euch in eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande!

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Urſache ſeyn. Die andere iſt: weil, bei einer näheren Bekanntſchaft mit den Herren, der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint, ihr ſeyd dazu beſtellt Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht wo ſie ziehen.

Olearius. Daher erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit.

(Biſchof und Abt lachen.)

Biſchof. Von was anders! — Nicht ſo hitzig, ihr Herren. Bei Tiſch geht alles drein. — Einen andern Diſcurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius (zum Biſchof). Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts Angelegners, als vorerſt das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuſchaffen, und das Anſehen der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privathändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer

eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Seldiz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eisernen Hand spotten in diesen Gegenden des Kaiserlichen Ansehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald dazu thun, so stecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein Kerl seyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack schieben wollte.

Bischof. Besonders ist der letztere seit vielen Jahren mein unversöhnlicher Feind, und molestirt mich unsäglich; aber es soll nicht lang mehr währen, hoff ich. Der Kaiser hält jetzt seinen Hof zu Augsburg. Wir haben unsere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Bischof. Wenn ihr die Ankunft dieses Mannes erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in Einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann seyn, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bischof. Das wissen wir. (Die Bedienten laufen ans Fenster.) Was giebt's?

Ein Bedienter. Eben reit't Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Bischof. Sehet, was er bringt! er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie stehen auf und trinken noch eins.)

(Liebetraut kommt zurück.)

Bischof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt es müßt' sie euch ein anderer sagen. Weislingen ist gefangen.

Bischof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drei Knechte bei Haslach weggenommen. Einer ist entronnen, euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobs-Post.

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Bischof. Ich will den Knecht sehen; bringt ihn herauf! — Ich will ihn selbst sprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (Ab.)

Abt (setzt sich). Noch einen Schluck.

(Die Knechte schenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist Ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt hebt sich auf.)

Liebetraut (für sich). Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm fürs Exercitium sorgen. (Gehen ab.)

Jarthausen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, sagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu seyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (Er umarmt sie.)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr scheint aber schon von dem Besitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer ist.

Weislingen. Ihr seyd zu streng, Maria! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Maria. Es sey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich, Liebkosungen sey'n wie Ketten, stark durch ihre Verwandtschaft, und Mädchen, wenn sie liebten, sey'n schwächer als Simson nach Verlust seiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtissin meines Klosters. Bis in mein sechzehntes Jahr war ich bei ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich sie dir! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlassen soll!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Ein bischen eng, hoff ich; denn ich weiß wie's mir seyn wird. Aber ihr sollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerste, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Gesegnet sey dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! sagt er beim Abschied, ich will sehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünscht ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben so versäumt zu haben! Du könntest gleich die Meinige seyn.

Maria. Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß sonst fürchten, du empfindest weniger stark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritt begleiten! Ganz der Deine zu seyn, nur in dir und dem Kreise von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwei Herzen einander gewähren! Was ist die Gnade des Fürsten, was der Beifall der Welt gegen diese einfache, einzige Glückseligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünscht; das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünschen.

Götz kommt.

Götz. Euer Knab ist wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu essen. So viel hab ich verstanden: der Bischof will den Knaben nicht herausgeben, es sollen Kaiserliche Commissarien ernannt, und ein Tag ausgesetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem sey wie ihm wolle, Adelbert ihr seyd frei; ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt, von diesem Augenblick an, Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns seyn! Erlaubt mir zugleich diese Hand zu fassen, (er nimmt Mariens Hand) und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch sagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir sagt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03803/167

Götz. Es ist ein Glück, daß unsere Vortheile diesmal miteinander gehn. Du brauchst nicht roth zu werden. Deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände und so sprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schwester! Du kannst mehr als Hanf spinnen. Du hast einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln. Du siehst nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, seh ich, und bin wie träumend. Ach! nun ist mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb' dir meine rechte eiserne Hand, und du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ich erschrak und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen sollen, da würd ich gesehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand aufsetzest. Du sollst mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu setzen. Der verdammte Hof hat dich beides versäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Elisabeth!

Maria. Mein Bruder ist in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang streitig machen.

Götz. Du wirst anmuthig wohnen.

Maria. Franken ist ein gesegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl sagen, mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmuthigsten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählig hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen eures Schlosses hin. Die Fenster des großen Saals gehen steil herab aufs Wasser, eine Aussicht viel Stunden weit.

Elisabeth kommt.

Elisabeth. Was schafft ihr?

Götz. Du sollst deine Hand auch dazu geben, und sagen: Gott segne euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Elisabeth. Laget ihr euch so immer nach ihr sehnen, als bisher

da ihr um sie warbt! Und dann! Möchtet ihr so glücklich seyn, als ihr sie lieb behaltet!

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter diesem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reise; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach sich. Er entfernt sich zuerst vom Bischöflichen Hof, um diese Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen. Dann reißt er seine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt, Schwester, komm Elisabeth! Wir wollen ihn allein lassen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wissen dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr seyd nun verschwisterter als jemals. Wie wollen wir den Fürsten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die drei gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! konntest du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten? Es ist zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menschen abhing, die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz! du hast mich mir selbst wiedergegeben, und, Maria, du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will all die schändlichen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich, hier ist kein beschwerliches Streben nach versagter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu seyn!

Franz tritt auf.

Franz. Gott grüß' euch, gestrenger Herr! Ich bring euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbietet euch ein tausendfaches: Gott grüß' euch!

Weislingen. Willkommen, Franz? Was bringst du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, daß es nicht zu sagen ist.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tode wird's heller

blinken, als die messingenen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euren Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit geschäftiger Geschwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt es zwar schon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob ihr nicht versehrt wäret? Ich sagte: Er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreien. Da er aber hörte, ihr solltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Aequivalent gegen den Buben seyn, da wollte er absolut den Berlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch — ich hab sie wieder vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müssen!

Franz. Wie meint ihr? Er sagt: Mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß! Wenn ihr nur träumen könntet was ich gesehen habe!

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben, als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Geſell.

Du eileſt mit gelaßnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie Einmal nur geſehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft
Hat auch das Waſſer beſſ're Kraft.

Weislingen. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl seyn. Das leztemal da ich sie sah hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich von dem Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte ihr Auge auf's Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt der elfenbeinerne König seyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts, und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist darüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz! Wie der Bischof endigte und ich mich neigte, sah sie mich an, und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie ich so stund, warf der Bischof einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe. Um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie einen ansieht, ist's als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen. Es würde eine schwächere Wirkung auf mich haben.

Franz. Ich höre, ihr seyd so gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte ich wär's. Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen

Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Pack zusammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen, und wenn Sanct Veit in Person meiner begehrte. (Geht ab.)

Franz. Da sey Gott vor! Wollen das Beste hoffen! Maria ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen, der sich in sie verliebt. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Muth! — Ich würde — ich bin ein Narr — dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder gescheidt oder völlig rasend gaffen.

Zweiter Act.

Bamberg.

Ein Saal.

Bischof. Adelheid spielen Schach. **Liebetraut** mit einer Gitter. **Frauen. Hofleute** um ihn herum am Kamin.

Liebetraut (spielt und singt).

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthilich kriegen
Und männilich siegen
Mit stürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein schwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Busen
Ach! leider so bloß;

Sie nahmen so willig
Ihn all auf den Schooß.
Er schüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei ei o! Popeyo!

Adelheid. Ihr seyd nicht bei eurem Spiele. Schach dem König!

Bischof. Es ist noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel spielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär, und verböt's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es ist wahr, dieß Spiel ist ein Probirstein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöser Vögel, lieber das Geheul des knurrischen Hofhunds Gewissen, lieber wollt ich sie durch den tiefsten Schlaf horen, als von Laufern, Springern und andern Bestien das ewige: Schach dem König!

Bischof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der schwach wäre und ein stark Gewissen hätte, wie denn das meistentheils beisammen ist. Sie nennen's ein königlich Spiel, und sagen, es sey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnt habe. Wenn das wahr ist, so ist mir's als wenn ich ihn sähe. Er war minorenn an Verstand oder an Jahren, unter der Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war so gefällig wie ein Weidenschößling, und spielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig um ein Gelehrter, zu unlenksam ein Weltmann zu seyn, erfand das Spiel in usum Delphini, das so homogen mit Seiner Majestät war — und so ferner.

Adelheid. Matt! Ihr solltet die Lücken unserer Geschichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

(Sie stehen auf.)

Liebetraut. Die Lücken unserer Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Portraits

zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unserer Zimmer und unsers Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Bischof. Er will nicht kommen, sagtet ihr!

Adelheid. Ich bitt euch, schlagt's euch aus dem Sinn.

Bischof. Was das seyn mag?

Liebetraut. Was? Die Ursachen lassen sich herunterbeten wie ein Rosenkranz. Er ist in eine Art von Zerknirschung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Bischof. Thut das, reitet zu ihm!

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Bischof. Er soll unumschränkt seyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringst.

Liebetraut. Darf ich euch auch hineinmischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist eine weitläufige Commission.

Adelheid. Kennt ihr mich so wenig, oder seyd ihr so jung, um nicht zu wissen, in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie gescheidt werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Bischof. Geht, geht. Nehmt das beste Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und schafft mir ihn her!

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt: Ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie, als ich.

Bischof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt, wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürsten, und das Lächeln einer schönen Frau! Da reißt sich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bischof. Reis't wohl!

Adelheid. Adieu! (Er geht.)

Bischof. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bischof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bischof. Nein, den spielt Liebetraut. Ich bitt euch, verfagt mir nicht, was mir sonst niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen sehn!

Jartbausen.

Hans von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefressen, wenn ich's ihnen hätte lang schuldig bleiben sollen. Es ist am Tag, sie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie sollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider sie; mir ist gar recht, daß sie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie haben's Ursach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott, der Burgemeister von Nürnberg, mit der güldenen Kett um den Hals, käm uns in Wurf, er sollt sich mit all seinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen ist wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff ist ohne ihn was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott! (Ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da! sagst du. Ich glaub es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehen hätte, würd ich sagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen: er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er saß auf einem Schimmel. Das Pferd scheute, wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu sehn. Sie freuten sich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit saß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiser hier, (deutet auf Maximilians Portrait) als wenn er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner, eben so freundliche, lichtbraune Augen, eben so ein blondes, schönes Haar, und gewachsen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht — ich weiß nicht — gefiel mir so wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu sehen.

Fräulein. Das wär ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin!

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut kommt.

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe! Denn nach dem zu rechnen, habt ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht, wollt ihr sagen; denn wenn's ja geschah, schwatzt ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; soll ich euch meine Kunststückchen noch dazu lehren? — Erst that ich als wüßt ich nichts, verstünd nichts von seiner Aufführung, und setzt' ihn dadurch in den Nachtheil die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an, als er, konnte nicht finden — nicht einsehen — und so weiter. Dann redete ich von Bamberg allerlei durcheinander, Großes und Kleines, erweckte gewisse alte Erinnerungen, und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußte nicht wie ihm geschah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in sein Herz ging, und das zu entwickeln suchte, und viel zu sehr mit sich beschäftigt war um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um dem Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weiber-, Fürstengunst und Schmeichelei gedreht, und so hab ich ihn hergeschleppt.

Adelheid. Was sagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautere Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten — hättet gehofft, da er beim Kaiser so viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl!

Liebetraut. Der Bischof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte sie. (Liebetraut ab.) Mit einem Herzen, wie ich selten Besuch erwarte.

Im Speffart

Berlichingen. Selbitz. Georg als Reiterknecht

Götz. Du hast ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Götz. Ich seh nicht ein, was das gehen soll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Versöhnung war ein wenig zu schnell, als

daß sie dauerhaft hätte seyn sollen. Der Liebetraut ist ein pfiffiger Kerl: von dem hat er sich beschwätzen lassen.

Götz. Glaubst du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erste Schritt ist gethan.

Götz. Ich glaub's nicht. Wer weiß, wie nöthig es war an Hof zu gehen; man ist ihm noch schuldig; wir wollen das Beste hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das Beste.

Götz. Mir fällt eine List ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten und sehen, wie's steht.

Georg. Da hab ich lange drauf gehofft.

Götz. Es ist dein erster Ritt. Sey vorsichtig, Knabe! Mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen sollt.

Georg. Laßt nur! Mich irrt's nicht, wenn noch so viel um mich herum krabbeln, mir ist's, als wenn's Ratten und Mäuse wären. (Ab)

Bamberg

Bischof. Weislingen.

Bischof. Du willst dich nicht länger halten lassen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen soll.

Bischof. Ich hätte verlangen können, du solltest ihn nicht schwören. Was für ein Geist regierte dich? Kannt ich dich ohne das nicht befreien? Gelt ich so wenig am Kaiserlichen Hofe?

Weislingen. Es ist geschehen; verzeiht mir, wenn ihr könnt.

Bischof. Ich begreif nicht, was nur im geringsten dich nöthigte, den Schritt zu thun! Mir zu entsagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen los zu kommen? Haben wir nicht seinen Buben? Hätt ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unsere Anschläge auf ihn und seine Gesellen wären fortgegangen — Ach, ich denke nicht, daß ich mit seinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er selbst gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Bischof. Und doch — wenn ich wieder dein Angesicht sehe, deine Stimme höre — es ist nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Bischof. Ich gebe dir meinen Segen. Sonst, wenn du gingst, sagt' ich: Auf Wiedersehn! Jetzt! — Wollte Gott, wir sähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann sich vieles ändern.

Bischof. Vielleicht seh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zustand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Bischof. Du kannst nicht Nein sagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich dich hatte — Geht, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu sagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht, was ich sagen soll.

(Bischof ab.)

Franz tritt auf.

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie ist nicht wohl. Und doch will sie euch ohne Abschied nicht lassen.

Weislingen. Komm!

Franz. Gehen wir denn gewiß?

Weislingen. Noch diesen Abend.

Franz. Mir ist, als wenn ich aus der Welt sollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu, als wüßt ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr seht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht und wollte doch, daß er bliebe. Siehst du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er ist zum Bischof um Lebewohl zu sagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen schweren Stand.

Adelheid. Wie meinst du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt sein Herz geangelt, und wenn er sich losreißen will, verblutet er.

(Fräulein ab.)

Weislingen kommt.

Weislingen. Ihr seyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerlei seyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr, ob wir leben oder sterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Ansehn trügt.

Adelheid. So seyd ihr ein Chamäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz sehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bei den Porträten ausgestorbener Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt, ihr redet mit mir. Falsche Worte gelten zum höchsten, wenn sie Masken unserer Thaten sind. Ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin so geplagt mit dem was ich bin, daß mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küssen, und ich will sagen, lebt wohl! Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — ich bin beschwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falsch aus: ich wollte euch fort helfen; denn ihr wollt fort.

Weislingen. O sagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen, und sich so einen Mann wünschen. Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht so.

Geſell.

Du armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer vom Ort
Zu ſtießen:
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag' ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund ſo früh und ſchnelle,
Da kaum der Tag im Oſten graut?
Hat er ſich in der Waldcapelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?

Adelheid. Bei meinem Eid, ihr verstellt euch! Was habt ihr versprochen? Und wem? Einem Mann, der seine Pflicht gegen den Kaiser und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leisten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leisten, die nicht gültiger seyn kann, als ungerechter, gezwungener Eid! Entbinden nicht unsere Gesetze vor solchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es stecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückseligkeit! Ein Feind des Kaisers! Geselle eines Räubers! du, Weislingen, mit deiner sanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Geh und bilde dir ein, Geselle von ihm zu seyn. Geh und laß dich beherrschen. Du bist freundlich, gefällig —

Weislingen. Er ist's auch.

Adelheid. Aber du bist nachgebend und er nicht! Unversehens wird er dich wegreißen, du wirst ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürsten seyn könntest. — Doch es ist Unbarmherzigkeit, dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hättest du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechnest du ihm an? Es war seine Schuldigkeit; und was hättest du verloren, wenn er widerwärtig gewesen wäre? Mir hätte das willkommner seyn sollen. Ein übermüthiger Mensch wie der —

Weislingen. Ihr redet von eurem Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freiheit — Und ...eiß überhaupt nicht, was ich für einen Antheil dran nehme. Lebt wohl!

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und schweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu sagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht!

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick seyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, sehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht so an.

Adelheid. Willst du unser Feind seyn, und wir sollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid.

Adelheid. Ich hasse euch!

Franz kommt.

Franz. Gnädiger Herr! Der Bischof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe euch wieder! (Ab.)

Adelheid. Mich wieder! Wir wollen davor seyn. Margarete, wenn er kommt, weis' ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich schlafe — Weis' ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Weg. (Ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht; soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott sey Dank! (Ab.)

Weislingen. Du bleibst! Sey auf deiner Hut; die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. — Doch ist's nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischof unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelassen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeschadet Berlichingen und unserer Verbindung. Denn halten

ſollen ſie mich hier nicht. — Wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen.

(Geht ab.)

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Götz. Nein! Nein! Nein!

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that, wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hintendrein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen, Weislingen und der Biſchof ſeyen ausgeſöhnt, und man rede viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Geſpräche.

Georg. Ich ſah ihn, wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bei meinem Eid, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie gingen vorbei, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſeyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: Ein paar Worte von eurem Berlichingen. Er ward beſtürzt; ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter als dein Stand.

Georg. Du biſt Bambergiſch? ſagt er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, ſagt ich, und ſoll fragen — Komm morgen früh, ſagt er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Göz. Kamſt du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorſaal ſtehen, lang, lang. Und die feinen Buben beguckten mich von vorn und hinten. Ich dachte, guckt ihr — Endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und legte meine Commiſſion ab. Er that feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweierlei Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, ſchwätzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging, ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Göz. Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Göz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu' und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd ich dir's beibringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren, als ſo ein Hundsfott ſeyn. (Ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger, als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſowohl als euren Umgang. Ich wollte, ihr wär't wo ihr hinwolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie, mit Mutterwärme, unſere liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Scheltet die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten.

Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: Möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, den Phönix Weislingen zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präſentirte ſich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es ſchien ſo —

Adelheid. Und war; denn wirklich ihr übertraft euren Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Wiederſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will; ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des activen Mannes, der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf geſtiegen war; den ſah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein geſundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ich's eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte euch ſo gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage ſchlimmer mit euch zu werden ſcheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunſt entreiße. Ihr beſitzt ſie ohne Recht, ich ſchenkte ſie einem andern auf Lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los!

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. — Armer Menſch! Ihr ſeyd ſo mißmuthig, wie einer dem ſein erſtes Mädchen untreu wird, und eben darum

geb ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe gesagt habe.

Weislingen. Könntest du mich lieben, könntest du meiner heißen Leidenschaft einen Tropfen Linderung gewähren! Adelheid! deine Vorwürfe sind höchst ungerecht. Könntest du den hundertsten Theil ahnen von dem was die Zeit her in mir arbeitet, du würdest mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung so unbarmherzig hin und her zerrissen haben. — Du lächelst! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir selbst einig zu werden, kostete mehr als Einen Tag. Wider den Menschen zu arbeiten, dessen Andenken so lebhaft neu in Liebe bei mir ist.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannst den du beneidest! Das ist als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Säumen. Er ist berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird sich seines Vortheils über uns ersehen. Auch, Adelheid, sind wir nicht so träg als du meinst. Unsere Reiter sind verstärkt und wachsam, unsere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg soll hoffentlich unsere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! (Küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk! Der Vortheil des Bischofs, der deinige, der meinige, sie sind so verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —.

Weislingen. Du kannst scherzen.

Adelheid. Ich scherze nicht. Meine Güter hat der stolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt lassen; und wenn wir nicht zusammenhalten, wie unsere Feinde, und den Kaiser auf unsere Seite lenken, sind wir verloren.

Weislingen. Mir ist's nicht bange. Der größte Theil der Fürsten ist unserer Gesinnung. Der Kaiser verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür ist's billig, daß er uns wieder beisteht. Welche Wollust wird mir's seyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben aufs Kissen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unser aller herzustellen. Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beim Schicksal steht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müssen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht!

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauernhochzeit. Musik und Tanz draußen.

Der Brautvater. Götz. Selbitz am Tische. **Bräutigam** tritt zu ihnen.

Götz. Das Gescheidtste war, daß ihr euren Zwist so glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Besser, als ich mir's hätte träumen lassen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl versorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Besitz des strittigen Stücks, und drüber den hübschten Backfisch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr processirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal so lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das ist ein Gezerre, ihr glaubt's nicht, bis man den Perrücken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hol' den Assessor Sapupi! 's is ein verfluchter schwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das ist ein teller Kerl. Zweimal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreimal. Und seht, ihr Herren, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich so viel Recht hab als er, und er so viel als ich, und wir eben stunden wie die Maulaffen, bis mir unser Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz (trinkt). Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geh' aber, wie's will, processiren thu ich mein' Tag' nit mehr. Was das ein Geldspiel kost't! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kaiſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöne Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meint ihr?

Brautvater. Ach, da mocht alles hohle Pfötchen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir achtzehn Goldgülden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders, als der Sapupi?

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl! ich mußt ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das prächtig iſt, im großen Saal, wollt mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen? Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und ſtellt's ihm vor. Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele ging, da warf er mir zwei davon zurück, und ſchickt mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie ſtellſt du dich! Freilich! Kein andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel holen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſcheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigt's an, ſie müſſen's unterſuchen und euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt ich's euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinſt du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's, wie's geh.

Georg kommt.

Georg. Die Nürnberger sind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz sachte reiten, packen wir sie zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Feldis. Trefflich!

Götz. Kommt, Kinder. Gott grüß euch! Helf' uns allen zum Unsrigen!

Bauer. Großen Dank! Ihr wollet nicht zum Nacht-Ims bleiben?

Götz. Können nicht. Adies!

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehen, denn da muß der Kaiser vorbei. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bamberg's Freund! Das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl! da kommen sie.

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurücksehe, möcht ich verzagt werden; so viel halbe, so viel verunglückte Unternehmungen! Und das alles, weil kein Fürst im

Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seyd ihr? Was giebt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unser dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hülfe, um Beistand, sonst sind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unser Brod zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das? Der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein; wenn sie denn erst zwei Hände hätten und zwei Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsere bedrängten Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anders betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel. Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen könnten. Es ist mit nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Resten des innerlichen, verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da sind viele der Edeln und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geschafft, das übrige würde bald von sich

Es ſtarret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er ſeinen Morgenſegen
Durch die beſchneiten wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie ſchrecklich wäre ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Und faſt, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem ſolchen Aepfelpaar,
Das freilich ſchön im Mühlgehege,
So wie im Paradieſe, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

selbst zerfallen. Denn sie sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen, sie sind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten sie mit mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es höchst gefährlich, ihre aufrührischen Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese Kaiserliche Mild und Gnade ist's, die sie bisher so ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der sein Vertrauen und Hoffnung darauf setzt, wird nicht ehe zu bändigen seyn, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung, jemals wieder empor zu kommen, völlig abgeschnitten haben.

Kaiser. Ihr rathet also zur Strenge?

Weislingen. Ich sehe kein ander Mittel, den Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeignen sich gegen sie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrschaft zu schmälern drohen, so daß die gefährlichsten Folgen zu fürchten sind?

Kaiser. Jetzt wär eine schöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu Leid geschehe. Gefangen möcht ich sie haben, und dann müßten sie Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächsten Session will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger, beistimmender Zuruf wird Eurer Majestät das Ende der Rede ersparen. (Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme, eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt ich, ihr wär't eher kommen. Ich muß euch sagen, Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagt sie ihm zu. Ich hab ihn losgelassen, den

Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden!

Götz. Sie sitzt das arme Mädchen, verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie singen machen.

Götz. Wie! Entschließet ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu seyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehen, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, sie soll Königin von meinen Schlössern werden.

Götz. Ich sage euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr. (Ab.)

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehen und unsere Leute, so viel möglich, schonen. Auch ist unsere gemessene Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten; denn wer mag sich an ihn machen?

Erster Officier. Freilich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebelang nichts zu Leid gethan, und jeder wird's von sich schieben, Kaiser und Reich zu Gefallen Arm und Bein daran zu setzen.

Zweiter Officier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beim Lappen habe, er soll nicht los kommen.

Erster Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch

die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Officier. Wollen sehen!

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen, und einen Trupp ausschicken, der ihn beobachten soll.

Zweiter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zweiter Officier. Ich hab einen Knecht, der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen.

Es geht alles nach Wunsch; sie war etwas bestürzt über meinen Antrag, und sah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette, sie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Gott sey Dank, daß ich mich stellen darf! Sie antwortete wenig, und durch einander; desto besser! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar.

Götz kommt.

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſt den erbaulichen Brief! Der Kaiser hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll.

Sickingen. Erst sollen sie dran. Just zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr sollt fort. Eure großen Anschläge könnten darüber zu Grunde gehen, wenn ihr zu so ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu seyn scheint. Der Kaiser liebt euch, und das

Schlimmste, was mir begegnen kann, ist gefangen zu werden; dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide stürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren sie, du bist bei mir, so schicken sie mehr, und wir sind um nichts gebessert. Der Kaiser sitzt an der Quelle, und ich wär schon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnte, als man einen Haufen zusammenblasen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch stoßen lassen.

Götz. Gut! Ich hab schon Georgen nach dem Selbitz geschickt, und meine Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beisammen sind, es wird ein Häufchen seyn, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig seyn.

Götz. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg du! Es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. So kamen sie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugesagt hatte, gegen Conrad Schotten zu dienen; da legt er mir einen Zettel aus der Kanzlei vor, wie ich reiten und mich halten sollt; da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und sagt: Ich wüßt nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht, was mir begegnen mag, das steht nicht im Zettel; ich muß die Augen selbst aufthun, und sehen, was ich zu schaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir schicken, was ich in der Eil zusammentreiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen; ich ließ sie beisammen. Ich wollte, daß du ihr Wort hättest, ehe du gingst. Dann schick mir die Reiter, und komm heimlich wieder, Marien abzuholen; denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr seyn.

Sickingen. Wollen das Beste hoffen. (Ab.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So sind die beiden Executionen schon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, so gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botschaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie steht's mit ihm?

Franz. Er ist munter. Mir befahl er, eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da! — Deine Lippen sind warm.

Franz (für sich auf die Brust deutend). Hier ist's noch wärmer! (Laut.) Gnädige Frau, eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beste gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht!

Adelheid. Du mußt was essen, trinken und rasten.

Franz. Wozu das? Ich hab' euch ja gesehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach, gnädige Frau!

Adelheid. Du hältst's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen! (Ab.)

Adelheid. Die Thränen stehen ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. (Ab.)

Jaxthausen.

Götz. Georg.

Georg. Er will selbst mit euch sprechen. Ich kenn' ihn nicht; es ist ein stattlicher Mann, mit schwarzen, feurigen Augen.

Götz. Bring' ihn herein.

Lerſe kommt

Göz. Gott grüß' euch! Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles, was es iſt, biet' ich euch an.

Göz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Göz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Göz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind war't, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Göz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegenkamt?

Göz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unſer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgered't hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir ſahn ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab.

Göz. Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht; dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten, wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet —

Göz. Es war der bravſte, den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn von mir gebracht, wollte mit

andern zu schaffen haben, war er wieder an mir, und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hatte.

Lerse. Habt ihr's ihm verziehen?

Göz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun so hoff ich, daß ihr mit mir zufrieden seyn werdet; ich hab mein Probstück an euch selbst abgelegt.

Göz. Bist du's? O willkommen, willkommen! Kannst du sagen, Maximilian, du hast unter deinen Dienern Einen so geworben!

Lerse. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen seyd.

Göz. Wie sollte mir einkommen, daß der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das feindseligste mich zu überwältigen trachtete?

Lerse. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch stießen, freut ich mich. Ich kannte euren Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr saht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen, und von Stund an beschloß ich, euch zu dienen.

Göz. Wie lange wollt ihr bei mir aushalten?

Lerse. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Göz. Nein, ihr sollt gehalten werden wie ein Anderer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

Georg kommt.

Georg. Hans von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen ist er hier mit funfzig Mann.

Göz. Wohl!

Georg. Es zieht am Rocher ein Trupp Reichsvölker herunter; ohne Zweifel euch zu beobachten.

Göz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Göz. Nicht mehr! Komm, Lerse, wir wollen sie zusammenschmeißen; wenn Selbitz kommt, daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Göz. Zu Pferde! (Ab.)

Wald an einem Moraſt.

Zwei Reichsknechte begegnen einander

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verläufſt du dich denn hieher?

Zweiter Knecht. Ich bitt dich, verrath mich nicht. Ich will aufs nächſte Dorf, und ſehen, ob ich mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Officier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So! er thut ſich was zu gut vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel!

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweiter Knecht. Wär ich ein Narr! Es ſind noch viele unter'm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich ſteck mich ins Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte zu Pferde

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken.

(Sie ziehen vorbei.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baum). Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſind ſie fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh! er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde!

Götz. Georg zu Pferde

Götz. Halt, Kerl, oder du bist des Todes!

Knecht. Schont meines Lebens!

Götz. Dein Schwert! Georg, führ ihn zu den andern Gefangnen, die Lerse dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (Ab.)

Knecht. Was ist aus unserm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterst zu oberst stürzt ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbusch im Koth stak. Seine Reiter huben ihn aufs Pferd, und fort wie besessen! (Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erster Ritter.

Erster Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Fersen seyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er sich zu weit verliert, erwischt ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweiter Ritter geführt

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr? Habt ihr ein paar Zinken abgereunt?

Ritter. Daß dich die Pest! Das stärkste Geweih wäre gesplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd hineinschlüg.

Hauptmann. Dankt Gott, daß ihr noch davon gekommen seyd.

Ritter. Es ist nichts zu danken, ein paar Rippen sind entzwei. Wo ist der Feldscher? (Ab.)

Jaxthausen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was sagst du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es ist ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinst du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, sag ich dir, er war um den Kaiser.

Götz. Wohl! so machen wir ihm wieder einen Anschlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort! und soll die Hasenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, ihr Herren. Er schlägt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als ins Lager zurück. So werden wir alle Tag schwächer. Wir müssen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernst; ich will selbst dabei seyn, und er soll sehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sind's all zufrieden; nur ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er so wenig zu fangen ist wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jaxthausen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbei sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unser ganzer Hauf marschiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt ihr, daß wir schon um hundert geschmolzen sind?

Ritter. Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne.

(Ab.)

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, guckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit ſchrecklichem Geſchrei von mir. —
Was dringt ihr Alle wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſeyn.

„Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

„Nun ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingens Reiter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut! Und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf; ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. (Ab.)

Haide, auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbrauſ't?

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet; er hat das Anſehen, als ob er den erſten, der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hintendrein!

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blas! Und ihr blaſ't ihn weg.

(Ab.)

Selbitz hinter der Höhe hervor im Galopp.

Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: Multiplicirt euch!

(Ab.)

Lerſe aus dem Walde.

Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. (Verdet. Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurm

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr; ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig' einer auf die Warte und ſeh', wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweiter Knecht. Steig auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht (ſteigt hinauf.) Ach, Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Erſter Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt ſie ſtünden, und ich hätt eine Kugel vor'n Kopf. Reit' einer hin! und fluch' und wetter' ſie zurück. (Knecht ab.) Sieheſt du Götzen?

Knecht. Die drei ſchwarzen Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bauz! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedränge, wo er ſtund. Georg's blauer Buſch verſchwind't auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin!

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Götz hintendrein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — er hält. Eine Hand voll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn. — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu, Götz! Sieg! Sieg!

Götz (ſteigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du biſt verwund't, Selbitz?

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Lerſen dank ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein. Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zu Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt, und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtaken wir, bis ſich Franz zu uns hereinſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde, die ich führte, ſollten von außen hinein mähen, bis ſich unſere Senſen begegnet hätten; aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du, kleiner Hauf, hielteſt mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangne.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Kinder! kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten; — du kannſt nicht aufs Pferd. Komm in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſer ſind wenig, und ich weiß nicht, ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Ich möcht euch alle mit eigner Hand umbringen! Was fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten fint't, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen ſollten.

Jarthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungen, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern; da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vors Schloß. (Die zwei ab.) Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären! aber ſo iſt's die Menge.

(Ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure, ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig; ich gehe nicht weg.

Götz kommt.

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtund ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laſst mich hier.

Götz. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehen.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirch?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel sind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von vierhunderten! Das ist arg. Jetzt gleich und grad' gegen Jaxthausen zu, eh er sich wieder erholt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jaxthausen.

Götz. Elisabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott segne euch, geb' euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Elisabeth. Und die laß er seyn wie ihr seyd: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden was sie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise!

Maria. So ist's nicht gemeint, wir verlassen euch nicht.

Götz. Ihr sollt, Schwester.

Maria. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder!

Götz. Und ihr zärtlicher als verschemt.

Georg kommt

Georg (heimlich). Ich kann Niemand auftreiben. Ein Einziger war geneigt; darnach veränderte er sich und wollte nicht.

Götz (leise). Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendisch zu werden. Ich ahnt's aber. (Laut.) Sickingen, ich bitt euch, geht noch diesen Abend: beredet Marie. Sie ist eure Frau. Laßt sie's fühlen. Wenn Weiber quer in unsere Unternehmung treten, ist unser Feind im freien Feld sichrer als sonst in der Burg.

Knecht kommt.

Knecht (leise). Herr, das Reichsfähnlein ist auf dem Marsch, grad hieher, sehr schnell.

Götz. Ich hab sie mit Ruthenstreichen geweckt! Wie viel sind ihrer?

Knecht. Ungefähr zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier seyn.

Götz. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Lersen nicht gesehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Biet Allen, sie sollen sich bereit halten. — Es muß geschieden seyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie; es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirst. Es ist besser, du weinst an deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie! Lebt wohl, Bruder!

Maria. Ich kann nicht von euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns. Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Extremität seine Hülfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Gebt ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edlen Mann mit mir in Ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter, Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht beſteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter! (Küßt ſie.)

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick! — Ich ſeh euch wieder. Tröſtet euch! wir ſehen uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht, mocht ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bei mir!

Eliſabeth. Bis in den Tod. (Ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er ſo eine Frau!

Georg kommt.

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurn geſehen. Die Sonne ging auf, und ich ſah ihre Piken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eignen Nägeln verkäuen. (Trompeter von außen). Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage verlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen. (Er geht ans Fenſter.) Was ſoll's? (Man hört in der Ferne reden.)

Götz (in ſeinen Bart) Einen Strick um deinen Hals!

(Trompeter redet fort.)

Göz. Beleidiger der Majestät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Göz (antwortet). Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: Vor Ihre Kaiserliche Majestät hab ich, wie immer, schuldigen Respect. Er aber, sag's ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenster zu.)

Belagerung

Küche

Elisabeth. Göz zu ihr

Göz. Du hast Arbeit, arme Frau.

Elisabeth. Ich wollt ich hätte sie lang. Wir werden schwerlich aushalten können.

Göz. Wir hatten nicht Zeit uns zu versehen.

Elisabeth. Und die vielen Leute, die ihr zeither gespeis't habt. Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige.

Göz. Wenn wir nur auf einen gewissen Punct halten, daß sie Capitulation vorschlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden unsere Mauern und knicken unsere Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl; er schleicht mit seiner Büchse herum; wo sich einer zu nahe wagt, klaff! liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Göz. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln sind alle; wir wollen neue gießen.

Göz. Wie steht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsre Schüsse wohl aus.

Saal.

Lerse mit einer Kugelform. **Knecht** mit Kohlen.

Lerse. Stellt sie daher, und seht, wo ihr im Hause Blei kriegt. Inzwischen will ich hier zugreifen. (Hebt ein Fenster auf und schlägt die Scheiben

ein.) Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Mensch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte! und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte.

Georg kommt mit einer Tachrinne.

Georg. Da hast du Blei. Wenn du nur mit der Hälfte trifft, so entgeht keiner, der Ihre Majestät ansagen kann: Herr, wir haben schlecht bestanden.

Lerse (baut laven). Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen! ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerse. (Er gießt.) Halt den Löffel. (Gebt ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsknappe mit der Büchse herum; sie denken, wir haben uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen, warm, wie sie aus der Pfanne kommt (Kart.)

Georg (hebt den Löffel an). Laß mich sehen!

Lerse (schießt). Da liegt der Spatz.

Georg. Der schoß vorhin nach mir, (sie gießen) wie ich zum Dachfenster hinausstieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß, sie stürzt in die Rinne; ich dankt ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerse. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unser Mittagessen verdienen.

Sey kommt

Sey. Bleib, Lerse! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Sey. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es soll.

Sey. Es wird seyn: ich soll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß stellen.

Lerse. Das ist nichts. Wie wär's, wenn sie uns freien Abzug eingestünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entsatz erwartet? Wir vergrüben Gelt und Silber, wo sie's mit keiner Wünschelruthe finden sollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Göz. Sie lassen uns nicht.

Lerse. Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um sicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (Ab.)

Saal.

Von. Elisabeth. Georg. Knechte.

Bei Tische.

Göz. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht! Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau. (Elisabeth sucht vergebens.) Ist keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch Eine; ich hab sie für dich bei Seite gesetzt.

Göz. Nicht doch, Liebe! Gieb sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank!

Göz. Es ist die letzte. Und mir ist's, als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Göz. Das soll unser vorletztes Wort seyn, wenn wir sterben! Ich lieb ihn; denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppligen Körpers zu seyn. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es leb die Freiheit!

Göz. Es lebe die Freiheit!

Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

„Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So laſſet doch den Fraun von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht."

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde,
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hauſe,
Daß ich dich, nach dem ernſten Wort,
Nicht zauſe!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsre Enkel glücklich und die Kaiser unserer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen, wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen, wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht, als es scheinen möchte. Hab ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben seyn? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edlen, freien Nachbar neben sich leiden konnten, nur ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen, und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten, um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr solche Herren gekannt?

Götz. Wohl! Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herren, die zugegen waren, unter freiem Himmel speiß'ten, und das Landvolk all herbei lief sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können? daß Verehrung des Kaisers, Fried und Freundschaft der Nachbarn und Lieb der Unterthanen der kostbarste Familienschatz seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen

die Wölfe, die Türken, gegen die Füchse, die Franzosen, lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte. (Georg springt auf.) Wo willst du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingesperrt sind! — Und der Kaiser hat uns eingesperrt! — Und unsre Haut davon zu bringen, setzen wir unsre Haut dran.

Götz. Sey gutes Muths.

Lerse kommt.

Lerse. Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen, unschlüssige bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Götz. Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen.

Lerse. (heimlich). Habt ihr das Silber versteckt?

Götz. Nein! Frau, geh mit Franzen; er hat dir was zu sagen.

(Alle ab.)

Schloßhof.

Georg im Stall, singt.

Es fing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht' er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut' sich traun so läppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Vöglein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Göz. Wie steht's?

Georg (führt sein Pferd heraus.) Sie sind gesattelt.

Göz. Du bist fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Göz. Ihr habt eure Büchsen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank; es geht in einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

(Ab.)

Saal.

Zwei Knechte am Rüstschrank.

Erster Knecht. Ich nehm die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da ist noch eine schönere.

Erster Knecht. Nicht doch! Mach, daß du fort kommst.

Zweiter Knecht. Horch!

Erster Knecht (springt ans Fenster). Hilf, heiliger Gott! sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg stürzt!

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (Ab.)

Erster Knecht. Franz hält sich noch; ich will zu ihm. Wenn sie sterben, mag ich nicht leben. (Ab.)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Göz.

Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Kapuziner in einen Sack beschwor. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Elisabeth kommt.

Göz. Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts Gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Göz. Ist das Belohnung der Treue? des kindlichen Gehorsams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein freies, edles Herz. Laß sie gefangen seyn, sie sind frei! Gieb auf die deputirten Räthe Acht: die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —

Göz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehn!

Elisabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Göz. Ich wollt nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammenbeißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erscheinen sollt. Ihr seyd nicht gestellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Göz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Göz. Esel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehricht aufs Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Die Herren Commissarii sind auf dem Rathhause versammelt, und schicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Elisabeth. Mäßigt euch!

Götz. Sey außer Sorgen. (Ab.)

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euren Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf euren Wink, um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kaiserlichen Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem höchsten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen (auf die Brust deutend).

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein!

Götz kommt.

Götz. Gott grüß euch, ihr Herren! Was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerst daß ihr bedenkt, wo ihr seyd, und vor wem.

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn euch nicht, meine Herren.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann stehn. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt es wär' von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsre Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier, euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht, wie immer. Noch ein Wort, eh' ihr weiter geht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seyd was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsre Commission ist euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euren Zettel.

Rath. Schreiber, leset.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf und zeuge! Hab ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist? und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke seyn, wenn ich mich könnte bereden lassen das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn? mich?

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Thurn! Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle zu stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen, und die Zusage wieder brechen!

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gefudeltsten Contersey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

(Rath winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.)

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Seht ihr was Unrechts dran? Kaiſer und Reich hätten unſre Noth nicht in ihrem Kopfkiſſen gefühlt. Ich habe, Gott ſey Dank! noch Eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

(Bürger treten herein. Stangen in der Hand. Wehren an der Seite.)

Götz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Götz. Iſt das die Meinung? Wer kein Ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah! Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren ſoll. (Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehre von der Seite; ſie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. — Ihr könnt nach Hauſe gehn, gute Leute. Für die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen iſt hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn. Giebt euch eure Liebe zu eurem Kaiſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiſer Pflaſter giebt, die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: Es zieht ein Trupp von mehr als zweihunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was iſt das?

Wache kommt

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen: Er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sey, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz! — Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn, er ist Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten, sie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz. Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Götz (Geht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr): Geh hin! Sag ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn sie nur alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus ist mit Sickingens Reitern besetzt.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht ich mich auf den Weg. Nun haben wir sie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist, sie sollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zusammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Götz. Sie werden sagen: meine Güter seyen dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: Du wolltest zur Miethe drin wohnen, bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gäbe. Laß sie sich wenden, wie Aele in der Reuse, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei seyn. Ich kenne den Kaiser auch, und gelte was bei ihm. Er hat immer gewünscht dich unter seinem Heer zu haben. Du wirst nicht lang auf deinem Schlosse sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh ich nach Hof; denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir: brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Churfürsten seyn. Ich hoffte auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Götz (besieht seine Hand). O! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen

Was ſingſt du hier für Heuchelei
Von Lieb' und ſtiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerin.

Ich ſinge von des Mädchens Reu,
Und langem heißem Sehnen;
Denn Leichtſinn wandelte ſich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohn nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Fauſt nicht ſo ſehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben;
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.
Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind gewohnte Geſchichten.

Zigeunerin.

„Ach! weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauſchen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O hätteſt du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

ging, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war da sie mir abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehen untergraben, und Gewissen und Schande sollen ihn zu Tode fressen. Ich seh, ich seh im Geist meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhliche Aussichten eröffnen. — Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen, und so wie mir's jetzt ist, war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den Perrücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. (Ab.)

Adelheitens Schloß.

Adelheit. Weislingen.

Adelheit. Das ist verhaßt!

Weislingen. Ich habe die Zähne zusammengebissen. Ein so schöner Anschlag, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloß zu lassen! Der verdammte Sickingen!

Adelheit. Sie hätten's nicht thun sollen.

Weislingen. Sie saßen fest. Was konnten sie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann! Ich haß ihn. Sein Ansehen nimmt zu, wie ein Strom der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen folgen von selbst.

Adelheit. Hatten sie keinen Kaiser?

Weislingen. Liebe Frau! Er ist nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geschehen war, und ich nebst den übrigen Regimentsräthen eiferte, sagt er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da still ist, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! sagt er, hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geist mehr auf das Glück einzelner Menschen gewiesen hätten!

Adelheit. Er verliert den Geist eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigten, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kaiſer werde bald aus der Welt gehen, und Carl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Carl? Er iſt noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und hofft es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken, du ſäheſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts dich zu beleidigen; aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt Keinen der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr?

Weislingen. Er frißt mir am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheit!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Biſt du nicht bei Hofe? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich! du weißt, wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt. (Ab.)

Adelheid. Fängſt du's ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Wege ſtehen ſollteſt. Carl! Großer, trefflicher Mann, und Kaiſer dereinſt! und ſollte

er der einzige seyn unter den Männern, dem der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern; sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz kommt mit einem Brief.

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Carl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll; in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid (für sich). Er dauert mich — und wie wenig kostet's mich ihn glücklich zu machen! (Laut.) Sey gutes Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb und Treu, und werde nie unerkenntlich seyn.

Franz (beklemmt). Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehen. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir, der nicht euer wäre, keinen Sinn, als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient als andere sich vorgezogen zu sehen, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu sehen —

Adelheid. Du weißt nicht was du willst, noch weniger was du redst.

Franz (vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß stampfend). Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh mir aus dem Gesicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin, dich für was zu halten das du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh, verrath mich.

Franz. Eher wollt ich mir das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll, meine Sinne halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber, warmer Junge! (Faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Küsse begegnen einander, er fällt ihr weinend um den Hals.)

Adelheid. Laß mich!

Franz (erstickend in Thränen an ihrem Hals). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich; die Mauern sind Verräther. Laß mich. (Macht sich los.) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der schönste Lohn soll dir werden. (Ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermerden, der mir diesen Platz streitig machte.

Jarthausen.

Götz an einem Tisch. **Elisabeth** bei ihm mit der Arbeit; es steht ein Licht auf dem Tisch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht schmecken, und meine Beschränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt ich könnt schlafen, oder mir nur einbilden, die Ruhe sey was Angenehmes.

Elisabeth. So schreib doch deine Geschichte aus, die du angefangen hast. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, deine Feinde zu beschämen; verschaff einer edlen Nachkommenschaft die Freude, dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben ist geschäftiger Müßiggang; es kommt mir sauer an. Indem ich schreibe was ich gethan, ärger ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Elisabeth (nimmt die Schrift). Sey nicht wunderlich! Du bist eben an deiner ersten Gefangenschaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Elisabeth (liest). „Da waren selbst einige von den Bündischen, die zu mir sagten: Ich habe thöricht gethan, mich meinen ärgsten Feinden zu stellen, da ich doch vermuthen konnte, sie würden nicht glimpflich mit mir umgehen; da antwortet ich:“ Nun was antwortetest du? Schreibe weiter.

Götz. Ich sagte: Setz ich so oft meine Haut an anderer Gut und Geld, sollt ich sie nicht an mein Wort setzen?

Elisabeth. Diesen Ruf hast du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freiheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freiheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir Einen ſtellen, dem ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank! warum ich warb, iſt mir worden.

Lerſe. Georg mit Bildern.

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihtet, wenn ſich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf Eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Komet ſehen, und ganz Deutſchland iſt in Angſt, es bedeute den Tod des Kaiſers, der ſehr krank iſt.

Götz. Sehr krank! Unſre Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe giebt's noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Götz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte, ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg giebt's. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der

Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft geſehen.

Söh. Da leiden von meinen guten Herren und Freunden gewiß unſchuldig mit!

Georg. Schade, daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke

Flucht.

Alter. Fort! Fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt! die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut't Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! Fort! In Wald! (Alten vorbei.)

Link.

Was ſich widerſetzt, niedergeſtochen! Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt! Plündert rein aus und ſchnell! Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen). Wie geht's euch, Link?

Link. Drunter und drüber, ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt!

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren

mit hellem, wüthigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurm wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenster herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler (zu den Bauern). Ihr Hund', soll ich euch Bein machen! Wie sie zaudern und trenteln, die Esel.

Link. Brennt an! sie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel!

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenstein, den Eltershofen, an die dreizehn von Adel, zusammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und Tumultuiren von den Unsrigen, wie die lange Reih' arme reiche Sünder daherzog, einander anstarrten, und Erd und Himmel! Umringt waren sie ehe sie sich's versahen, und alle mit Spießen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Hab mein Tag so kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ist leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübsch Feuerchen geben. Siehst du, wie die Kerls übereinander purzelten und quiekten wie die Frösche! Es lief mir so warm übers Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Rixinger! Wenn der Kerl sonst auf die Jagt ritt, mit dem Federbusch und weiten Nasslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde! Ich hatt ihn die Zeit nicht gesehen, sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwischen die Rippen, da lag er, streckt alle Vier über seine Gesellen. Wie die Hasen beim Treibjagen, zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hätt er?

Metzler. Von Heilbronn hieher zu. Sie sind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Respect hätt; denn wir sind doch nur ihres Gleichen, das fühlen sie und werden schwierig.

Link. Wen meinen sie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär' gut, gäb auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät; er hat immer für einen rechtschaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Ruft's herum.

Metzler. Das Feuer leucht't uns noch eine gute Strecke. Hast du den großen Kometen gesehen?

Link. Ja. Das ist ein grausam erschrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durchziehen, können wir ihn recht sehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelstunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert sieht er aus, so blutgelbroth.

Link. Hast du die drei Stern gesehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tausend und tausend Striemen wie Spieß', und dazwischen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegrauf't. Wie das alles so bleichroth, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwischen die grausamen Gesichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Hast du die auch gesehen? Und das zwitzert alles so durcheinander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durcheinander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! (Ab.)

Feld.

Man sieht in der Ferne zwei Dörfer brennen und ein Kloster.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann seyn soll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin Pfalzgräfischer Diener; wie sollt ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen, ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl, du würdest Entschuldigung finden.

Götz, Lerse, Georg kommen.

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr sollt unser Hauptmann seyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiser brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das ist keine Entschuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wollt handeln wie bei Weinsberg an den Edlen und Herren, und so forthausen, wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich sollt euch behülflich seyn zu eurem schändlichen, rasenden Wesen — eher sollt ihr mich todt schlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß sie keinen Führer hatten, den sie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannschaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürsten werden dir Dank wissen, ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen aller seyn. Menschen und Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkens Zeit, und langer unnöthiger Discurse. Kurz und gut, Götz sey unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn!

Götz. Was braucht's das! Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum seyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wiederzuerlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abstehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackre Leute, die wissen was sie wollen, so will ich euch behülflich seyn zu euren Forderungen, und auf acht Tag euer Hauptmann seyn.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz geschehen, und braucht's deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen; damit könnt ihr beide zufrieden seyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, schriftlich an alle Haufen zu senden, ihm bei Strafe streng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geschehen.

Göz. So verbind ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was du thust, schon unsern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl (leise). Bewacht ihn! Daß niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Göz. Lerse! Kehr zu meiner Frau. Steh ihr bei! Sie soll bald Nachricht von mir haben.

(Göz, Stumpf, Georg, Lerse, einige Bauern ab.)

Metzler, Link kommen.

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Wild. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen! So haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum sind wir da? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild; er ist wie ein Vieh. (Ab.)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zustehen. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Mittenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel setzt wegen des Vertrags, schlagen wir den Verträgern zusammen die Köpf ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Boten.

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herren auch angesagt?

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einſt hinein,
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entſtand ein Lärm und Geſchrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbei.
Noch ſiedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

„Kommt nun dieſelbige Stunde zurück,
Wie ſtill mich's kränket und ſchmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verſcherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So ſchlecht an dem Liebſten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das ſchwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur ſpringenden Quelle;
Sie wuſch ſich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Geſicht, und weiß und klar
Stellt ſich die ſchöne Müllerin dar
Dem erſtaunt-erzürnten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht;
Nur lauter

Bote. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Boten ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem zuſammen ſeyn. Fehlen kann's nicht; man ſagt, es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr!

Weislingen. Richt es pünktlich aus! Ich bind es dir auf deine Seele. Gieb ihr den Brief! Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehen, wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr, ſie ſoll wollen! (Zum Boten) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jarthauſen

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnädige Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. — Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: Nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag Nein!

Lerſe. Nein! Er ward gezwungen; wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt, ist an ihrer Spitze gezogen. Sag Nein!

Lerse. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben sie ihm nicht feierlich zugesagt keine Thathandlungen mehr zu unternehmen wie die bei Weinsberg? Hört ich sie nicht selbst halbreuig sagen: Wenn's nicht geschehen wär, geschäh's vielleicht nie. Müßten nicht Fürsten und Herren ihm Dank wissen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raserei Einhalt zu thun und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?

Elisabeth. Du bist ein liebevoller Advocat. — Wenn sie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und sein graues Haupt — Lerse, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerse (für sich). Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst!

Elisabeth. Georg hat versprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie sind ärger als gefangen. Ich weiß, man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von seinem Herrn weichen.

Lerse. Das Herz blutete mir, wie er mich von sich schickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des schmählichsten Todes sollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen ist. Wenn ich nur Marien einen Boten schicken könnte!

Lerse. Schreibt nur, ich will dafür sorgen. (Ab.)

Bei einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geschwind' zu Pferde, Georg! ich sehe Miltenberg brennen. Halten sie so den Vertrag! Reit hin, sag ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich sage mich von ihnen los. Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geschwind, Georg. (Georg ab.) Wollt ich wäre tausend Meilen davon, und läg im tiefsten Thurn der

in der Türkei ſteht. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müd werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß' euch ſehr, edler Herr.

Götz. Gott dank' euch. Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch oder ſeht zu entwiſchen, und Gott geleit' euch! (Ab.)

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen, Götz, und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr, Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer kommen.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſre Haut und eure. Auf! Auf!

Götz (zu Metzler). Drohſt du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit dir feigem Kerl! Fürstendiener!

(Götz haut ihn über den Kopf, daß er stürzt, die andern treten dazwischen.)

Kohl. Ihr seyd rasend. Der Feind bricht auf allen Seiten rein, und ihr hadert!

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz ist unter ihnen, hör ich. Wendet Fleiß an, daß ihr ihn erwischt. Er ist schwer verwundet, sagen die Unsrigen. (Die Reiter ab.) Und wenn ich dich habe! — Es ist noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollstrecken. — So verlischt er vor dem Andenken der Menschen, und du kannst freier athmen, thörichtes Herz. (Ab.)

Nacht. im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter am Feuer.

Flick das Strohdach über der Grube, Tochter; giebt hint Nacht noch Regen genug.

Knab kommt.

Knab. Ein Hamster, Mutter. Da, zwei Feldmäus.

Mutter. Will sie dir abziehen und braten, und sollst eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutst?

Knab. Hamster hat mich bissen.

Mutter. Hol mir dürr Holz, daß das Feuer leh brennt, wenn dein Vater kommt, wird naß seyn durch und durch.

Andre Zigeunerin ein Kind auf dem Rücken.

Erste Zigeunerin. Hast du brav geheischen?

Zweite Zigeunerin. Wenig genug. Das Land ist voll Tumult

herum, daß man ſein's Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwei Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerin. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drei Geſellen kommen.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerin. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweiter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht. Die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweite Zigeunerin. Was haſt du Wolf?

Wolf. Einen Haſen, da, und einen Hahn; ein'n Bratſpieß; ein Bündel Leinwand; drei Kochlöffel und ein'n Pferdzaum.

Stickes. Ein' wullen Deck hab ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollen's trocknen; gebt her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht! Seht, was iſt.

Götz zu Pferd.

Götz. Gott ſey Dank! Dort ſeh ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir.

Hauptmann. Iſt's Friede, daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd!

Hauptmann. Helf ihm! Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf (leiſe) Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen! Alles iſt euer was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Bayerische Staatsbibliothek

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

(Götz legt den Harniſch ab.)

Hauptmann. Hier iſt mein Feiertagswamms.

Götz. Gott lohn's!

(Mutter kommt und verbindet ihn.)

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb, euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen! Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir für euch.

Schricks kommt.

Schricks. Kommen durch den Wald Reiter. Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen! Auf, Schricks! Biete den andern! Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchießen ſie nieder, eh ſie uns gewahr werden.

Götz (allein). O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (Man hört ſcharf ſchießen.) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerin.

Zigeunerin. Rettet euch! Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerin. Hier bei.

Götz (gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch). Zum letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (Ab.)

Zigeunerin. Er ſprengt zu den Unſrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort! fort! Alles verloren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Gebrüll der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid mit einem Brief

Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? (Es klopft.) Wer iſt draußen?

Franz (leiſe). Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl, daß ich ihm aufmache. (Läßt ihn ein.)

Franz (fällt ihr um den Hals). Liebe gnädige Frau!

Adelheid. Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles, alles!

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt' er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener, thörichter Junge, du ſiehſt nicht, wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit; denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freiheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Ich ſeh mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloſter ſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! alles!

Adelheid (ſie umfaßt ihn umhalſt). Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du ſollſt einen Brief an ihn haben,

voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieses Fläschchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr sollt frei seyn!

Adelheid. Frei! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir schleichen wirst — nicht mehr ich ängstlich zu dir sage: Brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn, vor'm Thurm.

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Gott nehm' das Elend von euch, gnädige Frau. Marie ist hier.

Elisabeth. Gott sey Dank! Lerse, wir sind in entsetzliches Elend versunken. Da ist's nun wie mir alles ahnete! Gefangen, als Meuter, Missethäter in den tiefsten Thurn geworfen —

Lerse. Ich weiß alles.

Elisabeth. Nichts, nichts weißt du; der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden, ein schleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finsterniß seiner Seele, daß es so mit ihm enden soll.

Lerse. Auch, und daß der Weislingen Commissar ist.

Elisabeth. Weislingen?

Lerse. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Metzler ist lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gespießt, geköpft, gevierteilt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Elisabeth. Weislingen Commissar! O Gott! Ein Strahl von Hoffnung. Marie soll mir zu ihm, er kann ihr nichts abschlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er sie sehen wird, die er so liebte, die so elend durch ihn ist — Wo ist sie?

Lerse. Noch im Wirthshaus.

Elisabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt, wie ein Miſſethäter! — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Setzt ſich. —) Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau! — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Geſicht. Könnt ich ſchlafen! Ach —

Maria tritt auf.

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! Sie ſtirbt, Marie ſtirbt, und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt! ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen. Er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort!

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig! daß ich jammern muß, dich von dem abſcheulichſten Morde zurückzuhalten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſten Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. O Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine ſchweren Wunden, ſein Alter! Und wenn du fähig wärſt, ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Zieht die Schelle.)

Franz in äußerſter Bewegung

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

(Franz bringt ſie.)

Weislingen (reißt ein Packet auf und zeigt Marien ein Papier). Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe? Weine nicht ſo, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

(Franz wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Kniee.)

Maria (für ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, ſteh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer ſich). Gift! Gift! Von eurem Weibe! — Ich! Ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.) Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod!

Maria (inwendig). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufſtehn). Gott, vermag ich das nicht!

Maria (kommt). Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus ſtürzt er wüthend in den Main hinunter.

Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch ſterben.

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Geweckt?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerin.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es iſt nun Alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgeſtirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle ſpringt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die übrigen Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Maria, und geh!

Maria. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Du biſt ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib —

Maria. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. — Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual.

Maria (für ſich). Stärke mich, o Gott! Meine Seele erliegt mit der ſeinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche! Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht bringe: er iſt tot. Und du Marie! Marie, warum biſt du gekommen, daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben! Du biſt allein. Denk, ich ſey deine Wärterin. Vergiß alles! Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner! Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe!

In einem finstern, engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

(Alle vermummt.)

Aeltester. Richter des heimlichen Gerichts, schwurt auf Strang und Schwert unsträflich zu seyn, zu richten im Verborgenen, zu strafen im Verborgenen Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Missethäter. Deß Herz rein ist, dessen Hände rein sind zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger (rein vor). Mein Herz ist rein von Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aeltester. Wen klagst du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet, der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Aeltester. Würd es falsch befunden, beutst du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aeltester. Sterben soll sie! sterben des bittern doppelten Todes, mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Missethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über sie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers!

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer! Rächer, tritt auf.

(Rächer tritt vor.)

Aeltester. Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die ihr richtet im Verborgenen und strafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut!

Hof einer Herberge.

Maria. Lerse.

Maria. Die Pferde haben genug gerastet. Wir wollen fort, Lerse.

Lerse. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht ist gar unfreundlich.

Maria. Lerse, ich habe keine Ruhe, bis ich meinen Bruder gesehen habe. Laß uns fort! Das Wetter hellt sich aus; wir haben einen schönen Tag zu gewarten.

Lerse. Wie ihr befehlt.

Heilbronn, im Thurn.

Götz. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillschweigen ängstet mich. Du verglühst in dir selbst. Komm, laß uns nach deinen Wunden sehen; sie bessern sich um vieles. In der muthlosen Finsterniß erkenn ich dich nicht mehr.

Götz. Suchtest du den Götz? Der ist lang hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Eliſabeth. Ja, Lieber! Richtet euch auf! es kann ſich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten, was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu tragen. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden — es iſt alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte, ſie ſollte ſeyn wie mein Leben. Sein Wille geſchehe.

Eliſabeth. Willt du nicht was eſſen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh, wie die Sonne draußen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt, mich in ſein klein Gärtchen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein und ſieh wie's ſteht. (Lerſe ab.)

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treu an meinem Herrn! (Wächter ab.) Maria, was bringſt du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach, aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig; man ſagt, er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht! Und laßt Götzen nichts merken!

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr, ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Böhmiſcher auf ſie los. — Georg! hätten ſie ſich alle gehalten wie er! ſie hätten alle das gute Gewiſſen haben müſſen.' Viel wurden erſtochen, und Georg mit; er ſtarb einen Reitertod.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags, zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knospen, und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben! Meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

Götz. Laß ihn! er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahnte mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen; jetzt hältſt du mich aufrecht. Ach, daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt tot — Georg iſt tot. — Stirb, Götz! — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edlen überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach, ſingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freiheit.

Götz. Gott ſey Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau! Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht! — Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es

iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

Egmont.

Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Margarete von Parma, Tochter Carl's des Fünften, Regentin der Niederlande.
Graf Egmont, Prinz von Gaure.
Wilhelm von Oranien.
Herzog von Alba.
Ferdinand, sein natürlicher Sohn.
Machiavell, im Dienste der Regentin.
Richard, Egmont's Geheimschreiber.
Silva, Gomez, } unter Alba dienend.
Clärchen, Egmont's Geliebte.
Ihre Mutter.
Brackenburg, ein Bürgersohn.
Soest, Krämer, Jetter, Schneider, Zimmermann, Seifensieder, } Bürger von Brüssel.
Buyck, Soldat unter Egmont.
Ruysum, Invalide und taub.
Vansen, ein Schreiber.
Volk, Gefolge, Wachen u. s. w.

Der Schauplatz ist in Brüssel.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und **Bürger** mit Armbrüſten.

Jetter, Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt. **Sorſt**, Bürger von Brüſſel, Krämer.

Sorſt. Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe ſchwarz, die habt ihr euer Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr ſollt eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Bunk (ein Holländer, Soldat unter Egmont). Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinnſt, tractire die Herren: ich bin ſo ſchon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's, als wenn ihr geſchoſſen hättet.

Sorſt. Ich ſollte drein reden; denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch, Bunk, nur immerhin.

Bunk (ſchießt). Nun, Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Sorſt. Vier Ringe! Es ſey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Bunk. Danke, ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch ſelbſt zu danken.

Runſum (ein Friesländer, Invalide und taub). Daß ich euch ſage!

Sorſt. Wie iſt's, Alter?

Kuyſum. Daß ich euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Buyck. (Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt, wie keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat: nein! wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Kuyſum. Was?

Soeſt (laut). Er will uns gaſtiren; er will nicht haben, daß wir zuſammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Kuyſum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn, und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Verſteht ſich Eure Majeſtät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Kuyſum. Wer?

Soeſt (laut). Philipps des Zweiten, Königs in Spanien.

Kuyſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben!

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Carl den Fünften, nicht lieber?

Kuyſum. Gott tröſt' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch, wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Wanderer und Pächterin.

Er.

Kannſt du, ſchöne Pächtrin ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir für Durſt und Hunger reichen?

Sie.

Willſt du, Vielgereiſ'ter, hier dich laben:
Sauren Rahm und Brod und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte,
Kannſt du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch, ich müßte ſchon dich kennen,
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden;
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich bei Wandrern
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſtenmale
Hat mir's dieſe Bildung abgewonnen!
Damals war ſie Sonne aller Sonnen
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſre Fürſten müſſen froh und frei ſeyn, wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt ſeyn, ſo gutherzige Narren wir auch ſind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur beſſere Rathgeber hätte.

Soeſt. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, ſein Herz iſt dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum iſt alle Welt dem Grafen Egmont ſo hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm anſieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen ſieht; weil er nichts beſitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch iſts, die erſte Geſundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Geſundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Kunſum. Ueberwinder bei St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Kunſum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die ſchwere Büchſe mehr ſchleppen. Hab' ich doch den Franzoſen noch eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abſchied noch einen Streifſchuß ans rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's friſch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und ſengten die wälſchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen ſie! Ihre alten, hartfeſten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und ſchoſſen und hieben, daß ſie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen, und wir ſtritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe mit Haufe, auf dem breiten flachen Sand an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Fluſſes, bav, bav! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie konnten nur mit den kleinſten Schiffen

bei, und das nicht nah genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, alles ins Wasser gesprengt. Und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad' hintendrein. Uns, die wir beidlebig sind, ward erst wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußte doch die wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden seyd ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den statt der Margrete von Parma zum Regenten gesetzt!

Soest. Nicht so! wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margareten nicht schelten. Nun ist's an mir. Es lebe unsre guäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soest. Wahrlich, treffliche Weiber sind in dem Hause. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug ist sie, und mäßig in allem, was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und fest mit den Pfaffen. Sie ist doch auch mit schuld, daß wir die vierzehn neuen Bischofsmützen im Lande haben. Wozu die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann, wo sonst Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir sollen glauben, es sey um der Religion willen. Ja es hat sich. An drei Bischöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöth'g wäre, und da setzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's. (Sie trinken.)

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen; sie sind wahrlich gar schön in Reimen gesetzt, und haben recht erbauliche Weisen. Die sollen wir nicht singen; aber Schelmenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seyen Ketzereien drin, sagen sie, und Sachen, Gott

weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was Neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir, was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. (laut.) Es ist ja wohl nichts unschuldiger, als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Kunsum. Ei wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber seyn. Die Inquisitionsriener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden. Der Gewissenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf, was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen, was ich will.

Forst. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bei Zeiten suchen, ihr die Flügel zu beschneiden.

Jetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit, und summe just einen französischen Psalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böses, ich summe ihn aber, weil er mir in der Kehle ist, gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesackt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks stehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen die aus Deutschland gekommen sind, auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je einen predigen hören?

Forst. Wackre Leute. Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander Geköch, als wenn unsre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg; sagte, wie sie uns bisher hätten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran seyn. Ich sagt's immer selbst, und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang' im Kopf herumgegangen.

Bunch. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Forst. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Bunch. Frisch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Forst. Nun, Alter, bring' auch deine Gesundheit.

Kunsum. Alte Soldaten! Alte Soldaten! Es lebe der Krieg!

Bunch. Bravo, Alter! Alte Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch, was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, ist wohl natürlich; wie lumpig aber unser einem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie sie über einen Hügel kamen und bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben sind, wie viel dort, und wie sie sich drängen, und einer gewinnt, der andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so."

Forst. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt seyn.

Jetter. Ja, es übt sich wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Bunch. Das sollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir die spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Forst. Gelt! die lagen dir am schwersten auf?

Jetter. Bezir' Er sich.

Forst. Die hatten scharfe Einquartierung bei dir.

Jetter. Halt' dein Maul.

Forſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Bunch. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit.

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Forſt. Ordnung und Freiheit!

Bunch. Brav! das ſind auch wir zufrieden.

(Sie ſtoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch ſo, daß jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Palaſt der Regentin

Margarete von Parma in Jagdkleidern. **Hofleute. Pagen. Bediente.**

Regentin. Ihr ſtellt das Jagen ab; ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er ſoll zu mir kommen.

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an dieſe ſchrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergötzen, nichts mich zerſtreuen; immer ſind dieſe Bilder, dieſe Sorgen vor mir. Nun wird der König ſagen, dieß ſey'n die Folgen meiner Güte, meiner Nachſicht; und doch ſagt mir mein Gewiſſen jeden Augenblick, das Räthlichſte, das Beſte gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Stamme des Grimmes dieſe Flammen anfachen und umherſtreuen? Ich hoffte ſie zu umſtellen, ſie in ſich ſelbſt zu verſchütten. Ja, was ich mir ſelbſt ſage, was ich wohl weiß, entſchuldigt mich vor mir ſelbſt; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn iſt es zu läugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat ſich täglich erhöht; ſie haben unſer Heiligthum geläſtert, die ſtumpfen Sinne des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeiſt unter ſie gebannt. Unreine Geiſter haben ſich unter die Aufrührer gemiſcht, und ſchreckliche Thaten ſind geſchehen, die zu denken ſchauderhaft iſt, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe, ſchnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvorkomme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich ſehe

kein Mittel, weder strenges, noch gelindes, dem Uebel zu steuern. O was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell tritt auf.

Regentin. Sind die Briefe an den König aufgesetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet ihr sie unterschreiben können.

Regentin. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umständlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerst zu St. Omer die bilderstürmerische Wuth sich zeigt. Wie eine rasende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken versehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erst Kapellen, Kirchen und Klöster anfallen, die Andächtigen verjagen, die verschlossenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerschlagen, alle Gemälde verderben, alles, was sie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerschmettern, zerreißen, zertreten. Wie sich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie sie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüsten, die Bibliothek des Bischofs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unsinn ergriffen, sich über Menin, Comines, Verwick, Lille verbreitet, nirgend Widerstand findet, und wie fast durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verschwörung sich erklärt und ausgeführt ist.

Regentin. Ach, wie ergreift mich aufs neue der Schmerz bei deiner Wiederholung! Und die Furcht gesellt sich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen Eure Hoheit, meine Gedanken sehen Grillen so ähnlich; und wenn Ihr auch immer mit meinen Diensten zufrieden war't, habt Ihr doch selten meinem Rath folgen mögen. Ihr sagtet oft im Scherze: „Du siehst zu weit, Machiavell! Du solltest Geschichtschreiber seyn: wer handelt, muß fürs Nächste sorgen.“ Und doch, habe ich diese Geschichte nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles voraus gesehen?

Regentin. Ich sehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tausend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt sie gelten, sondert sie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt' sie in die bürgerliche Ordnung, schränkt sie ein; und

so habt Ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel sind vergeblich, und Ihr verheert das Land.

Regentin. Hast du vergessen, mit welchem Abscheu mein Bruder selbst die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens aufs eifrigste empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Kosten der Religion nicht hergestellt wissen will? Hält er nicht selbst in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren wer sich zu der neuen Meinung hinüber neigt? Hat er nicht zu unsrer Verwunderung uns diesen und jenen genannt, der sich in unsrer Nähe heimlich der Ketzerei schuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich soll gelind seyn? ich soll Vorschläge thun, daß er nachsehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bei ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch seine Absichten wissen. Ihr sollt Ruhe und Friede wieder herstellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblasen wird. Bedenkt was Ihr thut. Die größten Kaufleute sind angesteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geist Philippen eingeben, daß es einem Könige anständiger ist Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als sie durch einander aufzureiben.

Regentin. Solch ein Wort nie wieder! Ich weiß wohl, daß Politik selten Treu' und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unsern Herzen ausschließt. In weltlichen Geschäften ist das leider nur zu wahr; sollen wir aber auch mit Gott spielen wie unter einander? Sollen wir gleichgültig gegen unsre bewährte Lehre seyn, für die so viele ihr Leben aufgeopfert haben? Die sollten wir hingeben an hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deßwegen nicht übler von mir.

Regentin. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten, besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat. Es sind noch andre, Machiavell, Männer, die ich schätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet Ihr mir?

Regentin. Ich kann es gestehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen, tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentin. Durch sein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtsinn. Ich erhielt die schreckliche Botschaft, eben als ich von vielen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: Seht, was in eurer Provinz entsteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König sich alles versprach?

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentin. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebensache wäre, versetzte er: Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt! Das übrige würde sich leicht geben.

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederländer sieht, daß es mehr um seine Besitzthümer, als um sein Wohl, um seiner Seele Heil zu thun ist? Haben die neuen Bischöfe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geschmaus't, und sind es nicht meist Fremde? Noch werden alle Statthalterschaften mit Niederländern besetzt; lassen sich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß sie die größte, unwiderstehlichste Begierde nach diesen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regieret werden, als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maaßstab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?

Regentin. Du stellst dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verstande ganz auf der unsrigen seyn.

Regentin. Wenn du so willst, so thät' es noth, ich träte ihnen meine Regentschaft ab; denn Egmont und Oranien machten sich große Hoffnung diesen Platz einzunehmen. Damals waren sie Gegner; jetzt sind sie gegen mich verbunden, sind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentin. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien sinnt nichts Gutes, seine Gedanken reichen

in die Ferne, er iſt heimlich, ſcheint alles anzunehmen, widerſpricht nie, und in tiefſter Ehrfurcht, mit größter Vorſicht thut er was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt ſo hoch, als wenn die Hand der Majeſtät nicht über ihm ſchwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks ſind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn niemand Rechenſchaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn ſich nennen zu hören, als wollte er nicht vergeſſen, daß ſeine Vorfahren Beſitzer von Geldern waren. Warum nennt er ſich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloſchne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentin. Wenn er wollte, wie verdient könnte er ſich um die Regierung machen, anſtatt daß er uns ſcheu, ohne ſich zu nutzen, unſäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Geſellſchaften, Gaſtmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichſten heimlichen Zuſammenkünfte. Mit ſeinen Geſundheiten haben die Gäſte einen dauernden Rauſch, einen nie ſich verziehenden Schwindel geſchöpft. Wie oft ſetzt er durch ſeine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie ſtutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Abſicht.

Regentin. Schlimm genug. Wie ich ſage, er ſchadet uns, und nützt ſich nicht. Er nimmt das Ernſtliche ſcherzhaft und wir, um nicht müßig und nachläſſig zu ſcheinen, müſſen das Scherzhafte ernſtlich nehmen. So hetzt eins das andre; und was man abzuwenden ſucht, das macht ſich erſt recht. Er iſt gefährlicher, als ein entſchiednes Haupt einer Verſchwörung; und ich müßte mich ſehr irren, wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt. Ich kann nicht läugnen, es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, ſehr empfindlich macht.

Machiavell. Er ſcheint mir in allem nach ſeinem Gewiſſen zu handeln.

Regentin. Sein Gewiſſen hat einen gefälligen Spiegel. Sein

Betragen iſt oft beleidigend. Er ſieht oft aus, als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe, er ſey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen laſſen, wolle uns ſo gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde ſich ſchon geben.

Machiavell. Ich bitte Euch, legt ſeine Offenheit, ſein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr ſchadet nur ihm und Euch.

Regentin. Ich lege nichts aus. Ich ſpreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein niederländiſcher Adel und ſein golden Vließ vor der Bruſt ſtärken ſein Vertrauen, ſeine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem ſchnellen, willkürlichen Unmuth des Königs ſchützen. Unterſuch' es genau; an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, iſt er doch nur allein Schuld. Er hat zuerſt den fremden Lehrern nachgeſehen, hat's ſo genau nicht genommen, und vielleicht ſich heimlich gefreut, daß wir etwas zu ſchaffen hatten. Laß mich nur! Was ich auf dem Herzen habe, ſoll bei dieſer Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umſonſt verſchießen; ich weiß, wo er empfindlich iſt. Er iſt auch empfindlich.

Machiavell. Habt Ihr den Rath zuſammen berufen laſſen? Kommt Oranien auch?

Regentin. Ich habe nach Antwerpen um ihn geſchickt. Ich will ihnen die Laſt der Verantwortung nahe genug zuwälzen; ſie ſollen ſich mit mir dem Uebel ernſtlich entgegenſetzen oder ſich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden und bringe mir ſie zur Unterſchrift. Dann ſende ſchnell den bewährten Vaska nach Madrid; er iſt unermüdet und treu; daß mein Bruder zuerſt durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn ſelbſt noch ſprechen, eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle ſollen ſchnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verſchont mich, Clärchen.

Sie.

Freut es dich, ſo kann es wohl geſchehen,
Daß man deinen Mährchenſcherz vollende:
Purpurſeide floß von ihrer Lende,
Da du ſie zum erſtenmal geſehen.

Er.

Nein, fürwahr, das haſt du nicht gedichtet!
Konnten Geiſter dir es offenbaren;
Von Juwelen haſt du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieſes Eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu ſehen,
Manche Schlöſſer in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn am Schluß der Reiſe
Ich das edle Bildniß wieder finde!

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaßnen Gutes
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er.

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt vermeiden?

Clare. Was habt ihr wieder? Warum versagt ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn so fest vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

Mutter (im Sessel strickend). Singt doch eins! Brackenburg secundirt so hübsch. Sonst war't ihr lustig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonst.

Clare. Wir wollen singen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübsch munter und frisch weg! Es ist ein Soldatenliedchen, mein Leibstück.

(Sie wickelt Garn und singt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämmslein,
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde sehen weichen,
Wir schießen darein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu seyn!

(Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angesehen, zuletzt bleibt ihm die Stimme stecken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht ans Fenster. Clärchen singt das Lied allein aus; die Mutter winkt ihr halb unwillig, sie steht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unschlüssig wieder um, und setzt sich.)

Mutter. Was giebt's auf der Gaſſe, Brackenburg? Ich höre marſchiren.

Brackenburg. Es iſt die Leibwache der Regentin.

Clare. Um dieſe Stunde? was ſoll das bedeuten? (Sie ſteht auf und geht an das Fenſter zu Brackenburg.) Das iſt nicht die tägliche Wache, das ſind weit mehr! Faſt alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! hört ein mal, was es giebt? Es muß etwas Beſonderes ſeyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er reicht ihr abgehend die Hand, ſie giebt ihm die ihrige.)

Mutter. Du ſchickſt ihn ſchon wieder weg.

Clare. Ich bin neugierig; und auch, verdenkt mir's nicht, ſeine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen ſoll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es ſo lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es iſt ein ſo treuer Burſche.

Clare. Ich kann's auch nicht laſſen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt ſich oft unverſehens zu, wenn die ſeine mich ſo leiſe, ſo liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in ſeinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen ſoll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln laſſen.

Mutter. Das iſt nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube, ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärſt du immer mit ihm geweſen.

Clare. Wäre verſorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das iſt alles durch deine Schuld verſcherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich ſo nachdenke, wie es gegangen iſt, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder anſehen, wird mir alles ſehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was iſt's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in ſeinem Arm ſollte nicht das glücklichſte Geſchöpf von der Welt ſeyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, ist das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangst mit seinen Kindern. Wie das ausgehen wird! Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du hast dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht!

Clare (gelassen). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeiritt und ich ans Fenster lief, schaltet ihr mich da? Tratet ihr nicht selbst ans Fenster? Wenn er herauf sah, lächelte, nickte, mich grüßte, war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht selbst in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clare (gerührt). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Riefst ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es so weit kommen sollte?

Clare (mit stockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig, ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und staunend sitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Clärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clare (mit ausbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt eure Freude, mich zu ängstigen.

Mutter (weinend). Weine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübniß! Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?

Clare (aufstehend und kalt). Verworfen! Egmonts Geliebte, verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, so redetet ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seyd gut! Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold ſeyn! das iſt wahr. Er iſt immer ſo freundlich, frei und offen.

Clare. Es iſt keine falſche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er iſt doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er ſo lieb iſt, ſo gut! wie er mir ſeinen Stand, ſeine Tapferkeit gerne verbärge! wie er um mich beſorgt iſt! ſo nur Menſch, nur Freund, nur Liebſter.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft ans Fenſter gehen ſehen? Habt ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thür rauſcht? — Ob ich ſchon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufſtehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warſt immer ſo ein Springinsfeld; als ein kleines Kind ſchon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehſt du dich nicht ein wenig beſſer an?

Clare. Vielleicht, Mutter! wenn ich Langeweile habe. — Geſtern, denkt, gingen von ſeinen Leuten vorbei und ſangen Liedchen auf ihn. Wenigſtens war ſein Name in den Liedern! das übrige kennt' ich nicht verſtehn. Das Herz ſchlug mir bis an den Hals! — Ich hätte ſie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein heftiges Weſen verdirbt noch alles; du verräthſt dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bei dem Vetter, wie du den Holzſchnitt und die Beſchreibung fandſt und mit einem Schrei rieſt: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Clare. Hätt' ich nicht ſchreien ſollen? Es war die Schlacht bei Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchſtaben E. und ſuche unten in der Beſchreibung E. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen wird.“ Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeſchnitzten Egmont, der ſo groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabei, und die engliſchen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir ſonſt eine Schlacht vorgeſtellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn ſie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürſten — und wie mir's jetzt iſt!

Brackenburg kommt

Clare. Wie ſteht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewiſſes. In Flandern ſoll neuerdings ein Tumult entſtanden ſeyn; die Regentin ſoll beſorgen, er möchte ſich hierher verbreiten. Das Schloß iſt ſtark beſetzt, die Bürger ſind zahlreich an den Thoren, das Volk ſummt in den Gaſſen. — Ich will nur ſchnell zu meinem alten Vater.

(Als wollt' er gehen.)

Clare. Sieht man euch morgen? Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich ſehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder ſo eine Hiſterie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg (ſeine Hand reichend). Eure Hand!

Clare (ihre Hand verſagend). Wenn ihr wieder kommt. (Mutter und Tochter ab.)

Brackenburg (allein). Ich hatte mir vorgenommen, gerade wieder fort zu gehen, und da ſie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich raſend werden. — Unglücklicher! und dich rührt deines Vaterlandes Geſchick nicht? der wachſende Tumult nicht? — und gleich iſt dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war; „Brutus Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunſt;" da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rector ſagte: Wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles ſo übereinander geſtolpert. — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt ſchlepp' ich mich an den Augen des Mädchens ſo hin. Kann ich ſie doch nicht laſſen! Kann ſie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr ſeyn, was mir ein Freund neulich ins Ohr ſagte? daß ſie Nachts einen Mann heimlich zu ſich einläßt, da ſie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hauſe treibt. Nein, es iſt nicht wahr, es iſt eine Lüge, eine ſchändliche, verläumderiſche Lüge! Clärchen iſt ſo unſchuldig, als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen geſtoßen — — Und ich ſoll ſo fort leben? Ich duld', ich duld'

es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiste heftiger bewegt, und ich sterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, schimpflicher Zustand! Es ist besser, ich end' auf einmal. Neulich stürzt' ich mich ins Wasser, ich sank — aber die geängstete Natur war stärker; ich fühlte, daß ich schwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergessen, da sie mich liebte, mich zu lieben schien! Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir diese Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, indem sie mir ein Paradies von weitem zeigten? — Und jener erste Kuß! Jener einzige! — Hier, (die Hand auf den Tisch legend) hier waren wir allein — sie war immer gut und freundlich gegen mich gewesen — da schien sie sich zu erweichen — sie sah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stirb, Armer! Was zauderst du? (Er zieht ein Fläschchen aus der Tasche.) Ich will dich nicht umsonst aus meines Bruders Doctorkästchen gestohlen haben, heilsames Gift! Du sollst mir dieses Bangen, diese Schwindel, diese Todesschweiße auf einmal verschlingen und lösen.

Zweiter Aufzug.

Platz in Brüssel.

Jetter und ein Zimmermeister treten zusammen.

Zimmermeister. Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft sagt' ich, es würde schwere Händel geben.

Jetter. Ist's denn wahr, daß sie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeister. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben sie Kirchen und Kapellen. Nichts, als die vier nackten Wände haben sie stehen lassen. Lauter Lumpengesindel! Und das macht unsre gute Sache schlimm. Wir hätten eher, in der Ordnung und standhaft unsre Gerechtsame

der Regentin vortragen und drauf halten ſollen. Reden wir jetzt, verſammeln wir uns jetzt, ſo heißt es, wir geſellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja, ſo denkt jeder zuerſt: Was ſollſt du mit deiner Naſe voran? Hängt doch der Hals gar nah damit zuſammen.

Zimmermeiſter. Mir iſt's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müſſen, und bringen das Land in Unglück.

Forſt tritt dazu.

Forſt. Guten Tag, ihr Herren! Was giebt's neues? Iſt's wahr, daß die Bilderſtürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeiſter. Hier ſollen ſie nichts anrühren.

Forſt. Es trat ein Soldat bei mir ein, Toback zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentin, ſo eine wackre, kluge Frau ſie bleibt, dießmal iſt ſie außer Faſſung. Es muß ſehr arg ſeyn, daß ſie ſich ſo geradezu hinter ihre Wache verſteckt. Die Burg iſt ſcharf beſetzt. Man meint ſogar, ſie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeiſter. Hinaus ſoll ſie nicht! Ihre Gegenwart beſchützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verſchaffen als ihre Stutzbärte. Und wenn ſie uns unſre Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, ſo wollen wir ſie auf den Händen tragen.

Seifenſieder tritt dazu.

Seifenſieder. Garſtige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und geht ſchief aus! — Hütet euch, daß ihr ſtille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Forſt. Da kommen die ſieben Weiſen aus Griechenland.

Seifenſieder. Ich weiß, da ſind viele, die es heimlich mit den Calviniſten halten, die auf die Biſchöfe läſtern, die den König nicht ſcheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

(Es geſellt ſich nach und nach allerlei Volk zu ihnen und horcht.)

Danſen tritt dazu.

Danſen. Gott grüß' euch, Herren! Was neues?

Zimmermeister. Gebt euch mit dem nicht ab; das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber beim Doctor Wiets?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihm ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmstreiche halber, pfuscht er jetzt Notaren und Advocaten ins Handwerk, und ist ein Branntweinzapf.

(Es kommt mehr Volk zusammen und steht truppweise.)

Vansen. Ihr seyd auch versammelt, steckt die Köpfe zusammen. Es ist immer redenswerth.

Forst. Ich denk' auch.

Vansen. Wenn jetzt einer oder der andre Herz hätte, und einer oder der andre den Kopf dazu, wir könnten die spanischen Ketten auf einmal sprengen.

Forst. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geschworen.

Vansen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt sich hören! Sagt eure Meinung.

Einige andere. Horch der versteht's! Der hat Pfiffe.

Vansen. Ich hatte einen alten Patron, der besaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarsten Bücher. In einem stand unsre ganze Verfassung: wie uns Niederländer zuerst einzelne Fürsten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unsre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürsten gehabt, wenn er sie regiert wie er sollte; und wie sie sich gleich vorsahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein; denn jede Provinz, so klein sie war, hatte ihre Staaten, ihre Landstände.

Zimmermeister. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtschaffne Bürger ist, so viel er braucht, von der Verfassung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Forst. Er hat ganz recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vansen. So seyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur so in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb von euren Eltern überkommen habt, so

laßt ihr auch das Regiment über euch ſchalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt daran? wenn einer nur das tägliche Brod hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und ſagt einem ſo etwas?

Vanſen. Ich ſag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht drin ſchalten und walten anders als die kleinen Fürſten, die ſie ehemals einzeln beſaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vanſen. Es iſt ſo klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euren Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vanſen. Hat der Brüſſeler nicht ein ander Recht als der Antwerper? der Antwerper als der Genter? Woher käme denn das?

Andere Bürger. Bei Gott!

Vanſen. Aber wenn ihr's ſo fortlaufen laßt, wird man's euch bald anders weiſen. Pfui! Was Carl der Kühne, Friedrich der Krieger, Carl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probirt.

Vanſen. Freilich! — Unſre Vorfahren paßten auf. Wie ſie einem Herrn gram wurden, fügen ſie ihm etwa ſeinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bei ſich, und gaben ihn nur auf die beſten Bedingungen heraus. Unſre Väter waren Leute! Die wußten was ihnen nütz war! Die wußten etwas zu faſſen und feſtzuſetzen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſre Privilegien ſo deutlich, unſre Freiheiten ſo verſichert.

Seifenſieder. Was ſprecht ihr von Freiheiten?

Das Volk. Von unſern Freiheiten, von unſern Privilegien! Erzählt noch was von unſern Privilegien.

Vanſen. Wir Brabanter beſonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir ſind am herrlichſten verſehen. Ich habe alles geleſen.

Soeſt. Sagt an.

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vanſen. Erſtlich ſteht geſchrieben: Der Herzog von Brabant ſoll uns ein guter und getreuer Herr ſeyn.

Forſt. Gut! Steht das ſo?

Jetter. Getreu? Iſt das wahr?

Vanſen. Wie ich euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweitens: Er ſoll keine Macht oder eignen Willen an uns beweiſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Forſt. Nicht merken laſſen.

Ein anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunkt. Niemanden geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Vanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein anderer. Wir wollen zu der Regentin gehen mit dem Buche.

Ein anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tröpfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Das Volk. Wir wollen ſehen, wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien.?

Vanſen. Mancherlei, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: Der Landsherr ſoll den geiſtlichen Stand nicht verbeſſern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Forſt. Iſt das ſo?

Vanſen. Ich will's euch geſchrieben zeigen, von zwei, drei hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Biſchöfe? Der Adel muß uns ſchützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir laſſen uns von der Inquiſition ins Bockshorn jagen?

Vanſen. Das iſt eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die ſorgen für unſer Beſtes.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03748/112

Bansen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifensieder. Du Hund!

(Er ſchlägt ihn.)

Andere (widerſetzen ſich und rufen). Biſt du auch ein Spanier?

Ein anderer. Was? den Ehrenmann?

Ein anderer. Den Gelahrten?

(Sie fallen den Seifenſieder an.)

Zimmermeiſter. Um's Himmels willen, ruht! (Andere miſchen ſich in den Streit.) Bürger, was ſoll das?

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an. Bürger ſtehen und gaffen. Volk läuft zu, andere gehen gelaſſen auf und ab, andere treiben allerlei Schalkspoſſen, ſchreien und jubiliren.)

Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

Egmont tritt auf mit Begleitung.

Egmont. Ruhig! Ruhig! Leute! Was giebt's? Bringt ſie auseinander!

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält ſogar die Nähe unſrer königlichen Regentin dieſen Unfug nicht zurück? Geht auseinander, geht an euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen, wenn ihr an Werktagen feiert. Was war's?

(Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und alle ſtehen um ihn herum.)

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden! — Und wer ſeyd ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Eures Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Egmont. Und ihr?

Soeſt. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name iſt Jetter.

Jetter. (Gnade, daß ihr euch dessen erinnert.

Egmont. Ich vergesse niemanden leicht, den ich einmal gesehen und gesprochen habe. — Was an euch ist, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr seyd übel genug angeschrieben. Reizt den König nicht mehr; er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht.

Zimmermeister. Ach wohl! das ist eben unsre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die stänkern aus Langerweile, und scharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen sie Händel an, die viel tausend Menschen unglücklich machen. Das ist ihnen eben recht. Wir halten unsre Häuser und Kasten zu gut verwahrt; da möchten sie gern uns mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beistand sollt ihr finden; es sind Maaßregeln genommen dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht fest gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht, durch Aufruhr befestige man Privilegien. Bleibt zu Hause; leidet nicht, daß sie sich auf den Straßen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

(Indessen hat sich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeister. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt. (Egmont ab.) Ein gnädiger Herr! der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soest. Das läßt der König wohl seyn. Den Platz besetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Hast du das Kleid gesehen? Das war nach der neuesten Art, nach spanischem Schnitt.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Soest. Bist du toll? was kommt dir ein!

Jetter. Dumm genug, daß einem so etwas einfällt. — Es ist mir nun so. Wenn ich einen schönen langen Hals sehe, muß ich gleich wider Willen denken: der ist gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt sie nicht aus dem Sinne. Wenn die Bursche schwimmen, und ich seh' einen nackten Buckel, gleich fallen sie mir zu Dutzenden ein, die ich

habe mit Ruthen streichen sehen. Begegnet mir ein rechter Wanst, mein' ich, den seh' ich schon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Lustbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergessen; die fürchterlichen Gestalten sind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmont's Wohnung.

Secretär
(an einem Tische mit Papieren, er steht unruhig auf).

Er kommt immer nicht! und ich warte schon zwei Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern so zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es ist so viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich sieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's besser, wenn er strenge wäre, und ließe einen auch wieder zur bestimmten Zeit. Man könnte sich einrichten. Von der Regentin ist er nun schon zwei Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont tritt auf.

Egmont. Wie sieht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drei Boten warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang' geblieben; du machst ein verdrießlich Gesicht.

Secretär. Eurem Befehl zu gehorchen, wart' ich schon lange. Hier sind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böse auf mich werden, wenn sie hört, daß ich dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht, daß du auf dem Schlosse eine Freundin hast. Was sagen die Briefe.

Secretär. Mancherlei, und wenig Erfreuliches.

Egmont. Da ist gut, daß wir die Freude zu Hause haben und sie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Ist viel gekommen?

Secretär. Genug, und drei Boten warten.

Egmont. Sag' an! das Nöthigste!

Secretär. Es ist alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geschwind!

Secretär. Hauptmann Breda schickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat sich meistens gelegt. —

Egmont. Er schreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verschone mich damit.

Secretär. Noch sechs sind eingezogen worden, die bei Verwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehn.

Secretär. Es sind zwei Weiber dabei; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen lassen.

Secretär. Brink von Breda's Compagnie will heirathen. Der Hauptmann hofft, ihr werdet's ihm abschlagen. Es sind so viele Weiber bei dem Haufen, schreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarsch, sondern einem Zigeuner-Geschleppe ähnlich sehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehen! Es ist ein schöner junger Kerl; er bat mich noch gar dringend, eh' ich wegging. Aber nun soll's keinem mehr gestattet seyn, so leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß geplagt genug sind, ihren besten Spaß zu versagen.

Secretär. Zwei von euren Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter, übel mitgespielt. Sie kriegten sie allein, und die Dirne konnte sich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen ist, und sie haben Gewalt gebraucht, so soll er sie drei Tage hinter einander mit Ruthen streichen lassen, und wenn sie etwas besitzen, soll er so viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausstattung gereicht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern ist heimlich durch

Comines gegangen und entdeckt werden. Er ſchwört, er ſey im Begriff nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl ſoll er enthauptet werden.

Egmont. Sie ſollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm verſichern, daß er das zweitemal nicht ſo wegkommt.

Secretär. Ein Brief von eurem Einnehmer. Er ſchreibt, es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe ſchwerlich ſchicken; der Tumult habe in alles die größte Confuſion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei! er mag ſehen wie er es zuſammenbringt.

Secretär. Er ſagt, er werde ſein Möglichſtes thun, und wolle endlich den Raymond, der euch ſo lange ſchuldig iſt, verklagen und in Verhaft nehmen laſſen.

Egmont. Der hat ja verſprochen zu bezahlen.

Secretär. Das letztemal ſetzte er ſich ſelbſt vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretär. Ihr thut wohl. Es iſt nicht Unvermögen; es iſt böſer Wille. Er macht gewiß Ernſt, wenn er ſieht, ihr ſpaßt nicht. — Ferner ſagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühren einen halben Monat zurückhalten; man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Secretär. Woher befehlt ihr denn daß er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Secretär. Deßwegen thut er die Vorſchläge.

Egmont. Die taugen nicht, er ſoll auf was anders ſinnen. Er ſoll Vorſchläge thun die annehmlich ſind, und vor allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm ſelbſt ſchreiben. Gewiß, er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte. Du machſt meine Hand ja ſo gut

nach, schreib' in meinem Namen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu: und wünschte selbst, daß ihm auf seine Bedenklichkeiten was recht Beruhigendes geschrieben würde.

Secretär. Sagt mir ungefähr eure Meinung; ich will die Antwort schon aufsetzen und sie euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für eure Hand gelten kann.

Egmont. Gieb mir den Brief. (Nachdem er hineingesehen.) Guter, ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend auch wohl so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. — Schreib' ihm, er möge unbesorgt seyn; ich handle wie ich soll, ich werde mich schon wahren; sein Ansehen bei Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen, und meines vollkommenen Dankes gewiß seyn.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was soll ich mehr sagen? Willst du mehr Worte machen, so steht's bei dir. Es dreht sich immer um den Einen Punkt: ich soll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Lust, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu mustern. Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Secretär. Ich bitt' euch, Herr; seyd nicht so barsch und rauh gegen den guten Mann. Ihr seyd ja sonst gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edlen Freund beruhige. Seht, wie sorgfältig er ist, wie leis' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur irre, sie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden seines Pfades gehen; er mag sich wahren.

Secretär. Es ziemt euch nicht zu sorgen, aber wer euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief sehend). Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geselligkeit und des Weins getrieben und gesprochen, und was man daraus für Folgen und Beweise durch's ganze Königreich gezogen und geschleppt habe. — Nun gut! wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unsrer Diener Aermel sticken lassen, und haben diese tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefährlicher Symbol für alle, die deuten wollen wo nichts zu deuten ist. Wir haben die und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren; sind schuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelsäcken und mit einem selbstgewählten Unnamen dem Könige seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniß rief; sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefrischte Phantasie um unsers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt: ist's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was gestern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages? Schenke mir diese Betrachtungen; wir wollen sie Schülern und Höflingen überlassen. Die mögen sinnen und aussinnen, wandeln und schleichen, gelangen wohin sie können, erschleichen was sie können. — Kannst du von allem diesem etwas brauchen, daß deine Epistel kein Buch wird, so ist mir's recht. Dem guten Alten scheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unsre Hand gehalten, sie stärker noch einmal, wenn er sie lassen will.

Secretär. Verzeiht mir! Es wird dem Fußgänger schwindlig, der einen Mann mit rasselnder Eile daher fahren sieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam.

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich stehe hoch, und kann und muß noch höher steigen; ich fühle in mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehen. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja selbst ein verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte ihr sprecht! Gott erhalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zusammen. Oranien kommt. Fertige aus was am nöthigsten ist, daß die Boten fortkommen, eh' die Thore geschlossen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; versäume nicht Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir. — Horche, wie sich die Regentin befindet; sie soll nicht wohl seyn, ob sie's gleich verbirgt. (Secretär ab.)

Oranien kommt.

Egmont. Willkommen, Oranien! Ihr scheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was sagt ihr zu unsrer Unterhaltung mit der Regentin?

Egmont. Ich fand in ihrer Art, uns aufzunehmen, nichts Außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merket ihr nicht, daß sie zurückhaltender war? Erst wollte sie unser Betragen bei dem neuen Aufruhr des Pöbels gelassen billigen; nachher merkte sie an, was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse; wich dann mit dem Gespräche zu ihrem alten, gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle, gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünschten Ausgang nehmen wolle, daß sie am Ende wohl müde werden, der König sich zu andern Maaßregeln entschließen müsse. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdessen an was anders. Sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß sich alles

unter ihr sanftes Joch gelassen schmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte; daß, weil sie friedlich gesinnt sind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegeneinander erregen, sich durch Ein freundlich Wort beilegen ließe, und die widrigsten Elemente sich zu ihren Füßen in sanfter Eintracht vereinigten. Das ist ihr Fall; und da sie es dahin nicht bringen kann, so hat sie keinen Weg, als launisch zu werden, sich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen, — daß sie — fortgehen will.

Oranien. Glaubt ihr dasmal nicht, daß sie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich sie schon reisefertig gesehen! Wo will sie denn hin? Hier Statthalterin, Königin; glaubst du, daß sie es unterhalten wird am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln? oder nach Italien zu gehen und sich in alten Familienverhältnissen herumzuschleppen?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil ihr sie habt zaudern, weil ihr sie habt zurücktreten sehen; dennoch liegt's wohl ihn ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang' verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge? und der König schickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hinderniß finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagne Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehen, der Kopf schwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezognen Linie zu durchsegeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen, was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unsre Verhältnisse am Herzen, ich stehe immer wie über einem Schachspiele und halte

keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müßige Menschen mit der größten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern, so halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Ich habe Ursach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewissen Grundsätzen gehandelt; er sieht, daß er damit nicht auskommt; was ist wahrscheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege versucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat so viel versucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht versucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das schon lange gefürchtet! Es ist keine Sorge.

Oranien. Sonst war's Sorge; nach und nach ist mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unsre Art; und unter einander können wir gestehen, daß wir des Königs Rechte und die unsrigen wohl abzuwägen wissen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir sind ihm unterthan und gewärtig, in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er sich nun aber mehr zuschriebe, und Treulosigkeit nennte was wir heißen auf unsre Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zusammen, wir wollen uns richten lassen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Untersuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der sich Philipp nie schuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und seinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn sie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es ist nicht möglich. Wer sollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloses Unternehmen. Nein, sie wagen nicht, das Panier der Tyrannei so hoch aufzustecken. Der Windhauch, der diese Nachricht übers

Reiche Felder, breite Wieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geſchwiſter haben viel erworben;
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es, meine Schöne!
Vom Beſitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es iſt: Helene!

Sie.

Konnt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh' den wackren Bruder kommen;
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Wirkung in die Ferne.

Die Königin ſteht im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen ſo viele;
Sie ſpricht zum Pagen: „Du läufſt einmal
Und holſt mir den Beutel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tiſches Rand."
Der Knabe der eilt ſo behende,
War bald an Schloſſes Ende.

Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zuſammentreiben. Und wohinaus wollten ſie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten ſie meuchelmörderiſch an unſer Leben? — Sie können nicht wollen. Ein ſchrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom ſpaniſchen Namen würde ſich gewaltſam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde flöſſe zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie ſollten ſie aber?

Oranien. Alba iſt unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentin wollte nichts wiſſen.

Oranien. Um deſto mehr bin ich überzeugt. Die Regentin wird ihm Platz machen. Seinen Mordſinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Aufs neue die Provinzen zu beläſtigen? Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ſich der Häupter verſichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen, jeder in ſeine Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, woran du ſchuld biſt; an dem verderblichſten Kriege, der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern

ist das Signal, das die Provinzen mit einmal zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehascht hat. Was wir lange mühselig gestillt haben, wirst du mit Einem Winke zur schrecklichsten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wohl im Felde seinen Kameraden neben sich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenschwimmen, daß du mit Entsetzen dastehst, und nicht mehr weißt wessen Sache du vertheidigst, da die zu Grunde gehen, für deren Freiheit du die Waffen ergreifst. Und wie wird dir's seyn, wenn du dir still sagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich sie.

Oranien. Wir sind nicht einzelne Menschen, Egmont. Ziemt es sich uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch uns für Tausende zu schonen.

Egmont. Wer sich schont, muß sich selbst verdächtig werden.

Oranien. Wer sich kennt, kann sicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel, das du fürchtest, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es ist klug und kühn dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen.

Egmont. Bei so großer Gefahr kommt die leichteste Hoffnung in Anschlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Ist des Königs Gunst ein so schmaler Grund?

Oranien. So schmal nicht, aber schlüpfrig.

Egmont. Bei Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt! Er ist Carls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts Niedriges.

Egmont. Man sollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben diese Kenntniß räth uns eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe ist gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirst aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen sehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmal nur mit den meinigen! Freund, weil du ſie offen haſt, glaubſt du, du ſiehſt. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott ſey bei dir! Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beide auf einmal verſchlingt. Vielleicht zögert er, um ſeinen Anſchlag ſicherer auszuführen; und vielleicht ſieheſt du indeß die Sache in ihrer wahren Geſtalt. Aber dann ſchnell! ſchnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerkſamkeit nichts entgehen: wie viel Mannſchaft er mitbringt, wie er die Stadt beſetzt, was für Macht die Regentin behält, wie deine Freunde gefaßt ſind. Gieb mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willſt du?

Oranien (ihn bei der Hand faſſend). Laß dich überreden! Geh' mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen iſt auch männlich.

Egmont. Du wähnſt mich verloren?

Oranien. Du biſt's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Friſt. Leb' wohl! (Ab.)

Egmont (allein). Daß andrer Menſchen Gedanken ſolchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieſer Mann trägt ſeine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die ſinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

Dritter Aufzug.

Palaſt der Regentin.

Margarete von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen ſollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor ſich hinlebt, denkt man immer man thue das Möglichſte; und der von weitem zuſieht und befiehlt, glaubt er verlange nur das

Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich so verdrießen könnte. Es ist so schön zu herrschen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell erscheint im Grunde.

Regentin. Tretet näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wissen was er enthält?

Regentin. So viel zärtliche Aufmerksamkeit für mich, als Sorgfalt für seine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte seiner Majestät in diesen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbändige Volk so viel zu schaffen mache. Er ist von der Tiefe meiner Einsichten so vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens so außerordentlich zufrieden, daß ich fast sagen muß, der Brief ist für einen König zu schön geschrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es ist nicht das erstemal, daß er euch seine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentin. Aber das erstemal, daß er rednerische Figur ist.

Machiavell. Ich versteh' euch nicht.

Regentin. Ihr werdet. — Denn er meint, nach diesem Eingange, ohne Mannschaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur spielen! Wir hätten, sagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unsre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Besatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken lastet, verbiete ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerst aufbringen.

Regentin. Der König meint aber, hörst du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, so einer, der gar keine Raison annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und schickt deßwegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentin. Du wunderst dich?

Machiavell. Ihr sagt: Er schickt. Er fragt wohl, ob er schicken soll?

Regentin. Der König fragt nicht; er schickt.

Machiavell. So werdet ihr einen erfahrnen Krieger in euren Dienſten haben.

Regentin. In meinen Dienſten? Rede gerad heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vergreifen.

Regentin. Und ich möchte mich verſtellen! Es iſt mir empfindlich, ſehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder ſagte wie er's denkt, als daß er förmliche Epiſteln unterſchreibt, die ein Staatsſecretär aufſetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einſehen —

Regentin. Und ich kenne ſie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern geſäubert und gekehrt haben: und weil ſie ſelbſt nicht zugreifen, ſo findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Beſen in der Hand kommt. O mir iſt's, als wenn ich den König und ſein Conſeil auf dieſer Tapete gewirkt ſähe.

Machiavell. So lebhaft?

Regentin. Es fehlt kein Zug. Es ſind gute Menſchen drunter. Der ehrliche Rodrich, der ſo erfahren und mäßig iſt, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Freneda, der feſte Las Vargas, und noch einige die mitgehen, wenn die gute Partei mächtig wird. Da ſitzt aber der hohlängige Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwiſchen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden ſich tragen laſſen, ſelbſt aber ſchlechte Stallmeiſter ſind, und ſolche Späße, die ich ehmals von den politiſchen Herren habe mit durchhören müſſen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemälde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentin. Geſteht nur, Machiavell, in meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls malen könnte, iſt kein Ton ſo gelbbraun, gallenſchwarz, wie Alba's Geſichtsfarbe, und als die Farbe, aus der er malt. Jeder iſt bei ihm gleich ein Gottesläſterer, ein Majeſtätsſchänder; denn aus dieſem Kapitel kann man ſie alle ſogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, ſieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut iſt. — Da hängt er ſich an jeden Muthwillen, der vorbei iſt, erinnert an jede Unruhe, die geſtillt iſt; und es wird dem Könige vor den Augen ſo voll Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er ſich vorſtellt ſie fräßen ſich hier einander auf, wenn

eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bei uns lange vergessen ist. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um, und wähnt, so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt ihr nicht Regentin?

Regentin. Das kenn' ich. Er wird eine Instruction bringen. — Ich bin in Staatsgeschäften alt genug geworden, um zu wissen, wie man einen verdrängt, ohne ihm seine Bestallung zu nehmen. — Erst wird er eine Instruction bringen, die wird unbestimmt und schief seyn; er wird um sich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Instruction vorschützen; wenn ich sie sehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf bestehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan, und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt' ich könnt' euch widersprechen.

Regentin. Was ich mit unsäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehen, und überdieß noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

Regentin. So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu seyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt.

Machiavell. So rasch diesen wichtigen Schritt?

Regentin. Schwerer als du denkst. Wer zu herrschen gewohnt ist, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne wie ins Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Ansehen einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun besitzt und genießt.

Clärchen's Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe, wie Brackenburgs, hab' ich nie gesehen; ich glaubte sie sey nur in Heldengeschichten.

Clärchen (geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwischen den Lippen summend).

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thätest, wenn du wolltest, er heirathete dich noch.

Clärchen (singt).

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll seyn;
Langen
Und bangen
In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heiapopeio.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es ist ein kräftig Lied. Hab' ich doch schon manchmal ein großes Kind damit schlafen gewiegt.

Mutter. Du hast doch nichts im Kopf als deine Liebe. Vergäßest du nur nicht alles über das Eine. Den Brackenburg solltest du in Ehren halten, sag' ich dir. Er kann dich noch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder seht nichts voraus, und überhorcht unsre Erfahrungen. Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen (schaudert, schweigt und fährt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken iſt ſchreckhaft! Und wenn er kommt! Wenn wir müſſen — dann — wollen wir uns gebärden wie wir können — Egmont, ich dich entbehren! — (In Thränen.) Nein, es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Egmont in einem Reitermantel, den Hut ins Geſicht gedrückt, tritt auf.

Egmont. Clärchen!

Clärchen (thut einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und ruht an ihm.) O du guter, lieber, ſüßer! Kommſt du? biſt du da!

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine iſt faſt vergangen, daß ihr ſo lang' ausbleibt; ſie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und geſungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachteſſen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freilich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe ſchon alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bei mir iſt, hab' ich gar keinen Hunger; da ſollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinſt du? (Clärchen ſtampft mit dem Fuße und kehrt ſich unwillig um.) Wie iſt dir?

Clärchen. Wie ſeyd ihr heute ſo kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt, wie ein Wochenkind? Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer ſteht und dem Feinde etwas abliſten möchte, da nimmt er ſich zuſammen, faßt ſich ſelbſt in ſeine Arme und kaut ſeinen Anſchlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht ſetzen? es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts, wenn ihr da ſeyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille iſt die beſte Würze.

(Mutter ab.)

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willſt.

Clärchen. Vergleicht ſie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuvörderſt alſo — (Er wirft den Mantel ab und ſteht in einem prächtigen Kleide da.)

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frei. (Er herzt ſie.)

Clärchen. Laßt! Ihr verderbt euch. (Sie tritt zurück.) Wie prächtig! Da darf ich euch nicht anrühren.

Egmont. Biſt du zufrieden? Ich verſprach dir einmal ſpaniſch zu kommen.

Clärchen. Ich bat euch zeither nicht mehr drum; ich dachte, ihr wolltet nicht. — Ach und das goldne Vließ!

Egmont. Da ſiehſt du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiſer umgehängt?

Egmont. Ja, mein Kind! und Kette und Zeichen geben dem, der ſie trägt, die edelſten Freiheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen, als den Großmeiſter des Ordens mit dem verſammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du dürfteſt die ganze Welt über dich richten laſſen! — Der Sammet iſt gar zu herrlich, und die Paſſement-Arbeit! und das Geſtickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen ſoll.

Egmont. Sieh dich nur ſatt.

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geſchichte und ſagtet, es ſey ein Zeichen alles Großen und Koſtbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es iſt ſehr koſtbar — Ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage ſie ebenſo am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willſt du ſagen?

Clärchen. Hernach vergleicht ſich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie ſo?

Clärchen. Ich habe ſie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe iſt es anders. Du verdienſt ſie, weil du dich nicht darum bewirbſt — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein, die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt du das von dir abgenommen? Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht? du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für ſie gethan! könnt' ich etwas für ſie thun! Es iſt ihr guter Wille mich zu lieben.

Clärchen. Du warſt gewiß heute bei der Regentin?

Egmont. Ich war bei ihr.

Clärchen. Biſt du gut mit ihr?

Egmont. Es ſieht einmal ſo aus. Wir ſind einander freundlich und dienſtlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat ſeine eignen Abſichten. Das thut nichts zur Sache. Sie iſt eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und ſähe tief genug, wenn ſie auch nicht argwöhniſch wäre. Ich mache ihr viel zu ſchaffen, weil ſie hinter meinem Betragen immer Geheimniſſe ſucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Ei nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein ſetzt Weinſtein in den Fäſſern an mit der Zeit. Oranien iſt doch noch eine beſſere Unterhaltung für ſie und eine immer neue Aufgabe. Er hat ſich in den Credit geſetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe; und nun ſieht ſie immer nach ſeiner Stirne, was er wohl denken, auf ſeine Schritte, wohin er ſie wohl richten möchte.

Clärchen. Verſtellt ſie ſich?

Egmont. Regentin, und du fragſt?

Clärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: Iſt ſie falſch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als jeder, der ſeine Abſichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geiſt, ſie iſt ein ander Weib, als wir Nätherinnen und Köchinnen. Sie iſt groß, herzhaft, entſchloſſen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmal iſt ſie doch ein wenig aus der Faſſung.

Clärchen. Wie ſo?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majeſtätiſche Frau! Ich ſcheute mich vor ſie zu treten.

Und neben der Königin ſchlürft zur Stund
Sorbet die ſchönſte der Frauen.
Da brach ihr die Taſſe ſo hart an dem Mund,
Es war ein Gräuel zu ſchauen.
Verlegenheit! Scham!
Ums Prachtkleid iſt's gethan!
Sie eilt und fliegt ſo bebende
Entgegen des Schloſſes Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen,
Es wußt' es niemand, doch beide zuſamm',
Sie hegten einander im Herzen;
Und o des Glücks,
Des günſt'gen Geſchicks!
Sie warfen mit Bruſt ſich zu Brüſten
Und herzten und küßten nach Lüſten.

Doch endlich beide ſich reißen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt ſich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürſtin entdeckt
Das Weſtchen befleckt:
Für ſie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.

Und ſie die Hofmeiſterin rufen läßt:
„Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und ihr behauptetet ſteif und feſt,
Nicht reiche der Geiſt in die Weite;

Egmont. Du bist doch sonst nicht zaghaft. — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham. (Clärchen schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn.) Ich verstehe dich, liebes Mädchen! du darfst die Augen aufschlagen. (Er küßt ihre Augen.)

Clärchen. Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen, alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer. (Sie umarmt ihn und sieht ihn an.) Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! bist du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der so viel Aufsehen macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehst du, Clärchen! — Laß mich sitzen! — (Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schoß und sieht ihn an.) Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses bald jenes Gesicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten; arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn. — O laß mich schweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe ist. Aber dieser, Clärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. (Er umarmt sie.) Das ist dein Egmont!

Clärchen. So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeister.

Jetter. He! Pst! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeister. Geh deines Pfads, und sey ruhig!

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeister. Nichts, als daß uns von neuem zu reden verboten ist.

Jetter. Wie?

Zimmermeister. Tretet hier ans Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei seiner Ankunft einen Befehl ausgehen lassen, dadurch zwei oder drei, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind.

Jetter. O weh!

Zimmermeister. Bei ewiger Gefangenschaft ist verboten von Staatssachen zu reden.

Jetter. O unsre Freiheit!

Zimmermeister. Und bei Todesstrafe soll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unsre Köpfe!

Zimmermeister. Und mit großem Versprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienstboten eingeladen, was in dem Innersten des Hauses vorgeht, bei dem besonders niedergesetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehen wir nach Hause.

Zimmermeister. Und den Folgsamen ist versprochen, daß sie weder an Leibe, noch Vermögen einige Kränkung erdulden sollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit ist mir's, als wäre der Himmel mit einem schwarzen Flor überzogen, und hinge so tief herunter, daß man sich bücken müsse, um nicht dran zu stoßen.

Zimmermeister. Und wie haben dir seine Soldaten gefallen? Gelt! das ist eine andere Art von Krebsen, als wir sie sonst gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es schnürt einem das Herz ein, wenn man so einen Haufen die Gassen hinab marschiren sieht. Kerzengerad, mit unverwandtem Blick, Ein Tritt so viel ihrer sind. Und wenn sie auf der Schildwache stehen und du gehst an einem vorbei, ist's, als wenn er dich durch und durch sehen wollte, und sieht so steif und mürrisch aus, daß du auf allen Ecken einen Zuchtmeister zu sehen glaubst. Sie thun mir gar nicht wohl. Unsre Miliz war doch noch ein lustig Volk; sie nahmen sich was heraus, standen mit ausgegrätschten Beinen da, hatten den Hut überm

Ohr, lebten und ließen leben; dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!“ und anſchlägt, meinſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Forſt tritt dazu.

Forſt. Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Forſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Forſt. Die Regentin iſt weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott!

Zimmermeiſter. Die hielt uns noch.

Forſt. Auf einmal und in der Stille. Sie konnte ſich mit dem Herzog nicht vertragen; ſie ließ dem Adel melden, ſie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeiſter. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns dieſe neue Geiſſel über den Hals gelaſſen hat. Sie hätten es abwenden können. Unſre Privilegien ſind hin.

Jetter. Um Gotteswillen nichts von Privilegien! Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken.

Forſt. Oranien iſt auch weg.

Zimmermeiſter. So ſind wir denn ganz verlaſſen!

Forſt. Graf Egmont iſt noch da.

Jetter. Gott ſey Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er ſein Beſtes thut; der iſt allein was vermögend.

Danſen tritt auf.

Danſen. Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen ſind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Danſen. Ihr ſeyd nicht höflich.

Zimmermeister. Es ist gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder? Seyd ihr schon durchgeheilt?

Vansen. Fragt einen Soldaten nach seinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte, wäre sein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernstlicher werden.

Vansen. Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's.

Zimmermeister. Deine Glieder werden sich bald wo anders ein Motion machen, wenn du nicht ruhst.

Vansen. Armselige Mäuse, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anschafft! Nur ein bißchen anders; aber wir treiben unser Wesen nach wie vor, seyd nur ruhig.

Zimmermeister. Du bist ein verwegner Taugenichts.

Vansen. Gevatter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater sieht aus, als wenn er Teufel statt Mäuse gefressen hätte und könnte sie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erst; er muß auch essen, trinken, schlafen, wie andre Menschen. Es ist mir nicht bange, wenn wir unsre Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's rasch; nachher wird er auch finden, daß in der Speisekammer unter den Speckseiten besser leben ist und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erlisten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeister. Was so einem Menschen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben so etwas gesagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für sicher.

Vansen. Seyd nur ruhig! Gott im Himmel erfährt nichts von euch Würmern, geschweige der Regent.

Jetter. Lästermaul!

Vansen. Ich weiß andre, denen es besser wäre, sie hätten statt ihres Heldenmuths eine Schneiderahr im Leibe.

Zimmermeister. Was wollt ihr damit sagen?

Vansen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was soll der fürchten?

Vansen. Ich bin ein armer Teufel, und könnte ein ganzes Jahr leben von dem was er in Einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir sein Einkommen eines ganzen Jahrs geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelstunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was Recht's. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Vanſen. Red't ihr! Aber nicht ſeiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneuzen geſehen? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern? Willſt du einen Aufruhr erregen, wenn ſie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Foeſt. Eh!

Vanſen (ſie nachäffend) Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durchs ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. So ein edler, rechtſchaffner Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protocoll abzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn einer unſchuldig iſt?

Vanſen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt recht ſachte weg, und der Gefangne iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt alles gerad' zu, was ein Verſtändiger verbärge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder

Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an, und läßt ſich der dumme Teufel betreten, daß er da etwas zu viel, dort etwas zu wenig geſagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umſtand verſchwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende ſich hat ſchrecken laſſen, dann ſind wir auf dem rechten Weg! Und ich verſichre euch, mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmenfabrikant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheu zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er ſich noch kann hängen ſehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeiſter. Mit Fliegen mag das angehen. Die Weſpen lachen eures Geſpinnſtes.

Vanſen. Nachdem die Spinnen ſind. Seht, der lange Herzog hat euch ſo ein rein Anſehn von einer Kreuzſpinne, nicht einer dickbäuchigen, die ſind weniger ſchlimm, aber ſo einer langfüßigen, ſchmalleibigen, die vom Fraße nicht feiſt wird und recht dünne Fäden zieht, aber deſto zähere.

Jetter. Egmont iſt Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von ſeines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom geſammten Orden. Dein loſes Maul, dein böſes Gewiſſen verführen dich zu ſolchem Geſchwätz.

Vanſen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht ſeyn. Es iſt ein trefflicher Herr. Ein paar meiner guten Freunde, die anderwärts ſchon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabſchiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch ſelbſt. Dort ſeh' ich wieder eine Runde antreten; die ſehen nicht aus, als wenn ſie ſo bald Brüderſchaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten, und nur ſachte zuſehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn ſie von denen gekoſtet haben, und werden dann nicht zahm, ſo ſind ſie ausgepichte Wölfe.

Der Eulenburgiſche Palaſt.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez begegnen einander.

Silva. Haſt du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünktlich. Alle tägliche Runden ſind beordert, zur beſtimmten Zeit an verſchiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; ſie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt, der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugänge zum Palaſt können beſetzt ſeyn. Weißt du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich leichter als dem Herzoge; da bald der Ausgang beweiſ't, daß er recht befohlen hat.

Gomez. Gut! Gut! Auch ſcheint es mir kein Wunder, daß du ſo verſchloſſen und einſylbig wirſt wie er, da du immer um ihn ſeyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren Italiäniſchen Dienſt gewohnt bin. An Treue und Gehorſam bin ich der alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raiſonniren angewöhnt. Ihr ſchweigt alle und laßt es euch nie wohl ſeyn. Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen, freundlichen Menſchen ſagen, er ſey wie eine ſchlechte Schenke mit einem ausgeſteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe hereinzulocken.

Silva. Und hat er uns nicht ſchweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Gewiß! Wer Zeuge ſeiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas geſehen. Wie er ſich durch Freund und Feind, durch die Franzoſen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundnen gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Mannszucht hielt, und einen Zug, den man ſo gefährlich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte! — Wir haben was geſehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun, es war auch ſchon meiſt ſtill, als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden; und wenn ſich noch einer bewegt, ſo iſt es um zu entfliehen. Aber auch dieſem wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erſt die Gunſt des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegner, als uns die ſeinige zu erhalten. Wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog und jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubſt du, daß der König kommt?

Silva. Es werden ſo viele Anſtalten gemacht, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt.

Gomez. Mich überreden ſie nicht.

Silva. So rede wenigſtens nicht davon. Denn wenn des Königs Abſicht ja nicht ſeyn ſollte zu kommen, ſo iſt ſie's doch wenigſtens gewiß daß man es glauben ſoll.

Ferdinand, Alba's natürlicher Sohn, tritt auf.

Ferdinand. Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſeyn.

Gomez. Kommen ſie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez (leiſe zu Silva). Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

Herzog von Alba tritt auf.

(Wie er herein- und hervortritt, treten die andern zurück.)

Alba. Gomez!

Gomez (tritt vor). Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Aufs genaueſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Galerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Palaſt beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! (Ab.)

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles, was ich von jeher an dir geschätzt habe, Muth, Entschlossenheit, unaufhaltsames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt, zu zeigen, daß ich der alte bin.

Alba. Sobald die Fürsten bei mir eingetreten sind, dann eile gleich Egmonts Geheimschreiber gefangen zu nehmen. Du hast alle Anstalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet sind, zu fahen?

Silva. Vertrau' auf uns. Ihr Schicksal wird sie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß, pünktlich und schrecklich treffen.

Alba. Hast du sie genau beobachten lassen?

Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er ist der einzige, der, seit du hier bist, sein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd aufs andre, ladet Gäste, ist immer lustig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, schießt und schleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pause in ihrer Lebensart gemacht; sie bleiben bei sich; vor ihrer Thüre sieht's aus, als wenn ein Kranker im Hause wäre.

Alba. Drum rasch! eh' sie uns wider Willen genesen.

Silva. Ich stelle sie. Auf deinen Befehl überhäufen wir sie mit dienstfertigen Ehren. Ihnen graut's; politisch geben sie uns einen ängstlichen Dank, fühlen das Räthlichste sey zu entfliehen; keiner wagt einen Schritt, sie zaudern, können sich nicht vereinigen, und einzeln etwas kühnes zu thun hält sie der Gemeingeist ab. Sie möchten gern sich jedem Verdacht entziehen, und machen sich immer verdächtiger. Schon seh' ich mit Freuden deinen ganzen Anschlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geschehene, und auch über das nicht leicht, denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen giebt. Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile, bis die Fürsten kommen; dann gieb Gomez die Ordre die Straßen zu besetzen, und eile selbst Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet sind. Ist es gethan, so komm hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe diesen Abend vor dir stehen zu dürfen. (Alba geht nach seinem Sohne, der bisher in der Galerie gestanden. Leise.) Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden, wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ist's.

(Ab.)

Alba (mit Ferdinand hervortretend). Wie fand'st du die Stadt?

Ferdinand. Es hat sich alles gegeben. Ich ritt, als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht so angespannt, daß sie sich nicht zu lispeln unterfieht. Die Stadt sieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte schlüpft.

Alba. Ist dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen Pferde zuzureiten, wir werden sie bald brauchen!" rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiedersehen, sagte er, und komme, auf euer Verlangen, mit euch zu rathschlagen.

Alba. Er wird dich wiedersehen.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am besten. Es scheint, wir werden Freunde seyn.

Alba. Du bist noch immer zu schnell und wenig behutsam; immer erkenn' ich in dir den Leichtsinn deiner Mutter, der mir sie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich der Anschein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildsam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin, und welchen Theil ich dir daran geben möchte.

Ferdinand. Erinnert mich, und schont mich nicht, wo ihr es nöthig haltet.

Alba (nach einer Pause). Mein Sohn!

Die Gegenwart nur
Die laſſe wohl Spur;
Doch niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmliſchen Sterne."

„Nun ſeht! So eben ward mir zur Seit'
Der [illegible]ſtige Süßtrank verſchüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten ſo weit
Dem Knaben die Weſte zerrüttet. —
Beſorg dir ſie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß ſie mir zum Beweiſe gegolten,
Ich zahl' ſie! ſonſt wirſt du geſcholten."

Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter ſprach: Die Glocke tönt,
Und ſo iſt dir's befohlen,
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt
Als lief es aus der Schule.

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürsten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es ist nicht Mißtrauen, daß ich dir erst jetzt entdecke, was geschehen soll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehen.

Ferdinand. Was sinnst du?

Alba. Es ist beschlossen sie festzuhalten. — Du erstaunst! Was du zu thun hast, höre: die Ursachen sollst du wissen, wenn es geschehen ist. Jetzt bleibt keine Zeit sie auszulegen. Mit dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein starkes Band hält uns zusammengefesselt; du bist mir werth und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen wünscht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarsten Diener zu hinterlassen; dich mit dem besten, was ich habe, auszustatten, daß du dich nicht schämen dürfest unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich dir nicht für diese Liebe schuldig, die du mir allein zuwendest, indem ein ganzes Reich vor dir zittert!

Alba. Nun höre, was zu thun ist. Sobald die Fürsten eingetreten sind, wird jeder Zugang zum Palaste besetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verdächtigsten gefangen zu nehmen. Du hältst die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen besetze diese Zimmer hierneben mit den sichersten Leuten; dann warte auf der Galerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß sein Auftrag ausgerichtet ist. Dann bleib' im Vorsaale, bis Oranien weggeht; folg' ihm; ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu sagen hätte. Am Ende der Galerie ferre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre schnell den gefährlichsten Mann; und ich fasse Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum erstenmal mit schwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es ist der erste große Tag, den du erlebst.

Silva tritt herein.

Silva. Ein Bote von Antwerpen. Hier ist Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir sagt's das Herz.

Alba. Aus dir spricht mein böser Genius. (Nachdem er den Brief gelesen, winkt er beiden, und sie ziehen sich in die Galerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verschiebt er, sich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dießmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu seyn! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Zeigers, und ein großes Werk ist gethan oder versäumt, unwiederbringlich versäumt; denn es ist weder nachzuholen noch zu verheimlichen. Längst hatt' ich alles reiflich abgewogen, und mir auch diesen Fall gedacht, mir festgesetzt was auch in diesem Falle zu thun sey; und jetzt, da es zu thun ist, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir aufs neue durch die Seele schwankt. — Ist's räthlich, die andern zu fangen, wenn er mir entgeht? Schieb' ich es auf und laß' Egmont mit den Seinigen, mit so vielen entschlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen sind? So zwingt dich das Geschick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie schön der Plan! Wie nah die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entscheidens bist du zwischen zwei Uebel gestellt; wie in einen Loostopf, greifst du in die dunkle Zukunft; was du fassest, ist noch zugerollt, dir unbewußt, sey's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerksam, wie einer der etwas hört, und tritt ans Fenster.) Er ist es! — Egmont! Trug dich dein Pferd so leicht herein, und scheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig' ab! — So bist du mit dem einen Fuß im Grab! und so mit beiden! — Ja streicht' es nur, und klopfe für seinen muthigen Dienst zum letztenmale den Nacken ihm! — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweitenmal sich liefern! — Hört! (Ferdinand und Silva treten eilig herbei.) Ihr thut, was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehen will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht hast. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geschick das große Verdienst, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. (Zu Silva.) Eile! (Zu Ferdinand.) Geh ihm entgegen. (Alba bleibt einige Augenblicke allein und geht schweigend auf und ab.)

Egmont tritt auf.

Egmont. Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen, zu hören, welchen Dienſt er von unſerer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünſcht vor allen Dingen euren Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenſtand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieſer wichtigen Stunde fehlt. Euren Rath, eure Meinung wünſcht der König, wie dieſe Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft ihr werdet kräftig mitwirken, dieſe Unruhen zu ſtillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt beſſer wiſſen, als ich, daß ſchon alles genug beruhigt iſt, ja noch mehr beruhigt war, eh die Erſcheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr ſcheint andeuten zu wollen, das Räthlichſte ſey geweſen, wenn der König mich gar nicht in den Fall geſetzt hätte euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte ſchicken ſollen, ob nicht vielmehr die Macht ſeiner majeſtätiſchen Gegenwart allein ſtärker gewirkt hätte, iſt meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer iſt da, er nicht. Wir aber müßten ſehr undankbar, ſehr vergeſſen ſeyn, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentin ſchuldig ſind. Bekennen wir, ſie brachte durch ihr ſo kluges, als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Anſehen, mit Ueberredung und Liſt zur Ruhe, und führte zum Erſtaunen der Welt ein rebelliſches Volk in wenigen Monaten zu ſeiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult iſt geſtillt, und jeder ſcheint in die Gränzen des Gehorſams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkür ab, ſie zu verlaſſen? Wer will das Volk hindern loszubrechen? Wo iſt die Macht, ſie abzuhalten? Wer bürgt uns, daß ſie ſich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille iſt alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und iſt der gute Wille eines Volks nicht das ſicherſte,

das edelste Pfand? Bei Gott! Wann darf sich ein König sicherer halten, als wenn sie alle für Einen, Einer für alle stehen? sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden sollen, daß es jetzt hier so steht?

Egmont. Der König schreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man sehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder, der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, ginge frei und ledig hin und wieder! lebte den andern zum bereiten Beispiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind!

Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit nicht eher zu entschuldigen, als grausam zu bestrafen? Besonders wo so sichre Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht sicherer? werden sie nicht von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? werden sie nicht eben deßwegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist, als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir sollen für das Ansehen des Königs streiten. Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsre Pflicht zu rächen. Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst du, daß du sie alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht sie hie- und dahin, sie aus dem Lande treibt? Die Reichsten werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung, wie es ist, was werden könnte, wenn man alles gehen ließe wie's geht. Einem großen Uebel zusehen, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein schlagen, wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint, wenn man nichts thun möchte, heißt das nicht sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte!

Egmont (im Begriff aufzufahren, nimmt ſich zuſammen, und ſpricht nach einer kleinen Pauſe geſetzt). Nicht jede Abſicht iſt offenbar, und manches Mannes Abſicht iſt zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören, es ſey des Königs Abſicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Geſetzen zu regieren, die Majeſtät der Religion zu ſichern, und einen allgemeinen Frieden ſeinem Volke zu geben, als vielmehr ſie unbedingt zu unterjochen, ſie ihrer alten Rechte zu berauben, ſich Meiſter von ihren Beſitzthümern zu machen, die ſchönen Rechte des Adels einzuſchränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, ſagt man, ſey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anſchlag nur deſto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauſcht der Vogelſteller, der ſie berücken will.

Alba. Das muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Geſinnungen! Nur, was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren geſprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein ſchönes Wort, wer's recht verſtände. Was wollen ſie für Freiheit? Was iſt des Freieſten Freiheit? — Recht zu thun! — und daran wird ſie der König nicht hindern. Nein! nein! ſie glauben ſich nicht frei, wenn ſie ſich nicht ſelbſt und andern ſchaden können. Wäre es nicht beſſer abzudanken, als ein ſolches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächſten nur beſchäftigt iſt, und der König verlangt Beiſtand, dann werden ſie uneins unter ſich, und verſchwören ſich gleichſam mit ihren Feinden. Weit beſſer iſt's, ſie einzuzwingen, daß man ſie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Beſten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindiſch.

Egmont. Wie ſelten kommt ein König zu Verſtand! Und ſollen ſich viele nicht lieber vielen vertrauen als Einem? und nicht einmal dem Einen, ſondern den wenigen des Einen, dem Volke das an den Blicken ſeines Herrn altert. Das hat wohl allein das Recht klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es ſich nicht ſelbſt überlaſſen iſt.

Egmont. Und darum niemand gern sich selbst überlassen möchte. Man thue, was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken.

Alba (der sich indeß einigemal umgesehen hat). Solltest du das alles in des Königs Gegenwart wiederholen?

Egmont. Deste schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte! Desto besser für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte, noch weit mehr zu sagen.

Alba. Was nützlich ist, kann ich hören, wie er.

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edlen Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts Unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß, wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben, dieses alte Herkommen zu verändern? und sollte nicht eben dieß sein schönstes Vorrecht seyn? Was ist bleibend auf dieser Welt? Und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, diese alten Rechte sind darum so angenehm, weil sie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen sich verbergen oder durchschleichen kann.

Egmont. Und diese willkürlichen Veränderungen, diese unbeschränkten Eingriffe der höchsten Gewalt, sind sie nicht Vorboten, daß Einer thun will, was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frei machen, um jeden seiner Wünsche befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weisen Könige, ganz

vertrauten, ſagt er uns für ſeine Nachkommen gut? daß keiner ohne Rückſicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns ſeine Diener, ſeine Nächſten ſendet, die, ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe, nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden, und ſich von jeder Verantwortung frei wiſſen.

Alba (der ſich indeß wieder umgeſehen hat). Es iſt nichts natürlicher, als daß ein König durch ſich zu herrſchen gedenkt, und denen ſeine Befehle am liebſten aufträgt, die ihn am beſten verſtehen, verſtehen wollen, die ſeinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben ſo natürlich iſt's, daß der Bürger von dem regiert ſeyn will, der mit ihm geboren und erzogen iſt, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als ſeinen Bruder anſehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit dieſen ſeinen Brüdern ſehr ungleich getheilt.

Egmont. Das iſt vor Jahrhunderten geſchehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menſchen ohne Noth geſendet, die ſich zum zweitenmale auf Unkoſten der Nation bereichern wollten, ſähe man ſich einer ſtrengen, kühnen, unbedingten Habſucht ausgeſetzt, das würde eine Gährung machen, die ſich nicht leicht in ſich ſelbſt auflöſ'te.

Alba. Du ſagſt mir, was ich nicht hören ſollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's ſage, zeigt dir, daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch ſo wünſcht' ich es nicht von dir zu hören. Der König ſandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beiſtand des Adels finden würde. Der König will ſeinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung geſehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen, wie bisher. Des Königs Abſicht iſt, ſie ſelbſt zu ihrem eignen Beſten einzuſchränken, ihr eigenes Heil, wenn's ſeyn muß, ihnen aufzudringen, die ſchädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weiſen Regierung genießen können. Dieß iſt ſein Entſchluß; dieſen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in ſeinem Namen, wie es zu thun ſey, nicht was; denn das hat er beſchloſſen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks,

die allgemeine Furcht! So hat er denn beschlossen, was kein Fürst beschließen sollte. Die Kraft seines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht, sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie etwas werden, ein ander Etwas. O wenn seine Absicht gut ist, so wird sie mißgeleitet! Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der einen falschen Weg zu wandeln die ersten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du gesinnt bist, scheint es ein vergeblicher Versuch, uns vereinigen zu wollen. Du denkst gering vom Könige und verächtlich von seinen Räthen, wenn du zweifelst, das alles sey nicht schon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorsam fordre ich von dem Volke — und von euch, ihr Ersten, Edelsten, Rath und That, als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Häupter, so ist es auf einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edlen Seele gleich seyn. Umsonst hab' ich so viel gesprochen: die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand kommt.

Ferdinand. Verzeiht, daß ich euer Gespräch unterbreche. Hier ist ein Brief, dessen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich sehe was er enthält. (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es ist ein schönes Pferd, das eure Leute gebracht haben, euch abzuholen.

Egmont. Es ist nicht das schlimmste. Ich hab' es schon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, so werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen sehen.

(Alba winkt seinem Sohne, der sich in den Grund zurückzieht.)

Egmont. Lebt wohl! Entlaßt mich; denn ich wüßte, bei Gott! nicht mehr zu sagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert, deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorsichtig entwickelst du die Falten deines Herzens, und klagst dich selbst weit strenger an, als ein Widersacher gehässig thun könnte.

Egmont. Dieser Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich selbst genug, und weiß wie ich dem Könige angehöre; weit mehr als viele, die in seinem Dienst sich selber dienen. Ungern scheid' ich aus diesem Streite, ohne ihn beigelegt zu sehen, und wünsche nur, daß uns der Dienst des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederholtes Gespräch, die Gegenwart der übrigen Fürsten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich scheint. Mit dieser Hoffnung entfern' ich mich.

Alba (der zugleich seinem Sohn Ferdinand ein Zeichen giebt). Halt, Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mitteltür öffnet sich: man sieht die Galerie mit Wache besetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont (der staunend eine Weile geschwiegen). Dieß war die Absicht? Dazu hast du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er sich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du bist mein Gefangner. (Zugleich treten von beiden Seiten Gewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pause, seinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als diese Brust beschützt. (Er geht durch die Mitteltür ab: die Gewaffneten, die im Zimmer sind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt stehen. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg. Liebchen, um Gottes willen, was nimmst du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht

kennen; wir befreien ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwör' es, in sich die brennende Begier, ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden, und dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme, die sie zusammen ruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch, was sie ihm schuldig sind! Und daß sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie. Um seinet- und ihretwillen müssen sie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du siehst nicht die Gewalt, die uns mit ehrnen Banden gefesselt hat.

Clärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechseln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir einig sind und stärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die freche Tyrannei, die es wagt, ihn zu fesseln, zuckt schon den Dolch, ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängstlicher. Ich fürchte diese Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu seinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unser Strom reißt einen jeden mit sich fort. Die Feinde sehen sich umringt und überschwemmt, und sind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerstehen? Und er in unserer Mitte kehrt zurück, sieht sich befreit, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm so tief verschuldet worden. Er sieht vielleicht — gewiß er sieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeister. Wie ist dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverstehen? Vom Grafen sprech' ich! Ich spreche von Egmont.

Jetter. Nennt den Namen nicht! Er ist tödtlich.

Clärchen. Den Namen nicht! Wie? Nicht diesen Namen? Wer nennt ihn nicht bei jeder Gelegenheit? Wo steht er nicht geschrieben? In diesen Sternen hab' ich oft mit allen seinen Lettern ihn gelesen. Nicht

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt ſchnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig ſeinen Huſch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger Feld und Buſch
Zur Kirche, zur Capelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Laßt durch den erſten Glockenſchlag,
Nicht in Perſon ſich laden.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt ſchon der nächtliche Graus:
Sie ſind's die unholdigen Schweſtern.
Sie ſtreifen heran und ſie finden uns hier,
Sie trinken das mühſam geholte das Bier,
Und laſſen nur leer uns die Krüge.

So ſprechen die Kinder und drücken ſich ſchnell;
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
Nur ſtille, Kind! Kinderlein, ſtille!

nennen? Was ſoll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, ihr träumt; beſinnt euch. Seht mich nicht ſo ſtarr und ängſtlich an! Blickt nicht ſchüchtern hie und da bei Seite. Ich ruf' euch ja nur zu, was jeder wünſcht. Iſt meine Stimme nicht eures Herzens eigne Stimme? Wer würfe ſich in dieſer bangen Nacht, eh' er ſein unruhvolles Bette beſteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernſtlichem Gebet vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder ſich ſelbſt! und wer ſpricht mir nicht nach: „Egmonts Freiheit oder den Tod!"

Jetter. Gott bewahr' uns! Da giebt's ein Unglück.

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor ſeinem Namen weg, dem ihr euch ſonſt ſo froh entgegendrängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!" da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr ſeine Pferde ſchallen hörtet, warf jeder ſeine Arbeit hin, und über die bekümmerten Geſichter, die ihr durchs Fenſter ſtecktet, fuhr wie ein Sonnenſtrahl von ſeinem Angeſichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürſchwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das iſt Egmont, der größte da! Er iſt's! Er iſt's, von dem ihr beſſere Zeiten, als eure armen Väter lebten, einſt zu erwarten habt." Laßt eure Kinder nicht dereinſt euch fragen: „Wo iſt er hin? Wo ſind die Zeiten hin, die ihr verſpracht?" — Und ſo wechſeln wir Worte! ſind müßig, verrathen ihn.

Soeſt. Schämt euch, Brackenburg. Laßt ſie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter ſagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinſt du, ich ſey ein Kind, oder wahnſinnig? Was kann vielleicht? — Von dieſer ſchrecklichen Gewißheit bringſt du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr ſollt mich hören, und ihr werdet: denn ich ſeh's, ihr ſeyd beſtürzt und könnt euch ſelbſt in eurem Buſen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangne dringen, das kurz Vergangne. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit ſeinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit. Was war er euch? Für wen übergab er ſich der dringendſten Gefahr? Seine Wunden floſſen und heilten nur für euch. Die große Seele, die euch alle trug,

beſchränkt ein Kerker, und Schauer tückiſchen Mordes ſchweben um ſie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeiſter. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark, wie ihr; doch hab' ich, was euch allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinen Buſen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein erles Heer von Kriegern wehend anführt, ſo ſoll mein Geiſt um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth das ſchwankende, zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' ſie bei Seite; ſie dauert mich.

(Bürger ab.)

Brackenburg. Clärchen! ſiehſt du nicht, wo wir ſind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Erle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehen, vier, fünf Köpfe übereinander; an dieſen Thüren haben ſie geſcharrt und genickt, wenn er auf die Menmen herabſah. O ich hatte ſie ſo lieb, wie ſie ihn ehrten! Wäre er Tyrann geweſen, möchten ſie immer vor ſeinem Fall ſeitwärts gehn. Aber ſie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen griff't, zum Schwert könnt ihr nicht greifen! — Brackenburg, und wir? — Schelten wir ſie? — Dieſe Arme, die ihn ſo oft feſt hielten, was thun ſie für ihn? — Liſt hat in der Welt ſo viel erreicht. — Du kennſt Wege und Stege, kennſt das alte Schloß. Es iſt nichts unmöglich, gieb mir einen Anſchlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hauſe gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke ſeh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Hältſt du mich für feig? Glaubſt du nicht, daß ich um deinetwillen ſterben könnte? Hier ſind wir beide toll, ich ſo gut wie du. Siehſt du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßteſt! Du biſt außer dir.

Clärchen. Außer mir! Abſcheulich! Brackenburg, ihr ſeyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat rieft, wenn er kam; da ſtand ich in meinem

Winkel, ſchob das Fenſter halb auf, verbarg mich lauſchend, und das Herz ſchlug mir höher als euch allen. Jetzt ſchlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch, da es Noth iſt, verläugnet ihn, und fühlt nicht, daß ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hauſe!

Clärchen. Nach Hauſe?

Brackenburg. Beſinne dich nur! Sieh dich um! Dieß ſind die Straßen, die du nur ſonntäglich betratſt, durch die du ſittſam nach der Kirche gingſt, wo du übertrieben ehrbar zürnteſt, wenn ich mit einem freundlichen, grüßenden Wort mich zu dir geſellte. Du ſtehſt und redeſt, handelſt vor den Augen der offenen Welt; beſinne dich, Liebe! Wozu hilft es uns?

Clärchen. Nach Hauſe! Ja, ich beſinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hauſe! Weißt du, wo meine Heimath iſt? (Ab.)

Gefängniß.

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont allein.

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehſt du mich auch, wie die übrigen Freunde? Wie willig ſenkteſt du dich auf mein freies Haupt herunter, und fühlteſt, wie ein ſchöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſauſ'ten, Aſt und Wipfel ſich knirrend bewegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt dich nun? was erſchüttert den feſten, treuen Sinn? Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten, hohen Stamm, und eh die Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen dir vom Haupte weggewieſen, warum vermagſt du nicht die Ahnung

zu verscheuchen, die tausendfach in dir sich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet der Tod dir fürchterlich? mit dessen wechselnden Bildern, wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebtest. — Auch ist er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegensehnt; der Kerker ist's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang' besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es dir den nie gescheuten Tod vor'm Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeschmack im eklen Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Scheu starrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginust, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehen), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich einſchließt, ſo vieler Geiſter wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen ſonſt ſich über ſie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, ſie rühren ſich zu Tauſenden! ſie kommen! ſtehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunſch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und ſteigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder, ſo ſeh' ich ſie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore ſpalten ſich, die Gitter ſpringen, die Mauer ſtürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages ſteigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Geſicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärſt du Mann, ſo ſäh' ich dich gewiß auch hier zuerſt und dankte dir, was einem Könige zu danken hart iſt, Freiheit.

Clärchens Haus.

Clärchen

kommt mit einer Lampe und einem Glas Waſſer aus der Kammer; ſie ſetzt das Glas auf den Tiſch und tritt ans Fenſter.

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch niemand? Es war niemand! Ich will die Lampe ins Fenſter ſetzen, daß er ſieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht verſprochen. Nachricht? Entſetzliche Gewißheit! — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und ſie verdammen ihn! Der König verdammt ihn? oder der Herzog? Und die Regentin entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde! — — Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverläſſigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — Wer wäre böſ' genug, den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten ſchnell zu ſtürzen? Doch iſt es ſo — es iſt! — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor Gott und Menſchen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du haſt mich dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens ſtreck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du hülflos und ich frei! — Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin

ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freiheit winsle, träume wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frei, und in der Freiheit liegt die Angst der Ohnmacht. — Mir selbst bewußt, nicht fähig ein Glied nach seiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleinste Theil von deinem Wesen, dein Clärchen, ist wie du gefangen, und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre schleichen, husten — Brackenburg — er ist's! — Elender guter Mann, dein Schicksal bleibt sich immer gleich; dein Liebchen öffnet dir die nächtliche Thür, und ach, zu weich unseliger Zusammenkunft!

Brackenburg tritt auf.

Clärchen. Du kommst so bleich und schüchtern, Brackenburg! was ist's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren such' ich dich auf. Die großen Straßen sind besetzt; durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir gestohlen.

Clärchen. Erzähl', wie ist's?

Brackenburg (indem er sich setzt). Ach Cläre, laß mich weinen. Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur bessern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geschaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben vor mir nieder, und zu verschmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich selbst. Sprich mir von ihm! Ist's wahr! Ist er verurtheilt?

Brackenburg. Er ist's! ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willst du das versichern? — Die Tyrannei ermordet in der Nacht den Herrlichen! vor allen Augen verborgen fließt sein Blut. Aengstlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunsches Erfüllung; indeß unwillig über uns sein Geist die Welt verläßt. Er ist dahin! — Täusche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauspiel, gewaltsam jedes Herz, das nach Freiheit sich regt, auf ewig zu zerknirschen.

Clärchen. Fahre fort und sprich gelassen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den seligen Gefilden schon näher und näher, mir weht der Trost aus jenen Gegenden des Friedens schen herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dort fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich schlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hause, und sah aus einem Hinterfenster nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreise spanischer Soldaten hin und wieder. Ich schärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht stieg mir ein schwarzes Gerüst entgegen, geräumig, hoch; mir grauf'te vor dem Anblick. Geschäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und sichtbar war, mit schwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten sie zuletzt auch schwarz, ich sah es wohl. Sie schienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehen. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgesteckt. Ich sah, und sah die schreckliche Gewißheit immer gewisser. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählig wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schooß zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun still! Laß diese Hülle auf meiner Seele ruhn. Verschwunden sind die Gespenster, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in sich gährt; sie trägt nicht länger die abscheuliche Last, reißt ihre tiefen Spalten grausend auf, und knirscht das Mordgerüst hinunter. Und irgend einen Engel sendet der Gott, den sie zum Zeichen ihrer Wuth geschändet; vor des Boten heiliger Berührung lösen sich Riegel und Bande, und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freiheit sanft und still. Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit ihm zu begegnen.

Brackenburg (sie aufhaltend). Mein Kind, wohin? was wagst du?

Clärchen. Leise, Lieber, daß niemand erwache! daß wir uns selbst

nicht wecken! Kennst du dieß Fläschchen, Brackenburg? Ich nahm dir's scherzend, als du mit übereiltem Tod oft ungeduldig drohtest. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Namen! —

Clärchen. Du hinderst nichts. Tod ist mein Theil! und gönne mir den sanften, schnellen Tod, den du dir selbst bereitetest. Gieb mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg ist, könnt' ich mit diesem Händedruck dir sagen, wie sehr ich dich geliebt, wie sehr ich dich bejammert. Mein Bruder starb mir jung; dich wählt' ich seine Stelle zu ersetzen. Es widersprach dein Herz und quälte sich und mich, verlangtest heiß und immer heißer, was dir nicht beschieden war. Vergieb mir und leb' wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es ist ein Name, der viel Namen in sich faßt. Nimm die letzte schöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß! — Der Tod vereinigt alles, Brackenburg; uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit dir sterben! Theile! Theile! Es ist genug, zwei Leben auszulöschen.

Clärchen. Bleib! du sollst leben, du kannst leben. — Steh meiner Mutter bei, die ohne dich in Armuth sich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr seyn kann; lebt zusammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist. Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt ihr Kreislauf, und mein Puls schlägt kaum noch wenige Minuten. Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödtest uns in dir, o leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir zu beiden Seiten stehen, und immer achtsam soll die Liebe den schönsten Trost in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unser! unser! Ich darf nicht sagen, mein.

Clärchen. Leise, Brackenburg! Du fühlst nicht, was du rührst. Wo Hoffnung dir erscheint, ist mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, schau' hinab und sieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden; ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du biſt betäubt; gehüllt in Nacht, ſuchſt du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grauſam zerreißeſt du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um ſich ziehn und wider Willen grauen! Furchtſam ſchaut der Bürger aus ſeinem Fenſter, die Nacht läßt einen ſchwarzen Flecken zurück; er ſchaut, und fürchterlich wächſ't im Lichte das Mordgerüſt. Neuleidend wendet das entweihte Gottesbild ſein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt ſich nicht hervor; ſie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er ſterben ſoll. Träge gehen die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern ſchlägt. Halt! Halt! Nun iſt es Zeit! mich ſcheucht des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt ans Fenſter, als ſähe ſie ſich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Cläre! Cläre!

Clärchen (geht nach dem Tiſch und trinkt das Waſſer). Hier iſt der Reſt! Ich locke dich nicht nach. Thu', was du darfſt, leb' wohl. Löſche dieſe Lampe ſtill und ohne Zaudern; ich geh' zur Ruhe. Schleiche dich ſachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette dich! Rette dich! wenn du nicht mein Mörder ſcheinen willſt.

(Ab.)

Brackenburg. Sie läßt mich zum letztenmale, wie immer. O könnte eine Menſchenſeele fühlen, wie ſie ein liebend Herz zerreißen kann. Sie läßt mich ſtehn, mir ſelber überlaſſen; und Tod und Leben iſt mir gleich verhaßt. — Allein zu ſterben! — Weint, ihr Liebenden! Kein härter Schickſal iſt als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen, und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach, und ſtößt ins Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand iſt dein, ſie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! — Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn? den unauslöſchlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? — Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglück ſeligen willkommen!

(Brackenburg geht ab. Das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Muſik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöſchen vergeſſen, flammt noch einigemal auf, dann erliſcht ſie. Bald verwandelt ſich der Schauplatz in das)

Gefängniß.

Egmont liegt schlafend auf dem Ruhebette. Es entsteht ein Geraſſel mit Schlüſſeln, und die Thür thut ſich auf. Diener mit Fackeln treten herein, ihnen folgt **Ferdinand**, Alba's Sohn, und **Silva**, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont. Wer ſeyd ihr, die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen ſchüttelt? Was künden eure trotzigen, unſichern Blicke mir an? Warum dieſen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns ſchickt der Herzog, dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringſt du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, ſo wirſt du wiſſen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und eurem ſchändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag dieſe freche That der Ungerechtigkeit ſich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt; hier iſt mein Haupt, das freieſte, das je die Tyrannei vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchließen, werden ſie vorm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeiſtehenden das Urtheil ab, entfaltet es und lieſt.) „Im Namen des Königs und kraft beſonderer von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeyen, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir —"

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, geſetzlicher Unterſuchung, dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths ſchuldig, und ſprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vorm Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſollſt. Gegeben Brüſſel am" (Datum und Jahrzahl werden undeutlich geleſen, ſo daß ſie der Zuhörer nicht verſteht.)

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorſitzer des Gerichts der Zwölfe."

Die Hulden ſie kommen von durſtiger Jagd
Und laßt ihr ſie trinken wie's jeder behagt,
Dann ſind ſie euch hold die Unholden.

Geſagt ſo geſchehn! und da naht ſich der Graus
Und ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus,
Doch ſchlürft es und ſchlampft es aufs beſte.
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer;
Nun ſauſ't und brauſ't es, das wütbige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell!
Ihr Püppchen, nur ſeyd mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut.
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur ſchweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er iſt es, der gern mit den Kindelein ſpielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Beſtätigung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun köſtlich in Händen.

Sie kommen nach Hauſe, ſie ſetzen den Krug
Ein jedes den Eltern beſcheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch ſiehe man koſtet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde ſchon dreimal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Du weißt nun dein Schickſal; es bleibt dir wenige Zeit, dich drein zu ergeben, dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Fackeln; das Theater iſt mäßig erleuchtet.)

Egmont (hat eine Weile, in ſich verſenkt, ſtille geſtanden, und Silva, ohne ſich umzuſehen, abgehen laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn). Du ſtehſt und bleibſt? Willſt du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willſt du noch etwa die willkommene Botſchaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag ihm! Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den Schultern leiſe liſpeln, dann laut und lauter ſagen, und wenn er einſt von dieſem Gipfel herabſteigt, werden tauſend Stimmen es ihm entgegenrufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um ſein ſelbſt willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat dieſe ungeheure Verwirrung erregt, damit man ſeiner bedürfe. Und ich falle ein Opfer ſeines niedrigen Haſſes, ſeines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es ſagen, der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es ſagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange geſonnen und gedacht. Schon damals, als wir, noch jünger, mit Würfeln ſpielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von ſeiner Seite zu mir herübereilten, da ſtand er grimmig, log Gelaſſenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über ſeinen Verluſt. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätheriſchen Bläſſe, als wir an einem öffentlichen Feſte vor vielen tauſend Menſchen um die Wette ſchoſſen. Er forderte mich auf, und beide Nationen ſtanden; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünſchten. Ich überwand ihn; ſeine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenſchrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich ſein Geſchoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegeszeichen verachtet, die ein kleiner Geiſt erſchleichend ſich aufrichtet. Und du, wenn einem Sohne möglich iſt von der Sitte des Vaters zu weichen, übe beizeiten die Scham, indem du dich für den ſchämſt, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchteſt!

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine

Vorwürfe lasten, wie Keulschläge auf einen Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Ist es eine späte Reue, daß du der schändlichen Verschwörung deinen Dienst geliehen? Du bist so jung und hast ein glückliches Ansehen. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang' ich dich sah, war ich mit deinem Vater versöhnt. Und eben so verstellt, verstellter als er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Abscheuliche! Wer ihm traut, mag es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh', daß ich mich sammle, die Welt, und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigen? Soll ich dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magst? Du bist verloren; und ich Unglücklicher stehe nur da, um dir's zu versichern, und dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja, ich erkenne dich in diesem Befehle. Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden, sandtest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu sehen zwingst du mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir sagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein un-

geheureres Uebel, mache dich zum Zeugen einer schrecklichern That; ich will dir danken, ich will sagen: Es war nichts.

Egmont. Du verlierst dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß diese Leidenschaft rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht standhaft scheinen, wenn alles in mir zusammenbricht. Dich soll ich hier sehen? — Dich? — Es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sollst mich doch verstehen! Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löse mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschritten; immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und schritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen, und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir bestimmt, und wählte dich aufs neue, da ich dich sah. Nun hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblick mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich! Laß uns ein ruhiges Wort untereinander wechseln. Sage mir: Ist es der strenge, ernste Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir selbst mit dieser ausweichenden Hoffnung; und schon da empfand ich Angst und Schmerz, dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer giebt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt, mich

zu retten, wenn du die Uebermacht verabscheust, die mich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig. — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt seyn. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sey unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch davor entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o schweige! Du vermehrst mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen, festen Knoten; ich weiß wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefesselt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er schickte mich hierher, um alles, was von Lebenslust und Freude mit mir lebt, in diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! so gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehen, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehen, zusehen, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer?

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du überstehst;

ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest, so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedne lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hättest dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich sprachen, feindselige, wohlwollende, sie stritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünscht' ich dich warnen zu können! Hattest du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punktweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug, dich zu entschuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreien —

Egmont. Dieß sey bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land! doch auch dafür wird gesorgt seyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehen.

Egmont. Laß meine Leute dir aufs beste empfohlen seyn! Ich habe

gute Menschen zu Dienern; daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte, und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch eins! Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann, ein Weib, das den findet, ist geborgen. Lebt mein alter Adolph! ist er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an sein Ende, daß er dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür drängend). Leb' wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied.

(Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand betäubt, entfernt sich eilend.)

Egmont (allein). Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht, mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbei, es ist beschlossen! Und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er setzt sich aufs Ruhebett. Musik.)

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht, am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken,

vermiſchest alle Bilder der Freude und des Schmerzes, ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und, eingehüllt in gefälligen Wahnſinn, verſinken wir und hören auf zu ſeyn.

(Er entſchläft; die Muſik begleitet ſeinen Schlummer. Hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erſcheinung zeigt ſich. Die Freiheit in himmliſchem Gewande, von einer Klarheit umfloſſen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt ſich gegen den ſchlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, ſie ſcheint ihn zu beklagen. Bald faßt ſie ſich, und mit aufmunternder Gebärde zeigt ſie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh ſeyn, und indem ſie ihm andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freiheit verſchaffen werde, erkennt ſie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorberkranz. Wie ſie ſich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der ſich im Schlafe regt, vergeſtalt, daß er mit dem Geſicht aufwärts gegen ſie liegt. Sie hält den Kranz über ſeinem Haupte ſchwebend: man hört ganz von weitem eine kriegeriſche Muſik von Trommeln und Pfeifen: bei dem leiſeſten Laut derſelben verſchwindet die Erſcheinung. Der Schall wird ſtärker. Egmont erwacht, das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erſte Bewegung iſt, nach dem Haupte zu greifen, er ſieht auf und ſieht ſich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verſchwunden iſt der Kranz! Du ſchönes Bild, das Licht des Tages hat dich verſcheuchet! Ja, ſie waren's, ſie waren vereint, die beiden ſüßeſten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte ſie die Geſtalt; das reizende Mädchen kleidete ſich in der Freundin himmliſches Gewand. In einem ernſten Augenblick erſcheinen ſie vereinigt, ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein, es war nicht umſonſt vergoſſen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, ſo brecht, ſo reißt den Wall der Tyrannei zuſammen, und ſchwemmt erſäufend ſie von ihrem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieſer Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen, rühmlichen Bahn! Auch ich ſchreite einem ehrenvollen Tode aus dieſem Kerker entgegen; ich ſterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe ſpaniſcher Soldaten beſetzt, die Hellebarden tragen.)

Ja, führt ſie nur zuſammen! Schließt eure Reihen, ihr ſchreckt

mich nicht. Ich bin gewohnt vor Speeren gegen Speere zu ſtehen, und, rings umgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt raſch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter. Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend)

Und dieſe treibt ein hohles Wort des Herrſchers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beiſpiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang, die Muſik fällt ein und ſchließt mit einer Siegesſymphonie das Stück.)

Clavigo.

Ein Trauerſpiel.

Personen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, dessen Freund.
Beaumarchais.
Marie Beaumarchais.
Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenco.
Saint George.

Der Schauplatz ist zu Madrid.

Das Wunder es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget wer immer zu fragen vermag:
Wie iſt's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein ſie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie ſtammeln und ſtottern und ſchwatzen zuletzt,
Und gleich ſind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Geſicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann ſpricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern iſt ſchädlich, verſchweigen iſt gut;
Dann füllt ſich das Bier in den Krügen.

Gutmann und Gutweib.

Und morgen fällt St. Martins Feſt,
Gutweib liebt ihr Mann;
Da knetet ſie ihm Buddings ein
Und bäckt ſie in der Pfann'.

Im Bette liegen beide nun,
Da ſauſ't ein wilder Weſt;
Und Gutmann ſpricht zur guten Frau:
Du riegle die Thüre feſt. —

Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh;
Und klapperte ſie ein hundert Jahr
Ich riegelte ſie nicht zu.

Erſter Act.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend). Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag' mir Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift jetzt eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerlei Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo. Doch wenn du mir's nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir damals deine Schrift weit beſſer, als du ſie noch zu Mariens Füßen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehen.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbei ſind. Ich geſtehe dir gern, ich ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beifall, den das Publikum mir gleich anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald ſatt; und warſt du nicht der erſte, meinem Entſchluß Beifall zu geben, als ich mir vornahm, ſie zu verlaſſen?

Carlos. Du wärst versauert. Sie sind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umsähest; es ist doch auch nichts, wenn man so ganz auf'm Sand ist.

Clavigo. Mein Plan ist der Hof, und da gilt kein Feiern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hierher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menschen, wo es schwer hält, sich bemerken zu machen? Mir ist's so wohl, wenn ich den Weg ansehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Ersten des Königreichs! geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das spornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da kostet's Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf; und die Weiber, die Weiber! — Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, tröste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honnetten Mädchen am ungernsten zu thun habe. Ausgered't hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeit lang herum, und kaum sind sie ein bißchen warm bei einem, hat sie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorschlägen, die ich fürchte wie die Pest. Du bist nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, nenns, wie du willst.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sich nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du sie liebtest, das war natürlich; daß du ihr die Ehe versprachst, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hättest, wär's gar Raserei gewesen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menschen nicht. Ich liebte sie wahrlich, sie zog mich an, sie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, schwur ich mir, daß es ewig so seyn sollte, daß ich

der Ihrige seyn wollte, sobald ich ein Amt hätte, einen Stand. — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug seyn, wenn du ein gemachter Mann bist, wenn du das erwünschte Ziel erreicht hast, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befestigen, dich mit einem angesehenen und reichen Hause durch eine kluge Heirath zu verbinden suchst.

Clavigo. Sie ist verschwunden! glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man so veränderlich ist!

Carlos. Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verändert sich nicht alles in der Welt? Warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Sey du ruhig, sie ist nicht das erste verlaßne Mädchen, und nicht das erste das sich getröstet hat. Wenn ich dir rathen soll, da ist die junge Wittwe gegenüber —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf solche Vorschläge. Ein Roman, der nicht ganz von selbst kommt, ist nicht im Stande mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delicaten Leute!

Clavigo. Laß das gut seyn, und vergiß nicht, daß unser Hauptwerk gegenwärtig seyn muß uns dem neuen Minister nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich für uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange; sein Einfluß bleibt. — Grimaldi und er sind Freunde, und wir können schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun, was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsache in der Welt. (Schellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerei.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut' Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute; ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut seyn. Wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen.

(Ab.)

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig, und hat geschwatzt bis Eilfe; da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwei Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie (aufstehend). Wie begierig bin ich, diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen; er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreizehn Jahren, als uns unser Vater hierher schickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief gelesen, den er schrieb, als er mein Unglück erfuhr Jeder Buchstabe davon steht in meinem Herzen. „Wenn du schuldig bist," schreibt er, „so erwarte keine Vergebung; über dein Elend soll noch die Verachtung eines Bruders auf dir schwer werden, und der Fluch eines Vaters. Bist du unschuldig! o dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!" — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich stehe vor Gott in meiner Unschuld. — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht, was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörst nicht! Du wirst dich umbringen.

Marie. Ich will stille seyn! Ja, ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es ist mir nur leid, daß ich euch das Leben sauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, so lang' unser alter Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr, als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es sich verzehrt und sein armes junges Leben ausquält?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiselle!

Marie. Ob's ihm wohl einerlei ist — daß er mich nicht mehr liebt?

Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern sollt' er mich! daß die Arme, der er sich so nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menschen bedauert seyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen! den Hassenswürdigen!

Marie. Nein, Schwester! ein Nichtswürdiger ist er nicht; und muß ich denn den verachten, den ich hasse? — Hassen! Ja manchmal kann ich ihn hassen, manchmal, wenn der Spanische Geist über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, sein Anblick wirkte volle, warme Liebe auf mich! Und wie ich wieder nach Hause kam, und mir sein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna, da ward ich Spanierin in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolch, und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erstaunt, Buenco? Alles in Gedanken versteht sich.

Sophie. Närrisches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich sah ihn, wie er zu den Füßen seiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verschwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenco! — Auf einmal war das gutherzige Französische Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt, und keine Dolche zur Rache. Wir sind übel dran! Vaudeville's, unsere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, sie zu bestrafen, und wenn sie untreu sind? — Sag', Schwester, wie machen sie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu sind?

Sophie. Man verwünscht sie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt sie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum soll ich Clavigo nicht laufen lassen? Wenn das in Frankreich Mode ist, warum soll's nicht in Spanien seyn? Warum soll eine Französin in Spanien nicht Französin seyn? Wir wollen ihn laufen lassen und uns einen andern nehmen; mich dünkt, sie machens bei uns auch so.

Buenco. Er hat eine feierliche Zusage gebrochen, und keinen leichtsinnigen Roman, kein gesellschaftliches Attachement. Mademoiselle, Sie sind bis ins innerste Herz beleidigt, gekränkt. O mir ist mein Stand,

daß ich ein unbedeutender, ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er, der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeiz, all ſein Aufſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſeyn! Für mich rang er nach Namen, Stand, Gütern: er hat's, und ich! — —

Guilbert kommt.

Guilbert (heimlich zu ſeiner Frau). Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt ſie in einen Seſſel.) Wo? wo? Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais kommt.

Beaumarchais. Meine Schweſter! (Von der älteſten weg, nach der jüngſten zuſtürzend.) Meine Schweſter! Meine Freunde! O Schweſter!

Marie. Biſt du da? Gott ſey Dank, du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch! Lieber Bruder, ich hoffte dich gelaſſener zu ſehen.

Beaumarchais. Gelaſſener! Seyd ihr denn gelaſſen? Seh' ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen eurer Freunde, daß ihr ſo elend ſeyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe? Und elender! — denn ich ſeh' euch, ich hab' euch in meinen Armen; die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenco. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edlen, braven Mann in Ihnen beim erſten Anblick erkannt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bei dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten,

zu rächen. Willkommen! Seyn Sie willkommen, wie ein Engel, ob Sie uns alle gleich beschämen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spanien solche Herzen zu finden, wie das Ihre ist; das hat mich angespornt den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden, beistimmenden Seelen, wenn nur einer auftritt, dessen Umstände ihm völlige Freiheit lassen all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! überall giebt's treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub; nur ist unsere Stimme meist zu schwach bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schwester! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie ist ganz außer sich. (Sie führen sie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du bist unschuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther. (Marie. Sophie ab.) Mein Bruder! Meine Freunde! ich seh's an euern Blicken, daß ihr's seyd. Laßt mich zu mir selbst kommen. Und dann! Eine reine unparteiische Erzählung der ganzen Geschichte — die soll meine Handlungen bestimmen. Das Gefühl einer guten Sache soll meinen Entschluß befestigen; und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweiter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzosen seyn mögen, die sich bei mir haben melden lassen? — Franzosen! Sonst war mir diese Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es ist wunderbar, ein Mensch, der sich über so vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr schuldig als mir selbst? und ist's eine Pflicht mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Bedienter. Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führe sie herein. Du sagtest doch ihrem Bedienten, daß ich sie zum Frühstück erwarte?

Bedienter. Wie sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente setzt ihnen Stühle und geht.

Beaumarchais. Es ist mir so leicht! so wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er soll mir nicht entwischen. Sey'n Sie ruhig; wenigstens zeigen Sie ihm die gelassenste Außenseite. Meine Schwester! meine Schwester! Wer glaubte, daß du so unschuldig, als unglücklich bist? Es soll an den Tag kommen, du sollst auf das grimmigste gerächt werden. Und du, guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die du mir in diesem Augenblicke gewährest, daß ich mit aller Mäßigung in dem entsetzlichen Schmerz, und so klug handle, als möglich.

Saint George. Ja diese Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewiesen haben, nehm' ich in Anspruch. Sagen Sie mir's zu, mein Bester, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie sind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beschützer, wo all Ihr Geld nicht im Stande ist, Sie gegen die geheimen Maschinen nichtswürdiger Feinde zu sichern.

Beaumarchais. Sey'n Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut; er soll nicht wissen, mit welchem von uns beiden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin gutes Humors genug, um den Kerl an einem langsamen Feuer zu braten.

Clavigo kommt wieder.

Clavigo. Meine Herren, es ist mir eine Freude, Männer von einer Nation bei mir zu sehen, die ich immer geschätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünsche, daß auch wir der Ehre würdig seyn mögen, die Sie unsern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bei uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beschwerlich seyn könnten.

Clavigo. Personen, die der erste Anblick empfiehlt, sollten die Bescheidenheit nicht so weit treiben.

Beaumarchais. Freilich kann Ihnen nicht fremd seyn, von Unbekannten besucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften sich eben so sehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die ansehnlichen Aemter, die Ihro Majestät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande distinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringen Dienste, und das Publicum viel Nachsicht für die unbedeutenden Versuche meiner Feder; ich wünsche, daß ich einigermaßen etwas zu der Verbesserung des Geschmackes in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wissenschaften beitragen könnte. Denn sie sind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, sie sind's, die aus den entferntesten Geistern Freunde machen, und die angenehmste Vereinigung unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es ist entzückend, einen Mann so reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wissenschaften hat. Auch muß ich gestehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich gerades Wegs auf das Anliegen gebracht, um dessen willen Sie mich hier sehen. Eine Gesellschaft gelehrter, würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreis'te und Gelegenheit fände, einen Briefwechsel zwischen ihnen und den besten Köpfen des Königreichs zu stiften. Wie nun kein Spanier besser schreibt als der Verfasser der Blätter, die unter dem Namen „der Denker" so bekannt sind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden, — (Clavigo macht eine verbindliche Beugung) und der eine besondere Zierde der Gelehrten ist, indem er gewußt hat, mit seinen Talenten einen solchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzenden Stufen zu besteigen, deren ihn sein Charakter und seine Kenntnisse würdig machen. Ich glaube, meinen Freunden keinen angenehmern Dienst leisten zu können, als wenn ich sie mit einem solchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorschlag in der Welt konnte mir erwünschter seyn, meine Herren; ich sehe dadurch die angenehmsten Hoffnungen erfüllt, mit denen sich mein Herz oft ohne Aussicht einer glücklichen Gewährung beschäftigte. Nicht, daß ich glaubte, durch meinen Briefwechsel den Wünschen Ihrer gelehrten Freunde genugthun zu können; so weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die besten Köpfe in Spanien mit mir zusammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in

unserm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wissenschaften, für die Künste gethan wird, so sah ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienst hat die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Zwischenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat durch Umsetzung der einheimischen Producte den Ruhm seines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und so erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit solcher Freimüthigkeit eine so angenehme Botschaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geschäft, was für ein Anliegen Sie diesen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch diese Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinsten Absicht geschieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich sage Ihnen zum voraus, Sie sind an einen Ort gekommen, wo sich einem Fremden zu Ausführung seiner Geschäfte, besonders bei Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegensetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein so gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimnisse für Sie, mein Herr, und dieser Freund wird bei meiner Erzählung nicht zu viel seyn; er ist sattsam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu sagen habe. (Gleichs betrachtet Saint George mit Aufmerksamkeit.) Ein französischer Kaufmann, der bei einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viel Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorschlag: „Gebt mir zwei von euren Töchtern; ich nehme sie mit nach Madrid, und versorge sie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte; sie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlass' ich ihnen eine der ansehnlichsten Handlungen in Spanien." Man vertraute ihm die älteste und eine der jüngern Schwestern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen französischen Waaren zu versehen, die man verlangen würde, und so hatte alles ein gutes Ansehen, bis der Correspondent mit Tode abging, ohne die Französinnen im geringsten zu bedenken, die sich denn in dem beschwerlichen Falle sahen, allein einer neuen Handlung vorzustehen. Die älteste hatte indessen geheirathet, und unerachtet des geringen Zustandes ihrer Glücksgüter erhielten sie sich durch gute Aufführung und durch die

Drauf eine Wette ſchloſſen ſie
Ganz leiſe ſich ins Ohr:
So wer das erſte Wörtlein ſpräch'
Der ſchöbe den Riegel vor.

Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
Und wiſſen nicht wo ſie ſtehn,
Die Lampe loſch, der Herd verglomm,
Zu hören iſt nichts, zu ſehn.

Was iſt das für ein Hexen-Ort?
Da bricht uns die Geduld!
Doch horten ſie kein Sterbenswort,
Deß war die Thüre ſchuld.

Den weißen Pudding ſpeiſ'ten ſie,
Den ſchwarzen ganz verlaut.
Und Gutweib ſagte ſich ſelber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zu dieſem ſprach der Jene dann:
Wie trocken iſt mir der Hals!
Der Schrank der klafft und geiſtig riecht's,
Da findet ſich's allenfalls.

Ein Fläſchchen Schnapps ergreif' ich da,
Das trifft ſich doch geſchickt!
Ich bring' es dir, du bringſt es mir
Und bald ſind wir erquickt.

Doch Gutmann ſprang ſo heftig auf
Und fuhr ſie drohend an:
Bezahlen ſoll mit theurem Geld
Wer mir den Schnapps verthan!

Annehmlichkeit ihres Geistes eine Menge Freunde, die sich wechselsweise beeiferten ihren Credit und ihre Geschäfte zu erweitern. (Clavigo wird immer aufmerksamer.) Ungefähr um eben die Zeit hatte sich ein junger Mensch, von den Canarischen Inseln bürtig, in dem Hause vorstellen lassen. (Clavigo verliert alle Munterkeit aus seinem Gesicht, und sein Ernst geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer sichtbarer wird.) Ungeachtet seines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur französischen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel sich in weniger Zeit große Kenntnisse zu erwerben. Voll von Begierde, sich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das seiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift im Geschmack des Englischen Zuschauers zu geben. Seine Freundinnen lassen es nicht ermangeln ihm auf alle Art beizustehen; man zweifelt nicht, daß ein solches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es der jüngsten einen Heirathsvorschlag zu thun. Man giebt ihm Hoffnung. „Sucht euer Glück zu machen," sagt die älteste, „und wenn euch ein Amt, die Gunst des Hofes, oder irgend sonst ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben an meine Schwester zu denken, wenn sie euch dann andern Freiern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen." (Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel.) Die jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Partien aus; ihre Neigung gegen den Menschen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewissen Erwartung tragen; sie interessirt sich für sein Glück wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint. (Clavigo ist in der entsetzlichsten Verlegenheit. Ganz kalt.) Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Production ergötzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich auftun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von seiner Geliebten, indem er ganz öffentlich sich um sie bemühte. Die Heirath verzog sich nur in Erwartung der zugesagten Versorgung. — Endlich, nach sechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundschaft, Beistands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach sechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiliger Versicherungen von Seiten

des Mannes erscheint das Amt — und er verschwindet — (Es entfährt Clavigo ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht, und ganz außer sich ist.) Die Sache hatte zu großes Aufsehen gemacht, als daß man die Entwicklung sollte gleichgültig angesehen haben. Ein Haus für zwei Familien war gemiethet. Die ganze Stadt sprach davon. Alle Freunde waren aufs höchste aufgebracht und suchten Rache. Man wendete sich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun schon in die Cabalen des Hofs initiirt war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in seiner Insolenz so weit, daß er es wagt, den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freunden, die sich zu ihm begeben, ins Gesicht zu sagen, die Franzosinnen sollten sich in Acht nehmen, er biete sie auf, ihm zu schaden, und wenn sie sich unterständen, etwas gegen ihn zu unternehmen, so wär's ihm ein Leichtes, sie in einem fremden Lande zu verderben, wo sie ohne Schutz und Hülfe seyen. Das arme Mädchen fiel auf diese Nachricht in Convulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die älteste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder aufs schrecklichste, er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hülfe zu schaffen, er ist im Fluge von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der Alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige, unglückliche Schwester zu rächen. Ich komme, bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen, und der Verräther — bist du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr! — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören. Nun, um einen Anfang zu machen, sey'n Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären, ob meine Schwester durch irgend eine Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart oder sonst einen Fehler diese öffentliche Beschimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schwester, Donna Maria, ist ein Frauenzimmer voll Geist, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat sie Ihnen jemals seit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, sich über sie zu beklagen, oder sie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais (aufſtehend). Und warum, Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur, weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffener und reicher waren, als du.

Clavigo. Oh mein Herr! wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! (Zu Saint George.) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehen Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen. (Clavigo ſteht auf. Saint George geht.) Bleiben Sie! Bleiben Sie! (Beide ſetzen ſich wieder.) Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden. Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beſchimpft, weil Sie glaubten, in einem fremden Lande ſey ſie ohne Beiſtand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuvörderſt erklären Sie eigenhändig, freiwillig, bei offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten, daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ſie ohne die mindeſte Urſache erniedrigt hat: und mit dieſer Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo ſich unſer Geſandter aufhält; ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und übermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das alles wend' ich an, um Sie auf alle Weiſe aufs grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und ſie mir ſelbſt Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich; denn vielleicht thät' ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andere: Schreiben Sie nicht, ſo bleib' ich von dieſem Augenblick bei Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher, als Sie, ohne den Geſandten zu ſehen, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faſſ' ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in den Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich

zurück. Begünstigt Sie das Schicksal, so hab' ich das Meine gethan, und so lachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Chokolade. Beaumarchais nimmt seine Tasse, und geht in der anstoßenden Gallerie spazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überrascht, angepackt wie einen Knaben! — Wo bist du, Clavigo? Wie willst du das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherei gestürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tische.) Ha! Kurz und gut! — (Läßt ihn liegen.) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord? abscheulicher Mord! — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beistandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edlen, braven Menschen Blut zu sehen! — Und so den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf dich die ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit so viel Reizen anzog! Und da du sie verließest, sahst du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundschaft solch eines Bruders! — Marie, Marie! O daß du vergeben könntest! daß ich zu deinen Füßen das alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beschließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Plane, meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heirath zu Grunde zu richten. Hätte ich wissen können, daß sie so einen Bruder habe, sie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde gewesen seyn; ich würde die ansehnlichsten Vortheile von dieser Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größesten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf diese Weise mein Unrecht lebhaft empfinden lassen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich ist, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schwester wieder, mein Herr, geben Sie mich Ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es iſt zu ſpät! Meine Schweſter liebt Sie nicht mehr, und ich verabſcheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung; das iſt alles was ich von Ihnen fordere, und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine ſo ſehr verſchlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann? das hängt von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehen mag, der es nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſt's, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbeſonnenen Hitze ähnlich ſehen ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt — o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo (nach dem Tiſch zugehend). Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais (gehend). Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo (ihn zurückhaltend). Noch ein Wort! Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beide Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verloren. Müßt ich nicht vor Schmerz, vor Beängſtigung untergehen, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurückmeſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin Donna Maria von meinem geänderten, reuevollen Herzen zu überzeugen! bis ich mit Ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges Vorwort bei meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die

Erklärung in Ihrem Portefeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, so laſſen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtändig, klug, und wenn Sie nicht wollen, ſo ſey's denn unter uns beiden um Leben und Tod geſpielt. Und der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (ſich ſetzend). Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn; ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche! gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerei.

Clavigo (nimmt Papier). Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoßenden Galerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien, und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zuſammen, und begebt euch auf die Galerie herbei.

(Der Bediente geht; die übrigen kommen und beſetzen die Galerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, ſchreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage. (Clavigo ſchreibt.) Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs, —

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. Bekenne, daß, nachdem ich in dem Hauſe der Madam Guilbert freundſchaftlich aufgenommen worden, —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. Ich Mademoiſelle von Beaumarchais, ihre Schweſter, durch hundertfältig wiederholte Heirathsverſprechungen betrogen habe. — Haben Sie's? —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher schreiben. — Ich habe sie verlassen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entschuldigung dieses Meineids veranlasset hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil ist die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelig und aller Ehrfurcht würdig gewesen.

Clavigo. Würdig gewesen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtsinn meiner Reden, durch die Auslegung, der sie unterworfen waren, öffentlich dieses tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weßwegen ich sie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte sie zu erhalten. (Clavigo hält inne.) Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freiem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem besondern Versprechen, daß, wenn diese Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend seyn sollte, ich bereit bin sie auf alle andere erforderliche Weise zu geben. Madrid.

Clavigo (steht auf, winkt den Dienern sich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier). Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edlen Menschen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und schieben Ihre Rache auf. In dieser einzigen Rücksicht, in dieser Hoffnung hab' ich das schimpfliche Papier von mir gestellt, wozu mich sonst nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage vor Donna Maria zu treten, hab' ich beschlossen jemanden den Auftrag zu geben, mir bei ihr das Wort zu reden, für mich zu sprechen — und der Mann sind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie sich das nicht ein.

Clavigo. Wenigstens sagen Sie ihr die bittere, herzliche Reue, die Sie an mir gesehen haben. Das ist alles, alles, warum ich Sie bitte; schlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kräftigen Vorsprecher wählen, und Sie sind ihr ja eine treue Erzählung schuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut! das kann ich, das will ich. Und so Adieu!

Clavigo. Leben Sie wohl! (Er will seine Hand nehmen. Beaumarchais hält sie zurück.)

Clavigo (allein). So unerwartet aus einem Zustand in den andern.

Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. Es kam so schnell, so unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos kommt.

Carlos. Was hast du für Besuch gehabt? Das ganze Haus ist in Bewegung; was giebt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der sonst bei Guilbert's war und der mir nun trätscht, weiß es schon seit gestern, daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erst diesen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los seyn. Ich habe den Weg über schon gesponnen! — Was hat's denn gegeben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig, der Bursch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es fürs Beste.

Carlos. Gut, sehr gut! Ist sonst nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweikampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das gescheidtste. Wer wird sein Leben gegen einen so romantischen Fratzen wagen? Und forderte er das Papier ungestüm?

Clavigo. Er dictirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Galerie rufen.

Carlos. Ich versteh'! Ah! nun hab' ich dich, Herrchen! das bricht ihm den Hals. Heiß' mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwei Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächsten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache steht anders, als du denkst.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch seine Vermittlung, durch mein eifriges Bestreben Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete

wieder herzustellen, und so in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, bist du kindisch geworden? Man spürt dir doch immer an, daß du ein Gelehrter bist. — Dich so bethören zu lassen! Siehst du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan ist, um dich ins Garn zu sprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; sie sind dagegen, sie will nichts von mir hören.

Carlos. Das ist die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Komödien gesehen, daß man einen Landjunker so geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigst mich. Ich bitte, spare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entschlossen Marien zu heirathen, freiwillig, aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückseligkeit ruht auf dem Gedanken ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr' hin, Stolz! An der Brust dieser Lieben liegt noch der Himmel wie vormals; aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen; denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menschen macht. Leb' wohl! ich muß hin! ich muß die Guilbert wenigstens sprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tisch.

Clavigo. Keinen Augenblick. (Ab.)

Carlos (ihm nachsehend und eine Weile schweigend). Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. (Ab.)

Dritter Act.

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie. Du hast ihn gesehen? Mir zittern alle Glieder! Du hast ihn gesehen? Ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte er käme, und du hast ihn gesehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder sehen.

Sophie. Ich war außer mir, als er hereintrat; denn ach! liebt' ich ihn nicht, wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen! — Schweſter! es iſt was Bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft. Es iſt noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! alles! Und von dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft; es iſt, als wenn dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu' und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du red'ſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter! auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh' ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, das dein Liebhaber treulos ward und dich verließ! Und daß er wiederkommt, reuig ſeinen Fehler verteſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht von ſich ſtoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube dir. Der erſte Augenblick muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die dir alle Sinne zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für keinen Widerwillen. Dein Herz ſpricht mehr für ihn als du es glaubſt, und eben darum traufſt du dich nicht ihn wiederzuſehen, weil du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie. Sey barmherzig!

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Fühlt' ich, daß du ihn verachteteſt, daß er dir gleichgültig wäre, ſo wollt' ich kein Wort weiter reden, ſo ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo, meine Liebe! — Du wirſt mir danken, daß ich dir geholfen habe dieſe ängſtliche Unbeſtimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Und Gutweib ſprang auch froh heran,
Drei Sprünge als wär' ſie reich:
Du, Gutmann, ſprachſt das erſte Wort,
Nun riegle die Thüre gleich!

Der Todtentanz.

Der Thürmer der ſchaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond der hat alles ins Helle gebracht;
Der Kirchhof er liegt wie am Tage.
Da regt ſich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und ſchleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will ſich ergötzen ſogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und ſo jung, und ſo alt und ſo reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie ſchütteln ſich alle, da liegen zerſtreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt ſich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da giebt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als ſchlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Thürmer ſo lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk der Verſucher ins Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Guilbert. Buenco

Sophie. Kommen Sie, Buenco! Guilbert, kommen Sie! Helft mir dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, jetzt da es gilt.

Buenco. Ich wollte daß ich ſagen dürfte: Nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenco!

Buenco. Mein Herz wirft ſich mir im Leib' herum bei dem Gedanken: er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? wodurch macht er das alles wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt wiederzukehren, und zu ſagen: „Jetzt mag ich ſie, jetzt will ich ſie.“ Juſt als wäre dieſe treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch ſchon durch die niedrigſten Gebote und jüdiſches Ab- und Zulaufen bis aufs Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz ſelbſt für ihn ſpräche. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten bis ein tapferer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er iſt ſo feig', als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kenntet. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unſers Bruders, ich habe im ſtillen ſeinem Heldenmuth zugeſehen, und wünſche, daß alles gut ausſchlagen möge, wünſche, daß Marie ſich entſchließen könnte Clavige ihre Hand zu geben; denn — (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeyd grauſam.

Sophie. Hör' ihn, ich bitte dich, hör' ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Buenco. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hoffnung dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharreſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert.

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag, und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beiden bleibt; dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings! — Schweſter, es iſt ganz gut, daß man edel denkt und fühlt; nur, ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für ſein Leben; ſonſt hätt' er gar nicht geſchrieben, ſonſt bot' er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer; ſo findet er hundert die ihm ihren Arm leihen, hundert die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenco, biſt du ſo jung? Ein Hofmann ſollte keinen Meuchelmörder im Sold haben?

Buenco. Der König iſt groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch alle die Mauern die ihn umſchließen, die Wachen, das Ceremoniel, und alle das womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch und retten Sie uns! — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

(Marie thut einen Schrei, und fällt Sophien in die Arme.)

Sophie. Grauſamer! in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns! (Guilbert und Buenco treten zu ihr.)

Clavigo. Ja, ſie iſt's! ſie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer,

unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für Sie fühlte, war's da Verdienst an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinstimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir schmeicheln konnte, dieß Herz ganz zu besitzen? Und nun — bin ich nicht eben derselbe? Warum sollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereise lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Busen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und sein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? und habe ich weniger auf einem stürmischen Meere die Zeit geschwebet? Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen! Marie! Marie! Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführerischen Gesang der Eitelkeit und des Stolzes hab' ich mich immer jener seligen, unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Aussichten vor uns liegen sahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unsern Hoffnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein; die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen ist wie allen andern, und wollen wir uns strafbar machen, indem wir diese Gelegenheit von uns stoßen das Vergangene herzustellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edlen Bruders zu belohnen, und unser eigen Glück auf ewig zu befestigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es seyn müssen, weil sie Freunde der Tugend sind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (Er wirft sich nieder.) Marie! Kennst du meine Stimme nicht mehr? Vernimmst du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (springt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Küssen). Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (Umarmt den Gulbert, den Buenco.) Sie liebt

mich noch! O Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu deinen Füßen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch, wie ehemals, wo kein Wink nöthig war um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie! —

Beaumarchais tritt auf

Beaumarchais. Ha!

Clavigo (ihm entgegenfliegend). Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebſt ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinne vergehen.

(Man führt ſie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie (kommt zurück). Sie vergiebt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchzend, daß ich mich erhole! Ich vergeb' ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weiß er, daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo (ihr die Hand küſſend). Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais (umarmt ihn). Von Herzen denn. Ob ich euch ſchon ſagen muß: noch kann ich euch nicht lieben. Und ſemit ſeyd ihr der Unſrige und vergeſſen ſey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier iſt's. (Er nimmt's aus der Briefta ſche, zerreißt es, und giebt's ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt euch, daß ſie eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhigt.

Clavigo (ſie rings umarmend). Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel. (Ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut ſeyn, ob ich gleich wünſchte es wäre anders. (Lächelnd.) Es iſt doch ein gutherziges Geſchöpf ſo ein Mädchen. — Und, meine Freunde, auch muß ich's ſagen, es war ganz

der Gedanke, der Wunsch unsers Gesandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath diese verdrießliche Geschichte endigen möge.

Guilbert. Mir ist auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er ist euer Schwager, und so Adieu! Ihr seht mich in eurem Hause nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich hass' ihn nun einmal bis ans jüngste Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menschen ihr zu thun habt. (Ab.)

Guilbert. Er ist ein melancholischer Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er sich doch wieder bereden, wenn er sieht, es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen! (Ab.)

Vierter Act.

Clavigo's Wohnung.

Carlos allein.

Es ist löblich, daß man dem Menschen, der durch Verschwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß sein Verstand sich verschoben hat, von Amtswegen Vormünder setzt. Thut das die Obrigkeit, die sich doch sonst nicht viel um uns bekümmert, wie sollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, du bist in übeln Umständen! Noch hoff' ich! Und wenn du nur noch halbweg lenksam bist, wie sonst; so ist's eben noch Zeit dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bei deinem lebhaften, empfindlichen Charakter das Elend deines Lebens machen und dich vor der Zeit ins Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo nachdenkend.

Clavigo. Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein schwermüthiges, gepreßtes: Guten Tag! Kommst du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortreffliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid dazu kann ſticken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt, bei unſerer Hochzeit werden keine geſtickten Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feierlichkeit ſeyn.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille, kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht.

Carlos. In den Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtänden! Was meinſt du mit den Umſtänden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht und liegt und ſich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausſtehen. Ich weiß, du biſt nicht für dieſe Heirath; demungeachtet, wenn du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſagen willſt, ſo ſag's gerade zu. Wie ſteht denn die Sache? wie verhält ſie ſich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete, wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchlimm, wenn alles im Gleiſe ginge. Man hätte nichts ſich zu verwundern, nichts die Köpfe zuſammen zu ſtoßen, nichts in Geſellſchaft zu verſchneiden.

Clavigo. Aufſehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das verſteht ſich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun dieſen Streich ſpielſt?

Clavigo. Das iſt nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar iſt's. Ich habe wenig Männer gekannt, die ſo großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten als du. Unter allen Ständen giebt's gute Kinder, die ſich mit Planen und Ausſichten beſchäftigen dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anſchlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich weder meine Stumpfnaſe, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Vorſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von eignen zärtlichen, kritzlichen Pfötchen, ſo unorthographiſch als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur ſeyn kann. Wie manche hübſche Duenna iſt mir bei der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du ſagteſt mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe dein Schickſal im Herzen getragen wie mein eignes! Ich habe keinen Freund als dich; die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und du fängſt auch an mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, ſey ruhig.

Carlos. Brenn' einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebauet hat, und ſchick ihm einen Beichtvater, der ihm die chriſtliche Geduld empfiehlt. — Man ſoll ſich für niemand intereſſiren, als für ſich ſelbſt; die Menſchen ſind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindſeligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz drein verſinke, wer iſt Schuld dran als du? Ich ſagte zu mir: Was ſoll ihm jetzt die vortheilhafteſte Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menſchen weit genug gebracht hätte; aber mit ſeinem Geiſt, mit ſeinen Gaben iſt es unverantwortlich — iſt es unmöglich, daß er bleibt was er iſt. — Ich machte meine Projecte. Es giebt ſo wenig Menſchen, die ſo unternehmend und biegſam, ſo geiſtvoll und fleißig zugleich ſind. Er iſt in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er ſich ſchnell die wichtigſten Kenntniſſe erwerben, er wird ſich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn, ſo iſt er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurm erreiche und erklettere, wenn ich darauf losgehe, mit dem feſten Vorſatze nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir für das übrige nicht bang geweſen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, deſto beſſer; das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt ohne reich zu werden, iſt ein Pinſel. Und dann ſeh' ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem

Könige. Dieser giebt seinen Namen her und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann sah ich mich erst nach einer Partie für dich um. Ich sah manch stolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblinkt hätte, manches der reichsten, das dir gern den Aufwand deines Standes verschafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen. — Und nun —

Clavigo. Du bist ungerecht, du setzest meinen gegenwärtigen Zustand zu tief herab. Und glaubst du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, sie mag hernach treiben und treiben, unzählige Nebenschößlinge; es giebt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin. Und denke nur nicht, daß man diese Heirath bei Hofe gleichgültig ansehen wird. Hast du vergessen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Hast du vergessen, wer dir den klugen Gedanken eingab sie zu verlassen? Soll ich sie dir an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch schon gepeinigt, daß so wenige diesen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde sollten nicht aufgebracht seyn, daß du, ohne sie zu fragen, ohne ihren Rath dich so geradezu hingegeben hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markte sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirft?

Clavigo. Das ist unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenschaft einen seltsamen Streich macht, das lass' ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil sie schön ist wie ein Engel! Gut, der Mensch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängstlich nach anderer Beifall, doch das ist ewig wahr: wer nichts für andere thut, thut nichts für sich; und wenn die Menschen dich nicht bewundern oder beneiden, bist du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz besitzt, ist zu beneiden!

Carlos. Was die Sache ist, scheint sie auch. Aber freilich dacht'

ich, daß das verborgene Qualitäten ſeyn müſſen, die dein Glück beneidenswerth machen; denn was man ſo mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann, —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen? fragt man bei Hofe. Um Gotten willen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand; hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reizend, ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer. —

Clavigo (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer). Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab' ſie in ſechs Jahren nicht geſehn. Da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andere. Man muß doch Acht geben; er wird ſie bald produciren, ſagt die dritte. Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer des ſtolzen Clavigo, der ſich nie öffentlich ſehen ließ, ohne eine herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen die Welt rings umher zu fragen ſchienen: Bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den ſeidenen Schlepprock ſo weit hinten aus im Winde ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen. — Und nun erſcheint der Herr — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde, — kommt angezogen mit ſeiner trippelnden, kleinen, bebläugigen Franzöſin, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht, wenn ſie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinſelt hat. O Bruder, ich werde raſend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quäſtioniren und nicht begreifen können, —

Clavigo (ihn bei der Hand faſſend). Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich ſage dir, ich geſtehe dir, ich erſchrak, als ich Marien wiederſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, abgezehrt! O das iſt meine Schuld, meiner Verrätherei! —

Carlos. Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da dein Roman noch ſehr im Gange war. Ich ſagte dir's tauſendmal, und —

Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen. Clavigo, es iſt ſchändlich! So alles, alles zu vergeſſen, eine kranke Frau, die die Peſt unter deine Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie ſeyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närriſch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was ſoll ich dir ſagen! Als ich ſie wiederſah, im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war, — Mitleiden — innige, tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein; aber Liebe — ſieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich ſtrebte munter zu ſeyn, wieder vor den Menſchen, die mich umgaben, den Glücklichen zu ſpielen: es war alles vorbei, alles ſo ſteif, ſo ängſtlich. Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! und du willſt ſie heirathen? — (Clavigo ſteht, ganz in ſich ſelbſt verſunken, ohne zu antworten.) Du biſt hin! verloren auf ewig! Leb' wohl, Bruder, und laß mich alles vergeſſen, laß mich mein einſames Leben noch ſo ausknirſchen, über das Schickſal deiner Verblendung. Ha! das alles! ſich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenſchaft, eine Begierde zu befriedigen! dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem ſie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menſchen abſcheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wär'ſt du nie geſtiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden ſie das anſehen! Da iſt der Bruder, werden ſie ſagen! das muß ein braver Kerl ſeyn, der hat ihn ins Bockshorn gejagt; er hat ſich nicht getraut ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unſre ſchwadronirenden Hofjunker ſagen; man ſieht immer, daß er kein Cavalier iſt. Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen ſollen, und patſcht ſich auf den Bauch, ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre dein Reitknecht zu ſeyn.

Clavigo (fällt in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strom von Thränen, dem Carlos um den Hals). Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt! — Ich vergehe!

Gethan wie gedacht! und er flüchtet ſich ſchnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er ſcheinet ſo hell
Zum Tanz, den ſie ſchauderlich führen.
Doch endlich verlieret ſich dieſer und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher
Und huſch iſt es unter dem Raſen.

Nur einer der trippelt und ſtolpert zuletzt
Und tappet und grapſ't an den Grüften;
Doch hat kein Geſelle ſo ſchwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, ſie ſchlägt ihn zurück
Geziert und geſegnet, dem Thürmer zum Glück;
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da raſtet er nicht,
Da gilt auch kein langes Beſinnen,
Den gothiſchen Zierrath ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun iſt's um den armen, den Thürmer gethan!
Es ruckt ſich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern' gäb er ihn wieder den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längſten gelebt —
Den Zipfel ein eiſerner Zacken.
Schon trübet der Mond ſich verſchwindenden Scheins,
Die Glocke ſie donnert ein mächtiges Eins
Und unten zerſchellt das Gerippe.

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, diese jugendlichen Raserein, die stürmenden Thränen, diese versinkende Wehmuth sollte vorüber seyn; ich hoffte dich als Mann nicht mehr erschüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu sehen, den du ehemals so oft in meinen Busen ausgeweint hast. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (Wirft sich in einen Sessel.)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Hang nach Größe verbinden! Und was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehn über andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer ist, als anderer Herzen, wenn du nicht im Stande bist dich gelassen über Verhältnisse hinauszusetzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit allen deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch. Fasse dich, beruhige dich! (Clavigo richtet sich auf, sieht Carlos an und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt.) Auf! auf, mein Freund! und entschließe dich. Sieh, ich will alles bei Seite setzen, ich will sagen: Hier liegen zwei Vorschläge auf gleichen Schalen. Entweder du heirathest Marien und findest dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führst auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele. — Ich will alles bei Seite setzen, und will sagen: die Zunge steht inne; es kommt auf deinen Entschluß an, welche von beiden Schalen den Ausschlag haben soll! Gut! Aber entschließe dich! — Es ist nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zweien Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verdorben hat wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften und Wirksamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist alles wieder gut zu machen was er verdorben hat: und so genieße das Glück einer ruhigen Beschränkung, den Beifall eines bedächtigen Gewissens und alle Seligkeit, die denen Menschen gewährt ist, die im Stande sind sich ihr eigen Glück zu schaffen und Freude den Ihrigen! — Entschließe dich; so will ich sagen, du bist ein guter Kerl. —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er schläft in dir und ich will blasen bis er in Flammen schlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe, die dich erwarten. Ich will dir diese Aussichten nicht mit dichterischen, bunten Farben vormalen; stelle sie dir selbst in der Lebhaftigkeit dar, wie sie in voller Klarheit vor deiner Seele standen, ehe der französische Strudelkopf dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, sey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehen. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen, daß der, dessen Werk es ist ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate, warum sollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Mensch.

Carlos. Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du bist wieder bei dir selber. Wirf die Reste einer erbärmlichen Leidenschaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben so wenig kleiden, als das graue Jäckchen und die bescheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamst. Was das arme Mädchen für dich gethan hat, hast du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erste freundliche Aufnahme schuldig bist — Oh! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben so viel und mehr gethan, ohne solche Prätensionen zu machen! — Und wird dir einfallen, deinem Schulmeister die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreißig Jahren das A b c gelehrt hat? Nun, Clavigo?

Clavigo. Das ist all gut; im Ganzen magst du Recht haben, es mag also seyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir stecken? Da gieb Rath, da schaff' Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willst also?

Clavigo. Mach' mich können, so will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Also denn. Zuerst gehst du, den Herrn an einen dritten

Ort zu bescheiden, und alsdann forderst du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbesonnen ausgestellt hast.

Clavigo. Ich habe sie schon; er zerriß und gab mir sie.

Carlos. Trefflich! Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du hast mich so lange reden lassen? — Also kürzer! Du schreibst ihm ganz gelassen du fändest nicht für gut seine Schwester zu heirathen; die Ursache könnte er erfahren, wenn er sich heut Nacht, von einem Freunde begleitet und mit beliebigen Waffen versehen, da oder dort einfinden wolle. Und somit signirt. — Komm, Clavigo, schreib das. Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen — (Clavigo geht nach dem Tische.) Höre! Ein Wort! Wenn ich's so recht bedenke, ist das ein einfältiger Vorschlag. Wer sind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Aufführung des Menschen, sein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unsers Gleichen achten. Also hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, sich bei dir unter einem falschen Namen mit einem Helfershelfer anmelden lassen, dich erst mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und sie auszustreuen weggegangen ist — das bricht ihm den Hals; er soll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du hast Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdessen, bis der Proceß eingeleitet ist, bis dahin uns der Herr noch allerlei Streiche machen könnte, das Gewisse spielten, und ihn kurz und gut beim Kopfe nähmen?

Clavigo. Ich verstehe, und kenne dich, daß du Mann bist es auszuführen.

Carlos. Nun auch! Wenn ich, der ich schon fünfundzwanzig Jahre mitlaufe, und dabei war da dem ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte standen, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte. Und somit lässest du mir freie Hand; du brauchst nichts zu thun, nichts zu schreiben. Wer den Bruder einstecken läßt, giebt pantomimisch zu verstehen, daß er die Schwester nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos! Es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais ist ein würdiger Mensch, und er soll in keinem schimpflichen Gefängnisse verschmachten um seiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorschlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! Pah! Kindereien! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang' kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt benutzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, worum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſey's denn! Nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbeſorgt. — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwatzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich, und alles geht zu Grunde. Drum beziehe dich aus deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laß nur das nöthigſte zuſammenpacken Ich ſchicke dir einen Burſchen, der dir's forttragen und dich hinbringen ſoll, wo dich die heilige Hermandad ſelbſt nicht findet. Ich hab' ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu!

Clavigo. Leb' wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenn's vorbei iſt, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilbert's Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais mit Arbeit.

Marie. So ungeſtüm iſt Buenco fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (Ihr die Arbeit zeigend.) Mich dünkt, ich mach' es ſo? Ich ziehe das hier ein und das Ende ſteck' ich hinauf. Es wird gut ſtehen.

Sophie. Recht gut. Und ich will Paille-Band zu dem Häubchen nehmen! es kleid't mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation; kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick

daß Clavigo dich verließ, war nichts im Stande dir eine Freude zu machen. (Marie fährt zuſammen und ſieht nach der Thür.) Was haſt du?

Marie (beklemmt). Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl' wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie (auf die Bruſt deutend). Es drückt mich hier ſo. — Es ſticht mich ſo. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches, unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in ſeinen Armen erwartet: vielleicht gar nicht.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt jung und glücklich, und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüße, einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken ſoll — es haben ſich alle großen Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth! — Und jetzt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais kommt.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg; lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was hast du, Bruder! — (Aufspringend und ihm um den Hals fallend.) Lieber Bruder, was hast du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, so sag' mir, was du auf dem Herzen hast?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Gesichter, ohne just was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein! Ach, ich sehe dein Angesicht nur wenige Zeit; aber schon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich lese jedes Gefühl dieser unverstellten, unverderbenen Seele auf deiner Stirne. Du hast etwas, das dich stutzig macht. Rede, was ist's?

Beaumarchais. Es ist nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde ist's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bei Clavigo. Er ist nicht zu Hause.

Sophie. Und das verwirrt dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner sagt, er sey verreis't, er wisse nicht wohin? es wisse niemand, wie lange? Wenn er sich verläugnen ließe! Wenn er wirklich verreis't wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Blässe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles spricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannst. Liebe Schwester! (Faßt sie in seine Arme.) An diesem klopfenden, ängstlich bebenden Herzen schwör' ich dir. Höre mich, Gott, der du gerecht bist! Höret mich, alle seine Heiligen! Du sollst gerächet werden, wenn er — die Sinne vergehen mir über dem Gedanken — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräßlichen Meineids sich schuldig machte, unsers Elends spottete. — Nein, es ist, es ist nicht möglich, nicht möglich — Du sollst gerächet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schone ihrer, ich bitte dich, mein Bruder. (Marie setzt sich.) Was hast du? Du wirst ohnmächtig.

Marie. Nein, nein! Du bist gleich so besorgt.

Sophie (reicht ihr Wasser). Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu soll's? — Nun meinetwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo ist Guilbert? Wo ist Buenco? Schicke nach ihnen, ich bitte dich. (Sophie ab.) Wie ist dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkst du denn, Bruder, —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir schwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens versetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchst du nichts Niederschlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott schon lange.

Beaumarchais. Du sollst's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

Sophie. So eben giebt ein Courier diesen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das ist das Siegel und die Hand unsers Gesandten.

Sophie. Ich hieß ihn absteigen und einige Erfrischungen zu sich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeschen habe.

Marie. Willst du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte schicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirst mich ängstigen, daß ich zuletzt kaum traue ein Glas Wasser zu begehren, — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder! (Beaumarchais wirft sich sprachlos in einen Sessel und läßt den Brief fallen.) Mein Bruder! (Hebt den Brief auf und lieſ't.)

Marie. Laßt mich ihn sehen! ich muß — (Will aufstehen.) Weh! Ich fühl's. Es ist das letzte. Schwester, aus Barmherzigkeit den letzten, schnellen Todesstoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais (aufspringend). Er verräth uns! (An die Stirn schlagend und auf die Brust.) Hier! hier! es ist alles so dumpf, so todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerschlag meine Sinne gelähmt. Marie! Marie! du bist verrathen! — und ich stehe hier! Wohin? — Was? — Ich sehe nichts, nichts! keinen Weg, keine Rettung! (Wirft sich in den Sessel.)

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder, Clavige habe ihn peinlich angeklagt, als ſey er unter einem falſchen Namen in ſein Haus geſchlichen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben; und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn ins Gefängniß, daraus ihn zu befreien der Geſandte vielleicht ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais (aufſpringend). Ja, ſie ſollen's! ſie ſollen's! ſollen mich ins Gefängniß ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde geletzt haben. — Ach! der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden, unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung. Wie ich die dürſtende Rache in meinem Buſen fühle! wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt, aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich über mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt! wie alles an mir nach ihm hinſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! keinen Degen, kein Gewehr! Mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſey! ganz mein eigen das Gefühl: Ich hab' ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe dich nicht retten können, ſo ſollſt du gerächet werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſch, meinen Gaumen nach ſeinem Blut. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenco? Helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! Du biſt außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ' ihn weg; er bringt ſeine Schweſter um.

Buenco kommt

Buenco. Auf, Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verloren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte dich fußfällig, ſag mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (fällt zurück) Clavigo! —

Sophie. Hülfe, ſie ſtirbt!

Marie. Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais (fällt vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt) Dich verlaſſen! Dich verlaſſen!

Sophie. So bleib', und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie (heftend). Retter! — Rächer! — Hilf dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Gieb mir ſie wieder! Und dann geh in den Kerker, geh' aufs Martergerüſt, geh, vergieße dein Blut, und gieb mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt, — ſo erhalte dich uns! (Ihm um den Hals fallend.) Mein Bruder, erhalte dich uns! unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenco. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais (fällt auf Marien und küßt ſie.) Schweſter! (Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenco mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (aus dem Zimmer zurückkommend, worein man Marien gebracht hat) Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! (Ab.)

Fünfter Act.

Straße vor dem Hauſe Guilberts.

Nacht.

Das Haus iſt offen. Vor der Thür ſtehen drei in ſchwarze Mäntel gehüllte **Männer** mit Fackeln. **Clavigo,** in einen Mantel gewickelt, den Degen unter'm Arm, kommt. Ein **Bedienter** geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich ſagte dir's, du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag', wen ſie begraben?

Bedienter (geht zu den Männern) Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

(Clavigo ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich.)

Bedienter (kommt zurück) Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo (aufſpringend). Mußteſt du's wiederholen, Verräther? Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt?

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie. Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm, du alter Beſen!
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen;
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Clavigo. Geh in die Hölle! Ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er ist außer sich! (Ab.)

Clavigo allein. In der Ferne die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! Es ist ein Zauberspiel, ein Nachtgesicht, das mich erschreckt, das mir einem Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verrätherein ahnungsweise erkennen soll. — Noch ist es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du sollst nicht sterben. Ich komme! Ich komme! — Verschwindet, Geister der Nacht, die ihr euch mit ängstlichen Schrecknissen mir in den Weg stellt! — (Geht auf sie los.) Verschwindet! — Sie stehen! Ha! sie sehen sich nach mir um! Weh! Weh mir! es sind Menschen, wie ich. — Es ist wahr! — Wahr? — Kannst du's fassen? — Sie ist todt! — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: Sie ist todt! Da liegt sie, die Blume zu deinen Füßen — und du! — Erbarm dich meiner, Gott im Himmel! ich habe sie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, schaut nicht hernieder, ihr, die ihr so oft den Missethäter saht in dem Gefühl des innigsten Glückes diese Schwelle verlassen, durch eben diese Straße mit Saitenspiel und Gesang in goldnen Phantasien hinschweben, und sein am heimlichen Gitter lauschendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden! — Und du füllst nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und diesen Schauplatz deines Glückes mit Grabgesang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (Eine traurige Musik tönt einige Takte von innen.) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet! haltet! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich sie noch einmal sehen! (Er geht ans Haus los.) Ha! wem, wem wag' ich's unters Gesicht zu treten? wem in seinen entsetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden? Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Busen füllt! (Die Musik geht wieder an.) Sie ruft mir! sie ruft mir! Ich komme! — Welche Angst umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück!

(Die Musik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen sich vor der Thür, es treten noch drei andere zu ihnen, die sich in Ordnung stellen, um den Leichenzug einzufassen, der aus dem Hause kommt. Sechs tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg steht.)

Guilbert, Buenco in tiefer Trauer.

Clavigo (hervortretend) Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (Die Träger stehen.)

Buenco. Wer unterfteht ſich, den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! Iſt deiner Schandthaten kein Ende? Iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! Die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (Er wirft das Tuch ab. Marie liegt weißgekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenco. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (Er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais. Buenco hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, trotz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln, Leiche! (Er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin; man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.)

Clavigo (der an der andern Seite des Sarges aufſteht). Marie! Marie!

Beaumarchais (auffahrend). Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß?

Clavigo. Ich bin's. (Beaumarchais wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn.) Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! Sieh hierher, dieſes geſchloſſene Auge, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt du mir das? (Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht; ſie fechten. Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt.)

Clavigo (ſinkend.) Ich danke dir, Bruder! Du vermählſt uns. (Er ſinkt auf den Sarg.)

Beaumarchais (ihn wegreißend). Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blick auf, Marie, blick auf deinen Brautſchmuck, und dann ſchließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Sophie. Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau'. Ich hoffte ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen; ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verloren!

Clavigo. Rette dich, Unbeſonnener! rette dich, eh' der Tag andricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, begleite dich! — Sophie — vergieb mir! — Bruder — Freunde, vergebt mir!

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöſcht! wie mit ſeinem wegfliehenden Leben meine Wuth verſchwindet! (Auf ihn los gehend.) Stirb! ich vergebe dir.

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! (Buenco zaudert.)

Sophie. Gieb ſie ihm, Buenco.

Clavigo. Ich danke dir! du biſt die alte. Ich danke euch! Und wenn du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau' herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich deinen Segen dazu und vergieb mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den eurigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du ſiehſt hier die Opfer deiner Klugheit! — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da? Lauft nach Wundärzten! (Bedienter ab.)

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette! rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb' ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze, und — ab!

Carlos (mit dem Fuße stampfend). Clavigo! Clavigo!

Clavigo (sich dem Sarge nähernd, auf den sie ihn niederlassen.) Marie! deine Hand! (Er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.)

Sophie (zu Beaumarchais). Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du bist die Meinige — Und noch diesen Bräutigamskuß! Ah!

Sophie. Er stirbt. Rette dich, Bruder!

(Beaumarchais fällt Sophien um den Hals. Sophie umarmt ihn, indem sie zugleich eine Bewegung macht, ihn zu entfernen.)

Stella.

Ein Trauerſpiel.

Personen.

Stella.
Cäcilie, anfangs Sommer.
Fernando.
Lucie.
Verwalter.
Poſtmeiſterin.
Annchen.
Carl.
Bediente.

Erſter Act.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillon blaſen.

Poſtmeiſterin.

Carl! Carl!

Der Junge kommt.

Der Junge. Was iſt?

Poſtmeiſterin. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus, der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck; rühr' dich! Machſt du wieder ein Geſicht? (Der Junge ab. Ihm nachrufend.) Wart'! ich will dir dein muffig Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſeyn. Hernach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum; einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer das Pack in Ordnung zu halten.

Madame Sommer. Lucie in Reiſekleidern. **Carl.**

Lucie (einen Mantelſack tragend, zu Carl). Laß er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterin. Ihre Dienerin, meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſer ſind nur zwei und wenig beladen.

Poſtmeiſterin. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wohl ſo gütig zu warten; das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten.

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter versorgen?

Postmeisterin. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Postmeisterin. So gut sie da ist. (Ab.)

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht lassen kannst! Du hättest, dünkt mich, die Reise über schon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt, als verzehrt; und in unsern Umständen! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Postillon tritt herein.

Lucie. Nun, braver Schwager, wie steht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Postillon. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapost?

Lucie. Das heißt, du hast auch was extra verdient; nicht wahr? Du solltest mein Leibkutscher werden, wenn ich mir Pferde hätte.

Postillon. Auch ohne Pferde steh' ich zu Diensten.

Lucie. Da!

Postillon. Danke, Mamsell! Sie gehen nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dießmal hier.

Postillon. Adies! (Ab.)

Madame Sommer. Ich seh' an seinem Gesicht, daß du ihm zu viel gegeben hast.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit so freundlich. Sie sagen immer, Mama, ich sey eigensinnig, wenigstens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Lucie, verkenne nicht, was ich dir sage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und deine Freigebigkeit; aber es sind nur Tugenden wo sie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus drüben ist wohl der Dame, der ich künftig Gesellschaft leisten soll?

Madame Sommer. Mich freut's wenn der Ort deiner Bestimmung dir angenehm ist.

Lucie. Stille mag's seyn, das merk' ich schon. Ist's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen schönen Garten, und soll eine gute Frau seyn; wir wollen sehen, wie wir zurecht kommen. Was sehen Sie sich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach damals war's anders! Mir ist nichts schmerzlicher, als in ein Posthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Ursache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reis'te, da wir die schönste Zeit unsers Lebens in freier Welt genossen; die ersten Jahre unsrer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüberzueilen, da jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, durch seine Liebe! —

Lucie. Ich mag auch wohl gern reisen.

Madame Sommer. Und wenn wir dann nach einem heißen Tag, nach ausgestandenen Fatalitäten, schlimmem Weg im Winter, wenn wir eintrafen, in manche noch schlechtere Herberge wie diese ist, und den Genuß der einfachsten Bequemlichkeit zusammen fühlten, auf der hölzernen Bank zusammen saßen, unsern Eierkuchen und abgesottene Kartoffeln zusammen aßen — — damals war's anders!

Lucie. Es ist nun einmal Zeit ihn zu vergessen.

Madame Sommer. Weißt du was das heißt: Vergessen! Gutes Mädchen, du hast, Gott sey Dank! noch nichts verloren, das nicht zu ersetzen gewesen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward er habe mich verlassen, ist alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir selbst, ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zustands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette saß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am weh'sten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warst sieben Jahr alt, und konntest nicht fühlen was du verlorst.

Annchen mit der Suppe. Postmeisterin. Carl.

Annchen. Hier ist die Suppe für Madame.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Ist das Ihr Töchterchen?

Postmeisterin. Meine Stieftochter, Madame; aber da sie so brav ist, ersetzt sie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie sind in Trauer?

Postmeisterin. Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlor. Wir haben nicht gar drei Jahre zusammen gelebt.

Madame Sommer. Sie scheinen doch ziemlich getröstet.

Postmeisterin. O Madame, unser eins hat so wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied singen hört — Carl, ein Paar Servietten! deck' hier am Ende auf.

Lucie. Wem ist das Haus drüben?

Postmeisterin. Unsrer Frau Baronesse. Eine allerliebste Frau!

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich von einer Nachbarin bestätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter wird künftig bei ihr bleiben und ihr Gesellschaft leisten.

Postmeisterin. Dazu wünsche ich Ihnen Glück, Mamsell.

Lucie. Ich wünsche, daß sie mir gefallen möge.

Postmeisterin. Sie müßten einen sonderbaren Geschmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnädigen Frau nicht gefiele.

Lucie. Desto besser! Denn wenn ich mich einmal nach jemanden richten soll, so muß Herz und Wille dabei seyn; sonst geht's nicht.

Postmeisterin. Nun! nun! wir reden bald wieder davon, und Sie sollen sagen, ob ich wahr gesprochen habe. Wer um unsre gnädige Frau lebt, ist glücklich; wird meine Tochter ein wenig größer, so soll sie ihr wenigstens einige Jahre dienen; es kommt dem Mädchen auf sein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie sie nur sehen! Sie ist so lieb! Sie glauben nicht, wie sie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehen? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erst zurecht machen, und will auch noch essen.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt bebende!
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

Annchen. So darf ich doch hinfüder, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau sagen, daß die Mamsell gekommen ist.

Poſtmeiſterin. Geh nur!

Madame Sommer. Und sag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tisch aufwarten. (Annchen ab.)

Poſtmeiſterin. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr. Auch ist sie die beste Seele von der Welt, und ihre ganze Freude ist mit Kindern. Sie läßt sich von Bauersmädchen aufwarten, bis sie ein Geschick haben; hernach sucht sie eine gute Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit, seit ihr Gemahl weg ist. Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich seyn kann, und dabei so freundlich, so gut.

Madame Sommer. Ist sie nicht Wittwe?

Poſtmeiſterin. Das weiß Gott! Ihr Herr ist vor drei Jahren weg, und hört man und sieht nichts von ihm. Und sie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfing von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich sag's selbst, es giebt so kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag da sie ihn zum letztenmal sah, läßt sie keine Seele zu sich, schließt sich ein, und auch sonst, wenn sie von ihm red't, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Poſtmeiſterin. Es läßt sich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Poſtmeiſterin. Man sagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Poſtmeiſterin. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es sind nun über die acht Jahre, daß sie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; niemand kannte sie; man hieß sie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdiensten reich geworden war, und sich nun zur Ruhe setzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als sechzehn Jahr', und schön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' sie jetzt nicht über vierundzwanzig?

Poſtmeiſterin. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es starb ihr bald; im Garten ist sein Grab, nur von Rasen, und seit der Herr weg ist, hat sie eine Einsiedelei dabei angelegt, und ihr Grab dazu bestellen lassen. Mein Mann seliger war bei

Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückseligkeit der beiden Leute, so lang' sie hier zusammen lebten. Man war ein ganz anderer Mensch, sagte er, nur zuzusehen, wie sie sich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt sich nach ihr.

Postmeisterin. Aber wie's geht. Man sagte, der Herr hätte curiose Principia gehabt; wenigstens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott und halten sich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: Der gnädige Herr ist fort. Er war verreis't, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer (für sich). Ein Bild meines ganzen Schicksals!

Postmeisterin. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michael sind's eben drei Jahre. Und da wußt' jedes was andere, sogar zischelte man einander in die Ohren, sie seyen niemals getraut gewesen; aber verrathen Sie mich nicht. Er soll wohl ein vornehmer Herr seyn, soll sie entführt haben, und was man alles sagt. Ja, wenn ein junges Mädchen so einen Schritt thut, sie hat ihr Leben lang dran abzubüßen.

Annchen (kommt). Die gnädige Frau läßt Sie sehr bitten, gleich hinüber zu kommen; sie will Sie nur einen Augenblick sprechen, nur sehen.

Lucie. Es schickt sich nicht in diesen Kleidern.

Postmeisterin. Gehen Sie nur! ich geb' Ihnen mein Wort, daß sie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! (Die Postmeisterin entfernt sich.) Daß du nichts verräthst! nicht unsern Stand, nicht unser Schicksal. Begegne ihr ehrerbietig.

Lucie (leise). Lassen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, ist nach Amerika, ist todt; und dadurch sind unsere Umstände — Lassen Sie mich nur; ich hab' das Mährchen ja oft genug erzählt. (Laut.) Wollten Sie nicht ein bißchen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthin weis't Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett an.

Postmeisterin. Ich hab' eben ein hübsches, stilles Zimmerchen im Garten. (Zu Lucien.) Ich wünsche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Lucie mit Annchen ab.)

Madame Sommer. Meine Tochter iſt noch ein bißchen oben aus.

Poſtmeiſterin. Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen, die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer. Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterin. Kommen Sie, Madame, wenn's gefällig iſt.

(Beide ab.)

Man hört einen Poſtillon.

Fernando in Officierstracht. **Ein Bedienter.**

Bedienter. Soll ich gleich wieder einſpannen und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich dir, herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring' meine Sachen dorthin.

(Bedienter ab.)

Fernando (ans Fenſter tretend). So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückſeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Galerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaßen! Merk' dir's, Fernando, das klöſterliche Anſehen ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es deinen Hoffnungen! Und ſollte, in ihrer Einſamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O! mir iſt, als wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf ins Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles, alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tauſendmal! mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und jedes, in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rückerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſeyn wie ſie war. Ja, Stella, du haſt dich nicht verändert; das ſagt mir mein Herz. Wie's dir entgegenſchlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht! Ich muß mich erſt erholen, muß mich erſt überzeugen daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den fernſten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme!

Fühlſt du nicht meine Näherung? in deinem Arm alles zu vergeſſen! — Und wenn du um mich ſchwebſt, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, vergieb mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich dich vergeſſen, in den Armen des Engels alles vergeſſen, meine Schickſale, allen Verluſt, meine Schmerzen, und meine Reue. — Ich bin ihr ſo nah und ſo ferne! — Und in einem Augenblick — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß mich erholen, oder ich erſticke zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterin (kommt). Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando. Sind Sie verſehen?

Poſtmeiſterin. O ja! Wir warten auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterin. Kennen Sie ſie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Poſtmeiſterin. Weiß Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Poſtmeiſterin. Freilich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterin. Meinen Sie doch? Da müſſen Sie ſie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich, und iſt, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterin. Das thun Sie. Manchmal läßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrerin und mich, und diskurirt mit uns von allerlei. Freilich hüten wir uns ſie an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geſchah's. Gott weiß wie's uns wurde, da ſie anfing von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erholen können.

Fernando (für ſich). Das haſt du um ſie verdient! — (Laut.) Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterin. Eine Treppe hoch. Carl, zeig' dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Lucie, Annchen kommen.

Poſtmeiſterin. Nun, wie iſt's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich mußte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch mit meiner Mutter und dem Gepäck zu kommen.

Poſtmeiſterin. Das dacht' ich wohl! Iſt's jetzt gefällig zu eſſen? Noch ein ſchöner, langer Officier iſt angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun als mit andern. Sie verſtellen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Böſen gleich das erſtemal kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterin. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehen. (Ab.)

Poſtmeiſterin. Carl! da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh nur die Gläſer! Ich ſollt' dir ſie am Kopf entzwei ſchmeißen, wenn du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando kommt.

Poſtmeiſterin. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterin. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen; ſie wird künftig der gnädigen Frau zur Geſellſchaft ſeyn.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterin. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Lucie kommt.

Lucie. Ihre Dienerin.

Fernando. Ich bin glücklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

(Lucie neigt ſich.)

Poſtmeiſterin. Hierher, Mamſell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſterin?

Poſtmeiſterin. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles. (Ab.)

Fernando. Alſo ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben ſich entſchloſſen der Frau Baroneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen ſollt' es nicht fehlen einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre als die Frau Baroneſſe.

Lucie. Mir iſt nicht drum zu thun.

Fernando. Auf ihr ehrlich Geſicht?

Lucie. Mein Herr, Sie ſind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punkt ſehr arrogant. Ihr Herren dünkt euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum, daß ich einen hatte. Ich war jung, da er uns verließ, eine Reiſe nach Amerika zu thun, und ſein Schiff iſt untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie ſcheinen ſo gleichgültig dabei?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlaſſen hat — denn was geht dem Menſchen über ſeine Freiheit? — ſo möcht' ich doch nicht meine Mutter ſeyn, die vor Kummer ſtirbt.

Fernando. Und Sie ſind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unſer Vermögen iſt alle Tage kleiner geworden, dafür auch ich alle Tage größer; und mir iſt's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erſtaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der giebt ſich. Wenn man ſo oft unterzugehen fürchtet, und ſich immer wieder gerettet ſieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider iſt ſie die verliert, nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt geſetzt hat; denn ich lebe gern und vergnügt: aber ſie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn geſetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlaſſen, auf einmal verlaſſen — — das muß was entſetzliches ſeyn, ſich verlaſſen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufſtehend) aber er gewinnt auch. Und ſo erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erſtaunen gemacht. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es iſt doch immer — Und —

Lucie. Was meinen Sie?

Fernando. Alles Gute! die beſten, wärmſten Wünſche für Ihr Glück! (Ab.)

Lucie. Das iſt ein wunderbarer Menſch! Er ſcheint aber gut zu ſeyn.

Zweiter Act.

Stella. Ein Bedienter.

Stella. Geh hinüber, geſchwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte ſie.

Bedienter. Sie verſprach gleich zu kommen.

Stella. Du ſiehſt ja, ſie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter ſoll ja mitkommen!

(Bedienter ab.)

Stella. Ich kann ſie kaum erwarten. Was das für ein Wünſchen, ein Hoffen iſt, bis ſo ein neues Kleid ankommt! Stella! du biſt ein Kind. Und warum ſoll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel, um dieß Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonſt, da er dich noch liebte, noch in deinem Schooße lag, füllte ſein Blick deine ganze Seele; und — O Gott im Himmel! dein Rathſchluß iſt unerforſchlich. Wenn ich von ſeinen Küſſen meine Augen zu dir hinauf wendete, mein

Herz an dem seinen glühte, und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinaufsah, und aus vollem Herzen zu dir sprach: Laß uns glücklich, Vater! du hast uns so glücklich gemacht! Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann schnell auf und drückt ihre Hände ans Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer, Lucie kommen.

Stella. Ich habe sie! Liebes Mädchen, du bist nun die meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trotzköpfchen, die gute freie Seele. O ich hab' dir's schon abgelernt, Lucie.

Madame Sommer. Sie fühlen, was ich Ihnen bringe und lasse.

Stella (nach einer Pause, in der sie Madame Sommer angesehen hat). Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geschichte berichtet; ich weiß, daß ich Personen von guter Familie vor mir habe, aber Ihre Gegenwart überrascht mich. Ich fühle im ersten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz gesteht, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie sind nicht wohl; wie ist's Ihnen? Setzen Sie sich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnden Gegenstände, und diese reine, segensvolle Luft, die sich schon so oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich so gut, so freundlich, daß selbst die Erinnerung abgeschiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einen Widerschein der goldnen Zeiten der Jugend und Liebe in meiner Seele aufdämmern sah.

Stella. Ja die Tage! die ersten Tage der Liebe! — Nein, du bist nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldne Zeit! du umgiebst noch jedes Herz in den Momenten, da sich die Blüthe der Liebe erschließt.

Madame Sommer (ihre Hände fassend). Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angesicht glänzt wie das Angesicht eines Engels, Ihre Wangen färben sich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie ſchwillt's vor Ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O Gott ſey Dank! Ein Geſchöpf das mich verſteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinen Schmerzen drein blickt! — Wir können ja doch einmal nicht dafür, daß wir ſo ſind! — Was hab' ich nicht alles gethan! Was nicht alles verſucht! — Ja, was half's? — Es wollte das — juſt das — und keine Welt, und ſonſt nichts in der Welt. — Ach! der Geliebte iſt überall, und alles iſt für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Ey' ich mich's verſah, wieder ſein Bild! — So richtete er ſich auf, in der und jener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um. — So kam er dort übers Feld her geſprengt, und warf ſich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen. — — Kehr' ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß, und gewiß war, wo er auch ſteckte, ich mochte ihn ſehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb du mir biſt!"

Lucie. Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella. Du fragſt, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten. — Aber mit was unterhalt' ich euch! — — Kleinigkeiten! — wichtige Kleinigkeiten — Wahrlich man iſt noch ein großes Kind, und es iſt einem ſo wohl dabei. — Eben wie die Kinder ſich hinter ihr Schürzchen verſtecken, und rufen Pip! daß man ſie ſuchen ſoll! — — Wie ganz füllt das unſer Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenſtand unſrer Liebe zu verlaſſen bei uns ſehr eifrig feſtſetzen! mit welchen Verzerrungen von Seelenſtärke treten wir wieder in ſeine Gegenwart! wie übt ſich das in unſerm Buſen auf und ab! und wie plagt es zuletzt wieder, auf Einen Blick, Einen Händedruck zuſammen!

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigſten, reinſten Menſchheit.

Stella. Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen vermöchte

die Seligkeit nicht aufzuwiegen der ersten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergessens sein selbst, — den ersten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erste ruhig athmende Umarmung. — Madame! Sie versinken, meine Theure! Wo sind Sie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend! Mit Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neue, unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsre Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unsrer Nerven mittheilt! Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Busen hinströmte! Ich bat ihn um Gottes willen sich zu schonen! — mich! — Vergebens! — Bis ins innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelsstrich für dieß Geschöpf, um drin zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betrügen sie sich selbst, warum sollten wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf. — Wir wollen einander das seyn, was sie uns hätten werden sollen! Wir wollen beisammen bleiben! — Ihre Hand! — Von diesem Augenblick an laß ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun, wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein seyn! Liebe, ich hab' alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeschafft; ich lehre kleine Mädchen stricken und knüpfen, nur um nicht allein zu seyn, nur um was außer mir zu sehen, das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glückt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint, wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geschäften des Tages: dann ist mir's wohl, dann treib' ich eine Zeit lang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.
Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!
Stock, der du geweſen,
Steh doch wieder ſtill!

Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegſt du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er iſt entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühls! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglücklich liebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz. — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr. — Verlorne Liebe! wo ist da Ersatz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahne, und so in des Mondes Dämmerung meinen Garten auf und ab walle, dann mich's auf einmal ergreift! ergreift, daß ich allein bin, vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang, einer Fülle ausspreche, daß ich meine, ich müßte den Mond herunterziehen — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! Und dann, auf einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füßen! —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste! O Gott, du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mit entgegenläuft, und mit den großen, unschuldigen Augen mir eine Nußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, wär' meine Mina! Ich heb' es ängstlich liebend in die Höhe, küss' es hundertmal; mein Herz ist zerrissen, die Thränen stürzen aus meinen Augen, und ich fliehe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beschwerlichkeit weniger.

Stella (lächelt und klopft ihr die Achseln) Wie ich nur noch empfinden kann! — Wie die schrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflückt die Knospe! und ich stand — versteinert im innersten Busen — ohne Schmerz — ohne Bewußtseyn — — ich stand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drückte es an ihr Herz, und rief auf einmal: Es lebt! — Ich fiel auf sie, ihr um den Hals, mit tausend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen. — — Ach, und sie hatte sich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender, gräßlicher Verzweiflung. (Sie wirft sich in einen Sessel.)

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! Wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öffnen, daß ich das alles losſchwätzen kann, was mich ſo drängt! — Ja, wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen, der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Porträt ſehen! — ſein Porträt! — O mich dünkt immer, die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella (eröffnet ihr Cabinet und führt ſie hinein). Hier, meine Lieben, hier!

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! Und doch nicht den tauſendſten Theil, wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarzen Augen, dieſe braunen Locken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrücken können die Liebe, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergeß! O mein Herz, das fühlſt du allein!

Lucie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen ſagen, heut aß ich drüben mit einem Officier im Poſthauſe, der dieſem Herrn glich. — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betrügſt dich! Du betrügſt mich.

Lucie. Heute! Nur war jener älter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella (zieht die Schelle). Lucie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird ſich nicht ſchicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —

Bedienter kommt.

Stella. Wilhelm, hinüber ins Poſthaus! hinüber! Ein Officier iſt drüben, der ſoll — der iſt — Lucie, ſag's ihm — Er ſoll herüber kommen.

Lucie. Kannte er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich ſelbſt.

Lucie. So geh' er ins Poſthaus; es iſt ein Officier drüben, der

ihm außerordentlich gleicht. Seh' er, ob ich mich betrüge. Ich schwöre, er iſt's.

Stella. Sag' ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! Wär' das überſtanden! — Hätt' ich ihn in dieſen, in — Du betrügſt dich! Es iſt unmöglich — Laßt mich, ihr Lieben, laßt mich allein! —

(Sie ſchließt das Cabinet hinter ſich.)

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal.

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! Das iſt mein Gemahl! Es iſt dein Vater!

Lucie. Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie, wir müſſen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will ins Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glück —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — ihn! Und ich in dem Augenblick, da ich ihn wieder finde, auf ewig! auf ewig! —

Fernando, Bedienter kommen.

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt außer ſich! Ach! daß Sie wieder da ſind!

(Fernando vorbei, über ſie hinſehend.)

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's! — Ich bin verloren!

Dritter Act.

Stella in aller Freude hinein tretend mit **Fernando.**

Stella (zu den Wänden). Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? Er iſt wieder da! (Vor das Gemälde einer Venus tretend.) Siehſt du ihn, Göttin? Er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörin auf und ab gelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttin! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da. — Nun biſt du da, und er iſt da! — Lieber! Lieber! Du warſt lange weg! — Aber du biſt da! (Ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen, als daß du da biſt!

Fernando. Stella! meine Stella! (An ihrem Halſe.) Gott im Himmel, du giebſt mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! Laß mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Hauche in dieſen ausgetrockneten, verſtürmten, zerſtörten Buſen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — (Er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Beſter!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier, wo du athmeſt, ſchwelt alles in genüglichem, jungem Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden feſſeln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlſt nicht, was Himmelsthau dem Dürſtenden iſt, der aus der öden, ſandigen Welt an deinen Buſen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! ſein verirrtes, verlornes, einziges Schäfchen wieder an ſein Herz zu drücken?

Fernando (zu ihren Füßen). Meine Stella!

Stella. Auf, Beſter! Steh' auf! Ich kann dich nicht knieen ſehen.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor dir auf den Knieen, beugt ſich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verſtehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir iſt wie in den erſten Augenblicken unſrer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich ſauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend, ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheidter biſt du nicht geworden.

Fernando. Da ſey Gott vor! — Aber dieſe Augenblicke von Wonne in deinen Armen machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' dir's, daß du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt. — Gott verzeih' dir's, der dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo treu. — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues, ſüßes Aug' dringe, und drin mich mit Forſchen verliere, ſo mein' ich, die ganze Zeit meines Wegſeyns hätte kein ander Bild drin gewohnet als das meine.

Stella. Du irrſt nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Geſtand ich dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleinen Leidenſchaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt du mich ſo an? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Roſe! meine ſüße Blume! Stella! — Was ſchüttelſt du den Kopf?

Stella. — Daß man euch ſo lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verurſachet!

Fernando (ihre Locken ſtreichelnd). Ob du wohl graue Haare davon gekriegt haſt? — Es iſt dein Glück, daß ſie ſo blond ohne das ſind — Zwar ausgefallen ſcheinen dir keine zu ſeyn. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen tief herunter.)

Stella. Muthwille.

Fernando (seine Arme drein wickelnd). Rinaldo wieder in den alten Ketten!

Bedienter (kommt). Gnädige Frau! —

Stella. Was hast du? Du machst ein verdrießlich, ein kaltes Gesicht; du weißt, die Gesichter sind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau! — Die zwei Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich sage. Ich seh' die Tochter in's Posthaus gehen, wieder kommen, zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben; es hieß, sie hätten Extrapost bestellt, weil der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber schaffen, und der gnädigen Frau tausend Segen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es ist die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen ist? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienste nehmen, und die Mutter dazu behalten. — O daß sie mir jetzt diese Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen seyn?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wissen. Verlieren möcht' ich sie nicht gern. — Hab' ich doch dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehen in diesen Augenblicken! Rede mit ihnen, Fernando. — — Eben jetzt! jetzt! — Mache, daß die Mutter herüberkommt, Heinrich! (Der Bediente geht ab.) Sprich mit ihr; sie soll Freiheit haben. — Fernando, ich will in's Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfanget ihn noch!

Fernando. Liebste Liebe!

Stella (an ihm hangend). Und du kommst doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! (Stella ab.)

Fernando (allein). Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei! — Fernando, kennst du dich noch selbst? Alles, was diesen Busen bedrängt, es ist weg; jede Sorge, jedes ängstliche Zurückerinnern, was war — und was seyn wird! — Kommt ihr schon wieder? — Und doch, wenn ich dich ansehe, deine Hand halte, Stella! flieht alles, verlischt jedes andre Bild in meiner Seele!

Der Verwalter kommt

Verwalter (ihm die Hände küssend). Sie sind wieder da?

Fernando (die Hand wegziehend). Ich bin's.

Verwalter. Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Bist du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwei Kinder — und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin, Rechenschaft abzulegen. — Sie sollen erstaunen, wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen, wie es Ihnen ergangen ist?

Fernando. Stille! — Soll ich dir alles sagen? Du verdienst's, alter Mitschuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott sey nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen gesengt und gebrennt.

Fernando. Du sollst's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlin? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe sie nicht gefunden. Ich traute mich selbst nicht in die Stadt; allein aus sichern Nachrichten weiß ich, daß sie sich einem Kaufmann, einem falschen Freunde, vertraut hat, der ihr die Capitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Versprechen größerer Procente ablockte und sie darum betrog. Unter dem Vorwande sich aufs Land zu begeben, hat sie sich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrscheinlicher Weise durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, sie hatte Muth und Charakter genug, so etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie sind nun wieder hier! Verzeih'n wir's Ihnen, daß Sie so lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herum gekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hause mit meiner Frau und zwei Kindern so wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt versucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es ist doch am Ende nichts anders und nichts bessers.

Fernando. Ja, wer die alten Zeiten vergeſſen könnte!

Verwalter. Die uns bei mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an alles genau, wie wir Cäcilien ſo liebenswürdig fanden, uns ihr aufdrangen, unſre jugendliche Freiheit nicht geſchwind genug los werden konnten.

Fernando. Es war doch eine ſchöne, glückliche Zeit!

Verwalter. Wie ſie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiz manches verlor.

Fernando. Verſchone mich mit dieſer Lebensgeſchichte.

Verwalter. Wie wir hie und da, und da und dort uns umſahn, wie wir endlich dieſen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, ſondern wir uns entſchließen mußten, entweder die eine oder die andre glücklich zu machen; wie wir es endlich ſo bequem fanden, daß ſich eben eine Gelegenheit zeigte die Güter zu verkaufen, wie wir mit manchem Verluſt uns davon machten, den Engel raubten, und das ſchöne, mit ſich ſelbſt und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten.

Fernando. Wie es ſcheint, biſt du noch immer ſo lehrreich und geſchwätzig wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewiſſens? Als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob ſo ganz aus reinem Verlangen Ihre Gemahlin und Ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, ſich wieder weg ſehnten, und wie ich Ihnen von mehr als Einer Seite behülflich ſeyn mußte —

Fernando. So weit für dießmal.

Verwalter. Bleiben Sie nur; dann iſt alles gut. (Ab.)

Bedienter (kommt). Madame Sommer!

Fernando. Bring' ſie herein. (Bedienter ab.)

Fernando (allein). Dieß Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! Ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun!

Madame Sommer tritt auf

Fernando (für ſich). O Gott! und auch ihre Geſtalt muß mich an mein Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt ſo

zu fühlen und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch Kraft, dir das Geſchehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — O wo ſeh' ich den nicht! (Laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünſchte, daß Sie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten und mir. Setzen Sie ſich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glücklichen zur Laſt, und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen Sie mich! — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, laſſen Sie mich!

Fernando (für ſich). Welche Stimme! Welche Geſtalt! (Laut.) Madame! (Er wendet ſich ab.) — Gott, es iſt meine Frau. (Laut.) Verzeihen Sie! (Eilend ab.)

Madame Sommer (allein). Er erkennt mich! — Ich danke dir, Gott, daß du in dieſen Augenblicken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in der bedeutenden Stunde ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando kommt zurück

Fernando (für ſich). Sollte ſie mich kennen? — (Laut.) Ich bitte Sie, Madame, ich beſchwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schickſal erzählen. Und wie ſollten Sie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſeyn, an einem Tage da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr, entlaſſen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erſpart' ich's Ihnen und mir! Die Erinnerung der erſten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie ſind nicht immer unglücklich geweſen?

Madame Sommer. Sonst würd' ich's jetzt in dem Grade nicht seyn. (Nach einer Pause, mit erleichterter Bruſt.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht, was die Männer an mich feſſelte: eine große Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſeyn. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergingen die glücklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer ins Leben ſah, und Freud' und Leid ahnete die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchützer, mir ſtatt meiner Eltern geworden wäre, die ich um ſeinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich ſah den Mann! Ich ſah ihn, auf den ich in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſeyn, daß ſich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundſchaft, und ach, wie ſchnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn ſein Haupt an meinem Buſen ruhte, wie ſchien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hatteſt! Wie floh er aus dem Wirbel der Geſchäfte und Zerſtreuungen wieder zu mir, und wie unterſtützt' ich mich in trüben Stunden an ſeiner Bruſt!

Fernando. Was konnte dieſe liebe Verbindung ſtören?

Madame Sommer. Nichts iſt bleibend! — Ach, er liebte mich ſo gewiß, als ich ihn. Es war eine Zeit da er nichts kannte, nichts wußte, als mich glücklich zu ſehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach! die leichteſte Zeit des Lebens, die erſten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bißchen Unmuth, ein bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es wirklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüſte allein zu laſſen.

Fernando (immer verwirrter). Und wie? Seine Geſinnungen, ſein Herz?

Madame Sommer. Können wir wiſſen, was in dem Buſen der

Und ſie laufen! Naß und näſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter! hör' mich rufen! –
Ach da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Beſen! Beſen!
Seyd's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter."

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Männer ſchlägt? — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach das alles ward — wie ſoll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht ſagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit ſeinen Wünſchen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerin; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Namen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde! in dem Augenblick, da ich die Früchte der aufgeopferten Blüthe einzuernten gedachte, — verlaſſen! — verlaſſen! — Alle Stützen des menſchlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachſendes Vermögen, Ausſicht über eine zahlreiche, wohlverſorgte Nachkommenſchaft, alles ſtürzte vor mir zuſammen, und ich — das überbliebene unglückliche Pfand unſrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz ſank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlaſſenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurückgehaltener Wehmuth). Er iſt's nicht. — Ich bedaure den Mann, der ſich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer (gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen). Nein, gewiß! Ich ſeh' ihn als einen Gefangenen an. Sie ſagen ja auch immer, es ſey ſo. Er wird aus ſeiner Welt in die unſre herübergezogen, mit der er im Grunde nichts gemein hat. Er betrügt ſich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehen! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts ſeyn, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn ſorgſam zu ſeyn, die dem Wohl ihres Hauſes, ihres Kindes, all' ihre Tage widmete, und freilich ſich mit ſo viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüſte ward, daß ſie keine unterhaltende Geſellſchafterin war, daß er mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes meinen Umgang nothwendig ſchal finden mußte. Er iſt nicht ſchuldig!

Fernando (zu ihren Füßen). Ich bin's!

Madame Sommer (mit einem Strom von Thränen an ſeinem Hals). Mein!

Fernando. Cäcilie! — mein Weib! —

Cäcilie (von ihm sich abwendend). Nicht mein! — Du verläſſest mich, mein Herz! — (Wieder an seinem Hals.) Fernando! — wer du auch seyst — laß diese Thränen einer Elenden an deinem Busen fließen! — Halte mich diesen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig! — Es ist nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cäcilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! schone mich! —

Cäcilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur diesen Augenblick! — Gönne meinem Herzen diese Ergießung; es wird frei werden, stark! Du sollst mich los werden —

Fernando. Eh soll mein Leben zerreißen, eh ich dich lasse!

Cäcilie. Ich werde dich wieder sehen, aber nicht auf dieser Erde! Du gehöreſt einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oeffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — allein, allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblicke.

Fernando (sie bei der Hand fassend, ansehend, sie umarmend). Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wiedergefunden.

Cäcilie. Gefunden, was du nicht suchtest!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe dich gesucht; dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand sogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Lucie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter seyn? — — Ich habe dich aufgesucht überall. Drei Jahre zieh' ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich ach! unsre Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlust's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüssig, steckt' ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freiheit der edeln Corsen unterdrücken; und nun siehst du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Busen, mein theuerstes, mein bestes Weib!

Lucie tritt auf

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Lieber, beſter Vater! wenn Sie mein Vater wieder ſind!

Fernando. Immer und ewig!

Cäcilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's ſchnell ſeyn. Die Unglückliche! Warum, Lucie, dieſen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz ſchlug mir; du weißt, wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart! — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtändet darauf euch zu entfernen, wolltet ſie mit eurem Abſchied nicht beſchweren, wolltet fort. Und du, Lucie, geſchwind hinüber; laß eine Chaiſe zu dreien anſpannen. Meine Sachen ſoll der Bediente zu den eurigen packen. — Bleib' noch hüben, theuerſte Frau! Und du, meine Tochter, wenn alles beſtellt iſt, komm herüber; und verweilt im Gartenſaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, ſagen, ich wollt' euch hinüber begleiten, ſorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Poſtgeld für euch bezahlen. — Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cäcilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß ſeyn! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort!

(Cäcilie und Lucie ab.)

Fernando (allein). Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchſtich würde allen dieſen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühlloſigkeit ſtürzen, um die ich jetzt alles dahin gäbe! — Biſt du da, Elender? Erinnere dich der vollglücklichen Tage, da du in ſtarker Genügſamkeit gegen den Armen ſtand'ſt, der des Lebens Bürde abwerfen wollte: wie du dich fühlteſt in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja, die Glücklichen! die Glücklichen! — Eine Stunde früher dieſe Entdeckung, und ich wäre geborgen! ich hätte ſie nie wiedergeſehen, ſie mich nicht; ich hätte mich überreden können: ſie hat dich dieſe vier Jahre her vergeſſen, verſchmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie ſoll ich vor ihr erſcheinen, was ihr ſagen? — O meine Schuld, meine Schuld wird ſchwer in dieſen Augenblicken über mir! — Verlaſſen die beiden lieben Geſchöpfe! Und ich, in dem Augenblick, da ich ſie wiederfinde, verlaſſen von mir ſelbſt! elend! O meine Bruſt!

Vierter Act.

Einſiedelei in Stella's Garten.

Stella allein.

Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe, liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe! — Aber du lockſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor dir, — kühle lockre Erde, mir ſchaudert vor dir! — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich ſchon Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da ſollteſt du, Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſeyn in einen freundlichen Traum auflöſen. — Und nun! — Sonne des Himmels, du ſcheinſt herein! — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er iſt wieder da! — und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! Dieſe Knöspchen will ich ihm brechen. — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng ſie iſt, für zwei eingerichtet habe. — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug. — Weg Buch und Schreibzeug! — Käm' er nur! Gleich verlaſſen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

Fernando kommt.

Stella. Wo bleibſt du, mein Beſter, Wo biſt du? Ich bin lang', lang' allein! (Aengſtlich.) Was haſt du?

Fernando. Die Weiber haben mich verſtimmt! — Die Alte iſt eine brave Frau; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie, Stella.

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen. — Und, Fernando, ich brauchte Geſellſchaft — und jetzt — (an ſeinem Hals) jetzt, Fernando! Ich habe dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte, der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwartet auf einmal! Dich, Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in diesem allen!

Fernando (für sich.) Ich Elender! Sie verlassen? (Laut.) Laß mich, Stella!

Stella. Es ist deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dich diesen Namen aussprechen hörte: — Stella! Es spricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang! — Wie lebhaft ist mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerst aussprechen hörte, da all mein Glück in dir begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube du fängst an zu rechnen, rechnest die trüben Stunden, die ich mir über dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O! seit dem Augenblick, da ich dich zum ersteumal sah, wie ward alles so ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel? Wie du zu uns hereintrat'st? Wir saßen unter den großen Kastanienbäumen hinter dem Lusthaus! —

Fernando (für sich). Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (Laut.) Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie du zu uns trat'st? Ich weiß nicht, ob du bemerktest, daß du im ersten Augenblick meine Aufmerksamkeit gefesselt hattest? Ich wenigstens merkte bald, daß deine Augen mich suchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Musik, du nahmst deine Violine, und wie du spieltest, lagen meine Augen sorglos auf dir; ich spähte jeden Zug in deinem Gesicht, und — in einer unvermutheten Pause schlugst du die Augen auf — auf mich! sie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegsah! Du hast es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegsahst, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Takt kamst, daß mein Onkel sich zertrat. Jeder Fehlstrich, Fernando, ging mir durch die Seele. — Es war die süßeste Confusion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder gerad ansehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinsten Umstand! — (Für sich.) Unglückliches Gedächtniß!

Stella. Ich erstaune oft selbst, wie ich dich liebe, wie ich jeden

Augenblick bei dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft als wär's heute! Ja, wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando! — Wie ihr mich ſuchtet, wie du an der Hand meiner Freundin, die du vor mir kennen lerntest, durchs Bosket ſtreiftest, und ſie rief: Stella! — und du riefſt: Stella! Stella! — Ich hatte dich kaum reden gehört und erkannte deine Stimme; und wie ihr auf mich traft, und du meine Hand nahmſt! Wer wär confuſer, ich oder du? Eins half dem andern. — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara ſagte mir's wohl, gleich ſelbigen Abend. — Es iſt alles eingetroffen. — Und welche Seligkeit in deinen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden ſehen könnte! Es war ein gutes Geſchöpf; ſie weinte viel um mich, da ich ſo krank, ſo liebeskrank war. Ich hätte ſie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verließ!

Stella. Fällt dir das ſo auf? Iſt's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannſt du in Stella's Munde ſo was zum Vorwurf mißdeuten? Um deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freilich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, deſſen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort, wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hatteſt, — deine Geſpielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne dich? Was war mir's vor deiner Liebe? Aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erſt Fuß in der Welt gefaßt. — Zwar muß ich dir geſtehen, daß ich manchmal in einſamen Stunden dachte: Warum konnt' ich das nicht alles mit ihm genießen? Warum mußten wir fliehen? Warum nicht im Beſitz von dem allem bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? — O ich habe für dich wieder Entſchuldigungen genug gefunden! für dich! da hat's mir nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, ſagte ich — wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen ſo heimlich als Beute für ſich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen ſo allein, ohne Zugabe zu haben! Du kannſt denken, daß mein Stolz nicht wenig dabei intereſſirt war, ſich das Beſte glauben zu machen; und ſo kamſt du nun glücklich durch.

Fernando. Ich vergehe!

Annchen kommt.

Annchen. Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann! Alles iſt aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen! Die Mamſell hat ſchon ein Laufens, ein Befehlens heut' verführt, daß es unleidlich war; und nun blieben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring' ſie hinüber; zahl' das Poſtgeld für ſie, aber ſey gleich wieder da.

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamſell hat eine Chaiſe zu dreien beſtellt, Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, das iſt ein Irrthum.

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freilich ſieht's curios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; ſeit ſie bei Tiſch Bekanntſchaft mit ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abſchied, als Sie ihr zur geſegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella (verlegen). Fernando!

Fernando. Es iſt ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! es iſt alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen! (Annchen ab.) Reiß mich aus der entſetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſtet mich das Kindergeſchwätz. Du biſt bewegt! Fernando! Ich bin deine Stella!

Fernando (ſich umwendend und ſie bei der Hand faſſend). Du biſt meine Stella!

Stella. Du erſchreckſt mich, Fernando! Du ſiehſt wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht, dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando (mit Wuth und Zittern). Und nur nicht ſehen ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(Sie will ſinken, und hält ſich an ihn.)

Fernando. Stella, die ich in meinen Armen faſſe! Stella, die du mir alles biſt! Stella! — (Kalt.) Ich verlaſſe dich!

Stella (verwirrt lächelnd). Mich!

Fernando (mit Zähneknirſchen). Dich! mit dem Weibe, das du geſehen haſt! mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau! — (Stella ſieht ihn ſtarr an und läßt die Arme ſinken.) Und das Mädchen iſt meine Tochter! Stella! (Er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt.) Stella! (Er bringt ſie auf einen Sitz.) Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cäcilie, Lucie kommen

Fernando. Seht! ſeht den Engel! Er iſt dahin! Seht! — Hülfe! (Sie bemühen ſich um ſie.)

Lucie. Sie erholt ſich.

Fernando (ſtumm ſie anſehend). Durch dich! Durch dich! (Ab.)

Stella. Wer? Wer? — (Aufſtehend.) Wo iſt er? (Sie ſinkt zurück, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen.) Dank'ruch! Dank! — — Wer ſeyd Ihr?

Cäcilie. Beruhigen Sie ſich! Wir ſind's.

Stella. Ihr! — Seyd ihr nicht fort? Seyd ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt du? — Biſt du — (Cäcilien bei den Händen faſſend.) Nein! ich halt's nicht aus!

Cäcilie. Beſte! Liebſte! Ich ſchließ' dich Engel an mein Herz.

Stella. Sag' mir — es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir — biſt du —

Cäcilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

Stella (aufſpringend, ſich die Augen zuhaltend). Und ich? — (Sie geht verwirrt auf und ab.)

Cäcilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerſt du mich? Was iſt mein? — Schrecklich! Schrecklich! — Sind das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir alles ſo fremd wird? — Verſtoßen — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cäcilie. Geh, Lucie, ſuch' deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern' dich! — Vater! — Gatte! —

Cäcilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebst mich? Du drückst mich an deine Brust? — — Nein! Nein — Laß mich! — Verstoß mich! — (An ihrem Halse.) Noch einen Augenblick! Es wird bald aus mit mir seyn! Mein Herz! Mein Herz!

Lucie. Sie müssen ruhen!

Stella. Ich ertrag' euren Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet! euch geraubt euer Alles! — Ihr im Elend; und ich — welche Seligkeit in seinen Armen! (Sie wirft sich auf die Kniee.) Könnt ihr mir vergeben?

Cäcilie. Laß! Laß! (Sie bemühen sich sie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehen, jammern, zu Gott und euch; Vergebung! Vergebung! — (Sie springt auf.) — Vergebung? — Trost gebt mir! Trost! Ich bin nicht schuldig! — Du gabst mir ihn, heiliger Gott im Himmel! ich hielt ihn fest, wie die liebste Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cäcilie. Unschuldige! Liebe!

Stella (an ihrem Halse). Ich lese in deinen Augen, auf deiner Lippe Worte des Himmels. Halt' mich! Trag' mich! Ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cäcilie. Schwester! meine Schwester! erhole dich! nur einen Augenblick erhole dich! Glaube, daß der in unser Herz diese Gefühle legte, die uns oft so elend machen, auch Trost und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich sterben.

Cäcilie. Kommen Sie!

Stella (nach einer Pause, wild wegfahrend). Laßt mich alle! Sieh, es drängt sich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt sie ganz mit unsäglichen Schmerzen. — Es ist unmöglich — unmöglich! So auf einmal! — Ist nicht zu fassen, nicht zu tragen! — (Sie steht eine Weile niedersehend still, in sich gekehrt, sieht dann auf, erblickt die beiden, fährt mit einem Schrei zusammen, und entflieht.)

Cäcilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte sie! (Lucie ab.) Sieh herab auf deine Kinder und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel! zerreiß ihn nicht.

Fünfter Act.

Stella's Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella.

(Sie hat Fernando's Porträt, und iſt im Begriff es von dem Blendrahmen loszumachen.)

Fülle der Nacht, umgieb mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach, wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! Wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt, wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle ſelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stätte meines Grabes! die ich mir weihte, wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert, wo ich noch abgeſchieden umzuſchweben und die Vergangenheit allſchmachtend zu genießen hoffte, von dir auch verbannt ſeyn? — Verbannt ſeyn! — Du biſt ſtumpf! Gott ſey Dank! dein Gehirn iſt verwüſtet; du kannſt ihn nicht faſſen den Gedanken: Verbannt ſeyn! du würdeſt wahnſinnig werden! — — Nun! — O mir iſt ſchwindlich! — Leb' wohl! — Lebt wohl? — Nimmer wieder ſehen? — Es iſt ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nicht wieder ſehen? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Porträt.) Und dich ſollt' ich zurücklaſſen? (Sie nimmt ein Meſſer und fängt an die Nägel loszubrechen.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! Das iſt, und wird ſeyn — du biſt elend! — (Das Gemälde nach dem Monde wendend.) Ha! Fernando! da du zu mir trat'ſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht, welch Heiligthum ſich dir eröffnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſankſt nicht? Entflohſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben ſo zum Zeitvertreib pflücken, und zerpflücken, und am Wege gedankenlos hinſtreuen? — Edler! — Ha, Edler! — Meine

Jugend! — meine goldnen Tage! — Und du trägst die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles, alles Eine Hoffnung — — Wo bist du, Stella? — (Das Porträt anschauend.) So groß! so schmeichelnd! — Der Blick war's, der mich ins Verderben riß! — — Ich hasse dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! so lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Sie zuckt mit dem Messer nach dem Gemälde.) Fernando! — (Sie wendet sich ab, das Messer fällt, sie stürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) Liebster! Liebster! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter (kommt). Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde sind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäsche ist aufgepackt. Vergessen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemälde. (Bedienter nimmt das Messer auf, und schneidet das Gemälde von der Rahme und rollt's.) — Hier ist Geld.

Bedienter. Aber warum?

Stella (einen Moment stillstehend, auf und umher blickend). Komm!

(Ab.)

Saal.

Fernando allein.

Laß mich! Laß mich! Sieh! da faßt's mich wieder mit all der schrecklichen Verworrenheit! — So kalt, so graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drin nichts verschuldet! — — Und sie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — Was ist nun des Sinnens Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! und immer quälender! immer schrecklicher! — — (Sich die Stirn haltend.) Wo's zuletzt widerstößt! Nirgends vor, nicht hinter sich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und diese zwei? diese drei besten weiblichen Geschöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir! — Wenn ich klagen könnte, könnt' verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in stumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinkringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo sind

ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blickſt ſterbend nach dem Himmel, und ächzeſt: „Was hab' ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknickt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt?“ — Cäcilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen ſich, um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten, edelſten weiblichen Geſchöpfe! — Dein! Dein? — Kannſt du das faſſen, die dreifache, unſägliche Wonne? — Und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz! — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! — — Sie wird elend ſeyn! — Stella! biſt elend! — Was hab' ich dir geraubt? Das Bewußtſeyn deiner ſelbſt, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? (Er nimmt eine Piſtole vom Tiſch.) Doch auf alle Fälle! — (Er ladet.)

Cäcilie kommt.

Cäcilie. Mein Beſter! wie iſt uns? — (Sie ſieht die Piſtolen.) Das ſieht ja reiſefertig aus! (Fernando legt ſie nieder.) Mein Freund! Du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willſt du, Cäcilie? Was willſt du, mein Weib?

Cäcilie. Nenne mich nicht ſo bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verwirren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab' viel gelitten, und darum nichts von gewaltſamen Entſchlüſſen. Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cäcilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando! — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe dich!

Fernando (fortend). Kurz und gut?

Cäcilie. Meinſt du, man müſſe hinter der Thür Abſchied nehmen, um zu verlaſſen was man liebt?

Fernando. Cäcilie!

Cäcilie. Ich werfe dir nichts vor, und glaube nicht, daß ich dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verluſt; ich härmte mich ab über das was ich nicht ändern konnte. Ich finde dich wieder; deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle,

daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig ist, nicht die Leidenschaft einer Liebhaberin, die alles dahingäbe den erflehten Gegenstand zu besitzen. Fernando! mein Herz ist warm und voll für dich; es ist das Gefühl einer Gattin, die, aus Liebe, selbst ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cäcilie. Du fährst auf?

Fernando. Du marterst mich!

Cäcilie. Du sollst glücklich seyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu seyn. Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich seyn; du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben seyn, und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen. — — Und so bleibst du mein, bist nicht mit Stella verbannt in einen Winkel der Erde, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und so, Fernando, gieb mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grausam; als Ernst ist's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beste! — Der kalte Sinn löst den Knoten nicht. Was du sagst, klingt schön, schmeckt süß. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt, daß du dich selbst betrügst, indem du die marterndsten Gefühle mit einem blendenden, eingebildeten Troste schweigen machst. Nein, Cäcilie! Mein Weib, nein! — Du bist mein — ich bleibe dein. — Was sollen hier Worte? Was soll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's sind so viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cäcilie. Nun denn! — Und Stella? (Fernando fährt auf und geht wild auf und ab.) Wer betrügt sich? Wer betäubt seine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, unerachten, vergänglichen Trost? Ja, ihr Männer kennt euch.

Fernando. Ueberhebe dich nicht deiner Gelassenheit! — Stella! Sie ist elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir anejammern. Laß sie! Laß mich!

Cäcilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einsamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wissen. Jetzt macht sie sich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich dich verließ', als ich wäre; denn sie berechnete mich nach sich.

Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn sie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es ist ihr besser —

Fernando. Laß sie fliehen! Laß sie in ein Kloster! —

Cäcilie. Wenn ich nun aber wieder so denke: Warum soll sie denn eingemauert seyn? Was hat sie verschuldet, um eben die blühendsten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund hinzusammern? geschieden zu seyn von ihrer lieben Welt? — von dem, den sie so glühend liebt? — von dem, der sie — Nicht wahr, du liebst sie, Fernando?

Fernando. Ha! was soll das? Bist du ein böser Geist, in Gestalt meines Weibes? Was bohrst du mein Herz um und um? Was zerreißest du das zerrissene? Bin ich nicht zerstört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schicksal! — und Gott erbarme sich euer! (Er wirft sich in einen Sessel.)

Cäcilie (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand). Es war einmal ein Graf — (Fernando will aufspringen, sie hält ihn.) Ein deutscher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlin, von seinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cäcilie. Er war ein Biedermann; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl ihr sein Hauswesen, umarmte sie und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie löste seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn aufs neue durch alle Gefahren des Kriegs. — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreise — zu seinem edeln Weibe! — Und sein Mädchen? — Er fühlte Menschheit! — er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegeneilt, sieht all ihre Treue, all ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte ablarend die Beute, sie zu ihren Füßen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit-auszierend, ihre Freunde mit beschenkend. — Edles, theures Weib, der größte Schatz ist noch zurück! — Wer ist's, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde. — — „Hier!" — rief der Graf, sie bei der Hand

faſſend, ſie ſeiner Frau entgegenführend, — „Hier! ſieh das alles — und ſie! nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halſe geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt du ſie! — Belohn' ſie." (Fernando liegt ſchluchzend mit den Armen übern Tiſch gebreitet) An ihrem Halſe rief das treue Weib, in tauſend Thränen rief ſie: „Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte deß, der ganz dein gehört! — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede ſoll ihn haben, ohne der andern was zu rauben!" — „Und," rief ſie an ſeinem Halſe, zu ſeinen Füßen, „wir ſind dein!" — — Sie faßten ſeine Hände, hingen an ihm — und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Statthalter ſprach ſeinen Segen dazu. Und ihr Glück und ihre Liebe faßte ſelig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel! Welch ein Strahl von Hoffnung dringt herein!

Cäcilie. Sie iſt da! Sie iſt unſer! (Nach der Cabinets-Thüre) Stella!

Fernando. Laß ſie, laß mich! (Im Begriff wegzugehen.)

Cäcilie. Bleib! Höre mich!

Fernando. Der Worte ſind ſchon genug. Was werden kann, wird werden. Laß mich! In dieſem Augenblick bin ich nicht vorbereitet, vor euch beiden zu ſtehen. (Ab.)

Cäcilie. Der Unglückliche! Immer ſo einſylbig, immer dem freundlichen, vermittelnden Wort widerſtrebend, und ſie, eben ſo! Es muß mir doch gelingen. (Nach der Thür.) Stella! Höre mich, Stella!

Lucie kommt

Lucie. Ruf' ihr nicht! Sie ruht, von einem ſchweren Leiden ruht ſie einen Augenblick. Sie leidet ſehr; ich fürchte, meine Mutter, mit Willen, ich fürchte, ſie ſtirbt.

Cäcilie. Was ſagſt du?

Lucie. Es war nicht Arznei, fürcht' ich, was ſie nahm.

Cäcilie. Und ich hätte vergebens gehofft? O, daß du dich täuſchteſt! — Fürchterlich! — Fürchterlich!

Stella (an der Thür). Wer ruft mich? Warum weckt ihr mich? Welche Zeit iſt's? Warum ſo frühe?

Lucie. Es ist nicht frühe, es ist Abend.

Stella. Ganz recht, ganz wohl, Abend für mich.

Cäcilie. Und so täuschest du uns!

Stella. Wer täuschte dich? Du.

Cäcilie. Ich brachte dich zurück, ich hoffte.

Stella. Für mich ist kein Bleibens.

Cäcilie. Ach, hätte ich dich ziehen lassen, reisen, eilen, ans Ende der Welt!

Stella. Ich bin am Ende.

Cäcilie (zu Lucien, die inzessen ängstlich hin und wieder gelaufen ist). Was zauderst du? Eile, rufe um Hülfe!

Stella (die Lucien anfaßt). Nein, verweile! (Sie lehnt sich auf beide, und sie kommen weiter hervor.) An eurem Arm dachte ich durch's Leben zu gehen; so führt mich zum Grabe. (Sie führen sie langsam hervor und lassen sie auf der rechten Seite auf einen Sessel nieder.)

Cäcilie. Fort, Lucie! fort! Hülfe! Hülfe! (Lucie ab.)

Stella. Mir ist geholfen!

Cäcilie. Wie anders glaubt' ich! Wie anders hofft' ich!

Stella. Du Gute, Duldende, Hoffende!

Cäcilie. Welch entsetzliches Schicksal!

Stella. Tiefe Wunden schlägt das Schicksal, aber oft heilbare. Wunden, die das Herz dem Herzen schlägt, das Herz sich selber, die sind unheilbar und so — laß mich sterben.

Fernando kommt.

Fernando. Uebereilte sich Lucie, oder ist die Botschaft wahr? Laß sie nicht wahr seyn, oder ich fluche deiner Großmuth, Cäcilie, deiner Langmuth.

Cäcilie. Mir wirft mein Herz nichts vor. Guter Wille ist höher als aller Erfolg. Eile nach Rettung! sie lebt noch, sie gehört uns noch.

Stella (die aufblickt und Fernando's Hand faßt). Willkommen! Laß mir deine Hand, (zu Cäcilien) und du die deine. Alles um Liebe, war die Losung meines Lebens. Alles um Liebe, und so nun auch den Tod. In den seligsten Augenblicken schwiegen wir und verstanden uns, (sucht die Hände beider Gatten zusammenzubringen) und nun laßt mich schweigen und ruhen. (Sie fällt auf ihren rechten Arm, der über den Tisch gelehnt ist.)

Fernando. Ja, wir wollen ſchweigen, Stella, und ruhen. (Er geht langſam nach dem Tiſche linker Hand.)

Cäcilie (in ungeduldiger Bewegung). Lucie kommt nicht, niemand kommt. Iſt denn das Haus, iſt denn die Nachbarſchaft eine Wüſte? Faſſe dich, Fernando! ſie lebt noch. Hunderte ſind vom Todeslager aufgeſtanden, aus dem Grabe ſind ſie wieder aufgeſtiegen. Fernando! ſie lebt noch. Und wenn uns alles verläßt, und hier kein Arzt iſt, keine Arzenei, ſo iſt doch einer im Himmel, der uns hört. (Auf den Knieen, in der Nähe von Stella.) Höre mich! Erhöre mich, Gott! Erhalte ſie uns, laß ſie nicht ſterben! (Fernando hat mit der linken Hand ein Piſtol ergriffen, und geht langſam ab. Cäcilie wie vorher. Stella's linke Hand faſſend.) Ja, ſie lebt noch; ihre Hand, ihre liebe Hand iſt noch warm. Ich laſſe dich nicht, ich faſſe dich mit der ganzen Gewalt des Glaubens und der Liebe. Nein, es iſt kein Wahn! Eifriges Gebet iſt ſtärker denn irdiſche Hülfe. (Aufſtehend und ſich umkehrend.) Er iſt hinweg, der Stumme, Hoffnungsloſe. Wohin? O, daß er nicht den Schritt wagt, wohin ſein ganzes ſturmvolles Leben ſich hindrängte. Zu ihm! (Indem ſie fort will, wendet ſie ſich nach Stella.) Und dieſe laſſ' ich hülflos hier? Großer Gott! Und ſo ſtehe ich, im fürchterlichſten Augenblick, zwiſchen zweien, die ich nicht trennen und nicht vereinigen kann.

(Es fällt in der Ferne ein Schuß.)

Cäcilie. Gott! (Will dem Schall nach.)

Stella (ſich mühſam aufrichtend). Was war das? Cäcilie, du ſtehſt ſo fern; komm näher, verlaß mich nicht! Es iſt mir ſo bange. O meine Angſt! Ich ſehe Blut fließen. Iſt's denn mein Blut? Es iſt nicht mein Blut. Ich bin nicht verwundet, aber todtkrank. — Es iſt doch mein Blut.

Lucie (kommt). Hülfe, Mutter, Hülfe! Ich renne nach Hülfe, nach dem Arzte, ſprenge Boten fort; aber ach! ſoll ich dir ſagen, ganz anderer Hülfe bedarf's. Mein Vater fällt durch ſeine eigene Hand, er liegt im Blute. (Cäcilie will fort. Lucie hält ſie.) Nicht dahin, meine Mutter; der Anblick iſt hülflos, und erregt Verzweiflung.

Stella (die bald aufgerichtet aufmerkſam zugehört hat, faßt Cäciliens Hand). So wäre es geworden? (Sich aufrichtend und an Cäcilien und Lucien lehnend.) Kommt, ich fühle mich wieder ſtark, kommt zu ihm. Dort laßt mich ſterben.

Cäcilie. Du wankſt, deine Kniee tragen dich nicht. Wir tragen dich nicht. Auch mir iſt das Mark aus den Gebeinen.

Stella (sinkt an den Sessel nieder). Am Ziele denn! So gehe du hin, zu dem, dem du angehörst. Nimm seinen letzten Seufzer, sein letztes Röcheln auf. Er ist dein Gatte. Du zauderst? Ich bitte, ich beschwöre dich. Dein Bleiben macht mich unruhig. (Mit Bewegung, doch schwach.) Bedenke, er ist allein, und gehe! (Cäcilie mit Heftigkeit ab.)

Lucie. Ich verlasse dich nicht, ich bleibe bei dir.

Stella. Nein, Lucie! Wenn du mir wohl willst, so eile. Fort! fort! laß mich ruhen! Die Flügel der Liebe sind gelähmt, sie tragen mich nicht zu ihm hin. Du bist frisch und gesund. Die Pflicht sey thätig, wo die Liebe verstummt. Fort zu dem, dem du angehörst! Er ist dein Vater. Weißt du, was das heißt? Fort! wenn du mich liebst, wenn du mich beruhigen willst. (Lucie entfernt sich langsam und ab.)

Stella (sinkend). Und ich sterbe allein.

Die Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel in einem Act.

Personen.

Wilhelm, ein Kaufmann.
Marianne, seine Schwester.
Fabrice.
Briefträger.

Wilhelm (an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren). Diese Woche wieder zwei neue Kunden! Wenn man sich rührt, giebt's doch immer etwas; sollt' es auch nur wenig seyn, am Ende summirt sich's doch, und wer klein Spiel spielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verlust ist zu verschmerzen. Was giebt's?

Briefträger kommt

Briefträger. Einen beschwerten Brief, zwanzig Ducaten, franco halb.

Wilhelm. Gut! sehr gut! Notir' Er mir's zum übrigen.

(Briefträger ab.)

Wilhelm (den Brief ansehend). Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht sagen, daß ich sie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerade bezahlen, und mißbrauche seine Gutheit nicht weiter. Gestern sagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und so mahnt mich seine Gegenwart just doppelt. (Indem er die Schatulle aufmacht und zählt.) In vorigen Zeiten, wo ich ein bißchen bunter wirthschaftete, kennt' ich die stillen Gläubiger am wenigsten leiden. Gegen einen, der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverschämtheit und alles, was dran hängt; der andere, der schweigt, geht gerade ans Herz, und fordert am dringendsten, da er mir sein Anliegen überläßt. (Er legt Geld zusammen auf den Tisch.) Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthschaft heraus und wieder geborgen bin! (Er hebt ein Buch auf.) Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verschleuderte. — Und so — Kann ich's ausdrücken? — — Doch du thust nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde liebe Geschöpf nicht wäre, säß' ich hier, und verglich' Brüche? — O Marianne!

wenn du wüßtest, daß der, den du für deinen Bruder hältst, daß der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! — Ach! — Es ist doch bitter! — — Sie liebt mich — ja, als Bruder. — Nein, pfui! das ist wieder Unglaube, und der hat nie was Gutes gestiftet. — Marianne! ich werde glücklich seyn, du wirst's seyn, Marianne!

Marianne (kommt). Was willst du, Bruder? Du riefst mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht dich der Muthwille, daß du mich aus der Küche hereinwerfirst?

Wilhelm. Du siehst Geister.

Marianne. Sonst wohl. Nur deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machst du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein Paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut Abend mitessen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie sind bald fertig, du darfst es nachher nur sagen. Er muß mich auch sein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernst wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübsch. Und wenn du hernach bei Tische sitzest und den Kopf hängst, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachst, wenn ich ein Liedchen anfange, das dir lieb ist.

Wilhelm. Hast du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja, wer euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn du sonst nichts hast, so geh' ich wieder; denn ich habe noch allerlei zu thun. Adieu! — Nun gieb mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten sind, sollst du einen zum Nachtisch haben.

Marianne. Es ist doch verwünscht, was die Brüder grob sind! Wenn Fabrice oder sonst ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die sprängen Wände hoch, und der Herr da verschmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. (Ab.)

Wilhelm. Engel! Lieber Engel! Daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! — Siehst du denn auf uns herunter, heilige Frau, die du mir diesen Schatz aufzuheben gabst? —

Ja, sie wissen von uns droben! sie wissen von uns! — Charlotte, du konntest meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du mir scheidend deine Tochter anvertrautest! Du gabst mir alles, was ich bedurfte, knüpftest mich ans Leben! Ich liebte sie als dein Kind — und nun! — Noch ist mir's Täuschung. Ich glaube dich wiederzusehen, glaube, daß mir das Schicksal verjüngt dich wiedergegeben hat, daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem ersten Traum des Lebens nicht konnte, nicht sollte! — Glücklich! Glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice (kommt). Guten Abend!

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich; es ist alles Gute über mich gekommen diesen Abend. Nun nichts von Geschäften! Da liegen deine dreihundert Thaler! Frisch in die Tasche! Meinen Schein giebst du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du sie weiter brauchst —

Wilhelm. Wenn ich sie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar; nur jetzt nimm sie zu dir. — Höre, Charlottens Andenken ist diesen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hättest sie kennen sollen! Ich sage dir, es war eins der herrlichsten Geschöpfe.

Fabrice. Sie war Wittwe, wie du sie kennen lerntest?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich gestern noch einen ihrer Briefe. Du bist der einzige Mensch, der je was davon gesehen hat.

(Er geht nach der Schatulle.)

Fabrice (für sich). Wenn er mich nur jetzt verschonte! Ich habe die Geschichte schon so oft gehört! Ich höre ihm sonst auch gern zu; denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und just möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," schreibt sie, „ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr."

Fabrice. Eine schöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war sie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir

schen oft gesagt, wie ich durch sie ein ganz anderer Mensch wurde. Zu schreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verschwendet sah! Ich durfte ihr mein Hand nicht anbieten, konnte ihren Zustand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum erstenmal den Trieb, mir einen nöthigen, schicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdrossenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureißen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte so ein mühseliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte sich zusehends — und sie stark. — Ich konnte nicht bleiben. Du ahnest nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr sehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlassen, wo sie ruhte. Sie schrieb mir kurz vor ihrem Ende —

(Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.)

Fabrice. Es ist ein herrlicher Brief; du hast mir ihn neulich gelesen. — Höre, Wilhelm, —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig, und les' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift sehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, sie sey noch da. — Sie ist auch noch da! — (Man hört ein Kind schreien.) Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat sie wieder den Jungen unsers Nachbars; mit dem treibt sie sich täglich herum, und stört mich zur unrechten Zeit. (An der Thür.) Marianne, sey still mit dem Jungen, oder schick' ihn fort, wenn er unartig ist. Wir haben zu reden. (Er steht in sich gekehrt.)

Fabrice. Du solltest diese Erinnerungen nicht so oft reizen.

Wilhelm. Diese Zeilen sind's! diese letzten! der Abschiedshauch des scheidenden Engels. (Er legt den Brief wieder zusammen.) Du hast Recht, es ist sündlich. Wie selten sind wir werth, die vergangenen selig-elenden Augenblicke unsers Lebens wiederzufühlen!

Fabrice. Dein Schicksal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzähltest du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, du hättest wenigstens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran sich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm (sich lebhaft nach ihm wendend). Ihre Tochter? Es war ein holdes Blüthchen. Sie übergab mir's. — Es ist zu viel, was das

Schicksal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles sagen könnte, —

Fabrice. Wenn dir's einmal ums Herz ist.

Wilhelm. Warum sollt' ich nicht! —

Marianne kommt mit einem Knaben.

Marianne. Er will noch gute Nacht sagen, Bruder! Du mußt ihm kein finster Gesicht machen, und mir auch nicht. Du sagst immer, du wolltest heirathen, und möchtest gern viele Kinder haben. Die hat man nicht immer so am Schnürchen, daß sie nur schreien, wenn's dich nicht stört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder sind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterschied seyn.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich seyn! (Sie kauert sich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe Christeln so lieb! Wenn er erst mein wäre! — Er kann schon buchstabiren; er lernts bei mir.

Wilhelm. Und da meinst du, deiner könnte schon le[illegible]

Marianne. Ja wohl! Denn da thät' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen, und lehren, und zu essen geben, und putzen, und allerlei sonst.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitspielen; der würd' ihn ja wohl so lieb haben wie ich. Christel muß nach Haus' und empfiehlt sich. (Sie führt ihn zu Wilhelmen.) Hier, gieb eine schöne Hand, eine rechte Patschhand!

Fabrice (für sich). Sie ist gar zu lieb; ich muß mich erklären.

Marianne (das Kind zu Fabricen führend). Hier, dem Herrn auch.

Wilhelm (für sich). Sie wird dein seyn! Du wirst — Es ist zu viel, ich verdien's nicht. — (laut) Marianne, schaff' das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabricen bis zum Nachtessen; ich will nur ein paar Gassen auf- und ablaufen; ich habe den ganzen Tag gesessen.

(Marianne ab.)

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freien Athemzug! — Mein Herz ist so voll. — Ich bin gleich wieder da! (Ab.)

Fabrice. Mach' der Sache ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer länger und länger trägst, wird's doch nicht reifer. Du

haſt's beſchloſſen. Es iſt gut, es iſt trefflich! Du hilfſt ihrem Bruder weiter, und ſie — ſie liebt mich nicht, wie ich ſie liebe. Aber ſie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere, als freundſchaftliche Geſinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünſcht und wie beſtellt die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken. — Und wenn mich ihr Herz nicht verſchmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich ſicher.

Marianne kommt.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeſchafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaſſ' ich's. Manchmal erbettelt ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkamerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach, gar nicht. Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm ins Bett komm, iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich, was er kann; manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice (halb für ſich). Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Fabrice. Sie ſind ihm auch Mutter. (Marianne ſteht in Gedanken. Fabrice ſieht ſie eine Zeitlang an). Macht Sie der Name Mutter traurig.

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke mir ſo.

Fabrice. Was, ſüße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es iſt mir nur manchmal ſo wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünſcht haben?

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünſcht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal ſo ein Gedanken durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlaſſen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übrige Ausſicht möchte auch noch ſo reizend ſeyn.

Fabrice. Das iſt doch wunderbar! Wenn Sie in Einer Stadt bei einander wohnten, hieße das ihn verlaſſen?

Marianne. O nimmermehr! Wer ſollte ſeine Wirthſchaft führen? Wer für ihn ſorgen? — Mit einer Magd? — Oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht ſein Freund ſeyn? Könnten Sie drei nicht eben ſo eine glückliche, eine glücklichere Wirthſchaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in ſeinen ſauern Geſchäften erleichtert werden? Was für ein Leben könnte das ſeyn?

Marianne. Man ſollt's denken. Wenn ich's überlege, iſt's wohl wahr. Und hernach iſt mir's wieder ſo, als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es iſt nun ſo. — Wenn ich aufwache, horch ich, ob der Bruder ſchon auf iſt; rührt ſich nichts, hui bin ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Waſſer über und über kocht, bis die Magd aufſteht, und er ſeinen Kaffee hat, wie er die Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann ſetze ich mich hin und ſtricke Strümpfe für meinen Bruder, und hab' eine Wirthſchaft, und meſſe ſie ihm zehnmal an, ob ſie auch lang genug ſind, ob die Wade recht ſitzt, ob der Fuß nicht zu kurz iſt, daß er manchmal ungeduldig wird. Es iſt mir auch nicht ums Meſſen, es iſt mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmal anſehen muß, wenn er ein paar Stunden geſchrieben hat, und er mir nicht Hypochonder wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich anſieht; ich ſeh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich ſonſt nicht will merken laſſen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut, als wenn er ernſt wäre oder böſe. Er thut wohl; ich peinigte ihn ſonſt den ganzen Tag.

Fabrice. Er iſt glücklich.

Marianne. Nein, ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen ſollte. Ich thue doch auch alles für mich, und mir iſt als wenn ich alles für ihn thäte, weil ich auch bei dem, was ich für mich thue, immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er ſeyn! Wie dankbar würde er ſeyn, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal ſtell' ich mir's auch vor, und kann mir ein

langes Mährchen erzählen, wenn ich so sitze und stricke oder nähe, wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, so will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich sagte: „Ich will euch lieb haben," und müßte gleich dazu setzen: „Lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher." — — — Ach, Sie sehen, daß das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen.

Marianne. Da sitzt der Knoten! Ja, wenn sich Liebe herüber und hinüber zahlen ließe, wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte, wie eine schlechte Dienstmagd. Bei einem Manne würde das alles erst werden müssen, was hier schon ist, was nie so wieder werden kann.

Fabrice. Es macht sich viel.

Marianne. Ich weiß nicht; wenn er so bei Tische sitzt und den Kopf auf die Hand stemmt, niedersieht, und still ist in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang sitzen und ihn ansehen. Er ist nicht schön, sag' ich manchmal zu mir selbst, und mir ist's so wohl, wenn ich ihn ansehe. — Freilich fühl' ich nun wohl, daß es mit für mich ist, wenn er sorgt; freilich sagt mir das der erste Blick, wenn er wieder aufsieht, und das thut ein Großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte, der für Sie sorgte! —

Marianne. Da ist noch eins; da sind eure Launen. Wilhelm hat auch seine Launen; von ihm drücken sie mich nicht, von jedem andern wären sie mir unerträglich. Er hat leise Launen, ich fühl' sie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute, theilnehmende liebevolle Empfindung wegstößt — es trifft mich! freilich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, so ist's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn sich nun aber einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen seine Hand anzubieten?

Marianne. Er wird sich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird sich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie sehen ihn vor sich. Soll ich eine lange Rede halten? Soll ich Ihnen hinschütten, was mein Herz so lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wissen Sie lange; ich biete Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen gesehen, das so wenig dachte, daß es Gefühle dem, der sie sieht, erregen muß, als dich. — Marianne, es ist nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen spricht; ich kenne Sie, ich habe sie erkoren; mein Haus ist eingerichtet; wollen Sie mein seyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherlei Schicksale gehabt, war mehr als einmal entschlossen, mein Leben als Hagestolz zu enden. Sie haben mich nun. — Widerstehen Sie nicht! Sie kennen mich; ich bin eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, lassen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich lasse Ihrem Bruder seinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders seyn, wir wollen vereint für ihn sorgen. Mein Vermögen, zu dem seinen geschlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben; er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden. (Er faßt ihre Hand.)

Marianne. Fabrice, es ist mir nie eingefallen. — In welche Verlegenheit setzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice (knieet). Engel! Allerliebste!

Marianne (einen Augenblick still). Gott! was hab' ich gesagt! (Ab.)

Fabrice. Sie ist dein! — — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändelei mit dem Bruder erlauben; das wird sich so nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er soll nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder so zu lieben und gelegentlich wieder so geliebt zu werden! Es ist doch eine Sache woran man nie den Geschmack verliert. — Wir wollen zusammenwohnen. Ohne das hätt' ich des guten Menschen gewissenhafte Häuslichkeit zeither schon gern ein bischen ausgeweitet; als Schwager wird's schon

gehen. Er wird sonst ganz Hypochonder mit seinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungssorgen und Geheimnissen. Es wird alles hübsch! Er soll freier Luft athmen; das Mädchen soll einen Mann haben — das nicht wenig ist; und du kriegst noch mit Ehren eine Frau — das viel ist!

Wilhelm kommt.

Fabrice. Ist dein Spaziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgasse hinauf und an der Börse zurück. Mir ist's eine wunderliche Empfindung, Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' ist, theils darnach eilt, und man nur noch die Emsigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung sieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käsefrau, die, mit der Brille auf der Nase, beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Wage legte und ab- und zuschnitt, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in seiner Art. Ich glaub', es sind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käsemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt, gewinnt man lieb, und der Erwerb im Kleinen ist mir ehrwürdig, seit ich weiß, wie sauer ein Thaler wird, wenn man ihn groschenweise verdienen soll. (Steht einige Augenblicke in sich gekehrt.) Mir ist ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es sind mir so viele Sachen auf einmal und durch einander eingefallen — und das was mich im Tiefsten meiner Seele beschäftigt — (Er wird nachdenkend.)

Fabrice (für sich). Es geht mir närrisch; sobald er gegenwärtig ist, untersteh' ich mich nicht recht, zu bekennen, daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen was vorgegangen ist. — (Laut.) Wilhelm! sag' mir! du wolltest hier ausziehen? Du hast wenig Gelaß und sitzest theuer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm (zerstreut). Nein.

Fabrice. Ich dächte, wir könnten uns beide erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könntest du einnehmen; du verheirathest dich doch so bald nicht. — Du hast den Hof und eine kleine Niederlage für deine Spedition, und giebst mir einen leidlichen Hauszins; so ist uns beiden geholfen.

Wilhelm. Du bist gar gut. Es ist mir wahrlich auch manchmal

eingefallen, wenn ich zu dir kam und so viel leer stehen sah, und ich muß mich so ängstlich behelfen. — Dann sind wieder andere Sachen — — — Man muß es eben seyn lassen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hättest du mit deiner Schwester Platz, und mit einer Frau ging's eben so wohl.

Wilhelm (lächelnd). Und meine Schwester?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir. (Wilhelm ist still.) Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen: gieb mir sie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gieb dein Wort! Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang überlegt: sie allein, du allein, ihr könnt mich so glücklich machen als ich auf der Welt noch seyn kann. Gieb mir sie! Gieb mir sie!

Wilhelm (verwirrt). Du weißt nicht was du willst.

Fabrice. Ach, wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen was mir fehlt und was ich haben werde, wenn sie meine Frau und du mein Schwager werden wirst?

Wilhelm (aus Gedanken auffahrend, heftig). Nimmermehr! Nimmermehr!

Fabrice. Was hast du? Mir thut's weh! — Den Abscheu! — Wenn du einen Schwager haben sollst, wie sich's doch früh oder später macht, warum mich nicht? den du so kennst, den du liebst! Wenigstens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — Ich hab' keinen Verstand.

Fabrice. Ich muß alles sagen. Von dir allein hängt mein Schicksal ab. Ihr Herz ist mir geneigt, das mußt du gemerkt haben. Sie liebt dich mehr als sie mich liebt! ich bin's zufrieden. Den Mann wird sie mehr als den Bruder lieben: ich werde in deine Rechte treten, du in meine, und wir werden alle vergnügt seyn. Ich habe noch keinen Knoten gesehen, der sich so menschlich schön knüpfte. (Wilhelm stumm.) Und was alles fest macht — Bester, gieb du nur dein Wort, deine Einwilligung! Sag' ihr, daß dich's freut, daß dich's glücklich macht. — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte, als alles Bleiben geſagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön.

Wilhelm. Nein! Nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle, du haſt keinen Widerwillen gegen mich und biſt mir ſo entgegen? Sey's nicht! Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt mit uns glücklich ſeyn! — Verſag' meinen Wünſchen dein Wort nicht! dein freundlich Wort! (Wilhelm ſtumm in ſtreitenden Qualen.) Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — Du willſt ſie haben? —

Fabrice. Was iſt das?

Wilhelm. Und ſie dich?

Fabrice. Sie antwortete, wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — — Ich ahnt' es! ich fühlt' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was ſagen! — Das war's was mir auf der Seele lag dieſen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es ſchlägt! — — Nimm ſie! — Nimm ſie! Mein Einziges — mein Alles! (Fabrice ihn ſtumm anſehend.) Nimm ſie! — Und daß du weißt was du mir nimmſt — (Pauſe. Er rafft ſich zuſammen.) Von Charlotten erzählt' ich dir, dem Engel, der meinen Händen entwich und mir ſein Ebenbild, eine Tochter, hinterließ — — und dieſe Tochter — ich habe dich belogen — ſie iſt nicht todt; dieſe Tochter iſt Marianne! — Marianne iſt nicht meine Schweſter.

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von dir hätt' ich das fürchten ſollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht und verſchloß dir mein Haus, wie jedem, in den erſten Tagen da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kälte gegen die Weiber einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dein Gefühl für ſie für das wahre brüderliche; und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie!

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu! (Ab.)

Wilhelm. Geh nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf einmal — am Abgrunde! und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte, — Weg! und durch ihn, den Verräther, der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen! — — O Wilhelm! Wilhelm! du biſt ſo weit gebracht, daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn mußt? — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vergeltendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? Und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es iſt lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich ſchien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtſinnigen Gefälligkeiten ſchloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich! — Soll ich ſo geſtraft werden? — Soll ich Mariannen verlieren! die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! (Er bleibt ſtille.)

Marianne (nahe verlegen). Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du mußt mir vergeben; ich bitte dich um alles. Du biſt böſe, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es iſt mir ganz wunderlich.

Wilhelm (ſich zuſammennehmend.) Was haſt du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's ſo confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm (halb bitter.) Sag's heraus, du ſchlägſt ein?

Marianne. Nein, nicht ums Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen; ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du biſt gar unhold, Bruder; ich gienge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte: Ein- für allemal, ich kann Fabricen nicht heirathen.

Wilhelm (ſteht auf und nimmt ſie bei der Hand.) Wie, Marianne?

Marianne. Er war da und redete ſo viel, und ſtellte mir ſo allerlei vor, daß ich nur einbildete, es wäre möglich. Er drang ſo, und

in der Unbesonnenheit sagt' ich, er sollte mit dir reden. — Er nahm das als Jawort und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir gesprochen.

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, mit all der Liebe, die ich zu dir habe, bei all der Liebe, mit der du mich liebst, mach' es wieder gut, bedeut' ihn!

Wilhelm (für sich) Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böse! Er soll auch nicht böse seyn. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer so fort. — Denn nur mit dir kann ich leben, mit dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele und dieses hat's herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen: — Ich liebe nur dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Bester Bruder! Diese Viertelstunde über — ich kann dir nicht sagen, was in meinem Herzen auf und abgerannt ist. — Es ist mir, wie neulich, da es auf dem Markte brannte und erst Rauch und Dampf über alles zog, bis auf einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in Einer Flamme stand. — Verlaß mich nicht! Stoß mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer so bleiben.

Marianne. Das eben ängstigt mich so! — Ich will dir gern versprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich sorgen, immer, immer so fort. — Da drüben wohnen so ein paar alte Geschwister zusammen, da denk' ich manchmal zum Spaß: Wenn du so alt und schrumpflich bist, wenn ihr nur zusammen seyd.

Wilhelm (sein Herz haltend, bald für sich) Wenn du das aushältst, bist du nie wieder zu enge!

Marianne. Dir ist's nun wohl nicht so; du nimmst doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich sie auch noch so gern lieben wollte. — Es hat dich niemand so lieb wie ich; es kann dich niemand so lieb haben. (Wilhelm versucht zu reden.) Du bist immer so zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, dir ganz zu sagen wie mir's ist, und wag's nicht. Gott sey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löst!

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du sollst mich nicht hindern, laß mich alles sagen!

Dann will ich in die Küche gehen, und Tage lang an meiner Arbeit ſitzen, nur manchmal dich anſehen, als wollt' ich ſagen: du weißt's! (Wilhelm ſtumm in dem Umfange ſeiner Freuden.) Du konnteſt es lange wiſſen, du weißt's auch, ſeit dem Tode unſrer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bei dir zu ſeyn, als Dank für deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas Andres Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmal lachteſt wenn ich Romane las: es geſchah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermal ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bei mir alle aus, wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpazieren, und reiten, und reiſen, und ſich duelliren — — (Sie lacht für ſich.)

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe; wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam und ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heiratheten — — ich bin doch auch gar ein treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! (Weggewendet.) Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bei Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allem konnt' ich am wenigſten leiden, wenn ſich ein Paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus, daß ſie verwandt ſind, oder Geſchwiſter ſind. — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbärmlich Schickſal! (Sie wendet ſich und weint bitterlich.)

Wilhelm (auffahrend an ihrem Hals). Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! Ewig laß ich dich nicht! Du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

Fabrice tritt auf

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund! Heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice (kalt und bitter). Ich dacht' es, Wilhelm! Wenn du dein ganzes Gewicht auf die Schale legtest, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen schaffe was doch herunter muß. Ich gebe alle Ansprüche auf, und sehe, die Sachen haben sich schon gemacht; mir ist wenigstens lieb, daß ich unschuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Lästre nicht in dem Augenblick, und raube dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice (halb ſpottend.) Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice (getroffen). Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behaltet einander, Ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm (ihr um den Hals fallend). Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurück geben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden, kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — (Zu ihren Füßen.) Marianne, du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — Von dem Augenblicke an dein Gatte, wenn du ihn nicht verſchmähſt.

Marianne. Sag' mir, wie war's möglich?

Fabrice. Genießt, was euch Gott ſelbſt nur einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und frage nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden euch zu erklären.

Marianne (ihn anſehend). Nein, es iſt nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte, meine Gattin!

Marianne (an ſeinem Hals). Wilhelm, es iſt nicht möglich!

Goethe's

sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Zehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

	Seite
Der Groß-Cophta	1
Der Bürgergeneral	81
Die Aufgeregten	119
Des Epimenides Erwachen	165
Pandora	207

Der Groß-Cophta.

Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen.

Personen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquise.
Ihre Nichte.
Der Oberst der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jäck, ein Knabe, Diener der Marquise.
Gesellschaft von Herren und Damen.
Zwei Hofjuweliere.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Erleuchteter Saal.

Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen beim Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der **Domherr**, neben ihm hinterwärts die **Marquiſe**, dann folgt eine bunte Reihe; der letzte Mann auf der linken Seite iſt der **Ritter**. Das Deſſert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen ſich. Der **Domherr** ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die **Marquiſe** auf und geht zu ihm. Die Ouverture, welche bis dahin fortgedauert, hört auf und der Dialog beginnt.

Marquiſe. Iſt es erlaubt, ſo zerſtreut zu ſeyn? gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt traulicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſcherzen und genießen können, wenn unſer Wirth den Tiſch verläßt, den er ſo gefällig bereitet hat? Schon dieſen ganzen Abend ſcheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hofften wir, gegen das Ende der Tafel, jetzt, da ſich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu ſehen, und Sie ſtehen auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie intereſſiren, das Sie beſchäftigen könnte.

Domherr. Sie fragen, was mich zerſtreut? Marquiſe, meine Lage iſt Ihnen bekannt! — wäre es ein Wunder, wenn ich von Sinnen käme? Iſt es möglich, daß ein menſchlicher Geiſt, ein menſchliches Herz von mehr Seiten beſtürmt werden kann als das meinige! Welche Natur muß ich haben, daß ſie nicht unterliegt! Sie wiſſen was mich aus der Faſſung bringt, und fragen mich?

Marquiſe. Aufrichtig, ſo ganz klar ſeh' ich es nicht ein. Geht doch alles wie Sie es nur wünſchen können!

Domherr. Und dieſe Erwartung, dieſe Ungewißheit?

Marquiſe. Wird doch wenige Tage zu ertragen ſeyn? — Hat nicht der Graf, unſer großer Lehrer und Meiſter, verſprechen, uns alle und Sie beſonders weiter vorwärts in die Geheimniſſe zu führen? Hat er nicht den Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft, der uns alle quält, zu ſtillen, jeden nach ſeinem Maaße zu befriedigen verſprochen? Und können wir zweifeln, daß er ſein Wort halten werde?

Domherr. Gut! er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zuſammenkünfte, wie eben die iſt, die wir jetzt hinter ſeinem Rücken wagen? Gebot er uns nicht Faſten, Eingezogenheit, Enthaltſamkeit, ſtrenge Sammlung und ſtille Betrachtung der Lehren, die er uns ſchon überliefert hat? — Und ich bin leichtſinnig genug, heimlich in dieſem Gartenhauſe eine fröhliche Geſellſchaft zu verſammeln, dieſe Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erſcheinung vorbereiten ſoll! — Schon mein Gewiſſen ängſtiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich nun gar bedenke, daß ſeine Geiſter ihm gewiß alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege iſt uns zu überraſchen! — Wer kann vor ſeinem Zorn beſtehen? — Ich würde vor Scham zu Boden ſinken! — Jeden Augenblick! — es ſcheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquiſe (für ſich). O Graf! du biſt ein unnachahmlicher Schelm! Der meiſterhafteſte Betrüger! Immer hab' ich dich im Auge, und täglich lern' ich von dir! Wie er die Leidenſchaft dieſes jungen Mannes zu brauchen, ſie zu vermehren weiß! Wie er ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihm unumſchränkt gebietet! Wir wollen ſehen, ob unſre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen. Der Graf weiß viel; allwiſſend iſt er nicht, und dieſes Feſt ſoll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unſre Freunde nicht geſehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhauſe verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müſſen, nur um in der Nähe unſrer angebeteten Prinzeſſin zu ſeyn, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu ſprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück, und es war ſehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem Wege, hier in

diesem angenehmen Landhause, ein Gastmahl bereiteten, mir entgegenkamen und meine besten Freunde zu meinem Empfange versammelten. Gewiß, Sie sind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie sind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie sind glücklich, Sie werden glücklich seyn; nur wünschte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genössen.

Domherr. Es wird sich bald geben, bald!

Marquise. Kommen Sie, setzen Sie sich. Der Graf ist abwesend, seine vierzigtägigen Fasten in der Einsamkeit auszuhalten, und sich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfährt unsre Zusammenkunft nicht, so wenig er unser großes Geheimniß erfahren darf. (Gerührt.) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzessin verzeiht, daß sich der Fürst wahrscheinlich durch eine geliebte Tochter bald versöhnen läßt, wie leicht könnte das ganze schöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunst zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzessin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, diesem Manne, den sie fürchtet, unsre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr. Ich hange ganz von Ihrem Willen ab; auch dieses schwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet ist. Dieser große Mann würde uns eher nützen als schaden. Vor ihm sind alle Stände gleich. Zwei liebende Herzen zu verbinden ist sein angenehmstes Geschäft. Meine Schüler, pflegt er zu sagen, sind Könige, werth die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth. — Und wenn es ihm seine Geister anzeigen, wenn er sieht, daß in diesem Augenblick Mißtrauen gegen ihn unsre Herzen zusammenzieht, da er die Schätze seiner Weisheit vor uns eröffnet! —

Marquise. Ich kann nur sagen, daß es die Prinzessin ausdrücklich verlangt.

Domherr. Es sey. Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten sollte.

Marquise. Und wir bewahren unser Geheimniß leicht, da niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzessin Sie begünstigt.

Domherr. Gewiß, jedermann glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend sind die Blicke der Menschen, die mir begegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Ansehen meiner Freunde, durch Unterstützung mancher Unzufriedenen erhalte ich

mich aufrecht. Gebe der Himmel, daß meine Hoffnungen nicht trügen, daß dein Versprechen in Erfüllung gehe!

Marquise. Mein Versprechen? — Sagen Sie nicht mehr so, bester Freund. Bisher war es mein Versprechen; aber seit diesem Abend, seitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit diesem Briefe die schönsten Versicherungen in die Hände?

Domherr. Ich habe es schon tausendmal geküßt, dieses Blatt. (Er bringt ein Blatt aus der Tasche.) Laß es mich noch tausendmal küssen! Von meinen Lippen soll es nicht kommen, bis die heißen, begierigen Lippen auf ihrer schönen Hand verweilen können; auf der Hand, die mich unaussprechlich entzückt, indem sie mir auf ewig mein Glück versichert.

Marquise. Und wenn dann der Schleier von diesem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit schönern vor den Augen der Menschen dastehen, neben einem Fürsten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürstin, die Sie nicht verkannt hat; wie wird dieses neue, dieses leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze sehen, den Sie so sehr verdienen! —

Domherr. Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundin zu belohnen wissen, der ich alles schuldig bin!

Marquise. Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und ist nicht gleich lebhaft für Sie hingerissen? Wer wünscht nicht Ihnen, selbst mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr. Horch! es kommt ein Wagen angefahren. Was ist das?

Marquise. Seyn Sie unbesorgt; er fährt vorbei. Die Thüren sind verschlossen, die Läden verwahrt; ich habe aufs genaueste die Fenster zudecken lassen, daß niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in diesem Hause Gesellschaft sey.

Domherr. Welch ein Lärm, welch ein Getümmel?

Ein **Bedienter** tritt ein.

Bedienter. Es ist ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thür, als wenn man sie einschlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelassen seyn.

Marquise. Ist das Haus verriegelt? — Macht ihm nicht auf! Rührt euch nicht. Antwortet nicht. Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr. Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerſtehen vergebens.

Bediente (die Hereinſtürzen). Der Graf! der Graf!

Marquiſe. Wie iſt er herein gekommen?

Bedienter. Die Thüren thaten ſich von ſelbſt auf; beide Flügel.

Domherr. Wo ſoll ich hin?

Die Frauen. Wer wird uns retten!

Ritter. Nur getroſt!

Die Frauen. Er kommt! er kommt!

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf (unter der Thüre hinterwärts ſprechend). Aſſaraton! Pantaſſaraton! Dienſtbare Geiſter, bleibt an der Thüre, laßt niemand entwiſchen! leidet nicht, daß jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt.

Die Frauen. Weh uns!

Die Männer. Was ſoll das werden!

Graf. Uriel, du zu meiner Rechten, Ithuriel, du zu meiner Linken, tretet herein! Beſtrafet die Verbrecher, denen ich dießmal nicht vergeben werde!

Die Frauen. Wohin verkriech' ich mich!

Domherr. Es iſt alles verloren!

Graf. Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme.) So recht! — „Hier bin ich!" das iſt dein gewöhnlicher Spruch, folgſamer Geiſt! — Uriel, faſſe dieſe Weiber! (Die Mädchen thun einen lauten Schrei.) Führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder; denn ſie glauben nicht, ſie gehorchen nicht, bis ſie fühlen. Greif' zu!

Die Frauen. Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gotteswillen!

Marquiſe. Herr Graf!

Die Frauen. Knieend bitten wir unſre Schuld ab.

Graf. Uriel, du bitteſt für ſie! Soll ich mich erweichen laſſen?

Die Frauen. Bitte für uns, Uriel!

Marquiſe. Iſt es erlaubt, dieſe Geſchöpfe ſo zu ängſtigen?

Graf. Was! Was! Auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unſichtbaren Mächten, die neben mir ſtehen, auf die Kniee! Können Sie ein ſchuldloſes Herz, ein freies Angeſicht gegen dieſe himmliſchen Geſtalten wenden?

Ein Mädchen. Siehſt du was?

Die Andre. Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf. Wie ſieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquiſe. Großer Meiſter! Schone des zarten Geſchlechts!

Graf. Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ithuriel, ergreife dieſe Männer! Führe ſie in meine tiefſten Keller!

Domherr. Mein Herr und Meiſter!

Ritter. Nicht ein Wort mehr! Ihre Geiſter erſchrecken uns nicht, und hier iſt eine Klinge gegen Sie ſelbſt. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und dieſe Frauen zu vertheidigen?

Graf. Thörichter Jüngling! Zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher, auf dieſe freie, unbeſchützte Bruſt! ſtoß her, daß ein Zeichen geſchehe für dich und alle. Ein dreifacher Harniſch, der Rechtſchaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft, ſchützt dieſe Bruſt. Stoß her und ſuche die Stücke deiner zerbrochenen Klinge beſchämt zu meinen Füßen.

Die Männer. Welche Majeſtät!

Die Frauen. Welche Gewalt!

Die Männer. Welche Stimme!

Die Frauen. Welch ein Mann!

Der Ritter. Was ſoll ich thun?

Domherr. Was kann das werden?

Marquiſe. Was ſoll ich ſagen?

Graf. Steht auf! ich begnadige das unverſtändige Geſchlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verſtoßen; doch alle Züchtigung erlaſſ' ich euch nicht.

(Zu den Männern.)

Entfernt euch! (Die Männer treten in den Grund zurück.)

(Zu den Frauen.)

Und ihr, faßt und ſammelt euch!

(Als wenn er vertraulich zu den Geiſtern ſpräche.)

Uriel! Ithuriel! geht zu euren Brüdern!

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt
Eh' er es verlangt:
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich aufs Bette legt;
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht bei ſeiner Lampe Schimmer,
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz- und goldnes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell ſo wie ich kam.

(Zu den Frauen.)

Nun laßt hören, ob ihr meiner Lehren noch eingedenk seyd. — Was sind die Haupttugenden der Weiber?

Erstes Mädchen. Geduld und Gehorsam.

Graf. Was ist ihr Sinnbild?

Zweites Mädchen. Der Mond.

Graf (gegen die Marquise). Warum?

Marquise. Weil er sie erinnert, daß sie kein eigen Licht haben, sondern daß sie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf. Wohl, das merkt euch! — Und nun, wenn ihr nach Hause fahrt, werdet ihr linker Hand das erste Viertel am klaren Himmel erblicken; dann sprecht unter einander: seht, wie zierlich es da steht! welches gemäßigte Licht! welche schöne Taille! welche Sittsamkeit! das wahre Bild einer liebenswürdigen heranwachsenden Jungfrau. Erblickt ihr künftig den Vollmond, so ermahnt euch unter einander, und sprecht: Wie schön glänzt das Bild einer glücklichen Hausfrau! sie wendet ihr Gesicht gerade ihrem Manne zu; sie fängt die Strahlen seines Lichtes auf, die sanft und lieblich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieses Bild aus, so gut ihr nur könnt; setzt eure Betrachtungen so weit fort als ihr vermöget; bildet euren Geist, erhebt euer Gemüth: denn so nur könnt ihr würdig werden, das Angesicht des Groß-Cophta zu schauen. — Nun geht! übertretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Wittwenstande! — Ihr fahrt sogleich sämmtlich nach der Stadt, und nur eine strenge Buße kann euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Groß-Cophta beschleunigen. Lebt wohl!

Marquise (bei Seite). Der verwünschte Kerl! Er ist ein Phantast, ein Lügner, ein Betrüger; ich weiß es, ich bin's überzeugt — und doch imponirt er mir!

(Die Frauenzimmer ordnen sich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen außer den Damen.

Graf. Nun, Ritter und ihr andern, tretet herbei! Ich hab' euch vergeben; ich seh' euch beschämt, und meine Großmuth überläßt eurem eigenen Herzen Strafe und Besserung.

Ritter. Wir erkennen deine Huld, väterlicher Meister.

Graf. Wenn ihr aber in der Folge meine Verordnungen überschreitet, wenn ihr nicht alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, so hoffet nie das Angesicht des Groß-Cophta zu sehen, nie an der Quelle der Weisheit eure durstigen Lippen zu erquicken. — Nun, laßt hören, habt ihr gefaßt, was ich euch überlieferte? — Wann soll ein Schüler seine Betrachtungen anstellen?

Ritter. Bei Nachtzeit.

Graf. Warum?

Erster Schüler. Damit er desto lebhafter fühle, daß er im Finstern wandelt.

Graf. Welche Nächte soll er vorziehen?

Zweiter Schüler. Nächte, wenn der Himmel klar ist und die Sterne funkeln.

Graf. Warum?

Ritter. Damit er einsehe, daß viele tausend Lichter noch nicht hell machen, und damit seine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne desto lebhafter werde.

Graf. Welchen Stern soll er vorzüglich im Auge haben?

Erster Schüler. Den Polarstern.

Graf. Was soll er sich dabei vorstellen?

Zweiter Schüler. Die Liebe des Nächsten.

Graf. Wie heißt der andere Pol?

Erster Schüler. Die Liebe der Weisheit.

Graf. Haben diese beiden Pole Eine Achse?

Ritter. Freilich! denn sonst könnten sie keine Pole seyn. Diese Achse geht durch unser Herz, wenn wir rechte Schüler der Weisheit sind, und das Universum dreht sich um uns herum.

Graf. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst, das dir die Leute thun sollen, wirst du ihnen auch thun.

Graf. Erkläre mir diesen Spruch.

Ritter. Er ist deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf. Wohl! — Nun geht in den Garten, und faßt den Polarstern recht in die Augen.

Ritter. Es ist sehr trübe, großer Lehrer; kaum daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf. Desto besser! — So bejammert euren Ungehorsam, euren Leichtsinn, eure Leichtfertigkeit; das sind Wolken, welche die himmlischen Lichter verdunkeln.

Ritter. Es ist kalt, es geht ein unfreundlicher Wind; wir sind leicht gekleidet.

Graf. Hinunter! hinunter mit euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Lust solltet ihr eure Kleider abwerfen, und die heiße Begierde eures Herzens, der Durst nach geheimer Wissenschaft sollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit euch! fort!

(Der Ritter und die andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf. Nun hervor mit Ihnen, Domherr! hervor! Sie erwartet ein strenger Gericht. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand reiche, den ich mit Gewalt zu mir heraufziehe, dem ich schon die Geheimnisse des zweiten Grades enthüllt habe — dieser besteht so schlecht bei einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen seines Meisters, nicht die Eröffnung den Groß-Cophta zu sehen, können ihn abhalten, seine Gelage nur wenige Nächte zu verschieben. Pfui! ist das männlich? ist das weise? Die Lehren des größten Sterblichen! die Hülfe der Geister! die Eröffnung aller Geheimnisse der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Gesundheit, eine unverwüstliche Stärke, eine nie verschwindende Schönheit! Um diese größten

Schätze der Welt bemühest du dich, und kannst nicht einem Abendschmause entsagen!

Domherr (niederkniend). Du hast mich oft zu deinen Füßen gesehen; hier lieg' ich wieder. Vergieb mir! entziehe mir nicht deine Huld! — Die Reize — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie sollst du mich wieder ungehorsam finden! Gebiete! lege mir auf was du willst!

Graf. Wie kann ich mit dir zürnen, du mein Liebling! wie kann ich dich verstoßen, du Erwählter des Schicksals! Steh auf, komm an meine Brust, von der du dich, selbst mit Gewalt, nicht losreißen kannst.

Domherr. Wie entzückst du mich! — Aber darf ich in diesem Augenblicke, wo ich büßen und trauern sollte, darf ich als ein Zeichen der Versöhnung mir eine Gnade von dir ausbitten?

Graf. Sprich, mein Theurer!

Domherr. Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gieb mir ein helleres Licht über den wunderbaren Mann, den du Groß-Cophta nennst, den du uns zeigen willst, von dem du uns so viel versprichst. Sage mir, wer ist er? Wo ist er? Ist er schon nah? Werd' ich ihn sehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz so heftig begehrt?

Graf. Mäßig! mäßig, mein Sohn! Wenn ich dir nicht gleich alles entdecke, so ist dein Bestes meine Absicht. — Deine Neugierde zu wecken, deinen Verstand zu üben, deine Gelehrsamkeit zu beleben, das ist es was ich wünsche! So möchte ich mich um dich verdient machen! — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müssen meine Schüler. — Als ich sagte Cophta, fiel dir nichts ein?

Domherr. Cophta! Cophta! — Wenn ich dir es gestehen soll, wenn ich mich vor dir nicht zu schämen brauche! Meine Einbildungskraft verließ sogleich diesen kalten, beschränkten Welttheil; sie besuchte jenen heißen Himmelsstrich, wo die Sonne noch immer über unsäglichen Geheimnissen brütet. Aegypten sah ich auf einmal vor mir stehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwischen Pyramiden, Obelisken, ungeheuern Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da sah ich den Groß-Cophta wanken; ich sah ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an seinen klugen Mund gebunden waren.

Graf. Dießmal hat dich deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieser große, herrliche, und ich darf wohl sagen, dieser unsterbliche Greis ist es, von dem ich euch sagte, den ihr zu sehen dereinst hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er schon Jahrhunderte auf diesem Erdboden. Indien, Aegypten ist sein liebster Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüsten Libyens; sorglos erforscht er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arm stutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor seinem Schelten, daß die Hand des Weisen ruhig heilsame Wurzeln aufsuche, Steine zu unterscheiden wisse, die wegen ihrer geheimen Kräfte schätzbarer sind als Gold und Diamanten.

Domherr. Und diesen trefflichen Mann sollen wir sehen? Gieb mir einen Wink, auf welche Weise es möglich sey?

Graf. O du Kurzsichtiger! welche Winke soll ich dir geben? Dir, dessen Augen geschlossen sind!

Domherr. Nur Ein Wort!

Graf. Es ist genug! — Was der Hörer wissen soll, pflege ich ihm nie zu sagen.

Domherr. Ich brenne vor Begierde, besonders seitdem du mich in den zweiten Grad der Geheimnisse erhoben hast. O! daß es möglich wäre, daß du mir auch sogleich den dritten schenktest.

Graf. Es kann nicht geschehen!

Domherr. Warum?

Graf. Weil ich noch nicht weiß, wie du die Lehren des zweiten Grades gefaßt haben magst und ausüben wirst.

Domherr. Prüfe mich sogleich.

Graf. Es ist jetzt nicht Zeit.

Domherr. Nicht Zeit?

Graf. Hast du schon vergessen, daß die Schüler des zweiten Grades ihre Betrachtungen bei Tage und besonders Morgens anstellen sollen?

Domherr. So sey es denn morgen bei guter Zeit.

Graf. Gut! Nun aber zuvörderst die Buße nicht versäumt! — Hinunter zu den andern in den Garten! — — Aber du sollst einen großen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu! — schaue gegen Mittag! Von Mittag kommt der Groß-Cophta; dieses

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 03804/168

Geheimniß entdeck' ich dir allein. Alle Wünsche deines Herzens eröffne ihm: sprich so leise du willst, er hört dich.

Domherr. Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand, und entfernt sich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean (der vorsichtig hereintritt). Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf. Du hast deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean. Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geister sie von einander sprengten? Meine Kameraden erschraken und flohen; es hat keiner was gesehen noch gemerkt.

Graf. Es mag gut seyn! Ich hätte sie auch ohne dich aufgebracht: nur verlangt eine solche Operation mehr Umstände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edlen Geister nicht immer zu incommodiren. (Einen Beutel eröffnend.) Hier für deine Mühe! Gieb dieß Geld nicht frevelhaft weg; es ist philosophisches Geld. Es bringt Segen! — — Wenn man's in der Tasche behält, wird sie nie leer.

Saint Jean. So! da will ich's wohl verwahren.

Graf. Wohl, und spare dir immer zwei, drei Goldstücke dazu, du wirst Wunder sehen.

Saint Jean. Haben Sie das Gold selbst gemacht, Herr Graf?

Graf. Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean. Wie glücklich sind Sie!

Graf. Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf. Das soll dein Schade nicht seyn. Gehe hin und schweige, damit nicht andere diese Quelle kennen lernen. In wenig Zeit sollst du die Stelle haben, um die du gebeten hast.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweise fünd' ich hier eine wohlbeſetzte Tafel, ein feines Deſſert, treffliche Weine. Der Domherr läßt's nicht fehlen. Wohl! hier kann ich meinen Magen reſtauriren, indeß die Menſchen glauben, ich halte meine vierzigtägigen Faſten. Ich ſcheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfniſſe zu verbergen weiß.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wohnung des Marquis.

Der Marquis, hernach la Fleur.

Der Marquis (in einem ſehr eleganten Frack vor dem Spiegel). Geburt, Rang, Geſtalt, was ſind ſie alle gegen das Geld! Wie dank' ich der kühnen Induſtrie meiner Frau, daß ſie mir ſo viel verſchafft. Wie anders ſeh' ich aus, da ich nun das erſtemal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis. Gieb mir die Schatulle.

La Fleur (bringt ſie). So ſchwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis (indem er die Schatulle öffnet). Was ſagſt du, ſind dieſe beiden Uhren nicht ſchön, die ich geſtern kaufte?

La Fleur. Sehr ſchön.

Marquis. Und dieſe Doſe?

La Fleur. Koſtbar und zierlich.

Marquis. Dieſer Ring?

La Fleur. Gehört auch Ihnen?

Marquis. Diese Schnallen? Diese Stahlknöpfe? Genug, alles zusammen! Findest du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur. Sie zeichnen sich nun auf dem Spaziergange gewiß vor vielen aus.

Marquis. Wie wohl mir das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu seyn, die Aufmerksamkeit keines Menschen zu reizen! Ich hätte lieber todt seyn mögen als länger so leben. — Ist die Nichte schon aufgestanden?

La Fleur. Ich glaube kaum. Sie hat wenigstens das Frühstück noch nicht gefordert. Es scheint mir, sie ist erst wieder eingeschlafen, seitdem Sie heute früh von ihr wegschlichen.

Marquis. Unverschämter! — Stille!

La Fleur. Unter uns darf ich doch aufrichtig seyn!

Marquis. Wenn dir in Gegenwart meiner Frau so ein Wort entführe!

La Fleur. Glauben Sie nicht, daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis. Noch kann die Marquise unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Nichte für ein Kind, in drei Jahren haben sie sich nicht gesehen; ich fürchte, wenn sie das Kind recht ansieht —

La Fleur. Das möchte noch alles gehen. Wenn sie nur nicht die Bekanntschaft mit dem alten Hexenmeister hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann ist ein Wunder! Alles weiß er, alles verrathen ihm seine Geister. Wie ging es im Hause des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun sollte es der Kammerdiener verschwatzt haben.

Marquis. Er ist eben, so viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur. Ach, er bekümmert sich um alles; und wenn er seine Geister fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis. Sollte denn das alles wahr seyn, was man von ihm erzählt?

La Fleur. Es zweifelt niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis. Es ist doch sonderbar! — Sieh zu, es fährt ein Wagen vor. (La Fleur ab.)

Marquis. Wenn meine Frau mein Verhältniß zur ſchönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den erſten Augenblick an. Wenn ſie ihre Plane durchſetzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt ſie mich dann nicht machen was ich will? — Sie ſelbſt!

Zweiter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquiſe.

Marquiſe. Ich komme früher als ich dachte.

Marquis. Ich freue mich, dich endlich wiederzuſehen.

Marquiſe. Warum kamſt du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte dich eingeladen.

Marquis. Verzeih mir! Ich hatte eben geſtern vieles zu berichtigen. Du ſchriebſt mir ja, daß ich mich zu einer Reiſe vorbereiten ſollte.

Marquiſe. Du haſt nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Geſellſchaft verſtimmt. Zuletzt überraſchte uns noch der Graf und jagte uns auseinander. Man muß ſich nun einmal die Tollheiten dieſes Menſchen gefallen laſſen.

Marquis (lächelnd). Wie geht es denn mit deiner Unterhandlung? (Ironiſch) Haſt du dich bei Hofe recht eingeſchmeichelt?

Marquiſe. Es iſt wahr, wir haben uns lange nicht geſehen. Du warſt abweſend als ich verreiſte. Gleich als der Fürſt und die Prinzeſſin auf das Luſtſchloß hinausgezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe und wohnte da ganz im Stillen, indem ſich der Domherr einbildete, ich ſehe die Prinzeſſin täglich. Ich ſchickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und ſeine Hoffnung war aufs äußerſte geſpannt. Denn wie unglücklich dieſer Mann iſt, ſeitdem ihn ſein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn ſeinen Hoffnungen geſchmeichelt wird, läßt ſich nicht denken. Ich brauchte es nicht ſo künſtlich anzulegen als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis. Aber auf die Länge kann dieſes Mährchen nicht halten.

Marquiſe. Dafür laß mich ſorgen. Er iſt jetzt nahe dem Gipfel ſeiner Glückſeligkeit. Heute Nacht, als er mich auf ſeinem Landhauſe empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzeſſin —

Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind!
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß,
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt:
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Marquis. Von der Prinzessin?

Marquise. Den ich selbst geschrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr sagen.

Marquis. Und weiter?

Marquise. Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzessin an; ich versicherte ihn, daß sie sich bei ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürsten gewiß für ihn wiedererlangen würde.

Marquis. Gut! aber welchen Vortheil versprichst du dir von allem diesem?

Marquise. Erstlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis. Bestes Weib!

Marquise. Das erhielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürstin mir günstig zu machen. Zähle dir nur gleich deine Hälfte davon ab. (Der Marquis tritt an den Tisch und zählt, ohne auf das, was sie sagt, acht zu geben.) Aber, wie gesagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt nur mein Anschlag, so sind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben schon lange ein kostbares Halsband liegen, das sie gern verkaufen möchten; der Domherr hat so viel Credit, daß sie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis (der nach ihr hinsieht). Was sagst du von Terminen? von Zahlung?

Marquise. Merkst du denn nicht auf? Du bist so ganz bei dem Gelde.

Marquis. Hier hast du deine Hälfte! Die meine soll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(Er zeigt sich ihr; dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquise (für sich). O des eitlen, kleinlichen Menschen!

Marquis (sich herumkehrend). Was wolltest du sagen?

Marquise. Du hättest besser aufgemerkt, wenn du hättest ahnen können, von welcher wichtigen Sache ich sprach. Es ist nichts weniger als mit einem einzigen Schlage unser ganzes Glück zu machen.

Marquis. Und wie?

Marquise. Erinnerst du dich von dem kostbaren Halsbande gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung der Fürst solle seiner Tochter damit ein Geschenk machen.

Marquis. Ganz recht! Ich habe es sogar diese Woche noch bei ihnen gesehen, als ich diesen Ring kaufte; es ist von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Wasser, die Anzahl, oder den Geschmack, womit sie zusammengesetzt sind, am meisten bewundern soll. Ich konnte mich vom Anblick nicht scheiden; dieser Ring verschwand zu nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne schaffen.

Marquise. Und dieses Halsband soll unser werden!

Marquis. Dieses Halsband? Unser? Du erschreckst mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquise. Glaubst du, daß ich weiter keine Absicht habe, als dir für Uhren, Ringe und Stahlknöpfe zu sorgen? Ich bin gewohnt armselig zu leben, aber nicht armselig zu denken. — Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unserm Stande, unter der Würde meiner großen Vorfahren leben müssen; jetzt, da sich eine Gelegenheit darbietet, will ich gewiß nicht kleinlich seyn und sie entschlüpfen lassen.

Marquis. Aber ums Himmels willen, was ist dein Plan? Wie ist es möglich ihn auszuführen?

Marquise. Höre mich! Dem Domherrn mach' ich glauben, die Prinzessin wünsche das Halsband zu besitzen, und daran sage ich keine ganze Unwahrheit; denn man weiß, daß es ihr außerordentlich gefallen hat und daß sie es gern besessen hätte. Ich sage dem Domherrn ferner, die Prinzessin wünsche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur seinen Namen dazu hergeben solle, daß er den Kauf mit den Juwelieren schließe, die Termine festsetze und allenfalls den ersten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig schadlos halten und diesen Dienst als ein Pfand seiner Treue, seiner Ergebenheit ansehen.

Marquis. Wie verblendet muß er seyn so viel zu wagen!

Marquise. Er glaubt ganz sicher zu gehen. Auch habe ich ihm schon ein Blatt zugestellt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint.

Marquis. Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquise. Schäme dich! Mit mir darfst du alles wagen. Ich habe mich schon vorgesehen in Absicht auf die Ausdrücke, die Unterschrift. Sey nur ruhig! — Und wenn alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein

Seitenzweig der Fürstlichen Familie so gut als anerkannt! — Höre nur! Der Domherr ist jetzt voller Freuden über dieses Vertrauen; er sieht darin ein gewisses Zeichen der neugeschenkten Gunst, und wünscht nichts sehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband schon in ihren Händen sey.

Marquis. Und dieses Halsband denkst du zu unterschlagen?

Marquise. Natürlich! Mache dich nur immer reisefertig. Sobald der Schatz in unsern Händen ist, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck auseinander, du gehst nach England hinüber, verkaufest, vertauschest zuerst die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, sobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indessen will ich die Sache schon so führen und so verwirren, daß der Domherr allein stecken bleibt.

Marquis. Es ist ein großes Unternehmen; aber sage mir, fürchtest du dich nicht in der Nähe des Grafen, dieses großen Zauberers, solch einen Plan zu entwerfen?

Marquise. Ein großer Schelm ist er! Seine Zauberei besteht in seiner Klugheit, in seiner Unverschämtheit. Er fühlt wohl, daß ich ihn kenne. Wir betragen uns gegen einander wie sich's gebührt; wir verstehen einander, ohne zu sprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis. Aber die Geister, die er bei sich hat?

Marquise. Possen!

Marquis. Die Wunder, die er thut?

Marquise. Mährchen!

Marquis. So viele haben doch gesehen —

Marquise. Blinde!

Marquis. So viele glauben —

Marquise. Tröpfe!

Marquis. Es ist zu allgemein! Die ganze Welt ist davon überzeugt!

Marquise. Weil sie albern ist!

Marquis. Die Wundercuren —

Marquise. Charlatanerie!

Marquis. Das viele Geld, das er besitzt —

Marquise. Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis. Du glaubst also, daß er nicht mehr weiß als ein anderer?

Marquise. Du mußt unterscheiden — wenn du kannst. Er ist kein gemeiner Schelm. Er ist so unternehmend und gewaltsam als klug, so unverschämt als vorsichtig; er spricht so vernünftig als unsinnig; die reinste Wahrheit und die größte Lüge gehen schwesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist es unmöglich zu unterscheiden, ob er dich zum Besten hat, oder ob er toll ist. — — Und es braucht weit weniger als das, um die Menschen verwirrt zu machen.

Jäck (hereinspringend). Ihre Nichte fragt, ob sie aufwarten kann? — Sie ist hübsch, Ihre Nichte!

Marquise. Gefällt sie dir? — Laß sie kommen. (Jäck ab.)

Marquise. Ich wollte dich eben fragen, wie dir es gegangen ist, ob du sie glücklich in die Stadt gebracht hast? Wie ist sie geworden? Glaubst du, daß sie ihr Glück machen wird?

Marquis. Sie ist schön, liebenswürdig, sehr angenehm und gebildeter als ich glaubte, da sie auf dem Lande erzogen ist.

Marquise. Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Gesellschaft. — Da ist sie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte. Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu sehen, liebste Tante!

Marquise. Liebe Nichte! Sey'n Sie mir herzlich willkommen.

Marquis. Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geschlafen?

Nichte (beschämt). Ganz wohl.

Marquise. Wie sie groß geworden ist, seit ich sie nicht gesehen habe!

Nichte. Es werden drei Jahre seyn.

Marquis. Groß, schön, liebenswürdig! Sie ist alles geworden, was ihre Jugend uns weissagte.

Marquise (zum Marquis). Erstaunst du nicht, wie sie unserer Prinzessin gleicht?

Marquis. So oben hin. In der Figur, im Wuchse, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit seyn; aber diese Gesichtsbildung gehört ihr allein, und ich denke, sie wird sie nicht vertauschen wollen.

Marquise. Sie haben eine gute Mutter verloren.

Nichte. Die ich in Ihnen wiederfinde.

Marquise. Ihr Bruder ist nach den Inseln.

Nichte. Ich wünsche, daß er sein Glück mache.

Marquis. Diesen Bruder ersetze ich.

Marquise (zum Marquis). Es ist eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis. Wir haben Muth.

Jäck. Der Ritter! — Er ist noch nicht freundlicher geworden.

Marquise. Er ist willkommen! (Jäck ab.)

Marquise (zur Nichte). Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis. Ich dächte, sie könnte seinesgleichen schon mehr gesehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquise. Es scheint, Sie haben so wenig geschlafen als ich.

Ritter. Gewiß, dießmal hat der Graf unsere Geduld sehr geprüft, besonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten stehen, dann befahl er uns in die Wagen zu sitzen und nach Hause zu fahren; er selbst brachte den Domherrn herein.

Marquise. So sind wir denn glücklich alle wieder in der Stadt zusammen!

Ritter. Ist dieses Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquise. Sie ist's.

Ritter. Ich bitte, mich ihr vorzustellen.

Marquise. Dieß ist der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte. Ich freue mich, eine so angenehme Bekanntschaft zu machen!

Ritter (nachdem er sie aufmerksam betrachtet). Ihre Tante hat nicht zu viel gesagt; gewiß, sie werden die schönste Zierde unsers gemeinschaftlichen Kreises seyn.

Nichte. Ich merke wohl, daß man sich in der großen Welt gewöhnen muß, diese schmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine

Unwürdigkeit und bin von Herzen beschämt; noch vor kurzer Zeit würden mich solche Complimente sehr verlegen gemacht haben.

Ritter. Wie gut sie spricht!

Marquise (setzt sich). Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß sie Ihnen gefährlich werden könnte?

Ritter (setzt sich zu ihr). Sie scherzen, Marquise!

(Der Marquis ersucht pantomimisch die Nichte, ihm an der Hutcocarde, an dem Stockbande etwas zurechte zu machen; sie thut es, indem sie sich an ein Tischchen der Marquise gegenüber setzt. Der Marquis bleibt bei ihr stehen.)

Marquise. Wie haben Sie den Domherrn verlassen?

Ritter. Er schien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraschte uns, und ich darf wohl sagen, er kam uns allen zur Unzeit.

Marquise. Und Sie wollten sich mit gewaffneter Hand den Geistern widersetzen?

Ritter. Ich versichere Sie, schon längst war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm schon einigemal die Spitze geboten, wenn nicht sein Stand, sein Alter, seine Erfahrung, seine übrigen großen Eigenschaften mehr als seine Güte gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ich läugne es nicht, oft ist er mir verdächtig; bald erscheint er mir als ein Lügner, als ein Betrüger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt seiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquise. Wem geht es nicht so?

Ritter. Auch Ihnen?

Marquise. Auch mir.

Ritter. Und seine Wunder? Seine Geister?

Marquise. Wir haben so große, so sichere Proben von seiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verstand gefangen nehme, wenn bei seinem Betragen mein Herz widerstrebt.

Ritter. Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich stärker sind. Nun aber muß sich's bald entscheiden, heute noch! denn ich weiß nicht wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten erlöst'te — denn ich muß gestehen, wir gehorchten ihm pünktlich, und keiner wagte nur einen Schritt — trat er endlich zu uns und rief: Seyd mir gesegnet, die ihr die strafende Hand eines Vaters

erkennt und gehorcht. Dafür soll euch der schönste Lohn zugesichert werden. Ich habe tief in eure Herzen gesehen. Ich habe euch redlich gefunden. Dafür sollt ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquise. Heute noch?

Ritter. Er versprach's.

Marquise. Hat er sich erklärt, wie er ihn zeigen will? Wo?

Ritter. In dem Hause des Domherrn, in der ägyptischen Loge, wo er uns eingeweiht hat. Diesen Abend.

Marquise. Ich verstehe es nicht. Sollte der Groß-Cophta schon angelangt seyn?

Ritter. Es ist mir unbegreiflich!

Marquise. Sollte ihn der Domherr schon kennen und es bis hieher geläugnet haben?

Ritter. Ich weiß nicht was ich denken soll; aber es werde nun wie es wolle, ich bin entschlossen, den Betrüger zu entlarven, sobald ich ihn entdecke.

Marquise. Als Freundin kann ich Ihnen ein so heroisches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie, daß es so ein Leichtes sey?

Ritter. Was hat er denn für Wunder vor unsern Augen gethan? Und wenn er fortfährt uns mit dem Groß-Cophta aufzuziehen, — wenn es am Ende auf eine Mummerei hinausläuft, daß er uns einen Landstreicher seines Gleichen als den Urmeister seiner Kunst aufdringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen seyn!

Marquise. Glauben Sie es nicht, Ritter! Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Gespenster. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie einen solchen Mann durch eine rasche, durch eine übereilte That beleidigen. Ich verehre ihn immer als ein übernatürliches Wesen. — Seine Großmuth, seine Freigebigkeit und sein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Begünstigt er Sie nicht auf alle Weise? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt sind? — — Doch Sie sind zerstreut. — Irre ich, Ritter? oder Ihre Augen sind mehr auf meine Nichte als Ihr Geist auf mein Gespräch gerichtet!

Ritter. Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenstand reizt immer.

Marquise. Besonders wenn er reizend ist.

Marquis (der bisher mit der Nichte leise gesprochen). Sie sind zerstreut und Ihre Blicke scheinen nach jener Seite gerichtet zu seyn.

Nichte. Ich sah meine Tante an. Sie hat sich nicht geändert, seitdem ich sie gesehen habe.

Marquis. Desto mehr verändert sind' ich Sie, seitdem der Ritter eingetreten ist.

Nichte. Seit diesen wenigen Augenblicken?

Marquis. O ihr Weiber! ihr Weiber!

Nichte. Beruhigen Sie sich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquise. Wir machen doch diesen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte. Wie es Ihnen gefällt.

Ritter. Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquise. Dießmal nicht! es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden, wir haben viel einzukaufen; denn es muß dieser schönen Gestalt an keinem Putze fehlen. Diesen Abend finden wir uns in der ägyptischen Loge zusammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäck. Der Graf.

Jäck. Der Graf! —

Graf (der gleich hinter Jäck hereinkommt). Wird nirgends angemeldet. Keine Thür ist ihm verschlossen, er tritt in alle Gemächer unversehens herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahren wie ein Donnerschlag, so wird er doch nie hinweggehen, ohne, gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurückzulassen. (Jäck, der indeß unbeweglich dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab. Der Graf setzt sich und behält in diesem, so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchstens nur, um jemand zu grüßen, lüftet.) Auch Sie treff' ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlassen Sie sich der Meditation; und diesen Abend zur gesetzten Stunde finden Sie sich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter. Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (Ab.)

Nichte. Wer ist dieser Herr?

Marquis. Der Graf Rostro, der größte und wunderbarste aller Sterblichen.

Graf. Marquise! Marquise! Wenn ich nicht so nachsichtig wäre, wie würde es um Sie stehen?

Marquise. Wie das, Herr Graf?

Graf. Wenn ich nicht so nachsichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr seyd ein leichtsinniges Volk! Wie oft habt ihr mich nicht fußfällig gebeten, daß ich euch weiter in die Geheimnisse führen soll! Habt ihr nicht versprochen, euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich euch den Groß-Cophta zeigen, wenn ich euch seine Gewalt über die Geister sehen und mit Händen greifen ließe; und was habt ihr gehalten?

Marquise. Keine Vorwürfe, bester Graf! Sie haben uns genug gestraft.

Graf. Ich lasse mich erweichen. (Nach einigem Nachdenken.) Ich sehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und euch durch eine ganz besondere Weihung, durch die kräftigste Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erscheinen. Es ist eine Operation, die, wenn sie nicht geräth, uns allen gefährlich seyn kann. Ich sehe es immer lieber, wenn meine Schüler sich selber vorbereiten, damit ich sie als umgeschaffene Menschen ruhig und sicher in die Gesellschaft der Geister führen kann.

Marquise. Lassen Sie uns nicht länger warten. Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich ist. Lieber will ich mich der größten Gefahr aussetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem strengen Gebot unterwerfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf. Leicht wollt ihr alles haben, leicht und bequem! und ihr fragt nicht, wie schwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquise. Ihnen schwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen schwer werden könnte.

Graf. Schwer! sauer! und gefährlich! — Glaubt ihr, der Umgang mit Geistern sey eine lustige Sache? Man zwingt sie nicht, wie ihr die Männer, mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß sie mir widerstehen, daß sie mir zu schaffen machen, daß sie mich

überwältigen möchten, daß sie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überlisten. Schon zweimal in meinem Leben habe ich gefürchtet ihnen unterzuliegen; darum trage ich dieses Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Tasche) immer bei mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte ihnen unterthänig zu werden.

Nichte (zum Marquis). Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee vor Schrecken! So hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis. Wenn Sie erst die Einsichten, die Gewalt dieses Mannes kennen sollten, Sie würden erstaunen.

Nichte. Er ist gefährlich! mir ist angst und bange!

(Der Graf sitzt indeß unbeweglich und sieht starr vor sich hin.)

Marquise. Wo sind Sie, Graf? Sie scheinen abwesend! — So hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und schüttelt ihn.) Was ist das? Er rührt sich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis (tritt näher). Sie sind ein Kenner von Steinen, wie hoch schätzen Sie diesen Ring? — — Er hat die Augen auf und sieht mich nicht an.

Marquise (die ihn noch bei der Hand hält). So steif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte. Sollte er ohnmächtig geworden seyn? Er sprach so heftig! Hier ist etwas zu riechen!

Marquis. Nein doch, er sitzt ja ganz gerade; es ist nichts Hinfälliges an ihm.

Marquise. Stille! er bewegt sich!

(Der Marquis und die Nichte treten von ihm weg.)

Graf (sehr laut und heftig, indem er vom Stuhle auffährt). Hier! halt' ein, Schwager! hier will ich aussteigen!

Marquise. Wo sind Sie, Graf?

Graf (nachdem er tief Athem geholt hat). Ah! — Sehen Sie, so geht mir's? (Nach einer Pause.) Da haben Sie ein Beispiel! (Pause.) Ich kann es Ihnen wohl vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unversehens in große Gefahr; er sprach die Formel aus, die ich ihm anvertraut habe; nun konnte ich nicht widerstehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und ich eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir sein Anliegen, ich gab ihm schleunigen

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schweſter gönnt man dich.
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bei dieſer Flamme ſey's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus,
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feire gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen;
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gieb von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Rath; nun ist mein Geist wieder hier, verbunden mit der irdischen Hülle, die inzwischen als ein lebloser Klotz zurückblieb. — (Pause.) Das Sonderbarste ist dabei, daß eine solche Abwesenheit sich immer damit endigt, daß es mir vorkommt, ich fahre entsetzlich schnell, sehe meine Wohnung, und rufe dem Postillon zu, der eben im Begriff ist vorbeizufahren. — Hab' ich nicht so was ausgerufen?

Marquise. Sie erschreckten uns damit. — Sonderbar und erstaunlich! (Leise.) Welche Unverschämtheit!

Graf. Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir sind alle Gelenke wie zerschlagen; ich brauche Stunden, um mich wieder zu erholen. Davon ahnet ihr nichts; ihr wähnt, man mache nur alles bequem mit dem Zauberstäbchen.

Marquis. Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (Leise.) Welch ein dreister Lügner!

Nichte (herbei tretend). Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf. Ein gutes, natürliches Kind! (Zur Marquise.) Ihre Nichte?

Marquise. Ja, Herr Graf! Sie hat vor kurzem ihre Mutter verloren; sie ist auf dem Lande erzogen und erst drei Tage in der Stadt.

Graf (die Nichte scharf ansehend). So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquise. Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was gesagt?

Graf. Nicht geradezu; er hat mich nur auf sie vorbereitet.

Nichte (leise zum Marquis). Um Gotteswillen, der weiß alles, der wird alles verrathen.

Marquis (leise). Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf. Ich war diese Tage sehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die noch heute vorgehen soll. — Sobald sich euch der Groß-Cophta wird offenbart haben, wird er sich umsehen und fragen, wo ist die Unschuldige? Wo ist die Taube? Ein unschuldiges Mädchen muß ich ihm stellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich sie finden, wie ich sie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und sagte: „Sey getrost, du wirst sie finden, ohne sie zu suchen. Wenn du von einer großen Reise zurückkehrest, wird die schönste, reinste Taube vor dir stehen." — Alles ist eingetroffen, wie ich mir's gar nicht denken konnte. Ich komme aus Amerika zurück, und dieses unschuldige Kind steht vor mir.

Marquis (leise). Dießmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte (leise). Ich zittre und bebe!

Marquis (leise). So hören Sie doch aus.

Marquise. Dem Groß-Cophta soll ein unschuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß-Cophta kommt vom Orient? Ich hoffe nicht —

Graf (zur Marquise). Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (Zur Nichte, sanft und freundlich.) Treten Sie näher, mein Kind! nicht furchtsam, treten Sie näher! — So! — Eben so zeigen Sie sich dem Groß-Cophta. Seine scharfen Augen werden Sie prüfen; er wird Sie vor einen blendenden, glänzenden Krystall führen, Sie werden darin die Geister erblicken, die er beruft; Sie werden das Glück genießen, wornach andere vergebens streben; Sie werden Ihre Freunde belehren und sogleich einen großen Rang in der Gesellschaft einnehmen, in die Sie treten; Sie, die jüngste, aber auch die reinste. — — Wetten wir, Marquise! dieses Kind wird Sachen sehen, die den Domherrn höchst glücklich machen. Wetten wir, Marquise?

Marquise. Wetten? Mit Ihnen, der alles weiß?

Nichte (die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen gesucht). Verschonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verschonen Sie mich!

Graf. Sey'n Sie getrost, gutes Kind! die Unschuld hat nichts zu fürchten!

Nichte (in der äußersten Bewegung). Ich kann die Geister nicht sehen! ich werde des Todes seyn!

Graf (schmeichelnd). Fassen Sie Muth. Auch diese Furcht, diese Demuth kleidet Sie schön und macht Sie würdig, vor unsre Meister zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquise!

(Die Marquise spricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis. Darf ich nicht auch ein Zeuge dieser Wunder seyn.

Graf. Kaum! Sie sind noch unvorbereiteter als diese Frauen. Sie haben diese ganze Zeit unsre Versammlungen gemieden.

Marquis. Verzeihen Sie, ich war beschäftigt.

Graf. Sich zu putzen, das Sie den Weibern überlassen sollten.

Marquis. Sie sind zu strenge.

Graf. Nicht so strenge, daß ich den ausschließen sollte, der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Lassen Sie uns eine Viertelstunde spazieren gehen. Wenigstens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen beide!

Nichte (die den Grafen zurückhält). Ich bitte, ich beschwöre Sie!

Graf. Noch einmal, mein Kind! verlassen Sie sich auf mich, daß Ihnen nichts Schreckliches bevorsteht, daß Sie die Unsterblichen mild und freundlich finden werden. Marquise! geben Sie ihr einen Begriff von unsern Versammlungen, belehren Sie das holde Geschöpf. Unser Freund, der Domherr, fragt den Groß-Cophta gewiß nach dem, was ihm zunächst am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erscheinung wird seine Hoffnungen stärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden; und wie sehr, meine Taube, wird er Sie schätzen, wenn die Geister ihm durch Sie sein Glück verkündigen. Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte (dem Grafen nacheilend). Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquise. Die Nichte.

(Da der Graf und der Marquis abgegangen sind, bleibt die Nichte in einer trostlosen Stellung im Hintergrunde stehen.)

Marquise (an dem vordern Theile des Theaters für sich). Ich verstehe diese Winke; ich danke dir, Graf, daß du mich für deines Gleichen hältst. Dein Schade soll es nicht seyn, daß du mir nutzest. — Er merkt schon lange, daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung schmeichle, die Prinzessin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan ahnet er nichts; er glaubt es sey auf kleine Prellereien angelegt. Nun denkt er mir zu nutzen, indem er mich braucht; er giebt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuspiegeln was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geister zu stärken. Wohl, Graf! so müssen Kluge sich verstehen, um thörichte, leichtgläubige Menschen sich zu unterwerfen. (Sich umkehrend.) Nichtchen, wo sind Sie? Was machen Sie?

Nichte. Ich bin verloren! (Geht mit unsichern Schritten auf die Tante los und bleibt auf halbem Wege stehen.)

Marquise. Fassen Sie sich, meine Liebe!

Nichte. Ich kann — ich werde die Geister nicht sehen!

Marquise. Gutes Kind, dafür lassen Sie mich sorgen. Ich will Ihnen schon rathen, schon durchhelfen.

Nichte. Hier iſt kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geiſter ſehen! Ich werde beſchämt vor allen da ſtehen!

Marquiſe (für ſich). Was kann das bedeuten?

Nichte. Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe! Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen! Ach Tante! Ach liebe Tante! wenn ich Sie noch ſo nennen darf! Sie ſehen kein unſchuldiges Mädchen vor ſich. Verachten Sie mich nicht! verſtoßen Sie mich nicht!

Marquiſe (für ſich). Unerwartet genug! (Gegen die Nichte.) Stehen Sie auf, mein Kind!

Nichte. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Kniee tragen mich nicht! Es thut mir wohl, ſo vor Ihnen zu liegen. Nur in dieſer Stellung darf ich ſagen: Vielleicht bin ich zu entſchuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zuſtand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquiſe. Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie ſicherer, als in einem Kloſter. Stehen Sie auf! (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte. Ach! Soll ich ſagen, ſoll ich geſtehen?

Marquiſe. Nun?

Nichte. Erſt ſeit dem Tode meiner Mutter iſt die Ruhe, die Glückſeligkeit von mir gewichen.

Marquiſe. Wie? (Abgewendet.) Sollt' es möglich ſeyn? (Laut.) Reden Sie weiter!

Nichte. O Sie werden mich haſſen! Sie werden mich verwerfen! Unglückſeliger Tag, an dem Ihre Güte ſelbſt mich zu Grunde richtete!

Marquiſe. Erklären Sie ſich!

Nichte. O Gott! Wie ſchwer iſt es auszuſprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick ſo ſüß vorſchmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erſte Mann, der mir die Hand mit Inbrunſt drückte, mir in die Augen ſah und ſchwur, er liebe mich. Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigſten Verluſte lange unausſprechlich gepreßt, ſich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war! — da ich in der öden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte — wie erſchien er mir da als ein Engel! der Mann, den ich ſchon in meiner Kindheit verehrt hatte, erſchien als mein

Tröſter! Er drückte ſein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der Meine werden konnte — daß er Ihnen angehört! — Es iſt ausgeſprochen! — Sie wenden Ihr Geſicht von mir weg? Haſſen Sie mich, ich verdiene es! Verſtoßen Sie mich! Laſſen Sie mich ſterben!

(Sie wirft ſich in einen Seſſel.)

Marquiſe (für ſich). Verführt — durch meinen Gemahl! — Beides überraſcht mich, beides kommt mir ungelegen. — — Faſſe dich! — Weg mit allen kleinen, beſchränkten Geſinnungen! Hier iſt die Frage, ob du nicht auch dieſen Umſtand benutzen kannſt? — — Gewiß! — — O! ſie wird nur deſto geſchmeidiger ſeyn, mir blindlings gehorchen! — — und über meinen Mann giebt mir dieſe Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Abſichten erreiche, ſo iſt mir das übrige alles gleichgültig! — (Laut.) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie ſich! Sie ſind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleier über; wir wollen ausfahren, Sie müſſen ſich zerſtreuen.

Nichte (indem ſie aufſteht und der Marquiſe um den Hals fällt). Beſte, liebſte Tante, wie beſchämen Sie mich!

Marquiſe. Sie ſollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wiſſen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit erſparen.

Nichte. Welche Großmuth!

Marquiſe. Sie werden ihn auf eine geſchickte Weiſe vermeiden; ich werde Ihnen behülflich ſeyn.

Nichte. Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquiſe. Und was die Geiſter betrifft, will ich Ihnen die wunderbarſten Geheimniſſe entdecken; und Sie ſollen dieſe fürchterliche Geſellſchaft luſtig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer des Domherrn.

Im Grunde ein Kamin, auf deſſen beiden Seiten zwei Bilder in Lebensgröße, eines ältlichen Herren und einer jungen Dame

Der Domherr (Papiere in der Hand haltend). Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürſtin, vor dein ſchönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Soll die Sehnſucht, die zu dir hinaufblickt, endlich einigen Troſt von deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch ſchweb' ich in Ungewißheit. (Auf die Papiere deutend.) Dieſe koſtlichen Züge ſeh' ich vor mir, ich erkenne deine Hand, ich fühle deine Geſinnungen; aber noch iſt es nur allgemeine Höflichkeit, noch ſteht keine Sylbe von dem, was ich ſo heftig wünſche, auf dieſen Blättern. — Thor! und was verlangſt du? — Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie ſchreibt? dir ſo viel ſchreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug ſchon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Geſinnungen? — Veränderten? — Nein, ſie hat ſich nie verändert. Sie ſchwieg, als man mich verſtieß; ſie verſtellte ſich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt ſie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden mich wieder heranzuführen. — Sie wünſcht das koſtbare Halsband, ſie giebt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters ihr dieſes Kleinod zu verſchaffen, ſie ſendet mir ihre Garantie, ſie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den erſten Termin aus, um ſie noch feſter an mich zu knüpfen. — Ja, du wirſt — du wirſt — darf ich es in der Gegenwart deines Bildes ausſprechen? — du wirſt mein ſeyn! — Welch ein Wort! — Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja! dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt ſich der Ernſt von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemälde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm

herab, Göttin, herab! — Oder hebe mich zu dir hinauf, wenn ich nicht vor deinen Augen sterben soll!

Zweiter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter. Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; sie sind vor der Thüre.

Domherr. Laß sie hereinkommen! (Zu den Juwelieren.) Nun, wie sind Sie mit dem Entwurfe des Contracts zufrieden, den ich Ihnen zugeschickt habe?

Juwelier. Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr. Ich dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht schon ein Jahr müßig?

Juwelier. Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnädiger Herr —

Domherr. Was ist's noch?

Juwelier. Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und sie in den festgesetzten Terminen annehmen wollten, so werden Sie doch nicht ungnädig nehmen, wenn wir auf Ihre bloß handschriftliche Versicherung ein so kostbares Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es ist gewiß nicht Mißtrauen; nur unsre Sicherheit in einem so wichtigen Geschäfte —

Domherr. Ich verdenke Ihnen nicht, daß Sie mir eine so große Summe nicht geradezu anvertrauen wollen. Ich habe Ihnen aber schon gesagt, daß ich das Halsband nicht für mich, sondern für eine Dame kaufe, die allerdings so viel Credit bei Ihnen haben sollte.

Juwelier. Wir trauen völlig Ihren Worten, und wünschten nur eine Zeile von der Hand unsrer gnädigsten Käuferin.

Domherr. Ich sagte Ihnen schon, daß es nicht angeht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug, ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht

gewußt mich und Sie zu decken, so lesen Sie hier. (Er giebt ihnen ein Papier, und spricht für sich, indem sie es lesen.) Zwar hat die Marquise ausdrücklich verlangt, ich soll das Blatt niemanden zeigen, soll es nur zu meiner eigenen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber diese Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn sie nun auch wissen wollen, wer mir und ihnen für eine so große Summe steht! — (Laut.) Was sagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier (indem er das Blatt zurückgiebt). Wir bitten um Vergebung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dieß würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier ist es. Wäre es gefällig, den Contract zu unterschreiben?

Domherr. Sehr gern. (Er unterschreibt und wechselt das Papier gegen das Schmuckkästchen aus.) Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine sollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

(Die Juweliere geben mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dritter Auftritt.

Domherr, nachher ein Bedienter, dann Jäck.

Domherr (indem er das Halsband betrachtet). Kostbar, sehr kostbar! — und werth des schlanken weißen Halses, der dich tragen soll, werth des himmlischen Busens, den du berühren wirst. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, damit sie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt, um ihr diese Freude zu verschaffen. Geh, sey ihr ein Zeuge, daß ich alles für sie zu thun bereit bin. (Den Schmuck ansehend.) Wäre ich ein König, du solltest sie als ein Geschenk überraschen und bald durch kostbarere Geschenke wieder verdunkelt werden. — Ach, wie betrübt's mich, wie demüthigt's mich, daß ich jetzt nur den Mäckler machen kann!

Bedienter (ein Billet bringend). Ein Bote von der Marquise!

Domherr. Er soll warten. (Bedienter ab.)

Domherr (liest). „Wenn der Schmuck in Ihren Händen ist, so geben Sie ihn gleich dem Ueberbringer. Ich habe die schönste Gelegenheit ihn hinaus zu schicken; eine Kammerfrau ist in der Stadt; ich schicke

verſchiedene Putzwaaren an die Göttliche und packe die Juwelen bei. Der Lohn für dieſen kleinen Dienſt erwartet Sie ſchon heute Nacht. In einer Viertelſtunde bin ich bei Ihnen. Was ſteht uns nicht heute bevor! Das Angeſicht des Groß-Cophta und das Angeſicht eines Engels. Leben Sie wohl, liebſter Auserwählter! Verbrennen Sie dieß Blatt." — Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geſchwinde! Geſchwinde! Sey der Vorläufer des Glücklichſten unter allen Sterblichen. (Er ſchreibt wenige Worte und ſiegelt das Schmuckkäſtchen ein.) Warum muß auch heute ſich alles zuſammendrängen? Soll ein einziger Abend mich für ſo viel Langeweile, ſo viel Ungeduld und Schmerzen entſchädigen? Erſcheine, ſehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, ihr Geiſter, ins Heiligthum der geheimen Kenntniſſe, führe mich, o Liebe, in dein Heiligthum (Er klingelt. Bedienter tritt ein.) Wer iſt von der Marquiſe da?

Bedienter. Ihr Jäck.

Domherr. Laß ihn hereinkommen! (Bedienter ab.) Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäck (tritt auf). Was befehlen Ihro Gnaden?

Domherr. Bringe dieß Packet deiner gnädigen Frau. Eil' und halt' es feſt, damit du es nicht etwa verlierſt.

Jäck. So wenig als meinen Kopf.

Domherr. Du biſt ſo leichtſinnig.

Jäck. Nicht im Beſtellen.

Domherr. So geh hin!

Jäck. Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr. Ich verſtehe. (Giebt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jäck. Ich geb' es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (Halb laut, als ſpräche er für ſich, doch ſo, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürſt verdient er zu ſeyn! (Mit vielen muthwilligen Bücklingen ab.)

Domherr. Eile nur! eile! — Wie glücklich, daß ich dieſen Auftrag ſo ſchnell ausrichten konnte! — Nur das Einzige macht mir Sorge, daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürſtin ausdrücklicher Wille. — O ihr guten Geiſter, die ihr mir ſo ſichtbar beiſtandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geſchichte nur auf kurze Zeit eurem Meiſter!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

St. Jean. Der Ritter.

Domherr. Drei Seſſel!

(St. Jean ſtellt die Seſſel.)

Ritter. Hier bin ich! Kaum habe ich dieſen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es ſchlägt die Stunde und ich fliege hieher.

Domherr. Seyn Sie mir willkommen!

Ritter. Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem ſanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier ſeyn.

Domherr. Iſt er hinüber ins Logenzimmer gegangen?

Ritter. So ſchien mir's.

Domherr. Er bereitet ſich zu feierlichen Handlungen, Sie erſt hier in den zweiten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und uns dem Groß-Cophta vorzuſtellen.

Ritter. Ja, er hatte die Miene eines Wohlthäters, eines Vaters. Dieſe Miene ließ mich viel hoffen. O wie ſchön glänzt die Güte vom Angeſicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (indem er ſeinen Hut abnimmt und gleich wieder aufſetzt). Ich grüße euch, Männer des zweiten Grades!

Domherr. Wir danken dir!

Ritter. Nennſt du mich auch ſchon ſo?

Graf. Den ich ſo grüße, der iſt's. (Er ſetzt ſich auf den mittelſten Seſſel.) Bedeckt euch.

Domherr. Du befiehlſt es! (Er ſetzt auf.)

Graf. Ich befehle nicht. Ihr bedient euch eures Rechtes, ich erinnere euch nur.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,
Der, wie sie, nun hastig lüstern trank.
Liebe fordert er beim stillen Mahle;
Ach, sein armes Herz war liebekrank.
Doch sie widersteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee so weiß,
Aber kalt wie Eis,
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Liebe schließet fester sie zusammen,
Thränen mischen sich in ihre Lust;
Gierig saugt sie seines Mundes Flammen,
Eins ist nur im Andern sich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr starres Blut,
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Ritter (bei Seite, indem er den Hut aufsetzt). Welche Milde! Welche Nachsicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimnisse des zweiten Grades zu hören.

Graf. Setzt euch, meine Freunde, setzt euch, meine Gehülfen!

Domherr. Die Gehülfen sollen vor dem Meister stehen, um, gleich dienstbaren Geistern, seine Befehle schleunig auszurichten.

Graf. Wohlgesprochen! Aber sie sitzen bei ihm, weil sie seine Räthe mehr als seine Diener sind. (Beide setzen sich. Zum Ritter.) Wie nennt man die Männer des zweiten Grades?

Ritter. Wenn ich eben recht hörte, Gehülfen.

Graf. Warum mögen sie diesen Namen tragen?

Ritter. Wahrscheinlich, weil sie der Meister aufgeklärt und thätig genug findet, zu seinen Absichten mitzuwirken und seine Zwecke zu erfüllen.

Graf. Was denkst du von den Endzwecken dieses Grades?

Ritter. Ich kann mir nichts anders denken, als daß wir nun erst ausüben sollen, was uns der erste Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von weitem, was zu thun ist; dem Gehülfen giebt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf. Was ist das Ziel, das man den Schülern vorsteckt?

Ritter. Das eigene Beste in dem Besten der Andern zu suchen.

Graf. Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter. Daß ihm der Meister die Mittel anzeigen soll, das allgemeine Beste zu befördern.

Graf. Erkläre dich näher.

Ritter. Du weißt besser, als ich selbst, was ich zu sagen habe. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich seyn kann, daß es sein Glück in dem Wohl der Andern suchen muß. Dieses schöne Gefühl weißt du in den Schülern des ersten Grades zu erregen, zu stärken, zu beleben! — Und wie nöthig ist es, uns zum Guten Muth zu machen! Unser Herz, das von Kindheit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingiebt, und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen! Was wir geben können, will niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf (nach einer Pause). Weiter, mein Sohn.

Ritter. Und was noch schlimmer ist, muthlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen, langsamen Qualen eines Gemüths aus, das, zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgiebt, und sich doch zuletzt derselben auf ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird eine Gattin, einen Freund zu finden, denen er das einzeln schenken kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war; wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig seyn kann!

Graf. Ihr habt noch mehr zu sagen; fahrt fort.

Ritter. Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in euren Schülern auf's neue. Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegenstehen, nicht unüberwindlich seyen, daß es möglich sey sich nicht allein zu kennen, sondern sich auch zu bessern, daß es möglich sey die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und, indem man für andere arbeitet, zugleich den einzigen schönen Lohn für sich zu gewinnen. —

Graf (zum Domherrn, der sich bisher unruhig auf seinem Sessel bewegt hat). Was sagt Ihr zu diesen Aeußerungen unsers Ri[illegible]?

Domherr (lächelnd). Daß sie von einem Schüler kommen, und von keinem Gefährten.

Ritter. Wie?

Domherr. Es ist nicht von ihm zu verlangen, er muß belehrt werden.

Ritter. Was?

Domherr. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie!

Domherr. Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweiten Grades: Was du willst, daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht!

Ritter (aufspringend). Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf. Setze dich nieder und höre zu. (Zum Domherrn.) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich alles beziehen muß?

Domherr. In unserm Herzen.

Graf. Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr. Unser eigener Vortheil.

Graf. Was lehrt uns der zweite Grad?

Domherr. Weise und klug zu seyn.

Graf. Wer ist der Weiseste?

Domherr. Der nichts anders weiß noch will, als das was begegnet.

Graf. Wer ist der Klügste?

Domherr. Der in allem, was ihm begegnet, seinen Vortheil findet.

Ritter (der wieder aufspringt). Entlaßt mich! Es ist mir unmöglich, es ist mir unerträglich, solche Reden zu hören.

Domherr (halb lachend). Ging es mir doch beinahe eben so, wie Ihnen. (Zum Grafen.) Es ist ihm zu verzeihen, daß er sich so ungeberdig stellt. (Zum Ritter.) Beruhigen Sie sich, Sie werden schon über sich selbst lachen und uns das Lächeln verzeihen, das Sie in diesem Augenblick verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerei, worin der Meister seine Schüler gängelt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reizende Feenwelt hinübergeführt zu werden. Und freilich ist es unerwartet, wenn man unsanft in die wirkliche Welt wieder zurückgebracht wird, aus der man sich zu entfernen glaubte.

Ritter. Meine Herren, Sie erlauben daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erstaunen erhole.

Domherr. Gehen Sie nur, gehen Sie und sehen Sie sich in der Welt, sehen Sie sich in Ihrem Herzen um. Bedauern Sie meinetwegen die Thoren; aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehen Sie, wie jeder vom andern so viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich zurückzugeben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber sich tragen lassen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt sie so spärlich als möglich zurück. Alle Menschen sind Egoisten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann sie ändern wollen. Nur wer sich selbst nicht kennt, wird läugnen, daß es in seinem Herzen eben so bestellt sey.

Ritter. Wohin bin ich gerathen!

Domherr. Diesen Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menschen nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben und ihrem Eigensinne zu schmeicheln; daß man sich unversöhnliche Feinde macht, wenn man die

Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weisen will; daß alle vorzügliche Menschen nur Marktschreier waren und sind — klug genug ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.

Ritter. Abscheulich! Abscheulich!

Graf. Es sey genug. Er mag nun selbst denken; und noch ein Wort, eh' wir uns trennen. Wie nennt man den ersten Grad?

Domherr. Die Lehre.

Graf. Warum?

Domherr. Damit die Schüler glauben, sie lernen etwas.

Graf. Wie nennt man den zweiten Grad?

Domherr. Die Prüfung.

Graf. Und weßwegen?

Domherr. Weil der Kopf eines Menschen darin geprüft wird, und man sieht, zu was er fähig ist.

Graf. Vortrefflich! (Leise zum Domherrn.) Laß uns allein; ich muß diesen Trotzkopf zu begütigen suchen.

Domherr. Ich hoffte, du würdest meine Wünsche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf. Ich darf dem Groß-Cophta nicht vorgreifen. Warte seine Erscheinung ab; in kurzer Zeit werden alle deine Wünsche befriedigt seyn.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf. Junger Mann!

Ritter (der indessen nachdenklich und unbeweglich gestanden). Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf. Wo wollen Sie hin? Ich lasse Sie nicht weg.

Ritter. Halten Sie mich nicht! Ich lasse mich nicht halten!

Graf. Bleiben Sie!

Ritter. Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank gesagt für das Gute, das Sie mir erzeigt, für die Bekanntschaften, die Sie mir gemacht,

für den guten Willen, den Sie mir versichert. Und nun leben Sie wohl! auf ewig wohl! denn ich möchte mich nicht undankbar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl! und lassen mich nur noch das sagen: Ihre Wohlthaten beschämten mich nicht; denn ich glaubte sie einem edlen, großen Manne zu verdanken.

Graf. Weiter! weiter! Reden Sie aus, eher kommen Sie nicht von der Stelle.

Ritter. Sie wollen es? Sie befehlen es? Es sey denn! O Graf! wie haben Sie in dieser Viertelstunde mein Glück, meine Hoffnungen zernichtet! Haben Sie mich nicht besser gekannt, nicht besser beurtheilt?

Graf. Worin hab' ich mich denn so sehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der sein Glück zu machen wünschte; der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen strebte, und desto heftiger, je weniger ihm seine Lage Ansprüche zu großen Hoffnungen erlaubte.

Ritter. Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verschmähete? Wünschte ich nicht meine beste Empfehlung von meiner Redlichkeit, meiner Gefälligkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenschaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf. Und nun erschrecken Sie über den Fuchspelz, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken sollten.

Ritter. Scherzen Sie nur; ich will ernsthaft reden; ernsthaft zum letztenmale mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich gesteh' es Ihnen, Ihr Betragen war mir längst verdächtig. Diese geheimen Wissenschaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, diese wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben versichert wurden, diese Verwandtschaft mit Geistern, diese unfruchtbaren Ceremonien, alles weissagte mir nichts Gutes; nur die Großheit Ihrer Gesinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienstfertigkeit, Ihre Freigebigkeit, das alles deutete mir dagegen auf einen tiefen Grund eines edlen Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, saugte Ihre Lehren ein bis auf diesen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerstörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher, niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachschwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich zum

Schaden der andern gewinnen ſollte, ſo bedurft' es nicht dieſer Vorbereitungen, dieſer Anſtalten, die mich beſchämen und erniedrigen. Ich verlaſſe Sie! Aus mir werde, was da will.

Graf. Ritter, ſehen Sie mich an!

Ritter. Was verlangen Sie von mir?

Graf. Was Sie mich thun ſehen, thun Sie auch! (Er nimmt den Hut ab.)

Ritter. Sollen wir mit Ceremonien ſcheiden?

Graf. Selbſt die Höflichkeit gebietet Ihnen zu folgen.

Ritter (indem er den Hut abnimmt). Nun denn, ſo empfehle ich mich Ihnen.

Graf (der ſeinen Hut wegwirft). Nun, Ritter?

Ritter. Was ſoll das?

Graf. Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter (der ſeinen Hut wegwirft). So ſey denn zum letztenmal etwas Unverſtändliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf. Nicht ſo thöricht wie du glaubſt. (Er geht mit offenen Armen auf ihn zu.) Siehe mich von Angeſicht zu Angeſicht, du Erwählter! Komm in meine Arme, ſchließe dich an meine Bruſt, erhabe...r Meiſter!

Ritter. Was ſoll das? Laſſen Sie mich los!

Graf. Niemals, wenn ich dich nicht eher laſſen ſollte, als bis meine Freude über dieſen meinen trefflichen Freund erſchöpft wäre!

Ritter. Erklärt euch, Ihr macht mich verwirrt.

Graf. Erinnerſt du dich, wie nannte der Domherr den zweiten Grad?

Ritter. Mich dünkt, die Prüfung.

Graf. Gut, die haſt du überſtanden.

Ritter. Erklärt euch!

Graf. Laß mich erſt meine lebhafteſte Freude in dieſen Umarmungen ausdrücken.

Ritter. Ich verſtumme!

Graf. Wie ſelten hab' ich ſie genoſſen! Ich wünſche euch Glück und mir.

Ritter. Laß mich nicht länger in Ungewißheit!

Graf. Du haſt das ſonderbarſte Abenteuer überſtanden, du haſt dir die Würde eines Meiſters ſelbſt gegeben, du haſt dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit ſtürmender Fauſt erobert.

Ritter. Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf. Ich wünschte nun, daß dein Verstand dir erklärte, was dein Herz ausgeübt hat; mit weniger Aufmerksamkeit wirst du es leicht. Was waren deine Hoffnungen als Schüler des ersten Grades?

Ritter. Besser zu werden als ich bin, und durch Eure Hülfe das Gute, was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf. Und was erfuhrst du, als du aus dem Munde des Domherrn die Grundsätze des zweiten Grades vernahmst?

Ritter. Ich erfuhr zu meinem Entsetzen, daß Ihr euch bisher nur verstelltet und die Schüler zum Besten hattet; daß man die, die Ihr Gehülfen nennt, zu weltklugen Menschen machen, sie zu Egoisten stempeln, die zartesten Empfindungen der Freundschaft, der Liebe, der Treue und jeder schönen Anforderung, die unser Herz unwiderstehlich macht, aus ihrem Busen reißen und sie, ich darf es wohl sagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, schlechten, ganz schlechten Menschen machen wolltet. Du weißt, mit welchem Abscheu ich diesen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu sagen: ich verändere meine Gesinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf. Eben deßwegen schließ' ich dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor dir weg und grüße dich als Meister. Du hast die Prüfung überstanden, du bist der Versuchung entgangen, du hast dich als einen Mann gezeigt, den ich suche. Alles was du aus dem Munde des Domherrn gehört hast, was leider dieser Unglückliche nebst mehrern andern für Wahrheit hält, ist nur Prüfung, nur Versuchung. Wenn die erhabenen, großen, uneigennützigen Meister einen Lehrling, der sich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen, so versuchen sie ihn erst, und am sichersten geschieht es, wenn sie ihm die scheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, so thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt einen vorwärts zu thun. Wir lassen ihn lange Zeit in seinem Sinne hingehen, und glücklich ist er, wenn wir ihn nach und nach durch große Umwege zum Licht führen.

Ritter. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundsätze, die er mir mit so viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren sind?

Graf. Freilich glaubt er's, der Unglückliche!

Ritter. Und du, sein Busenfreund, ziehst ihn nicht aus diesem Irrthum?

Graf. Ich arbeite daran. Es ist aber schwerer als du denkst. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoisten hebt ihn über alle Menschen hinweg; indem er sie zu übersehen glaubt, läßt er sich alles nach, und giebt andern eben dadurch Gelegenheit ihn zu übersehen, ihn zu beherrschen.

Ritter. Ihr solltet nicht ruhen bis ihm die Augen geöffnet sind.

Graf. Damit du einsehen lernst wie schwer das ist, sollst du mir helfen ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter (nach einer Pause). So wäre es denn wahr, daß ich mich an euch nicht geirrt habe? daß ich in dir, je länger ich dich kenne, immer den Bessern, den Größern, den Unbegreiflichen finde? Meine Dankbarkeit ist gränzenlos, meine Freude verstummt in dieser Umarmung.

Graf. Nun gehe, mein Sohn. Drüben in dem Zimmer sind Kleider zurecht gelegt, in denen man sich nur dem Groß-Cophta zeigen darf. Wären alle, die sich ihm heute vorstellen, rein wie du, so würde er von seiner Erscheinung selbst große Freude haben. Du wirst große Wunder sehen, und wirst sie bald verstehen, ja bald selbst hervorbringen lernen. Gehe, staune und schweige!

Ritter. Ich bin ganz, ich bin ewig dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf, nachher ein Bedienter.

Graf. So wäre denn auch dieser nach seiner Art zur Ordnung gewiesen. Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fische einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfisch ist, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäusen stellt man Fallen, Füchsen legt man Eisen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verscheucht man mit Fackeln. Diesen jungen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meisterstreich wagen, der mein Ansehen bei allen befestigen muß. Die Decoration ist in Ordnung, die Marquise hat mich verstanden, und es wird alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter (in einem langen weißen Feierkleide). Alles ist fertig,

Herr Graf! Der Domherr, der Ritter, die Damen sind alle gekleidet. Wollen Sie sich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüberbringen.

Graf. Nein, ich komme! Folge mir und thue dein Amt.

Achter Auftritt.

Vorsaal und Eingang in die ägyptische Loge.

Musik.

Sechs Kinder

kommen gepaart in weißen langen Kleidern, mit fliegendem Haar, Rosenkränze auf dem Kopfe und Rauchfässer in den Händen.

Sechs Jünglinge

hinter ihnen, weiß aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Rosenkränzen auf dem Haupte, jeder zwei Fackeln kreuzweise über der Brust. Sie ziehen anständig über das Theater und stellen sich an beide Seiten.

Chor der Kinder.

Schon eröffnet ist der Tempel,
Sind die Hallen, sind die Grüfte.
Weihrauch reinige die Lüfte,
Die um diese Säulen wehn.

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sprossen,
Bleibet in dem Vorhof stehn,
Und ihr Weisen, ihr Genossen,
Eilt ins Heiligthum zu gehn.

(Musik.)

Die Genossen der Loge

kommen zwei und zwei aus entgegengesetzten Coulissen, jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperson. Sie begegnen einander, grüßen sich und treten an die Thür der Loge.

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Rauch und Wahn,

Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geiſter, dürfen wir hinan?

Chor (von innen).

Bringet Ernſt zur ernſten Sache,
Kommt zum Licht aus Dunſt und Wahn!
Daß der Cophta nicht erwache —
Leiſe, leiſe tretet an!

Die Pforte öffnet ſich. Die Genoſſen treten hinein, die Pforte ſchließt ſich und es kommt wieder ein neues Paar. Ceremonie und Geſang werden wiederholt. Es fügt ſich, daß der Domherr und die Nichte zuſammentreffen und mit einander ins Heiligthum gehen; ſie ſind die letzten. Die Muſik verliert ſich ins Pianiſſimo, die Kinder treten in die Couliſſen, die Jünglinge fallen auf die Kniee zu beiden Seiten des Proſcenii.

Neunter Auftritt.

Der Vorhang geht auf und es zeigt ſich ein Saal mit ägyptiſchen Bildern und Zierrathen. In der Mitte ſteht ein tiefer Seſſel, auf welchem eine in Goldſtoff gekleidete Perſon zurückgelehnt liegt, deren Haupt mit einem weißen Schleier bedeckt iſt. Zur rechten Hand kniet der **Domherr**, zur Linken der **Ritter**, vorwärts neben dem **Domherrn** die **Marquiſe**, neben dem **Ritter** der **Marquis**, dann die **Nichte**. Die Muſik verliert ſich.

Domherr. Erhabener, unſterblicher Greis! Du erlaubſt Unwürdigen ſich deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hülfe von dir zu erbitten. Du ſchläfſt, oder vielmehr du ſcheinſt zu ſchlafen; denn wir wiſſen, daß du ſelbſt in deiner Ruhe aufmerkſam und thätig biſt und das Wohl der Menſchen beförderſt. Gieb uns ein Zeichen, daran wir erkennen, daß du uns hörſt, daß du uns hold biſt!

(Muſik, nur wenige Töne. Der Verſchleierte hebt die rechte Hand auf.)

Ritter. Du ſiehſt hier eine Anzahl Menſchen vor dir, die, aufgemuntert durch das Verſprechen deines würdigſten Schülers, in vollem Vertrauen ſich zu dir nahen und hoffen, daß du ihre Bedürfniſſe befriedigen werdeſt. Freilich ſind dieſe Bedürfniſſe ſehr verſchieden; doch ſelbſt das Mannichfaltigſte wird einfach vor deinem allgemeinen Blick, vor deiner ausgebreiteten Macht. Wirſt du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig ſind?

(Muſik wie oben, nach Verhältniß. Der Verſchleierte richtet ſich auf.)

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange,
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebeſtammelns Raſerei.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind:
Giebt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
So zur Thür hinein
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt
Hebet die Geſtalt
Lang und langſam ſich im Bett' empor.

Marquise. Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns dein Angesicht sehen; wir schmachten schon Monate lang nach deiner Gegenwart.

(Musik wie oben. Der Verschleierte steht auf und bleibt vor dem Sessel stehen.)

Marquis. Erlaube, daß wir uns dir nahen, daß wir den Saum deines Rockes küssen. Die Wünsche, die so lange in unsern Herzen schliefen, sind jetzt aufgewacht; in deiner Gegenwart werden sie unerträglich unruhig.

(Musik wie oben. Der Verschleierte tritt sachte die Stufen herunter.)

Nichte (leise). Mir zittern alle Glieder!

Domherr. Versage uns nicht länger den Glanz deines Angesichts!

Alle. Großer Cophta, wir bitten!

(Musik, wenige rasche Töne. Der Schleier fällt.)

Alle (indem sie auf einmal aufstehen und weiter vortreten). Der Graf!

(Die Jünglinge stehen auf.)

Graf (der hervortritt). Ja, der Graf! Der Mann, den ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O ihr Blinden! ihr Hartherzigen! Fast ein Jahr gehe ich mit euch um, ich unterrichte eure Unwissenheit, ich belebe euren todten Sinn, ich deute euch auf den Groß-Cophta, ich gebe euch die entscheidendsten Winke; und es geht euch kein Licht auf, daß ihr denselben Mann, den ihr sucht, beständig vor euch habt, daß ihr die Güter, nach denen ihr euch sehnt, täglich von seinen Händen empfangt, daß ihr mehr Ursache habt zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit eurem irdischen Sinn, ich lasse mich zu eurer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen eure Augen mich erkennen, wenn euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über eure Gemüther ausübte, euren Glauben schwach ließ, so glaubt nun an die Wunder, die ich außer euch, aber in eurer Gegenwart vollende!

Domherr (bei Seite). Ich erstaune!

Ritter (bei Seite). Ich verstumme!

Marquise (bei Seite). Seine Unverschämtheit übertrifft meine Erwartung.

Marquis (bei Seite). Ich bin neugierig zu sehen, wo das hinaus will.

Graf. Ihr steht bestürzt? Ihr seht vor euch nieder? Ihr getraut euch kaum mich von der Seite anzublicken? Wendet euer Gesicht zu mir, seht mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und

erhebt euer Herz! — Ja, ihr seht den Mann vor euch, der so alt als die ägyptischen Priester, so erhaben als die indischen Weisen, sich in dem Umgange der größten Männer gebildet hat, die ihr seit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben ist, keiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieser bald jener Ursache zuschreibt; der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Gesellschaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich sind, sich selten persönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr. Ist es möglich, daß es noch mehrere deines Gleichen gebe?

Graf. Alles findet seines Gleichen, außer (in die Höhe deutend) ein Einziger!

Ritter. Welch ein erhabener Gedanke!

Marquise (bei Seite). Welch ein Schelm! Das Heiligste in seine Lüge zu verweben!

Graf. Ja, seht her. Diesem Haupte kann die brennende Sonne, der beizende Schnee nichts anhaben. Mit diesem unbewehrten vorgestreckten Arm habe ich in den libyschen Wüsten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieser Stimme, die zu euch spricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen schmeichelte. Er erkannte seinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausschicken; nicht für mich, der ich blutige Speise nicht genieße, ja kaum einer irdischen Speise bedarf, sondern für meine Schüler, für das Volk, das sich oft in der Wüste um mich versammelte. Diesen Löwen habe ich in Alexandrien gelassen; ich werde bei meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm finden.

Domherr. Haben die übrigen Meister deiner Gesellschaft auch so große Fähigkeiten als du?

Graf. Die Gaben sind verschieden ausgetheilt; keiner von uns darf sagen, er sey der Größte.

Ritter. Ist denn der Cirkel dieser großen Männer geschlossen, oder ist es möglich darin aufgenommen zu werden?

Graf. Vielen wäre es möglich; wenigen gelingt es. Die Hindernisse sind zu groß.

Domherr. Wenn uns deine Erscheinung nicht unglücklicher machen soll als wir bisher waren, so gieb uns wenigstens einen Wink, wohin wir unsre Aufmerksamkeit, unser Bestreben richten sollen?

Graf. Das ist mein Vorsatz. — Nach allen Prüfungen, die ihr

ausgestanden habt, ist es billig, daß ich euch einen Schritt weiter führe, daß ich euch gleichsam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die euch zeige wohin ihr eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! —

Domherr. Ich bin ganz Ohr!

Ritter. Meine Aufmerksamkeit kann nicht höher gespannt werden.

Marquis (bei Seite). Ich bin äußerst neugierig!

Marquise (bei Seite). Was wird er vorbringen?

Graf. Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahnet, etwas Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise zu verschaffen denkt, so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. — — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus.

Alle. Wie?

Graf. In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause.)

Marquise (für sich). In Steinen? Wenn er die meint, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen recht.

Marquis. In Kräutern? Man sagt, es sey kein Kraut gewachsen, das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt seyn, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf. Die Unsterblichkeit ist nicht jedermanns Sache.

Domherr. In Worten? Hier ahne ich das Meiste, erhabener Lehrer. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im Stande sind. Gewiß besitzest du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang?

Graf. Alle diese, ja die sonderbarsten Charaktere, die man jemals gesehen hat, Worte, die eine menschliche Lippe kaum auszusprechen vermag.

Ritter. O, lehre sie uns nach und nach buchstabiren!

Graf. Vor allen Dingen müßt ihr erkennen, daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Sylben die ausgesprochen werden, sondern

auf das Herz das dieſe Worte nach den Lippen ſendet. Ihr ſollt erfahren was eine unſchuldige Seele für Gewalt über die Geiſter hat.

Nichte (für ſich). Ach Gott! Nun wird er mich vorrufen; ich zittre und bebe! Wie ſchlecht werde ich meine Rolle ſpielen! Ich wollte, ich wäre weit von hier, ich hätte dieſen Menſchen niemals geſehen.

Graf. Tritt herbei, ſchönes unſchuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge tritt näher, mit einer holden Freude, daß du zu dem Glück auserleſen biſt, wornach ſo viele ſich ſehnen.

Domherr. Was ſoll das geben?

Ritter. Was haben Sie vor?

Graf. Wartet und merket auf!

(Muſik. Der Graf giebt ein Zeichen. Ein Dreifuß ſteigt aus dem Boden, auf welchem eine erleuchtete Kugel befeſtigt iſt. Der Graf winkt der Nichte, und hängt ihr den Schleier über, der ihn vorher bedeckt hat, doch ſo daß ihr Geſicht frei bleibt; ſie tritt hinter den Dreifuß. Bei dieſer Pantomime legt der Graf ſein gebieteriſches Weſen ab; er zeigt ſich ſehr artig und gefällig, gewiſſermaßen ehrerbietig gegen ſie. Die Kinder mit den Rauchfäſſern treten neben den Dreifuß. Der Graf ſteht zunächſt der Nichte, die übrigen gruppiren ſich mit Verſtand. Die Jünglinge ſtehen ganz vorn. Die Nichte ſieht auf die Kugel, die Geſellſchaft auf ſie, mit der größten Aufmerkſamkeit. Sie ſcheint einige Worte auszuſprechen, ſieht wieder auf die Kugel, und biegt ſich dann erſtaunt, wie jemand der was Unerwartetes ſieht, zurück und bleibt in der Stellung ſtehen. Die Muſik hört auf.)

Graf. Was ſiehſt du, geliebte Tochter? Erſchrick nicht, faſſe dich! Wir ſind bei dir, mein Kind!

Ritter. Was kann ſie ſehen? Was wird ſie ſagen?

Domherr. Still! ſie ſpricht!

(Die Nichte ſpricht einige Worte, aber leiſe, daß man ſie nicht verſtehen kann.)

Graf. Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es alle verſtehen!

Nichte. Ich ſehe Kerzen, helle, brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterſcheide ich chineſiſche Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf. Gewöhne dein Auge, ſieh ſtarr hin; was ſiehſt du weiter? Iſt niemand im Zimmer?

Nichte. Hier! — Laßt mir Zeit — hier in dem Schimmer beim Kerzenlichte — am Tiſche ſitzend — erblick ich eine Dame; ſie ſchreibt, ſie lieſt.

Domherr. Sag', kannſt du ſie erkennen? Wie ſieht ſie aus? Wer iſt's? Verſchweige nichts!

Nichte. Ihr Geſicht kann ich nicht ſehen; die ganze Geſtalt ſchwankt vor meinen Augen wie ein Bild auf bewegtem Waſſer.

Marquiſe (für ſich). Ganz vortrefflich ſpielt das gute Kind uns ihre Lection vor.

Marquis (für ſich). Ich bewundere die Verſtellung. Liebe Natur, wozu biſt du nicht fähig!

Nichte. Jetzt! jetzt! Ihr Kleid kann ich deutlicher ſehen; himmelblau fällt es um ihren Seſſel, und wie der Himmel iſt es mit ſilbernen Sternen beſäet.

Domherr (zur Marquiſe). Nun werde ich ganz glücklich! Es iſt die geliebte Fürſtin. Man ſagte mir von dieſem Kleide, blau mit ſilbernen Muſchen, die den Augen des Kindes als Sterne erſcheinen. Horch!

Nichte. Was ſeh' ich! Großer Meiſter, erhabener Cophta, entlaß mich! Ich ſehe fürchterliche Dinge.

Graf. Bleibe getroſt und ſprich: Was ſiehſt du?

Nichte. Ich ſehe zwei Geiſter hinter dem Stuhle; ſie flüſtern einer um den andern der Dame zu.

Graf. Sind ſie häßlich?

Nichte. Sie ſind nicht häßlich; aber mich ſchaudert's.

Graf (zum Domherrn). Dieſe Geiſter ſprechen zum Vortheil eines Freundes. Kannſt du die Dame erkennen? Kennſt du den Freund?

Domherr (ihm die Hand küſſend). Du biſt ewig meiner Dankbarkeit verſichert!

Nichte. Sie wird unruhig; das Flüſtern der Geiſter hindert ſie am Leſen, hindert ſie am Schreiben; ungeduldig ſteht ſie auf; die Geiſter ſind weg. (Sie wendet ihr Geſicht ab.) Laßt mich einen Augenblick!

Graf. Nur gelaſſen, meine Tochter! Wenn du wüßteſt, unter welchem Schutze du ſtehſt! (Er unterſtützt ſie.)

Ritter (für ſich). O wie ſie liebenswürdig iſt! Wie reizend in ihrer Unſchuld! Nie hat mich ein Mädchen ſo gerührt. Nie hab' ich eine ſolche Neigung empfunden! Wie ſorge ich für das gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahnet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O wie gern möcht' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabei vergeſſen ſollte.

Graf. Nimm dich zuſammen, meine Taube, ſieh hin! gewiß, du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte (auf die Kugel blickend). Sie tritt an's Kamin, ſie blickt in den Spiegel! Ahi!

Graf. Was iſt dir?

Nichte. Ahi!

Marquiſe. Was haſt du?

Nichte. Ach, in dem Spiegel ſteht der Domherr.

Domherr. Welche Glückſeligkeit! Meiſter — ich — wie ſoll ich dir danken! Das thuſt du alles für mich!

Nichte. Sie ſieht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter. Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte (mit einem gefühlvollen, freudigen Ausdruck). Ja nun! — Ich ſehe alles nun deutlich, ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Traurigkeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet.

Domherr (der bisher die Hände des Grafen gehalten und ſie öfters geküßt). Unausſprechlich, unbeſchreiblich beglückſt du deinen Knecht!

Nichte. Sie wird unruhig, das Zimmer ſcheint ihr zu enge, ſie geht nach der Glasthüre, ſie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf. Ermanne dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte (verwirrt). Die Geiſter ſtehen ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen iſt's dunkel.

Marquiſe (zum Domherrn). Sie geht dir entgegen.

Domherr. Iſt's möglich!

Marquiſe. Du wirſt's erfahren.

Nichte. Ach! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Ritter. O Gott! Helft ihr! Schont ſie! Es iſt unverzeihlich, daß ihr ſie nicht eher entlaſſen habt!

Marquiſe. Hier iſt Salz.

(Die Hauptperſonen drängen ſich zu ihr, die Jünglinge treten aus dem Proſcenie ins Theater, die Kinder furchtſam zu ihnen. Es macht Alles eine ſchöne, aber wilde Gruppe.)

Graf. Ueberlaßt ſie mir! Nur durch himmliſchen Balſam kann ſie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte (bei der Toilette. Ein Mädchen hilft ihr ſich ankleiden, und geht ſodann in die Garderobe, ſie kommt mit einem Bündel zurück, und geht über das Theater). Was trägſt du da? Was iſt in dem Bündel?

Mädchen. Es iſt das Kleid, das Sie mir befahlen zum Schneider zu ſchaffen.

Nichte. Gut. Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe.

(Mädchen geht ab.)

Nichte. Nun bin ich angezogen wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag dieſe neue Mummerei bedeuten? — Wenn ich bedenke was mir heute begegnet iſt, ſo habe ich alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener ſchauderhaften Scene, ſo muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht anſehe, ſo iſt das ungefähr wie ich die Prinzeſſin beſchrieben habe. Der Domherr liebt die Fürſtin, und ich ſoll ſie wohl gar vorſtellen? In welche Hände bin ich gerathen? Was hab' ich zu erwarten? Welchen grauſamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig hingab! Wehe mir! Ich ſehe niemand, an den ich mich wenden könnte. Die Geſinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es iſt ein eitler, frecher, leichtſinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat, und bald in mein Verderben willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr iſt eben ſo gefährlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach, nur der Ritter wäre der Mann an den ich mich wenden könnte. Seine Geſtalt, ſein Betragen, ſeine Geſinnungen zeichneten mir ihn im erſten Augenblicke als einen rechtſchaffenen, einen zuverläſſigen, thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig. — Aber ach! betrogen durch

die unverſchämte Mummerei der Geiſterſcene, hält er mich für ein Geſchöpf, das der größten Verehrung werth iſt. Was ſoll ich ihm bekennen? Was ſoll ich ihm vertrauen? — — Es komme wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht ſchon in dieſen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entſtehe was wolle, ich muß ihm ſchreiben. Ich werde ihn ſehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich verdammen, aber nicht verſtoßen! Er wird einen Schutzort für mich finden. Jedes Kloſter, jede Penſion ſoll mir ein angenehmer Aufenthalt werden. (Sie ſpricht und ſchreibt.) „Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer Hülfe bedarf, und von dem Sie nicht übler denken müſſen, weil ſie Ihnen vertraut, bittet Sie morgen früh um eine Viertelſtunde Gehör. Halten Sie ſich in der Nähe; ich laſſe Ihnen ſagen wenn ich allein bin. Die traurige Lage in der ich mich befinde, nöthigt mich zu dieſem zweideutigen Schritt." — So mag es ſeyn! — — Der kleine Jäck iſt mir wohl ein ſichrer Bote. (Sie geht an die Thüre und ruft.) Jäck!

Zweiter Auftritt.

Richte. Jäck.

Richte. Kleiner! weißt du des Ritters Greville Wohnung!

Jäck. Ich bin oft dort geweſen.

Richte. Willſt du mir wohl gleich ein Billet an ihn beſtellen? Aber daß es niemand erfährt!

Jäck. Recht gern! Was hab' ich davon?

Richte (indem ſie ihm Geld reicht). Einen Laubthaler.

Jäck (der ſich auf einem Fuß einigemal herumdreht). Ich habe Flügel.

Richte (indem ſie ihm das Billet giebt). Hier!

Jäck. Das Geld wird bald verdient ſeyn. Wahrſcheinlich iſt er in der Nähe. Um dieſe Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Richte. Das wäre ſchön. Nur vorſichtig!

Jäck. Geben Sie nur. Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Richte. Du biſt ein durchtriebener Schelm!

Jäck. Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Richte allein.

Wie frech dieſer Knabe iſt! Wie abgerichtet! So ſollt' ich auch werden; und wäre ſie langſamer zu Werke gegangen, ſie hätte mich Schritt vor Schritt in's Verderben geführt. Glücklicherweiſe werd' ich es gewahr, und fühle noch ſo viel Kraft mich zu retten. Geiſt meiner Mutter, ſteh' mir bei! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zuſtande, in welchem ich ſonſt zwiſchen Tugend und Laſter ſchlummerte. O möge dieſer Fehler der erſte Schritt zur Tugend ſeyn!

Vierter Auftritt.

Richte. Marquiſe.

Marquiſe. Laſſen Sie ſehen, Richte, wie finden Sie ſich in das neue Kleid?

Richte. Nicht eben ſo ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquiſe. Nun, nun, es geht ſchon! Es kleidet Sie alles.

Richte. Auch der Betrug, wie Sie heute geſehen haben.

Marquiſe. Wer wird ſolche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurecht rückend.) So! Es muß mehr an den Leib geſchloſſen ſeyn, und dieſe Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch aufs Land.

Richte. Noch heute?

Marquiſe. Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu ſpielen.

Richte. Noch eine? Sie ſind unbarmherzig, Tante. Die erſte hat mir ſchon ſo viel Mühe gekoſtet, daß Sie mich mit der zweiten verſchonen ſollten.

Marquiſe. Eben deßwegen, mein Kind. Noch eine und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe koſten.

Richte. Ich fürchte, Sie finden mich nicht halb ſo fähig als Sie glauben.

Marquiſe. Es kommt auf einen Verſuch an. Dieſe Nacht werden Sie eine ſehr geringe Rolle zu ſpielen haben.

Nichte. In dieſem prächtigen Kleide?

Marquiſe. Dem Inhalte nach, meine ich. Sie haben eine halb ſtumme Liebhaberin vorzuſtellen.

Nichte. Wie verſtehen Sie das?

Marquiſe. Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Roſe, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Cavalier auf Sie zu, er wirft ſich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung, Sie geben einen unvernehmlichen Laut von ſich: „mein Herr!“ — oder was Sie wollen; — er fährt fort um Verzeihung zu bitten: „Stehen Sie auf!“ verſetzen Sie leiſe; er bittet um Ihre Hand, als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt ſie mit tauſend Küſſen. „Stehen Sie auf!“ ſagen Sie alsdann. „Entfernen Sie ſich, man könnte uns überraſchen!“ er zaudert; Sie ſtehen vom Sitze auf: „Entfernen Sie ſich!“ ſagen Sie dringend, und drücken ihm die Roſe in die Hand. Er will Sie aufhalten. „Es kommt jemand!“ liſpeln Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abſchiede einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und ſagen ſanft: „Wir ſehen uns wieder!“ und machen ſich von ihm los.

Nichte. Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es iſt eine ſchwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer iſt der Mann? Wen ſoll ich vorſtellen? Wird die Nacht, werden die Umſtände ihn nicht verwegener machen? Können Sie mich ſo ausſetzen?

Marquiſe. Du biſt ſicher, mein Kind. Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich dieſe letzten Worte höre. Ich trete herbei und verſcheuche ihn.

Nichte. Wie ſoll ich meine Rolle recht ſpielen, da ich nicht weiß wen ich vorſtelle?

Marquiſe. Betragen Sie ſich edel, ſprechen Sie leiſe; das übrige wird die Nacht thun.

Nichte. Welch einen Argwohn erregt mir das blaue Kleid, dieſe ſilbernen Muſchen!

Marquiſe. Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen. Sie ſtellen die Prinzeſſin vor und der Cavalier wird der Domherr ſeyn.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte:
So mißgönnt ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte,
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel ſtand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Nichte. Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen, verlaſſenen Mädchen ſolch eine ſonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zuſammenhang nicht, ich ſehe nicht was es Ihnen nutzen kann; aber bedenken Sie, daß es kein Scherz iſt. Wie hart würde einer geſtraft, der die Hand des Fürſten in irgend einer Unterſchrift nachahmte, der das Bild ſeines Königs auf ein unächtes Metall zu prägen ſich unterfienge? Und ich ſoll, wiſſentlich, mein armſeliges Selbſt für die geheiligte Perſon einer Fürſtin geben, ſoll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äußere Geſtalt jener erhabenen Perſon nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit ſchänden, die den Charakter dieſer großen Fürſtin macht? Ich ſchelte mich ſelbſt, ich bin zu beſtrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! denn Sie werden mich nicht retten, wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherin machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingeſtand?

Marquiſe. Es iſt nicht zu ändern.

Nichte (ſinnend). Meine Tante!

Marquiſe (gebieteriſch). Meine Nichte! — Sobald der Wagen da iſt, erfahren Sie es; werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Nichte. Ich wünſchte —

Marquiſe. Sie wiſſen was zu thun iſt; es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Nichte, nachher Jäck.

Nichte. So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es iſt gewiß was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere Weiſe in die Hände liefern, und vielleicht iſt der Marquis ſelbſt mit ihr einig. Von ſolchen Menſchen läßt ſich alles erwarten, und deſto beſſer habe ich gethan mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute ſchon zu betragen wiſſen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäck (in der Thüre). Iſt ſie weg?

Richte. Nur herein!

Jäck. Wie geſagt, ſo gethan!

Richte. Was bringſt du?

Jäck. Hier ein Blättchen! (Indem er ihr ein Billet giebt und ſich dann im Sprunge herumdreht.) Und noch einen Laubthaler vom Ritter für meine Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier.

Richte. Wo haſt du ihn angetroffen?

Jäck. Im Kaffeehauſe gegenüber, wie ich ſagte.

Richte. Sagte er was zu dir?

Jäck. Er fragte, ob Sie zu Hauſe, ob Sie allein ſeyen? — Ich muß ſehen was es giebt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Richte, nachher der Ritter.

Richte (das Billet leſend). „Ich weiß Ihr Vertrauen zu ſchätzen und freue mich unendlich darüber. Schon habe ich Sie im Stillen beklagt; in wenig Minuten bin ich bei Ihnen.“ — O Gott, was will das heißen? „Bis morgen früh kann ich meiner Ungeduld nicht gebieten. In Ihrem Quartier hab' ich eine Zeitlang gewohnt, und beſitze noch durch einen Zufall den Hauptſchlüſſel. Ich eile nach Ihrer Garderobe; ſeyen Sie ohne Sorgen, es ſoll mich niemand entdecken, und verlaſſen Sie ſich in jedem Sinn auf meine Discretion.“ Ich bin in der entſetzlichſten Verlegenheit! Er wird mich in dieſen Kleidern finden! Was ſoll ich ſagen?

Ritter (der aus der Garderobe tritt). Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich dieſe Nacht ruhig ſchlafen können?

Richte. Mein Herr —

Ritter (ſie ſcharf anſehend). Wie fand' ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche ſonderbare Kleidung! Was ſoll ich dazu ſagen?

Richte. O mein Herr! ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie ſich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich dieſen Augenblick. Morgen früh —

Ritter. Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Richte. Ich höre jemand kommen, man wird mich rufen.

Ritter. Ich gehe; sagen Sie nur; was stellt das Kleid vor?

Richte. O Gott!

Ritter. Was kann das für ein Vertrauen seyn, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Richte. Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen, nur — das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter. Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einigemal hat sich die Prinzessin in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Fürstin in diesem Kleide gezeigt, und nun find' ich Sie —

Richte. Rechnen Sie mir diese Maskerade nicht zu.

Ritter. Welche entsetzliche Vermuthungen!

Richte. Sie sind wahr.

Ritter. Die Geisterscene?

Richte. War Betrug.

Ritter. Die Erscheinungen?

Richte. Abgeredet.

Ritter. O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens!

Richte. Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edlen Mann um Rettung und Hülfe anzuflehen. Eilen Sie, entfernen Sie sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das nach Ihnen wie nach einem Schutzgott hinaufsieht.

Ritter. Ich bin verloren! Auf ewig zu Grunde gerichtet! Wüßten Sie, was Sie in diesem Augenblicke mir geraubt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid anflehen. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an andere, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entrissen. Ich habe kein Interesse mehr, und Sie verlangen, daß ich es an Ihnen nehmen soll? Meine Zutraulichkeit ist auf das Schändlichste mißhandelt worden, und Sie wollen, daß ich Ihnen trauen soll? Ihnen, einer doppelten, dreifachen Schauspielerin! Welch ein Glück, daß ich diesen Abend hieher kam und Ihnen nicht Zeit ließ sich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte. Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! Entfernen Sie sich! Man kommt!

Ritter. Ich gehe, Sie nie wiederzusehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis (halb in der Thüre). Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte (indem der Marquis wieder zur Thür hinaus sieht, betrachtet sie sich geschwind im Spiegel). Ich sehe verweint, verworren aus! Was werd' ich sagen?

Marquis (sie umarmend und fest an sich drückend). Süßes, holdes Geschöpf!

Nichte (ihn zurückhaltend). Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis. Wir sind allein, fürchten Sie nichts!

Nichte (sich von ihm losmachend). Die Marquise erwartet mich. (Bei Seite.) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis. Was haben Sie? Sie sehen ganz verstört aus.

Nichte. Ach Gott! die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis. Du dauerst mich, liebes Kind; aber ich will dich retten.

Nichte. Sie wissen doch, heute Nacht soll ich die Rolle der Prinzessin spielen. Es ist erschrecklich! Kommen Sie! (Sie sieht sich inzwischen furchtsam nach der Gartenthür um.)

Marquis. Bleiben Sie, bleiben Sie! eben deßwegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut; Sie haben nichts zu besorgen.

Nichte. So lassen Sie uns gehen.

Marquis. Nein doch; ich wollte Ihnen sagen —

Nichte. Dazu ist's morgen Zeit.

Marquis. Keineswegs! Sie scheinen diese Abenteuer weniger zu fürchten als Sie sollten.

Nichte (wie oben). Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis. Es steht Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht bevor, an das Sie nicht denken.

Nichte. Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis. Daß Sie mit mir wegreisen werden.

Nichte. Mit Ihnen?

Marquis. Und das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte. Ich weiß nicht was ich sagen soll.

Marquis. Ich werde Sie leicht aufklären. Die Maskerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessin den Domherrn um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte (wie oben). Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis. Eine würdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Geringerem hat sich die blinde Leidenschaft des Domherrn bereden lassen, als das schöne Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte. Das Halsband?

Marquis. Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte. Es ist nicht möglich!

Marquis. So gewiß, daß ich schon einen Theil davon in der Tasche habe.

Nichte. Sie? Was soll das heißen? — Man könnte horchen.

Marquis. So treten Sie hieher! (Er nähert sich der Garderobe.) Ja, mein Kind! Der Domherr besaß es kaum eine Viertelstunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzessin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in diesem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach sie die schöne Arbeit von einander; es that mir im Herzen weh, den kostbaren Schmuck so zerstört zu sehen, und ich konnte nur durch das herrliche Packetchen getröstet werden, das sie mir zu meiner Reise zubereitete. Ich habe wenigstens für hunderttausend Livres Steine in der Tasche. Ich gehe noch heute nach England ab, mache dort alles zu Gelde, schaffe Silbergeschirr und Kostbarkeiten in Menge.

Nichte (welche bisher die größte Verlegenheit verborgen). Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis. Wir müssen jetzt nicht sorgen, sondern wagen.

Nichte. Ich wünsche Ihnen Glück!

Marquis. Nein, du ſollſt es mir bringen, Du ſollſt und mußt meine Reiſegefährtin ſeyn.

Nichte. Sie wollen mich dieſer Gefahr ausſetzen?

Marquis. Die Gefahr iſt weit größer, wenn du zurückbleibſt. Meine Frau iſt verwegen genug, das Mährchen, ſo lang' es nur gehen will, durchzuſpielen. — Bis der erſte Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, iſt ſie ziemlich ſicher. Indeß kann ich dich nicht hier laſſen.

Nichte. Bedenken Sie —

Marquis. Ich weiß nicht wie ich dein Betragen erklären ſoll. Wär' es möglich, daß man mir ſchon dein Herz entwendet hätte? — Nein, es iſt nicht möglich! Du biſt verlegen, aber nicht verändert. Laß dich nicht etwa den anſcheinenden Reichthum des Domherrn blenden; wir ſind jetzt reicher als er, der in kurzem ſich in der größten Verlegenheit ſehen wird. Ich habe alles genau berechnet. Du magſt heute Nacht die Perſon der Prinzeſſin noch vorſtellen. — Es iſt die Abſicht meiner Frau, daß ich euch hinaus begleiten und dann gleich weiter fahren ſoll. Ich nehme deßwegen einen beſondern Wagen. Iſt die Scene vorbei, ſo erkläre ich der Marquiſe kurz und gut, daß du mich begleiteſt. Du magſt ein wenig widerſtehen; ich führe dich mit Gewalt weg. Lärm darf ſie nicht machen, aus Furcht daß alles verrathen wird. — Du hörſt nicht zu; was iſt dir?

Nichte. Verzeihen Sie mir, — dieſer Vorſchlag — Ich bin verwirrt — ich verſtumme! Bedenken Sie, in welcher Lage wir die Tante zurücklaſſen!

Marquis. Sie wird ſich ſchon helfen, ſie iſt klug genug. Sie hat dieſe Sache ſo weit gebracht, und wir verderben ihr nichts an ihrem Plan. Genug, ich will, ich kann dich nicht entbehren, und wenn du je an meiner Liebe zweifelteſt, ſo ſiehſt du nun, wie heftig ſie iſt. Ich werde dich nicht hier laſſen, ſo vielen Nachſtellungen, ſo vielen Gefahren ausgeſetzt; nicht acht Tage, ſo hab' ich dich verloren. Die unſinnige Leidenſchaft des Domherrn zur Fürſtin hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und du wirſt unter dem Schleier ſeine Gebieterin, und ohne Schleier ſein gehorſamſtes Liebchen ſeyn. Komm! — So hab' ich es beſchloſſen, und davon laß ich nicht ab. (Er umarmt ſie.) Du biſt mein geworden, und niemand ſoll dich mir rauben! Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn ſie die Steine glücklich davon bringt, wird ſie uns gern verzeihen. — Wie iſt dir? Du biſt nicht bei dir!

Nichte. Es iſt um mich geſchehen! Führen Sie mich wohin Sie wollen.

Marquis. Wiſſe nur, es iſt ſchon alles richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von deinem Kammermädchen nur das Nothwendigſte zuſammenpacken laſſen. Es kommt auf wenige Tage an, ſo ſind wir neu und beſſer als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit alter Trödelwaare beſchweren.

(Er führt die Nichte ab, die ihm troſtlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobethür ſieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter, der aus dem Cabinet hervorgeht.

Was hab' ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherei und Nichtswürdigkeit hab' ich hineingeblickt! Niemals konnte ich dieſe Menſchen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren ſie mir verdächtig: aber wenn man ſie bei mir ſolcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte ſie gegen jedermann in Schutz genommen. Nun verſteh' ich dich, ſchöne Verführerin, warum du mich erſt morgen früh ſehen wollteſt! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreiſen ſolle; aber daß er ſie zwingen würde mit ihm zu gehen, dachte ſie nicht. Sie glaubte gewiß, ſeine Neigung zu ihr ſey erſchöpft, wie ihre Neigung zu ihm. O die Abſcheuliche! Dieſe Unſchuld zu heucheln! — Wie ein himmliſcher Geiſt ſtand ſie vor uns, und die reinſten Weſen ſchienen durch ihren Mund zu ſprechen, indeß ſie, eines Liebhabers überdrüßig, ſich nach andern umſieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern ſchielt, die ſie als ein himmliſches Weſen anbeten. Wie ſoll ich das alles zurecht legen was ich gehört habe? Was ſoll ich thun? Der Graf und die Marquiſe ſpinnen den unerhörteſten Betrug an. Um ihren ungeheuren Plan durchzuführen, wagen ſie es den Namen einer vortrefflichen Fürſtin zu mißbrauchen, ja ſogar ihre Geſtalt in einem ſchändlichen Poſſenſpiel nachzuäffen. Früher oder ſpäter wird ſich's entdecken, und die Sache endige ſich wie ſie wolle, ſo muß ſie dem Fürſten und der Fürſtin höchſt unangenehm ſeyn. Es leidet keinen Aufſchub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch

wäre es möglich ihn zu retten! Das Halsband iſt zerſtückt; aber noch iſt der Marquis hier, man kann ſie feſt halten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrüger beſchämen und ſie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thu' ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr mir ſeine Protection verſprechen, mir eine anſehnliche Charge zuſichern, ſobald er ſich wieder würde in Gunſt geſetzt haben. Dieſe Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem erſten beſten Betrüger ſich wieder in die Hände geben, ſich immer leidenſchaftlich, ohne Sinn, Verſtand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in ſeinem Hauſe dulden; wird bekennen daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterſtützung warten, da es ihm, ungeachtet ſeiner ſchönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. — — (Geht nachdenkend auf und nieder.) Thörichter, beſchränkter Menſch! Und du ſiehſt nicht ein, daß ſich hier der Weg zu deinem Glücke öffnet, den du ſo oft vergebens geſucht haſt? Mit Recht hat dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte Weiſe mißbraucht! Du verdienteſt jene Lection, da du nicht einmal durch ſie klüger geworden biſt. — Sie glaubten nicht, dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, ſo ſoll es ſeyn! Ich eile zu dem Miniſter. Er iſt eben auf dem Landhauſe, wohin dieſe Betrüger zuſammen in die Falle gehen. Sie ſind keiner Schonung werth! Es iſt eine Wohlthat fürs menſchliche Geſchlecht, wenn ſie nach Verdienſt geſtraft werden, wenn man ſie auſſer Stand ſetzt ihre Künſte weiter fortzutreiben. Ich eile; der Moment iſt entſcheidend! Werden ſie über der That ergriffen, ſo iſt alles bewieſen. Die Steine, die der Marquis in der Taſche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürſten ab die Schuldigen zu behandeln wie es ihm recht dünkt, und ich werde mit leeren Verſprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich ſehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages hervortreten! Hier iſt nicht ein Augenblick zu ſäumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nacht.

Ein Luſtgarten. Rechter Hand der Schauſpieler eine Laube.

Der Graf. La Fleur.

La Fleur. Ich höre noch niemand. Es rührt ſich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Der Graf (mit anmaßlicher Betonung). Du haſt recht gehört.

La Fleur. Nun, wenn Sie es ſelbſt wiſſen, ſo iſt es deſto beſſer: denn Sie können verſichert ſeyn, daß ich immer die Wahrheit ſage. Um dieſe Stunde wollte meine Herrſchaft hier in dieſem Garten ſeyn. Ich weiß nicht was ſie vorhaben. Mit vier Pferden ſind ſie vor uns weggefahren, und ihr Wagen wird an der kleinen Thür ſtill halten. Ich habe Sie deßwegen an der andern Seite ausſteigen laſſen. Ich vermuthe, der Domherr iſt auch hieher beſtellt.

Graf (wie oben). Warte! (Er hält ſeinen kleinen Finger ans Ohr.) Dieſer Ring ſagt mir, daß du gewiſſermaßen wahr redeſt.

La Fleur. Gewiſſermaßen?

Graf. Ja. Das heißt, in ſo ferne du es ſelbſt wiſſen kannſt. Ich bin nicht allwiſſend; aber dieſer Ring ſagt mir immer, ob die Menſchen lügen, oder ob ſie ſich irren.

La Fleur. Wenn ich Ihnen rathen ſollte — doch Sie wiſſen ſchon was das Beſte iſt.

Graf. Sprich nur! ich will ſchon ſehen, ob du mir das Beſte räthſt.

La Fleur. Ich dächte, wir gingen ſachte dieſe dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder liſpeln hören.

Graf. Ganz recht! Geh' nur voraus und horche ob der Weg ſicher iſt.

Zweiter Auftritt.

Der Graf allein.

Ich begreif' es nicht — und nach allen Umſtänden die dieſer Menſch angiebt, iſt es höchſt wahrſcheinlich. Die Marquiſe beſtellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre die Prinzeſſin zu gewinnen, was ich immer für ein albernes Unternehmen, was ich für Lüge und Trug hielt! — Wenn ihr das gelingt, was ſoll dann dem Menſchen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberſt der Schweizergarde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Couliſſen.

Oberſt (der zuletzt herauskommt, nach der Scene). Hier bleibt verſteckt und rührt euch nicht eher, es mag ſich zutragen was will, bis ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da ſie ſtillſchweigen, fallt zu und nehmt gefangen wen ihr im Garten findet. (Zu den Schweizern, die auf dem Theater ſtehen.) Ihr gebt auf das nämliche Signal Acht. Biere verbergen ſich bei der großen Pforte; laßt herein, es komme wer will, aber niemanden hinaus.

Ein Schweizer. Herein mögen ſie kommen, hinaus ſoll keiner.

Der Oberſt. Und wer hinaus will, den haltet feſt.

Schweizer. Wir wollen ſchon wacker anfaſſen.

Oberſt. Und wenn die Waldhörner ſchweigen, ſo bringt hieher, wen ihr etwa angehalten habt. Zwei aber halten die Pforte beſetzt.

Schweizer. Ja, Herr Obriſt. Ich und mein Kamerad bringen euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bei der Pforte, daß nicht etwa ein anderer hinausſchlupft.

Oberſt. Geht nur, Kinder, geht; ſo iſt's recht! (Die vier Schweizer gehen ab.) Ihr beiden tretet etwa zehn Schritte von hier ins Gebüſch; das übrige wißt ihr.

Schweizer. Gut.

Oberſt. So, Ritter, wären unſre Poſten alle beſetzt. Ich zweifle, daß uns einer entgeht. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaub' ich, wir werden hier auf dieſem Platze den beſten Fang thun.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſiechſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indiſche Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum ſechstenmal,
Daß er unſers Gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt ſich hier zu wohnen,
Läßt ſich alles ſelbſt geſchehn.
Soll er ſtrafen oder ſchonen,
Muß er Menſchen menſchlich ſehn.
Und hat er die Stadt ſich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er ſie Abends, um weiter zu gehn.

Ritter. Wie ſo, Herr Oberſt?

Oberſt. Da von Liebeshändeln die Rede iſt, ſo werden ſie dieſes Plätzchen gewiß ausſuchen. In dem übrigen Garten ſind die Alleen zu gerade, die Plätze zu licht; dieſes Buſchwerk, dieſe Lauben ſind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zuſammengewachſen.

Ritter. Ich bin recht in Sorgen bis alles vorüber iſt.

Oberſt. Unter ſolchen Umſtänden ſollt' es einem Soldaten erſt recht wohl werden.

Ritter. Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Poſten ſtehen. Sie werden mir es nicht verdenken, daß es mir bang' um das Schickſal dieſer Menſchen iſt, wenn ſie gleich nichtswürdig genug ſind, und meine Abſicht ganz löblich war.

Oberſt. Seyn Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürſten und vom Miniſter, die Sache in der Kürze abzuthun; man verläßt ſich auf mich. Und der Fürſt hat ſehr Recht. Denn wenn es Händel giebt, wenn die Geſchichte Aufſehen macht, ſo denken doch die Menſchen von der Sache was ſie wollen, und es iſt alſo immer beſſer man thut ſie im Stillen ab. Deſto größer wird auch Ihr Verdienſt, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt ich höre was; laſſen Sie uns bei Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquiſe. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquiſe (zum Marquis, der nur eben heraustritt). Bleiben Sie nur immer in dieſem Gebüſch und halten Sie ſich ſtill. Ich trete gleich wieder zu Ihnen. (Der Marquis tritt zurück.) Hier, liebes Kind, iſt die Laube, hier iſt die Roſe; das übrige wiſſen Sie.

Nichte. O liebſte Tante, verlaſſen Sie mich nicht! Handeln Sie menſchlich mit mir; bedenken Sie was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquiſe. Wir ſind bei Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es iſt keine Gefahr; in fünf Minuten iſt alles vorüber.

(Die Marquiſe tritt ab.)

Nichte (allein). O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die

Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That, die im Stillen geſchah, und zeigt ein ernſtes, fürchterliches Geſicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

(Die Nichte ſetzt ſich in die Laube und hält die Roſe in der Hand.)

Der Domherr (der von der entgegengeſetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt). Eine tiefe Stille weiſſagt mir meine nahe Glückſeligkeit. Ich vernehme keinen Laut in dieſen Gärten, die ſonſt durch die Gunſt des Fürſten allen Spaziergängern offen ſtehen und bei ſchönen Abenden oft von einem einſamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen, frohen Paar beſucht werden. O ich danke dir, himmliſches Licht, daß du dich heute in einen ſtillen Schleier hülltest! Du erfreueſt mich, rauher Wind, du drohende, trübe Regenwolke, daß ihr die leichtſinnigen Geſellſchaften verſcheuchet, die in dieſen Gängen oft umſonſt hin und wieder ſchwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eigenen Genuß andere an den ſüßeſten Vergnügungen ſtören. O ihr ſchönen Bäume, wie ſcheint ihr mir ſeit den wenigen Sommern gewachſen, ſeit mich der traurige Bann von euch entfernte! Ich ſeh' euch nun wieder, ſeh' euch mit den ſchönſten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einſt in euren jungen Schatten beſchäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichſte von allen Sterblichen.

Marquiſe (die leiſe zu ihm tritt). Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie ſich, nähern Sie ſich Ihrem Glück! Sehen Sie dort in der Laube?

Domherr. O! ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit! (Die Marquiſe tritt zurück. Der Domherr tritt an die Laube und wirft ſich der Nichte zu Füßen.) Anbetungswürdige Sterbliche, erſte der Frauen! Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen verſtummen, laſſen Sie mich auf dieſer Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen.

Nichte. Mein Herr —

Domherr. Oeffnen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! es iſt an Ihrer Gegenwart genug. Verſchwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an dieſem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt iſt voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verſtand, Ihre Tugend entzückt alle Menſchen. Sie ſind wie eine Gottheit; niemand

naht sich ihr als um sie anzubeten, als um das Unmögliche von ihr zu bitten. Und so bin ich auch hier, meine Fürstin —

Nichte. O stehen Sie auf, mein Herr —

Domherr. Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier, aber nicht um zu bitten, sondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte (indem sie aufsteht). Es ist genug!

Domherr (kniend und sie zurückhaltend). Ja wohl, der Worte genug, der Worte schon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter selbst verzeihen, wenn wir mit Worten umständlich bitten, ob sie gleich unsre Bedürfnisse, unsre Wünsche lange schon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Mensch Besser's als Worte, wenn er das hingeben möchte was ihm ganz zugehört. Sie geben den Menschen viel, erhabene Fürstin; kein Tag, der nicht durch Wohlthaten ausgezeichnet wäre; aber ich darf mir in diesem glücklichen Augenblicke sagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in diesem Grade erfährt, der sich sagen kann: „Sie bezeigt dir Vergebung auf eine Weise, die dich höher erhebt als du jemals tief fallen konntest. Sie kündigt dir ihre Gnade an, auf eine Art, die dir ein ewiges Pfand dieser Gesinnungen ist; sie macht dein Glück, sie befestigt's, sie verewigt's, alles in einem Augenblick."

Die Nichte (macht eine Bewegung vorwärts, die den Domherrn nöthigt aufzustehen). Entfernen Sie sich; man kommt! Wir sehen uns wieder. (Sie hat ihm, indem er aufstand, die Hand gereicht und läßt ihm, da sie sich zurückzieht, die Rose in den Händen.)

Domherr. Ja, nun will ich eilen, ich will scheiden, will dem brennenden Verlangen widerstehen, das mich zur größten Verwegenheit treibt. (Er naht sich ihr mit Heftigkeit und tritt gleich wieder zurück.) Nein, befürchten Sie nichts! Ich gehe, aber lassen Sie mich es aussprechen; denn es hängt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab. Ich darf alles bekennen, weil ich Macht genug über mich selbst habe, diesem glücklichen Augenblick hier gleichsam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angesicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in diesen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhn. Sagen Sie ein Wort! (Sie bei der Hand fassend.)

Nichte (ihm die Hände drückend). Alles, alles; nur jetzt verlassen Sie mich!

Domherr (auf ihren Händen ruhend). Sie machen mich zum glücklichsten Menschen; gebieten Sie unumschränkt über mich!

(Es lassen sich in der Ferne zwei Waldhörner hören, die eine höchst angenehme Cadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indessen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquise. Der Marquis, hernach **der Oberst der Schweizergarde. Schweizer.**

Marquise (zwischen die beiden hineintretend). Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie sich; ich habe ein Geräusch gehört, Sie sind keinen Augenblick sicher. Man könnte die Prinzessin im Schlosse vermissen; eilen Sie, wir müssen weg.

Domherr (sich losreißend). Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl, lassen Sie mich keine Ewigkeit schmachten.

(Er geht sachte nach der linken Seite des Grundes.)

Marquise. Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl; Marquis, machen Sie Ihre Sachen gut; Sie sollen Ihre Frau — Ihre Freundin bald wiedersehen. Umarmen Sie ihn zum Abschied, Nichte.

Der Marquis (umarmt die Nichte und zieht sie auf seine Seite herüber). Hieher, schönes Kind, kommen Sie mit mir; vor jener Thüre steht mein Wagen.

Die Nichte (zaudernd). O Gott, was will das werden!

Marquise (nach der Nichte greifend). Was heißt das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis. Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen ist mein. Lassen Sie mir dieses Geschöpf, in das ich rasend verliebt bin, und ich verspreche Ihnen dagegen, alles treulich auszurichten was Sie mir aufgetragen haben. Ich gehe nach England, besorge Ihre Geschäfte; wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und herrlich empfangen; aber lassen Sie mir das Mädchen.

Marquise. Es ist nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was sagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverstanden?

Nichte (zaudernd). Meine Tante —

Marquis (sie fortziehend). Gestehen Sie es ihr; keine Verstellung! Es ist abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerstand, oder ich mache Lärm, und bin in diesem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns alle zu verrathen.

Marquiſe. Entſetzlich! Entſetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner ſchweigen auf einmal, nachdem ſie ein lebhaftes Stück geblaſen.)

Der Oberſt (der den Domherrn zurückbringt und dem zwei Schweizer folgen). Hieher, mein Herr, hieher!

Domherr. Was unterſtehen Sie ſich? Dieſer Spaziergang iſt einem jeden frei gegeben.

Oberſt. Jedem Spaziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie ſich gutwillig.

Domherr. Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Taſche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberſt. Stecken Sie Ihr Terzerol ein. Sie können nach mir ſchießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge ſind beſetzt. Es kommt niemand hinaus. Ergeben Sie ſich in das Schickſal, dem Sie muthwillig entgegenrannten.

Marquiſe (die indeſſen aufmerkſam geworden iſt und gehorcht hat). Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf dieſe Seite. Wenn wir nicht einig ſind, gehen wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquiſe, der Marquis, die Nichte wollen ſich auf die Seite zurückziehen, wo ſie hereingekommen ſind; es treten ihnen zwei Schweizer in den Weg.)

Marquiſe. Wir ſind zu Grunde gerichtet!

Marquis. Wir ſind verrathen!

Nichte. Ich bin verloren!

Domherr (der in dieſem Augenblick neben die Nichte zu ſtehen kommt). O Gott!

Oberſt. Niemand gehe von der Stelle! Sie ſind alle meine Gefangenen.

Domherr (auf die Nichte deutend). Auch dieſe?

Oberſt. Gewiß!

Domherr. Mein Unglück iſt ſo groß, daß ich es in dieſem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberſt. Nicht ſo groß, als Ihre Unbeſonnenheit!

Domherr. Ich will jeden Vorwurf ertragen, alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt, nur verehren Sie dieß überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben, läugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürſten einen größern Dienſt, als mit der traurigen, ſchrecklichen Wahrheit, daß ſeine Tochter, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſt. Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangenen; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehen.

Marquiſe. Wohin!

Marquis. O warum mußt' ich mit hieher kommen!

Nichte. Meine Furcht war gegründet!

Domherr. So bin ich denn der unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man im Sinn? Iſt's möglich! Was kann der Fürſt gegen das Liebſte beginnen, das er auf der Welt hat? Meine Gebieterin — meine Freunde — ich bin's, der euch unglücklich macht! O warum muß ich leben? warum ſo lieben? warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal einkam, in einem fremden Lande meine Zärtlichkeit, meine Ehrbegier an andern Gegenſtänden abzuſtumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurückgezogen? Ich möchte euch Vorwürfe machen, ich möchte mich ſchelten, mich haſſen; und doch, wenn ich mich in dieſem Augenblicke anſehe, ſo kann ich nicht wünſchen, daß es anders ſeyn möchte. Ich bin immer noch der Glücklichſte mitten im Unglück!

Oberſt. Endigen Sie, mein Herr; denn es iſt Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr. Ja, ich will; aber zuerſt entlaſſen Sie unſre Gebieterin. Wie? Sie ſollte hier in Nacht und Thau ſtehen, und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem ſie Theil nimmt? Nein, ſie kehre zurück in ihre Zimmer, ſie bleibe nicht länger den Augen dieſer Knechte ausgeſetzt, die ſich über ihre Beſchämung freuen! Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürſtin! wer kann ſich Ihnen widerſetzen? Und dieſer Mann, der mich gefangen halten darf, dieſe Koloſſen, die mir ihre Hellebarden entgegenſetzen, ſind ihre Diener. Gehen Sie, leben Sie wohl! Wer will Sie aufhalten? Aber vergeſſen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm alles in der Welt ſind. Sehen Sie noch einen Augenblick auf ſeine Qual, auf ſeine Wehmuth, und dann überlaſſen Sie ihn dem grauſamen Schickſal, das ſich gegen ihn verſchworen hat.

(Er wirft ſich der Nichte zu Füßen, die ſich auf die Marquiſe lehnt. Der Marquis ſteht dabei in einer verlegenen Stellung, und ſie machen auf der rechten Seite des Theaters eine ſchöne Gruppe, in welcher die zwei Schweizer nicht zu vergeſſen ſind. Der Oberſt und zwei Schweizer ſtehen an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Der Graf (den zwei Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor sich hertreibend). Ich sag' euch, daß ihr eure Grobheit zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir so zu begegnen! Dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Rostro, di Rostro impudente, ein ehrsamer, überall verehrter Fremder, ein Meister aller geheimen Wissenschaften, ein Herr über die Geister —

Schweizer. Bring' Er das unserm Obersten vor, der versteht das Wälsche, sieht Er; und wenn er nicht geradezu geht, so werden wir Ihn rechts und links in die Rippen stoßen und Ihm den Weg weisen, wie's uns befohlen ist.

Graf. Habt Ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer. Die hat der, der uns kommandirt. Ich sag's Ihm, geh' Er geradezu, ganz gerade dahin, da steht unser Oberster.

Graf (gebieterisch). Wagt es nicht mich anzurühren.

Domherr (der auf die Stimme des Grafen zu sich kommt und auffährt). Ja, da erwartete ich dich, großer Cophta, würdiger Meister, erhabenster unter allen Sterblichen! So ließest du deinen Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir sind dir alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche dir nicht zu gestehen, daß ich dieses Abenteuer hinter deinem Rücken unternahm. Du weißt, was geschehen ist; du weißt, wie unglücklich es ablief; sonst wärst du nicht gekommen. In dieser einzigen Erscheinung, großer Cophta, verbindest du mehr erle Seelen, als du vielleicht auf deiner langen Wallfahrt auf Erden beisammen gesehen hast. Hier steht ein Freund vor dir, vor wenig Augenblicken der glücklichste, jetzt der unglücklichste aller Menschen. Hier eine Dame, des schönsten Glücks werth. Hier Freunde, die das Mögliche und Unmögliche zu wirken mit der lebhaftesten Theilnahme versuchten. Es ist was Unglaubliches geschehen. Wir sind hier beisammen und wir leiden nur aus Mißtrauen gegen dich. Hättest du die Zusammenkunft geführt, hätte deine Weisheit, deine Macht die Umstände gefügt — (einen Augenblick nachdenkend und mit Entschlossenheit fortfahrend) Nein, ich will nichts sagen, nichts wünschen — dann wäre alles gegangen, wie es abgeredet war, du hättest nicht Gelegenheit gehabt, dich in deinem Glanze sehen zu lassen, gleichsam als ein Gott aus einer Maschine herunterzusteigen und unsre Verlegenheit zu endigen. (Er naht sich ihm vertraulich

und lächelnd.) Was beschließen Sie, mein Freund? Sehen Sie, schon stehen unsre Wächter wie betäubt; nur ein Wort von Ihnen, so fallen sie in einen Schlummer, in dem sie alles vergessen was geschah, und wir begeben uns inzwischen glücklich hinweg. Geschwind, mein Freund! drücken Sie mich an Ihre Brust, verzeihen Sie mir und retten Sie mich!

Graf (gravitätisch ihn umarmend). Ich verzeihe dir! (Zu dem Obersten.) Wir werden zusammen sogleich von hier wegfahren.

Oberster (lächelnd). O ja! Recht gern!

Domherr. Welch ein Wunder!

Marquise (zum Marquis). Was soll das heißen? Wenn der uns noch rettete!

Marquis. Ich fange an zu glauben, daß er ein Hexenmeister ist.

Oberst. Ich brauche diese Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nur schon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe. (Gegen die Scene gekehrt.) Treten Sie nur auch herein, junger Mann, Sie haben mich lange genug allein gelassen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter. Ja, hier bin ich, die Abscheulichen zu beschämen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen (außer dem Obersten). Was soll das heißen? Der Ritter! Entsetzlich! Es ist nicht möglich!

Ritter. Ja, ich bin hier, um gegen euch alle zu zeugen.

Nichte. Daran bin ich allein Schuld!

Domherr. Was soll das heißen? Ich werde wahnsinnig!

Oberst. Sie kennen also diesen Mann? Hier geht alles natürlich zu, außer daß dieser in solcher Gesellschaft ehrlich geblieben ist. Er hat eure Schelmereien beobachtet, er hat sie dem Fürsten entdeckt, und ich habe den Auftrag, zu untersuchen und zu strafen. (Zum Domherrn.) Zuvörderst also, damit Sie einsehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie sehr Sie betrogen sind, so erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man diesen Abend unsre Fürstin gelästert hat. (Er hebt der Nichte den Schleier vom Gesicht. Der Domherr erkennt sie und drückt pantomimisch sein Entsetzen aus.)

Ritter. Wie die Fürstin, so die Geister! — Solchen Menschen vertrauten Sie!

Domherr. Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberst. Diese Nichtswürdigen haben sich Ihrer Schwäche bedient, und Sie zu den strafwürdigsten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr. Herr Oberst —

Oberst. Beruhigen Sie sich! Und erfahren Sie zuvörderst, daß der Fürst edel genug denkt, um auch dießmal Ihren Leichtsinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu bestrafen. Was sag' ich bestrafen? Er will vielmehr den zweiten Versuch machen, ob es möglich sey Sie zu bessern, Sie der großen Ahnherren würdig zu machen, von denen Sie abstammen. Ihre Entfernung vom Hofe, die nun zwei Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an daß Sie frei sind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlassen, unter dem Vorwande als wenn Sie eine große Reise zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürst besonders schätzt, dem er vertraut, wird alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frei in Ihrem Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erst unterrichtet sind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel aussieht, in den Sie sich eingelassen haben.

Domherr. Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberst (zu dem Marquis). Geben Sie zuvörderst die Juwelen heraus, die Sie in der Tasche haben.

Marquis. Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer. Er hat da was erst in den Busch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man sucht und bringt das Kästchen hervor, das man dem Obersten überreicht.)

Oberst. Läugnet nicht weiter! Es ist alles am Tage. (Zur Marquise.) Wo sind die übrigen Steine? Gestehen Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hause, und zu Hause bei Ihnen ist in diesem Augenblicke alles versiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt.

Marquise. Hier sind sie. (Das Schmuckkästchen hervorbringend.) So dacht' ich sie nicht los zu werden.

Oberst (zum Domherrn). Man wird diese Juwelen den Hofjuwelieren wieder zustellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlösen. Die falsche

Unterſchrift der Prinzeſſin werden Sie dagegen zurücklaſſen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr. Ja, ich gehe. Sie haben mich beſchämt geſehen; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt giebt mir ein Recht auf die erſten Bedienungen im Staate; dieſe Vorzüge kann mir niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenſchaft aus dem Herzen reißen, die ich für meine Fürſtin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieſes Phantom gemacht hat. Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz ſind, mich noch weiter von ihr entfernen zu müſſen; in ein Land zu gehen, wo ich ſie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde; aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, ſo lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch übrige verachte ich. Ihr waret geſchäftig um meine Leidenſchaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter komtet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis daſtehe; aber die Aeſte, die Wurzeln mußtet ihr unangetaſtet laſſen. Schwärmt hin wo ihr wieder Nahrung findet! (Der Domherr geht ab.)

Oberſt. Die übrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Gränz-Feſtung gebracht, bis man hinlänglich unterſucht hat, ob ihre Schelmenſtreiche nicht vielleicht noch weiter um ſich gegriffen haben. Findet ſich's, daß ſie in weiter keine Händel verwickelt ſind, ſo wird man ſie in der Stille des Landes verweiſen und ſo von dieſem betrügeriſchen Volke ſich befreien. Es ſind eben vier, ein Wagen voll. Fort mit Ihnen! Man begleite ſie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk ſteht, und übergebe ſie dort den Dragonern.

Nichte. Wenn ein unglückliches Mädchen von einem ſtrengen Urtheilsſpruch noch auf Gnade ſich berufen darf, ſo hören Sie mich an. Ich unterziehe mich jeder Strafe; nur trennen Sie mich von dieſen Menſchen, die meine Verwandten ſind, ſich meine Freunde nannten und mich in das tiefſte Elend geſtürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloſter!

Ritter. Was höre ich?

Oberſt. Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte. O hätte dieſer Mann geglaubt, daß meine Geſinnungen aufrichtig ſeyen, ſo wären wir alle nicht, wo wir ſind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorſichtigkeit, durch einen Zufall

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe seyn.

haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann gewesen, für den ich Sie hielt, Sie hätten diesen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beischaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verloren ist. Es ist wahr, man wird Sie für diesen Dienst belohnen; unser Unglück wird ein Capital seyn, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht, daß Sie im Genuß der fürstlichen Gunst, der einträglichen Stellen, in deren Besitz Sie sich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken sollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bei Hofe sind, Ihren Einfluß das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigstens zeigten, als Gesinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von diesem ernsthaften, würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieser Gesellschaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgesetzt werde, als ich in diesem leider schon dulden mußte. (Zum Obersten.) Ich bitte, ich beschwöre Sie, mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünschen, so schicken Sie mich fort; aber allein. Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht!

Oberst. Sie rührt mich!

Ritter. Ist es Ihr Ernst?

Nichte. O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberst. Ich kann Ihren Wunsch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Instruction ab.

Nichte. Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Instruction, wenn die Absicht ist, wie es scheint, diesen verwegenen Handel im Stillen beizulegen. Verbannen Sie mich nicht, schicken Sie mich in kein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geschichte erzählen, man wird sie wiederholen. Man wird fragen: „Wie sieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie soll, sie muß der Prinzessin gleichen, sonst hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht gespielt werden. Wo ist sie? Man muß sie sehen, man muß sie kennen.“ O Ritter, wenn ich ein Geschöpf war, wie Sie dachten, so wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünscht genug, und ich brauchte keine Ausstattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberst. Hiermit sey es genug! Begleitet jene drei an den Wagen; der Officier, dem ihr sie übergebt, weiß schon das Weitere.

Marquis (leiſe zur Marquiſe). Es iſt nur von Verbannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehen, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquiſe (leiſe). Wuth und Verdruß kochen mir im Herzen; nur die Furcht vor einem größern Uebel hält mich ab ihr Luft zu machen.

Oberſt. Nur fort!

Marquiſe. Bedenken Sie, Herr Oberſt, und laſſen Sie den Fürſten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin und daß er ſeine eigene Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberſt. Das hätten Sie bedenken ſollen! — Gehen Sie! Schon hat man dieſe noch lange nicht erwieſene Verwandtſchaft zu Ihrem Vortheil mit in Anſchlag gebracht.

Graf. Mein Herr, Sie vermiſchen mit dieſem Geſindel einen Mann, der gewohnt iſt überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberſt. Gehorchen Sie!

Graf. Es iſt mir unmöglich!

Oberſt. So wird man Sie's lehren.

Graf. Ein Reiſender, der überall wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet. —

Oberſt. Es wird ſich zeigen.

Graf. Dem man wie einem Schutzgeiſt Tempel bauen ſollte. —

Oberſt. Es wird ſich finden.

Graf. Der ſich als Groß-Cophta legitimirt hat —

Oberſt. Wodurch?

Graf. Durch Wunder.

Oberſt. Wiederholen Sie eins und das andere, rufen Sie Ihre Geiſter herbei, laſſen Sie ſich befreien!

Graf. Ich achte euch nicht genug, um meine Macht vor euch ſehen zu laſſen.

Oberſt. Groß gedacht! So unterwerfen Sie ſich dem Befehl.

Graf. Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürſten ſolche Geheimniſſe melden, daß er mich im Triumphe zurückholen ſoll, und Sie werden vor dem Wagen voran reiten, in dem der Groß-Cophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberſt. Das wird ſich alles finden; nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten. Fort mit ihnen!

Schweizer. Fort, ſagt der Oberſte, und wenn ihr nicht geht, ſo werdet ihr unſre Hellebarden fühlen.

Graf. Ihr Elenden, ihr werdet bald vor mir ins Gewehr treten.

Die Schweizer (ſchlagen auf ihn los). Will er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drei Perſonen ab.)

Oberſt (zur Nichte). Und Sie ſollen noch heute Nacht in das Frauenkloſter, das keine Viertelſtunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernſt iſt ſich von der Welt zu ſcheiden, ſo ſollen Sie Gelegenheit finden.

Nichte. Es iſt mein völliger Ernſt. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieſer Welt. (Zum Ritter.) Aber das muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich meine erſte, lebhafte Neigung mit in die Einſamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter. Sagen Sie das nicht, ſtrafen Sie mich nicht ſo hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zuſtand iſt gegen den meinigen zu beneiden. Sie können ſagen: „Man hat mich unglücklich gemacht;“ und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir ſage: „Auch dich zählt ſie unter die Menſchen, die zu ihrem Verderben mitwirkten.“ O vergeben Sie mir! vergeben Sie einer Leidenſchaft, die, durch einen unglückſeligen Zufall mit ſich ſelbſt uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken das Liebſte, das Wertheſte auf der Welt war. Wir ſollen uns trennen! Unausſprechlich iſt die Qual, die ich in dieſem Zuſtand empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und bedauern Sie mich. O daß ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Tomherrn eilte! Ich hätte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hätte mein Glück mit Freuden genießen können. Es iſt alles verloren.

Oberſt. Faſſen Sie ſich!

Nichte. Leben Sie wohl! Dieſe letzten, tröſtlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (Zum Oberſt.) Ich ſehe an Ihren Augen, daß ich ſcheiden ſoll. Möge Ihre Menſchlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberſt. Das arme Geſchöpf dauert mich! Kommen Sie! Alles iſt gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter. Sie mag ſeyn welche ſie will, ſo fürſtlich als ich ſie erwarten darf; ich werde nichts genießen können, denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur Ein Wunſch und Eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und ſie ſich ſelbſt und der Welt wiederzugeben.

Der Bürgergeneral.

Ein Luſtſpiel in einem Aufzuge.

Zweite Fortſetzung

der beiden Billets.

Perſonen.

Röſe.
Görge.
Märten.
Der Edelmann.
Schnaps.
Der Richter.
Bauern.

Der Schauplatz iſt in Märtens Hauſe, wie in den vorigen Stücken.

Erſter Auftritt.

Röſe. Görge.

Görge (der zum Hauſe mit einem Rechen herauskommt, ſpricht zurück). Hörſt du, liebe Röſe?

Röſe (die unter die Thüre tritt). Recht wohl, lieber Görge!

Görge. Ich gehe auf die Wieſe, und ziehe Maulwurfshaufen aus einander.

Röſe. Gut.

Görge. Hernach ſeh' ich wie es auf dem Acker ausſieht.

Röſe. Schön! Und dann kommſt du auf's Krautland und gräbſt, und findeſt mich da mit dem Frühſtück.

Görge. Und da ſetzen wir uns zuſammen und laſſen es uns ſchmecken.

Röſe. Du ſollſt eine gute Suppe haben.

Görge. Wenn ſie noch ſo gut wäre! Du mußt mit eſſen, ſonſt ſchmeckt ſie mir nicht.

Röſe. Mir geht's eben ſo.

Görge. Nun, leb' wohl, Röſe!

(Röſe geht, bleibt ſtehen, ſieht ſich um; ſie werfen ſich Kußhände zu, er kehrt zurück.)

Görge. Höre, Röſe! — Die Leute reden kein wahr Wort.

Röſe. Selten wenigſtens. Wie ſo?

Görge. Sie ſagen, als Mann und Frau hätte man ſich nicht mehr ſo lieb wie vorher. Es iſt nicht wahr, Röſe. Wie lange haben wir uns ſchon? Wart'!

Röſe. Zwölf Wochen.

Görge. Wahrhaftig! Und da iſt immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb' wohl!

Röſe. Leb' wohl. Wie oft haben wir das nicht ſchon geſagt!

Görge (entfernt ſich). Und wie oft werden wir es noch ſagen!

Röſe. Und uns immer wieder ſuchen und finden.

Görge (ſtille ſtehend). Das iſt eine Luſt!

Röſe. Ich komme gleich nach. Leb' wohl!

Görge (gehend). Leb' wohl!

Röſe (unter der Thüre). Görge!

Görge (zurückkommend). Was giebt's?

Röſe. Du haſt was vergeſſen.

Görge (ſich anſehend). Was denn?

Röſe (ihm entgegenſpringend). Noch einen Kuß!

Görge. Liebe Röſe!

Röſe. Lieber Görge! (Küſſend.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Brav, ihr Kinder! Brav! an euch merkt man nicht, daß die Zeit vergeht.

Görge. Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr.

Röſe (bedeutend). Sie werden's auch bald nicht mehr merken.

Edelmann. Wie ſo?

Röſe. Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie iſt ja ſo hübſch.

Edelmann (lächelnd). Wer?

Görge. Hm! Röſe, du haſt Recht. Ja wohl, recht hübſch.

Röſe. Und Sie ſind auch ſo ein ſchöner junger Herr.

Edelmann. Görge! Darf ſie das ſagen?

Görge. Jetzt eher als ſonſt. Denn ich will's nur geſtehen, ich bin oft eiferſüchtig auf Sie geweſen.

Edelmann. Du haſt's auch Urſache gehabt. Röſe gefiel mir immer.

Röſe. Sie ſcherzen, gnädiger Herr.

Görge. Es iſt mir nur immer gar zu ernſtlich vorgekommen.

Röſe. Er hat mich oft genug gequält.

Görge. Und sie mich auch.

Edelmann. Und jetzt?

Görge. Jetzt ist Röse meine Frau, und ich denke, eine recht brave Frau.

Edelmann. Das ist gewiß.

Röse (bedeutend). Und Sie?

Edelmann. Nun?

Görge (mit Bücklingen). Darf man gratuliren?

Edelmann. Wozu?

Röse (sich neigend). Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen.

Görge. Sie werden bald auch ein allerliebstes Weibchen haben.

Edelmann. Daß ich nicht wüßte.

Röse. In wenig Tagen läugnen Sie es nicht mehr.

Görge. Und sie ist so liebenswürdig.

Edelmann. Wer denn?

Röse. Fräulein Caroline, die neulich mit der alten Tante hier zum Besuche war.

Edelmann. Daher habt ihr euren Argwohn? Wie ihr fein seyd!

Görge. Ich dächte doch, so etwas ließe sich einsehen.

Röse. Es ist recht schön, daß Sie sich auch verheirathen.

Görge. Man wird ein ganz anderer Mensch. Sie werden's sehen.

Röse. Jetzt gefällt mir's erst zu Hause.

Görge. Und ich meine, ich wäre darin im Hause geboren.

Röse. Und wenn der Vater die Zeitungen lies't und sich um die Welthändel bekümmert, da drücken wir einander die Hände.

Görge. Und wenn der Alte sich betrübt, daß es draußen so wild zugeht, dann rücken wir näher zusammen und freuen uns, daß es bei uns so friedlich und ruhig ist.

Edelmann. Das Beste was ihr thun könnt.

Röse. Und wenn der Vater gar nicht begreifen kann, wie er die französische Nation aus den Schulden retten will, da sag' ich: Görge, wir wollen uns nur hüten, daß wir keine Schulden machen.

Görge. Und wenn er außer sich ist, daß man allen Leuten dort ihre Güter und ihr Vermögen nimmt, da überlegen wir zusammen wie wir das Gütchen verbessern wollen, das wir von dem Lottogelde zu kaufen gedenken.

Edelmann. Ihr ſeyd geſcheidte junge Leute.

Röſe. Und glücklich.

Edelmann. Das hör' ich gern.

Görge. Sie werden's auch bald erfahren.

Röſe. Das wird wieder eine Luſt auf dem Schloſſe werden!

Görge. Als wie zu Lebzeiten Ihrer ſeligen Frau Mama.

Röſe. Zu der man immer lief, wenn jemand krank war.

Görge. Die einem ſo guten Spiritus auflegte, wenn man ſich eine Beule geſtoßen hatte.

Röſe. Die ſo gute Salben wußte, wenn man ſich verbrannt hatte.

Edelmann. Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umſehen, die ihr ähnlich iſt.

Görge. Die iſt ſchon gefunden.

Röſe. Ich denk's. Seyn Sie nicht böſe, gnädiger Herr, daß wir ſo vorlaut ſind.

Görge. Wir können's aber nicht abwarten —

Röſe. Sie ſo glücklich zu ſehen als uns.

Görge. Sie müſſen nicht länger zögern.

Röſe. Es iſt verlorne Zeit.

Görge. Und wir haben ſchon den Vorſprung.

Edelmann. Wir wollen ſehen.

Görge. Es thut freilich nichts, wenn unſer Junge ein bißchen älter iſt als der Ihrige; da kann er deſto beſſer auf den Junker Acht haben.

Röſe. Das wird hübſch ſeyn, wenn ſie zuſammen ſpielen. Sie dürfen doch?

Edelmann. Wenn ſie nur ſchon da wären. Ja! — meine Kinder ſollen mit den ihrigen aufwachſen, wie ich mit euch.

Röſe. Das wird eine Luſt ſeyn!

Görge. Ich ſehe ſie ſchon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Märten am Fenſter.

Märten. Röſe! Röſe! Wo bleibt das Frühſtück?

Röſe. Gleich! Gleich!

Märten. Muß ich ſchon wieder warten! (Das Fenſter zu.)

Röſe. Den Augenblick!

Görge. Mach' nur, Röſe.

Röſe. Da werd' ich ausgeſchmält.

Edelmann. Daran iſt der Kuß Schuld, über dem ich euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Wildpret.

Görge. Ihre Freundlichkeit iſt Schuld, gnädiger Herr!

Röſe. Ja wohl. Ich vergaß darüber den Vater.

Görge. Und ich Wieſe, Acker und Krautland.

Edelmann. Nun denn jedes auf ſeinen Weg!

(Unter wechſelſeitigen Begrüßungen an verſchiedenen Seiten ab, und Röſe ins Haus.)

Vierter Auftritt.

Märtens Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem Tiſch mit Stühlen. An der Seite ein Fenſter. Gegenüber eine angelehnte Leiter.

Märten. Röſe.

Märten. Röſe, wo biſt du?

Röſe. Hier, Vater.

Märten. Wo bleibſt du?

Röſe. Der gnädige Herr kam gegangen, und wie er ſo gut iſt, ſchwatzte er mit uns.

Märten. Und mein Kaffee?

Röſe (auf den Kamin deutend). Steht hier.

Märten. Das ſeh' ich. Aber die Milch?

Röſe. Iſt gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüſſel des Bundes, das ſie anhängen hat, nimmt Rahm heraus, und ſetzt ihn in den Kamin.)

Märten (intereſſirt). Röſe, das iſt nicht hübſch?

Röſe (beſchäftigt). Was denn, Vater?

Märten. Daß du mich ganz und gar über Görgen vergiſſeſt.

Röſe (wie oben). Wie ſo?

Märten. Mit ihm haſt du geplaudert; für ihn haſt du geſorgt.

Röſe. Auch, Vater. Ich hab' ihm ein Butterbrod gegeben.

Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.

Märten. Für ihn allein ſorgſt du.

Röſe. Nicht doch! Für Euch ſo gut wie für ihn.

Märten. Und doch verſprachſt du mir, wenn ich dich heirathen ließe —

Röſe. Sollte alles bleiben vor wie nach.

Märten. Hältſt du nun Wort?

Röſe. Gewiß. Hier iſt der Kaffee.

Märten. Biſt du alle Morgen gleich bei der Hand wie ſonſt?

Röſe. Hier iſt die Milch. (Sie läuft wieder nach dem Schranke.)

Märten. Und muß ich nicht auf alles warten?

Röſe. Hier die Taſſe! der Löffel! der Zucker! Wollt ihr auch ein Butterbrod?

Märten. Nein, nein. — Du bleibſt mir die Antwort ſchuldig.

Röſe (auf das Frühſtück deutend). Hier ſteht ſie.

Märten. Es mag gut ſeyn. Erzähle mir etwas.

Röſe. Ich muß fort.

Märten. Schon wieder?

Röſe. Görgen die Suppe bringen, der mag den Kaffee nicht.

Märten. Warum ißt er ſie nicht zu Hauſe?

Röſe. Er will erſt was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut, da machen wir ein Feuerchen an, wärmen die Suppe, und verzehren ſie mit einander.

Märten. So geh' hin! Es iſt doch nicht anders.

Röſe. Wie meint Ihr?

Märten. Vater und Mutter verlaßt ihr, und folgt dem Manne nach.

Röſe. So ſoll's ja ſeyn.

Märten. Geh' nur.

Röſe. Zu Mittag ſollt Ihr ein gut Eſſen haben; ich ſage nicht was.

Märten. Schon recht.

Röſe. Seyd nicht verdrießlich.

Märten. Nein doch!

Röſe. So lebt wohl.

Märten. Geh' nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten allein, ſitzend und trinkend.

Es iſt gut daß ſie geht. Schnaps ſagte mir geſtern im Vorbeigehen, wenn die Kinder im Felde wären, wollte er mich beſuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein vertrackter Kerl der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görgen beſſer ſtände! Aber der hat geſchworen, wenn er ihn wieder im Hauſe trifft, will er ihn lederweich ſchlagen. Und Görge hält ſein Wort. — Ein guter Burſch! Ein heftiger Burſch! — Ich höre was. (An der Thüre.) Ha! Ha! Schnaps! — Das iſt er ja.

Sechster Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps (hereinſehend). Seyd Ihr allein, Vater Martin?

Märten. Nur herein!

Schnaps (einen Fuß hereinſetzend). Görgen ſah ich gehen; iſt Röſe nach?

Märten. Ja, Gevatter Schnaps. Wie immer.

Schnaps. Da bin ich.

Märten. Ihr ſeyd vorſichtig.

Schnaps. Das iſt die erſte Tugend.

Märten. Wo kommt Ihr her?

Schnaps. Hm! Hm!

Märten. Seit acht Tagen hat man Euch nicht geſehen.

Schnaps. Ich glaub' es.

Märten. Habt Ihr auswärts eine Cur verrichtet?

Schnaps. Vater Martin! — Ich habe curiren gelernt.

Märten. Gelernt? — Als wenn ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps. Man lernt nie aus.

Märten. Ihr ſeyd beſcheiden.

Schnaps. Wie alle große Männer.

Märten. Nun, was die Größe betrifft! — Ihr ſeyd ja kleiner als ich.

Schnaps. Vater Martin, davon ist die Rede nicht. Aber hier! hier! (Auf die Stirn deutend.)

Märten. Ich verstehe.

Schnaps. Und da giebt's Leute in der Welt, die das zu schätzen wissen.

Märten. Ohne Zweifel.

Schnaps. Da findet man Zutrauen —

Märten. Ich glaub's.

Schnaps. Da erfährt man —

Märten (ungeduldig). Was denn? Sagt!

Schnaps. Und erhält Aufträge.

Märten. Geschwind'! Was giebt's?

Schnaps (bedeutend). Man wird ein Mann von Einfluß.

Märten. Ist's möglich?

Schnaps. In wenig Tagen erfahrt Ihr's.

Märten. Nur gleich! Nur heraus damit!

Schnaps. Ich kann nicht. Schon das ist genug gesagt.

Märten (beredtlich). Gevatter Schnaps —

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Seht mich an.

Schnaps. Nun?

Märten. Gerad' in die Augen.

Schnaps. So?

Märten. Scharf!

Schnaps. Zum Henker! Ich seh' Euch ja an. Mich wundert's, daß Ihr meinen Blick ertragen könnt.

Märten. Hört!

Schnaps. Was soll's?

Märten. Wäre das, was Ihr zu erzählen habt —

Schnaps. Wie meint Ihr?

Märten. Nicht etwa wieder so eine Historie?

Schnaps. Wie könnt Ihr so denken?

Märten. Oder —

Schnaps. Nicht doch, Vater Martin!

Märten. Oder von den vielen Schnäpsen, Euren hochansehnlichen Vorfahren?

Schnaps. Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fängt's an Ernst zu werden.

Märten. Ueberzeugt mich.

Schnaps. Nun denn! Weil Ihr's seyd.

Märten. Ich bin äußerst neugierig.

Schnaps. So hört! — Sind wir auch sicher?

Märten. Ganz gewiß! Görge ist aufs Feld, und Röse zu ihm.

Schnaps (mit Vorbereitung). Sperrt die Ohren auf! Sperrt die Augen auf!

Märten. So macht denn fort!

Schnaps. Ihr habt oft gehört — es lauscht doch niemand?

Märten. Niemand.

Schnaps. Daß die berühmten Jacobiner — es ist doch niemand versteckt?

Märten. Gewiß nicht.

Schnaps. Gescheidte Leute in allen Ländern aufsuchen, kennen, benutzen.

Märten. So sagt man.

Schnaps. Nun ist mein Ruf — ich höre jemand!

Märten. Nein doch!

Schnaps. Mein Ruf über den Rhein erschollen —

Märten. Das ist weit.

Schnaps. Und man giebt sich schon seit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten. So fahrt nur fort!

Schnaps. Mich für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten. Das wäre!

Schnaps. Man kennt in Paris meinen Verstand —

Märten. Ei! Ei!

Schnaps. Meine Geschicklichkeit.

Märten. Curios!

Schnaps. Genug, die Herren Jacobiner sind seit einem halben Jahre um mich herum geschlichen, wie die Katze um den heißen Brei —

Märten. Ich kann mich nicht genug verwundern!

Schnaps. Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt bestellte.

Märten. Ihr ſolltet einen Fremden curiren, der das Bein gebrochen hatte, ſo ſagtet Ihr.

Schnaps. So hatte man mir geſagt.

Märten. Wir wunderten uns —

Schnaps. Ich auch.

Märten. Ob's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gebe?

Schnaps. Genug, ich wunderte mich — und ging.

Märten. Da habt Ihr wohl gethan.

Schnaps. Ich finde meinen Patienten.

Märten. Wirklich?

Schnaps. Und wie ich den Fuß aufbinde —

Märten. Nun?

Schnaps. Iſt er ſo geſund wie meiner.

Märten. Was?

Schnaps. Ich erſtaune!

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Der Herr lacht —

Märten. Natürlich.

Schnaps. Und fällt mir um den Hals.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps. Bürger Schnaps! ruft er aus.

Märten. Bürger Schnaps? das iſt curios!

Schnaps. Wertheſter Bruder!

Märten. Und weiter?

Schnaps. Genug, er eröffnete mir alles.

Märten. Was denn?

Schnaps. Daß er ein Abgeſandter des Jacobinerclubs ſey.

Märten. Wie ſah er denn aus?

Schnaps. Wie ein andrer Menſch.

Märten. Habt Ihr euch nicht vor dem Manne gefürchtet?

Schnaps. Ich mich fürchten?

Märten. Und habt mit ihm geſprochen, wie mit Eures Gleichen?

Schnaps. Natürlich! — Alle Menſchen ſind gleich.

Märten. So ſagt nur!

Schnaps. Was ſoll ich alles weitläufig erzählen?

Märten. Ich hör' es gern.

Schnaps. Er nahm mich in seine Gesellschaft auf.

Märten. Wie ging das zu?

Schnaps. Mit vielen Ceremonien.

Märten. Die möcht' ich wissen.

Schnaps. Ihr könnt alles sehen.

Märten. Wie so?

Schnaps. Gebt Acht! Hier im Barbiersacke trage ich das ganze Geheimniß.

Märten. Ist's möglich?

Schnaps. Schaut her!

Märten. Laßt sehen.

Schnaps. Eins nach dem andern.

Märten. Nur zu!

Schnaps (nach einer Pause). Erstlich umarmt' er mich nochmals.

Märten. Ein höflicher Herr!

Schnaps. Das dank' ihm der Henker!

Märten. Ich wüßte nicht —

Schnaps. Dann bracht' er — (Er bringt eine rothe Mütze hervor.)

Märten. Das rothe Käppchen? Ihr seyd ja kein Ehemann.

Schnaps. Ungeschickt! — Die Freiheitsmütze.

Märten. Laßt sehen.

Schnaps. Und setzte mir sie auf. (Er setzt das Käppchen auf.)

Märten. Ihr seht schnakisch aus!

Schnaps. Ferner den Rock. (Er zieht eine Nationaluniform hervor.)

Märten. Das ist ein schmuckes Kleid.

Schnaps. Helft mir, Vater, es ist ein bischen knapp.

Märten (indem sie sich mit Anziehen plagen). Oh, das ist eine Noth! das zwängt!

Schnaps. Das ist die Uniform der Freiheit.

Märten. Da ist mir meine weite Bauerjacke doch lieber.

Schnaps. Nun seht her! Was sagt Ihr zu dem Säbel?

Märten. Gut!

Schnaps. Nun die Cocarde?

Märten. Ist das die Nationalcocarde?

Schnaps. Freilich. (Steckt sie auf den Hut.)

Märten. Wie sie den alten Hut nicht ziert!

Schnaps. Möchtet Ihr nicht auch so eine tragen?

Märten. Es käme drauf an.

Schnaps. Wie mich der Fremde so angezogen hatte —

Märten. Er selbst?

Schnaps. Freilich. Wir bedienen jetzt alle einander.

Märten. Das ist hübsch.

Schnaps. So sagte er —

Märten. Ich bin neugierig.

Schnaps. Ich habe schon viele hier im Lande angeworben —

Märten. So ist das doch wahr.

Schnaps. Aber keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen setzte als auf Euch.

Märten. Das ist schmeichelhaft.

Schnaps. So erfüllt nun meine Hoffnungen —

Märten. Und wie?

Schnaps. Geht zu Euren Freunden und macht sie mit unsern Grundsätzen bekannt.

Märten. Laßt sie hören.

Schnaps. Gleich! — Und wenn Ihr tausend redliche —

Märten. Tausend Redliche? Das ist viel!

Schnaps. Wohldenkende und beherzte Leute beisammen habt —

Märten. Nun?

Schnaps. So fangt die Revolution in Eurem Dorfe an.

Märten. In unserm Dorfe? Hier, in unserm Dorfe?

Schnaps. Freilich!

Märten. Behüt' uns Gott!

Schnaps. Ei! wo denn?

Märten. Ei, was weiß ich? Da oder dort! Ueberall! Nur nicht hier.

Schnaps. Hört nur, nun kommt das Wichtigste.

Märten. Noch was Wichtiger's?

Schnaps. Fangt die Revolution an! sagte er.

Märten. Gnad' uns Gott!

Schnaps. Ich gebe Euch dazu völlige Autorität, und mache Euch hiermit —

Märten. Wozu?

Schnaps. Zum Bürgergeneral.

Märten. Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps! das klingt nun faſt wieder nach dem Oſtindiſchen General-Gouverneur.

Schnaps. Stille! Es iſt nicht Zeit zu ſcherzen.

Märten. Es ſcheint.

Schnaps. Und zum Zeichen geb' ich Euch dieſen Schnurrbart —

Märten. Einen Schnurrbart?

Schnaps. Den jeder Bürgergeneral tragen muß.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps (hat den Schnurrbart angeheftet). Ihr habt nun ein Anſehen —

Märten. Wahrhaftig!

Schnaps. Eine Autorität —

Märten. Zum Erſtaunen!

Schnaps. Und an der Spitze der Freigeſinnten werdet Ihr Wunder thun.

Märten. Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps. Man ſagt nicht: Herr General. Man ſagt: Mein General! Bürgergeneral! — Es iſt kein Menſch ein Herr.

Märten. Mein General!

Schnaps. Was giebt's, Bürger?

Märten. Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps. Wir ſind alle Bürger.

Märten. So ſagt mir nur wo das hinaus will?

Schnaps. Unſre Grundſätze heißt man das.

Märten. Worauf das hinaus will?

Schnaps. Ja.

Märten. Ich dächte faſt es ginge auf Schläge hinaus.

Schnaps. Nun müßt Ihr hören —

Märten. Was denn?

Schnaps. Die Grundſätze, die ich ausbreiten ſoll.

Märten. Die hatt' ich ganz und gar vergeſſen.

Schnaps. Hört!

Märten (der zufälligerweiſe im Auf- und Abgehen an das Fenſter kommt). O weh!

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Herr General! Mein General — da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps. Verflucht!

Märten. Herr — mein General! Er hat einen großen Prügel.

Schnaps (nach dem Fenſter laufend). Ich bin in großer Verlegenheit.

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Ich fürchte —

Märten. So kommt mir's vor.

Schnaps. Meint Ihr etwa Görgen?

Märten. Nein doch, den Prügel.

Schnaps. Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Märten. Da habt Ihr Recht.

Schnaps. Die gute Sache würde leiden, wenn man unſre Abſicht zu früh entdeckte.

Märten. Gewiß.

Schnaps. Verſteckt mich.

Märten. Steigt auf den Boden.

Schnaps. Ja! Ja!

Märten. Nur unters Heu.

Schnaps. Ganz recht.

Märten. Nur fort, Herr General! der Feind iſt in der Nähe.

Schnaps. Geſchwind den Sack her! (Er nimmt den Barbierſack auf.)

Märten. Fort! Fort!

Schnaps (indem er die Leiter hinaufſteigt). Verrathet mich ja nicht.

Märten. Nein, nein.

Schnaps. Und denkt nicht, daß ich mich fürchte.

Märten. Nicht doch!

Schnaps. Lauter Klugheit!

Märten. Die iſt zu loben. Nur zu.

Schnaps (ganz oben, indem er hineinſteigt). Lauter Klugheit!

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge mit einem Stocke.

Görge. Wo iſt der Schurke?

Märten. Wer?

Görge. Iſt es wahr, Vater?

Märten. Was denn?

Görge. Röſe ſagte mir, ſie hätte, da ſie weggegangen wäre, Schnapſen ins Haus ſchleichen ſehen.

Märten. Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewieſen.

Görge. Da habt Ihr wohl gethan. Ich ſchlag' ihm Arm und Bein entzwei, wenn ich ihn hier antreffe.

Märten. Du biſt gar zu aufgebracht.

Görge. Was? Nach allen den Streichen?

Märten. Das iſt vorbei.

Görge. Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Röſe meine Frau iſt —

Märten. Was denn?

Görge. Hört er nicht auf uns zu necken, uns zu beunruhigen.

Märten. Und wie denn?

Görge. Da ſagt er zu Röſen im Vorbeigehen: Guten Abend, Röſe! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen ſtecht! Der Officier, der da durchritt, hat nach Euch gefragt.

Märten. Das kann wohl wahr ſeyn.

Görge. Was braucht er's wieder zu ſagen? Nein, es ſind lauter Lügen.

Märten. Wahrſcheinlich.

Görge. Da kommt er einmal, und ſagt: Der Fremde, der auf dem Schloſſe gewohnt hat, der hat Euch recht gelobt. Wollt Ihr ihn in der Stadt beſuchen? Es wird ihm recht lieb ſeyn. Er wohnt in der langen Straße Numero 636.

Märten. Das heißt man ja kuppeln.

Görge. Er iſt alles im Stande.

Märten. Ich glaub's wohl.

Görge. Und Röſe giebt ihm immer was ab, wie er's verdient, und der böſe Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte er thut uns einen Poſſen.

Märten. So böſe iſt er doch nicht. Er ſpaßt nur.

Görge. Ein ſchöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten. Nimm dich in Acht! das koſtet Strafe.

Görge. Die bezahl' ich gern. Und ich will's ihm gedenken, daß er mich jetzt von Röſe weggeſprengt hat. Wenn er nur nicht gar draußen bei ihr iſt! Geſchwind, geſchwind! ich muß fort. (Geht ab.)

Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſuße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertone, Trommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet,
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Achter Auftritt.

Märten, hernach Schnaps.

Märten. Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hätte schöne Händel gesetzt! (Am Fenster.) Wie er läuft! Er ist schon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es ist doch curios, daß jetzt die schlimmsten Leute immer in die Höhe kommen! Man liest's in allen Zeitungen. Der da oben taugt nun ganz und gar nichts, und kommt zu solchen Ehren! Wer weiß was noch daraus wird! Es sind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr wen man um sich hat. Auf alle Fälle will ich ihm schmeicheln. Er nutzt mir wohl wieder. — Mein General!

Schnaps (an der Bodenthüre. Es fällt Heu herunter). Ist er fort?

Märten. Schon weit weg.

Schnaps (mit Heu bedeckt). Ich komme schon.

Märten. Ihr seht verzweifelt aus, General Schnaps.

Schnaps (auf der Leiter sich reinigend). Das ist im Felde nicht anders! man kann nicht alles sauber haben.

Märten. Kommt nur herunter.

Schnaps. Ist er wirklich fort?

Märten. Schon weit weg. Er war besorgt, Ihr möchtet indessen zu Rösen schleichen, und lief als wenn es hinter ihm brännte.

Schnaps (herunterkommend). Vortrefflich! Nun schließt mir aber die Hausthür zu.

Märten. Das sieht verdächtig aus.

Schnaps. Besser verdächtig als ertappt. Schließt zu, Vater Martin. Mit wenig Worten sag' ich Euch alles.

Märten (gehend). Nun gut.

Schnaps. Wenn jemand pocht, pack' ich ein und schleiche mich zur Hinterthür hinaus; und Ihr macht was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps, nachher Märten.

Schnaps. Wenn ich ihm nur erſt ein Frühſtück abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! ein reicher Mann und immer ſo knauſerig! (Er ſchleicht an den Schränken herum.) Alles verſchloſſen, wie gewöhnlich, und Röſe hat wieder die Schlüſſel mit. — Hernach brauch' ich noch ein paar Laubthaler patriotiſche Contribution. (Wieder am Schranke.) Die Thüren klappern, die Schlöſſer ſind ſchlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürgergeneral! Friſch dran! Mach' ein Probeſtück deines Handwerks!

Märten (zurückkommend). Alles iſt verwahrt. Nun ſeyd kurz.

Schnaps. Wie es die Sache zuläßt.

Märten. Ich fürchte, die Kinder kommen zurück.

Schnaps. Das hat Zeit. Wenn ſie beiſammen ſind, wiſſen ſie nicht, wenn's Mittag oder Abend iſt.

Märten. Ihr wagt am meiſten.

Schnaps. So hört mich.

Märten. So macht fort.

Schnaps (nach einer Pauſe). Doch wenn ich bedenke —

Märten. Noch ein Bedenken?

Schnaps. Ihr ſeyd ein geſcheidter Mann, das iſt wahr.

Märten. Großen Dank!

Schnaps. Doch ohne Studien.

Märten. Das iſt meine Sache nicht.

Schnaps (wichtig). Den guten, unſtudirten Leutchen, die man ſonſt den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten. Nun?

Schnaps. Trägt man die Sache beſſer durch Exempel, durch Gleichniſſe vor.

Märten. Das läßt ſich hören.

Schnaps. Alſo zum Exempel — (Er geht heftig auf und nieder und ſtößt an Märten.)

Märten. Zum Exempel das iſt grob.

Schnaps. Verzeiht, ich war in meiner Revolutionslaune.

Märten. Die gefällt mir ganz und gar nicht.

Schnaps. Zum Exempel — (Auf Märten losgehend.)

Märten. Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps. Zum Exempel wir haben uns vereinigt.

Märten. Wer?

Schnaps. Wir beide und noch neunhundert neunundneunzig.

Märten. Ehrliche Leute?

Schnaps. Das macht tausend.

Märten. Richtig.

Schnaps. Gehen wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Pistolen —

Märten. Wo sollen die Flinten und Pistolen herkommen?

Schnaps. Das findet sich alles. Seht Ihr nicht, daß ich schon einen Säbel habe? (Er nimmt Märten an die eine Seite des Theaters.)

Märten. Ei wohl!

Schnaps. Wir ziehen auf den Edelhof, und stellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er agirt das Hereinkommen.)

Märten (macht sich los). Hört nur, ich muß Euch sagen, ich mag nicht mitgehen. Wir sind dem Edelmanne viel Dank schuldig.

Schnaps. Narrenspossen! Dankbarkeit ist das was Ihr zum voraus abschaffen müßt.

Märten. Wie ist das möglich?

Schnaps. Es ist ganz natürlich. Schafft sie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank ist die bequemste Sache von der Welt.

Märten. Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps. Probirt's und kommt! Macht keine Umstände; es ist ja nur ein Gleichniß.

Märten. Ja so! ein Gleichniß.

Schnaps (nimmt ihn wieder an die Seite). Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr was!

Märten. Nun?

Schnaps. Es ist besser daß Ihr den Edelmann macht. (Er führt ihn hinüber.) Stellt Euch hierher.

Märten. Meinetwegen.

Schnaps. Ich komme mit dem Bürgerausschuß.

Märten. Mit den neunhundert neunundneunzig?

Schnaps. Drüber oder drunter.

Märten. Gut.

Schnaps. Herr! sag' ich —

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Nein! das war nicht recht; es soll niemand ein Herr seyn.

Märten. Nun, wie sagt Ihr denn?

Schnaps. Warte! — Kurz und gut! im Namen der Freiheit und Gleichheit macht eure Keller auf und eure Vorrathskammern; wir wollen essen und ihr seyd satt.

Märten. Wenn's nach Tische ist, mag's angehen.

Schnaps. Thut eure Garderoben auf! wir sind entblößt.

Märten. Pfui! Ihr werdet doch nicht! —

Schnaps. Nicht anders. — Thut eure Beutel auf! wir sind nicht bei Gelde.

Märten. Das glaubt Euch jedermann.

Schnaps. Nun antwortet.

Märten. Ja, was soll ich sagen?

Schnaps (auffahrend und trotzig). Was wollt Ihr sagen?

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Was könnt Ihr sagen? Ihr seyd ein Verwegner! (Auf den Schrank losgehend.) Ihr habt verschlossene Gewölbe!

Märten. Das ist Rösens Milchschrank.

Schnaps (natürlich). Pfui! Ihr müßt im Gleichnisse bleiben.

Märten. Ja so!

Schnaps (wie oben). Und versperrte Kasten!

Märten. Da sind Kleider drin.

Schnaps. Wo sind die Schlüssel?

Märten. Röse hat sie mitgenommen. Sie ist sehr häuslich, sehr sorgfältig; sie verschließt alles, und trägt die Schlüssel bei sich.

Schnaps. Ausflüchte! Weitläufigkeiten! Wo sind die Schlüssel?

Märten. Ich habe sie nicht.

Schnaps. So werd' ich aufbrechen müssen. (Er zieht den Säbel und macht sich an den Schrank.)

Märten. Reitet Euch der Henker?

Schnaps. Das ist nur zum Exempel.

Märten. Laßt das bleiben!

Schnaps. Was! Ihr wollt Euch widerſetzen? (Er bricht an den Leiſten.)

Märten. Seyd Ihr denn vom Teufel beſeſſen?

Schnaps. Das muß auf! (Er bricht.) Krick! Krack!

Märten (herumlaufend). Röſe! Röſe! wo biſt du?

Schnaps (bricht). Es geht! Krick! Krack!

Märten. Görge! Görge!

Schnaps. So haltet Euer Maul und bedenkt, daß ich es Euch nur erzählungsweiſe vorbringe.

Märten. Nur erzählungsweiſe? Ich dächte es wäre handgreiflich genug.

Schnaps. Bedenkt doch! Ihr ſeyd jetzt der Edelmann. (Der Schrank geht indeſſen auf.)

Märten. Gott bewahre mich! Da ſteht der Schrank auf. Die Leiſten ſind weggebrochen, daß Schloß verdorben. Was wird Röſe ſagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr, daß ich das nicht leide! daß das Grobheiten ſind! Ungezogenheiten! daß ich die Nachbarn rufen werde, daß ich zum Richter gehen werde!

Schnaps (der ſich indeſſen im Schranke umgeſehen und die Töpfe viſitirt hat). Zum Richter? Eurem Todfeind? Zu dem ſtolzen Kerl?

Märten. Pſt!

Schnaps. Wißt nur, daß Ihr Richter werden müßt, wenn wir nur hier erſt den Freiheitsbaum errichtet haben.

Märten. Richter? Ich weiß wohl noch, wie ich geheimer Landrichter werden ſollte.

Schnaps. Das ſind jetzt andere Zeiten; man betrügt niemand mehr.

Märten. Das wäre mir lieb.

Schnaps. Man hat niemand zum Beſten.

Märten. Das iſt mir angenehm.

Schnaps. Nun, vor allen Dingen —

Märten. Macht, daß ich Richter werde!

Schnaps. Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört, wovon die Rede iſt.

Märten. Die Rede iſt, daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps. Mit nichten.

Märten. Daß wir die Leiſten wieder annageln,

Schnaps. Keineswegs. Die Rede iſt, daß Ihr begreift, warum man mich zum General gemacht hat.

Märten. Das ſeh' ich freilich nicht ſo deutlich ein.

Schnaps. Alſo exempli gratia. —

Märten. Noch ein Exempel?

Schnaps. Wir haben ja noch keins gehabt.

Märten. Nur zu viel.

Schnaps. Ich ſage alſo — (Er holt einen großen Milchtopf, und ſetzt ihn auf den Tiſch.)

Märten. Um Gottes willen rührt mir den Topf nicht an! Röſe ſagt, das wäre jetzt ihr beſter.

Schnaps. Das iſt mir lieb zu hören.

Märten. Nehmt doch einen kleinen Topf, wenn's ja ſeyn ſoll.

Schnaps. Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.

Märten. Nun, ſo ſag' ich Euch kurz und gut, daß ich von allem dem Zeuge nichts wiſſen will.

Schnaps. So!

Märten. Und daß Ihr Euch aus dem Hauſe packen könnt.

Schnaps. Ei!

Märten. Und daß ich ganz und gar nichts hören will.

Schnaps. Ihr wollt nichts hören?

Märten. Nein.

Schnaps. Ihr wollt nichts wiſſen?

Märten. Nein.

Schnaps. Nichts annehmen?

Märten. Nein.

Schnaps (zieht den Säbel). So wißt, daß ich Euch das Verſtändniß eröffnen werde.

Märten. Mit dem Säbel? Das iſt eine ſchöne Manier.

Schnaps (ihm zu Leibe gehend). So wißt, daß Ihr ſchuldig ſeyd Euch zu unterrichten, neue Gedanken zu erfahren; daß Ihr geſcheidt werden müßt, daß Ihr frei werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt, Ihr mögt wollen oder nicht.

Märten (bei Seite). Görge! Görge! Kämſt du nur! ich wollt' ihn nicht verſtecken.

Schnaps. Ihr hört alſo gern?

Märten. Gewiß.

Schnaps. Und habt keine Abneigung Euch zu unterrichten?

Märten. Keinesweges.

Schnaps. So iſt's recht.

Märten. Ich find' es auch.

Schnaps. Nun gebt Acht!

Märten. Recht gern.

Schnaps. Dieſer Topf ſtellt ein Dorf vor.

Märten. Ein Dorf?

Schnaps. Oder eine Stadt.

Märten. Curios!

Schnaps. Oder eine Feſtung.

Märten. Wunderlich!

Schnaps. Ja, zum Exempel eine Feſtung.

Märten (bei Seite). Wenn ich nur die Exempel los wäre!

Schnaps. Ich ziehe davor.

Märten. Was giebt das?

Schnaps. Ich fordre ſie auf. Treteng! Treteng! (Die Trompete nachahmend.)

Märten. Er iſt ganz und gar verrückt.

Schnaps. Sie macht Mäuſe, und will ſich nicht ergeben.

Märten. Daran thut ſie wohl. (Bei Seite.) Wenn nur Röſe käme die Feſtung zu entſetzen.

Schnaps. Ich beſchieße ſie! Pu! Pu!

Märten. Das wird arg!

Schnaps. Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich ſetze ihr Tag und Nacht zu! Pu! Pu! Pu! Sie ergiebt ſich.

Märten. Da thut ſie übel.

Schnaps (nähert ſich dem Topfe). Ich ziehe hinein.

Märten. Es wird ihr ſchlimm gehen.

Schnaps (nimmt den Löffel). Ich verſammle die Bürgerſchaft.

Märten. Nun iſt's aus.

Schnaps. Die Wohlgeſinnten kommen eilig. Da laſſ' ich mich nieder (er ſetzt ſich) und rede ſie an.

Märten. Du armer Topf!

Schnaps. Brüder Bürger! ſag' ich.

Märten. Das klingt freundlich genug.

Schnaps. Leider ſeh' ich euch uneins.

Märten. Im Topfe iſt es ja ganz ſtille.

Schnaps. Es iſt eine heimliche Gährung.

Märten (herchend). Ich ſpüre nichts davon.

Schnaps. Ihr habt den urſprünglichen Zuſtand der Gleichheit verlaſſen.

Märten. Wie ſo?

Schnaps (patheriſch). Da ihr zuſammen noch reine Milch war't, fand ſich ein Tropfen wie der andere.

Märten. Das läßt ſich nicht läugnen.

Schnaps. Nun aber ſeyd ihr ſauer geworden.

Märten. Die Bürger?

Schnaps. Ihr habt euch geſchieden.

Märten. Sieh doch!

Schnaps. Und ich finde die Reichen, die unter dem ſauern Rahm vergeſtellt werden —

Märten. Das iſt ſchnakiſch!

Schnaps. Die Reichen ſchwimmen oben.

Märten. Die Reichen ſind der ſaure Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie ſchwimmen oben! Das iſt nicht zu dulden.

Märten. Es iſt unleidlich!

Schnaps. Ich ſchöpfe ſie alſo ab. (Er ſchöpft auf einen Teller.)

Märten. O weh! nun geht's drüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgehoben habe, ſind' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Die iſt auch nicht zu verachten.

Märten. Mich däucht.

Schnaps. Das iſt ſo der hübſche, wohlhabende Mittelſtand.

Märten. Die Schlippermilch der Mittelſtand? Was das für Einfälle ſind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er ſchöpft.)

Märten. Der verſteht's.

Schnaps. Nun rühre ich ſie unter einander, (er rührt) und lehre ſie wie man ſich verträgt.

Märten. Was soll's nun?

Schnaps (steht auf und geht nach dem Schranke). Nun sehe ich mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein großes Brod hervor) einen Edelhof.

Märten. Das ist ja ein Brod.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die besten Aecker in der Flur: drum werden sie billig unter dem Brode vorgestellt.

Märten. Das soll auch dran?

Schnaps. Natürlich! Es muß alles gleich werden.

Märten (bei Seite). Hätte er nur den Säbel nicht anhängen! Das macht unser Spiel verwünscht ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das Nöthige abgeschnitten und —

Märten. Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeisen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja! Ja!

Schnaps. Und wird sodann unter das übrige gemischt und umgerührt.

Märten. Seyd ihr bald fertig?

Schnaps (bedächtig). Nun fehlen noch die geistlichen Güter.

Märten. Wo sollen die herkommen?

Schnaps. Hier find' ich eine Zuckerschachtel. (Er greift nach der, welche bei dem Kaffezeuge steht.)

Märten (fällt ihm in den Arm). Laßt stehen! Rührt sie nicht an! Röse wiegt mir immer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps (an den Säbel greifend). Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die geistlichen Herren haben immer die schmackhaftesten, die süßesten Besitzthümer —

Märten. Es muß sie ja jemand haben.

Schnaps. Und werden deßhalb billig durch den Zucker repräsentirt. Der wird nun auch gerieben —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und drüber gestreut.

Märten (bei Seite). Ich hoffe, du sollst mir das bezahlen. (Ans Fenster). Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps. Und so iſt die ſauerſüße Milch der Freiheit und Gleichheit fertig.

Märten (am Fenſter, leiſe). Es war nichts.

Schnaps. Kommt her! Was macht Ihr am Fenſter?

Märten. Ich dachte, es käme jemand.

Schnaps. Görge kommt doch nicht? (Er ſteht auf.)

Märten. Es iſt alles ſtille.

Schnaps. Laßt einmal ſehen. (Er tritt an das Fenſter und legt ſich auf Märten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. **Görge**, der zur Hinterthüre hereinſchleicht.

Görge (leiſe). Wer zum Henker iſt beim Vater? Sollte das Schnaps ſeyn?

Märten (am Fenſter). Drückt mich nicht ſo!

Schnaps. Ich muß ja ſehen. (Lehnt ſich hinaus.)

Märten. Was denn?

Schnaps. Wie ſich meine Soldaten betragen.

Görge (wie oben). Es iſt ſeine Stimme! Wie ſieht der Kerl aus?

Schnaps. Bravo! meine wackern Freunde!

Märten. Mit wem redet Ihr?

Schnaps. Seht Ihr nicht wie meine Leute um den Freiheitsbaum tanzen?

Märten. Seyd Ihr toll? Es regt ſich keine Seele.

Görge. Er iſt's fürwahr! Was heißt das? Der Vater ſchließt ſich mit ihm ein! Wie er vermummt iſt! Glücklich, daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps. So ſeht doch! wie man Euren Weibern und Töchtern Begriffe von der Freiheit und Gleichheit beibringt!

Märten (der ſich losmachen will, aber von Schnaps gehalten wird). Das iſt zu arg!

Görge. Was ſie nur zuſammen reden! Ich verſtehe nichts. (Sich umſehend.) Was ſoll das heißen? Der Schrank offen! Saure Milch zurecht gemacht! Das ſoll wohl ein Frühſtück werden?

Paria.

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles iſt von deinem Samen,
Und ſo biſt du der Gerechte!
Haſt du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Haſt du ſie allein geſchaffen?
Oder biſt auch du's, der Affen
Werden ließ und unſeres Gleichen?

Edel ſind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen,
Das alleine, das vermehrt uns.
Mag dieß für die Menſchen gelten,
Mögen ſie uns doch verachten;
Aber du, du ſollſt uns achten,
Denn du könnteſt alle ſchelten.

Alſo Herr, nach dieſem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder Eines laß entſtehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du haſt den Bajaderen
Eine Göttin ſelbſt erhoben;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen ſolch ein Wunder hören.

Schnaps (wie oben). So freut Euch doch, wie alles einig und vergnügt iſt.

Märten. In Eurem Kopfe muß es wunderlich ſpuken. Ich ſehe nichts.

Görge (ſich zurückziehend). Ich muß nur horchen.

Schnaps (Märten loslaſſend). Ich ſehe alles im Geiſte; Ihr werdet es bald vor Eurem Hauſe mit Augen ſehen.

Märten. In meinem Hauſe ſeh' ich ſchon zum voraus nichts Gutes.

Schnaps (noch einmal zum Fenſter hinausſehend, für ſich). Alles iſt ruhig und ſicher. Nun geſchwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tiſch.)

Märten. Säh' ich dich wo anders!

Schnaps. O du liebliche Suppe der Freiheit und Gleichheit, ſey mir geſegnet! — Seht her!

Märten. Was giebt's?

Schnaps. Nun ſetzt ſich der Bürgergeneral drüber.

Märten. Das dacht' ich.

Schnaps. Und verzehrt ſie.

Märten. Allein?

Schnaps (eſſend). Nicht doch! — Mit den Seinigen.

Märten. Das iſt honett.

Schnaps. Setzt Euch, Bürger Martin.

Märten. Danke ſchön!

Schnaps. Laßt's Euch ſchmecken.

Märten. Ich bin nicht hungrig.

Schnaps. Scheut Euch nicht vor mir; wir ſind alle gleich.

Märten. Das merk' ich.

Schnaps. Ihr ſeyd ein braver Bürger.

Märten. Davon weiß ich kein Wort.

Schnaps. Ihr ſollt mein Corporal werden.

Märten. Viel Ehre!

Schnaps. Setzt Euch, mein Corporal.

Märten. Ihr ſcherzt, mein General.

Schnaps (aufſtehend und complimentirend). Mein Corporal!

Märten. Mein General!

(Görge, der ſich indeſſen hervorgeſchlichen, trifft Schnapſen mit dem Steck, indem er ſich bückt.)

Schnaps. Was ist das?

Görge. Mein General!

Märten. Bravo, Görge!

Görge (auf Schnapsen schlagend). Mein Corporal!

Schnaps. Heilige Freiheit, stehe mir bei!

Görge. Find' ich dich so?

Märten. Nur zu!

Schnaps. Heilige Gleichheit, nimm dich meiner an!

Görge. Singe nur! Ich schlage den Tact.

Schnaps (den Säbel ziehend und sich zur Wehre setzend). Heilige Revolutionsgewalt, befreie mich!

Görge. Was? Du willst dich wehren?

Märten. Nimm dich in Acht; der Kerl ist desperat.

Görge. Der Nichtswürdige! Er soll mir kommen. (Dringt auf Schnapsen ein.)

Schnaps. O weh mir!

Görge. Du sollst empfinden!

Märten. Den Säbel her!

Görge (ihn entwaffnend). Ich habe ihn schon.

Schnaps (hinter Tisch und Stühle sich verschanzend). Nun gilt capituliren.

Görge. Hervor!

Schnaps. Bester Görge, ich spaße nur!

Görge. Ich auch. (Er schlägt nach ihm, trifft aber nur den Tisch.)

Märten. Triff ihn.

Schnaps (macht sich hervor und läuft herum). Oder sonst —

Görge (ihm nach). Das soll dir nichts helfen.

Schnaps (da er gegen das Fenster kommt). Hülfe! Hülfe!

Görge (treibt ihn weg). Willst du schweigen!

Schnaps (wie oben). Feuer! Feuer!

Märten (verrennt ihm von der andern Seite den Weg). Stopf' ihm das Maul!

Schnaps (hinter zwei Stühlen verschanzt). Verschont mich! Es ist genug!

Görge. Willst du heraus!

Schnaps (wirft ihnen die Stühle nach den Beinen; sie springen zurück). Da habt ihr's!

Görge. Warte nur!

Schnaps. Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hinterthür hinaus.)

Görge. Ich hasche dich doch. (Ihm nach.)

Märten (sieht und reibt das Bein, das der Stuhl getroffen hat, und hinkt den übrigen Theil des Stücks). Der Böſewicht! Mein Bein! Hat er's doch auch brav abgekriegt!

Eilfter Auftritt.

Märten. Röſe. Hernach **Görge.**

Röſe (von außen). Vater! Vater!

Märten. O weh! Röſe! Was wird die zu der Geſchichte ſagen?

Röſe. Macht auf, Vater! Was iſt das für ein Lärm?

Märten (am Fenſter). Ich komme! Warte nur!

Görge (zur Hinterthür herein). Der verwünſchte Kerl! Er hat ſich in die Kammer eingeſperrt; ich hab' aber gleich das Vorlegeſchloß vorgelegt, er ſoll uns nicht entwiſchen.

Röſe. Vater! wo bleibt Ihr? Macht auf?

Görge. Das iſt ja Röſe.

Märten. Geh'! Ich hinke. Mach' ihr die Thür auf. (Görge ab.) Nun geht das Unglück an. Die arme Röſe! Der ſchöne Topf! (Setzt ſich.)

Görge (der mit Röſen hereinkommt). Sieh nur, Röſe.

Röſe. Was iſt das? Was giebt das?

Görge. Denk' nur —

Röſe. Mein Topf! Vater, was heißt das?

Märten. Schnaps —

Görge. Stell' dir nur vor —

Röſe. Mein Schrank! Der Zucker! (Hin und her laufend.) O weh! o weh! Schnaps? Wo iſt er?

Görge. Sey ruhig! er iſt eingeſperrt.

Röſe. Das iſt recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen ſchon.

Märten (aufſpringend und hinkend). Wer?

Röſe. Die Nachbarn ſind zum Richter gelaufen, da es hier im Hauſe Lärm gab.

Märten. Zum Richter? O weh, wir ſind verloren!

Röse. Mein schöner Topf!

Görge. Er soll's bezahlen.

Märten. Hört mich, Kinder, hört mich! Vergeßt Topf und alles!

Röse. Warum nicht gar?

Märten. Schweig' und höre! Wir dürfen Schnapsen nicht verrathen; wir müssen ihn verläugnen.

Görge. Das wäre schön!

Märten. So höre doch! Wir sind alle verloren, wenn sie ihn finden. Er ist ein Abgesandter vom Jacobinerclub.

Röse. Unmöglich! Der Schuft?

Märten. Warum nicht? Sie finden ihn in der Uniform. Er kann's nicht läugnen.

Görge. Ja, die hat er an.

Märten. Und wir werden verdächtig, wir werden eingezogen, wir müssen vor's Amt! Gott weiß!

Görge. Wir könnten ja aber sagen —

Märten. Eile nur, und sag' es sey nichts gewesen.

Görge. Wenn sie's nur glauben! (Eilig ab.)

Röse. Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein schöner Topf!

Märten. Narrenspossen! Besinne dich auf was, unsre Köpfe zu retten.

Röse. Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur sagen, wie Euch der Kerl hätte anwerben wollen, hätte ihn Görge brav durchgeprügelt.

Märten. Das wäre vortrefflich! Warum ist dir's nicht gleich eingefallen? Nun ist Görge hinunter, und verläugnet ihn; nun sind wir verdächtig. Es ist ein Unglück! ein Unglück!

Röse. O, verwünscht!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter. (hereindringend) Nein, nein, ich muß die Sache untersuchen.

Görge (ihn abhaltend). Es ist nichts.

Märten. Muß ich den Richter in meinem Hause sehen? Ich unglücklicher Mann!

Röse (vortretend). Bemüh' Er sich nicht, Herr Richter.

Richter. Kein Bemühen! Es ist Schuldigkeit. Wer hat Feuer geschrieen?

Röse. Es war Spaß.

Richter. Man spaßt nicht so. Wer hat Hülfe gerufen?

Röse. Ich — Ich — neckte mich mit Görgen.

Richter. Necktet Euch?

Röse (führt den Richter herum und erzählt, indem sie sich besinnt). Da hatt' ich im Milchschranke einen schönen Topf saure Milch — und schloß den Schrank zu und ging weg. — Da kam Görge. — Warte nur, Görge! — Da kam Görge und hatte Appetit — und brach den Schrank auf.

Richter. Ei! ei!

Röse. Und rahmte mir den Topf ab — und machte sich ein Frühstück zurecht — hier steht es noch! — da kam ich nach Hause — und war böse — und — gab ihm eine Ohrfeige. — Da haschte' er mich — und kitzelte mich, und da schrie ich — und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel einer dem Vater auf die Füße — Nicht wahr, Vater?

Märten. Ihr seht, wie ich hinke.

Röse. Und da schrie ich noch ärger — und —

Richter. Und da log ich dem Richter was vor.

Röse. Ich lüge nicht.

Richter. Ich glaube Ihr wißt es selbst nicht, so glatt geht's Euch vom Maule. Glaubt Ihr, daß unser einer nicht besser aufpaßte?

Görge. Wie so?

Richter (zu Rösen). Gingt Ihr nicht eben vor meinem Hause vorbei?

Röse. Ja.

Richter. Begegnetet Ihr nicht diesen Leuten?

Röse. Ich erinnere mich's nicht.

Richter (zu den Bauern). Ist sie euch nicht begegnet?

Ein Bauer. Ja! und sie hat mit uns gesprochen, und wir haben ihr gesagt, daß bei ihrem Vater großer Lärm wäre.

Märten. Nun ist's aus!

Röse. O verwünscht!

Görge. So geht's mit dem Ausreden!

Richter. Da ſteht Ihr nun! Was ſagt Ihr dazu? (Sie ſehen einander an; der Richter geht auf und nieder und findet die Mütze.) Oho! Was iſt das?

Görge. Ich weiß nicht.

Richter (ſieht ſich um und findet den Hut mit der Cocarde). Und das?

Röſe. Ich verſteh's nicht.

Richter (hält ſie Märten hin). Nun? Vielleicht wißt Ihr? Vielleicht verſteht Ihr?

Märten (für ſich). Was ſoll ich ſagen?

Richter. So werd' ich's Euch wohl erklären müſſen. Das iſt eine Freiheitsmütze. Das iſt eine Nationalcocarde. Eine ſchöne Entdeckung! Nun ſteht Ihr da, und verſtummt, weil es zu deutlich iſt. — In dieſem Hauſe iſt alſo der Club der Verſchwornen, die Zuſammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen? — Das iſt ein Fund! Das iſt ein Glück! — Ihr habt Euch gewiß unter einander verunreinigt, wie die Franzoſen auch — und ſeyd Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch ſelbſt verrathen. So iſt's ſchon recht! — Wir wollen weiter hören.

Röſe. Lieber Herr Richter!

Richter. Senſt ſeyd Ihr ſo ſchnippiſch. Jetzt könnt Ihr bitten.

Görge. Ihr müßt wiſſen —

Richter. Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

Märten. Herr Gevatter!

Richter. Bin ich einmal wieder Gevatter?

Röſe. Seyd Ihr nicht mein Pathe?

Richter. Seit der Zeit hat ſich vieles geändert.

Märten. Laßt Euch ſagen —

Richter. Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa ſchon Anſtalt zum Freiheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht ſchon abgeredet, mich an den erſten beſten Pfahl zu hängen? Man weiß, wie jetzt das unruhige Volk von ſeiner Obrigkeit ſpricht, wie es denkt! Es ſoll ihm übel bekommen. Es ſoll Euch übel bekommen! (Zu den Bauern.) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß verſiegelt werden, es muß inventirt werden. Es finden ſich Waffen, Pulver, Cocarden! Das giebt eine Unterſuchung. Fort! Fort!

Märten. Ich unglücklicher Mann!

Röſe. So laßt Euch bedeuten, Herr Richter.

Richter. Etwa belügen, Mamſell Röschen? Fort! fort!

Görge. Wenn's nicht anders iſt, ſo ſoll Schnaps auch mit. Da muß ſich die Sache aufklären.

Richter. Was ſagt Ihr von Schnapſen?

Görge. Ich ſage —

Röſe (am Fenſter). Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter. Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge. Ruf' ihn!

Röſe. Gnädiger Herr! Gnädiger Herr! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Richter. Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh ſeyn, daß ſolche Böſewichter entdeckt ſind. Und dann iſt es eine Polizeiſache, eine Criminalſache; die gehört vor mich, vor den Gerichtshalter; vor die Regierung, vor den Fürſten! Es muß ein Exempel ſtatuirt werden!

Märten. Da haben wir das Exempel!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Kinder, was giebts?

Röſe. Helfen Sie uns, gnädiger Herr!

Richter. Hier ſehen Ew. Gnaden, was ſich im Hauſe findet.

Edelmann. Was denn?

Richter. Eine Freiheitsmütze.

Edelmann. Sonderbar!

Richter. Eine Nationalcocarde.

Edelmann. Was ſoll das heißen?

Richter. Verſchwörung! Aufruhr! Hochverrath! (Er behält die Mütze und Cocarde in der Hand, und nimmt ſie hernach mit hinaus.)

Edelmann. Laßt mich fragen!

Richter. Laſſen Sie uns nachſuchen! Wer weiß, was noch im Hauſe ſteckt!

Edelmann. Stille!

Röſe. Gnädiger Herr!

Edelmann. Dieſe Sachen?

Märten. Brachte Schnaps ins Haus —

Görge. In meiner Abwesenheit.

Märten. Brach die Schränke auf —

Käse. Machte sich über die Milchtöpfe —

Märten. Und wollte mich in der Gleichheit und Freiheit unterrichten.

Edelmann. Wo ist er?

Görge. In der Hinterkammer. Er hat sich eingesperrt, als ich ihn verfolgte.

Edelmann. Schafft ihn herbei! (Görge mit dem Richter und den Bauern ab.) Das ist also wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.

Märten. Nichts anders.

Edelmann. Wie kam er in's Haus?

Märten. In meiner Kinder Abwesenheit.

Käse. Er fürchtet sich vor Görgen.

Märten. Er machte mich neugierig.

Edelmann. Man sagt, Ihr seyd's manchmal.

Märten. Verzeihen Sie!

Edelmann. Und ein bischen leichtgläubig dazu.

Märten. Er machte es gar zu wahrscheinlich, daß er die wichtigsten Sachen wisse.

Edelmann. Und hatte Euch zum Besten.

Märten. Wie es scheint.

Käse. Es war ihm nur um ein Frühstück zu thun. Da sehen Sie nur, gnädiger Herr, welche schöne saure Milch er sich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brod und Zucker und allem. Das liebe Gut! man muß es nun wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Mensch genießen, da der Unflath die Schnauze drüber gehabt hat.

Edelmann. Er wollte also ein Frühstück gewinnen?

Märten. Nach seiner Art. Er sagte, er sey von den Jacobinern abgeschickt.

Edelmann. Und weiter?

Märten. Zog er eine Uniform an und bewaffnete sich.

Edelmann. Toll genug!

Märten. Und sagte, er wäre Bürgergeneral, und ward mit jedem Augenblick gröber.

Edelmann. Das ist so die Art.

Märten. Erst that er freundlich und vertraut, dann ward er brutal, und brach mir den Schrank auf, und nahm was ihm gefiel.

Edelmann. Gerade wie seine Collegen!

Märten. Ich bin recht übel dran.

Edelmann. Noch nicht so übel wie die Provinzen, wo seines Gleichen gehaust haben; wo gutmüthige Thoren ihnen auch anfangs zufielen, wo sie mit Schmeicheln und Versprechungen anfingen, mit Gewalt, Raub, Verbannung ehrlicher Leute und allen Arten böser Begegnung endigten. Dankt Gott, daß Ihr so wohlfeil davon kommt!

Röse. Sie schützen uns also, gnädiger Herr?

Edelmann. Es scheint, daß Ihr nichts verschuldet habt.

Märten. Da kommen sie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge. Der Richter. Schnaps von den Bauern geführt in der Uniform, mit Säbel und Schnurrbart.

Edelmann. Hervor, Herr General!

Richter. Hier ist der Rädelsführer! Sehen Sie ihn nur an. Alles wie die Zeitungen schreiben. Uniform! Säbel! (Er setzt ihm Mütze und Hut auf.) Mütze! Hut! So soll er am Pranger stehen! Geschwind zum Gerichtshalter! Verhört! In Ketten und Banden nach der Residenz geschleppt!

Edelmann. Sachte! sachte!

Richter. Beten fort! Der Kerl ist nicht allein! Man muß ihn torquiren! Man muß die Mitverschwornen entdecken! Man muß Regimenter marschiren lassen! Man muß Haussuchung thun!

Edelmann. Nur gemach! — Schnaps, was sind das für Possen?

Schnaps. Ja wohl, eitel Possen!

Edelmann. Wo sind die Kleider her? Geschwind! Ich weiß schon.

Schnaps. Sie können unmöglich wissen, gnädiger Herr, daß ich diese Kleider mit dem ganzen militärischen Apparat von einem armen Teufel geerbt habe.

Edelmann. Geerbt? Er pflegt sonst zu stehlen.

Schnaps. Hören Sie mich an!

Märten. Was wird er sagen?

Schnaps. Als der letzte Transport französischer Kriegsgefangenen durch die Stadt gebracht wurde —

Edelmann. Nun?

Schnaps. Schlich ich aus Neugierde hinein.

Edelmann. Weiter!

Schnaps. Da blieb im Wirthshause in der Vorstadt ein armer Teufel liegen, der sehr krank war.

Richter. Das ist gewiß nicht wahr.

Schnaps. Ich nahm mich seiner an, und er — verschied.

Edelmann. Das ist sehr wahrscheinlich.

Schnaps. Er vermachte mir seine Sachen für die Mühe, die ich mir genommen.

Edelmann. Ihn umzubringen.

Schnaps. Bestehend aus diesem Rocke und Säbel.

Edelmann. Und die Mütze? Die Cocarde?

Schnaps. Fand ich in seinem Mantelsack unter alten Lumpen.

Edelmann. Da fand Er sein Generalspatent.

Schnaps. Ich kam hieher und fand den einfältigen Märten.

Märten. Den einfältigen Märten? Der Unverschämte!

Schnaps. Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die schöne Milch nicht ausessen, die ich eingebrockt hatte. Ich kriegte darüber eine kleine Differenz mit Görgen. —

Edelmann. Ohne Umstände! Ist alles die reine Wahrheit, was Er sagt?

Schnaps. Erkundigen Sie sich in der Stadt. Ich will angeben, wo ich den Mantelsack verkauft habe. Diese Garderobe trug ich im Barbierbeutel herüber.

Edelmann. Es wird sich alles finden.

Richter. Glauben Sie ihm nicht!

Edelmann. Ich weiß was ich zu thun habe. Findet sich alles wahr, so muß eine solche Kleinigkeit nicht gerügt werden; sie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu befürchten. Kinder, liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl, und haltet gut Haus!

Röse. Das ist unsre Sache.

Görge. Dabei bleibt's.

Legende.

Waſſer holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerloſen,
Ernſteſter Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Fluſſe
Holt ſie köſtlichſtes Erquicken; —
Aber wo iſt Krug und Eimer?
Sie bedarf derſelben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt ſich die bewegte Welle
Herrlich zu kryſtallner Kugel;
Dieſe trägt ſie, frohen Buſens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen,
Beugt ſich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraſchend ſpiegelt,
Aus des höchſten Himmels Breiten
Ueber ihr vorübereilend,
Allerlieblichſte Geſtalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich ſchönes Denken
Aus dem ew'gen Buſen ſchuf;
Solchen ſchauend fühlt ergriffen
Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefſte Leben,
Will verharren in dem Anſchaun,
Weiſ't es weg, da kehrt es wieder

Edelmann. Und Euch, Alter, soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landsart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags.

Märten. Es wird wohl das Beste seyn.

Edelmann. Bei sich fange jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil, so wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

Richter (der indessen seine Ungeduld gezeigt hat, gleichsam einfallend). Aber dabei kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen! Ginge so was ungestraft hin —

Edelmann. Nur gelassen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Uebel hervor. In einem Lande wo der Fürst sich vor niemand verschließt; wo alle Stände billig gegen einander denken; wo niemand gehindert ist in seiner Art thätig zu seyn; wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind, da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht wird Aufmerksamkeit erregen; aber aufrührische Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar seyn, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Röse. Es hört sich Ihnen so gut zu!

Görge. Wahrhaftig, Röse! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr.

Edelmann. Ich habe schon alles gesagt. (Er zieht Schnapsen hervor.) Und wie viel will das schon heißen, daß wir über diese Cocarde, diese Mütze, diesen Reck, die so viel Uebel in der Welt gestiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Röse. Ja, recht lächerlich sieht Er aus, Herr Schnaps.

Görge. Ja, recht albern!

Schnaps. Das muß ich mir wohl gefallen lassen. (Nach der Milch schielend.) Wenn ich nur vor meinem Abzug die andere Hälfte der patriotischen Contribution zu mir nehmen dürfte!

Röse. So gut soll's Ihm nicht werden.

Die Aufgeregten.

Politiſches Drama in fünf Aufzügen.

Personen.

Die Gräfin.
Friederike, ihre Tochter.
Carl, ihr Söhnchen.
Der Baron, ein Vetter.
Der Hofrath.
Breme von Bremenfeld, Chirurgus.
Caroline, Bremens Tochter.
Luise, Bremens Nichte.
Der Magister, Hofmeister des jungen Grafen.
Der Amtmann.
Jacob, junger Landmann und Jäger.
Martin, Albert, Peter, } Landleute.
Georg, Bedienter der Gräfin.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein gemeines Wohnzimmer, an der Wand zwei Bilder, eines bürgerlichen Mannes und ſeiner Frau, in der Tracht wie ſie vor funfzig oder ſechzig Jahren zu ſeyn pflegte.

Nacht.

Luiſe an einem Tiſche worauf ein Licht ſteht, ſtrickend. Caroline in einem Großvaterſeſſel gegenüber, ſchlafend.

Luiſe (einen vollendeten geſtrickten Strumpf in die Höhe haltend). Wieder ein Strumpf! Nun wollt' ich, der Onkel käme nach Hauſe; denn ich habe nicht Luſt einen andern anzufangen. (Sie ſteht auf und geht ans Fenſter.) Er bleibt heut' ungewöhnlich lange weg, ſonſt kommt er doch gegen eilf Uhr, und es iſt jetzt ſchon Mitternacht. (Sie tritt wieder an den Tiſch.) Was die franzöſiſche Revolution Gutes oder Böſes ſtiftet, kann ich nicht beurtheilen; ſo viel weiß ich, daß ſie mir dieſen Winter einige Paar Strümpfe mehr einbringt. Die Stunden die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Breme nach Hauſe kommt, hätt' ich verſchlafen, wie ich ſie jetzt verſtrick', und er verplaudert ſie, wie er ſie ſonſt verſchlief.

Caroline (im Schlafe redend). Nein, nein! Mein Vater!

Luiſe (ſich vom Seſſel nähernd). Was giebt's, liebe Muhme? — Sie antwortet nicht! — Was nur dem guten Mädchen ſeyn mag! Sie iſt ſtill und unruhig; des Nachts ſchläft ſie nicht, und jetzt, da ſie vor Müdigkeit eingeſchlafen iſt, ſpricht ſie im Traume. Sollte meine Vermuthung gegründet ſeyn? Sollte der Baron in dieſen wenigen Tagen einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht haben, ſo ſchnell und ſtark?

(Hervortretend.) Wunderst du dich, Luise, und hast du nicht selbst erfahren wie die Liebe wirkt! wie schnell und wie stark!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Georg.

Georg (heftig und ängstlich). Liebes Mamsellchen, geben Sie mir geschwinde, geschwinde —

Luise. Was denn, Georg?

Georg. Geben Sie mir die Flasche.

Luise. Was für eine Flasche?

Georg. Ihr Herr Onkel sagte, Sie sollen mir die Flasche geschwinde geben: sie steht in der Kammer, oben auf dem Brette rechter Hand.

Luise. Da stehen viele Flaschen; was soll denn drinne seyn?

Georg. Spiritus.

Luise. Es giebt allerlei Spiritus; hat er sich nicht deutlicher erklärt? wozu soll's denn?

Georg. Er sagt' es wohl, ich war aber so erschrocken. Ach, der junge Herr —

Caroline (die aus dem Schlaf auffährt). Was giebt's? — Der Baron?

Luise. Der junge Graf.

Georg. Leider, der junge Graf!

Caroline. Was ist ihm begegnet?

Georg. Geben Sie mir den Spiritus.

Luise. Sage nur was dem jungen Grafen begegnet ist; so weiß ich wohl was der Onkel für eine Flasche braucht.

Georg. Ach, das gute Kind! was wird die Frau Gräfin sagen wenn sie morgen kommt! wie wird sie uns ausschelten!

Caroline. So red' Er doch!

Georg. Er ist gefallen, mit dem Kopfe vor eine Tischecke; das Gesicht ist ganz in Blut; wer weiß ob nicht gar das Auge gelitten hat.

Luise (indem sie einen Wachsstock anzündet und in die Kammer geht). Nun weiß ich was sie brauchen.

Caroline. So spät! wie ging das zu?

Georg. Liebes Mamsellchen, ich dachte lange es würde nichts Gutes werden. Da sitzt Ihr Vater und der Hofmeister alle Abend beim alten Pfarrer und lesen die Zeitungen und Monatsschriften, und so disputiren sie und können nicht fertig werden, und das arme Kind muß dabei sitzen; da druckt sich's denn in eine Ecke, wenn's spät wird und schläft ein, und wenn sie aufbrechen, da taumelt das Kind schlaftrunken mit. Und heute — nun sehen Sie — da schlägt's eben Zwölfe — heute bleiben sie über alle Gebühr aus, und ich sitze zu Hause und habe Licht brennen, und dabei stehen die andern Lichter für den Hofmeister und den jungen Herrn, und Ihr Vater und der Magister bleiben vor der Schloßbrücke stehen und können auch nicht fertig werden. —

(Luise kommt mit einem Glase zurück.)

Georg (fährt fort). Und das Kind kommt in den Saal getappt und ruft mich, und ich fahre auf und will die Lichter anzünden wie ich immer thue, und wie ich schlaftrunken bin, lösche ich das Licht aus. Indessen tappt das Kind die Treppe hinauf, und auf dem Vorsaal stehen die Stühle und Tische, die wir morgen früh in die Zimmer vertheilen wollen; das Kind weiß es nicht, geht gerade zu, stößt sich, fällt, wir hören es schreien, ich mache Lärm, ich mache Licht und wie wir hinauf kommen, liegt's da und weiß kaum von sich selbst. Das ganze Gesicht ist blutig. Wenn es ein Auge verloren hat, wenn es gefährlich wird, geh' ich morgen früh auf und davon, eh' die Frau Gräfin ankommt; mag's verantworten wer will!

Luise (die indessen einige Bündelchen Leinwand aus der Schublade genommen, giebt ihm die Flasche). Hier! geschwind! trage das hinüber und nimm die Läppchen dazu; ich komme gleich selbst. Der Himmel verhüte, daß es so übel sey! Geschwind, Georg, geschwind! (Georg ab.)

Luise. Halte warmes Wasser bereit, wenn der Onkel nach Hause kommt und Kaffee verlangt. Ich will geschwind hinüber. Es wäre entsetzlich, wenn wir unsere gute Gräfin so empfangen müßten. Wie empfahl sie nicht dem Magister, wie empfahl sie nicht mir das Kind bei ihrer Abreise! Leider habe ich sehen müssen, daß es die Zeit über sehr versäumt worden ist: daß man doch gewöhnlich seine nächste Pflicht versäumt!

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Caroline, hernach der Baron.

Caroline (nachdem sie einigemal nachdenkend auf und ab gegangen). Er verläßt mich keinen Augenblick; auch im Traume selbst war er mir gegenwärtig. O wenn ich glauben könnte, daß sein Herz, seine Absichten so redlich sind als seine Blicke, sein Betragen reizend und einnehmend ist. Ach, und die Art mit der er alles zu sagen weiß, wie edel er sich ausdrückt! Man sage was man will, welche Vorzüge giebt einem Menschen von edler Geburt eine standesmäßige Erziehung! Ach, daß ich doch seines Gleichen wäre!

Der Baron (an der Thüre). Sind Sie allein, beste Caroline?

Caroline. Herr Baron, wo kommen Sie her? Entfernen Sie sich! wenn mein Vater käme! Es ist nicht schön mich so zu überfallen.

Baron. Die Liebe, die mich hieher führt, wird auch mein Fürsprecher bei Ihnen seyn, angebetete Caroline. (Er will sie umarmen.)

Caroline. Zurück, Herr Baron! Sie sind sehr verwegen. Wo kommen Sie her?

Baron. Ein Geschrei weckt mich, ich springe herunter und finde, daß mein Neffe sich eine Brausche gefallen hat. Ich finde Ihren Vater um das Kind beschäftigt, nun kommt auch Ihre Muhme; ich sehe daß es keine Gefahr hat, es fällt mir ein: Caroline ist allein! Und was kann mir bei jeder Gelegenheit anders einfallen als Caroline? Die Augenblicke sind kostbar, schönes, angenehmes Kind! Gestehen Sie mir, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. (Er will sie umarmen.)

Caroline. Noch einmal, Herr Baron! lassen Sie mich, und verlassen Sie dieses Haus.

Baron. Sie haben versprochen mich so bald als möglich zu sehen, und wollen mich nun entfernen?

Caroline. Ich habe versprochen morgen früh mit Sonnenaufgang in dem Garten zu seyn, mit Ihnen spazieren zu gehen, mich Ihrer Gesellschaft zu freuen. Hieher hab' ich Sie nicht eingeladen.

Baron. Aber die Gelegenheit —

Caroline. Hab' ich nicht gemacht.

Baron. Aber ich benutze sie; können Sie mir es verdenken?

Caroline. Ich weiß nicht was ich von Ihnen denken soll.

Baron. Auch Sie — lassen Sie es mich frei gestehen — auch Sie erkenne ich nicht.

Caroline. Und worin bin ich mir denn so unähnlich?

Baron. Können Sie noch fragen?

Caroline. Ich muß wohl, ich begreife Sie nicht.

Baron. Ich soll reden?

Caroline. Wenn ich Sie verstehen soll.

Baron. Nun gut. Haben Sie nicht seit den drei Tagen, die ich Sie kenne, jede Gelegenheit gesucht, mich zu sehen und zu sprechen?

Caroline. Ich läugne es nicht.

Baron. Haben Sie mir nicht, so oft ich Sie ansah, mit Blicken geantwortet? und mit was für Blicken!

Caroline (verlegen). Ich kann meine eignen Blicke nicht sehen.

Baron. Aber fühlen, was sie bedeuten! — Haben Sie mir, wenn ich Ihnen im Tanze die Hand drückte, die Hand nicht wieder gedrückt!

Caroline. Ich erinnere mich's nicht.

Baron. Sie haben ein kurzes Gedächtniß, Caroline. Als wir unter der Linde drehten, und ich Sie zärtlich an mich schloß, damals stieß mich Caroline nicht zurück.

Caroline. Herr Baron, Sie haben sich falsch ausgelegt, was ein gutherziges, unerfahrnes Mädchen —

Baron. Liebst du mich?

Caroline. Noch einmal, verlassen Sie mich! Morgen frühe —

Baron. Werde ich ausschlafen.

Caroline. Ich werde Ihnen sagen —

Baron. Ich werde nichts hören.

Caroline. So verlassen Sie mich!

Baron (sich entfernend). O, es ist mir leid, daß ich gekommen bin.

Caroline (allein, nach einer Bewegung als wenn sie ihn aufhalten wollte). Er geht; ich muß ihn fortschicken, ich darf ihn nicht halten. Ich liebe ihn und muß ihn verscheuchen. Ich war unvorsichtig und bin unglücklich. Weg sind meine Hoffnungen auf den schönen Morgen, weg die goldnen Träume, die ich zu nähren wagte. O wie wenig Zeit braucht es, unser ganzes Schicksal umzukehren!

Vierter Auftritt.

Caroline. Breme.

Caroline. Lieber Vater, wie geht's? was macht der junge Graf?

Breme. Es ist eine starke Contusion; doch ich hoffe die Läsion soll nicht gefährlich seyn. Ich werde eine vortreffliche Cur machen und der Herr Graf wird sich künftig, so oft er sich im Spiegel besieht, bei der Schmarre seines geschickten Chirurgi, seines Breme von Bremenfeld erinnern.

Caroline. Die arme Gräfin wenn sie nur nicht schon morgen käme.

Breme. Desto besser! Und wenn sie den üblen Zustand des Patienten mit Augen sieht, wird sie, wenn die Cur vollbracht ist, desto mehr Ehrfurcht für meine Kunst empfinden. Standespersonen müssen auch wissen, daß sie und ihre Kinder Menschen sind; man kann sie nicht genug empfinden machen, wie verehrungswürdig ein Mann ist, der ihnen in ihren Nöthen beisteht, denen sie wie alle Kinder Adams unterworfen sind, besonders ein Chirurgus. Ich sage dir, mein Kind, ein Chirurgus ist der verehrungswürdigste Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theolog befreit dich von der Sünde, die er selbst erfunden hat; der Jurist gewinnt dir deinen Proceß und bringt deinen Gegner der gleiches Recht hat, an den Bettelstab; der Medicus curirt dir eine Krankheit weg, die andere herbei, und du kannst nie recht wissen, ob er dir genutzt oder geschadet hat; der Chirurgus aber befreit dich von einem reellen Uebel, das du dir selbst zugezogen hast, oder das dir zufällig und unverschuldet über den Hals kommt; er nutzt dir, schadet keinem Menschen, und du kannst dich unwidersprechlich überzeugen, daß seine Cur gelungen ist.

Caroline. Freilich auch, wenn sie nicht gelungen ist.

Breme. Das lehrt dich den Pfuscher vom Meister unterscheiden. Freue dich, meine Tochter, daß du einen solchen Meister zum Vater hast! Für ein wohldenkendes Kind ist nichts ergötzlicher als sich seiner Eltern und Großeltern zu freuen.

Caroline (mit traurigem Ton, wie bisher). Das thu' ich, mein Vater!

Breme (sie nachahmend). Das thust du, mein Töchterchen, mit einem betrübten Gesichtchen und weinerlichen Tone. — Das soll doch wohl keine Freude vorstellen?

Caroline. Ach, mein Vater!

Breme. Was hast du, mein Kind?

Caroline. Ich muß es Ihnen gleich sagen.

Breme. Was hast du?

Caroline. Sie wissen, der Baron hat diese Tage her sehr freundlich, sehr zärtlich mit mir gethan; ich sagt' es Ihnen gleich und fragte Sie um Rath.

Breme. Du bist ein vortreffliches Mädchen, werth als eine Prinzessin, eine Königin aufzutreten!

Caroline. Sie riethen mir auf meiner Hut zu seyn, auf mich wohl Acht zu haben, aber auch auf ihn; mir nichts zu vergeben, aber auch ein Glück, wenn es mich aufsuchen sollte, nicht von mir zu stoßen. Ich habe mich gegen ihn betragen, daß ich mir keine Vorwürfe zu machen habe; aber er —

Breme. Rede, mein Kind, rede!

Caroline. O, es ist abscheulich. Wie frech, wie verwegen! —

Breme. Wie? (Nach einer Pause.) Sage mir nichts, meine Tochter! Du kennst mich, ich bin eines hitzigen Temperaments, ein alter Soldat; ich würde mich nicht fassen können, ich würde einen tollen Streich machen.

Caroline. Sie können es hören, mein Vater, ohne zu zürnen, ich darf es sagen, ohne roth zu werden. Er hat meine Freundlichkeit übel ausgelegt, er hat sich in Ihrer Abwesenheit, nachdem Luise auf das Schloß geeilt war, hier ins Haus geschlichen. Er war verwegen, aber ich wies ihn zurechte. Ich trieb ihn fort und ich darf wohl sagen, seit diesem Augenblick haben sich meine Gesinnungen gegen ihn geändert. Er schien mir liebenswürdig als er gut war, als ich glauben konnte, daß er es gut mit mir meine; jetzt kommt er mir vor schlimmer als jeder andere. Ich werde Ihnen alles, wie bisher, erzählen, alles gestehen, und mich Ihrem Rath ganz allein überlassen.

Breme. Welch ein Mädchen! welch ein vortreffliches Mädchen! O ich beneidenswerther Vater! Wartet nur, Herr Baron, wartet nur! Die Hunde werden von der Kette loskommen, und den Füchsen den Weg zum Taubenschlag verrennen. Ich will nicht Breme heißen, nicht den Namen Bremenfeld verdienen, wenn in kurzem nicht alles anders werden soll.

Caroline. Erzürnt Euch nicht, mein Vater.

Breme. Du giebst mir ein neues Leben, meine Tochter; ja, fahre

fort deinen Stand durch deine Tugend zu zieren, gleiche in allem deiner vortrefflichen Urgroßmutter, der seligen Burgemeisterin von Bremenfeld. Diese würdige Frau war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechts und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dieses Bild jeden Tag, jede Stunde, ahme sie nach und werde verehrungswürdig wie sie. (Caroline sieht das Bild an und lacht.) Was lachst du, meine Tochter?

Caroline. Ich will meiner Urgroßmutter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht anziehen soll wie sie. Ha, Ha, Ha! Sehen Sie nur, so oft ich das Bild ansehe, muß ich lachen, ob ich es gleich alle Tage vor Augen habe. Ha, Ha, Ha! Sehen Sie nur das Häubchen, das wie Fledermausflügel vom Kopfe lesteht.

Breme. Nun, nun! zu ihrer Zeit lachte niemand darüber, und wer weiß wer über euch künftig lacht, wenn er euch gemalt sieht; denn ihr seyd sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte, ob du gleich meine hübsche Tochter bist, sie gefällt mir! Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide dich mit besserm Geschmack, so hab' ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist als der schlechte. Uebrigens dächt' ich du gingst zu Bette, denn es ist spät.

Caroline. Wollen Sie nicht noch Kaffee trinken? das Wasser siedet; er ist gleich gemacht.

Breme. Setze nur alles zurechte, schütte den gemahlenen Kaffee in die Kanne; das heiße Wasser will ich selbst darüber gießen.

Caroline. Gute Nacht, mein Vater! (Geht ab.)

Breme. Schlaf wohl, mein Kind!

Fünfter Auftritt.

Breme allein.

Daß auch das Unglück just diese Nacht geschehen mußte! Ich hatte alles klüglich eingerichtet, meine Eintheilung der Zeit als ein ächter Practicus gemacht. Bis gegen Mitternacht hatten wir zusammen geschwatzt, da war alles ruhig; nachher wollte ich meine Tasse Kaffee trinken, meine bestellten Freunde sollten kommen zu der geheimnißvollen Ueberlegung.

Nun hat's der Henker! Alles iſt in Unruhe; ſie wachen im Schloß, dem Kinde Umſchläge aufzulegen. Wer weiß wo ſich der Baron herumdrückt, um meiner Tochter aufzupaſſen! Beim Amtmann ſeh' ich Licht, bei dem verwünſchten Kerl, den ich am meiſten ſcheue. Wenn wir entdeckt werden, ſo kann der größte, ſchönſte, erhabenſte Gedanke, der auf mein ganzes Vaterland Einfluß haben ſoll, in der Geburt erſtickt werden. (Er geht ans Fenſter.) Ich höre jemand kommen. Die Würfel ſind geworfen, wir müſſen nun die Steine ſetzen; ein alter Soldat darf ſich vor nichts fürchten. Bin ich denn nicht bei dem großen, unüberwindlichen Fritz in die Schule gegangen!

Sechster Auftritt.

Breme. Martin.

Breme. Seyd Ihr's, Gevatter Martin?

Martin. Ja, lieber Gevatter Breme, das bin ich. Ich habe mich ganz ſtille aufgemacht, wie die Glocke Zwölfe ſchlug und bin hergekommen, aber ich habe noch Lärm gehört und hin und wieder gehen, und da bin ich im Garten einigemal auf und ab geſchlichen, bis alles ruhig war. Sagt mir nur was Ihr wollt, Gevatter Breme, daß wir ſo ſpät bei Euch zuſammen kommen, in der Nacht; könnten wir's denn nicht bei Tage abmachen?

Breme. Ihr ſollt alles erfahren, nur müßt Ihr Geduld haben, bis die andern alle beiſammen ſind.

Martin. Wer ſoll denn noch alles kommen?

Breme. Alle unſere guten Freunde, alle vernünftigen Leute. Außer Euch, der Ihr Schulze von dem Orte hier ſeyd, kommt noch Peter, der Schulze von Roſenhahn, und Albert, der Schulze von Wieſengruben; ich hoffe auch, Jacob wird kommen, der das hübſche Freigut beſitzt. Dann ſind recht ordentliche und vernünftige Leute beiſammen, die ſchon was ausmachen können.

Martin. Gevatter Breme, Ihr ſeyd ein wunderlicher Mann; es iſt Euch alles eins, Nacht und Tag, Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Breme. Ja, wenn das auch nicht ſo wäre, könnte nichts Rechts

werden. Wachen oder Schlafen, das ist mir auch ganz gleich. Es war nach der Schlacht bei Leuthen, wo unsere Lazarethe sich in schlechtem Zustande befanden, und sich wahrhaftig noch in schlechterem Zustande befunden hätten, wäre Breme nicht damals ein junger, rüstiger Bursche gewesen. Da lagen viele Blessirte, viele Kranke, und alle Feldscherer waren alt und verdrossen, aber Breme, ein junger, tüchtiger Kerl, Tag und Nacht parat. Ich sag' Euch, Gevatter, daß ich acht Nächte nacheinander weg gewacht, und am Tage nicht geschlafen habe. Das merkte sich der auch, der alte Fritz, der alles wußte was er wissen wollte. Höre Er, Breme, sagte er einmal, als er in eigner Person das Lazareth visitirte, höre Er, Breme! Man sagt daß Er an der Schlaflosigkeit krank liege. — Ich merkte wo das hinaus wollte; denn die andern stunden alle dabei; ich faßte mich und sagte: Ihro Majestät, daß ist eine Krankheit, wie ich sie allen Ihren Dienern wünsche, und da sie keine Mattigkeit zurückläßt und ich den Tag auch noch brauchbar bin, so hoffe ich, daß Seine Majestät deßwegen keine Ungnade auf mich werfen werden.

Martin. Ei, ei! wie nahm denn das der König auf?

Breme. Er sah ganz ernsthaft aus, aber ich sah ihm wohl an, daß es ihm wohlgefiel. Breme, sagte er, womit vertreibt Er sich denn die Zeit? Da faßt' ich mir wieder ein Herz und sagte: Ich denke an das was Ihro Majestät gethan haben und noch thun werden. Und da könnt' ich Methusalems Jahre erreichen und immer fortwachen, und könnt's doch nicht ausdenken. Da that er als hört er's nicht und ging vorbei. Nun war's wohl acht Jahre darnach, da faßt' er mich bei der Revue wieder ins Auge. Wacht Er noch immer, Breme? rief er. Ihro Majestät, versetzt' ich, lassen einem ja im Frieden so wenig Ruh' als im Kriege. Sie thun immer so große Sachen, daß sich ein gescheidter Kerl daran zu Schanden denkt.

Martin. So habt Ihr mit dem König gesprochen, Gevatter? Durfte man so mit ihm reden?

Breme. Freilich durfte man so und noch ganz anders; denn er wußte alles besser. Es war ihm einer wie der andere, und der Bauer lag ihm am mehrsten am Herzen. Ich weiß wohl, sagte er zu seinen Ministern, wenn sie ihm das und jenes einreden wollten, die Reichen haben viele Advocaten, aber die Dürftigen haben nur Einen, und das bin ich.

Martin. Wenn ich ihn doch nur auch gesehen hätte!

Breme. Stille, ich höre was! es werden unſere Freunde ſeyn. Sieh da! Peter und Albert.

Siebenter Auftritt.

Peter. Albert. Die Vorigen.

Breme. Willkommen! — Iſt Jacob nicht bei Euch?

Peter. Wir haben uns bei den drei Linden beſtellt; aber er blieb uns zu lang' aus, nun ſind wir allein da.

Albert. Was habt Ihr uns Neues zu ſagen, Meiſter Breme? Iſt was von Wetzlar gekommen, geht der Proceß vorwärts?

Breme. Eben weil nichts gekommen iſt, und weil, wenn was gekommen wäre, es auch nicht viel heißen würde, ſo wollt' ich Euch eben einmal meine Gedanken ſagen. Denn Ihr wißt wohl, ich nehme mich der Sachen aller, aber nicht öffentlich an, bis jetzt nicht öffentlich, denn ich darf's mit der gnädigen Herrſchaft nicht ganz verderben.

Peter. Ja, wir verdürben's auch nicht gern mit ihr, wenn ſie's nur halbweg leidlich machte.

Breme. Ich wollte Euch ſagen — wenn nur Jacob da wäre, daß wir alle zuſammen wären, und daß ich nichts wiederholen müßte, und wir einig würden —

Albert. Jacob? Es iſt faſt beſſer, daß er nicht dabei iſt. Ich traue ihm nicht recht; er hat das Freigütchen, und wenn er auch wegen der Zinſen mit uns gleiches Intereſſe hat, ſo geht ihn doch die Straße nichts an, und er hat ſich im ganzen Proceß gar zu läſſig bewieſen.

Breme. Nun, ſo laßt's gut ſeyn. Setzt Euch und hört mich an.

(Sie ſetzen ſich.)

Martin. Ich bin recht neugierig zu hören.

Breme. Ihr wißt, daß die Gemeinden ſchon vierzig Jahre lang mit der Herrſchaft einen Proceß führen, der auf langen Umwegen endlich nach Wetzlar gelangt iſt, und von dort den Weg nicht zurückfinden kann. Der Gutsherr verlangt Frohnen und andere Dienſte, die ihr verweigert, und mit Recht verweigert; denn es iſt ein Receß geſchloſſen worden mit dem Großvater unſers jungen Grafen — Gott erhalt' ihn! — der ſich dieſe Nacht eine ſchreckliche Branſche gefallen hat.

Martin. Eine Brausche?

Peter. Gerade diese Nacht?

Albert. Wie ist das zugegangen?

Martin. Das arme, liebe Kind!

Breme. Das will ich Euch nachher erzählen. Nun hört mich weiter an. Nach diesem geschlossenen Receß überließen die Gemeinden an die Herrschaft ein Paar Fleckchen Holz, e'nige Wiesen, einige Triften und sonst noch Kleinigkeiten, die euch von keiner Bedeutung waren und der Herrschaft viel nutzten; denn man sieht, der alte Graf war ein kluger Herr, aber auch ein guter Herr. Leben und leben lassen, war sein Spruch. Er erließ den Gemeinden dagegen einige zu entbehrende Frohnen und —

Albert. Und das sind die, die wir noch immer leisten müssen.

Breme. Und machte ihnen einige Convenienzen —

Martin. Die wir noch nicht genießen.

Breme. Richtig, weil der Graf starb, die Herrschaft sich in Besitz dessen setzte, was ihr zugestanden war, der Krieg einfiel, und die Unterthanen noch mehr thun mußten, als sie vorher gethan hatten.

Peter. Es ist accurat so; so hab' ich's mehr als einmal aus der Advocaten Munde gehört.

Breme. Und ich weiß es besser als der Advocat; denn ich sehe weiter. Der Sohn des Grafen, der verstorbene gnädige Herr, wurde eben um die Zeit volljährig. Das war, bei Gott! ein wilder böser Teufel, der wollte nichts herausgeben, und mißhandelte euch ganz erbärmlich. Er war im Besitz, der Receß war fort, und nirgends zu finden.

Albert. Wäre nicht noch die Abschrift da, die unser verstorbener Pfarrer gemacht hat, wir wüßten kaum etwas davon.

Breme. Diese Abschrift ist euer Glück und euer Unglück. Diese Abschrift gilt alles vor jedem billigen Menschen, vor Gericht gilt sie nichts. Hättet ihr diese Abschrift nicht, so wäret ihr ungewiß in dieser Sache. Hätte man diese Abschrift der Herrschaft nicht vorgelegt, so wüßte man nicht, wie ungerecht sie denkt.

Martin. Da müßt Ihr auch wieder billig seyn. Die Gräfin läugnet nicht, daß vieles für uns spricht; nur weigert sie sich den Vergleich einzugehen, weil sie, in Vormundschaft ihres Sohnes sich nicht getraut, so etwas abzuschließen.

Albert. In Vormundschaft ihres Sohnes! Hat sie nicht den neuen Schloßflügel bauen lassen, den er vielleicht sein Lebtage nicht bewohnt; denn er ist nicht gern in dieser Gegend.

Peter. Und besonders, da er nun eine Brausche gefallen hat.

Albert. Hat sie nicht den großen Garten und die Wasserfälle anlegen lassen, worüber ein paar Mühlen haben müssen weggekauft werden? Das getraut sie sich alles in Vormundschaft zu thun, aber das Rechte, das Billige, das getraut sie sich nicht.

Breme. Albert, du bist ein wackerer Mann; so hör' ich gern reden, und ich gestehe wohl, wenn ich von unserer gnädigen Gräfin manches Gute genieße und deßhalb mich für ihren unterthänigen Diener bekenne, so möcht' ich doch auch darin meinen König nachahmen, und euer Sachwalter seyn.

Peter. Das wäre recht schön. Macht nur, daß unser Proceß bald aus wird.

Breme. Das kann ich nicht, daß müßt Ihr.

Peter. Wie wäre denn das anzugreifen?

Breme. Ihr guten Leute wißt nicht, daß alles in der Welt vorwärts geht, daß heute möglich ist, was vor zehn Jahren nicht möglich war. Ihr wißt nicht, was jetzt alles unternommen, was alles ausgeführt wird.

Martin. O ja, wir wissen, daß in Frankreich jetzt wunderliches Zeug geschieht.

Peter. Wunderliches und Abscheuliches!

Albert. Wunderliches und Gutes.

Breme. So recht, Albert; man muß das Beste wählen! Da sag' ich nun, was man in Güte nicht haben kann, soll man mit Gewalt nehmen.

Martin. Sollte das gerade das Beste seyn?

Albert. Ohne Zweifel.

Peter. Ich dächte nicht.

Breme. Ich muß euch sagen, Kinder, jetzt oder niemals.

Albert. Da dürft Ihr uns in Wiesengruben nicht viel vorschwatzen; dazu sind wir fix und fertig. Unsere Leute wollten längst rebellern; ich habe nur immer abgewehrt, weil mir Herr Breme immer sagte, es sey noch nicht Zeit, und das ist ein gescheidter Mann, auf den ich Vertrauen habe.

Breme. Gratias, Gevatter, und ich sage Euch, jetzt ist es Zeit.

Albert. Ich glaub's auch.

Peter. Nehmt mir's nicht übel, das kann ich nicht einsehen: denn wenn's gut Ader lassen ist, gut purgiren, gut schröpfen, das steht im Kalender, und darnach weiß ich mich zu richten: aber wenn's just gut rebellern sey, das glaub' ich, ist viel schwerer zu sagen.

Breme. Das muß unser einer verstehen.

Albert. Freilich versteht Ihr's.

Peter. Aber sagt mir nur woher's eigentlich kommt, daß Ihr's besser versteht als andere gescheidte Leute?

Breme (gravitatisch). Erstlich, mein Freund, weil schon vom Großvater an meine Familie die größten politischen Einsichten erwiesen. Hier dieses Bildniß zeigt Euch meinen Großvater Hermann Breme von Bremenfeld, der, wegen großer und vorzüglicher Verdienste zum Burgemeister seiner Vaterstadt erhoben, ihr die größten und wichtigsten Dienste geleistet hat. Dort schwebt sein Andenken noch in Ehren und Segen, wenn gleich boshafte, pasquillantische Schauspieldichter seine großen Talente und gewisse Eigenheiten, die er an sich haben mochte, nicht sehr glimpflich behandelten. Seine tiefe Einsicht in die ganze politische und militärische Lage von Europa wird ihm selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen.

Peter. Es war ein hübscher Mann, er sieht recht wohlgenährt aus.

Breme. Freilich genoß er ruhigere Tage als sein Enkel.

Martin. Habt Ihr nicht auch das Bildniß Eures Vaters?

Breme. Leider, nein! Doch muß ich Euch sagen, die Natur, indem sie meinen Vater Jost Breme von Bremenfeld hervorbrachte, hielt ihre Kräfte zusammen, um Euren Freund mit solchen Gaben auszurüsten, durch die er Euch nützlich zu werden wünscht. Doch behüte der Himmel, daß ich mich über meine Vorfahren erheben sollte; es wird uns jetzt viel leichter gemacht, und wir können mit geringern natürlichen Vorzügen eine große Rolle spielen.

Martin. Nicht zu bescheiden, Gevatter!

Breme. Es ist lauter Wahrheit. Sind nicht jetzt der Zeitungen, der Monatsschriften, der fliegenden Blätter so viel, aus denen wir uns unterrichten, an denen wir unsern Verstand üben können! Hätte mein seliger Großvater nur den tausendsten Theil dieser Hülfsmittel gehabt, er wäre ein ganz anderer Mann geworden. Doch Kinder, was rede ich von

mir! Die Zeit vergeht, und ich fürchte der Tag bricht an. Der Hahn macht uns aufmerksam, daß wir uns kurz fassen sollen. Habt Ihr Muth?

Albert. An mir und den Meinigen soll's nicht fehlen.

Peter. Unter den Meinigen findet sich wohl einer, der sich an die Spitze stellt; ich verbitte mir den Auftrag.

Martin. Seit den paar letzten Predigten, die der Magister hielt, weil der alte Pfarrer so krank liegt, ist das ganze große Dorf hier in Bewegung.

Breme. Gut! so kann was werden. Ich habe ausgerechnet, daß wir über sechshundert Mann stellen können. Wollt Ihr, so ist in der nächsten Nacht alles gethan.

Martin. In der nächsten Nacht?

Breme. Es soll nicht wieder Mitternacht werden, und ihr sollt wieder haben alles was euch gebührt, und mehr dazu.

Peter. So geschwind'? wie wäre das möglich?

Albert. Geschwind' oder gar nicht.

Breme. Die Gräfin kommt heute an, sie darf sich kaum besinnen. Rückt nur bei einbrechender Nacht vor das Schloß, und fordert eure Rechte, fordert eine neue Ausfertigung des alten Reverses, macht euch noch einige kleine Bedingungen, die ich euch schon angeben will, laßt sie unterschreiben, laßt sie schwören und so ist alles gethan.

Peter. Vor einer solchen Gewaltthätigkeit zittern mir Arm' und Beine.

Albert. Narr! Wer Gewalt braucht, darf nicht zittern.

Martin. Wie leicht können sie uns aber ein Regiment Dragoner über den Hals ziehen. So arg dürfen wir's doch nicht machen. Das Militär, der Fürst, die Regierung würden uns schön zusammenarbeiten.

Breme. Gerade umgekehrt. Das ist's eben, worauf ich fuße. Der Fürst ist unterrichtet, wie sehr das Volk bedruckt sey. Er hat sich über die Unbilligkeit des Adels, über die Langweiligkeit der Processe, über die Chicane der Gerichtshalter und Advocaten oft genug deutlich und stark erklärt, so daß man voraussetzen kann, er wird nicht zürnen, wenn man sich Recht verschafft, da er es selbst zu thun gehindert ist.

Peter. Sollte das gewiß seyn?

Albert. Es wird im ganzen Lande davon gesprochen.

Peter. Da wäre noch allenfalls was zu wagen.

Breme. Wie Ihr zu Werke gehen müßt, wie vor allen Dingen der abscheuliche Gerichtshalter bei Seite muß, und auf wen noch mehr genau zu sehen ist, das sollt Ihr alles noch vor Abend erfahren. Bereitet Eure Sachen vor, regt Eure Leute an, und seyd mir heute Abend um Sechse beim Herrenbrunnen. Daß Jacob nicht kommt, macht ihn verdächtig; ja es ist besser, daß er nicht gekommen ist. Gebt auf ihn Acht, daß er uns wenigstens nicht schade; an dem Vortheil, den wir uns erwerben, wird er schon Theil nehmen wollen. Es wird Tag; lebt wohl, und bedenkt nur, daß, was geschehen soll, schon geschehen ist. Die Gräfin kommt eben erst von Paris zurück, wo sie das alles gesehen und gehört hat, was wir mit so vieler Verwunderung lesen; vielleicht bringt sie schon selbst mildere Gesinnungen mit, wenn sie gelernt hat, was Menschen, die zu sehr gedruckt werden, endlich für ihre Rechte thun können und müssen.

Martin. Lebt wohl, Gevatter, lebt wohl! Punkt Sechse bin ich am Herrenbrunnen.

Albert. Ihr seyd ein tüchtiger Mann! Lebt wohl!

Peter. Ich will Euch recht loben, wenn's gut abläuft.

Martin. Wir wissen nicht, wie wir's Euch danken sollen.

Breme (mit Würde). Ihr habt Gelegenheit genug, mich zu verbinden. Das kleine Capital, z. B. von zweihundert Thalern, das ich der Kirche schuldig bin, erlaßt Ihr mir ja wohl.

Martin. Das soll uns nicht reuen.

Albert. Unsere Gemeine ist wohlhabend und wird auch gern was für Euch thun.

Breme. Das wird sich finden. Das schöne Fleck, das Gemeindegut war und das der Gerichtshalter zum Garten einzäunen und umarbeiten lassen, das nehmt Ihr wieder in Besitz und überlaßt mir's.

Albert. Das wollen wir nicht ansehen, das ist schon verschmerzt.

Peter. Wir wollen auch nicht zurückbleiben.

Breme. Ihr habt selbst einen hübschen Sohn und ein schönes Gut; dem könnt' ich meine Tochter geben. Ich bin nicht stolz, glaubt mir, ich bin nicht stolz. Ich will Euch gern meinen Schwäher heißen.

Peter. Das Mamsellchen ist hübsch genug; nur ist sie schon zu vornehm erzogen.

Brenz. Nicht vornehm, aber geſcheidt. Sie wird ſich in jeden Stand finden müſſen. Doch darüber läßt ſich noch vieles reden. Lebt jetzt wohl, meine Freunde, lebt wohl!

Alle. So lebt denn wohl!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Vorzimmer der Gräfin. Sowohl im Fond als an den Seiten hängen adeliche Familienbilder in mannichfaltigen geiſtlichen und weltlichen Koſtümen.

Der Amtmann tritt herein, und indem er ſich umſieht, ob niemand da iſt, kommt **Luiſe** von der andern Seite.

Amtmann. Guten Morgen, Demoiſelle! Sind Ihro Excellenz zu ſprechen? Kann ich meine unterthänigſte Devotion zu Füßen legen?

Luiſe. Verziehen Sie einigen Augenblick, Herr Amtmann. Die Frau Gräfin wird gleich herauskommen. Die Beſchwerlichkeiten der Reiſe und das Schrecken bei der Ankunft haben einige Ruhe nöthig gemacht.

Amtmann. Ich bedaure von ganzem Herzen. Nach einer ſo langen Abweſenheit, nach einer ſo beſchwerlichen Reiſe ihren einzig geliebten Sohn in einem ſo ſchrecklichen Zuſtande zu finden! Ich muß geſtehen, es ſchaudert mich, wenn ich nur daran denke. Ihro Excellenz waren wohl ſehr alterirt!

Luiſe. Sie können ſich leicht vorſtellen was eine zärtliche, ſorgſame Mutter empfinden mußte, als ſie ausſtieg, in's Haus trat und da die Verwirrung fand, nach ihrem Sohne fragte und aus ihrem Stocken und Stottern leicht ſchließen konnte, daß ihm ein Unglück begegnet ſey.

Amtmann. Ich bedaure von Herzen. Was fingen Sie an?

Luiſe. Wir mußten nur geſchwind' alles erzählen, damit ſie nicht etwas Schlimmeres beſorgte; wir mußten ſie zu dem Kinde führen, das mit verbundenem Kopf und blutigen Kleidern da lag. Wir hatten nur für Umſchläge geſorgt und ihn nicht ausziehen können.

Amtmann. Es muß ein ſchrecklicher Anblick geweſen ſeyn.

Luiſe. Sie blickte hin, that einen lauten Schrei und fiel mir ohnmächtig in die Arme. Sie war untröſtlich, als ſie wieder zu ſich kam, und wir hatten alle Mühe ſie zu überführen, daß das Kind ſich nur eine ſtarke Beule gefallen, daß es aus der Naſe geblutet und daß keine Gefahr ſey.

Amtmann. Ich möcht' es mit dem Hofmeiſter nicht theilen, der das gute Kind ſo vernachläſſigt.

Luiſe. Ich wunderte mich über die Gelaſſenheit der Gräfin, beſonders da er den Vorfall leichter behandelte, als es ihm in dem Augenblick geziemte.

Amtmann. Sie iſt gar zu gnädig, gar zu nachſichtig.

Luiſe. Aber ſie kennt ihre Leute und merkt ſich alles. Sie weiß, wer ihr redlich und treu dient; ſie weiß, wer nur dem Schein nach ihr unterthäniger Knecht iſt. Sie kennt die Nachläſſigen ſo gut als die Falſchen, die Unklugen ſowohl als die Bösartigen.

Amtmann. Sie ſagen nicht zu viel, es iſt eine vortreffliche Dame, aber eben deßwegen! Der Hofmeiſter verdiente doch, daß ſie ihn geradezu wegſchickte.

Luiſe. In allem, was das Schickſal des Menſchen betrifft, geht ſie langſam zu Werke, wie es einem Großen geziemt. Es iſt nichts ſchrecklicher als Macht und Uebereilung.

Amtmann. Aber Macht und Schwäche ſind auch ein trauriges Paar.

Luiſe. Sie werden der gnädigen Gräfin nicht nachſagen, daß ſie ſchwach ſey.

Amtmann. Behüte Gott, daß ein ſolcher Gedanke einem alten, treuen Diener einfallen ſollte! Aber es iſt denn doch erlaubt, zum Vortheil ſeiner gnädigen Herrſchaft zu wünſchen, daß man manchmal mit mehr Strenge gegen Leute zu Werke gehe, die mit Strenge behandelt ſeyn wollen.

Luiſe. Die Frau Gräfin!

(Luiſe tritt ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Gräfin im Negligé. Der Amtmann.

Amtmann. Euer Excellenz haben zwar auf eine angenehme Weise, doch unvermuthet Ihre Dienerschaft überrascht, und wir bedauern nur, daß Dieselben bei Ihrer Ankunft durch einen so traurigen Anblick erschreckt worden. Wir hatten alle Anstalten zu Dero Empfang gemacht: das Tannenreisig zu einer Ehrenpforte liegt wirklich schon im Hofe; die sämmtlichen Gemeinden wollten reihenweis an dem Wagen stehen und Hochdieselben mit einem lauten Vivat empfangen, und jeder freute sich schon, bei einer so feierlichen Gelegenheit seinen Festtagsrock anzuziehen und sich und seine Kinder zu putzen.

Gräfin. Es ist mir lieb, daß die guten Leute sich nicht zu beiden Seiten des Wegs gestellt haben; ich hätte ihnen unmöglich ein freundlich Gesicht machen können, und Ihnen am wenigsten, Herr Amtmann!

Amtmann. Wie so? Wodurch haben wir Ew. Excellenz Ungnade verdient?

Gräfin. Ich kann nicht läugnen, ich war sehr verdrießlich als ich gestern auf den abscheulichen Weg kam, der gerade da anfängt, wo meine Besitzungen angehen. Die große Reise hab' ich fast auf lauter guten Wegen vollbracht, und eben da ich wieder in das Meinige zurückkomme, find' ich sie nicht nur schlechter wie vorm Jahr, sondern so abscheulich, daß sie alle Uebel einer schlechten Chaussee verbinden. Bald tief ausgefahrne Löcher, in die der Wagen umzustürzen droht, aus denen die Pferde mit aller Gewalt ihn kaum herausreißen, bald Steine ohne Ordnung übereinander geworfen, daß man eine Viertelstunde lang selbst in dem bequemsten Wagen aufs unerträglichste zusammengeschüttelt wird. Es sollte mich wundern, wenn nichts daran beschädigt wäre.

Amtmann. Ew. Excellenz werden mich nicht ungehört verdammen; nur mein eifriges Bestreben, von Ew. Excellenz Gerechtsamen nicht das Mindeste zu vergeben, ist Ursache an diesem übeln Zustande des Wegs.

Gräfin. Ich verstehe. —

Amtmann. Sie erlauben Ihrer tiefen Einsicht nur anheim zu stellen, wie wenig es mir hätte ziemen wollen, den widerspenstigen Bauern auch nur ein Haar breit nachzugeben. Sie sind schuldig, die Wege zu bessern,

und da Ew. Excellenz Chaussee befehlen, sind sie auch schuldig die Chaussee zu machen.

Gräfin. Einige Gemeinden waren ja willig.

Amtmann. Das ist eben das Unglück. Sie fuhren die Steine an; als aber die übrigen widerspenstigen sich weigerten und auch jene widerspenstig machten, blieben die Steine liegen und wurden nach und nach, theils aus Nothwendigkeit, theils aus Muthwillen, in die Geleise geworfen und da ist nun der Weg freilich ein bischen holperig geworden.

Gräfin. Sie nennen das ein wenig holprig!

Amtmann. Verzeihen Ew. Excellenz, wenn ich sogar sage, daß ich diesen Weg öfters mit vieler Zufriedenheit zurücklege. Es ist ein vortreffliches Mittel gegen die Hypochondrie, sich dergestalt zusammenschütteln zu lassen.

Gräfin. Das, gesteh' ich, ist eine eigne Curmethode.

Amtmann. Und freilich, da nun eben wegen dieses Streites, welcher vor dem Kaiserlichen Reichskammergericht auf das eifrigste betrieben wird, seit einem Jahre an keine Wegbesserung zu denken gewesen und überdieß die Holzfuhren stark gehen, in diesen letztern Tagen auch anhaltendes Regenwetter eingefallen; so möchte denn freilich jemandem, der gute Chausseen gewohnt ist, unsere Straße gewissermaßen impraktikabel vorkommen.

Gräfin. Gewissermaßen? Ich dächte ganz und gar.

Amtmann. Ew. Excellenz belieben zu scherzen. Man kommt doch noch immer fort. —

Gräfin. Wenn man nicht liegen bleibt. Und doch hab' ich an der Meile sechs Stunden zugebracht.

Amtmann. Ich, vor einigen Tagen, noch länger. Zweimal wurd' ich glücklich herausgewunden, das drittemal brach ein Rad, und ich mußte mich noch nur so hereinschleppen lassen. Aber bei allen diesen Unfällen war ich getrost und gutes Muths; denn ich bedachte, daß Ew. Excellenz und Ihres Herrn Sohnes Gerechtsame salvirt sind. Aufrichtig gestanden, ich wollte auf solchen Wegen lieber von hier nach Paris fahren, als nur einen Finger breit nachgeben, wenn die Rechte und Befugnisse meiner gnädigen Herrschaft bestritten werden. Ich wollte daher, Ew. Excellenz dächten auch so, und Sie würden gewiß diesen Weg nicht mit so viel Unzufriedenheit zurückgelegt haben.

Gräfin. Ich muß sagen, darin bin ich anderer Meinung, und

gehörten diese Besitzthümer mir eigen, müßte ich mich nicht bloß als Verwalterin ansehen, so würde ich über manche Bedenklichkeit hinausgehen, ich würde mein Herz hören, das mir Billigkeit gebietet, und meinen Verstand, der mich einen wahren Vortheil von einem scheinbaren unterscheiden lehrt. Ich würde großmüthig seyn, wie es dem gar wohl ansteht, der Macht hat. Ich würde mich hüten, unter dem Scheine des Rechts auf Forderungen zu beharren, die ich durchzusetzen kaum wünschen müßte, und die, indem ich Widerstand finde, mir auf Lebenslang den völligen Genuß eines Besitzes rauben, den ich auf billige Weise verbessern könnte. Ein leidlicher Vergleich und der unmittelbare Gebrauch sind besser als eine wohlgegründete Rechtssache, die mir Verdruß macht und von der ich nicht einmal den Vortheil für meine Nachkommen einsehe.

Amtmann. Ew. Excellenz erlauben, daß ich darin der entgegengesetzten Meinung seyn darf. Ein Proceß ist eine so reizende Sache, daß, wenn ich reich wäre, ich eher einige kaufen würde, um nicht ganz ohne dieses Vergnügen zu leben. (Trin ab.)

Gräfin. Es scheint, daß er seine Lust an unsern Besitzthümern büßen will.

Dritter Auftritt.

Gräfin. Magister.

Magister. Darf ich fragen, gnädige Gräfin, wie Sie sich befinden?

Gräfin. Wie Sie denken können, nach der Alteration, die mich bei meinem Eintritt überfiel.

Magister. Es that mir herzlich leid, doch hoff' ich, soll es von keinen Folgen seyn. Ueberhaupt aber kann Ihnen schwerlich der Aufenthalt hier sobald angenehm werden, wenn Sie ihn mit dem vergleichen, den Sie vor kurzem genossen haben.

Gräfin. Es hat auch große Reize, wieder zu Hause bei den Seinigen zu wohnen.

Magister. Wie oftmals hab' ich Sie um das Glück beneidet, gegenwärtig zu seyn, als die größten Handlungen geschahen, die je die Welt gesehen hat, Zeuge zu seyn des seligen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie sich zum erstenmal frei und von den

Ketten entbunden fühlte, die sie so lange getragen hatte, daß diese schwere fremde Last gleichsam ein Glied ihres elenden, kranken Körpers geworden.

Gräfin. Ich habe wunderbare Begebenheiten gesehen, aber wenig Erfreuliches.

Magister. Wenn gleich nicht für die Sinne, doch für den Geist. Wer aus großen Absichten fehlgreift, handelt immer lobenswürdiger, als wer dasjenige thut was nur kleinen Absichten gemäß ist. Man kann auf dem rechten Wege irren und auf dem falschen recht gehen. — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

(Durch die Ankunft dieses vorzüglichen Frauenzimmers wird die Lebhaftigkeit des Gesprächs erst gemildert und sodann die Unterredung von dem Gegenstande gänzlich abgelenkt. Der Magister, der nun weiter kein Interesse findet, entfernt sich, und das Gespräch unter den beiden Frauenzimmern setzt sich fort wie folgt.)

Gräfin. Was macht mein Sohn? Ich war eben im Begriff zu ihm zu gehen.

Luise. Er schläft recht ruhig, und ich hoffe er wird bald wieder herumspringen und in kurzer Zeit keine Spur der Beschädigung mehr übrig seyn.

Gräfin. Das Wetter ist gar zu übel, sonst ging' ich in den Garten. Ich bin recht neugierig zu sehen wie alles gewachsen ist, und wie der Wasserfall, wie die Brücke und die Felsenkluft sich jetzt ausnehmen.

Luise. Es ist alles vortrefflich gewachsen; die Wildnisse die Sie angelegt haben, scheinen natürlich zu seyn, sie bezaubern jeden, der sie zum erstenmal sieht, und auch mir geben sie in einer stillen Stunde einen angenehmen Aufenthalt. Doch muß ich gestehen, daß ich in der Baumschule unter den fruchtbaren Bäumen lieber bin. Der Gedanke des Nutzens führt mich aus mir selbst heraus und giebt mir eine Fröhlichkeit, die ich sonst nicht empfinde. Ich kann säen, pfropfen, oculiren! und wenn gleich mein Auge keine malerische Wirkung empfindet, so ist mir doch der Gedanke von Früchten höchst reizend, die einmal und wohl bald jemanden erquicken werden.

Gräfin. Ich schätze Ihre guten häuslichen Gesinnungen.

Luise. Die einzigen, die sich für den Stand schicken, der ans Nothwendige zu denken hat, dem wenig Willkür erlaubt ist.

Gräfin. Haben Sie den Antrag überlegt, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe that? Können Sie sich entschließen, meiner Tochter Ihre Zeit zu widmen, als Freundin, als Gesellschafterin mit ihr zu leben?

Luise. Ich habe kein Bedenken, gnädige Gräfin.

Gräfin. Ich hatte viel Bedenken, Ihnen den Antrag zu thun. Die wilde, unbändige Gemüthsart meiner Tochter macht ihren Umgang unangenehm und oft sehr verdrießlich. So leicht mein Sohn zu behandeln ist, so schwer ist es meine Tochter.

Luise. Dagegen ist ihr edles Herz, ihre Art zu handeln aller Achtung werth. Sie ist heftig, aber bald zu besänftigen, unbillig aber gerecht; stolz aber menschlich.

Gräfin. Hierin ist sie ihrem Vater — —

Luise. Aeußerst ähnlich. Auf eine sehr sonderbare Weise scheint die Natur in der Tochter den rauhen Vater, in dem Sohne die zärtliche Mutter wieder hervorgebracht zu haben.

Gräfin. Versuchen Sie, Luise, dieses wilde aber edle Feuer zu dämpfen. Sie besitzen alle Tugenden, die ihr fehlen. In Ihrer Nähe, durch Ihr Beispiel wird sie gereizt werden, sich nach einem Muster zu bilden, das so liebenswürdig ist.

Luise. Sie beschämen mich, gnädige Gräfin. Ich kenne an mir keine Tugend als die, daß ich mich bisher in mein Schicksal zu finden wußte, und selbst diese hat kein Verdienst mehr, seitdem Sie, gnädige Gräfin, so viel gethan haben, um es zu erleichtern. Sie thun jetzt noch mehr, da Sie mich näher an sich heranziehen. Nach dem Tode meines Vaters und dem Umsturz meiner Familie habe ich vieles entbehren lernen, nur nicht gesitteten und verständigen Umgang.

Gräfin. Bei Ihrem Onkel müssen Sie von dieser Seite viel ausstehen.

Luise. Es ist ein guter Mann, aber seine Einbildung macht ihn oft höchst albern, besonders seit der letzten Zeit, da jeder ein Recht zu haben glaubt, nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken.

Gräfin. Es geht ihm wie sehr Vielen.

Luiſe. Ich habe manchmal meine Bemerkungen im Stillen darüber gemacht. Wer die Menſchen nicht kännte, würde ſie jetzt leicht kennen lernen. So viele nehmen ſich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um für ſich eine Ausnahme zu machen, nur um zu wirken, es ſey auf welche Art es wolle.

Gräfin. Sie hätten nichts mehr erfahren können und wenn Sie mit mir in Paris geweſen wären.

Fünfter Auftritt.

Friederike. Der Baron. Die Vorigen.

Friederike. Hier, liebe Mutter, ein Haſe und zwei Feldhühner! Ich habe die drei Stücke geſchoſſen, der Vetter hat immer gepudelt.

Gräfin. Du ſiehſt wild aus, Friederike; wie du durchnäßt biſt!

Friederike (das Waſſer vom Hute abſchwingend). Der erſte glückliche Morgen; den ich ſeit langer Zeit gehabt habe.

Baron. Sie jagt mich nun ſchon vier Stunden im Felde herum.

Friederike. Es war eine rechte Luſt. Gleich nach Tiſche wollen wir wieder hinaus.

Gräfin. Wenn du's ſo heftig treibſt, wirſt du es bald überdrüſſig werden.

Friederike. Geben Sie mir das Zeugniß, liebe Mama! Wie oft hab' ich mich aus Paris wieder nach unſern Revieren geſehnt. Die Opern, die Schauſpiele, die Geſellſchaften, die Gaſtereien, die Spaziergänge, was iſt das alles gegen einen einzigen vergnügten Tag auf der Jagd, unter freiem Himmel, auf unſern Bergen, wo wir eingeboren und eingewohnt ſind. — Wir müſſen eheſten Tags hetzen, Vetter.

Baron. Sie werden noch warten müſſen; die Frucht iſt noch nicht aus dem Felde.

Friederike. Was will das viel ſchaden? Es iſt faſt von gar keiner Bedeutung. Sobald es ein bischen aufgetrocknet; wollen wir hetzen.

Gräfin. Geh', zieh dich um! Ich vermuthe, daß wir zu Tiſche noch einen Gaſt haben, der ſich nur kurze Zeit bei uns aufhalten kann.

Baron. Wird der Hofrath kommen?

Gräfin. Er verſprach mir, heute wenigſtens auf ein Stündchen einzuſprechen. Er geht auf Commiſſion.

Baron. Es ſind einige Unruhen im Lande.

Gräfin. Es wird nichts zu bedeuten haben, wenn man ſich nur vernünftig gegen die Menſchen beträgt und ihnen ihren wahren Vortheil zeigt.

Friederike. Unruhen? Wer will Unruhen anfangen?

Baron. Mißvergnügte Bauern, die von ihren Herrſchaften gedrückt werden und die leicht Anführer finden.

Friederike. Die muß man auf den Kopf ſchießen. (Sie macht Bewegungen mit der Flinte.) Sehen Sie, gnädige Mama, wie mir der Magiſter die Flinte verwahrloſ't hat! Ich wollte ſie doch mitnehmen, und da Sie es nicht erlaubten, wollte ich ſie dem Jäger aufzuheben geben. Da bat mich der Graurock ſo inſtändig ſie ihm zu laſſen: ſie ſey ſo leicht, ſagt' er, ſo bequem, er wolle ſie ſo gut halten, er wolle ſo oft auf die Jagd gehen. Ich ward ihm wirklich gut, weil er ſo oft auf die Jagd gehen wollte, und nun, ſehen Sie, find' ich ſie heute in der Geſindeſtube hinterm Ofen. Wie das ausſieht! Sie wird in meinem Leben nicht wieder rein.

Baron. Er hatte die Zeit her mehr zu thun; er arbeitet mit an der allgemeinen Gleichheit, und da hält er wahrſcheinlich die Haſen auch mit für ſeines Gleichen und ſcheut ſich, ihnen was zu Leide zu thun.

Gräfin. Zieht euch an, Kinder, damit wir nicht zu warten brauchen. Sobald der Hofrath kommt, wollen wir eſſen. (Ab.)

Friederike (ihre Flinte beſehend). Ich habe die franzöſiſche Revolution ſchon ſo oft verwünſcht, und jetzt thu' ich's doppelt und dreifach. Wie kann mir nun der Schaden erſetzt werden, daß meine Flinte roſtig iſt?

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal im Schloſſe.

Gräfin. Hofrath.

Gräfin. Ich geb' es Ihnen recht aufs Gewiſſen, theurer Freund. Denken Sie nach, wie wir dieſem unangenehmen Proceſſe ein Ende machen. Ihre große Kenntniß der Geſetze, Ihr Verſtand und Ihre Menſchlichkeit helfen gewiß ein Mittel finden, wie wir aus dieſer widerlichen Sache ſcheiden können. Ich habe es ſonſt leichter genommen, wenn man Unrecht hatte und im Beſitz war: je nun, dacht' ich, es geht ja wohl ſo hin, und wer hat, iſt am beſten dran. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie ſich Unbilligkeit von Geſchlecht zu Geſchlecht ſo leicht aufhäuft, wie großmüthige Handlungen meiſtentheils nur perſönlich ſind und der Eigennutz allein gleichſam erblich wird; ſeitdem ich mit Augen geſehen habe, daß die menſchliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: ſo habe ich mir feſt vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig ſcheint, ſelbſt ſtreng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Geſellſchaft, bei Hofe, in der Stadt, über ſolche Handlungen meine Meinung laut zu ſagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr ſchweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verſchrieen werden ſollte.

Hofrath. Es iſt ſchön, gnädige Gräfin, und ich freue mich, Sie wieder zu finden, wie ich Abſchied von Ihnen genommen und noch ausgebildeter. Sie waren eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit geſetzt haben, und nun finde ich in Ihnen einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünſchen und verabſcheuen muß. Es ziemt Ihnen, Ihrem eignen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur ſeinen eignen Stand beurtheilen und tadeln. Aller Tadel

heraufwärts oder hinabwärts iſt mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermiſcht, man kann nur durch ſeines Gleichen gerichtet werden. Aber eben deßwegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu ſchätzen Urſache hat, bin ich auch unverſöhnlich gegen die kleinlichen neidiſchen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigner Selbſtigkeit erzeugt wird, prätentios Prätentionen bekämpft, ſich über Formalitäten formaliſirt und, ohne ſelbſt Realität zu haben, da nur Schein ſieht, wo er Glück und Folge ſehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge gelten ſollen, Geſundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verſtand, Talente, Klima, warum ſoll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entſprungen bin! Das will ich ſagen, da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Ariſtokraten zueignete.

(Hier findet ſich eine Lücke, welche wir durch Erzählung ausfüllen. Der trockne Ernſt dieſer Scene wird dadurch gemildert, daß der Hofrath ſeine Neigung zu Luiſen bekennt, indem er ſich bereit zeigt ihr ſeine Hand zu geben. Ihre frühern Verhältniſſe, vor dem Umſturz, den Luiſens Familie erlitt, kommen zur Sprache, ſo wie die ſtillen Bemühungen des vorzüglichen Mannes, ſich und zugleich Luiſen eine Exiſtenz zu verſchaffen.

Eine Scene zwiſchen der Gräfin, Luiſen und dem Hofrath giebt Gelegenheit drei ſchöne Charaktere näher kennen zu lernen und uns für das, was wir in den nächſten Auftritten erdulden ſollen, vorläufig einigermaßen zu entſchädigen. Denn nun verſammelt ſich um den Theetiſch, wo Luiſe einſchenkt, nach und nach das ganze Perſonal des Stücks, ſo daß zuletzt auch die Bauern eingeführt werden. Da man ſich nun nicht enthalten kann von Politik zu ſprechen, ſo thut der Baron, welcher Leichtſinn, Frevel und Spott nicht verbergen kann, den Vorſchlag, ſogleich eine Nationalverſammlung vorzuſtellen. Der Hofrath wird zum Präſidenten erwählt und die Charaktere der Mitſpielenden, wie man ſie ſchon kennt, entwickeln ſich freier und heftiger. Die Gräfin, das Söhnchen mit verbundenem Kopfe neben ſich, ſtellt die Fürſtin vor, deren Anſehen geſchmälert werden ſoll und die aus eigenen liberalen Geſinnungen nachzugeben geneigt iſt. Der Hofrath, verſtändig und gemäßigt, ſucht ein Gleichgewicht zu erhalten, ein Bemühen das jeden Augenblick ſchwieriger wird. Der Baron ſpielt die Rolle des Creismanns, der von ſeinem Stande abfällt und zum Volke übergeht. Durch ſeine ſcheinliſche Verſtellung werden die andern gelockt, ihr Innerſtes hervorzukehren. Auch Herzensangelegenheiten miſchen ſich mit ins Spiel. Der Baron verfehlt nicht, Carolinen die ſchmeichelhafteſten Sachen zu ſagen, die ſie zu ihren ſchönſten Gunſten auslegen kann. In der Heftigkeit, womit Jacob die Gerechtſame des gräflichen Hauſes vertheidigt, läßt ſich eine ſtille, unbewußte Neigung zu der jungen Gräfin nicht verkennen. Luiſe ſieht in allem dieſem nur die Erſchütterung des häuslichen Glücks, dem ſie ſich ſo nahe glaubt, und wenn die Bauern mitunter ſchwerfällig werden, ſo erheitert Bremenfelt die Scene durch ſeinen Dünkel, durch Geſchichten und guten Humor. Der Magiſter, wie wir ihn ſchon kennen, überſchreitet vollkommen die Gränze, und da der Baron immerfort beyt, läuft es endlich auf Perſönlichkeiten hinaus, und als nun vollends die Brauſche des Erbgrafen als unbedeutend, ja lächerlich behandelt wird, ſo bricht die Gräfin los und die Sache kommt ſo weit, daß dem Magiſter aufgekündigt wird. Der Baron verſchlimmert das Uebel.

und er bedient sich, da der Lärm immer stärker wird, der Gelegenheit mehr in Carolinen zu dringen und sie zu einer heimlichen Zusammenkunft für die Nacht zu bereden. Bei allem diesem zeigt sich die junge Gräfin entschieden heftig, parteiisch auf ihren Stand, hartnäckig auf ihren Besitz, welche Härte jedoch durch ein unbefangenes, rein natürliches und im tiefsten Grunde rechtliches weibliches Wesen bis zur Liebenswürdigkeit gemildert wird. Und so läßt sich einsehen, daß der Act ziemlich tumultuarisch und, insofern es der bedenkliche Gegenstand erlaubt, für das Gefühl nicht ganz unerträglich geendigt wird. Vielleicht bedauert man, daß der Verfasser die Schwierigkeiten einer solchen Scene nicht zur rechten Zeit zu überwinden bemüht war.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Bremens Wohnung.

Breme. Martin. Albert.

Breme. Sind Eure Leute alle an ihren Posten? Habt Ihr sie wohl unterrichtet? Sind sie gutes Muths?

Martin. Sobald Ihr mit der Glocke stürmt, werden sie alle da seyn.

Breme. So ist's recht! Wenn im Schlosse die Lichter alle aus sind, wenn es Mitternacht ist, soll es gleich angehen. Unser Glück ist's, daß der Hofrath fortgeht. Ich fürchtete sehr, er möchte bleiben und uns den ganzen Spaß verderben.

Albert. Ich fürchte so noch immer, es geht nicht gut ab. Es ist mir schon zum voraus bange, die Glocke zu hören.

Breme. Seyd nur ruhig. Habt Ihr nicht heute selbst gehört, wie übel es jetzt mit den vornehmen Leuten steht? Habt Ihr gehört, was wir der Gräfin alles unters Gesicht gesagt haben?

Martin. Es war ja aber nur zum Spaß.

Albert. Es war schon zum Spaße grob genug.

Breme. Habt Ihr gehört wie ich Eure Sache zu verfechten weiß? Wenn's Ernst gilt, will ich so vor den Kaiser treten. Und was sagt Ihr zum Herrn Magister, hat sich der nicht auch wacker gehalten?

Albert. Sie haben's Euch aber auch brav abgegeben. Ich dachte zuletzt, es würde Schläge setzen; und unsere gnädige Comtesse, war's doch, als wenn ihr seliger Herr Vater leibhaftig da stünde.

Breme. Laßt mir das Gnädige weg; es wird sich bald nichts mehr zu gnädigen haben. Seht, hier hab' ich die Briefe schon fertig; die schick' ich in die benachbarten Gerichtsdörfer. Sobald's hier losgeht, sollen die auch stürmen und rebellern und auch ihre Nachbarn auffordern.

Martin. Das kann was werden.

Breme. Freilich! Und alsdann Ehre dem Ehre gebührt! Euch, meine lieben Kinder. Ihr werdet als die Befreier des Landes angesehen.

Martin. Ihr, Herr Breme, werdet das größte Lob davon tragen.

Breme. Nein, das gehört sich nicht; es muß jetzt alles gemein seyn.

Martin. Indessen habt Ihr's doch angefangen.

Breme. Gebt mir die Hände, brave Männer! So standen einst die drei großen Schweizer, Wilhelm Tell, Walther Staubbach, Fürst von Uri, die standen auf dem Grütliberg beisammen und schwuren den Tyrannen ew'gen Haß und ihren Mitgenossen ewige Freiheit. Wie oft hat man diese wackern Helden gemalt und in Kupfer gestochen! Auch uns wird diese Ehre widerfahren. In dieser Positur werden wir auf die Nachwelt kommen.

Martin. Wie Ihr Euch das alles so denken könnt.

Albert. Ich fürchte nur, daß wir im Karrn eine böse Figur machen können. Horcht! Es klingelt jemand. Mir zittert das Herz im Leibe, wenn sich nur was bewegt.

Breme. Schämt Euch! Ich will aufziehen. Es wird der Magister seyn, ich habe ihn herüber bestellt. Die Gräfin hat ihm den Dienst aufgesagt; die Comtesse hat ihn sehr beleidigt. Wir werden ihn leicht in unsere Partei ziehen. Wenn wir einen Geistlichen unter uns haben, sind wir unserer Sache desto gewisser.

Martin. Einen Geistlichen und Gelehrten.

Breme. Was die Gelehrsamkeit betrifft, geb' ich ihm nichts nach, und besonders hat er weit weniger politische Lectüre als ich. Alle die Chroniken, die ich von meinem seligen Großvater geerbt habe, waren in meiner Jugend schon durchgelesen, und das Theatrum Europäum kenn' ich in- und auswendig. Wer recht versteht was geschehen ist, der weiß auch was geschieht und geschehen wird. Es ist immer einerlei; es passirt

in der Welt nichts Neues. Der Magister kommt. Halt! wir müssen ihn feierlich empfangen. Er muß Respect vor uns kriegen. Wir stellen jetzt die Repräsentanten der ganzen Nation gleichsam in Nuce vor. Setzt Euch!

(Er setzt drei Stühle auf die eine Seite des Theaters, auf die andere Einen Stuhl. Die beiden Schulzen setzen sich, und wie der Magister hereintritt, setzt sich Breme geschwind in ihre Mitte und nimmt ein gravitätisches Wesen an.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magister.

Magister. Guten Morgen, Herr Breme. Was giebt's Neues? Sie wollen mir etwas Wichtiges vertrauen, sagten Sie.

Breme. Etwas sehr Wichtiges, gewiß! Setzen Sie sich. (Der Magister will den einzelnen Stuhl nehmen und zu ihnen rücken.) Nein, bleiben Sie dort, sitzen Sie dort nieder! Wir wissen noch nicht, ob Sie an unserer Seite niedersitzen wollen.

Magister. Eine wunderbare Vorbereitung.

Breme. Sie sind ein Mann, ein freigeborner, ein freidenkender, ein geistlicher, ein ehrwürdiger Mann. Sie sind ehrwürdig weil Sie geistlich sind, und noch ehrwürdiger, weil Sie frei sind. Sie sind frei, weil Sie edel sind, und sind schätzbar, weil Sie frei sind. Und nun! Was haben wir erleben müssen! Wir sahen Sie verachtet, wir sahen Sie beleidigt; aber wir haben zugleich Ihren edlen Zorn gesehen, einen edlen Zorn, aber ohne Wirkung. Glauben Sie, daß wir Ihre Freunde sind, so glauben Sie auch, daß sich unser Herz im Busen umkehrt, wenn wir Sie verkehrt behandelt sehen. Ein edler Mann und verhöhnt, ein freier Mann und bedroht, ein geistlicher Mann und verachtet, ein treuer Diener und verstoßen! Zwar verhöhnt von Leuten, die selbst Hohn verdienen, verachtet von Menschen, die keiner Achtung werth sind, verstoßen von Undankbaren, deren Wohlthaten man nicht genießen möchte, bedroht von einem Kinde, von einem Mädchen! — das scheint freilich nicht viel zu bedeuten; aber wenn Ihr bedenkt, daß dieses Mädchen kein Mädchen, sondern ein eingefleischter Satan ist, daß man sie Legion nennen sollte — denn es sind viele tausend aristokratische Geister in sie gefahren — so

seht Ihr deutlich, was uns von allen Aristokraten bevorsteht, Ihr seht es, und wenn Ihr klug seyd, so nehmt Ihr Eure Maßregeln.

Magister. Wozu soll diese sonderbare Rede? Wohin wird Euch der seltsame Eingang führen? Sagt Ihr das, um meinen Zorn gegen diese verdammte Brut noch mehr zu erhitzen, um meine auf's äußerste getriebene Empfindlichkeit noch mehr zu reizen? Schweigt stille! Wahrhaftig, ich wüßte nicht wozu mein gekränktes Herz jetzt nicht alles fähig wäre. Was? Nach so vielen Diensten, nach so vielen Aufopferungen mir so zu begegnen, mich vor die Thüre zu setzen! Und warum? Wegen einer elenden Beule, wegen einer gequetschten Nase, mit der so viele hundert Kinder auf und davon springen. Aber es kommt eben recht, eben recht! Sie wissen nicht, die Großen, wen sie in uns beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben.

Breme. Dieser edle Zorn ergötzt mich, und so frage ich dich denn im Namen aller edlen, freigebornen, der Freiheit werthen Menschen, ob Ihr diese Zunge, diese Feder von nun an dem Dienste der Freiheit völlig widmen wollt?

Magister. O ja, ich will, ich werde!

Breme. Daß Ihr keine Gelegenheit versäumen wollt zu dem edlen Zwecke mitzuwirken, nach dem jetzt die ganze Menschheit emporstrebt.

Magister. Ich gebe Euch mein Wort.

Breme. So gebt mir Eure Hand, mir und diesen Männern.

Magister. Einem jeden; aber was haben diese armen Leute, die wie Sklaven behandelt werden, mit der Freiheit zu thun?

Breme. Sie sind nur noch eine Spanne davon, nur so breit als die Schwelle des Gefängnisses ist, an dessen eröffneter Thüre sie stehen.

Magister. Wie?

Breme. Der Augenblick ist nahe, die Gemeinden sind versammelt, in einer Stunde sind sie hier. Wir überfallen das Schloß, nöthigen die Gräfin zur Unterschrift des Recesses und zu einer eidlichen Versicherung, daß künftighin alle drückende Lasten aufgehoben seyn sollen.

Magister. Ich erstaune!

Breme. Da habe ich nur noch ein Bedenken wegen des Eids. Die vornehmen Leute glauben nichts mehr. Sie wird einen Eid schwören und sich davon entbinden lassen. Man wird ihr beweisen, daß ein gezwungener Eid nichts gelte.

Magiſter. Dafür will ich Rath ſchaffen. Dieſe Menſchen, die ſich über alles wegſetzen, ihres Gleichen behandeln wie das Vieh, ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Furcht frech in den Tag hineinleben, ſo lange ſie mit Menſchen zu thun haben, die ſie nicht ſchätzen, ſo lange ſie von einem Gott ſprechen, den ſie nicht erkennen, dieſes übermüthige Geſchlecht kann ſich doch von dem geheimen Schauer nicht losmachen, der alle lebendige Kräfte der Natur durchſchwebt, kann die Verbindung ſich nicht läugnen, in der Worte und Wirkung, That und Folge ewig mit einander bleiben. Laßt ſie einen feierlichen Eid thun.

Martin. Sie ſoll in der Kirche ſchwören.

Breme. Nein, unter freiem Himmel.

Magiſter. Das iſt nichts. Dieſe feierlichen Scenen rühren nur die Einbildungskraft. Ich will es euch anders lehren. Umgebt ſie, laßt ſie in eurer Mitte die Hand auf ihres Sohnes Haupt legen, bei dieſem geliebten Haupte ihr Verſprechen betheuern und alles Uebel, was einen Menſchen betreffen kann, auf dieſes kleine Geſäß herabrufen, wenn ſie unter irgend einem Vorwande ihr Verſprechen zurücknähme, oder zugäbe, daß es vereitelt würde.

Breme. Herrlich!

Martin. Schrecklich!

Albert. Glaubt mir, ſie iſt auf ewig gebunden.

Breme. Ihr ſollt zu ihr in den Kreis treten und ihr Gewiſſen ſchärfen.

Magiſter. An allem was Ihr thun wollt, nehm' ich Antheil; nur ſagt mir, wie wird man es in der Reſidenz anſehen? Wenn ſie Euch Dragoner ſchicken, ſo ſeyd Ihr alle gleich verloren.

Martin. Da weiß Herr Breme ſchon Rath.

Albert. Ja, was das für ein Kopf iſt!

Magiſter. Klärt mich auf.

Breme. Ja, ja, das iſt's nun eben was man hinter Hermann Breme dem Zweiten nicht ſucht. Er hat Connexionen, Verbindungen, da wo man glaubt er habe nur Kunden. So viel kann ich Euch nur ſagen, und es wiſſen's dieſe Leute, daß der Fürſt ſelbſt eine Revolution wünſcht.

Magiſter. Der Fürſt?

Breme. Er hat die Geſinnungen Friedrichs und Joſephs, der beiden

Monarchen, welche alle wahren Demokraten als ihre Heiligen anbeten sollten. Er iſt erzürnt zu ſehen, wie der Bürger- und Bauernſtand unter'm Druck des Adels ſeufzt, und leider kann er ſelbſt nicht wirken, da er von lauter Ariſtokraten umgeben iſt. Haben wir uns nur aber erſt legitimirt, dann ſetzt er ſich an unſere Spitze, und ſeine Truppen ſind zu unſern Dienſten und Breme und alle brave Männer ſind an ſeiner Seite.

Magiſter. Wie habt Ihr das alles erforſcht und gethan, und habt Euch nichts merken laſſen?

Breme. Man muß im Stillen viel thun, um die Welt zu überraſchen. (Er geht ans Fenſter.) Wenn nur erſt der Hofrath fort wäre, dann ſolltet Ihr Wunder ſehen.

Martin (auf Bremen deutend). Nicht wahr, das iſt ein Mann!

Albert. Er kann einem recht Herz machen.

Breme. Und, lieber Magiſter, die Verdienſte, die Ihr Euch dieſe Nacht erwerbt, dürfen nicht unbelohnt bleiben. Wir arbeiten heute fürs ganze Vaterland. Von unſerm Dorfe wird die Sonne der Freiheit aufgehen. Wer hätte das gedacht!

Magiſter. Befürchtet Ihr keinen Widerſtand?

Breme. Dafür iſt ſchon geſorgt. Der Amtmann und die Gerichtsdiener werden gleich gefangen genommen. Der Hofrath geht weg; die paar Bedienten wollen nichts ſagen und der Baron iſt nur der einzige Mann im Schloſſe, den locke ich durch meine Tochter herüber in's Haus und ſperre ihn ein bis alles vorbei iſt.

Martin. Wohl ausgedacht.

Magiſter. Ich verwundere mich über Eure Klugheit.

Breme. Nu, nu! wenn es Gelegenheit giebt ſie zu zeigen, ſollt Ihr noch mehr ſehen, beſonders was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft. Glaubt mir, es geht nichts über einen guten Chirurgus, beſonders wenn er dabei ein geſchickter Barbier iſt. Das unverſtändige Volk ſpricht viel von Bartkratzern und bedenkt nicht, wie viel dazu gehört jemanden zu barbiren, eben daß es nicht kratze. Glaubt mir nur, es wird zu nichts mehr Politik erfordert, als den Leuten den Bart zu putzen, ihnen dieſe garſtigen, barbariſchen Excremente der Natur, dieſe Barthaare, womit ſie das männliche Kinn täglich verunreinigt, hinwegzunehmen und den Mann dadurch an Geſtalt und Sitten einer glattwangigen Frau, einem zarten liebenswürdigen Jüngling ähnlich zu machen. Komme ich dereinſt

dazu, mein Leben und Meinungen aufzusetzen, so soll man über die Theorie der Barbierkunst erstaunen, aus der ich zugleich alle Lebens- und Klugheitsregeln herleiten will.

Magister. Ihr seyd ein originaler Kopf.

Breme. Ja, ja, das weiß ich wohl, und deßwegen habe ich auch den Leuten verziehen, wenn sie mich oft nicht begreifen konnten, und wenn sie, albern genug, glaubten mich zum Besten zu haben. Aber ich will ihnen zeigen, daß wer einen rechten Seifenschaum zu schlagen weiß, wer mit Leichtigkeit, Bequemlichkeit und Gewandtheit der Finger einzuseifen, den sprödesten Bart zahm zu machen versteht; wer da weiß, daß ein frisch abgezogenes Messer eben so gut rauft als ein stumpfes, wer mit dem Strich oder wider den Strich die Haare wegnimmt, als wären sie gar nicht dagewesen, wer dem warmen Wasser zum Abwaschen die gehörige Temperatur verleiht und selbst das Abtrocknen mit Gefälligkeit verrichtet, und in seinem ganzen Benehmen etwas Zierliches darstellt — das ist kein gemeiner Mensch, sondern er muß alle Eigenschaften besitzen, die einem Minister Ehre machen.

Albert. Ja, ja, es ist ein Unterschied zwischen Barbier und Barbier.

Martin. Und Herr Breme besonders, das ist dir eine ordentliche Lust.

Breme. Nu, nu, es wird sich zeigen. Es ist bei der ganzen Kunst nichts Unbedeutendes. Die Art den Scheersack aus- und einzukramen, die Art die Geräthschaften zu halten, ihn unterm Arm zu tragen, — Ihr sollt Wunder hören und sehen. Nun wird's aber Zeit, daß ich meine Tochter verkriege. Ihr Leute, geht an Eure Posten. Herr Magister halten Sie sich in der Nähe.

Magister. Ich gehe in den Gasthof, wohin ich gleich meine Sachen habe bringen lassen, als man mir im Schlosse übel begegnete.

Breme. Wenn Sie stürmen hören, so soll's Ihnen frei stehen sich zu uns zu schlagen, oder abzuwarten ob es uns glückt, woran ich gar nicht zweifle.

Magister. Ich werde nicht fehlen.

Breme. So lebt denn wohl und gebt aufs Zeichen Acht!

Dritter Auftritt.

Breme allein.

Wie würde mein sel'ger Großvater sich freuen, wenn er sehen könnte wie gut ich mich in das neue Handwerk schicke. Glaubt doch der Magister schon, daß ich große Connexionen bei Hofe habe. Da sieht man was es thut, wenn man sich Credit zu machen weiß. Nun muß Caroline kommen. Sie hat das Kind so lange gewartet; ihre Schwester wird sie ablösen. Da ist sie.

Vierter Auftritt.

Breme. Caroline.

Breme. Wie befindet sich der junge Graf?

Caroline. Recht leidlich. Ich habe ihm Mährchen erzählt, bis er eingeschlafen ist.

Breme. Was giebt's sonst im Schlosse?

Caroline. Nichts Merkwürdiges.

Breme. Der Hofrath ist noch nicht weg?

Caroline. Er scheint Anstalt zu machen. Sie binden eben den Mantelsack auf.

Breme. Hast du den Baron nicht gesehen?

Caroline. Nein, mein Vater.

Breme. Er hat dir heute in der Nationalversammlung allerlei in die Ohren geraunt?

Caroline. Ja, mein Vater.

Breme. Das eben nicht die ganze Nation, sondern meine Tochter Caroline betraf?

Caroline. Freilich, mein Vater.

Breme. Du hast dich doch klug gegen ihn zu benehmen gewußt?

Caroline. O gewiß.

Breme. Er hat wohl wieder stark in dich gedrungen?

Caroline. Wie Sie denken können.

Breme. Und du hast ihn abgewiesen?

Caroline. Wie ſich's ziemt.

Breme. Wie ich es von meiner trefflichen Tochter erwarten darf, die ich aber auch mit Ehre und Glück überhäuft und für ihre Tugend reichlich belohnt ſehen werde.

Caroline. Wenn Sie nur nicht vergebens hoffen.

Breme. Nein, meine Tochter! ich bin eben im Begriff einen großen Anſchlag auszuführen, wozu ich deine Hülfe brauche.

Caroline. Was meinen Sie, mein Vater?

Breme. Es iſt dieſer verwegenen Menſchenrace der Untergang gedroht.

Caroline. Was ſagen Sie?

Breme. Setze dich nieder und ſchreib'.

Caroline. Was?

Breme. Ein Billet an den Baron, daß er kommen ſoll.

Caroline. Aber wozu?

Breme. Das will ich dir ſchon ſagen. Es ſoll ihm kein Leid's widerfahren, ich ſperre ihn nur ein.

Caroline. O Himmel!

Breme. Was giebt's?

Caroline. Soll ich mich einer ſolchen Verrätherei ſchuldig machen?

Breme. Nur geſchwind.

Caroline. Wer ſoll es denn hinüber bringen?

Breme. Dafür laß mich ſorgen.

Caroline. Ich kann nicht.

Breme. Zuerſt eine Kriegsliſt. (Er zündet eine Blendlaterne an und löſcht das Licht aus.) Geſchwind, nun ſchreib'! ich will dir leuchten.

Caroline (für ſich). Wie ſoll das werden? Der Baron wird ſehen, daß das Licht ausgelöſcht iſt; er wird auf das Zeichen kommen.

Breme (zwingt ſie zum Sitzen). Schreib'! „Luiſe bleibt im Schloſſe, mein Vater ſchläft. Ich löſche das Licht aus, kommen Sie."

Caroline (widerſtrebend). Ich ſchreibe nicht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron am Fenster.

Baron. Caroline!

Breme. Was iſt das? (Er ſchiebt die Blendlaterne zu und hält Carolinen feſt, die aufſtehen will.)

Baron (wie oben). Caroline! Sind Sie nicht hier? (Er ſteigt herein.) Stille! Wo bin ich? Daß ich nicht fehlgehe. Gleich dem Fenſter gegenüber iſt des Vaters Schlafzimmer, und hier rechts, an der Wand, die Thüre in der Mädchen Kammer. (Er tappt an der Seite hin und trifft die Thür.) Hier iſt ſie, nur angelehnt. O wie gut ſich der blinde Cupido im Dunklen zu finden weiß! (Er geht hinein.)

Breme. In die Falle! (Er ſchiebt die Blendlaterne auf, eilt nach der Kammerthür und ſtößt den Riegel vor.) So recht, und das Vorlegeſchloß iſt auch ſchon in Bereitſchaft. (Er legt ein Schloß vor.) Und du Nichtswürdige! So verräthſt du mich!

Caroline. Mein Vater!

Breme. So heuchelſt du mir Vertrauen vor?

Baron (inwendig). Caroline! Was heißt das?

Caroline. Ich bin das unglücklichſte Mädchen unter der Sonne.

Breme (laut an der Thür). Das heißt, daß Sie hier ſchlafen werden, aber allein.

Baron (inwendig). Nichtswürdiger! Machen Sie auf, Herr Breme, der Spaß wird Ihnen theuer zu ſtehen kommen.

Breme (laut). Es iſt mehr als Spaß, es iſt bitterer Ernſt.

Caroline (an der Thüre). Ich bin unſchuldig an dem Verrath!

Breme. Unſchuldig? Verrath?

Caroline (an der Thüre kniend). O, wenn du ſehen könnteſt, mein Geliebter, wie ich hier vor dieſer Schwelle liege, wie ich untröſtlich meine Hände ringe, wie ich meinen grauſamen Vater bitte! — Machen Sie auf, mein Vater! — Er hört nicht, er ſieht mich nicht an. — O mein Geliebter, habe mich nicht im Verdacht! ich bin unſchuldig.

Breme. Du unſchuldig? Niederträchtige, feile Dirne! Schande deines Vaters! Ewiger ſchändender Flecken in dem Ehrenkleid, das er eben in dieſem Augenblicke angezogen hat. Steh' auf, hör' auf zu weinen, daß

ich dich nicht an den Haaren von der Schwelle wegziehe, die du, ohne zu erröthen, nicht wieder betreten ſollteſt. Wie! In dem Augenblick, da Breme ſich den größten Männern des Erdbodens gleich ſetzt, erniedrigt ſich ſeine Tochter ſo ſehr!

Caroline. Verſtoßt mich nicht, verwerft mich nicht, mein Vater! Er that mir die heiligſten Verſprechungen.

Breme. Rede mir nicht davon; ich bin außer mir. Was? ein Mädchen, das ſich wie eine Prinzeſſin, wie eine Königin aufführen ſollte, vergißt ſich ſo ganz und gar? Ich halte mich kaum, daß ich dich nicht mit Fäuſten ſchlage, nicht mit Füßen trete. Hier hinein! (Er ſtößt ſie in ſein Schlafzimmer.) Dieß franzöſiſche Schloß wird dich wohl verwahren. Von welcher Wuth fühl' ich mich hingeriſſen! Das wäre die rechte Stimmung, um die Glocke zu ziehen. — Doch nein, faſſe dich, Breme! — Bedenke, daß die größten Menſchen in ihrer Familie manchen Verdruß gehabt haben. Schäme dich nicht einer frechen Tochter und bedenke, daß Kaiſer Auguſtus in eben dem Augenblick, mit Verſtand und Macht, die Welt regierte, da er über die Vergehungen ſeiner Julie bittere Thränen vergoß. Schäme dich nicht zu weinen, daß eine ſolche Tochter dich hintergangen hat; aber bedenke auch zugleich, daß der Endzweck erreicht iſt, daß der Widerſacher eingeſperrt verzweifelt und daß deiner Unternehmung ein glückliches Ende bevorſteht.

Sechster Auftritt.

Saal im Schloſſe, erleuchtet.

Friederike mit einer gezogenen Büchſe. **Jacob** mit einer Flinte.

Friederike. So iſt's recht, Jacob; du biſt ein braver Burſche. Wenn du mir die Flinte zurecht bringſt, daß mir der Schulfuchs nicht gleich einfällt, wenn ich ſie anſehe, ſollſt du ein gut Trinkgeld haben.

Jacob. Ich nehme ſie mit, gnädige Gräfin, und will mein Beſtes thun. Ein Trinkgeld braucht's nicht, ich bin Ihr Diener für ewig.

Friederike. Du willſt in der Nacht noch fort; es iſt dunkel und regnicht; bleibe doch beim Jäger.

Jacob. Ich weiß nicht wie mir iſt; es treibt mich etwas fort. Ich habe eine Art von Ahnung.

Friederike. Du ſiehſt doch ſonſt nicht Geſpenſter.

Jacob. Es iſt auch nicht Ahnung, es iſt Vermuthung. Mehrere Bauern ſind beim Chirurgus in der Nacht zuſammen gekommen; ſie hatten mich auch eingeladen, ich ging aber nicht hin; ich will keine Händel mit der gräflichen Familie. Und jetzt wollt' ich doch, ich wäre hingegangen, damit ich wüßte was ſie vorhaben.

Friederike. Nun was wird's ſeyn, es iſt die alte Proceßgeſchichte.

Jacob. Nein, nein, es iſt mehr! Laſſen Sie mir meine Grille; es iſt für Sie, es iſt für die Ihrigen, daß ich beſorgt bin. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Friederike, nachher die Gräfin und der Hofrath.

Friederike. Die Büchſe iſt noch wie ich ſie verlaſſen habe; die hat mir der Jäger recht gut verſorgt. Ja, das iſt auch ein Jäger, und über die geht nichts. Ich will ſie gleich laden und morgen früh bei guter Tageszeit einen Hirſch ſchießen. (Sie beſchäftigt ſich an einem Tiſche, worauf ein Armleuchter ſteht, mit Pulverhorn, Lademaaß, Pflaſter, Kugel, Hammer, und läßt die Büchſe ganz langſam und methodiſch.)

Gräfin. Da haſt du ſchon wieder das Pulverhorn beim Licht; wie leicht kann eine Schnuppe herunterfallen. Sey doch vernünftig; du kannſt dich unglücklich machen!

Friederike. Laſſen Sie mich, liebe Mutter; ich bin ſchon vorſichtig. Wer ſich vor dem Pulver fürchtet, muß nicht mit Pulver umgehen.

Gräfin. Sagen Sie mir, lieber Hofrath, ich habe es recht auf dem Herzen: konnten wir nicht einen Schritt thun, wenigſtens bis Sie zurückkommen.

Hofrath. Ich verehre in Ihnen dieſe Heftigkeit, das Gute zu wirken und nicht einen Augenblick zu zaudern.

Gräfin. Was ich einmal für Recht erkenne, möcht' ich auch gleich gethan ſehen. Das Leben iſt ſo kurz und das Gute wirkt ſo langſam.

Hofrath. Wie meinen Sie denn?

Gräfin. Sie ſind moraliſch überzeugt, daß der Amtmann in dem Kriege das Document bei Seite gebracht hat. —

Friederike (heftig). Sind Sie's?

Hofrath. Nach allen Anzeichen kann ich wohl sagen, es ist mehr als Vermuthung.

Gräfin. Sie glauben, daß er es noch zu irgend einer Absicht verwahre?

Friederike (wie oben). Glauben Sie?

Hofrath. Bei der Verworrenheit seiner Rechnungen, bei der Unordnung des Archivs, bei der ganzen Art wie er diesen Rechtshandel benutzt hat, kann ich vermuthen, daß er sich einen Rückzug vorbehält, daß er vielleicht, wenn man ihn von dieser Seite drängt, sich auf die andere zu retten und das Document dem Gegentheile für eine ansehnliche Summe zu verhandeln denkt.

Gräfin. Wie wär' es, man suchte ihn durch Gewinnst zu locken? Er wünscht seinen Neffen substituirt zu haben; wie wär' es, wir versprächen diesem jungen Menschen eine Belohnung, wenn er zur Probe das Archiv in Ordnung brächte, besonders eine ansehnliche, wenn er das Document ausfindig machte. Man gäbe ihm Hoffnung zur Substitution. Sprechen Sie ihn noch ehe Sie fort gehen; indeß, bis Sie wiederkommen, richtet sich's ein.

Hofrath. Es ist zu spät, der Mann ist gewiß schon zu Bette.

Gräfin. Glauben Sie das nicht. So alt er ist, paßt er Ihnen auf, bis Sie in den Wagen steigen. Er macht Ihnen noch in völliger Kleidung seinen Scharrfuß und versäumt gewiß nicht, sich Ihnen zu empfehlen. Lassen wir ihn rufen.

Friederike. Lassen Sie ihn rufen, man muß doch sehen, wie er sich gebärdet.

Hofrath. Ich bin's zufrieden.

Friederike (klingelt und sagt zum Bedienten, der hereinkommt). Der Amtmann möchte doch noch einen Augenblick herüber kommen!

Gräfin. Die Augenblicke sind kostbar. Wollen Sie nicht indeß noch einen Blick auf die Papiere werfen, die sich auf diese Sache beziehen.

(Zusammen ab.)

Achter Auftritt.

Friederike, nachher der Amtmann.

Friederike. Das will mir nicht gefallen: ſie ſind überzeugt, daß er ein Schelm iſt, und wollen ihm nicht zu Leibe; ſie ſind überzeugt, daß er ſie betrogen, ihnen geſchadet hat, und wollen ihn belohnen. Das taugt nun ganz und gar nichts. Es wäre beſſer, daß man ein Exempel ſtatuirte. — Da kommt er eben recht.

Amtmann. Ich höre, daß des Herrn Hofraths Wohlgeboren noch vor Ihrer Abreiſe mir etwas zu ſagen haben. Ich komme, deſſen Befehle zu vernehmen.

Friederike (indem ſie die Büchſe nimmt). Verziehen Sie einen Augenblick; er wird gleich wieder hier ſeyn. (Sie ſchüttet Pulver auf die Pfanne.)

Amtmann. Was machen Sie da, gnädige Gräfin?

Friederike. Ich habe die Büchſe auf morgen früh geladen; da ſoll ein alter Hirſch fallen.

Amtmann. Ei, ei! Schon heute geladen und Pulver auf die Pfanne, das iſt verwegen! Wie leicht kann da ein Unglück geſchehen.

Friederike. Ei was! Ich bin gern fix und fertig. (Sie hebt das Gewehr auf und hält es, gleichſam zufällig, gegen ihn.)

Amtmann. Ei, gnädige Gräfin! kein geladen Gewehr jemals auf einen Menſchen gehalten! Da kann der Böſe ſein Spiel haben.

Friederike (in der vorigen Stellung). Hören Sie, Herr Amtmann, ich muß Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen — daß Sie ein erzinfamer Spitzbube ſind.

Amtmann. Welche Ausdrücke, meine Gnädige! — Thun Sie die Büchſe weg!

Friederike. Rühre dich nicht vom Platz, verdammter Kerl! Siehſt du, ich ſpanne! ſiehſt du, ich lege an! Du haſt ein Document geſtohlen —

Amtmann. Ein Document? Ich weiß von keinem Documente.

Friederike. Siehſt du, ich ſteche! es geht alles in der Ordnung, und wenn du nicht auf der Stelle das Document herausgiebſt, oder mir anzeigſt wo es ſich befindet, oder was mit ihm vorgefallen, ſo rühr' ich dieſe kleine Nadel und du biſt auf der Stelle maufetodt.

Amtmann. Um Gottes willen!

Friederike. Wo iſt das Document?

Amtmann. Ich weiß nicht. — Thun Sie die Büchſe weg! — Sie könnten aus Verſehen —

Friederike (wie oben). Aus Verſehen, oder mit Willen biſt du todt. Rede, wo iſt das Document?

Amtmann. Es iſt — verſchloſſen.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Hofrath. Die Vorigen.

Gräfin. Was giebt's hier?

Hofrath. Was machen Sie?

Friederike (immer zum Amtmann). Rühren Sie ſich nicht, oder Sie ſind des Todes! wo verſchloſſen?

Amtmann. In meinem Pulte.

Friederike. Und in dem Pulte! wo?

Amtmann. Zwiſchen einem Doppelboden.

Friederike. Wo iſt der Schlüſſel?

Amtmann. In meiner Taſche.

Friederike. Und wie geht der doppelte Boden auf?

Amtmann. Durch einen Druck an der rechten Seite.

Friederike. Heraus den Schlüſſel!

Amtmann. Hier iſt er.

Friederike. Hingeworfen! (Der Amtmann wirft ihn auf die Erde.) Und die Stube?

Amtmann. Iſt offen.

Friederike. Wer iſt drinnen?

Amtmann. Meine Magd und mein Schreiber.

Friederike. Sie haben alles gehört, Herr Hofrath. Ich habe Ihnen ein umſtändliches Geſpräch erſpart. Nehmen Sie den Schlüſſel und holen Sie das Document. Bringen Sie es nicht zurück, ſo hat er gelogen, und ich ſchieße ihn darum todt.

Hofrath. Laſſen Sie ihn mitgehen; bedenken Sie was Sie thun.

Friederike. Ich weiß was ich thue. Machen Sie mich nicht wild und gehen Sie. (Hofrath ab.)

Gräfin. Meine Tochter, du erſchreckſt mich. Thu' das Gewehr weg!

Friederike. Gewiß nicht eher als bis ich das Document ſehe.

Gräfin. Hörſt du nicht? Deine Mutter befiehlt's.

Friederike. Und wenn mein Vater aus dem Grabe aufſtünde, ich gehorchte nicht.

Gräfin. Wenn es losginge!

Friederike. Welch Unglück wäre das?

Amtmann. Es würde Sie gereuen.

Friederike. Gewiß nicht. Erinnerſt du dich noch, Nichtswürdiger, als ich vorm Jahr im Zorn nach dem Jägerburſchen ſchoß, der meinen Hund prügelte, erinnerſt du dich noch, da ich ausgeſcholten wurde und alle Menſchen den glücklichen Zufall prieſen, der mich hatte fehlen laſſen, da warſt du's allein, der hämiſch lächelte und ſagte: Was wär' es denn geweſen? Ein Kind aus einem vornehmen Hauſe! Das wäre mit Geld abzuthun. Ich bin noch immer ein Kind, ich bin noch immer aus einem vornehmen Hauſe; ſo müßte das auch wohl mit Geld abzuthun ſeyn.

Hofrath (kommt zurück). Hier iſt das Document.

Friederike. Iſt es! (Sie bringt das Gewehr in Ruh.)

Gräfin. Iſt's möglich?

Amtmann. O ich Unglücklicher!

Friederike. Geh', Elender! daß deine Gegenwart meine Freude nicht vergälle!

Hofrath. Es iſt das Original.

Friederike. Geben Sie mir's. Morgen will ich's den Gemeinden ſelbſt zeigen und ſagen, daß ich's ihnen erobert habe.

Gräfin (ſie umarmend). Meine Tochter!

Friederike. Wenn mir der Spaß nur die Luſt an der Jagd nicht verdirbt. Solch ein Wildpret ſchieß' ich nie wieder!

Fünfter Aufzug.

Nacht, trüber Mondschein.

Das Theater stellt einen Theil des Parks vor, der früher beschrieben worden. Rauhe steile Felsenbänke, auf denen ein verfallenes Schloß. Natur und Mauerwerk ineinander verschränkt. Die Ruine so wie die Felsen mit Bäumen und Büschen bewachsen. Eine dunkle Kluft deutet auf Höhlen, wo nicht gar unterirrische Gänge.

Friederike fackeltragend, die Büchse unter'm Arm, Pistolen im Gürtel, tritt aus der Höhle, umherspähend. Ihr folgt die Gräfin, den Sohn an der Hand. Auch Luise. Sodann der Bediente, mit Kästchen beschwert. Man erfährt, daß von hier ein unterirrischer Gang zu den Gewölben des Schlosses reicht, daß man die Schloßpforten gegen die anstürmenden Bauern verriegelt, daß die Gräfin verlangt habe, man solle ihnen aus dem Fenster das Document ankündigen und zeigen und so alles beilegen. Friederike jedoch sey nicht zu bewegen gewesen, sich in irgend eine Capitulation einzulassen, noch sich einer Gewalt, selbst nach eigenen Absichten, zu fügen. Sie habe vielmehr die Ihrigen zur Flucht genöthigt, um auf diesem geheimen Wege ins Freie zu gelangen und den benachbarten Sitz eines Anverwandten zu erreichen. Eben will man sich auf den Weg machen, als man oben in der Ruine Licht sieht, ein Geräusch hört. Man zieht sich in die Höhle zurück.

Herunter kommen Jacob, der Hofrath und eine Partei Bauern. Jacob hatte sie unterwegs angetroffen und sie zu Gunsten der Herrschaft zu bereden gesucht. Der Wagen des wegfahrenden Hofraths war unter sie gekommen. Dieser würdige Mann verbindet sich mit Jacob und kann das Haupt-Argument, daß der Original-Recess gefunden sey, allen übrigen Beweggründen hinzufügen. Die aufgeregte Schaar wird beruhigt, ja sie entschließt sich den Damen zu Hülfe zu kommen.

Friederike, die gelauscht hat, nun von allem unterrichtet, tritt unter sie, dem Hofrath und dem jungen Landmann sehr willkommen, auch den übrigen durch die Vorzeigung des Documents höchst erwünscht.

Eine früher ausgesendete Patrouille dieses Trupps kommt zurück und meldet, daß ein Theil der Aufgeregten vom Schlosse her im Anmarsche sey. Alles verbirgt sich, theils in die Höhle, theils in Felsen und Gemäuer.

Breme mit einer Anzahl bewaffneter Bauern tritt auf, schilt auf den Magister, daß er außen geblieben, und erklärt die Ursache warum er einen Theil der Mannschaft in den Gewölben des Schlosses gelassen und mit dem andern sich hieher verfügt. Er weiß das Geheimniß des unterirrischen Ganges und ist überzeugt, daß die Familie sich darein versteckt, und dieß giebt die Gewißheit, ihrer habhaft zu werden. Sie zünden Fackeln an und sind im Begriff in die Höhle zu treten. Friederike, Jacob, der Hofrath erscheinen in dem Augenblicke, bewaffnet, so wie die übrige Menge.

Breme sucht der Sache eine Wendung, durch Beispiele aus der alten Geschichte, zu geben, und thut sich auf seine Einfälle viel zu Gute, da man sie gelten läßt, und als nun das Document auch hier seine Wirkung nicht verfehlt; so schließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit. Die vier Personen, deren Gegenwart einen unangenehmen Eindruck machen könnte, Caroline, der Baron, der Magister und der Amtmann, kommen nicht mehr zum Vorschein.

Des Epimenides Erwachen.

Ein Festspiel.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer Alles will, will sich vor allen mächtig.
Indem er siegt, lehrt er die andern streiten,
Bedenkend macht er seinen Feind bedächtig;
So wachsen Kraft und List nach allen Seiten.
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahllose Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngsten Tage.

Der Dichter sucht das Schicksal zu entbinden,
Das, wogenhaft und schrecklich ungestaltet,
Nicht Maaß, noch Ziel, noch Richte weiß zu finden,
Und brausend webt, zerstört und knirschend waltet.
Da faßt die Kunst, in liebendem Entzünden,
Der Masse Wust, die ist sogleich entfaltet,
Durch Mitverdienst gemeinsamen Erregens,
Gesang und Rede, flunigen Bewegens.

Mitwirkende.

Regie . . . . . Genaſt.
Tonkünſtler . . . . . B. A. Weber.
Schauſpieler.
Prolog:
Die Muſe . . . . . Wolff.
Wortführer:
Epimenides . . . . . Graff.
Dämonen:
des Kriegs . . . . . Haide.
der Liſt:
Cardinal . . . . . Oels.
Diplomat . . . . . Wolff.
Hofmann . . . . . Deny.
Dame . . . . . Engels.
Juriſt . . . . . Lorzing.
Luſtige Perſon . . . . . Unzelmann.
der Unterdrückung . . . . . Stromeyer.
Chorführer:
Jugendfürſt . . . . . Moltke.
Chor der Tugenden:
Glaube . . . . . Eberwein.
Liebe . . . . . Unzelmann.
Hoffnung . . . . . Wolff.
Einigkeit . . . . . Lorzing
Begleitende:
Zwei Prieſter.
Zwei Genien . . . . . Beck. Niemann.
Schweigende:
Kleinere Genien.
Kleine Dämonen.

Und verworren ſtrebt ſie fluthwärts,
Mit unſichrer Hand zu ſchöpfen;
Aber ach! ſie ſchöpft nicht mehr!
Denn des Waſſers heilige Welle
Scheint zu fliehn, ſich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grauſe Tiefen unter ſich.

Arme ſinken, Tritte ſtraucheln,
Iſt's denn auch der Pfad nach Hauſe?
Soll ſie zaudern? ſoll ſie fliehen?
Will ſie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich verſagt? —
Und ſo tritt ſie vor den Gatten;
Er erblickt ſie, Blick iſt Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt ſie zu dem Todtenhügel
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte ſie zu widerſtreben?
Wüßte ſie ſich zu entſchuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der ſtillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Weſſen Blut iſt's? Vater! Vater!“ —
Der Verbrecherin! — „Mit nichten!
Denn es ſtarret nicht am Schwerte
Wie verbrecheriſche Tropfen;
Fließt wie aus der Wunde friſch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,

Chöre:

Krieger, Hofleute.
Echo der Freigesinnten.
Sieger, Frauen, Landleute.

Decorateur . . . . . Beuther.

Berlin, d. 30. März 1815.
Weimar, d. 30. Januar 1816.

Erſter Aufzug.

Ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude. Hallen an der Seite. Die Mittelthüre des Gebäudes iſt durch einen Vorhang geſchloſſen.

Erſter Auftritt.

Die Muſe.

(Zwei Genien, der eine, an einem Thyrſus leier, Masken, geſchriebene Rolle trophäenartig tragend, der andere einen Sternenkreis um ſich her.)

In tiefe Sklaverei lag ich gebunden,
Und mir gefiel der Starrheit Eigenſinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verſchwunden;
Die Feſſeln ſelbſt, ſie ſchienen mir Gewinn:
Da nahte ſich, in holden Frühlingsſtunden,
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — ſo wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter ſich entfalten,
Und rings umher iſt keine Spur des Alten.

Die Feſſeln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom ſtarren Blick,
Und eine Thräne, von dey liebeſüßen,
Zum erſtenmal ſie kehrt ins Aug' zurück;
Sie fließt — ihr nach die Götter-Schweſtern fließen,
Das Herz empfindet längſt entwohntes Glück,
Und mir erſcheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Und mir entgegnet, was mich sonst entzückte:
Der Leier Klang, der Töne süßes Licht,
Und, was mich schnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernst, bald frohgemuth, ein Kunstgesicht:
Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich schweres Leichtgewicht;
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben,
Und alle wollen nur das Eine loben.

Und Glück und Unglück tragen so sich besser;
Die eine Schale sinkt, die andre steigt,
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern trägt man beide leicht!
Da leere das Geschick die beiden Fässer,
Der Segen trifft, wenn Fluch uns nie erreicht;
Wir sind für stets dem guten Geist zu Theile,
Der böse selbst, er wirkt zu unserm Heile.

So ging es mir! Mög' es Euch so ergehen,
Daß aller Haß sich augenblicks entferne;
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,
Es tausendfach erglänzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden.
Nach hartem äußerm Kampf den innern Frieden.

(Die Muse bewegt sich als wenn sie abgehen wollte; die Kinder ziehen voran und sind schon in der Coulisse, sie aber ist noch auf dem Theater. wenn Epimenides erscheint; dann spricht sie folgende Stanze, geht ab und jener kommt die Stufen herunter.)

Muse.

Und diesen lass' ich Euch an meiner Stelle,
Der, früher schon, geheimnißvoll belehrt,
Als Mann, der Weisheit unversiegter Quelle
Und ihrem Schau'n sich treulich zugekehrt;

Nun freigesinnt, beinah zur Götterhelle,
Die wunderbarsten Bilder Euch erklärt;
Doch laßt vorher die wildesten Gestalten
In eigensinn'ger Kraft zerstörend walten. (Ab).

Zweiter Auftritt.

Epimenides.

Uralten Waldes majestätische Kronen,
Schroffglatter Felsenwände Spiegelflächen
Im Schein der Abendsonne zu betrachten —
Erreget Geist und Herz zu der Natur
Erhabnen Gipfeln, ja zu Gott hinan.
Auch schau' ich gern der Menschenhände Werk,
Woher des Meisters Hochgedanke strahlt;
Und dieser Pfeiler, dieser Säulen Pracht
Umwandl' ich sinnend, wo sich alles fügte,
Wo alles trägt und alles wird getragen!
So freut mich auch zu sehn ein edles Volk
Mit seinem Herrscher, die im Einklang sich
Zusammenwirkend fügen, für den Tag,
Ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.
Und so begrüß' ich froh die Morgensonne,
Begrüße gleicherweis' die scheidende;
Dann wend' ich meinen Blick den Sternen zu,
Und dort wie hier ist Einklang der Bewegung.
Der Jugend Nachtgefährt' ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn
Und sein Gemüth umschließt das Ewige.

Dritter Auftritt.

Genien

(treten rasch auf und stellen sich ihm zu beiden Seiten).

Wandelt der Mond und bewegt sich der Stern,
Junge wie Alte sie schlafen so gern;
Leuchtet die Sonne nach löblichem Brauch,
Junge wie Alte sie schlafen wohl auch.

Epimenides.

Ein heitres Lied, ihr Kinder, doch voll Sinn.
Ich kenn' euch wohl! Sobald ihr scherzend kommt,
Dann ist es Ernst, und wann ihr ernstlich sprecht,
Vermuth' ich Schalkheit. Schlafen meint ihr, schlafen?
An meine Jugend wollt ihr mich erinnern.
Auf Kreta's Höh'n, des Vaters Heerde weidend,
Die Insel unter mir, ringsum das Meer,
Den Tages-Himmel von der einzigen Sonne,
Von Tausenden den nächtigen erleuchtet,
Da strebt's in meiner Seele, dieses All,
Das herrliche, zu kennen; doch umsonst:
Der Kindheit Bande fesselten mein Haupt.
Da nahmen sich die Götter meiner an,
Zur Höhle führten sie den sinnenden,
Versenkten mich in tiefen, langen Schlaf.
Als ich erwachte, hört' ich einen Gott;
„Bist vorbereitet," sprach er, „wähle nun!
Willst du die Gegenwart und das was ist,
Willst du die Zukunft sehn, was seyn wird." Gleich
Mit heiterm Sinn verlangt' ich zu verstehn,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut.
Und gleich erschien durchsichtig diese Welt,
Wie ein Krystallgefäß mit seinem Inhalt.
Den schau' ich nun so viele Jahre schon;
Was aber künftig ist, bleibt mir verborgen.
Soll ich vielleicht nun schlafen, sagt mir an,
Daß ich zugleich auch Künftiges gewahre?

Genien.

Wäreſt du fieberhaft, wäreſt du krank,
Wüßteſt dem Schlafe du herzlichen Dank:
Zeiten, ſie werden ſo fieberhaft ſeyn;
Laden die Götter zum Schlafen dich ein.

Epimenides.

Zum Schlafen? jetzt? — Ein ſehr bedeutend Wort.
Zwei eures Gleichen ſind's, wo nicht ihr ſelbſt,
Sind Zwillingsbrüder, Einer Schlaf genannt,
Den andern mag der Menſch nicht gerne nennen;
Doch reicht der Weiſe einem wie dem andern
Die Hand mit Willen. — Alſo, Kinder, hier!
(Er reicht ihnen die Hände welche ſie anfaſſen.)
Hier habt ihr mich! Vollziehet den Befehl;
Ich lebte nur mich ihm zu unterwerfen.

Genien.

Wie man es wendet und wie man es nimmt,
Alles geſchieht was die Götter beſtimmt!
Laß nun den Sonnen, den Monden den Lauf,
Kommen wir zeitig und wecken dich auf.

(Epimenides ſteigt, begleitet von den Knaben, die Stufen hinan, und als die Vorhänge ſich öffnen, ſieht man ein prächtiges Lager, über demſelben eine mobilerleuchtende Lampe. Er beſteigt es; man ſieht ihn ſich niederlegen und einſchlafen. Sobald der Weiſe ruht, ſchließen die Knaben zwei eherne Pfortenflügel, auf welchen man den Schlaf und Tod, nach antiker Weiſe, vorgeſtellt ſieht. Fernes Donnern.)

Vierter Auftritt.

Herrenzug.

(Im Koſtüm der ſämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerſt bezwungen und dann als Bundesgenoſſen gegen die übrige Welt gebraucht worden.)

Der Ruf des Herrn
Der Herrn ertönt;
Wir folgen gern,
Wir ſind's gewöhnt.

Geboren sind
Wir all' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn,
Und sagen's nicht;
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,
Und jen's und dieß,
Wir wagen's gern.

Fünfter Auftritt.

Dämon des Kriegs (sehr schnell auftretend).

Mit Staunen seh' ich euch, mit Freude;
Der ich euch schuf, bewundr' euch heute;
Ihr zieht mich an, ihr zieht mich fort,
Mich muß ich unter euch vergessen:
Mein einzig Streben sey immerfort
An euerm Eifer mich zu messen.
Des Höchsten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarsten wirm' ich mich mit Lust:
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut,
Ist Herr der Erde, Herr der Geister;
Was auch sich gegensetzt und dräut,
Er bleibt zuletzt allein der Meister.
Kein Widerspruch! kein Widerstreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit,
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erst ist meine Wonnezeit.
Ein Reich mag nach dem andern stürzen,

Ich steh' allein und wirke frei;
Und will sich wo ein schneller Knoten schürzen,
Um desto schneller hau' ich ihn entzwei.
Kaum ist ein großes Werk gethan,
Ein neues war schon ausgedacht;
Und wär' ich ja aufs äußerste gebracht,
Da fängt erst meine Kühnheit an.
Ein Schauder überläuft die Erde,
Ich ruf' ihr zu ein neues Werde.
(Ein Brandschein verbreitet sich über das Theater.)
Es werde Finsterniß! — Ein brennend Meer
Soll allen Horizont umrauchen,
Und sich der Sterne zitternd Heer
Im Blute meiner Flammen tauchen.
Die höchste Stunde bricht herein;
Wir wollen ihre Gunst erfassen.
Gleich unter dieser Ahnung Schein
Entfaltet euch, gedrängte Massen;
Vom Berg ins Land, flußab ans Meer
Verbreite dich, unüberwindlich Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem heben mag,
Demüthig seine Herrn bewirthet —
Am Ufer schließet mir des Zwanges ehrnen Bogen!
Denn wie euch sonst das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die kühnen Wogen:
So Nacht für Nacht, so Tag für Tag;
Nur keine Worte! — Schlag auf Schlag!

Heereszug (sich entfernend).

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir beziehn,
Wird unser seyn;

Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug
Und will noch mehr,
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da sackt man auf,
Und brennt das Haus,
Da packt man auf,
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort,
Mit festem Schritt,
Der erste fort,
Den zweiten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der Beste brach,
Kommt an und an
Der letzte nach.

Sechster Auftritt.

Dämonen der List

(treten, in verschiedenen Gestalten, von derselben Seite, nach welcher das Kriegsheer abzieht, auf, schlingen sich durch die Colonne durch, welche in ihrem raschen Schritt gehindert langsamer abzieht).

Wenn unser Sang
Gefällig lockt,
Der Siegesdrang
Er schwankt und stockt;
Wenn unser Zug
Sich krümmt und schlingt,
Der Waffen Flug
Wird selbst bedingt.

Nur alle mit,
Dahin! dahin!
Nur Schritt vor Schritt,
Gelassen kühn.
Wie's steht und fällt,
Ihr tretet ein;
Geschwind die Welt
Wird euer seyn.

(Wenn der Kriegszug das Theater verlassen hat, haben die Nenangekommenen dasselbe schon völlig eingenommen, und indem der Dämon des Kriegs den Seinigen folgen will, treten ihm die Dämonen der List in den Weg.)

Siebenter Auftritt.

Dämonen der List.

Alle.

Halt' ein! Du rennst in dein Verderben!

Dämon des Kriegs.

Wer also spricht, der müsse sterben!

Pfaffe.

Erkenn' ich doch, daß du unsterblich bist;
Doch auch unsterblich ist die Pfaffenlist.

Dämon des Kriegs.

So sprecht!

Jurist.

Fürwahr, dein ungezähmter Muth
Läßt sich zur Güte nicht erbitten.
Du wirst mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdkreis überschütten.

Diplomat.

Doch wandl' ich dir nicht still voran
Und folg' ich nicht den raschen Pfaden,
So hast du wenig nur gethan
Und wirst dir immer selber schaden.

Sage was er jetzt verübt." —
Schweige! Schweige! 's iſt das ihre! —
„Weſſen iſt es?" — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geſchehen? was verſchuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab' ich's,
Deine Gattin magſt du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn."

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch iſt Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührest mit dem Schwerte
Und lebendig folgt ſie dir.

Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweier Frauen Körper:
Ueberkreuzt und ſo die Häupter;
Welch Entſetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er
Küßt es nicht, das todt erblaßte,
Auf des nächſten Rumpfes Lücke
Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Auferſteht ein Rieſenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,

Dame.

Wer leise reizt und leise quält,
Erreicht zuletzt des Herrschers höchstes Ziel,
Und wie den Marmor selbst der Tropfen Folge höhlt,
So tödt' ich endlich das Gefühl.

Diplomat.

Du eilst uns vor, wir folgen still,
Und mußt uns doch am Ende schätzen;
Denn wer der List sich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt sich widersetzen.

Dämon des Kriegs.

Verweilet ihr, ich eile fort!
Der Abschluß, der ist meine Sache.
Du wirkest hier, du wirkest dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein jeder noch ein Wort.
Ich löse rasch mit einemmale
Die größten Zweifel angesichts:
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert statt goldenen Gewichts.
Du magst nur dein Gewerbe treiben,
In dem dich niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte schreiben,
Mit blut'gen Zügen, meine Schrift.

(Geht rasch ab.)

Achter Auftritt.

Dämonen der List.

Pfaffe.

Der Kriegesgott er wüthe jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.

Diplomat.

Zertret' er goldner Saaten Halme
Mit flügelschnellem Siegeslauf;

Allein wenn ich ſie nicht zermalme,
Gleich richten ſie ſich wieder auf.

Dame.

Die Geiſter macht er nie zu Sklaven;
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er ſie nur der Freiheit reif.

Hofmann.

Doch alles was wir je erſonnen,
Und alles was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterſchleif.

Pfaffe.

Den Völkern wollen wir verſprechen,
Sie reizen zu der kühnſten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weiſe, klug im Rath.

Juriſt.

Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und alle werden uns vertrau'n:
Es ſey ein ewiges Zerſtören,
Es ſey ein ew'ges Wiederbau'n.

Luſtige Perſon.

Steht nur nicht ſo in eng geſchloßnen Reihen,
Schließt mich in eure Cirkel ein;
Damit zu euren Gaukeleien
Die meinigen behülflich ſey'n!

Bin der gefährlichſte von allen!
Dieweil man mich für nichtig hält,
Daran hat jedermann Gefallen,
Und ſo betrüg' ich alle Welt.

Euch dien' es allen zum Beſcheide:
Ich ſpiele doppelte Perſon;
Erſt komm' ich an in dieſem Kleide,
In dieſem mach' ich mich davon.

(Zeigt ſich als böſer Geiſt, verſinkt, eine Flamme ſchlägt empor.)

Diplomat.

Und nun beginnet gleich! — Das herrliche Gebäude,
Der Augen Luft, des Geiſtes Freude,
Im Wege ſteht es mir vor allen:
Durch eure Künſte ſoll es fallen!

Hofmann.

Leiſe müßt ihr das vollbringen;
Die gelinde Macht iſt groß:
Wurzelfaſern, wie ſie dringen,
Sprengen wohl die Felſen los.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen;
Die geheime Macht iſt groß.

Hofmann.

Und ſo löſet ſtill die Fugen
An dem herrlichen Palaſt;
Und die Pfeiler, wie ſie trugen,
Stürzen durch die eigne Laſt.
In das Feſte ſucht zu dringen
Ungewaltſam, ohne Stoß!

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen;
Die geheime Macht iſt groß.

(Während dieſes letzten Chors vertheilen ſich die Dämonen an alle Couliſſen, nur der Hofmann bleibt in der Mitte, die übrigen ſind mit dem letzten Laute auf einmal alle verſchwunden.)

Neunter Auftritt.

Hofmann als Dämon der Liſt allein.

(Lauſchend.)

Ich trete ſacht, ich halte Puls und Ohren. —
Ich fühle ſie wohl, doch hör' ich ſie nicht;
Es zittert unter mir der Boden;
Ich fürchte ſelbſt, er ſchwankt und bricht.

(Er entfernt ſich von der einen Seite.)

Die mächtig riesenhaften Quadern,
Sie scheinen unter sich zu hadern.
(Er entfernt sich von der andern Seite.)
Die schlanken Säulenschäfte zittern,
Die schönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig sich zusammen fanden,
Jahrhunderte als eins bestanden —
Erdbeben scheinen sie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Noth,
Die einem wie dem andern droht,
Sich gegenseitig zu erbittern.
(Er tritt in die Mitte, argwöhnisch gegen beide Seiten.)
Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde stößt,
Wo sich von selbst das Feste löst.

(In dem Augenblicke bricht alles zusammen. Er steht in schweigender, umsichtiger Betrachtung.)

Zehnter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung tritt auf, im Kostüm eines orientalischen Despoten.

Dämon der List (ehrerbietig).
Mein Fürst! mein Herrscher, so allein?

Dämon der Unterdrückung.
Da wo ich bin, da soll kein andrer seyn.

Dämon der List.
Auch die nicht, die dir angehören?

Dämon der Unterdrückung.
Ich werde niemals dir verwehren
Zu schau'n mein fürstlich Angesicht;
Doch weiß ich wohl, du liebst mich nicht.
Dein Vielbemüh'n was hilft es dir?
Denn ewig dienstbar bist du mir.

Dämon der List.
Herr, du verkennest meinen Sinn!
Zu dienen dir ist mein Gewinn;

Und wo kann freieres Leben ſeyn
Als dir zu dienen, dir allein!
Was Großes auch die Welt geſehen,
Für deinen Scepter iſt's geſchehn:
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Ergoſſen über Meer und Land,
Es kommt zuletzt in deine Hand.

Dämon der Unterdrückung.

Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen,
Das iſt dein edelſter Beruf;
Denn was die Freiheit langſam ſchuf,
Es kann nicht ſchnell zuſammenſtürzen,
Nicht auf der Kriegsposaune Ruf;
Doch haſt du klug den Boden untergraben,
So ſtürzt das alles Blitz vor Blitz;
Da kann ich meinen ſtummen Sitz
In fel'gen Wüſteneien haben.
Du haſt gethan wie ich gedacht;
Ich will nun ſehn was du vollbracht.

(Verliert ſich unter die Ruinen.)

Eilfter Auftritt.

Dämon der Liſt (zuverſichtlich)

Ja, gehe nur und ſieh dich um!
In unſrer Schöpfung magſt du wohnen.
Du findeſt alles ſtill und ſtumm,
Denkſt du in Sicherheit zu thronen.
Ihr brüſtet euch, ihr unteren Dämonen.

So mögt ihr wüthen, mögt auch ruhn,
Ich denk' euch beides heimlich an;
Da mag denn jener immer thun,
Und dieſer glauben, es ſey gethan.

Ich aber wirke ſchleichend immer zu,
Um beide nächſtens zu erſchrecken;
Dich, Kriegesgott, bring' ich zur Ruh,
Dich Sklavenfürſten will ich wecken.

Zu bringen und zu weichen,
Das iſt die größte Kunſt,
Und ſo zu überſchleichen
Das Glück und ſeine Gunſt.
Die Wege die ſie gehen,
Sie ſind nach meinem Sinn;
Der Uebermuth ſoll geſtehen,
Daß ich allmächtig bin. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung (aus den Ruinen hervortretend)

Es iſt noch allzu friſch; man könnt es wieder bauen.
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen —
Verwittrung, Staub und Regenſchlick —
Mit Moos und Wiltniß düſtre ſie die Räume.
Nun wachſ't empor, ehrwürd'ge Bäume,
Und zeiget dem erſtaunten Blick
Ein längſt veraltetes, verſchwundenes Geſchick,
Begraben auf ewig jedes Glück!

(Während dieſer Arie begrünet ſich die Ruine nach und nach.)

Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erſchrecken,
Wachſe dieſes Zauberthal!
Und ſo ſchleichen und ſo wanken,
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Büſche, ſich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.

So ſey die Welt denn einſam! Aber mir,
Dem Herrſcher ziemt es nicht, daß er allein!
Mit Männern mag er nicht verkehren,
Eunuchen ſollen Männer wehren
Und halb umgeben wird er ſeyn.
Nun aber ſollen ſchöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen ſchauen,
Mit Pfauenwedeln luſtig wehen,
Gemeßnen Schrittes mich umgehen,
Mich liebenswürdig all' umſehnen,
Und ganze Schaaren mir allein —
Das Paradies es tritt herein!
Er ruht im Ueberfluß gebettet,
Und jene, die ſich glücklich wähnen,
Sie ſind bewacht, ſie ſind gekettet.

Dreizehnter Auftritt.

Liebe (ungeſehen, aus der Ferne).

Ja, ich ſchweife ſchon im Weiten
Dieſer Wildniß leicht und froh;
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

Wie? was hör' ich da von weiten?
Iſt noch eine Seele froh?
Ich vernichte Zeit auf Zeiten
Und ſie ſind noch immer ſo! —

(Melodie jenes Geſangs, durch blaſende Inſtrumente. Der Dämon zeigt indeſſen Gebärden der Ueberraſchung und Rührung.)

Doch dein Buſen will entflammen,
Dich beſänftigt dieſer Schall?
Nimm, o nimm dich nur zuſammen
Gegen dieſe Nachtigall!

Liebe (tritt auf).
(Der Dämon iſt zurückgetreten.)
Ja, ich walle gar im Weiten
Dieſer Pfade leicht und froh;
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.
O, wie kommt ſie da von weiten,
Ohne Furcht und immer froh!

Liebe.
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Immer gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung (zu ihr tretend).
Wen ſuchſt du denn? Du ſucheſt wen?
Ich dächte doch, du mußt ihn kennen.

Liebe.
Ich ſuche wohl — es iſt ſo ſchön! —
Und weiter weiß ich nichts zu nennen.

Dämon der Unterdrückung
(anſtändig zudringlich, gehalten und ſcherzhaft).
Nun! o nenne mir den Lieben,
Dem entgegen man ſo eilt.

Liebe.
Ja, es iſt, es iſt das Lieben,
Das im Herzen ſtill verweilt!
(Der Dämon entfernt ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Glaube hat die Schweſter am Geſang erkannt, kommt eilig herbei, wirft ſich ihr an die Bruſt. **Liebe** fährt in ihrem heitern Geſange noch eine Zeit lang fort, bis Glaube ſich leidenſchaftlich losreißt und abwärts tritt.)

Glaube.
O liebſte Schweſter! kannſt du mich
Und meine Leiden ſo empfangen?
Ich irre troſtlos, ſuche dich,

An deinem Herzen auszubangen:
Nun flieh' ich leider wie ich kam,
Mich abgestoßen muß ich fühlen:
Wer theilt nun Zweifel, Kummer, Gram,
Wie sie das tiefste Herz durchwühlen!

Liebe (sich nähernd)

O Schwester! mich so in Verdacht,
Die, immer neu und immer gleich,
Unsterbliche unsterblich macht,
Die Sterblichen alle gut und reich!
Von oben kommt mir der Gewinn;
Die höchste Gabe willst du lästern?
Denn ohne diesen heitern Sinn,
Was wären wir und unsre Schwestern!

Glaube.

Nein, in diesen Jammerstunden
Klinget keine Freude nach!
Schmerzen, tausendfach empfunden,
Herz um Herz das knirschend brach,
Leer Gebet, vergebne Thränen,
Eingekettet unser Sehnen,
Unsrer Herrlichkeit Verhöhnen,
Der Erniedrigung Gewöhnen! —
Ewig deckt die Nacht den Tag.

Liebe.

Es sind nicht die letzten Stunden;
Laß den Göttern das Gericht!

Glaube.

Nie hast du ein Glück empfunden;
Denn der Jammer rührt dich nicht!

(Sie treten auseinander.)

Dämon der Unterdrückung (für sich)

Still! nun hab' ich überwunden!
Schwestern und verstehn sich nicht!

(Zum Glauben.)

Herrlich Mädchen! welches Bangen,

Welche Neigung, welch Verlangen
Regt dieſe ſchöne Bruſt?

Glaube.

Herr, o Herr! gerecht Verlangen
War, die Schweſter zu umfangen;
Treue bin ich mir bewußt.

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe)

Wie, du Holde? Das Verlangen
Deine Schweſter zu umfangen,
Regt ſich's nicht in deiner Bruſt?

Liebe.

Sie, die Beſte, zu umfangen
Fühl' ich ewiges Verlangen;
Komm, o komm an meine Bruſt!

Glaube.

O, verzeih' dem Schmerz, dem Bangen!
Kaum getraut' ich zu verlangen
Lieb' um Liebe, Luſt um Luſt!

(Sie umarmen ſich.)

Dämon der Unterdrückung (für ſich)

Immer wächſ't mir das Verlangen
Zu bethören; ſie zu fangen
Sey mein Streben, meine Luſt.

(Zwiſchen ſie tretend.)

Holdſel'ges Paar, das himmliſch mir begegnet,
Es ſey der Tag für euch und mich geſegnet,
Er ſey bezeichnet immerdar!
Ja, dieſer Stunde jedes von uns gedenke!

(Kleine Dämonen mit Juwelen.)

Verſchmähet nicht die wenigen Geſchenke
Aus meiner Hand, verehrtes Paar!

(Die Liebe liebkosend und ihr Armbänder anlegend.)

Hände, meiner Augen Weide,
O! wie drück' und küſſ' ich ſie.
Nimm das köſtlichſte Geſchmeide,
Trag' es und vergiß mich nie!

Göttlich-unverändert-ſüßen,
Tönt das grauſenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun haſt du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage;
Weiſen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern ſeyn.
Ja des Himmelsknaben Bildniß
Webt ſo ſchön vor Stirn und Auge,
Senkt ſich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Wuthbegier.

Immer wird es wieder kehren,
Immer ſteigen, immer ſinken,
Sich verdüſtern, ſich verklären,
So hat Brama dieß gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, ſchlanken Gliedern,
Göttlich-einzigem Erſcheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von oben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern ſo beliebt.
Und ſo ſoll ich die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend
Fühlen Paria dieſer Erde
Niederziehende Gewalt.

(Den Glauben liebkosend und ihr einen köstlichen Gürtel oder vielmehr Brustschmuck anlegend.)

Wie sie sich in dir vereinen,
Hoher Sinn und Lebenslust,
So mit bunten Edelsteinen
Schmück' ich dir die volle Brust.

(Die kleinen Dämonen bringen heimlich schwarze, schwere Ketten hervor.)

Glaube.

Das verdient wohl dieser Busen,
Daß ihn die Juwele schmückt.

(Der eine Dämon hängt ihr die Kette hinten in den Gürtel, in dem Augenblick fühlt sie Schmerzen, sie ruft, indem sie auf die Brust sieht.)

Doch wie ist mir! von Medusen
Werd' ich gräulich angeblickt.

Liebe.

O! wie sich das Auge weidet,
Und die Hand wie freut sie sich!

(Sie streckt die Arme aus und besieht die Armbänder von oben; das Dämonchen hängt von unten eine Doppelkette ein.)

Was ist das! wie sticht's und schneidet,
Und unendlich foltert's mich!

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe, mäßig spottend).

So ist dein zartes Herz belohnt!
Von diesen wird dich nichts erretten;
Doch finde dich, du bist's gewohnt,
Du gehst doch immerfort in Ketten.

(Zum Glauben, der sich ängstlich gebärdet, mit geheuchelter Theilnahme.)

Ja, schluchze nur aus voller Brust
Und mache den Versuch zu weinen!

(Zu beiden gewaltsam.)

Verzichtet aber auf Glück und Lust;
Das Beßre wird euch nie erscheinen!

(Sie fahren von ihm weg, werfen sich an den Seiten nieder; Liebe liegt singend. Glaube still.)

Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich euch dahin gebracht,
Beim hellsten Tag in tiefste Nacht.
Getrennt wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe thöricht, Glaube blind.

Allein die Hoffnung ſchweift noch immer frei;
Mein Zauber winke ſie herbei!
Ich bin ſchon oft ihr liſtig nachgezogen,
Doch wandelbar wie Regenbogen,
Setzt ſie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich dieſe nicht betrogen,
Was hilft das alles andre mir!

Fünfzehnter Auftritt.

Hoffnung erſcheint auf der Ruine linker Hand des Zuſchauers, bewaffnet mit Helm, Schild und Speer.

Dämon der Unterdrückung.

Sie kommt! ſie iſt's! — Ich will ſie irren;
's iſt auch ein Mädchenhaupt, ich will's verwirren.
Sie ſieht mich, bleibt gelaſſen ſtehn;
Sie ſoll mir dießmal nicht entgehn.
(Sanft theilnehmend.)
Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht jeder was er will;
Was nicht iſt, es kann noch werden;
Hüte dich und bleibe ſtill.
(Sie hebt den Speer gegen ihn auf und ſteht in drohender Gebärde unbeweglich.)
Doch welch ein Nebel, welche Dünſte
Verbergen plötzlich die Geſtalt!
Wo ſind' ich ſie? Ich weiß nicht wo ſie wallt;
An ihr verſchwend' ich meine Künſte.
Verrichtet ſchwankt der Nebelrauch und wächſ't
Und webt; er webt undeutliche Geſtalten,
Die deutlich, doch undeutlich, immer fort
Das Ungeheure mir entfalten.
Geſpenſter ſind's, nicht Wolken, nicht Geſpenſter,
Die Wirklichen ſie dringen auf mich ein.
Wie kann das aber wirklich ſeyn,
Das Webende, das immer ſich entſchleiert?

Verſchleierte Geſtalten, Ungeſtalten,
In ewigem Wechſeltrug erneuert!
Wo bin ich? bin ich mir bewußt? —
Sie ſind's, ſie ſind auch nicht, und aus dem Grauen
Muß ich voran Lebendigkräft'ge ſchauen,
Fürwahr, es drängt ſich Bruſt an Bruſt,
Voll Lebensmacht und Kampfesluſt;
Die Häupter in den Wolken ſind gekrönt,
Die Füße ſchlangenartig ausgedehnt,
Verſchlungen ſchlingend
Mit ſich ſelber ringend,
Doch alle klappernd nur auf mich geſpitzt.
Die breite Wolke ſenkt ſich, eine Wolke,
Lebendig tauſendfach, vom ganzen Volke
Von allen Edlen ſchwer, ſie ſinkt, ſie drückt,
Sie beugt mich nieder, ſie erſtickt!

(Er wehrt ſich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgeſpiegelte Viſion, welche ihr aus, wähnt in die Enge getrieben zu ſeyn, iſt ganz nahe zu ſeyn. Die Hoffnung nimmt ihre ruhige Stellung wieder an. Er ermannt ſich.)

Du biegſt das Knie, vor dem ſich tauſend brachen?
Der Alleherrſcher ſey ein Mann!
Denn wer denn Haß der Welt nicht tragen kann,
Der muß ſie nicht in Feſſeln ſchlagen.

Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt euch wild und immer wilder!
Euer Wanken, euer Weben
Sind Gedanken; ſollt' ich beben?
Euer Laſten, euer Streben,
Ihr Verhaßten, iſt kein Leben;
Eure Häupter, eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft.
Doch ich wittre Grabesduft;
Unten ſchein' ich mir zu wohnen,
Und ſchon modert mir die Gruft.

(Er entflieht mit Grauen. Hoffnung iſt nicht mehr zu ſehen. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liebe
(erhebt ſich nach einiger Zeit, wie abweſend, wo nicht wahnſinnig).

Sag', wie iſt dir denn zumalen?
Was beengt dir ſo das Herz?
Was ich fühle, ſind nicht Qualen;
Was ich leide, iſt nicht Schmerz.
Ob ich gleich den Namen höre,
Liebe, ſo hieß ich immer fort;
Es iſt als ob ich gar nicht wäre,
Liebe 's iſt ein leeres Wort.

Glaube
(die indeſſen aufgeſtanden, aber nicht ſicher auf ihren Füßen ſteht.)

Wankt der Felſen unter mir,
Der mich ſonſt ſo kräftig trug?
Nein! ich wanke, ſinke hier,
Habe nicht mehr Kraft genug
Mich zu halten; meine Knie'
Brechen, ach, ich beuge ſie
Nicht zum Beten; ſinnenlos,
Herzlos lieg' ich an dem Boden,
Mir verſagt, mir ſteckt der Oden.
Götter! meine Noth iſt groß!

Liebe (weiter ſchreitend)

Zwar gefeſſelt ſind die Hände,
Doch der Fuß bewegt ſich noch;
Wenn ich, ach, dorthin mich wende,
Schüttl' ich ab das ſchwere Joch.

Glaube (wie jene, nur etwas raſcher und lebhafter.)

Will ich mich vom Ort bewegen,
Wird vielleicht der Buſen frei.

(Sieht die Schwester heran kommen.)

O, die Schwester! welch ein Segen!

Ja, die Gute kommt herbei.

(Indem sie gegeneinander die Arme ausstrecken, sehen sie sich so weit entfernt, daß sie sich nicht berühren können.)

Liebe.

Gott! ich kann dich nicht erreichen!

Ach, von dir steh' ich gebannt!

(Indem sie an ihren vorigen Platz eilig zurückkehrt.)

Glaube.

Giebt's ein Elend solches Gleichen!

(Sie noch gezögert und sich hin und wieder umgesehen hat, stürmt auch nach ihrer Seite.)

Nein! die Welt hat's nicht gekannt.

(Beide werfen sich an ihrer Stelle nieder.)

Zweiter Auftritt.

Hoffnung

(welche indessen oben erschienen und herunter getreten ist).

Ich höre jammern, höre klagen
In Banden meine Schwestern? Wie,
O wie sie ringen, wie sie zagen!
Vernehmt mein Wort; es fehlet nie.

Ihr zeigt mir freilich eure Ketten,
Getrauet nicht mich anzuschau'n;
Doch bin ich, hoff' euch zu erretten,
Erhebt euch, kommt, mir zu vertrau'n!

Dritter Auftritt.

Genien (herbeieilend).

Immer sind wir noch im Lande,
Hier und dort mit raschem Lauf.

(Sie nehmen die Ketten ab, zugleich mit dem Schmuck.)

Erstlich lösen wir die Bande;
Richte du sie wieder auf!

Denn uns Genien gegeben
Ward gewiß ein ſchönes Theil;
Euer eigenes Beſtreben
Wirke nun das eigne Heil.
(Sie entfernen ſich.)

Hoffnung
(zu den wegeilenden Genien).
Nehmt Gotteslohn, ihr ſüßen Brüder!
(Sie hebt erſt den Glauben auf und bringt ihn gegen die Mitte.)
Und ſteht nur erſt der Glaube feſt,
So hebt ſich auch die Liebe wieder.

Liebe
(die von ſelbſt aufſpringt und auf die Hoffnung losfällt).
Ja, ich bin's, und neu geboren
Werf' ich mich an deine Bruſt.

Glaube.
Völlig hatt' ich mich verloren,
Wieder find' ich mich mit Luſt.

Hoffnung.
Ja, wer ſich mit mir verſchworen,
Iſt ſich alles Glücks bewußt.

Denn wie ich bin, ſo bin ich auch beſtändig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchſte Glück vollend' ich;
Weiblich geſtaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben ſelbſt iſt nur durch mich lebendig,
Ja über's Grab kann ich's hinüber ziehn,
Und wenn ſie mich ſogar als Aſche ſammeln,
So müſſen ſie noch meinen Namen ſtammeln.

Und nun vernehmt! — Wie einſt in Grabeshöhlen
Ein frommes Volk geheim ſich flüchtete,
Und allen Drang der himmliſch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ, auf höchſten Schutz zu zählen
Und auszudauern ſich verpflichtete:

So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich, zu Schutz und Trutz, geheim verbündet.

Im Tiefsten hohl das Erdreich untergraben,
Auf welchem jene schrecklichen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Wesen haben,
In majestätisch häßlichen Gestalten,
Und mit den holden überreifen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben schalten;
Doch wird der Boden gleich zusammenstürzen
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Osten rollt, Lavinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt und naß und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer;
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört — und fühlt sich besser:
Vom Ocean, vom Belt her, kommt uns Rettung —
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Vierter Auftritt.

Genien
(den drei Schwestern Kronen darreichend).

Und so bestärkt euch, Königinnen!
Ihr seyd es; obschon jetzt gebeugt.
Ihr müßt noch alles Glück gewinnen:
Vom Himmel seyd ihr uns gezeugt;
Zum Himmel werdet ihr euch heben —
Die Sterblichen sie sehen's entzückt —
Und glorreich über Welten schweben,
Die ihr auf ewig nun beglückt.

Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick

Den halben Weltkreis überfliegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerstehn!
Und alle, die noch an ihm hangen,
Sie müssen mit zu Grunde gehn.

Hoffnung.

Nun begegn' ich meinen Braven,
Die sich in der Nacht versammelt
Um zu schweigen, nicht zu schlafen,
Und das schöne Wort der Freiheit
Wird gelispelt und gestammelt,
Bis in ungewohnter Neuheit
Wir an unsrer Tempel Stufen
Wieder neu entzückt es rufen:
(Mit Ueberzeugung laut)
Freiheit!
(Gemäßigter.)
Freiheit!
(Von allen Seiten und Enden Echo.)
Freiheit!

Liebe.

Kommt, zu sehn was unsre frommen,
Guten Schwestern unternommen,
Die mit Seufzen sich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

Glaube.

Denn der Liebe Hülf' und Laben
Wird den schönsten Segen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die sie empfinden.

Genius I.

Ihr werdet eure Kraft beweisen;
Bereitet still den jüngsten Tag!

Genius II.

Denn jenes Haupt von Stahl und Eisen
Zermalmt zuletzt ein Donnerschlag.

(Die sämmtlichen Fünfe, unter musikalischer Begleitung, kehren sich um und gehen nach dem Grunde. Die Hoffnung besteigt die Ruinen links des Zuschauers. Glaube und Liebe die Ruinen rechts; die Knaben besteigen die Treppen und stellen sich an die Pforten. Sie begrüßen sich alle unter einander nochmals zum Abschied. Es wird Nacht.)

Fünfter Auftritt.

Unsichtbares Chor.

Sterne versanken und Monden in Blut;
Aber nun wittert und lichtet es gut:
Sonne, sie nahet dem himmlischen Thron.
Lieber, sie kommen und wecken dich schon.

(Die Genien eröffnen die Pforten, indem sie sich dahinter verstecken und lauschen. Epimenides ruht noch wie er eingeschlafen; die Lampe brennt. Er erwacht, regt sich, steht auf, tritt unter die Thüre, giebt seine Verwunderung zu erkennen, tritt wankend die Stufen herunter, ungewiß wo er sich befinde.)

Sechster Auftritt.

Epimenides.

Und welch Erwachen! wunderbar genug!
Die Pforten öffnen sich bei düstrer Nacht.
Täuscht mich der Genien sonst so treuer Dienst?
Kein Stern am Himmel?
(Es erscheint ein Komet, ungeheuer.)
Welch ein furchtbar Zeichen
Erschreckt den Blick mit Ruthenfeuerschein!
Wo bin ich denn? — In eine Wüstenei
Von Fels und Baum beschränkt, bin ich begraben.

Wie war es sonst! als mir die Flügelthüren,
Beim ersten Morgenlicht, von Geisterhand
Sich öffneten, das liebe Himmelspaar
Mich in die holde Welt herunter führte,

Mich Tempel und Palaſt, und nah und fern
Die herrlichſte Natur mich glänzend grüßte.
Wie düſter jetzt! und was der Feuerſchein
Mir ahnungsvoll entdeckt, iſt grauſenhaft.
Wer leitet mich? wer rettet vom Verderben?
Verdient wohl euer Freund, ihr Götter, ſo zu ſterben?
(Die Genien treten, oben an der Pforte, hervor mit Fackeln.)
Doch ihr erhört des treuen Prieſters Ruf!
Ich ſehe neuen, goldnen Schein umſchimmern.
Die Lieben ſind's! o, wo ſie leuchtend gehn,
Liegt keine Wüſte, hauſ't kein Schreckniß mehr.
(Sie ſind heruntergekommen und ſtehen neben ihm.)
O, ſagt mir an, ihr Holden, welchen Traum
Von Aengſtlichkeiten ſchafft ihr um mich her?
(Sie legen den Finger auf den Mund.)
Ich träume, ja! Wo nicht, ſo hat ein Gott
In tiefe Wüſteneien mich verſchlagen. —
Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunſt, von Ordnung keine Spur!
Es iſt der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerſtörung.
(Genien deuten hinüber und herüber.)
Was deutet ihr? Ich ſoll mich hier erkennen!
(Die Genien leuchten voran nach der einen Seite.)
Euch folgen? wohl! ihr leuchtet dieſerſeits.
Was ſeh' ich hier! ein wohlbekanntes Bild!
In Marmorglanze Glanz vergangner Tage.
„Der Vater ruht auf ſeinem breiten Polſter,
Die Frau im Seſſel, Kinder ſtehn umher
Von jedem Alter; Knechte tragen zu.
Das Pferd ſogar es wiehert an der Pforte;
Die Tafel iſt beſetzt, man ſchwelgt und ruht."
Fürwahr, es iſt die Stätte noch, wo mir
Des Freudentages hellſte Sonne ſchien;
Iſt alles doch in Schutt und Graus verſunken.
(Sie deuten und leiten ihn nach der andern Seite.)
Noch weiter? Nein, ihr Guten, nein, ach nein!

Sohn, ich ſende dich dem Vater!
Tröſte! — Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, ſtolz Verdienen
Halt' euch in der Wildniß feſt;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringſtem:
Daß ihn Brama droben hört!

Ihm iſt keiner der Geringſte —
Wer ſich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerſtörtem Geiſte,
Düſter ohne Hulf' und Rettung,
Sey er Brame, ſey er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tauſend Augen,
Ruhend lauſchen tauſend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu ſeinem Throne,
Schaut er mich, die Grauſenhafte
Die er gräßlich umgeſchaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das.
Und ich werd' ihn freundlich mahnen
Und ich werd' ihm wuthend ſagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Buſen ſchwellet.
Was ich denke, was ich fühle
Ein Geheimniß bleibe das.

Ich glaub' es auch, es iſt die alte Stätte;
Doch während meines Schlafes hat ein Gott
Die Erd' erſchüttert, daß Ruinen hier
Sich auf einander thürmen, durch ein Wunder,
Der Bäume, der Geſträuche Trieb beſchleunigt. —
So iſt es hin, was alles ich gebaut
Und was mit mir von Jugend auf emporſtieg.
O, wär' es herzuſtellen! Nein, ach nein!

Ihr nöthigt mich an dieſe Tafel hin!
Zerſchlagen iſt ſie, nicht mehr leſerlich.
Hinweg von mir! O mein Gedächtniß! O!
Du hältſt das Lied noch feſt, du wiederholſt es.

Unſichtbares Chor.

„Haſt du ein gegründet Haus
Fleh' die Götter alle,
Daß es, bis man dich trägt hinaus,
Nicht zu Schutt zerfalle,
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein friſcher Hain
Immer neu ergrüne."

Epimenides.

Dämonen ſeyd ihr, keine Genien!
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entſtiegen.
Sie haucht mich an, durchdringt, erſtarrt die Bruſt,
Umſtrickt das Haupt, zerrüttet alle Sinne.
(Er beugt ſeine Kniee, richtet ſich aber gleich wieder auf.)
Nein, kniee nicht! ſie hören dich nicht mehr;
Die Genien ſchweigen, wünſche dir den Tod!
Denn wo der Menſch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.
(Er wendet ſich ab, verzweifelnd.)

Genien (ſich einander zumiſchend).

Komm! wir wollen dir verſprechen
Rettung aus dem tiefſten Schmerz:

Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Epimenides (wehmüthig).

O ſprecht! o helft! mein Knie es trägt mich kaum!
Ihr wollt euch bittern Spott erlauben?

Genien.

Komm' mit! den Ohren iſt's ein Traum;
Den Augen ſelbſt wirſt du nicht glauben.

(Es wird auf einmal Tag. Von ferne kriegeriſche Muſik. Epimenides und die Knaben ſtehen vor der Pforte.)

Siebenter Auftritt.

Die kriegeriſche Muſik kommt näher. Die **Hoffnung**, den **Jugendfürſten** an der Seite, führt über die Ruinen, da wo ſie abgegangen iſt, ein Heer herein, welches die verſchiedenen neuern, zu dieſem Kriege verbündeten Völker bezeichnet.

Chor.

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das Werk, es werde gethan!

So erſchallt nun Gottes Stimme —
Denn des Volkes Stimme — ſie erſchallt,
Und, entflammt von heil'gem Grimme,
Folgt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und so schreiten wir, die Kühnen,
Eine halbe Welt entlang;
Die Verwüstung, die Ruinen,
Nichts verhindre deinen Gang.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das große, das Werk sey gethan.

Jugendfürst.

Hinter uns her vernehmt ihr schallen
Starke Worte, treuen Ruf;
Siegen, heißt es, oder fallen
Ist was alle Völker schuf.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das Werk, es wäre gethan.

Hoffnung.

Noch ist vieles zu erfüllen,
Noch ist manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen
Sind wir schon von Banden frei.

Chor.

Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das große, das Werk sey gethan.

Jugendfürst.

Auch die Alten und die Greisen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es ist um den Stein der Weisen,
Es ist um das All zu thun.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das Werk, es war schon gethan.

Chor.

Denn so Einer Vorwärts rufet,
Gleich sind alle hinterdrein,
Und so geht es, abgestufet,
Stark und Schwach, und Groß und Klein.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das große, das Werk ist gethan.

Und wo eh' wir ſie nun erfaſſen,
In den Sturz, in die Flucht ſie hinein!
In ungeheuern Maſſen
Stürzen wir ſchon hinterdrein.
Hinan! — Vorwärts! — Hinan!
Und das alles, das Werk iſt gethan.

Achter Auftritt.

Glaube und Liebe mit den Frauen und Landesbewohnern an der andern Seite.

Chor.

Und wir kommen
Mit Verlangen
Wir, die Frommen,
Zu empfangen
Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umſchlingen.

Und mit Hymnen
Zu umſingen,
Zu erheben
Jene Braven,
Die da ſchlafen,
Die gegeben
Höherm Leben.

Landbewohner
(aller Alter und Stände).

Und die wir zurückgeblieben,
Eurer Kraft uns anvertraut,
Haben unſern kühnen Lieben
Haus und Hof und Feld gebaut.
Und wie ihr im Siege ſchreitet,

Drückt uns traulich an die Bruſt;
Alles was wir euch bereitet,
Lang' genießt es und mit Luſt!

Sämmtliche Chöre.

Und mit den wichtigſten Geſchäften
Verherrlicht heut' den großen Tag!
Zuſammen all' mit vollen Kräften
Erhebt den Bau, der niederlag!
Strebt an! — Glück auf! — Strebt an!
Nur zu! und ſchon regt's ſich hinan.

Und ſchon der Pfeiler, der geſpalten
Er hebt gefüget ſich empor,
Und Säulenreihen, ſie entfalten
Der ſchlanken Stämme Zierd' und Flor.
Strebt an! — Glück auf! — Strebt an!
Er ſteht, und das Werk iſt gethan.

(Indeſſen ſind die Ruinen wieder aufgerichtet. Ein Theil der Vegetation bleibt und ziert.)

Neunter Auftritt.

Epimenides mit zwei Prieſtern.

Epimenides (nach oben).

Wie ſelig euer Freund geweſen,
Der dieſe Nacht des Jammers überſchlief,
Ich konnt's an den Ruinen leſen.
Ihr Götter, ich empfind' es tief!

(Zu den Umſtehenden.)

Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seyd ihr auch größer als ich bin.

Prieſter.

Table nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannſt:

Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannst.
Und so gleichst du künftigen Tagen,
Denen unsre Qual und Plagen,
Unser Streben, unser Wagen
Endlich die Geschichte beut.
Und nicht glauben was wir sagen,
Wirst du, wie die Folgezeit.

Glaube.

Zum Ungeheuern war ich aufgerufen;
Mir dienten selbst Zerstörung, Blut und Tod;
So flammte denn an meines Thrones Stufen
Der Freiheit plötzlich, furchtbar Morgenroth.

Schneidend eisige Lüfte blasen,
Ströme schwellen, Schlund auf Schlund,
Und der Elemente Rasen,
Alles kräftigte den Bund.
Heil der Edlen, die den Glauben
In der tiefsten Brust genährt,
Unter Gluth und Mord und Rauben
Das Verderben abgewehrt.

Ihr danken wir, nach mancher Jahre Grauen,
Das schöne Licht, das wir vergnüglich schauen.

Liebe.

Begrüßet Ihn mit liebevollen Blicken,
Der liebevoll bei seinem Volk verweilt,
Der treuen Seinen neubelebt Entzücken
Mit offnem holden Vaterherzen theilt.
Der Edle hat mit Edlen sich verbündet;
Da jauchzte kühn die treue Schaar;
Und wo die Liebe wirkt und gründet,
Da wird die Kraft der Tugend offenbar,
Das Glück ist sicher und gegründet.

Hoffnung.

Ich will gestehn den Eigennutz, o Schwestern,

Für jedes Opfer fordr' ich meinen Lohn,
Ein selig Heute für ein schrecklich Gestern,
Triumphes-Wonne statt der Duldung Hohn:
So wollt' ich es dem hohen Paare geben,
Von dessen Blick beseelt wir alle leben.

Epimenides.

Die Tugenden, die hier ein kräftig Wirken
Und in unendlichen Bezirken
Sich herrlich tausendfach gezeigt,
Den höchsten Zweck mit Blitzesflug erreicht,
Sie helfen uns die größten Tage feiern.
Nur Eine, die mit treuer Hand
Die Schwestern fest und zart verband,
Abseits, verhüllt, bescheiden stand,
Die Einigkeit muß ich entschleiern.

(Er fuhrt eine bisher verborgen gebliebene Verschleierte hervor, und schlägt ihr den Schleier zurück.)

Zehnter Auftritt.

Die Einigkeit.

Der Geist, der alle Welten schafft,
Durch mich belehrt er seine Theuern:
„Von der Gefahr, der ungeheuern,
Errettet nur gesammte Kraft."
Das was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen."
Nun ist des Wortes Ziel erreicht;
Den höchsten Wunsch seh' ich erfüllen.

Jugendfürst.

Ja, alle Kronen seh' ich ungeschmückt
Mit eignem Gold, mit Feindesbeute;
Ihr habt das Volk, ihr habt euch selbst beglückt;
Was ihr besitzt, besitzt ihr erst von heute.
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienst

Die goldnen Reife längſt geflochten,
Doch nun iſt's eigener Gewinnſt:
Ihr habt das Recht daran erfochten.

Epimenides.

Und wir ſind alle neugeboren,
Das große Sehnen iſt geſtillt;
Bei Friedrichs Aſche war's geſchworen,
Und iſt auf ewig nun erfüllt.

Chor der Krieger.

Und wir wandeln mit freien Schritten,
Weil wir uns was zugetraut,
Und empfangen in unſere Mitten
Gattin, Schweſter, Tochter, Braut.
Gethan! — Glück auf! — Gethan!
Und den Dank nun zum Himmel hinan!

Chor der Frauen.

Euch zu laben,
Laßt uns eilen,
Unſre Gaben
Auszutheilen,
Eure Wunden
Auszuheilen!
Selige Stunden
Sind gegeben
Unſerm Leben!

(Große Gruppe.)

Epimenides.

Ich ſehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen;
Schön iſt's, dem Höchſten ſich vertrau'n.
Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen;
Nun aber ſoll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuſchau'n.

Prieſter.

Und nun ſoll Geiſt und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft ſchau'n.

Chor.

So riſſen wir uns rings herum
Von fremden Banden los!
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch
Das edelſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirſt,
Nach eignem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammenhaltet euren Werth,
Und euch iſt niemand gleich.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoßnen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr,
Des unſchätzbaren Guts!
Die große Stadt am großen Tag,
Die unſre ſollte ſeyn!
Nach ungeheurem Doppelſchlag
Zum zweitenmal hinein!

Nun töne laut: Der Herr iſt da!
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für alle, die ihm angeflammt,
Für uns war es gethan!
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

(Der Vorhang fällt.)

Pandora.

Ein Festspiel.

Erster Aufzug.

Dank des Paria.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß du Schöpfer biſt der Welten!
Dich als meinen Herrſcher nenn' ich,
Denn du läſſeſt alle gelten.

Und verſchließeſt auch dem Letzten
Keines von den tauſend Ohren;
Uns, die tief herabgeſetzten,
Alle haſt du neu geboren.

Wendet euch zu dieſer Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt,
Nun lehrt' ich anzuſchauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Klaggeſang

von der edeln Frauen des Aſan Aga

Aus dem Morlackiſchen.

Was iſt Weißes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wohl, oder ſind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
's iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga.
Niederliegt er drin an ſeiner Wunde;
Ihn beſucht die Mutter und die Schweſter;
Schamhaft ſaumt ſein Weib, zu ihm zu kommen.

Personen.

Prometheus, Epimetheus, } Japetiden.

Phileros, Prometheus' Sohn.

Elpore, Epimeleia, } Epimetheus' Töchter.

Eos.

Pandora, Epimetheus' Gattin.

Dämonen.

Helios.

Schmiede.

Hirten.

Feldbauende.

Krieger.

Gewerbsleute.

Winzer.

Fischer.

Der Schauplatz

wird im großen Styl nach Pouſſiniſcher Weiſe gedacht.

Seite des Prometheus.

Zu der Linken des Zuſchauers Fels und Gebirg, aus deſſen mächtigen Bänken und Maſſen natürliche und künſtliche Höhlen neben- und übereinander gebildet ſind, mit mannigfaltigen Pfaden und Steigen, welche ſie verbinden. Einige dieſer Höhlen ſind wieder mit Felsſtücken zugeſetzt, andere mit Thoren und Gattern verſchloſſen, alles roh und derb. Hier und da ſieht man etwas regelmäßig Gemauertes, vorzüglich Unterſtützung und künſtliche Verbindung der Maſſen bezweckend, auch ſchon bequemere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Rankengewächſe hangen herab; einzelne Büſche zeigen ſich auf den Abſätzen; höher hinauf verdichtet ſich das Geſträuch, bis ſich das Ganze in einen waldigen Gipfel endigt.

Seite des Epimetheus.

Gegenüber zur Rechten ein ernſtes Holzgebäude nach älteſter Art und Conſtruction, mit Säulen von Baumſtämmen und kaum gekanteten Gebälken und Geſimſen. In der Vorhalle ſieht man eine Ruheſtätte mit Fellen und Teppichen. Neben dem Hauptgebäude, gegen den Hintergrund, kleinere ähnliche Wohnungen mit vielfachen Anſtalten von trocknen Mauern, Planken und Hecken, welche auf Befriedigung verſchiedener Beſitzthümer deuten; dahinter die Gipfel von Fruchtbäumen. Anzeigen wohlbeſtellter Gärten. Weiterhin mehrere Gebäude im gleichen Sinne.

Im Hintergrunde mannigfaltige Flächen, Hügel, Büſche und Haine, ein Ufer, der mit Hällen und Krümmungen nach einer Seebucht flieht, die zunächſt von ſteilen Felſen begränzt wird. Der Meereshorizont, über den ſich Inſeln erheben, ſchließt das Ganze.

Nacht.

Epimetheus

(aus der Mitte der Landſchaft hervortretend).

Kindheit und Jugend, allzuglücklich preiſ' ich ſie,
Daß nach durchſtürmter durchgenoßner Tageslust,
Behender Schlummer allgewaltig ſie ergreift,
Und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,

Vergangnes, Träume bildend, miſcht Zukünftigem.
Ein ſolch Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir.
Nicht ſondert mir entſchieden Tag und Nacht ſich ab,
Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort:
Denn Epimetheus nannten mich die Zeugenden,
Vergangnem nachzuſinnen, Raſchgeſchehenes
Zurückzuführen, mühſamen Gedankenſpiels,
Zum trüben Reich Geſtalten miſchender Möglichkeit.
So bittre Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß ungeduldig in das Leben hingewandt
Ich unbedachtſam Gegenwärtiges ergriff,
Und neuer Sorge neubelaſtende Qual erwarb.
So flohſt du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechſelnd immer, immer wechſelnd mir zum Troſt,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth;
Nun aber, nächtig immer ſchleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück,
Des Hahnes Krähen fürchtend, wie des Morgenſterns
Voreilig Blinken. Beſſer blieb' es immer Nacht!
Gewaltſam ſchüttle Helios die Lockengluth,
Doch Menſchenpfade zu erhellen ſind ſie nicht.

Was aber hör' ich? Knarrend öffnen ſich ſo früh
Des Bruders Thore. Wacht er ſchon, der Thätige?
Voll Ungeduld zu wirken, zündet er ſchon die Gluth
Auf hohlem Herdraum werkaufregend wieder an,
Und ruft zu mächt'ger Arbeitsluſt die rußige,
Mit Guß und Schlag Erz auszubilden kräft'ge Schaar?
Nicht ſo! Ein eilend leiſer Tritt bewegt ſich her,
Mit frohem Tonmaaß herzerhebenden Geſangs.

Philyra (von der Seite des Prometheus her).

Zu freieren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern! wie ängſtet das Haus!
Wie ſollen mir Felle des Lagers genügen?

Gelänge' es, ein Feuer in Träume zu wiegen?
Nicht Ruhe, nicht Raſt
Den Liebenden faßt.
Was hilft es, und neiget das Haupt auch ſich nieder,
Und ſinken ohnmächtig ermüdete Glieder —
Das Herz es iſt munter, es regt ſich, es wacht,
Es lebt den lebendigſten Tag in der Nacht!

Alle blinken die Sterne mit zitterndem Schein,
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein,
Zu ſuchen, zu wandeln den duftigen Gang,
Wo geſtern die Liebſte mir wandelt' und ſang,
Wo ſie ſtand, wo ſie ſaß, wo mit blühenden Bogen
Beblümete Himmel ſich über uns zogen,
Und um uns und an uns ſo drängend und voll
Die Erde von nickenden Blumen erquoll.
O dort nur, o dort!
Iſt zum Ruhen der Ort!

Epimetheus.

Wie tönet mir ein mächt'ger Hymnus durch die Nacht!

Phileros.

Wen treff' ich ſchon, wen treff' ich noch den Wachenden?

Epimetheus.

Phileros biſt du es? Deine Stimme ſcheint es mir.

Phileros.

Ich bin es, Oheim, aber halte mich nicht auf!

Epimetheus.

Wo eilſt du hin, du morgendlicher Jüngling du!

Phileros.

Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt.

Epimetheus.

Des Jünglings Pfade, zu errathen ſind ſie leicht.

Phileros.

So laß mich los und frage mir nicht weiter nach.

Epimetheus.

Vertraue mir! Der Liebende bedarf des Raths.

Phileros.

Zum Rathe bleibt nicht, zum Vertrauen bleibt nicht Raum.

Epimetheus.

So nenne mir den Namen deines holden Glücks.

Phileros.

Verborgen iſt ihr Name wie der Eltern mir.

Epimetheus.

Auch Unbekannte zu beſchädigen bringet Weh.

Phileros.

Des Ganges beitre Schritte, Guter, trübe nicht.

Epimetheus.

Daß du ins Unglück rennest, fürcht' ich nur zu ſehr.

Phileros.

Phileros, nur dahin zum bedufteten Garten!
Da magſt du die Fülle der Lieb' dir erwarten,
Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heiligen Schrein,
Und hinter dem Teppich das Liebchen hervor,
Mit rötheren Wangen, nach Helios' Thor,
Nach Gärten und Feldern mit Sehnſucht hinaus
Die Blicke verſendet und ſpähet mich aus.
So wie ich zu dir,
So ſtrebſt du zu mir!

(Ab nach der rechten Seite des Zuſchauers.)

Epimetheus.

Fahr' hin, Beglückter, Hochgeſegneter, dahin!
Und wärſt du nur den kurzen Weg zu ihr beglückt,
Doch zu beneiden! Schlägt dir nicht des Menſchenheils
Erwünſchte Stunde? zöge ſie auch ſchnell vorbei.

So war auch mir! ſo freudig hüpfte mir das Herz,
Als mir Pandora nieder vom Olympos kam!
Allſchönſt und allbegabteſt regte ſie ſich hehr
Dem Staunenden entgegen, forſchend holden Blicks,
Ob ich, dem ſtrengen Bruder gleich, wegwieſe ſie.
Doch nur zu mächtig war mir ſchon das Herz erregt,

Die holde Braut empfing ich mit berauſchtem Sinn.
Sodann geheimnißreicher Mitgift naht' ich mich,
Des irdenen Gefäßes hoher Wohlgeſtalt.
Verſchloſſen ſtand's. Die Schöne freundlich trat hinzu,
Zerbrach das Götterſiegel, hub den Deckel ab.
Da ſchwoll gedrängt ein leichter Dampf aus ihm hervor,
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uraniern.
Und fröhlich fuhr ein Sternblitz aus dem Dampf heraus,
Sogleich ein andrer; andre folgten heftig nach.
Da blickt' ich auf, und auf der Wolke ſchwebten ſchon,
Im Gaukeln lieblich, Götterbilder, buntgedrängt.
Pandora zeigt' und nannte mir die Schwebenden:
Dort ſiehſt du, ſprach ſie, glänzet Liebesglück empor!
Wie? rief ich; droben ſchwebt es? Hab' ich's doch in dir!
Daneben zieht, ſo ſprach ſie fort, Schmuckluſtiges
Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Doch höher ſteigt, bedächtig ernſten Herrſcherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunſterregend, ſtrebt, mit Freundlichkeit
Sich ſelbſt gefallend, ſüß zudringlich, regen Blicks,
Ein artig Bild, dein Auge ſuchend, emſig her.
Noch andre ſchmelzen kreiſend ineinander hin,
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder wogt,
Doch alle pflichtig deiner Tage Luſt zu ſeyn.
Da rief ich aus: Vergebens glänzt ein Sternenheer,
Vergebens rauchgebildet wünſchenswerther Trug!
Du trügſt mich nicht, Pandora, mir die Einzige!
Kein ander's Glück verlang' ich, weder wirkliches,
Noch vorgeſpiegeltes im Luftwahn. Bleibe mein!
Indeſſen hatte ſich das friſche Menſchenchor,
Das Chor der Neulinge, verſammelt mir zum Feſt.
Sie ſtarrten froh die muntern Luftgeburten an,
Und drangen zu und haſchten. Aber flüchtiger
Und irdiſch ausgeſtreckten Händen unerreich-
bar jene, ſteigend jetzt empor und jetzt geſenkt,
Die Menge täuſchten ſtets ſie, die verfolgende.

Ich aber zuverſichtlich trat zur Gattin ſchnell,
Und eignete das gottgeſandte Wonnebild
Mit ſtarken Armen meiner liebeerfüllten Bruſt.
Auf ewig ſchuf da holde Liebesfülle mir
Zur ſüßen Lebensfabel jenen Augenblick.

(Er begiebt ſich nach dem Lager in der Vorhalle und beſteigt es.)

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umſchattet,
Ihrer Augen Gluth gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da ſie ſich längſt entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.

Doch er hält nicht mehr zuſammen;
Er zerfließt, zerfällt und ſtreuet
Ueber alle friſchen Fluren
Reichlich ſeine Gaben aus.

(Schlummernd.)

O, wie gerne bänd' ich wieder
Dieſen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wär's zum Kranze, wär's zum Strauße,
Flora-Cypris, deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Sträuße
Nicht beiſammen; alles löſ't ſich.
Einzeln ſchafft ſich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz;
Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entſchwindet's;
Roſe, brech' ich deine Schöne,
Lilie du, biſt ſchon dahin! (Er entſchläft.)

Prometheus (eine Fackel in der Hand).

Der Fackel Flamme, morgendlich dem Stern voran
In Vaterhänden aufgeſchwungen, kündeſt du
Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt!
Denn aller Fleiß, der männlich ſchätzenswertheſte,

Iſt morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag
Nahrung, Behagen, mündet Stunden Vollgenuß.
Deßwegen ich der Abendaſche heil'gen Schatz,
Entblößend früh, zu neuem Gluthtrieb aufgefacht,
Vorleuchtend meinem wackern arbeitstreuen Volk:
So ruf' ich laut euch, Erzgewält'ger, nun hervor.
Erhebt die ſtarken Arme leicht, daß tactbewegt
Ein kräft'ger Hämmerchortanz, laut erſchallend, raſch
Uns das Geſchmolzne vielfach ſtrecke zum Gebrauch.
(Mehrere Höhlen eröffnen ſich, mehrere Feuer fangen an zu brennen.)

Schmiede.

Zündet das Feuer an!
Feuer iſt oben an.
Höchſtes er hat's gethan,
Der es geraubt.
Wer es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Waſſer, es fließe nur!
Fließet es von Natur
Felſenab durch die Flur,
Zieht es auf ſeine Spur
Menſchen und Vieh.
Fiſche, ſie wimmeln da,
Vögel, ſie himmeln da;
Ihr' iſt die Fluth.
Die unbeſtändige
Stürmiſch lebendige,
Daß der Verſtändige
Manchmal ſie bändige,
Finden wir gut.

Erde, ſie ſteht ſo feſt!
Wie ſie ſich quälen läßt!

Wie man sie scharrt und placht!
Wie man sie ritzt und hackt!
Da soll's heraus.
Furchen und Striemen ziehn
Ihr auf dem Rücken hin
Knechte mit Schweißbemühn;
Und wo nicht Blumen blühn,
Schilt man sie aus.

Ströme du, Luft und Licht,
Weg mir vom Angesicht!
Schürst du das Feuer nicht,
Bist du nichts werth.
Strömst du zum Herd herein,
Sollst du willkommen seyn,
Wie sich's gehört.
Dring' nur herein ins Haus;
Willst du hernach hinaus,
Bist du verzehrt.

Rasch nur zum Werk gethan!
Feuer, nun flammt's heran,
Feuer schlägt oben an;
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Prometheus.

Des thät'gen Manns Behagen sey Parteilichkeit.
Drum freut es mich, daß, andrer Elemente Werth
Verkennend, ihr das Feuer über alles preist.
Die ihr hereinwärts auf den Ambos blickend wirkt
Und hartes Erz nach eurem Sinne zwingend formt,
Euch rettet' ich, als mein verlorenes Geschlecht,

Bewegtem Rauchgebilde nach, mit trunknem Blick,
Mit offnem Arm, ſich ſtürzte zu erreichen das,
Was unerreichbar iſt, und wär's erreichbar auch,
Nicht nützt, noch frommt; ihr aber ſeyd die Nützenden.
Wildſtarre Felſen widerſtehn euch keineswegs;
Dort ſtürzt von euren Hebeln Erzgebirg herab,
Geſchmolzen fließt's, zum Werkzeug umgebildet nun,
Zur Doppelfauſt; verhundertfältigt iſt die Kraft.
Geſchwungne Hämmer dichten, Zange faſſet klug;
So eigne Kraft und Bruderkräfte mehret ihr,
Werkthätig, weiſekräftig ins Unendliche.
Was Macht entworfen, Feinheit ausgeſonnen, ſey's
Durch euer Wirken über ſich hinausgeführt.
Drum bleibt am Tagwerk vollbewußt und freigemut:
Denn eurer Nachgebornen Schaar ſie nahet ſchon,
Gefertigtes begehrend, Seltnem huldigend.

Hirten.

Ziehet den Berg hinauf,
Folget der Flüſſe Lauf!
Wie ſich der Fels beblüht,
Wie ſich die Weide zieht,
Treibet gemach!

Ueberall findet's was,
Kräuter und thauig Naß,
Wandelt und ſieht ſich um,
Trippelt, genießet ſtumm,
Was es bedarf.

Erſter Hirt (zu den Schmieden).

Mächtige Brüder hier,
Stattet uns aus!
Reichet der Klingen mir
Schärfſte heraus.
Syrinx muß leiden!
Rohr einzuſchneiden,
Gebt mir die feinſten gleich!

Als nun ſeine Wunde linder wurde,
Ließ er ſeinem treuen Weibe ſagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen.“

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue ſtarr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es daucht ihr, Aſan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, ſich herab zu ſtürzen.
Aengſtlich folgen ihr zwei liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſan Roſſe,
„Iſt dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehret die Gemahlin Aſan's,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schweſter!
„Mich verſtoßen, Mutter dieſer fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Taſche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei ſich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Frauen-Scheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reißen!

Zart ſey der Ton.
Preiſend und lobend euch
Ziehn wir davon.

Zweiter Hirt (zu einem Schmiede).
Haſt du wohl Weichlinge
Freundlich verſorgt,
Haben noch obendrein
Sie dir es abgeborgt.
Reich' uns des Erzes Kraft,
Spitzig, nach hinten breit,
Daß wir es ſchnüren feſt
An unſrer Stäbe Schaft.

Dem Wolf begegnen wir,
Menſchen, mißwilligen;
Denn ſelbſt die Billigen
Sehn es nicht gern,
Wenn man ſich was vermißt;
Doch nah und fern
Läßt man ſich ein,
Und wer kein Krieger iſt,
Soll auch kein Hirte ſeyn.

Dritter Hirt (zu einem Schmiede).
Wer will ein Hirte ſeyn,
Lange Zeit er hat;
Zähl' er die Stern' im Schein,
Blaſ' er auf dem Blatt.
Blätter giebt uns der Baum,
Rohre giebt uns das Moor;
Künſtlicher Schmiedegeſell,
Reich' uns was ander's vor!
Reich' uns ein ehern Rohr,
Zierlich zum Mund geſpitzt,
Blätterzart angeſchlitzt!
Lauter als Menſchenſang
Schallet es weit;

Mädchen im Lande breit
Hören den Klang.

(Die Hirten vertheilen ſich unter Muſik und Geſang in der Gegend.)

Prometheus.

Entwandelt friedlich! Friede findend geht ihr nicht:
Denn ſolches Loos dem Menſchen wie den Thieren ward,
Nach deren Urbild ich mir Beßres bildete,
Daß ein's dem andern, einzeln oder auch geſchaart,
Sich widerſetzt, ſich haſſend an einander drängt,
Bis ein's dem andern Uebermacht bethätigte.
Drum faßt euch wacker! Eines Vaters Kinder ihr!
Wer falle? ſtehe? kann ihm wenig Sorge ſeyn.
Ihm ruht zu Hauſe vielgewaltiger ein Stamm,
Der ſtets fern aus und weit und breit umher geſinnt.
Zu enge wohnt er, auf einander dichtgedrängt.
Nun ziehn ſie aus und alle Welt verdrängen ſie.
Geſegnet ſey des wilden Abſchieds Augenblick!
Drum, Schmiede! Freunde! nur zu Waffen legt mir's an,
Das andre laſſend, was der ſinnig Ackernde,
Was ſonſt der Fiſcher von euch fordern möchte heut.
Nur Waffen ſchafft! Geſchaffen habt ihr alles dann,
Auch derbſter Söhne übermäß'gen Vollgenuß.
Jetzt erſt, ihr mühſam finſterſtündig Strebenden,
Für euch ein Ruhmahl! Denn, wer Nachts arbeitete,
Genieße, wenn die andern früh zur Mühe gehn.

(Dem ſchlafenden Epimetheus ſich nähernd.)

Du aber, einz'ger Mitgeborner, ruhſt du hier?
Nachtwandler, Sorgenvoller, Schwerbedenklicher!
Du dauerſt mich, und doch belob' ich dein Geſchick.
Zu dulden iſt! Sey's thätig oder leidend auch.

Schmiede.

Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

(Sie verlieren ſich in den Gewölben, die ſich ſchließen.)

Epimetheus (in offner Halle ſchlafend). **Elpore** (den Morgenſtern auf dem Haupte, in luftigem Gewand ſteigt hinter dem Hügel herauf).

Epimetheus (träumend).

Ich ſeh' Geſtirne kommen, dicht gedrängt!
Ein Stern vor vielen, herrlich glänzet er!
Was ſteiget hinter ihm ſo hold empor?
Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt ſie ſich herauf,
Die ſchlanke, holde, niedliche Geſtalt.
Biſt du's, Elpore?

Elpore (von fern).

Theurer Vater, ja!
Die Stirne dir zu kühlen, weh' ich her!

Epimetheus.

Tritt näher, komm'!

Elpore.

Das iſt mir nicht erlaubt.

Epimetheus.

Nur näher!

Elpore (nahend).

So denn?

Epimetheus.

So! noch näher!

Elpore (ganz nah).

So?

Epimetheus.

Ich kenne dich nicht mehr.

Elpore.

Das dacht' ich wohl.

(Wegtretend.)

Nun aber?

Epimetheus.

Ja, du biſt's, geliebtes Mädchen,
Das deine Mutter ſcheidend mir entriß.
Wo bliebſt du? Komm zu deinem alten Vater!

Elpore (herzutretend).

Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.

Epimetheus.

Welch lieblich Kind beſucht mich in der Nähe?

Elpore.

Die du verkennſt und kennſt, die Tochter iſt's.

Epimetheus.

So komm in meinen Arm!

Elpore.

Bin nicht zu faſſen.

Epimetheus.

So küſſe mich!

Elpore (zu ſeinen Häupten)

Ich küſſe deine Stirn

Mit leichter Lippe.

(Sich entfernend.)

Fort ſchon bin ich, fort!

Epimetheus.

Wohin? wohin?

Elpore.

Nach Liebenden zu blicken.

Epimetheus.

Warum nach denen? Die bedürfen's nicht.

Elpore.

Ach, wohl bedürfen ſie's, und niemand mehr.

Epimetheus.

So ſage mir denn zu!

Elpore.

Und was denn? was?

Epimetheus.

Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore.

Unmöglich's zu verſprechen ziemt mir wohl.

Epimetheus.

Und ſie wird wiederkommen?

Elpore.

Ja doch! ja!

(Zu den Zuſchauern.)

Gute Menſchen! ſo ein zartes
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legten's in den jungen Buſen.
Was ihr wollet, was ihr wünſchet,
Nimmer kann ich's euch verſagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.

Ach! die anderen Dämonen,
Ungemüthlich, ungefällig,
Kreiſchen immerfort dazwiſchen
Schadenfroh ein hartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Kräh'n des Hahn's vernehm' ich!
Eilen muß die Morgenliche,
Eilen zu Erwachenden.

Doch ſo kann ich euch nicht laſſen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Toſen! welch ein Wühlen!
Iſt's der Morgenwelle Brauſen?
Schnaubſt du, hinter goldnen Thoren,
Roßgeſpann des Helios?

Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Wildbewegte Wünſche ſtürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen ſich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruh'gen, Uebermüth'gen!
Reichthum wollt ihr, Macht und Ehre;

Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch solches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne!
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? Der Mächt'ge hat sie.
Wollt Ihr Reichthum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur!
Hoffe niemand solche Güter!
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wird's! Doch hör' ich deutlich —
Leis' ist mein Gehör — ein seufzend
Liebeln! Still! ein lispelnd Seufzen!
O! das ist der Liebe Ton.

Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau' in mir der Süßen, Treuen
Wonnevolles Ebenbild!

Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt,
Und die sonst geschloßne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

„Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein seyn?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wieder finden?"
Ja gewiß! „Treu wieder finden?
Nimmer scheiden?" Ja doch! ja!
(Sie verhüllt sich und verschwindet, als Ehe wiederholend:)
Ja doch! ja!

Epimetheus (erwachend).

Wie süß, o Traumwelt, schöne! lösest du dich ab!

(Durchdringendes Angstgeschrei eines Weibes vom Garten her.)

Epimetheus (aufspringend).

Entsetzlich stürzt Erwachenden sich Jammer zu!

(Wiederholtes Geschrei.)

Weiblich Geschrei! Sie flüchtet! Näher! Nahe schon.

Epimeleia (innerhalb des Gartens unmittelbar am Zaun).

Ai! Ai! Weh! Weh mir! Weh! Weh! Weh! Ai! Ai mir! Weh!

Epimetheus.

Epimeleia's Töne, hart am Gartenrand!

Epimeleia (den Zaun hastig übersteigend).

Weh! Mord und Tod! Weh Mörder! Ai! ai! Hülfe mir!

Phileros (nachspringend).

Vergebens! Gleich ergreif' ich dein geflochtnes Haar.

Epimeleia.

Im Nacken, weh! den Hauch des Mörders fühl' ich schon.

Phileros.

Verruchte! Fühl' im Nacken gleich das scharfe Beil!

Epimetheus.

Her! Schuldig, Tochter, oder schuldlos rett' ich dich.

Epimeleia (an seiner linken Seite niedersinkend).

O Vater du! Ist doch ein Vater stets ein Gott!

Epimetheus.

Und wer, verwegen, stürmt aus dem Bezirk dich her?

Phileros (zu Epimethens Rechten).

Beschütze nicht des frechsten Weibs verworfnes Haupt!

Epimetheus (sie mit dem Mantel bedeckend).

Sie schütz' ich, Mörder, gegen dich und jeglichen.

Phileros (nach Epimethens Linken um ihn herumtretend).

Ich treffe sie auch unter dieses Mantels Nacht.

Epimeleia (sich vor dem Vater her nach der rechten Seite zu werfend).

Verloren, Vater, bin ich! O! Gewalt! Gewalt!

Phileros (hinter Epimethens sich zur Rechten wendend).

Irrt auch die Schärfe, irrend aber trifft sie doch!

(Er verwundet Epimeleia im Nacken.)

Epimeleia.

Ai ai! Weh! Weh mir!

Epimetheus (abwehrend).

Weh uns! Weh! Weh! Gewalt!

Phileros.

Geritzt nur! Weitre Seelenpforten öffn' ich gleich.

Epimeleia.

O Jammer! Jammer!

Epimetheus (abwehrend).

Weh uns! Hülfe! Weh uns! Weh!

Prometheus (eilig hereintretend).

Welch Mordgeschrei! Im friedlichen Bezirke tönt's?

Epimetheus.

Zu Hülfe, Bruder! Armgewalt'ger, eile her!

Epimeleia.

Beflügle deine Schritte! Rettender, heran!

Phileros.

Vollende, Faust! und Rettung schmählich hinke nach!

Prometheus (dazwischen tretend).

Zurück! Unsel'ger! thöricht Rasender zurück!
Phileros bist du's? Unbänd'ger, dießmal halt' ich dich.

(Er faßt ihn an.)

Phileros.

Laß, Vater, los! ich ehre deine Gegenwart.

Prometheus.

Abwesenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.
Ich halte dich! — An diesem Griff der starken Faust
Empfinde, wie erst Uebelthat den Menschen faßt,
Und Uebelthäter weise Macht sogleich ergreift.
Hier morden? Unbewehrte? Geh' zu Raub und Krieg!
Hin, wo Gewalt Gesetz macht! Denn wo sich Gesetz,
Wo Vaterwille sich Gewalt schuf, taugst du nicht.
Hast jene Ketten nicht gesehn, die ehernen,
Geschmiedet für des wilden Stieres Hörnerpaar,
Mehr für den Ungebändigten des Männervolks!
Sie sollen dir die Glieder lasten, klirrend hin
Und wieder schlagen, deinem Gang Begleitungstact.
Doch was bedarf's der Ketten? Ueberwiesener!

Gerichteter! Dort ragen Felſen weit hinaus,
Nach Land und See, dort ſtürzen billig wir hinab
Den Tobenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Gränzenloſen übermüthig rennend ſtürzt.
(Er läßt ihn fahren.)
Jetzt los' ich dich. Hinaus mit dir, ins Weite fort!
Bereuen magſt du oder dich beſtrafen ſelbſt.

Philetos.

So glaubeſt du, Vater, nun ſey es gethan?
Mit ſtarrer Geſetzlichkeit ſtürmſt du mich an,
Und achteſt für nichts die unendliche Macht,
Die mich, den Glückſel'gen, ins Elend gebracht.
Was liegt hier am Boden in blutender Qual?
Es iſt die Gebieterin die mir befahl.
Die Hände ſie ringen, die Arme ſie bangen,
Die Arme, die Hände ſind's, die mich umfangen.
Was zitterſt du, Lippe? Was dröhneſt du, Bruſt?
Verſchwiegene Zeugen verrätheriſch Luſt,
Verrätheriſch ja! Was ſie innig gereicht,
Gewährt ſie dem zweiten — dem dritten vielleicht.
Nun ſage mir, Vater, wer gab der Geſtalt
Die einzige, furchtbar entſchiedne Gewalt?
Wer führte ſie ſtill die verborgene Bahn
Herab vom Olymp? Aus dem Hades heran?
Weit eher entflöhſt du dem ehrnen Geſchick
Als dieſem durchbohrend verſchlingenden Blick;
Weit eher eindringender Keren Gefahr,
Als dieſem geflochtnen, geringelten Haar;
Weit eher der Wüſte beweglichem Sand,
Als dieſem umflatternden, regen Gewand.
(Prometheus hat Prometeia'n aufgehoben, führt ſie tröſtend umher, daß ihre Stellungen zu Philetos' Worten paſſen.)
Sag', iſt es Pandora? Du ſahſt ſie einmal,
Den Vätern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Hephaiſtos mit prunkendem Schein,
Da webten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Gefäß! O, wie faßt es ſich ſchlank!

So bieten die Himmel berauſchenden Trank.
Was birgt wohl das Zaudern? Verwegene That.
Das Lächeln, das Neigen, was birgt es? Verrath.
Die heiligen Blicke? Vernichtenden Scherz;
Der göttliche Buſen? Ein hündiſches Herz.

O! ſag' mir, ich lüge! O ſag', ſie iſt rein!
Willkommner als Sinn ſoll der Wahnſinn mir ſeyn.
Vom Wahnſinn zum Sinne welch glücklicher Schritt!
Vom Sinne zum Wahnſinn! — Wer litt was ich litt?
Nun iſt mir's bequem, dein geſtrenges Gebot;
Ich eile zu ſcheiden, ich ſuche den Tod.
Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein;
Ich habe nichts mehr, um lebendig zu ſeyn. (Ab.)

Prometheus (zu Epimeleia)
Biſt du beſchämt? Geſtehſt du weſſen er dich zeiht?

Epimetheus.
Beſtürzt gewahr' ich ſeltſam uns Begegnendes.

Epimeleia (zwiſchen beide tretend).
Einig, unverrückt, zuſammenwandernd,
Leuchten ewig ſie herab die Sterne;
Mondlicht überglänzet alle Höhen;
Und im Laube rauſchet Windesfächeln
Und im Fächeln athmet Philomele,
Athmet froh mit ihr der junge Buſen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles, alles, endlich unſer Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Ueberſchimmer,
Schattentiefe, Waſſerſturz und Rauſchen
Sind unendlich, endlich unſer Glück nur.
Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte ſich ein Blatt geſchaffen,
Und verbreitet früh ſchon durch die Auen
Heitern Vorgeſang mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen Leier Töne

Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das muntre Roß behende,
Und ſo eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach ſeines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unſre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unſre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoski's Cadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beſchwöre dich bei deinem Leben,
„Gieb mich keinem Andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiederſehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche!"

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Feſt, Imoski's Cadi ſie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigſtens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoski's Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleier bringeſt,
„Daß ich mich vor Aſan's Haus verhülle,
„Meine lieben Waiſen nicht erblicke."

Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt,
Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit den Schleier, den ſie heiſchte, tragend.

Anders faſſen ſie das Herz; man horchet.
Und wer draußen wandle ſchon ſo frühe?
Und wer draußen ſinge goldnen Saiten?
Mädchen möcht' es wiſſen, Mädchen öffnet
Leiſ' den Schalter, lauſcht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt: da regt ſich Eines!
Wer? das möcht' er wiſſen, lauert, ſpähet.
So erſpähen beide ſich einander;
Beide ſehen ſich in halber Helle.
Und was man geſehn, genau zu kennen,
Und was man nun kennt, ſich zuzueignen
Sehnt ſich gleich das Herz, und Arme ſtrecken,
Arme ſchließen ſich; ein heil'ger Bund iſt,
Jubelt nun das Herz, er iſt geſchloſſen.

Ach, warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles, alles, endlich unſer Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Betheuern,
Monzenſchimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnſucht wahrer Liebe,
Sind unendlich, endlich unſer Glück nur.

Bluten laß den Nacken! laß ihn, Vater!
Blut, gerinnend, ſtillet leicht ſich ſelber,
Ueberlaſſen ſich verharrſcht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Buſen ſtockend,
Wird es je ſich wieder fließend regen?
Wirſt, erſtarrtes Herz, du wieder ſchlagen?

Er entfloh! — Ihr Grauſamen, vertreibt ihn.
Ich Verſtoßne konnt' ihn, ach, nicht halten,
Wie er ſchalt, mir fluchte, läſternd taſte.
Doch willkommen ſey des Fluches Raſen:
Denn ſo liebt er mich, wie er mich ſchmähte,
So durchglüht' ich ihn, wie er verwünſchte.
Ach! warum verkannt' er die Geliebte?
Wird er leben, wieder ſie zu kennen?

Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich; warum sollt' ich's läugnen? —
Unheil überwältigt Scham. — Ein Hirte
Stößt die Thür an, stößt sie auf und forschend,
Still verwegen, tritt er in den Garten,
Findet mich, die Harrende, ergreift mich,
Und im Augenblick ergreift ihn jener,
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieser läßt mich,
Wehrt sich erst und flüchtet, bald verfolgt nun,
Ob getroffen oder nicht? was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schäumen, Schelten,
Dringt nun Phileros; ich stürze flüchtend
Ueber Blumen und Gesträuch; der Zaun hält
Mich zuletzt, doch hebet mich befittigt
Angst empor, ich bin im Freien; gleich drauf
Stürzt auch er heran; das andre wißt ihr.

Theurer Vater! hat Epimeleia
Sorg' um dich getragen manche Tage,
Sorge trägt sie leider um sich selbst nun,
Und zur Sorge schleicht sich ein die Reue.
Eos wohl wird meine Wange röthen,
Nicht an seiner! Helios beleuchten
Schöne Pfade, die er nicht zurückkehrt.
Laßt mich gehn, ihr Väter, mich verbergen!
Zürnet nicht der Armen, laßt sie weinen!
Ach! wie fühl' ich's! Ach das schmerzt unendlich
Wohlerworbne Liebe zu vermissen.

Prometheus.

Das Götterkind, die herrliche Gestalt, wer ist's?
Pandoren gleicht sie, schmeichelhafter scheint sie nur
Und lieblicher; die Schönheit jener schreckte fast.

Epimetheus.

Pandorens Tochter, meine Tochter rühm' ich sie.
Epimeleia nennen wir die Sinnende.

Prometheus.

Dein Vaterglück, warum verbargſt du, Bruder, mir's?

Epimetheus.

Entfremdet war dir mein Gemüth, o Trefflicher!

Prometheus.

Um jener willen, die ich nicht empfing mit Gunſt.

Epimetheus.

Die du hinweg gewieſen, eignet' ich mir zu.

Prometheus.

In deinen Hort verbargſt du jene Gefährliche?

Epimetheus.

Die Himmliſche! vermeidend herben Bruderzwiſt.

Prometheus.

Nicht lange wohl blieb, wankelmüthig, ſie dir getreu?

Epimetheus.

Treu blieb ihr Bild; noch immer ſteht es gegen mir.

Prometheus.

Und peiniget in der Tochter dich zum zweitenmal.

Epimetheus.

Die Schmerzen ſelbſt um ſolch ein Kleinod ſind Genuß.

Prometheus.

Kleinode ſchafft dem Manne täglich ſeine Fauſt.

Epimetheus.

Unwürd'ge, ſchafft er nicht das höchſte Gut dafür.

Prometheus.

Das höchſte Gut? Mich dünken alle Güter gleich.

Epimetheus.

Mit nichten! Eines übertrifft. Beſaß ich's doch!

Prometheus.

Ich rathe faſt, auf welchem Weg du irrend gehſt.

Epimetheus.

Ich irre nicht! die Schönheit führt auf rechte Bahn.

Prometheus.

In Frau'ngeſtalt nur allzuleicht verführet ſie.

Epimetheus.

Du formteſt Frauen, keineswegs verführeriſch.

Prometheus.

Doch formt' ich sie aus zärtrem Thon, die rohen selbst.

Epimetheus.

Den Mann vorausgedenkend, sie zur Dienerin.

Prometheus.

So werde Knecht, verschmähest du die treue Magd.

Epimetheus.

Zu widersprechen meid' ich. Was in Herz und Sinn
Sich eingeprägt, ich wiederhol's im Stillen gern.
O göttliches Vermögen mir, Erinnerung!
Du bringst das hehre, frische Bild ganz wieder her.

Prometheus.

Die Hochgestalt aus altem Dunkel tritt auch mir;
Hephaisten selbst gelingt sie nicht zum zweitenmal.

Epimetheus.

Auch du erwähnest solchen Ursprungs Fabelwahn?
Aus göttlich altem Kraftgeschlechte stammt sie her:
Uranione, Heren gleich und Schwester Zeus.

Prometheus.

Doch schmückt' Hephaistos wohldedenkend reich sie aus;
Ein goldnes Hauptnetz flechtend erst mit kluger Hand,
Die feinsten Dräthe wirkend, strickend mannichfach.

Epimetheus.

Dieß göttliche Gehäge, nicht das Haar bezwang's,
Das übervolle, strotzend braune, krause Haar;
Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf.

Prometheus.

Drum schlang er Ketten nebenan, gediegene.

Epimetheus.

In Flechten glänzend schmiegte sich der Wunderwuchs,
Der, freigegeben, schlangengleich die Ferse schlug.

Prometheus.

Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es so!
Pyropisch, unbeschreiblich, seltsam leuchtet' es.

Epimetheus.

Mir blickt' es nur gesellig aus dem Haarkranz hervor

Aufblüh'nder Blumen; Stirn und Braue hüllten ſie,
Die neidiſchen! Wie Kriegsgefährte den Schützen deckt
Mit dem Schild, ſo ſie der Augen treffende Pfeilgewalt.

Prometheus.

Geknüpft mit Kettenbändern ſchaut' ich jenen Kranz;
Der Schulter ſchmiegten ſie zwitzernd, glimmernd gern ſich an.

Epimetheus.

Des Ohres Perle ſchwankt mir vor dem Auge noch,
Wie ſich frei das Haupt anmuthiglich bewegete.

Prometheus.

Gereihte Gaben Amphitritens trug der Hals.
Dann vielgeblümten Kleides Feld, wie es wunderbar
Mit frühlingsreichem buntem Schmuck die Bruſt umgab!

Epimetheus.

An dieſe Bruſt mich Glücklichen hat ſie gedrückt!

Prometheus.

Des Gürtels Kunſt war über alles lobenswerth.

Epimetheus.

Und dieſen Gürtel hab' ich liebend aufgelöſ't!

Prometheus.

Dem Drachen, um den Arm geringelt, lernt' ich ab,
Wie ſtarr Metall im Schlangenkreiſe ſich dehnt und ſchließt.

Epimetheus.

Mit dieſen Armen liebevoll umfieng ſie mich!

Prometheus.

Die Ringe ſchmückend verbreiterten die ſchlanke Hand.

Epimetheus.

Die mir ſo oft ſich, herzerfreuend, hingeſtreckt!

Prometheus.

Und glich ſie wohl Athenens Hand an Kunſtgeſchick?

Epimetheus.

Ich weiß es nicht; nur liebekoſend kannt' ich ſie.

Prometheus.

Athenens Webſtuhl offenbart' ihr Oberkleid.

Epimetheus.

Wie's wellenſchimmernd, wogenhaft ihr wallte nach.

Prometheus.

Der Saum verwirrte, fesselnd, auch den schärfsten Blick.

Epimetheus.

Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach sich her.

Prometheus.

Gewundne Riesenblumen, Füllhorn jegliche!

Epimetheus.

Den reichen Kelchen muthiges Gewild entquoll.

Prometheus.

Das Reh zu fliehen, es zu verfolgen, sprang der Leu.

Epimetheus.

Wer sah' den Saum an, zeigte sich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwiedernd Liebesdruck.

Prometheus.

Auch hier nicht müde schmückte nur der Künstler mehr;
Biegsame Sohlen, goldne, schrittbefördernde!

Epimetheus.

Beflügelte! sie rührte kaum den Boden an.

Prometheus.

Gegliedert schnürten goldne Riemen schleifenhaft.

Epimetheus.

O! rufe mir nicht jene Hüllepracht hervor!
Der Allbegabten wußt' ich nichts zu geben mehr;
Die Schönste, die Geschmückteste, die Meine war's!
Ich gab mich selbst ihr, gab mich mir zum erstenmal.

Prometheus.

Und leider so auf ewig dir entriß sie dich!

Epimetheus.

Und sie gehört auf ewig mir, die Herrliche!

Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt', sie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerstiebte trübsinniger Wahn;
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du ſuchteſt nach Worten ſie würdig zu loben,
Du willſt ſie erhöhen; ſie wandelt ſchon oben.
Vergleich' ihr das Beſte; du hältſt es für ſchlecht.
Sie ſpricht, du beſinnſt dich, doch hat ſie ſchon Recht.
Du ſtemmſt dich entgegen; ſie gewinnt das Gefecht.
Du ſchwankſt ihr zu dienen, und biſt ſchon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, das mag ſie erwiedern.
Was hilft hohes Anſehn? ſie wird es erniedern.
Sie ſtellt ſich ans Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt ſie den Weg dir, gleich hält ſie dich auf.
Du willſt ein Gebet thun, ſie treibt dich hinauf.
Giebſt Reichthum und Weisheit und alles in Kauf.

Sie ſteiget hernieder in tauſend Gebilden,
Sie ſchwebet auf Waſſern, ſie ſchreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maaßen erglänzt ſie und ſchallt,
Und einzig verehelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht ſich die höchſte Gewalt,
Mir erſchien ſie in Jugend-, in Frauengeſtalt.

Prometheus.

Dem Glück der Jugend heiß' ich Schönheit nah verwandt:
Auf Gipfeln weilt ſo eines wie das andre nicht.

Epimetheus.

Und auch im Wechſel beide, nun und immer ſchön;
Den ewig bleibt Erkornen anerkanntes Glück.
So neu verherrlicht leuchtete das Angeſicht
Pandorens mir aus buntem Schleier, den ſie jetzt
Sich umgeworfen, hüllend göttlichen Gliederbau.
Ihr Antlitz, angeſchaut allein, höchſt ſchöner war'e,
Dem ſonſt des Körpers Wohlgeſtalt wetteiferte;
Auch ward es rein der Seele klargeſpiegelt Bild,
Und ſie, die Liebſte, Holde, leicht-geſprächiger.
Zutraulich mehr, geheimnißvoll gefälliger.

Prometheus.

Auf neue Freuden deutet ſolche Verwandelung.

Epimetheus.

Und neue Freuden, leidenſchaffende, gab ſie mir.

Prometheus.

Laß hören! Leid aus Freude tritt ſo leicht hervor.

Epimetheus.

Am ſchönſten Tage — blühend regte ſich die Welt —
Entgegnete ſie im Garten mir, verſchleiert noch,
Nicht mehr allein: auf jedem Arme wiegte ſie
Ein lieblich Kind, beſchattet, Töchterzwillinge.
Sie trat heran, daß hoch erſtaunt, erfreut, ich die
Beſchauen möchte, herzen auch nach Herzensluſt.

Prometheus.

Verſchieden waren beide, ſag' mir, oder gleich?

Epimetheus.

Gleich und verſchieden; ähnlich nennteſt beide wohl.

Prometheus.

Dem Vater eins, der Mutter eines, denk' ich doch.

Epimetheus.

Das Wahre trifft du, wie es ziemt Erfahrenem.
Da ſprach ſie: Wähle! Das Eine ſey dir anvertraut,
Eins meiner Pflege vorbehalten! Wähle ſchnell!
Epimeleia nennſt du dieß, Elpore dieß.
Ich ſah ſie an. Die eine ſchalkiſch ängelte
Vom Schleierſaum her; wie ſie meinen Blick gehaſcht,
Zurück ſie fuhr und barg ſich an der Mutter Bruſt.
Die andre, ruhig gegentheils und ſchmerzlich faſt,
Als jener Blick den meinigen zuerſt erwarb,
Sah ſtät herüber, hielt mein Auge feſt und feſt
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz;
Nach mir ſich neigend, händereichend, ſtrebte ſie
Als liebedürftig, hülfsbedürftig, tiefen Blicks.
Wie hätt' ich widerſtanden! Dieſe nahm ich auf;
Mich Vater fühlend, ſchloß an meine Bruſt ich ſie,
Ihr wegzuſcheuchen von der Stirn frühzeit'gen Ernſt.
Nicht achtend ſtand ich, daß Pandora weiter ſchritt.
Der Ferngewichnen folgt' ich fröhlich rufend nach;

Sie aber, halb gewendet nach dem Eilenden,
Warf mit der Hand ein deutlich Lebewohl mir zu.
Ich stand versteinert, schaute hin; ich seh' sie noch!
Vollwüchsig streben drei Cypressen himmelwärts,
Wo dort der Weg sich wendet. Sie, gewandt im Gehn,
Darzeigte vorgehoben nochmals mir das Kind,
Das unerreichbar seine Händchen reichend wies;
Und jetzt, hinum die Stämme schreitend, Augenblicks
Weg war sie! Niemals hab' ich wieder sie gesehn.

Prometheus.

Nicht sonderbar soll jedem scheinen, was geschieht,
Vereint er sich Dämonen, gottgesendeten.
Nicht tadl' ich deiner Schmerzen Gluth, Verwittweter!
Wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz.

Epimetheus.

Wohl wiederhol' ich's! Immer jenen Cypressen zu,
Mein einz'ger Gang blieb's. Blickt' ich doch am liebsten hin,
Allwo zuletzt sie schwindend mir im Auge blieb.
Sie kommt vielleicht, so dacht' ich, dorther mir zurück,
Und weinte quellweis', an mich drückend jenes Kind,
An Mutterstatt. Es sah mich an und weinte mit,
Bewegt von Mitgefühlen, staunend, unbewußt. —
So leb' ich fort, entgegen ewig verweis'ter Zeit,
Gestärkt an meiner Tochter zart besorgtem Sinn,
Die nun bedürftig meiner Vaterſorge wird,
Von Liebesjammer unerträglich aufgequält.

Prometheus.

Vernahmst du nichts von deiner Zweiten diese Zeit?

Epimetheus.

Grausam gefällig steigt sie oft als Morgentraum,
Geschmückt, mit Phosphoros herüber; schmeichelnd fließt
Versprechen ihr vom Munde, kosend naht sie mir,
Und schwankt und flieht. Mit ewigem Verwandeln täuscht
Sie meinen Kummer, täuscht zuletzt auf Ja und Ja
Den Fleh'nden mit Pandorens Wiederkehr sogar.

Prometheus.

Elporen kenn' ich, Bruder, darum bin ich mild
Zu deinen Schmerzen, dankbar für mein Erdenvolk.
Du mit der Göttin zeugteſt ihm ein höldes Bild,
Zwar auch verwandt mit jenen Rauchgeborenen;
Doch ſtets gefällig täuſchet ſie unſchuldiger,
Entbehrlich keinem Erdenſohn. Kurzſichtigen
Zum zweiten Auge wird ſie; jedem ſey's gegönnt! —
Du ſtärkend aber deine Tochter ſtärke dich ...
Wie hörſt du nicht? verſinkeſt zur Vergangenheit?

Epimetheus.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach! reißt ſie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet ſie? ſcheid' ich? — ein grimmiger Schmerz
Faſſet im Krampf dich, du liegſt ihr zu Füßen,
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Kannſt du dann weinen und ſiehſt ſie durch Thränen
Fernende Thränen, als wäre ſie fern:
Bleib'! Noch iſt's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt ſich der Nacht unbeweglichſter Stern.

Faſſe ſie wieder! Empfindet ſelbander
Euer Beſitzen und euren Verluſt!
Schlägt nicht ein Wetterſtrahl euch aus einander;
Inniger dränget ſich Bruſt nur an Bruſt.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach! reißt ſie ihn ewig zurück.

Glücklich kamen ſie zur Fürſtin Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder.
Aber als ſie Aſan's Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder eben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrod mit deinen Kindern!"
Traurig hört' es die Gemahlin Aſan's,
Kehrte ſich zu der Suaten Fürſten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beſchenke."

Und ſie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab ſie Gaben;
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiſeit ſah Vater Aſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
„Eurer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
„Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen."

Wie das hörte die Gemahlin Aſan's,
Stürzt ſie bleich den Boden ſchütternd nieder,
Und die Seel' entfloh dem bangen Buſen,
Als ſie ihre Kinder vor ſich fliehn ſah.

Prometheus.

Iſt's wohl ein Glück zu nennen, was in Gegenwart
Ausſchließend wegweiſ't alles, was ergötzlich lockt,
Abweſend aber, jeden Troſt verneinend, quält!

Epimetheus.

Troſtlos zu ſeyn iſt Liebenden der ſchönſte Troſt:
Verlornem nachzuſtreben ſelbſt ſchon mehr Gewinn,
Als Neues aufzuhaſchen. Weh! Doch! Eitles Mühn,
Sich zu vergegenwärt'gen Fortgeſchiedenes,
Unwiederherſtellbares! hohle leid'ge Qual!

Mühend verſenkt ängſtlich der Sinn
Sich in die Nacht, ſuchet umſonſt
Nach der Geſtalt. Ach! wie ſo klar
Stand ſie am Tag ſonſt vor dem Blick.

Schwankend erſcheint kaum noch das Bild;
Etwa nur ſo ſchritt ſie heran!
Naht ſie mir denn? Faßt ſie mich wohl? —
Nebelgeſtalt, ſchwebt ſie vorbei.

Kehret zurück, herzlich erſehnt;
Aber noch ſchwankt's immer und wogt's,
Aehnlich zugleich andern und ſich;
Schärferem Blick ſchwindet's zuletzt.

Endlich nun doch tritt ſie hervor!
Steht mir ſo ſcharf gegen den Blick!
Herrlich! So ſchafft Pinſel und Stahl! —
Blinzen des Augs ſcheuchet ſie fort!

Iſt ein Bemühn eitler? Gewiß
Schmerzlicher keins, ängſtlicher keins!
Wie es auch ſtreng Minos verfügt,
Schatten iſt nun ewiger Werth.

Wieder versucht sey's, dich heran
Gattin zu ziehn! Hasch ich sie? Bleibt's
Wieder mein Glück? — Bild nur und Schein!
Flüchtig entschwebt's, fließt und zerrinnt.

Prometheus.

Zerrinne nicht, o Bruder, schmerzlich aufgelöst!
Erhabnen Stammes, hoher Jahre sey gedenk!
Im Jünglingsauge mag ich wohl die Thräne sehn;
Des Greisen Aug' entstellt sie. Guter, weine nicht!

Epimetheus.

Der Thränen Gabe, sie versöhnt den grimmsten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.

Prometheus.

Blick' auf aus deinem Jammer! Schau' die Röthe dort!
Verfehlet Eos wohlgewohnten Pfades heut?
Vom Mittag dorther leuchtet rothe Gluth empor.
Ein Brand in deinen Wältern, deinen Wohnungen
Scheint aufzuflammen. Eile! Gegenwart des Herrn
Mehrt jedes Gute, steuert möglichem Verlust.

Epimetheus.

Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf.

Prometheus.

Gebautes einzureißen rath' ich, genügt's nicht mehr;
Mit Willen thät' ich's! Zufall aber bleibt verhaßt.
Drum eilig sammle, was von Männern im Bezirk
Dir thätig reg' ist, widersteh' der Flammenwuth!
Mich aber hört gleich jene schwarmgedrängte Schaar,
Die zum Verderben sich bereit hält wie zum Schutz.

Epimetheia.

Meinen Angstruf,
Um mich selbst nicht —
Ich bedarf's nicht —
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zu Grunde gehn:

Denn zu Grund ging
Ich vorlängſt ſchon.

Als er todt lag
Jener Hirt, ſtürzt'
Auch mein Glück hin:
Nun die Rach' raſt,
Zum Verderb ſtrömt
Sein Geſchlecht her.

Das Gehäg' ſtürzt,
Und ein Wald ſchlägt
Mächt'ge Flamm' auf.
Durch die Rauchgluth
Siedet Balſam
Aus dem Harzbaum.

An das Dach greift's,
Das entflammt ſchon.
Das Geſparr kracht!
Ach! es bricht mir
Uebers Haupt ein,
Es erſchlägt mich
In der Fern' auch!
Jene Schuld ragt!
Auge droht mir
Braue winkt mir
Ins Gericht hin!

Nicht dahin trägt
Mich der Fuß, wo
Phileros wild
Sich hinab ſtürzt
In den Meerſchwall.
Die er liebt, ſoll
Seiner werth ſeyn!

Lieb' und Reu' treibt
Mich zur Flamm' hin,
Die aus Liebsgluth
Raſend aufquoll. (Ab.)

Epimetheus.

Dieſe rett' ich,
Sie, die Einz'ge!
Jenen wehr' ich
Mit der Hauskraft,
Bis Prometheus
Mir das Heer ſchickt.
Dann erneu'n wir
Zorn'gen Wettkampf,
Wir befreim uns;
Jene fliehn dann
Und die Flamm' liſcht. (Ab.)

Prometheus.

Nun heran ihr!
Die im Schwarm ſchon
Um die Felskluft
Eurer Nachtburg,
Aus dem Buſch auf
Eurem Schirmdach,
Strebend aufſummt.

Eh' ihr auszieht
In das Fernland,
Dieſem Nachbar
Werdet hülfreich,
Und befreit ihn
Vom Gewaltſchlag
Wilder Rachluſt!

Krieger.

Der Ruf des Herrn,
Des Vaters, tönt;

Wir folgen gern,
Wir ſind's gewöhnt.
Geboren ſind
Wir all' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn
Und ſagen's nicht;
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß,
Wir tragen's fern,
Und jen's und dieß,
Wir wagen's gern.

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir beziehn,
Wird unſer ſeyn;
Will einer das,
Verwehren wir's
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug
Und will noch mehr,
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da ſackt man auf,
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort,
Mit feſtem Schritt,

Der erſte fort,
Den zweiten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der Beſte brach,
Kommt an und an
Der letzte nach.

Prometheus.

Verleihet gleich
So Schad' als Nutz!
Hier weih' ich euch
Zu Schutz und Trutz.
Auf! raſch Vergnügte,
Schnellen Strich's!
Der barſch Beſiegte
Habe ſich's!

Hier leiſtet friſch und weislich dringende Hochgewalt
Erwünſchten Dienſt. Das Feuerzeichen ſchwindet ſchon
Und brüderlich bringt würd'ge Hülfe mein Geſchlecht.
Nun aber Eos unaufhaltſam ſtrebt ſie an,
Sprungweiſe, mädchenartig, ſtreut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkenſaum,
Sich reich entfaltend ſie blühen, wechſeln, mannichfach!
So tritt ſie lieblich hervor, erfreulich immerfort,
Gewöhnet Erdgebornet ſchwaches Auge ſanft,
Daß nicht vor Helios' Pfeil erblinde mein Geſchlecht,
Beſtimmt Erleuchtetes zu ſehen, nicht das Licht!

Eos (von dem Meere heraufſteigend)

Jugendröthe, Tagesblüthe,
Bring' ich ſchöner heut' als jemals,
Aus den unerforſchten Tiefen
Des Okeanos herüber.
Hurtiger entſchüttelt heute
Mir den Schlaf, die ihr des Meeres
Felsumſteilte Bucht bewohnet,

Ernste Fischer! frisch vom Lager!
Euer Werkzeug nehmt zur Hand.

Schnell entwickelt eure Netze,
Die bekannte Fluth umzingelnd:
Eines schönen Fangs Gewißheit
Ruf' ich euch ermunternd zu.
Schwimmet, Schwimmer! taucht, ihr Taucher!
Spähet, Späher, auf dem Felsen!
Ufer wimmle wie die Fluthen,
Wimmle schnell von Thätigkeit!

Prometheus.

Was hältst du deinen Fuß zurück, du Flüchtige?
Was fesselt an dieß Buchtgestade deinen Blick?
Wen rufst du an, du Stumme sonst, gebietest wem?
Die niemand Rede stehet, dießmal sprich zu mir!

Eos.

Jenen Jüngling rettet, rettet!
Der verzweifelnd, liebetrunken,
Rachetrunken, schwergeschulten,
In die nachtumhüllten Fluthen
Sich vom Felsen stürzete.

Prometheus.

Was hör' ich! Hat Phileros dem Strafedräu'n gehorcht?
Sich selbst gerichtet, kalten Wellentod gesucht?
Auf, eilen wir! Dem Leben geb' ich ihn zurück.

Eos.

Weile, Vater! Hat dein Schelten
Ihn dem Tode zugetrieben,
Deine Klugheit, dein Bestreben
Bringt ihn dießmal nicht zurück.
Dießmal bringt der Götter Wille,
Bringt des Lebens eignes, reines,
Unverwüstliches Bestreben
Neugeboren ihn zurück.

Prometheus.

Gerettet iſt er? Sage mir, und ſchauſt du ihn?

Eos.

Dort! er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor, der ſtarke Schwimmer;
Denn ihn läßt die Luft zu leben
Nicht, den Jüngling, untergehn.
Spielen rings um ihn die Wogen,
Morgendlich und kurz beweget,
Spielt er ſelbſt nur mit den Wogen
Tragend ihn, die ſchöne Laſt.
Alle Fiſcher, alle Schwimmer,
Sie verſammeln ſich lebendig
Um ihn her, nicht ihn zu retten;
Gaukelnd baden ſie mit ihm.
Ja Delphine drängen gleitend
Zu der Schaar ſich, der bewegten,
Tauchen auf und heben tragend
Ihn, den ſchönen aufgefriſchten.
Alles wimmelnde Gedränge
Eilet nun dem Lande zu.

Und an Leben und an Friſche
Will das Land der Fluth nicht weichen;
Alle Hügel, alle Klippen
Von Lebend'gen ausgeziert!
Alle Winzer aus den Keltern,
Felſenkellern tretend, reichen
Schal' um Schale, Krug um Krüge
Den beſeelten Wellen zu.
Nun entſteigt der Göttergleiche,
Von dem ringsumſchäumten Rücken
Freundlicher Meerwunder ſchreitend,
Reich umblüht von meinen Roſen,
Er, ein Anadyomen,
Auf zum Felſen. Die geſchmückte

Schönſte Schale reicht ein Alter
Bärtig, lächelnd, wohlbehaglich,
Ihm, dem Bacchusähnlichen.

Klirret, Becken! Erz, ertöne!
Sie umdrängen ihn, beneidend
Mich um ſeiner ſchönen Glieder
Wonnevollen Ueberblick,
Pantherfelle von den Schultern
Schlagen ſchon um ſeine Hüften,
Und den Thyrſus in den Händen
Schreitet er heran, ein Gott.
Hörſt du jubeln? Erz ertönen?
Ja, des Tages hohe Feier,
Allgemeines Feſt beginnt.

Prometheus.

Was kündeſt du für Feſte mir? Sie lieb' ich nicht;
Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
Des ächten Mannes wahre Feier iſt die That!

Eos.

Manches Gute ward gemein den Stunden;
Doch die gottgewählte, feſtlich werde dieſe!
Eos blicket auf in Himmelsräume,
Ihr enthüllt ſich das Geſchick des Tages.
Niederſenkt ſich Würdiges und Schönes,
Erſt verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder ſich zu bergen.
Aus den Fluthen ſchreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen ſich, und eins im andern
Fühlt ſich ganz und fühlet ganz das andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen ſie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That ſich ſegnend nieder;
Gabe ſenkt ſich, ungeahnet vormals.

Prometheus.

Neues freut mich nicht, und ausgeſtattet
Iſt genugſam dieß Geſchlecht zur Erde.
Freilich fröhnt es nur dem heut'gen Tage,
Geſtrigen Ereignens denkt's nur ſelten;
Was es litt, genoß, ihm iſt's verloren.
Selbſt im Augenblicke greift es roh zu,
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an ſich,
Wirft es weg, nicht ſinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höherm Nutzen.
Dieſes tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbſt ein Beiſpiel, wenig will es frommen.
Alſo ſchreiten ſie mit Kinderleichtſinn
Und mit rohem Taſten in den Tag hin.
Möchten ſie Vergangnes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, formend, mehr ſich eignen,
Wär' es gut für alle; ſolches wünſcht' ich.

Eos.

Länger weil' ich nicht; mich treibet fürder
Strahlend Helios unwiderſtehlich.
Weg vor ſeinem Blick zu ſchwinden zittert
Schon der Thau, der meinen Kranz beperlet.
Fahre wohl, du Menſchenvater! Merke:
Was zu wünſchen iſt, ihr unten fühlt es;
Was zu geben ſey, die wiſſen's droben.
Groß beginnt ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Iſt der Götter Werk; die laßt gewähren!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Antiker Form ſich nähernd.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Elfter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Elfter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Ob 150-325

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Faust.

Erster Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Zueignung.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl, euch dießmal fest zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt:
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen, ach! der erste Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang;
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen, ernſten Geiſterreich:
Es ſchwebet nun, in unbeſtimmten Tönen,
Mein liſpelnd Lied, der Aeolsharfe gleich.
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz, es fühlt ſich mild und weich:
Was ich beſitze, ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorſpiel auf dem Theater.

Director. Theaterdichter. Luſtige Perſon.

Director.

Ihr Beiden, die ihr mir ſo oft
In Noth und Trübſal beigeſtanden,
Sagt, was ihr wohl in deutſchen Landen
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr der Menge zu behagen,
Beſonders weil ſie lebt und leben läßt.
Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen,
Und jedermann erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon, mit hohen Augenbraunen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.
Ich weiß, wie man den Geiſt des Volks verſöhnt,
Doch ſo verlegen bin ich nie geweſen;
Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's, daß alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſey?
Denn freilich mag ich gern die Menge ſehen,
Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,
Bei hellem Tage, ſchon vor Vieren,
Mit Stößen ſich bis an die Kaſſe ficht,
Und wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht.

Dieß Wunder wirkt auf ſo verſchiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o, thu' es heute!

Dichter.

O ſprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geiſt entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur ſtillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundſchaft unſres Herzens Segen
Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Bruſt uns da entſprungen,
Was ſich die Lippe ſchüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verſchlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft, wenn es erſt durch Jahre durchgedrungen,
Erſcheint es in vollendeter Geſtalt.
Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Luſtige Perſon.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören ſollte;
Geſetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will ſie doch und ſoll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was.
Wer ſich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen großen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.
Drum ſeyd nur brav und zeigt euch muſterhaft;
Laßt Phantaſie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Stehn uns viele weiten Hallen
Zu Gedichte, wie den Alten?

Director.

Beſonders aber laßt genug geſchehn!
Man kommt zu ſchau'n, man will am liebſten ſehn.
Wird vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann.
Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen;
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muß euch glücken;
Leicht iſt es vorgelegt, ſo leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publicum wird es euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſey!
Wie wenig das dem ächten Künſtler zieme!
Der ſaubern Herren Pfuſcherei
Iſt, merk' ich, ſchon bei euch Maxime.

Director.

Ein ſolcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beſte Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin, für wen ihr ſchreibt!
Wenn dieſen Langeweile treibt,
Kommt jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und, was das allerſchlimmſte bleibt,
Gar mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum Beſten,
Und ſpielen ohne Gage mit.

Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Befeht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu solchem Zweck, die holden Musen?
Ich sag' euch, gebt nur mehr, und immer, immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren.
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer. — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh' hin und such' dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurückeschlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?

Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Lustige Person

So braucht sie denn die schönen Kräfte
Und treibt die dicht'rischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt,
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächst das Glück, dann wird es angefochten;
Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man sich's versieht, ist's eben ein Roman.
Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melancholische Nahrung,
Dann wird bald dieß, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein:
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,

Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Lustige Person.

Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen,
Wenn fern des schnellen Laufes Kranz
Vom schwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte schmausend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herr'n, ist eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte sind genug gewechselt;
Laßt mich auch endlich Thaten sehn:
Indeß ihr Complimente drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn.
Was hilft es viel, von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie.
Euch ist bekannt, was wir bedürfen;
Wir wollen stark Getränke schlürfen;

Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht gethan;
Und keinen Tag soll man verpassen.
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen;
Er will es dann nicht fahren lassen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Ihr wißt, auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein jeder, was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospekte nicht und nicht Maschinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmlischen Heerschaaren, nachher Mephistopheles.

Die drei Erzengel treten vor

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchrieb'ne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer, ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.

Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags.
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

Zu drei.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke,
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Mephistopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst,
Und fragst, wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst,
So siehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih', ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt:
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich, als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu seyn.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt:
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Herr.

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephiſtopheles.

Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen;
Ich mag ſogar die armen ſelbſt nicht plagen.

Der Herr.

Kennſt du den Fauſt?

Mephiſtopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephiſtopheles.

Fürwahr! er dient euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne;
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt:
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne,
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.

Was wettet ihr? den ſollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt
Ihn meine Straße ſacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſey dir's nicht verboten.
Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt.

Mephiſtopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten

Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meiſten lieb' ich mir die vollen, friſchen Wangen,
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es ſey dir überlaſſen!
Zieh dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannſt du ihn erfaſſen,
Auf deinem Wege mit herab.
Und ſteh' beſchämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephiſtopheles.

Schon gut, nur dauert es nicht lange.
Mir iſt für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Bruſt.
Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfſt auch da nur frei erſcheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.
Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen;
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh';
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.
Doch ihr, die echten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.

(Der Himmel ſchließt: die Erzengel vertheilen ſich.)

Mephiſtopheles (allein)

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Herzog Leopold von Braunſchweig.

1785.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrſcher des Fluſſes,
Hält dich und theilet mit dir ewig ſein ſtrömendes Reich.
Ruhig ſchlummerſt du nun beim ſtilleren Rauſchen der Urne,
Bis dich ſtürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke! ſo wie du ein Sterblicher wollteſt,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menſchen mißlang.

Dem Ackermann.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt ſelbſt von dem Grabe ſich nicht.

Anakreon's Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbeer ſich ſchlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo ſich das Grillchen ergötzt,
Welch ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreon's Ruh.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Der Tragödie erſter Theil.

Nacht.

Faust

(in einem hochgewölbten engen gothiſchen Zimmer unruhig auf ſeinem Seſſel am Pult)

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und leider! auch Theologie
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn.
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug, als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab, und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel.
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen
Bilde mir nicht ein, was Recht's zu wiſſen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund,

Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß,
Zu sagen brauche was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkungskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht!
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Thau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht!
Beschränkt von diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft! —
Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Busen klemmt?

Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergerippe und Todtenbein.

Flieh'! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus' eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkennſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſ't,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt:
Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

(Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.)

Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das inn're Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und, mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich, was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!

„Auf! bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"
(Er beſchaut das Zeichen.)
Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Ein's in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niederſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen,
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all das All durchklingen!

Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt! —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?
(Er ſchlägt unwillig das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.)
Wie anders wirkt das Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein;
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffsbruchs Knirſchen nicht zu zagen.
Es wölkt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt! — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab,
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt:
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!

Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinne ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben!

(Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.)

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt (abgewendet).

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' gezogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du flehſt erathmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſeh'n;
Mich neigt dein mächtig Seelenfleh'n,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines Gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!

Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Der du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah fühl' ich mich dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir!

(Verſchwindet.)

Fauſt (zuſammenſtürzend).

Nicht dir?
Wem denn?
Ich, Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod! ich kenn's — das iſt mein Famulus —:
Es wird mein ſchönſtes Glück zu nichte!
Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!

Wagner

(tritt auf, im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Fauſt wendet ſich unwillig ab).

Verzeiht, ich hör' euch declamiren;
Ihr laſt gewiß ein griechiſch Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht' ich was profitiren;
Denn heut' zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt:
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer, leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang,
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,

Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.

Das Pergament, ist das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es ist ein groß Ergötzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund' der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer;
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.

Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwei Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaaß.

Eros, wie ſeh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?
„Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab."

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe;
Geh, vollbring dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft, denn es erwacht nur zu bald.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſeyn; ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht;
Wir müſſen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.
Doch morgen, als am erſten Oſtertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien befliſſen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen. (Ab.)

Fauſt (allein).

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.
Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach! die Erſcheinung war ſo rieſengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah geſpiegelt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß, in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn:
Ich, mehr als Cherub, deſſen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, ſchaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn besessen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stießest grausam mich zurücke,
Ins ungewisse Menschenloos.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bess're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Wenn Phantasie sich sonst, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh';
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Ist es nicht Staub, was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget,
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand,
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden, was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen? —
Was grinsest du mir, hohler Schädel, her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dämm'rung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret!
Ihr Instrumente freilich spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz und Bügel.
Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel seyn:
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag,
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben,
Du alt Geräthe, das ich nicht gebraucht,
Du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
So lang' an diesem Pult die trübe Lampe schmauchte.
Weit besser hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belastet hier zu schwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
Was man nicht nützt, ist eine schwere Last:
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle?
Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole,
Die ich mit Andacht nun herunterhole!
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.
Du Inbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tortlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert;
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit,
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.
Hier ist es Zeit, durch Thaten zu beweisen
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt:
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, krystallne, reine Schale,
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht!
Du glänzteſt bei der Väter Freudenfeſte,

Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis' zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht;
Ich werde jetzt dich keinem Nachbarn reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht zeigen;
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht:
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sey nun, mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

(Er setzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgesang

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre, singt ihr schon den tröstlichen Gesang,
Der einst, um Grabesnacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden

Reinlich umwanden wir;
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbathstille:
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß:
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und, unter tausend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinn'rung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O, tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,

Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben:
Iſt er in Werdeluſt
Schaffender Freude nah:
Ach! an der Erde Bruſt
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück,
Ach! wir beweinen,
Meiſter, dein Glück!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden,
Aus der Verweſung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preiſenden,
Liebe beweiſenden,
Brüderlich ſpeiſenden,
Predigend reiſenden,
Wenne verheißenden
Euch iſt der Meiſter nah,
Euch iſt er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche.

Warum denn dort hinaus?

Andere.

Wir gehn hinaus aufs Jägerhaus.

Die Erſten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksburſch.

Ich rath' euch nach dem Waſſerhof zu gehn.

Zweiter.

Der Weg dahin ist gar nicht schön.

Die Zweiten.

Was thust denn du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit den andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf: gewiß dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
Und Hänzel von der ersten Sorte.

Fünfter.

Du überlustiger Gesell,
Juckt dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienstmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andere.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln stehen.

Erste.

Das ist für mich kein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andere.

Heut ist er sicher nicht allein:
Der Krauskopf, sagt' er, würde bei ihm seyn.

Schüler.

Blitz, wie die wackern Dirnen schreiten!
Herr Bruder, komm! wir müssen sie begleiten.
Ein starkes Bier, ein beizender Toback,
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Geschmack.

Bürgermädchen.

Da sieh mir nur die schönen Knaben!
Es ist wahrhaftig eine Schmach;
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben,
Und laufen diesen Mägden nach!

Zweiter Schüler (zum ersten).

Nicht so geschwind! dort hinten kommen zwei!
Sie sind gar zierlich angezogen;
's ist meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen sehr gewogen.
Sie geben ihren stillen Schritt,
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erster.

Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geschwind! daß wir das Wildpret nicht verlieren.
Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht der neue Burgemeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (singt).

Ihr guten Herr'n, ihr schönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch, mich anzuschauen,
Und seht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der ist froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menschen feiern,
Er sey für mich ein Erntetag.

Anderer Bürger.

Nichts Besser's weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus,
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten:

Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehn,
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei! wie geputzt! das schöne junge Blut!
Wer soll sich nicht in euch vergaffen?
Nur nicht so stolz! Es ist schon gut!
Und was ihr wünscht, das wüßt' ich wohl zu schaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! ich nehme mich in Acht,
Mit solchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct-Andreas-Nacht,
Den künft'gen Liebsten leiblich sehen.

Die andere.

Mir zeigte sie ihn im Krystall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
Ich seh' mich um, ich such' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit stolzen,
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Lassen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das ist ein Stürmen!

Einſamkeit.

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur ſonſt unter Viele vertheilet,
Gab ſie mit reichlicher Hand Alles der Einzigen, ihr.
Und die ſo herrlich Begabte, von vielen ſo innig Verehrte,
Gab ein liebend Geſchick freundlich dem Glücklichen, mir.

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus faſſende Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh ſie das fürſtliche Vorrecht:
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt.

Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Fauſt und Wagner.

Fauſt.

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weiſes;
Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Alles will ſich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menſchen dafür.
Kehre dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurückzuſehen.
Aus dem hohlen, finſtern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern;
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn:
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden,
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle ans Licht gebracht.

Sieh nur, ſieh! wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen luſtigen Nachen bewegt;
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn.
Selbſt von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel;
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſeyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben, wie vom böſen Geiſt getrieben,
Und nennen's Freude, nennen's Geſang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Geſang.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz;
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte ſchon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an,

Mit seinem Ellenbogen;
Die frische Dirne kehrt sich um,
Und sagte: Nun, das sind' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Seyd nicht so ungezogen!

Doch hurtig in dem Kreise ging's,
Sie tanzten rechts, sie tanzten links,
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, sie wurden warm,
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht so vertraut!
Wie mancher hat nicht seine Braut
Belogen und betrogen!
Er schmeichelte sie doch bei Seit',
Und von der Linde scholl es weit,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das ist schön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verschmäht,
Und unter dieses Volksgedräng',
Als ein so Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den schönsten Krug,
Den wir mit frischem Trunk gefüllt.
Ich bring' ihn zu und wünsche laut,
Daß er nicht nur den Durst euch stillt:
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Faust.

Ich nehme den Erquickungstrank,
Erwiedr' euch allen Heil und Dank.

(Das Volk sammelt sich im Kreis umher.)

Alter Bauer.

Fürwahr, es ist sehr wohlgethan,
Daß ihr am frohen Tag erscheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
In bösen Tagen gut gemeint!
Gar mancher steht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus;
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt gesund heraus,
Bestandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Gesundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Faust.

Vor jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe schickt.

(Er geht mit Wagnern weiter.)

Wagner.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieser Menge haben!
O glücklich, wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt dich seinem Knaben,
Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel stockt, der Tänzer weilt.
Du gehst, in Reihen stehen sie,
Die Mützen fliegen in die Höh';

Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Faust.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein! —
Hier wollen wir von unsrer Wanderung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann,
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas:
Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben.

Sie welkten hin, ich muß erleben,
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm überträgt,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben!
Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrst,
So wirst du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wissenschaft vermehrst,
So kann dein Sohn zu höherm Ziel gelangen.

Faust.

O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonne-Gluth
Die grünumgebnen Hütten schimmern!
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken:
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,

Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Wagner.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittig wird' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Faust.

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will ich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O gibt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem, buntem Leben!

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel seyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei, mit pfeilgespitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, sie heran,
Und nähren sich von deinen Lungen;
Wenn sie der Mittag aus der Wüste schickt,
Die Gluth auf Gluth um deinen Scheitel häufen,
So bringt der West den Schwarm, der erst erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu ersäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil sie uns gern betrügen,
Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt,
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.
Doch gehen wir! Ergraut ist schon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend schätzt man erst das Haus. —
Was stehst du so und blickst erstaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämm'rung so ergreifen?

Faust.

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner.

Ich sah ihn lange schon; nicht wichtig schien er mir.

Faust.

Betracht' ihn recht! Für was hältst du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust.

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuschung sein.

Faust.

Mir scheint es, daß er magisch leise Schlingen
Zu künft'gem Band um unsre Füße zieht.

Wagner.

Ich seh' ihn ungewiß und furchtsam uns umspringen,
Weil er, statt seines Herrn, zwei Unbekannte sieht.

Faust.

Der Kreis wird eng, schon ist er nah!

Wagner.

Du siehst, ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt — alles Hundebrauch!

Faust.

Geselle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es ist ein pudelnärrisch Thier.
Du stehest still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er strebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Wasser springen.

Faust.

Du hast wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.

Ja, deine Gunst verdient er ganz und gar.
Er der Studenten trefflicher Scolar.
(Sie gehen in das Statt-Thor.)

Studierzimmer.

Faust (mit dem Pudel hereintretend)

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bess're Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Sey ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was schnoberst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich dir.
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergötzt uns hast,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner, stiller Gast.

Ach! wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blüh'n:
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen

Jedem Baume des Wald's, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geiſter des Hains, o ſeyd, ihr Nymphen des Fluſſes,
Eurer Entfernten gedenk, eueren Raben zur Luſt!
Weihend feierten jen' im Stillen die ländlichen Feſte;
Wir dem gebahnten Pfad folgend beſchleichen das Glück.
Amor wohne mit uns, es macht der himmliſche Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen,
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſänge,
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.

Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, knurren?

Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung!
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.
(Er schlägt ein Volum auf und schickt sich an.)
Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort."
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: „Im Anfang war der Sinn."
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: „Im Anfang war die Kraft."
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath,
Und schreibe getrost: „Im Anfang war die That."

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,

So laß das Bellen,
Solch einen ſtörenden Geſellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf:
Die Thür' iſt offen, haſt freien Lauf.
Aber was muß ich ſehen!
Kann das natürlich geſchehen?
Iſt es Schatten? iſt's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt ſich mit Gewalt!
Das iſt nicht eines Hundes Geſtalt!
Welch ein Geſpenſt bracht' ich ins Haus!
Schon ſieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, ſchrecklichem Gebiß.
O! du biſt mir gewiß!
Für ſolche halbe Höllenbrut
Iſt Salomonis Schlüſſel gut.

Geiſter (auf dem Gange).
Drinnen gefangen iſt einer!
Bleibet haußen, folg' ihm keiner!
Wie im Eiſen der Fuchs,
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, ſchwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat ſich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht ſitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Fauſt.
Erſt zu Beginnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:

Salamander ſoll glühen,
Undene ſich winden,
Sylphe verſchwinden,
Kobold ſich mühen.

Wer ſie nicht kennte,
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenſchaft,
Wäre kein Meiſter
Ueber die Geiſter.

Verſchwind' in Flammen,
Salamander!
Rauſchend fließe zuſammen,
Undene!
Leucht' in Meteorenſchöne,
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe,
Incubus! Incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere:
Es liegt ganz ruhig und grinſt mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du ſollſt mich hören
Stärker beſchwören.

Biſt du, Geſelle,
Ein Flüchtling der Hölle?
So ſieh dieß Zeichen,
Dem ſie ſich beugen,
Die ſchwarzen Schaaren!

Schon ſchwillt es auf mit borſtigen Haaren.

Verworfnes Weſen!
Kannſt du ihn leſen,
Den nie entſproß'nen,
Unausgeſprochnen,
Durch alle Himmel gegoſſ'nen,
Freventlich durchſtochnen?

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es, wie ein Elephant;
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meiſters Füßen!
Du ſiehſt, daß ich nicht vergebens drohe.
Ich verſenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die ſtärkſte von meinen Künſten!

Mephiſtopheles

(tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholaſticus, hinter dem Ofen hervor)

Wozu der Lärm? was ſteht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt.

Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scholaſt? Der Caſus macht mich lachen.

Mephiſtopheles.

Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen.

Fauſt.

Wie nennſt du dich?

Mephiſtopheles.

Die Frage ſcheint mir klein
Für einen, der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03805/169

Faust.

Bei euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,
Wo es sich allzudeutlich weist,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer bist du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Faust.

Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?

Mephistopheles.

Ich bin der Geist, der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entsteht
Ist werth, daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's, daß nichts entstünde.
So ist denn alles, was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Faust.

Du nennst dich einen Theil, und stehst doch ganz vor mir?

Mephistopheles.

Bescheidne Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält:
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht.
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange,
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Faust.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts vernichten,
Und fängst es nun im Kleinen an.

Mephistopheles.

Und freilich ist nicht viel damit gethan.
Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer cirkulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden:
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Faust.

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was Ander's suche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephistopheles.

Wir wollen wirklich uns besinnen;
Die nächsten Male mehr davon!
Dürft' ich wohl dießmal mich entfernen?

Faust.

Ich sehe nicht, warum du fragst.
Ich habe jetzt dich kennen lernen;

Besuche nun mich, wie du magst.
Hier ist das Fenster, hier die Thüre:
Ein Rauchfang ist dir auch gewiß.

Mephistopheles.

Gesteh' ich's nur, daß ich hinausspaziere,
Verbietet mir ein kleines Hindernis,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle. —

Faust.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Ei, sage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein?
Wie ward ein solcher Geist betrogen?

Mephistopheles.

Beschaut es recht! es ist nicht gut gezogen:
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ist, wie du siehst, ein wenig offen.

Faust.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärst denn du?
Das ist von ungefähr gelungen!

Mephistopheles.

Der Pudel merkte nichts als er hereingesprungen:
Die Sache sieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Faust.

Doch warum gehst du nicht durchs Fenster?

Mephistopheles.

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.

Faust.

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das find' ich gut! da ließe sich ein Pakt,
Und sicher wohl, mit euch, ihr Herren, schließen?

Mephistopheles.

Was man verspricht, das sollst du rein genießen,

Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen das zunächſt;
Doch jetzo bitt' ich, hoch und höchſt,
Für dieſes Mal mich zu entlaſſen.

Fauſt.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erſt gute Mähr zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück;
Dann magſt du nach Belieben fragen.

Fauſt.

Ich habe dir nicht nachgeſtellt,
Biſt du doch ſelbſt ins Garn gegangen.
Den Teufel halte, wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſo bald zum zweitenmale fangen.

Mephiſtopheles.

Wenn dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit,
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, dir die Zeit
Durch meine Künſte würdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder, die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch dein Geruch wird ſich ergötzen,
Dann wirſt du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran;
Beiſammen ſind wir, fanget an!

Geister.

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmlischer Söhne
Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber;
Sehnende Neigung
Folget hinüber.
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo sich fürs Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt ins Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Erle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seeen

Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erſcheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Der Park.

Welch ein himmliſcher Garten entſpringt aus Oed' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahnet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch und Gewild.
Nur daß euere Stätte ſich ganz zum Eden vollende,
Fehlt hier ein Glücklicher, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrſcher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Verſuchung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind!
Darum ſchick' ich dir eilig die Frucht voll irdiſcher Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inseln entgegen,
Die sich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende schauen,
Die sich im Freien
Alle zerstreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere schwimmen
Ueber die Seeen;
Andere schweben,
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne,
Seliger Huld.

Mephistopheles.

Er schläft! So recht, ihr luft'gen, zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingesungen!
Für dieß Concert bin ich in eurer Schuld.
Du bist noch nicht der Mann, den Teufel fest zu halten!
Umgaukelt ihn mit süßen Traumgestalten,
Versenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieser Schwelle Zauber zu zerspalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beschwören,
Schon raschelt eine hier, und wird sogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir, dich hervorzuwagen,
Und diese Schwelle zu benagen,
So wie er sie mit Oel betupft. —
Da kommst du schon hervorgehupft!
Nur frisch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie sitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, so ist's geschehn! —
Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn.

Faust (erwachend)

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Trang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entsprang?

Studierzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephistopheles.

Ich bin's.

Faust.

Herein!

Mephistopheles.

Du mußt es dreimal sagen.

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällst du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn dir die Grillen zu verjagen,
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämten Kleide,

Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen,
Damit du, losgebunden, frei
Erfahrest, was das Leben sey.

Faust.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu seyn.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen,
Und so ist mir das Daseyn eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

Faust.

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blutgen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Mephistopheles.

Und doch hat jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht ausgetrunken.

Faust.

Das Spioniren, scheint's, ist deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewußt.

Faust.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergötzen

Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sey dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sey der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geister-Chor (unsichtbar).

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust:
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber,
Und klagen,
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephistopheles.

Dieß sind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Lust und Thaten
Altklug sie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinnen und Säfte stocken,
Wollen sie dich locken.

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Leben frißt:
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint,
Dich unter das Pack zu stoßen!
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willst du, mit mir vereint,
Deine Schritte durchs Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen,
Dein zu seyn auf der Stelle;
Ich bin dein Geselle,
Und mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Faust.

Und was soll ich dagegen dir erfüllen?

Mephistopheles.

Dazu hast du noch eine lange Frist.

Faust.

Nein, nein! der Teufel ist ein Egoist,
Und thut nicht leicht um Gottes willen
Was einem andern nützlich ist.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein solcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephistopheles.

Ich will mich *hier* zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;
Wenn wir uns *drüben* wiederfinden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern:
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,

Dann mag was will und kann, geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephistopheles.

In diesem Sinne kannst du's wagen.
Verbinde dich! du sollst, in diesen Tagen,
Mit Freuden meine Künste sehn.
Ich gebe dir was noch kein Mensch gesehn.

Faust.

Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,
Von deines Gleichen je gefaßt?
Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rothes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Aeugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
Der Ehre schöne Götterlust,
Die, wie ein Meteor, verschwindet —
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Mephistopheles.

Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht;
Mit solchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen.

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sey es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:

Das ſey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Top!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön! —
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſey die Zeit für mich vorbei!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergeſſen.

Fauſt.

Dazu haſt du ein volles Recht.
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen:
Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich? oder weſſen.

Mephiſtopheles.

Ich werde heute gleich, beim Doctorſchmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — Um Lebens oder Sterbens willen
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.

Fauſt.

Auch was Geſchriebnes forderſt du Pedant?
Haſt du noch keinen Mann, nicht Manneswort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſprochnes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Rai't nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns ins Herz gelegt;
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt wer Treue rein im Buſen trägt,

Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beschrieben und beprägt,
Ist ein Gespenst, vor dem sich alle scheuen.
Das Wort erstirbt schon in der Feder,
Die Herrschaft führen Wachs und Leder.
Was willst du böser Geist von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder schreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.

Mephistopheles.

Wie magst du deine Rednerei
Nur gleich so hitzig übertreiben?
Ist doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Faust.

Wenn dieß dir völlig Gnüge thut,
So mag es bei der Fratze bleiben.

Mephistopheles.

Blut ist ein ganz besondrer Saft.

Faust.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist grade das was ich verspreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur:
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen;
Mir ekelt lange vor all Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,

Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Mephistopheles.

Euch ist kein Maß und Ziel gesetzt.
Beliebt's euch überall zu naschen,
Im Fliehen etwas zu erhaschen,
Bekomm' euch wohl, was euch ergötzt.
Nur greift mir zu, und seyd nicht blöde!

Faust.

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Mephistopheles.

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Faust.

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das läßt sich hören!
Doch nur vor einem ist mir bang;

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung ſich ungleich:
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergötzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabei!

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke von Einem zum Andern!
Tadle ſie nicht: ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

Feldlager.

1790.

Grün iſt der Boden der Wohnung, die Sonne ſcheint durch die Wände
Und das Vögelchen ſingt über dem leinenen Dach;
Kriegeriſch reiten wir aus, beſteigen Sileſiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt ſich kein Feind — und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
Assoziirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehrenscheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit!
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Arglist zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane zu verlieben!
Möchte selbst solch einen Herren kennen:
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Faust.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

Mephistopheles.

Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.

Faust.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephistopheles.

Mein guter Herr, ihr seht die Sachen,
Wie man die Sachen eben sieht;
Wir müssen das gescheidter machen,

Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H — — die ſind dein!
Doch alles, was ich friſch genieße,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.
Drum friſch! Laß alles Sinnen ſeyn,
Und grad mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich, das Stroh zu dreſchen, plagen?
Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange;
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gieb mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.
(Er kleidet ſich um.)
Nun überlaß es meinem Witze!

Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit!

(Fauſt ab.)

Mephiſtopheles
(in Fauſt's langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft!
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt. —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn —
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme, voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann, wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,

Leiblichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern was Recht's hierausen lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort;
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Seh'n und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Mephistopheles.

Da seyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;

Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen:
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium logicum!
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sey.
Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph, der tritt herein,
Und beweis't euch, es müßt' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Tritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Tritt' und Vierr' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben;
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.

Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verstehen.

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig classificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephistopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen,
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr!
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,
Damit ihr nachher besser seht,
Daß er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geist!

Schüler.

Das sollt ihr mir nicht zweimal sagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Mephistopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephistopheles.

Ich kann es euch so sehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um diese Lehre steht.
Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abscheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der, den ihr belehrt!
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.

Mephistopheles.

Ich wünschte nicht euch irr' zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden;
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sich're Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte seyn.

Mephistopheles.

Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen:
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,

An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemüh'n.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drei Jahr' ist eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld ist gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles (für sich)

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.

(Laut.)

Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens, daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen:
Es ist ihr ewig Weh und Ach,
So tausendfach,
Aus Einem Punkte zu curiren.
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm tappt ihr dann nach allen Siebensachen,

Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie?

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich ſchwör' euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beſchweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl!

(Er ſchreibt und giebt's.)

Schüler (lieſt).

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.)

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange:
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.

Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirst du den Cursum durchschmarutzen!

Faust.

Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Versuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu schicken:
Vor andern fühl' ich mich so klein,
Ich werde stets verlegen seyn.

Mephistopheles.

Mein guter Freund, das wird sich alles geben;
Sobald du dir vertraust, sobald weißt du zu leben.

Faust.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephistopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus;
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bei diesem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf:
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

An die Knappſchaft zu Tarnowitz.

Den 4. Septembr 1790.

Fern von gebildeten Menſchen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und ſie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verſtand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
Schlüſſel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Sakontala.

1792.

Willſt du die Blüthe des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dich, und ſo iſt alles geſagt.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.

Froſch

(gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf).

Da haſt du beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt' es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus, wer ſich entzweit!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreit!
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl ſprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederſchallt,
Fühlt man erſt recht des Baſſes Grundgewalt.

Frosch.

So recht, hinaus mit dem, der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

(Singt.)

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht für's Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag giebt, den Mann erhöht.

Frosch (singt).

Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehntausendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirst mir's nicht verwehren!

(Singt.)

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, singe, singe nur, und leb' und rühme sie!
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird sie's auch so machen.
Zum Liebsten sey ein Kobold ihr beschceert!

Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schäkern:
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleisch und Blut
Ist für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen.

Brander (auf den Tisch schlagend).

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn gesteht, ich weiß zu leben;
Verliebte Leute sitzen hier,
Und diesen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Besten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neusten Schnitt!
Und singt den Rundreim kräftig mit!

(Er singt.)

Es war eine Ratt' im Kellernest,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Ränzlein angemäst't
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift gestellt:
Da ward's so eng ihr in der Welt,
Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend).

Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, sie fuhr heraus,
Und soff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät gar manchen Aengstessprung:
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch;
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſtehn wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild:
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt:
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz:
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe.

Man sieht's an ihrer wunderlichen Weise:
Sie sind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig, du hast Recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

Siebel.

Für was siehst du die Fremden an?

Frosch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glase
Zieh ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.
Sie scheinen mir aus einem edlen Haus;
Sie sehen stolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktschreier sind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Frosch.

Gieb Acht, ich schraube sie!

Mephistopheles (zu Faust).

Den Teufel spürt das Volkchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte!

Faust.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herr'n!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

(Leise. Mephistopheles von der Seite ansehend.)

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephistopheles.

Ist es erlaubt, uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergötzen.

Altmayer.

Ihr scheint ein sehr verwöhnter Mann.

Frosch.

Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeist?

Mephistopheles.

Heut sind wir ihn vorbeigereist!
Wir haben ihn das letztemal gesprochen.
Von seinen Vettern wußt' er viel zu sagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

(Er neigt sich gegen Frosch.)

Altmayer (leise).

Da hast du's! der versteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Frosch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn schon!

Mephistopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus singen?
Gewiß, Gesang muß trefflich hier
Von dieser Wölbung wiederklingen!

Frosch.

Seid ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephistopheles.

O nein! die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephistopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephistopheles.

Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.

(Singt.)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Frosch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh ist mir ein saubrer Gast.

Mephistopheles (singt).

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hosen an!

Brander.

Vergeßt nur nicht, dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir aufs genauste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen!

Mephistopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bei Hof auch große Herr'n.

Und Herr'n und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königin und die Zofe,
Gestochen und genagt!
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

Froſch.

Bravo! Brave! Das war ſchön!

Siebel.

So ſoll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt ſie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephiſtopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bischen beſſer wären.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephiſtopheles.

Ich fürchte nur, der Wirth beſchweret ſich;
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller was zum Beſten.

Siebel.

Nur immer her! ich nehm's auf mich.

Froſch.

Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer (leiſe).

Sie ſind vom Rheine, wie ich ſpüre.

Mephiſtopheles.

Schafft einen Bohrer an!

Brander.

Was ſoll mit dem geſchehn?
Ihr habt doch nicht die Fäſſer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug ſtehn.

Mephistopheles (nimmt den Bohrer)

(Zu Frosch)

Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meint ihr das? Habt ihr so mancherlei?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem jeden frei.

Altmayer (zu Frosch)

Aha, du fängst schon an die Lippen abzulecken.

Frosch.

Gut! wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles

(indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt)

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer.

Ach, das sind Taschenspielersachen!

Mephistopheles (zu Brander)

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagnerwein,
Und recht mousirend soll er seyn!

Mephistopheles

(bohrt, einer hat inzwischen die Wachspfropfen gemacht und verstopft).

Brander.

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel

(indem sich Mephistopheles seinem Platze nähert)

Ich muß gestehn, den sauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten süßen.

Mephistopheles (bohrt)

Euch soll sogleich Tokaier fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, seht mir ins Gesicht!
Ich seh' es ein, ihr habt uns nur zum Besten.

Mephistopheles.

Ei! Ei! Mit solchen edlen Gästen
Wär' es ein bißchen viel gewagt.
Geschwind! Nur grad heraus gesagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt!
(Nachdem die Becher alle gebohrt und vermacht sind.)

Mephistopheles (mit seltsamen Geberden).

Trauben trägt der Weinstock,
Hörner der Ziegenbock!
Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen, und genießt!

Alle

(indem sie die Pfropfen ziehen und jedem der verlangte Wein ins Glas läuft).

O schöner Brunnen, der uns fließt!

Mephistopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!
(Sie trinken wiederholt.)

Alle (singen).

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Mephistopheles.

Das Volk ist frei! Seht an, wie wohl's ihm geht!

Faust.

Ich hätte Lust nun abzufahren.

Mephistopheles.

Gieb nur erst Acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.

Physiognomische Reisen.

Die Physiognomisten.

Sollt' es wahr seyn, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menschengestalt von allen sichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beschränkt und groß, im Angesichte zu suchen,
Eitele Thoren sind, betrogne, betrügende Thoren?
Ach! wir sind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgescheucht, der Schimmer zu Nächten verfinstert.

Der Dichter.

Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald diesen; bald jenen,
Habet ihr eurer Meister vergessen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächste Verwandte!
Ihnen allein ist gegeben, der edlen stillen Betrachtung
Vorzustehn. Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket bescheiden leise Worte. Ich darf euch versprechen:
Anders sagen die Musen und anders sagt es Musäus.

Spiegel der Muse.

Sich zu schmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.
Eilend und rauschend indeß verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte sich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: Freilich
Magst du die Wahrheit nicht sehn, wie rein dir mein Spiegel sie zeiget!
Aber indessen stand sie schon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend und rückte den Kranz sich zurechte.

Siebel
(trinkt unvorsichtig, der Wein fließt auf die Erde und wird zur Flamme).
Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!

Mephistopheles (die Flamme besprechend).
Sey ruhig, freundlich Element!
(Zu den Gesellen.)
Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.
Was soll das seyn? Wart'! Ihr bezahlt es theuer!
Es scheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Frosch.
Laß Er uns das zum zweiten Male bleiben!

Altmayer.
Ich dächt', wir hießen ihn ganz sachte seitwärts gehn.

Siebel.
Was, Herr? Er will sich unterstehn,
Und hier sein Hokuspokus treiben?

Mephistopheles.
Still, altes Weinfaß!

Siebel.
Besenstiel!
Du willst uns gar noch grob begegnen?

Brander.
Wart' nur! Es sollen Schläge regnen!

Altmayer
(sieht einen Pfropf aus dem Tisch, es springt ihm Feuer entgegen).
Ich brenn'! ich brenne!

Siebel.
Zauberei!
Stoßt zu! der Kerl ist vogelfrei!
(Sie ziehen die Messer und gehen auf Mephistopheles los.)

Mephistopheles (mit ernsthafter Geberde).
Falsch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!
(Sie stehen erstaunt und sehen einander an.)

Altmayer.

Wo bin ich? Welches schöne Land?

Frosch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter diesem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faßt Siebel'n bei der Nase; die andern thun es wechselseitig und heben die Messer.)

Mephistopheles (wie oben).

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch, wie der Teufel spaße.

(Er verschwindet mit Faust; die Gesellen fahren aus einander.)

Siebel.

Was giebt's?

Altmayer.

Wie?

Frosch.

War das deine Nase?

Brander (zu Siebel).

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl; ich sinke nieder!

Frosch.

Nein, sagt mir nur, was ist geschehn?

Siebel.

Wo ist der Kerl? Wenn ich ihn spüre,
Er soll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn selbst hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Fasse reiten sehn. — —
Es liegt mir bleischwer in den Füßen.

(Sich nach dem Tische wendend.)

Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Frosch.

Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun sag' mir ein's, man soll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde steht ein großer Kessel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe steigt, zeigen sich verschiedene Gestalten. **Eine Meerkatze** sitzt bei dem Kessel und schäumt ihn, und sorgt daß er nicht überläuft. **Der Meerkater** mit den Jungen sitzt darneben und wärmt sich. Wände und Decke sind mit dem seltsamsten Hexenhausrath ausgeschmückt.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Mir widersteht das tolle Zauberwesen!
Versprichst du mir, ich soll genesen
In diesem Wust von Raserei?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir! wenn du nichts Besser's weißt!
Schon ist die Hoffnung mir verschwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geist
Nicht irgend einen Balsam ausgefunden?

Mephistopheles.

Mein Freund, nun sprichst du wieder klug!
Dich zu verjüngen giebt's auch ein natürlich Mittel:
Allein es steht in einem andern Buch,
Und ist ein wunderlich Capitel.

Faust.

Ich will es wissen.

Mephistopheles.

Gut! ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben!
Begieb dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,

Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erntest, selbst zu düngen;
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Faust.

Das bin ich nicht gewöhnt; ich kann mich nicht bequemen
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben steht mir gar nicht an.

Mephistopheles.

So muß denn doch die Hexe dran!

Faust.

Warum denn just das alte Weib!
Kannst du den Trank nicht selber brauen?

Mephistopheles.

Das wär' ein schöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tausend Brücken bauen,
Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke seyn.
Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles, was dazu gehört,
Es sind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat sie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.

(Die Thiere erblickend.)

Sieh, welch ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! das ist der Knecht!

(Zu den Thieren:)

Es scheint, die Frau ist nicht zu Hause?

Die Thiere.

Beim Schmause,
Aus dem Haus,
Zum Schornstein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lange wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles (zu Fauſt.)

Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.

So abgeſchmackt als ich nur jemand ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Discours, wie dieſer da,
Iſt grade der, den ich am liebſten führe!
(Zu den Thieren.)
So ſagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Thiere.

Wir kochen dreite Bettelſuppen.

Mephiſtopheles.

Da habt ihr ein groß Publikum.

Der Kater

(macht ſich herbei und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles).

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt.
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto ſetzen!

(Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt und rollen ſie hervor.)

Der Kater.

Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt,
Und rollt beſtändig;

Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Ist hohl inwendig.
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr.
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt' dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Thon,
Es giebt Scherben.

Mephistopheles

Was soll das Sieb?

Der Kater (holt es herunter)

Wärst du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.
(Er läuft zur Kätzin und läßt sie durchsehen.)
Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?

Meph'stopheles (Sich dem Feuer nähernd)

Und dieser Topf?

Kater und Kätzin.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!

Mephistopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier,
Und setz' dich in Sessel!
(Er nöthigt den Mephistopheles zu sitzen.)

Faust

(welcher diese Zeit über vor einem Spiegel gestanden, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt hat).

Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!

O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?

Mephistopheles.

Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was Gescheidtes werden.
Für dießmal sieh dich immer satt;
Ich weiß dir so ein Schätzchen auszuspüren,
Und selig, wer das gute Schicksal hat
Als Bräutigam sie heimzuführen!

(Faust sieht immerfort in den Spiegel. Mephistopheles sitzt in dem Sessel lehnend und mit dem Worte spielend, fährt fort zu sprechen.)

Hier sitz' ich wie der König auf dem Throne;
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere

(welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephistopheles eine Krone mit großem Geschrei).

O sey doch so gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehen ungeschickt mit der Krone um und zerbrechen sie in zwei Stücke, mit welchen sie herumspringen.)

Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen!

Faust (gegen den Spiegel).

Weh mir, ich werde schier verrückt.

Mephistopheles (auf die Thiere deutend).

Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken.

Faust (wie oben).

Mein Busen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geschwind!

Mephistopheles (in obiger Stellung).

Nun, wenigstens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten sind.

Der Kessel, welchen die Käzin bisher außer Acht gelassen, fängt an überzulaufen, es entsteht eine große Flamme, welche zum Schornstein hinaus schlägt. **Die Hexe** kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrei herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!

(Faust und Mephistopheles erblickend.)

Was ist das hier?
Wer seyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer schlich sich ein?
Die Feuerpein
Euch ins Gebein!

(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Kessel und sprizt Flammen nach Faust, Mephistopheles und den Thieren. Die Thiere winseln.)

Mephistopheles

(welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt und unter die Gläser und Töpfe schlägt).

Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodei.

(Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt.)

Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag' ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzengeister!
Hast du vor'm rothen Wamms nicht mehr Respect?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Herr.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn eure beiden Raben?

Mephistopheles.

Für dießmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt:
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen;
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bei Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Herr (tanzend).

Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephistopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Herr.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephistopheles.

Er ist schon lang ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nichts besser dran:
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.
Du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut;

Phöbos und Hermes.

Delos ernster Beherrscher und Maja's Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünscht jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leier, die Leier verlangt auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beiden das Herz;
Denn rasch dränget sich Ares heran, gewaltsam entscheidend,
Schlägt er das goldene Spiel wild mit dem Eisen entzwei.
Hermes lacht unmäßig, der schadenfrohe; doch Phöbos
Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach! die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findest du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Die neue Sirene.

Habt von Sirenen gehört? — Melpomenens Töchter sie prunkten
Zöpfumflochtenen Haupts, heiter entzückten Gesichts;
Vögel jedoch von der Mitte hinab, die gefährlichsten Bublen,
Denen vom küßlichen Mund floß ein verführendes Lied.

Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das ist das Wappen, das ich führe!

(Er macht eine unanständige Geberde.)

Die Hexe (lacht unmäßig).

Ha! Ha! das ist in eurer Art!
Ihr seyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't.

Mephistopheles (zu Faust).

Mein Freund, das lerne wohl verstehn!
Dieß ist die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun sagt, ihr Herren, was ihr schafft.

Mephistopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!
Doch muß ich euch ums ält'ste bitten:
Die Jahre doppeln seine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mind'sten stinkt:
Ich will euch gern ein Gläschen geben.

(Leise.)

Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephistopheles.

Es ist ein guter Freund, dem es gedeihen soll;
Ich gönn' ihm gern das Beste deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, sprich deine Sprüche,
Und gieb ihm eine Tasse voll!

Die Hexe

(mit seltsamen Geberden, zieht einen Kreis und stellt wunderbare Sachen hinein; indessen fangen die Gläser an zu klingen, die Kessel zu tönen, und machen Musik. Zuletzt bringt sie ein großes Buch, stellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackeln halten müssen. Sie winkt Fausten, zu ihr zu treten).

Faust (zu Mephistopheles).

Nein, sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,

Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ei, Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Faußen in den Kreis zu treten.)

Die Hexe (mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buche zu deklamiren).

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht!
Und neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Hexen-Einmal-Eins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber;
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch.
Ich habe manche Zeit damit verloren;
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu:
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört;
Wer will ſich mit den Narr'n befaſſen?

Bayerische Staatsbibliothek

Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Die Hexe (fährt fort).

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

Mephistopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gieb deinen Trank herbei und fülle
Die Schale rasch bis an den Rand hinan!
Denn meinem Freund wird dieser Trunk nicht schaden:
Er ist ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

(Die Hexe, mit vielen Ceremonien, schenkt den Trank in eine Schale; wie sie Faust an den Mund bringt, entsteht eine leichte Flamme.)

Nur frisch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Bist mit dem Teufel du und du,
Und willst dich vor der Flamme scheuen?

(Die Hexe löst den Kreis. Faust tritt heraus.)

Mephistopheles.

Nun frisch heraus! Du darfst nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephistopheles (zur Hexe).

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Die Hexe.

Hier ist ein Lied! wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besondre Wirkung spüren.

Mephistopheles (zu Faust)

Komm nur geschwind und laß dich führen;
Du mußt nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit innigem Ergötzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Faust.

Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!

Mephistopheles.

Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir sehn.

(Leise.)

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Faust. Margarete vorübergehend.

Faust.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

(Sie macht sich los und ab.)

Faust.

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergess' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Mephistopheles tritt auf.

Faust.

Hör', du mußt mir die Dirne schaffen!

Mephistopheles.

Nun, welche?

Faust.

Sie ging just vorbei.

Mephistopheles.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frei;
Ich schlich mich hart am Stuhl vorbei,
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging:
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Faust.

Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.

Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
Und dünkelt ihm es wär' kein Ehr'
Und Gunst, die nicht zu pflücken wär':
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.

Mein Herr Magister lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles.

Bedenk', was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuspüren.

Faust.

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh',
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Mephistopheles.

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur grade zu genießen?
Die Freud' ist lange nicht so groß,
Als wenn ihr erst herauf, herum,

Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.

Faust.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephistopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß!
Ich sag' euch, mit dem schönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;
Wir müssen uns zur List bequemen.

Faust.

Schaff' mir etwas vom Engelsschatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Brust,
Ein Strumpfband meiner Liebeslust!

Mephistopheles.

Damit ihr seht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienstlich seyn,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut in ihr Zimmer führen.

Faust.

Und soll sie sehn? sie haben?

Mephistopheles.

Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin seyn.
Indessen könnt ihr, ganz allein,
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunstkreis satt euch weiden.

Faust.

Können wir hin?

Mephistopheles.

Es ist noch zu früh.

Faust.

Sorg' du mir für ein Geschenk für sie.

Mephistopheles.

Gleich schenken? Das ist brav! Da wird er reüssiren!
Ich kenne manchen schönen Platz
Und manchen altvergrabnen Schatz:
Ich muß ein bischen revidiren.

Abend.

Ein kleines, reinliches Zimmer.

Margarete

(ihre Zopfe flechtend und aufbindend)

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.

Mephistopheles. Faust.

Mephistopheles.

Herein, ganz leise, nur herein!

Faust (nach einigem Stillschweigen)

Ich bitte dich, laß mich allein!

Mephistopheles (herumspähend)

Nicht jedes Mädchen hält so rein.

Faust (rings aufschauend)

Willkommen süßer Dämmerschein!
Der du dieß Heiligthum durchwebst.
Ergreif' mein Herz, du süße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung schmachtend lebst
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!

(Er wirft sich auf den ledernen Sessel am Bette.)

O nimm mich auf, der du die Vorwelt ſchen
Bei Freud' und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſt,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!

(Er hebt einen Bettvorhang auf.)

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;

Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte sie den Augenblick herein,
Wie würdest du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach, wie so klein!
Läg', hingeschmolzen, ihr zu Füßen.

Mephistopheles.

Geschwind! ich seh' sie unten kommen.

Faust.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephistopheles.

Hier ist ein Kästchen, leidlich schwer;
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein;
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind ist Kind und Spiel ist Spiel.

Faust.

Ich weiß nicht, soll ich?

Mephistopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüsternheit,
Die liebe schöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh' zu sparen.
Ich hoff' nicht, daß ihr geizig seyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —

(Er stellt das Kästchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)

Nur fort! geschwind! —
Um euch das süße junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden:
Und ihr seht drein,
Als solltet ihr in den Hörsaal hinein,
Als stünden grau leibhaftig vor euch da
Physik und Metaphysika!
Nur fort!

(Ab.)

Eine geſchwiſterte nun, zum Gürtel ab griechiſche Schönheit,
Sittig hinab zum Fuß nordiſch umhüllt ſie das Knie;
Auch ſie redet und ſingt zum oſt- und weſtlichen Schiffer,
Seinen bezauberten Sinn Helena läßt ihn nicht los.

Die Kränze.

Klopſtock will uns vom Pindus entfernen; wir ſollen nach Lorbeer
Nicht mehr geizen, uns ſoll inländiſche Eiche genügen;
Und doch führet er ſelbſt den überepiſchen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländiſche Götter zu ehren!
Doch auf welchen Hügel er wolle verſamml' er die Engel,
Laſſe beim Grabe des Guten verlaſſene Redliche weinen:
Wo ein Held und Heiliger ſtarb, wo ein Dichter geſungen,
Uns im Leben und Tod ein Beiſpiel trefflichen Muthes,
Hohen Menſchenwerthes zu hinterlaſſen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geſchmückt und gepeinigt.

Schweizeralpe.

Uri, am 1. October 1797.

War doch geſtern dein Haupt noch ſo braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild ſtill aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der ſich in ſtürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! iſt dem Alter ſo nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Geſtern und Heute verband.

Margarete (mit einer Lampe).

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie.
(Sie macht das Fenſter auf.)
Und iſt doch eben ſo warm nicht draußʼ.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie! —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n Leib! —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!
(Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auszieht.)

Es war ein König in Thule,
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väterſaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken,
Und ſinken tief ins Meer.

Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkästchen.)

Wie kommt das schöne Kästchen hier herein?
Ich schloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es ist doch wunderbar! Was mag wohl drinne seyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüsselchen am Band;
Ich denke wohl ich mach' es auf!
Was ist das? Gott im Himmel! Schau',
So was hab' ich mein' Tage nicht gesehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn.
Wie sollte mir die Kette stehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

(Sie putzt sich damit auf und tritt vor den Spiegel.)

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man sieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein man läßt's auch alles seyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach, wir Armen!

Spaziergang.

Faust in Gedanken auf- und abgehend. Zu ihm **Mephistopheles**.

Mephistopheles.

Bei aller verschmähten Liebe! Beim höllischen Elemente!
Ich wollt', ich wüßte was Aerger's, daß ich's fluchen könnte!

Faust.

Was hast? was kneipt dich denn so sehr?
So kein Gesicht sah' ich in meinem Leben!

Mephistopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Faust.

Hat sich dir was im Kopf verschoben?
Dich kleidet's, wie ein Rasender zu toben!

Mephistopheles.

Denkt nur, den Schmuck, für Gretchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig ist oder profan.
Und an dem Schmuck, da spürt' sie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind! rief sie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein schiefes Maul,
Ist halt, dacht' sie, ein geschenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos ist nicht der,
Der ihn so fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ sich den Anblick wohl behagen.
Er sprach: So ist man recht gesinnt!
Wer überwindet, der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Faust.

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephistopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring'
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüsse wär',
Versprach ihnen allen himmlischen Lohn —
Und sie waren sehr erbaut davon.

Faust.

Und Gretchen?

Mephistopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was sie will, noch soll,
Denkt ans Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Faust.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geschmeid'!
Am ersten war ja so nicht nicht viel.

Mephistopheles.

O ja, dem Herrn ist alles Kinderspiel!

Faust.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarin.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brei,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephistopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.
(Faust ab.)
So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

Der Nachbarin Haus.

Marthe (allein).

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohlgethan!
Geht da stracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Streh allein.
Thät ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.
(Sie weint.)
Vielleicht ist er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenschein!

Margarete kommt.

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was soll's?

Margarete.

Fast sinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich so ein Kästchen wieder
In meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar;
Weit reicher als das erste war.

Marthe.

Das muß Sie nicht der Mutter sagen!
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach seh' Sie nur! ach schau' Sie nur!

Marthe (putzt sie auf).

O du glückel'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich leider! nicht auf der Gassen,
Noch in der Kirche mit sehen lassen.

Marthe.

Komm' du nur oft zu mir herüber,

Und leg' den Schmuck hier heimlich an,
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber:
Wir haben unsre Freude dran.
Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt.
Ein Kettchen erst, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beiden Kästchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

(Es klopft.)

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter seyn?

Marthe (durch's Vorhängel guckend).

Es ist ein fremder Herr. — Herein!

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Bin so frei grad' herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeih'n erbeten.

(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)

Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's. Was hat der Herr zu sagen?

Mephistopheles (leise zu ihr).

Ich kenne Sie jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch.
Verzeiht die Freiheit, die ich genommen,
Will nach Mittage wieder kommen.

Marthe (laut).

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr ist gar zu gut.
Schmuck und Geschmeide sind nicht mein.

Mephistopheles.

Ach, es ist nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf.
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange sehr —

Mephistopheles.

Ich wollt', ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen.
Ihr Mann ist todt, und läßt Sie grüßen.

Marthe.

Ist todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann ist todt! Ach, ich vergeh'!

Margarete.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephistopheles.

So hört die traurige Geschicht'!

Margarete.

Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verlust zu Tode betrüben.

Mephistopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir seines Lebens Schluß!

Mephistopheles.

Er liegt in Padua begraben
Beim heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte,
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr sonst nichts an mich zu bringen?

Mephistopheles.

Ja, eine Bitte, groß und schwer:
Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Messen singen!
Im übrigen sind meine Taschen leer.

Marthe.

Was! Nicht ein Schaustück? Kein Geschmeid'?
Was jeder Handwerksbursch im Grund des Sackels spart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephistopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat sein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute seine Fehler sehr,
Ja, um bejammerte sein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menschen so unglücklich sind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephistopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr seyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephistopheles.

Ist's nicht ein Mann, sey's derweil ein Galan.
's ist eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das ist des Landes nicht der Brauch.

Mephistopheles.

Brauch oder nicht! Es giebt sich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephistopheles.

Ich stand an seinem Sterbebette;
Es war was besser als von Mist,
Von halbverfaultem Stroh: allein er starb als Christ,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus hassen,
So mein Gewerb', mein Weib so zu verlassen!

Ach! die Erinn'rung tödtet mich.
Vergäb' sie mir nur noch in diesem Leben! —

Marthe (weinend).

Der gute Mann! ich hab' ihm längst vergeben.

Mephistopheles.

Allein, weiß Gott! sie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephistopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, sprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erst Kinder, und dann Brot für sie zu schaffen,
Und Brot im allerweit'sten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden essen.

Marthe.

Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerei bei Tag und Nacht!

Mephistopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er sprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da bete' ich für Frau und Kinder brünstig;
Uns war denn auch der Himmel günstig,
Daß unser Schiff ein türkisch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie sich's gebührte,
Mein wohlgemeß'nes Theil davon.

Marthe.

Ei wie? Ei wo? hat er's vielleicht vergraben?

Mephistopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Wände haben.
Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,
Als er in Napel fremd umherspazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an sein selig Ende spürte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an seinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht sein schändlich Leben hindern!

Mephistopheles.

Ja seht! dafür ist er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Visirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erster war,
Fint' ich nicht leicht auf dieser Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen seyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern,
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelspiel.

Mephistopheles.

Nun, nun, so konnt' es gehn und stehen,
Wenn er euch ungefähr so viel
Von seiner Seite nachgesehen.
Ich schwör' euch zu, mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit euch den Ring!

Marthe.

O, es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephistopheles (für sich)

Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort.
(Zu Gretchen.)
Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.

Was meint der Herr damit?

Mephistopheles (für sich)

Du gut's, unschuldig's Kind!
(Laut.)
Lebt wohl, ihr Frau'n!

Elegien.

Margarete.

Lebt wohl!

Marthe.

O sagt mir noch geschwind!

Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch tott im Wochenblättchen lesen.

Mephistopheles.

Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund.
Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja!

Mephistopheles.

Und hier die Jungfrau ist auch da? —
Ein braver Knab'! ist viel gereis't;
Fräuleins alle Höflichkeit erweis't.

Margarete.

Müßte vor dem Herren schamroth werden.

Mephistopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut Abend warten.

Straße.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephistopheles.

Ah brave! Find' ich euch in Feuer?

In kurzer Zeit ist Gretchen euer.
Heut Abend sollt' ihr sie bei Nachbars Martben sehn.
Das ist ein Weib wie auserlesen
Zum Kuppler- und Zigeunerwesen!

Faust.

So recht!

Mephistopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Faust.

Ein Dienst ist wohl des andern werth.

Mephistopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Eh'herrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Faust.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen!

Mephistopheles.

Sancta simplicitas! darum ist's nicht zu thun;
Bezeugt nur, ohne viel zu wissen!

Faust.

Wenn Er nichts Besser's hat, so ist der Plan zerrissen.

Mephistopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Ist es das erstemal in eurem Leben,
Daß ihr falsch Zeugniß abgelegt?
Habt Ihr von Gott, der Welt und was sich drin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt ihr recht ins Innre greifen,
Habt ihr davon, ihr müßt es grad' gestehen,
So viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt!

Faust.

Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles.

Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte.

Denn morgen wirst, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr schwören?

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles.

Gut und schön!
Dann wird von ew'ger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ew'g, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch Recht!

Faust.

Hör'! merk dir dieß, —
Ich bitte dich, und schone meine Lunge. —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm, ich hab des Schwätzens Ueberdruß;
Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarete an **Faustens** Arm. **Marthe** mit **Mephistopheles** auf und ab spazierend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur schont,
Herab sich läßt, mich zu beschämen.

Ein Reisender ist so gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Faust.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt.

(Er küßt ihre Hand.)

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr sie nur küssen?
Sie ist so garstig, ist so rauh!
Was hab' ich nicht schon alles schaffen müssen!
Die Mutter ist gar zu genau.

(Gehen vorüber.)

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reis't so immerfort?

Mephistopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu streifen;
Doch kömmt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestelz allein zum Grab' zu schleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Mephistopheles.

Mit Grausen sieh ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten!

(Gehen vorüber.)

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit ist euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie sind verständiger, als ich bin.

Faust.

O Beste! glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.

Margarete.

Wie?

Faust.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchsten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur, —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Faust.

Ihr seyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unsre Wirthschaft ist nur klein,
Und doch will sie versehen seyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, stricken
Und näh'n, und laufen früh und spat;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß sie just so sehr sich einzuschränken hat,
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage;
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Faust.

Ein Engel, wenn dir's glich!

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.

Es war nach meines Vaters Tod geboren;
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie sie damals lag,
Und sie erholte sich sehr langsam, nach und nach.
Da konnte sie nun nicht dran denken,
Das arme Würmchen selbst zu tränken,
Und so erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Wasser; so ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schoß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Faust.

Du hast gewiß das reinste Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche schwere Stunden.
Des Kleinen Wiege stand zu Nacht
An meinem Bett, es durfte kaum sich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett aufstehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage schon am Waschtrog stehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen,
Und immerfort, wie heut so morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh'.

(Gehen vorüber.)

Marthe.

Die armen Weiber sind doch übel dran:
Ein Hagestolz ist schwerlich zu bekehren.

Mephistopheles.

Es käme nur auf eures Gleichen an,
Mich eines Bessern zu belehren.

Marthe.

Sagt grad, mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat sich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephistopheles.

Das Sprichwort sagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib sind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine, ob ihr niemals Lust bekommen?

Mephistopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte sagen: ward's nie Ernst in eurem Herzen?

Mephistopheles.

Mit Frauen soll man sich nie unterstehn zu scherzen.

Marthe.

Ach, ihr versteht mich nicht!

Mephistopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich versteh' — daß ihr sehr gütig seyd.
(Gehen vorüber.)

Faust.

Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Saht ihr es nicht? ich schlug die Augen nieder.

Faust.

Und du verzeihst die Freiheit, die ich nahm,
Was sich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngst aus dem Dom gegangen?

Margarete.

Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn;
Es konnte niemand von mir übel's sagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was freches, unanständiges gesehn?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne grade hin zu handeln.
Gesteh' ich's doch, ich wußte nicht, was sich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;

Allein gewiß, ich war recht bös auf mich,
Daß ich auf euch nicht böser werden konnte.

Faust.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laßt einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, ein's nach dem andern.)

Faust.

Was soll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es soll nur ein Spiel.

Faust.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

(Sie rupft und murmelt.)

Faust.

Was murmelst du?

Margarete (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Faust.

Du holdes Himmelsangesicht!

Margarete (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

(Das letzte Blatt ausrupfend, mit heller Freude.)

Er liebt mich!

Faust.

Ja, mein Kind! Laß dieses Blumenwort
Dir Götterausspruch seyn. Er liebt dich!
Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!

(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarete.

Mich überläuft's!

Faust.

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,
Laß diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:

Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig ſeyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

(Margarete drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.)

Marthe (kommend).

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich bät' euch, länger hier zu bleiben;
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt, als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen.
Und man kommt ins Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt!

Ein Gartenhäuschen.

Margarete ſpringt herein, ſteckt ſich hinter die Thüre, hält die Fingerſpitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Fauſt (kommt).

Ach Schelm, ſo neckſt du mich!
Treff' ich dich!

(Er küßt ſie.)

Margarete
(ihn faſſend und den Kuß zurückgebend).
Beſter Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephiſtopheles klopft an.

Fauſt (ſtampfend).
Wer da?

Mephiſtopheles.
Gut Freund!

Fauſt.
Ein Thier!

Mephiſtopheles.
Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe (kommt).
Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.
Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete.
Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.
Muß ich denn gehn?
Lebt wohl!

Marthe.
Ade!

Margarete.
Auf baldig Wiederſehn!
(Fauſt und Mephiſtopheles ab.)

Margarete.
Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwiſſend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't. (Ab.)

Wie wir einſt ſo glücklich waren!
Müſſen's jetzt durch euch erfahren.

Wald und Höhle.

Faust (allein).

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braus't und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime, tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch,
Der Vorwelt silberne Gestalten auf,
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

O daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer

Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun, nun! ich laſſ' dich gerne ruhn;
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen, unhold, barſch und toll,
Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt je juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich enatüirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Dem Kribskrabs der Imaginatien
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt.
Und wär' ich nicht, ſo wär'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpaziert.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlürfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?

Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, würdeſt du es ahnen können,
Du wäreſt Teufel g'nug, mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft, ich weiß nicht was? genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Geberde.)
Ich darf nicht ſagen wie? — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfui über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht geſittet Pfui zu ſagen.
Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt darinne,
Und alles wird ihr eng und trüb',
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne;

Sie hat dich übermächtig lieb.
Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überſteigt;
Du haſt ſie ihr ins Herz gegoſſen,
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang:
Sie ſieht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles (Für ſich).

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint, du ſeyſt entflohn,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephistopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Ums Zwillingspaar, das unter Rosen weidet.

Faust.

Entfliehe, Kuppler!

Mephistopheles.

Schön! Ihr schimpft, und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.
Nur fort! Es ist ein großer Jammer!
Ihr sollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Faust.

Was ist die Himmesfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen,
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehaus'te?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wasserſturz von Fels zu Felsen brauſ'te,
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu!
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh ein und tröſte ſie, du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe, wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeſchmackter's find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Gretchens Stube

Gretchen (am Spinnrade allein)

Meine Ruh iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer:
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab',
Iſt mir das Grab:
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer:
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach, dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn,
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Fauſt.

Margarete.

Verſprich mir, Heinrich! —

Fauſt.

Was ich kann!

Margarete.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarete.

Das iſt nicht recht; man muß dran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarete.

Ach, wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarete.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und ſich unterwinden,
Zu ſagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen, freundlich blickend,

Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß,
Unsichtbar, sichtbar, neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum.

Faust.

Liebs Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

Faust.

Wie so?

Margarete.

Der Mensch, den du da bei dir hast,

I.

Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist Alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir schweiget noch Alles so still.
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Pallast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei; dann wird ein einziger Tempel
Amors Tempel nur seyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.

Ist mir in tiefer, inn'rer Seele verhaßt:
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich ins Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Faust.

Es muß auch solche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit seines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür' herein,
Sieht er immer so spöttisch drein,
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frei, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu.

Faust.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir ins Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so seyn.

Faust.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Faust.

Ach, kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine ſchlief!
Ich ließ' dir gern heut Nacht den Riegel offen:
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief,
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Faust.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen! Drei Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Faust.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen treibt:
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt.

(Ab.)

Mephiſtopheles tritt auf

Mephiſtopheles.

Der Grasaff! iſt er weg?

Faust.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff', es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue, liebe Seele,
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr seligmachend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher, sinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr, sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab' ich doch meine Freude dran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen mit Krügen.

Lieschen.

Haſt nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort! Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle ſagt mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!
Sie füttert zwei, wenn ſie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen;
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos, ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekoſ' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar!
Wenn unser ein's am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ,
Stand sie bei ihrem Buhlen süß;
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung.
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thür! (Ab.)

Gretchen (nach Hause gehend).

Wie konnt' ich sonst so tapfer schmälen,
Wenn that ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war,
Und segnet' mich und that so groß!
Und bin nun selbst der Sünde bloß!
Doch — alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut! ach war so lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa. Blumenkrüge davor.

Gretchen

(steckt frische Blumen in die Krüge)

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin, Soldat, Gretchen's Bruder.

Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt;
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört' all dem Schwadroniren zu,
Und streiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand,
Und sage: Alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht?
Tep! Tep! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen schrieen: Er hat Recht;
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!
Da saßen alle die Lober stumm.
Und nun! — ums Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Nasenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen —
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?
Irr' ich nicht, es ſind ihrer zwei.
Iſt er's, gleich pack' ich ihn beim Felle:
Soll' nicht lebendig von der Stelle!

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie von dem Fenſter dort der Sakriſtei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſterniß drängt ringsum bei:
So ſieht's in meinem Buſen nächtig.

Mephiſtopheles.

Und mir iſt's wie dem Kätzlein ſchmächtig,
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leiſ' dann um die Mauer ſtreicht;
Mir iſt's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüſt, ein bißchen Rammelei.
So ſpukt mir ſchon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht!
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Fauſt.

Rückt wohl der Schatz indeſſen in die Höh',
Den ich dort hinten flimmern ſeh'?

Mephiſtopheles.

Du kannſt die Freude bald erleben,
Das Keſſelchen herauszuheben.
Ich ſchielte neulich ſo hinein;
's ſind herrliche Löwenthaler drein.

Fauſt.

Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?

Mephiſtopheles.

Ich ſah dabei wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnüren.

Faust.

So iſt es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geſchenke zu ihr geh'.

Mephiſtopheles.

Es ſollt' euch eben nicht verdrießen,
Umſonſt auch etwas zu genießen.
Jetzt, da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunſtſtück hören:
Ich ſing' ihr ein moraliſch Lied,
Um ſie gewiſſer zu bethören.

(Singt zur Zither.)

Was machſt du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen, hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es ſeyn!
Er läßt dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger!

Valentin. (tritt vor.)

Wen lockſt du hier? Beim Element!
Vermaledeiter Rattenfänger!
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinterdrein den Sänger!

Mephiſtopheles.

Die Zither iſt entzwei! an der iſt nichts zu halten.

Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Mann's, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergötzt sich an ihm, dem freien rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;
Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen entzündet,
Freut sich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Besser ist ihr Tisch nun bestellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper sie bringt.
Mutter und Tochter erfreun sich ihres nordischen Gastes,
Und der Barbare beherrscht Römischen Busen und Leib.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.

Valentin.

Nun ſoll es an ein Schädelſpalten!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Herr Doctor, nicht gewichen! Friſch!
Hart an mich an, wie ich euch führe!
Heraus mit eurem Fledermiſch!
Nur zugeſtoßen! Ich parire.

Valentin.

Parire den!

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht?

Valentin.

Auch den!

Mephiſtopheles.

Gewiß!

Valentin.

Ich glaub', der Teufel ficht!
Was iſt denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Stoß zu!

Valentin (fällt).

O weh!

Mephiſtopheles.

Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſſen gleich verſchwinden;
Denn ſchon entſteht ein mörderlich Geſchrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenſter).

Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenſter).

Herbei ein Licht!

Marthe (wie oben).

Man ſchilt und rauft, man ſchreit und ficht.

Volk.

Da liegt ſchon einer todt!

Marthe (heraustretend).

Die Mörder, sind sie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend).

Wer liegt hier?

Volk.

Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.

Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.

Ich sterbe! das ist bald gesagt,
Und bälder noch gethan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!

(Alle treten um ihn.)

Mein Gretchen, sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheidt genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag' dir's im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine Hur';
So sey's auch eben recht!

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?

Valentin.

Laß unsern Herrgott aus dem Spaß!
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es gehn kann, so wird's gehn.
Du fingst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden.

Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß,
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht.
Ich seh' wahrhaftig schon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut',
Wie von einer angesteckten Leichen,
Von dir, du Metze! seitab weichen.
Dir soll das Herz im Leib verzagen,
Wenn sie dir in die Augen sehn!
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken,
Und, wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden seyn vermaledeit!

Marthe.

Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Lästrung auf euch laden?

Valentin.

Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.

Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.

Ich sage, laß die Thränen seyn!
Da du dich sprachst der Ehre los,
Gabst mir den schwersten Herzensstoß.
Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.

(Stirbt.)

Dom.

Am. Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen
Welche Missethat?
Bet'st du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut? —
Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstigt dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

(Orgelton.)

Böser Geist.

Grimm faßt dich!
Die Posaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir ist als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löste.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet, apparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird so eng'!
Die Mauerpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böser Geist.

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus,
Cum vix justus sit securus?

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen!
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläſchchen! —

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Walpurgisnacht.

Harzgebirg

Gegend von Schirke und Elend.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock.
Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Faust.

So lang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's, daß man den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephistopheles.

Fürwahr ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit später Gluth heran,
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
Erlaub', daß ich ein Irrlicht bitte!

Dort ſeh' ich ein's, das eben luſtig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willſt du ſo vergebens lodern?
Sey doch ſo gut, und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff ich, ſoll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur zickzack geht gewöhnlich unſer Lauf.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! Er denkt's den Menſchen nachzuahmen.
Geh' Er nur grad, ins Teufels Namen!
Sonſt blaſ' ich ihm ſein Flackerleben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt, der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt, Mephiſtopheles, Irrlicht (im Wechſelgeſang).

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten, öden Räumen!

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüberrücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,

Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher:
Kauz und Kibitz und der Häher,
Sind sie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Gesträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Masern
Strecken sie Polypenfasern
Nach dem Wand'rer. Und die Mäuse,
Tausendfärbig, schaarenweise,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärmezügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber sag' mir, ob wir stehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles scheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die sich mehren, die sich blähen.

Mephistopheles.

Fasse wacker meinen Zipfel!
Hier ist so ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Faust.

Wie seltsam glimmert durch die Gründe

Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunst und Flor,
Dann schleicht sie wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie wie ein Quell hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, sich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt sie sich auf einmal.
Da sprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgestreuter goldner Sand.
Doch schau'! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand.

Mephistopheles.

Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?
Ein Glück, daß du's gesehen hast:
Ich spüre schon die ungestümen Gäste.

Faust.

Wie rast die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Mephistopheles.

Du mußt des Felsens alte Rippen packen;
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör'! es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Aeste,
Der Stämme mächtiges Dröhnen,
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,

Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe,
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt du, es habe ſich lange die Göttin der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Juna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen;
O, ſo hätt ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt ſich die Fürſtin der Welt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o Römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng aus altem Baſalt der Aegypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.

Und durch die überträmmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn;
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf;
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock;
Es f—t die Hexe, es st—t der Bock.

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebührt!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommst du her?

Stimme.

Ueber'n Ilsenstein!
Da guckt' ich der Eule ins Nest hinein.
Die macht' ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reit'st du so schnelle!

Stimme.

Mich hat sie geschunden;
Da sieh nur die Wunden!

Hexen. Chor.

Der Weg ist breit, der Weg ist lang;
Was ist das für ein toller Drang?

Die Gabel sticht, der Besen kratzt,
Das Kind erstickt, die Mutter platzt.

Herrenmeister. Halbes Chor.

Wir schleichen, wie die Schneck im Haus:
Die Weiber alle sind voraus.
Denn, geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

Andere Hälfte.

Wir nehmen das nicht so genau;
Mit tausend Schritten macht's die Frau.
Doch, wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben).

Kommt mit, kommt mit, vom Felsensee!

Stimmen (von unten).

Wir möchten gerne mit in die Höh',
Wir waschen und blank sind wir ganz und gar:
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.

Es schweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt sich gern;
Im Sausen sprüht das Zaubercher
Viel tausend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten).

Halte! Halte!

Stimme (von oben).

Wer ruft da aus der Felsenspalte?

Stimme (unten).

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich steige schon dreihundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen;
Ich wäre gern bei meines Gleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock.

Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlor'ner Mann.

Halbhexe (unten).

Ich tripple nach, so lange Zeit;
Wie sind die andern schon so weit!
Ich hab' zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe giebt den Hexen Muth,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog;
Der fliegt nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So streichet an dem Boden hin,
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit!

(Sie lassen sich nieder.)

Mephistopheles.

Das drängt und stößt, das rauscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur fest an mir! sonst sind wir gleich getrennt.
Wo bist du?

Faust (in der Ferne).

Hier!

Mephistopheles.

Was! dort schon hingerissen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müssen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! süßer Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, fasse mich! und nun, in Einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es ist zu toll, sogar für meines Gleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz besonderm Schein,

Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht:
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur, welche bunten Flammen!
Es iſt ein muntrer Klub beiſammen;
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt.

Doch droben möcht' ich lieber ſeyn!
Schon ſeh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles.

Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß du die große Welt nur ſauſen;
Wir wollen hier im Stillen hauſen.
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da ſeh' ich junge Hexchen, nackt und bloß,
Und alte, die ſich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen;
Die Müh' iſt klein, der Spaß iſt groß.
Ich höre was von Inſtrumenten tönen!
Verflucht Geſchnarr! Man muß ſich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders ſeyn:
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich aufs neue. —
Was ſagſt du, Freund? das iſt kein kleiner Raum.
Da ſieh nur hin! du ſiehſt das Ende kaum.
Ein hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man ſchwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt:
Nun ſage mir, wo es was Beſſer's giebt?

Faust.

Willst du dich nun, um uns hier einzuführen,
Als Zauberer oder Teufel produziren?

Mephistopheles.

Zwar bin ich sehr gewohnt incognito zu gehn;
Doch läßt am Gallatag man seinen Orden sehn.
Ein Kniebant zeichnet mich nicht aus;
Doch ist der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehst du die Schnecke da? Sie kommt herangekrochen:
Mit ihrem tastenden Gesicht
Hat sie mir schon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! Von Feuer gehen wir zu Feuer;
Ich bin der Werber und du bist der Freier.

(Zu einigen, die um verglimmende Kohlen sitzen.)

Ihr alten Herrn, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hübsch in der Mitte fände,
Von Saus umzirkt und Jugendbraus;
Genug allein ist jeder ja zu Haus.

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch so viel für sie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend obenan.

Minister.

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit;
Ich lobe mir die guten Alten:
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht sollten;
Doch jetzo kehrt sich alles um und um,
Und eben da wir's fest erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt lesen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das ist noch nie so naseweis gewesen.

Mephistopheles
(der auf einmal sehr alt erscheint)

Zum jüngsten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letztenmal den Hexenberg ersteige:
Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
So ist die Welt auch auf der Neige.

Trödelherr.

Ihr Herren, geht nicht so vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerksam blickt nach meinen Waaren;
Es steht dahier gar mancherlei.
Und doch ist nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menschen und der Welt gereicht.
Kein Dolch ist hier, von dem nicht Blut geflossen,
Kein Kelch, aus dem sich nicht, in ganz gesunden Leib,
Verzehrend heißes Gift ergossen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert, das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchstochen.

Mephistopheles.

Frau Muhme! Sie versteht mir schlecht die Zeiten!
Gethan, geschehn! Geschehn, gethan!
Verleg' sie sich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Faust.

Daß ich mich nur nicht selbst vergesse!
Heiß' ich mir das doch eine Messe!

Mephistopheles.

Der ganze Strudel strebt nach oben;
Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.

Faust.

Wer ist denn das?

Mephistopheles.

Betrachte sie genau!
Lilith ist das.

Faust.

Wer?

Mephistopheles.

Adams erste Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt.
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt sie ihn sobald nicht wieder fahren.

Faust.

Da sitzen zwei, die alte mit der jungen;
Die haben schon was Rechts gesprungen!

Mephistopheles.

Das hat nun heute keine Ruh!
Es geht zum neuen Tanz! Nun komm! wir greifen zu.

Faust (mit der Jungen tanzend).

Einst hatt' ich einen schönen Traum,
Da sah ich einen Apfelbaum,
Zwei schöne Aepfel glänzten dran —
Sie reizten mich, ich stieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr sehr,
Und schon vom Paradiese her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten solche trägt.

Mephistopheles (mit der Alten).
Einst hatt' ich einen wüsten Traum;
Da sah ich einen gespaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
Se — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.
Ich biete meinen besten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht scheut.

Proktophantasmist.
Verfluchtes Volk! was unterfteht ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewiesen,
Ein Geist steht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menschen gleich!

Die Schöne (tanzend).
Was will denn der auf unserm Ball?

Faust (tanzend).
Ei! der ist eben überall.
Was andre tanzen, muß er schätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Das hieß' er allenfalls noch gut;
Besonders wenn ihr ihn darum begrüßen solltet.

Proktophantasmist.
Ihr seyd noch immer da! Nein, das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel;
Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt!
Und nie wird's rein; das ist doch unerhört!

Die Schöne.
So hört doch auf uns hier zu ennuyiren!

Proktophantasmist.

Ich sag's euch Geistern ins Gesicht,
Den Geistesdespotismus leid' ich nicht:
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.

(Es wird fortgetanzt.)

Heut, seh' ich, will mir nichts gelingen:
Doch eine Reise nehm' ich immer mit,
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephistopheles.

Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen —
Das ist die Art wie er sich soulagirt —,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergötzen,
Ist er von Geistern und von Geist curirt.

(Zu Faust, der aus dem Tanze getreten ist.)

Was lässest du das schöne Mädchen fahren,
Das dir zum Tanz so lieblich sang?

Faust.

Ach! mitten im Gesange sprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephistopheles.

Das ist was recht's! Das nimmt man nicht genau:
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferstunde?

Faust.

Dann sah ich —

Mephistopheles.

Was?

Faust.

Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit gefesselten Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Mephistopheles.

Laß das nur stehn! Dabei wird's niemand wohl.
Es ist ein Zauberbild, ist leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen ist nicht gut;
Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut,
Und er wird fast in Stein verkehrt:
Von der Medusa hast du ja gehört.

Faust.

Fürwahr, es sind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten:
Das ist der süße Leib, den ich genoß.

Mephistopheles.

Das ist die Zauberei, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.

Faust.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Mephistopheles.

Ganz recht! ich seh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unter'm Arme tragen:
Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen. —
Nur immer diese Lust zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran!
Hier ist's so lustig wie im Prater:
Und hat man mir's nicht angethan,
So seh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von sieben!

Eh' an die Ferse lockten wir selbst, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit; lernet sie kennen!
Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie seyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde necket sie stets, Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergiebt sie sich nur dem raschen thätigen Manne;
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſ'te vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, römische Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Boden begeistert;
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.

So viel zu geben ist allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geschrieben,
Und Dilettanten spielen's auch.
Verzeiht, ihr Herrn, wenn ich verschwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephistopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das sind' ich gut; denn da gehört ihr hin.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberon's und Titania's goldne Hochzeit.

Intermezzo.

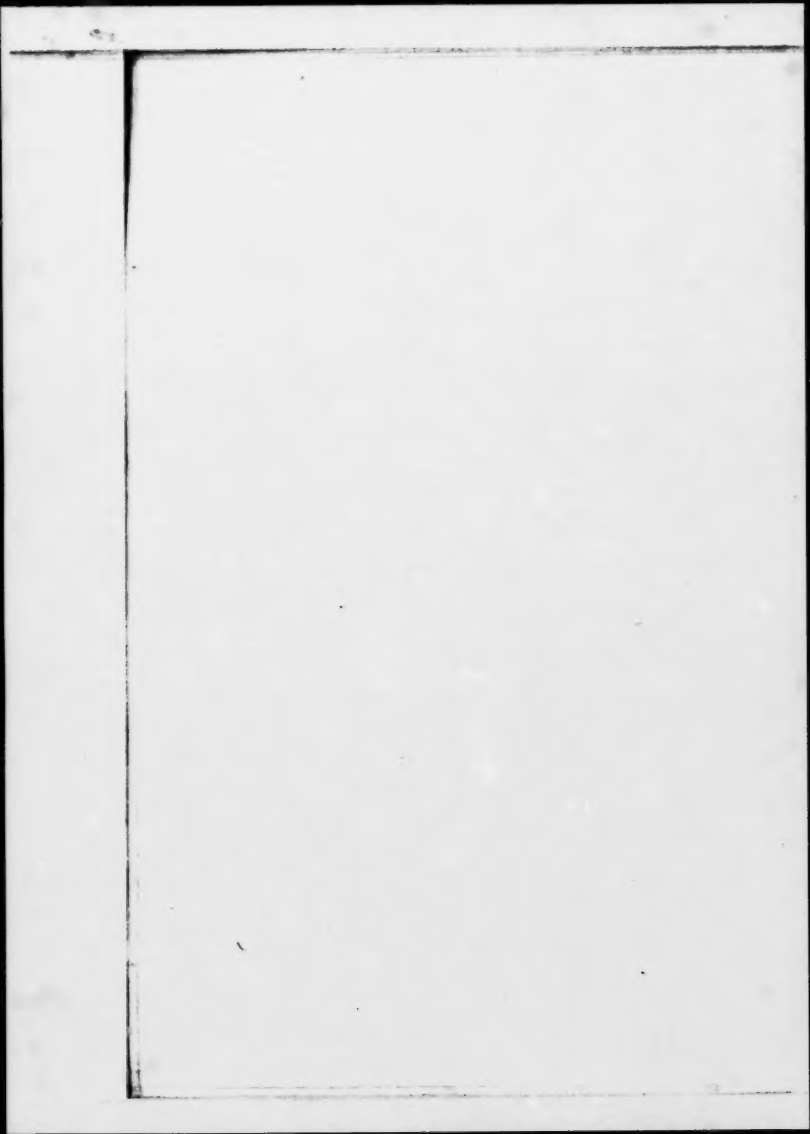

Theatermeister.

Heute ruhen wir einmal,
Miedings wack're Söhne;
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das ist die ganze Scene!

Herold.

Daß die Hochzeit golden sey,
Soll'n funfzig Jahr seyn vorüber;
Aber ist der Streit vorbei,
Das Golden ist mir lieber.

Oberon.

Seyd ihr Geister wo ich bin,
So zeigt's in diesen Stunden:
König und die Königin,
Sie sind aufs neu verbunden.

Puck.

Kommt der Puck und dreht sich quer
Und schleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher,
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmlisch reinen Tönen:
Viele Fratzen lockt sein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten, die sich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn sich zweie lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau
So faßt sie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie,
Und Ihn an Nordens Ende.

Orchester Tutti.

Fortissimo.

Fliegenschnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub und Grill' im Gras,
Das sind die Musikanten!

Solo.

Seht, da kommt der Dudelsack!
Es ist die Seifenblase.
Hört den Schneckeschnickeschnack
Durch seine stumpfe Nase!

Geist der sich erst bildet.

Spinnenfuß und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du trippelst mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reisender.

Ist das nicht Maskeradenspott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon, den schönen Gott,
Auch heute hier zu schauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,
So ist auch er ein Teufel.

Nordischer Künstler.

Was ich ergreife, das ist heut
Fürwahr nur skizzenweise;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italiän'schen Reise.

Purist.

Ach! mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind zweie nur gepudert.

Junge Herr.

Der Puder ist, so wie der Reck,
Für alt' und graue Weibchen;
Drum sitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart,
Um hier mit euch zu mauten;
Doch hoff' ich, sollt ihr jung und zart,
So wie ihr seyd, verfaulen.

Capellmeister.

Fliegenschnauz' und Mückennas',
Umschwärmt mir nicht die Nackte!
Frosch im Laub und Grill' im Gras,
So bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne (nach der einen Seite)

Gesellschaft wie man wünschen kann!
Wahrhaftig, lauter Bräute!
Und Junggesellen, Mann für Mann
Die hoffnungsvollsten Leute!

Windfahne (nach der andern Seite)

Und thut sich nicht der Boden auf,
Sie alle zu verschlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle springen.

Xenien.

Als Insecten sind wir da,
Mit kleinen scharfen Scheeren,
Satan, unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.

Seht, wie sie in gedrängter Schaar
Naiv zusammen scherzen!
Am Ende sagen sie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Musaget.

Ich mag in diesem Hexenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich diese wüßt' ich eh'r
Als Musen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was:
Komm, fasse meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutsche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reisender.

Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten;
Er schnopert was er schnopern kann.
„Er spürt nach Jesuiten."

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Weltkind.

Ja, für die Frommen, glaubet mir,
Ist alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
„Nur ungestört! Es sind im Rohr
Die unisonen Dommeln.“

Tanzmeister.

Wie jeder doch die Beine lupft,
Sich, wie er kann, herauszieht!
Der Krumme springt, der Plumpe hupft,
Und fragt nicht wie es aussieht.

Fiedler.

Das haßt sich schwer, das Lumpenpack,
Und gäb' sich gern das Restchen;
Es eint sie hier der Dudelsack,
Wie Orpheus Lei'r die Bestjen.

Dogmatiker.

Ich lasse mich nicht irre schrei'n,
Nicht durch Kritik noch Zweifel.
Der Teufel muß doch etwas seyn;
Wie gäb's denn sonst auch Teufel?

Idealist.

Die Phantasie in meinem Sinn
Ist dießmal gar zu herrisch;
Fürwahr wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närrisch.

Realist.

Das Wesen ist mir recht zur Qual,
Und muß mich baß verdrießen;
Ich stehe hier zum erstenmal
Nicht fest auf meinen Füßen.

Supernaturalist.

Mit viel Vergnügen bin ich da,
Und freue mich mit diesen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geister schließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeiſter.

Froſch im Laub und Grill' im Gras,
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſchnauz' und Mückennaſ',
Ihr ſeyd doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sansſouci, ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen;
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt:
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt erſtanden;
Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternſchnuppe.

Aus der Höhe ſchoß ich her,
Im Stern- und Feuerſcheine,
Liege nun im Graſe quer:
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Maſſiven.

Platz und Platz! und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder.
Geiſter kommen, Geiſter auch,
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht ſo maſtig auf
Wie Elephantenkälber!
Und der plumpſt' an dieſem Tag
Sey Puck, der derbe, ſelber!

Ariel.

Gab die liebende Natur,
Gab der Geiſt euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Roſenhügel!

Orcheſter.

Pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen ſich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles iſt zerſtoben.

Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Giebt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maaß leiſe mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

VI.

Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch, ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarin Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bei Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſeyn! gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör' ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,

Trüber Tag.

Feld.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Miſſethäterin im Kerker zu entſetzlichen Qualen eingeſperrt, das holde, unſelige Geſchöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätheriſcher, nichtswürdiger Geiſt, und das haſt du mir verheimlicht! — Steh nur, ſteh! Wälze die teufliſchen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Böſen Geiſtern übergeben und der richtenden gefühlloſen Menſchheit! Und mich wiegſt du indeß in abgeſchmackten Zerſtreuungen, verbirgſt mir ihren wachſenden Jammer, und läſſeſt ſie hülflos verderben!

Mephiſtopheles.

Sie iſt die erſte nicht.

Fauſt.

Hund! abſcheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geiſt! wandle den Wurm wieder in ſeine Hundsgeſtalt, wie er ſich oft nächtlicher Weiſe gefiel vor mir herzutrotten, dem harmloſen Wanderer vor die Füße zu kollern und ſich dem niederſtürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in ſeine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erſte nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als Ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elendes verſank, daß nicht das erſte genugthat für die Schuld aller übrigen, in ſeiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verziehenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieſer einzigen; du grinſeſt gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hin!

Mephiſtopheles.

Nun ſind wir ſchon wieder an der Gränze unſres Witzes, da wo euch Menſchen der Sinn überſchnappt. Warum machſt du Gemeinſchaft mit uns, wenn du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen und biſt vor'm Schwindel nicht ſicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Fauſt.

Fletſche deine gefräßigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir ekelt's! — Großer herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden, der ſich am Schaden weidet und an Verderben ſich letzt?

Mephiſtopheles.

Endigſt du?

Fauſt.

Rette ſie! oder weh dir! Den gräßlichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende!

Mephiſtopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. — Rette ſie! — Wer war's, der ſie ins Verderben ſtürzte? Ich oder du? (Fauſt blickt wild umher.) Greifſt du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unſchuldig Entgegnenden zu zerſchmettern, das iſt ſo Tyrannenart ſich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Fauſt.

Bringe mich hin! Sie ſoll frei ſeyn!

Mephiſtopheles.

Und die Gefahr, der du dich ausſetzeſt? Wiſſe, noch liegt auf der Stadt Blutſchuld von deiner Hand. Ueber des Erſchlagenen Stätte ſchweben rächende Geiſter und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Fauſt.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, ſag' ich, und befrei' ſie!

Mephiſtopheles.

Ich führe dich, und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürmers Sinne will ich umnebeln; bemächtige dich der Schlüſſel und führe ſie heraus mit Menſchenhand!

Ich wache: die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich.

Faust.

Auf und davon!

Nacht.

Offen Feld.

Faust, Mephistopheles auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust.

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.

Weiß nicht was sie kochen und schaffen.

Faust.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.

Eine Hexenzunft.

Faust.

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.

Vorbei! Vorbei!

Kerker.

Faust

(mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor einem eisernen Thürchen).

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer;
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst zu ihr zu gehen!
Du fürchtest sie wiederzusehen.
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.
(Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.)

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort:
Da ward ich ein schönes Waldvögelein,
Fliege fort, fliege fort!

Faust (aufschließend).

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauscht.

(Er tritt ein.)

Margarete (sich auf dem Lager verbergend).

Weh! Weh! Sie kommen. Bitt'rer Tod!

Faust (leise).

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete (sich vor ihn hinwälzend).

Bist du ein Mensch, so fühle meine Noth.

Faust.

Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schreien!

(Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.)

Margarete (auf den Knieen).

Wer hat dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's Morgen früh nicht zeitig genung?

(Sie steht auf.)

Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit;
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?

Laß mich nicht vergebens flehen!
Hab' ich dich doch mein' Tage nicht gesehen!

Faust.

Werd' ich den Jammer überstehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erst das Kind noch tränken.
Ich herzt' es diese ganze Nacht;
Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt so;
Wer heißt sie's deuten?

Faust (wirft sich nieder).

Ein Liebender liegt dir zu Füßen,
Die Jammerknechtschaft aufzuschließen.

Margarete (wirft sich zu ihm).

O laß uns knie'n die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter diesen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöse!

Faust (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarete (aufmerksam).

Das war des Freundes Stimme!

(Sie springt auf. Die Ketten fallen ab.)

Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir soll niemand wehren.
An seinen Hals will ich fliegen,
An seinem Busen liegen!
Er rief: Gretchen! Er stand auf der Schwelle.
Mitten durchs Heulen und Klappern der Hölle,

Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Fauſt.

Ich bin's.

Margarete.

Du biſt's! O, ſag' es noch einmal!
(Ihn faſſend.)
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers? der Ketten?
Du biſt's! Kommſt mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſtenmale ſah,
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Fauſt (fortſtrebend).

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil ich doch ſo gern, wo du weileſt.
(Liebkoſend.)

Fauſt.

Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarete.

Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe bang?
Wenn ſonſt an deinen Worten deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt, als wollteſt du mich erſticken —!
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!
(Sie umfaßt ihn.)

O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

(Sie wendet ſich von ihm.)

Fauſt.

Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet).

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Fauſt.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt?
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Fauſt.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch! — Du biſt's! ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach, aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht,
Iſt Blut dran.
Ach Gott! Was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Fauſt.

Laß das Vergangne vergangen ſeyn,
Du bringſt mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beschreiben,
Für die mußt du sorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Brust!
Niemand wird sonst bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu schmiegen,
Das war ein süßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir ist's, als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als stießest du mich von dir zurück;
Und doch bist du's, und blickst so gut, so fromm.

Faust.

Fühlst du, daß ich es bin, so komm!

Margarete.

Dahinaus?

Faust.

Ins Freie.

Margarete.

Ist das Grab draußen,
Lauert der Tod, so komm!
Von hier ins ew'ge Ruhebett,
Und weiter keinen Schritt! —
Du gehst nun fort. O Heinrich, könnt' ich mit!

Faust.

Du kannst! So wolle nur! Die Thür steht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf!
Es ist so elend, betteln zu müssen,
Und noch dazu mit bösem Gewissen!

Es iſt ſo elend, in der Fremde ſchweifen
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.

Ich bleibe bei dir.

Margarete.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind!
Fort! immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg,
In den Wald hinein,
Links, wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.

Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein;
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer;
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief, damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen,
So wag' ich's dich hinwegzutragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!

Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu Lieb' gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja, es wird Tag! der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag' niemand, daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn!
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen).

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern;
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will er an dem heiligen Ort!
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Und ein Kupfer Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt und Violetſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! Ihr ſeyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend ans Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie faß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth ſtürzend und jählings verhüllt;
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Tiefere Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.

Margarete.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel, ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).

Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Her zu mir!

(Verſchwindet mit Fauſt.)

Stimme (von innen, verhallend)

Heinrich! Heinrich!

Faust.

Der Tragödie zweiter Theil.

In fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Faust.

Zweiter Theil.

Erſter Act.

Anmuthige Gegend.

Fauſt, auf blumigen Raſen gebettet, ermüdet, unruhig, ſchlafluchend.

Dämmerung.

Geiſterkreis ſchwebend, bewegt, anmuthige kleine Geſtalten.

Ariel.

(Geſang, von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlingsregen
Ueber alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet wo ſie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böſe;
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umſchwebt im luft'gen Kreiſe,
Erzeigt euch hier nach erler Elfen Weiſe:
Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier ſind die Pauſen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen füllt ſie freundlich aus.
Erſt ſenkt ſein Haupt aufs kühle Polſter nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder,

Wenn er gestärkt dem Tag entgegenruht.
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

Chor.

(Einzeln, zu zweien und vielen, abwechselnd und gesammelt.)

Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran,
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier, im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verloschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück:
Fühl' es vor! du wirst gesunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel schwellen,
Buschen sich zu Schattenruh;
Und in schwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunsch und Wünsche zu erlangen,
Schaue nach dem Glanze dort!
Leise bist du nur umfangen;
Schlaf ist Schale, wirf sie fort!

Säume nicht dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

(Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus' Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse bringt das Licht!
Es trommetet, es posaunet,
Auge blingt und Ohr erstaunet;
Unerhörtes hört sich nicht,
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer, tiefer, still zu wohnen,
In die Felsen, unters Laub;
Trifft es euch, so seyd ihr taub.

Faust.

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Aetherische Dämm'rung milde zu begrüßen;
Du Erde warst auch diese Nacht beständig,
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben;
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Daseyn immerfort zu streben. —
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen:
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen;
Das später sich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen. —
Sie tritt hervor! — und leider! schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammenübermaß, wir stehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb'? ist's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer?
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben;
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiſerliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaiſers.

Trompeten.

Hofgeſinde aller Art, prächtig gekleidet, tritt ein. **Der Kaiſer** gelangt auf den Thron; zu ſeiner Rechten der Aſtrolog.

Kaiſer.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Verſammelt aus der Näh' und Weite. —
Den Weiſen ſeh' ich mir zur Seite,
Allein wo iſt der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantelſchleppe
Stürzt' er zuſammen auf der Treppe;
Man trug hinweg das Fettgewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt ſich ein andrer an die Stelle;
Gar köſtlich iſt er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft, daß jeder ſtutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor. —
Da iſt er doch, der kühne Thor!

Mephiſtopheles
(am Throne kniend).

Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?

Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne:
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfanget
Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater, den Gast?
Ach! hier lieg' ich, und strecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht sagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergieb! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna sie auch! Die herrlichsten Gaben
Theilt als ein Mädchen sie aus, wie es die Laune gebeut.
Bist du der wirthliche Gott? O dann so verstoße den Gastfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin versteigest du dich?" — Vergieb mir; der hohe
Capitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius Mahl vorbei, leise zum Orcus hinab.

VIII.

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart gescholten und verklagt?
Wen darfst du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht sich deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?

Kaiser.

Für dießmal spare deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte;
Das ist die Sache dieser Herrn. —
Da löse du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite;
Nimm seinen Platz und komm' an meine Seite!

(Mephistopheles steigt hinauf und stellt sich zur Linken.)

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — zu neuer Pein! —
Wo kommt er her? — Wie kam er ein? —
Der alte fiel — der hat verthan. —
Es war ein Faß. — Nun ist's ein Span. —

Kaiser.

Und also, ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne!
Ihr sammelt euch mit günstigem Sterne;
Da droben ist uns Glück und Heil geschrieben.
Doch sagt, warum in diesen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entschlagen,
Schönbärte mummenschänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathschlagend quälen sollten?
Doch weil ihr meint, es ging nicht anders an,
Geschehen ist's, so sey's gethan.

Kanzler.

Die höchste Tugend, wie ein Heiligenschein,
Umgiebt des Kaisers Haupt; nur er allein
Vermag sie gültig auszuüben:

Gerechtigkeit! — Was alle Menschen lieben,
Was alle fordern, wünschen, schwer entbehren,
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.
Doch ach! was hilft dem Menschengeist Verstand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel sich in Uebeln überbrütet?
Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm scheint's ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet.
Der raubt sich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt sich dessen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger sich zur Halle;
Der Richter runzelt auf hohem Pfühl;
Interessen wogt, in grimmigem Schwalle,
Des Aufruhrs wachsendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen,
Der auf Mitschuldigste sich stützt,
Und Schuldig! hörst du ausgesprochen,
Wo Unschuld nur sich selber schützt.
So will sich alle Welt zerstückeln,
Vernichtigen was sich gebührt;
Wie soll sich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgesinnter Mann
Neigt sich dem Schmeichler, dem Bestecher;
Ein Richter, der nicht strafen kann,
Gesellt sich endlich zum Verbrecher.
Ich malte schwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

(Pause.)

Entschlüsse sind nicht zu vermeiden:

Wenn alle schädigen, alle leiden,
Geht selbst die Majestät zu Raub.

Heermeister.

Wie tobt's in diesen wilden Tagen!
Ein jeder schlägt und wird erschlagen,
Und fürs Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter seinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felsennest
Verschwuren sich, uns auszudauern,
Und halten ihre Kräfte fest.
Der Miethsoldat wird ungeduldig,
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig,
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer was alle wollten,
Der hat ins Wespennest gestört;
Das Reich, das sie beschützen sollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben wüthend hausen;
Schon ist die halbe Welt verthan!
Es sind noch Könige dadraußen,
Doch keiner denkt, es ging' ihn irgend an.

Schatzmeister.

Wer wird auf Bundsgenossen pochen!
Subsidien, die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser bleiben aus.
Auch, Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?
Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zusehen muß man wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteien, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,

Gleichgültig wurden Lieb' und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen sich, um auszuruhn!
Wer jetzt will seinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für sich zu thun.
Die Goldespforten sind verrammelt;
Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt,
Und unsre Cassen bleiben leer.

Marschalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren!
Wir wollen alle Tage sparen,
Und brauchen alle Tage mehr;
Und täglich wächst mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildschweine, Hirsche, Hasen, Rehe,
Wälschhühner, Hühner, Gäns' und Enten,
Die Deputate, sichre Renten,
Sie gehen noch so ziemlich ein;
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich häufte,
Der besten Berg' und Jahresläufte,
So schlürft unendliches Gesäufte
Der edlen Herrn den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß sein Lager auch verzapfen;
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tische liegt der Schmaus.
Nun soll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verschonen;
Der schafft Anticipationen,
Die speisen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brot.

Kaiser

(nach einigem Nachdenken zu Mephistopheles).

Sag', weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephistopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umherzuschauen,
Dich und die Deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majestät unweigerlich gebeut,
Bereite Macht Feindseliges zerstreut,
Wo guter Wille, kräftig durch Verstand,
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil sich vereinen,
Zur Finsterniß, wo solche Sterne scheinen?

Gemurmel.

Das ist ein Schalk — der's wohl versteht. —
Er lügt sich ein — so lang' es geht. —
Ich weiß schon — was dahinter steckt. —
Nur was denn weiter? — Ein Project! —

Mephistopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden.
Nur fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft?
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.

Kanzler.

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deßhalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden;
Sie stützen würdig seinen Thron.
Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Dem Pöbelsinn verworr'ner Geister
Entwickelt sich ein Widerstand;
Die Ketzer sind's! die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land.
Die willst du nun mit frechen Scherzen
In diese hohen Kreise schwärzen;
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen;
Dem Narren sind sie nah verwandt.

Mephistopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar!
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiser.

Dadurch sind unsre Mängel nicht erledigt.
Was willst du jetzt mit deiner Fastenpredigt?
Ich habe satt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld; nun gut, so schaff' es denn!

Mephistopheles.

Ich schaffe was ihr wollt, und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer.
Es liegt schon da, doch um es zu erlangen,
Das ist die Kunst; wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur, in jenen Schreckensläuften,
Wo Menschenfluthen Land und Volk ersäuften,
Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes da- und dorthin versteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und so fortan bis gestern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden still begraben;
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.

Schatzmeister.

Für einen Narren spricht er gar nicht schlecht;
Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.

Kanzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen;
Es geht nicht zu mit frommen, rechten Dingen.

Marschalk.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeister.

Der Narr ist klug, verspricht was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht, woher es kommt.

Mephistopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier steht ein Mann! Da! fragt den Astrologen.
Im Kreis um Kreise kennt er Stund' und Haus,
So sage denn: Wie sieht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwei Schelme sind's. — Verstehn sich schon. —
Narr und Phantast — so nah dem Thron! —
Ein mattgesungen — alt Gericht! —
Der Thor bläs't ein — der Weise spricht! —

Astrolog

(spricht, Mephistopheles bläs't ein).

Die Sonne selbst, sie ist ein laut'res Gold;
Mercur, der Bote, dient um Gunst und Sold;
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als spat blickt sie euch lieblich an;
Die keusche Luna launet grillenhaft;
Mars trifft er nicht, so dräut euch seine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der schönste Schein,
Saturn ist groß, dem Auge fern und klein,
Ihn als Metall verehren wir nicht sehr,
An Werth gering, doch im Gewichte schwer.
Ja, wenn zu Sol sich Luna fein gesellt,
Zum Silber Gold, dann ist es heitre Welt;
Das Uebrige ist alles zu erlangen:
Paläste, Gärten, Brüstlein, rothe Wangen,

Das alles schafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag was unser keiner kann.

Kaiser.

Ich höre doppelt was er spricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was soll uns das — Gedroschner Spaß!
Calenderei! — Chymisterei! —
Das hört' ich oft — Und falsch gehofft. —
Und kommt es auch — so ist's ein Gauch. —

Mephistopheles.

Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faselt von Alraunen,
Der andre von dem schwarzen Hund.
Was soll es, daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der sichre Schritt versagt!
Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen! Grabt und hackt!
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht. —
Mir krampft's im Arme — das ist Gicht. —
Mir krabbelt's an der großen Zeh'. —
Mir thut der ganze Rücken weh. —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Kaiser.

Nur eilig! Du entschlüpfst nicht wieder.

Erprobe deine Lügenschäume,
Und zeig' uns gleich die edlen Räume!
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügst, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügst, zur Hölle senden!

Mephistopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden! —
Doch kann ich nicht genug verkünden,
Was überall besitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle;
Salpeter hofft er von der Leimenwand,
Und findet golden-goldne Rolle,
Erschreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe sind zu sprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarschaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern
Von goldnen Humpen, Schüsseln, Tellern,
Sieht er sich Reihen aufgestellt;
Pokale stehen aus Rubinen,
Und will er deren sich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault ist längst das Holz der Dauben,
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.
Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen;
Am Tag erkennen, das sind Possen;
Im Finstern sind Mysterien zu Haus.

Kaiser.

Die lass' ich dir! Was will das Düstre frommen?

Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz sind die Kühe, so die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Zieh' deinen Pflug, und ackre sie ans Licht.

Mephistopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe selber —
Die Bauernarbeit macht dich groß —
Und eine Heerde goldner Kälber,
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannst du dich selbst, wirst die Geliebte schmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Kaiser.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen!

Astrolog (wie oben)

Herr, mäßige solch dringendes Begehren!
Laß erst vorbei das bunte Freudenspiel;
Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.
Erst müssen wir in Fassung uns versühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der sey erst gut;
Wer Freude will, besänftige sein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.

Kaiser.

So sey die Zeit in Fröhlichkeit vertan!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephistopheles.

Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein:

IX.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

X.

Alexander und Cäſar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dieß Lager Jedem vergönnen;
Aber die Armen, ſie hält ſtrenge des Orcus Gewalt.
Freue dich alſo, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir nept.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knospen der Roſe dazu,
Und er thut es getroſt. Der Künſtler freuet ſich ſeiner
Werkſtatt, wenn ſie um ihn immer ein Pantheon ſcheint.
Jupiter ſenket die göttliche Stirn, und Juno erhebt ſie;
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenschanze.

Herold.

Denkt nicht, ihr seyd in deutschen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein heitres Fest erwartet euch.
Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich.
Der Kaiser, er, an heiligen Solen
Erbat sich erst das Recht zur Macht,
Und als er ging die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun sind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er ist darunter weise wie er kann.
Ich sehe schon wie sie sich schaaren,
Sich schwankend sondern, traulich paaren;
Zudringlich schließt sich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdrossen!
Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttausend Possen,
Die Welt ein eing'ger großer Thor.

Gärtnerinnen.

(Gesang, begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen,
Schmückten wir uns diese Nacht,

Junge Florentinerinnen,
Folgten deutschen Hofes Pracht:

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rollen hier.

Denn wir halten es verdienstlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unsre Blumen, glänzend künstlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward symmetrisch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich sind wir anzuschauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt.

Herold.

Laßt die reichen Körbe sehen,
Die ihr auf den Häupten traget,
Die sich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle was behaget.
Eilig! daß in Laub und Gängen
Sich ein Garten offenbare!
Würdig sind sie zu umdrängen,
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Feilschet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde statt!
Und mit sinnig kurzem Worte
Wisse jeder was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.

Keinen Blumenflor beneid' ich,
Allen Widerstreit vermeid' ich;
Mir ist's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum sichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur.
Heute, hoff ich, soll mir's glücken,
Würdig schönes Haupt zu schmücken.

Aehrenkranz (golden).

Ceres' Gaben, euch zu putzen,
Werden hold und lieblich stehn;
Das Erwünschteste dem Nutzen
Sey als eure Zierde schön!

Phantasiekranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur ist's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantasiestrauß.

Meinen Namen euch zu sagen,
Würde Theophrast nicht wagen.
Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber mancher zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn sie mich ins Haar verflöchte,
Wenn sie sich entschließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Ausforderung.

Mögen bunte Phantasien
Für des Tages Mode blühen,
Wunderseltsam seyn gestaltet,
Wie Natur sich nie entfaltet:
Grüne Stiele, goldne Glocken,
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir

Rosenknospen
halten uns versteckt:
Glücklich, wer uns frisch entdeckt.
Wenn der Sommer sich verkündet,
Rosenknospe sich entzündet,
Wer mag solches Glück entbehren?
Das Versprechen, das Gewähren,
Das beherrscht, in Florens Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubgängen putzen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner.

(Gesang, begleitet von Theorben.)

Blumen sehet ruhig sprießen,
Reizend euer Haupt umzieren:
Früchte wollen nicht verführen,
Kostend mag man sie genießen.

Bieten bräunliche Gesichter
Kirschen, Pfirschen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält sich Auge schlecht als Richter.

Kommt, von allerreifsten Früchten
Mit Geschmack und Lust zu speisen;
Ueber Rosen läßt sich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Sey's erlaubt uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendflor,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter lustigen Gewinden,
In geschmückter Lauben Bucht,
Alles ist zugleich zu finden:
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Wechselgesang, begleitet von Guitarren und Theorben, fahren beide Chöre fort ihre Waare stufenweis in die Höhe zu schmücken und auszubieten.)

Mutter und Tochter

Mutter.

Mädchen, als du kamst an's Licht,
Schmückt' ich dich im Häubchen;
Warst so lieblich von Gesicht
Und so zart am Leibchen.
Dachte dich sogleich als Braut,
Gleich dem Reichsten angetraut.
Dachte dich als Weibchen.

Ach! nun ist schon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Spenstrer bunte Schaar
Schnell vorbeigezogen:
Tanztest mit dem einen flink,
Gabst dem andern stillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Fest man auch ersann,
Ward umsonst begangen;
Pfänderspiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute sind die Narren los,
Liebchen öffne deinen Schooß,
Bleibt wohl einer hangen.

(Gespielinnen, jung und schön, gesellen sich hinzu, ein vertrauliches Geplauder wird laut. Fischer und Vogelsteller mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch sonstigem Geräthe treten auf, mischen sich unter die schönen Kinder. Wechselseitige Versuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und festzuhalten, geben zu den angenehmsten Dialogen Gelegenheit.)

Holzhauer

(treten ein, ungestüm und ungeschlacht)

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume,
Die krachend schlagen;

Und wenn wir tragen,
Da giebt es Stöße.
Zu unserm Lobe
Bringt dieß ins Reine:
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für sich zu Stande,
So sehr sie witzten?
Deß seyd belehret:
Denn ihr erfröret,
Wenn wir nicht schwitzten.

Pulcinelle
(tölpisch, fast lärmisch).

Ihr seyd die Thoren,
Gebückt geboren;
Wir sind die Klugen,
Die nie was trugen;
Denn unsre Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen.
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen
Einherzulaufen,
Gaffend zu stehen,
Uns anzukrähen,
Auf solche Klänge
Durch Drang und Menge
Aalgleich zu schlüpfen,
Gesammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns schelten,
Wir lassen's gelten.

Parasiten
(schmeichelnd lästern).

Ihr wackern Träger,
Und eure Schwäger,
Die Kohlenbrenner,
Sind unsre Männer;
Denn alles Bücken,
Besah'ndes Nicken,
Gewund'ne Phrasen,
Das Doppelblasen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet,
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbst ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und strudelt's!
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fische;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tische.

Trunkener (unbemerkt).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich so frank und frei;
Frische Lust und heitre Lieder
Holt' ich selbst sie doch herbei.
Und so trink' ich! trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Trinke, trinke!

Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, so ist's gethan.

Schrie mein Weibchen doch entrüstet,
Rümpfte diesem bunten Rock,
Und, wie sehr ich mich gebrüstet,
Schalt mich einen Maskenstock.
Doch ich trinke! trinke! trinke!
Angeklungen! Tinke, tinke!
Maskenstöcke stoßet an!
Wenn es klingt, so ist's gethan.

Saget nicht daß ich verirrt bin,
Bin ich doch wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich! trinke! trinke!
Auf ihr-Andern! Tinke! tinke!
Jeder jedem! so fortan!
Dünkt mich's doch es sey gethan.

Wie und wo ich mich vergnüge
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger stehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Toastet frisch ein Tinke, tinke!
Sitzet fest auf Bank und Span:
Unterm Tisch dem ist's gethan.

(Der Herold kündigt verschiedene Poeten an. Naturdichter, Hof- und Ritterfänger, zärtliche so wie Enthusiasten. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen. Einer schleicht mit wenigen Worten vorüber.)

Satyriker.

Wißt ihr, was mich Poeten
Erst recht erfreuen sollte?

Dürft' ich singen und reden,
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabdichter lassen sich entschuldigen, weil sie so eben im interessantesten Gespräch mit einem leibhaftigen Vampyren begriffen seyen, woraus eine neue Dichtart sich vielleicht entwickeln könnte; der Herold muß es gelten lassen und ruft indessen die griechische Mythologie hervor, die, selbst in moderner Maske, weder Charakter noch Gefälliges verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir ins Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth ins Empfangen;
Lieblich ist's den Wunsch erlangen.

Euphrosyne.

Und in stiller Tage Schranken
Höchst anmuthig sey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich, die älteste, zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu sinnen
Giebt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich sey,
Wußt' ich feinsten Flachs zu sichten;
Daß er glatt und schlank und gleich sey,
Wird der kluge Finger schlichten.

Wolltet ihr bei Lust und Tänzen
Allzu üppig euch erweisen,
Denkt an dieses Fadens Gränzen;
Hütet euch! er möchte reißen!

Klotho.

Wißt, in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich, im Jugendwalten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten,
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr in dieſen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lachesis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weiſe, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weifen,
Jeden lenk' ich ſeine Bahn,
Keinen laſſ' ich überſchweifen,
Füg' er ſich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergeſſen,
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre meſſen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Trocken ſchauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke ſüßer Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket ſie gern und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſtehn?

XII.

Höreſt du, Liebchen, das muntre Geſchrei den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie ziehen wieder nach Hauſe zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die ſtatt Eicheln, zur Koſt goldenen Weizen verlieh.
Laß uns beide das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwei Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feier,
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Seltner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen: denn hier
Wanden ſich Schlangen am Boden umher, verſchloſſene Käſtchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei,
Vielbedeutend gebärdeten ſich die Prieſter, und ſummten,
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.

Herold.

Die jetzo kommen, werdet ihr nicht kennen,
Wär't ihr noch so gelehrt in alten Schriften;
Sie anzusehn, die so viel Uebel stiften,
Ihr würdet sie willkommne Gäste nennen.

Die Furien sind es niemand wird uns glauben
Hübsch, wohlgestaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch mit ihnen ein, ihr sollt erfahren,
Wie schlangenhaft verletzen solche Tauben.

Zwar sind sie tückisch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr sich rühmet seiner Mängel,
Auch sie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen sich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen!
Denn wir sind hübsch und jung und Schmeichelkätzchen.
Hat einer unter euch ein Liebeschätzchen,
Wir werden ihm so lang, die Ohren krauen,

Bis wir ihm sagen dürfen, Aug' in Auge,
Daß sie zugleich auch dem und jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und wenn sie seine Braut ist, gar nichts tauge.

So wissen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat sogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verächtliches von ihr zu der gesprochen!
Versöhnt man sich, so bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das ist nur Spaß! denn sind sie erst verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das schönste Glück durch Grille zu vergällen;
Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.

Und niemand hat Erwünſchtes feſt in Armen,
Der ſich nicht nach Erwünſchterm thöricht ſehnte,
Vom höchſten Glück, woran er ſich gewöhnte;
Die Sonne flieht er [illegible] den Froſt erwarmen.

Mit dieſem allem weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unſeliges auszuſtreuen,
Verderbe ſo das Menſchenvolk in Paaren.

Eiſiphone.

Gift und Dolch, ſtatt böſer Zungen,
Miſch' ich, ſchärf' ich dem Verräther;
Liebſt du andre, früher, ſpäter
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke flüchter
Sich zu Giſcht und Galle wandeln.
Hier kein Markten, hier kein Handeln!
Wie er es beging, er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben!
Felſen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwiedert: Rache!
Und wer wechſelt, ſoll nicht leben.

Herold.

Belieb' es euch zur Seite wegzuweichen;
Denn was jetzt kommt, iſt nicht von eures Gleichen.
Ihr ſeht, wie ſich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen ſtolz behängt;
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüſſel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüſſel.
Im Nacken ſitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt ſie ihn genau;
Die andre drohenſtehend, herrlich-hehr,
Umgiebt ein Glanz, der blendet mich zu ſehr.

Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu ſchauen;
Die eine wünſcht, die andre fühlt ſich frei.
Verkünde jede wer ſie ſey.

Furcht.

Dunſtige Fackeln, Lampen, Lichter
Dämmern durch's verworrne Feſt;
Zwiſchen dieſe Truggeſichter
Bannt mich, ach, die Kette feſt.

Fort, ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinſen giebt Verdacht;
Alle meine Widerſacher
Drängen mich in dieſer Nacht.

Hier ein Freund iſt Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich ſchon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun, entdeckt, ſchleicht er davon.

Ach, wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hinaus!
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwiſchen Dunſt und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrüßt, ihr lieben Schweſtern!
Habt ihr euch ſchon heut und geſtern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen,
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelſcheine
Uns nicht ſonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen
Ganz nach unſerm eignen Willen,
Bald geſellig, bald alleine,

Frei durch schöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln.
Und in sorgenfreiem Leben,
Nie entbehren, stets erstreben.
Ueberall willkommne Gäste
Treten wir getrost hinein;
Sicherlich, es muß das Beste
Irgentwo zu finden seyn.

Klugheit.

Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde:
Platz gemacht! ihr seyd gerettet!

Den lebendigen Colossen
Führ' ich, seht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdrossen
Schritt vor Schritt auf steilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne,
Jene Göttin, mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerseits sich hinzuwenden.

Rings umgiebt sie Glanz und Glorie,
Leuchtend fern nach allen Seiten:
Und sie nennet sich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Thersites.

Hu! Hu! da komm ich eben recht!
Ich schelt euch allzusammen schlecht!
Doch was ich mir zum Ziel ersah,
Ist oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt sich wohl sie sey ein Aar,

Und wo sie sich nur hingewandt,
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt,
Es mich sogleich in Harnisch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade schief,
Das ganz allein macht mich gesund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meisterstreich!
Da krümm' und winde dich sogleich! —
Wie sich die Doppelzwerggestalt
So schnell zum ellen Klumpen ballt! —
Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ei;
Das bläht sich auf und platzt entzwei:
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre schwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein.
Da möcht' ich nicht der Dritte seyn!

Gemurmel.

Frisch! dahinten tanzt man schon. —
Nein! ich wollt' ich wär' davon. —
Fühlst du, wie uns das umflicht,
Das gespenstische Gezücht?
Saust' es mir doch über's Haar. —
Ward ich's doch am Fuß gewahr. —
Keiner ist von uns verletzt. —
Alle doch in Furcht gesetzt. —
Ganz verdorben ist der Spaß. —
Und die Bestien wollten das.

Herold.

Seit mir sind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,

Wach' ich ernſtlich an der Pforte,
Daß euch hier, am luſtigen Orte,
Nichts Verderbliches erſchleiche;
Weder wanke, weder weiche.
Doch ich fürchte, durch die Fenſter
Ziehen luſtige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereien
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte ſich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten ſtrömt es mächtig.
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten;
Aber was nicht zu begreifen,
Wüßt' ich auch nicht zu erklären.
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge ſchweifen?
Vierbeſpannt, ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge;
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge.
Farbig glitzert's in der Ferne;
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne;
Schnaubt heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! mich ſchaudert's!

Knabe Wagenlenker.

Halt!
Roſſe hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch, wie ich euch meiſtre,
Rauſchet hin, wenn ich begeiſtre! —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher, wie ſie ſich mehren,
Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe.
Herold, auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,

Uns zu ſchildern, uns zu nennen!
Denn wir ſind Allegorien,
Und ſo ſollteſt du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen;
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehen,
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwüchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen,
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt ſich hören! Fahre fort!
Erfinde dir des Räthſels heitres Wort.

Herold.

Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken,
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Glitzerand!
Man könnte dich ein Mädchen ſchelten;
Doch würdeſt du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo ſchon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieſer, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.

Es ſcheint ein König, reich und milde;
Wohl dem, der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben;
Wo's irgend fehlte, ſpäht ſein Blick,

Und ſeine reine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hiebei darfſt du nicht ſtehen bleiben;
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.

Herold.

Das Würzige beſchreibt ſich nicht.
Doch das geſunde Mondgeſicht!
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unter'm Schmuck des Turbans prangen.
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was ſoll ich von dem Anſtand ſagen?
Als Herrſcher ſcheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derſelbe kommt in Prunk daher:
Der hohe Kaiſer wünſcht ihn ſehr.

Herold.

Sag' von dir ſelber auch das Was und Wie?

Knabe Lenker.

Bin die Verſchwendung, bin die Poeſie;
Bin der Poet, der ſich vollendet,
Wenn er ſein eigenſt Gut verſchwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und ſchätze mich dem Plutus gleich,
Beleb' und ſchmück' ihm Tanz und Schmaus:
Das was ihm fehlt, das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen ſteht dir gar zu ſchön;
Doch laß uns deine Künſte ſehn!

Knabe Lenker.

Hier ſeht mich nur ein Schnippchen ſchlagen:
Schon glänzt's und glitzerts um den Wagen.
Da ſpringt eine Perlenſchnur hervor.

(Immerfort umherſchnippend.)

Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;

Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
In Ringen köſtliches Juwel.
Auch Flämmchen ſpend' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode ſchnippt er wie im Traum,
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Pfiffe:
Was einer noch ſo emſig griffe,
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn;
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löſ't ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand;
Er wirft ſie weg, der arme Tropf,
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen freche Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm ſo viel verheißt,
Und nur verleiht was golden gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen,
Sind Herolds Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.

(Zu Plutus gewendet.)

Haſt du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leiteſt?
Bin ich nicht da, wohin du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?
Wie oft ich auch für dich gefochten,

Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig iſt, daß ich dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: Biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umhergeſandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen, das ich angeſprüht;
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem hält ſich's, dem entſchlüpft's,
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weibergeklatſch.

Dadroben auf dem Viergeſpann
Das iſt gewiß ein Charlatan:
Gekauzt da hintendrauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt,
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht, wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir, ekles Weibsgeſchlecht!
Ich weiß, dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:

Erſt nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet
Was der geheiligte Kreis ſeltſam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß! als daß Demeter, die Große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als ſie dem Jaſion einſt, dem rüſtigen König der Kreter,
Ihres unſterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt! das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verſchmachtete; denn es verſäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den ſchönen Beruf.
Voll Erſtaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkt der Liebſten — Verſtehſt du nun, Geliebte den Wink?
Jene buſchige Myrte beſchattet ein heiliges Plätzchen!
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut iſt betrogen:
Heuchelnd kam er zu mir: „Dießmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehrteſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.

Nur viel herein und nichts hinaus!
Ich eiferte für Kist' und Schrein;
Das sollte wohl gar ein Laster seyn!
Doch als in allerneusten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu sparen,
Und, wie ein jeder böse Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden;
Wo er nur hinsieht da sind Schulden;
Sie wendet's, kann sie was erspulen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch speis't sie besser, trinkt noch mehr
Mit der Spenstrer leidigem Heer;
Das steigert mir des Goldes Reiz:
Bin männlichen Geschlechts, der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Ist's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzureizen;
Sie sind schon unbequem genug.

Weiber in Masse.

Der Strohmann! Reich' ihm eine Schlappe!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir sollen seine Fratze scheu'n!
Die Drachen sind von Holz und Pappe;
Frisch an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht, wie die grimmen Ungestalten,
Bewegt im rasch gewonnenen Raum,
Das Doppelflügelpaar entfalten!
Entrüstet schütteln sich der Drachen
Umschuppte, feuerspeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein ist der Platz.

(Plutus steigt vom Wagen.)

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren sich;
Die Kiste haben sie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen,
Sie steht zu seinen Füßen da:
Ein Wunder ist es wie's geschah.

Plutus (zum Lenker).

Nun bist du los der allzulästigen Schwere,
Bist frei und frank; nun frisch zu deiner Sphäre!
Hier ist sie nicht! Verworren, schäckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar ins holde Klare schaust,
Dir angehörst und dir allein vertraust,
Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit! — Da schaffe deine Welt!

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgesandten,
So lieb' ich dich als nächsten Anverwandten.
Wo du verweilst, ist Fülle, wo ich bin,
Fühlt jeder sich im herrlichsten Gewinn;
Auch schwankt er oft im widersinnigen Leben:
Soll er sich dir? soll er sich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn;
Doch wer mir folgt, hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten;
Ich athme nur, und schon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnst mir ja mein Glück;
Doch lisple leis', und gleich bin ich zurück.

(Ab, wie er kam.)

Plutus.

Nun ist es Zeit, die Schätze zu entfesseln!
Die Schlösser treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut sich auf! schaut her! in eh'rnen Kesseln
Entwickelt sich's und wallt von goldnem Blute;

Zunächst der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen:
Es schwillt und dreht ihn schmelzend zu verschlingen.

Wechselgeschrei der Menge.

Seht hier, o hüt! wie's reichlich quillt,
Die Kiste bis zum Rande füllt. —
Gefäße goldne schmelzen sich,
Gemünzte Rollen wälzen sich,
Ducaten hüpfen wie geprägt. —
O wie mir das den Busen regt!
Wie schau' ich alle mein Begehr!
Da kollern sie am Boden her. —
Man bietet's euch; benutzt's nur gleich,
Und bückt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüstig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Besitz.

Herold.

Was soll's, ihr Thoren? soll mir das?
Es ist ja nur ein Maskenspaß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt ihr, man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in diesem Spiel
Selbst Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit seyn.
Was soll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieses Volk mir aus dem Feld!

Plutus.

Dein Stab ist wohl dazu bereit;
Verleih' ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn rasch in Sud und Gluth —
Nun, Masken, seyd auf eurer Hut.
Wie's blitzt und platzt, in Funken sprüht!
Der Stab schon ist er angeglüht.
Wer sich zu nah herangedrängt,

Ist unbarmherzig gleich versengt. —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geschrei und Gedräng.

O weh! Es ist um uns gethan. —
Entfliehe wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück, du Hintermann!
Mir sprüht es heiß ins Angesicht. —
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht. —
Verloren sind wir all und all. —
Zurück, zurück, du Maskenschwall!
Zurück, zurück, unsinniger Haufe!
O! hätt' ich Flügel, flög' ich auf. —

Plutus.

Schon ist der Kreis zurückgedrängt
Und niemand, glaub' ich, ist versengt.
Die Menge weicht,
Sie ist verscheucht.
Doch solcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unsichtbares Band.

Herold.

Du hast ein herrlich Werk vollbracht.
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld;
Es droht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich diesen Kreis beschauen;
Denn immerfort sind vornen an die Frauen,
Wo's was zu gaffen, was zu naschen giebt.
Noch bin ich nicht so völlig eingerostet!
Ein schönes Weib ist immer schön;
Und heute, weil es mich nichts kostet,
So wollen wir getrost spontiren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,

Versuch' ich klug, und hoff es soll mir glücken,
Mich pantomimisch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Geberde reicht mir da nicht hin;
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln;
Denn dieß Metall läßt sich in alles wandeln.

Herold.

Was fängt er an, der magre Thor!
Hat so ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig;
Ihm wird es unter'n Händen weich;
Wie er es drückt und wie es ballt,
Bleibt's immer doch nur ungestalt.
Er wendet sich zu den Weibern dort;
Sie schreien alle, möchten fort,
Geberden sich gar widerwärtig;
Der Schalk erweis't sich übelfertig.
Ich fürchte, daß er sich ergötzt,
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht schweigsam bleiben;
Gieb meinen Stab ihn zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht.
Laß ihn die Narrentheidung treiben;
Ihm wird kein Raum für seine Possen bleiben;
Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Noth.

Getümmel und Gesang.

Das wilde Heer, es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldesthal;
Unwiderstehlich schreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wissen doch was keiner weiß,
Und dringen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und einen großen Pan!
Zusammen habt ihr kühnen Schritt gethan.

Ich weiß recht gut, was nicht ein jeder weiß,
Und öffne schulbig diesen engen Kreis.
Mag sie ein gut Geschick begleiten!
Das Wunderlichste kann geschehn;
Sie wissen nicht wohin sie schreiten,
Sie haben sich nicht vorgesehn.

Wildgesang.

Geputztes Volk du, Flitterschau!
Sie kommen roh, sie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raschem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenschaar
Im lustigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krausen Haar;
Ein feines, zugespitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor;
Ein stumpfes Näschen, ein breit Gesicht,
Das schadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patsche reicht,
Versagt die Schönste den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein;
Ihm sollen sie mager und sehnig seyn.
Und gemsenartig auf Bergeshöhn
Belustigt er sich umherzusehn;
In Freiheitsluft erquickt alsdann,
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen, sie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungestört,
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,

Sie hält nicht gern sich Paar und Paar;
Im moosigen Kleid mit Lämplein hell,
Bewegt sich's durch einander schnell,
Wo jedes für sich selber schafft,
Wie Leuchtameisen wimmelhaft;
Und wuselt emsig hin und her,
Beschäftigt in die Kreuz und Quer.
Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge schröpfen wir,
Aus vollen Adern schöpfen wir;
Metalle stürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getrost: Glück auf! Glück auf!
Das ist von Grund aus wohlgemeint;
Wir sind der guten Menschen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag,
Damit man stehlen und kuppeln mag:
Nicht Eisen fehle dem stolzen Mann,
Der allgemeinen Mord ersann.
Und wer die drei Gebot veracht't,
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles ist nicht unsre Schuld;
Drum habt sofort wie wir Geduld.

Riesen.

Die wilden Männer sind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt,
Natürlich nackt in alter Kraft;
Sie kommen sämmtlich riesenhaft.
Den Fichtenstamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulstig Band,
Den derbsten Schurz von Zweig und Blatt —
Leibwache wie der Papst nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umschließen den großen Pan.)

Auch kommt er an!
Das All der Welt

Wird vorgestellt
Im großen Pan.
Ihr Heitersten, umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umschwebet ihn;
Denn weil er ernst und gut dabei,
So will er, daß man fröhlich sey.
Auch unter'm blauen Wölbedach
Verhielt er sich beständig wach;
Doch rieseln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage schläft,
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Gesunder Pflanzen Balsamduft
Erfüllt die schweigsam stille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter seyn,
Und wo sie stand da schläft sie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber seine Stimm' erschallt,
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß wo ein noch aus,
Zerstreut sich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm, der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen
(an den großen Pan.)

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte streicht,
Nur der klugen Wünschelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunkeln Grüften
Troglodytisch unser Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilst du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hieneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verspricht zu geben,
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagst du zu vollenden;
Nimm es, Herr, in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus (zum Herold).

Wir müssen uns im hohen Sinne fassen
Und was geschieht, getrost geschehen lassen;
Du bist ja sonst des stärksten Muthes voll.
Nun wird sich gleich ein Gräulichstes ereignen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen:
Du schreib' es treulich in dein Protocoll.

Herold

(den Stab anfassend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zweige führen den großen Pan
Zur Feuerquelle sacht' heran;
Sie siedet auf vom tiefsten Schlund,
Dann sinkt sie wieder hinab zum Grund,
Und finster steht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud.
Der große Pan steht wohlgemuth,
Freut sich des wundersamen Dings,
Und Perlenschaum sprüht rechts und links.
Wie mag er solchen Wesen trau'n?
Er bückt sich tief hineinzuschau'n. —
Nun aber fällt sein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl seyn?
Die Hand verbirgt es unserm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeschick;
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Brust;
Zu Leiden wandelt sich die Lust. —

Zu löschen läuft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei;
Und wie es patscht und wie es schlägt,
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflochten in das Element
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber hör' ich, wird uns kund,
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O ewig unglückselige Nacht,
Was hast du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächste Tag,
Was niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orten schrei'n:
„Der Kaiser leidet solche Pein!"
O wäre doch ein andres wahr! —
Der Kaiser brennt und seine Schaar.
Sie sey verflucht die ihn verführt,
In harzig Reis sich eingeschnürt,
Zu toben her mit Brüllgesang
Zu allerseitigem Untergang.
O Jugend, Jugend, wirst du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken? —
Schon geht der Wald in Flammen auf;
Sie züngeln leckend spitz hinauf,
Zum holzverschränkten Deckenband;
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß ist übervoll;
Ich weiß nicht wer uns retten soll.
Ein Aschenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiserpracht.

Plutus.

Schrecken ist genug verbreitet;
Hülfe sey nun eingeleitet! —

Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt! Verzeih mir, ich prahle
Dießmal nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſey wahr.
Nun du mir läſſiger dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Mutter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur."
Alſo ſprach der Sophiſt. Wer widerſpräch ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt.
Nun, verrätheriſch hält er ſein Wort, giebt Stoff zu Geſängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küſſe, gemüthliche Worte,
Sylbe [illegible]ſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maaß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich ſonſt als Freundin der Muſen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Loſe, verführt?
Du erſcheineſt mir nun als ſeine Freundin, und weckeſt
Mich an ſeinem Altar wieder zum feſtlichen Tag.
Rind' ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt.
Welch ein freudig Erwachen erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Luſt, die in den Schlaf uns gewiegt!
Sie bewegt ſich im Schlummer, und ſinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.

Schlage, heil'gen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und schallt!
Du, geräumig weite Luft,
Fülle dich mit kühlem Duft!
Zieht heran, umherzuschweifen,
Nebeldünste, schwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl!
Rieselt, säuselt, Wölkchen träufelt,
Schlüpfet wallend, leise dämpfet,
Löschend überall bekämpfet:
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel! —
Drohen Geister uns zu schädigen,
Soll sich die Magie bethätigen.

Lustgarten.

Morgensonne.

Der Kaiser, dessen Hofstaat. Männer und Frauen: Faust, Mephistopheles, anständig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet, beide knieen.

Faust.

Verzeihst du, Herr, das Flammengaukelspiel?

Kaiser

(zum Aufstehen winkend).

Ich wünsche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal sah ich mich in glühender Sphäre;
Es schien mir fast als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Klüften lag ein Felsengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tausend wilde Flammen,
Und flackerten in Ein Gewölb zusammen.
Zum höchsten Dome züngelt' es empor,
Der immer ward und immer sich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuersäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen:
Sie drängten sich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie sie es stets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich ein- und andern;
Ich schien ein Fürst von tausend Salamandern.

Mephistopheles.

Das bist du, Herr! Weil jedes Element
Die Majestät als unbezwingt erkennt.
Gehorsam Feuer hast du nun erprobt.
Wirf dich ins Meer wo es am wildsten tobt,
Und kaum betrittst du perlenreichen Grund,
So bildet wallend sich ein herrlich Rund;

Siehst auf und ab lichtgrüne schwanke Wellen,
Mit Purpursaum, zu schönster Wohnung schwellen,
Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt,
Wohin du gehst, gehn die Paläste mit.
Die Wände selbst erfreuen sich des Lebens,
Pfeilschnellen Wimmelns, Hin- und Widerstrebens.
Meerwunder drängen sich zum neuen milden Schein;
Sie schießen an, und keines darf herein.
Da spielen farbig goldbeschuppte Drachen;
Der Haifisch klafft, du lachst ihm in den Rachen.
Wie sich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Hast du doch nie ein solch Gedräng erblickt.
Doch bleibst du nicht vom Lieblichsten geschieden:
Es nahen sich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Frische,
Die jüngsten scheu und lüstern wie die Fische,
Die spätern klug; schon wird es Thetis kund,
Dem zweiten Peleus reicht sie Hand und Mund.
Den Sitz alsdann auf des Olymps Revier!

Kaiser.

Die luftigen Räume die erlass' ich dir;
Noch früh genug besteigt man jenen Thron.

Mephistopheles.

Und, höchster Herr! die Erde hast du schon.

Kaiser.

Welch gut Geschick hat dich hierher gebracht
Unmittelbar aus Tausend Einer Nacht?
Gleichst du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Versichr' ich dich der höchsten aller Gnaden.
Sey stets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geschieht, mir widerlichst mißfällt.

Marschalk (tritt eilig auf).

Durchlauchtigster, ich dacht' in meinem Leben
Vom schönsten Glück Verkündung nicht zu geben
Als diese, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:

Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer ſeyn.

Heermeiſter (folgt eilig).

Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer aufs neu' verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth' und Dirnen haben's gut.

Kaiſer.

Wie athmet eure Bruſt erweitert!
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeiſter

(der ſich einfindet).

Befrage dieſe die das Werk gethan.

Faust.

Dem Kanzler ziemt's die Sache vorzutragen.

Kanzler

(der langſam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und ſchaut das ſchickſalſchwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.

(Er lieſt.)

„Zu wiſſen ſey es jedem der's begehrt:
Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert, als gewiſſes Pfand,
Unzahl vergrabnen Gut's im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz."

Kaiſer.

Ich ahne Frevel, ungeheuern Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Erinnre dich! haſt ſelbſt es unterſchrieben —

Erst heute Nacht. Du standst als großer Pan!
Der Kanzler sprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Festvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen."
Du zogst sie rein, dann ward's in dieser Nacht
Durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So stempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert sind parat.
Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, sonst halb im Tod verschimmelt,
Wie alles lebt und lustgenießend wimmelt!
Obschon dein Name längst die Welt beglückt,
Man hat ihn nie so freundlich angeblickt.
Das Alphabet ist nun erst überzählig;
In diesem Zeichen wird nun jeder selig.

Kaiser.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe genügt's zu vollem Sold?
So sehr mich's wundert, muß ich's gelten lassen.

Marschalk.

Unmöglich wär's die Flüchtigen einzufassen;
Mit Blitzeswink zerstreute sich's im Lauf.
Die Wechslerbänke stehen sperrig auf;
Man honorirt daselbst ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleischer, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt scheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn sich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer schneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Hoch dem Kaiser!" sprudelt's in den Kellern;
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephistopheles.

Wer die Terrassen einsam abspaziert,
Gewahrt die Schönste, herrlich aufgeziert,

Ein Aug' verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel:
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel,
Und hurtiger als durch Witz und Redekunſt
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.
Man wird ſich nicht mit Börſ' und Beutel plagen:
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe, wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

Fauſt.

Das Uebermaß der Schätze, das, erſtarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie, in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug;
Doch faſſen Geiſter, würdig tief zu ſchauen,
Zum Gränzenloſen gränzenlos Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Iſt ſo bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb' und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechsler iſt bereit,
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird veraucktionirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, iſt daran gewöhnt.
So bleibt von nun an allen Kaiſerlanden
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiſer.

Das hohe Wohl verdankt euch unſer Reich;

Wo möglich sey der Lohn dem Dienste gleich.
Vertraut sey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr seyd der Schätze würdigste Custoden.
Ihr kennt den weiten, wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, so sey's auf euer Wort.
Vereint euch nun, ihr Meister unsres Schatzes,
Erfüllt mit Lust die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern sich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zusammenstellt.

Schatzmeister.

Soll zwischen uns kein fernster Zwist sich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen.
(Ab mit Faust.)

Kaiser.

Beschenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Gesteh' er mir, wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe lustig, heiter, guter Dinge.

Ein anderer (gleichfalls).

Ich schaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt bess're Flasche.

Ein anderer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich schon in der Tasche.

Hannerherr (mit Verachtung).

Mein Schloß und Feld ich mach' es schuldenfrei.

Ein anderer (gleichfalls).

Es ist ein Schatz; den leg' ich Schätzen bei.

Kaiser.

Ich hoffte Lust und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor,
Wie ihr gewesen bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr spendet Gnaden; gönnt auch mir davon.

Kaiſer.

Und lebſt du wieder? Du vertrinkſt ſie ſchon.

Narr.

Die Zauberblätter! ich verſteh's nicht recht.

Kaiſer.

Das glaub' ich wohl; denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.

Narr.

Da fallen andre; weiß nicht was ich thu'.

Kaiſer.

Nimm ſie nur hin; ſie fielen dir ja zu. (Ab.)

Narr.

Fünftauſend Kronen wären mir zu Handen!

Mephiſtopheles.

Zweibeiniger Schlauch, biſt wieder auferſtanden?

Narr.

Geſchieht mir oft, doch nicht ſo gut als jetzt.

Mephiſtopheles.

Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſetzt.

Narr.

Da ſeht nur her, iſt das wohl Geldes werth?

Mephiſtopheles.

Du haſt dafür was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?

Mephiſtopheles.

Verſteht ſich! biete nur, das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß mit Wald und Jagd und Fiſchbach?

Mephiſtopheles.

Traun!

Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun!

Narr.

Heute Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! (Ab.)

Mephiſtopheles (solus).

Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Finstere Galerie.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Was ziehst du mich in diese düstern Gänge?
Ist nicht da drinnen Lust genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Faust.

Sag' mir das nicht, du hast's in alten Tagen
Längst an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt dein Hin- und Wiedergehn
Ist nur, um mir nicht Wort zu stehn.
Ich aber bin gequält zu thun;
Der Marschalk und der Kämm'rer treibt mich nun.
Der Kaiser will, es muß sogleich geschehn,
Will Helena und Paris vor sich sehn;
Das Musterbild der Männer, so der Frauen,
In deutlichen Gestalten will er schauen.
Geschwind ans Werk! ich darf mein Wort nicht brechen.

Mephistopheles.

Unsinnig war's, leichtsinnig zu versprechen.

Faust.

Du hast, Geselle, nicht bedacht,
Wohin uns deine Künste führen;
Erst haben wir ihn reich gemacht;
Nun sollen wir ihn amüsiren.

Mephistopheles.

Du wähnst, es füge sich sogleich;
Hier stehen wir vor steilern Stufen,
Greifst in ein fremdestes Bereich,

Machst frevelhaft am Ende neue Schulden,
Denkst Helenen so leicht hervorzurufen
Wie das Papiergespenst der Gulden. —
Mit Hexen-Feren, mit Gespenst-Gespinnsten,
Kielkröpfigen Zwergen steh' ich gleich zu Diensten;
Doch Teufelsliebchen, wenn auch nicht zu schelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Faust.

Da haben wir den alten Leierton!
Bei dir geräth man stets ins Ungewisse.
Der Vater bist du aller Hindernisse;
Für jedes Mittel willst du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, ist's gethan;
Wie man sich umschaut, bringst du sie zur Stelle.

Mephistopheles.

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es hauſt in seiner eignen Hölle.
Doch giebt's ein Mittel.

Faust.

Sprich, und ohne Säumniß!

Mephistopheles.

Ungern entdeck ich höheres Geheimniß.
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Faust (aufgeschreckt).

Mütter!

Mephistopheles.

Schaudert's dich?

Faust.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich!

Mephistopheles.

Das ist es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.

Herzliche Liebe verbindet uns ſtets und treues Verlangen,
Und den Wechſel behielt nur die Begierde ſich vor.
Einen Druck der Hand, ich ſehe die himmliſchen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geſchloſſen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den ſtillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Dieſe Formen wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo ſchön; Theſeus, du konnteſt entfliehn?
Dieſen Lippen ein einziger Kuß! O Theſeus, nun ſcheide!
Blick' ihr ins Auge! ſie wacht! — Ewig nun hält ſie dich feſt.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch iſt es hell. Ihr verzehret
Oel und Docht nur umſonſt. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuſer entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein halb Stündchen noch währts bis zum Geläute der Nacht."
Unglückſeliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröſte mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

XV.

Cäſarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Poyine geſchleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Flöhe verhaßt.
Und noch ſchöner von heut an ſeyd mir gegrüßt, ihr Schenken,
Oſterieen, wie euch ſchicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebſte begleitet vom Oheim,
Den die Gute ſo oft, mich zu beſitzen, betrügt.
Hier ſtand unſer Tiſch, den Deutſche vertraulich umgaben;
Drüben ſuchte das Kind neben der Mutter den Platz,

Nach ihrer Wohnung magst ins Tiefste schürfen;
Du selbst bist Schuld, daß ihrer wir bedürfen.

Faust.

Wohin der Weg?

Mephistopheles.

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Bist du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben;
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?

Faust.

Du spartest, dächt' ich, solche Sprüche;
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längst vergangnen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt' ich sogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wildernis entweichen,
Und, um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephistopheles.

Und hättest du den Ocean durchschwommen,
Das Gränzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du sähst doch etwas, sähst wohl in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören den du thust,
Nichts Festes finden wo du ruhst.

Faust.

Du sprichst als erster aller Mystagogen,

Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du sendest mich ins Leere.
Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre;
Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kastanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen;
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephistopheles.

Ich rühme dich, eh du dich von mir trennst,
Und sehe wohl, daß du den Teufel kennst;
Hier diesen Schlüssel nimm!

Faust.

Das kleine Ding!

Mephistopheles.

Erst faß' ihn an und schätz' ihn nicht gering

Faust.

Er wächst in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephistopheles.

Merkst du nun bald was man an ihm besitzt!
Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern;
Folg' ihm hinab! er führt dich zu den Müttern.

Faust (schaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?

Mephistopheles.

Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
Willst du nur hören, was du schon gehört?
Dich störe nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.

Faust.

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Mephistopheles.

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: Steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume;
Ergötze dich am längst nicht mehr Vorhandnen.
Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreide;
Den Schlüssel schwinge, halte sie vom Leibe!

Faust (begeistert).

Wohl! fest ihn fassend, fühl' ich neue Stärke,
Die Brust erweitert, hin zum großen Werke.

Mephistopheles.

Ein glüh'nder Dreifuß thut dir endlich kund,
Du seyst im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt; Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Creatur.
Sie sehn dich nicht; denn Schemen sehn sie nur.
Da faß ein Herz — denn die Gefahr ist groß —
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,
Berühre' ihn mit dem Schlüssel!

(Faust macht eine entschieden gebietende Attitude mit dem Schlüssel. Mephistopheles ihn betrachtend.)

So ist's recht!
Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst du, dich erhebt das Glück,
Und eh sie's merken, bist mit ihm zurück.
Und hast du ihn einmal hierher gebracht,
So rufst du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erste der sich jener That erweistet;
Sie ist gethan und du hast es geleistet.
Dann muß fortan, nach magischem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel sich in Götter wandeln.

Faust.

Und nun was jetzt?

Mephiſtopheles.

Dein Weſen ſtrebe nieder;
Verſinke ſtampfend, ſtampfend ſteigſt du wieder.
(Fauſt ſtampft und verſinkt.)
Wenn ihm der Schlüſſel nur zum Beſten frommt!
Neugierig bin ich, ob er wiederkommt.

Hell erleuchtete Säle.

Kaiſer und **Fürſten**. Hof in Bewegung.

Kämmerer (zu Mephiſtopheles)
Ihr ſeyd uns noch die Geiſterſcene ſchuldig;
Macht euch daran! der Herr iſt ungeduldig.

Marſchalk.

So eben fragt der Gnädigſte darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majeſtät zur Schmach.

Mephiſtopheles.

Iſt mein Compan doch deßhalb weggegangen;
Er weiß ſchon wie es anzufangen,
Und laborirt verſchloſſen ſtill,
Muß ganz beſonders ſich befleißen;
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchſten Kunſt, Magie der Weiſen.

Marſchalk.

Was ihr für Künſte braucht, iſt einerlei:
Der Kaiſer will, daß alles fertig ſey.

Blondine (zu Mephiſtopheles)
Ein Wort, mein Herr! Ihr ſeht ein klar Geſicht,
Jedoch ſo iſt's im leidigen Sommer nicht!
Da ſproſſen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles.

Schade! ſo ein leuchtend Schätzchen,
Im Mai getupft wie eure Pantherkätzchen.

Nehmt Froschlaich, Krötenzungen, cohobirt,
Im vollsten Mondlicht sorglich destillirt,
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen,
Der Frühling kommt, die Tupfen sind entwichen.

Braune.

Die Menge drängt heran euch zu umschranzen,
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen;
Selbst ungeschickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephistopheles.

Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune.

Nun das geschieht wohl unter Liebesleuten.

Mephistopheles.

Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, so ist's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr sollt es nicht erwiedern.

Braune (schreiend).

Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephistopheles.

Die Heilung nehmt ihr mit.
Du kannst nunmehr den Tanz nach Lust verüben;
Bei Tafel schwelgend süßle mit dem Lieben.

Dame (herandringend).

Laßt mich hindurch! zu groß sind meine Schmerzen,
Sie wühlen siedend mir im tiefsten Herzen;
Bis gestern sucht Er Heil in meinen Blicken;
Er schwatzt mit ihr und wendet mir den Rücken.

Mephistopheles.

Bedenklich ist es, aber höre mich.
An ihn heran mußt du dich leise drücken;
Nimm diese Kohle, streich' ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter, wie sich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Reuestich.

Die Kohle doch mußt du sogleich verschlingen,
Nicht Wein, nicht Wasser an die Lippen bringen;
Er seufzt vor deiner Thür noch heute Nacht.

Dame.

Ist doch kein Gift?

Mephistopheles (entrüstet)

Respect wo sich's gebührt!
Weit müßtet ihr nach solcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen,
Den wir sonst emsiger angeschürt.

Page

Ich bin verliebt; man hält mich nicht für voll.

Mephistopheles (bei Seite).

Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören soll.

(Zum Pagen)

Müßt euer Glück nicht auf die Jüngste setzen;
Die Angejahrten wissen euch zu schätzen. —

(Andere drängen sich herzu.)

Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus —
Der schlechteste Behelf! die Noth ist groß. —
O Mütter, Mütter! laßt nur Fausten los!

(Umherschauend.)

Die Lichter brennen trübe schon im Saal,
Der ganze Hof bewegt sich auf einmal.
Anständig seh' ich sie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! sie versammeln sich im weiten Raum
Des alten Rittersaals: er faßt sie kaum.
Auf breite Wände Teppiche spendirt,
Mit Rüstung, Eck' und Nischen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte,
Die Geister finden sich von selbst zum Orte.

Rittersaal.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiser und Hof sind eingezogen.

Herold.

Mein alt Geschäft, das Schauspiel anzukünden,
Verkümmert mir der Geister heimlich Walten;
Vergebens wagt man aus verständigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Sessel sind, die Stühle schon zur Hand;
Den Kaiser setzt man grade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich sich betrachten.
Hier sitzt nun alles, Herr und Hof im Runde;
Die Bänke drängen sich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düstern Geisterstunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und so, da alle schicklich Platz genommen,
Sind wir bereit; die Geister mögen kommen!

(Posaunen.)

Astrolog.

Beginne gleich das Drama seinen Lauf!
Der Herr befiehlt's: ihr Wände thut euch auf!
Nichts hindert mehr; hier ist Magie zur Hand.
Die Teppiche schwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer spaltet sich, sie kehrt sich um;
Ein tief Theater scheint sich aufzustellen,
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich besteige das Proscenium.

Mephistopheles

(aus dem Soufflerloche auftauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunst;
Einbläsereien sind des Teufels Redekunst.

(Zum Astrologen.)

Du kennst den Tact in dem die Sterne gehn,
Und wirst mein Flüstern meisterlich verstehn.

Astrolog.

Durch Wunderkraft erscheint allhier zur Schau,
Massiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich, der einst den Himmel trug,
Stehn, reihenweis', der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Felsenlast genügen,
Da zweie schon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preisen;
Es sollte plump und überlästig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß:
Schmalpfeiler lieb' ich, strebend, gränzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geist;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeist.

Astrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht sterngegönnte Stunden:
Durch magisch Wort sey die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche, verwegne Phantasei.
Mit Augen schaut nun was ihr kühn begehrt;
Unmöglich ist's, drum eben glaubenswerth.

(Faust steigt auf der andern Seite des Prosceniums herauf.)

Im Priesterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt was er getrost begann.
Ein Dreifuß steigt mit ihm aus hohler Gruft;
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüstet sich das hohe Werk zu segnen:
Es kann fortan nur Glückliches begegnen.

Faust (gebietend)

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig. Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig seyn.

Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb' der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern sucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läß er, voll Vertrauen,
Was jeder wünscht, das Wunderwürdige schauen.

Astrolog.

Der glühende Schlüssel rührt die Schale kaum,
Ein dunstiger Nebel deckt sogleich den Raum;
Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geistermeisterstück!
So wie sie wandeln, machen sie Musik.
Aus innigen Tönen quillt ein Weißnichtwie;
Indem sie ziehn, wird alles Melodie.
Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt;
Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.
Das Dunstige senkt sich; aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier schweigt mein Amt; ich brauch' ihn nicht zu nennen;
Wer sollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz aufblüh'nder Jugendkraft!

Zweite.

Wie eine Pfirsche frisch und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezognen, süß geschwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchtest wohl an solchem Becher nippen?

Fünfte.

Er ist gar hübsch, wenn auch nicht eben fein.

Sechste.

Ein bischen könnt' er doch gewandter seyn.

Ritter.

Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu spüren;
Von Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Andrer.

Ei nun! halb nackt iſt wohl der Junge ſchön!
Doch müßten wir ihn erſt im Harniſch ſehn!

Dame.

Er ſetzt ſich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf ſeinem Schooße wär' euch wohl bequem?

Andre.

Er lehnt den Arm ſo zierlich übers Haupt.

Kämmerer.

Die Flegelei! das ſind' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an allem was zu mäkeln.

Derſelbe.

In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuräkeln!

Dame.

Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.

Derſelbe.

Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſeyn.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Helden übernommen.

Derſelbe.

Er ſchnarcht nun gleich; natürlich iſt's vollkommen.

Junge Dame (entzückt).

Zum Weihrauchsdampf was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum innigſten erfriſcht?

Aeltere.

Fürwahr! es dringt ein Hauch tief ins Gemüthe,
Er kommt von ihm!

Aelteſte.

Es iſt des Wachsthums Blüthe,
Im Jüngling als Ambroſia bereitet,
Und atmoſphäriſch rings umher verbreitet.

(Helena tritt hervor.)

Rückte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Geſicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter ſprach ſie, als hier die Römerin pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tiſch, und ſie mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreiſe der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verſchlang ſie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und ſie bemerkte mich wohl.
Endlich zog ſie ſchnell das Zeichen der römiſchen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und ſobald ich's geſehn,
Schlang ſie Kreiſe durch Kreiſe; die Lettern und Ziffern zu löſchen;
Aber die köſtliche Vier blieb mir ins Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilſt und du beſchaueſt dein Rom!
Größeres ſaheſt du nichts und wirſt nichts Größeres ſehen,
Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verſprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Maler genießt;
Glühend blicke noch ſchnell zu dieſen hohen Façaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig ins Meer, um morgen früher zu ſehen,
Was Jahrhunderte ſchon göttliche Luſt dir gewährt:
Dieſe feuchten mit Rohr ſo lange bewachſ'nen Geſtade,
Dieſe mit Bäumen und Buſch düſter beſchatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten ſie erſt; dann fahſt du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.

Mephistopheles.

Das wär' sie denn! Vor dieser hätt' ich Ruh;
Hübsch ist sie wohl, doch sagt sie mir nicht zu.

Astrolog.

Für mich ist dießmal weiter nichts zu thun;
Als Ehrenmann gesteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hätt' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel gesungen —
Wem sie erscheint, wird aus sich selbst entrückt;
Wem sie gehörte, ward zu hoch beglückt.

Faust.

Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle, vollen Stroms ergossen?
Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft?
Erst wünschenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verschwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgestalt, die mich vereinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne! —
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Mephistopheles (aus dem Kasten).

So faßt euch doch und fallt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame.

Groß, wohlgestaltet! nur der Kopf zu klein.

Jüngere.

Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper seyn?

Diplomat.

Fürstinnen hab' ich dieser Art gesehn,
Mich däucht, sie ist vom Kopf zum Fuße schön.

Hofmann.

Sie nähert sich dem Schläfer listig mild.

Dame.

Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet.

Von ihrer Schönheit iſt er angeſtrahlt.

Dame.

Endymion und Luna! wie gemalt!

Poet.

Ganz recht! die Göttin ſcheint herabzuſinken,
Sie neigt ſich über, ſeinen Hauch zu trinken.
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maß iſt voll.

Duenna.

Vor allen Leuten! das iſt doch zu toll!

Fauſt.

Furchtbare Gunſt dem Knaben! —

Mephiſtopheles.

Ruhig! ſtill!
Laß das Geſpenſt nur machen was es will.

Hofmann.

Sie ſchleicht ſich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie ſieht ſich um! das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er ſtaunt! Ein Wunder iſt's was ihm geſchieht.

Dame.

Ihr iſt kein Wunder was ſie vor ſich ſieht.

Hofmann.

Mit Anſtand kehrt ſie ſich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke ſchon, ſie nimmt ihn in die Lehre:
In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm;
Er glaubt wohl auch, daß er der erſte wäre.

Ritter.

Laßt mir ſie gelten! Majeſtätiſch fein! —

Dame.

Die Buhlerin! Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an seiner Stelle seyn!

Hofmann.

Wer würde nicht in solchem Netz gefangen?

Dame.

Das Kleinod ist durch manche Hand gegangen;
Auch die Vergoldung ziemlich abgebraucht.

Andre.

Vom zehnten Jahr an hat sie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder sich das Beste;
Ich bielte mich an diese schönen Reste.

Gelahrter.

Ich seh' sie deutlich, doch gesteh' ich frei,
Zu zweifeln ist, ob sie die rechte sey.
Die Gegenwart verführt ins Uebertriebne;
Ich halte mich vor allem ans Geschriebne.
Da lei' ich denn, sie habe wirklich allen
Graubärten Troja's sonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen passt das hier:
Ich bin nicht jung und doch gefällt sie mir.

Astrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er sie, die kaum sich wehren kann.
Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor.
Entführt er sie wohl gar?

Faust.

Verwegner Thor!
Du wagst! Du hörst nicht! halt! das ist zu viel.

Mephistopheles.

Machst du's doch selbst, das Fratzengeisterspiel!

Astrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem was geschah,
Nenn' ich das Stück: den Raub der Helena.

Faust.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle!

Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand!
Er führte mich, durch Graus und Weg' und Welle
Der Einsamkeiten, her zum festen Stand.
Hier fass ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten!
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten!
So fern sie war, wie kann sie näher seyn!
Ich rette sie und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter! müßt's gewähren!
Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren.

Astrolog.

Was thust du? Fauste! Fauste! — Mit Gewalt
Faßt er sie an; schon trübt sich die Gestalt.
Den Schlüssel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!

(Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf.)

Mephistopheles

(den Fausten auf die Schulter nimmt)

Da habt ihr's nun! Mit Narren sich beladen,
Das kommt zuletzt dem Teufel selbst zu Schaden.

(Finsterniß. Tumult.)

Zweiter Act.

Hochgewölbtes, enges gothisches Zimmer.
ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſchiebt, erblickt man Fauſten hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette.)

Hier lieg', Unſeliger! verführt
Zu ſchmergelöſtem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt,
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.

(Sich umſchauend.)

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt:
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinneweben haben ſich vermehrt;
Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben;
Ja, tiefer in dem Rohre ſteckt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgeleckt.
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken,
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,

Wie man so völlig Recht zu haben meint.
Gelehrte wissen's zu erlangen;
Dem Teufel ist es längst vergangen.

(Er schüttelt den beraugenommenen Pelz: Cicaden, Käfer und Hartalletten fahren heraus.)

Chor der Insecten.

Willkommen! willkommen!
Du alter Patron!
Wir schweben und summen
Und kennen dich schon.
Nur einzeln im Stillen
Du hast uns gepflanzt;
Zu Tausenden kommen
Wir, Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Busen
Verbirgt sich so sehr;
Vom Pelze die Läuschen
Entbüllen sich eh'r.

Mephistopheles.

Wie überraschend mich die junge Schöpfung freut!
Man säe nur, man erntet mit der Zeit.
Ich schüttle noch einmal den alten Flaus;
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttausend Ecken
Eilt euch, ihr Liebchen, zu verstecken.
Dort wo die alten Schachteln stehn,
Hier im bebräunten Pergamen,
In staubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In solchem Wust und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es nichts mich so zu nennen;
Wo sind die Leute, die mich anerkennen?

(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erschallen läßt, worauf die Hallen erbeben und die Thüren aufspringen.)

Famulus

(den langen, finstern Gang herwankend)

Welch ein Tönen! welch ein Schauer:
Treppe schwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenster buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Springt das Estrich, und von oben
Rieselt Kalk und Schutt verschoben;
Und die Thüre, fest verriegelt,
Ist durch Wunderkraft entsiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Riese
Steht in Faustens altem Vließe!
Seinen Blicken, seinem Winken
Möcht' ich in die Kniee sinken.
Soll ich fliehen? Soll ich stehn?
Ach, wie wird es mir ergehn!

Mephistopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.

Hochwürdiger Herr! so ist mein Nam'. — Oremus.

Mephistopheles.

Das lassen wir!

Famulus.

Wie froh, daß ihr mich kennt!

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemoos'ter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt so fort, weil er nicht anders kann.
So baut man sich ein mäßig Kartenhaus;
Der größte Geist baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meister, das ist ein Beschlagner:
Wer kennt ihn nicht den edlen Doctor Wagner,
Den ersten jetzt in der gelehrten Welt!
Er ist's allein, der sie zusammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer

Versammeln sich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüssel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre so das Obre schließt er auf.
Wie er vor allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stanz:
Selbst Faustus' Name wird verdunkelt.
Er ist es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht, hochwürdiger Herr! wenn ich euch sage,
Wenn ich zu widersprechen wage:
Von allem dem ist nicht die Frage;
Bescheidenheit ist sein bescheiden Theil.
Ins unbegreifliche Verschwinden
Des hohen Manns weiß er sich nicht zu finden;
Von dessen Wiederkunft erfleht er Trost und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Faustus' Tagen,
Noch unberührt, seitdem er fern,
Erwartet seinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenstunde seyn? —
Gemäuer scheint mir zu erbangen;
Thürpfosten bebten, Riegel sprangen.
Sonst kamt ihr selber nicht herein.

Mephistopheles.

Wo hat der Mann sich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! sein Verbot ist gar zu scharf!
Ich weiß nicht, ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt er im allerstillsten Stillen.
Der zarteste gelehrter Männer,
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
Die Augen roth vom Feuerblasen:

So lechzt er jedem Augenblick;
Geklirr der Zange giebt Muſik.

Mephiſtopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beſchleunen.
(Der Famulus geht ab. Mephiſtopheles ſetzt ſich gravitätiſch nieder.)
Kaum hab' ich Poſto hier gefaßt,
Regt ſich dort hinten, mir bekannt, ein Gaſt.
Doch dießmal iſt er von den Neuſten;
Er wird ſich gränzenlos erdreiſten.

Baccalaureus
(den Gang herſtürmend).

Thor und Thüre ſind' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende:
Und wenn wir nicht bald entweichen,
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,
Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen,
Wo ich dieſen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute?

Aus den alten Bücherkruſten
Logen ſie mir was ſie wußten,

Alles ſchleppten ſie drauf an dieſe Stätte zuſammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.
Sahſt eine Welt hier entſtehn, ſahſt dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern aufs neu faſt eine größere Welt!
Daß ich dieſe noch lange, von dir beleuchtet erblicke,
Sponne die Parze mir klug langſam den Faden herab:
Aber ſie eile herbei, die ſchön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör' ich ſie ſchon? Nein; doch ich höre ſchon Dreie.
So, ihr lieben Muſen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieſer Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleidigen:
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum biſt du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf dich." —
Beſte, ſchon war ich hinein: da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht hin ſich und her ſich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O, welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.
Nun, des Alten Wunſch iſt erfüllt; den loſeſten Vogel
Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte beſtiehlt."

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.

Ihr hänseltet den guten, treuen Jungen;
Das ist euch ohne Kunst gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephistopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln sie, es käm' aus eignem Schopf:
Da heißt es denn: Der Meister war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — Denn welcher Lehrer spricht
Die Wahrheit uns direct ins Angesicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernst, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephistopheles.

Zum Lernen giebt es freilich eine Zeit:
Zum Lehren seyd ihr, merk' ich, selbst bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungswesen! Schaum und Duft!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig!
Gesteht! was man von je gewußt,
Es ist durchaus nicht wissenswürdig.

Mephistopheles (nach einer Pause)

Mich däucht es längst. Ich war ein Thor;
Nun komm' ich mir recht schaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich sehr! da hör' ich doch Verstand;
Der erste Greis, den ich vernünftig fand!

Mephistopheles.

Ich suchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und schauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Gesteht nur, euer Schädel, eure Glatze
Ist nicht mehr werth als jene hohlen dort?

Mephistopheles (gemürblich).

Du weist wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist?

Baccalaureus.

Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist.

Mephistopheles

(der mit seinem Rollstuhle immer näher ins Proscenium rückt zum Parterre)

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen;
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich sind' ich, daß zur schlechtsten Frist
Man etwas seyn will, wo man nichts mehr ist.
Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.
Da regt sich alles, da wird was gethan:
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indessen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt ihr denn gethan? Genickt, gesonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth:
Hat einer dreißig Jahr verüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen.

Mephistopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel seyn.

Mephistopheles (abseits) —

Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß ist der Jugend edelster Beruf!

Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen;
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken. (Ab.)

Mephistopheles.

Original, fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —
Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet:
In wenig Jahren wird es anders seyn:
Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.

(Zu dem jüngern Parterre, das nicht applaudirt.)

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt! der Teufel der ist alt;
So werdet alt, ihn zu verstehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufige, unbehülfliche Apparate zu phantastischen Zwecken.

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die fürchterliche,
Durchschauert die berußten Mauern;
Nicht länger kann das Ungewisse

Der ernſteſten Erwartung dauern.
Schon hellen ſich die Finſterniſſe:
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja, wie der herrlichſte Karfunkel,
Verſtrahlent Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!
O daß ich's dießmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).

Willkommen! es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).

Willkommen! zu dem Stern der Stunde.

(Leiſe.)

Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde.
Ein herrlich Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).

Was giebt es denn?

Wagner (leiſer).

Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.

Ein Menſch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr ins Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.

Behüte Gott! wie ſonſt das Zeugen Mode war,
Erklären wir für eitel Poſſen.
Der zarte Punkt, aus dem das Leben ſprang,
Die holde Kraft, die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen,
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt;
Wenn ſich das Thier noch weiter dran ergötzt,
So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Urſprung haben.

(Zum Herd gewendet.)

Es leuchtet! ſeht! — Nun läßt ſich wirklich hoffen,

Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So ist das Werk im Stillen abgethan.

(Wieder zum Herd gewendet.)

Es wird! die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Mephistopheles.

Wer lange lebt hat viel erfahren;
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn:
Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

Wagner

(bisher immer aufmerksam auf die Phiole).

Es steigt, es blitzt, es häuft sich an!
Im Augenblick ist es gethan!
Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

(Entzückt die Phiole betrachtend.)

Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt;
Es trübt, es klärt sich: also muß es werden!
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich geberden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage;
Gebt diesem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus

(in der Phiole zu Wagnern)

Nun, Väterchen! wie steht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu fest, damit das Glas nicht springe!
Das ist die Eigenschaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum;
Was künstlich ist, verlangt geschloßnen Raum.

(Zu Mephistopheles.)

Du aber, Schalk, Herr Vetter, bist du hier?
Im rechten Augenblick! ich danke dir.
Ein gut Geschick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig seyn.
Ich möchte mich sogleich zur Arbeit schürzen;
Du bist gewandt, die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! Bisher mußt' ich mich schämen:
Denn Alt und Jung bestürmt mich mit Problemen.
Zum Beispiel nur, noch niemand kennt' es fassen
Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
So fest sich halten als um nie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephistopheles.

Halt' ein! ich wollte lieber fragen,
Warum sich Mann und Frau so schlecht vertragen?
Du kommst, mein Freund, hierüber nie ins Reine.
Hier giebt's zu thun; das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was giebt's zu thun?

Mephistopheles

(auf eine Seitenthür deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner

(immer in die Phiole schauend).

Fürwahr, du bist ein allerliebster Knabe!

(Die Seitenthüre öffnet sich, man sieht Fausten auf dem Lager hingestreckt.)

Homunculus (erſtaunt)

Bedeutend! —

(Die Phiole entſchlüpft aus Wagners Händen, ſchwebt über Haupt und beleuchtet ihn.)

Schön umgeben! — Klar Gewäſſer
Im dichten Haine; Frau'n die ſich entkleiden,
Die allerliebſten! — das wird immer beſſer.
Doch eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,
Aus höchſtem Helden-, wohl' aus Götterſtamme.
Sie ſetzt den Fuß in das durchſichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt ſich im ſchmiegſamen Kryſtall der Welle. —
Doch welch Getöſe raſch bewegter Flügel,
Welch Sauſen, Plätſchern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verſchüchtert; doch allein
Die Königin ſie blickt gelaſſen drein,
Und ſieht, mit ſtolzem weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürſten ihrem Knie ſich ſchmiegen,
Zudringlich zahm; er ſcheint ſich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber ſteigt ein Dunſt empor,
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!
So klein du biſt, ſo groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts! —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wuſt von Rittertum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.

(Umherſchauend.)

Verbräunt Geſtein, bemoodert, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhafteſt, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, giebt es neue Noth;
Er bleibt gleich auf der Stelle tot.

Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war sein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er sich hierher gewöhnen!
Ich, der bequemste, dult' es kaum.
Nun fort mit ihm!

Mephistopheles.

Der Ausweg soll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen!
So ist gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
Ist classische Walpurgisnacht:
Das Beste was begegnen könnte,
Bringt ihn zu seinem Elemente!

Mephistopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren kommen?
Romantische Gespenster kennt ihr nur allein;
Ein echt Gespenst auch classisch hat's zu seyn.

Mephistopheles.

Wohin denn aber soll die Fahrt sich regen?
Mich widern schon antikische Collegen.

Homunculus.

Nordwestlich, Satan, ist dein Lustrevier;
Südöstlich diesmal aber segeln wir. —
An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuscht, umbaumt, in still' und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt sich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharsalus, alt und neu.

Mephistopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite!
Mich langeweilt's; denn kaum ist's abgethan,
So fangen sie von vorne wieder an;

Und keiner merkt, er ist doch nur geneckt
Vom Asmodeus, der dahinter steckt.
Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte;
Genau besehn sind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menschen laß ihr widerspenstig Wesen:
Ein jeder muß sich wehren wie er kann,
Vom Knaben auf, so wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt sich's nur, wie dieser kann genesen?
Hast du ein Mittel, so erprob' es hier,
Vermagst du's nicht, so überlaß es mir!

Mephistopheles.

Manch Brockenstückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel sind' ich vorgeschoben.
Das Griechenvolk es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnenspiel,
Verlockt des Menschen Brust zu heitern Sünden;
Die unsern wird man immer düster finden.
Und nun was soll's?

Homunculus.

Du bist ja sonst nicht blöde;
Und wenn ich von Thessalischen Hexen rede,
So, denk' ich, hab' ich was gesagt.

Mephistopheles (lüstern).

Thessalische Hexen! Wohl! das sind Personen,
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen,
Ich glaube nicht, daß es behagt;
Doch zum Besuch, Versuch —

Homunculus.

Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeschlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen;
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich)

Und ich?

Homunculus.

Ei nun!

Du bleibſt zu Hauſe Wichtigſtes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebenselemente
Und füge ſie mit Vorſicht eins ans andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie?
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck ich wohl das Tüpfchen auf das J.
Dann iſt der große Zweck erreicht:
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes, langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt)

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte ſchon, ich ſeh' dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios friſch hinab!
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.

(Ad spectatores.)

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen, die wir machten.

Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend kläffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: ſie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und Jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

Classische Walpurgisnacht.

Pharsalische Felder.

Finsternis.

Erichtho.

Zum Schauderfeste dieser Nacht, wie öfter schon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich die düstere;
Nicht so abscheulich wie die leidigen Dichter mich
Im Uebermaß verlästern . . . Endigen sie doch nie
In Lob und Tadel . . . Ueberbleicht erscheint mir schon
Von grauer Zelten Wege weit das Thal dahin,
Als Nachgesicht der sorg- und grauenvollsten Nacht.
Wie oft schon wiederholt sich's! Wird sich immerfort
Ins Ewige wiederholen . . . Keiner gönnt das Reich
Dem andern; dem gönnt's keiner, der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrscht. Denn jeder, der sein innres Selbst
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem stolzem Sinn gemäß . . .
Hier aber ward ein großes Beispiel durchgekämpft,
Wie sich Gewalt Gewaltigerm entgegenstellt,
Der Freiheit holder, tausendblumiger Kranz zerreißt,
Der starre Lorbeer sich um's Haupt des Herrschers biegt.
Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag;
Dem schwanken Jüngling lauschend wachte Cäsar dort!
Das wird sich messen. Weiß die Welt doch wem's gelang.
Wachsener glühen, rothe Flammen spendende;
Der Boden haucht vergoss'nen Blutes Wiederschein,
Und, angelockt von seltnem Wunderglanz der Nacht,
Versammelt sich hellenischer Sage Legion.

Um alle Feuer ſchwankt unſicher, oder ſitzt
Behaglich, alter Tage fabelhaft Gebild . . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zelten Trug verſchwindet, Feuer brennen blau
Doch über mir! welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht
Lebendigem zu nahen, dem ich ſchädlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und frommt mir nicht.
Schon ſinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht.

(Entfernt ſich.)

Die Luftfahrer oben.

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schauergrauen;
Iſt es doch in Thal und Grunde
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh' ich, wie durch's alte Fenſter
In des Nordens Wuſt und Graus,
Ganz abſcheuliche Geſpenſter;
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! ſetz' ihn nieder
Deinen Ritter, und ſogleich
Kehret ihm das Leben wieder;
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Faust (den Boden berührend).

Wo ist sie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu sagen,
Doch hier wahrscheinlich zu erfragen.
In Eile magst du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme spürend gehen:
Wer zu den Müttern sich gewagt,
Hat weiter nichts zu überstehen.

Mephistopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich Bess'res nicht zu unserm Heil,
Als jeder möge durch die Feuer
Versuchen sich sein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend scheinen.

Homunculus.

So soll es blitzen, soll es klingen.

(Das Glas tönt und leuchtet gewaltig.)

Nun frisch zu neuen Wunderdingen!

Faust (allein).

Wo ist sie? — Frage jetzt nicht weiter nach! . . .
War's nicht die Scholle, die sie trug,
Die Welle nicht, die ihr entgegenschlug,
So ist's die Luft, die ihre Sprache sprach.
Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden wo ich stand.
Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,
So steh' ich, ein Antäus an Gemüthe.
Und sind' ich hier das Seltsamste beisammen,
Durchforsch' ich ernst dieß Labyrinth der Flammen.

(Entfernt sich.)

Mephistopheles (umherspähend).

Und wie ich diese Feuerchen durchschweife,
So sind' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Fast alles nackt, nur hie und da behemdet:

Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife,
Und was nicht alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt! . . .
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike ſind' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern
Und mannichfaltig motiſch überkleiſtern . . . .
Ein widrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen . . . .
Glück zu! den ſchönen Frau'n, den klugen Greifen.

Greif (ſchnarrend).

Nicht Greifen! Greifen! — Niemand hört es gern,
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif

(wie oben und immer ſo fort).

Natürlich! die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold;
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen

(von der koloſſalen Art).

Ihr ſprecht von Gold, wir hatten viel geſammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Arimaspenvolk hat's ausgeſpürt,
Sie lachen dort, wie weit ſie's weggeführt.

Greife.

Wir wollen ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Arimaspen.

Nur nicht in freier Jubelnacht.

Bis morgen iſt's alles durchgebracht;
Es wird uns dießmal wohlgelingen.

Mephiſtopheles

(hat ſich zwiſchen die Sphinxe geſetzt).

Wie leicht und gern ich mich hieher gewöhne;
Denn ich verſtehe Mann für Mann.

Sphinx.

Wir hauchen unſre Geiſtertöne
Und ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne dich bis wir dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.

Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen.
Sind Britten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,
Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch; im alten Bühnenſpiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man drauf?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es ſelbſt nicht wie.

Sphinx.

Mag ſeyn! Haſt du von Sternen einige Kunde?
Was ſagſt du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephiſtopheles (aufſchauend).

Stern ſchießt nach Stern, beſchnittner Mond ſcheint helle,
Und mir iſt wohl an dieſer trauten Stelle;
Ich wärme mich an deinem Löwenfelle.
Hinauf ſich zu verſteigen wär' zum Schaden;
Gieb Räthſel auf, gieb allenfalls Charaden.

Sphinx.

Sprich nur dich ſelbſt aus, wird ſchon Räthſel ſeyn.
Verſuch' einmal dich innigſt aufzulöſen:
„Dem frommen Manne nöthig wie dem böſen:
Dem ein Plaſtron, aſcetiſch zu rapiren,

Cumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüſiren.“

Erſter Greif (ſchnarrend).

Den mag ich nicht!

Zweiter Greif (ſtärker ſchnarrend).

Was will uns der?

Beide.

Der Garſtige gehöret nicht hierher!

Mephiſtopheles (brutal).

Du glaubſt vielleicht, des Gaſtes Nägel krauen
Nicht auch ſo gut wie deine ſcharfen Klauen?
Verſuch's einmal!

Sphinx (milde).

Du magſt nur immer bleiben,
Wird dich's doch ſelbſt aus unſrer Mitte treiben;
In deinem Lande thuſt dir was zu Gute,
Doch, irr' ich nicht, hier iſt dir ſchlecht zu Muthe.

Mephiſtopheles.

Du biſt recht appetitlich oben anzuſchauen,
Doch unten hin, die Beſtie macht mir Grauen.

Sphinx.

Du Falſcher kommſt zu deiner bittern Buße:
Denn unſre Tatzen ſind geſund:
Dir mit verſchrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unſerm Bund.

Sirenen präludiren oben.

Mephiſtopheles.

Wer ſind die Vögel in den Aeſten
Der Stromespappeln hingewiegt?

Sphinx.

Gewahrt euch nur! die Allerbeſten
Hat ſolch ein Singſang ſchon beſiegt.

Sirenen.

Ach, was wollt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!

Horcht, wir kommen hier zu Schaaren,
Und in wohlgestimmten Tönen;
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe
(sie verspottend in derselben Melodie).

Nöthigt sie herabzusteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garstigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg, das Hassen! Weg das Neiden!
Sammeln wir die klarsten Freuden,
Unter'm Himmel ausgestreut!
Auf dem Wasser, auf der Erde
Sey's die heiterste Geberde,
Die man dem Willkommnen beut!

Mephistopheles.

Das sind die saubern Neuigkeiten,
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton sich um den andern flicht.
Das Trillern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Sprich nicht vom Herzen! das ist eitel;
Ein lederner verschrumpfter Beutel,
Das paßt dir eher zu Gesicht.

Faust (heraustretend).

Wie wunderbar! das Anschaun thut mir Gnüge,
Im Widerwärtigen große, tüchtige Züge,
Ich ahne schon ein günstiges Geschick;
Wohin versetzt mich dieser ernste Blick?
(Auf die Sphinxe deutend.)
Vor solchen hat einst Oedipus gestanden;

(Auf die Sirenen deutend.)

Vor solchen krümmte sich Ulyß in hänfnen Banden;

(Auf die Ameisen deutend.)

Von solchen ward der höchste Schatz gespart;

(Auf die Greife deutend.)

Von diesen treu und ohne Fehl bewahrt.

Vom frischen Geiste fühl' ich mich durchdrungen:

Gestalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephistopheles.

Sonst hättest du dergleichen weggeflucht,

Doch jetzo scheint es dir zu frommen;

Denn wo man die Geliebte sucht,

Sind Ungeheuer selbst willkommen.

Faust (zu den Sphinxen).

Ihr Frauenbilder müßt mir Rede stehn:

Hat eins der Euren Helena gesehn?

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen;

Die letzten hat Hercules erschlagen.

Von Chiron könntest du's erfragen;

Der sprengt herum in dieser Geisternacht,

Wenn er dir steht, so hast du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .

Wie Ulyß bei uns verweilte,

Schmähend nicht vorübereilte,

Wußt' er vieles zu erzählen;

Würden alles dir vertrauen,

Wolltest du zu unsern Gauen

Dich ans grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich, Erster, nicht betrügen.

Statt daß Ulyß sich binden ließ,

Laß unsern guten Rath dich binden.

Kannst du den hohen Chiron finden,

Erfährst du was ich dir verhieß.

(Sphinx entfernt sich.)

Mephiſtopheles (verdrießlich)

Was krächzt vorbei mit Flügelſchlag?
So ſchnell, daß man's nicht ſehen mag,
Und immer eins dem andern nach;
Den Jäger würden ſie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides' Pfeilen kaum erreichbar,
Es ſind die raſchen Stymphaliden
Und wohlgemeint ihr Krächzegruß,
Mit Geierſchnabel und Gänſefuß;
Sie möchten gern in unſern Kreiſen
Als Stammverwandte ſich erweiſen.

Mephiſtopheles

(wie verſchüchtert).

Noch andres Zeug ziſcht zwiſchendrein.

Sphinx.

Vor dieſen ſey euch ja nicht bange;
Es ſind die Köpfe der Lernäiſchen Schlange,
Vom Rumpf getrennt und glauben was zu ſeyn . . .
Doch ſagt, was ſoll nur aus euch werden?
Was für unruhige Geberden?
Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort! . .
Ich ſehe, jener Chorus dort
Macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht!
Geht hin! begrüßt manch reizendes Geſicht!
Die Lamien ſind's, luſtfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen
Wie ſie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephiſtopheles.

Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde.

Sphinx.

Ja! Miſche dich zum luſtigen Geſinde.
Wir, von Aegypten her, ſind längſt gewohnt,
Daß unſereins in tauſend Jahre thront.

Und respectirt nur unsre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage.
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Peneios,
umgeben von Genossern und Nymphen

Peneios.

Rege dich, ihr Schilfgeflüster,
Hauche leise, Rohrgeschwister,
Säuselt, leichte Weidensträuche,
Lispelt, Pappelzitterzweige,
Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich aufbewegend Zittern
Aus dem Wallestrom und Ruh.

Faust
(an den Fluß tretend).

Hör' ich recht, so muß ich glauben,
Hinter den verschränkten Lauben
Dieser Zweige, dieser Stauden
Tönt ein menschenähnlich's Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wir — ein Scherzergötzen.

Nymphen (zu Faust).

Am besten geschäh' dir,
Du legtest dich nieder,
Erholtest im Kühlen
Ermüdete Glieder.
Genössest der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir säuseln, wir rieseln,
Wir flüstern dir zu.

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, in Streit.
Wißt auch ihr, woher es entsprang, daß Beide sich haſſen?
Alte Geſchichten sind das, und ich erzähle sie wohl.
Immer die mächtige Göttin, doch war sie für die Geſellſchaft
Unerträglich, denn gern führt sie das herrſchende Wort;
Und so war sie von je, bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte sie einſt sich übermüthig, sie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz sich zum Sklaven gemacht.
„Meinen Hercules führ' ich dereinſt, o Vater der Götter,"
Rief triumphirend sie aus, „wiedergeboren dir zu.
Hercules iſt es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, so glaubſt du, er ſchaue nach deinen
Mächtigen Knieen; vergieb! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigſte Mann; nur mich zu verdienen durchſchreitet
Leicht ſein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf ſeinen Wegen, und preiſe
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählſt du ihm einſt; der Amazonen Beſieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerin reizen:
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.
Nun vermummt er ſein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühſam die Keule dazu.
Drauf beſpickt er mit Blumen des Helden ſträubende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.

Faust.

Ich wache ja! O laßt sie walten
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warst du so beglückt.
Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanft bewegten Büsche;
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen sich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Gesunde, junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergötztem Auge zugebracht!
Gesellig dann und fröhlich badend,
Erdreistet schwimmend, furchtsam watend;
Geschrei zuletzt und Wasserschlacht.
Begnügen sollt' ich mich an diesen,
Mein Auge sollte hier genießen,
Doch immer weiter strebt mein Sinn.
Der Blick dringt scharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wundersam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeschwommen,
Majestätisch rein bewegt.
Ruhig schwebend, zart gesellig,
Aber stolz und selbstgefällig
Wie sich Haupt und Schnabel regt ....
Einer aber scheint vor allen
Brüstend kühn sich zu gefallen,
Segelnd rasch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht sich schwellend,

Welle ſelbſt auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort . . . .

Die andern ſchwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächtigen Streit
Die ſcheuen Mädchen abzulenken,
Daß ſie an ihren Dienſt nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Leget, Schweſtern, euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht, ſo kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdehufe.
Wüßt' ich nur, wer dieſer Nacht
Schnelle Botſchaft zugebracht.

Fauſt.

Iſt mir doch, als dröhnt' die Erde,
Schallend unter eiligem Pferde.

Dorthin mein Blick!
Ein günſtiges Geſchick,
Soll es mich ſchon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!

Ein Reiter kommt herangetrabt —
Er ſcheint von Geiſt und Muth begabt —
Von blendendweißem Pferd getragen . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn ſchon —
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt', Chiron! halt'! Ich habe dir zu ſagen . . .

Chiron.

Was giebt's? Was iſt's?

Fauſt.

Bezähme deinen Schritt!

Chiron.

Ich raſte nicht.

Fauſt.

So bitte, nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf! ſo kann ich nach Belieben fragen.
Wohin des Wegs? Du ſtehſt am Ufer hier;
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.

Fauſt (aufſitzend).

Wohin du willſt. Für ewig dank ich's dir ....
Der große Mann, der edle Pädagog,
Der, ſich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den ſchönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das laſſen wir an ſeinem Ort!
Selbſt Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben ſie's nach ihrer Weiſe fort,
Als wenn ſie nicht erzogen wären.

Fauſt.

Den Arzt, der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis ins Tiefſte kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Lind'rung ſchafft,
Umarm' ich hier in Geiſt- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hülf' und Rath zu ſchaffen;
Doch ließ ich meine Kunſt zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Fauſt.

Du biſt der wahre große Mann,
Der Lobeswort nicht hören kann;
Er ſucht beſcheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es ſeines Gleichen.

Chiron.

Du ſcheineſt mir geſchickt zu heucheln,
Dem Fürſten wie dem Volk zu ſchmeicheln.

Fauſt.

So wirſt du mir denn doch geſtehn,
Du haſt die Größten deiner Zeit geſehn,
Dem Edelſten in Thaten nachgeſtrebt,
Halbgöttlich-ernſt die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroiſchen Geſtalten
Wen haſt du für den Tüchtigſten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreiſe
War jeder brav nach ſeiner eignen Weiſe,
Und, nach der Kraft, die ihn beſeelte,
Nennt' er genügen wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben ſtets geſiegt,
Wo Jugendfülle und Schönheit überwiegt.
Entſchluß und ſchnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden ward's zum ſchönen Theil.
Nachſinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrſchte Jaſon, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer ſtill bedächtig,
Schlug er die Leier allen übermächtig.
Scharfſichtig Lynkeus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Geſellig nur läßt ſich Gefahr erpreſſen:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Fauſt.

Von Hercules willſt nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! erregе nicht mein Sehnen' . . .
Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn,
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlichſt anzuſchau'n:
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Frau'n.

Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder,
Nicht führt ihn Hebe himmelein:
Vergebens mühen sich die Lieder,
Vergebens quälen sie den Stein.

Faust.

So sehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom schönsten Mann hast du gesprochen,
Nun sprich auch von der schönsten Frau!

Chiron.

Was! . . Frauenschönheit will nichts heißen,
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt.
Die Schöne bleibt sich selber selig;
Die Anmuth macht unwiderstehlich,
Wie Helena, da ich sie trug.

Faust.

Du trugst sie?

Chiron.

Ja, auf diesem Rücken.

Faust.

Bin ich nicht schon verwirrt genug?
Und solch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte so mich in das Haar
Wie du es thust.

Faust.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie ist mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach trugst du sie?

Chiron.

Die Frage läßt sich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schwesterchen aus Räuberfaust befreit.

Doch diese, nicht gewohnt besiegt zu seyn,
Ermannten sich und stürmten hinterdrein.
Da hielten der Geschwister eiligen Lauf
Die Sümpfe bei Eleusis auf;
Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm hinüber;
Da sprang sie ab und streichelte
Die feuchte Mähne, schmeichelte
Und dankte lieblich-klug und selbstbewußt.
Wie war sie reizend! jung, des Alten Lust!

Faust.

Erst sieben Jahr! . . .

Chiron.

Ich seh' die Philologen,
Sie haben dich, so wie sich selbst betrogen.
Ganz eigen ist's mit mythologischer Frau:
Der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird sie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Gestalt;
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
Gnug, den Poeten bindet keine Zeit.

Faust.

So sey auch sie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä sie gefunden
Selbst außer aller Zeit. Welch seltnes Glück:
Errungen Liebe gegen das Geschick!
Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt,
Das ewige Wesen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, so hehr als liebenswürdig?
Du sahst sie einst; heut hab' ich sie gesehn,
So schön wie reizend, wie ersehnt so schön.
Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfangen;
Ich lebe nicht, kann ich sie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Mensch bist du entzückt;
Doch unter Geistern scheinst du wohl verrückt.

Nun trifft sich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr', nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aesculaps; im stillen Beten
Fleht sie zum Vater, daß, zu seiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verkläre
Und vom verwegnen Todtschlag sie bekehre.
Die liebste mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Faust.

Geheilt will ich nicht seyn! mein Sinn ist mächtig!
Da wär' ich ja wie andre niederträchtig.

Chiron.

Versäume nicht das Heil der edlen Quelle!
Geschwind herab! Wir sind zur Stelle.

Faust.

Sag' an, wohin hast du, in grauser Nacht,
Durch Riesgewässer, mich ans Land gebracht?

Chiron.

Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich das sich im Sand verliert.
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick' auf! hier steht bedeutend nah,
Im Mondenschein der ewige Tempel da.

Manto

(inwendig träumend).

Von Pferdeshufe
Erklingt die heilige Stufe;
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).

Willkommen! ich seh', du bleibst nicht aus.

Chiron.

Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.

Streifst du noch immer unermüdet?

Chiron.

Wohnst du doch immer still umfriedet,
Indeß zu kreisen mich erfreut.

Manto.

Ich harre, mich umkreis't die Zeit.
Und dieser?

Chiron.

Die verrufne Nacht
Hat strudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen will er sich gewinnen,
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Asklepischer Cur vor andern werth.

Manto.

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

(Chiron ist schon weit weg.)

Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt;
Benutz' es besser! Frisch! beherzt!

(Sie steigen hinab.)

Am obern Peneios wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios' Fluth!
Plätschernd ziemt es da zu schwimmen,

Lied um Lieder anzustimmen,
Dem unseligen Volk zu gut.
Ohne Wasser ist kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum ägäischen Meere,
Würd' uns jede Lust zu Theil.

(Erdbeben.)

Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Wasser staucht,
Kies und Ufer berstend raucht.
Flüchten wir! Kommt alle, kommt!
Niemand dem das Wunder frommt.
Fort! ihr edlen frohen Gäste,
Zu dem seeisch heitern Feste,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Ufernetzend, leise schwellen,
Da wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängstlich Erdebeben;
Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft ist's um den Ort.

Seismos

(in der Tiefe brummend und polternd).

Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grausenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Widerstreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,

Brächte los die ganze Hölle.
Nun erhebt sich ein Gewölbe
Wundersam. Es ist derselbe,
Jener Alte, längst Ergraute,
Der die Insel Delos baute,
Einer Kreißenden zu Lieb'
Aus der Wog' empor sie trieb.
Er mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme straff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Geberde,
Hebt er Boren, Rasen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unsres Ufers stille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales ruhige Decke.
Angestrengtest, nimmer müde,
Kolossalkaryatide,
Trägt ein furchtbar Steingerüste,
Noch im Boren bis zur Büste;
Weiter aber soll's nicht kommen;
Sphinxe haben Platz genommen.

Peismos.

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugestehn:
Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön? . .
Wie ständen eure Berge droben
In prächtig reinem Aetherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch entzückter Schau!
Als, Angesichts der höchsten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich stark betrug,
Und, in Gesellschaft von Titanen,
Mit Pelion und Ossa als mit Bällen schlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis, überdrüssig, noch zuletzt

So vollendet er bald die neckiſche Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geſchehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; ſie glaubten dem loſen Knaben, denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen; und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Fama daneben, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Masken, ihr Götter, ſind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum Beſten!" Doch bald ſah ſie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulcanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſehn,
Als das verſtändige Netz im rechten Moment ſie umfaßte,
Raſch die Verſchlungnen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten! Mercur und Bacchus! ſie beide
Mußten geſtehn: es ſey, über dem Buſen zu ruhn
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke. Sie baten:
Löſe, Vulcan, ſie noch nicht! Laß ſie noch einmal beſehn.
Und der Alte war ſo Hahnrei, und hielt ſie nur feſter. —
Aber Fama, ſie floh raſch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweien der Fehde nicht Stillſtand.
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach.
Wer ſie am höchſten verehrt, den weiß er am beſten zu faſſen,
Und den Sittlichſten greift er am gefährlichſten an.
Will ihm Einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen ins Schlimmſte.
Mädchen bietet er an; wer ſie ihm thöricht verſchmäht,
Muß erſt grimmige Pfeile von ſeinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden auf's Thier.

Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgesetzt ....
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit seliger Musen Chor.
Selbst Jupitern und seinen Donnerkeilen
Hob ich den Sessel hoch empor.
Jetzt so, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
Und fordre laut zu neuem Leben
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinx.

Ukalt, müßte man gestehen,
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht selbst gesehen,
Wie sich's aus dem Boden würgte.
Bebuschter Wald verbreitet sich hinan,
Noch drängt sich Fels auf Fels bewegt heran:
Ein Sphinx wird sich daran nicht kehren:
Wir lassen uns im heiligen Sitz nicht stören.

Greife.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen seh' ich zittern.
Laßt euch solchen Schatz nicht rauben;
Imsen, auf! es auszuklauben.

Chor der Ameisen.

Wie ihn die Riesigen
Emporgeschoben,
Ihr Zappelfüßigen
Geschwind nach oben!
Behendest aus und ein!
In solchen Ritzen
Ist jedes Bröselein
Werth zu besitzen.
Das Allermindeste
Müßt ihr entdecken
Auf das geschwindeste

In allen Ecken.
Allemsig müßt ihr seyn,
Ihr Wimmelschaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren!

Greife.

Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!
Wir legen unsre Klauen drauf;
Sind Riegel von der besten Art;
Der größte Schatz ist wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wissen nicht wie es geschah.
Fraget nicht woher wir kommen;
Denn wir sind nun einmal da!
Zu des Lebens lustigem Sitze
Eignet sich ein jedes Land;
Zeigt sich eine Felsenritze,
Ist auch schon der Zwerg zur Hand.
Zwerg' und Zwergin, rasch zum Fleiße,
Musterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weise
Schon im Paradiese war.
Doch wir finden's hier zum besten,
Segnen dankbar unsern Stern;
Denn im Osten wie im Westen,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.

Hat sie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht,
Sie wird die Kleinsten erzeugen;
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aeltester.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen!

Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke!
Noch ist es Friede;
Baut euch die Schmiede,
Harnisch und Waffen
Dem Heer zu schaffen.
Ihr Imsen alle,
Rührig im Schwalle,
Schafft uns Metalle!
Und ihr Daktyle,
Kleinste, so viele,
Euch sey befohlen
Hölzer zu holen!
Schichtet zusammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen!

Generalissimus.

Mit Pfeil und Bogen
Frisch ausgezogen!
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher,
Unzählig nistende,
Hochmüthig brüstende,
Auf Einen Ruck!
Alle wie Einen;
Daß wir erscheinen
Mit Helm und Schmuck.

Imsen und Daktyle.

Wer wird uns retten!
Wir schaffen's Eisen,
Sie schmieden Ketten.
Uns los zu reißen
Ist noch nicht zeitig,
Drum seyd geschmeidig!

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Aengstlich Flügelflatterschlagen!
Welch ein Aechzen, welch Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!
Alle sind sie schon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser Fetthauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In so nahverwandter Sache.
Keiner spare Kraft und Blut!
Ewige Feindschaft dieser Brut!

(Zerstreuen sich krächzend in den Lüften.)

Mephistopheles (in der Ebene).

Die nordischen Hexen wußt' ich wohl zu meistern;
Mir wirr's nicht just mit diesen fremden Geistern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local;
Wo man auch sey, man findet sich zumal.
Frau Ilse wacht für uns auf ihrem Stein;
Auf seiner Höh' wird Heinrich munter seyn;
Die Schnarcher schnauzen zwar das Elend an,
Doch alles ist für tausend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur wo er geht und steht,
Ob unter ihm sich nicht der Boden bläht?
Ich wandle lustig durch ein glattes Thal,
Und hinter mir erhebt sich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genug ... Hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt ums Abenteuer ...
Noch tanzt und schwebt mir lockend, weichend vor,

Spitzbübisch gaukelnd, der galante Chor.
Nur sachte drauf! Allzugewohnt ans Naschen,
Wo es auch sey, man sucht was zu erhaschen.

Lamien
(den Mephistopheles nach sich ziehend).

Geschwind, geschwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geschwätzig plaudernd!
Es ist so heiter
Den alten Sünder
Uns nachzuziehen;
Zu schwerer Buße
Mit starrem Fuße
Kommt er geholpert,
Einhergestolpert;
Er schleppt das Bein,
Wie wir ihn fliehen,
Uns hinterdrein.

Mephistopheles (stillstehend).

Verflucht Geschick! Betrogne Mansen!
Von Adam her verführte Hansen!
Alt wird man wohl; wer aber klug?
Warst du nicht schon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts;
Nichts haben sie Gesundes zu erwiedern,
Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt! er besinnt sich, zaudert, steht;
Entgegnet ihm, daß er euch nicht entgeht!

Mephistopheles (fortschreitend).

Nur zu! und laß dich ins Gewebe
Der Zweifelei nicht thörig ein;

Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel seyn!

Lamien (anmuthig).

Kreisen wir um diesen Helden;
Liebe wird in seinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephistopheles.

Zwar bei ungewissem Schimmer
Scheint ihr hübsche Frauenzimmer,
Und so möcht' ich euch nicht schelten.

Empuse (eindringend).

Auch nicht mich! Als eine solche
Laß mich ein in eure Folge!

Lamien.

Die ist in unserm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unser Spiel.

Empuse (zu Mephistopheles).

Begrüßt von Mühmchen Empuse,
Der Trauten mit dem Eselsfuße!
Du hast nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, schönsten Gruß!

Mephistopheles.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte.
Es ist ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuse.

Entschieden weiß ich gleich zu handeln,
In vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eselsköpfchen aufgesetzt.

Mephistopheles.

Ich merk', es hat bei diesen Leuten
Verwandtschaft Großes zu bedeuten;
Doch mag sich was auch will ereignen,
Den Eselskopf möcht' ich verläugnen.

Lamien.

Laß diese Garstige! sie verscheucht
Was irgend schön und lieblich däucht;
Was irgend schön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es ist nicht mehr.

Mephistopheles.

Auch diese Mühmchen, zart und schmächtig,
Sie sind mir allesammt verdächtig;
Und hinter solcher Wänglein Rosen,
Fürcht' ich doch auch Metamorphosen.

Lamien.

Versuch' es doch! sind unser viele.
Greif' zu! Und hast du Glück im Spiele,
Erhasche dir das beste Loos.
Was soll das lüsterne Geleier?
Du bist ein miserabler Freier,
Stolzirst einher und thust so groß! . .
Nun mischt er sich in unsre Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren,
Und gebt ihm euer Wesen bloß! —

Mephistopheles.

Die schönste hab' ich mir erlesen. . . .
(Sie umfassend.)
O weh mir! welch ein dürrer Besen!
(Eine andere ergreifend.)
Und diese? . . . Schmähliches Gesicht!

Lamien.

Verdienst du's besser? dünk' es nicht!

Mephistopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden. . . .
Lacerte schlüpft mir aus den Händen,
Und schlangenhaft der glatte Zopf.
Dagegen faß' ich mir die Lange. . . .
Da pack' ich eine Thyrsusstange,
Den Pinienapfel als den Kopf.

Wo will's hinaus? ... Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke;
Zum letztenmal gewagt! Es sey!
Recht quammig, quappig; das bezahlen
Mit hohem Preis Oriental'en. ...
Doch ach! der Bovist platzt entzwei!

Lamien.

Fahrt auseinander, schwankt und schwebet!
Blitzartig, schwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Hexensohn!
Unsichre schauderhafte Kreise!
Schweigsamen Fittigs, Fledermäuse!
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephistopheles (sich schneidend).

Viel klüger, scheint es, bin ich nicht geworden;
Absurd ist's hier, absurd im Norden,
Gespenster hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeschmackt.
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Wesen, daß mich's schauerte. ...
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.

(Sich zwischen den Felsen verirrend.)

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun ist's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt steht mir Geröll entgegen.
Vergebens klettr' ich auf und nieder.
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht;
Ein solch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß ich frischen Hexenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige.
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo,
Als über mich Pompejus floh.
Daneben das Gebild des Wahns
Verſchwindet ſchon beim Kräh'n des Hahns.
Dergleichen Mährchen ſeh' iſt oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sey Ehre dir, ehrwürdiges Haupt,
Von hoher Eichenkraft umlaubt!
Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. —
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht, das gar beſcheiden glüht.
Wie ſich das alles fügen muß!
Fürwahr! es iſt Homunculus.
Woher des Wegs, du Kleingeſelle?

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld mein Glas entzwei zu ſchlagen:
Allein was ich bisher geſehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu ſagen,
Zwei Philoſophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von dieſen will ich mich nicht trennen;
Sie müſſen doch das irdiſche Weſen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende,
Wohin ich mich am allerklügſten wende.

Mephiſtopheles.

Das thu' auf deine eigne Hand!

Denn wo Gespenster Platz genommen,
Ist auch der Philosoph willkommen:
Damit man seiner Kunst und Gunst sich freue,
Erschafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand,
Willst du entstehn, entsteh' auf eigne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath ist auch nicht zu verschmähn.

Mephistopheles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter sehn. (Trennen sich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein starrer Sinn will sich nicht beugen;
Bedarf es weitres dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt sich jedem Winde gern,
Doch hält sie sich vom schroffen Felsen fern.

Anaxagoras.

Durch Feuerdunst ist dieser Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten ist Lebendiges erstanden.

Homunculus (zwischen beiden).

Laßt mich an eurer Seite gehn;
Mir selbst gelüstet's zu entstehn!

Anaxagoras.

Hast du, o Thales, je in Einer Nacht
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Aeolischer Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.

Wer ſich ſeiner ſchämt, der muß erſt leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch ſie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und Ohren:
Sieht ſie ihn einmal bei dir, gleich iſt ſie feindlich geſinnt,
Schreckt dich mit ernſtem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft ſie das Haus, das er gewöhnlich beſucht.
Und ſo geht es auch mir: ſchon leid' ich ein wenig; die Göttin
Eiferſüchtig, ſie forſcht meinem Geheimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz: ich ſchweig' und verehre;
Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerin, du Verſchwiegenheit! Fürſtin der Völker!
Theure Göttin, die mich ſicher durchs Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk, mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergrüb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht;
Rohre ſprießen hervor, und lauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlangertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundin darf ich's vertraun: ſie mochte mich ſchelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Er ist auch da, und das ist gut zuletzt.
Mit solchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,
Die Felsenspalten zu bewohnen;
Pygmäen, Insen, Däumerlinge,
Und andre thätig kleine Dinge.
(Zu Homunculus.)
Nie hast du Großem nachgestrebt,
Einsiedlerisch-beschränkt gelebt;
Kannst du zur Herrschaft dich gewöhnen,
So laß ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was sagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen:
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin! die schwarze Kranichwolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde so dem König drohn.
Mit scharfen Schnäbeln, Krallenbeinen,
Sie stechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß wetterleuchtet schon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umstellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeschosse Regen,
Schafft grausam blutigen Rachesegen,
Erregt der Nahverwandten Wuth
Nach der Pygmäen frevlem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherstrahl den Zwergen?

Wie sich Daktyl und Imse bergen!
Schon wankt, es flieht, es stürzt das Heer.

Anaxagoras

(nach einer Pause feierlich)

Kennt' ich bisher die Unterirdischen loben,
So wend' ich mich in diesem Fall nach oben . . .
Du droben ewig Unveraltete,
Dreinamig-dreigestaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Brusterweiternde, im Tiefsten Sinnige,
Du Rubigscheinende, Gewaltsam-innige,
Eröffne deiner Schatten grausen Schlund!
Die alte Macht sey ohne Zauber kund!

(Pause.)

Bin ich zu schnell erhört?
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur gestört?

Und größer, immer größer nahet schon
Der Göttin rundumschriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
Ins Düstre röthet sich sein Feuer . . .
Nicht näher! drohend-mächtige Runde,
Du richtest uns und Land und Meer zu Grunde!
So wär' es wahr, daß dich thessalische Frauen,
In frevelnd magischem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgesungen?
Verderblichstes dir abgerungen? . . .
Das lichte Schild hat sich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Geprassel! Welch ein Zischen!
Ein Donnern, Windgetöse dazwischen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.

(Wirft sich aufs Angesicht.)

Thales.

Was dieser Mann nicht alles hört' und sah!
Ich weiß nicht recht wie uns geschah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Gestehen wir, es sind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt sich ganz bequem
An ihrem Platz so wie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz!
Der Berg war rund, jetzt ist er spitz.
Ich spürt' ein ungeheures Prallen;
Der Fels war aus dem Mond gefallen;
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gequetscht, erschlagen.
Doch muß ich solche Künste loben,
Die schöpferisch, in Einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben
Dieß Berggebäu zu Stand' gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garstige Brut!
Daß du nicht König warst, ist gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeste!
Dort hofft und ehrt man Wundergäste.

(Entfernen sich.)

Mephistopheles

(an der Gegenseite kletternd).

Da muß ich mich durch steile Felsentreppen,
Durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunst
Hat was vom Pech und das hat meine Gunst;
Zunächst der Schwefel. . . . Hier, bei diesen Griechen,
Ist von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuspüren
Womit sie Höllenqual und Flamme schüren.

Drnas.

In deinem Lande ſey einheimiſch klug,
Im fremden biſt du nicht gewandt genug.
Du ſollteſt nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephiſtopheles.

Man denkt an das was man verließ,
Was man gewohnt war, bleibt ein Paradies.
Doch ſagt, was in der Höhle dort,
Bei ſchwachem Licht, ſich dreifach hingekauert?

Drnas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort,
Und ſprich ſie an, wenn dich nicht ſchauert.

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht! — Ich ſehe was, und ſtaune!
So ſtolz ich bin, muß ich mir ſelbſt geſtehn;
Dergleichen hab' ich nie geſehn,
Die ſind ja ſchlimmer als Alraune...
Wird man die urverworfnen Sünden
Im mindeſten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreigeſtirn erblickt?
Wir litten ſie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollſten unſrer Höllen;
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt....
Sie regen ſich, ſie ſcheinen mich zu ſpüren,
Sie zwitſchern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schweſtern, daß es frage,
Wer ſich ſo nah an unſre Tempel wage.

Mephiſtopheles.

Verehrteſte! Erlaubt mir euch zu nahn
Und euren Segen dreifach zu empfahn.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.

Altwürdige Götter hab' ich schon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefstens mich gebückt;
Die Parzen selbst, des Chaos, eure Schwestern,
Ich sah sie gestern — oder ehegestern;
Doch eures Gleichen hab' ich nie erblickt;
Ich schweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er scheint Verstand zu haben dieser Geist.

Mephistopheles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preis't. —
Und sagt, wie kam's, wie konnte das geschehn?
Im Bilde hab' ich nie euch, Würdigste, gesehn;
Versuch's der Meißel doch euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Versenkt in Einsamkeit und stillste Nacht,
Hat unser Drei noch nie daran gedacht!

Mephistopheles.

Wie sollt' es auch, da ihr der Welt entrückt,
Hier niemand seht und niemand euch erblickt?
Da müßtet ihr an solchen Orten wohnen,
Wo Pracht und Kunst auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag, behend, im Doppelschritt,
Ein Marmorblock als Held ins Leben tritt,
Wo —

Phorkyaden.

Schweige still und gieb uns kein Gelüsten!
Was hülf' es uns und wenn wir's besser wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns selbst, ganz allen unbekannt.

Mephistopheles.

In solchem Fall hat es nicht viel zu sagen,
Man kann sich selbst auch andern übertragen.
Euch Dreien genügt Ein Auge, genügt Ein Zahn,
Da ging' es wohl auch mythologisch an,
In zwei die Wesenheit der drei zu fassen,

Der dritten Bildniß mir zu überlaſſen,
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's euch! ging' es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

Mephiſtopheles.

Nun habt ihr grad das Beſte weggenommen.
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine.

Drück' du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn,
Daß alſofort den Einen Raffzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt du ſogleich erreichen
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſey!

Phorkyaden.

Es ſey!

Mephiſtopheles.

(als Phorkyas im Profil)

Da ſteh' ich ſchon:
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Tochter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

Phorkyaden.

Im neuen Drei der Schweſtern welche Schöne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne.

Mephiſtopheles.

Vor aller Augen muß ich mich verſtecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erſchrecken.

(Er)

Felsbuchten des Aegäischen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen
(auf den Klippen umher gelagert, flötend und singend).

Haben sonst bei nächtigem Grauen
Dich thessalische Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen
Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel,
Und erleuchte das Getümmel,
Das sich aus den Wogen hebt!
Dir zu jedem Dienst erbötig,
Schöne Luna, sey uns gnädig!

Nereiden und **Tritonen**
(als Meerwunder).

Tönet laut in schärfern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen,
Volk der Tiefe ruft fortan! —
Vor des Sturmes grausen Schlünden
Wichen wir zu stillsten Gründen;
Holder Sang zieht uns heran.
Seht, wie wir im Hochentzücken
Uns mit goldnen Ketten schmücken,
Auch zu Kron' und Edelsteinen
Spang- und Gürtelschmuck vereinen!
Alles das ist eure Frucht!
Schätze, scheiternd hier verschlungen,
Habt ihr uns herangesungen,
Ihr Dämonen unsrer Bucht.

Sirenen.

Wissen's wohl, in Meeresfrische
Glatt behagen sich die Fische,

Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch, ihr festlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fische seyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hierher gekommen,
Haben wir's zu Sinn genommen;
Schwestern, Brüder, jetzt geschwind!
Heut bedarf's der kleinsten Reise,
Zum vollgültigsten Beweise,
Daß wir mehr als Fische sind.

(Entfernen sich.)

Sirenen.

Fort sind sie im Nu!
Nach Samothrace grade zu,
Verschwunden mit günstigem Wind.
Was denken sie zu vollführen
Im Reiche der hohen Kabiren?
Sind Götter, wundersam eigen,
Die sich immerfort selbst erzeugen,
Und niemals wissen was sie sind.

Bleibe auf deinen Höh'n,
Holde Luna, gnädig stehn,
Daß es nächtig verbleibe,
Uns der Tag nicht vertreibe!

Thales

(am Ufer zu Homunculus).

Ich führe dich zum alten Nereus gern;
Zwar sind wir nicht von seiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf,
Der widerwärtige Sauertopf.
Das ganze menschliche Geschlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.
Doch ist die Zukunft ihm entdeckt;
Dafür hat jedermann Respect,

Und ehret ihn auf seinem Posten.
Auch hat er manchem wohlgethan.

Homunculus.

Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme kosten.

Nereus.

Sind's Menschenstimmen, die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefsten Herzen grimmt!
Gebilde, strebsam Götter zu erreichen,
Und doch verdammt sich immer selbst zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an den Besten wohlzuthun:
Und schaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir:
Du bist der Weise; treib' uns nicht von hier!
Schau' diese Flamme, menschenähnlich zwar,
Sie nennem Rath ergiebt sich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath! Hat Rath bei Menschen je gegolten?
Ein kluges Wort erstarrt im harten Ohr.
So oft auch That sich grimmig selbst gescholten,
Bleibt doch das Volk selbstwillig wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh sein Gelüst ein fremdes Weib umgarnt!
Am griechischen Ufer stand er kühnlich da;
Ihm kündet' ich was ich im Geiste sah:
Die Lüfte qualmend, überströmend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod,
Troja's Gerichtstag, rhythmisch festgebannt,
Jahrtausenden so schrecklich als gekannt.
Des Alten Wort dem Frechen schien's ein Spiel:
Er folgte seiner Lust und Ilion fiel —
Ein Riesenleichnam, starr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkommnes Mahl.

Ulyſſen auch! ſagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Liſten, des Cyklopen Graus?
Das Zaubern ſein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht alles! bracht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeſchaukelt ihn, doch ſpät genug,
Der Woge Gunſt an gaſtlich Ufer trug.

Thales.

Dem weiſen Mann giebt ſolch Betragen Qual;
Der gute doch verſucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, hoch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünſcht weislich zu entſtehn.

Nereus.

Verderbt mir nicht den ſeltenſten Humor!
Ganz andres ſteht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeſchieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht euer Bogen trägt
Ein ſchön Gebild, das ſich ſo zierlich regt
Sie werfen ſich, anmuthigſter Geberde,
Vom Waſſerdrachen auf Neptunus' Pferde,
Dem Element aufs zarteſte vereint,
Daß ſelbſt der Schaum ſie noch zu heben ſcheint.
Im Farbenſpiel von Venus' Muſchelwagen
Kommt Galatee, die ſchönſte nun, getragen,
Die, ſeit ſich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin ſelbſt verehrt:
Und ſo beſitzt die Holde, lange ſchon,
Als Erbin, Tempelſtatt und Wagenthron.
Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenſtunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann,
Wie man entſtehn und ſich verwandeln kann.

(Entfernt ſich gegen das Meer.)

Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Herameter, dir, Pentameter, ſey es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbei, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe;
Rauſche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß zuletzt.

Thales.

Wir haben nichts durch dieſen Schritt gewonnen.
Trifft man auch Proteus, gleich iſt er zerronnen,
Und ſteht er euch, ſo ſagt er nur zuletzt,
Was Staunen macht und in Verwirrung ſetzt.
Du biſt einmal bedürftig ſolchen Raths;
Verſuchen wir's und wandeln unſres Pfads!

(Entfernen ſich.)

Sirenen (oben auf den Felſen).

Was ſehen wir von weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel
Anzögen weiße Segel,
So hell ſind ſie zu ſchauen,
Verklärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunter klimmen!
Vernehmt ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.

Was wir auf Händen tragen,
Soll allen euch behagen.
Chelonens Rieſenſchilde
Entglänzt ein ſtreng Gebilde:
Sind Götter die wir bringen;
Müßt hohe Lieder ſingen.

Sirenen.

Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt,
Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.

Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Feſt zu führen;
Denn wo ſie heilig walten,
Neptun wird freundlich ſchalten.

Sirenen.

Wir ſtehen euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderſtehbar an Kraft,
Schützt ihr die Mannſchaft.

Nereiden und Tritonen.

Drei haben wir mitgenommen,
Der Vierte wollte nicht kommen;
Er ſagte er ſey der Rechte,
Der für ſie alle dächte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer ſieben.

Sirenen.

Wo ſind die drei geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen:
Dort weiß't auch wohl der Achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dieſe unvergleichlichen
Wellen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt,
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond
Hinzubeten; es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Ruhm zum Höchſten prangt,
Dieſes Feſt anzuführen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Ihr die Kabiren.

(Wiederholt als Allgeſang.)

Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

(Die Nereiden und Tritonen ziehen vorüber.)

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden-ſchlechte Töpfe;
Nun ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja, was man begehrt!
Der Roſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt)

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher, deſto respectabler.

Thales.

Wo biſt du Proteus?

Proteus

(bauchrednerisch, bald nah, bald fern)

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß, du ſprichſt vom falſchen Orte.

Proteus (als aus der Ferne)

Leb' wohl!

Thales (leise zu Homunculus).

Er ist ganz nah. Nun leuchte frisch!
Er ist neugierig wie ein Fisch;
Und wo er auch gestaltet steckt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Homunculus.

Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Bescheiden doch, daß ich das Glas nicht sprenge.

Proteus

(in Gestalt einer Riesenschildkröte).

Was leuchtet so anmuthig schön?

Thales

(den Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn du Lust hast, kannst du's näher sehn.
Die kleine Mühe laß dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menschlich beiden Füßen.
Mit unsern Gunsten sey's, mit unserm Willen,
Wer schauen will was wir verhüllen.

Proteus (zwei gestaltet).

Weltweise Kniffe sind dir noch bewußt.

Thales.

Gestalt zu wechseln bleibt noch deine Lust.

(Hat den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erstaunt).

Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehn!

Thales.

Es fragt um Rath und möchte gern entstehn.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht.

Proteus.

Du bist ein wahrer Jungfernsohn,
Eh' du seyn solltest, bist du schon!

Thales (leiſe).

Auch ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch:
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.

Da muß es deſto eher glücken;
So wie er anlangt, wird ſich's ſchicken.
Doch gilt es hier nicht viel Beſinnen,
Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erſt im Kleinen an,
Und freut ſich Kleinſte zu verſchlingen;
Man wächst ſo nach und nach heran,
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft;
Es grunelt ſo, und mir behagt der Duft!

Proteus.

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher.
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreifach merkwürdiger Geiſterſchritt!

Teſchinen von Rhodus,
auf Hippokampen und Meerdrachen. Neptunens Dreizack handhabend.

Chor.

Wir haben den Dreizack Neptunen geſchmiedet,
Womit er die regeſten Wellen begütet.
Entfaltet der Donn'rer die Wolken, die vollen,
Entgegnet Neptunus dem gräulichen Rollen;

Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten gespritzt:
Und was auch dazwischen in Aengsten gerungen,
Wird, lange geschleudert, vom Tiefsten verschlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht. —
Nun schweben wir festlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heitern Tags Gedenedeiten,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Erichinen.

Allliebichste Göttin am Bogen vatroben!
Du hörst mit Entzücken den Bruder beloben;
Der seligen Rhodus verleihst du ein Ohr;
Dort steigt ihm ein ewiger Päan hervor.
Beginnt er den Tagslauf und ist es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle
Gefallen dem Gotte, sind lieblich und helle.
Kein Nebel umschwebt uns, und schleicht er sich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen, die Insel ist rein!
Da schaut sich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Riesen, den großen, den milden.
Wir ersten wir waren's, die Göttergewalt
Aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Proteus.

Laß du sie singen, laß sie prahlen!
Der Sonne heiligen Lebestrahlen
Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet schmelzend, unverdrossen;
Und haben sie's in Erz gegossen,
Dann denken sie es wäre was.
Was ist's zuletzt mit diesen Stolzen?
Die Götterbilder standen groß —
Zerstörte sie ein Erdestoß;

Längst sind sie wieder eingeschmolzen.
Das Erdetreiben, wie's auch sey,
Ist immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Welle besser;
Dich trägt ins ewige Gewässer
Proteus-Delphin.

(Er verwandelt sich.)

Schon ist's gethan!
Da soll es dir zum schönsten glücken;
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thales.

Gieb nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sey bereit!
Da regst du dich nach ewigen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast du Zeit.

(Homunculus besteigt den Proteus-Delphin.)

Proteus.

Komm geistig mit in feuchte Weite!
Da lebst du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regest du dich hier.
Nur strebe nicht nach höhern Orden;
Denn bist du erst ein Mensch geworden,
Dann ist es völlig aus mit dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's ist auch wohl fein,
Ein wackrer Mann zu seiner Zeit zu seyn.

Proteus (zu Thales).

So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geisterschaaren
Seh' ich dich schon seit vielen hundert Jahren.

Sirenen (auf den Felsen)

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond so reichen Kreis?
Tauben sind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht so weiß.
Paphos hat sie hergesendet,
Ihre brünstige Vogelschaar;
Unser Fest, es ist vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus (zu Thales tretend)

Nennte wohl ein nächtiger Wandrer
Diesen Mondhof Lufterscheinung;
Doch wir Geister sind ganz andrer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben sind es, die begleiten
Meiner Tochter Muschelfahrt,
Wunderflugs besondrer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte das für's Beste
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im stillen, warmen Neste
Sich ein Heiliges lebend hält.

Psylen und **Marsen**
(auf Meerstieren, Meerkälbern und Meerwiddern)

In Cyperns rauhen Höhlegrüften,
Vom Meergott nicht verschüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den ältesten Tagen,
In stillbewußtem Behagen
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen, beim Säuseln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unsichtbar dem neuen Geschlechte,
Die lieblichste Tochter heran.

Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz, noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wägt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in mäßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen, Zeil' an Zeile,
Schlangenartig reihenweis,
Naht euch, rüſtige Nereiden,
Derbe Frau'n, gefällig wild,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galatee'n, der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch, wie holde Menſchenfrauen,
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeiziehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih uns, Luna, Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendflor!
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unſerm Vater bittend vor.

(Zu Nereus.)

Knaben ſind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran,
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau' die Holden günſtig an!

Nereus.

Hoch ist der Doppelgewinn zu schätzen:
Barmherzig seyn, und sich zugleich ergötzen.

Doriden.

Lohst du, Vater, unser Walten,
Gönnst uns wohlerworbne Lust,
Laß uns fest, unsterblich halten
Sie an ewiger Jugendbrust.

Nereus.

Mögt euch des schönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die euch wegt und schaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Bestand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So setzt gemächlich sie ans Land.

Doriden.

Ihr, holde Knaben, seyd uns werth:
Doch müssen wir traurig scheiden:
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur so ferner ladt,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie so gut gehabt
Und wollen's nicht besser haben.

(Galatee auf dem Muschelwagen nähert sich.)

Nereus.

Du bist es, mein Liebchen!

Galatee.

O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich fesselt der Blick.

Nereus.

Vorüber schon, sie ziehen vorüber
In kreisenden Schwunges Bewegung!

Elegien.

II.

Bisher so wie Verdammte
Mögen gern am Leide haften.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;
Vorwärts bringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,
Sieht die Berge schon blau, die scheidenden, sieht in das Meer sie
Niedersinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickest vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegest
Alle Tage, die sonst kalt mir verschwindenden, auf.

Was kümmert ſie die innre, herzliche Regung!
Ach! nähmen ſie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergötzt,
Daß er das ganze Jahr erſetzt.

Thales.

Heil! Heil! aufs neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen! . .
Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ocean, gönn' uns dein ewiges Walten!
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,
Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's, der das friſcheſte Leben erhält.

Echo

(Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's, dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenkreiſen,
Sich feſtgemäß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon;
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durchs Gedränge!
Auch noch ſo fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Homunculus.

In dieser holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte,
Ist alles reizend schön.

Proteus.

In dieser Lebensfeuchte
Erglänzt erst deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.

Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unseren Augen sich offenbaren?
Was flammt um die Muschel um Galatee's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.

Thales.

Homunculus ist es, von Proteus verführt! . .
Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängsteten Dröhnens;
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon.

Sirenen.

Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegen einander sich funkelnd zerschellen?
So leuchtet's und schwanket und hellet hinan!
Die Körper sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings ist alles vom Feuer umronnen.
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!
Heil dem Meere, Heil den Wogen,
Von dem heiligen Feuer umzogen!
Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!
Heil dem seltnen Abenteuer!

All alle.

Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert seyd allhier,
Element' ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und **Chor** gefangener Trojanerinnen. **Panthalis** Überführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamen
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros' Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas' Hügel wiederkehrend aufgebaut,
Und, als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor und auch Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.
Gegrüßet ſeyd mir, der eh'rnen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigamsgeſtalt entgegenleuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,
Was mich umſtürmte bis hierher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,
Cytherens Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,

Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygische,
Ist viel geschehen, was die Menschen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört,
Von dem die Sage wachsend sich zum Mährchen spann.

Chor.

Verschmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchsten Gutes Ehrenbesitz!
Denn das größte Glück ist dir einzig beschеert:
Der Schönheit Ruhm, der vor allen sich hebt.
Dem Helden tönt sein Name voran,
Drum schreitet er stolz;
Doch beugt sogleich hartnäckigster Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeschifft
Und nun von ihm zu seiner Stadt vorausgesandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag, errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?
Komm ich ein Opfer für der Fürsten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeschick?
Erobert bin ich; ob gefangen, weiß ich nicht?
Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die Unsterblichen
Zweideutig mir, der Schöngestalt bedenkliche
Begleiter, die an dieser Schwelle mir sogar
Mit düster drohender Gegenwart zur Seite stehn.
Denn schon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur selten an, auch sprach er kein erquicklich Wort.
Als wenn er Unheil sänne, saß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgestad'
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, sprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier steigen meine Krieger nach der Ordnung aus;
Ich mustre sie am Strand des Meeres hingereiht.
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Rosse lenkend auf der feuchten Wiese Schmuck,

Bis daß zur ſchönen Ebene du gelangen magſt,
Wo Lakedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,
Und muſtre mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes wie er's dort verließ:
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck
Da ruhn ſie ſtolz und ſie dünken ſich was:
Doch tritt nur ein und fordre ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herren ferneres Herrſcherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreifuß, als du nöthig glaubſt,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Feſtgebrauch,
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund:
Das reinſte Waſſer aus der heiligen Quelle ſey
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme ſchnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeſchliffnes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts

Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, schlachten will.
Bedenklich ist es; doch ich sorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgestellt,
Die das vollenden was in ihrem Sinn sie däucht;
Es möge gut von Menschen oder möge bös
Geachtet seyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das schwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen; denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwischenkunft.

Chor.

Was geschehen werde, sinnst du nicht aus.
Königin, schreite dahin
Gutes Muths!
Gutes und Böses kommt
Unerwartet dem Menschen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, sahen wir doch
Tod vor Augen, schmählichen Tod;
Und sind wir nicht hier
Dir gesellt, dienstbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönste der Erde,
Huldvoll, dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sey's wie es sey! Was auch bevorsteht, mir geziemt
Hinaufzusteigen ungesäumt in das Königshaus,
Das, lang' entbehrt und viel ersehnt, und fast verscherzt,
Mir abermals vor Augen steht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich so muthig nicht empor
Die hohen Stufen, die ich kindisch übersprang.

Chor.

Werfet, o Schwestern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen ins Weite:

Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauſes Herd,
Zwar mit ſpät zurückkehrendem,
Aber mit deſto feſterem
Fuße freudig herannaht.

Preiſet die heiligen,
Glücklich herſtellenden
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Rauheſte, wenn umſonſt
Der Gefangene, ſehnſuchtsvoll,
Ueber des Kerkers Zinne hin,
Armausbreitend ſich abhärmt.

Aber ſie ergriff ein Gott,
Die Entfernte;
Und aus Ilios' Schutt
Trug er hierher ſie zurück
In das alte, das neugeſchmückte
Vaterhaus,
Nach unſäglichen
Freuden und Qualen,
Früher Jugendzeit
Angefriſcht zu gedenken.

Panthalis (als Chorführerin).

Verlaſſet nun des Geſanges freudumgebnen Pfad,
Und wendet nach der Thüre Flügeln euren Blick.
Was ſeh' ich, Schweſtern? Kehret nicht die Königin
Mit heftigen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was iſt es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauſes Hallen, ſtatt der Deinen Gruß,
Erſchütterndes begegnen? Du verbirgſt es nicht;
Denn Widerwillen ſeh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraſchung kämpft.

Helena

(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, bewegt)

Der Tochter Zeus' geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig-leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, das dem Schooß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerſchlund,
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
Ins Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, lang' erſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her aus Licht, und ſollt'
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr ſeyd!
Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen, ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurückgeſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchooß.
Doch daß ihr's wiſſet, ſag' ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königshauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig Wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eilgethun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.
Als aber ich dem Schooße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden!
Mit Herrſcherworten ruf' ich ſie zur Arbeit auf,

Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorsicht hinterlassend angestellt;
Doch eingefaltet sitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt sie, auf mein Dräu'n, den rechten Arm,
Als wiese sie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalames
Geschmückt sich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf;
Gebietrisch mir den Weg vertretend, zeigt es sich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch aufzubaun.
Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich ans Licht hervor!
Hier sind wir Meister, bis der Herr und König kommt.
Die grausen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen, oder bändigt sie.

Phorkyas, auf der Schwelle zwischen den Thürpfosten auftretend.

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe;
Schreckliches hab' ich vieles gesehn,
Kriegrischen Jammer, Ilios' Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, staubende Tosen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme schallen durchs Feld,
Mauerwärts.

Ach! sie standen noch, Ilios'
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zu Nachbar schon,

Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eignen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend ſah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Loh',
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergeſtalten,
Rieſengroß, durch düſteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angſtumſchlungne Geiſt
Solches Verworrene? ſagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen ſchau',
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen faſſen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys'
Töchtern nur biſt du?
Denn ich vergleiche dich
Dieſem Geſchlechte.
Biſt du vielleicht der graugebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechſelsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wageſt du, Scheuſal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus' zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer;
Denn das Häßliche ſchaut er nicht,
Wie ſein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab,
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung ins Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du ums Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte befrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind, glücklich, vom Ufer ins Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen:
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maaß.
Oftmals hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtät auf dem geringelten Tuch.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeschick
Zu dem unsäglichen Augenschmerz,
Den das Verwerfliche, ewig Unselige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja, so höre denn, wenn du frech
Uns entgegeneſt, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünschenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet ſind.

Phorkyas.

Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo ſie immer irgend auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech geſinnt,
Bis ſie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter ſie vorher gebändigt hat.
Euch ſind' ich nun, ihr Frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergoſſen, gleich der Kraniche
Laut-heiſer klingendem Zug, der über unſer Haupt,
In langer Wolke, krächzend ſein Getön herab
Schickt, das den ſtillen Wandrer über ſich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn ſie ihren Weg dahin,
Er geht den ſeinen; alſo wird's mit uns geſchehn.
Wer ſeyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſey ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegenheulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir, welch Geſchlecht ihr ſeyd?
Du kriegerzeugte, [illegible]achterzogne junge Brut,
Mannluſtige du, ſo wie verführt, verführende,

Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft!
Zu Hauf euch ſehend, ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grünende Felderſaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,
Der Gebiet'rin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein, das Lebenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir
Geleiſtet, als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der Nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fragt der Herr, nur wie er dient.
Drum ſchweige du und grinſe ſie nicht länger an!
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe längſt erſchlaffte Zügel, herrſche nun!
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu.
Vor allem aber ſchütze mich, die ältere,
Vor dieſer Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan,
Nur ſchlechtbefittigt-ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit!

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand!

(Von hier an erwiedern die Choretiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choretide 1.

Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht!

Phorkyas.

So ſprich von Scylla, leiblich dir Geſchwiſterkind!

Choretide 2.

An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r empor.

Phorkyas.

Zum Orcus hin, da ſuche deine Sippſchaft auf!

Choretide 3.

Die dorten wohnen, ſind dir alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tireſias, den Alten, gehe buhlend an!

Choretide 4.

Orions Amme war dir Ururenkelin.

Phorkyas.

Harpyien, wähn' ich, fütterten dich im Unflath auf.

Choretide 5.

Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.

Choretide 6.

Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.

Chorführerin.

Das deine ſtopf' ich, wenn ich ſage wer du ſeyſt.

Phorkyas.

So nenne dich zuerſt! das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn Schädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn,
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03806/170

Das Echo seiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In schnell vollbrachter That wohlstimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brausend tos't es um ihn her,
Den selbstverirrten, ins Vergebne scheltenden.
Dieß nicht allein; ihr habt in sittelosem Zorn,
Unsel'ger Bilder Schreckgestalten bergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich selbst zum Orcus mich
Gerissen fühle, vaterländ'scher Flur zum Trutz.
Ist's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig seyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?
Die Mädchen schaudern, aber du, die älteste,
Du stehst gelassen; rede mir verständig Wort!

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannigfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm scheint zuletzt die höchste Göttergunst ein Traum.
Du aber, hochbegünstigt, sonder Maß und Ziel,
In Lebensreibe sahst nur Liebesbrünstige,
Entzündet rasch zum kühnsten Wagstück jeder Art.
Schon Theseus haschte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles stark, ein herrlichschön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehenjährig schlankes Reh,
Und mich umschloß Aphidnus' Burg in Attika.

Phorkyas.

Durch Caster dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben standst du ausgesuchter Heldenschaar.

Helena.

Doch stille Gunst vor allen, wie ich gern gesteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.

Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchstreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Bestellung ihm.
Aus ehlichem Beisetzn sproßte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch als er fern sich Creta's Erbe kühn erstritt,
Dir Einsamen da erschien ein allzuschöner Gast.

Helena.

Warum gedenkst du jener halben Wittwenschaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs?

Phorkyas.

Auch jene Fahrt mir freigebornen Creterin
Gefangenschaft erschuf sie, lange Sclaverei.

Helena.

Als Schaffnerin bestellt' er dich sogleich hierher,
Vertrauend vieles, Burg und kühnerworbnen Schatz.

Phorkyas.

Die du verließest, Ilios' umthürmter Stadt
Und unerschöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.

Gedenke nicht der Freuden! allzuherbes Leids
Unendlichkeit ergoß sich über Brust und Haupt.

Phorkyas.

Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild,
In Ilios gesehen und in Aegypten auch.

Helena.

Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar!
Selbst jetzo, welche denn ich sey, ich weiß es nicht.

Phorkyas.

Dann sagen sie, aus hohlem Schattenreich herauf
Gesellte sich inbrünstig noch Achill zu dir,
Dich früher liebend gegen allen Geschicks Beschluß!

Helena.

Ich als Idol ihm dem Idol verb nd ich mich.
Es war ein Traum, so sagen ja die Worte selbst.
Ich schwinde hin und werde selbst mir ein Idol.

(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)

Chor.

Schweige, schweige!
Mißblickende, mißredende du!
Uns so gräßlichen, einzahnigen

Lippen, was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Gräuelschlund!

Denn der Bösartige wohlthätig erscheinend,
Wolfsgrimm unter schafwolligem Vließ,
Mir ist er weit schrecklicher als des drei-
köpfigen Hundes Rachen.
Aengstlich lauschend stehn wir da,
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauslauerndes Ungethüm?

Nun denn, statt freundlich mit Trost reichlichbegabten,
Letheschenkenden, holdmildesten Worts,
Regest du auf aller Vergangenheit
Böseftes mehr denn Gutes,
Und verdüsterst allzugleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mildaufschimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, schweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, fest halte
Die Gestalt aller Gestalten,
Welche die Sonne jemals beschien.

(Helena hat sich erholt und steht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flücht'gen Wolken, hohe Sonne dieses Tags,
Die verschleiert schon entzückte, blendend nun im Glanze herrscht.
Wie die Welt sich dir entfaltet, schaust du selbst mit holdem Blick.
Schelten sie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich schwankend aus der Oede, die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder; denn so müd' ist mein Gebein.
Doch es ziemet Königinnen, allen Menschen ziemt es wohl,
Sich zu fassen, zu ermannen, was auch drohend überrascht.

Phorkyas.

Stehst du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehlest; was befiehlst du? sprich es aus.

Helena.

Eures Haders frech Versäumniß auszugleichen seyd bereit,
Eilt ein Opfer zu bestellen wie der König mir gebot.

Phorkyas.

Alles ist bereit im Hause, Schale, Dreifuß, scharfes Beil,
Zum Besprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt dich?

Phorkyas.

Königin, du bist gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und diese.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirst du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! doch geahmt! ich Arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich scheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie stirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Drosseln, zappelt ihr der Reihe nach.

(Helena und Chor stehen erstaunt und erschreckt, in bedeutender wohl vorbereiteter Gruppe.)

Gespenster! — — Gleich erstarrten Bildern steht ihr da,
Geschreckt, vom Tag zu scheiden, der euch nicht gehört.
Die Menschen, die Gespenster sämmtlich gleich wie ihr,
Entsagen auch nicht willig hehrem Sonnenschein;
Doch bittet oder rettet niemand sie vom Schluß.
Sie wissen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug, ihr seyd verloren! Also frisch ans Werk!

(Klatscht in die Hände, darauf erscheinen an der Pforte vermummte Zwerggestalten, welche die ausgesprochenen Befehle alsobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei, du düsteres, kugelrundes Ungethüm!
Wälzt euch hierher, zu schaden giebt es hier nach Lust.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand!
Die Wasserkrüge füllet! abzuwaschen giebt's
Des schwarzen Blutes gräuelvolle Besudelung.
Den Teppich breitet köstlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederkniee königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, sogleich
Anständig würdig, aber doch bestattet sey.

Chorführerin.

Die Königin stehet sinnend an der Seite hier;
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wiesengras;
Mir aber däucht, der ältesten, heiliger Pflicht gemäß,
Mit dir das Wort zu wechseln, Urmrälteste.
Du bist erfahren, weise, scheinst uns gut gesinnt,
Obschon verkennend hirnlos diese Schaar dich traf.
Drum sage, was du möglich noch von Rettung weißt?

Phorkyas.

Ist leicht gesagt. Von der Königin hängt allein es ab,
Sich selbst zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entschlossenheit ist nöthig und die behendeste.

Chor.

Ehrenwürdigste der Parzen, weiseste Sibylle du,
Halt' gesperrt die goldne Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil!
Denn wir fühlen schon im Schweben, Schwanken, Baumeln, unergötzlich,

Unſre Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergötzten,
Ruhten drauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht:
Doch kennſt du Rettung, dankbar ſey ſie anerkannt!
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an!

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig, wie entrinnen wir den grauſen,
Garſt'gen Schlingen, die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſre Hälſe ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen;
Zum Entathmen, zum Erſticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmſt.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld, des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem, der zu Hauſe verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern anzukitten weiß,
Wie auch das Dach zu ſichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber ſeiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überſchreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerſtört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier?
Du willſt erzählen; rege nicht an Verdrießliches!

Phorkyas.

Geſchichtlich iſt es, iſt ein Vorwurf keineswegs.
Raubſchiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Geſtad' und Inſeln, alles ſtreift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie ſie drinnen ſtarrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn;

Schöne Nachbarin, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut.
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt nur die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab:
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde, ſo ſprach er,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand;
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn
Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchteſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns.
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis! da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei; da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!

Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie steht es hier am Platz um Tyndareos'
Erhabnes Haus? wie stehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Ist dir denn so das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannst?

Phorkyas.

So viele Jahre stand verlassen das Thalgebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unser Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten still im Gebirgthal hat ein kühn Geschlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmer'scher Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgethürmt,
Von da sie Land und Leute placken wie's behagt.

Helena.

Das konnten sie vollführen? Ganz unmöglich scheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre sind's.

Helena.

Ist Einer Herr? sind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber sind es, Einer aber ist der Herr.
Ich schelt' ihn nicht, und wenn er schon mich heimgesucht.
Wohl konnt' er alles nehmen! doch begnügt' er sich
Mit wenigen Freigeschenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie sieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! mir gefällt er schon.
Es ist ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig, ein verständ'ger Mann.
Man schilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht,
Daß grausam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held sich menschenfresserisch erwies.

Ich achtet' auf seine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und seine Burg! die solltet ihr mit Augen sehn!
Das ist was anderes gegen plumpes Mauerwerk,
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopisch wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist alles senk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! himmelan sie strebt empor
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n, zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was sind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geschlungne Schlang' im Schilde, wie ihr selbst gesehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerei'n
Ein jeder auf seinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da sah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein solch Gebilde führt auch unsre Heldenschaar
Von ihren Urahnen her in Farbenglanz.
Da seht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Rosen, Pfauenschweif,
Auch Streifen, gold und schwarz und silbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,
In Sälen, gränzenlosen, wie die Welt so weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, giebt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die besten! goldgelockte, frische Bubenschaar;
Die duften Jugend! Paris duftete einzig so
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fällst
Ganz aus der Rolle; sage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du sprichst das letzte, sagst mit Ernst vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O sprich
Das kurze Wort, und rette dich und uns zugleich!

Helena.

Wie? sollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grausam sich verginge mich zu schädigen?

Phorkyas.

Hast du vergessen, wie er deinen Teixhobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verstümmelte, der starrsinnig, Wittwe, dich erstritt
Und glücklich kebs'te; Nas' und Ohren schnitt er ab,
Und stümmelte mehr so; Gräuel war es anzuschaun.

Helena.

Das that er jenem; meinetwegen that er das.

Phorkyas.

Um jenes willen wird er dir das Gleiche thun.
Untheilbar ist die Schönheit; der sie ganz besaß,
Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz.
(Trompeten in der Ferne, der Chor fährt zusammen.)
Wie scharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, also krallt sich Eifersucht
Im Busen fest des Mannes, der das nie vergißt,
Was einst er besaß und nun verlor, nicht mehr besitzt.

Chor.

Hörst du nicht die Hörner schallen? siehst der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sey willkommen, Herr und König; gerne geb' ich Rechenschaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, seht vor Augen ihren Tod,
Merkt den eurigen da drinne; nein, zu helfen ist euch nicht.

(Pause.)

Helena.

Ich sann mir aus das Nächste was ich wagen darf.
Ein Widerdämon bist du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendest du zum Bösen um.
Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Busen geheimnißvoll verbergen mag,
Sey jedem unzugänglich. Alte, geh' voran!

Chor.

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes,
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Beste
Unzugängliche Mauer.
Schütze sie eben so gut,
Eben wie Ilios' Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger List erlag.

(Nebel verbreiten sich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schwestern, schaut euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel schwanken streifig empor
Aus Eurotas' heil'ger Fluth;
Schon entschwand das liebliche,
Schilfumkränzte Gestad' dem Blick:
Auch die frei, zierlich-stolz

Sanftdahingleitenden Schwanes
In gesell'ger Schwimmlust
Seh' ich, ach, nicht mehr!

Doch, aber doch!
Tönen hör' ich sie,
Tönen fern heiseren Ton!
Todverkündenden, sagen sie;
Ach, daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns den schwangleichen, lang-
schön weißhalsigen, und ach!
Unsrer Schwanerzeugten.
Weh uns, wehe, weh!

Alles deckte sich schon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geschieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehst du nichts? schwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der goldne Stab,
Heischend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja, auf einmal wird es düster, ohne Glanz entschwebt der Nebel,
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern stellen sich dem Blicke,
Freiem Blicke starr entgegen. Ist's ein Hof? ist's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schwestern, ach! wir sind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen, phantastischen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.

Vorschnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung

Des Glücks und Unglücks! keins von beiden wißt ihr je
Zu bestehn mit Gleichmuth. Eine widerspricht ja stets
Der andern heftig, überquer die andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Tons.
Nun schweigt, und wartet horchend was die Herrscherin
Hochsinnig hier beschließen mag für sich und uns.

Helena.

Wo bist du Pythonissa? heiße wie du magst,
Aus diesen Gewölben tritt hervor der düstern Burg.
Gingst etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe schnell mich ein zu ihm!
Beschluß der Irrfahrt wünsch' ich, Ruhe wünsch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickst du, Königin, allseits um dich her;
Verschwunden ist das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus dessen Busen wir hieher,
Ich weiß nicht wie? gekommen, schnell und sonder Schritt.
Vielleicht auch irrt sie zweifelhaft im Labyrinth
Der wundersam aus vielen eins gewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürstlicher Hochbegrüßung halb.
Doch sieh! dort eben regt in Menge sich allbereits
In Galerie'n, am Fenster, in Portalen rasch
Sich hin und her bewegend viele Dienerschaft;
Vornehm-willkommnen Gastempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, seht nur dahin,
Wie so sittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeste Schaar anständig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf wessen Befehl
Nur erscheinen gereiht und gebildet so früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeist! ist es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirsiche roth,
Und eben auch so weichwollig beflaumt?

Gern biß' ich hinein, doch ich schaudre davor:
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu sagen! mit Asche.

Aber die schönsten, sie
Kommen daher: was
Tragen sie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen Schmuck;
Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,
Unsrer Königin Haupt:
Denn schon bestieg sie,
Eingeladen, herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Reihet euch ernst!
Würdig, o würdig, dreifach würdig
Sey gesegnet ein solcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgesprochene geschieht nach und nach. Faust erscheint, nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgestiegen, oben an der Treppe in ritterlicher Bekleidung des Mittelalters, und kommt langsam würdig herunter.)

Chorführerin
(ihn aufmerksam beschauend).

Wenn diesem nicht die Götter, wie sie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundernswürdige Gestalt,
Erhabnen Anstand, liebenswerthe Gegenwart
Vorübergänglich liehen, wird ihm jedesmal
Was er beginnt, gelingen, sey's in Männerschlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den schönsten Frauen.
Er ist fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeschätzt mit Augen sah.
Mit langsam ernstem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Seh' ich den Fürsten; wende dich, o Königin!

Faust
(herantretend, einen Gefesselten zur Seite)

Statt feierlichsten Grußes, wie sich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir,
In Ketten hartgeschlossen solchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier kniee nieder, dieser höchsten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld!
Dieß ist, erhabne Herrscherin, der Mann
Mit seltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuschaun bestellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite scharf zu überspähn,
Was etwa da und dort sich melden mag,
Vom Hügelkreis ins Thal zur festen Burg
Sich regen mag, der Heerden Wege sey's,
Ein Heereszug vielleicht; wir schützen jene,
Begegnen diesem. Heute — welch Versäumniß!
Du kommst heran, er meldet's nicht; verfehlt
Ist ehrenvollster, schuldigster Empfang
So hohen Gastes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, läge schon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Bestrafst, begnadigst, wie dir's wohl gefällt.

Helena.

So hohe Würde wie du sie vergönnst,
Als Richterin, als Herrscherin, und wär's
Versuchend nur, wie ich vermuthen darf —
So üb' ich nun des Rich[illegible]s erste Pflicht
Beschuldigte zu hören. Rede denn!

Lynceus, Thurmwächter.

Laß mich knieen, laß mich schauen,
Laß mich sterben, laß mich leben,
Denn schon bin ich hingegeben
Dieser gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oestlich spähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, statt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie, die Einzige, zu spähn.

Augenstrahl ist mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchstem Baum:
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem, düsterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geschloss'nes Thor?
Nebel schwanken, Nebel schwinden;
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Brust ihr zugewendet,
Zog ich an den milden Glanz:
Diese Schönheit, wie sie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beschworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten!
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel, das ich brachte, darf ich nicht
Bestrafen. Wehe mir! Welch streng Geschick
Verfolgt mich, überall der Männer Busen
So zu bethören, daß sie weder sich,
Noch sonst ein Würdiges verschonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Heldeen, Götter, ja Dämonen,

Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr;
Nun dreifach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne diesen Guten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach!

Faust.

Erstaunt, o Königin, seh' ich zugleich
Die sicher Treffende, hier den Getroffnen:
Ich seh' den Bogen, der den Pfeil entsandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen,
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Gefiedert schwirrend sie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machst du mir
Rebellisch die Getreusten, meine Mauern
Unsicher. Also fürcht' ich schon, mein Heer
Gehorcht der siegend-unbesiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich selbst und alles,
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich, Herrin, anerkennen, die sogleich
Auftretend sich Besitz und Thron erwarb.

Lynceus

(mit einer Rotte, und Männer, die ihm andere nachtragen).

Du siehst mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick;
Er sieht dich an und fühlt sogleich
Sich bettelarm und fürstenreich.

Was war ich erst? was bin ich nun?
Was ist zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen schärfster Blitz?
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Osten kamen wir heran,
Und um den Westen war's gethan;
Ein lang- und breites Volksgewicht —
Der erste wußte vom letzten nicht.

Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor,
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bat ich: es ſey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrte bog blühend ſich über uns hin.
Schweigend begannſt du nun geſchickt die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und geziert, das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſendmal küßt' ich den Hals.
Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich: er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein?
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.

Der erſte fiel, der zweite ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl,
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten; eilig war die Schau:
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man geſehn;
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur:
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nur der Smaragd allein verdient,
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfenei aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz;

Zu deinen Füßen sey gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht.

So viele Kisten schlepp' ich her;
Der Eisenkisten hab' ich mehr.
Erlaube mich auf deiner Bahn,
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn du besiegest kaum den Thron,
So neigen schon, so beugen schon
Verstand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Gestalt.

Das alles hielt ich fest und mein;
Nun aber lose, wird es dein.
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar;
Nun seh' ich, daß es nichtig war.

Verschwunden ist was ich besaß,
Ein abgemähtes welkes Gras.
O, gieb mit einem heitern Blick
Ihm seinen ganzen Werth zurück!

Faust.

Entferne schnell die kühnerworbne Last,
Zwar nicht getadelt, aber unbelohnt.
Schon ist ihr alles eigen, was die Burg
Im Schooß verbirgt; Besondres ihr zu bieten
Ist unnütz. Geh' und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an! Der ungesehn'nen Pracht
Erhabnes Bild stell' auf! Laß die Gewölbe
Wie frische Himmel blinken! Paradiese
Von lebelosem Leben richte zu!
Voreilend ihren Tritten, laß erblümt
An Teppich Teppiche sich wälzen! Ihrem Tritt
Begegne sanfter Boden, ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchster Glanz!

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt;
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm;
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt;
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts.

Helena (zu Faust)

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau: die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärke mich als Mitregenten deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an;
Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich:
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat Ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker,
O, ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten wir üben's gleich;
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.

Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt.

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts, nicht zurück.
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung, wer giebt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unſrer Fürſtin,
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen?
Denn geſteht, ſämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilies' und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.

Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.

Nah und näher sitzen sie schon,
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich
Ueber des Throns
Aufgepolsterter Herrlichkeit.
Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarseyn.

Helena.

Ich fühle mich so fern und doch so nah,
Und sage nur zu gern: Da bin ich! da!

Faust.

Ich athme kaum, mir zittert, stockt das Wort:
Es ist ein Traum, verschwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich scheine mir verlebt und doch so neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Faust.

Durchgrüble nicht das einzigste Geschick!
Daseyn ist Pflicht, und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).

Buchstabirt in Liebesfibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln.
Doch dazu ist keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete schmettern!
Das Verderben ist nicht weit.
Menelas mit Volkeswogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüstet euch zu herbem Streit!
Von der Siegerschaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verstümmelt,

Büßest du das Frau'ngeleit.
Bammelt erst die leichte Waare,
Dieser gleich ist am Altare
Neugeschliffnes Beil bereit.

Faust.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt sie ein:
Auch nicht in Gefahren mag ich sinnlos Ungestüm.
Den schönsten Boten Unglücksbotschaft häßlicht ihn:
Du Häßlichste gar, nur schlimme Botschaft bringst du gern.
Doch dießmal soll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erschüttere du die Lüfte. Hier ist nicht Gefahr,
Und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Trau'n.

(Signale. Explosionen von den Thürmen. Trompeten und Zinken, kriegerische Musik. Durchmarsch gewaltiger Heereskraft.)

Nein, gleich sollst du versammelt schauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunst der Frauen,
Der kräftigst sie zu schützen weiß.

(Zu den Heerführern, die sich von den Colonnen absondern und heraustreten.)

Mit angehaltnem stillen Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verschafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Ostens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar, die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde schüttert,
Sie schreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Nestor ist nicht mehr!
Und alle kleinen Königsbande
Zersprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungesäumt von diesen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geschick.

Herzoge soll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin:
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer sey des Reichs Gewinn.

Germane du, Corinthus' Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz!
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich, Gothe, deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere
Messene sey der Sachsen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erschaff' er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta soll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

Alleinzeln sieht sie euch genießen
Des Landes, dem kein Wohl gebricht:
Ihr sucht getrost zu ihren Füßen
Bestätigung und Recht und Licht.

(Faust steigt herab; die Fürsten schließen einen Kreis um ihn. Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönste für sich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weise sich um!
Schmeichelnd wohl gewann er sich.

Was auf Erden das Höchste;
Aber ruhig besitzt er's nicht:
Schleicher listig entschmeicheln sie ihm,
Räuber kühnlich entreißen sie ihm:
Dieses zu hinderen sey er bedacht.

Unsern Fürsten leb' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er so tapfer klug sich verband,
Daß die Starken gehorchend stehn,
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn sie treu,
Jeder selbst sich zu eigenem Nutz,
Wie dem Herrscher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmesgewinn.

Denn wer entreißet sie jetzt
Dem gewalt'gen Besitzer?
Ihm gehört sie, ihm sey sie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit sicherster Mauer,
Außen mit mächtigstem Heer umgab.

Faust.

Die Gaben, diesen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich; laß sie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und sie beschützen um die Wette,
Ringsum von Wellen angehüpft,
Richtinsel, dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergast angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen,
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Eurotas' Schilfgeflüſter,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überflach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor!

Und duldet auch auf ſeiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.

Die Quelle ſpringt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün;
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehſt Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, verſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Doch Obdach iſt den ſämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buſchiger Klüfte feucht erfriſchtem Raum;
Und, ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum, gedrängt an Baum

Altwälder ſind's! die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch, bereit für Kind und Lamm;
Obſt iſt nicht weit, der Eichen reife Speiſe,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund;
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zur Vaterkraft das holde Kind:
Wir ſtaunen drob; noch immer bleibt die Frage,
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet,
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet,
Ergreifen alle Welten ſich.

(Neben ihr ſitzend.)

So iſt es mir, ſo iſt es dir gelungen;
Vergangenheit ſey hinter uns gethan!
O, fühle dich vom höchſten Gott entſprungen!
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft,
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Geleckt auf ſel'gem Grund zu wohnen,
Du flüchteteſt ins heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen,
Arkadiſch frei ſey unſer Glück!

(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An eine Reihe von Felſenhöhlen lehnen ſich geſchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die rings umgebende Felſenſtelle hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen, weiß ich nicht;
Ob ſie ſich träumen ließen, was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck ich ſie. Erſtaunen ſoll das junge Volk,

Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, lispelteſt du; mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O ſo eile denn Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmied
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wahrlich! zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe ſie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner ſchaff' ich noch Schmuck, den mannichfaltigſten; goldne
Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth ſich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Ge-
liebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfangt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und näheſt und kleideſt
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!

Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten ſitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchaun.
Hervor! hervor! Und ſchüttelt eure Locken raſch!
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht ſo, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle was ſich Wunderlich's begeben!
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können;
Denn wir haben Langeweile dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idylliſchem Liebespaare,
Unſerm Herrn und unſrer Frauen.

Chor.

Wie? da drinnen?

Phorkyas.

Abgeſondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen ſie zu ſtillem Dienſte.
Hochgeehrt ſtand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich nun nach etwas anderm, wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirkſamkeiten:
Und ſo blieben ſie allein.

Chor.

Thuſt du doch, als ob da drinnen ganze Weltenräume wären,
Wald und Wieſe, Bäche, Seen, welche Mährchen ſpinnſt du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das ſind unerforſchte Tiefen:
Saal an Säle, Hof an Höfen, tiefe ſpürt' ich ſinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlenräumen;
Schau' ich hin, da ſpringt ein Knabe von der Frauen Schooß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekoſe, das Geträtzel
Thör'ger Liebe Neckereien, Scherzgeſchrei und Luſtgejauchze
Wechſelnd übertäuben mich.
Nackt, ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit
Springt er auf den feſten Boden; doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge

Rührt er an das Hochgewölb.
Aengstlich ruft die Mutter: springe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug ist dir versagt.
Und so mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden
Wie der Erdensohn Antäus bist du alsobald gestärkt.
Und so hüpft er auf die Masse dieses Felsens, von der Kante
Zu dem andern und umher so wie ein Ball geschlagen springt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht ist er verschwunden,
Und nun scheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröstet;
Achselzuckend steh' ich ängstlich. Doch nun wieder welch Erscheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenstreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quasten schwanken von den Armen, Binden flattern um den Busen,
In der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir staunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechselnd sich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Häupten? Was erglänzt? ist schwer zu sagen:
Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächt'ger Geisteskraft?
Und so regt er sich geberdend, sich als Knabe schon verkündend
Künft'gen Meister alles Schönen, dem die ew'gen Melodieen
Durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören,
Und so werdet ihr ihn sehn zu einzigster Bewunderung.

Chor.

Nennst du ein Wunder dieß,
Creta's Erzengte?
Dichtend belehrendem Wort
Hast du gelauscht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas'
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?

Alles was je geschieht,
Heutiges Tages
Trauriger Nachklang ist's

Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht ſich dem Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhaftiger als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig, doch
Kaum geborenen Säugling
Faltet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen,
Doch elaſtiſchen Glieder
Liſtig heraus, die purpurne,
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flügelentfaltend behendig ſchlüpft,
Sonnedurchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der Behendeſte,
Daß er Dieben und Schälken,
Vortheilſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſey,
Dieß bethätigt er alſobald
Durch gewannteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher ſtiehlt
Er den Trident, ja dem Ares ſelbſt
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephäſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz

Nähm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros ſiegt er ob
In beinſtellendem Ringelſpiel.
Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſt't,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, melancholiſches Saitenſpiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und ſcheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit voll-ſtimmiger Muſik.)

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge;
Macht euch ſchnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge,
Laßt es hin! es iſt vorbei.

Niemand will euch mehr verſtehen;
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.
(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir, als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt!
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verjagt.

Helena, Faust, Euphorion in dem oben beſchriebenen Koſtüm.

Euphorion.

Hört ihr Kindeslieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;
Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwei;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drei.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O, wie rührt mich der Verein!

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht ins Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund uns richte
Der theure Sohn!

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtecken:
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk! o denke,
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wenn du zerſtöreſt
Das ſchön errungne
Mein, Dein und Sein!

Chor.

Bald löſ't, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige! bändige,
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan!

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.

(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)

Leichter umſchweb' ich hie
Muntres Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan;
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reihn!

Fauſt.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

Euphorion und Chor

(tanzend und singend bewegen sich in verschlungenen Reihen)

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegest,
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregest;
Wenn dir der Fuß so leicht
Ueber die Erde schleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied sich ziehn:
Hast du dein Ziel erreicht,
Liebliches Kind!
All' unsre Herzen sind
All' dir geneigt.

(Pause.)

Euphorion.

Ihr seyd so viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Frisch aus der Nähe!
Ich bin der Jäger,
Ihr seyd das Wild.

Chor.

Willst du uns fangen,
Sey nicht behende!
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen,
Du schönes Bild!

Euphorion.

Nun durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir;
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich schier.

Helena und Faust.

Welch ein Muthwill, welch ein Rasen!
Keine Mäßigung ist zu hoffen;
Klingt es doch wie Hörnerblasen,
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geschrei!

Chor (einzeln schnell eintretend)

Uns ist er vorbeigelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeste herbei.

Euphorion

(ein junges Mädchen hereintragend)

Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genusse;
Mir zur Wonne, mir zur Lust
Drück' ich widerspenst'ge Brust,
Küss' ich widerwärt'gen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieser Hülle
Ist auch Geistes Muth und Kraft;
Deinem gleich ist unser Wille
Nicht so leicht hinweggerafft.
Glaubst du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertraust du viel!
Halte fest, und ich versenge
Dich, den Thoren, mir zum Spiel.
(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)
Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in starre Grüfte,
Hasche das verschwundne Ziel!

Euphorion

(die letzten Flammen abschüttelnd)

Felsengedränge hier
Zwischen dem Waldgebüsch!

Was soll die Enge mir?
Bin ich doch jung und frisch.
Winde sie sausen ja,
Wellen sie brausen da;
Hör' ich doch beides fern;
Nah wär' ich gern.

(Er springt immer höher feinauf.)

Helena, Faust und Chor.

Wolltest du den Gemsen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun.

Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Insel drinn,
Mitten in Peleps' Land,
Erde- wie seeverwandt.

Chor.

Magst nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alsobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand,
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem holden Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume, wer träumen mag!
Krieg ist das Losungswort!
Sieg! und so klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünschet sich Krieg zurück,
Der ist geschieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verſchwendriſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem
Heiligem Sinn,
Allen den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf! wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein!

Euphorion.

Keine Wälle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt!
Feſte Burg, um auszudauern,
Iſt des Mannes eh'rne Bruſt.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch ins Feld!
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie!
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern!
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an!
Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,

Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaßne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich,
ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem Einen
Giebt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!
Streue die Planken umher, und gieb der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gieb den Delphinen zum Raub!
Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Hat er im Geiste schon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet sich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Faust.

Kaum ins Leben eingerufen,
Heiterm Tag gegeben kaum,
Sehnest du von Schwindelstufen
Dich zu schmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Ist der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal?
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang, zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Ist Gebot;
Das versteht sich nun einmal.

Helena, Faust und Chor.

Welch Entsetzen! welches Grauen!
Ist der Tod denn dir Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne schauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönnt mir den Flug!

(Er wirft sich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, sein Haupt strahlt, ein Lichtschweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.

(Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Gestalt zu erblicken; doch das Körperliche verschwindet sogleich, die Aureole steigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Faust.

Der Freude folgt sogleich
Grimmige Pein.

Euphorion (aus der Tiefe)

Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

(Pause.)

Chor. (Trauergesang.)

Nicht allein! — wo du auch weilest;
Denn wir glauben dich zu kennen.
Ach! wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Loos:
Dir in klar- und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu schauen,
Mutsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du rannteſt unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweiteſt du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;

Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen —
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt!
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

(Völlige Pause. Die Musik hört auf.)

Helena (zu Faust)

Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir,
Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint.
Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, sag' ich schmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Persepheneia, nimm den Knaben auf und mich!

(Sie umarmt Faust; das Körperliche verschwindet. Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Faust)

Halte fest was dir von allem übrig blieb.
Das Kleid, laß es nicht los. Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen,
Unschätzbar'n Gunst und hebe dich empor!
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Aether hin, so lange du dauern kannst.
Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

(Helenens Gewande lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt ins Proscenium, hebt die Erwähnten in die Höhe und spricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid.

(Sie ſetzt ſich im Proscenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun eilig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Bettel wüſten Geiſteszwang,
So des Geklimpers viel verworrner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt.
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor.

Königinnen, freilich überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehen ſie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wieſen,
Langgeſtreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugeſellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermausgleich zu pipſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig.

Chorführerin.

Wer keinen Namen ſich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an; ſo fahret hin!

Mit meiner Königin zu seyn verlangt mich heiß:
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

(21)

Alle.

Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht:
Zwar Personen nicht mehr,
Das fühlen, das wissen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geister,
Wir auf sie vollgültigen Anspruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieser tausend Aeste Flüsterzittern, Säuselschweben
Reizend tändelnd, locken leise, wurzelauf des Lebens Quellen,
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überschwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luftigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, sogleich versammeln lebenslustig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, sich zum Naschen, eilig kommend, emsig drängend,
Und, wie vor den ersten Göttern, bückt sich alles um uns her.

Ein anderer Theil.

Wir, an dieser Felsenwände weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in sanften Wellen uns bewegend, schmeichelnd an;
Horchen, lauschen jedem Laute, Vogelsingen, Röhrigflöten:
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort ist sogleich bereit;
Säuselt's, säuseln wir erwiedernd; donnert's, rollen unsre Donner,
In erschütterndem Verdoppeln, dreifach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schwestern! Wir, bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeschmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wässern wir, mäandrisch wallend,
Jetzt die Wiese, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypressen schlanke Wipfel, über Landschaft,
Uferzug und Wellenspiegel nach dem Aether steigende.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauschen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab' die Rebe grünt;

Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenschaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.
Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereien halbem Rauſch er je bedurfte,
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen,
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, glutbend, Beeren-Füllhorn aufgehäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Steck zu Stock;
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Kelt'rer kräft'gem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner, ſaft'ger Beeren
Frech zertreten; ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's widerlich zerquetſcht.
Und nun gellt ins Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne;
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien enthüllt,
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenos' ähnig Thier.
Nichts geſchont! Geſpaltne Klauen treten alle Sitten nieder;
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt ſind Kopf und Wänſte;
Sorglich iſt noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte;
Denn um neuen Moſt zu bergen, leert man raſch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt. Pherekrates im Proſcenium richtet ſich rieſenhaft auf, tritt von den Cothurnen herunter, legt Maske und Schleier zurück, und zeigt ſich als Meyhiſtopheles, um, in fofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren.)

Vierter Act.

Hochgebirg.

Karge zackige Felsengipfel.

Eine Wolke zieht vorbei, lehnt ſich an, ſenkt ſich auf eine vorſtehende Platte herab. Sie theilt ſich.

Fauſt (tritt hervor).

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,
Entlaſſend meiner Wolke Tragwerk, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löſ't ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit geballtem Zug;
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend, in Bewundrung, nach:
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, veränderlich;
Doch will ſich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnebeglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,
Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Frauengebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt!
Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter, lichter Nebelſtreif
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf;
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild,
Als jugendlichſtes, längſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf,

Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfundnen, erſten, kaum verſtandnen Blick,
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſ't ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das beſte meines Innern mit ſich fort.

(Ein Sieben-Meilenſtiefel tappt auf; ein anderer folgt alsbann. Mephiſtopheles ſteigt ab. Die Stiefel ſchreiten eilig weiter.)

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was fällt dir ein?
Steigſt ab in ſolcher Gräuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Ich kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle;
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden;
Fängſt wieder an dergleichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl, warum —
Uns, aus der Luft, in tiefſte Tiefen bannte,
Da wo centraliſch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend ſich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung
In ſehr gedrängter, unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen ſämmtlich an zu huſten,
Von oben und von unten auszuputen;
Die Hölle ſchwoll von Schwefelſtank und Säure:
Das gab ein Gas! das ging ins Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruſte,
So dick ſie war, zerkrachend berſten mußte!
Nun haben wir's an einem andern Zipfel;
Was ehmals Grund war, iſt nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterſte ins Oberſte zu kehren.
Denn wir entrannen knechtiſch-heißer Gruft

Ins Uebermaß der Herrſchaft freier Luft:
Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.

(Ephes. 6. 19.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir edel-ſtumm;
Ich frage nicht, woher? und nicht, warum? —
Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet,
Da hat ſie rein den Erdball abgerundet,
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht,
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gemildet:
Da grünt's und wächst's, und um ſich zu erfreuen,
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleien.

Mephiſtopheles.

Das ſprecht ihr ſo! Das ſcheint euch ſonnenklar:
Doch weiß es anders der zugegen war.
Ich war dabei, als noch dadrunten ſiedend
Der Abgrund ſchwoll und ſtrömend Flammen trug,
Als Molochs Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend,
Gebirgestrümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen:
Wer giebt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen;
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen;
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht.
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;
Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an ſeiner Glaubenskrücke
Zum Teufelsſtein, zur Teufelsbrücke.

Fauſt.

Es iſt doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu ſehn wie Teufel die Natur betrachten.

Mephiſtopheles.

Was geht mich's an! Natur ſey wie ſie ſey!
's iſt Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir ſind die Leute Großes zu erreichen:
Tumult, Gewalt und Unſinn! ſieh das Zeichen! —
Doch daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche,
Gefiel dir nichts an unſrer Oberfläche?
Du überſahſt, in ungemeſſ'nen Weiten,
Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten.

Matth. 4.

Doch ungenügſam, wie du biſt,
Empfandeſt du wohl kein Gelüſt?

Fauſt.

Und doch! ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald gethan.
Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln,
Fleiſchbänke, wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen;
Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte, gränzenlos verlängt.
Da freut' ich mich an Rollekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerſtreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Maler, war als Jüngling in Glyceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannichfaltigkeit. Endlich malte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten, und die Kranzwinderin oder Kranzhandlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwei Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſey.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt; dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Faust.

Das kann mich nicht zufrieden stellen!
Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
Nach seiner Art behaglich nährt,
Segar sich bildet, sich belehrt, —
Und man erzieht sich nur Rebellen.

Mephistopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir selbst bewußt,
Am lustigen Ort ein Schloß zur Lust.
Wald, Hügel, Flächen, Wiesen, Feld
Zum Garten prächtig umbestellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunstgerechte Schatten,
Cascadensturz, durch Fels zu Fels gehaart,
Und Wasserstrahlen aller Art;
Ehrwürdig steigt es dort, doch an den Seiten,
Da zischt's und pischt's, in tausend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ' ich allerschönsten Frauen
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da gränzenlose Zeit
In allerliebst geselliger Einsamkeit.
Ich sage Fraun; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Faust.

Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephistopheles.

Erräth man wohl, wornach du strebtest?
Es war gewiß erhaben-kühn.
Der du dem Mond um so viel näher schwebtest,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Faust.

Mit nichten! dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erstaunenswürdiges soll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephistopheles.

Und also willst du Ruhm verdienen?
Man merkt's, du kommst von Heroinen.

Faust.

Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That ist alles, nichts der Ruhm.

Mephistopheles.

Doch werden sich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Faust.

Von allem ist dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?

Mephistopheles.

Geschehe denn nach deinen Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen!

Faust.

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu thürmen,
Dann ließ es nach und schüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.
Und das verdroß mich, wie der Uebermuth
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt.
Ich hielt's für Zufall, schärfte meinen Blick:
Die Woge stand und rollte dann zurück,
Entfernte sich vom stolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel.

Mephistopheles (ad spectatores).

Da ist für mich nichts neues zu erfahren;
Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren.

Faust
(leidenschaftlich fortfahrend).

Sie schleicht heran, an abertausend Enden
Unfruchtbar selbst Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillt's und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück — und es ist nichts geleistet.
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte,
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen:
Hier möcht' ich kämpfen! dieß möcht' ich besiegen.
Und es ist möglich! — Flutbend wie sie sey,
An jedem Hügel schmiegt sie sich vorbei;
Sie mag sich noch so übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr stolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht sie mächtig an.
Da faßt' ich schnell im Geiste Plan auf Plan:
Erlange dir das köstliche Genießen!
Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen!
Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern:
Das ist mein Wunsch; den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegerische Musik im Rücken der Zuschauer, aus der Ferne von der rechten Seite her.)

Mephistopheles.

Wie leicht ist das! — Hörst du die Trommeln fern?

Faust.

Schon wieder Krieg! der Kluge hört's nicht gern.

Mephistopheles.

Krieg oder Frieden — klug ist das Bemühen,
Aus jedem Umstand seinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu:
Gelegenheit ist da! nun, Faustle, greife zu!

Faust.

Mit solchem Räthselkram verschone mich!
Und kurz und gut, was soll's? Erkläre dich!

Mephistopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiser schwebt in großen Sorgen;
Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falschen Reichthum in die Hände spielten,
Da war die ganze Welt ihm feil;
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es falsch zu schließen:
Es könne wohl zusammengehn,
Und sey recht wünschenswerth und schön,
Regieren und zugleich genießen.

Faust.

Ein großer Irrthum! Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden;
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen;
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan und alle Welt erstaunt:
So wird er stets der Allerhöchste seyn,
Der Würdigste! — Genießen macht gemein.

Mephistopheles.

So ist er nicht! Er selbst genoß und wie!
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein sich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder sich vertrieben, tödteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Bischof mit Capitel und Gemeinde;
Was ich nur ansah, waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtschlag, vor den Thoren
Ist jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: sich wehren! — Nun, das ging!

Fauſt.

Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.

Mephiſtopheles.

Und ſolchen Zuſtand durfte niemand ſchelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten;
Der Kleinſte ſelbſt, er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzutoll.
Die Tüchtigen, ſie ſtanden auf mit Kraft,
Und ſagten: Herr iſt der uns Ruhe ſchafft.
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht! — Laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er jeden ſicher ſtellt,
In einer friſchgeſchaffnen Welt
Friet' und Gerechtigkeit vermählen.

Fauſt.

Das klingt ſehr pfäffiſch.

Mephiſtopheles.

Pfaffen waren's auch;
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch,
Sie waren mehr als andere betheiligt.
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hierher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Fauſt.

Er jammert mich; er war ſo gut und offen.

Mephiſtopheles.

Komm, ſehn wir zu! der Lebende ſoll hoffen.
Befrei'n wir ihn aus dieſem engen Thale!
Einmal gerettet iſt's für tauſendmale.
Wer weiß, wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmuſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.

Die Stellung ſeh' ich, gut iſt ſie genommen!
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.

Fauſt.

Was kann da zu erwarten ſeyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein.

Mephiſtopheles.

Kriegsliſt um Schlachten zu gewinnen!
Befeſtige dich bei großen Sinnen,
Indem du deinen Zweck bedenkſt.
Erhalten wir dem Kaiſer Thron und Lande,
So hieſt du nieder und empfängſt
Die Leh'n von gränzenloſem Strande.

Fauſt.

Schon manches haſt du durchgemacht;
Nun, ſo gewinn' auch eine Schlacht!

Mephiſtopheles.

Nein, du gewinnſt ſie! dieſes Mal
Biſt du der Obergeneral.

Fauſt.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen, wo ich nichts verſtehe!

Mephiſtopheles.

Laß du den Generalſtab ſorgen,
Und der Feldmarſchall iſt geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längſt verſpürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs-Urmenſchenkraft;
Wohl dem der ſie zuſammenrafft!

Fauſt.

Was ſeh' ich dort was Waffen trägt?
Haſt du das Bergvolk aufgeregt?

Mephiſtopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quinteſſenz.

Die drei Gewaltigen treten auf.

Som. II. 23. 8.

Mephiſtopheles.

Da kommen meine Burſche ja!
Du ſiehſt, von ſehr verſchiednen Jahren,
Verſchiednem Kleid und Rüſtung ſind ſie da:
Du wirſt nicht ſchlecht mit ihnen fahren.

(Ad spectatores.)

Es liebt ſich jetzt ein jedes Kind
Den Harniſch und den Ritterkragen;
Und, allegoriſch wie die Lumpen ſind,
Sie werden nur um deſto mehr behagen.

Raufebold.

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet.)

Wenn einer mir ins Auge ſieht,
Werf' ich ihm mit der Fauſt gleich in die Freſſe fahren,
Und eine Memme, wenn ſie flieht,
Faſſ' ich bei ihren letzten Haaren.

Habebald.

(männlich, wohlbewaffnet, reich gekleidet.)

So leere Händel das ſind-Poſſen,
Damit verdirbt man ſeinen Tag;
Im Nehmen ſey nur unverdroſſen,
Nach allem andern frag' hernach!

Haltefeſt.

(bejahrt, ſtark bewaffnet, ohne Gewand.)

Damit iſt auch nicht viel gewonnen!
Bald iſt ein großes Gut zerronnen,
Es rauſcht im Lebensſtrom hinab.
Zwar nehmen iſt recht gut, doch beſſer iſt's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten,
Und niemand nimmt dir etwas ab.

(Sie steigen allzusammen tiefer.)

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegeriſche Muſik von unten. Des Kaiſers Zelt wird aufgeſchlagen.

Kaiſer. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer ſcheint der Vorſatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegne Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe feſt, uns glückt die Wahl.

Kaiſer.

Wie es nun geht, es muß ſich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau' hier, mein Fürſt, auf unſre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünſcht ſich der Kriegsgedanke:
Nicht ſteil die Hügel, doch nicht allzugänglich,
Den Unſern vortheilhaft, dem Feind verfänglich:
Wir, halb verſteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterei ſie wagt ſich nicht heran.

Kaiſer.

Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann ſich Arm und Bruſt erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwieſe flachen Räumlichkeiten,
Siehſt du den Phalanx, wohlgemuth zu ſtreiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tauſenden glüht's hier auf große That.
Du kannſt daran der Maſſe Kraft erkennen;
Ich trau' ihr zu, der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiſer.

Den ſchönen Blick hab' ich zum erſtenmal.
Ein ſolches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unsrer Linken hab' ich nichts zu melden:
Den starren Fels besetzen wackre Helden.
Das Steingeklipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klause schützt.
Ich ahne schon, hier scheitern Feindeskräfte
Unvorgesehn im blutigen Geschäfte.

Kaiser.

Dort ziehn sie her die falschen Anverwandten!
Wie sie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Zepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,
Dann, unter sich entzweit, das Reich verheerten,
Und nun gesammt sich gegen mich empörten!
Die M..ge schwankt im ungewissen Geist;
Dann strömt sie nach, wohin der Strom sie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundschaft ausgeschickt,
Kommt eilig felsenab; sey's ihm geglückt!

Erster Kundschafter.

Glücklich ist sie uns gelungen,
Listig, muthig, unsre Kunst,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunst.
Viele schwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeits-Entschuldigung
Innere Gährung, Volksgefahr.

Kaiser.

Sich selbst erhalten bleibt der Selbstsucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand euch verzehren soll?

Obergeneral.

Der Zweite kommt, nur langsam steigt er nieder;
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweiter Kundſchafter.

Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebnen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn;
Nun fühl' ich erſt, daß Ich der Kaiſer bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an;
Zu höherm Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt; mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch ſeyd, zum Ringſpiel rüſtet ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hättet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt,
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt;
Ich bringe nach was frevelhaft verſäumt.

(Die Herolde werden abgefertigt zur Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt geharniſcht, mit halbgeſchloſſenem Helme. **Die drei Gewaltigen**, gerüſtet und gekleidet wie oben.

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten;
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt, das Bergvolk denkt und ſimulirt
Iſt in Natur- und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerin Geiſt?

Sie.

Gieb auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählſt du ſo lange bei dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer jemand geweiht, den du beſonders bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Maler beglückt, der dieſe Gewinde
Malte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerſt!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! Die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir giebt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten; und hier ſey mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz wär' ein Geſchäfte des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Sind mehr als sonst dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken still durch labyrinthische Klüfte
Im edlen Gas metallisch reicher Düfte;
Im steten Sondern, Prüfen und Verbinden,
Ihr einziger Trieb ist Neues zu erfinden.
Mit leisem Finger geistiger Gewalten
Erbauen sie durchsichtige Gestalten;
Dann im Krystall und seiner ewigen Schweigniß
Erblicken sie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiser.

Vernommen hab ich's und ich glaube dir;
Doch wackrer Mann, sag' an, was soll das hier?

Faust.

Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,
Ist dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch gräulich Schicksal drohr' ihm ungeheuer,
Das Reisig prasselte, schon züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verschränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Mensch, noch Gott, noch Teufel konnte retten;
Die Majestät zersprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt dir hoch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge stets gerichtet;
Von jener Stund' an ganz vergaß er sich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für dich.
Er trug uns auf, als eiligstes Geschäfte,
Bei dir zu stehn. Groß sind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei.

Kaiser.

Am Freudentag, wenn wir die Gäste grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns jeder wie er schiebt und drängt,
Und, Mann für Mann, der Säle Raum verengt;
Doch höchst willkommen muß der Biedre seyn,
Tritt er als Beistand kräftig zu uns ein,

Zur Morgenstunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schicksals Wage schaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die starke Hand vom willigen Schwert zurück,
Ehrt den Moment, wo manche Tausend schreiten,
Für oder wider mich zu streiten!
Selbst ist der Mann! Wer Thron und Kron' begehrt,
Persönlich sey er solcher Ehren werth.
Sey das Gespenst, das gegen uns erstanden,
Sich Kaiser nennt und Herr von unsern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unsrer Großen,
Mit eigner Faust ins Todtenreich gestoßen!

Faust.

Wie es auch sey, das Große, zu vollenden,
Du thust nicht wohl dein Haupt so zu verpfänden.
Ist nicht der Helm mit Kamm und Busch geschmückt?
Er schützt das Haupt, das unsern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn schläfert jenes, alle sinken nieder;
Wird es verletzt, gleich alle sind verwundet;
Erstehen frisch, wenn jenes rasch gesundet:
Schnell weiß der Arm sein starkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild, den Schädel zu beschützen;
Das Schwert gewahret seiner Pflicht sogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erschlagnen frisch sich ins Genick.

Kaiser.

Das ist mein Zorn, so möcht' ich ihn behandeln,
Das stolze Haupt in Schemeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daselbst genossen;
Unsrer kräftig edlen Meldung
Lachten sie als schaler Possen:
„Euer Kaiser ist verschollen,

Echo dort im engen Thal:
Wenn wir sein gedenken sollen,
Möhrchen sagt: Es war einmal."

Faust.

Dem Wunsch gemäß der Besten ist's geschehen,
Die, fest und treu, an deiner Seite stehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünstig;
Befiehl den Angriff, der Moment ist günstig.

Kaiser.

Auf das Commando leist' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In deinen Händen, Fürst, sey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh' sie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Faust.

Erlaube denn, daß dieser muntre Held
Sich ungesäumt in deine Reihen stellt,
Sich deinen Reihen innigst einverleibt
Und, so gesellt, sein kräftig Wesen treibt.
(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Gesicht mir zeigt, der kehrt's nicht ab,
Als mit zerschlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm schlapp
Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd graß im Nacken.
Und schlagen deine Männer dann,
Mit Schwert und Kolben wie ich wüthe,
So stürzt der Feind, Mann über Mann,
Ersäuft im eigenen Geblüte. (Ab.)

Obergeneral.

Der Phalanx unsrer Mitte folge sacht;
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht!

Ein wenig rechts dort hat bereits, erbittert,
Der Unsern Streitkraft ihren Plan erschüttert.

Faust (auf den Mittelsten deutend)
So folge denn auch dieser deinem Wort.

Halberdald (tritt hervor).
Dem Heldenmuth der Kaiserschaaren
Soll sich der Durst nach Beute paaren;
Und allen sey das Ziel gestellt:
Des Gegenkaisers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang' auf seinem Sitze;
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute
(Marketenderin, sich an ihn anschmiegend).
Bin ich auch ihm nicht angeweibt,
Er mir der liebste Buhle bleibt.
Für uns ist solch ein Herbst gereift!
Die Frau ist grimmig, wenn sie greift,
Ist ohne Schonung, wenn sie raubt;
Im Sieg voran, und alles ist erlaubt.
(Beide ab.)

Obergeneral.
Auf unsre Linke, wie vorauszusehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerstehn
Wird Mann für Mann dem wüthenden Beginnen,
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Faust (winkt nach der Linken).
So bitte, Herr, auch diesen zu bemerken;
Es schadet nichts, wenn Starke sich verstärken.

Halteseß (tritt vor).
Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da wo ich bin, ist der Besitz geborgen;
In ihm bewähret sich der Alte;
Kein Strahlblitz spaltet was ich halte.
(Ab.)

Mephistopheles (von oben heraufkletternd).
Nun schauet wie im Hintergrunde,
Aus jedem zackigen Felsenschlunde

Bewaffnete hervor sich drängen,
Die schmalen Pfade zu verengen,
Mit Helm und Harnisch, Schwertern, Schilden
In unserm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend zuzuschlagen.

(Leise zu den Wissenden.)

Woher das kommt, müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht gesäumt,
Die Waffensäle ringsum aufgeräumt,
Da standen sie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären sie noch Herrn der Erde;
Sonst waren's Ritter, König, Kaiser,
Jetzt sind es nichts als leere Schneckenhäuser;
Gar manch Gespenst hat sich darein geputzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgestutzt.
Welch Teufelchen auch drinne steckt,
Für dießmal macht es doch Effect.

(Laut.)

Hört, wie sie sich voraus erbeßen,
Blechklappernd an einander stoßen!
Auch flattern Fahnensetzen bei Standarten,
Die frischer Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier ist ein altes Volk bereit,
Und mischte gern sich auch zum neuen Streit.

(Furchtbarer Posaunenschall von oben; im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Faust.

Der Horizont hat sich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother, ahnungsvoller Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre;
Der Fels, der Wald, die Atmosphäre,
Der ganze Himmel mischt sich ein.

Mephistopheles.

Die rechte Flanke hält sich kräftig;
Doch seh' ich ragend unter diesen

Hans Raufbold, den behenden Riesen,
Auf seine Weise rasch beschäftigt.

Kaiser.

Erst sah ich einen Arm erhoben,
Jetzt seh' ich schon ein Dutzend toben;
Naturgemäß geschieht es nicht.

Faust.

Vernahmst du nichts von Nebelstreifen,
Die auf Siciliens Küsten schweifen?
Dort schwankend klar im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Gespiegelt in besondern Düften,
Erscheint ein seltsames Gesicht:
Da schwanken Städte hin und wieder,
Da steigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiser.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere seh' ich blitzen;
Auf unires Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen;
Das scheint mir gar zu geisterhaft.

Faust.

Verzeih, o Herr, das sind die Spuren
Verschollner geistiger Naturen,
Ein Wiederschein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer schwuren;
Sie sammeln hier die letzte Kraft.

Kaiser.

Doch sage, wem sind wir verpflichtet,
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenste zusammenrafft?

Mephistopheles.

Wem als dem Meister, jenem hohen,
Der dein Geschick im Busen trägt?
Durch deiner Feinde starkes Drohen

Ist er im Tiefsten aufgeregt.
Sein Dank will dich gerettet sehen,
Und sollt' er selbst daran vergehen.

Kaiser.

Sie jubelten mich pomphaft umzuführen;
Ich war nun was; das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu schenken.
Dem Klerus hab' ich eine Lust verdorben,
Und ihre Gunst mir freilich nicht erworben.
Nun sollt' ich, seit so manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Faust.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick sich aufwärts wenden!
Mich däucht, er will ein Zeichen senden.
Gieb Acht, es deutet sich sogleich.

Kaiser.

Ein Adler schwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Faust.

Gieb Acht! gar günstig scheint es mir.
Greif ist ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er sich so weit vergessen,
Mit ächtem Adler sich zu messen?

Kaiser.

Nunmehr, in weitgedehnten Kreisen,
Umziehn sie sich. — In gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu
Sich Brust und Hälse zu zerreißen.

Faust.

Nun merke wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzaust nur Schaden findet,
Und mit gesenktem Löwenschweif,
Zum Gipfelwald gestürzt, verschwindet.

Kaiser.

Sey's, wie gedeutet, so gethan!
Ich nehm' es mit Verwundrung an.

Mephistopheles (gegen die Rechte).

Dringend wiederholten Streichen
Müssen unsre Feinde weichen,
Und, mit ungewissem Fechten,
Drängen sie nach ihrer Rechten,
Und verwirren so im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unsres Phalanx feste Spitze
Zieht sich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt sie in die schwache Stelle. —
Nun, wie sturmbewegte Welle,
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte.
Herrlicher's ist nichts ersonnen;
Uns ist diese Schlacht gewonnen!

Kaiser (an der linken Seite zu Faust).

Schau'! Mir scheint es dort bedenklich;
Unser Posten steht verfänglich.
Keine Steine seh' ich fliegen;
Niedre Felsen sind erstiegen,
Obre stehen schon verlassen.
Jetzt! — der Feind zu ganzen Massen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen.
Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Eure Künste sind vergebens.

(Pause.)

Mephistopheles.

Da kommen meine beiden Raben;
Was mögen die für Botschaft haben?
Ich fürchte gar, es geht uns schlecht.

Kaiser.

Was sollen diese leidigen Vögel?

Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgefecht.

Mephiſtopheles (zu den Raben).

Setzt euch ganz nah zu meinen Ohren!
Wen ihr beſchützt, iſt nicht verloren;
Denn euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg beſtellt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß.
Seht hin! gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand!
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen,
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen;
Mir graut, ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt.
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten;
Befiehlt, daß ich befehlen darf!

Obergeneral

(der indeſſen herangekommen).

Mit dieſen haſt du dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt;
Das Gaukeln ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden;

Begannen sie's, sie mögen's enden;
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiser.

Behalt' ihn bis zu bessern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir schaudert vor dem garstigen Kunden
Und seiner Rabenvertraulichkeit.

(Zu Mephistopheles.)

Den Stab kann ich dir nicht verleihen;
Du scheinst mir nicht der rechte Mann.
Besiehl, und such' uns zu befreien!
Geschehe, was geschehen kann!

(Ab ins Zelt mit dem Obergeneral.)

Mephistopheles.

Mag ihn der stumpfe Stab beschützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen;
Es war so was vom Kreuz daran.

Faust.

Was ist zu thun?

Mephistopheles.

Es ist gethan! —
Nun, schwarze Vettern, rasch im Dienen,
Zum großen Bergsee! Grüßt mir die Undinen,
Und bittet sie um ihrer Fluthen Schein!
Durch Weiberkünste, schwer zu kennen,
Verstehen sie vom Seyn den Schein zu trennen,
Und jeder schwört, das sey das Seyn.

(Pause.)

Faust.

Den Wasserfräulein müssen unsre Raben
Recht aus dem Grund geschmeichelt haben;
Dort fängt es schon zu rieseln an.
An mancher trocknen, kahlen Felsenstelle
Entwickelt sich die volle, rasche Quelle;
Um jener Sieg ist es gethan.

Er.

In die Kelche verſenkt' ich mich dann, und erſchöpfte den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fand' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich ſpräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Maler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: ich liebe!
Wie du, himmliſches Kind, ſüß mir es ſchmeichelſt ins Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie Beide; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geſchenkt.

Er.

Du vereinigeſt Alles; du dichteſt und maleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Mephistopheles.

Das ist ein wunderbarer Gruß:
Die kühnsten Klettrer sind confus.

Faust.

Schon rauscht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,
Aus Schluchten lehren sie gedoppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenstrahl;
Auf einmal legt er sich in flache Felsenbreite
Und rauscht und schäumt nach der und jener Seite,
Und stufenweise wirft er sich ins Thal.
Was hilft ein tapfres, heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge strömt sie wegzuschwemmen;
Mir schaudert selbst vor solchem wilden Schwall.

Mephistopheles.

Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen:
Nur Menschenaugen lassen sich betrügen,
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie stürzen fort zu ganzen, hellen Haufen:
Die Narren wähnen zu ersaufen,
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgeberden laufen.
Nun ist Verwirrung überall.

(Die Raben sind wiedergekommen.)

Ich werd' euch bei dem hohen Meister loben;
Wollt ihr euch nun als Meister selbst erproben,
So eilet zu der glüh'nden Schmiede,
Wo das Gezwergvolk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken schlägt.
Verlangt, weitläufig sie beschwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickschnelles Fallen allerhöchster Sterne
Mag jede Sommernacht geschehn;
Doch Wetterleuchten in verwornen Büschen,
Und Sterne, die am feuchten Boden zischen,

Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen.

(Raben ab. Es geſchieht wie vorgeſchrieben.)

Mephiſtopheles.

Den Feuren dichte Finſterniſſe!
Und Tritt und Schritt ins Ungewiſſe!
Irrfunkenblick an allen Enden,
Ein Leuchten plötzlich zu verblenden!
Das alles wäre wunderſchön;
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Fauſt.

Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften,
Empfinden ſich erſtarkt in freien Lüften;
Da droben raſſelt's, klappert's lange ſchon —
Ein wunderbarer, falſcher Ton.

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ſie ſind nicht mehr zu zügeln;
Schon ſchallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden, alten Zeit.
Armſchienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen raſch den ewigen Streit.
Feſt, im ererbten Sinne wöhnlich,
Erwieſen ſie ſich unverſöhnlich;
Schon klingt das Toſen weit und breit.
Zuletzt bei allen Teufelsfeſten,
Wirkt der Parteihaß doch zum Beſten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig paniſch,
Mitunter grell und ſcharf ſataniſch,
Erſchreckend in das Thal hinaus.

(Kriegsmusik im Orcheſter, zuletzt übergehend in militäriſch heitere Weiſen.)

Des Gegenkaisers Zelt. Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.

So sind wir doch die ersten hier!

Habebald.

Kein Rabe fliegt so schnell als wir.

Eilebeute.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf?

Habebald.

Steht doch der ganze Raum so voll!
Weiß nicht, wozu ich greifen soll.

Eilebeute.

Der Teppich wär' mir eben recht;
Mein Lager ist oft gar zu schlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenstern;
Dergleichen hätt' ich lange gern.

Eilebeute.

Den rothen Mantel goldgesäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald (die Waffe nehmend)

Damit ist es gar bald gethan;
Man schlägt ihn todt und geht voran.
Du hast so viel schon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingesackt.
Den Plunder laß an seinem Ort,
Nehm' eines dieser Kistchen fort!
Dieß ist des Heers beschiedner Sold;
In seinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderisch Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.

Habebald.

Geſchwinde duck' dich! Mußt dich bücken!
Ich huck' dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.

O weh! O weh! nun iſt's vorbei;
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwei.

(Das Kiſtchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geſchwinde zu und raff es auf!

Eilebeute (kauert nieder).

Geſchwinde nur zum Schooß hinein!
Noch immer wird's zur Gnüge ſeyn.

Habebald.

Und ſo genug! und eile doch!

(Sie ſteht auf.)

O weh! die Schürze hat ein Loch!
Wohin du gehſt und wo du ſtehſt,
Verſchwenderiſch die Schätze ſä'ſt.

Trabanten (unſres Kaiſers).

Was ſchafft ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt ihr in dem Kaiſerſchatz?

Habebald.

Wir trugen unſre Glieder feil,
Und holen unſer Beutetheil.
In Feindeszelten iſt's der Brauch,
Und wir, Soldaten ſind wir auch.

Trabanten.

Das paſſet nicht in unſern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeſchmeiß;
Und wer ſich unſerm Kaiſer naht,
Der ſey ein redlicher Soldat.

Habebald.

Die Redlichkeit die kennt man ſchon;
Sie heißet: Contribution.

Ihr alle seyt auf gleichem Fuß:
Gieb her! das ist der Handwerksgruß.
(Zu Gilebrute.)
Mach' fort und schleppe was du hast! (Ab.)
Hier sind wir nicht willkommner Gast.

Erster Trabant.

Sag', warum gabst du nicht sogleich
Dem frechen Kerl einen Backenstreich?

Zweiter.

Ich weiß nicht, mir verging die Kraft;
Sie waren so gespensterhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen schlecht;
Da flimmert' es, ich sah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu sagen weiß,
Es war den ganzen Tag so heiß,
So bänglich, so beklommen schwül:
Der eine stand, der andre fiel;
Man tappte hin und schlug zugleich,
Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen schwebt' es wie ein Flor,
Dann summt's und saust's und zischt' im Ohr;
Das ging so fort, nun sind wir da,
Und wissen selbst nicht wie's geschah.

Kaiser mit **vier Fürsten** treten auf. Die Trabanten entfernen sich.

Kaiser.

Es sey nun wie ihm sey! uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerstreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier steht der leere Thron, verrätherischer Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geschützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiserlich der Völker Abgesandten.
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an:
Beruhigt sey das Reich, uns freudig zugethan.

Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut:
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu stets erneutem Spott;
Der Sieger, wie er prangt, preist den gewognen Gott,
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen:
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchsten Preis, wend' ich den frommen Blick,
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger, muntrer Fürst mag seinen Tag vergeuden;
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungesäumt verbind' ich mich sogleich
Mit euch vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.

(Zum ersten)

Dein war, o Fürst! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroisch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt;
Erzmarschall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erzmarschall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,
Wenn's an der Gränze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann sey es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüsten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Kaiser (zum zweiten).

Der sich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! sey Erzkämmerer; der Auftrag ist nicht leicht.
Du bist der Oberste von allem Hausgesinde,
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;
Dein Beispiel sey fortan in Ehren aufgestellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden:
Den Besten hülfreich seyn, den Schlechten selbst nicht schaden,
Dann klar seyn ohne List, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?
Wenn du zur Tafel gehst, reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiser.

Zwar fühl' ich mich zu ernst auf Festlichkeit zu sinnen,
Doch sey's! es fördert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum dritten.)

Dich wähl' ich zum Erztruchseß! Also sey fortan
Der Jagd, Geflügelhof und Bauwerk unterthan!
Der Lieblingsspeise Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie sie der Monat bringt und sorgsam zubereiten.

Erztruchseß.

Streng Fasten sey für mich die angenehmste Pflicht:
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beschleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt:
Einfach und kräftig ist's, wornach dein Sinn verlangt.

Kaiser (zum vierten)

Weil unausweichlich hier sich's nur von Festen handelt,
So sey mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzschenke, sorge nun, daß unsre Kellerei
Aufs reichlichste versorgt mit gutem Weine sey.
Du selbst sey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten!

Erzschenk.

Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man sich's versieht, zu Männern aufgebaut.
Auch ich versetze mich zu jenem großen Feste:
Ein Kaiserlich Büffet schmück' ich aufs allerbeste

Mit Prachtgefäßen, gülden, silbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichsten Pokal:
Ein blank venetisch Glas, worin Behagen lauschet,
Des Weins Geschmack sich stärkt und nimmermehr berauschet.
Auf solchen Wunderschatz vertraut man oft zu sehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchster, schützt noch mehr.

Kaiser.

Was ich euch zugedacht in dieser ernsten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverläff'gem Munde.
Des Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde schreiten.

Der Erzbischof-Erzkanzler tritt auf.

Kaiser.

Wenn ein Gewölbe sich dem Schlußstein anvertraut,
Dann ist's mit Sicherheit für ew'ge Zeit erbaut.
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen;
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Besitzthums Gränzen
Vom Erbtheil jener, die sich von uns abgewandt.
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,
Zugleich das hohe Recht, euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tausch ins Weitre zu verbreiten;
Dann sey bestimmt vergönnt, zu üben ungestört
Was von Gerechtsamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euren höchsten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beed', Leh'n und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächst der Majestät erhoben.

Erzbiſchof.

Im Namen aller ſey dir tiefſter Dank gebracht:
Du machſt uns ſtark und feſt und ſtärkeſt deine Macht.

Kaiſer.

Euch Fünfen will ich noch erhöhtre Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben!
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächt'gen Blick
Aus raſcher Strebſamkeit ins Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuren trennen;
Dann ſey es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar,
Und friedlich ende dann, was jetzt ſo ſtürmiſch war.

Erzkanzler.

Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an Geberde,
Stehn Fürſten, dir gebeugt, die erſten auf der Erde.
So lang' das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſey, zum Schluß, was wir bisher bethätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſey;
Und wie ihr auch vermehrt, was ihr von uns empfangen,
Es ſoll's der ält'ſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzkanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut,
Reinſchrift und Sieglung ſoll die Kanzelei beſchäft'gen,
Mit heil'ger Signatur wirſt du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jedermann ſich überlegen mag.

(Die weltlichen Fürſten entfernen ſich.)

Erzbiſchof

(bleibt und ſpricht pathetiſch)

Der Kanzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,

Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bängliches zur frohen Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz ſind' ich in dieſer Stunde
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde!
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.
Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten,
Mit heil'gem Strahl dein Reich, das ſündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht, wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gieb vom frevlen Glück
Ein mäßig Scherflein gleich dem Heilighum zurück;
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten zu ein horchſam Ohr geliehn,
Den ſtifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn;
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen, die ſich grün zu ſteter Weide decken,
Fiſchreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie ſie ſich, eilig ſchlängelnd, ſtürzen ab zu Thal,
Das breite Thal dann ſelbſt, mit Wieſen, Auen, Gründen:
Die Reue ſpricht ſich aus, und du wirſt Gnade finden.

Kaiſer.

Durch meinen ſchweren Fehl bin ich ſo tief erſchreckt;
Die Gränze ſey von dir nach eignem Maß geſteckt.

Erzbiſchof.

Erſt der entweihte Raum, wo man ſich ſo verſündigt,
Sey alſobald zum Dienſt des Höchſten angekündigt.
Behende ſteigt im Geiſt Gemäuer ſtark empor,
Der Morgenſonne Blick erleuchtet ſchon das Chor;
Zum Kreuz erweitert ſich das wachſende Gebäude,

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten, der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hauſe, der erſte Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Roſenknospe hineinfiel,
Und du trankeſt, und riefſt: Mädchen, die Blumen ſind Gift!

Er.

Und dagegen du ſagteſt: ſie ſind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und ſagte: die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße Geheimniſſe wohl?

Er.

Und du wandteſt dich weg, und wollteſt fliehen; es ſtürzten,
Vor dem tärpiſchen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefſt ihm gebietend: das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur; es grinſ'te der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schädel ihm, häßlich vergoſſen, erklang.

Das Schiff erlangt, erhöht ſich zu der Gläub'gen Freude:
Sie ſtrömen brünſtig ſchon durchs würdige Portal,
Der erſte Glockenruf erſchallt durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie ſie zum Himmel ſtreben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeſchaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchſte Zierde ſeyn.

Kaiſer.

Mag ein ſo großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preiſen Gott den Herrn, ſo wie mich zu entſünd'gen.
Genug' Ich fühle ſchon, wie ſich mein Sinn erhöht.

Erzbiſchof.

Als Kanzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiſer.

Ein förmlich Document, der Kirche das zu eignen,
Du legſt es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbiſchof

(der ſich beurlaubt, geht aber beim Ausgang wieder um)

Dann wirkeſt du zugleich dem Werke, wie's erfordt,
Geſammte Landesfälle: Zehnten, Zinſen, Beet,
Für ewig. Viel bedarf's zu würd'ger Unterhaltung,
Und ſchwere Koſten macht die ſorgliche Verwaltung.
Zum ſchnellen Aufbau ſelbſt auf ſolchem wüſten Platz
Reichſt du uns ein'ges Gold aus deinem Beuteſchatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verſchweigen,
Entfernter Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtſtuhl belehrt:
Die Kirche ſegnet den, der ihr zu Dienſten fährt. (Ab.)

Kaiſer.

Die Sünd' iſt groß und ſchwer, womit ich mich beladen,
Das leid'ge Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbiſchof

(abermals zurückkehrend mit tiefſter Verbeugung)

Verzeih, o Herr! Es ward dem ſehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch dieſen trifft der Bann,

Verleihſt du wenig nicht der hohen Kirchenſtelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiſer (verdrießlich).

Das Land iſt noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbiſchof.

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' euer Wort in ſeinen Kräften bleiben! (Ab.)

Kaiſer (allein).

So könnt' ich wohl zunächſt das ganze Reich verſchreiben.

Fünfter Act.

Offene Gegend.

Wanderer.

Ja! ſie ſind's die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich ſoll ſie wieder finden,
Nach ſo langer Wanderſchaft!
Iſt es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die ſturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich ſegnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Daß, um heut mir zu begegnen,
Alt ſchon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seyd gegrüßt!
Wenn, gaſtfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis (Mütterchen, ſehr alt).

Lieber Kömmling, Leiſe! Leiſe!
Ruhe, laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, biſt du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?

Bist du Baucis, die, geschäftig,
Halberstorbnen Mund erquickt?
(Der Gatte tritt auf.)
Du Philemon, der, so kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raschen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grausen Abenteuers
Lösung war euch anvertraut. —
Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenlose Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten!
Mich bedrängt die Brust so sehr.
(Er schreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon (zu Baucis).

Eile nur den Tisch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erschrecken,
Denn er glaubt nicht was er sieht.
(Ihm folgend. Neben ihm stehend.)
Das euch grimmig mißgehandelt,
Weg' auf Woge schäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradiesisch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie sonst bereit;
Und, wie meine Kräfte schwanden,
War auch schon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu seyn.
Schaue grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald!
Komm nun aber und genieße;
Denn die Sonne scheidet bald. —

Dort im Fernſten ziehen Segel,
Suchen nächtlich ſichern Port! —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel;
Denk jetzt iſt der Hafen dort.
So erblickſt du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum —
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen

(Am Tiſche zu dreien.)

Baucis (zum Fremdling).

Bleibſt du ſtumm? und keinen Biſſen
Bringſt du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wiſſen:
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wunder iſt's geweſen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh:
Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiſer ſich verſündigen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein Palaſt.

Baucis.

Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag:
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten,

Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten,
Nachts erſcholl des Jammers Qual:
Meerab floſſen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſre Hütte, unſer Hain:
Wie er ſich als Nachbar brüſtet,
Soll man unterthänig ſeyn.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt' auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten,
Letzten Sonnenblick zu ſchaun:
Laßt uns läuten, knieen, beten,
Und dem alten Gott vertraun.

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

Fauſt
(im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus, der Thürmer
(durchs Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe
Auf dem Canale hier zu ſeyn.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit;

In dir preis't sich der Bootsmann selig,
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Thüre.)

Faust (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuschändlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken nekt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute:
Mein Hochbesitz er ist nicht rein;
Der Lindenraum, die braune Laute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen.
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie segelt froh der bunte Kahn,
Mit frischem Abendwind heran!
Wie thürmt sich sein behender Lauf
In Kisten, Kasten, Säcken auf!

(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden.)

Mephistopheles. Die drei gewaltigen Gesellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da sind wir schon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie zeigen aus, die Güter werden ans Land geschafft.)

Mephistopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt, wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.

Was große Dinge wir gethan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist;
Wer weiß da was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drei,
Dann hackelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften schlecht;
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt uns Was? und nicht uns Wie?
Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Gesellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Gestank!
Er macht ein wi-
derlich Gesicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephistopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn!
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Gesellen.

Das ist nur für
Die Langeweil;
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephistopheles.

Erst erinnert oben
Saal an Saal

Die Kostbarkeiten
Allzumal!
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er sich gewiß
Nicht lumpen läßt,
Und giebt der Flotte
Fest nach Fest.
Die bunten Vögel kommen morgen;
Für die werd' ich zum besten sorgen.

(Die Ladung wird weggeschafft.)

Mephistopheles (zu Faust).

Mit ernster Stirn, mit düsterm Blick
Vernimmst du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer ist dem Meer versöhnt;
Vom Ufer nimmt, zu rascher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an.
So sprich, daß hier, hier vom Palast
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieser Stelle ging es aus,
Hier stand das erste Bretterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt,
Wo jetzt das Ruder emsig spritzt.
Dem hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Faust.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig lastet mir.
Dir Vielgewandten muß ich's sagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich;
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.

Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz;
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.
Dort wollt' ich, weit umherzuschauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn was alles ich gethan,
Zu überschaun mit Einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,
Bethätigend mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn. —
So sind am härtsten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willenskür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet, und ich wüthe.

Mephistopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Mischt sich in jegliches Begebniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwischen Bimm und Baum,
Das Leben ein verschollner Traum.

Faust.

Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu seyn.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weißen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedecktest, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hieltſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich ſorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchlungnen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie raſch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammeltest unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend tratest du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinnre mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warſt mir verſchwunden! Vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen des Tags.

Mephiſtopheles.

Was willſt du dich denn hier geniren?
Muſt du nicht längſt coloniſiren?

Fauſt.

So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt du ja,
Das ich den Alten auserſah.

Mephiſtopheles.

Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder;
Eh' man ſich umſieht, ſtehn ſie wieder:
Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.

(Er pfeift gellend.)

Die Drei treten auf.

Mephiſtopheles.

Kommt! wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen giebt ein Flottenfeſt.

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns ſchlecht;
Ein flottes Feſt iſt uns zurecht.

Mephiſtopheles (ad spectatores).

Auch hier geſchieht was längſt geſchah;
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.

Regum I. 21.

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer
(auf der Schloßwarte ſingend).

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh',

Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sey wie es wolle,
Es war doch so schön!

(Pause.)

Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier so hoch gestellt;
Welch ein gräuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!
Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht;
Immer stärker wühlt ein Glühen,
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die innre Hütte lodert,
Die bemoos't und feucht gestanden;
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das schwarze Moosgestelle;
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Aeste dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!

Muß ich so weitsichtig seyn!
Das Capellchen bricht zusammen
Von der Aeste Sturz und Last;
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.
(Lange Pause. Gesang.)
Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.

Faust
(auf dem Balken, gegen die Türen).

Von oben welch ein singend Wimmern?
Das Wort ist hier, der Ton zu spat.
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch sey der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um ins Unendliche zu schaun.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der späten Tage froh genießt.

Mephistopheles und **die Drei** (unten)

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in solchem Fall geschicht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht;
Wir aber haben nicht gesäumt,

Behende dir ſie weggeräumt.
Das Paar hat ſich nicht viel gequält;
Vor Schrecken fielen ſie entſeelt.
Ein Fremder, der ſich dort verſteckt,
Und fechten wollte, ward geſtreckt;
In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher geſtreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drei.

Fauſt.

War't ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und biſt du kühn, und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — dich.

Fauſt (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboten ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drei.

Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein;
Drin wohnet ein Reicher, wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern, ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge, ſie ſchleicht ſich durchs Schlüſſelloch ein.

(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier!

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu drei.

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — — — — Tod.

Fauſt (im Palaſt).

Vier ſah ich kommen, drei nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach als hieß es — Noth;
Ein düſtres Reimwort folgte — Tod;
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft:
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,

Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Mensch zu seyn.
Das war ich sonst, eh ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Daß niemand weiß wie er ihn meiden soll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spat umgarnt —
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt
Und so, verschüchtert, stehen wir allein.
Die Pforte knarrt, und niemand kommt herein.

(Erschüttert.)

Ist jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Faust.

Und du, wer bist denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Faust.

Entferne dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Faust

(erst ergrimmt, dann besänftigt für sich).

Nimm dich in Acht, und sprich kein Zauberwort!

Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Ueb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;

Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt, wie verflucht!
Haſt du die Sorge nie gekannt? —

Fauſt.

Ich bin nun durch die Welt gerannt,
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünſcht, und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig,
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt;
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt.
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken ſeines Gleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um;
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt, läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken, geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.

Wen ich einmal mir beſitze,
Dem iſt alle Welt nichts nütze:
Ew'ges Düſtre ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter;
Bei vollkommen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen;
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;

Sey es Wonne, sey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

Faust.

Hör' auf! so kommst du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahr' hin! die schlechte Litanei,
Sie könnte selbst den klügsten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.
Er verliert sich immer tiefer,
Siehet alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Faust.

Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausendmalen:
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los;
Das geistig strenge Band ist nicht zu trennen:
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind;
Nun, Fauste, werde du's am Ende! —

(Sie haucht ihn an.)

Faust (erblindet).

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß,
Erfolgt der allerschönste Preis.
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände.

Großer Vorhof des Palasts.

Fackeln.

Mephistopheles (als Aufseher voran).

Herbei, herbei! Herein, herein!
Ihr schlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen!

Lemuren (im Chor).

Wir treten dir sogleich zur Hand,
Und wie wir's halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land,
Das sollen wir bekommen.
Gespitzte Pfähle die sind da,
Die Kette lang zum Messen;

Warum an uns der Ruf geſchah,
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.

Hier gilt kein künſtleriſch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maßen;
Der Längſte lege längelang ſich hin,
Ihr andern lüftet rings umher den Raſen!
Wie man's für unſre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palaſt ins enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren

(mit nechiſchen Geberden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht, das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging,
Da rührten ſich meine Füße.

Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen!

Fauſt

(aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten).

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Gränze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (bei Seite).

Du biſt doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereiteſt ſchon Neptunen,
Dem Waſſerteufel, großen Schmaus.
In jeder Art ſeyd ihr verloren;
Die Elemente ſind mit uns verſchworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Er.

Blumen ſah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehlteſt mir, aber du fehlteſt der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte los ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die ſie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Hauf', und ließ ſie verwelken.
Siehſt du? da hangen ſie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behauſung;
Keiner der Eitelſten ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat je mich beſucht, und Keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Venia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Faust.

Aufseher!

Mephistopheles.

Hier!

Faust.

Wie es auch möglich sey,
Arbeiter schaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, presse bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben,
Wie sich verlängt der unternommne Graben.

Mephistopheles (halb laut).

Man spricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Faust.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen!
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umringen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

(Faust sinkt zurück, die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephistopheles.

Ihn sättigt keine Lust, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;
Den letzten, schlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünscht ihn fest zu halten.
Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr steht still —

Chor.

Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephistopheles.

Er fällt; es ist vollbracht!

Chor.

Es ist vorbei!

Mephistopheles.

Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei!" Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewigleere.

Grablegung.

Lemur. Sole.

Wer hat das Haus so schlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Ober.

Dir, rumpfer Gast im hänfnen Gewand,
Ist's viel zu gut gerathen.

Lemur. Sole.

Wer hat den Saal so schlecht versorgt?
Wo blieben Tisch und Stühle?

Lemuren. Ober.

Es war auf kurze Zeit geborgt,
Der Gläubiger sind so viele.

Mephistopheles.

Der Körper liegt und will der Geist entfliehen,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel. —
Doch leider! hat man jetzt so viele Mittel
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege stößt man an,
Auf neuem sind wir nicht empfohlen;
Sonst hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.
Uns geht's in allen Dingen schlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus;
Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
Schnapps! hielt ich sie in fest verschloss'nen Klauen.
Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
Des schlechten Leichnams eles Haus nicht lassen:
Die Elemente, die sich hassen,
Die treiben sie am Ende schmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das ist die leidige Frage:
Der alte Tod verlor die rasche Kraft,

Das Ob? sogar ist lange zweifelhaft;
Oft sah ich lüstern auf die starren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte sich wieder.
(Phantastisch-Flügelmännische Beschwörungsgeberden.)
Nur frisch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne!
Vom alten Teufelsschrot und Korne,
Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standsgebühr und Würden schlingt sie ein;
Doch wird man auch bei diesem letzten Spiele
Ins künftige nicht so bedenklich seyn.
(Der gräuliche Höllenrachen thut sich links auf.)
Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ew'ger Gluth.
Die rothe Brandung schlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an;
Doch kolossal zerknirscht sie die Hyäne,
Und sie erneuen ängstlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erschrecklichstes im engsten Raum!
Ihr thut sehr wohl, die Sünder zu erschrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.
(Zu den Dickteufeln vom kurzen, geraden Horne.)
Nun, wanstige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht so recht von Höllenschwefel feist;
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln;
Die rupft ihr aus, so ist's ein garstiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich sie besiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuerwirbelsturm.
Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das ist eure Pflicht:

Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel ist sie gern zu Haus;
Nehmt es in Acht, sie wischt euch dort heraus.
(Zu den Türrteufeln vom langen, krummen Horne.)
Ihr Firlefanze, flügelmännische Riesen!
Greift in die Luft, versucht euch ohne Rast:
Die Arme strack, die Klauen scharf gewiesen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es ist ihr sicher schlecht im alten Haus,
Und das Genie, es will gleich obenaus.

Gloria von oben, rechts.

Himmlische Heerschaar.

Folget Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Fluges!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben!
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Mephistopheles.

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper;
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag:
Es ist das dümmlich mädchenhafte Gestümper,
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung sannen menschlichem Geschlecht:
Das Schändlichste was wir erfunden,
Ist ihrer Andacht eben recht.
Sie kommen gleißnerisch, die Laffen!
So haben sie uns manchen weggeschnappt —
Betrügen uns mit unsern eignen Waffen;

Es sind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
Ans Grab heran und haltet fest am Ranke!

Chor der Engel (Rosen streuend).

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbeflügelte,
Knospenentsiegelte,
Eilet zu blühn.
Frühling entsprieße,
Purpur und Grün!
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin.

Mephistopheles (zu den Satanen).

Was muckt und zuckt ihr? ist das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt sie streuen,
An seinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl, mit solchen Blümeleien
Die heißen Teufel einzuschneien;
Das schmilzt und schrumpft vor eurem Hauch.
Nun pustet, Püstriche! — Genug, genug!
Vor eurem Brodem bleicht der ganze Flug.
Nicht so gewaltsam! schließet Maul und Nasen!
Fürwahr, ihr habt zu stark geblasen.
Taß ihr doch nie die rechten Maße kennt!
Das schrumpft nicht nur, es bräunt sich, dorrt, es brennt!
Schon schwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, drängt euch fest zusammen! —
Die Kraft erlischt! dahin ist aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen die seligen,
Flammen die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,

Wonne bereiten sie,
Herz wie es mag.
Worte die wahren,
Aether im Klaren,
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag!

Mephistopheles.

O Fluch! o Schande solchen Tröpfen!
Satane stehen auf den Köpfen!
Die Plumpen schlagen Rad auf Rad
Und stürzen äffchlings in die Hölle.
Gesegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —

(Sich mit den schwebenden Resen herumschlagend.)

Irrlichter, fort! Du! leuchte noch so stark,
Du bleibst gehascht ein ekler Gallert-Quark.
Was flatterst du? Willst du dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Chor der Engel.

Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden;
Was euch das Innre stört,
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müssen wir tüchtig seyn;
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephistopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt!
Ein überteufisch Element!
Weit spitziger als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr so ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die, verschmäht,
Verdrehten Halses nach der Liebsten späht.
Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geschwornen Streite!

Der Anblick war mir sonst so feindlich scharf.
Hat mich ein Fremdes durch- und durchgedrungen?
Ich mag sie gerne sehn, die allerliebsten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören lasse,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich hasse,
Die kommen mir doch gar zu lieblich vor! —
Ihr schönen Kinder laßt mich wissen,
Seyd ihr nicht auch von Lucifers Geschlecht?
Ihr seyd so hübsch, fürwahr ich möcht' euch küssen:
Mir ist's als kommt ihr eben recht.
Es ist mir so behaglich, so natürlich,
Als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn!
So heimlich-lüstchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick aufs neue schöner schön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen schon, warum weichst du zurück?
Wir nähern uns, und wenn du kannst, so bleib.

(Die Engel nehmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephistopheles

(der ins Proscenium gedrängt wird).

Ihr scheltet uns verdammte Geister,
Und seyd die wahren Hexenmeister;
Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Ist dieß das Liebeselement?
Der ganze Körper steht in Feuer;
Ich fühle kaum, daß es im Nacken brennt. —
Ihr schwanket hin und her; so senkt euch nieder!
Ein bischen weltlicher bewegt die holden Glieder!
Fürwahr, der Ernst steht euch recht schön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln sehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine so, wie wenn Verliebte blicken,

Ein kleiner Zug am Mund, so ist's gethan.
Dich langer Bursche, dich mag ich am liebsten leiden:
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
So sieh mich doch ein wenig lüstern an!
Auch könntet ihr anständig nackter gehen;
Das lange Faltenkleid ist übersittlich. —
Sie wenden sich! — Von hinten anzusehen,
Die Racker sind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die sich verdammen,
Heile die Wahrheit,
Daß sie vom Bösen
Froh sich erlösen,
Um in dem Allverein
Selig zu seyn.

Mephistopheles (sich fassend)

Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut
Und triumphirt zugleich, wenn er sich ganz durchschaut,
Wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut.
Gerettet sind die edlen Teufelstheile!
Der Liebespuk, er wirft sich auf die Haut.
Schon ausgebrannt sind die verruchten Flammen,
Und, wie es sich gehört, fluch' ich euch allzusammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben,
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt,
Hebt euch und preist!
Luft ist gereinigt,
Athme der Geist!

(Sie erheben sich. Faustens Unsterbliches entführend.)

Mephistopheles (sich umsehend).

Doch wie? — wo sind sie hingezogen?
Unmündiges Volk, du hast mich überrascht!
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben sie an dieser Gruft genascht!
Mir ist ein großer, einziger Schatz entwendet:
Die hehe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen;
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan:
Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.
Und hat mit diesem kindischtollen Ding
Der Klugerfahrne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.

Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten
(gebirgauf vertheilt, gelagert zwischen Klüften).

Chor und Echo.

Waldung, sie schwankt heran,
Felsen, sie lasten dran,
Wurzeln, sie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge spritzt,
Höhle die tiefste schützt;
Löwen sie schleichen stumm
Freundlich um uns herum,

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt.

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein,

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume.

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Gerieſel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwei'n, ſtellt auch der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Reſt!

Sie.

Nun ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus
(auf- und abschwebend)

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich.
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich,
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus
(tiefe Regien)

Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie strack, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.
Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund!
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederschlug
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug —
Sind Liebesboten, sie verkünden
Was ewig schaffend uns umwallt.

Mein Innres mög' es auch entzünden,
Wo ſich der Geiſt, verworren, kalt,
Verquält in ſtumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeſchloſſ'nem Kettenſchmerz.
O Gott! beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz!

Pater Seraphicus
(mittlere Region).

Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar!
Ahn' ich was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchaar.

Chor ſeliger Knaben.

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir ſind?
Glücklich ſind wir; allen, allen
Iſt das Daſeyn ſo gelind.

Pater Seraphicus.

Knaben, Mitternachts-Geborne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn!
Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt ihr wohl; ſo naht euch nur!
Doch von ſchroffen Erdewegen,
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und ergemäß Organ;
Könnt ſie als die euren brauchen,
Schaut euch dieſe Gegend an!

(Er nimmt ſie in ſich.)

Das ſind Bäume, das ſind Felſen,
Waſſerſtrom, der abeſtürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den ſteilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das ist mächtig anzuschauen;
Doch zu düster ist der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höherm Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weise,
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Aether waltet;
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor seliger Knaben

(um die höchsten Gipfel kreisend).

Hände verschlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt euch und singet
Heil'ge Gefühle drein!
Göttlich belehret,
Dürft ihr vertrauen,
Den ihr verehret,
Werdet ihr schauen.

Engel

(schwebend in der höhern Atmosphäre. Faustens Unsterbliches tragend).

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel.

Jene Rosen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Diesen Seelenschatz erbeuten.
Böse wichen als wir streuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenstrafen
Fühlten Liebesqual die Geister:
Selbst der alte Satansmeister
War von spitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet a es ist gelungen!

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden;
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Die jüngern Engel.

Nebelnd um Felsenhöh'
Spür ich so eben,
Regend sich in der Näh'
Ein Geisterleben.
Die Wölkchen werden klar;
Ich seh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis gesellt,

Die sich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sey er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn,
Diesen gesellt!

Die seligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus

(in der höchsten reinlichsten Zelle.)

Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben.
Dort ziehen Frauen vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mittenin
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich seh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimniß schauen.
Billige was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unser Muth,
Wenn du hehr gebietest;

Plötzlich mildert sich die Gluth,
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, ehrenwürdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig!

Um sie verschlingen
Sich leichte Wölkchen;
Sind Büßerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um ihre Kniee
Den Aether schlürfend,
Gnade berürfend.

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.
In die Schwachheit hingerafft,
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem, glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Oden?

Mater gloriosa schwebt einher.

Chor der Büßerinnen.

Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche;
Vernimm das Flehen,
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII. 36)

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes

Thränen ließ zum Balsam fließen,
Trotz des Phariſäer-Hohnes;
Beim Gefäße, das ſo reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die ſo weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV.)

Bei dem Brunn, zu dem ſchon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft' berühren;
Bei der reinen, reichen Quelle,
Die nun dorther ſich ergießet,
Ueberflüſſig, ewig helle
Rings durch alle Welten fließet! —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum)

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurückeſtieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüſten blieb;
Bei dem ſeligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederſchrieb! —

Zu drei.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerſt,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten ſteigerſt,
Gönn' auch dieſer guten Seele,
Die ſich einmal nur vergeſſen,
Die nicht ahnte, daß ſie fehle,
Dein Verzeihen angemeſſen!

Una Poenitentium
(sonst Gretchen genannt, sich anschmiegend)

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben
(in Kreisbewegung sich nähernd).

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lehrchören:
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerin (sonst Gretchen genannt)

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir, ihn zu belehren!
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater gloriosa.

Komm! hebe dich zu höhern Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.

Doctor Marianus (auf dem Angesicht anbetend).

Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Zarten,

Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten!
Werde jeder bessre Sinn
Dir zum Dienst erbötig!
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüht ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung,
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täuſche verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinnrung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Iphigenie auf Tauris	1
Torquato Taſſo	81
Die natürliche Tochter	199
Elpenor	311

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel.

Personen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:
Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt

Iphigenie (allein).

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſtenmal beträte,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg.
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften.

Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
Zu Haus und in dem Kriege herrſcht der Mann,
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie enggebunden iſt des Weibes Glück!
Scheu einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt: wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!
So hält mich Theas hier, ein edler Mann,
In ernſten, heil'gen Sklavenbanden feſt.
O wie beſchämt geſteh' ich, daß ich dir
Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir meiner Retterin! Mein Leben ſollte
Zu freiem Dienſte dir gewidmet ſeyn.
Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verſtoßne Tochter,
In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus', wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängſtigteſt,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach ſeinem Vaterland zurückbegleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die ſchönen Schätze, wohl erhalten haſt,
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König sendet mich hierher und heut
Der Priesterin Dianens Gruß und Heil.
Dieß ist der Tag, da Tauris seiner Göttin
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König und dem Heer,
Zu melden daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir sind bereit sie würdig zu empfangen,
Und unsre Göttin sieht willkommnem Opfer
Von Thoas' Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O könnt' ich auch den Blick der Priesterin,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll dein Innerstes;
Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Brust.
So lang' ich dich an dieser Stätte kenne,
Ist dieß der Blick, vor dem ich immer schaudre:
Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
Ins Innerste des Busens dir geschmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſ'ten ziemt.

Arkas.

Scheinst du dir hier vertrieben und verwaiſ't?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?

Arkas.

Und dir ist fremd das Vaterland geworden.

Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir brittiſches Dichter-Gebild.
Trobteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu dringen ſtrebten; leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit eh'rner Fauſt entzwei. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeihn
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luſt
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich ſo unglücklich nennen willſt,
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt ihr ſtets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut;
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als dich ein tief geheimnißvolles Schickſal
Vor ſo viel Jahren dieſem Tempel brachte,
Kam Thoas dir, als einer Gottgegebnen,
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen,
Und dieſes Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden ſonſt voll Grauſens war,
Weil niemand unſer Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht,
Nach altem Brauch, ein blutig Opfer, fiel.

Iphigenie.

Frei athmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben iſt's, das an der heil'gen Stätte,

Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß? Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert?
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dieß Frauenschicksal ist vor allen mein's.

Arbas.

Den edlen Stolz, daß du dir selbst nicht gnügest,
Verzeih' ich dir, so sehr ich dich bedaure;
Er raubet den Genuß des Lebens dir.
Du hast hier nichts gethan seit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr,
Mit sanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewissen Tod
Ins Vaterland so oft zurückgeschickt?
Hat nicht Diane, statt erzürnt zu seyn,
Daß sie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein sanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umschwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht sogar voraus?
Und fühlt nicht jeglicher ein besser Loos,
Seitdem der König, der uns weis' und tapfer
So lang' geführet, nun sich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert?
Das nennst du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst,

Und an dem unwirthbaren Todesufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitest?

Iphigenie.

Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.

Arkas.

Doch lobſt du den, der was er thut nicht ſchätzt?

Iphigenie.

Man tadelt den, der ſeine Thaten wägt.

Arkas.

Auch den, der wahren Werth zu ſtolz nicht achtet,
Wie den, der falſchen Werth zu eitel hebt.
Glaub' mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben iſt:
Wenn heut der König mit dir redet, ſo
Erleichtr' ihm, was er dir zu ſagen denkt.

Iphigenie.

Du ängſteſt mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich ſeinem Antrag mühſam aus.

Arkas.

Bedenke was du thuſt und was dir nützt.
Seitdem der König ſeinen Sohn verloren,
Vertraut er wenigen der Seinen mehr,
Und dieſen wenigen nicht mehr wie ſonſt.
Mißgünſtig ſieht er jedes Edlen Sohn
Als ſeines Reiches Folger an, er fürchtet
Ein einſam hülflos Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufſtand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe ſetzt ins Reden keinen Vorzug,
Am wenigſten der König. Er, der nur
Gewohnt iſt zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunſt von weitem ein Geſpräch
Nach ſeiner Abſicht langſam fein zu lenken.
Erſchwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein verſetzlich Mißverſtehen. Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beschleunigen was mich bedroht?

Arkas.

Willst du sein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es ist die schrecklichste von allen mir.

Arkas.

Gieb ihm für seine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.

Arkas.

Warum verschweigst du deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.

Arkas.

Dem König sollte nichts Geheimniß seyn!
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch,
Und fühlt es tief in seiner großen Seele,
Daß du sorgfältig dich vor ihm verwahrst.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arkas.

So scheint es fast. Zwar schweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß seine Seele fest den Wunsch
Ergriffen hat dich zu besitzen. Laß,
O überlaß ihn nicht sich selbst, damit
In seinem Busen nicht der Unmuth reife
Und dir Entsetzen bringe, du zu spät
An meinen treuen Rath mit Reue denkest!

Iphigenie.

Wie? Sinnt der König, was kein edler Mann,
Der seinen Namen liebt und dem Verehrung
Der Himmlischen den Busen bändiget,
Je denken sollte? Sinnt er vom Altar
Mich in sein Bette mit Gewalt zu ziehn?

So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entſchloßne Göttin, an,
Die ihren Schutz der Prieſterin gewiß,
Und Jungfrau einer Jungfrau gern gewährt.

Arkas.

Sey ruhig! Ein gewaltſam neues Blut
Treibt nicht den König, ſolche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er ſinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird;
Denn ſeine Seel' iſt feſt und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, ſey ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannſt.

Iphigenie.

O ſage, was dir weiter noch bekannt iſt.

Arkas.

Erfahr's von ihm. Ich ſeh' den König kommen;
Du ehrſt ihn, und dich heißt dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt. (Ab.)

Iphigenie (allein).

Zwar ſeh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen ſoll;
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für ſeine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünſche mir, daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit ſagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit königlichen Gütern ſegne dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm

Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunsches Fülle dir!
Daß, der du über viele sorgend herrschest,
Du auch vor vielen seltnes Glück genießest!

Thoas.

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der ist am glücklichsten, er sey
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.
Du nahmest Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, besten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geist besaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerstört, mein Sohn gerochen ist,
Bleibt mir zu Hause nichts, das mich ergötze.
Der fröhliche Gehorsam, den ich sonst
Aus einem jeden Auge blicken sah,
Ist nun von Sorg' und Unmuth still gedämpft.
Ein jeder sinnt, was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderlosen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in diesen Tempel, den
Ich oft betrat, um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunsch
Trag' ich im Busen, der auch dir nicht fremd,
Noch unerwartet ist: ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bietest du zu viel,
O König, an. Es steht die Flüchtige
Beschämt vor dir, die nichts an diesem Ufer
Als Schutz und Ruhe sucht, die du ihr gabst.

Thoas.

Daß du in das Geheimniß deiner Abkunft
Vor mir, wie vor dem Letzten stets dich hüllest,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer schreckt die Fremden: das Gesetz
Gebietet's und die Noth. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfangner Gast, nach eignem Sinn
Und Willen ihres Tages sich erfreut,
Von dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für seine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg ich meiner Eltern Namen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtraun. Denn vielleicht, ach! wüßtest du,
Wer vor dir steht, und welch verwünschtes Haupt
Du nährst und schützest, ein Entsetzen faßte
Dein großes Herz mit seltnem Schauer an,
Und statt die Seite deines Thrones mir
Zu bieten, triebest du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche; stießest mich vielleicht,
Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht ist,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von seinem Haus Vertriebnen überall
Mit kalter, fremder Schreckenshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit dir sey,
Und was sie deinem Haus und dir gedenken,
So fehlt es doch, seitdem du bei uns wohnst
Und eines frommen Gastes Recht genießest,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte schwer zu überreden seyn,
Daß ich an dir ein schuldvoll Haupt beschütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gast.

Thoas.

Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Weigern:
Es fordert dieß kein ungerechter Mann.
Die Göttin übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warst, so warst du's mir.
Auch sey ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,
So sprech' ich dich von aller Forderung los.
Doch ist der Weg auf ewig dir versperrt,
Und ist dein Stamm vertrieben oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöscht,
So bist du mein durch mehr als Ein Gesetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein langverschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken: denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens sichre Wohnung, schadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht.

Thoas.

Du sprichst ein großes Wort gelassen aus.
Nennst du den deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Ist's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An dessen alterfahrnen, vielen Sinn
Verknüpfenden Gesprächen Götter selbst,
Wie an Orakelsprüchen, sich ergötzten?

Iphigenie.

Er ist es; aber Götter sollten nicht
Mit Menschen, wie mit ihres Gleichen, wandeln;
Das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach
In ungewohnter Höhe nicht zu schwindeln.

Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen
Des großen Dom'rers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht
War streng, und Dichter singen: Uebermuth
Und Untreu' stürzten ihn von Jovis Tisch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach! und sein ganz Geschlecht trug ihren Haß.

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band:
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick:
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und gränzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der Gewaltigwollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das schönste Weib,
Oenomaus' Erzeugte, Hippodamien.
Sie bringt den Wünschen des Gemahls zwei Söhne,
Thyest und Atreus. Neidisch sehen sie
Des Vaters Liebe zu dem ersten Sohn,
Aus einem andern Bette wachsend, an.
Der Haß verbindet sie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erste That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt
Sich selbst. —

Thoas.

Du schweigest? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertraun dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Aus Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer:
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wuth und Rache
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wähnend,
Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfährt er, wer vor seinen trunknen Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgültig und versöhnt, und lockt den Bruder
Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie,
Und setzt die eckle, schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme

Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so riefst du, Alles und Jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser,
Aus der bewölkten Kluft, schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;

Der Knaben an des Saales Thüre ſchen
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinſend
Ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin. —
Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht, o König:
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleiſe.
Dieß ſind die Ahnherrn deiner Prieſterin:
Und viel unſeliges Geſchick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit ſchweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämmrung ſehn.

Thoas.

Verbirg ſie ſchweigend auch. Es ſey genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von dieſem wilden Stamme du entſprangſt.

Iphigenie.

Des Atreus ält'ſter Sohn war Agamemnon:
Er iſt mein Vater. Doch ich darf es ſagen,
In ihm hab' ich ſeit meiner erſten Zeit
Ein Muſter des vollkommnen Manns geſehn.
Ihm brachte Klytämneſtra mich, den Erſtling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrſchte
Der König, und es war dem Hauſe Tantals
Die lang' entbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieſer Wunſch erfüllt
Daß zwiſchen beiden Schweſtern nun Oreſt
Der Liebling wuchs, als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.
Der Ruf des Krieges iſt zu euch gekommen,
Der, um den Raub der ſchönſten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie

Auf günſt'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas' Mund des Königs ält'ſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich ins Lager;
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt:
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter, als der Unbekannten.
Ich wiederhole meinen erſten Antrag:
Komm, folge mir und theile was ich habe!

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht,
Und ſie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug geſtraft, vielleicht
Zur ſchönſten Freude ſeines Alters hier.
Vielleicht iſt mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefeſſelt?
Ein Zeichen bat ich, wenn ich bleiben ſollte.

Thoas.

Das Zeichen iſt, daß du noch hier verweilſt.
Such' Ausflucht ſolcher Art nicht ängſtlich auf.
Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen;
Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt.
Und sagst du dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge.
O sendetest du mich auf Schiffen hin,
Du gäbest mir und allen neues Leben.

Thoas.

So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt,
Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft! Sey ganz ein Weib und gieb
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt!
Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt,
Hält vom Verräther sie kein heilig Band,
Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Gluth,
So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk, o König, deines edeln Wortes!
Willst du mein Zutraun so erwiedern? Du
Schienst vorbereitet alles zu vernehmen.

Thoas.

Aufs Ungehoffte war ich nicht bereit;
Doch sollt' ich's auch erwarten; wußt' ich nicht
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht.
Nicht herrlich wie die euern, aber nicht

Unedel ſind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du ſelber kenne.
Du wähneſt, unbekannt mit dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringſt du in mich, daß ich mich fügen ſoll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß ſie mir
Die Feſtigkeit gegeben, dieſes Bündniß
Nicht einzugehen, das ſie nicht gebilligt.

Thoas.

Es ſpricht kein Gott; es ſpricht dein eignes Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unſer Herz zu uns.

Thoas.

Und hab' ich, ſie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überbrauſt der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.

Die Prieſterin vernimmt ſie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern merke ſie der Fürſt.

Thoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tiſch bringt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie.

So
Büß' ich nun das Vertraun, das du erzwangſt.

Thoas.

Ich bin ein Menſch; und beſſer iſt's, wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sey Prieſterin
Der Göttin, wie ſie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane, daß ich ihr,
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf,
Die alten Opfer vorenthalten habe.

Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer;
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.
Nur du hast mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hattest mir die Sinnen eingewiegt;
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab' ichs nie begehrt.
Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst willkommner, als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leichtbeweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu' deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes bringen, sind in meiner Hand.
Mit diesen nehme deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hierher; du weißt den Dienst.

Vierter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Du haſt Wolken, gnädige Retterin,
Enzuhüllen unſchuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geſchick ſie
Aus den Armen über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken,
Und wohin es dir gut dünkt, zu tragen.
Weiſe biſt du und ſieheſt das Künftige:
Nicht vorüber iſt dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen,
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weit verbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anſchaun
Eine Weile gönnen und laſſen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt.

Es iſt der Weg des Todes den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apollen bat, das gräßliche
Geleit der Rachegeiſter von der Seite
Mir abzunehmen, ſchien er Hülf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter,
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen,
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und nun erfüllet ſich's, daß alle Noth
Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zuſammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen!
Und ſollen Atreus' Enkel in der Schlacht
Ein ſiegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater
Als Opferthier im Jammertode bluten:
So ſey es! Beſſer hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh, ihr Unterird'ſchen,
Die nach dem Blut ihr, das von meinem Tritte
Hernieder träufelnd meinen Pfad bezeichnet,

Wie losgelaßne Hunde spürend hetzt.
Laßt mich, ich komme bald zu euch hinab;
Das Licht des Tags soll euch nicht sehn, noch mich.
Der Erde schöner grüner Teppich soll
Kein Tummelplatz für Larven seyn. Dort unten
Such' ich euch auf: dort bindet alle dann
Ein gleich Geschick in en'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld
Und meines Bluts unschuldigen Genossen,
Wie ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Giebt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Orest, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich sinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der schwarzen Nacht zu führen scheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich sinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltsam. Wenn die Priesterin
Schon, unsere Locken weihend abzuschneiden
Die Hand erhebt, soll dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke seyn. Erhebe
Von diesem Unmuth deine Seele; zweifelnd
Beschleunigest du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort, im Heiligthum der Schwester
Sey Trost und Hülf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte sind nicht doppelsinnig,
Wie der Gedrückte sie im Unmuth wähnt.

Orest.

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter schon mir um das zarte Haupt,
Und so wuchs ich herauf, ein Ebenbild

Des Vaters, und es war mein stummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn still Elektra, meine Schwester,
Am Feuer in der tiefen Halle saß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schooß,
Und starrte, wie sie bitter weinte, sie
Mit großen Augen an. Dann sagte sie
Von unserm hohen Vater viel: wie sehr
Verlangt' ich ihn zu sehn, bei ihm zu seyn!
Mich wünscht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.

O laß von jener Stunde
Sich Höllengeister nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit
Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde;
Sie haben noch auf dich gezählt; sie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orcus ging.

Orest.

O wär' ich, seinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades.

So haben die, die dich erhielten,
Für mich gesorgt: denn was ich worden wäre,
Wenn du nicht lebtest, kann ich mir nicht denken,
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Orest.

Erinnre mich nicht jener schönen Tage,
Da mir dein Haus die freie Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halberstarrte junge Blüthe pflegte;
Da du ein immer munterer Geselle,

Gleich einem leichten, bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukeltest,
Mir deine Luft in meine Seele spieltest,
Daß ich, vergessend meiner Noth, mit dir
In rascher Jugend hingerissen schwärmte.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Orest.

Sag': meine Noth begann, und du sprichst wahr.
Das ist das Aengstliche von meinem Schicksal,
Daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage;
Daß, wo ich den gesundsten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tods verrathen.

Pylades.

Der nächste wär' ich diesen Tod zu sterben,
Wenn je dein Hauch, Orest, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Lust?
Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten.

Orest.

Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg und Thäler rannten, und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften,
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,

Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! Das Mädchen
Wachſ't zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. —
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.

Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön was unsre Väter thaten,
Wenn es in stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft:
Und was wir thun, ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von sich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß sie so früh durch dich so viel gethan.

Orest.

Wenn sie dem Menschen frohe That bescheeren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er sein Reich vermehrt, die Gränzen sichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn;
Dann mag er danken, denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt.
Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandthat schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,

Und ich, der Letzte, soll nicht schuldlos, soll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt.

Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt.

So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu' was ſie dir gebieten und erwarte.
Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin,
Und wohnen beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk das edel denkt;
So wird für dieſe That das hohe Paar
Dir gnädig ſeyn, ſie werden aus der Hand
Der Unterird'ſchen dich erretten. Schon
In dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt.

So hab' ich wenigſtens geruh'gen Tod.

Pylades.

Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſcheh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im Stillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diane ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt,
Uns wird ſie auferlegt, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.

Mit ſeltner Kunſt flichtſt du der Götter Rath
Und deine Wünſche klug in Eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich ſcheint, zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Oreſt.

Bin ich beſtimmt zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Orten reißt, er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen ſprudelnd, ewig mich befleckt.

Pylades.

Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel
Und nimmſt das Amt der Furien auf dich.
Laß mich nur ſinnen, bleibe ſtill! Zuletzt
Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich dich auf, und beide ſchreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Oreſt.

Ich hör' Ulyſſen reden.

Pylades.

Spotte nicht!
Ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich geſtehn,
Mir ſcheinen Liſt und Klugheit nicht den Mann
Zu ſchänden, der ſich kühnen Thaten weiht.

Orest.

Ich schätze den, der tapfer ist und grad.

Pylades.

Drum hab' ich keinen Rath von dir verlangt.
Schon ist ein Schritt gethan. Den unsern Wächtern
Hab' ich bisher gar vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Gesetz gefesselt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt sie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet, sie entspringe
Vom Stamm der Amazonen, sey gelobt,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Orest.

Es scheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löst den alten Brauch
Von seinen Fesseln los, uns zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib ist! denn ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit und macht sich auch zuletzt
Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz,
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt stät auf Einem Sinn,
Den sie gefaßt. Du rechnest sicherer
Auf sie im Guten wie im Bösen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unsre Namen nennen, unser Schicksal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertraun. Du gehst,
Und eh' sie mit dir spricht, treff' ich dich noch.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du seyst und kommst, o Fremdling, sprich!
Mir scheint es, daß ich eher einem Griechen
Als einem Scythen dich vergleichen soll.

(Sie nimmt ihm die Ketten ab.)

Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab was euch bedroht!

Pylades.

O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir diese Freude
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergessen hab' ich einen Augenblick,
Wie sehr ich dein bedarf, und meinen Geist
Der herrlichen Erscheinung zugewendet.
O sage, wenn dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe schließt, aus welchem unsrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählst.

Iphigenie.

Die Priesterin, von ihrer Göttin selbst
Gewählet und geheiligt, spricht mit dir.
Das laß dir gnügen; sage, wer du seyst
Und welch unselig waltendes Geschick
Mit dem Gefährten dich hierher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Uebel
Mit lastender Gesellschaft uns verfolgt.
O könntest du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch so leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta sind wir, Söhne des Adrast:

Ich bin der jüngste, Cephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteste
Des Hauses. Zwischen uns stand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte schon im Spiel
Der ersten Jugend Einigkeit und Lust.
Gelassen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja stritt;
Doch als er heutereich zurücke kam
Und kurz darauf verschied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geschwister.
Ich neigte mich zum Aelt'sten. Er erschlug
Den Bruder. Um der Blutschuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch diesem wilden Ufer sendet uns
Apoll, der Delphische, mit Hoffnung zu.
Im Tempel seiner Schwester hieß er uns
Der Hülfe segensvolle Hand erwarten.
Gefangen sind wir und hierher gebracht,
Und dir als Opfer dargestellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Theurer Mann, versichr' es mir!

Pylades.

Es liegt. O sichre du uns Rettung zu!
Beschleunige die Hülfe, die ein Gott
Versprach! Erbarme meines Bruders dich!
O sag' ihm bald ein gutes holdes Wort;
Doch schone seiner, wenn du mit ihm sprichst,
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerstes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnsinn fällt ihn an,
Und seine schöne, freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück ist, beschwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerstand,
Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unsrer Besten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit seinem schönen Freunde.

Iphigenie.

So seyd ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax Telamens,
Sie sahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie (für sich).

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn! O hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch selig sind die Tausende, die starben
Den bittersüßen Tod von Feindeshand!
Denn wüste Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rücklehrenden statt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menschen Stimme nicht zu euch?
So weit sie reicht, trägt sie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten, die geschahn.
So ist der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytämnestra hat
Mit Hülf Aegisthens den Gemahl berückt,
Am Tage seiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja, du verehrest dieses Königshaus!
Ich seh' es, deine Brust bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Bist du die Tochter eines Freundes? bist
Du nachbarlich in dieser Stadt geboren?

Verbirg' es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der erste diese Gräuel melde.

Iphigenie.

Sag' an, wie ward die schwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage seiner Ankunft, da der König,
Vom Bad erquickt und ruhig sein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, stieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künstlich sich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze sich
Vergebens zu entwickeln strebte, schlug
Aegisth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten dieser große Fürst.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverschworne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er schon besaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böse Lust?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König sie?

Pylades.

Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,
Die ält'ste Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und sie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dieß, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief ins Herz geprägt, daß sie dem Werben

Aegisthens sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang.

Iphigenie (sich verhüllend).

Es ist genug! Du wirst mich wiedersehn.

Pylades (allein).

Von dem Geschick des Königshauses scheint
Sie tief gerührt. Wer sie auch immer sey,
So hat sie selbst den König wohl gekannt,
Und ist, zu unserm Glück, aus hohem Hause
Hierher verkauft. Nur stille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegensteuern.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löse deine Bande
Zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Ist, wie der letzte lichte Lebensblick
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,
Daß ihr verloren seyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es sey, darf euer Haupt,
So lang' ich Priesterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie sie der aufgebrachte König fordert,
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunsch allein euch beizustehn.
O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter streifte,
Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen:
Wie soll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegenbringet und das innre Herz
Mit neuer, schöner Hoffnung schmeichelnd labet!

Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter Geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Denn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.

Orest.

Verbirgst du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?

Iphigenie.

Du sollst mich kennen. Jetzo sag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die, von Troja kehrend,
Ein hartes, unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinn' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Iliens herabgesendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegisthens Tücke?

Orest.

Du sagst's!

Iphigenie.

Weh dir, unseliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen, wilden Händen ausgesä't!
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders schnell
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, bestimmt des Vaters Rächer
Dereinst zu seyn, wie ist Orest dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick

Mit des Avernus Netzen ihn umschlungen?
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Orest.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.

Orest.

Bist du gastfreundlich diesem Königshause,
Bist du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine schöne Freude mir verräth,
So bändige dein Herz und halt' es fest!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen seyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest.

Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Orest, Elektra leben.

Orest.

Und fürchtest du für Klytämnestren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Orest.

Auch schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergoß sie wenig wüthend selbst ihr Blut?

Orest.

Nein! doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger sinne.

Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunklen Schwingen um das bange Haupt.

Orest.

So haben mich die Götter ausersehn
Zum Boten einer That, die ich so gern
Ins klanglos dumpfe Höhlenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder; Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande
Der Freundschaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier des Königs Tod
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,
Erreichen sie Mycen, als Krächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
Die Königin; sie treten in das Haus.
Elektren giebt Orest sich zu erkennen;
Sie bläst der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoss'nen Blutes oft gewaschnen Boden
Mit blassen, ahnungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch-elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgewordnen Mutter warteten.

Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wüthete.
Und Klytämnestra fiel durch Sohneshand.

Iphigenie.

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebet,
Habt ihr mir darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger, frommer Klarheit
Zu euren Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglückse'gen! Sprich mir von Orest!

Orest.

O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und rief der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie horchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesä'ten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.

Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur, um neu zu schrecken, Rast.

Iphigenie.

Unseliger, du bist in gleichem Fall,
Und fühlst was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orest.

Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngster Bruder schon.

Orest.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, sinnreich und der List gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwischen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sey er willkommen!
Wer du auch seyst, so wünsch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier!
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im schönen Griechenland
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(Er entfernt sich.)

Iphigenie.

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,

Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt, denn ihm muß wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichthum ist — so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte:
Und wehe dem, der ungeduldig sie,
Ertrotzend saure Speise, sich zum Tod
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

Orest (tritt wieder zu ihr).

Rufst du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesell'st, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Orest.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen,
Du birgst ihn nicht vorm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den eh'rnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da

Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlass' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Orest.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Orest.

Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Hast du Elektren, Eine Schwester nur?

Orest.

Die Eine kannt' ich; doch die ält'ste nahm
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,
Bei Zeiten aus dem Elend unsres Hauses.
O laß dein Fragen, und geselle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen
Von unsres Hauses Schreckensbrande still
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Vorsätzlich angefacht, mit Höllenschwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Busens leise wehend kühlen.
Orest, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter so

Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Versteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoss'nen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttin?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Hercules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch ſicher werden.
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Orest.

Ist hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig heil'ge Wuth die Priesterin?

Iphigenie.

O höre mich! O sieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!
O laß mich! laß mich! denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle sprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.
Orest! Orest! Mein Bruder!

Orest.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert strenge Dienerinnen
Und rächet das entweihte Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Brust!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne, zu. Er irrt umher
Auf jenem Felsenpfade; such' ihn auf,
Weis' ihn zurecht und schone meiner!

Iphigenie.

Fasse
Dich, Bruder, und erkenne die Gefundne!
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.
O nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,

Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum. –
Gefangen biſt du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterin die Schweſter.

Oreſt.

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſres Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier? damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick und Leiden friſte!
Gut, Prieſterin! Ich folge zum Altar:
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beſchloſſen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen,
Bekämpfend die verwandte Brut, verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytämneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwungner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bei,
Dem letzten, gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch:
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht Schuld.
Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter.
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,

Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Das Wiederſehn.

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Dieſen Lippen! Warum biſt du mir heute ſo karg?
Geſtern blühte wie heute der Baum; wir wechſelten Küſſe
Tauſendfältig; dem Schwarm Bienen verglichſt du ſie ja,
Wie ſie den Blüthen ſich nahn und ſaugen, ſchweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton ſüßen Genuſſes erſchallt.
Alle noch üben das holde Geſchäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' ſich die Blüthe zerſtreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von geſtern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.
Geſtern, ſagſt du? — Es war, ich weiß, ein köſtliches Geſtern;
Worte verklangen im Wort, Küſſe verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu ſcheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von geſtern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indeſſen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Zerreiße dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen, die hier ſieden, einen Weg!

(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieſes Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?

(Sie entfernt ſich ſuchend.)

Zweiter Auftritt.

Oreſt.

(aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend).

Noch Einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Ruhe ſich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben! —
Welch ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräuſch aus jener Dämmrung ſäuſeln?
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes. — Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen;
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ihn her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache wie das Licht der Sonne?

So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feierlichen Zug mich mischen.

Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt,
Von eurem Stamme der letzte Mann:
Was ihr geſä't, hat er geerntet:
Mit Fluch beladen ſtieg er herab.
Doch leichter träget ſich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euren Kreis! —
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich Thyeſten:
Wir ſind hier alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben ſah! — Biſt du's, mein Vater?
Und führſt die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytämneſtra die Hand dir reichen,
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: Sieh deinen Sohn! —
Seht euren Sohn! Heißt ihn willkommen!
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantalus
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo iſt der Alte? daß ich ihn ſehe,
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß.
Ihr ſcheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seyd ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl Schweſter dir! Noch fehlt Elektra!
Ein güt'ger Gott ſend' uns die Eine
Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab!
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit! komm mit, zu Pluto's Thron,
Als neue Gäſte den Wirth zu grüßen!

Iphigenie.

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendeſt dein jungfräulich Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O laß den Einz'gen, Spätgefundnen mir
Nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen!
Und iſt dein Wille, da du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn
Und ihm durch mich die ſel'ge Hülfe geben,
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

Pylades.

Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter,
Die dich noch feſt, noch lebend halten? Faß
Uns kräftig an; wir ſind nicht leere Schatten.
Merk' auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt theuer,

Und unſre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, ſcheint es, eine günſt'ge Parze ſpinnt.

Oreſt (zu Iphigenien).

Laß mich zum erſtenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig ernſt den lang' erflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windesbrauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet,
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolke trennt! —
O laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die eh'rnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind, der unſre Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie (allein).

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Uebergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einen ruhigen Freund.
O segnet, Götter, unsern Pylades,
Und was er immer unternehmen mag!
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung:
Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges, unerschöpftes Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den staunt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht

Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr, die uns umgiebt.
Jetzt gehn sie, ihren Anschlag auszuführen,
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten,
In einer Bucht versteckt, auf's Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt, was ich dem König
Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach! ich sehe wohl,
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an.
Entdeckt man sie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete sich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit schnellem Schritt.
Es schlägt mein Herz, es trübt sich meine Seele,
Da ich des Mannes Angesicht erblicke,
Dem ich mit falschem Wort begegnen soll.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beschleunige das Opfer, Priesterin!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwischen mich und die Erfüllung stellte.

Arkas.

Was ist's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, dessen wir nicht Meister sind.

Arkas.

So sage mir's, daß ich's ihm schnell vermelde:
Denn er beschloß bei sich der beiden Tod.

Iphigenie.

Die Götter haben ihn noch nicht beschlossen.
Der ältste dieser Männer trägt die Schuld
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen seinen Pfad,
Ja, in dem innern Tempel faßte selbst
Das Uebel ihn, und seine Gegenwart
Entheiligte die reine Stätte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfraun, an dem Meere
Der Göttin Bild mit frischer Welle netzend,
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
Es störe niemand unsern stillen Zug!

Arkas.

Ich melde dieses neue Hinderniß
Dem Könige geschwind; beginne du
Das heil'ge Werk nicht eh bis er's erlaubt.

Iphigenie.

Dieß ist allein der Priest'rin überlassen.

Arkas.

Solch seltnen Fall soll auch der König wissen.

Iphigenie.

Sein Rath wie sein Befehl verändert nichts.

Arkas.

Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.

Iphigenie.

Erbringe nicht, was ich versagen sollte.

Arkas.

Versage nicht, was gut und nützlich ist.

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn du nicht säumen willst.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und schnell mit seinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch eine Botschaft bringen,
Die alles löst'e, was uns jetzt verwirrt;
Denn du hast nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas.

Noch änderst du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das steht nun einmal nicht in unsrer Macht.

Arkas.

Du hältst unmöglich, was dir Mühe kostet.

Iphigenie.

Dir scheint es möglich, weil der Wunsch dich trügt.

Arkas.

Willst du denn alles so gelassen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menschen menschlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas.

Ich sage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet diesen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längst vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienste sein Gemüth.

Ja, mancher, den ein widriges Geschick
An fremdes Ufer trug, empfand es selbst,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieben an der fremden Gränze,
Ein freundlich Menschenangesicht begegnet.
O, wende nicht von uns was du vermagst!
Du endest leicht was du begonnen hast:
Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
Ein Reich sich schneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich selbst und banger Ahnung überlassen,
Des Menschenlebens schwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erschütt're meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannst.

Arkas.

So lang' es Zeit ist, schont man weder Mühe,
Noch eines guten Wortes Wiederhelung.

Iphigenie.

Du machst dir Müh' und mir erregst du Schmerzen;
Vergebens beides: darum laß mich nun!

Arkas.

Die Schmerzen sind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es sind Freunde, Gutes rathen sie.

Iphigenie.

Sie fassen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen sie den Widerwillen nicht.

Arkas.

Fühlt eine schöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was sich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es

An einem Worte der Entschuld'gung nie.
Dem Fürsten sag' ich an, was hier geschehn.
O, wiederholtest du in deiner Seele,
Wie edel er sich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis diesen Tag!

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Von dieses Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Busen
Auf einmal umgewendet. Ich erschrecke! —
Denn wie die Fluth, mit schnellen Strömen wachsend,
Die Felsen überspült, die in dem Sand
Am Ufer liegen, so bedeckte ganz
Ein Freudenstrom mein Innerstes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es schien sich eine Wolke wieder sanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Emporzuheben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt:
Ich horchte nur auf seines Freundes Rath:
Nur sie zu retten drang die Seele vorwärts,
Und wie den Klippen einer wüsten Insel
Der Schiffer gern den Rücken wendet, so
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menschen hier verlasse, mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnst du nun zu schwanken und zu zweifeln?

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber: ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſ't nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnde Klage ſich goß:
O verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite ſich ſchlingt?

Den feſten Boden deiner Einſamkeit
Mußt du verlaſſen! Wieder eingeſchifft,
Ergreifen dich die Wellen ſchaukelnd, trüb'
Und bang verkennſt du die Welt und dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie? daß ich ihr mit ſchnellen Worten
Die frohe Botſchaft unſrer Rettung bringe!

Iphigenie.

Du ſiehſt mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den du mir verſprichſt.

Pylades.

Dein Bruder iſt geheilt! Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freies Herz
Ergab ſich ganz der Freude, ganz der Luſt,
Dich ſeine Retterin und mich zu retten.

Iphigenie.

Geſegnet ſeyſt du, und es möge nie
Von deiner Lippe, die ſo Gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als das; denn ſchön begleitet,
Gleich einem Fürſten, pflegt das Glück zu nahn.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verbargen ſie

Das Schiff und saßen traurig und erwartend.
Sie sahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und sie baten dringend
Der Abfahrt Stunde zu beschleunigen.
Es sehnet jede Faust sich nach dem Ruder,
Und selbst ein Wind erhob vom Lande lispelnd,
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unsrer Wünsche Ziel verehrend fassen.
Ich bin allein genug, der Göttin Bild
Auf wohlgeübten Schultern wegzutragen;
Wie sehn' ich mich nach der erwünschten Last!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er sich um.)

Du stehst und zauderst! — Sage mir! — Du schweigst!
Du scheinst verworren! Widersetzet sich
Ein neues Unheil unserm Glück? Sag' an!
Hast du dem Könige das kluge Wort
Vermelden lassen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann; doch wirst du schelten:
Ein schweigender Verweis war mir dein Anblick!
Des Königs Bote kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, so sagt' ich's ihm.
Er schien zu staunen, und verlangte dringend,
Die seltne Feier erst dem Könige
Zu melden, seinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich seine Wiederkehr.

Pylades.

Weh' uns! Erneuert schwebt nun die Gefahr
Um unsre Schläfe! Warum hast du nicht
Ins Priesterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirſt du, reine Seele, dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf dieſen Fall voraus, und lehrte dich
Auch dieſer Fordrung auszuweichen!

Iphigenie.

Schilt
Nur mich! Die Schuld iſt mein, ich fühl' es wohl:
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernſt von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als Recht geſtehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch auch ſo
Laß uns nicht zagen, oder unbeſonnen
Und übereilt uns ſelbſt verrathen. Ruhig
Erwarte du die Wiederkunft des Boten,
Und dann ſteh' feſt; er bringe was er will:
Denn ſolcher Weihung Feier anzuordnen
Gehört der Prieſterin und nicht dem König.
Und fordert er den fremden Mann zu ſehn,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt;
So leh. es ab, als hielteſt du uns beide
Im Tempel wohl verwahrt. So ſchaff' uns Luft,
Daß wir aufs eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frei, geheilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, günſt'ge Winde,
Zur Felſeninſel, die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſchnen Herdes
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch

Zuerſt aus goldnen Schalen ſtreuen. Du
Bringſt über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entſühnſt den Fluch und ſchmückeſt neu die Deinen
Mit friſchen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich dich, ſo wendet ſich, o Theurer,
Wie ſich die Blume nach der Sonne wendet
Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, ſich dem ſüßen Troſte nach.
Wie köſtlich iſt des gegenwärt'gen Freundes
Gewiſſe Rede, deren Himmelskraft
Ein Einſamer entbehrt und ſtill verſinkt:
Denn langſam reift, verſchloſſen in dem Buſen,
Gedank' ihm und Entſchluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte ſie leicht.

Pylades.

Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geſchwind
Beruhigen, die ſehnlich wartend harren.
Dann komm' ich ſchnell zurück und lauſche hier
Im Felſenbuſch verſteckt auf deinen Wink. —
Was ſinneſt du? Auf einmal überſchwebt
Ein ſtiller Trauerzug die freie Stirne.

Iphigenie.

Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Betrüglich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beide ſind Geſellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht tückiſch zu betrügen, zu berauben.

Pylades.

Der deinen Bruder ſchlachtet, dem entfliehſt du.

Iphigenie.

Es ist derselbe, der mir Gutes that.

Pylades.

Das ist nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entschuldigt's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menschen dich gewiß.

Iphigenie.

Allein mein eigen Herz ist nicht befriedigt.

Pylades.

Zu strenge Forderung ist verborgner Stolz.

Iphigenie.

Ich untersuche nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlst du dich recht, so mußt du dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.

Pylades.

So hast du dich im Tempel wohl bewahrt:
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern strenge seyn; du lernst es auch.
So wunderbar ist dieß Geschlecht gebildet,
So vielfach ist's verschlungen und verknüpft,
Daß keiner in sich selbst, noch mit den andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch sind wir nicht bestellt uns selbst zu richten:
Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehn,
Ist eines Menschen erste, nächste Pflicht:
Denn selten schätzt er recht was er gethan,
Und was er thut, weiß er fast nicht zu schätzen.

Iphigenie.

Fast überred'st du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung, wo die Wahl versagt ist?

Den Bruder, dich, und einen Freund zu retten
Ist nur Ein Weg; fragt sich's ob wir ihn gehen?

Iphigenie.

O, laß mich zaudern! denn du thätest selbst
Ein solches Unrecht keinem Mann gelassen,
Dem du für Wohlthat dich verpflichtet hieltest.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet dein
Ein härtrer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man sieht, du bist nicht an Verlust gewohnt,
Da du, dem großen Uebel zu entgehen,
Ein falsches Wort nicht einmal opfern willst.

Iphigenie.

O, trüg' ich doch ein männlich Herz in mir!
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt.

Pylades.

Du weigerst dich umsonst; die ehrne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernster Wink
Ist oberstes Gesetz, dem Götter selbst
Sich unterwerfen müssen. Schweigend herrscht
Des ew'gen Schicksals unerathne Schwester.
Was sie dir auferlegt, das trage: thu'
Was sie gebeut. Das andre weißt du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung schönes Siegel zu empfangen. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Ich muß ihm folgen; denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schicksal macht mir bang' und bänger.
O, soll ich nicht die stille Hoffnung retten,

Die in der Einsamkeit ich schön genährt?
Soll dieser Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geschlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beste Glück, des Lebens schönste Kraft
Ermattet endlich: warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt
Von meines Hauses Schicksal abgeschieden,
Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und schnell
Geheilt, kaum naht ein lang' erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube Noth ein doppelt Laster
Mit eh'rner Hand mir auf: das heilige
Mir anvertraute, vielverehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schicksal danke.
O, daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime, der Titanen,
Der alten Götter, tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergessen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parzen, das sie grausend sangen,
Als Tantalus vom goldnen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edlen Freunde; grimmig
War ihre Brust, und furchtbar ihr Gesang.
In unsrer Jugend sang's die Amme mir
Und den Geschwistern vor; ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!

Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.

Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die ehmals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu sehn.

So ſangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen,
Der Alte, die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich geſtehn, daß ich nicht weiß
Wohin ich meinen Argwohn richten ſoll.
Sind's die Gefangnen, die auf ihre Flucht
Verſtohlen ſinnen? Iſt's die Prieſterin,
Die ihnen hilft? Es mehrt ſich das Gerücht,
Das Schiff, das dieſe beiden hergebracht,
Sey irgend noch in einer Bucht verſteckt.
Und jenes Mannes Wahnſinn, dieſe Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieſer Zögrung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorſicht auf.

Thoas.

Es komme ſchnell die Prieſterin herbei!
Dann geht, durchſucht das Ufer ſcharf und ſchnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttin;
Verſchonet ſeine heil'gen Tiefen. Legt
Verächt'gen Hinterhalt und greift ſie an;
Wo ihr ſie findet, faßt ſie wie ihr pflegt.

Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gaſt, der geliebteſte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherin iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

Hermann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?

Zweiter Auftritt.

Thoas (allein).

Entſetzlich wechſelt mir der Grimm im Buſen,
Erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich ſie zum Verrath
Durch Nachſicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverei gewöhnt der Menſch ſich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte ſie der heil'ge Grimm verſchont,
Sie wäre froh geweſen ſich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geſchick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen, hätte Pflicht genannt
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verwegnen Wunſch herauf.
Vergebens hofft' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen Schickſal aus.
Durch Schmeichelei gewann ſie mir das Herz:
Nun widerſteh' ich der, ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein altverjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderſt mich! was bringt dich zu uns her?

Thoas.

Du ſchiebſt das Opfer auf; ſag' an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas.

Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.

Die Göttin gibt dir Frist zur Ueberlegung.

Thoas.

Sie scheint dir selbst gelegen, diese Frist.

Iphigenie.

Wenn dir das Herz zum grausamen Entschluß
Verhärtet ist, so solltest du nicht kommen!
Ein König, der Unmenschliches verlangt,
Find't Diener gnug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig fassen;
Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt:
Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke,
Und seine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Priesterin, nur Agamemnons Tochter,
Der Unbekannten Wort verehrtest du;
Der Fürstin willst du rasch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt Gesetz, nicht ich, gebietet dir.

Iphigenie.

Wir faſſen ein Geſetz begierig an,
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.
Ein andres ſpricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widerſetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas.

Es ſcheinen die Gefangnen dir ſehr nah
Am Herzen; denn vor Antheil und Bewegung
Vergiſſeſt du der Klugheit erſtes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie.

Red' oder ſchweig' ich, immer kannſt du wiſſen,
Was mir im Herzen iſt und immer bleibt.
Löſ't die Erinnerung des gleichen Schickſals
Nicht ein verſchloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn mein's! In ihnen ſeh' ich mich.
Ich habe vorm Altare ſelbſt gezittert,
Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Meſſer zuckte ſchon
Den lebenvollen Buſen zu durchbohren;
Mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig?
Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen.

Thoas.

Gehorche deinem Dienſte, nicht dem Herrn.

Iphigenie.

Laß ab! Beſchönige nicht die Gewalt,
Die ſich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin ſo frei geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangteſt was ſich nicht gebührt:

So hat auch er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte seines Busens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.

Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.

Das Loos der Waffen wechselt hin und her:
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelassen.
Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste;
Bald weicht er aus, verspätet und umgeht.
Ja, der Gewaltige verdient, daß man sie übt.

Thoas.

Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen.

Iphigenie.

Und eine reine Seele braucht sie nicht.

Thoas.

Sprich unbehutsam nicht dein eigen Urtheil!

Iphigenie.

O sähest du wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geschick, das sie ergreifen will,
Im ersten Anfall muthig abzutreiben!
So steh' ich denn hier wehrlos gegen dich?
Die schöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, stößest du zurück:
Was bleibt mir nun mein Innres zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas.

Es scheint, der beiden Fremden Schicksal macht
Unmäßig dich besorgt. Wer sind sie? sprich,
Für die dein Geist gewaltig sich erhebt?

Iphigenie.

Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen halt' ich ſie.

Thoas.

Landsleute ſind es? und ſie haben wohl
Der Rückkehr ſchönes Bild in dir erneut?

Iphigenie (nach einigem Stillſchweigen).

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler,
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Muthigſte begann? Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindespferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein geprieſen? der allein,
Der, einen ſichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäub're?
Iſt uns nichts übrig? muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde ſeyn, wie Amazonen,
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch ſchwerem Uebel, wenn es mir mißlingt;
Allein euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeyd, wie ihr geprieſen werdet,
So zeigt's durch euren Beiſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geſchmiedet;

Vergebens fragst du den Gefangnen nach;
Sie sind hinweg und suchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der älteste, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlassen hat — es ist Orest,
Mein Bruder, und der Andre sein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll schickt sie von Delphi diesem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schwester hinzubringen, und dafür
Verspricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen Befreiung.
Uns beide hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Haus, in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfst.

Thoas.

Du glaubst, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. — Was sinnst du mir,
O König, schweigend in der tiefen Seele?
Ist es Verderben, so tödte mich zuerst!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorsätzlich stürzte. Weh! ich werde sie
Gebunden vor mir sehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abschied nehmen,

Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen schaun!

Thoas.

So haben die Betrüger, künstlich dichtend
Der lang' Verschloßnen, ihre Wünsche leicht
Und willig Glaubenden, ein solch Gespinnst
Ums Haupt geworfen!

Iphigenie.

Nein! o König, nein!
Ich konnte hintergangen werden; diese
Sind treu und wahr. Wirst du sie anders finden,
So laß sie fallen und verstoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippeninsel traurig Ufer.
Ist aber dieser Mann der lang' erflehte,
Geliebte Bruder, so entlaß uns, sey
Auch den Geschwistern wie der Schwester freundlich.
Mein Vater fiel durch seiner Frauen Schuld,
Und sie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus' Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand
Hinübergehn und unser Haus entsühnen!
Du hältst mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst
Du mich zu lassen: und sie ist es nun.
Ein König sagt nicht, wie gemeine Menschen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verspricht er auf den Fall, den er nicht hofft:
Dann fühlt er erst die Höhe seiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas.

Unwillig, wie sich Feuer gegen Wasser
Im Kampfe wehrt und zischend seinen Feind

Zu tilgen sucht, so wehret sich der Zorn
In meinem Busen gegen deine Worte.

Iphigenie.

O, laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der stillen Opferflamme, mir, umkränzt
Von Lobgesang und Dank und Freude, lodern.

Thoas.

Wie oft besänftigte mich diese Stimme!

Iphigenie.

O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.

Thoas.

Du forderst viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Gut's zu thun, braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas.

Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Uebel.

Iphigenie.

Der Zweifel ist's, der Gutes böse macht.
Bedenke nicht: gewähre wie du's fühlst.

Vierter Auftritt

Orest gewaffnet. **Die Vorigen.**

Orest (nach der Scene gekehrt).

Verdoppelt eure Kräfte! Haltet sie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schwester.

(Zu Iphigenien, ohne den König zu sehen.)

Komm, wir sind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geschwind!

(Er erblickt den König.)

Thoas (nach dem Schwerte greifend).

In meiner Gegenwart führt ungestraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiliget
Der Göttin Wohnung nicht durch Wuth und Mord!
Gebietet eurem Volke Stillstand, höret
Die Priesterin, die Schwester!

Orest.

Sage mir!
Wer ist es, der uns drohet?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Verzeih mir, Bruder! doch mein kindlich Herz
Hat unser ganz Geschick in seine Hand
Gelegt. Gestanden hab' ich euren Anschlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Orest.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.

Orest (der das Schwert einsteckt).

So sprich! Du siehst, ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Pylades**, bald nach ihm **Arkas**; beide mit bloßen Schwertern.

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unsrigen zusammen; weichend werden
Sie nach der See langsam zurückgedrängt.

Welch ein Gespräch der Fürsten fand' ich hier!
Dieß ist des Königes verehrtes Haupt.

Arkas.

Gelassen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehst du den Feinden gegenüber. Gleich
Ist die Verwegenheit bestraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff ist unser.
Ein Wort von dir, so steht's in Flammen.

Thoas.

Geh!
Gebiete Stillstand meinem Volke! Keiner
Beschädige den Feind, so lang' wir reden. (Arkas ab.)

Orest.

Ich nehm' es an. Geh, sammle, treuer Freund,
Den Rest des Volkes; harret still, welch Ende
Die Götter unsern Thaten zubereiten. (Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Orest.

Iphigenie.

Befreit von Sorge mich, eh' ihr zu sprechen
Beginnet. Ich befürchte bösen Zwist,
Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme hörest; du, mein Bruder,
Der raschen Jugend nicht gebieten willst.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aeltern
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugst du, daß du Agamemnons Sohn
Und dieser Bruder bist?

Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein:
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu täuſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen, und gieb einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze, ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer ſchlug.
Dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und hat
Die Himmliſchen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn,
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' einen aus den Edlen deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegenüber!
So weit die Erde Heldenſöhne nährt,
Iſt keinem Fremdling dieß Geſuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte mir
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.
Und laß mich nicht allein für unſre Freiheit,
Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen.
Fall' ich, ſo iſt ihr Urtheil mit dem meinen
Geſprochen; aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden, ſo betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der ſchnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröſtet ſcheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth ſcheineſt du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmſt, zu ſeyn.
Groß iſt die Zahl der edeln, tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich ſtehe ſelbſt
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit mit dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieses blutigen Beweises
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geschick!
Der rasche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen,
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag- und Nächten.
Wo eine stille Seele den verlornen,
Rasch abgeschiednen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.
Mich selbst hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom sichern Schutzort reiße, mich der Knechtschaft
Verrathe. Fleißig hab' ich sie befragt,
Nach jedem Umstand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß ist nun mein Herz.
Sieh hier an seiner rechten Hand das Mal
Wie von drei Sternen, das am Tage schon
Da er geboren ward, sich zeigte, das
Auf schwere That, mit dieser Faust zu üben,
Der Priester deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt diese Schramme, die ihm hier
Die Augenbraune spaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen.
Er schlug auf einen Dreifuß auf. — Er ist's! —
Soll ich dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das innre Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Versicherung nennen?

Thoas.

Und hübe deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Brust,
So würden doch die Waffen zwischen uns

Entſcheiden müſſen: Frieden ſeh' ich nicht.
Sie ſind gekommen, du bekennest ſelbſt,
Das heil'ge Bild der Göttin mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich ſehe dieß gelaſſen an?
Der Grieche wendet oft ſein lüſtern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, ſchönen Töchtern;
Doch führte ſie Gewalt und Liſt nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Oreſt.

Das Bild, o König, ſoll uns nicht entzweien!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreiung bat ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er ſprach:
„Bringſt du die Schweſter, die an Tauris' Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, ſo löſet ſich der Fluch."
Wir legten's von Apollens Schweſter aus,
Und er gedachte dich! Die ſtrengen Bande
Sind nun gelöſ't; du biſt den Deinen wieder,
Du Heilige, geſchenkt. Von dir berührt
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum letztenmal, und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttin Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerin des Hauſes,
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.

Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren schien, giebst du uns alles wieder.
Laß deine Seele sich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß sie die Weihe
Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
Mich der entsühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den sie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines, kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk' an dein Wort, und laß durch diese Rede
Aus einem graden, treuen Munde dich
Bewegen! Sieh uns an! Du hast nicht oft
Zu solcher edlen That Gelegenheit.
Versagen kannst du's nicht: gewähr' es bald!

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht so, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, scheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gastrecht walte
Von dir zu uns: so sind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeschieden. Werth und theuer,
Wie mir mein Vater war, so bist du's mir,
Und dieser Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Aermsten eure Tracht:
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,

Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schickſal fragen.
O, geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gieb
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft deine Rechte!

Thoas.

Lebt wohl!

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel.

Personen.

Alphons der Zweite, Herzog von Ferrara.
Leonore von Este, Schwester des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano.
Torquato Tasso.
Antonio Montecatino, Staatssecretär.

Der Schauplatz ist auf Belriguarde, einem Lustschlosse.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der epischen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Ariost.

Prinzessin. Leonore.

Prinzessin.

Du siehst mich lächelnd an, Eleonore,
Und siehst dich selber an und lächelst wieder.
Was hast du? Laß es eine Freundin wissen!
Du scheinst bedenklich, doch du scheinst vergnügt.

Leonore.

Ja, meine Fürstin, mit Vergnügen seh' ich
Uns beide hier so ländlich ausgeschmückt.
Wir scheinen recht beglückte Schäferinnen,
Und sind auch wie die Glücklichen beschäftigt.
Wir winden Kränze. Dieser, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand.
Du hast mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten, schlanken Lorbeer dir gewählt.

Prinzessin.

Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich setze sie Virgilen dankbar auf.

(Sie krönt die Herme Virgils.)

Leonore.

So drück' ich meinen vollen, frohen Kranz
Dem Meister Ludwig auf die hohe Stirne. —
(Sie kränzt Arioſtens Herme.)
Er, deſſen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſin.

Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon aufs Land gebracht;
Wir können unſer ſeyn und ſtundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo; denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja, es umgiebt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen; ſchwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab;
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſin.

Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundin mir entführte.

Leonore.

Erinnre mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtin, nicht wie bald ich ſcheiden ſoll.

Prinzessin.

Was du verlassen magst, das findest du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich so lang' entbehrt.
Ich bring' ihm seinen Sohn, der dieses Jahr
So schnell gewachsen, schnell sich ausgebildet,
Und theile seine väterliche Freude.
Groß ist Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht;
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

Prinzessin.

Mehr durch die guten Menschen, die sich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerstreut der Zufall was er sammelt.
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an,
Und weiß sie festzuhalten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther sich, die euer würdig sind,
Und ihr seyd eurer großen Väter werth.
Hier zündete sich froh das schöne Licht
Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Hercules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel gepriesen! Oft
Hab' ich mich hingesehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen großen Namen,

Hab' ich euch Thränen ins Auge gelockt, und Luſt in die Seele
Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weiſe denn ſey das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vortheilhaft den Genius
Bewirthen; giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Prinzessin.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du:
Gar oft beneid' ich dich um dieses Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig andre, still und rein
Genießest. Drängt mich doch das volle Herz,
Sogleich zu sagen was ich lebhaft fühle;
Du fühlst es besser, fühlst es tief und — schweigst.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz besticht dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt sich vergebens künstlich an dein Ohr:
Fest bleibt dein Sinn und richtig dem Gesch[illegible]ck,
Dein Urtheil grad, stets ist dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich selbst erkennst.

Prinzessin.

Du solltest dieser höchsten Schmeichelei
Nicht das Gewand vertrauter Freundschaft leihen.

Leonore.

Die Freundschaft ist gerecht; sie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ihren Theil an deiner Bildung geben;
Du hast sie doch, und bist's am Ende doch,
Und dich mit deiner Schwester ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzessin.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke wie man wenig ist;
Und was man ist, das blieb man andern schuldig.

Die Kenntniß alter Sprachen und des Besten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter:
Doch war an Wissenschaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und soll sich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch kann ich dir versichern, hab' ich nie
Als Rang und als Besitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.
Es sey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und seiner Thaten Werth;
Es sey von einer Wissenschaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menschen nützt, indem sie ihn erhebt:
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern; denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menschen Brust
So freundlich und so fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe spielt;
Gern, wenn die fürstliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Besitzes Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen, uns belehrt.

Leonore.

Und dann, nach dieser ernsten Unterhaltung,
Ruht unser Ohr und unser innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichsten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geist umfaßt ein weites Reich;
Ich halte mich am liebsten auf der Insel
Der Poesie in Lorbeerhainen auf.

Prinzessin.

In diesem schönen Lande, hat man mir
Versichern wollen, wächst vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Musen gleich
Gar viele sind, so sucht man unter ihnen
Sich seltner eine Fremdin und Gespielin,
Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen scheint,
Etwas zu suchen scheint, das wir nicht kennen
Und er vielleicht am Ende selbst nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, schnell entzückt
Uns für den Schatz erkännte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt gesucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen lassen;
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und sein Verdienst,
Und ich bin gegen Tasso nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er scheint sich uns zu nahn, und bleibt uns fern;
Er scheint uns anzusehn, und Geister mögen
An unsrer Stelle seltsam ihm erscheinen.

Prinzessin.

Du hast den Dichter fein und zart geschildert,
Der in den Reichen süßer Träume schwebt.

Allein mir scheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltsam anzuziehn und festzuhalten.
Die schönen Lieder, die an unsern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Aepfeln gleich, ein neu Hesperien
Uns duftend bilden, erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der schönen Blätter auch.
Mit mannichfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuß betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Busen
Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reizend Leid, die sel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach. —

Prinzessin.

Und wenn er seinen Gegenstand benennt,
So giebt er ihm den Namen Leonore.

Leonore.

Es ist dein Name wie es meiner ist.
Ich nähm' es übel, wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es, daß er sein Gefühl für dich
In diesem Doppelsinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden, daß er meinet auch
Bei dieses Namens holdem Klang gedenkt.
Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemeistern will,
Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig

Den Anblick jedem andern wehren möchte:
Wenn er in seliger Betrachtung sich
Mit deinem Werth beschäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Wesen sich erfreun.
Uns liebt er nicht — verzeih, daß ich es sage' —
Aus allen Sphären trägt er was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl theilt er uns mit: wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste was wir lieben können.

Prinzessin.

Du hast dich sehr in diese Wissenschaft
Vertieft, Eleonore, sagst mir Dinge,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du, Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt?
Es müßte seyn, daß ich zu sehr mich irrte:
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind:
Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Brust zur andern hin und her:
Er heftet sich an Schönheit und Gestalt
Nicht gleich mit süßem Irrthum fest, und büßet
Nicht schnellen Rausch mit Ekel und Verdruß.

Prinzessin.

Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen,
Wohin sich wieder das Gespräch gelenkt:
Wir würden seinen Scherz zu tragen haben,
Wie unsre Kleidung seinen Spott erfuhr.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich suche Tasso, den ich nirgends finde,
Und treff ihn — hier sogar bei euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzessin.

Ich sah ihn gestern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es ist ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menschen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit seinem Geist sich unterhalten mag;
So kann ich doch nicht loben, daß er selbst
Den Kreis vermeidet, den die Freunde schließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, so wirst du bald, o Fürst,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich sah ihn heut von fern: er hielt ein Buch
Und eine Tafel, schrieb und ging und schrieb.
Ein flüchtig Wort, das er mir gestern sagte,
Schien mir sein Werk vollendet anzukünden.
Er sorgt nur kleine Züge zu verbessern,
Um deiner Huld, die ihm so viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er soll willkommen seyn, wenn er es bringt,
Und losgesprochen seyn auf lange Zeit.
So sehr ich Theil an seiner Arbeit nehme,
So sehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, so sehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden.

Er ändert ſtets, rückt langſam weiter vor,
Steht wieder ſtill — er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig ſieht man den Genuß entfernt
In ſpäte Zeit, den man ſo nah geglaubt.

Prinzeſſin.

Ich lobe die Beſcheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchließen ſich
So viele Reime feſt in eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb,
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen:
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maaß;
Und wenn die Nachwelt mitgenießen ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

Alphons.

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken,
Wie wir zu beider Vortheil oft gethan!
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du;
Und biſt du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken; Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es *will* der Feind — es *darf* der Freund nicht ſchonen;

Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore.

So wirſt du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O, daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An deinen Lehren bilde! daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach
Ein frei Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt,
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Begegnet ja,
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherei
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſin.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen,
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann.
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen.

Alphons.

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur

Versuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des frischen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue was ich kann, um Sicherheit
Und Zutraun seinem Busen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entschiedne Zeichen meiner Gunst. Beklagt
Er sich bei mir, so lass' ich's untersuchen,
Wie ich es that, als er sein Zimmer neulich
Erkrochen glaubte. Läßt sich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelassen, wie ich's sehe:
Und da man alles üben muß, so üb' ich,
Weil er's verdient, an Tasso die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, steht mir willig bei.
Ich hab' euch nun aufs Land gebracht und gehe
Heut Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio sehen;
Er kommt von Rom und holt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entschlüsse
Sind nun zu fassen, Briefe viel zu schreiben;
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzessin.

Erlaubst du uns, daß wir dich hinbegleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zusammen
Hinüber nach Consandoli! Genießt
Der schönen Tage ganz nach freier Lust!

Prinzessin.

Du kannst nicht bei uns bleiben? die Geschäfte
Nicht hier so gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du führst uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom so viel erzählen sollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme

Mit ihm, ſo bald als möglich iſt, zurück:
Dann ſoll er euch erzählen, und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
In meinem Dienſt aufs neue ſich bemüht.
Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich ſie ſuche, gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr, daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſin

(nach der Scene gekehrt).

Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht und laßt ihn wandeln!

Leonore.

Nein, er hat uns geſehn, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo

(mit einem Buche in Pergament gebeftet).

Ich komme langſam, dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch es dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte.

Epiſteln.

Allein, war ich besorgt es unvollkommen
Dir hinzugeben, so bezwingt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängstlich, möcht' ich nicht undankbar scheinen.
Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreuen;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

(Er übergiebt den Band.)

Alphons.

Du überraschest mich mit deiner Gabe,
Und machst mir diesen schönen Tag zum Fest.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewissem Sinne mein!
Lang wünscht' ich schon, du möchtest dich entschließen
Und endlich sagen: Hier! es ist genug.

Tasso.

Wenn ihr zufrieden seyd, so ist's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah ich die Züge meiner Feder an,
So kennt' ich sagen: Dieses Werk ist mein.
Doch seh' ich näher an, was dieser Dichtung
Den innern Werth und ihre Würde giebt,
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geschenkt,
So hatte mich das eigensinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen:
Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuern Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe sich zu singen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leisen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.

Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob,
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu muthigem Gesang entfalten konnte:
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn; denn euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweitenmal verdienst du jedes Lob,
Und ehrst bescheiden dich und uns zugleich.

Tasso.

O, könnt' ich sagen wie ich lebhaft fühle,
Daß ich von euch nur habe, was ich bringe!
Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschienen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt, als wärest du
Mein Genius, der eine Freude fände,
Sein hohes, unerreichbar hohes Wesen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzessin.

Genieße nun des Werks, das uns erfreut!

Alphons.

Erfreue dich des Beifalls jedes Guten!

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich!

Tasso.

Mir ist an diesem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.

Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis,
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack;
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſtehn.
Die Menge macht den Künſtler irr' und ſcheu:
Nur wer euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur der allein ſoll richten und belohnen!

Alphons.

Und ſtellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht, nur müßig zu empfangen.
Das ſchöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das ſelbſt der Held, der ſeiner ſtets bedarf,
Ihm ohne Neid ums Haupt gewunden ſieht,
Erblick' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne.

(Auf die Herme Virgils deutend.)

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt ſich hier
Uns nicht umſonſt. Virgilen hör' ich ſagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude, da ſie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil!
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug:
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

(Alphons winkt ſeiner Schweſter; ſie nimmt den Kranz von der Büſte Virgils und nähert ſich Taſſo. Er tritt zurück.)

Leonore.

Du weigerſt dich? Sieh, welche Hand den Kranz,
Den ſchönen, unverwelklichen, dir bietet!

Taſſo.

O laßt mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Alphons.

In dem Genuß des herrlichen Besitzes,
Der dich im ersten Augenblick erschreckt.

Prinzessin (indem sie den Kranz in die Höhe hält).

Du gönnest mir die seltne Freude, Tasso,
Dir ohne Wort zu sagen wie ich denke.

Tasso.

Die schöne Last aus deinen theuern Händen
Empfang' ich knieend auf mein schwaches Haupt.

(Er kniet nieder, die Prinzessin setzt ihm den Kranz auf.)

Leonore (applaudirend).

Es lebe der zum erstenmal Bekränzte!
Wie zieret den bescheidnen Mann der Kranz!

(Tasso steht auf.)

Alphons.

Es ist ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol dich zieren soll.

Prinzessin.

Dort werden lautre Stimmen dich begrüßen;
Mit leiser Lippe lohnt die Freundschaft hier.

Tasso.

O, nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er sengt mir meine Locken,
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es ist zu viel!

Leonore.

Es schützet dieser Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Tasso.

Ich bin nicht werth die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenstirnen wehen soll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwischen Wolken, daß er hoch und höher

Und unerreichbar ſchwebe! daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſey!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben
Mit Willen nicht was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſeyn.

Taſſo.

Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen, die ihm nie verſagt.
Ach! ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſ't?
Es ſinken meine Kniee! Noch einmal
Siehſt du, o Fürſtin, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!
Daß, wie aus einem ſchönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes, neues Leben fühle.

Prinzeſſin.

Wenn du beſcheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern' auch dieſe Zweige tragen, die
Das Schönſte ſind, was wir dir geben können.
Wem einmal würdig ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

Taſſo.

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen

In seinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederschein
Des Himmels zwischen Bäumen, zwischen Felsen
Nachdenkend ruht, so scheint es mir, ich sehe
Elysium auf dieser Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage:
Wer mag der Abgeschiedne seyn? der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? so schön bekränzt?
Wer sagt mir seinen Namen? sein Verdienst?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, sich zu ihm
In freundlichem Gespräche zu gesellen!
O, säh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt,
O, säh' ich hier sie immer unzertrennlich,
Wie sie im Leben fest verbunden waren!
So bindet der Magnet durch seine Kraft
Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß sich selbst, sein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig,
Und Alexander in Elysium
Eilt den Achill und den Homer zu suchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, sie,
Die größten Seelen, nun vereint zu sehen!

Leonore.

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

Tasso.

Es ist die Gegenwart die mich erhöht;
Abwesend schein' ich nur, ich bin entzückt!

Prinzessin.

Ich freue mich, wenn du mit Geistern redest,
Daß du so menschlich sprichst, und hör' es gern.

(Ein Page reitt zu dem Fürsten und richtet leise etwas aus.)

Alphons.

Er iſt gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring' ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen, der du uns zugleich dich ſelbſt
Und gute Botſchaft bringſt!

Prinzeſſin.

Sey uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum wag' ich es zu ſagen, welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor euren Augen find' ich alles wieder,
Was ich ſo lang' entbehrt. Ihr ſcheint zufrieden
Mit dem was ich gethan, was ich vollbracht;
Und ſo bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald abſichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun, was wir wünſchen, und kein Streit iſt mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich ſchon zürne.
Du kommſt nur eben, da ich reiſen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmſt du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen schon gemeldet,
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So hab' ich doch noch manches auszufragen,
Durch welche Mittel das Geschäft gelang.
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemessen seyn, wenn er zuletzt
An deinen eignen Zweck dich führen soll.
Wer seines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen schweren Stand:
Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Antonio.

Es ist nicht mein Betragen, meine Kunst,
Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fänd' im Vatican
Nicht seinen Meister? Vieles traf zusammen,
Das ich zu unserm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und segnet dich.
Der Greis, der würdigste, dem eine Krone
Das Haupt belastet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in seinen Arm dich schloß. Der Mann,
Der Männer unterscheidet, kennt und rühmt
Dich hoch! Um deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue seiner guten Meinung mich,
Sofern sie redlich ist. Doch weißt du wohl,
Vom Vatican herab sieht man die Reiche
Schon klein genug zu seinen Füßen liegen,
Geschweige denn die Fürsten und die Menschen.
Gestehe nur, was dir am meisten half!

Antonio.

Gut! wenn du willst: der hohe Sinn des Papsts.
Er sieht das Kleine klein, das Große groß.

Damit er einer Welt gebiete, giebt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überläßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Frieden
Bei ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſin.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick,
Als wie der Vortheil ſeines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn,
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang' bereitet und vollbracht.
Es iſt kein ſchönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert,
Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie ſehnlich wünſcht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu ſehn!

Alphons.

Doch wohl um mitzuwirken?
Denn blos beſchaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin,

Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten. — Nicht?

Leonore (zu Alphons).

Du willst mich reizen; es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen schuldig.

Leonore.

Nun gut, so bleib' ich heut in deiner Schuld!
Verzeih und störe meine Fragen nicht!

(Zu Antonio.)

Hat er für die Nepoten viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr als billig ist.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu sorgen weiß, wird von dem Volke selbst
Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit Einer Sorge zwei verwandte Pflichten.

Cassa.

Erfreut die Wissenschaft, erfreut die Kunst
Sich seines Schutzes auch? und eifert er
Den großen Fürsten alter Zeiten nach?

Antonio.

Er ehrt die Wissenschaft sofern sie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert, sein Rom
Verherrlicht, und Palast und Tempel
Zu Wunderwerken dieser Erde macht.
In seiner Nähe darf nichts müßig seyn!
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubst du, daß wir das Geschäfte bald
Vollenden können? daß sie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hindernisse streuen?

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Antonio.

Ich müßte sehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Namenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieser Zwist gehoben wäre.

Alphons.

So lob' ich diese Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.
Erweitert seh' ich meine Gränze, weiß
Sie für die Zukunft sicher. Ohne Schwertschlag
Hast du's geleistet, eine Bürgerkrone
Dir wohl verdient. Es sollen unsre Frauen
Vom ersten Eichenlaub am schönsten Morgen
Geflochten dir sie um die Stirne legen.
Indessen hat mich Tasso auch bereichert;
Er hat Jerusalem für uns erobert,
Und so die neue Christenheit beschämt,
Ein weit entferntes, hoch gesteckt Ziel
Mit frohem Muth und strengem Fleiß erreicht.
Für seine Mühe siehst du ihn gekrönt.

Antonio.

Du lösest mir ein Räthsel. Zwei Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwunderung da ich kam.

Tasso.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen siehst,
So wünscht' ich, daß du mein beschämt Gemüth
Mit eben diesem Blicke schauen könntest.

Antonio.

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist, und du erfährst
Was jeder von den Seinen schon erfuhr.

Prinzessin.

Wenn du erst siehst was er geleistet hat,
So wirst du uns gerecht und mäßig finden.
Wir sind nur hier die ersten stillen Zeugen
Des Beifalls, den die Welt ihm nicht versagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er ist durch euch schon seines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo ihr preisen könnt?
Doch sagt mir, wer drückte diesen Kranz
Auf Arioſtens Stirne?

Leonore.

Diese Hand.

Antonio.

Und sie hat wohl gethan! Er ziert ihn schön,
Als ihn der Lorbeer selbst nicht zieren würde!
Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Ameretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht darneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn;
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl gestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Tact sich mäßig hält.
Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich selbst begeistert fühle,

Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich ſage, wohl bedenken kann:
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,
Das feine feſtliche Gewand des Schönen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſin.

Wer Ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen,
Was wir gefühlt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl!

(Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſin. Taſſo.

Taſſo.

Unſicher folgen meine Schritte dir,
O Fürſtin, und Gedanken ohne Maaß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzulispeln: komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf dich; vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt:
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Aufs neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſin.

Es iſt unmöglich, daß ein alter Freund,
Der, lang' entfernt, ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick, da er uns wiederſieht,

Sich wieder gleich wie ehmals finden soll.
Er ist in seinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So stimmen sich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine schöne Harmonie
Aufs neue sie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen was du diese Zeit
Geleistet hast, so stellt er dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Riesen dir entgegenstellt.

Tasso.

Ach, meine Fürstin, Ariostens Lob
Aus seinem Munde hat mich mehr ergötzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.
Wir können uns im stillen Herzen sagen:
Erreichst du einen Theil von seinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch seines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im tiefsten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust
Die sichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Versank ich vor mir selbst, ich fürchtete
Wie Echo an den Felsen zu verschwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzessin.

Und schienst noch kurz vorher so rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter sich einander suchen,

Und keiner je den andern neiden soll?
Zwar herrlich ist die liebenswerthe That,
Doch schön ist's auch, der Thaten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzusehen.

Tasso.

Und sah ich hier mit Staunen nicht zuerst,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Fest auf Fest
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen schien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewaffnete Tapferkeit sich zeigen sollte,
Umschloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweitenmal bescheinen wird.
Es saßen hier gedrängt die schönsten Frauen,
Gedrängt die ersten Männer unsrer Zeit.
Erstaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, schmale, meerumgebne Land,
Hierher geschickt. Zusammen bilden sie
Das herrlichste Gericht, das über Ehre,
Verdienst und Tugend je entschieden hat.
Gehst du sie einzeln durch, du findest keinen,
Der seines Nachbarn sich zu schämen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken sich:
Da stampften Pferde, glänzten Helm' und Schilde,
Da drängten sich die Knappen, da erklang
Trompetenschall, und Lanzen krachten splitternd,
Getroffen tönten Helm' und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Besiegten Schmach.
O, laß mich einen Vorhang vor das ganze,

Mir allzuhelle Schauspiel ziehen, daß
In diesem schönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde!

Prinzessin.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh' und Streben damals dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung stille Lehre dir bewähren.
Die Feste, die du rühmst, die hundert Zungen
Mir damals priesen und mir manches Jahr
Nachher gepriesen haben, sah ich nicht.
Am stillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude sich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Aussicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es sich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß, doch angenehm, erblicken.
Ich sah lebend'ge Formen wieder sanft sich regen.
Zum erstenmal trat ich, noch unterstützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucretia voll frohen Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand:
Du warst der erste, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegentrat.
Da hofft' ich viel für dich und mich; auch hat
Uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen.

Tasso.

Und ich, der ich, betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von so viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenschaft
Bewegt, durch stille Gänge des Palasts,
An deiner Schwester Seite schweigend ging,

Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald,
Auf deine Frauen gelehnt, erſchieneſt — mir
Welch ein Moment war dieſer! O, vergieb!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzeſſin.

Es fingen ſchöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schweſter weggeführt, uns wären Jahre
Im ſchönen, ungetrübten Glück verſchwunden.
Doch leider jetzt vermiſſen wir zu ſehr
Den frohen Geiſt, die Bruſt voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Taſſo.

Ich weiß es nur zu wohl, ſeit jenem Tage,
Da ſie von hinnen ſchied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu erſetzen.
Wie oft zerriß es meine Bruſt! Wie oft
Klagt' ich dem ſtillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schweſter nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu ſeyn?
Iſt denn kein Herz mehr werth, daß ſie ſich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich geſtimmt? Iſt Geiſt und Witz verloſchen?
Und war die Eine Frau, ſo trefflich ſie
Auch war, denn Alles? Fürſtin! o, verzeih!

Da dacht' ich manchmal an mich selbst, und wünschte
Dir etwas seyn zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünscht' ich's zu seyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie sich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was dich schmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beschütztest,
Verwirrte unklug, was du lösen wolltest,
Und fühlte so mich stets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzessin.

Ich habe, Tasso, deinen Willen nie
Verkannt und weiß, wie du dir selbst zu schaden
Geschäftig bist. Anstatt daß meine Schwester
Mit jedem, wie er sey, zu leben weiß,
So kannst du selbst nach vielen Jahren kaum
In einen Fremd dich finden.

Tasso.

Tadle mich!
Doch sage mir hernach, wo ist der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freiem Busen wagen darf zu reden?

Prinzessin.

Du solltest meinem Bruder dich vertraun.

Tasso.

Er ist mein Fürst! — Doch glaube nicht, daß nur
Der Freiheit wilder Trieb den Busen blähe:
Der Mensch ist nicht geboren frei zu seyn,
Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.
Und so ist er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieses großen Worts.
Nun muß ich schweigen lernen, wenn er spricht,
Und thun, wenn er gebietet, mögen auch
Verstand und Herz ihm lebhaft widersprechen.

Prinzessin.

Das ist der Fall bei meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Ist dir ein neuer, klüger Freund gewiß.

Tasso.

Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich fast.
Wie lehrreich wäre mir sein Umgang, nützlich
Sein Rath in tausend Fällen! Er besitzt,
Ich mag wohl sagen, alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen;
Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.

Prinzessin.

Doch läßt sich ihm vertraun, und das ist viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieser leistet was er dir verspricht.
Hat er sich erst für deinen Freund erklärt,
So sorgt er selbst für dich, wo du dir fehlst.
Ihr müßt verbunden seyn! Ich schmeichle mir
Dieß schöne Werk in kurzem zu vollbringen.
Nur widerstehe nicht wie du es pflegst!
So haben wir Leonoren lang' besessen,
Die fein und zierlich ist, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieser hast du nie,
Wie sie es wünschte, näher treten wollen.

Tasso.

Ich habe dir gehorcht, sonst hätt' ich mich
Von ihr entfernt, anstatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht wie es ist, komm' ich nur selten
Mit ihr ganz offen seyn, und wenn sie auch
Die Absicht hat den Fremden wohlzuthun,
So fühlt man Absicht und man ist verstimmt.

Erſte Epiſtel.

Jetzt da jeglicher lieſ't und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du wilſt es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So ins Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſobald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders und ganz vorzüglich des nächſten
Bürgers, und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth ſüß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Prinzeſſin.

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns, durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth, und ſtrebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtin aus!
Die goldne Zeit, wohin iſt ſie geflohen,
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt?
Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten,
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang:
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfieng;
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: Erlaubt iſt was gefällt.

Prinzeſſin.

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbei:
Allein die Guten bringen ſie zurück.
Und ſoll ich dir geſtehen wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
So ſcheint es mir, ſo wenig als ſie iſt;
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie uns immer wieder werden kann.

Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt:
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt iſt was ſich ziemt.

Taſſo.

O, wenn aus guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede,
Was ſich denn ziemt, anſtatt daß jeder glaubt,
Es ſey auch ſchicklich was ihm nützlich iſt!
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt ſich alles.

Prinzeſſin.

Willſt du genau erfahren was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirſt du die Geſchlechter beide fragen,
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nennſt uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzeſſin.

Nicht das! Allein ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltſam ſeyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig, nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten,
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bleibe.
Wir ſind vor keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt iſt todt.

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feierten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo.

Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſin.

Was meinſt du, Taſſo? Rede frei mit mir!

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln.
Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſin.

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen, unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch euch.

Taſſo.

O! lehre mich das Mögliche zu thun!

Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Woog' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umfauſ't und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrei die Luft uns füllen.
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzeſſin.

Es iſt ſehr billig, daß die Frauen dir
Aufs freundlichſte begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen;
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Taſſo.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:

Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens stille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth,
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig; denn sie sind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Prinzessin.

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu;
Wir hören und wir glauben zu verstehn;
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln;
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Tasso.

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Prinzessin.

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
Doch andre kömen nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man, sey die Tugend, sey die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Zweiter Auftritt.

Tasso (allein).

Ist dir's erlaubt die Augen aufzuschlagen?
Wagst du's umherzusehn? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen was sie sprach?

Und hast du Zeugen, diese stummen Zeugen
Des höchsten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne sich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen sich nicht vergleicht.
Hernieder steigend hebt die Göttin schnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt sich meinem Auge, welches Reich!
Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!
Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah,
Und dieses Glück ist über alle Träume.
Der Blutgeborne denke sich das Licht,
Die Farben wie er will; erscheinet ihm
Der neue Tag, ist's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahnung, freudetrunken schwankend,
Betret' ich diese Bahn. Du giebst mir viel,
Du giebst, wie Erd' und Himmel uns Geschenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderst wieder, was von mir zu fordern
Nur eine solche Gabe dich berechtigt.
Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen,
Und so verdienen, daß du mir vertraust.
Was that ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich thun, um ihrer werth zu seyn?
Sie konnte dir vertraun, und dadurch bist du's.
Ja, Fürstin, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willst, denn ich bin dein!
Sie sende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzusuchen, reiche
Im stillen Hain die goldne Leyer mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend soll sie mich besitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für sie.
O, hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus.

Des Malers Pinsel und des Dichters Lippe,
Die süßeste, die je von frühem Honig
Genährt war, wünscht' ich mir. Nein, künftig soll
Nicht Tasso zwischen Bäumen, zwischen Menschen
Sich einsam, schwach und trübgesinnt verlieren!
Er ist nicht mehr allein, er ist mit dir.
O, daß die edelste der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe, forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edlen Schaar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das was du empfandst, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konntest?
Das war dein Vorsatz, war dein kluger Wunsch.
Doch sey es auch! Viel schöner ist es, rein
Und unverdient ein solch Geschenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt;
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin!
O, schwelle Brust! — O Witterung des Glücks,
Begünst'ge diese Pflanze doch einmal!
Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüthen.
O daß sie Frucht, o daß sie Freude bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren frischen, reichen Aesten breche!

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo.

Sey mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſtenmal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth;
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch du mich nicht verſchmähſt.

Antonio.

Freizebig bieteſt du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich ſoll;
Drum laß mich zögern, eh' ich ſie ergreife.
Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dagegen
Ein Gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für beide klug und ſorgſam ſeyn.

Taſſo.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie ſehr ſie nöthig ſey;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt,
We wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder ſein Gemüth,
Weil er den Fehler ſelbſt zu büßen hat.

Taſſo.

So ſey's! Ich habe meine Pflicht gethan;
Der Fürſtin Wort, die uns zu Freunden wünſcht,
Hab' ich verehrt und mich dir vorgeſtellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß
Zudringen will ich nicht. Es mag denn ſeyn!
Zeit und Bekanntſchaft heißen dich vielleicht
Die Gabe wärmer fordern, die du jetzt
So kalt bei Seite lehnſt und faſt verſchmähſt.

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menſchen, die ſich warm vor andern glauben,
Weil ſie die Hitze fliegend überfällt.

Taſſo.

Du tadelſt was ich tadle, was ich meide.
Auch ich verſtehe wohl, ſo jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe ſtets auf dieſem Sinne.

Taſſo.

Du biſt berechtigt mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es ſteht Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundin an der Seite.
Doch glaube nur, es horcht ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich insgeheim an jedem Guten,
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es iſt wohl angenehm, ſich mit ſich ſelbſt
Beſchäft'gen, wenn es nur ſo nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maaß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen; nur
Das Leben lehret jedem was er ſey.

Taſſo.

Mit Beifall und Verehrung hör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkſt du wohl bei dieſen Worten
Ganz etwas anders, als ich ſagen will.

Taſſo.

Auf dieſe Weiſe rücken wir nicht näher.
Es iſt nicht klug, es iſt nicht wohl gethan,
Vorſätzlich einen Menſchen zu verkennen,
Er ſey auch wer er ſey. Der Fürſtin Wort

Bedurft' es kaum, leicht hab' ich dich erkannt:
Ich weiß, daß du das Gute willst und schafft.
Dein eigen Schicksal läßt dich unbesorgt:
An andre denkst du, andern stehst du bei,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein stätes Herz. So seh' ich dich.
Und was wär' ich, ging' ich dir nicht entgegen,
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verschloßnen Schatz, den du bewahrst?
Ich weiß, es reut dich nicht, wenn du dich öffnest:
Ich weiß, du bist mein Freund, wenn du mich kennst:
Und eines solchen Freunds bedurft' ich lange.
Ich schäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir ums Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Brust,
Und weihe mich, den Raschen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein!

Antonio.

In Einem Augenblicke forderst du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Caſſo.

In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fordern:
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menschen zu verbinden eifert.
Und soll ich dir noch einen Namen nennen?
Die Fürstin hofft's, sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O, laß uns ihrem Wunsch entgegengehn!
Laß uns verbunden vor die Göttin treten,
Ihr unsern Dienst, die ganze Seele bieten,
Vereint für sie das Würdigste zu thun.
Noch einmal! — Hier ist meine Hand! Schlag' ein!
Tritt nicht zurück, und weigre dich nicht länger,

Was mein leichter Griffel entwirft, iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze geſtempelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt, das der Andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir: es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unſre Meinung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eilet
Unſer befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprich du zum Volke, zu Fürſten und Königen, Allen
Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer,
Wer er ſey, und klinget nicht immer im hohen Pallaſte,

O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte guter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.

Du gehſt mit vollen Segeln! Scheint es doch,
Du biſt gewohnt zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück
Dir gern; allein ich ſehe nur zu ſehr,
Wir ſtehn zu weit noch von einander ab.

Taſſo.

Es ſey an Jahren, an geprüftem Werth:
An frohen Muth und Willen weich' ich keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Muth ſtellt ſich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es
Von ſehr verſchiedner Art; ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Taſſo.

Was eine Gottheit dieſem frei gewährt
Und jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht jeder wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu.
So hör' ich's gern; denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde,
Und ſchließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen fürs Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,

Er halte gnädiges Geschenk für Lohn,
Zufäll'gen Putz für wohlverdienten Schmuck!

Cassio.

Du brauchst nicht deutlicher zu seyn. Es ist genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne
Fürs ganze Leben dich. O, kennte so
Dich meine Fürstin auch! Verschwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richtest sie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erst so groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfst du mir vielleicht ihn streitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchste Gut:
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich strebe, zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geschichten nur erzählten;
Den Dichter stell' mir vor, der sich Homeren,
Virgilen sich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr gesagt ist, zeige mir den Mann,
Der dreifach diesen Lohn verdiente, den
Die schöne Krone dreifach mehr als mich
Beschämte: dann sollst du mich knieend sehn
Vor jener Gottheit, die mich so begabte;
Nicht eher stünd' ich auf, bis sie die Zierde
Von meinem Haupt auf seins hinüberdrückte.

Antonio.

Bis dahin bleibst du freilich ihrer werth.

Cassio.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürst mich würdig achtete,
Die meiner Fürstin Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begrinsen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die rasche Gluth
Nicht dir zu mir, noch dir an diesem Orte.

Taſſo.

Was du dir hier erlaubſt, das ziemt auch mir.
Und iſt die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Iſt im Palaſt der freie Geiſt gekerkert?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier iſt die Hoheit erſt an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf ſie ſich der Nähe
Der Großen dieſer Erde nicht erfreun?
Sie darf's und ſoll's. Wir nahen uns dem Fürſten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durchs Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie ſie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte!
Nur Kleinheit ſollte hier ſich ängſtlich fühlen,
Der Neid, der ſich zu ſeiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne ſchmutziges Gewebe
An dieſen Marmorwänden haften ſoll.

Antonio.

Du zeigſt mir ſelbſt mein Recht dich zu verſchmähn!
Der übereilte Knabe will des Manns
Vertraun und Freundſchaft mit Gewalt ertrotzen?
Unſittlich, wie du biſt, hältſt du dich gut?

Taſſo.

Viel lieber was ihr euch unſittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio.

Du biſt noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines beſſern Wegs belehren kann.

Taſſo.

Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

Antonio.

Wo Lippenſpiel und Saitenſpiel entſcheiden,
Ziehſt du als Held und Sieger wohl davon.

Caſſo.

Verwegen wär' es, meine Fauſt zu rühmen:
Denn ſie hat nichts gethan; doch ich vertrau' ihr.

Antonio.

Du trauſt auf Schonung, die dich nur zu ſehr
Im frechen Laufe deines Glücks verzog.

Caſſo.

Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun.
Mit dir am wenigſten hätt' ich gewünſcht
Das Wageſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein du ſchüreſt Gluth auf Gluth, es kocht
Das innre Mark, die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſiedet ſchäumend in der Bruſt.
Biſt du der Mann, der du dich rühmſt, ſo ſteh' mir.

Antonio.

Du weißt ſo wenig wer, als wo du biſt.

Caſſo.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du läſterſt, du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das ſchönſte Opfer, dir entgegentrug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies,
Und deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl,
Das brauſt den kleinſten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch hoher Geiſt in einer engen Bruſt!

Caſſo.

Hier iſt noch Raum dem Buſen Luft zu machen.

Antonio

Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.

Caſſo.

Biſt du ein Edelmann wie ich, ſo zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl; doch weiß ich wo ich bin.

Taſſo.

Komm mit herab, wo unſere Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.

Mit Freuden kann ich dieſem Schutz entſagen.

Antonio.

Vergieb dir nur, dem Ort vergiebſt du nichts.

Taſſo.

Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt.

(Er zieht den Degen.)

Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich dich haſſe, dich verachten ſoll!

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich euch unerwartet?

Antonio.

Du findeſt mich, o Fürſt, gelaſſen ſtehn
Vor einem, den die Wuth ergriffen hat.

Taſſo.

Ich bete dich als eine Gottheit an,
Daß du mit Einem Blick mich warnend bändigſt.

Alphons.

Erzähl', Antonio! Taſſo, ſag' mir an,
Wie hat der Zwiſt ſich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Geſetze kluge Mämer
Im Taumel weggeriſſen? Ich erſtaune.

Taſſo.

Du kennſt uns beide nicht, ich glaub' es wohl.
Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch, wie ein unerzognet,
Unedler Menſch, ſich gegen mich betragen.
Zutraulich naht' ich ihm, er ſtieß mich weg:
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bittrer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih! Du haſt mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Gluth gewaltſam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg!
Du haſt, o Fürſt, zuerſt mich angeredet,
Haſt mich gefragt: es ſey mir nun erlaubt,
Nach dieſem raſchen Redner auch zu ſprechen.

Taſſo.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort!
Und kannſt du jede Sylbe, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, wag' es nur!
Beleidige dich ſelbſt zum zweitenmale,
Und zeuge wider dich! Dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag läugnen.

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich:
Wo nicht, ſo ſchweig' und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen? wer es ſey,
Der Unrecht hat? iſt eine weite Frage,
Die wohl zuvörderſt noch auf ſich beruht.

Taſſo.

Wie das? Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns beiden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie sich's der unbegrenzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigster,
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn schweigen:
Hab' ich gesprochen, mag er weiter reden;
Du wirst entscheiden. Also sag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen, noch mich selbst vertheid'gen, noch
Ihm jetzt genugzuthun mich anerbieten.
Denn wie er steht, ist er kein freier Mann.
Es waltet über ihm ein schwer Gesetz,
Das deine Gnade höchstens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und trafst du, Herr, nicht zwischen uns herein,
So stünde jetzt auch ich als pflichtvergessen,
Mitschuldig und beschämt vor deinem Blick.

Alphons (zu Taffo).

Du hast nicht wohl gethan.

Taffo.

Mich spricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frei.
Ja, es ist wahr, ich drohte, forderte,
Ich zog. Allein wie tückisch seine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie scharf und schnell sein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut geflößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt — du denkst es nicht!
Gelassen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Aufs höchste mich getrieben. O! du kennst,
Du kannst ihn nicht, und wirst ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die schönste Freundschaft an:

Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war sie deiner Gnade, deines Dienstes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Gesetzes
Und dieses Orts vergessen, so verzeih!
Auf keinem Boden darf ich niedrig seyn,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.
Wenn dieses Herz, es sey auch wo es will,
Dir fehlt und sich, dann strafe, dann verstoße,
Und laß mich nie dein Auge wiedersehn.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling schwere Lasten trägt,
Und Fehler wie den Staub vom Kleide schütteln!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen so gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob du auch so, mein Fürst,
Ob alle deine Diener diese That
So unbedeutend halten, zweifl' ich fast.
Die Majestät verbreitet ihren Schutz
Auf jeden, der sich ihr, wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenschaft.
Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert selbst Beleidigung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unversöhnlichkeit genug.
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn.
Hier diese Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befestigt, diese Ruhe
Mit schweren Strafen ernst und klug erhalten;
Verdammung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Ansehn der Person, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;

Und selbst der Frevler fühlte sich geschreckt.
Nun sehen wir nach langem schönem Frieden
In das Gebiet der Sitten rohe Wuth
Im Taumel widerkehren. Herr, entscheide,
Bestrafe! denn wer kann in seiner Pflicht
Beschränkten Gränzen wandeln, schützet ihn
Nicht das Gesetz und seines Fürsten Kraft?

Alphons.

Mehr als ihr beide sagt und sagen könnt,
Läßt unparteiisch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet schöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu sprechen hätte.
Denn hier sind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weise
Genugthuun, wie du es fordern wirst.
Mir wär' es lieb, ihr wähltet mich zum Austrag.
Indessen dein Vergehen macht, o Tasso,
Dich zum Gefangnen. Wie ich dir vergebe,
So lindr' ich das Gesetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Tasso! Bleib auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir selbst allein bewacht.

Tasso.

Ist dieß, o Fürst, dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkennest du des Vaters Milde nicht?

Tasso (zu Antonio).

Mit dir hab' ich vorerst nichts mehr zu reden.

(Zu Alphons.)

O Fürst, es übergiebt dein ernstes Wort
Mich Freien der Gefangenschaft. Es sey!
Du hältst es Recht. Dein heilig Wort verehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im tiefsten schweigen.
Es ist mir neu, so neu, daß ich fast dich
Und mich und diesen schönen Ort nicht kenne.
Doch diesen kenn' ich wohl! — Gehorchen will ich,

Ob ich gleich hier noch manches sagen könnte,
Und sagen sollte. Mir verstummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigstens es scheint,
Ich bin als ein Verbrecher angesehn.
Und, was mein Herz auch sagt, ich bin gefangen.

Alphons.

Du nimmst es höher, Tasso, als ich selbst.

Tasso.

Mir bleibt es unbegreiflich wie es ist;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine fast, ich müßt' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich schließt sich's wieder zu:
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.
Das sind zu viel vergebne Worte schon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen,
Ohnmächt'ger! du vergaßest wo du standst:
Der Götter Saal schien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall.
Gehorche gern! denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beschwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erst, den du mir gabst,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte;
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu dir gesinnt bin, fühlst du nicht.

Tasso.

Gehorchen ist mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrlichern Geschenks
Verläugnung fordert das Geschick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme selbst von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir schien.
Zu früh war mir das schönste Glück verliehen,

In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſteht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwo man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm ans Ufer der Inſel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob ſie ein Andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betrat; ſie lieget im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen, und ſagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon und ſuchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müſſ' es Allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſerer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,

Und wird, als hätt' ich sein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmst dir selbst, was keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweitenmale giebt.
Wir Menschen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn.
Mit unschätzbaren Gütern lehret uns
Verschwenderisch die Noth gelassen spielen:
Wir öffnen willig unsre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entschlüpfe. —
Mit diesem Kuß vereint sich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! Es ist
Erlaubt, das holde Zeichen unsrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?
Geselle dich zu diesem Degen, der
Dich leider nicht erwarb; um ihn geschlungen
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beide willig dir zu Füßen;
Denn wer ist wohl gewaffnet, wenn du zürnst?
Und wer geschmückt, o Herr, den du verkennst?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

(Er geht ab. Auf des Fürsten Wink hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.)

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo schwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Malt er sich seinen Werth und sein Geschick?
Beschränkt und unerfahren, hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Wesen,

Und alles über alle sich erlaubt.
Er fühle sich gestraft, und strafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er ist gestraft! ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren magst,
So gieb, o Fürst, ihm seine Freiheit wieder,
Und unsern Zwist entscheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es seyn.
Doch sprich, wie hast du seinen Zorn gereizt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu sagen, wie's geschah.
Als Menschen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt:
Und seinen Lippen ist im größten Zorne
Kein sittenloses Wort entflohn.

Alphons.

So schien
Mir euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer sich entzweien, hält man billig
Den Klügsten für den Schuldigen. Du solltest
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten stünde
Dir besser an. Noch immer ist es Zeit:
Hier ist kein Fall, der euch zu streiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, so lange wünsch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her; du kannst es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erst
Mit zarter Lippe zu besänft'gen suchen:
Dann tritt zu ihm, gieb ihm in meinem Namen
Die volle Freiheit wieder, und gewinne
Mit edlen wahren Worten sein Vertraun.
Verrichte das, sobald du immer kannst:

Du wirst als Freund und Vater mit ihm sprechen.
Noch eh wir scheiden, will ich Frieden wissen;
Und dir ist nichts unmöglich, wenn du willst.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und lassen dann die Frauen sanft vollenden,
Was du begannst; und kehren wir zurück,
So haben sie von diesem raschen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es scheint, Antonio,
Du willst nicht aus der Uebung kommen! Du
Hast Ein Geschäft kaum erst vollendet, nun
Kehrst du zurück und schaffst dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieses dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beschämt, und seh' in deinen Worten,
Wie in dem klarsten Spiegel meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſin (allein)

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich was geſchah;
Kaum weiß ich, wer von beiden ſchuldig iſt.
O, daß ſie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht ſprechen,
Eh' ich gefaßter bin, eh' ich vernommen,
Wie alles ſteht, und was es werden kann.

Zweiter Auftritt.

Prinzeſſin. Leonore

Prinzeſſin.

Was bringſt du, Leonore? Sag' mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr als wir wiſſen, hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen hart zuſammen, Taſſo zog,
Dein Bruder trennte ſie: allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frei umher und ſpricht

Mit ſeinem Fürſten; Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſin.

Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt; denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu uns trat, um ſeine Stirn.

Prinzeſſin.

Ach, daß wir doch dem reinen, ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchroffer noch als je, in ſich gezogner.
Es warnte mich mein Geiſt, als neben ihn
Sich Taſſo ſtellte. Sieh das Aeußre nur
Von beiden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! Es widerſtrebt ſich alles;
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleißnerin: Sie ſind vernünftig beide,
Sind edel, unterrichtet, deine Freunde;
Und welch ein Band iſt ſichrer als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab ſich ganz;
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!
O, hätt' ich gleich Antonio geſprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich ſcheute mich, gleich mit den erſten Worten
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen;
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Selbſt zwiſchen Feinde legt; befürchtete
Von dem geprüften Manne dieſe Jähe
Der raſchen Jugend nicht. Es iſt geſchehn!

Das Uebel ſtand mir fern, nun iſt es da.
O, gieb mir einen Rath! Was iſt zu thun?

Leonore.

Wie ſchwer zu rathen ſey, das fühlſt du ſelbſt
Nach dem, was du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Mißverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten:
Das ſtellen Worte, ja im Nothfall ſtellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwei Männer ſind's, ich hab' es lang' gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;
Dann ſtünden ſie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durchs Leben hin.
So hofft' ich ſelbſt; nun ſeh' ich wohl, umſonſt.
Der Zwiſt von heute, ſey er wie er ſey,
Iſt beizulegen; doch das ſichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am beſten, dächt' ich, Taſſo reiſ'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz ſich wenden; dort
Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf ſein Gemüth als eine Freundin wirken.
Du würdeſt hier indeſſen den Antonio,
Der uns ſo fremd geworden, dir aufs neue
Und deinen Freunden näher bringen: ſo
Gewährte das, was jetzt unmöglich ſcheint,
Die gute Zeit vielleicht, die vieles giebt.

Prinzeſſin.

Du willſt dich in Genuß, o Freundin, ſetzen;
Ich ſoll entbehren: heißt das billig ſeyn?

Leonore.

Entbehren wirſt du nichts, als was du doch
In dieſem Falle nicht genießen könnteſt.

Prinzessin.

So ruhig soll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannst.

Prinzessin.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen lassen.

Leonore.

Wenn er es sieht wie wir, so giebt er nach.

Prinzessin.

Es ist so schwer, im Freunde sich verdammen.

Leonore.

Und dennoch rettest du den Freund in dir.

Prinzessin.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geschehe.

Leonore.

So warte noch ein größres Uebel ab.

Prinzessin.

Du peinigst mich und weißt nicht, ob du nützest.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer sich irrt.

Prinzessin.

Und soll es seyn, so frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer sich entschließen kann, besiegt den Schmerz.

Prinzessin.

Entschlossen bin ich nicht; allein es sey,
Wenn er sich nicht auf lange Zeit entfernt: —
Und laß uns für ihn sorgen, Leonore,
Daß er nicht Mangel etwa künftig leide,
Daß ihm der Herzog seinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen lasse.
Sprich mit Antonio; denn er vermag
Bei meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unserm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von dir, Prinzessin, gälte mehr.

Prinzessin.

Ich kann, du weißt es, meine Freundin, nicht
Wie's meine Schwester von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern so stille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe sonst darüber manchen Vorwurf
Mir selbst gemacht, nun hab' ich überwunden.
Es schalt mich eine Freundin oft darum:
Du bist uneigennützig, sagte sie,
Das ist recht schön; allein so sehr bist du's,
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde
Nicht recht empfinden kannst. Ich laß' es gehn,
Und muß denn eben diesen Vorwurf tragen.
Um deste mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbschaft zu,
Und gerne will ich für ihn sorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürstin, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundin auch mich zeigen kann.
Er ist kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Wert' ich ihm schon geschickt zu helfen wissen.

Prinzessin.

So nimm ihn weg, und, soll ich ihn entbehren,
Vor allen andern sey er dir gegönnt!
Ich seh' es wohl, so wird es besser seyn.
Muß ich denn wieder diesen Schmerz als gut
Und heilsam preisen? Das war mein Geschick
Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt.
Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe dich, so schön du es verdienst,
Glücklich zu sehn.

Prinzessin.

Eleonore! Glücklich?
Wer ist denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich so nennen: denn sein großes Herz
Trägt sein Geschick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
Ist meine Schwester von Urbino glücklich?
Das schöne Weib, das edle, große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder:
Er achtet sie, und läßt sie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half dem unsrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
Man nahm uns von ihr weg: nun ist sie todt:
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sey.

Leonore.

O, blicke nicht nach dem, was jedem fehlt:
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht dir, Prinzessin?

Prinzessin.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geschwister,
Bei Fest und Spiel gesellig sich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer fest,
Und in Gesellschaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dieß Glück gegönnt, auch dieses

Nahm mir der Arzt hinweg: sein streng Gebot
Hieß mich verstummen: leben sollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Trost sollt' ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde fanden sich zu dir,
Und nun bist du gesund, bist lebensfroh.

Prinzessin.

Ich bin gesund, das heißt, ich bin nicht krank:
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich Einen Freund —

Leonore.

Du hast ihn noch.

Prinzessin.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerst ihn sah,
War vielbedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden: Schmerz und Krankheit waren
Kaum erst gewichen: still bescheiden blickt' ich
Ins Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geschwister wieder, sog beherzt
Der süßen Hoffnung reinsten Balsam ein.
Ich wagt' es vorwärts in das Leben weiter
Hineinzusehn, und freundliche Gestalten
Begegneten mir aus der Ferne. Da,
Eleonore, stellte mir den Jüngling
Die Schwester vor: er kam an ihrer Hand,
Und daß ich dir's gestehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O meine Fürstin, laß dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen ist Gewinnst,
Der nimmer uns entrissen werden kann.

Prinzessin.

Zu fürchten ist das Schöne, das Vortreffliche,
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So lange sie auf deinem Herde brennt,

Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: Vergeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müſſet ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen bequeme ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnſorge genannt und mich von Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter; du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdieneſt, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bei dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſerer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden und alle wünſchten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und friſst ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun!
Ich bin geſchwätzig, und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am leicht'ſten auf.

Prinzeſſin.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ach, meine Freundin! Zwar ich bin entſchloſſen:
Er ſcheide nur! allein ich fühle ſchon
Den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu ſehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit freher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch
Mit ihm zu ſeyn an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn!
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart iſt öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgiebt.
Sonſt war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge ſchwieg, die Ahnung ſelbſt verſtummte,
Und glücklich eingeſchifft, trug uns der Strom

Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Bruſt.

Leonore.

Die Zukunft giebt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzeſſin.

Was ich beſitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechſel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnſucht griff ich nie
Begierig in den Looskopf fremder Welt,
Für mein berührend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenſtand zu haſchen.
Ihn muſſt' ich ehren; darum liebt' ich ihn:
Ich muſſt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erſt ſagt' ich mir: Entferne dich von ihm!
Ich wich und wich, und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, ſo hart beſtraft!
Ein reines, wahres Gut verſchwindet mir,
Und meiner Sehnſucht ſchickt ein böſer Geiſt
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundin Wort nicht tröſten kann,
So wird die ſtille Kraft der ſchönen Welt,
Der guten Zeit dich unvermerkt erquicken.

Prinzeſſin.

Wohl iſt ſie ſchön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um Einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint,
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten, was

Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los was erſt ſich uns ergab;
Wir laſſen los was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore (allein).

Wie jammert mich das edle, ſchöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach, ſie verliert! — und denkſt du zu gewinnen?
Iſt's denn ſo nöthig, daß er ſich entfernt?
Nachſt du es nöthig, um allein für dich
Das Herz und die Talente zu beſitzen,
Die du bisher mit einer andern theilſt,
Uns ungleich theilſt? Iſt's redlich ſo zu handeln?
Biſt du nicht reich genug? Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das haſt du alles, und du willſt noch ihn
Zu dieſem allem haben? Liebſt du ihn?
Was iſt es ſonſt, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magſt? Du darfſt es dir geſtehn. —
Wie reizend iſt's, in ſeinem ſchönen Geiſte
Sich ſelber zu beſpiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn ſein Lied
Uns wie auf Himmelswolken trägt und hebt?
Dann biſt du erſt beneidenswerth! Du biſt,
Du haſt das nicht allein was viele wünſchen;
Es weiß, es kennt auch jeder, was du haſt!
Dich nennt dein Vaterland und ſieht auf dich:
Das iſt der höchſte Gipfel jedes Glücks.
Iſt Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen ſoll?

Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?
Wo iſt ein Mann, der meinem Freunde ſich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich iſt's, im Glanze dieſes Lebens
Ihn an der Seite haben! ſo mit ihm
Der Zukunft ſich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beifalls Woge treibt:
Das was vergänglich iſt, bewahrt ſein Lied.
Du biſt noch ſchön, noch glücklich, wenn ſchon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgeriſſen.
Du mußt ihn haben, und ihr nimmſt du nichts;
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich:
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf den Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn fern, wenn ſie ihn glücklich weiß,
Wie ſie geneß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen:
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.

Du bringſt uns Krieg ſtatt Frieden: ſcheint es doch,
Du kommſt aus einem Lager, einer Schlacht,

Wo die Gewalt regiert, die Faust entscheidet,
Und nicht von Rom, wo feierliche Klugheit
Die Hände segnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen sieht, die gern gehorcht.

Antonio.

Ich muß den Tadel, schöne Freundin, dulden,
Doch die Entschuld'gung liegt nicht weit davon.
Es ist gefährlich, wenn man allzulang'
Sich klug und mäßig zeigen muß; es lauert
Der böse Genius dir an der Seite,
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's diesmal
Auf meiner Freunde Kosten ihm gebracht.

Leonore.

Du hast um fremde Menschen dich so lang'
Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wiedersiehst,
Verkennst du sie, und rechtest wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundin, die Gefahr!
Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen:
Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune; ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärt'sten lieben.

Leonore.

In dieser ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonio.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut so ohne Maß verlor.
Allein gestehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt,

Und ſpät am Abend in erſehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit beſeſſen, ſoll er nicht
Auch etwas Menſchlich's in dem Buſen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menſchlich iſt, ſo wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe ſüß, die Arbeit leicht
Durch ein Geſpräch, durch holde Töne macht.
Der Baum iſt breit, mein Freund, der Schatten giebt,
Und keiner braucht den andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht,
Mit einem Gleichniß hin und wieder ſpielen.
Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem andern gönnt und gerne theilt:
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Höchſtverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird. —
Und fragſt du mich nach dieſen beiden Schätzen:
Der Lorbeer iſt es und die Gunſt der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unſres Jünglings Haupt
Den ernſten Mann beleidigt? Hätteſt du
Für ſeine Mühe, ſeine ſchöne Dichtung
Beſcheid'nern Lohn doch ſelbſt nicht finden können:
Denn ein Verdienſt, das außerirdiſch iſt,
Das in den Lüften ſchwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unſern Geiſt umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem ſchönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er ſelbſt die Erde kaum berührt,
Berührt der höchſte Lohn ihm kaum das Haupt.
Ein unfruchtbarer Zweig iſt das Geſchenk,

Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit sie einer Schuld
Aufs leicht'ste sich entlade. Du mißgönnst
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein
Ums kahle Haupt wohl schwerlich; und gewiß,
Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach seinem Werth zu schätzen,
Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es scheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weise
So sehr wie andre, daß man ihm die Güter,
Die er besitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirst an ein Phantom
Von Gunst und Ehre keinen Anspruch machen.
Der Dienst, mit dem du deinem Fürsten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindest,
Ist wirkend, ist lebendig, und so muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig seyn.
Dein Lorbeer ist das fürstliche Vertraun,
Das auf den Schultern dir, als liebe Last,
Gehäuft und leicht getragen ruht; es ist
Dein Ruhm das allgemeine Zutraun.

Antonio.

Und von der Gunst der Frauen sagst du nichts!
Die willst du mir doch nicht entbehrlich schildern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrst sie nicht,
Und leichter wäre sie dir zu entbehren,
Als sie es jenem guten Mann nicht ist:
Denn sag', geläng' es einer Frau, wenn sie
Nach ihrer Art für dich zu sorgen dächte,
Mit dir sich zu beschäft'gen unternähme?

Bei dir ist alles Ordnung, Sicherheit;
Du sorgst für dich, wie du für andre sorgst:
Du hast was man dir geben möchte. Jener
Beschäftigt uns in unserm eignen Fache.
Ihm fehlt's an tausend Kleinigkeiten, die
Zu schaffen eine Frau sich gern bemüht.
Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid
Mit etwas Stickerei, das trägt er gern.
Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An seinem Leib nicht dulden; alles soll
Ihm fein und gut und schön und edel stehn.
Und dennoch hat er kein Geschick, das alles
Sich anzuschaffen, wenn er es besitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgsamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort; er kehret nie
Von einer Reise wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil seiner Sachen fehle; bald
Bestiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu sorgen.

Antonio.

Und diese Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückselger Jüngling, dem man seine Mängel
Zur Tugend rechnet, dem so schön vergönnt ist,
Den Knaben noch als Mann zu spielen, der
Sich seiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßtest mir verzeihen, schöne Freundin,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du sagst nicht alles, sagst nicht was er wagt,
Und daß er klüger ist als wie man denkt.
Er rühmt sich zweier Flammen! knüpft und löst
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit solchen Künsten solche Herzen! Ist's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbſt das beweiſ't ja ſchon,
Daß es nur Freundſchaft iſt, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauſchten,
Belohnten wir das ſchöne Herz nicht billig,
Das ganz ſich ſelbſt vergißt und, hingegeben,
Im holden Traum für ſeine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt ſeine Selbſtigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die ſich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freiwilligen Tribut, zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelligen Vertrauns!

Leonore.

Wir ſind nicht ſo parteiiſch wie du glaubſt,
Ermahnen unſern Freund in manchen Fällen;
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lobt ihr vieles was zu tadeln wäre.
Ich kenn ihn lang'; er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
In ſeiner Welt genug, und alles rings
Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, ſtößt's hinweg und ruht in ſich.
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Miene zündet, ſey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er alles faſſen, alles halten,
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,

Was Jahre lang bereitet werden ſollte,
In einem Augenblick gehoben ſeyn,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geiſt zuſammen faſſen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menſchen,
Und er iſt nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore.

Er ſchadet andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonio.

Und doch verletzt er andre nur zu ſehr.
Kannſt du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtin ſelbſt,
Auf wen es ſey, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt.

Leonore.

Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, ſollt'
Es wohl für ihn und andre nützlich ſeyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken: denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Zweite Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu seyn: die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gieb nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da giebt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit giebt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen

Leonore.

Nun hofft du ſelbſt auf ein Gemüth zu wirken,
Das dir vor kurzem noch verloren ſchien.

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln; denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der einz'ge, den wir dulden.

Leonore.

So ohne Leidenſchaft, ſo unparteiiſch
Glaubt' ich dich nicht. Du haſt dich ſchnell bekehrt.

Antonio.

Das Alter muß doch einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.
Du warſt, mich deinem Freunde zu verſöhnen,
Zuerſt bemüht. Nun bitt' ich es von dir.
Thu' was du kannſt, daß dieſer Mann ſich finde,
Und alles wieder bald im Gleichen ſey.
Ich gehe ſelbſt zu ihm, ſobald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig iſt,
Sobald du glaubſt daß meine Gegenwart
Das Uebel nicht vermehrt. Doch was du thuſt,
Das thu' in dieſer Stunde; denn es geht
Alphons heut Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indeſſen wohl!

Fünfter Auftritt.

Leonore (allein).

Für dießmal, lieber Freund, ſind wir nicht eins;
Mein Vortheil und der deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nütze dieſe Zeit
Und ſuche Taſſo zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer.

Caſſo (allein).

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal dich verlaſſen?
Hat dich an einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?
Die Tage, wo dein Geiſt mit freier Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an;
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit offnen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O, hatt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet ſey,

So halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein; es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück!
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luft, die mich nun ſelbſt verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr, und folgte froh
Dem Winke, der mich ins Verderben rief.
Es ſey! So hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köſtlichen Vertraums, das mich erquickt,
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mit der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt, und läßt mich hier
Auf düſtrem, ſchmalem Pfad verloren ſtehn.
Das häßliche, zweideutige Geflügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfauſt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweiter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?

Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem giebſt was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

Taſſo.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt du recht; ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen;
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir!
Hat die Beleidigung des ſchroffen Manns
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte; du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundin!
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du scheinest mehr als billig ist bewegt.

Tasso.

Hältst du mich für so schwach, für so ein Kind,
Daß solch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geschehn ist, kränkt mich nicht so tief:
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frei und offen ist das Feld.

Leonore.

Du hast gar manchen fälschlich in Verdacht,
Ich habe selbst mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnst. Der heutige Verdruß —

Tasso.

Den lass' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir stets die steife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meister spielt.
Anstatt zu forschen, ob des Hörers Geist
Nicht schon für sich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von manchem, das du besser
Und tiefer fühltest, und vernimmt kein Wort,
Das du ihm sagst, und wird dich stets verkennen.
Verkannt zu seyn, verkannt von einem Steifen,
Der lächelnd dich zu übersehen glaubt!
Ich bin so alt noch nicht und nicht so klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln sollte.
Früh oder spat, es konnte sich nicht halten,
Wir mußten brechen; später wär' es nur
Um deste schlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt;
Dem folg' ich gern, sonst will ich keinen Meister.
Frei will ich seyn im Denken und im Dichten;
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von dir.

Taſſo.

Mit Schonung, willſt du ſagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zu Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus ſeinem Munde.

Leonore.

Möchteſt du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er ſonſt von dir
Und dem Talente ſprach, das dir vor Vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das was du biſt und haſt, und ſchätzt es auch.

Taſſo.

O, glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein ſolcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das haſt du ſelbſt, das haſt du, wenn du willſt,
Wenn du beharrſt, wenn dich das Glück begünſtigt.
Doch das was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſten Jüngling gaben.

Leonore.

O, ſäheſt du ſo klar, wie ich es ſehe!
Du irrſt dich über ihn; ſo iſt er nicht.

Taſſo.

Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's,
In allen Stücken billig ſeyn; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luft entreißen, ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willſt du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht laſſen, ſeh' ich kaum
Wie du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt, wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie ſehr ich längſt, o ſchöne Freundin, hier
Schon überflüſſig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das biſt du nicht, das kannſt du nimmer werden!
Du weißt vielmehr wie gern der Fürſt mit dir,
Wie gern die Fürſtin mit dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um dein't- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Taſſo.

O Leonore, welch Vertraun iſt das!
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter
Mit andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagſt anſtatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freiheit laſſen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du biſt nicht unnütz, eben weil du ruhſt.
So lange hegſt du ſchon Verdruß und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. O Taſſo! — Rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter ſey. — Ob er geneſen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!
Ich ſeh' es alles ſelbſt; es iſt vorbei!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider! meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider! bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an,

Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg; ich glaub' es ſelbſt!
So lebt denn wohl! Ich werd' auch das ertragen.
Ihr ſeyd von mir geſchieden! — Werd' auch mir,
Von euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirſt du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht
Uns hülflos, einſam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmſt du mich, mein Freund, ſo ſollſt du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, ſo begiebſt du dich
Erſt nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich für dich ſorgen. Sey getroſt!
Ich bin es ſelbſt. Ich reiſe, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unſre Mitte bringe.
Ich ſage dir kein Wort, du weißt es ſelbſt,
Welch einem Fürſten du dich nahen wirſt,
Und welche Männer dieſe ſchöne Stadt
In ihrem Buſen hegt, und welche Frauen.
Du ſchweigſt? Bedenk' es wohl! Entſchließe dich!

Taſſo.

Gar reizend iſt, was du mir ſagſt, ſo ganz
Dem Wunſch gemäß, den ich im Stillen nähre;

Allein es iſt zu neu: ich bitte dich,
Laß mich bedenken! ich beſchließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der ſchönſten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieſes Haus.
Bedenke nur! und wenn du recht bedenkſt,
So wirſt du ſchwerlich etwas Beſſres denken.

Taſſo.

Noch eins, geliebte Freundin! ſage mir!
Wie iſt die Fürſtin gegen mich geſinnt?
War ſie erzürnt auf mich? Was ſagte ſie? —
Sie hat mich ſehr getadelt? Rede frei!

Leonore.

Da ſie dich kennt, hat ſie dich leicht entſchuldigt.

Taſſo.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht!

Leonore.

Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Taſſo.

Wird ſie mich gern entlaſſen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo.

Werd' ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In ſeiner Großmuth kannſt du ſicher ruhn.

Taſſo.

Und laſſen wir die Fürſtin ganz allein?
Du gehſt hinweg: und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch, daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe dich beglückt;
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's; Antonio ſucht dich auf.

Klug zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern,
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurückläßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölk're dein Haus mit treuem Geſinde.
Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.
Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Bügeln,
Hundertfältig ſeitdem in weißer arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzſaal.
Wahrlich! wären wir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich Arbeit
Selber genug, es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet.

Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelaſſen auf, ſo wie er kommt.

Taſſo.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm ſtehn.

Leonore.

Und ſchenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh du ſcheideſt, dir das Aug' zu öffnen,
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!
Du irrſt gewiß, und wie du ſonſt zur Freude
Von andern dichteſt, leider dichteſt du
In dieſem Fall ein ſeltenes Gewebe,
Dich ſelbſt zu kränken. Alles will ich thun
Um es entzweizureißen, daß du frei
Den ſchönen Weg des Lebens wandeln mögeſt.
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Taſſo (allein)

Ich ſoll erkennen daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles heimliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt!
Bekennen ſoll ich, daß ich Unrecht habe
Und manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angeſicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt.
Ich ſoll es tief empfinden, wie der Fürſt
Mit offner Bruſt mir ſeine Gunſt gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, ſchwach genug,
Von meinen Feinden ſich das Auge trüben

Und seine Hand gewiß auch fesseln läßt. —
Daß er betrogen ist, kann er nicht sehen;
Daß sie Betrüger sind, kann ich nicht zeigen.
Und nur damit er ruhig sich betrüge,
Daß sie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich stille halten, weichen gar!
Und wer giebt mir den Rath? Wer bringt so klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Lenore selbst, Lenore Sawitale,
Die zarte Freundin! Ha, dich kenn' ich nun!
O, warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr
Mir ihre Gunst, mir ihre Zärtlichkeit
Mit süßen Worten zeigte! Nein, sie war
Und bleibt ein listig Herz; sie wendet sich
Mit leisen, klugen Tritten nach der Gunst. —
Wie oft hab' ich mich willig selbst betrogen,
Auch über sie! Und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte sie und schmeichelte mir selbst.
So ist sie gegen andre, sagt' ich mir,
Doch gegen dich ist's offne, treue Meinung.
Nun seh' ich's wohl, und seh' es nur zu spät:
Ich war begünstigt, und sie schmiegte sich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück. —
Nun kommt sie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie schleicht heran und zischt mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberische Töne.
Wie lieblich schien sie! Lieblicher als je!
Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!
Doch konnte mir die Schmeichelei nicht lange
Den falschen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geschrieben
Von allem was sie sprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen sucht

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 0380/171

Und es nicht herzlich meint. Ich soll hinweg?
Soll nach Florenz, sobald ich immer kann?
Und warum nach Florenz? Ich seh' es wohl.
Dort herrscht der Mediceer neues Haus;
Zwar nicht in offner Feindschaft mit Ferrara,
Doch hält der stille Neid mit kalter Hand
Die edelsten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürsten
Erhabne Zeichen ihrer Gunst, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht geläng' es ihm. —
Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.
Was soll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O, ich verstand ein jedes Wort so gut,
Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhascht' ich's kaum,
Und weiß nun ganz, wie die Prinzessin denkt. —
Ja, ja, auch das ist wahr; verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlassen, wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht." O! fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! willkommner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt. — Ich gehe!
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügst.

Vierter Auftritt.

Antonio. Taſſo.

Antonio.

Hier bin ich, Taſſo, dir ein Wort zu ſagen,
Wenn du mich ruhig hören magſt und kannſt.

Taſſo.

Das Handeln, weißt du, bleibt mir unterſagt:
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe dich gelaſſen, wie ich wünſchte,
Und ſpreche gern zu dir aus freier Bruſt.
Zuvörderſt löſ' ich in des Fürſten Namen
Das ſchwache Band, das dich zu feſſeln ſchien.

Taſſo.

Die Willkür macht mich frei, wie ſie mich band:
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Antonio.

Dann ſag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, ſcheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenſchaft bewegt,
Es ſelbſt empfand. Allein kein ſchimpflich Wort
Iſt meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen haſt du nichts als Edelmann,
Und wirſt als Menſch Vergebung nicht verſagen.

Taſſo.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen; jene dringt
Ins tiefe Mark, und dieſer ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung andrer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert:
Doch ein gekränktes Herz erholt ſich ſchwer.

Antonio.

Jetzt iſt's an mir, daß ich dir dringend ſage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunſch,
Den Wunſch des Fürſten, der mich zu dir ſendet.

Taſſo.

Ich kenne meine Pflicht und gehe nach.
Es ſey verziehn, ſofern es möglich iſt!
Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,

Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menschen Zunge diese Kraft:
Ich will ihr nicht gehässig widerstehn.

Antonio.

Ich danke dir und wünsche, daß du mich
Und meinen Willen, dir zu dienen, gleich
Vertraulich prüfen mögest. Sage mir,
Kann ich dir nützlich seyn? Ich zeig' es gern.

Tasso.

Du bietest an, was ich nur wünschen konnte.
Du brachtest mir die Freiheit wieder: nun
Verschaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannst du meinen? Sag' es deutlich an.

Tasso.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht:
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut überreicht' ich es dem Fürsten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde sind' ich jetzt
In Rom versammelt; einzeln haben sie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen schon eröffnet: vieles hab' ich
Benutzen können, manches scheint mir noch
Zu überlegen, und verschiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geschehn ist, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löst diese Knoten bald.
So dacht' ich heut den Fürsten selbst zu bitten:
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe diesen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir scheint nicht räthlich, daß du dich entfernst
In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürsten und der Fürstin dich empfiehlt.

Ein Tag der Gunſt iſt wie ein Tag der Ernte:
Man muß geſchäftig ſeyn, ſobald ſie reift.
Entfernſt du dich, ſo wirſt du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren was du ſchon gewannſt.
Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttin;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Taſſo.

Zu fürchten hab' ich nichts; Alphons iſt edel,
Stets hat er gegen mich ſich groß gezeigt:
Und was ich hoffe, will ich ſeinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erſchleichen; nichts will ich von ihm empfangen
Was ihn gereuen könnte, daß er's gab.

Antonio.

So fordre nicht von ihm, daß er dich jetzt
Entlaſſen ſoll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte faſt, er thut es nicht.

Taſſo.

Er wird es gern, wenn recht gebeten wird,
Und du vermagſt es wohl, ſobald du willſt.

Antonio.

Doch welche Gründe, ſag' mir, leg' ich vor?

Taſſo.

Laß mein Gedicht aus jener Stanze ſprechen!
Was ich gewollt, iſt löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt:
Der heitre Wandel mancher ſchönen Tage,
Der ſtille Raum ſo mancher tiefen Nächte
War einzig dieſem frommen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich, jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen, kühn geſinnt,
Zu edlen Thaten unſern Zeitgenoſſen
Aus einem langem Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Chriſtenheere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.

Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſeyn.
Alphonſen bin ich ſchuldig was ich that;
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieſer Fürſt iſt hier mit andern,
Die dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende hier dein Werk; hier iſt der Platz!
Und um zu wirken eile dann nach Rom.

Taſſo.

Alphons hat mich zuerſt begeiſtert, wird
Gewiß der letzte ſeyn, der mich belehrt.
Und deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unſer Hof verſammelt, ſchätz' ich hoch.
Ihr ſollt entſcheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch dieſe muß ich ſehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano und Speron Sperani!
Du wirſt ſie kennen. — Welche Namen ſind's!
Vertraun und Sorge flößen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

Antonio.

Du denkſt nur dich, und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage dir, er wird dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willſt ja nicht verlangen, was er dir
Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo.

Verſagſt du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebotne Freundſchaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen

Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten was du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick was du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann
Die Haſt zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Taſſo.

Schon lange kenn' ich dieſe Tyrannei
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders, und du glaubſt deßwegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll.

Antonio.

Und ſoll ich dir ſogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Ueberzeugung ſchaden?

Taſſo.

Von dieſer Sorge will ich dich befreun!
Du hältſt mich nicht mit dieſen Worten ab.
Du haſt mich frei erklärt, und dieſe Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürſten führt.
Ich laſſe dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürſt geht fort. Hier iſt kein Augenblick
Zu harren. Wähle ſchnell! Wenn du nicht gehſt,
So geh' ich ſelbſt, und wer' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur des Fürſten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Taſſo.

Nein, dieſe Stunde noch,

Wenn's möglich iſt! Es brennen mir die Sohlen
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freien Wegs mich Eilenden umgiebt.
Ich bitte dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſey, mit meinem Herrn
Zu reden; ſiehſt — wie kann ich das verbergen! —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebieten kann.
Nur Feſſeln ſind es, die mich halten können!
Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frei.
Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut kann ich nicht gehorchen! Heute nur
Laßt mich in Freiheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wohl, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo.

Soll ich dir glauben, denkſt du gut für mich,
So wirke was ich wünſche, was du kannſt.
Der Fürſt entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hülfe nicht:
Das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken.
Doch hegſt du einen alten Groll im Buſen,
Willſt du von dieſem Hofe mich verbannen,
Willſt du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben;
So bleib' auf deinem Sinn und widerſteh'!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg, den du erwählſt.
Der Ausgang mag entſcheiden, wer ſich irrt;
Du willſt hinweg! Ich ſag' es dir zuvor,
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wirst

Epigramme.

Venedig 1790.

Dein Eigensinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübsinn harrt in Rom auf dich,
Und du verfehlest hier und dort den Zweck.
Doch sag' ich dieß nicht mehr, um dir zu rathen:
Ich sage nur voraus, was bald geschieht,
Und lade dich auch schon im voraus ein,
Mir in dem schlimmsten Falle zu vertraun.
Ich spreche nun den Fürsten, wie du's forderst. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Tasso (allein).

Ja, gehe nur, und gehe sicher weg,
Daß du mich überredest was du willst.
Ich lerne mich verstellen; denn du bist
Ein großer Meister, und ich fasse leicht.
So zwingt das Leben uns zu scheinen, ja,
Zu seyn wie jene, die wir kühn und stolz
Verachten konnten. Deutlich seh' ich nun
Die ganze Kunst des höfischen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht scheinen, daß er mich vertreibt.
Er spielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeschickt mich finde,
Bestellet sich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürsten und der Fürstin Blick.
Man soll mich halten, meint er; habe doch
Ein schön Verdienst mir die Natur geschenkt,
Doch leider habe sie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder schlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düsterm Sinn.

Es ſey nicht anders; einmal habe nun
Den Einen Mann das Schickſal ſo gebildet;
Nun müſſe man ihn nehmen wie er ſey,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinnſt genießen,
Im übrigen, wie er geboren ſey,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen. —
Erkenn' ich noch Alphonſens feſten Sinn,
Der Feinden trotzt und Freunde treulich ſchützt?
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja, wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich jeglicher verändert, der für andre feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick. —
Hat nicht die Ankunft dieſes Manns allein
Mein ganz Geſchick zerſtört, in einer Stunde?
Nicht dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O, muß ich das erfahren! muß ich's heut!
Ja, wie ſich alles zu mir drängte, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf? —
Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du,
Geliebte Fürſtin, du entziehſt dich mir!
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!

Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tags mir trüb; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſt's bedurft' ich, aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreun.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja, auch ſie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum;
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen.
Auch ſie! auch ſie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch ſie! auch ſie! —
O, dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeſchriebnen Qualentafel ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten, wenn ſie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
Wenn ſie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen,
Und es iſt wahr, eh du es fürchten konnteſt!
Und ehe nun Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen auseinander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an.
Und wiederhole nur: auch ſie! auch ſie!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweitemal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab,
Und bittet ſehnlich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich dir daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut! ich halt' ihn nicht.
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis ihn nicht entwende!
Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt:
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.

Gefunden hab' ich dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz;
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen; denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem was heut geſchah.
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn,
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn:
Doch wenn du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan ihn zu verſöhnen,
So wird' ich ganz untröſtlich ſeyn. O! ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag!

Alphons.

Antonio, nein! da ſey nur immer ruhig!
Ich ſchreib' es dir auf keine Weiſe zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzuwohl was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſchont, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen, daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Ueber vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen; ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn andre vieles um den Einen thun,
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſeyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,

Zur Uebung unsrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur so eng
Nicht wie das Thier beschränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?
Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
Eins um das andre schlingt er hastig ein,
Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, sein allzu heftig Wesen,
Und schilt auf die Natur und das Geschick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit seinem Arzte rechten sehn;
Zum Lachen fast, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menschen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieses Uebel," sagt er bänglich
Und voll Verdruß. „Was rühmt ihr eure Kunst?
„Schafft mir Genesung!" Gut! versetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht."
So nehmet diesen Trank. — „O nein! der schmeckt
„Abscheulich, er empört mir die Natur." —
So trinkt denn Wasser. — „Wasser? Nimmermehr!
„Ich bin so wasserscheu als ein Gebiss'ner." —
So ist euch nicht zu helfen. — „Und warum?" —
Das Uebel wird sich stets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen. — „Schön!
„Wofür seyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel;
„Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
„Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst,
„Der Leiden los zu seyn, recht leiden müsse."
Du lächelst selbst, und doch ist es gewiß,
Du hast es wohl aus seinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt.

Antonio.

Es ist gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume giebt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was ist sein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann niemand sehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich belästigt:
Erbrochne Schlösser, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm schwebt!
Du hast es untersuchen lassen, untersucht,
Und hast du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürsten macht ihn sicher,
Der Busen keines Freundes kann ihn laben:
Und willst du einem solchen Ruh' und Glück,
Willst du von ihm wohl Freude dir versprechen?

Alphons.

Du hättest Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächsten Vortheil suchen wollte!
Zwar ist es schon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen grad und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weise;
Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In seiner Art: so ist er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päpste selbst gewiesen.
Mit welcher Nachsicht, welcher fürstlichen
Geduld und Langmuth trugen diese Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen schien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürst? des Lebens Mühe

Lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.
So jung hat er zu vieles schon erreicht,
Als daß genügsam er genießen könnte.
O, sollt' er erst erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angeboten wird,
Er strengte seine Kräfte männlich an,
Und fühlte sich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat schon das Ziel
Von seinem besten Wunsch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertraun und Gunst, und will an seine Seite
Vor andern ihn erheben, sey's im Krieg,
Sey's in Geschäften oder im Gespräch;
So, dächt' ich, könnte der bescheidne Mann
Sein Glück mit stiller Dankbarkeit verehren.
Und Tasso hat zu allem diesem noch
Das schönste Glück des Jünglings, daß ihn schon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O, glaube mir, sein lamisch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polster seines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gieb ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzusuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erst nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünscht in Belriguardo zu verweilen,
Das Nöthigste, was er zur Reise braucht,
Will er durch einen Freund sich senden lassen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schwester geht
Mit ihrer Freundin gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hause seyn.

Du folgſt uns bald, wenn du für ihn geſorgt.
Dem Caſtellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schloſſe bleiben kann,
So lang' er will, ſo lang' bis ſeine Freunde
Ihm das Gepäck geſendet, bis wir ihm
Die Briefe ſchicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt. Leb' wohl!

(Antonio geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Alphons. Taſſo

Taſſo (mit Zurückhaltung)

Die Gnade, die du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir im vollen Licht.
Du haſt verziehen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging;
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt,
Du willſt erlauben, daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willſt
Mir deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertraun,
Und hoffe ſtill, mich ſoll die kleine Friſt
Von allem heilen was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt aufs neue ſich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Sich deiner Gunſt aufs neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünſche dir zu deiner Reiſe Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirſt. Du bringſt uns dann
Den doppelten Gewinnſt für jede Stunde,
Die du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe dir an meine Leute,

An Freunde dir nach Rom, und wünsche sehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögest, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Tasso.

Du überhäufst, o Fürst, mit Gnaden den,
Der sich unwürdig fühlt, und selbst zu danken
In diesem Augenblicke nicht vermag.
Anstatt des Danks eröffn' ich eine Bitte!
Am meisten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan, und keine Mühe
Und keinen Fleiß gespart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt, dort möcht' ich in die Schule
Aufs neue mich begeben; würdiger
Erfreute deines Beifalls sich mein Lied.
O, gieb die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beschämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirst mir nicht an diesem Tage nehmen,
Was du mir kaum an diesem Tag gebracht.
Laß zwischen dich und zwischen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten: hüte dich
Durch strengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tausendfältigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und scheut sich nicht
Gar manchem zu mißfallen, daß er manchem
Um desto mehr gefallen möge. Doch
Ich sage nicht, daß du nicht hie und da
Bescheiden deine Feile brauchen solltest,
Versprecht dir zugleich, in kurzer Zeit

Wie man Geld und Zeit verthan.
Zeigt das Büchlein lustig an.

Erhältſt du abgeſchrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück, wir werden uns
Des höheren Genuſſes freun, und dich
Bei mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhole nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben. Ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun;
Nun muß es werden was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb, der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch ich bin geſund
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich mein Fleiß geſund.
Du haſt mich [illegible]a' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freier Ueppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'ſten Ruhe. Dieß Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider!
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons.

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,

Und reizend iſt es ſich hinabzuſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O, geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons.

Höre mich!
Du giebſt ſo vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen, das du noch
Und zehnfach reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurückekehrſt,
Je ſchöner wirſt du uns willkommen ſeyn. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Taſſo (allein).

So halte feſt, mein Herz! ſo war es recht!
Es wird dir ſchwer, es iſt das erſtemal,
Daß du dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien,

Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O, gieb nur Acht! Du wirst sie nun so fort
Von allen Seiten hören. Fest, nur fest!
Um einen Augenblick ist's noch zu thun.
Wer spät im Leben sich verstellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus.
Es wird schon gehn; nur übe dich mit ihnen.
(Nach einer Pause.)
Du triumphirst zu früh, dort kommt sie her!
Die holde Fürstin kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein; es löst in meinem Busen
Verdruß und Argwohn sich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzessin. Tasso. Gegen das Ende des Auftritts die Uebrigen.

Prinzessin.

Du denkst uns zu verlassen, oder bleibst
Vielmehr in Belriguardo noch zurück,
Und willst dich dann von uns entfernen, Tasso?
Ich hoffe nur auf eine kurze Zeit.
Du gehst nach Rom?

Tasso.

Ich richte meinen Weg
Zuerst dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort versammelt,
Die Meister aller Art sich nennen dürfen.
Und spricht in jener ersten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tausend stumme Lehrer winken
In ernster Majestät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, so kann

Ich's nie vollenden. Leider! ach, schon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst,
Die jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird sie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzessin.

Darfst du es wagen?
Noch ist der strenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Tasso.

Du warnest recht; ich hab' es schon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin; den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tausende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zu Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinübereilen.
Dort wohnet meine Schwester, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich still, und trete dann
Auch schweigend an das Land; ich gehe sacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serfale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße, sie
Bezeichnet mir das Haus. So steig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon, so tret ich in das Haus —

Prinzessin.

Blick' auf, o Taſſo, wenn es möglich iſt!
Erkenne die Gefahr, in der du ſchwebſt!
Ich ſchone dich: denn ſonſt würd' ich dir ſagen:
Iſt's edel, ſo zu reden, wie du ſprichſt?
Iſt's edel, nur allein an ſich zu denken,
Als kränkteſt du der Freunde Herzen nicht?
Iſt's dir verborgen wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schweſtern dich zu ſchätzen wiſſen?
Haſt du es nicht empfunden und erkannt?
Iſt alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Taſſo! Wenn du ſcheiden willſt,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück!

(Taſſo wendet ſich weg.)

Wie tröſtlich iſt es, einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreiſen will,
Ein klein Geſchenk zu geben; ſey es nur
Ein neuer Mantel oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfſt
Unwillig alles weg, was du beſitzeſt.
Die Pilgermuſchel und den ſchwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählſt du dir und gehſt
Freiwillig arm dahin, und nimmſt uns weg,
Was du mit uns allein genießen konnteſt.

Taſſo.

So willſt du mich nicht ganz und gar verſtoßen?
O ſüßes Wort, o ſchöner, theurer Troſt!
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, verſetze
Mich nach Conſandoli, wohin du willſt!
Es hat der Fürſt ſo manches ſchöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, vielleicht nur Eine Stunde.
Ja, wählet den entfernt'ſten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht beſuchen geht,

Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt;
Dort schickt mich hin! Dort laßt mich euer seyn!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbundnem Rohre wohl verwahren!
Es sollen schöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln schlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen seyn.
Und laßt mir auch die Sorge des Palastes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden schade:
Die schön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel säubern;
Es soll das Estrich blank und reinlich glänzen;
Es soll kein Stein, kein Ziegel sich verrücken;
Es soll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzessin.

Ich finde keinen Rath in meinem Busen,
Und finde keinen Trost für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns?
Das treuste Wort, das von der Lippe fließt,
Das schöne Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht.

Tasso.

Ihr Götter, ist sie's doch,
Die mit dir spricht und deiner sich erbarmt?
Und konntest du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du bist's! und nun, ich bin es auch.
O, fahre fort, und laß mich jeden Trost
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath

Entzieh mir nicht! O, sprich: Was soll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du selbst mir gern vergeben mögest,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget? Sag' mir an!

Prinzessin.

Gar wenig ist's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch scheint es allzuviel zu seyn.
Du sollst dich selbst uns freundlich überlassen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht bist,
Wenn du nur erst dir mit dir selbst gefällst.
Du machst uns Freude, wenn du Freude hast,
Und du betrübst uns nur, wenn du sie fliehst:
Und wenn du uns auch ungeduldig machst,
So ist es nur, daß wir dir helfen möchten
Und, leider! sehn, daß nicht zu helfen ist,
Wenn du nicht selbst des Freundes Hand ergreifst,
Die, sehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Tasso.

Du bist es selbst, wie du zum erstenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegenkamst!
Verzeih dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet sich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt sich ganz das Herz von Zärtlichkeit. —
Sie ist's, sie steht vor mir. Welch' ein Gefühl!
Ist es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Ist's Raserei? Ist's ein erhöhter Sinn,
Der erst die höchste, reinste Wahrheit faßt?
Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, stritt und stritt

Mit meinem tiefſten Seyn, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt.

Prinzeſſin.

Wenn ich dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So mäßige die Gluth, die mich erſchreckt.

Taſſo.

Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort erhöheſt du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innerſten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn; mich hält der Fuß nicht mehr!
Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin!

(Er fällt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.)

Prinzeſſin

(ihn von ſich ſtoßend und hinweg eilend).

Hinweg!

Leonore

(die ſich ſchon eine Weile im Grunde ſehen laſſen, herbei eilend).

Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo!

(Sie geht der Prinzeſſin nach.)

Taſſo

(im Begriff ihnen zu folgen).

O Gott!

Alphons

(der ſich ſchon eine Zeit lang mit Antonio genähert).

Er kommt von Sinnen; halt' ihn feſt!

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Taſſo Antonio.

Antonio.

O ſtünde jetzt, ſo wie du immer glaubſt,
Daß du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bei dir, wie würd' er triumphiren!
Unglücklicher, noch kann erhol' ich mich!
Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was Ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill;
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Taſſo

(nach einer langen Pauſe)

Vollende nur dein Amt! Ich ſeh' du biſt's!
Ja, du verdienſt das fürſtliche Vertraun;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!
Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sey Kerkermeiſter, ſey der Marterknecht!
Wie wohl! wie eigen ſteht dir beides an!

(Gegen die Scene.)

Ja, gehe nur, Tyrann! Du konnteſt dich
Nicht bis zuletzt verſtellen; triumphire!
Du haſt den Sklaven wohl gekettet, haſt
Ihn wohl geſpart zu ausgedachten Qualen:
Geh' nur! ich haſſe dich, ich fühle ganz
Den Abſcheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

(Nach einer Pauſe.)

So ſeh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verſtoßen und verbannt als Bettler hier!

So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fest!
Mein einzig Gut ist nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
Das mir noch blieb, vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh' ich wohl, warum ich feiern soll.
Es ist Verschwörung, und du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tausend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergesse,
Drum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum soll ich mich und meine Sinne schonen.
O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,
Die unsichtbar und rastlos mich umspann;
Allein abscheulicher ist es geworden. —
Und du, Sirene! die du mich so zart,
So himmlisch angelockt, ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spät! —
Allein wir selbst betrügen uns so gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galeerensklaven kennen sich,
Die, eng' an Eine Bank geschmiedet, keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, die kennen sich;
Wo jeder sich für einen Schelmen giebt,
Und seines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit sie wieder uns verkennen sollen. —
Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerin, die kleine Künste treibt.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heisren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgil's kam mir ein laulicher Wind:
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerißnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.

Die Maske fällt, Armiden ſeh' ich nun,
Entblößt von allen Reizen — Ja, du biſt's!
Von dir hat ahnungsvoll mein Lied geſungen! —
Und die verſchmitzte kleine Mittlerin!
Wie tief erniedrigt ſeh' ich ſie vor mir!
Ich höre nun die leiſen Tritte rauſchen,
Ich kenne nun den Kreis, um den ſie ſchlich.
Euch alle kenn' ich! Sey mir das genug!
Und wenn das Elend alles mir geraubt,
So preiſ' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich!

Antonio.

Ich höre, Taſſo, dich mit Staunen an,
So ſehr ich weiß, wie leicht dein raſcher Geiſt
Von einer Gränze zu der andern ſchwankt.
Beſinne dich! Gebiete dieſer Wuth!
Du läſterſt, du erlaubſt dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen iſt,
Doch das du ſelbſt dir nie verzeihen kannſt.

Taſſo.

O, ſprich mir nicht mit ſanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme!
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert, und ich leb', um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſterung nur ein leiſer Schmerzenslaut.
Ich will hinweg! Und wenn du redlich biſt,
So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen.

Antonio.

Ich werde dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Taſſo.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?

Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl. —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſcherzte.
Sie gehn hinweg! — O Gott! dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt. —
Die Reiter ſind voraus. — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kann ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O, küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O, daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O, verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh', dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie. —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht genes' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt; ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen. —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich! Du giebſt zu viel dir nach.

Taſſo.

Und bin ich denn ſo elend wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreun, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt

In meinem Busen regte? Bin ich nichts,
Ganz nichts geworden?
Nein, es ist alles da! und ich bin nichts;
Ich bin mir selbst entwandt, sie ist es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
Vergleiche dich! Erkenne was du bist!

Tasso.

Ja, du erinnerst mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beispiel der Geschichte mehr?
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?
Nein, alles ist dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, kann der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und nur noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

(Antonio tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.)

O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft. Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben;
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.
In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schäme mich nicht mehr es zu bekennen.

Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten; berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Die natürliche Tochter.

Ein Trauerspiel.

Personen.

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeisterin.
Secretär.
Weltgeistlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Aebtissin.
Mönch.

Erſter Aufzug.

Dichter Wald.

Erſter Auftritt.

König. Herzog.

König.

Das flücht'ge Ziel, das Hunde, Roß und Mann,
Auf ſeine Fährte bannend, nach ſich reißt,
Der edle Hirſch, hat über Berg und Thal
So weit uns irr' geführt, daß ich mich ſelbſt,
Obgleich ſo landeskundig, hier nicht finde.
Wo ſind wir, Oheim? Herzog, ſage mir,
Zu welchen Hügeln ſchweiften wir heran?

Herzog.

Der Bach, der uns umrauſcht, mein König, fließt
Durch deines Dieners Fluren, die er deiner
Und deiner Ahnherrn königlicher Gnade,
Als erſter Lehnsmann deines Reiches dankt.
An jenes Felſens andrer Seite liegt,
Am grünen Hang, ein artig Haus verſteckt,
Dich zu bewirthen keineswegs gebaut;
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieſer Bäume hochgewölbtes Dach,
Zum Augenblick des Raſtens, freundlich ſchatten.
Laß dieſer Lüfte liebliches Geweb'

Uns leis' umstricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdlust auch der Ruhe Lust sich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal völlig abgeschieden,
Hier hinter diesem Bollwerk der Natur,
Mein König, dich empfindest, fühl' ich mit.
Hier dränget sich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverschämten offne Hand nicht nach.
Freiwillig einsam merkest du nicht auf,
Ob Undankbare schleichend sich entfernen.
Die ungestüme Welt reicht nicht hierher,
Die immer fordert, nimmer leisten will.

König.

Soll ich vergessen, was mich sonst bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgetöses Wiederhall
Verklinge, nach und nach, aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Gespräch
Auf Gegenstände, diesem Ort gemäßer.
Hier sollen Gatten an einander wandeln,
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten; hier ein Freund dem Freunde
Verschloss'nen Busen traulich öffnend nahn.
Und gabst du nicht erst neulich stille Winke,
Du hofftest mir, in ruh'gen Augenblicken
Verborgenes Verhältniß zu bekennen;
Drangvoller Wünsche holden Inbegriff,
Erfüllung hoffend, heiter zugestehn.

Herzog.

Mit größrer Gnade konntest du mich nicht,
O Herr, beglücken, als indem du mir,
In diesem Augenblick, die Zunge lösest.
Was ich zu sagen habe, könnt' es wohl
Ein andrer besser hören als mein König,
Dem unter allen Schätzen seine Kinder
Am herrlichsten entgegenleuchten; der

Vollkommner Vaterfreude Hochgenuß
Mit seinem Knechte herzlich theilen wird?

König.

Du sprichst von Vaterfreuden! Hast du je
Sie denn gefühlt? Verkümmerte dir nicht
Dein eing'ger Sohn durch rohes, wildes Wesen,
Verworrenheit, Verschwendung, starren Trutz
Dein reiches Leben, dein erwünschtes Alter?
Verändert er auf einmal die Natur?

Herzog.

Von ihm erwart' ich keine frohen Tage!
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach! meinen Horizont so oft verfinstern.
Ein anderes Gestirn, ein andres Licht
Erheitert mich. Und wie in dunkeln Grüften,
Das Mährchen sagt's, Karfunkelsteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein der öden Nacht
Geheimnißvolle Schauer hold beleben,
So ward auch mir ein Wundergut beschceert,
Mir Glücklichem! das ich mit Sorgfalt mehr
Als den Besitz ererbt-errungner Güter,
Als meiner Augen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Lust und Sorge pflege.

König.

Sprich vom Geheimniß nicht geheimnißvoll.

Herzog.

Wer spräche vor der Majestät getrost
Von seinen Fehlern, wenn sie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte.

König.

Der wonnevoll geheimverwahrte Schatz?

Herzog.

Ist eine Tochter.

König.

Eine Tochter? Wie?
Und suchte, Fabelgöttern gleich, mein Oheim,

Zum niedern Kreis verſtohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

Herzog.

Das Große wie das Niedre nöthigt uns,
Geheimnißvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzuhoch ſtand jene, heimlich mir,
Durch wunderſam Geſchick, verbundne Frau,
Um welche noch dein Hof in Trauer wandelt,
Und meiner Bruſt geheime Schmerzen theilt.

König.

Die Fürſtin? Die verehrte, nah verwandte,
Nur erſt verſtorbne?

Herzog.

War die Mutter! Laß
O! laß mich nur von dieſem Kinde reden,
Das, ſeiner Eltern werth und immer werther,
Mit edlem Sinne ſich des Lebens freut.
Begraben ſey das übrige mit ihr,
Der hochbegabten, hochgeſinnten Frauen.
Ihr Tod eröffnet mir den Mund, ich darf
Vor meinem König meine Tochter nennen,
Ich darf ihn bitten, ſie zu mir herauf,
Zu ſich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürſtlichen Geburt, vor ſeinem Hofe,
Vor ſeinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Aus ſeiner Gnadenfülle zu bewähren.

König.

Vereint in ſich die Nichte, die du mir,
So ganz erwachſen, zuzuführen denkſt,
Des Vaters und der Mutter Tugenden,
So muß der Hof, das königliche Haus,
Indem uns ein Geſtirn entzogen wird,
Den Aufgang eines neuen Sterns bewundern.

Herzog.

O, kenne ſie, eh du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entſcheideſt. Laß ein Vaterwort

Weichling! ſchölte mich Einer, und ſo verbringſt du die Tage?
Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillone ſind Herrn, dann die Dogane dazu!
„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir! du ſchieneſt
Paradieſiſch zu ruhn, ganz wie Rinaldo beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schooß.

4.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde geprellt, ſtell' er ſich wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtrauet dem Andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land; doch ach! Fauſtinen ſind' ich nicht wieder.
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich geſtreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Canal, viele befrachtete, ſtehn.
Mancherlei Waare findeſt du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Geſträuch.
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzeſt du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe liſpelte lächelnd:
Dichter ſünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!

Dich nicht bestechen! Manches hat Natur
Für sie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreise webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren ersten Weg geleiteten
Ein ausgebildet Weib, ein weiser Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut sie sich des Gegenwärtigen,
Indeß ihr Phantasie das künft'ge Glück
Mit schmeichelhaften Dichterfarben malt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geist den Lehren edler Männer,
Sich stufenweis' entwickelnd, friedlich horcht:
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten, festen Körper nicht.
Du selbst, mein König, hast sie unbekannt
Im wilden Drang der Jagd um dich gesehn.
Ja, heute noch! Die Amazonentochter,
Die in den Fluß dem Hirsche sich zuerst
Auf raschem Pferde flüchtig nachgestürzt!

König.

Wir sorgten alle für das edle Kind!
Ich freue mich, sie mir verwandt zu hören.

Herzog.

Und nicht zum erstenmal empfand ich heute,
Wie Stolz und Sorge, Vaterglück und Angst
Zu übermenschlichem Gefühl sich mischen.

König.

Gewaltsam und behende riß das Pferd
Sich und die Reiterin auf jenes Ufer,
In dicht bewachs'ner Hügel Dunkelheit.
Und so verschwand sie mir.

Herzog.

Noch einmal hat
Mein Auge sie gesehen, eh' ich sie
Im Labyrinth der hast'gen Jagd verlor.

Wer weiß, welch ferne Gegend sie durchstreift,
Verdross'nen Muths, am Ziel sich nicht zu finden,
Wo, ihrem angebeteten Monarchen sich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunähern,
Allein ihr jetzt erlaubt ist, bis er sie,
Als Blüthe seines hochbejahrten Stammes,
Mit königlicher Huld zu grüßen würdigt.

König.

Welch ein Getümmel seh' ich dort entstehn?
Welch einen Zulauf nach den Felsenwänden?

(Er winkt nach der Scene.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König.

Warum versammelt sich die Menge dort?

Graf.

Die kühne Reiterin ist eben jetzt
Von jener Felsenwand herabgestürzt.

Herzog.

Gott!

König.

Ist sie sehr beschädigt?

Graf.

Eilig hat
Man deinen Wundarzt, Herr, dahingerufen.

Herzog.

Was zaudr' ich? Ist sie todt, so bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann. (Ab.)

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König.

Kennſt du den Anlaß der Begebenheit?

Graf.

Vor meinen Augen hat ſie ſich ereignet.
Ein ſtarker Trupp von Reitern, welcher ſich
Durch Zufall von der Jagd getrennt geſehn,
Geführt von dieſer Schönen, zeigte ſich
Auf jener Klippen waldbewachſ'ner Höhe.
Sie hören, ſehen unten in dem Thal
Den Jagdgebrauch vollendet, ſehn den Hirſch
Als Beute liegen ſeiner kläffenden
Verfolger. Schnell zerſtreuet ſich die Schaar,
Und jeder ſucht ſich einzeln ſeinen Pfad,
Hier oder dort, mehr oder weniger
Durch einen Umweg. Sie allein beſinnt
Sich keinen Augenblick, und nöthiget
Ihr Pferd von Klipp' zu Klippe, grad herein.
Des Frevels Glück betrachten wir erſtaunt;
Denn ihr gelingt es eine Weile, doch
Am untern ſteilen Abhang gehn dem Pferde
Die letzten, ſchmalen Klippenſtufen aus,
Es ſtürzt herunter, ſie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich hörte bald
Nach deinem Arzte rufen. So erſchien ich nun
Auf deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König.

O, möge ſie ihm bleiben! Fürchterlich
Iſt einer, der nichts zu verlieren hat.

Graf.

So hat ihm dieſer Schrecken das Geheimniß
Auf einmal abgezwungen, das er ſonſt,
Mit ſo viel Klugheit zu verbergen ſtrebte?

König.

Er hatte ſchon ſich völlig mir vertraut.

Graf.

Die Lippen öffnet ihm der Fürſtin Tod,
Nun zu bekennen, was für Hof und Stadt
Ein offenbar Geheimniß lange war.
Es iſt ein eigner, grillenhafter Zug,
Daß wir durch Schweigen das Geſchehene
Für uns und andre zu vernichten glauben.

König.

O, laß dem Menſchen dieſen edlen Stolz.
Gar vieles kann, gar vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf.

Man bringt ſie, fürcht' ich, ohne Leben her!

König.

Welch unerwartet, ſchreckliches Ereigniß!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie auf zuſammengeflochtenen Aeſten, die von den **Herzog. Wundarzt. Gefolge.** hereingetragen.

Herzog (zum Wundarzt)

Wenn deine Kunſt nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unſres Königs Leben,
Das unſchätzbare Gut, vertraut iſt, laß
Ihr helles Auge ſich noch einmal öffnen,
Daß Hoffnung mir in dieſem Blick erſcheine;
Daß aus der Tiefe meines Jammers ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!
Vermagſt du dann nichts weiter, kannſt du ſie
Nur wenige Minuten mir erhalten,
So laßt mich eilen, vor ihr hinzuſterben,
Daß ich im Augenblick des Todes noch
Getröſtet rufe: Meine Tochter lebt!

König.

Entferne dich, mein Oheim! daß ich hier
Die Vaterpflichten treulich übernehme.
Nichts unversucht läßt dieser wackre Mann.
Gewissenhaft, als läg' ich selber hier,
Wird er um deine Tochter sich bemühen.

Herzog.

Sie regt sich!

König.

Ist es wahr?

Graf.

Sie regt sich!

Herzog.

Starr
Blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! sie lebt!

König (ein wenig zurücktretend).

Verdoppelt eure Sorge!

Herzog.

Sie lebt! sie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja! sie wird nun bald
Auch ihren Vater, ihre Freunde kennen.
Nicht so umher, mein liebes Kind, verschwende
Die Blicke staunend, ungewiß; auf mich,
Auf deinen Vater wende sie zuerst.
Erkenne mich, laß meine Stimme dir
Zuerst das Ohr berühren, da du uns
Aus jener stummen Nacht zurückekehrst.

Eugenie

(die indes nach und nach zu sich gekommen ist und sich aufgerichtet hat).

Was ist aus uns geworden?

Herzog.

Kenne mich
Nur erst! — Erkennst du mich?

Eugenie.

Mein Vater!

Herzog.

Ja!

Dein Vater, den mit dieſen holden Tönen
Du aus den Armen der Verzweiflung retteſt.

Eugenie.

Wer brachte uns unter dieſe Bäume?

Herzog

(dem der Wundarzt ein weißes Tuch gegeben)

Bleib

Gelaſſen, meine Tochter! Dieſe Stärkung
Nimm ſie mit Ruhe, mit Vertrauen an!

Eugenie

(nimmt dem Vater das Tuch ab, das er ihr vorgehalten und verbirgt ihr Geſicht darin. dann ſteht ſie ſchnell auf, indem ſie das Tuch vom Geſicht nimmt)

Da bin ich wieder! — Ja, nun weiß ich alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich
Herabzureiten, grad herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin geſtürzt? Vergiebſt du mir's?
Für todt hob man mich auf? Mein guter Vater!
Und wirſt du die Verwegne lieben können,
Die ſolche bittre Schmerzen dir gebracht?

Herzog.

Zu wiſſen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In dir, o Tochter, mir beſchieden iſt;
Nun ſteigert mir gefürchteter Verluſt
Des Glücks Empfindung ins Unendliche.

König

(der ſich bisher im Grunde mit dem Wundarzt und dem Grafen unterhalten, zu dem letztern).

Entferne jedermann! ich will ſie ſprechen.

Fünfter Auftritt.

König. Herzog. Eugenie.

König (näher tretend).

Hat ſich die wackre Reiterin erholt?
Hat ſie ſich nicht beſchädigt?

Herzog.

Nein, mein König!
Und was noch übrig iſt von Schreck und Weh,
Nimmſt du, o Herr, durch deinen milden Blick,
Durch deiner Worte ſanften Ton hinweg.

König.

Und wem gehört es an, das liebe Kind?

Herzog (nach einer Pauſe).

Da du mich fragſt, ſo darf ich dir bekennen:
Da du gebieteſt, darf ich ſie vor dich
Als meine Tochter ſtellen.

König.

Deine Tochter?
So hat für dich das Glück, mein lieber Oheim,
Unendlich mehr als das Geſetz gethan.

Eugenie.

Wohl muß ich fragen, ob ich wirklich denn
Aus jener tödtlichen Betäubung mich
Ins Leben wieder aufgerafft? und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild ſey?
Mein Vater nennt vor ſeinem Könige
Mich ſeine Tochter. O, ſo bin ich's auch!
Der Oheim eines Königes bekennt
Mich für ſein Kind, ſo bin ich denn die Nichte
Des großen Königs. O, verzeihe mir
Die Majeſtät, wenn aus geheimnißvollem,
Verborgnem Zuſtand ich, ans Licht auf einmal
Hervorgeriſſen und geblendet, mich,
Unſicher, ſchwankend, nicht zu faſſen weiß.

(Sie wirft ſich vor dem König nieder).

König.

Mag dieſe Stellung die Ergebenheit
In dein Geſchick von Jugend auf bezeichnen!
Die Demuth, deren unbequeme Pflicht
Du, deiner höheren Geburt bewußt,
So manches Jahr im Stillen ausgeübt.

Doch ſey auch nun, wenn ich von meinen Füßen
Zu meinem Herzen dich heraufgehoben;
(Er hebt ſie auf und drückt ſie an ſich.)
Wenn ich des Oheims heil'gen Vaterkuß
Auf dieſer Stirne ſchönen Raum gedrückt,
So ſey dieß auch ein Zeichen, ſey ein Siegel:
Dich, die Verwandte, hab' ich anerkannt
Und werde bald, was hier geheim geſchah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen.

Herzog.

So große Gabe fordert ungetheilten
Und unbegränzten Dank des ganzen Lebens.

Eugenie.

Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Auch manches lehrte mich mein eigen Herz:
Doch meinen König anzureden bin
Ich nicht entfernterweiſe vorbereitet.
Doch wenn ich ſchon das ganz Gehörige
Dir nicht zu ſagen weiß, ſo möcht' ich doch
Vor dir, o Herr, nicht ungeſchickt verſtummen.
Was fehlte dir? was wäre dir zu bringen?
Die Fülle ſelber, die zu dir ſich drängt,
Fließt, nur für andre, ſtrömend wieder fort.
Hier ſtehen Tauſende dich zu beſchützen,
Hier wirken Tauſende nach deinem Wink;
Und wenn der Einzelne dir Herz und Geiſt
Und Arm und Leben fröhlich opfern wollte;
In ſolcher großen Menge zählt er nicht,
Er muß vor dir und vor ſich ſelbſt verſchwinden.

König.

Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend ſcheinen mag, ſo tadl' ich's nicht;
Sie iſt bedeutend, mehr noch aber ſind's
Die Wenigen, geſchaffen dieſer Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrſchen vorzuſtehn.
Berief hiezu den König die Geburt,

So sind ihm seine nächsten Anverwandten
Geborne Räthe, die, mit ihm vereint,
Das Reich beschützen und beglücken sollten.
O, träte doch in diese Regionen,
Zum Rathe dieser hohen Wächter nie
Vermummte Zwietracht leisewirkend ein.
Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater
Durch allgewalt'gen, königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme!
Gar viele Widersacher hat ein Fürst;
O, laß ihn jene Seite nicht verstärken!

Herzog.

Mit welchem Vorwurf kränkest du mein Herz!

Eugenie.

Wie unverständlich sind mir diese Worte!

König.

O, lerne sie nicht allzufrüh verstehn!
Die Pforten unsres königlichen Hauses
Eröffn' ich dir mit eigner Hand; ich führe
Auf glatten Marmorboden dich hinein.
Noch staunst du dich, noch staunst du alles an,
Und in den innern Tiefen ahnest du
Nur sichre Würde, mit Zufriedenheit.
Du wirst es anders finden! Ja, du bist
In eine Zeit gekommen, wo dein König
Dich nicht zum heitern, frohen Feste ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In kurzem feiern wird; doch soll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen seyn:
Dort werd' ich dich im offnen Kreise sehn,
Und aller Augen werden auf dir haften.
Die schönste Zierde gab dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürstin würdig sey,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenie.

Der freud'gen Ueberraſchung lauter Schrei,
Bedeutender Geberde dringend Streben,
Vermöchten ſie die Wonne zu bezeugen,
Die du dem Herzen ſchaffend aufgeregt?
Zu deinen Füßen, Herr, laß mich verſtummen.

(Sie will knieen.)

König (hält ſie ab).

Du ſollſt nicht knieen.

Eugenie.

Laß, o laß mich hier
Der völligſten Ergebung Glück genießen.
Wenn wir in raſchen muthigen Momenten
Auf unſern Füßen ſtehen, ſtrack und kühn
Als eigner Stütze froh uns ſelbſt vertraun,
Dann ſcheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Kniee beugt, iſt auch ein ſüß Gefühl.
Und was wir unſerm Vater, König, Gott
Von Wonnedank, von ungemeſſ'ner Liebe
Zum reinſten Opfer bringen möchten, drückt
In dieſer Stellung ſich am beſten aus.

(Sie fällt vor ihm nieder.)

Herzog (kniet).

Erneute Huldigung geſtatte mir.

Eugenie

Zu ewigen Vaſallen nimm uns an.

König.

Erhebt euch denn und ſtellt euch neben mich,
Ins Chor der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beſtändige beſchützen.
O, dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen!
Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden,
Nur dann ſich glücklich fühlen, wenn nichts mehr

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig, und ertrag' den Verluſt!

8.

Dieſe Gondel vergleich' ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Canal ſorglos durchs Leben dahin.

9.

Feierlich ſehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer verſiegelt den Stein.
Was der Doge ſich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernſt dieſes Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt ſich das Volk ſo, und ſchreit? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das, und thue zu Hauſe deßgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich wie er auch will.

11.

Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie geſtern ſo heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß!
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand iſt
Sand, die Perle ſey mein, du, o vernünftiger Freund!

Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
Von einem Strom vermischt dahingerissen,
Im Ocean uns unbemerkt verlören,
O, laßt uns widerstehen, laßt uns, tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!
Laßt endlich uns den alten Zwist vergessen,
Der Große gegen Große reizt, von innen
Das Schiff durchbohrt, das gegen äußre Wellen
Geschlossen kämpfend nur sich halten kann.

Eugenie.

Welch frisch wohlthät'ger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf, anstatt mich zu verblenden!
Wie? unser König achtet uns so sehr,
Um zu gestehen, daß er uns bedarf?
Wir sind ihm nicht Verwandte nur, wir sind
Durch sein Vertraun zum höchsten Platz erhoben.
Und wenn die Edlen seines Königreichs
Um ihn sich drängen, seine Brust zu schützen,
So fordert er uns auf zu größerm Dienst.
Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen,
Und wenn er fällt, mit ihm stürzt alles hin.
Die Jugend, sagt man, bilde sich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein:
Doch dieser Wille, diese Kraft, auf ewig,
Was sie vermögen, dir gehört es an.

Herzog.

Des Kindes Zuversicht, erhabner Fürst,
Weißt du zu schätzen, weißt du zu verzeihen.
Und wenn der Vater, der erfahrne Mann,
Die Gabe dieses Tags, die nächste Hoffnung
In ihrem ganzen Werthe, fühlt und wägt,
So bist du seines vollen Danks gewiß.

König.

Wir wollen bald einander wiederſehn,
An jenem Feſt, wo ſich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Dich geb' ich, edles Kind, an dieſem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze dein Geſchick!
Doch bis dahin verlang' ich von euch beiden
Verſchwiegenheit. Was unter uns geſchehn,
Erfahre niemand. Mißgunſt lauert auf:
Schnell regt ſie Weg' auf Wege, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo ſelbſt der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unſre Thaten;
Ein Vorſatz, mitgetheilt, iſt nicht mehr dein;
Der Zufall ſpielt mit deinem Willen ſchon;
Selbſt wer gebieten kann, muß überraſchen.
Ja, mit dem beſten Willen leiſten wir
So wenig, weil uns tauſend Willen kreuzen.
O, wäre mir zu meinen reinen Wünſchen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge;
Begnügte ſollten unter niederm Dach,
Begnügte ſollten im Pallaſte wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genoſſen,
Entſagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Sechster Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie.

O welch ein ſelig jubelvoller Tag!

Herzog.

O möcht' ich Tag' auf Tage ſo erleben!

Eugenie.

Wie göttlich hat der König uns beglückt!

Herzog.

Genieße rein so ungehoffte Gaben!

Eugenie.

Er scheint nicht glücklich, ach! und ist so gut.

Herzog.

Die Güte selbst erregt oft Widerstand.

Eugenie.

Wer ist so hart, sich ihm zu widersetzen?

Herzog.

Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.

Eugenie.

Des Königs Milde sollte Milde zeugen.

Herzog.

Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.

Eugenie.

Wie edel hat ihn die Natur gebildet!

Herzog.

Doch auf zu hohen Platz hinaufgestellt.

Eugenie.

Und ihn mit so viel Tugend ausgestattet.

Herzog.

Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.

Eugenie.

Von altem Heldenstamme grünt er auf.

Herzog.

Die Kraft entgeht vielleicht dem späten Zweige.

Eugenie.

Die Schwäche zu vertreten sind wir da.

Herzog.

Sobald er unsre Stärke nicht verkennt.

Eugenie (nachdenklich).

Mich leiten seine Reden zum Verdacht.

Herzog.

Was sinnest du? Enthülle mir dein Herz!

Eugenie (nach einer Pauſe).

Auch du biſt unter denen, die er fürchtet.

Herzog.

Er fürchte jene, die zu fürchten ſind.

Eugenie.

Und ſollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog.

Wer die Gefahr verheimlicht, iſt ein Feind.
Wo ſind wir hingerathen! Meine Tochter!
Wie hat der ſonderbarſte Zufall uns
Auf einmal weggeriſſen nach dem Ziel!
Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anſtatt dich aufzuklären.
So mußte dir der Jugend heitres Glück
Beim erſten Eintritt in die Welt verſchwinden.
Du komteſt nicht, in ſüßer Trunkenheit,
Der blendenden Befriedigung genießen.
Das Ziel erreichſt du, doch des falſchen Kranzes
Verborgne Dornen ritzen deine Hand.
Geliebtes Kind! ſo ſollt' es nicht geſchehn!
Erſt nach und nach, ſo hofft' ich, würdeſt du
Dich aus Beſchränkung an die Welt gewöhnen,
Erſt nach und nach den liebſten Hoffnungen
Entſagen lernen, manchem holden Wunſch.
Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz
Dir vorbedeutet, biſt du in den Kreis
Der Sorgen, der Gefahr herabgeſtürzt.
Mißtrauen athmet man in dieſer Luft.
Der Neid verhetzt ein fieberhaftes Blut
Und übergiebt dem Kummer ſeine Kranken.
Ach, ſoll ich nun nicht mehr ins Paradies,
Das dich umgab, am Abend wiederkehren,
Zu deiner Unſchuld heil'gem Vorgefühl
Mich von der Welt gedrängter Poſſe retten!
Du wirſt fortan, mit mir ins Netz verſtrickt,
Gelähmt, verworren, dich und mich betrauern.

Eugenie.

Nicht so, mein Vater! Konnt' ich schon bisher
Unthätig, abgesondert, eingeschlossen,
Ein kindlich Nichts, die reinste Wonne dir,
Schon in des Daseyns Unbedeutenheit
Erholung, Trost und Lebenslust gewähren:
Wie soll die Tochter erst, in dein Geschick
Verflochten, im Gewebe deines Lebens,
Als heitrer, bunter Faden künftig glänzen!
Ich nehme Theil an jeder edlen That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.
Mein frischer Sinn, die jugendliche Lust,
Die mich belebt, sie theilen dir sich mit,
Verscheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich ungeheure Last
Auf eine Menschenbrust zerknirschend wälzen.
Wenn ich dir sonst in trüben Augenblicken
Ohnmächt'gen guten Willen, arme Liebe,
Dir leere Tändeleien kindlich bot;
Nun hoff' ich, eingeweiht in deine Plane,
Bekannt mit deinen Wünschen, mir das Recht
Vollbürt'ger Kindschaft rühmlich zu erwerben.

Herzog.

Was du bei diesem wicht'gen Schritt verlierst,
Erscheint dir ohne Werth und ohne Würde;
Was du erwartest, schätzest du zu sehr.

Eugenie.

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß theilen:
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Herzog.

Gewiß! Vergieb, wenn du in dieser Stunde
Mich schwächer findest, als dem Manne ziemt.
Wir tauschten sonderbar die Pflichten um:
Ich soll dich leiten und du leitest mich.

Eugenie.

Wohl denn! Mein Vater, tritt mit mir herauf,
In dieſe Regionen, wo mir eben
Die neue heitre Sonne ſich erhebt.
In dieſen muntern Stunden lächle nur,
Wenn ich den Inbegriff von meinen Sorgen
Dir auch eröffne.

Herzog.

Sage, was es iſt.

Eugenie.

Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menſchen Herz beſtürmen. Wenn der Mann
Sein Aeußeres in ſolchem Fall vergißt,
Nachläſſig oft ſich vor die Menge ſtellt,
So wünſcht ein Weib noch jedem zu gefallen,
Durch ausgeſuchte Tracht, vollkommnen Schmuck
Beneidenswerth vor andern zu erſcheinen.
Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich im bedeutendſten
Momente meines Lebens, daß auch ich
Der mädchenhaften Schwachheit ſchuldig bin.

Herzog.

Was kannſt du wünſchen, das du nicht erlangſt?

Eugenie.

Du biſt geneigt, mir alles zu gewähren,
Ich weiß es. Doch der große Tag iſt nah,
Zu nah um alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben ſoll,
Wie kann's geſchafft, wie kann's vollendet werden?

Herzog.

Uns überraſcht ein längſt gewünſchtes Glück:
Doch vorbereitet können wir's empfangen.
Was du bedarfſt, iſt alles angeſchafft,
Und heute noch, verwahrt im edlen Schrein,

Erhältſt du Gaben, die du nicht erwartet.
Doch leichte Prüfung leg' ich dir dabei,
Zum Vorbild mancher künftig ſchweren, auf.
Hier iſt der Schlüſſel! den verwahre wohl!
Bezähme deine Neugier! Oeffne nicht,
Eh ich dich wiederſehe, jenen Schatz!
Vertraue niemand, ſey es wer es ſey!
Die Klugheit räth's, der König ſelbſt gebent's.

Eugenie.

Dem Mädchen ſinnſt du harte Prüfung aus:
Doch will ich ſie beſtehn, ich ſchwör' es dir!

Herzog.

Mein eigner wüſter Sohn umlauert ja
Die ſtillen Wege, die ich dich geführt.
Der Güter kleinen Theil, den ich bisher
Dir ſchuldig zugewandt, mißgönnt er ſchon.
Erführ' er, daß du höher nun empor
Durch unſres Königs Gunſt gehoben, bald
In manchem Recht ihm gleich dich ſtellen könnteſt,
Wie wüſt' er wüthen! Würe' er tückiſch nicht
Den ſchönen Schritt zu hindern, alles thun?

Eugenie.

Laß uns, im Stillen, jenen Tag erharren.
Und wenn geſchehn iſt, was mich ſeine Schweſter
Zu nennen mich berechtigt, ſoll's an mir,
Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachgiebigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Er iſt dein Sohn; und ſollt' er nicht, nach dir,
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet ſeyn?

Herzog.

Ich traue dir ein jedes Wunder zu;
Verrichte ſie zu meines Hauſes Beſtem
Und lebe wohl. Doch ach! indem ich ſcheide,
Befällt mich grauſend jäher Furcht Gewalt.
Hier lagſt du todt in meinen Armen! hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tigerklaue.

Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg!
Dich hab' ich todt gesehn! So wirst du mir
An manchem Tag, in mancher Nacht erscheinen.
War ich, entfernt von dir, nicht stets besorgt?
Nun ist's nicht mehr ein kranker Grillentraum,
Es ist ein wahres, unauslöschlichs Bild:
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Bleich, hingesunken, athemlos, entseelt.

Eugenie.

Erneue nicht, was du entfernen solltest!
Laß diesen Sturz, laß diese Rettung dir
Als werthes Pfand erscheinen meines Glücks.
Lebendig siehst du sie vor deinen Augen,

(Indem sie ihn umarmt.)

Und fühlst lebendig sie an deiner Brust.
So laß mich immer, immer wiederkehren!
Und vor dem glüh'nden, liebevollen Leben
Entweiche des verhaßten Todes Bild!

Herzog.

Kann wohl ein Kind empfinden, wie den Vater
Die Sorge möglichen Verlustes quält?
Gesteh' ich's nur, wie öfters hat mich schon
Dein überkühner Muth, mit dem du dich
Als wie ans Pferd gewachsen, voll Gefühl
Der doppelten, centaurischen Gewalt,
Durch Thal und Berg, durch Fluß und Graben schleuderst,
Wie sich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ach! öfters mehr geängstigt als entzückt!
Daß doch gemäßigter dein Trieb fortan
Der ritterlichen Uebung sich erfreue!

Eugenie.

Dem Ungemess'nen beugt sich die Gefahr,
Beschlichen wird das Mäßige von ihr.
O, fühle jetzt wie damals, da du mich,
Ein kleines Kind, in ritterliche Weise
Mit heitrer Kühnheit fröhlich eingeweiht!

Herzog.

Ich hatte damals Unrecht; ſoll mich nun
Ein langes Leben ſorgenvoll beſtrafen!
Und lockt Uebung des Gefährlichen
Nicht die Gefahr an uns heran?

Eugenie.

Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr.
Leb' wohl, mein Vater, folge deinem König,
Und ſey nun, auch um deiner Tochter willen
Sein redlicher Vaſall, ſein treuer Freund!
Leb' wohl!

Herzog.

O, bleib'! und ſteh' an dieſem Platz
Lebendig, aufrecht, noch einmal wie du
Ins Leben wieder aufſprangſt, wo mit Wonne
Du mein zerriſſen Herz erfüllend heilteſt.
Unfruchtbar bleibe dieſe Freude nicht!
Zum ew'gen Denkmal weih' ich dieſen Ort.
Hier ſoll ein Tempel aufſtehn, der Geneſung,
Der glücklichſten, gewidmet. Rings umher
Soll deine Hand ein Feenreich erſchaffen:
Den wilden Wald, das ſtruppige Gebüſch
Soll ſanfter Gänge Labyrinth verknüpfen:
Der ſteile Fels wird gangbar, dieſer Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort:
Der überraſchte Wandrer fühlt ſich hier
Ins Paradies verſetzt. Hier ſoll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen, hier kein Vogel
Von ſeinem Zweig, kein Wild in ſeinem Buſch
Geſchreckt, verwundet, hingeſchmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt verſagt,
Auf dich gelehnt, wallfahrten; immer ſoll
Des gleichen Danks Empfindung mich beleben.
Nun aber lebe wohl! Und wie? — Du weinſt?

Eugenie.

O, wenn mein Vater ängſtlich fürchten darf,
Die Tochter zu verlieren, ſoll in mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, ſagen? — ihn zu miſſen.
Verwaiſ'te Väter ſind beklagenswerth;
Allein verwaiſ'te Kinder ſind es mehr.
Und ich, die Aermſte, ſtünde ganz allein
Auf dieſer weiten, fremden, wilden Welt,
Müßt' ich von ihm, dem Einzigen, mich trennen.

Herzog.

Wie du mich ſtärkteſt, geb' ich dir's zurück.
Laß uns getroſt, wie immer, vorwärts gehen.
Das Leben iſt des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muß ſich ſelbſt verbürgen.
Drum laß uns eilig auseinander ſcheiden!
Von dieſem allzuweichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiederſehn uns heilen!

(Sie trennen ſich ſchnell; aus der Entfernung werfen ſie ſich, mit ausgebreiteten Armen ein Lebewohl zu und gehen eilig ab.)

13.

Süß den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu ſehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit ſehnendem Blick.
Aber ſüßer, mit Blumen dem Buſen der Schäferin ſchmeicheln:
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mai.

14.

Dieſem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrſcher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint.

15.

Schüler macht ſich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemälde:
Werke des Geiſts und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet:
Doch wir wählten uns den, der ſich auf unſern verſteht.

17.

Noth lehrt beten, man ſagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach dieſem Laden! Wie emſig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftaback wird hier verkauft. Das heißt, ſich ſelber erkennen!
Nieswurz holt ſich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

Zweiter Aufzug.

Zimmer Eugeniens, im gothiſchen Styl.

Erſter Auftritt.

Hofmeiſterin. Secretär.

Secretär.

Verzeih' ich, daß du mich im Augenblick,
Da ich erwünſchte Nachricht bringe, fliehſt?
Vernimm mir erſt, was ich zu ſagen habe!

Hofmeiſterin.

Wohin es deutet, fühl' ich nur zu ſehr.
O, laß mein Auge vom bekannten Blick,
Mein Ohr ſich von bekannter Stimme wenden.
Entfliehen laß mich der Gewalt, die ſonſt
Durch Lieb' und Freundſchaft wirkſam, fürchterlich,
Wie ein Geſpenſt, mir nun zur Seite ſteht.

Secretär.

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße ſchütte,
Wenn ſich die Morgenröthe jenes Tags,
Der unſern Bund auf ewig gründen ſoll,
Am Horizonte feierlich erhebt,
So ſcheinſt du nun, verlegen, widerwillig,
Den Antrag eines Bräutigams zu fliehn.

Hofmeiſterin.

Du zeigſt mir nur die eine Seite dar;
Sie glänzt und leuchtet, wie im Sonnenſchein

Die Welt erfreulich daliegt; aber hinten
Droht schwarzer Nächte Graus, ich ahn' ihn schon.

Secretär.

So laß uns erst die schöne Seite sehn!
Verlangst du Wohnung mitten in der Stadt?
Geräumig, heiter, trefflich ausgestattet,
Wie man's für sich, so wie für Gäste wünscht:
Sie ist bereit, der nächste Winter findet
Uns festlich dort umgeben, wenn du willst.
Sehnst du im Frühling dich aufs Land, auch dort
Ist uns ein Haus, ein Garten uns bestimmt,
Ein reiches Feld. Und was Erfreuliches
An Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen
Sich Phantasie zusammendrängen mag,
Genießen wir, zum Theil als unser eignes,
Zum Theil als allgemeines Gut, wobei
Noch manche Rente, gar bequem, vergönnt
Durch Sparsamkeit ein sichres Glück zu steigern.

Hofmeisterin.

In trübe Wolken hüllt sich jenes Bild,
So heiter du es malst, vor meinen Augen.
Nicht wünschenswerth, abscheulich naht sich mir
Der Gott der Welt im Ueberfluß heran.
Was für ein Opfer fordert er? Das Glück
Des holden Zöglings müßt' ich morden helfen!
Und was ein solch Verbrechen mir erwarb,
Ich sollt' es je mit freier Brust genießen?
Eugenie! du, deren holdes Wesen
In meiner Nähe sich von Jugend auf
Aus reicher Fülle rein entwickeln sollte,
Kann ich noch unterscheiden, was an dir
Dein eigen ist und was du mir verdankst?
Dich, die ich als mein selbstgebildet Werk
Im Herzen trage, sollt' ich nun zerstören?
Von welchem Stoffe seyd ihr denn geformt,

Ihr Grauſamen, daß eine ſolche That
Ihr fordern dürft und zu belohnen glaubt?

Secretär.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles, gutes Herz und bildet ihn
Nur immer ſchöner, liebenswürd'ger aus,
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels:
Doch wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heiſcht, wir bringen's doch,
Mit blutendem Gefühl, der Noth zuletzt.
Zwei Welten ſind es, meine Liebe, die,
Gewaltſam ſich bekämpfend, uns bedrängen.

Hofmeiſterin.

In völlig fremder Welt für mein Gefühl
Scheinſt du zu wandeln, da du deinem Herrn,
Dem edlen Herzog, ſolche Jammertage
Verrätheriſch bereiteſt, zur Partei
Des Sohns dich fügeſt. — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünſt'gen ſcheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Menſch,
Der ganz beſonnen ſolche That erwählt,
Er iſt ein Räthſel. — Doch — und bin ich nicht
Mir auch ein Räthſel, daß ich noch an dir
Mit ſolcher Neigung hänge, da du mich
Zum jähen Abgrund hinzureißen ſtrebſt?
Warum o! ſchuf dich die Natur von außen
Gefällig, liebenswerth, unwiderſtehlich,
Wenn ſie ein kaltes Herz in deinen Buſen,
Ein glückzerſtörendes, zu pflanzen dachte?

Secretär.

An meiner Neigung Wärme zweifelſt du?

Hofmeiſterin.

Ich würde mich vernichten, wenn ich's könnte.
Doch ach! warum, und mit verhaßtem Plan,
Aufs neue mich beſtürmen? Schwurſt du nicht,
In ew'ge Nacht das Schreckniß zu begraben?

Secretär.

Ach, leider drängt sich's mächtiger hervor.
Den jungen Fürsten zwingt man zum Entschluß.
Erst blieb Eugenie so manches Jahr
Ein unbedeutend, unbekanntes Kind.
Du hast sie selbst von ihren ersten Tagen
In diesen alten Sälen auferzogen,
Von wenigen besucht und heimlich nur.
Doch wie verheimlichte sich Vaterliebe!
Der Herzog, stolz auf seiner Tochter Werth,
Läßt nach und nach sie öffentlich erscheinen;
Sie zeigt sich reitend, fahrend. Jeder fragt
Und jeder weiß zuletzt, woher sie sey.
Nun ist die Mutter todt. Der stolzen Frau
War dieses Kind ein Gräuel, das ihr nur
Der Neigung Schwäche vorzuwerfen schien.
Nie hat sie's anerkannt und kaum gesehn.
Durch ihren Tod fühlt sich der Herzog frei,
Entwirft geheime Plane, nähert sich
Dem Hofe wieder und entsagt zuletzt
Dem alten Groll, versöhnt sich mit dem König,
Und macht sich's zur Bedingung, dieses Kind
Als Fürstin seines Stamms erklärt zu sehn.

Hofmeisterin.

Und gönnt ihr dieser köstlichen Natur
Vom Fürstenblute nicht das Glück des Rechts?

Secretär.

Geliebte, Theure! Sprichst du doch so leicht,
Durch diese Mauern von der Welt geschieden,
In klösterlichem Sinne von dem Werth
Der Erdengüter. Blicke nur hinaus;
Dort wägt man besser solchen edlen Schatz.
Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet seines Vaters Jahre, Brüder
Entzweit ein ungewisses Recht auf Tod
Und Leben. Selbst der Geistliche vergißt,

Wohin er ſtreben ſoll und ſtrebt nach Gold.
Verdächte man's dem Prinzen, der ſich ſtets
Als einz'gen Sohn gefühlt, wenn er ſich nun
Die Schweſter nicht gefallen laſſen will,
Die, eingedrungen, ihm das Erbtheil ſchmälert?
Man ſtelle ſich an ſeinen Platz und richte!

Hofmeiſterin.

Und iſt er nicht ſchon jetzt ein reicher Fürſt?
Und wird er's nicht durch ſeines Vaters Tod
Zum Uebermaß? Wie wär' ein Theil der Güter
So köſtlich angelegt, wenn er dafür
Die holde Schweſter zu gewinnen wüßte!

Secretär.

Willkürlich handeln iſt des Reichen Glück!
Er widerſpricht der Fordrung der Natur,
Der Stimme des Geſetzes, der Vernunft,
Und ſpendet an den Zufall ſeine Gaben.
Genug beſitzen hieße darben. Alles
Berürrte man! Unendlicher Verſchwendung
Sind ungemeſſ'ne Güter wünſchenswerth.
Hier denke nicht zu rathen, nicht zu mildern;
Kannſt du mit uns nicht wirken, gieb uns auf.

Hofmeiſterin.

Und was denn wirken? Lange droht ihr ſchon
Von fern dem Glück des liebenswürd'gen Kindes.
Was habt ihr denn in eurem furchtbarn Rath
Beſchloſſen über ſie? Verlangt ihr etwa,
Daß ich mich blind zu eurer That geſelle?

Secretär.

Mit nichten! Hören kannſt und ſollſt du gleich,
Was zu begunnen, was von dir zu fordern,
Wir ſelbſt genöthigt ſind. Eugenien
Sollſt du entführen! Sie muß dergeſtalt
Auf einmal aus der Welt verſchwinden, daß
Wir ſie getroſt als todt beweinen können:

Verborgen muß ihr künftiges Geschick,
Wie das Geschick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeisterin.

Lebendig weiht ihr sie dem Grabe, mich
Bestimmt ihr, tückisch, zur Begleiterin:
Mich stoßt ihr mit hinab. Ich soll mit ihr,
Mit der Verrathnen die Verrätherin,
Der Todten Schicksal vor dem Tode theilen.

Secretär.

Du führst sie hin und kehrst gleich zurück.

Hofmeisterin.

Soll sie im Kloster ihre Tage schließen?

Secretär.

Im Kloster nicht; wir mögen solch ein Pfand
Der Geistlichkeit nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.

Hofmeisterin.

So soll sie nach den Inseln? Sprich es aus.

Secretär.

Du wirst's vernehmen! Jetzt beruh'ge dich.

Hofmeisterin.

Wie kann ich ruhen bei Gefahr und Noth,
Die meinen Liebling, die mich selbst bedräut?

Secretär.

Dein Liebling kann auch drüben glücklich seyn,
Und dich erwarten hier Genuß und Wonne.

Hofmeisterin.

O, schmeichelt euch mit solcher Hoffnung nicht.
Was hilft's, in mich zu stürmen? zum Verbrechen
Mich anzulocken, mich zu drängen? Sie,
Das hohe Kind, wird euren Plan vereiteln.
Gedenkt nur nicht, sie als geduld'ges Opfer
Gefahrlos wegzuschleppen! Dieser Geist,
Der muthvoll sie beseelt, ererbte Kraft,
Begleiten sie, wohin sie geht, zerreißen
Das falsche Netz, womit ihr sie umgabt.

Secretär.

Sie festzuhalten, das gelinge dir!
Willst du mich überreden, daß ein Kind,
Bisher im sanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall Besonnenheit
Und Kraft, Geschick und Klugheit zeigen werde?
Gebildet ist ihr Geist, doch nicht zur That,
Und wenn sie richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel, daß sie gemessen handle.
Des Unerfahrnen hoher, freier Muth
Verliert sich leicht in Feigheit und Verzweiflung,
Wenn sich die Noth ihm gegenüberstellt.
Was wir gesonnen, führe du es aus!
Klein wird das Uebel werden, groß das Glück.

Hofmeisterin.

So gebt mir Zeit zu prüfen und zu wählen!

Secretär.

Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
Der Herzog scheint gewiß, daß ihm der König
Am nächsten Fest die hohe Gunst gewähren
Und seine Tochter anerkennen wolle:
Denn Kleider und Juwelen stehn bereit,
Im prächt'gen Kasten sämmtlich eingeschlossen,
Wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt
Und ein Geheimniß zu verwahren glaubt.
Wir aber wissen's wohl und sind gerüstet;
Geschehen muß nun schnell das Ueberlegte.
Heut Abend hörst du mehr. Nun lebe wohl!

Hofmeisterin.

Auf düstern Wegen wirkt ihr tückisch fort,
Und wähnet euren Vortheil klar zu sehen.
Habt ihr denn jeder Ahnung euch verschlossen,
Daß über Schuld und Unschuld, lichtverbreitend,
Ein rettend, rächend Wesen göttlich schwebt?

Secretär.

Wer wagt ein Herrschendes zu läugnen, das

Sich vorbehält, den Ausgang unſrer Thaten
Nach ſeinem einz'gen Willen zu beſtimmen?
Doch wer hat ſich zu ſeinem hohen Rath
Geſellen dürfen? Wer Geſetz und Regel,
Wornach es ordnend ſpricht, erkennen mögen?
Verſtand empfingen wir, uns mündig ſelbſt
Im ird'ſchen Element zurecht zu finden;
Und was uns nützt, iſt unſer höchſtes Recht.

Hofmeiſterin.

Und ſo verläugnet ihr das Göttlichſte,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.
Mich ruft es auf, die ſchreckliche Gefahr
Vom holden Zögling kräftig abzuwenden,
Mich gegen dich und gegen Macht und Liſt
Beherzt zu waffnen. Kein Verſprechen ſoll,
Kein Drohn mich von der Stelle drängen. Hier,
Zu ihrem Heil gewidmet, ſteh' ich feſt.

Secretär.

O meine Gute! dieß ihr Heil vermagſt
Du ganz allein zu ſchaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magſt du ganz allein,
Und zwar indem du uns gehorchſt! Ergreife
Sie ſchnell, die holde Tochter, führe ſie,
So weit du kannſt, hinweg, verbirg ſie fern
Vor aller Menſchen Anblick; denn — du ſchauderſt,
Du fühlſt, was ich zu ſagen habe. Sey's,
Weil du mich drängeſt, endlich auch geſagt:
Sie zu entfernen iſt das Mildeſte.
Willſt du zu dieſem Plan nicht thätig wirken,
Denkſt du dich ihm geheim zu widerſetzen,
Und wagteſt du, was ich dir anvertraut,
Aus guter Abſicht irgend zu verrathen:
So liegt ſie todt in deinen Armen! Was
Ich ſelbſt beweinen werde, muß geſchehn. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Hofmeiſterin (allein).

Die kühne Drohung überraſcht mich nicht!
Schon lange ſeh' ich dieſes Feuer glimmen,
Nun ſchlägt es bald in lichte Flammen aus.
Um dich zu retten, muß ich, liebes Kind,
Dich deinem holden Morgentraum entreißen.
Nur Eine Hoffnung lindert meinen Schmerz:
Allein ſie ſchwindet, wie ich ſie ergreife.
Eugenie! wenn du entſagen könnteſt
Dem hohen Glück, das unermeßlich ſcheint,
An deſſen Schwelle dir Gefahr und Tod,
Verdammung als ein Milderes begegnet!
O, dürft' ich dich erleuchten! dürft' ich dir
Verborgne Winkel öffnen, wo die Schaar
Verſchworener Verfolger tückiſch lauſcht.
Ach, ſchweigen ſoll ich! Leiſe kann ich nur
Dich ahnungsvoll ermahnen; wirſt du wohl
Im Taumel deiner Freude mich verſtehen!

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Sey mir gegrüßt! du Freundin meines Herzens,
An Mutter Statt geliebte, ſey gegrüßt!

Hofmeiſterin.

Mit Wonne drück' ich dich an dieſes Herz,
Geliebtes Kind, und freue mich der Freude,
Die reich aus Lebensfülle dir entquillt.
Wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken
Umſchwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegtem Buſen ſich hervor!

Eugenie.

Ein großes Unheil hatte mich ergriffen:
Vom Felsen stürzte Roß und Reiterin.

Hofmeisterin.

O Gott!

Eugenie.

Sey ruhig! Siehst du doch mich wieder,
Gesund und hochbeglückt, nach diesem Fall.

Hofmeisterin.

Und wie?

Eugenie.

Du sollst es hören, wie so schön
Aus diesem Uebel sich das Glück entwickelt.

Hofmeisterin.

Ach, aus dem Glück entwickelt oft sich Schmerz.

Eugenie.

Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus,
Und schrecke mich der Sorge nicht entgegen!

Hofmeisterin.

O, möchtest du mir alles gleich vertrauen!

Eugenie.

Vor allen Menschen dir zuerst. Nur jetzt
Geliebte, laß mich nur. Ich muß allein
Ins eigene Gefühl mich finden lernen.
Du weißt, wie hoch mein Vater sich erfreut,
Wenn unerwartet ihm ein klein Gedicht
Entgegenkommt, wie mir's der Muse Gunst
Bei manchem Anlaß willig schenken mag.
Verlaß mich! Eben schwebt mir's heiter vor;
Ich muß es haschen, sonst entschwindet's mir.

Hofmeisterin.

Wann soll, wie sonst, vertrauter Stunden Reihe
Mit reichlichen Gesprächen uns erquicken?
Wann öffnen wir, zufriednen Mädchen gleich,
Die ihren Schmuck einander wiederholt
Zu zeigen kaum ermüden, unsres Herzens

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knaben ſo fein, eigen, bedächtig und ſtolz.
Darum ſind die Oblaten ſo zart im katholiſchen Welſchland;
Denn aus demſelbigen Teig weihet der Prieſter den Gott.

20.

Ruhig am Arſenal ſtehn zwei altgriechiſche Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beide
Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns.
Aber nun ruhen ſie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emſig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und ſehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findeſt nur Reſte,
Seinen Schädel, ein Paar ſeiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime ſind wir Alle, die wir Italien ſuchen;
Nur ein zerſtreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geſchenk giebſt du in Einem Moment:
Giebſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht giebſt du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Fröſche,
Wäßre das durſtende Land, daß es uns Broccoli ſchickt.
Nur durchwäßre mir nicht dieß Büchlein; es ſey mir ein Fläſchchen
Reinen Araks, und Punſch mache ſich jeder nach Luſt.

Geheimſte Fächer, uns bequem und herzlich
Des wechſelſeit'gen Reichthums zu erfreuen?

Eugenie.

Auch jene Stunden werden wiederkehren,
Von deren ſtillem Glück man mit Vertrauen,
Sich des Vertrauens erinnernd, gerne ſpricht.
Doch heute laß, in voller Einſamkeit,
Mich das Bedürfniß jener Tage finden.

(Hofmeiſterin ab.)

Vierter Auftritt.

Eugenie allein, nachher **Hofmeiſterin** außen.

Eugenie
(eine Brieftaſche hervorziehend).

Und nun geſchwind zum Pergament, zum Griffel!
Ich hab' es ganz und eilig faſſ' ich's auf,
Was ich dem Könige zu jener Feier,
Bei der ich, neugeboren durch ſein Wort,
Ins Leben trete, herzlich widmen ſoll.

(Sie recitirt langſam und ſchreibt.)

Welch Wonneleben wird hier ausgeſpendet!
Willſt du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verſchonen?
Ich ſinke hin, von Majeſtät geblendet.

Doch bald, getroſt zu dir hinauf gewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der feſten Thronen,
Ein Sprößling deines Stamms, beglückt zu wohnen:
Und all mein frühes Hoffen iſt vollendet.

So fließe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Bruſt ſo gern verweilen
Und an der Liebe Majeſtät ſich faſſen.

Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden;
Mir iſt, als müßt' ich unaufhaltſam eilen,
Das Leben, das du gabſt, für dich zu laſſen.

(Das Geſchriebene mit Gefälligkeit betrachtend.)

So haſt du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemeßnen Worten ausgeſprochen!
Wie glücklich, den Gefühlen unſrer Bruſt
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken!
Doch iſt es wohl genug? Hier quillt es fort,
Hier quillt es auf! — Du naheſt, großer Tag,
Der uns den König gab und der nun mich
Dem Könige, dem Vater, mich mir ſelbſt,
Zu ungemeßner Wonne, geben ſoll.
Dieß hohe Feſt verherrliche mein Lied!
Beflügelt drängt ſich Phantaſie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und ſtellt mich vor,
Sie giebt im Kreiſe mir —

Hofmeiſterin (außen).

Eugenie!

Eugenie.

Was ſoll das?

Hofmeiſterin.

Höre mich, und öffne gleich!

Eugenie.

Verhaßte Störung! Oeffnen kann ich nicht.

Hofmeiſterin.

Vom Vater Botſchaft!

Eugenie.

Wie? vom Vater? Gleich!
Da muß ich öffnen.

Hofmeiſterin.

Große Gaben ſcheint
Er dir zu ſchicken.

Eugenie.

Warte!

Hofmeisterin.

Hörst du?

Eugenie.

Warte!

Doch wo verberg' ich dieses Blatt? Zu klar
Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier ist nichts zum Verschließen! Und bei mir
Ist's nirgend sicher, diese Tasche kaum;
Denn meine Leute sind nicht alle treu.
Gar manches hat man schon mir, als ich schlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniß,
Das größte, das ich je gehegt, wohin,
Wohin verberg' ich's?

(Indem sie sich der Seitenwand nähert.)

Wohl! hier war es ja,
Wo du, geheimer Wandschrank, meiner Kindheit
Unschuldige Geheimnisse verbargst!
Du, den mir kindisch allausspähende,
Von Neugier und von Müßiggang erzeugte,
Rastlose Thätigkeit entdecken half,
Du, jedem ein Geheimniß, öffne dich!

(Sie drückt an einer unbemerkbaren Feder und eine kleine Thüre springt auf.)

Sowie ich sonst verbotnes Zuckerwerk,
Zu listigem Genuß, in dir versteckte,
Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und sorglich dir auf kurze Zeit.

(Sie legt das Pergament in den Schrank und drückt ihn zu.)

Die Tage schreiten vor, und ahnungsvoller
Bewegen sich nun Freud und Schmerz heran.

(Sie öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin. Bediente, die einen prächtigen Putzkasten tragen.

Hofmeisterin.

Wenn ich dich störte, führ' ich gleich mit mir,
Was mich gewiß entschuld'gen soll, herbei.

Eugenie.

Von meinem Vater? dieser prächt'ge Schrein!
Auf welchen Inhalt deutet solch Gefäß?

(Zu den Bedienten)

Verweilt!

(Sie reicht ihnen einen Beutel hin.)

Zum Verschmack eures Botenlohns
Nehmt diese Kleinigkeit; das Bessre folgt.

(Bediente gehen.)

Und ohne Brief und ohne Schlüssel! Steht
Mir solch ein Schatz verborgen in der Nähe?
O Neugier! O Verlangen! Ahnest du,
Was diese Gabe mir bedeuten kann?

Hofmeisterin.

Ich zweifle nicht, du hast es selbst errathen.
Auf nächste Hoheit deutet sie gewiß.
Den Schmuck der Fürstentochter bringt man dir,
Weil dich der König bald berufen wird.

Eugenie.

Wie kannst du das vermuthen?

Hofmeisterin.

Weiß ich's doch!
Geheimnisse der Großen sind belauscht.

Eugenie.

Und wenn du's weißt, was soll ich dir's verbergen?
Soll ich die Neugier, dieß Geschenk zu sehn,
Vor dir umsonst bezähmen! — Hab' ich doch
Den Schlüssel hier! — Der Vater zwar verbot's:

Doch was verbot er? Das Geheimniß nicht
Unzeitig zu entdecken: doch dir iſt
Es ſchon entdeckt. Du kannſt nicht mehr erfahren,
Als du ſchon weißt, und ſchweigſt nun, mir zu Liebe.
Was zaudern wir? Komm laß uns öffnen! komm,
Daß uns der Gaben hoher Glanz entzücke.

Hofmeiſterin.

Halt' ein! Gedenke des Verbots! Wer weiß,
Warum der Herzog weislich ſo befohlen?

Eugenie.

Mit Sinn befahl er, zum beſtimmten Zweck;
Der iſt vereitelt; alles weißt du ſchon.
Du liebſt mich, biſt verſchwiegen, zuverläſſig.
Laß uns das Zimmer ſchließen! das Geheime
Laß uns ſogleich vertraulich unterſuchen.

(Sie ſchließt die Zimmerthüre und eilt gegen den Schrank.)

Hofmeiſterin (ſie abhaltend).

Der prächt'gen Stoffe Gold und Farbenglanz,
Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Bleib' im Verborgnen! Ach, ſie reizen dich
Zu jenem Ziel unwiderſtehlich auf.

Eugenie.

Was ſie bedeuten, iſt das Reizende.

(Sie öffnet den Schrank, an der Thüre zeigen ſich Spiegel.)

Welch köſtliches Gewand entwickelt ſich,
Indem ich's nur berühre, meinem Blick!
Und dieſe Spiegel! fordern ſie nicht gleich,
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu ſchildern.

Hofmeiſterin.

Kreuſa's tödtliches Gewand entfaltet,
So ſcheint es mir, ſich unter meiner Hand.

Eugenie.

Wie ſchwebt ein ſolcher Trübſinn dir um's Haupt?
Denk' an beglückter Bräute frohes Feſt!
Komm! Reiche mir die Theile! nach und nach:

Das Unterkleid! Wie reich und süß durchflimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz.

Hofmeisterin

(indem sie Eugenien das Gewand umlegt).

Verbirgt sich je der Gnade Sonnenblick,
Sogleich ermattet solch ein Wiederglanz.

Eugenie.

Ein treues Herz verdient sich diesen Blick,
Und wenn er weichen wollte, zieht's ihn an. —
Das Oberkleid, das goldne, schlage drüber,
Die Schleppe ziehe, weit verbreitet, nach.
Auch diesem Gold ist, mit Geschmack und Wahl,
Der Blumen Schmelz metallisch aufgebrämt.
Und tret' ich so nicht schön umgeben auf?

Hofmeisterin.

Doch wird von Kennern mehr die Schönheit selbst,
In ihrer eignen Herrlichkeit, verehrt.

Eugenie.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen:
Verziertes aber spricht der Menge zu. —
Nun leihe mir der Perlen sanftes Licht,
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt.

Hofmeisterin.

Doch deinem Herzen, deinem Geist genügt
Nur eigner innrer Werth und nicht der Schein.

Eugenie.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene?

Hofmeisterin.

Und hast du nicht in diesen Mauern selbst
Der Jugend ungetrübte Zeit verlebt?
Am Busen deiner Liebenden, entzückt,
Verborgner Wonne Seligkeit erfahren?

Eugenie.

Gefaltet kann die Knospe sich genügen,
So lange sie des Winters Frost umgiebt;

Nun ſchwillt vom Frühlingshauche Lebenskraft,
In Blüthen bricht ſie auf, an Licht und Lüfte.

Hofmeiſterin.

Aus Mäßigkeit entſpringt ein reines Glück.

Eugenie.

Wenn du ein mäßig Ziel dir vorgeſteckt.

Hofmeiſterin.

Beſchränktheit ſucht ſich der Genießende.

Eugenie.

Du überredeſt die Geſchmückte nicht.
O daß ſich dieſer Saal erweiterte
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront!
Daß reicher Teppich unten, oben ſich
Der goldnen Decke Wölbung breitete!
Daß hier im Kreiſe vor der Majeſtät,
Demüthig ſtolz, die Großen, angelacht
Von dieſer Sonne, herrlich leuchteten,
Ich unter dieſen Ausgezeichneten
Am ſchönſten Feſt die Ausgezeichnete!
O, laß mir dieſer Wonne Vorgefühl,
Wenn aller Augen mich zum Ziel erleſen!

Hofmeiſterin.

Zum Ziele der Bewundrung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Haſſes mehr.

Eugenie.

Der Neider ſteht als Folie des Glücks,
Der Haſſer lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Hofmeiſterin.

Demüthigung beſchleicht die Stolzen oft.

Eugenie.

Ich ſetz' ihr Geiſtesgegenwart entgegen.
(Zum Schranke gewendet.)
Noch haben wir nicht alles durchgeſehn;
Nicht mich allein bedenk' ich dieſe Tage,
Für andre hoff' ich manche Koſtbarkeit.

Hofmeisterin (ein Kästchen hervornehmend).
Hier aufgeschrieben steht es: „Zu Geschenken."

Eugenie.
So nimm voraus, was dich vergnügen kann,
Von diesen Uhren, diesen Dosen. Wähle! —
Nein! überlege noch! Vielleicht verbirgt
Sich Wünschenswertheres im reichen Schrein.

Hofmeisterin.
O, fände sich ein kräft'ger Talisman,
Des trüben Bruders Neigung zu gewinnen!

Eugenie.
Den Widerwillen tilge nach und nach
Des unbefangnen Herzens reines Wirken.

Hofmeisterin.
Doch die Partei, die seinen Groll bestärkt,
Auf ewig steht sie deinem Wunsch entgegen.

Eugenie.
Wenn sie bisher mein Glück zu hindern suchte,
Tritt nun Entscheidung unaufhaltsam ein,
Und ins Geschehne fügt sich jedermann.

Hofmeisterin.
Doch was du hoffest, noch ist's nicht geschehn.

Eugenie.
Doch als vollendet kann ich's wohl betrachten,
(Nach dem Schranke gekehrt.)
Was liegt im langen Kästchen oben an?

Hofmeisterin (sie es herausnimmt).
Die schönsten Bänder, frisch und neu gewählt. —
Zerstreue nicht durch eitlen Flitterwesens
Neugierige Betrachtung deinen Geist.
O, wär' es möglich daß du meinem Wort
Gehör verliehest einen Augenblick!
Aus stillem Kreise trittst du nun heraus,
In weite Räume, wo dich Sorgendrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht
Von meuchelmörderischer Hand erwartet.

Eugenie.

Du scheinst mir krank! wie könnte sonst mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Gespenst erscheinen!

(In das Kästchen blickend.)

Was seh' ich? Diese Rolle! Ganz gewiß
Das Ordensband der ersten Fürstentöchter!
Auch dieses wert' ich tragen! Nur geschwind!
Laß sehen, wie es kleidet? Es gehört
Zum ganzen Prunk; so sey auch das versucht!

(Das Band mit umgelegt.)

Nun sprich vom Tode nur! sprich von Gefahr!
Was zieret mehr den Mann, als wenn er sich
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter seines Gleichen stellen kann?
Was reizt das Auge mehr als jenes Kleid,
Das kriegerische lange Reihen zeichnet?
Und dieses Kleid und seine Farben sind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Schärpe deutet Krieg, womit sich, stolz
Auf seine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe! Was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüstet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Hofmeisterin (bei Seite).

Das Schicksal, das dich trifft, unwiderruflich.

Dritter Aufzug.

Vorzimmer des Herzogs, prächtig möblirt.

Erſter Auftritt.

Secretär. Weltgeiſtlicher.

Secretär.

Tritt ſtill herein in dieſe Todtenſtille!
Wie ausgeſtorben findeſt du das Haus.
Der Herzog ſchläft, und alle Diener ſtehen,
Von ſeinem Schmerz durchdrungen, ſtumm gebeugt.
Er ſchläft! Ich ſegnet' ihn, als ich ihn ſah,
Bewußtlos, auf dem Pfühle ruhig athmen.
Das Uebermaß der Schmerzen löſ'te ſich
In der Natur balſam'ſchen Wohlthat auf.
Den Augenblick befürcht' ich, der ihn weckt;
Euch wird ein jammervoller Mann erſcheinen.

Weltgeiſtlicher.

Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht.

Secretär.

Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,
Eugenie ſey todt! vom Pferd geſtürzt!
An eurem Orte ſey ſie beigeſetzt,
Als an dem nächſten Platz, wohin man ſie
Aus jenem Felſendickicht bringen können,
Wo ſie verwegen ſich den Tod erſtürmt.

Weltgeiſtlicher.

Und ſie indeſſen iſt ſchon weit entfernt?

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth.

25.

Haſt du Bajä geſehn, ſo kennſt du das Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig; du kennſt nun au[illegible] Pfuhl und den Froſch.

26.

Schläfſt du noch immer? Nur ſtill, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was ſoll ich denn hier? Breit iſt das Bette, doch leer.
Iſt überall ja doch Sardinien, wo man allein ſchläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, ſie winkten mir oft, ich meine die Muſen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Muſen verlaſſen,
Und ich ſchielte verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp; du kamſt mich zu retten,
Langeweile! du biſt Mutter der Muſen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab ſie,
Wie ich ſie wünſche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeſtändig jedoch, und nichts gelernt noch geleiſtet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

Secretär.

Mit rascher Eile wird sie weggeführt.

Weltgeistlicher.

Und wem vertraut ihr solch ein schwer Geschäft?

Secretär.

Dem klugen Weibe, das uns angehört.

Weltgeistlicher.

In welche Gegend habt ihr sie geschickt?

Secretär.

Zu dieses Reiches letztem Hafenplatz.

Weltgeistlicher.

Den deuten soll sie in das fernste Land?

Secretär.

Sie führt ein günstiger Wind sogleich daran.

Weltgeistlicher.

Und hier auf ewig gelte sie für todt?

Secretär.

Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Weltgeistlicher.

Der Irrthum soll im ersten Augenblick
Auf alle künft'ge Zeit gewaltig wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche soll
Die Phantasie erstarren. Tausendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entsetzten Hörenden
Mit Feuerzügen dieses Unglück ein.
Sie ist dahin für alle, sie verschwindet
Ins Nichts der Asche. Jeder kehret schnell
Den Blick zum Leben und vergißt im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch sie
Im Reihen der Lebendigen geschwebt.

Secretär.

Du trittst mit vieler Kühnheit ans Geschäft:
Besorgst du keine Reue hintennach?

Weltgeistlicher.

Welch eine Frage thust du? Wer sind fest!

Secretär.

Ein innres Unbehagen fügt sich oft,
Auch wider unsern Willen, an die That.

Weltgeistlicher.

Was hör' ich? du bedenklich? oder willst
Du mich nur prüfen, ob es euch gelang
Mich, einen Schüler, völlig auszubilden?

Secretär.

Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeistlicher.

Bedenke man, eh' noch die That beginnt!

Secretär.

Auch in der That ist Raum für Ueberlegung.

Weltgeistlicher.

Für mich ist nichts zu überlegen mehr!
Da wär' es Zeit gewesen, als ich noch
Im Paradies beschränkter Freuden weilte,
Als, von des Gartens engem Hag umschlossen,
Ich selbstgefä'te Bäume selber pfropfte,
Aus wenig Beeten meinen Tisch versorgte,
Als noch Zufriedenheit im kleinen Hause
Gefühl des Reichthums über alles goß,
Und ich nach meiner Einsicht zur Gemeinde,
Als Freund, als Vater aus dem Herzen sprach,
Dem Guten fördernd meine Hände reichte,
Dem Bösen, wie dem Uebel, widerstrebt.
O, hätte damals ein wohlthät'ger Geist
Vor meiner Thüre dich vorbeigewiesen,
An der du müde, durstig von der Jagd
Zu klopfen kamst, mit schmeichlerischem Wesen,
Mit süßem Wort, mich zu bezaubern wußtest.
Der Gastfreundschaft geweihter, schöner Tag,
Er war der letzte rein genoss'nen Friedens.

Secretär.

Wir brachten dir so manche Freude zu.

Weltgeistlicher.

Und dranget mir so manch Bedürfniß auf.
Nun war ich arm, als ich die Reichen kannte;
Nun war ich sorgenvoll, denn mir gebrach's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr wart mir hülfreich; theuer büß' ich das.
Ihr nahmt mich zum Genossen eures Glücks,
Mich zum Gesellen eurer Thaten auf.
Zum Sklaven, sollt' ich sagen, dinget ihr
Den sonst so freien, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch versagt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Secretär.

Vertraue, daß wir dich in kurzer Zeit
Mit Gütern, Ehren, Pfründen überhäufen.

Weltgeistlicher.

Das ist es nicht, was ich erwarten muß.

Secretär.

Und welche neue Forderung bildest du?

Weltgeistlicher.

Als ein gefühlloß Werkzeug braucht ihr mich
Auch dießmal wieder. Dieses holde Kind
Verstoßt ihr aus dem Kreise der Lebend'gen;
Ich soll die That beschönen, sie bedecken,
Und ihr beschließt, begeht sie ohne mich.
Von nun an forder' ich mit im Rath zu sitzen,
Wo Schreckliches beschlossen wird, wo jeder,
Auf seinen Sinn, auf seine Kräfte stolz,
Zum unvermeidlich Ungeheuern stimmt.

Secretär.

Daß du auch dießmal dich mit uns verbunden,
Erwirbt aufs neue dir ein großes Recht.
Gar manch Geheimniß wirst du bald vernehmen;
Dahin geduld dich und sey gefaßt!

Weltgeistlicher.

Ich bin's und bin noch weiter als ihr denkt;

In eure Plane schaut' ich längst hinein.
Der nur verdient geheimnißvolle Weihe,
Der ihr durch Ahnung vorzugreifen weiß.

Secretär.

Was ahnest du? was weißt du?

Weltgeistlicher.

Laß uns das
Auf ein Gespräch der Mitternacht versparen.
O, dieses Mährchens trauriges Geschick
Verschwindet wie ein Bach im Ocean,
Wenn ich bedenke, wie verborgen ihr
Zu mächtiger Parteigewalt euch hebt
Und an die Stelle der Gebietenden
Mit frecher List euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre streben auch,
Euch widerstrebend, nach demselben Zweck.
So untergrabt ihr Vaterland und Thron;
Wer soll sich retten, wenn das Ganze stürzt?

Secretär.

Ich höre kommen! Tritt hier an die Seite!
Ich führe dich zu rechter Zeit herein.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Secretär.

Herzog.

Unsel'ges Licht! du rufst mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtseyn dieser Welt zurück
Und meiner selbst. Wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks!

Secretär.

Wenn jeder von den Deinen, die um dich
In dieser Stunde leiden, einen Theil

Von deinen Schmerzen übertragen könnte:
Du fühltest dich erleichtert und gestärkt.

Herzog.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,
Welch' ungeheures Unglück den betrifft,
Der seines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum, o! laßt ihr die bekannten Wände
Mit Farb' und Gold mir noch entgegenscheinen,
Die mich an Gestern, mich an Ehegestern,
An jenen Zustand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern. O, warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit schwarzem Krepp!
Daß finster, wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig nächt'ger Schatten mich umfange.

Secretär.

O, möchte doch das viele, das dir bleibt,
Nach dem Verlust als etwas dir erscheinen.

Herzog.

Ein geistverlass'ner, körperlicher Traum!
Sie war die Seele dieses ganzen Hauses.
Wie schwebte beim Erwachen sonst das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen!
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geistreich, herzlich Blatt, zum Morgengruß.

Secretär.

Wie drückte nicht der Wunsch dich zu ergetzen,
Sich dichterisch oft in frühen Reimen aus.

Herzog.

Die Hoffnung sie zu sehen gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einz'gen Reiz.

Secretär.

Wie oft bei Hinderniß und Zögrung hat
Man ungeduldig, wie nach der Geliebten
Den raschen Jüngling, dich nach ihr gesehn.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Gluth,
Die selbstischen Besitz verzehrend haschet,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heil'gem Anschaun stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut!
Der Liebe Sehnsucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft ist des Vaters Eigenthum.
Dort liegen seiner Hoffnung weite Felder,
Dort seiner Saaten kommender Genuß.

Secretär.

O Jammer! diese gränzenlose Wonne,
Dieß ewig frische Glück verlorst du nun!

Herzog.

Verlor ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja, ich verlor's! du rufst's, Unglücklicher,
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu.
Ja, ich verlor's! So strömt ihr Klagen denn!
Zerstöre Jammer diesen festen Bau,
Den ein zu günstig Alter noch verschont!
Verhaßt sey mir das Bleibende, verhaßt
Was mir in seiner Dauer Stolz erscheint:
Erwünscht was fließt und schwankt. Ihr Fluthen schwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne deine Schlünde, wildes Meer!
Verschlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet euch, ihr kriegerischen Reihen,
Und häuft auf blut'gen Fluren Tod auf Tod!
Entzünde, Strahl des Himmels, dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme sichres Haupt!
Zertrümmre, entzünde sie und geiste weit
Im Sturmgedräng der Flamme Wuth umher,
Daß ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schicksal mich ergebe, das mich traf!

Secretär.

Das ungeheuer Unerwartete
Bedrängt dich fürchterlich, erhabner Mann.

Herzog.

Wohl unerwartet kam's, nicht ungewarnt.
In meinen Armen ließ ein guter Geist
Sie von den Todten wieder auferstehn,
Und zeigte mir gelind, vorübereilend,
Ein Schreckliches, nun ewig Bleibendes.
Da sollt' ich strafen die Verwegenheit,
Dem Uebermuth mich, scheltend, widersetzen,
Verbieten jene Raserei, die sich
Unsterblich, unverwundbar wähnend, blind,
Wetteifernd mit dem Vogel, sich durch Wald
Und Fluß und Sträuche von dem Felsen stürzt.

Secretär.

Was oft und glücklich unsre Besten thun,
Wie sollt' es dir des Unglücks Ahnung bringen?

Herzog.

Die Ahnung dieser Leiden fühlt' ich wohl,
Als ich zum letztenmal — zum letztenmal!
Du sprichst es aus das fürchterliche Wort,
Das deinen Weg mit Finsterniß umzieht.
O, hätt' ich sie nur einmal noch gesehn!
Vielleicht war dieses Unglück abzuleiten.
Ich hätte flehentlich gebeten, sie als Vater,
Zum treulichsten ermahnt, sich mir zu schonen,
Und von der Wuth tollkühner Reiterei,
Um unsres Glückes willen, abzustehn.
Ach, diese Stunde war mir nicht gegönnt.
Und nun vermiss' ich mein geliebtes Kind!
Sie ist dahin! Verwegner ward sie mir
Durch jenen Sturz, dem sie so leicht entrann.
Und niemand sie zu warnen, sie zu leiten!
Entwachsen war sie dieser Frauenzucht.
In welchen Händen ließ ich solchen Schatz?

Verzärtelnden, nachgieb'gen Weiberhänden.
Kein festes Wort, den Willen meines Kinds
Zu mäßiger Vernünftigkeit zu lenken!
Zur unbedingten Freiheit ließ man ihr,
Zu jedem kühnen Wagniß offnes Feld.
Ich fühlt' es oft und sagt' es mir nicht klar,
Bei diesem Weibe war sie schlecht verwahrt.

Secretär.

O, tadle nicht die Unglückselige!
Vom tiefsten Schmerz begleitet, irrt sie nun,
Wer weiß in welchem Lande? trostlos hin.
Sie ist entflohn. Denn wer vermöchte dir
Ins Angesicht zu sehen, der auch nur
Den fernsten Vorwurf zu befürchten hätte.

Herzog.

O, laß mich ungerecht auf andre zürnen,
Daß ich mich nicht verzweifelnd selbst zerreiße.
Wohl trag' ich selbst die Schuld und trag' sie schwer.
Denn rief ich nicht mit thörichtem Begünen
Gefahr und Tod auf dieses theure Haupt?
Sie überall zu sehn als Meisterin,
Das war mein Stolz! zu theuer büß' ich ihn.
Zu Pferde sollte sie, im Wagen sie,
Die Rosse bändigend, als Heldin glänzen.
Ins Wasser tauchend, schwimmend, schien sie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.
So, hieß es, kann sie jeglicher Gefahr
Dereinst entgehen. Statt sie zu bewahren,
Giebt Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun."

Secretär.

Des edlen Pflichtgefühles Uebung giebt,
Ach! unsrer Unvergeßlichen den Tod.

Herzog.

Erkläre dich!

Secretär.

Und weck' ich diesen Schmerz

Durch Schildrung kindlich edlen Unternehmens!
Ihr alter, erster, hochgeliebter Freund
Und Lehrer wohnt, von dieser Stadt entfernt,
Verschränkt in Trübsinn, Krankheit, Menschenhaß.
Nur sie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenschaft empfand sie diese Pflicht:
Nur allzuoft verlangte sie hinüber,
Und oft versagte man's. Nun hatte sie's
Planmäßig angelegt; sie nutzte kühn
Des Mergenrittes abgemess'ne Stunden
Mit ungeheurer Schnelligkeit, zum Zweck
Den alten, vielgeliebten Mann zu sehn.
Ein einz'ger Reitknecht nur war im Geheimniß;
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd,
Wie wir vermuthen; denn auch er ist fort.
Der arme Mensch und jene Frau verloren,
Aus Furcht vor dir, sich in die weite Welt.

Herzog.

Die Glücklichen! die noch zu fürchten haben,
Bei denen sich der Schmerz um ihres Herrn
Verlornes Heil in leicht verwundene,
In leicht gehobne Bangigkeit verwandelt.
Ich habe nichts zu fürchten! nichts zu hoffen!
Drum laß mich alles wissen, zeige mir
Den kleinsten Umstand an; ich bin gefaßt.

Dritter Auftritt.

Herzog. Secretär. Weltgeistlicher.

Secretär.

Auf diesen Augenblick, verehrter Fürst,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten,
Der, auch gebeugt, vor deinem Blick erscheint.
Es ist der Geistliche, der aus der Hand

Des Todes deine Tochter aufgenommen,
Und ſie, da keiner Hülfe Troſt ſich zeigte,
Mit liebevoller Sorgfalt beigeſetzt. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeiſtlicher.

Weltgeiſtlicher.

Den Wunſch vor deinem Antlitz zu erſcheinen,
Erhabner Fürſt, wie lebhaft hegt' ich ihn!
Nun wird er mir gewährt im Augenblick,
Der dich und mich in tiefen Jammer ſenkt.

Herzog.

Auch ſo willkommen, unwillkommner Bote!
Du haſt ſie noch geſehn, den letzten Blick,
Den ſehnſuchtsvollen, dir ins Herz gefaßt,
Das letzte Wort bedächtig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwiedert.
O, ſage: Sprach ſie noch? Was ſprach ſie aus?
Gedachte ſie des Vaters? Bringſt du mir
Von ihrem Mund ein herzlich Lebewohl?

Weltgeiſtlicher.

Willkommen ſcheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen giebt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaßt.

Herzog.

Was zauderſt du? Was kann ich mehr erfahren?
Sie iſt dahin! Und dieſen Augenblick
Iſt über ihrem Sarge Ruh und Stille.
Was ſie auch litt, es iſt für ſie vorbei:
Für mich beginnt es; aber rede nur!

Weltgeiſtlicher.

Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und ſteht mit verdeckten Geſichtern,
Bettelt: das heißt, mit Macht reden ans männliche Herz.
Jeder wünſcht ſich ein Knäbchen, wie ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier ſich denkt.

31.

Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelſt, und rührſt mich
O, wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckſt du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegneſt?
Wohl, dein Züngelchen ſagt mir, wie geſprächig es ſey.

33.

Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift.
Eine Kunſt nur treibt er, und will ſie nicht lernen, die Dichtkunſt.
Darum pfuſcht er auch ſo; Freunde, wir haben's erlebt.

34.

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter;
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erſtlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu eſſen, zu trinken
Gut; der Deutſche verſteht ſich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichſten Menſchen
Eh'ſtens fertig: denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.

So denke dir das Schickſal deiner Todten,
Und finſter wie des Grabes Nacht verſtumme
Der Uebergang, der ſie hinabgeführt!
Nicht jeden leitet ein gelinder Gang
Unmerklich in das ſtille Reich der Schatten.
Gewaltſam ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft
Durch Höllenqualen in die Ruhe hin.

Herzog.

So hat ſie viel gelitten?

Weltgeiſtlicher.

Viel, nicht lange.

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem ſie litt,
Ein Augenblick, wo ſie um Hülfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch ein Geſchäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefeſſelt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riß?
Ich hörte nicht den Schrei, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung heil'ges, fernes Mitgefühl
Iſt nur ein Mährchen. Sinnlich und verſtockt,
Ins Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt
Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh,
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne taub.

Weltgeiſtlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig ſie zum Troſte wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter als es heilt.
Und ewig wiederholend ſtrebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzuſtellen.
So war denn keine Hülfe, keine Kunſt
Vermögend ſie ins Leben aufzurufen?
Was haſt du, ſage mir, begonnen? Was

Zu ihrem Heil versucht? Du hast gewiß
Nichts unbedacht gelassen.

Weltgeistlicher.

Leider! war
Nichts zu bedenken mehr, als ich sie fand.

Herzog.

Und soll ich ihres Lebens holde Kraft
Auf ewig missen! Laß mich meinen Schmerz
Durch meinen Schmerz betrügen, diese Reste
Verewigen. O komm! wo liegen sie?

Weltgeistlicher.

In würdiger Capelle steht ihr Sarg,
Allein verwahrt. Ich sehe vom Altar
Durchs Gitter jedesmal die Stätte, will
Für sie, so lang' ich lebe, betend flehen.

Herzog.

O, komm und führe mich dahin! Begleiten
Soll uns der Aerzte vielerfahrenster.
Laß uns den schönen Körper der Verwesung
Entreißen! Laß mit edlen Specereien
Das unschätzbare Bild zusammenhalten!
Ja! die Atomen alle, die sich einst
Zur köstlichen Gestalt versammelten,
Sie sollen nicht ins Element zurück.

Weltgeistlicher.

Was darf ich sagen? Muß ich dir bekennen!
Du kamst nicht hin! Ach! das zerstörte Bild!
Kein Fremder säh' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters — Nein!
Verhüt' es Gott! du darfst sie nicht erblicken.

Herzog.

Welch neuer Qualenkampf bedrohet mich!

Weltgeistlicher.

O, laß mich schweigen, daß nicht meine Worte
Auch die Erinnrung der Verlornen schänden!
Laß mich verhehlen, wie sie durchs Gebüsch,

Durch Felsen hergeschleift, entstellt und blutig,
Zerrissen und zerschmettert und zerbrochen,
Unkenntlich nur im Arm zur Erde hing.
Da segnet' ich, von Thränen überfließend,
Der Stumme Heil, in der ich feierlich
Dem holden Vaternamen einst entsagt.

Herzog.

Du bist nicht Vater! Bist der selbstischen
Verstockten, der Verkehrten einer, die
Ihr abgeschloss'nes Wesen unfruchtbar
Verzweifeln läßt. Entferne dich! Verhaßt
Erscheinet mir dein Anblick.

Weltgeistlicher.

Fühlt' ich's doch!
Wer kann dem Boten solcher Noth verzeihn?

(Will sich entfernen.)

Herzog.

Vergieb und bleib. Ein schön entworfnes Bild,
Das wunderbar dich selbst zum zweitenmal
Vor deinen Augen zu erschaffen strebt,
Hast du entzückt es jemals angestaunt?
O, hättest du's, du hättest diese Form,
Die sich zu meinem Glück, zur Lust der Welt
In tausendfalt'gen Zügen auferbaut,
Mir grausam nicht zerstümmelt, mir die Wonne
Der traurigen Erinnrung nicht verkümmert!

Weltgeistlicher.

Was sollt' ich thun? dich zu dem Sarge führen,
Den tausend fremde Thränen schon benetzt,
Als ich das morsche, schletternde Gebein
Zu ruhiger Verwesung eingeweiht?

Herzog.

Schweig, Unempfindlicher! du mehrest nur
Den herben Schmerz, den du zu lindern denkst.
O! Wehe! daß die Elemente nun,
Von keinem Geist der Ordnung mehr beherrscht,

Im leisen Kampf das Götterbild zerstören.
Wenn über werdend Wachsendem vorher
Der Vatersinn mit Wonne brütend schwebte,
So stockt, so kehrt in Moder nach und nach
Vor der Verzweiflung Blick die Lust des Lebens.

Weltgeistlicher.

Was Luft und Licht Zerstörliches erbaut,
Bewahret lange das verschloßne Grab.

Herzog.

O weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen!
Und wenn die Gluth mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte,
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlass'nen stieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O, sammle mir in köstliches Gefäß
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegendrücke.

Weltgeistlicher.

Die Trauer wird durch Trauern immer herber.

Herzog.

Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß.
O daß ich doch geschwundner Asche Rest,
Im kleinen Hause, wandernd immer weiter
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt sie sah,
Als Büßender mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag sie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuscht, sie in das Leben kehren.

Ich glaubte sie zu fassen, sie zu halten,
Und nun ist sie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verewigen.
Ein Denkmal der Genesung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen, gelobt.
Schon führet klug des Gartenmeisters Hand
Durch Busch und Fels bescheidne Wege her,
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König
Als Oheim sie an seine Brust geschlossen,
Und Ebenmaß und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich so hoch beglückt.
Doch jede Hand soll feiern! Halb vollbracht,
Soll dieser Plan wie mein Geschick erstarren!
Das Denkmal nur — ein Denkmal will ich stiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt,
Dorthin zu wallen, stille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich selbst genese.
O lasst mich dort versteint am Steine ruhn,
Bis aller Sorgfalt lichtgezogne Spur
Aus dieser Wüste Trauersitz verschwindet!
Mag sich umher der freie Platz berasen,
Mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden schlagen,
Der junge Busch zum Baume sich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm sich überziehn:
Ich fühle keine Zeit; denn sie ist hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeistlicher.

Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerlei der Einsamkeit zu wählen,
Wird sich's der Mann erlauben, der sich oft
Wohlthätiger Zerstreuung übergab,
Wenn Unerträgliches, mit Felsenlast
Herbei sich wälzend, ihn bedrohend schlich?
Hinaus! mit Flügelschnelle durch das Land,

Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend sich bewegen!

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn
Ich sie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenstand für meine Blicke war!
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels
Vorüber meinen Augen gehn, und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige geliebte, zu erhaschen?
Vom hohen Berg hinab ins weite Meer,
Was soll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verlust und Armuth mich erinnert?

Weltgeistlicher.

Und neue Güter eignest du dir an!

Herzog.

Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das längst Bekannte neu belebt uns rühren,
Wenn das Erstaunen, das wir längst verschmäht,
Von Kindesmunde holt uns wiederklingt.
So hofft' ich ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewässer Fluth
Bis an das offne Meer zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks ins Unbegränzte
Mit unbegränzter Liebe zu erfreun!

Weltgeistlicher.

Wenn du, erhabner Fürst, des großen Lebens
Beglückte Tage der Beschauung nicht
Zu widmen trachtetest, wenn Thätigkeit
Fürs Wohl Unzähliger am Throne dir
Zum Vorzug der Geburt den herrlichern
Des allgemeinen, edlen Wirkens gab,
So ruf' ich dich im Namen Aller auf:
Ermanne dich! und laß die trüben Stunden,
Die deinen Horizont umziehn, für andre,

Durch Troſt und Rath und Hülfe, laß für dich
Auch dieſe Stunden ſo zum Feſte werden!

Herzog.

Wie ſchaal und abgeſchmackt iſt ſolch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben ſtets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt.
Den ſah ich nur in ihr, und ſo beſaß
Und ſo erwarb ich mit Vergnügen, ihr
Ein kleines Reich anmuth'gen Glücks zu ſchaffen.
So war ich heiter, aller Menſchen Freund,
Behülflich, wach, zu Rath und That bequem.
Den Vater lieben ſie! ſo ſagt' ich mir.
Dem Vater danken ſie's, und werden auch
Die Tochter einſt als werthe Freundin grüßen.

Weltgeiſtlicher.

Zu ſüßen Sorgen bleibt nun keine Zeit!
Ganz andre fordern dich, erhabner Mann!
Darf ich's erwähnen? ich, der unterſte
Von deinen Dienern? Jeder ernſte Blick
In dieſen trüben Tagen iſt auf dich,
Auf deinen Werth, auf deine Kraft gerichtet.

Herzog.

Der Glückliche nur fühlt ſich Werth und Kraft.

Weltgeiſtlicher.

So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt,
Mir aber auch Verzeihung, wenn ſich kühn
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt:
Wie heftig wilde Gährung unten kocht,
Wie Schwäche kaum ſich oben ſchwankend hält;
Nicht jedem wird es klar, dir aber iſt's
Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O zaudre nicht, im nahen Sturmgewitter
Das falſch gelenkte Steuer zu ergreifen!
Zum Wohle deines Vaterlands verbanne

Den eignen Schmerz; sonst werden tausend Väter
Wie du um ihre Kinder weinen, tausend
Und abertausend Kinder ihre Väter
Vermissen, Angstgeschrei der Mütter gräßlich
An hohler Kerkerwand verklingend hallen.
O, bringe deinen Jammer, deinen Kummer,
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls
Zum Opfer dar, und alle, die du rettest,
Gewinnst du dir als Kinder zum Ersatz!

Herzog.

Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Gespenster dichte Schaar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zaubrisch oft und leicht hinweggebannt!
Sie ist dahin, die schmeichlerische Kraft,
Die meinen Geist in holde Träume sang.
Nun drängt das Wirkliche mit dichten Massen
An mich heran, und droht mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! Von dieser Welt hinweg!
Und lügt mir nicht das Kleid, in dem du wandelst,
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
Ins Kloster führe mich und laß mich dort,
Im allgemeinen Schweigen, stumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube senken!

Weltgeistlicher.

Mir ziemt es kaum dich an die Welt zu weisen;
Doch andre Worte sprech' ich kühner aus.
Nicht in das Grab, nicht übers Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth;
Er kehrt in sich zurück und findet staunend
In seinem Busen das Verlorne wieder.

Herzog.

Daß ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das geschiedene,
Für ewig losgerißne Glied aufs neue

Dem ſchmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes, wer ſtellt es her?

Weltgeiſtlicher.

Der Geiſt!
Des Menſchen Geiſt, dem nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit beſeſſen!
So lebt Eugenie vor dir, ſie lebt
In deinem Sinne, den ſie ſonſt erhub,
Dem ſie das Anſchaun herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt; ſo wirkt ſie noch
Als hohes Vorbild, ſchützet vor Gemeinem,
Vor Schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verſcheuchet
Den eitlen Schein, der dich beſtechen will.
So fühle dich durch ihre Kraft beſeelt,
Und gieb ihr ſo ein unzerſtörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück!

Herzog.

Laß eines dumpfen, dunkeln Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornenlabyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich dich erblicke:
Du warſt, du biſt. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einſt gedacht und dargeſtellt.
So biſt du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und biſt auf ewig mein.

Vierter Aufzug.

Platz am Hafen. Zur einen Seite ein Palast; auf der andern eine Kirche, im Grunde eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinabsieht.

Erster Auftritt.

Eugenie in einen Schleier gehüllt, auf einer Bank im Grunde, mit dem Gesicht nach der See. **Hofmeisterin, Gerichtsrath** im Vordergrunde.

Hofmeisterin.

Drängt unausweislich ein betrübt Geschäft
Mich aus dem Mittelpunkt des Reiches, mich
Aus dem Bezirk der Hauptstadt an die Gränze
Des festen Lands, zu diesem Hafenplatz,
So folgt mir streng die Sorge Schritt vor Schritt,
Und deutet mir bedenklich in die Weite.
Wie müssen Rath und Antheil eines Manns,
Der allen edel, zuverläßig gilt,
Mir als ein Leitstern wonniglich erscheinen!
Verzeih daher, wenn ich mit diesem Blatt,
Das mich zu solcher schweren That berechtigt
Zu dir mich wendend komme, den so lange
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erst pries als Beistand, nun als Richter preist.

Gerichtsrath

(der indessen das Blatt nachdenkend angesehen).

Nicht mein Verdienst, nur mein Bemühen war
Vielleicht zu preisen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daß du eben diesen,
Den du gerecht und edel nennen willst,

35.

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine;
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.
Doch was prieſeſt du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und Manches bedurft' ich.
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.
Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet, mit ängſtlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäcen.

36.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

37.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gauklerin! da erſah ich in dir zu den Bübchen das Urbild
Wie ſie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,

In solcher Sache fragen, ihm getrost
Solch ein Papier vors Auge bringen magst,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht ist von Recht, noch von Gericht die Rede;
Hier ist Gewalt! entsetzliche Gewalt,
Selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt!
Anheimgegeben ward ein edles Kind,
Auf Tod und Leben, sag' ich wohl zuviel?
Anheimgegeben deiner Willkür. Jeder,
Sey er Beamter, Kriegsmann, Bürger, alle
Sind angewiesen dich zu schützen, sie
Nach deines Worts Gesetzen zu behandeln.

(Er giebt das Blatt zurück.)

Hofmeisterin.

Auch hier beweise dich gerecht und laß
Nicht dieß Papier allein als Kläger sprechen!
Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen offenen Vortrag günstig an.
Aus edlem Blut entsproß die Treffliche;
Von jeder Gabe, jeder Tugend schenkt
Ihr die Natur den allerschönsten Theil,
Wenn das Gesetz ihr andre Rechte weigert.
Und nun verbannt! Ich sollte sie dem Kreise
Der Ihrigen entführen, sie hierher,
Hinüber nach den Inseln sie geleiten.

Gerichtsrath.

Gewissem Tod entgegen, der im Qualm
Erhitzter Dünste schleichend überfällt.
Dort soll verwelken diese Himmelsblume,
Die Farbe dieser Wange dort verbleichen!
Verschwinden die Gestalt, die sich das Auge
Mit Sehnsucht immer zu erhalten wünscht!

Hofmeisterin.

Bevor du richtest, höre weiter an.
Unschuldig ist — bedarf es wohl Betheurung? —
Doch vieler Uebel Ursach dieses Kind.

Sie, als des Haders Apfel, warf ein Gott,
Erzürnt, ins Mittel zwischen zwei Parteien,
Die sich, auf ewig nun getrennt, bekämpfen.
Sie will der eine Theil zum höchsten Glück
Berechtigt wissen, wenn der andre sie
Hinabzudrängen strebt. Entschieden beide!
Und so umschlang ein heimlich Labyrinth
Verschmitzten Wirkens doppelt ihr Geschick,
So schwankte List um List im Gleichgewicht,
Bis ungeduld'ge Leidenschaft zuletzt
Den Augenblick entschiedenen Gewinns
Beschleunigte. Da brach von beiden Seiten
Die Schranke der Verstellung, drang Gewalt,
Dem Staate selbst gefährlich, drohend los,
Und nun, sogleich der Schuld'gen Schuld zu hemmen,
Zu tilgen, trifft ein hoher Götterspruch
Des Kampfs unschuld'gen Anlaß, meinen Zögling,
Und reißt, verdammend, mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath.

Ich schelte nicht das Werkzeug, rechte kaum
Mit jenen Mächten, die sich solche Handlung
Erlauben können. Leider sind auch sie
Gebunden und gedrängt. Sie wirken selten
Aus freier Ueberzeugung. Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel nöthiget Regenten
Die nützlich ungerechten Thaten ab.
Vollbringe was du mußt! entferne dich
Aus meiner Enge reingezognem Kreis.

Hofmeisterin.

Den eben such' ich auf! da bring' ich hin!
Dort hoff' ich Heil! du wirst mich nicht verstoßen.
Den werthen Zögling wünscht' ich lange schon
Vom Glück zu überzeugen, das im Kreise
Des Bürgerstandes hold genügsam weilt.
Entsagte sie der nicht gegönnten Höhe,
Ergäbe sich des biedern Gatten Schutz

Und wendete von jenen Regionen,
Wo sie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern,
Ins Häusliche den liebevollen Blick:
Gelöst wär' alles, meiner strengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland
Vertrauter Stunden mich verweilend freuen.

Gerichtsrath.

Ein sonderbar Verhältniß zeigst du mir!

Hofmeisterin.

Dem klug entschloßnen Manne zeig' ich's an.

Gerichtsrath.

Du giebst sie frei, wenn sich ein Gatte findet?

Hofmeisterin.

Und reichlich ausgestattet geb' ich sie.

Gerichtsrath.

So übereilt wer dürfte sich entschließen?

Hofmeisterin.

Nur übereilt bestimmt die Neigung sich.

Gerichtsrath.

Die Unbekannte wählen wäre Frevel.

Hofmeisterin.

Dem ersten Blick ist sie gekannt und werth.

Gerichtsrath.

Der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten.

Hofmeisterin.

Versöhnt ist alles, wenn sie Gattin heißt.

Gerichtsrath.

Und ihr Geheimniß, wird man's ihm entdecken?

Hofmeisterin.

Vertrauen wird man dem Vertrauenden.

Gerichtsrath.

Und wird sie frei solch einen Bund erwählen?

Hofmeisterin.

Ein großes Uebel dränget sie zur Wahl.

Gerichtsrath.

In solchem Fall zu werben, ist es redlich?

Hofmeiſterin.

Der Rettende faßt an und klügelt nicht.

Gerichtsrath.

Was forderſt du vor allen andern Dingen?

Hofmeiſterin.

Entſchließen ſoll ſie ſich im Augenblick.

Gerichtsrath.

Iſt euer Schickſal ängſtlich ſo geſteigert?

Hofmeiſterin.

Im Hafen regt ſich emſig ſchon die Fahrt.

Gerichtsrath.

Haſt du ihr früher ſolchen Bund gerathen?

Hofmeiſterin.

Im allgemeinen deutet' ich dahin.

Gerichtsrath.

Entfernte ſie unwillig den Gedanken?

Hofmeiſterin.

Noch war das alte Glück ihr allzunah.

Gerichtsrath.

Die ſchönen Bilder, werden ſie entweichen?

Hofmeiſterin.

Das hohe Meer hat ſie hinweggeſchreckt.

Gerichtsrath.

Sie fürchtet, ſich vom Vaterland zu trennen?

Hofmeiſterin.

Sie fürchtet's, und ich fürcht' es wie den Tod.
O, laß uns, Edler, glücklich Aufgefundner,
Vergebne Worte nicht bedenklich wechſeln!
Noch lebt in dir, dem Jüngling, jede Tugend,
Die mächt'gen Glaubens, unbedingter Liebe
Zu nie genug geſchätzter That bedarf.
Gewiß umgiebt ein ſchöner Kreis dich auch
Von Aehnlichen! Von Gleichen ſag' ich nicht!
O, ſieh dich um! in deinem eignen Herzen,
In deiner Freunde Herzen ſieh umher!
Und findeſt du ein überfließend Maß

Von Liebe, von Ergebung, Kraft und Muth,
So werde dem Verdientesten dieß Kleinod
Mit stillem Segen heimlich übergeben!

Gerichtsrath.

Ich weiß, ich fühle deinen Zustand, kann
Und mag nicht mit mir selbst bedächtig erst,
Wie Klugheit forderte, zu Rathe gehn!
Ich will sie sprechen.

(Die Hofmeisterin tritt zurück gegen Eugenien.)

Was geschehen soll,
Es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste,
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher?

Zweiter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath.

Indem du mir, verehrte Schöne, nahst,
So zweifl' ich fast, ob man mich treu berichtet.
Du bist unglücklich, sagt man; doch du bringst,
Wohin du wandelst, Glück und Heil heran.

Eugenie.

Fand' ich den ersten, dem aus tiefer Noth
Ich Blick und Wort entgegen wenden darf,
So mild und edel, als du mir erscheinst —
Dieß Angstgefühl, ich hoffe, wird sich lösen.

Gerichtsrath.

Ein Vielerfahrner wäre zu bedauern,
Wär' ihm das Loos gefallen, das dich trifft;
Wie ruft nicht erst bedrängter Jugend Kummer
Die Mitgefühle hülfsbedürftig an!

Eugenie.

So hob ich mich vor kurzem aus der Nacht

Des Todes an des Tages Licht herauf,
Ich wußte nicht wie mir geschehn, wie hart
Ein jäher Sturz mich lähmend hingestreckt!
Da rafft' ich mich empor, erkannte wieder
Die schöne Welt; ich sah den Arzt bemüht
Die Flamme wieder anzufachen, fand
In meines Vaters liebevollem Blick,
An seinem Ton mein Leben wieder. Nun
Zum zweitenmal, von einem jähern Sturz,
Erwach' ich! Fremd und schattengleich erscheint
Mir die Umgebung, mir der Menschen Wandeln,
Und deine Milde selbst ein Traumgebild.

Gerichtsrath.

Wenn Fremde sich in unsre Lage fühlen,
Sind sie wohl näher als die Nächsten, die
Oft unsern Gram, als wohlbekanntes Uebel,
Mit lässiger Gewohnheit übersehn.
Dein Zustand ist gefährlich! ob er gar
Unheilbar sey, wer wagt es zu entscheiden?

Eugenie.

Ich habe nichts zu sagen! Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend schufen.
Du hast das Weib gesprochen: jene weiß!
Ich dulde nur dem Wahnsinn mich entgegen.

Gerichtsrath.

Was auch der Obermacht gewalt'gen Schluß
Auf dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall schädlich leitet —
Die Achtung bleibt, die Neigung spricht für dich.

Eugenie.

Des reinen Herzens treulich mir bewußt,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath.

Auf ebnem Boden straucheln ist ein Scherz,
Ein Fehltritt stürzt vom Gipfel dich herab.

Eugenie.

Auf jenen Gipfeln schwebt' ich voll Entzücken:
Der Freuden Uebermaß verwirrte mich.
Das nahe Glück berührt' ich schon im Geist;
Ein köstlich Pfand lag schon in meinen Händen.
Nur wenig Ruhe! wenige Geduld!
Und alles war, so darf ich glauben, mein.
Doch übereilt' ich's, überließ mich rasch
Zudringlicher Versuchung. — War es das? —
Ich sah, ich sprach, was mir zu sehn, zu sprechen
Verboten war. Wirt ein so leicht Vergehn
So hart bestraft? Ein läßlich scheinendes,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter ohne Schonung?
O! so ist's wahr, was uns der Völker Sagen
Unglaublich's überliefern! Jenes Apfels
Leichtsinnig-augenblicklicher Genuß
Hat aller Welt unendlich Weh verschuldet.
So ward auch mir ein Schlüssel anvertraut!
Verbotne Schätze wagt' ich aufzuschließen,
Und aufgeschlossen hab' ich mir das Grab!

Gerichtsrath.

Des Uebels Quelle findest du nicht aus,
Und aufgefunden fließt sie ewig fort.

Eugenie.

In kleinen Fehlern such' ich's, gebe mir
Aus eitlem Wahn die Schuld so großer Leiden.
Nur höher, höher wende den Verdacht!
Die beiden, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hoffte, die erhabnen Männer,
Zum Scheine reichten sie sich Hand um Hand.
Der innre Zwist unsicherer Parteien,
Der nur in düstern Höhlen sich geneckt,
Er bricht vielleicht ins Freie bald hervor;
Und was mich erst als Furcht und Sorg' umgeben,

Entscheidet sich, indem es mich vernichtet,
Und droht Vernichtung aller Welt umher.

Gerichtsrath.

Du jammerst mich! das Schicksal einer Welt
Verkündest du nach deinem Schmerzgefühl.
Und schien dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als du, ein heitres Kind, auf Blumen schrittest?

Eugenie.

Wer hat es reizender als ich gesehn,
Der Erde Glück mit allen seinen Blüthen!
Ach, alles um mich her, es war so reich,
So voll und rein, und was der Mensch bedarf,
Es schien zur Lust, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich solch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die, besorgt
Ums Kleinste wie ums Größte, mich verschwenderisch
Mit Prachtgenüssen zu erdrücken schien,
Und meinen Körper, meinen Geist zugleich,
Ein solches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich Eitle mich umgab,
Ein wenniges Behagen mir zu schmeicheln,
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen mit Gefahr zu kämpfen.
Oft sehnt' ich mich in ferne Weiten hin,
Nach fremder Lande seltsam neuen Kreisen.
Dorthin versprach der edle Vater mich,
Ans Meer versprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines ersten Blicks ins Unbegränzte
Mit liebevollem Antheil zu erfreun. —
Da steh' ich nun und schaue weit hinaus,
Und enger scheint mich's, enger zu umschließen.
O Gott, wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken banget!

Gerichtsrath.

Unselige! die mir aus deinen Höhen,
Ein Meteor, verderblich niederstreifst,

Und meiner Bahn Gesetz berührend störst!
Auf ewig hast du mir den heitern Blick
Ins volle Meer getrübt. Wenn Phöbus nun
Ein feuerwallend Lager sich bereitet,
Und jedes Auge von Entzücken thränt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde dich
Und dein Geschick beweinen. Fern am Rande
Des nachtumgebnen Oceans erblick' ich
Mit Noth und Jammer deinen Pfad umstrickt!
Entbehrung alles nöthig Langgewohnten,
Bedrängniß neuer Uebel ohne Flucht!
Der Sonne glühendes Geschoß durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Fluth entrißnes Land;
Um Niederungen schwebet, gift'gen Brodens,
Blaudunst'ger Streifen angeschwollne Pest.
Im Bortod seh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken.
O, die so blühend, heiter vor mir steht,
Sie soll so früh, langsamen Tods verschwinden!

Eugenie.

Entsetzen rufst du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verstößt man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir von Kindheit auf
In grauenvollen Zügen dargestellt!
Dorthin, wo sich in Sümpfen Schlang' und Tiger
Durch Rohr und Dorngeflechte tückisch drängen!
Wo, peinlich quälend, als belebte Wolken
Um Wandrer sich Insektenschaaren ziehn,
Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und schädlich, Stunden raubt und Leben kürzt!
Zu bitten dacht' ich; flehend siehst du nun
Die Dringende. Du kannst, du wirst mich retten.

Gerichtsrath.

Ein mächtig ungeheurer Talisman
Liegt in den Händen deiner Führerin.

Eugenie.

Was ist Gesetz und Ordnung, können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?
Wer seyd denn ihr, die ihr mit leerem Stolz
Durchs Recht Gewalt zu bänd'gen euch berühmt?

Gerichtsrath.

In abgeschloßnen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemeßnen Räumen,
Gewaltig seltsam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthselhaft.

Eugenie.

Und das ist alles? Hast du weiter nichts
Zu sagen, zu verkünden?

Gerichtsrath.

Nichts!

Eugenie.

Ich glaub' es nicht!
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath.

Laß! o laß mich fort!
Soll ich als feig, als unentschlossen gelten?
Bedauern, jammern? Soll nicht irgendhin
Mit kühner Hand auf deine Rettung deuten?
Doch läge nicht in dieser Kühnheit selbst
Für mich die gräßlichste Gefahr, von dir
Verkannt zu werden? mit verfehltem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zu erscheinen?

Eugenie.

Ich lasse dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugesendet.
Mich hat's von Jugend auf gehegt, gepflegt,
Und nun, im rauhen Sturme, sendet mir's

Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam sendet,
Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genießen für Wein.

38.

Wie, von der künstlichen Hand geschnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur schwimmt!
Alles ist Glied, und Alles Gelenk, und Alles gefällig,
Alles nach Maaßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.
Menschen hab' ich gekannt, und Thiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch staun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du Alles zugleich bist, und ein Engel dazu.

39.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter sieht dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.

40.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir strecken
Arme betend empor; aber nicht schuldlos, wie du.

41.

Seitwärts neigt sich dein Hälschen. Ist das ein Wunder? Es träget
Oft dich Ganze; du bist leicht, nur dem Hälschen zu schwer.
Mir ist sie gar nicht zuwider, die schiefe Stellung des Köpfchens;
Unter schönerer Last beugte kein Nacken sich je.

42.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Gestalten,
Hölisch und trübe gesinnt, Breugbel den schwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptischen Bildern,
Menschen und Grillen zugleich, unser gesundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht, Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, alles veränderlich schwebt:

Den edlen Stellvertreter seiner Neigung.
Sollt' ich nicht sehen, fühlen, daß du Theil
An mir und meinem Schicksal nimmst? Ich stehe
Nicht ohne Wirkung hier! du sinnst! du denkst! —
Im weiten Kreise rechtlicher Erfahrung
Schaust du zu meinen Gunsten um dich her.
Noch bin ich nicht verloren! Ja, du suchst
Ein Mittel mich zu retten, hast es wohl
Schon ausgefunden! Mir bekennt's dein Blick,
Dein tiefer, ernster, freundlich trüber Blick.
O, kehre dich nicht weg! O, sprich es aus,
Ein hohes Wort, das mich zu heilen töne!

Gerichtsrath.

So wendet voll Vertraun zum Arzte sich
Der Tieferkrankte, fleht um Linderung,
Fleht um Erhaltung schwer bedrohter Tage.
Als Gott erscheint ihm der erfahrne Mann.
Doch, ach! Ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten. Ach! soll ihm vielleicht
Der edlen Glieder grausame Verstümmlung,
Verlust statt Heilung angekündigt werden?
Gerettet willst du seyn! Zu retten bist du,
Nicht herzustellen. Was du warst, ist hin,
Und was du seyn kannst, magst du's übernehmen?

Eugenie.

Um Rettung aus des Todes Nachtgewalt,
Um dieses Lichts erquickenden Genuß,
Um Sicherheit des Daseyns ruft zuerst
Aus tiefer Noth ein Halbverlorner noch.
Was dann zu heilen sey, was zu erstatten,
Was zu vermissen, lehre Tag um Tag.

Gerichtsrath.

Und nächst dem Leben was erflehst du dir?

Eugenie.

Des Vaterlandes vielgeliebten Boden!

Gerichtsrath.

Du forderst viel im einz'gen, großen Wort!

Eugenie.

Ein einzig Wort enthält mein ganzes Glück.

Gerichtsrath.

Den Zauberbann, wer wagt's ihn aufzulösen?

Eugenie.

Der Tugend Gegenzauber siegt gewiß!

Gerichtsrath.

Der obern Macht ist schwer zu widerstehen.

Eugenie.

Allmächtig ist sie nicht die obre Macht.
Gewiß, dir giebt die Kenntniß jener Formen,
Für Hohe wie für Niedre gleich verbindlich,
Ein Mittel an. Du lächelst. Ist es möglich?
Das Mittel ist gefunden? Sprich es aus!

Gerichtsrath.

Was hülf' es, meine Beste, wenn ich dir
Von Möglichkeiten spräche! Möglich scheint
Fast alles unsern Wünschen; unsrer That
Setzt sich, von innen wie von außen, viel,
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen.
Ich kann, ich darf nicht reden, laß mich los!

Eugenie.

Und wenn du täuschen solltest! — Wäre mir
Für Augenblicke meiner Phantasie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Uebel um das andre biete mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.

Gerichtsrath.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurückzuhalten. Friedlich ist's und manchem
Erschien es auch erfreulich. Große Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem,
Der's anerkennt, sich's anzueignen weiß,

Verschafft es Glück und Ruhe. Vollbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm,
Sowie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst, und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und stiller Neigung Raum sich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch Paradies in Räthseln stellst du dar?

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmlisch Erdenglück.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen? ich verwirre mich!

Gerichtsrath.

Erräthst du's nicht, so liegt es fern von dir.

Eugenie.

Das zeige sich, sobald du's ausgesprochen.

Gerichtsrath.

Ich wage viel! Der Ehstand ist es!

Eugenie.

Wie?

Gerichtsrath.

Gesprochen ist's! nun überlege du.

Eugenie.

Mich überrascht, mich ängstet solch ein Wort.

Gerichtsrath.

Ins Auge fasse was dich überrascht.

Eugenie.

Mir lag es fern in meiner frohen Zeit,
Nun kann ich seine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Beklemmung mehrt sich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand
Mußt' ich dereinst den Bräutigam erwarten.
Voreilig schwärmte nicht mein Blick umher,
Und keine Neigung wuchs in meiner Brust.
Nun soll ich denken was ich nie gedacht,
Und fühlen was ich, sittsam, weggewiesen;

Soll mir den Gatten wünschen, eh' ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt,
Und jenes Glück, das Hymen uns verspricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Gerichtsrath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getrost,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geschick.
Der ist nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß.
Und schnell verbindet ein Bedrängter sich
Mit seinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten seine Gattin fesselnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Trost, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das flößt im Augenblick ein kühner Mann
Dem Busen des gefahrumgebnen Weibes
Durch Wagethat auf ew'ge Zeiten ein.

Eugenie.

Und mir, wo zeigte sich ein solcher Held?

Gerichtsrath.

Der Männer Schaar ist groß in dieser Stadt.

Eugenie.

Doch allen bin und bleib' ich unbekannt.

Gerichtsrath.

Nicht lange bleibt ein solcher Blick verborgen!

Eugenie.

O, täusche nicht ein leichtbetrognes Hoffen!
Wo fände sich ein Gleicher, seine Hand
Mir, der Erniedrigten, zu reichen? Dürft' ich
Dem Gleichen selbst ein solches Glück verdanken?

Gerichtsrath.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen.
In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh
Und schnelle Leiden unsre Freuden auf.
Nichts ist beständig! Manches Mißverhältniß
Löst unbemerkt, indem die Tage rollen,

Durch Stufenschritte sich in Harmonie.
Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel auszugleichen.

Eugenie.

In leere Träume denkst du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du bist gerettet, wenn du glauben kannst.

Eugenie.

So zeige mir des Retters treues Bild!

Gerichtsrath.

Ich zeig' ihn dir; er bietet seine Hand!

Eugenie.

Du! welch ein Leichtsinn überraschte dich?

Gerichtsrath.

Entschieden bleibt auf ewig mein Gefühl.

Eugenie.

Der Augenblick, vermag er solche Wunder?

Gerichtsrath.

Das Wunder ist des Augenblicks Geschöpf.

Eugenie.

Und Irrthum auch der Uebereilung Sohn.

Gerichtsrath.

Ein Mann, der dich gesehen, irrt nicht mehr.

Eugenie.

Erfahrung bleibt des Lebens Meisterin.

Gerichtsrath.

Verwirren kann sie, doch das Herz entscheidet.
O, laß dir sagen, wie vor wenig Stunden
Ich mit mir selbst zu Rathe ging und mich
So einsam fühlte, meine ganze Lage,
Vermögen, Stand, Geschäft ins Auge faßte
Und, um mich her, nach einer Gattin sann;
Da regte Phantasie mir manches Bild,
Die Schätze der Erinnrung sichtend auf,
Und wohlgefällig schwebten sie vorüber.
Zu keiner Wahl bewegte sich mein Herz:

Doch du erscheinest, ich empfinde nun
Was ich bedurfte. Dieß ist mein Geschick.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtumgebne, Mißempfohlne,
Sie könnte frohen, stolzen Trost empfinden,
Sich so geschätzt, sich so geliebt zu sehn;
Bedächte sie nicht auch des Freundes Glück,
Des edlen Manns, der unter allen Menschen
Vielleicht zuletzt ihr Hülfe bieten mag.
Betrügst du dich nicht selbst? und wagst du dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu messen?

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungestüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den schönsten Port bezeichnet.
Im Hause, wo der Gatte sicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens,
Im Weiten du, da draußen suchen magst.
Unruh'ge Mißgunst, grimmige Verleumdung,
Verhallendes, parteiisches Bestreben,
Nicht wirken sie auf diesen heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! Rette dich zu mir! Ich kenne mich,
Und weiß, was ich versprechen darf und kann!

Eugenie.

Bist du in deinem Hause Fürst?

Gerichtsrath.

Ich bin's!
Und jeder ist's, der Gute wie der Böse.
Reicht eine Macht denn wohl in jenes Haus,
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er nach eignem Sinn verworren handelt,
Durch Launen, Worte, Thaten jede Lust
Mit Schadenfreude sinnreich untergräbt?
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Gesetz,

Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und ſchweigende Geduld
Senkt nach und nach, verzweifelnd, ſie ins Grab.
Nothwendigkeit, Geſetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann ſo große Rechte; ſie vertrauten
Auf ſeine Kraft, auf ſeinen Biederſinn. —
Nicht Heldenfauſt, nicht Heldenſtamm, geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten!
Allein des Bürgers hohen Sicherſtand.
Und biſt du mein, was kann dich mehr berühren?
Auf ewig biſt du mein, verſorgt, beſchützt.
Der König fordre dich von mir zurück,
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie.

Vergieb! Mir ſchwebt noch allzulebhaft vor
Was ich verſcherzte! Du, Großmüthiger,
Bedenkeſt nur was mir noch übrig blieb.
Wie wenig iſt es! Dieſes wenige
Lehrſt du mich ſchätzen, giebſt mein eignes Weſen
Durch dein Gefühl belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich dir — wie ſoll ich's nennen? —
Dankbare, ſchweſterlich entzückte Neigung!
Ich fühle mich als dein Geſchöpf und kann
Dir leider, wie du wünſcheſt, nicht gehören.

Gerichtsrath.

So ſchnell verſagſt du dir und mir die Hoffnung!

Eugenie.

Das Hoffnungsloſe kündet ſchnell ſich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin.

Hofmeiſterin.

Dem günſt'gen Wind gehorcht die Flotte ſchon;
Die Segel ſchwellen, alles eilt hinab.

Die Scheidenden umarmen thränend ſich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weißen Tücher noch den letzten Gruß.
Bald lichtet unſer Schiff die Anker auch!
Komm! laß uns gehen! Uns begleitet nicht
Ein Scheidegruß; wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath.

Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelaßner Freunde, die nach euch
Die Arme rettend ſtrecken. O! vielleicht
Erſcheint, was ihr im Augenblick verſchmäht,
Euch bald ein ſehnſuchtswerthes, fernes Bild.

(Zu Eugenien.)

Vor wenigen Minuten nannt' ich dich
Entzückt willkommen; ſoll ein Lebewohl
Behend auf ewig unſre Trennung ſiegeln?

Hofmeiſterin.

Der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn?

Gerichtsrath.

Zum ew'gen Bunde ſiehſt du mich bereit.

Hofmeiſterin (zu Eugenien).

Und wie erkennſt du ſolch ein groß Erbieten?

Eugenie.

Mit höchſt gerührten Herzens reinſtem Dank.

Hofmeiſterin.

Und ohne Neigung dieſe Hand zu faſſen?

Gerichtsrath.

Zur Hülfe bietet ſie ſich dringend an.

Eugenie.

Das Nächſte ſteht oft unergreifbar fern.

Hofmeiſterin.

Ach, fern von Rettung ſtehn wir nur zu bald!

Gerichtsrath.

Und haſt du künftig Drohendes bedacht?

Eugenie.

Sogar das letzte Drohende, den Tod.

Hofmeiſterin.

Ein angebotnes Leben ſchlägſt du aus?

Gerichtsrath.

Erwünſchte Feier froher Bundestage?

Eugenie.

Ein Feſt verſäumt' ich; kein's erſcheint mir wieder.

Hofmeiſterin.

Gewinnen kann, wer viel verloren, ſchnell.

Gerichtsrath.

Nach glänzendem ein dauerhaft Geſchick.

Eugenie.

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verloſch!

Hofmeiſterin.

Wer Mögliches bedenkt, läßt ſich genügen.

Gerichtsrath.

Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue?

Eugenie.

Den Schmeichelworten widerſpricht mein Herz,
Und widerſtrebt euch beiden ungeduldig.

Gerichtsrath.

Ach, allzuläſtig ſcheint, ich weiß es wohl,
Uns unwillkommne Hülfe; ſie erregt
Nur innern Zwieſpalt. Danken möchten wir,
Und ſind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laßt uns ſcheiden, doch des Hafenbürgers
Gebrauch und Pflicht vorher an euch erfüllen,
Aufs unfruchtbare Meer von Landesgaben
Zum Lebewohl Erquickungsvorrath widmen.
Dann werd' ich ſtehen, werde ſtarren Blicks
Geſchwollne Segel ferner, immer ferner,
Und Glück und Hoffnung weichend ſchwinden ſehn.

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

In deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil,
So wie mein Elend. Laß dich überreden!
Laß dich erweichen! Schiffe mich nicht ein!

Hofmeiſterin.

Du lenkeſt nur was uns begegnen ſoll;
Du haſt zu wählen! Ich gehorche nur
Der ſtarken Hand; ſie ſtößt mich vor ſich hin.

Eugenie.

Und nennſt du Wahl, wenn Unvermeidliches
Unmöglichem ſich gegenüber ſtellt?

Hofmeiſterin.

Der Bund iſt möglich, wie der Bann vermeidlich.

Eugenie.

Unmöglich iſt, was Edle nicht vermögen.

Hofmeiſterin.

Für dieſen biedern Mann vermagſt du viel.

Eugenie.

In beſſre Lagen führe mich zurück,
Und ſein Erbieten lohn' ich gränzenlos.

Hofmeiſterin.

Ihn lohne gleich, was ihn allein belohnt,
Zu hohen Stufen heb' ihn deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienſt den Tüchtigen
Nur langſam fördern, wenn er ſtill entſagend
Und kaum bemerkt ſich andern widmend ſtrebt,
So führt ein edles Weib ihn leicht ans Ziel.
Hinunter ſoll kein Mann die Blicke wenden,
Hinauf zur höchſten Frauen kehr' er ſich!
Gelingt es ihm ſie zu erwerben, ſchnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad ſich ihm.

So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechſelnd;
Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betritt.

43.

Gern überſchreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht ſie Bottegha, das Kind, drängt ſie mich artig zurück.

44.

„Ach! mit dieſen Seelen, was macht er? Jeſus Maria!
„Bündelchen Wäſche ſind das, wie man zum Brunnen ſie trägt.
„Wahrlich, ſie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, gehn wir!
Wie zierlich!
„Sieh nur, wie ſteht ſie! wie leicht! Alles mit Lächeln und Luſt!"
Altes Weib, du bewunderſt mit Recht Bettinen! du ſcheinſt mir
Jünger zu werden und ſchön, da dich mein Liebling erfreut.

45.

Alles ſeh' ich ſo gerne von dir; doch ſeh' ich am liebſten,
Wenn der Vater behend über dich ſelber dich wirft,
Du dich im Schwung überſchlägſt und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder ſtehſt und läufſt, eben ob nichts wär' geſchehn.

46.

Schon entrunzelt ſich jedes Geſicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu ſehn.
Dir erweicht ſich der Schiffer, und klopft dir die Wange; der Seckel
Thut ſich dir kärglich zwar, aber er thut ſich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir,
Eben als flehteſt du laut bei den Mirakeln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der ſeligſten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt ſich, und freut ſich bei dir, daß er ein Kind iſt, wie du.

Eugenie.

Verwirrender, verfälschter Worte Sinn
Entwickl' ich wohl aus deinen falschen Reden,
Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar:
Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschloßne Bahn.
Dorthin ist sie gebannt, sie kann sich nicht
Aus eigner Kraft besondre Wege wählen,
Aus niederm Zustand führt er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder:
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verlöschen jede Spur vergangner Tage.
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was sie verlor, wer giebt es ihr zurück?

Hofmeisterin.

So brichst du grausam dir und mir den Stab.

Eugenie.

Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.

Hofmeisterin.

Der Liebende verzweifelt; kannst du hoffen?

Eugenie.

Ein kalter Mann verlieh' uns bessern Rath.

Hofmeisterin.

Von Rath und Wahl ist keine Rede mehr:
Du stürzest mich ins Elend; folge mir!

Eugenie.

O daß ich dich noch einmal freundlich hold
Vor meinen Augen sähe, wie du stets
Von früher Zeit herauf mich angeblickt!
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiser Schein
Begegneten mir holder nicht als du.
Was konnt' ich wünschen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgelehnt war alles.
Und zog sich ins Verborgne meine Mutter
Vor ihres Kindes Blicken früh zurück,

So reichtest du ein überfließend Maß
Besorgter Mutterliebe mir entgegen.
Bist du denn ganz verwandelt? Aeußerlich
Erscheinst du mir die Vielgeliebte selber;
Doch ausgewechselt ist, so scheint's, dein Herz.
Du bist es noch, die ich um Klein und Großes
So oft gebeten, die mir nichts verweigert:
Gewohnter Ehrfurcht kindliches Gefühl,
Es lehrt mich nun das Höchste zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen, dich nun
An Vaters, Königs, dich an Gottes Statt
Gebognen Knies um Rettung anzuflehen?

(Sie kniet.)

Hofmeisterin.

In dieser Lage scheinst du meiner nur
Verstellt zu spotten. Falschheit rührt mich nicht!

(Hebt Eugenien mit Heftigkeit auf.)

Eugenie.

So hartes Wort, so widriges Betragen,
Erfahr' ich das, erleb' ich das von dir?
Und mit Gewalt verscheuchst du meinen Traum.
Im klaren Lichte seh' ich mein Geschick!
Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist,
Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen,
Und mitverschworen hältst du mich gebannt.

Hofmeisterin.

Dein Irrthum schwankt nach allen Seiten hin.
Was will der Bruder gegen dich beginnen?
Den bösen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie.

Sey's wie ihm wolle! Noch verschmacht' ich nicht
In ferner Wüste hoffnungslosen Räumen.
Ein lebend Volk bewegt sich um mich her,
Ein liebend Volk, das auch den Vaternamen
Entzückt aus seines Kindes Mund vernimmt;

Die fordr' ich auf: aus roher Menge kündet
Ein mächt'ger Ruf mir meine Freiheit an.

Hofmeisterin.

Die rohe Menge hast du nie gekannt:
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn;
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig sie begonnen.

Eugenie.

Den Glauben wirst du mir mit kaltem Wort
Nicht, wie mein Glück mit frecher That, zerstören.
Dort unten hoff' ich Leben, aus dem Leben,
Dort wo die Masse thätig strömend wogt,
Wo jedes Herz, mit wenigem befriedigt,
Für holdes Mitleid gern sich öffnen mag.
Du hältst mich nicht zurück! Ich rufe laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
Ins wühlende Gemisch mich stürzend, aus.

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erster Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Mit welchen Ketten führst du mich zurück?
Gehorch' ich wider Willen dießmal auch!
Fluchwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einst so glatt zur Folgsamkeit gewöhnte,
Die meines ersten bildsamen Gefühls
Im ganzen Umfang sich bemeisterte!
Du warst es, der ich dieser Worte Sum
Zuerst verdanke, dieser Sprache Kraft
Und künstliche Verknüpfung; diese Welt
Hab' ich aus deinem Munde, ja, mein eignes Herz.
Nun brauchst du diesen Zauber gegen mich,
Du fesselst mich, du schleppst mich hin und wieder:
Mein Geist verwirrt sich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten sehn' ich mich hinab.

Hofmeisterin.

O, hätte diese Zauberkraft gewirkt,
Als ich dich dringend, flehentlich gebeten,
Von jenen hohen Planen abzustehn!

Eugenie.

Du ahnetest solch ungeheures Uebel
Und warntest nicht den allzusichern Muth?

Hofmeisterin.

Wohl durft' ich warnen, aber leise nur;
Die ausgesprochne Sylbe trug den Tod.

Eugenie.

Und hinter deinem Schweigen lag Verbannung!
Ein Todeswort, willkommner war es mir.

Hofmeisterin.

Dieß Unglück, vorgesehen oder nicht,
Hat mich und dich in gleiches Netz verschlungen.

Eugenie.

Was kann ich wissen, welch ein Lohn dir wird,
Um deinen armen Zögling zu verderben!

Hofmeisterin.

Er wartet wohl am fremden Strande mein!
Das Segel schwillt und führt uns beide hin.

Eugenie.

Noch hat das Schiff in seine Kerker nicht
Mich aufgenommen; sollt' ich willig gehn?

Hofmeisterin.

Und riefst du nicht das Volk zur Hülfe schon?
Es staunte nur dich an und schwieg und ging.

Eugenie.

Mit ungeheurer Noth im Kampfe, schien
Ich dem gemeinen Blick des Wahnsinns Beute.
Doch sollst du mir mit Worten, mit Gewalt
Den muth'gen Schritt nach Hülfe nicht verkümmern.
Die Ersten dieser Stadt erheben sich
Aus ihren Häusern dem Gestade zu,
Die Schiffe zu bewundern, die gereicht,
Uns unerwünscht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt sich am Palast des Gouverneurs
Die Wache; jener ist es, der die Stufen,
Von mehreren begleitet, niedersteigt.
Ich will ihn sprechen, ihm den Fall erzählen!

Und ist er werth, an meines Königs Platz,
Den wichtigsten Geschäften vorzustehn,
So weist er mich nicht unerhört von hinnen.

Hofmeisterin.

Ich hindre dich an diesem Schritte nicht;
Doch nennst du keinen Namen, nur die Sache.

Eugenie.

Den Namen nicht, bis ich vertrauen darf.

Hofmeisterin.

Es ist ein edler junger Mann und wird
Was er vermag, mit Anstand gern gewähren.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gouverneur. Adjutanten.

Eugenie.

Dir in den Weg zu treten, darf ich's wagen?
Wirst du der kühnen Fremden auch verzeihn?

Gouverneur

(nachdem er sie aufmerksam betrachtet).

Wer sich, wie du, dem ersten Blick empfiehlt,
Der ist gewiß des freundlichsten Empfangs.

Eugenie.

Nicht froh und freundlich ist es was ich bringe;
Entgegen treibt mich dir die höchste Noth.

Gouverneur.

Ist sie zu heben möglich, sey mir's Pflicht;
Ist sie auch nur zu lindern, soll's geschehn.

Eugenie.

Von hohem Haus entsproß die Bittende;
Doch leider ohne Namen tritt sie auf.

Gouverneur.

Ein Name wird vergessen; dem Gedächtniß
Schreibt solch ein Bild sich unauslöschlich ein.

Eugenie.

Gewalt und List entreißen, führen, drängen
Mich von des Vaters Brust ans wilde Meer.

Gouverneur.

Wer durfte sich an diesem Friedensbild
Mit ungeweihter Feindeshand vergreifen?

Eugenie.

Ich selbst vermuthe mir, mich überrascht
Aus meinem eignen Hause dieser Schlag.
Von Eigennutz und bösem Rath geleitet
Sann mir ein Bruder dieß Verderben aus,
Und diese hier, die mich erzogen, steht,
Mir unbegreiflich, meinen Feinden bei.

Hofmeisterin.

Ihr steh' ich bei und mildre großes Uebel,
Das ich zu heilen, leider! nicht vermag.

Eugenie.

Ich soll zu Schiffe steigen, fordert sie!
Nach jenen Ufern führt sie mich hinüber!

Hofmeisterin.

Geb' ich auf solchem Weg ihr das Geleit,
So zeigt es Liebe, Mutterfürgfalt an.

Gouverneur.

Verzeiht, geschätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der, jung an Jahren, manches in der Welt
Gesehn und überlegt, im Augenblick,
Da er euch sieht und hört, bedenklich stutzt.
Vertrauen scheint ihr beide zu verdienen,
Und ihr mißtraut einander beide selbst;
So scheint es wenigstens. Wie soll ich nun

Des wunderbaren Knotens Räthselschlinge,
Die euch umstrickt, zu lösen übernehmen?

Eugenie.

Wenn du mich hören willst, vertrau' ich mehr.

Hofmeisterin.

Auch ich vermöchte manches zu erklären.

Gouverneur.

Daß uns mit Fabeln oft ein Fremder täuscht,
Muß auch der Wahrheit schaden, wenn wir sie
In abenteuerlicher Hülle sehn.

Eugenie.

Mißtraust du mir, so bin ich ohne Hülfe.

Gouverneur.

Und traut' ich auch, ist doch zu helfen schwer.

Eugenie.

Nur zu den Meinen sende mich zurück!

Gouverneur.

Verlorne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verstoßne zu beschützen
Bringt wenig Dank dem wohlgesinnten Mann.
Um Gut und Erbe wird sogleich ein Streit,
Um die Person, ob sie die rechte sey,
Gehässig aufgeregt, und wenn Verwandte
Ums Mein und Dein gefühllos hadern, trifft
Den Fremden, der sich eingemischt, der Haß
Von beiden Theilen, und nicht selten gar,
Weil ihm der strengere Beweis nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beschämt.
Verzeih mir also, wenn ich nicht sogleich
Mit Hoffnung dein Gesuch erwiedern kann.

Eugenie.

Ziemt eine solche Furcht dem edlen Mann,
Wohin soll sich ein Unterdrückter wenden?

Gouverneur.

Doch wenigstens entschuldigst du gewiß
Im Augenblick, wo ein Geschäft mich ruft,
Wenn ich, auf morgen frühe, dich hinein
In meine Wohnung lade, dort genauer
Das Schicksal zu erfahren, das dich drängt.

Eugenie.

Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an!

Hofmeisterin

(die ihm ein Papier überreicht).

Wenn wir auf deine Ladung nicht erscheinen,
So ist dieß Blatt Entschuldigung genug.

Gouverneur

(der es aufmerksam eine Weile angesehen, es zurückgebend).

So kann ich freilich nur beglückte Fahrt,
Ergebung ins Geschick und Hoffnung wünschen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Ist dieß der Talisman, mit dem du mich
Entführst, gefangen hältst, der alle Guten,
Die sich zu Hülfe mir bewegen, lähmt?
Laß mich es ansehn, dieses Todesblatt!
Mein Elend kenn' ich; nun so laß mich auch,
Wer es verhängen konnte, laß mich's wissen!

Hofmeisterin (ihr das Blatt offen vorzeigend).

Hier! Sieh herein!

Eugenie (sich wegwendend).

Entsetzliches Gefühl!
Und überlebt' ich's, wenn des Vaters Name,

Des Königs Name mir entgegenblitzte!
Noch ist die Täuschung möglich, daß, verwegen,
Ein Krondeamter die Gewalt mißbraucht
Und, meinem Bruder fröhnend, mich verletzt:
Da bin ich noch zu retten. Eben dieß
Will ich erfahren! Zeige her!

Hofmeisterin (wie oben)
Du siehst's!

Eugenie (wie oben).
Der Muth verläßt mich! Nein, ich wag' es nicht.
Sey's wie es will, ich bin verloren, bin
Aus allem Vortheil dieser Welt gestoßen:
Entsag' ich denn auf ewig dieser Welt!
O, dieß vergönnst du mir! du willst es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, sie wollen
Mich lebend eingescharrt. Vergönne mir
Der Kirche mich zu nähern, die begierig
So manch unschuldig Opfer schon verschlang!
Hier ist der Tempel; diese Pforte führt
Zu stillem Jammer, wie zu stillem Glück.
Laß diesen Schritt mich ins Verborgne thun!
Was mich daselbst erwartet, sey mein Loos.

Hofmeisterin.
Ich sehe, die Aebtissin steigt, begleitet
Von zwei der Ihren, zu dem Platz herab;
Auch sie ist jung, von hohem Haus entsprossen.
Entdeck' ihr deinen Wunsch, ich hindr' es nicht.

47.

Dichten iſt ein luſtig Metier; nur ſind' ich es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächſ't, gehn die Zechinen mir fort.

48.

„Welch ein Wahnſinn ergriff dich Müßigen? Hältſt du nicht inne?
Wird dieß Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!"
Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen ſing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.

49.

Böcke, zur Linken mit euch! ſo ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſtehn!
Wohl! Doch eines iſt noch von ihm zu hoffen; dann ſagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegenüber geſtellt!

50.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

51.

Alle Freiheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider;
Willkür ſuchte doch nur Jeder am Ende für ſich.
Willſt du Viele befrein, ſo wag' es Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das ſey; willſt du es wiſſen? Verſuch's!

52.

Könige wollen das Gute, die Demagogen deßgleichen,
Sagt man; doch irren ſie ſich: Menſchen, ach, ſind ſie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für ſich zu wollen; wir wiſſen's:
Doch wer verſtehet, für uns Alle zu wollen; Er zeig's.

53.

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir ans Kreuz im dreißigſten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aebtissin. Zwei Nonnen.

Eugenie.

Betäubt, verworren, mit mir selbst entzweit
Und mit der Welt, verehrte heil'ge Jungfrau,
Siehst du mich hier. Die Angst des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In deine Gegenwart, in der ich Lindrung
Des ungeheuern Uebels hoffen darf.

Aebtissin.

Wenn Ruhe, wenn Besonnenheit und Friede
Mit Gott und unserm eignen Herzen sich
Mittheilen läßt, so soll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,
Dir einzuflößen, was der Meinen Glück
Und mein's, für heut so wie auf ewig, fördert.

Eugenie.

Unendlich ist mein Uebel, schwerlich möcht'
Es durch der Worte göttliche Gewalt
Sogleich zu heilen seyn. O, nimm mich auf
Und laß mich weilen, wo du weilst, mich erst
In Thränen lösen diese Bangigkeit
Und mein erleichtert Herz dem Troste weihen.

Aebtissin.

Wohl hab' ich oft im heiligen Bezirk
Der Erde Thränen sich in göttlich Lächeln
Verwandeln sehn, in himmlisches Entzücken:
Doch drängt man sich gewaltsam nicht herein;
Gar manche Prüfung muß die neue Schwester,
Und ihren ganzen Werth, uns erst entwickeln.

Hofmeisterin.

Entschiedner Werth ist leicht zu kennen, leicht
Was du bedingen möchtest, zu erfüllen.

Aebtissin.

Ich zweifle nicht am Adel der Geburt,
Nicht am Vermögen, dieses Hauses Rechte,
Die groß und wichtig sind, dir zu gewinnen.
Drum laßt mich bald vernehmen was ihr denkt.

Eugenie.

Gewähre meine Bitte, nimm mich auf!
Verbirg mich vor der Welt im tiefsten Winkel,
Und meine ganze Habe nimm dahin.
Ich bringe viel und hoffe mehr zu leisten.

Aebtissin.

Kann uns die Jugend, uns die Schönheit rühren,
Ein edles Wesen, spricht's an unser Herz,
So hast du viele Rechte, gutes Kind.
Geliebte Tochter, komm an meine Brust!

Eugenie.

Mit diesem Wort, mit diesem Herzensdruck
Besänftigst du auf einmal alles Toben
Der aufgeregten Brust. Die letzte Welle
Umspült mich weichend noch, ich bin im Hafen.

Hofmeisterin (dazwischentretend).

Wenn nicht ein grausam Schicksal widerstünde!
Betrachte dieses Blatt, uns zu beklagen.

(Sie reicht der Aebtissin das Blatt.)

Aebtissin (die gelesen).

Ich muß dich tadeln, daß du wissentlich
So manch vergeblich Wort mit angehört.
Ich beuge vor der höhern Hand mich tief,
Die hier zu walten scheint. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Wie? höh're Hand?
Was meint die Heuchlerin? Versteht sie Gott?
Der himmlisch Höchste hat gewiß nicht hier
Mit dieser Freevelthat zu thun. Versteht
Sie unsern König? Wohl! ich muß es dulden,
Was dieser über mich verhängt. Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel zwischen Furcht
Und Liebe schweben, will nicht weibisch mehr,
Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und seiner weichlichen Gefühle schonen.
Es breche, wenn es brechen soll, und nun
Verlang' ich dieses Blatt zu sehen, sey
Von meinem Vater, sey von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet. Jener
Gereizten Gottheit, die mich niederschmettert,
Will ich getrost ins Auge schauend stehn.
O daß ich vor ihr stünde! Fürchterlich
Ist der bedrängten Unschuld letzter Blick.

Hofmeisterin.

Ich hab' es nie verweigert; nimm es hin!

Eugenie

(das Papier von außen ansehend).

Das ist des Menschen wunderbar Geschick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, ihr Götter! daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt?
Des Lebens Glück entriß mir dieses Blatt,
Und läßt mich größern Jammer noch befürchten.

(Sie entfaltet's.)

Wohlan! getrost mein Herz und schaudre nicht,
Die Neige dieses bittern Kelchs zu schlürfen!
(Blickt hinein.)
Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeisterin (die das Blatt abnimmt).

Gutes Kind,
Bedaure mich, indem du dich bejammerst.
Ich übernahm das traurige Geschäft;
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um dir in deinem Elend beizustehn,
Dich keiner fremden Hand zu überlassen.
Was meine Seele peinigt, was ich noch
Von diesem schrecklichen Ereigniß kenne,
Erfährst du künftig. Jetzt verzeihe mir,
Wenn mich die eiserne Nothwendigkeit
Uns unverzüglich einzuschiffen zwingt. (Ab.

Sechster Auftritt.

Eugenie allein, hernach Hofmeisterin im Grunde.

Eugenie.

So ist mir denn das schönste Königreich,
Der Hafenplatz, von Tausenden belebt,
Zur Wüste worden und ich bin allein.
Hier sprechen edle Männer, nach Gesetzen,
Und Krieger lauschen auf gemessnes Wort.
Hier flehen heilig Einsame zum Himmel;
Beschäftigt strebt die Menge nach Gewinn.
Und mich verstößt man ohne Recht und Urtheil:
Nicht Eine Hand bewaffnet sich für mich;
Man schließt mir die Asyle; niemand mag
Zu meinen Gunsten wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckenworts Gewicht

Erdrückt mich schon mit allen seinen Lasten,
Schon fühl' ich mich ein abgestorbnes Glied:
Der Körper, der gesunde, stößt mich los.
Dem selbstbewußten Todten gleich' ich, der,
Ein Zeuge seiner eigenen Bestattung,
Gelähmt, in halbem Traume, grausend liegt.
Entsetzliche Nothwendigkeit! Doch wie?
Ist mir nicht eine Wahl verstattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir einzig edel seine Hülfe beut? —
Und könnt' ich das? Ich könnte die Geburt,
Die mich so hoch hinaufgerückt, verläugnen?
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen? Das vermag ich nicht!
O, fasse mich, Gewalt, mit eh'rnen Fäusten!
Geschick, du blindes, reiße mich hinweg!
Die Wahl ist schwerer als das Uebel selbst,
Die zwischen zweien Uebeln schwankend bebt.

(Perseverin mit Leuten, welche Geräthe tragen, geht schweigend hinten vorbei.)

Sie kommen! tragen meine Habe fort,
Das letzte was von köstlichem Besitz
Mir übrig blieb. Wird es mir auch geraubt?
Man bringt's hinüber, und ich soll ihm nach.
Ein günst'ger Wind bewegt die Wimpel seewärts;
Bald werd' ich alle Segel schwellen sehn.
Die Flotte löset sich vom Hafen ab!
Und nun das Schiff, das mich Unsel'ge trägt.
Man kommt! Man fordert mich an Bord. O Gott!
Ist denn der Himmel ehern über mir?
Dringt meine Jammerstimme nicht hindurch?
So sey's! Ich gehe! Doch mich soll das Schiff
In seines Kerkers Räume nicht verschlingen:
Das letzte Brett, das mich hinüber führt,
Soll meiner Freiheit erste Stufe werden.
Empfangt mich dann, ihr Wellen, faßt mich auf
Und festumschlingend senket mich hinab,

In eures tiefen Friedens Grabesschooß.
Und wenn ich dann vom Unbill dieser Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, spült zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab
Auf heim'schem Boden wohlgesinnt bereite.

(Mit einigen Schritten.)

Wohlan denn!

(Hält inne.)

Will mein Fuß nicht mehr gehorchen?
Was fesselt meinen Schritt, was hält mich hier?
Unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben,
Du führest mich zum harten Kampf zurück!
Verbannung, Tod, Entwürdigung umschließen
Mich fest und ängsten mich einander zu;
Und wie ich mich von einem schaudernd wende,
So grinst das andre mir mit Höllenblick.
Ist denn kein menschlich, ist kein göttlich Mittel,
Von tausendfacher Qual mich zu befreien?
O daß ein einzig ahnungsvolles Wort
Zufällig aus der Menge mir ertönte!
O daß ein Friedensvogel mir vorbei
Mit leisem Fittig leitend sich bewegte!
Gern will ich hin, wohin das Schicksal ruft;
Es deute nur, und ich will gläubig folgen!
Es winke nur, ich will dem heil'gen Winke,
Vertrauend, hoffend, ungesäumt mich fügen!

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie

(die eine Zeit lang vor sich hingesehen, indem sie die Augen aufhebt und den Mönch erblickt).

Ich darf nicht zweifeln! Ja, ich bin gerettet!
Ja, dieser ist's, der mich bestimmen soll.
Gesendet auf mein Flehn erscheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz
Beim ersten Blick vertraut entgegenfliegt.

(Ihm entgegengehend.)

Mein Vater! laß den, ach! mir nun versagten,
Verkümmerten, verbotnen Vaternamen
Auf dich, den edlen Fremden, übertragen!
Mit wenig Worten höre meine Noth!
Nicht als dem weisen, wohlbedächt'gen Mann,
Dem gottbegabten Greise leg' ich sie
Mit schmerzlichem Vertraun dir an die Brust.

Mönch.

Was dich bedrängt, eröffne freien Muthes!
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit dem zusammen, der als höchste Pflicht
Die Linderung der Leiden üben soll.

Eugenie.

Ein Räthsel statt der Klagen wirst du hören,
Und ein Orakel fordr' ich, keinen Rath.
Zu zwei verhaßten Zielen liegen mir
Zwei Wege vor den Füßen, einer dorthin,
Hierhin der andre, welchen soll ich wählen?

Mönch.

Du führst mich in Versuchung! Soll ich nur
Als Loos entscheiden?

Eugenie.

Als ein heilig Loos.

Mönch.

Begreif' ich dich, so hebt aus tiefer Noth
Zu höhern Regionen sich dein Blick.
Erstorben ist im Herzen eigner Wille;
Entscheidung hoffst du dir vom Waltenden.
Ja wohl! das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ungefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel.
Dieß zu empfinden ist das höchste Glück,
Es nicht zu fordern ist bescheidne Pflicht,
Es zu erwarten schöner Trost im Leiden.
O, wär' ich doch gewürdigt, nun für dich,
Was dir am besten frommte, vorzufühlen!
Allein die Ahnung schweigt in meiner Brust,
Und kannst du mehr nicht mir vertraun; so nimm
Ein fruchtlos Mitleid hin zum Lebewohl!

Eugenie.

Schiffbrüchig faß' ich noch die letzte Planke!
Dich halt' ich fest und sage wider Willen
Zum letztenmal das hoffnungslose Wort:
Aus hohem Haus entsprossen, werd' ich nun
Verstoßen, übers Meer verbannt und könnte
Mich durch ein Ehebündniß retten, das
Zu niedern Sphären mich herunterzieht.
Was sagt nun dir das Herz? verstummt es noch?

Mönch.

Es schweige, bis der prüfende Verstand
Sich als ohnmächtig selbst bekennen muß.
Du hast nur allgemeines mir vertraut,
Ich kann dir nur das allgemeine rathen.
Bist du zur Wahl genöthigt unter zwei
Verhaßten Uebeln, fasse sie ins Auge,
Und wähle, was dir noch den meisten Raum
Zu heil'gem Thun und Wirken übrig läßt,

Was deinen Geist am wenigsten begränzt,
Am wenigsten die frommen Thaten fesselt.

Eugenie.

Die Ehe, merk' ich', räthst du mir nicht an.

Mönch.

Nicht eine solche, wie sie dich bedroht.
Wie kann der Priester segnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt?
Er soll nicht Widerwärt'ges an einander,
Zu immer neu erzeugtem Streite, ketten;
Den Wunsch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen ist sein göttlich Amt.

Eugenie.

Ins Elend übers Meer verbannst du mich.

Mönch.

Zum Troste jener drüben ziehe hin!

Eugenie.

Wie soll ich trösten, wenn ich selbst verzweifle?

Mönch.

Ein reines Herz, wovon dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freier Sinn
Erhalten dich und andre, wo du auch
Auf dieser Erde wandelst. Wenn du nun,
In frühen Jahren ohne Schuld verbannt,
Durch heil'ge Fügung fremde Fehler büßest,
So führst du, wie ein überirdisch Wesen,
Der Unschuld Glück und Wunderkräfte mit.
So ziehe denn hinüber! Trete frisch
In jenen Kreis der Traurigen! Erheitre
Durch dein Erscheinen jene trübe Welt.
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge That errege
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
Vereine die Zerstreuten um dich her,
Verbinde sie einander, alle dir;

Erschaffe, was du hier verlieren sollst,
Dir Stamm und Vaterland und Fürstenthum.

Eugenie.

Getrauteſt du zu thun was du gebieteſt?

Mönch.

Ich that's! — Als jungen Mann entführte schon
Zu wilden Stämmen mich der Geist hinüber.
Ins rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O, hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung,
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück
Zu dieser Wildniß frechen Städtelebens,
Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
Zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit gewendet!
Hier fesselt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten; ein Geschick vielleicht,
Das mir die schwerste Prüfung früh bestimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frei,
Gestoßen in das Weite, dringe vor,
Und rette dich! Was du als Elend fühlst,
Verwandelt sich in Wohlthat! Eile fort!

Eugenie.

Eröffne klarer! was befürchteſt du?

Mönch.

Im Dunkeln drängt das Künft'ge sich heran;
Das künftig Nächste selbst erscheinet nicht
Dem offnen Blick der Sinne, des Verstands.
Wenn ich, beim Sonnenschein, durch diese Straßen,
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felsengleich gethürmten Massen schaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens masterfüllten Raum betrachte:
Das scheint mir alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet; diese Menge
Gewerksam Thätiger, die hin und her
In diesen Räumen wogt, auch die verspricht

54.

Frankreichs traurig Geſchick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

55.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbſt auch thöricht zu ſeyn, wie es die Zeit mir gebot.

56.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrognen;
Seyd nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.

57.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrügt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probirſtein fehlt, hält ſie für redliches Gold.

58.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt.

59.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß:
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken;
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geſchieht.

60.

„Seyd doch nicht ſo frech, Epigramme!" Warum nicht? Wir ſind nur
Ueberſchriften; die Welt hat die Capitel des Buchs.

Sich unvertilgbar ewig herzuſtellen.
Allein wenn dieſes große Bild bei Nacht
In meines Geiſtes Tiefen ſich erneut,
Da ſtürmt ein Brauſen durch die düſtre Luft,
Der feſte Boden wankt, die Thürme ſchwanken,
Gefugte Steine löſen ſich herab,
Und ſo zerfällt in umgeformten Schutt
Die Prachterſcheinung. Wenig Lebendes
Durchklimmt bekümmert neuentſtandne Hügel,
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
Und raſtlos wiederkehrend füllt die Fluth
Mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

Eugenie.

Die Nacht entwaffnet erſt den Menſchen; dann
Bekämpft ſie ihn mit nichtigem Gebild.

Mönch.

Ach, bald genug ſteigt über unſern Jammer
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran.
Du aber fliehe, die ein guter Geiſt
Verbannend ſegnete! Leb' wohl und eile! (Ab.)

Achter Auftritt.

Eugenie (allein)

Dem eignen Elend leitet man mich ab!
Und fremden Jammer prophezeit man mir.
Doch wär' es fremd, was deinem Vaterland
Begegnen ſoll? Dieß fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Bruſt! Zum gegenwärt'gen Uebel
Soll ich der Zukunft Geiſtesbürden tragen?
So iſt's denn wahr, was in der Kindheit ſchon
Mir um das Ohr geklungen, was ich erſt

Erhorcht, erfragt und nun zuletzt ſogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund
Vernehmen mußte! Dieſem Reiche droht
Ein jäher Umſturz: die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen ſich
Nicht wechſelſeitig mehr mit Liebeskraft
Zu ſtets erneuter Einigkeit umfangen;
Sie fliehen ſich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in ſich ſelbſt zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewalt'ger Geiſt, der ſie zu Einem Zweck
Vereinigte, die feindlich kämpfenden,
Der dieſem großen Volk als Führer ſich,
Als König und als Vater dargeſtellt?
Er iſt entſchwunden! Was uns übrig bleibt,
Iſt ein Geſpenſt, das mit vergebnem Streben
Verlorenen Beſitz zu greifen wähnt.
Und ſolche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinſamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweiſen,
Und jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böſer Stunde hülfreich zu beſchämen?
Nun biſt du Boden meines Vaterlands
Mir erſt ein Heiligthum, nun fühl' ich erſt
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich laſſe dich nicht los, und welches Band
Mich dir erhalten kann, es iſt nun heilig.
Wo ſind' ich jenen gutgeſinnten Mann,
Der mir die Hand ſo traulich angeboten?
An ihn will ich mich ſchließen! Im Verborgnen
Bewahr' er mich als reinen Talisman;
Denn wenn ein Wunder auf der Welt geſchieht,
Geſchieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken:
Das alles wird ein günſtiges Geſchick

Zu rechter Zeit auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.
Er kommt! ich seh' ihm freudiger entgegen
Als ich ihn ließ. Er kommt! Er sucht mich auf!
Zu scheiden denkt er; bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath. Ein Knabe mit einem schönen Kästchen.

Gerichtsrath.

Schon ziehn die Schiffe nach einander fort,
Und bald, so fürcht' ich, wirst auch du berufen.
Empfange noch ein herzlich Lebewohl
Und eine frische Gabe, die auf langer Fahrt
Bekommnen Reisenden Erquickung athmet.
Gedenke mein! O daß du meiner nicht
Am bösen Tage sehnsuchtsvoll gedenkest!

Eugenie.

Ich nehme dein Geschenk mit Freuden an;
Es bürgt mir deine Neigung, deine Sorgfalt:
Doch send' es eilig in dein Haus zurück!
Und wenn du denkst wie du gedacht, empfindest
Wie du empfunden, wenn dir meine Freundschaft
Genügen kann, so folg' ich dir dahin.

Gerichtsrath

(nach einer Pause, den Knaben durch einen Wink entfernend)

Ist's möglich? hätte sich zu meiner Gunst
In kurzer Zeit dein Wille so verändert?

Eugenie.

Er ist verändert! aber denke nicht,

Daß Bangigkeit mich dir entgegentreibe!
Ein edleres Gefühl — laß mich's verbergen! —
Hält mich am Vaterland, an dir zurück.
Nun sey's gefragt: Vermagst du, hohen Muths,
Entsagung der Entsagenden zu weihen?
Vermagst du zu versprechen, mich als Bruder
Mit reiner Neigung zu empfangen? mir,
Der liebevollen Schwester, Schutz und Rath
Und stille Lebensfreude zu gewähren?

Gerichtsrath.

Zu tragen glaub' ich alles, nur das Eine,
Dich zu verlieren, da ich dich gefunden,
Erscheint mir unerträglich. Dich zu sehen,
Dir nah zu seyn, für dich zu leben wäre
Mein einzig höchstes Glück. Und so bedinge
Dein Herz allein das Bündniß, das wir schließen!

Eugenie.

Von dir allein gekannt muß ich fortan,
Die Welt vermeidend, im Verborgnen leben.
Besitzest du ein still entferntes Landgut,
So widm' es mir und sende mich dahin!

Gerichtsrath.

Ein kleines Gut besitz' ich, wohlgelegen;
Doch alt und halbverfallen ist das Haus.
Du kannst jedoch in jener Gegend bald
Die schönste Wohnung finden; sie ist feil.

Eugenie.

Nein! in das altverfallne laß mich ziehn,
Zu meiner Lage stimmt es, meinem Sinn.
Und wenn er sich erheitert, sind' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laß
Von irgend einem alten, zuverläss'gen Knecht
Begleitet, mich in Hoffnung einer künft'gen
Beglückten Auferstehung mich begraben.

Gerichtsrath.

Und zum Besuch, wann darf ich dort erscheinen?

Eugenie.

Du warteſt meinen Ruf geduldig ab.
Auch ſolch ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernſten Banden enger zu verbinden.

Gerichtsrath.

Du legeſt mir zu ſchwere Prüfung auf.

Eugenie.

Erfülle deine Pflichten gegen mich!
Daß ich die meinen kenne, ſey gewiß.
Indem du, mich zu retten, deine Hand
Mir bieteſt, wagſt du viel. Werd' ich entdeckt,
Werd' ich's zu früh, ſo kannſt du vieles dulden.
Ich ſage dir das tiefſte Schweigen zu.
Woher ich komme, niemand ſoll's erfahren;
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geiſt beſuchen, keine Zeile ſoll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
Zu meinem Heil ein Funke glühen möchte.

Gerichtsrath.

In dieſem wicht'gen Fall was ſoll ich ſagen?
Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbſtſucht Ungeheuer lauſchend grinſ't.
Die That allein beweist der Liebe Kraft.
Indem ich dich gewinne, ſoll ich allem
Entſagen, deinem Blick ſogar! Ich will's.
Wie du zum erſtenmale mir erſchienen,
Erſcheinſt du bleibend mir, ein Gegenſtand
Der Neigung, der Verehrung: deinetwillen
Wünſch' ich zu leben; du gebieteſt mir.
Und wenn der Prieſter ſich ſein Lebenlang
Der unſichtbaren Gottheit niederbeugt,
Die im beglückten Augenblick vor ihm
Als höchſtes Muſterbild vorüberging;

So soll von deinem Dienste mich fortan,
Wie du dich auch verhüllest, nichts zerstreun.

Eugenie.

Ob ich vertraue, daß dein Aeußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann —
Daß ich empfinde, welch ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann;
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen:
Hier meine Hand: wir gehen zum Altar!

Elpenor.

Ein Trauerspiel.

Fragment.

Personen.

Antiope.
Lykus.
Elpenor.
Evadne.
Polymetis.
Jünglinge.
Jungfrauen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne. Jungfrauen.

Evadne.

Verdoppelt eure Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen!
Kommt herein!
Gewand und Haaren gebt nicht zu viel Sorgfalt!
Iſt das Geſchäft vollbracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit heißt der Morgen rege ſeyn.

Jungfrau.

Hier ſind wir, und die andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweckt;
Du ſieheſt uns bereit, was du befiehlſt, zu thun.

Evadne.

Wohlan, beeifert euch mit mir!
Zwar halb nur freudig, halb mit Widerwillen
Ruf' ich euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſrer hochgeliebten Frauen
In Fröhlichkeit gekleidet ſtillen Schmerz.

Jungfrau.

Ja, und uns allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon
Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Sag', wie erträgt's die Königin? Giebt ſie gelaſſen
Den theuern Pflegling ſeinem Vater wieder?

Evadne.

Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erheiternde Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Wie Larven aus der Unterwelt vor andern
Dem Einſamen erſcheinen, rührt Verlaſſne
Aengſtlich der Trauer kalte Schattenhand.
Und wem giebt ſie den lieben Zögling wieder!

Jungfrau.

Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh Betragen hielt ſie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß ſie in ſeinem Sohn
Der ſüßen Liebe Gegenſtand umarmte.

Evadne.

Wär' es ihr eigner, wie belohnte ſie
Der heut'ge Tag für alle Mutterſorgen!
Der ſchöne Knabe ſchreitet feierlich,
Vor alles Volkes ſehnſuchtsvollen Augen,
Aus der beſchränkten Kindheit niederm Kreis
Auf der beglückten Jugend erſte Stufe;
Doch ſie erfreut es kaum. Ein ganzes Reich
Dankt ihr die Sorg' und ach! in ihrem Buſen
Gewinnt der Gram nur neue Luft und Nahrung.
Denn für das ſchwerſte, edelſte Bemühn
Wird ſo viel Freude nicht dem Menſchen, als Natur
Mit einem einzigen Geſchenke leicht gewährt.

Jungfrau.

Ach, welche ſchönen Tage lebte ſie,
Eh noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend, floh
Und unerwartet ſie verwaiſt zurückließ!

61.

Wie dem hohen Apostel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein sich dir.

62.

Ein Epigramm, ob es wohl auch gut sey? Kannst du's entscheiden?
Weiß man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

63.

Um so gemeiner es ist, und näher dem Neide, der Mißgunst;
Um so eher begreifst du das Gedichtchen gewiß.

64.

Chloe schwöret, sie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber sie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbei.

65.

Niemand liebst du, und mich, Philarchos, liebst du so heftig.
Ist denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

66.

Ist's denn so großes Geheimniß, was Gott und der Mensch und die Welt sey?
Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

67.

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und †.

68.

Längst schon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet; sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.

Evadne.

Laß uns das Angedenken jener Zeiten,
So heftig klagend, nicht erneuen,
Das Gute schätzen, das ihr übrig blieb,
Im nahverwandten Knaben großen Reichthum.

Jungfrau.

Den nennst du reich, der fremde Kinder nährt?

Evadne.

Wenn sie gerathen, ist auch das vergnüglich.
Ja wohl! ihr ward ein herrlicher Ersatz
In Lykus' Sohne. Hier am einsamen Gestad,
An ihrer Seite wuchs er schnell hervor,
Und er gehört nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Vielverwandten gönnt sie herzlich nun
Den Theil des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater her gebührte,
Ja, gönnt ihm einst, was sie an Land und Schätzen
Von ihren Eltern sich ererbt.
Sie stattet ihn mit allen Segen aus,
Und sucht sich still den Trost im Guten.
Dem Volk ist's besser, wenn nur Einer herrscht,
Hört' ich sie sagen, und noch manches Wort,
Womit sie lindernd gern das Uebel priese,
Das sie betrief.

Jungfrau.

Mich dünkt, ich sah sie heute froh, das Auge hell.

Evadne.

Mir schien es auch. O, mögen ihr die Götter
Ein frisches Herz erhalten!
Denn leichter dient sich einem Glücklichen.

Jungfrau.

Der edel ist, nicht hart im Uebermuth.

Evadne.

Wie wir sie billig preisen, unsre Frau.

Jungfrau.

Ich sah sie fröhlich, fröhlicher den Knaben,

Der Morgensonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da schwang sich eine Freude mir durchs Herz,
Die Nacht der alten Tage zu erhellen.

Evadne.

Laß uns nicht weiblich vieles reden,
Wo viel zu thun ist.
Die Freude soll dem Dienst nicht schaden, der
Heut mehr gefordert wird als andern Tages.
Laßt eure Lust in eurem Eifer sehen,
Mit dem ein jedes eilt sein Werk zu thun.

Jungfrau.

Verordne du, wir andern säumen nicht.

Evadne.

Daß unsrer Fürstin Herz geöffnet ist,
Hab' ich gesehn. Sie will, daß ihre Schätze
Die still verwahrt dem künftigen Geschlecht
Entgegenruhten, heut sich zeigen
Und diesem Tag gewidmet glänzen;
Daß diese Feier sich auf Reinlichkeit
Und Ordnung, wie auf zwei Gefährten, würdig lehne.
Was mir vertraut ist, hab' ich aufgeschlossen;
Nun sorget für den Schmuck der Säle selbst,
Entfaltet die gestickten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Sitze, Tafeln;
Gering- und Köstliches vertheilt mit kluger Wahl!
Bereitet Platz genug für viele Gäste,
Und setzt die kunstgetriebenen Geschirre
Zur Augenlust auf ihre rechten Stellen!
An Speis' und Trank soll's auch nicht fehlen; denn
So will's die Fürstin, und ich sorgte so.
Und was den Fremden dargeboten wird,
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, seh' ich, haben auch Befehl;
Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind diese Feier zu verherrlichen bewegt.

Jungfrau.

Wir gehen!

Evadne.

Wohl! Ich folge gleich;
Nur hält mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenstern vergleichbar naht er funkelnd; schnell
Laßt mich ihn segnen, ihn, der Tausenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend scheint.

Zweiter Auftritt.

Elpenor. Evadne.

Elpenor.

Du, meine Gute, Treue, bist du hier,
Die immer Theil an meiner Freude nimmt?
Sieh, was der Aufgang dieses Tags mir brachte!
Die ich so gerne Mutter nenne, will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' entlassen.
Den Bogen und den reichbelarnen Köcher
Gab sie mir; von Barbaren
Gewann ihr Vater ihn. Seit meiner ersten Jugend
Gefiel er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht,
Ich nahm ihn von den Pfosten
Und klirrte an der starken Sehne;
Dann blickt' ich die Geliebte freundlich an,
Und ging um sie herum, und zauderte
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunsch gewährt.
Er ist nun mein; ich führ' ihn mit mir fort,
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.

Evadne.

Ein würdiges Geschenk! es sagt dir viel.

Elpenor.

Was denn?

Evadne.

Groß iſt der Bogen, ſchwer zu beugen:
Wenn ich nicht irre, du vermagſt es nicht.

Elpenor.

Das werd' ich ſchon.

Evadne.

So denkt die theure Pflegemutter auch.
Vertraut ſie dir, daß du mit Mannskraft
Dereinſt die ſtraffe Senne ſpannen wirſt,
So winkt ſie dir zugleich, und hofft, daß du
Nach würd'gem Ziel die Pfeile ſenden wirſt.

Elpenor.

O, laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Vögel nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich dich einſt bändige —
Ihr Götter, gebt es bald! —
Dann hol' ich ihn aus ſeinen hohen Wolken,
Den ſichern Aar herunter.

Evadne.

Wirſt du entfernt von deinen Bergen, deinen Wäldern,
In denen du bisher mit uns gelebt,
Auch deiner erſten Jugendfreunden
Und unſer auch gedenken?

Elpenor.

Und du biſt unerbittlich? willſt nicht mit mir ziehn?
Willſt deine Sorgfalt mir nicht ferner gönnen?

Evadne.

Du gehſt, wohin ich dir nicht folgen kann;
Und deine nächſten Jahre ſchon
Vertragen eines Weibes Sorge kaum.
Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am beſten Männer.

Elpenor.

Sag' mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach ſeiner Stadt zurückführt?

Evadne.

Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Dich hat der frühſte Morgen aufgeweckt.

Elpenor.

Geſchlafen hab' ich nicht, geſchlummert nur.
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was alles ich heut zu erwarten habe.

Evadne.

Wie du verlangſt, ſo wirſt auch du verlangt;
Denn aller Bürger Augen warten dein.

Elpenor.

Sag' an, ich weiß, Geſchenke ſind bereitet,
Die heute noch von meinem Vater kommen;
Iſt dir's bekannt, was bringen wohl die Boten?

Evadne.

Zuvörderſt reiche Kleider, das vermuth' ich wohl,
Wie einer haben ſoll,
Auf den die Augen vieler ſind gerichtet,
Damit ihr Blick, der nicht ins Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide!

Elpenor.

Auf etwas anders hoff' ich, meine Liebe!

Evadne.

Mit Schmuck und reicher Zierde
Wird auch dein Vater heut nicht karg ſeyn.

Elpenor.

Das will ich nicht verachten, wenn es kommt;
Doch rätheſt du, als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und ſchnell;
Was ich ſo lang' entbehrt, das werd' ich haben,
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dieß, bald das, es war nicht mein,

Und nebenher voll Angst ein alter Diener.
Ich wollte reiten, und er wollte mich gesund
Nach Hause haben.
Am liebsten war ich auf der Jagd
Der Königin zur Seite! doch ich merkt' es wohl,
Wär' sie allein gewesen,
Sie hätte schärfer geritten,
Und ich wohl auch, wär' ich allein gewesen.
Nein, dieses Pferd, es wird mein eigen bleiben,
Und ich will reiten, es soll eine Lust seyn.
Ich hoffe, das Thier ist jung und wild und roh;
Es selber zuzureiten wär' mir größte Freude.

Evadne.

Auf dein Vergnügen, hoff' ich, und zugleich
Auf deine Sicherheit ist man bedacht.

Elpenor.

Vergnügen sucht der Mann sich in Gefahren,
Und ich will bald ein Mann seyn.
Auch wird mir noch gebracht, errath' es schnell, ein Schwert,
Ein größres als ich auf der Jagd geführt,
Ein Schlachtschwert.
Es biegt sich wie ein Rohr und spaltet
Auf Einen Hieb den starken Ast.
Ja, Eisen haut es durch und keine Spur
Bleibt auf der Schärfe schartig sitzen.
Sein Griff, mit goldnem Drachenhals geziert,
Und Ketten hängen um den Nacken,
Als hätt' ein Held in finstrer Höhle
Ihn überwältiget, gebunden,
Dienstbar ans Tageslicht gerissen.
Im nahen Wald versuch' ich schnell die Klinge;
Dort will ich Bäume spaltend niederhauen.

Evadne.

Mit diesem Muth wirst du den Feind besiegen.
Für Freunde Freund zu seyn, verleihe dir
Die Grazie des Feuers einen Funken

In deine Bruſt, das auf dem himmliſchen Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor.

Ich will ein treuer Freund ſeyn,
Will theilen, was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich alles habe, was mich freut,
Will ich gern allen andern alles geben.

Evadne.

Nun fahre wohl! Sehr ſchnell ſind dieſe Tage
Mir hingeflohn; wie eine Flamme, die
Nun erſt den Holzſtoß recht ergriffen,
Verzehrt die Zeit das Alter ſchneller als die Jugend.

Elpenor.

So will ich eilen Rühmliches zu thun.

Evadne.

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterſcheiden!

Elpenor.

Was ſagſt du mir? Ich kann es nicht verſtehn.

Evadne.

Mit Worten, wären's ihrer noch ſo viel,
Wird dieſer Segen nicht erklärt;
Denn es iſt Wunſch und Segen mehr als Lehre.
Die geb' ich dir an dieſem Tage zum Geleit.
Die erſten Pfade liefſt du ſpielend durch,
Und nun beſchreiteſt du den breitern Weg;
Da folge ſtets Erfahrenen!
Nicht nützen würd' es, würde nur verwirren,
Beſchrieb' ich dir beim Austritt zu genau
Die fernen Gegenden, durch die du wandern wirſt.
Der beſte Rath iſt, folge gutem Rath,
Und laß das Alter dir ehrwürdig ſeyn!

Elpenor.

Das will ich thun.

Evadne.

Erbitte von den Göttern dir Verſtändige
Und Wohlgeſinnte zu Gefährten.
Beleid'ge nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth!
Der Jugend Fehler wohl begünſtigt es,
Doch mit den Jahren fordert's mehr.

Elpenor.

Ja, viel vertrau' ich dir, und deine Frau,
So klug ſie iſt, weiß ich, vertraut dir viel.
Sie fragte dich gar oft um dieß und jenes,
Wenn du auch nicht bereit antworteteſt.

Evadne.

Wer alt mit Fürſten wird, lernt vieles, lernt
Zu vielem ſchweigen.

Elpenor.

Wie gern blieb' ich bei dir, bis ich ſo weiſe
Als nöthig iſt, um nicht zu fehlen!

Evadne.

Wenn du dich ſo verdünkteſt, wäre mehr Gefahr.
Ein Fürſt ſoll einzeln nicht erzogen werden.
Einſam lernt niemand je ſich ſelbſt,
Noch wen'ger anderen gebieten.

Elpenor.

Entziehe künftig mir nicht deinen Rath!

Evadne.

Du ſollſt ihn haben, wenn du ihn verlangſt;
Auch unverlangt, wenn du ihn hören kannſt.

Elpenor.

Wenn ich vor dir am Feuer ſaß und du erzähltеſt
Von Thaten alter Zeit, du einen Guten rühmteſt,
Des Edlen Werth erhobſt, da glüht' es mir
Durch Mark und Adern.
Ich rief in meinem Innerſten:
O, wär' ich der, von dem ſie ſpricht!

Evadne.

O, möchteſt du mit immer gleichem Triebe

Ich war bereit, auch so den eignen zu entbehren,
Mit zarten Mutterhänden ihn
Der strengen Pflicht zu überliefern.
Du hast bisher der Liebenden gefolgt;
Geh, lerne nun gehorchen, daß du herrschen lernst.

Elpenor.

Dank! tausend Dank, o meine beste Mutter!

Antiope.

Vergelt' es deinem Vater, daß er mir geneigt,
Mir deiner ersten Jahre schönen Anblick,
Der holden Jugend süßen Mitgenuß gegönnt,
Den einz'gen Trost, als mich das Glück so hart verletzte!

Elpenor.

Oft hab' ich dich bedauert, dir den Sohn
Und mir den Vetter heiß zurückgewünscht.
Welch ein Gespiele wäre das geworden!

Antiope.

Um wenig älter nur als du. Wir beiden Mütter
Versprachen zugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr sproßtet auf; ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchleuchtete der Väter altes Haus
Und überschien das weite, gemeinsame Reich.
In beiden Königen entbrannte neue Lust
Zu leben, mit Verstand zu herrschen und mit Macht
Zu kriegen.

Elpenor.

Sonst zogen sie so oft ins Feld;
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

Antiope.

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.
Damals traf meinen Gemahl das Loos,
Den Feind jenseits des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltsames Verderben
In ihre Städte. Tückisch lauerte ihm
Und allen Schätzen meines Lebens

Seht, hier ſind ſie! und hier! Nun ſind ſie verſchwunden! Wo ſind ſie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, ſo nenn' ich die Thierchen Lacerten:
Denn ich brauche ſie noch oft als gefälliges Bild.

69.

Wer Lacerten geſehn, der kann ſich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich ſind ſie, und gleiten, ſtehen und ſchwatzen.
Und es rauſcht das Gewand hinter den eilenden drein.
Sieh, hier iſt ſie! und hier! Verlierſt du ſie einmal, ſo ſuchſt du
Sie vergebens; ſo bald kommt ſie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht ſcheuſt, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie ſie dich lockt, in die Spelunke hinein!

70.

Was Spelunke nun ſey, verlangt ihr zu wiſſen? Da wird ja
Faſt zum Lexikon dieß epigrammatiſche Buch.
Dunkele Häuſer ſind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und ſie zeigt ſich geſchäftig, nicht du.

71.

Zwei der feinſten Lacerten, ſie hielten ſich immer zuſammen:
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehſt du beide zuſammen, ſo wird die Wahl dir unmöglich;
Jede beſonders, ſie ſchien einzig die ſchönſte zu ſeyn.

72.

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch ſo.

73.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte was ich bedürfte,
Treu ſeyn wollt' ich und froh, herzen und küſſen den Mann.

Ein feindſeliger Gott auf.
Er zog mit froher Kraft vor ſeinem Heer;
Den theuern Sohn verließ er an der Mutter Bruſt:
Wo ſchien der Knabe ſicherer, als da
Wo ihn die Götter ſelber hingelegt?
Da ließ er ſcheidend ihn und ſagte: Wachſe wohl!
Und richte deiner erſten Worte Stammeln,
Das Straucheln deiner erſten Tritte,
Entgegen auf der Schwelle deinem Vater,
Der glücklich, ſiegreich balde wiederkehrt.
Es war ein eitler Segen!

Elpenor.

Dein Kummer greift mich an, wie mich der Muth
Aus deinen Augen glänzend kann entzünden.

Antiope.

Er fiel, von einem tück'ſchen Hinterhalte
Im Laufe ſeines Sieges überwältigt.
Da war von Thränen meine Bruſt des Tags,
Zu Nacht mein einſam Lager heiß.
Den Sohn an mich zu drücken, über ihn
Zu weinen, war des Jammers Labſal.
O den, auch den vom Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!

Elpenor.

Ergieb dich nicht dem Schmerz, und laß auch mich
Dir etwas ſeyn!

Antiope.

O unvorſichtig Weib, die du dich ſelbſt
Und alle deine Hoffnung ſo zerſtört!

Elpenor.

Klagſt du dich an, die du nicht ſchuldig biſt?

Antiope.

Zu ſchwer bezahlt man oft ein leicht Verſehn.
Von meiner Mutter kamen Boten über Boten;
Sie riefen mich und hießen meinen Schmerz
An ihrer Seite mich erleichtern.

Sie wollte meinen Knaben sehen,
Auch ihres Alters Trost.
Erzählung und Gespräch und Wiederholung,
Erinnrung alter Zeiten sollte dann
Den tiefen Eindruck meiner Qualen lindern.
Ich ließ mich überreden und ich ging.

Elpenor.

Nenn' mir den Ort! Sag', wo geschah die That?

Antiope.

Du kennest das Gebirg, das von der See hinein
Das Land zur rechten Seite schließt;
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Feinden schien
Die Gegend und von Räubern sicher.
Nur wenig Knechte waren zum Geleit des Wagens
Und eine Frau war bei mir.
Dort ragt ein Fels beim Eintritt ins Gebirg hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den starken Aesten
Und aus der Seite fließt ein klarer Quell.
Dort hielten sie im Schatten, tränkten
Die abgespannten Rosse, wie man pflegt,
Und es zerstreuten sich die Knechte.
Der eine suchte Honig, der im Walde träuft,
Uns zu erquicken;
Der andre hielt die Pferde bei dem Brunnen;
Der dritte hieb der Zweige kühlenden Wedel.
Auf einmal hören sie den Fernsten schreien;
Der Nahe eilt hinzu, und es entsteht
Ein Kampf der Unbewaffneten
Mit kühnen, wohlbewehrten Männern,
Die sich hervor aus dem Gebüsche drängen.
Sich heftig wehrend fallen die Getreuen,
Der Fuhrmann auch, der im Entsetzen
Die Pferde fahren läßt und sich mit Steinen
Hartnäckig der Gewalt entgegensetzt.
Wir fliehn und stehn. Die Räuber glauben leicht

Sich meines Knabens zu bemächtigen;
Doch nun erneuert sich der Streit.
Wir ringen voller Wuth, den Schatz vertheidigend.
Mit unauflösbarn Banden mütterlicher Arme
Umschling' ich meinen Sohn. Die andre hält,
Entsetzlich schreiend, mit geschwinden Händen
Die eindringende Gewalt ab.
Bis ich zuletzt, vom Schwert getroffen,
Durch Vorsatz oder Zufall weiß ich nicht,
Ohnmächtig niedersinke,
Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Busen lasse,
Und die Gefährtin schwergeschlagen fällt.

Elpenor.

O warum ist man Kind! warum entfernt
Zur Zeit, wo solche Hülfe nöthig ist!
Es ballt die Faust sich mir vor der Erzählung;
Ich hör' die Frauen rufen: Rette! Rache!
Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben,
Den führen sie zur Stelle, wo man sein bedarf?

Antiope.

So leiteten sie Hercules und Theseus,
So Jason und der alten Helden Chor.
Wer edel ist, den suchet die Gefahr,
Und er sucht sie; so müssen sie sich treffen.
Ach, sie erschleicht auch Schwache, denen nichts
Als knirschende Verzweiflung übrig bleibt:
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten sorgsam
Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge sich am Herd gelagert.
Wie verbrannt, vom Feind zerstört
Schien mir das wohlbestellte königliche Haus;
Und noch verstummt mein Jammer.

Elpenor.

Erfuhrst du nie, ob ein Verräther,
Ein Feind, wer diese That verübt?

Antiope.

Nach allen Seiten sandte schnell dein Vater Boten,
Ließ von Gewappneten die Küsten
Scharf untersuchen sammt den Bergen; doch umsonst.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück,
Und die umbänd'ge Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der Ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.
Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leis',
Um schwer zu schaden, auf der Erde schleichen.
Ihr Götter! rief ich aus, ergreift die Noth,
Die über Erd' und Meer blind und gesetzlos schweift!
Ergreift sie mit gerechten Händen,
Und stoßt sie ihm entgegen, wo er kommt!
Wenn er bekränzt mit Fröhlichen
Von einem Fest zurückekehrt;
Wenn er, mit Beute schwer beladen, seine Schwelle tritt,
Da starr' sie ihm entgegen und ergreif' ihn!
Verwünschung war die Stimme meiner Seele,
Die Sprache meiner Lippe Fluch.

Elpenor.

O, glücklich wäre der, dem die Unsterblichen
Die heißen Wünsche deines Grimmes
Zu vollführen gäben!

Antiope.

Wohl, mein Sohn!
Vernimm mit wenig Worten noch mein Schicksal;
Denn es wird das deine.
Dein Vater begegnete mir gut, doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte, seiner Gnade,
Was er mir gönnen wollte, danken mußte.

Bald wandt' ich mich hierher zu meiner Mutter,
Und lebte still bei ihr, bis sie die Götter riefen.
Da ward ich Meisterin von allem, was mein Vater,
Was sie mir hinterließ. Vergebens forscht' ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Freunde kam und täuschte mich mit Hoffnung!
Ich war geneigt, dem letzten stets zu glauben;
Er ward gekleidet und genährt und endlich doch,
So wie die ersten, lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freier; viele kamen
Von nah und fern, sich um mich her zu lagern.
Die Neigung hieß mich einsam leben,
Um dem Verlangen nach den Schatten
Der Unterwelt voll Sehnsucht nachzuhängen:
Allein die Noth befahl, den Mächtigsten
Zu wählen; denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit deinem Vater mich zu berathen,
Kam ich in seine Stadt:
Denn ich gesteh' es dir, geliebt hab' ich ihn nie:
Doch seiner Klugheit komm' ich stets vertrauen.
Da fand ich dich, und mit dem ersten Blicke
War meine Seele ganz dir zugewandt.

Elpenor.

Ich kann mich noch erinnern, wie du kamst.
Ich warf den Ballen weg, womit ich spielte,
Und lief, den Gürtel deines Kleids zu schaun,
Und wollte nicht von dir, als du die Thiere,
Die um ihn her sich schlingend jagen,
Mir wiederholend zeigtest und benanntest.
Es war ein schönes Stück, ich lieb' es noch zu sehn.

Antiope.

Da sprach ich zu mir selbst, als ich betrachtend
Dich zwischen meinen Knieen hielt:
So war das Bild, das mir die Wünsche vorbedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einen Knaben sah ich oft im Geist

Auf meiner Väter altem Stuhl am Herd sich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den lebhaft Fragenden zu unterrichten.

Elpenor.

Das hast du mir gegönnt und mir gethan.

Antiope.

Hier ist er! sagte mir mein Geist, als ich dein Haupt
In meinen Händen spielend wandte,
Und eifrig dir die lieben Augen küßte.
Hier ist er! Nicht dein eigen, doch deines Stammes.
Und hätt' ein Gott ihn, dein Gebet erhörend,
Aus den zerstreuten Steinen des Gebirgs gebildet,
So wär' er dein und deines Herzens Kind;
Er ist der Sohn nach deinem Herzen.

Elpenor.

Von jener Zeit an blieb ich fest an dir.

Antiope.

Du kamtest bald und liebtest bald die Liebende.
Die Wärt'rin kam, dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu widmen.
Unwillig ihr zu folgen, faßtest du
Mit beiden Armen meinen Hals,
Und wurzeltest dich tief in meine Brust.

Elpenor.

Noch wohl erinn' ich mich der Freude,
Als du mich scheidend mit dir führtest.

Antiope.

Schwer war dein Vater zu bereden. Viel
Versucht' ich lange, ich versprach ihm, dein
Als meines eigensten zu wahren.
Laß mir den Knaben! sprach ich, bis die Jugend ihn
Zum ernsten Leben ruft.
Er sey das Ziel von allen meinen Wünschen.
Dem Fremden, wer es sey, versag' ich meine Hand;
Als Wittwe will ich leben, will ich sterben.
Ihm sey das Meinige ein schöner Theil

Zu dem, was er beſitzt.
Da ſchwieg dein Vater, ſann dem Vortheil nach.
Ich rief: Nimm gleich die Inſeln! nimm ſie hin zum Pfand!
Befeſtige dein Reich, beſchütze meins,
Erhalt' es deinem Sohne! Dieß bewegt' ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn ſtets beherrſcht
Und die Begierde zu befehlen.

Elpenor.

O tadl' ihn nicht!
Den Göttern gleich zu ſeyn iſt Edler Wunſch.

Antiope.

Du warſt nun mein. Oft hab' ich mich geſcholten,
Daß ich in dir, durch dich
Des ſchrecklichen Verluſtes Umfang fühlen konnte.
Ich nährte dich; feſt hat die Liebe mich
An dich, doch auch die Hoffnung feſtgebunden.

Elpenor.

O, möcht' ich dir doch alles leiſten!

Antiope.

Nicht jene Hoffnung, die im ſtrengen Winter
Mit Frühlingsblumen uns das Haupt umwindet,
Vom Blüthenbaum ans reichen Früchten lächelt!
Nein! umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Bruſt die Wünſche,
Und des Verderbens ungemeſſene Begier
In mir entzündet.

Elpenor.

Verhehle nichts! Sprich, laß mich alles wiſſen!

Antiope.

Es iſt nun Zeit, du kannſt vernehmen; höre!
Ich ſah dich wachſen und erſpähte ſtill
Der offnen Neigung Trieb, und ſchöne Kraft.
Da rief ich aus: Ja er ward mir geboren!
In ihm der Rächer jener Miſſethat,
Die mir das Leben zerſtückte!

Elpenor.

Gewiß! gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt,
Und grimmig soll die Rache, ungezähmt,
Auf sein verschuldet Haupt nachsinnend wüthen.

Antiope.

Versprich und schwöre mir! Ich führe dich
An den Altar der Götter dieses Hauses.
Ein freudig Wachsthum gönnten dir die Traurigen:
Sie ruhn gebeugt an dem verwaist'ten Herde
Und hören uns.

Elpenor.

Ich ehre sie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope.

Ein Jammer dringt durch der Unsterblichen
Wohlthätig Wesen,
Wenn ihres lang' bewahrten Herdes
Letzte Gluth verlischt.
Von keinem neuen Geschlechte leuchtet
Frisch genährte Flamme durchs Haus.
Vergebens fachen sie den glimmenden Rest
Mit himmlischem Odem von neuem empor.
Die Asche zerstiebt in Luft,
Die Kohle versinkt.
Theilnehmend an der Irdischen Schmerzen
Blicken sie dich
Mit halbgesenkten Häuptern an,
Und widerstreben nicht, mißbilligend,
Wenn ich dir zurufe:
Hier am friedlichen, unblutigen Altar
Gelobe, schwöre Rache!

Elpenor.

Hier bin ich! Was du forderst, leist' ich gern.

Antiope.

Rastlos streicht die Rache hin und wieder;

Sie zerſtreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher ſchweres Haupt.
Auch in Wüſten treibt ſie ſich zu ſuchen:
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter ſich verberge,
Schweift ſie hin und her und ſchwebt vorüber,
Eh' ſie trifft.
Leiſe ſinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böſe wechſelt ängſtlich
Aus Paläſten in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang ſein Lager wechſelt.
Süßer Morgenlüfte Kinderſtammeln
In den Zweigen ſcheint ihm drohend;
Oft in ſchweren Wolken
Senkt ſie nahe ſich aufs Haupt ihm, ſchlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, ſchüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Fluge kehrt ſie wieder
Und begegnet ſeinen ſtarren Blicken.
Vor dem Herrſchen ihres großen Auges
Ziehet ſich, von böſem Krampfe zuckend,
In der Bruſt das feige Herz zuſammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Buſen, dort zu Eis gerinnend.
So begegne du, wenn einſt die Götter
Mich erhören,
Mit dem ſcharfen Finger dir ihn zeigen,
Finſter deine Stirn gefaltet, jenem Frevler!
Zähl' ihm langſam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen Scheitel!
Das Erbarmen, die Verſchonung
Und das Mitgefühl der Menſchenqualen,
Guter Könige Begleiterinnen,
Mögen weit zurücktretend

Sich verbergen,
Daß du ihre Hand auch wollend
Nicht ergreifen kannest!
Fasse den geweihten Stein und schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Gern! ich schwöre!

Antiope.

Doch nicht er allein sey zum Verderben
Dir empfohlen; auch die Seinen,
Die um ihn und nach ihm seines
Erdenglückes Kraft befest'gen,
Zehre du zu Schatten auf!
Wär' er lang ins Grab gestiegen;
Führe du die Enkel und die Kinder
Zu dem aufgeworfnen durst'gen Hügel,
Gieße dort ihr Blut aus,
Daß es fließend seinen Geist umwittre,
Er im Dunkeln dran sich labe,
Bis die Schaar unwillig abgeschiedner
Ihn im Sturme weckt!
Grausen komm' auf Erden über alle
Die sich im Verborgnen sicher dünken,
Heimliche Verräther!
Keiner blicke mehr aus Angst und Sorgen
Nach dem Friedensdach der stillen Wohnung,
Keiner schaue mehr zur Grabespforte
Hoffend, die sich einmal willig
Jedem aufthut und dann unbeweglich,
Strenger als gegoßnes Erz und Riegel,
Freud' und Schmerzen ewig von ihm scheidet!
Wenn er seine Kinder sterbend segnet,
Starr' ihm in der Hand das letzte Leben,
Und er schaudre, die beweglichen Locken
Der geliebten Häupter zu berühren!
Bei dem kalten, festen, heil'gen Stein —

So ſang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

74.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

75.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr, Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

76.

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehn? Es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſehn, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit giebt.

77.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

78.

Mit Botanik giebſt du dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

79.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar Manches
Hat er euch weis gemacht, das ihr ein Säculum glaubt.

80.

„Alles erklärt ſich wohl," ſo ſagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt."

Berühr' ihn! — ſchwöre,
Aller meiner Wünſche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Frei war noch mein Herz von Rach' und Grimme;
Denn mir iſt kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweiten,
Folgte leichter Friede noch vor Abend.
Du entzündeſt mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden; meinem Buſen
Haſt du einen ſchweren Schatz vertraut,
Haſt zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gewiſſer
Mit bewußtem Schritt ins Leben eile.
Ja, den erſten ſchärfſten Grimm des Herzens
Mit dem erſten treuſten Schwur der Lippe
Schwör' ich dir an dieſer heil'gen Stätte
Ewig dir und deinem Dienſt zu eigen!

Antiope.

Laß mich mit dieſem Herzenskuß, mein Eigenſter,
Dir aller Wünſche Siegel auf die Stirne drücken.
Und nun tret' ich vor die hohe Pforte
Zu der heil'gen Quelle,
Die, aus dem geheimen Felſen ſprudelnd,
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Elpenor (allein).

Ich bin begierig zu ſehen was ſie vor hat.
In ſich gekehrt bleibt ſie vorm hellen Strahl
Des Waſſers ſtehn und ſcheint zu ſinnen;
Sorgfältig wäſcht ſie nun die Hände, dann die Arme,
Beſprengt die Stirn, den Buſen;
Sie ſchaut gen Himmel,

Empfängt mit hohler Hand das frische Naß
Und gießt es feierlich zur Erde, dreimal.
Welch eine Weihung mag sie da begehn?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt.

Sechster Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Laß mich mit frohem, freudigen Muthe dir
Noch einmal danken.

Elpenor.

Und wofür?

Antiope.

Daß du des Lebens Last von mir genommen.

Elpenor.

Ich dir?

Antiope.

Der Haß ist eine läst'ge Bürde;
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab,
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden.
Nicht im Elend allein ist fröhlicher Liebe
Reiner willkommner Strahl die einzige Tröstung.
Hüllt er in Wolken sich ein,
Ach! dann leuchtet des Glückes,
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in deine meinen Schmerz gelegt,
Und steh', wie vom Gebete, ruhig auf.
Weggewaschen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Fleckenhinterlassende Berührung.
Weithin führt sie

Allreinigend nun die Welle,
Und ein ſtiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, ſich empor
Und blickt beſcheiden nach dem grünfärbenden Lichte.

Elpenor.

Vertraue mir! Du darfſt mir nichts verhehlen.

Antiope.

Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeſchieden lang' betraure?

Elpenor.

Dreifach willkommen, wenn er uns erſchiene!

Antiope.

Sag' an, geſteh'! Kannſt du verſprechen,
Lebt er und zeigt er kommend ſein Antlitz,
Giebſt du die Hälfte gern, die ihm gebührt, zurück?

Elpenor.

Von allem gern.

Antiope.

Auch hat dein Vater mir's geſchworen.

Elpenor.

Und ich verſprech' es, ſchwör's zu deinen
Geweihten heil'gen Händen.

Antiope.

Und ich empfange
Für den Entfernten dein Verſprechen, deinen Schwur.

Elpenor.

Doch zeige mir nur an, wie ſoll ich ihn erkennen?

Antiope.

Wie ihn die Götter führen werden,
Welch Zeugniß ſie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke dir, in jener Stunde,
Als ihn die Räuber mir entriſſen, hing
An ſeinem Hals ein goldnes Kettchen,
Dreifach ſchön gewunden,
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne,
Wohlgegraben.

Elpenor.

Ich verwahre das Gedächtniß.

Antiope.

Ein andres Zeichen noch kann ich dir geben,
Das schwer nachzuahmen, der Verwandtschaft
Ganz unumstößlich Zeugniß.

Elpenor.

Sage mir's vernehmlich!

Antiope.

Am Nacken trägt er einen braunen Flecken,
Wie ich ihn auch an dir
Mit freudiger Verwundrung schaute.
Von eurem Ahnherrn pflanzte sich dieß Mahl
Auf beide Enkel fort,
In beiden Vätern unsichtbar verborgen.
Darauf gieb Acht und prüfe scharfen Sinnes
Der angebornen Tugend sichres Zeichen!

Elpenor.

Es soll sich keiner unterschieben, mich betrügen.

Antiope.

Schöner als das Ziel der Rache
Sey dir dieser Blick in alle Fernen
Deines Wandels. Lebe, lebe wohl!
Ich wiederhole hundertmal,
Was ungern ich zum letztenmale sage,
Und doch muß ich dich lassen, theures Kind!
Die stille hohe Betrachtung
Deines künftigen Geschickes
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwischen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf diese Welt,
Dem nicht von beiden mancherlei bereitet wäre.
Und den Großen mit großem Maße;
Doch überwiegt das Leben alles,
Wenn die Liebe in seiner Schale liegt.
So lang' ich weiß, du wandelst auf der Erde,

Dein Auge ſchaut der Sonne theures Licht
Und deine Stimme ſchallt dem Freunde zu,
Biſt du mir gleich entfernt, ſo fehlt mir nichts zum Glück
Bleib' mir, daß ich, zu meinem lieben Schatten einſt
Geſellt, mich deiner lang' erwartend freue,
Und geben dir die Götter jemand
Zu lieben, ſo wie ich dich liebe!
Komm! viele Worte frommen nicht den Scheidenden.
Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich ſey dir eines neuen Lebens Tag.
Die Boten, die der König ſendet, ſäumen nicht;
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm! laß uns gehn, ſie zu empfangen,
Den Gaben und dem Sinn gleich, die ſie bringen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Polymetis (allein).

Aus einer Stadt voll ſehnlicher Erwartung
Komm' ich, der Diener eines Glücklichen,
Nicht glücklich.
Es ſendet mich mein Herr mit viel Geſchenken
An ſeinen Sohn voraus,
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd' ich eines frohen Knaben Angeſicht
Erblicken, doch zur allgemeinen Freude
Verſtellt nur meine Stimm' erheben,
Geheimnißvolle Schmerzen
Mit frohen Zügen überkleiden.
Denn hier, hier ſteckt von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geſchwür,
Das ſich vom blüh'nden Leben,
Von jeder Kraft in meinem Buſen nährt.
Ein König ſollte ſeiner kühnen Thaten
Mitſchuldig niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich ſich zu gewinnen
Und zu befeſtigen, thut,
Was ſich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag,
Iſt in dem Werkzeug niedriger Verrath.
Doch ja, den lieben ſie und haſſen den Verräther.
Weh' ihm!

In einen Taumel treibt uns ihre Gunst,
Und wir gewöhnen uns leicht zu vergessen,
Was wir der eignen Würde schuldig sind.
Die Gnade scheinet ein so hoher Preis,
Daß wir den Werth von unserm Selbst
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Gesellen einer That,
Die unsrer Seele fremd war;
Wir blinken uns Gesellen und sind Knechte.
Von unserm Rücken schwingt er sich aufs Roß,
Und rasch hinweg ist der Reiter
Zu seinem Ziel,
Eh' wir das sorgenvolle Angesicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen dringt das schreckliche Geheimniß.
Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, so siegt der schändlichste Verrath.
Gesellin meines ganzen Lebens,
Verschwiegene Verstellung,
Willst du den sanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimniß, das ich nun so lange,
Wie Philoktet den alten Schaden,
Als einen schmerzbeladnen Feind ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden?
Und wie ein anderes gleichgültig's Wort
In Luft zerfließen?
Du bist mir schwer und lieb, du schwarzes Bewußtseyn,
Du stärkst mich quälend;
Doch deine Reifezeit erscheinet bald.
Noch zweifl' ich, und wie bang ist da der Zweifel,
Wenn unser Schicksal am Entschluß hängt!
O, gebt ein Zeichen mir, ihr Götter!
Löst meinen Mund, verschließt ihn, wie ihr wollt!

Zweiter Auftritt.

Elpenor. Polymetis.

Elpenor.

Willkommen, Polymetis, der du mir von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen ſchon
Genug bekannt biſt, hochwillkommen heute!
O, ſage mir, was bringſt du? Kommt es bald?
Wo ſind die Deinen? wo des Königs Diener?
Darfſt du entdecken, was mir dieſer Tag bereitet?

Polymetis.

Mein theurer Prinz!
Wie? Du erkennſt den alten Freund ſogleich!
Und ich nach eines kurzen Jahrs Entfernung
Muß fragen, iſt er's? iſt er's wirklich?
Das Alter ſtockt wie ein bejahrter Baum,
Und wenn er nicht verdorrt, ſcheint er derſelbe;
Aus deiner lieblichen Geſtalt, du ſüßer Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte dich ſtets halten wie du biſt,
Und immer, was du werden ſollſt, genießen.
Die Boten kommen bald, die du mit Recht erwarteſt;
Sie bringen dir Geſchenke deines Vaters,
Und die ſind deiner und des Tages werth.

Elpenor.

Verzeih' der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht ſchlafen. Manchen Morgen ſchon
Lauf' ich den Fels hervor und ſeh' mich um,
Und ſchaue nach der Ebene,
Als wollt' ich ſie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß, ſie kommen nicht.
Jetzt, da ſie nah ſind, halt' ich es nicht aus,
Und komme, ihnen zu begegnen.
Hörſt du der Roſſe Stampfen? Hörſt du ein Geſchrei?

Polymetis.

Noch nicht, mein Prinz; ich ließ sie weit zurück.

Elpenor.

Sag', ist's ein schönes Pferd, das heut mich tragen soll?

Polymetis.

Ein Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht.

Elpenor.

Ein Schimmel, sagst du mir! Soll ich mich dir vertraun?
Soll ich's gestehn? Ein Rappe wär' mir lieber.

Polymetis.

Da kannst sie haben, wie du sie begehrst.

Elpenor.

Ein Pferd von dunkler Farbe greift viel feuriger
Den Boden an. Denn soll es je mir werth seyn,
Muß es mit Noth nur hinter andern
Gehalten werden, keinen Vormann leiden,
Muß setzen, klettern, vor rauschenden Fahnen,
Vor gefällten Speeren sich nicht scheuen,
Und der Trompete rasch entgegenwiehern.

Polymetis.

Ich sehe wohl, mein Prinz, ich hatte Recht
Und kannte dich genau.
Unschlüssig war dein Vater, was er senden sollte.
Sey nicht besorgt, o Herr! so sagt' ich ihm.
Der Feierkleider und des Schmuckes ist genug;
Nur Waffen send' ihm viel und alte Schwerter.
Kann er sie jetzt nicht führen,
So wird die Hoffnung ihm die Seele heben,
Und künft'ge Kraft ihm in der jungen Faust
Vorahnend zucken.

Elpenor.

O schönes Glück! O lang' erwarteter,
O Freudentag! Und du, mein alter Freund,
Wie dank' ich dir, wie soll ich dir's vergelten,
Daß du für mich nach meinem Wunsch gesorgt!

Polymetis.

Mir wohlzuthun und vielen liegt in deiner Hand.

Elpenor.

Sag', iſt's gewiß? Das alles ſoll ich haben?
Und bringen ſie das alles?

Polymetis.

Ja, und mehr!

Elpenor.

Und mehr?

Polymetis.

Und vieles mehr!
Sie bringen dir, was Gold nicht kaufen kann,
Und was das ſtärkſte Schwert dir nicht erwirbt,
Was niemand gern entbehrt, an deſſen Schatten
Der Stolze, der Tyrann ſich weiden mag.

Elpenor.

O, nenne mir den Schatz und laß mich nicht
Vor dieſem Räthſel ſtutzen!

Polymetis.

Die edlen Jünglinge,
Die Knaben, die dir heut entgegengehen,
Sie tragen in der Bruſt ein dir ergebnes Herz,
Voll Hoffnung und voll Zutraun,
Und ihre fröhlichen Geſichter ſind
Ein Vorbild vieler tauſende,
Die dich erwarten.

Elpenor.

Drängt ſich das Volk ſchon auf den Straßen früh?

Polymetis.

Ein jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Bequemſte rafft ſich auf.
Sein dringendes Bedürfniß iſt nur dich zu ſehn,
Und harrend fühlt ein jeder
Zum zweitenmal die Freude des Tages,
Der dich gebar.

Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

81.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten ſich windet,
Hab' er dieß Büchlein: es iſt reizend und tröſtlich zugleich;
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

82.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

83.

Wenn, in Wolken und Dünſte verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden ſendet, wie ſtill wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wandrer, wie iſt uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie ſanft ruht ſich's in ſtürmiſcher Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück; ſchnell ſcheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! gleiche der Mutter Natur!

84.

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernſt ferne vom Herzen dir ſeyn.
Die will Amorn verſagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beiden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.

85.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

86.

Liebe flößeſt du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

Elpenor.

Wie fröhlich will ich Fröhlichen begegnen!

Polymetis.

O daß ihr Blick dir tief die Seele durchdringe!
Denn solch' ein Blick
Begegnet keinem, selbst dem König nicht.
Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft sich der Jüngling träumt,
Knüpft Hoffnung in den schönsten Kranz zusammen
Und hält versprechend ihn ob jenem Ziel,
Das deinen Tagen aufgesteckt ist.

Elpenor.

Wie meinen Vater sollen sie mich lieben
Und ehren.

Polymetis.

Gern versprechen sie dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück,
Und fesselt dort sie ein:
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang' gebundnen Wünsche;
Im Taumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug,
Des schwer entbehrten Athems.

Elpenor.

Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brod,
Und von den Heerden, was er leicht entbehrt,
Dem Volk vertheilt.

Polymetis.

Er wird es gern. Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feire jeder hoch!
Wie selten öffnet sich der Menschen Herz zusammen!
Ein jeder ist für sich besorgt. Unsinn und Wuth
Durchflammt ein Volk weit eh'r als Lieb' und Freude.
Du wirst die Väter sehn, die Hände

Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: Sieh, dort kommt er!
Der Hohe blickt den Niedern an wie seines Gleichen.
Zu seinem Herrn erhebt der Knecht
Ein offnes frohes Aug', und der Beleidigte
Begegnet sanft des Widersachers Blick,
Und lädt ihn ein zur milden Reue,
Zum offnen, weichen Mitgenuß des Glücks.
So mischt der Freud' unschuld'ge Kinderhand
Die will'gen Herzen, schafft ein Fest,
Ein ungekünsteltes, den goldnen Tagen gleich,
Da noch Saturn der jungen Erde
Gelind als ein geliebter Vater vorstand.

Elpenor.

Wie viel Gespielen hat man mir bestimmt?
Hier hatt' ich drei; wir waren gute Freunde,
Oft uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erst eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns theilen,
Und Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernstlich spielen. Kennst du sie?
Sind's will'ge, gute Knaben?

Polymetis.

Du hättest sollen das Gedränge sehn,
Wie jeder seinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich selbst mit Eifer boten! Von den Edelsten,
Den Besten sind dir Zwölfe zugewählt,
Die immer dienstlich deiner warten sollen.

Elpenor.

Doch kann ich wohl noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetis.

Du hast sie alle gleich auf einen Wink.

Elpenor.

Ich will sie sondern, und die Besten sollen
Auf meiner Seite seyn.
Ich will sie führen ungebahnte Wege;

Sie werden kletternd schnell den sichern Feind
In seiner Felsenburg zu Grunde richten.

Polymetis.

Mit diesem Geiste wirst du, theurer Prinz,
Zum Jugendspiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernsten Spiele führen.
Ein jeder fühlt sich hinter dir,
Ein jeder von dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die rasche Gluth zurück
Und wartet auf dein Auge,
Wohin es Leben oder Tod gebietet.
Gern irrt auch der erfahrne Mann mit dir,
Und selbst der Greis entsagt der schwererworbnen Weisheit,
Und kehrt noch einmal in das Leben
Zu dir theilnehmend rasch zurück.
Ja, dieses graue Haupt wirst du an deiner Seite
Dem Sturm entgegen sehn, und diese Brust
Vergießt ihr letztes Blut, vielleicht, weil du dich irrtest.

Elpenor.

Wie meinst du? O, es soll euch nicht gereuen.
Ich will gewiß der erste seyn wo's Noth hat,
Und euer aller Zutraun muß mir werden.

Polymetis.

Das flößten reichlich schon die Götter
Dem Volke für den jungen Fürsten ein.
Es ist ihm leicht und schwer, es zu erhalten.

Elpenor.

Es soll mir keiner es entziehen;
Wer brav ist, soll es mit mir seyn.

Polymetis.

Du wirst nicht Glückliche allein beherrschen.
In stillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
Der Schmerzen auf so vielen Menschen;
Verworfen scheinen sie, weil sie das Glück verwarf,
Doch folgen sie dem Muthigen auf seinen Wegen
Unsichtbar nach und ihre Bitte dringt

Bis zu der Götter Ohr. Geheimnißvolle Hülfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren zu gute.

Elpenor.

Ich hör', ich hör' den Freudenruf
Und der Trompete Klang vom Thal herauf.
O, laß mich schnell! Ich will den steilen Pfad
Hinab den Kommenden entgegen;
Du folge, lieber Freund, den großen Weg,
Und willst du, bleibe hier! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Polymetis (allein).

Wie Schmeichelei dem Knaben schon so lieblich klingt!
Und doch unschuldig ist der Hoffnung Schmeichelei.
Wenn wir dereinst zu dem, was wir mißbilligen,
Dich loben müssen, härter fühlen wir's.
Der preise glücklich sich, der von
Den Göttern dieser Welt entfernt lebt.
Verehr' und fürcht' er sie und danke still,
Wenn ihre Hand gelind das Volk regiert!
Ihr Schmerz berührt ihn kaum und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.
O weh mir! doppelt weh mir heute!
Du schöner, muntrer Knabe, sollst du leben?
Soll ich das Ungeheur, das dich zerreißen kann,
In seinen Klüften angeschlossen halten?
Die Königin soll erfahren,
Welch schwarze That dein Vater gegen sie verübt?
Willst du mir's lohnen, wenn ich schweige?
Wird eine Treue, die nicht rauscht, empfunden?
Was hab' ich Alter noch von dir zu hoffen?
Ich werde dir zur Last seyn.
Du wirst vorübergehend mit einem Händedruck
Mich sehr befriedigt halten.

Vom Strome Gleichgesinnter wirst du fortgerissen,
Indeß dein Vater uns mit schwerem Scepter beherrscht.
Nein! soll mir je noch eine Sonne scheinen,
So muß ein ungeheurer Zwist das Haus zerrütten:
Und wann die Noth mit tausend Armen eingreift,
Dann wird man wieder unsern Werth
Wie in den ersten, den verworrnen Zeiten fühlen:
Dann wird man uns wie ein veraltet Schwert
Vom Pfeiler eifrig nehmen,
Den Rost von seiner Klinge tilgen.
Hervor aus euren Grüften,
Ihr alten Larven verborgner schwarzer Thaten,
Wo ihr gefangen lebt! Die schwere Schuld erstirbt nicht!
Auf! umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut ist,
Daß Entsetzen, wie ein Donnerschlag,
Durch alle Busen fahre!
Freude verwandelt in Knirschen!
Und vor den ausgestreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Dreizehnter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

(84/50/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Gottfried von Berlichingen	1
Iphigenie in Prosa	117
Erwin und Elmire in der frühesten Gestalt	161
Claudine von Villa Bella, desgl.	189
Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern	238
Hanswurste Hochzeit	241
Paralipomena zu Faust	246
Zwei Teufelchen und Amor	260
Fragmente einer Tragödie	264
Die natürliche Tochter. Schema der Fortsetzung	273
Pandora, desgl.	279
Nausikaa	282
Götz von Berlichingen für die Bühne	291
Die Wette. Ein Lustspiel	401
Mahomet	415
Tancred	487
Theater und dramatische Poesie:	563
Deutsches Theater	565
Weimarisches Hoftheater	568
Ein Vorsatz Schillers	576
Shakspeare und kein Ende	588
Erste Ausgabe des Hamlet	600
Proserpina	603
Zu Schillers und Iffands Andenken	611
Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffands Andenken	627
Berliner Dramaturgen	630
Tiecks dramaturgische Blätter	634
Calderons Tochter der Luft	637
Regeln für Schauspieler	640

87.

Ha! ich kenne dich, Amor, ſo gut als einer! Da bringſt du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führeſt uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach! und die falſche erliſcht.

88.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Giebt ſich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der frühe, ſie weckt.

89.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? Es ſey, Liebchen, des Scherzes genug!

90.

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

91.

Welch ein luſtiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entfloh, eilig ſich wieder herauf!
Seht, ſo ſchein' ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

92.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber, nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

Geschichte

Gottfriedens von Berlichingen

mit der eisernen Hand,

dramatisirt.

Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volks ist in den Koth getreten, und keiner edeln Begierte mehr fähig

Ufong

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſter Aufzug.

Eine Herberge.

Zwei **Reitersknechte** an einem Tiſch, ein **Bauer** und ein **Fuhrmann** am andern, beim Bier.

Erſter Reiter. Trink aus, daß wir fortkommen! unſer Herr wird auf uns warten. Die Nacht bricht herein; und es iſt beſſer eine ſchlimme Nachricht als keine; ſo weiß er doch woran er iſt.

Zweiter Reiter. Ich kann nicht begreifen, wo der von Weisling hingekommen iſt. Es iſt als wenn er in die Erd geſchlupft wäre. Zu Neresheim hat er geſtern übernachtet; da ſollt er heut auf Crailsheim gangen ſeyn, das iſt ſeine Straß, und da wär er morgen früh durch den Winsdorfer Wald gekommen, wo wir ihm wollten aufgepaßt und fürs weitere Nachtquartier geſorgt haben. Unſer Herr wird wild ſeyn, und ich hin's ſelbſt, daß er uns entgangen iſt, juſt da wir glaubten, wir hätten ihn ſchon.

Erſter Reiter. Vielleicht hat er den Braten gerochen — denn ſelten daß er mit Schnuppen behaft iſt — und iſt einen andern Weg gezogen.

Zweiter Reiter. Es ärgert mich.

Erſter Reiter. Du ſchickſt dich fürtrefflich zu deinem Herrn. Ich kenn euch wohl. Ihr fahrt den Leuten gern durch den Sinn und könnt nicht wohl leiden, daß euch was durchfährt.

Bauer (am andern Tiſch). Ich ſag dir's, wenn ſie einen brauchen, und haben einem nichts zu befehlen, da ſind die vornehmſten Leut juſt die artigſten.

Fuhrmann. Nein, geh! es war hübsch von ihm und hat mich von Herzen gefreut, wie er geritten kam und sagte: Liebe Freund, seyd so gut, spannt eure Pferde aus und helft mir meinen Wagen von der Stell bringen! Liebe Freund! sagt er; wahrhaftig, es ist das erstemal, daß mich so ein vornehmer Herr lieber Freund geheißen hat.

Bauer. Dank's ihm ein spitz Holz! Wir mit unsern Pferden waren ihm willkommner, als wenn ihm der Kaiser begegnet wär. Stak sein Wagen nicht im Hohlweg zwischen Thür und Angel eingeklemmt? das Vorderrad bis über die Achse im Loch, und 's hintere zwischen ein paar Steinen gefangen! Er wußt wohl was er that, wie er sagte: Liebe Freund! Wir haben auch was gearbeitet, bis wir'n herausbrachten.

Fuhrmann. Dafür war auch's Trinkgeld gut. Gab er nit jedem drei Albus? He!

Bauer. Das lassen wir uns freilich jetzt schmecken. Aber ein großer Herr könnt mir geben die Meng und die Füll, ich könnt ihn doch nicht leiden; ich bin ihnen allen von Herzen gram, und wo ich sie scheeren kann, so thu ich's. Wenn du mir heut nit so zugeredt hätt'st, von meinetwegen säß er noch.

Fuhrmann. Narr! er hatte drei Knechte bei sich, und wenn wir nit gewollt hätten, würd' er uns haben wollen machen. Wer er nur seyn mag, und warum er den seltsamen Weg zieht? Kann nirgends hinkommen, als nach Rothbach und von da nach Mardorf, und dahin wär doch der nächst und best Weg über Crailsheim durch den Winsdorfer Wald gangen.

Erster Reiter. Horch!

Zweiter Reiter. Das wär!

Bauer. Ich weiß wohl. Ob er schon den Hut so ins Gesicht geschoben hatte, kannt ich ihn doch an der Nasen: es war Adalbert von Weislingen.

Fuhrmann. Der Weislingen? Das ist ein schöner, ansehnlicher Herr.

Bauer. Mir gefällt er nicht; er ist nit breitschultrig und robust genug für einen Ritter, ist auch nur für'n Hof. Ich möcht selbst wissen was er vorhat, daß er den schlimmen Weg geht. Seine Ursachen hat er; denn er ist für 'nen pfiffigen Kerl bekannt.

Fuhrmann. Heut Nacht muß er in Rothbach bleiben; denn im Dunkeln über die Furt ist gefährlich.

Bauer. Da kommt er morgen zum Mittageſſen nach Markovi.

Luhrmann. Wenn der Weg durch'n Wald nit ſo ſchlimm iſt.

Zweiter Reiter. Fort, geſchwind zu Pferde! Gute Nacht, ihr Herrn!

Erſter Reiter. Gute Nacht!

Die andern beide Gleichfalls!

Bauer. Ihr erinnert uns an das was wir nötig haben. Glück auf'n Weg! (Die Knechte ab.)

Luhrmann. Wer ſind die?

Bauer. Ich kenn ſie nicht. Reitersmänner vom Anſehn; dergleichen Volk ſchnorrt das ganze Jahr im Land herum, und ſchiert die Leut was tüchtigs. Und doch will ich lieber von ihnen gebrandſchatzt und ausgebrennt werden; es kommt auf ein biſſel Zeit und Schweiß an, ſo erholt man ſich wieder. Aber wie's jetzt unſre gnädige Herrn anfangen, uns bis auf den letzten Blutstropfen auszukeltern, und daß wir doch nicht ſagen ſollen: Ihr macht's zu arg, nach und nach zuſchrauben! — ſeht, das iſt eine Wirthſchaft, daß man ſich's Leben nicht wünſchen ſollt, wenn's nicht Wein und Bier gäb, ſich manchmal die Grillen wegzuſchwemmen und in tiefen Schlaf zu verſenken.

Luhrmann. Ihr habt Recht. Wir wollen uns legen.

Bauer. Ich muß doch morgen bei Zeiten wieder auf.

Luhrmann. Ihr fahrt alſo nach Ballenberg?

Bauer. Ja, nach Haus.

Luhrmann. Es iſt mir leid, daß wir nit weiter mit einander gehn.

Bauer. Weiß Gott, wo wir einmal wieder zuſammenkommen!

Luhrmann. Euren Namen, guter Freund.

Bauer. Georg Metzler. Den eurigen?

Luhrmann. Hans Sievers von Wangen.

Bauer. Eure Hand! und noch einen Trunk auf glückliche Reiſe!

Luhrmann. Herch! der Nachtwächter ruft ſchon ab. Kommt! kommt!

Vor einer Herberge im Wimsdorfer Wald.

Unter einer Linde ein Tisch und Bänke. **Gottfried** auf der Bank in voller Rüstung, seine Lanze am Baum gelehnt, den Helm auf dem Tisch.

Gottfried. Wo meine Knechte bleiben! Sie könnten schon sechs Stunden hier seyn. Es war uns alles so deutlich verkundschaftet; nur zur äußersten Sicherheit schickt ich sie fort; sie sollten nur sehn. Ich begreif's nicht! Vielleicht haben sie ihn verfehlt, und er kommt vor ihnen her. Nach seiner Art zu reisen ist er schon in Crailsheim, und ich bin allein. Und wär's! der Wirth und sein Knecht sind zu meinen Diensten. Ich muß dich haben, Weislingen, und deinen schönen Wagen Güter dazu! (Er ruft.) Georg! — Wenn's ihm aber jemand verrathen hätte? Oh! (Er beißt die Zähne zusammen.) Hört der Junge nicht? (Lauter.) Georg! Er ist doch sonst bei der Hand. (Lauter.) Georg! Georg!

Der Bub (in dem Panzer eines Erwachsenen). Gnädiger Herr!

Gottfried. Wo stickst du? Was für'n Henker treibst du für Mummerei!

Der Bub. Gnäd'ger Herr!

Gottfried. Schäm dich nicht, Bube. Komm her! du siehst gut aus. Wie kommst du dazu? Ja, wenn du ihn ausfülltest! Darum kamst du nicht, wie ich rief!

Der Bub. Ihro Gnaden seyn nicht böse. Ich hatt nichts zu thun, da nahm ich Hansens Cüraß und schnallt ihn an, und setzt seinen Helm auf, schlupft in seine Armschienen und Handschuh und zog sein Schwert, und schlug mich mit den Bäumen herum; wie ihr rieft, konnt ich nicht alles geschwind wegwerfen.

Gottfried. Braver Junge! Sag deinem Vater und Hansen, sie sollen sich rüsten und ihre Pferde satteln. Halt mir meinen Gaul parat! Du sollst auch einmal mitziehen.

Bube. Warum nicht jetzt? laßt mich mit, Herr! Kann ich nicht fechten, so hab ich doch schon Kräfte genug, euch die Armbrust aufzubringen. Hättet ihr mich neulich bei euch gehabt, wie ihr sie dem Reiter an Kopf wurft, ich hätt sie euch wieder geholt, und sie wär nicht verloren gangen.

Gottfried. Wie weißt du das?

Bube. Eure Knechte erzählten mir's. Wenn wir die Pferde striegeln, muß ich ihnen pfeifen, allerlei Weisen, und davor erzählen sie mir des Abends, was ihr gegen den Feind gethan habt. Laßt mich mit, gnädiger Herr!

Gottfried. Ein andermal, wenn wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen. Heut werden die Pfeil an Harnischen splittern, und klavern die Schwerter über den Helmen. Unbewaffnet wie du bist, sollst du nicht in Gefahr. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sag dir's Junge, es wird theure Zeit werden: es werden Fürsten ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt von sich stoßen. Geh, Georg, sag's deinem Vater und Hansen! (Der Bub geht.) Meine Knechte! wenn sie gefangen wären, und er hätt ihnen gethan was wir ihm thun wollten! — Was Schwarzes im Wald? Es ist ein Mann.

Bruder Martin kommt.

Gottfried. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher so spät? Komm der heiligen Ruhe, ihr beschämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur armseliger Bruder, wenn's ja Titel seyn soll, Augustin mit meinem Klosternamen. Mit eurer Erlaubniß. (Er setzt sich.) Doch hör ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Gottfried. Ihr seyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig. Georg! (Der Bub kommt.) Wein!

Martin. Für mich einen Trunk Wasser: ich darf keinen Wein trinken.

Gottfried. Ist das euer Gelübd?

Martin. Nein, gnädiger Herr! es ist nicht wider mein Gelübd, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübd ist, so trink ich keinen Wein.

Gottfried. Wie versteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, mein ich, ist des Menschen Leben.

Gottfried. Wohl.

Martin. Wenn ihr gessen und trunken habt, seyd ihr wie neu geboren, seyd stärker, muthiger, geschickter zu eurem Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freundigkeit ist die Mutter aller Tugenden.

Wenn ihr Wein getrunken habt, seyd ihr alles doppelt, was ihr seyn sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Gottfried. Wie ich ihn trinke, ist es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir — (Der Bub mit Wasser und Wein.)

Gottfried. (zum Buben heimlich). Geh auf den Weg nach Crailsheim, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörst, und sey gleich wieder hier!

Martin. Aber wir, wenn wir gessen und trunken haben, sind wir grad das Gegentheil von dem was wir seyn sollen. Unsre schläfrige Verdauung stimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen sich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachsen.

Gottfried. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf stören. Ihr seyd heut viel gangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie stoßen an.) Ich kann die müßigen Leut nicht ausstehn, und doch kann ich nicht sagen, daß alle Mönche müßig sind; sie thun was sie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht schlief. Der Prior führt mich in Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflichen Salat! Kohl nach Herzenslust! Und besonders Blumenkohl und Artischecken, wie kein' in Europa!

Gottfried. Das ist also eure Sach nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollt, Gott hätt mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht; ich könnt glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Thüringen; er weiß, ich kann nicht ruhen, da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist; ich geh zum Bischof von Constanz.

Gottfried. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Gottfried. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harnisch verliebt bin.

Gottfried. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn zu dürfen. Armuth,

Keuschheit und Gehorsam! drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder unter der weit niederdrückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keichen! O Herr, was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!

Gottfried. Wär euer Gelübde nicht so heilig, ich wollt euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollt Gott, meine Schultern fühlten sich Kraft den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke einen Feind vom Pferd zu stechen! Arme, schwache Hand! von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu tragen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanzen und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Hallelnja gestimmt, würd dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die ewige vor euch her wanken macht. Kein Gelübd sollt mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Gottfried (sieht nach dem Jungen, kommt wieder und schenkt ein). Glückliche Reteur!

Martin. Das trink ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist immer unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlafe dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst: da könnt ihr von Glück sagen.

Gottfried. Dafür kommt's auch selten.

Martin (dringend). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. Wenn ihr zurückkehrt, mit der Beute mehrer Feinde beladen, und euch erinnert: Den stach ich vom Pferd, eh er schießen konnte, und den rannt ich sammt dem Pferd nieder! und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Gottfried. Warum haltet ihr ein?

Martin. Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

93.

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen, wie heut.

94.

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht; nur in der Regel fast nichts.

95.

In der Dämmrung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft lockte du Nachts mich heraus!
Nun erscheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmlischen Augen
Meiner Geliebten, und stets kommt mir die Sonne zu früh.

96.

Du erstaunest, und zeigst mir das Meer; es scheinet zu brennen.
Wie bewegt sich die Fluth flammend ums nächtliche Schiff!
Mich verwundet es nicht, das Meer gebar Aphroditen,
Und entsprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

97.

Glänzen sah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Frisch mit günstigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

98.

Ach! mein Mädchen verreis't! Sie steigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus! mächtiger Fürst! halte die Stürme zurück!
Unterrichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn sanft Amor die Flügel bewegt!

Gottfried. Ein edles, fürtreffliches Weib.

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebet er noch eins so lang. Ich kenn keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Gottfried (vor sich). Er dauert mich! das Gefühl seines Zustandes frißt ihm das Herz.

Der Junge (geflogen). Herr! Ich höre Pferde im Galopp! zwei oder drei!

Gottfried. Ich will zu Pferde! dein Vater und Hans soll'n aufsitzen; es können Feinde seyn, so gut als Freunde. Lauf ihnen eine Eck entgegen! wenn's Feinde sind, so pfeif und spring ins Gebüsch! Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig! Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Namen.

Gottfried. Verzeiht mir! Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Gottfried. Und wenn ihr der Kaiser wär't, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Krieg nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich: sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Gottfried von Berlichingen! Ich dank dir, Gott, daß du mich ihn hast sehn lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand! laßt mich sie küssen!

Gottfried. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist. Todtes Werkzeug, belebt durch des ersten Geistes Vertrauen auf Gott! (Gottfried setzt den Helm auf und nimmt die Lanze.) Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Nürnberg. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte, zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte und als tapfrer Reitersmann doch noch lang diente — ich werde das nie vergessen. (Die zwei Knechte kommen. Gottfried geht zu ihnen, sie reden heimlich. Martin fährt inzwischen fort.) Ich werde

das nie vergessen. Wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen zu Gott sprach: Und wenn ich zwölf Hände hätt und deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten! So kann ich mit Einer —

Gottfried. In dem Mardorfer Wald also? Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Er küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich eurer nicht vergesse. (Gottfried ab.) Wie mir's so eng ums Herz ward, da ich ihn sah. Er red'te nichts, und mein Geist kannt doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr schlafet doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! ich kenn Better nur vom Hörensagen; in unsrer Herberg ist nichts als Streh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg, du hast einen tapfern Patron!

Georg. Sie sagen mir, er wär ein Reiter gewesen, das will ich auch seyn.

Martin. Wart! (Er zieht ein Gebetbuch heraus, und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da hast du ihn! Folg seinem Beispiel, sey tapfer und fromm! (Martin geht.)

Georg. Ach, ein schöner Schimmel! wenn ich einmal so einen hätt! Und die gelben Rüstung! Das ist ein garstiger Drach! Jetzt schieß ich nach Sperlingen. Heiliger Georg! mach mich groß und stark, gieb mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd! dann laß mir die Drachen kommen!

Gottfrieds Schloß.

Elisabeth, seine Frau. **Maria,** seine Schwester. **Carl,** sein Sohnchen.

Carl. Ich bitt dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind! 's ist gar zu schön.

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm! da will ich hören, ob du acht giebst.

Carl. Wart e bis! ich will mich bedenken. — Es war einmal —

ja — es war einmal ein Kind, und sein' Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch! da sagte die Mutter: Liebes Kind —

Carl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehn —

Carl. Und gab ihm Geld, und sagte: Geh hin und hol dir ein Frühstück! Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnete ihm ein alter Mann, der war — Nun, Carl!

Carl. Der war — alt.

Maria. Freilich! der kaum mehr gehn konnt, und sagte: Liebes Kind, —

Carl. Schenk mir was! ich hab kein Brod gessen gestern und heut: da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für sein Frühstück seyn sollte.

Carl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bei der Hand und sagte, — und ward ein schöner — glänziger Heiliger und sagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich; welchen Kranken du anrührst —

Carl. Mit der Hand; es war die rechte, glaub' ich —

Maria. Ja!

Carl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da lief's Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel seiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden.

Maria. Da rief die Mutter: Wie ist mir, und war — Nun, Carl!

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebst schon nicht Acht! — und war gesund. Und das Kind curirte König und Kaiser, und wurd so reich, daß es ein grosses Kloster baute.

Elisabeth. Was folgt nun daraus?

Maria. Ich dächt, die nützlichste Lehre für Kinder, die ohnedem zu nichts geneigter sind, als zu Habsucht und Neid.

Eliſabeth. Es ſey. Carl, hol deine Geographie! (Carl geht.)

Maria. Die Geographie? Ihr könnt ja ſonſt nicht leiden, wenn ich ihm daraus was lehre.

Eliſabeth. Weil's mein Mann nicht leiden kann. Es iſt auch nur, daß ich ihn fortbringe. Ich mocht's vor'm Kind nicht ſagen, ihr verderbt's mit euern Mährchen! es iſt ſo ſtillerer Natur, als ſeinem Vater lieb iſt, und ihr macht's vor der Zeit zum Pfaffen. Die Wohlthätigkeit iſt eine edle Tugend, aber ſie iſt nur das Vorrecht ſtarker Seelen. Menſchen, die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun, ſind nicht beſſer als Leut, die ihren Urin nicht halten können.

Maria. Ihr redet etwas hart.

Eliſabeth. Dafür bin ich mit Kartoffeln und Rüben erzogen: das kann keine zarte Geſellen machen.

Maria. Ihr ſeyd für meinen Bruder geboren.

Eliſabeth. Eine Ehr für mich! — Euer wohlthätig Kind freut mich noch: es verſchenkt, was es geſchenkt kriegt hat, und das ganze gute Werk beſteht darin, daß es nichts zu Morgend ißt. Gieb Acht, wenn der Carl eheſtens nicht hungrig iſt, thut er ein gut Werk, und rechnet dir's an.

Maria. Schweſter, Schweſter! ihr erzieht keine Kinder dem Himmel.

Eliſabeth. Wären ſie nur für die Welt erzogen, daß ſie ſich hier rührten! drüben wär's ihnen nicht fehlen.

Maria. Wie aber, wenn dieß Rühren hier dem ewigen Glück entgegen ſtünd?

Eliſabeth. So gieb der Natur Opium ein, bet die Sonnenſtrahlen weg, daß ein ewiger, unwirkſamer Winter bleibe! Schweſter, Schweſter! ein garſtiger Mißverſtand! Sieh nur dein Kind an! wie's Wert, ſo die Belohnung. Es braucht nun zeitlebens nichts zu thun, als in heiligem Müßiggang herumzuziehn, Händ aufzulegen, und krönt ſein edles Leben mit einem Kloſterbau.

Maria. Was hätt'ſt du ihm dann erzählt?

Eliſabeth. Ich kann kein Mährchen machen, weiß auch kein', Gott ſey Dank! Ich hätt ihm von ſeinem Vater erzählt, wie der Schneider von Heilbronn, der ein guter Schütz war, zu Cöln das Beſt gewann, nur ſie's ihm nicht geben wollten, wie er's meinem Mann klagte, und der die von Cöln ſo lang cujonirte, bis ſie's herausgaben. Da gehört

Kopf und Arm dazu! da muß einer Mann seyn! Deine Heldenthaten zu thun, braucht ein Kind nur ein Kind zu bleiben.

Maria. Meines Bruders Thaten sind edel, und doch wünscht ich nicht, daß seine Kinder ihm folgten. Ich läugne nicht, daß er denen, die von ungerechten Fürsten bedrängt werden, mehr als Heiliger ist: denn seine Hülfe ist sichtbarer. Wurf er aber nicht, dem Schneider zu helfen, drei Cölnische Kaufleute nieder? und waren denn nicht auch die Bedrängte? waren die nicht auch unschuldig? Wird dadurch das allgemeine Uebel nicht vergrößert, da wir Noth durch Noth verdrängen wollen?

Elisabeth. Nicht doch, meine Schwester! Die Kaufleute von Cöln waren unschuldig. Gut! allein was ihnen begegnete, müssen sie ihren Obern zuschreiben. Wer fremde Bürger mißhandelt, verletzt die Pflicht gegen seine eigne Unterthanen; denn er setzt sie dem Wiedervergeltungsrecht aus. Sieh nur, wie übermüthig die Fürsten geworden sind, seitdem sie unsern Kaiser beredet haben, einen allgemeinen Frieden auszuschreiben! Gott sey Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird! es könnt's kein Mensch ausstehn. Da hat der Bischof von Bamberg meinem Mann einen Buben niedergeworfen, unter allen Reitersjungen den er am liebsten hat. Da könnt'st du am Kaiserlichen Gerichtshof klagen zehen Jahr, und der Bub verschmachtete die beste Zeit im Gefängniß. So ist er hingezogen, da er hörte, es kommt ein Wagen mit Gütern für den Bischof von Basel herunter. Ich wollt' wetten, er hat ihn schon! Da mag der Bischof wollen oder nicht, der Bub muß heraus.

Maria. Das Gehetz mit Bamberg währt schon lang.

Elisabeth. Und wird so bald nicht enden. Meinem Mann ist's einerlei; nur darüber klagt er sehr, daß Adelbert von Weislingen, sein ehemaliger Kamerad, dem Bischof in allem Vorschub thut, und mit tausend Künsten und Praktiken, weil er sich's im offnen Feld nicht unterfteht, das Ansehn und die Macht meines Liebsten zu untergraben sucht.

Maria. Ich hab schon oft gedacht, woher das dem Weisling kommen seyn mag.

Elisabeth. Ich kann's wohl rathen —

Carl (kommt). Der Papa! der Papa! der Thürmer bläs't das Liedel: Heysa! mach's Thor auf! mach's Thor auf!

Elisabeth. Da kommt er mit Beute.

Erster Reiter (kommt). Wir haben gejagt! wir haben gefangen!

Gott grüß euch, edle Frauen. Einen Wagen voll Sachen, und was mehr iſt, als zwölf Wagen, Adelberten von Weislingen.

Eliſabeth. Adelbert?

Maria. Von Weislingen?

Knecht. Und drei Reiter.

Eliſabeth. Wie kam das?

Knecht. Er geleitete den Wagen, das ward uns verkundſchaftet: er wich uns aus, wir ritten hin und her, und kamen im Wald vor Marxdorf an ihn.

Maria. Das Herz zittert mir im Leib.

Knecht. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn, als wenn wir zuſammengewachſen wären, und hielten ihn feſt, inzwiſchen der Herr die Knechte überwältigte und ſie in Pflicht nahm.

Eliſabeth. Ich bin neugierig ihn zu ſehen.

Knecht. Sie reiten eben das Thal herauf. Sie müſſen in einer Viertelſtunde hier ſeyn.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Knecht. Er ſieht ſehr finſter aus.

Maria. Es wird mir im Herzen weh thun, ſo einen Mann ſo zu ſehen.

Eliſabeth. Ah! — Ich will gleich's Eſſen zurechte machen; ihr werd't doch alle hungrig ſeyn.

Knecht. Von Herzen!

Eliſabeth. Schweſter, da ſind die Schlüſſel; geht in Keller, holt vom beſten Wein! ſie haben ihn verdient. (Sie geht.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm! (Sie gehen.)

Knecht. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt ging er mit in Stall. (Ab.)

Gottfried, in voller Rüſtung, nur ohne Lanze. **Adelbert** auch gerüſtet, nur ohne Lanze und Schwert, zwei **Knechte.**

Gottfried (legt ſein Helm und das Schwert auf den Tiſch). Schnallt mir den Harniſch auf, und gelt mir meinen Rock! Die Ruh wird mir wohl ſchmecken. Bruder Martin, du ſagteſt wohl. Drei Nächt ohne Schlaf! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen. (Knechte gehen auf und ab

und antwortet nicht.) Wollt ihr euch nicht entwaffnen? Habt ihr keine Kleider bei euch? Ich will euch von meinen geben. Wo iſt meine Frau?

Erſter Knecht. In der Küche.

Gottfried. Habt ihr Kleider bei euch? Ich will euch eins borgen. Ich hab' juſt noch ein hübſch's Kleid, iſt nicht koſtbar, nur von Leinen, aber ſauber; ich hatt's auf der Hochzeit meines gnäd'gen Herren des Pfalzgrafen an, eben damals, wie ich mit eurem Freund, eurem Biſchof, Händel kriegte. Wie war das Mämlein ſo böſe! Franz von Sickingen und ich, wir gingen in die Herberg zum Hirſch in Heilbronn; die Trepp hinauf ging Franz voran. Eh man noch ganz hinaufkommt, iſt ein Abſatz und ein eiſern Geländerlein; da ſtund der Biſchof, und gab Franzen die Hand, und gab ſie mir auch, wie ich hintendrein kam. Da lacht ich in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, das mir ein gar lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchof hat mir die Hand geben; ich wett, er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchof — denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns, und ſagt: Wohl, weil ich euch nicht kannt, gab ich euch die Hand, ſagt er. Da ſagt ich: Herr, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kannt habt; da habt ihr ſie wieder. Da wurd er ſo roth wie ein Krebs am Hals vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und zum Fürſten von Naſſau, und klagt's ihnen. Macht, Weisling! legt das eiſerne Zeug ab! es liegt euch ſchwer auf der Schulter.

Adelbert. Ich fühl das nicht.

Gottfried. Geht! geht! Ich glaub wohl, daß es euch nicht leicht ums Herz iſt. Demohngeachtet — ihr ſollt nicht ſchlimmer bedient ſeyn, als ich. Habt ihr Kleider?

Adelbert. Meine Knechte hatten ſie.

Gottfried. Geht, fragt darnach. (Knechte ab.) Seyd friſches Muths! Ich lag auch zwei Jahr in Heilbronn gefangen, und wurd ſchlecht gehalten. Ihr ſeyd in meiner Gewalt; ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Adelbert. Das hofft ich, eh ihr's ſagtet, und nun weiß ich's gewiſſer als meinen eignen Willen. Ihr wart immer ſo edel, als ihr tapfer wart.

Gottfried. O wärt ihr immer ſo treu als klug geweſen, wir könnten denen Geſetze vorſchreiben, denen wir — warum muß ich hier meine Rede theilen! — denen ihr dient, und mit denen ich zeitlebens zu kämpfen haben werde.

Adelbert. Keine Vorwürfe, Berlichingen! ich bin erniedrigt genug.

Gottfried. So laßt uns vom Wetter reden, oder von der Theurung, die den armen Landmann an der Quelle des Ueberflusses verſchmachten läßt! Und doch ſey mir Gott gnädig, wie ich das ſagte, nicht euch zu kränken, nur euch zu erinnern, was wir waren! Leider, daß die Erinnerung unſers ehemaligen Verhältniſſes ein ſtiller Vorwurf für euch iſt!

(Die Knechte mit den Kleidern. Adelbert legt ſich aus und an.)

Carl (kommt). Guten Morgen, Papa!

Gottfried (küßt ihn). Guten Morgen, Junge! Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geſchickt, Papa! Die Tante ſagt, ich ſey recht geſchickt.

Gottfried (vor ſich). Deſto ſchlimmer!

Carl. Ich hab viel gelernt.

Gottfried. Ei!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Gottfried. Nach Tiſch.

Carl. Ich weiß auch noch was.

Gottfried. Was wird das ſeyn?

Carl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zweihundert Jahren denen Herren von Berlichingen erbeigenthümlich zu.

Gottfried. Kennſt du die Herren von Berlichingen? (Carl ſieht ihn ſtarr an. Gottfried vor ſich.) Er kennt wohl für lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht! Wem gehört Jaxthauſen?

Carl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Gottfried. Das frag ich nicht. So erziehen die Weiber ihre Kinder! und wollte Gott, ſie allein! Ich kannt alle Pfade, Weg und Furten, eh ich wußt, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küche?

Carl. Ja, Papa! ſie kocht weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Gottfried. Weißt du's auch, Hans Küchenmeiſter?

Carl. Und vor mich zum Nachtiſch hat die Tant einen Apfel gebraten.

Gottfried. Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Carl. Schmeckt ſo beſſer.

Gottfried. Du mußt immer was Aparts haben. Weislingen, ich bin gleich wieder bei euch, ich muß meine Frau doch ſehn. Komm' mit, Carl.

Carl. Wer iſt der Mann?

Gottfried. Grüß ihn! bitt ihn, er ſoll luſtig ſeyn!

Carl. Da, Mann, haſt du eine Hand! ſey luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Adelbert (hebt ihn in die Höh und küßt ihn). Glücklich Kind, das kein Unglück kennt als wenn die Suppe lang ausbleibt! Gott laſſ euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Gottfried. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten! Doch wär mir's willkommen! Wollen ſehn was es giebt. (Sie gehen.)

Adelbert (allein. — Er wiſcht ſich die Augen). Biſt du noch Weislingen? oder wer biſt du? Wohin iſt der Haß gegen dieſen Mann? wohin das Streben wider ſeine Größe? So lang ich fern war, konnt ich Anſchläge machen: ſeine Gegenwart bändigt mich, feſſelt mich. Ich bin nicht mehr ich ſelbſt, und doch bin ich wieder ich ſelbſt, der kleine Adelbert, der an Gottfrieden hing, wie an ſeiner Seele. Wie lebhaft erinnert mich dieſer Saal, dieſe Geweihe und dieſe Ausſicht über den Fluß an unſre Knabenſpiele! Sie verflogen, die glücklichen Jahre, und mit ihnen meine Ruhe. — Hier hing der alte Berlichingen, unſre Jugend ritterlich zu üben, einen Ring auf. O, wie glühte mir das Herz, wenn Gottfried fehlte! Und traf ich dann, und der Alte rief: Brav, Adelbert, du haſt meinen Gottfried überwunden! — da fühlt ich — was ich nie wieder gefühlt habe. Und wenn der Biſchof mich liebkoſt und ſagt, er habe keinen lieber als mich, keine, keinen am Hof, im Reich größern als mich! ach! denk ich, warum ſind dir deine Augen verbunden, daß du Berlichingen nicht erkennſt: und ſo iſt alles Gefühl von Größe mir zur Qual, ich mag mir vorlügen, ihn haſſen, ihm widerſtreben! — O, warum mußt ich ihn kennen! oder warum kann ich nicht der zweite ſeyn!

Gottfried (mit ein paar Beutelflaſchen Wein und einem Becher). Bis das Eſſen fertig wird, laßt uns eins trinken. Die Knechte ſind im Stall, und die Weibsleute haben in der Küche zu thun. Euch, glaub ich, kommt's ſchon ſeltner, daß ihr euch ſelbſt oder eure Gäſte bedient; uns armen Rittersleuten wächst's oft im Garten.

Adelbert. Es iſt wahr, ich bin lange nicht ſo bedient worden.

Gottfried. Und ich hab euch lang nicht zugetrunken. Ein fröhlich Herz!

Adelbert. Bringt vorher ein gut Gewiſſen!

Gottfried. Bringt mir's wieder zurück!

Adelbert. Nein, ihr ſolltet mir's bringen.

Gottfried. Ha! — (Nach einer Pauſe.) So will ich euch erzählen — ja! — wie wir dem Markgrafen als Buben dienten, wie wir beiſammen ſchliefen, und mit einander herumzogen. Wißt ihr noch, wie der Biſchof von Cöln mit aß? es war den erſten Oſtertag. Das war ein gelehrter Herr, der Biſchof. Ich weiß nicht, was ſie redten, da ſagte der Biſchof was von Caſtor und Pollux; da fragte die Markgräfin, was das ſey? und der Biſchof erklärt's ihr: ein edles Paar. Das will ich behalten, ſagte ſie. Die Müh könnt ihr ſparen, ſagte der Markgraf: ſprecht nur: wie Gottfried und Adelbert. Wißt ihr's noch?

Adelbert. Wie was von heut. Er ſagte: Gottfried und Adelbert. — Nichts mehr davon, ich bitt euch!

Gottfried. Warum nicht! Wenn ich nichts zu thun hab, denk ich gern ans Vergangne. Ich wüßt ſonſt nichts zu machen. — Wir haben Freud und Leid mit einander getragen, Adelbert! und damals hofft' ich, ſo würd's durch unſer ganzes Leben ſeyn. Ah! wie mir vor Nürnberg dieſe Hand weggeſchoſſen ward, wie ihr meiner pflegtet, und mehr als Bruder für mich ſorgtet, da hofft ich: Weislingen wird künftig deine rechte Hand ſeyn. Und jetzt trachtet ihr mir noch nach der armen andern.

Adelbert. Oh!

Gottfried. Es ſchmerzen mich dieſe Vorwürfe vielleicht mehr als euch. Ihr könnt nicht glücklich ſeyn: denn euer Herz muß tauſendmal fühlen, daß ihr euch erniedrigt. Seyd ihr nicht ſo edel geboren als ich, ſo unabhängig, niemand als dem Kaiſer unterthan? Und ihr ſchmiegt euch unter Vaſallen! Das wär noch — aber unter ſchlechte Menſchen wie den von Bamberg, den eigenſinnigen neidiſchen Pfaffen, der das bißchen Verſtand, das ihm Gott ſchenkte, nur ein Quart des Tags in ſeiner Gewalt hat; das übrige verzecht und verſchläft er. Seyd immerhin ſein erſter Rathgeber, ihr ſeyd doch nur der Geiſt eines unedlen Körpers! Wolltet ihr wohl in einen ſcheußlichen, buckligen Zwerg verwandelt ſeyn? — Nein, denk ich. Und ihr ſeyt's, ſag ich, und habt euch ſchändlicher Weiſe ſelbſt dazu gemacht.

Adelbert. Laßt mich reden —

Gottfried. Wenn ich ausgeredt habe, und ihr habt was zu antworten: gut! — Eure Fürſten ſpielen mit dem Kaiſer auf eine unanſtändige

99.

Arm und kleiderlos war, als ich sie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel sie mir nackt, wie sie mir jetzt noch gefällt.

100.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie: nun ist dieß Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrthum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

101.

Traurig, Midas, war dein Geschick: in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, schwere verwandelte Kost.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luft'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein bebendes Gedicht.
Holde Musen, ich sträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es fest an die Brust, nicht mir zum Mährchen verkehrt.

102.

Ach, mein Hals ist ein wenig geschwollen! so sagte die Beste
Aengstlich. — Stille, mein Kind! still! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; sie deutet dir leise,
Daß sie das Körperchen bald, ach! unaufhaltsam verstellt.
Bald verdirbt sie die schlanke Gestalt, die zierlichen Brüstchen.
Alles schwillt nun; es paßt nirgends das neuste Gewand.
Sey nur ruhig! es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht.

103.

Wonniglich ist's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerst dir gesteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer sich nährend bewegt.

Art; es meint's keiner treu gegen das Reich noch ihn. Der Kaiser beſſert viel, und beſſert gern; da kommt denn alle Tag ein neuer Pfannenflicker, und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift, und nur reden darf um tauſend Händ in Bewegung zu ſetzen, ſo meint er, es wär auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Da ergehn denn Verordnungen über Verordnungen, und der Kaiſer vergißt eine über die andre. Da ſind die Fürſten eifrig dahinter her, und ſchrein von Ruh und Sicherheit des Staats, bis ſie die Geringen gefeſſelt haben; ſie thun hernach, was ſie wollen.

Adelbert. Ihr betrachtet's von einer Seite.

Gottfried. Das thut jeder: es iſt die Frage, auf welcher Licht und Recht iſt; und eure Gänge und Schliche ſcheuen wenigſtens das Licht.

Adelbert. Ihr dürft reden; ich bin der Gefangne.

Gottfried. Wenn euch euer Gewiſſen nichts ſagt, ſo ſeyd ihr frei. — Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, ich war ein kleiner Junge, und war mit dem Markgrafen auf dem Reichstag; was die Fürſten vor weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten! Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll und riß das Maul ſo weit auf als kein andrer, und jetzt wirft er ſelbſt mir einen Buben nieder, ohne daß ich in Fehd wider ihn begriffen bin. Sind nicht alle unſre Händel geſchlichtet? was hat er mit dem Buben?

Adelbert. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Gottfried. Warum läßt er ihn nicht wieder los?

Adelbert. Er hat ſich nicht aufgeführt, wie er ſollt.

Gottfried. Nicht, wie er ſollt! Bei meinem Eid! er hat gethan, was er ſollt, ſo gewiß er mit eurem und des Biſchofs Wiſſen gefangen worden iſt. Glaubt ihr, ich komm erſt heut auf die Welt und mein Verſtand ſey ſo plump, weil mein Arm ſtark iſt? Nein, Herr! Zwar euren Witz und Kunſt hab ich nicht, Gott ſey Dank! aber ich habe leider ſo volle Erfahrung, wie Tücken einer feigen Mißgunſt unter unſre Ferſe kriechen, einen Tritt nicht achten, wenn ſie uns nur verwunden können. —

Adelbert. Was ſoll das alles?

Gottfried. Kannſt du fragen, Adelbert, und ſoll ich antworten? ſoll ich den Buſen aufreißen, den zu beſchützen ich ſonſt den meinigen hinbot? Soll ich dieſen Vorhang deines Herzens wegziehen? dir einen Spiegel vorhalten?

Adelbert. Was würd ich ſehn?

Gottfried. Kröten und Schlangen! Weislingen, Weislingen! Ich ſeh lang, daß die Fürſten mir nachſtreben, daß ſie mich tödten oder aus der Wirkſamkeit ſetzen wollen: ſie ziehen um mich herum, und ſuchen Gelegenheit. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt ihn zu kundſchaften ausgeſchickt: und darum that er nicht, was er ſollt, weil er mich euch nicht verrieth. — Und du thuſt ihnen Vorſchub! — Sag Nein, und ich will dich an meine Bruſt drücken!

Adelbert. Gottfried! —

Gottfried. Sag Nein! — ich will dich um dieſe Lüge liebkoſen; denn ſie wär ein Zeugniß der Reue. (Adelbert nimmt ihm die Hand.) Ich hab dich verkennen lernen: aber thu, was du willſt, du biſt noch Adelbert. Da ich ausging dich zu fangen, zog ich wie einer, der ängſtlich ſucht was er verloren hat. Wenn ich dich gefunden hätte!

Carl (kommt). Zum Eſſen, Papa!

Gottfried. Kommt, Weislingen! ich hoff meine Weibsleut werden euch muntrer machen: ihr wart ſonſt ein Liebhaber; die Hoffräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt! kommt! (Gehen ab.)

Der biſchöfliche Palaſt in Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Der Nachtiſch und die großen Pokale werden aufgetragen. Der **Biſchof** in der Mitten, der **Abt von Fulda** rechter, **Olearius**, beider Rechte Doctor, linker Hand. **Hofleute.**

Biſchof. Studiren jetzt viele Teutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Von Adel- und Bürgerſtand. Und ohne Ruhm zu melden, mögen ſie das größte Lob haben. Man pflegt im Sprüchwort auf der Akademie zu ſagen: ſo fleißig wie ein Teutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Gelehrſamkeit den Mangel der Geburt zu erſetzen, ſo beſtreben ſich jene mit rühmlicher Wetteiferung dagegen, indem ſie ihren angebornen Stand durch die glänzendſten Verdienſte zu erheben trachten.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag einer! Wie sich die Welt alle Tag verbessert. So fleißig wie ein Deutscher von Adel! Das hab ich mein Lebtag nicht gehört. Hätt mir das einer geweissagt, wie ich auf Schulen war, ich hätt ihn einen Lügner geheißen. Man sieht, man muß für nichts schwören.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehstens einige von den ältesten und geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich seyn seine Gerichte damit besetzen zu können.

Bamberg. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker — — er ist aus Hessen —

Olearius. Es sind viel Hessen da.

Abt. Er heißt — er ist von — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatt nur ein Aug — und war Marschall.

Hofmann. Von Wildenholz?

Abt. Recht! von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl; ein junger Herr von vielen Fähigkeiten; besonders rühmt man ihn wegen seiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von seiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollt sie ihr Mann niemals drum rühmen. Da sieht man, wie die Fehler deplacirte Tugenden sind.

Bamberg. Wie saget ihr daß der Kaiser hieß, der euer Corpus juris geschrieben hat?

Olearius. Justinianus.

Bamberg. Ein trefflicher Herr. Er soll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein schön Buch seyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher heißen: eine Sammlung aller Gesetze, bei jedem Fall der Urtheilsspruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das fürtreffliche Werk geschmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! Potz! Da müssen auch wohl die zehen Gebote drinne stehen.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein ich auch, an und vor sich, ohne weitere Explication.

Bamberg. Und was das Schönste ist, so könnt, wie ihr sagt, ein Reich in sicherster Ruh und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bamberg. Alle Doctores juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wissen. (Sie trinken.) Wollte Gott, man spräch so in meiner Vaterstadt!

Abt. Wo seyd ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bamberg. Steht ihr Herren da nicht wohl angeschrieben? Wie kommt das?

Olearius. Seltsam genug! Ich war da, meines Vaters Erbschaft abzuholen: der Pöbel hätt mich fast gesteinigt, wie er hörte ich sey ein Jurist.

Abt. Behüt Gott!

Olearius. Daher kommt's: der Schöppenstuhl, der in großem Ansehn weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt, die der Römischen Rechte unkundig sind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zustands der Stadt, und eine starke Urtheilskraft sich erworben hat, das Vergangne auf das Gegenwärtige anzuwenden. So sind die Schöffen lebendige Archive, Chroniken, Gesetzbücher, alles in einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger und die Nachbarschaft.

Abt. Das ist wohl gut.

Olearius. Aber lang nicht genug. Der Menschen Leben ist kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Casus vor. Eine Sammlung solcher Fälle vieler Jahrhunderte ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend; dem däucht heut das recht, was der andre morgen mißbilligt, und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen unsre Gesetze. Und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt. Das ist freilich besser.

Liebetraut. Ihr seyd von Frankfurt, ich bin wohl dort bekannt. Bei Kaiser Maximilians Krönung haben wir euern Bräutigams was vorgeschmaust. Euer Nam ist Olearius? Ich kenne so niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oelmann: nur den Mißstand auf dem Titel meiner lateinischen Schriften zu vermeiden, nannt ich mich, nach dem Beispiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch übersetztet. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland; es hätt euch in eurer Muttersprache auch so gehn können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Ursachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen ist.

Liebetraut. Wohl! Das mag die eine Ursach seyn. Die andere ist, weil bei einer nähern Bekanntschaft mit denen Herrn der Nimbus Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet, den uns eine neblige Ferne um sie herum lügt; und dann sind's ganz kleine Stümpfchen Unschlitt.

Olearius. Es scheint, ihr seyd dazu bestellt, Wahrheiten zu sagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, so fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geschicklichkeit sie wohl anzubringen.

Liebetraut. Vesicatorien sind wohl angebracht wo sie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorsorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo hätt ihr promovirt? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käm, daß ich gleich für die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr seyd sehr verwegen.

Liebetraut. Und ihr sehr breit. (Bamberg und Fuld lachen.)

Bamberg. Von was anders. Nicht so hitzig, ihr Herrn! Bei Tisch geht alles drein. Einen andern Discurs, Liebetraut.

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen.

Olearius (zum Bischof). Was spricht man vom Türkenzug, Ihro Bischöfliche Gnaden?

Bamberg. Der Kaiser hat nichts Angelegners vor, als vorerst das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuschaffen und das Ansehn der Gerichte

zu befestigen; dann, sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathändel noch zu thun, und das Reich ist trotz ein vierzig Landfriedens noch immer 'ne Mördergrube. Franken, Schwaben, der obere Rhein und die angränzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheert. Franz Sickingen, Hans Selbitz mit dem Einen Fuß, Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand spotten in diesen Gegenden dem Kaiserlichen Ansehn.

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald dazu thun, so stecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein elephantischer Riesʼ seyn, der das Weinfaß von Fuld in Sack schieben wollte.

Bamberg. Besonders ist der letzte seit viel Jahren mein unversöhnlicher Feind und molestirt mich unsäglich, aber es soll nicht lang währen, hoff ich. Der Kaiser hält jetzo seinen Hof zu Augsburg. Sobald Adelbert von Weislingen zurückkommt, will ich ihn bitten die Sache zu betreiben. Herr Doctor, wenn ihr die Ankunft dieses Manns erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in Einer Person zu sehn.

Olearius. Es muß ein fürtrefflicher Mann seyn, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bamberg. Das wissen wir.

Liebetraut. Ich sagʼs auch nur für die Unwissenden. Es ist ein fürtrefflicher Mann, hat wenig seines Gleichen. Und wenn er nie an Hof gekommen wäre, konnt er unvergleichlich geworden seyn.

Bamberg. Ihr wißt nicht, was ihr redt; der Hof ist sein Element.

Liebetraut. Nicht wissen, was man redt, und nicht verstanden werden, kommt auf Eins 'naus.

Bamberg. Ihr seyd ein unnützer Gesell. (Die Bedienten laufen ans Fenster.) Was giebtʼs?

Ein Bedienter. Eben reitʼt Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Bamberg. Seht was er bringt! Er wird ihn melden. (Liebetraut geht. Sie heben auf und trinken noch eins. Liebetraut kommt zurück.) Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt, es müßt sie euch ein andrer sagen: Weislingen ist gefangen.

Bamberg. Ob!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn, euren Wagen und drei Knechte bei Marborf weggenommen. Einer ist entronnen, euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobspost!

Olearius. Es thut mir von Herzen Leid.

Bamberg. Ich will den Knecht sehn; bringt ihn herauf! Ich will ihn selbst sprechen; bringt ihn in mein Cabinet! (Ab.)

Abt (setzt sich). Noch ein Glas! (Die Knechte schenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist Ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß. (Abt hebt sich auf.)

Liebetraut (vor sich). Wenn ich ihn nur draußen hab, will ich ihm fürs Exercitium sorgen.

Jarthausen.

Maria. Adelbert.

Maria. Ihr liebt mich, sagt ihr. Ich glaub es gern, und hoffe, mit euch glücklich zu seyn und euch glücklich zu machen.

Adelbert. Ich fühl nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (Er umarmt sie.)

Maria. Ich bitt euch, laßt mich! Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr scheint aber schon von dem Besitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer Eigen ist.

Adelbert. Ihr seyd zu streng, Maria! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Maria. Es sey! aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich, Liebkosungen seyn wie Ketten, stark durch ihre Verwandschaft, und Mädchen, wenn sie liebten, seyn schwächer als Simson nach dem Verlust seiner Locken.

Adelbert. Wer lehrt euch das?

Maria. Die Aebtissin meines Klosters. Bis in mein sechzehntes

Jahr war ich bei ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang empfand. Sie hatte geliebt, und durft reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! sie war eine fürtreffliche Frau.

Adelbert. Da glich sie dir. (Er nimmt ihre Hand.) Wie soll ich dir danken, daß dir mein Unglück zu Herzen ging, daß du mir das liebe Herz schenktest, allen Verlust mir zu ersetzen.

Maria (zieht ihre Hand zurück). Laßt mich! könnt ihr nicht reden ohne mich anzurühren? Wenn Gott Unglück über uns sendet, gleicht er einem erfahrnen Landmann, der den Busen seines Ackers mit der schärfsten Pflugschar zerreißt, um ihn himmlischen Samen und Einflüssen zu öffnen. Ach, da wächst unter andern schönen Kräutlein das Stäublein Mitleiden. Ihr habt es keinen gesehn, und nun trägt es die schönsten Blüthen der Liebe; sie stehn im vollen Flor.

Adelbert. Meine süße Blume!

Maria. Meine Aektissin verglich die Lieb auch oft den Büthen. Weh dem, rief sie oft, der sie bricht! er hat den Samen von tausend Glückseligkeiten zerstöret. Einen Augenblick Genuß, und sie welkt hinweg, und wird hingeworfen, in einem verachteten Winkel zu verdorren und zu verfaulen. Jene reifende Früchte, rief sie mit Entzückung, jene Früchte, meine Kinder, sie führen sättigenden Genuß für uns und unsre Nachkommen in ihrem Busen. Ich weiß es noch, es war im Garten an einem Sommerabend; ihre Augen waren voll Feuer: auf einmal ward sie düster, sie blinzte Thränen aus den Augenwinkeln, und ging eilend nach ihrer Zelle.

Adelbert. Wie wird mir's werden, wenn ich dich verlassen soll!

Maria. Ein bißchen eng, hoff ich: denn ich weiß, wie mir's seyn wird. Aber ihr sollt fort! Ich wart mit Schmerzen auf euren Knecht, den ihr nach Bamberg geschickt habt. Ich will nicht länger unter Einem Dach mit euch seyn.

Adelbert. Traut ihr mir nicht mehr Verstand zu?

Maria. Verstand? Was thut der zur Sache? Wenn meine Aektissin guten Humors war, pflegte sie zu sagen: Hütet euch, ihr Kinder, für den Mannsleuten überhaupt nicht so sehr, als wenn sie Liebhaber oder gar Bräutigams geworden sind! Sie haben Stunden der Entrückung, um nichts Härteres zu sagen: flieht, sobald ihr merkt, daß der Paroxysmus kommt. Und da sagte sie uns die Symptome. Ich will sie euch nicht

wieder sagen, um euch nicht zu lächerlich, und vielleicht gar bös zu machen. Dann sagte sie: Hütet euch nur alsdann an ihren Verstand zu appelliren! er schläft so tief in der Materie, daß ihr ihn mit allem Geschrei der Priester Baals nicht erwecken würdet, und so weiter. Ich dank ihr erst jetzo, da ich ihre Lehren verstehn lerne, daß sie uns, ob sie uns gleich nicht stark machen konnte, wenigstens vorsichtig gemacht hat.

Adelbert. Eure hochwürdige Frau scheint die Klassen ziemlich passirt zu haben.

Maria. Das ist eine lieblose Anmerkung. Habt ihr nie bemerkt, daß eine einzige eigne Erfahrung uns eine Menge fremder benutzen lehrt?

Gottfried (kommt). Euer Knecht ist wieder da. Er kennt für Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu essen. So viel hab ich verstanden, der Bischof will den Knaben nicht herausgeben; es sollen Kaiserliche Commissarii ernannt, ein Tag ausgesetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem sey, wie ihm wolle, Adelbert, ihr seyd frei! Ich verlange nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Adelbert. Hier faß ich eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns seyn! Erlaubt mir zugleich diese Hand zu fassen (Er nimmt Mariens Hand), und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Gottfried. Darf ich Ja für euch sagen?

Maria. Bestimmt meine Antwort nach seinem Werthe, und nach dem Werthe seiner Verbindung mit euch.

Gottfried. Und nach der Stärke der Neigung meiner Schwester! Du brauchst nicht roth zu werden; deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände! Und so sprech ich Amen. Mein Freund und Bruder! — Ich dank dir, Schwester! du kannst mehr als Hanf spinnen; du hast einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln. Du siehst nicht ganz frei! was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur in Träumen hoffte seh ich und bin wie träumend. Ah! nun ist mein Traum aus. Ich träumt heut Nacht, ich gäb dir meine rechte eiserne Hand, und du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ich erschrack und wachte drüber auf. Ich hätt nur fortträumen sollen, da würd ich gesehn haben, wie du mir

eine neue lebendige Hand anſetzteſt. Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommnen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beides verſäumen machen. Ich muß meine Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Adelbert. Und doch dürft ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Gottfried. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Adelbert. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Gottfried. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählig hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloſſe gekrönt wird; — jenſeit —

Eliſabeth (kommt). Was ſchafft ihr?

Gottfried. Du ſollſt deine Hand auch dazu geben, und ſagen: Gott ſegn' euch! Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind?

Gottfried. Aber doch nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möchtet ihr euch immer ſo nach ihr ſehnen als bisher, da ihr um ſie warkt! und dann möget ihr ſo glücklich ſeyn als ihr ſie lieb behaltet!

Adelbert. Amen! Ich begehr kein Glück als unter dieſem Titel.

Gottfried. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine Reiſe: denn die große Veränderung zieht viele geringe nach ſich. Er entfernt ſich vererſt vom Biſchöflichen Hofe, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen, dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt meine Schweſter, kommt Eliſabeth! wir wollen ihn allein laſſen; ſein Knecht hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Adelbert. Nichts als was ihr wiſſen dürft.

Gottfried. Ich bin nicht neugierig. Franken und Schwaben! ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wir wollen wir denen Fürſten den Daumen auf dem Aug halten! (Die drei gehen.)

Adelbert. O, warum bin ich nicht ſo frei wie du! Gottfried, Gottfried! vor dir fühl ich meine Nichtigkeit ganz. Abzuhängen! ein verdammtes Wort, und doch ſcheint es, als wenn ich dazu beſtimmt wär.

Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.
Widerfahre dir was dir auch will, du wachſender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil!

104.

Und ſo tändelt' ich mir, von allen Freunden geſchieden,
In der neptuniſchen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit ſüßer Erinnrung,
Würzt' es mit Hoffnung; ſie ſind lieblichſte Würzen der Welt.

Ich entfernte mich von Gottfrieden, um frei zu seyn, und jetzt fühl ich erst, wie sehr ich von denen kleinen Menschen abhange, die ich zu regieren schien. Ich will Bamberg nicht mehr sehn: ich will mit allen brechen und frei seyn. Gottfried! Gottfried! du allein bist frei, dessen große Seele sich selbst genug ist, und weder zu gehorchen noch zu herrschen braucht, um etwas zu seyn.

Franz (tritt auf) Gott grüß euch, gestrenger Herr! Ich bring euch so viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tausendfaches: Gott grüß euch!

Adelbert. Willkommen Franz! Was bringst du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, daß nicht zu sagen ist.

Adelbert. Das wird nicht lang dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tode wird's heller blinken, als die messingnen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euren Unfall zu Herzen nahm!

Adelbert. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit der geschäftigsten Geschwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt es zwar schon; denn Färber, der vor Mardorf entrann, bracht ihm die Botschaft: aber er wollt alles wissen: er fragte so ängstlich, ob ihr nicht versehrt wärt. Ich sagte: Er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Ich dacht nicht dran, daß ich euch neulich abschneiden mußte; ich traut's aber doch nicht zu sagen, um ihn durch keine Ausnahme zu erschrecken.

Adelbert. Was sagt er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollt gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld drauf, nur euch zu befreien. Da er aber hörte, ihr solltet ohne das loskommen, und nur der Wagen das Aequivalent gegen den Buben seyn, da wollt er absolut den Berlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch, ich hab sie vergessen; es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Adelbert. Er wird's lernen müssen.

Franz. Wie meint ihr? Er sagte: Mach ihn eilen; es wartet alles auf ihn.

Adelbert. Es kann warten, ich geh nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof, Herr? Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehn habe.

Adelbert. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg: ein Engel in Weibergestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Adelbert. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht, und nicht sagt: Zuviel, zuviel!

Adelbert. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Adelbert. Die! ich hab viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? das ist eben, als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehn. Es ist der Zunge so wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Adelbert. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl seyn. Das letztemal, daß ich sie sah, hatt ich nicht mehr Sinnen als ein Trunkener. Oder vielmehr kann ich sagen, ich fühlt in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinnen stärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem!

Adelbert. Das ist seltsam!

Franz. Wie ich vom Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm: sie spielten Schach: er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir viel, vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin: sie hatte ihre Augen aufs Brett geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange, halb Physiognomie, halb Empfindung, schien mehrern als nur dem elfenbeinernen König zu drohen, inzwischen daß Adel und Freundlichkeit, gleich einem majestätischen Ehepaar, über den schwarzen Augenbraunen herrschten, und die dunkeln Haare gleich einem Prachtvorhang um die königliche Herrlichkeit herum wallten.

Adelbert. Du bist gar drüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht: ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. — Wie der

Bischof endigte und ich mich neigte, sah sie mich an und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekanntweis! Sag ihm, er mag ja bald kommen! es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. Ich wollt was antworten, aber der Paß vom Gehirn zur Zunge war verstopft; ich neigte mich: ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach, und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleids: das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht, wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Adelbert. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe; um sich zu zerstreuen, hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehn. Wenn sie einen ansieht, ist's als ob man in der Frühlingssonne stände.

Adelbert. Es würd eine schwächere Wirkung auf mich machen.

Franz. Ich hör, ihr seyd so gut als verheirathet.

Adelbert. Wollt, ich wär's! Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen, und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruh und Glückseligkeit. Pack zusammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehn, und wenn der heilige Gregorius in Person meiner begehrte. (Ab.)

Franz. Glaub's noch nicht. Wenn wir nur einmal aus der Atmosphäre hauß sind, wollen wir sehn wie's geht. Marie ist schön, und einem Gefangnen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, sich in sie zu verlieben. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. Aber um dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben, Muth, thätigem Glück! — Ich würd — ich bin ein Narr! — Dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! ich muß hin! Und da will ich sie so lang ansehn, bis ich wieder ganz gescheidt oder völlig rasend werde. (Ab.)

Zweiter Aufzug.

Bamberg.

Ein Saal.

Der **Bischof** und **Adelheid** spielen Schach. **Liebetraut** mit einer Zither. **Hofdamen, Hofleute** um ihn herum.

Liebetraut (spielt und singt).

Berg auf und Berg ab, und Thal aus und Thal ein
Es reiten die Ritter,
Ta ta!
Und blauen sich Beulen und hacken sich klein,
Es fliegen die Splitter.
Ta ta!
Ein Ritter auf seiner Prinzessin Geheiß
Beut Drachen und Teufeln den Krieg.
Tara ta.
Wir schonen das Blut und wir sparen den Schweiß,
Gewinnen auf ander- und andere Weis'
Im Felde der Liebe den Sieg.
Tara ta!

Adelheid. Ihr seyd nicht bei eurem Spiel. Schach dem König.

Bamberg. Es ist noch Auskunft.

Adelheid. Lang werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel spielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär, und verböt's am Hofe und im ganzen Land.

Adelheid. Es ist wahr, das Spiel ist ein Probirstein des Gehirns.

Liebetraut. Es ist nicht darum. Ich wollt lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöser Vögel, lieber das Gebell des knurrischen

Hofhundes Gewissen durch den süßesten Schlaf hören, als von Läufern, Springern und andern Bestien das ewige: Schach dem König!

Bamberg. Wem wird das einfallen?

Liebetraut. Einem, zum Exempel, der schwach wär und ein stark Gewissen hätt, wie das denn meistens beisammen ist. Sie nennen's ein königlich Spiel, und sagen, es sey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr ist, so ist mir's, als wenn ich ihn säh. Er war mineremn, an Verstand oder an Jahren, unter Vormundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe; er war so gefällig wie ein Weidenschößling, und spielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenschaft, behüt Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig ein Gelehrter, zu unlenksam ein Weltmann zu seyn, erfand das Spiel in usum delphini, das so homogen mit seiner Majestät war, und so weiter.

Adelheid. Ihr solltet die Lücken unsrer Geschichtsbücher ausfüllen. Schach dem König! und nun ist's aus.

Liebetraut. Die Lücken der Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unsrer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unsrer Zimmer und unsers Charakters zu tapezieren, seitdem jeder seinen Stammbaum in die Wolken zu treiben sucht, da wär was zu verdienen.

Bamberg. Er will nicht kommen? sagtet ihr.

Adelheid. Ich bitt euch, schlagt's euch aus dem Sinn.

Bamberg. Was das seyn mag?

Liebetraut. Was? die Ursachen lassen sich herunterbeten wie ein Rosenkranz. Und er ist in eine Art von Zerknirschung gefallen, von der ich ihn schon wieder curiren wollt.

Bamberg. Thut das, reitet zu ihm!

Liebetraut. Meine Commission?

Bamberg. Sie soll unumschränkt seyn. Spar nichts, wenn du ihn zurückbringst.

Liebetraut. Darf ich euch auch hineinmischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist weitläufige Commission. Mit Schüler-Bescheidenheit? Die wird roth, wenn sie euch den Fächer aufhebt. Mit

Hofmanns-Bescheidenheit? Die erlaukt sich einen Lach, wenn ihr roth werdet. Mit Liebhaber-Bescheidenheit? Für ihre Lippen ist eure Hand ein Paradies, eure Lippen der Himmel. Bräutigams-Bescheidenheit restirt auf eurem Mund und wagt eine Descente auf den Busen, wo denn Soldaten-Bescheidenheit gleich Poste faßt, und sich von da nach einem Canapé umsieht.

Adelheid. Ich wollt, ihr müßtet euch mit eurem Witz rasiren lassen, daß ihr nur fühltet wie schartig er ist. Kennt ihr mich so wenig? oder seyd ihr so jung, um nicht zu wissen, in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie klug werden.

Liebetraut. Dafür heiß ich Liebetraut. Wißt ihr, wann Rolands Verstand nach dem Mond reis'te?

Adelheid. Wie er Angelikan bei Medorn fand.

Liebetraut. Nein, wie er Angelikan traute. Wär sein Verstand nicht vorher weg gewesen, er wär nie rasend geworden, da er sie in treulosen Umständen sah. Merkt das, gnädige Frau! Wenn ihr mir alle fünf Sinne absprechen wollt, nennt mich nur bei meinem Namen.

Bamberg. Geht, Liebetraut! nehmt das beste Pferd aus unserm Stall, wählt euch Knechte, und schafft mir ihn her!

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt, eine alte Frau, die Warzen und Sommerflecke vertreibt, versteh mehr von der Sympathie als ich.

Bamberg. Was wird's viel helfen! der Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er auch herkommt, so wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage; aber ob er kann? Der Händedruck eines Fürsten und das Lächeln einer schönen Frau halten fester als Ketten und Riegel. Ich eil und empfehl mich zu Gnaden.

Bamberg. Reis't wohl!

Adelheid. Adieu! (Liebetraut ab.)

Bamberg. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bamberg. Nicht doch!

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bamberg. Nein! den spielt Liebetraut. Ich bitt euch, verfagt mir nicht, was mir sonst niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen sehn.

(Ab.)

Jarthausen

Hans von Selbitz. Gottfried.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Gottfried. Es hätt mir's Herz abgefressen, wenn ich ihnen nicht sollt an Hals gekommen seyn. Schon Jahr und Tag geht's mit mir herum. So lang wird's seyn, daß Hans von Littwach verschwunden ist. Kein Mensch wußt, wo er hingekommen war, und mir ging's so nah, daß mein ehmaliger Kamerad im Gefängniß leiden sollt; denn wahrscheinlicher Weise lebt er. Und unter allem Elend geht keins über das Gefängniß.

Selbitz. Ihr könnt davon sagen.

Gottfried. Und mein's zu Heilbronn war noch ritterlich Gefängniß; ich durft auf meinen Eid herumgehn, von meinem Haus in die Kirch. Der arme Littwach, in welchem Loch mag er stecken! denn es ist am Tag: die von Nürnberg haben ihn weggeschleppt. Im Markgräfischen ist einer niedergeworfen worden, der bekennt, er hab ihn an ihre Knechte verrathen. Sein Bekenntniß in der Urfehd hat mir der Markgraf auf mein Bitten zugesandt. Und obgleich viele bisher feindlich bös gethan haben und geschworen, sie wollten die Türken aus Jerusalem beißen, wenn sie an Haufens von Littwach Unfall Schuld hätten, so ist doch jetzt, da es zur Sache kommt, niemand als der getreuherzige Gottfried von Berlichingen, der der Katze die Schelle anhängen mag.

Selbitz. Wenn ihr meine zwei Hände brauchen könnt, sie stehn euch zu Diensten.

Gottfried. Ich zählt auf euch. Wollt Gott, der Burgermeister von Nürnberg, mit der güldnen Ketten um den Hals, käm uns in Wurf! er sollt sich verwundern.

Selbitz. Ich hör, Weislingen ist wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Gottfried. Noch nicht! es hat seine Ursachen, warum er uns noch nicht öffentlichen Vorschub thun darf; doch ist's eine Weil genug, daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff ist ohne ihn, was ein Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehn wir aus?

Gottfried. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott! (Ab.)

Zu Bamberg

Zimmer der Adelheid

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er ist da? sagst du. Ich glaub's kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht selbst gesehen hätt, würd ich sagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Bischof in Gold einfassen; er hat ein Meisterstück gemacht.

Fräulein. Ich sah ihn, wie er zum Schloßthor hineinreiten wollt. Er saß auf einem Schimmel: das Pferd scheute wie's ans Thor kam, und wollt nicht von der Stell. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu sehn, und schien mit freudigen Augen dem Pferd für die Unart zu danken, womit es ihn länger in ihrem Gesicht hielt. Mit einer angenommen Gleichgültigkeit saß er droben, und mit wohlgemischtem Schmeicheln und Drohen brach er endlich des Pferdes Eigensinn, und so zog er mit seinen Begleitern in den Hof.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er gleicht dem Kaiser hier (sie weist auf Portrait), als wenn er sein Zehn wär, die Nase nur etwas kleiner: eben so freundliche, lichtbraune Augen, eben so ein blondes schönes Haar. Und gewachsen wie eine Puppe! — Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu sehn.

Fräulein. Das wär ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin!

Liebetraut (kommt) Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe! denn nach dem zu rechnen, habt ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wolltet ihr sagen: denn wenn's je geschah, schwatzt ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihrs gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt nur zu gut, wie man Männer fängt: soll ich euch meine geringe Kunststückchen zu den eurigen lernen? Erst that ich als wüßt ich nichts, verstünd nichts von seiner Aufführung, und setzt ihn dadurch in Desavantage, die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnt gar nicht finden, und so weiter. Dann red'te ich von Bamberg, und ging sehr ins Detail, erweckte gewisse alte Ideen; und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpft ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußt nicht wie ihm geschah, er fühlte sich einen Zug nach Bamberg, er wollt, ohne zu wollen. Wie er nun in sein Herz ging, und das entwickeln wollt, und viel zu sehr mit sich beschäftigt war, um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus zwei mächtigen Stricken, Weibergunst und Schmeichelei, gedreht, und so hab ich ihn hergeschleppt.

Adelheid. Was sagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautere Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten, hättet gehofft, da er beim Kaiser so viel gelte, würd er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl!

Liebetraut. Der Bischof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte sie mit einem Herzen wie ich selten Besuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbitz. Georg, als Knecht.

Gottfried. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg?

Georg. Er war Tags vorher mit einem von Hof nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Gottfried. Ich ſeh nicht ein, was das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell, als daß ſie dauerhaft hätt ſeyn ſollen.

Gottfried. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Gottfried. Ich glaub's nicht. Wer weiß, wie nöthig es war an Hof zu gehn! vielleicht iſt man ihm noch ſchuldig. Wir wollen das Beſte denken.

Selbitz. Wollt Gott, er verdient es, und thät das Beſte.

Gottfried. Reit jetzt auf Kundſchaft, Georg! Es iſt eine ſchöne Uebung für dich; in dieſen Fällen lernt ein Reitersmann Vorſichtigkeit und Muth verbinden.

Schloß zu Bamberg.

Der Biſchof. Weislingen.

Bamberg. Du willſt dich nicht länger halten laſſen?

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Bund brechen ſoll.

Bamberg. Ich hätt verlangen können, du ſollteſt ihn nicht eingehn. Was für ein Geiſt regierte dich? Kennt ich dich ohne das nicht befreien? gelt ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehn! verzeiht nur, wenn ihr kennt!

Bamberg. Hatt ich das um dich verdient? Geſetzt, du hätteſt verſprechen, nichts gegen ihn zu unternehmen: gut! Die Fehde mit ihm war immer eine von meinen kleinſten Beſorgniſſen. Triebſt du ſie nicht ſelbſt am ſtärkſten? Hätt ich nicht alles gegeben, um dich loszukriegen und um in Ruh mit ihm zu kommen? Und er läßt ſich weiſen. Aber

Weissagungen des Bakis.

nein! du verbindest dich gar mit ihm, wie ich wohl merk: du wirst mein Feind! — Verlaß mich, Adelbert! aber ich kann nicht sagen, du thust wohl.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Bamberg. Ich geb dir meinen Segen. Sonst wenn du gingst, sagt ich auf Wiedersehn. Jetzo! Wollt Gott, wir sähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann sich vieles ändern.

Bamberg. Es hat sich leider schon zu viel geändert. Vielleicht seh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern die Felder verheeren, die ihren blühenden Zustand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr!

Bamberg. Ihr könnt nicht Nein sagen! Würtenberg hat einen alten Zahn auf mich. Berlichingen ist sein Augapfel, und ihr werdet inskünftige das Schwarze drin seyn. Geht, Weisling! ich hab euch nichts mehr zu sagen; denn ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich sagen soll. (Bamberg ab.)

Franz (tritt auf). Adelheid erwartet euch: sie ist nicht wohl, und doch will sie euch ohne Abschied nicht lassen.

Weislingen. Komm!

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch diesen Abend!

Franz. Mir ist, als ob ich aus der Welt sollt.

Weislingen. Mir auch, und noch dazu als wüßt ich nicht wohin. (Ab.)

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr seht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. Ich lieb ihn nicht, und ich wollt doch, er blieb. Siehst du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, daß er geht?

Adelheid. Er ist zum Bischof, um Lebewohl zu sagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen schweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau! Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er. (Ab.)

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerlei ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer: was fragt ihr, ob wir leben oder ſterben!

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehm euch, wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyt ihr ein Chamäleon.

Weislingen. Wenn ihr in mein Herz ſehn könntet!

Adelheid. Schöne Raritäten würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! denn ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel, bei den Porträts ausgeſtorbner Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt, ihr red't mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten, wenn ſie Masken unſrer Thaten ſind; ein Vermummter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht, und red't das Gegentheil: was ſoll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem was ich bin, daß mir wenig bang iſt, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen, und ich will ſagen: Lebt wohl! Ihr erinnert mich! — Ich bedacht nicht! — Ich bin euch beſchwerlich, gnädige Frau! —

Adelheid. Ihr legt's falſch aus. Ich wollt euch fortheifen: denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt: ich muß! Zog mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! geht! erzählt das jungen Mädchen, die den Theuerdank leſen und ſich ſo einen Mann wünſchen! Ritterpflicht! Kinderſpiel.

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo?

Adelheid. Bei meinem Eid! ihr verſtellt euch. Was habt ihr verſprochen? und wem? Einem Manne, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennet, in eben dem Augenblick da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt, Pflicht zu leiſten, die nicht gültiger ſeyn kann als ein ungerechter gezwungner Eid! — Entbinden nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben! Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden! ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Räubers! Du, Weislingen, mit deiner ſanften Seele! —

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet! —

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum weh dir, Weislingen! Geh und bilde dir ein, Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh und laß dich beherrſchen! Du biſt freundlich, gefällig, liebreich.

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend und er nicht. Unverſehens wird er dich wegreißen, und dann fahr wohl Freiheit! Du wirſt ein Sklav eines Edelmannes werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit, dir deinen künftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Das koſtet ihn ſo viel als einen Fürſten ein Kopfnicken, und ging vielleicht juſt ſo von Herzen. Und im Grund, wie hätt er dich anders behandeln ſollen? Du rechneſt ihm zur Gefälligkeit, was Schuldigkeit war.

Weislingen. Ihr red't von eurem Feind.

Adelheid. Ich red'te für eure Freiheit — und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Intereſſe dran nahm. Lebt wohl!

Weislingen. Erlaubt mir noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen (nach einer Pauſe beängſtet). Ich muß fort! —

Adelheid (mit Verdruß). So geht!

Weislingen. Gnädige Frau! Ich kann nicht.

Adelheid (höniſch). Ihr müßt!

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid. Geht! ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an!

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haß euch.

Franz (kommt). Der Biſchof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied. Ich ſeh euch noch einmal. (Ab.)

Adelheid. Noch einmal? Wir wollen dafür ſeyn. Margarethe, wenn er kommt, weiſt ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſem Weg. (Ab.)

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn!

Franz. Es wird Nacht: ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät: wir bleiben hier! (Franz ab.) Du bleibſt hier! und warum? ſie noch einmal zu ſehen! haſt du ihr was zu ſagen? — Man ſagt, Hunde heulen und zittern auf Kreuzwegen für Geſpenſtern, die dem Menſchen unſichtbar vorbeiziehen. Sollen wir den Thieren höhere Sinne zuſchreiben? Und doch — — das führt zum Aberglauben! Mein Pferd ſcheute, wie ich zum Schloßthor hereinwollte, und ſtund unbeweglich. Vielleicht, daß die Gefahren, die meiner warteten, in ſcheußlichen Geſtalten mir entgegeneilten, mit einem hölliſchen Grinſen mir einen fürchterlichen Willkommen boten, und mein edles Pferd zurückſcheuchten. Auch iſt mir's ſo unheimlich, wohin ich trete. Es iſt mir ſo bang, als wenn ich von meinem Schutzgeiſt verlaſſen, feindſeligen Mächten überliefert wär. Thor! — hier liegt dein Feind, und die reinſte Himmelsluft würd zur beklemmenden Atmoſphäre um dich her.

Jarthausen.

Eliſabeth. Maria.

Maria. Kann ſich mein Bruder entſchließen, den Jungen ins Kloſter zu thun?

Eliſabeth. Er muß. Denk nur ſelbſt, welche Figur würd Carl dereinſt als Ritter ſpielen!

Maria. Eine recht edle, erhabne Rolle.

Eliſabeth. Vielleicht in hundert Jahren, wenn das Menſchengeſchlecht recht tief heruntergekommen ſeyn wird. Jetzo, da der Beſitz unſrer Güter ſo unſicher iſt, müſſen wir Männer zu Hausvätern haben. Carl, wenn er eine Frau nähm, könnt ſie nicht mehr Frau ſeyn als er.

Maria. Mein Bruder wird mitunter ungehalten auf mich ſeyn; er gab mir immer viel Schuld an des Knaben Gemüthsart.

Eliſabeth. Das war ſonſt! Jetzo ſieht er deutlich ein, daß es Geiſt beim Jungen iſt, nicht Beiſpiel. Wie ich ſo klein war, ſagt er neulich, hundert ſolche Tanten hätten mich nicht abgehalten, Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stall zu reſidiren. Der Junge ſoll ins Kloſter!

Maria. Ich kann es nicht ganz billigen. Sollt denn in der Welt kein Platz für ihn ſeyn?

Eliſabeth. Nein, mein Liebe. Schwache paſſen an keinen Platz in der Welt, ſie müßten denn Spitzbuben ſeyn. Deßwegen bleiben die Frauen, wenn ſie geſcheidt ſind, zu Hauſe, und Weichlinge kriechen ins Kloſter. Wenn mein Mann ausreit, es iſt mir gar nicht bang: wenn Carl auszög, ich würd in ewigen Aengſten ſeyn. Er iſt ſichrer in der Kutte als unter dem Harniſch.

Maria. Mein Weislingen iſt auch ſanfter Natur, und doch hat er ein edles Herz.

Eliſabeth. Ja! ja! Dank er's meinem Manne, daß er ihn noch bei Zeiten gerettet hat. Dergleichen Menſchen ſind gar übel dran: ſelten haben ſie Stärke der Verſuchung zu widerſtehn, und niemals Kraft ſich vom Uebel zu erlöſen.

Maria. Dafür beten wir um beides.

Eliſabeth. Nur dann reflectirt Gott auf ein Gebet, wenn all

unſre Kräfte geſpannt ſind, und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen, was uns aufgelegt iſt. In dem Fall, wovon wir ſprechen, gähnt meiſtentheils eine mißmuthige Faulheit ein halbes Seufzerchen: Lieber Gott, ſchaff mir den Apfel dort vom Tiſch her! ich mag nicht aufſtehn! Schafft er ihn nicht, nun ſo iſt ein Glück, daß wir keinen Hunger haben. Noch einmal gegähnt, und dann eingeſchlafen!

Maria. Ich wünſcht ihr gewöhntet euch an, von heiligen Sachen anſtändiger zu reden.

Bambers

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden. Reden mag ich nichts, und ich ſchäme mich zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger, als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſowohl als euren Umgang. Ich wollt ihr wärt wo ihr hin wolltet, und ich hätt euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſre liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid. Declamirt wider die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen, ihr, die ihr ſelten ſeyd was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben von dem Saum eures Kleides, den eure Anſätze verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter!

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich euch kannte, Weislingen, ging mir's faſt wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: Möchteſt du

doch diese Quintessenz des männlichen Geschlechts, diesen Phönix Weislingen zu Gesichte kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix ward zum ordinären Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es schien so.

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertraft euren Ruf. Die Menge schätzt nur den Widerschein des Verdienstes. Wie mir's denn geht, daß ich über die Leute nicht denken kann, die mich interessiren, so lebten wir eine Zeit lang neben einander, ohne zu merken was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf: ich sah statt des activen Manns, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf gestiegen war, den sah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnt. Jetzo, da es von Tag zu Tag schlimmer mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht; ich schenkte sie einem andern auf Lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Noch ein paar Worte, so sollt ihr Abschied haben! Ich dacht: es ist Gährung. Weh dem Berlichingen, daß er diesen Sauerteig hereinwarf! Ich dacht: Er hat sich neue, noch unentwickelte Kräfte gefühlt, da er sich an einem großen Feind maß; es arbeitet jetzo in seiner Seele; die äußere Ruhe ist ein Zeichen der innern Wirksamkeit.

Weislingen. Du hast dich nicht geirrt: es arbeitete hier und bläht sich noch.

Adelheid. Die Fäulniß arbeitet auch: aber zu welchem Zweck! Wenn es das ist, wie ich fürcht, so laß mich keinen Zeugen abgeben! Ich würd der Natur fluchen, daß sie ihre Kräfte so mißbraucht.

Weislingen. Ich will euch aus den Augen gehn.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren ist! Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. Armer Mensch! ihr seyd so mißmuthig, wie einer dem sein erstes Mädchen untreu wird: und eben darum geb ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand! verzeiht mir was ich aus Liebe gesagt habe.

Weislingen. Zauberin!

Adelheid. Wär ich's, ihr ſolltet ein andrer Mann ſeyn. Schämt euch, wenn's die Welt ſäh! Um einer elenden Urſache willen, die ihr euch gewiß nicht ſelbſt geſtehn mögt! Wie ich ein klein Mädchen war, ich weiß es noch auf einen Punkt, machte mir meine Mutter ein ſchönes Hofkleid, war roſenfarb. Ich machte der Fürſtin von Anhalt die Aufwartung: da war ein Fräulein, die hatt ein Kleid an, war feuerfarb. Das hätt ich auch haben mögen, und weil ich mein's hatte, achtet ich's geringer, und ward unleidſam, und wollte mein roſenfarbnes Kleid nicht anziehen, weil ich kein feuerfarbnes hatte. Seht, das iſt euer Fall. Ich dacht: du haſt gewiß das ſchönſte Kleid, und wie ich andre ſah, die mir gleich waren, das neckte mich. Weislingen! ihr wolltet der erſte ſeyn und der einzige. Das geht in einem gewiſſen Kreis. Aber unglücklicher Weiſe kamt ihr hinaus, fandet wie die Natur mit viel Gewichtern ihre Maſchinen treibt: und das ärgerte euch. Spielt nicht das Kind! Wenn er die Geige ſpielt, wollen wir die Flöte blaſen; eine Virtueſität iſt die andre werth.

Weislingen. Hilf ihr, mein Genius! Adelheid! Das Schickſal hat mich in eine Grube geworfen; ich ſeh den Himmel über mir, und ſeufze nach Freiheit. Deine Hand!

Adelheid. Du biſt befreit; denn du willſt. Der elendſte Zuſtand iſt nichts wollen können. Füht dich! und du biſt alles was du warſt. Kannſt du leben, Adelbert, und einen mächtigen Nebenbuhler blühn ſehn? Frißt nicht die magerſte Aehre ſeines Wohlſtandes deine fettſten, indem ſie ringsumher verkündet, Adelbert wagt nicht mich auszureißen! Sein Daſeyn iſt ein Monument deiner Schwäche. Auf! zerſtör's, da es noch Zeit iſt. Leben und leben laſſen iſt ein Sprüchelchen für Weiber. Und man nennt dich einen Mann!

Weislingen. Und ich will's ſeyn. Weh dir, Gottfried, wenn das Glück meiner Adelheit Nebenbuhlerin iſt! Alte Freundſchaft, Gefälligkeit, und die alte Frau Menſchenliebe hatte meine Entſchließungen mit Zauberformeln niedergeſchläfert; du haſt den Zauber aufgelöſ't. Und nun, gleich entfeſſelten Winden über das ruhende Meer! Du ſollſt an die Felſen, Schiff, und von da in Abgrund! und wenn ich mir die Backen drüber zerſprengen ſollte!

Adelheid. So hör ich euch gern.

Weislingen. Der Kaiſer hält einen Reichstag zu Augsburg. Ich

will hin, und du sollst sehn, Adelheid, ob ich nicht mehr bin als der Schatten eines Manns.

Adelheid. Mich däucht, ich seh einen auferstandnen verklärten Heiligen in dir. In deinen Augen glüht ein Feuer, das deine Feinde verzehren wird. Komm, Adelbert, zum Bischof. Komm! Victoria ist ein Weib, sie wirft sich dem Tapfersten in die Arme. (Ab.)

Im Speßart.

Gottfried. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr seht, es ist gegangen wie ich gesagt habe.

Gottfried. Nein, nein, nein!

Georg. Glaubt, ich bericht euch mit der Wahrheit! Ich that wie ihr befahlt, borgte von einem Pfälzer den Rock und das Zeichen. Und damit ich doch mein Essen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckische Bauern nach Bamberg.

Selbitz. In deiner Verkappung? Das hätt dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hintendrein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hört ich erzählen, Weislingen und der Bischof seyn ausgesöhnt, und man red'te viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Gottfried. Gespräche!

Georg. Ich sah ihn, wie er sie zu Tafel führte! Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön. Wir bückten uns all, sie dankte uns allen; er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: ein schönes Paar.

Gottfried. Das kann seyn.

Georg. Hört weiter! Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben; ich stund unten an der Treppe, und sagte leise zu ihm: Ein paar Worte von eurem Bertichingen! Er ward bestürzt; ich sah das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht; er hatte kaum das Herz mich anzusehn, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als dein Stand.

Georg. Du bist Pfalzgräflich, sagt er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagt ich, und soll fragen — Komm morgen früh, sagt er, an mein Zimmer; wir wollen weiter reden.

Gottfried. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehn, lang! lang! Endlich führt man mich hinein. Er schien bös. Mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und sagte meine Commission; er that feindlich bös, wie einer der nicht merken lassen will, daß er kein Herz hat. Er verwunderte sich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede setzen ließt. Das verdroß mich. Ich sagt, es gäb nur zweierlei Leut, Ehrliche und Schurken, und daß ich ehrlich wär, säh er daraus daß ich Gottfried von Berlichingen diente. Nun fing er an, allerlei verkehrtes Zeug zu schwätzen, das darauf hinausging, ihr hättet ihn übereilt, er sey euch keine Pflicht schuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Gottfried. Hast du das aus seinem Mund?

Georg. Das und noch mehr.

Gottfried. Es ist genug. Der wär nun verloren! Treu und Glauben, du hast mich wieder betrogen! Arme Marie! wie werd ich dir's beibringen!

Selbitz. Ich wollt lieber mein ander Bein dazu verlieren als so ein Hundsfutt seyn.

Seltſam iſt Propheten Lied:
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.

Dritter Aufzug.

Der Reichstag zu Augsburg.

Kaiser Maximilian. Mainz. Bamberg. Anhalt. Nassau. Weißlingen. Andere Herren.

Maximilian. Ich will euch die Köpfe zurecht setzen! Wofür bin ich Kaiser? Soll ich nur Strohmann seyn und die Vögel von euren Gärten scheuchen? keinen eignen Willen haben? bildet's euch nicht ein! Ich will eine Contribution von Geld und Mannschaft wider den Türken; das will ich, sag ich euch, und keiner unterstеh sich darwider zu reden.

Mainz. Es müßt der kühnste Rebell seyn, der einer geheiligten Majestät ins Angesicht widersprechen, und in die Flammen ihres Grimms treten wollt. Auch weichen wir vor eurer Stimme, wie Israel vor dem Donner auf Sinai. Seht, wie die Fürsten umherstehn, getroffen wie von einem unvermutheten Strafgerichte. Sie stehn, und gehn in sich selbst zurück, und suchen wie sie es verdient haben. Und verdient müssen wir's haben, obgleich unwissend. Ew. Majestät verlangen einen Türkenzug. Und so lang ich hier sitze, erinner' ich mich keinen, der Nein gesagt hätte. Waren nicht alle willig? alle? — Es ist Jahr und Tag, wie Ihro Majestät es zum erstenmal vortrugen. Sie stimmten all ein, die Fürsten, und in ihren Augen leuchtete ein Feuer, denen Feinden ein schreckliches Meteor. Ihr Geist flog muthig schon nach den ungrischen Gränzen, als er auf einmal durch ein jämmerliches Wehklagen zurückgehalten wurde: es waren die Stimmen ihrer Weiber, ihrer unmündigen Söhne, die gleich Schafen in der Wüste mörderischen Wölfen Preis gegeben waren. Würd nicht Elias selbst auf dem feurigen Wagen, da ihn feurige Rosse zur Herrlichkeit des Herrn führten, in diesem Fall sich zurück nach der Erde gesehnt haben? Sie baten flehentlich um die Sicherheit ihrer Häuser, ihrer

Familien, um mit freiem und ganzem Herzen dem Flug des Reichsadlers folgen zu können. Es ist Ew. Majestät nicht unbekannt, in wiefern der Landfriede, die Achtserklärungen, das Kammergericht bisher diesem Uebel abgeholfen hat. Wir sind noch wo wir waren, und vielleicht übler dran. Wohldenkende Ritter gehorchen Ew. Majestät Befehlen, begeben sich zur Ruh, und dadurch wird unruhigen Seelen der Kampfplatz überlassen, die sich auf eine ausgelassene Weise herumtummeln und die hoffnungsvollsten Saaten zertreten. Doch ich weiß, Ew. Majestät zu gehorchen, wird jeder gern sein Liebstes hintansetzen. Auf! meine Freunde, auf! gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit! Ihr seht, wie nöthig unser großer Kaiser es findet, einem größern Verlust mit einem kleinern vorzubeugen. Auf! verlaßt eure Besitzthümer, eure Weiber, eure Kinder, und zeigt in einem unerhörten Beispiel die Stärke der deutschen Lehnspflicht und eure Ergebenheit für euren erhabnen Monarchen! Kommt ihr zurück und findet eure Schlösser verheert, euer Geschlecht vertrieben, eure Besitzthümer öde, o, so denkt, der Krieg, den ihr an den Gränzen führtet, hab in dem Herzen des Reichs gebrannt, und ihr habet der allgemeinen Ruh und Glückseligkeit die eurige aufgeopfert. Die Ruinen eurer Schlösser werden künftigen Zeiten herrliche Denkmale seyn, und laut ausrufen: So gehorchten sie ihrer Pflicht, und so geschah ihres Kaisers Wille.

Kaiser. Ich geh, euch euren Entschließungen zu überlassen. Und wenn ihr dann sagt, ich hab euch gezwungen, so lügt ihr.

Ein Garten

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehn; denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bambergs Freund! das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl! Da kommen sie.

Erster Kaufmann. Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser. Ich bin unmuthig, Weislingen. Und wenn ich auf mein vergangnes Leben zurücksehe, möcht ich verzagt werden, so viel halbe, so viel verunglückte Unternehmungen! Und das alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wär als an meinen Gedanken. Mein bester Schwimmer erstickte in einem Sumpf. Deutschland! Deutschland! du siehst einem Moraste ähnlicher als einem schiffbaren See.

(Die Kaufleute werfen sich ihm zu Füßen.)

Erster Kaufmann. Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser. Wer seyd ihr? was giebt's?

Erster Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Ew. Majestät Knechte, und flehn um Hülfe. Gottfried von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unsrer dreißig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleit niedergeworfen und beraubt. Wir bitten Ew. Kaiserliche Majestät um Hülfe und Beistand, sonst sind wir alle verdorbne Leut, genöthigt unser Brod zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! heiliger Gott! was ist das? Der eine hat Eine Hand, der andre nur Ein Bein! Wenn sie denn erst zwo Händ hätten und zwo Bein, was wolltet ihr denn thun!

Erster Kaufmann. Wir bitten Ew. Majestät unterthänigst, auf unsre bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserlicher Majestät und dem Reich viel gelegen ist, so daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und andres betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen!

Weislingen (zu den Kaufleuten). Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht, und verweilt einige Tage hier!

Die Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab).

Kaiser. Wieder neue Händel! sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert und einer herculischen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich hoffe es auszuführen. Das Beschwerlichste ist gethan. Hat Ew. Majestät Wort nicht den Sturm gelegt und die Tiefe des Meers beruhigt? Nur kleine, ohnmächtige Winde erschüttern muthwillig die Oberfläche der Wellen. Noch ein Machtwort, so sind auch die in ihre Höhlen gescheucht! Es ist mir nichts das ganze Reich, das über Beunruhigung Klagen führen kann: Franken und Schwaben glimmt noch von den Resten des ausgebrannten Feuers, die ein unruhiger Geist manchmal aus der Asche weckt und in der Nachbarschaft herumtreibt. Hätten wir den Sickingen, den Selbitz, — den Berlichingen, diese flammenden Brände, aus dem Wege geschafft, wir würden bald das übrige in todte Asche zerfallen sehn.

Kaiser. Ich möcht die Leut gern schonen: sie sind tapfer und edel. Wenn ich einen Krieg führt, müßt ich sie unter meiner Armee haben, und da wären sie doch ruhig.

Weislingen. Es wär zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es äußerst gefährlich, ihre aufrührische Unternehmungen durch kriegerische Ehrenstellen zu belohnen. Es ist nicht genug, ihre Personen auf die Seite zu schaffen: sondern der Geist ist zu vertilgen, den das Glück ihrer rebellischen Unruh unhergeblasen hat. Der Befehdungstrieb steigt bis zu den geringsten Menschen hinunter, denen nichts Erwünschter's erscheint als ein Beispiel, das unbändiger Selbstgelassenheit die Fahne verträgt.

Kaiser. Was glaubt ihr daß zu thun?

Weislingen. Die Achtserklärung, die jetzo, gleich einem vermummten Weibe, nur Kinder in Aengsten setzt, mit dem Kaiserlichen Rachschwert zu bewaffnen und, von tapfern und edlen Fürsten begleitet, über die unruhigen Häupter zu senden. Wenn es Ew. Majestät Ernst ist, die Fürsten bieten gern ihre Hände: und so garantir ich, in weniger als Jahresfrist das Reich in der blühendsten Ruhe und Glückseligkeit zu sehn.

Kaiser. Man hätt jetzo eine Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu Leid geschähe. Gefangen möcht ich sie haben. Und dann müßten sie eine Urfehd schweren, auf ihren Schlossern ruhig zu bleiben und nicht aus ihrem Bann zu gehn. Bei der nächsten Session will ich's vertragen.

Weislingen. Ein freudiger beistimmender Zuruf wird Ew. Majestät das Ende der Rede ersparen. (Ab.)

Jarthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja! ich komm, eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten. Und wenn ihre heilde Seele mir sie zum Eigenthum übergiebt, dann Gottfried —

Gottfried. So wollt ich, ihr wärt eher kommen. Ich muß euch sagen, Weislingen hat während seiner Gefangenschaft sich in ihren Augen gefangen, um sie angehalten, und ich sagt sie ihm zu. Ich hab ihn losgelassen den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in seiner Gefangenschaft Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott, auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Gottfried. Wie ich sag.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen, ein Band an dem selbst die scharfe Sense des Todes hätt stumpf werden sollen.

Gottfried. Sie sitzt, das arme Mädchen! und verjammert und verbet't ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie zu singen machen.

Gottfried. Wie! entschließt ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu seyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehn, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleib drauf, sie soll Königin von meinen Schlössern werden.

Gottfried. Ich sag euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir so wenig zu, daß ich den Schatten eines Elenden nicht sollte verjagen können? Laß uns zu ihr!

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn, und unsre Leut so viel möglich schonen. Auch ist unsre gemeßne Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten; denn wer mag sich an ihn machen!

Erster Officier. Freilich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebenlang nichts zu Leide gethan, und jeder wirr's von sich schieben, Kaiser und Reich zu Gefallen Arm und Bein dran zu setzen.

Zweiter Officier. Es wär 'ne Schande, wenn wir ihn nicht kriegten! Wenn ich ihn nur einmal beim Lippen hab, er soll nicht loskommen.

Erster Officier. Faßt ihn nur nicht mit den Zähnen, ihr! er möcht euch die Kinnladen ausziehn. Guter junger Herr, dergleichen Leute packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Officier. Wollen sehn.

Hauptmann. Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen und einen Trupp ausschicken, der ihn beobachten soll.

Zweiter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zweiter Officier. Ich hab einen Knecht, der hier geboren und erzogen ist.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden.

Jaxthausen.

Sickingen (allein). Es geht alles nach Wunsch. Sie war etwas bestürzt über meinen Antrag, und sah mich von Kopf bis auf die Füße an; ich wett sie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Gott sey Dank, daß ich mich stellen darf! Sie antwortete wenig und durch einander. Desto besser! Es mag 'ne Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebesunglück geheizt sind, wird ein Heirathsvorschlag bald gar. (Gottfried kommt.) Was bringt ihr, Schwager?

Gottfried. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Gottfried. Da! lest den erbaulichen Brief! Der Kaiser hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felt zu fressen vorschneiden soll.

Sickingen. Erst sollen sie dran! Just zur gelegnen Zeit bin ich hier.

Gottfried. Nein, Sickingen! ihr sollt fort. Das hieß eure große Anschläge im Keim zertreten, wenn ihr zu so ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir könnt ihr weit mehr nützen, wenn ihr neutral zu seyn scheint. Der Kaiser liebt euch, und das Schlimmste, was mir begegnen kann, ist gefangen zu werden. Dann braucht euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide stürzen könnte. Denn was wär's! Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren sie, du bist bei mir, so schicken sie mehr, und wir sind um nichts gebessert. Der Kaiser sitzt an der Quelle, und ich wär schon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnt, als man einen Haufen zusammenblasen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch stoßen lassen.

Gottfried. Gut! Ich hab schon Georgen nach dem Selbitz geschickt, und meine übrige Knechte in der Nachbarschaft herum. Lieber Schwager! wenn meine Leute beisammen sind, es wird ein Häufchen seyn, dergleichen wenig Fürsten beisammen gesehn haben.

Sickingen. Ihr wertet gegen die Menge wenig seyn.

Gottfried. Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Gottfried. Sorg du! Und es sind lauter Miethlinge. Und dann kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von seinen Handlungen ist. Zu Hause sitzt der Fürst und macht einen Operationsplan; das ist die rechte Höhe! So ging mir's auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugesagt hatte, gegen Konrad Schetten zu dienen. Da legt er mir einen Zettel aus der Kanzlei vor, wie ich reiten und mich halten sollt. Da wurf ich den Räthen das Papier wieder dar und sagt, ich wüßt nicht darnach zu handeln. Ich weiß ja nicht, was mir begegnen mag: das steht nicht im Zettel. Ich muß die Augen selbst aufthun und sehn, was ich zu schaffen hab!

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort, und dir ſchicken was ich in der Eil zuſammentreiben kann.

Gottfried. Komm noch mit zu meinen Weibsleuten! Ich ließ ſie beiſammen. Ich wollt, daß du ihr Wort hättſt, eh du gingſt. Dann ſchick mir die Reiter, und komm heimlich wieder ſie abzuholen; denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen. (Ab.)

Bamberg.

Adelheid (mit einem Briefe). Das iſt mein Werk! Wohl dem Menſchen, der ſtolze Freunde hat! (Sie lieſt.) „Zwei Executionen ſind verordnet! eine von vierhundert gegen Berlichingen, eine von zweihundert wider die gewaltſamen Beſitzer deiner Güter. Der Kaiſer ließ mir die Wahl, welche von beiden ich führen wollte. Du kannſt denken, daß ich die letzte mit Freuden annahm.“ Ja, das kann ich denken! kann auch die Urſach rathen: du willſt Berlichingen nicht ins Angeſicht ſehn. Inzwiſchen warſt du brav. Fort, Adelbert! gewinne meine Güter! Mein Trauerjahr iſt bald zu Ende, und du ſollſt Herr von ihnen ſeyn.

Jaxthauſen.

Gottfried. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn ihn nicht: es iſt ein kleiner Mann mit ſchwarzen, feurigen Augen und einem wohlgeübten Körper.

Gottfried. Bring ihn herein. (Georg kommt.) Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerſen. Mich ſelbſt. Das iſt nicht viel; doch alles, was es iſt, biet ich euch an.

Gottfried. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen!

Lerſen. Franz Lerſen.

Gottfried. Ich dank euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Manne bekannt gemacht habt.

Lerſen. Ich macht euch ſchon einmal mit mir bekannt; aber damals dankte ihr mir nicht dafür.

Gottfried. Ich erinnre mich eurer nicht.

Lerſen. Es wär mir leid! Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Konrad Schetten Feind wart, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Gottfried. Wohl weiß ich's.

Lerſen. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegenkamt?

Gottfried. Richtig! Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen; waren unſrer ſechzehn — und hielt am Dorf hinter der Scheuer, inwillens ſie ſollten bei mir verbeiziehn. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerſen. Aber wir ſahen euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir ſahen, ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir hinab.

Gottfried. Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchſeß durchſtach mir einen Knecht; dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Männlein, es wär mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſen. Das Männlein, wovon ihr ſagtet —

Gottfried. Es war der bravſte Knecht, den ich geſehn habe: er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dacht, ich hätt's von mir gebracht und wollt mit andern zu ſchaffen haben, war's wieder an mir und ſchlug feindlich zu; es hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſen. Habt ihr's ihm verziehen?

Gottfried. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſen. Nun ſo hoff ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet; ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Gottfried. Biſt du's? O willkommen, willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern einen ſo geworben?

Lerſen. Mich wundert's, daß ihr nicht bei Anfang der Erzählung auf mich gefallen ſeyd.

Gottfried. Wie ſollt mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſen. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Ich kannt euren Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſaht, es war nicht Furcht; denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt euch kennen. Ihr überwandet nicht nur meinen Arm, ihr überwandet mich, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Gottfried. Wie lang wollt ihr bei mir aushalten?

Lerſen. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Gottfried. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein andrer, und drüber wie der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt). Hans von Selbitz läßt euch grüßen, morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Gottfried. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten und zu necken.

Gottfried. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Gottfried. Nicht mehr? Komm, Lerſen, wir wollen ſie zuſammenſchmeißen; wenn Selbitz kommt, daß er ſehen ein Stück Arbeit gethan findt.

Lerſen. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Gottfried. Zu Pferd!

Wald an einem Moraſt.

Zwei Reichsknechte, begegnen einander.

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblick vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

1.

Wahnſinn ruft man dem Calchas, und Wahnſinn ruft man Caſſandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und eh'geſtern geſprochen — wer hört's?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald du ihn gehest, ſo wird er
Breiter; aber du ziehſt Schlangengewinde dir nach.
Biſt du ans Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gieb ſie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünſchelruthen ſind hier, ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menſchengeſichte,
Sich der prophetiſche Gaſt über den Spiegel beſtrebt;
Läßt den ſilbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem ſchwimmenden gleich goldene Ströme ſich nach.

5.

Zweie ſeh' ich! den Großen! ich ſeh' den Größern! Die beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſey, redet die Parze nur aus.

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verläufſt du dich denn hierher?

Zweiter Knecht. Ich bitt dich, verrath mich nit. Ich will aufs nächſte Dorf und ſehn, ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Officier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So! er thut ſich was zu guts vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten? ſchön Exempel!

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke!

Zweiter Knecht. Wär ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettre auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich ſteck mich in den Sumpf.

Gottfried. Lerſen. Georg. Andere Knechte zu Pferd.

Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken. (Zieben vorbei.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baum). Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht. Michel! ſie ſind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh, er iſt verſunken! Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. So lauert der Tod auf den Feigen, und reißt ihn in ein unrühmlich Grab. Fort! du ſelbſt Schurke! Fort! zu deinem Haufen. (Ab.)

Gottfried (zu Pferd). Halt bei den Gefangnen, Georg! Ich will ſehn ihren flüchtigen Führer zu erreichen. (Ab.)

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferde, daß der Federbuſch im Koth ſtack. Seine Reiter huben ihn aufs Pferd, und fort wie beſeſſen. (Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig

ausrücken bis an die Mühle. Wenn er ſich zu weit wagt, erwiſcht ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweiter Ritter (geführt).

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr? Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Zweiter Ritter. Daß dich die Peſt! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dambirſch, ſie wären geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd nein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott, daß ihr noch ſo davon gekommen ſeyd!

Zweiter Ritter. Es iſt nichts zu danken; ein paar Rippen ſind entzwei. Wo iſt der Feldſcheer? (Ab.)

Zarthauſen.

Gottfried. Selbitz.

Gottfried. Was ſagteſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Gottfried. Meinſt du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Gottfried. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, ſag ich dir, er war um den Kaiſer.

Gottfried. Wohl! ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Gottfried. Wir wollen fort, und ſoll die Haſenjagd angehn.

(Ab.)

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns ein Detaſchement nach dem andern, und was nicht umkommt und

gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei, als ins Lager zurück. So werden wir alle Tag schwächer. Wir müssen einmal für allemal ihm zu Leibe gehn, und das mit Ernst; ich will selbst dabei seyn, und er soll sehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sinds alle zufrieden; nur ist er der Landesart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er so wenig zu fangen ist, wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jaxthausen zu! Mag er wollen oder nicht, er muß herbei, sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unser ganze Hauf marschiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt ihr, daß wir schon um Hundert geschmolzen sind?

Ritter. Verflucht!

Hauptmann. Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir stehen da wie Butter an der Sonne.

(Ab.)

Gebirg und Wald.

Gottfried. Selbitz. Trupp.

Gottfried. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingens Reiter zu uns stießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Gottfried. Gut, und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf! Sie kommen über die Haide; ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibst um mich! Und wenn ihr seht, daß sie mich angreifen, so fallt ungesäumt in die Seiten. Wir wollen sie patschen! Sie denken nicht, daß wir ihnen Spitze bieten können.

Haide,
auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide? Das ist impertinent! er soll's büßen. Was? den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbraust!

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet: er hat das Anſehn, als ob er den erſten, der ihn anſtoßen möcht, umgekehrt in die Erd pflanzen wollt. Ich hoff nicht, daß ihr Luſt habt zum Rosmarinſtrauch zu werden. Reitet hintendrein!

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch! Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löst ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln, wie Riethgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ'! Und ihr blast ihn weg. (Ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp). Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: Multiplicirt euch! (Ab.)

Franz (aus dem Wald). Gottfrieden zu Hülfe! er iſt faſt umringt. Braver Selbitz! du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. (Gerbel. Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurme.

Selbitz (verwundet). **Knechte.**

Selbitz. Legt mich hierher, und kehrt zu Gottfried!

Knechte. Laßt uns bleiben, Herr! ihr braucht unſrer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte, und ſeh wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweiter Knecht. Steig auf meine Schultern, und dann kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht (ſteigt hinauf). Ach, Herr!

Selbitz. Was ſiehſt du?

Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt ſie ſtünden, und ich hätt eine Kugel vorn Kopf. Reit einer hin, und fluch und wetter ſie zurück! (Knecht ab.) Siehſt du Gottfrieden?

Knecht. Die drei ſchwarzen Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier.

Knecht. Ein weißer Federbuſch! wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Gottfried drängt ſich an ihn. — Bau! er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! wohl!

Knecht. Weh! weh! Gottfrieden ſeh ich nicht mehr!

Selbitz. So ſtirb, Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng, wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter! Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nicht, es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. Da flieht einer nach dem Walt. Noch einer! Ein ganzer Trupp! Gottfried iſt hin!

Selbitz. Komm herab!

Knecht. Ich kann nicht. Wohl, wohl! ich ſeh Gottfrieden! Ich ſeh Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! ſie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Gottfried hintendrein. Sie zerſtreuen ſich. Gottfried erreicht den Fähnrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn. — Sie ziehen herauf.

Gottfried. Georg. Franz. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu, Gottfried! Sieg! Sieg!

Gottfried (ſteigt vom Pferd). Theuer! theuer! Du biſt verwundet, Selbitz.

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich hab wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Gottfried. Dießmal galt's; und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Franzen dank ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder, und drangen auf mich ein; Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab; ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul; wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog; er ſtürzt, und ich half zugleich euch von einem Feind, mir zu einem Pferd.

Gottfried. Nun ſtaken wir, bis Franz ſich zu uns hereinſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Franz. Die Hunde, die ich führte, ſollten von außen hineinmähen, bis ſich unſre Senſen begegnet hätten; aber ſie flohen wie Reichstruppen.

Gottfried. Es floh Freund und Feind. Nur du kleiner Hanf warſt meinem Rücken eine Mauer, inzwiſchen daß ich vor mir her ihren Muth in Stücken ſchlug. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich hab ihre Fahne und wenig Gefangne.

Selbitz. Der Hauptmann?

Gottfried. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt ihr Kinder! kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten! Du kannſt nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß! Sie ſind zerſtreut. Aber unſrer ſind wenig, und ich weiß nicht, ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde! Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann. Ich möcht euch alle mit eigner Hand umbringen, ihr tauſend Sakerment! Was fortzulaufen! er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheißkerle! vor Einem Mann! — Es wirds niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat, und der wird eine reiche Kitzlung für ſeine Lunge ſein ganz Leben lang haben; und wenn das Alter ihn hinter den Ofen kuckt, wird ihm das Huſten und Schwachheit vertreiben, wenn ihm einfällt unſre Proſtitution in ſeiner Enkel Gehirn zu pflanzen. Reit't herum ihr, und ihr und ihr! We ihr von unſern zerſtreuten Truppen find't, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grund gehn ſollten.

Jarthauſen.

Gottfried. Lerſen. Georg.

Gottfried. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen; arme Jungens, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch

Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vors Schloß. (Die zwei ab.) Ich muß einen auf Kundſchaft ausſagen. Es fängt an, heiß zu werden; und wenn es nur noch brave Kerls wären! Aber ſo iſt's die Menge. (Ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitt euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure ſind zerſtreut: er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürcht alles.

Sickingen. Seyd ruhig! ich geh nicht weg.

Gottfried (kommt). Kommt in die Kirch! der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtunde ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Gottfried. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern. Und darnach?

Gottfried. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Gottfried!

Gottfried. Wollt ihr nicht in die Kirch?

Sickingen. Kommt, kommt!

Lager.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von vierhunderten? Das iſt arg! Jetzt gleich auf und grad gegen Jarthauſen zu, eh er ſich erholt und ſich ins wieder in Weg ſtellt.

Jarthauſen.

Gottfried. Eliſabeth. Sickingen. Maria.

Gottfried. Gott ſegn euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Eliſabeth. Und die laß er ſeyn wie ihr ſeyd, rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch, Marie. Ich führt euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Land antreten.

Gottfried. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſt's nicht gemeint; wir verlaſſen euch nicht.

Gottfried. Ihr ſollt, Schweſter!

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Gottfried. Und ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg (heimlich). Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt; darnach veränderte er ſich und wollt nicht.

Gottfried. Gut, Georg. Das Glück fängt an launiſch mit mir zu werden. Ich ahnt es. Sickingen, ich bitt euch, geht noch dieſen Abend: beredet Marien. Sie iſt eure Frau; laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſre Unternehmungen treten, iſt unſer Feind im freien Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt). Herr! Die Reichstruppen ſind auf dem Marſch, gerade hierher, ſehr ſchnell.

Gottfried. Ich hab ſie mit Ruthenſtreichen geweckt. Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ohngefähr zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier ſeyn.

Gottfried. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Gottfried. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt du Franzen nicht geſehn?

Knecht. Nein, Herr.

Gottfried. Biet allen, ſie ſollen bereit ſeyn. Es muß geſchieden ſeyn, meine Lieben! Weine, meine gute Marie; es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirſt. Es iſt beſſer du weinſt deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote eines künftigen Elends wäre. Lebe wohl, Marie! Lebt wohl, Bruder!

Maria. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns! Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt?

Gottfried. Ja, es iſt weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich

meinem Sturze nah. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehn.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Gottfried. So bleib denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Maria. Wehe! wehe!

Gottfried. Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Gottfried. Und am End werden wir sterben oder uns ergeben. — Du wirst deinen edlen Mann mit mir in Ein Schicksal geweint haben.

Maria. Du marterst mich.

Gottfried. Bleib! bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, du solltest mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester! Schwester!

Gottfried. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht besteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Gottfried. Schwester! liebe Schwester! (Er küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Gottfried. Noch einen Augenblick! — Ich seh euch wieder. Tröstet euch. Wir sehn uns wieder. (Sickingen, Maria ab.) Ich trieb sie; und da sie geht, möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir!

Elisabeth. Bis in den Tod! wie ich will daß du bei mir bleiben sollst. Wo bin ich sichrer als bei dir?

Gottfried. Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau! Und dann laßt den Teufel in einer Heerd Unglück daher fahren, ihm alles nehmen, er bleibt mit dem Trost vermählt. (Ab.)

Elisabeth. Welche Gott lieb hat, der geb er so einen Mann! Und wenn er und seine Kinder nicht ihr einziges Glück machen, so mag sie sterben. Sie kann unter die Heiligen des Himmels passen, aber sie ist ihn nicht werth. (Ab.)

Gottfried. Georg.

Georg. Sie ſind in der Näh; ich hab ſie vom Thurm geſehn. Der erſte Strahl der Sonne ſpiegelte ſich in ihren Piken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Gottfried. Seht nach den Thorriegeln; verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eignen Nägeln verkauen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen? (Er geht ans Fenſter.) Was ſoll's? (Man hört in der Ferne reden. Gottfried in ſeinen Bart.) Einen Strick um deinen Hals! (Trompeter redt fort.) Beleidiger der Majeſtät? Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht. Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen als Majeſtät, weil niemand dieſen Wall ſo nöthig hat als ſie. (Trompeter redt. Gottfried antwortet.) Mich ergeben? auf Gnad und Ungnad? Mit wem redt ihr! Bin ich ein Räuber? Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät hab ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — — (ſchmeißt das Fenſter zu.)

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Gottfried zu ihr

Gottfried. Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

Eliſabeth. Ich wollt ich hätt ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang halten können.

Gottfried. Den Keller haben die Schurken freilich. Sie werden ſich meinen Wein ſchmecken laſſen.

Eliſabeth. Die übrigen Victualien thun mir noch leider. Zwar ließ ich die ganze Nacht heraufſchleppen; es iſt mir aber doch noch zu viel drunten geblieben.

Gottfried. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punkt halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen

6.

Kommt ein wandernder Fürſt, auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, ſtille verflechtend, um ihn;
Dann verſtummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut ſich des neuen Geſchicks.

7.

Sieben gehn verhüllt, und ſieben mit offnem Geſichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt
Aber die andern ſind's, die Verräther! von keinem erforſchet;
Denn ihr eigen Geſicht birget als Maske den Schalk.

8.

Geſtern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verſpricht Nachbarn und Freunden es ſchon;
Ja, er verſpricht es den Feinden. So edel gehn wir ins neue
Säclum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuſe laufen zuſammen auf offnem Markte; der Wandrer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt ſie; es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er ſitzt und harfenirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

den ganzen Tag, und verwunden unſre Mauern und knicken unſre Scheiben. Lerſen iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum: wo ſich einer zu nah wagt, blaff! liegt er.

Knecht. Kohlen, gnäd'ge Frau.

Gottfried. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln ſind alle; wir wollen neue gießen.

Gottfried. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſre Schüſſe wohl aus.

Saal.

Lerſen mit einer Kugelform. **Knecht** mit Kohlen.

Franz. Stellt ſie daher und ſeht, wo ihr im Hauſe Blei kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. (Hebt ein Fenſter aus und ſchlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten! — So geht's in der Welt! weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dacht gewiß nicht, daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte; und da mich mein Vater zeugte, dacht er nicht, welcher Vogel unterm Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möcht. Danken wir Gott davor, daß er uns bei dem Anfang gegen das Ende gleichgültig gemacht hat. Wer möchte ſonſt den Weg von einem Punkt zum andern gehn! Wir können nicht und ſollen nicht. Ueberlegung iſt eine Krankheit der Seele und hat nur kranke Thaten gethan. Wer ſich als ein halbfaules Gerippe denken könnt, wie ekel müßt ihm das Leben ſeyn!

Georg (mit einer Rinne). Da haſt du Blei! Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner, der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr! wir haben uns proſtituirt.

Franz (haut davon). Ein brav Stück!

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen; ich bin nicht bang davor. Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln niemals eines Pfads.

Franz (gießt). Halt den Löffel! (Er geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsmuſje mit der Büchſen herum; ſie denken, wir haben uns verſchoſſen. Und dießmal haben ſie's getroffen. Sie dachten nur nicht, daß

wir wieder beſchoſſen ſeyn könnten. Er ſoll die Kugel verſuchen, wie ſie aus der Pfanne kommt. (Er lädt.)

Georg (lehnt den Löffel an). Laß mich ſehn.

Franz (ſchießt). Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir (ſie gießen), wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg und die Rinne holen wollt: er traf eine Taube, die nicht weit von mir ſaß; ſie ſtürzt in die Rinne; ich dankt ihm für den Braten, und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Franz. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herumgehn, unſer Mittageſſen verdienen.

Gottfried (kommt). Bleib, Franz! Ich hab mit dir zu reden. Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten. (Georg ab.) Sie entbieten mir wieder einen Vertrag.

Franz. Ich will zu ihnen hinaus und hören was es ſoll.

Gottfried. Es wird ſeyn, ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Franz. Das iſt nichts! Wie wär's, wenn ſie uns freien Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Erſatz erwartet? Wir vergrüben Gelt und Silber, wo ſie's nicht mit einem Wald von Wünſchelruthen finden ſollten, überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon.

Gottfried. Sie laſſen uns nicht.

Franz. Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus.

Saal.

Gottfried. Eliſabeth. Georg. Knechte.

Bei Tiſch.

Gottfried. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau! (Eliſabeth zuckt die Achſeln.) Iſt keine mehr da?

Eliſabeth (leiſe). Noch eine! ich hab ſie für dich bei Seit geſetzt.

Gottfried. Nicht doch, Liebe! Gieb ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich, es iſt ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank.

Gottfried. Es ist die letzte. Und mir ist, als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lang nicht so vergnügt gewesen. (Er schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Gottfried. Das soll unser vorletztes Wort seyn, wenn wir sterben. Ich lieb ihn; denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er: er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppligen Körpers zu seyn. Ruft er zum Fuße: Marsch! der ist eingeschlafen: zum Arm: Heb dich! der ist verrenkt. Und wenn ein Gott im Gehirn säß, er könnt nicht mehr thun als ein unmündig Kind; die Speculationen und Wünsche ausgenommen, um die er mir noch schlimmer dran ist. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehn, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt (er tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Gottfried. Und wann die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsre Enkel glücklich, und die Kaiser unsrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen wie ich ihm dienen möcht —

Georg. Da muß viel anders werden.

Gottfried. Es wird! es wird! Vielleicht daß Gott denen Großen die Augen über ihre Glückseligkeit aufthut. Ich hoff's; denn ihre Verblendung ist so unnatürlich, daß zu ihrer Erleuchtung kein Wunder nöthig scheint. Wenn sie das Uebermaß von Wonne fühlen werden, in ihren Unterthanen glücklich zu seyn; wenn sie menschliche Herzen genug haben werden, um zu schmecken welche Seligkeit es ist ein großer Mensch zu seyn; wenn ihr wohlgebautes, gesegnetes Land ihnen ein Paradies gegen ihre steife, gezwungne, einsiedlerische Gärten scheint; wenn die volle Wange, der fröhliche Blick jedes Bauern, seine zahlreiche Familie, die Fettigkeit ihres ruhenden Landes besiegelt, und gegen diesen Anblick alle Schauspiele,

alle Bilderſäle ihnen kalt werden: dann wird der Nachbar dem Nachbar Ruhe gönnen, weil er ſelbſt glücklich iſt. Dann wird keiner ſeine Gränzen zu erweitern ſuchen, er wird lieber die Sonne in ſeinem Kreiſe bleiben, als, ein Komet, durch viele andre ſeinen ſchrecklichen unſtäten Zug führen.

Georg. Würden wir darnach auch reiten?

Gottfried. Der unruhigſte Kopf wird zu thun genug finden. Auf die Gefahr, wollt Gott Deutſchland wär dieſen Augenblick ſo! Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, gleich Cherubs mit flammenden Schwerten, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſres theuren Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wär ein Leben, Georg, wenn man ſeine Haut vor die allgemeine Glückſeligkeit dran ſetzte! (Georg ſpringt auf.) Wo willſt du hin?

Georg. Ach! ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind. Der Kaiſer ſperrt uns ein! — Und unſre Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſre Haut dran.

Gottfried. Sey gutes Muths.

Franz (kommt). Freiheit! Freiheit! Das ſind ſchlechte Menſchen. Unſchlüſſige, bedächtige Eſel! — Ihr ſollt abziehn, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Gottfried. Sie werden kein Zahnweh vom Kauen kriegen.

Franz (heimlich). Habt ihr das Silber verſteckt?

Gottfried. Nein. Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu ſagen.

Georg (ſingt).

So ſing ein Knab ein Meiſelein:
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein.
Hm! Hm!
Se! Se!
Hm! Hm!

Der freut ſich traun ſo läppiſch,
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo täppiſch.
Hm! Hm! ꝛc.
Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm! ꝛc.

Gottfried. Wie ſteht's?

Georg (führt ſein Pferd heraus). Sie ſind geſattelt.

Gottfried. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Gottfried. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf, und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank; es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg.

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm! (Ab.)

Zwei Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönre.

Erſter Knecht. Nein doch! Mach, daß du fort kommſt!

Zweiter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt ans Fenſter). Hülf, heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferde. Georg ſtürzt.

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns? An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (Ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch; ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, wer mag leben! (Ab.)

Vierter Aufzug.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Gottfried. Ich komm mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuziner in einen Sack beſchwur, und nun in wilden Wald trägt, ihn an der ödeſten Gegend zwiſchen die Dornſträuche zu bannen. Schlepp, Pater, ſchlepp! Sind deine Zauberformeln ſtärker als meine Zähne, ſo will ich mich ſchwer machen, will deine Schultern ärger niederdrücken, als die Untreu einer Frau das Herz eines braven Manns. Ich habe euch ſchon genug ſchwitzen und keuchen gemacht, eh ihr mich erwiſchtet, und hölliſche Verrätherei borgte euch ihr unſichtbares Netz. (Eliſabeth kommt.) Was für Nachricht, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts Gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurn; es kennt oder wollt niemand mir ſie näher bezeichnen.

Gottfried. Iſt das die Belohnung der Treue? der kindlichſten Ergebenheit? Auf daß dir's wohl gehe, und du lang lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren, ein großes, edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frei. Gieb auf die Kaiſerlichen Räthe Acht! die großen goldnen Ketten ſtehn ihnen zu Geſicht —

Gottfried. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möcht Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn.

Eliſabeth. Es wär ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Gottfried. Ich wollt nicht weinen, ich wollt die Zähn zuſammenbeißen und an meinem Grimm kauen.

Eliſabeth. Du würdeſt dein Herz freſſen.

Gottfried. Deſto beſſer! ſo würd ich meinen Muth nicht überleben. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würd mich nicht ſatt an ihnen ſehn können. — Im Namen

des Kaisers ihr Wort nicht zu halten! — Welcher Unterthan würd nicht hundertfach straffällig seyn, der ein Bildniß seines erhabnen Monarchen an einen ekeln, verächtlichen Ort aufhängen wollt! — Und er selbst übertüncht alle Tage mit dem Abglanz der Majestät angefaulte Hundsfötter, hängt sein geheiligtes Ebenbild an Schandpfähle, und giebt es der öffentlichen Verachtung preis.

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor ihnen erscheinen sollt. Die Weise, die euch im Kopf summt, könnt Empfindungen in ihrer Seele wecken —

Gottfried. Laß es seyn! sie haben keine: nur brave Hunde ist's gefährlich im Schlaf zu stören. Sie bellen nur meistentheils; und wollen sie beißen, ist es in einem Anfall von dummer Wuth, den Kopf gesenkt, den Schwanz zwischen den Beinen. Damit ihre Raserei selbst noch Furcht ausdrücke, trappeln sie stillschweigend herbei, und knappen von hinten nach Knaben und sorglosen Wandrern.

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Gottfried. Esel der Gerechtigkeit! — schleppt ihre Säcke zur Mühle und ihren Kehricht ins Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener (kommt). Die Herren Commissarii sind auf dem Rathhaus versammelt, und schicken nach euch.

Gottfried. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werd euch begleiten.

Gottfried. Wozu! Ist's so unsicher in Heilbronn? Ah! sie denken, ich brech meinen Eid. Sie thun mir die Ehre an, mich vor ihres Gleichen zu halten.

Elisabeth. Lieber Mann! —

Gottfried. Komm mit aufs Rathhaus, Elisabeth.

Elisabeth. Das versteht sich. (Ab.)

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euren Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Näh auf euren Wink, um sich Berlichingens zu bemeistern.

Kaiserlicher Rath. Wir werden Ihro Kaiserliche Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem Befehl zu gehorchen, nach unsrer Pflicht anzurühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen. (Er deutet auf die Brust.)

Kaiserlicher Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt). Er wartet vor der Thür.

Kaiserlicher Rath. Laß ihn herein.

Gottfried. Gott grüß euch, ihr Herrn! Was wollt ihr mit mir?

Kaiserlicher Rath. Zuerst, daß ihr bedenkt, wo ihr seyd und vor wem?

Gottfried. Bei meinem Eid! ich verkenn euch nicht, meine Herrn.

Kaiserlicher Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Gottfried. Von ganzem Herzen.

Kaiserlicher Rath. Setzt euch.

Gottfried. Da unten hin? Ich kann stehn, meine Herrn. Das Stühlchen riecht nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Kaiserlicher Rath. So steht.

Gottfried. Zur Sache, wenn's euch gefällig ist.

Kaiserlicher Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Gottfried. Bin's wohl zufrieden; wollt es wär von jeher geschehn.

Kaiserlicher Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsre Hände kamt.

Gottfried. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Kaiserlicher Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnt, würd ich eure Sache gut machen.

Gottfried. Freilich gehört zum Gutmachen mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das all protokolliren?

Kaiserlicher Rath. Nichts, als was zur Handlung gehört.

Gottfried. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Kaiserlicher Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Gottfried. Wohl! und ich bin hier, und warte.

Kaiſerlicher Rath. Und wir ſind hier, Ihro Kaiſerliche Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienter Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehd abſchwören werdet, welche euch hiemit vorgeleſen werden ſoll.

Gottfried. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht, wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Kaiſerlicher Rath. Das geht euch nichts an.

Gottfried. So wend der Kaiſer ſein Antlitz von euch, wenn ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Kaiſerlicher Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Gottfried. Ah! Ich dacht nicht, daß ihr zu nichts verbunden ſeyd, nicht einmal zu dem was ihr verſprecht.

Kaiſerlicher Rath. Unſre Commiſſion iſt, euch die Urfehd vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiſer, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Knechte Leben und Freiheit zu flehn.

Gottfried. Euren Zettel!

Kaiſerlicher Rath. Schreiber, leſt.

Schreiber. Ich, Gottfried von Berlichingen, bekenn öffentlich durch dieſen Brief, daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Gottfried. Das iſt nicht wahr! Ich bin kein Rebell, hab gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an. Kaiſer und Reich! Ich wollt, Ihro Majeſtät ließen Ihren Namen aus ſo einer ſchlechten Geſellſchaft. Was ſind die Stände, daß ſie mich Aufruhrs zeihn wollen! Sie ſind die Rebellen, die mit unerhörtem geizigem Stolz mit unbewehrten Kleinen ſich füttern und täglich Ihro Majeſtät nach dem Kopf wachſen. Die ſind's, die alle ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen, und die man laufen laſſen muß, weil der Galgen zu theuer werden würde, woran ſie gehenkt werden ſollten.

Kaiſerlicher Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Gottfried. Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf und zeug! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt

gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewiesen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt, und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßt ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte bereden laſſen das zu unterſchreiben.

Kaiſerlicher Rath. Und doch haben wir gemeßne Ordre euch in der Güte zu bereden, oder im Entſtehungsfall in Thurn zu werfen.

Gottfried. In Thurn? mich?

Kaiſerlicher Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Gottfried. In Thurn? Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn? Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuſagen, und die Zuſagen wieder brechen!

Kaiſerlicher Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treu ſchuldig.

Gottfried. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich auch in der gefeitſten Malerei verehr, ich wollt dir zeigen, wer der ſeyn müſſe, der mich einen Räuber heißen wolle! Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken, und dich für der Welt groß machen, wenn du eine ſo ehrliche, ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze. Denen Spitzbuben von Nürnberg einen Menſchen abzujagen, deſſen beſte Jahre ſie in ein elend Loch begruben, meinen Hanſen von Littwach zu befreien, hab ich die Cujone cujonirt. Er iſt ſo gut ein Stand des Reichs als eure Kurfürſten; und Kaiſer und Reich hätten ſeine Noth nicht in ihrem Kopfkiſſen gefühlt. Ich hab meinen Arm geſtreckt, und hab wohlgethan. (Kaiſerlicher Rath winket dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.) Ihr nennt mich einen Räuber! Müſſ' eure Nachkommenſchaft von bürgerlich ehrlichen Spitzbuben, von freundlichen Dieben und privilegirten Beutelſchneidern bis auf das letzte Flaumfederchen berupft werden! — (Bürger treten herein. Stangen in der Hand. Wehren an der Seite.) Was ſoll das?

Kaiſerlicher Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Gottfried. Iſt das die Meinung? Wer kein ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah! Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand

12.

Mächtig biſt du! gebildet zugleich, und Alles verneigt ſich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da lispelt fragend ein jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erkieſ't.

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumſt du?“ — Ich werde geliebt! — „Freilich, du redeſt im Traum.“ —
Wachender, ſage, was haſt du? — „Da ſieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſehn?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen:
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Vakis; denn ſelbſt das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an heute ſich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo träufelt das Waſſer
Ueber Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, ſo verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen feſt.

eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erde aus dem Grund curiren ſoll. (Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen in Boden und reißt einem andern die Wehr von der Seite. Sie weichen.) Kommt! kommt! es wär mir angenehm, den Tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Kaiſerlicher Rath. Geht euch!

Gottfried. Mit dem Schwert in der Hand? Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läg, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen, und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man ſein Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß zu halten, und ich geb mein Schwert weg, und bin wie vorher euer Gefangner.

Kaiſerlicher Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiſer rechten?

Gottfried. Behüt Gott! nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Seht, wie ſie ſich die Geſichter gewaſchen haben! Was gebt ihr ihnen für die vergebliche Müh? Geht, Freunde! es iſt Werkeltag; und hier iſt nichts zu gewinnen als Verluſt.

Kaiſerlicher Rath. Greift ihn! Giebt euch eure Liebe zu eurem Kaiſer nicht mehr Muth?

Gottfried. Nicht mehr, als Pflaſter die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner. Es zieht ein Trupp von mehr als zweihunderten nach der Stadt zu: unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgequollen und drohen unſern Mauern.

Rathsherrn. Weh uns! Was iſt das?

Wache (kommt). Franz von Sickingen hält vor dem Schlag, und läßt euch ſagen, er habe gehört, wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig worden wär, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten: er verlange Rechenſchaft, ſonſt woll er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und ſie der Plünderung Preis geben.

Gottfried. Braver Schwager!

Kaiſerlicher Rath. Tretet ab, Gottfried! (Gottfried ab.) Was iſt zu thun?

Rathsherrn. Habt Mitleiden mit uns und unſrer Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn; er iſt ein Mann es zu halten.

Kaiſerlicher Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Zweiter Rath. Was hilf's umzukommen! halten können wir sie nicht. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherrn. Wir wollen Gottfrieden ansprechen, für uns ein Wort einzulegen. Mir ist, als wenn ich die Stadt schon in Flammen säh.

Kaiserlicher Rath. Laßt Gottfrieden herein.

Gottfried (kommt). Was soll's?

Kaiserlicher Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich nur tiefer hinein, indem er sich zu deinem Fall gesellt.

Gottfried (sieht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr). Geh hin! sag ihm, er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hierher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn sie nur alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Gottfried.

Das ganze Rathhaus ist von Sickingens Reitern besetzt.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffne über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers zu Knechten ihrer Leidenschaften gemacht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr als Fortsetzung der ritterlichen Haft dringen. Es ist zu wenig.

Gottfried. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und du bist von jeher zu kurz kommen. Der Großmüthige gleicht einem Mann, der mit seinem Abendbrod Fische fütterte, aus Unachtsamkeit in den Teich fiel und ersoff. Da fraßen sie den Wohlthäter mit eben dem Appetit wie die Wohlthaten, und wurden fett und stark davon. Meine Meinung ist, sie sollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zusammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Gottfried. Sie werden sagen, meine Güter seyen dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir, du wolltest zur Miethe drinnen wohnen, bis sie dir der Kaiser zu Lehn gäb. Laß sie sich wenden wie Aele in einer Reuße, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag: das kann uns einerlei seyn. Ich kenn den Kaiser auch, und gelt was bei ihm. Er hat von jeher gewünscht, dich unter seiner Armee zu haben. Du wirst nicht lang auf deinem Schloß sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Gottfried. Wollt Gott bald, eh ich's Fechten verlern!

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorg für nichts! Wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh ich an Hof; denn mein Unternehmen fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir: Brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnungen des Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werd. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Kurfürsten seyn. Ich hofft auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Gottfried (besieht seine Hand). Oh! das deutete der Traum, den ich hatt, als ich Tags drauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ach! ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war, da sie mir vor Nürnberg abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther! Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und zu den geheimen Martern des Gewissens noch die Qual einer öffentlichen Schande hinzufügen. Ich seh, ich seh im Geist meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt und uns über ihre Trümmern nach unsern Wünschen hinaufsteigen.

Gottfried. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhliche Aussichten eröffnen. Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen; und so wie mir's jetzt ist, war mir's niemals. Es ist mir so eng! so eng!

Sickingen. Das ist ein kleiner Unmuth, der Gefährte des Unglücks: sie trennen sich selten. Seyd gutes Muths, lieber Schwager! wir wollen

ſie balde zuſammen verjagen. Komm zu denen Perrücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt; laß uns einmal die Müh übernehmen.

(Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich hab die Zähn zuſammengebiſſen und mit den Füßen geſtampft. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am End ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Es war mir wie's dem ſeyn müßte, den der Schlag rührte im Augenblick, da er mit dem einen Fuß das Brautbette ſchon beſtiegen hat. Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen! Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann! Ich haß ihn! Sein Anſehn nimmt zu, wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefreſſen hat; die übrigen geben ſich von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hört, was geſchehn war, und ich nebſt denen übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Gottfried wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir reden vom Wohl des Staates. Ach! ſagt er, hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten! —

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigten — und ich kann's gut heißen vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen!

Weislingen. Seine Schwachheiten laſſen mich hoffen, er ſoll bald aus der Welt gehn. Da werden wir Platz finden uns zu regen.

Adelheid. Gehſt du an Hof?

Weislingen. Ich muß.

Adelheid. Laß mich bald Nachricht von dir haben.

Jaxthausen.

Nacht.

Gottfried, an einem Tisch. **Elisabeth,** bei ihm mit der Arbeit; es steht ein Licht auf dem Tisch und Schreibzeug.

Gottfried. Der Müßiggang will mir gar nicht schmecken, und meine Beschränkung wird mir von Tag zu Tag enger. Ich wollt, ich könnt schlafen oder mir nur einbilden, die Ruhe sey was Angenehmes.

Elisabeth. So schreib doch deine Geschichte aus, die du angefangen hast. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, deine Feinde zu beschämen; verschaff einer edeln Nachkommenschaft das Vergnügen dich nicht zu verkennen.

Gottfried. Ah! Schreiben ist geschäftiger Müßiggang: es kommt mir sauer an. Indem ich schreib was ich gethan hab, ärger ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Elisabeth (nimmt die Schrift). Sey nicht wunderlich! Du bist eben an deiner ersten Gefangenschaft in Heilbronn.

Gottfried. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Elisabeth (liest). „Da waren selbst einige von den Blindischen, die zu mir sagten, ich habe thörig gethan, mich meinen ärgsten Feinden zu stellen, da ich doch vermuthen konnt sie würden nicht glimpflich mit mir umgehn. Da antwortete ich:“ Nun was antwortetest du? Schreib weiter.

Gottfried. Ich sagt: Setz ich so oft meine Haut an anderer Gut und Geld, sollt ich sie nicht an mein Wort setzen?

Elisabeth. Diesen Ruf hast du.

Gottfried. Sie haben mir alles genommen, Gut, Freiheit: das sollen sie mir nicht nehmen.

Elisabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsstube fand, die mich nicht kannten. Da hatt ich eine Freud, als wenn ich einen Sohn geboren hätt. Sie rühmten dich unter einander, und sagten: er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück.

Gottfried. Sie sollen mir einen stellen, dem ich mein Wort brach! Und Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab, meinem Nächsten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet hab, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott sey Dank! warum ich wark, ist mir worden.

Georg, Franz Lerfen (mit Wildpret).

Gottfried. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das sind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen sich leicht Pantoffeln.

Franz. Die Jagd ist doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Ja! heute hatten wir mit Reichstruppen zu thun. Wißt ihr, gnäd'ger Herr, wie ihr uns prophezeitet, wenn sich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da sind wir's ohne das.

Gottfried. Es kömmt auf eins hinaus; wir sind aus unserm Kreise gerückt.

Georg. Es ist Schade, daß wir jetzo nicht ausreiten dürfen.

Gottfried. Wie so?

Georg. Die Bauern vieler Dörfer haben einen schrecklichen Aufstand erregt, sich an ihren tyrannischen Herrn zu rächen. Ich weiß, daß mancher von euern Fremden unschuldig ins Feuer kommt.

Gottfried. Wo?

Franz. Im Herzen von Schwaben, wie man uns sagte. Das Volk ist unbändig wie ein Wirbelwind, mordet, brennt. Der Mann, der's uns erzählte, konnte nicht von Jammer genug sagen.

Gottfried. Mich dauert der Herr und der Unterthan. Wehe, wehe denen Großen, die sich aufs Uebergewicht ihres Ansehns verlassen! Die menschliche Seele wird stärker durch den Druck. Aber sie hören nicht und fühlen nicht.

Georg. Wollt Gott, alle Fürsten würden von ihren Unterthanen gesegnet wie ihr.

Gottfried. Hätt ich ihrer nur viel! Ich wollt nicht glücklicher seyn als einer, außer darin daß ich ihr Glück machte. So sind unsre Herrn ein verzehrendes Feuer, das sich mit Unterthanen-Glück, Zahl, Blut- und Schweiß nährt, ohne gesättiget zu werden.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz.

Franz. Der Kaiser ist gefährlich krank; euer Gemahl hat, wie ihr denken könnt, alle Hände voll zu thun, bedarf eures Raths und eures Beistandes, und bittet euch, die rauhe Jahrszeit nicht zu achten. Er sendet mich und drei Reiter, die euch zu ihm bringen sollen.

Adelheid. Willkommen, Franz! du und die Nachricht. Was macht dein Herr?

Franz. Er befahl mir, eure Hand zu küssen.

Adelheid. Da. (Franz behält sie etwas lang.) Deine Lippen sind warm.

Franz (vor sich auf die Brust deutend). Hier ist's noch wärmer. (Laut.) Eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid. Wann gehen wir?

Franz. Wenn ihr wollt. Ruft uns zur Mitternacht, und wir werden lebendiger seyn als die Vögel beim Aufgang der Sonne. Jagt uns ins Feuer, auf euren Wink wollen wir drinnen leben, wie Fische im Wasser.

Adelheid. Ich kenne deine Treu und werde nie unerkenntlich seyn. Wenn ihr gessen habt und die Pferde geruht haben, wollen wir fort. Es gilt! (Ab.)

Fünfter Aufzug.

Nacht

Wilder Wald.

Zigeunerinnen beim Feuer kochen.

Aelteſte Zigeunerin.

Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hör der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör der Eule Schrein.

Alle.

Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!

Eine.

Withe hu!

Aelteſte Zigeunerin.

Mein Mann, der ſchoß ein' Katz am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, ſchwarze liebe Katz;
Da kamen des Nachts ſieben Währwölf zu mir,
Waren ſieben, ſieben Weiber vom Dorf.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteſte Zigeunerin.

Ich kannt ſie all, ich kannt ſie wohl:
's war Anne mit Urſel und Käth,
Und Neupel und Bärbel und Lies und Greth;
Sie heulten im Kreiſe mich an.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteste Zigeunerin.

Da nannt ich sie all beim Namen laut:
Was willst du, Anne? was willst du, Käth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich,
Und liefen und heulten davon.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Mutter. Brauner Sohn, schwarzer Sohn, kommst du? was bringst du?

Sohn. Einen Hasen, Mutter. Da! Einen Hamster. Ich bin naß durch und durch.

Mutter. Wärm dich am Feuer, trocken dich.

Sohn. 's is Thauwetter. Zwischen die Felsen klettert ich, da kam der Strom; der Schneestrom schoß mir um die Bein; ich watet, und stieg und watet.

Mutter. Die Nacht is finster.

Sohn. Ich kam herab ins tiefe Thal, sprang auf das Trockne; längs am Bach schlich ich her; das Irrlicht saß im Sumpfgebüsch; ich schwieg und schaudert nicht, und ging vorbei.

Mutter. Du wirst dein Vater, Junge! Ich fand dich hinterm dürren Zaun, im tiefen November im Harz.

Hauptmann. Vier Zigeuner.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erster Zigeuner. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Das Hundegebell, wau! wau!

Zweiter Zigeuner. Das Peitschengeknall!

Dritter Zigeuner. Das Jagdgeheul! Holla ho! Holla ho!

Zigeunerin. Wo habt ihr den kleinen Jungen, meinen Wolf?

Hauptmann. Der Jäger gestern lernt ihn ein fein Weidmannsstückchen, Reiter zu verführen, daß sie meinen, sie wären beisammen, und sind weit aus einander. Er lag die halbe Nacht auf der Erd, bis er Pferde hörte; er ist auf die Straß hinaus. Gebt was zu essen. (Sie sitzen ums Feuer und essen.)

Zigeuner. Horch! ein Pferd.

Adelheid (allein zu Pferd). Hilf, heilige Mutter Gottes! wo bin

ich? wo ſind meine Reiter? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein Feuer! Heilige Mutter Gottes walte! walte!

Ein Zigeuner und die Alte (gehn auf ſie los). Sey gegrüßt, blanke Mueter! Wo kommſt du her? Komm an unſern Herd, komm an unſern Tiſch! nimm vorlieb, wie du's findſt.

Adelheid. Habt Barmherzigkeit! Ich bin verirrt; meine Reiter ſind verſchwunden.

Hauptmann (zum andern). Wolf hat ſein Probſtück brav gemacht. (Laut) Komm, komm und fürcht nichts! Ich bin der Hauptmann des armen Völkleins. Wir thun niemand Leids; wir ſäuberns Land von Ungeziefer, eſſen Hamſter, Wieſeln und Feldmäus. Wir wohnen an der Erd und ſchlafen auf der Erd, und verlangen nichts von euern Fürſten, als den dürren Boden auf eine Nacht, darauf wir geboren ſind, nicht ſie.

Zigeunerin. Setz dich, blanke Mueter, auf den dürren Stamm ans Feuer. Ein harter Sitz! Da haſt du die Deck in die ich wickle; ſetz dich drauf.

Adelheid. Behaltet euer Kleid.

Hauptmann. Es friert uns nicht, gingen wir nackend und bloß. Es ſchauert uns nicht vorm Schneegeſtöber, wenn die Wölfe heulen, und Spenſter krächzen, wenn's Irrlicht kommt und der feurige Mann. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ſey ruhig! du biſt in guter Hand.

Adelheid. Wolltet ihr nicht ein Paar ausſchicken, meinen Knaben zu ſuchen und meine Knechte? Ich will euch reichlich belohnen.

Hauptmann. Gern! Gern! (Heimlich) Geht hin und ſucht Wolfen! ich biet ihm, er ſoll den Zauber aufthun.

Zigeunerin. Gieb mir deine Hand! ſeh mich an, blanke Mueter, ſchöne Mueter, daß ich dir ſage die Wahrheit, die gute Wahrheit. (Adelheid reicht ihr die Hand.) Ihr ſeyd vom Hof. — Geht an Hof! Es ehren und lieben euch Fürſten und Herrn. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ich ſag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Ihr lügt nicht.

Zigeunerin. Drei Männer kriegt ihr. Den erſten habt ihr — Habt ihr den zweiten, ſo kriegt ihr den dritten auch. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ich ſag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Ich hoff's nicht.

Zigeunerin. Kinder! Kinder! ſchöne Kinder ſeh ich, wie die

18.

Sag', was zählſt du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein anderes Zehn, Hundert und Tauſend hernach.“ —
Näher kommſt du dazu, ſobald du mir folgeſt. — „Und wie denn?“ —
Sage zur Zehne: ſey zehn! Dann ſind die Tauſende dein.

19.

Haſt du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweite, ſie kommt! rollet ſich ſprühend ſchon aus!
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweiten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie rufſt du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich ſelbſt dich hinweg.“

22.

Zweimal färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden ins Braune,
Bis das Braune ſodann ſilbergediegen ſich zeigt.
Halb errathe das Räthſel! ſo iſt die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt du? — „Hinweg, hinweg mit dieſen Geſpenſtern!
Zeige die Blume mir doch; zeig' mir ein Menſchengeſicht!“
Ja, nun ſeh' ich die Blumen; ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe dich nun ſelbſt als betrognes Geſpenſt.

Mueter, wie der Vater. Edel! schön! Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Dießmal verfehlt ihr sie; ich hab keine Kinder.

Zigeunerin. Kinder seh ich, schöne Kinder, mit dem letzten Mann, dem schönsten Mann. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit. — Viel Feind habt ihr, viel Feind kriegt ihr. Eins steht euch im Weg, jetzt liebt ihr's. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid. Schlimme Wahrheit! (Sohn setzt sich nah zur Adelheid; sie rückt.)

Zigeunerin. Das ist mein Sohn! Seh ihn an! Haar wie ein Dornstrauch, Augen wie's Irrlicht auf der Haide. Meine Seel freut sich, wenn ich ihn seh. Seine Zähn wie Helfenbein. Da ich ihn gebar, druckt ich ihm das Nasbein ein. Wie er stolz und wild sieht! Du gefällst ihm, blanke Mueter.

Adelheid. Ihr macht mir bang.

Zigeunerin. Er thut dir nichts. Bei Weibern ist er mild wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf in der Gefahr. Künste kann er wie der älteste. Er macht, daß dem Jäger die Büchs versagt, daß's Wasser nit löscht, daß's Feur nit brennt. Sieh ihn an, blanke Mueter, du gefällst ihm. Laß ab, Sohn! du ängstest sie. — Schenk uns was, blanke Mueter! wir sind arm. Schenk uns was!

Adelheid. Da habt ihr meinen Beutel.

Hauptmann. Ich mag ihn nicht! wir sind keine Räuber. Gieb ihr was aus dem Beutel für die gute Wahrheit. Gieb mir was für die andern, die gegangen sind. Und behalt den Beutel. (Adelheid giebt.)

Zigeunerin. Ich will dich was lernen. (Sie redet heimlich. Sohn nähert sich der Adelheid.) — Und wirf's in fließend Wasser! Wer dir im Wege steht, Mann oder Weib, er muß sich verzehren, und verzehren und sterben.

Adelheid. Mir graust. (Sohn rückt näher. Adelheid will aufstehn; er hält sie.) Um Gottes willen! Laßt mich!

Sohn (beißt die Zähne zusammen und hält sie). Du bist schön!

Adelheid. Wehrt euerm Sohn, Mutter!

Zigeunerin. Er thut dir kein Leid's.

(Adelheid will los; Zigeuner faßt sie mit beiden Armen und will sie küssen.)

Adelheid (schreit). Ai!

(Zigeuner läßt los.)

Franz (ſpringt vom Pferd). Sie iſt's! Sie iſt's! (Er lauft zu ihr, fällt vor ihr nieder und küßt ihr die Hände.)

Adelheid. Willkommen, Franz. (Franz fällt in Ohnmacht, ohne daß ſie's merkt.)

Sickingen. Sehr edle Frau, ich ſind euch in fürchterlicher Geſellſchaft.

Adelheid. Sie iſt menſchenfreundlicher als ſie ausſieht. Und doch, edler Ritter, erſcheint ihr mir wie ein Heiliger des Himmels, erwünſcht wie unverhofft.

Sickingen. Und ich ſind euch wie einen Engel, der ſich in eine Geſellſchaft verdammter Geiſter herabließ ſie zu tröſten.

Adelheid. Franz! Wehe! Helft ihm! Er ſtirbt! (Zigeuner eilen hinzu.)

Alte Zigeunerin. Laßt mich.

Sickingen. Eine gleiche Angſt hab ich nie geſehn, als der Knab um euch hatte; der Schmerz war mit ſeiner Seele ſo vereinigt, daß plötzliche Freude, die ihn vertreiben wollte, den Geiſt zugleich mit ausjagte.

Franz. Wo iſt ſie? Sie bringen ſie um! Ihr garſtigen Leute! wo iſt ſie?

Adelheid. Sey ruhig! ich bin da.

Franz (nimmt ihre Hand). Seyd ihr's? Liebe gnäd'ge Frau! ihr ſeht noch einmal ſo ſchön in der ſchrecklichen Nacht, bei dem ängſtlichen Feuer. Ach, wie lieb hab ich euch!

Sickingen (zum Hauptmann). Wer ſeyd ihr?

Hauptmann. Ich bin Johann von Löwenſtein, aus klein Aegypten, Hauptmann des armen Volks der Zigeuner. Fragt die edle Frau, wie wir Verirrten begegnen. Wir ſelbſt irren in der Welt herum, verlangen nichts von euch, als wüſte Haide, dürres Geſträuch zum Aufenthalt auf eine Nacht, und Luft und Waſſer.

Sickingen. Das begehrt ihr, und das andere nehmt ihr.

Hauptmann. Wer uns was ſchenkt, dem nehmen wir nichts. Dem geizigen Bauern holen wir die Enten; er ſchickt uns fort, da wir um ein Stück Brod bettelten. Wir ſäubern's Land vom Ungeziefer, und löſchen den Brand im Dorf; wir geben der Kuh die Milch wieder, vertreiben

Warzen und Hühneraugen; unsre Weiber sagen die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Sickingen. Will einer um ein Trinkgeld den Weg nach dem nächsten Dorfe zeigen? Ihr werdet der Ruh nöthig haben, gnäd'ge Frau, und euer Knab einiger Verpflegung. Darf ich euch bis in die Herberg begleiten?

Adelheid. Ihr kommt meiner Bitte zuvor. Darf ich fragen, wohin euer Weg geht?

Sickingen. Nach Augsburg.

Adelheid. Das ist der meinige.

Sickingen. Ihr mögt also wollen oder nicht, so habt ihr einen Knecht mehr in eurem Gefolge.

Adelheid. Einen erwünschten Gesellschafter an meiner Seite.

Franz (vor sich). Was will nun der!

Adelheid. Wir wollen aufsitzen, Franz. Lebt wohl, ihr fürchterliche Wandrer! ich dank euch für freundliche Bewirthung.

Hauptmann. Wenn man uns Unrecht thut, führt unser Wort! ihr seyd groß bei Hofe.

Alte. Alle gute Geister geleiten dich, blanke Mueter! denk an mich, wenn dir's geht, wie ich gesprochen hab. (Sickingen hält Adelheiden den Steigbügel.)

Franz (drängt ihn weg). Das ist meine Sache, Herr Ritter!

Sickingen (lächelt). Du machst Prätensionen? (Er hilft Adelheiden aufs Pferd.)

Franz (heimlich). Der ist unausstehlich!

Adelheid. Adieu!

Vice versa.

Lebt wohl, Gott geleit euch! Adieu! (Ab.)

Nacht.

Eine halb verfallene Capelle auf einem Kirchhof.

Anführer der Bauern-Rebellion.

Georg Metzler von Ballenberg (kommt). Wir haben sie! Ich hab sie!

Hans Link. Brav! brav! Wen alles?

Georg Metzler. Otten von Helfenstein, Nageln von Eltershofen — laßt mich die übrigen vergessen! Ich hab Otten von Helfenstein!

Jakob Kohl. Wo hast du sie?

Metzler. Ich sperrt sie ins Beinhäusel nah hierbei, und stellt meine Leute davor. Sie mögen sich mit den Schädeln besprechen. Es sind gewiß von denen Unglückseligen drunter, die ihre Tyrannei zu Tode gequält hat. Brüder! wie ich den Helfenstein in meinen Händen hatt, ich kann euch nicht sagen, wie mir war! Als hätt ich die Sonn in meiner Hand und könnt Ball mit spielen.

Link. Bist du noch der Meinung, daß man sie morgen ermorden soll?

Metzler. Morgen? Heute noch! es ist schon über Mitternacht. Seht, wie die Gebirge von der widerscheinenden Gluth ihrer Schlösser in glühendes Blut getaucht da herum liegen! Sonne komm! Sonne komm! Wenn dein erster gebrochner Strahl roth dämmert und sich mit dem fürchterlichen Schein der Flamme vereinigt, dann wollen wir sie hinausführen; mit blutrothen Gesichtern wollen wir dastehn, und unsre Spieße sollen aus hundert Wunden ihr Blut zapfen. Nicht ihr Blut! unser Blut! sie geben's nur wieder wie Blutigel. Ha! Keiner ziele nach dem Herzen! sie sollen verbluten. Wenn ich sie ein Jahrhundert bluten säh, meine Rache würd nicht gesättigt. O mein Bruder! mein Bruder! Er ließ dich in der Verzweiflung sterben, Armer, Unglücklicher! die Flammen des Fegfeuers quälen dich ringsum. Aber du sollst Tropfen der Linderung haben, alle seine Blutstropfen. Ich will meine Händ drein tauchen, und wenn die Sonn heraufgeht, soll sie zugleich sehn mich mit seinem Blut, und die Felsen durch die Flamme seiner Besitzthümer gefärbt.

Wache. Ein Weib ist draußen, mit einem Kind auf dem Arme. Sie jammert und will zu den Hauptleuten.

Link. Schickt sie fort.

Metzler. Nein, Brüder, laßt sie herein! Wer sie auch ist, ihr Jammern soll wie ein Känzchen den schnellen Tod ihres Manns verkünden.

Gemahlin und Sohn. Gebt mir meinen Mann! Laßt mich ihn sehn! (Der Knabe schreit.) Sey ruhig, Junge, das was dir fürchterlich scheint, ist ein Himmel gegen meine Qual. Gebt mir meinen Mann, ihr Männer! Um Gottes Barmherzigkeit willen!

Metzler. Barmherzigkeit? Nenn das Wort nicht! Wer iſt den Mann?

Gemahlin. Otto —

Metzler. Nenn ihn nicht aus, den verruchten Namen! Ich möcht von Sinnen kommen, und deinen Knaben hier wider den geheiligten Altar ſchmettern.

Gemahlin (zu den andern). Sind eure Eingeweide auch eiſern, wie eure Kleider? rührt euch mein Jammer nicht?

Metzler. Barmherzigkeit? Das ſoll das Loſungswort ſeyn, wenn wir ſie morden.

Gemahlin. Wehe! Wehe!

Metzler. Wie der giftige Drache, dein Mann, meinen armen Bruder und noch drei Unglückliche in den tiefſten Thurn warf, weil ſie mit hungriger Seele ſeinen Wald eines Hirſches beraubt hatten, ihre arme Kinder und Weiber zu ſpeiſen: — wir jammerten und baten. So kniete die arme Frau, wie du knieſt, und ſo ſtund der Wüthrich wie ich ſteh. — Ich wollt dieſen Platz nicht um einen Stuhl im Himmel tauſchen. — Da flehten wir auch Barmherzigkeit, und mehr als Ein Knabe jammerte drein. — Damals lernt ich was ich übe. Er ſtund, der Abſcheu! wie ein ehrner Teufel ſtund er und grinst uns an. Verfaulen ſollen ſie lebendig und verhungern im Thurn, knirſcht er. Damals war kein Gott für uns im Himmel, jetzt ſoll auch keiner für ihn ſeyn.

Gemahlin. Ich umfaß eure Knie, gebt mir ihn wieder!

Metzler. Topp! Wenn ihr mir meinen Bruder wiederſchafft. (Er ſtößt ſie weg, knirſcht und hält die Stirne mit beiden Händen.) Halt es aus, o mein Gehirn, dieſe wüthende Freude, bis ich ſein Blut habe fließen ſehn! Dann reiß! An der Erde ſeine geliebte Frau — Weh! Bruder! — das iſt tauſend Seelmeſſen werth.

Gemahlin. Laßt mich ſie ſehn! Mein Jammer wird mich verzehren.

Metzler. Komm! (Er nimmt ſie bei der Hand und führt ſie an die Mauer.) Leg dein Ohr hier wider, du wirſt ſie ächzen hören; in dem Gewölb hierbei auf Todtengebein iſt ihre Ruhſtätt. — Du hörſt nichts. Ihr Jammer iſt ein Frühlingslüftchen. — — — Er lag im tiefen Thurn, und ſeine Geſellen bei ihm. Ich kam des Nachts und lehnt mein Ohr an. Da hört ich ſie heulen, ich rief und ſie hörten mich nicht. Drei Nacht kam ich, zerkratzte die Mauer mit Nägeln, und zerbiß ſie mit Zähnen. — Die

vierte hört ich nichts mehr, keinen Schrei, kein Aechzen. Ich horcht auf das Aechzen, das Schreien, wie ein Mädchen auf die Stimme ihres Geliebten. — — Der Tod war ſtumm. — Ich wälzte mich an der Erde und riß ſie auf, und warf mich in Dornſträucher, und fluchte bis der Morgen kam, heiße, höllenheiße Flüche über das Mördergeſchlecht.

Gemahlin (wirft ſich vor ihm an die Erde). Gieb mir meinen Mann! (Metzler tritt nach ihr.) Weh mir!

Kohl. Steht auf und geht! Es iſt Raſerei, ſich in den Pfad ſeines Grimms zu werfen.

Gemahlin. Es hört kein Gott mehr.

Metzler. Wohl, wohl! Hätt er damals gehört, ein ſchneller Blitz hätt deine Thürne niedergebrannt und hätt mir die Wonne geraubt, ſelbſt in deinen Gemächern herum zu ſengen. Sieh da hinaus, wie's glüht! Kleiner Junge, ſieh das ſchöne Feuerchen! — Ah!

Kohl. Geht! geht! Eure Gegenwart nährt ſeine Rache. (Gemahlin ab.)

Link. Ich ſinn drauf, Bruder, wenn ſie todt ſind, was wir weiter vornehmen.

Kohl. Wir müſſen ſuchen der Sache einen Schein zu geben.

Link. Ich dacht, ob wir nicht Gottfrieden von Berlichingen zum Hauptmann machen ſollten. Es fehlt uns ein Anführer von Kriegserfahrenheit und Anſehn.

Kohl. Er wird's nicht thun.

Metzler. Wir wollen's ihn lernen! Bring ihm den Dolch an die Haut, und den Feurbrand ans Dach, er wird ſich geſchwind entſchließen.

Link. Er würd uns von großem Nutzen ſeyn.

Metzler. Er ſoll! Wir ſind einmal im Metzeln; es kommt mir auf Einen mehr nicht an. Sieh! ſieh! es donnert; der Oſten färbt ſich bleich. (Er nimmt ſeinen Spieß.) Auf! Ihre Seelen ſollen mit dem Morgennebel ſteigen! Und dann ſtürm, ſtürm, Winterwind! und zerreiß ſie, und heul ſie tauſend Jahre um den Erdkreis herum, und noch tauſend, bis die Welt in Flammen aufgeht, und dann mitten, mitten mit ihnen ins Feuer!

(Ab.)

Adelheidens Vorzimmer.

Franz (mit einem Briefe). Sie liebt mich nicht mehr! der verdammte Sickingen hat mich verdrängt. Ich haß ihn, und ſoll ihm den Brief

bringen. O, daß ich das Papier vergiften könnt! Ich soll ihn heute Nacht heimlich zu ihr führen. In die Hölle! — Wenn sie mir liebkost, weiß ich voraus, sie will mich zahm machen. Dann sagt sie hintendrein: Lieber Franz, thu dieß, thu das! Ich kann's ihr nicht abschlagen, und rasend möcht ich werden, indem ich ihr folge. — Ich will nicht gehn. Soll ich meinen Herrn, meinen guten Herrn verrathen, der mich liebt wie seinen jüngern Bruder, um eines wankelmüthigen Weibs willen?

Adelheid (kommt). Du bist noch nicht weg!

Franz. Werd auch nicht gehn. Da habt ihr euren Brief wieder.

Adelheid. Was kommt dir ein?

Franz. Soll ich ein Verräther an meinem guten Herrn seyn?

Adelheid. Wo bist du dem Gewissen so geschwind begegnet? deinen Herrn verrathen? welche Grille! Du thust ihm einen wahren Dienst. Indem Sickingen und er öffentlich getrennt sind, und er doch von großem Gewicht ist, bleibt keine Communicationsart mit ihm übrig als die, ihm heimlich zu schreiben und heimlich mit ihm zu reden.

Franz. Um Mitternacht in eurem Schlafzimmer! Es mag ein recht politischer Communicationspunkt seyn, der euch zusammenbringt.

Adelheid (imponirend). Franz!

Franz. Und mich zum Unterhändler zu machen!

Adelheid. Gieb mir den Brief wieder. Ich hielt dich für was anders.

Franz. Gnäd'ge Frau!

Adelheid. Gieb! Gieb! Du wirst unnütz. Und kannst gehn, und nach Belieben meine Geheimnisse verrathen, deinem guten Herrn und wem du willst! Ich war die Närrin, dich für was zu halten was du nicht bist. Gieb mir den Brief und geh!

Franz. Liebe gnäd'ge Frau! zürnt nicht! ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und ich hielt dich — du weißt's! das hat dich übermüthig gemacht. Du warst mein Freund, meinem Herzen so nah. Geh nur, geh! gieb mir den Brief, und belohne mein Vertraun mit Verrath!

Franz. Laßt mich! ich will euch gehorchen. Eh wollt ich mir das Herz aus dem Leibe reißen, als den ersten Buchstaben eures Geheimnisses verschwätzen. Liebe Frau! — Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient, als andre sich vorgezogen zu sehn —

Adelheid. Du weißt nicht, was du willst, noch weniger was du redst. Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der schönste Lohn soll dir werden. (Ab.)

Franz. Der schönste Lohn? Ich fliege! — Wenn sie Wort hält! — Das würd ein Jahrtausend vergangner Höllenqualen in einem Augenblick aus meiner Seele verdrängen. (Ab.)

Jarthausen

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Tröstet euch, gnäd'ge Frau!

Elisabeth. Ach, Lerse, die Thränen stunden ihm in den Augen, wie er Abschied von mir nahm. Es ist grausam! grausam!

Lerse. Er wird zurückkehren.

Elisabeth. Es ist nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht bang ums Herz: ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir jetzt bang ist.

Lerse. Ein so edler Mann —

Elisabeth. Nenn ihn nicht so! das macht neu Elend. Die Böse-wichter! Sie drohten, ihn zu ermorden und sein Schloß zu seinem Scheiterhaufen zu machen. Wenn er wiederkommen wird — ich seh ihn finster, finster. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel schmieden, und er wird nicht sagen können Nein!

Lerse. Er wird, und kann.

Elisabeth. Er hat seinen Bann gebrochen. Sag Nein!

Lerse. Nein! er ward gezwungen: wo ist der Grund ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen, nur Winke. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt, ist an ihrer Spitze gezogen. Sag Nein!

Lerse. Laßt ab euch zu quälen und mich! Haben sie ihm nicht selbst feierlich zugesagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen wie die bei Weinsberg? Hörtet ihr sie nicht selbst halb reuig sagen: Wenn's nicht geschehn wär, geschäh's vielleicht nie? Müssen nicht Fürsten und

Bayerische Staatsbibliothek

Herrn ihm Dank sagen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wär, um ihrer Raserei Einhalt zu thun, und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?

Elisabeth. Du bist ein liebevoller Advocat. — Wenn sie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten und sein graues Haupt — Lersen, ich möcht von Sinnen kommen.

Lersen (vor sich). Send ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst!

Elisabeth. Georg hat uns versprochen Nachricht zu senden. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie sind ärger als gefangen. Ich weiß, man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollt nicht von seinem Herrn weichen.

Lersen. Das Herz blutete mir, wie ich ihnen vom Thurn nachsah. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Strafen einer kalten, feigen Mordsucht sollten mich nicht zurückgehalten haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen ist. Wenn ich nur Marien einen Boten schicken könnte!

Lersen. Schreibt nur, ich will dafür sorgen. (Elisabeth ab.) Wenn du nicht das Gegengewicht hältst, Gott im Himmel, so sinkt unsre Schale unaufhaltsam in Abgrund! (Ab.)

Bei einem Dorf.

Gottfried. Georg.

Gottfried. Geschwind zu Pferd, Georg! ich sehe Miltenberg brennen. Das ist wider den Vertrag. Die Mordbrenner! Sagt ich ihnen nicht zu, ihnen zu ihren Rechten und Freiheiten behülflich zu seyn, wenn sie von allen Thätlichkeiten abstehn und ihre grundlose, unnütze Wuth in zweckmäßigen Zorn verkehren wollten? Reit hin, und sag ihnen die Meinung! Sag, ich sey nicht an mein Versprechen gebunden, wenn sie das ihrige so scheußlich vernachlässigten. (Georg ab.) Wollt, ich wär tausend Meil davon. Wer sich in die Gesellschaft des Teufels begiebt, ist so gut als versengt; sein Element ist das Feuer. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich sag ihnen all. Tag die bittersten Wahrheiten,

und fahr ihnen durch den Sinn, daß ſie meiner ſatt werden ſollen. Aus dem Fegfeuer wird keiner mehr nach Rettung ſeufzen als ich aus dieſer Schlinge.

Ein Unbekannter (tritt auf). Gott grüß euch, ſehr edler Herr!

Gottfried. Gott dank euch! Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komm euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer, müd ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen: denn ihr ſteht ihnen im Weg. Mäßigt euch, oder ſeht zu entwiſchen, und Gott geleit euch! (Ab.)

Gottfried. Hört! noch ein Wort! — Auf dieſe Art mein Leben zu laſſen? — Gottfried, Gottfried! du wollteſt dem jämmerlichen Tod entgehn, die Flamme löſchen, die deine Burg zu verzehren drohte! Du haſt dich in ein abſcheuliches Feuer geſtürzt, das zugleich dich und deinen Namen verzehren wird — wollt Gott verzehren!

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! ſie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Gottfried. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein bündiſcher Trupp hinter den Berg her und überfiel ſie auf einmal.

Gottfried. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen. — Mein Georg! mein Georg! —

Anführer treten auf.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Näh, und mächtig.

Gottfried. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo werden wir euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſre Haut und eure. Auf! auf!

Gottfried (zu Metzler). Droht ihr mir? Du Nichtswürdiger! Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil noch des Grafen von Helfenſtein

24.

Einer rollet daher; es ſtehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere geſtreckt.
Helden finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſeyn.

25.

Wie viel Aepfel verlangſt du für dieſe Blüthen? — „Ein Tauſend;
Denn der Blüthen ſind wohl Zwanzig der Tauſende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das find' ich billig.“ — Du biſt ſchon
Glücklich, wenn du dereinſt Einen von Tauſend behältſt.

26.

Syrich, wie werd' ich die Sperlinge los? ſo ſagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeſchlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß ſie nur Alle, ſo frißt Einer den Anderen auf.“

27.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich deucht es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die Ohren bewegt.“

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern,
Naſcht mit geſchäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl, und wird dir offen verſichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebetet zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird er von jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt bedruckt es zufrieden die Lippe:
Doch in dem zweiten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.

Blut an deinen Kleidern klebt? Es ekelt mir vor dir! Ich verabscheue dich wie eine gefleckte Kröte.

Metzler. Berlichingen!

Gottfried. Du darfst mich beim Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen, wenn deiner, du Böswicht, wie der Name des Teufels, nur zu Flüchen und zu Verwünschungen tönen wird.

Kohl. Verderbt eure Zeit nicht mit unglücklichem Streit. Ihr arbeitet dem Feinde vor.

Gottfried. Er mir drohn! der bellende Hund! Das schlechtste Weib würd seinen Zorn aushöhnen. Der Feige! dessen Galle wie ein bösartiges Geschwür innerlich herumfrißt, weil seine Natur nicht Kraft genug hat sie auf einmal von sich zu stoßen. Pfui über dich! Es stinkt, es stinkt um dich von faulen aufgebrochnen Beulen, daß die himmlische Luft sich die Nase zuhalten möcht.

Kohl. Geht, Metzler, zu eurem Trupp. Unsre halten schon hinterm Dorf. Wir müssen auf und ab ziehen, um es zu keiner Schlacht kommen zu lassen.

Gottfried. Wenn der Teufel ihn zu holen kommt, nehmt euch in Acht, daß er nicht einen von euch im Dunkeln erwischt. Und ihr seyd werth, seine Gebrüder in der Hölle zu seyn, da ihr euch zu Gesellen seiner scheußlichen Thaten macht. Was! eure Freiheiten, eure Gerechtigkeiten wiederzuerlangen, begeht ihr Thaten, die der Gerechtigkeit so laut in die Ohren brüllen, daß sie vor eurem Flehn taub werden muß. Meine Zeit geht zu End. Und ich will meines Wegs.

Link. Du sollst. Denn wir sind deiner herzlich müd. Wir hielten dich für einen edlern, freiern Mann, für einen Feind der Unterdrückung. Nun sehn wir, daß du ein Sklave der Fürsten bist, und kein Mann für uns. Wenn deine Zeit um ist, sollst du fort.

Gottfried. In Gottes Namen! und der mag richten, und alles zum Besten kehren. Und wenn ihr durchschlüpft, so darf der Teufel Erlösung hoffen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03808172

Nacht.

Adelheidens Vorzimmer.

Franz, in einem Sessel, auf den Tisch gelehnt, schlafend, das Licht brennt dunkel.

(Im Schlaf.) Nein! Nein! (Er fährt auf.) Ah! — Sie sind noch beisammen! — Für Wuth möcht ich mich selbst auffressen. Du konntest schlafen. Sieh! deine Missethat verfolgt dich in dem tiefsten Schlummer. Elender! Nichtswürdiger! Du machst den Wächter zu ihren Verbrechen. Ein Geräusch! Auf! auf! daß die Sonne eure ehebrecherische Stirnen nicht beleuchte.

Adelheid. Sickingen.

Adelheid. Du gehst? Ein harter Stand für mich; denn ich verlor noch nichts was ich so liebte.

Sickingen. Und ich nahm noch von keiner Adelheid Abschied.

Adelheid. Wenn ich wüßt das sollt das letztemal seyn, ich wollt dich trotz dem verrätherischen Tag in meinen Armen festhalten. Sickingen, vergiß mich nicht! Meine Lieb that zu viel für dich; rechen's ihr nicht zum Fehler an. Und wenn's ein Fehler war, so laß mich in der Folge Entschuldigung für ihn finden.

Sickingen. Ein Fehler, der mich zu einem Gott machte! Leb wohl! Du wohnest hier mitten unter den stolzesten Unternehmungen.

Adelheid. Ein edler Platz!

Sickingen. Du wärst einen Thron werth.

Adelheid. Ich würd nicht schöner ruhn als hier. (Sie legt ihre Hand auf seine Brust; er küßt sie.)

Sickingen. Wend deine Augen! sonst kann ich nicht von der Stell.

Adelheid. Geht! Mög jeder von meinen Gedanken, die ich euch nachsende, ein Engel seyn und euch geleiten und beistehn.

Sickingen. Lebt wohl! (Ab.)

Adelheid. Das ist ein Mann! Weisling ist ein Schatten gegen ihn. Schicksal, Schicksal! warum hast du mich an einen Elenden geschmiedet? — Schicksal? — Sind wir's nicht selbst? Und weissagte mir die

Zigeunerin nicht den dritten Mann, den schönsten Mann? — „Es steht euch eins im Weg, ihr liebt's noch!“ — Und lehrte sie mich nicht, durch geheime Künste meinen Feind vom Erdboden wegbauchen? Er ist mein Feind, er stellt sich zwischen mich und mein Glück. Du mußt nieder in den Boden hinein, mein Weg geht über dich hin.

Weislingen. Adelheid.

Adelheid. So früh?

Weislingen. Seit drei Tagen und Nächten kenn ich keinen Unterschied von früh und spat. Diesen Augenblick stirbt unser Kaiser, und große Veränderungen drohen herein. Eben krieg ich einen Brief mit der Nachricht, daß der bäurische Aufruhr durch eine entscheidende Schlacht gedämpft sey; die Rädelsführer sind gefangen und Gottfried von Berlichingen unter ihnen.

Adelheid. Ah!

Weislingen. Der Bund ersucht mich, die Stelle des ersten Commissarius in dieser Sache zu übernehmen, damit er nicht scheine sein eigner Richter seyn zu wollen.

Adelheid. Und du übernimmst?

Weislingen. Nicht gern. Ich wollt den reichlich belohnen, der mir die Nachricht von Gottfrieds Tode brächte. — Ihn selbst zu verdammen —

Adelheid. Hast du nicht das Herz.

Weislingen. Ich hab's nicht so bös.

Adelheid. Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben.

Weislingen. Und wie du gemacht wurdest, wetteten Gott und der Teufel ums Meisterstück. (Ab.)

Adelheid. Geh nur! Das fehlte noch, daß er sich zu überheben anfängt! Wir wollen's ihm wehren. Gottfried soll aus der Welt; da befrei ich Sickingen von einem leidigen Bande. Und dann, Weislingen, mach dich zur Ruh gefaßt! Du bist zu ein fauler Geselle, als daß ich auf der Reise länger dich fortschleppen solle. Lieg! lieg! Versteck dich unter den Boden, du Feiger! Es dürfen tausend Herolde drei Schritt

von dir tausend Herausforderungen herabtrompeten, und du kannst in Ehren außen bleiben. (Ab.)

Kerker.

Gottfried. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitt dich, red mit mir, lieber Mann! dein Stillschweigen ängstigt mich. Du verglühst in dir selbst. Ach, ich wollt lieber die Flammen in meinen Gemächern sich begegnen, als diese tiefe Verzweiflung dein Gehirn durchschleichen sehn. Red mit mir, laß mich deine Wunden verbinden; wir wollen sehn, ob sie besser geworden sind, daß nur deine Seele durch die geringste Thätigkeit, durch eine dämmernde Hoffnung, und wenn's Abenddämmerung wär, aus sich selbst herausgerissen werde.

Gottfried. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Das Schlechtste haben sie zuletzt aufbehalten, meinen Kopf; und was ist der ohne das andre!

Elisabeth. Welch eine muthlose Finsterniß! Ich sind dich nicht mehr.

Gottfried. Wen suchtest du? doch nicht Gottfrieden von Berlichingen? — Der ist lang hin. Das Feuer des Neids hat seine Dächer verbrannt, sie sind über einander gestürzt und haben die Mauern mit erschlagen. Das verwuchs mit Epheu, und die Bauern führten Steine davon, den Grund ihrer Häuser damit zu legen. Wölfe wohnten im Gesträuch und die Eule sitzt in der Mauer. Du findest hier nur ein verfallen Gewölb eines stolzen Schlosses, worin der Geist seines alten Besitzers ächzend herumgeleitet.

Elisabeth. Lieber Mann, Lersen wird bald kommen.

Gottfried. Glaubst du?

Elisabeth. Ich erzählt's euch ja gestern.

Gottfried. Ich weiß nichts davon.

Elisabeth. Du merkst nicht auf, wenn ich rede. Ich ging zu einem der Kaiserlichen Regimentsräthe und bat ihn, Lersens Bann aufzuthun. Du seyst arm und alt und unglücklich; der einzige Diener sey dir blieben. Er hieß mich wiederkommen, und da sagt er mir zu: Er soll los, auf Urfehd sich auf Marientag nach Augsburg zu stellen.

Der Rath von Heilbronn hab den Auftrag ihn schwören zu lassen. Ich schrieb ihm.

Gottfried. Ich werd Freud haben ihn zu sehn. Auf Mariä Himmelfahrt nach Augsburg? Bis dahin werd ich sein nicht mehr bedürfen.

Elisabeth. Richtet euch auf! es kann alles sich wenden.

Gottfried. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht wieder auf. Ich weiß am besten, was auf meinen Schultern liegt. Es ist nicht das Unglück. Ich hab viel gelitten. Liebe Frau, wenn so von allen Seiten die Widerwärtigkeiten hereindringen, und ohne Verbindung unter sich selbst auf einen Punkt dringen, dann, dann fühlt man den Geist, der sie zusammen bewegt. Es ist nicht Weislingen allein, es sind nicht die Bauern allein; es ist nicht der Tod des Kaisers allein: es sind sie alle zusammen. Meine Stund ist kommen. Ich hoffte nicht, daß es eine der wintermitternächtlichsten seyn sollte.

Vorm Gefängniß.

Lerse. Elisabeth.

Lerse. Gott nehm das Elend von euch! Marie ist hier.

Elisabeth. Marie?

Lerse. Auf euren Befehl bracht ich ihr Nachricht von allem. Sie antwortete mir nichts als: Lerse, ich geh mit dir. Sie ängstet sich, ihren Bruder zu sehn. Ach! gnäd'ge Frau, ich fürcht alles. Weislingen ist erster Commissarius, und man hat schon mit unerhörten Executionen den Anfang gemacht. Georg Metzler ist lebendig verbrannt, die andern gerädert, enthauptet, geviertheilt. Das Land rings umher gleicht einer Metzge, wo Menschenfleisch wohlfeil ist.

Elisabeth. Weislingen Commissar! Wo ist Sickingen?

Lerse. Ihr hörtet nichts von seiner Unternehmung? Sobald der Kaiser die Augen zugethan hatte, griff er nach den Waffen und überfiel Trier unversehens. Es ist eine schreckliche Bewegung im Reich über das.

Elisabeth. Weislingen Commissar! Ein Strahl, ein Strahl von Hoffnung! Wo ist Marie?

Lerse. Im Wirthshaus.

Elisabeth. Führ mich zu ihr.

Weislingens Schloß.

Adelheid. Es ist gethan. Es ist gethan. Er hat Gottfriedens Todesurtheil unterschrieben! Und schon trägt das fließende Wasser auch seine Lebenskräfte der Verwesung entgegen. Schwarze Mutter, wenn du mich betrogen hättest! wenn deine Sympathie leeres Gaukelspiel wär! Gift! — Gift! — Du Fluch des Himmels, der du unsichtbar um Missethäter schwebst und die Luft vergiftest die sie einziehen, stehe meinen Zaubermitteln bei! Verzehre, verzehre diesen Weislingen, den Verräther an der ganzen Welt! Rette mich aus seinen todten Umarmungen, und laß meinen Sicilingen seiner Wünsche theilhaftig werden, und mich des meinigen. Siege, siege, würdigster, schönster Mann, den schönsten Sieg! Und dann flieg in meine Arme! Die heißeste Brust des Ueberwinders soll an diesem Busen noch erwärmter werden.

Franz. Die Pferde sind gesattelt.

Adelheid. Gut. Ich muß noch von meinem Mann Abschied nehmen. Was hast du? du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille, daß ich mich todt schmachten soll. In den Jahren der Hoffnungen macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich! Es kostet mich nichts ihn glücklich zu machen. Franz, du rechnest deine Dienste hoch an.

Franz. Meine Dienste für nichts, gnäd'ge Frau; aber meine Liebe kann ich nicht geringer schätzen als mich selbst, denn sie füllt mich ganz, ganz.

Adelheid. Begleitest du mich?

Franz. Wenn ihr's befehlt.

Adelheid. Komm nur mit. (Ab.)

Franz. Sie lächelt. Unglücklicher Junge! so führt sie dich herum. Meine Hoffnung krümmt sich und kann nicht ersterben. Sie ist ich selbst. Ach, muß ich ihr nicht Arznei und Speisen reichen? (Ab.)

Elisabeth. Maria.

Elisabeth. Ich bitt dich, Marie, thu's! Wenn's was Geringers wär als deines Bruders Leben, wollt ich dich abhalten, diesen Menschen wiederzusehn. Er ist der oberste Commissarius und kann alles.

Maria. Wie wird mir's seyn, wenn er mich verächtlich fortschickt?

Elisabeth. Er wird's nicht thun: er hatt von jeher ein zu weiches Herz. Und der Anblick dessen, dem wir Unrecht gethan haben, im Elend, hat so was Greifendes, daß die menschliche Natur ihm nicht widersteht.

Maria. Was wird Sickingen sagen?

Elisabeth. Billigen wird er's. Und thät er's nicht, so war das Leben deines Bruders wohl ein saures Wort von deinem Manne werth.

Maria. Ich hab zwei Reiter. Ich will fort. Laß mich Gottfrieden erst sehn!

Elisabeth. Nein! Nein! Ich fürcht jeden Augenblick. Geh, Liebe, und sieh ihn Jahre lang! Er ist der edelste unter den Menschen. (Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz in ihren Armen.

Adelheid. Verlaß mich, Franz. Der Wächter singt auf dem Thurn; heimlich schleicht der Tag heran. Daß niemand erwache und in den Busen unsres Geheimnisses schaue.

Franz. Soll ich fort? Oh! das geht über alle Höllenstrafen, die Glückseligkeit des Himmels nur einen kleinen Augenblick zu genießen! Tausend Jahr sind nur eine halbe Nacht. Wie haß ich den Tag! Lägen wir in einer uranfänglichen Nacht, eh das Licht geboren ward! Oh, ich würd an deinem Busen der ewigen Götter einer seyn, die in brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten und in einem Punkt die Keime von tausend Welten gebaren, und die Gluth der Seligkeit von tausend Welten auf einen Punkt fühlten.

Adelheid. Verlaß mich, kleiner Schwärmer.

Franz. Der schwärmt, wer nichts fühlt, und schlägt mit seinen Flügeln den leeren Raum. Ich bin so in Freud versunken, daß sich keine Nerve rühren kann.

Adelheid. Geh! Die Knechte stehen früh auf.

Franz. Laßt mich! Reißt mich nicht so auf einmal aus der Hitze in den Frost! Die leere Erinnerung würde mich rasend machen.

Adelheid. Wenn sich nicht Hoffnung zu ihr gesellte.

Franz. Hoffnung — du schön Wort! — ich hatt sie ganz vergessen. Die Fülle des Genusses ließ keiner Hoffnung Platz. — Das ist das erstemal in meinem Leben, daß ich hoffe. Das andre waren Maulwurfsahndungen. — Es tagt. — Ich will fort! — (Er umarmt sie.) So ist kein Ort der Seligkeit im Himmel. Ich wollt meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte. (Ab.)

Adelheid. Ich hab mich hoch ins Meer gewagt, und der Sturm fängt an fürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Weh! weh! Ich muß eins den Wellen preis geben, um das andre zu retten. Die Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoffnungen. — Könnt er mich in Sickingens Armen sehn, er, der glaubt, ich hab alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? — Du mußt fort — du würdest deinen Vater ermorden — du mußt fort! Eben der Zaubergift, der deinen Herrn zum Grab führt, soll dich ihm hintendrein bringen. Er soll. — Wenn's nichts fürchterlicher ist zu sterben als einem dazu zu verhelfen, so thu ich euch kein Leids. Es war eine Zeit, wo mir graute. So sind alle Sachen, wenn sie in die Näh treten, alltäglich. (Ab.)

Weislingens Schloß.

Gegen Morgen.

Weislingen. Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. — Die vorige Nacht begegnet ich Gottfrieden im Walde. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich hatt das Herz nicht, nach meinem zu greifen, hatt nicht die Kraft. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging vorbei. — Er ist gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Mensch! Sein Kopf hängt an meinem Wort, und ich bebte vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter. Gottfried! Gottfried! — Wir

Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. (Er setzt sich.) — Matt! matt! Wie sind meine Nägel so blau! Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Gesicht. Könnt ich schlafen! Ah! — — (Maria tritt auf.) Jesus Maria! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Seliger Geist, quäl mich nicht! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt, und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Maria. Ich komm, meines Bruders Leben von dir zu erflehn; er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. Red nicht fort.

Maria. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig! daß ich jammern muß, deine Hand von dem abscheulichsten Mord zurückzuhalten. Deine Seel ist bis in ihre innerste Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht; meine Kraft sinkt nach dem Grab. Ich stürb als ein Elender, und du kommst, mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnt, dein höchster Haß würd in sanftesten Jammer zerschmelzen. Oh! Marie! Marie! (Er geht nach seinem Tisch.) Hier ist das Todesurtheil deines Bruders, unterschrieben.

Maria. Heiliger Gott!

Weislingen. Und hier zerreiß ich's. Meine letzten Kräfte sollen um seine Befreiung ringen. (Er setzt sich zu schreiben.) Könnt ich, könnt ich retten, was ich ins Verderben stürzte!

Maria (vor sich). Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn! Und wie ich sein Angesicht seh, fühl ich wie lebhaft! Er hatte meine ganze Liebe, er hat mein volles Mitleiden. (Weislingen zieht die Schelle. Fräulein kommt weinend.)

Weislingen. Ein Licht! Bist du allein da? Wo ist Franz? wo die andern?

30.

Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koſte nicht tiefer:
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erſt nach Norden, und dann ernſt nach der Tiefe hinab.
Doch ein andrer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden
Und ſein ganzes Talent löſ't ſich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er euch ſeyn der Eine, der ſich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

Fräulein. Ach, Herr!

Maria. Wie ich hereinkam, sah ich niemand außer dem Thorwächter.

Fräulein. Sie haben diese Nacht geraubt, was sie kriegen konnten, den Thorwächter mit Dolchen genöthigt aufzuschließen, und sind davon.

Weislingen. Ich dank dir Gott! ich soll noch büßen, eh ich sterbe. Und Franz?

Fräulein. Nennt ihn nicht! es dringt mir durch die Seele. Ein noch schrecklicheres Fieber, als euch ermattet, wirft ihn auf seinem Lager herum. Bald rast er an den Wänden hinauf, als wenn an der Decke seine Glückseligkeit geheftet wär; bald wirft er sich auf den Boden mit rollenden Augen, schrecklich, schrecklich! Dann wird er still und matt, und blickt nur mit Thränen in den Augen, und seufzt — und nennt eure Gemahlin.

Weislingen. Er hing sehr an ihr.

Maria. Es ist traurig.

Fräulein. Es ist mehr als das. Eine weise Frau aus dem Dorf, die ich heraufrief, betheuerte, seine Lebenskräfte seyen durch schreckliche Zauberformeln mit der Verwesung gepaart, er müsse sich verzehren und sterben.

Weislingen. Aberglauben.

Fräulein. Wollt Gott! Aber mein Herz sagt mir, daß sie nicht lügt. Ich sagt ihr euern Zustand, sie schwur das nämliche und sagt, ihr müßt verzehren und sterben.

Weislingen. Das fühl ich; es sey nun durch wunderbaren, unbegreiflichen Zusammenhang der Natur, oder durch höllische Kräfte. Das ist wahr, vor weniger Zeit war ich frisch und gesund. Ein Licht! — (Fräulein ab.) Alles was ich kann, enthält dieser Brief. Gieb ihn dem von Seckendorf, der Regimentsrath, in seine Händ. Er war immer mir entgegen, ein Herz voll Liebe. Was seyn kann, wird seyn. — Du bist zu einer grausamen Scene gekommen. Verlassen von aller Welt, im Elend der jämmerlichsten Krankheit, beraubt von denen, auf die ich traute — siehst du, ich bin gesunken, tief, tief!

Maria. Gott richt euch auf!

Weislingen. Der hat lang sein Antlitz von mir gewendt. Ich bin meinen eignen Weg gegangen, den Weg zum Verderben. (Fräulein mit

sicht.) Ist der Bote noch nicht zurück, den ich nach meiner Frau sendte? Gott! ich bin ganz allein mit dir armen Mädchen.

Fräulein. Ach, gnäd'ger Herr!

Weislingen. Was hast du?

Fräulein. Ach, sie wird nicht kommen.

Weislingen. Adelheid? Woher weißt du's?

Fräulein. Laßt mich's euch verschweigen!

Weislingen. Red! Der Tod ist nah und die Hölle mir: was kann mich tiefer stoßen?

Fräulein. Sie wartet auf euren Tod: sie liebt euch nicht.

Weislingen. Das letzte fühlt ich lang, das erste vermuthet ich. Marie, siegle du! ich bin zu schwach.

Fräulein. Sie haßt euch, sie wünscht euren Tod: denn sie brennt für den Edlen von Sickingen; sie liebt ihn bis zur Raserei. Und euer Tod —

Weislingen. Marie! Marie! Du bist gerächt!

Maria. Meinen Mann?

Fräulein. Ist's euer Mann? (Vor sich.) Wie lieb ist mir's, daß ich nicht mehr gesagt hab. (Fräulein ab.)

Weislingen. Nimm deinen Brief, und geh, liebe Seele! Geh aus der Nachbarschaft dieser Hölle!

Maria. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Ich bitt dich, geh! Elend! Elend! ganz allein zu sterben, von niemand gepflegt, von niemand beweint! schon die Freudenfeste nach seinem Tode verstummen hören! Und den letzten, einzigen Trost, Marie, deine Gegenwart — ich muß dich wegbitten! — das ist mehr Qual als alles.

Maria. Laß mich. Ich will deiner warten. Denk, ich sey eine Wärterin, dieses Mädchens Schwester. Vergiß alles! Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergessen.

Weislingen. Du Seele voll Liebe! bete für mich, bete für mich! Mein Herz ist verschlossen. Sogar ich fühl nur Elend in deiner Liebe.

Maria. Er wird sich deiner erbarmen! — — Du bist matt!

Weislingen. Ich sterbe, sterbe, und kann nicht ersterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Tods zerrissen, schmeck ich die Qualen der Hölle alle vor.

Maria. Erbarmer, erbarme dich seiner! Nur Einen liebevollen Blick in sein Herz, daß es sich zum Trost öffne, und sein Geist Hoffnung, Lebenshoffnung in den ewigen Tod hinüberbringe!

Ein kleines unterirdisches Gewölb.

Das heimliche Gericht.

Sieben Oberrichter um einen schwarzbedeckten Tisch, worauf ein Schwert und Strang, sitzend; auf jeder Seite **sieben Unterrichter** stehend, alle in weißen, langen Kleidern vermummt.

Erster Oberrichter. Ihr Richter des heimlichen Gerichts, die ihr schwurt auf Strang und Schwert, unsträflich zu seyn und zu richten im Verborgnen, und zu strafen im Verborgnen, Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, so hebt die Arme empor, und ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle (mit emporgehobenen Armen). Wehe! Wehe!

Erster Oberrichter. Rufer, beginne das Gericht!

Erster Unterrichter (tritt vor). Ich, Rufer, rufe die Klag gegen den Missethäter. Wessen Herz rein ist und wessen Händ rein sind, zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Ein zweiter Unterrichter (tritt auf). Mein Herz ist rein von Missethat und meine Hand von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich heb meine Hand auf und klage! klage! klage!

Erster Oberrichter. Wen klagst du an?

Kläger. Ich klag an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehbruchs sich schuldig gemacht und ihren Mann sammt seinem Knaben durch geheime verzehrende Mittel zu Tode gesangt. Der Mann ist todt, der Knabe stirbt.

Erster Oberrichter. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre!

Erster Oberrichter. Würd es falsch befunden, beutst du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehbruchs?

Kläger. Ich biete!

Erster Oberrichter. Eure Stimmen. (Er steht auf. Erst treten die sechs Oberrichter, darauf die sieben Unterrichter der Rechten, dann die sieben der Linken zu ihm und reden heimlich. Er setzt sich.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtiget des Ehbruchs und Mords?

Oberrichter. Sterben soll sie! Sterben des bittern Tods! Mit Strang und Dolch! Büßen doppelt doppelte Missethat! Streckt eure Händ empor und ruft Weh! über sie, Weh! Weh! und übergebt sie den Händen des Rächers!

Alle. Weh! Weh! Weh!

Oberrichter. Rächer! Rächer, tritt auf! (Der Rächer tritt auf.) Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels binnen acht Tage Zeit! Wo du sie findest, nieder mit ihr in Staub! du oder deine Gehülfen. Richter, die ihr richtet im Verborgnen, Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut.

Wirthshaus

Maria. Lerse.

Maria. Endlich komm ich und bringe Trost, guter Mann. Führ mich zu meinem Bruder.

Lerse. Wenn ihr ein Engel des Himmels wärt und ein Wunderevangelium verkündigtet, dann wollt ich sagen: Willkommen! So lang euer Trost auf dieser Erde geboren ist, so lang ist er ein irdischer Arzt, dessen Kunst just in dem Augenblick fehlt, wo man seiner Hülfe am meisten bedarf.

Maria. Bring ich nichts, wenn ich sag: Weislingen ist todt; durch ihn und in ihm Gottfriedens Todesurtheil und Gericht zerrissen. Und wenn ich hier einen Zettel darlege, der von Seiten der Kaiserlichen Commission Gottfriedens Gefängniß erleichtert.

Lerse. Müßt ich euch nicht dagegen rufen: Georg ist todt!

Maria. Georg? der goldne Junge! Wie starb er?

Lerse. Er starb einen Reitertod. Als die Nichtswürdigen Miltenberg

verbrannten, sandt ihn sein Herr, ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündischer auf sie los. Georg — hätten sie sich all gewehrt wie er! — sie hätten all das gute Gewissen haben müssen! Viele retteten sich durch die Flucht, viele wurden gefangen, einige erstochen: und unter den letzten blieb Georg. O daß ich ihm hätte die Augen zudrücken und hören können wie sein letztes Wort euern Bruder segnete.

Maria. Weiß es Gottfried?

Lerse. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal, und schickt mich zehnmal des Tags, zu forschen was Georg macht. Ich fürchte, seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben. Denn ach! muß ich's euch sagen, Marie! sein alter schwer verwundeter Körper hat nicht Kräfte genug, einem drückenden Gefängniß und dem mächtigen Kummer zu widerstehn, der ihn mit allen Otterzungen anfällt. Ich glaubt nicht, daß er eure Rückkunft erleben würd.

Maria. O Gott! sind denn die Hoffnungen dieser Erde Irrlichter, die, unsrer zu spotten und uns zu verführen, muthwillig in ängstliche Finsterniß einen freundlichen Strahl zu senden scheinen? Bring mich zu ihm!

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid. Daß es Morgen wär! Mein Blut wird wie von seltsamen Ahndungen herumgetrieben, und der Sturm vertreibt den ruhigen Wandrer Schlaf. Ich bin müd, daß ich weinen möcht, und meine Begierde nach Ruh zählt jeden Augenblick der ewigen Nacht, und sie wird im Fortschreiten länger. Es ist alles so dunkel! kein Stern am Himmel! düster, stürmisch! In einer solchen Mitternacht fand ich dich, Sickingen! In einer solchen Nacht hatt ich dich in meinen Armen! Meine Lampe mangelt Oels. Es ist ängstlich, in der Finsterniß zu wachen. (Sie zieht die Schelle.) Mag ein Knecht seinen Schlaf verlassen! Ich bin so allein! Die mächtigsten Leidenschaften waren meiner Seele Gesellschaft genug, daß ich in der fürchterlichsten Höhle nicht allein gewesen wär. Sie schlafen auf einmal, und ich steh nackend wie ein Missethäter, vor Gericht. — Ich ließ mein Mädchen — Ob Weislingen todt ist? — (Sie zieht die Schelle.) Es hört niemand. Der Schlaf hält ihnen die Ohren zu! Ob

Franz todt ist? — es war ein lieber Junge. (Sie setzt sich an Tisch.) Sickingen! Sickingen! (Sie schläft ein.)

Franz (zeigt sich an). Adelheid!

Mörder (kommt unterm Bett hervor). Endlich schläft sie! sie hat mir die Zeit lang gemacht.

Geist. Adelheid! (Verschwindet.)

Adelheid (erwacht). Ich sah ihn! Er rang mit der Todesangst! Er rief mir! rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll! — Mörder! Mörder!

Mörder. Ruf nicht! Du rufst dem Tod! Rachegeister halten der Hülfe die Ohren zu.

Adelheid. Willst du mein Geld? meine Juwelen? Nimm sie! laß mir das Leben!

Mörder. Ich bin kein Räuber. Finsterniß hat Finsterniß gerichtet, und du mußt sterben.

Adelheid. Wehe! Wehe!

Mörder. Ueber deinen Kopf! Wenn die scheußlichen Gestalten deiner Thaten dich nicht zur Hölle hinab schrecken, so blick auf, blick auf zum Rächer im Himmel, und bitt, mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe.

Adelheid. Laß mich leben! Was hab ich dir gethan? Ich umfaß deine Füße.

Mörder (vor sich). Ein königliches Weib! Welcher Blick! welche Stimme! In ihren Armen würd ich Elender ein Gott seyn. — Wenn ich sie täuschte! — Und sie bleibt doch in meiner Gewalt! —

Adelheid. Er scheint bewegt.

Mörder. Adelheid, du erweichst mich. Willst du mir zugestehn —?

Adelheid. Was?

Mörder. Was ein Mann verlangen kann von einer schönen Frau, in tiefer Nacht!

Adelheid (vor sich). Mein Maß ist voll. Laster und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teuflischen Armen umfaßt. Ich büße, büße. Umsonst suchst du Laster mit Laster, Schande mit Schande zu tilgen. Die scheußlichste Entehrung und der schmählichste Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen!

Mörder. Entschließ dich!

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauſpiel.

Erſter Entwurf.

1779.

fallen, womit die Feigheit die Pfade verwebt. Marie, gebe dir Gott deinen Mann wieder! mög er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist! Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg! — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft! — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir! Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!

Lersen. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heil'gen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt ſich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im erſten fremd. Denn mein Verlangen ſteht hinüber nach dem ſchönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schickſal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern ein einſam Leben führt! ihn läßt der Gram des ſchönſten Glückes nicht genießen; ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken nach ſeines Vaters Wohnung, an jene Stellen, wo die goldne Sonne zum erſtenmal den Himmel vor ihm aufſchloß, wo die Spiele der Mitgebornen die ſanften, liebſten Erdenbande knüpften. Der Frauen Zuſtand iſt der ſchlimmſte vor allen Menſchen. Will dem Manne das Glück, ſo herrſcht er und erſicht im Felde Ruhm: und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erſtling von den Seinen, in den ſchönen Tod. Allein des Weibes Glück iſt eng gebunden: ſie dankt ihr Wohl ſtets andern, öfters Fremden, und wenn Zerſtörung ihr Haus ergreift, führt ſie aus rauchenden Trümmern, durchs Blut erſchlagener Liebſten, ein Ueberwinder fort. — Auch hier an dieſer heil'gen Stätte hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverei! Wie ſchwer wird mir's, dir wider Willen dienen, ewig reine Göttin! Retterin! Dir ſollte mein Leben zu ewigem Dienſte geweiht ſeyn. Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe noch, Diane, die du mich verſtoßne Tochter des größten Königs in deinen heiligen, ſanften Arm

Personen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:
Hain vor Dianens Tempel.

Vier Jahreszeiten.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heil'gen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt ſich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im erſten fremd. Denn mein Verlangen ſteht hinüber nach dem ſchönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schickſal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern ein einſam Leben führt! ihn läßt der Gram des ſchönſten Glückes nicht genießen; ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken nach ſeines Vaters Wohnung, an jene Stellen, wo die goldne Sonne zum erſtenmal den Himmel vor ihm aufſchloß, wo die Spiele der Mitgebornen die ſanften, liebſten Erdenbande knüpften. Der Frauen Zuſtand iſt der ſchlimmſte vor allen Menſchen. Will dem Manne das Glück, ſo herrſcht er und erſicht im Felde Ruhm: und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erſtling von den Seinen, in den ſchönen Tod. Allein des Weibes Glück iſt eng gebunden: ſie dankt ihr Wohl ſtets andern, öfters Fremden, und wenn Zerſtörung ihr Haus ergreift, führt ſie aus rauchenden Trümmern, durchs Blut erſchlagener Liebſten, ein Ueberwinder fort. — Auch hier an dieſer heil'gen Stätte hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverei! Wie ſchwer wird mir's, dir wider Willen dienen, ewig reine Göttin! Retterin! Dir ſollte mein Leben zu ewigem Dienſte geweiht ſeyn. Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft und hoffe noch, Diane, die du mich verſtoßne Tochter des größten Königs in deinen heiligen, ſanften Arm

genommen! Ja, Tochter Jovis, hast du den Mann, dessen Tochter du forderteſt, hast du den göttergleichen Agamemnon, der dir sein Liebſtes zum Altar brachte, hast du vom Felde der umgewandten Troja ihn glücklich und mit Ruhm nach seinem Vaterlande zurück begleitet, hast du meine Geschwister, Elektren und Oresten, den Knaben, und unsere Mutter ihm zu Hause, den schönen Schatz, bewahrt, so rette mich, die du vom Tod gerettet, auch von dem Leben hier, dem zweiten Tod!

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas. Der König sendet mich, und beut der Prieſterin Dianens Gruß und Heil. Es naht der Tag, da Tauris seiner Göttin für wunderbare, neue Siege dankt; ich komme vor dem König und dem Heer, sie dir zu melden.

Iphigenie. Wir sind bereit, und unsre Göttin sieht willkommnem Opfer von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas. O, fänd' ich auch den Blick der Prieſterin, der werthen, vielgeehrten, deinen Blick, o heilige Jungfrau, leuchtender, uns allen gutes Zeichen! Denn noch bedeckt der Gram geheimnißvoll dein Innerstes; vergebens harren wir auf irgend ein lächelnd Vertrauen. So lang' ich dich an dieser Stätte kenne, ist dieß der Blick, vor dem ich immer schaudre, und wie mit Eisenbanden ist deine Seele ins Innerste des Busens angeschmiedet.

Iphigenie. Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſ'ten ziemt.

Arkas. Scheinst du dir hier vertrieben und verwaiſ't?

Iphigenie. Die süßeſte Fremde ist nicht Vaterland.

Arkas. Und dir ist Vaterland mehr als die Fremde fremd.

Iphigenie. Dieß ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt. In erster Jugend, da sich kaum die Seele an Vater, Mutter und Geschwister band, die neuen Schößlinge in lieblicher Geſellschaft vor den Füßen der alten Stämme gen Himmel strebten, da, leider in das Elend meines Hauses früh verwickelt, von einer gütigen Gottheit gerettet, und durch ein Wunderwerk hierher geführt — — So tiefe Narben blieben von jenem

alten Schaden in der Bruſt, daß weder neue Freude noch Hoffnung drin gedeihen kann.

Arkas. Wenn du dich ſo unglücklich nennſt, ſo darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie. Dank habt ihr ſtets.

Arkas. Doch nicht den ſchönen Dank, um deſſentwillen man die Wohlthat thut, ich meine, Fröhlichkeit und das zufriedne Leben. Seitdem du dich durch ein geheimes Schickſal vor ſo vielen Jahren hier im Tempel fandſt, nahm Thoas dich als ein Geſchenk der Göttin mit Ehrfurcht und mit ſeltner Freundſchaft auf, und dieſes Ufer ward dir freundlich, das jedem Fremden ſonſt von Alters her voll Angſt und Grauſens iſt, weil vor dir niemand unſer Reich betrat, der an Dianens Stufen nicht, ein unvermeidlich Opfer, blutete.

Iphigenie. Der freie Athem macht das Leben nicht allein. Welch Leben iſt's, das an der heiligen Stätte gleich einem Schatten ich um ein geweihtes Grab vertrauern muß? Glaubſt du, es ließe ſich ein fröhlich Leben führen, wenn dieſe Tage, die man unnütz durchſchleicht, nur Vorbereitung zu jenem Schattenleben ſind, das an dem Ufer Lethe's, vergeſſend ihrer ſelbſt, die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert? Unnütz ſeyn iſt todt ſeyn. Gewöhnlich iſt dieß eines Weibes Schickſal, und vor allen meins.

Arkas. Den edlen Stolz, daß du dich unnütz nennſt, verzeih ich dir, ſo ſehr ich ihn bedaure: er raubt dir den Genuß des Lebens. Du haſt hier nichts gethan ſeit deiner Ankunft? Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert? wer hat das harte Geſetz, daß am Altar Dianens jeder Fremde ſein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr mit ſanfter Ueberredung aufgehalten, und die Unglücklichen aus dem gewiſſen Tod ins liebe Vaterland ſo oft zurückgeſchickt? Hat nicht Diana, ſtatt ſich zu erzürnen, daß ſie der langgewohnten blut'gen Opfer mangelt, dein ſanft Gebet mit reichem Maß erhört? Sind unſre Waffen nicht glänzend dieſe Zeit an Segen, Stärk' und Glück, und fühlt nicht jeglicher ein beſſer Loos, ſeitdem der rauhe Sinn des Königs mild durch deinen göttergleichen, heil'gen Rath ſich bildet? Das nennſt du unnütz, wenn von deinem Weſen auf tauſende herab ein Balſam träufelt? wenn du dem Volk, zu dem ein Gott dich führte, des neuen Glückes ewige Quelle wirſt, und durch die ſüße Milde an dem unwirthbaren Ufer dem fremden Strandenden Rückkehr und Heil bereiteſt?

Iphigenie. Das wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wie viel zu thun noch überbleibt.

Arkas. Doch lobst du den, der was er thut nicht schätzt?

Iphigenie. Man tadelt den, der seine Thaten wägt.

Arkas. Auch den, der wahren Werth zu stolz nicht achtet, wie den, der falschen Werth zu eitel hebt. Glaub mir, und hör' auf eines Menschen Wort, der dir mit Treue zugethan ist! Der König hat beschlossen, heut mit dir zu reden. Ich bitte, mach's ihm leicht.

Iphigenie. Du ängstest mich. Oft bin ich schon dem Antrag, den ich fürchtete, mühselig ausgewichen.

Arkas. Sey klug und denke, was du thust! Seitdem der König seinen Sohn verloren, scheint er keinem von uns mehr recht zu trauen. Die jungen Erben seines Volks sieht er mißgünstig an, und fürchtet sich vor einem einsamen, hülflosen Alter. Wir sehen, er wirft Gedanken in sich herum. Die Scythen setzen keinen Vorzug ins Reden, der König am wenigsten. Er, der nur gewohnt ist zu befehlen und zu thun, kennt nicht die Kunst, von weitem ein Gespräch nach seiner Absicht fein zu lenken. Erschwer's ihm nicht durch Rückhalt, Weigern und vorsätzlich Mißverstehn. Geh ihm gefällig halben Wegs entgegen!

Iphigenie. Soll ich beschleunigen, was mich bedroht?

Arkas. Willst du sein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie. Es ist's, und mir die schrecklichste von allen.

Arkas. Gieb ihm für seine Neigung nur Vertrauen!

Iphigenie. Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.

Arkas. Warum verschweigst du deine Herkunft ihm?

Iphigenie. Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.

Arkas. Dem König sollte nichts Geheimniß seyn. Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch, und fühlt es hoch, daß du sorgfältig dich vor ihm verwahrst.

Iphigenie. Sag mir, ist er unmuthig gegen mich?

Arkas. Er scheint's zu seyn. Zwar spricht er nichts von dir, doch hab ich bei ganz fremdem Anlaß aus hingeworfnen Worten gespürt, daß es in seiner Seele gährt. O, überlaß ihn nicht sich selbst, damit du nicht zu spät an meinen Rath mit Reue denkst!

Iphigenie. Wie? sinnt der König, was kein Mann, der seinen Namen liebt und die Olympier verehrt, je denken soll, sinnt er, mich mit

Gewalt von dem Altar in sein verhaßtes Bett zu ziehn? So ruf ich alle Götter an, und Dianen vor andern, die mir ihren Schutz gedoppelt schuldig ist!

Arkas. Sey ruhig! solch rasche Jünglingsthat herrscht nicht in Thoa's Blut. Allein ich fürchte harten Schluß von ihm und unaufhaltbar dessen Vollendung; denn seine Seele ist fest und unbeweglich! drum bitt ich dich, vertrau ihm, sey ihm dankbar, wenn du ihm weiter nichts gewähren kannst.

Iphigenie. O sag mir, was dir weiter noch bekannt ist!

Arkas. Erfahr's von ihm. Ich seh den König kommen. Da du ihn ehrst, kann dir's nicht Mühe seyn, ihm freundlich und vertraulich zu begegnen. Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort gar weit geführt.

(Geht ab.)

Iphigenie. Ich seh zwar nicht, wie ich dem Rath des Redlichen folgen soll, doch will ich gern dem König für seine Wohlthat gute Worte geben. Verleih Minerva mir, daß ich ihm sage was ihm gefällt.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Diana segne dich mit königlichen Gütern, mit Sieg und Ruhm und Reichthum und dem Wohl der Deinen, daß, der du unter vielen gnädig und freundlich bist, du auch vor vielen glücklich und herrlich seyst!

Thoas. Der Ruhm des Menschen hat enge Gränzen, und den Reichthum genießt oft der Besitzer nicht. Der hat's am besten, König oder Geringer, dem es zu Hause wohl geht. Es wird die Nachricht zu dir kommen seyn, daß in der Schlacht mit meinen Nachbaren ich meinen einz'gen, letzten Sohn verloren. So lang die Rache noch meinen Geist besaß, empfand ich nicht den Schmerz, empfand nicht, wie leer es um den Beraubten sey. Doch jetzt, da ich ihr Reich von Grund aus umgekehrt, bleibt mir zu Hause nichts was mich ergötze. Mein Volk scheint nur mit Ungeduld einem Einsamen zu folgen: denn wo nicht Hoffnung ist, da bleibt kein Leben und kein Zutrauen. Nun komm ich hierher in diesen Tempel, wo ich so oft um Sieg gebeten und für Sieg gedankt, mit einem

Verlangen, das schon alt in meiner Seele ist, und wünsche zum Segen mir und meinem Volke, dich als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie. Der Unbekannten, Flüchtigen bietst du zu große Ehre an, o König. Ich habe nichts gewünscht an diesem Ufer, als Schutz und gute Ruh, die du mir gabst, zu finden.

Thoas. Daß du dich in das Geheimniß deiner Abkunft vor mir, gleich einem Fremden, stets sorgfältig hüllest, wird unter keinem Volke wohl gebilligt werden. Wir sind hier weder gastfrei noch glimpflich gegen Fremde: das Gesetz verbietet's und die Noth: allein von dir, die sich deß rühmen kann, warum vergebens an dem rauhen Ufer der Fremde seufzt, von dir komt ich's erwarten. Man ehrt den Wirth freiwillig mit Vertrauen.

Iphigenie. Wenn ich mein Haus und meiner Eltern Namen je verbarg, o König, war es Verlegenheit, nicht Mißtrauen. Vielleicht, ach! wenn du wüßtest, wer ich bin, welch eine Verwünschte du nährst und schützest, würdest du dich entsetzen vor der Götter Zorn, du würdest, statt mir die Seite deines Throns zu bieten, mich vor der Zeit von deinem Hause treiben, und eh' noch bei den Meinen mir ein glücklich Leben zubereitet wäre, in schweifendes, hausloses Elend mich verstoßen.

Thoas. Was auch der Rath der Götter mit dir sey, und was sie dir und deinem Haus gedenken, seh' ich doch nicht am Segen, den sie mir gewähren, seitdem ich dich gastfreundlich aufnahm, daß ich an dir ein schuldvoll verruchtes Haupt beschütze.

Iphigenie. Der Segen kömmt um deiner Wohlthat, nicht um meinetwillen.

Thoas. Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet. Drum sprich! ich fordre jetzt des Weigerns Ende; denn du hast mit keinem ungerechten Mann zu thun. Diana hat in meine Hände dich gegeben; wie du ihr heilig warst, so warst du's mir. Auch sey ihr Wink noch künftig mein Gesetz! Ist es, daß du nach Hause Rückkehr hoffen kannst, so sprech' ich dich von aller Forderung los; doch ist der Weg dir ganz versperrt, und ist ein Stamm durch irgend ein ungeheures Unheil ausgelöscht, so bist du mein durch mehr als ein Gesetz. Sprich, und ich halte Wort!

Iphigenie. Ungern löst sich die Zunge, ein langverschwiegen Geheimniß zu entdecken. Einmal vertraut, verläßt's unwiederbringlich die Tiefe des Herzens, und schadet oder nützt, wie es die Götter wollen. Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht.

Thoas. Du sprichst ein großes Wort. Nennst du den deinen Ahnherrn, den die Welt als einen ehmals Hochbegnadigten der Götter kennt? ist's jener Tantal, den Jupiter zu Rath und Tafel zog, an dessen alterfahrnen, vielverknüpfenden Gesprächen die Götter wie an einem reichen Orakelsinne sich ergötzten?

Iphigenie. Er ist's. Doch Götter sollten nicht mit Menschen wandeln: das sterbliche Geschlecht ist viel zu schwach, in dieser Ungleichheit sich gleich zu halten. Unedel war er nicht, und kein Verräther; allein zum Knecht zu groß, und zum Gesellen des Donnerers doch nur Mensch. Menschlich war sein Vergehn, streng ihr Gericht; und ihre Priester sagen: Uebermuth und Untreu stürzten ihn von Jovis Tisch zur Schmach des Tartarus.

Thoas. Wie? büßte sein Geschlecht des Ahnherrn Schuld?

Iphigenie. Zwar die gewaltige Brust und das Mark der Titanen erbten Söhne und Enkel, doch um die Stirne schmiedete ihnen ein ehrnes Band der Vater der Götter. Mäßigung, Rath und Weisheit war ihnen verborgen. Zur Wuth ward jede Begier, und ihre Wuth war unendlich. Pelops, sein Sohn, entreißt verrätherisch dem Oenomaus Leben und Tochter, die schöne Hippodamia; aus ihnen entspringen Thyest und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette im Wege steht, Chrysipp an Namen; sie führen einen Anschlag auf sein Leben aus, und der erzürnte Vater fordert verdachtvoll von Hippodamien ihres Stiefsohns Blut, und sie entleibt sich selbst.

Thoas. Es wälzet böse That vermehrend sich weiter durchs Geschlecht.

Iphigenie. Ein Haus erzeugt nicht gleich den Halbgott, noch das Ungeheuer; eine Reihe von Edlen oder Bösen bringt zuletzt die Freude oder das Entsetzen der Welt hervor. — Atreus und Thyest beherrschten nach ihres Vaters Tode gemeinschaftlich die Stadt. Nicht lange, so entehrt Thyest des Bruders Bett, und Atreus, sich zu rächen, vertreibt ihn von dem Reich. Thyest, der tückisch lange schon einen Sohn des Bruders entwandt, und als wie seinen heimlich auferzogen hatte, schickt diesen Sohn — sein Name war Plisthenes — daß er dem Atreus nach dem Leben stehe, und seinen eignen Vater im Oheim ermorden sollte. Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt, und Atreus tödtet den gesandten Mörder, wähnend, er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät erfährt er, wen er umgebracht, und, an dem Bruder sich zu rächen, sinnt er still

auf unerhörte Thaten. Versöhnt stellt er sich an und lockt Thyesten mit seinen beiden Söhnen zurück ins Reich, ergreift die Knaben, schlachtet sie heimlich, und setzt sie ihrem Vater zur schaudervollen Speise vor; und da Thyest an seinem eignen Fleische sich gesättiget, wirft Atreus, der entsetzliche, ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin. Du wendest schaudernd dein Gesicht: so wendete die Sonne ihr Antlitz weg und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise. Dieß sind meine Ahnherren, und die finstre Nacht hat noch viel schreckliches Geschick und Thaten dieser Unseligen gebrütet.

Thoas. Verbirg sie auch in Schweigen! laß des Gräuels ein Ende seyn, und sag' mir, wer du bist?

Iphigenie. Atreus zeugte Agamemnon, und dieser mich mit Klytämnestren. Einige Rast schien dem Hause Tantals gewähret zu seyn. Ruhig waren unsre Hallen, als ich mit Elektren, meiner Schwester, heranwuchs. Eine Weile war dem Vater ein Sohn versagt, und kaum war gnädig dieser Wunsch erfüllt, daß meine Mutter einen Knaben brachte — sie nannten ihn Orest — als neues Uebel schon bereitet war. Auch hierher ist der Ruf des Kriegs erschollen, den alle Fürsten Griechenlands vor Trojens Mauern mit unerhörter Macht getragen. Ob er noch dauert oder die Stadt verderbt ist, hab' ich nie vernommen. Dahin führte mein Vater der Griechen versammelt Heer. In Aulis harrten sie vergebens auf günst'gen Wind: Diana, meinem Vater erzürnt, hielt ihn zurück, und forderte durch Kalcha's Mund zum Opfer des Königs älteste Tochter, mich. Sie lockten meine Mutter listig mit mir ins Lager, zwangen mich vor den Altar, wo die Göttin barmherzig mich vom Tod errettete und wundervoll hierher versetzte. Iphigenie, Agamemnons und Klytämnestrens Tochter ist's, die mit dir spricht.

Thoas. Der Königstochter kann ich nicht mehr als der Vertriebnen Ehre geben. Auch jetzo wiederhol' ich meinen Antrag; folge mir, und theile was ich habe!

Iphigenie. Wie darf ich diesen Schritt, o König, wagen! Hat nicht die Göttin, die mich rettete, ein ganzes Recht auf mein geweihtes Leben? Sie hat für mich den Schutzort ausgesucht, und einem Vater, den sie durch den Schein nur strafen wollte, mich gewiß zur unverhofften Freude seines Alters aufbewahrt. Vielleicht bereitet sie mir Verlaßnen solche Rückkehr, und ich, indeß auf ihre Wege nicht achtend, hätte mich

ihr wider Willen hier angebaut? Wenn ich hier bleiben sollte, bat ich sie längst um Zeichen.

Thoas. Das Zeichen ist, daß du noch hier verweilst. Such' solche Ausflucht nicht ängstlich auf! Man spricht vergebens viel, wenn man versagen will; der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie. Es sind nicht Worte, leer und künstlich scheinend, zusammengesetzt. Ich habe nichts gesagt, als was mein Geist mich hieß. Soll ich nicht meinen Vater und meine Mutter gerne wiedersehn, die mich als todt beweinen, und in den alten Hallen von Mycene meine Geschwister! Daß wenn du mich dorthin auf leichten Schiffen senden wolltest, du mir ein neu und doppelt Leben gäbest.

Thoas. So kehr' zurück! Thu', was dein Herz dich heißt, und höre nicht die Stimme guten Raths und der Vernunft! Sey ganz ein Weib und gieb dich hin dem Triebe, der zügellos dich dahin oder dorthin reißt! Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt, dann hält kein heilig Band sie vom Verräther ab, der sie dem Vater oder dem Gemahl aus langbewährten treuen Armen lockt; und schweigt in ihrer Brust das rasche Feuer, so stürmt vergebens aus dem treusten Herzen mit tausend goldnen Zungen die Ueberredung auf sie los.

Iphigenie. Brich zürnend deinen Schwur, o König, nicht! Soll ich mein Zutraun so entgelten? Du schienst bereitet, auf was ich sagen könnte.

Thoas. Aufs Ungehoffte war ich nicht bereitet; doch hätt' ich alles erwarten sollen. Wußt' ich denn nicht, daß ich mit einem Weib zu handeln ging!

Iphigenie. Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht! Das was du an mir tadelst, sind alle unsre Waffen. Glaub' mir, darin bin ich dir vorzuziehen, daß ich dein Glück mehr als du selber kenne. Du wähnest, unbekannt mit dir und mir, daß uns ein näh'res Band zum Glück vereinen werde; voll guten Muthes wie voll guten Willens, dringst du in mich, daß ich mich füge. Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir die Festigkeit gegeben, ein Bündniß zu versagen, das sie nicht billigen.

Thoas. Du nennst das Götterwort, was dir im Herzen schlägt.

Iphigenie. Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas. Hab' ich kein Recht, sie auch zu hören?

Iphigenie. Es überbraust der Sturm der Leidenschaft die zarte Stimme.

Thoas. Die Priesterin vernimmt sie wohl allein?

Iphigenie. Der König sollte sie vor allen andern merken.

Thoas. Dein heilig Amt, und dein geerbtes Recht auf Jovis Tisch bringt dich den Göttern näher, als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie. Ich trage nun die Schuld des Vertrauens zu dir.

Thoas. Ich bin ein Mensch, und besser ist's, wir enden. So sey mein Wort denn fest: Sey Priesterin Dianens, wie sie dich auserkoren, und mir verzeih' die Göttin, daß ich bisher mit Unrecht und oft mit innerm Verwurf die alten Opfer ihr vorenthalten habe! Kein Fremder landet glücklich an unserm Ufer: von Alters her ist ihm der Tod gewiß; nur du hast mich bisher mit einer Freundlichkeit, in der ich bald die Liebe einer Tochter, bald einer stillen Braut zu sehn mich freute, zurückgehalten, und mich bewegt, zum Schaden vielleicht mir und den Meinen, sie zu entlassen. Oft hat mein Volk gemurrt, und ich hab's nicht geachtet; nun schieben sie mir den Verlust des Sohnes auf den Zorn der Göttin. Sie klagen laut der alten Opfer Versäumniß. Länger halt' ich die Menge nicht um deinetwillen.

Iphigenie. Um meinetwillen hab' ich's nie gefordert. Es ist ein Mißverstand, wenn man die Himmlischen blutgierig glaubt. Versöhnt die Unterirdischen mit Blut! Und diesen ist das Blut der Thiere Labsal. Hat mich die Göttin nicht selbst der Griechen Eifer entzogen? Ihr war mein Dienst willkommner, als mein Tod.

Thoas. Es ziemt sich nicht für uns, die heiligen alten Gebräuche mit leicht beweglicher Vernunft zu deuten und zu wenden. Thu' deine Pflicht! ich werde meine thun. Zwei Fremde, die wir in den Höhlen an der See versteckt gefunden, und die nichts Gutes meinem Lande bringen, halt' ich gefangen. Mit diesen empfange deine Göttin ihr erstes, rechtes, langentbehrtes Opfer wieder! Ich sende sie hierher; du weißt den Dienst.

(Ab.)

Iphigenie. Du hast Wolken, gnädige Retterin, den Unschuldigen einzuhüllen und auf Winden ihn dem ehrnen Geschick aus dem schweren Arm über Meer und Erde, und wohin dir's gut dünkt, zu tragen. Du bist weise, und siehst das Zukünftige, und das Vergangne ist dir nicht vorbei. Enthalte vom Blut meine Hände! denn es bringt keinen Segen, und die Gestalt des Ermordeten erscheint auch dem zufälligen Mörder zur bösen Stunde. Denn sie haben ihr Menschengeschlecht lieb, sie wollen ihm sein kurzes Leben gerne fristen, und gönnen ihm auf eine Weile den Mitgenuß des ewigleuchtenden Himmels, die hohen Unsterblichen.

Alle Viere, mehr und minder,
Necken wie die hübſchen Kinder.

Zweiter Act.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt. So nahen wir uns dem gewiſſen Tod. Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller. Als ich Apollen bat, das fürchterliche Geleit der Rachegeiſter von mir zu nehmen, ſchien er mir Hülfe im Tempel ſeiner Schweſter, die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen Götterworten zu verſprechen, und nun erfüllt ſich's, daß alle Noth mit meinem Leben enden ſoll. Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand das Herz zuſammendrückt, dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen! Und iſt es im Geſchick von Atreus' Hauſe, nicht in der Schlacht ein ehrenvolles Ende zu gewinnen, ſoll ich, wie meine Ahnen, wie mein Vater, als Opferthier im Jammertode bluten: ſo ſey es! Beſſer hier vorm Altar der Göttin, als im verworfnen Winkel, wo die Netze der Meuchelmörder ſtellt. Laßt mir ſo lange Ruh, ihr Unterirdiſchen, die ihr nach dem Blute, das von meinen Tritten träuft, wie losgelaſſ'ne Hunde ſpürend hetzt. Ich komme zu euch hinunter; denn das Licht des Tages ſoll euch nicht ſehn, noch mich: die grüne Erde iſt kein Tummelplatz für Larven des Erebus. Dort unten ſuch' ich euch, dort ſind wir alle dann von gleichem Schickſal in matte Nacht gebunden. Nur dich, mein Pylades, ſo ungern ich dich in meine Schuld und meinen Bann gezogen, ſo ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland frühzeitig mit. Dein Leben oder Tod iſt einzig, was ich hoffe oder fürchte.

Pylades. Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du, bereit, in jenes Schattenreich hinabzugehn. Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade, durch die uns das Geſchick zum Tod zu führen ſcheint, uns zu dem Leben wieder aufzuwinden. Ich denke nicht den Tod: ich ſinn' und horche, ob

nicht zu irgend einer Flucht die Götter Rath und Wege zubereiten? Der Tod kömmt unaufhaltsam, gefürchtet oder ungefürchtet. Wenn die Priesterin schon unsre Locken weihend abzuschneiden, die Hand erbebt, soll dein' und meine Rettung noch mein Gedanke seyn. Unmuth beschleunigt die Gefahr. Tausend Ränke gehn jeden Tag durch meine Seele. Ich habe das Wort Apolls vor mir, daß in Tauens Heiligthum du Trost und Hülf' und Rückkehr finden sollst. Der Götter Worte sind so zweideutig nicht, als der Elende sie unmuthig wähnt.

Orest. Mir lag die dunkle Decke des Lebens von Kindheit an schon um das zarte Haupt. Unter einer Mutter, die des abwesenden Gemahls vergaß, wuchs ich gedrückt herauf, in meiner Unschuld ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen. Wie oft, wenn ich Elektren, meine liebe Schwester, am Feuer in der tiefen Halle sitzen sah, drängt' ich mich hin auf ihren Schooß und starrte, wenn sie weinte, sie mit großen Augen an. Dann sagte sie von unserm Vater viel. Ach, wie verlangt' ich ihn zu sehn! Mich wünscht' ich bald nach Troja, ihn bald her. Es kam der Tag —

Pylades. Laß von jenen Geschichten sich Höllengeister nächtlich unterhalten! Wir aber wollen mit Erinnerung schöner Zeiten unsre Seele im frischen Heldenlaufe stärken. Die Götter brauchen gute Menschen auf dieser Welt, und haben noch auf dich gezählt. Sie gaben dich dem großen Vater zum Geleit nicht mit, da er unwillig nach dem Orcus ging.

Orest. O wär' ich, seinen Saum ergreifend, ihm nachgegangen!

Pylades. So haben die, die dich erhielten, für mich gesorgt: denn was ich werden wäre, wenn du nicht lebtest, weiß ich nicht, da ich seit meiner ersten Zeit allein um deinetwillen leben mag.

Orest. Erinnre mich nicht jener schönen Tage, da mir dein Haus zum holden Freiert ward, da deine Eltern in mir, aus Liebe mehr als aus Verwandtschaft, die halberstarrte junge Blüthe pflegten, da du leichtsinniger Geselle, gleich einem bunten Schmetterling um eine dunkle Blume, immer quellend von gutem Muth und Freude, um mich an jedem Tag mit neuer Thorheit gaukeltest, deine Lust in meine Seele spieltest, daß ich, schwerfällig zwar und mit gebundnem Herzen, doch oft vergessend meiner Noth, mit dir in rascher Jugend hingerissen schwärmte!

Pylades. Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Orest. Mit deiner Liebe zu mir begann dein Elend! Dieß ist das Schwerste von meinem Schicksal, daß ich wie ein verpesteter Flüchtling

geheimen, zehrenden Gift um mich verbreite, daß, wo ich einen gesunden Ort betrete, gar bald um mich die blühenden Gesichter den Schmerzenszug langsamen Tods verrathen.

Pylades. Ich wär' der Nächste, diesen Tod zu sterben, wenn je dein Hauch, Orest, vergiftete. Bin ich nicht immer noch voll Muth und Lust? Und Lust und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten.

Orest. Ja große Thaten! Ich weiß die Zeit wohl noch, da wir sie vor uns sahn, wenn wir zusammen auf der Jagd dem Wilde nach durch Berg' und Thäler rannten, und unsern Ahnherren gleich mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so, dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften, und dann wir Abends ruhig an der weiten See uns an einander lehnend saßen, und die Welt so weit, so offen vor uns lag; da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert, und unsre künft'ge Thaten gingen wie die Sterne unzählig über unsern Häuptern auf.

Pylades. Die That, die zu vollführen unsre Seele dringt, ist ein unendlich Werk. Wir möchten sie so groß gleich thun, als wie sie wird, wenn Jahre lang durch ferne Länder und Geschlechter der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt. Es klingt so schön, was unsre Väter thaten, wenn es im stillen Abendschatten der Jüngling mit dem Ton der goldnen Harfe schlürft. Und was wir thun, ist, wie es ihnen war, voll Müh und eitel Stückwerk. So laufen wir nach dem, was vor uns flieht und achten nicht des Weges, den wir treten, und sehen nicht die Tapfen unsrer Ahnherrn neben uns, und eilen immer ihrem Schatten nach, der göttergleich in einer weiten Ferne der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt. Ich halte nichts von dem, der von sich denkt, wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte; allein du darfst den Göttern reichlich danken für das, was sie durch dich den Jüngling schon gethan.

Orest. Wenn sie dem Menschen frohe That bescheren, daß er gewaltig von seinem Haus das bittre Schicksal wendet, daß er sein Reich vermehrt und durch des Jünglings Faust lang festgeübte, bewährte Feinde fallen, dann dank' er! Mich haben sie zum Schlächter auserkoren, zum Mörder meiner Mutter, zum unerhörten Rächer unerhörter Schandthat. O nein! sie haben's schon auf Tantals Haus gerichtet, und ich, der letzte, sollte nicht schuldlos, noch ehrenvoll vergehn.

Pylades. Die Götter rächen an den Söhnen nicht der Väter Missethat; ein jeder, er sey gut oder bös', hat seinen Lohn. Segen ist erblich, nicht Fluch.

Oreſt. Der Väter Segen hat uns nicht hierher geführt.

Pylades. So wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt. So wiſſen wir, durch weſſen Willen wir verderben.

Pylades. Apoll gebeut dir, vom Tauriſchen Geſtad Dianen, die geliebte Schweſter, nach Delphos hinzubringen. Wie ehrenvoll, daß er uns dieß Geſchäft vertraut! Dann ſollſt du durch die Bitte der keuſchen Göttin befreit von den Erinnen werden, die dich umſchließen. Scheu hier in dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt. So hab' ich wenigſtens geruhigen Tod.

Pylades. Ich denke anders, und nicht ungeſchickt hab' ich das ſchon Geſchehene und das Künftige verkunden, und mir ausgelegt. Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lang' das große Werk. Diana ſehnt ſich lange von dieſem Ufer der Barbaren, die Menſchenblut ein jungfräuliches Opfer wähnen. Uns war es aufbehalten, das heil'ge Bild von dieſem Ort zu holen, uns wird es auferlegt, und ſeltſam ſind wir bis an die Pforte ſchon geführt.

Oreſt. Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rath und Menſchenwitz zuſammen.

Pylades. Dann iſt der Witz nur werth, wenn, was geſchieht, ihn auf den Willen jener droben aufmerkſam macht. Schwere Thaten müſſen gethan ſeyn, und dem, der viel verbrach, wird auferlegt, mit dem Unmöglichen zu bekämpfen, damit er büßend Göttern noch und Menſchen diene. Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin, und wohnen beide dann vereint zu Delphos im geſitteten Griechenlande, ſo wird für dieſe That Apoll dir und Diana gnädig ſeyn, dich aus der Hand der alten Unterirdiſchen retten.

Oreſt. Wenn ich beſtimmt bin, noch zu leben und zu thun, ſo mögen ſie von meiner Seele den Schwindel nehmen, der unaufhaltſam auf dem Pfade des Bluts mich zu den Todten reißt, die Quelle vertrocknen, die meine Seele, wie aus der Mutter Wunden, ewig ſprudelnd färbt.

Pylades. Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel, und nimmſt das Amt der Furien auf dich. Ich ſinn' auf tauſend Ränke, und zuletzt, das Unternehmen zu vollführen, bedarf ich dein: und beiden hilft nur ruhige, wohlüberlegte Kühnheit.

Oreſt. Ich hör' Ulyſſen.

Pylades. Spotte nicht! Ein jeder hat ſeinen Helden, den er die

Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet. Ich läugn' es nicht, Kühnheit und List scheint mir gar würdige Zierde dem tapfern Mann.

Orest. Ich schätze den, der tapfer ist und gerad.

Pylades. Drum heiß' ich dich auch nicht auf Wege sinnen; das ist für mich. Von unsern rauhen Wächtern hab' ich bisher gar vieles ausgelockt. Ich weiß, das blutige Gesetz, das jeden Fremden an Dianens Stufen opfert, schläft, seitdem ein fremdes, göttergleiches Weib als Priesterin mit Weihrauch und Gebet den Göttern dankt. Sie glauben, daß es eine der geflüchteten Amazonen sey, und rühmen ihre Güte hoch.

Orest. Es scheint, mit unserm Tod soll das Gesetz ins Leben wiederkehren, und bei dem widerwärtigen Sinn des Königs wird uns ein Weib nicht retten.

Pylades. Wohl uns, daß es ein Weib ist! Der beste Mann gewöhnt sich endlich an Grausamkeit, und macht sich ein Gesetz aus dem, was er verabscheut, wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich. Allein ein Weib bleibt stät auf ihrem Sinn, du rechnest sichrer auf sie im Guten, wie im Bösen. Sie kömmt! Laß mich mit ihr allein! Ich sag' ihr nicht geradezu die Wahrheit, und eh' sie mit dir spricht, treff' ich dich noch.

(Orest geht ab).

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Woher du seyst und kommst, o Fremdling, sprich! Ich weiß nicht, ob ich dich mehr dem Geschlecht der Scythen, ob ich dich einem Griechen vergleichen soll! (Sie nimmt ihm die Ketten ab.) Die Freiheit, die ich dir gewähre, ist gefährlich. Wenden die Götter, was euch bevorsteht!

Pylades. O süße Stimme! o willkommner Ton der Muttersprache in einem fremden Lande! Gefangen, wie ich bin, seh' ich die blauen Berge des Vaterhafens neu willkommen in meinem Auge! An dieser Freud' erkenne, daß ich ein Grieche bin! Einen Augenblick hab' ich vergessen, wie sehr ich dein bedarf, und mich der unerwarteten Erscheinung rein gefreut. O sag mir an, wenn ein Verhängniß dir's nicht verbeut, aus welchem Stamm du deine göttergleiche Herkunft zählst?

Iphigenie. Dianens Priesterin, von ihr, der Göttin, selbst gewählt,

und im verborgenen hier erzogen und geheiligt, spricht mit dir. Das laß dir genug seyn, und sag mir, wer du seyst, und welch unseliges Geschick mit dem Gefährten dich hierher geführt?

Pylades. Leicht zu erzählen ist unser Elend, schwer zu tragen. Wir sind aus Kreta, Adrastus Söhne, der jüngste ich, mein Nam ist Amphion, Laodamas der seine: vom Haus' ist er der älteste, ein mittler Bruder stand zwischen beiden. Gelassen folgten wir den Worten unsrer Mutter, so lang' der Vater noch vor Troja stritt; doch als der mit viel Beute rückwärts kam und bald darauf verschied, begann der Streit um Reich und Erbe unter uns. Ich war dem ältesten immer mehr gewogen, und in unseligem Zwist erschlug Laodamas den Bruder: ihn verfolgen nun um der Blutschuld willen die Furien, und hierher leitete das Delphische Orakel unsre Schritte, das uns verhieß, er sollte hier im Tempel der Diana Ruh' und Rettung finden. Gefangen sind wir an dem unwirthbaren Ufer, und dir als Opfer dargestellt: das weißt du.

Iphigenie. Ist Troja umgekehrt? versichr' es mir.

Pylades. Es liegt. O sichre du uns Rettung zu, und eilig! hab' Erbarmen mit meinem Bruder! Auch bitt' ich dich, schon' ihn, wenn du ihn sprichst; gar leicht wird er durch traurige Erinnerung zu sehr bewegt, und jede Freud' und Schmerz zerrüttet ihn mit fieberhaftem Wahnsinn.

Iphigenie. So groß dein Unglück ist, beschwör' ich dich, vergiß es, bis du meiner Neugier genug gethan.

Pylades. Die hohe Stadt, die zehn Jahre sich dem gesammten Heer der Griechen widersetzt, liegt nun zerstört. Doch viele Gräber unsrer Helden machen das Ufer der Barbaren weit berühmt. Achill liegt dort mit seinem Freund.

Iphigenie. So seyd ihr schöne Götterbilder auch zu Staub!

Pylades. Palamedes und Ajax Telamons hat keiner seines Vaterlandes frohen Tag gesehn.

Iphigenie (vor sich). Er nennt den Vater nicht unter den Erschlagnen: er lebt mir noch! o hoffe liebes Herz!

Pylades. Doch selig sind die Tausende in bitter süßem Tod vorm Feind! denn wüste Schrecknisse hat den Rückkehrenden ein feindlich aufgebrachter Gott bewahrt. Kömmt denn die Stimme der Menschen nicht zu euch? So weit sie reicht, trägt sie den Ruf umher von unerhörten Thaten, bös' und gut. So ist der Jammer, der durch Mycenens Hallen tönt,

dir ein Geheimniß? Klytämneſtra hat, geholfen von Aegiſth, den Agamemnon am Tag der Rückkehr umgebracht. — Ich ſeh' an deinem Blick und an der Bruſt, die gegen die ungeheure Nachricht vergebens kämpft, daß du des Atreus hohes Haus verehrſt. Vielleicht biſt du die Tochter eines Gaſtfreunds oder Nachbars? Verbirg mir's nicht und rechne mir's nicht zu, daß ich der erſte bin, der dieſe Gräuel meldet.

Iphigenie. Sag' mir, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades. Am Tag der Ankunft, da der König, aus dem Bade ſteigend, ſein Gewand verlangte, warf die Verderbliche ein künſtlich ſich verwirrend Kleid ihm über, und da er, drunter ſich abarbeitend, gefangen war, erſtach Aegiſth ihn.

Iphigenie. Und welcher Lohn der Mitverſchwörung ward Aegiſthen?

Pylades. Des Königs Reich und Bett, das er ſchon eh' beſaß.

Iphigenie. So ſtammt die Schandthat aus der böſen Luſt?

Pylades. Und aus dem Trieb, ſich am Gemahl zu rächen.

Iphigenie. Was that der König, ſolcher Rache werth?

Pylades. Nach Aulis lockt' er ehmals ſie und ſeine älteſte Tochter, Iphigenien, bracht er dort als Dianens Opfer um. Das, ſagt man, hat ſie niemals dem Gemahl vergeſſen und grauſam an dem Wiederkehrenden gerächt.

Iphigenie. Es iſt genug! Du wirſt mich wiederſehn. (Ab.)

Pylades. Sie ſcheint von dem Geſchick in Atreus Hauſe tief gerührt. Wer ſie auch ſey, ſo hat ſie, ſcheint es mir, den König wohl gekannt, und iſt zu unſerm Glück aus hohem Haus hierher verkauft. Steh' du, Minerva, mir mit Weisheit bei, und laß dem Stern der Hoffnung, den ich wiederſehe, mit frohem Muth mich klug entgegenſteuern!

Dritter Act.

Erster Auftritt.

Iphigenie. Orest.

Iphigenie. Unglücklicher! ich löse deine Bande zum Zeichen eines schmerzlichern Geschicks. Die Freiheit, die ich gebe, ist, wie der letzte lichte Augenblick des schwer Erkrankten, Vorbote des Tods. Noch kann und darf ich mir's nicht sagen, daß ihr verloren seyd. Wie kömt' euch meine Hand dem Tode weihen? Und keine andre darf euer Haupt, so lang' ich Priesterin Dianens bin, berühren. Allein das Priesterthum hängt von dem König: der zürnt mit mir, und seine Gnade mit theurem Lösegelde zu erhandeln, verfagt mein Herz. O werther Landsmann, jeder Knecht, der an den Herd der Vatergötter nur gestreift, ist uns in fremdem Land so hochwillkommen! Wie soll ich euch genug mit Ehr' und Lieb' umfassen, die ihr, von keinem niedern Haus entsprungen, durch Blut und Stand an jene Helden gränzt, die ich von Eltern her verehre!

Orest. Verbirgst du deinen Stand und Namen mit Fleiß, oder darf ich wissen, mit wem ich rede?

Iphigenie. Du sollst es wissen. Jetzo sag' mir an, was ich von deinem Bruder nur halb gehöret, das Schicksal derer, die von Troja zurück mit ungnädigem Gott ihre Heimath betraten. Jung bin ich hierher gekommen, doch alt genug, mich jener Helden zu erinnern, die, gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüstet, dem schönsten Ruhm entgegengingen. Sag' mir, es fiel der große Agamemnon in seinem eignen Haus durch seiner Frauen List?

Orest. So ist es, wie du sagst.

Iphigenie. Unseliges Mycen! So haben Tantals Enkel den Fluch, gleich einem unvertilgbar'n Unkraut, mit voller Hand gesät, und jedem

ihrer Kinder wieder einen Mörder zur ewigen Wechselwuth erzeugt! O sag' mir an, was ich verwirrt von dieser Nachricht verhört, wenn mir's dein Bruder auch gesagt, wie ist des großen Stammes letzte Pflanze, den Mordgesinnten ein aufkeimender, gefährlicher Rächer, wie ist Orest dem Schreckenstag entgangen? Hat ihn ein gleich Geschick in des Avernus' schwarzes Netz verwickelt, hat ihn ein Gott gerettet? lebt er? lebt Elektra?

Orest. Sie leben.

Iphigenie. O goldne Sonne, nimm deine schönsten Strahlen, und lege sie zum Dank vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.

Orest. Wenn du gastfreundlich diesem Hause verbunden bist, wie ich aus deiner schönen Freude schließe, so halte dein Herz fest; denn dem Fröhlichem ist unerwarteter Rückfall in die Schmerzen unerträglich. Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie. Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?

Orest. Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie. Was fürcht' ich noch? Es lebt Orest, Elektra lebt.

Orest. Hast du für Klytämnestren nichts zu fürchten?

Iphigenie. Die sey den Göttern überlassen! Hoffnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht.

Orest. Sie ist auch aus dem Lande der Hoffnung abgeschieden.

Iphigenie. Hat sie in Wuth ihr eigen Blut vergossen?

Orest. Nein! doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie. Sprich deutlicher, damit ich's bald erfahre! Die Ungewißheit schlägt mit tausendfältigem Verdacht mir an das Haupt.

Orest. So haben mich die Götter zum Boten ausersehen der That, die ich in jene unfruchtbare klanglose Höhlen der alten Nacht verbergen möchte. Wider Willen zwingst du mich; allein dein holder Mund darf auch was Schmerzlich's fordern, und erhält's. Elektra rettete am Tage, da der Vater fiel, Oresten glücklich. Strophius, des Vaters Schwäher, erzog ihn stille neben seinem Sohne Pylades, und da die beiden aufgewachsen waren, krannte ihnen die Seele, des Königs Tod zu rächen. Sie kamen nach Mycen, gering an Tracht, als brächten sie die Nachricht von Orestens Tode mit seiner Asche. Wohl empfangen von der Königin gehn sie ins Haus. Elektren giebt Orest sich zu erkennen; sie bläs't der Rache Feuer in ihm auf, das vor der Mutter heil'gen Gegenwart in sich zurückgebrannt war. Und hier am Orte, wo sein Vater fiel, wo eine alte,

leichte Spur von Blut aus den oft gescheuerten Steinen noch herauszuleuchten schien, hier malte Elektra die grauenvolle That und ihre Knechtschaft und die glücklichen, das Reich besitzende Verräther und die Gefahren mit ihrer Feuerzunge. Und Klytämnestra fiel durch ihres Sohnes Hand!

Iphigenie. Unsterbliche, auf euren reinen Wolken! habt ihr nur darum diese Jahre her von Menschen mich gesondert, die kindliche Beschäftigung, auf dem Altar, das reine Feuer zu erhalten, mir aufgetragen, und meine Seele diesem Feuer gleich in ew'ger Klarheit zu euch aufgezogen, daß ich so spät die schweren Thaten erfahren soll! O sag' mir vom Unglücklichen, sag' von Oresten!

Orest. Es wär' ihm wohl, wenn man von seinem Tode auch sagen könnte. Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut der Mutter Geist, und ruft der Nacht uralten Töchtern zu: Laßt nicht den Muttermörder entfliehn! Verfolgt den Verbrecher; euch ist er geweiht! Sie horchen auf! Ihr hohler Blick schaut mit der Gier des Adlers um sich her. Sie rühren sich aus ihren schwarzen Höhlen, und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten, der Zweifel und die Reue leis' herbei. Ein Dampf vom Acheron steigt vor ihnen herauf; in seinen wolkigen Kreisen wälzt sich die ewige Betrachtung und Ueberlegung der geschehenen That verwirrend um des Schuldigen Haupt. Und sie, berechtigt zum Verderben, treten den schönen Boden der gottbesäten Erde, wovon sie längst hinweggebannt sind. Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß, und geben keine Rast, als wieder neu zu schrecken.

Iphigenie. Unseliger! du bist im gleichen Fall! und fühlest was der arme Flüchtling leidet.

Orest. Was sagst du mir, was wähnst du gleichen Fall?

Iphigenie. Dein jüngster vertraute mir den Brudermord, der dich, auch Schuld'gen, drückt.

Orest. Ich kann nicht leiden, daß du große Seele betrogen wirst. Ein lügenhaft Gewebe mag mißtrauisch ein Fremder dem andern zur Falle vor die Füße knüpfen: zwischen uns sey Wahrheit. Ich bin Orest! und dieses schuldige Haupt senkt nach der Grube sich und sucht den Tod. In jeglicher Gestalt sey er willkommen. Wer du auch seyst, so wünsch' ich dir Errettung und meinem Freund, nicht mir. Du scheinst hier ungern zu verweilen: erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier. Laß meinen

Frühling.

1.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

2.

Reich iſt an Blumen die Flur; doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön; wähle dir, Leſer, nun ſelbſt!

3.

Roſenknospe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichſte ſich, als die Beſcheidenſte zeigt.

4.

Viele der Veilchen zuſammen geknüpft, das Sträuschen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salomo keine geſehn.

6.

Schön erhebt ſich der Agley, und ſenkt das Köpfchen herunter.
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegſt du;
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köſtlichen Geiſt.

vorm Altar der Göttin entseelten Körper vom Fels ins Meer gestürzt, mein drüber rauchend Blut Fluch auf das Ufer der Barbaren bringen, und geht, daheim im schönen Griechenland ein neues Leben freundlich anzufangen. (Er entfernt sich.)

Iphigenie. Deinen Rath ewig zu verehren, Tochter Latonens, war mir ein Gesetz, dir mein Schicksal ganz zu vertrauen; aber solche Hoffnung hatt' ich nicht auf dich, noch auf deinen weitregierenden Vater. Soll der Mensch die Götter wohl bitten? Sein kühnster Wunsch reicht der Gnade, der schönsten Tochter Jovis, nicht an die Kniee, wann sie, mit Segen die Hände gefüllt, von den Unsterblichen freiwillig herabkömmt. Wie man den König an seinen Geschenken erkennt — denn er ist reich vor tausenden — so erkennt man die Güter an langbereiteten, langaufgesparten Gaben: denn ihre Weisheit sieht allein die Zukunft, und jedes Abends gestirnte Hülle verdeckt sie den Menschen. Sie hören gelassen das Flehn, das um Beschleunigung kindisch bittet, aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte, und wehe dem Menschen, der, ungeduldig sie ertrotzend, an dem sauren Genuß sich den Tod ißt! Aus dem Blute Hyacinths sproßte die schönste Blume: die Schwestern Phaethons weinten lieblichen Balsam: und mir steigt aus der Eltern Blut ein Reis der Errettung, das zum schattenreichen Baume Knospen und Wuchs hat. Was es auch sey, laßt mir dieses Glück nicht wie das Gespenst eines geschiednen Geliebten eitel vorübergehen!

Orest (zurückkommend). Wenn du die Götter anrufst für dich und Pylades, so nenne mich nicht. Sey gegen die Gesellschaft des Verbrechers auf deiner Hut! Dem Bösen ist's kein Vortheil und dem Guten Schade.

Iphigenie. Mein Schicksal ist an deines festgebunden.

Orest. Mit nichten! Laß allein mich zu den Todten gehen! Verhülltest du in deinen Schleier den Schuldigen, du birgst mich nicht vorm Blick der Furien, und deine unsträfliche Gesellschaft hält sie nur seitwärts, und verscheucht sie nicht. In diesen heiligen, geweihten Hain scheut ihr verfluchter Fuß zu treten; doch hör' ich unter der Erde hier und da ihr gräßliches Gelächter. Wie Wölfe um den Baum, auf den ein Reisender sich rettete, harren sie nur hungriger; sie horchen auf den ersten Tritt, der dieses Ufers ungeweihten Boden berührt; sie steigen, den Staub von ihren Häuptern schüttelnd, auf, und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie. Kannst du, Orest, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt. Spar' es für einen, dem die Götter freundlich ſind.

Iphigenie. Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt. Den gelben, matten Schein des Todtenfluſſes ſeh' ich nur durch Rauch und Qualm.

Iphigenie. Haſt du nur Eine Schweſter, die Elektra heißt?

Oreſt. Die eine kannt' ich. Eine andre nahm ihr gut Geſchick bei Zeiten aus dem Elend unſres Hauſes. O, laß dein Fragen! und geſelle dich nicht auch zu den Erinnen. Sie blaſen ewig mir die Aſche von der Seele, und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen vom Schreckensbrande unſeres Hauſes in mir ſtill verglimmen. Soll die Gluth denn ewig angefacht, mit Hellenſchwefel genährt, mir auf der Seele brennen!

Iphigenie. Süßes Rauchwerk bring' ich drauf. O, laß den Hauch der Liebe nicht unwillkommen dir den Buſen treffen! Oreſt, mein Theurer! hat das Geleit der Schreckensgötter ſo jede Ader in dir aufgetrocknet? ſchleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone, verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder? Ruft des vergoßnen Mutterblutes Stimme zur Höll' hinab, o ſollte einer reinen Schweſter Wort hülfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?

Oreſt. Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben! Hat eine Rachegottheit ſich in dich verkleidet? Wer biſt du, daß du mit entſetzlicher Stimme mein Innerſtes in ſeinen Tiefen wendeſt?

Iphigenie. Es zeigt ſich dir im tiefen Herzen an. Oreſt ich bin's! Sieh' Iphigenien! ich lebe!

Oreſt. Du!

Iphigenie. Mein Bruder! — —

Oreſt. Laß! ich rathe dir's, o rühre mich nicht an. Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ein unauslöſchlich Feuer ſich von mir fort. Laß mich! wie Herkul will ich Unwürdiger den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie. Du wirſt nicht untergehen! laß mich ein ruhig Wort von dir vernehmen! Löſ' meine Zweifel, und gieb mir eine treue, glückliche Gewißheit! Es wälzt ein Rad von Freud' und Schmerz ſich durch meine Seele; mich ſchaudert vor dem fremden Manne, und mich reißt mein Innerſtes zum Bruder.

Oreſt. Iſt hier Lyäens Tempel, daß der unbändige Gott mit ſeiner Wuth die Prieſterin ergreift?

Iphigenie. O höre mich! o sieh mich an! Wie mir es ist, nach einer langen Reihe von Jahren, zum erstenmal dem Liebsten, was die Welt noch für mich trägt, das Haupt zu küssen! und meine Arme, sonst den Winden nur ausgebreitet, um dich zu schließen! O laß mich! laß mich! denn es quillt heller nicht vom Parnaß die ewige Quelle sprudelnd so von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab, wie Freude mir vom Herzen wallend fließt, und wie ein selig Meer mich rings umfängt. Orest, mein Bruder!

Orest. Schöne Nymphe, ich traue dir nicht. Spotte nicht des Unglücklichen, und wende deine Liebe irgend einem Gott zu! Diana rächt ein Vergehen hart. Wie sie der Männer Liebkosen verachtet, fordert sie strenge Nymphen, und viele Helden haben ihre Rache schwer gefühlt. Wenn du gefällig bist, so rette meinen Freund, der mit mir irrt. Auf jenem Pfade such' ihn auf, weis' ihn zurecht, und schone meiner.

Iphigenie. Fasse dich, Orest! erkenne mich! Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude nicht unbesonnene, strafbare Lust. O, nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge, und macht uns nicht im Augenblick des höchsten Glückes elend! Die längst verlorne Iphigenie ist hier; sie ward in Aulis nicht geopfert; die Gnadenhand der Göttin rettete mich hierher und du Gefangner, Verurtheilter, sieh! die Priesterin ist deine Schwester.

Orest. Unselige! So mag die Sonne denn die letzten Gräuel von Tantal's Enkeln sehen. Wär nur Elektra hier, damit nicht sie zu einem grausamen Geschick ihr Leben friste! Gut, Priesterin! ich folg' dir zum Altar. Der Brudermord ist hergebracht in unserm Stamm; und Götter, nehmt Dank, daß ihr mich ohne Kinder auszurotten beschlossen habt! Und laß dir rathen! habe nicht den Tag zu lieb, noch die fröhliche Sterne, und folge mir in Proserpinens Reich hinab. Verderblicher, als das Gewürm, das aus dem siedenden Schwefelschlamm sich zeugt, ist, was von uns entspringt. O, komm' kinderlos und schuldlos mit hinab! Du siehst mich voll Erbarmen an. Laß ab! Mit solchen Blicken suchte Klytämnestre auch einen Weg nach ihres Sohnes Herzen: allein sein Arm war aufgehoben und sie fiel. Tritt auf, unwilliger Geist! Im Kreis geschlossen, tretet an, ihr Furien, und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei! es ist das letzte und das gräßlichste! Bisher vergoßen wir das Blut aus Haß und Rache; nun wird zu dieser That die Schwesterliebe gezwungen. Weine nicht! Leb' wohl! Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts geliebt, wie

ich dich lieben könnte, Schwester! Doch ich bin reif. Ja! heb' das Messer hoch, reiße den Busen auf und öffne diesen Strömen, die hier sieden, einen Weg. (Er kniet in Ermattung.)

Iphigenie. Allein zu tragen dieses Glück und Elend vermag ich nicht. Wo find' ich, Pylades, dich theuren Mann? (Sie.)

Zweiter Auftritt.

Oreſt (allein, wie erwachend). Noch einen! reiche mir aus Lethes Fluthen den letzten Becher! Bald iſt der böſe Krampf des Lebens aus meinem Leben weggeſpült, bald fließt mein Geiſt, wie in die Quelle des Vergeſſens ſelbſt verwandelt, zu euch ihr Schatten, in die ewigen Nebel. In eurer Stille labt gefällige Ruhe den umgetriebnen Sohn der Erde! — Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn. Wer iſt die Schaar? Sie gehen friedlich mit einander, Alte und Junge, und Männer mit den Weibern. Sie ſind es, meine Ahnherren! ja, ſie ſind's! Mit Thyeſten geht Atreus, und die Knaben ſchlüpfen vermiſcht um ſie herum. Iſt keine Feindſchaft mehr unter euch? iſt alle Rache mit dem Licht der Sonne vor euch verloſchen? So bin ich auch willkommen, ſo darf ich auch in euren feierlichen Zug mich miſchen. Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt, von eurem Stamme der letzte Mann. Was ihr gſäet, hat er geerntet, mit Fluch beladen ſtieg er herab. Doch leichter wird hier jede Bürde, nehmt ihr ihn auf in euren Kreis. Dich Atreus ehr' ich, auch dich Thyeſten, wir ſind hier alle der Feindſchaft los. Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal im Leben ſah! Biſt du's, mein Vater? und führſt die Mutter vertraut mit dir? Darf Klytämneſtra die Hand dir reichen, ſo darf Oreſt auch zu ihr treten und darf ihr ſagen: Sieh deinen Sohn! Seht euren Sohn! heißt ihn willkommen! Auf Erden war's in unſerm Haus ein Gruß zum Tod! und das Geſchlecht des alten Tantals hat ſeine Freuden jenſeit der Nacht. Willkommen! willkommen! o ſchließt mich um, und führt zum Alten, zum Ahnherrn mich! Wo iſt der Alte? daß ich ihn ſehe, das theure Haupt, das mit den Göttern zu Rathe ſaß. Ihr ſcheint zu zaudern! wollt ihr dem Enkel die Schmerzen ſparen? ſoll er nicht ſehen des Ahnherrn Qual, durch übermäßige Götter der Heldenbruſt mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet?

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt. Pylades.

Oreſt. Seyd ihr auch ſchon herabgekommen! Wohl, Schweſter, dir! Noch fehlt Elektra. Ein gütiger Gott ſend' uns die Eine mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab! Dich, armer Freund, muß ich bedauren. Kommt mit, kommt mit zu Pluto's Thron! es ziemt den Gäſten, den Wirth mit Gruß zu ehren.

Iphigenie. Geſchwiſter! die ihr an dem weiten Himmel das ſchöne Licht bei Tag und Nacht heraufbringt, und den Abgeſchiednen nimmer leuchtet, erbarmt euch unſer! Du weißt, Diana, wie du deinen Bruder vor allem liebſt, was Erd' und Himmel faßt, und ſehnend immer dein Angeſicht nach ſeinem ew'gen Lichte wendeſt. Laß meinen ein'gen, ſpätgefundnen nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen! Und iſt dein Wille, daß du hier mich bargſt, nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn und ihm durch mich die ſel'ge Hülfe geben, ſo löſ' ihn von den Banden der Furien, daß nicht die theure Zeit der Rettung uns entgehe.

Pylades. Erkennſt du uns und dieſen heilgen Hain, und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet? Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter, die dich feſt, noch lebend halten? Faß uns an! wir ſind nicht leere Schatten. Merke auf das Wort und raffe dich zuſammen; denn jeder Augenblick iſt theuer; unſre Rückkehr hängt an einem zarten Faden.

Oreſt. Laß mich zum erſtenmal ſeit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben! Ihr Götter, die ihr mit entſetzlichen Flammen die ſchweren Wetterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euren fruchtbaren Regen, mit fürchterlichen Donnerſchlägen auf die Erde ſchmettert und ſo die grauſende Erwartung der Menſchen ſich in heilſamen Segen auflöſ't, wenn die Sonne wieder mit den Blättertropfen ſpielt und jeden grauen Reſt getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt! — Laßt mich auch ſo in euern Armen danken. — Mir däucht, ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter ſich fernab donnernd zuſchlagen. Die Erde dampft mir wieder erquickenden Geruch, und ladet mich ein, auf ihren Flächen nach Lebensfreude und großer That zu jagen.

Pylades. Verſäumt die Zeit nicht, die uns übrig bleibt, und laßt den Wind, der unſre Segel ſchwellt, erſt unſre volle Freude zum Olympus bringen! Kommt! es bedarf hie ſchnellen Rath und Schluß.

Zweiter Auftritt.

Arkas. Iphigenie.

Arkas. Im Namen des Königs soll ich dir, Priesterin, Beschleunigung des Opfers gebieten.

Iphigenie. Es ist an mir zu gehorchen; doch hat ein unvermuthet Hinderniß sich in den Weg gestellt.

Arkas. Was ist's, das den Befehl des Königs hindern kann?

Iphigenie. Der Zufall, über den wir keine Meister sind.

Arkas. So sag' mir's an, daß ich's ihm schnell vermelde: denn er beschloß bei sich der Beiden Tod.

Iphigenie. Die Götter haben ihn noch nicht beschlossen. Der ältste dieser Männer ist ein verwünschtes Haupt, um einer Blutschuld willen von Furien verfolgt, und in des Wahnsinns abscheuliche Bande gefesselt. Durch seine Gegenwart, und daß im Heiligthum das böse Uebel ihn ergriff, sind wir verunreint. Der Göttin Bild muß mit geheimer Weihung am Meer von mir und meinen Jungfrauen erst entsühnt und unser Heiligthum gereinigt werden. Das sag' dem König, sag' ihm, daß er so lang' das Heer in Schranken halte, und niemand aus dem Lager sich in unsre Gränzen wage.

Arkas. Eh' du das heil'ge Werk beginnst, ziemt sich's, dem König es zu melden; darum bis ich mit seinem Willen wiederkehre, so lang halt' noch den heiligen Zug zurück.

Iphigenie. Dieß ist allein der Priesterin überlassen.

Arkas. Solch seltnen Fall soll auch der König wissen.

Iphigenie. Hier kann sein Rath nicht helfen, sein Befehl nicht hindern.

Arkas. Doch will die Ehrfurcht, daß es also scheine.

Iphigenie. Erdringe nicht, was ich versagen sollte.

Arkas. Versage nicht, was gut und nützlich ist.

Iphigenie. Ich gebe nach, wenn du nicht säumen willst.

Arkas. Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager, und schnell mit seinem Wort bei dir zurück. O könnt' ich ihm noch eine Botschaft bringen, die alles löst'te, was uns jetzt verwirrt! Denn, leider! hast du nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie. Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas. Noch wär' es Zeit, den Sinn zu ändern.

Iphigenie. Das steht nun einmal nicht in unsrer Macht.

Arkas. Du hältst unmöglich, was dir Mühe kostet.

Iphigenie. Du hältst das möglich, was dein Wunsch dir möglich macht.

Arkas. Um dein't- und unsertwillen wünsch' ich es.

Iphigenie. Dir sey für deine gute Meinung Dank!

Arkas. Willst du nun alles so gelassen wagen?

Iphigenie. Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas. Sie pflegen Menschen menschlich zu erretten.

Iphigenie. Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas. Ich sage dir, es liegt in deiner Hand. Des Königs aufgebrachter Sinn ist es allein, der diesen Fremden bittern Tod bereitet. Das Heer ist lang' entwöhnt der harten Opfer, und manche von uns, bisher an fremde Ufer verschlagen, haben freundlicher Aufnahme hohen Werth dem Vaterlande verkündigt. Zwar sind nicht viele geneigt zu nachbarlicher Freundschaft, doch jeder ehrt dein Wort; denn vom Himmel gekommen achten sie dich und vertrauen, daß dir der Götter Wille bekannt ist.

Iphigenie. Erschüttre meine Seele nicht, da du sie nicht bewegen kannst.

Arkas. So lang' es Zeit ist, soll man keine Mühe scheuen.

Iphigenie. Du machst dir Müh' und mir vergebne Schmerzen.

Arkas. Die Schmerzen sind's, die ich erregen möchte.

Iphigenie. Durch sie wird Widerwille nicht getilgt.

Arkas. Giebt eine schöne Seele für Wohlthat Widerwillen?

Iphigenie. Ja, wenn für Wohlthat mehr als Dank verlangt wird. Hat Thoas mich durch seine Wohlthat erkaufen wollen, weiß ich ihm keinen Dank.

Arkas. Wer keine Neigung fühlt, ist an Entschuldigung reich. Dem König will ich deine Worte bringen. Und könntest du indeß in deiner Seele wiederholen, wie vortheilhaft sein ganz Betragen zu dir spricht, von deiner Ankunft an bis diesen Tag!

(Ab.)

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Sehr zur ungelegnen Zeit hat dieser Mann meine Seele mit gefälligen Worten angegriffen. — Wie die hereinströmende Fluth das Ufer weiter deckt und die Felsen überspült, die im Sande liegen, kam die unerwartete Freude und rasches Glück über mich. Wolken umgaben mich in lebendigem Traume; das Unmögliche hielt ich mit Händen gefaßt. Wie von jenem Schlummer betäubt, da in sanften Händen Diane mich vom gewissen Tode hierher trug. Nur meinem Bruder zog das Herz sich nach, nur hercht' ich auf seines Freundes Rath, nach ihrer Rettung ging vorwärts meine Seele; Tauris lag wie der Boden einer unfruchtbaren Insel hinter dem Schiffenden. Jetzt hat dieser Mann meine Gedanken auf das Vergangne geleitet, durch seine Gegenwart mich wieder erinnert, daß ich auch Menschen hier verlasse, und seine Freundlichkeit macht mir den Betrug zwiefach verhaßt. — Ruhig, meine Seele! warum beginnst du zu schwanken? Doppelte Sorgen wenden dich hierhin und derthin, und machen zweifelhaft, ob gut ist, was du verhast. Zum erstenmal seit langer Zeit fühl' ich mich wieder eingeschifft und von den Wogen geschaukelt, taumelnd mich und die Welt verkennen.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Welche Nachricht von meinem Bruder?

Pylades. Die beste und schönste! Von hier begleitet' ich ihn, gesteh' ich, mit einiger Sorge; denn ich traute den Unterirdischen nicht, und fürchtete auf des Gestades ungeweihtem Boden ihren Hinterhalt. Aber Oreſt ging, die Seele frei, wie ich ihn nie gesehn, immer unsrer Errettung nachdenkend, vorwärts, und bemerkte nicht, daß er aus des heiligen Haines Gränzen sich entfernte. Wir waren dem Vorgebirge näher gekommen, das wie ein Widderhaupt in die See steht. Dort hielten wir inne, und beschlossen unsern Rath. Mit freiem Geiste dacht' er kühnen Thaten nach; der Jugend schönes Feuer umloderte sein Haupt: ich hielt

ihn fest, und sah ihn fröhlich an, vergaß der Noth, der dringenden Gefahr, und pries der schnellen Retter gnädig Walten.

Iphigenie. Was habt ihr beschlossen?

Pylades. Auf dem Vorgebirge zündet' er ein Feuer an, das Zeichen unsern langharrenden Freunden zur See.

Iphigenie. Wenn sie nicht aufmerken oder vorübergefahren sind?

Pylades. Dann wäre neue Sorge. Jetzt ist nur diese. Und wenn sie's merken und landen in der bestimmten Bucht, kömmt er zurück, und holt uns ab; wir nehmen still das Bild der Göttin mit, und stechen rudernd nach der vielgeliebten Küste. Uns bleibet Raum, wenn auch nicht alles glückte; uns schützet dein Verbot, das die Barbaren von diesen Gränzen hält. Hast du dem König, was wir abgeredet, vermelden lassen?

Iphigenie. Ich habe, theurer Mann; doch wirst du schelten? Dein Anblick ist mir gleich ein schweigender Verweis. Dem Arkas sagt' ich, was du mir in den Mund gelegt, und er verlangte, der seltnen Entführung Feier dem König erst zu melden.

Pylades. Weh' uns! Hast du dich nicht ins Priesterrecht gehüllt?

Iphigenie. Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades. So wirst du, reine Seele, dich und uns verderben! O, warum mußt' ich dich dir überlassen! Du warst nicht gegenwärtig genug, dem Unerwarteten durch gewandte List zu entgehn. Des Boten Wiederkunft erneuert die Gefahr. Laß uns bereit seyn, jede wegzuwenden. Verlangt er uns zu sehn, und jenen Mann, der von dem Wahnsinn schwer belastet ist, so weis' ihn ab, als hieltest du uns in dem Tempel wohl verwahrt. O, warum sann ich nicht auf diesen Fall voraus!

Iphigenie. Du hast, erinn're dich, und ich gesteh', an mir liegt alle Schuld. Doch konnt' ich anders dem Manne nichts sagen; denn er verlangt' es mit Ernst und Güte.

Pylades. Gefährlicher zieht sich's zusammen; doch unverzagt! Erwarte du des Königs Wort! Jetzt würde jede Eile Verdacht erwecken. Und dann steh' fest! denn solche Weihung anzuordnen, gehört der Priesterin, und nicht dem König. So schaff' uns Luft, daß, wenn die Freunde glücklich landen, wir ohne Aufschub mit dem Bild der Göttin entfliehn. Gutes prophezeit uns Apoll; denn eh' wir die Bedingung erfüllen, daß wir die Schwester ihm nach Delphos bringen, erfüllt sich das Versprechen

9.

Tuberoſe, du rageſt hervor und ergötzeſt im Freien;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich dir näher,
Ach! ſo ſeh ich zu bald, daß du die Roſe nur lügſt.

11.

Tulpen, ihr werdet geſcholten von ſentimentaliſchen Kennern;
Aber ein luſtiger Sinn wünſcht auch ein luſtiges Blatt.

12.

Nelken, wie find' ich euch ſchön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterſcheidet euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Aſtern
Hier iſt ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beſchämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich;
Aber im Beete vermiſcht ſieht euch das Auge mit Luſt.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reſeda,
Farblos, ohne Geſtalt, ſtilles beſcheidenes Kraut.

16.

Zierde wärſt du der Gärten; doch wo du erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus, mit der goldenen Saat.

17.

Deine [illegible] Kleinheit, dein holdes Auge, ſie ſagen,
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder ſämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz ſich hervor.

schon. Orest ist frei! Mit dem Befreiten o! führt uns günst'ge Winde hinüber nach dem langgewünschten Hafen. Lebendig wird Mycen, und du, o Heilige, wendest durch deine unbescholtne Gegenwart den Segen auf Atreus' Haus zurück.

Iphigenie. Hör' ich dich, o Bester, so wendet meine Seele, wie eine Blume der Sonne sich nachwendet, deinen fröhlichen, muthigen Worten sich nach. O köstliche Gabe ist des Freundes tröstliche Rede, die der Einsame nicht kennt; denn langsam reift in seinem Busen verengt Gedank' und Entschluß, den die glückliche Gegenwart des Liebenden bald entwickelt. Doch zieht, wie schnelle, leichte Wolken über die Sonne, mir noch eine Bänglichkeit vor der Seele vorüber.

Pylades. Zage nicht! Nur in der Furcht ist die Gefahr.

Iphigenie. Nicht Furcht, ein edles Gefühl macht mir bange. Den König, der mich gastfreundlich aufnahm, beraub' ich und betrüg' ich.

Pylades. Den beraubst du, der deinen Bruder zu schlachten gebot.

Iphigenie. Es ist eben der, und eine Wohlthat wird durch übles Bezeigen nicht ausgelöscht.

Pylades. Das ist nicht Undank, was die Noth erheischt.

Iphigenie. Es bleibt wohl Undank, nur die Noth entschuldigt's.

Pylades. Die gültigste Entschuldigung hast du!

Iphigenie. Vor andern wohl, doch mich beruhiget sie nicht. Ganz unbefleckt ist nur die Seele ruhig.

Pylades. So hast du sie im Tempel wohl bewahrt. Vor Menschen ist das Halbbefleckte rein. So wunderbar ist dieß Geschlecht gebildet und verknüpft, daß keiner mit ihm selbst noch andern sich rein und unverworren halten kann. Auch sind wir nicht bestellt, uns selbst zu richten. Zu wandeln und auf seinen Weg zu sehen, ist der Mensch bestimmt: denn selten schätzt er, was er gethan hat, recht, und was er thut, fast nie.

Iphigenie. So fährt der wohl, der seine Seele fragt.

Pylades. Wenn sie den nächsten Weg zur That ihm zeigt, dann hör' er sie. Hält sie ihn aber mit Zweifeln und Verdacht, dann geb' er anderm festen Rath ein Ohr.

Iphigenie. Fast überred'st du mich zu deiner Meinung.

Pylades. Mich wundert, daß es Ueberredung noch bedarf. Den Bruder, dich zu retten ist nur Ein Weg; fragt sich's, ob wir ihn gehn?

Iphigenie. O laß mich zaudern! denn du thätest wohl ein

solches Unrecht keinem Mann gelassen, dem du für Wohlthat dich verpflichtet hieltest.

Pylades. Wenn wir verloren sind, wem ist das Unrecht? O wäge nicht, befest'ge deine Seele! Man sieht, du bist nicht an Verlust gewohnt, da du, dem großen Uebel zu entgehen, ein falsches Wort nicht einmal opfern willst.

Iphigenie. O hätt' ich doch ein männlich Herz, das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt, vor jeder andern Stimme widrig sich verschließt!

Pylades. Vergebens sträubst du dich gegen die Nothwendigkeit, die dir auferlegt, was du zu thun hast. Weis' jedermann zurück aus diesem Hain! die geheimnißvolle Entführung ist ein gültiger Vorwand. In den Tiefen des alten Waldes geh' ich Oresten halben Wegs entgegen; vielleicht bedarf er mein. Vorsichtig will ich wiederkehren und vernehmen, was weiter geschehen ist. Bedenke, daß hier außer dir niemand gebietet, und gebrauch's. Du hältst das Schicksal aller noch in Händen. Daß nicht aus Weichlichkeit es dir entschlüpfe!

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Folgen muß ich ihm; denn der Meinigen große Gefahr seh' ich vor Augen. Doch will mir's bange werden über mein eigen Schicksal. Vergebens hofft' ich, still verwahrt bei meiner Göttin, den alten Fluch über unser Haus verklingen zu lassen, und durch Gebet und Reinheit die Olympier zu versöhnen. Kaum wird mir in Armen ein Bruder geheilt, kaum naht ein Schiff, ein langerflehtes, mich an die Stätte der lebenden Vaterwelt zu leiten, wird mir ein doppelt Laster von der tauben Noth geboten: das heilige, mir anvertraute Schutzbild dieses Ufers wegzurauben und den König zu hintergehn! Wenn ich mit Betrug und Raub beginne, wie will ich Segen bringen, und wo will ich enden? Ach, warum scheint der Undank mir, wie tausend andern, nicht ein leichtes, unbedeutendes Vergehn! Es sangen die Parzen ein graufend Lied, als Tantal fiel vom goldnen Stuhl; die Alten litten mit ihrem Freund. Ich hört' es oft! in meiner Jugend sang's eine Amme uns Kindern vor.

„Es fürchte die Götter das Menſchengeſchlecht! ſie haben Macht, und brauchen ſie, wie's ihnen gefällt: der fürchte ſie mehr, den ſie erheben! Auf ſchroffen Klippen ſtehn ihre Stühle um den goldnen Tiſch. Erhebt ſich ein Zwiſt, ſo ſtürzt der Gaſt unwiederbringlich ins Reich der Nacht, und ohne Gericht liegt er gebunden in der Finſterniß. Sie aber laſſen ſich's ewig wohl ſeyn am goldnen Tiſch. Von Berg zu Bergen ſchreiten ſie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Rieſen erſtickter Mund, gleich andern Opfern ein leichter Rauch. Von ganzen Geſchlechtern wenden ſie weg ihr ſegnend Aug', und haſſen im Enkel die ehmals geliebten und nun verworfnen Züge des Ahnherrn."

So ſangen die Alten, und Tantal horcht in ſeiner Höhle, denkt ſeine Kinder und ſeine Enkel, und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Act.

Erster Auftritt.

Arkas. Thoas.

Arkas. Verwirrt geseh' ich, o Herr, daß ich meinem Verdacht keine Richtung zu geben weiß, ob diese Gefangnen auf ihre Flucht heimlich sinnen, oder ob die Priesterin ihnen Vorschub thut? Es geht ein Gerücht, man habe am Ufer Gewaffnete gesehn, und der Wahnsinn des Menschen, die Weihe und der Aufschub sind verschiedentlich auszulegen, nach dem man argwöhnt, streng' oder gelind.

Thoas. Ruf' mir die Priesterin herbei! dann geh', und durchsuche sorgfältig das Ufer, wo es an den Hain gränzt. Schont seine heilige Tiefen, aber in Hinterhalt ums Vorgebirg legt bewährte Männer, und faßt sie, wie ihr pflegt. (Arkas ab.)

Zweiter Auftritt.

Thoas (allein).

Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen, erst gegen sie, die ich so heilig hielt, dann gegen mich, der ich sie zum Verrath durch meine Güte bildete. Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut, und lernt gar leicht gehorchen, wenn man ihn der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre sie in meiner Vorfahren rohe Hände gefallen, sie wäre froh gewesen, und hätte für ihr eigen Schicksal gedankt, und hätte sich gar gern mit fremdem Blut zum Leben jährlich wieder aufgewaschen. Güte lockt jeden verwegnen Wunsch herauf! Vergebens, daß du Menschen durch sie dir zu verbinden hofft; ein jeder sinnt sich nur ein eigen Schicksal aus. Zur Schmeichelei

verwöhnt man sie, und widersteht man der zuletzt, so suchen sie den Weg durch List und Trug. Verjährte Güte giebt ein Recht, und Niemand glaubt, daß er dafür zu danken hat.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Du forderst mich. Was bringt dich zu uns her?

Thoas. Des Opfers Aufschub ist wichtig genug, daß ich dich selbst darum befrage.

Iphigenie. Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas. Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie. Was hab' ich mehr zu sagen, als daß die Göttin dir Frist giebt, zu bedenken, was du thust.

Thoas. Sie scheint dir selbst gelegen, diese Frist.

Iphigenie. Wenn du mit festem, grausamen Entschluß die Seele verhärtet hast, so solltest du nicht kommen! Ein König, der das Unmenschliche verlangt, find't Diener genug, die gegen Gnad' und Lohn den halben Fluch der That mit gierigen Händen fassen. Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt: er sinnt den Tod wie eine schwere Wolke, und seine Diener bringen flammend Verderben auf des Armen Haupt; er aber schwebt durch seine Höhen im Sturme fort.

Thoas. Wie ist die sanfte, heil'ge Harfe umgestimmt!

Iphigenie. Nicht Priesterin, nur Agamemnons Tochter. Du ehrtest die Unbekannte, und der Fürstin willst du rasch gebieten? Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen, erst meinen Eltern, und dann einer Gottheit; und diese Folgsamkeit ist meiner Seele schönste Freiheit. Allein dem Ausspruch eines rauhen Mannes bin ich mich zu fügen nicht gewöhnt.

Thoas. Nicht ich, ein alt Gesetz gebietet dieses Opfer.

Iphigenie. Wir fassen jed' Gesetz begierig an, das unsrer Leidenschaft zur Waffe dient. Mir gebietet ein ander Gesetz, ein älteres, mich dir zu widersetzen, das Gesetz, dem jeder Fremde heilig ist.

Thoas. Es scheinen die Gefangnen dir besonders angelegen; denn du vergißt, daß man den Mächtigen nicht reizen soll.

Iphigenie. Ob ich rede oder schweige, kannst du doch wissen, was ich denke. Löst die Erinnerung des gleichen Schicksals nicht ein verschlossen Herz zum Mitleid auf? wie mehr denn mein's! In ihnen seh' ich mich. Ich habe vorm Altare selbst gezittert, des Todes Feierlichkeit umgab die Knieende: schon zuckte das Messer, den lebevollen Busen zu durchbohren, mein Innerstes entsetzte wirbelnd sich, mein Auge brach — und ich fand mich gerettet. Sind wir, was uns die Götter gnädig gewährt, Unglücklichen nicht zu erstatten schuldig? Du weißt es, kennst mich, und du willst mich zwingen?

Thoas. Gehorche deinem Dienste, nicht dem König!

Iphigenie. Laß ab! Beschöne nicht die Gewalt, womit du ein wehrloses Weib zu zwingen denkst. Ich bin so frei als einer von euch. Ha! stünde hier Agamemnons Sohn dir gegenüber, und du verlangtest, was sich nicht gebührt, so hat auch er ein Schwert, und kann die Rechte seines Busens vertheidigen; ich habe nichts als Worte, und es ist edel, hoch einer Frauen Wort zu achten.

Thoas. Ich achte sie mehr als des Bruders Schwert.

Iphigenie. Das Loos der Waffen wechselt hin und her. Doch ohne Hülfe gegen einen Trutz und Härte hat die Natur uns nicht gelassen: sie gab dem Schwachen List und eine Menge von Künsten, bald auszuweichen, zu verspäten, umzugehn, und der Gewaltige verdient, daß man sie übt.

Thoas. Wache Vorsicht vereitelt wohl die List.

Iphigenie. Und eine reine Seele bedarf nicht ihrer; ich hab' sie nicht gebraucht, und werd' es nie.

Thoas. Versprich nicht mehr, als du zu halten denkst!

Iphigenie. Könntest du sehen, wie meine Seele durch einander kämpft, ein bös' Geschwür, das sie ergreifen will, im ersten Ansatz muthig abzutreiben! So steh' ich denn hier wehrlos gegen dich! Denn die schöne Bitte, ein anmuthiger Zweig in einer Frauen Hand gegeben statt des Schwerts, ist auch von dir unsinnig weggewiesen. Was bleibt mir nun, die Rechte meiner Freiheit zu vertheidigen? soll ich die Göttin um ein Wunder rufen? ist in den Tiefen meiner Seele keine Kraft mehr?

Thoas. Du scheinst mir wegen der Fremden übermäßig besorgt. Wer sind sie? denn nicht gemeines Verlangen, sie zu retten, schwingt deine Seele.

Iphigenie. Sie sind — sie scheinen — für Griechen muß ich sie halten.

Thoas. Landsleute! du wünschest deine Rückkehr wohl mit ihrer?

Iphigenie. Haben denn Männer allein das Recht, unerhörte Thaten zu thun und an gewaltige Brust das Unmögliche zu drücken? Was nennt man groß, was hebt die Seele schaudernd dem Erzähler, als was mit unwahrscheinlichem Ausgang muthig begonnen ward! Der einsam in der Nacht ein Heer überfällt und in den Schlafenden, Erwachenden wie eine unversehne Flamme wüthet, und endlich, von der ermunterten Menge gedrängt, mit Beute doch, auf feindlichen Pferden wiederkehrt, wird er allein gepriesen? wird's der allein, der, einen sichern Weg verachtend, den unsichern wählt, von Ungeheuern und Räubern eine Gegend zu befreien? Ist uns nichts übrig? Und muß ein Weib, wie jene Amazonen, ihr Geschlecht verläugnen, das Recht des Schwerts euch rauben und in eurem Blut die Unterdrückung rächen? Ich wende im Herzen auf und ab ein kühnes Unternehmen. Dem Vorwurf der Thorheit werd' ich nicht entgehn, noch großem Uebel, wenn es fehlschlägt: aber euch leg' ichs auf die Kniee, und wenn ihr die wahrhaftigen seid, wie ihr gepriesen werdet, so zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht die Wahrheit! — Vernimm, o König. Ja, ein Betrug gegen dich ist auf der Bahn; ich habe die Gefangenen, statt sie zu bewachen, hinweggeschickt, den Weg zur Flucht zu suchen. Ein Schiff harrt in den Felsenbuchten an der See: das Zeichen ist gegeben und es naht sich wohl. Dann kommen sie zurück, hierher; wir haben abgeredet, zusammen mit dem Bilde deiner Göttin zu entfliehn. Der eine, den der Wahnsinn hier ergriff und nun verließ, ist mein Bruder Orest, der andere sein Freund mit Namen Pylades. Apoll schickt sie von Delphos, das heilige Bild der Schwester hier zu rauben und dorthin zu bringen: dafür verspricht er meinem Bruder, den um der Mutter Mord die Furien verfolgen, von diesen Qualen Befreiung. Nun hab' ich uns alle, den Rest von Tantals Haus, in deine Hand gelegt. Verdirb uns — wenn du darfst!

Thoas. Du weißt, daß du mit einem Barbaren sprichst, und traust ihm zu, daß er der Wahrheit Stimme vernimmt?

Iphigenie. Es hört sie jeder unter jedem Himmel, dem ein edles Herz, von Göttern entsprungen, den Busen wärmt. — Was sinnst du mir, o König, tief in der Seele? Ist's Verderben, so tödte mich zuerst!

Denn nun fühl' ich, in welche Gefahr ich die Geliebten gestürzt habe, da keine Rettung übrebleibt. Soll ich sie vor mir gebunden sehn! Mit welchen Blicken kann der Bruder von der Schwester Abschied nehmen! Ach, sie darf ihm nicht mehr in die geliebten Augen schauen.

Thoas. Haben die Betrüger der Langverschlossnen, Leichtgläubigen ein solch Gespinnst über die Seele geworfen.

Iphigenie. Mein König! Ich könnte hintergangen werden: dießmal bin ich's nicht. Wenn sie Betrüger sind, so laß sie fallen! Verstoße mich, verbanne auf irgend eine wüste Insel die thörichte Verwegne! Ist aber dieß der langerflehte, geliebte Bruder, so laß uns! Sey uns freundlich! Mein Vater ist dahin durch seiner Frauen Hand, sie ist durch ihren Sohn gefallen. In ihm liegt noch die letzte Hoffnung von Atreus' Stamm. Laß mich mit reinen Händen, wie mit reinem Herzen hinübergehn, und unser Haus entsühnen. Halte Wort! Wenn zu den Meinen mir Rückkehr zubereitet wäre, schwurst du, mich zu lassen. Sie ist's! Ein König verspricht, um Bittende loszuwerden, nicht, wie gemeine Menschen auf den Fall, den er nicht hofft: ihn freut es, wenn er ein Versprechen erfüllen kann.

Thoas. Unwillig, wie Feuer sich gegen Wasser wehrt, und zischend seinen Feind zu verzehren sucht, so arbeitet in meinem Busen der Zorn gegen deine freundliche Worte.

Iphigenie. O laß die Gnade, wie eine schöne Flamme des Altars, umkränzt von Lobgesang und Dank und Freude, lodern!

Thoas. Ich erkenne die Stimme, die mich so oft besänftigt hat.

Iphigenie. O, reiche mir die Hand zum schönen Zeichen!

Thoas. Du forderst viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie. Um Gut's zu thun, braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas. Sehr viel, ob aus dem Guten Böses nicht entspringe!

Iphigenie. Zweifel schadet dem Guten mehr, als das Böse selbst. Bedenke nicht! gewähre, wie du fühlst!

Vierter Auftritt.

Orest gewaffnet. Vorige.

Orest. Haltet sie zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht der Menge nicht, deckt mir und der Schwester den Weg zum Schiffe! Irgend ein

Zufall hat uns verrathen. Komm! der Arm unſrer Freunde hält uns zur Flucht geringen Raum.

Thoas. In meiner Gegenwart führt keiner ungeſtraft das nackte Schwert.

Iphigenie. Entheiligt dieſen Hain durch Wuth nicht mehr! Gebietet den Eurigen Stillſtand, und hört mich an!

Oreſt. Wer iſt er, der uns drohen darf?

Iphigenie. Verehr' in ihm den König, meinen väterlichen Beſchützer! Verzeih' mir Bruder, aber mein kindlich Herz hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand gelegt; ich hab' ihm euren Anſchlag rein bekannt, und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt. Gewährt' er dir und den Deinen Rückkehr?

Iphigenie. Dein gezognes Schwert verbieten mir die Antwort.

Oreſt. So ſag'! Du ſiehſt, ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. **Pylades**, bald nach ihm **Arkas**.

Pylades. Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen die Unſrigen zuſammen. Schon werden ſie nach der See langſam zurückgedrängt. Welch eine Unterredung fund' ich hier! und ſehe des Königs heiliges Haupt!

Arkas. Gelaſſen, wie ſich's dir ziemt, ſeh' ich dich, o König, den Feinden gegenüber. Wenig fehlt, ſo iſt ihr Anhang überwältigt. Ihr Schiff iſt unſer und ein Wort von dir, ſo ſteht's in Flammen.

Thoas. Geh', und gebiete den Meinen Stillſtand! Es harre jeder ohne Schwertſtreich auf mein Wort! (Arkas ab.)

Oreſt. Und du den Unſern! Verſammle den Reſt, und harrt, welch einen Ausgang die Götter unſern Thaten zubereiten. (Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Thoas. Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie. Befreit mich von Sorge, eh' ihr beginnt zu reden! denn ich muß unter euch böſen Zwiſt befürchten, wenn du, o König, nicht der Billigkeit Stimme vernimmſt und du, mein Bruder, nicht der raſchen Jugend gebeutſt.

Thoas. Vor allen Dingen — denn dem Aeltern ziemt's den erſten Zorn anzuhalten — womit bezeugſt du, daß du Agamemnons Sohn und dieſer Bruder biſt?

Oreſt. Dieß iſt das Schwert, mit dem er Troja umgekehrt, dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und bat die Götter um ſeinen Muth und Arm, und das Glück ſeiner Waffen und einen ſchönern Tod. Wähl' einen von den Erlen deines Heers heraus, und ſtelle mir ihn gegenüber! So weit die Erde Heldenſöhne nährt, iſt dem Ankömmling nicht dieß Geſuch verweigert.

Thoas. Unſere Sitte geſtattet dieſes Vorrecht dem Fremden nicht.

Oreſt. So laß die edle Sitte durch uns hier beginnen! Seltne Thaten werden, durch Jahrhunderte nachahmend, zum Geſetz geheiligt.

Thoas. Nicht unwerth ſcheinen deine Geſinnungen der Ahnherren, deren du dich rühmſt zu ſeyn. Ich habe keine Söhne, die ich dir ſtellen kann. Meiner Erlen und Tapfern Schaar iſt groß, doch auch in meinen Jahren weich' ich keinem und bin bereit, mit dir das Loos der Waffen zu verſuchen.

Iphigenie. Mit nichten, König! es braucht des blutigen Beweiſes nicht. Enthaltet die Hand vom Schwert um meinetwillen! Denn raſch gezogen, bereitet's irgend einem rühmlichen Tod, und der Name des Gefallnen wird auch gefeiert unter den Helden. Aber des zurückbleibenden Verwaiſ'ten unendliche Thränen zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt von tauſend durchweinten Tagen und Nächten, wo eine große Seele den einzigen Abgeſchiednen vergebens zurückruft. Mir iſt ſelbſt viel daran gelegen, daß ich nicht betrogen werde, daß mich nicht irgend ein frevelhafter Räuber vom ſichern Schutzort in die böſe Knechtſchaft bringe. Ich habe beide um den mindeſten Umſtand ausgefragt und redlich ſie befunden. Auch hier auf ſeiner rechten Hand das Mahl wie von drei

Sommer.

19.

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!

20.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

24.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

25.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählig zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

26.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hinter einander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

Sternen, das am Tage seiner Geburt, zwar unvollkommen, sich schon zeigte, und das Weissager auf schwere Thaten mit dieser Faust zu üben, deuteten. Dann zwischen seinen Augenbraunen zeigt sich noch die Schramme von einem harten Fall. Elektra, die immer heftige und unvorsichtige, ließ ihn als Kind auf eine Stufe aus ihren Armen stürzen. Ich will dir nicht das betrügliche Jauchzen meines innersten Herzens auch als ein Zeichen der Versicherung geben.

Siebenter Auftritt.

Pylades kömmt zurück; bald nach ihm **Arkas**. **Vorige.**

Thoas. Wenn auch dieß allen Zweifel hübe, seh' ich doch nicht, wie ohne der Waffen Ausspruch wir enden können. Du hast bekannt, daß sie, das Bild der Göttin mir zu rauben, gekommen sind. Es möchte nun wohl schwer fallen, den Anschlag zu vollführen. Die Griechen lüstet's öfter nach der Barbaren Gütern, dem goldnen Vließe und den schönen Pferden. Doch haben sie nicht immer durch Gewalt und List gesiegt.

Orest. Das Bild, o König, soll uns nicht entzwei'n; es war ein Irrthum, den wir, und besonders mein Freund, in unsrer Seele befestigt. Als nach der Mutter unglücklichem Tode mich die Furien unabläßig verfolgten, fragt' ich beim Delphischen Apoll um Rath und um Befreiung. „Bringst du die Schwester, so war seine Antwort, vom Taurischen Gestade mir her nach Delphos, so wird Diana dir gnädig seyn, dich aus der Hand der Unterirdischen retten." Wir legten's von Apollens Schwester aus, und er verlangte dich. Diana löf't nunmehr die alten Bande, und giebt dich uns zurück. Durch deine Berührung sollt' ich wunderbar geheilt seyn. In deinen Armen faßte noch das gottgesandte Uebel mich mit allen seinen Klauen, und schüttelte zum letztenmal entsetzlich mir das Mark, und dann entfloh's wie eine Schlange zu seinen Höhlen, und ich genieße neu durch dich das Licht des Tags. Schön löf't sich der verhüllte Rathschluß der Göttin auf. Gleich einem heil'gen Bilde, woran der Stadt Geschick durch ein geheimes Götterwort gebannt ist, nahm sie dich weg, dich Schützerin des Hauses, und hub dich fern, in ihrer eignen Wohnung, zum Segen deines Bruders und der Deinen auf, wo alle Rettung auf der weiten Erde verbannt schien. Wenn du friedlich gesinnt bist, o König, so halte sie

nicht auf, daß sie mit reiner Weihe mich ins entsühnte Haus der Väter bringe, und die ererbte Krone auf das Haupt mir drücke! Vergilt den Segen, den sie dir gebracht, und laß mich meines nähern Rechts genießen! Vergieb uns unsern Anschlag, unsre Künste! Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, sind durch die schöne Wahrheit, durch das kindliche Vertrauen beschämt.

Iphigenie. Denk' an dein Wort und höre diese Rede, die aus einem Munde kömmt, der treu ist und g'rad. Versagen kannst du's nicht; gewähr's uns bald!

Thoas. So geht!

Iphigenie. Nicht so, mein König! Ohne deinen Segen, in Unzufriedenheit will ich nicht scheiden. Verbann' uns nicht! Laß zwischen den Deinen und uns ein freundlich Gastrecht künftig walten, so sind wir nicht auf ewig abgeschieden. Ich halte dich so werth, als man den zweiten Vater halten kann, und so soll's bleiben! Kömmt der Geringste deines Volks einmal zu uns, der nur den Ton der Stimme hat, die ich an euch gewohnt bin, seh' ich eure Tracht auch an dem Aermsten wieder: so will ich ihn empfangen wie einen Gott, ich will ihm selbst ein Lager zubereiten, ihn auf einen schönen Stuhl ans Feuer zu mir setzen, und nur nach dir und deinem Schicksal fragen. O, geben dir's die Götter leuchtend, wie du's verdienst! Leb' wohl! O wende dich, und gieb für unsern Segen den deinigen zurück! ein holdes Wort des Abschieds! Sanfter schwellt der Wind die Segel, und lindernde Thränen lösen sich gefälliger vom Auge des Scheidenden. Leb' wohl, und reiche zum Pfand der alten Freundschaft mir deine Rechte!

Thoas. Lebt wohl!

Erwin und Elmire.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Der kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus dieſem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er iſt von mir.

Personen.

Olympia.
Elmire, ihre Tochter.
Bernardo.
Erwin.

Der Schauplatz ist nicht in Spanien.

Olympia tritt herein, und findet **Elmiren** traurig an einem Tische ſitzen, auf den ſie ſich ſtemmt. Die Mutter bezeigt ein zärtliches Mißvergnügen und ſucht ſie zu ermuntern.

Olympia.

Liebes Kind, was haſt du wieder?
Welch ein Kummer drückt dich nieder?
Sieh, wie iſt der Tag ſo ſchön!
Komm, laß uns in Garten gehn.

War das ein Sehnen,
War das ein Erwarten:
Blühten doch die Blumen!
Grünte doch mein Garten!

Sieh! die Blumen blühen all,
Hör'! es ſchlägt die Nachtigall.

Was haſt du? ich bitte dich, was haſt du? Klage, ſo lange du willſt; nur das Schweigen iſt mir unausſtehlich.

Elmire. Liebe Mama, man giebt ſich den Humor nicht ſelbſt.

Olympia. Wenn's Humor wäre, wollt ich kein Wort ſagen. Wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft, daß du einen Morgen nichts reden magſt, oder bei Tiſche das Maul hängſt, ſag' ich da was drüber? Hat man jemals eine ſchönere Haushaltung geſehen als unſere, da man einander aus dem Wege geht, wenn man üblen Humors iſt? Nein, Liebchen, du ſollſt nicht lachen, wenn dir's weinerlich iſt; aber ich wollte, daß dir's nicht weinerlich wäre. Was iſt dir, was fehlt dir? Sag's! Rede!

Elmire. Mir? Nichts, Mama.

Olympia. Da sey Gott vor, daß du so ohne Ursache den Kopf hängst. Nein, das ist nichts! Und doch begreif' ich nicht! — daß ein Mädel den Kopf hängt, die auf Erlösung paßt, wenn die nicht kommen will, das ist natürlich! daß eine verdrießlich ist, die nach allen Mannsleuten angelt und keinen fängt, sehr natürlich. — Ist denn das dein Fall? Du, die du sechse haben kannst für einen, die du eine Mutter hast, die sagt: Nimm, welchen du willt von den sechsen! Und wenn dir ein siebenter etwa in die Augen sticht, dir etwa am Herzen liegt; sag' mir ihn, nenn' mir ihn! wir wollen sehn, wie wir ihm ankommen. Und doch immer Thränen in den Augen! Bist du krank, willst mir's nicht sagen?

Elmire. Ich bin ja lustig. (Sie lächelt und wischt sich die Augen.)

Olympia. Das ist eine aparte Art von Lustbarkeit. Unterdeß ich will's so annehmen. (Treffend.) Ich weiß wohl, wo dir's stickt!

Elmire (lebhaft). Liebe Mama!

Olympia (nach einer Pause). An all dem Mißvergnügen, der üblen Laune unsrer Kinder sind wir selber Schuld, ist die neumodische Erziehung Schuld. Ich fühl's schon lang!

Elmire. Liebe Mama, daß Sie doch nie die Sorge gereuen möchte, die Sie auf mich verwendet haben!

Olympia. Nicht das, meine Tochter! Ich sagt's deinem Vater oft; er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder aus dir gemacht haben; du wurdest's und bist nicht glücklicher.

Elmire. Sie schienen doch sonst mit mir zufrieden zu seyn.

Olympia. Und bin's noch, und hätte gar nichts zu klagen, wenn du nur mit dir selbst zufrieden wärst. Wie ich jung war, ich weiß nicht, es war alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor, sie lobten thöricht das Vergangene und verachteten das Gegenwärtige, weil sie kein Gefühl dafür haben: aber wahr bleibt wahr. Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unsere Sitten verderbt hätte. Wir durften wild seyn, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug; wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben: unsere leinenen Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch-

Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus, und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und abtreiben sehn. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen vieren zu trappeln.

Elmire. Darf ich sagen, Mama, daß Sie ungerecht sind, ein wenig übertreiben, und die gute Seite nicht sehen wollen. Welche Vorzüge giebt uns die gegenwärtige Erziehung, die doch noch lang nicht allgemein ist!

Olympia. Desto besser! Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu seyn. So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten, und waren schon ziemlich große Jungfern, uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Assemblée, von Kartenspiel und Geld zu wissen. Wir liefen in unsern Hauskleidern zusammen, und spielten um Nüsse und Stecknadeln, und waren herrlich dabei; und eh' man sich's versah, pfaff! hatten wir einen Mann.

Elmire. Man kriegt heut zu Tage auch Männer und ist auch lustig.

Olympia. Aber wie? Da führen sie ihre Kinder zusammen: sie sitzen im Kreis, wie die Damen, trinken ihren Kaffee aus der Hand, wie die Damen, statt daß man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; so müssen sie anständig seyn, wie die Damen; und auch Langeweile haben, wie die Damen; und sind doch Kinder von innen, und werden durchaus verdorben, weil sie gleich von Anfang ihres Lebens nicht seyn dürfen, was sie sind.

Elmire. Unterdessen unsre Lebensart verlangt's doch jetzt. Wenn wir erzogen würden wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Gesellschaft spielen?

Olympia. Was für eine Figur, Mädchen? Die Figur die eure Mütter gespielt haben, und deren ihr euch nicht zu schämen haben würdet. Glaubst du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtschaffne Frau werden könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat ein Kind zu seyn? Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen.

Ich sage dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden: und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen. Gewiß! die besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte.

Elmire. Unsere Kenntnisse, unsere Talente!

Olympia. Das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft, oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlfanzerei nichts; wir tappelten unser Liedchen, unsern Menuet auf dem Clavier, und sangen und tanzten dazu: jetzt vergelt den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Instrumenten, sie werden auf die Geschwindigkeit dressirt, und müssen, statt einfacher Melodien, ein Geklimpere treiben, das sie ängstigt und nicht unterhält. Und wozu? Um sich zu produciren! Um bewundert zu werden! Vor wem? wo? Vor Leuten, die's nicht verstehn, oder plaudern, oder nur herzlich passen, bis ihr fertig seyd, um sich auch zu produciren, und auch nicht geachtet, und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatscht zu werden.

Elmire. Das ist nie meine Art gewesen. Ich habe immer mehr für mich gelebt, als für andere, und meine Gefühle, meine Ideen, die sich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.

Olympia. Und machen jetzt dein Elend. Was sind alle die edelsten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo sie nicht befriedigt werden können, wo alles dagegen zu arbeiten schint! Giebt das nicht Anlaß zum tiefsten Mißvergnügen, Anlaß zum ewigen Klagen?

Elmire. Ich beklage mich nicht.

Olympia. Nicht mit Worten, doch leider mit der That. Was hat ein Mädchen zu wünschen? Jugendliche Freuden zu haben? Die erlaub' ich dir. Ihre kleine Eitelkeit zu befriedigen? Ich lasse dir's an nichts fehlen. Zu gefallen? Mich däuchte du gefielst. Freier zu haben? Daran fehlt dir's nicht. Einen gefälligen, rechtschaffnen, wolhabenden Mann zu bekommen? Du darfst nur wählen! Und hernach ist es deine Sache, eine brave Frau zu seyn, Kinder zu kriegen, zu erziehen, und deiner Haushaltung vorzustehn; und das giebt sich, dünkt mich, alles von selbst. Also Summa Summarum (sie klopft ihr auf die Backen) bist du ein Närrchen! Nicht wahr, Elmire?

Elmire (in Bewegung). Ich möchte — —

Olympia. Nur nicht aus der Welt laufen, das verbitt' ich mir. Ich glaube, du gingst jetzo ins Kloster, wenn man dir die Freiheit ließe.

Elmire. Warum nicht?

Olympia. Liebes Kind, ich versichre dich, es würde dir dort nicht besser werden, als dir's hier ist. Ein bißchen schwer ist's, sich mit sich selbst vertragen, und doch im Grund das einzige, worauf's ankäme. Jetzt da der junge Erwin — der hatte auch solche Knöpfe, es war ihm nirgends wohl. Und verzeih' ihm Gott den dummen Streich, und die Noth, die er seiner Mutter macht. Ich begreif's nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehn. Keine Schulden hatte er nicht, war sonst auch ein Mensch nicht zur Ausschweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst ist's, die ihn ins Elend stürzt.

Elmire (bewegt). Glauben Sie, Mama!

Olympia. Was ist natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Noth kommen, er wird kümmerlich sein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehn.

Elmire. Gott im Himmel!

Olympia. Ich versichre dich, wenn dadraußen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingesperrt.

Elmire (verlegen). Erwin!

Olympia. Es war ein lieber, guter Junge. Sonst so still, so sanft! Wie beliebt war er bei Hofe! Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß ersetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Er ist von gutem Hause, ihm würd' es an Versorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieser Entschließung gebracht hat! — Höre Liebchen! Wenn du nicht in Garten willst, so geh' ich allein.

Elmire. Erlauben Sie, Mama, —

Olympia. Ich will dich nicht irren. Komm nach, wenn du willst. (Ab.)

Elmire (allein). Liebste, beste Mutter! Wie viel Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder, und sind für ihre dringendsten Empfindungen taub! Und diese Mutter vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Antheil an meinem innersten Herzen. Wo bin ich? Was will ich? Warum vertraut' ich ihr nicht schon lang' meine Liebe und meine Qual?

Warum nicht eh'? Armer Erwin! Sie wissen nicht, was ihn quälte; sie kannten sein Herz nicht! — Weh dir, Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachtest! Wie rein, wie zärtlich war seine Liebe! War er nicht der edelste von allen, die mich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung begegnen, bis sein Herz brach, bis er, in dem Ueberfall des heftigsten Schmerzens, seine Mutter, seine Freunde, und ach! vielleicht die Welt verließ. — Schrecklicher Gedanke! er wird mich ums Leben bringen.

Erwin! o schau', du wirst gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb, gieb mir den Tod.

So jung, so sittsam zum Entzücken!
Die Wangen, welches frische Blut!
Und ach! in seinen nassen Blicken,
Ihr Götter! welche Liebesgluth.

Erwin! o schau', du wirst gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gieb, gieb mir den Tod.

Bernardo (kömmt). Gnädiges Fräulein, wie steht's? Ums Himmels willen, welche Miene! Versprachen Sie mir nicht, sich zu beruhigen?

Elmire. Habt ihr Nachricht von ihm, Bernardo? habt ihr Nachricht?

Bernardo. Mein Fräulein —

Elmire. Ihr habt keine, ich seh's, ich fühl's euch an; das ist wieder das unerträgliche Alltagsgesicht, das ihr macht.

Bernardo. Sonst war Ihnen doch mein Gesicht nicht unerträglich! Sie schienen die Ruhe der Seele zu schätzen, die mich begleitet.

Elmire. Schätzt man doch alles, was man nicht hat! Und einem jungen wühlenden Herzen, wie beneidenswerth muß ihm der ewige Sonnenschein über euern Augenbraunen seyn!

27.

Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lerntet ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

29.

Ein Epigramm ſey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.

32.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles verſagt.

33.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und ſchweigen müſſen: geſchärfter
Konnen die Qualen nicht ſeyn, die Rhadamanth ſich erſinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Aeus? ſo fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron.

Bernardo. Ist's denn nichts?

Elmire. Stille nur! du ergrimmst mich. Wenn man euch kennen lernt, und so sieht, daß all eure Weisheit Mangel an Theilnehmung ist, und daß ihr in mitleidigem Erbarmen auf uns herabseht, weil euch das mangelt, was wir doch haben. —

Bernardo. Ein allerliebster Humor!

Elmire. Erwin? (Bernarde schweigt.) Er ist verloren, und ich bin elend auf ewig!

Bernardo. Ueberlassen Sie der Zeit, diesen Schmerz zu lindern! Glauben Sie mir, alle Empfindungen werden nach und nach schwächer, und wie eine Wunde verwächst, schwindet auch der Kummer aus der Seele.

Elmire. Abscheulich! abscheulich!

Bernardo. Was hab ich verbrochen, daß Sie auf mich zürnen? Weil ich Ihnen Muth zuspreche, sind Sie aufgebracht? Nehm' ich nicht am wärmsten Antheil an Erwinens Schicksal, liebt' ich den Knaben nicht wie meinen Sohn? — Nun, daß wir am Ende alle sterblich sind —

Elmire. Unglücksvogel!

Bernardo.

Hin ist hin,
Und todt ist todt!
Spare die vergebne Noth;
Wirst ihn nicht dem Grab entziehn!
Todt ist todt!
Und hin ist hin!

Verweine nicht die schönsten Zeiten!
Ich wett', ich freie dir den zweiten,
Jung, schön und reich; keine Gefahr!
Wie manche trüge kein Bedenken,
Dem andern Herz und Hand zu schenken,
So würdig auch der erste war!

Hin ist hin,
Und todt ist todt!
Spare die vergebne Noth!

Wirst ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt ist todt!
Und hin ist hin!

Elmire. Ich erkenne dich nicht, Bernardo. Es fällt mir von den Augen wie ein Schleier. So hab' ich dich noch nie gesehen. Oder bist du betrunken? So geh, und laß deinen Rausch bei einem Kammermädchen aus.

Bernardo. Mir das, Fräulein?

Elmire. Du siehst, ich möchte dich vertheidigen. Bist du nicht der Mann, der in meiner ersten Jugend mir das Herz zu bessern Empfindungen öffnete, der nicht nur mein französischer Sprachmeister, sondern auch mein Freund und Vertrauter war. Du kommst, meines Schmerzes zu spotten, ohngefähr wie ein reicher, wollüstiger Esel seine Gemeinsprüche bei so einer Gelegenheit austramen würde.

Bernardo. Soll ich Sie verderben? Soll ich Ihnen mit leerer Hoffnung schmeicheln? Handl' ich nicht nach meinem Gewissen, wenn ich Sie auf alle Weise zu bewegen suche, sich dem Schicksal zu ergeben?

Elmire. Wenn ihr nur begreifen könntet, daß das gar nicht angeht! Schmerzenvolle Erinnerung, du bist das Labsal meiner Seele! Wäre er nicht so sittsam, so gut, so demüthig gewesen, ich hätte ihn nicht so geliebt, und er wäre nicht unglücklich; er hätte merken müssen, daß ich mich oft nach ihm umsah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher, eitler Verehrer zurücktrat. Nahm ich nicht seine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht seine Früchte — doch immer fällt's über mich, unerwartet fällt's über mich in dem Augenblick, da ich mich sehnlichst entschuldigen möchte! Ich habe ihn gepeinigt, ich hab' ich unglücklich gemacht.

Bernardo. Wenn das so fortgeht, will ich mich empfehlen. Das ist nicht auszustehn, wie Sie sich selbst quälen!

Elmire. Und ihn, ich hab' ihn nicht gequält? habe nicht durch eitle, leichtsinnige Launen ihm den tiefsten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwei Pfirschen brachte, auf die er so lang' ein wachsames Auge gehabt hatte, die ein selbst gepfropftes Bäumchen zum erstenmale trug! Er brachte mir sie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtsinn genug, nicht Leichtsinn, Bosheit! auch das drückt's nicht aus! Gott weiß, was ich wollte! —

ich präsentirte sie an die gegenwärtige Gesellschaft. Ich sah ihn zurückweichen, erblassen; ich hatte sein Herz mit Füßen getreten.

Bernardo. Er hatte so ein Liedchen, mein Fräulein; ein Liedchen, daß er wohl in so einem Augenblicke dichtete.

Elmire. Erinnerst du mich daran! Schwebt mir's nicht immer vor Seel' und Sinn! sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und jedesmal, da ich's ende, ist mir's, als hätt' ich einen Gifttrank eingesogen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wiese her und sang.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen!
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt,
Ach nur! ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach, das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und sank und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie! durch sie!
Zu ihren Füßen doch!

Bernardo. Das wäre denn nun wohl recht gut und schön, nur seh' ich kein End' in der Sache. Daß Sie, mein Fräulein, ein zärtliches, liebes Herz haben, das weiß ich lange. Daß Sie es unter dieser gleichgültigen, manchmal spottenden Außenseite verbergen können, das ist Ihr

Glück; denn dieß hat Sie doch von manchem Wundentel gerettet, der im Anfang vielleicht durch scheinende gute Eigenschaften einigen Eindruck auf Sie gemacht hatte. Daß nun der arme Erwin drüber unglücklich geworden ist, haben Sie sich nicht zuzuschreiben.

Elmire. Ich weiß, daß du Unrecht hast, und kann dir doch nicht widersprechen; heißt man das nicht einen Sophisten, Bernardo? Mit all deinen Vernünfteleien wirst du mein Herz nicht bereden, mir zu vergeben.

Bernardo. Gut, wenn Sie von mir nicht absolvirt seyn wollen, so nehmen Sie ihre Zuflucht zu einem Beichtiger, zu dem Sie mehr Vertrauen haben!

Elmire. Spotteſt du? Ich sage dir Alter, daß in solcher Lage der Seele nirgends Troſt zu hoffen ist, als den uns der Himmel durch seine heiligen Diener gewährt. Gebet, thränenvolles Gebet, das mich auf meine Kniee wirft, wo ich mein ganzes Herz drinne ausgießen kann, ist das einzige Labsal meines gequälten Herzens, der einzige troſtvolle Augenblick, den ich noch genieße.

Bernardo. Beſtes, edelstes Mädchen! mein ganzes Herz wird neu, mein Blut bewegt sich schneller, wenn ich Sie sehe, wenn ich Ihre Stimme höre. Ich bitte Sie, verkennen Sie mich nicht! Alles in der Welt, wo ich Güte des Herzens, Größe der Seele finde, erinnert mich an Sie. Jede gute Stunde wünscht' ich mit Ihnen zu theilen. Ach! ehegestern, wie hab' ich an Sie gedacht, wie hab' ich Sie zu mir gewünscht!

Elmire. Ist Ihnen auf Ihrer Spazierreise eine treffliche Gegend aufgestoßen? Haben Sie ein Schauspiel reizender Unschuld, einfachen natürlichen Glücks begegnet?

Bernardo. O meine Beſte! wie soll ich's Ihnen ausdrücken, wie soll ich's Ihnen erzählen! Ich ritt früh von meinem Freunde, dem Pfarrer, weg, um zeitig in der Stadt zu seyn. Allein bald nach Sonnenaufgang kam ich in das schöne Thal, wo der kleine Fluß lieblich im Morgennebel hinunterwallte; ich ritt über die Furt, und sollte nun quer weiter meinen Weg. Da war's nun, wie ich hinabsah, gar zu schön! gar zu schön das Thal hin! ich denke: Du hast Zeit, findeſt dich unten schon wieder, und so weiter — ritt ich am Fluß ganz gelaſſen hinunter.

Elmire. Du wünschteſt mich gewiß zu dir; so ein Morgen im Thale!

Bernardo. Hören Sie, mein Fräulein! Ja, ich dachte an Sie, an Ihre Trauer, und murrte heimlich über das Schickſal, das die beſten Herzen zu ſolcher Noth geſchaffen hat. Ritte dann ein Wäldchen hinein, kam wieder an den Fluß, dann über Hügel, und wollte auf meinen Weg wieder links einlenken und fand, daß ich meine Direction verloren hatte. Ich zerſtudirte mich nach der Sonne, ſtieg ab, führte mein Pferd durch unwegſames Gebüſch, zerkratzte mich in den Sträuchen, zerſtolperte mich und ſtund, eh ich mich's verſah, wieder mit der Naſe vor dem Fluß, der mit wunderbaren Krümmungen dahinabläuft. Es wurde felſiger, ſteiler; ich konnte weder auf noch ab; weder hinter mich noch vor mich.

Elmire. Armer Ritter!

Bernardo. An meiner Stelle hätten Sie gewiß auch nicht gelacht. Aber wie war's mir, als ich aus dem Gebüſche mit freundlicher, trauriger Stimme einen Geſang ſchallen hörte! Es war ein ſtilles, andächtiges Lied. Ich rufe! ich gehe darauf los, ich ſchleppe mein Pferd hinter mir drein. Siehe! da erſcheint mir ein Mann, voll Würde, edlen Anſehens, mit langem weißem Bart; und Jahre und traurige Erfahrung haben ſeine Geſichtszüge in unzählige bedeutende Falten gepätzt.

Elmire. Wie wurd's Ihnen bei dem Anblick?

Bernardo. Wohl! ſehr wohl! Ich glaubte an Engel und Geiſter mehr als jemals in dieſem Augenblick. Als er den Verirrten ſah, bat er mich in ſeine Hütte einzukehren; ich bedurfte einiger Erholung, und er verſprach mir die Pfade durchs Gebüſch zu zeigen, die mich der Stadt gar bald nahe bringen ſollten: und ſo folgt' ich ihm. O meine Beſte, welche Empfindung fiel über mich her! alles, was wir von romantiſchen Gegenden geträumt haben, hält dieſes Plätzchen in Einem. Zwiſchen Felſen, etwas erhaben über den gedrängten Fluß, ein ſanftſteigender Wald, tiefer hinab eine Wieſe, und ſein Gärtchen, das alles überſchaut, und ſeine Hütte, die Reinlichkeit, die Armuth, ſeine Zufriedenheit! — Was beſchreib' ich! Was red' ich! Sie ſollen ihn ſehn.

Elmire. Wenn's möglich wäre.

Bernardo. Sie ſollen! Sie müſſen! Nie wird aus meinem Herzen der Eindruck verlöſchen, den er drinne zurückließ. Ich mag die goldnen Worte nicht wiederholen, die aus ſeinem Munde floßen. Sie ſollen ihn ſelbſt hören, Sie ſollen entzückt werden, und beruhigt in Ihrem Herzen zurückkehren.

Elmire. Du mußt meine Mutter bereden, ja, Bernardo! Aber allein mit dir will ich hin! Will hin! die Wirklichkeit des Traums, der Hoffnung zu ſehn, die ich mir in einſamen Stunden mache, ſo entfernt der Welt in mich ſelbſt gekehrt mein Leben auszuweinen, und an dem Buſen der Natur eine freundliche Nahrung für meinen Kummer einzu ſaugen!

Ich muß, ich muß ihn ſehen
Den göttergleichen Mann!

Bernardo.

Ich will, ich will nur ſehen,
Ob er nicht tröſten kann.

Elmire.

Keinen Troſt aus ſeinem Munde,
Nur Nahrung meinem Schmerz!

Bernardo.

Er heilet deine Wunde,
Beſeliget dein Herz. (Elmire ab.)

Bernardo (allein). Wie's uns Alten ſo wohl wird, wenn wir eine feine Ausſicht haben, ein paar gute junge Leute zuſammen zu bringen! Weine nur noch ein Weilchen, liebes Kind! weine nur! es ſoll dir wohl werden! — Hab' ich ihn doch wieder! Und die Mutter iſt's zufrieden, wenn ich ihm ein Amt ſchaffe; und das giebt der Miniſter gern, wenn ich ihm nur Erwinen wiederſchaffe. Sie mag ihm dann noch eine hübſche Ausſteuer dazugeben! Die Sache iſt richtig. Schön! trefflich ſchön! wenn's auch ſo ein paar Geſchöpfchen drum zu thun iſt, ſich zu haben, ſoll man nicht alles dazu beitragen? So ein alter Kerl ich bin, wo ich Liebe ſehe, iſt mir's immer, als wär' ich im Himmel.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das liebſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn,
Nach einander ſehn!

In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand nach Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Ihr Götter, euer Bild!

Zwiſchen Felſen eine Hütte, davor ein Garten.

Erwin, im Garten arbeitend. Er bleibt vor einem Roſenſtock ſtehn, an dem die Blumen ſchon abfallen.

Ihr verblühet, ſüße Roſen;
Meine Liebe trug euch nicht:
Blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk' ich traurend,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen laurend,
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnungsvoll die Seele ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen;
Meine Liebe trug euch nicht:
Blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Was hab' ich gethan! Welchen Entschluß hab' ich gefaßt! Was hab' ich gethan! — Sie nicht mehr sehn! Abgerissen von ihr! Und fühlst du nicht, Armseliger, daß der beste Theil deines Lebens zurückgeblieben ist, und das übrige nach und nach traurig absterben wird! O mein Herz! wohin! wo treibst du mich hin! Wo willst du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeschlossen bist, der sie umgiebt? Täusche mich, Phantasie! wohlthätige Zauberin, täusche mich! Ich sehe sie hier: sie ist immer gegenwärtig vor meiner Seele. Die liebliche Gestalt schwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blinken mich an! ihre heiligen, reinen Augen! in denen ich manchmal Güte, Theilnehmung zu lesen glaubte! — Und sollte meine Gestalt nicht auch ihr vorschweben, sollte ich, den sie so oft sah, nicht auch in zufälliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erscheinen! — Elmire, und achtest du nicht auf diesen Schatten? hältst du ihn nicht freundlich einen Augenblick fest? fragst du nicht: Was hast du angefangen, Erwin? wo bist du hin, Junge? — Fragt man doch nach einer Katze, die einem entläuft. — Vergebens! vergebens! In den Zerstreuungen ihrer bunten Welt vergißt sie den Abgeschiednen, und mich umgiebt die ewig einfache, die ewig neue Qual, dumpfer und peinigender, als die mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechselnde Hoffnung und Verzweiflung bestürmen meine rastlose Seele.

Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen,
Immer verlangen,
Nimmer erlangen,
Fliehen und streben,
Sterben und leben,
Hölische Qual,
Endig' einmal.

Bernardo (kommt). Erwin!

Erwin. Bernardo! grausamer Bernardo! verschonst du mich nicht mit deiner Gegenwart! Ist es nicht genug, daß du meine einsame Wehmung ausspähtest, daß ich nicht mehr ruhig und einsam hier bleiben kann, mußt du mir so oft wiedererscheinen, jedes verklungne, jedes halbeingeschlafne Gefühl auf das menschenfeindlichste wecken! Was willst du? Was hast du mit mir? Laß mich, ich bitte dich!

Bernardo. Immer noch in deiner Klauſe, immer noch feſt entſchloſſen der Welt abzuſagen?

Erwin. Der Welt? wie lieb iſt mir's, daß ich mich herausgerettet habe! Es hat mich gekoſtet! nun bin ich geborgen. Mein Schmerz iſt Labſal gegen das, was ich in dem verfluchten Neſte von allen Seiten auszuſtehn hatte.

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen!
Muß um's bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar ſchlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinaus zu treiben.

Bernardo.

Erdennoth iſt keine Noth,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit ſchafft dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne ſcheint,
Find'ſt ein Mädchen, find'ſt einen Freund.
Laß uns immer bleiben!

Erwin. Sehr glücklich! Sehr weiſe!

Bernardo. Junge! Junge! wenn ich dich nicht ſo lieb hätte —

Erwin. Haſt du mich lieb, ſo ſchone mich!

Bernardo. Daß du zu Grunde gehſt!

Erwin. Nur nicht, daß ich dir folgen ſoll, daß ich zurückkehren ſoll. Ich habe geſchworen; ich kehre nicht zurück.

Bernardo. Und weiter?

Erwin. Habe Mitleiden mit mir! Du weißt, wie mein Herz in ſich kämpft und bangt, daß Wehmut und Verzweiflung es unaufhörlich beſtürmen. Ach, warum bin ich ſo zärtlich, warum bin ich ſo treu!

Bernardo. Schilt dein Herz nicht! es wird dein Glück machen.

Erwin. In dieſer Welt, Bernardo?

Bernardo. Wenn ich's nun garantire?

Erwin. Leichtſinniger!

Bernards. Denn glaub' mir, die Mädchen haben alle eine herzliche Neigung nach so einem Herzen.

Sie scheinen zu spielen
Voll Leichtsinn und Trug;
Doch glaub' mir, sie fühlen:
Doch glaub', sie sind klug.

Ein feuriges Wesen!
Ein traurig Blick!
Sie ahnden, sie lesen
Ihr künftiges Glück.

Erwin. Die Mädchen! — Ha! was kennen, was fühlen die! Ihre Eitelkeit ist's, die sie etwa höchstens einigen Antheil an uns nehmen läßt. Uns an ihren Triumphwagen auf und ab zu schleppen! — Wenn sie Langeweile haben, wenn sie nicht wissen was sie wollen, da sehnen sie sich freilich nach etwas; und dann ist ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommnes Geschöpf. Den streicheln und halten sie wohl, bis es ihnen einfällt ihn zu necken und von sich zu stoßen; da denn der arme Teufel ein lautes Gebelfere verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden. — Und dann laßt ihnen einen andern Gegenstand in die Sinnen fallen, auf und davon sind sie, und vergessen alles, was man auch glaubte daß ihnen noch so nah am Herzen läge.

Bernards. Wohl gesprochen!

Erwin. Unterhalten, amüsirt wollen sie seyn; das ist alles. Sie schätzen dir einen Menschen, der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen spielt, so hoch als den, der Leib und Leben für sie hingiebt.

Bernards. Wichtiger Mensch! Was hast du denn noch für ein Mädchen gethan, daß du dich über sie beklagen darfst! Nimm ein liebenswürdig Weib, versorge sie und ihre Kinder, trage Freud' und Leid des Lebens mit ihr: und ich versichre dich, sie wird dankbar seyn, wird jeden Tag mit neuer Liebe und Treue dir um den Hals fallen.

Erwin. Nein! Nein! Sie sind kalt, sie sind flatterhaft.

Bernards. Ist's nicht schlimm für eine, wenn sie warm, wenn sie beständig ist; wenn sie da, wo ein junger Herr achttägigen Zeitvertreib bei

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnitteſt du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

Herbſt.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen ſie ſelten
Roth und luſtig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muſe läßt nicht ſich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muſe, die Menſchen!
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er!

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo Vieles entſtellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

ihr ſuchte, eine dauernde Verbindung hofft, dem lügenhaften Schein traut, und ſich einbildet, eine Ausſicht von ganzem Glück ihres Lebens vor ſich zu haben?

Erwin. Ich will nichts hören! all deine Weisheit paßt nicht auf mich. Ich liebte ſie für ewig! ich gab mein ganzes Herz dahin. Aber daß ich arm bin, war ich verachtet. Und doch hofft' ich durch meinen Fleiß ſie ſo anſtändig zu verſorgen, als einer von den übertünchten Windbeuteln. — Alles hätte ich gethan, um ſie zu beſitzen.

Bernardo. Alles gethan? — Ja — unter andern gingſt du auch auf und davon.

Erwin. Wenn ich nicht umkommen, nicht an meiner ewig zurückgetriebenen Leidenſchaft erſticken wollte!

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter ſo verachtet ſeyn:
Das untergräbt das innre Leben,
Das iſt die tiefſte Höllenpein.

Bernardo. Hier gilt nun freilich nicht, was man ſonſt zu ſagen pflegt, daß Verliebte ſo ein feines Gefühl haben, wie die Schnecken an den Hörnern, um zu ſpüren, ob man ihnen wohl will oder nicht.

Erwin. Wem auch das ſein Herz nicht ſagte, der wäre —

Bernardo. Nur kein Eſel! ſonſt kämſt du in Gefahr —

Erwin. Was?

Bernardo. Einen Sack nach der Mühle zu tragen.

Erwin. Ich kann nicht ſagen: Leb' wohl! denn ich bin zu Hauſe.

Bernardo. Alſo wenn ich mich zu Gnaden empfehle —

Erwin. Bernardo! —

Bernardo. Nähmſt du's nicht übel.

Erwin. Menſch ohne Gefühl! der du dieß Heiligthum meines Schmerzes mit kalten Sophismen und Spott entweihſt: hier, wo eine anhaltende reine Trauer umherſchwebt und mich erhält und verzehrt —

Bernardo. Und damit wir des Weſens ein Ende machen — zog' er nicht den Kopf aus dem ſchwarzen Loche des Todes wieder zurück, wenn einer ihn zupfte, und rief': Sie liebt dich?

Erwin. Es iſt falſch!

Bernardo.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und wieder ganz geliebt zu seyn,
Ist das nicht reines Himmelsleben?
Und welch ein Thor macht sich's zur Pein?

Erwin.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter so verachtet seyn:
Das untergräbt das innre Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Bernardo. Erwin!

Erwin. Bernardo!

Bernardo. Sieh mich an!

Erwin. Nein!

Bernardo. Nicht wild, nicht wirre! sieh mich starr an, und gut, und fest! Erwin! — Erkennst du deinen Bernardo?

Erwin. Was willst du mit mir?

Bernardo. Sey ruhig und sieh mich an! — Bin ich Bernardo, der dein ganzes Zutrauen, dein ganzes Herz hatte? Bin ich Bernardo, der dich nie betrog, nie deiner Empfindung spottete, sie nie täuschte? — Willst du mir glauben?

Erwin. Wer widerstünde dieser Stimme, diesem Ausdruck des edelsten Herzens! Rede, Bernardo! rede!

Bernardo. Erwin! — Sie liebt dich.

Erwin (in äußerster Bewegung sich wegwendend). Nein! Nein!

Bernardo. Sie liebt dich!

Erwin (ihm um den Hals fallend). Ich bitte dich, laß mich sterben! (Nach einer Pause hört man von weiten Klimren singen. Erwin fährt auf.)

Bernardo. Horch!

Erwin. Ich vergehe! — Das ist ihre Stimme! Wie mir der Ton durch alle Sinnen läuft! Rede! rede! — Sie ist's!

Bernardo. Sie kommt.

Erwin. Weh mir! Wohin? wohin?

Bernardo. Geschwind in die Hütte! Du sollst mit eignen Ohren

hören, mit eignen Augen sehn, Ungläubiger! (Er hebt einen Pack auf, den er zu Anfang der Scene an einen Baum geworfen.) Hier hab' ich deine Maske mitgebracht. Komm, heiliger Mann! Erhole dich, du bist außer dir. (Er führt Erwinen ab, der ihm in der größten Verwirrung folgt.)

Elmire (kommt singend das Thal her).

Mit vollen Athemzügen
Sang' ich, Natur, aus dir
Ein schmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde;
Flohene Freuden
Ach! säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Strebende
Brust.

Himmlische Zeiten!
Ach! wie so geschwinde
Dämmert und blicket,
Und schwindet die Lust!

Du lachst mir, liebes Thal,
Und du, o reine Himmelssonne,
Erfüllst mich wiederum einmal
Mit aller süßen Frühlingswonne.
Weh mir! Ach! sonst war meine Seele rein,
Genoß so friedlich deinen Segen:
Verbirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und stürme mir entgegen!

Die Winde sausen,
Die Ströme brausen,
Die Blätter rascheln
Dürr ab ins Thal.
Auf steiler Höhe,
Am nackten Felsen
Lieg' ich und flehe:
Im tiefen Schnee,
Auf eden Wegen
Gestöber und Regen,
Fühl' ich, und flieh' ich
Und suche die Qual.

Bernardo. Ach! sind Sie da, mein Fräulein?

Elmire. Ich schlenderte so das Thal herauf, wie du es haben wolltest.

Bernardo. Was haben Sie? wie ist Ihnen?

Elmire (sich erholend). Gut, recht gut! — Wie im Paradiese — Und die Hütte — sie ist's! kann ich ihn sehn! — Ein Schauer überfällt mich, da ich ihm nahen soll.

Bernardo. Gleich! Er kommt gleich. — Ich fand ihn im Gebet begriffen. — Aber was übel ist, er gab mir durch Zeichen zu verstehn, daß er ein Gelübde gethan habe, einige Monate kein Wort zu reden.

Elmire. Eben da wir kommen?

Bernardo. Indessen treten Sie keklich zu ihm, eröffnen Sie ihm Ihr Herz! Er wird Ihre Leiden fühlen, und sein Schweigen selbst wird Ihnen Trost seyn, seine Gegenwart. Vielleicht giebt er Ihnen schriftlich ein tröstend Wörtchen, und wenn wir ihn wieder besuchen, so ist die Bekanntschaft gemacht.

Erwin, mit langem Kleide, weißem Bart verhüllt, tritt aus der Hütte

Bernardo. Er kömmt! ich lasse Sie.

Elmire. Mir vergeht Himmel und Erde bei seinem Anblick.

(Erwin tritt näher, sie grüßt ihn; er ist in der äußersten Verlegenheit, die er zu verbergen sucht.)

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!
Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach! es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut,
Ach! ſo redlich liebt' er mich,
Ach! ſo heimlich quält' er ſich! —
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich kennt' ihn zehren ſehn,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt!

Ach! ſo neidſcht' und quält' ich ihn:
Und ſo iſt der Arme hin,
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren! er iſt todt!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin!

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet ſie zuſammen und zieht ſie ihr. Sie will es aufmachen, er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen.)

Ich verſtehe dich, würdiger Sterblicher! ich ſoll weg, ſoll dich deinen heiligen Gefühlen überlaſſen, ſoll dieſe Tafel in deiner Gegenwart nicht eröffnen. Wann darf ich es thun? wann darf ich dieſe heiligen Züge ſchauen, küſſen, in mich trinken? (Erwin deutet in die Ferne.) Wenn ich werde

an jene hohe Linde gekommen ſeyn, die an dem Pfade neben dem Fluß ſteht? (Erwin nickt.) Leb' wohl! für dießmal wohl! Du fühlſt, daß mein Herz bei dir zurückbleibt. (Ab.)

Erwin

(mit ausgeſtreckten Armen ſchaut ihr einige Augenblicke ſinnend nach, dann reißt er die Maske weg und den Mantel, und die Musik fällt ein.)

Ha! ſie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Ha! ſie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ha! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Bernardo (hervortretend)

Ja, ſie liebt dich!
Sie liebt dich!

Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet;
Immer, ach immer
Hat ſie dich geliebet!

Erwin

Ich bin ſo freudig,
Fühle ſo mein Leben!
Götter, ſelbſt Götter
Würden mir vergeben.

Bernardo.

Ach! ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Bernardo.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin. Ich habe ſie den Weg hinabgeſchickt, um nicht von Füll' und Freude des Tods zu ſeyn. Ich ſchrieb ihr auf ein Täfelchen: Er iſt nicht weit.

Bernardo. Sie kömmt! Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch! (Sie verbergen ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich? wo ſuch' ich?
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich!
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (ſpringt hervor). Elmire!
Elmire. Weh mir!
Erwin (zu ihren Füßen) Ich bin's.
Elmire (an ſeinem Hals) Du biſt's!

(Die Muſik möge es, die Gefühle dieſer Pauſen auszudrücken.)

Bernardo.

O schauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da hast du ihn wieder!
Da nimm sie zurück!

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
O schauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt sich der Blick.
Ich sinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Bernardo. Empfindet, meine Kinder, empfindet den ganzen Umfang eurer Glückseligkeit! Dieser Augenblick heilet alle Wunden eurer Herzen; die Welt wird wieder neu für euch, und ihr schaut in eine gränzenlose Aussicht von liebevoller, umgetrennter Freude.

Erwin. Mein Vater! Hier halt' ich sie in meinen Armen! Sie ist mein!

Elmire. Ich hab' eine Mutter, zwar eine liebevolle Mutter; doch wird sie in unser Glück willigen?

Erwin. Kann ich ihr werth scheinen?

Bernardo. Da seyd unbesorgt vor! Es ist, war ihr so angelegen als mir, euch Närrchen zusammenzubringen. Und wir beide haben mit größter Sorgfalt auch schon euren häuslichen und politischen Zustand in Ordnung gebracht, woran sich's meistentheils bei so idealischen Leutchen zu stoßen pflegt.

Erwin. Himmel und Erde, was soll ich sagen?

Bernardo. Nichts! Das ist das sicherste Zeichen, daß dir's wohl ist, daß du dankbar bist! Nun kommt! unser Wagen hält eine Strecke das

Thal droben. Ich bring' euch an das Herz eurer Mutter. Welcher Jubel für die rechtschaffne, liebevolle Alte! Kommt.

Erwin. Kommt! (Sie gehen; Erwin hält auf einmal und kehrt sich nach der Hütte.) Ich gehe, und schaue mich nicht nach dir um! danke dir nicht! ehre dich nicht! sage dir kein Lebewohl, du fremdlichste Wirthin meines Elends! — (Entzückt zu Elmiren.) O Mädchen, Mädchen, was macht ihr uns nicht vergessen! (Gegen die Hütte.)

Vergieb mir die Eile!
Ich weile
Nicht länger hier.
Verzeihe!
Ich weihe
Noch diese Thräne dir.

(Zu Elmiren.)

Engel des Himmels,
Deinem sanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank' ich dir!

(Gegen die Hütte.)

Verzeihe!
Ich weihe
Noch diese Thräne dir.

Elmire.

Ach! ich athme freier!
Du hast mir vergeben.
All mein künftig Leben,
Liebster! weih' ich dir.

Bernards.

Zu dem heil'gen Orte
Kehrt ihr einst zurücke,
Fühlet alles Glücke
Alles Lebens hier.

Erwin.

Engel des Himmels,
Deinem sanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank' ich dir!

45.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Selbſt erfinden iſt ſchön; doch glücklich von Andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geſchätzt, nennſt du das weniger dein?

47.

Was der Jüngling ergreift, den Mann hält, Greiſe noch labet,
Liebenswürdiges Kind, bleibe dein glückliches Theil.

48.

Alter geſellet ſich gern der Jugend, Jugend zum Alter;
Aber am liebſten bewegt Gleiches dem Gleichen ſich zu.

49.

Halte das Bild der Würdigen feſt! Wie leuchtende Sterne
Theilt ſie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

50.

Wer iſt der glücklichſte Menſch? Der fremdes Verdienſt zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß ſich wie am eignen zu freun.

51.

Vieles giebt uns die Zeit und nimmt's auch, aber der Beſſern
Holde Neigung, ſie ſey ewig dir froher Genuß.

52.

Wärt ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O! ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

53.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.

54.

Alle Blüthen müſſen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Muſen allein.

Claudine von Villa Bella.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Perſonen.

Don Gonzalo, Herr von Villa Bella.
Donna Claudina, ſeine Tochter.
Sibylla, } ſeine Nichten.
Camilla, }
Don Sebaſtian von Rovero, ein Freund des Hauſes.
Don Pedro von Caſtelvecchio, ein Fremder.
Gruquantine, } Vagabunden.
Baske, }

Die Musik kündigt einen Vorrmarr, einen fröhlichen Tumult an, einen Zusammenlauf des Volks zu einem festlichen Pompe.

Eine geschmückte Gartenscene stellt sich dar. Unter einem feurigen Marsche naht sich der Zug.

Kleine **Kinder** gehen voran mit Blumenkörben und Kränzen; ihnen folgen **Mädchen** und **Jünglinge** mit Früchten; darauf kommen **Alte** mit allerlei Gaben. **Sibylla** und **Camilla** tragen Geschmeide und köstliche Kleider. Sodann gehen die beiden Alten, **Don Gonzalo** und **Don Sebastian.** Gleich hinter ihnen erscheint, getragen von vier **Jünglingen,** auf einem mit Blumen geschmückten Sessel, **Donna Claudina.** Die herabhängenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erster, rechter Hand, **Don Pedro** ist. Während des Zugs singt der Chor:

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Claudinen!
Bist uns so glücklich,
Uns wieder erschienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug theilt sich auf beiden Seiten. Die Träger halten in der Mitte, und die Begleiter bringen ihre Gaben an.)

Ein Kleines.

Sieh, es erscheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an!

Chor.
Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Eine Jungfrau.
Alten und Jungen
Kommen gesungen;
Männer und Greise,
Jeder nach Weise,
Bringet ein jeder
Dir, was er vermag.

Chor.
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Pedro (reicht ihr einen Strauß)
Blumen der Wiese,
Dürfen auch diese
Hoffen und wähnen?
Ach, es sind Thränen —
Noch sind die Thränen
Des Thanes daran!

Chor.
Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an!

Gonzalo (auf die Kleider und Kostbarkeiten zeigend)
Tochter, die Gaben
Sollst du heut haben.
(Zu den andern.)
Theilt ihr die Freude,
Theilet euch heute,
Esset und trinket,
Und was ich vermag!

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Die Träger laſſen den Seſſel herunter, Claudine ſteigt herab.)

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig
Alles, was alles
Ihr für mich gethan!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(Zu den übrigen.)

Könnt' ich, ohn' Schranken
Allen euch danken!

(Wendet ſich ſchüchtern zu Pedro.)

Könnt ich — (Sie ſtockt. Die Muſik macht eine Pauſe. Sie ſucht ihre Verwirrung zu verbergen, ſetzt ſich auf den Seſſel, den die Träger aufheben, und das Chor fällt ein.)

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug geht ſingend ab.)

Gonzalo und Sebastian bleiben

Gonzalo. Bastian, lieber Bastian, verdenke mir's nicht! Sieh das Mädchen an, und du wirst mir nicht verdenken, daß ich einen kleinen Abgott aus ihr mache. So manche Feierlichkeit, bei so manchem Anlaß, scheint mir nicht hinreichend, das Gefühl meines Innersten gegen sie an den Tag zu legen. Wie warm dank' ich dem Schicksal, das, da es mir eine männliche Nachkommenschaft versagt hat, da es mit mir den alten herrlichen Stamm von Villa Bella ausgehn läßt, mir diese Tochter giebt. O, ihr Werth entzückt mich mehr, als die Aussicht über ein gränzenlose Nachkommenschaft!

Sebastian. Nein, ich sage dir, mich ergötzt das kleine Fest recht herzlich. Denn ob ich gleich kein Freund von Umständen bin, so bin ich doch den Ceremonien nicht feind. Ein feierlicher Aufzug von geputzten Leuten, ein Zusammenlauf des Volks; gejauchzt, die Glocken geläutet; gejauchzt und geschossen drein: es geht einem das Herz doch immer dabei auf, und ich verdenk's den Leuten nicht, wenn sie dadurch glauben die Heiligen zu verehren und Gott selbst zu verherrlichen.

Gonzalo. Und ich glaube, für Claudinen niemals genug zu thun. Wie kann ich genug ausdrücken, daß sie Königin ist über alle meine Besitzthümer, über meine Unterthanen, über mich selbst! — Muß ich sie nicht den Vorzug fühlen lassen, den sie vor andern Menschen hat, da sie ihn selbst nicht fühlt, nicht die geringste Ahnung davon zu haben scheint, daß ihres Gleichen nicht in der Welt ist? Diese Ruhe des Geistes, dieses innere Gefühl ihrer selbst, diese Theilnehmung an andrer Schicksale, diese Empfindlichkeit gegen alles Schöne und Gute! — Sage nicht, ich sey Vater, ich bespiegle mich nur selbst in ihr! — Höre! alle meine Leute, alles was sie umgiebt, sogar die neidischen Nichten müssen ihr huldigen.

Sebastian. Hab' ich nicht Augen und ein Herz? Freilich seh' ich sie weder als Vater noch als Liebhaber; aber so viel seh' ich doch, daß es eine Gabe vom Himmel ist, Vater oder Liebhaber so eines Mädchens zu seyn. Hast du bemerkt, daß all der Triumph, all die Herrlichkeit heute sie mehr in Verlegenheit setzte, als erfreute? Ich hab' mein' Tag kein rührenderes Bild der Demuth gesehn, als sie in dem Schmuck. Auch war noch jemand dabei, dem ein einsamer Busch weit mehr Wonne gegeben hätte, dessen Empfindung zu dem Rauschen des Wassers und dem

Lispeln der Blätter besser stimmte, als zu den Trompeten und Freudengesang.

Gonzalo. Du meinst?

Sebastian. Pedro?

Gonzalo. Pedro?

Sebastian. Du wirst doch darüber nicht staunen? Pedro, der, seitdem er Claudinen zum erstenmal gesehn hat, kein Pfötchen mehr machen kann, den du schon hundertmal auf einem Seitenblick, einem Händereiben, einem Hutkneten mußt ertappt haben.

Gonzalo. Und wenn auch —

Sebastian. Gut! Du mußt denken wie ich, daß diese Partie für deine Tochter — Du lächelst?

Gonzalo. Daß wir Alten gleich verheirathen!

Sebastian. Ich trag' das wachend und träumend herum. Aber alles will reif werden. Unterdessen hast du Recht, daß du ein Aug' zuthust und mit dem andern nebenausblickst.

Gonzalo. Wenn ich sie so ansehe, erinnere ich mich der blühenden Tage meiner Jugend, mir wird ganz wohl.

Sebastian. Ich glaube auch, daß ihnen ganz wohl bei der Sache ist. Wenn Pedro nur unser Hauptgeschäft nicht drüber vergäße!

Gonzalo. Hat's ihm noch nicht geglückt, was von seinem Bruder auszufragen?

Sebastian. Ihm? Das ist mir der rechte Spion! Er ist ja so verliebt, daß, wenn du nach der Stunde fragst, er nicht weiß, in welcher Tasche seine Uhr steckt. Bei Gott! wenn ich mich nicht abritte und abarbeitete, wir wären noch auf dem alten Flecke.

Gonzalo. Unter uns, Bastian, hast du was heraus?

Sebastian. Es bleibt bei dir. Wenn nicht alle Umstände lügen, so hab ich den Vogel, dem wir so sehnlich nachstreben, hier im Städtchen nah bei, wo er lustig und guter Ding ist. Heut früh sagt' ich's Pedro so halb und halb; wir wollen aber das Fest nicht verderben, sagt' ich. Ach, Claudine! seufzte der Arme aus tiefer Brust, als wollt' er sagen: Den Bruder zum Teufel und dich mir in Arm!

Gonzalo. Ich habe das Mädchen bemerkt, ich habe die keimende Leidenschaft in ihrer Seele beobachtet: es ist ein reizendes Schauspiel, das einen wieder ganz jung macht!

Sebastian. Hätten wir nur erst unser Vorhaben ausgeführt, woran dem ganzen Hause Castelvecchio so viel gelegen, wovon Pedro's Schicksal zum Theil mit abhängt! Ich sag' ihm so oft: Herr, seyd verliebt! wer wehrt's euch? Seyd bei Claudinen! wer hindert euch? Nur vergeßt nicht ganz, was ihr euch und eurer Familie und der Welt schuldig seyd. Das hilft!

Gonzalo. Wie eine Arznei! Nicht wahr? Sey ruhig, Bastian! Haben wir's unsern Hofmeistern nicht eben so gemacht?

Sebastian. Nein, Freund, so ist's nicht gemeint. Sollen wir umsonst die weite Reise von Madrid hierher gemacht haben? sollen wir beschämt nach Hause kehren? Und wer wird alsdann die Schuld tragen müssen, als ich? Ich rede ihm zu wie ein Biedermann. Was! seinen Bruder länger in dem Luderleben verwildern zu lassen, der mit Spielern und Buben im Lande herumschwadronirt, mehr Mädels betrügt als ein andrer kennt, und öfter Händel anfängt als ein Trunkenbold sein Wasser abschlägt!

Gonzalo. Ein toller, unbegreiflicher Kopf!

Sebastian. Du hättest den Buben sehn sollen, wie er so heran wuchs: er war zum Fressen. Kein Tag verging, daß er uns nicht durch die lebhaftesten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unser größter Verdruß werden sollte. Der Vater wurd' nicht satt, von seinen Streichen, seinen kindischen Heldenthaten erzählen zu hören. Immer hatt' er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm sicher; er kletterte wie eine Katze auf Bäumen und in der Scheuer herum. Einmal stürzt' er herab; er war acht Jahr' alt; ich vergesse das nie: er fiel sich ein großes Loch in Kopf, ging ganz gelassen zum Entenpfuhl in Hof, wusch sich's aus, und kam mit der Hand vor der Stirn herein, und sagte mit so ganz lachendem Gesicht: Papa! — Papa! — ich hab' ein Loch in Kopf gefallen! Eben als wollt' er uns ein Glück notificiren, das ihm zugestoßen wäre.

Gonzalo. Schade für den schönen Muth, den glücklichen Humor des Jungen!

Sebastian. So ging's freilich fort; je älter er ward, je toller. Statt nun das Zeug zu lassen, statt sich zu fügen, statt seine Kräfte zu Ehren der Familie und seinem Nutz zu verwenden, trieb er einen unsinnigen

Streich nach dem andern, beleg und betrog alle Mädchen, und ging endlich gar auf und davon; begab sich, wie wir Nachricht haben, unter die schlechteste Gesellschaft, wo ich nicht begreife, wie er's aushält: denn er hatte immer einen Grund von Edelmuth und Großheit im Herzen.

Gonzalo. Glück zu, Bastian! und gieb ihn seiner Familie zurück!

Sebastian. Nicht eben das! Umsonst soll er uns nicht genarrt haben! Krieg' ich ihn nur einmal beim Kragen, ich will schon in einem Kloster oder irgend einer Festung ein Plätzchen für ihn finden, und Pedro soll mir die Rechte des Erstgebornen genießen. Der König hat schon seine Gesinnung hierüber blicken lassen. Wenn's wahr ist, daß mein Mann sich in der Gegend aufhält, so müßte es arg zugehn, wenn ich ihn nicht, zu Ehren des Fests, heute noch packe. Wir können's vor Gott und der Welt nicht verantworten: der alte Vater würde sich im Grab umwenden!

Gonzalo. Brav, Bastian! Du bist immer der alte, treue Bastian!

Sebastian. Und eben deßwegen, unter uns! sieh doch ein bißchen nach deiner Tochter!

Gonzalo. Wie meinst du?

Sebastian. Der Teufel ist ein Schelm; und Pedro und die Liebe sind auch nicht so da.

Gonzalo. Auch immer der alte Bastian! Verzeih' mir! du weißt keinen Unterschied zu machen. Das Mädchen, die Sorge meiner Seele, der Zweck all dieser achtzehnjährigen Erziehung, das feinste, delicateste, weibliche Geschöpf, das vor dem geringsten Gedanken — nicht Gedanken, vor der geringsten Ahndung eines Gefühls erzittert, das ihrer unwürdig wäre.

Sebastian. Eben deßwegen!

Gonzalo. Ich setze mein Vermögen an sie, meinen Kopf.

Sebastian. Da kommt sie eben die Allee herauf. Sie hat sich von der Menge losgewunden, sie ist allein; und sieh den Gang, sieh das Köpfchen wie sie's hängt! Komm, komm ihr aus dem Wege; Sünde wär's, durch unsre kalte Gegenwart die angenehmen Träume zu verjagen, in deren Gesellschaft sie daherwandelt! (Beide ab)

Claudine mit Pedro's Strauß.

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieser Blumen werth.
Ehr' und Lieb' von allen Seiten,
Kleider, Schmuck und Kostbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt!
Aber alle diese Gaben
Sind nicht dieser Blumen werth.

Liebes Herz, ich wollte dich noch einmal so lieb haben, wenn du nun nicht immer so pochtest. Sey ruhig, ich bitte dich, sey ruhig! (Pedro von ferne.) Pedro? Auch der? Ach, da soll ich nun gar verbergen, daß ich empfinde!

Pedro kommt.

Pedro. Fräulein!

Claudine. Mein Herr! (Schweigen einige Augenblicke.)

Pedro (auf sie schnell losgehend). Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!

Claudine (zurückweichend). Wie ist Ihnen?

Pedro. Wohl! wohl! als wie im Himmel, in dieser englischen Gesellschaft. Ach! daß Sie meine arme Blumen so ehren, ihnen einen Platz an Ihrem Herzen gegönnt haben!

Claudine. Weniger konnt' ich nicht thun. Sie verwelken bis den Abend, und jedes Geschenk hat mir heut' eine Herzensfreude gemacht.

Pedro. Jedes?

Claudine. Wann reiten Sie weg?

Pedro. Die Pferde sind gesattelt. Sebastian will mich mit aller Gewalt bei sich haben; er glaubt, mein Bruder sey in der Nähe, und denkt ihn noch heute zu fangen.

Claudine. Der Bruder macht Ihnen viel Verdruß.

Pedro. Er macht das Glück meines Lebens. Ohne ihn kennte ich Sie nicht. Ohne ihn —

Claudine. Und wenn Sie ihn erwischen, ihn wieder durch Liebe

55.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

56.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! aber das Irren
Immer ſchadet's. Wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

57.

Fremde Kinder, wir lieben ſie nie ſo ſehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah.

58.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

59.

Gleich ſey Keiner dem Andern; doch gleich ſey Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

60.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

61.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'gen Diſcurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

62.

Welchen Leſer ich wünſche? den Unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

63.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſtehl' ich für heute mich weg.

64.

Wie beklag' ich es tief, daß dieſe herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

und Beispiel dem rechten Weg zuführen, wenn Sie ihn seiner Familie zurückbringen, Pedro, wie werden Sie empfangen werden, mit welchen Freuden!

Pedro. Nichts davon, um Gottes willen! Ich kenne mich selbst nicht; ich weiß nicht, wo ich bin; ich sehe kaum, wohin ich trete. Zurück nach Hause! zurück! Von Ihnen weg, mein Fräulein!

Claudine. Der König, der Sie liebt, der so ein trefflicher Herr seyn soll; der Hof, der Sie mit aller Herrlichkeit erwartet —

Pedro. Ist das ein Leben? Und doch, sonst war mir's nicht ganz zuwider. Wenn ich meine Tage den Geschäften des Vaterlands gewidmet hatte, konnt' ich wohl meine Abende und Nächte in dem Schwarme zubringen, der um die Majestät wie Mücken ums Licht summt. Jetzt würde mir das eine Hölle seyn! Ich weiß nicht, wo meine Arbeitsamkeit, meine Geschäftigkeit hin ist. Es ekelt mir einen Brief zu schreiben, der ich sonst allein zwei, drei Secretäre beschäftigen konnte. Ich gehe aus und ein, träumend und wähnend; aber selig, selig ist mein Herz!

Claudine. Ja, Pedro, je näher wir der Natur sind, je näher fühlen wir uns der Gottheit, und unser Herz fließt unaussprechlich in Freuden über.

Pedro. Ach, diesen Morgen, als ich die Blümchen brach am Bach herauf, der hinter dem Wald herfließt, und die Morgennebel um mich dufteten, und die Spitze des Bergs drüben mir den Aufgang der Sonne verkündigte, und ich ihr entgegenrief: Das ist der Tag! — das ist ihr Tag! — Claudine! — Ich bin ein Thor, daß ich auszusprechen wage, was ich empfinde!

Claudine. Ach ja, Pedro, ich wüßte nichts für mein Herz, so volle warme Fülle, als die Herrlichkeit der Natur um uns her.

Pedro. O, wer dafür keine Seele hätte, zu fühlen, wie um diese himmlische Güte, um diesen heiligen Reiz alles, alles schöner, herrlicher wird; wer nicht in dieser Gegend lieber sein Leben in einer stillen Hütte verbärge, um nur Zeuge seyn zu dürfen —!

Claudine. So ganz ungleich Ihrem Bruder, den ich doch auch kennen möchte! Es muß ein wunderlicher Mensch seyn, der allen Stand, Güter, Freunde verläßt und in tollen Streichen, schwärmender Abwechslung seine schönsten Tage verdirbt.

Pedro. Der Unglückliche! Ich erschrecke über seine Verhärtung.

Nicht zu fühlen, daß das unstäte, flüchtige Leben ein Fluch ist, der auf dem Verbrecher ruht, verbannt er sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft. Es ist unglaublich! Und dann — mit Zittern sag' ich's, — wie manche Thräne von ihm verführter, verlassener Mädchen hab' ich fließen sehn! O, das war's, was uns am meisten aufbrachte, seiner Freiheit nachzustellen! Ich hätte mit den armen Geschöpfen vergehn mögen! Wie wird ihm seyn, wenn er, von seiner Verblendung dereinst geheilt, mit Zittern sehn muß, daß er das innerste Heiligthum der Menschheit entweihte, da er Lieb' und Treue so schändlich mit Füßen trat?

Claudine. Lieb' und Treue! Glauben Sie dran, Pedro?

Pedro. Sie können scherzen und fragen?

Claudine.

Treue Herzen!
Männer scherzen
Ueber treue Liebe nur.

Pedro.

Drüber scherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbte Männer nur.

Claudine.

Aber sag', wo sind die Rechten,
Und wie kennt man sie von Schlechten?
Sieht man's 'en an den Augen an?

Pedro.

Zwar verstellen sich die Schlechten,
Blicken, seufzen wie die Rechten;
Doch das geht so lang' nicht an.

Claudine.

Ach, des Betrugs ist viel.
Wir Armen sind ihr Spiel!

Pedro.

Wer find't ein treues Blut,
Find't drum ein edel Gut.

Claudine.

Ach, nur zu viel
Ein Sonntagsspiel!

Pedro.

Ein treues Blut
Ein edel Gut!

(In dem Schluß des Duetts hört man schon von weitem singen Camillen und Sibyllen, die singend näher kommen.)

Beide.

Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts so schön, so liebes seyn,
Als nur mein Schätzel allein!

(Sie treten herein.)

Camille.

Er ist der Stärkst' im ganzen Land,
Ist kühn und sittsam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln fein:
Es sag' einmal ein's: Nein!

Sibylle. Guten Abend! Wie treffen wir einander hier? Allons, Chorus!

Alle vier.

Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts so schön, so liebes seyn,
Als nur mein Schätzel allein!

Sibylle.

Und das, was über alles geht,
Ihn über Kön'g und Herrn erhöht,
Er ist und bleibet mein,
Er ist mein Schätzel allein.

Alle vier.

Vom hohen, hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts so schön, so liebes seyn,
Als nur mein Schätzel allein!

Claudine. Habt ihr meinen Vater nicht gesehn? Ach, ich muß zu ihm; seit unserer Feierlichkeit hab' ich ihn nicht allein gesprochen. Auch euch dank' ich, lieben Kinder, daß ihr den Tag habt wollen verherrlichen

helfen, an dem das Geschöpf zur Welt kam, das — Ihr kennt mich ja! Leben Sie wohl, Pedro!

Pedro. Darf ich Sie begleiten?

Claudine. Bleiben Sie, ich bitte, bleiben Sie!

Pedro. Wir gehen zusammen. Sebastian wartet auf mich; die Pferde sind gesattelt.

Sibylle. Gehen Sie nur. Er hat lang nach Ihnen gefragt.

(Gehen ab.)

Sibylle. Camille.

Sibylle. Ich möchte bersten vor Bosheit! „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich glaub', sie that's, uns zu spotten. Sie ist übermüthig, daß ihr der Mensch nachläuft wie ein Hündchen. „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich komme schier aus der Fassung. Und er! macht er nicht ein Hängmaul wie ein Schulknabe? Der Affe!

Camille. Sie meint, weil sie ein rund Köpfchen hat, ein Stumpfnäschen, und über ein Gräschen und Gänsblümchen gleich weinen kann, so wär' was mit ihr.

Sibylle. Und weil man uns auch heute an den Triumphwagen gespannt hat. Ich war so im Grimm —

Camille. Unser eins ist auch keine Katz', und den Pedro möcht' ich nit einmal. Es ist ein langweiliger, tränniger Mensch. Uebel ist er nicht gemacht.

Sibylle. Und war auch artig, eh ihn die Närrin verwirrt hat. Denn meinetwegen eigentlich hat er hier ins Haus Bekanntschaft gesucht, und dem Don Sebastian in den Ohren gelegen, ihn hereinzubringen. Seit ich ihn drüben beim Gouverneur auf Salanka kennen lernte, da war er galant, freundlich, artig. Ich weiß wohl noch, wie mich Sebastian vexirte. Jetzt ist er unerträglich.

Camille. Unausstehlich! Ja, aber ich hab' einen Fang gethan, wenn du mich nicht verrathen willst.

Sibylle. Ich dächte, du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst; und wahrhaftig ich weiß auch, du hilfst mir Rache an Pedro nehmen und an seiner zärtlichen Dulcinee.

Camille. Hör' nur, in der Nachbarschaft hält sich ein Cavalier

auf. Siehſt du, ich ſage nichts, aber es iſt der Ausbund vom ganzen Geſchlecht. Reich muß er ſeyn und vornehm; das ſieht man ihm an. Und ein Bürſchchen wie ein Hirſchchen!

Sibylle. Wie heißt er? Wo iſt er?

Camille. Er verbirgt ſeinen Stand und Namen. Sie heißen ihn Don Cruzantino. Heiß' er wie er will, es giebt nicht ſeines Gleichen.

Sibylle. Den haſt du gewiß ehgeſtern auf'm Jahrmarkt gecapert?

Camille. St!

Sibylle. Noch eins, Camille! Du weißt, wenn Don Pedro des Abends fort muß, wie ſie da einander mit langen Athemzügen und Blicken eine gute Nacht geben, als ſollten ſie auf ewig getrennt werden, und wie's bei Tiſch ſo ſtill hergeht, und wie bald abgeſſen iſt, und wie mein Claudinchen, ſo bald der Vater im Lehnſeſſel zu nicken anfängt, weg und in Garten ſchleicht und dem Mond was vorſingt. Camille, ich wollt' ſchwören, es iſt nicht der Mond! Wenn nicht hinter der Sach' was ſtickt!

Camille. Meinſt du?

Sibylle. Närrchen! dahinten die Terraſſe mit dem eiſernen Gatter kennſt du. Das müßt' ein ſchlechter Liebhaber ſeyn, der nicht da herüber wollte wie ein Steinwurf, um ſeiner Charmanten die Thränen abzutrocknen, die ihr der keuſche Mond abgelockt hat.

Camille. Wahrhaftig! und ſie kann nicht leiden, daß eins mitgeht.

Sibylle. Und ich ſtell' mich auch immer ſo ſchläfrig, um ſie ſicher zu machen. Nun aber muß es heraus. Pedro reit't ſchon jetzt weg; dahinter ſtickt was. Das Nachteſſen iſt ſo früh beſtellt! Ganz gewiß!

Camille. Wenn wir ſie beſchlichen?

Sibylle. Das iſt nichts! ſäh auch unfreundlich aus! Nein, dem Alten wollen wir's erzählen; der wird raſend, wie er auf ſeine Tochter und Ehre hält. Der ſoll ſich hintenhin ſchleichen.

Camille. Fangen wir's nur klug an, daß es nicht ausſieht —

Sibylle. Iſt das das erſtemal, daß wir Leute an einander hetzen? Komm, eh es zu Tiſch geht! komm! (Beide ab.)

Eine Stube einer schlechten Torherberge

Drei Vagabunden sitzen am einen Tisch und würfeln. **Cruganting**, den Degen an der Seite, eine Zither mit einem blauen Band in der Hand. Er stimmt, auf und ab gehend, und singt:

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Credit als Geld:
So kommt man durch die Welt.

Ein Lied am Abend warm gesungen,
Hat mir schon manches Herz errungen:
Und steht der Reiber an der Wand,
Hervor, den Degen in der Hand!
'raus, feurig, frisch,
Den Flederwisch!
Kling! Kling! Klang! Klang!
Tik! Tik! Tak! Tak!
Krik! Krak!

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern 'rumgeschlagen,
Und mehr Credit als Geld:
So kommt man durch die Welt.

Erster Vagabund. Komm doch, Cruganting! halt eins!

Cruganting. Mir ist heut gar nicht drum zu thun.

Zweiter Vagabund. Er ist heut wieder nicht zu brauchen.

Cruganting. Servitor! Wenn ich mich wollte brauchen lassen, ging ich in honette Gesellschaft, und gäb' mich mit Lumpen nicht ab, wie ihr seyd.

Erster Vagabund. Laß ihn! Er ist guten Humors.

Dritter Vagabund. Ich wette, er harrt auf die Stunde zum Rendezvous. Wohin geht's heut? zur Almeria hinüber?

Cruganting. Wie du meinst.

Zweiter Vagabund. Nein! der Roman iſt gewiß zu Ende. Er dauert ſchon drei Wochen.

Erſter Vagabund. Wett', ich rath's! Zur Camilla, die auf'm letzten Jahrmarkt ihm mit ihren ſchwarzen Augen ſtracks durch die Leber geſchoſſen hat.

Crugantino. Ich dächte, du gingſt mit und ſähſt zu; wärſt du doch deiner Sache gewiß.

Erſter Vagabund. Viel Ehr'! Wenn ſie nur ſo eine lange Naſ' nicht hätt'. Sonſt iſt ſie nicht übel, außer, fürcht' ich —

Crugantino. Ich glaub', du fängſt an delicat zu werden.

Zweiter Vagabund. Mag nicht mehr ſpielen.

Dritter Vagabund. Ich auch nit.

Zweiter Vagabund. Unter ein paaren iſt's nicht der Mühe werth. Man gewinnt einander das Geld ab; das iſt fatal.

Crugantino. Beſonders wo keins iſt.

Zweiter Vagabund. Bliebſt du bei uns, hätt'ſt du auch was zu lachen.

Crugantino. Was treibt ihr denn?

Zweiter Vagabund. Der Pfarrer hat heut ein Hirſchkalb geſchenkt kriegt; das hängt unten in der Küchenkammer. Das wird ihm weggeputzt.

Dritter Vagabund. Und die Hörner ihm auf den Perrückenſtock genagelt. Sein Perrückenſtock mit der Feſtperrücke ſteht in der Ecke; verlaßt euch auf mich! — Ich hätte ſie neulich bald über'n Haufen geworfen, als mich die Köchin in dem Kämmerchen conſultirte.

Zweiter Vagabund. Du ſteigſt hinein, reichſt mir den Bock heraus. Wir löſen die Hörner ab und geben ſie dir.

Dritter Vagabund. Für das übrige laßt mich ſorgen! Auf der Perrücke muß das herrlich ſtehn, und ein Zettelchen dran: Der neue Moſes!

Alle. Brave, Brave!

Erſter Vagabund. Hat keiner den Basko geſehn?

Crugantino. Wollt ihr einen Augenblick warten? er wird gleich zur Hand ſeyn.

Zweiter Vagabund. Ich glaub's nicht; er iſt bös auf mich; ich hab ihn geſtern ein bißchen übergezogen.

Crugantino. Was über dich? bild' dir's nit ein! Basko ist kein Kerl, das nachzutragen. Er hätt' dir ins Gesicht geschmissen und ein Schrämmchen über die Nase gehauen, und da wär's gut gewes't. (Man hört eine Nachtigall draußen.)

Erster Vagabund. Da ist er! Hört ihr ihn? Da ist er!

Basko. Guten Abend!

Crugantino. Du kommst eben recht. Sylvio meint, du wärst was über ihn.

Basko. Was der Mensch sich vor Streiche einbild't! Crugantino, ein Wort! —

Erster Vagabund. Genirt euch nicht! Wir machen euch Platz.

Basko. Lernst du noch Lebensart, alter Bock! Gelt, du spürst in allen Gliedern, daß dich ehstens der Teufel holen wird, und da wirst du kirre?

Die Vagabunden. Viel Glück auf die Expedition! Wir wollen eine Bouteille drauf ausleeren.

Mit vielem hält man Haus,
Mit wenig kommt man auch aus:
Heisa! Heisa! so geht's doch hinaus. (Ab.)

Crugantino. Die ich doch am Ende wieder bezahlen muß. — O Basko, das Leben wird mir unter den Kerls unerträglich! Eine Langeweile, ein ewig Einerlei. Wenn unsere Streiche nicht wären! — Was bringst du, Basko? Was bringst du von Villa Bella?

Basko. Viel, gar viel!

Crugantino. Hab' ich Hoffnung mich Claudinen zu nähern? Ein Engel, ganzer Engel!

Basko. Camillchen, das liebe Camillchen hat mir Winke gegeben, hat mir zugeflüstert: Dem edlen Crugantino meinen Gruß!

Crugantino. Laß sie zum Teufel gehn! Red' mir von Claudinen!

Basko. Herr, wir oder unser Genius, oder allzusammen sind ausgemachte Esel.

Crugantino. Was giebt's?

Basko. Ich, der ich sonst herumschwärme den ganzen Tag und plane wie ein Raubvogel, muß heut den ganzen Nachmittag hier auf der Bärenhaut liegen.

Erugantino. Nun?

Basko. Und drüben — ich hätte mir die Augen ausschlagen mögen! — drüben in Villa Bella! — Ich hab' in Gonzalo's Hofe bei Claudinen gestanden, von hier an den Tisch, und wer's eh gewußt hätte —

Erugantino. Schwerenoth! Wie ging das?

Basko. Heut ist Claudinens Geburtstag. Ihr Vater, der sie wie ein Narr liebt, hat ein Fest angestellt. Sie haben einen Umgang gehalten, sie im Triumph getragen —

Erugantino. Das hast du gesehn?

Basko. Ich kam zu spät. Aber im Hof unter den großen Linden waren fürs ganze Dorf Tische gedeckt. Alt und Junge, alles geputzt! Und heisa oben aus! Fässer mit Bier, ungeheure Töpfe mit Brei, und ein Gesumm und Gedräng! da kam ich eben auch hinein.

Erugantino. Und holtest mich nicht?

Basko. Kaum hatt' ich mich umgesehn, verloren sich die Herrschaften.

Erugantino. Hast sie gesehn?

Basko. Narr, ich möcht' dir sagen können, wie schön sie war! in einer gewissen Verlegenheit!

Erugantino. Was ist nun das alles?

Basko. Geduld! Geduld! Eins hab' ich erfahren. Sie pflegt alle Nacht, besonders bei so schönem Mondenscheine, allein im Garten zu spazieren. Du kennst die Kastanienbäume, die davor stehn auf dem Wege nach Salanka?

Erugantino. Lehr' mich das! Die Terrasse geht da heraus, und die eiserne Thüre. O, ich will hin, gleich hin, und dort seyn eh der Mond noch aufgeht. Komm, Basko!

Basko. Noch eins! Nimm dich doch in Acht. Serville, der Häscher, der mein Herzensfreund ist, hat mir vertraut, man frage nach dir, erkundige sich nach dir.

Erugantino. Possen! Ich wüßte jetzt nichts.

Basko. Wenn's nur nicht über etwas geht, das du schon vor abgethan hältst!

Erugantino. Das wär' dumm.

Basko. Unsre Landsleute tragen gar lange nach.

Erugantino. Ist mir nit bang. Und nach Villa Bella muß ich. Komm, wir wollen unsern Operationsplan so einrichten: ich steck mich in die Allee; hör' ich sie, bin ich gleich am Garten, überm Gitter, im

Garten. Und du klettere auf einen Kastanienbaum; wenn jemand kommt, so mach' deine Nachtigall.

Basko. Gut! gut! Zwar ziemlich außer der Zeit —

Cruganting. Und vergiß die Maske nicht! Und wie ich dir sage, schlag' und zwitschere und kümmere dich um nichts, bis ich dich rufe. Ich zieh' mich schon heraus. Zwei verderben immer so einen Handel. Komm! Ich halt' dich doch von nichts ab die Nacht, Basko?

Basko. Ich bring's gegen Tag wieder ein.

Cruganting. Du hast doch auch was auf'm Korn?

Basko (abgehend). A!

Eine Blond' und eine Braune
Schlagen sich jetzt um mein Herz,
Eine mit immer schlimmer Laune,
Eine mit immer Lust und Scherz.

Mondschein.

Die Terrasse des Gartens von Villa Bella, mit einer Gartenthüre, wohinauf eine doppelte Treppe führt. Eine Reihe hoher Kastanienbäume vor der Terrasse.

Claudine oben, **Cruganting** unter den Blumen.

Claudine.

Hier im stillen Mondenscheine
Mit dir, heil'ge Nacht! alleine,
Schlägt dieß Herz so liebevoll;
Ach, daß ich's nicht sagen soll!

Cruganting.

In dem stillen Mondenscheine
Wandelst, Engel, nicht alleine;
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten seinen Schmerz.

Claudine (sich der Thüre nähernd).

Welche Stimme! ich vergehe.

Cruganting (nimmt die Maske vor und steigt die Treppe leise hinauf).

Auf! ich wag' mich in die Nähe.

65.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; wahrlich du wirſt Krämern und Kindern ein Gott.

66.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

67.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

68.

Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

69.

Was in Frankreich vorbei iſt, das ſpielen Deutſche noch immer,
Denn der ſtolzeſte Mann ſchmeichelt dem Pöbel und kriecht.

70.

„Pöbel! wagſt du zu ſagen, wo iſt der Pöbel?" Ihr machtet
Ging es nach euerm Sinn, gerne die Völker dazu.

71.

Wo Parteien entſtehn, hält jeder ſich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' ſie die Mitte vereint.

72.

„Jene machen Partei; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unſre Partei, freilich, verſteht ſich von ſelbſt."

73.

Willſt du, mein Sohn, frei bleiben, ſo lerne was Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf!

74.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

Claudine (an der Gartenthüre).

Wer? Wer? Wer iſt da?

Crugantino (hinaufſteigend).

Ich! Ich! Ich bin da.

Claudine (droben).

Wer?

Crugantino.

Ich!

Claudine.

Fremdling, wie heißt du?

Crugantino.

Liebchen, das weißt du.

Claudine.

Zeige mir dein Geſicht!

Crugantino.

Sagt dir's dein Herze nicht?

Claudine.

Weg von dem Orte!

Crugantino.

Oeffne die Pforte!

Beide.

Himmel, Himmel, welche Qual!
Einen Kuß doch nur einmal!

(Claudine entfernt ſich.)

Crugantino. Das Gitter will nichts bedeuten. Sie hat mich ſo lange angehört. O wenn ich ſie haſche! (Er fängt an aufzuſteigen, wie er bald droben iſt, ſchlägt die Nachtigall.) Nachtigall und der Teufel! (Er ſpringt herab.) Ich höre wahrlich jemand. Gingſt du feurig! (Die Terraſſe herunter und hinter die Bäume. Die Nachtigall ſchlägt zuweilen.)

Pedro. Mein Herz zieht mich unwiderſtehlich hierher. Dadroben wandelt ſie oft in ſtillem Gefühl ihrer ſelbſt. Himmliſcher Ort! alles ſchwebt um dich voll Liebegefühl! Die Nachtigallen ſingen noch, als wär' hier ein ewiger Frühling. O, rings umher in allen Gebüſchen hat ſie der Sommer ſchon ſchweigend gemacht! Liebe Nachtigall! Freundin meines Herzens!

Noch ſo frät, ihr Nachtigallen!
Laßt ihr Liebesklagen ſchallen,
Zärtlich noch wie meine Bruſt?
Auch ich bin in Liebestagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Iſt die wärmſte Herzensluſt!

Crugantino (der die Zeit über ſeine Ungeduld bezeigt hat, vor ſich). Ich muß ihn wegſchaffen; er endigt nicht.

Pedro. Herch! — Wer da? (Crugantino tritt langſam hervor. Pedro ruft mit ſtarker Stimme.) Wer da?

Crugantino (zieht). Eine Degenſpitze!

Pedro (zieht). Nichts weiter? (Sie fechten. Pedro wird in rechten Arm verwundet, den er ſinken läßt, und mit der Linken den Degen faßt.)

Crugantino. Laßt! Ihr ſeyd verwundet.

Pedro (den Degen verhaltend). Wollt ihr mein Leben? wollt ihr meinen Beutel? red't! Den Beutel könnt ihr haben; mein Leben ſollt ihr noch theuer bezahlen.

Crugantino. Keins von beiden. (Wer ſich.) Seine Stimme rührt mich. (Lant.) Ich bin weder Räuber noch Mörder.

Pedro. Was fallt ihr mich an?

Crugantino. Laßt! Ihr verblutet! Nehmt unſere Bemühungen an. (Er nimmt ſein Schnupftuch.) Nachtigall! Nachtigall!

Pedro. Was iſt das?

Crugantino. Fürchtet nichts!

Basko. Was giebt's?

Crugantino. Trag' Sorge für dieſen Verwundeten.

Pedro. Die Augen vergehn mir.

Basko (ſich um ihn beſchäftigend). Das blutet verteufelt für eine Armritze!

Crugantino (auf und abgehend). Eſel! tauſendfacher Eſel! (Sich an die Stirn ſchlagend.)

Basko. Seyd ihr nicht Pedro?

Pedro. Bring' mich wohin, daß ich ruhe und verbunden werde!

Crugantino. Pedro! Claudinens Pedro! Bring' ihn hinüber, nach Saroſſa! in unſer Wirthshaus, Basko! Leg' ihn auf mein Bett, Basko!

Basko. Nun, nun! Ermannt euch Herr! Kommt! (Ab.)

Crugantino. Nun, und was ſoll's? Der Teufel hol' die Fratzen!

Armer Pedro! Aber ich weiß, Degen, du sollst mir stecken bleiben! Ich will dich zu Haus lassen, ich will dich ins Wasser werfen! Mußt' er denn auch just: Wer da? rufen! und Wer da? mit einem so gebietenden Ton! Ich kann den gebietenden Ton nicht leiden. — Und darüber alles zu Grunde, die schönste, herrlichste Gelegenheit! Wärst du nur vorhin über's Gitter, und hätt'st den Amoroso mit der Nachtigall duettiren lassen. Daß einen die Resolution just da verläßt, wo man sie am meisten braucht! Vielleicht — (Nach der Treppe zugehend) — ein dummes Vielleicht! Sie ist lang' nach dem Haus zurück und liegt im Bett bis über die Ohren. Horch!

Gonzalo eben mit zwei Bedienten.

Gonzalo. Wo sie seyn mag? Bleib einer bei mir! Und ihr durchsucht den Garten, ihr! Gebt Acht! am End ist's Lug und Trug von Schandmäulern.

Crugantino (horchend). Wieder was Neues.

Gonzalo. Verbirgt sich nicht einer da drunten unter die Kastanienbäume?

Bediente. Mich dünkt's.

Gonzalo. Haben wir den Vogel? Wart', Pedro, wart'! (Er schließt das Gitter auf und kömmt auf die Treppe.) Wer ist da unten? Wer holla, wer?

Crugantino (die Maske vornehmend). Aus dem Regen in die Traufe!

Gonzalo. Wer da?

Crugantino. Gut Freund!

Gonzalo. Hol' der Teufel den guten Freund, der einem des Nachts ums Haus herumschleicht, den Leuten zu Nachreden Gelegenheit giebt und alle Lieb' und Freundschaft so belohnt!

Crugantino (die Hand an den Degen und gleich wieder ravend). Ich bitte dich, bleib' stecken! Was mag das bedeuten? Das ist der Vater!

Gonzalo. Nein, Herr, das ist schlecht, sag' ich euch; sehr schlecht!

Crugantino. Das ist zu viel! (Die Maske wegwerfend.) Seyd ihr Herr von Villa Bella oder nicht, euer Betragen ist unanständig.

Gonzalo. Ihr seyd nicht Pedro?

Crugantino. Sey ich wer ich will, ihr habt mich beleidigt; und ich verlange Genugthuung.

Gonzalo (zieht). Gerne! So verdrießlich mir der Streich ist.

Cruzantino (zieht halb, läßt aber gleich wieder in die Scheide). Genug, mein Herr, genug! Ich kann zufrieden seyn, daß ein Mann von Ihrem Alter, Ihrer bekannten Tapferkeit, Stand und Würde, die Spitze seines Degens gegen mich gekehrt hat. Dadurch würden größere Beleidigungen vergütet werden.

Gonzalo. Ihr beschämt mich.

Cruzantino. Wie's scheint, haben Sie mich für den Unrechten angesehn.

Gonzalo. Und Ihnen Unrecht gethan; und vielleicht dem andern durch Argwohn auch Unrecht gethan.

Cruzantino. Ihr nanntet ihn Pedro. Ist das der junge, angenehme Fremde?

Gonzalo. Der aus Castilien angekommen ist.

Cruzantino. Richtig! Sie glaubten, der wäre hier herum?

Gonzalo. Ich glaubte. — Genug, mein Herr! Sie haben niemand gesehn?

Cruzantino. Niemand. Ich ging hier auf und ab, wie ich denn die Einsamkeit liebe, und hing meinen stillen Betrachtungen nach, als Sie mich zu unterbrechen beliebten.

Gonzalo. Nichts mehr davon! Ich danke dem Zufall und meiner Hitze, daß sie mir die Bekanntschaft eines so wackern Mannes verschafft haben. Sie halten sich auf, wenn man fragen darf?

Cruzantino. Nicht weit von hier, in Saragossa.

Gonzalo. Es ist nicht zu spät noch hereinzutreten, und auf weitere Bekanntschaft ein Gläschen zu stoßen?

Cruzantino. Wenn's Mitternacht wäre, und Sie erlaubten! So ein Trunk wär' eine Pilgrimschaft werth.

Gonzalo. Allzuhöflich! Allenfalls steht auch ein Pferd zum Rückweg zu Diensten.

Cruzantino. Sie überhäufen mich!

Gonzalo. Treten Sie herein!

Cruzantino. Ich folge!

(Die Treppe hinauf, da Gonzalo das Gitter schließt, und ab.)

Zimmer im Schloſſe.

Sibylle. Camille.

Sibylle. Was es nur gegeben hat?

Camille. Ich begreif's nicht.

Sibylle. Claudine war eben ſchon zurück, als der Alte durch die Seitenthüre mit den Bedienten hinausſchlich.

Camille. Jetzt wird's über uns hergehn.

Sibylle. Wir haben's ja nicht geſagt.

Claudine (tritt herein). Wo iſt mein Vater?

Sibylle. Guten Abend, Nichtchen! Ihr wart heut bald wieder zurück; die Nacht iſt dazu ſo ſchön.

Claudine. Mir iſt nicht wohl; mich ſchläfert. Wo iſt mein Vater? ich möcht' ihm gute Nacht ſagen.

Camille. Ich hör' ihn draußen.

Gonzalo. Erugantino.

Gonzalo. Noch einen Gaſt, meine Kinder, ſo ſpät.

Erugantino. Ich wünſche, daß mein unerwartetes Glück Ihnen nicht beſchwerlich ſeyn möchte.

Camille (heimlich zu Sibyllen). Das iſt Erugantino, Schatz! er iſt's ſelbſt!

Sibylle. Ein feiner Kerl!

Gonzalo. Das iſt meine Tochter. (Erugantino bückt ſich ehrfurchtsvoll.) Das meine Nichten. Liebe Nichten, ein Glas Wein, einen Biſſen Brod! Ich muß einen Biſſen Brod haben, ſonſt ſchmeckt mir der Wein nicht. (Sibylle und Camille ab. Letztere giebt Erugantino verſtohlene Blicke, die er erwiedert.) Claudinchen, du warſt bald aus dem Garten?

Claudine. Die Nacht iſt kühl; mir iſt nicht ganz wohl. Darf ich mich beurlauben?

Gonzalo. Noch ein bißchen! wach' noch ein bißchen! Ich ſagt's gleich, die Leute ſind Lügenmäuler, Schandzungen.

Claudine. Was meint ihr, mein Vater?

Gonzalo. Nichts, mein Kind! Als — daß du mein liebes, einziges Kind bist und bleibst. (Crugantino hat bisher wie unbemerkt gestanden. Claudinen bald mit vollen Seelenblicken angesehen, bald die Augen niedergeschlagen, so bald sie ihn anfah. Claudinens Verwirrung nimmt zu.) Ihr habt eine Zither?

Crugantino. Die Gespielin meiner Einsamkeit und meiner Empfindung.

Claudine (vor sich). Seine Stimme, seine Zither! Sollt' er es gewesen seyn? Pedro war es nicht, mein Herz sagte mir's; er war's nicht

Gonzalo. Das ist Claudinens Lieblingston.

Crugantino. Dürft' ich hoffen? (Er greift darauf.)

Claudine. Ein schöner Ton!

Crugantino (heimlich). Sollten Sie diesen Ton und dieses Herz verkennen?

Claudine. Mein Herr!

Sibylle und **Camille, Bediente** mit Wein und Gläsern. Indes Gonzale sich beschäftigt am Tisch.

Crugantino (heimlich). Sollten Sie verkennen, daß eben der glückliche Sterbliche neben Ihnen, Götter! neben Ihnen sieht, der vor wenigen Augenblicken —

Claudine. Ich bitte Sie!

Crugantino. Nichts in der Welt als Ihre Liebe oder den Tod! (Sibylle und Camille spüren.)

Gonzalo. Ein Glas! Wovon sprecht ihr?

Crugantino. Von Gesängen. Das Fräulein hat besondere Kenntnisse der Poesie.

Gonzalo. Nun gebt uns einmal was zur Zither! Ein Bursche der eine Zither und Stimme hat, schlägt sich überall durch!

Crugantino. Wenn ich im Stande bin.

Gonzalo. Ohne Umstände.

Crugantino (meist zu Claudinen gekehrt).

Liebliches Kind!
Kannst du mir sagen,
Sagen, warum

Zärtliche Seelen
Einsam und stumm
Immer sich quälen,
Selbst sich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden,
Da wo sie nicht sind?
Kannst du mir's sagen,
Liebliches Kind?

Gonzalo (scherzend zu Claudinen). Kannst du mir's sagen! — Das ist was auf deinen Zustand, Claudinchen. Ja, ein Lied war immer ihre Sache. Und sie fühlt darin wie ich; je freier, je wahrer, je treuer so ein Stückchen vom Herzen geht, desto werther ist mir's. — Setzt euch, mein Herr! — setzt euch! — Noch eins! — Ich sage immer: Zu meiner Zeit war's noch anders; da ging's dem Bauer wohl, und da hatt' er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging und einem 's Herz ergötzte; und der Herr schämte sich nicht und sang's auch, wenn's ihm gefiel. Das Natürlichste das Beste!

Crugantino. Vortrefflich!

Gonzalo. Und wo ist die Natur als bei meinem Bauer? Der ißt, trinkt, arbeitet, schläft und liebt, so simpel weg; und kümmert sich den Henker drum, in was für Firlfanzereien man all das in den Städten und am Hof vermaskerirt hat.

Crugantino. Fahren Sie fort! ich werde nicht satt, einen Mann von Ihrem Stande so reden zu hören.

Gonzalo. Und die Lieder, das waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeschichten, die Gespenstergeschichten, jedes nach seiner eigenen Weise, und immer so herzlich, besonders die Gespensterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heut zu Tage lacht man einen mit aus.

Crugantino. Nicht so sehr, als Sie denken. Der allerneuste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen.

Gonzalo. Unmöglich!

Crugantino. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen übersetzt. Unsre schönen Geister bereifern sich darin um die Wette.

Gonzalo. Das ist doch einmal ein gescheidter Einfall von ihnen, etwas Unglaubliches, daß sie wieder zur Natur kehren: denn sonst pflegen sie immer das Gekämmte zu frisiren, das Frisirte zu kräuseln und das Gekräuselte am Ende zu verwirren, und bilden sich Wunderstreiche drauf ein.

Cruzantino. Gerade das Gegentheil.

Gonzalo. Was man erlebt! Ihr müßt doch manch schön Lied auswendig wissen?

Cruzantino. Unzählig.

Gonzalo. Nur noch eins, ich bitt' euch! Ich bin sehr gestimmt: wir alle sind gestimmt, denk' ich; es ist uns wohlgegangen, und unsere Geister sind in Bewegung.

Cruzantino. Gleich. (Er stimmt.)

Gonzalo. Setzt euch, Kinder! (Sie ordnen sich um den Tisch. Cruzantino neben an, Claudine hinten, Gonzalo dem Cruzantino gegenüber; zwischen Claudinen und Cruzantino schiebt sich Camille ein; Sibylle hält hinter Gonzalo.)

Cruzantino. Ein Licht aus! und das andere weit weg!

Gonzalo. Recht! recht! wird so vertraulicher und schauriger.

Cruzantino.

Es war ein Buhle frech gemung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel, jung,
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Das arme Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint', und bet't' und schwur:
So fuhr die Seel von hinnen.
Die Stund' da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, grauf't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Gonzalo. Wer kommt! O, Teufel! wer kommt? Einen zu stören in der schaurigen schönen Empfindung! Lieber eine Ohrfeige! Sebastian?

Sebastian, ein Bedienter mit Lichtern.

Sebastian. Guten Abend!

Gonzalo. Woher?

Sebastian. Nur einen guten Abend! Ich suche Don Pedro überall, und kann ihn nicht finden.

Crugantino (vor sich). Ich glaub's wohl.

Claudine. Ist's lang', daß er von euch schied?

Sebastian. Freilich. Ueberhaupt geht mirs heut Nacht so schurkisch.

Gonzalo. Nichts gerathen? Trink eins auf den Aerger! Wir haben auch hier einen neuen Gast, so spät noch.

Sebastian (ihn betrachtend und das Glas nehmend, vor sich) Das ist ein Kerl, wie der den ich suche! Schwank, feurige Augen, und die Zither —

Gonzalo. Wo bleibst du heute? Bleib hier!

Sebastian. Nein, ich muß Pedro finden, und sollt' ich suchen bis an den Tag. Wo kommen der Herr her?

Gonzalo. Von Saroſſa.

Sebastian (freundlich). Den Namen?

Crugantino. Crugantino nennt man mich. (Vor sich.) Alter Esel!

Sebastian (gleichgültig ins Glas redend). So? (Sich herumwendend, ergötzt vor sich) Hab' ich dich, Vogel? hab' ich dich? Nun, Pedro, sey wo du willst; den muß ich erst in Sicherheit bringen. (Laut) Adieu!

Gonzalo. Noch eins!

Sebastian. Danke! Diener, meine Herren und Damen!

Gonzalo. Sibylle, geleit' ihn!

Sebastian. Laßt das Zeug! (Ab.)

Crugantino. Ein alter Freund vom Hause?

Gonzalo. Der uns wieder einmal nach langer Abwesenheit besucht. Ein bißchen gerad zu, aber brav. Nun weiter unser Liedchen, weiter! Mich dünkt, ich seh' ihn, wie ihn der böse Geist vom Herrn ängstiget, den Meineidigen, wie er zu Pferde in die Welt hinein hauſ't und wüthet.

Crugantino. Wohl, wohl!

Die Stund' da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't sieben Tag' und sieben Nacht',
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht:
Die Fluthen reißen über.

Und reit't im Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bindt's Pferd hauß an und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irrführen ihn die Quer' und Läng',
Trepp' auf Trepp ab, durch enge Gäng',
Verfallne, wüste Keller.

(Ein Verlenter kömmt unter die Thüre. Sibylle sieht sich um, er winkt ihr, sie gebt um nicht zu stören, auf den Zehen zu ihm. Gonzalo, der's doch merkt, wird ungeduldig und stampft. Crugantino fährt fort.)

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohlaugig grinsen allzumal,
Und winken ihm zum Feste.

(Sibylle kommt leise hinter Claudinens Stuhl und redet ihr in die Ohren. Gonzalo wird wild. Crugantino singt.)

Er sieht sein Schätzel untenan
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't sich —

Claudine (mit einem Schrei). Pedro! (Sie fällt ohnmächtig zurück; alle springen auf.)

75.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

76.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den Kranz.

77.

Was iſt das Heiligſte? Das was heut und ewig die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

78.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelſte Stoff.

79.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

80.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt, oder ſie endet den Streit.

81.

Republiken hab' ich geſehn, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil, gewährt.

82.

Bald, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

83.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

84.

Zweierlei Arten giebt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

Gonzalo. Hülfe! was giebt's? Hülfe! (Man labt sie mit Wein.) Was ist's, was ist's?

Sibylle. Pedro ist verwundet! gefährlich verwundet!

Gonzalo. Pedro! Helft ihm! mein Kind, mein Engel! Pedro! Wer sagt es?

Sibylle. Sebastians Diener kam hereingesprengt; er suchte seinen Herrn hier.

Gonzalo. Wo ist Bastian? Sie rührt sich nicht!

Sibylle. Weiß ich's?

Gonzalo. Wein! Sibylle, Wein! Camille, Wein! Meine Tochter! Meine Tochter!

Erugantino (gerührt vor sich). Und du, Elender! das ist dein Werk, deiner Thorheiten. Dieser Engel!

Gonzalo. Wein!

Sibylle (ohne Wein, vergeistert). Herr!

Gonzalo. Wein!

Sibylle. Herr!

Gonzalo. Bist du toll?

Sebastian. Wache.

Sebastian. Hier! ergreift ihn!

Erugantino. Mich?

Sebastian. Dich! Ergieb dich!

Gonzalo. Was ist das?

Erugantino (wirft seinen Stuhl um und verrammelt sich hinter den Tisch und Claudinen, greift in die Taschen und zieht ein paar Terzerole heraus). Bleibt mir vom Leibe! Ich möchte nicht gern einem was zu Leide thun. (Sebastian geht auf ihn los.) Damit ihr seht, daß sie geladen sind! (Er schießt eine nach der Ecke. Sebastian weicht. Erugantino zieht den Degen, in der andern Hand die Terzerole.) Die für den, der mir nachfolgt! (Er springt über den Stuhl weg und schwadronirt sich durch die Kerls hinaus.)

Sebastian (denen draußen). Haltet! Haltet! Nach! Allons! Nach! (Er geht zuerst.)

Claudine (die vom Schuß aufgefahren ist, sieht wild um sich her). Todt! todt! Hast du's gehört? Sie haben ihn erschossen. (Springt auf.) Erschossen!

Mein Vater! (weinend) und Sie haben's gelitten! Wo haben sie ihn hin? Wo sind sie hin? Wo bin ich? Pedro! (Sie fällt wieder in den Sessel.)

Gonzalo. Mein Kind! Mein Kind! (Zu Camillen und Sibyllen.) Steht ihr da! Guckt ihr zu! Hier, Sibylle, hier meine Schlüssel, hol' meinen Balsam droben! Camille geschwind in Keller! vom stärksten Wein! Claudine! mein Kind! (Claudine bebt sich ohnmächtig, ohne zu sprechen, reicht ihrem Vater die Hand und sinkt wieder hin. Gonzalo geht verwirrt bald zu, bald von ihr.)

Sebastian (kömmt). Er hat sich durchgeschlagen, wüthend wie der Teufel! Du sollst uns nicht milde machen! Gonzalo, ich bitte dich.

Gonzalo. O meine Tochter!

Sebastian. Es ist der Schreck; sie erholt sich wieder. Willst du mir deine Bedienten erlauben, deine Pferde? Ich will ihm nach.

Gonzalo. Mach' was du willst.

Claudine. Sebastian!

Sebastian. Auf Wiedersehn, Fräulein!

Claudine. Pedro! Er ist todt?

Sebastian. Sie ist verwirrt; pflegt sie! ich muß fort. (Ab.)

Gonzalo (sie zum Sessel führend). Beruhige dich, Engel!

Claudine. Er geht und sagt mir nicht, ist er todt, lebt er? Ach, meine Kniee, meine armen Kniee! Mein Herz wird brechen.

Sibylle kömmt.

Sibylle. Hier der Balsam.

Claudine. Gefährlich verwundet! sagtest du? In Saroſſa?

Gonzalo. Wer?

Sibylle. Pedro.

Gonzalo. Wie?

Sibylle. Ach, daß man nicht von Sinnen kömmt über den Lärm und das Gewirre! Heiliger Gott! Da kömmt Bastians Diener gesprengt, fragt nach seinem Herrn, und da er ihn nicht antrifft, hinterläßt er, Pedro sey gefährlich verwundet, in Saroſſa im Wirthshaus, und fort! Und gleich drauf Sebastian mit Wache, unsern Gast zu fangen, der sich durchschießt und schlägt! Und Nichtchen in Ohnmacht! Mir wird's blau vor den Augen! (Setzt sich.) Mir wird's weh!

Camille mit Wein.

Gonzalo. Gieb her! Trink einen Tropfen, Claudine! Gieb Sibyllen ein Glas! Du siehst auch wie ein Gespenst.

Camille. Mir klappern die Zähne wie im Fieber. Den Schrecken fühl' ich Jahr und Tag in den Gliedern.

Gonzalo. Trink' ein Gläschen! Reib' dir die Schläfe mit dem Balsam! Reib', Sibylle.

Camille (setzt sich). Ich halt's nicht aus.

Claudine. O mein Vater! Pedro gefährlich verwund't! Sebastian wollte mich nicht hören!

Gonzalo. Es hat's ihm niemand gesagt.

Camille. In dem Lärm, in der Angst!

Claudine. Ohne Hülfe vielleicht!

Gonzalo. Du machst dir's zu fürchterlich vor. Ein Stich in den Arm, ein Ritzchen, liebes Kind! einem Manne was ist das? Sey ruhig! ich will einen nach Saragossa sprengen.

Camille. All eure Leute und Pferde sind mit Sebastianen.

Gonzalo. Verflucht!

Claudine. O, aus dem Dorf drüben!

Sibylle. Ja, wer soll bei Nacht übers Wasser? Die Fähre steht drüben! Ihr hört ja, es ist alles fort.

Gonzalo. Bis morgen gedulde dich, Liebchen! und geh jetzt zu Bette.

Claudine. Laßt mich noch einen Augenblick, bis sich das Blut gesetzt hat. Ich könnte jetzt nicht schlafen. Aber die Augen fallen euch zu. Sorgt für eure Gesundheit!

Gonzalo. Laß mich.

Claudine. Ihr werdet mich beruhigen!

Gonzalo. Nun denn! Nichten, ihr wacht mir aber bei ihr! Ich bitt' euch, verlaßt sie nicht! Morgen mit dem frühesten sollst du Nachricht von Pedro haben. Weckt mich, Nichten, gegen Morgen! Gute Nacht! Lieb Mädchen, leg' dich bald! Leucht' mir, Camille! Gute Nacht!

(Mit Camillen ab.)

Claudine. Sibylle.

Sibylle (nach einer Pause). Der Kopf möchte mir zerſpringen. Die Kniee ſind mir wie gerabbrecht. Auf ſolch einen Tag ſolch eine Nacht!

Claudine. Ich kann euch nicht zumuthen zu wachen, Nichten.

Sibylle. Aber euer Vater?

Claudine. Laßt! der ſoll nichts erfahren. Geht hinauf, legt euch wenigſtens auf die Betten. Nur in Kleidern, es iſt doch immer Ruh! Ihr ſeyd alle wach, eh mein Vater, und dann — Laßt mich nur!

Camille kömmt.

Sibylle. Nichtchen will, wir ſollen ſchlafen gehn.

Camille. Lieb Nichtchen, Gott lohn's! Ich halt's nicht aus.

Sibylle. Wir begleiten dich zuerſt ins Bett.

Claudine. Laßt's nur! Ich bin ja hier gleich neben an, und muß mich noch erſt erholen.

Sibylle und **Camille.** Gute Nacht denn!

Claudine. Gute Nacht! (Sibylle und Camille ab.) Bin ich euch los? Darf ich dem Tumult meines Herzens Freiheit laſſen? Pedro! Pedro! wie fühl' ich in dieſen Augenblicken, daß ich dich liebe! Ha, wie das all drängt und tobt, die verborgne, mir ſelbſt bisher verborgne Leidenſchaft! — — Wo biſt du? und was biſt du mir? — Todt, Pedro! — Nein! verwundet! — Ohne Hülfe! — Verwundet? — Zu dir — zu dir! — Mein Schimmel, der du mich ſo treu auf die Falkenjagd trugſt, was wärſt du mir jetzt! Mein Kopf! mein Herz! — Es iſt nichts. — (Auf dem Tiſch die Gartenſchlüſſel findend.) Und dieſe Schlüſſel? Eine Gottheit ſandte mir ſie! — Durchs kleine Pförtchen in Garten, hinten die Terraſſe hinunter; und in einer halben Stunde bin ich in Saroſſa! — Die Herberge? — Ich werde ſie finden! — Und dieſe Kleider? Die Nacht? — Hab' ich nicht meines Vettern Garderobe noch da? Paßt mir nicht ſein blaues Wamms wie angegoſſen? — Ha, und ſeinen Degen! — Die Liebe geleitet mich; da ſind keine Gefahren! — Und auf dem Wege? — Nein, ich wag's nicht! So allein! Und wenn deine Nichten erwachen und dein Vater? — — Und du, Pedro, liegſt in deinem Blute! Dein letzter

Athemzug ruft nach Claudinen! — Ich komme, ich komme! — Fühle, wie meine Seele zu dir hinüberreicht! — An deinem Bette liegen, um dich weinen, wehklagen möcht' ich, Pedro! — Nur daß ich dich sehe, deine Hand fühle, daß dein Puls noch schlägt, daß ein schwacher Druck mir sage, er lebt noch, er liebt dich noch! — Ist niemand, der ihn verbinde, der das Blut stille?

Herz, mein Herz,
Ach, will verzagen!
Soll ich's tragen,
Soll ich fliehn,
Soll ich's wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör' auf zu zagen!
Ich will's wagen,
Ich muß hin!

Gegen Morgen, vor der Herberge zu Saroſſa.

Crugantino (den Degen unterm Arm). So hatte Basko Recht? Man stellt mir nach? Wo er nur ſtickt? Sie ſind an mir vorbeigeſprengt und gelaufen. Ha! ich kenn' die Büſche beſſer als ihr, und ihr habt keine ſonderliche Spürhunde: und die beſten beißen uns nicht. (Klopft an die Thüre der Herberge.)

Ein **Knabe** kommt.

Knabe. Gnädiger Herr!

Crugantino. Iſt Basko zu Haus kommen?

Knabe. Ja, gnädiger Herr, mit einem Bleſſirten; der liegt in Ihrer Stube. Hernach iſt er gleich fort, und hat mir befohlen zu wachen, wenn etwa der Fremde ſchellte. Und Ihnen ſoll ich ſagen, er ſey nach Mirmele. Ich kenn' zwar ſo keinen Ort: ich glaubte, er ſpaßte.

Crugantino. Gut! Geh hinein und halt dich munter. (Junge ab.)

Mirmelo! Unsre Losung für Villa Bella! Nach Villa Bella, Baske! Ich versteh'! Sebastian? Wer ist der Sebastian? Was hat er gegen mich? Das wird sich all entwickeln; das wird all zu verbeißen sein; hätt'st du nur deine Zither nicht im Stich gelassen! Das ist ein schurkischer Streich, darüber du Ohrfeigen verdient hättest von einem Hundsfutt? Deine Zither! Ich möchte rasend werden. Was sollte man von dem Kerl sagen, der in ein Gedränge käm' mit seinem Freund, und sich durchschlüg' und seinen Freund im Stich ließ? Pfui über den Kerl! Pfui! Und deine Zither mehr werth als zehn Freunde, deine Gesellin, Gespielin, Buhlerin, die noch all deine Liebsten ausgehalten hat! Wie wär's, ich kehrte zurück? denn die Spürhunde sind fort! Wohl! kein Mensch vermuthet mich dort! Wohl! ich weiß die Schliche! Das wär' ein Streich! in der Verwirrung, in der das Haus ist! — Ach, und die arme Claudine! Dieß Abenteuer sieht windig aus. Doch, allens! erst die Zither befreit und das übrige giebt sich. (Er tritt eine Seite der Straße hinauf. Claudine in Mannskleidern an der andern.)

Claudine. Da bin ich! Götter, das ist Sarossa! Und nun die Herberge! Mir zittern meine Kniee; ich kann nicht mehr. (Auf eine Hausbank sich setzend, der Herberge gegenüber.)

Crugantino. Eine Erscheinung! Was will der geputzte Bube die Nacht hier? Abenteuer über Abenteuer! Wollen's doch besehn.

Claudine. Weh, ich höre jemand!

Crugantino. Mein Herr!

Claudine. Ich bin verloren!

Crugantino. Keine Furcht! Sie haben mit einer redlichen, braven Seele zu thun. Kann ich was dienen?

Claudine. Ich bitte! ich weiß schon! Ich bitte, lassen Sie mich!

Crugantino. Welche Stimme? (sie bei der Hand nehmend.) Himmel, welche Hand!

Claudine. Lassen Sie mich!

Crugantino. Claudine!

Claudine (aufspringend). Ha! Señor, bei der Gastfreiheit meines Vaters! ich beschwöre Sie! Himmlische Geister!

Crugantino.

Schönste, wie, Schönste,
Hier find' ich dich wieder?

Claudine.

Himmel! Ach, Himmel!
Ich ſinke darnieder!

Erugantino.

Bieteſt den mächt'gen
Gefahren ſo Trutz?

Claudine.

Götter, ihr guten,
Gewähret mir Schutz!

Erugantino (ſie bei der Hand faſſend).

So allein! ſo Nacht! ſo ſchön!

Claudine (ihn wegſtoßend).

Laß mich gehn! laß mich gehn!

Erugantino.

Darf ich fragen,
Darf ich wiſſen,
Wie du dich dem
Haus entriſſen,
Mir ſo auf den Füßen nach?
Dürft' ich hoffen?

Claudine.

Welche Schmach!

Zuſammen.

Darf ich hoffen?
Welche Schmach!

Pedro (am Fenſter horchend).

Himmel, ich träume!
Ich hörte Claudinen!

Erugantino (kniend).

Göttin der Erde!

Claudine (ihn zurückſtoßend).

Du darfſt dich erkühnen?

Erugantino.

Höre, Schöne, nur Ein Wort!
Komm! hier iſt ein ſichrer Ort.

Claudine.

Aus den Augen, Böſewicht!
Ha, du kennſt dieß Herz noch nicht!

Cruzantino (auf ſie losgehend).

Dich ergeben!
Nicht ſo gethan!

Claudine (den Degen ziehend und ihn vertheidigend).

Nicht ans Leben!
Komm heran!

Cruzantino (ſie anfaſſend und fortzutragen).

O ſchöne Wuth!
Mein iſt die Beute!

Claudine (in ſeinen Armen ſich wehrend).

Bei Gottes Blut!
Helft mir, ihr Leute!

Pedro (vom Fenſter weg und herab).

Sie iſt's! Sie iſt's!

Claudine (Cruzantino will ſie eben in die Herberge tragen).

Gewalt! Gewalt!

Pedro (unter der Thüre, den Degen in der Hand).

Halt! Halt!

Claudine.

Pedro!

Pedro.

Claudine!

Beide.

Welches Glück!

Cruzantino (der Claudinen niedergeſetzt, aber an der Hand behält, den Degen zieht und weicht, und ihr ihn auf die Bruſt ſetzt).

Nicht ſo eilig!
Zurück, du! zurück!

Beide.

Götter!

Cruzantino.

Mäß'ge die Hitze!
Sonſt iſt's um ſie geſchehn!

Pedro.

Wende die Spitze!
Wag's, mir zu stehn!

Crugantino.

Zurück! zurück!

Beide.

Götter!

Crugantino.

Du siehst ihr Blut
Aus diesem Herzen fließen!

Pedro.

Schreckliche Wuth!
Sieh mich zu deinen Füßen!

Crugantino.

Mäß'ge die Hitze!

Pedro.

Wende die Spitze!

Crugantino.

Es ist um sie geschehn!

Pedro.

Höre mein Flehn!

Crugantino.

Zurück! zurück!

Beide.

Götter!

Basko (von ferne)

Hör' ich ein Lärmen,
Hör' ich ein Getöse?
Säufer, die schwärmen
Feindlich so böse?

Crugantino (ihn hörend)

Basko!

Basko (antwortet mit einer Frage, und füllt den Rhythmus mit dem Nachtigallenschlag)

Taraske!
Titilirtirerireli!

Cruganting.

Führ' den Verwund'ten!
Er irrt uns hie.

Pedro (Basko's ergreifend).

Laß mich hinüber!

Cruganting (Claudinen wegführend).

Er raset im Fieber.

Basko (Pedro den Degen aus der Hand schlagend).

Allens zu Bette!

Claudine (von Cruganting mit Gewalt entführt).

Rette mich! rette!

Tutti.

(Während des Tutti hätte fast Cruganting Claudinen weggeführt. Pedro, rasend springt ungefähr dem Basko an den Kopf, wirft ihn zu Boden, über ihn hinaus und auf Cruganting los, der den Degen Claudinen auf die Brust hält. Sie stehn, und die Musik macht eine Pause.)

Wache (von ferne).

Hierher! hierher
Hör' ich ein Lärmen!

Ein anderer.

Lumpen und Schurken!
Hör', wie sie schwärmen!

Cruganting (Claudinen loslassend. Basko und er fechten gegen die Wache).

Basko, zu Degen!

Wache (zuschlagend).

Ha, so verwegen!

Pedro (zu Claudinen, sie anfassend).

Eilig von hinnen!

Claudine (Pedro'n in die Arme sinkend).

Weh! meine Sinnen!

Wache (Pedro und Claudinen anhaltend).

Haltet!

Pedro und Claudine.

O weh!

Wache (entwaffnend den Cruganting und Basko).

Gieb dich!

85.

Wenn du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſtockt, wenn du im Ganzen ſie lobſt.

86.

Du biſt König und Ritter und kannſt befehlen und ſtreiten:
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

87.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſey er Miniſter und bleib's.

88.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und feinſten! Das Andre,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

89.

Ob du der Klügſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſey, ſo wie bei Rathe, zu Haus.

90.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie Mehrere thun.

91.

Dießmal ſtreuſt du, o Herbſt, nur leichte welkende Blätter;
Gieb mir ein andermal ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

92.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das neuſte Theater
Thut in der Sonne Glanz zwiſchen den Ufern ſich auf.

93.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

Crugantino und **Basko.**

O Schmach!

Tutti.

Wache (führt alle weg).

Folget mir nach!

Pedro und **Claudine.**

Weh! weh!

Wache.

Frevler, ergieb dich!

Crugantino und **Basko.**

Schmach! Schmach!

Ein enges Gefängniß.

Pedro und **Claudine.**

(Sie kniet auf der Erde, ihre Hände und den Kopf tröstlos auf eine Erhöhung an der Wand legend.)

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele nicht!

Claudine (sich abwendend).

Mein Herze
In bangem Schmerze,
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele,
Quäle deine liebe Seele nicht!

Claudine (sich aufrichtend, doch auf den Knieen).

Himmel, höre meine Klage!
Ich vergeh' in meiner Plage;
Erd' und Tag sind mir verhaßt.

Pedro.

Vor dir ſchwindet alle Plage,
Wird die Finſterniß zum Tage,
Dieſer Kerker ein Palaſt!

(Er will ſie aufrichten; ſie ſpringt auf und macht ſich los.)

Claudine.

Grauſamer! Feindlicher!
Kürzeſt mein Leben.

Pedro.

Himmel, o freundlicher!
Hilf mir erſtreben!

Claudine.

Vater! — Ich Arme!
Stürbeſt für Schmerz!

Pedro.

Himmel, erbarme!
Tröſte das Herz!

(Man hört Schlüſſel raſſeln.)

Sebaſtian. Der Kerkermeiſter.

Kerkermeiſter. Seht, ob hier euer Mann iſt! Sonſt hab' ich drüben noch ein Paar!

Sebaſtian. Pedro!

Pedro (ihn umfaſſend). Mein Freund!

Sebaſtian. Was iſt das? Und dein Geſelle?

Claudine. Erde, verbirg mich!

Sebaſtian. Bin ich behext? Claudine?

Claudine. Weh mir!

Pedro. Beſter Engel!

Sebaſtian. Du ſiehſt ſo bleich! Claudine! biſt du's? — Claudine!

Claudine. Ueberlaſſen Sie mich meinem Elend! Ich will des Tages Licht, will euch alle nicht wiederſehn.

Sebaſtian. Nur Ein Wort! nur ein geſcheidt Wort, Pedro! Wie kommt ihr daher? Mir ſchwimmt alles im Kopfe.

Pedro. Ich hatte eine kleine Rencontre, ward in den Arm verwund't und hierher gebracht. Gegen Tag ging's; ich lag in der Herberge auf einem Bette und ſchlummerte; da hört' ich Claudinens Stimme, hörte ſie um Hülfe rufen; ſprang herunter und fand ſie mit einem Wagehals ringen; ich wollte ſie befreien und ward mit ihr eingeſperrt.

Sebaſtian. Item, und du Liebchen?

Claudine. Können Sie fragen?

Sebaſtian. Du hörteſt Pedro's Unfall, und dein gutes Herzchen —

Pedro. Schone ſie! Ihr Herz iſt in fürchterlichem Aufruhr.

Sebaſtian. Dich ſucht' ich nicht; ich ſuchte deinen Bruder, den ich die ganze Nacht verfolgte; und nun hör' ich, er ſey hier eingeſperrt.

Pedro. Hier? Welcher Gedanke ſchießt mir durch die Seele!

Sebaſtian. Es muß ein Irrthum ſeyn!

Pedro. Der mich verwundete, der Claudinen drohte! — Es iſt Einer; und der!

Sebaſtian. Wir wollen ſehn. (Ruft.) Kerkermeiſter!

Kerkermeiſter. Gnädiger Herr!

Sebaſtian. Du ſagteſt noch von zweien; bring' ſie her!

Kerkermeiſter. Gleich Señor!

Pedro. O wenn er's wäre!

Sebaſtian. Er hat dich verwundet, ſagteſt du?

Pedro. Verwundet, und dieſen Engel geängſtet! — Wenn's mein Bruder wäre! —

Claudine. Wir wollen ihm verzeihen. Ach, Pedro! wenn nicht! — wenn ich was anders fühlen könnte, als meinen Schmerz! —

Sebaſtian. Sey ruhig, Geckchen! die Sache ſieht bunt aus! Nur Geduld!

Die Vorigen. Der Kerkermeiſter. Cruganting. Bonfo.

Man bringt einen Stuhl für Claudinen.

Kerkermeiſter. Señor, hier iſt das edle Paar.

Sebaſtian. Señor Cruganting, treffen wir einander da? Vor kurzem fand ich euch wo anders.

Cruganting. Keinen Spott! Eure Tapferkeit iſt's nicht, daß ich hier bin.

Sebaſtian. So? Unterdeſſen iſt mir's immer viel Ehre, Señor Cruzantino hier zu ſehn. Darf man fragen, iſt das der einzige Name, den Sie führen?

Cruzantino. Darauf will ich euch antworten, wenn ihr mein Richter ſeyn werdet und mir's gelegen ſeyn wird.

Sebaſtian. Auch gut! Und euer Name iſt Basko, wie man ſagt?

Basko. Für dießmal, Ew. Gnaden zu dienen.

Sebaſtian. Geſelle dieſes edlen Ritters hier?

Cruzantino. Hu, alter Schwätzer!

Sebaſtian. Mir das?

Cruzantino. Ich bin ein Gefangener; alſo laßt euer Point d'Honneur ſtecken! (Zu Pedro.) Mit euch Herr, bin ich übler dran. Erſt verwund't ich euch um nichts und wieder nichts; dann bin ich an eurer Haft Schuld. Vergebt mir!

Pedro. Gern, gern! Und für mich warum nicht tauſendmal, da dieſer Engel dir vergiebt, den du gängſtet? Ich will dir's vergeben; denn büßen kommt's du's nie.

Cruzantino. Vergrößert meine Schuld nicht; ich will ſie tragen, wie ſie iſt. Aber geſteht mir, ein Menſch, der halbwege Abenteuer zu verſtehen weiß, ſoll der eine Schöne, eine gewünſchte, geliebte Schöne, die ſich allein Nachts dem Schutze des Himmels anvertraut, um ſo wohlfeilen Preis aus ſeinen Händen laſſen?

Claudine. Wie erniedrigt er mich! Er hat Recht. O Liebe! Liebe!

Pedro. Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne!

Sebaſtian. Und glaubt ihr dann, das putzte man alles ſo ab, wie ein Bauer die Naſe am Aermel? Ihr müßt ein Gewiſſen haben.

Cruzantino. Erſt Richter und dann Beichtvater!

Sebaſtian. Ständ's bei mir, ich machte auch den Medicus, und ließ euch ein bißchen zur Ader; nur aus Curioſität das edle Blut zu ſehn.

Cruzantino. Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnaſe ſieht freilich in eine alte Familie; aber mein Blut darf ſich gegen dem eurigen nicht ſchämen. Edles Blut?

Sebaſtian. Reiß dem die Zunge aus, der gegen Caſtelvecchio was redet!

Cruzantino. Caſtelvecchio? Ich bin verrathen!

Sebastian. Und was soll man dir thun, der du dieß edle Haus so entehrst?

Crugantino. Zu allen Teufeln!

Sebastian. Kennst du Sebastian von Rovero nicht? Bist du nicht der Alonzo mehr, der auf meinen Knieen saß, der die Hoffnung seines Vaters, seines Hauses war? Kennst du mich nicht mehr?

Crugantino. Sebastian?

Sebastian. Ich bin's! Versinke, eh du hörst was vor ein Ungeheuer du bist!

Crugantino. Seyd großmüthig! ich bin ein Mensch.

Sebastian. Nichts vom Vergangenen, Elender! — was vor dir steht! Hast du nicht diesen Edlen verwundet, seine Liebste, seine Braut aus den Armen ihres Vaters gesprengt, der ihr diesen Schritt nie verzeihen wird? Und nun bringst du sie als Mitgenossen deiner Bosheit in diesen Kerker! Ihn, den Besten, Freisten, Gütigsten! — deinen Bruder!

Crugantino. Bruder?

Pedro (ihn umhalsend). Bruder! mein Bruder!

Sebastian. Pedro von Castelvecchio!

Crugantino. Laßt mich, ich bitt euch! laßt mich! Ich hab' ein Herz, das empfindet; und was euch bestürmt, greift mich auch an. — Mein Bruder! der unerträglichste Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß du mein Bruder bist! Hier Pedro? mein Bruder hier?

Sebastian. Auch um deinetwillen! Als wir endlich dir ohngefähr auf die Spur gekommen, und er hörte, daß ich Anstalten machte dich zu capern, verließ er Madrid.

Pedro. Ich fürchtete seine Strenge. Sebastian ist gut, wenn man ihn gut läßt.

Crugantino. Ihr seyd ausgegangen mich zu fangen? Nun was hättet ihr an mir? was habt ihr an mir? Wollt ihr mich in Thurn sperren, um der Welt den unbedeutenden Aerger und meiner Familie die eingebildete Schande zu sparen? Nehmt mich! — Und was habt ihr gethan? Und seyd ihr mir nichts schuldig?

Sebastian. Führt euch besser auf!

Crugantino. Mit eurer Erlaubniß, mein Herr! davon versteht ihr nichts! Was heißt das aufführen? Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen

Herzens, wie mein's ist? Ein junger toller Kopf! Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht seyn; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht seyn. Muß nicht einer, der halbwege was werth ist, lieber in die weite Welt gehn? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung; verzeiht, daß ich euch die meinige sage. Dafür will ich euch auch zugeben, daß wer sich einmal ins Vagiren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Gränzen; denn unser Herz — ach! das ist unendlich, so lang' ihm Kräfte zureichen!

Pedro. Lieber Bruder, sollte dir's in dem Kreise unserer Liebe zu enge werden?

Erugantino. Ich bitte dich, laß mich! Es ist das erstemal, daß ich dich so zu sagen sehe, und —

Pedro. Laß uns Brüder seyn!

Erugantino. Ich bin dein Gefangener.

Pedro. Nichts davon!

Erugantino. Ich bin's willig; nur überlaßt mich mir selbst! — Wenn ich je euch zur Freude leben kann, so müßt ihr mir das schuldig seyn!

Pedro. In diesen edlen, zärtlichen Empfindungen sind' ich das Ungeheuer nicht mehr, das Claudinens Blut zu vergießen drohte.

Erugantino (lachend). Claudinens Blut zu vergießen? Du hättest mir den Degen durch den Leib rennen können, ohne daß ich mich unterstanden hätte dem Engel ein Haar zu krümmen.

Sebastian. Umarme mich, edler Junge! Hier erkenne ich im Vagabunden das Blut von Castelvecchio.

Pedro. Und doch ängstigtest du?

Erugantino. Gut! weil ich weiß, daß man euch Verliebte mit Zwirnsfäden binden kann.

Sebastian. Guter Junge!

Erugantino. Und habt ihr nicht gehört, daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren? Auch wohl etwas mehr sogar!

Sebastian. Topp!

Erugantino. Und sogar ihr selbst.

Könnt ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder seyn!»

Claudine (mit ſchwacher Stimme).
Aendre dein Leben,
Sollſt mein Bruder ſeyn.

Pedro.
Ich hab' dir vergeben;
Wollen Brüder ſeyn!

(Zu drei.)

Crugantino. Laßt uns Brüder ſeyn!
Claudine. Sollſt mein Bruder ſeyn!
Pedro. Wollen Brüder ſeyn!

Sebaſtian. Nun, allons! Auf! daß wir aus dem Rauchloch kommen. Claudine, Mädchen, wo biſt du? Armes Kind, was für Freud' und Schmerz haſt du ausgeſtanden! Du ſollſt dich erholen, ſollſt Ruhe haben, ſollſt — alles haben! Komm! wir kriegen hier wohl einen Tragſeſſel; und ſo auf Villa Bella!

Claudine. Nimmer, nimmermehr! In ein Kloſter, Baſtian! oder ich ſterbe hier. Meinem Vater unter die Augen treten? das Licht der Sonne ſehn? (Sie will aufſtehn und fällt zurück.)

Sebaſtian. Sey ruhig, Mädchen! Du biſt zerrüttet. Auf, meine Herrn! ſorgt für einen Seſſel! wir müſſen fort.

Gonzalo tritt auf.

Gonzalo. Wo ſind ſie? — Wo iſt Baſtian? Baſtian!
Claudine. Mein Vater! (Sie fällt in Ohnmacht.)
Gonzalo. Die Stimme meiner Tochter? — Pedro! Baſtian! Wie? Wo? (Sich auf ſie werfend.) Claudine! meine Tochter!

Sebaſtian.
Aerzte! Hülfe! Schnell von hinnen!

Crugantino.
Götter! ach! ich athme kaum!

Pedro.
Wehe! mir vergehn die Sinnen!

Gonzalo.
Seyd ihr alle? Iſt's ein Traum?

Sebaſtian. **Crugantino** (den Gonzalo und Pedro von Claudinen wegziehend).
Weg von hier!

Pedro. **Gonzalo** (den Sebaſtian und Crugantino von ſich ſtoßend).
Weg mit dir!

Sebaſtian.
Herr, ach, ſeht nach eurer Wunde!

Pedro.
Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!

Gonzalo.
Gott, ich gehe dir zu Grunde!

Crugantino.
Ich vergeh' in ihrer Noth!

Sebaſtian. **Crugantino** (wie oben).
Weg von hier!

Pedro. **Gonzalo** (wie oben).
Weg mit dir!

Pedro.
Uns ſo fürchterlich verderben!
Sieht denn Gott nicht unſre Noth?

Gonzalo.
Nein du kannſt, du kannſt nicht ſterben.
Mädchen, nein du biſt nicht todt!
(Zu vier.)

Sebaſtian. Wie erbärmlich unſre Noth!
Crugantino. Ich vergeh' in ihrer Noth.
Pedro. Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!
Gonzalo. Mädchen, nein du biſt nicht todt.

Sebaſtian. Sie richtet ſich.
Crugantino. Sie lebt.
Pedro. } Claudine!
Gonzalo. }
Claudine (ſie ſieht ſtarr ihren Vater und Pedro'n an). Mein Vater! Pedro!
Gonzalo. Meine Tochter!
Sebaſtian. Schont ſie!
Claudine. Pedro! Mein Vater!

Gonzalo. Sey unſer! Lebe! lebe! um meinetwillen! (Pedro wirft ſich vor ihr nieder.)

Sebaſtian. Schont ſie! Schone ſie! ſie iſt dein!

Pedro. Mein Vater!

Gonzalo. Sie iſt dein!

Chor.

Brüllt nicht der Donner mehr,
Ruhet der Sturm im Meer,
Leuchtet die Sonne
Ueber euch gar:
Ewige Wonne!
Seliges Paar!

Zwei ältere Scenen

aus dem

Jahrmarktsfest zu Plunderswilern.

(Der Vorhang hebt sich. Man sieht den Galgen in der Ferne.)

König Ahasverus. Haman.

Haman.

Gnäd'ger König, Herr und Fürst,
Du mir es nicht verargen wirst,
Wenn ich an Deinem Geburtstag
Dir beschwerlich bin mit Verdruß und Klag'.
Es will mir aber das Herz abfressen,
Kann weder schlafen, noch trinken, noch essen.
Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,
An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
Wie's thut das große Pöbelheer.
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sey ein schlechtes Buch,
Und sey im Grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Haimen.
Darob wir denn nun jubiliren,
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schelmenhaufen,
Die noch zu unserm Herrgott laufen.
Aber wir wollen sie bald belehren
Und zum Unglauben sie bekehren,
Und lassen sie sich 'wa nicht weisen,
So sollen sie alle Teufel zerreißen.

94.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

95.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

96.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und fliehen einander;
Aber Alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

97.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

98.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Dieſen zurück, förderte Jenen zum Ziel.

99.

Euch, Präconen des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer, wünſcht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth ſtumm hier am Ufer zu ſeyn.

100.

Lehrling, du ſchwankeſt und zauderſt und ſcheueſt die glättere Fläche.
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

101.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen, und biſt nicht ſicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

102.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

103.

Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn, ſo lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Beſiegte ſich hebt.

Ahasverus.

Insofern iſt mir's einerlei;
Doch braucht's all, dünkt mich, nicht 's Geſchrei.
Laßt ſie am Sonnenlicht ſich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfre Kinder kriegen!

Haman.

Behüte Gott, Ihre Majeſtät,
Das leid't ſein Lebtag kein Prophet.
Doch wären die noch zu bekehren;
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindſamen aus Judäa
Sind mir zum theuren Aerger da.
Was hilft's, daß wir Religion
Geſtoßen vom Tyrannenthron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer ſetzen.
Religion, Empfindſamkeit
's ein Dreck, iſt lang wie breit.
Müſſen das all exterminiren;
Nur die Vernunft, die ſoll uns führen,
Ihr himmliſch klares Angeſicht.

Ahasverus.

Hat auch dafür keine Waden nicht.
Wollen's ein andermal beſehen.
Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.

Haman.

Wünſch' Euro Majeſtät geruhige Nacht!

Die Königin Eſther. Mardochai.

Eſther.

Ich bitt' euch, laßt mich ungeplagt.

Mardochai.

Hätt's gern zum letztenmal geſagt.

Wem aber am Herzen thut liegen,
Die Menſchen in einander zu fügen,
Wie Kreks und Kaltfleiſch in ein Ragout,
Und eine wohlſchmeckende Sauce dazu:
Kann unmöglich gleichgültig ſeyn,
Zu ſehn die Heiden wie die Schwein',
Und unſer Lämmleinhäuflein, zart,
Durch einander laufen nach ihrer Art.
Möcht' all ſie gern modificiren,
Die Schwein' zu Lämmern rectificiren,
Und ein Ganzes draus combiniren,
Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Coloß und Epheſus
Und Herrenhut und Herrenhag
Davor beſtünde mit Schand und Schmach!
Da iſt es nun an dir, o Frau!
Dich zu machen an die Königsſau,
Und ſeiner Borſten harten Strauß
Zu kehren in Lämmleins Wolle kraus.
Ich geh' aber im Land auf und nieder,
Kaper' immer neue Schweſtern und Brüder,
Und gläubige ſie alle zuſammen
Mit Hämmleins, Lämmleins Liebesflammen.
Geb' dann davon in ſtiller Nacht,
Als hätt' ich in das Bett gemacht.
Die Mägdlein haben mir immer Dank;
Iſt's nicht Geruch, ſo iſt's Geſtank.

Esther.

Mein Gemahl iſt wohl ſchon eingeſchlafen.
Läg' lieber mit einem von euern Schafen;
Indeſſen, kann's nicht anders ſeyn,
Iſt's nicht ein Schaf, ſo iſt's ein Schwein. (Ab.)

Hanswurſts Hochzeit

oder

der Lauf der Welt.

Ein mikrokosmiſches Drama.

(Fragmentariſch.)

Kilian Bruſtfleck (tritt auf)

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moraliſch politiſchem Schweiß
Meinen Mündel Hanswurſt erzogen,
Und ihn ziemlich zurechtgebogen.
Zwar ſeine tölpiſch ſchlüffliche Art,
So wenig als ſeinen kohlſchwarzen Bart,
Seine Luſt in den Weg zu . . . . . ,
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all kunt' bemeiſtern,
Das wußt' ich weiſe zu überkleiſtern;
Hab' ihn gelehrt, nach Pflichtgrundſätzen
Ein paar Stunden hinter einander ſchwätzen,
Indeß er ſich am H . . . . . reibt,
Und Wurſtel immer Wurſtel bleibt.
Hab' aber auch die Kunſt verſtanden,
Auszupoſaunen in allen Landen
Ohne juſt die Backen aufzupauſen,
Wie ich that meinen Telemach lauſen,
Daß in ihm werde dargeſtellt
Das Muſter aller künft'gen Welt.
Hab' dazu Weiber wohl gebraucht,

Die's Alter hatt' wie Schinken geraucht,
Denen aber von . . . . . Jugendtrieben
Nur . . . . . überblieben.
Zu ihnen thät auf die Bank mich ſetzen,
Und ließ ſie volle Stunden ſchwätzen:
Dadurch wurden ſie mir wohlgeneigt,
Von meinem großen Verſtand überzeugt.
In Wochen- und Kunkelſtuben-Geſchnatter
Rühmen ſie mich ihren Herrn Gevatter,
Und ich thu's ziementlich erwiedern.
Doch eins liegt mir in allen Gliedern,
Daß ich — es iſt ein altes Weh —
Nicht gar feſt auf meinen Füßen ſteh',
Immer beſorgt, der möge mich prellen,
Der habe Luſt mir ein Bein zu ſtellen:
Und ſo mit all dem politiſchen Sinn
Doch immer Kilian Bruſtfleck bin.

Kilian Bruſtfleck.

Es iſt ein großes, wichtiges Werk,
Der ganzen Welt ein Augenmerk,
Daß Hanswurſt ſeine Hochzeit hält,
Und ſich eine Hanswurſtin zugeſellt.
Schon bei gemeinen, ſchlechten Leuten
Hat's viel im Leben zu bedeuten,
Ob er mit einer Gleichgeſinnten
Sich thut bei Tiſch und Bette finden.
Aber ein Jüngling, der Welt bekannt,
Von Salz- bis Petersburg genannt,
Von ſo vorzüglich edlen Gaben,
Was muß der eine Gattin haben!
Auch meine Sorge für deine Jugend,
Recht geſchnürt- und gequetſchte Tugend
Erreicht nun hier das höchſte Ziel;
Vor war nur alles Kinderſpiel.

Und jetzt die Stunde Nacht geschwind
Wird, ach! will's Gott, dein Spiel ein Kind.
O, höre meine letzten Worte!
Wir sind hier ruhig an dem Orte:
Ein kleines Stündchen nur Gehör! —
Wie aber? was? ihr horcht nicht mehr?
Ihr, scheint es, hier zu langeweilen?
Ihr stehet da und rollt mit eurem Kopfe,
Streckt euren Bauch so ungeschickt.
Was thut die Hand am Latz, was blickt
Ihr abwärts nach dem rothen Knopfe?

Hanswurst.

So viel mir eigentlich bekannt,
Ward das Stück Hanswursts Hochzeit genannt.
So laß mich denn auch schalten und walten!
Ich will nun hin und Hochzeit halten.

Kilian Brustfleck.

Ich bitt' euch, nur Geduld genommen!
Als wenn das so von Hand zu Munde ging!
Wie könnte da ein Stück draus kommen?
Und wär' der Schade nicht gering.
Nein, was der Wohlstand will und lehrt,
Es ehre der Mensch, so wird er geehrt.
Die Welt nimmt an euch unendlich Theil,
Nun seyd nicht grob, wie die Genies sonst pflegen,
Und sagt nicht etwa: Ah, meinetwegen!
Es hat doch nicht so mächtig Eil.
Was sind nicht alles für Leute geladen!
Was ist nicht noch zu sieden und zu braten!
Es ist gar nichts an einem Fest
Ohne wohlgeputzte, vornehme Gäst.

Hanswurst.

Mich däucht, das schönste bei einem Fest
Ist, wenn man sich's wohl schmecken läßt.
Und ich hab' keinen Appetit,
Als ich nähm' gern Urfel auf'n Boden mit,

Und auf'm Heu und auf'm Stroh
Jauchzten wir in dulci jubilo.

Kilian Brustfleck.

Ich sag' euch, was die deutsche Welt
An großen Namen nur enthält,
Kommt alles heut in euer Haus,
Formirt den schönsten Hochzeitschmaus.

Hanswurst.

Ich möcht' gleich meine Pritsche schmieren,
Und sie zur Thür hinaus formiren.
Indeß was hab' ich mit den . . . . . .
Sie mögen fressen und ich will . . . . . .

Kilian Brustfleck.

Ach, an den Worten und Manieren
Muß man den ew'gen Wurstel spüren!
Ich hab's — dem Himmel sey's geklagt!
Euch doch so öfters schon gesagt,
Daß ihr euch sittlich stellen sollt,
Und thut dann alles, was ihr wollt.
Kein leicht, unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt;
Doch thut das Niedrigste, und sie wird nie beleidigt!
Der Weise sagt: — der Weise war nicht klein —
Nichts scheinen, aber alles seyn.
Doch ach, wie viel geht nicht an euch verloren!
Zu wie viel Großem wart ihr nicht geboren!
Was hofft man nicht, was ihr noch leisten sollt!

Hanswurst.

Mir ist ja alles recht; nur laßt mich ungeschoren!
Ich bin ja gern berühmt, so viel ihr immer wollt.
Red't man von mir, ich will's nicht wehren;
Nur muß mich's nicht in meinem Wesen stören.
Was hilft's, daß ich ein dummes Leben führte.
Da hört die Welt was Rechts von mir,
Wenn man ihr sagt, daß, um von ihr
Gelobt zu seyn, ich mich genirte.

Kilian Brußfleck.

Mein Sohn, ach! das verſtehſt du nicht.
Der größte Mann, . . . er dir ins Geſicht,
So kenneſt du ihn nur von ſeiner ſtinkigen Seite.
Und ſo ſind eben alle Leute.
Der größte Matz kocht oft den beſten Brei:
Weiß er den gut zu präſentiren,
Und jedem lind ins Maul zu ſchmieren,
Fährt er ganz ſicher wohl dabei.
Soll je das Publicum dir ſeine Gnade ſchenken,
So muß es dich vorher als einen Matzen denken.

Hanswurſt.

Das müßt ihr freilich beſſer wiſſen:
Denn ihr habt euch gar viel des Ruhms befliſſen
Und drum den Wohlſtand nie verletzt,
Viel lieber in die . . . . . ,
Als euch an einen Zaun geſetzt.

Hanswurſt.

Das geht denn auch mit euch wohl an.
Euer fahles Weſen, ſchwankende Poſitur,
Euer Trippeln und Krabbeln und Schneidernatur,
Euer ewig lauſchend Ohr,
Euer Wunſch, hinten und vorn zu glänzen,
Lernt freilich wie ein armes Rohr
Von jedem Winde Reverenzen.
Aber ſeht an meine Figur,
Wie harmonirt ſie mit meiner Natur,
Meine Kleider mit meinen Sitten!
Ich bin aus dem Ganzen zugeſchnitten.

Paralipomena zu Faust.

Faust's Studirzimmer.

Mephistopheles.

Wenn du von außen ausgestattet bist,
So wird sich alles zu dir drängen:
Ein Kerl, der nicht ein wenig eitel ist,
Der mag sich auf der Stelle hängen.

Mephistopheles.

Seht mir nur ab, wie man vor Leute tritt!
Ich komme lustig angezogen,
So ist mir jedes Herz gewogen;
Ich lache, gleich lacht jeder mit.
Ihr müßt, wie ich, nur auf euch selbst vertrauen,
Und denken, daß hier was zu wagen ist:
Denn es verzeihen selbst gelegentlich die Frauen,
Wenn man mit Anstand den Respect vergißt.
Nicht Wünschelruthe, nicht Alraune,
Die beste Zauberei liegt in der guten Laune:
Bin ich mit allen gleich gestimmt,
So seh' ich nicht, daß man was übel nimmt.
Drum frisch ans Werk und zaudert mir nicht lange!
Das Vorbereiten macht mir bange.

Disputation.

Halbchor, andere Hälfte, Tutti der Studenten, den Zustand ausdrückend. Das Gedräng, das Wogen, das Aus- und Einströmen.

Wagner, als Opponent. Macht ein Compliment. Einzelne Stimmen. Rector zum Pedell. Die Pedelle, die Ruhe gebieten.

Fahrender Scholasticus tritt auf. Schilt die Versammlung. Chor der Studenten, halb, ganz. Schilt den Respondenten. Dieser lehnt's ab.

Faust nimmt's auf. Schilt sein Schwadroniren. Verlangt, daß er articulire.

Mephistopheles thut's, fällt aber gleich ins Lob des Vagirens und der daraus entstehenden Erfahrung.

Chor, halb.

Faust. Ungünstige Schilderung des Vaganten.

Chor, halb.

Mephistopheles. Kenntnisse, die dem Schulweisen fehlen.

Faust. *Frühe besonnen*, im schönen Sinne. Fordert den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die Faust alle beantworten wolle.

Mephistopheles. Gletscher. Bolognesische Feuer. Fata Morgana. Thier. Mensch.

Faust. Gegenfrage, wo der schaffende Spiegel sey.

Mephistopheles. Compliment. Die Antwort ein andermal.

Faust. Schluß. Abdankung.

Chor, als Majorität und Minorität der Zuhörer.

Wagners Sorge, die Geister möchten sprechen, was der Mensch sich zu sagen glaubte.

Auditorium.

Disputation.

Schüler (von innen).

Laßt uns hinaus! wir haben nicht gegessen.
Wer sprechen darf, wird Speis' und Trank vergessen:
Wer hören soll, wird endlich matt.

Schüler (von außen).

Laßt uns hinein! wir kommen schon vom Rauen;
Denn uns hat das Convict gespeis't.
Laßt uns hinein! wir wollen hier verdauen:
Uns fehlt der Wein, und hier ist Geist.

Fahrender Scholasticus.

Hinaus! Hinein! Und keiner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieser Schwelle?
Hier außen Platz! und laßt die innern fort!
Besetzt dann den verlass'nen Ort!

Schüler.

Der ist vom fahrenden Geschlecht.
Er renommirt, doch er hat Recht.

Mephistopheles.

Wer spricht von Zweifeln? laßt mich's hören!
Wer zweifeln will, der muß nicht lehren;
Wer lehren will, der gebe was!

Mephistopheles.

Und merke dir ein- für allemal
Den wichtigsten von allen Sprüchen:
Es liegt dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.

Straße.

Mephistopheles.

Der junge Herr ist freilich schwer zu führen;
Doch, als erfahrner Gouverneur,
Weiß ich den Wildfang zu regieren,
Und afficirt mich auch nichts mehr.
Ich laß' ihn so in seinen Lüsten wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüsten handeln.
Ich rede viel, und 'laß' ihn immer gehn;
Ist ja ein allzudummer Streich geschehn,
Dann muß ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt:
Doch gibt man gleich, indem man's reparirt,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

104.

Gleite fröhlich dahin, gieb Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich, und ſo genieße des Tags.

105.

Siehe, ſchon nahet der Frühling; das ſtrömende Waſſer verzehret
Unten, der ſanftere Blick oben der Sonne, das Eis.

106.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

107.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen ins Meer.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Faust.

Wie man nach Norden weiter kommt,
Da nehmen Ruß und Hexen zu.

Mephistopheles.

Musik nun her! und wär's ein Dudelsack!
Wir haben, wie manche edle Gesellen,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

Mephistopheles.

— — — — — — — — der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger.
Wie geht's — — — — — — — — —

Rattenfänger von Hameln.

Befinde mich recht wohl, zu dienen;
Ich bin ein wohlgenährter Mann,
Patron von zwölf Philanthropinen,
Daneben — — — — — — — — —

Harzgebirg.

Hebere Region.

Nach dem Intermezzo: Einsamkeit, Oede, Trompetenstöße. Blitz, Donner von oben. Feuersäulen. Rauchqualm. Fels, der daraus hervorragt. Ist der Satan. Großes Volk umher. Versäumniß. Mittel, durchzudringen. Schaden. Geschrei. Lied. Sie stehen im nächsten Kreise. Man kann's vor Hitze kaum aushalten. Wer zunächst im Kreise steht. Satans Rede. Präsentation. Beleihungen. Mitternacht. Versinken der Erscheinung. Vulcan. Unordentliches Auseinanderströmen. Brechen und Stürmen.

Gipfel des Brockens

Der Satan auf dem Thron. Großes Volk umher. Faust und Mephistopheles im nächsten Kreise.

Satan (vom Throne redend)

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken!
Die Ziegen sie riechen,
Die Böcke sie stinken.
Und wenn auch die Böcke
Noch stinkiger wären,
So kann doch die Ziege
Des Bocks nicht entbehren.

Chor.

Aufs Angesicht nieder,
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret sie gern.
Vernehmet die Worte:
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur.

Satan (rechts gewendet)

Euch giebt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold

— — — — — — — —

Das eine verschaffet,
Das andre verschlingt;
Drum glücklich, wer beide
Zusammen erringt!

Eine Stimme.

Was sagte der Herr denn?
Entfernt von dem Orte,
Vernahm ich nicht deutlich
Die köstlichen Worte.

Mir bleibet noch dunkel
Die herrliche Spur!
Nicht seh' ich das Leben
Der tiefen Natur.

Satan (links gewendet).

Für euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz:
Das leuchtende Gold

— — — — — — —

Drum wißt euch, ihr Weiber,
Am Gold zu ergötzen,
Und mehr als das Gold noch

— — — — — — — —

Chor.

Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nah steht,
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich stehe von ferne
Und spitze die Ohren;
Doch hab' ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Mephistopheles (zu einem jungen Mädchen).

Was weinst du, art'ger, kleiner Schatz?
Die Thränen sind hier nicht am Platz.
Du wirst in dem Gedräng wohl gar zu arg gestoßen?

Mädchen.

Ach nein! Der Herr dort spricht so gar curios,
Von Gold — — — — — — —

Und alles freut sich wie es scheint;
Doch das verstehn wohl nur die Großen?

Mephistopheles.

Mein liebes Kind, nur nicht geweint!
Denn willst du wissen, was der Teufel meint,
Se

Satan (grad aus).

Ihr Mägdlein, ihr stehet
Hier grad in der Mitten:
Ich seh', ihr kommt alle
Auf Bes'men geritten:
Seyd reinlich bei Tage

So habt ihr's auf Erden
Am weitsten gebracht.

Einzelne Audienzen.

Ceremonienmeister.

I.

und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen,
So küß' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Ceremonienmeister.

Die Klauen! das ist für einmal;
Du wirst dich weiter noch entschließen müssen.

I.

Was fordert denn das Ritual?

Ceremonienmeister.

Beliebt dem Herrn den hintern Theil zu küssen.

I.

Darüber bin ich unverlor'n;

Ich küsse hinten oder vorn.
Scheint oben deine Nase doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So seh' ich unten hier — —
Das Universum zu verschlingen.
Was duftet aus dem kolossalen Mund!
So wohl kann's nicht im Paradiese riechen.
Und dieser wohlgebaute Schlund
Erregt den Wunsch hineinzukriechen.
Was soll ich mehr!

Satan.

Vasall, du bist erprobt!
Hierdurch beleih' ich dich mit Millionen Seelen:
Und wer des Teufels — so gut, wie du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelphrasen fehlen.

Ein anderer Theil des Brockens.

Tiefere Region.

Hochgerichtserscheinung. Gedräng. Sie ersteigen einen Baum. Reden des Volkes. Auf glühendem Boden. Nackt das Idol. Die Hände auf dem Rücken.

Gesang.

Wo fließet heißes Menschenblut;
Der Dunst ist allem Zauber gut.
Die grau und schwarze Brüderschaft,
Sie schöpft zu neuen Werken Kraft.
Was deut't auf Blut, ist uns genehm:
Was Blut vergießt, ist uns bequem.
Um Glut und Blut umkreis't den Reih'n!
In Glut soll Blut vergossen seyn.

Die Dirne winkt, es ist schon gut;
Der Säufer trinkt, es deut't auf Blut.
Der Blick, der Trank, er feuert an:
Der Dolch ist blank, es ist gethan.

Ein Blutquell rieselt nie allein,
Es laufen andre Bächlein drein;
Sie wälzen sich von Ort zu Ort,
Es reißt der Strom die Ströme fort.

Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Dem Ruß der Hexen zu entgehen,
Muß unser Wimpel südwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Scorpionen!

Warmes Lüftchen, weh' heran,
Wehe uns entgegen!
Denn du hast uns wohlgethan
Auf den Jugendwegen.

Landstraße.

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttchen.

Faust.

Was giebt's, Mephisto, hast du Eil'?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil:
Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Mephiſtopheles.

Mich darf niemand aufs Gewiſſen fragen;
Ich ſchäme mich oft meines Geſchlechts.
Sie meinen, wenn ſie Teufel ſagen,
So ſagen ſie was Recht's.

Am Hofe des Kaiſers.

Theater.

(Der Acteur, der den König ſpielt, ſcheint matt geworden zu ſeyn.)

Mephiſtopheles. Brav, alter Fortinbras, alter Kauz! Dir iſt übel zu Muthe; ich bedaure dich von Herzen. Nimm dich zuſammen! noch ein paar Worte! Wir hören ſo bald keinen König wieder reden.

Kanzler. Dafür haben wir das Glück, die weiſen Sprüche Ihro Majeſtät des Kaiſers deſto öfter zu vernehmen.

Mephiſtopheles. Das iſt was ganz anderes. Ew. Excellenz brauchen nicht zu proteſtiren. Was wir andern Hexenmeiſter ſagen, iſt ganz unpräjudicirlich.

Fauſt. Still! ſtill! er regt ſich wieder.

Acteur. Fahr' hin, du alter Schwan! fahr' hin! Geſegnet ſeyſt du für deinen letzten Geſang und alles, was du Gutes geſagt haſt. Das Uebel, was du thun mußteſt, iſt klein. — — — — —

Marſchalk. Redet nicht ſo laut! Der Kaiſer ſchläft; Ihro Majeſtät ſcheinen nicht wohl.

Mephiſtopheles. Ihro Majeſtät haben zu befehlen, ob wir aufhören ſollen. Die Geiſter haben ohnedieß nichts weiter zu ſagen.

Fauſt. Was ſiehſt du dich um?

Mephiſtopheles. Wo nur die Meerkatzen ſtecken mögen? Ich höre ſie immer reden.

Es iſt, wie ich ſchon ſagte, ein — — — — —

Biſchof. Es ſind heidniſche Geſinnungen; ich habe dergleichen im Marc Aurel gefunden. Es ſind die heidniſchen Tugenden.

Mephiſtopheles. Und das ſind glänzende Laſter. Und billig, daß die Gefangenen deßhalb ſämmtlich verdammt werden.

Kaiser. Ich finde es hart; was sagt ihr, Bischof?

Bischof. Ohne den Ausspruch unsrer allweisen Kirche zu umgehn, sollte ich glauben, daß gleich — — —

Mephistopheles. Vergeben! Heidnische Tugenden? Ich hätte sie gern gestraft gehabt; wenn's aber nicht anders ist, so wollen wir sie vergeben. — Du bist fürs erste absolvirt und wieder im Recht. — —

(Sie verschwinden ohne Gestank.)

Marschalk. Riecht ihr was?

Bischof. Ich nicht.

Mephistopheles. Diese Art Geister stinken nicht, meine Herren.

Am Hofe des Kaisers.

Spätere Scene

Mephistopheles.

Ein Leibarzt muß zu allem taugen:
Wir fingen bei den Sternen an,
Und endigen mit Hühneraugen.

Mephistopheles.

Das zierlich höfische Geschlecht
Ist uns nur zum Verdruß geboren;
Und hat ein armer Teufel einmal Recht,
So kommt's gewiß dem König nicht zu Ohren.

Classische Walpurgisnacht.

Faust.

Du schärfe deiner Augen Licht!
In diesen Gauen scheint's zu bilde.
Von Teufeln ist die Frage nicht,
Von Göttern ist allhier die Rede.

Mephistopheles.

Das Auge fordert seinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben soll.

Freies Feld.

Mephistopheles.

Bestünde nur die Weisheit mit der Jugend,
Und Republiken ohne Tugend,
So wär' die Welt dem höchsten Ziele nah.

Mephistopheles.

Pfui! schäme dich, daß du nach Ruhm verlangst!
Ein Charlatan bedarf nur Ruhm zu haben.
Gebrauche besser deine Gaben,
Statt daß du eitel vor den Menschen prangst!
Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh:
Vergessen wird der Held so wie der Lotterbube:
Der größte König schließt die Augen zu,
Und jeder Hund bepißt gleich seine Grube.
Semiramis! hielt sie nicht das Geschick
Der halben Welt in Kriegs- und Friedenswage?
Und war sie nicht so groß im letzten Augenblick,
Als wie am ersten ihrer Herrschertage?
Doch kaum erliegt sie ungefähr
Des Todes unversehenem Streiche,
So fliegen gleich, von allen Enden her,
Skarteken tausendfach und decken ihre Leiche.
Wer wohl versteht, was so sich schickt und ziemt,
Versteht auch seiner Zeit ein Kränzchen abzujagen:
Doch bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Mephistopheles.

Und wenn ihr scheltet, wenn ihr klagt,
Daß ich zu grob mit euch verfahre,

Denn wer euch heut recht derb die Wahrheit sagt,
Der sagt sie euch auf tausend Jahre.

Mephistopheles.

Geh hin, versuche nur dein Glück!
Und hast du dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück!
Der Mensch vernimmt nur, was ihm schmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Ixion von der Wolke,
Mit Königen vom Ansehn der Person,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Faust.

Auch diesmal imponirt mir nicht
Die tiefe Wuth, mit der du gern zerstörtest,
Dein Tigerblick, dein mächtiges Gesicht.
So höre denn, wenn du es niemals hörtest:
Die Menschheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget schöne Thaten;
Der Mensch fühlt sein Bedürfniß nur zu sehr,
Und läßt sich gern im Ernste rathen.
Mit dieser Aussicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald, und triumphirend, wieder hier.

Mephistopheles.

So gehe denn mit deinen schönen Gaben!
Mich freut's, wenn sich ein Thor um andre Thoren quält:
Denn Rath denkt jeglicher genug bei sich zu haben:
Geld fühlt er eher, wenn's ihm fehlt.

Noten.

Mephistopheles.

Worum man sich doch ängstlich müht und plackt,
Das ist gewöhnlich abgeschmackt.
Zum Beispiel unser täglich Brod,
Das ist nun eben nicht das feinste:
Auch ist nichts abgeschmackter als der Tod,
Und grade der ist das Gemeinste.

Vor dem Palast.

Mephistopheles.

Das Leben, wie es eilig flieht,
Nehmt ihr genau und stets genauer:
Und wenn man es beim Licht besieht,
Gnügt euch am Ende schon die Dauer.

Mephistopheles.

So ruhe denn an deiner Stätte!
Sie weihen das Paradebette,
Und, eh das Seelchen sich entrafft,
Sich einen neuen Körper schafft,
Verkünd' ich oben die gewonnene Wette.
Nun freu' ich mich aufs große Fest,
Wie sich der Herr vernehmen läßt.

Mephistopheles.

Nein! dießmal gilt kein Weilen und kein Bleiben!
Der Reichsverweser herrscht vom Thron:
Ihn und die Seinen kenn' ich schon;
Sie wissen mich, wie ich die Ratten, zu vertreiben.

Zwei Teufelchen und Amor.

Zwei Teufelchen tauchen aus der rechten Versenkung.

A.

Nun, sagt' ich's nicht? da sind wir ja!

B.

Das ging geschwind! wo ist denn der Papa?
Wir kriegen's ab für unsern Frevel.

(Sie sind herausgetreten.)

A.

Er ist nicht weit; es riecht hier stark nach Schwefel.
Wir gehn drauf los, so sind wir bald am Ziel.

Amor mit übereinander geschlagenen Füßen und Händen wird durch die Versenkung links schlafend hervorgehoben.

B.

Sieh dort!

A.

Was giebt's?

B.

Da kommt noch ein Gespiel.
O der ist garstig! der ist greulich!

A.

So weiß und roth; das sind' ich ganz abscheulich.

B.

Und Flügel hat er wie ein Strauß.

A.

Ich lobe mir die Fledermaus.

B.

Es lüstet mich ihn aufzuwecken.

A.

Den Laffen müssen wir erschrecken.
A, a! E, e! I, i! O! U!

B.

Er regt sich! still! wir horchen zu.

Amor (an die Zuschauer).

In welches Land ich auch gekommen,
Fremd, einsam werd' ich nirgend seyn.
Erschein' ich, Herzen sind entglommen,
Gesellig finden sie sich ein;
Verschwind' ich, jeder steht allein.

A. (nachäffend.)

Allein.

B.

Allein.

Beide.

Wir beide sind doch auch zu zwei'n.

Amor.

Ja, die Gesellschaft ist darnach!

A.

Er muckt noch!

B.

Sing' ihm was zur Schmach!

A.

Das ärmliche Bübchen!
O wärmt mir das Stübchen!
Es klappert, es friert.

B.

O wie das Kaninchen,
Das Hermelinchen,
Sich windet, sich ziert!

Amor.

Vergebens wirst du dich erbittern,
Du garstig Fratzenangesicht!

Verluſt der Neigung macht mich zittern;
Allein der Haß erſchreckt mich nicht.

(In den Hintergrund.)

B.

Das iſt mir wohl ein ſaubres Hähnchen!

A.

Ein wahres, derbes Grobiänchen!

B.

Gewiß ein Schalk, wie ich und du.

A.

Komm, ſehn wir etwas näher zu!
Wir wollen ihn mit Schmeicheln kirren.

B.

Das kleine Köpfchen leicht verwirren,
So gut, als ob's ein großer wär'!

(Beide verneigen.)

Wo kommt der ſchöne Herr denn her?
Von unſers Gleichen giebt es hundert;
Nun ſtehn wir über ihn verwundert.

Amor.

Aus dieſen krummgebognen Rücken,
Aus den verdrehten Feuerblicken,
Will immer keine Demuth blicken:
Ihr mögt euch winden, mögt euch bücken,
Euch kleidet beſſer Trotz und Grimm.
Ja, ihr verwünſchten Angeſichter,
Du erzplutoniſches Gelichter,
Das, was du wiſſen willſt, vernimm!

Ich liebe von Parnaſſus' Höhen
Zur Pracht des Göttermahls zu gehen;
Dann iſt der Gott zum Gott entzückt.
Apoll verbirgt ſich unter Hirten;
Doch alle müſſen mich bewirthen,
Und Hirt und König iſt beglückt.
Bereit' ich Jammer einem Herzen,

Dem wird das größte Glück zu Theil.
Wer freuet sich nicht meiner Schmerzen!
Der Schmerz ist mehr als alles Heil.

A. und B.

Nun ist's heraus und offenbar;
So kannst du uns gefallen!
Erlogen ist das Flügelpaar,
Die Pfeile, die sind Krallen.
Die Hörnerchen verbirgt der Kranz:
Er ist ohn' allen Zweifel,
Wie alle Götter Griechenlands,
Auch ein verkappter Teufel.

Amor.

Ihr zieht mich nicht in eure Schmach!
Ich freue mich am goldnen Pfeil und Bogen;
Und kommt denn auch der Teufel hintennach,
Bin ich schon weit hinweggeflogen.

Fragmente einer Tragödie

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Tochter sitzend, halb träumend; die Gegenwart ihres Geliebten, seine Tugenden, ihre Verhältnisse mit Vergnüglichkeit aussprechend.

Sodann gewahrwerdend der beschränkten Gegenwart, gedenkend und exponirend den Zustand, das Verhältniß zum Vater u. s. w.

Eine Art von besonderem Aufmerken, daß das Gewöhnliche außenbleibt: Speise, Trank, Oel u. s. w.

Zweite Scene.

Bewegung im Hintergrund.

Eginhard mit Fackeln. Enthusiastisches Erkennen. Unbegreifliches, daß sie um seinetwillen eingekerkert ist. Freude, daß der Vater nachgegeben, mehr noch, daß der Vater dem Kaiser nachgiebt. Exposition, mit schicklicher Verlegenheit Eginhards.

Dritte Scene.

Von ferne kommt ein Zug (S. Decoration).

Der Bruder tritt ein. Sie erfährt den Tod des Vaters mit den nächsten und allgemeinsten Umständen. Die Leiche kommt näher und wird niedergesetzt. Sie wirft sich bei ihr nieder. Exposition früherer Verhältnisse.

Der Knabe wirft sich zugleich nieder, wird weggestoßen. Das ganze Verhältniß und der ganze Sinn der Sache wird exponirt. Alle gehen ab; es bleiben

Vierte Scene.

der Treue, Wache haltend, stumm;

der Knabe, sich erholend, gegen die Leiche. Der Treue läßt ihn gewähren, offenbart ihm aber, daß noch ein Weg sey die Leiche zu retten, wie sie vorher zusammen sich hätten lebendig retten wollen. Er überläßt dem Knaben die Wache bei der Leiche.

Fünfte Scene.

Der Knabe allein, der zuletzt entschläft.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Der Alte erwacht, weckt den Knaben, und alles ist zwischen beiden als wenn er gewöhnlich aufwacht. Gewahrwerden daß sie unter der Erde sind. Der Knabe exponirt umständlich, wie es zugegangen.

Der Treue tritt ein mit **andern**, um den Leichnam zu holen. Sie finden den Alten lebendig und verbünden sich gleich mit ihm. Mit wenigem ist die Anstalt gemacht, und sie vertheilen sich froh, als ob nichts gewesen wäre.

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Vollendeter Taufact.

Bischof, Tochter, Sohn; geistliche, weltliche Zeugen. Rede des Bischofs, das Erfreuliche der Neophyten darstellend. Heitere Anerkennung der Tochter, derbe Anerkennung des Sohns. Uebergang der bischöflichen Rede aus dem Weichen ins Gefährliche und Furchtbare. Begriff von Märtyrerthum. Abermals einzulenken ins Gefällige.

Zweite Scene.

Eginhard als Werber. Geringer Widerstand des Bischofs, Assens des Bruders, Trauung der Tochter und Eginhards.

Dritte Scene.

Der Treue kommt, dem Sohne eine Art von Nachricht zu geben, die aber eigentlich nur simulirt ist; dadurch trennt er und sein Gefolge den Sohn von den übrigen.

Vierte Scene.

Der Alte tritt ein, und schneidet Eginharden von der Tochter ab, so daß die Fremden in der Mitte sind. Die Fremden werden entlassen.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Der Alte, von der Möglichkeit seines Rückzugs überzeugt, will die Kinder mit ihrem Willen mitnehmen.

Zweite Scene.

Vater und **Sohn**, im Conflict des Alten und Neuen, kriegerischer und politischer Weise. Sie werden nicht einig.

Dritte Scene.

Vater allein.

Vierte Scene.

Vater und **Tochter**, im Conflict des Alten und Neuen, religiöser und herzlicher Weise. Sie werden nicht einig.

Fünfte Scene.

Vater mit dem **Treuen**. Die Möglichkeit zu entkommen zieht sich enger zusammen. Entschlüsse und Vorkehrungen auf jeden Fall.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Sohn und **Tochter** werden heraufgebracht und gefesselt.

Zweite Scene.

Der Knabe steckt die Fackeln auf, exponirt den ganzen Zustand, und übergiebt ihnen die Dolche.

te Scene.

Der Vater kommt. Das vorher Angelegte entwickelt sich; er stirbt.
Der Knabe wirft die Schlüssel hinunter und ersticht sich.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Eginhard, Gefolge.
Resumé und Schluß.

Decoration.

Erster Aufzug. Unterirdisches, mehr im Sinne der Catomien, als eigentliches Gewölbe, unterbrochen mit rohen Gattern, anderm Holzwerk, um Unterschi[illegible]e des Gefangenhaltens oder Aufhaltens auf die wunderlichste Weise darzustellen. Troglodytisch.

Nach der Größe des Theaters kann über einer beschränkten Nähe eine weite, und in diesem Sinne wieder beschränkte und practicable Ferne errichtet werden, wie man sehen wird.

Zweiter Aufzug. Wo das Vorgesagte bedeutend wird, bleibt die Scene.

Dritter Aufzug. Saal, in keinem Sinne gothisch oder altdeutsch. Was von Stein, muß ganz massiv, was von Holz, ganz tüchtig seyn. Dem Geschmack des Decorateurs bleibt überlassen, das zugleich recht und gefällig anzugeben.

Vierter Aufzug. Ganz dieselbe Decoration.

Fünfter Aufzug. Ist nur durch eine skizzirte Zeichnung anzugeben, weil man der Worte zu viel gebrauchen müßte, und sich doch niemand herausfinden würde.

Tochter.

Will der holde Schlaf nicht säumen?
Ach! aus himmelsüßen Träumen,

Von den seligsten Gebilden,
Aus umleuchteten Gefilden
Kehr' ich wieder zu den wilden,
Um mich aufgethürmten Steinen:
Find' mich immer in denselben
Ungeheuern Burggewölben,
Wo Natur und Menschenhände
Sich vereinen,
Schreffe Wände,
Felsenkerker aufzubauen.
Unerbittlich wie sie stehen,
Taub und stumm bei allem Flehen,
Könnt' es auch sein Ohr erreichen,
Ist des Vaters groß Ermüthe,
Dessen Weisheit, dessen Güte
Sich in starren Haß verwandelt,
Wie er an der Tochter handelt.

— — — — — — — — —

Tochter.

Bist du's Eginhard?

Eginhard.

Ich bin es!

Zaudre nicht, an meinem Herzen
Längst erprobter Liebe Dauer
Dich aufs neue zu versichern.
Ja, ich bin's (kniend)
zu deinen Füßen!
Ja, ich bin's (sich nähernd)
in deinen Armen!
Bin der Redliche, der Treue,
Der, und wenn du staunend zauderst,
Der, und wenn du fürchtend zweifelst,
Immer wiederholt und schwöret:
Ewig ist er dein und bleibt es!

Und so sag' ich, wenn du schweigest,
Wenn du sinnend niederblickest:
Dieses Herz es ist das meine!
Ja, sie hat es mehr erprobet,
Daß sie mein ist unverbrüchlich,
Mehr durch ein unendlich Dulden,
Als du je erwiedern könntest.
Glaube doch, mir ist das Leben
Wünschenswerther jetzt als jemals:
Aber gerne wollt' ich's lassen,
Und zum Aufenthalt der Sel'gen
Gleich mit dir hinübereilen,
Daß ich gleich mit Geistesaugen
Ewigkeiten vor mir schaute,
Glänzend wie der Sommer Sonnen,
Tief wie klare Sternennächte,
Und ich immer unaufhaltsam,
Ungehindert, ungestöret,
Neben dir, den Herren preisend
Und dir dankend, wandeln könnte.

Tochter.

Hier sah ich nur die Nacht in Nacht versinken,
Und sehe nun des Bruders Augen blinken:
An diesem schweigsam klangberaubten Orte
Vernehm' ich nun die Trost- und Liebesworte,
Wo ich mich fühlte tod schon und begraben.

Sohn.

Vernimm!

Tochter.

O schweig, und laß mich in der Fülle
Des neuen Lebens aus mir selbst entfalten,
Was ich oft kühn genug in öder Stille
Gewagt, als Hoffnungsbilder zu gestalten.
Wenn mich ein freundlich Walten

Des Gottes, dem wir beten, hell umflossen
Und ich zu Nacht des Tages Glück genossen:
Da war es schon voraus was jetzt erfüllt wird,
So hold, ein Sehnen, wie es jetzt gestillt wird.
Den Vater sah ich mild versöhnt, die Kinder
Zu seinen Füßen, den Segnungen sich beugende; nicht minder
Den treusten Freund, den du und ich nur hatten,
Den edlen Mann, nun endlich meinen Gatten.
So wird's auch seyn! O führe mich behende
Daß ich zum Vater wende
Dieß aufgefrischte Herz; in meinen Armen
Erfreu' er sich am endlichen Erbarmen!
Und da ich hochentzückt dieß Heil nun schaue,
So fühl' ich daß ich Gott mit Recht vertraue.
Wie sonst in Sorgen immer neue Sorgen,
So liegt im Glück jetzt neues Glück verborgen.
Ein Wunder nur hat mich vom Tod gerettet,
Und Wunder sind mit Wundern stets verkettet.
Und wenn er dich mich zu befrei'n gesendet,
So hat er auch zum Glauben sich gewendet.
Wir werden uns nun stets vereinigt kennen,
Nichts wird ihn mehr von seinen Kindern trennen.
Nun komm! Im Fluge fort zum hohen Saale,
Wo wir der Kindheit freien Scherz verübten!
Du bringst nun, Bruder, mich mit einemmale
Dem Licht des Tags, dem Vater, dem Geliebten.

Sohn.

Sie will nicht hören, nun so wird sie sehn.
Vorzubereiten dacht' ich sie. Umsonst!
Der Schlag, der treffen soll, der trifft.

Tochter.

Welch ein neues Flammenleuchten
Breitet aus sich in den Höhlen!
Seh' ich recht, es schwanken Träger
Neben der verhüllten Bahre,
Schreiten langsam, schreiten leise,
Als ob sie nicht wecken möchten
Jenen Todten, den sie tragen.
Bruder, sag', wer ist der Todte,
Warum steigt er zu uns nieder?
Sollen diese Kerkerhallen
Künftig Grabgemächer werden?
Steig' ich nun empor zum Licht,
Sag', wer kommt mich abzulösen?

Sohn.

Wolltest du's von mir nicht hören,
Hör' es nun von diesem andern,
Unwillkommne Botschaft immer
Selber aus dem liebsten Munde.

Tochter.

Du warst ein sanfter Mann,
Wenn trauliches Gespräch dich letzte,
Ein stiller Bach der auf dem Sande rann,
Doch brausend, wenn ein Fels sich widersetzte:
Und wenn dein großes Herz von Unmuth schwoll,
Daß alle Plane dir mißlingen sollten,
Zerriß der Strom das Ufer übervoll,
Der Berg erbebte, Fels und Bäume rollten.
Nun liegst du hier in unbewegter Nacht,
Von all den Deinigen geschieden,
Vom armen Knechte sorglich treu bewacht.
Doch gegen wen? Du ruhst im letzten Frieden:

Dein feurig Auge ſchloß ſich zu,
Dein ſtolzer Mund, der Sanftmuth hingegeben,
Verkündet deines Weſens tiefſte Ruh.
Wie anders, ach! wie anders war dein Leben!
Du rufſt nicht mehr, gleich wenn du früh erwacht

Und wenn das grimme Feuer um uns lodert,
Das Märtyrthum, es wird von uns gefodert.

Denn dort bekämpft man ſich und haßt ſich nicht.

Die natürliche Tochter.

Schema der Fortsetzung.

Erster Aufzug.

Zimmer des Herzogs.

1. Secretär. Hofmeisterin. 2. Die Vorigen. Herzog. 3. Herzog. Graf.

Zweiter Aufzug.

Vor einer angenehmen ländlichen Wohnung.

1. Gerichtsrath. 2. Gerichtsrath. Eugenie. 3. Gerichtsrath. Soldat. Sachwalter. Handwerker. 4. Gerichtsrath. Eugenie. 5. Eugenie.

Dritter Aufzug.

Platz in der Hauptstadt.

1. Weltgeistlicher. 2. Der Vorige. Hofmeisterin. Secretär. 3. Die Vorigen. Handwerker. 4. Die Vorigen. Der Herzog. Volk. 5. Die Vorigen. Eugenie.

Zimmer des ersten Aufzugs.

6. König. 7. König. Eugenie. 8. Eugenie. Wache.

Vierter Aufzug.

Gefängniß.

1. Graf. 2. Graf. Gouverneur. Aebtissin. 3. Die Vorigen.

Weltgeistlicher. Mönch. 4. Die Vorigen. Hofmeisterin. Secretär. 5. Die Vorigen. Eugenie. 6. Die Vorigen. Handwerker.

Fünfter Aufzug.

1. Handwerker. Sachwalter. 2. Handwerker. Gerichtsrath. 3. Gerichtsrath. Eugenie. 4. Eugenie. Handwerker. Sachwalter. 5. Die Vorigen ohne Eugenie. 6. Die Vorigen. Feldrat. 7. Feldat. Gerichtsrath. Handwerker.

I. Gen. Absoluter Despotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Ramification von oben Furcht vor nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach unten.

Nach seinem Sinne leben ist gemein:
Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz.

II. Gen. Untergeordneter Despotismus. Furcht nach oben. Ganglien der Statthalterschaften. Familienwesen. Sucht nach Besitz.

III. Gen. Realismus des Besitzes. Grund und Boden. Druck daher. Dunkler, aufdämmernder Zustand. Gährung von unten. Pfiff des Advocaten. Strebende Soldaten. Ausübung der Rohheit ins Ganze. Conflict.

IV. Gen. Aufgelöste Bande der letzten Form. Die Masse wird absolut. Vertreibt die Schwankenden. Erdrückt die Widerstehenden. Erniedrigt das Hohe. Erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Hofmeisterin. Secretär.

S. Glückliches Gelingen ihres Unternehmens.

H. Vorsicht, daß Eugenie keinen Brief wegbringen konnte. Eugeniens Versprechen, sich verborgen zu halten. Flüchtige Schilderung des Zustandes.

S. Vorſicht, daß an den Herzog kein Brief gelangen konnte. Schilderung des Zuſtandes. Politiſche Lage.

H. Warum der Secretär noch keine Beförderung habe.

S. Ausſichten, wenn er noch in der Nähe des Herzogs bleibe.

H. Heirath.

S. Lehnt eine Verbindung noch ab, wegen der wichtig bevorſtehenden Epoche.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Die Vorigen.

H. Edler, gerührter Empfang. Dank für ihre Bemühungen um Eugenien.

H. Trauer.

H. Ruf, ſie lebe noch, ſchnell verklungen.

H. Wunſch.

H. Geſchenk des ganzen Trouſſeau's und des Eingerichteten.

H. Dank.

Dritter Auftritt.

Herzog. Graf.

G. Botſchaft vom Könige. Vorwürfe gegen den Herzog.

H. Vorwürfe gegen den König.

G. Vertheidigung des Königs durch Schilderung deſſelben von der Seite eines Freundes.

H. Vorwurf dem Günſtling.

G. Zu Gunſten der Günſtlingſchaft.

H. Allgemeinere Anſicht.

G. Entſchiedene Frage.

H. Unentſchiedene Antwort.

G. Und dazu ab.

H. Wunſch, in dieſer Lage Eugenien noch zu beſitzen. Troſt, daß ſie eine ſo gefährliche Epoche nicht erlebt habe.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gerichtsrath.

Freude an der Einrichtung des Landsitzes. Wunsch der Liebe Eugeniens. Wunsch eines friedlichen Genusses. Furcht vor der drohenden Zeit. Verbergen vor Eugenien.

Zweiter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

E. Ein freundliches Willkommen. Freude an der hergestellten Umgebung.

G. Dank für ihre Sorgfalt. Schilderung ihrer Verbesserungen.

E. Alles für ihn und seine Gäste bereit.

G. Dank für ihre Willfährigkeit.

E. Dank für sein gehaltenes Wort.

G. Er rechnet sich die Entsagung hoch an.

E. Frage nach öffentlichen Zuständen.

G. Schilderung ins Beste. Hoffnungen, wie zu Anfang der Revolution.

E. Hypochondrische Ansicht von ihrer Seite.

G. Zu verscheuchen.

E. Annäherung.

G. Ueberredung der Liebe.

E. Nachgiebigkeit.

G. Störende Ankunft der Gäste.

Dritter Auftritt.

Gerichtsrath. Sachwalter. Soldat. Handwerker.

G. Einladung ins Haus.

S. Unter freiem Himmel wird ein solcher Bund am besten geschlossen. Erinnerung an die drei Telle.

G. Darstellung der Auflösung im Moment. Patriotisches Zusammenhalten durch Föderalismus.

Sw. Egoistisches Aufschreißen der Vortheile bisheriger Besitzer.
S. Streben nach der Einheit und einem obern Verbindungspunkt.
H. Gewaltsames Nivelliren. Zerstörung der einen Partei.
Streit und Auflösung der Versammlung.

Vierter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

E. Gäste entfernten sich.
E. Es schien im Streit.
E. Ungebändigte Naturen.
E. Vermuthlich schwer zu vereinigende Parteien.
E. Allgemeine Schilderung. Hoffnung einer Vereinigung.
E. Anmuth des geschaffenen Besitzes. Verewigung.
E. Fehlt die Neigung.
E. Annäherung.
E. Immer mehr, bis zur Umarmung.
E. Gefühl ihres Hingebens.
E. Wunsch ihrer würdig zu seyn. Enthusiastischer Blick in eine neue Carriere.
E. Entsetzung über die Entdeckung.
E. Nähere Erklärung, in Absicht sie zu besänftigen.
E. Größerer Abscheu. Anerbieten ihrer Neigung unter Bedingungen, bezüglich auf den Ruf.
E. Streit zwischen Partei und Liebe.
E. Argumente, mit Passion.
E. Schmerzliche Entfernung.

Fünfter Auftritt.

Eugenie

Gefühl ihres Zustandes. Entschluß.

Dritter Aufzug.

Vacat.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gefängniß.

Graf.

Ueberſicht über den Zuſtand. Tritt aus der Höhe des Lebens in die Tiefe der Gefangenſchaft. Sorge für den König.

Zweiter Auftritt.

Graf. Gouverneur. Aedilitia.

Im ganzen eine Converſation zu erfinden, wo, durch die Erinnerung deſſen was man geweſen, das gegenwärtige Uebel aufgehoben wird.

Familien- und Namenserinnerung, auch Beſchreibung wohlhabender, brillanter Zuſtände.

Die Vorzüge eines egoiſtiſchen, ſogenannten guten Lebens.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Weltgeiſtlicher. Mönch.

W. Verzweiflung über den Verluſt ſeines Zuſtandes, und Furcht vor der Zukunft.

M. Deutet weiter hinaus.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin. Secretär.

W. fällt ſie an, als Schuld an ſeinem Unglück, daß ſie ihn durch ein Verbrechen gehoben. Wunſch nach Niedrigkeit. Bekenntniß des Verbrechens an Eugenien. Die übrigen nehmen Theil. Erinnerung eines jeden, der ſie kannte.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie.

Begeiſterte Rede des Mönchs.

(Das übrige fehlt.)

Ueber die Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Mysterioses ohne mystisch zu seyn; diese letzte Eigenschaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entspringt aus der Vortragsweise. Der Sänger nämlich hat seinen prägnanten Gegenstand, seine Figuren, deren Thaten und Bewegung, so tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn ans Tageslicht fördern will. Er bedient sich daher aller drei Grundarten der Poesie, um zunächst auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geist beschäftigen soll; er kann lyrisch, episch, dramatisch beginnen, und nach Belieben die Formen wechselnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausschieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendesselben Schlußklanges, giebt dieser Dichtart den entschiedenen lyrischen Charakter.

Hat man sich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutschen wohl der Fall ist, so sind die Balladen aller Völker verständlich, weil die Geister in gewissen Zeitaltern, entweder contemporan oder successiv, bei gleichem Geschäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe sich an einer Auswahl solcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl

Pandora.

Schema der Fortsetzung.

Phileros, in Begleitung von Fischern und Winzern. Dionysisch. Völliges Vergessen.

Kypsele

wird von weitem gesehen.

Anlangend. Deckt den eben hervortretenden Wagen des Helios.

Willkommen dem Phileros.

Mißkommen dem Prometheus.

Im allgemeinen beschrieben.

Krieger von der Expedition.

Hirten als Gefangene.

Prometheus giebt diese frei.

⏑ – ⏑ | – ⏑ | – ⏑ ithyphallisch.

Prometheus will die Kypsele vergraben und verstürzt wissen.

Krieger wollen sie zerschlagen, den Inhalt rauben.

Prometheus insistirt auf unbedingtes Beseitigen.

Curba, retardirend, bewundernd, gaffend, berathend.

NB. Göttergabe.

Der einzelne kann sie ablehnen, nicht die Menge.

Schmiede wollen das Gefäß schützen, und es allenfalls stückweis auseinandernehmen, um daran zu lernen.

Epimeleia.

Weissagung.
Auslegung der Kypsele.
Vergangnes in ein Bild verwandeln.
Poetische Reue. Gerechtigkeit.

Epimetheus.

Das Zertrümmern, Zerstücken, Verderben da capo.

Pandora (erscheint).

Paralysirt die Gewaltsamen.
Hat Winzer, Fischer, Feldleute, Hirten auf ihrer Seite.
Glück und Bequemlichkeit, die sie bringt.
Symbolische Fülle.
Jeder eignet sich's zu.

Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe, Sabbat, Moria.

Phileros, Epimeleia, Epimetheus für sie.

Prometheus entgegen.

Winzer. Umpflanzung.
Schmiede offeriren Bezahlung.
Handelsleute. Jahrmarkt. (Eris golden ꝛc.)
Krieger. Geleite.

Pandora.

An die Götter. An die Erdensöhne. Würdiger Inhalt der Kypsele.

Kypseis schlägt sich auf:
Tempel. Sitzende Dämonen. Wissenschaft, Kunst. Vorhang.

Phileros. Epimeleia.
Priesterschaft.

Wechselrede der Gegenwärtigen.
Wechselgesang, anfangs an Pandora.

Helios.
Verjüngung des Epimetheus.
Pandora mit ihm emporgehoben.
Einsegnung der Priester.
Chöre.

Elpore thraseia
(hinter dem Vorhang hervor)
ad spectatores.

Nauſikaa.

Ein Trauerſpiel.

Fragmentariſch.

Schema.

Erſter Aufzug.

1) Mädchen. Ballſpiel. 2) Ulyſſes allein. 3) Arete. Xanthe. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes.

III. Xante. Frühling neu. Arete. Bekenntniß. Bräutigamszeit. Vater. Mutter.

IV. Gärten des Vaters. Erſtes Bedürfniß. Kleid. Hunger. Durſt.

V. Vorſicht ſeines Betragens. Unverheirathet.

Zweiter Aufzug.

1) Alkinous. 2) Alkinous. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes. Nereus.

I. Früchte, vom Sturm heruntergeworfen. Blumen zerſtört. Latten zu befeſtigen. Sohn. Tochter.

II. Sohn. Geſchichte. Beſchreibung des Sturms. Abfahrt. Delphinen ꝛc.

III. Tochter. Wäſche ſelbſt für den Vater bereitet. Sie erblickt Ulyſſen.

IV. Ulyſſes als Gefährte des Ulyſſes. Bitte der Heimfahrt. Bereitung des Nöthigen.

V. Ulyſſes. Nereus. Frage nach ſeinem Schickſale. Bitte ſeinen Gefährten zu helfen. Gegenſatz des Mannes, der mit Gewalt, der mit Schätzen kommt.

Dritter Aufzug.

1) Arete. Xanthe. 2) Die Vorigen. Nereus. 3) Arete. 4) Ulysses. Arete. 5) Arete.

I. Aussuchen der Kleider und Geschenke. Lob des Ulysses. Eröffnung der Leidenschaft.

II. Nereus' Lob des Ulysses. Männliches Betragen. Wille des Vaters, daß ihm Kleider und Geschenke gegeben werden. Scherz des Bruders. Abschied des Ulysses.

III. Und er soll scheiden.

IV. Frage, unverheirathet. Die schöne Gefangene. Er lobt ihr Land, und schilt seines. Sie giebt ihm zu verstehen, daß er bleiben kann.

Vierter Aufzug.

1) Alkinous. Die Aeltesten. 2) Die Vorigen. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulysses.

Fünfter Aufzug.

1) Arete. 2) Alkinous. Ulysses. Sohn. 3) Xanthe. 4) Alkinous. Ulysses. 5) Bote. 6) Alkinous. Ulysses. 7) Xanthe. 8) Die Vorige. Sohn. 9) Die Vorigen. Die Leiche.

IV. Scheiden. Dank. Tochter läßt sich nicht sehen. Scham. Er soll sie nicht falsch beurtheilen. Es sey sein eigen Werk. Ulysses. Vorwurf. Er will nicht so scheiden. Trägt seinen Sohn an. Arete will die Tochter nicht geben. Ulysses. Ueberredung. Alkinous will gleich. Ulysses will seinen Sohn bringen. Sie sollen sich wählen. Alkinous. Hochzeittag. Ausstattung.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Aretens Jungfrauen, eine schnell nach der andern.

Erste (suchend).

Nach dieser Seite flog der Ball! — Er liegt

Hier an der Erde. Schnell faſſ' ich ihn auf,
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still!
(Sie verbirgt ſich.)

Zweite.

Du haſt ihn fallen ſehn?

Dritte.

Gewiß, er fiel
Gleich hinter dieß Geſträuch im Bogen nieder.

Zweite.

Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich.

Zweite.

Mir ſchien, es lief
Uns Tyche ſchon, die ſchnelle, leicht voraus.

Erſte (aus dem Gebüſch zugleich rufend und werfend).

Er kommt! er trifft!

Zweite.

Ai!

Dritte.

Ai!

Erſte (hervortretend).

Erſchreckt ihr ſo
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amors Pfeilen
Euch in Acht! ſie treffen unverſehener
Als dieſer Ball.

Zweite (den Ball auffaſſend).

Er ſoll! er ſoll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen!

Erſte (laufend).

Berſt! ich bin ſchon weit!

Dritte.

Nach ihr! nach ihr!

Zweite (wirft).

Er reicht ſie kaum, er ſpringt
Ihr von der Erde nur vergebens nach.

Komm mit! Geschwind! daß wir des Spiels so lang'
Als möglich ist genießen, frei für uns
Nach allem Willen scherzen; denn ich fürchte,
Bald eilt die Fürstin nach der Stadt zurück.
Sie ist seit diesem heitern Frühlingsabend
Nachdenklicher als sonst, und freut sich nicht
Mit uns zu lachen und zu spielen, wie
Sie stets gewohnt war. Komm! sie rufen schon.

Zweiter Auftritt.

Ulysses (aus der Hütte tretend).

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geschrei, ein laut Gespräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens.
Hier seh' ich niemand! Scherzen durchs Gebüsch
Die Nymphen? oder ahmt der frische Wind,
Durch's hohe Rohr des Flusses sich bewegend,
Zu meiner Qual die Menschenstimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Ist's leer von Menschen, weh mir Verlass'nen!
Wo will ich Speise finden, Kleid und Waffe?
Ist es bewohnt von Rohen, Ungezähmten,
Dann wehe doppelt mir! dann übt aufs neue
Gefahr und Sorge dringend Geist und Hände.
O Noth! Bedürfniß e! Ihr strengen Schwestern,
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen!
So kehr' ich von der zehenjähr'gen Mühe
Des wohlvollbrachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger, der Sinnezwinger!
Der Bettgenoß unsterblich schöner Frauen!
Ins Meer versanken die erworbnen Schätze,
Und ach, die besten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe

An meiner Seite lebenslang gebildet,
Verſchlungen hat der tauſendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten, und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hülfe,
Erheb' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemeßnen Schlaf. Ich irrte nicht!
Ich höre das Geſchwätz vergnügter Mädchen.
O daß ſie freundlich mir und zarten Herzens
Dem Vielgeplagten doch begegnen möchten,
Wie ſie mich einſt, den Glücklichen, empfingen!
Ich ſehe recht! die ſchönſte Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend, nach dem Haine.
Verberg' ich mich ſo lange, bis die Zeit,
Die ſchickliche, dem klugen Sinn erſcheint.

Dritter Auftritt.

Nauſikaa. Eurymeduſa.

Nauſikaa.

Laß ſie nur immer ſcherzen! denn ſie haben
Schnell ihr Geſchäft verrichtet. Unter Schwätzen
Und Lachen ſpülte friſch und leicht die Welle
Die ſchönen Kleider rein: die hohe Sonne,
Die allen hilft, vollendete gar leicht
Das Tagewerk. Gefaltet ſind die Schleier,
Die langen Kleider, deren Weib und Mann
Sich immer, reinlich wechſelnd, gern erfreut.
Die Körbe ſind geſchloſſen; leicht und ſanft
Bringt der bepackte Wagen uns zur Stadt.

Eurymeduſa.

Ich gönne gern den Kindern ihre Luſt,
Und was du willſt geſchieht. Ich ſah dich ſtill
Beiſeit am Fluſſe gehen, keinen Theil
Am Spiele nehmen, nur gefällig ernſt

Zu dulden mehr als dich zu freuen. Darf
Ich — — —

Nauſikaa.

Geſteh' ich dir, geliebte Herzensfreundin,
Warum ich heut ſo früh in deine Kammer
Getreten bin, warum ich dieſen Tag
So ſchön gefunden, unſer weibliches
Geſchäft ſo ſehr beſchleunigt, Roß und Wagen
Von meinem Vater dringend mir erbeten,
Warum ich jetzt auch ſtill und ſinnend wandle:
So wirſt du lächeln, daß mich hat ein Traum,
Ein Traum verführt, der einem Wunſche gleicht.

Eurymeduſa.

Erzähle mir! denn alle ſind nicht leer
Und ohne Sinn die flüchtigen Gefährten
Der Nacht. Bedeutend ſind' ich ſtets
Die ſanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt.

Nauſikaa.

So war der meine. Spät
Noch wacht' ich; denn mich hielt das Sauſen
Des ungeheuren Sturms nach Mitternacht
Noch munter. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Schilt die Thräne nicht,
Die mir vom Auge fließt!

Dann ſchweigen ſie und ſehn einander an.

Und wie der arme, letzte Brand
Von großer Herdesgluth mit Aſche
Des Abends überdeckt wird, daß er Morgens

Dem Hause Feuer gebe, lag
In Blätter eingescharrt . . .

Ein gottgesendet Uebel sieht der Mensch,
Der klügste, nicht voraus, und wendet's nicht
Vom Hause.

Ulysses.

Zuerst verberg' ich meinen Namen: denn
Vielleicht ist noch mein Name nicht . . . .
Und dann klingt der Name
Ulysses wie der Name jedes Knechts.

Nausikaa.

Du bist nicht von den trüglichen,
Wie viele Fremde kommen, die sich rühmen,
Und glatte Worte sprechen, wo der Hörer
Nichts Falsches ahnet, und zuletzt, betrogen
Sie unvermuthet wieder scheiden sieht.
Du bist ein Mann, ein zuverlässiger Mann,
Sinn und Zusammenhang hat deine Rede. Schön
Wie eines Dichters Lied, tönt sie dem Ohr,
Und füllt das Herz und reißt es mit sich fort.

Nausikaa.

In meines Vaters Garten soll die Erde
Dich umgetriebnen, vielgeplagten Mann
Zum freundlichsten empfangen . . .
Das schönste Feld hat er sein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleißes Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort dringen neben Früchten wieder Blüthen,
Und Frucht auf Früchte wechseln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Citrone steht

vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, sondern, wie in einem lebendigen Ur-Ei, zusammen sind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichstes Phänomen, auf Goldflügeln in die Lüfte zu steigen.

Zu solchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; sie ist zwar keineswegs mysterios, allein ich konnte doch beim Vortrag öfters bemerken, daß selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, so gedenk' ich ihr durch prosaische Darstellung zu Hülfe zu kommen.

V. 1. Zwei Knaben, in einem alten waldumgebenen Ritterschloß, ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen ist, einen Sänger in die einsame Halle hereinzulassen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar seinen geschichtlichen Gesang. Ein Graf, im Augenblick da Feinde sein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er seine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit forttragend.

V. 3. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine schätzbare Bürde, wächst heran.

V. 4. Das Hinschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstieben des Mantels angedeutet; auch ist die Tochter schön und groß geworden, eines solchen Schirmes bedürfte sie nicht mehr.

V. 5. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei, anstatt der edelschönen Hand ein Almosen zu reichen, ergreift er sie werbend, der Vater gesteht die Tochter zu.

Im dunkeln Laube, und die Feige folgt
Der Feige. Reich beſchützt iſt rings umher
Mit Aloe und Stachelfeigen,
Daß die verwegne Ziege nicht genäſchig — —
— — — — — — — — — —

Dort wirſt du in dem ſchönen Lande wandeln;
Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun.
Es rieſelt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gärtner tränket ſie
Nach ſeinem Willen.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend ſchwebt der Aether ohne Wolken.

Und nur die höchſten Nymphen des Gebirgs
Erfreuen ſich des leicht gefallnen Schnees
Auf kurze Zeit.

Du gäbſt ihm gern den beſten, merk' ich wohl.

Du hältſt ihn doch für jung, ſprich, Tyche, ſprich!

Er iſt wohl jung genug; denn ich bin alt,
Und immer iſt der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefällt.

Der Mann, der einen ihm vertrauten Schatz
Vergraben . . . . . hatte der
Die Luſt, die jener hat, der ihn dem Meer
Mit Klugheit anvertraut und . . . .,
Zehnfach beglückt, nach ſeinem Hauſe kehrt?

Alkinous.

O theurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Busen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einst
Von meiner Tochter trennen wird! Vor dem Tag
Des Todes lassen soll ich sie,
Und senden in ein fernes Land,
Sie, die zu Haus so wohl gepflegt — —

Alkinous.

So werde jener Tag, der wieder dich
Mit deinem Sohn zurück zum Feste bringt,
Der feierlichste Tag des Lebens mir.

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand,

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Für die Bühne bearbeitet.

Personen.

Kaiser Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Elisabeth, seine Frau.
Marie, seine Schwester.
Carl, sein Sohn.
Der Bischof von Bamberg.
Adelbert von Weislingen.
Adelheid von Walldorf.
Franz von Sickingen.
Hans von Selbitz.
Bruder Martin.
Franz, Edelknappe des von Weislingen.
Georg, } Knappen des Berlichingen.
Faud, }
Peter, }
Der Hauptmann der Reichstruppen.
Edler von Blinzkopf.
Franz Lerse.
Max Stumpf.
Kaiserlicher Rath.
Rathsherren von Heilbronn.
Gerichtsdiener.
Zwei Nürnberger Kaufleute.
Sievers, } Anführer der aufrührischen Bauern.
Metzler, }
Link, }
Kohl, }
Der Wirth einer Schenke.
Ein Unbekannter.
Vier Boten der Vehme.

Bischöfliche Reiter.
Reichsknechte.
Reisige von Berlichingen.
Der Zigeunerhauptmann.
Die Altmutter.
Die Tochter.
Ein Knabe.
Mehrere Zigeuner.
Maskengefolge der Adelheid.
Frauen und Hausgenossen auf Jarthausen.

Erster Aufzug.

Herberge.

Erster Auftritt.

Metzler. Sievers. Zwei Bambergische Knechte. Der Wirth. Dann Faud und Peter.

Sievers. Hänsel, noch ein Glas Branntwein! und meſſ' chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt!

Metzler (zu Sievers). Erzähl das noch einmal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf dem Schloß beim Herrn Grafen ſchon zwei Tage; dem haben ſie das Geleit gegeben. Ich weiß nicht, woher er kommt. Sie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf den Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen!

Metzler. Ich bitte dich, erzähl's doch noch einmal! (Vorſätzlich laut.) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof ſah, er richtet nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand käme. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffener Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür zausen.

Metzler. Es ist doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt ist. Er wird sich garstig erbos't haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lange was so verdrossen hat. Denk auch! alles war aufs genauste verkundschaftet, wann der Bischof aus dem Bad kam, mit wie viel Reitern, welchen Weg? und wenn's nicht wär durch falsche Leut' verrathen worden, wollt er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter (der sich indes genähert). Was scalirt ihr auf unsern Bischof? Ich glaub, ihr sucht Händel.

Sievers. Zäumt eure Pferde! ihr habt an unsrer Krippe nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt euch von unserm Bischof despectirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red' und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen! (Erster Reiter schlägt ihn hinter die Ohren.)

Metzler. Schlag den Hund todt! (Sie fallen über ihn her.)

Zweiter Reiter. Komm her, wenn du's Herz hast!

Wirth (reißt sie aus einander). Wollt ihr Ruhe haben! Tausend Schwerenoth! schert euch hinaus, wenn ihr was auszumachen habt! In meinem Hause soll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Er schiebt die Reiter hinaus.) Und ihr Esel, was fangt ihr an?

Metzler. Nur nicht geschimpft, Hänsel! sonst kommen wir dir über die Glatze. Deine Grobheit leiden wir nicht mehr.

Wirth. Ei, sieh den vornehmen Herrn!

Metzler. Vornehm genug! Ein Bauer ist jederzeit so gut, als ein Reiter, und vielleicht so gut, als ein Ritter. Es wird sich zeigen! Komm Kamerad, wir wollen die da draußen durchbläuen. (Sie gehen nach dem Hintergrunde. Zwei Berlichingische Reiter kommen, und nehmen Sievers mit hervor. Metzler geht hinaus.)

Faud. Was giebt's da?

Sievers. Ei guten Tag, Faud! Peter, guten Tag! woher?

Peter. Daß du dich nicht unterstehst zu verrathen, wem wir dienen!

Sievers. Da iſt euer Herr Götz wohl auch nicht weit?

Faud. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draußen; 's ſind Bamberger.

Faud. Was thun die hier?

Sievers. Der Weislingen iſt droben auf dem Schleſſe beim gnädigen Herren; den haben ſie geleitet.

Faud. Der Weislingen?

Metzler (der mit zwei ſchweren Prügeln zurückkommt). Wo bleibſt du? Komm heraus! friſch und hilf mir zuſchlagen!

Faud (indem ſich jene ein wenig entfernen). Peter, das iſt ein gefunden Freſſen! Sagte ich dir nicht, er wäre hierher. Hätten wir dort drüben doch eine Weile paſſen können!

Sievers (zu Metzler). Höre, wenn ſich die beiden Reiter zu uns ſchlügen, es wäre doch ſichrer!

Metzler. Wir brauchen ſie nicht.

Sievers. Succurs iſt doch beſſer.

Faud (zum Wirth). Iſt der Beſuch ſchon lange auf dem Schloß?

Wirth. Schon zwei Tage. Er will eben fort; die Pferde ſind ſchon geſattelt.

Faud. Wir thun auch wohl und machen uns weiter.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger durchprügeln!

Peter. Ihr ſeyd ja ſchon zu zwei! Wir müſſen fort! Aries!

(Ab mit Faud.)

Metzler. Schuften die Reiter! Wenn man ſie nicht bezahlt, thun ſie dir keinen Streich. Sie ſehen aus, als hätten ſie einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſoll's nicht ſagen; ſie dienen dem Götz.

Bambergiſche Reiter (an der Thüre). Heraus, heraus, wenn ihr Herz habt.

Metzler. Komm! So lange ich einen Bengel habe, fürchte ich ihre Bratſpieße nicht. (Beide ab.)

Wirth (allein). Sie müſſen ſämmtlich wacker zuſchlagen, wenn jeder die Prügel kriegen ſoll, die er verdient. Das wollen wir nun ganz gelaſſen mitanſehn. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Wald, eine geringe Hütte im Hintergrunde.

Götz.

Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, sonst überwannt mich der Schlaf. Fünf Tage und Nächte schon auf der Lauer. Es wird einem sauer gemacht, das bißchen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl sein lassen! (Er greift nach dem Becher.) Wieder leer! — Georg! — So lange es daran nicht mangelt und an frischem Muth, sollen Herrschsucht und Ränke mir nichts anhaben. — Georg! — Schickt mir, Pfaffen, euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern! laßt mich anschwärzen! Nur immer zu! Ich bin wach. Du warst mir entwischt, Bischof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Dritter Auftritt.

Götz. Georg, mit Panzer und Blechhaube eines Erwachsenen gerüstet.

Georg. Gestrenger Herr!

Götz. Wo steckst du? Hast du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerei? Komm her! du siehst gut aus. Schäme dich nicht, Junge! Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausfüllteſt! Es ist Hansens Küraß.

Georg. Er wollt ein wenig schlafen, und schnallt ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg und legt ihn an, band mir die Pickelhaube fest und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Götz. Und hiebst um dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen seyn. — Schläft Hans?

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf und schrie mir zu, daß ihr riefst. Da wollt ich den Panzer ausschnallen, da hört ich euch zwei-, dreimal. Da verknötelt ich die Riemen an der Haube, und da bin ich nun.

V. 6. Getraut, scheidet sie ungern vom Vater; er zieht einsam umher. Nun aber fällt der Sänger aus seiner Rolle, er ist es selbst; er spricht in der ersten Person, wie er in Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder und wir argwöhnen er sey nicht allein der Graf dessen der Gesang erwähnte, sondern dieß seyen seine Enkel, die Fürstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wir hoffen das Beste; aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der stolze, hochfahrende heftige Vater kommt zurück; entrüstet, daß ein Bettler sich ins Haus geschlichen, gebietet er denselben ins Verlies zu werfen. Die Kinder sind verschüchtert, die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. (Dieß würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längst verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl seiner alten, ritterlichen Herkunft hat es den Stolzen heimlich gereut die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg, das Geschlecht des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wiederhergestellter Dynastie zurückkehrten. Der Alte legitimirt sich dadurch als Hausbesitzer.

Götz. Geh! Bring Hansen die Waffen wieder, und sag ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen, wann ihr wollt.

Götz. Fülle mir den Becher nochmals! Gieb Hansen auch einen; sag ihm, er soll munter seyn; es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundschafter sollen zurückkommen.

Georg. Ach, gestrenger Herr!

Götz. Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wenn wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr schon oft gesagt. Oh, dießmal! dießmal! Ich will nur hintendrein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verschossenen Bolzen wiederholen.

Götz. Das nächstemal, Georg! Du sollst erst ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit! Wär' ich neulich dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an den Kopf, und einer von den Fußknechten hob sie auf, weg war sie! Gelt, ich weiß?

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde striegeln, allerlei Weisen, und lehre sie allerlei lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge!

Georg. Nehm: mich mit, daß ich's zeigen kann!

Götz. Das nächstemal, auf mein Wort! Unbewaffnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen und verfolgen. Geh, Georg, gieb Hansen seinen Küraß wieder, und bring mir Wein! (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. — Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Vierter Auftritt.

Götz. Bruder Martin. Dann Georg.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher so spät?

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel seyn soll, Auguſtin mit meinem Klosternamen; doch hör ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr seyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig! (Georg bringt Wein.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Wasser! (Georg ab.) Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Ist das wider euer Gelübde?

Martin. Nein, Herr! es ist nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie versteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, meine ich, ist des Menschen Leben.

Götz. Wohl.

Martin. Wenn ihr gessen und trunken habt, seyd ihr wie neu geboren. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein trunken habt, seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke ist es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir — (Georg mit einem Becher; er setzt zugleich den Tisch vor.)

Götz (zieht ihn an die Seite). Geh auf den Weg nach Dachsbach, und lege dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörst, und sey gleich wieder hier! (Georg ab.)

Martin. Aber wir, wenn wir gessen und trunken haben, sind wir gerade das Gegentheil von dem, was wir seyn sollen, faul zu jedem stillen Beruf, ungeschickt zum Nachdenken, zerstreut im Gebet und unruhig auf unserm Lager.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf stören. Ihr seyd heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Glück zum Beruf!

Martin. Zum Müßiggange wollt ihr sagen. Hätte mich Gott zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich; mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhen; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich gehe zum Bischof von Constanz.

Götz. Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich, ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen. O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!

Götz. Wäre euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewohnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn euer Ruf überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinkt nur für euch! Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst: da könnt ihr von Glück sagen.

Götz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (feurigers). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. Wenn ihr zurückkehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: Den stach ich vom Pferd eh er schießen konnte, und den rannt ich sammt dem Pferd nieder! und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf und —

Götz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er nimmt den Becher.) Auf die Gesundheit eurer Frau! (Wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib.

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch ems so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz (für sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (kommt gesprungen). Herr! ich höre Pferde im Galopp! zwei; es sind sie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus! Hans soll aufsitzen! (Georg geht und nimmt den Tisch sammt den Bechern mit.) Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig! Gott wird euch Raum geben.

Martin. So geschehe es. Aber jetzt vor dem Abschied bitt ich um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir! Lebt wohl! (Reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mit dieser fürlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich: sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Mächtigen hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist! Tortes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott! (Georg bringt Helm und Lanze. Götz

waffnet sich.) Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut. Der konnte nicht enden, wie viel ihr littet, und wie es euch doch nur am meisten schmerzte, zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben der auch nur Eine Hand hatte, und als tapfrer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergessen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Faud. Peter.

(Götz tritt zu den Knechten; sie reden heimlich.)

Martin (fortfahrend). Das werd ich nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen zu Gott sprach: Und wenn ich zwölf Hände hätte, und deine Gnade wollte mir nicht, was würden sie mir fruchten? So aber kann ich mit Einer — —

Götz. In den Haslacher Wald also! (Zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin!

Martin. Vergeßt mich nicht, wie ich eurer nicht vergesse!

Götz. Wer weiß, wo wir uns wiederfinden! Und wenn ihr wacker auf euren Wegen bleibt, ich wacker auf den meinigen fortschreite, so müssen wir uns irgendwo wiederbegegnen. Ungerechtigkeit, Uebermuth, Bedrängung, Arglist, Betrug schalten so gut im Kloster als im Freien. Bekämpft sie mit geistlichen Waffen in heiliger Stille! laßt mich das Eisen durchs offne Feld gegen sie führen! Gott segne jede redliche Bemühung, und helf uns beiden! (Götz ab mit den Knechten.)

Martin. Wie mir's so eng ward ums Herz, da ich ihn sah! Er sprach noch nicht, und mein Geist konnte schon den seinigen unterscheiden. Ein tüchtiger Mann kündet sich gleich an.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörensagen; in unsrer Herberge ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr.

Martin. Georg? — Da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er wär ein Reiter gewesen. Das will ich auch seyn.

Martin. Warte! (Er zieht ein Gebetbuch hervor und gibt dem Buben einen Heiligen.) Da hast du ihn. Folge seinem Beispiel, sey brav und fürchte Gott! (Ab.)

Georg (das Bild betrachtend). Ach ein schöner Schimmel! Wenn ich einmal so einen hätte! — Und die goldene Rüstung! — Das ist ein garstiger Drache. — Jetzt schieß' ich nach Sperlingen! — Heiliger Georg! mache mich stark und rüstig! Gieb mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, und dann laß mir die Drachen kommen. (Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Jarthausen. Saal.

Elisabeth. Marie. Carl.

Elisabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg ist. Und er hoffte so bald seinen Streich auszuführen.

Marie. Mich ängstigt's lange. Wenn ich so einen Mann haben sollte, der sich immer Gefahren aussetzte, ich stürbe im ersten Jahre.

Elisabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zusammengesetzt hat.

Carl. Aber muß denn der Vater ausreiten, wenn's so gefährlich ist?

Marie. Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum denn?

Elisabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Kuchen mitbrachte?

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Elisabeth. Ich glaube wohl. Siehst du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Schütze und hatte zu Cöln auf'm Schießen das Beste gewonnen.

Carl. War's viel?

Elisabeth. Hundert Gulden. Und dannach wollten sie's ihm nicht geben.

Marie. Gelt, das ist garstig, Carl?

Carl. Garstige Leut!

Elisabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu seinem Gelde verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cölnern ein paar Kaufleute weg und plagte sie so lange, bis sie das Geld herausgaben. Wärst du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein! Da muß man durch einen dicken, dicken Wald: sind Zigeuner und Hexen drin.

Elisabeth. Ist ein rechter Bursch, fürcht sich für Hexen.

Marie. Du thust besser, Carl, lebe du einmal auf deinem Schloß als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen. Ja, und ich kann es keinem Friedliebenden verdenken, wenn er sich aus dieser wilden Welt heraus und in ein Kloster begiebt.

Elisabeth. Schwester, du weißt nicht was du redst. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit brav und nicht etwa zum Duckmäuser wird, zu so einem Weislingen, der überall für einen vortrefflichen Mann gilt, und so treulos an deinem Bruder handelt.

Marie. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuschauer und kann billiger seyn.

Elisabeth. Er ist nicht zu entschuldigen.

Marie. Gar manches, was man von ihm spricht, hat mich für ihn eingenommen. Erzählte nicht selbst dein Mann so viel Liebes und Gutes von ihm? Wie glücklich war ihre Jugend, da sie zusammen als Edelknaben den Markgrafen bedienten!

Elisabeth. Das mag seyn! Nur sag, was kann der Mensch je Gutes gehabt haben, der sich von seinem besten, treusten Kameraden losstrennt, seine Dienste den Feinden eines edlen Freundes verkauft, und unsern trefflichen Kaiser, der uns so gnädig ist, mit falschen widrigen Vorstellungen einzunehmen sucht? (Man hört von fern eine muntre Melodie eines Blasinstruments.)

Carl. Der Vater! der Vater! — Der Thürmer bläst's Liedel: Heisa! mach's Thor auf.

Elisabeth. Da kommt er mit Beute.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Faud.

Faud. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Elisabeth. Alter, habt ihr den Weislingen?

Faud. Ihn und drei Reiter.

Elisabeth. Wie ging's zu, daß ihr so lange bliebt?

Faud. Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg. Er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus: er war seitwärts gezogen, und saß geruhig beim Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Manne feind haben.

Faud. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in den Haslacher Wald. Und da war's curios, wie wir so in der Nacht reiten, hütet just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packen weidlich an. Da lachte unser Herr und sagte: Glück zu, lieben Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freut' alle das gute Zeichen. Indem so kommt Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Marie. Das Herz zittert mir im Leibe.

Faud. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nestelten uns an ihn, als wären wir mit ihm zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte; und der Herr und Hans fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Nun, das wäre glücklich genug gerathen!

Faud. Ja, da half's eben nichts. Wir nahmen Weislingen die ritterlichen Zeichen ab, sein Schwert, den rechten Sporn und den rechten Handschuh. Und so war's gethan; da war er unser Gefangner.

Marie. Er wird niedergeschlagen seyn.

Faud. Finster genug sieht er aus.

Elisabeth. Ich bin recht neugierig ihn zu sehen. Kommen sie bald?

Marie. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Faud. Sie reiten eben das Thal herauf. Gleich sind sie hier.

Elisabeth. Ich will nur gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch alle seyn.

Faud. Rechtschaffen!

Elisabeth (zu Marien). Nimm die Kellerschlüssel und hole vom besten Wein; sie haben ihn verdient. (Ab.)

Carl. Ich will mit, Muhme.

Marie. Komm, Bursche. (Ab mit Carl.)

Faud. Der wird nicht sein Vater; sonst ging er mit in Stall.

Achter Auftritt.

Götz. Weislingen. Faud. Peter. Knechte.

Götz (Helm und Schwert abgebend). Schnallt mir den Harnisch auf und gebt mir mein Wamms! Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun! Bruder Martin, du sagtest recht! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen! (Weislingen schweigt.) Seyd guten Muths! Kommt, entwaffnet euch! Wo sind eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gangen seyn. — Ich könnt euch auch von meinen Kleidern borgen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Götz. Könnt euch ein hübsches, saubres Kleid geben; ist zwar nur leinen: mir ist's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herren des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich hatte ihm vierzehn Tage vorher zwei Schiffe auf dem Main niedergeworfen. Und ich gehe mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Heidelberg die Treppe hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein; da stand der Bischof, und gab Franzen die Hand, wie er vorbei ging, und gab sie mir auch, wie ich hintendrein kam. Ich lacht' in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und sagte: Der Bischof hat mir die Hand geben: ich wett, er hat mich nicht gekannt. Das hört der Bischof — denn ich redt laut mit Fleiß — und kam zu uns trotzig und sagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder! Und reicht sie ihm hin. Da wurd's Männlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zum Pfalzgrafen Ludwig und

dem Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollte, ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch, seyd aufgeräumt! Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werde sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen, und das übrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Tyrannen zu thun hättet, und sie euch im tiefsten Thurm an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte —

Neunter Auftritt.

Vorige. Carl. Knechte mit Kleidern.

(Weislingen entwaffnet sich.)

Carl. Guten Morgen, Vater!

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge! Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt, ich sey recht geschickt.

Götz. So!

Carl. Hast du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ei!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das seyn?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst du den Herrn von Berlichingen? (Carl sieht ihn starr an.

daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amneſtie, ſowohl im Reiche als im Hauſe und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünſche den Leſern und Sängern das Gedicht durch dieſe Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich anmuthende, altengliſche Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweiſ't, dieſe Darſtellung veranlaßt habe. Der Gegenſtand war mir ſehr lieb geworden, auf den Grad daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn ſchon der entworfene Plan theilweiſe ausgeführt war, doch, wie ſo manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer dieſen Gegenſtand, hebt die lyriſchen und dramatiſchen Punkte hervor und drängt die epiſchen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geiſtreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componiſten dürfte ſich ein ſolches Theaterſtück wohl gute Aufnahme verſprechen.

Götz vor sich.) Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthausen?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Wege und Furten, eh ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Vater! Heute haben wir weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen, ich bin gleich wieder bei euch. Ich muß meine Frau doch sehen. — Komm mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß ihn! bitt ihn, er soll lustig seyn!

Carl. Da, Mann, hast du eine Hand! sey lustig! das Essen ist bald fertig.

Weislingen (dem Kinde die Hand reichend). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang außen bleibt. Gott laß euch viele Freude am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Viel Licht, starker Schatten! — Doch soll mir alles willkommen seyn. Wollen sehen was es giebt. (Ab mit Carl.)

Zehnter Auftritt.

Weislingen (allein).

O daß ich aufwachte, und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt, von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, dessen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allem werden! Rückgeführt, Adelbert, in den Saal, wo wir als Buben unsere Jagd trieben, da du ihn liebtest, an ihm hingst wie an deiner Seele. Wer

kann ihm nahen und ihn hassen? Ach! ich bin so ganz nichts hier! — Glückselige Zeiten, ihr seyd vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin saß, da wir um ihn durch einander spielten und uns liebten wie die Engel, da wir hier in der Capelle neben einander knieten und beteten, und in keinem ernsten, keinem heitern Augenblick uns trennen konnten. Dieser Anblick regt jedes verklungene Gefühl auf, indeß ich zugleich meinen Fürsten, den Hof, die Stadt vor mir sehe, die meinen Unfall erfahren und lebhaften Theil daran nehmen. Wie seltsam drängt sich hier Gegenwart und Vergangenheit durch einander!

Eilfter Auftritt.

Götz. Weislingen. Ein Knecht mit Kanne und Becher.

Götz. Bis das Essen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, setzt euch, thut als wenn ihr zu Hause wärt. Denkt, ihr seyd wieder einmal beim Götz! Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lange keine Flasche mit einander ausgestochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten sind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beisammen schliefen und mit einander herumzogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch wie ich mit dem Polaken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ungefähr mit dem Aermel verwischte?

Weislingen. Es war bei Tische, und er stach nach euch mit dem Messer.

Götz. Den schlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit seinem Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammen, als gute, brave Jungens, dafür erkannte uns auch jedermann. (Schenkt ein und bringt's ihm.) Castor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so zutrank.

Weislingen. Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei so leutselig! Ich erinnere mich seiner, so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsere Eintracht lobte und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder seines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts Angenehmeres, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder so bedenke, wie wir Lieb's und Leid's zusammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, so sollt's unser ganzes Leben seyn! — War das nicht mein ganzer Trost, wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und du mein pflegtest, und mehr als Bruder für mich sorgtest? — ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand seyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hättest, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt es dir immer, wenn du dich mit den eitlen, garstigen Betteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, von der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gern hören: du wirst ein Spitzbube, sagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Götz. Wollte Gott, ich könnt's vergessen, oder es wäre anders. Bist du nicht eben so frei, so edel geboren, als einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan? Und du schmiegst dich unter Vasallen! — Was hast du von dem Bischof? weil er dein Nachbar ist? dich necken könnte? Sind dir nicht Arme gewachsen und Freunde beschert ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensüchtigen, neidischen Pfaffen.

Weislingen. Laßt mich reden!

Götz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leute und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die den fürstlichen Unterthanen auf allen Straßen anfallen, Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuern Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren: ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth auf Mittel zu denken, Deutschland zu beruhigen, die Staatsverhältnisse näher zu bestimmen, um einen

jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens genießen zu machen? Und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns in den Schutz der Mächtigen begeben, deren Hülfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst kaum beschützen kann?

Götz. Ja, ja! ich versteh! Weislingen, wären die Fürsten wie ihr sie schildert, wir hätten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! ich glaub's wohl, den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlseyn eines jeden! daß sie nur darum ein graues Haar auflege. Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möchte gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf, um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es sey auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen; und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinterher, und glorirren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Götz. Wenn euer Gewissen rein ist, so seyd ihr frei. — Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben eh, als die Luft jemand zu verdanken außer Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten als dem Kaiser. Da ziehen sie nun um mich herum, verschwärzen mich bei Ihro Majestät, bei hohen Freunden und meinen Nachbarn, und sinnen und schleichen mich zu übervortheilen. Aus dem Wege wollen sie mich haben, wie es auch wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatte ihn auf Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht was er sollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, bist ihr Werkzeug.

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explicationen: dabei betrügt man sich oder den andern, und meist beide. (Sie stehen abgewendet und entfernt.)

Zwölfter Auftritt.

Marie. Carl. Vorige.

Carl (zu Götz). Zu Tiſche, Vater, zu Tiſche!

Marie (zu Weislingen). Im Namen meiner Schweſter komme ich, euch zu begrüßen und euch einzuladen. (Zu beiden.) Wie ſteht ihr da? Wie ſchweigt ihr?

Carl. Habt ihr euch erzürnt? Nicht doch! Vater, das iſt dein Gaſt.

Marie. Guter Fremdling! das iſt dein Wirth. Laßt eine kindliche, laßt eine weibliche Stimme bei euch gelten!

Götz (zum Knaben). Bote des Friedens, du erinnerſt mich an meine Pflicht.

Weislingen. Wer könnte ſolch einem himmliſchen Winke widerſtehen!

Marie. Nähert euch, verſöhnt, verbündet euch! (Die Männer geben ſich die Hände. Marie ſteht zwiſchen beiden.) Einigkeit vortrefflicher Männer iſt wohlgeſinnter Frauen ſehnlichſter Wunſch.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Jarthausen. Zimmer.

Erster Auftritt.

Marie. Weislingen.

Marie. Ihr liebt mich, sagt ihr. Ich glaube es gern und hoffe mit euch glücklich zu seyn und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts als nur, daß ich ganz dein bin. (Will sie umarmen.)

Marie. Ich bitte euch, laßt mich! Dem Bräutigam zum Gottespfennig einen Kuß zu erlauben, mag wohl angehen; ich habe mich nicht geweigert: doch Küsse zu wiederholen geziemt nur dem Gatten.

Weislingen. Ihr seyd zu streng, Marie! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Marie. Hegt sie nur im stillen Herzen, damit sie rein bleibe!

Weislingen. O da wohnt sie auf ewig! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich dich verlassen soll!

Marie (zieht ihre Hand zurück). Ein bißchen eng, hoffe ich; denn ich weiß, wie's mir seyn wird. Aber ihr sollt fort!

Weislingen. Ja, meine Theuerste, und ich will. Denn ich fühle welche Seligkeiten ich mir durch dieses Opfer erwerbe. Gesegnet sey dein Bruder, und der Tag, an dem er auszog mich zu fangen.

Marie. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! sagt er beim Abschied; ich will sehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. So ist es geworden.

Marie. Zur allgemeinen Freude.

Weislingen. Wäre doch auch dem Aeußern schnell wie dem Innern geholfen! Wie sehr wünscht ich, die Verwaltung meiner Güter und ihr

Gedeihen nicht im Weltleben so versäumt zu haben. Du könntest gleich die Meine seyn. Um andrer willen hab ich Eigenes hintangesetzt.

Marie. Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Marie! ich muß sonst fürchten, du empfindest weniger stark als ich. Doch ich büße verdient! Und schwindet nicht alle Entsagung gegen diesen Himmel voll Aussichten! Ganz der Deine zu seyn, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwei Herzen einander gewähren! Ich habe viel gehofft und gewünscht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünschen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Euer Knab ist wieder da. Bring er was er wolle, Adelbert, ihr seyd frei! — Ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns seyn! Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu fassen (Er nimmt Marien's Hand) und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Götz. Darf ich ja für euch sagen?

Marie. Bestimmt meine Antwort nach dem Werthe seiner Verbindung mit euch.

Götz. Es ist ein Glück, daß unsere Vortheile dießmal mit einander gehen. Du brauchst nicht roth zu werden; deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände! Und so sprech ich Amen. — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schwester! du kannst mehr als Hanf spinnen; du hast auch einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln. — Du siehst nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, seh ich, und bin wie träumend. Ach! nun geht mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiserne Hand, und du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ich erschrak, und erwachte darüber. Ich hätte nur fortträumen sollen, da würde ich

gesehen haben, wie du mir eine neue, lebendige Hand ansetzest. — Ich muß meine Frau rufen. — Elisabeth!

Marie. Mein Bruder ist in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang streitig machen.

Götz. Du wirst anmuthig wohnen.

Marie. Franken ist ein gesegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl sagen, mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmuthigsten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main und allmählig hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloß gekrönt wird; dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen hin. Die Fenster des großen Saales gehen steil herab aufs Wasser, eine Aussicht viele Stunden weit.

Dritter Auftritt.

Vorige. Elisabeth.

Elisabeth. Was schafft ihr?

Götz. Du sollst deine Hand auch dazu geben und sagen: Gott segne euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth. So geschwind?

Götz. Aber nicht unvermuthet. Ja, Frauen, ihr könnt, ihr sollt alles wissen. Adelbert begiebt sich von allen Dingen zurück nach Bamberg.

Marie. Wieder nach Bamberg?

Götz. Ja, wir haben es überlegt; er braucht nichts hinterrücks zu thun. Offen und mit Ehren trennt er sich vom Bischof als ein freier Mann; denn manches Geschäft muß bei Seite, manches findet er zu besorgen für sich und andere.

Elisabeth. Und so seyd ihr denn ganz der Eurige wieder, ganz der Unsrige?

Weislingen. Für die Ewigkeit!

Elisabeth. Möget ihr euch immer so nach ihr sehnen, als da ihr um sie warbt! möget ihr so glücklich seyn, als ihr sie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! ich verlange kein Glück als unter diesem Titel.

Götz. Dann bereis't er seine Güter. Auch mit Fürsten und Herren

muß er neue Verbindungen anknüpfen. Alle, die mir zugethan ſind, empfangen ihn mit offnen Armen. Die ſchönſten Ländereien reißt er eigennützigen Verwaltern aus den Händen. Und — komm Schweſter — komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen, daß er ungeſtört vernehme, was ſein Knabe bringt.

Weislingen. Gewiß nichts, als was ihr hören dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. (Ab mit Eliſabethen und Marien.)

Vierter Auftritt.

Weislingen (allein).

Gott im Himmel! kennteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seligkeit bereiten! Es iſt zu viel für mein Herz! Wie ich von Menſchen abhing, die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz, du haſt mich mir ſelbſt wiedergegeben, und Marie, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will alle die läſtigen Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich! Hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu ſeyn.

Fünfter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz. Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße von Bamberg, daß ich nicht weiß wo anzufangen; vom Biſchof an bis zum Narren herunter grüßt euch der Hof, und vom Bürgermeiſter bis zum Nachtwächter die Stadt.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken beim Fürſten und überall, daß ich keine Worte finde.

Weislingen. Es wird nicht lange dauern.

Franz. So lange ihr lebt! und nach eurem Tod wird's heller blinken als die messingnen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß seine Fragen, geschäftig und geschwind, meine Antwort verhinderten. Die Sache wußt er schon: denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botschaft: aber er wollte alles wissen; er fragte so ängstlich, ob ihr nicht verfehrt wäret? Ich sagte: er ist ganz und heil, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Dabei rühmt ich, wie gut sich Götz gegen euch betrage und euch als Freund und Gast behandle. Darauf erwiedert er nichts und ich ward entlassen.

Weislingen. Was bringst du weiter?

Franz. Den andern Tag meldet ich mich beim Marschall und bat um Abfertigung. Da sagte er: Wir geben dir keinen Brief mit: denn wir trauen dem Götz nicht; der hat immer nur einen Schein von Biederkeit und Großmuth, und nebenher thut er was ihm beliebt und was ihm nutzt.

Weislingen. Wie schlecht sie ihn kennen!

Franz. Doch, fuhr er fort, ist es ganz gut, daß dein Herr ritterlich und freundlich gehalten ist. Sag ihm, er soll sich gedulden! wir wollen deste ungeduldiger an seine Befreiung denken; denn wir können ihn nicht entbehren.

Weislingen. Sie werden's lernen müssen.

Franz. Wie meint ihr?

Weislingen. Vieles hat sich verändert. Ich bin frei ohne Vertagung und Lösegeld.

Franz. Nun so kommt gleich!

Weislingen. Ich komme; aber lange werde ich nicht bleiben.

Franz. Nicht bleiben? Herr, wie soll ich das verstehen? Wenn ihr wüßtet, was ich weiß! wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe!

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg: ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Zweiter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben, als wenn ihr ſagtet, ich hab die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich, eine Linie ſolcher Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge ſogar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheidt.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemal, daß ich ſie ſah, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr ich fühlte in dem Augenblick, wie es den Heiligen bei himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam!

Franz. Abends, als ich mich vom Biſchof beurlaubte, ſaß ſie gegen ihm: ſie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen, und ſagte mir viel Gutes, davon ich nichts vernahm: denn ich ſah nur ſeine Nachbarin; ſie hatte ihr Auge aufs Brett geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner, lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König ſeyn mögen! Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du biſt gar drüber zum Dichter geworden!

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht: ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. Wie der Biſchof endigte und ich mich bückte, ſah ſie mich an und ſagte: Auch von mir einen Gruß unbekannterweiſe! Sag ihm, auch neue Freunde hoffen auf ſeine Zurückkunft; er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt: ich neigte mich. Alles hätte ich hingegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen. Wie ich ſo ſtand, warf der Biſchof einen Bauern herunter: ich fuhr darnach und berührte im

Aufheben den Saum ihres Kleides; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Weislingen. Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie ist schon vier Monat Wittwe. Um sich zu zerstreuen hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie einen ansieht, ist's als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen. Auf mich würde das nun wohl anders wirken.

Franz. Wie so? wäre denn wirklich wahr, was hier das Hausgesinde murmelt, ihr seyd mit Marien verlobt?

Weislingen. In diesen Augenblicken. Und so erfahre nur gleich alles! Ich habe dem Bischof entsagt; der Brief ist fort. Ich gebe Bamberg gute Nacht! Hier steigt mein Tag auf. Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele spricht aus den blauen Augen, und klar, wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Packe zusammen! Erst kurze Zeit an Hof, dann auf mein Schloß! In Bamberg möcht ich nicht bleiben, und wenn Sanct Veit in Person mich zurückhielte. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz (allein).

Er komme nur erst, bleiben wird er schon. Marie ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, wenn er sich in sie verliebt; in ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. Aber um dich, Adelheid, ist Leben, Feuer und Muth. Ich würde — ich bin ein Narr! — Dazu machte mich ein Blick von ihr. O wenn ich nur erst die Thürme von Bamberg sehe, nur erst in den Schloßhof hinein reite! Dort wohnt sie, dort werd ich sie treffen! und da gaff ich mich wieder gescheidt oder völlig rasend! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Saal in Jarthausen.

Hans von Selbitz und Carl.

Carl. Wie meld ich euch meiner Mutter, edler Herr!

Selbitz. Sag ihr, Hans von Selbitz grüße sie.

Carl. Hans? — Wie war es?

Selbitz. Hans mit Einem Bein, Hans ohne Sorgen, wie du willst.

Carl. Das sind lustige Namen. Du bist willkommen. (Ab.)

Selbitz (allein). Sieht's doch hier im Hause noch völlig wie vor zehen Jahren: da hängen die Büchsen, da stehen die Truhen, da liegen die Teppiche. Bei mir sieht's leerer aus; da will nichts halten, als was man täglich braucht, und das kaum!

Achter Auftritt.

Selbitz. Elisabeth.

Elisabeth. Willkommen, Selbitz! Wir sahen euch lange nicht bei uns.

Selbitz. Desto öfter sah mich euer Gemahl an seiner Seite im Felde. Nun kündigt er den Nürnbergern Fehde an; das ist recht: denn sie sind's, die den Bambergern seinen Buben verrathen haben, und seht, da bin ich schon bereit ein Gänglein mit ihm zu wagen.

Elisabeth. Ich weiß, mein Mann schickte Georgen nach euch aus.

Selbitz. Ein wackrer Junge! den sah ich zum erstenmal.

Elisabeth. Traf er euch zu Hause?

Selbitz. Nicht eben; ich war sonst bei guten Kameraden.

Elisabeth. Kam er mit euch hierher?

Selbitz. Er ritt weiter.

Elisabeth. So legt doch den Mantel ab.

Selbitz. Laßt mir ihn noch ein wenig!

Elisabeth. Warum das? friert's euch?

Selbitz. Gewissermaßen.

Eliſabeth. Einen Ritter in der Stube?

Selbitz. Ich habe ſo eine Art von Fieber.

Eliſabeth. Das ſieht man euch nicht an.

Selbitz. Deßwegen bedeck' ich's eben.

Eliſabeth. Das Fieber?

Selbitz. Euch freilich ſollt ich's nicht verhehlen.

Eliſabeth. Ohne Umſtände!

Selbitz (der den Mantel zurückſchlägt, und ſich im Wamms ohne Aermel zeigt). Seht, ſo bin ich ausgeplündert!

Eliſabeth. Ei, ei! einen ſo tapfern Ehrenmann bis aufs letzte Wamms, wer vermochte das?

Selbitz. Ein Kleeblatt verwünſchter Ritter; ich habe ſie aber auch vor Verdruß gleich in den Sack geſteckt.

Eliſabeth. Figürlich doch?

Selbitz. Nein! hier in der Taſche klappern ſie.

Eliſabeth. Ohne Räthſel!

Selbitz. Da ſeht die Auflöſung! (Er tritt an den Tiſch, und wirft einen Buſch Würfel auf.)

Eliſabeth. Würfel! Das geht alſo noch immer ſo fort?

Selbitz. Wie der Faden einmal geſponnen iſt, wird er gewebt und verwoben; da iſt nun weiter nichts mehr dran zu ändern.

Eliſabeth. Ihr habt auch gar zu loſes Garn auf eurer Spule.

Selbitz. Sollte man nicht ſchludern? Seht nur, liebe, traute Frau, da ſitz ich vorgeſtern im bloßen Wamms, kraue mir den alten Kopf und verwünſche die viereckten Schelme da. Gleich tritt Georg herein und lädt mich im Namen ſeines Herrn. Da ſpring ich auf, den Mantel um und fort! Nun wirr's gleich wieder Kleid, Geld und Kette geben.

Eliſabeth. Indeſſen aber?

Selbitz. Credit findet ſich auch wohl wieder. Eine Anweiſung auf den Bürgermeiſter zu Nürnberg iſt nicht zu verachten.

Eliſabeth. Auch ohne die ſtehen euch Kiſten und Kaſten offen. Bei uns iſt mancherlei Verrath.

Selbitz. Vorſorgliche Hausfrau!

Eliſabeth. Um nicht nachzuſorgen! Was braucht ihr denn?

Selbitz. Ungefähr ſo viel als ein Kind, das auf die Welt kommt; nahezu alles.

Eliſabeth. Steht zu Dienſten; darum iſt's da.

Selbitz. Nicht umſonſt! Wir laſſens ſchätzen, und vom erſten was ich auf die Nürnberger gewinne, habt ihr eure Bezahlung.

Eliſabeth. Nicht doch! unter Freunden —

Selbitz. Ein Ritter darf nichts geſchenkt nehmen; er muß es verdienen: ſogar den ſchönſten Sold, den Minneſold, muß er oft allzuſchwer verdienen.

Eliſabeth. Ich kann mit euch nicht markten.

Selbitz. Nun, ſo fecht ich im Wamms.

Eliſabeth. Poſſen!

Selbitz. Wißt ihr was, wir ſpielen um die Ausſtattung: gewinne ich ſie, ſo ſeyd ihr drum; iſt mir das Glück zuwider, nun, ſo wird's im Felde beſſer gehen, und dann laßt mich gewähren! Jetzt kommt her!

Eliſabeth. Ein Ritter nimmt nichts geſchenkt, und eine Hausfrau würfelt nicht.

Selbitz. Nun ſo wollen wir wetten. Das geht doch.

Eliſabeth. Eine Wette? Nun gut! ſo ſchlagt ſie vor!

Selbitz. Hört mich an. Wenn wir auf unſerm Zuge nicht gleich Anfangs einen recht hübſchen Fang thun, wenn uns nicht nachher durch Verrätherei, oder Verſehen, oder ſonſt eine Albernheit ein Hauptſtreich mißlingt, wenn nicht einer von uns was ans Bein kriegt, wobei ich nur wünſche, daß es mein hölzernes treffe, wenn ſich nicht gleich Fürſten und Herren drein legen, daß die Händel verglichen werden, wenn man uns nicht deßhalb auf ein halb Dutzend Tagefahrten herumzieht, und wenn wir zuletzt nicht viel reicher nach Hauſe kehren, als wir jetzt ausreiten, ſo will ich verloren haben.

Eliſabeth. Ihr kennt euer Handwerk gut genug.

Selbitz. Um es mit Luſt zu treiben. Auf alle Fälle denk ich mich bei dieſer Gelegenheit herauszumuſtern, daß es eine Weile hinreicht.

Eliſabeth. Schwerlich, wenn ihr eure Feinde immer an der Seite habt.

Selbitz. Die ſind völlig wie unſre Rittergenoſſen: heute Feind, morgen Freund, und übermorgen ganz gleichgültig.

Eliſabeth. Da kommt mein Herr.

Neunter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Gott grüß euch, Selbitz! Das heißt ein bereiter Freund, ein wackrer, schneller Reitersmann.

Selbitz. Meine Leichtigkeit müßt ihr eigentlich loben; denn seht, da ich ein hölzern Bein habe, das mich ein wenig unbeholfen macht, so nehm ich dagegen desto weniger Gepäck zu mir. Nicht wahr, Traute?

Elisabeth. Wohlgethan! Das Nöthige findet sich überall.

Selbitz. Aber nicht überall Freunde, die es hergeben.

Elisabeth. Verzieht nur einen Augenblick! Ich lege euch so viel zurecht als ihr braucht, um vor den Nürnbergern mit Ehren zu erscheinen. (Ab.)

Selbitz. Nehmt ihr euren Georg mit? Das ist ein wackrer Junge.

Götz. Wohl! ich hab ihn unterwegs beschieden. Jetzt ist er zu Weislingen.

Selbitz. Mit dem seyd ihr wieder versöhnt: das hat mich recht gefreut. Es ging freilich ein wenig geschwind, daß ich's nicht ganz begreifen konnte.

Götz. Ganz natürlich war's doch! Zu ihm war mir die Neigung angeboren, wie aus Einfluß der Planeten; mit ihm verlebt ich meine Jugend, und als er sich von mir entfernte, mir schadete, konnt ich ihn nicht hassen. Aber es war mir ein unbequemes Gefühl. Sein Bild, sein Name stand mir überall im Wege. Ich hatte eine Hälfte verloren, die ich wieder suchte. Besser mochte es ihm auch nicht gehen; denn bald, als wir uns wiedersahen, stellte sich das alte Verhältniß her, und nun ist's gut: ich bin zufrieden, und mein Thun geht wieder aus dem Ganzen.

Selbitz. Welchen Vorschub wird er euch leisten bei dieser Fehde gegen die Nürnberger und künftig?

Götz. Seine Freundschaft, seine Gunst ist schon bedeutend, wenn er mir nur nicht schadet, meine Freunde fördert, meinen Feinden nicht beisteht. Er wird sich ruhig halten, sich in meine Händel nicht mischen; die wollen wir beide, von wackeren Knechten unterstützt, schon ausfechten.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Fand.

Göz. Nun ſieh da! Wieder zurück, alter Getreuer? Haſt du Leute gefunden? Haſt du genugſam angeworben?

Fand. Nach Wunſch und Befehl. Sechs Reiſige, zehn Fußknechte, die liegen in den Dörfern umher, daß es kein Aufſehen gebe; ſechs Neulinge bring ich mit, die einen erſten Verſuch wagen wollen. Ihr müßt ſie bewaffnen; zuſchlagen werden ſie ſchon. Und nun zu Pferde! denn zugleich nebſt der Mannſchaft bring ich die Nachricht, daß die Nürnberger Kaufleute ſchon zur Frankfurter Meſſe ziehen.

Selbitz. Die haben ſich zeitig aufgemacht.

Göz. Sollten ſie was gemerkt haben?

Fand. Gewiß nicht; ſie ziehen ſchwach geleitet.

Göz. Auf denn, zur Waarenſchau!

Selbitz.

Von ihrem Tand begehr ich nichts:
Doch wirklich würde mir behagen
Ein goldner Kettenſchmuck
Herab bis auf den Magen;
Den hab' ich lange nicht getragen.

(Alle ab)

Eilfter Auftritt.

Wald

Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Lagern wir uns hier, indeſſen die Wagen dort unten vorbeiziehen!

Zweiter Kaufmann. Gebt den Koberl Ihr ſollt mich wieder einmal rühmen, wie ich für kalte Küche geſorgt habe.

Erſter Kaufmann. Noch nie bin ich ſo getroſt nach Frankfurt auf die Meſſe gezogen. Dießmal habe ich nur Tand und Spielzeug mit. So lange die Kinder nicht ausſterben, hat mancher Verleger bequem zu leben.

Zweiter Kaufmann. Ich habe für die Weiber geſorgt. Auch die ſind gute Kunden. (Sie machen Anſtalt ſich zu lagern.)

Erſter Kaufmann. Sieh dort unten, ſieh! Was iſt das? Heiliger Gott! Reiter aus dem Walde! Gerad auf die Wagen los.

Zweiter Kaufmann. Wir ſind verloren! Ritter und Reiter! Sie halten den Zug an. Hinunter! Hinunter!

Erſter Kaufmann. Ich nicht.

Alle. Weh uns!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Georg, im Hintergrunde.

Georg. Mein Herr muß nicht weit ſeyn; hier erfahr ich es vielleicht. Hört Kameraden!

Erſter Kaufmann. Ach Gott, auch von der Seite! Da ſind wir nicht zu retten.

Zweiter Kaufmann. Das iſt wohl ein anderer! Der gehört nicht dazu. Der hilft uns. Sprich ihn an.

Erſter Kaufmann. Was ſchafft ihr, edler Herr?

Georg. Nicht edler Herr, wohl aber ehrlicher Knabe. Wie ſteht's hier? Habt ihr keine Ritter und Reiter geſehen?

Erſter Kaufmann. Wohl! da blickt nur hinab. Dort halten ſie den Zug an, dort ſchlagen ſie die Fuhrleute. Schon müſſen die erſten vom Weg ablenken. O ihr ſchönen Waaren, ihr bunten Pfeifen und Trompeten, ihr allerliebſten Pferdchen und Raſſeln, ihr werdet am Main nicht feil geboten werden. Helft uns, beſter junger Mann! Habt ihr niemand bei euch? Wenn ihr ſie nur irre machtet, nur einen Augenblick Aufſchub! Giebt's denn keine Kriegsliſt?

Georg. Es geht nicht! Ich kann euch nicht helfen, bin zu wenig gegen ſo viele.

Zweiter Kaufmann. Lieber Junge! Herzensjunge! ſo deck uns nur den Rücken, daß ſie uns nicht nachkommen! Wir wollen in die nächſten Dörfer, und Sturm läuten; wir wollen die ganze Landſchaft gegen das Raubgeſindel aufregen. (Die Kaufleute ſind im Begriff hinwegzueilen.)

Georg (zieht). Halt! Keiner mucke von der Stelle! Wer ſich

rührt, iſt des Todes. Das iſt mein Herr, Götz von Berlichingen, der euch züchtigt.

Alle. O weh, der Götz!

Georg. Ja, der Götz, an dem ihr ſo übel handelt, dem ihr einen guten wackern Knaben an die Bamberger verriethet: in deſſen Hand ſeyd ihr. Da ſeh ich ihn kommen.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Götz. Faud. Knechte.

Götz (zu den Knechten). Durchſucht hier den Wald! hier müſſen ſich die Kaufleute verbergen. Sie waren von den Wagen abgegangen, die Fußſteige. Daß keiner entrinnt und uns im Lande unzeitige Händel macht!

Georg (hinzutretend). Ich hab euch ſchon vorgearbeitet. Hier ſind ſie.

Götz. Braver Junge! Tauſendmal willkommen! Du allein? Bewacht ſie genau! Aufs genaueſte! (Faud und Knechte mit den Kaufleuten ab.) Nun ſprich, guter Georg! Was bringſt du? Was macht Weislingen? Wie ſieht es auf ſeiner Burg aus? Biſt du glücklich hin und wieder gelangt? Sprich, erzähle!

Georg. Wie ſoll ich es recht faſſen? Ich bringe keine glückliche Botſchaft.

Götz. Wie ſo?

Georg. Hört mich an! Ich that, wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern gegen den Main zu.

Götz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hintendrein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine große Sprünge machen. Aber Weislingen fand ich nicht auf ſeinem Schloſſe.

Götz. So iſt er länger am Hof geblieben, als er Anfangs Willens war.

Georg. Leider! Und als ich es erfuhr, gleich in die Stadt.

Götz. Das war zu kühn!

Georg. Ich hoff euch noch beſſer zu bedienen. Nun hört ich im

Wirthshause, Weislingen und der Bischof setzen ausgesöhnt. Man sprach viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Gespräche!

Georg. Hört nur! Ich drängte mich ins Schloß, sah ihn, wie er die Frau zur Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön! Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen; er nickte mit dem Kopf und sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei und das Volk murmelte: Ein schönes Paar!

Götz. Das ist nicht gut.

Georg. Das Schlimmere folgt. Nachher paßt ich wieder auf: endlich sah ich ihn kommen: er war allein mit einem Knaben. Ich stand unten an der Treppe und sagte zu ihm: Ein paar Worte von eurem Berlichingen! Er ward bestürzt; ich sah das Geständniß seines Lasters auf seinem Gesicht; er hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reiterbjungen.

Götz. Erzähle du, und laß mich richten.

Georg. Du bist Bambergisch? sagte er. Ich bring euch einen Gruß vom Götz, sagt ich, und soll fragen — Komm an mein Zimmer! sagt er, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehen, lange, lange. Und die seidenen Buben begucken mich von vorne und hinten. Ich dachte: Guckt ihr! — Endlich führte man mich hinein. Da bracht ich Gruß und Anliegen und merkte wohl, daß ich nicht gelegen kam. Da wollt er mich mit leeren Worten abspeisen: weil ich aber wohl wußte, worauf es ankam, und Verdacht hatte, so ließ ich ihn nicht los. Da that er feindlich böse, wie einer der kein Herz hat, und es nicht will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihn ein Reiterbjunge zur Rede setzen sollte. Das verdroß mich. Da fuhr ich heraus und sagte, es gäbe nur zweierlei Leute, Brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, und schwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging, ihr hättet ihn übereilt; er sey euch keine Pflicht schuldig und wolle mit euch nichts zu thun haben.

Götz. Hast du das aus seinem Munde?

Georg. Das, und noch mehr. Er drohte mir —

Götz. Genug! — Das sollte mir also begegnen!

Georg. Faßt euch, guter Herr! wir wollen auch ohne ihn schon zurecht kommen.

Götz. Wie beschämt stehen wir da, wenn man uns das Wort bricht! Daß wir dem Heiligsten vertrauten, erscheint nun als täppischer Blödsinn: jener hat Recht, der uns verrieth; er ist nun der Kluge, der Gewandte; ihn lobt, ihn ehrt die Welt; er hat sich aus der Schlinge gezogen, und wir stehen lächerlich da und beschauen den leeren Knoten.

Georg. Kommt, Herr, zu den Wagen, daß ich den glücklichen Fang sehe.

Götz. Die ziehen ruhig dahin; dieser Fang ist geglückt: aber jene Beute, die schönere, wünschenswerthere, sie ist verloren, das Herz eines alten Freundes. Ich hielt es nur einen Augenblick wieder in Händen.

Georg. Vergeßt ihn! Er war vor- und nachher eurer nicht werth.

Götz. Nein, vergessen will ich ihn nicht, nicht vergessen diesen schändlichen Wortbruch. Mit Versprechen und Handschlag, mit Eid und Pflicht soll mich niemand mehr ankornen. Wer in meiner Gewalt ist, soll's fühlen. So lange ich ihn fest halte, soll er leiden. Das schwerste Lösegeld soll ihn erst spät befreien.

Lud (hinter der Scene). Haltet! haltet!

Götz. Was giebt's?

Lud (hervortretend). Verzeiht uns, Herr! Bestraft uns! Ein paar Nürnberger sind entwischt.

Götz. Nach! geschwind nach! Die Verräther!

Georg. Geschwind! Sie drehten Sturm zu läuten!

Götz. Die übrigen haltet fest. Sogleich sollen sie gebunden werden, scharf gebunden. Laßt sie niederknieen in einen Kreis, wie arme Sünder, deren Haupt vom Schwerte fallen soll, und wartet auf mein Geheiß!

Georg. Bedenkt, bester Herr, —

Götz. Richtet meinen Befehl aus!

(Georg ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Götz, nachher Georg.

Götz. An ihrer Todesangst will ich mich weiden, ihre Furcht will ich verspotten. O daß ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf! — Und wie, Götz, bist du auf einmal so verändert? Haben fremde Fehler,

fremde Laster auf dich solch einen Einfluß, daß du dem ritterlichen Wesen entsagst, und gemeiner Grausamkeit fröhnest? Verwandelst du schon deine Waffenbrüder in Schergen, die schmerzlich binden, durch Herabwürdigung des Missethäters den Tod verkündigen? In einer solchen Schule soll dein wackrer Georg heranwachsen? — Mögen die hinziehen, die nicht mehr schaden können, die schon durch den Verlust ihrer Güter genugsam gestraft sind! (Er macht einige Schritte.) Aber, Marie, warum trittst du so vor mich, blickst mich mit deinen holden Augen an, und scheinst nach deinem Bräutigam zu fragen? Vor dir muß ich zur Erde niedersehen; dich hat mein übereiltes Zutrauen unglücklich gemacht, unglücklich auf zeitlebens. Ach, und in diesem Augenblicke weißt du noch nicht, was bevorsteht, nicht was schon geschehen ist. Hinausblickst du vom hohen Erker nach der Straße, erwartest deinen Bruder, und spähst, ob er nicht vielleicht den Bräutigam herbeiführe. Ich werde kommen, doch er wird ausbleiben — wird ausbleiben, — bis ich ihn heranschleppe wider seinen Willen, und gefesselt, wenn ich ihn anders erreichen kann. Und so sey's abgeschlossen! Ermanne dich, Götz, und denk an deine Pflicht!

Georg (mit einem Schmucktäschen). Laßt nun den Scherz vorbei seyn! sie sind geschreckt genug. Weiter wolltet ihr doch nichts. Ihr sagtet ja so oft, Gefangene müsse man nie mißhandeln.

Götz. Ja, guter Junge, so ist es! Geh und binde sie los! Bewache sie bis Sonnenuntergang! dann laß sie laufen und zieh uns nach!

Georg. Da ist einer drunter, ein hübscher junger Mann. Wie sie ihn binden wollten, zog er das Kästchen aus dem Busen, und sagte: Nimm das für mein Lösegeld! es ist ein Schmuck, den ich meiner Braut zur Messe bringe.

Götz. Seiner Braut?

Georg. So sagte der Bursche. Schon fünf Messen dauert unsre Bekanntschaft; sie ist eines reichen Mannes Tochter; dießmal hofft ich getraut zu werden. Nimm den Schmuck! es ist das Schönste, was Nürnberger Goldschmiede machen können; auch die Steine sind von Werth. Nimm und laß mich entwischen!

Götz. Hast du ihn fort gelassen?

Georg. Gott bewahre! Ich ließ ihn binden; ihr hattet's befohlen. Euch aber bringe ich den Schmuck; der mag wohl zur Beute gehören. Für den Burschen aber bitt ich und für die andern.

Götz. Laß ſehen!

Georg. Hier!

Götz (den Schmuck beſchauend). Marie! dießmal komme ich nicht in Verſuchung, dir ihn zu deinem Feſte zu bringen. Doch du gute, edle Seele würdeſt dich ſelbſt in deinem Unglück eines fremden Glückes herzlich erfreuen. In deine Seele will ich handeln! — Nimm, Georg! Gieb dem Burſchen den Schmuck wieder! Seiner Braut ſoll er ihn bringen, und einen Gruß vom Götz dazu! (Wie Georg das Käſtchen anfaßt, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Luſtgarten zu Augsburg.

Erſter Auftritt.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. So ſehen wir doch bei dieſer Gelegenheit den Reichstag zu Augsburg, Kaiſerliche Majeſtät und die größten Fürſten des heiligen römiſchen Reichs beiſammen.

Zweiter Kaufmann. Ich wollte, wir hätten unſre Waaren wieder, und ich thät ein Gelübde, niemals ein höheres Haupt anzuſehen, als unſern Bürgermeiſter zu Nürnberg.

Erſter Kaufmann. Die Sitzung war heute ſchnell geendigt; der Kaiſer iſt in den Garten gegangen. Hier wollen wir ſtehen; denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer iſt bei ihm?

Erſter Kaufmann. Der Biſchof von Bamberg und Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Gerade recht! das ſind Freunde der Ordnung und Ruhe.

Erſter Kaufmann. Wir thun einen Fußfall, und ich rede.

Zweiter Kaufmann. Wohl! Da kommen ſie.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus; das iſt ein übler Umſtand!

Zweiter Auftritt.

Der Kaiſer. Biſchof von Bamberg. Weislingen. Gefolge. Vorige, an der Seite.

Weislingen. Euer Majeſtät haben die Sitzung unmuthig verlaſſen.

Kaiſer. Ja, wenn ich ſitzen ſoll, ſo muß etwas ausgemacht werden,

daß man wieder nachher wandern und reisen kann. Bin ich hieher gekommen, um mir die Hindernisse vorerzählen zu lassen, die ich kenne? Sie wegzuschaffen, davon ist die Rede.

Kaufleute (treten vor und werfen sich vem Kaiser zu Füßen). Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster! —

Kaiser. Wer seyd ihr? Was giebt's? Steht auf!

Erster Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unsrer dreißig, die auf die Frankfurter Messe zogen, niedergeworfen, beraubt und äußerst mißhandelt. Wir bitten Eure Kaiserliche Majestät um Hülfe und Beistand; sonst sind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unser Brod zu betteln.

Kaiser. Heiliger Gott! heiliger Gott! was ist das? Der eine hat nur Eine Hand, der andere nur Ein Bein; wenn sie denn erst zwei Hände hätten und zwei Beine, was wolltet ihr dann thun?

Erster Kaufmann. Wir bitten Eure Majestät unterthänigst, auf unsre bedrängten Umstände mitleidig herabzuschauen.

Kaiser. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, soll man das ganze Reich aufnahmen, und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserliche Majestät und dem Reiche viel gelegen ist, daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und andres betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen!

Weislingen (zu den Kaufleuten, die sich betrübt zurückziehen und auf seine Seite kommen). Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht, und verweilt einige Tage hier!

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (Ab.)

Kaiser. Immer kleine Händel, die den Tag und das Leben wegnehmen, ohne daß was Rechts gethan wird. Jeder Krämer will geholfen haben, indeß gegen den grimmigen Feind des Reichs und der Christenheit niemand sich regen will.

Weislingen. Wer möchte gerne nach außen wirken, so lange er im Innern beträngt ist? Ließen sich die Empfindlichkeiten des Augenblicks mildern, so würde sich bald zeigen, daß übereinstimmende Gesinnungen durch alle Gemüther walten und hinreichende Kräfte vorhanden sind.

Kaiser Glaubt ihr?

Bischof. Es käme nur darauf an, sich zu verständigen. Mit nichten

ist es ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt: Franken und Schwaben allein glimmt noch in den Resten eines innerlichen, verderblichen Bürgerkrieges; und auch da sind viele der Edlen und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen hochfahrenden Sickingen, diesen unstäten Selbitz, diesen Berlichingen auf die Seite geschafft, die übrigen Fehdeglieder würden bald zerfallen: denn nur jene sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser. Im Grunde lauter tapfre, edle Männer, oft nur durch Bedrängungen aufgehetzt. Man muß sie schonen, sich ihrer versichern, und ging es endlich gegen den Türken, ihre Kräfte zum Vortheil des Vaterlandes benutzen.

Bischof. Möchten sie doch von jeher gelernt haben einer höhern Pflicht zu gehorchen. Denn sollte man den abtrünnigen Aufrührer durch Zutrauen und Ehrenstellen belohnen? Eben diese Kaiserliche Milde und Gnade mißbrauchten sie bisher so ungeheuer: darin findet ihr Anhang seine Sicherheit, daher nährt er seine Hoffnungen, und wird nicht eher zu bändigen seyn, als bis man sie vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen jede Aussicht auf die Zukunft abgeschnitten hat.

Kaiser. Milde muß vorangehen, eh Strenge sich würdig zeigen kann.

Weislingen. Nur durch Strenge wird jener Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen seyn. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigenen sich auflehnen, gegen die hergebrachte Oberherrschaft rechten, und wohlerworbene Befugnisse zu schmälern drohen? Welche gefährliche Folgen sind nicht zu erwarten! Nun aber geben die Klagen der Nürnberger Kaufleute wohl Anlaß, gegen Berlichingen und Selbitz zu verfahren.

Kaiser. Das läßt sich hören. Doch wünschte ich, daß ihnen kein Leid geschehe.

Weislingen. Man würde suchen sie gefangen zu nehmen; sie müßten Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus dem Bann zu gehen.

Kaiser. Verhielten sie sich alsdann gesetzlich, so könnte man sie wieder zu zweckmäßiger Thätigkeit ehrenvoll anstellen.

Bischof. Wir alle wünschen sehnlichst, daß die Zeit bald erscheinen möge, wo Euer Majestät Gnade über alle leuchten kann.

Kaiſer. Mit den ernſtlichen Geſinnungen, die innere Ruhe Deutſchlands, koſt es was es wolle, baldigſt herzuſtellen, will ich die morgende Seſſion eröffnen.

Weislingen. Ein freudiger Zuruf wird Euer Majeſtät das Ende der Rede erſparen, und Hülfe gegen den Türken wird ſich als unmittelbare Folge ſo weiſer, väterlicher Vorkehrungen zeigen. (Der Kaiſer, Biſchof und Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz (der gegen den Schluß des vorigen Auftritts ſich im Grunde ſehen laſſen, und Weislingen zurückhält). Gnädiger Herr!

Weislingen (ſich umkehrend). Was bringſt du?

Franz. Adelheid verlangt, euch zu ſprechen.

Weislingen. Gleich jetzt?

Franz. Sie verreiſ't noch dieſen Abend.

Weislingen. Wohin?

Franz. Ich weiß nicht. — Hier iſt ſie ſchon. (Für ſich.) O wer ſie begleiten dürfte! Ich ging mit ihr durch Waſſer und Feuer und bis ans Ende der Welt. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Weislingen. Adelheid.

Weislingen. So eilig, ſchöne Dame? Was treibt euch ſo ſchnell aus der Stadt? aus dem Getümmel, wohin ihr euch ſo lebhaft ſehntet? von einem Freunde weg, dem ihr unentbehrlich ſeyd?

Adelheid. In ſo großen Familien giebt's immer etwas zu ſchlichten. Da will eine Heirath zurückgehen, an der mir viel gelegen iſt. Ein junges, armes Mädchen wehrt ſich einen alten reichen Mann zu nehmen. Ich muß ihr begreiflich machen, welch ein Glück auf ſie wartet.

Weislingen. Um fremder Verbindungen willen verſpäteſt du die unſrige.

Adelheid. Deſto heitrer, freier werde ich zu dir zurückkehren.

Weislingen. Wärst du denn auch zufrieden seyn, wenn wir auf Selbitz und Berlichingen losgehen?

Adelheid. Du bist zum Küssen!

Weislingen. Alles will ich in Bewegung setzen, daß Execution gegen sie erkannt werde. Diese Namen gereichen uns zum Vorwurf! Ganz Deutschland unterhält sich vom Götz, und seine Verstümmelung macht ihn nur merkwürdiger. Die eiserne Hand ist ein Wahrzeichen, ein Wunderzeichen. Mährchen von Verwegenheit, Gewalt, Glück werden mit Lust erzählt, und ihm wird allein zugeschrieben, was hundert andere gethan haben. Selbst kühne Verbrechen erscheinen der Menge preiswürdig. Ja es fehlt nicht viel, so gilt er für einen Zauberer, der an mehreren Orten zugleich wirkt und trifft. Wo man hinhorcht, hört man seinen Namen.

Adelheid. Und das ist lästig! Einen Namen, den man oft hören soll, muß man lieben oder hassen; gleichgültig kann man nicht bleiben.

Weislingen. Bald soll des Reichs Banner gegen ihn wehen. Dabei nur bin ich verlegen einen tüchtigen Ritter zu finden, den man zum Hauptmann setzte.

Adelheid. Oh! Gewiß meinen Oheim, den Edlen von Wanzenau.

Weislingen. Warum nicht gar! den alten Träumer, den unfähigen Schleppsack?

Adelheid. Man muß ihm einen jungen, raschen Ritter zugeben! Zum Beispiel seiner Schwester Stiefsohn, den feurigen Werdenhagen.

Weislingen. Den Unbesonnenen, Tollkühnen? Dadurch wird die Sache um nichts besser.

Adelheid. Seht euch nur nach recht wackerm Kriegsvolk um, die tüchtig zuschlagen.

Weislingen. Und unter solchen Führern bald zu viel bald zu wenig thun.

Adelheid. Da gebt ihnen noch einen klugen Mann mit.

Weislingen. Das wären drei Hauptleute für Einen. Hast du den Klugen nicht auch schon ausgefunden?

Adelheid. Warum nicht? Den von Plinzkopf.

Weislingen. Den schmeichlerischen Schelmen? Tückisch ist er, nicht klug; feig, nicht vorsichtig.

Adelheid. Im Leben muß man's so genau nicht nehmen; das gilt doch eins fürs andere.

Weislingen. Zum Scheine, nicht bei der That. Die Stellen würden ſchlecht beſetzt ſeyn.

Adelheid. Die Stellen ſind um der Menſchen willen da. Was wüßte man von Stellen, wenn es keine Menſchen gäbe?

Weislingen. Und unſre Verwandten ſind die ächten Menſchen?

Adelheid. Ein jeder denkt an die Seinigen.

Weislingen. Heißt es nicht auch für die Seinigen ſorgen, wenn man fürs Vaterland beſorgt iſt?

Adelheid. Ich verehre deine höhern Anſichten, muß aber um Verzeihung bitten, wenn ich dich für die Zeit meines Wegſeyns noch mit kleinen Aufträgen beſchwere.

Weislingen. Sage nur! ich will gedenken.

Adelheid. Der genannten drei Ritter zur Expedition gegen Berlichingen gedenkſt du.

Weislingen. Gedenke ich, aber nicht gern. Es wird zu überlegen ſeyn.

Adelheid. Du mußt mir's zu Liebe thun; da iſt's bald überlegt. Laß mich nicht mit Schimpf beſtehen! Mein Oheim verzeiht mir's nie.

Weislingen. Du ſollſt weiter davon hören.

Adelheid. Carln von Altenſtein, den Knaben des Grafen von Schwarzburg, möcht ich noch zum Ritter geſchlagen wiſſen, eh der Reichstag auseinandergeht.

Weislingen. Wohl!

Adelheid. Das Kloſter Sanct Emmeran wünſcht einige Befreiungen. Das iſt beim Kanzler wohl zu machen.

Weislingen. Wird ſich thun laſſen.

Adelheid. Am Heſſiſchen Hofe iſt das Schenkenamt erledigt, am Pfälziſchen die Truchſeſſenſtelle. Jene, nicht wahr? unſerm Freund Braunau, dieſe dem guten Mirſing.

Weislingen. Den letzten kenne ich kaum.

Adelheid. Deſto beſſer kannſt du ihn empfehlen. Ja, dieſe Freude machſt du mir gewiß, um ſo mehr, als ſeine Mitwerber, die Rothenhagen und Altwyl, meine Feinde ſind, wo nicht öffentlich, doch im Stillen. Das Vergnügen unſern Widerſachern zu ſchaden iſt ſo groß, ja noch größer, als die Freude den Freunden zu nützen. Vergiß nur nichts.

Weislingen. Wie werd ich das alles im Gedächtniß behalten!

Adelheid. Ich will einen Staren abrichten, der dir die Namen immer wiederholen und „Bitte! bitte!“ hinzufügen ſoll.

Weislingen. Kann er deinen Ton erhaſchen, ſo iſt freilich alles gewährt und gethan. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Adelheid. Franz, der ſeinem Herrn zu folgen über das Theater geht.

Adelheid. Höre, Franz!

Franz. Gnädige Frau?

Adelheid. Kannſt du mir nicht einen Staren verſchaffen?

Franz. Wie meint ihr das?

Adelheid. Einen ordentlichen gelehrigen Staren.

Franz. Welch ein Auftrag! Ihr denkt euch etwas anders dabei.

Adelheid. Oder willſt du ſelbſt mein Star werden? Du lernſt doch wohl geſchwinder ein als ein Vogel?

Franz. Ihr wollt mich ſelbſt lehren?

Adelheid. Ich hätte wohl Luſt dich abzurichten.

Franz. Zieht mich nach eurer Hand! Befehlt über mich!

Adelheid. Wir wollen einen Verſuch machen.

Franz. Jetzt gleich?

Adelheid. Auf der Stelle.

Franz. Nehmt mich mit!

Adelheid. Das ginge nun nicht.

Franz. Was ihr wollt, geht auch. Laßt mich nicht hier

Adelheid. Eben hier ſollſt du mir dienen.

Franz. In eurer Abweſenheit?

Adelheid. Haſt du ein gut Gedächtniß?

Franz. Für eure Worte. Ich weiß noch jede Sylbe, die ihr mir das erſtemal in Bamberg ſagtet; ich höre noch den Ton, ſehe noch euren Blick. Er war ſanfter als der, mit dem ihr mich jetzt anſeht.

Adelheid. Nun höre, Franz!

Franz. Nun ſeht ihr ſchon milder aus.

Adelheid. Merke dir einige Namen.

Franz. Welche?

Adelheid. Den Ritter Wanzenau.

Inhalt.

Sonette.

Seite

Mächtiges Ueberraſchen 3
Freundliches Begegnen 3
Kurz und gut 4
Das Mädchen ſpricht 4
Wachsthum 5
Reiſezehrung 6
Abſchied 7
Die Liebende ſchreibt 7
Die Liebende abermals 8
Sie kann nicht enden 9
Nemeſis 10
Chriſtgeſchenk 10
Warnung 11
Die Zweifelnden 12
Mädchen und Dichter 13
Epoche 13
Charade 14
. 15

Vermiſchte Gedichte.

Deutſcher Parnaß 17
Gellert's Monument von Oeſer 19
Ilmenau, am 3. Septbr. 1783 27
Drei Oden an Verſch. 1767 28
Elyſium. An Uranien 35
Pilgers Morgenlied. An Lila 39
Mahomet's Geſang 41
Geſang der Geiſter über den Waſſern 43
Meine Göttin 45
Harzreiſe im Winter 46
An Schwager Kronos 49
Wanderers Sturmlied 53
Seefahrt 54
Adler und Taube 58
. 60

Franz. Gut.

Adelheid. Den jungen Werdenhagen.

Franz. Er soll nicht vergessen werden.

Adelheid. Den Hessischen Schenken.

Franz. Mit Becher und Credenzteller immer gegenwärtig.

Adelheid. Den Pfälzischen Truchsessen.

Franz. Ich seh ihn immer verschneiden.

Adelheid. Das Kloster Sanct Emmeran.

Franz. Mit dem Abt und allen Mönchen.

Adelheid. Den schönen von Altenstein.

Franz. Der ist mir ohnehin immer im Wege.

Adelheid. Hast du alle gemerkt?

Franz. Alle.

Adelheid. Du sollst sie meinem Gemahl wiederholen.

Franz. Recht gern! Daß er ihrer gedenke!

Adelheid. Mach es auf eine artige Weise!

Franz. Das will ich versuchen.

Adelheid. Auf eine heitere Weise, daß er gern daran denke.

Franz. Nach Möglichkeit.

Adelheid. Franz!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Da fällt mir was ein.

Franz. Befehlt!

Adelheid. Du siehst oft so nachdenklich —

Franz. Fragt nicht, gnädige Frau!

Adelheid. Ich frage nicht, ich sage nur. Unter der Menge in dich gekehrt, bei der nächsten Umgebung zerstreut —

Franz. Vergebt!

Adelheid. Ich tadle nicht; denn sieh —

Franz. O Gott!

Adelheid. Ich halte dich für einen Poeten.

Franz. Spottet ihr mein wie andere?

Adelheid. Du machst doch Verse?

Franz. Manchmal.

Adelheid. Nun, da könntest du die Namen in Reime bringen und sie dem Herrn vorsagen.

Franz. Ich will's versuchen.

Adelheid. Und immer zum Schluß mußt du „Bitte! bitte!" hinzufügen.

Franz. Bitte! bitte!

Adelheid. Ja! aber dringender; recht aus dem Herzen.

Franz (mit Nachdruck). Bitte! bitte!

Adelheid. Das ist schon besser.

Franz (ihre Hand ergreifend, mit Leidenschaft). Bitte! bitte!

Adelheid (zurücktretend). Sehr gut! nur haben die Hände nichts dabei zu thun. Das sind Unarten, die du dir abgewöhnen mußt.

Franz. Ich Unglücklicher!

Adelheid (sich ihm nähernd). Einen kleinen Verweis mußt du so hoch nicht aufnehmen. Man straft die Kinder, die man liebt.

Franz. Ihr liebt mich also?

Adelheid. Ich könnte dich als Kind lieben; nun wirst du mir aber so groß und ungestüm. — Das mag nun seyn! Lebe wohl, gedenk an die Reime, und besonders üben mußt du dich, sie recht schön vorzutragen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz (allein).

Die Namen in Reime zu bringen, sie dem Herrn vorsagen? O ich unglücklicher, ungeschickter Knabe! Aus dem Stegreif die Reime zu machen, wie leicht war das! und wie erlaubt, ihr selbst vorzusagen was ich sonst nicht zu lallen wagte. O, Gelegenheit! Gelegenheit! wann kommst du mir wieder! Zum Beispiel ich durfte nur anfangen:

Beim alten Herrn von Wanzenau
Gedenk ich meiner gnäd'gen Frau;
Beim Marschall, Truchseß, Kämmrer, Schenken,
Muß ich der lieben Frau gedenken.
Seh ich den schönen Altenstein,
So fällt sie mir schon wieder ein.
Lobt sie den tapfern Werdenhagen,
Ich möchte gleich mit ihm mich schlagen.

Die ganze Welt, ich weiß nicht wie,
Weist immer mich zurück auf sie.
O wie beseligst du mich ganz,
Nennst du mich einmal deinen Franz,
Und fesselst mich an deine Tritte!
O schöne Gnäd'ge, bitte, bitte! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Jarthausen. Saal.

Sickingen und Götz.

Götz. Euer Antrag überrascht mich, theuerster Sickingen. Laßt mich nur erst wieder zur Besinnung gelangen.

Sickingen. Ja, Götz! ich bin hier, deine edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wünscht ich, du wärst eher gekommen. Warum sollt ich's verhehlen? Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagte sie ihm zu. Ich hab ihn losgelassen den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth das Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden!

Götz. Sie sitzt, das arme Mädchen, und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie singen machen.

Götz. Wie? entschließt ihr euch eine Verlassene zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu seyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehen, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! — ich bleibe darauf, sie soll Königin von meinen Schlössern werden.

Götz. Ich sage euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr!

Götz. Und soll ich mich nicht verwundern, daß ihr, der ihr so weit umher schaut, eure Blicke nicht nach einer reichen Erbin wendet, die euch Land und Leute zubrächte, anstatt daß ich euch mit Marien nicht viel mehr als sie selbst übergeben kann?

Sickingen. Eine Frau suche ich für meine Burgen und Gärten. In meinen Weitern, an meinen Teichen hoffe ich sie zu finden; dort soll sie sich ein eigenes Reich bereiten. Im Kriegsfelde, bei Hofe, will ich allein stehen; da mag ich nichts Weibliches neben mir wissen, das mir angehört.

Götz. Der ächte Rittersinn! (Nach der Thüre schauend.) Was giebt's? Da kommt ja Selbitz.

Achter Auftritt.

Selbitz. Die Vorigen.

Götz. Woher so eilig, alter Freund?

Selbitz. Laßt mich zu Athem kommen!

Götz. Was bringt ihr?

Selbitz. Schlechte Nachrichten. Da verließen wir uns auf des Kaisers geheime Gunst, von der man uns so manches vorschmeichelte. Nun haben wir die Bescherung!

Götz. Sagt an!

Selbitz. Der Kaiser hat Execution gegen euch verordnet, die euer Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde vorschneiden soll.

Sickingen. Erst wollen wir von ihren Gliedern etwas auftischen.

Götz. Execution? In die Acht erklärt?

Selbitz. Nicht anders.

Götz. So wäre ich denn ausgestoßen und ausgeschlossen wie Ketzer, Mörder und Verräther!

Sickingen. Ihr wißt, Götz, das sind Rechtsformeln, die nicht viel zu bedeuten haben, wenn man sich tapfer wehrt.

Selbitz. Verlogne Leute stecken dahinter, Mißgönner mit Butz, Neid und Praktika.

Götz. Es war zu erwarten, ich hab es erwartet, und doch überrascht's mich.

Sickingen. Beruhigt euch!

Götz. Ich bin ſchon ruhig, indem ich die Mittel überdenke, ihren Plan zu vereiteln.

Sickingen. Gerade zur gelegenen Zeit bin ich hier, euch mit Rath und That beizuſtehen.

Götz. Nein, Sickingen! Entfernt euch lieber! Nehmt ſelbſt euren Antrag zurück! Verbindet euch nicht mit einem Geächteten!

Sickingen. Von dem Bedrängten werde ich mich nicht abwenden. Kommt zu den Frauen! Man freit nicht beſſer und ſchneller als zu Zeiten des Kriegs und der Gefahr.

Selbitz. Iſt ſo etwas im Werke? Glück zu!

Götz. Nur unter Einer Bedingung kann ich einwilligen. Ihr müßt euch öffentlich von mir abſondern. Welltet ihr euch für mich erklären, ſo würdet ihr zu ſehr ungelegener Zeit des Reichs Feind werden.

Sickingen. Darüber läßt ſich ſprechen.

Götz. Nein, es muß zum voraus entſchieden ſeyn. Auch werdet ihr mir weit mehr nutzen, wenn ihr euch meiner enthaltet. Der Kaiſer liebt und achtet euch. Das Schlimmſte, was mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden. Dann braucht euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide ſtürzen könnte!

Sickingen. Doch kann ich ein zwanzig Reiter heimlich zu euch ſtoßen laſſen.

Götz. Das nehm ich an. Georg ſoll gleich in die Nachbarſchaft, wo meine Söldner liegen, derbe, wackre, tüchtige Kerls. Die deinigen ſollen ſich nicht ſchämen zu ihnen zu ſtoßen.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſeyn.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg du! Das ſind lauter Miethlinge. Und ferner kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. Man ſchreibt ihnen dieß und jenes vor; ich weiß ſchon, wie das geht. Sie ſollen nach dem Zettel reiten, indeſſen wir die Augen aufthun, und ſelbſt ſehen was zu ſchaffen ſey.

Sickingen. Nur fort, ohne Zögern bei den Frauen unſer Wort anzubringen!

Götz. Recht gern.

Selbitz. Nun laßt mich den Kuppelpelz verdienen.

Götz. Wer iſt der Mann, der mit euch in den Vorſaal kam?

Selbitz. Ich kenne ihn nicht. Ein ſtattlicher Mann, mit lebhaftem Blick: er ſchloß ſich an, als er hörte, wir ritten zu euch.

Götz. Voraus zu den Frauen! Ich folge.

Neunter Auftritt.

Götz. Lerſe.

Götz. Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt. Das iſt nicht viel; doch alles was es iſt, biet ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd willkommen, doppelt willkommen; ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen!

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem wackern Manne bekannt macht.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt; aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich euer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich's.

Lerſe. Wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern begegnetet?

Götz. Richtig. Anfangs hielt ich ſie nur für zwölfe und theilte meinen Haufen, es waren unſrer ſechzehn; ich hielt am Dorfe hinter der Scheuer, inwillens, ſie ſollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredet hatte.

Lerſe. Aber wir ſahen euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Als wir ſahen, ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah ich erſt, daß ich in die Kohlen geſchlagen hatte.

fünfundzwanzig gegen achte! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchseß durchstach mir einen Knecht; dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Haufens übel gewahrt gewesen.

Lerse. Der Knecht, von dem ihr saget —

Göz. Es war der bravste, den ich gesehen habe: er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätte ihn von mir gebracht, wollt mit andern zu schaffen haben, war er wieder an mir und schlug feindlich zu; er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hatte.

Lerse. Habt ihr's ihm verziehen?

Göz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun so hoffe ich, daß ihr mit mir zufrieden-seyn werdet, ich habe mein Probestück an euch selbst abgelegt.

Göz. Bist du's? O willkommen! willkommen! Kannst du sagen, Maximilian, du hast unter deinen Dienern einen so geworben?

Lerse. Mich wundert, daß ihr nicht eher auf mich gefallen seyd.

Göz. Wie sollte mir einkommen, daß der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das feindlichste mich zu überwältigen trachtete.

Lerse. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch stießen, freut ich mich. Euren Namen kannt ich, da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr fahrt, es war nicht Furcht; denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt euch kennen, und von Stund an beschloß ich euch einmal zu dienen.

Göz. Auf wie lange verpflichtet ihr euch?

Lerse. Auf ein Jahr, ohne Entgelt.

Göz. Nein, ihr sollt gehalten werden wie ein andrer und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte. (Beide ab.)

Zehnter Auftritt.

Von einer Anhöhe Aussicht auf eine weite fruchtbare Gegend, hinten an der Seite eine verfallene Warte, übrigens Wald, Busch und Felsen.

Zigeunermutter und Knabe.

Knabe. Mutter! Mutter! Warum so eilig durch die Dörfer durch? an den Gärten vorbei? Mich hungert, habe nichts geschossen.

Mutter. Sieh dich um, ob die Schwester kommt? Lerne hungern und dursten! Sey Tag und Nacht, im Regen, Schnee und Sonnenschein behend und munter!

Knabe. Die Schwester dort!

Mutter. Das gute Kind! das kühne Mädchen! Da steigt sie schon mit munterm Schritt und glühendem Blick den Hügel herauf.

Tochter. Keine Furcht, Mutter! Die Fähnlein, die im Felde ziehen, sind nicht gegen uns, nicht gegen den Vater, den braunen Vater.

Mutter. Gegen wen denn?

Tochter. Gegen den Rittersmann, den Götz, den wackern Götz. Der Kaiser ächtet solch edles Haupt. Das sagt ich aus; weissag es nun den Begegnenden.

Mutter. Sind ihrer viel?

Tochter. Sie theilten sich. Zusammen hab ich sie nicht gesehen.

Mutter. Hinüber du in des Vaters Revier, daß er alles wisse, der Mann der Brust, der Mann der Faust! Geschwind hinüber und säume nicht! (Tochter ab.)

Knabe. Sie kommen schon.

Mutter. Hier drücke dich ans Gemäuer her, an des alten Gewölbes erwünschten Schutz. (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vortrab. Erbann Hauptmann. Werdenhagen. Blinzkopf. Fähnlein. Dann Zigeunerin und Knabe.

Hauptmann. Nun diese Höhe wäre endlich erstiegen; es ist uns aber auch einigermaßen sauer geworden.

Blinzkopf. Dafür laßt's euch belieben und verweilt hier in Ruhe. Werdenhagen zeigt sich stracks dem Feinde und sucht ihn aus der Burg zu locken. (Werdenhagen ab mit einem Trupp.) Ich will nun auch an meinen Posten zum Hinterhalt.

Hauptmann. Verzieht noch ein wenig, bis ich eingerichtet bin! Mir kann's niemand so ganz recht machen, als ihr, mein Wertheſter.

Blinzkopf. Wir kennen unsre Pflicht, erst eure Diener, dann Soldaten.

Hauptmann. Wo habt ihr mein Zelt aufgeschlagen?

Blinzkopf. Zunächst hierbei am Walde, hinter einem Felsen, recht im Schauer.

Hauptmann. Ist mein Bettsack abgepackt?

Blinzkopf. Gewiß, Herr Hauptmann.

Hauptmann. Auch meine Feldstühle?

Blinzkopf. Gleichfalls.

Hauptmann. Der Teppich?

Blinzkopf. So eben wird er herabgenommen.

Hauptmann. Laßt ihn gleich hier aufbreiten. (Es geschieht.) Gebt einen Stuhl! (Setzt sich.) Noch einige Stühle! (Sie werden gebracht.) Nun wünscht ich auch mein Luftgezelt.

Blinzkopf. Sogleich. Darauf sind wir schon eingerichtet.

Hauptmann (indem eine Art Baldachin über ihn aufgestellt ist). So recht! Es ist gar zu gemein und unbehaglich, auf rauhem Boden und unter freiem Himmel zu sitzen. Wie sieht es mit dem Flaschenkeller aus?

Blinzkopf. Ist ganz gefüllt und steht hier.

Hauptmann. Einen Tisch. Nun ist's bald recht. Ich mache mir's gern gleich wöhnlich, wenn ich so irgendwo ankomme.

Blinzkopf. Darf ich mich nun beurlauben?

Hauptmann. Ich entlaß euch nicht gern.

Blinzkopf. Ich muß fort. Zum Hinterhalt braucht's Klugheit und Geduld. Die hat nicht jeder. (Ab.)

Hauptmann. Jetzt die Würfel her! Und sagt den Junkern, sobald das Lager geschlagen ist, sollen sie sich einstellen.

Zigeunerknabe (der sich indessen mit seltsamen Geberden genähert hat, fällt vor dem Hauptmann auf die Kniee). Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster! —

Hauptmann. Potz Blaufeuer! das Kind hält mich für den Kaiser! Ich muß doch recht majestätisch aussehen. Stehe auf, Kind! Mutter, bedeut es, daß ich der Kaiser nicht bin. Mir könnt es zur Ungnade gereichen, wenn man erführe, daß ich solche Ehrenbezeigungen angenommen.

Mutter. Habt ihr nicht des Kaisers Brief bei euch? habt ihr nicht Auftrag vom Kaiser?

Hauptmann. Wie weiß das euer Kind?

Mutter. Es ist ein Sonntagskind; es kann's euch ansehen.

Hauptmann. Und wie?

Mutter. Wer vom Kaiser einen Auftrag hat, den sieht es mit einem Schein um den Kopf.

Hauptmann. Ist's wahr, mein Kind? siehst du einen Schein um mein graues Haupt?

Knabe (sich in einer Art von Tanz drehend) Einen lichten Schein, einen milden Schein: er strahlet hell, der güldne Schein: er färbt sich roth, der wilde Schein. (Schreit und läuft fort.)

Hauptmann. Was hast du gutes Kind? Bleib! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Knabe (in der Ferne.) Ihr seht so fürchterlich aus, so kriegerisch, so siegerisch. Fliehen muß man, zittern und fliehen! (Schreit und entfernt sich.)

Hauptmann. Nun so wollt ich, daß alle meine Feinde Sonntagskinder wären! Nicht nur große Thaten, Wunderthaten wollt ich thun.

Reisiger. Dort unten gehen die Händel schon los! sie sind einander in den Haaren.

Hauptmann. O wer doch jetzt dort unten wäre! Ich fühle mich einen ganz andern Mann, seitdem ich weiß, daß ich einen Schein um den Kopf habe.

Reisiger. Das Gefecht wird immer stärker; man sieht's am Staube.

Hauptmann. Der Hinterhalt ist gewiß zur rechten Zeit hervorgebrochen. Ich muß doch mit Augen sehen, wie es zugeht. (Er setzt sich langsam in Bewegung.)

Reisiger. Waffnet euch! Rüstet euch! Der Feind ist auf der Höhe.

Hauptmann. Der Feind? Ihr spaßt! Woher käme denn der?

Reisiger. In allem Ernst.

Hauptmann. Ist ihn denn niemand gewahr worden?

Reisiger. Aus den Felsenschluchten steigen sie mit Macht herauf; sie rufen: Sanct Georg und sein Segen! Sanct Georg und sein Degen! Ein Jüngling zieht vor ihnen her, gerüstet und geschmückt wie Sanct Georg selbst. Eure Leute fliehen schon um den Hügel herum. Seht nur hin!

Hauptmann. Rüstet euch! Kommt! Rüstet euch! Schnell! Haltet Stand, bis wir in Ordnung sind! Oh! wenn's doch lauter Sonntagskinder wären! (Ab.)

Seite

Prometheus 62
Ganymed 64
Grängen der Menſchheit 65
Das Göttliche 67
Königlich Gebet 69
Menſchengefühl 69
Lili's Park 70
Liebebedürfniß 74
An ſeine Sprödе 75
Anliegen 76
Die Muſageten 76
Morgenklagen 78
Der Beſuch 80
Maaliſches Neß 82
Der Becher 84
Nachtgedanken 85
An Lida 85
Nur ewig 86
Zwiſchen beiden Welten 86
Aus einem Stammbuch von 1603 87
Dem aufgehenden Vollmonde 87
Der Bräutigam 88
Dornburg, Septbr. 1828 89
Und wenn mich am Tage die Ferne ꝛc. 89
Um Mitternacht 90
Bei Betrachtung von Schiller's Schädel 90
Aus den Leiden des jungen Werther 92
Trilogie der Leidenſchaft:
An Werther 92
Elegie 94
Ausſöhnung 99
Verſöhnen, Geſpräch 100
Immer und Ueberall 101
April 102
Mai 103
Juni 104
Frühling übers Jahr 106
St. Martinuch's Vorabend 107
Im Vorübergehn 107
Pfingſten 109
Gegenſeitig 109
Freibeuter 110
Der neue Copernicus 111
So iſt der Held der mir gefällt 112
Ungeduld 113
Mit den Wanderjahren 113
Wanderlied 113
Lied der Auswanderer 114

Zwölfter Auftritt.

Georg. Einige Knechte. Faud. Reichstruppen.

(Die Reichstruppen fliehen.)

Georg (mit einer Fahne). Sie fliehen ohne sich umzusehen. Welch ein Schrecken überfiel sie! Das kam von Gott! (Knechte kommen und packen auf.)

Faud. Glück zum Probestück! Das ist gut gelungen! gleich eine Fahne! Du glücklicher Fant! Treibe nur das Volk zusammen! das belädt sich schon. — Macht euch auf, ihr alten Beine! Ich bin doch noch eher beim Herrn, als die Saumrosse da. (Ab.)

Georg. Belastet euch nicht mit Beute! das bleibt am Ende doch unser, wenn wir brav sind. Ihr könnt's nicht lassen? Nun, so versteckt's nur geschwind in die Felsenschluchten, und dann gleich wieder hinab zu Götzen ins Gefecht! (Knechte räumen meist alles weg.)

Zigeunerknabe. Schöner Knabe! Frommer Knabe, willst du hören künftige Dinge? hören, was den schönen frommen Knaben erwartet?

Georg. Fromm bin ich! deßwegen mag ich aus deinem Munde von der Zukunft nichts hören. — Hinunter ins Gefecht mit dem Ehrenzeichen unsrer Vorarbeit.

Zigeunerknabe. Schöner Knabe! Frommer Knabe! Deine Hand! Ich sage dir die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Georg. Hinweg du Kobold! Frevelhafte Lügenbrut! Ich vertrau auf Gott; was der mir beschieden hat, wird mir werden. Ich bete zu meinem Heiligen; der wird mich stärken und schützen. Sanct Georg und sein Segen! Sanct Georg und sein Degen! (Ab.)

Knechte (wegschleppend). Sanct Georg und sein Segen!

Zigeunerknabe. Da liegt noch viel; und manches liegt verzettelt an dem Hügel her.

Mutter. Zusammen was du fassen kannst, und immer ins Gewölb hinein! (Knabe sammelt und verbirgt's.) Das Gefecht zieht sich am Hügel her. Sie bringen einen Verwundeten herauf. (Verbergen sich.)

Dreizehnter Auftritt.

Selbitz verwundet, getragen von Knechten, begleitet von Faud.

Selbitz. Legt mich hieher! weit habt ihr mich geschleppt. Faud, ich dank dir für das Geleit. Nun zurück zu deinem Herrn, zurück zu Götzen.

Faud. Laßt mich hier! Drunten bin ich unnütz; sie haben meinen alten Knochen dergestalt zugesetzt, daß ich wie gemörselt bin, kaum tauglich zum Krankenwärter.

Selbitz. Nun denn ihr Gesunden, fort mit euch! ins Gefecht mit euch! (Knechte ab.) O wer doch wüßte, wie's dort unten zugeht!

Faud. Geduld! Auf der Mauer, da sieht man sich weit um. (Er steigt hinauf.)

Selbitz. Hier sitzen wir nun, vielleicht um nicht wieder aufzustehen. Das muß ein Reitersmann jeden Tag erwarten, und wenn's kommt, will's einem doch nicht gefallen.

Faud (oben). Ach, Herr!

Selbitz. Was siehst du?

Faud. Eure Reiter fliehen ins weite Feld.

Selbitz. Höllische Schurken! ich wollte sie stünden, und ich hätte eine Kugel vor den Kopf. Siehst du Götzen!

Faud. Die drei schwarzen Federn seh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimme, braver Schwimmer! Ich bin leider an den Strand geworfen.

Faud. Ein weißer Federbusch. Wer ist das?

Selbitz. Jost von Werdenhagen.

Faud. Götz drängt sich an ihn. — Ban! Er stürzt!

Selbitz. Jost?

Faud. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! wohl! der Kühnste und Derbste unter allen!

Faud. Weh! weh! Götzen seh ich nicht mehr.

Selbitz. So stirb, Selbitz!

Faud. Ein fürchterlich Gedränge, wo er stand. Georgs blauer Federbusch verschwindet auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehst du Lersen nicht?

Haud. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr! komm! Wie halten sich Sickingens Reiter?

Haud. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. — Noch einer! Ein ganzer Trupp! Götz ist hin!

Selbitz. Komm herab!

Haud. Wohl! wohl! Ich sehe Götzen! Ich sehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Haud. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehen.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Haud. Die Fahne mitten drinn, Götz hintendrein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Hand voll Menschen um ihn herum. Georg mit des Hauptmanns Fahne seh ich auch.

Selbitz. Und die Flüchtigen?

Haud. Zerstreuen sich überall. Hier läuft ein Trupp am Hügel hin, ein anderer zieht sich herauf, gerad hieher. O weh! bester Herr, wie wird es euch ergehen!

Selbitz. Komm herunter und zieh! Mein Schwert ist schon heraus. Auch sitzend und liegend will ich ihnen zu schaffen machen.

Vierzehnter Auftritt.

Blinzkopf. Ein Trupp Reichsknechte. Vorige.

Blinzkopf (fliehend). Geschwind! geschwind! Rettet eure Haut! Alles ist auseinandergesprengt. Salvirt dem Kaiser ein paar tüchtige Leute für die Zukunft! (Sich umsehend). Was! Was ist das? Da liegt einer; ich kenn ihn, es ist Selbitz. Er ist verwundet. Fort mit ihm! Auf der Retirade noch ein glücklicher Fang!

Haud (der herunter gesprungen ist und sich mit bloßem Schwert vor Selbitz stellt). Erst mich!

Blinzkopf (der sich zurückzieht). Freilich sollst du voraus. (Die Knechte kämpfen, die Menge übermannt und entwaffnet Haud und schleppt ihn fort, indem er sich ungeberdig wehrt.) Nun diesen Lahmen aufgepackt!

Selbitz (indem er ihn mit dem Schwerte trifft). Nicht so eilig!

Blinzhopf (in einiger Entfernung) Wir sollen wohl noch erst complimentiren?

Selbitz. Ich will euch die Ceremonien schon lehren. (Anfall der Knechte.)

Blinzhopf (zu den Knechten) Nur ohne Umstände! (Sie fassen ihn an.)

Fünfzehnter Auftritt.

Lerse. Vorige. Zuletzt **Faud.**

Lerse. Auf mich! hieher! auf mich! Das ist eure Tapferkeit, ein halb Dutzend über Einen! (Er springt unter sie und fällt nach allen Seiten.)

Selbitz. Braver Schmied! Der führt einen guten Hammer! (Blinzhopf entfernt sich.)

Lerse (indem er einen nach dem andern erlegt, und den letzten in die Flucht treibt). Das nimm dir hin! — Und das wird dir wohl bekommen. Tummle nur! du fällst doch. — Du bist wohl werth, daß ich noch einen Streich an dich wende. — Bleibe doch! ich kann dich nicht weglassen. Der ist mir entgangen; es muß doch einer ansagen, wie sie empfangen worden sind.

Selbitz. Ich danke dir! gieb mir deine Hand! Dacht ich doch wahrlich, ich wäre wieder jung und stünd auf meinen zwei Beinen.

Faud (kommend). Da bin ich auch wieder mit dem schönsten Schwerte. Seht nur die Beute!

Lerse. Götz zieht herauf.

Sechzehnter Auftritt.

Götz. Georg. Ein Trupp. Vorige.

Selbitz. Glück zu, Götz! Sieg! Sieg!

Götz. Theuer! theuer! Du bist verwundet, Selbitz.

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie bist du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's. Und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Lersen dank ich's. Ich warf den Werdenhagen vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb sich zu

mir und sprang ab; ich wie der Blitz auf seinen Gaul; wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt, und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun staken wir, bis Franz sich zu uns hereinschlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Schuften, die ich führte, sollten von außen hineinmähen, bis sich unsere Sensen begegnet hätten; aber sie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es floh Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hieltest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Werdenhagens Fall half mir sie schütteln und sie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Werdenhagen ist euch entwischt?

Götz. Sie hatten ihn gerettet.

Selbitz. Und Lerse rettete mich. Sieh nur, was er für Arbeit gemacht hat!

Götz. Diese wären wir los. Glück zu, Lerse, Glück zu, Faud, und meines Georg erste wackre That sey gesegnet! Kommt, Kinder, kommt! macht eine Bahre von Aesten. Selbitz, du kannst nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß! Sie sind zerstreut, die Unsrigen auch. Wer weiß, was wir wieder zusammenbringen!

(Gruppe in Bewegung.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Jarthausen. Kurzes Zimmer.

Erster Auftritt.

Marie. Sickingen.

Sickingen. Du siehst, meine Hoffnungen sind eingetroffen: Götz kehrt siegreich zurück, und du wirst deinen geliebten Bruder, für den du so ängstlich sorgtest, bald wieder vor dir sehen.

Marie. Er hat sich für einen Augenblick Luft gemacht; wie wenig heißt das gegen die Uebel, die ihn bedrohen!

Sickingen. Ueber den Augenblick geht unsre Thätigkeit nicht hinaus, selbst wenn unsre Plane weit in der Ferne liegen. Laß auch uns das Glück der schönen Stunde nicht versäumen, die mich dir zuführt, die dich zu der Meinigen machen soll.

Marie. Auch bei diesem deinem edlen Erbieten wächst meine Sorge, meine Verlegenheit! Willst du dich an uns anschließen, wo du weder Macht noch Glück findest? Was treibt dich, einer fremden Unbekannten die Hand zu reichen?

Sickingen. Du bist mir weder fremd noch unbekannt. — Deinem Bruder vertrau ich schon lange, und du bist von frühen Zeiten meine Liebe. Lächle nur! staune nur! Ich will es dir erklären. Vielleicht erinnerst du dich kaum, daß du mit deiner Mutter auf dem Reichstag zu Speyer warst. Dort gab es viele Feste, Bankette und Tänze. An einem schönen Tage tratst du mit deiner Mutter die Stufen herunter in den großen, kühlen, gesellschaftreichen Gartensaal, wo zu mancherlei Tanzmusik Trompeten und Pauken erklangen. Mein Oheim ging euch entgegen und reichte deiner stattlichen Mutter die Hand, um sich mit ihr an den Reihen anzuschließen; ich reichte sie dir, dem sanften, liebenswürdigen

Kinde. Du warst neu in dieser Welt, und du bewegtest dich darin mit unschuldiger Freiheit, mit himmlischer Anmuth. Damals, als du mit deinen blauen Augen zu mir heraufschautest, fühlte ich den Wunsch, dich zu besitzen. Lange war ich von dir getrennt; jener Wunsch blieb lebendig, so wie jenes Bild, wie der Eindruck jenes Blickes. — Eigentlich komme ich nur zurück —

Zweiter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Das wäre so weit gut abgelaufen.

Sickingen. Glück zu!

Marie. Tausendmal willkommen!

Götz. Nun aber vor allen Dingen in die Capelle.

Marie. Wie meinst du?

Götz. Ich hoffe, daß ihr einig seyd.

Sickingen. Wir sind's.

Götz. Nur geschwind, daß ihr auch eins werdet. Ich habe bei meinem Zuge auf alles gedacht, und auch einen Caplan mit hereingeführt. Kommt! kommt! Die Thore sind geschlossen, wie sich's ziemt. Weibern, Pfaffen und Schreibern muß man zu ihren Hanthierungen eine sichere Stätte verschaffen.

Marie. Hört! sagt, wie steht es überhaupt mit euch, mit euern Leuten?

Götz. Das sollst du nachher vernehmen! — Jetzt vor den Altar, und da, im Angesichte Gottes, fromme Wünsche für dich und deinen Gatten! das übrige wird sich geben. (Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Saal mit Waffen, im Grunde eine Capellthüre.

Lerse und **Georg**, mit Fahnen. Eine Reihe **Gewappneter** an der rechten Seite.

Georg. Das ist auch lustig, daß wir gleich zum Kirchgange aufziehen.

Lerse. Und daß diese Fahnen gleich ein Brautpaar salutiren.

Georg. Ich höre zwar das Läuten recht gern, aber dießmal wollt ich, es wäre vorbei, damit wir auskundschafteten, wie es draußen steht.

Lerse. Nicht sonderlich steht's! Das weiß ich ohne Kundschaft.

Georg. Freilich! die Unsern sind zersprengt und der andern sind viele, die sich schon eher wieder zusammenfinden.

Lerse. Das thut uns nichts. Wenn sich so ein paar Männer wie Sickingen und Berlichingen verbinden, wissen sie schon warum. Gieb Acht, Sickingen führt unserm Herrn hinreichende Mannschaft zu. So überlegt ich's und so wird's werden.

Georg. Ganz recht. Nur getrost und munter! und gelegentlich wacker zugeschlagen. Die Ritter mögen sorgen! Dafür befehlen sie uns ja.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Chorknaben. Ein Priester. Götz mit **Sickingen. Elisabeth** mit **Marie. Einige Frauen** und **Männer** von den Hausgenossen.

Sie ziehen mit Gesang ums Theater. Die Wache salutirt mit Piken und Fahnen. Der Zug geht in die Capelle, der Gesang dauert fort.

Georg (indem er seine Fahne abgiebt). Ich schließe mich auch an. So etwas Feierliches hab ich gar zu gern.

Der Gesang endet.

Fünfter Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Götz. Wie sieht es aus, Lerse? Die Mannschaft mag sich nun auf die Mauern vertheilen.

Lerse. Erlaubt ihr, so rüsten sie sich noch besser. Das giebt mehr Zutrauen.

Götz. Nehmt von den Harnischen, Pickelhauben und Helmen, was ihr wollt. (Die Knechte rüsten sich auf beiden Seiten. Der Zug kommt aus der Capelle und zieht durch sie durch. Erst die Hausgenossen, dann die Chorknaben, dann der Priester. Indessen spricht Götz mit Lerse.) Sind die beiden Thore gut besetzt?

Lerse. Ja, Herr, und für den Augenblick wohl verschlossen und verwahrt.

Göz. Sickingen geht gleich nach der Trauung fort.

Lerse. Ich verstehe. Um euch Mannschaft zuzuführen.

Göz. Das wird sich finden. Du mußt ihn zum Unterthore hinausgeleiten.

Lerse. Ganz recht! denn vorm Oberthore ist's nicht ganz sicher; da schwärmt schon wieder ein Trupp Reichsvögel herum.

Göz. Du führst ihn am Wasser hin und über die Furt; da mag er in Frieden seines Wegs ziehn. Du siehst dich um und kommst bald wieder.

Lerse. Ja, Herr. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Sickingen, Marie, Elisabeth, aus der Capelle **Göz.**

(Man hört in der Ferne Trommeln zu Bezeichnung des feindlichen Anmarsches.)

Göz. Gott segne euch, gebe euch glückliche Tage und behalte die, die er abzieht, für eure Kinder.

Elisabeth. Und eure Kinder laß er seyn, wie ihr seyd, rechtschaffen! Und dann mögen sie werden, was sie wollen.

Sickingen. Ich danke euch, und danke euch, Marie. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Marie. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Göz. Glück auf die Reise! Lerse soll euch auf den Weg bringen.

Marie. So ist's nicht gemeint: wir verlassen euch nicht.

Göz. Ihr sollt, Schwester!

Marie. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder.

Göz. Vorsicht muß unbarmherzig seyn.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Georg.

Georg (heimlich zu Götzen). Sie ziehen sich auf der Höhe zusammen, und umlagern von der einen Seite das Schloß. Unten über dem Wasser seh ich noch niemand. (Trommeln, immer wachsend, doch nicht zu nahe.)

Götz (vor sich). Gerade, wie ich mir's dachte. (Laut.) Ohne Hochzeitmahl muß ich euch entlassen. — (Halb laut zu Sickingen.) Ich bitte euch, geht. Ihr versteht mich. Beredet Marien! Sie ist eure Frau; laßt sie's zum erstenmal fühlen.

Elisabeth. Liebe Schwester, thu was er verlangt. Wir haben uns dabei noch immer wohl befunden.

Götz. Es muß geschieden seyn, meine Lieben! — Weine, gute Marie; es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirst. Leb wohl, Marie! leb wohl, Bruder!

Marie. Ich kann nicht von euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns hier. Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Noth seine Hülfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab eure Pferde zu sattlen befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Marie. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Geht ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Marie. Du auch? Mein Herz wird brechen. (Trommeln.)

Götz. So bleib denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Marie. Weh! weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Marie. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. — Du wirst deinen edlen Gatten mit mir in Ein Schicksal geweint haben.

Marie. Du marterst mich.

Götz. Bleib! bleib! Wir werden zusammen gefangen werden.

Hans Sachsens poetische Sendung . . . . . Seite
Auf Mieding's Tod 117
Die Höllenfahrt Jesu Christi 124
Der ewige Jude 132
Die Geheimnisse 138
. 149

Kunst.

Die Nektartropfen 165
Der Wanderer 166
Künstlers Morgenlied 166
Amor als Landschaftsmaler 175
Künstlers Abendlied 176
Kenner und Künstler 178
Kenner und Enthusiast 179
Monolog des Liebhabers 180
Guter Rath 182
Sendschreiben 182
Künstlers Fug und Recht 182
Groß ist die Diana der Epheser 184
Antike 186
Begeisterung 188
Studien 188
Typus 188
Unerläßlich 189
Ideale 189
Abwege 190
Modernes 190
Dilettant und Künstler 190
Landschaft 191
Künstler-Lied 191
. 192

Parabolisch.

Erklärung einer antiken Gemme 197
Katzenpastete 198
Séance 199
Legende 199
Autoren 199
Rezensent 200
Dilettant und Kritiker 201
Neologen 201
Kritiker 202
Affen 203
Celebrität 203
Affenspiel 204
Die Freude 205
Gedichte 207
. 208

Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen. Ich hoffte, du solltest mir heraushelfen.

Marie. Wir wollen fort! Schwester! Schwester!

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner!

Sickingen. Ich will nicht ruhen noch rasten, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schwester! liebe Schwester! (Er küßt sie.)

Sickingen. Fort, Fort!

Götz. Noch einen Augenblick! — Ich seh euch wieder. Tröstet euch! Wir sehen uns wieder! (Sickingen und Marie ab.) Ich trieb sie; und da sie geht, möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir!

Elisabeth. Bis in den Tod! (Ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau! (Trommeln.)

Achter Auftritt.

Götz. Georg.

Georg. In kleinen Haufen rücken sie von allen Seiten an. Ich sah vom Thurme ihre Piken blinken, ihrer sind nicht wenig; doch wollte mir's vor ihnen nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar dießmal spielen wir die Ratten.

Götz. Seht nach dem Thor, nach den Riegeln, verrammelt's mit Balken und Steinen! (Georg ab.)

Neunter Auftritt.

Götz. Dann **Trompeter**, in der Ferne.

Götz. Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eigenen Nägeln verkauen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter seyn wollen. (Geht ans Fenster.) Was soll's?

Trompeter (von ferne). (NB. Man darf kaum etwas verstehen.) Kund und zu wissen sey hiemit jedermänniglich, besonders euch darinnen in der Burg,

daß Ihro Majestät, unser gnädigster Herr und Kaiser Maximilian, dich Götz von Berlichingen wegen freventlicher Vergehungen an den Reichsgesetzen und Ordnungen —

Götz. Einen Strick an deinen Hals!

Trompeter (fährt fort). Nach vorläufiger rechtlicher Erkenntniß in die Acht erklärt, als einen Beleidiger der Majestät.

Götz. Beleidiger der Majestät? Die Ausforderung hat ein Pfaff gemacht.

Trompeter (fährt fort) Und Befehl gegeben, dich zu fahen und zu stellen. Deßhalb du vorläufig ermahnt wirst, dich dem ausgesandten Hauptmann auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und Kaiserlicher Milde dich und die Deinigen zu überliefern.

Götz. Mich ergeben? auf Gnade und Ungnade? Mit wem sprecht ihr? Bin ich ein Räuber? Sage deinem Hauptmann, vor Ihro Kaiserliche Majestät habe ich allen schuldigen Respect: er aber, sags ihm, er kann zum Teufel fahren! (Schmeißt das Fenster zu.)

Zehnter Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Lerse. Wir haben die Munition ausgetheilt. Pulver ist wohl da, aber die Kugeln sind spärlich zugemessen.

Götz. Hier ist Gießzeug. Sieh dich nach Blei um! Indessen wollen wir uns mit Armbrüsten behelfen. (Indem er eine Armbrust nimmt, zum Knecht) Trage die übrigen hinauf. Wo ein Bolzen treffen kann, muß man keine Kugel verschwenden. (Man hört von Zeit zu Zeit schießen, doch nicht zu nahe.)

Eilfter Auftritt.

Lerse. Georg.

Lerse. Hier ist nicht lange zu feiern; alle Vortheile gelten. Habe ich doch schon Gefängnißgitter in Hufeisen umschmieden sehen. Das Blei hat hier lange genug ausgeruht; mag es auch einmal fliegen. (Er hebt ein

Fenſter aus, ſchlägt die Scheiben ein, und wickelt das Blei zuſammen, um es einzuſchmelzen. Draußen wird geſchoſſen.) So geht's in der Welt! weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte. (Er gießt.)

Georg (kommt mit einer Dachrinne). Da haſt du Blei! Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner, der Ihre Majeſtät anfagen kann: Herr! wir haben uns proſtituirt.

Lerſe. Ein brav Stück! Wo haſt du's her?

Georg. Aus der Dachkehle, zwiſchen dem Thurm und dem Schloß.

Lerſe. Von wo der Regen nach dem kleinen Hofe fällt?

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen; mir iſt nicht bange für ihn. Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. Halte den Löffel! (Er geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsdruckſer mit der Büchſe herum; die denken, wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen, heiß wie ſie aus der Pfanne kommt.

Georg (gießt indeſſen). Es iſt doch artig, wie eine der andern ſo ähnlich ſieht! Wenn man doch auch ſo eine Form hätte, wackre Reiter zu gießen, wie wollten wir ein ganzes Schloß voll erſt fertig machen und auf einmal alsdann die Thorflügel aus einander und unter die Feinde hinausgeſprengt! Wie ſollten die ſich verwundern!

Lerſe. Nun gieb Acht! (Er ſchießt.) Da liegt der Spatz!

Georg. Laß ſehen! Der ſchoß vorhin nach mir, als ich zum Dachfenſter hinausſtieg und das Blei holen wollte: er traf eine Taube, die nicht weit von mir ſaß; ſie ſtürzte in die Rinne: ich dankte ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz. Womit beſchäftigt, Kinder?

Georg. Ein Paternoſter ohne Schnur zu verfertigen. Seht her, wie blank die Kugeln ſind!

Götz. Die Sache gewinnt ein ander Anſehen. Georg, geſchwind auf

den Mauern herum! und sage den Meinigen, sie sollen nicht schießen, bis die draußen wieder anfangen.

Georg. Den Augenblick! (Ab.)

Lerse. Halten die draußen ein mit Schießen?

Götz. Ja, und sie bieten mit allerlei Zeichen und weißen Tüchern einen Vertrag.

Lerse. Sie sind es bald müde geworden.

Götz. Der Hauptmann wünscht sich nach Hause.

Lerse. Ich will zu ihnen hinaus und hören was es soll.

Götz. Sie werden verlangen, daß ich mich ritterlich gefänglich stelle.

Lerse. Das ist nichts! Wenn sie nichts Besseres wissen, so warten wir auf den Succurs, den euch Sickingen gewiß zusendet.

Götz. Daher ist nichts zu erwarten.

Lerse. Nichts? wäre das möglich?

Götz. Es hat seine guten Ursachen.

Lerse. Auf alle Fälle will ich hinaus. Man hört doch, wie sie gesinnt seyn mögen, und ihr könnt fortan thun und lassen, was euch belieben mag. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Götz. Nachher **Knechte**, mit einem Tisch. **Georg** und **Hans**, mit Tischgeräth.

Götz. Wenn wir auf leidliche Bedingungen wieder ins Freie gelangen, so werden wir uns gleich wieder behaglicher finden.

Georg. So muß euer alter Eßtisch auch einmal vom Platze; denn da vorne in dem Erker, wo ihr so lustig speistet, haben sie schon zweimal hineingeschossen.

Hans. Unsre Frau sagt, weil eben doch Feierstunde sey, so wäre auch Zeit etwas zu genießen. Wir sollen decken, nicht als ob sie euch viel auftischen könnte.

Georg. Die Herren draußen haben es recht klug gemacht: sie haben ihr vor allen Dingen die Küchenesse eingeschossen; sie denken, das ist der empfindlichste Theil des Hauses.

Götz. Nur zu, Kinder! Wir andern müssen oft genug aus der Hand speisen, daß jeder gedeckte Tisch uns festlich erscheint.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Elisabeth. Knechte, mit kalten Speisen und einigen Krügen Wein.

Götz (die Tafel beschauend). Das sieht noch so ganz reichlich aus. Bis auf den Wein, meine Liebe! den hast du knapp zugemessen.

Elisabeth. Es ist der letzte — (heimlich) bis auf zwei Krüge; die hab ich für dich bei Seite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! gieb sie nur auch her! Sie brauchen Stärkung, nicht ich; mein ist ja die Sache. (Indessen sie sich um den Tisch niedersetzen, werden noch zwei Krüge aufgetragen.) Von diesem spärlichen Mahle wendet hinauf den Blick zu eurem Vater im Himmel, der alles ernährt, der euch nah ist zur guten und bösen Stunde, ohne dessen Willen kein Haar von eurem Haupte fällt. Vertraut ihm! dankt ihm! (Er setzt sich, mit ihm alle.) Und nun fröhlich zugegriffen!

Georg. Ja, Herr! ich bin auch am heitersten, wenn ich gebetet habe.

Götz. Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tisch nur des Erfreulichen gedenken! Und wenn uns dießmal die Gefahr zusammenbringt, wenn sie Herrn und Knecht an Einem Tisch versammelt, so laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinsam Gut ist, dessen man sich nur in Gesellschaft erfreuen kann.

Link. Ist mir erlaubt eine Gesundheit auszubringen?

Götz. Laßt hören!

Link. Es lebe der Burgherr, unser Vater und Führer!

(Alle wiederholen es.)

Götz. Dank euch! Dank euch von Herzen! Es muß ein Herr seyn im Hause, ein Führer in der Schlacht. Wohl ihm, wohl allen, wenn er seine Pflicht kennt und ihr genug zu thun vermag! Nun, Georg, ist's an dir.

Georg. Es lebe der Reiterstand!

(Alle wiederholen es.)

Georg. Dabei will ich leben und sterben; denn was kann lustiger und ehrenvoller seyn?

Götz. Das geht schon eine Weile; aber ein höheres Wohl schwebt über dem unsrigen: das laßt unsre Wünsche befeuern.

Georg. Laßt hören!

Götz. Es lebe der Kaiser! (Alle wiederholen es.) Weisheit seiner Krone, seinem Zepter Macht! Fürsten, die sich an ihn schließen, wie ihr an mich, die in seinem Sinne wirken, wie ich für ihn wirken möchte! Uebereinstimmung als Pfand unsrer Freiheit!

Georg. Da müßte viel anders werden.

Götz. So viel nicht, als es scheinen möchte! Oh, daß bei Großen und Kleinen Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, Liebe der Unterthanen als ein kostbarer Familienschatz bewahrt würde, der auf Enkel und Urenkel forterbt! Jeder würde das Seinige erhalten, es innerlich vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutschland! wir würden deßwegen noch zu thun genug finden. Wir könnten Gebirge von Wölfen säubern, unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, gleich Cherubim bewaffnet mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern, und zugleich unsers theuren Kaisers ausgesetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beschützen. Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut für das allgemeine Wohl darbieten könnte! (Georg springt auf.) Wo willst du hin?

Georg. Ach! ich vergaß, daß wir eingesperrt sind! Und der Kaiser hat uns eingesperrt! — Und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran.

Götz. Sey gutes Muths.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Lerse.

(Alle stehen auf.)

Lerse. Freiheit! Freiheit! Das sind elende Menschen. Der Hauptmann, ein Wollsack ohne Entschluß! der Lieutenant ein toller Grobian ohne Sinn! Und hinten stand noch ein Buckelorum, der auch was mit

munkelte und zuletzt das Papier verfaßte. Da leſ't: ihr ſollt abziehen mit Gewehr, Pferden, Rüſtung, Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Götz. Sie werden ſich daran die Zähne nicht ſtumpf kauen.

Lerſe. Eure Habe ſoll treulich unter Gewahrſam genommen werden. Ich ſoll dabei bleiben.

Götz. Kommt! Nehmt die beſſern Gewehre mit weg, laßt die geringern hier! Lerſe, beſorge das! Komm Eliſabeth! Durch eben dieſes Thor führte ich dich als junge Frau, wohlausgeſtattet, herein. Fremden Händen überlaſſen wir nun unſer Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wiederkehren! Aber wir werden wiederkehren, und uns drinnen in dieſer Capelle, neben unſern würdigen Vorvordern zuſammen zur Ruhe legen.

(Ab mit Eliſabethen.)

Sechzehnter Auftritt.

Georg. Lerſe. Faud. Knechte.

Georg

(indem er eine Jagdtaſche umhängt und einiges vom Tiſche einſteckt).

Es ſing ein Knab' ein Vögelein; — Hm hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein — Hm hm! So ſo! Hm hm!
Der freut ſich drauf ſo läppiſch — Hm hm!
Und griff hinein ſo täppiſch. — Hm hm! So ſo! Hm hm!
Da flog das Vöglein auf das Haus — Hm hm!
Und lacht den dummen Buben aus — Hm hm! So ſo! Hm hm!

(Er empfängt zuletzt noch eine Büchſe von Lerſe und geht ſingend ab.)

Lerſe (der nach und nach die Knechte mit Gewehren fortgeſchickt hat, zu Faud). Nun mache, daß du fortkommſt. Wähle nicht ſo lange.

Faud. Laß mich! wer weiß, wann mir's wieder ſo wohl wird, mir eine Büchſe auszuſuchen zu dürfen. Und ich trenne mich ſo ungern von dem allem.

Lerſe. Horch! (Man hört ein Geſchrei, es fallen einige Schüſſe.) Horch! — Hilf, heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferde! Hinunter! hinunter! (Ab.)

Faud. Georg hält ſich noch. Hinunter! Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. (Ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Nacht. Vorzimmer.

Franz, nachher **Weislingen**.

Franz (in einem Maskenkleid, die Jugend vorstellend, mit einer bunten und geschmückten Fackel). Alles ihr zu Liebe! So auch diese Mummerei! Und welchen Lohn? O Gott! wie schlecht gelohnt!

Weislingen (im Hauskleide; sein Knabe leuchtet und geht wieder ab). Wo ist Adelheid?

Franz. Sie schmückt sich zur Mummerei.

Weislingen. Bist du's? Ich kannte dich nicht. Also auch zum Schönbart laufen?

Franz. Ihr gabt mir ja die Erlaubniß eurer Frauen vorzuleuchten.

Weislingen. Das ganze Jahr habt ihr die Erlaubniß vernünftig zu seyn, und bedient euch deren nicht. Was stellt sie vor?

Franz. Verderbt ihr die Freude nicht; sie wollte so eben in eurem Zimmer aufziehen.

Weislingen. Was stellt sie vor? Ueberraschungen lieb ich nicht.

Franz. Weiß ich's doch selber kaum. Die Thorheit glaub ich, oder die Liebe.

Weislingen. Wohl beides zugleich.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Adelheid, mit einem Maskengefolge.

Musik hinter der Scene.

Adelheid (noch hinter der Scene). Franz!

Franz (hineilend). Hier bin ich!

Adelheid (hinter der Scene). Komm, daß der Zug beginne! (Sie tritt ein, vor ihr Franz als Jugend, ein Gewappneter als Mann. Sie lehnt sich mit der linken Hand auf ein Kind, mit der rechten auf einen Greis. Alle vier tragen Fackeln und werden an Blumenketten von ihr geführt. Sie ziehen vor Weislingen vorbei; dann stellen sie sich.)

Weislingen. Schön, reizend, wohl ausgedacht!

Adelheid. Der Kaiser selbst hat diese Mummerei erfunden. Es

gehören wohl hundert Figuren dazu; er wird auch ſelbſt darunter ſeyn, denn er giebt ſeinen Augsburgern gar zu gern ſolche Feſte mit Bedeutungen und Anſpielungen und weiß ſie recht gut auszuführen.

Weislingen. Und was bedeuteſt du?

Adelheid. Nehmt euch aus meinem Spruch das Beſte heraus! Die Verſe, glaub ich, hat der Kaiſer gemacht.

Wollt es euch etwa nicht behagen,
Daß mir dieſe die Fackeln tragen,
So ſteht es einem jeden frei,
Er komme zum Dienſt ſelbſt herbei:
Denn es hat über Herrn und Knecht
Die Thorheit immer ein gleiches Recht.
Doch ſteckt hinter dieſem Schönbart
Ein Geſicht von ganz andrer Art,
Das, würdet ihr es recht erkennen,
Ihr wohl dürftet die Liebe nennen:
Denn die Liebe und die Thorheit
Sind Zwillingsgeſchwiſter von alter Zeit;
Iſt die Thorheit doch unerträglich,
Wird ſie durch Liebe nicht behäglich;
Und von der Lieb verſteht ſich's gar,
Daß ſie nie ohne Thorheit war.
Drum dürft ihr nicht die Thorheit ſchelten;
Laßt ſie wegen der Liebe gelten!

(Die vier Masken gehen ab.)

Weislingen. Magſt du denn wohl, daß ich dich in dieſen Augenblicken des zerſtreuten Leichtſinns von wichtigen Angelegenheiten unterhalte?

Adelheid. Recht gern! Eine Mummerei iſt ſchal, wenn nicht ein bedeutendes Geheimniß dahinter ſteckt.

Weislingen. Alſo erfahre zuerſt, daß wahrſcheinlich Götz in dieſen Augenblicken in den Händen der Unſrigen iſt.

Adelheid. Nun, habe ich dir nicht gut gerathen?

Weislingen. Und das laſſen wir nun gut ſeyn; ſie werden ihn feſthalten, er wird aus der Reihe der Thätigen verſchwinden. Wir haben ihn ohnehin bisher zu wichtig behandelt.

Adelheid. Gewiß! Ich tadelte dich oft im Stillen, daß du sein Andenken nicht los werden konntest.

Weislingen. Die Meuterei der Landleute wird immer gewaltsamer; der Aufruhr nimmt zu und verbreitet sich über Franken und Schwaben. Ist er an einem Orte gestillt, so bricht er an dem andern wieder aus. Mit Ernst und Gewalt wird nun der Bund gegen sie wirken; man hat mich zu einem Hauptmann gewählt; diese Tage ziehen wir.

Adelheid. Und so soll ich wieder von dir entfernt seyn?

Weislingen. Nein, Adelheid, du begleitest mich.

Adelheid. Wie?

Weislingen. Ich bringe dich auf mein Schloß in Franken; dort bist du sicher und nicht allzuweit von dem Orte entfernt, wo ich wirke.

Adelheid. Sollte ich hier am Hofe dir nicht nützlicher seyn können?

Weislingen. Du bist es überall.

Adelheid. Es wird sich überlegen lassen.

Weislingen. Wir haben nicht lange Zeit; denn schon morgen geht es fort.

Adelheid (nach einer kleinen Pause). Nun denn! also heute zur Fastnacht, und morgen in den Krieg!

Weislingen. Du liebst ja den Wechsel. Nun halte ich dich nicht länger auf.

Adelheid. Leb wohl! morgen sehe ich dich bei Zeiten.

Weislingen. Eine bunte Nacht! (Ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Adelheid, dann Franz.

Adelheid. Sehr wohl! Ich verstehe dich, und werde dir zu begegnen wissen. Die Kunst der Verstellung ist mir noch eigener als dir. Du willst mich vom Hofe entfernen, von hier, wo Carl, der große Nachfolger unsers Kaisers, in fürstlicher Jugend allen Hoffnungen gebietet? Sinne nur, beschließe, befehle! mein Ziel verrückst du nicht. Franz!

Franz (kommt). Gestrenge Frau!

Adelheid. Weißt du nicht, was der Erzherzog heute auf der Mummerei vorstellt?

Seite

. 208
Die Poeſie 209
Amor und Pſyche 209
Ein Gleichniß 210
Fliegentod 210
Am Fluſſe 211
Fuchs und Kranich 212
Fuchs und Jager 212
Beruf des Storchs 213
Die Froſche 213
Die Hochzeit 214
Begrabniß 214
Drohende Zeichen 215
Die Kauſer 216
Das Bergdorf 216
Symbole 216
Drei Palinodien: 217
Soll denn dein Opferrauch ꝛc. 218
Geiſt und Schönheit im Streit 219
Regen und Regenbogen 220
Die Originalen 220
Bildung 221
Eins wie's andre 223
Valet 225
Ein Meiſter einer ländlichen Schule 226
Legende vom Hufeiſen 227

Epigrammatiſch.

. 229
Das Sonett 229
Natur und Kunſt 230
Vorſchlag zur Güte 231
Vertrauen 232
Stoßſeufzer 232
Erinnerung 233
Perfectibilität 233
Geſtandniß 234
Schneider-Courage 234
Catechiſation 235
Totalität 235
Das garſtige Geſicht 236
Diné zu Gobienz 237
Jahrmarkt zu Huneſeld 238
Versus memoriales 239
Neue Heilige 239
Warnung 239
Mamſell N. N. 240
Haus-Parl 241
Mädchenwünſche 241
Verſchiedene Drohung 244

Franz. Man ſagt, er ſey krank, und komme nicht hinzu.

Adelheid. Das iſt Verſtellung; unerkannt will er ſich einſchleichen. Nun gieb wohl Acht, durchſtreife den ganzen Saal, und jede Vermuthung berichte mir! Willſt du?

Franz. Ich will.

Adelheid. Was haſt du? Du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll; in den Jahren der Hoffnung laßt ihr mich verzweifeln.

Adelheid (für ſich). Er dauert mich. Er ſollte glücklich ſeyn. (Laut.) Nur gutes Muthes, Junge! Ich fühle deine Lieb und Treu und werde dich nie vergeſſen.

Franz (beklemmt). Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehen. Mein Gott, ich habe keine andere Faſer an mir, keinen Sinn als euch zu lieben, und zu thun was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr ſchmeichelt mir! (In Thränen ausbrechend.) Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere ſich vorgezogen zu ſehen, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu ſehen —

Adelheid. Du weißt nicht, was du willſt, noch weniger was du redeſt.

Franz (mit Verruß und Zorn mit dem Fuße ſtampfend). Ich will auch nicht mehr, will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz, du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! meinen lieben Herrn.

Adelheid. Geh mir aus dem Geſicht!

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß! Ich war eine Närrin, dich für etwas zu halten, das du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau! ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh, verrathe mich!

Franz. Ich wollte mir ehe das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau! Meine Bruſt iſt zu voll, meine Sinne halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber, warmer Junge! (Sie faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander; er fällt ihr weinend an den Hals.) Laß mich!

Franz (erblickend in Thränen an ihrem Halse). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich! Die Mauern sind Verräther. Laß mich! (Sie macht sich los.) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der schönste Lohn soll dir werden! Nun komm! (Ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen streitig machte. (Ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz, dann **Elisabeth**, zuletzt **Gerichtsdiener**.

Götz. Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Capuziner in einen Sack beschwor. Ich arbeite mich ab, und fruchte mir nichts. Die Meineidigen! — — Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts Gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurm: es konnte oder wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue? der kindlichen Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht! Sie haben ihren Lohn; er ward mit ihnen geboren, ein freies, edles Herz. Laß sie gefangen seyn, sie sind frei.

Götz. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehen.

Elisabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollte nicht weinen, ich wollte die Zähne zusammenbeißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erscheinen sollt! Ihr seyd nicht gestellt, ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Esel der Gerechtigkeit! ſchleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener (kommt). Die Herren Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt und ſchicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre!

Eliſabeth. Mäßigt euch!

Götz. Sey außer Sorgen. (Alle ab.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Rathsherren von Heilbronn. Rachter Gerichtsdiener. Zuletzt Götz.

Rathsherr. Wir haben auf euren Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt; ſie warten hier in der Nähe auf euren Wink, um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihre Kaiſerliche Majeſtät eure Bereitwilligkeit, ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier (auf die Bruſt deutend) wohl beſchlagen.

Rath. Wohl!

Gerichtsdiener (kommt). Götz von Berlichingen wartet vor der Thüre.

Rath. Laßt ihn herein!

Götz (eintretend). Gott grüß euch, ihr Herren! Was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt, daß ihr bedenkt, wo ihr ſeyd und vor wem ihr ſteht?

Götz. Bei meinem Eid! ich verkenne euch nicht, meine Herren!

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch!

Götz. Da unten hin? Ich kann ſtehen. Das Stühlchen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig iſt!

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden; wollt, es wär von jeher geſchehn.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnade und Ungnade in unſre Hände kamt.

Götz. Was geht ihr mir, wenn ich's vergeſſe?

Rath. Wenn ich euch Beſcheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz. Gutmachen? Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. So ſoll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn, eine ſeiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu ſtellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl! und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier, euch Ihro Kaiſerliche Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche euch hiemit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht! Meine Leute, wo ſind die? was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiſer ſein Angeſicht von euch, wenn ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeyd, was ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſre Commiſſion iſt, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft

euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euren Zettel!

Rath. Schreiber, lest.

Schreiber (liest). Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief, daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr! Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter!

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf und zeuge! Hab ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser, als einer fühle, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist, und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke seyn, wenn ich mich könnte überreden lassen, das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessenen Befehl, euch in Güte zu bedeuten, oder im Entstehungsfall euch in den Thurm zu werfen.

Götz. In Thurm? mich?

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurm? Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Thurm? Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle zu stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuzusagen, und die Zusage wieder zu brechen!

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich selbst im geschnittensten Conterfey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehde begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze. (Rath winkt dem Rathsherrn, welcher sodann klingelt.) Nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten

Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Seht ihr was Unrechtes daran? Kaiser und Reich hätten unsre Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe, Gott sey Dank! noch Eine Hand, und habe wohl gethan sie zu brauchen.

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Vorige. Bürger, mit Stangen und Wehren.

Götz. Was soll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fahet ihn!

Götz. Ist das die Meinung? Wer kein ungrischer Ochs ist, komme mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grunde curiren soll. (Sie machen sich an ihn; er schlägt einen zu Boden und reißt einem andern die Wehr aus der Hand. Sie weichen.) Kommt! kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch!

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Hier in Heilbronn will ich ritterliche Haft leisten, wie einem Biedermanne geziemt, bis ich mit meinen Gegnern vertragen bin. Das gesteht mir zu, und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, euer Gefangener.

Rath. Das Schwert in der Hand, wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz. Behüte Gott! nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Hause gehen, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt ihr nichts; und zu holen sind hier nur Beulen.

Rath. Greift ihn! Giebt euch eure Liebe zu eurem Kaiser nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster giebt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte. (Man hört fern eine Posaune.)

Rathsherr. Weh uns! was ist das? Hört! Unser Thürmer giebt das Zeichen, daß fremde Völker sich der Stadt nähern. Nach seinem Blasen muß es ein starker Trupp seyn.

Gerichtsdiener. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen, er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig worden sey, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten: er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz! (Götz tritt ab.) Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn; er ist Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gutes Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz (kommt). Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Gerichtsdiener. Sie sind hereingezogen; sie kommen schon.

Rath. Wir begeben uns weg, um zu überlegen, wie das Ansehen Kaiserlicher Befehle in so mißlichem Falle aufrecht zu erhalten sey. (Kaiserliche Räthe und Rathsherren ab.)

Dreiundzwanzigster Auftritt.

Sickingen. Götz.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid machte ich mich auf den Weg. Nun haben wir die Burschе.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! sie sitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht, und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist, sie sollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zusammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Terminei zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Götz. Sie werden sagen, meine Güter seyen dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir, du wolltest zur Miethe drin wohnen, bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gäbe. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag: das kann uns einerlei seyn. Ich kenne den Kaiser auch und gelte was bei ihm: er hat von jeher gewünscht, dich unter seinem Heer zu haben. Du wirst nicht lange auf deinem Schloß sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne!

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts! Ich gehe gleich nach Hof; denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir: Brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu erforschen. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Kurfürsten seyn. Ich hoffe auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Götz (befiehlt seine Hand). Oh! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war da sie mir abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther! Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehen untergraben, und Gewissen und Schande sollen

ihn zu Tode fressen. Ich seh, ich seh im Geiste meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen. — Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen; und so wie mir's jetzt ist, war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Komm zu den Perrücken! Sie haben lange genug den Vortrag gehabt; laß uns einmal die Müh übernehmen!

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Wald.

Erſter Auftritt.

Götz. Georg.

Georg (der mit einer vorgehaltenen Büchſe leiſe über das Theater ſchreitet, indem er aufmerkſam in die gegenſeitigen Couliſſen blickt. Er bleibt ſtehen und winkt Götzen, der langſam folgt). Hieher! Hieher! Nur noch wenige Schritte. Still! ganz ſtill! (Götz folgt.) Dort ſteht der Hirſch; ſeht ihr ihn? völlig ſchußgerecht. Nur ſachte! kein Geräuſch!

Götz (laut). Halt ein!

Georg. O weh! Er flieht aufgeſchreckt den Berg hinauf. O warum folgtet ihr nicht leiſe?

Götz. Laß ihn fliehen! Laß ihn dahin ſpringen im Glück uneingeſchränkter Freiheit! Dir muß ich ſagen: Tritt zurück! Du ſtehſt ſchon auf meines Nachbars Grund und Boden, den ich nicht betreten darf. Bald wär ich dir unachtſam gefolgt und hätte meinen Eid gebrochen.

Georg. Hier iſt eure Gränze?

Götz. Eine gerade Linie von jener Eiche zu dieſer beſtimmt ſie.

Georg. Und darüber dürft ihr nicht hinaus? Auch nicht einen Schritt?

Götz. Einer iſt wie tauſend.

Georg. Das habt ihr geſchworen?

Götz. Ich habe mein Wort gegeben, und das iſt genug!

Georg. Daß ein Wort ſo binden ſoll!

Götz. Gedenkſt du nicht, auch deinem Wort getreu zu bleiben?

Georg. Ich denke ja.

Götz. Darauf halte! Das iſt der edelſte Vorzug des Edeln, daß er ſich ſelbſt bindet: Ketten ſind für das rohe Geſchlecht, das ſich ſelbſt nicht zu feſſeln weiß.

	Seite
Beweggrund	
Unüberwindlich	242
Gleich zu Gleich	242
Vergeblich	243
Frech und froh	243
Soldatentrost	244
Problem	244
Genialisch Treiben	245
Hypochonder	245
Gesellschaft	245
Probatum est	246
Ursprüngliches	246
Den Originalen	247
Den Zudringlichen	247
Den Guten	247
Den Besten	248
Lähmung	248
Spruch, Widerspruch	248
Demuth	249
Keins von allen	249
Lebensart	249
Vergebliche Müh	249
Bedingung	250
Das Beste	250
Meine Wahl	250
Memento	250
Ein anderes	251
Breit wie lang	251
Lebensregel	251
Irrliches Ei, gutes Ei	251
Selbstgefühl	252
Rathsel	252
Die Jahre	252
Das Alter	253
Grabschrift	253
Lauf der Welt	253
Beispiel	254
Umgekehrt	254
Juristenregel	254
Lug oder Trug?	255
Egalité	255
Wie du mir, so ich dir	255
Zeit und Zeitung	256
Zeichen der Zeit	256
Kommt Zeit, kommt Rath	256
National-Versammlung	256
Dem 31. October 1817	257
Dreifaltigkeit	257
Kestner's Agape	258
Nativität	258
	259

Georg. Und eine ſolche Beſchränkung duldet ihr mit Gelaſſenheit?

Götz. Mit Gelaſſenheit? Nein! — So oft ich in die Ferne ſehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt. Wenn ich an dieſe Gränze trete, kommt mein Fuß in Verſuchung mich hinüberzuheben, mich nach dem Fluß, nach dem Lande zu tragen; und nur mit Gewalt halte ich mich zurück.

Georg. Eben ſo' bedaure ich im Stillen den Verluſt unſerer ſchönen Tage.

Götz. Glücklicher Knabe! du trittſt über dieſe Räume hinaus ohne Verantwortung. Dich kann dein Herr, ein bettlägriger Kranker, dahin ſenden, wohin er nicht gelangen darf. Verlaß meinen Dienſt, und du biſt morgen wieder ein freier, thätiger Reitersmann! Mich haben ſie gefeſſelt, meine Kraft gebunden, meine Thaten erſtickt.

Georg. Mein guter Herr!

Götz. Das ſind die Kunſtſtücke der Feigen. Uns halten ſie kein Wort; ſie bevortheilen, ſie betrügen uns; durch nichts werden ſie gebunden: aber auf die Heiligkeit unſres Wortes vertrauen ſie wie auf Ketten und Riegel. — Doch was iſt das für ein Staub dort unten? welch ein wilder Haufen zieht gegen uns an?

Lerſe (kommt). Es ſind von den aufrühriſchen Bauern; man ſieht's an der Unordnung ihres Zugs und an den ungeſchickten Waffen.

Götz. Wälzt ſich dieſes Ungethüm auch auf uns los?

Lerſe. Ins Schloß zurück, Herr! Sie haben ſchon den edelſten Männern gräßlich mitgeſpielt.

Götz. Auf meinem eignen Grund und Boden werd ich dem Geſindel nicht ausweichen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Max Stumpf. Kohl. Sievers. Andere Bauern, wenige mit Spießen und Feuergewehr, die übrigen mit Ackergeräth bewaffnet.

Kohl (zu Stumpf). Glaube nicht etwa dich los zu machen, uns zu entgehen! Du mußt unſer Hauptmann ſeyn oder uns einen andern an deiner Stelle verſchaffen!

Alle. Das mußt du.

Stumpf. Geduld und Ruhe! Soll ein rechtlicher Mann euch

anführen, so schweigt und wartet auf den Ausgang dessen, was er vorhat.

Sievers. Wir wollen wissen, was du vorhast. Du sollst uns führen; aber wir wollen wissen wohin?

Stumpf. Wir sind schon angelangt. Ihr nanntet Götzen von Berlichingen. Hier seh ich ihn, den ich aufzusuchen dachte. Geschäftig als Jäger begegnet uns der edle Kriegsmann.

Götz. Sieh da Max Stumpf! Wie kommst du hieher, und so begleitet?

Stumpf. Diese hier, ein Trupp der aufgestandenen Bauern —

Kohl. Ja der Landleute, denen der Geduldsfaden riß, und die sich Recht schaffen wollen, das bei keinem Gerichtshof zu finden war.

Stumpf. Stille! — diese zusammen suchen sich einen Hauptmann. Ihre Absicht ist löblich: sie sehen wie viel Ungerechtes geschieht, indem sie Recht suchen, wie viel Unheil durch wüthende Menschen angerichtet wird; deßhalb suchen sie einen Hauptmann, der das Volk in Ordnung hielte, und sie haben mich aufgefaßt und angesprochen.

Sievers. Unser Hauptmann muß ein Reitersmann von Ruf und ein zuverlässiger Mann seyn: den haben wir an euch.

Götz. Sie können keinen bessern finden; wie ihr dabei fahrt, das ist ein anderes.

Stumpf. Ich kann's nicht annehmen; denn seht, ich bin des Pfalzgrafen Diener so manche Jahre. Wie könnte mir das Volk vertrauen, da sich mein Fürst auch für den schwäbischen Bund, für Ritterschaft und Städte erklärt!

Kohl. Er hat Recht! niemand kann zwei Herren dienen.

Stumpf (zu Götzen). Deßhalb möcht ich euch bitten und ersuchen, wackrer Götz, daß ihr —

Götz. Was? ich!

Stumpf. Hört mich aus! — daß ihr euch entschlösset Hauptmann zu werden, nur auf kurze Zeit.

Alle. Das sind wir zufrieden.

Götz. Was? ich meinen Eid brechen? aus meinem Bann gehen? Max, ich hielt euch für einen Freund; wie muthet ihr mir solch unritterlich Beginnen zu?

Stumpf. Wenn ihr die Zeiten bedenkt, so werdet ihr mich nicht

ſchelten. Ihr habt Urfehde geſchworen; aber zu welcher Zeit? Da noch, gegen jetzt, die Landſchaft friedlich war. Nun geht alles drunter und drüber; und ihr wollt allein feiern?

Götz. Ich hab einen langen Sonntag.

Stumpf. Bedenkt, alle Eigenſchaften habt ihr; niemand ſeyd ihr verpflichtet, ſteht in keines Herrn Dienſt. Ihr ſeyd den Gemeinen unverdächtig, durchaus im Ruf eines treuen, biedern Mannes.

Alle. Dafür halten wir euch. Wir wollen euch zu unſerm Hauptmann. Ihr müßt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wolltet handeln wie bei Weinsberg an den Edlen und Herren, und ſo forthauſen, wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt euch behülflich ſeyn zu eurem ſchändlichen, raſenden Weſen —: eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen Hund, als daß ich euer Hauptmann würde!

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß kein Führer zugegen war, deſſen Würdigkeit und Anſehen ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Nimm die Hauptmannſchaft an! ich bitte dich, Götz. Die Fürſten werden dir's Dank wiſſen und ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen vieler Menſchen ſeyn, und viele Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt du's nicht?

Stumpf. Du hörteſt, warum ich mich loszuſagen genöthigt bin.

Kohl. Es iſt nicht Sattelhenkens Zeit und langer, unnöthiger Verhandlungen. Kurz und gut! Götz, ſey unſer Hauptmann, oder ſieh zu deinem Schloß und zu deiner Haut!

Götz. Wer will mich zwingen?

Sievers. Wir allenfalls. (Senkt den Spieß gegen ihn.)

Alle (die Spieße gegen ihn ſenkend). Ja wir! Freilich wir! Gewiß wir!

Stumpf. Haltet!

Sievers (der ihn wegdrängt). Packe dich! du haſt nichts mit uns, wir nichts mit dir. (Die Spieße ſind ſämmtlich auf Götzen gerichtet.)

Götz. So! ſo recht! ſo! Die Stellung iſt mir willkommen! Um beſte freier kann ich ſagen, was ich von euch denke. Ja, von der Leber weg will ich zu euch reden, euch ſagen, daß ich euch und eure Thaten verabſcheue. Dieſe Piken, mit dem Blut ſo vieler Edlen getränkt, mögen ſich auch in meines tauchen. Der Graf von Helfenſtein, den ihr

ermordetet, wird im Andenken aller Edlen noch lange fortleben, wenn ihr, als die elendesten Sünder, gefallen, vermischt unter einander im Grabe liegt. Das waren Männer, vor denen ihr hättet das Knie beugen, ihre Fußtapfen küssen sollen. Sie trieben den Türken von den Gränzen des Reichs, indeß ihr hinter dem Ofen saßt; sie widersetzten sich den Franzosen, indessen ihr in der Schenke schwelgtet: auch zu schützen, zu schirmen vermochten sie: diesen unschätzbaren Dienst tasteten sie euch, und ihr versagtet ihnen den Dienst eurer Hände, mit denen allein ihr euch doch nicht durchhelfen werdet. Eure Häupter sind hin, und ihr seyd nur verstümmelte, angefaulte Leichname. Grinst nur! Gespenster seyd ihr! schon zuckt das geschliffene Schwert über euch! Eure Köpfe werden fallen, weil ihr wähntet, sie vermöchten etwas ohne Haupt.

Stumpf. Ein Haupt wollen sie ja, und für die Zukunft wäre gesorgt.

Alle (die während Götzens Rede nach und nach die Spieße aufgerichtet). Ja, wir wollen ein Haupt; deßwegen sind wir hier.

Sievers. Das Zaudern haben wir satt. Hiemit zwei Stunden Bedenkzeit! Und überlegt's gut! Ihr versteht mich. Bewacht ihn!

Götz. Was braucht's Bedenken? Ich kann jetzt so gut wollen als hernach. Warum seyd ihr ausgezogen? Rechte, Freiheiten, Begünstigungen wiederzuerlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land? Wollt ihr abstehen von allen Uebelthaten und handeln als wackre Leute, die wissen was sie wollen, so will ich euch behülflich seyn zu euren Forderungen und auf acht Tage euer Hauptmann seyn.

Sievers. Was geschehen ist, geschah in der ersten Hitze, und braucht's deiner nicht, uns künftig zu mahnen und zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen! damit kömt ihr beiderseits zufrieden seyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand.

Götz. So verbinde ich mich euch auf vier Wochen.

Kohl. Schon recht!

Stumpf. Glück zu!

Alle. Schon recht.

Sievers. Da kann genug vor sich gehen.

Stumpf (heimlich an der einen Seite zu Götz). Was du thust, schone mir unsern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl (heimlich an der andern Seite zu den Bauern). Bewacht ihn! Daß niemand mit ihm rede, was ihr nicht hören könnt!

Götz. Lerse, geh zu meiner Frau! berichte ihr alles! Sie soll bald Nachricht von mir haben. Kommt! (Götz. Georg. Lerse. Sturmf und ein Theil der Bauern ab.)

Dritter Auftritt.

Sievers. Kohl. Bauern. Dazu Metzler und Link.

Sievers. Nun können wir erst wieder zu Athem kommen und uns selbst vertrauen.

Kohl. Es ist ein wackrer Hauptmann, der das Kriegshandwerk wohl versteht.

Metzler (kommt). Was hören wir von einem Vertrag? was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut was wir wollen, als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Sievers. Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut' oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was? aufhören? Du Verräther! Warum haben wir uns aufgemacht? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns emporzuhelfen. Vertragen! Vertragen! Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl. Kommt, Sievers! er ist wie ein Vieh.

Metzler. Wird euch kein Haufen zustehen.

Sievers (zu den Bauern). Kommt! auf unserm Wege kann's was werden. Recht haben wir, und mit Vernunft setzen wir's durch.

Metzler. Ihr Narren! Gewalt geht vor Recht. Bleibt!

Kohl. Kommt! (Sie gehen, einige folgen.)

Metzler. Die Schurken! Link, nur frisch! Mache dich zum großen Haufen und hetz ihn auf. Ich ziehe mit einem Trupp hinten herum und zünde Wittenberg an. Auf das Zeichen brennt nur so weiter. (Noch einige, die sich bereitet, gehen Sievers und Kohl nach.)

Link. Wollt ihr bleiben? Hieher zu uns!

Kohl (zurückkommend mit einer Fahne). Hieher, mit uns!

Metzler. Daß dich die Pest verderbe! Zu uns! zu uns! (Die Bauern zerstreuen sich zu beiden Seiten.)

Link. Komm nur, komm! Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite. (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Eine andere Gegend.

Weislingen, der mitten in einer Reihe von Rittern, welche sich an den Händen halten, langsam hervortritt. Hinter ihnen wohlgeordnetes **Kriegsvolk. Franz.**

Weislingen. So in gedrängten Reihen schreitet heran, und so haltet euch im Kampfe zusammen. Ich weiß, ein Trupp der Aufrührer bewegt sich gegen Miltenberg; überfallt sie im Thale, schlagt sie! Ich gedenke den andern Theil anzugreifen, der sich auf der Ebene gelagert hat. Und so wickeln wir sie unversehens gegen einander. Götz ist unter ihnen. Ob hüben oder drüben, weiß ich nicht. Wer ihm begegnet, suche ihn zu ergreifen. (Alle ab, außer Franz, der im Hintergrunde bleibt.) Zu den Waffen, Adelbert! — Endlich einmal zu den Waffen! Beschließe lieber dein Leben auf dem blutigen Felde, als daß du es länger in Sorgen, Gewinn und Verlust, mit Neiden, Furcht und Hoffnung hinhältst. Begegne diesem Gespenste des alten Freundes, das dir nun so lange unter der feindlichen Gestalt eines Widersachers vorschwebt, dich neckt, aufreizt, ohne dich zum Entschluß zu bestimmen! Geh auf ihn los, überwind ihn! und so ist es vorbei. Auch gegen dein Haus richte diesen entschlossenen Sinn. Dein Weib soll nicht mehr nach einzig eigener Willkür handeln, mit meiner Ehre, meinem Namen nach Gefallen spielen! — Gehorchen soll sie und sich bequemen! Franz!

Franz. Hier bin ich.

Weislingen. Du eilst zu meiner Frau. Ich habe dir den Unmuth nicht verborgen, den sie mir seit einiger Zeit erregt. Wie geschmeidig war sie sonst! Nun, da sie sich wieder im völligen Besitz ihrer Güter findet, begiebt sie sich auf ein festes Schloß, umgiebt sich mit Reisigen, unter dem Vorwand gefährlicher Zeiten, und scheint mir trotzen zu wollen. Gieb ihr diesen Brief! er gebietet ihr, auf mein Schloß zu kommen, und das sogleich. Auf entscheidende Antwort sollst du dringen. Ich bin nicht

geneigt, langmüthig weiter zu harren. Nun machen wir in dieſen Gegenden Bahn; ſie ſoll mich nicht reizen meinen Zug gegen ſie zu kehren. Fahr hin und glücklich!

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Franz (allein).

Geh! geh nur! Schon wiſſen wir zu handeln; Gehorſam haben wir verlernt. Schwacher Mann, glaubſt du ſtark zu ſeyn, weil du dich wüthend anſtrengſt? Nachgiebige Seele, du weißt nicht, daß du von jeher das Recht vermißteſt, zu befehlen. Ihr willſt du befehlen, dem Weibe, das die Natur als Herrin der Welt hinaufhob? mir denkſt du zu befehlen, mir, dem Vaſallen der höchſten Schönheit? Zu ihr will ich! — Keineswegs, weil du mich ſendeſt, ſondern weil mich das Herz treibt, weil ich muß. Und leiſten will ich, was ſie fordert, ſie mache mich glücklich oder laſſe mich verſchmachten.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Ferne Landſchaft mit Dorf und Schloß.

Götz. Georg.

Georg. Ich bitt euch, Herr, was ich nur bitten kann und vermag, faßt einen Entſchluß, und entfernt euch von dieſem ehrloſen Haufen! Das Glück, das ihnen anfangs beizuſtehen ſchien, hat ſich gewendet.

Götz. Ich kann ſie nicht verlaſſen, weil es ihnen übel geht.

Georg. Verlaßt ſie, weil ſie ihr Unglück verdienen! Bedenkt, wie unwürdig eurer dieſe Geſellſchaft iſt.

Götz. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir manches Gute geſtiftet haben; denn mußt du nicht ſelbſt geſtehen, daß in den Mainziſchen Stiftslanden keines Kloſters, keines Dorfs wäre geſchont worden, wenn wir nicht gethan hätten? Haben wir nicht Leib und Leben gewagt, die wüthenden Menſchen abzuhalten, ihr Geſchrei zu überſchreien und ihre Wuth zu übertoben?

Georg. Wohl! ich glaubte ſelbſt nicht, daß man ſich ſo viel Gewalt

fühlt, wenn man Recht hat. Ich habe auf euer Geheiß manchen Haufen durch Vorstellungen abgehalten, durch Drohungen geschreckt.

Götz. Und so wollen wir es fortsetzen. Wir werden uns dieser That mit Freuden rühmen.

Georg. Ihr werdet nicht! Muß ich denn alles sagen? Flieht, Herr! flieht! (Er wirft sich vor ihm nieder.) Fußfällig bitt ich euch, flieht! Es ist ein unglücklicher Krieg, den ihr führt. — Die Genossen des schwäbischen und fränkischen Bundes, gereizt durch diese ungeheuern Uebelthaten, behandeln ihre Gegner als das, was sie sind, als unerbittliche Feinde, als Räuber, Mordbrenner, als die schändlichsten Verbrecher. Im Gefecht wird kein Quartier gegeben, und geschieht es, so geschieht's, um den Gefangenen zu schrecklichen Strafen aufzubewahren. — Schon hat man die Aufrührer zu Hunderten geköpft, gerädert, gespießt, gevierttheilt, und ihr seyd Hauptmann, und habt mächtige Feinde unter der Ritterschaft. Ach, Herr! wenn ich erleben sollte —

Götz. Sobald meine Zeit um ist —

Georg. Gleich, gleich! In diesem Augenblick seyd ihr nicht bewacht, da sie euch sonst als Gefangenen mit sich schleppen, statt euch als einem Führer zu folgen. (Es ist indes Nacht geworden; in der Ferne entsteht ein Brand in einem Dorfe.) Seht hin! dort leuchtet euch schon ein neues Verbrechen entgegen.

Götz. Es ist Miltenberg, das Dorf. Geschwind zu Pferde, Georg! reit hin und suche den Brand des Schlosses zu verhindern! sein Besitzer ist mein Freund. Es kann nur ein kleiner Haufe seyn. Ich sage mich von ihnen los, und das gleich.

Georg. Wohl, Herr, wohl! und so zum Schlusse richt ich freudig aus, was ihr befehlt.

Götz (nach einer Pause). Nein doch, Georg! Bleibe hier! Was sollst du dich wagen? Schon oft hat diese niederträchtige Brut auf dich mit Drohungen losgestürmt.

Georg. Nein, Herr, was ihr einmal befohlen habt, will ich ausrichten; was ihr wünscht, soll möglich werden.

Götz. Bleib, bleib!

Georg. Nein, Herr! Ihr wünschtet, daß Miltenberg gerettet werde; ich will es retten, oder ihr seht mich nicht wieder. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

(Während des gegenwärtigen Auftritts und der folgenden wächst der Brand des Dorfs, auch das Schloß geräth nach und nach in Brand.)

Götz. Hernach ein **Unbekannter.**

Götz. Wie will ich mit Ehren von ihnen kommen? Und wie will ich mit Ehren bleiben? Wenn ich Fürsten und Stifter, Herren und Städte verschone, so werde ich den Bauern verdächtig; und all mein Wirken und Schonen hilft mich nichts. Jedermann schreibt mir das Uebel zu, das geschieht, und niemand mag mir zum Verdienst machen, daß ich so viel Böses verhindre. Wollt ich wäre tausend Meilen davon und läg im tiefsten Thurm, der in der Türkei steht!

Unbekannter (kommt). Gott grüß euch sehr edler Herr!

Götz. Gott dank euch! Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu warnen, daß euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind müde, sich von euch so harte Worte geben zu lassen; sie haben beschlossen, euch aus dem Wege zu räumen. Mäßigt euch, oder sucht zu entwischen. Gott geleit euch! (Ab.)

Götz. Auf diese Weise dein Leben zu lassen? — Es sey drum! Mein Tod werde der Welt das sicherste Zeichen, daß ich mit den Hunden nichts Gemeines gehabt habe. Bis ans Ende sollen sie fühlen, daß ich nicht zu ihnen gehöre.

Achter Auftritt.

Götz. Sievers. Mehrere **Bauern.** Lahm **Link. Metzler. Bauern.**

Kohl. Herr! Herr! sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Götz. Wer?

Sievers. Die Miltenberg verbrannten. Es zog sich ein bündischer Trupp hinter dem Berge hervor und überfiel sie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen! — Mein Georg! O mein Georg! —

Link (kommt). Auf, Herr Hauptmann! auf! es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Wittenberg?

Metzler. Wenn ihr Umstände machen wollt, so wird man euch weisen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsre Haut und eure! Auf! auf!

Götz (zu Metzler). Drohst du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst du, daß du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit dir feigem Kerl! Fürstendiener! (Götz haut ihn über den Kopf, daß er stürzt; die andern treten dazwischen.)

Kohl. Ihr seyd rasend! Es bricht der Feind von allen Seiten herein, und ihr hadert!

Link. Auf! auf! (Tumult, Schlacht und Flucht der Bauern.)

Neunter Auftritt.

Vier Boten des heimlichen Gerichts.

(Zwei kommen aus der letzten Coulisse gehen in der Diagonale und begegnen sich in der Mitte des Theaters.)

Erster Bote. Wissender Bruder, woher?

Zweiter Bote. Von Norden ich; und du?

Erster Bote. Von Osten. Laß uns auf diesem Kreuzweg verweilen; gleich treffen die Brüder von Westen und Süden ein.

Zweiter Bote. Die heilige Vehm durchkreuzt die Welt.

Erster Bote. Durchkreuzt die stille, die bewegte Welt.

Zweiter Bote. Durch die ruhigen Matten, durch Aufruhrs Gewühl.

Erster Bote. Durch nährende Aecker, durch Schlacht und Tod wandeln ihre Boten unverletzt.

Zweiter Bote. Sie ziehen vorbei; der Verbrecher bebt.

Erster Bote. Bis ins tiefe, sündige Geheimniß dringt ein Schauder!

Zweiter Bote. Die große Nacht, sie steht bevor.

Erster Bote. Gleich jener Gerichtsnacht, der allgemeinen. (Die beiden andern kommen aus den ersten Coulissen, gehen in der Diagonale und treffen in der Mitte auf die beiden ersten.) Willkommen, wissende Brüder, auch ihr!

Seite
Das Parterre spricht 259
Auf den Kauf 260
Ins Einzelne 261
Ins Weite 261
Kronos als Kunstrichter 262
Grundbedingung 262
Jahr aus Jahr ein 263
Nett und niedlich 263
Für Sie 264
Stets derselbe 264
Den Absolutisten 265
Räthsel 265
Deßgleichen 266
Feindseliger Blick 266
Rathrath 267
Sprache 267
Kein Vergleich 268
Etymologie 268
Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus ꝛc. 269
Kunst und Alterthum 269
Museen 269
Panacee 269
Homer wieder Homer 270
Zum Divan 270
Angedenken 270
Weltliteratur 271
Gleichgewinn 271
Lebensgenuß 272
Heut und ewig 273
Schlußpoetik 273
Der Narr epilogirt 274

Politica.

Bei einer großen Wassersnoth ꝛc. 279
Und als die Fische gesotten waren ꝛc. 279
Die Engel stritten für uns Gerechte ꝛc. 279
Am jüngsten Tag vor Gottes Thron ꝛc. 280
Wollte ihr in Leipzigs Gauen ꝛc. 281
Die Deutschen sind recht gute Leut' ꝛc. 281
Dem Fürsten Blücher 282

Gott und Welt.

Prœmion 285
Weltseele 286
Eins und Alles 287
Vermächtniß 288

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 03809/73

Alle. Nun ſchnell ans Ziel! Zur rothen Erde ſchnell zurück, wo die heilige Vehm gerecht, verhüllt, im Stillen waltet. (Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Zigeuner kommen nach und nach, dann der Hauptmann.

Erſter Zigeuner. Verfluchte Zeit! wir müſſen uns wehren, unſrer Haut wehren und die Beute laſſen und uns wieder wehren. Das begegnet mir heute ſchon dreimal.

Zweiter Zigeuner. Verſuchen wir's dort! Die Schlacht iſt hier.

Zigeunermutter. Dort ſchlagen ſie auch. Wir werden in die Mitte gedrängt. (Das Theater füllt ſich nach und nach mit Zigeunern und Zigeunerinnen.)

Hauptmann. Heran was wacker iſt! heran was tüchtig iſt! Beladet euch nicht mit gemeinem Gepäck! das beſte behaltet, das andere werft von euch. Wir müſſen ziehen, wir müſſen fort. Hier iſt kein Bleibens mehr; das Bundesheer verfolgt auch uns. Wir müſſen ziehen, wir müſſen uns theilen. Ich führe den erſten Hauf; wer führt den andern?

Alle. Wir bleiben bei dir!

Hauptmann. Wir müſſen uns theilen. Der ganze große Haufen drängt ſich nicht durch.

Zigeunerknabe (kommt). Hier am Teich und Moor ſteigt ein Mann vom Pferd, ein Rittersmann: er iſt verwundet; er hält ſich kaum. Sie bringen ihn. Am Ufer zieht das Gefecht ſich her.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Hauptmann. Wer ſeyd ihr?

Götz. Ein Verwundeter, ein Blutender. Mögt ihr mir Hülfe geben, ſo ſey es bald!

Hauptmann. Die Blutwurzel, Mutter! deinen Segen dazu! Sie ſtillt das Blut, giebt neue Kräfte. — (Zu den Zigeunern.) In zwei Parten theilt euch: der eine muß rechts ziehen, der andre links. Ich deut euch den Weg an. (Indeſſen hat man Götzen die linke Armſchiene abgenommen und den

Helm.) Du bist es Götz! den ich wohl kenne; kommst geschlagen, flüchtig, verwundet zu uns! Hergestellt sollst du geschwind seyn. Und nun, wie ich dich kenne, weiß ich dein Geschick: du bist verloren, hältst du nicht fest an uns. (Die Mutter war beschäftigt an der Wunde, und die Tochter hat ihm was zu riechen vorgehalten.)

Götz. Ich bin erquickt. Nun helft mir wieder aufs Pferd, daß ich das Letzte versuche!

Hauptmann. Als ein Mann fasse tapfern Entschluß! Gieb dich nicht der Verzweiflung hin! Deinen Verfolgern entgehst du nicht; aber schließe dich an uns! Wir müssen uns theilen! In kleinen Haufen ziehen wir durch und retten uns. Hier ist kein freies Feld mehr. Ich führe die Hälfte nach Böhmen; führe du die andere nach Thüringen! Sie gehorchen dir wie mir.

Die Zigeuner. Ihm wie dir.

Hauptmann. Theilt euch. (Sie theilen sich.) Dieß bleibe mein Haufe; diesen übergebe ich dir. Durch den Moor kenn' ich die Wege; drängt euch durch die Schlucht über den Hügel weg, so entkommt ihr dem einstürmenden Gefecht. Du schweigst? So recht! Geschwiegen und gethan! (Ab mit einem Theil, ein andrer Theil setzt sich nach der entgegengesetzten Seite in Bewegung.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne den Hauptmann.

Götz. Das mag ein Traum seyn! Mutter, die Kraft deiner Wurzeln und Kräuter ist flüchtig; so flog sie mich an, und so verläßt sie mich. (Er sinkt, wird gehalten und auf einen Sitz im Hintergrunde geführt.)

Erster Zigeuner. Hebt ihn! tragt ihn durch die Schlucht!

Zweiter Zigeuner (kommt von der Seite, wohin der Hauptmann abging). Das Gefecht ergreift uns, treibt uns hieher. (Mutter und Kinder kommen stehend.)

Mutter. Alles verloren! der Vater todt!

Kinder. Weh! weh! Rett uns, Mann!

Mutter. Ihr seyd nun Führer. Auf! Auf! Rettet euch und uns!

Alle. Rett uns! führ uns! rett uns!

(Gruppe. Weiber und Kinder um den sitzenden Götz. Von beiden Seiten werden Bauern und Zigeuner hereingedrängt und überwunden. Eine Partei Bündischer bringt durch die Weiber und hebt die Partisanen auf Götzen.)

Dreizehnter Auftritt.

Adelheids Zimmer. Nacht.

Adelheid. Franz.

Adelheid. Still! horch! alles iſt ruhig. Der Schlaf hat das ganze Haus gebändigt. Nun entferne dich, Franz! Zu Pferd! Fort! fort!

Franz. O laß mich zaudern! laß mich bleiben! — Kannſt du mich jetzt verſtoßen? mich vom Lichte deines Angeſichts hinaustreiben in die Nacht, in das unfreundliche Dunkel?

Adelheid (gegen das Fenſter gekehrt). Dunkel iſt's nicht draußen. Der Mond ſcheint helle. Deutlich, wie am Tage, ſchlingen ſich die Pfade vom Schloß hinunter; die weißen Felsbänke leuchten; ſchattig ruhen die Gründe; aber drüben die Hügel ſtehen im vollen Lichte. Hinab! hinab! durch die ſtille, klare Nacht zu deinem Ziel hin!

Franz. Nur noch eine kleine Weile! Hier laß mich bleiben! hier, wo mein Leben wohnt! Ach! draußen iſt der Tod!

Adelheid. Friſch, muntrer Geſelle! Friſch! Leicht hinaus! dahin durch den mitternächtigen Tag! Du zauderſt? Wie? laſten deine Wünſche dich ſchon? iſt dir dein Wollen, dein Verſatz eine Bürde?

Franz. Nicht dieſe Blicke, nicht dieſe Töne!

Adelheid. Wo haſt du das Fläſchchen? Du drangſt mir's ab. Gieb es zurück!

Franz. Hört mich!

Adelheid. Ich fordere es zurück. Das Fläſchchen her! Für einen Helden gabſt du dich, unternahmſt, betheuerteſt. Gieb her! Ein Knabe biſt du, ein ſchwankender Knabe.

Franz. Laßt mich ſprechen!

Adelheid. Denn ein Mann, der ſich um ein hehres Weib zu bewerben kühn genug iſt, weiß, was er verpfändet, Leben, Ehre, Tugend, Glück; ſonſt alles. Knabe, verlaß mich!

Franz. Gieb mir die Ueberzeugung, daß jenes göttliche Weib, das mir die Vollkommenheiten des ganzen Geſchlechts offenbarte, daß es mein ſey, mein bleibe, daß ich mir es erwerbe, ſo ſoll der Knabe ein Rieſe werden, zu deinem Dienſt ohne Beringung bereit.

Adelheid. Es waren Augenblicke, da du glaubteſt, Adelheid ſey

dein, da Zweifel und Sorge für ewig weggebannt schienen. Kehren diese Feinde schon zurück? Komm, Franz! lieber Franz!

Franz. Ja, du bist mein! Und wenn ich dich befreie, befreie ich dich mir. Laß mich nun, laß mich! Ja, nun bin ich gefaßt und gestählt. Mit stäter Hand will ich meinem Herrn das Gift in den Becher gießen.

Adelheid. Stille! sprich es nicht aus!

Franz. Ja, ich will es aussprechen. Mein Ohr soll hören, was mein Herz zu thun bereit ist. Mein Auge soll unverrückt hinblicken, wenn er trinkt. Von seinen Schmerzen will ich mich nicht wegwenden. Es giebt nur einen Preis auf der Welt, und der ist mein.

Adelheid. Eile!

Franz. Leb wohl! Und indem ich mich von dir losreißen will, fühle ich mich nur fester gebunden und möchte, scheidend, so — (sie umarmend) für und für verweilen.

Adelheid. Zauberer!

Franz (den Schleier fassend). Einen Theil von dir hab ich in Händen. Ganz laß ich dich nicht fahren! Gewähre mir diesen Schleier, der sich noch einmal für mich zurückschlägt und mir das holde Glücksgestirn meines Lebens offenbart. Laß mir ihn, daß er mir deine Gegenwart vermittle. (Er nimmt den Schleier.)

Adelheid. Gewaltsamer!

Franz. Wie eine Schärpe den Helden, wie eine Zauberbinde den Magier, soll er mich Nachts umgeben. (Er wirft ihn über die Schulter und knüpft ihn an der Hüfte.) Gefaltet soll er Tags, an meinem Busen zusammengedrängt, mich besser beschützen als das Panzerhemd. Und nun eil ich beflügelt. Leb wohl! Es hebt, es trägt mich von dir fort. (Er umarmt sie, reißt sich los und eilt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Adelheid (allein).

Glücklicher Knabe! umdrängt vom ungeheuersten Schicksal, tändelst du noch. Die mächtige Bewegung der Welle wird zu Schaum, die gewaltige Handlung der Jugend zum Spiel. Ich will dir nachschauen; meine weiße Gestalt soll dir geistergleich aus diesen Mauern herabwinken. Ich seh

ihn, wie deutlich! auf seinem Schimmel; Tageshelle umgiebt ihn, und scharf begleitet ihn der bewegliche Schatten. Er hält; er schwingt den Schleier: kann er wohl auch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter! Noch zaudert er! Fahre hin, süßer Knabe! fahre hin zum traurigen Geschäft! — Sonderbar! welch ein schwarzer Wanderer kommt ihm entgegen? Eine dunkle, schwarze Mönchsgestalt zieht leise herauf. Sie nähern sich! Werden sie halten? werden sie zusammen sprechen? Sie ziehen an einander vorbei, als würden sie sich nicht gewahr! Jeder verfolgt seine Straße! Franz hinab und, ich täusche mich nicht, der Mönch herauf gegen das Schloß! — Warum fährt mir ein Schauder in die Gebeine? Ist's nicht ein Mönch, deren du Tausende sahst, bei Tage und bei Nacht! — Warum wäre dieser furchtbar? — Noch wandelt er langsam, ganz langsam. Ich seh ihn deutlich, die Gestalt, die Bewegung. (Klingelt.) Der Pförtner soll das Thor und Pforte wohl verschlossen halten, niemand herein lassen vor Tag, es sey wer es wolle. (Am Fenster.) Ich seh ihn nicht mehr! Hat er den Fußpfad eingeschlagen? (Klingelt.) Man sehe nach dem Hinterpförtchen, ob auch das wohl verschlossen und verriegelt ist? — Mauern, Schlösser, Band und Riegel, welche Wohlthat für den Beängsteten! Und warum beängstet? Naht sich mir das Gräßliche, das fern auf mein Geheiß vollbracht wird? ist es die Schuld, die mir das Bild einer düstern Rache vorführt. Nein! Nein! es war ein wirkliches, fremdes, seltsames Wesen. Wäre es ein Spiel meiner Einbildungskraft, so müßt ich ihn auch hier sehen. (Eine schwarze vermummte Gestalt mit Strang und Dolch kommt drehend von der Seite des Hintergrundes, doch Arcibeiten im Rücken, welche so gewendet steht, daß sie dieses furchtbare Wesen mit leiblichen Augen nicht sehen kann; vielmehr starrt sie auf die entgegengesetzte Seite.) Dort aber, dort, ein Schattenähnliches! — Was ist's? Was zieht ein Dunkles an der Wand vorbei? Wehe! wehe mir! das ist Wahnsinn! — Sammle dich! fasse dich! (Sie hält einige Zeit die Augen zu, dann entfernt sie die Hände, und starrt nach der entgegengesetzten Seite.) Nun schwebt es hier, nun schleicht es hier! Drauf los, und es verschwindet. Entfliehe Wahngestalt! Sie flieht, sie entfernt sich. So will ich dich verfolgen, so verjagen. (Indem sie das Wahnbild gleichsam vor sich hertreibt, erblickt sie das wirkliche, das eben in das Schlafzimmer geht. Sie schreit laut auf, dann erreicht sie die Glocke und zieht.) Lichter! Lichter! Fackeln herein! Alle herein! Mehr Fackeln! daß die Nacht umher zum Tag werde! Läutet Sturm! daß alle sich bewaffnen! (Man hört läuten.) Hier dieß nächste Zimmer durchsucht! Es hat keinen andern Ausgang. Findet, fesselt ihn! — Was steht, was zaudert ihr?

Ein Meuchelmörder hat sich verborgen. (Ein Theil der Rottgen ab.) Ihr aber umgebt mich. Zieht eure Schwerter! Die Hellebarden bereit! — Nun bin ich gefaßt. Haltet euch ruhig! Wartet ab! Unterstützt mich, liebe Frauen! Laßt mich nicht sinken! Meine Kniee brechen ein. (Man reicht ihr einen Sessel.) Tretet näher, Bewaffnete! Umgebt mich! — Bewacht mich! Keiner weiche vom Platz bis an den vollen Tag.

Fünfzehnter Auftritt.

Hallen und gewölbte Gänge.

Zwei Parteien Rottgen, die sich begegnen.

Erster Anführer. Wir haben nichts gefunden. Was sagt ihr dazu? Seht ihr was?

Zweiter Anführer. Gar nichts. Im Zimmer war nichts, wo er sollte versteckt seyn, das nur Einen Ausgang hatte. Und ihr? Was meint ihr? Hat sie einen Geist gesehen? Wär es ein Mensch, den hätten wir lange.

Erster Anführer. Die heilige Vehm ist überall. Laßt uns suchen und schweigen. (Sie kreuzen sich und gehen von verschiedenen Seiten ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Ländlicher Garten. Laube im Hintergrunde, davor Blumenbeete von der Sonne beleuchtet.

Marie, in der Laube schlafend. Lorse.

Lorse. Gestrenge Frau! Wo seyd ihr? Gleich werden die Pferde gesattelt seyn. — Sie schläft! schläft in diesen schrecklichen Augenblicken. Wie schön, wie himmlisch leuchtet der Schlaf des Guten; er gleicht mehr der Seligkeit, als dem Tode. Leider, daß ich sie wecken muß! Auf! gestrenge Frau! säumt nicht! Auf! Wir müssen fort.

Marie (erwacht). Wer ruft? Wer auf einmal reißt mich aus den seligen Gefilden herunter in die irdischen Umgebungen? (Steht auf und kommt hervor.)

Lerse. Laßt uns eilen, gnädige Frau! Die Pferde haben wieder Kraft zum schnellen Lauf, und der Mensch hält alles aus.

Marie. Treibe mich nicht weiter!

Lerse. Besinnt euch! Bedenkt, in welcher fürchterlichen Stunde wir leben! Noch raucht die Gegend von schrecklichen Verbrechen, und schon sind die Thäter aufs schrecklichste gestraft. Man hat mit ungeheuern Executionen verfahren. Mehrere sind lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, gespießt, geköpft, geviertheilt. — Ach! und euer edler Bruder in dieß ungeheure Geschick verwickelt! — Gefangen als Meuter; als Missethäter in den tiefsten Thurm geworfen.

Marie. Laß uns gehen!

Lerse. Der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden! Und mehr noch, als das alles, ein schleichend Fieber, die Finsterniß vor seiner Seele, daß es so mit ihm enden soll.

Marie. Laß uns eilen! hineilen zu Weislingen! Nur solch eine gräßliche Nothwendigkeit vermochte mich zu diesem Schritt, Weislingen wiederzusehen! Indem ich meinen Bruder vom Tod errette, geh ich in meinen Tod.

Lerse. Wie das, gestrenge Frau? Wie auf einmal verändert? Eine stürmische Leidenschaft erschüttert eure sanften Züge. Redet! Vertraut mir!

Marie. Du bist ein wackrer Mann! So wisse denn, zu wem du mich führst!

Lerse. Redet aus!

Marie. Dieser Weislingen! ich liebt ihn mit aller Innigkeit der ersten schüchternen Liebe. Er ward mein Bräutigam. Da träumt ich von Glück auf dieser Welt. Er verließ mich — und ich soll ihn wiedersehen, als Bittende soll ich vor ihm erscheinen, flehen soll ich, meine Worte mit dem Ton des Zutrauens, der Neigung, der Liebe beleben!

Lerse. Kommt, kommt! Laßt euch den Augenblick lehren, was zu thun sey! Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens aufzusuchen bemüht ist. (Ab.)

Marie. Ich werde mich vor seine Füße werfen, ich werde vor ihm weinen — aber — Gott verzeih mir's! — nicht über meinen Bruder — über mich! (Ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Weislingens Saal.

Weislingen, geführt von **Franz** und einem jungen **Diener**.

Weislingen. Vergebens, daß ich mich aus einem Zimmer in das andre schleppe, ich trage mein Weh mit mir fort. Vergebens, daß ihr mich unterstützt: eure Jugendkräfte gehen nicht in mich herüber: alle meine Gebeine sind hohl; ein elendes Fieber hat das Mark ausgesogen. Hier setzt mich nieder! hier laßt mich allein, und haltet euch in der Nähe. (Franz in großer Bewegung ab.) Keine Ruh und Rast weder Tag noch Nacht! Im halben Schlummer giftige Träume! — Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem; die Hand versagte mir. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er ist gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Mensch! dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebst vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter. — Und soll er sterben? — Götz! Götz! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. — Matt! matt! Wie sind meine Nägel so blau. — Ein kalter, kalter, verzehrender Schauer lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Gesicht. Könnt ich schlafen! Ach!

Achtzehnter Auftritt.

Weislingen. Marie. Dann **Franz.**

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! — Sie stirbt, Marie stirbt, und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist! ich bin elend genug.

Marie. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Marie. Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehen; er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. — Rede nicht fort!

Marie. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: Er ist unschuldig, daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Mord zurückzuhalten. Deine Seele ist bis in ihre innersten Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du, du kommst, mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. O Marie! Marie!

Marie. Mein Bruder, Weislingen, verkranket im Gefängniß. Seine schweren Wunden, sein Alter! — Und wenn du fähig wärst, sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug! — Franz! (Franz kommt in äußerster Bewegung.) Die Papiere drinnen, Franz! —

Marie (für sich). Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn! Und nun ich ihm nahe, fühl ich, wie lebhaft.

(Franz bringt ein versiegelt Packet.)

Weislingen (reißt es auf und zeigt Marien ein Papier). Hier ist deines Bruders Todesurtheil unterschrieben.

Marie. Gott im Himmel!

Weislingen. Und so zerreiß ich's. Er lebt. Aber kann ich wieder schaffen, was ich zerstört habe? Weine nicht so, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen. (Franz wirft sich vor ihm nieder und faßt seine Kniee.) Steh auf und laß das Weinen! Hoffnung ist bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht — ihr müßt sterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer sich). Gift! Gift! von eurem Weibe! — Ich, ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach! Er verzweifelt. (Marie ab.) Gift von meinem Weibe! Weh! weh! Ich fühl's. Marter und Tod!

Marie (inwendig). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufstehen). Gott! vermag ich das nicht?

Marie (kommt). Er ist hin! Zum Saalfenster hinaus stürzt er wüthend in den Main hinunter.

Seite

Parabase 290
Die Metamorphose der Pflanzen 291
Epirrhema 293
Metamorphose der Thiere 294
Antepirrhema 296
Urworte. Orphisch 296
Atmosphäre 298
Howard's Ehrengedächtniß 298
Stratus 299
Cumulus 300
Cirrus 300
Nimbus 300
Wohl zu merken 301
Was es gilt. Dem Chromatiker 301
Herkömmlich 302
Gesetz der Trübe 303
Allerdings. Dem Physiker 303
Ultimatum 304
Die Weisen und die Leute 305

Chinesisch-Deutsche
Jahres- und Tages-Zeiten.

Sag', was könnt' uns Mandarinen ꝛc. 311
Weiß wie Lilien, reine Kerzen ꝛc. 311
Ziehn die Schafe von der Wiese ꝛc. 312
Der Pfau schreit häßlich ꝛc. 312
Entwickle deiner Lüfte Glanz ꝛc. 312
Der Kuckuk wie die Nachtigall ꝛc. 313
War schöner als der schönste Tag ꝛc. 313
Dämmrung senkte sich von oben ꝛc. 314
Nun weiß man erst was Rosenknospe sey ꝛc. 315
Als Allerschönste bis du anerkannt ꝛc. 315
Mich ängstigt das Verfängliche ꝛc. 315
Hingesunken alten Träumen ꝛc. 316
Die stille Freude wollt ihr stören ꝛc. 316
„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen ꝛc. 316

Aus fremden Sprachen.

Byron's Don Juan 319
Monolog aus Byron's Manfred 320
Bannfluch aus Manfred 322
Ode von Manzoni 324
Mode-Römerinnen 329
Neugriechisch-pirotische Heldenlieder:
Sind Gefilde türkisch werden ꝛc. 331
Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle ꝛc. 332

Weislingen. Ihm iſt wohl! — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die andern Bundeshäupter, vor allen Seckendorf, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, geh und zieh ihn aus dem Kerker!

Marie. Senden wir Lerſen. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaſſener!

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Furchtbar biſt du ein Rächer, Gott! — Mein Weib!

Marie. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen!

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend! Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual.

Marie (für ſich). Stärke mich, Gott! Meine Seele erliegt unter der ſeinigen.

Weislingen. Weh! weh! Gift von meinem Weibe! Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche! Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte: Er iſt todt. Und du Marie! Marie, warum biſt du gekommen, daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich, daß ich ſterbe!

Marie. Laß mich bleiben. Du biſt allein; denk, ich ſey deine Wärterin. Vergiß alles! Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe! bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Marie. Er wird ſich deiner erbarmen! — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe, und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und des Tods zucken die Qualen der Hölle.

Marie (neben ihm kniend). Erbarmer, erbarme dich ſeiner! Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

Neunzehnter Auftritt.

Gefängniß.

Elisabeth. Lerse. Castellan.

Lerse (zum Castellan). Hier ist Brief und Siegel, hier die Unterschrift der Bundeshäupter; sogleich soll Götz aus der engern Haft entlassen werden.

(Castellan ab.)

Elisabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treue, die ihr an meinem Herrn gethan habt! Wo ist Marie?

Lerse. Weislingen stirbt, vergiftet von seinem Weibe; Marie wartete sein, als ich forteilte; nun höre ich unterwegs, daß auch Sickingen in Gefahr sey. — Die Fürsten werden ihm zu mächtig; man sagt, er sey eingeschlossen und belagert.

Elisabeth. Es ist wohl ein Gerücht; laßt Götzen nichts merken.

Lerse. Wie steht's um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben; die Hand des Herren liegt schwer auf ihm. Unr Georg ist tot.

Lerse. Georg! der Gute!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte sein Herr ihn ab, dort Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp der Bündischen auf sie los. — Georg! o hätten sie sich alle gehalten, wie er! Ja, wenn sie alle das gute Gewissen gehabt hätten! Viele wurden erstochen, und Georg mit.

Lerse. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbargen's ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und schickt mich zehnmal, zu forschen, was Georg macht? Ich fürchte, seinem Herzen den letzten Stoß zu geben. Ach, kommt! daß wir ihn wieder ins Freie führen! Wie sehnlich war sein Wunsch, nur ins Gärtchen des Castellans auf der Mauer hinauszutreten! (Beide ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Kleiner Garten auf der Mauer. Durch und über die Zinnen weite Aussicht ins Land. An der Seite ein Thurm.

Götz. Elisabeth. Lerse. Castellan.

Götz. Allmächtiger Gott! wie wohlthätig ist dein Himmel! wie frei! Die Bäume nähren sich in deiner Luft, und alle Welt ist voll Werden und Gedeihen. Lebt wohl, meine Lieben! meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn! er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahnte mir's nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen, tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht: damals führte mein Geist den eurigen; jetzt hältst du mich aufrecht. Mach, daß ich Georgen noch einmal sehe, mich an seinem Blick wärme! — Ihr seht zur Erden und weint? Er ist todt! Georg ist todt! Stirb, Götz! —. Du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. Wie starb er? — Ach, sie fingen ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet!

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löwe um seine Freiheit.

Götz. Gott sey Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne, und tapfer. — Löse meine Seele nun! Arme Frau! ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht! Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore! Es kommen die Zeiten des Betrugs; ihm ist Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Segnet Marien und ihren Gemahl! Möge er nicht so tief sinken, als er hoch gestiegen ist! — Selbitz starb, und der gute Kaiser und mein Georg! Gebt mir einen Trunk Wasser! — Himmlische Luft! — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben bei dir! Die Welt ist ein Gefängniß.

Lerse. Edler Mann! edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

Die Wette.

Lustspiel in einem Act.

Teplitz, 1812.

Personen.

Dorn.
Förster.
Eduard.
Leonore.
Johann.
Friederike.

Erster Auftritt.

Dorn, nachher Förster.

Dorn. Habe ich es doch so oft gesagt, und wem ist es nicht bekannt, daß man etwas leicht unternimmt, und nachher mit großer Unbequemlichkeit ausführt! Was hilft es, wenn man noch so verständig denkt und spricht! Nun lasse ich mich wieder in einen Handel ein, der mich ganz aus dem Geschicke bringt. Zur schönsten Jahrszeit verlasse ich meinen Landsitz; ich eile in die Stadt, dort wird mir die Zeit lang, und die Ungeduld treibt mich wieder hierher. Nun sehe ich aus den Fenstern dieses schlechten Wirthshauses mein Schloß, meine Gärten, und darf nicht hin. Wenn's nur hier nicht gar zu unbequem wäre! Jeder Stuhl wackelt, auf den ich mich setzen will; ich finde für meinen Hut keinen Haken und wahrhaftig kaum eine Ecke für meinen Stock. Doch alles mag hingehen, wenn ich nur meine Absicht erreiche, wenn das junge Paar glücklich wird!

Förster (außen). Kann man hier unterkommen? Ist niemand vom Hause da?

Dorn. Höre ich recht? Förster! Da finde ich doch wenigstens einen Gefährten in meiner seltsamen Lage.

Förster (eintretend). Dorn! Ist's möglich? bist du's? warum nicht auf dem Schlosse? warum hier im Wirthshause? Man sagte mir, du seyst in der Stadt. In deinem Schlosse fand ich alles einsam und öde.

Dorn. Nicht so öde als du glaubst. Die Liebenden sind drinnen.

Förster. Wer!

Dorn. Leonore und Eduard, festgebannt.

Förster. Die zwei jungen Leute? zusammen?

Dorn. Zusammen oder getrennt, wie du willst.

Förster. Erkläre mir das Räthsel!

Dorn. So höre denn! Es gilt eine Wette! sie müssen eine Probe bestehen, die ihr künftiges Glück befestigen soll.

Förster. Du machst mich immer neugieriger.

Dorn. Eduard und Leonore lieben sich, und ich nährte gern diese keimenden Gefühle, da eine engere Verbindung mir sehr willkommen wäre.

Förster. Ich gab hierzu von jeher meinen Beifall.

Dorn. Eduard ist ein edler Junge, voll Geist und Fähigkeiten, sehr gebildet, vom besten Herzen, vom lebhaftesten Gefühl, doch etwas rasch und eigendünklig.

Förster. Gesteh's nur! diese Zusammensetzung macht einen ganz liebenswürdigen jungen Mann.

Dorn. Nun, wir hatten auch etwas davon! Leonore ist sanft und gefühlvoll, dabei thätig, häuslich, doch nicht ohne Eitelkeit; sie liebt ihn wahrhaft, doch überläßt sie sich manchmal einem Hang zur üblen Laune; sie zeigt ein mürrisches Wesen, das mit der Hastigkeit Eduards nicht vereinbarlich ist, und so entstand in der angenehmen Liebes- und Brautzeit öfters Zwietracht, Widerwärtigkeit und gegenseitige Unzufriedenheiten.

Förster. Das wird sich nach der Trauung schon geben.

Dorn. Ich wollte, es gäbe sich vorher, und das ist gerade die Absicht dieser wunderlichen Anstalt. Oft machte ich die jungen Leute auf ihre Fehler aufmerksam, und verlangte, daß jeder Theil den seinigen anerkennen, daß sie sich nachgeben, sich wechselseitig ausgleichen sollten. Ich predigte in die Luft. Und doch konnte ich's nicht lassen, meine Ermahnungen zu wiederholen, und vor acht Tagen, da ich sie hartnäckiger fand als sonst, erklärte ich ihnen ernstlich die Unart und Unschicklichkeit ihres Betragens, da sie doch ein- für allemal ohne einander nicht seyn und leben könnten. Dieß nahmen sie etwas hoch auf und versicherten, es dürfte doch wohl möglich seyn auch ohne einander zu existiren, und auch abgesondert für sich zu leben.

Förster. Dergleichen Reden kommen wohl vor; so trotzt man aber nicht lange.

Dorn. So nahm ich's auch, scherzte darüber, drohte ihre Neigung auf die Probe zu setzen, umzusehen, wer das andere am ersten aufsuchen, sich dem andern am ersten wieder nähern würde? Nun kam die Eitelkeit ins Spiel, und jedes versicherte in einem solchen Fall die stärkste Beharrlichkeit.

Förster. Worte, nichts als Worte!

Dorn. Um zu erfahren, ob es etwas mehr wäre, that ich folgenden Vorschlag: Ihr kennt, sagte ich, die beiden an einander stoßenden Zimmer,

die ich mit meiner seligen Frau bewohnte; eine Thüre, die beide verbindet, hat ein Gitter, welches durch einen Vorhang bedeckt ist, der sowohl hüben als drüben aufgezogen werden kann: wenn wir Eheleute uns sprechen wollten, so zog bald das eine bald das andere dieſen Vorhang. Nun ſollt ihr Brautleute dieſe beiden Zimmer bewohnen, und es gilt eine Wette, welcher von beiden Theilen die Entbehrung ſchmerzlicher fühlt, das andere mehr vermißt und den erſten Schritt zum Wiederſehen thut. Nun wurde mit gegenſeitiger Einwilligung zur Probe geſchritten; ſie zogen ein, ich zog den Vorhang zu. So ſteht die Sache.

Förſter. Und wie lange?

Dorn. Seit acht Tagen.

Förſter. Und noch nichts vorgefallen?

Dorn. Ich glaube nicht: denn Johann und Friederike, welche ihre Herrſchaften aufmerkſam bewachen, hatten Befehl, mir es gleich in die Stadt melden zu laſſen. Ich hörte nichts, und nun komm' ich aus Ungeduld zurück, um in der Nähe das Weitere zu vernehmen.

Förſter. Und ich komme gerade recht zu dieſem wunderlichen Abenteuer, und laſſe mir wegen der Sonderbarkeit gern gefallen, mit dir in einem ſchlechten Wirthshauſe anſtatt in einem wohleingerichteten Schloſſe zu verweilen.

Dorn. Ich hoffe, die Unbequemlichkeit ſoll nicht lange dauern; richte dich ein, ſo gut du kannſt! Indeſſen werden wohl auch unſere Aufpaſſer herankommen.

Förſter. Ich bin ſelbſt neugierig auf den Ausgang; denn im ganzen will mir der Spaß nicht recht gefallen. Es laſſen ſich ja wohl bedenkliche Folgen erwarten.

Dorn. Keineswegs! ich bin überzeugt, daß alles zum Vortheil beider Liebenden enden muß. Welcher Theil ſich auch als der ſchwächſte zeigt, verliert nichts; denn er beweiſt zugleich die Stärke ſeiner Liebe. Bildet ſich der Stärkere etwas ein, ſo wird er ſich bei einigem Nachdenken durch den Schwächern beſchämt halten. Sie werden fühlen, wie liebenswürdig es ſey, nachzugeben und ſich in einander zu finden; ſie werden ſich tief überzeugen, wie ſehr man eines gegenſeitigen Umgangs, einer wahren Seelenvertraulichkeit bedarf, und wie thöricht es iſt zu glauben, daß Beſchäftigungen, Unterhaltungen ein liebevolles Herz entſchädigen könnten. Man wird ihnen eindringlicher vorſtellen dürfen, wie ſehr üble Laune das

nichts, ißt und schläft eben so wenig, verläßt eine Beschäftigung um die andere, und sieht so krank aus, daß sie einen ängstet.

Johann. Gehe, was wird es nun wieder seyn? Launen! nichts als Launen! Da scheinen die Weiber immer krank; sie sind alle so.

Friederike. Meinst du mich auch, Johann? Ich will nicht hoffen!

Johann. Sey nicht böse! Ich spreche nur von den vornehmen Frauen! die haben alle solche Grillen, wenn man ihren Eitelkeiten nicht recht schmeichelt.

Friederike. Nein! mein Fräulein ist nicht unter dieser Zahl; es ist nur zu wahrscheinlich, daß die Liebe an ihr zehrt.

Johann. Die Liebe! warum verbirgt sie selbe?

Friederike. Ja! es gilt aber eine Wette.

Johann. Was Wette, wenn man sich einmal liebt!

Friederike. Aber die Eitelkeit!

Johann. Die taugt bei der Liebe nichts. Da sind wir gemeinen Leute weit glücklicher; wir kennen jenes Raffinement nicht. Ich sage: Friederike, liebst du mich? Du sagst: Ja! und nun bin ich dein — (Er umarmt sie.)

Friederike. Wenn das Schicksal unserer jungen Herrschaft entschieden ist, wenn das Heirathsgut ausgezahlt ist, das wir durch die Aufmerksamkeit auf unsere jungen Liebenden verdienen sollen.

Dritter Auftritt.

Dorn. Förster. Die Vorigen.

Dorn. Willkommen, ihr Leute! Sprecht, was ist vorgefallen?

Johann. Nichts Besonderes, gnädiger Herr! Nur ist mein Gefangener bald bewegt und aufbrausend, bald nachdenkend und in sich gekehrt. Jetzt bleibt er still, sinnt, scheint sich zu entschließen, eilt gegen die verschlossene Thüre: jetzt kehrt er wieder zurück und verschmäht den Gedanken.

Dorn. Förster, hörst du?

Förster. Nur weiter!

Dorn. Erzählt uns, Johann, wie's ging, seit ich abreiste?

Johann. Ach Gott, wie sollt' ich mir das alles merken! die hundertfältigen Sachen, die ich gesehen, gehört — ich weiß nicht wo mir der

Seite

Beuge, Liakos, dem Pascha ꝛc. 333
Welch Getöse? wo entsteht es ꝛc. 334
Ausgeherrschet hat die Sonne ꝛc. 335
Der Olympos, der Kissavos ꝛc. 336
Charon 337
Neugriechische Liebe-Skolien 338
Einzeine 340
Das Sträuschen. Altböhmisch 341
Klaggesang. Irisch 343
Hochländisch 344
An die Cicade. Nach dem Anakreon 345

Noten.

Ueber Goethe's Harzreise im Winter 349
Ueber das Fragment: die Geheimnisse 360

Kopf steht! Wenn das Lieben heißt! Wenn das bei vornehmen Leuten Gebrauch ist, so gelobe ich der arme Johann immer und ewig zu bleiben, und meiner Friederike ganz einfach zu betheuern, daß ich sie lieb habe.

Dorn. Nun, was gab's denn für Wunderdinge?

Förster. Erkläre dich!

Johann. Ich will erzählen, so gut ich's vermag. Als Sie abreisten, versperrte sich der junge Herr, las und schrieb, und beschäftigte sich. Nur fand ich ihn sehr gespannt; er ging in der Gegend spazieren, kam spät nach Hause, war fröhlich und so zog sich's einige Tage. Nun ging er auf die Jagd und wechselte mit Beschäftigungen. Da kennt' ich leicht bemerken, daß er bei keiner verblieb. Er schritt im Zimmer auf und ab, warf ein Buch weg und holte das andere, und wenn er schmälte, so mochte es wohl manchmal mit Grund geschehen; aber gewiß und wahrhaftig oft ohne Grund; er wollte nur den heftigen Empfindungen Raum schaffen, die in ihm vorgingen.

Dorn. Schon gut.

Johann. So verstrichen die Tage. Vom Spaziergang sehnt' er sich nach dem Schlosse, er kürzte die Jagd ab und kam nach Hause; aber auch da zauderte er auf dem Wege, ward immer unbestimmter und sprach mit sich allein; er machte Gesichter, die mich erschreckten, nun stand er starr, nun schien er im Zweifel; nähert sich dem gefährlichen Vorhang, schnell kehrt er wieder zurück, über sich selbst erzürnt. Ungeduld und Ungewißheit foltern ihn, er wird kleinmüthig, und ich besorge Wahnsinn.

Dorn. Genug, genug!

Johann. Was! soll ich nicht mehr erzählen?

Dorn. Für dießmal bedarf's nicht mehr. Gehe und besorge den Jüngling, und melde ferner, was vorgeht!

Johann. Ich hätte noch gar viel zu sagen.

Dorn. Ein andermal; gehe!

Johann. Wenn's nicht anders ist. Ich kam so eben recht in Zug, und glaube, daß wenn ich solche Dinge oft sehe und oft erzähle, so könnte ich selbst so wunderlich werden. Was meinst du, Friederike?

Friederike. Wir wollen's beim Alten belassen.

Johann. Topp! (Er reicht ihr die Hand, und zieht sie, indem er abgeht, in den Hintergrund, wo sie stehen bleibt.)

Dorn. Nun, Förster, was sagen Sie zu diesem Anfang?

Förster. Nicht viel. Es läßt sich nichts Bestimmtes sagen.

Dorn. Verzeihen Sie, mein Freund: wir sind dem Ziele näher als Sie glauben. Eduard scheint seinen Stolz gemäßigt zu haben; das Gefühl bemeistert sich seiner; es wird bald die Oberhand behalten.

Förster. Woraus schließen Sie das?

Dorn. Aus allem was Johann erzählt, aus dem Einzelnen wie dem Ganzen.

Förster. Er wird gewiß derjenige nicht seyn, der den ersten Schritt thut: ich kenne ihn zu gut; er ist zu eitel dazu. Er hat einen zu hohen Begriff von seinem Werth und giebt nicht nach.

Dorn. Das wäre mir leid: er müßte meine Tochter wenig lieben, wenig Seele und lebhaftes Gefühl, keine Energie haben, um länger in diesem peinlichen Zustande zu verharren.

Förster. Und Leonore, könnte sie nicht gleichfalls —?

Dorn. Nein, mein Bester! Die Frauen haben eine gewisse Zurückhaltung aus Bescheidenheit, die ihre größte Zierde ist; sie hindert sie ihre Gefühle frei zu äußern; und diese werden sie am wenigsten zu Tage legen, wenn Eitelkeit im Spiel ist, wie bei dieser Wette. Sie können das Aeußerste dulden, ehe sie diesen Stolz beseitigen; sie finden es unter ihrer Würde, einem Manne zu zeigen, wie sehr sie an ihm hängen, ihn zärtlich lieben; sie fühlen im verborgenen eben so lebhaft wie wir, vielleicht anhaltender, aber sie sind ihrer Neigung mehr Meister.

Förster. Du kannst Recht haben; aber laß uns erst erfahren, was Leonore macht; dann können wir in unsern Vermuthungen schon sicherer fortschreiten.

Dorn. Sprich also, Friederike!

Friederike. Gnädige Herren, ich fürchte sehr für die Gesundheit der Fräulein.

Dorn (rasch). Ist sie krank?

Friederike. Das nicht gerade; aber sie kann weder essen noch schlafen, sie schleicht herum wie ein Halbgespenst, verschmäht ihre Lieblingsbeschäftigungen, rührt die Guitarre nicht an, auf der sie Eduard sonst accompagnirte, singt auch nicht wie sonst ein freies Liedchen vor sich hin.

Dorn. Spricht sie was?

Friederike. Nur wenig Worte.

Dorn. Was sagt sie denn?

Friederike. Fast gar nichts. Manchmal fragt sie nach Johann: dabei denkt sie aber immer an Eduarden, merke ich wohl.

Dorn. War das die ganzen acht Tage so?

Friederike. O nein! Anfangs war sie fröhlich, mehr als sonst, beschäftigte sich mit häuslichen Arbeiten, mit Musik und dergleichen; sie entbehrte den Geliebten nicht, sie freute sich, ihm beweisen zu können wie stark sie sey.

Dorn. Siehst du, Förster, was ich sagte? hier bestimmte sie der weibliche Stolz.

Förster. Aber wie kommt's, daß sie anfangs die Beschäftigung liebte, und sie jetzt vernachlässigt?

Dorn. Auch dieß ist mir erklärbar. Frauen sind zur Arbeitsamkeit gewöhnt. Mit dem Bewußtseyn geliebt zu werden, scheuen sie die Einsamkeit nicht; ein einziger froher Augenblick der Gegenwart gewährt ihnen reichlichen Trost: nur der gänzliche Abgang eines Mitgefühls wird ihnen schwer und zehrt an ihnen; dann versinken sie in einen grämlichen, leidenden Zustand, der je mehr sie ihn zu verbergen trachten, desto mehr an ihrer Existenz nagt; sie verblühen.

Friederike. Richtig! so wird es auch bei Fräulein Leonore seyn: denn daß sie Eduarden liebt, davon habe ich viele Beweise. Oft tritt sie wie zufällig an die Thüre, und zaudert schamhaft, sich wieder zu entfernen: ihre Augen sind voll Thränen; sie scheint ihn behorchen, seine Schritte, seine Gedanken errathen zu wollen; sie kämpft zwischen Liebe und Festigkeit.

Förster. Aber warum fragt sie dich nicht um ihn? Sagte nicht Johann, Eduard spreche sehr oft mit Heftigkeit von Leonoren? Er liebt sie folglich mehr als sie ihn.

Dorn. Da sieht man, daß du die Frauen wenig kennst. Wann nehmen sie Vertraute zu ihren Gefühlen? Sie wachen sorgfältig darüber, und suchen dieselben vor allen Augen zu verbergen; über alles fürchten sie den eiteln Triumph der anmaßlichen männlichen Herrschaft: allem wollen sie lieber entsagen, als sich verrathen; im Stillen können sie für sich allein lieben, und um so heftiger sind ihre Gefühle und um so dauerhafter. Die Männer hingegen sind rascher; keine Bescheidenheit verwehrt ihnen laut zu denken: darum verbarg auch Eduard sich vor Johann nicht.

Friederike. Wollen Sie noch einen Beweis daß sie ihn liebe?

Sie kennen das hübsche Gartenplätzchen, das Eduard zu Leonorens Namenstag ausschmückte. Dieses besucht sie täglich: stillschweigend, die Augen an den Boden geheftet, bleibt sie Stunden lang dort, und jede Kleinigkeit, die er ihr schenkte, liegt immer auf ihrem Tisch. Oft scheint sie in einiger Unruhe, die sich in Seufzern äußert. Ja! sie ist aus Liebe krank, ich verharre dabei; und wird sie nicht aus dieser Lage befreit —

Dorn. Laß es gut seyn, Friederike! Es wird sich alles zur rechten Zeit auflösen.

Friederike. Wäre ich an der Stelle, es wäre schon lange aufgelöst. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Dorn. Förster.

Dorn. Ich bin zufrieden; alles geht nach Wunsch.

Förster. Aber wenn die Tochter erkrankt?

Dorn. Glaube es nicht! es wird nicht lange mehr währen.

Förster. Das meinst du?

Dorn. Sie werden nachgeben, sich sehen, sich lieben und geprüfter lieben.

Förster. Ich möchte doch wissen, was dich so heiter stimmt!

Dorn. Daß ich mein Werk vollendet sehe. Sie sind beide, wo ich sie wollte, wie ich sie wollte: ihre wenigen Reden, alle ihre Handlungen sind ihrer Lage, ihren Gefühlen angemessen.

Förster. Wie das?

Dorn. Eduard, ein feuriger junger Mensch, zeigt sich noch unmuthig, er kämpft zwischen Eitelkeit und Liebe, allein die Liebe wird siegen. Er fühlt die Pein des Alleinseyns: die Gestalt, die Reize Leonorens stellen sich lebhaft ihm vor die Augen; er duldet es nicht länger. Keiner Zerstreuung mehr fähig, wird er die Pforte öffnen, er wird als überwunden sich erklären.

Förster (für sich). Dieß scheint mir noch nicht ganz gewiß.

Dorn. Leonore, ein edles, bescheidenes Mädchen, nur etwas launig, dachte anfangs durch Beschäftigung seiner zu vergessen, standhaft die Probezeit auszubarren; allein es verstrich ein Tag um den andern. Von Seiten ihres Geliebten mußte sie Kälte besorgen, fragen wollte sie nicht; sie blieb

also in sich gekehrt; der bangen Ungewißheit überlassen. Die Leere, den Abgang zärtlichen Mitgefühls empfand sie lebhaft: bei ihr ist kein Mittel vorhanden, wie sie den ersten Schritt beginne; Zurückhaltung verwehrt es ihr, und sie wählt zu leiden; daher entstehen Seufzer, Thränen, Mangel an Schlaf und Eßlust; sie denkt sich durch Betrachtung lebloser Sachen zu entschädigen, die den einzigen Gegenstand ihrer Sehnsucht zurückrufen. Leonore liebt Eduarden vielleicht noch zärtlicher als vorher, sie erwartet nur den Augenblick, um in ihre vorigen Rechte zurückzutreten.

Förster. Das wird sich zeigen!

Dorn. Nun, so laßt uns beide behorchen! An der Decke jener Zimmer ist eine geheime Oeffnung: laßt uns dahin gehen, und uns selbst überzeugen. (Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Getheilte Zimmer, wohl möblirt, mit allerlei Gegenständen zur Unterhaltung versehen, als: Pulte, Bücher, Instrumente und dergl. Thüre, Gitter und Vorhang, wie oben beschrieben.

Eleonore an der rechten Seite, **Eduard** an der linken, **Dorn** und **Förster** in der Höhe. Zuletzt **Johann** und **Friederike.**

(Eduard geht schnell auf und ab, spricht heftig mit sich selbst, sieht bald verwirrt bald unentschlossen aus. Leonore traurig, eine Arbeit in der Hand, blickt bald seufzend nach der Thür, dann besieht sie eine Brieftasche mit Eduards Chiffer und benetzt sie mit heißen Thränen.)

Eduard. Nein, ich gehe nicht aus! Wo soll ich hin? was anfangen? Nichts freut mich, alles ist mir zuwider: sie mangelt mir! Leonore, du das edelste, wärmste, liebevollste Geschöpf! Wo sind die frohen Augenblicke, die ich bei ihr zubrachte? wo sie mich durch ihre herrliche Gestalt, durch ihr sanftes Wesen ankettete? Sie war mein erster und letzter Gedanke; ihre Theilnahme, ihre Zärtlichkeit erhöheten mir jedes Vergnügen; bei ihr fand ich Erholung nach der Arbeit: jetzt bin ich unmuthig! Wie oft erheiterte sie trübe Stunden durch lieblichen Gesang; und jedes Wort, das nach Liebe lautete, vereinigte sich wohlthätig mit meinem Herzen. Welcher Wonne war ich fähig! selbst ihre augenblicklichen Launen sind nicht so arg, als ich ungeduldig mir einbildete. Warum war ich so rasch, wie konnte ich aus Eitelkeit in die Probe willigen! — Nun wer wird nachgeben? Sie nicht! — Ich? — Ja! (mit Heiterkeit) und warum zögere

ich? Die Thüre geöffnet! zu ihr, der göttlichen, an ihren Füßen ewige Liebe beſchweren, geſtehend, daß ich ohne ſie nicht leben kann! — Doch was wird man ſagen? dich für feig und ſchwach halten? Deine Freunde werden ſich über dich luſtig machen. — Was thut's! — Aber Leonore, du ſelbſt könnteſt frohlocken, mich für überwunden halten, herrſchen wollen, und dann wehe mir, wenn ich will Mann ſeyn! Ich kann es wohl: warum bleib' ich müßig? hier iſt noch Arbeit genug! (Er ſetzt ſich an den Schreibtiſch nimmt die Feder, doch ſtatt zu ſchreiben, vertieft er ſich in Gedanken.)

Leonore. Schon wieder ein Tag verfloſſen, und Eduard erſcheint nicht! O welche Pein! Er hat mich vergeſſen, und er kann mich nicht ſo zärtlich lieben, als ich glaubte: fühlte er nur die Hälfte meiner Qualen, er würde eilen, die Wette zu verlieren; ich wäre ihm eine reiche Entſchädigung für die gekränkte Eitelkeit. Und was iſt dieſes Gefühl im Vergleich mit warmer Liebe, mit Glückſeligkeit, die man nur in der Gegenliebe findet? Da vergehen die Tage, die Stunden wie ſüße Träume; da fühlte ich mich glücklich, als nach geendigten häuslichen Geſchäften ich durch ſein Geſpräch erheitert wurde. Grauſamer Vater, wie konnteſt du mich durch eine Probe ſo unglücklich machen! wollt' ich nicht lieber Eduards Anmaßungen dulden? Jetzt kann ich den erſten Schritt nicht thun. Mein Herz ſtimmt dafür; aber die Beſcheidenheit, der Mädchen Zierde, wehrt es und ich muß gehorchen, dulden — und wie lange noch! (Sie läßt die Arbeit fallen und ſeufzt.)

Eduard (vom Pulte haſtig aufſtehend). Schreiben kann ich nicht: wo Sinn und Muth holen! Wenn nur Johann käme, daß ich von Leonoren ſprechen könnte! Freilich verſteht er wenig von meinem Gefühl; aber er meint es doch gut, und Leonoren verehrt er wie eine Gottheit, wie jeder, der ſie kennt. Mir ſcheint, ich höre ihn!

Leonore (indem ſie das Portefeuille mit Anmuth anſieht und an ihr Herz drückt). Ja, hier iſt das Pfand deiner Liebe, hier dein Name! und du konnteſt mich vergeſſen, Eduard? — — Was ſoll ich machen, wie ihn zurückführen? — Ach, herrlich! vielleicht wirkt es. (Sie eilt ihre Guitarre zu nehmen, ſetzt ſich ganz nahe an die Wand, neben die Thüre, ſo daß man ſie von dem Gitter aus nicht ſehen kann. Eduard, tiefſinnig ſitzend, belebt ſich bei dieſen Tönen, erkennt die Stimme, die ihn ſo oft bezaubert, läßt ſich zum Denken keine Zeit, zieht den Vorhang, ſucht ſie zu erblicken, aber vergebens. Leonore geht zur Thür, um zu horchen; ſie ſieht den Vorhang weggezogen, erblickt den Geliebten, Schrecken, Entzücken ſpricht ſie aus. Die Thüre öffnet ſich, ſie iſt in ſeinen Armen, ehe ſie ſich's verſieht.)

Beide. Ich habe dich wieder! ich bleibe dein!

Dorn und **Förster** (hereintretend). Bravo! bravo! (Leonore und Eduard stehen verzagt.)

Dorn. Kinder, was hab' ich gesagt!

Leonore. Eduard war's, der zu mir kam.

Eduard. Nein! sie war es, die sehen wollte, ob ich horchte.

Dorn. Ihr habt beide Recht. Keines hat im Grund die Wette verloren. Gleiches Gefühl hat euch beseelt; eure Handlungen waren einem Jüngling, einem Mädchen angemessen. Leonore suchte dich durch Feinheit dahin zu bewegen, daß du den Vorhang zogst: lebhafter hast du dem Gefühl angehört; Leonore wollte bloß im verborgenen dich prüfen. Ihr habt bewiesen, daß bei edlen, gefühlvollen Herzen gleiche Bewegungen vorgehen; nur äußern sich dieselben verschieden und angemessen. Ihr seyd euch werth! Liebt euch! und verzeiht euch kleine Schwachheiten und trachtet, daß euch die gegenseitige Liebe alles ersetzt!

Leonore. Dieser Tag soll uns heilig seyn!

Eduard. Du hast uns wirklich lieben gelehrt.

Förster. Und ich habe heut mehr erfahren, als durch mein ganzes Leben.

Friederike. Und ich auch.

Johann. Du! und was hast du denn erfahren? Gehe! das ist alles zu erhaben und zu studirt für uns. Laß uns einfach lieben und glücklich! Und dazu ist nichts Einfacheres in der Welt, gnädiger Herr, als ein hübsches Heirathsgut.

Dorn. Das sollt ihr haben!

Mahomet.

Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire.

Personen.

Mahomet.
Sopir, Scherif von Mekka.
Omar, Heerführer unter Mahomet.
Seide, Mahomets Sklave.
Palmire, Mahomets Sklavin.
Phanor, Senator von Mekka.
Bürger von Mekka.
Muselmänner.

Der Schauplatz ist in Mekka.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was? Ich! vor falſchen Wundern niederknieen?
Dem Gaukelſpiele des Betrügers opfern?
In Mekka den verehren, den ich einſt verdammt?
Nein, ſtraft, gerechte Götter! ſtraft Sopiren,
Wenn ich mit dieſen freien, reinen Händen
Dem Aufruhr ſchmeichle, den Betrug begrüße!

Phanor.

Wir ehren deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senats erhabner Scherif!
Doch dieſer Eifer, dieſer Widerſtand
Reizt nur den Sieger, ſtatt ihn zu ermüden.
Wenn du denſelben Mahomet vor Zeiten
Durch der Geſetze Kraft darnieder hielteſt,
Und eines Bürgerkrieges furchtbarn Brand
In ſeinen erſten Funken weiſe tilgteſt,
Da war er noch ein Bürger, und erſchien
Als Schwärmer, Ordnungsſtörer, Aufruhrſtifter;
Heut iſt er Fürſt, er triumphirt, er herrſcht.
Aus Mekka muſſt' er als Betrüger flüchten;
Medina nahm ihn als Propheten auf;
Ja, dreißig Nationen beten ihn
Und die Verbrechen an, die wir verwünſchen.

Sonette.

Was sag' ich! Selbst in diesen Mauern schleicht
Das Gift des Wahnes. Ein verirrtes Volk,
Berauscht von trübem Feuereifer, giebt
Gewicht den falschen Wundern, breitet
Parteigeist aus und reget innern Sturm!
Man fürchtet, und man wünscht sein Heer, man glaubt,
Ein Schreckensgott begeistre, treibe, führe
Unwiderstehlich ihn von Sieg zu Sieg.
Zwar sind mit dir die ächten Bürger eins;
Doch ihre Zahl ist kleiner als du denkst.
Wo schmeichelt sich die Heuchelei nicht ein,
Und Schwärmerei, die ihren Vortheil kennt?
Zu Neuerungen Lust, ein falscher Eifer, furcht
Zerstören Mekka's aufgeregten Kreis;
Und dieses Volk, das du so lange Zeit beglückt,
Ruft seinen Vater an und fordert Frieden.

Sopir.

Mit dem Verräther Frieden, o du feiges Volk!
Von ihm erwarte nur der Knechtschaft Jammer.
Tragt feierlich ihn hin, bedient ihn knieend,
Den Götzen, dessen Last euch bald erdrückt!
Doch ich bewahr' ihm einen ew'gen Haß;
Mein tief verwundet Herz, nie kann es heilen.
Und er nährt gleiche Rache gegen mich.
Mein Weib und meine Kinder mordet' er:
Bis in sein Lager trug ich Schwert und Tod;
Sein eigner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.
Nein! nein! der Haß glüht ewig zwischen uns,
Und keine Zeit kann dieses Feuer löschen.

Phanor.

Verbirg die Gluth, sie brenne heimlich fort;
Dem Ganzen opfre deiner Seele Schmerzen!
Rächst du die Deinen, wenn er diese Stadt
Mit Feuer und mit Schwert verheerend straft?
Verlierst du Sohn und Tochter, Gattin, Bruder,
Den Staat bedenke! der gehört dir an.

Sopir.

Dem Staate bringt die Furchtsamkeit Verderben.

Phanor.

Auch Starrsinn bringt ihn seinem Falle nah.

Sopir.

So fallen wir, wenn's seyn muß!

Phanor.

Diese Kühnheit
Setzt uns dem Schiffbruch aus, so nah dem Hafen.
Du siehst, der Himmel gab in deine Hand
Ein Mittel, den Tyrannen zu bezähmen.
Palmire, seines Lagers holder Zögling,
Die in den letzten Schlachten du geraubt,
Ist als ein Friedensengel uns erschienen,
Der seine Siegerwuth besänft'gen soll.
Schon forderte sein Herold sie zurück.

Sopir.

Und diese gäb' ich dem Barbaren wieder?
Du wolltest, daß mit solchem edlen Schatz
Die Räuberhände sich bereicherten?
Wie? da er uns mit Schwert und Trug bekämpft,
Soll Unschuld sich um seine Gunst bewerben,
Und Schönheit seine tolle Wuth belohnen?
Mein graues Haar trifft der Verdacht wohl nicht,
Daß ich in ihr das holde Weib begehre:
Denn jugendliche Gluth erregt nicht mehr
Mein traurig Herz, erdrückt von Zeit und Jammer
Doch sey es, daß vom Alter selbst die Schönheit
Ein unwillkürlich stilles Opfer fordre:
Mag ich vielleicht, dem eigne Kinder fehlen,
In ihr das längst Verlorne wiedersehen:
Ich weiß nicht, welcher Hang zu ihr mich zieht,
Die Oede mancher Jahre wieder füllt.
Sey's Schwäche, sey's Vernunft, nicht ohne Schaudern
Säh' ich sie in des Lügenkünstlers Hand.
O, möchte sie sich meinen Wünschen fügen,

Und heimlich diesen Schutzort lieb gewinnen!
O daß ihr Herz, für meine Wohlthat fühlbar,
Ihn, den ich hassen muß, verwünschen möchte!
Sie kommt, in diesen Hallen mich zu sprechen,
Im Angesicht der Götter dieses Hauses.
Sie kommt! ihr Antlitz, edler Unschuld Bild,
Läßt alle Reinheit ihres Herzens sehen.

(Phaner ab.)

Zweiter Auftritt.

Zopir. Palmire.

Zopir.

Wie segn' ich, edles Kind, das Glück des Kriegs,
Das dich durch meinen Arm zu uns geführt!
Nicht in Barbarenhand bist du gefallen.
Ein jeder, so wie ich, ehrt dein Geschick,
Dein Alter, deiner Schönheit, deiner Jugend Reiz.
O sprich! und blieb mir in dem Sturm der Zeit
Bei meinem Volke noch so viel Gewalt,
Um deine stillen Wünsche zu befried'gen,
So will ich meine letzten Tage segnen.

Palmire.

Zwei Monden schon genieß' ich deinen Schutz,
Erhabner Mann, und dulde mein Geschick,
Das du erleichterst und die Thränen stillest,
Die eine harte Prüfung mir entlockt.
Wohlthät'ger Mann! du öffnest mir den Mund;
Von dir erwart' ich meines Lebens Glück.
Wie Mahomet begehrt, von meinen Banden mich
Befreit zu sehn, so wünsch' ich's auch. Entlaß
Ein Mädchen, die des Krieges schwere Hand
Nicht fühlen sollte! Sey nach dem Propheten
Mein zweiter Vater, dem ich alles danke!

Zopir.

Du sehnst dich nach den Fesseln Mahomets,

Dem Lärm des Lagers, nach der Wüste Schreckniß!
Ein wandelnd Vaterland, reizt es so sehr?

Palmire.

Dort ist mein Herz, dort ist mein Vaterland!
Mein erst Gefühl hat Mahomet gebildet:
Von seinen Frauen ward ich auferzogen,
In ihrer Wohnung, einem Heiligthum,
Wo diese Schaar, verehret und geliebt
Von ihrem Herrn, in ruhigen Gebeten
Und still beschäftigt, sel'ge Zeiten lebt.
Der einz'ge Tag war mir ein Tag des Grauens,
An dem der Krieg in unsre Wohnung drang,
Und unsrer Helden Kraft nur kurze Zeit
Den Streichen eines raschen Feindes wich.
O Herr! verzeihe meinen Schmerzgefühlen!
Du hältst mich hier; doch bin ich immer dort.

Sopir.

Wohl! ich versteh'! die Hoffnung nährest du,
Des stolzen Mannes Herz und Hand zu theilen.

Palmire.

Herr, ich verehr' ihn, ja ich glaube, bebend,
In Mahomet den Schreckensgott zu sehen.
Zu solchem Bunde strebt mein Herz nicht auf,
Aus solcher Niedrigkeit zu solchem Glanz.

Sopir.

Wer du auch seyst, ist denn wohl er geboren,
Dich als Gemahl, als Herr dich zu besitzen?
Das Blut, aus dem du stammst, scheint mir bestimmt,
Dem frechen Araber Gesetz zu geben,
Der über Könige sich nun erhebt.

Palmire.

Ich weiß von keinem Stolze der Geburt:
Nicht Vaterland, nicht Eltern kannt' ich je;
Mein Loos von Jugend auf war Sklaverei.
Die Knechtschaft macht mich vielen andern gleich,
Und alles ist mir fremd, nur nicht mein Gott!

Sopir.

Wie? dir ist alles fremd, und dir gefällt
Ein solcher Zustand? Wie? du dienest einem Herrn,
Und fühlst nach einem Vater keine Sehnsucht!
In meinem traurigen Palast allein
Und kinderlos, o fänd' ich solche Stütze!
Und wenn ich dir ein heiteres Geschick
Bereitet, wollt' ich in den letzten Stunden
Die Ungerechtigkeit des meinigen vergessen.
Doch ach! verhaßt bin ich, mein Vaterland
Und mein Gesetz, dem eingenomm'nen Herzen.

Palmire.

Wie kann ich dein seyn, bin ich doch nicht mein!
Ungern, o gilt'ger Mann, verlass' ich dich;
Doch Mahomet, er ist und bleibt mein Vater.

Sopir.

Ein Vater, solch ein trügrisch Ungeheuer!

Palmire.

Welch unerhörte Reden gegen den,
Der, als Prophet auf Erden angebetet,
Vom Himmel uns die heil'ge Botschaft bringt!

Sopir.

O wie verblendet sind die Sterblichen,
Wenn sie ein falscher Heuchelwahn betäubt!
Auch mich verläßt hier alles, ihm Altäre,
Dem Frevler, zu errichten, den ich, einst
Sein Richter, schonte, der, ein Missethäter,
Von hier entfloh und Kronen sich erlog.

Palmire.

Mich schaudert! Gott! sollt' ich in meinem Leben
So freche Reden hören! und von dir!
Die Dankbarkeit, die Neigung räumte schon
Gewalt auf dieses Herz dir ein: von dir
Vernehm' ich diese Lästrung auf den Mann,
Der mich beschützt, mit Schrecken und mit Abscheu.

Sopir.

Ach! in des Aberglaubens festen Banden
Verliert dein schönes Herz die Menschlichkeit!
Wie jede Knechtschaft, raubt auch diese dir
Den freien Blick, das Würdige zu schätzen.
Du jammerst mich, Palmire! deinen Irrthum,
Der dich umstrickt, bewein' ich wider Willen.

Palmire.

Und meine Bitte willst du nicht gestatten?

Sopir.

Nein! dem Tyrannen, der dein Herz betrog,
Das, zart und biegsam, sich ihm öffnete,
Geb' ich dich nicht zurück. Du bist ein Gut,
Durch das mir Mahomet verhaßter wird.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Sopir.

Was bringst du, Phanor?

Phanor.

An dem Thor der Stadt,
Das gegen Moabs reiche Felder weis't,
Ist Omar angelangt.

Sopir.

Wie? Omar? dieser wilde,
Verwegne Mann, den auch der Irrthum faßte,
Und an den Wagen des Tyrannen fesselte?
Als Bote kommt er des Verführers nun,
Den er warf, als guter Bürger, selbst
Verabscheut und bekämpft, und so vor vielen
Sich um sein Vaterland verdient gemacht!

Phanor.

Er liebt es noch vielleicht: denn diesmal kommt er
Nicht schrecklich als ein Krieger; seine Hand

Trägt einen Oelzweig über seinem Schwert,
Und bietet uns ein Pfand des Friedens an.
Man spricht mit ihm, man tauschet Geiseln aus;
Er bringt Selden mit, den jungen Krieger,
Den Liebling des Propheten und des Heers.
Erfreulich schöne Hoffnung —

Palmire.

Gott! welch ein Glück!
Seine kommt!

Phanor.

Und Omar nahet schon.

Zopir.

Ich muß ihn hören. Lebe wohl, Palmire!

(Palmire geht.)

Und Omar wagt's, vor meinen Blick zu treten!
Was kann er sagen! Götter meines Landes!
Dreitausend Jahre schützt ihr Ismaels
Großmüth'ge Kinder. Sonne, heil'ge Lichter,
Der Götter Bilder, deren Licht ihr bringt,
Blickt auf mich nieder, stärket meine Brust,
Die ich dem Unrecht stets entgegensetzte!

Vierter Auftritt.

Zopir. Omar. Phanor.

Zopir.

Nun also kommst du nach sechs Jahren wieder,
Betrittst dein Vaterland, das einst dein Arm
Vertheidigte, das nun dein Herz verräth?
Noch sind von deinen Thaten diese Mauern
Erfüllt, und du, Abtrünniger, erscheinst
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Gesetze herrschen, die du flohst.
Was bringst du, Werkzeug eines Räubers, der
Den Tod verdient? was willst du?

Omar.

Dir vergeben!
Der göttliche Prophet sieht deine Jahre,
Dein frühes Unglück mit Bedauern an;
Er ehret deinen Muth, und reichet dir
Die Hand, die dich erdrücken könnte. Nimm
Den Frieden an, den er euch bieten mag!

Sopir.

Und er, der Aufruhrstifter, der um Gnade
Zu flehen hätte, will uns Frieden schenken!
Erlaubt ihr, große Götter, daß der Frevler
Uns Frieden geben oder nehmen könne?
Und du, der des Verräthers Willen bringt,
Erröthest nicht, solch einem Herrn zu dienen?
Hast du ihn nicht gesehn, verworfen, arm,
Am letzten Platz der letzten Bürger kriechen?
Wie war er weit von solchem Ruhm entfernt,
Der sich um ihn gewaltsam nun verbreitet?

Omar.

Nichtswürd'ge Hoheit fesselt deinen Sinn.
So wägst du das Verdienst? und schätzest Menschen
Nach dem Gewicht des Glücks in deiner Hand?
Und weißt du nicht, du schwacher, stolzer Mann,
Daß das Insect, das sich im Halm verbarg,
So wie der Adler, der die Wolken theilt,
Dem Ewigen belebter Staub erscheine?
Die Sterblichen sind gleich! nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterschied.
Doch Geister giebt's, begünstiget vom Himmel,
Die durch sich selbst sind, alles sind, und nichts
Dem Ahnherrn schuldig, nichts der Welt. So ist
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.
Er in der Welt allein verdient's zu seyn;
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen sollen,
Gab ich ein Beispiel, das mich ehren wird.

Sopir.

Omar, ich kenne dich. Du scheinest hier
Als Schwärmer dieses Wunderbild zu zeichnen:
Doch seh' ich nur den klugen Redner durch.
Du glaubst umsonst, wie andre, mich zu täuschen:
Ihr betet an, wo ich verachten muß.
Verbanne jeden Trug! Mit weisem Blick
Sieh den Propheten an, den du verehrst!
Den Menschen sieh in Mahomet! Gesteh',
Du hobst ihn, du, zu dieser Himmelshöhe!
Des Schwärmens, der Verstellung sey genug!
Laß mit Vernunft uns deinen Meister richten!
Wie zeigt er sich? Er treibt, ein roher Knecht,
Kameele vor sich her, betrügt durch Heucheldienst
Und Schwärmerei ein Weib, das ihm vertraut.
So wird Fatime sein. Von Traum in Traum
Führt er ein leicht gewonnen Volk und macht Partei,
Erregt die Stadt. Man fängt ihn, führet ihn
Zu meinen Füßen. Vierzig Aelteste
Verdammen, sie verbannen ihn, und so
Zu leicht bestraft, wächst nur sein kühner Unsinn.
Von Höhle flüchtet er zu Höhle mit Fatimen,
Und seine Jünger zwischen Stadt und Wüste,
Verbannt, verfolgt, geächtet, eingekerkert,
Verbreiten ihre Wuth als Götterlehre.
Medina wird von ihrem Gift entzündet.
Da standest du, du selbst, du standest auf,
Mit Weisheit diesem Uebel abzuwehren.
Da warst du glücklich, brav, gerecht, und stelltest
Als freier Mann dich gegen Tyrannei.
Ist er Prophet, wie durftest du ihn strafen?
Ist er Betrüger, und du dienest ihm?

Omar.

Ich wollt' ihn strafen, als ich sie verkannte,
Die ersten Schritte dieses großen Mannes.
Doch nun erkenn' ich's, ja, er ist geboren,

Die Welt zu seinen Füßen zu verwandeln.
Sein Geist erleuchtete den meinen, und ich sah ihn
Zum unbegränzten Laufe sich erheben.
Verehrt und unerschüttert, immer wunderbar,
Sprach, handelt', straft', vergab er wie ein Gott.
Da schloß ich diesen ungeheuern Thaten
Mein Leben an, und Thronen und Altäre
Erwarben wir; ich theile sie mit ihm.
Ich war, laß mich's gestehn, so blind wie du.
Ermanne dich, Sopir, verlasse, schnell
Bekehrt, wie ich, den alten Eigensinn!
Hör' auf, die Wuth des falschen Eifers mir
Verworren eitel vorzurühmen, daß
Du grausam unser Volk verfolgest, unsre Brüder
Mit Freuden quälst und lästerst unsern Gott!
Dem Helden fall' zu Füßen, den du einst
Zu unterdrücken dachtest! küsse diese Hand,
Die nun den Donner trägt! Ja, sieh mich an!
Der erste bin ich nach ihm auf der Erde.
Die Stelle, die dir bleibt, ist schön genug,
Und werth, daß du dem neuen Herren huldigst.
Sieh, was wir waren! siehe, was wir sind!
Für große Menschen ist das schwache Volk
Geboren. Glauben soll's, bewundern und gehorchen.
Komm, herrsche nun mit uns, erhebe dich!
Theil' unsre Größe, der sich nichts entzieht,
Und schrecke so das Volk, das dich beherrschte!

Sopir.

Nur Mahomet und dich und deines Gleichen
Wünsch' ich durch meine Redlichkeit zu schrecken.
Du wüßt, der Scherif des Senates fell,
Abtrünnig, dem Betrüger huld'gen, den Verführer
Bestät'gen, den Rebellen krönen? Zwar
Ich läugne nicht, daß dieser kühne Geist
Viel Klugheit zeigt, und Kraft und hohen Muth:
Wie du, erkenn' ich deines Herrn Talente,

Liebe will ich liebend loben,
Jede Form sie kommt von oben.

Und wär' er tugendhaft, er wär' ein Held.
Doch dieser Held ist grausam, ein Verräther;
So schuldig war noch niemals ein Tyrann.
Mir kündigst du die trügerische Huld
Vergebens an: der Rache tiefe Künste
Versteht er meisterlich; mir drohen sie.
Im Laufe dieses Krieges fiel sein Sohn
Durch meine Hand. Ja! dieser Arm erlegt' ihn,
Und meine Stimme sprach des Vaters Bann.
Mein Haß ist unbezwinglich, wie sein Zorn.
Will er nach Mekka, muß er mich verderben,
Und der Gerechte schont Verräther nicht.

Omar.

Daß Mahomet verzeihend schonen kann,
Sollst du erfahren. Folge seinem Beispiel!
Er trägt dir an, zu theilen, deine Stämme
Vom Raub der überwundnen Kön'ge zu bereichern.
Um welchen Preis willst du den Frieden geben?
Um welchen Preis Palmiren? Unsre Schätze
Sind dein.

Zopir.

Und so glaubst du mich anzulocken?
Mir meine Schande zu verkaufen? mir
Den Frieden abzumarkten, weil du Schätze
Zu bieten hast, die ihr mit Missethaten
Errangt? Palmiren will er wieder? Nein!
So viele Tugenden sind nicht geschaffen,
Ihm unterthan zu seyn; er soll sie nicht besitzen,
Der Trüger, der Tyrann, der die Gesetze
Zu stürzen kommt, die Sitten zu vergiften.

Omar.

Du sprichst unbiegsam noch, als hoher Richter,
Der von dem Tribunal den Schuld'gen schreckt.
Du willst ein Staatsmann seyn; so denke, handle,
Wie's einem Staatsmann ziemt! Betrachte mich

Als den Gesandten eines großen Manns
Und Königs!

Sopir.

Wer hat ihn gekrönt?

Omar.

Der Sieg!
Bedenke seine Macht und seinen Ruhm!
Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Erobrer:
Doch heute will er Friedensstifter heißen.
Noch ist sein Heer von dieser Stadt entfernt;
Doch es umschließt euch bald, und diese Mauern,
Die mich gezeugt, soll ich belagern helfen.
O höre mich! laß uns das Blut ersparen!
Er will dich sehn, er will dich sprechen!

Sopir.

Wer?

Omar.

Er wünscht es.

Sopir.

Mahomet?

Omar.

Er selbst!

Sopir.

Verräther!
Herrscht' ich allein in diesen heil'gen Mauern,
So würde Strafe statt der Antwort folgen!

Omar.

Sopir, mich jammert deine falsche Tugend!
Doch da, wie du gestehst, ein abgewürdigter
Senat das schwache Reich mit dir zu theilen
Sich anmaßt: wohl! er soll mich hören.
Nicht alle Herzen, weiß ich, sind für dich.

Sopir.

Ich folge dir, und zeigen wird sich bald,
Wen man zu hören hat. Gesetz und Götter
Und Vaterland vertheidigt meine Stimme;

Erhebe dann die deine! leihe sie
Dem Gotte der Verfolgung, dem Entsetzen
Des menschlichen Geschlechts, den ein Betrüger,
Die Waffen in der Hand, verkünden darf!
(Zu Phaner nachdem Omar abgegangen.)
Und du, hilf den Verräther mir verdrängen!
Ihn dulden heißt ihn schonen, heißt es seyn.
Komm, laß uns seinen Plan vereiteln! seinen Stolz
Beschämen! Komm! und wenn ich nicht vermag
Dem Richtplatz ihn zu weihen, steig' ich willig
Ins Grab hinunter. Hört mich der Senat,
Befreit sind wir, die Welt frei's vom Tyrannen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire.

Führt dich ein Gott in mein Gefängniß? soll
Mein Jammer enden? seh' ich dich, Seide!

Seide.

O süßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Trost,
Wie viele Thränen hast du mich gekostet
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß!
Vergebens widerstand ich seiner Macht,
Die in das Heiligste des Lagers drang;
Vergebens stürzt' ich mich den Räubern nach;
Nur einen Augenblick errang ich dich!
Bald lag ich unter Todten hingestreckt,
Am Saibar, verzweifelnd: mein Geschrei,
Daß dich nicht mehr erreichte, rief den Tod:
Er hörte nicht. In welchen Abgrund stürzte,
Geliebteste Palmire, dein Verlust
Mein armes Herz! Mit jammervollen Sorgen
Bedacht' ich die Gefahren um dich her.
Entflammt von Wuth, irrt' ich umher schalt, verwegen,
Der Rache Zaudern, stürzte mich im Geist
Auf diese Mauern. Ich beschleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes, und schon flammte,

Von meinen [illegible]aden angezündet, der Bezirk,
Der deinen Jammer eingekerkert hält.
Vergebens! meine rege Phantasie
Verschwand in Finsterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In seiner Plane Göttertiefe frähen?
Er sendet Omar fort, nach Mekka, hör' ich,
Um einen heil'gen Stillstand einzugehen;
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich' ich ihn;
Man fordert Geiseln, und ich bin bereit.
Man nimmt mich an, man läßt mich ein und hier
Bleib' ich bei dir, gefangen oder todt.

Palmire.

Du kommst, mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieser Stunde warf ich mich, bewegt,
Zu meines Räubers Füßen flehend hin.
O kenne, rief ich aus, mein ganzes Herz!
Mein Leben ist im Lager. Wie du mich von dort
Entführtest, sende mich zurück, und gieb
Das einz'ge Gut, das du geraubt, mir wieder!
Vergebens flossen meine Thränen; hart
Versagt' er meine Bitten, mir verschwand
Des Tages Licht; mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es schien
Auf ewig nun zu stocken; alles war
Für mich verloren — und Seide kommt.

Seide.

Und wer kann deinen Thränen widerstehn?

Palmire.

Sopir: er schien gerührt von meinem Jammer;
Doch bald verhärtet und verstockt, erklärt er,
Es sey umsonst, er gebe mich nicht los.

Seide.

Du irrst, Barbar! dir drohet Mahomet,
Und Omar; auch Seide darf sich nennen
Nach diesen großen Namen. Liebe,

Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern
Den Jüngling, der nach Heldenruhm ſich ſehnte,
Und dem nun hier die ſchönſte Palme winkt.
Wir brechen eure Ketten, trocknen eure Thränen;
Gott Mahomets! Beſchützer unſrer Waffen!
Du, deſſen heiliges Panier ich trug,
Der du Medina's Mauern niederriſſeſt,
Auch Mekka ſtürze nieder, uns zu Füßen!
Omar iſt in der Stadt. Geruhig ſieht
Das Volk ihn an, nicht mit Entſetzen,
Wie Feinde feindlich den Beſieger ſehen.
Ihn ſendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire.

Uns liebet Mahomet, befreiet mich,
Verbindet uns, zwei Herzen, die ihm ganz
Gehören; aber ach! er iſt entfernt,
Wir ſind in Ketten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Nur getroſt! es ſpringen
Die Ketten bald entzwei. Der Himmel iſt
Euch günſtig. Mahomet iſt nah.

Seide.

Wer?

Palmire.

Unſer hoher Vater?

Omar.

Zu dem Rath
Von Mekka's Aelteſten ſprach eben jetzt
Sein Geiſt durch meinen Mund.
„Der Freund des Gottes, der die Schlachten lenkt,
Der große Mann, der, einſt bei euch geboren,

Nun Könige beherrschet und beschützt,
Den wollt ihr nicht als Bürger anerkennen?
Kommt er um euch zu fesseln? zu verderben?
Er kommt euch zu beschützen! und noch mehr,
Er kommt euch zu belehren, und sein Reich
Allein in euren Herzen aufzurichten."
So sprach ich; mancher Richter war bewegt:
Die Geister schwankten. Doch Sopir steht auf,
Er, der sich vor dem Himmelslichte fürchtet,
Das allen alten Wahn zerstreuen soll,
Beruft das Volk, für sich es zu bestimmen:
Es läuft zusammen, und ich dringe zu.
Nun red' ich auch und weiß die Bürger bald
Zu schrecken bald zu überreden. Endlich
Erhalt' ich einen Stillstand, und das Thor
Für Mahomet ist offen; endlich naht er,
Nach fünfzehnjähriger Verbannung, seinem Herde.
Die Tapfersten umgeben ihn; er kommt
Mit Ali, Pharan, Hammon; alles Volk
Stürzt, ihn zu sehn, an seinen Weg. Die Blicke
Sind, wie der Bürger Sinn, verschieden. Dieser sieht
In ihm den Helden, dieser den Tyrannen;
Der eine flucht und droht, der andre stürzt
Zu seinen Füßen, küßt sie, betet an.
Wir rufen dem bewegten Volk entgegen
Die heil'gen Namen: Friede! Freiheit! Gott!
Und die Partei Sopirs, verzweifelnd, haucht
Der Raserei ohnmächt'ge Flammen aus.
Durch den Tumult, mit ruhig freier Stirn,
Tritt Mahomet heran, als Herrscher; doch er führt
Den Oelzweig, und der Stillstand ist geschlossen.
Groß ist der Augenblick. Hier kommt er selbst.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mahomet. Gefolge.

Mahomet.

Unüberwindliche Gefährten meiner Macht,
Mein edler Ali, Morad, Pharan, Hammon,
Begebt euch zu dem Volk zurück, belehrt's
In meinem Namen, droht, verſprecht! Die Wahrheit
Allein ſoll ſie regieren, wie mein Gott.
Anbeten ſoll man ihn, man ſoll ihn fürchten.
Wie? auch Seide hier?

Seide.

Mein Vater! mein Gebieter!
Der Gott, der dich begeiſtert, trieb mich an.
Bereit, für dich Unmögliches zu wagen,
Zu ſterben, eilt' ich vor, eh du befahlſt.

Mahomet.

Du hätteſt warten ſollen! Mir zu dienen
Verſteht nur der, der meinen Wink befolgt.
Gehorch' ich meinem Gott, gehorchet mir!

Palmire.

O Herr! vergieb ihm, ſeiner Ungeduld!
Du ließeſt uns zuſammen auferziehen;
Ein Geiſt belebt uns, Ein Gefühl durchdringt uns.
Ach! meine Tage waren trüb genug.
Entfernt von dir, von ihm, gefangen, ſchmachtend,
Eröffnet ſich mein mattes Aug' dem Licht,
Nach langer Zeit, zum erſtenmale wieder.
Ach! dieſen Augenblick vergällt ihn nicht!

Mahomet.

Genug, Palmire! deines Herzens Tiefen
Durchſchau' ich. Bleibe ſtill und unbeſorgt!
Leb' wohl! die Sorge für Altar und Thron
Hält mich nicht ab, dein Schickſal zu bedenken.
Ich bin für dich beſorgt, wie für die Welt;

Drum warn' ich dich vor einem Manne, vor
Sepiren.

(Zu Seiden.)

Du suchst meine Krieger auf!

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Mahomet.

Du, wackrer Omar, bleibest und vernimmst,
Was ich in meinem Sinn und Herzen wälze.
Soll ich die Stadt belagern, die vielleicht
Hartnäckig widersteht, und meinen Sieg
Im raschen Laufe hemmet, ja wohl gar
Die Bahn begränzt, die ich durchlaufen kann?
Die Völker müssen keine Zeit gewinnen,
Von meiner Thaten Glanz sich zu erholen.
Das Vorurtheil beherrscht den Pöbel. Alt
Ist das Orakel, die gemeine Sage,
Die einen gottgesandten Mann der Welt
Versprechen. Ueberall soll ihn der Sieg
Erst krönen, und er soll nach Mekka dann
Mit einem Oelzweig kommen, wohlempfangen,
Den Krieg von dieser heil'gen Stätte wenden.
Laß uns der Erde Wahn getrost benutzen!
Ich fühle mich zu ihrem Herrn bestimmt.
Die Meinen dringen schon mit neuem Eifer
Und Geisteskraft auf's unbeständ'ge Volk.
Du aber sage mir, wie fandest du
Palmiren und Seiden?

Omar.

Immer gleich
Von allen Kindern, welche Hammon dir
Erzogen, sie zu deinem Dienst, zu deinem
Gesetz genähret und gebildet, die

Vor deinem Gott sich beugen, dich als Vater
Verehren, keins von allen hat ein Herz
So biegsam, keins von allen einen Geist,
Zum Glauben so geneigt als dieses Paar.
Ergeben sind sie dir wie keine sind.

Mahomet.

Und dennoch sind sie meine größten Feinde.
Sie lieben sich; das ist genug.

Omar.

Und schiltst
Du ihre Zärtlichkeit?

Mahomet.

O lerne mich,
Und meine Wuth und meine Schwachheit kennen!

Omar.

Was sagst du?

Mahomet.

Omar, dir ist nicht verborgen,
Wie Eine Leidenschaft die übrigen,
Die in mir glühen, mit Gewalt beherrscht.
Von Sorge für die Welt belastet, rings umgeben
Vom Sturm des Krieges, der Parteien Woge,
Schwing' ich das Rauchfaß, führ' ich Zepter, Waffen;
Mein Leben ist ein Streit, und mäßig, nüchtern,
Bezwing' ich die Natur mit Ernst und Strenge.
Verbannt ist der verrätherische Trank,
Der Sterbliche zu heben scheint und schwächt.
Im glüh'nden Sand, auf rauhen Felsenflächen
Trag' ich mit dir der strengen Lüfte Pein,
Und keiner unsrer Krieger duldet besser
Der Heereszüge tausendfält'ge Noth.
Für alles tröstet mich die Liebe. Sie allein,
Sie ist mein Lohn, der Arbeit einz'ger Zweck,
Der Götze, dem ich räuchre, ja mein Gott!
Und diese Leidenschaft, sie gleicht der Raserei
Der Ehrsucht, die mich über alles hebt.

I.

Mächtiges Ueberraſchen.

Ein Strom entrauſcht umwölktem Felſenſaale
Dem Ocean ſich eilig zu verbinden;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämoniſch aber ſtürzt mit einemmale —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht, und ſtaunt zurück und weichet,
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurückgebeichet;
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchaun das Blinken
Des Wellenſchlags am Felſ, ein neues Leben.

Gesteh' ich's, heimlich glüh' ich für Palmiren; sie
Ist mir vor allen meinen Frauen werth.
Begreifst du nun die höchste Raserei
Der Eifersucht, wenn sich Palmire mir
Zu Füßen wirft, ihr ganzes Herz mir zeigt,
Das einem andern schon gehört? Entrüstet
Steh' ich vor ihr und fühle mich beschämt.

Omar.

Und du bist nicht gerochen?

Mahomet.

Hör' erst alles,
Und lern' ihn kennen, um ihn zu verwünschen!
Die beiden, meine Feinde, die Verbrecher, sind —
Sind Kinder des Tyrannen, den ich hasse!

Omar.

Sepir —?

Mahomet.

Ist Vater dieser beiden! Hammon brachte
Vor fünfzehn Jahren sie in meine Hand.
An meinem Busen nährt' ich diese Schlangen,
Und ihre Triebe feindeten mich an.
Sie glühten für einander, und ich fachte
Selbst Odem ihren Leidenschaften zu.
Vielleicht versammelt hier der Himmel alle
Verbrechen! Ja ich will — Er kommt, er blickt
Uns grimmig hassend an, und seinen Zorn
Verbirgt er nicht. Du gehst, bemerkest alles.
Mit meinen Tapfern soll sich Ali fest
Am Thore halten! Bringe mir Bericht,
Zu überlegen, ob mit meinen Streichen
Auf ihn ich zaudern oder eilen soll.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Zopir.

Zopir.

O welche Last zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen soll ich hier den Feind der Welt.

Mahomet.

Da uns der Himmel hier zusammenbringt, so komm!
Sieh ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen!

Zopir.

Erröthen sollt' ich nur für dich, der nicht
Geruht, bis mit Gewalt und List er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführt,
Für dich, der hier nur Missethaten sä't,
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Name schon zerrüttet unsre Häuser,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, deinetwegen an.
Der Stillstand ist für dich nur Mittel, uns
Zu untergraben; wo du schreitest, drängt
Der Bürgerkrieg sich deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!
Tyrann der Deinen! und du wolltest hier
Mir Frieden geben und mir Gott verkünden?

Mahomet.

Spräch' ich mit einem andern als mit dir,
So sollte nur der Gott, der mich begeistert, reden!
Das Schwert, der Koran in der blut'gen Hand
Sollt' einem jeden Schweigen auferlegen.
Wie Donnerschläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen säh' ich tief im Staub.
Doch dich behandl' ich anders, und mit dir
Sprech' ich als Mensch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich so groß, daß ich dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir sind hier allein!

Du sollst mich kennen lernen; höre mich!
Mich treibt die Ehrsucht; jeden Menschen treibt sie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Priester,
Ein Feldherr oder Bürger solchen Plan,
Wie ich, empfangen oder ausgebildet.
Von mir geht eine rasche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verspricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde schon
Geglänzt an seiner Stelle durch Gesetz,
Durch Künste, doch besonders durch den Krieg!
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüsten, unbekannt,
Vergräbt es lange seinen hohen Werth.
Blick' auf und sieh die neuen Siegestage
Heranmahn! Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt versunken, Persien in Blut,
Schwach Indien, in Sklaverei Aegypten
Erniedrigt, und den Glanz der Mauern Constantins
Verfinstert; sieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten aus einander brechen,
Zerstückt den großen Körper, seine Glieder,
Zerstreut und ohne Hoffnung traurig zucken!
Auf diese Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben! Neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hülfe,
Die Tiefgesunknen, einen neuen Gott.
Einst gab Osiris den Aegyptern, einst
Den Asiaten Zoroaster, Moses
Den Juden, in Italien gab Numa
Halbwilden Völkern unzulängliche
Gesetze; nun nach tausend Jahren komm ich,
Die gröberen Gebote zu verändern.
Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falschen Götter stürz' ich; neuer Gottesdienst,
Die erste Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an. Mit Unrecht tadelst du,

Daß ich mein Vaterland betrüge. Nein!
Ich raub' ihm seines Götzendienstes Schwäche,
Und unter Einem König, Einem Gott
Vereint es mein Gesetz. Wie es mir dient,
So soll es herrlich werden auf der Erde.

Zopir.

Das sind nun deine Plane! Kühn gedenkest du,
In andere Gestalt nach deinem Willen
Die Welt zu modeln, willst mit Mord und Schrecken
Dem Menschen deine Denkart anbefehlen:
Und du, Verheerer, sprichst von Unterricht!
Ach! wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeist im Dunkeln uns bezwang,
Mit welcher Schreckensfackel dringst du ein,
Uns zu erleuchten! Wer ertheilte dir
Das Recht zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen, das Rauchfaß zu ergreifen, und
Das Reich dir anzumaßen?

Mahomet.

Dieses Recht
Giebt sich der hohe Geist, der große Plane
Zu fassen und beharrlich zu verfolgen
Verstehet, selbst, und fühlet sich geboren,
Das dunkle, das gemeine Menschenvolk zu leiten.

Zopir.

Und jeder muthige Betrüger dürfte
Den Menschen eine Kette geben? er
Hat zu betrügen Recht, wenn er mit Größe
Betrügt?

Mahomet.

Wer sie und ihr Bedürfniß kennt
Und dieß befriedigt, er betrügt sie nicht.
Sie sehnen sich nach neuem Gottesdienst;
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedürfen sie. Was brachten deine Götter

Hervor? wann haben sie wohlthätig sich gezeigt?
Entspringt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein! dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menschen und entnervt sie,
Macht sie beschränkt und stumpf. Doch meine Lehre
Erhebt den Geist, entwickelt Kraft und Muth,
Macht unerschütterlich, und mein Gesetz
Erschafft sich Helden!

Sopir.

Räuber magst du sagen!
Bei mir kann deine Lehre nicht gedeihen.
Rühm' in Medina deines Trugs dich,
Wo deine Meister unter deinen Fahnen,
Verführt, sich sammeln, wo sich deines Gleichen
Zu deinen Füßen werfen.

Mahomet.

Seines Gleichen
Hat Mahomet schon lange nicht gesehn.
Bezwungen ist Medina, Mekka zittert;
Dein Sturz ist unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir.

Auf deinen Lippen schallt der Friede, doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirst du nicht
Betrügen!

Mahomet.

Brauch' ich das? Der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.
Befehlen werd' ich morgen das, worum
Ich heute dich ersuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf deinem Nacken sehen, heute
Will Mahomet dein Freund sein.

Sopir.

Freunde? wir?
Auf welch ein neues Blendwerk rechnest du?
Wo ist der Gott, der solch ein Wunder leistet?

Mahomet.

Er iſt nicht fern, iſt mächtig! ſein Gebot
Wird ſtets befolgt, er ſpricht zu dir, durch mich.

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, dein Vortheil!

Sopir.

Nein!
Eh uns ein ſolches Band vereinen ſoll,
Eh mag die Hölle ſich dem Himmel paaren!
Der Vortheil iſt dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und ſolche Feinde ſchließen
Kein ſicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagſt du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuſchlagen? Iſt's vielleicht
Dein Sohn, den dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willſt du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das du vergoſſeſt?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre! Du beweineſt
So lange deine Kinder, und ſie leben.

Sopir.

Sie leben! ſagſt du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! und durch dich ſoll ich's erfahren?

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sklaven.

Sopir.

Sie dienen dir? ſie, meine Kinder, dir?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich ſie und zog ſie auf.

Sopir.

Und du erſtreckteſt nicht den Haß auf ſie?

Mahomet.

An Kindern ſtraf' ich nicht der Väter Schuld.

Zopir.

Vollende! ſprich! enthüll' ihr ganz Geſchick!

Mahomet.

Ihr Leben iſt, ihr Tod in meiner Hand.
Du ſprichſt ein einzig Wort, und ſie ſind dein.

Zopir.

Ich kann ſie retten! Nenne mir den Preis!
O laß die Bande mich mit ihnen tauſchen!
Willſt du mein Blut, es fließet gern für ſie.

Mahomet.

Nein! komm vielmehr und tritt auf meine Seite!
Durch dein Gewicht befeſtige das Reich!
Verlaſſe deinen Tempel, übergieb
Mir Mekka, ſey gerührt von meinem Glauben!
Den Koran künftige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eifrer mir!
Frei iſt dein Sohn, ich bin dein Eidam.

Zopir.

Götter!
Zu welcher Prüfung habt ihr mich geſpart?
Ja, ich bin Vater, Mahomet! ich fühle
Nach fünfzehn Schmerzensjahren ganz das Glück,
Das mich erwartete, wenn ich ſie wieder
Vor mir erblickte, ſie an dieſes Herz
Noch einmal ſchlöſſe. Gern wollt' ich ſterben,
Von ihren Armen noch einmal umfangen:
Doch wenn du forderſt, daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an dich verrathe, mich
In ſchnöder Heuchelei vor dir erniedrige,
So fordre lieber, daß ich die Geliebten
Mit eignen Händen opfre! meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel ſchweben.

(Zopir geht ab.)

Mahomet.

Geh, stolzer Bürger, eigensinn'ger Greis!
Du forderst selbst zur Grausamkeit mich auf,
Zur unbezwungnen Härte.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Zeige sie,
Wenn wir nicht fallen sollen! Deiner Feinde
Geheimnisse sind mir verkauft; es steht
Die Hälfte des Senates gegen dich: sie haben
Dich heimlich angeklagt und dich verdammt,
Und des Gerichtes heil'ge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man sinnet. Morgen,
Gleich, wenn der Stillstand endet, soll Sopir
Und seine blut'ge Rache triumphiren.

Mahomet.

Ereilen soll sie meine Rache, fühlen
Soll dieses widerspenst'ge Volk die Wuth
Des Manns, der zu verfolgen weiß. Sopir
Soll untergehn!

Omar.

Wenn dieses starre Haupt
Zu deinen Füßen liegt, ist alles dein;
Die andern beugen sich: doch säume nicht!

Mahomet.

Ich muß den Zorn in meiner Brust verhalten,
Die Hand verbergen, die den Streich vollbringt,
Von mir des Pöbels Auge klug hinweg
Nach einem andern lenken.

Omar.

Achtest du
Den Pöbel?

Mahomet.

Nein! doch muß er uns verehren.
Drum brauch' ich einen Arm, der mir gehorcht:
Die Frucht sey unser und er trag' die Schuld.

Omar.

Der Arm ist schon gefunden! Niemand ist
Zu solcher That geschickter als Seide.

Mahomet.

Du glaubst?

Omar.

Er wohnt als Geisel bei Sepiren:
Er nahet sich ihm frei und findet leicht
Den Augenblick, die Rache zu vollbringen,
Und sein beschränkter Sinn macht ihn geschickt.
Die andern, die sich deiner Gunst erfreun,
Sind eifrig, aber klug. Erfahrung lehrte
Sie deinen Vortheil und den eignen kennen;
Auf bloßen Glauben wagte keiner leicht
Die Schreckensthat, die ihn verderben kann.
Ein einfaches Gemüth bedarf's, das muthig blind
In seine Sklaverei verliebt sey: nur
Die Jugend ist die Zeit der vollen Täuschung.
Seide hegt die Gluth des Aberglaubens
In seinem Busen; anzufachen ist
Sie leicht.

Mahomet.

Seiden wählst du?

Omar.

Ja, den schlag' ich vor,
Des kühnen Feindes unbezähmten Sohn,
Der mit verbotnen Flammen dich verletzt.

Mahomet.

Er sey verwünscht! Nenn' ihn vor mir nicht mehr!
Die Asche meines Sohnes ruft um Rache.
Gefahr häuft auf Gefahr sich jede Stunde,
Und Leidenschaften wüthen in der Brust:

Mich ziehet eine holde Schönheit an;
Ihr Vater iſt mein unverſöhnter Feind.
Abgründe liegen um mich her; ich ſchreite
Hindurch nach einem Thron und ein Altar,
Dem neuen Gott errichtet, ſoll ſogleich
Von unerhörten Opfern gräßlich bluten.
Sopir muß untergehn, ſo auch ſein Sohn!
Mein Vortheil will's, mein Haß und meine Liebe:
Sie reißen mich gewaltig mit ſich hin.
Die Religion verlangt es, die wir bringen,
Und die Nothwendigkeit, ſie fordert's mit Gewalt.

II.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehn
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, sie lag in meinen Armen.

III.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn so ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Palmire. Zeide.

Palmire.

Verweile! ſprich! Welch Opfer kann es ſeyn?
Welch Blut, das insgeheim die göttliche
Gerechtigkeit verlangt? Verlaß mich nicht
In dieſen ahnungsvollen Augenblicken!

Zeide.

Gott würdigt, Gott beruft mich! Dieſen Arm
Hat er erwählt, ich ſoll ihm näher treten.
Ein heil'ger Eid, ein hoher, ſchreckensvoller,
Soll mich dem Unerforſchlichen verbinden.
Mich führet Omar zu dem Heil'gen ein;
Ich ſchwöre Gott, für ſein Geſetz zu ſterben;
Mein zweiter Schwur, Palmire, bleibt für dich.

Palmire.

Du gehſt allein! warum? was ruft man dich
Von mir hinweg? O, könnt' ich mit dir gehen!
An deiner Seite fühlt' ich keine Furcht.
Ich bin beängſtet. Eben Omar wollte
Mich tröſten, ſtärken; doch er ſchreckte mich.
Er ſprach geheimnißvoll, ſprach von Verrath,
Von Blut, das fließen werde, von der Wuth
Der Aelteſten des Volks, von Meuterei
Sepirens. Wenn der Stillſtand nun erliſcht,

Was wird es werden? Flammen brennen ſchon:
Die Dolche ſind bereit, ſie ſind gezuckt,
Sie werden treffen. Der Prophet hat es
Geſagt; er trüget nicht. Was wird aus uns?
Ich fürchte von Sopiren alles, alles für
Seiden.

Seide.

Wär' es möglich, daß Sopir
Ein ſo verrätheriſch Herz im Buſen trüge!
Als Geiſel trat ich heute vor ihm auf:
Mit Adel und mit Menſchlichkeit empfing
Er mich ſo ſchön; im Innern fühlt' ich mich,
Wie von geheimer Macht, zu ihm gezogen,
Und unſern Feind konnt' ich in ihm nicht ſehen.
Sein Name, ſeine hohe Gegenwart
Erfüllten mich mit Ehrfurcht, ſie verdeckten
Dem unerfahrnen Jüngling ſeine Tücke,
Und ſchloſſen mir das Herz gewaltig auf.
Doch nein, dein Anblick war's, da ich dir wieder
Zum erſtenmale begegnete, mein Glück
Von ganzer Seele fühlte, jeden Schmerz vergaß,
Und Furcht und Sorgen alle von mir wies,
Nichts kannte, ſah, nichts hörte mehr als dich:
Da fühlt' ich mich auch glücklich bei Sopiren.
Nun haſſ' ich den Verführer deſto mehr,
Und will der Stimme, die für ihn ſich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleihen.

Palmire.

Wie hat der Himmel unſer Schickſal doch
In allem inniglich verbunden! uns
Zu einem Willen väterlich vereint!
Auch ich, Geliebter, wär' ich nicht die Deine,
Und zöge mich unwiderſtehlich nicht
Die Liebe zu dir hin, begeiſterte
Mich Mahomets erhabne Lehre nicht,
Wie dich, wie gern würr' ich Sopiren trauen!

Seide.

Das iſt Verſuchung, die uns zu dem Manne
Zu reißen ſtrebet. Laß uns widerſtehen,
Des Gottes Stimme hören, dem wir dienen!
Ich gehe jenen großen Eid zu leiſten.
Gott, der mich hört, wird uns begünſtigen,
Und Mahomet, als Prieſter und als König,
Wird unſre reine Liebe ſegnend krönen:
Dich zu beſitzen wag' ich jeden Schritt.

Zweiter Auftritt.

Palmire.

Er geht beherzt; doch kann ich meinen Geiſt
Von einer ſchwarzen Ahnung nicht befreien.
Die Sicherheit, geliebt zu ſeyn, das reine
Gefühl zu lieben, heitert mich nicht auf.
Der lang erſehnte Tag erſcheinet mir
Ein Tag des Schreckens. Welchen Schwur verlangt
Man von Seiden? Es verwirrt mich! alles
Erreget mir Verdacht! Sopiren fürcht' ich,
Und wenn ich mein Gebet zu Mahomet
Erhebe, flößt ſein heil'ger Name mir
Ein Grauen ein, ſo ſehr ich ihn verehre.
Befrei', o Gott, aus dieſer Lage mich!
Mit Zittern dien' ich dir, gehorche blind.
Mach' dieſer Angſt ein Ende, dieſen Thränen!

Dritter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

O Herr! dich ſendet mir ein Gott zu Hülfe.
Seide —

Mahomet (seinen Zorn verbergend).

Welch Entsetzen faßte dich?
Bin ich nicht hier? was fürchtet man für ihn?

Palmire.

O Gott! soll ich noch mehr geängstet werden!
Welch unerhörtes Wunder! du bist selbst
Erschüttert? Mahomet ist auch bewegt?

Mahomet.

Ich sollt' es seyn, und wär' ich es um dich!
Wo ist die Scham, daß deine Jugend mir
Gewaltsam Flammen zeigen darf, die ich
Vielleicht mißbillige? und könntest du
Gefühle nähren, die ich nicht gebot?
Dich warnte keine Stimme, kein geheimes,
Wohlthät'ges Schrecken? dich, die ich gebildet,
Muß ich so ganz verändert wieder finden?
Hast du dem Vater alle Dankbarkeit,
Dem heiligen Gesetze Treu und Ehrfurcht
Und deinem Herrn Gehorsam abgeschworen?

Palmire (fällt nieder).

Was sagst du? Ueberrascht und zitternd liegt
Palmire dir zu Füßen. Schaudernd senk' ich
Den Blick zum Boden. Ja, ich fühlte mich
Vernichtet, hielte mich die Kraft
Unschuld'ger, reiner Liebe nicht empor.
Wie? hast du nicht mit günst'gen Blicken selbst
An diesem Ort, auf uns herabgesehen?
Die Hoffnungen genähret und gebilligt?
Ach! dieses schöne Band, das Gott um uns
Geschlungen, fesselt uns noch mehr an dich.

Mahomet.

Der Unbesonnene verscherzt sein Glück.
Verbrechen lauern auch der Unschuld auf.
Das Herz kann sich betrügen. Diese Liebe,
Du kannst mit Thränen sie, mit Blut bezahlen.

Palmire.

Mein Blut, mit Freuden flöß' es für Seiden.

Mahomet.

Du liebst ihn so?

Palmire.

Seit jenem Tag, als Hammen
Uns deinen heil'gen Händen übergab,
Wuchs diese Neigung, still, allmächtig auf:
Wir liebten, wie wir lebten, von Natur.
So gingen Jahre hin, wir lernten endlich
Den süßen Namen unsres Glückes kennen,
Und nannten Liebe nun, was wir empfanden.
Wir dankten Gott; denn es ist doch sein Werk.
Du sagst es ja, die guten Triebe kommen
Von ihm allein, und was in unsrer Brust
Er Gutes schafft, ist ewig wie er selbst.
Sein Wille wechselt nie. Nein! er verwirft
Die Liebe nicht, die aus ihm selbst entsprang.
Was Unschuld war, wird immer Unschuld seyn,
Kann nicht Verbrechen werden.

Mahomet.

Ja, es kann's!
Drum zittre! Bald erfährst du ein Geheimniß!
Erwart' es, und erwarte, was ich dir
Zu wünschen und zu meiden anbefehle!
Mir glaubst du, mir allein.

Palmire.

Und wem als dir?
An deinen Lehren und Befehlen hält
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Mahomet.

Bei Ehrfurcht ist nicht immer Dankbarkeit.

Palmire.

Ich fühle beide. Könnten sie verlöschen,
So strafe mich Seidens Hand vor dir.

Mahomet (mit verhaltenem Zorn).

Seldens!

Palmire.

Blicke mich nicht zornig an!
Mein Herz ist schwer gebeugt; du wirst es brechen.

Mahomet (gefaßt und gelind).

Ermanne dich und nähere dich mir!
Ich habe nun dein Herz genug geprüft;
Du kannst auf meinen Beistand dich verlassen.
Vertrauen fordr' ich, und du giebst es gern,
Und dein Gehorsam gründet dein Geschick.
Sorgt' ich für dich, gehörst du mir, so lerne
Das, was ich dir bestimmte, zu verdienen.
Und was ein göttlicher Befehl Selden auch
Gebieten kann, darin bestärk' ihn, laß
Zur Stimme seiner Pflicht die deine sich gesellen!
Er halte seinen Schwur! dieß ist der Weg,
Dich zu verdienen.

Palmire.

Zweifle nicht, mein Vater!
Was er versprach, erfüllt er. Wie für mich,
Steh' ich für ihn. Selde betet dich
Mit vollem Herzen an, wie er mich liebt,
Du bist ihm König, Vater, einz'ger Schutz.
Ich weiß, ich fühl' es! und ich schwör' es hier
Zu deinen Füßen, bei der Liebe, die
Ich für ihn hege. Und ich eile nun,
Zu deinem Dienst ihn treulich anzufeuern.

Vierter Auftritt.

Mahomet.

Sie macht mich zum Vertrauten ihrer Liebe!
Mit Offenheit beschämt sie meine Wuth,
Mit Kindersinn schwenkt sie den Dolch auf mich!

Verruchte Brut! verhaßt Geschlecht! du bist
Zu meiner Qual geboren; Vater, Kinder,
Eins wie das andre! doch ihr sollt zusammen
Des Hasses, wie der Liebe Wuth und Macht
An diesem Schreckenstage grimmig fühlen.

Fünfter Auftritt.

Mahomet Omar.

Omar.

Die Zeit ist da! Bemächt'ge dich Palmirens,
Besetze Mekka und Sopiren strafe!
Sein Tod allein bezwingt dir unsre Bürger!
Doch alles ist verloren, kommst du nicht
Der feindlichen Gesinnung dieses Manns zuvor.
Erwartest du des Stillstands Ende hier,
So bist du gleich gefangen, bist ermordet.
Entfernst du dich aus Mekka, wird die Frucht
Von diesem ersten großen Schritt verschwinden.
Drum rasch! Seide harrt, er denkt, vertieft
Und trüb, dem Schwure nach und was du ihm
Für einen Auftrag geben werdest, den
Er zu vollbringen schon entschlossen ist.
Er kann Sopiren sehn, ihm nahen. Hier
In diesen Hallen ist der schwache Mann
Gewohnt, zu Nacht den Göttern seines Wahns
Mit nicht'gen Weihrauchswolken seiner Wünsche
Starrsinn'ge Thorheit zu empfehlen. Da
Mag ihn Seide suchen und, berauscht,
Vom Eifer deiner Lehre hingerissen,
Dem Gott ihn opfern, der durch dich befiehlt.

Mahomet.

Er opfr' ihn, wenn es seyn muß! Zu Verbrechen
Ist er geboren! Er verübe sie,
Und unter ihren Lasten sink' er nieder!

Gerochen muß ich, ſicher muß ich ſeyn.
Die Gluth der Leidenſchaft und mein Geſetz,
Die ſtrengen Schlüſſe der Nothwendigkeit
Befehlen's. Aber hofft du, daß ſein Herz
So vielen Glaubensmuth und Eifer hege?

Omar.

Er iſt geſchaffen dieſen Dienſt zu thun,
Und zu der That wird ihn Palmire treiben.
In Lieb' und Schwärmerei ſchwebt ſeine Jugend,
Und ſeine Schwäche kehret ſich in Wuth.

Mahomet.

Haſt du mit Schwüren ſeinen Geiſt gebunden?

Omar.

Der heiligen Gebräuche finſtre Schrecken,
Verſchloßne Pforten, ungewiſſes Licht,
Ein dumpfer Schwur, der ew'ge Strafen droht,
Umfingen ſeinen Sinn. Zum Vatermord
Drückt' ich den ſchärfſten Stahl in ſeine Hand,
Und unter heil'gem Namen facht' ich wild
Die Flamme des Parteigeiſts in ihm auf.
Er kommt.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Seide.

Mahomet.

O Sohn des Höchſten, der dich ruft!
Vernimm in meinen Worten ſeinen Willen.
Du biſt beſtimmt des heil'gen, einz'gen Dienſtes
Verachtung, biſt beſtimmt Gott ſelbſt zu rächen.

Seide.

Als König, Hohenprieſter, als Propheten,
Als Herrn der Nationen, den der Himmel
Ausdrücklich anerkennt, verehr' ich dich:
Mein ganzes Weſen, Herr, beherrſcheſt du.

Erleuchte nur mit einem Wort den dunkeln,
Gelehr'gen Sinn! Gott rächen soll ein Mensch?

Mahomet.

Durch deine schwachen Hände will der Herr
Die Schaar unheiliger Verächter schrecken.

Selde.

So wird der Gott, deß Ebenbild du bist,
Zu rühmlich großen Thaten mich berufen?

Mahomet.

Gehorche, wenn er spricht! das sey dein Ruhm!
Befolge blind die göttlichen Befehle!
Bet' an und triff! Der Herr der Heere waffnet,
Der Todesengel leitet deinen Arm.

Selde.

So sprich! und welche Feinde sollen nieder?
Welch ein Tyrann soll fallen? welches Blut soll fließen?

Mahomet.

Des Mörders Blut, den Mahomet verflucht,
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott bestritt, der meine Jünger
Ermordete; das Blut Sopirs!

Selde.

Sopirs!
Den sollte diese Hand —?

Mahomet.

Verwegner, halt!
Wer überlegt, der lästert! Fern von mir
Vermeßner Sterblichen beschränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil traun!
Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen;
Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.
Verkennst du wer ich bin? verkennst du, wo
Des Himmels Stimme dir verkündigt wird?
Wir sind in Mekka. Wenn sein Volk bisher
Abgöttern sich im Wahn dahingegeben,
So bleibt doch dieser Boden, diese Stadt

Das Vaterland der Völker Orients.
Warum soll dieser Tempel alle Welt
Versammelt sehn? warum soll ich von hier
Ein neu Gesetz verkündigen? warum
Bin ich als König, Hoherpriester
Hierhergesandt? warum ist Mekka heilig?
Erfahr' es! Abraham ist hier geboren;
In diesem Raume ruhet sein Gebein.
War es nicht Abraham, der seinen Sohn,
Den einz'gen, am Altar, das ew'ge Wort
Anbetend, fesselte, für seinen Gott,
Die Stimme der Natur erstickend, selbst
Das Messer nach dem vielgeliebten Busen zückte?
Wenn dieser Gott dich nun zur Rache ruft,
Wenn ich die Strafe seines Feinds verlange,
Wenn er dich wählt, so darfst du zweifelnd schwanken?
Hinweg du Götzendiener! Nimmer warst du werth,
Ein Muselmann zu sehn! such' einen andern Herrn!
Schon war der Preis bereit, Palmire dein;
Dem Himmel trotzest du, verachtest sie.
Du wirst ihm, Schwacher, Feiger, nicht entfliehen!
Die Streiche fallen auf dich selbst zurück.
Verbirg dich, krieche, diene meinen Feinden!

Seide.

Ich höre Gottes Stimme! Du befiehlst,
Und ich gehorche.

Mahomet.

Ja, gehorche! triff!
Mit eines Ungerechten Blut bespritzt,
Gehst du ins ew'ge Leben herrlich ein.
(Zu Omar.)
Folg' ihm von fern, und halte stets auf ihn
Und seinen Gang dein Auge wachend offen!

Wie aber mag ich dich mein Herz verſöhnen,
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unſre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehſt du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig
Melodiſch klingt die durchgeſpielte Leier,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkſt es kaum und ſieh! das Lied iſt fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im erſten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr ſelbſt zu ſingen.

IV.

Das Mädchen ſpricht.

Du ſiehſt ſo ernſt, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen;
Wie dieſes giebſt du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein ſich milde.

Der Feind verbirgt ſich hinter ſeinem Schilde,
Der Freund ſoll offen ſeine Stirn uns reichen.
Ich ſuche dich, du ſuchſt mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieſes Kunſtgebilde.

An wen von beiden ſoll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müſſen?
Da dieſer todt und du lebendig heißeſt.

Siebenter Auftritt.

Seide.

Den Greis zu morden, deſſen Geiſel ich,
Ja, deſſen Gaſt ich bin, der, ſchwach und wehrlos,
Von ſeiner Jahre Laſt gebändigt, ſchwankt!
Genug! So fällt ein armes Opferlamm
Auch am Altar: ſein Blut gefällt dem Himmel.
Hat Gott mich nicht zum Prieſter dieſer That
Erleſen? ſchwur ich nicht? Sie ſoll geſchehen!
Kommt mir zu Hülfe, Männer, deren Arm
Mit hoher Kraft Tyrannen niederſchlug!
Mein Eifer ſchließt an eure Wuth ſich an:
Beſchleunigt meiner Hände heil'gen Mord!
Komm, Engel Mahomets! Vertilger! komm!
Mit wilder Grauſamkeit durchdringe mich! —
Was muß ich ſehn? Hier tritt er ſelbſt heran.

Achter Auftritt.

Lopir. Seide.

Lopir.

Verwirrt, Seide, dich mein Auge? Sieh
Mich mit Vertrauen an! denn ich verdien's.
Blick' in mein Herz! es iſt für dich beſorgt.
Du biſt als Geiſel, in bedenklicher,
Gefahrenvoller Zeit mir übergeben;
Du rührſt mich, und nur wider Willen zähl' ich
Dich unter meine Feinde. Wenn der Stillſtand
Den Drang der raſchen Kriegeswuth gehemmt,
So kann der Schein des Friedens bald verſchwinden.
Mehr ſag' ich nicht. Doch wider Willen bebt
Mein Herz bei der Gefahr, die dich umgiebt.
Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur:
In dieſen Stürmen, die uns drohn, verlaß

Mein Haus nicht! Hier allein ist Sicherheit,
Hier steh' ich für dein Leben; mir ist's werth.
Versprich mir's!

Selde.

Harte Pflicht! O, Gott im Himmel!
Sopir, und hast du keinen andern Zweck,
Als mich zu schützen? über meine Tage
Zu wachen? (Für sich.) Mußt' ich so ihn kennen lernen,
Jetzt, da sein Blut von mir gefordert wird!
O Mahomet! verzeihe diese Regung!

Sopir.

Erstaunst du, daß ich einen Feind bedaure?
Doch ich bin Mensch, und das ist mir genug,
Unglückliche zu lieben, zu beschützen,
An deren Unschuld meine Neigung glaubt.
Vertilget, große Götter, von der Erde
Den Mann, der Menschenblut mit Lust vergießt!

Selde.

Wie greift dieß Wort an mein zerrüttet Herz!
Die Tugend kennt auch meines Gottes Feind?

Sopir.

Du kennst sie wenig, weil du staunst. Mein Sohn,
In welchem tiefen Irrthum wandelst du?
Betäubte so die Lehre des Tyrannen
Den guten, den natürlich reinen Sinn,
Daß nur die Muselmänner tugendhaft
Und alle Menschen dir Verbrecher scheinen?
So mißgebildet hat zur Grausamkeit
Der Wahn dich schon, daß, ohne mich zu kennen,
Du mir, als einem Sohn des Greuels, fluchtest?
Verzeihen kann ich solchen Irrthum dir;
Er ist nicht dein, er ist dir aufgezwungen:
Doch hebe selbst den freien Blick empor,
Und sprich: Ist das ein Gott, der Haß gebietet?

Selde.

Wie fühl' ich mich mit einemmal verändert!

Von diesem Schreckensgott hinweggezogen
Zu dir, zu dir, den ich nicht hassen kann!

Zopir (für sich).

Je mehr ich mit ihm rede, desto mehr
Wird er mir lieb und werth. Sein zartes Alter,
Die Offenheit, sein Schmerz und seine Zweifel,
Sie stimmen mich zum herzlichsten Gefühl.
Wie! ist es möglich, daß mich ein Soldat,
Des Ungeheuers Sklave, der sich selbst
Mit Abscheu von mir wendet, mich gewinnen,
Mein Herz gewaltig zu sich reißen kann?

(Laut.)

Wer bist du? Welches Blut hat dich gezeugt?

Selde.

Von meinen Eltern weiß ich nichts zu sagen.
Nur meinen Herren kenn' ich, dem bisher
Ich treu gedient, und den ich zu verrathen
Beginne, seit ich dir mein Ohr geliehen.

Zopir.

Du kanntest deinen Vater nicht?

Selde.

Das Lager
War meine Wiege, und mein Vaterland
Das Heiligthum, das Mahomet erleuchtet.
Man bringt ihm jährlich Kinder zum Tribut;
Und er war mir vor allen andern gnädig:
Und so verpflichtete mein Herz sich ihm.

Zopir.

Ich lobe dich und deine Dankbarkeit;
Sie ist ein schön Gesetz für edle Herzen.
Doch Mahomet verdiente nicht das Glück,
Dir und Palmiren wohl zu thun. Du schauderst,
Du bebst und wendest deinen Blick von mir?
Ist es ein Vorwurf, der dein Herz zerreißt?

Selde.

Wer ist an diesem Tage frei von Schuld?

Zopir.

Erkennſt du ſie, ſo haſt du ſie geblüſt.
Ich rette dich; es fließt nur ſchuld'ges Blut.

Selde (für ſich).

Und ſollte ſein's von dieſen Händen tropfen?
O Schwur! Palmire! Gott! Es iſt zu viel!

Zopir.

Komm ohne Zaudern! Nur in meinen Armen
Iſt Sicherheit. Komm, daß ich dich verberge!
Denn alles hängt an dieſem Augenblick.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Wohin? Dich fordert Mahomet zu ſich.

Selde.

Wo bin ich? Himmel! was ſoll ich beginnen?
Das Wetter ſchlägt auf beiden Seiten ein.
Wohin mich flüchten, dieſe Qual zu enden?
Wohin?

Omar.

Zu dem erwählten Manne Gottes.

Selde (für ſich).

Ja, meinen blut'gen Vorſatz abzuſchwören!

Zehnter Auftritt.

Zopir.

Er eilt; ich laß ihn gehn? Befiehlt als Herr
Schon Mahomet in unſern Mauern?
Iſt dieſer Jüngling nicht als Geiſel mein?
Ich laſſ' ihn gehn? Doch nein, er flieht vor mir,
Er geht verzweifelt, ſchaudervoll getroffen:

Ihm folgt mein Herz mit ſorgenvollem Zug.
Welch eine Schuld kann dieſe Jugend martern?
Welch ein Gefühl für ihn durchzittert mich?
In dieſen räthſelhaften Augenblicken
Bin ich für ſein Geſchick mehr als für mich,
Als für der Vaterſtadt Gefahr beſorgt.
Wo find' ich ihn? wo ſoll ich Ruhe finden?

Eilfter Auftritt.

Zopir. Phanor.

Zopir.

Was bringſt du, Phanor?

Phanor.

Dieſe Tafel gab
Ein Araber mir insgeheim.

Zopir.

Was iſt's? —
Wie? Hammon! Götter! trügt das Auge mich?
Iſt's möglich, wollt ihr meinen Jammer enden?
Er will mich ſprechen, Hammon, deſſen Arm
Im harten Kampf die Kinder mir entriß?
Sie leben, ſagt er; unter Mahomets
Geſetzen leben ſie. So iſt es wahr,
Was ich für Liſt des frechen Feindes hielt,
Die mich zu ſchnödem Abfall locken ſollte?
Der Hoffnung darf ich mich ergeben! Welch
Ein Lichtſtrahl blicket durch die Nacht mich an!
Weiß doch Palmire nicht, woher ſie ſtammt!
Selbe weiß es nicht! und mein Gefühl
Riß mich zu beiden allgewaltig hin.
Sie meine Kinder! Hoffnung, trüge nicht!
In meinem Elend ſchmeichl' ich mir zu viel.
Soll ich der tiefen, ſüßen Rührung glauben?
Und künden dieſe Thränen mir ſie an?

Wo eil' ich hin? wo kann ich sie umfangen?
Was hält mein Fuß mich an dem Boden fest?
Vom Alter und vom Unglück glaubt' ich mich
Gefühlt, daß nichts mich überraschen könne:
Nun überrascht mich ein unendlich Glück.
Nur heimlich kann mich Hammon sehen. Bring'
Ihn diese Nacht durch diese Hallen her!
Am Fuße des Altars, wo meine Thränen,
Wo ungestümer Jammer vor den Göttern
Sich ausgoß, bis sie endlich sich erweichten,
Da geb' er meine Kinder mir zurück!
Ja, gebt mir, Götter, meine Kinder wieder!
Und dieses junge Paar, das mich bisher
Bedeutungsvoll gerührt, ist es nicht mein,
So wächst mein Reichthum an. Auch diese gebt
Der Tugend, der Natur, der Wahrheit wieder!
Und so sind denn die beiden Paare mein.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Ja, das Geheimniß, das dich retten, rächen,
Den Deinigen den Sieg erleichtern ſoll,
Der Tod Sopirens durch Seldens Hand,
Es ſchwebet nah am Rande der Entdeckung.
Selde, voll Verwirrung, unentſchloſſen,
Hat es dem alten Hammon anvertraut.

Mahomet.

Und weigert ſich das Urtheil zu vollziehen?

Omar.

Nein! Es geſchah vorher, eh du zuletzt,
Mit Feuerworten ſeinen Muth beſeelt
Und den Beſitz Palmirens ihm aufs neue,
Ein Bild des Paradieſes, dargeſtellt,
Er wird gehorchen.

Mahomet.

Aber Hammon?

Omar.

Er
Schien mir beſtürzt, er ſchien ein tiefes Mitleid
Mit Vater und mit Sohn zu fühlen: ſeine
So lang' erprobte Treue ſchien zu wanken,
Und dieſen Mann, der deinem Willen ganz
Ergeben war, ſah ich mit Zweifeln kämpfen.

Ach! rief er aus: ich hoffte, Mahomet
Sey nun geſinnt, die Kinder ihrem Vater,
Als Pfänder des Vertrages, zu erſtatten.

Mahomet.

Ich kenn' ihn; ſchwach iſt Hammon, und der Schwache
Wird leicht Verräther. Omar, laß ihn fühlen,
Daß er Geheimniß und Gefahren theilt,
Und daß in Augenblicken der Entſcheidung
Mir ungeſtraft ſich niemand widerſetzt.
Entfernt er ſich von ſeiner Pflicht, ſo ſey
Ein läſt'ger Zeuge gleich hinweggeräumt!

Omar.

Das Unvermeidliche ſoll raſch geſchehen.

Mahomet.

So ſey's! In Einer Stunde mag man uns
Zum Richtplatz führen, wenn Sopir nicht fällt!
Er falle! mehr bedarf's nicht! Das erſchreckte Volk
Wird meinen Gott, der ſich für mich erklärt,
Der mich vertheidigte, verehren. Dieſes iſt
Der erſte Schritt. Doch haftest du dafür,
Daß auch Seide gleich, wenn ihm das Blut
Des Vaters von den Händen niedertrieft,
Den Tod in ſeinen Eingeweiden fühle.
Iſt ihm das Gift bereitet?

Omar.

Schon gegeben!

Mahomet.

Nun eile, blick' umher, und wache, handle!

(Omar ab.)

So bleibe der geheimnißvolle Kneten
Der ſchwarzen Thaten dieſes Augenblicks
Im Tod vergraben und vom Grab bedeckt!
Palmirens Vater falle! neben ihm
Ihr Bruder, ihr Geliebter! doch ſie ſelbſt,
Unwiſſend, werfe ſich in dieſer Nacht
Des Schreckens, der Gefahr in meinen Arm!

Willkommen, Finsterniß! willkommen, Blut!
Der Leichen, der Lebend'gen starre Blässe!
Aus dieser nächt'gen Stille soll das Aechzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen.
Und das Geräusch vermehrt sich, das Geschrei.
Nach Waffen ruft der eine, still ergreift
Der andre schon die Flucht. Man ruft den Namen
Sepirens aus, man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Partei des Volks,
Die mich verehrt, sie dringen an; mein Name,
Des Sieges Losung, tönt, und nieder gleich
Gestreckt sind meine Feinde, gleich verjagt!
Und zwischen den Gefahren, bebend, sucht
Palmire Schutz bei ihrem eing'gen Herrn.
Sie sieht mich bei dem Schein der Fackeln kommen;
Der Schwerter Blinken hält sie nicht zurück;
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt sie weg:
Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,
Versunken im Gefühl, an meiner Brust
Gerettet sich zu sehen, halb im Traum,
Am Rande der Vernichtung, lernet sie
Der Liebe Glück in meinen Armen kennen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Selbe.

So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es soll geschehn.
Ich wußte meinem Herrn nichts zu erwiedern;
Ein heil'ger Schauer überfiel mein Herz:
Doch überredet war es nicht. Noch jetzt
Zuckt mir durch alle Glieder bald ein Kampf,
Bald preßt er mir das Herz und bald das Haupt;

Die Kniee wanken und die Hände ſinken,
Ich kann nicht vorwärts, nicht zurück. Doch bald
Fühl' ich ein neues Feuer mir im Buſen,
Fühl' ich das Blut in raſchem Puls belebt.
Der Himmel hat's geboten; ich gehorche.
Welch ein Gehorſam! und was koſtet er!

Dritter Auftritt.

Palmire. Seide.

Seide.

Palmire, wagſt du's? welch unſel'ger Trieb
Kann dich an dieſen Ort des Todes führen?

Palmire.

Die Furcht, die Liebe leiten mich hierher.
Mit heißen Thränen laß mich deine Hände,
Geweiht zu einem heil'gen Morde, baden!
Welch ſchrecklich Opfer fordert Mahomet,
Und du willſt ihm, willſt ſeinem Gott gehorchen?

Seide.

Du, deren rein Gefühl, du, deren Liebe
Mich ganz beherrſcht, o! ſprich mir mächtig zu!
Entſcheide die verworrne Wuth, erleuchte
Den trüben Geiſt, und leite meine Hand
Statt eines Gottes, den ich nicht begreife!
Warum erwählt man mich? iſt unſer Gott
Denn nur ein Gott der Schrecken? ſein Prophet,
Zeigt er uns nur den Unerbittlichen?

Palmire.

Wer darf zu fragen, wer zu unterſuchen
Sich unterſtehen? Mahomet durchſchaut
Die Tiefen unſres Herzens, unſre Seufzer
Vernimmt er alle, kennet meine Thränen.
An Gottes Statt wird er verehrt von allen;
Das weiß ich: zweifeln ſchon iſt Läſterung.

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verſchwenden,
So will ich dieſen Stein ſo lange küſſen,
Bis eiferſüchtig du mich ihm entreißeſt.

V.

Wachsthum.

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen
Sprangſt du mit mir, ſo manchen Frühlingsmorgen.
„Für ſolch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht' ich als Vater ſegnend Häuſer bauen!"

Und als du anfingſt in die Welt zu ſchauen,
War deine Freude häusliches Beſorgen.
„Solch eine Schweſter! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie ſie mir vertrauen!"

Nun kann den ſchönen Wachsthum nichts beſchränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfaſſ' ich ſie, die Schmerzen zu beſchwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürſtin denken:
Du ſtehſt ſo ſchroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor einem Blick, dem flücht'gen.

Und dieser Gott, den er so stolz verkündet,
Er ist der wahre; denn der Sieg beweist's.

Seide.

Er ist es! denn Palmire glaubt an ihn.
Doch mein verwirrter Geist begreift noch nicht,
Wie dieser gute Gott, der Menschen Vater,
Zum Meuchelmorde mich bestimmen kann.
Ich weiß, mein Zweifel schon ist ein Verbrechen:
Das Opfer fällt, den Priester rührt es nicht:
Und so verdammt des Himmels Wort Sopiren:
Mir ruft es zu: Erfülle das Gesetz!
Vor Mahomet verstummt' ich, fühlte mich
Geehrt, des Himmels Winke zu erfüllen;
Ich eilte, das Gericht schon zu vollziehen.
Ach! welch ein andrer Gott hielt mich zurück?
Als ich den unglückseligen Sopir
Erblickte, fühlt' ich meiner Ueberzeugung
Gewalt verschwinden, und vergebens rief
Die Pflicht zum Mord mich auf. Gelinde kräftig
Sprach an mein innres Herz die Menschlichkeit.
Dann aber griff mit Ehre und mit Würde
Mich Mahomet und meine Schwachheit an.
Mit welcher Größe, welchem Ernste riß
Er aus dem weichlichen Gefühl mich auf!
So stand ich da, gehärtet und gestählt.
Wie göttlich schrecklich ist Religion!
Da schien mein erster Eifer mich zu treiben:
Doch trägt die Ungewißheit mich zurück,
Von herber Wuth zum Mitleid und Verschonen.
So dränget das Gefühl mich hin und her;
Mich schreckt der Meineid, wie die Grausamkeit.
Ich fühle mich zum Mörder nicht geschaffen:
Doch Gott hat es geboten; ich versprach's,
Und ich verzweifle nun, daß ich's gethan.
Im Sturme siehst du mich umhergetrieben;
Die hohe Woge trägt mich zum Entschluß,

Sie reißt mich wieder weg. O, könntest du
Im ungestümen Meer den Anker werfen!
Wie fest sind unsre Herzen nicht vereint!
Doch ohne dieses Opfer kann das Band,
So drohte Mahomet, uns nicht umschlingen.
Um diesen Preis nur ist Palmire mein.

Palmire.

Ich bin zum Preise dieser That gesetzt?

Seide.

Der Himmel hat's und Mahomet beschlossen.

Palmire.

Soll solcher Grausamkeit die Liebe dienen?

Seide.

Dem Mörder nur bestimmt dich Mahomet.

Palmire.

Wir Unglückseligen!

Seide.

Doch der Himmel will's!
Religion und Liebe, beiden dien' ich.

Palmire.

Ach!

Seide.

Kennst du nicht den Fluch, der unaufhaltsam
Des Ungehorsams freche Weigrung trifft?

Palmire.

Wenn seine Rache Gott in deine Hand
Gegeben, wenn er Blut von dir verlangt —

Seide.

Um dein zu seyn, was soll ich?

Palmire.

Gott! ich schaudre!

Seide.

Du hast's gesagt! sein Urtheil ist gesprochen.

Palmire.

Ich? wie?

Selde.

Ja, du entscheidest.

Palmire.

Welches Wort
War so zu deuten? welcher Wink?

Selde.

So ist's!
Der Himmel gab ein Zeichen mir durch dich;
Und dieß Orakel bleibe mein Gesetz!
Die Stunde naht. Sopir wird bald erscheinen;
Hier betet er die falschen Götter an,
Die wir verfluchen. Geh, Palmire!

Palmire.

Nein!
Ich kann dich nicht verlassen.

Selde.

Bleibe nicht!
Nicht in der Nähe dieser Schreckensthat!
Der Augenblick ist gräulich. Fliehe! Hier,
Durch dieser Hallen säulenreiche Gänge,
Kommst du zur Wohnung des Propheten hin.
Dort bleib in Sicherheit!

Palmire.

Der alte Mann
Soll sterben?

Selde.

Soll! das Opfer ist bestimmt!
Am Staube fest soll meine Hand ihn halten;
Drei Stiche sollen seine Brust durchbohren,
Und umgestürzt, von seinem Blut bespritzt,
Soll der Altar verbannter Götter liegen.

Palmire.

Durch deine Hand! im Staube! blutig! Gott!
Hier ist er. Weh uns!

(Der Grund des Theaters öffnet sich; man sieht einen Altar.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Sopir.

Sopir (knieend).

Götter meines Landes!
So lange herrschet ihr, und sollt ihr nun
Vor dieser Secte neuem Frevel fliehen?
Zum letztenmal ruft meine schwache Stimme
Um euretwillen euch inbrünstig an,
Vertheidigt euch und uns! Doch ist's beschlossen,
Daß euer Antlitz von uns weichen soll,
Daß in dem Kampfe, der sich bald erneut,
Gerechte fallen, Frevler siegen sollen,
Wenn ihr des größten Bösewichts verschont —

Zelde.

Du hörst, er lästert!

Sopir.

Gönnet mir den Tod!
Doch gebt in dieser letzten Stunde noch
Mir meine Kinder wieder! laßt entzückt
In ihren holden Armen mich verscheiden,
Laßt die gebrochnen Augen sie mir schließen!
Ach, wenn ich einer leisen Ahnung traue,
So sind sie nah! O zeigt mir meine Kinder.

Palmire.

Was sagt er? seine Kinder?

Sopir.

Heil'ge Götter!
Vor Freuden stürb' ich über ihrer Brust.
O laßt sie unter euern Augen wandeln,
Wie ich gesinnt, doch glücklicher als ich!

(Entfernt sich.)

Zelde.

Zu seinen falschen Göttern rennt er.

Palmire.

Halt!
Was willst du thun?

Selde.

Ihn strafen.

Palmire.

Ach! verweile!

Selde.

Dem Himmel dien' ich und verdiene dich.
Geweiht ist dieser Stahl dem wahren Gott;
Nun soll sein Feind durch diese Schärfe fallen.
Hinan! — Und siehst du nicht die Ströme Blut,
Die mir den Weg zum Opferplatze zeigen?

Palmire.

Was sagst du?

Selde.

Ja, so find' ich diesen Weg.
Er geht dahin! Ich kann mich nicht verirren.
Nur fort!

Palmire.

Ein Grausen schlingt sich um uns her.

Selde.

Es drängt mich hin. Die volle Zeit ist da.
Das Zeichen winkt; es bebt Altar und Halle.

Palmire.

Der Himmel spricht; was kann sein Wille seyn?

Selde.

Treibt er mich an? will er zurück mich drängen?
Ich höre des Propheten Stimme wieder
In meinem Ohre schallen! Meine Schwäche
Verweist er mir, verweist mir meine Feigheit.

Palmire.

Nun?

Selde.

Wende deine Stimme himmelwärts!
Ich treffe.

(Er geht hinter den Altar.)

Palmire.

Augenblick des Todes! mich
Umgiebt sein Schauer. Still ist alles! still.
Doch ach! was ruft so laut in meinem Herzen?
Warum bewegt sich heftiger das Blut?
Es ist noch Zeit; soll ich die That verhindern?
Verwegne! Wenn der Himmel einen Mord
Gebieten kann, hast du dich ins Gericht
Zu drängen? anzuklagen? zu entscheiden?
Gehorche! Sonst war der Gehorsam dir
So leicht, und nun woher das Widerstreben?
Ach! weiß ein Herz was recht ist oder nicht?
Es ist gethan! ein Schrei durchdringt mein Ohr.
Seide!

Seide (kommt zurück).

Ruft mich jemand? Welcher Weg
Führt mich hinaus? Palmiren find' ich nicht!
Verlassen kann sie mich?

Palmire.

Verkennst du sie,
Die für dich lebt?

Seide.

Wo sind wir?

Palmire.

Das Gebot,
Das traurige Versprechen, ist's erfüllt?

Seide.

Was sagst du?

Palmire.

Fiel Sopir?

Seide.

Sopir?

Palmire.

O Gott,
Der du dieß Blut verlangtest, stärke nun
Den schwerbeladnen Geist! Komm, laß uns fliehen!

Seide.

Ich kann nicht! meine Kniee ſinken ein.

(Er ſetzt ſich.)

Ach! wollte Gott, daß auch das Leben ſchwände!

Palmire.

Palmire lebt; du wollteſt ſie verlaſſen?

Seide.

Palmire, rufſt du mir? Ich kehr' ins Leben
Für dich zurück. Wo biſt du?

Palmire.

Hier, mein Freund!

Seide.

O deine Hände! ſie allein vermögen,
Vom Rande der Vernichtung mich zu reißen.
Du lebſt, ich fühle dich, und ich bin dein.

Palmire.

Was iſt geſchehn?

Seide (ſteht auf)

Sie iſt geſchehn die That.
Ich habe nichts verbrochen; ich gehorchte.
Mit Wuth ergriff ich ihn; der Schwache fiel;
Ich traf, ich zuckte ſchon den zweiten Streich:
Ein jämmerlicher Schrei zerriß mein Ohr;
Vom Staub herauf gebot die edelſte
Geſtalt mir Ehrfurcht; ſeine Züge ſchienen
Verklärt; es ſchien ein Heil'ger zu verſcheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düſter floß das Blut aus ſeiner Wunde.

Palmire.

Komm, laß uns flüchten, komm zu Mahomet!
Er ſchützt uns gegen alle: zaudre nicht!
Wir ſchweben in der tödtlichſten Gefahr.

Seide.

Das Blut verſöhnt die Gottheit, ſagen ſie;
Gewiß verſöhnt das Blut der Menſchen Grimm.
Ich fühlte mich erweicht, als ich es ſah

Im raſchen Strom das weiße Kleid durchirren.
Ich wandte mich; er rief mir. Welche Stimme!
Selde, rief er, du Geliebter, mich?
Unglücklicher! Er ſank; ich ſeh' ihn liegen:
Er zuckt, er ſtirbt. O! daß ich neben ihm,
Von dieſem Dolch getroffen, ſterbend läge!

Palmire.

Man kommt! Ich zittre für dein Leben! Flieh,
Wenn du mich liebſt!

Selde.

Die Liebe nenne nicht!
Sie riß mich zu der Schauderthat hinab.
Die Liebe darfſt du nennen? ſprachſt du nicht
Das Todesurtheil dieſes Mannes aus?
Du hießeſt es vollſtrecken: ich gehorchte
Nicht Mahomet, dem Himmel nicht, nur dir.

Palmire.

Mit welchem Vorwurf kränkeſt du mein Herz!
Verſchone mich, die nur für dich beſorgt iſt,
Die ſo verwirrt wie du, verloren ſchwankt.

(Sopir erhebt ſich hinter dem Altar und erſcheint an denſelben gelehnt.)

Selde.

Erſcheinet mir ein Geiſt? erhebet mir
Sopir ſich aus dem Grabe?

Palmire.

Ach! er iſt's!
Der unglückſel'ge Mann! im Todeskampf
Schleppt er ſich mühſam gegen uns heran.

Selde.

Du willſt zu ihm?

Palmire.

Ich muß; ich ſeh' ihn ſchwanken;
Ich muß ihn unterſtützen. Reue treibt
Mich weg von dieſem Anblick; Mitleid zieht,
Ach! und ein mächtiger Gefühl mich hin.

Sopir (tritt hervor, von ihr unterſtützt).

Ich danke dir für dieſen letzten Dienſt.
Wie freut mich noch dein Anblick, o Palmire!
(Er ſetzt ſich.)
Und Undankbarer, du ermordeſt mich?
Nun weinſt du? ſchmilzt die Wuth in Mitleid auf?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Phanor
(nachdem er pantomimiſch ſich mit dem Geſchehenen bekannt gemacht).

Ihr Götter, ſollt' ich ſolchen Jammer ſehen!

Sopir.

Kommt Hammon etwa? Phanor, ſeh' ich dich?
Dieß iſt mein Mörder.
(Phanors Gefährten gehen voll Entſetzen ab.)

Phanor.

Schreckliches Geheimniß!
Verruchte That! es iſt dein Vater!

Selde.

Wer?

Palmire.

Sopir?

Selde.

Mein Vater?

Sopir.

Götter!

Phanor.

Hammon ſtirbt;
Er ſieht mich, ruft mich. Eile, ruft er aus,
Eil', einen Vatermord zu hindern! Halt' ihn auf,
Seldens Arm! den blutbegier'gen Stahl
Entreiße ſeiner Hand! Ich bin geſtraft!
Zu ſchrecklichen Geheimniſſen, Verrath

Und Kinderraub, mißbraucht mich Mahomet;
Und nun bestraft mich er, der mich verführte.
Von seinen Händen sterb' ich! sterbe gern,
Wenn mir Sopir verzeiht, und in Seiden
Palmirens Bruder, seinen Sohn erkennt!

Palmire.

Mein Bruder! O mein Vater!

Sopir.

Kinder! meine Kinder!
O meine Götter! Ihr betrogt mich nicht,
Als ihr für sie in meinem Herzen sprachtt,
Mich zu erleuchten! Unglückseliger Jüngling,
Wer konnte dir den Vatermord gebieten?

Seide (zu seinen Füßen).

Gehorsam, Pflichten, Liebe meines Volks,
Religion und Dankbarkeit, das Höchste,
Was Menschen nur ehrwürdig scheinen kann,
Hat mich zu dieser Gräuelthat geleitet.
O daß zu deinen Füßen ich verginge!

Palmire.

Er klagt sich an: ich bin die Schuldige;
Verzweifelnd und beschämt muß ich's gestehn.
O welch ein Wunsch riß uns im Wahn dahin!
Wie schrecklich war der Lohn des Vatermords!

Seide.

Des Himmels Rache ruf' auf uns hernieder!
Verfluche deine Mörder!

Sopir.

Meine Kinder
Umarm' ich. Welche hohe Gunst vermischt
Mit diesem allertiefsten Elend das Geschick!
Ich segn' es! da ich sterbe, lebt doch ihr,
O meine Kinder, die zu spät ich wieder
Gefunden, dich Seide, dich Palmire!
Bei allen heil'gen Kräften der Natur,
Bei diesem väterlichen Blut beschwör' ich euch,

VI.

Reiſezehrung.

Entwöhnen ſollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben ſollten ſie nicht mehr verſchönen.
Was man Geſchick nennt, läßt ſich nicht verſöhnen,
Ich weiß es wohl und trat beſtürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an von dieſen und von jenen
Nothwend'gen Dingen ſonſt mich zu entwöhnen:
Nothwendig ſchien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speiſen,
Bequemlichkeit und Schlaf und ſonſt'ge Gaben,
Geſellſchaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reiſen:
Was ich bedarf iſt überall zu haben,
Und Unentbehrliche bring' ich mit — die Liebe.

VII.

Abſchied.

War unerſättlich nach viel tauſend Küſſen,
Und mußt' mit Einem Kuß am Ende ſcheiden;
Nach herber Trennung tief empfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entriſſen,

Erhaltet euch, indem ihr Rache fordert!
Der Morgen kommt; der Stillſtand wird erlöſchen.
Da ſollte ſich mein Plan entfalten, da
Der ſiegende Verbrecher unterliegen.
Nicht alles iſt verloren, wenn dein Arm
Zu einer großen That ſich kühn erhebt.
Das Volk verſammelt ſich bewaffnet hier:
Mein Blut ſey ihre Loſung; führe ſie,
Und des Verräthers letzter Tag iſt da!
Wir harren kurze Zeit.

Zelde.

Ich eile gleich!
Das Ungeheuer falle; doch auch ich!
Gerochen ſollſt du ſeyn und ich geſtraft.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Gefolge.

Omar.

Iſt das Gerücht, das ſich verbreitet, wahr?
Selden haltet! ſteht Sopiren bei!
In Ketten dieſen Mörder! Mahomet
Iſt des Geſetzes kräftiger Vollbringer.

Sopir.

Der Miſſethat Vollendung ſoll ich ſehen!

Zelde.

Mich ſtrafen! Mahomet?

Palmire.

Du darfſt, Tyrann!
Mit dieſem Munde, der den Mord befahl?

Omar.

Nichts iſt befohlen worden.

Zelde.

Ich verdiene,
Leichtgläubig, wie ich war, den herben Lohn.

Omar.

Gehorcht, Soldaten!

Palmire.

Darfſt du wohl? Verräther!

Omar.

Palmire wird, wenn ſie Selden liebt,
Gehorchen. Mahomet beſchützet ſie,
Und hält den Blitz, der eben treffen ſoll,
Vielleicht zurück, doch nur um ihretwillen.
Zu ihrem König folgt ſie willig mir.

Palmire.

So vielem Jammer war ich aufgeſpart!

(Man führt Palmiren und Selden ab.)

Zopir.

Man führt ſie weg? O unglückſel'ger Vater!
Mit dieſem Faden reißt dein Leben ab.

Phanor.

Schon wird es Tag: das Volk verſammelt ſich;
Man kommt, dich zu umgeben, edler Greis!

Zopir.

Sie wären meine Kinder!

Phanor.

Zweifle nicht!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Gelungen iſt der Plan: Sopir verſcheidet;
Der ungewiſſe Bürger ſtarrt und ſchwankt.
Die Deinigen, erſtaunt, verehren ſelbſt
Das Wunder, das zu unſrer Hülfe kommt,
Und zeigen Gottes Finger der erregten,
Getheilten Stadt, und dämpfen ihre Wuth.
Wir ſelbſt beklagen laut Sopirens Tod,
Verſprechen Rache, preiſen deine Größe:
Gerecht und gütig rufen wir dich aus.
Man hört uns an, man beugt ſich deinem Namen;
Und wenn der Aufruhr ſich noch regen möchte,
So ſind es Wellen, die das Ufer ſchlagen,
Wenn heitrer Himmel ſchon von oben glänzt.

Mahomet.

Ein ew'ges Schweigen ſey der Fluth geboten! —
Und meine Völker nahen ſie der Stadt?

Omar.

Die ganze Nacht bewegt ſich ſchon das Heer
Durch einen Umweg dieſen Mauern zu.

Mahomet.

Zur Ueberredung füge ſich die Macht!
Seide weiß nicht, wen er mordete?

Omar.

Wer könnt' es ihm verrathen? Schon begräbt
Mit Hammon dieß Geheimniß ew'ge Nacht.
Seide folgt ihm; ſchon begann ſein Tod,
Und vor der Miſſethat ging Strafe her.

Indem er zum Altar das Opfer ſchleppte,
Indem er ſeines Vaters Blut vergoß,
Durchirrte ſchon ein ſchleichend Gift die Glieder:
Nicht lange wird er im Gefängniß athmen.
Palmiren aber laſſ' ich hier bewachen:
Der Irrthum führt ſie bald in deinen Arm;
Seiden zu befreien iſt ihr Wunſch,
Ich hab' ihr dieſe Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht ſie ſchweigend und verhüllt in ſich;
Doch ihr gelehrig Herz, dich anzubeten
Gewohnt, es wird in deiner Gegenwart,
An deiner Bruſt, zur Freude ſich beleben.
Du biſt zum Gipfel deines Glücks gelangt!
Geſetze giebſt du deinem Vaterlande,
Biſt ihm Prophet und König, und regierſt
Vom väterlichen Boden aus die Welt.
Das Innre deines Hauſes, deines Herzens
Soll die Geliebte ſchmücken und erfreun.
Hier kommt ſie, leblos, zitternd: ſprich ihr zu!

Mahomet.

Verſammle meine Treuen um mich her!

Zweiter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

Wo bin ich? großer Gott!

Mahomet.

Erhole dich!
Des Volkes, dein Geſchick, hab' ich gewogen.
Sieh die Begebenheit, die dich erſchreckt,
Als ein Geheimniß zwiſchen mir und Gott an!
Befreit auf ewig von Gefangenſchaft
Und Sklaverei, erhebe dein Gemüth!
Du ſiehſt dich hier gerochen, frei und glücklich.
Beweine nicht Seiden! Ueberlaß

Des menſchlichen Geſchickes Sorge mir!
Denk' an dein eignes Glück! du biſt mir werth,
Und Mahomet nahm dich zur Tochter auf:
Zu einer höhern Stufe kann er dich
Erheben. Solchen Rang verdiene dir!
Blick' auf zum Gipfel alles Erdenglücks,
Das übrige laß der Vergeſſenheit!
Beim Anblick jener Größe, die dich lockt,
Geziemen ſich die niedern Wünſche nicht.
Zu mir gewendet, ruh' auf mir dein Herz!
Wie mir die Welt vertraut, vertraue mir!

Palmire.

Was hör' ich! von Geſetzen, Wohlthat, Liebe
Wagſt du zu reden, blutiger Betrüger!
Auf ewig ſey mein Herz dir abgeſchworen,
Dir Henker meines Hauſes! Dieſes Letzte
Ging meinem Jammer, deiner Wuth noch ab.
Das iſt er alſo, Gott! der heilige
Prophet, der König, dem ich mich ergab?
Der Gott, den ich verehrte? Ungeheuer!
Durch Wuth und grimm'ge Ränke weihteſt du
Zwei reine Herzen einem Vatermord!
Verführen willſt du meine Jugend, willſt
Um mich, mit meinem Blut beſudelt, werben?
Doch traue nicht auf deine Sicherheit!
Der Schleier iſt zerriſſen, Rache naht.
Vernimmſt du das Geſchrei, den Sturm der Menge,
Die meines Vaters Geiſt gewaltig treibt!
Man waffnet ſich, man eilet mir zu Hülfe,
Und mich, und jeden Preis entreißt man dir.
Dich ſelbſt, die Deinen ſeh' ich hingeſtreckt,
Und über euern Leichen athm' ich wieder.
O! laßt ihn nicht entkommen, güt'ge Götter!
Auf, Mekka! Auf, Medina! Aſien,
Bewaffne dich, die Wuth, die Heuchelei
Zu ſtrafen. Alle Welt, beſchämt, zerbreche

Die Fesseln, die sie allzuschändlich trug!
Und deine Lehre, die der Wahn gegründet,
Müff' Abscheu allen künft'gen Zeiten seyn!
Die Hölle, die du jedem grimmig drohtest,
Der zweifelnd mit sich selbst zu Rathe ging,
Die Hölle, dieser Ort der Wuth, des Jammers,
Für dich bereitet, schlinge dich hinab!
Solch einer Wohlthat dankt ein solch Gefühl:
So sind mein Dienst, mein Schwur und meine Wünsche.

Mahomet.

Was auch entdeckt sey, was du träumst und was
Du glauben magst zu seyn, ich bin dein Herr!
Und wenn sich meine Güte —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Ali. Gefolge.

Omar.

Alles weiß man!
Verrath an dir war Hammon's letzter Hauch.
Das Volk erfährt es, bricht den Kerker auf;
Man waffnet, man erregt sich. Rasend stürzt
In ungeheuerm Strom es brüllend her:
Sie tragen ihres Führers blut'gen Leib.
Seide geht voran: mit heißen Thränen
Ruft er zur Rache sie des Vatermords.
Ein jeder will den blut'gen Leichnam sehen:
Und aus der Neugier strömet neue Wuth.
Seide klagt sich an: mein ist die That!
Und schmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider dich.
Schon flucht man deinem Gott, man flucht den Deinen,
Und dein Gesetz verwünscht man; jenes selbst,
Die, schon gewonnen, deinem Volk die Thore
Eröffnen sollten, wieder abgerissen,
Sind gegen dich gewendet und entbrannt:
Nur Tod und Rache tönt von allen Seiten.

Palmire.

Gerechter Himmel, laß die Unschuld siegen!
Triff den Verbrecher!

Mahomet (zu den Seinigen).

Was befürchtet ihr?

Omar.

Die wenigen, die mit dir in der Stadt
Sich finden, sammeln sich sogleich um dich.
Wir werden an dir halten, mit dir fallen.

Mahomet.

Ich bin genug euch zu vertheidigen;
Erkennet welchem König ihr gehört!

Vierter Auftritt.

Mahomet, Omar, Gefolge an der einen. **Seide** und das **Volk** an der andern Seite. **Palmire** in der Mitte.

Seide

(einen Dolch in der Hand, schon durch das Gift geschwächt).

Bewohner Mekka's, rächet meinen Vater!
Den mörderischen Heuchler strecket nieder!

Mahomet.

Bewohner Mekka's, euch zu retten kam ich:
Erkennet euern König, euern Herrn!

Seide.

Hört nicht das Ungeheuer! Folget mir!
Ihr Götter, welche Wolke deckt mich zu!
Auf ihn! — Wie wird mir? Gott! —

Mahomet.

Ich überwinde.

Palmire.

Mein Bruder!

Seide.

Nicht gesäumt! — Ich schwanke! Weh!
Vermag nicht — Welcher Gott hat mich gelähmt!

Mahomet.

Vor mir ergreift es jeden Frevler so.
Ungläub'ge, die ein falscher Eifer treibt,

Mich zu verfluchen und Sopir zu rächen!
Der Arm, der Könige bezwingen konnte,
Hat eure Zweifel zu bestrafen Kraft:
Doch überlass' ich's Gott, der mir sein Wort
Und seinen Donner anvertraut; er schone
Die Irrenden, doch den Verbrecher straf' er!
Er richte zwischen mir und diesem Mörder.
Den Schuld'gen von uns beiden streck' er nieder!

Palmire.

Mein Bruder! Wie? er hat so viel Gewalt,
Der Lügner, auf sie alle? Wie sie stehen,
Erstaunt, erstarrt, vor seiner Stimme bebend,
Als käm' ein Gott, Gesetze zu verkünden!
Und auch Seide, du?

Seide.

Ich bin gestraft!
Die Tugend war umsonst in meinem Herzen:
Ein groß Verbrechen ward mir aufgenöthigt.
Doch wenn ein Gott den Irrthum so bestraft,
So zittre du, Verbrecher! Siehst du mich
Vom Strahl getroffen, mich das Werkzeug nur,
Sollt' er nach dir, Verführer, nicht ihn schleudern!
Ich fühl' es, mich umschwebt der Tod. Palmire!
Hinweg, daß er nicht dich mit mir ergreife!

Palmire.

Nein, Bürger! Nicht ein Gott hat ihn getödtet;
Gift wirkt in seinen Adern! —

Mahomet.

Lernt, Ungläubige,
Den Lohn des Aufruhrs gegen Gottgesandte,
Die Rache kennen, die der Himmel schickt!
Natur und Tod vernehmen meine Stimme.
Der Tod, der mir gehorcht, beschützte mich,
Und grub die Züge rächender Vernichtung
Auf diese bleiche Stirne plötzlich ein.
Er steht noch zwischen euch und mir, der Tod;

Er zielt und wartet, was ich ihm gebiete.
So straf' ich jedes Irrthums Eigensinn,
Der Herzen Meuterei, ja, der Gedanken
Unwill'gen Frevel; nur den Gläubigen
Verschont mein Bann, verschont des Todes Schrecken.
Wenn euch der Tag bescheint, wenn ihr noch lebt,
So dankt's dem Hohenpriester, der für euch,
Verführte, seinen Gott um Schonung fleht!
Zum Tempel fort, den Ew'gen zu versöhnen!

(Das Volk entfernt sich.)

Palmire.

O bleibt! Nein, der Barbar vergiftete
Den holden Jüngling, meinen Bruder. Wie?
Und spräche dein Verbrechen selbst dich los?
Du scheinst ein Gott, nur weil du Laster häufest.
Verruchter Mörder meines ganzen Hauses,
Auch mir, der letzten, raube dieses Licht!
Du zauderst, blickest mich mit falscher Milde,
Die mir verhaßt ist, an! Des Todten Züge,
Die vielgeliebten, reißen mich dahin.

(Gegen den Leichnam.)

Ein grauenvoll Geheimniß lauerte
Der Unschuld unsrer ersten Neigung auf.
Ich hatte mit Entsetzen dich geflohen;
Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.
Veredelt und verbunden sehen wir
Uns wieder.

(Sie ersticht sich.)

Mahomet.

Wehret ihr!

Palmire.

Ich sterbe. Fort!
Dich nicht zu sehen ist das größte Glück.
Die Welt ist für Tyrannen: lebe du!

Tancred.

Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire.

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüſſen,
So lang' ich's deutlich ſah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finſterniſſen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgränzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich ſuchte mein Verlornes gar verdroſſen.

Da war es gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir ſchien; als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genoſſen.

VIII.

Die Liebende ſchreibt.

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewiſſe Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich ſcheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich ſtets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen ſie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang' ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unverſehens:
Er liebt ja, denk' ich, hier in dieſe Stille,
Und ſollteſt du nicht in die Ferne reichen?

Personen.

Arsir, Aeltester des Ritterchors von Syrakus.

Orbassan,
Loredan,
Roderich,
} Ritter von Syrakus

Tancred, Ritter aus einer verbannten syrakusanischen Familie, in Byzanz erzogen.

Aldamon, Soldat.

Amenaide, Tochter Arsirs.

Euphanie, ihre Freundin.

Mehrere Ritter, als Glieder des hohen Raths.

Knappen, Soldaten, Volk.

Der Schauplatz ist in und bei Syrakus. Die Zeit der Handlung fällt in das Jahr 1005. Die afrikanischen Sarazenen hatten im neunten Jahrhundert ganz Sicilien erobert. Da Syrakus ihr Joch abschüttelte, behielten sie Palermo und Girgenti. Die griechischen Kaiser besaßen Messina.

Erſter Aufzug.

Rathsſaal im Palaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Die verſammelten Ritter, in einem halben Cirkel ſitzend.

Arſir.

Erlauchte Ritter, deren Muth und Kraft
Des Vaterlands Bedrängniß rächen ſoll,
Mir, als dem älteſten, erlaubet ihr,
Euch zu verſammeln, Euren Rath zu hören.
Entſchloſſen ſeyd ihr, mit geſammter Hand
Der Doppeltyrannei, die ſich Siciliens
Bemächtigte, die Bruſt zu bieten, euch
Und Syrakus die Freiheit zu verſchaffen.
Die beiden ungeheuren Mächte, die
Sich in die Welt zu theilen lange kämpfen,
Des Orients Monarchen und der Sarazenen
Verwegne Fürſten, beide machen ſich
Die Ehre ſtreitig, uns zu unterjochen.
Dem Kaiſer von Byzanz gehorchen ſchon
Meſſina's Völker; Selamir, der Maure,
Beherrſchet Agrigent und Enna's Flur,
Bis zu des Aetna fruchtbeglücktem Fuß:
Und beide drohten Knechtſchaft unſrer Stadt,
Doch, auf einander eiferſüchtig beide,
Begierig beide ſolchen Raub zu haſchen,
Bekämpften ſich und ſtritten ſo für uns.

Sie haben wechselsweise sich geschwächt:
Nun öffnet sich ein Weg uns zu erretten;
Der Augenblick ist günstig; nutzet ihn!
Der Muselmänner Größe neigt sich schon,
Europa lernet weniger sie fürchten.
Uns lehrt in Frankreich Carl Martell, Pelag
In Spanien, der heil'ge Vater selbst,
Leo der Große, lehrt, mit festem Muth,
Wie dieses kühne Volk zu dämpfen sey.
Auch Syrakus vereinigte sich heut
An seinem Theil zu solchem edlen Zweck.
Uneinigkeit und Ungewißheit soll
Nicht länger eure Heldenschritte lähmen.
Vergessen wir die unglücksvolle Zeit,
Da Bürger gegen Bürger aufgestanden,
Und grausam diese Stadt die eignen Kinder
Ermordet und vertrieben, und sich selbst
Entvölkert. Orbassan, an dich ergeht
Mein erster Aufruf: Laß uns nun verbunden
Für Eine Sache stehn! fürs Allgemeine,
So wie fürs Beste jedes einzelnen!
Ja, laß uns Neid und Eifersucht verbannen!
Ein fremdes Joch, das uns gewaltig droht,
Mit Heldenkraft zerbrechen, oder sterben!

Orbassan.

Nur allzutraurig war der Zwist, Arsir,
Der unsre beiden mächt'gen Stämme trennte,
Und der getheilten Stadt die Kraft entzog.
Nun hoffet Syrakus die Orbassans
Mit deinem Blut, Arsir, vereint zu sehen.
So werden wir uns wechselsweise schützen.
Und also reich' ich deiner edlen Tochter,
Ein wohlgesinnter Bürger, meine Hand;
Dem Staate will ich dienen, dir, den Deinen,
Und vom Altar, wo unser Band sich knüpft,
Stürz' ich mich rächend Solamir entgegen.

Doch ſind es nicht allein die äußern Feinde,
Der Byzantiner hier, der Maure dort;
Auch ſelbſt in dem Bezirk von Syrakus
Sehnt ſich ein Theil betrognen Volkes noch
Dem längſt vertriebnen Frankenſtamme nach.
Man rühmet ſeinen Muth und wie er ſich,
Freigebig, aller Bürger Herz verbunden.
Wen er beraubt, daran denkt keiner mehr;
Nur was er gab, verwahrt noch das Gedächtniß.
Mit welchem Recht verbreitete der Franke
Sich über alle Welt, und nahm auch hier
In unſern reichen Gegenden Beſitz?
Coucy, mit welchem Recht verpflanzt er ſich
Vom Seineſtrom zu Arethuſens Quelle?
Beſcheiden erſt und einfach, ſchien er nur
Sich unſerm Dienſt zu weihen; doch ſein Stolz
Und ſeine Kühnheit machten ihn zum Herrn:
Sein Stamm, der ungeheure Güter häufte,
Erkaufte ſich des Volkes Neigung bald,
Und über meinen Stamm erhob er ſich:
Doch nun ſind ſie geſtraft, ſie ſind verbannt,
Auf ewig ihres Bürgerrechts verluſtig.
Das iſt beſchloſſen; doch das Schwerſte bleibt,
Nun dem Geſetz die volle Kraft zu geben.
Ein Sproſſe des gefährlichen Geſchlechts,
Tancred, iſt übrig, der als Knabe ſchon
Mit ſeinen Eltern die Verbannung theilte.
Den Kaiſern von Byzanz hat, wie man ſagt,
Mit Ehren er gedient, und trägt gewiß,
Von uns gekränkt, den tiefſten Haß im Buſen.
Vielleicht erregt er gegen uns die Macht
Der Griechen, die ſchon in Sicilien,
Durch den Beſitz Meſſina's, eingegriffen,
Und denkt vielleicht durch ſeinen Einfluß hier
Uns innerlich zu untergraben. Doch
Wie ihm auch ſey, wir ſtehen einer Welt

Entgegen, die von allen Seiten her
Nach unsern fruchtbeglückten Feldern dringt,
Und uns des reinen Himmels Freyzenuß
Im schönsten Land der Erde rauben möchte,
Nicht mit Gewalt allein, mit List noch mehr.
Laßt gegen den Verrath uns, ohn' Erbarmen,
Als würd'ge Führer einer Stadt entbrennen.
Gebt den Gesetzen neue Kraft, die jeden
Der Ehre, wie des Lebens, ledig sprechen,
Der mit dem Feinde, mit dem Fremden sich
Zu heimlichen Verbindungen gesellt.
Untreue wird durch Mildigkeit erzeugt.
Kein Alter spreche künftig, kein Geschlecht
Zur Schonung eines Schuldigen das Wort.
So that Venedig, wo mit großem Sinn
Mißtraun und Strenge sichre Losung war.

Loredan.

Welch eine Schande für die Eingebornen,
Daß sie ein Fremder, sie ein Feind so leicht
Durch irgend einen Schein verblenden kann!
Welch ein Verdruß für uns, daß Solamir,
Als Muselmann, in dieser Christeninsel,
Ja selbst in dieser Stadt Verräther soldet,
Uns Friede bietet, wenn er Krieg bereitet,
Um uns zu stürzen, uns zu trennen sucht!
Wie mancher von den Unsern ließ sich nicht
Durch Wissenschaft und Kunst bethören, die
Der Araber uns zu entkräften bringt.
Am meisten aber, daß ich nichts verschweige,
Neigt sich der Frauen leicht verführt Geschlecht
Den Lockungen des fremden Glanzes zu.
An Solamir und seinen Edlen schätzt
Ein weiblich Auge, lüstern, manchen Reiz,
Des Morgenlandes auserles'ne Pracht
In Kleid und Schmuck, Gewandtheit der Gestalt,
Der Neigung Feuer und der Werbung Kühnheit;

Indeß wir der gerechten Sache nur,
Dem Wohl des Staates, Sinn und Arme widmen,
Und Kunstgewerbe ritterlich verschmähn.
Im Siege mag sich unsre Kunst enthüllen;
Mir trau' ich viel, euch trau' ich alles zu.
Besonders aber laßt, gerecht und streng,
Uns gegen der Verräther Tücke wachen:
Ein einziger zerstöret leicht und schnell,
Was viele tausend Redliche gebaut.
Und wenn ein solcher des Gesetzes nicht,
Des Unglücks, das er stiftet, nicht gedenkt,
So laßt, wenn er entdeckt ist, im Gericht
Uns nicht an Gnade, nicht an Milde denken!
Und Syrakus liegt sicher hinter uns,
Wenn wir uns Solamir entgegenstürzen.
Auf ewig ausgeschlossen sey Tancred,
Und ihm und seinem Stamme jede Hoffnung
Der Rückkehr abzuschneiden, werde nun
Des Ritterrathes letzter Schluß vollbracht!
Die Güter, das Vermögen, die der Franken
Vertriebner Stamm in Syrakus verließ,
Sey Orbassan verliehen, der für uns
So viel gethan, so viel zu thun sich rüstet!
Solch eines Vorzugs ist der Bräutigam,
Arsirens Tochter solcher Mitgift werth.

Roderich.

So sey es! Mag Tancred doch in Byzanz
Sich jeder Gunst des Kaiserhofes freuen;
Er fordre nichts in unserm Freibezirk!
Gab er sich einen Herrn, so that er selbst
Auf unsre heil'gen Rechte hier Verzicht.
Er sey verbannt. Der Sklave der Despoten
Kann in dem freien Kreise nichts besitzen;
Der Staat, den Orbassan bisher beschützt,
War schuldig ehrenvoll ihn zu belohnen.
So denk' ich und ein jeder so mit mir.

Arsir.

Er ist mein Eidam! Einer Tochter Glück
Und Wohlstand bleibt des Vaters heißer Wunsch:
Doch den vertriebnen, den verwaisten Mann,
Der, ganz allein noch übrig in der Welt
Von einem hohen Stamme, sich verliert,
Nicht gerne hab' ich zu der Meinen Vortheil
Der letzten Hoffnung ihn beraubt gesehn.

Loredan.

Du tadelst den Senat?

Arsir.

Die Härte nur.
Doch was die Mehrheit immer ausgesprochen,
Ich ehr' es als ein göttliches Gesetz.

Orbassan.

Dem Staat gehören diese Güter! Mag
Er sie doch auch besitzen und verwalten.

Arsir.

Genug hievon! Gefährlich immer ist's,
Das schon Entschiedne wieder aufzuregen.
Laß uns vielmehr des schönen Bunds gedenken,
Der unsre Häuser fest vereinen soll!
Laß uns die Feier heute noch vollbringen,
Und morgen sey der Tag beglückter Schlacht!
Da fühle Solamir, daß du mit ihm
Um eine Braut, um einen Kranz gerungen!
Entreiß' ihm beide, glücklich hier und dort!
Ja, der verwegne Muselmann verlangte
Zum Friedenspfande meiner Tochter Hand:
Durch solch ein Bündniß glaubt' er mich zu ehren.
Auf meine Fremde! — Wenn das Alter mir
Den Ehrenplatz euch anzuführen raubt,
So ist mein Eidam dieser Stelle werth.
Nicht ferne will ich von dem Kampfe seyn:
Mein Herz wird neue Regungen empfinden;

Meine Auge blickt auf eure Tapferkeit,
Und sieht den schönsten Sieg eh' es sich schließt.

Loredan.

Du bist es, der uns leitet! Hoffen wir,
Daß auch das Glück den edlen Kampf begünstigt!
Wir schwören, daß ein ehrenvoller Sieg,
Wo nicht, ein ehrenvoller Tod uns krönen soll.

Zweiter Auftritt.

Arsir. Ordassan.

Arsir.

Kann ich mich endlich deinen Vater nennen?
Ist, wackrer Ordassan, der alte Groll
In dir verloschen? darf ich eines Sohns
Gesinnung von dir hoffen, auf dich zählen?

Ordassan.

Laß uns erwarten, daß das Leben uns,
Das uns bisher getrennt, verbinden möge:
Daß, wie wir uns bisher geschadet, nun
Wir unsre Kraft zu beider Vortheil brauchen.
Laß denn Vertrauen zwischen uns entstehn,
Gegründet auf gemeinsames Bestreben,
Den Staat, uns selbst, die Unsern zu beglücken.
Gewohnt von Jugend auf, dein Widersacher
Und deines ganzen Hauses Feind zu seyn,
In dieses Bündniß wär' ich nicht getreten,
Hätt' ich dich selbst als Feind nicht ehren müssen.
Ob Liebe Theil an diesem Schluß gehabt,
Das laß uns hoffen, aber nicht erforschen!
Amenaidens hohen Frauenwerth
Darf jeder Ritter zu besitzen wünschen.
Sie wird nun mein! Mich ihrer werth zu nennen,
Muß ich die Feinde dämpfen, Syrakus
Von jeder Noth befreien, dir, mein Vater,

Der ersten Stelle hohe Würde sichern:
Das ruft zum Kampfe mich, zur Thätigkeit.
Und unter dem Geräusch der Todeswaffen,
Wenn Liebe spräche, würde sie gehört?

Arsir.

Wenn sich ein Krieger durch Freimüthigkeit,
Durch trockne, derbe Sinneskraft empfiehlt,
So giebt es eine Härte, die ihm schadet.
Gefällige Bescheidenheit erhebt
Den Glanz der Tugend, ist der beste Schmuck
Der Tapferkeit. Ich hoffe, meine Tochter
Soll deiner Sitte Heldenstrenge mildern.
Sie ging in früher Zeit, mit ihrer Mutter
Den Stürmen unsres Bürgerzwists entflohn,
Am Hofe von Byzanz die ersten Blüthen
Jungfräulicher Gesinnung zu entfalten.
Und blieb ihr Herz der Schmeichelei verschlossen,
So ist ihr Ohr doch diesen Ton gewohnt.
O, laß dir eines Vaters Rath gefallen,
Befremde sie durch Ernst und Strenge nicht!
Ein weiblich Herz glaubt nur an seinen Werth,
Wenn es den rohen Männersinn bezwingt.

Orbassan.

Und diese rauhe Schale müßt ihr mir
Zu gute halten; denn ich bin im Lager
Vom kriegerischen Vater auferzogen.
Dort spricht die That den Werth des Mannes aus;
Dort lernt' ich biedern Sinn, Entschlossenheit,
Den unverrückten Schritt zum Ziele schätzen.
Und lernt' ich gleich des Hofes Sprache nicht,
Kann ich kein Scheinverdienst durch Gleisnerei
Mir eigen machen, und mit glatten Worten
Erlogne Neigung jedem Weibe bieten,
So fühl' ich doch die Würde meiner Braut
Vielleicht so gut als man sie fühlen soll;

Und mein Betragen zeige, wie ich sie
Und euch und mich in ihr zu ehren denke!

Arsir.

Ich habe sie berufen, sie erscheint.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Amenalde.

Arsir.

Der hohe Rath, besorgt fürs Wohl des Ganzen,
Der Bürger Stimme, die ihr Herz befragen,
Dein Vater, ja der Himmel führen dir
Den Bräut'gam zu, dem mit ergebner Pflicht
Und holder Neigung du entgegengehst.
Dein Wort empfing er aus des Vaters Munde.
Du kennest seinen Namen, seinen Rang,
Wie seinen Ruhm, den er als edler Führer
Des Ritterheeres täglich mehren kann.
Daß er zu seinen großen Gütern noch
Tancredens Rechte vom Senat empfing —

Amenalde (für sich)

Tancredens?

Arsir.

Möchte der geringste Werth
Der auserwähltesten Verbindung seyn.

Orbassan.

Wie sie mich ehrt, das hab' ich längst gefühlt:
Nun fühl' ich auch in dieser Gegenwart,
Wie sehr ich mich beglückt zu nennen habe.
O daß zu deiner Gunst und ihrer Wahl
Auch mein Verdienst um euch sich fügen möchte!

Amenalde.

Zu allen Zeiten hast du, theurer Vater,
Mein Leid empfunden, wie mein Glück befördert.
Indem du einem Helden mich bestimmst,

Vernimm das Lispeln dieſes Liebewehens;
Mein einzig Glück auf Erden iſt dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gieb mir ein Zeichen!

IX.

Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebſter, ſo beſtimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu ſagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, ſoll was ich ſende
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,
Wie ſich im Sinnen, Wünſchen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüber wendet:

So ſtand ich einſt vor dir, dich anzuſchauen
Und ſagte nichts. Was hätt' ich ſagen ſollen?
Mein ganzes Weſen war in ſich vollendet.

So soll nach langes Kampfes wilden Tagen
Durch deine Weisheit Frieb' und Freude blühen:
Und deine Tochter soll des Glückes Pfand
Für unsre Stadt, für unsre Häuser seyn.
Die Würde dieser Pflicht empfind' ich wohl,
Den Vortheil auch erkenn' ich wünschenswerth:
Doch Orbassan wird einem weichen Herzen,
Das, ach! von Jugend auf zu sehr belastet
Von manchem Druck unsel'ger Tage war,
Das selbst sich jetzt, in dieser neuen Lage,
Betroffen fühlen muß, vergönnen, sich
An eines Vaters Busen zu erholen.

Orbassan.

Ich schätze diese Forderung der Natur:
Ich weiß dein kindliches Gefühl zu ehren:
Dem herzlichen Vertrauen lass' ich Raum.
An meiner Seite will ich unsres Heers
Geprüfte Ritter mustern, Wachsamkeit
Auf unsres Feinds Bewegungen empfehlen.
Nur wenn ich eine solche Hand verdiene,
Fass' ich sie mit Vertrauen; unser Fest
Werd' ich mit wahrer Freude nur begehn,
Wenn ich es reich mit Lorbeern schmücken kann.

Vierter Auftritt.

Arsir. Amenaide.

Arsir.

Du bist betroffen, und dein starrer Blick,
Von Thränen trübe, wendet sich von mir:
Erstickte Seufzer heben deine Brust.
Und wenn das Herz gewaltig widerstrebt,
Was kann die Lippe Günstiges verkünden?

Amenaide.

Erwartet hätt' ich nicht, ich will's gestehn,

Daß du nach solchen Kämpfen, solchem Haß
Mit der Partei des Orbassan dich je,
Als etwa nur zum Schein, verbinden würdest,
Daß deiner Tochter zitternd schwache Hand
Gefordert werden könnte solchen Bund
Zu kräftigen, und daß mein Arm den Feind,
Der uns so sehr bedrängt, umfassen sollte.
Kann ich vergessen, daß der Bürgerkrieg
Des eignen Herds behaglich freie Stätte
Dir wild verkümmert, daß die gute Mutter,
Zwar wider Willen, doch für mich besorgt,
Aus dieser Stadt nach fremden Ufern zog?
Und theilt' ich nicht, der Wiege kaum entwachsen,
Dort in Byzanz ihr trauriges Geschick?
Lernt' ich von ihr, der irrenden, verlaßnen,
Verbannter Bürger Jammertage nicht,
Des stolzen Hofs erniedrigende Gnade,
Und Mitleid, schlimmer als Verachtung, tragen?
Herabgesetzt, doch edel ausgebildet,
Verlor ich bald die würd'ge Führerin.
Die Mutter starb; ich fand mich mit mir selbst,
Ein schwaches Rohr, und in dem Sturm allein.
Da leuchteten dir neue, beßre Tage,
Und Syrakus, bedürftig deines Werths,
Gab dir die Güter, dir das Ansehn wieder,
Und seiner Waffen Glück in deine Hand.
Da wichen von den blutbefleckten Pforten
Der Vaterstadt die Feinde schnell hinweg.
Ich sehe mich in meines Vaters Armen,
Aus denen frühes Unglück mich gerissen.
Ach! führt ein größres etwa mich zurück?
Ich weiß, zu welchem Zweck, in welcher Hoffnung
Du meine Hand dem Gegner angelobt.
Bedenke, daß ein unnatürlich Bündniß,
Das beiden Gatten Unglück zubereitet,
Verderblich oft dem Allgemeinen wird.

Vergieb, wenn ich vor dieſer Stunde bebe,
Die mir auf unabſehlich lange Reihen
Von Schmerz- und Kummerſtunden ſchrecklich zeigt!

Arſir.

Laß nicht Erinnerung vergangnen Uebels
Der Zukunft weite Räume dir verengen!
Gedenke jetzt, wie Syrakus gemurrt,
Als deine Hand zum Pfande Solamir
Des angebotnen Friedens ſich bedingte!
Nun geb' ich dir den Helden, der mit ihm
Sich meſſen, der von ihm uns retten ſoll,
Den beſten unſrer Krieger, der mich ſonſt
Befeindete, und der uns nun verſtärkt.

Amenalde.

Verſtärkt! O laß dich nicht durch jene Güter,
Die er vielleicht verſchmähen ſollte, blenden!
Ein Held, ſo mächtig und ſo bieder, könnte
Unſchuldig Ausgetriebene berauben?

Arſir.

Der ſtrengen Klugheit des Senates kann
Ich nichts entgegenſetzen. In Tancreden
Beſtraft man nur den eingedrungnen Stamm
Herrſchſüchtiger Franken, die uns längſt getrotzt.
Er muß verlöſchen!

Amenalde.

Irr' ich, Herr, nicht ganz,
So iſt Tancred in Syrakus geliebt.

Arſir.

Wir ehren alle den erhabnen Geiſt,
Den Muth, der, wie man ſagt, Illyrien
Dem Kaiſer unterwarf, ſich überall,
Wo er ſich hingewendet, ausgezeichnet:
Doch eben weil er jenem Dienſt ſich weihte,
Hat er bei uns das Bürgerrecht verwirkt;
Sein reiches Erbe bleibt ihm abgeſprochen,
Und wie er flüchtig iſt, er bleibt verbannt.

Amenalde.

Verbannt! Auf ewig! Er?

Arsir.

Man fürchtet ihn.
Du haſt ihn ehmals in Byzanz geſehen:
Du weißt, er haßt uns.

Amenalde.

Damals glaubt' ich's nicht.
Auch meine Mutter hoffte, Syrakus
Sollt' er dereinſt beſchützen und befrein.
Und als der Bürger, undankbar verirrt,
Sich gegen dich für Orbaſſan erklärte,
Dich unterdrückte, deiner Güter dich
Beraubte, damals hätte, wie mir ſchien,
Tancred für Dich den höchſten Kampf beſtanden.

Arsir.

Genug, Amenalde! rufe nicht
Vergangner Tage Schattenbild hervor;
Laß uns von Zeit und Ort Geſetze nehmen!
Tancred und Solamir, Byzanz und Hof
Sind alle gleich verhaßt in Syrakus,
Und wirken bald auf uns nicht weiter ein:
Doch deines Lebens nächſtes ganzes Glück
Kannſt du dir durch Gefälligkeit erſchaffen.
Nun ſechzig Jahre ſtritt ich für dieß Land,
Ich liebt' es, dient' ihm als ein treuer Bürger,
So ungerecht, ſo undankbar es auch
Sich gegen mich bewieſen; und ich denke
Noch eben ſo in meinen letzten Stunden.
Solch eine Denkart zeige mir nun auch
Zu Troſt und Hoffnung meiner alten Tage,
Und gehe ſicher an der Hand der Pflicht
Dem Glück, das dir bereitet iſt, entgegen!

Amenalde.

Du ſprichſt von Glück, das nirgends mir erſcheint.
Zwar ſeh' ich nicht auf die vergangnen Zeiten,

Nicht auf den Glanz des Kaiserhofs zurück;
Dir weih' ich die Gefühle meines Herzens:
Doch eh du mich auf ewig binden magst,
Laß wenig Tage noch vorübergehn!
Die Gunst ist groß, durch die sich Ordassan
Vom Volk und vom Senat erhoben sieht.
Du eilest, staatsklug, Theil daran zu nehmen;
Und doch ist diese Gunst so leicht verscherzt,
Und die Partei, statt uns emporzutragen,
Zieht uns in ihrem Sturze mit hinab.

Arsir.

Was sagst du?

Amenaide.

Wenn ich dir, o Herr, vielleicht
Zu kühn erscheinen möchte, so vergieb!
Ich läugn' es nicht, das schwächere Geschlecht
Hat an dem Kaiserhofe größre Rechte;
Dort fühlt man sich und waget auszusprechen,
Was in der Republik verboten ist:
Man dient uns dort, hier will man uns befehlen.
Es war nicht immer so! der Muselmann,
Der eines Weibes edle Rechte kränkt,
Hat in Sicilien zu starken Einfluß.
Auch unsre Helden hat er gegen uns
Herrschsüchtger, ungefälliger gemacht;
Doch deine Vatergüte bleibt sich gleich.

Arsir.

So lange du als Tochter dich erzeigst.
Mißbrauche nicht die väterliche Huld!
Du durftest zaudern, aber nicht versagen.
Nichts trennet mehr das festgeknüpfte Band;
Das Ritterwort kann nicht gebrochen werden.
Wohl ist es wahr, ich bin zum Unglück nur
Geboren! kein Entwurf gelang mir je!
Und was ich jetzt zu deinem Glück gethan,
Wird ahnungsvoll von dir voraus verfinstert.

Doch sey ihm, wie ihm wolle! das Geschick
Wird nicht von uns beherrscht und unsern Wünschen;
Und so ergieb dich ihm, wie wir es thun.

Fünfter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Tancred! Geliebter! Sollt' ich meine Schwüre
Um deines großen Feindes willen brechen?
Ich sollte, niedrig, grausamer als er,
Die dir geraubten Güter mit ihm theilen?
Ich sollte — Komm, Euphanie! vernimm,
Welch ungeheurer Schlag mein Leben trifft!
Mein Vater giebt mir Orbassan zum Gatten.

Euphanie.

Wie wird es möglich zu gehorchen seyn?
Ich kenne dein Gefühl und seine Stärke.
Nicht des Geschicks Gewalt, des Hofes Reiz
Vermochte, wenn du deinen Weg gewählt,
Dich aufzuhalten oder abzulenken:
Du gabst dein Herz fürs ganze Leben hin.
Tancred und Solamir empfanden beide,
Für dich entzündet, gleicher Neigung Macht.
Doch der, den du im Stillen, und mit Recht,
Dem andern vorgezogen, der dein Herz
Gewonnen und verdient, wird dieses Herzens
Auch würdig bleiben. Wenn er in Byzanz
Vor Solamir den Vorzug sich gewann,
So möchte schwerlich Orbassan sich hier
Des Sieges über ihn zu rühmen haben.
Dein Sinn ist fest.

Amenaide.

Er wird sich nie verändern.
Ach! aber man beraubt Tancreden hier,

Verbannt ihn, kränkt die Ehre seines Namens!
Verfolgung ist Geschick des edlen Manns;
Doch mein Geschick ist nur, ihn mehr zu lieben.
Und so vernimm, ich wage noch zu hoffen;
Ihn liebt das Volk noch immer!

Euphanie.

Wie man hört.
Wenn seines Hauses Freunde lange schon
Den Vater und den Sohn vergessen, die
In ferne Lande die Verbannung trieb,
Wenn Große nur dem eignen Vortheil fröhnen,
So ist das Volk gutmüthig.

Amenaïde.

Oft gerecht!

Euphanie.

Jetzt unterdrückt! und wer Tancreden liebt,
Darf lange schon nur im verborgnen seufzen.
Tyrannisch waltet des Senats Befehl.

Amenaïde.

Nur, weil Tancred entfernt ist, wagen sie's.

Euphanie.

Wenn er sich zeigen könnte, hofft' ich auch;
Doch er ist fern von dir.

Amenaïde.

Gerechter Gott!
Dich ruf' ich an.

(Zu Euphanien.)

Und dir vertrau' ich mich.
Tancred ist nah, und wenn man endlich, ihn
Ganz zu verderben, harte Schlüsse nahm,
Wenn Tyrannei sich über alles hebt,
So tret' er vor, daß alle sich entsetzen.
Tancred ist in Messina!

Euphanie.

Großer Gott!
Vor seinen Augen will man dich ihm rauben!

Amenaïde.

Ich bleibe fein, Euphanie! Vielleicht
Gebietet er den Syrakusern bald,
Wie meinem Herzen — dir vertrau' ich alles —;
Doch alles muß ich wagen! Dieses Joch,
Es ist zu schimpflich, und ich will es brechen.
Verrathen könnt' ich ihn? und niederträchtig
Der Macht, die ein Verbrechen heischt, gehorchen?
Nein! Männerstärke giebt mir die Gefahr.
Um meinetwillen kam er in die Nähe;
Mich sollte seine Nähe nicht begeistern?
Und könnt' ich einer falsch verstandnen Pflicht
Freiheit und Ehre, Glück und Leben weihen?
Wenn Unglück sich von allen Seiten zeigt,
So ist's das größte, das mich ihm entreißt.
O Liebe, die du mein Geschlecht erhebst,
Laß dieses Wiedersehn beschleunigt werden!
Laß in der Noth uns deinen Einfluß fühlen,
Und schufst du die Gefahr, so rett' uns nun!

Zweiter Aufzug.

Saal im Palaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Amenalde, hernach **Euphanie**.

Amenalde.

Die Ruhe flieht und ach! die Sorge folgt!
Vergebens wandl' ich durch die öden Säle:
Hier in dem Buſen ſchwanket Ungeduld;
Unſtät bewegt mein Fuß ſich hin und wieder.
Iſt's Furcht? iſt's Reue? — Furcht! o denk' an ihn!
Und ſollte dich die edle Kühnheit reuen?
Gefaßt, mein Herz!

(Zu Euphanien, die eintritt.)

Iſt mein Befehl vollbracht?

Euphanie.

Dein Sklav empfing den Brief und eilte fort.

Amenalde.

So iſt mein Schickſal nun in der Gewalt
Des letzten meiner Knechte, weil ich ihn
Zu einem ſolchen Auftrag tüchtig finde,
Weil er von Muſelmännern ſtammt, bei uns
Geboren und erzogen, beide Sprachen,
Der Sarazenen Lager und des Bergs
Verborgne, fürchterliche Pfade kennt.
Wird er auch jetzt ſo glücklich und ſo treu
Meſſina's Pfort' erreichen, als zur Stunde,
Da er mir dort Tancreden ausgeforſcht?

Wird er, wie damals, eilig wiederkehren,
Und allen Dank und allen Lohn empfangen,
Den ihm mein ſtolzes Herz mit Freude zollt?

Euphanie.

Gefährlich iſt der Schritt; doch haſt du ſelbſt
Durch weiſe Vorſicht die Gefahr gemindert.
Tancredens Namen haſt du jenem Blatt,
Das ihn berufen ſoll, nicht anvertraut.
Wenn des Geliebten Namen ſonſt ſo gern
Die Lippe bildet, ſie der Griffel zieht,
Hier haſt du ihn verſchwiegen, und mit Recht.
Im ſchlimmſten Falle mag der Maure nun
Den Boten fangen, mag die Zeilen leſen,
Die ihm ein unerklärlich Räthſel ſind.

Amenaïde.

Noch wacht ein guter Geiſt für mein Geſchick:
Tancreden führt er her; ich ſollte zittern?

Euphanie.

An jedem andern Platz verbind' er euch:
Hier lauern Haß und Habſucht hundertäugig,
Der Franken alter Anhang ſchweigt beſtürzt;
Wer ſoll Tancreden ſchützen, wenn er kommt?

Amenaïde.

Sein Ruhm! — Er zeige ſich und er iſt Herr!
Den unterdrückten Helden ehrt im Stillen
Noch manches Herz: er trete kühn hervor,
Und eine Menge wird ſich um ihn ſammeln.

Euphanie.

Doch Orbaſſan iſt mächtig, tapfer!

Amenaïde.

Ach!
Du ſollteſt meine Sorge nicht vermehren.
O, laß mich denken, daß ein gut Geſchick
In früher Jugend uns zuſammenführte,
Daß meine Mutter in der letzten Stunde
Uns mit dem Scheidegegen fromm vereint.

X.

Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir ſchickte,
Anſtatt daß ich's mit Lettern erſt beſchreibe,
Ausfüllteſt du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und ſendeteſt's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umſchlag dann erblickte;
Neugierig ſchnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riß' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läſ' ich was mich mündlich ſonſt entzückte:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Weſen!
Wie du ſo freundlich meine Sehnſucht ſtilltest
Mit ſüßem Wort und mich ſo ganz verwöhnteſt.

Sogar dein Liſpeln glaubt' ich auch zu leſen,
Womit du liebend meine Seele füllteſt
Und mich auf ewig vor mir ſelbſt verſchönteſt.

XI.

Nemeſis.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorſichtig die Geſellſchaft laſſen.
Auch hab' ich oft mit Zaubern und Verpaſſen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Tancred ist mein! Kein feindliches Gesetz,
Nicht Staatsverträge sollen mir ihn rauben.
Ach! wenn ich denke, wie vom Glanz des Hofs,
Vom herrlichsten der Kaiserstadt, umgeben,
Wir uns nach diesen Ufern hingesehnt,
Wo jetzt Gefahr von allen Seiten droht,
Wo mir Tancredens laut erklärter Feind
Das ungerecht entrissene Vermögen
Als Bräutigam zur Morgengabe beut!
Der edle Freund soll wenigstens erfahren,
Wie ihn Parteisucht hier behandelt, wie
Mich sein Verlust in Angst und Kummer setzt.
Er kehre wieder und vertheidige
Sein angebornes Recht! Ich ruf' ihn auf:
Dem Helden bin ich's, bin's dem Freunde schuldig;
Ach! gerne thät' ich mehr, vermöcht' ich's nur.
Ja, hielte mich die Sorge nicht zurück,
Des alten Vaters Tage zu verkürzen,
Ich selbst erregte Syrakus, zerrisse
Den Schleier, der die Menge traurig dämpft.
Von Freiheit reden sie; und wer ist frei?
Der Bürger nicht, der vor dem Ritter bebt,
Der Ritter nicht, der sich von seines Gleichen
Befehlen und verstoßen lassen muß.
Ist denn mein Vater frei, der doch von allen
Der älteste, des Rathes Erster sitzt?
Bin ich es, seine Tochter, deren Hand
Dem alten Feinde meines Hauses nun
Im klugen Plane dargeboten wird?
Ist Orbassan darum nun liebenswerth,
Weil die Parteien, müde sich zu kränken,
In unserm Bund auch ihren Frieden sehen?
Solch ein Vertrag empört, wie solch ein Zwist,
Des zarten Herzens innerstes Gefühl.
Ein einziger kann die Verwirrung lösen.
Und er ist nah: er kommt, es ist gethan.

Euphanie.

Und alle deine Furcht —?

Amenaide.

Sie ist vorüber.

Euphanie.

Doch mir durchbebt sie heftiger die Brust.
In diesem Augenblicke der Entscheidung
Empfind' ich meine Schwachheit nur zu sehr!
Und du hast nichts von dem Gesetz gehört,
Das der Senat mit wohlbedachter Strenge
Noch diesen Morgen erst erneuert hat?

Amenaide.

Welch ein Gesetz?

Euphanie.

Es ladet Schand' und Tod
Auf jeden, der mit unsern Feinden sich,
Der sich mit Fremden insgeheim verbunden.
O Gott! dir drohet es, und trifft vielleicht!

Amenaide.

Laß ein Gesetz von Syrakus dich nicht,
So sehr es immer droht, in Furcht versetzen!
Ich kenne schon den waltenden Senat:
Versammelt sinnt er auf das Beste, will
Mit Herrscherwort den Uebelthaten steuern,
Und so entspringet weise manch Gesetz;
Gerüstet steht's, Minerven gleich, die sich
Einst aus dem Haupt des Göttervaters hob,
In seiner vollen Kraft, und scheint zu treffen.
Den Bürger trifft es auch, und den nicht oft;
Doch weiß ein Ritter, was die Seinigen
Verletzen könnte, mächtig abzulenken,
Und keine Strafe trifft ein hohes Haupt.

Zweiter Auftritt.

Amenaide, Euphanie im Vordergrunde Arfir und die Ritter im Hintergrunde.

Arfir.

Weh über uns! — O Ritter! wenn ihr mich
Bei dieser Nachricht ganz vernichtet seht,
Bejammert mich! Zum Tode war ich reif;
Doch solche Schande dulden, wer vermag's!
(Zu Amenaiden, mit Ausdruck von Schmerz und Zorn.)
Entferne dich!

Amenaide.

Mein Vater sagt mir das?

Arfir.

Dein Vater? darfst du diesen heil'gen Namen
Im Augenblicke nennen, da du frech
Dein Blut, dein Haus, dein Vaterland verräthst?

Amenaide (sich fortbewegend).

Ich bin verloren! —

Arfir.

Bleib! und soll ich dich
Mit einemmal von diesem Herzen reißen?
Ist's möglich?

Amenaide.

Unser Unglück ist gewiß,
Wenn du dich nicht zu meiner Seite stellst.

Arfir.

Zur Seite des Verbrechens?

Amenaide.

Kein Verbrechen
Hab' ich begangen.

Arfir.

Läugnest du das Blatt?

Amenaide.

Ich habe nichts zu läugnen.

Arsir.

Ja, es ist
Von deiner Hand geschrieben, und ich stehe
Betroffen und beschämt, verzweifelnd hier.
So ist es wahr? — O! meine Tochter! — Du
Verstummst? — Ja, schweige nur, damit mir noch
Im Jammer wenigstens ein Zweifel bleibe!
Und doch — O sprich, was thatst du?

Amenaïde.

Meine Pflicht!

Bedachtest du die deine?

Arsir.

Rühmst du noch
Dich des Verbrechens vor dem Tiefgekränkten?
Entferne dich, Unglückliche! Verlaß
Den Ort, den Stand, das Glück, das du verwirkt!
Und mir soll fremde Hand mein Auge schließen.

Amenaïde.

Es ist geschehn!

Dritter Auftritt.

Arsir. Die Ritter.

Arsir.

Wenn ich nach dieser That,
Nach dem Verbrechen, das sie selbst bekannte,
Nicht ritterlich gelassen unter euch,
Wie es mir wohl geziemte, stehen kann,
Wenn meine Thränen wider Willen fließen,
Wenn tiefe Seufzer meine Stimme brechen:
Ach! so verzeiht dem tiefgebeugten Mann!
Was ich dem Staat auch schuldig bin, Natur
Macht allzudringend ihre Forderung gelten.
Verlangt nicht, daß ein unglückselʼger Vater
Zu euern strengen Schlüssen bebend stimme:

Unſchuldig kann ſie nicht gefunden werden,
Um Gnade wag' ich nicht für ſie zu flehn;
Doch Schand' und Tod auf ſie herabzurufen
Vermag ich nicht. Es ſcheint mir das Geſetz,
Nunmehr auf ſie gerichtet, allzuſtreng.

Loredan.

Daß wir, o Herr, den würdigſten der Väter
In dir bedauern, deine Schmerzen fühlen
Und ſie zu ſchärfen ſelbſt verlegen ſind,
Wirſt du uns glauben: aber dieſer Brief —!
Sie läugnet nicht, der Sklave trug ihn fort.
Ganz nah am Lager Solamirs ergriff
Den Boten unſre friſche Doppelwache;
Er ſuchte zu entfliehn, er widerſetzte
Sich der Gewalt, die ihm den Brief entriß,
Er war bewaffnet, und er iſt geſtraft.
Das Zeugniß des Verrathes liegt zu klar
Vor aller Augen, die Gefahr der Stadt!
Wer ſollte hier der wiederholten Schwüre
Vergeſſen können? wer der erſten Pflicht?
Und ſelbſt die edlen väterlichen Schmerzen,
Sie überreden nicht, ſo ſehr ſie rühren.

Arſir.

In deinem Spruche ſeh' ich deinen Sinn:
Was auf ſie wartet, fühl' ich mit Entſetzen.
Ach! ſie war meine Tochter! — Dieſer edle Mann
Iſt ihr Gemahl! — Ich überlaſſe mich
Dem herben Schmerz — euch überlaſſ' ich mich.
Gewähre Gott mir nur vor ihr zu ſterben!

Vierter Auftritt.

Die Ritter.

Roderich.

Sie zu ergreifen iſt Befehl gegeben.
Wohl iſt es ſchrecklich, ſie, von edlem Stamme,

So hoch verehrt von allen, jung und reizend,
Die Hoffnung zweier Häuser, von dem Gipfel
Des Glücks in Schmach und Tod gestürzt zu sehn:
Doch welche Pflichten hat sie nicht verletzt?
Von ihrem Glauben reißet sie sich los;
Ihr Vaterland verräth sie; einen Feind
Ruft sie, uns zu beherrschen, frech heran.
Oft hat Sicilien und Griechenland
An seinen Bürgerinnen das erlebt,
Daß sie der Ehre, daß dem Christennamen,
Daß den Gesetzen sie entsagt und sich
Dem Muselmann, der alle Welt bedrängt,
Im wilden Feuer lüstern hingegeben!
Doch daß sich eines Ritters Tochter, sie,

(zu Orbassan)

Die Braut solch eines Ritters, so vergißt
Und auf dem Wege zum Altare noch
Ein solch verrätherisch Unternehmen wagt,
Ist neu in Syrakus, neu in der Welt.
Laßt unerhört das Unerhörte strafen!

Loredan.

Gern will ich es gestehn, ich bebe selbst,
Indem ich ihre volle Schuld mir denke,
Die nur durch ihren Rang sich noch vermehrt.
Wir alle kennen Solamirs Beginnen,
Wir kennen seine Hoffnung, seine Liebe,
Die Gabe zu gefallen, zu betrügen,
Geister zu fesseln, Augen zu verblenden.
An ihn gerichtet hat sie dieses Blatt!
„Regier' in unserm Staate!“ Braucht es mehr,
Die gräßlichste Verschwörung zu enthüllen?
Und was noch sonst Verwerflich's diese Züge
Vor unsre Augen bringen, sag' ich nicht

(zu Orbassan)

In deiner Gegenwart, verehrter Mann!
Wir schämen uns, wo sie der Scham vergaß.

Und welcher Ritter ſollte nun für ſie
Nach altem, löblichem Gebrauche ſtreiten?
Wer fände ſie noch würdig, ihretwegen,
Die keinen Schein des Rechtes für ſich hat,
Sein Blut und ſeinen Namen zu verſchwenden?

Roderich.

Wir fühlen, Orbaſſan, die Schmach, wie du,
Womit ein fremder Frevel uns getroffen.
Komm! wir entſühnen uns im Schlachtgewühl!
Sie hat das Band verrätheriſch zerriſſen;
Dich rächt ihr Tod, und er befleckt dich nicht.

Orbaſſan.

Betroffen ſteh' ich; das vergebt ihr mir!
Treu oder ſchuldig, ſie iſt mir verlebt.
Man kommt! — ſie iſt's! — die Wache führet ſie.
Soll meine Braut in einem Kerker jammern?
Mich trifft, mich reizt die unerhörte Schmach.
Laßt mich ſie ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Ritter im Vordergrunde. Amenalde im Hintergrunde, mit Wache umgeben.

Amenalde (für ſich).

Ew'ge Himmelsmächte!
Auf dieſem Weg des Elends leitet mich!
Du kennſt, o Gott! der Wünſche löblich Ziel;
Du kennſt mein Herz! Iſt denn die Schuld ſo groß?

Roderich

(im Begriff, mit den übrigen Rittern abzugehen, zu Orbaſſan).

Die Schuldige zu ſprechen, bleibſt du ſtehen?

Orbaſſan.

Ich will ſie ſprechen.

Roderich.

Sey es! Doch bedenke,
Geſetz, Altar und Ehre ſind verletzt,

Und Syrakus, obgleich mit Widerwillen,
Mit eignem Schmerz, verlangt des Opfers Blut.

Orbaſſan.

Mir ſagt, wie euch, der Ehre tief Gefühl,
Wie jeder denkt, und wie er denken ſoll.
(Die Ritter gehen ab; er ſpricht zur Wache.)
Entfernet euch!

Sechster Auftritt

Amenaide. Orbaſſan.

Amenaide.

Was unterfängſt du dich?
Willſt meiner letzten Augenblicke ſpotten?

Orbaſſan.

So ſehr vergeſſ' ich meiner Würde nicht.
Dich wählt' ich mir, dir bot ich meine Hand;
Vielleicht hat Liebe ſelbſt die Wahl entſchieden.
Doch davon iſt die Rede nicht. Was auch
In meinem Herzen peinlich ſich bewegt,
Gefühl der erſten Neigung gegen dich,
Verdruß, daß ich der Liebe nachgegeben:
Ertragen könnt' ich nicht entehrt zu ſeyn.
Verrathen wär' ich? ſollt ich das mir denken!
Um eines Fremden, eines Feindes willen,
Der unſrer heil'gen Lehre widerſtrebt?
Zu ſchändliches Verbrechen! Nein, ich will
Die Augen ſchließen, nichts von allem glauben,
Dich retten und den Staat und meinen Ruhm.
Mir werd' es Pflicht, ich ehre mich in dir:
Heut ſah mich Syrakus als deinen Gatten;
Nun ſteh' ich dem Beleid'ger meines Rufs.
Das Gottesurtheil ruht in unſrer Fauſt;
Das Schwert erſchafft die Unſchuld vor Gericht.
Ich bin bereit zu gehen!

Amenalde.

Du?

Orbaſſan.

Nur ich!
Und dieſer Schritt und dieſes Unternehmen,
Wozu nach Kriegersſitte mich die Ehre
Berechtigt, wird ein Herz, das mir gebührte,
So hoff' ich, tief erſchüttern und es wird
Mich zu verdienen wiſſen. Was auch dich
In einen Irrthum augenblicklich ſtürzte,
Liſt eines Feinds, Verführung eines Fremden,
Furcht, mir die Hand zu reichen, frag' ich nicht.
Die Wohlthat wirkt auf edle Herzen viel;
Die Tugend wird durch Reue nur geſtärkt
Und unſrer beider Ehre bin ich ſicher.
Doch das iſt nicht genug; ich habe mir
Auf deine Zärtlichkeit ein Recht erworben:
Sey's Liebe, ſey es Stolz, ich fordre ſie.
Wenn das Geſetz den heil'gen Schwur befiehlt,
Der Schwache bindet, ſie in Furcht verſetzt,
Und am Altare ſie ſich ſelbſt betrügen;
Freimüthig fordr' ich ſo Freimüthigkeit.
Sprich! offen iſt mein Herz, mein Arm bewaffnet.
Bereit zu ſterben fordr' ich deine Liebe.

Amenalde.

Im Abgrund des Entſetzens, da ich kaum
Von jenem Sturz, der mich hierher geſchleudert,
Mich mit verſtörten Sinnen wiederfinde,
Ergreift mich deine Großmuth noch zuletzt.
Du nöthigeſt mein Herz zur Dankbarkeit,
Und an der Gruft, die mich verſchlingen ſoll,
Bleibt mir nur das Gefühl noch, dich zu ſchätzen.
O! kennteſt du das Herz, das dich beleidigt!
Verrathen hab' ich weder Vaterland
Noch Ehre! Dich, auch dich verrieth ich nicht!
Bin ich zu ſchelten, daß ich deinen Werth

Verkannte; genug, ich habe nichts verſprochen.
Undankbar bin ich, bin nicht ungetreu,
Und redlich will ich ſeyn, ſo lang ich athme:
Dich lieben kann ich nicht! Um dieſen Preis
Darf ich dich nicht zu meinem Ritter wählen.
Mich drängt in einer unerhörten Lage
Ein hart Geſetz, die Härte meiner Richter;
Den Tod erblick' ich, den man mir bereitet.
Ach! und ich ſeh' ihm nicht mit kühner Stirn,
Mit unbewegtem Buſen nicht entgegen!
Das Leben lieb' ich —; doppelt war mir's werth.
Weh über mein Geſchick! Mein armer Vater!
Du ſiehſt mich ſchwach, zerrüttet; doch betrüg' ich
Auch ſo dich nicht: erwarte nichts von mir!
Du biſt beleidigt und ich ſcheine dir
Erſt ſchuldig; aber doppelt wär' ich's,
Sucht' ich nun dir und deiner Gunſt zu ſchmeicheln.
Verzeih' den Schmerzensworten! Nein, du kannſt
Nicht mein Gemahl und nicht mein Retter ſeyn.
Geſprochen iſt's; nun richte, räche dich!

Orbaſſan.

Mir ſey genug mein Vaterland zu rächen,
Die Frechheit zu verhöhnen, der Verachtung
Zu trotzen, nein! ſie zu vergeſſen: dich
Zu ſchützen war auch jetzt mein Arm bereit.
So that ich für den Ruhm, für dich genug,
Von nun an Richter, meiner Pflicht getreu,
Ergeben dem Geſetz und fühllos, wie
Es ſelbſt iſt, ohne Zorn und ohne Reue.

Siebenter Auftritt.

Amenaide, Soldaten im Hintergrunde. Hernach Euphanie.

Amenaide.

Mein Urtheil ſprach ich — gebe ſelbſt mich hin! —
Du einziger, der dieſes Herz verdiente,

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befaſſen.
So ging mir's auch mit jenen Lacrimaſſen,
Als vier- und dreifach reimend ſie gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Beſinnen
Sonettenwuth und Raſerei der Liebe.

XII.

Chriſtgeſchenk.

Mein ſüßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannichfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte ſind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Gebackne nur, den Kindern auszuſpenden!

Dir möcht' ich dann mit ſüßem Redewenden
Poetiſch Zuckerbrod zum Feſt bereiten;
Allein was ſoll's mit ſolchen Eitelkeiten?
Weg den Verſuch, mit Schmeichelei zu blenden!

Doch giebt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern ſpricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu dir hinüber wehen.

Für den ich sterbe, dem allein ich lebte!
So bin ich denn verdammt! — ich bin's für dich!
Nur fort! — Ich wollt' es! — Aber solche Schande,
Des hochbetagten armen Vaters Jammer,
Der Bande Schmach, der Henker Mörderblicke! —
O Tod! vermag ich solchen Tod zu tragen?
In Qualen, schändlich — Es entweicht mein Muth! —
Nein, es ist rühmlich für Tancred zu leiden!
Man kann mich tödten und man straft mich nicht.
Doch meinem Vater, meinem Vaterland
Erschein' ich als Verrätherin! Zu dienen
Gedacht' ich beiden, die mich nun entehren.
So kann mir denn in dieser Schreckensstunde
Mein eigen Herz allein das Zeugniß geben.
Und was wird einst Tancred —?

(Zu Euphanien, die eben eintritt.)

Dich seh' ich hier?
Ist einer Freundin Nähe mir erlaubt?

Euphanie.

Vor dir zu sterben wär' mein einz'ger Wunsch.

(Sie umarmen sich; die Soldaten treten vor.)

Amenaide.

Sie nahen! Gott! man reißt mich weg von dir!
Dem Helden bringe, dem ich angehörte,
Mein letzt Gefühl, mein letztes Lebewohl!
Laß ihn erfahren, daß ich treu verschied!
Nicht wird er seine Thränen mir versagen.
Der Tod ist bitter; doch für den Geliebten,
Für ihn zu sterben, halte mich empor!

Dritter Aufzug.

Vorhalle des Palaſtes.

An den Pfeilern ſind Rüſtungen aufgehangen.

Erſter Auftritt.

Tancred. Zwei Knappen, welche ſeine Lanzen und übrigen Waffen tragen. Aldamon.

Tancred.

Wie hängt am Vaterland ein frommes Herz!
Mit welcher Wonne tret' ich hier herein!
Mein braver Aldamon, Freund meines Vaters,
Als einen Freund beweiſeſt du dich heut.
Durch deine Poſten läſſeſt du mich durch,
Und führſt mich Unerkannten in die Stadt.
Wie glücklich iſt Tancred! der Tag, wie froh!
Mein Schickſal iſt erneut. Ich danke dir,
Mehr als ich ſagen darf und als du glaubſt.

Aldamon.

Mich Niedrigen erhebſt du, Herr, ſo hoch;
Den kleinen Dienſt, den ein gemeiner Mann,
Ein bloßer Bürger —

Tancred.

Bürger bin auch ich!
Und Freunde ſollen alle Bürger ſeyn.

Aldamon.

Und alle Bürger ſollen dich verehren.
Zwei Jahre hab' ich unter dir mit Luſt
Im Orient geſtritten: deiner Väter Thaten

Sah ich dich übertreffen; nah bei dir
Lernt' ich bewundern deiner Tugend Glanz.
Das nur iſt mein Verdienſt! In deinem Hauſe
Bin ich erzogen; deine Väter waren
Mir väterliche Herrn, ich bin dein Knecht.
Ich muß für dich —

Tancred.

Wir müſſen Freunde ſeyn!
Das alſo ſind die Wälle, die zu ſchützen
Ich hergeeilt? der Mauern heil'ger Kreis,
Der mich als Kind in ſeinem Schooß bewahrt,
Aus dem parteiiſche Verbannung mich geriſſen,
Zu dem ich ehrfurchtsvoll zurück mich ſehnte!
Doch ſage mir: Wo wohnt Arſir? und wohnt
Mit ihm Amenaïde, ſeine Tochter?

Aldamon.

In dem Palaſte hier der Republik,
Wo ſich der hohe Ritterrath verſammelt,
Ward ihm, dem ält'ſten, würdigſten die Wohnung
Nach langen Bürgerzwiſten angewieſen.
Hier leitet er die Ritter, die dem Volk
Geſetze geben, deren Tapferkeit
Die Stadt beſchützt und ſich die Herrſchaft ſichert.
Sie überwänden ſtets den Muſelmann,
Wann ſie nicht ihren Beſten, dich, verſtoßen.
Sieh dieſe Schilde, Lanzen und Deviſen!
Der kriegeriſche Prunk verkündet laut,
Mit welchem Glanz ſie ihre Thaten ſchmückten.
Dein Name nur fehlt dieſen großen Namen.

Tancred.

Verſchweig' ihn, da man ihn verfolgt! Vielleicht
Iſt er an andern Orten gnug gerühmt.
(Zu ſeinen Knappen.)
Ihr aber hänget meine Waffen hin!
Kein Wappen rufe den Parteigeiſt auf!
Ganz ohne Schmuck, als Zeugen tiefer Trauer,

Wie ich sie in der ernsten Schlacht geführt,
Den nackten Schild, den farbelosen Helm,
Befestigt ohne Pomp an diese Mauern,
Und füget meinen Wahlspruch nicht hinzu!
Er ist mir theuer: denn in Schlachten hat
Er meinen Muth erhoben, mich geleitet,
Und aufrecht meine Hoffnungen gehalten;
Es sind die heil'gen Worte Lieb' und Ehre.
Steigt nun das Ritterchor zum Platz herab,
So sagt: ein Krieger wünsche, nicht gekannt,
Gefahr und Sieg mit ihnen zu bestehen,
Und ihnen nachzueifern sey sein Stolz.

(Zu Aldamon.)

Arsir ist Aeltester?

Aldamon.

Im dritten Jahre.
Zu lange hielt die mächtige Partei,
Die auch vom Volke nicht geliebt ist, ihn,
Den Edlen selbst unthätig und im Druck:
Doch nun erkennt man seinen Werth; es gilt
Sein Rang, sein Name, seine Redlichkeit.
Doch ach! das Alter schwächte seine Kraft,
Und Orbassan wird leider auf ihn folgen.

Tancred.

Wie? Orbassan? Tancredens ärgster Feind!
Mein Unterdrücker! Sage mir, Getreuer,
Vernahmst du das Gerücht, das sich verbreitet?
Ist's wahr, daß dieser kühne, rohe Mann
Den schwachen Vater zu bestimmen wußte?
Ist's wahr, daß beide Stämme sich vertragen?
Und daß Amenaide sich zum Pfande
Des nimmer sichern Bundes weihen soll?

Aldamon.

Erst gestern hört' ich nur verworrne Reden.
Fern von der Stadt, in jene Burg verschlossen,
Auf meinem Posten wachsam, wo ich gern

Dich aufgenommen, ſicher dich hierher
In die bewachten Gränzen eingeführt,
Dort hör' ich nichts, und nichts mag ich erfahren
Aus dieſen Mauern, die dich ausgeſtoßen:
Wer dich verfolgen kann, iſt mir verhaßt.

Tancred.

Mein Herz muß dir ſich öffnen; mein Geſchick
Muß ich dir anvertrauen. Eile, Freund,
Amenaiden aufzuſuchen! Sprich
Von einem Unbekannten, der für ſie,
Für ihres Stammes Ruf, für ihren Namen,
Für ihres Hauſes Glück von Eifer brennt,
Und, ihrer Mutter ſchon als Kind verpflichtet,
Geheim mit ihr ſich zu beſprechen wünſcht.

Aldamon.

In ihrem Hauſe ward ich ſtets gelitten,
Und jeden, der noch treu an dir ſich hält,
Nimmt man mit Freude dort, mit Ehren auf.
Gefiel' es Gott, das reine Blut der Franken
Dem edlen Blut Arſirens zu verbinden,
Dem fremden Joch entriſſeſt du das Land,
Und innre Kriege dämpfte, Herr, dein Geiſt.
Doch was dein Plan bei dieſem Auftrag ſey,
Du ſendeſt mich und er ſoll mir gelingen.

Zweiter Auftritt.

Tancred. Die Knappen im Hintergrunde.

Tancred.

Es wird gelingen! Ja! ein gut Geſchick,
Das mich geleitet, mich zu der Geliebten
Nach mancher ſchweren Prüfung wieder bringt,
Das immer ſeine Gunſt der wahren Liebe,
Der wahren Ehre göttlich zugekehrt,
Das in der Mauren Lager mich geführt,

Das in der Griechen Städte mich gebracht:
Im Vaterlande wird's den Uebermuth
Der Feinde dämpfen, meine Rechte schützen.
Mich liebt Amenaide. Ja, ihr Herz
Ist mir ein zuverläſſ'ger Bürge, daß
Ich keine Schmach hier zu befürchten habe.
Aus kaiſerlichem Lager, aus Illyrien
Komm ich ins Vaterland, ins undankbare,
Ins vielgeliebte Land um ihretwillen.
Ankomm ich, und ihr Vater ſollte ſie
An einen andern eben jetzt verſagen?
Und ſie verließe, ſie verriethe mich?
Wer iſt der Orbaſſan? der Freche wer?
Und welche Thaten führt er für ſich an?
Was konnt' er Großes leiſten, daß er kühn
Den höchſten Preis der Helden fordern darf?
Den Preis, der auch des Größten würdig wäre,
Den wenigſtens die Liebe mir beſtimmt?
Will er ihn rauben, raub' er erſt mein Leben!
Und ſelbſt durch dieſe That gewinnt er nichts;
Denn auch im Tode blieb' ſie mir getreu.
Dein Herz iſt mir bekannt; ich fürchte nichts:
Es gleicht dem meinen. Wie das meine, bleibt's
Von Schrecken, Furcht und Wankelmuth befreit.

Dritter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Beglückter Mann! du haſt vor ihr geſtanden.
Du ſieheſt mein Entzücken! Führe mich!

Aldamon.

Entferne dich von dieſem Schreckensorte!

Tancred.

Was ſagſt du? wie? du weineſt, tapfrer Mann?

Aldamon.

O, flieh auf ewig dieſes Ufer! Ich,
Ein dunkler Bürger, kann nach den Verbrechen,
Die dieſer Tag erzeugte, ſelbſt nicht bleiben.

Cancred.

Wie?

Aldamon.

Andern Orten zeige deinen Werth!
Im Orient erneure deinen Ruhm!
Von hier entfliehe! wende deinen Blick
Von den Verbrechen, von der Schande weg,
Die ſich auf ewig dieſer Stadt bemeiſtert!

Cancred.

Welch unerhörter Schrecken faßte dich?
Was ſahſt du? Sprachſt du ſie? Was iſt geſchehn?

Aldamon.

War ſie dir werth, o Herr, vergiß ſie nun!

Cancred.

Wie? Orbaſſan gewann ſie? Ungetreue!
Des Vaters Feind, Tancredens Widerſacher!

Aldamon.

Ihm hat der Vater heute ſie verlobt,
Und alles war zum Feſte ſchon bereitet. —

Cancred.

Das Ungeheure ſollte mir begegnen!

Aldamon.

Und doppelt wurdeſt du, o Herr, beraubt.
Man gab der feſtlich ſchon geſchmückten Braut
Zur Morgengabe deine Güter mit.

Cancred.

Der Feige raubte, was ein Held verſchmäht.
Amenaide! Gott! ſie iſt nun ſein.

Aldamon.

Bereite dich auf einen härtern Schlag!
Das Schickſal, wenn es trifft, iſt ohne Schonung.

Tancred.

So nimm das Leben, Unbarmherz'ger, hin!
Vollende! sprich! Du zauderst?

Aldamon.

Eben sollte
Sie deinem Feind auf ewig angehören,
Er triumphirte schon: doch nun enthüllt
Sich ihr verrätherisch Herz aufs neue ganz.
Sie hatte dich verlassen, dich verrathen,
Und nun verräth sie ihren Bräutigam.

Tancred.

Um wen?

Aldamon.

Um einen Fremden, einen Feind,
Den stolzen Unterdrücker unsres Volks,
Um Solamir.

Tancred.

Welch einen Namen nennst du?
Um Solamir, der schon sich in Byzanz
Um sie bemüht, den sie verschmäht, dem sie
Mich vorgezogen? Nein! es ist unmöglich!
Nicht hat sie meiner, nicht des Eids vergessen.
Unfähig ist die schönste Frauenseele
Solch einer That.

Aldamon.

Ich sprach mit Widerwillen!
Dort hört' ich überall, es sey geschehn.

Tancred.

Vernimm! ich kenne nur zu sehr des Neides
Und der Verleumdung lügnerischen Trug;
Kein edles Herz entgehet ihrer Tücke.
Von Kindheit an im Unglück auferzogen,
Verfolgt, geprüft, ich selbst mein eigen Werk,
Von Staat zu Staat bewies ich meinen Muth
Und überall umgrinste mich der Neid.
Verleumdung überall haucht schadenfroh,
In Republiken wie an Königshöfen,

Aus unbestraften Lippen ihren Gift.
Wie lange hat Arsir durch sie gelitten!
Das Ungeheuer rast in Syrakus;
Und wo ist seine Wuth unbändiger,
Als da wo der Parteigeist flammend waltet!
Du auch, Amenaide! großes Herz!
Auch du wirst angeklagt! Hinein sogleich!
Ich will sie sehen, hören, mich entwirren.

Adamon.

Halt ein, o Herr! soll ich das letzte sagen?
Aus ihres Vaters Armen reißt man sie.
Sie ist in Ketten.

Tancred.

Unbegreiflich!

Adamon.

Bald
Auf diesem Platze selbst, den wir betreten,
Erwartet schmählich sie ein grauser Tod.

Tancred.

Amenaiden?

Adamon.

Ist's Gerechtigkeit,
So ist sie doch verhaßt. Man murrt, man weint:
Doch niemand ist geneigt, für sie zu handeln.

Tancred.

Amenaide! — dieses Opfers Graus,
Dieß Unterfangen soll man nicht vollenden!

Adamon.

Zum Saal des Blutgerichtes stürzt das Volk;
Es schilt sie treulos und bejammert sie.
Unwürdige Begier, das Schreckliche
Zu sehn, bewegt die Menge; strömend wallt
Sie in sich selbst; neugierig Mitleid treibt
In Wogen sie um das Gefängniß her,
Und dieser Sturm verkündet der Gefangnen
Des höchsten Jammers nahen Augenblick.

Komm! Diese Hallen, einsam jetzt und stumm,
Durchrauschet bald ein lärmendes Gedränge.
O komm! entferne dich!

Tancred.

Der edle Greis,
Der zitternd von des Tempels Pforte steigt,
Wer ist er? Weinend kommt er und umgeben
Von Weinenden; sie scheinen trostlos alle.

Aldamon.

Es ist Arsir, der jammervolle Vater.

Tancred.

Entferne dich, bewahre mein Geheimniß!
(Arsiren betrachtend.)
Wie sehr bejammr' ich ihn!

Vierter Auftritt.

Tancred. Arsir.

Arsir.

Erhöre, Gott,
Mein einziges Gebet! O laß mich sterben!
Beschleunige die Stunde meines Tods!

Tancred.

Aus deiner Trauer wende deinen Blick,
Verehrter Greis, mir, einem Fremden zu.
Verzeih, wenn er theilnehmend sich zu dir
In diesen Schreckensaugenblicken drängt.
Ich, unter jenen Rittern, die den Feinden
Des Glaubens ihre Brust entgegenstellen,
Zwar der Geringste, kam, gesellt nun
Zu deinen Thränen, Edler, meine Thränen.

Arsir.

Du einziger, der mich zu trösten kommt,
Mich, den man flieht und zu vernichten strebt,
Verzeihe den verwornen, ersten Gruß,
Und sage wer du seyst?

Und fühlst du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
Wirst du die kleinste Gabe nicht verschmähen.

Warnung.

XIII.

Am jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wird's nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich so liebevoll mein Streben
Um deine Gunst dir an den Tag gegeben,
Wenn diese bloß an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk, o Liebchen! dein Gewissen,
Bedenk im Ernst wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt solch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entschuld'gen müssen,
Was alles unnütz ich vor dir geplaudert;
So wird der jüngste Tag zum vollen Jahre.

Tancred.

Ich bin ein Fremder,
Voll Ehrfurcht gegen dich, voll Schmerz wie du,
Der bebend keine Frage wagen darf,
Im Unglück dir verwandt; und so vergieb!
Zu dieser Kühnheit nöthigt mich mein Herz.
Ist's wahr? — ist deine Tochter —? Ist es möglich?

Arsir.

Es ist geschehn; zum Tode führt man sie.

Tancred.

Ist schuldig?

Arsir.

Ist des Vaters ew'ge Schande!

Tancred.

Sie? — Was ist nun im Leben noch gewiß!
Wenn ich in fernen Landen ihren Ruf,
Von tausend Zungen ihren Werth vernahm,
Da sagt' ich zu mir selbst: Und wenn die Tugend
Auf Erden wohnt, so wohnet sie bei ihr.
Nun heißt sie schuldig. O verwünschtes Ufer!
Auf ewig unglückselge Tage!

Arsir.

Wenn du mich
Verzweifeln siehest, wenn mir gräßlicher
Der Tod begegnet, wenn die Gruft sich mir
Noch grauenvoller, rettungsloser zeigt,
So ist es, weil ich der Verstockung denke,
In der sie ihr Verbrechen liebt, in der
Sie ohne Reue sich dem Abgrund naht.
Kein Held zu ihrer Rettung zeigte sich;
Sie unterschrieben seufzend ihren Tod.
Und wenn der alte, feierliche Brauch,
Erhabnen Seelen werth und weit berühmt
Durch alle Welt, der Brauch ein schwach Geschlecht
Durch Manneskraft im Kampfe zu entsühnen,
Gar manche schon gerettet, fällt nun die,

Die meine Tochter war, vor meinen Augen,
Und niemand findet ſich, ihr beizuſtehn.
Das mehret meinen Jammer, ſchärft den Schmerz;
Man ſchaudert, ſchweigt und keiner will ſich zeigen.

Tancred.

Es wird ſich einer zeigen! zweifle nicht!

Arſir.

Mit welcher Hoffnung täuſcheſt du mein Herz?

Tancred.

Er wird ſich zeigen! Nicht für deine Tochter —
Sie kann's nicht fordern, ſie verdient es nicht —
Doch für den heil'gen Ruf des hohen Hauſes,
Für dich und deinen Ruhm und deine Tugend.

Arſir.

Es kehret ſich ein Strahl des Lebens mir,
Erquickend und erregend, wieder zu.
Wer mag für uns ſich auf den Kampfplatz wagen?
Für uns, die wir dem Volk ein Gräuel ſind?
Wer darf mir ſeine Hand zur Hülfe bieten?
Vergebne Hoffnung! wer den Kampf beſtehn?

Tancred.

Ich werd' es! ja, ich will's! Und wenn der Himmel
Für meinen Arm, für deine Sache ſpricht,
So bitt' ich nur ſtatt alles Lohns von dir,
Sogleich mich zu entlaſſen: unerkannt,
Und ohne ſie zu ſehen, will ich ſcheiden.

Arſir.

O edler Mann, dich ſendet Gott hierher!
Zwar kann ich keine Freude mehr empfinden;
Doch naht mit lindern Schmerzen mir der Tod.
Ach! dürft' ich wiſſen, wem in meinem Jammer
Ich ſo viel Ehrfurcht, ſo viel Dankbarkeit
Auf einmal ſchuldig bin und gern entrichte!
Dein Anſehn bürgt mir deinen hohen Muth,

Den Vorzug edles Sinnes, edler Ahnen.
Wer bist du, sprich!

Tancred.

Laß meine Thaten sprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Orbassan. Ritter. Gefolge.

Orbassan.

Der Staat ist in Gefahr und fordert nun
Vereinte Kraft und Ueberlegung auf.
Erst morgen wollten wir zum Angriff schreiten;
Doch scheint es, daß der Feind von unsern Planen
Auch durch Verräther unterrichtet ist;
Es scheint, er sumet uns zuvorzukommen;
Und wir begegnen ihm! — Doch nun, o Herr,
Entferne dich von hier und zaudre nicht,
Ein unerträglich Schauspiel zu erwarten.

Arsir.

Es ist genug! Mir bleibt allein die Hoffnung,
Im Schlachtgewühl dem Tode mich zu weihen.
(Auf Tancreden deutend.)
Hier dieser edle Ritter leitet mich,
Und welches Unglück auch mein Haus betraf,
Ich diene sterbend meinem Vaterlande.

Orbassan.

An diesem edlen Sinn erkenn' ich dich!
Laß deinen Schmerz die Muselmänner fühlen;
Doch bitt' ich, hier entweiche! Schrecklich ist's,
Was man der Unglücksel'gen zubereitet.
Man kommt!

Arsir.

Gerechter Gott!

Orbassan.

Ich würde selbst
In diesem Augenblicke mich entfernen,

Wär' es nicht meines Amtes ſtrenge Pflicht,
Dem härteſten Geſetz und ſeinem Ausſpruch
Vor einer nur zu leicht beweglichen,
Verwegnen Menge Ehrfurcht zu verſchaffen.
Von dir verlangt man ſolche Dienſte nicht.
Was kann dich halten, das dich nöthigte,
Dein eigen Blut zu ſehn, das fließen ſoll?
Man kommt! Entferne dich!

Tancred.

Mein Vater, bleibt!

Orbaſſan.

Und wer biſt du?

Tancred.

Dein Widerſacher bin ich,
Freund dieſes Greiſes, gebe Gott! ſein Rächer,
So nöthig dieſer Stadt vielleicht als du.

Sechster Auftritt.

Die Mitte öffnet ſich; man ſieht **Amenaiden**, von **Wache** umgeben; **Ritter** und **Volk** füllen den Platz.

Arſir.

Großmüth'ger Fremder, leihe deinen Arm
Dem Sinkenden! laß mich an deine Bruſt
Vor dieſem Anblick fliehen!

Amenaide.

Ew'ger Richter,
Der das Vergangne, wie das Jetzige
Und Künft'ge ſieht! Du ſchaueſt in mein Herz,
Du biſt allein der Billige, wenn hier
Mich eine Menge drängt, die unbarmherzig
In blindem Eifer, leidenſchaftlich richtet,
Nach blindem Zufall die Verdammung lenkt.
(Sie tritt hervor.)
Euch Ritter, Bürger, die mit raſchem Spruch

Auf dieſe Todespfade mich geſtoßen,
Euch denk' ich mit Entſchuld'gung nicht zu ſchmeicheln:
Der richtet zwiſchen mir und euch, der oben
Die einzig unbeſtochne Wage hält.
Ich ſeh' in euch verhaßtes Werkzeug nur
Unbilliger Geſetze; euch und ihnen
Hab' ich Gehorſam aufgekündigt, euch und ſie
Verrathen, meinen Vater ſelbſt, der mich
In ein verhaßtes Bündniß zwang, gekränkt,
Hab' Orbaſſan beleidigt, der ſich kühn
Und ſtreng zum Herren meines Herzens aufwarf.
Wenn ich, o Bürger, ſo den Tod verdient,
So treff' er mich! doch höret erſt mich an:
Erfahret ganz mein Unglück! Wer vor Gott
Zu treten hat, ſpricht ohne Furcht vor Menſchen.
Auch du mein Vater, Zeuge meiner Schmach,
Der hier nicht ſollte ſtehn, und der vielleicht
Die Härte der Geſetze —

(Sie erblickt Tancreden. Für ſich.)

Großer Gott!
An ſeiner Seite — wen erblick' ich! — ihn! —
Mein Herz —! ich ſterbe!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Tancred (für ſich).

Meine Gegenwart
Iſt ihr ein bittrer Vorwurf; doch es bleibt
Beſchloſſen. — (Laut.) Haltet ein, die ihr dem Tod
Das Opfer allzuraſch entgegenführt!
Ihr Bürger, haltet ein! Für ſie zu ſterben,
Sie zu vertheidigen bin ich bereit.
Ich bin ihr Ritter! Dieſer edle Vater,
Dem Tode nah, ſo gut verdammt als ſie,
Nimmt meinen Arm, den Schutz der Unſchuld, an.
Die Tapferkeit ſoll hier den Ausſpruch geben;
Dieß bleibet würd'ger Ritter ſchönſter Theil.
Die Bahn des Kampfes öffne man der Ehre,

Dem Muth sogleich, und jeglicher Gebrauch
Sey von des Kampfes Richtern wohl bedacht.
Dich, stolzer Orbassan, dich fordr' ich auf!
Nimm mir das Leben, oder stirb durch mich!
Dein Name, deine Thaten sind bekannt;
Du magst hier zu befehlen würdig seyn.
Das Pfand des Kampfes werf' ich vor dir nieder.

(Er wirft den Handschuh hin.)

Darfst du's ergreifen?

Orbassan.

Deinen Uebermuth
Wär' ich vielleicht zu ehren nicht verbunden;

(Er winkt einem der Seinen, der den Handschuh aufhebt.)

Allein mich selbst und diesen edlen Greis,
Der dich hier einzuführen würdigte,
Uns ehr' ich, wenn ich vor dem Kampfgericht
Der Forderung Verwegenheit bestrafe.
Doch sag' uns deinen Namen, deinen Rang!
Der nackte Schild verkündet wenig Thaten.

Cancred.

Ihn schmückt vielleicht der Sieg nur allzubald.
Doch meinen Namen ruf' ich, wenn du fällst,
Das letzte Wort, dem Sterbenden ins Ohr.
Nun folge mir!

Orbassan.

Man öffne gleich die Schranken!
Entfesselt bleibt Amenaïde hier
Bis zu dem Ausgang dieses leichten Kampfes.
Dieß Recht genießt sogar die Schuldige,
Sobald ein Ritter auftritt, sie zu retten.
Und wie ich von dem Kampfplatz siegend kehre,
Sieht mich an eurer Spitze gleich der Feind.
Im Zweikampf überwinden ist Gewinn;
Fürs Vaterland zu siegen ewig Ruhm.

Tancred.

Gesprochen ist genug; und wenn du fällst,
So bleibt noch mancher Arm, den Staat zu retten.

Siebenter Auftritt.

Arsir. Amenaide im Hintergrund, die wieder zu sich kommt, nachdem man ihr die Fesseln abgenommen hat. **Die Menge** folgt den Rittern und verliert sich nach und nach

Amenaide.

Was ist aus ihm geworden? Weiß man schon? —
Er ist verloren, wenn man ihn entdeckt.

Arsir.

O meine Tochter!

Amenaide.

Wendest du dich nun
Zu mir, die du verlassen und verdammt?

Arsir.

Wo soll ich hin vor diesem gräßlichen
Geschick mich wenden? Großer Gott, zu dir!
Du hast uns einen Retter hergesandt.
Willst du verzeihen? oder wäre sie
Unschuldig, und ein Wunder soll sie retten?
Ist es Gerechtigkeit, ist's Gnade? Zitternd hoff' ich.
Was hat zu solcher Handlung dich verleitet?
Darf ich dir wieder nahen? Welche Blicke
Wag' ich auf dich zu richten?

Amenaide.

Eines Vaters
Vertrauensvolle, schonungsvolle Blicke.
Laß mich den väterlichen Arm ergreifen,
Und deine Tochter fasse wieder an!
Wer stützt uns, wenn wir uns in unserm Jammer
Nicht auf einander stützen? Immer schwebt
Das Beil noch aufgehoben über mir,

Und offen liegt das Grab vor meinen Schritten.
Ach! und er stürzt vielleicht vor mir hinab,
Der Edelste, der mir zu Hülfe kam.
Ich folge dir! Ich will so stumm, wie du,
Auch unerkannt wie du, dem Grab mich weihen.
Doch ach! vielleicht! — Der immer Siegende,
Sollt' er nicht auch zu meinem Vortheil siegen?
Ach! darf ich einem Strahl der Lebensluft
Die halberstarrte Brust zu öffnen wagen?
Mein Vater — nein! — Vergieb, die Lippe wagt
Nicht auszusprechen, was Gefahr und Noth
Auf mich und meinen Retter häufen möchte.
Wer darf in mein so sehr verkanntes Herz
Und seine liebevollen Tiefen blicken?
Wer darf ihn kennen? Mache doch sein Arm
Den wunderbar Verborgenen bekannt!
Auch Raum verschaff' er mir! Ein einzig Wort
Stellt mich auf's ehrenvollste wieder her.
Mein Vater, komm! In wenigen Momenten
Erblickst du mich entsündigt oder todt.

Vierter Aufzug.

Verdille.

Erſter Auftritt.

Tancred. Loredan. Ritter.

Loredan.

Mit Staunen und mit Trauer ſchauen wir
Den hohen Sieg, der dich verherrlichet.
Du haſt uns einen tapfern Mann geraubt,
Der ſeine ganze Kraft dem Staat gewidmet,
Und der an Tapferkeit dir ſelber glich.
Magſt du uns, edler Mann, nun deinen Namen,
Und welch Geſchick dich hergeführt, entdecken?

Tancred.

Vor ſeinem Tod erfuhr es Orbaſſan;
Und meinen Haß und mein Geheimniß nimmt er
Mit ſich ins Grab. Und euch bekümmre nicht
Mein trauriges Geſchick; wer ich auch ſey,
Ich bin bereit euch ritterlich zu dienen.

Loredan.

Bleib' unerkannt, weil du es ſo begehrſt,
Und laß durch nützliche, erhabne Thaten,
Uns deinen Muth zum Heil des Staates kennen!
Die Schaaren der Ungläub'gen ſind gerüſtet.
Vertheidige mit uns Religion,
Geſetz und Freiheit, jenes hohe Recht,
Sich ſelbſt Geſetz zu geben. Solamir
Sey nun dein Feind und deiner Thaten Ziel!

Du haſt uns unſres beſten Arms beraubt;
Der deine fechte nun an ſeiner Stelle!

Cancred.

Wie ich verſprochen, will ich alſobald
Euch in das Feld begleiten. Solamir
Befeindet mich vielleicht weit mehr als euch;
Ich haſſ' ihn mehr als ihr. Doch wie ihm ſey,
Zu dieſem neuen Kampf bin ich bereitet.

Roderich.

Wir hoffen viel von ſolchem hohen Muth;
Doch wird auch Syrakus dich und ſich ſelbſt
Durch ſeine Dankbarkeit zu ehren wiſſen.

Cancred.

Mir keinen Dank! Ich fordr', ich wünſch ihn nicht:
Ich will ihn nicht. In dieſem Raum der Trauer
Iſt nichts was meine Hoffnungen erregte.
Wenn ich mein Blut vergieße, wenn ich euch,
Mein jammervolles Leben endend, nütze,
So fordr' ich keinen Lohn und kein Bedauern,
Nicht Ruhm, nicht Mitleid. Kommt zu unſrer Pflicht!
Auf Solamir zu treffen iſt mein Wunſch.

Loredan.

Wir wünſchen die Erfüllung! Nun erlaube
Das Heer zu ordnen, vor die Stadt zu führen,
Das mit den Feinden ſich zu meſſen brennt.
Du höreſt gleich von uns. Erheitre dich!
Des Siegs, des Ruhms gedenke! alles andre,
Was dir auch Kummer macht, laß hinter dir!

Zweiter Auftritt.

Cancred. Aldamon.

Cancred.

Verdienen mag ſie's oder nicht, ſie lebt!

Aldamon.

Sie wiſſen nicht, welch eine gift'ge Wunde

XIV.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und ſchreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, ſich zu offenbaren,
Soll Reime ſuchen, ſie zuſammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden ſpricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: ſie mag ſich gern bewahren;
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren;
Dann wieder ſenken ſich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läſt'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts laſtet, immer neu zu mühen?

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir ſind auf rechtem Wege!
Das Allerſtarrſte freudig aufzuſchmelzen
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

XV.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernſt verſchränkter Zeilen!
Zwar lauſch' ich gern bei deinen Spielbeſpielen;
Allein mir ſcheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein ſüßer Freund, das ſoll man nicht beſeilen.

Dieß zärtlich edle Herz in seinen Tiefen
Mit unauslöschlich heißer Qual verzehrt.
Doch wirst du nicht, o Herr, dich überwinden,
Und deinen Schmerz und die Beleidigung
Auf einen Augenblick vergessen? Nach der alten
Besteh'nen Ritterſitte dich der Schönen,
Für die du kämpftest, überwandest, zeigen?
Die Leben, Ehre, Freiheit dir verdankt,
Wirft du ihr nicht sogleich die blut'gen Waffen
Des hingerichteten Feinds zu Füßen legen?

Tancred.

Nein, Aldamon! ich werde sie nicht sehn.

Aldamon.

Dein Leben wagtest du, um ihr zu dienen:
Nun fliehst du sie?

Tancred.

Wie es ihr Herz verdient.

Aldamon.

Ich fühle, wie dich ihr Verrath empört;
Doch hast du selbst für den Verrath gestritten.

Tancred.

Was ich für sie gethan, war meine Pflicht.
So untreu sie mir war, vermöcht' ich nie
Im Tode sie, in Schande sie zu sehen.
Sie retten mußt' ich, nicht auch ihr verzeihn.
Sie lebe, wenn Tancred im Blute liegt!
Den Freund vermisse sie, den sie verrathen,
Das Herz, das sie verlor, das sie zerreißt!
Unmäßig liebt' ich sie, ganz war ich ihr.
Gefürchtet hätt' ich treulos sie zu finden?
Die reinste Tugend dacht' ich anzubeten;
Altar und Tempel, Schwur und Weihe schien
Mir nicht so heilig, als von ihr ein Wort.

Aldamon.

Dich zu verletzen, sollte Barbarei
Sich mit Verrath in Syrakus vereinen.

In früher Jugend wurdest du verbannt,
Nun durchs Gesetz beraubt, gekränkt von Liebe.
Laß uns auf ewig dieses Ufer fliehn!
In Schlachten folg' ich, ewig folg' ich dir!
Hinweg aus diesen schmacherfüllten Mauern!

Tancred.

Wie herrlich zeigt sich mir das schöne Bild
Der Tugend wieder, das in ihr ich sah!
Die du mich Schmerzbeladenen hinab
Ins Grab verstößest, dem ich dich entrissen,
Verhaßte Schuldige, Geliebte noch,
Die über mein Geschick noch immer waltet!
O wär' es möglich, könntest du noch seyn,
Wofür im Wahne sonst ich dich gehalten!
Nein! sterbend nur vergess' ich's. Meine Schwäche
Ist schrecklich, schrecklich soll die Buße seyn.
Umkommen muß ich! Stirb, und laß dir nicht
Von ihr die letzten Augenblicke rauben!

Aldamon.

Doch schienst du erst an dem Verbrechen selbst
Zu zweifeln. Ist die Welt, so sagtest du,
Der Lüge nicht zur Beute hingegeben?
Regiert nicht die Verleumdung?

Tancred.

Alles ist,
Ach leider! zu bewiesen, jede Tiefe
Des schrecklichen Geheimnisses erforscht.
Schon in Byzanz hat Solamir für sie,
Ich wußt' es wohl, geglüht; auch hier, vernehm' ich,
Hat seine Leidenschaft ihn angetrieben,
Sich, einem Muselmann, der Christin Hand
Vom Vater als des Friedens Pfand zu fordern.
Er hätt' es nicht gewagt, wenn zwischen ihnen
Sich kein geheim Verständniß angesponnen.
Sie liebt ihn! und mein Herz hat nur umsonst
An sie geglaubt, für sie umsonst gezweifelt.

Nun muß ich ihrem Vater glauben, ihm,
Dem zärtlichsten von allen Vätern, ihm,
Der selber sie verklagt und sie verdammt.
Was sagt' ich! ach! sie selbst, sie klagt sich an.
Mit Augen sah ich jenes Unglücksblatt
Von ihrer eignen Hand, die Worte sah ich:
„O möchtest du in Syrakus regieren,
Und unsre Stadt beherrschen, wie mein Herz!"
Mein Unglück ist gewiß.

Aldamon.

Vergiß, Erhabner!
Verachtend strafe die Erniedrigte!

Tancred.

Und was mich kränkender als alles trifft,
Sie glaubte sich zu ehren, glaubte sich
Dem größten Sterblichen zu weihen. Ach!
Wie tief erniedrigt, wie zerknirscht es mich!
Der Fremde kommt und siegt, erfüllt das Land.
Und das leichtsinnige Geschlecht, sogleich
Vom Glanz geblendet, der um Sieger strömt,
Entäußert sich der alten frommen Triebe
Und wirft sich dem Tyrannen an die Brust,
Und opfert den Geliebten einem Fremden.
Umsonst ist unsre Liebe still und rein,
Umsonst legt uns die Ehrfurcht Fesseln an,
Umsonst verachten wir den Tod für sie!
Auch mir begegnet's; und ich sollte nicht
Das Leben hassen, die Verräthrin fliehn?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Roderich. Ritter.

Roderich.

Beisammen ist das Heer; die Zeit enteilt!

Tancred.

Es ist geschehn; ich folge.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Amenalde. Euphanie.

Amenalde (heftig herbeieilend).

Laß, mein Retter!
Herr meines Lebens! mich zu deinen Füßen —

(Tancred hebt sie abgewendet auf.)

Ich fühle hier mich nicht erniedrigt. Laß
Auch meinen Vater dir die Knie' umfassen!
Entziehe deine hohe Gegenwart
Nicht unsrer Dankbarkeit! Wer darf mich schelten,
Daß ich mit Ungeduld zu dir mich stürze?
Dir, meinem Retter, darf ich meine Freude
Nicht völlig zeigen, nicht mein ganzes Herz!
Nicht nennen darf ich dich! — Du blickst zur Erde!
Ach! mitten unter Henkern, blickt' ich auf;
Ich sah dich und die Welt verschwand vor mir:
Soll die Befreite dich nicht wiedersehen?
Du scheinst bestürzt; ich selber bin verworren.
Mit dir zu sprechen fürcht' ich. Welcher Zwang!
Du wendest dich von mir? du hörst mich nicht?

Tancred.

Zu deinem Vater wende dich zurück,
Und tröste den gebeugten edlen Greis!
Mich rufen andre Sorgen weg von hier;
Und gegen euch erfüllt' ich meine Pflicht.
Den Preis empfing ich, hoffe sonst nichts mehr.
Zu viele Dankbarkeit verwirret nur;
Mein Herz erläßt sie dir und giebt dir frei,
Mit deinem Herzen nach Gefühl zu schalten.
Sey glücklich, wenn du glücklich leben kannst!
Und meiner Qualen Ende sey der Tod!

Fünfter Auftritt.

Amenaide. Euphanie.

Amenaide.

Iſt es ein Traum? bin ich dem Grab entſtiegen?
Gab mich ein Gott dem Lebenstage wieder?
Und dieſes Licht umleuchtet es mich noch?
Was ich vernehmen mußte, war es nicht
Ein Urtheil ſchreckenvoller, ſchauderhafter,
Als jenes, das dem Tode mich geweiht?
Wie gräßlich trifft mich dieſer neue Schlag!
Iſt es Tancred, der ſo ſich von mir wendet?
Du ſahſt, wie kalt und tief erniedrigend
Er mit verhaltnem Zorne mich vernichtet!
Die Liebſte ſah er mit Entſetzen an!
Dem Tod entreißt er mich, um mich zu tödten!
Durch welch Verbrechen hab' ich das verdient?

Euphanie.

In ſeinen Zügen wandelte der Zorn;
Erzwungne Kälte lebt' in ſeiner Stimme;
In Thränen ſchwamm ſein abgewandter Blick.

Amenaide.

Er flieht, verſtößt mich, giebt mich auf, beleidigt
Die ihm das Liebſte war. Was konnt' ihn ſo
Verändern? was hat dieſen Sturm erregt?
Was fordert er? was zürnt er? Niemand iſt
Zur Eiferſucht ihn aufzureizen würdig.
Das Leben dank' ich ihm; das iſt mein Ruhm!
Als einziger geliebt, mein einz'ger Schutz,
Gewann er mir durch ſeinen Sieg das Leben;
Was ich um ihn verlor, erhielt er mir.

Euphanie.

Die öffentliche Meinung reißt auch ihn
Vielleicht mit fort; vielleicht mißtraut er ihr,
Und ſie verwirrt ihn dennoch. Jener Doppelſinn

Des Unglücksbriefs, der Name Solamirs,
Sein Ruhm wie seine Werbung, seine Kühnheit,
Spricht alles gegen dich, sogar dein Schweigen,
Dein stolzes großes Schweigen, das ihn selbst,
Tancreden selbst, vor seinen Feinden barg.
Wer könnte dieser Hülle Nacht durchdringen?
Er gab dem Vorurtheil, dem Schein sich hin.

Amenaide.

So hat er mich verkannt?

Euphanie.

Entschuldige
Den Liebevollen!

Amenaide.

Nichts entschuldigt ihn!
Und wenn mich auch die ganze Welt verklagte,
Auf eignem Urtheil ruht ein großer Mann,
Und der betrognen Menge setzt er still
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.
Aus Mitleid hätt' er nur für mich gestritten?
Die Schmach ist schrecklich; sie vernichtet mich.
Ich ging für ihn, zufrieden, in den Tod:
Und nun entreißt er mir ein Zutraun, das
Mich von dem Tod allein noch retten konnte.
Nein, dieses Herz wird nimmer ihm verzeihn.
Zwar seine Wohlthat bleibet stets vor mir,
Auch im gekränkten Herzen, gegenwärtig:
Doch glaubt er mich unwürdig seiner Liebe,
So ist er auch nicht meiner Liebe werth:
Jetzt bin ich erst erniedrigt, erst geschmäht.

Euphanie.

Er kannte nicht —

Amenaide.

Mich hätt' er kennen sollen!
Mich sollt' er achten, wie er mich gekannt,
Und fühlen, daß ich solch ein Band verrätherisch
Unmöglich zu zerreißen fähig sey.

Sein Arm iſt mächtig; ſtolz iſt dieſes Herz.
Dieß Herz, ſo groß wie ſeines, weniger
Geneigt zum Argwohn, zärtlicher gewiß,
Entſagt auf ewig ihm und allen Menſchen.
Falſch ſind ſie, voller Tücke, ſchwach und grauſam,
Betrogene Betrüger! Und vergiftet
Mein Herz Tancreden, wird's die Welt vergeſſen.

Sechster Auftritt.

Arſir. Amenaide. Gefolge.

Arſir.

Nur langſam kehret meine Kraft zurück:
Das Alter trägt die eignen Laſten kaum;
Den ungeheuern Schmerzen lag ich unter.
Nun laßt mich jenen edlen Helden ſehn,
An meine Bruſt ihn drücken! Sage mir,
Wer war's? wer hat mein einzig Kind gerettet?

Amenaide.

Ein Mann, der meine Liebe ſonſt verdient,
Ein Held, den ſelbſt mein Vater unterdrückte,
Den ihr verbanntet, deſſen Namen ich
Vor euch verſchweigen mußte, den zu mir
Das unglückſel'ge Blatt berufen ſollte,
Der letzte Sproß des hohen Ritterſtammes,
Der größte Sterbliche, der mich nun auch,
Wie jedermann, verkennt! es iſt Tancred!

Arſir.

Was ſagſt du?

Amenaide.

Was mein Herz nicht mehr verſchweigt,
Was ich mit Furcht bekenne, da ich muß.

Arſir.

Tancred?

Amenalde.

Er selbst! Ich wußt' ihn in der Nähe;
Ihn zu berufen dacht' ich: mich befreien
Sollt' er von Orbassan; da fiel mein Blatt
In eure Hand. Ihn führt sein eignes Herz
In diese Mauern, mich vom Tod zu retten;
Und ach! nun bin ich auch von ihm verkannt.
Mit unsern Helden eilt er schon hinaus,
Und kämpft für uns mit tiefzerrißnem Busen.

Arsir.

Der Edle, den wir unterdrückten, dem
Wir Güter, Würde, Vaterland geraubt,
Er kommt, uns zu beschützen, wenn vor ihm
Als tückische Tyrannen wir erscheinen.

Amenalde.

Verzeiht euch selbst, er wird euch gern verzeihen!
Auch dir vergeb' ich, daß du allzuschnell
Zu meinen strengen Richtern dich gesellt,
Auf der Natur gelinde Stimme nicht,
Aufs Zeugniß meines Lebens nicht gehört.

Arsir.

An ihn war jenes Unglücksblatt geschrieben?

Amenalde.

An ihn; er war mein Einz'ger in der Welt.

Arsir.

Und wie hat Liebe dich zu ihm geleitet?

Amenalde.

Schon in Byzanz an meiner Mutter Hand.

Arsir.

Nun kränkt dich sein Verdacht? es irrt auch er?

Amenalde.

Dem Zeugniß eines Vaters mußt' er glauben.

Arsir.

Wie übereilt, o wie verstockt ich war!

Amenalde.

O könntest du nun auch das Räthsel lösen!

Arsir.

Ich eile! Kommt! Zu Pferde! Laßt mich ihm
Bis in der Schlacht verworrne Tiefe folgen!
Dort kämpft er freudiger, wenn er erfährt
Daß du ihn liebst und daß du redlich bist.
Verzweiflung kämpft, ich fühl' es, nun mit ihm;
Den schönern Muth wird ihm die Liebe geben.

Amenalde.

Du gehst nicht ohne mich!

Arsir.

Du bleibst zurück!

Amenalde.

In diese Mauern soll mich nichts verbannen.
Scharf in die Augen faßt' ich schon den Tod;
Er blickte gräßlich: auf dem Feld der Ehre
Erscheint er mächtig, aber nicht verhaßt.
Nimm mich an deine Brust, an deine Seite!
Verstoße mich zum zweitenmale nicht!

Arsir.

Gehorsam hab' ich nicht von dir verdient;
Mein väterliches Recht hab' ich verscherzt:
Allein bedenke, welchen kühnen Schritt
Du vor den Augen aller Bürger wagst!
Zum Kampfe zieht ein zärtliches Geschlecht,
Dem engen Zwang entwachsen, nicht hinaus.
In andern Landen mag es Sitte seyn;
Doch hier versagt's Gewohnheit und Gesetz.

Amenalde.

Gesetz, Gewohnheit, Sitte darfst du nennen;
Ich fühle mich erhoben über sie.
An diesem ungerechten Schreckenstage
Soll mir mein Herz allein Gesetze geben.
Was? die Gesetze, die so schwer auf dir
Und deinem Haus gelastet, die
Geboten deine Tochter unter Henkers Hand
Vor allem Volk, entwürdigt, hinzustoßen,

Die sollen jetzt verbieten, daß ich, dich
Ins Ehrenfeld begleitend, mich entsühne?
Sie sollten mein Geschlecht vor Feindes Pfeilen,
Nicht vor der Schmach des Schandgerüstes wahren?
Du bebst, mein Vater? Hätte damals dich
Ein Schauer überlaufen, als, geneigt
Der feindlichen Partei zu schmeicheln, du
Dich mit dem stolzen Orbassan vereintest,
Dem einz'gen Sterblichen zu schaden, der
Euch retten sollte, damals, als in mir
Den heiligen Gehorsam du zerstörtest —

Arsir.

Halt ein und kränke den Gekränkten nicht!
Er ist dein Vater; brauche nicht das Recht
Mich anzuklagen, und verschone mich!
Laß meine Schmerzen mich bestrafen, laß,
Wenn du Verzweiflung eines Vaters ehrst,
Laß von dem Pfeil der Mauren mich allein
An unsres Helden Seite fallen, wenn
Ich deine Lieb' und Unschuld ihm entdeckt!
Ich gehe! Haltet sie!

Siebenter Auftritt.

Amenaïde.

Wer darf mich halten?
Wer hat gelitten, was ich leiden muß?
Und wer hilft mir ertragen, was ich trage?
Nein! soll ich nicht elendiglich vergehn,
So muß ich fort: ich muß mich thätig zeigen,
Ich muß ihn suchen, finden! In der Schlacht
Gedrängtestem Gewühle treff' ich ihn.
Dort sollen alle Speere, die ihm drohen,
Auch mir des Lebens nahes Ende deuten.
Dort wirft vielleicht sich diese treue Brust

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerſtes von Grund aus umzuwühlen;
Doch ſeine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefſten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maaßen wettert,
Irrgänglich-klug minirt er ſeine Grüfte;

Allein die Macht des Elements iſt ſtärker,
Und eh' er ſich's verſieht geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.

XVI.

Epoche.

Mit Flammenſchrift war innigſt eingeſchrieben
Petrarca's Bruſt, vor allen andern Tagen,
Charfreitag. Eben ſo, ich darf's wohl ſagen,
Iſt mir Advent von Achtzehnhundert ſieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen ſchon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geſchlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreitag;

Dem Streiche, der ihn treffen soll, entgegen.
Er haßt, er flieht mich ungerecht! Auch mir
Empört das Herz im Busen sich, und ihn
Gestraft zu sehen ist mein Wunsch. Gestraft
In mir! An seiner Seite soll des Feinds
Geschärfter Pfeil mich treffen! dann ergreift
Sein kriegerischer Arm die Sinkende;
Alsdann erwacht sein Mitleid, doch zu spät!
Und er erfährt, daß ich ihm treu geblieben;
Er ruft umsonst ins Leben mich zurück:
Und heiße Reue quillt in seinem Busen,
Und alle Schmerzen jammervoller Liebe
Wälz' ich im letzten Seufzer auf ihn los.

Fünfter Aufzug.

Fels und Wald, im Hintergrund eine Aussicht auf den Aetna.

Erster Auftritt.

Soldaten, welche beschäftigt sind aus sarazenischer Beute Trophäen aufzustellen. Volk, von verschiedenem Geschlecht und Alter, das sich hinzudrängt. Zu ihnen Ritter und Knappen.

Loredan.

Erhebt das Herz in freudigem Gesang,
Und Weihrauch laßt dem Gott der Siege wallen!
Ihm, der für uns gestritten, unsern Arm
Mit Kraft gerüstet, sey allein der Dank!
Er hat die Schlingen, hat das Netz zerrissen,
Mit denen uns der Glaubensfeind umstellt.
Wenn dieser hundert überwundne Völker
Mit ehrnem Stab tyrannisch niederdrückt,
So gab der Herr ihn heut in unsre Hand.
Errichtet Siegeszeichen auf dem Platze,
Wo diese Wunderthaten euch befreit,
Und schmücket fromm die heiligen Altäre
Mit der Ungläub'gen besten Schätzen aus.
O möge doch die ganze Welt von uns,
Wie man sein letztes Gut vertheidigt, lernen!
O möge Spanien aus seinem Druck,
Italien aus seiner Asche blicken!
Aegypten, das zertretne, Syrien,
Das fesseltragende, nun auch
Zum Herren, der uns rettete, sich wenden!

Doch im Triumphe laßt uns nicht Arsirs
Und seiner Vaterschmerzen nicht vergessen!
O daß auch ihm das allgemeine Glück
In seines Hauses Jammer Tröstung bringe!
Und nun, wo ist der Ritter, der für uns,
Wie alle rühmen, diesen Sieg erfocht?
Hat ein Triumph so wenig Reiz für ihn?
Und könnt' er uns des Neids verdächtig halten?
Wir sind geprüft genug, ein fremd Verdienst
In seinem vollen Werthe zu verehren.

(Zu Roderich.)

Er focht in deiner Nähe, wie ich weiß;
Kannst du von ihm, o Herr, uns Nachricht geben?
Er hat so edel die Gefahr getheilt;
Will er nicht auch die Siegesfreude theilen?

Roderich.

Vernehmt den sonderbarsten Fall durch mich!
Indessen ihr des Aetna Felsenwege
Vertheidigtet, entfaltete die Schlacht
Mit Ungestüm sich an dem Ufer hin.
Er war der vorderste, war weit voraus,
Und wir erstaunten, in dem tapfern Manne
Nicht die Besonnenheit des Muths zu sehen,
Die in dem Schlachtgewühl dem Führer ziemt:
Verzweiflung trieb ihn der Gefahr entgegen.
In abgebrochnen Worten, wilden Blicken
Entdeckte sich ein ungemeßner Schmerz.
Er rief nach Solamir, oft rief er auch
Mit Ungestüm Amenaidens Namen:
Er schalt sie treulos; manchmal schien sogar
Sich seine Wuth in Thränen aufzulösen;
Er weihte sich dem Tode freventlich,
Er gab sich auf und, fürchterlicher nur,
Erkämpft' er statt des Todes sich den Sieg.
Die Feinde wichen seinem Arm und uns,
Und unser war das freie Schlachtgefild:

Doch er empfand von ſeinem Ruhme nichts.
Geſenkten Blickes, tief in Traurigkeit
Verloren, hielt er unter unſerm Chor.
Doch endlich ruft er Aldamon heran,
Umarmt ihn weinend, ſpricht ihm heimlich zu:
Auf einmal ſprengen beide fort; der
Ruft noch zurück: Auf ewig lebet wo
Wir ſtehn beſtürzt, daß ſolch ein edler
Nach ſolchem Dienſt ſich uns verbergen
Auf einmal aber ſtürzt Amenaide
Durch der Soldaten dicht gedrängte Schaar,
Entſtellt und bleich, den Tod in ihren Blicken.
Sie ruft Tancreden, irrt an uns heran;
Ihr Vater folgt und ſie, ermattet, ſinkt
An ſeine Bruſt; wir eilen ihn zu ſtützen.
Der Unbekannte, ruft er, iſt Tancred!
Er iſt der Held, der ſolche Wunder leiſtet.
Amenaiden rächt er, rächt den Staat,
Und eilet uns zu retten, die wir ihn
Einſtimmig als Rebellen heute noch
Behandelt. Sucht ihn auf und führet ihn
Entſühnet im Triumph zur Stadt zurück!

Loredan.

Wo iſt er? daß die ſchönſte Zierde nicht
An unſerm holden Siegestage fehle!
Führt ihn heran, damit wir zeigen können,
Daß, wenn wir einen edlen Mann verkannt,
Wir den geprüften gleich zu ehren wiſſen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. **Arſir.** Später **Amenaide**, im Hintergrund, von ihren Frauen unterſtützt.

Arſir.

O! eilt ihn zu befreien! ihn zu retten!
Tancred iſt in Gefahr. Verwegen trieb

Sein Eifer ihn dem flieh'nden Feinde nach,
Der wieder ſich verſammelt, wieder ficht.
Mein Alter, ach! erlaubt mir nur zu klagen.
Ihr, deren Kühnheit ſich mit Stärke paart,
Die noch der Jugend Heldenkraft beſeelt,
Verbunden eilet hin und gebt Tancreden
Euch, mir und dieſer Hartgekränkten wieder.

Loredan.

Genug! die Zeit iſt koſtbar; folget mir!
Wenn wir das Uebermaß der Tapferkeit
Nicht loben können, dieſe düſtre Wuth,
So ſind wir doch ihm ſchnelle Hülfe ſchuldig.

Dritter Auftritt.

Arſir. Amenaide.

Arſir.

So hörſt du denn, o Gott! des Vaters Flehn?
Du giebſt mir endlich meine Tochter wieder,
Den Mann uns wieder, dem wir alles danken!
Die Hoffnung darf, geliebte Tochter, nun
In unſerm Herzen wieder ſich entfalten.
Wenn ich dich ſelbſt verkannt, wenn ich dein Unglück
Aus Irrthum ſelbſt verſchuldet, wenn ich's ganz
Mit dir empfunden und getragen, laß
Mich nun es end'gen, wenn der Edle kommt!
Laß dieſen Troſt in deine Seele leuchten!

Amenaide.

Getröſtet werd' ich ſeyn, wenn ich ihn ſehe,
Wenn er, den ich mit Lieb' und Gram erwarte,
Gerettet kommt und ſich gerecht erzeigt,
Wenn ich vernehme, daß er mich nicht mehr
Verkennt, und ſeinen Argwohn tief bereut.

Arſir.

Ich fühle nur zu lebhaft, o Geliebte!

Was du in dieser harten Probe leidest.
Von solcher Prüfung heilt im edlen Herzen
Die Wunde kaum; die Narbe bleibt gewiß,
Das Nachgefühl des Schmerzes bleibt mit ihr.
Doch meine Tochter denke, daß Tancred,
Den wir verhaßt, den wir verfolgt gesehen,
Geliebt, bewundert, angebetet kommt,
Und solch ein Glanz dich nun mit ihm verklärt.
Je höher sich Tancred, je herrlicher
Durch unerwartet große Thaten stellte,
Um deßto schöner werden Lieb' und Treue,
Die du ihm rein und ganz gewidmet, glänzen.
Wenn sonst ein guter Mensch nur seine Pflicht
Zu thun versteht, erhebet sich der Held;
Er übersliegt gemeiner Möglichkeit
Bescheidne Gränze, ja der Hoffnung selbst
Eilt er zuvor. So that für uns Tancred,
Und über alle Hoffnung wird auch er
Dich treu und seiner Liebe werth entdecken.
Er wendet seine Neigung ganz dir zu;
Das Volk bewundert und verehrt auch dich.
Dieß alles zu bewirken, seinen Irrthum
Aus seiner Seele schnell hinweg zu scheuchen,
Bedarf's ein Wort.

Amenaide.

Es ist noch nicht gesprochen!
Was kann mich jetzt des Volks Gesinnung kümmern,
Das ungerecht verdammt, leichtsinnig liebt,
Und zwischen Haß und Mitleid irrend schwankt!
Nicht seine laute Stimme rührt mein Herz:
An eines Einz'gen Munde hängt mein Ruf.
Ja, führe dieser fort mich zu verkennen,
Ich wollte lieber in den Tod mich stürzen,
Als länger seiner Achtung zu entbehren.
Ja wisse — muß ich auch noch dieß gestehn! —
Als meinen Bräutigam verehrt ich ihn:

Ihm hat die Mutter sterbend mich gegeben,
Ihr letzter Seufzer hat uns noch gesegnet,
Und diese Hände, die sie erst verbunden,
Vereinten sich, die Augen ihr zu schließen.
Da schworen wir bei ihrem Mutterherzen
Im Angesicht des Himmels, bei dem reinen
Verklärten Geist, bei dir, unsel'ger Vater,
Uns nur in dir zu lieben, für dein Glück
Mit kindlichem Gehorsam uns zu bilden!
Ich sah statt des Altars ein Mordgerüst;
Mein Bräutigam verkennt mich, sucht den Tod,
Und mir bleibt das Entsetzen meiner Schmach:
Das ist mein Schicksal!

Arsir.

Das nun sich erheitert.
Mehr als du hofftest, wird noch dir gewährt.

Amenalde.

Ach! alles fürcht' ich!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Euphanie.

Euphanie.

Theilet Freud' und Jubel!
Empfindet mehr als wir ein Wunderglück!
Tancred hat abermals gesiegt, den Rest
Auf ihn vereinter Flüchtiger zerstreut.
Und Solamir, von seiner Hand getödtet,
Liegt nun als Opfer des bedrängten Staats,
Als Pfand zukünft'ger Siege zur Entsühnung
Gekränkter Frauenehre hingestreckt.
Wie schnell verbreitet sich der Ruf umher!
Wie freudetrunken fliegt das Volk ihm zu,
Und nennt ihn seinen Helden, seinen Schutz!
Des Thrones würdig preist man seine Thaten.

Ein einziger von unſern Kriegern war
Auf dieſen Ehrenwegen ſein Begleiter:
Der Aldamon, der unter dir gedient,
Errang ſich einen Theil an dieſem Ruhm.
Und als zuletzt noch unſre Ritter ſich
Mit Ungeſtüm zum Platz des Kampfs [illegible]ürzten,
War alles längſt gethan, der Sieg e[illegible]geben.

(In der Ferne Siegsgeſang.)

Vernehmt ihr jener Stimmen Hochgeſang,
Die über alle Helden ſeines Stammes,
Ihn über Roland, über Triſtan heben?
Ihm reichen tauſend Hände Kranz um Kranz.
Welch ein Triumph, der dich und ihn verklärt!
O theile, komm! den herrlichen Triumph!
Du haſt ihn längſt verdient und längſt vermißt.
Dir lächelt alles nun und jeder ſchämt
Sich jener Schmach, mit der er dich verletzt.
Tancred iſt dein; ergreife den Beſitz!

Armide.

Ach! endlich athm' ich wieder, und mein Herz
Eröffnet ſich der Freude. Theurer Vater!
Laß uns den Höchſten, der auf ſolchen Wegen
Mir das Verlorne wiedergiebt, verehren!
Vom herben Schmerz durch ſeine Hand befreit,
Fang' ich, ſo ſcheint mir, erſt zu leben an.
Mein Glück iſt groß; doch hab' ich es verdient.
Vergeſſen will ich alles. O verzeih
So manchen Vorwurf, manche bittre Klage,
Womit ich, edler Vater, dich gekränkt!
Und wenn Tancredens Unterdrücker, wenn
Sich Feinde, Bürger ihm zu Füßen werfen,
Die Wonne fühl' ich ganz; denn er iſt mein.

Arſir.

Und ganz genießt dein Vater ſie mit dir. —
Iſt dieß nicht Aldamon? der mit Tancreden
Sich in den Feind mit ächter Treue ſtürzte,

Er, der auch unter mir so brav gedient?
Vermehrt er die Gewißheit unsres Heils?
Durch einen wackern Boten wird die Wonne
Der guten Botschaft noch erhöht. Allein
Was seh' ich? Ungewissen Trittes naht er sich!
Ist er verwundet? Tiefe Schmerzen sind
Auf sein Gesicht gegraben!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Aldamon.

Armenide.

Sag' uns an:
Tancred ist Ueberwinder?

Aldamon.

Ja, er ist's!

Armenide.

Verkündet nicht ihn dieser Siegesten?

(Klaggesang von ferne.)

Aldamon.

Der schon in Klagetöne sich verwandelt.

Armenide.

Was sagst du? soll uns neues Unglück treffen?

Aldamon.

Zu theuer ist des Tages Glück erkauft.

Armenide.

So ist er todt?

Aldamon.

Sein Auge blickt noch auf;
Doch wird ihn seine Wunde bald uns rauben.
Als er an meiner Seite sich zum Tod
Getroffen fühlte, stützt' er sich gelassen
Auf meinen Arm und sprach: Ich sehe sie
Nicht wieder, die mir alles war und die
Mich nun hierher getrieben. Eile hin,

Und bring' ihr noch ein schmerzlich Scheidewort,
Und sag' ihr —

Arsir.

Gott! so gränzenlose Noth
Verhängst du über uns! O theurer Mann!
Verschweig' ihr eine Botschaft, die sie tödtet!

Amenalde.

Nein, sprich das Urtheil nur entschieden aus!
Ich habe nichts als dieses Leben mehr;
Und dieses geb' ich gern und willig hin.
Sprich sein Gebot, das letzte, sprich es aus!

Aldamon.

Nicht überleben konnt' ich den Gedanken,
So sprach er, daß sie mir die Treue brach!
Um ihretwillen sterb' ich: könnt' ich doch
Auch für sie sterben, daß sie Ruf und Namen
Und Lebensglück durch meinen Tod erwürbe.

Amenalde.

Er stirbt im Irrthum! Werd' ich so gestraft!

Arsir.

Verloren ist nun alles, nun der Köcher
Feindseligen Geschickes ganz geleert!
Und ohne Hoffnung, ohne Furcht erwarten,
Auch ohne Klage, wir den nahen Tod.
O! laß mich wenigstens, geliebtes Kind,
In dieser schrecklichen Verwirrung noch
Die letzten Kräfte sammeln, laß mich laut,
Daß unsre Ritter, unser Vaterland,
Daß alle Völker hören, laß mich rufen:
So litt ein edles Herz! so war's verkannt!
Und alle Welt verehre deinen Namen!

Amenalde.

Und mag ein unerträglich herber Schmerz
Durch irgend einen Antheil milder werden?
Was kann das Vaterland? was kann die Welt?
Tancred ist todt.

Doch ſtets erſcheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneſchaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

XVII.

Charade.

Zwei Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die wir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon ſie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit ſich ſelbſt mich zu beglücken;
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten ſie zu lallen,
In Einem Bild ſie beide zu erblicken,
In Einem Weſen beide zu umfangen.

Arsir.

So fahre hin, mein Leben!

Amenalde.

Tancred ist todt! und niemand hat für mich
Ein Wort gesprochen, niemand mich vertreten! —
Nein, diese letzte Hoffnung laß mir noch:
Er lebt! er lebt! so lange, bis er sich
Von meiner Lieb' und Unschuld überzeugt.

(Indem sie abgehen will, begegnet sie den Rittern, denen sie ausweicht.)

Drängt mich auch hier die Tyrannei zurück!

Sechster und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Loredan. Roderich. Ritter. Soldaten. Volk. Tancred, von Soldaten getragen, erst im Hintergrunde. Andere Soldaten mit eroberten sarazenischen Standarten.

Loredan.

Beklagenswerthe Beide, die ihr bang
Dem Zug begegnet, der sich stumm bewegt,
Wohl ist für euch der Schmerzen Fülle hier.
Verwundet, ehrenvoll und tödtlich, naht
Auf dieser Bahre leider nun der Held.
In Leidenschaft und Wuth gab er sich hin;
So hat er uns vollkommnen Sieg errungen.
Doch ach! wir hielten kaum des edlen Bluts,
Das uns errettet, heft'gen Strom zurück!

(Zu Amenalden.)

Der hohe Geist, der sich von hinnen sehnt,
Verweilt, so scheint es, noch um deinetwillen;
Er nennet deinen Namen, alles weint;
Und wir bereuen unsern Theil der Schuld.

(Indessen er spricht, bringt man Tancreden langsam hervor.)

Amenalde

(aus den Armen ihrer Frauen, wendet sich mit Abscheu gegen Loredan).

Barbaren! mög' euch ew'ge Reue plagen!

(Sie eilt auf Tancreden los und wirft sich vor ihm nieder.)

Tancred! Geliebter! grausam Zärtlicher!
In dieser letzten Stunde höre mich!
O! wende mir dein mattes Auge zu,
Erkenne mich im gränzenlosen Jammer!
O! gönne dann im Grab, an deiner Seite,
Mir, deiner Gattin, ehrenvollen Raum!
Ja, diesen Namen, den du mir versprachst,
Ich hab ihn mir durch Leiden wohl verdient;
Ich habe wohl verdient, daß du nach mir,
Der hartgeprüften treuen Gattin, blickst.

(Er sieht sie an.)

So wär' es denn zum letztenmale, daß
Du mich ins Auge fassest! Sieh mich an!
Kann ich wohl deinen Haß verdienen? kann
Ich schuldig seyn?

Tancred (sich ein wenig aufrichtend)

Ach! du hast mich verrathen!

Amenalde.

Ich dich? Tancred!

Arsir

(der sich auf der andern Seite niederwirft, Tancreden umarmt und dann wieder aufsteht).

O höre, wenn ich nun
Für die so sehr verkannte Tochter spreche!
Um deinetwillen kam sie in Verdacht:
Wir straften sie, weil sie an dir gehangen.
Gesetz und Rath und Volk und Ritter, alles
Hat sich geirrt; sie war allein gerecht.
Das Unglücksblatt, das solchen Grimm erregt,
Es war für dich geschrieben, ihren Helden:
So waren wir getäuscht und täuschten dich.

Tancred.

Amenalde liebt mich? ist es wahr?

Amenalde.

Ich hätte Schmach und Schande wohl verdient
Und jenen Tod, aus dem du mich gerissen,

Wenn ich, unedel, deiner Liebe je
Und meiner Pflichten gegen dich vergessen.

Tancred
(der seine Kräfte sammelt und die Stimme erhebt)

Du liebst mich! dieses Glück ist höher als
Mein Unstern. Ach! ich fühle nur zu sehr
Bei diesem Ton das Leben wünschenswerth.
Ich glaubte der Verleumdung; ich verdiene
Den Tod. Ein traurig Leben bracht' ich zu,
Und nun verlier' ich's, da das Glück sich mir
An deiner Seite gränzenlos eröffnet.

Amenaide.

Und nur in dieser Stunde sollt' ich dich,
Die uns auf ewig trennt, noch einmal sprechen!
Tancred!

Tancred.

In deinen Thränen sollt' ich Trost
Und Linderung fühlen; aber ach! von dir
Soll ich mich trennen! Herb ist solch ein Tod!
Ich fühl', er naht. Argir, o höre mich!
Dieß edle Herz hat seine Treue mir
Auf ewig zugesagt und mir erhalten,
Als Opfer selbst des traurigsten Verdachts.
O! laß denn meine blutig starre Hand
Mit ihrer Hand zuletzt sich noch verbinden!
Laß mich als ihren Gatten sterben, dich
Als Vater noch umarmen!

Argir (ihre Hände nehmend).

Theurer Sohn!
O könntest du für sie und alle leben!

Tancred.

Ich lebte, meine Gattin zu entsühnen,
Mein Vaterland zu rächen, sterbe nun,
Umfaßt von beiden, und ich fühle mich
So würdig ihrer Liebe, wie geliebt.

Erfüllt sind meine Wünsche! Liebstes Weib!
Amenalde!

Amenalde.

Komm!

Tancred.

Du bleibst zurück!
Und schwörst mir, daß du leben willst! —
(Er sinkt nieder.)

Roderich.

Er stirbt!
An seiner Bahre schäme sich der Thränen
Kein tapfrer Mann! der Reue schäme sich
Kein Edler, der zu spät ihn erst erkannt!

Amenalde
(die sich auf Tancredens Leichnam wirft).

Er stirbt! Tyrannen, weint ihr? die ihr ihn
Mißhandelt, ihn dem Tode hingegeben!
(Indem sie aufsteht und verschreitet.)
Verflucht sey der Senat! Verflucht ein Recht,
Das, ränkevoll, der herrschenden Partei
Gesetzlich Treu' und Unschuld morden lehrt!
O! reißet euch gewaltsam auseinander,
Des Berges ungeheure Feuerschlünde,
Die ihr das reiche Feld Siciliens
Im Finstern unterwühlet, reißt euch auf!
Erschüttert Syrakus, daß die Paläste,
Die Mauern stürzen! Sendet Feuerquellen
Aus euren Schluchten, überschwemmt das Land,
Und schlingt den Rest des Volkes, die Ruinen
Der großen Stadt, zur Hölle mit hinab!
(Sie wirft sich nieder auf den Leichnam.)
O! mein Tancred!
(Sie springt wieder auf.)
Er stirbt! ihr aber lebt!
Ihr lebt! ich aber folg' ihm! — Rufst du mich?
Dein Weib vernimmt die Stimme seines Gatten.

In ew'ger Nacht begegnen wir uns wieder,
Und euch verfolge Qual, so dort, wie hier!

(Sie wirft sich in Euphanies Arme.)

Arsir.

O! meine Tochter!

Amenaide (verwirrt ihn zurückstoßend).

Weiche fern hinweg!
Du bist kein Vater, hast an uns, fürwahr!
Des heil'gen Namens Würde nicht erprobt.
Zu diesen hast du dich gesellt! — Verzeih
Der kläglich Sterbenden! — Nur diesem hier
Gehör' ich an! im Tode bleib' ich sein.
Tancred!

(Sie sinkt an der Bahre nieder.)

Arsir.

Geliebtes, unglückselges Kind!
O! rufet sie ins Leben, daß ich nicht,
Der letzte meines Stamms, verzweifelnd sterbe!

Theater und dramatiſche Poeſie.

Deutsches Theater.

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Gränzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt, sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drei Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen, die Polizei, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizei machte den Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Cardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen, fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwickelung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Production unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Epistel von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war: allein Leipzig war schon ein Ort von sehr gebundener protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein

Ueberſetzungsweſen ſchon ſo ſehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang genugſam verſehen konnte. Und warum ſollte man dasjenige, was Franzoſen und Engländer billigten, nicht auch in einer ſchwachen Nachbildung ſich auf dem deutſchen Theater gefallen laſſen!

Zu dieſer Zeit nun, als der ſeichte Geſchmack den deutſchen Schauſpieler zu zähmen und die privilegirten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen ſuchte, fingen die noch nördlichern Hamburgiſchen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entſtand ſchon vorher die Frage, ob überall ein Chriſt das Theater beſuchen dürfe: und die Frommen waren ſelbſt unter einander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (Adiapheren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen ſolle. In Hamburg brach aber der Streit hauptſächlich darüber los, in wiefern ein Geiſtlicher ſelbſt das Theater beſuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige was dem Hirten nicht zieme, der Heerde nicht ganz erſprießlich ſeyn könne.

Dieſer Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, dieſe der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anſtalt für eine ſittliche auszugeben: ſie behaupteten, das Theater könnte lehren und beſſern, und alſo dem Staat und der Geſellſchaft unmittelbar nutzen. Die Schriftſteller ſelbſt, gute, wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen ſich's gefallen, und arbeiteten mit deutſcher Biederkeit und geradem Verſtande auf dieſen Zweck los, ohne zu bemerken, daß ſie die Gottſchediſche Mittelmäßigkeit durchaus fortſetzten und ſie, ohne es ſelbſt zu wollen und zu wiſſen, perpetuirten.

Ein Drittes hat ſodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerſtörende Mittelmäßigkeit des deutſchen Theaters gewirkt. Es iſt die ununterbrochene Folge von drei Schauſpielern, welche, als Menſchen ſchätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten, und deßhalb mehr oder weniger die dramatiſche Kunſt nach dem Sittlichen, Anſtändigen, Gebilligten und wenigſtens ſcheinbar Guten hinzogen. Eckhofen, Schrödern und Iffland kam hierin ſogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hülfe, die eine allgemeine An- und Ausgleichung aller Stände und Beſchäftigungen zu einem allgemeinen Menſchenwerthe durchaus im Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert sich nicht des Essighändlers, des Philosophen ohne es zu wissen, des ehrlichen Verbrechers und so vieler verwandten Stücke?

Das Einzelne, was gedachte Männer in den verschiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier sey genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs miteinstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde, noch geben könne.

Weimarisches Hoftheater.

Weimar, den 15. Februar 1802.

Auf dem Weimarischen Hoftheater, das nunmehr bald eilf Jahre besteht, darf man sich schmeicheln in diesem Zeitraume solche Fortschritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimischen und die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen konnte; es möchte daher nicht unschicklich seyn, bei dem Berichte dessen, was auf demselben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen, wodurch so manches, was andern Theatern schwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewissen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutschen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seiler'schen Schauspielergesellschaft, welche, nachdem sie mehrere Jahre eine besondere Zierde der obervormundschaftlichen Hofhaltung gewesen, sich, durch den Schloßbrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an spielte eine Liebhabergesellschaft mit abwechselndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'sche Gesellschaft ihre fortdauernden Vorstellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieser verschiedenen Epochen zeigt einem aufmerksamen Beobachter ihren eigenen Charakter, und die frühern lassen in sich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geschichte des noch bestehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verschiedene Perioden zerfallen. Die erste würden wir bis auf Iffland's Ankunft, die zweite bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielsaales, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz zählen, und so möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten geleistet worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neuesten und gedenken von demselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater iſt eins der Geſchäfte, die am wenigſten planmäßig behandelt werden können: man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenoſſen in jedem Augenblicke ab; was der Autor ſchreiben, der Schauſpieler ſpielen, das Publicum ſehen und hören will, dieſes iſt's, was die Directionen tyranniſirt und wogegen ihnen faſt kein eigener Wille übrig bleibt. Indeſſen verſagen in dieſem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, ſobald man feſt auf denſelben beharret, und die Gelegenheit zu nutzen weiß, ſie in Ausübung zu ſetzen.

Unter den Grundſätzen, welche man bei dem hieſigen Theater immer vor Augen gehabt, iſt einer der vornehmſten, der Schauſpieler müſſe ſeine Perſönlichkeit verläugnen und dergeſtalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewiſſen Rollen ſeine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit ſtand dieſer Maxime ein falſch verſtandener Converſationston, ſo wie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erſcheinung Iffland's auf unſerm Theater löſte endlich das Räthſel. Die Weisheit, womit dieſer vortreffliche Künſtler ſeine Rollen von einander ſondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und ſich, ſowohl ins Edle als ins Gemeine, und immer kunſtmäßig und ſchön, zu maskiren verſteht, war zu eminent, als daß ſie nicht hätte fruchtbar werden ſollen. Von dieſer Zeit an haben mehrere unſerer Schauſpieler, denen eine allzu entſchiedene Individualität nicht entgegenſtand, glückliche Verſuche gemacht, ſich eine Vielſeitigkeit zu geben, welche einem dramatiſchen Künſtler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimariſchen Theater nicht abließ, war die ſehr vernachläſſigte, ja von unſern vaterländiſchen Bühnen faſt verbannte rhythmiſche Declamation wieder in Aufnahme zu bringen. Die Gelegenheit, den architektoniſch neueingerichteten Schauſpielſaal durch den Wallenſteiniſchen Cyclus einzuweihen, wurde nicht verabſäumt, ſo wie zur Uebung einer gewiſſen gebundeneren Weiſe in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung redneriſcher Declamation Mahomet und Tancred, rhythmiſch überſetzt, auf das Theater gebracht. Macbeth, Octavia, Bayard gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, ſo wie endlich Maria Stuart die Behandlung lyriſcher Stellen forderte, wodurch der theatraliſchen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach ſolchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des

Jahrhunderts ſo weit gekommen, daß man die Mittel ſämmtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maskirte Vorſtellungen wagen zu können. Palaeophron und Neoterpe machte den Anfang, und der Effect dieſer auf einem Privattheater geleiſteten Darſtellung war ſo glücklich, daß man die Aufführung der Brüder ſogleich vorzunehmen wünſchte, die aber wegen eintretender Hinderniſſe bis in den Herbſt verſchoben werden mußte.

Indeſſen hatte Madame Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Iffländiſche Zeit wieder erinnert. Der Geiſt, in welchem dieſe treffliche Schauſpielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und ſich für eine jede umzuſchaffen weiß, die Beſonnenheit ihres Spiels, ihre durchaus ſchickliche und anſtändige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weiſe, wie ſie, als eine Perſon von ausgebildeter Lebensart, die Mitſpielenden durch paſſende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Recitation, ihre energiſche und doch gemäßigte Declamation, kurz das Ganze was Natur an ihr und was ſie für die Kunſt gethan, war dem Weimariſchen Theater eine wünſchenswerthe Erſcheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der dießjährigen Wintervorſtellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publicum ſich an einer derben charakteriſtiſchen, ſinnlich-künſtlichen Darſtellung erfreuen könne, wählte man den vollkommenſten Gegenſatz, indem man Nathan den Weiſen aufführte. In dieſem Stücke, wo der Verſtand faſt allein ſpricht, war eine klare, auseinanderſetzende Recitation die vorzüglichſte Obliegenheit der Schauſpieler, welche denn auch meiſt glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darſtellung erſetzt und man wird für die Folge ſorgen, es poetiſch ſo viel möglich zu reſtauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauſpieler ſich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, ſo daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publicums wiedererſcheinen könne. Leſſing ſagte in ſittlich-religiöſer Hinſicht, daß er diejenige Stadt glücklich preiſe, in welcher Nathan zuerſt gegeben werde; wir aber können in dramatiſcher Rückſicht ſagen, daß wir unſerm Theater Glück wünſchen, wenn ein ſolches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direction ein Schauspiel wie Ion höchst willkommen seyn. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen; denn in den sechs Personen war die größte Mannichfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden ältern Männer hatte man durch schickliche Masken ins Tragische gesteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannichfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung der französischen Trauerspiele an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren. Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebteren Tableaux, und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben ohne Verliebe sagen, daß es sich sehr gut exponire, daß es lebhaft fortschreite, daß höchst interessante Situationen entstehen und den Knoten schürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erscheinung zuletzt gelöst wird. Uebrigens ist das Stück für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar, und gegen den übrigen, weniger gebildeten Theil erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt, zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthenius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publicum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen, und nöthigt daher die Directionen, welche von ihm abhängen, sich mehr oder weniger zu ihm herabzulassen, und von einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen. Wir haben das Glück, von unsern Zuschauern, besonders wenn

wir den Jenaischen Theil wie billig mitrechnen, voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als ihr Legegeld mitbringen und daß diejenigen, denen bei der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt sind, sich von der zweiten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Bloß dadurch, daß unsere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehreren Theatern erscheinen oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa bloß diesen neuen Dichter mit jenem alten, dem er gefolgt, zusammenstellte, sondern Gelegenheit nähme, wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, was zwar schon mehrmals bewegt worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden kann. Der neue Autor, wie der alte, hat gewisse Vortheile und Nachtheile, und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünstigte, beschwert den andern, und was diesen begünstigt, stand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen sind, und vielen Dank soll der Kunstrichter verdienen, der uns an diesem Beispiele wieder klar macht, inwiefern wir den Alten nachfolgen können und sollen.

Wären unsere Schauspieler sämmtlich auf kunstmäßige Behandlung der verschiedenen Arten dramatischer Dichtkunst eingerichtet, so könnte der Wirrwarr, der nur zufällig hier in der Reihe steht, auch als eine zum allgemeinen Zweck calculirte Darstellung aufgeführt werden.

Gegen solche Stücke ist das Publicum meist ungerecht, und wohl hauptsächlich deßwegen, weil der Schauspieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt. Wenn es dem Verfasser gefällt, in einer Posse den Menschen unter sich hinunterzuziehen, ihn in seltsamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, so ist, vorausgesetzt, daß es mit Talent und Theaterpraktik geschieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur sollte alsdann der Schauspieler einsehen, daß er von seiner Seite, indem er eine solche Darstellung kunstmäßig behandelt, erst das Stück zu vollenden und ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen hat.

Es ist möglich in einem solchen Stücke die Rollen durchaus mit einer

gewissen theils offenbaren, theils versteckten Eleganz zu spielen, die fürs Gesicht angelegten Situationen mit malerischer Zweckmäßigkeit darzustellen, und dadurch das Ganze, das seiner Anlage nach zu sinken scheint, durch die Ausführung emporzutragen. Sind wir so glücklich, noch mehrere antike Lustspiele auf das Theater einzuführen, bringen unsere Schauspieler noch tiefer in den Sinn des Maskenspiels, so werden wir auch in diesem Fache der Erfüllung unserer Wünsche entgegengehen.

Ist die Vielseitigkeit des Schauspielers wünschenswerth, so ist es die Vielseitigkeit des Publicums eben so sehr. Das Theater wird, so wie die übrige Welt, durch herrschende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überströmen und dann wieder seicht lassen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weise, der wir lebhaft nachhängen, um sie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater ist das deutsche diesem Unglücke ausgesetzt, und das wohl daher, weil wir bis jetzt mehr strebten und versuchten, als errangen und erreichten. Unsere Literatur hatte, Gott sey Dank! noch kein goldenes Zeitalter, und wie das übrige, so ist unser Theater noch erst im Werden. Jede Direction durchblättere ihre Repertorien, und sehe, wie wenig Stücke aus der großen Anzahl, die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben sind. Wer darauf denken dürfte, diesem Unwesen nach und nach zu steuern, eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweise des Publicums, das er vor sich hat, zur Vielseitigkeit zu bilden. Diese besteht hauptsächlich darin, daß der Zuschauer einsehen lerne, nicht eben jedes Stück sey wie ein Rock anzusehen, der dem Zuschauer völlig nach seinen gegenwärtigen Bedürfnissen auf den Leib gepaßt werden müsse. Man sollte nicht gerade immer sich und sein nächstes Geistes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken; man könnte sich vielmehr öfters wie einen Reisenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu seiner Belehrung und Ergötzung besucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hause seiner Individualität anzupassen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unsern Zuschauern eine solche Reise zumutheten, war Turandot, nach Gozzi metrisch bearbeitet. Wir wünschen, daß jener Freund unseres Theaters, welcher in der Zeitung

für die elegante Welt 1802, Nr. 7 die Vorstellung des Jon mit so viel Einsicht als Billigkeit recensirt, eine gleiche Mühe in Absicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unserer Bühne als Darstellung geleistet wird, wünschten wir von einem dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl selbst unsere Gedanken äußern.

Der Deutsche ist überhaupt ernsthafter Natur, und sein Ernst zeigt sich vorzüglich wenn vom Spiele die Rede ist, besonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewisse einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar ist er durch eine gewisse Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden das Heitere neben dem Tristen zu sehen; allein beides ist alsdann nicht auf seinen höchsten Gipfel geführt, sondern zeigt sich mehr als eine Art von Amalgam. Auch ist der Zuschauer immer verdrießlich, wenn Lustiges und Trauriges ohne Mittelglieder auf einander folgt.

Was uns betrifft, so wünschen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein gesonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunst nur auf diese Weise gefördert werden kann: allein wir finden auch solche Stücke höchst nöthig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sey, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nutzen soll, erhoben stehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein solches Stück schätzen wir Turandot. Hier ist das Abenteuerliche verschlungener menschlicher Schicksale der Grund, auf dem die Handlung vorgeht. Umgestürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sklavinnen, sonst Prinzessinnen, führt eine erzählende Exposition vor unserm Geist vorüber, und die auch hier am Orte, im phantastischen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herrschender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serailräthsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmüthiger Prinz aufs neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden; man versucht Gewalt, und hier giebt es eine Reihe von pathetischen, theatralisch auffallenden Scenen; man versucht die List, und nun wird die Macht

der Ueberredung ſtufenweiſe aufgeboten. Zwiſchen alle dieſe Zuſtände iſt das Heitere, das Luſtige, das Neckiſche ausgeſäet und eine ſo bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es ſteht zu erwarten, wie dieſes Stück in Deutſchland aufgenommen werden kann. Es iſt freilich urſprünglich für ein geiſtreiches Publicum geſchrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die wir, obgleich die zweite Repräſentation beſſer als die erſte gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in ſeinem vollen Glanz erſcheinen, ſo würde es gewiß eine ſchöne Wirkung hervorbringen und manches aufregen, was in der deutſchen Natur ſchläft. So haben wir die angenehme Wirkung ſchon erfahren, daß unſer Publicum ſich beſchäftigt ſelbſt Räthſel auszudenken, und wir werden wahrſcheinlich bei jeder Vorſtellung künftig im Fall ſeyn, die Prinzeſſin mit neuen Aufgaben gerüſtet erſcheinen zu laſſen.

Sollte es möglich ſeyn, den vier Masken, wo nicht ihre urſprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigſtens etwas Aehnliches an die Stelle zu ſetzen, ſo würde ſchon viel gewonnen ſeyn. Doch von allem dieſem künftig mehr: gegenwärtig bleibt uns nur zu wünſchen, daß wir die Brüder und Ion immer ſo wie die erſtenmale, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter ſehen mögen.

Ueber das deutsche Theater.

1815.

Zu einer Zeit, wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, befeiern sich wohldenkende Directoren nicht allein einer einzelnen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen ins Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direction und Publicum werden sich immer mehr unter einander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen, was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren, und so des Verfassers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schillers,

und was daraus erfolgt.

Als der verewigte Schiller durch die Huld des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen und der Eingezogenheit zu entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte: da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit führten ihn ins Weite und Breite;

und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drei Theile zu theilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im engern wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen öfter, das Lager und die Piccolomini nicht überall und seltener gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegränzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaction seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehen; alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drei Stunden einschließen können.

Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesco, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit sich selbst in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heiteren Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel productiver Kritik besitzen. Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Selbstunterhaltung Schillers über den projectirten und angefangenen Demetrius entgegenkommen, welches schöne Document prüfenden Erschaffens uns im Gefolg seiner Werke aufbewahrt ist. Jene oben benannten drei Stücke jedoch wollte man nicht anrühren,

Vermiſchte Gedichte.

weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gehalt und Form verwachsen befand, und man sie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beigewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, ins Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eigenen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet und ein deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das deutsche Theater auf ächt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst die Hermannsschlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen, und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß: er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfremde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich

lange erhalten, weil ſich immer tüchtige Schauſpieler finden werden, die ſich der Rolle Nathans gewachſen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargeſtellt, das deutſche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts, wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei ſeiner Redaction grauſam verfahren, davon überzeugt man ſich bei Vergleichung nachſtehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke ſelbſt. Die perſönliche Gegenwart der Regentin zum Beiſpiel vermißt unſer Publicum ungern; und doch iſt in Schillers Arbeit eine ſolche Conſequenz, daß man nicht gewagt hat ſie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältniſſe in die gegenwärtige Form ſich einſchleichen würden.

Egmont.

Erſter Aufzug.

Auf einem freien Platze Armbruſtſchießen. Bei Gelegenheit, daß einer von Egmonts Leuten durch den beſten Schuß ſich zum Schützenkönige erhebt, ſeine Geſundheit, ſo wie die Geſundheiten der Herrſchaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegenheiten zur Sprache, nebſt den Charakteren der höchſten und hohen Perſonen. Die Geſinnungen des Volks offenbaren ſich. Andere Bürger treten auf; man wird von den entſtandenen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen geſellt ſich ein Advokat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entſtehen Zwieſpalt und Händel: Egmont tritt auf, beſänftigt die Männer und bedroht den Rakuliſten. Er zeigt ſich als beliebter und geehrter Fürſt.

Zweiter Aufzug.

Egmont und ſein Geheimſchreiber, bei deſſen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden ſich offenbart. Hierauf ſucht Oranien ſeinem Freunde Vorſicht einzuflößen, aber vergebens, und da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden; abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorstehenden; der Rabulist weissagt Egmonts Schicksal; die spanische Wache tritt auf, das Volk stiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Clärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beschäftigt. Sie sucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen, fährt fort, in Freud und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; dieser tritt ein, und nun ist nichts anderes als Liebe und Lust.

Vierter Aufzug.

Palast. Alba's Charakter entwickelt sich in seinen Maßregeln. Ferdinand, dessen natürlicher Sohn, den die Persönlichkeit Egmonts anzieht, wird, damit er sich an Grausamkeiten gewöhne, beordert, diesen gefangen zu nehmen. Egmont und Alba im Gespräch, jener offen, dieser zurückhaltend, und zugleich anreizend. Egmont wird gefangen genommen.

Brackenburg in der Dämmerung auf der Straße. Clärchen will die Bürger zur Befreiung Egmonts aufregen, sie entfernen sich furchtsam; Brackenburg mit Clärchen allein versucht sie zu beruhigen, aber vergeblich.

Fünfter Aufzug.

Clärchen in ihrem Zimmer allein. Brackenburg bringt die Nachricht von der Vorbereitung zu Egmonts Hinrichtung. Clärchen nimmt Gift, Brackenburg entfernt sich; die Lampe verlischt, Clärchens Verscheiden andeutend.

Gefängniß. Egmont allein. Das Todesurtheil wird ihm angekündigt. Scene mit Ferdinand, seinem jungen Freunde. Egmont, allein, entschläft. Erscheinung Clärchens im eröffneten Hintergrunde; Trommeln wecken ihn auf; er folgt der Wache, gleichsam als Befehlshaber.

Wegen der letzten Erscheinung Clärchens sind die Meinungen getheilt; Schiller war dagegen, der Autor dafür: nach dem Wunsche des hiesigen Publicums darf sie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologisch, sondern nach andern Rücksichten verfahren, und vorzüglich Verfasser und Redacteur im Auge behalten, so wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erscheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen ins Idyllische und Elegische überzugehen schien: denn wie in einem Stück zu viel geschehen kann, so kann auch darin zu viel Empfundenes ausgesprochen werden. Und so ließ sich Schiller durch so manche angenehme Stelle nicht verführen, sondern strich sie weg. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum erstenmal gegeben und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unsern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sey, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deßhalb jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß ins Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung, und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen besetzt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das letztemal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine solche allgemeine Versicherung Schaubühnen, welche dieses Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen seyn, deßwegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen:

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erste Liebhaberrollen zu spielen berufen ist, gern übernehmen, und die leidenschaftliche Verlegenheit, in die er sich gesetzt sieht, mit mannichfaltiger Steigerung auszudrücken suchen.

Die Besetzung der Frauenzimmerrollen ist schon schwieriger: es sind deren fünf, von abgestuften, sorgfältig unterschiedenen Charakteren. Die Schauspielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerstörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schwach und gedrückt Scheinende bald

hinter sich lassen, und als eine freie Gemüths- und Verstandsheldin vor uns im größten Glanz erscheinen.

Lucie soll einen Charakter vorstellen, der sich in einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naseweisheit oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Alte; sie ist eine junge, heitere, thätige Wittwe, die nur wieder heirathen möchte, um besser gehorcht zu seyn.

Aennchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sey; in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen, was es zu sagen hat, sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Act, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt seyn, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verrathen; wie denn auch das zweimal ertönende Posthorn kunstmäßig eine angenehme Wirkung thun sollte.

So ist denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler, der die Rolle der ernst zärtlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Componist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem Kunstausübenden verständlich machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das, was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien ans Herz zu legen trachtet.

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 aufs Theater gebracht, eben als diese kleine Production vierzig Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen. Eine unserer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters,

und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Untersucht man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abzusprechen ist, entweder gar nicht aufs Theater kommen oder, wenn sie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verschwinden, so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke noch am Publicum liege, sondern daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers fehlt. Es ist daher sehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz bei Seite legt oder sie aus dem Repertorium wegstreicht. Man behalte sie beständig im Auge, sollte man sie auch Jahre lang nicht geben können: kommt die Zeit, daß sie wieder vollkommen zu besetzen sind, so wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde zum Beispiel das deutsche Theater eine große Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Seilerin, mit einem ächten, unserer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erschiene: geschwind würden Medea, Semiramis, Cleopatra, Agrippina und andere Heldinnen, die man sich kolossal denken mag, aus dem Grabe auferstehen; andere Rollen daneben würden umgeschaffen werden. Man denke sich eine solche Figur als Orsina, und Emilie Galotti ist ein ganz anderes Stück: der Prinz ist entschuldigt, so bald man anerkennt, daß ihm eine solche gewaltsame, herrische Figur zur Last fallen müsse.

Wir wenden uns nun zu den Mitschuldigen. Daß dieses Stück einiges theatralische Verdienst habe, läßt sich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den deutschen Schauspielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erschienen, in Prosa übersetzt aufs Theater gebracht worden, wo es sich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbestandtheil, das Sylbenmaß und der Reim, fehlte. Nunmehr aber, da beides den Schauspielern geläufiger ward, konnte man auch diesen Versuch wagen. Man nahm dem Stück einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam zugleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beiräthig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahres mit dem Räthsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher

aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämmtlich einander halten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abtheilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben.

Iphigenie kam nicht ohne Abkürzung schon 1802 auf die Weimarische Bühne, Tasso, nach langer stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch dabei treulich mit, und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern, und war mit Rath und That vom ersten Anfange bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen, und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaction bewirkt worden, im allgemeinen anzudeuten seyn.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergische Knechte in der Herberge verhöhnt werden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend; Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jaxthausen, Götzens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Ritterfrau, die andere als zartfühlend, der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen sey gefangen, und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter

treten auf; durch Götzens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten wird Weislingen gerührt. Marie und Carl treten ein; das Kind lädt zu Tische, Marie zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände, Marie steht zwischen ihnen.

Zweiter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat sich geknüpft; Götz und Elisabeth erscheinen, man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg, und erregt alte Erinnerungen, sowie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an, zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbitz kommt, und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen. Die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Durch Georgen erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangenen Kaufleuten ausüben, giebt aber gerührt ein Schmuckkästchen zurück, welches ein Bräutigam seiner Braut bringen will; denn Götz bedenkt traurig, daß er seiner Schwester den Verlust des Bräutigams ankündigen müsse.

Dritter Aufzug.

Zwei Kaufleute erscheinen im Lustgarten zu Augsburg. Maximilian, verdrießlich, weist sie ab! Weislingen macht ihnen Hoffnung, und bedient sich der Gelegenheit, den Kaiser gegen Götzen und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt sich das Verhältniß zwischen Weislingen und seiner Gemahlin Adelheit, die ihn nöthigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünstigen. Die wachsende Leidenschaft des Edelknaben zu ihr, die buhlerischen Künste, ihn anzulocken, sprechen sich aus.

Wir werden nach Jaxthausen versetzt. Sickingen wirbt um Marien; Selbitz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt sey. Man greift zu den Waffen. Lerse kündigt sich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt; weite Aussicht, verfallene Warte,

Burg und Felsen. Eine Zigeunerfamilie, durch den Kriegszug denn ruhigt, erpenirt sich und knüpft die folgenden Scenen an einander. Der Hauptmann des Executionstrupps kommt an, giebt seine Befehle, macht sich's bequem. Die Zigeuner schmeicheln ihm. Georg überfällt die Höhe; Selbitz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerse befreit, von Götzen besucht.

Vierter Aufzug.

Jaxthausen. Marie und Sickingen, dazu der siegreiche Götz; er muß befürchten sich eingeschlossen zu sehen. Marie und Sickingen werden getraut, und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familientisch. Lerse bringt Nachricht von einer Capitulation. Verrath.

Weislingens und Adelheidens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich; Maskenzug Adelheidens. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem Fest auf den Erzherzog abgesehen sey; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathhaus daselbst; Götzens Kühnheit und Trotz; Sickingen befreit ihn. Die bekannten Scenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georgen auf dem Anstande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über seine Gränze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungethüm rückt sogar heran. Max Stumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt haben, weiß sich loszusagen. Götz, halb überredet, halb genöthigt, giebt nach, erklärt sich als ihr Hauptmann auf vier Wochen, und bricht seinen Bann. Die Bauern entzweien sich und der Teufel ist los.

Weislingen erscheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden, und sich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu seiner Gemahlin steht er im schlimmsten Verhältnisse; Franzens entschiedene Leidenschaft zu ihr offenbart sich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage, mit Aufrührern verbunden zu seyn.

Das heimliche Gericht kündigt sich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt sich von dem beglückten Knaben, nachdem sie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Gespenst nimmt bald seinen Platz ein, und eine wirksame Scene erfolgt.

Aus diesen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten versetzt. Marie schläft in einer Blumenlaube; Lerse tritt zu ihr und bewegt sie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, sodann Marie und Franz. Götzens Todesurtheil wird vernichtet, und wir finden den scheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenenveränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, sammelte das Darzustellende in größere Massen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergestalt. Warum es aber auch in dieser Form sich auf der deutschen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man sich in der Folge zu verständigen suchen, so wie man nicht abgeneigt ist, von der Aufnahme der Theaterstücke mehrerer deutschen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne Rechenschaft zu geben.

Sollten jedoch diese Aeußerungen eine günstige Aufnahme finden, so ist man Willens, zuerst über die Einführung ausländischer Stücke, wie sie auf dem Weimarischen Theater stattgefunden, sich zu erklären. Dergleichen sind griechische und gräcisirende, französische, englische, italiänische und spanische Stücke; ferner Terenzische und Plautinische Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nöthigsten wäre vielleicht sich über Shakspeare zu erklären, und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater bringen müsse. Diese falsche Maxime hat die ältern Schröder'schen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgesprochen werden, daß in diesem Falle, wie in so manchem andern, der Leser sich vom Zuschauer und Zuhörer trennen müsse: jeder hat seine Rechte, und keiner darf sie dem andern verkümmern,

Wie so bunt der Kram gewesen,
Musterkarte giebt's zu lesen.

Shakſpeare und kein Ende.

Es iſt über Shakſpeare ſchon ſo viel geſagt, daß es ſcheinen möchte, als wäre nichts mehr zu ſagen übrig; und doch iſt dieß die Eigenſchaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Dießmal will ich Shakſpeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erſtens als Dichter überhaupt; ſodann verglichen mit den Alten und den Neueſten; und zuletzt als eigentlichen Theaterdichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen, was die Nachahmung ſeiner Art auf uns gewirkt, und was ſie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiſtimmung zu dem, was ſchon geſagt iſt, dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung aber kurz und poſitiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier ſey alſo von jenem erſten Punkt zuvörderſt die Rede.

I.

Shakſpeare als Dichter überhaupt.

Das Höchſte wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Bewußtſeyn eigener Geſinnungen und Gedanken, das Erkennen ſeiner ſelbſt, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemüthsarten zu durchſchauen. Nun giebt es Menſchen, die mit einer natürlichen Anlage hierzu geboren ſind und ſolche durch Erfahrung zu praktiſchen Zwecken ausbilden. Hieraus entſteht die Fähigkeit, der Welt und den Geſchäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er ſie nicht zu unmittelbaren, irdiſchen Zwecken, ſondern zu einem höhern, geiſtigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakſpeare einen der größten Dichter, ſo geſtehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt ſo gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der ſein inneres Anſchauen ausſprach, den Leſer in höherm Grade mit in das Bewußtſeyn der Welt verſetzt. Sie wird für uns völlig durchſichtig: wir

finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Lasters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieses alles, ja noch mehr, durch die einfachsten Mittel. Fragen wir aber nach diesen Mitteln, so scheint es, als arbeite er für unsere Augen; aber wir sind getäuscht: Shakspeare's Werke sind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären suchen.

Das Auge mag wohl der klarste Sinn genannt werden, durch den die leichteste Ueberlieferung möglich ist. Aber der innere Sinn ist noch klarer, und zu ihm gelangt die höchste und schnellste Ueberlieferung durchs Wort; denn dieses ist eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durchs Auge auffassen, an und für sich fremd und keineswegs so tiefwirkend vor uns steht. Shakspeare nun spricht durchaus an unsern innern Sinn: durch diesen belebt sich sogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und so entspringt eine vollständige Wirkung, von der wir uns keine Rechenschaft zu geben wissen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuschung, als begebe sich alles vor unsern Augen. Betrachtet man aber die Shakspeareschen Stücke genau, so enthalten sie viel weniger sinnliche That, als geistiges Wort. Er läßt geschehen, was sich leicht imaginiren läßt, ja was besser imaginirt als gesehen wird. Hamlets Geist, Macbeths Hexen, manche Grausamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwischenscenen sind blos auf sie berechnet. Alle solche Dinge gehen beim Lesen leicht und gehörig an uns vorbei, da sie bei der Vorstellung lasten und störend, ja widerlich erscheinen.

Durchs lebendige Wort wirkt Shakspeare, und dieß läßt sich beim Vorlesen am besten überliefern: der Hörer wird nicht zerstreut, weder durch schickliche noch unschickliche Darstellung. Es giebt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als sich mit geschlossenen Augen durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakspeare'sches Stück nicht declamiren, sondern recitiren zu lassen. Man folgt dem schlichten Faden, an dem er die Ereignisse abspinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewisse Gestalten, aber eigentlich sollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren, was im Innern vorgeht, und hier scheinen alle Mitspielenden sich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu lassen. Dazu conspiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sklaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger als die Hauptgestalten. Alles was bei einer großen

Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich in dem Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüth ängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und flüssig an den Tag gefördert: wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht wie.

Shakspeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt wie jener; beiden ist nichts verborgen: aber wenn des Weltgeists Geschäft ist, Geheimnisse vor, ja oft nach der That zu bewahren, so ist es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verschwatzen, und vor uns oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit; jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkünden. Selbst das Unbelebte drängt sich hinzu; alles Untergeordnete spricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meerphänomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft scheinbar als Gleichniß, aber ein- wie das anderemal mithandelnd.

Aber auch die civilisirte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künste und Wissenschaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht seine Gaben dar. Shakspeare's Dichtungen sind ein großer, belebter Jahrmarkt, und diesen Reichthum hat er seinem Vaterlande zu danken.

Ueberall ist England, das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschencostüm, und hier gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römische Toga. Hat man sich einmal hierauf eingerichtet, so findet man seine Anachronismen höchst lobenswürdig, und gerade daß er gegen das äußere Costüm verstößt, das ist es, was seine Werke so lebendig macht.

Und so sey es genug an diesen wenigen Worten, wodurch Shakspeare's

Verdienst keineswegs erschöpft ist. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzusetzen haben. Doch stehe noch eine Bemerkung hier. Schwerlich wird man einen Dichter finden, dessen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirksam ist, wie an den seinigen sich nachweisen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Aerger durch, daß die Volksmasse den Vorzug der Bessern nicht anerkennen will. Im Cäsar bezieht sich alles auf den Begriff, daß die Bessern den obersten Platz nicht wollen eingenommen sehen, weil sie irrig wähnen, in Gesammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra spricht mit tausend Zungen, daß Genuß und That unverträglich sey. Und so würde man bei weiterer Untersuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II.

Shakspeare, verglichen mit den Alten und Neuesten.

Das Interesse, welches Shakspeare's großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt: denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingredienzien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Base, worauf sie ruhen; deßhalb uns alles was sich von ihm herschreibt, so ächt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht gränzt.

Dessenungeachtet aber ist er, näher betrachtet, ein entschieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten, tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich, und sage, daß keineswegs meine Absicht sey, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch seyn zu andern, uns schon

bekannten Gegensätzen nicht sowohl einen neuen hinzuzufügen als, daß er schon in jenen enthalten sey, anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidnisch.	Christlich.
Heldenhaft.	Romantisch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, so wie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt seyn kann, entspringen aus den einem Jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen; und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöst werden kann, entspringt, giebt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältniß zwischen Sollen und Vollbringen, in den neueren zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf und versuche, ob sich etwas damit leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Menschen auferlegt; das Muß ist eine harte Nuß: das Wollen legt der Mensch sich selbst auf; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich: ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals nannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn

möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei gegebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können. Beim l'Hombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verläugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen; halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen; und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone; und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf! Aber alles Sollen ist despotisch, es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch, und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten: es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsere Kunst, so wie unsere Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unserer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakspeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakspeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht

zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, soll; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber will sie: sie ist unbegränzt, und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Conflict, und diesen läßt Shakspeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakspeare: denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate und die Ueberhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Aehnliche finden: genug ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakspeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich genähert, denn indem er das Nothwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studiren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen seyn mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen jenen großen, unvereinbar scheinenden Gegensatz nun so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir höchlich so schätzen, und oft ohne zu wissen warum? über alles Präconisiren das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem

lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakspeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäkeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sey, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuren und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners höchst schätzbarer Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus und deren vortrefflicher Recension in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literaturzeitung 1815 Nro. 12, 13. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf jenen Vorsatz, welchen Schiller gefaßt, dasselbe auch für die Zukunft zu begründen.

III.

Shakspeare als Theaterdichter.

(1826.)

Wenn Kunstliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, so ergötzen sie sich am Ganzen und durchdringen sich von der Einheit, die ihm der Künstler geben können. Wer hingegen theoretisch über solche Arbeiten sprechen, etwas von ihnen behaupten und also lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Diese glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakspeare erst als Dichter überhaupt betrachteten, und sodann mit den Alten und den Neuesten verglichen. Nun aber gedenken wir unsern Vorsatz dadurch abzuschließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakspeare's Name und Verdienst gehören in die Geschichte der Poesie;

aber es ist eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und späterer Zeiten, sein ganzes Verdienst in der Geschichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von seinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen, der problematisch ist. Nicht alles, was der Vortreffliche thut, geschieht auf die vortrefflichste Weise. So gehört Shakspeare nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, so muß man hier die Bedingungen erwägen, in die er sich fügte, und diese Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muster anpreisen.

Wir unterscheiden naheverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zusammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterstück lassen sich sondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog Gespräch in geschlossener Gesellschaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama Gespräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterstück alles dreies zusammen, insofern es den Sinn des Auges mitbeschäftigt, und unter gewissen Bedingungen örtlicher und persönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakspeare's Werke sind in diesem Sinne am meisten dramatisch; durch seine Behandlungsart, das innerste Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leser; die theatralischen Forderungen erscheinen ihm nichtig, und so macht er sich's bequem, und man läßt sich's, geistig genommen, mit ihm bequem werden. Wir springen mit ihm von Localität zu Localität, unsere Einbildungskraft ersetzt alle Zwischenhandlungen, die er ausläßt, ja wir wissen ihm Dank, daß er unsere Geisteskräfte auf eine so würdige Weise anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungskraft die Operation; denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten" sind wir bekannter, als mit der Welt selbst, und wir mögen das Wunderlichste lesen und hören, so meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unsern Augen vorgehen; daher die so oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauspielen.

Genau aber genommen, so ist nichts theatralisch als was für die Augen zugleich symbolisch ist, eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakspeare auch diesen Gipfel zu erfassen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken schlummernden König der

Sohn und Nachfolger die Krone von seiner Seite wegnimmt, sie aufsetzt, und damit fortstolzirt. Dieses sind aber nur Momente, ausgesäete Juwelen, die durch viel Untheatralisches auseinander gehalten werden. Shakspeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerstrebendes: sein großes Talent ist das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint, so müssen wir auch hier Shakspeare's großes Verdienst anerkennen; nur läugnen wir dabei, und zwar zu seinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für sein Genie gewesen. Indessen veranlaßt ihn gerade diese Bühnenenge zu eigener Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er sich zu einzelnen Arbeiten besondere Stoffe, sondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt, und bezieht auf diesen die Welt und das Universum. Wie er alte und neue Geschichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er sich oft sogar wörtlich hält. Nicht so gewissenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer; doch zerstört er den tragischen Gehalt derselben beinahe ganz durch die zwei komischen Figuren Mercutio und die Amme, wahrscheinlich von zwei beliebten Schauspielern, die Amme wohl auch von einer Mannsperson gespielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, so bemerkt man, daß diese beiden Figuren, und was an sie gränzt, nur als possenhafte Intermezzisten auftreten, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich seyn müssen.

Am merkwürdigsten erscheint jedoch Shakspeare, wenn er schon vorhandene Stücke redigirt und zusammenschneidet. Bei König Johann und Lear können wir diese Vergleichung anstellen; denn die ältern Stücke sind noch übrig. Aber auch in diesen Fällen ist er wieder mehr Dichter überhaupt als Theaterdichter.

Lasset uns denn aber zum Schluß zur Auflösung des Räthsels schreiten. Die Unvollkommenheit der englischen Bretterbühne ist uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen gestellt. Es ist keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbesserung der Maschinerie, der perspectivischen Kunst und der Garderobe hineingewachsen sind, und von wo man uns wohl schwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurückführen dürfte: vor ein Gerüste, wo man wenig sah, wo alles nur bedeutete, wo sich das Publicum gefallen ließ, hinter einem grünen

Unter dieſen
Lorbeerbüſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheidnen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſ't die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille

Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewissen Stelle immer trompetete, und was dergleichen mehr ist. Wer will sich nun gegenwärtig so etwas zumuthen lassen? Unter solchen Umständen waren Shakspeare's Stücke höchst interessante Mährchen, nur von mehreren Personen erzählt, die sich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteristisch maskirt hatten, sich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuschauer jedoch überließen, sich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläste zu imaginiren.

Wodurch erwarb sich denn Schröder das große Verdienst, Shakspeare's Stücke auf die deutsche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt sich ganz allein ans Wirksame; alles andere warf er weg, ja sogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf seine Nation, auf seine Zeit zu stören schien. So ist es z. B. wahr, daß er durch Weglassung der ersten Scenen des König Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht: denn in dieser Scene erscheint Lear so absurd, daß man seinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm, und Mitleid wollte Schröder erregen, so wie Abscheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu scheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakspeare redigirt, bringt diese Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichsten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich; Tochter und Schwiegersohn, aus romantischer Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt ans Meer, und treffen den Alten, der sie nicht erkennt. Hier wird alles süß, was Shakspeare's hoher tragischer Geist uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieser Stücke macht dem denkenden Kunstfreunde immer aufs neue Vergnügen.

Nun hat sich aber seit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutschland eingeschlichen, daß man Shakspeare auf der deutschen Bühne Wort für Wort aufführen müsse, und wenn Schauspieler und Zuschauer daran erwürgen sollten. Die Versuche, durch eine vortreffliche, genaue Uebersetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimarische Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beste Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakspeare'sches Stück sehen, so muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen: aber die Redensart, daß auch bei der Vorstellung von Shakspeare kein Jota zurückbleiben dürfe, so sinnlos sie ist, hört man

immer wiederklingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt seyn, welches denn auch kein Unglück wäre; denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig gesprochen, einen Versuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimarische Theater redigirt. Die Grundsätze, wonach solches geschehen, wollen wir ehestens entwickeln, woraus sich denn vielleicht auch ergeben wird, warum diese Redaction, deren Vorstellung keineswegs schwierig ist, jedoch kunstmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutschen Theater nicht gegriffen. Versuche ähnlicher Art sind im Werke, und vielleicht bereitet sich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Erſte Ausgabe des Hamlet.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shak-speare. London 1603. Wiederabgedruckt bei Fleiſcher. Leipzig 1825.

Shakſpeare's leidenſchaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geſchenk. Das erſte, unbefangene Leſen gab mir einen wunderſamen Eindruck. Es war das alte, ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigſten, wirkſamſten Hauptſtellen der erſten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchſt behaglich und ohne Anſtoß zu leſen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu ſeyn; deſſenungeachtet aber empfand ſich dabei etwas Eigenes, das ſich nicht ausſprechen ließ, und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hiervon flüchtig nur ein weniges.

Da wäre denn vorerſt bemerklich, daß keine Localität ausgeſprochen, von Theaterdecoration nicht die Rede ſey, eben ſo wenig von Act- und Scenentheilung: alles iſt mit **Enter** und **Exit** abgethan. Die Einbildungskraft hat freies Spiel und man ließe ſich allenfalls die alte naive engliſche Bühne gefallen; alles geht hinter einander unaufhaltſam ſeinen ſittlich leidenſchaftlichen Gang, und man nimmt ſich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern, uns längſt bekannten Bearbeitung aber findet ſich die Abtheilung in Acte und Scenen; auch ſind Localitäten und Decoration ausgeſprochen: ob dieß von ihm oder nachfolgenden Regiſſeurs geſchehen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn.

Polonius der zweiten Bearbeitung heißt Corambis in der erſten, und die Rolle ſcheint durch dieſe Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden, beinahe Statiſten-Rollen waren erſt durch Zahlen bezeichnet: hier finden wir ſie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamſete, und ihnen einige Worte zu ſprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Poſtleuten.

Finden wir in der erſten Ausgabe ein loſe niedergeſchriebenes Sylbenmaß, ſo iſt daſſelbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie,

regulirt, rhythmiſche Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertelverſe nicht vermieden.

So viel von den offenbarſten Aeußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältniſſe wird einem jeden Liebhaber bei eigenem Betrachten zu gute kommen. Hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geiſtiger Hand zuerſt nur leicht umriſſene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weiſe, die wir als nothwendig billigen und bewundern müſſen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplificationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchſt willkommen ſind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchſt belebende Aſperſionen, leicht verbindende Zwiſchenzüge, ja ſogar bedeutende Transpoſitionen zu höchſt wirkſamem Vortrag, alles meiſterhaft, geiſtreich und empfunden, alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anſchauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der erſten Arbeit, die ohne langes Bedenken einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß wie aus dem Stegreif hingegoſſen erſcheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch ſeinem Werke ſpäterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, ſo finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslaſſung noch Abänderung; nur ſind hie und da einige allzuderbe Naivetäten ausgelöſcht.

Zum Schluſſe aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterſchiedes in dem Coſtüme des Geiſtes. Dieſer tritt zuerſt auf, wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Viſir, von ernſtem, bänglichem Geſicht, blaß und ſcharfen Blicks. So erſcheint er auf der Terraſſe, wo die Schloßwache auf und ab geht, und wo er ſeine Krieger oft mag gemuſtert haben.

Nun aber ins innerſte Gemach (Closet) der Königin verſetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Geſpräch, und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du brichſt mein Herz!

Hamlet. O wirf den ſchlechten Theil hinweg und behalte den beſſern.

Dann aber folgt: Enter the ghost in his night-gowne. (Tritt ein der Geiſt in ſeinem Schlafrock.)

Wem iſt, der das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? wem ſcheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es faſſen, wenn wir nachdenken, ſo finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerſt im Harniſch

erſcheinen, wenn er an der Wache vorüberſchreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte, wo er Kriegsmänner gemuſtert, wo er ſie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an, uns zu ſchämen, daß wir ſo lange für ſchicklich gefunden, ihn auch im innerſten Gemach der Königin geharniſcht auftreten zu ſehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derſelben Geſtalt, wie er ſonſt hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das erbärmlichſte anklagend. Male ſich dieß der einſichtige Leſer nach Vermögen aus; dieß wage eine vom Effect überzeugte Direction darzuſtellen, wenn ja Shakſpeare in ſeiner Integrität vorgeführt werden ſolle.

Zu bemerken iſt, daß bei dieſer Scene der Commentator Steevens ſchon bedenklich wird. Wenn Hamlet ſagt:

My father, in his habit as he liv'd!

Mein Vater in der Kleidung wie er lebte!

fügt der einſichtige Mann in der Note hinzu: „Meint der Dichter durch dieſen Ausdruck, daß der Vater in ſeiner eigenen Hauskleidung erſchienen ſey, ſo hat er entweder vergeſſen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte ſeine Abſicht ſeyn, bei dieſer letzten Erſcheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, ſo ein kriegeriſcher Fürſt es ſeyn mochte, blieb doch keineswegs immer geharniſcht oder ſchlief, wie man von Hago, König von Norwegen, erzählt, mit ſeiner Streitaxt in der Hand."

Auch hätte, wenn wir ſcharfſichtig genug wären, der erſte Ausruf Hamlets, als er in dieſer Scene den Geiſt erblickt:

What would your gracious figure?

ſchon belehren können. Denn es giebt nicht Worte genug auszudrücken, was Angenehmes, Anmuthiges alles die Engländer ſich unter gracious denken: gnädig und günſtig, freundlich und gütig, alles was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte zuſammengefaßt; fürwahr keine Anrede an einen geharniſchten Helden!

Ueber dieſe Zweifel ſind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der erſten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakſpeare, wie das Univerſum das er darſtellt, immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforſchlich bleibe; denn wir ſämmtlich, wie wir auch ſind, können weder ſeinem Buchſtaben noch ſeinem Geiſte genügen.

Ueber Proſerpina,

Melodram von Goethe, Muſik von Eberwein.

Weimar, Mai 1815.

Daß dieſes, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefriſchte Monodrama bei der Vorſtellung günſtig aufgenommen worden, haben ſchon einige Tagesblätter freundlichſt angezeigt. In einem beliebten Journal (Modejournal 1815, S. 226 ff.) findet man die ganze kleine Dichtung, deren ſich wohl ſchwerlich viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, ſo wie eine hinlängliche Entwickelung hinzugefügt deſſen, was bei der Vorſtellung eigentlich zur Erſcheinung gekommen und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber iſt die Abſicht, auf die Grundſätze aufmerkſam zu machen, nach denen man, bei Wiederbelebung dieſer abgeſchiedenen Production verfahren, welches ebendieſelben ſind, zu denen wir uns ſchon früher bekannt, und die uns ſo viele Jahre her geleitet, daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben ſolle, was uns das Theater der Vorzeit anbietet. Dieſes kann nur geſchehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt und ſich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber iſt der jetzige Aufſatz für Directionen geſchrieben, welche die Partitur dieſes Stücks verlangt haben oder verlangen könnten, damit dieſelben ſich in den Stand geſetzt ſehen, auch auf ihrer Bühne einen gleichen, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und ſo nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journals, der Inhalt hier vor allem andern ſeine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteſte und entſchiedenſte Weiſe klar werde.

„Proſerpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's geraubte Gattin, noch ganz im erſten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüſten Oede des Orcus, hält ſie ihren Fuß an, den Zuſtand zu überſehen, indem ſie ſich befindet. Ein Rückblick

in den unlängst verlornen läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde: sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihren Gespielinnen war; der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu seyn, unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht abhelfen, deren Freuden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung scheint sich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Verbote himmlischer Gärten; sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu genießen, die sie an alle verlassenen Freuden erinnert. Weh der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung in ihrem Innersten: Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte; sie ist die Königin der Schatten, unwiderruflich ist sie es; sie ist die Gattin des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von seinem Throne den unwilligen Besitz."

Die verschiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darstellung aufgebaut worden, sind folgende: 1) Decoration, 2) Recitation und Declamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Musik, und zwar a) indem sie die Rede begleitet, b) indem sie zu malerischen Bewegungen auffordert, c) indem sie den Chor melodisch eintreten läßt. Alles dieses wird 6) durch ein Tableau geschlossen und vollendet.

Da wir voraussetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieser Gegenstand interessirt, den oben erwähnten kurzen Aufsatz zu lesen nicht verschmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Gesagten, um die Bedeutung der verschiedenen Punkte in der Kürze möglichst klar zu machen.

1) Bei der Decoration, welche immer dieselbe bleibt, war beabsichtigt, die Gegenden des Schattenreiches nicht sowohl öde, als verödet darzustellen. In einer ernsten Landschaft, Pouſſin'schen Styls, sah man Ueberreste alter Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orcus der Alten hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten, und es daher ganz schicklich seyn möchte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erblicken zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfällt.

Diese Idee war auf dem Weimarischen Theater mehr angedeutet als ausgeführt, und hier wäre es, wo größere Bühnen unter sich wetteifern, und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchst erfreuliche Decoration aufstellen könnten.

Deutschland besaß einen Künstler, Franz Kobell, welcher sich mit Ausführung dieses Gedankens gern und oft beschäftigte. Wir finden landschaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgesäet, oder wenn man will, zusammengestellt sind, vielleicht allzureichlich; aber eben deßwegen könnten diese Zeichnungen geschmackreichen Künstlern zum Stoff und zugleich zum Anlaß dienen, die hier geforderte Decoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr schicklich und angenehm würde dabei seyn, wenn ein Theil der Scene eine verödete Villa vorstellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motivirt und mit dem Uebrigen nothwendig verbunden würden. Geistreiche Künstler fänden in dieser Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn zum Beispiel etwas erfreulich Bedeutendes entstehen müßte, wenn in Berlin unter Anleitung einer so einsichtigen und thätigen Generalintendanz die Herren Schinkel und Lütke sich zu diesem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landschaftsmalers und Architekten vereinigt angesprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrscheinlich noch befindliche Gemälde des zu früh abgeschiedenen Kaaz zu Rathe ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde eine der hier verlangten Decoration

ziemlich ähnliche Landschaft als Aufgabe den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde bei dieser Gelegenheit ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Kunstliebe und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publicums gebracht; denn nicht allein, was auf dem Theater, sondern auch was von Seiten der bildenden Kunst geleistet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchen Schauplatz Recitation und Declamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wie denn bei uns nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden in größter Mannichfaltigkeit sich einer jeden Stelle eigenthümlich anschloß, und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt; prächtige, über einander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichnen sie: aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn; in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks, und steht auf einmal blumenbekränzt wieder als Nymphe da. Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den schönsten, mannichfaltigsten Bewegungen Anlaß gebe, daß der Contrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt anmuthig überraschend sey, wird niemand entgehen und jede geschickte Schauspielerin reizen, sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen, sie fühlt ihren abgesonderten kläglichen Zustand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem sie den größten Theil der Vorstellung über ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet, und zu gar mannichfaltigem pantomimischem Ausdruck den Worten gemäß zu benutzen weiß.

Auch dieser Theil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung flossen in eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch

geſchmückte Nachen getragen wird, als die günſtige Luft, welche die Segel gelind, aber genugſam erfüllt, und der ſteuernden Schifferin bei allen Bewegungen, nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben dieſen weiten muſikaliſchen Raum, und die nahen und fernen Begränzungen deſſelben ſind lieblich ahnungsvoll ausgeſchmückt. Die melodramatiſche Behandlung hat das große Verdienſt mit weiſer Sparſamkeit ausgeführt zu ſeyn, indem ſie der Schauſpielerin gerade ſo viel Zeit gewährt, um die Gebärden der mannichfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im ſchicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimiſch tanzartige Theil mit dem poetiſch-rhetoriſchen verſchmolzen, und einer durch den andern geſteigert wird.

Eine geforderte und um deſto willkommenere Wirkung thut das Chor der Parzen, welches mit Geſang eintritt, und das ganze recitativartig gehaltene Melodram rhythmiſch-melodiſch abrundet: denn es iſt nicht zu läugnen, daß die melodramatiſche Behandlung ſich zuletzt im Geſang auflöſen und dadurch erſt volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie ſich nun dieſer Chorgeſang zur Declamation und melodramatiſchen Begleitung verhielt, eben ſo verhielt ſich zu der an einer einzelnen Geſtalt ins Unendliche vermannichfaltigten Bewegung das unbewegliche Tableau des Schluſſes. Indem nämlich Proſerpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schickſal erkennt und, die Annäherung ihres Gemahls ahnend, unter den heftigſten Gebärden in Verwünſchungen ausbricht, eröffnet ſich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erſtarrt zum Gemälde und auch ſie, die Königin, zugleich erſtarrend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war alſo gedacht und angeordnet. In der Mitte eine ſchwach beleuchtete Höhle, die drei Parzen umſchließend, ihrer Beſchäftigung gemäß, von verſchiedenem Alter und Kleidung, die jüngſte ſpinnend, die mittlere den Faden ausziehend, und die älteſte mit der Scheere bewaffnet, die erſte emſig, die zweite froh, die dritte nachdenkend. Dieſe Höhle dient zum Fußgeſtelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto ſeinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu ſeiner Rechten leer geſehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtſeite, erblickt man unten, zwiſchen Waſſerſtürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in ſchäumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher

Seiner Thäler, ſeiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit offnem heitrem Blicke;
Dieſen ſeh ich ernſter wandeln;
Und ein Andrer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf, ihr Brüder!
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten.
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten:
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,

das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, sich anstrengend, den auf der Kuppe schwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt. Und wie nun Laster und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allgemeine zieht, so hatte man hier keine besonders benannten Gestalten aufgeführt, sondern nur das allgemein Wünschenswerthe dargestellt. Wenn auf der Schattenseite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, sprach sich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß allen ein geselliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elysische Hügel empor stieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmenlusthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende im vertraulichen Wandeln; sie wurden durch kleine Kinder vorgestellt, welche gar malerisch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künstler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schattenseite zukam. Denke man sich nun Proserpina im königlichen Schmuck, zwischen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinanstaunend zu ihrem leeren Thron, so wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild nach einer kurzen Verdeckung zum zweitenmal zu zeigen, benutzte man zum Abschluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proserpina mit zugedeckt; sie benutzte die kurze Zwischenzeit, sich auf den Thronsitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufstieg, sah man sie neben ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet sitzen, und sie, die Bewegliche, unter den Schatten erstarrt. Chorgesang mit Musikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beschreibung des Gemäldes giebt zu erkennen, daß wir, dem beschränkten Raum unserer Bühne gemäß, mit einer löblichen lakonischen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei solchen Darstellungen höchst nöthig ist, weil dem Auge nur wenige Zeit gegeben wird sie zu fassen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landschaftsmaler zu Hülfe gerufen, so werden Bildhauer und Maler nun eine dankbare Aufgabe zu

lösen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können sie ein ungeheures, mannichfaltiges und dennoch auseinander tretendes, faßliches Gemälde darstellen. Die Grundzüge sind gegeben, wobei wir gestehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufdrang, anzubringen und einzuschalten.

Und so wären denn die Mittel klar auseinander gelegt, deren man sich bedient hat und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effect hervorzubringen.

Das deutsche Theater besitzt viele kleine komische Stücke, welche jedermann gern wiederholt sieht; schwerer und seltener sind kurzgefaßte Tragödien. Von den Melodramen, denen der edle Inhalt am besten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne noch manchmal vorgestellt; die Zahl derselben zu vermehren dürfte daher als ein Verdienst angesehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches sich in idyllischen, heroisch-leidenschaftlichen, tragischen Motiven immer abwechselnd um sich selbst herumdreht, konnte seiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche seit seiner Entstehung die deutsche darstellende Kunst erworben, ihm zu Gunsten anzuwenden. Die landschaftliche Kunst hat sich in diesen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Ansicht wirklicher Gegenstände (veduta) zur höhern, ideellen Darstellung erhoben. Die Verehrung Poussins wird allgemeiner, und gerade dieser Künstler ist es, welcher dem Decorateur im landschaftlichen und architektonischen Fache die herrlichsten Motive darbietet.

Recitation und Declamation haben sich auch gesteigert und werden immer ins Höhere reichen können, wenn sie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verstehen. Schöne, anständige körperliche Bewegung, an die Würde der Plastik, an die Lebendigkeit der Malerei erinnernd, haben eine Kunstgattung für sich begründet, welche ohne Theilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß sich gleichfalls schon auf die Tragödie erstreckt.

Eben so ist es mit den Tableaux, mit jener Nachbildung eines gemalten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und Dreikönigen an und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat. Ein solches Bild,

nicht einem andern Bilde nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschehen, hat man hier angebracht, und an das Stück dergestalt geschlossen, daß dieses dadurch seine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Componisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

Zu Schillers und Ifflands Andenken.

Weimar, den 10. Mai 1815.

In diesen letzten Wochen erinnerte man sich allgemein zweier abgeschiedenen vortrefflichen Männer, welchen das deutsche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienste noch dadurch erhöht werden, daß sie von Jugend auf in dem besten Vernehmen eine Kunst gefördert, zu der sie geboren waren. Bemerklich ist hierbei, daß der Geburtstag des einen nicht weit von dem Todestag des andern falle, welcher Umstand zu jener gemeinsamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26. April geboren, welchen Tag das deutsche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden. An einem Tage daher ward auf dem Großherzoglichen Weimarischen Theater das Andenken beider Männer dramatisch erneuert; und zwar geschah es folgendermaßen.

Die beiden letzten Acte der Hagestolzen wurden aufgeführt; sie können gar wohl als ein Ganzes für sich angesehen, als eines der schönsten Erzeugnisse Ifflands betrachtet werden, und man durfte um so eher diese Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut besetzt und sorgfältig dargestellt, immerfort bei uns einer besondern Gunst genießt.

Der Schluß des letzten Actes ging unmittelbar in ein Nachspiel über, welches, in Versen gesprochen, sogleich den Ton etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen auf eine läßliche Weise wieder zur Sprache und wurden freundlich beschwichtigt, so daß zuletzt Margareta, ihre Persönlichkeit nicht ganz verläugnend, in einen Epilog höhern Styls übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen aussprach.

Hierauf ward Schillers Glocke nach der schon früher beliebten Einrichtung vorgestellt. Man hatte nämlich diesem trefflichen Werke, welches auf eine bewunderungswürdige Weise sich zwischen poetischer Lyrik und handwerksgemäßer Prosa hin und wieder bewegt, und so die ganze Sphäre theatralischer Darstellung durchwandert, ihm hatte man ohne die mindeste Veränderung ein vollkommen dramatisches Leben mitzutheilen gesucht, indem die mannichfaltigen einzelnen Stellen unter die sämmtliche Gesellschaft nach Maßgabe des Alters, des Geschlechts, der Persönlichkeit und sonstigen Bestimmungen vertheilt waren, wodurch dem Meister und seinen Gesellen, herandringenden Neugierigen und Theilnehmenden sich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechanische Theil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernste Werkstatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verschwinden desselben in die Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geschmückt erscheint, das alles zusammen giebt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke schwebt so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog, revidirt und mit verändertem Schlusse vorgetragen, und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werthen Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Madame Wolff recitirte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, so wie Madame Lortzing in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. Man hatte die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.

Nachspiel zu den Hagestolzen.

Erste Gruppe.

Margareta. Der Hofrath. Therese. Die beiden Kinder.

Margareta.

Aus werther Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und festlich prangt er mir im schlichten Haar;
Als hohe Braut komm ich einhergegangen,
Die gestern noch ein armes Mädchen war.
Bald schmückt mich reicher Stoff und goldne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Befohlne dar,
Die niedre Kammer tausch' ich um mit Zimmern,
Wo Decken strahlen, wo Tapeten schimmern. —
Und werd' ich dann mich selber noch erkennen?
Bin ich dann auch so froh, so brav, so gut?

(Zu Theresen.)

Wirst du mich dann auch noch Margreta nennen?

(Zu den Kindern.)

Und Bärbchen, Paul, seyd ihr mir dann noch gut?
Soll ich es je, jemals vergessen können,
Daß ich aufs Feld ging mit dem Schnitterhut?

(Zum Hofrath.)

Dann hast du dir die rechte nicht erlesen,
Dann bin ich — nein! — Margreta nie gewesen!

(Sie verbirgt sich in die Arme des Hofraths.)

Hofrath.

So recht! In des Mannes Arme
Flüchte sich das bange Weib,

Daß ihr sanftgeschmiegter Leib
An der starken Brust erwarme.

Margareta (zum Hofrath)

Und werd' ich deiner Hoffnung auch entsprechen?
Sieh mich noch einmal an! Gefall' ich dir,
Mit jenem Wasserkrug, mit jenem Rechen,
Mit diesem Mieder, ohne Putz und Zier?
Und wirst du dann auch freundlich zu mir sprechen,
Wenn es nun fest ist zwischen dir und mir?
Bedenke dich! für mich sey ohne Sorgen!
Denn wie ich heute bin, so bin ich morgen.
Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte,
Wir halten Wort auf unsrer stillen Flur;
Die treue Liebe wohnt in unsrer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.

(Zu Thereſen)

Nicht wahr, o Schwester? Auch in deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe segensvolle Spur!
Das wunderseltne Bild beglückter Ehen,
Bei euch hier hab' ich's oder nie gesehen.
O daß es mich, auch dorthin mich begleite,
Wo sich das Leben wilder nun bewegt,
Wo Häuser streben in die Höh' und Weite,
Wo sich der Lärm auf lauten Märkten regt!

(Zum Hofrath.)

Dann, Lieber, rette dich an meine Seite,
Zu ihr, die dich im treuen Herzen trägt,
Die sich dir ganz und ewig hingegeben!
So gehn wir fest umschlungen durch das Leben.

Thereſe.

Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen ist!
Auf einmal so anders! Margreta du bist —

Hofrath.

Gute Frau, laß sie gewähren!
Was sie spricht, ist Silberhall

Aus der Harmonie der Sphären,
Die im unermeßnen All
Ihren hohen Meister loben.
Ja, auch mich, den ernsten Mann,
Drängt, was ich nicht nennen kann,
Mächtig, wunderbar nach oben.
Und wie man von Bergeshöhen
Pflegt ins niedre Thal zu sehen,
Hier das Dörfchen, dort die Au,
Weiterhin die grünen Streifen,
Die in braune Felder schweifen,
Fern der Berge Nebelgrau:
Also trägt uns oft das Leben
Ueber Menschenthun und Weben,
Wie auf unsichtbaren Thron,
Und wir schaun — uns hebt der Glaube
Haupt in Wolken, Fuß am Staube,
In die tiefe Region.
Vor mir ausgebreitet blühet
Reiche, herrliche Natur;
Das Unendliche durchglühet
All' und jede Creatur.
Segen denen, die gefunden
Früher Liebe Rosenstunden!
Früher Ehe Vaterglück
Schaut ins Leben gern zurück.
Aber auch in späten Tagen,
Wie wir selbst es heute wagen,
Wenn sich's gattet, wenn's geräth
Immer ist es nicht zu spät.
Aber die, gebeugt durch Schmerzen,
Abgesagt dem holden Bund,
Und, von Schicksalsschlägen wund,
Ausgelöscht der Hochzeit Kerzen,
Diesen armen Pilgern Friede,
Bis sie einst der Wallfahrt müde,

Eingehn in gesell'ge Ruh,
Den verklärten Höhen zu!

Margarete.

Nicht doch! wer wird so traurig reden?
Schon fühl' ich mir's naß in die Augen treten.

Hofrath.

Wenn Thränen in den Augen stehn,
Scheint Erd' und Himmel doppelt schön.

(Er geht langsam mit Margareten nach dem Hintergrund.)

Paul.

Mutter, was mag dem Fremden fehlen?

Therese.

Es macht, er ist Margreten so gut.

Paul.

Das wundert mich, daß ihm das wehe thut.

Therese.

Ich will es euch ein andermal erzählen.
Wenn ihr groß seyd, wird es euch auch so gehn.

Bärbchen.

Komm, Paul, wir wollen Stupböckchen sehn!

(Sie springen fort.)

Zweite Gruppe.

Therese und Linde.

Linde.

Heisa! wie das hüpft und springt!

Therese (wie in Gedanken).

Gott gebe nur, daß es gut gelingt!

Linde.

Was denn?

Therese.

Die Heirath mit Margreten.

Linde.

O ja! Warum nicht?

Therese.

Soll ich reden?

Linde.

Ei freilich! Therese, ich höre dich gern.

Therese.

Siehst du, ich habe nichts wider den Herrn.
Er ist so artig, so mild und gut:
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;
Man kann mit ihm sprechen, man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen;
Selbst der in der Wiege, der kleine Dieb,
Lacht, wenn er ihn sieht und hat ihn lieb.
Aber das lass' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf passt nimmer zu der Stadt;
Und wo Reich und Arm sich gesellet hat,
Da will sich's nicht schicken und bequemen.

Linde (ihr die Hand reichend).

Nun, nach Reichthum haben wir nicht gefreit.

Therese (einschlagend).

Der größte Schatz ist Genügsamkeit;
Dann Gesundheit dazu und tüchtiges Streben:
So hat man immer genug zu leben.
Und kurz und gut, Vornehm und Gering
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das ist ein uralt weislich Ding:
Wer in die Sonne blickt, wird erblinden,
Und wer ein niederes Loos empfing,
Der soll sich nicht Hohes unterwinden.
Wie manchmal hast du mir Geschichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmuth quält,
Nach fernen Inseln die Anker lichten,
Um nicht zu Hause den Acker zu baun;
Wie sie all' ihre Hoffnung und sich dazu

Wie ſie ſingen, wie ſie dichten
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantaſien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die ſich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchöngefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder,
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.

Doch die eine
Geht alleine,
Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,
Was im ſtillen Morgenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet:

Den wilden Meeren anvertraut,
Statt daheim zu bleiben in sichrer Ruh':
Sie sind reich geworden, und sind — verdorben,
Und sind zuletzt noch in Armuth gestorben.

Linde.

Und das alles fällt dir ein,
Weil Margreta nach der Stadt will frein?

Therese.

Unsre Hütte sey unser Hochzeitsaal!
Wir, Fritz, wir bleiben in Fallendal;
Statt Prunkgemächer, statt Sammt und Seide
Sind unsre Kinder unsre Freude.

Linde.

Wir stärken uns immer an unsern Lieben!
Ach ja, das Leben ist doch schön!
Ich wollte, du wärst nicht heim geblieben;
Du hättest sollen mit mir gehn.
Siehst du, es ist dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig es sieht's ein Auge gern;
Getreide mannshoch allerwegen!
Heuer, Therese, blinkt unser Stern:
Die Aehren so dicht, so reich und schwer;
Es wallt und wogt wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln sind doch sämmtlich im Stand?

Therese.

Schon vorige Woche.

Linde.

Willkommne Zeit!
Und fröhliche Menschen zum Wirken bereit.

(Als sie den Geheimerath und Hofrath kommen sehen, gehen sie ins Haus.)

Dritte Gruppe.

Der Geheimerath Sternberg und der Hofrath.

Sternberg.

Nein, theurer Freund, es ist wohl bedacht;
Ich bleibe bei euch nicht über Nacht.
Beruhigung mit heitern Mienen
Ist mir in freier Luft erschienen:
Auch mich lehrt dieser schöne Tag,
Was ich zu meinem Glück vermag.

Hofrath.

Wo soll's denn hin?

Sternberg.

An meine Geschäfte.

Hofrath.

Immer nur wieder geschriebnes Wort!

Sternberg.

Fleiß im Beruf giebt neue Kräfte.

Hofrath.

Du lieſest —?

Sternberg.

Acten —

Hofrath.

Von Raub und Mord.

Sternberg.

Nicht immer.

Hofrath.

Von gebrochner Pflicht.

Sternberg.

Wir stellen sie her.

Hofrath.

Wie lange?

Sternberg.

Bis sie wieder bricht.

Hofrath.

Ihr betrügt euch ums Leben.

Sternberg.

Gemach, wir sind

Für Thränen —

Hofrath.

Hart.

Sternberg.

Für Bitten —

Hofrath.

Taub.

Sternberg.

Für der Unschuld flehende Blicke —

Hofrath.

Blind!

Was habt ihr von euern Acten?

Sternberg.

Staub!

Doch wie aus Gartenstaub hervor,
Blüht uns auch hier ein schöner Flor.
Mein Freund! ein ganzes langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben
Für Fürst und Staat, für Recht und Pflicht:
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geschäft in Ehren!
Es ist ein Balsam für das Herz;
Nicht tödten will es und zerstören.
Es glänzt nicht, fliegt nicht sonnenwärts:
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
In Staub von Acten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu sänftigen die Leidenschaft;
Und was das blanke Schwert entrafft,
Man muß den Actenstaub citiren,
Der es stillwirkend wiederschafft.

Hofrath
(der ihm mit ſteigendem Vergnügen zuhört)

Ei, ſieh doch! ſchön! für deine Wunden
Iſt die Arznei mit einmal gefunden!
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht
Mit Blumen den irdiſchen Pfad umflicht,
Um den iſt's ſo traurig nicht beſtellt.
Wir theilen uns alſo in die Welt:
Auf dem Lande, wie in der Stadt,
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Die Vorigen. Margareta.

Hofrath.

Du biſt nicht heiter, wie es ſcheint;
Ich glaube gar, du haſt geweint?
Wie iſt das möglich, liebes Kind?
O ſag', erkläre dich geſchwind!

Margareta.

Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,
Mir kommt's auf einmal in den Sinn,
O! dacht' ich, könnt' ich ſie vereinen,
Das wäre herrlicher Gewinn,
Daß die Geſchwiſter ſich verſöhnten,
Und ſo das Feſt mit Liebe krönten.
Ich lief und ſah: der ſchwere Wagen,
Er war im Hohlweg umgeſchlagen.
Schon dacht' ich, alles iſt zerbrochen:
Auch kam Mamſell herausgekrochen:
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erſt, nun eilſt du dich!
Und mir gelang's ſie zu erreichen.
Das Möglichſte, ſie zu erweichen,

That ich gewiß. Zurückzukehren
Und ich sie ein: ich sprach im Drang
Zu deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir alles nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutscher Valentin dabei:
Sie hatten ihn hinausgeschoben,
Und Rad und Achse war nun frei.
Da brach es los, ihr heftig Schelten:
Ich sollte nun für gar nichts gelten:
Man sah, sie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene
Hieß sie zuletzt mich eine Trine:
Das hat mich gar zu sehr betrübt!

Hofrath.

Es scheint des Himmels eignes Wollen,
Daß sich nicht alle lieben sollen:
Deßhalb denn immer Zank und Zwist
Unter Großen und Kleinen ist.
Wenn zwischen leiblichen Geschwistern
Gar oft die schlimmsten Geister flüstern,
Wenn Väter, Mütter, Männer, Frauen,
Sich oft mit scheelem Aug' beschauen,
Wenn zwischen Eltern gar und Kindern
Unmöglich ist Verdruß zu hindern:
So können wir uns nur betrüben,
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg.

Dann suchen wir in manchen Fällen
Ein gut Vernehmen herzustellen;
Und fühl' ich diesen reinen Trieb,
Dann sind mir erst die Acten lieb.
Wenn statt zu schelten ich belehre,
Wenn statt zu strafen ich bekehre,
Wenn statt zu scheiden ich versöhnt:
Hab' ich den Himmel mir erfröhnt.

Margareta.

Da 's in der Welt nicht anders iſt,
So muß ich es wohl leiden,
Wenn du nur immer liebend biſt,
Und wir uns nimmer ſcheiden.

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen. Bärbchen und Paul, ſodann Wachtel, Thereſe und Linde.

Paul.

Schweſter, haſt du ſo was geſehn?
Der Herr darin, der weiß zu kochen!

Bärbchen.

Ich denke mir, es ſchmeckt recht ſchön:
Wie ſchön hat es nicht ſchon gerochen!

Wachtel (unter der Thüre).

Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung ſchnell! das Feſt geht an!

(Die Kinder ins Haus, Margareta, Hofrath und Sternberg treten an die Seite; ländliche Muſik hinter der Scene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat, Thereſe trägt die Paſtete, alsdann folgt Wachtel mit der Caſſerolle. Linde ſchließt mit einem übermäßig großen Brod. Nach einem Umzug ſtehen ſie folgendermaßen:)

Wachtel. Bärbchen. Sternberg. Margareta. Hofrath. Paul. Thereſe und Linde.

(Die Muſik ſchweigt.)

Wachtel.

Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.

Paul.

Ich trage Braten.

Bärbchen.

Ich Grünigkeiten.

Thereſe.

Es wird noch immer ſtädtiſch enden;
Paſtete trag' ich auf den Händen.

Linde.

Sey's, wie ihm wolle, keine Noth!
Hausbacken, tüchtig iſt mein Brod.

Wachtel.

Doch wie zuletzt aus der Caſſerolle
Ein Süßchen ſich entwickeln ſolle,
Das iſt mir nur allein bewußt:
Das Kochen gielt mir Eſſensluſt.
(Auf die Caſſerolle deutend.)
Und hier verkältet ſich's bereits!
Geſchwind! empfehlt euch allerſeits!

(Sie verneigen ſich. Muſik; ſie ziehen in voriger Ordnung ab. Margareta zuletzt zwiſchen Hofrath und Sternberg. Nahe an der Coulisſe begrüßt ſie dieſe, läßt ſie abgehen. - Sie tritt hervor; die Muſik ſchweigt.)

Margareta

(ohne völlig aus ihrem Charakter zu treten, mit ſchicklicher Faſſung, gegen das Publicum gewendet).

Wohl jeder Kunſt, auch unſrer bleibt es eigen,
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indeſſen ſie ein Ernſteres verſteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn ſelbſt aus leichtgeſchlungnen Tänzen,
Aus bunten froh geſchwungnen Kränzen
Die ernſtere Bedeutung ſpricht:
Verehrte! ſo entging euch nicht
Die Dämmerung in unſerm Licht:
Ja, durch das ganze heitre Spiel
Hat ſich ein ſchmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurch geſchlungen.
Noch ſind die Töne nicht verklungen,
Die oftmals eure Huldigungen
Zu lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unſer unerreichter Meiſter,
Von ſeinem Genius bewegt,
Vor euch und uns das Reich der Geiſter
In ſeiner Kunſt zur Schau gelegt.
Auch dieſe Bretter haben ihn getragen,

Auch dieſe Wände haben ihn geſehn.
Hier ſchien, wie einſt in fabelhaften Tagen,
Selbſt Erz und Marmor lebend zu erſtehn,
Der Eichenwald aufhorchend mitzugehn,
Wenn der bekränzte Liebling der Kamöne
Der innern Welt geweihte Gluth ergoß,
Und jeder Zauber leichtberührter Töne
Melodiſch ihm von Herz und Lippe floß.
Denn mächtig iſt des Mimen heitre Kunſt!
Nicht bloß dem eitlen Sonnenblick der Gunſt
Will ſie die Blüthen holder Schöpfung bringen,
Zur höchſten Sphäre wagt ſie's aufzudringen.
Der gotterfüllten Pythia Entzücken
Umweht auch ſie in ſchönern Augenblicken!
Sie höret rauſchen in Dodona's Hain,
Weiß Prieſterin, weiß Muſe ſelbſt zu ſeyn!
Sie küßt den Genius mit heißer Lippe,
Und ihren Durſt erquicket Aganippe.
Auf ſtummer Leinwand athmet zart und mild
In bunter Farben Glanz ein leblos Bild;
Man ſieht gebundnen Geiſt und ſcheinbar Leben
Des rohen Steines edle Form umgeben:
Der Dichtung, ja des Tonreichs ſchöne Träume
Entzücken uns in körperloſe Räume.
Doch ſoll des Menſchen innres Thun und Walten
Sich friſch und ganz lebendig ſich entfalten,
Zum Worte ſich, zur kühnen That geſtalten:
Solch regſam Bild, ſolch täuſchungsvolles Seyn
Lebt in des Mimen Spiel allein.
Die ganze Welt liegt ſeinem Thun zum Grunde;
Die Künſte ſämmtlich fordert er zum Bunde.
Ihr habt ein reizendes Idyllenleben
Vor eurer Phantaſie vorüberſchweben:
So träumt man von arkadiſchen Gefilden,
So pflegt man ſich ein Tempe auszubilden,
Wo, von des Abends Düften lind umweht,

Die Unschuld sich im heitern Licht ergeht,
Als nachbarlich den heil'gen Regionen,
Wo fromme Seelen mit einander wohnen.
Und in der That! des Abgeschiednen Geist
Hat sich in dem, was heut nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgesprochen:
Es ist ein zierlich Malerstück, das dreist
Zur niederländ'schen Schule sich gesellt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,
Wo kleiner Züge lebensvolle Klarheit
Die höchste Kunst verbirgt in milder Wahrheit.
Und doch war keins von uns dem andern gleich.
Das Leben ist so mannichfach, so reich,
Der Mensch nimmt so verschiedenart'ge Richtung,
Daß auch im heitern Abendspiel der Dichtung
Sich der Gemüther Wettkampf soll entspinnen.
Wie aber alle Bäche, groß und klein,
Doch in den Ocean am Ende rinnen,
So faßt mit Glück der dicht'rische Verein
So Freund als Feind in seinen Plan hinein,
Den Feld- und Wiesenblumen zu vergleichen,
Die sich zerstreut mit hundert Farben schmücken,
Zum Strauß gebunden aber euern Blicken
Sich erst empfehlen und behaglich zeigen.
So hielt er uns, so hält er uns zusammen!
So werd' er lange noch von euch verehrt!
Er steigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und seine Farben glänzen unversehrt:
O! wie er hoch im reinen Aether schwebet,
Und seine Schwingen regt und mächtig kreist!
Er ist entschwunden! — Huldigt seinem Geist,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet.

Ueber die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken.

1816.

Das festliche Nachspiel zu den Hagestolzen Ifflands haben unsere Leser selbst beurtheilt; über dessen Entstehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht Einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit (größtentheils von P. B. Pencer), wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist zum Beispiel die Fortsetzung des Vorspiels: Was wir bringen, zum Andenken Reils in Halle aufgeführt, gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im August 1814, unserm gnädigsten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf die Cultur unseres Vaterlandes steht, vollkommen angemessen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen allgemein übereinstimmend verbreitet ist, so wie die Gabe sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig Statt: denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist, und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man sich über die Art und Weise, wie es zu sagen sey, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei sich das Interesse der Mitarbeitenden leichter entzweien könnte.

Schließt sich nun, wie es hier geschehen, die neue Arbeit an eine ältere schon vorhandene unmittelbar an, so wird man sich noch leichter über den Plan vereinigen, ja sich in Scenen theilen, je nachdem sie dem einen oder dem andern zusagen. Hieraus entstehen unzuberechnende Vortheile.

Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.
Und ſie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert ſich in die Felder.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe, geh' ihr ſtill entgegen!

Doch was hör' ich? Welch' ein Schall
Ueberbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schrein?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt ins Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſ't im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.

Jeder Künstler bildet sich in sein Kunstwerk hinein, und so muß auf die Länge (und wer wird sich nicht gern aufs längste seines Talents erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewisse Einförmigkeit entstehen; weßhalb denn der Zuschauer und Zuhörer, wenn er sich immer in allzubekannter Gesellschaft findet, endlich ohne Theilnahme bleibt, und wohl gar gegen das schönste Talent ungerecht wird. Verbinden sich aber mehrere, in demselben Sinn und Geist zu arbeiten, so entsteht unmittelbar eine größere Mannichfaltigkeit: denn die innigsten Freunde sind oft der Richtung und Liebhaberei nach ganz verschieden, sie leben in entgegengesetzten Wirkungs- und Luftkreisen, auf welche sich Begriffe, Gefühle, Anspielungen und Gleichnisse beziehen; woraus denn eine Fülle entspringen kann, die auf anderem Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben schon angeführten Gründen, schickt sich zu Gelegenheitsgedichten diese Art zu arbeiten am allerbesten, vorzüglich auch weil hier keine selbstständigen, dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen. Aber auch dieses ist nicht so unbedeutend, wie es scheinen möchte, da auf dem deutschen Theater solche Gelegenheiten oft genug vorkommen, und aufgeweckte Geister, die sich einmal verbunden hätten, dergleichen Anlässe lebhaft ergreifen, ja wohl gar selbst erschaffen würden.

Nach unserer Ueberzeugung giebt es kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung, als das Zusammenarbeiten überhaupt, besonders aber zu theatralischen Zwecken, wo, nachdem sich Freunde beredet, gestritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeschlossen, zuletzt bei öffentlicher Darstellung die Aufnahme, welche das Publicum gewährt, den Ausschlag entscheidet und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieses, besonders in größeren Städten, wo dergleichen Versuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die selbstständigsten Stücke den günstigsten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an sein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er sich bei Zeiten zu frischen jungen Männern gesellt, und sich aus seiner immer mehr sich verdüsternden Lebensansicht in Gesellschaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgesagten schon Zweifel und Tadel befürchten, so könnte ich bekannte Schauspieldichter nennen (niemand erräth sie und sie wunderten sich selbst, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn sie mit reagirenden Freunden in Gesellschaft treten wollten, sich

um die deutsche Bühne sehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemischen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen-, sondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundeskreisen, wo nur Ein Sinn und Ein Ton herrscht, möchte für diese Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten diese meine Worte einige Wirkung hervorbringen, so würde ich sehr gerne meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein solcher poetischer Gemeingeist möglich und denkbar sey.

In Deutschland wird auf alle Fälle der Vorschlag weniger Ausübung finden, weil der Deutsche isolirt lebt und eine Ehre darin sucht, seine Individualität originell auszubilden. Ein merkwürdiges Beispiel, wie einzeln der Deutsche in ästhetischen Arbeiten dasteht, zeigt sich daran, daß bei der größten, ja ungeheuersten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit Einem Sinn und Muth wirkte, und mit verschlungenem Bestreben, ohne irgend eine Rücksicht das höchste Ziel erreichte, daß in diesem Augenblick die Mehrzahl der deutschen Dichtenden nur immer einzeln, mit persönlichem Bezug, ja egoistisch auftrat. Es kann sich unter der Masse jener Gedichte, uns unbewußt, Einiges befinden, wie wir es wünschen; uns aber ist nichts zu Gesicht gekommen, wo sich Paare, wie Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Castor und Pollux, verbunden hätten, um Ernst und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugsinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsspiels poetisch oben zu halten. Am wünschenswerthesten wäre es gewesen, wenn Chöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabtheilungen zusammenfochten, sich beredet hätten, der Nachwelt ein wunderſames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlassen. Wäre in Deutschland ein wahrhaftes freies Zusammenarbeiten von verschiedenen Talenten im Gange gewesen, so hätte es auch hier sich gewiß auf das glänzendste gezeigt.

Wie sollte aber sogleich nach Jahren des Drucks, wo man sich in weiteren und engeren Kreisen auf jede Art zu verwahren suchte, und in Verbindung mit andern wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein solches freyes und freies poetisches Zusammenleben stattfinden? Vielleicht giebt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Bestreben, nach unsern friedlichen Wünschen, auch solchem dichterischen Beginnen eine glückliche Wendung.

Berliner Dramaturgen.

Wunsch und freundliches Begehren.

1823.

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude-Spenerischen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen, und besonders auf die Notizen und Urtheile, das Theater betreffend, ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehreren Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt, und, wie er von sich selbst sagt, „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduciren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können."

Und wirklich, er ist zu beneiden, daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher, frischer und unbefangener Theilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre, reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut, wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander steht, und dadurch ein sinnlich geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte, mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwei Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant, die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst, zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem

Interesse der Partei, der er zugethan ist. Eine solche Sammlung kommt uns dießmal nun im ästhetischen Sinne zu Statten, indem wir bei früher eintretendem Abend von jenem Termin an bis auf den letzten Tag den Theaterartikel wieder durchlasen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne nach einem gefertigten Auszug das Ganze wieder theilweise vornehmen, die Consequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben bei wieder abnehmenden Tagen studiren und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich, diesen Vorsatz durchführen zu wollen; wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deßhalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer möchten mit frischen Lettern auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach, und auch wohl wiederholt, in mannichfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter, wahrer Genuß an den Productionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbefleckten Gerechtigkeit, mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweiten Gastrollen der Madame Neumann; sie thun sich so zierlich und liebenswürdig hervor, als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch alte und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben, den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist, jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler, seinem Naturell sich völlig überlassend, ohne besonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunst sich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegensatz finden wir den Bericht des würdigen Jenisch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beschaffen gewesen, und wie der sogenannte Conversationston zuletzt in ein so unverständiges Murmeln und Lispeln ausgelaufen, daß man von den Worten des Drama's nichts mehr verstehen können und sich mit einem nackten Gebärdenspiel begnügen müssen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an und zeigt, wie auf dem Wege, welchen Wolffs, Devrients, Stichs wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sey, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler den Begriff von der Kunst sich erwerben müsse.

Möchten diese und tausend andere fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierzigsten Stück und folgenden der Haude-Spenerischen Berliner Nachrichten finden wir unsern Theaterfreund und Sinnesgenossen sehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geistreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren, und ein billiger Raum seinen gehaltvollen Worten gegönnt seyn! Uebrigens wird er sich keineswegs irre machen lassen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenstand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden, und wenn gar niemand seiner Meinung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert, wie über das Theater, auch über das Publicum seine Meinung zu sagen; ich kann ihm hierzu nur unter gewissen Bedingungen rathen. Das lebende Publicum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken soll; er mag noch so wunderliche Wege gehen, so kommt er doch endlich wieder ins Bette.

Indessen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn sie dem Einsichtigen zusagen und ihn zu gewissen Mittheilungen bewegen, von dem besten Erfolg für uns und andere seyn werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematiſches.

Was über ſie ſchon ausgeſprochen worden.

Ihre Eigenſchaften, Herkommen, Berechtigungen.

Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurückzunehmen.

Merkwürdig iſt ihr Vor- und Fortſchreiten.

Gegenwärtige ſchwierige Lage.

Zwiſchen zwei Theatern.

Gerechtigkeit gegen beide.

Schonung beider.

Reine, ruhige Theilnahme ihr Element, aus dem ſie ſchöpfen.

Schonung überhaupt demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.

Denn er darf ja das Gegenwärtige nicht gewaltſam zerſtören. Aufmerkſam ſoll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er ſelbſt dafür hält.

Das iſt in Deutſchland jetzt nicht ſchwer, da ſo viel verſtändige, hochgebildete Menſchen ſich unter den Leſern und Schriftſtellern befinden.

Wer jetzt das Unrecht will oder eine unrechte Art hat zu wollen, der iſt bald entdeckt und von einflußreichen Menſchen wo nicht gehindert, doch wenigſtens nicht gefördert. Er kann ſich des Tages verſichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tiecks dramaturgische Blätter.

Gar mannichfaltige Betrachtungen erregte mir dieß merkwürdige Büchelchen.

Der Verfasser, als dramatischer Dichter und umsichtiger Kenner das vaterländische Theater beurtheilend, auf weiten Reisen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anschauung unterrichtet, durch sorgfältige Studien zum Historiker seiner und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine gar schöne Stellung zum deutschen Publicum, die sich hier besonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß, und was sich sonst aufzuheben pflegt, vereinigt sich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Mir erregte dieser Dichter bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb, die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch sehr gerne antreffe, ist, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantastbarkeit Shakspeare's auftritt, und ihn ohne Redaction und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als Einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakspeare'schen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherschweifende abzulehnen, so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz recht: denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält,

und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich wegen der gleichsam nur einmal zu erfüllenden Bedingung auf dem Repertoir nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm seyn, daß dergleichen hie und da abermals versucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht loswerden soll, so ist es heilsam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objecte hinrichtet, wenn sie sich bestrebt, ein abgeschiedenes großes Vergangene ernst und harmlos in der Gegenwart wieder darzustellen. Nun sind Schauspieler so gut wie Dichter und Leser in dem Falle nach Shakspeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eigenen innern, wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuschließen.

Habe ich nun in vorstehendem den höchst schätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zustimmung gegeben, so bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie zum Beispiel „daß die Lady Macbeth eine zärtliche, liebevolle Seele und als solche darzustellen sey“ von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfassers wahre Meinung, sondern für Paradoxien, die in Erwägung der bedeutenden Person, von der sie kommen, von der schlimmsten Wirkung sind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beispiele vorgetragen, daß ein Schauspieler der sich selbst kennt, und seine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einstimmung findet, sie auf eine kluge Weise beugt und zurechtrückt, damit sie ihm passe, dergestalt daß das Surrogat, gleichsam als ein neues und brillantes Bildwerk, uns für die verständige Fiction entschädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dieß zwar müssen wir gelten lassen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauspieler Andeutungen giebt, wodurch er verführt wird, die Rolle in eine fremde Art und Weise gegen die offenbare Intention des Dichters hinüber zu ziehen.

In gar manchem Sinne ist ein solches Beginnen bedenklich; das Publicum sieht sich nach Autoritäten um und es hat Recht. Denn thun wir es nicht selbst, daß wir uns mit Kunst- und Lebensverständigen in Freud und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, suche sie billig durch fortwährendes

Hinweisen auf das Rechte, als ein unverletzliches Heiligthum, zu bewahren.

Tiecks Entwickelung der Piccolomini und des Wallensteins ist ein bedeutender Aufsatz. Da ich der Entstehung dieser Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, so bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das als eins der vorzüglichsten, nicht allein des deutschen Theaters, sondern aller Bühnen, doch in sich ungleich ist, und deßhalb dem Kritiker hie und da nicht genug thut, wenn die Menge, die es mit dem Einzelnen so genau nicht nimmt, sich an dem ganzen Verlauf nothwendig entzücken muß.

Die meisten Stellen, an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tödtenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus. Unsere Correspondenz, welche die Umstände, unter welchen Wallenstein geschrieben worden, aufs deutlichste vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigsten Betrachtungen veranlassen und unsere Aesthetik immer enger mit Physiologie, Pathologie und Physik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menschen sowohl als ganze Nationen, die allgemeinsten Weltepochen so gut als der heutige Tag unterworfen sind.

Calderons Tochter der Luft.

De nugis hominum seria veritas
Uno volvitur assere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menschlicher Thorheiten hohen Styls über Theaterbretter hervorgeführt werden sollte, so möchte genanntes Drama wohl den Preis davon tragen.

Zwar lassen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunstwerks dergestalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegentritt, für das Allerbeste halten und erklären; doch kann dieß niemals zum Schaden gereichen: denn wir betrachten ein solches Erzeugniß liebevoll um deste näher und suchen seine Verdienste zu entwickeln, damit unser Urtheil gerechtfertigt werde. Deßhalb nehme ich auch keinen Anstand, zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert, seinen hohen Geist und klaren Verstand verehrt habe. Hierbei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenstand vorzüglicher ist, als ein anderer seiner Stücke, indem die Fabel sich ganz rein menschlich erweist und ihr nicht mehr Dämonisches zugetheilt ist, als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberschwängliche des Menschlichen sich deste leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur sind wunderbar, alles übrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, gilt von allen unseres Dichters. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keineswegs: er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja kretterhaft; was wir Illusion heißen, besonders eine solche die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur: der Plan liegt klar vor dem Verstand; die Scenen folgen nothwendig, mit einer Art von Balletschritt, welche kunstgemäß wohlthut und auf die Technik unserer neuesten komischen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive sind immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedingnisse

Und Metall
Rauher Schall
Grellt ins Ohr.
Wer sie hört
Wird gestört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer sie sieht.

Ach, die Büsche sind geknickt!
Ach, die Blumen sind erstickt
Von den Sohlen dieser Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen!
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft sie uns verjagen,
Wenn er unsre Schmerzen sieht;
Und uns Waffen
Zu verschaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel
Prasseln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt sie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieser Brut entgegen,
Und vertreib' aus unsern milden
Himmelreinen Luftgefilden
Diese Fremden, diese Wilden!

aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren grossen poetischen Gang, die Zwischenscenen, welche menuetartig in zierlichen Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialektisch, sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden erschöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen hausbackener Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf Antheil und Neigung Anspruch machen sollte, sie alsobald, wo nicht gar schon im voraus, zu zerstören droht.

Nun gesteht man bei einigem Nachdenken, daß menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprünglicher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art aufs Theater bringen lassen, sie müssen schon verarbeitet, zubereitet, sublimirt seyn; und so finden wir sie auch hier. Der Dichter steht an der Schwelle der Uebercultur, er giebt eine Quintessenz der Menschheit.

Shakspeare reicht uns im Gegentheil die volle, reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere geniessen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegohrenen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rectificirten Weingeist, mit manchen Specereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen wie er ist, als schmackhaftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn, leider! sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genöthigt, düsterm Wahn zu fröhnen und dem Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weßhalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie dieß der Fall mit der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavannah gar wohl seyn möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen; es sey für den größten Lebensvortheil, welchen Shakspeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut; Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nöthigt er seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem

ſich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Abſurde vergöttern zu müſſen, der allertraurigſte Fall, in welchen der ſeiner Vernunft ſich bewußte Menſch gerathen kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen ſo abgelegenen Zuſtand, ohne das Local zu kennen, ohne die Sprache zu verſtehen, unmittelbar verſetzen, in eine fremde Literatur ohne vorläufige hiſtoriſche Unterſuchungen bequem hineinblicken, uns den Geſchmack einer gewiſſen Zeit, Sinn und Geiſt eines Volks an einem Beiſpiel vergegenwärtigen können, wem ſind wir dafür Dank ſchuldig? Doch wohl dem Ueberſetzer, der lebenslänglich ſein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Dieſen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries dießmal ſchuldig darbringen: er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überſchwänglich iſt, eine Gabe, bei der man ſich aller Vergleichung gern enthält, weil ſie uns durch Klarheit alſobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinſtimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte ſeyn können noch ſollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erſt vom Alter vollkommen geſchätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitſtrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienſt anerkennt, das ſie ſelbſt zu erreichen hofft.

Heil alſo dem Ueberſetzer, der ſeine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung ſich bewegte, damit wir tauſendfältig genießen können!

Regeln für Schauſpieler.

1803.

Die Kunſt des Schauſpielers beſteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächſt mit der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§. 1.

Wenn mitten in einer tragiſchen Rede ſich ein Provincialismus eindrängt, ſo wird die ſchönſte Dichtung verunſtaltet, und das Gehör des Zuſchauers beleidigt. Daher iſt das Erſte und Nothwendigſte für den ſich bildenden Schauſpieler, daß er ſich von allen Fehlern des Dialekts befreie, und eine vollſtändige reine Ausſprache zu erlangen ſuche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrſche nur die reine deutſche Mundart, wie ſie durch Geſchmack, Kunſt und Wiſſenſchaft ausgebildet und verfeinert worden.

§. 2.

Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte ſich an die allgemeinen Regeln der deutſchen Sprache, und ſuche das neu Anzuübende recht ſcharf, ja ſchärfer auszuſprechen, als es eigentlich ſeyn ſoll. Selbſt Uebertreibungen ſind in dieſem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils; denn es iſt der menſchlichen Natur eigen, daß ſie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von ſelbſt ausgleicht.

Aussprache.

§. 3.

So wie in der Musik das richtige, genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weitern künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höhern Recitation und Declamation die reine und vollständige Aussprache jedes einzelnen Worts.

§. 4.

Vollständig aber ist die Aussprache, wenn kein Buchstabe eines Wortes unterdrückt wird, sondern wo alle nach ihrem wahren Werthe hervorkommen.

§. 5.

Rein ist sie, wenn alle Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt den Zuhörer ergreife.

Beides verbunden macht die Aussprache vollkommen.

§. 6.

Eine solche suche sich der Schauspieler anzueignen, indem er wohl beherzige, wie ein verschluckter Buchstabe oder ein undeutlich ausgesprochenes Wort oft den ganzen Satz zweideutig macht, wodurch denn das Publicum aus der Täuschung gerissen und oft, selbst in den ernsthaftesten Scenen, zum Lachen gereizt wird.

§. 7.

Bei den Wörtern, welche sich auf em und en endigen, muß man darauf achten, die letzte Sylbe deutlich auszusprechen; denn sonst geht die Sylbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört.

Z. B. folgendem, nicht folgend'm,
hörendem, nicht hörend'm ꝛc.

§. 8.

Eben so muß man sich bei dem Buchstaben b in Acht nehmen, welcher sehr leicht mit w verwechselt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verdorben und unverständlich gemacht werden kann.

Z. B. Leben um Leben
nicht
Lewen um Lewen.

§. 9.

So auch das p und b, das t und d muß merklich unterschieden werden. Daher soll der Anfänger bei beiden einen großen Unterschied machen und

p und t stärker aussprechen, als es eigentlich seyn darf, besonders wenn er vermöge seines Dialekts sich leicht zum Gegentheil neigen sollte.

§. 10.

Wenn zwei gleichlautende Consonanten auf einander folgen, indem das eine Wort mit demselben Buchstaben sich endigt, womit das andere anfängt, so muß etwas abgesetzt werden, um beide Wörter wohl zu unterscheiden. Z. B.

„Schließt sie blühend den Kreis des Schönen."

Zwischen blühend und den muß etwas abgesetzt werden.

§. 11.

Alle Endsylben und Endbuchstaben hüte man sich besonders undeutlich auszusprechen; vorzüglich ist diese Regel bei m, n und s zu merken, weil diese Buchstaben die Endungen bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältniß anzeigen, in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze steht, und mithin durch sie der eigentliche Sinn des Satzes bestimmt wird.

§. 12.

Rein und deutlich ferner spreche man die Hauptwörter, Eigennamen und Bindewörter aus. Z. B. in dem Verse:

Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts.

Hier kommt der Eigenname Eumenide und das in diesem Fall sehr bedeutende Hauptwort Beschirmerin vor. Daher müssen beide mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen werden.

§. 13.

Auf die Eigennamen muß im allgemeinen ein stärkerer Ausdruck in der Aussprache gelegt werden als gewöhnlich, weil so ein Name dem Zuhörer besonders auffallen soll. Denn sehr oft ist es der Fall, daß von einer Person schon im ersten Acte gesprochen wird, welche erst im dritten und oft noch später vorkommt. Das Publicum soll nun darauf aufmerksam gemacht werden: und wie kann das anders geschehen, als durch deutliche, energische Aussprache?

§. 14.

Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger alles sehr langsam, die Sylben, und besonders die Endsylben, stark und deutlich aussprechen, damit die Sylben, welche geschwind gesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.

§. 15.

Zugleich ist zu rathen, im Anfange so tief zu sprechen, als man es zu thun im Stande ist, und dann abwechselnd immer im Ton zu steigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang, und wird zu den verschiedenen Modulationen gebildet, deren man in der Declamation bedarf.

§. 16.

Es ist daher auch sehr gut, wenn man alle Sylben, sie seyen lang oder kurz, anfangs lang und in so tiefem Tone spricht, als es die Stimme erlaubt, weil man sonst gewöhnlich durch das Schnellsprechen den Ausdruck hernach nur auf die Zeitwörter legt.

§. 17.

Das falsche oder unrichtige Auswendiglernen ist bei vielen Schauspielern Ursache einer falschen und unrichtigen Aussprache. Bevor man also seinem Gedächtniß etwas anvertrauen will, lese man langsam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Bestimmte. Man vermeide dabei alle Leidenschaft, alle Declamation, alles Spiel der Einbildungskraft; dagegen bemühe man sich nur, richtig zu lesen und darnach genau zu lernen, so wird mancher Fehler vermieden werden, sowohl des Dialekts als der Aussprache.

Recitation und Declamation.

§. 18.

Unter

Recitation

wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er, ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten, ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt. Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objecte die Rede sey.

§. 19.

Es wird daher gefordert, daß man auf die zu recitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt, jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Declamation erfordert wird. Der

Recitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck, der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton: aber dieses sind bloß Folgen und Wirkungen des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf den Recitirenden macht: er ändert dadurch seinen eigenthümlichen Charakter nicht, er verläugnet sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht, und ist mit einem Fortepiano zu vergleichen, auf welchem ich in seinem natürlichen, durch die Bauart erhaltenen Tone spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Composition zwar das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten: dieses geschieht aber, ohne daß ich mich der Mutation bediene, welche das Instrument besitzt, sondern es ist bloß der Uebergang der Seele in die Finger, welche durch ihr Nachgeben, stärkeres oder schwächeres Aufdrücken und Berühren der Tasten den Geist der Composition in die Passage legen, und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§. 20.

Ganz anders aber ist es bei der

Declamation

oder gesteigerten Recitation. Hier muß ich meinen angeborenen Charakter verlassen, mein Naturell verläugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen versetzen, dessen Rolle ich declamire. Die Worte, welche ich ausspreche, müssen mit Energie und dem lebendigsten Ausdruck hervorgebracht werden, so daß ich jede leidenschaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden scheine. Hier bedient sich der Spieler auf dem Fortepiano der Dämpfung und aller Mutationen, welche das Instrument besitzt. Werden sie mit Geschmack, jedes an seiner Stelle gehörig benutzt, und hat der Spieler zuvor mit Geist und Fleiß die Anwendung und den Effect, welchen man durch sie hervorbringen kann, studirt, so kann er auch der schönsten und vollkommensten Wirkung gewiß seyn.

§. 21.

Man könnte die Declamirkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik ihren selbsteigenen Zwecken gemäß sich mit mehr Freiheit bewegt, die Declamirkunst aber im Umfang ihrer

Töne weit beſchränkter und einem fremden Zwecke unterworfen iſt. Auf dieſen Grundſatz muß der Declamirende immer die ſtrengſte Rückſicht nehmen: denn wechſelt er die Töne zu ſchnell, ſpricht er entweder zu tief oder zu hoch, oder durch zu viele Halbtöne, ſo kommt er in das Singen; im entgegengeſetzten Fall aber geräth er in Monotonie, die ſelbſt in der einfachen Recitation fehlerhaft iſt — zwei Klippen, eine ſo gefährlich wie die andere, zwiſchen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der Predigerton: leicht, indem man der einen oder andern Gefahr ausweicht, ſcheitert man an dieſer.

§. 22.

Um nun eine Declamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächſt den Sinn der Worte ganz verſtehe und vollkommen inne habe, ſo muß ich ſuchen ſolche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und ſie mit der Kraft oder Schwäche, ſo geſchwind oder langſam ausſprechen, wie es der Sinn jedes Satzes ſelbſt verlangt.

Z. B. Völker verrauſchen — muß halb laut, rauſchend,
Namen verklingen — muß heller klingender,

Finſtre Vergeſſenheit } muß dumpf,
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen } tief,
Ueber ganzen Geſchlechtern aus } ſchauerlich

geſprochen werden.

§. 23.

So muß bei folgender Stelle:

Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring' ich ihm nach ꝛc.

ein anderes, viel ſchnelleres Tempo gewählt werden, als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es ſchon ſelbſt.

§. 24.

Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn ſie durch Einſchließungszeichen abgeſondert wären, ſo muß vor- und nachher ein wenig abgeſetzt und der Ton, welcher durch die Zwiſchenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgeſetzt werden.

Z. B. Und dennoch iſt's der erſte Kinderſtreit,
Der, fortgezeugt in unglückſel'ger Kette,
Die neuſte Unbill dieſes Tags geboren.

muß so declamirt werden:

Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der — fortgezeugt in unglückselig'er Kette —
Die neuste Unbill dieses Tags geboren.

§. 25.

Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen, mit stärker articulirtem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr articulirten Ton lege und so steige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde.

Z. B. Zwischen der Söhne
Feuriger Kraft.

Hier ist das Wort feuriger ein Wort, welches schon an und für sich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterem Ton declamirt werden muß. Nach obigem würde es daher sehr fehlerhaft seyn, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne auf einmal im Tone abbrechen und dann das Wort feuriger mit Heftigkeit von mir geben wollte, ich muß vielmehr schon auf das Wort Söhne einen mehr articulirten Ton legen, so daß ich im steigenden Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf solche Weise gesprochen wird es natürlich, rund und schön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht seyn.

§. 26.

Bei der Ausrufung „O!", wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgesetzt werden und zwar so, daß das „O!" einen eigenen Ausruf ausmache.

Z. B. O! — meine Mutter!
O! — meine Söhne!
nicht O meine Mutter!
O meine Söhne!

§. 27.

So wie in der Aussprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszusprechen, so wird auch in der Declamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der stärker articulirte Ton gefordert.

Z. B. Nicht, wo die goldne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter.

In diesem Vers kommen zwei bedeutende, ja den ganzen Sinn festhaltende Eigennamen vor. Wenn daher der Declamirende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen seyn; durch den darauf gelegten Ton des Declamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Eben so dem Weniggebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der stärker articulirte Ton die Einbildungskraft aufregen und er sich unter diesen Namen etwas Analoges mit jenem vorstellen, welches sie wirklich bedeuten.

§. 28.

Der Declamirende hat die Freiheit, sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen ꝛc. festzusetzen; nur hüte er sich, den wahren Sinn dadurch zu verletzen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen oder schlecht ausgesprochenen Worte.

§. 29.

Man kann aus diesem wenigen leicht einsehen, welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

§. 30.

Für den anfangenden Schauspieler ist es von großem Vortheil, wenn er alles was er declamirt, so tief spricht, als nur immer möglich: denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle weitern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und quitschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Declamation völlig inne, so kann er gewiß seyn, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden!
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen,
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen! Iſt der rohe
Schwere Thyrſus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Waſſerfällen,
Aus den zarten Rieſelwellen

Rhythmischer Vortrag.

§. 31.

Alle bei der Declamation gemachten Regeln und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgesetzt. Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrags, daß der Gegenstand mit noch mehr erhobtem, pathetischem Ausdruck declamirt seyn will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden.

§. 32.

Der Sylbenbau aber so wie die gereimten Endsylben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, sondern es muß der Zusammenhang beobachtet werden, wie in Prosa.

§. 33.

Hat man Jamben zu declamiren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines, kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Declamation dadurch nicht gestört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§. 34.

Ueber diesen Theil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen giebt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweiten Natur werden.

§. 35.

Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle, und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§. 36.

Jeder Theil des Körpers stehe daher ganz in seiner Gewalt, so daß er jedes Glied gemäß dem zu erzielenden Ausdruck frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 37.

Die Haltung des Körpers sey gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen,

der Kopf ein wenig gegen den gewendet, mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer Dreiviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist.

§. 38.

Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publicums willen da ist.

§. 39.

Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein dritter dabei wäre: sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Nothwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.

§. 40.

Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publicum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwei Gegenständen theilen, nämlich zwischen dem Gegenstande, mit dem er spricht, und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, so lasse man mehr die Augen spielen.

§. 41.

Ein Hauptpunkt aber ist, daß unter zwei zusammen Agirenden der Sprechende sich stets zurück und der, welcher zu reden aufhört, sich ein wenig vorbewege. Bedient man sich dieses Vortheils mit Verstand, und weiß durch Uebung ganz zwanglos zu verfahren, so entsteht sowohl für das Auge, als für die Verständlichkeit der Declamation die beste Wirkung, und ein Schauspieler, der sich Meister hierin macht, wird mit Gleichgeübten sehr schönen Effect hervorbringen und über diejenigen, die es nicht beobachten, sehr im Vortheil seyn.

§. 42.

Wenn zwei Personen mit einander sprechen, sollte diejenige, die zur Linken steht, sich ja hüten gegen die Person zur Rechten allzustark einzudringen. Auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Schon im gemeinen Leben hält man sich in einiger Entfernung von dem, vor dem man Respect hat; das Gegentheil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauspieler soll sich als einen Gebildeten zeigen und obiges deßhalb auf das genaueste beobachten. Wer auf der rechten Seite steht, behaupte daher sein Recht und lasse sich

nicht gegen die Coulisse treiben, sondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen, sich zu entfernen.

§. 43.

Eine schöne nachdenkende Stellung z. B. für einen jungen Mann, ist diese, wenn ich, die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzstellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 44.

Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, tragen die Acteur niemals einen Stock.

§. 45.

Die neumodische Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu stecken, unterlassen sie gänzlich.

§. 46.

Es ist äußerst fehlerhaft, wenn man die Hände entweder über einander oder auf dem Bauche ruhend hält, oder eine in die Weste, oder vielleicht gar beide dahin steckt.

§. 47.

Die Hand selbst aber muß weder eine Faust machen, noch wie beim Soldaten, mit ihrer ganzen Fläche am Schenkel liegen, sondern die Finger müssen theils halb gebogen, theils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 48.

Die zwei mittlern Finger sollen immer zusammenbleiben, der Daumen, Zeige- und kleine Finger etwas gebogen hängen. Auf diese Art ist die Hand in ihrer gehörigen Haltung, und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 49.

Die obere Hälfte der Arme soll sich immer etwas an den Leib anschließen, und sich in einem viel geringern Grade bewegen, als die untere Hälfte, in welcher die größte Gelenksamkeit seyn soll. Denn wenn ich meinen Arm, wenn von gewöhnlichen Dingen die Rede ist, nur wenig erhebe, um so viel mehr Effect bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz

emporhalte. Mäßige ich mein Spiel nicht bei schwächeren Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den heftigeren, wodurch alsdann die Gradation des Effects ganz verloren geht.

§. 50.

Auch sollen die Hände niemals von der Action in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, so wie die Rede sich endigt.

§. 51.

Die Bewegung der Arme geschehe immer theilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen, und so der ganze Arm. Nie werde er auf einmal, ohne die eben angeführte Folge, gehoben, weil die Bewegung sonst steif und häßlich herauskommen würde.

§. 52.

Für einen Anfänger ist es von vielem Vortheil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Theil seines Körpers gewinne, und so der eben angeführten Regel gemäß seine Gebärden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen Leben, und halte die Arme immer zurückgebogen, ja, wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen, oder sonst in unthätigen Momenten, lasse er die Arme hängen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 53.

Die malende Gebärde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54.

Betrifft es den eigenen Körper, so hüte man sich wohl, mit der Hand den Theil zu bezeichnen, den es betrifft. Z. B. wenn Don Manuel in der Braut von Messina zu seinem Chore sagt:

Dazu den Mantel wählt, von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur scheinend;
Ueber der Achsel heft' ihn eine goldne
Cicade,

so wäre es äußerst fehlerhaft, wenn der Schauspieler bei den letzten Worten mit der Hand seine Achsel berühren würde.

§. 55.

Es muß gemalt werden, doch so, als wenn es nicht absichtlich

geschähe. In einzelnen Fällen giebt es auch hier Ausnahmen, aber als eine Hauptregel soll und kann das obige genommen werden.

§. 56.

Die malende Gebärde mit der Hand gegen die Brust, sein eigenes Ich zu bezeichnen, geschehe so selten, als nur immer möglich und nur dann, wenn es der Sinn unbedingt fordert, als z. B. in folgender Stelle der Braut von Messina:

Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht:
Kaum weiß ich noch, warum wir blutig stritten.

Hier kann das erste Ich füglich mit der malenden Gebärde durch Bewegung der Hand gegen die Brust bezeichnet werden.

Diese Gebärde aber schön zu machen, so bemerke man, daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden, und so der Arm gehoben, doch nicht weit ausfahrend die Hand an die Brust hinaufgebracht werden muß. Die Hand selbst decke nicht mit ganzer Fläche die Brust, sondern bloß mit dem Daumen und dem vierten Finger werde sie berührt. Die andern drei dürfen nicht aufliegen, sondern gebogen über die Rundung der Brust, gleichsam dieselbe bezeichnend, müssen sie gehalten werden.

§. 57.

Bei Bewegung der Hände hüte man sich so viel als möglich die Hand vor das Gesicht zu bringen, oder den Körper damit zu bedecken.

§. 58.

Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, so kann ich eben so gut die linke geben; denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links; man muß nur immer suchen das vorzustellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunstalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen seyn, die Rechte zu reichen, und bin ich so gestellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, so trete ich lieber etwas zurück, und reiche sie so, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59.

Der Schauspieler bedenke, auf welcher Seite des Theaters er stehe, um seine Gebärde darnach einzurichten.

§. 60.

Wer auf der rechten Seite steht, agire mit der linken Hand, und umgekehrt, wer auf der linken Seite steht, mit der rechten, damit die Brust so wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61.

Bei leidenſchaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agirt, muß doch immer dieſe Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62.

Zu eben dieſem Zweck, und damit die Bruſt gegen den Zuſchauer gekehrt ſey, iſt es vortheilhaft, daß derjenige, der auf der rechten Seite ſteht, den linken Fuß, der auf der linken, den rechten verſetze.

Gebärdenſpiel.

§. 63.

Um zu einem richtigen Gebärdenſpiel zu kommen, und ſolches gleich richtig beurtheilen zu können, merke man ſich folgende Regeln.

Man ſtelle ſich vor einen Spiegel und ſpreche dasjenige, was man zu declamiren hat, nur leiſe oder vielmehr gar nicht, ſondern denke ſich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Declamation nicht hingeriſſen wird, ſondern jede falſche Bewegung, welche das Gedachte oder leiſe Geſagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, ſo wie auch die ſchönen und richtigen Gebärden auswählen, und dem ganzen Gebärdenſpiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Wörter, als Gepräge der Kunſt, aufdrücken kann.

§. 64.

Dabei muß aber vorausgeſetzt werden, daß der Schauſpieler vorher den Charakter und die ganze Lage des Vorzuſtellenden ſich völlig eigen mache, und daß ſeine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne dieſe Vorbereitung wird er weder richtig zu declamiren noch zu handeln im Stande ſeyn.

§. 65.

Für den Anfänger iſt es von großem Vortheil, um Gebärdenſpiel zu bekommen und ſeine Arme beweglich und gelenkſam zu machen, wenn er ſeine Rolle, ohne ſie zu recitiren, einem andern bloß durch Pantomime verſtändlich zu machen ſucht; denn da iſt er gezwungen, die paſſendſten Geſten zu wählen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66.

Um eine leichtere und anſtändigere Bewegung der Füße zu erwerben, probire man niemals in Stiefeln.

§. 67.

Der Schauſpieler, beſonders der jüngere, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu ſpielen hat, halte ſich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probirt, und er wird ſehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68.

Auch in der Probe ſollte man ſich nichts erlauben, was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69.

Die Frauenzimmer ſollten ihre kleinen Beutel bei Seite legen.

§. 70.

Kein Schauſpieler ſollte im Mantel probiren, ſondern die Hände und Arme, wie im Stücke frei haben: denn der Mantel hindert ihn, nicht allein die gehörigen Gebärden zu machen, ſondern zwingt ihn auch, falſche anzunehmen, die er denn bei der Vorſtellung unwillkürlich wiederholt.

§. 71.

Der Schauſpieler ſoll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§. 72.

Wer bei Proben tragiſcher Rollen die Hand in den Buſen ſteckt, kommt in Gefahr, bei der Aufführung eine Oeffnung im Harniſch zu ſuchen.

Zu vermeidende böſe Gewohnheiten.

§. 73.

Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der ſitzende Schauſpieler, um ſeinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwiſchen ſeinen oberen Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, ſich dann ein wenig hebt und ſo ihn vorwärts zieht. Es iſt dieß nicht nur gegen das Schöne, ſondern noch viel mehr gegen den Wohlſtand geſündigt.

§. 74.

Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spücke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproducts an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das ohnedem jetzt Mode ist, um sich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauspielers im gewöhnlichen Leben.

§. 75.

Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunstschau stehen werde.

§. 76.

Vor angewöhnten Gebärden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers soll er sich daher hüten; denn wenn der Geist während dem Spiel darauf gerichtet seyn soll, solche Angewöhnungen zu vermeiden, so muß er natürlich für die Hauptsache zum großen Theil verloren gehen.

§. 77.

Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß der Schauspieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei sey, damit er sich bei der Vorstellung ganz in seine Rolle denken, und sein Geist sich bloß mit seiner angenommenen Gestalt beschäftigen könne.

§. 78.

Dagegen ist es eine wichtige Regel für den Schauspieler, daß er sich bemühe, seinem Körper, seinem Betragen, ja allen seinen übrigen Handlungen im gewöhnlichen Leben eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Es wird dieses für jeden Theil der Schauspielkunst von unendlichem Vortheil seyn.

§. 79.

Derjenige Schauspieler, der sich das Pathos gewählt, wird sich sehr dadurch vervollkommnen, wenn er alles, was er zu sprechen hat, mit einer gewissen Richtigkeit sowohl in Rücksicht des Tones als der Aussprache vorzutragen und auch in allen übrigen Gebärden eine gewisse erhabene Art beizubehalten sucht. Diese darf zwar nicht übertrieben werden, weil er sonst seinen Mitmenschen zum Gelächter dienen würde; im übrigen aber

mögen sie immerhin den sich selbst bildenden Künstler daraus erkennen. Dieses gereicht ihm keineswegs zur Unehre, ja sie werden sogar gerne sein besonderes Betragen dulden, wenn sie durch dieses Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne selbst ihn als großen Künstler anstaunen zu müssen.

§. 80.

Da man auf der Bühne nicht nur alles wahr, sondern auch schön dargestellt haben will, da das Auge des Zuschauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attitüden gereizt seyn will, so soll der Schauspieler auch außer der Bühne trachten, selbe zu erhalten: er soll sich immer einen Platz von Zuschauern vor sich denken.

§. 81.

Wenn er seine Rolle auswendig lernt, soll er sich immer gegen einen Platz wenden; ja selbst wenn er für sich oder mit seines Gleichen beim Essen zu Tische sitzt, soll er immer suchen, ein Bild zu formiren, alles mit einer gewissen Grazie anfassen, niederstellen ꝛc., als wenn es auf der Bühne geschähe, und so soll er immer malerisch darstellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§. 82.

Die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes.

§. 83.

Das Theater ist als ein figurloses Tableau anzusehen, worin der Schauspieler die Staffage macht.

§. 84.

Man spiele daher niemals zu nahe an den Coulissen.

§. 85.

Eben so wenig trete man ins Proscenium. Dieß ist der größte Mißstand; denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb dessen sie mit dem Scenengemälde und den Mitspielenden ein Ganzes macht.

§. 86.

Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu staffiren berufen ist, und dieses um so mehr, als die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§. 87.

Wie die Auguren mit ihrem Stab den Himmel in verschiedene Felder theilten, so kann der Schauspieler in seinen Gedanken das Theater in verschiedene Räume theilen, welche man zum Versuch auf dem Papier durch rhombische Flächen vorstellen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von Damenbrett; denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Casen er betreten will; er kann sich solche auf dem Papier notiren und ist alsdann gewiß, daß er bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und wieder stürmt, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellt.

§. 88.

Wer zu einem Monolog aus der hintern Coulisse auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er sich in der Diagonale bewegt, so daß er an der entgegengesetzten Seite des Proscениums anlangt; wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen sehr reizend sind.

§. 89.

Wer aus der letzten Coulisse hervorkommt zu einem andern, der schon auf dem Theater steht, gehe nicht parallel mit den Coulissen hervor, sondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§. 90.

Alle diese technisch grammatischen Vorschriften mache man sich eigen nach ihrem Sinne und übe sie stets aus, daß sie zur Gewohnheit werden. Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§. 91.

Hierbei versteht sich von selbst, daß diese Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, würdige Charaktere vorzustellen hat. Dagegen giebt es Charaktere, die dieser Würde entgegengesetzt sind, zum Beispiel die bäurischen, tölpischen ꝛc. Diese wird man nur deste besser ausdrücken, wenn man mit Kunst und Bewußtseyn das Gegentheil vom Anständigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit seyn soll.

Bayer... Staatsbibl... MÜNCHEN

Tränket ihr
Gar Silens abſcheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,
Stampft mit ungeſchickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O wie möcht' ich gern mich täuſchen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr;
Aus den keuſchen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter
Statt der Liebe ſüßem Wahn!
Weiberhaſſer und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das ſo keuſch erwärmte Neſt,
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen,
Dem Genuſſe folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küſſen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nahn,

Goethe's

sämmtliche Werke.

Vierzehnter Band.

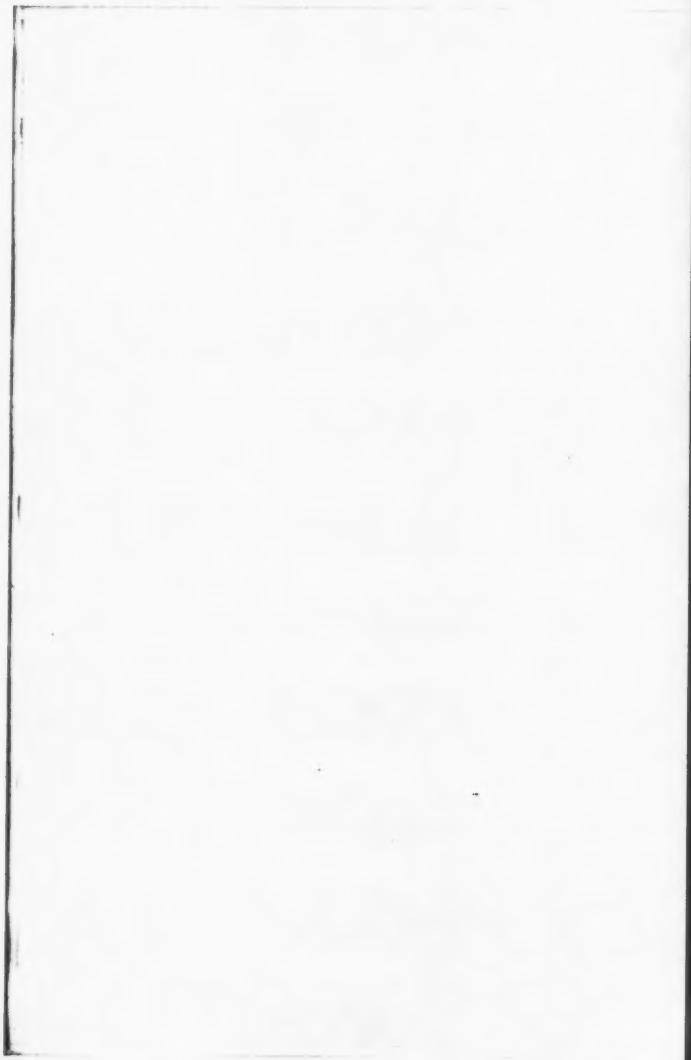

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

	Seite
Leiden des jungen Werthers	1
Briefe aus der Schweiz	115
Brief eines Landgeistlichen	181
Zwo biblische Fragen	195
Die Wahlverwandtschaften	207

Leiden des jungen Werthers.

Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt, und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale eure Thränen nicht versagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund seyn, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst!

Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unſern Gränzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr beglücket,
Als was ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tiefgefühlte Reuelieder
Künden uns die Brüder an,
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feierlich.
Wenn ſich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter ſich.
Schneller noch als Lethe's Fluthen
Um der Todten ſtilles Haus,
Löſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.

Bedingungen, unter welchen sie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten — kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben, sage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem lästigen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzteren gewiß seltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M*** seinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannichfaltigkeit sich kreuzen, und die lieblichsten Thäler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war, und auch meines ist. Bald werde ich Herr vom Garten seyn; der Gärtner ist mir zugethan, nur seit den paar Tagen, und er wird sich nicht übel dabei befinden.

Am 10. Mai

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase

am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehne ich mich oft und denke: Ach! könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papiere das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter, und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klareſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts — das hat alles ſo was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehemals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntſchaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O, der muß nie nach einer ſchweren Sommertags wanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann!

Am 13. Mai.

Du fragſt, ob du mir meine Bücher ſchicken ſollſt? — Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir ſie vom Halſe! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert ſeyn; brauſ't dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt; ich brauche Wiegengeſang, und den habe ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn ſo ungleich, ſo unſtät haſt du nichts geſehen als dieſes Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu ſagen, der du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüßer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehen zu ſehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm geſtattet. Sage das nicht weiter; es giebt Leute die mir es verübeln würden.

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte: Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebt's Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die ſich herab zu laſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſeyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom ſogenannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpect zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt als ein Feiger, der ſich vor ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädchen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſetzt hatte und ſich umſah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich hinunter, und ſah ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! ſagte ſie. — Ohne

Umſtände! — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

Den 17. Mai.

Ich habe allerlei Bekanntſchaft gemacht; Geſellſchaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben muß; es mögen mich ihrer ſo viele und hängen ſich an mich, und da thut mir's weh, wenn unſer Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben, und das bißchen das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um es los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſch mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herumzuſpaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenutzt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz ſo ein! — Und doch! mißverſtanden zu werden iſt das Schickſal von unſer einem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin iſt! ach, daß ich ſie gekannt habe! — Ich würde ſagen, du biſt ein Thor; du ſuchſt was hienieden nicht zu finden iſt. Aber ich habe ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſeyn als ich war, weil ich alles war was ich ſeyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinſten Empfindung, dem ſchärfſten Witze, deſſen Modificationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genie's bezeichnet waren? Und nun! — Ach, ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher ans Grab als mich. Nie werde ich ſie vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen B. an, einen offenen

Jungen, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Akademien, dünkt sich eben nicht weise, aber glaubt doch, er wisse mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerlei spüre; kurz, er hat hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechisch könnte zwei Meteore hier zu Lande, wandte er sich an mich, und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winckelmann, und versicherte mich, er habe Sulzers Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen, und besitze ein Manuscript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut seyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürstlichen Amtmann, einen offenen, treuherzigen Menschen. Man sagt, es soll eine Seelenfreude seyn, ihn unter seinen Kindern zu sehen, deren er neun hat; besonders macht man viel Wesens von seiner ältesten Tochter. Er hat mich zu sich gebeten, und ich will ihn ehester Tage besuchen. Er wohnt auf einem fürstlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er nach dem Tode seiner Frau zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthause zu weh that.

Sonst sind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausstehlich ist, am unerträglichsten ihre Freundschaftsbezeigungen.

Leb' wohl! der Brief wird die recht seyn; er ist ganz historisch.

Am 22. Mai.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als

in Darstellung und lebendiger Kraft. Und da schwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig: daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wissen woher sie kommen, und wohin sie gehen, eben so wenig nach wahren Zwecken handeln, eben so durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden, das will niemand gern glauben und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich gestehe dir gern — denn ich weiß, was du mir hierauf sagen möchtest — daß diejenigen die glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respect um die Schublade umher schleichen, wo Mama das Zuckerbrod hinein geschlossen hat, und wenn sie das gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem der so seyn kann! Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo das alles hinaus läuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und alle gleich interessirt sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen, — ja der ist still, und bildet auch seine Welt aus sich selbst, und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

Am 26. Mai.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen, und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie

Wahlheim[1] nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß' ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erstemal, als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick: ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hintereinander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohl geordnete, sehr interessante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzuzuthun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürziger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sag' du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichniß geben? Es ist damit, wie mit der Liebe.

[1] Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genöthigt gesehen, sie im Original bedeutlichen wahren Namen zu verändern.

Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tages bei ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben iſt menſchlich; nur müßt ihr menſchlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht, ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Gebuits- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebts einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Collegium zu ſetzen; nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genie's ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt und eure ſtaunende Seele erſchüttert? — Liebe Freunde, da wohnen die gelaſſenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich ſehe, in Verzückung, Gleichniſſe und Declamation verfallen, und habe darüber vergeſſen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden iſt. Ich ſaß, ganz in maleriſche Empfindung vertieft, die dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philipps, du biſt recht brav. Sie grüßte mich; ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie, ob ſie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem älteſten einen halben Weck gab, nahm ſie das kleine auf, und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, ſagte ſie, meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aelteſten in die Stadt gegangen, um Weißbrot zu holen, und Zucker, und ein irden Breipfännchen. — Ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Deckel abgefallen war. — Ich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE.J.W. FN. 03810/174

Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man fleht um euren Segen;
Ihr gehört uns doppelt an!

Gellert's Monument

von Oeser.

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann;
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

---

will meinem Hans das war der Name des Jüngsten ein Süppchen kochen zum Abende; der lose Vogel, der große, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philippsen um die Schärre des Brei's zankte. Ich fragte nach dem Aeltesten, und sie hatte mir kaum gesagt, daß er sich auf der Wiese mit ein paar Gänsen herumjage, als er gesprungen kam, und dem zweiten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr daß sie des Schulmeisters Tochter sey, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, sagte sie, und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet: da ist er selbst hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! ich höre nichts von ihm. — Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch fürs jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir von einander.

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseyns hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffe trinke, und theilen das Butterbrod und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergötze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen, sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. Mai.

Was ich dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst, es ist nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszusprechen wage, und das ist freilich mit wenigem viel gesagt. Ich habe

heut eine Scene gehabt, die rein abgeschrieben die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer gebosselt seyn, wenn wir Theil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist du wieder übel betrogen; es ist nichts als ein Bauerbursch, der mich zu dieser lebhaften Theilnehmung hingerissen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, schlecht erzählen, und du wirst mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Kaffe zu trinken. Weil sie mir gar nicht ganz anstand, so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerbursch kam aus einem benachbarten Hause, und beschäftigte sich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen; wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Wittwe in Diensten sey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so vieles von ihr, und lobte sie dergestalt, daß ich bald merken konnte, er sey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie sey nicht mehr jung, sagte er, sie sey von ihrem ersten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie schön, wie reizend sie für ihn sey, wie sehr er wünsche, daß sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Geberden, die Harmonie seiner Stimme, das himmlische Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältniß zu ihr ungleich denken und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner

innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen; ja wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte!

Ich will nun suchen, auch sie ehestens zu sehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es ist besser, ich sehe sie durch die Augen ihres Liebhabers: vielleicht erscheint sie mir vor meinen eigenen Augen nicht so wie sie jetzt vor mir steht: und warum soll ich mir das schöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht schreibe? — Fragst du das, und bist doch auch der Gelehrten einer? Du solltest rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich eines der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennen lernen, wird schwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und also kein guter Historienschreiber.

Einen Engel! Pfui! das sagt jeder von der Seinigen. Nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug, sie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit! —

Das ist alles garstiges Gewäsch, was ich da von ihr sage, leidige Abstractionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. Ein andermal — nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, so geschäh' es niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreimal im Begriffe die Feder niederzulegen, mein Pferd satteln zu lassen, und hinauszureiten. Und doch schwur ich mir heute früh, nicht hinauszureiten, und gehe doch alle Augenblick ans Fenster, zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht essen, und dir schreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben, muntern Kinder, ihrer acht Geschwister zu sehen!

Wenn ich so fortfahre, wirst du am Ende so klug seyn, wie am Anfange. Höre denn! ich will mich zwingen ins Detail zu gehen.

Ich schrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsiedelei, oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachlässigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Ort der Lustbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen sollte. — Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhause fuhren. Nehmen Sie sich in Acht, versetzte die Base, daß Sie sich nicht verlieben! — Wie so? sagte ich — Sie ist schon vergeben, antwortete jene, an einen sehr braven Mann, der weggereis't ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen, dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammenzuziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnen anfing, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Thor kam, bat uns einen Augenblick zu verziehen; Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale

wimmelten sechs Kinder, von eilf zu zwei Jahren, um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte. — Sie hielt ein schwarzes Brod, und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen meinen Kindern ihr Vesperbrod zu geben, und sie wollen von niemand Brod geschnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen: und ich hatte eben Zeit mich von der Ueberraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thüre heraustam, und sagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet seines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küssen — Vetter? sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte. Glauben Sie, daß ich des Glücks werth sey, mit Ihnen verwandt zu seyn? — O, sagte sie mit einem leichtfertigen Lächeln, unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der schlimmste drunter seyn sollten. — Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause käme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber, von ungefähr sechs Jahren, sagte: Du bist's doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber. — Die zwei ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert, und auf mein Verbitten erlaubte

sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommet, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen, als Lotte den Kutscher halten, und ihre Brüder herabsteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen seyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte? Nein, sagte Lotte, es gefällt mir nicht; Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht besser. — Ich erstaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären, und sie mir antwortete: [1] — Ich fand so viel Charakter in allem, was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte daß ich sie verstand.

Wie ich jünger war, sagte sie, liebte ich nichts so sehr als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich selten so an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack seyn. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit: denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landpriester von Wakefield, vom [2] — reden hörte, kam

[1] Man sieht sich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einer Beschwerde zu geben, obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzigen Mädchens und eines jungen, unnützen Menschen gelegen seyn kann.

[2] Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren weggelassen.

ich ganz außer mich, sagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, dageſessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Gespräch fiel aufs Vergnügen am Tanze. Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist, sagte Lotte, so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Clavier einen Contretanz vortrommle, so ist alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte! — davon hast du eine Vorstellung, weil du mich kennst. Kurz, ich stieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause stille hielten, und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegenschallte.

Die zwei Herren Audran, und ein gewisser N. N. — wer behält alle die Namen! —, die der Base und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magst du fühlen. Tanzen muß man sie sehen! Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andere vor ihr.

Wer Theil an Lottens Beifalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja niemand zu wissen.

Ich bat sie um den zweiten Contretanz; sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern Deutsch tanze. Es ist hier so Mode, fuhr sie fort, daß jedes Paar das zusammen gehört, beim Deutschen zusammenbleibt, und mein Chapeau walzt schlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein seyn wollen fürs Deutsche, so gehen Sie, und bitten sich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte.

Nun ging's an, und wir ergötzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! und da wir nun gar ans Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freilich Anfangs, weil's die wenigsten können, ein bißchen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen sie austoben; und als die ungeschicktesten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerin, wacker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herumzufliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu seyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem anderen walzen sollte als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verstehst mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalber zutheilte, ein Stich durchs Herz ging.

Beim dritten Englischen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott, mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahrsten Ausdruck des offensten, reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden

Finger auf, und nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

Wer ist Albert, sagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermessenheit ist zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns scheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu sehen, als wir so vor einander vorbeikreuzten. — Was soll ich's Ihnen läugnen, sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot, Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin. — Nun war mir das nichts neues denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt, und war mir doch so ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwischen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es schnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfingen, und der Donner die Musik überstimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht als sonst, theils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unsere Sinne einmal der Fühlbarkeit geöffnet sind, und also desto schneller einen Eindruck annehmen. Diesen Ursachen muß ich die wunderbaren Grimassen zuschreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen sah. Die Klügste setzte sich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenster, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der ersten Schooß. Eine dritte schob sich zwischen beide hinein, und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Thränen. Einige wollten nach Hause; andere, die noch weniger wußten was sie thaten, hatten nicht so viel Besinnungskraft den Neckereien unserer jungen Schlucker zu steuern, die sehr beschäftigt zu seyn schienen alle die ängstlichen Gebete, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Verängsten wegzufangen. Einige unserer Herren hatten sich hinabbegeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und

die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war einen Kreis von Stühlen zu stellen und, als sich die Gesellschaft auf ihre Bitte gesetzt hatte, den Vorschlag zu einem Spiele zu thun.

Ich sah manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spitzte, und seine Glieder reckte. — Wir spielen Zählens, sagte sie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreise herum von der Rechten zur Linken, und so zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer stockt, oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis tausend. — Nun war das lustig anzusehen. Sie ging mit ausgestrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der erste an, der Nachbar zwei, drei der folgende, und so fort. Dann fing sie an, geschwinder zu gehen, immer geschwinder; da versah's einer, patsch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patsch! und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwei Maulschellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seyen, als sie den übrigen zuzumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geschwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander bei Seite; das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie: Ueber die Ohrfeigen haben sie Wetter und alles vergessen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr sie fort, eine der furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den anderen Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich; ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte — Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen, und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! hättest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!

Ilmenau

am 3. September 1783.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die ſchwerbehangnen Aeſte,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Luſt,
Mit friſcher Luft und Balſam meine Bruſt!

Wie kehrt' ich oft mit wechſelndem Geſchicke,
Erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke.
O laß mich heut' an deinen ſachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden ſehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich ſorge ſtill, indeß ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergeſſen, daß auch hier die Welt
So manch Geſchöpf in Erdefeſſeln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und ſeinen Kohl dem frechen Wilde baut;
Der Knappe karges Brod in Klüften ſucht;
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft gethan,
Als fing' ich heut' ein neues Leben an.

Ihr ſeyd mir hold, ihr gönnt mir dieſe Träume,
Sie ſchmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder ſelbſt, von allen Menſchen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorschwatzen können, statt zu schreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle geschehen ist, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichste Sonnenaufgang! Der träufelnde Wald und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie seyn wollte? ihrentwegen sollt' ich unbekümmert seyn. — So lange ich diese Augen offen sehe, sagte ich, und sah sie fest an, so lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben beide ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leise aufmachte, und auf ihre Fragen versicherte, daß Vater und Kleine wohl seyen, und alle noch schliefen. Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen; sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen, und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weiß weder daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen auffpart; und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. — Du kennst mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich selbst, und alles Glück das dem Menschen gegeben ist.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hierher kam, und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach, könntest du dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach, könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O, könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O, es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganzes ruht vor unserer Seele; unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen. — Und, ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

So sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädme, und dazwischen in meinem Homer lese, wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, meine Scheten ans Feuer stelle, zudecke, und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: da fühl' ich so lebhaft, wie die übermüthigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllt, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank! ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple, harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß und da er an dem fortschreitenden Wachsthum seine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mitgenießt.

Am 29. Junius.

Vorgestern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich sie kitzelte, und ein großes Geschrei mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine sehr dogmatische Trathpuppe ist, unter'm Reden seine Manschetten in Falten legt und einen Kräusel ohne Ende herauszupft, fand dieses unter der Würde eines gescheidten Menschen; das merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in nichts stören, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte, des Amtmanns Kinder wären so schon ungezogen genug, der Werther verderbe sie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseres Gleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheidter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder siehst du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn, und hören ihn nicht — das ist auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach sich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter raisonniren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken seyn muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran ist, als manches das auf dem Siechbette verschmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtschaffnen Frau zubringen, die sich nach der Aussage der Aerzte ihrem Ende naht,

und in diesen letzten Augenblicken Lotten um sich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St. zu besuchen, ein Oertchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schwester mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten sah, ward er wie neu belebt, vergaß seinen Knotenstock, und wagte sich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn sich niederzulassen, indem sie sich zu ihm setzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte seinen garstigen, schmutzigen jüngsten Buben, das Quakelchen seines Alters. Du hättest sie sehen sollen, wie sie den Alten beschäftigte, wie sie ihre Stimme erhob, um seinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie sie ihm von jungen, robusten Leuten erzählte, die unvermuthet gestorben wären, von der Vortrefflichkeit des Carlsbades, und wie sie seinen Entschluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie sie fand, daß er viel besser aussähe, viel munterer sey als das letztemal da sie ihn gesehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. — Den alten, sagte er, wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat, einige sagen dieser, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum erstenmale hier in den Hof kam. — Lotte fragte nach seiner Tochter: es hieß, sie sey mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in seiner Erzählung fort, wie sein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erst sein Vicar, und dann sein Nachfolger geworden. Die Geschichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem sogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: sie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß sagen, sie gefiel mir nicht übel; eine rasche, wohlgewachsene Brünette, die einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte; ihr Liebhaber (denn als

solchen stellte sich Herr Schmidt gleich dar: ein feiner, doch stiller Mensch, der sich nicht in unsere Gespräche mischen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog. Was mich am meisten betrübte, war, daß ich an seinen Gesichtszügen zu bemerken schien, es sey mehr Eigensinn und übler Humor, als Eingeschränktheit des Verstandes, der ihn sich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angesicht, das ohnedieß einer bräunlichen Farbe war, so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beim Aermel zupfte, und mir zu verstehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden seyn könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten, und an einem Tische Milch aßen, und das Gespräch auf Freude und Leid der Welt sich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menschen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage so wenig sind, und der schlimmen so viel, und, wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unser Gemüth nicht in unserer Gewalt, versetzte die Pfarrerin: wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl ist, ist's einem überall nicht recht. — Ich gestand ihr das ein. Wir wollen es also, fuhr ich fort, als eine Krankheit ansehen, und fragen, ob dafür kein Mittel ist? — Das läßt sich hören, sagte Lotte: ich glaube wenigstens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir: wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will, spring' ich auf, und sing' ein paar Contretänze den Garten auf und ab; gleich ist's weg. — Das war's, was ich sagen wollte, versetzte ich: es ist mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit; denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war sehr aufmerksam, und der junge Mensch

wandte mir ein, daß man nicht Herr über sich selbst sey, und am wenigsten über seine Empfindungen gebieten könne. — Es ist hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, versetzte ich, die doch jedermann gerne los ist; und niemand weiß, wie weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat. Gewiß, wer krank ist, wird bei allen Aerzten herumfragen, und die größten Resignationen, die bittersten Arzeneien wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte sein Gehör anstrengte, um an unserm Discurse Theil zu nehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen so viele Laster, sagte ich: ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle gearbeitet hätte.[1] — Das müssen die Stadtpfarrer thun, sagte er; die Bauern haben keinen bösen Humor: doch könnte es auch zuweilen nicht schaden, es wäre eine Lection für seine Frau wenigstens, und für den Herrn Amtmann. — Die Gesellschaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Husten verfiel, der unsern Discurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Mensch wieder das Wort nahm. Sie nannten den bösen Humor ein Laster; mich däucht, das ist übertrieben. — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich manchmal gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist, und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da sie die Bewegung sah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge spornte mich fortzufahren. — Wehe denen, sagte ich, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unseres Tyrannen vergällt hat.

[1] Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblicke: die Erinnerung so manches Vergangenen drängte sich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer sich das nur täglich sagte, rief ich aus, du vermagst nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießest. Vermagst du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigenden Leidenschaft gequält, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben? — Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun da liegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß du nichts vermagst mit deinem ganzen Vermögen, und die Angst dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!

Die Erinnerung einer solchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei diesen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ die Gesellschaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: Wir wollen fort! brachte mich zu mir selbst. Und wie sie mich auf dem Wege schalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich schonen sollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie ist immer um ihre sterbende Freundin, und ist immer dieselbe, immer das gegenwärtige, holde Geschöpf, das, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging gestern Abend mit Mariannen und dem kleinen Malchen spazieren; ich wußte es und traf sie an, und wir gingen zusammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir so werth, und nun tausendmal werther ist. Lotte setzte sich aufs Mäuerchen, wir standen vor ihr. Ich sah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz so allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, sagte ich, seither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehen dich

manchmal nicht angesehen. — Ich blickte hinab, und sah, daß Malchen mit einem Glase Wasser sehr beschäftigt heraufstieg. — Ich sah Lotten an, und fühlte alles was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glase. Marianne wollt' es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem süßesten Ausdrucke, nein, Lottchen, du sollst zuerst trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit sie das ausrief, so entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das sogleich zu schreien und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, sagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen! fuhr sie fort, indem sie es bei der Hand nahm, und die Stufen hinabführte. Da wasche dich aus der frischen Quelle. Geschwind, geschwind! Da thut's nichts. — Wie ich so da stand, und zusah, mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte sagte, es ist genug, und das Kind doch immer eifriger fortwusch, als wenn viel mehr thäte als wenig — ich sage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respect nie einer Taufhandlung beigewohnt! — Und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat; aber wie kam ich an! Er sagte, das sey sehr übel von Lotten gewesen; man solle den Kindern nichts weiß machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müsse. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen lassen; drum ließ ich's vorbeigehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt.

Den 8. Julius.

Was man ein Kind ist! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind ist! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unserer Spaziergänge glaubte ich in

Lottens schwarzen Augen — ich bin ein Thor, verzeih' nur's! du solltest sie sehen, diese Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), siehe, die Frauenzimmer stiegen ein: da standen um die Kutsche der junge W. Selfstart und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und lüftig genug waren. — Ich suchte Lottens Augen; ach! sie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf sie resignirt da stand, fielen sie nicht! — Mein Herz sagte ihr tausend Adieu! Und sie sah mich nicht! Die Kutsche fuhr vorbei, und eine Thräne stand mir im Auge. Ich sah ihr nach, und sah Lottens Kopfputz sich zum Schlage heraus lehnen, und sie wandte sich um zu sehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieser Ungewißheit schwebe ich; das ist mein Trost: Vielleicht hat sie sich nach mir umgesehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Gesellschaft von ihr gesprochen wird, solltest du sehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort hasse ich auf den Tod. Was muß das für ein Mensch seyn, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinne, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Ossian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M. ist sehr schlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten bulde. Ich sehe sie selten bei meiner Freundin, und heute hat sie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M. ist ein geiziger, rangiger Filz, der seine Frau im Leben was Recht's geplagt und eingeschränkt hat; doch hat sich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgesprochen hatte, ließ sie ihren Mann kommen (Lotte war im Zimmer), und redete ihn also an: Ich muß dir eine Sache gestehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, so ordentlich und sparsam als möglich: allein du wirst mir verzeihen, daß ich dich diese dreißig Jahre hintergangen habe. Du bestimmtest im Anfange unserer Heirath ein Geringes für die Bestreitung der Küche und

anderer häuslichen Ausgaben. Als unsere Haushaltung stärker wurde, unser Gewerbe größer, warst du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältnisse zu vermehren; kurz, du weißt, daß du in den Zeiten, da sie am größten war, verlangtest, ich solle mit sieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede angenommen, und mir den Ueberschuß wöchentlich aus der Losung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Casse bestehlen würde. Ich habe nichts verschwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getrost der Ewigkeit entgegengegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hauswesen zu führen hat, sich nicht zu helfen wissen würde, und du doch immer darauf bestehen könntest, deine erste Frau sey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menschensinns, daß einer nicht argwohnen soll, dahinter müsse was anderes stecken, wenn eins mit sieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweimal so viel sieht. Aber ich habe selbst Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hause angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schicksal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir selbst werde, wie ich — dir darf ich's wohl sagen, du hast Sinn für so etwas — wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt!

Ob das Vermessenheit ist, oder das Gefühl des wahren Verhältnisses? — Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herz fürchtete: und doch, wenn sie von ihrem Bräutigam spricht, mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihm spricht — da ist mir wie einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach! wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische

Melodiſch rauſcht die hohe Tanne wieder,
Melodiſch eilt der Waſſerfall hernieder;
Die Wolke ſinkt, der Nebel drückt ins Thal,
Und es iſt Nacht und Dämmrung auf einmal.

Im finſtern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo iſt mein Pfad, den ſorglos ich verlor?
Welch ſeltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie ſchallen wechſelnd an dem Fels empor.
Ich eile ſacht zu ſehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirſches Ruf der Jäger ſtill geleitet.

Wo bin ich? iſt's ein Zaubermährchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felſenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich ſie froh ans Feuer hingeſtrecket.
Es bringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie ſcherzen laut, indeſſen bald geleeret
Die Flaſche friſch im Kreiſe wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich dieſe muntre Schaar?
Von wannen kommt ſie? um wohin zu ziehen?
Wie iſt an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich ſie grüßen? ſoll ich vor ihr fliehen?
Iſt es der Jäger wildes Geiſterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünſte treiben?
Ich ſeh' im Buſch der kleinen Feuer mehr;
Es ſchaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Iſt's der Aegyptier verdächtiger Aufenthalt?
Iſt es ein flüchtiger Fürſt wie im Ardenner-Wald?

begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wirr's so schwindlich vor allen Sinnen. — O! und ihre Unschuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann, — ich glaube zu versinken, wie vom Wetter gerührt. — Und Wilhelm! wenn ich mich jemals unterfinge, diesen Himmel, dieses Vertrauen — du verstehst mich. Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug! — Und ist das nicht Verderben?

Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie wie mir ist, wenn ich bei ihr bin; es ist als wenn die Seele sich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Claviere spielet mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Lieblied, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich. Wie mich der einfache Gesang angreift! Und wie sie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte! — die Irrung und Finsterniß meiner Seele zerstreut sich, und ich athme wieder freier.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davor stehen, und uns über die Wundererscheinungen entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten; eine unvermeidliche Gesellschaft hielt mich ab. Was war zu thun? ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wiedersah! Ich hätte ihn gern beim Kopf genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Man erzählt von dem Bononischen Steine, daß er, wenn man ihn

in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Burschen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf seinem Gesicht, seinen Backen, seinen Rockknöpfen, und dem Kragen am Stirteut geruht hatten, machte mir das alles so heilig, so werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tausend Thaler gegeben. Es war mir so wohl in seiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du darüber lachest. Wilhelm, sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?

Am 19. Julius.

Ich werde sie sehen! ruf' ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegenblicke; ich werde sie sehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Gesandten nach *** gehen soll. Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gerne in Activität haben, sagst du; das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist, sich um Welt oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir sagen, daß seither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — meine

verstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bitte mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, so wollte ich's wohl herausbilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten — und sollten's Kuchen werden!

Lottens Portrait habe ich dreimal angefangen, und habe mich dreimal prostituirt; das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir gnügen.

Am 25. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles besorgen und bestellen: geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir schreiben! Heute führte ich es schnell nach der Lippe, und die Zähne knisterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir schon manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Versuchung, und verspreche mir heilig: morgen willst du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und ehe ich mich's versehe, bin ich bei ihr. Entweder sie hat des Abends gesagt: Sie kommen doch morgen? — wer könnte da wegbleiben? Oder sie gibt mir einen Auftrag, und ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen; oder der Tag ist gar zu schön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — ich bin zu nahe in der Atmosphäre — zuck! so bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den über einander stürzenden Brettern.

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht beim Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Reſpects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk mehr, als ſeiner eigenen Empfindung; denn darin ſind die Weiber fein, und haben Recht: wenn ſie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen. Seine gelaſſene Außenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal mit kleiner Eiferſüchtelei peinigt, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn: wenigſtens würd' ich an ſeinem Platze nicht ganz ſicher vor dieſem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle! meine Freude bei Lotten zu ſeyn, iſt hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erzählt die Sache an ſich! — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in ſofern es möglich iſt, bei ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander, und ſpotte derer doppelt und dreifach, die ſagen können, ich ſollte mich reſigniren, und weil es nun einmal nicht anders ſeyn könnte — Schafft mir dieſe Strohmänner vom

Halse! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, sagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene, wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind. — Unter uns, ich passe die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutsch! bin ich draus, und da ist mir's immer wohl, wenn ich sie allein finde.

Am 8. August.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich gerecht, wenn ich die Menschen unerträglich schalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schicksale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung seyn könntest. Und im Grunde hast du Recht. Nur eins, mein Bester! In der Welt ist es sehr selten mit dem Entweder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweisen schattiren sich so mannigfaltig, als Abfälle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase sind.

Du wirst mir also nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwischen dem Entweder Oder durchzustehlen suche.

Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut! im ersten Fall suche sie durchzutreiben, suche die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen; im anderen Fall ermanne dich, und suche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß! — Bester! das ist wohl gesagt, und — bald gesagt.

Und kannst du von dem Unglücklichen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit unaufhaltsam allmählig abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle durch einen Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, sich davon zu befreien?

Zwar könntest du mir mit einem verwandten Gleichnisse antworten: Wer ließe sich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen sein Leben aufs Spiel setzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm,

ich habe manchmal so einen Augenblick aufspringenden, abschüttelnden Muths, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles, Schritt vor Schritt, hineingegangen bin; wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat!

Am 10. August.

Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergötzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach! so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu seyn; von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn; von den Kleinen wie ein Vater; und von Lotten! — dann der ehrliche Albert! der durch keine launische Unart mein Glück stört; der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude uns zu hören, wenn wir spazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es ist in der Welt nichts Lächerlicheres erfunden worden als dieses Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt, wie sie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben und ihm Lotten anbefohlen habe; wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe; wie sie in der Sorge für ihre Wirthschaft und in dem Ernste eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe! — Ich gehe so neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß, und — werfe sie in den vorüberfließenden Strom, und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunterwallen. — Ich weiß nicht, ob ich dir geschrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen

vom Hof erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften habe ich wenig seines Gleichen gesehen.

Am 12. August.

Gewiß, Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel. Ich habe gestern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Lust an, ins Gebirge zu reiten, von woher ich dir jetzt auch schreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. Borge mir die Pistolen, sagte ich, zu meiner Reise. Meinetwegen, sagte er, wenn du dir die Mühe nehmen willst, sie zu laden: bei mir hängen sie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen, und schlief ruhig. Einmal an einem regnigten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt: Wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das ist. — Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden; und der dahlt mit dem Mädchen, will sie erschrecken, und Gott weiß wie? das Gewehr geht los, da der Ladstock noch drin steckt, und schießt den Ladstock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren und die Cur zu bezahlen obendrein, und seit der Zeit laß' ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was ist Vorsicht? Die Gefahr läßt sich nicht auslernen! Zwar — nun weißt du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine Zwar: denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber so rechtfertig ist der Mensch, wenn er glaubt, etwas Uebereiltes, Allgemeines, Halbwahres gesagt zu haben, so hört er dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache ist. Und bei diesem Anlaß kam er sehr tief in Text; ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Gebärde drückte ich mir die Mündung der Pistole übers rechte Aug' an die Stirn. Pfui! sagte Albert, indem

er mir die Pistole herabzog, was soll das? — Sie ist nicht geladen, sagte ich. — Und auch so, was soll's? versetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht seyn kann sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: Das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deßwegen die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen seyn.

Du wirst mir zugeben, sagte Albert, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen aus welchem Beweggrunde sie wollen.

Ich zuckte die Achseln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster: aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das ist ganz anders, versetzte Albert, weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maaße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. — Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten

That nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen!

Das sind nun wieder von deinen Grillen, sagte Albert. Du überspannst alles, und hast wenigstens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts anders als eine Schwäche halten kann. Denn freilich ist es leichter zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich so aus der Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennst das Schwäche? Ich bitte dich, laß dich vom Anscheine nicht verführen! Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst du das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt, und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinn kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt, und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil seyn? — Albert sah mich an, und sagte: Nimm mir's nicht übel, die Beispiele, die du da giebst, scheinen hierher gar nicht zu gehören. — Es mag seyn, sagte ich: man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Radotage gränze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise verstellen können, wie dem Menschen zu Muthe seyn mag, der sich entschließt die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen; denn nur in sofern wir mitempfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maaß seines Leidens ausdauern kann? es mag nun moralisch oder körperlich seyn: und ich finde es eben so wunderbar zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das

Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

Paradox! sehr paradox! rief Albert aus. — Nicht so sehr, als du denkst, versetzte ich. Du giebst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist. Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet. Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Eben so wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein gesprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Wasser todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. — Ein gutes Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher bestimmter Arbeit, herangewachsen war, das weiter keine Aussicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengeschafften Putz mit ihres Gleichen um die Stadt spazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feste einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichsten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern — deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt, als ihn, den Einzigen, sich nur sehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck; sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen sie sich schnte.

Soll ich Verirrter hier in den verſchlungnen Gründen
Die Geiſter Shakſpear's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie ſind es ſelbſt, wo nicht ein gleich Geſchlecht!
Unbändig ſchwelgt ein Geiſt in ihrer Mitten,
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer iſt's, der dort gebückt
Nachläßig ſtark die breiten Schultern drückt?
Er ſitzt zunächſt gelaſſen an der Flamme,
Die markige Geſtalt aus altem Heldenſtamme.
Er ſaugt begierig am geliebten Rohr,
Es ſteigt der Dampf an ſeiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Cirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernſtlichem Geſicht
Barbariſch bunt in fremder Mundart ſpricht.

Wer iſt der andre, der ſich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
Und ſeine langen feingeſtalten Glieder
Ekſtatiſch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geiſtesflug ſich in die Höhe ſchwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunſt ſingt?

Doch ſcheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre ſie auf einmal leiſe ſprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,

Wiederholtes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtseyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie. — Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsterniß um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Daseyn fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! Und sag', ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben. Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: Die Thörin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein Anderer sie zu trösten vorgefunden haben. — Das ist eben, als wenn einer sagte: Der Thor stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich geleget hätten, alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch einiges ein, und unter anderm, ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen: wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sey, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen seyn möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund! rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kömmt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet, und die Gränzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon, sagte ich, und griff nach meinem Hute. O! mir war das Herz so voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heute war ich hinausgegangen, Lottens Clavier zu stimmen; ich konnte aber nicht dazu kommen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrod, das sie nun so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin die von Händen berient wird. Ich lerne viel dabei, das versichere ich dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunkt erfinden muß, den ich beim zweitenmal vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Sylbenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite, veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

Am 18. August.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die

der sanfte Abendwind am Himmel herüberwiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mücken schwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Gesträuche, das den dürren Sandhügel hinunterwächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele! Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammensichern, und sich ansiften, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist! — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die

ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach, in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdämmere; vergebens suche ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß' ich neben ihr auf der Wiese, und hielte ihre Hand, und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und darüber mich ermuntere — ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

Am 22. August.

Es ist ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müßig seyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles. Ich schwöre dir, manchmal wünschte ich ein Taglöhner zu seyn, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Acten vergraben sehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre! Schon etlichemal ist mir's so aufgefahren, ich wollte dir schreiben und dem Minister,

und um die Stelle bei der Gesandtschaft anhalten, die, wie du versicherst, mir nicht versagt werden würde. Ich glaube es selbst. Der Minister liebt mich seit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich irgend einem Geschäfte widmen; und eine Stunde ist mir's auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, seiner Freiheit ungeduldig, sich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird — ich weiß nicht, was ich soll! — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überallhin verfolgen wird.

Am 28. August.

Es ist wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es thun. Heute ist mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen sogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich sie kennen lernte, und um die ich sie seither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwei Büchelchen in Duodez dabei, der kleine Wetsteinische Homer, eine Ausgabe, nach der ich so oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Ernestischen nicht zu schleppen. Sieh, so kommen sie meinen Wünschen zuvor, so suchen sie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundschaft auf, die tausendmal werther sind, als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küsse diese Schleife tausendmal, und mit jedem Athemzuge schlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es ist so, und ich murre nicht: die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen verüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif! Und doch sind deren noch genug da; und doch — o mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, ungenossen verfaulen lassen?

Lebe wohl! Es ist ein herrlicher Sommer; ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr hinunterlasse.

Am 30. Auguſt.

Unglücklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr geſeſſen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinne aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld umher! einen jähen Berg zu klettern iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummere! O Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überstehe ich alles. Ich werde sie nicht wiedersehen! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tausend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Bester, die Empfindungen, die mein Herz bestürmen! Hier sitze ich und schnappe nach Luft, suche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang sind die Pferde bestellt.

Ach! sie schläft ruhig, und denkt nicht, daß sie mich nie wiedersehen wird. Ich habe mich losgerissen; bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und, Gott! welch ein Gespräch!

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachtessen mit Lotten im Garten zu seyn. Ich stand auf der Terrasse, unter den hohen Kastanienbäumen, und sah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem sanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier gestanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauspiele zugesehen, und nun! — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer, sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unserer Bekanntschaft die wechselseitige Neigung zu diesem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig eines von den romantischsten ist, die ich von der Kunst hervorgebracht gesehen habe.

Erst hast du zwischen Kastanienbäumen die weite Aussicht — Ach! ich erinnere mich, ich habe dir, denk ich, schon viel davon geschrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einschließen, und durch ein daran stoßendes Bosket die Allee immer düsterer wird, bis zuletzt alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erstenmal an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnete ganz leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehens geweidet, als ich sie die Terrasse heraufsteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte sie. Wir waren eben heraufgetreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten mancherlei, und kamen unvermerkt dem düstern Cabinette näher. Lotte trat hinein,

und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen; ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder: es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden seyn! fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; aber, Werther, sollen wir uns wiederfinden? wiedererkennen? Was ahnen Sie? was sagen Sie?

Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wiedersehen! hier und dort wiedersehen! — Ich konnte nicht weiter reden. — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe, und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab, die Mutter ihrer Kinder zu seyn! — mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst. Ach! thue ich doch alles was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist als das alles, gepflegt und geliebt. Könntest du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige! du würdest mit dem heißesten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten, bittersten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batest. —

Sie sagte das! — o Wilhelm, wer kann wiederholen was sie sagte! Wie kann der kalte, todte Buchstabe diese himmlische Blüthe des Geistes darstellen! Albert fiel ihr sanft in die Rede: Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen, aber ich bitte Sie! — O Albert! sagte sie, ich weiß, du vergissest nicht die Abende,

da wir zusammensaßen an dem kleinen runden Tischchen, wenn der Papa verreis't war, und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch, und kamst so selten dazu, etwas zu lesen. — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles? die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über dir, und der Geist deiner Mutter! — Wenn Sie sie gekannt hätten! sagte sie, indem sie mir die Hand drückte; sie war werth von Ihnen gekannt zu seyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden. — Und sie fuhr fort: Und diese Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben; nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das kleine. Wie es gegen das Ende ging, und sie zu mir sagte: Bringe mir sie herauf; und wie ich sie herein führte, die kleinen, die nicht wußten, und die ältesten, die ohne Sinne waren, wie sie ums Bette standen, wie sie die Hände aufhob und über sie betete, und sie küßte nach einander und sie wegschickte, und zu mir sagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du versprichst viel, meine Tochter, sagte sie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst was das sey. Habe es für deine Geschwister und für deinen Vater, die Treue und den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten. Sie fragte nach ihm; er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen den er fühlte; der Mann war ganz zerrissen. — Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu sich, und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich seyn, zusammen glücklich seyn würden! — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie, und rief: Wir sind es! wir werden es seyn! Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

Werther, fing sie an, und diese Frau sollte dahin seyn! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt,

und niemand, als die Kinder, das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten ihre Mama weggetragen!

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie; es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt sie fester. Wir werden uns wieder sehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte: auf ewig! ich würde es nicht aushalten. Leb' wohl, Lotte! Leb' wohl, Albert! Wir sehen uns wieder! — Morgen, denke ich, versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach! sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und sprang auf, und lief auf die Terrasse hervor, und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern, ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

Der dort am Ende, wo das Thal ſich ſchließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers ſchimmert,
Vom Waſſerfall umrauſcht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz nach jener Kluft zu wandern,
Ich ſchleiche ſtill und ſcheide von den Andern.

Sey mir gegrüßt, der hier in ſpäter Nacht
Gedankenvoll an dieſer Schwelle wacht!
Was ſitzeſt du entfernt von jenen Freuden?
Du ſcheinſt mir auf was Wichtiges bedacht.
Was iſt's, daß du in Sinnen dich verliereſt,
Und nicht einmal dein kleines Feuer ſchüreſt?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande ſelbſt zu ſagen
Woher ich ſey, wer mich hierher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich her verſchlagen
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt.

Wer kennt ſich ſelbſt? wer weiß was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thuſt, ſagt erſt der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus ſelbſt die reine Himmelsgluth
Auf friſchen Thon vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdiſch Blut
Durch die belebten Adern gießen?

Zweites Buch.

Am 20. October 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß, und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! Ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O, ein bischen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herumschwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück, und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!

Geduld! Geduld! es wird besser werden; denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde und sehe, was sie thun, und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft durch ihre Natur gedrungen sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder andere vollkommener ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein anderer zu besitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dagegen wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. November 1771.

Ich fange an, mich in so fern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beste ist, daß es zu thun genug giebt; und dann die vielerlei Menschen, die allerlei neuen Gestalten machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deßwegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht; aus dessen Umgange so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bei den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich sein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

Am 24. December 1771.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß; ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umständlich wie eine Base; ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht, so steht es: da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurückzugeben und zu sagen: Er ist gut, aber sehen Sie ihn durch; man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf ausbleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C . . ist noch das einzige, was mich schadlos hält. Er sagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sey. Die Leute erschweren es sich und andern, doch, sagte er, man muß sich darein re figuiren, wie ein Reisender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber! —

Mein Alter spürt auch wohl den Vorzug, dem mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf; denn ich war mitgemeint: Zu so Weltgeschäften sey der Graf ganz gut, er habe viel Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm, wie allen Belletristen. Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: Fühlst du den Stich? Aber es that bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich sagte, der Graf sey ein Mann, vor dem man Achtung haben müsse, wegen seines Charakters sowohl, als wegen seiner Kenntnisse. Ich habe, sagt' ich, niemand gekannt, dem es so geglückt wäre seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten, und doch diese Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne spanische Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraisonnement noch mehr Galle zu schlucken.

Und daran seid ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt, und mir so viel von Activität vorgesungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier neben einander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Da ist ein Weib, zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so daß jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die

sich auf das bischen Adel und auf den [illegible] ihres Landes Wunderstreiche einbildet. — Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft eine Amtsschreiberstochter. — Sieh, ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, andere nach sich zu berechnen. Und weil ich so viel mit mir selbst zu thun habe, und dieses Herz so stürmisch ist — ach! ich lasse gern die andern ihres Pfades gehen, wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen.

Was mich am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vortheile er mir selbst verschafft: nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B. kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viel Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserem Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubniß, sie bei sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freimüthigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier, und wohnt bei einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach selbst gestand; daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist, und keine Stütze hat als die Reihe ihrer Verfahren, keinen Zeitvertreib, als den Staat, in den sie sich verpallisadiret, und kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter wegzusehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen seyn, und ihr Leben weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen gequält, und in den reiferen Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Officiers gebuckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und starb. Nun sieht sie im eisernen sich allein, und würde nicht angesehen, wäre ihre Nichte nicht so liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! Und nicht, daß sie sonst keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Secretär regiert? Und wer ist denn der erste? Der, dünkt mich, der die andern übersieht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen schreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem schweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neste D., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu schreiben; und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fensterchen wüthen, hier waren Sie mein erster Gedanke. Wie ich hereintrat, überfiel mich Ihre Gestalt, Ihr Andenken, o Lotte! so heilig, so warm! Guter Gott! der erste glückliche Augenblick wieder!

Wenn Sie mich sähen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige Stunde! nichts! nichts! Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten; und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht ein optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen,

und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B.; sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei! werden Sie sagen, der Mensch legt sich auf niedliche Complimente! Ganz unwahr ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders seyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen: es wüßte niemand so fein zu loben, als ich und zu lügen, setzen Sie hinzu; denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie? Ich wollte von Fräulein B. reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt. Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir phantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit; ach! und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen! muß nicht, thut es freiwillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie. —

O säß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben, vertraulichen Zimmerchen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich mit einander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollte ich sie mit einem schauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe versammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig sperren. — Adieu! Ist Albert bei Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir diese Frage.

Den 8. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohlthätig. Denn so lang ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleitet hätte. Wenn's nun recht regnet, und stöbert, und fröstelt, und thaut, ha! denk' ich, kann's doch zu Hause nicht schlimmer werden als es draußen

iſt, oder umgekehrt, und ſo iſt's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verſpricht einen feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: Da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, worum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, worum ſie einander nicht bringen! Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann, ihm zu widerſprechen und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief [1] von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiſet, wie er meine überſpannten Ideen von Wirkſamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geſchäften als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht ausrotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können! Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

[1] Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publicums entſchuldigen zu können.

Am 20. Februar.

Gott segne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht.

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen hast: ich wartete auf Nachricht, wenn euer Hochzeittag seyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun seyd ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun so soll es bleiben! und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei euch, bin dir unbeschadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin, und will und muß ihn behalten. O, ich würde rasend werden, wenn sie vergessen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb' wohl! Leb' wohl, Engel des Himmels! Leb' wohl, Lotte!

Den 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! er ist nicht zu ersetzen, und ihr seyd doch allein Schuld daran, die ihr mich sporntet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen verdürben alles, so hast du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C. liebt mich, distinguirt mich, das ist bekannt, das habe ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herren und Frauen bei ihm zusammen kommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab; ich rede mit ihm, mit dem Obristen B., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. mit ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadeligen Augen und Nasslöcher, und wie mir die Nation von

Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B. herein trat. Da mir das Herz immer ein bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war aufgestochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, mir noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des ersten her, der Hofrath R. hier aber in qualitate Herr von R. genannt, mit seiner tauben Frau ꝛc., den übel feurnirten J. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt: das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind. Ich dachte — und gab nur auf meine B. Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von S. mit dem Grafen redete das alles hat mir Fräulein B. nachher erzählt, bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen, sagte er, unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inconsequenz. Ich wollte schon verhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurückgehalten, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M. dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische, es waren noch wenige in der Gaststube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurück geschlagen. Da kommt der ehrliche A. hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir, und sagt leise: Du hast Verdruß gehabt? Ich? sagte ich. Der Graf hat dich aus der Gesellschaft

gewiesen. — Hole sie der Teufel! sagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam. — Gut, sagte er, daß du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum. — Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen, und mich ansahen, dachte ich, die sehen dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und sagen, da sähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die sich ihres bischen Kopfs überhöben, und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren: denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach! da kann man sie leicht lassen.

Am 16. März.

Es hetzt mich alles. Heute treffe ich Fräulein B. in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden, und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther! sagte sie, mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus: hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S. und T. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm! — Wie, Fräulein? sagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. — Was hat mich es schon gekostet! sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich! rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig, und hat,

Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr,
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit ſang
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Stolz auf ſich ſelbſt und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menſchen ſchöne Gunſt:
Doch ach! ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen.
Nun ſitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und beglückt.

Doch rede ſacht! denn unter dieſem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schooß.

je! mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen; und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphiren würde. Wie man sich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, figeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahresten Theilnehmung — ich war zerstört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß sich einer unterstünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte: wenn ich Blut sähe, würde mir es besser werden. Ach! ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinct eine Ader aufbeißen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft; ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.

Am 24. März.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt, und werde sie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erst Erlaubniß dazu bei euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und also — bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei; ich kann mir selbst nicht helfen, und sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Den schönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Gesandten ansetzte, so auf einmal Halte zu sehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und sollen; genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, so ist hier der Fürst * *, der vielen Geschmack an meiner Gesellschaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Absicht hörte, mit ihm auf seine Güter zu gehen, und den schönen

Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punkt verſtehen, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 19. April.

Danke für deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt es geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt, ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünfundzwanzig Ducaten geſchickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; alſo brauche ich von der Mutter da Geld nicht, um das ich neulich ſchrieb.

Am 5. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wiederſehen, will mich der alten, glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehen, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben, vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre Stadt einzuſperren. Adieu, Wilhelm! du ſollſt von meinem Zuge hören.

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S. zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus, und ließ den Poſtillon fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnte

ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, schmachtenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund! mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang kennt' ich hier sitzen, und mich hinüberschnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich dämmernd darstellten, und wenn ich dann um bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher; alle die alten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, so auch alle Veränderungen, die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins Detail gehen; so reizend, als es mir war, so einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beschlossen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unserem alten Hause. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulstube, wo ein ehrliches altes Weib unsere Kindheit zusammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche ausgestanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerungen an, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tausend. Ich ging den Fluß hinab bis an einen gewissen Hof; das war sonst auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen. Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinfließe, und wie ich da so bald Gränzen meiner Vorstellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. — Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter! so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemessenen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was

hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sey? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier, auf dem fürstlichen Jagdschloß. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben; er ist wahr und einfach. Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Schelme, und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, ist, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspunkte, wie sie ihm der Andere vorstellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach! was ich weiß, kann jeder wissen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts draus wird, ist es eben so gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in * * * Diensten ist. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen seyn, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willst, ich kann nicht länger bleiben. Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst, und

würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das garstige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstwerke drein stolpert.

Am 16. Julius.

Ja, wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im * * schen besuchen wollte; ist aber im Grunde nichts dran; ich will nur Lotten wieder näher, das ist alles. Und ich lache über mein eigenes Herz — und thu' ihm seinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein, es ist gut! es ist alles gut! — Ich ihr Mann! O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet seyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte! — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und darf ich es sagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O! er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willst; daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt, bei — eh! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammentreffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Thränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu, Lieber!

Am 4. August.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteste Junge lief mir entgegen; sein Freudengeschrei führte die Mutter herbei, die sehr niedergeschlagen aussah. Ihr erstes Wort war: Guter Herr, ach! mein Hans ist mir gestorben! Es war der jüngste ihrer Knaben. Ich war stille. Und mein Mann, sagte sie, ist aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er sich heraus betteln müssen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts sagen, und schenkte dem Kleinen was; sie bat mich einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. August.

Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: Wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngespinste nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thore hinausgehe, den Weg, den ich zum erstenmale fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, alles ist vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles. Mir ist es, wie es einem Geiste seyn müßte, der in das ausgebrannte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts anderes kennte, noch weiß, noch habe, als sie.

Am 4. September.

Ja, es ist so! Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Walheim; es hieß, er sey aus dem Dienste gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirst, wenn ich dir sie wieder erzähle. Doch wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu schelten. Sey's denn! auch das mag zu meinem Schicksal gehören.

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein wenig scheues Wesen zu bemerken schien, antwortete der Mensch mir erst auf meine Fragen; aber gar bald offener, als wenn er sich und mich auf einmal wieder erkännte, gestand er mir seine Fehler, klagte er mir sein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes seiner Worte vor Gericht stellen! Er bekannte, ja er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenschaft zu seiner Hausfrau sich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er sich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hingefallt? Er habe weder essen noch trinken, noch schlafen können; es habe ihm an der Kehle gesteckt; er habe gethan, was er nicht thun sollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergessen; er sey als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen; bis er eines Tags, als er sie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sey. Da sie seinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sey, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine

Absichten gegen sie immer redlich gewesen, und daß er nichts schulicher gewünscht, als daß sie ihn heirathen, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu stocken, wie einer, der noch etwas zu sagen hat, und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwei-, dreimal ab, und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie liebe und schätze, wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sey, und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sey. — Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: Könnt' ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich dir alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksal Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug! da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehen, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen giebt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch selbst wenn sie gewollt hätte, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzo habe sie wieder einen andern Knecht genommen; auch über den, sage man, sey sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, sie werde ihn heirathen, aber er sey fest entschlossen das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt; ja, ich darf wohl sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Werten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft ist also keine dichterische Erfindung, sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten

— zu nichts Verbildeten! Lies die Geſchichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute ſtill, indem ich das hinſchreibe; du ſiehſt an meiner Hand, daß ich nicht ſo ſtrudele und ſudele, wie ſonſt. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geſchichte deines Freundes iſt. Ja, ſo iſt mir's gegangen, ſo wird mir's gehen, und ich bin nicht halb ſo brav, nicht halb ſo entſchloſſen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich faſt nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geſchrieben, wo er ſich Geſchäfte wegen aufhielt. Es fing an: Beſter, Liebſter, komme ſobald du kannſt; ich erwarte dich mit tauſend Freuden. — Ein Freund, der hereinkam, brachte Nachricht, daß er wegen gewiſſer Umſtände ſo bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; ſie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geſchenk iſt! rief ich aus; ich konnte mir einen Augenblick vorſpiegeln, als wäre es an mich geſchrieben. Sie brach ab; es ſchien ihr zu mißfallen, und ich ſchwieg.

Am 6. September.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen, einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erſtenmal tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unſcheinbar. Auch habe ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag, und auch wieder ſo gelbe Weſte und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreiſ't, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube; ſie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tauſend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen

neuen Freund! sagte sie, und leckte ihn auf ihre Hand, er ist meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brod gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt so artig. Er küßt mich auch, sehen Sie!

Als sie dem Thierchen den Mund hinhielt, drückte es sich so lieblich in die süßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Er soll Sie auch küssen, sagte sie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genusses.

Sein Kuß, sagte ich, ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück. Er ißt mir auch aus dem Munde, sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unschuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Gesicht weg. Sie sollte es nicht thun! sollte nicht meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!

Am 15. September.

Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St. mit Letten gesessen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weiß! immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Aeste waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll es gewesen seyn, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Thränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden. —

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu ſeyn,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im ſchweren Traum,
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre."

Verſchwinde Traum!

Wie dank' ich, Muſen, euch!
Daß ihr mich heut auf einen Pfad geſtellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum ſchönſten Tage ſich erhellet;
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten ſind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine ſchönre Welt;

Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe ständen, und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. — Lieber Schatz, eins ist doch dabei! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers (unser alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat an der Welt keinen Antheil zu nehmen; denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrin, die sich abgiebt gelehrt zu seyn, sich in die Untersuchung des Kanons melirt, gar viel an der neumodischen, moralisch-kritischen Reformation des Christenthums arbeitet, und über Lavaters Schwärmereien die Achseln zuckt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat, und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Creatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehst du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn sie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die Alten, so unzufrieden sah, sagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, sagten sie, was kann man machen? Aber eins ist recht geschehen! der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frau Grillen, die ihm ohnedieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und sagte: Hier herein! denn sie hatte noch alte Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume standen, und verkaufte sie an den Meistbietenden. Sie liegen! O! wenn ich Fürst wäre! ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja, wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mir es ſchon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, iſt, daß Albert nicht ſo beglückt zu ſeyn ſcheint, als er — hoffte, als ich — zu ſeyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gerne Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt, zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode ſich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten! Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußſtapfen ſeiner Väter ſucht, und ach! ihre Grabſteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr begränztes, ſiegrückkehrendes Schiff beſchien; wenn ich den tiefen Kummer auf ſeiner Stirne leſe, den letzten, verlaſſenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken ſehe, wie er immer neue, ſchmerzlichglühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo iſt der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürſten von der zückenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachſenden.

Am 19. October.

Ach! diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! — Ich denke oft, wenn du sie nur Einmal, nur Einmal an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt seyn.

Am 26. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewisser, daß an dem Daseyn eines Geschöpfes wenig gelegen ist, ganz wenig. Es kam eine Fremdin zu Lotten, und ich ging herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder zu schreiben. Ich hörte sie leise reden; sie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie diese heirathet, wie jene krank, sehr krank ist; sie hat einen trockenen Husten, die Knochen stehen ihr zum Gesicht heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, sagte die eine. Der N. N. ist auch so übel dran, sagte Lotte. Er ist geschwollen, sagte die andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft versetzte mich ans Bett dieser Armen; ich sah sie, mit welchem Widerwillen sie dem Leben den Rücken wandten, wie sie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder stirbt. — Und wenn ich mich umsehe, und sehe das Zimmer an, und rings um mich herum Lottens Kleider, und Alberts Scripturen, und diese Meubeln, denen ich nun so befreundet bin, sogar diesem Dintenfasse, und denke: Siehe, was du nun in diesem Hause bist! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machst oft ihre Freude, und deinem Herzen scheint es, als wenn es ohne sie nicht seyn könnte; und doch — wenn du nun gingst, wenn du aus diesem Kreise schiedest? würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die dein Verlust in ihr Schicksal reißt? wie lange? — O! so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzig wahren Eindruck seiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das so bald!

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreißen, und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach, die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

Am 27. October Abends.

Ich habe ſo viel, und die Empfindung an ihr verſchlingt alles; ich habe ſie viel, und ohne ſie wird mir alles zu nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Punkte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie einem das thut, ſo viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreuzen zu ſehen, und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich ſo oft zu Bette mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens ſchlage ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben, ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elends verborgen iſt, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen? Und dieß Herz iſt jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr; meine Augen ſind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine

Stirn zusammen. Ich leide viel; denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf: sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich oft auf dem Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist, und um ihn die Erde verdürstet.

Aber ach! ich fühle es, Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. November.

Sie hat mir meine Excesse vorgeworfen! ach, mit so viel Liebenswürdigkeit! Meine Excesse, daß ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht! sagte sie; denken Sie an Lotten! — Denken! sagte ich: brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie sind immer vor meiner Seele. Heute saß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutsche stiegen — sie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu lassen. Bester! ich bin dahin! Sie kann mit mir machen, was sie will.

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich ruhig zu seyn. Laß mich ausdulden; ich habe bei aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug durchzusetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du; ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß

sie denn das einem jeden seyn? Wenn du die große Welt ansiehst, so siehst du tausende, denen sie es nicht war, tausende, denen sie es nicht seyn wird, gepredigt oder ungepredigt: und muß sie mir es denn seyn? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn seyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falsch aus, sieh nicht etwa Spott in diesen unschuldigen Worten; es ist meine ganze Seele, die ich dir vorlege: sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jedermann so wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maaß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß thun, und mich stellen, als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Seyn und Nichtseyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt, und mit mir die Welt untergeht — ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden und unaufhaltsam hinabstürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen: Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdrucks schämen, sollte es mir vor dem Augenblicke bange seyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wollust schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet?

Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand, und sagte: Adieu, lieber Werther, — Lieber Werther! Es war das erstemal, daß sie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir

hundertmal wiederholt, und gestern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte, und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagte ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach selbst über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir sie! und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie! denn sie ist eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts, und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes: das war alles vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigsten Antheils, des süßesten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Clavier, und hauchte mit süßer, leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen so reizend gesehen; es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süßen Tone in sich zu schlürfen, die aus dem Instrument hervorquellen, und nur der himmlische Wiederhall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich dir das sagen könnte! — Ich widerstand nicht länger, neigte mich und schwur: Nie will ich es wagen einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben! — Und doch — ich will — Ha! siehst du, das steht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — diese Seligkeit — und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen! — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die übrigen glücklich — so ist noch keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter

der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eigenes Herz. Ich habe so viel auszustehen! Ach! sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?

Am 30. November.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! Wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller meiner Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!

Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde; ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen in das Thal hinein. Von fern sah ich einen Menschen in einem grünen, schlechten Rocke, der zwischen den Felsen herumkrabbelte, und Kräuter zu suchen schien. Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sah ich eine interessante Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts, als ein gerader, guter Sinn ausdrückte; seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen gesteckt, und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunterhing. Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suchte? Ich suche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das ist auch die Jahrszeit nicht, sagte ich lächelnd. — Es giebt so viele Blumen, sagte er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten sind Rosen und Jelängerjelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen wie Unkraut; ich suche schon zwei Tage darnach, und kann sie nicht finden. Da draußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tausendgüldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden. — Ich merkte was Unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. — Wenn Er mich nicht verrathen will, sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen. Das ist brav, sagte ich. O! sagte er, sie hat viel andere Sachen, sie ist reich. — Und doch hat sie Seinen Strauß lieb, versetzte ich. O! fuhr er fort, sie hat Juwelen und eine Krone. —

Wie heißt sie denn? — Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten, versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun — Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war also glücklich? fragte ich. Ach! ich wollte, ich wäre wieder so! sagte er. Da war mir es so wohl, so lustig, so leicht, wie einem Fische im Wasser! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich! wo steckst du? wir haben dich überall gesucht, komm zum Essen. — Ist das Euer Sohn? fragt' ich: zu ihr tretend. Wohl, mein armer Sohn! versetzte sie. Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt. Wie lange ist er so? fragte ich. So stille, sagte sie, ist er nun ein halbes Jahr. Gott sey Dank, daß er nur so weit ist: vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er niemand nichts: nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter, stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb: und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er wie Sie ihn sehen. Wenn ich ihm erzählen sollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sey? Der thörichte Mensch! rief sie mit mitleidigem Lächeln: da meint er die Zeit da er von sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ sie eilend.

Da du glücklich warst! rief ich aus, schnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war, wie einem Fisch im Wasser! — Gott im Himmel! Hast du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen, und wenn sie ihn wieder verlieren! — Elender, und auch wie beneide ich deinen Trübsinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verschmachtest! Du gehst hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflücken — im Winter! — und trauerst, da du keine findest, und begreifst nicht, warum du keine finden kannst. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnst, welcher Mensch du seyn würdest, wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf, das den Mangel seiner Glückseligkeit

einer irdischen Hinderniß zuschreiben kann! Du fühlst nicht! du fühlst nicht, daß in deinem zerstörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden, und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut! Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polstern? — Wahn! — O Gott! du siehst meine Thränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bischen Armuth, das bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstockes, was ist es, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgiebt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! schweige nicht länger! dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude: aber was soll mir das? mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesicht will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?

Am 1. December.

Wilhelm! der Mensch, von dem ich dir schrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienst geschickt wurde, hat ihn rasend gemacht. Fühle, bei diesen trockenen Worten, mit

Das ängſtliche Geſicht iſt in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben iſt's, es iſt ſchon lang begonnen.

Ich ſehe hier, wie man nach langer Reiſe
Im Vaterland ſich wieder kennt,
Ein ruhig Volk im ſtillen Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle zu;
Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte ſtocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück
Es folgt Gedeihn und feſtes ird'ſches Glück.

So mög', o Fürſt, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage ſeyn!
Du kenneſt lang' die Pflichten deines Standes
Und ſchränkeſt nach und nach die freie Seele ein.
Der kann ſich manchen Wunſch gewähren,
Der kalt ſich ſelbſt und ſeinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten ſtrebt,
Muß fähig ſeyn, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn iſt nicht gering —
Nicht ſchwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwiſchen Dornen fiel;
Nein! ſtreue klug wie reich, mit männlich ſtäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erſcheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als du ſie vielleicht lieſeſt.

Am 4. December.

Ich bitte dich! — Siehſt du, mit mir iſt's aus, ich trag' es nicht länger! Heute ſaß ich bei ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Clavier, mannigfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir ins Geſicht — meine Thränen floſſen. — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüße Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehen ein Troſtgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düſtern Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder; mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. Um Gottes willen, ſagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gottes willen, hören Sie auf! Sie hielt und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie ſind ſehr krank: Ihre Lieblingsgerichte widerſtehen Ihnen. Gehen Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich! Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden.

Am 6. December

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehen ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirne.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſeyn wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unseres Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte die Folge seiner hinterlassenen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen seyn lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet seyn konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden, und die Urtheile getheilt. Was bleibt uns übrig, als dasjenige was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen, die von dem Abscheidenden hinterlassenen Briefe einzuschalten, und das kleinste aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es so schwer ist, die eigensten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind!

Unmuth und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester unter einander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört; eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durcheinander arbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher emporstrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf; er ward ein trauriger Gesellschafter, immer unglücklicher, und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigstens sagen dieß Alberts Freunde; sie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang' gewünschten Glückes theilhaftig geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück auch auf die Zukunft zu

erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichsam mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, sagen sie, hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derselbige, den Werther so von Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war stolz auf sie, und wünschte sie auch von jedermann als das herrlichste Geschöpf anerkannt zu wissen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachts abzuwenden wünschte: wenn er in dem Augenblicke mit niemand diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu theilen Lust hatte? Sie gestehen ein, daß Albert oft das Zimmer seiner Frau verlassen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen seinen Freund, sondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieser von seiner Gegenwart gerückt sey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er schickte ihr seinen Wagen, und sie fuhr hinaus. Es war ein schöner Wintertag: der erste Schnee war stark gefallen, und deckte die ganze Gegend. Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert sie nicht abzuholen käme, sie herein zu begleiten. Das klare Wetter konnte wenig auf sein trübes Gemüth wirken: ein dumpfer Druck lag auf seiner Seele, die traurigen Bilder hatten sich bei ihm festgesetzt, und sein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem schmerzlichen Gedanken zum andern. Wie er mit sich im ewigen Unfrieden lebte, schien ihm auch der Zustand anderer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte, das schöne Verhältniß zwischen Albert und seiner Gattin gestört zu haben, er machte sich Vorwürfe darüber, in die sich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten mischte. Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. Ja, ja! sagte er zu sich selbst, mit heimlichem Zähneknirschen, das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit ist's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an, als die theure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? weiß er sie zu achten, wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut er hat sie. — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu seyn, er wird mich noch rasend machen, er wird mich noch umbringen. — Und hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit

für sie einen stillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung: meine Gegenwart ist ihm beschwerlich.

Oft hielt er seinen raschen Schritt an, oft stand er stille, und schien umkehren zu wollen; allein er richtete seinen Gang immer wieder vorwärts, und war mit diesen Gedanken und Selbstgesprächen endlich gleichsam wider Willen bei dem Jagdhause angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten; er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteste Knabe sagte ihm, es sey drüben in Wahlheim ein Unglück geschehen; es sey ein Bauer erschlagen worden. — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube, und fand Lotten beschäftigt dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu untersuchen. Der Thäter war noch unbekannt; man hatte den Erschlagenen des Morgens vor der Hausthüre gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Ist's möglich! rief er aus; ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhen. Er eilte nach Wahlheim zu; jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die That begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt' er sich vor dem sonst so geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder so oft gespielt hatten, war mit Blut befudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift; die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert und die Grabsteine sahen, mit Schnee bedeckt, durch die Lücken hervor.

Als er sich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf einmal ein Geschrei. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter herbeiführe. Werther sah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Wittwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem stillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

Was hast du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangenen los ging. Dieser sah ihn still an, schwieg, und versetzte endlich ganz gelassen: „Keiner wird sie haben; sie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangenen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entsetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in seinem Wesen lag, durch einander geschüttelt worden. Aus seiner Trauer, seinem Mißmuth, seiner gleichgültigen Hingegebenheit wurde er auf einen Augenblick herausgerissen; unüberwindlich bemächtigte sich die Theilnehmung seiner, und es ergriff ihn eine unsägliche Begierde, den Menschen zu retten. Er fühlte ihn so unglücklich, er fand ihn als Verbrecher selbst so schuldlos, er setzte sich so tief in seine Lage, daß er gewiß glaubte, auch andere davon zu überzeugen. Schon wünschte er für ihn sprechen zu können, schon drängte sich der lebhafteste Vortrag nach seinen Lippen; er eilte nach dem Jagdhause, und konnte sich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halb laut auszusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig; dieß verstimmte ihn einen Augenblick, doch faßte er sich bald wieder, und trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig, und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme: er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grunde gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts thun könne, ohne sich die größte Verantwortung aufzuladen; es müsse alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebnen Gang gehen.

Werther ergab sich noch nicht, sondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger sehen, wenn man dem Menschen zur Flucht behülflich wäre. Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der sich endlich ins Gespräch mischte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überstimmt, und mit einem entsetzlichen Leiden machte er sich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal gesagt hatte: Nein! er ist nicht zu retten!

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen seyn müssen, sehen wir aus

einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geschrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind."

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen; er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bei mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beide Männer Recht haben möchten, so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Daseyn entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf bezieht, das vielleicht sein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren:

„Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage, er ist brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht seyn."

Weil es ein gelinder Abend war und das Wetter anfing sich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben als wenn sie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ; er berührte seine unglückliche Leidenschaft und wünschte, daß es möglich seyn möchte ihn zu entfernen. Ich wünsch' es auch um unsertwillen, sagt' er, und ich bitte dich, fuhr er fort, siehe zu, seinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, seine öfteren Besuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerksam, und ich weiß, daß man hier und da drüber gesprochen hat. Lotte schwieg, und Albert schien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigstens seit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen sie, und wenn sie seiner erwähnte, ließ er das Gespräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur deste tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; besonders

kam er fast außer sich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menschen, der sich nun aufs Läugnen legte, auffordern konnte.

Alles was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Gesandtschaft, alles was ihm sonst mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder. Er fand sich durch alles dieses wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aussicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geschäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und so rückte er endlich, ganz seiner wunderbaren Empfindung, Denkart und einer endlosen Leidenschaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, in seine Kräfte stürmend, sie ohne Zweck und Aussicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von seiner Verworrenheit, Leidenschaft, von seinem rastlosen Treiben und Streben, von seiner Lebensmüde, sind einige hinterlassene Briefe die stärksten Zeugnisse, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen seyn müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.

Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen; ich hatte gehört, der Fluß sey übergetreten, alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondenlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat, und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Widerschein

rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach! mit offenen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürzen! dahinzubrauſen, wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil?

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte, Wilhelm! Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verſtört jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dacht ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern! Ich ſtaun! — Ich ſchelte mich nicht; denn ich habe Muth zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Den 14. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern! — Und nun — Träume! O! wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich zittre es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren Liebe lispelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen? Lotte! Lotte — Und mit mir iſt es aus! meine Sinne verwirren ſich; ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen;

ich bin nirgend wohl, nur überall wohl; ich wünsche nichts, ich verlange nichts: mir wäre besser, ich ginge."

Der Entschluß, die Welt zu verlassen, hatte in dieser Zeit, unter solchen Umständen, in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer seine letzte Aussicht und Hoffnung gewesen; doch hatte er sich gesagt, es solle keine übereilte, keine rasche That seyn, er wolle mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichst ruhigen Entschlossenheit diesen Schritt thun.

Seine Zweifel, sein Streit mit sich selbst blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrscheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm ist, und ohne Datum unter seinen Papieren gefunden worden:

„Ihre Gegenwart, ihr Schicksal, ihre Theilnehmung an dem meinigen preßt noch die letzte Thräne aus meinem versiegten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten aussieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnen, wovon wir nichts bestimmtes wissen."

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr vertraut und befreundet, und sein Vorsatz fest und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an seinen Freund schrieb, ein Zeugniß abgiebt:

Am 20. December

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort so aufgefangen hast. Ja, du hast Recht: mir wäre besser, ich ginge. Der Vorschlag, den du zu einer Rückkehr zu euch thust, gefällt mir nicht ganz; wenigstens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir es sehr lieb, daß du kommen willst, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weiteren. Es ist nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif ist; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter sollst du sagen, daß sie für ihren Sohn beten soll, nur daß ich sie um Vergebung bitte wegen alles

Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war! Leb' wohl, mein Theuerster! Allen Segen des Himmels über dich! Leb' wohl!"

Was in dieser Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Gesinnung gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund gewesen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen stillen Begriff machen können, und eine schöne weibliche Seele sich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel ist gewiß, sie war fest bei sich entschlossen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn sie zauderte, so war es eine herzliche, freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wie viel es ihm kosten, ja, daß es ihm beinahe unmöglich seyn würde. Doch ward sie in dieser Zeit mehr gedrängt Ernst zu machen; es schwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie sie auch immer darüber geschwiegen hatte, und um so mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweisen, wie ihre Gesinnungen der seinigen werth seyen.

An demselben Tage, als Werther den zuletzt eingeschalteten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand sie allein. Sie beschäftigte sich einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenk zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. Sie sollen, sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie sollen auch bescheert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstöckchen und noch was. — Und was heißen Sie geschickt seyn? rief er aus; wie soll ich seyn? wie kann ich seyn? beste Lotte! Donnerstag Abend, sagte sie, ist Weihnachtsabend; da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher! — Werther stutzte. — Ich bitte Sie, fuhr sie fort, es ist nun einmal so; ich bitte Sie um meiner Ruhe willen; es kann nicht, es kann nicht so bleiben! — Er wendete seine Augen von

Drei Oden

an meinen Freund Berisch.

Erste.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulniß,
Ein Gegengift, widerstanden.

Sieh! wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schlägt;
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift.

Der Raupe tückischer Zahn
Wird stumpf an ihnen,
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenscheine.

Von seinen Zweigen
Wünscht das Mädchen
Im Brautkranze;
Früchte hoffen Jünglinge.

Aber sieh! der Herbst kommt,
Da geht die Raupe,
Klagt der listigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit.

ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: Es kann nicht so bleiben, zwischen den Zähnen. Lotte, die den schrecklichen Zustand fühlte, worein ihn diese Worte versetzt hatten, suchte durch allerlei Fragen seine Gedanken abzulenken, aber vergebens. Nein, Lotte! rief er aus, ich werde Sie nicht wiedersehen! Warum das? versetzte sie, Werther, Sie können, Sie müssen uns wiedersehen: nur mäßigen Sie sich. O! warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich haftenden Leidenschaft für alles, was Sie einmal anfassen, geboren werden! Ich bitte Sie, fuhr sie fort, indem sie ihn bei der Hand nahm, mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergötzungen dar? Seyn Sie ein Mann! wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen, und sah sie düster an. Sie hielt seine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther, sagte sie. Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betrügen, sich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther? just mich, das Eigenthum eines andern? just das? Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht. Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren, unwilligen Blick ansah. Weise! rief er, sehr weise! Hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Politisch! sehr politisch! — Es kann sie jeder machen, versetzte sie drauf. Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen seyn, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie darnach, und ich schwöre Ihnen, Sie werden sie finden; denn schon lange ängstigt mich, für Sie und uns, die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie es über sich! Eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft genießen! Das könnte man, sagte er mit einem kalten Lachen, drucken lassen, und allen Hofmeistern empfehlen. Liebe Lotte! lassen Sie mir noch ein klein wenig Ruh! es wird alles werden! — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot sich einen frostigen Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden

Discurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der sodann seine Frau nach gewissen Aufträgen fragte, und als er hörte, sie seyen noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis Achte, da sich denn sein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tisch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben; er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen, und ging weg.

Er kam nach Hause, nahm seinen Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab, und warf sich endlich in seinen Kleidern aufs Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Eilfe wagte hineinzugehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen sollte? das er denn zuließ, und dem Bedienten verbot den andern Morgen ins Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den einundzwanzigsten December, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich absatzweise hier einrücken will, so wie aus den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

„Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich dir ohne romantische Ueberspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letztenmale sehen werde. Wenn du dieses liesest, meine Beste, deckt schon das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke seines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als sich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie ist es, die meinen Entschluß befestigt, bestimmt hat: Ich will sterben! Wie ich mich gestern von dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinne, wie sich alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloses, freudeloses Daseyn neben dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Kniee, und o Gott! du gewährtest mir das letzte Labsal der bittersten Thränen!

Tausend Anschläge, tausend Aussichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt stand er da, fest, ganz, der letzte einzige Gedanke: Ich will sterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens, in der Ruhe des Erwachens, steht er noch fest, noch ganz stark in meinem Herzen: Ich will sterben! — Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfere für dich. Ja Lotte! warum soll ich es verschweigen? Eins von uns dreien muß hinweg, und das will ich seyn! O meine Beste! in diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich! So sey es! — Wenn du hinaufsteigst auf den Berg an einem schönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich so oft das Thal heraufkam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe! wie der Wind das hohe Gras im Scheine der sinkenden Sonne hin und her wiegt! — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das so lebhaft um mich wird." —

Gegen zehn Uhr rief Werther seinen Bedienten, und unter dem Anziehen sagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreisen würde, er solle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Contos zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monate vorauszubezahlen.

Er ließ sich das Essen auf die Stube bringen, und nach Tische ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hause antraf. Er ging tiefsinnig im Garten auf und ab, und schien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihm nicht lange Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß wenn morgen, und wieder morgen, und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. Morgen! rief er aus, und wieder morgen! und noch ein Tag! und küßte sie alle herzlich, und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr sagen wollte. Der vertieth ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, auch einen für Herrn Werther; die

wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn; er schenkte jedem etwas, setzte sich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf Uhr kam er nach Hause, befahl der Magd nach dem Feuer zu sehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwartest mich nicht! du glaubst, ich würde gehorchen, und erst Weihnachtsabend dich wiedersehen. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hälst du dieses Papier in deiner Hand, zitterst, und benetzest es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O! wie wohl ist es mir, daß ich entschlossen bin."

Lotte war indeß in einen sonderbaren Zustand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde, sich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er sich von ihr entfernen sollte.

Es war wie im Vorübergehen in Alberts Gegenwart gesagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wiederkommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarschaft geritten, mit dem er Geschäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie saß nun allein, keins von ihren Geschwistern war um sie; sie überließ sich ihren Gedanken, die stille über ihren Verhältnissen herumschweiften. Sie sah sich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, dessen Liebe und Treue sie kannte, dem sie von Herzen zugethan war, dessen Ruhe, dessen Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu seyn schien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte was er ihr und ihren Kindern auf immer seyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und

Bayerische Staatsbibliothek

dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen! — hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bei einer jeglichen etwas auszusetzen, fand keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen sey, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb Sieben geworden, als sie Werthern die Treppe heraufkommen hörte, und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und wir dürfen fast sagen zum erstenmal, bei seiner Ankunft. Sie hätte sich gern vor ihm verläugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ich habe nichts versprochen, war seine Antwort. So hätten Sie wenigstens meiner Bitte Statt geben sollen, versetzte sie; ich bat Sie um unserer beider Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was sie sagte, eben so wenig was sie that, als sie nach einigen Freundinnen schickte, um nicht mit Werthern allein zu seyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und sie wünschte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß sie weg bleiben möchten. Das Mädchen kam zurück und brachte die Nachricht, daß sich beide entschuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer sitzen lassen, dann besann sie sich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab; sie trat ans Clavier und fing eine Menuet an, sie wollte nicht fließen. Sie nahm sich zusammen, und setzte sich gelassen zu Werthern, der seinen gewöhnlichen Platz auf dem Canapee eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu lesen? sagte sie. Er hatte nichts. Dadrin in meiner Schublade, fing sie an, liegt Ihre Uebersetzung einiger Gesänge

Ossians; ich habe sie noch nicht gelesen; denn ich hoffte immer, sie von Ihnen zu hören; aber seither hat sich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauder überfiel ihn, als er sie in die Hände nahm, und die Augen stunden ihm voll Thränen, als er hineinsah. Er setzte sich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst du in Westen, hebst dein strahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelst stattlich deinen Hügel hin. Wornach blickst du auf die Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wornach siehst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine, du herrliches Licht von Ossians Seele!

„Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber sind! — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsäule; um ihn sind seine Helden, und, siehe! die Barden des Gesanges: Grauer Ullin! Stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, sanftklagende Minona! — Wie verändert seyd ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Gesanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwach lispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blick und thränenvollem Auge; schwer floß ihr Haar im unstäten Winde, der von dem Hügel her stieß. — Düster ward's in der Seele der Helden, als sie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten sie das Grab Salgars gesehen, oft die finstere Wohnung der weißen Colma. Colma verlassen auf dem Hügel mit der harmonischen Stimme! Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog sich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da sie auf dem Hügel allein saß.

Colma.

„Es ist Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind saus't im Gebirge. Der Strom heult den Felsen hinab. Keine

Hütte schützt mich vor dem Regen, mich Verlassene auf dem stürmischen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erscheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beschwerden der Jagd, sein Bogen neben ihm abgespannt, seine Hunde schnobend um ihn! Aber hier muß ich sitzen allein auf dem Felsen des verwachsenen Stroms. Der Strom und der Sturm sauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er sein Wort vergessen? — Da ist der Fels und der Baum, und hier der rauschende Strom! Mit einbrechender Nacht versprachst du hier zu seyn; ach! wohin hat sich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt' ich fliehen, verlassen Vater und Bruder! die stolzen! Lange sind unsere Geschlechter Feinde, aber wir sind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig' eine Weile, o Wind! still eine kleine Weile, o Strom daß meine Stimme klinge durchs Thal, daß mein Wanderer mich höre! Salgar! ich bin's, die ruft! Hier ist der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderst du zu kommen?

„Sieh der Mond erscheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felsen stehen grau den Hügel hinauf; aber ich seh' ihn nicht auf der Höhe, seine Hunde vor ihm: her verkündigen nicht seine Ankunft. Hier muß ich sitzen allein.

„Aber wer sind, die dort unten liegen auf der Heide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängstet ist meine Seele! — Ach, sie sind todt! Ihre Schwerter roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum hast du meinen Salgar erschlagen? O mein Salgar! warum hast du meinen Bruder erschlagen? Ihr wart mir beide so lieb! O du warst schön an dem Hügel unter tausenden! Er war schrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! sie sind stumm! stumm auf ewig! kalt, wie die Erde, ist ihr Busen!

„O von dem Felsen des Hügels, von dem Gipfel des stürmenden Berges redet, Geister der Todten! redet, mir soll es nicht grausen! — Wohin seyd ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebirges soll ich euch finden! — Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich sitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber schließt es nicht, bis ich komme! Mein Leben schwindet wie ein Traum; wie sollt' ich zurückbleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden, an dem Strome des klingenden Felsens. — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehen und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme seyn um meine Freunde; sie waren mir beide so lieb!

„Das war dein Gesang, o Minona, Thormans sanft erröthende Tochter. Unsere Thränen flossen um Colma, und unsere Seele ward düster.

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Gesang. — Alpins Stimme war freundlich, Ryno's Seele ein Feuerstrahl. Aber schon ruhten sie im engen Hause, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegesang auf dem Hügel. Ihr Lied war sanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des ersten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, sein Schwert wie das Schwert Oscars. — Aber er fiel, und sein Vater jammerte, und seiner Schwester Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schwester des herrlichen Morar. Sie trat zurück vor Ullins Gesang, wie der Mond im Westen, der den Sturmregen voraussieht, und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich schlug die Harfe mit Ullin zum Gesange des Jammers.

Ryno.

„Vorbei sind Wind und Regen; der Mittag ist so heiter, die Wolken theilen sich. Fliehend bescheint den Hügel die unbeständige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß ist dein Murmeln, Strom; doch süßer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt ist vor Alter gebeugt, und roth sein thränendes Auge. Alpin, trefflicher Sänger! warum allein auf dem schweigenden Hügel? warum jammerst du, wie ein Windstoß im Walde, wie eine Welle am fernen Gestade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, sind für die Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank bist du auf dem Hügel, schön

unter den Söhnen der Heide! Aber du wirst fallen wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde sitzen. Die Hügel werden dich vergessen, dein Bogen in der Halle liegt ungespannt.

„Du warst schnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, schrecklich wie die Nachteule am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide, deine Stimme gleich dem Waldstrome nach dem Regen, dem Donner aus fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte sie. Aber wenn du wiederkehrtest vom Kriege, wie freundlich war deine Stimme! dein Angesicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der schweigenden Nacht, ruhig deine Brust, wie der See, wenn sich des Windes Brausen gelegt hat.

„Eng ist nun deine Wohnung! finster deine Stätte! mit drei Schritten miss' ich dein Grab, o du! der du ehe so groß warst! vier Steine mit moosigen Häuptern sind dein einziges Gedächtniß; ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morar. Keine Mutter hast du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; tot ist, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf seinem Stabe ist das? wer ist es, dessen Haupt weiß ist vor Alter, dessen Augen roth sind von Thränen? Es ist dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerstobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von seiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief ist der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kissen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O! wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache.

„Lebe wohl, edelster der Menschen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld sehen! nimmer der düstere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls! Du hinterließest keinen Sohn, aber der Gesang soll deinen Namen erhalten; künftige Zeiten sollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar!

„Laut war die Trauer der Helden, am lautesten Armins berstender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod seines Sohnes; er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor saß nahe bei dem Helden, der Fürst des

hallenden Gastmal. Warum schluchzet der Seufzer Armins? sprach er. was ist hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Gesang, die Seele zu schmelzen und zu ergötzen? Sie sind wie sanfter Nebel, der steigend vom See aufs Thal sprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel ist gegangen. Warum bist du so jammervoll, Armin, Herrscher des seeumflossenen Gorma?

„Jammervoll! Wohl, das bin ich, und nicht gering die Ursache meines Weh's. — Carmor, du verlorst keinen Sohn, verlorst keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere, lebt, und Amira, die schönste der Mädchen. Die Zweige deines Hauses blühen, o Carmor; aber Armin ist der letzte seines Stammes. Finster ist dein Bett, o Daura! dumpf ist dein Schlaf im Grabe. — Wann erwachst du mit deinen Gesängen, mit deiner melodischen Stimme? Auf, ihr Winde des Herbstes! auf! stürmt über die finstere Heide! Waldströme brauset! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond! zeige wechselnd dein bleiches Gesicht! Erinnere mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der mächtige, fiel, Daura, die liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, du warst schön! schön, wie der Mond auf den Hügel von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, süß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war stark, dein Speer schnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; sie widerstand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgals, grollte; denn sein Bruder lag erschlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet. Schön war sein Nachen auf der Welle, weiß seine Locken vor Alter; ruhig sein ernstes Gesicht. Schönste der Mädchen, sagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felsen, nicht fern in der See, dort wartet Armar auf Daura: ich komme seine Liebe zu führen über die wallende See.

„Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felsens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängstest du mich so? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura ist's, die dich ruft!

„Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Ist keiner seine Daura zu retten?

Schwebend zieht ſich
Von ihrer Taruswohnung
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohlthätigen Baum,

Und kann nicht ſchaden,
Aber die Vielkünſtliche
Ueberzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter.

Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen ſchauernd,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

Verpflanze den ſchönen Baum,
Gärtner! er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Zweite.

Du gehſt! Ich murre. —
Geh! laß mich murren.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieſes Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Octobernebel
Verweben ihre Ausflüſſe
Hier unzertrennlich.

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd; ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Doggen waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche; feſt umflocht er ſeine Hüften, der Gefeſſelte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote, Daura herüberzubringen. Armar kam in ſeinem Grimme, drückt' ab den graubefiederten Pfeil; er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal! mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamſt du um; das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder, und ſtarb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut; welch war dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen; er ſank und hob ſich nicht wieder.

„Allein auf dem ſeebeſpülten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien; doch konnte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreien; laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward ſchwach, ehe der Morgen erſchien; ſie ſtarb weg, wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! Dahin iſt meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſitze ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchrecklichen Felſen. Oft im ſinkenden Monde ſehe ich die Geiſter meiner Kinder, halb dämmernd wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schickſale der Edlen, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Armen: ein Schauer überfiel ſie; ſie wollte ſich entfernen, und Schmerz und Antheil

lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete, sich zu erholen, und bat ihn schluchzend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten; er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit; ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen, und wird mich nicht finden. —"

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten sich; sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust, und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wüthenden Küssen. Werther! rief sie, mit erstickter Stimme, sich abwendend, Werther! und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen; Werther! rief sie mit dem gefaßten Tone des edelsten Gefühles. Er widerstand nicht, ließ sie aus seinen Armen, und warf sich unsinnig vor sie hin. Sie riß sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: Das ist das letztemal, Werther! Sie sehen mich nicht wieder. Und mit dem vollsten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu. Werther streckte ihr die Arme nach, getraute sich nicht sie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Canapé, und in dieser Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräusch zu sich selbst rief. Es war das Mädchen, das den Tisch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er sich wieder allein sah, ging er zur Thüre des Cabinets und rief mit leiser Stimme: Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort! ein Lebewohl! — Sie schwieg. Er bat und harrte; dann riß er sich weg und rief: Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!

Er kam ans Stadtthor. Die Wächter, die ihn schon gewohnt waren,

ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtiebte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen Eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn; alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels ins Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen den Kaffee brachte. Er ſchrieb Folgendes am Briefe an Lotten:

„Zum letztenmale denn, zum letztenmale ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen ach! die Sonne nicht mehr ſehen; ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte! das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächſten, zu ſich zu ſagen: Das iſt der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft? und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! Was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden! — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein! — Wie kann ich vergehen? wie kannſt du vergehen? Wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz! Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunterließen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunterſchollerte, und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich ſtürzte neben das Grab hin — ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes, aber ich wußte nicht, wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird! — Sterben! Grab! ich verſtehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Geſtern! — es hätte der letzte Augenblick

meines Lebens ſeyn ſollen. O du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein Innigſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen ſtrömte; neue, warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergieb mir! vergieb mir!

Ach ich wußte, daß du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blicken, an dem erſten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen, die du mir ſchickteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? O! ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund hat an dem ihrigen geſtammelt! Sie iſt mein! Du biſt mein! ja, Lotte, auf ewig.

Und was iſt das, daß Albert dein Mann iſt? Mann! Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut! und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater! Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten bis du kommſt, und ich fliege dir entgegen, und faſſe dich und bleibe bei dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wiederſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach! und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, dein Ebenbild!"

Gegen Eilfe fragte Werther seinen Bedienten, ob wohl Albert zurück gekommen sey? Der Bediente sagte Ja; er habe dessen Pferd dahin führen sehen. Darauf giebt ihm der Herr ein offenes Billetchen, des Inhalts:

„Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geschlafen: was sie gefürchtet hatte, war entschieden, auf eine Weise entschieden, die sie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr sonst so rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung; tausenderlei Empfindungen zerrütteten das schöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das sie in ihrem Busen fühlte? war es Unwille über seine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freier Unschuld und sorglosen Zutrauens an sich selbst? Wie sollte sie ihrem Manne entgegengehen? wie ihm eine Scene bekennen, die sie so gut gestehen durfte, und die sie sich doch zu gestehen nicht getraute? Sie hatten so lange gegen einander geschwiegen, und sollte sie die erste seyn, die das Stillschweigen bräche, und eben zu unrechten Zeit ihrem Gatten eine so unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete sie, die bloße Nachricht von Werthers Besuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar diese unerwartete Katastrophe! Konnte sie wohl hoffen, daß ihr Mann sie ganz im rechten Lichte sehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte sie wünschen, daß er in ihrer Seele lesen möchte? Und doch wieder, konnte sie sich verstellen gegen den Mann, vor dem sie immer wie ein krystallhelles Glas offen und frei gestanden, und dem sie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen und setzte sie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für sie verloren war, den sie nicht lassen konnte, den sie leider! sich selbst überlassen mußte, und dem, wenn er sie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie schwer lag jetzt, was sie sich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die sich unter ihnen festgesetzt hatte! So verständige, so gute Menschen fingen wegen gewisser heimlicher Verschiedenheiten unter einander zu schweigen an, jedes dachte seinem

Recht und dem Unrechte es andern nach, und die Verhältnisse verwickelten und verhetzten sich dergestalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritischen Momente, von dem alles abhing, zu lösen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit sie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachsicht wechselsweise unter ihnen lebendig geworden und hätte ihre Herzen aufgeschlossen, vielleicht wäre unser Freund noch zu retten gewesen.

Noch ein sonderbarer Umstand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus seinen Briefen wissen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich diese Welt zu verlassen sehnte. Albert hatte ihn oft bestritten; auch war zwischen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon gewesen. Dieser, wie er einen entschiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die sonst ganz außer seinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernst eines solchen Vorsatzes sehr zu zweifeln Ursach finde, er hatte sich sogar darüber einigen Scherz erlaubt, und seinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dieß beruhigte sie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild verführten; von der andern aber fühlte sie sich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Besorgnisse mitzutheilen, die sie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Hastigkeit entgegen; er war nicht heiter, sein Geschäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegsamen, kleinsinnigen Menschen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen sey, und sie antwortete mit Uebereilung, Werther sey gestern Abends da gewesen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf seiner Stube lägen. Er ging hinüber, und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken seines Edelmuths, seiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt; sie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, sie nahm ihre Arbeit und ging auf sein Zimmer, wie sie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beschäftigt die Packete zu erbrechen und zu lesen. Einige schienen nicht das Angenehmste zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und sich an den Pult stellte zu schreiben.

Sie waren auf diese Weise eine Stunde neben einander gewesen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie schwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem besten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: sie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um deste ängstlicher ward, als sie solche zu verbergen und ihre Thränen zu verschlucken suchte.

Die Erscheinung von Werthers Knaben setzte sie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der sich gelassen nach seiner Frau wendete und sagte: Gieb ihm die Pistolen. „Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen," sagte er zum Jungen. Das fiel auf sie wie ein Donnerschlag, sie schwankte aufzustehen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Langsam ging sie nach der Wand, zitternd nahm sie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick sie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hause hinaus war, machte sie ihre Arbeit zusammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zustande der unaussprechlichsten Ungewißheit. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse. Bald war sie im Begriffe sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann sah sie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigsten konnte sie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tisch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte und — blieb, machte die Unterhaltung bei Tische erträglich; man zwang sich, man redete, man erzählte, man vergaß sich.

Der Knabe kam mit den Pistolen zu Werthern, der sie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe sie ihm gegeben. Er ließ sich Brod und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tische gehen, und setzte sich nieder zu schreiben.

„Sie sind durch deine Hände gegangen, du hast den Staub davon geputzt; ich küsse sie tausendmal, du hast sie berührt: und du, Geist des Himmels, begünstigst meinen Entschluß! und du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte, und ach! nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt! Du zitterteſt, als du sie ihm reichteſt, du sagteſt kein Lebewohl! — Wehe!

wehe! kein Lebewohl! — Solltest du dein Herz für mich verschlossen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich befestigte? Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen! und ich fühle es, du kannst den nicht hassen, der so für dich glüht."

Nach Tische hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hause, ging wieder aus vors Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, schweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und schrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letztenmale Feld und Wald und den Himmel gesehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröste sie, Wilhelm! Gott segne euch! Meine Sachen sind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir sehn uns wieder und freudiger."

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergiebst mir. Ich habe den Frieden deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O! daß ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über dir!"

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, versiegelte einige Päcke mit Adressen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gesehen habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und sich eine Flasche Wein geben lassen, schickte er den Bedienten, dessen Kammer, wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich dann in seinen Kleidern niederlegte, um frühe bei der Hand zu seyn; denn sein Herr hatte gesagt, die Postpferde würden vor Sechse vors Haus kommen.

Nach Hilty

„Alles ist so still um mich her, und so ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.

Ich trete an das Fenster, meine Beste! und sehe, und sehe noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an seinem Herzen, und mich. Ich sehe die Deichselsterne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen. Wann ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, stand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft gesehen! oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte! was erinnert mich nicht an dich! umgiebst du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügsam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerissen, die du Heilige berührt hattest!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich es zu ehren. Tausend, tausend Küsse habe ich darauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwei Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitte ihn auch! Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte ihr begrübt mich am Weg, oder im einsamen Thale, daß Priester und Levit vor dem bezeichneten Steine sich segnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier, Lotte! Ich schaudere nicht, den kalten schrecklichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken soll! Du reichtest mir ihn und ich zage nicht. All! alle! So sind alle die Wünsche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu sterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig sterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wiederschaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenigen Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben seyn; du hast sie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele schwebt über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aussuchen. Diese blaßrothe Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum erstenmale unter deinen Kindern fand. — O küsse sie tausendmal und erzähle ihnen das Schicksal ihres unglücklichen Freundes! Die Lieben! sie wimmeln um mich. Ach! wie ich mich an dich schloß! seit dem ersten Augenblicke dich nicht lassen konnte! — Diese Schleife soll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstag schenktest du mir sie! Wie ich das alles verschlang! — Ach! ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte! — — Sey ruhig! ich bitte dich, sey ruhig!

Sie sind geladen. — Es schlägt Zwölfe! So sey es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl, lebe wohl!

Ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles stille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um Sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft; er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, sie stehen auf; der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht, Lotte sinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung; der Puls schlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er sich durch den Kopf geschossen; das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme; das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Sessels konnte man schließen, er habe sitzend vor dem Schreibtische die That vollbracht; dann ist er herunter gesunken, hat sich convulsivisch um den Stuhl herumgewälzt. Er lag gegen das Fenster entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Frack mit gelber Weste.

Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn

Gebärort
Schädlicher Inſecten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit!

Am ſchilfigten Ufer
Liegt die wollüſtige
Flammengezüngte Schlange,
Geſtreichelt vom Sonnenſtrahl.

Fliehe ſanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung,
Dort halten zuckende Kröten
Zuſammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden ſie nicht,
Werden ſie ſchrecken. —
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieſes Land.

Dritte.

Sey gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Iſt ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Veriſch! des Frühlings Lächeln
Erheitre deine Stirne nie,
Nie trübt ſie dann mit Verdruß
Des Winters ſtürmiſcher Ernſt.

verbunden: sein Gesicht schien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Von Alberts Bestürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts sagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingesprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißesten Thränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße; sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der älteste, den er immer am meisten geliebt, hing an seinen Lippen, bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um Zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmannes und seine Anstalten tuschten einen Auflauf. Nachts gegen Eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne. Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Briefe aus der Schweiz.

Erste Abtheilung.

Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgetheilt wurden, behauptete man sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen; denn wie dem auch sey, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Wie ekeln mich meine Beschreibungen an, wenn ich sie wieder lese! Nur dein Rath, dein Geheiß, dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch so viel Beschreibungen dieser Gegenstände, ehe ich sie sah. Gaben sie mir denn ein Bild oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft sie hervorzubringen, vergebens mein Geist etwas dabei zu denken. Nun steh' ich und schaue diese Wunder und wie wird mir dabei? ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. Diese herrliche Gegenwart regt mein Innerstes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf, und was kann ich thun, was thue ich! Da setz' ich mich hin und schreibe und beschreibe. So geht denn hin, ihr Beschreibungen! betrügt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas thue, daß er etwas sieht und liest! —

Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weiß machen kann; besonders wenn man so ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt! Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Mährchen immer fort, man hört bis zum Ueberdruß, sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Frauhaftereien und Philistereien, und

da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe werth von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird.

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes, uethgetrungenes Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe! und den Schmutz, den Mist! und staunende Wahnsinnige! — Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht thun müssen: so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich sonst die Wolken schon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so fleh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Wäldern schwebt, und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal zu als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte, ich schleudre ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was, dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?

Man sagt mir wieder, daß die Menschen, die mich unterwegs gesehen haben, sehr wenig mit mir zufrieden sind. Ich will es gerne glauben; denn auch niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht, daß die Gesellschaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem ist; daß das was sie mir sagen mich nicht interessirt; daß das was sie mir zeigen mir entweder gleichgültig ist oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag schicklich oder unschicklich seyn, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen; ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst, ich war

entzückt wie von einem himmlischen Anblick; dieser Reichthum, diese Fülle, diese Mannichfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß, dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger, er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen; er gab mir Recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: Ja, wir sind nicht werth diese herrlichen Naturproducte zu zerstören; wahrlich, es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke! Wie gern sah ich den Korb wegtragen! wie liebte ich Ferdinanden! wie dankte ich ihm für das Gefühl, das er in mir erregte, über die Aussicht, die er mir gab. Ja, wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es denen aufopfern, die uns lieb und werth sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist eben so viel Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich dir sagen. Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt fürs Aeußere so auffallend, wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Thorheiten trug er eine Unterweste von rothem Atlas, die am Halse so zugeschnitten war, daß sie wie ein Ordensband aussah. Wir konnten unsern Spott über diese Albernheit nicht verbergen; er ließ alles über sich ergehen, zog den besten Vortheil hervor und lachte uns wahrscheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthin, Kutscher, Knecht und Mägde, sogar einige Passagiere, ließen sich durch diese Scheinzierde betrügen, begegneten ihm höflicher

als uns; er ward zuerst bedient, und zu unserer größten Demüthigung sahen wir, daß die hübschen Mädchen im Hause besonders nach ihm schielten. Zuletzt mußten wir die durch sein vornehmes Wesen theuer gewordene Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? er wahrhaftig nicht!

Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier hast du die Zeichnung von einem solchen Lehrbild, das mich besonders ansprach. Ein Pferd, mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden, graſt umher so weit es ihm der Strick zuläßt; unten steht geschrieben: Laß mich mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen! So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komme und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht thue, und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemessenen Unterhalt empfahe. Ja, ich komme zurück und was mich erwartet, war wohl der Mühe werth diese Berghöhen zu erklettern, diese Thäler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur giebt, die durch eine ewige stumme Nothwendigkeit besteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich ist, indeß wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniß zu sichern haben, und nebenher alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja, ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen unvergleichlichen Naturscenen werden immer vor meinem Geiste stehen! ja, ich habe die römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich seyn könnte, so gut glücklich seyn könnte wie jeder andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder

Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu thun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden: er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Application und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt: er ist nur eine Stufe über dem Thier, und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht, diese erste und nothwendige Beschäftigung der Menschen ist mir zuwider; man äfft die Natur nach, die ihre Samen überall ausstreut, und will nun auf diesem besondern Feld diese besondere Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht so; das Unkraut wächst mächtig, Kälte und Nässe schadet der Saat, und Hagelwetter zerstört sie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob sein Paroli gewinnt oder verliert. Ein solcher ungewisser, zweideutiger Zustand mag den Menschen wohl angemessen seyn, in unserer Dumpfheit, da wir nicht wissen woher wir kommen, noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich seyn, seine Bemühungen dem Zufall zu übergeben, hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht schlecht aussieht, seiner Götter zu gedenken und die Sünden seiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zusammenzuhängen.

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen! Auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? warum brauche ich das alberne Wort? es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer, und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Türen eingeführt, und wir fanden uns in der Familie sehr glücklich: reiche, offene, gute, lebhafte Menschen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage mit ihren Kindern sorglos und anständig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genöthigt, wie es in so vielen steifen Häusern geschieht, uns um der Alten willen am Spieltisch aufzuopfern. Die Alten gesellten sich vielmehr

zu uns, Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geist und Witz durch einander wirken. Eleonore — denn ich muß sie nun doch einmal nennen — die zweite Tochter, ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig seyn, — eine schlanke zarte Gestalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blasse Farbe, die bei Mädchen dieses Alters eher reizend als abschreckend ist, weil sie auf eine heilbare Krankheit deutet, im ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie schien fröhlich und lebhaft, und man war so gerne mit ihr. Bald, ja ich darf sagen gleich, gleich den ersten Abend gesellte sie sich zu mir, setzte sich neben mich, und wenn uns das Spiel trennte, wußte sie mich doch wieder zu finden. Ich war froh und heiter; die Reise, das schöne Wetter, die Gegend, alles hatte mich zu einer unbedingten, ja ich möchte fast sagen, zu einer aufgespannten Fröhlichkeit gestimmt; ich nahm sie von jedem auf und theilte sie jedem mit; sogar Ferdinand schien einen Augenblick seiner Schönen zu vergessen. Wir hatten uns in abwechselnden Spielen erschöpft als wir endlich aufs Heirathen fielen, das als Spiel lustig genug ist. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwei Hüte geworfen, und so die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede, die herauskommt, macht eine Person in der Gesellschaft, an der die Reihe ist, das Gedicht. Alle Personen in der Gesellschaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutende Personen, die wir aus ihrem Kreise kannten, und um die Zahl der Candidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekanntesten Personen der politischen und literarischen Welt mit hinein. Wir fingen an, und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht jedermann konnte mit den Versen sogleich nach; Sie, Ferdinand und ich, und eine von den Tanten, die sehr artige französische Verse macht, wir theilten uns bald in das Secretariat. Die Einfälle waren meist gut und die Verse leidlich; besonders hatten die ihrigen ein Naturell, das sich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung, ohne eben geistreich zu seyn, Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden, als man die Verse seiner Tochter neben den unsern für die besten anerkennen mußte. Unser unmäßiger Beifall freute ihn hoch; wir lobten wie man das Unerwartete preis't wie man preis't, wenn uns der Autor bestochen hat. Endlich kam auch mein Loos, und der Himmel hatte mich ehrenvoll bedacht: es war niemand weniger als die russische Kaiserin, die man mir

Lehne dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Bruſt,
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm.

Schon verſammelt,
Von ſeiner Klippenwarte,
Der Neid auf dich
Den ganzen luchsgleichen Blick;

Dehnt die Klauen,
Stürzt, und ſchlägt
Hinterliſtig ſie
Dir in die Schultern.

Stark ſind die magern Arme
Wie Panther-Arme,
Er ſchüttelt dich
Und reißt dich los.

Tod iſt Trennung!
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzuſehn.

Gerne verließeſt du
Dieſes gehaßte Land,
Hielte dich nicht Freundſchaft
Mit Blumenfeſſeln an mir.

Zerreiß ſie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der fliehen kann, zurück.

zur Gefährtin meines Lebens herausgezogen hatte. Man lachte herzlich und Eleonore behauptete, auf ein so hohes Beilager müßte sich die ganze Gesellschaft angreifen. Alle griffen sich an, einige Federn waren zerkaut; sie war zuerst fertig, wollte aber zuletzt lesen; die Mutter und die eine Tante brachten gar nichts zu Stande, und obgleich der Vater ein wenig geradezu, Ferdinand schalkhaft und die Tante zurückhaltend gewesen war, so konnte man doch durch alles ihre Freundschaft und gute Meinung sehen. Endlich kam es an sie, sie holte tief Athem; ihre Heiterkeit und Freiheit verließ sie, sie las nicht, sie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern; ich war erstaunt, erschrocken: so bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüthen auf mich herunterschüttelte. Jedermann schwieg; Ferdinanden verließ seine Gegenwart des Geistes nicht, er rief: Schön! sehr schön! er verdient das Gericht so wenig als ein Kaiserthum. Wenn wir es nur verstanden hätten, sagte der Vater; man verlangte, ich sollte es noch einmal lesen. Meine Augen hatten bisher auf diesen köstlichen Worten geruht; ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füße; Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; sie ließ ihn kaum entigen, als sie schon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr, und das Essen ward aufgetragen.

Soll ich, oder soll ich nicht? Ist es gut, dir etwas zu verschweigen, dem ich so viel, dem ich alles sage? Soll ich dir etwas Bedeutendes verschweigen, indessen ich dich mit so vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß niemand lesen möchte, als du, der du eine so große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt hast? oder soll ich etwas verschweigen, weil es dir einen falschen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein! du kennst mich besser als ich mich selbst kenne, du wirst auch das, was du mir nicht zutraust, zurecht legen, wenn ich's thun konnte, du wirst mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verschonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen sollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunstwerken, wenn sie wahr, wenn sie unmittelbar geistreiche Aussprüche der Natur sind, macht jedem Besitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die sich Kenner

nennen, sind nicht immer meiner Meinung; nun geht mich doch ihre Kennerschaft nichts an, wenn ich glücklich bin. Drückt sich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht fest vor meiner Stirn, verschönern sie sich nicht und freuen sie sich nicht, den durch Menschengeist verschönerten Bildern der Kunst zu begegnen? Ich gestehe dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunst, daß ich jene so schön, so schön, so glänzend und so entzückend sah, daß mich das Nachstreben des Künstlers, das unvollkommene Nachstreben, fast wie ein vollkommenes Vorbild hinriß. Geistreiche gefühlte Kunstwerke sind es, die mich entzücken. Das kalte Wesen, das sich in einen beschränkten Cirkel einer gewissen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einschränkt, ist mir ganz unerträglich. Du siehst daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur solchen Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden mit dem was in ihnen lebt und webt, Blumen und Fruchtstücke, gothische Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait, das kennt' ich erkennen, fühlen und, wenn du willst, gewissermaßen beurtheilen. Der wackre M. hatte seine Freude an meinem Wesen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, seinen Scherz mit mir. Er übersieht mich so weit in diesem Fache und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich spottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte sich abgemerkt, was mir zunächst auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntschaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches schätzenswerthe seyn möchte, das mir erst die Zeit entdecken würde. Ich lasse das dahin gestellt seyn und muß denn doch, meine Feder mag auch noch so viele Umschweife nehmen, zur Sache kommen, die ich dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich sehe dich in deiner Stube, in deinem Hausgärtchen, wo du bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und lesen wirst. Können mir deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden deiner Einbildungskraft die Verhältnisse und die Umstände so deutlich seyn? Und wirst du gegen einen abwesenden Freund so nachsichtig bleiben, als ich dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunstfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt stufenweis bessere Stücke zu sehen, brachte er, nicht ohne geheimnißvolle Miene, einen Kasten herbei, der eröffnet mir eine Danae

in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schooße empfängt. Ich erstaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geistreiche des sinnlichsten Gegenstandes; und doch stand ich nur in Betrachtung davor. Es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unaussprechliche Lust in mir. Mein Freund, der mir vieles von den Verdiensten dieses Bildes versagte, bemerkte über sein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an diesem trefflichen Bilde die Vorzüge der italiänischen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieses Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie! sagte ich zu mir selbst, in welchem besondern Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeschränkten Menschen? Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben so lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im Stande weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen. Nein! ich will nicht länger in dem stumpfen Zustande bleiben', ich will mir die Gestalt des Menschen eindrücken wie die Gestalt der Trauben und Pfirschen.

Ich veranlaßte Ferdinanden zu baden im See; wie herrlich ist mein junger Freund gebildet! welch ein Ebenmaaß aller Theile! welch eine Fülle der Form! welch ein Glanz der Jugend! welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommenen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkere ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn seh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narciß sich in der Quelle bespiegeln!

Noch aber fehlt ihm leider Venus, die ihn zurückhält, Venus, die seinen Tod betrauert, die schöne Echo, die noch einen Blick auf den kalten Jüngling wirft, ehe sie verschwindet. Ich nahm mir fest vor, es koste was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzustande zu sehen, wie ich meinen Freund gesehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieser

großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen seyn, die sich für einen gewissen Preis dem Mann überlassen? und sollte nicht eine darunter schön und willig genug seyn, meinen Augen ein Fest zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der sich mir, jedoch nur langsam und auf eine kluge Weise näherte. Natürlich sagte ich ihm nichts von meiner Absicht: er mochte von mir denken was er wollte; denn man will lieber jemanden lasterhaft als lächerlich erscheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; sie empfing mich mit viel Vorsicht und Bedenklichkeiten; es sey, meinte sie, überall und besonders in Genf gefährlich der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich sogleich, was ich für einen Dienst von ihr verlange. Mein Mährchen glückte mir, und die Lüge ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Maler, hatte Landschaften gezeichnet, die ich nun durch die Gestalten schöner Nymphen zu heroischen Landschaften erheben wolle. Ich sagte die wunderlichsten Dinge, die sie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie schüttelte dagegen den Kopf und versicherte mir: es sey schwer meinen Wunsch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde sich nicht leicht dazu entschließen; es werde mich was kosten, sie wolle sehen. Was? rief ich aus, ein ehrbares Mädchen ergiebt sich für einen leidlichen Preis einem fremden Mann — Allerdings. — Und sie will nicht nackend vor seinen Augen erscheinen? — Keineswegs; dazu gehört viel Entschließung — Selbst wenn sie schön ist? — Auch dann. Genug, ich will sehen, was ich für Sie thun kann; Sie sind ein junger artiger hübscher Mann, für den man sich schon Mühe geben muß. Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen. Ja! rief sie aus, ein Maler! das muß es wohl seyn; denn Sie sind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Scenen zu bedürfen. Sie bestellte mich auf den folgenden Tag, und so schieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden mit Ferdinand in eine große Gesellschaft zu gehen, und auf den Abend steht mir das Abenteuer bevor. Es wird einen schönen Gegensatz geben. Schon kenne ich diese verwünschte Gesellschaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen spielen, die jungen, daß man ihnen liebäugeln soll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geistlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Gestalt beleuchten, die noch dazu

hinter einen barbarischen Putz versteckt ist. Soll ich französisch reden? eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sie stellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu steckend und stotternd ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten, hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen. Heute will ich mit Ruhe ein paar Stunden die schlechten Späße ertragen, in der Aussicht auf die sonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche, und doch weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen oder ob ich mich tadeln soll. Sind wir denn nicht gemacht das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervorzubringen? Fürchte nichts und höre mich: ich habe mir nichts vorzuwerfen! der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O! stünd' ich nur schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzufühlen! Ich schlich mich aus der Gesellschaft und in meinen Mantel gewickelt nicht ohne Bewegung zur Alten. Wo haben Sie Ihr Portefeuille? rief sie aus. — Ich hab' es dießmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen studiren. — Ihre Arbeiten müssen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie so theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt * * *, und mir können Sie auch für meine Bemühung unter ** nicht geben. (Du verzeihst mir, wenn ich dir den Preis nicht gestehe.) Dafür sind Sie aber auch bedient wie Sie es wünschen können. Ich hoffe, Sie sollen meine Vorsorge loben; so einen Augenschmaus haben Sie noch nicht gehabt, und ... das Anfühlen haben Sie umsonst.

Sie brachte mich darauf in ein kleines, artig meublirtes Zimmer; ein sauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Nische stand ein sehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgestelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreiarmigen Leuchter, auf dem schöne, helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette

brannten zwei Leuchter. Ein erloschenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Sessel an, dem Bette gegenüber am Kamin, und entfernte sich. Es währte nicht lange, so kam zu der entgegengesetzten Thüre ein großes, herrlich gebildetes, schönes Frauenzimmer heraus; ihre Kleidung unterschied sich nicht von der gewöhnlichen. Sie schien mich nicht zu bemerken, warf ihren schwarzen Mantel ab und setzte sich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Gesicht bedeckt hatte, vom Kopfe; eine schöne, regelmäßige Bildung zeigte sich; braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an sich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte. Ach! mein Freund, ist es nicht mit unsern Meinungen, unsern Vorurtheilen, Einrichtungen, Gesetzen und Grillen auch so? Erschrecken wir nicht, wenn eine von diesen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Theil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? Wir schaudern, wir schämen uns, aber vor keiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entstellen, fühlen wir die mindeste Abneigung. Soll ich dir's gestehen, ich konnte mich eben so wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herabfiel, als vielleicht Freund L. sich in seinen Zustand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen sollte. Was sehen wir an den Weibern? was für Weiber gefallen uns und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh sieht gut aus, und wir rufen: Welch ein schöner kleiner Fuß! ein schmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preisen die schöne Taille.

Ich beschreibe dir meine Reflexionen, weil ich dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen ließ. Alle Bewegungen folgten so natürlich auf einander, und doch schienen sie so studirt zu seyn. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben; bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu übergeben, endlich schien sie entschlummert. In der anmuthigsten Stellung blieb sie eine Weile, ich konnte

nur ſtaunen und bewundern. Endlich ſchien ein leidenſchaftlicher Traum ſie zu beunruhigen, ſie ſeufzte tief, veränderte heftig die Stellung, ſtammelte den Namen eines Geliebten und ſchien ihre Arme gegen ihn auszuſtrecken. Komm! rief ſie endlich mit vernehmlicher Stimme, komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich ſchlafe wirklich ein. In dem Augenblick ergriff ſie die ſeidene durchnähte Decke, zog ſie über ſich her, und ein allerliebſtes Geſicht ſah unter ihr hervor.

Briefe aus der Schweiz.

Zweite Abtheilung.

Münſter, den 3. October 1779. Sonntag Abends.

Von Baſel erhalten Sie ein Packet, das die Geſchichte unſerer bisherigen Reiſe enthält, indeſſen wir unſern Zug durch die Schweiz nun ernſtlich fortſetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das ſchöne Birſchthal herauf und kamen endlich an den engen Paß, der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgskette hat die Birſch, ein mäßiger Fluß, ſich einen Weg von Uralters geſucht. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schluchten ängſtlich nachgeklettert ſeyn. Die Römer erweiterten ſchon den Weg, und nun iſt er ſehr bequem durchgeführt. Das über Felsſtücke rauſchende Waſſer und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meiſten Orten die ganze Breite des Paſſes, der auf beiden Seiten von Felſen beſchloſſen iſt, die ein gemächlich aufgehobenes Auge faſſen kann. Hinterwärts heben Gebirge ſanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald ſteigen aneinanderhängende Wände ſenkrecht auf, bald ſtreichen gewaltige Lagen ſchief nach dem Fluß und dem Weg ein: breite Maſſen ſind auf einander gelegt, und gleich daneben ſtehen ſcharfe Klippen abgeſetzt. Große Klüfte ſpalten ſich aufwärts, und Platten von Mauerſtärke haben ſich von dem übrigen Geſteine losgetrennt. Einzelne Felsſtücke ſind herunter geſtürzt, andere hängen noch über und laſſen nach ihrer Lage fürchten, daß ſie dereinſt gleichfalls hereinkommen werden.

Bald rund, bald ſpitz, bald bewachſen, bald nackt ſind die Firſten der Felſen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüberſieht, und an Wänden und in der Tiefe ſchmiegen ſich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch dieſe Enge eine große, ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die ſchöne Ruhe, ſie wird ganz; dadurch ausgefüllt, fühlt ſich ſo groß als ſie ſeyn kann. Wie herrlich iſt

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit,
Iſt ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehſt, ich bleibe.
Aber ſchon drehen
Des letzten Jahres Flügelſpeichen
Sich um die rauchende Axe.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten,
Da ſpringen die Riegel, frei bin ich wie du!

Elyſium.

An Uranien.

Uns geben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Wie du das Erſtemal
Liebahndend dem Fremdling
Entgegentratſt
Und deine Hand ihm reichteſt,
Fühlt' er alles voraus
Was ihm für Seligkeit
Entgegen keimte!

Wie du den liebenden Arm
Um den Freund ſchlangſt,
Wie ihm Lila's Bruſt
Entgegenbebte,

ein solches reines Gefühl, wenn es bis über den Rand steigt, ohne überzulaufen! Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkten sie was sie sollten. Vergleicht man solch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, diesem so viel als möglich zu bergen und aufzuflicken, und unserm Geist durch seine eigne Creatur Freude und Futter zu bereiten, so sieht man erst wie ein armseliger Behelf es ist.

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte, es sey ihm lange nicht wie das erstemal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: Wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dieß ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen seyn wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile groß und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuern Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Gesetze, bald mehr bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu seyn; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in graublau, daß nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und so giebt's gar zierlich ausgeschweifte

Höhlen und Löcher, die, wenn sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammentreffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein alles langsam bewegendes ewiges Gesetz, und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Genf, den 27. October 1779.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind — das la Vallée de Jour genannt wird, welcher Name, da Jour in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergthal hieße. Eh ich zur Beschreibung unserer Reise fortgehe, will ich mit wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchste Gipfel des Jura ist, begränzt und hat nach der Sage des Landes neun kleine, nach unserer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite begränzt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt le noir Ment. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählig gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen sich ziemlich gleich in dieses Thal, so daß jenes die obere schlechte Hälfte und dieses die untere bessere besitzt, welche letztere eigentlich la Vallée du Lac de Jour genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fuß der Septmoncels, liegt der Lac des Rousses, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten, gegen die Dent de Vaulion, sich zum Lac de Jour

bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals ist verschieden, eben beim Lac de Rousses etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten aus einander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständniß des folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Charte zu thun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. October ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden, erstlich Mont hinan, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genannt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfer See, die Savoyer und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter; es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir den Jura hinan, und sahen den See in Duft und den Wiederschein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drei Stunden gestiegen, als es hinterwärts fachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinauf geht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, das gepflastert

war, übrigens ringsherum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Geräthſchaften in ſchöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles kaltes Wetter, die Wieſen bereift, hier und da zogen leichte Nebel: wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich überſehen, unſer Haus lag am Fuß des öſtlichen noir Mont. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendſeite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, beſteht in abgetheilten Wieſen, die gegen den See zu etwas ſumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben ſich theils in einzelnen Häuſern an der Seite angebaut, theils ſind ſie in Dörfern näher zuſammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erſte, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir ſahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See ſtand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einen Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf, le Lieu genannt; die Nebel ſtiegen und fielen wechſelsweiſe vor der Sonne. Hier nahebei iſt ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben ſcheint. Das Wetter klärte ſich völlig auf, und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier ans nördliche Ende des großen Sees, der, indem er ſich weſtwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm, unter einer Brücke weg, ſeinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees iſt wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich ſagen kann. An dem weſtlichen Ende iſt eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte; nunmehr iſt er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Waſſer läuft durch Schleuſen auf die Räder, es ſtürzt ſich von da in Felsritzen, wo es eingeſchluckt wird und erſt eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbefluſſes führet. Dieſe Abzüge (entonnoirs) müſſen rein gehalten werden, ſonſt würde das Waſſer ſteigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weg gehen, wie es ſchon mehr geſchehen iſt. Sie waren ſtark in der Arbeit begriffen, den morſchen Kalkfelſen theils wegzuſchaffen, theils zu befeſtigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiſer auf la Tent. Im Aufſteigen ſahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Oſtwärts iſt der noir Mont ſeine Gränze,

hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, westwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nackt ist, zusammen. Die Sonne schien heiß; es war zwischen Eilfe und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen, und weiter her bis zu unsern Füßen die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch über blieb. Im Aufsteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrschaften, die man oben unterscheiden könnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön röthete. Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge des Cantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegränzt; zur Linken in der weitesten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige niedrige Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuser von Baulion, dahin die Dent gehört, und daher den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied. Grad aber war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns giebt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter; in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen, gleich darüber liegt das Thal, Valorbe genannt, wo man die Orbe aus den Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen

bei Pont zu Pierre, ritten an der Oſtſeite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Jour, welches jetzt ein Dorf iſt, ehemals aber ein Sitz der Geiſtlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unſerm Wirthshaus an, und fanden ein Eſſen, wovon uns die Wirthin verſicherte, daß es um Mittag gut geweſen ſey, aber auch übergar trefflich ſchmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, ſoll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Canton Bern, und ſind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meiſten Hölzer ſind Privatbeſitzungen, werden unter Aufſicht geſchlagen und ſo ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fäſſern geſchnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertigt. Die Leute ſind gut gebildet und geſittet. Neben dem Holzverkauf treiben ſie die Viehzucht; ſie haben kleines Vieh und machen gute Käſe. Sie ſind geſchäftig, und ein Erdſchollen iſt ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben derſelben Wieſe führte. Die Steine legen ſie ſorgfältig zuſammen und bringen ſie auf kleine Haufen. Es ſind viele Steinſchleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb ſich auch die Frauen und Kinder beſchäftigen. Die Häuſer ſind dauerhaft und ſauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hauſe läuft ein Brunnen, und durchaus ſpürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlſtand. Ueber alles aber muß man die ſchönen Wege preiſen, für die, in dieſen entfernten Gegenden, der Stand Bern, wie durch den ganzen übrigen Canton ſorgt. Es geht eine Chauſſee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, ſo daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft iſt ſehr rein und geſund.

Den 26. ward beim Frühſtück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dole, der höchſte Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter ſich auf das herrlichſte anließ und wir hoffen konnten, was uns geſtern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen: ſo wurde dahinzugehen

beſchloſſen. Wir packten einem Boten Käſe, Butter, Brod und Wein auf, und ritten gegen Achte ab. Unſer Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war ſehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Berniſchen zu reiten, wo ſich die Chauſſee, die man eben zu Ende bringt, abſchneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins franzöſiſche Gebiet ein. Hier verändert ſich der Schauplatz ſehr. Was wir zuerſt bemerkten, waren die ſchlechten Wege. Der Boden iſt ſehr ſteinig, überall liegen ſehr große Haufen zuſammengeleſen; wieder iſt er eines Theils ſehr moraſtig und quellig; die Waldungen umher ſind ſehr ruinirt; den Häuſern und Einwohnern ſieht man, ich will nicht ſagen Mangel, aber doch bald ein ſehr enges Bedürfniß an. Sie gehören faſt als Leibeigene an die Canonici von St. Claude, ſie ſind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen (**sujets à la main morte et au droit de la suite**), wovon mündlich ein mehreres, wie auch nach dem neueſten Edict des Königs, wodurch das **droit de la suite** aufgehoben wird, die Eigenthümer und Beſitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewiſſes Geld der **main morte** zu entſagen. Doch iſt auch dieſer Theil des Thals ſehr angebaut. Sie nähren ſich mühſam und lieben doch ihr Vaterland ſehr, ſtehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erſte Sprengel heißt le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchſpiel les Rouſſes kamen, wo wir den kleinen Lac des Rouſſes und les Septmoncels, ſieben kleine, verſchieden geſtaltete und verbundene Hügel, die mittägige Gränze des Thals, vor uns ſahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unſerm Thale geſchieden; der kahle Gipfel der Dole lag vor uns, wir ſtiegen ab, unſre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergue, und wir ſtiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne ſchien heiß, aber es wechſelte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umſahen, hatten wir les Septmoncels hinter uns; wir ſahen noch einen Theil des Lac des Rouſſes und um ihn die zerſtreuten Häuſer des Kirchſpiels; der noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal; höher ſahen wir wieder ungefähr die geſtrige Ausſicht in die Franche-Comté und näher bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach

der Gegend umzuſehen, um derentwillen wir eigentlich heraufſtiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Geſtalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und ſahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns geſtern verſagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurcharte unter uns, alle Beſitzungen mit grünen Zäunen abgeſchnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren ſo hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erſchienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuſer, Weinberge und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meiſtens weiß und hell angeſtrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemanerſee hatte ſich der Nebel ſchon zurückgezogen; wir ſahen den nächſten Theil an der dieſſeitigen Küſte deutlich; den ſogenannten kleinen See, wo ſich der große verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte ſich das Land auf, das ihn einſchließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge ſeine Rechte. Wir ſetzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felſen, ließen uns von der Sonne beſcheinen; das Eſſen und Trinken ſchmeckte trefflich. Wir ſahen dem Nebel zu, der ſich nach und nach verzog; jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir ſahen nach und nach Lauſanne mit allen Gartenhäuſern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang von Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küſte, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwiſchen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vauche, wo das Fort l'Ecluſe inne liegt, zog er ſich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, ſo lag das ganze Land von Lauſanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuſer hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuenburgerſee links liegt, woraus wir ſeine Lage muthmaßen, ihn aber in den blauen Duft nicht erkennen konnten. Es ſind keine Worte für die Größe und Schöne dieſes Anblicks; man iſt ſich im Augenblick ſelbſt kaum bewußt, daß man ſieht, man ruft ſich nur gern die Namen und alten Geſtalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut ſich in einer taumelnden Erkenntniß, daß das eben die weißen Punkte ſind, die man vor ſich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an ſich. Die Sonne wendete ſich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größern Flächen gegen uns zu. Schon was vom Schnee auf für ſchwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufſteigen! wilde, ungeheure, unurchdringliche Vorhöfe bilden! Wenn ſie dann erſt ſelbſt in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannigfaltig da liegen, man giebt da gern jede Prätenſion ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anſchauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns ſahen wir ein fruchtbares bewohntes Land; der Boden, worauf wir ſtunden, ein hohes kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Menſch Nutzen zieht. Das kann ſich der einbildiſche Herr der Welt noch zueignen; aber jene ſind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geiſt des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unſern Augen, für ſich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechſelsweiſe, Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleſkop, zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen den Nebel ſeinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergue. Auch näher am Thal waren unſere Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, ſchienen in einen leichten Feuerdampf aufzuſchmelzen; die nächſten ſtanden noch mit wohl beſtimmten rothen Seiten gegen uns; nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es ſah faſt ängſtlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abſtirbt, ſo erblaßten alle langſam gegen den Montblanc zu, deſſen weiter Buſen noch immer roth herüberglänzte und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten ſchien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu ſchlagen aufhört, nicht abſchneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Cergue, und daß nichts fehle, ſtieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indeß unterwegs unſere angeſpannten Sinnen ſich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit friſcher Luft aus den Fenſtern des Wirthshauſes den breitſchwimmenden Wiederglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reise ward soviel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf eine sonderliche Luſt kriegte, unſern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluſe und Salenche ins Thal Chamouni zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Balorſine und Trient nach Martinach ins Wallis zu fallen. Dieſer Weg, den die meiſten Reiſenden nehmen, ſchien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Sauſſure wurde deßwegen auf ſeinem Landgute beſucht und um Rath gefragt. Er verſicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne; es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge aufs Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehl ſchlage, ſo könnten wir mit aller Sicherheit dieſe Reiſe unternehmen. Hier iſt die Abſchrift eines ſehr eiligen Tageregiſters.

Cluſe in Savoyen, den 3. November 1779.

Heute beim Abſcheiden von Genf theilte ſich die Geſellſchaft: der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durch Pays de Vaud ins Wallis. Wir, in einem leichten Cabriolet mit vier Rädern, fuhren erſt, Hubern auf ſeinem Landgute zu beſuchen, den Mann, dem Geiſt, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menſchen, die wir angetroffen haben. Er ſetzte uns auf den Weg, und wir fuhren ſodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genferſee laufen die vordern Bergketten gegen einander, bis da, wo Bonneville, zwiſchen der Mole, einem anſehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt ſchließt ſich das Thal an, obgleich noch ſehr breit, die Arve fließt ſachte durch; die Mittagſeite iſt ſehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten ſeit früh etwas Regen, wenigſtens auf die Nacht, befürchtet, aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und theilten ſich in Schäfchen, die uns ſchon mehr ein gutes Zeichen geweſen. Die Luft war ſo warm wie Anfang Septembers und die Gegend ſehr ſchön, noch viele Bäume grün, die meiſten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth roſenfarb ins Violette, und dieſe Farben auf großen,

Wie ihr, euch rings umfaſſend,
In heil'ger Wonne ſchwebtet,
Und ich, im Anſchaun ſelig,
Ohne ſterblichen Neid
Daneben ſtand!

Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu
Sich euch verſiegelt.
Daß du den liebenden,
Stille ſehnenden,
Die Wange reichteſt
Zum himmliſchen Kuß!

Wenn du fern wandelſt
Am Hügelgebüſch,
Wandeln Liebesgeſtalten
Mit dir den Bach hinab;
Wenn mir auf meinem Felſen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundegeſtalten
Mir winken
Durch wehende Zweige
Des dämmernden Hains;

Seh' ich, verſchlagen
Unter ſchauernden Himmels
Oede Geſtade,
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Lila'n an deiner Hand;

schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen wir nach Cluse, wo das Thal sich schließet und nur Einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt und wir morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen hohen Berg, und sahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen, und auf abgestürzten Granitstücken sitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannigfaltigen Gesprächen, erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu seyn pflegt. In einem schlechten Wirthshaus, bei munitern und willigen Leuten, an deren Patois man sich erlustigt, erschlafen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Salenche, den 4. November 1779. Mittags.

Bis ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet seyn, versuche ich, das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab, den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's im Thal; das letzte Mentviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist. Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin. Balme ist ein elendes Dorf, unfern vom Wege, wo sich eine Felsschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Höhle führen sollten, von der der Ort seinen Ruf hat. Da sahen sich die Leute unter einander an und sagten einer zum andern: Nimm du die Leiter, ich will den Strick nehmen; kommt ihr Herrn nur mit! Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerst ging der Stieg durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgestuset worden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühselig und leidig, auf der Leiter

und Felsſtufen, mit Hülfe übergebogener Nußbaum-Aeſte und dran befeſtigter Stricke, hinaufklettern muß; dann ſieht man freilich in einem Portal, das in den Felſen eingewittert iſt, überſieht das Thal und das Dorf unter ſich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Piſtole, die wir losſchießen wollten. Die Höhle iſt ein langer Gang, meiſt ebenes Bodens, auf Einer Schicht, bald zu Einem, bald zu zwei Menſchen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte ſteigt eine Kluft aufwärts und bildet einen ſpitzigen Dom. In einer Ecke ſchiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelaſſen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verſchiedentlich wiederſchallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden ſintert ein Tropfſtein, doch iſt ſie an den wenigſten Orten feucht, auch bilden ſich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren, wie in der Baumannshöhle. Wir drangen ſo weit vor, als es die Waſſer zuließen, ſchoſſen im Herausgehen die Piſtole los, davon die Höhle mit einem ſtarken dumpfen Klang erſchüttert wurde und um uns wie eine Glocke ſummte. Wir brauchten eine ſtarke Viertelſtunde wieder herauszugehen, machten uns die Felſen wieder hinunter, fanden unſern Wagen und fuhren weiter. Wir ſahen einen ſchönen Waſſerfall auf Staubbachs Art; er war weder ſehr hoch noch ſehr reich, doch ſehr intereſſant, weil die Felſen um ihn wie eine runde Niſche bilden, in der er herabſtürzt, und weil die Kalkſchichten an ihm, in ſich ſelbſt umgeſchlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenſchein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittageſſen, das aus einem aufgewärmten Fiſch, Kuhfleiſch und hartem Brod beſtehet, gut zu finden. Von hier geht weiter ins Gebirg kein Fuhrweg für eine ſo ſtattliche Reiſekutſche, wie wir haben; dieſe geht nach Genf zurück und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 4. November 1779. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; ſonſt wäre es beſſer, meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen, offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte ſich während unſrer Mittagsraſt mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine beſondere Anmerkung machen muß.

Wir haben sie so schön und noch schöner, an einem heitern Tag, von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor; wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan; die Massen werden immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz, wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die

Erde zu befeſtigen. Vor ihm ſahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von ſchwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletſcher zwiſchen den ſchwarzen Wäldern herunter ins Thal ſteigen.

Meine Beſchreibung fängt an unordentlich und ängſtlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menſchen, einen, der's ſähe und einen der's beſchriebe.

Wir ſind hier in dem mittelſten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logiret, in einem Hauſe, das eine Wittwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir ſitzen am Kamin und laſſen uns den Muskatellerwein aus der Vallée d'Aoſt beſſer ſchmecken, als die Faſtenſpeiſen, die uns aufgetiſcht werden.

Den 5. November 1779. Abends.

Es iſt immer eine Reſolution als wie wenn man ins kalte Waſſer ſoll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu ſchreiben. Hier hätt' ich nun gerade Luſt, Sie auf die Beſchreibung der Savoy'ſchen Eisgebirge, die Bourrit, ein paſſionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweiſen.

Erfriſcht durch einige Gläſer guten Wein und den Gedanken, daß dieſe Blätter eher als die Reiſenden und Bourrit's Buch bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichſtes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt ſehr hoch in den Gebirgen, iſt etwa ſechs bis ſieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, iſt, daß es in ſeiner Mitte faſt gar keine Fläche hat, ſondern das Erdreich, wie eine Mulde, ſich gleich von der Arve aus gegen die höchſten Gebirge anſchmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabſteigen, die Eismaſſen, die dieſe ungeheuern Klüfte ausfüllen, machen die öſtliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin ſieben Gletſcher, einer größer als der andere, herunterkommen. Unſere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu ſehen, kamen bei Zeiten. Der eine iſt ein rüſtiger junger Burſche, der andere ein ſchon älterer und ſich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beſchaffenheit der Eisberge ſehr wohl unterrichtet und ein ſehr tüchtiger Mann. Er verſicherte uns, daß ſeit achtundzwanzig Jahren — ſo lange führe er Fremde auf die Gebirge — er zum erſtenmal ſo ſpät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinauf bringe: und doch ſollen wir alles ſo gut wie im Auguſt

ſehen. Wir ſtiegen, mit Speiſe und Wein gerüſtet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraſchen ſollte. Ich würde es, um die Backen nicht zu voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisſtrom nennen; denn die ungeheuern Maſſen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzuſehen, in ziemlicher Ebene hervor. Gerad' hinten endigt ein ſpitziger Berg, von deſſen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptſtrom hereinſtarren. Es lag noch nicht der mindeſte Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar ſchön hervor. Das Wetter fing nach und nach an ſich zu überziehen, und ich ſah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten ſchienen, wie ich ſie niemals geſehen. In der Gegend wo wir ſtunden, iſt die kleine, von Steinen zuſammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reiſenden, zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monſieur Blaire, ein Engländer, der ſich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem ſchicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen laſſen, wo man, am Feuer ſitzend, zu einem Fenſter hinaus das ganze Eisthal überſehen kann. Die Gipfel der Felſen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin ſind ſehr ſpitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil ſie aus einer Geſteinart zuſammengeſetzt ſind, deren Wände faſt ganz perpendikular in die Erde einſchießen. Wittert eine leichter aus, ſo bleibt die andere ſpitz in die Luft ſtehen. Solche Zacken werden Nadeln genannt und die Aiguille du Dru iſt eine ſolche hohe, merkwürdige Spitze, gerade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und dieſe ungeheuern Maſſen auf ihnen ſelbſt beſchauen. Wir ſtiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Kryſtallklippen herum. Es iſt ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eiſe ſelbſt ſtehend, den oberwärts ſich herabdrängenden und durch ſeltſame Spalten geſchiedenen Maſſen entgegenſieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf dieſem ſchlüpfrigen Boden gefallen; wir waren weder mit Fußeiſen, noch mit beſchlagenen Schuhen gerüſtet, vielmehr hatten ſich unſere Abſätze durch den langen Marſch abgerundet und geglättet. Wir machten uns alſo wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreiſe fertig. Wir ſtiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisſtrom ſtufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er ſein Waſſer ausgießt. Sie iſt weit, tief, von dem ſchönſten Blau, und es ſteht ſich ſichrer im Grund als vorn an der

Mündung, weil an ihr ſich immer große Stücke Eis ſchmelzend ablöſen. Wir nahmen unſern Weg nach dem Wirthshauſe zu, bei der Wohnung zweier Blondins vorbei, Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die ſehr weiße Haut, weiße, doch ſchroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch ſo viel Munterkeit Ihnen zu ſagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock geſehen haben, der ſich unter den Ziegen ausnimmt wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, deſſen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen iſt. Von unſern Discurſen geht's nicht an, daß ich etwas aus der Reihe mittheile. An Graniten, Gneißen, Lärchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch ſollen Sie eheſtens merkwürdige Früchte von unſerm Botaniſiren zu ſehen kriegen. Ich bilde mir ein, ſehr ſchlaftrunken zu ſeyn und kann nicht eine Zeile weiter ſchreiben.

Chamouni, den 6. November 1779. Früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahreszeit zu ſehen erlaubte, ſind wir reiſefertig, noch heute ins Wallis durchzudringen. Das ganze Thal iſt über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müſſen erwarten, was Sonne und Wind zu unſerm Vortheil thun werden. Unſer Führer ſchlägt uns einen Weg über den Colm de Balme vor: ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich ſind, das Thal Chamouni mit ſeinen meiſten Merkwürdigkeiten noch auf einmal von ſeiner Höhe überſehen können. Indem ich dieſes ſchreibe, geſchieht an dem Himmel eine herrliche Erſcheinung: die Nebel, die ſich bewegen und ſich an einigen Orten brechen, laſſen, wie durch Tagelöcher, den blauen Himmel ſehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unſrer Dunſtdecke, von der Morgenſonne beſchienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines ſchönen Tags iſt dieſer Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erſt jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erſt in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf ſtreichen die Nebel an dem Berg hin; hohe Wolken ſteigen von da auf, und alsdann ſieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung ſchimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von dieſem geliebten Thal und von Ihnen Abſchied.

Martinach im Wallis, den 6. November 1779. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Thal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentiere hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Balorsine verlassen wollten. Der Anschein war nicht der vortheilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, rissen sich die Wolken auseinander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und schlecht beras'ten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Thale liegen, und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer dem Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen, noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergötzt, so schien eine feindliche Gährung in

dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich, und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehen, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hülfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Thal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrissenen Nebel ins ganze Thal Chamouni, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebirgen eingeschlossen, auf der Abendseite sahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallisthal, wo man mit einem Blick, bis Martinach und weiter hinein, mannichfaltig über einander geschlungene Berge sehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen schienen, so standen wir auf der Gränze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Mauleseln den Berg herauf und erschraken vor uns, da sie an dem Platz jetzo niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: damit ihr seht, daß sie geladen sind! und einer ging voraus, um uns zu recognosciren. Da er unsern Führer erkannte und unsere harmlosen Figuren sah, rückten die andern auch näher, und wir zogen mit wechselseitigen Glückwünschen an einander vorbei. Der Wind ging scharf und es fing ein wenig an zu schneien. Nunmehr ging es einen sehr rauhen und wilden Stieg abwärts, durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Felsplatten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom Wind übereinander gerissen, verfaulten hier die Stängel mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochenen Felsen lagen schroff durch einander. Endlich kamen wir ins Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechse hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen sind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. November 1779. Abends.

Wie unſere Reiſe ununterbrochen fortgeht, knüpft ſich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen ans andere, und kaum hab' ich das Ende unſrer Savoyer Wanderung gefaltet und beiſeite gelegt, nehm' ich ſchon wieder ein anderes Papier, um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächſt vorhaben.

Zu Nacht ſind wir in ein Land getreten, nach welchem unſre Neugier ſchon lange geſpannt iſt. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einſchließen, in der Abenddämmerung geſehen. Wir ſind im Wirthshauſe untergekrochen, ſehen zum Fenſter hinaus die Wolken wechſeln, es iſt uns ſo heimlich und ſo wohl, daß wir ein Dach haben, als Kinder, die ſich aus Stühlen, Tiſchblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und ſich darin bereden, es regne und ſchneie draußen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So ſind wir in der Herbſtnacht in einem fremden, unbekannten Lande. Aus der Charte wiſſen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogen ſitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter ſich an den Genferſee anſchließt, der andere aber und längſte, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Urſprung, die Furka, ſtreicht. Das Wallis ſelbſt zu durchreiſen, macht uns eine angenehme Ausſicht; nur wie wir oben hinauskommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderſt iſt feſtgeſetzt, daß wir, um den untern Theil zu ſehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen ſeyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu ſeyn und übermorgen ſoll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Sauſſure geht, ſo machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, ſodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg, wo bei jeder Witterung eine gute Paſſage iſt, über Domo d'oſula, den Lago maggiore, über Bellinzona, und dann den Gotthard hinauf. Der Weg ſoll gut und durchaus für Pferde prakticabel ſeyn. Am liebſten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die italiäniſchen Provinzen von Anfang an nicht in unſerm Plane war; allein wo mit den Pferden hin, die ſich nicht über die Furka ſchleppen laſſen, wo vielleicht gar ſchon Fußgängern der Weg durch Schnee verſperrt iſt? Wir

ſind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umſtanden ſelbſt guten Rath zu nehmen. Merkwürdig iſt in dieſem Wirthshauſe eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer ſich empfindſam zierenden deutſchen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Kleien, auf Anrathen unſeres Führes, badeten und ſie von dieſer annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tiſche.

Am Eſſen haben wir uns nicht ſehr erholt und hoffen, daß der Schlaf beſſer ſchmecken ſoll.

Den 7. November 1779. St. Maurice gegen Mittag.

Unterweges iſt es meine Art die ſchönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abweſenden Freunde wechſelsweiſe herbeirufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenſtände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, ſo iſt ausruhen, mich rückerinnern und an Sie ſchreiben eins, wenn ſchon manchmal die allzuſehr ausgeſpannte Seele lieber in ſich ſelbſt zuſammenfiele und mit einem halben Schlaf ſich erholte.

Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein friſcher Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schloſſe vorbei, das auf der Ecke ſteht, wo die beiden Arme des Wallis ein **Y** machen. Das Thal iſt eng und wird auf beiden Seiten von mannichfaltigen Bergen beſchloſſen, die wieder zuſammen von eigenem, erhaben lieblichem Charakter ſind. Wir kamen dahin wo der Trienſtrom um enge und gerade Felſenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft iſt, ob er nicht unter den Felſen hervorkomme. Gleich dabei ſteht die alte, vorm Jahr durch den Fluß beſchädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsſtücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landſtraße verſchüttet haben. Dieſe Gruppe zuſammen würde ein außerordentlich ſchönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue, hölzerne Brücke gebaut und ein ander Stück Landſtraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Waſſerfall der Piſſe Vache näherten, und wünſchten einen Sonnenblick, wozu uns die wechſelnden Wolken einige Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneißſtücke, die bei ihrer Verſchiedenheit doch alle Eines Urſprungs zu

Seh' mich ſchüchternen
Eure Hände faſſen,
Bittend blicken,
Eure Hände küſſen —
Eure Augen ſich begegnen,
Auf mich blicken;
Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila; ſie nähert ſich mir,
Himmliſche Lippe!
Und ich wanke, nahe mich,
Blicke, ſeufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kuſſes Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Ach, warum nur Elyſium!

Pilgers Morgenlied.

An Lila.

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Thurm ein.
Soll ich ihn
Zum letztenmal nicht ſehn!
Doch mir ſchweben tauſend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.
Wie er da ſtand,

ſeyn ſchienen. Endlich traten wir vor den Waſſerfall, der ſeinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe ſchießt aus einer Felskluft ein ſtarker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum ſich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Waſſerſtaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor ſich. Tritt man weiter hinauf, ſo ſieht man noch eine ſchönere Erſcheinung. Die luftigen ſchäumenden Wellen des obern Strahls, wenn ſie giſchend und flüchtig die Linien berühren, wo in unſern Augen der Regenbogen entſtehet, färben ſich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Geſtalt eines Bogens erſcheine; und ſo iſt an dem Platze immer eine abwechſelnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, ſetzten uns dabei nieder und wünſchten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie ſo oft auf dieſer Reiſe, fühlten wir, daß große Gegenſtände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genoſſen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo luſtige Soldaten waren, und tranken daſelbſt neuen Wein, den man uns geſtern auch ſchon vorgeſetzt hatte. Er ſieht aus wie Seifenwaſſer, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren ſauern jährigen und zweijährigen. Wenn man durſtig iſt, bekommt alles wohl. Wir ſahen St. Maurice von weitem, wie es juſt an einem Platze liegt, wo das Thal ſich zu einem Paſſe zuſammendrückt. Links über der Stadt ſahen wir an einer Felſenwand eine kleine Kirche mit einer Einſiedelei angeflickt, wo wir noch hinaufzuſteigen denken. Hier im Wirthshaus fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Bex, drei Viertelſtunden von hier, geblieben iſt. Wir haben ihm einen Boten geſchickt. Der Graf iſt ſpazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu ſehen; ich will einen Biſſen eſſen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehen.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen, wo man Tage lang ſitzen, zeichnen, herumſchleichen und, ohne müde zu werden, ſich mit ſich ſelbſt unterhalten könnte. Wenn ich jemanden einen Weg ins Wallis rathen ſollte, ſo wär' es dieſer vom Genferſee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Bex zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter, und das

Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, ſah ich die Felſen ſich bei St. Maurice zuſammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauſcht, in einem hohen Bogen eine ſchmale, leichte Brücke kühn hinübergeſprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme einer Burg ſchließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Thore iſt der Eingang ins Wallis geſperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, ſuchte noch vorher einen Geſichtspunkt, den ich bei Hubern gezeichnet geſehen habe und auch ungefähr fand.

Der Graf iſt wieder gekommen; er war den Pferden entgegengegangen und hat ſich auf ſeinem Braunen voraus gemacht. Er ſagt, die Brücke ſey ſo ſchön und leicht gebaut, daß es ausſehe als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben ſetzt. Der Freund kommt auch an, zufrieden von ſeiner Reiſe. Er hat den Weg am Genferſee her bis Bex in wenigen Tagen zurückgelegt, und es iſt eine allgemeine Freude ſich wiederzuſehen.

Martinach, gegen Neune.

Wir ſind tief in die Nacht geritten und der Herweg hat uns länger geſchienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenſtand zu dem andern gelockt worden ſind. Auch habe ich aller Beſchreibungen und Reflexionen für heute herzlich ſatt, doch will ich zwei ſchöne noch geſchwind in der Erinnerung feſtſetzen. An der Piſſe Bache kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und ſelbſt der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit ſtillem Rauſchen ſah man den herabſchießenden Strom von allen andern Gegenſtänden ſich unterſcheiden, man bemerkte faſt gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal ſahen wir den Gipfel einer ſehr hohen Klippe, völlig wie geſchmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon aufſteigen. Dieſes ſonderbare Phänomen wirkte die Abendſonne, die den Schnee und den davon aufſteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8. November 1779. Nach drei Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt gethan und uns wenigſtens um drei Stunden verſäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bei Zeiten in Sion zu ſeyn. Das Wetter war außerordentlich ſchön, nur daß die Sonne wegen ihres niedern Standes von den Bergen gehindert war, den Weg den wir ritten, zu beſcheinen; und der Anblick des

wunderschönen Wallisthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren schon drei Stunden die Landstraße hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten; wir sahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranstaltende Mittagsessen, als wir die Brücke, die wir zu passiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der Leute, die dabei beschäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an den Felsen hinging, zu wählen, oder eine Stunde wieder zurückzureiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das letzte und ließen uns von keinem übeln Humor anfechten, sondern schrieben diesen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geistes, der uns bei der schönsten Tageszeit durch ein so interessantes Land spazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in diesem engen Lande böse Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die sandigen Flecken reiten, die sie durch Ueberschwemmungen sehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüschen zu benutzen sind. Endlich kamen wir an die Brücken, die sehr bös, schwankend, lang und von falschen Klüppeln zusammengesetzt sind. Wir mußten einzeln unsere Pferde, nicht ohne Sorge, darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an sich war meistentheils schlecht und steinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landschaft, die eines Gemäldes werth gewesen wäre. Besonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Aussichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege gesehen habe. Die nächsten Berge schossen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein, und verjüngten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspectivisch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzusehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannichfaltigen Krümmungen und Buschwerken bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hügel, die sich dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheater-Bogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet stunden. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Reblauben, die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre

Weinſtöcke gleich an ihre Mauern, die ihre Güter von dem Wege ſcheiden; ſie wachſen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittelſt Pfähle und Latten über den Weg gezogen, ſo daß er faſt eine aneinanderhängende Laube bildet. In dem untern Theile war meiſtens Wieſewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen dieſe Stadt zu wird die Gegend durch wechſelnde Hügel außerordentlich mannichfaltig, und man wünſcht eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menſchen die angenehmen Empfindungen, welche die Landſchaft erregt, gar ſehr. Die ſcheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar übeln Humors gemacht. Unſern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuthen, und denken deßwegen zu Fuße nach Seyters zu gehen. Hier in Sion iſt das Wirthshaus abſcheulich und die Stadt hat ein widriges, ſchwarzes Anſehen.

Seyters, den 8. November 1779. Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erſt von Sion weggegangen, ſind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige ſchöne Ausſichten darüber verloren, merk' ich wohl. Beſonders wünſchten wir das Schloß Tourbillon, das bei Sion liegt, erſtiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemein ſchöne Ausſicht ſeyn. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böſe Flecke, wo das Waſſer ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verſchiedenen aſtronomiſchen Geſprächen verkürzten wir den Weg, und ſind bei guten Leuten, die ihr Beſtes thun werden uns zu bewirthen, eingekehret. Wenn man zurückdenkt, kommt einem ſo ein durchlebter Tag, wegen der mancherlei Gegenſtände, faſt wie eine Woche vor. Es fängt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geſchick habe, die merkwürdigſten Gegenden auch nur linienweiſe zu zeichnen; es iſt immer beſſer als alle Beſchreibungen für einen Abweſenden.

Seyters, den 9. November 1779.

Noch ehe wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links ins Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indeſſen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad, den 9. November 1779, am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von sehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, sitzen wir in einer schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen, sehr interessanten Tour durch Worte mitzutheilen ist. Von Seyters stiegen wir heute früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwasser unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wiederhergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannichfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meist das offene Walliserthal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick ins Gebirg vor uns aufthat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennet. Es ist eben der Stock von Bergen, der in einem fort vom Genfersee bis auf den Gotthard läuft, und auf dem sich in dem Berner Gebiet die großen Eis- und Schneemassen eingenistet haben. Hier sind *oben* und *unten* relative Worte des Augenblicks. Ich sage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf, und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhältniß zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herumkamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen, grünen Matte, die an einem ungeheuern Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe; die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so

daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften da stand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gehauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefährlicher, aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrund gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben uns hinabstieg, faßte sein Thier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hülfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirthshäuser haben. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen, und das Leukerbad an seinem Fuß, zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen drei als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist zwar kein Gasthof hier, aber alle Leute sind so ziemlich, wegen der vielen Badegäste, die hierher kommen, eingerichtet. Unsere Wirthin liegt seit gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, sollen noch einige stärkere seyn. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindesten Ocker, noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß, wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über heruntergestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten Kies hinaufzusteigen, bis wir uns an dem Fuß

des ungeheuern Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts geht, befanden. Es ist dieß der Uebergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften heruntertragen lassen. Hieß' uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen; so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für diesmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen, sahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bern'schen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmibergs zurückkamen, sahen wir aus der Schlucht von Inden herauf leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vorwärts, und kamen endlich aufsteigend dem Leukerbad so nahe, daß wir wohl sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen, artigen Schnee aus einander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und wenn wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine sehr schnelle Abwechselung. Ich bin in die Thüre getreten, ich habe den Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen scheinen sie sich zu verdicken und von der Kälte gepackt in der Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu seyn, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuern Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche, öde Dämmerung verschlingen, bald Theile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller

Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen. Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, giebt man weniger Acht; auch weil sie uns weniger vors Auge gedrängt sind, ist ihre Wirthschaft schwerer zu beobachten. Bei allen diesen Gegenständen wünscht man, nur länger sich verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja, ist man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, so wird der Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahreszeit, Tageszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst in dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzählend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat, so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist: er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne; sie sind auch unter diesen großen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem

einfachen, langsamen unveränderlichen Erwerbe nähren; desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden.

Leukerbad, den 10. November 1779.

Wir machen uns bei Licht zurecht, um mit Tagesanbruch wieder hinunterzugehen. Diese Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor, als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Insecten war, die den neuen Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Thiere erzeugen sich in den hölzernen Häusern in großer Menge. Die Nacht war mir sehr lang, und ich war zufrieden als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk, gegen zehn Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unserer Gesellschaft melden, die hier vorgegangen ist, und was sie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tagesanbruch heute von Leukerbad aus, und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den steilen Weg, den wir gestern herunterkamen, zur Rechten über uns ließen, und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabstiegen. Es ist diese wild und mit Bäumen verwachsen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Leukerbad kommt, seine Abflüsse ins Wallisthal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsens, den wir gestern heruntergekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich eingebauen, wodurch ein Bach erst daran her, dann durch eine Höhle aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf, und sahen dann bald das offene Wallis und die garstige Stadt Leuk unter uns liegen. Es sind diese Städtchen meist an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben, gerissenen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind. Wie man auch nur hineintritt, so eckl's einem; denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden den Freund, der

die schlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil sie nur auf Maulesel und Saumrosse eingerichtet sind; der Hafer fängt auch an sehr selten zu werden, ja man sagt, daß weiter hin ins Gebirg gar keiner mehr anzutreffen sey. Ein Beschluß ward bald gefaßt: der Freund sollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Bex, Bevay, Lausanne, Freiburg und Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unsern Weg das Wallis hinauf fortsetzen, versuchend wo wir auf den Gotthard hinauf dringen könnten: alsdann durch den Canton Uri über den Vierwaldstätterse gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieser Gegend überall Maulthiere, die auf solchen Wegen immer besser sind als Pferde, und zu Fuße zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste. Wir haben unsere Sachen getrennet. Der Freund ist fort; unser Mantelsack wird auf ein Maulthier, das wir gemiethet haben, gepackt, und so wollen wir aufbrechen und unsern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel sieht es bunt aus; doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns so weit gedeckt hat, soll uns auf dem Platze nicht verlassen, wo wir es am nöthigsten brauchen.

Brieg, den 10. November 1779. Abends.

Von unserm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen wenn Sie mit einer weitläufigen Wettergeschichte sich wollen unterhalten lassen. Wir gingen in Gesellschaft eines schwäbischen Metzgerknechtes, der sich hierher verloren, in Leuk Conditien gefunden hatte und eine Art von Hanswurst machte, unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, das sein Herr vor sich hertrieb, gegen Eise von Leuk ab. Hinter uns, so weit wir in das Wallisthal hineinsehen konnten, lag es mit dicken Schneewolken bedeckt, die das Land heraufgezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Gosen, uns doch die Wolken bald einholen, und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeschneit seyn könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistentheils des einen Ohrs bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Muth mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen

Zeuge meiner Wonne,
Als zum erstenmal
Du den Fremdling
Aengstlich liebevoll
Begegnetest,
Und mit einemmal
Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfst! —
Zische Nord!
Tausend schlangenzüngig
Mir ums Haupt!
Beugen sollst du's nicht!
Beugen magst du
Kind'scher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geschieden.

Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühst mich;
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben,
Und Muth!

Lufterscheinungen aufmerksam. Wir gingen dem schönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war alles heiter, und so stark der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, so konnte es uns doch niemals erreichen. Die Ursache war diese. In das Wallisthal gehen, wie ich schon so oft gesagt, sehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammen laufen. Aus jeder solcher Oeffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Thälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an so eine Schlucht kommt, so läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kämpft mit ihnen und dem Winde, der sie trägt, hält sie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den Weg streitig. Diesem Kampf sahen wir oft zu, und wenn wir glaubten von ihnen überzogen zu werden, so fanden wir wieder ein solches Hinderniß, und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel außerordentlich schön. Als wir uns der Brieg näherten, trafen die Wolken fast zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten sie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegenkam, stille stehen, und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur Consistenz gebracht und hatten, da wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, schöne, leichte und muntere Formen. Man sah daß sie Schnee enthielten, doch scheint uns die frische Luft zu verheißen, daß diese Nacht nicht viel fallen soll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir sitzen am Feuer und machen Rathschläge wegen unserer weitern Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir also unsern Gedanken über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, so gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'osula, Margozzo, führen den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzona und so weiter den Gotthard hinauf, über Airolo zu den Kapuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als unsern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen vielmehr das

Wallis bis an ſein oberes Ende zu ſehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut iſt, ſo ſitzen wir übermorgen um dieſe Zeit in Realp in dem Urſener Thal, welches auf dem Gotthard nahe bei deſſen höchſtem Gipfel iſt. Sollten wir nicht über die Furka kommen, ſo bleibt uns immer der Weg hierher unverſchloſſen, und wir werden alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können ſich vorſtellen, daß ich hier ſchon wieder die Leute examinirt habe, ob ſie glauben, daß die Paſſage über die Furka offen iſt; denn das iſt der Gedanke mit dem ich aufſtehe, ſchlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beſchäftigt bin. Bisher war es einem Marſch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun iſt's, als wenn man ſich dem Flecke nähert, wo er ſich verſchanzt hat und man ſich mit ihm herumſchlagen muß. Außer unſerm Maulthier ſind zwei Pferde auf morgen früh beſtellt.

Münſter, den 11. November 1779. Abends ſechs Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh als wir von Brieg bei guter Tageszeit ausritten, ſagte uns der Wirth noch auf dem Weg: wenn der Berg, ſo nennen ſie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, ſo möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg ſuchen. Mit unſern zwei Pferden und einem Maulefel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal ſo eng wird, daß es kaum einige Büchſenſchüſſe breit iſt. Es hat daſelbſt eine ſchöne Weide, worauf große Bäume ſtehen, und Felsſtücke, die ſich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerſtreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget an den Bergen ſeitwärts hinaufzuſteigen, und hat nunmehr die Rhone in einer ſchroffen Schlucht immer rechts unter ſich. In der Höhe aber breitet ſich das Land wieder recht ſchön aus; auf mannichfaltig gebogenen Hügeln ſind ſchöne nahrhafte Matten, liegen hübſche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häuſern gar wunderlich unter dem Schnee hervorgucken. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechſelſeitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden ſicher iſt, ſo ſieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein anderer auf ſo ſchmalen Pfaden, von einem ſo ſchwachen Thiere getragen, an einem ſchroffen Abgrund vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide ſeyn kann, indem die Menſchen alle in den Häuſern ſtecken, ſo ſieht eine ſolche

Gegend einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuern Gebirgen eingeschlossen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht fest im Sattel säße, gar leicht herabwerfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist, so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vernimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst beschwerlich sind. In unserm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hause es ganz rechtlich aussah. Ihre Stube war nach hiesiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tische und was sonst von kleinen Repositorien an den Wänden und in den Ecken befestigt war, hatte artige Zierrathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald sehen, daß mehrere aus dieser Familie sich dem geistlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmal als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des heiligen Alexis gelesen hätten? Wir sagten Nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon und jeder las in seinem Capitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, stellte sie sich zu uns und fing wieder von dem heiligen Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sey, welches sie verneinte, dabei aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte erbärmlicher vorkomme, als viele der übrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie an uns zu erzählen. Es sey der heilige Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sey ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt; doch habe ihm dieses noch nicht genug gethan, sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar geweiht und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheirathen wollten, habe

er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sey vollzogen worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff das er bereit gefunden, gesetzt und sey damit nach Asien übergefahren. Er habe daselbst die Gestalt eines schlechten Bettlers angezogen und sey dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hätten. Er habe sich daselbst an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienst beigewohnt und sich von geringem Almosen der Gläubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren seyen verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmsten Mann, dessen Gebet vor Gott am angenehmsten sey, in die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da dieser hierauf nicht gewußt wer, gemeint sey, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erstaunen des Volks hereingeholt. Der heilige Alexis, betroffen daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, willens weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sey er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heilige Mann habe hierin einen Wink Gottes gesehen und sich erfreut eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverläugnung im höchsten Grade zeigen konnte. Er sey daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthüre gestellt; diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen, und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nöthigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen, und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heilige Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er leicht ändern können, mit gelassenem Gemüthe getragen, sondern auch die andauernde Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal

seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten, und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, sahen unverwandt an die Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs herrlichste vergelten, und bei seinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor den Augen der Gläubigen gegeben. Denn als dieser heilige Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit größter Inbrunst dem Gottesdienste beigewohnet, so ist er endlich krank geworden, ohne daß jemand sonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papst, in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels, selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen Todtengeläute zu läuten angefangen; wie nun jedermänniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patricii*** so eben verschieden sey. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zusammengefalteten Händen hatte der heilige Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und dem Papst in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Clerisei sich aufmachten, um selbst den heiligen Leichnam zu besuchen. Als sie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich von seinem Kanzler vorlesen ließ. Es enthielt dieses Papier die bisherige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren theuern Sohn und Gatten so nahe bei sich gehabt und ihm nichts zu gute thun können, und nunmehr erst erfuhren wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten so wehmüthig, daß niemand von allen Umstehenden sich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängte, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen

Berührung gefund wurden. Die Erzählerin versicherte nochmals, indem ſie ihre Augen trocknete, daß ſie eine erbärmlichere Geſchichte niemals gehört habe, und mir kam ſelbſt ein ſo großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Eſſen ſuchte ich im Pater Cochem die Legende ſelbſt auf, und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menſchlichen Faden der Geſchichte behalten und alle abgeſchmackten Anwendungen dieſes Schriftſtellers rein vergeſſen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenſter und ſehen uns nach der Witterung um; denn wir ſind jetzt ſehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille iſt das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an ſo einem Orte inne halten könnte und müßte, ſo würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben ſchon verſchiedene Leute vorgehabt und ſie nach dem Uebergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts Beſtimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt iſt. Wir müſſen uns alſo darüber beruhigen, und morgen mit Anbruch des Tages ſelbſt recognosciren und ſehen, wie ſich unſer Schickſal entſcheidet. So gefaßt ich auch ſonſt bin, ſo muß ich geſtehen, daß mir's höchſt verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeſchlagen würden. Glückt es, ſo ſind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Berges bei den Kapuzinern; mißlingt's, ſo haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner ſonderlich beſſer iſt als der andere: durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern, oder auf Brieg zurück und erſt durch einen großen Umweg auf den Gotthard. Ich glaube, ich habe Ihnen das in dieſen wenigen Blättern ſchon dreimal geſagt. Freilich iſt es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entſcheiden, ob unſer Muth und Zutrauen, daß es gehen müſſe, oder die Klugheit einiger Perſonen, die uns dieſen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel iſt gewiß, daß beide, Klugheit und Muth, das Glück über ſich erkennen müſſen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Diſpoſition zu Schnee geſehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münſter, den 12. November 1779. Fruh ſechs Uhr.

Wir ſind ſchon fertig und alles iſt eingepackt, um mit Tagesanbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich ſechs Stunden auf Realp. Unſer Maulthier geht mit dem Gepäck nach, ſo weit wir es bringen können.

Realp, den 12. November 1779. Abends.

Mit einbrechender Nacht ſind wir hier angekommen. Es iſt überſtanden und der Knoten, der uns den Weg verſtrickte, entzwei geſchnitten. Eh' ich Ihnen ſage, wo wir eingekehrt ſind, eh' ich Ihnen das Weſen unſerer Gaſtfreunde beſchreibe, laſſen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns liegen ſahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beſchwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münſter weg und ſahen das beſchneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeſchloſſen, hielten den Berg, der hinten quer verſteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; ſie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies ſtark und ſchlug ſich mit einigen Schneewolken herum, und jagte abwechſelnd leichte Geſtöber an den Bergen und durch das Thal. Deſto ſtärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daſelbſt an und ſprachen in einem Wirthshaus ein, wo ſich die Leute nicht wenig wunderten, ſolche Geſtalten in dieſer Jahrszeit erſcheinen zu ſehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters drüber gingen; ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten ſie nicht. Wir ſchickten ſogleich nach ſolchen Führern; es kam ein unterſetzter, ſtarker Mann, deſſen Geſtalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unſern Antrag thaten: wenn er den Weg für uns noch practicabel hielte, ſo ſollt' er's ſagen, noch einen oder mehr Kameraden zu ſich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken ſagte er's zu, ging weg, um ſich fertig zu machen und den andern mitzubringen. Wir zahlten indeſſen unſerm Mauleſeltreiber ſeinen Lohn, den wir mit ſeinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten,

aßen ein weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wieder kam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählig in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinaufsteigen. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles überem zugeschneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald; wir hatten die Rhone in einem engen, unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin; er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen, unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr; alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen, ununterbrochenen Flächen uns entgegenwiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der

ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuern, einförmigen schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern Fußstapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne; breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lavinen, wenn der Schnee stärker wird als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lavinen zu vermeiden, nicht da wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal, und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg, allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort: und der vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache tractirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sey. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er sich am Ende verlauten, die Furka sey ein S***r. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende was wir in diesen Wüsten antrafen, und in

der Ferne sahen wir die Berge des Ursener Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Ursener Thal. Wir gingen schärfer, und nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Täcker von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen deßwegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht, ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer, ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen fürlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefel auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andere, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umständen alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seyen, am Ende eines einsamen, von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen, und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sey sonst diese, wie die übrigen dergleichen

Mahomet's Geſang.

Seht den Felſenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen,
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie' umſchlingen,
Ihm mit Liebes-Augen ſchmeicheln:

Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelavine einen Theil des Dorfes bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet; da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Neune.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an Einem Tische gegessen, nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eiern, Milch und Mehl gar mannichfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsere seltene Geschicklichkeit im Gehen, und versicherten, daß sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh, als sie aufgefordert wurden, erst einer gegangen sey uns zu recognosciren, um zu sehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sey, denjenigen, dem sie einmal zugesagt ihn hinüberzubringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Schleuße der Erzählung aufgezogen, und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genannt wird, im tiefen Schnee eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halb todt, und den Vater in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom

Gemmi sey die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch todt bis hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seyen, und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er, es seyen arme Leute aus dem Canton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italiänischen Provinzen aufzusuchen, und seyen von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammengingen. Der Vater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sey. Er fing an vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Waare wohl herauszustreichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er aufgestanden die linke Hand auf den Tisch stemmte, mit der rechten seine Worte begleitete, und von der Rede selbst rednerisch redete, so schien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sey. Wir gaben ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. Eine Regel des Glaubens müssen wir haben, sagte er, und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sey, ist ihr grösster Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unseres Glaubens, allein dieß ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes aus den schändlichen Geschichten, die darin vorkommen, und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrene Kinder Gottes von dem heiligen Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Gläubigen über so viele

Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der besten Schriftauslegung bewiesene Regel! Und wer soll die Schrift auslegen? wer soll diese Regel festsetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? Mit nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Concepte vor. Das würde eben so viele Lehren als Köpfe geben, und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch schon gethan hat. Nein, es bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wonach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derselben, nein! es sind die heiligsten, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereinigt haben, nach und nach unter dem Beistand des heiligen Geistes dieses übereinstimmende, große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den großen Versammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, sich wechselseitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion gegeben, deren sich keine andere rühmen kann; ihr einen Grund gegraben und eine Brustwehr aufgeführet, die die Hölle selbst nicht überwältigen kann. Eben so ist es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Uebersetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget ist. Daher kommt diese Uebereinstimmung, die einen jeden erstaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an diesem entfernten Winkel der Welt, oder in der größten Hauptstadt in einem entferntesten Lande, den ungeschicktesten oder den fähigsten: alle werden Eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden; und das ist's, was die Gewißheit unseres Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung giebt, in der wir einer mit dem andern fest verbunden leben, und in der Gewißheit, uns glücklicher wiederzufinden, von einander scheiden können. Er hatte diese Rede, wie im Discurs, eins auf das andere, folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte theils mit den Händen dabei ab, schob sie einmal in die Kuttenärmel zusammen, ließ sie über den Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anstand seine Dose aus der Kapuze und warf sie nach dem Gebrauch

wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unserer Art, seine Sachen aufzunehmen, sehr vergnügt zu seyn. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblick geoffenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weisen richte! —

Den 13. November 1779 oben auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit, einige Tage aufhielt, und mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegenging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelavine stark beschädigt worden; die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen, und eine Beisteuer im Lande eingesammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch, wie ich höre, noch eben dieselben, die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten sie noch heute von Airolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren; denn vor die Thüre, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg; ja es ist die größte Lust sich obendrauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Oefen von steinernen Platten zusammengesetzt sind, gar wohl angeht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von Realp und unsern Weg hierher.

Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo alles auf einen sehr kleinen Platz zusammengestellt war. Sein Bett, das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestund, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt,

nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff den lieblichen gestrigen Weg wieder zurückzumachen, schienen es als Epoche anzusehen und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu gute thun könnten; und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Ursener Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Saalweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durcheinander. Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste; es sey nun, daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer, als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir im Hospital, ein Oertchen, das noch im Ursener Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum erstenmal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Maulesseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der größte Theil war schon vor uns aufgestiegen, und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte,

die bestellt sind das Glatteis mit Erde zu überfahren, um den Weg prakticabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzenden Reuß hinauf, und die Wasserfälle bilden hier die schönsten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich in den Ritzen und auf den Flächen Eismassen angesetzt, und das Wasser schien über schwarz und weiß gesprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Krystalladern und Strahlen in der Sonne, und das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebirgen ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem sie, durch einen sonderbaren Instinct, unten an einem steilen Orte erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinaufschreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf geraden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man sich an ihnen auf dem schmalen Wege vorbei, und gewinnt über solche ganze Reihen den Vortheil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder zuvor, und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie sich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reisig heizen können, und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden heraufzuschleppen haben, und oberwärts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst. Der Pater ist von Airolo heraufgekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich

besinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Er sprach nichts als italiänisch, und wir fanden hier Gelegenheit, von den Uebungen, die wir uns das Frühjahr in dieser Sprache gemacht, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es. Wir bleiben also wohl für dießmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir morgen fortgehen, und haben Zeit genug das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der italiänischen Vogteien herauf, und von Morgen drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstätterſee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt, und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

Brief

des

Paſtors zu * an den neuen Paſtor zu *****

Aus dem Franzöſiſchen.

Lieber Herr Amtsbruder!

Da die Veränderung in meiner Nachbarschaft vorging, daß der alte Pastor starb, an dessen Stelle Ihr kommt, freute ich mich von ganzem Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidsamer Mann bin, und meinem Nächsten nichts mehr gönne als sein bischen Leben, das bei manchen, wie beim Vieh, das einzige ist was sie haben, so muß ich doch aufrichtig gestehen, daß Eures Vorfahren Todtengeläut mir eben so eine freudige Wallung ins Blut brachte, als das Geläute Sonntags früh, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz vor Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt.

Er konnte niemanden leiden, Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte. Ich hoffe, Ihr sollt mir so viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre so viel Gutes von Euch, als man von einem Geistlichen sagen kann, das heißt: Ihr treibt Euer Amt still, und mit nicht mehr Eifer als nöthig ist, und seyd ein Feind von Controversen. Ich weiß nicht, ob's Eurem Verstand oder Eurem Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr so jung und so friedfertig seyd, ohne deßwegen schwach zu seyn; denn freilich ist's auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf ist.

Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Noth gemacht hat. Unsere Sprengel liegen so nahe beisammen, und da steckten seine Leute meine Leute an, daß die zuletzt haben wollten, ich sollte mehr Menschen verdammen, als ich thäte; es wäre keine Freude, meinten sie, ein Christ zu seyn, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich versichere, lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz muthlos; denn es giebt gewisse Materien, von denen anzufangen ich so entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche meinem Gott von

Nach der Ebne bringt ſein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher; ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

ganzem Herzen danke, wenn mich niemand darum gefragt hat, und wenn's geschehen ist, ihn bitte, daß er's inskünftige abwenden möge; und so wirr's jedem rechtschaffenen Geistlichen seyn, der gutdenkende Gemüther nicht mit Worten bezahlen will, und doch weiß, wie gefährlich es ist, sie halbbefriedigt wegzuschicken, oder sie gar abzuweisen.

Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin alt geworden, und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsveller Stille darf: wenn Ihr eben so alt seyn werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind; wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das ist bei allen Eiferern für ihre Secte ein mächtiger Behuf der Redekunst, daß sie mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen. So wenig die ewige, einzige Quelle der Wahrheit indifferent seyn kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgültigkeit Profession machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte zeitlebens auf dem Meer von Stürmen getrieben werden? Unsere Seele ist einfach und zur Ruhe geboren; so lang sie zwischen Gegenständen getheilt ist, so fühlt sie was, das jeder am besten weiß, wer zweifelt.

Also, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahrhaftig, es ist meine Schuld nicht, daß ich glaube.

Es war eine Zeit da ich Saulus war; Gottlob, daß ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war sehr erwischt, da ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent; darf ich deßwegen nicht tolerant seyn? Um wie viel Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr

verrechnen. Weiß ich wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird.

Unsere Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke selig machen, und Christus und seine Apostel lehren das ungefähr auch. Das zeugt nun von der großen Liebe Gottes; denn für die Erbsünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts. Das ist so natürlich, als daß einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, sondern den einfältigsten Glauben; und durch den Glauben allein wird uns das Verdienst Christi mitgetheilt, so daß wir die Herrschaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben, und nach unserm Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt.

Wenn nun der Glaube das einzige ist, wodurch wir Christi Verdienst uns zueignen, so sagt mir, wie ist's denn mit den Kindern? Die sprecht ihr selig, nicht wahr? Warum denn? Weil sie nicht gesündigt haben! Das ist ein schöner Satz; man wird ja nicht verdammt, weil man sündigt. Und das eingeborne Verderben haben sie ja doch an sich, und werden also nicht aus Verdienst selig. Nun, so sagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menschgewordnen Liebe sich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beispiel einen Beweis, daß wir nicht wissen, was Gott thut, und daß wir nicht Ursache haben, an jemandes Seligkeit zu verzweifeln.

Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die so barmherzig waren wie ich, auf die Wiederbringung gefallen sind; und ich versichere Euch, es ist die Lehre, womit ich mich insgeheim tröste. Aber das weiß ich wohl, es ist keine Sache, davon zu predigen. Uebers Grab geht unser Amt nicht, und wenn ich ja einmal sagen muß, daß es eine Hölle giebt, so red' ich davon, wie die Schrift davon redet, und sage immerhin: Ewig! Wenn man von Dingen spricht, die niemand begreift, so ist's einerlei was für Worte man braucht. Uebrigens hab' ich gefunden, daß ein rechtschaffener Geistlicher in dieser Zeitlichkeit so viel zu thun hat, daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun seyn möchte.

So, mein lieber Herr Confrater, sind meine Gesinnungen über diesen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren, unter dem Namen Jesus Christus, auf einem kleinen

Stückchen Welt, eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit; und das sage ich meiner Gemeinde, so oft Gelegenheit dazu ist. Ich subtilisire die Materie nicht: denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme, sinnliche Creaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von den Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruter, zu hören, daß ihr euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt sie eines Bessern zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester, als einen Lacher mit Gründen. Es geschah dem portugiesischen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte; seine Gründe mußten einer Sottise weichen, und anstatt seinen Gegner überführt zu sehen, fertigte ihn dieser sehr tolerant ab, und sagte: bleibt denn Jude, weil Ihr es einmal seyd! Bleibt denn Philosoph, weil Ihr's einmal seyd, und Gott habe Mitleiden mit Euch! So pflege ich zu sagen, wenn ich mit so einem zu thun habe.

Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweisen kann, der sie nicht fühlt, wenigstens halte ich es für unnöthig. Denn wenn Ihr fertig seyd, und es antwortet Euch einer wie der Savoyische Vicar: „Es ist meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle," so seyd Ihr geschlagen und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl einlassen wollt, wovon Ihr doch, alles zusammengenommen, zu wenig wißt, um davon disputiren zu können.

Wer die Süßigkeit des Evangelii schmecken kann, der mag so was Herrliches niemanden aufdringen. Und giebt uns unser Herr nicht das excellenteste Beispiel selbst? Ging er nicht gleich von Gergesa, ohne böse zu werden, so bald man ihn darum bat? Und vielleicht war's ihm selbst um die Leute nicht zu thun, die ihre Schweine nicht drum geben wollten, um den Teufel loszuwerden. Denn man mag ihnen vorsagen was man

will, so bleiben sie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können, ist die Heilsbegierigen zurecht zu weisen, und den andern läßt man, weil sie's nicht besser haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr also die eine Ursache, warum und wie tolerant ich bin. Ich überlasse, wie Ihr seht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß sie am besten wissen wird, den unsterblichen und unbefleckten Funken, unsere Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben. Und diese Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertauschte ich nicht mit dem höchsten Ansehen der Infallibilität. Welche Wonne ist es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werden, meine Brüder zu seyn!

So weit davon, mein lieber Bruder! und gleichsam im Vorbeigehen; denn das Hauptelend der Intoleranz offenbart sich doch am meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen; das ist eine Sottise, wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir sind alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist vom Kopf bis auf die Füße eben ein Mensch wie ein Deutscher; das andere sind politische Considerationen, die vortrefflich sind, und die niemand ungestraft einreißen soll.

Wer die Geschichte des Wortes Gottes unter den Menschen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorf wird euch eine reine Geschichte erzählen. Warum sollte ich läugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei, und daß es Luthers Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete. Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Confession für was anders als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war und noch nöthig ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel läßt. Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher als das andere, so sind die Bekenner deste besser dran: aber das bekümmert niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien:

möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand.

Er arbeitete sich durch verjährte Vorurtheile durch und schied das Göttliche vom Menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann; und was noch mehr war: er gab dem Herzen seine Freiheit wieder und machte es der Liebe fähiger. Aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen andern herunterwarf. Man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sey deßwegen ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung. Hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet wären. Laßt sie, leidet sie und segnet sie! Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt sie thun, was sie wollen." Verflucht sey der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist!

Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche; ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zum Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist, lag in den Umständen. Ich bin so fern, eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr äußerst gefährlich halte. Jeder Theil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch es ist gut, daß politische Betrachtungen der Sache im Wege stehen, sonst würde man vielleicht den Gewissen ihre Freiheit rauben. Beides lauft auf eins hinaus, ob ein Sacrament ein Zeichen oder mehr ist, und wie könnte ich böse seyn, daß ein anderer nicht empfinden kann wie ich?

Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeinde eine große Anzahl Menschen, die die Gnade nicht haben es auch zu fühlen. Es sind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt. Mit diesen leb' ich in so zärtlicher Eintracht, und bitte Gott, daß er jedem Freude und Seligkeit gebe nach seinem Maß; denn der Geist Gottes weiß am besten, was einer fassen kann. Eben so ist's mit der Gnadenwahl; davon verstehen wir ja alle nichts. Und so ist's mit tausend Dingen. Denn wenn man's bei Lichte besieht, so hat jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste zufrieden seyn aus übergroßer Güte; denn das müßte mir ein rechter Mann seyn, der Gott diente, wie sich's gehört.

Ach, es ist unwidersprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unser Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre ist's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe? Wenn wir das immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sey, **Religion**, und jeden auch fühlen ließen wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Secten und Parteien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise Frucht bringen zu sehen! Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte.

Unser lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr kosten sollte, dieses Reich auszubreiten; er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre; er wollte anklopfen an der Thüre und sie nicht einschmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott dankten, daß wir in diesen schlimmen Zeiten noch ungestört lehren dürfen! Und einmal für allemal, eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche. Denn, mein lieber Bruder, betrachtet nur selbst die Zeiten der Apostel gleich nach Christi Tode, und Ihr werdet bekennen müssen, es war nie eine sichtbare Kirche auf Erden.

Es sind wunderliche Leute, die Theologen. Da prätendiren sie, was nicht möglich ist. Die christliche Religion in ein Glaubensbekenntniß bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte schon, in Bruder Pauli Briefen wäre vieles schwer zu verstehen; und Petrus war doch ein anderer Mann als unsere Superintendenten. — Aber er hatte Recht. Paulus hat Dinge geschrieben, die die ganze christliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht versteht. Da sieht's denn schon gewaltig scheu um unsere Lehre aus, wenn wir alles was in der Bibel steht, in ein System zerren wollen und mit dem Wandel läßt sich eben so wenig Gewisses bestimmen. Petrus that schon Sachen, die Paulus nicht gefielen, und ich möchte wissen, mit was für Titeln der große Apostel unsere Geistlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Prädilection für ihre Secte haben, als Petrus für die Juden.

Daß bei der Einsetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und den Wein genossen, wie die reformirte Kirche, ist unläugbar; denn ihr Meister, den sie viel kannten, der saß bei ihnen; sie versprachen's gleichsam zu seinem Gedächtniß zu wiederholen, weil sie ihn liebten, und mehr prätendirte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an seinem Busen

lag, brauchte nicht erst das Brod, um sich von der Existenz seines Herrn lebendig zu überzeugen. Genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben, wie selbigen ganzen Abend; denn sie verstunden nicht eine Sylbe von dem, was der Herr sagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zärtliche, liebesgesinnte Leute sich nach einer innigen Vereinigung mit ihm sehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt sind, wenn unsere Seele genossen hat, so verlangten sie auch was für den Körper und hatten nicht Unrecht: denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menschen, und dazu gaben ihnen die Sacramente die erwünschteste Gelegenheit. Durch die sinnliche Handlung der Taufe oder des Händeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denjenigen Ton, der nöthig ist, um mit dem Wehen des heiligen Geistes zu sympathisiren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich sage vielleicht, und ich darf sagen gewiß. Eben das fühlten sie beim Abendmahl, und glaubten, durch die Worte Christi geleitet, es für das halten zu können, was sie so sehr wünschten. Besonders da die Unarten ihres Körpers sich durch diese Heiligung am besten heilen ließen, so blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Wesen seiner göttlichen Menschheit durch diese sinnlichen Zeichen mittheile. Aber das waren unaussprechliche Empfindungen, die sie wohl im Anfang zur gemeinschaftlichen Erbauung einander communicirten, die aber leider nachher zum Gesetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner solchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geistlichen Vereinigung sich genügten, daß die sich trennten und sich zu behaupten getrauten, eine Empfindung, die nicht allgemein sey, könne kein allgemein verbindendes Gesetz werden.

Ich denke, daß das der ehrlichste status causae ist, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, so verfährt man mit seiner Gemeinde so billig von der Seite als möglich. Einem Meinungen aufzwingen ist schon grausam; aber von einem verlangen, er müsse empfinden, was er nicht empfinden kann, das ist tyrannischer Unsinn.

Noch was, lieber Bruder! Unsere Kirche hat sich nicht allein mit der reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, sondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil sie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inspirauten haben sich oft unglücklicher Weise ihrer Erleuchtung überhoben,

man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen. Aber wehe uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Commentaren die Schrift verstehen lernen will!

Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geistes schmälern? Bestimmet mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat, an die Herzen zu predigen, und euren schalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen. Unverständlich nennt ihr unnütz? Was sah der Apostel im dritten Himmel? Nicht wahr? unaussprechliche Dinge. Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeine Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, eure Dogmatik hat noch viele Lücken! Lieber Bruder, der heilige Geist giebt allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hätten.

Genug, die Wahrheit sey uns lieb, wo wir sie finden. Laßt uns unser Gewissen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein seyn mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Christo nirgends gedrückter war, als in der christlichen Kirche. Und wem darum zu thun ist, die Wahrheit dieses Satzes noch bei seinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Christi öffentlich zu seyn, der wage sich's merken zu lassen, daß es ihm um seine Seligkeit zu thun ist! Er wird einen Unnamen am Halse haben, eh' er sich's versieht, und eine christliche Gemeine macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns also darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde! Laßt uns unbekümmert um andere Reiche seyn; nur laßt uns für unser Reich sorgen, und besonders hütet Euch vor den falschen Propheten! Diese nichtswürdigen Schmeichler nennen sich Christen, und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende Wölfe: sie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel und schmälern das Verdienst Christi, wo sie können. Wahrhaftig, alle Religionsspötter sind wenigstens ehrliche Leute, die über das lachen, was sie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten. Aber diese heimlichen sucht aus Eurer Gemeinde zu scheiden, nicht daß Ihr sie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, sondern nur, daß Ihr sie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was sie sind.

Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterschied:

das ſey der einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amt Jeſum ſo laut gepredigt, daß ſich die Widerchriſten geſchieden haben, und weiter brauchts keine Scheidung. Wer Jeſum einen Herrn heißt, der ſey uns willkommen; können die andern auf ihre eigene Hand leben und ſterben, wohl bekomm' es ihnen! Wenn der Geiſtliche ein Mann iſt, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, ſo wird unter der Gemeine auch kein Zwiſt entſtehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeine Glaubensbekenntniß.

Wir ſind elend! Wie wir's ſind, und warum wir's ſind, das kann uns ſehr einerlei ſeyn; wir ſehnen uns nur nach einem Wege, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Menſch geworden iſt, um uns das zu verſchaffen, wonach wir uns ſehnen; und alles was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, iſt uns liebenswürdig, was zu dieſem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken, Herr Confrater, in was für einem Credit die Controverſen bei uns ſtehen.

Laßt uns Friede halten, lieber Herr Amtsbruder! Ich weiß nicht, wie ein Paſtor ſich unterſtehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erſchallen ſollte; und um keinem Zwiſt Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit und Hypotheſen für Grundlehren verkauft. Es iſt immer lächerlich, wenn ein Paſtor ſeine Gemeine belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt ſo was vor.

Noch eins, Herr Bruder! Laßt Eure Gemeine ja die Bibel leſen, ſo viel ſie wollen; wenn ſie ſie gleich nicht verſtehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel Gutes dabei heraus; und wenn Eure Leute Reſpect vor der Bibel haben, ſo habt Ihr viel gewonnen. Doch bitt' ich Euch, nichts vorzubringen, was Ihr nicht jedem an ſeinem Herzen beweiſen könnt, und wenn's hundertmal geſchrieben ſtünde. Ich habe ſonſt auch geſorgt, die Leute möchten Anſtoß an Dingen nehmen, die hie und da in der Bibel vorkommen; aber ich habe gefunden, daß der Geiſt Gottes ſie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß zum Exempel kein zärtliches Herz, das an Salomons Diſcurſen, die freilich herzlich trocken ſind, einigen Geſchmack hätte finden können.

Ueberhaupt iſt es ein eigenes Ding um die Erbauung. Es iſt oft nicht

die Sache, die einen erbaut; sondern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das was einer Kleinigkeit den Werth giebt.

Darum kann ich die Liederverbesserungen nicht leiden. Das möchte für Leute seyn, die dem Verstand viel und dem Herzen wenig geben. Was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war! Aber wahrhaftig, das wird einem bei den gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibepult mühsam polirt werden sind.

Adieu, lieber Herr Confrater! Gott geb' Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben. Segnet alles, was Christi ist, und seyd übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will! So oft ich an Eurem Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach aller Maß eingerichtet ist, und Ihr die Seelen, die sich Euch besonders vertrauen, insbesondere belehret, so daß Ihr sie doch alle auf den großen Mittelpunkt unseres Glaubens, die ewige Liebe, hinweiset; wenn ihr dem Starken genug und dem Schwachen so viel gebt als er braucht: wenn Ihr die Gewissensscrupel vermindert und allen die Süßigkeit des Friedens wünschenswerth macht, so werdet Ihr dereinst mit der Ueberzeugung, Euer Amt wohl geführet zu haben, vor den Richterstuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schafe als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zärtlichkeit

Euer Bruder

* * *

Pastor zu * * *

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedernhäuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern: ſauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,

Zwo wichtige, bisher unerörterte

Biblische Fragen,

zum erstenmal gründlich beantwortet.

Von einem Landgeistlichen in Schwaben.

M. den 6. Februar 1773.

Es ist betrübt, die langen Winterabende so allein zu seyn. Mein Sohn, der Magister, ist in der Stadt. Ich kann's ihm nicht verdenken: er findet bei mir so wenig Unterhaltung für seine Gelehrsamkeit, als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung; und die Collegen um mich her sind und bleiben meine letzte Gesellschaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewissensfragen und andern Pastoralkleinigkeiten sich nicht zur ausgelassenen Spiel- und Trinkcollation hinsetzen und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intoniren mag, der muß wegbleiben, wissen Sie, lieber Herr Bruder.

Unsere letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in so guter Gesellschaft bei Ihnen zu seyn, hat mich auf allerlei Gedanken, und endlich gar zu dem Entschlusse gebracht, Ihnen Beiliegendes zu senden.

Ich hatte damals noch viel zu sagen, aber das Gespräch wurde auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigsten von exegetischen, war, bleib' ich meistentheils zurück, wenn meine Gesellen einen Ausritt in das so verwachsene Dickicht wagen.

Was kann einem Geistlichen zwar angelegener seyn, als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran sein zweifaches Leben hängt? Bei alle dem hab' ich mich nie genug über Männer wundern können, die sich hinsetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unserer Bibel, an einem Faden weg zu exegesiren, da ich Gott danke, wenn mir hie und da ein brauchbarer Spruch aufgeht, und das ist wahrhaftig alles, was man nöthig hat.

Der Magister, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam, verstund er gewisse Bücher des Alten und Neuen

Testaments, über die er hatte Collegia lesen hören, aus dem Fundament; und zu den übrigen, sagte er, habe er einen Universalschlüssel, daß es ihm bei Gelegenheit, meint' er, nicht fehlen könnte.

Meine Wißbegierde wurde rege, und ich bat ihn, mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne; denn er sticht gewaltig auf einen Professor; consultirte hie und da seine Hefte, und das Doceren stund ihm gar gravitätisch an. Nur merkt' ich bald, daß die ganze Kunst auf eine kalte Reduction hinauslief. Das that mir leid, und ich wollt' ihn überzeugen, im Lebens- und Amtsgange allein lerne man Kernbücher verstehen; gelehrte Prediger seyen just nicht die besten, weil sie niemals fragen: Was brauchen meine Zuhörer? sondern: Was könnt' ich ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch unbeschadet der geheimen Sparbüchse (die nun freilich einer wie der andere bei Seite verwahrt) noch alles mittheilen? Ferner sagt' ich ihm: die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm seyn; von der einzigen wahren haben wir nicht zu urtheilen: wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott bestimmen, als Gott selbst?

Darüber wurde er mürrisch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das Beste dachte. Mag er, bis er selbst gescheidter wird. Die Erkenntniß wächst in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll, noch kann; und den hielt' ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstünde.

Doch alles das wollt' ich nicht sagen. Beikommende Auslegungen fordern einen Vorbericht.

Zur Zeit da ich studirte, erklärte man die Bibel zu universal; die ganze Welt sollte an jedem Spruche Theil haben. Dieser Meinung war ich immer feind, weil sie so viele Inconvenienzen und Anstöße in den Weg legte. Nun, wie mein Magister zurückkam, wunderte ich mich, ihn von den schweren Vorurtheilen so frei zu sehen; mein Herz ging mir recht auf, wie ich gerade mit ihm reden konnte, wie er meine Ahnungen durch gelehrte Beweise bestätigte. Doch die Freude dauerte nicht lange: ich sah ihn mit der entgegengesetzten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle seinem System widrige Stellen zu Localkleinigkeiten zu drechseln. Darüber kamen wir abermals aus einander. Ich glaube die Mittelstraße getroffen zu haben. Hier ist der Denkpfahl dahin.

Das jüdische Volk seh' ich für einen wilden, unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreise von wilden, unfruchtbaren Bäumen stund; auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum, daß es, darauf befleitend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Pfropfreiser zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden.

Die Geschichte und Lehre dieses Volks, von seinem ersten Keime bis zur Pfropfung, ist allerdings particular, und das wenige Universelle, das etwa in Rücksicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vorgegangen seyn, ist schwer und vielleicht unnöthig aufzusuchen.

Von der Pfropfung an wendet sich die ganze Sache. Lehre und Geschichte werden universell, und obgleich jeder von daher veredelte Baum seine Specialgeschichte und nach Beschaffenheit der Umstände seine Speciallehre hat, so ist doch meine Meinung, hier sey so wenig Particulares als dort Universelles zu vermuthen und zu deuten.

Beikommende zwei Erklärungen, die mir schon vor langer Zeit vom guten Geiste zugewinkt werden, und die ich, je länger ich sie umschaue, desto wahrer finde, werden Ihnen Tiefen der Erkenntniß und Empfindung eröffnen.

Erste Frage.

Was stund auf den Tafeln des Bundes?

Antwort:

Nicht die zehn Gebote, das erste Stück unseres Katechismus!

Laßt es euch Moses selbst sagen. Hier liefere ich einen Auszug seines zweiten Buchs.

Die Gesetzgebung beginnt majestätisch fürchterlich, und der Herr spricht von Sinai den Eingang von meistens allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen, wie bei andern Völkern, gleichsam vorausetzt; [1] das Volk erschrickt, und überträgt Mose, den weitern Willen des Herrn zu vernehmen, dem dann Gott fortfährt [2] seine Gesetze vorzulegen. Moses kehrt zum Volke zurück, [3] ohne daß der Tafeln Erwähnung geschehen,

[1] 2. B. Mos. 20, 1 – 17.

[2] Vom 22. V. des 20. Cap. bis zu Ende des 23.

[3] 24. 3. 3c.

schreibt alle die Worte des Herren in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und lieset es ihnen vor. Dann erst spricht der Herr zu Mose: [1] Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe steinerne Tafeln und Gesetz und Gebot, die ich geschrieben habe. Er begiebt sich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt: [2] ganz zuletzt [3] aber erst gemeldet: Und da der Herr ausgered't hatte — gab er ihm die Tafeln. Was drauf gestanden, erfährt niemand. Das Unwesen mit dem Kalb entsteht, und Moses zerschlägt sie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können. [4]

Nach Reinigung des reuigen Volks, spricht der versöhnte Herr zum Propheten: [5] Haue dir zwo steinerne Tafeln, wie die ersten waren, daß ich die Worte drauf schreibe, die in den ersten waren.

Moses, gehorchend, tritt vor den Herrn, preist dessen Barmherzigkeit und ruft sie an. Der Herr spricht: [6] Siehe ich will einen Bund machen vor alle deinem Volk. Halte, was ich dir heute gebiete!

1.

Du sollst keinen andern Gott anbeten.

Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Landes machest, noch deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmest; sie würden dich zu falschen Göttern kehren. Eben so wenig sollst du mit irgend einem Bilde was zu thun haben.

2.

Das Fest der ungesäuerten Brode sollst du halten.

Sieben Tage sollst du ungesäuert Brod essen, um die Zeit des Monats Abib, zur Erinnerung, daß ich dich um diese Zeit aus Aegypten geführt habe.

3.

Alles was seine Mutter am ersten bricht, ist mein, was männlich seyn wird in deinem Vieh, es sey Ochse oder Schaf.

[1] 24, 12.
[2] 25—31.
[3] 31, 18.
[4] 32, 19.
[5] 34, 1.
[6] 34, 10. ꝛc

Aber statt dem Erstling des Esels sollst du ein Schaf erlegen ꝛc. Die Erstgeburt deiner Söhne sollst du lösen, und daß niemand vor mir leer erscheine.

4.

Sechs Tage sollst du arbeiten, am siebenten Tage sollst du feiern, beides mit Pflügen und Ernten.

5.

Das Fest der Woche sollst du halten mit den Erstlingen der Weizenernte, und das Fest der Einsammlung, wenn das Jahr um ist.

6.

Dreimal im Jahr sollen alle Mannsnamen erscheinen vor dem Herrn.

Und es soll niemand deines Landes begehren, so lang' du diesem Gebote gehorchst.

7.

Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem gesäuerten Brod.

8.

Das Opfer des Osterfests soll nicht über Nacht bleiben.

9.

Das Erstling der Früchte deines Ackers sollst du in das Haus des Herrn bringen.

10.

Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an seiner Mutter Milch ist.

Und der Herr sprach zu Mose: Schreibe **diese** Worte, denn nach **diesen** Worten hab' ich mit dir und mit Israel einen **Bund** gemacht. Und er war allda bei dem Herren vierzig Tage und

vierzig Nächte, und aß kein Brod und trank kein Wasser. Und er schrieb auf die Tafeln solchen Bund, die zehen Worte.

Mit den deutlichsten Worten steht es hier verzeichnet, und der Menschenverstand freut sich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem sich Gott ganz besonders Israel verpflichtete. Wie gehörig, lesen wir also die Gesetze darauf, die sie von allen Völkern auszeichnen, die Vorschriften, wonach sie die Epochen ihrer Geschichte theils feiern, theils die Grundgesetze ihrer Verfassung als heilig ehren sollten. Wie gerne wirft man den beschwerlichen alten Irrthum weg, es habe der particularste Bund auf Universalverbindlichkeiten (denn das sind doch die meisten der sogenannten zehn Gebote) gegründet werden können.

Kurz, das Proömium der Gesetzgebung enthält, wie ich schon oben, obgleich unbestimmter gesagt, Lehren, die Gott bei seinem Volke als Menschen und als Israeliten voraussetzte. Als Menschen, dahin gehören die allgemeinen moralischen; als Israeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes und die Sabbathfeier.

Wenn es aber so evident ist, warum hat die Kirche so viele Jahrhunderte in der entgegengesetzten Meinung gestanden?

Das wird niemand wundern, wer ihre Geschichte nur einigermaßen kennt.

Der Verfasser des fünften Buchs Mosis verfiel zuerst in den Irrthum. Es ist wahrscheinlich, und ich glaube es irgendwo einmal gelesen zu haben, daß dieses Buch in der Babylonischen Gefangenschaft aus der Tradition zusammengestoppelt worden sey. Die Unordnung desselben macht es fast gewiß. Und unter solchen Umständen ist ein Mißgriff, wie gegenwärtiger, sehr natürlich. Die Tafeln waren sammt der Lade verloren, die ächten Abschriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehn Gesetze schliefen und wurden vergessen, die Lebensregeln hatte jeder im Herzen, wenigstens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch alles zu dieser ungeschickten Combination Gelegenheit gegeben!

Es ließ' sich noch viel sagen; das will ich aber Gelehrteren hinterlassen, und nur das anfügen. Nicht weiß ich, ob jemand diese Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt. So viel kann ich sagen, daß die Kirche den Irrthum über diese Stelle heilig bewahrt und viele fatale Consequenzen daraus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden? [1]

Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geistes, des Geistes Geheimnisse verkündigen.

Το γαρ ενθεαζειν, κατα γλωσσαν ὑπαρχειν, διβλλαινειν.
Diodorus quidam. [2]

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Fragt ihr, wer ist der Geist? so sag' ich euch: der Wind bläset, du fühlest sein Sausen, aber von wannen er kommt und wohin er geht, weißt du nicht. Was willst du uns von der Sprache des Geistes sagen, wenn du den Geist nicht kennst! Ist dir gegeben worden mit Zungen zu reden? Darauf antwort' ich: Ihr habt Mosen und die Propheten! Ich will euch nur hindeuten, wo von dieser Sprache geschrieben steht.

Der verheißene Geist erfüllt die versammelten Jünger mit der Kraft seiner Weisheit. [3] Die göttlichste Empfindung strömt aus der Seele in die Zunge, und flammend verkündigt sie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache, [4] und das war die Sprache des Geistes. [5]

Das war jene einfache, allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einschränkung unserer Menschlichkeit ist nicht mehr als eine Ahnung davon zu tappen.

Hier tönt sie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parther, Meder und Elamiter entsetzen sich; jeder glaubt seine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner versteht; er hört die großen Thaten Gottes verkündigen, und weiß nicht, wie ihm geschieht.

Es waren aber nicht allen die Ohren geöffnet zu hören. — Nur

[1] γλωσσαις λαλειν.

[2] Ich weiß nicht wer eigentlich der Diodorus war. Im ersten Theil von Fabricii Bibl. Gr. findet ihr die Stelle mit ein paar gelehrten schlechten Erklärungen derselben.

[3] A. G. 2, 1.

[4] ετεραις γλωσσαις.

[5] καθως το πνευμα εδιδου αυτοις αποφθεγγεσθαι.

Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleiernd,
Leisrauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Meine Göttin.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſeyn?
Mit niemand ſtreit' ich,

fühlbare Seelen [1] nahmen an dieser Glückseligkeit Theil; schlechte Menschen, kalte Herzen stunden spottend dabei und sprachen: Sie sind voll süßen Weins!

Kam in der Folge der Geist über eine Seele, so war das Aushauchen seiner Fülle das erste nothwendigste Athmen eines so gewürdigten Herzens. [2] Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist, und nur wenn die Wogen verbraust hatten, floß aus diesem Meere der sanfte Lehrstrom [3] zur Erweckung und Aenderung der Menschen.

Wie aber jede Quelle, wenn sie von ihrem reinen Ursprung weg durch allerlei Gänge zieht, und vermischt mit irdischen Theilen zwar ihre selbstständige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber scheint, und sich wohl gar zuletzt in einen Sumpf verliert: so ging's hier auch. Schon zu Paulus' Zeiten ward diese Gabe in der Gemeine gemißbraucht.

Die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält sich kein Sterblicher. Und doch mußte den Jüngern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fühlt nicht in seinem Busen, daß er sich unaufhörlich wieder dahin sehnen würde? Auch thaten sie das. Sie verschlossen sich in sich selbst, hemmten den reinen Fluß der Lehrgabe, [4] um die Wasser zu ihrer ersten Höhe zu dämmen, brüteten dann mit ihrem eigenen Geiste über der Finsterniß, und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte diese geschraubte Kraft nichts als dunkle Ahnungen hervordrängen; sie lallten sie aus, niemand verstund sie, und so verdarben sie die beste Zeit der Versammlung.

Gegen dieses arbeitet Paulus mit allem Ernst in dem vierzehnten Capitel der ersten Epistel an die Corinthische Gemeinde.

Abtreten könnt' ich nun, jeden sich selbst dieses Capitel auslegen,

[1] ανδρες ενλαβεις.

[2] A. G. 19, 6.

[3] Das προφητευειν

[4] το προφητευειν.

jeden empfinden lassen, daß es nimmer eine andere Erklärung annimmt. Auch will ich nur einige Blicke hinwerfen.

Mehr als Pantomime, doch unarticulirt, muß die Sprache gewesen seyn. Paulus setzt die zur Empfindung des Geistes bewegte Seele[1] dem ruhigen Sinn[2] entgegen, neben einander vielmehr, nach einander! Wie ihr wollt! Es ist Vater und Sohn, Keim und Pflanze. *Πνευμα! πνευμα!* was wäre *νους* ohne dich!

Genug! Wie gern, ohne paraphrastische Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der wie ihr mit der Geistessprache redet, redet nicht den Menschen, sondern Gott; denn ihn vernimmt niemand; er redet im Geist Geheimnisse. So ich mit der tiefen Sprache bete, betet mein Geist, mein Sinn bringt niemanden Frucht. Dieses Reden ist nur ein auffallendes, Aufmerksamkeit erregendes Zeichen[3] für Ungläubige, keine Unterweisung für sie, keine Unterhaltung in der Gesellschaft der Gläubigen."

Sucht ihr nach diesem Bache; ihr werdet ihn nicht finden. Er ist in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Personen vermieden werden. Hie und da wässert er eine Wiese insgeheim; dafür danke einer Gott in der Stille. Denn unsere theologische Cameralisten haben das Principium, man müßte dergleichen Flecke all' eindeichen, Landstraßen durchführen und Spaziergänge darauf anlegen. Mögen sie denn! Ihnen ist Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgenen bleibt doch der wahre Trost! Dämmt ihr! Drängt ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Wassers zusammen, daß es von euch weg auf uns deste lebendiger fließe.

Und wir, lieber Herr Bruder, lassen sie uns in der Fühlbarkeit gegen das schwache Menschengeschlecht, dem einzigen Glück der Erde und der einzigen wahren Theologie, gelassen fortwandeln und den Sinn des Apostels fleißig beherzigen: Trachtet ihr, daß ihr Lebenskenntniß

[1] πνευμα.
[2] νους.
[3] σημειον.

erlanget, euch und eure Brüder aufzubauen. Das ist euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf und lalle sein Gefühl!

Er trete auf, und wir wollen ihn ehren! Gesegnet seyst du, woher du auch kommst, der du die Heiden erleuchtest, der du die Völker erwärmst!

Die Wahlverwandtſchaften.

Ein Roman.

Erſter Theil.

Erſtes Capitel.

Eduard — ſo nennen wir einen reichen Baron im beſten Mannesalter — Eduard hatte in ſeiner Baumſchule die ſchönſte Stunde eines Aprilnachmittags zugebracht, um friſch erhaltene Pfropfreiſer auf junge Stämme zu bringen. Sein Geſchäft war eben vollendet; er legte die Geräthſchaften in das Futteral zuſammen und betrachtete ſeine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und ſich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergötzte.

Haſt du meine Frau nicht geſehen? fragte Eduard, indem er ſich weiter zu gehen anſchickte.

Drüben in den neuen Anlagen, verſetzte der Gärtner. Die Moshütte wird heute fertig, die ſie an der Felswand, dem Schloſſe gegenüber, gebaut hat. Alles iſt recht ſchön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmſpitze man faſt hinwegſieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.

Ganz recht, verſetzte Eduard; einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten ſehen.

Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet ſich rechts das Thal, und man ſieht über die reichen Baumwieſen in eine heitere Ferne. Der Steig die Felſen hinauf iſt gar hübſch angelegt. Die gnädige Frau verſteht es, man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.

Geh' zu ihr, ſagte Eduard, und erſuche ſie, auf mich zu warten. Sage ihr, ich wünſche die neue Schöpfung zu ſehen und mich daran zu erfreuen.

Der Gärtner entfernte ſich eilig und Eduard folgte bald.

Dieser stieg nun die Terrassen hinunter, musterte im Vorbeigehen Gewächshäuser und Treibebeete, bis er ans Wasser, dann über einen Steg an den Ort kam, wo sich der Pfad nach den neuen Anlagen in zwei Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinaing, ließ er liegen, um den andern einzuschlagen, der sich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüsch sachte hinaufwand; da wo beide zusammentrafen, setzte er sich für einen Augenblick auf einer wohl angebrachten Bank nieder, betrat sodann den eigentlichen Stieg, und sah sich durch allerlei Treppen und Absätze auf dem schmalen, bald mehr bald weniger steilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Thüre und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen konnte. Er freute sich daran, in Hoffnung, daß der Frühling bald alles noch reichlicher beleben würde. Nur eines habe ich zu erinnern, setzte er hinzu: die Hütte scheint mir etwas zu eng.

Für uns beide doch geräumig genug, versetzte Charlotte.

Nun freilich, sagte Eduard, für einen Dritten ist wohl auch noch Platz.

Warum nicht? versetzte Charlotte, und auch für ein Viertes. Für größere Gesellschaft wollen wir schon andere Stellen bereiten.

Da wir denn ungestört hier allein sind, sagte Eduard, und ganz ruhigen, heiteren Sinnes, so muß ich dir gestehen, daß ich schon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann.

Ich habe dir so etwas angemerkt, versetzte Charlotte.

Und ich will nur gestehen, fuhr Eduard fort, wenn mich der Postbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heute entschließen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geschwiegen.

Was ist es denn? fragte Charlotte, freundlich entgegenkommend.

Es betrifft unsern Freund, den Hauptmann, antwortete Eduard. Du kennst die traurige Lage, in die er, wie so mancher andere, ohne sein Verschulden gesetzt ist. Wie schmerzlich muß es einem Manne von seinen Kenntnissen, seinen Talenten und Fertigkeiten seyn, sich außer Thätigkeit zu sehen und — ich will nicht lange zurückhalten mit dem was ich für ihn wünsche: ich möchte, daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen.

Das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten, versetzte Charlotte.

Meine Ansichten bin ich bereit dir mitzutheilen, entgegnete ihr Eduard. In seinem letzten Briefe herrscht ein stiller Ausdruck des tiefsten Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfniß fehle — denn er weiß sich durchaus zu beschränken und für das Nothwendige habe ich gesorgt — auch drückt es ihn nicht, etwas von mir anzunehmen, denn wir sind unsere Lebzeit über einander wechselseitig uns so viel schuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unser Credit und Debet sich gegen einander verhalte —: daß er geschäftlos ist, das ist eigentlich seine Qual. Das Vielfache, was er an sich ausgebildet hat, zu anderer Nutzen täglich und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen, oder noch weiter zu studiren, sich weitere Geschicklichkeit zu verschaffen, da er das nicht brauchen kann, was er im vollen Maße besitzt — genug, liebes Kind, es ist eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in seiner Einsamkeit empfindet.

Ich dachte doch, sagte Charlotte, ihm wären von verschiedenen Orten Anerbietungen geschehen. Ich hatte selbst um seinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geschrieben, und soviel ich weiß, blieb dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, versetzte Eduard; aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältnissen ist ihm gemäß: er soll nicht wirken; er soll sich aufopfern, seine Gesinnungen, seine Art zu seyn, und das ist ihm unmöglich. Jemehr ich das alles betrachte, jemehr ich es fühle, deste lebhafter wird der Wunsch ihn bei uns zu sehen.

Es ist recht schön und liebenswürdig von dir, versetzte Charlotte, daß du des Freundes Zustand mit so viel Theilnahme bedenkst; allein erlaube mir dich aufzufordern: auch deiner, auch unser zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von seiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit versprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; besonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns seine Gegenwart nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursacht. Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen, und alles andere findet sich. Wie

Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörin.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen ſaugen:

Oder ſie mag
Mit fliegendem Haar
Und düſterm Blicke
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig,
Wie Morgen und Abend,

viel wird ihm dadurch geleistet, und wie manches Angenehme wird uns durch seinen Umgang, ja wie mancher Vortheil! Ich hätte längst eine Ausmessung des Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verflossen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind confus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien sind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir beides versprechen; und dann entspringen noch hundert andere Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frei und umständlich und sage mir alles was du zu sagen hast; ich will dich nicht unterbrechen.

Recht gut! versetzte Charlotte, so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deßwegen einen Blick auf unser gegenwärtiges, auf unser vergangenes Leben werfen, und du wirst mir eingestehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht so ganz mit unsern Vorsätzen, unsern Planen, unsern Einrichtungen zusammentrifft.

Mag ich doch so gern unsrer frühesten Verhältnisse gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt, du von mir, weil dein Vater, aus nie zu sättigender Begierde des Besitzes, dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne sonderliche Aussichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten, aber geehrten Mann meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei, du früher, indem dich dein Mütterchen im Besitz eines großen Vermögens ließ; ich später, eben zu der Zeit, da du von Reisen zurückkamst.

So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, und konnten ungestört zusammen leben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht versagen, was du für dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Unruhen, die du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, des Lebens genießen; aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannichfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geschehen könnte; und nicht sie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehülfin unter meiner Anleitung am besten herangewachsen wäre. Das alles geschah mit deiner Einstimmung, bloß damit wir uns selbst leben, bloß damit wir das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unsern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das Aeußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung ist gemacht, dir in allem entgegenzukommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, in wiefern wir auf diese Weise mit einander ausreichen.

Da das Zusammenhängende, wie du sagst, eigentlich euer Element ist, versetzte Eduard, so muß man euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder sich entschließen euch Recht zu geben, und du sollst auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unserem Daseyn gemacht haben, ist von guter Art; sollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und soll sich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiste, du im Park, soll das nur für Einsiedler gethan seyn?

Recht gut! versetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts Hinderndes, Fremdes hereinbringen! Bedenke, daß unsere Vorsätze, auch was die Unterhaltung betrifft, sich gewissermaßen nur auf unser beiderseitiges Zusammenseyn bezogen. Du wolltest zuerst die Tagebücher deiner Reise mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieser Gelegenheit so manches dahin gehörige von Papieren in Ordnung bringen, und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihülfe aus diesen unschätzbaren, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und andere erfreuliches

Ganze zusammenstellen. Ich versprach dir an der Abschrift zu helfen, und wir dachten es uns so bequem, so artig, so gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zusammen nicht sehen sollten, in der Erinnerung zu durchreisen. Ja, der Anfang ist schon gemacht. Dann hast du die Abende deine Flöte wieder vorgenommen, begleitest mich am Clavier; und an Besuchen aus der Nachbarschaft und in die Nachbarschaft fehlt es uns nicht. Ich wenigstens habe mir aus allem diesem den ersten wahrhaft fröhlichen Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen gedachte.

Wenn mir nur nicht, versetzte Eduard, indem er sich die Stirne rieb, bei alle dem, was du mir so liebevoll und verständig wiederholst, immer der Gedanke beiginge, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts gestört, ja vielmehr alles beschleunigt und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat manches, und in verschiedenem Sinne, sich angemerkt: wir benutzen das zusammen, und alsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden.

So laß mich denn dir aufrichtig gestehen, entgegnete Charlotte mit einiger Ungeduld, daß diesem Vorhaben mein Gefühl widerspricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weissagt.

Auf diese Weise wäret ihr Frauen wohl unüberwindlich, versetzte Eduard, erst verständig, daß man nicht widersprechen kann, liebevoll, daß man sich gern hingiebt, gefühlvoll, daß man euch nicht weh thun mag, ahnungsvoll, daß man erschrickt.

Ich bin nicht abergläubisch, versetzte Charlotte, und gebe nichts auf diese dunkeln Anregungen, insofern sie nur solche wären; aber es sind meistentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender in jedem Zustande, als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde.

Das kann wohl geschehen, versetzte Eduard, bei Menschen, die nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei solchen, die schon durch Erfahrung aufgeklärt sich mehr bewußt sind.

Das Bewußtseyn, mein Liebster, entgegnete Charlotte, ist keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für den der sie führt; und

aus diesem allem tritt wenigstens so viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen sollen. Gönne mir noch einige Tage; entscheide nicht!

Wie die Sache steht, erwiederte Eduard, werden wir uns auch nach mehreren Tagen immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechselsweise vorgebracht; es kommt auf den Entschluß an, und da wär' es wirklich das beste, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, versetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wettest oder würfelst; bei einer so ernsthaften Sache hingegen würde ich dieß für einen Frevel halten.

Was soll ich aber dem Hauptmann schreiben? rief Eduard aus; denn ich muß mich gleich hinsetzen.

Einen ruhigen, vernünftigen, tröstlichen Brief, sagte Charlotte.

Das heißt so viel wie keinen, versetzte Eduard.

Und doch ist es in manchen Fällen, versetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber nichts zu schreiben als nicht zu schreiben.

Zweites Capitel.

Eduard fand sich allein auf seinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung seiner Lebensschicksale aus dem Munde Charlottens, die Vergegenwärtigung ihres beiderseitigen Zustandes, ihrer Vorsätze, sein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte sich in ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft so glücklich gefühlt, daß er sich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf nichts hindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtisch ging und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder der traurige Zustand des trefflichen Mannes entgegen: alle Empfindungen, die ihn diese Tage gepeinigt hatten, wachten wieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer so ängstlichen Lage zu überlassen.

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltsamen, aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwiedern suchte, nach

ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechselung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, freimüthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Besitz Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnäckige, ja romanhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum erstenmal widersprochen, zum erstenmal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, da er sein ganzes Daseyn gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einigemal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben; es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht geschrieben, daß er heut nicht umständlich schreibe, und versprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags, auf einem Spaziergang nach derselben Stelle, die Gelegenheit das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vorsatz nicht sicherer abstumpfen kann, als wenn man ihn öfters durchspricht.

Eduarden war diese Wiederholung erwünscht. Er äußerte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm: denn wenn er, empfänglich wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn seine Hartnäckigkeit ungeduldig machen konnte; so waren doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Schonung des andern dergestalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beschwerlich fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotten diesen Morgen erst in die heiterste Laune, dann durch anmuthige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: Du willst gewiß, daß ich das, was ich dem Ehemann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll.

Wenigstens, mein Lieber, fuhr sie fort, sollst du gewahr werden, daß deine Wünsche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit du sie ausdrückst, mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt lassen. Sie nöthigen mich zu

einem Geſtändniß. Ich habe dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage wie du, und habe mir ſchon eben die Gewalt angethan, die ich dir nun über dich ſelbſt zumuthe.

Das hör' ich gern, ſagte Eduard. Ich merke wohl, im Eheſtand muß man ſich manchmal ſtreiten; denn dadurch erfährt man was von einander.

Nun ſollſt du alſo erfahren, ſagte Charlotte, daß es mir mit Ottilien geht, wie dir mit dem Hauptmann. Höchſt ungern weiß ich das liebe Kind in der Penſion, wo ſie ſich in ſehr drückenden Verhältniſſen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren iſt, ſich dort für die Welt bildet, wenn ſie Sprachen, Geſchichtliches und was ſonſt von Kenntniſſen ihr mitgetheilt wird, ſo wie ihre Noten und Variationen vom Blatte wegſpielt; wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß ſie, man möchte wohl ſagen, alles vergißt und im Augenblicke ſich an alles erinnert; wenn ſie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, ſchickliche Bequemlichkeit des Geſprächs ſich vor allen auszeichnet, und durch ein angebornes herrſchendes Weſen ſich zur Königin des kleinen Kreiſes macht; wenn die Vorſteherin dieſer Anſtalt ſie als eine kleine Gottheit anſieht, die nun erſt unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Perſonen verſchaffen wird; wenn die erſten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Hymnen ſind über die Vortrefflichkeit eines ſolchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Proſe zu überſetzen weiß: ſo iſt dagegen, was ſie ſchließlich von Ottilien erwähnt, nur immer Entſchuldigung auf Entſchuldigung, daß ein übrigens ſo ſchön heranwachſendes Mädchen ſich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das wenige was ſie ſonſt noch hinzufügt, iſt gleichfalls für mich kein Räthſel, weil ich in dieſem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner wertheſten Freundin, gewahr werde, die ſich neben mir entwickelt hat und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Aufſeherin ſeyn könnte, zu einem herrlichen Geſchöpf heraufbilden wollte. Da es aber einmal nicht in unſern Plan geht, und man an ſeinen Lebensverhältniſſen nicht ſo viel zupfen und zerren, nicht immer was Neues an ſie heranziehen ſoll; ſo trag' ich das lieber, ja ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns

abhängt, sich ihrer Vortheile übermüthig gegen sie bedient, und unsere Wohlthat dadurch gewissermaßen vernichtet. Doch wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen andere manchmal auf eine grausame Weise geltend machte? Wer steht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden müßte? Durch diese Prüfungen wächst Ottiliens Werth; aber seitdem ich den peinlichen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich mir Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen. Stündlich soll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So steht es mit mir, mein Bester. Du siehst, wir tragen beiderseits dieselben Sorgen in einem treuen, freundschaftlichen Herzen. Laß uns sie gemeinsam tragen, da sie sich nicht gegen einander aufheben.

Wir sind wunderliche Menschen, sagte Eduard lächelnd. Wenn wir nur etwas das uns Sorge macht, aus unserer Gegenwart verbannen können, da glauben wir schon, nun sey es abgethan. Im Ganzen können wir vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen herzugeben, ist eine Forderung, der wir selten gewachsen sind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, konnte sie der augenblicklichen Besorgnisse nicht los werden. Verspätete ich mich bei einem Ausritt, so mußte mir ein Unglück begegnet seyn; durchnetzte mich ein Regenschauer, so war das Fieber mir gewiß. Ich verreiß'te, ich entfernte mich von ihr, und nun schien ich ihr kaum anzugehören.

Betrachten wir es genauer, fuhr er fort, so handeln wir beide thöricht und verantwortlich, zwei der edelsten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kummer und im Druck zu lassen, nur um uns keiner Gefahr auszusetzen. Wenn dieß nicht selbstsüchtig genannt werden soll, was will man so nennen! Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen sey der Versuch gemacht!

Es möchte noch zu wagen seyn, sagte Charlotte bedenklich, wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubst du denn aber, daß es räthlich sey, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann ungefähr in deinen Jahren, in den Jahren — daß ich dir dieses Schmeichelhafte nur gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen?

Ich weiß doch auch nicht, versetzte Eduard, wie du Ottilien so hoch stellen kannst! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß sie deine Neigung zu

ihrer Mutter geerbt hat. Hübsch ist sie, das ist wahr, und ich erinnere mich, daß der Hauptmann mich auf sie aufmerksam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und sie mit dir bei deiner Tante trafen. Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen; aber ich wüßte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte.

Das ist löblich an dir, sagte Charlotte; denn ich war ja gegenwärtig; und ob sie gleich viel jünger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der ältern Freundin so viele Reize für dich, daß du über die aufblühende versprechende Schönheit hinaussahest. Es gehört auch dieß zu deiner Art zu seyn, deßhalb ich so gern das Leben mit dir theile.

Charlotte, so aufrichtig sie zu sprechen schien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reisen zurückkehrenden Eduard Ottilien absichtlich vorgeführt, um dieser geliebten Pflegetochter eine so große Partie zuzuwenden; denn an sich selbst, in Bezug auf Eduard, dachte sie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angestiftet, Eduarden aufmerksam zu machen; aber dieser, der seine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sey, eines so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Gutes endlich doch theilhaftig zu werden.

Eben stand das Ehepaar im Begriff die neuen Anlagen herunter nach dem Schlosse zu gehen, als ein Bedienter ihnen hastig entgegenstieg und mit lachendem Munde sich schon von unten herauf vernehmen ließ. Kommen Ew. Gnaden doch ja schnell herüber! Herr Mittler ist in den Schloßhof gesprengt. Er hat uns alle zusammengeschrieen, wir sollen Sie aufsuchen, wir sollen Sie fragen, ob es Noth thue? Ob es Noth thut? rief er uns nach; hört ihr! aber geschwind, geschwind!

Der drollige Mann! rief Eduard aus; kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geschwind zurück! befahl er dem Bedienten; sage ihm, es thue Noth, sehr Noth! Er soll nur absteigen. Versorgt sein Pferd, führt ihn in den Saal, setzt ihm ein Frühstück vor; wir kommen gleich.

Laß uns den nächsten Weg nehmen, sagte er zu seiner Frau, und schlug den Pfad über den Kirchhof ein, den er sonst zu vermeiden pflegte.

Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl gesorgt habe. Mit möglichster Schonung der alten

Denkmäler hatte ſie alles ſo zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erſchien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten.

Auch dem älteſten Stein hatte ſie ſeine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren ſie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder ſonſt angebracht; der hohe Sockel der Kirche ſelbſt war damit vermannichfaltigt und geziert. Eduard fühlte ſich ſonderbar überraſcht, wie er durch die kleine Pforte herein trat; er drückte Charletten die Hand und im Auge ſtand ihm eine Thräne.

Aber der närriſche Gaſt verſcheuchte ſie gleich: denn dieſer hatte keine Ruh' im Schloß gehabt, war ſpornſtreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofthor geritten, wo er ſtill hielt und ſeinen Fremden entgegenrief: Ihr habt mich doch nicht zum Beſten? Thut's wirklich Noth, ſo bleibe ich zu Mittage hier. Haltet mich nicht auf! ich habe heute noch viel zu thun.

Da ihr euch ſo weit bemüht habt, rief ihm Eduard entgegen, ſo reitet noch vollends herein; wir kommen an einem ernſthaften Orte zuſammen, und ſeht wie ſchön Charlotte dieſe Trauer ausgeſchmückt hat.

Hier herein, rief der Reiter, komm' ich weder zu Pferde, noch zu Wagen, noch zu Fuße. Dieſe da ruhen in Frieden; mit ihnen habe ich nichts zu ſchaffen. Gefallen muß ich mir's laſſen, wenn man mich einmal, die Füße voran, hereinſchleppt. Alſo iſt's Ernſt?

Ja, rief Charlotte, recht Ernſt! Es iſt das erſtemal, daß wir neuen Gatten in Noth und Verwirrung ſind, woraus wir uns nicht zu helfen wiſſen.

Ihr ſeht nicht darnach aus, verſetzte er; doch will ich's glauben. Führt ihr mich an, ſo laſſ' ich euch künftig ſtecken. Folgt geſchwind nach; meinem Pferde mag die Erholung zu gut kommen.

Bald fanden ſich die dreie im Saale zuſammen; das Eſſen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von ſeinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieſer ſeltſame Mann war früherhin Geiſtlicher geweſen und hatte ſich bei einer raſtloſen Thätigkeit in ſeinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, ſowohl die häuslichen, als die nachbarlichen, erſt der einzelnen Bewohner, ſodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbeſitzer, zu ſtillen und zu ſchlichten wußte. So lange er im Dienſte war, hatte ſich kein Ehepaar ſcheiden laſſen, und die Landescollegien wurden mit keinen Händeln und Proceſſen von dorther behelliget. Wie

nöthig ihm die Rechtskunde ſey, ward er zeitig gewahr: er warf ſein ganzes Studium darauf, und fühlte ſich bald den geſchickteſten Advocaten gewachſen. Sein Wirkungkreis dehnte ſich wunderbar aus, und war im Begriff ihn nach der Reſidenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen anſehnlichen Lotteriegewinnſt that, ſich ein mäßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunkt ſeiner Wirkſamkeit machte, mit dem feſten Vorſatz, oder vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in keinem Hauſe zu verweilen, wo nichts zu ſchlichten und nichts zu helfen wäre. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubiſch ſind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genöthigt, dieſe ſeltſamſte aller Beſtimmungen zu ergreifen.

Der Nachtiſch war aufgetragen, als der Gaſt ſeine Wirthe ernſtlich vermahnte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil er gleich nach dem Kaffee fort müſſe. Die beiden Eheleute machten umſtändlich ihre Bekenntniſſe; aber kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tiſche auffuhr, ans Fenſter ſprang und ſein Pferd zu ſatteln befahl.

Entweder ihr kennt mich nicht, rief er aus, ihr verſteht mich nicht, oder ihr ſeyd ſehr boshaft. Iſt denn hier ein Streit? iſt denn hier eine Hülfe nöthig? Glaubt ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das iſt das dümmſte Handwerk, das einer treiben kann. Rathe ſich jeder ſelbſt, und thue was er nicht laſſen kann. Geräth es gut, ſo freue er ſich ſeiner Weisheit und ſeines Glücks; läuft's übel ab, dann bin ich bei der Hand. Wer ein Uebel los ſeyn will, der weiß immer was er will; wer was Beſſeres will als er hat, der iſt ganz ſtaarblind — ja, ja! lacht nur — er ſpielt Blindekuh, er ertappt's vielleicht; aber was? Thut was ihr wollt: es iſt ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu euch, laßt ſie weg; alles einerlei! Das Vernünftigſte habe ich mißlingen ſehen, das Abgeſchmackteſte gelingen. Zerbrecht euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eine oder die andere Weiſe übel abläuft, zerbrecht ſie euch auch nicht. Schickt nur nach mir, und euch ſoll geholfen ſeyn. Bis dahin euer Diener!

Und ſo ſchwang er ſich aufs Pferd, ohne den Kaffee abzuwarten.

Hier ſiehſt du, ſagte Charlotte, wie wenig eigentlich ein Dritter fruchtet, wenn es zwiſchen zwei nah verbundenen Perſonen nicht ganz im

Immer wechſelnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne
Unverwelkliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Gleichgewicht steht. Gegenwärtig sind wir doch wohl noch verworrner und ungewisser, wenn's möglich ist, als vorher.

Beide Gatten würden auch wohl noch eine Zeit lang geschwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechsel gegen Eduards letzten angekommen. Er hatte sich entschlossen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob sie ihm gleich keineswegs gemäß war: er sollte mit vornehmen und reichen Leuten die Langeweile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen setzte, daß er sie vertreiben würde.

Eduard übersah das ganze Verhältniß recht deutlich und malte es noch recht scharf aus. Wollen wir unsern Freund in einem solchen Zustande wissen? rief er. Du kannst nicht so grausam seyn, Charlotte!

Der wunderliche Mann, unser Mittler, versetzte Charlotte, hat am Ende doch Recht! Alle solche Unternehmungen sind Wagestücke: was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Solche neue Verhältnisse können fruchtbar seyn an Glück und an Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen. Ich fühle mich nicht stark genug, dir länger zu widerstehen. Laß uns den Versuch machen! Das Einzige was ich dich bitte, es sey nur auf kurze Zeit angesehen. Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende, und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verschaffen, die ihm nach seiner Weise einige Zufriedenheit gewähren kann.

Eduard versicherte seine Gattin auf die anmuthigste Weise der lebhaftesten Dankbarkeit. Er eilte mit freiem, frohem Gemüth, seinem Freunde Vorschläge schriftlich zu thun. Charlotte mußte in einer Nachschrift ihren Beifall eigenhändig hinzufügen, ihre freundschaftlichen Bitten mit den seinen vereinigen. Sie schrieb mit gewandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Hast, die ihr sonst nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, sie verunstaltete das Papier zuletzt mit einem Dintenfleck, der sie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte.

Eduard scherzte darüber und weil noch Platz war, fügte er eine zweite Nachschrift hinzu: der Freund solle aus diesem Zeichen die Ungeduld sehen, womit er erwartet werde, und nach der Eile, womit der Brief geschrieben, die Eilfertigkeit seiner Reise einrichten.

Der Bote war fort und Eduard glaubte seine Dankbarkeit nicht

überzeugender ausdrücken zu können, als indem er aber- und abermals darauf beſtand, Charlotte ſollte ſogleich Ottilien aus der Penſion holen laſſen.

Sie bat um Aufſchub und wußte dieſen Abend bei Eduard die Luſt zu einer muſikaliſchen Unterhaltung aufzuregen. Charlotte ſpielte ſehr gut Clavier; Eduard nicht eben ſo bequem die Flöte; denn ob er ſich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte, ſo war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen, die zur Ausbildung eines ſolchen Talentes gehört. Er führte deßhalb ſeine Partie ſehr ungleich aus: einige Stellen gut, nur vielleicht zu geſchwind; bei andern wieder hielt er an, weil ſie ihm nicht geläufig waren, und ſo wär' es für jeden andern ſchwer geweſen, ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte mußte ſich darein zu finden; ſie hielt an und ließ ſich wieder von ihm fortreißen, und verſah alſo die doppelte Pflicht eines guten Capellmeiſters und einer klugen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maß zu erhalten wiſſen, wenn auch die einzelnen Paſſagen nicht immer im Tact bleiben ſollten.

Drittes Capitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen ſehr verſtändigen Brief vorausgeſchickt, der Charletten völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über ſich ſelbſt, ſo viel Klarheit über ſeinen eigenen Zuſtand, über den Zuſtand ſeiner Freunde gab eine heitere und fröhliche Ausſicht.

Die Unterhaltungen der erſten Stunden waren, wie unter Freunden zu geſchehen pflegt, die ſich eine Zeit lang nicht geſehen haben, lebhaft, ja faſt erſchöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann gefiel ſich ſehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erſt ſichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein geübtes Auge und dabei ein genügſames; und ob er gleich das Wünſchenswerthe ſehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es öfters zu geſchehen pflegt, Perſonen, die ihn in dem Ihrigen herumführten, dadurch einen üblen Humor, daß er mehr verlangte als die Umſtände zuließen, oder auch wohl gar an etwas Vollkommneres erinnerte, das er anderswo geſehen.

Als sie die Mooshütte erreichten, fanden sie solche auf das lustigste ausgeschmückt, zwar nur mit künstlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter so schöne Büschel natürlichen Weizens und anderer Feld- und Baumfrüchte angebracht, daß sie dem Kunstsinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. Obschon mein Mann nicht liebt, daß man seinen Geburts- oder Namenstag feire, so wird er mir doch heute nicht verargen, einem dreifachen Feste diese wenigen Kränze zu widmen.

Ein dreifaches? rief Eduard. Ganz gewiß! versetzte Charlotte. Unseres Freundes Ankunft behandeln wir billig als ein Fest; und dann habt ihr beide wohl nicht daran gedacht, daß heute euer Namenstag ist. Heißt nicht einer Otto so gut als der andere?

Beide Freunde reichten sich die Hände über den kleinen Tisch. Du erinnerst mich, sagte Eduard, an dieses jugendliche Freundschaftsstück. Als Kinder hießen wir beide so; doch als wir in der Pension zusammenlebten und manche Irrung daraus entstand, so trat ich ihm freiwillig diesen hübschen, lakonischen Namen ab.

Wobei du denn doch nicht gar zu großmüthig warst, sagte der Hauptmann. Denn ich erinnere mich recht wohl, daß dir der Name Eduard besser gefiel, wie er denn auch, von angenehmen Lippen ausgesprochen, einen besonders guten Klang hat.

Nun saßen sie also zu dreien um dasselbe Tischchen, wo Charlotte so eifrig gegen die Ankunft des Gastes gesprochen hatte. Eduard in seiner Zufriedenheit wollte die Gattin nicht an jene Stunden erinnern; doch enthielt er sich nicht, zu sagen: für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz.

Waldhörner ließen sich in diesem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichsam und bekräftigten die guten Gesinnungen und Wünsche der beisammen verweilenden Freunde. Stillschweigend hörten sie zu, indem jedes in sich selbst zurückkehrte, und sein eigenes Glück in so schöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pause zuerst, indem er aufstand und vor die Mooshütte hinaustrat. Laß uns, sagte er zu Charlotten, den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieses beschränkte Thal nur sey unser Erbgut und Aufenthalt; der Blick wird oben freier und die Brust erweitert sich.

So müssen wir dießmal noch, versetzte Charlotte, den alten, etwas

beſchwerlichen Fußpfad erklimmen; doch, hoffe ich, ſollen meine Stufen und Steige nächſtens bequemer bis ganz hinauf leiten.

Und ſo gelangte man denn über Felſen, durch Buſch und Geſträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende, fruchtbare Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu ſehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachſene Hügel, an denen ſie ſich hinzogen; endlich ſteile Felſen, welche ſenkrecht den letzten Waſſerſpiegel entſchieden begränzten und ihre bedeutenden Formen auf der Oberfläche deſſelben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein ſtarker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb verſteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erſchien. Mannichfaltig wechſelten im ganzen Halbkreiſe, den man überſah, Tiefen und Höhen, Büſche und Wälder, deren erſtes Grün für die Folge den füllereichſten Anblick verſprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge feſt. Beſonders zeichnete zu den Füßen der ſchauenden Freunde ſich eine Maſſe Pappeln und Platanen zunächſt an dem Rande des mittlern Teiches vortheilhaft aus; ſie ſtand in ihrem beſten Wachsthum, friſch, geſund, emper und in die Breite ſtrebend.

Eduard lenkte beſonders auf dieſe die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes. Dieſe habe ich, rief er aus, in meiner Jugend ſelbſt gepflanzt. Es waren junge Stämmchen, die ich rettete, als mein Vater, bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens, ſie mitten im Sommer ausroden ließ. Ohne Zweifel werden ſie auch dieſes Jahr ſich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun.

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaſte ward auf dem rechten Flügel des Schloſſes ein freundliches, geräumiges Quartier angewieſen, wo er ſehr bald Bücher, Papiere und Inſtrumente aufgeſtellt und geordnet hatte, um in ſeiner gewohnten Thätigkeit fortzufahren. Aber Eduard ließ ihm in den erſten Tagen keine Ruhe; er führte ihn überall herum, bald zu Pferd bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt; wobei er ihm zugleich die Wünſche mittheilte, die er zu beſſerer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung deſſelben ſeit langer Zeit bei ſich hegte.

Das erſte was wir thun ſollten, ſagte der Hauptmann, wäre, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnähme. Es iſt das ein leichtes, heiteres Geſchäft, und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewährt,

ſo bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihülfe leiſten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkſt du einmal an eine genauere Ausmeſſung, ſo läßt ſich dazu wohl auch noch Rath finden.

Der Hauptmann war in dieſer Art des Aufnehmens ſehr geübt. Er hatte die nöthigen Geräthſchaften mitgebracht und fing ſogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jäger und Bauern, die ihm bei dem Geſchäft behülflich ſeyn ſollten. Die Tage waren günſtig; die Abende und die früheſten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch alles lavirt und illuminirt, und Eduard ſah ſeine Beſitzungen auf das deutlichſte aus dem Papier wie eine neue Schöpfung hervorgewachſen. Er glaubte ſie jetzt erſt kennen zu lernen; ſie ſchienen ihm jetzt erſt recht zu gehören.

Es gab Gelegenheit über die Gegend, über Anlagen zu ſprechen, die man nach einer ſolchen Ueberſicht viel beſſer zu Stande bringe, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumverſuche.

Das müſſen wir meiner Frau deutlich machen, ſagte Eduard.

Thue das nicht! verſetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugung anderer nicht gern mit der ſeinigen durchkreuzte, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Anſichten der Menſchen viel zu mannichfaltig ſind, als daß ſie, ſelbſt durch die vernünftigſten Vorſtellungen, auf Einen Punkt verſammelt werden könnten. Thue es nicht! rief er, ſie dürfte leicht irre werden. Es iſt ihr, wie allen denen, die ſich nur aus Liebhaberei mit ſolchen Dingen beſchäftigen, mehr daran gelegen, daß ſie etwas thue, als daß etwas gethan werde. Man taſtet an der Natur, man hat Vorliebe für dieſes oder jenes Plätzchen; man wagt nicht dieſes oder jenes Hinderniß wegzuräumen, man iſt nicht kühn genug etwas aufzuopfern; man kann ſich voraus nicht vorſtellen was entſtehen ſoll; man probirt, es geräth, es mißräth, man verändert, verändert vielleicht was man laſſen ſollte, läßt was man verändern ſollte, und ſo bleibt es zuletzt immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt.

Geſteh' mir aufrichtig, ſagte Eduard, du biſt mit ihren Anlagen nicht zufrieden.

Wenn die Ausführung den Gedanken erſchöpfte, der ſehr gut iſt, ſo wäre nichts zu erinnern. Sie hat ſich mühſam durch das Geſtein hinaufgequält und quält nun jeden, wenn du willſt, den ſie hinaufführt.

Weder neben einander, noch hinter einander ſchreitet man mit einer gewiſſen Freiheit. Der Tact des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe ſich nicht noch alles einwenden.

Wäre es denn leicht anders zu machen geweſen? fragte Eduard.

Gar leicht, verſetzte der Hauptmann; ſie durfte nur die eine Felſenecke, die noch dazu unſcheinbar iſt, weil ſie aus kleinen Theilen beſteht, wegbrechen, ſo erlangte ſie eine ſchön geſchwungene Wendung zum Aufſtieg und zugleich überflüſſige Steine, um die Stellen heraufzumauern, wo der Weg ſchmal und verkrüppelt geworden wäre. Doch ſey dieß im engſten Vertrauen unter uns geſagt; ſie wird ſonſt irre und verdrießlich. Auch muß man, was gemacht iſt, beſtehen laſſen. Will man weiter Geld und Mühe aufwenden, ſo wäre von der Mooshütte hinaufwärts und über die Anhöhe noch mancherlei zu thun und viel Angenehmes zu leiſten.

Hatten auf dieſe Weiſe die beiden Freunde am Gegenwärtigen manche Beſchäftigung, ſo fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener Tage, woran Charlotte wohl Theil zu nehmen pflegte. Auch ſetzte man ſich vor, wenn nur die nächſten Arbeiten erſt gethan wären, an die Reiſejournale zu gehen und auch auf dieſe Weiſe die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotten allein weniger Stoff zur Unterhaltung, beſonders ſeitdem er den Tadel ihrer Parkanlagen, der ihm ſo gerecht ſchien, auf dem Herzen fühlte. Lange verſchwieg er was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er ſeine Gattin zuletzt beſchäftigt ſah, von der Mooshütte hinauf zur Anhöhe wieder mit Stüfchen und Pfädchen ſich emporzuarbeiten; ſo hielt er nicht länger zurück, ſondern machte ſie nach einigen Umſchweifen mit ſeinen neuen Anſichten bekannt.

Charlotte ſtand betroffen. Sie war geiſtreich genug, um ſchnell einzuſehen, daß jene Recht hatten; aber das Gethane widerſprach, es war nun einmal ſo gemacht; ſie hatte es wünſchenswerth gefunden, ſelbſt das Getadelte war ihr in jedem einzelnen Theile lieb; ſie widerſtrebte der Ueberzeugung, ſie vertheidigte ihre kleine Schöpfung, ſie ſchalt auf die Männer, die gleich ins Weite und Große gingen, aus einem Scherz, aus einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Koſten denken, die ein erweiterter Plan durchaus nach ſich zieht. Sie war bewegt, verletzt, verdrießlich; ſie konnte das Alte nicht fahren laſſen, das Neue nicht ganz abweiſen; aber entſchloſſen wie ſie war, ſtellte ſie

sogleich die Arbeit ein und nahm sich Zeit, die Sache zu bedenken und bei sich reif werden zu lassen.

Indem sie nun auch diese thätige Unterhaltung vermißte, da indeß die Männer ihr Geschäft immer geselliger betrieben und besonders die Kunstgärten und Glashäuser mit Eifer besorgten, auch dazwischen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortsetzten, als Jagen, Pferdekaufen, Tauschen, Bereiten und Einfahren, so fühlte sich Charlotte täglich einsamer. Sie führte ihren Briefwechsel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einsame Stunde. Desto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die sie aus der Pensionsanstalt erhielt.

Einem weitläufigen Briefe der Vorsteherin, welcher sich wie gewöhnlich über der Tochter Fortschritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachschrift hinzugefügt, nebst einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehülfen am Institut, die wir beide mittheilen.

Nachschrift der Vorsteherin.

Von Ottilien, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten ist. Ich wüßte sie nicht zu schelten, und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr seyn. Sie ist nach wie vor bescheiden und gefällig gegen andere; aber dieses Zurücktreten, diese Dienstbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verschiedene Zeuge geschickt. Das erste hat sie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen sehr reinlich und gut, und scheint nur in diesem Sinn die Kleider zu wechseln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Essen und Trinken nicht loben. An unserem Tisch ist kein Ueberfluß; doch sehe ich nichts lieber, als wenn die Kinder sich an schmackhaften und gesunden Speisen satt essen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt ist, soll auch aufgegessen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja, sie macht sich irgend ein Geschäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas versäumen, nur um eine Speise oder den Nachtisch zu übergehen. Bei diesem allem kommt jedoch in Betrachtung, daß sie manchmal, wie ich erst spät erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite

hat, das zwar vorübergeht, aber ſchmerzlich und bedeutend ſeyn mag. So viel von dieſem übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde.

Beilage des Erhülfen.

Unſere vortreffliche Vorſteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe leſen, in welchen ſie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgeſetzten mittheilt. Diejenigen, die an Ew. Gnaden gerichtet ſind, leſe ich immer mit doppelter Aufmerkſamkeit, mit doppeltem Vergnügen: denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünſchen haben, die alle jene glänzenden Eigenſchaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporſteigt, ſo muß ich wenigſtens Sie nicht minder glücklich preiſen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beſchert iſt, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu ſeinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie iſt faſt unſer einziger Zögling, über den ich mit unſerer ſo ſehr verehrten Vorſteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieſer thätigen Frau keineswegs, daß ſie verlangt, man ſoll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich ſehen: aber es giebt auch verſchloſſene Früchte, die erſt die rechten, kernhaften ſind, und die ſich früher oder ſpäter zu einem ſchönen Leben entwickeln. Dergleichen iſt gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich ſie unterrichte, ſehe ich ſie immer gleichen Schritts gehen, langſam, langſam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig iſt, vom Anfange anzufangen, ſo iſt es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift ſie nicht: ſie ſteht unfähig, ja ſtöckiſch vor einer leicht faßlichen Sache, die für ſie mit nichts zuſammenhängt; kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, ſo iſt ihr das Schwerſte begreiflich.

Bei dieſem langſamen Vorſchreiten bleibt ſie gegen ihre Mitſchülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, alles, auch das Unzuſammenhängende, leicht faſſen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt ſie, ſo vermag ſie bei einem beſchleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden iſt, welche von trefflichen, aber raſchen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handſchrift geklagt, über ihre Unfähigkeit die Regeln der Grammatik zu faſſen. Ich habe dieſe Beſchwerde näher

unterſucht. Es iſt wahr, ſie ſchreibt langſam und ſteif, wenn man ſo will, doch nicht zaghaft und ungeſtalt. Was ich ihr von der franzöſiſchen Sprache, die zwar mein Fach nicht iſt, ſchrittweiſe mittheilte, begriff ſie leicht. Freilich iſt es wunderbar, ſie weiß vieles und recht gut, nur wenn man ſie fragt, ſcheint ſie nichts zu wiſſen.

Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung ſchließen, ſo möchte ich ſagen, ſie lernt nicht als eine, die erzogen werden ſoll, ſondern als eine, die erziehen will; nicht als Schülerin, ſondern als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden ſonderbar vor, daß ich ſelbſt als Erzieher und Lehrer jemand nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines Gleichen erkläre. Ew. Gnaden beſſere Einſicht, tiefere Menſchen- und Weltkenntniß wird aus meinen beſchränkten und wohlgemeinten Worten das Beſte nehmen. Sie werden ſich überzeugen, daß auch an dieſem Kinde viel Freude zu hoffen iſt. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß wieder zu ſchreiben, ſobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde.

Charlotte freute ſich über dieſes Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorſtellungen zuſammen, welche ſie von Ottilien hegte; dabei konnte ſie ſich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers herzlicher zu ſeyn ſchien, als ihn die Einſicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweiſe ließ ſie auch ein ſolches Verhältniß, wie ſo viele andere, vor ſich liegen; die Theilnahme des verſtändigen Mannes an Ottilien hielt ſie werth; denn ſie hatte in ihrem Leben genugſam einſehen gelernt, wie hoch jede wahre Neigung zu ſchätzen ſey, in einer Welt wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hauſe ſind.

Viertes Capitel.

Die topographiſche Charte, auf welcher das Gut mit ſeinen Umgebungen nach einem ziemlich großen Maßſtabe, charakteriſtiſch und faßlich durch Federſtriche und Farben dargeſtellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometriſche Meſſungen ſicher zu gründen wußte, war

bald fertig: denn weniger Schlaf, als dieſer thätige Mann bedurfte kaum jemand, ſo wie ſein Tag ſtets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deßwegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

Laß uns nun, ſagte er zu ſeinem Freunde, an das übrige gehen, an die Gutsbeſchreibung, wozu ſchon genugſame Vorarbeit da ſeyn muß, aus der ſich nachher Pachtanſchläge und anderes ſchon entwickeln werden. Nur Eines laß uns feſtſetzen und einrichten: trenne alles, was eigentlich Geſchäft iſt, vom Leben. Das Geſchäft verlangt Ernſt und Strenge, das Leben Willkür; das Geſchäft die reinſte Folge, dem Leben thut eine Inconſequenz oft Noth, ja, ſie iſt liebenswürdig und erheiternd. Biſt du bei dem einen ſicher, ſo kannſt du in dem andern deſto freier ſeyn; anſtatt daß bei einer Vermiſchung das Sichere durch das Freie weggeriſſen und aufgehoben wird.

Eduard fühlte in dieſen Vorſchlägen einen leiſen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, ſeine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das, was er mit andern abzuthun hatte, was bloß von ihm ſelbſt abhing, es war nicht geſchieden; ſo wie er auch Geſchäfte und Beſchäftigung, Unterhaltung und Zerſtreuung nicht genugſam von einander abſonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund dieſe Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer ſich ſpalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repoſitur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene, ſchafften alle Documente, Papiere, Nachrichten, aus verſchiedenen Behältniſſen, Kammern, Schränken und Kiſten herbei, und auf das geſchwindeſte war der Wuſt in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubricirt in bezeichneten Fächern. Was man wünſchte, ward vollſtändiger gefunden, als man gehofft hatte. Hierbei ging ihnen ein alter Schreiber ſehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht, nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden geweſen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, ſagte Eduard zu ſeinem Freund, wie thätig und brauchbar der Menſch iſt. Das macht, verſetzte der Hauptmann, wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach ſeiner Bequemlichkeit vollendet hat, und ſo leiſtet er, wie du ſiehſt, ſehr viel: ſobald man ihn ſtört, vermag er gar nichts.

Brachten die Freunde auf dieſe Weiſe ihre Tage zuſammen zu, ſo

Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundin:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.

Dem Geier gleich,
Der, auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend,
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

versäumten sie Abends nicht Charlotten regelmäßig zu besuchen. Ganz sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfters geschah, so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt die Gegenwart zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert, und Charlotte sowohl durch faßliche Bücher als durch Unterredung in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hülfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraschenden Nothfälle durchdachte, so wurde alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig seyn möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger im allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausging.

Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben, sagte eines Abends der Hauptmann; nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der das alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leibliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat, als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe ist doch immer das, was auf dem Lande am meisten vermißt wird.

Auch dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Thätigkeit des Hauptmanns

auch nach ihrem Sinne, und fing an mit seiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete sich gewöhnlich vor, manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tötliche zu entfernen. Die Bleiglasur der Töpferwaaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon manche Sorge gemacht. Sie ließ sich hierüber belehren, und natürlicherweise mußte man auf die Grundbegriffe der Physik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen aber immer willkommenen Anlaß zu solchen Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Er hatte eine sehr wohlklingende tiefe Stimme, und war früher wegen lebhafter gefühlter Recitation dichterischer und rednischer Arbeiten angenehm und berühmt gewesen. Nun waren es andere Gegenstände, die ihn beschäftigten, andere Schriften woraus er vorlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts.

Eine seiner besondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehrern Menschen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. In früherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Schauspielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Absicht, die der Vorlesende so gut als der Dichter, der Schauspieler, der Erzählende hat, zu überraschen, Pausen zu machen, Erwartungen zu erregen; da es denn freilich dieser beabsichtigten Wirkung sehr zuwider ist, wenn ihm ein Dritter wissentlich mit den Augen vorspringt. Er pflegte sich auch deßwegen in solchem Falle immer so zu setzen, daß er niemand im Rücken hatte. Jetzt zu dreien war diese Vorsicht unnöthig; und da es diesmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraschung der Einbildungskraft angesehen war, so dachte er selbst nicht daran, sich sonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er sich nachlässig gesetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch sah. Seine alte Ungeduld erwachte und er verwies es ihr gewissermaßen unfreundlich: Wollte man sich doch solche Unarten, wie so manches andere, was der Gesellschaft lästig ist, ein- für allemal abgewöhnen. Wenn ich jemand vorlese, ist es denn nicht, als wenn ich ihm mündlich etwas vortrüge? Das Geschriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fensterchen vor meiner Stirn, vor meiner Brust angebracht wäre, so daß der, dem ich meine

Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer schon lange vorher wissen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir jemand ins Buch sieht, so ist mir immer, als wenn ich in zwei Stücke gerissen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit sich in größeren oder kleineren Cirkeln besonders dadurch bewies, daß sie jede unangenehme, jede heftige, ja selbst nur lebhafte Aeußerung zu beseitigen, ein sich verlängerndes Gespräch zu unterbrechen, ein stockendes anzuregen wußte, war auch dießmal von ihrer guten Gabe nicht verlassen. Du wirst mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne was mir diesen Augenblick begegnet ist. Ich hörte von Verwandtschaften lesen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Vettern, die mir gerade in diesem Augenblick zu schaffen machen. Meine Aufmerksamkeit kehrt zu deiner Vorlesung zurück; ich höre, daß von ganz leblosen Dingen die Rede ist, und blicke dir ins Buch, um mich wieder zurecht zu finden.

Es ist eine Gleichnißrede, die dich verführt und verwirrt hat, sagte Eduard. Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.

Ja wohl! fuhr der Hauptmann fort, so behandelt er alles was er außer sich findet; seine Weisheit wie seine Thorheit, seinen Willen wie seine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

Möchtet ihr mich, versetzte Charlotte, da ich euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Interesse wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtschaften gemeint sey.

Das will ich wohl gerne thun, erwiederte der Hauptmann, gegen den sich Charlotte gewendet hatte; freilich nur so gut als ich es vermag, wie ich etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es gelesen habe. Ob man in der wissenschaftlichen Welt noch so darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu sagen.

Es ist schlimm genug, rief Eduard, daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsere Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, ſagte Charlotte, nehmen es nicht ſo genau; und wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo iſt es mir eigentlich nur um den Wortverſtand zu thun; denn es macht in der Geſellſchaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunſtwort falſch anwendet. Deßhalb möchte ich nur wiſſen, in welchem Sinne dieſer Ausdruck eben bei dieſen Gegenſtänden gebraucht wird. Wie es wiſſenſchaftlich damit zuſammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlaſſen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, ſich wohl ſchwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am ſchnellſten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pauſe den Hauptmann, der ſich ein wenig bedenkend darauf erwiederte: Wenn es mir erlaubt iſt, dem Scheine nach weit auszuholen, ſo ſind wir bald am Platze.

Sey'n Sie meiner ganzen Aufmerkſamkeit verſichert, ſagte Charlotte, indem ſie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und ſo begann der Hauptmann: An allen Naturweſen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerſt, daß ſie einen Bezug auf ſich ſelbſt haben. Es klingt freilich wunderlich, wenn man etwas ausſpricht was ſich ohnehin verſteht; doch nur indem man ſich über das Bekannte völlig verſtändigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortſchreiten.

Ich dächte, fiel ihm Eduard ein, wir machten ihr und uns die Sache durch Beiſpiele bequem. Stelle dir nur das Waſſer, das Oel, das Queckſilber vor, ſo wirſt du eine Einigkeit, einen Zuſammenhang ihrer Theile finden. Dieſe Einung verlaſſen ſie nicht, außer durch Gewalt oder ſonſtige Beſtimmung. Iſt dieſe beſeitigt, ſo treten ſie gleich wieder zuſammen.

Ohne Frage, ſagte Charlotte beiſtimmend. Regentropfen vereinigen ſich gern zu Strömen. Und ſchon als Kinder ſpielen wir erſtaunt mit Queckſilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zuſammenlaufen laſſen.

Und ſo darf ich wohl, fügte der Hauptmann hinzu, eines bedeutenden Punktes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieſer völlig reine, durch Flüſſigkeit mögliche Bezug ſich entſchieden und immer durch die Kugelgeſtalt auszeichnet. Der fallende Waſſertropfen iſt rund; von den Queckſilberkügelchen haben Sie ſelbſt geſprochen; ja, ein fallendes geſchmolzenes Blei, wenn es Zeit hat, völlig zu erſtarren, kommt unten in Geſtalt einer Kugel an.

Laſſen Sie mich vereilen, ſagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie jedes gegen ſich ſelbſt einen Bezug hat, ſo muß es auch gegen andere ein Verhältniß haben.

Und das wird nach Verſchiedenheit der Weſen verſchieden ſeyn, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden ſie ſich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die ſchnell zuſammentreten, ſich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie ſich Wein mit Waſſer vermiſcht. Dagegen werden andere fremd neben einander verharren und ſelbſt durch mechaniſches Miſchen und Reiben ſich keineswegs verbinden; wie Oel und Waſſer zuſammengerüttelt ſich den Augenblick wieder aus einander ſondert.

Es fehlt nicht viel, ſagte Charlotte, ſo ſieht man in dieſen einfachen Formen die Menſchen, die man gekannt hat; beſonders aber erinnert man ſich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiſte Aehnlichkeit jedoch mit dieſen ſeelenloſen Weſen haben die Maſſen, die in der Welt ſich einander gegenüber ſtellen, die Stände, die Berufsbeſtimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civiliſt.

Und doch, verſetzte Eduard, wie dieſe durch Sitten und Geſetze vereinbar ſind, ſo giebt es auch in unſerer chemiſchen Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was ſich einander abweiſ't.

So verbinden wir, fiel der Hauptmann ein, das Oel durch Laugenſalz mit dem Waſſer.

Nur nicht zu geſchwind mit Ihrem Vortrag, ſagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier ſchon zu den Verwandtſchaften gelangt?

Ganz richtig, erwiederte der Hauptmann, und wir werden ſie gleich in ihrer vollen Kraft und Beſtimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die ſich beim Zuſammentreffen einander ſchnell ergreifen und wechſelſeitig beſtimmen, nennen wir verwandt. An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengeſetzt und vielleicht eben deßwegen, weil ſie einander entgegengeſetzt ſind, ſich am entſchiedenſten ſuchen und faſſen, ſich modificiren und zuſammen einen neuen Körper bilden, iſt dieſe Verwandtſchaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entſchiedene Vereinigungsluſt äußert. Sobald unſer chemiſches Cabinet ankommt, wollen wir Sie verſchiedene Verſuche ſehen laſſen, die ſehr unterhaltend ſind und einen beſſern Begriff geben als Worte, Namen und Kunſtausdrücke.

Lassen Sie mich gestehen, sagte Charlotte, wenn Sie diese Ihre wunderlichen Wesen verwandt nennen, so kommen sie mir nicht sowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geistes- und Seelenverwandte vor. Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen; denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und so will ich denn abwarten, was Sie mir von diesen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will dich — sagte sie zu Eduard gewendet — jetzt im Vorlesen nicht weiter stören, und um so viel besser unterrichtet, deinen Vortrag mit Aufmerksamkeit vernehmen.

Da du uns einmal aufgerufen hast, versetzte Eduard, so kommst du so leicht nicht los; denn eigentlich sind die verwickelten Fälle die interessantesten. Erst bei diesen lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiederte Eduard. Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte.

Das thut man also nicht mehr, versetzte Charlotte, und thut sehr wohl daran. Das Vereinigen ist eine größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun so laßt mich denn, weil ihr doch einmal im Zuge seyd, ein paar solche Fälle wissen.

So schließen wir uns denn gleich, sagte der Hauptmann, an dasjenige wieder an, was wir oben schon benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkstein nennen ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gips; jene zarte, luftige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht, als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde.

Verzeihen Sie mir, sagte Charlotte, wie ich dem Naturforscher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum; denn es ist am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältnisse wie sie Diebe macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl bloß in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

Es kommt nur auf sie an, versetzte der Hauptmann, sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen.

Der Gips hat gut reden, sagte Charlotte, der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, anstatt daß jenes ausgetriebene Wesen noch manche Noth haben kann, bis es wieder unterkommt.

Ich müßte sehr irren, sagte Eduard lächelnd, oder es steckt eine kleine Tücke hinter deinen Reden. Gesteh' nur deine Schalkheit! Am Ende bin ich in deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure, ergriffen, deiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refractären Gips verwandelt wird.

Wenn das Gewissen, versetzte Charlotte, dich solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge seyn. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend; und wer spielt nicht gerne mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Mir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige, unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines Dritten aufgehoben, und eins der erst so schön Verbundenen ins lose Weite hinausgetrieben ward.

Da sind die Chemiker viel galanter, sagte Eduard; sie gesellen ein Viertes dazu, damit keines leer ausgehe.

Ja wohl! versetzte der Hauptmann, diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtseyn, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz wirklich

darstellen kann, wo vier bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu, und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften für vollkommen gerechtfertigt.

Beschreiben Sie mir einen solchen Fall! sagte Charlotte.

Man sollte dergleichen, versetzte der Hauptmann, nicht mit Worten abthun. Wie schon gesagt, sobald ich Ihnen die Versuche selbst zeigen kann, wird alles anschaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte ich Sie mit schrecklichen Kunstworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorstellung gäben. Man muß diese todtscheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Theilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsere Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen.

Ich leugne nicht, sagte Eduard, daß die seltsamen Kunstwörter demjenigen, der nicht durch sinnliches Anschauen, durch Begriffe mit ihnen versöhnt ist, beschwerlich, ja lächerlich werden müssen. Doch könnten wir leicht mit Buchstaben einstweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantisch aussieht, versetzte der Hauptmann, so kann ich wohl in der Zeichensprache mich kürzlich zusammenfassen. Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie sich ein C, das sich eben so zu einem D verhält, bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe.

Nun denn! fiel Eduard ein, bis wir alles dieses mit Augen sehen, wollen wir diese Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du stellst das A vor, Charlotte, und ich dein B: denn eigentlich hänge ich doch nur von dir

ab und folge dir wie dem A das B. Das C iſt ganz deutlich der Capitän, der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun iſt es billig, daß, wenn du nicht ins Unbeſtimmte entweichen ſollſt, dir für ein D geſorgt werde, und das iſt ganz ohne Frage das liebenswürdige Tämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfſt.

Gut! verſetzte Charlotte. Wenn auch das Beiſpiel, wie mir ſcheint, nicht ganz auf unſern Fall paßt, ſo halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zuſammentreffen, und daß dieſe Natur- und Wahlverwandtſchaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beſchleunigen. Ich will es alſo nur geſtehen, daß ich ſeit dieſem Nachmittage entſchloſſen bin, Ottilien zu berufen; denn meine bisherige treue Beſchließerin und Haushälterin wird abziehen, weil ſie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und um meinetwillen; was mich um Ottiliens willen beſtimmt, das wirſt du uns verleſen. Ich will dir nicht ins Blatt ſehen, aber freilich iſt mir der Inhalt ſchon bekannt. Doch lies nur, lies! Mit dieſen Worten zog ſie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

Fünftes Capitel.

Brief der Vorſteherin.

Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz faſſe: denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung deſſen, was wir im vergangenen Jahr an unſern Zöglingen geleiſtet haben, an die ſämmtlichen Eltern und Vorgeſetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wohl kurz ſeyn, weil ich mit wenigem viel ſagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat ſich in jedem Sinne als die erſte bewieſen. Die beiliegenden Zeugniſſe, ihr eigener Brief, der die Beſchreibung der Preiſe enthält, die ihr geworden ſind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt, das ſie über ein ſo glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich vorausſehe, wir werden nicht lange mehr Urſache haben, ein ſo weit vorgeſchrittenes Frauenzimmer bei uns zurückzuhalten. Ich empfehle mich zu Gnaden, und nehme mir die Freiheit nächſtens meine Gedanken

über das, was ich am vortheilhaftesten für sie halte, zu eröffnen. Von Ottilien schreibt mein freundlicher Gehülfe.

Brief des Schülers.

Von Ottilien läßt mich unsere ehrwürdige Vorsteherin schreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlicher wäre, dasjenige was zu melden ist, zu melden, theils auch weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern im Stande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise seyn könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter denen, die kein Zeugniß empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten andere kaum so wohlgeformte Buchstaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren alle schneller, und an schwierige Aufgaben, welche sie besser löst, kam es bei der Untersuchung nicht. Im Französischen überpartirten und überexponirten sie manche; in der Geschichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermißte man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen bescheidenen Melodien fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davon getragen: ihre Umrisse waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich; leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung, doch mit Gleichgültigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte durch eine offene Darstellung ihrer Art zu seyn einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann weil ich mich in jüngeren Jahren in eben demselben traurigen Fall befunden hatte. Man

Denn ein Gott hat,
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löſ't.

In Dickicht-Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendet hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich aber lakonisch: Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dieß ist der Zweck aller Erziehung, dieß ist die laute, deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die stille, nur halbbewußte der Kinder selbst. Dieß ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus dem, was wir von Ihnen vernehmen, schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis übers Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln.

In das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren, oder wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: Aber sagen Sie mir, ums Himmels willen, wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist? Ottilie versetzte ganz gelassen: Verzeihen Sie, liebe Mutter; ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich stark. Das kann niemand wissen! versetzte die sonst so theilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um.

Nun es ist wahr, niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum, und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. Du bist heute schlecht gefahren! rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: Es ist noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirst du immer die letzte bleiben! rief das Fräulein, und sprang hinweg.

Ottilie schien gelassen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innere, unangenehme, lebhafte Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts: die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dieß Zeichen

und meine Theilnehmung konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsere Vorsteherin bei Seite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir beriethen, wir besprachen uns lange, und ohne deßhalb weitläufiger zu seyn, will ich Ew. Gnaden unsern Beschluß und unsere Bitte vortragen: Ottilien auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Die Gründe werden Sie sich selbst am besten entfalten. Bestimmen Sie sich hiezu, so sage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuthen steht, so sehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

Noch eins, das ich vielleicht in der Folge vergessen könnte! ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt, oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl selten, daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Geberde, die für den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte. Sehen Sie jemals diese Geberde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrscheinlich ist, so gedenken Sie meiner und schonen Ottilien. —

Eduard hatte diese Briefe vorgelesen, nicht ohne Lächeln und Kopfschütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Personen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

Genug! rief Eduard endlich aus, es ist entschieden, sie kommt! Für dich wäre gesorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unserm Vorschlag hervorrücken. Es wird höchst nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüberziehe. Sowohl Abends als Morgens ist erst die rechte Zeit zusammen zu arbeiten. Du erhältst dagegen für dich und Ottilien auf deiner Seite den schönsten Raum.

Charlotte ließ sich's gefallen, und Eduard schilderte ihre künftige Lebensart. Unter andern rief er aus: Es ist doch recht zuvorkommend von der Nichte ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zusammen und wir sitzen gegen einander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken gestützt, und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt, so muß das ein paar artige Gegenbilder geben.

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: Nehmen Sie ſich nur, lieber Freund, vor dem T in Acht! Was ſollte B denn anfangen, wenn ihm C entriſſen würde?

Nun ich dächte doch, verſetzte Charlotte, das verſtünde ſich von ſelbſt.

Freilich, rief Eduard, es kehrte zu ſeinem A zurück, zu ſeinem A und O! rief er, indem er aufſprang und Charlotten feſt an ſeine Bruſt drückte.

Sechstes Capitel.

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte ſich ihr zu nähern, warf ſich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

Wozu die Demüthigung! ſagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und ſie aufheben wollte. Es iſt ſo demüthig nicht gemeint, verſetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich nur ſo gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte, als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe ſchon ſo gewiß war.

Sie ſtand auf, und Charlotte umarmte ſie herzlich. Sie ward den Männern vorgeſtellt und gleich mit beſonderer Achtung als Gaſt behandelt. Schönheit iſt überall ein gar willkommner Gaſt. Sie ſchien aufmerkſam auf das Geſpräch, ohne daß ſie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen ſagte Eduard zu Charlotten: Es iſt ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? verſetzte Charlotte mit Lächeln: Sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er ſich zu beſinnen ſchien. Das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeſchäfte zu halten ſey. Ottilie hatte ſchnell die ganze Ordnung eingeſehen, ja, was noch mehr iſt, empfunden. Was ſie für alle, für einen jeden insbeſondere zu beſorgen hatte, begriff ſie leicht. Alles geſchah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß ſie zu befehlen ſchien, und wo jemand ſäumte, verrichtete ſie das Geſchäft gleich ſelbſt.

Sobald ſie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrig blieb, bat ſie

Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch zu reden, wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergötzte sich Charlotte an einer zufälligen, zwar genauen, aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte, dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein- für allemal zugestehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts Neues, aber manches Bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste was die Frauen beschäftigte, war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute, thätige Kind die ihr früher geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich, mit geringer Beihülfe anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt; denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie von Anfang, so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost.

Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl thut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinne ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht so bald vom Tische weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob einer vor den andern hiezu dem Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet seyn möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wieder kam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, so wie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, Wiederniedersitzen ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charletten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch

menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen suchen, versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Unschicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht so viel daraus behalten, als ich wohl gesollt hätte; denn ich wußte nicht wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrücklich gewesen; sie sind folgende:

Als Carl der Erste von England vor seinen sogenannten Richtern stand, fiel der goldene Knopf des Stöckchens, das er trug, herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich alles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, daß ihm jemand auch dießmal den kleinen Dienst erzeigen sollte. Es regte sich niemand; er bückte sich selbst, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das so schmerzlich vor, ich weiß nicht ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an niemanden kann was aus den Händen fallen sehen, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer schicklich seyn mag, und ich, fuhr sie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geschichte erzählen kann, so will ich mich künftig mehr zurückhalten.

Indessen hatten die guten Anstalten, zu denen sich die beiden Freunde berufen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja täglich fanden sie neuen Anlaß, etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als sie eines Tages zusammen durch das Dorf gingen, bemerkten sie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Dörfern zurückstehe, wo die Bewohner durch die Kostbarkeit des Raums auf beides hingewiesen werden.

Du erinnerst dich, sagte der Hauptmann, wie wir auf unserer Reise durch die Schweiz den Wunsch äußerten, eine ländliche sogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verschönern, indem wir ein so gelegenes Dorf nicht zur Schweizerbauart, sondern zur Schweizerordnung und Sauberkeit, welche die Benützung so sehr befördern, einrichteten.

Hier z. B., versetzte Eduard, ginge das wohl an. Der Schloßberg verläuft sich in einen vorspringenden Winkel herunter; das Dorf ist ziemlich regelmäßig im Halbeinkel gegenüber gebaut; dazwischen fließt der Bach, gegen dessen Anschwellen sich der eine mit Steinen, der andere mit Pfählen, wieder einer mit Balken, und der Nachbar sodann mit

Planken verwahren will, keiner aber den andern fördert, vielmehr sich und den übrigen Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeschickter Bewegung bald herauf, bald herab, bald durchs Wasser, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, so würde kein großer Zuschuß nöthig seyn, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuser zu erhöhen, den schönsten Raum herzustellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine ins Große gehende Anstalt alle kleine, unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen.

Laß es uns versuchen, sagte der Hauptmann; indem er die Lage mit den Augen überlief und schnell beurtheilte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann, versetzte Eduard.

Du hast so unrecht nicht, erwiederte der Hauptmann: denn auch mir machten dergleichen Geschäfte im Leben schon viel Verdruß. Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen das was zu gewinnen ist! wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verschmähen! Viele verwechseln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deßwegen ist es so schwer Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht als auf morgen. Kommt nun gar dazu, daß der eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der andere verlieren soll, da ist mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden.

Indem sie standen und sprachen, bettelte sie ein Mensch an, der mehr frech als bedürftig aussah. Eduard, unsern unterbrochen und beunruhigt, schalt ihn, nachdem er ihn einigemal vergebens gelassener abgewiesen hatte; als aber der Kerl sich murrend, ja gegenscheltend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almosen versagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er so gut wie jeder andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit stehe, kam Eduard ganz aus der Fassung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, sagte darauf: Laß uns diesen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unsere ländliche Polizei auch

hierüber zu erstrecken. Almosen muß man einmal geben; man thut aber besser, wenn man sie nicht selbst giebt, besonders zu Hause. Da sollte man mäßig und gleichförmig in allem seyn, auch im Wohlthun. Eine allzureichliche Gabe lockt Bettler herbei, anstatt sie abzufertigen; dagegen man wohl auf der Reise, im Vorbeifliegen, einem Armen an der Straße in der Gestalt des zufälligen Glücks erscheinen und ihm eine überraschende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schlosses eine solche Anstalt sehr leicht; ich habe schon früher darüber nachgedacht.

An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein paar alte, gute Leute; an beiden Orten mußt du eine kleine Geldsumme niederlegen. Nicht der ins Dorf Hereingehende, sondern der Hinausgehende erhält etwas; und da die beiden Häuser zugleich an den Wegen stehen, die auf das Schloß führen, so wird auch alles, was sich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewiesen.

Komm, sagte Eduard, wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen.

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

Ich weiß recht gut, sagte Eduard, indem sie zusammen den Schloßberg wieder hinaufstiegen, daß alles in der Welt ankommt auf einen gescheidten Einfall und auf einen festen Entschluß. So hast du die Parkanlagen meiner Frau sehr richtig beurtheilt, und mir auch schon einen Wink zum Bessern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht läugnen will, sogleich mitgetheilt habe.

Ich konnte es vermuthen, versetzte der Hauptmann, aber nicht billigen. Du hast sie irre gemacht; sie läßt alles liegen und trutzt in dieser einzigen Sache mit uns: denn sie vermeidet davon zu reden, und hat uns nicht wieder zur Mooshütte geladen, ob sie gleich mit Ottilien in den Zwischenstunden hinaufgeht.

Dadurch müssen wir uns, versetzte Eduard, nicht abschrecken lassen. Wenn ich von etwas Gutem überzeugt bin, was geschehen konnte und sollte, so habe ich keine Ruhe bis ich es gethan sehe. Sind wir doch sonst klug etwas einzuleiten. Laß uns die englischen Parkbeschreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher deine Gutscharte. Man muß es erst problematisch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernst wird sich schon finden.

Nach dieser Verabredung wurden die Bücher aufgeschlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landschaftliche Ansicht in ihrem ersten, rohen Naturzustande gezeichnet sah, sodann auf andern Blättern die Veränderung vorgestellt fand, welche die Kunst daran vorgenommen, um alles das bestehende Gute zu nutzen und zu steigern. Hievon war der Uebergang zur eigenen Besitzung, zur eigenen Umgebung, und zu dem was man daran ausbilden könnte, sehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Charte zum Grunde zu legen war nunmehr eine angenehme Beschäftigung, nur konnte man sich von jener ersten Vorstellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Lustgebäude aufführen; dieses sollte einen Bezug aufs Schloß haben; aus den Schloßfenstern sollte man es übersehen, von dorther Schloß und Gärten wieder bestreichen können.

Der Hauptmann hatte alles wohl überlegt und gemessen, und brachte jenen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. Ich gewinne, sagte er, indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinaufführe, gerade soviel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald eins ins andere greift, wird beides wohlfeiler und geschwinder bewerkstelligt.

Nun aber, sagte Charlotte, kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas Bestimmtes ausgesetzt werden; und wenn man weiß, wieviel zu einer solchen Anlage erforderlich ist, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigstens auf Monate. Die Casse ist unter meinem Beschluß; ich zahle die Zettel und die Rechnung führe ich selbst.

Du scheinst uns nicht sonderlich viel zu vertrauen, sagte Eduard.

Nicht viel in willkürlichen Dingen, versetzte Charlotte. Die Willkür wissen wir besser zu beherrschen als ihr.

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit rasch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig, und Charlotte nunmehr fast täglich Zeuge seines ernsten und bestimmten Sinnes. Auch er lernte sie näher kennen, und beiden wurde es leicht, zusammenzuwirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es ist mit den Geschäften wie mit dem Tanze; Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden; ein wechselseitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entspringen, und daß

Charlotte dem Hauptmann, seitdem sie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein sicherer Beweis, daß sie ihn einen schönen Ruheplatz, den sie bei ihren ersten Anlagen besonders ausgesucht und verziert hatte, der aber seinem Plane entgegenstand, ganz gelassen zerstören ließ, ohne auch nur die mindeste unangenehme Empfindung dabei zu haben.

Siebentes Capitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinsame Beschäftigung fand, so war die Folge, daß sich Eduard mehr zu Ottilien gesellte. Für sie sprach ohnehin seit einiger Zeit eine stille, freundliche Neigung in seinem Herzen. Gegen jedermann war sie dienstfertig und zuvorkommend; daß sie es gegen ihn am meisten sey, das wollte seiner Selbstliebe scheinen. Nun war keine Frage: was für Speisen und wie er sie liebte, hatte sie schon genau bemerkt; wieviel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr ist, entging ihr nicht. Besonders war sie sorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deßhalb mit seiner Frau, der es nicht luftig genug seyn konnte, manchmal in Widerspruch gerieth. Eben so wußte sie im Baum- und Blumengarten Bescheid. Was er wünschte, suchte sie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, dergestalt, daß sie in kurzem wie ein freundlicher Schutzgeist ihm unentbehrlich ward und er anfing, ihre Abwesenheit schon peinlich zu empfinden. Hiezu kam noch, daß sie gesprächiger und offener schien, sobald sie sich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten, das der Jugend Ottiliens besonders zusagte. Sie erinnerten sich gern früherer Zeiten, wo sie einander gesehen; es stiegen diese Erinnerungen bis in die ersten Epochen der Neigung Eduards zu Charlotten. Ottilie wollte sich der beiden noch als des schönsten Hofpaares erinnern; und wenn Eduard ihr ein solches Gedächtniß aus ganz früher Jugend absprach, so behauptete sie doch besonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie sie sich einmal, bei seinem Hereintreten, in Charlottens Schooß versteckt nicht aus Furcht, sondern aus

Ach wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maaß
Segne die Brüder der Jagd,
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,

kindischer Ueberraschung. Sie hätte dazu setzen können, weil er so lebhaften Eindruck auf sie gemacht, weil er ihr gar so wohl gefallen.

Bei solchen Verhältnissen waren manche Geschäfte, welche die beiden Freunde zusammen früher vorgenommen, gewissermaßen in Stecken gerathen, so daß sie für nöthig fanden sich wieder eine Uebersicht zu verschaffen, einige Aufsätze zu entwerfen, Briefe zu schreiben. Sie bestellten sich deßhalb auf ihre Kanzlei, wo sie den alten Copisten müßig fanden. Sie gingen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß sie ihm manches aufbürdeten, was sie sonst selbst zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erste Aufsatz wollte dem Hauptmann, gleich der erste Brief Eduarden nicht gelingen. Sie quälten sich eine Zeit lang mit Concipiren und Umschreiben, bis endlich Eduard, dem es am wenigsten von Statten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte sich denn, daß der Hauptmann vergessen hatte seine chronometrische Secundenuhr aufzuziehen, das erstemal seit vielen Jahren; und sie schienen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnen, daß die Zeit anfange ihnen gleichgültig zu werden.

Indem so die Männer einigermaßen in ihrer Geschäftigkeit nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft in sich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingrediens eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüther öffneten sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besondern. Jeder Theil fühlte sich glücklich und gönnte dem andern sein Glück.

Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und alles was man thut und vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten sich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Ottilien, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte, so folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher unerwarteten Aussicht, geruhig der Spur jener raschern Vorgänger.

Eines Tages leitete sie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gasthofe, über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen sie hingingen, so weit man gewöhnlich das Wasser verfolgte, dessen Ufer sodann von einem buschigen Hügel und weiterhin von Felsen eingeschlossen aufhörte gangbar zu seyn.

Aber Eduard, dem von seinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilien auf einem bewachsenen Pfade weiter vor, wohl wissend, daß die alte, zwischen Felsen versteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor sich bald, und sie fanden sich im dichten Gebüsch zwischen moosigem Gestein verirrt, doch nicht lange: denn das Rauschen der Räder verkündigte ihnen sogleich die Nähe des gesuchten Ortes.

Auf eine Klippe vorwärts tretend sahen sie das alte, schwarze, wunderliche Holzgebäude im Grunde vor sich, von steilen Felsen, so wie von hohen Bäumen umschattet. Sie entschlossen sich kurz und gut über Moos und Felstrümmer hinabzusteigen, Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe sah, und Ottilie leicht schreitend, ohne Furcht und Aengstlichkeit, im schönsten Gleichgewicht von Stein zu Stein ihm folgte, glaubte er ein himmlisches Wesen zu sehen, das über ihm schwebte. Und wenn sie nun manchmal an unsicherer Stelle seine ausgestreckte Hand ergriff, ja sich auf seine Schulter stützte, dann konnte er sich nicht verläugnen, daß es das zarteste weibliche Wesen sey, das ihn berührte. Fast hätte er gewünscht, sie möchte straucheln, gleiten, daß er sie in seine Arme auffangen, sie an sein Herz drücken könnte. Doch dieß hätte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Ursache: er fürchtete sie zu beleidigen, sie zu beschädigen.

Wie dieß gemeint sey, erfahren wir sogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den hohen Bäumen am ländlichen Tische gegenüber saß, die freundliche Müllerin nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem Hauptmann entgegengesandt war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu sprechen an.

Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie; verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir sie auch versagen. Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand, auf Ihrer Brust ein Miniaturbild tragen. Es ist das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt und der in jedem Sinne eine Stelle an

Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir, das Bild iſt ungeſchickt groß, und dieſes Metall, dieſes Glas macht mir tauſend Aengſte, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor ſich hintragen, wenn die Kutſche ſchwankt, wenn wir durch Gebüſch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felſen herabſtiegen. Mir iſt die Möglichkeit ſchrecklich, daß irgend ein unvorhergeſehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen ſchädlich und verderblich ſeyn könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer; ja geben Sie ihm dem ſchönſten, den heiligſten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Bruſt entfernen Sie etwas, deſſen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengſtlichkeit, ſo gefährlich ſcheint.

Ottilie ſchwieg und hatte, während er ſprach, vor ſich hingeſehen: dann, ohne Uebereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick mehr gen Himmel als auf Erden gewendet, löſ'te ſie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin, mit den Worten: Heben Sie mir es auf, bis wir nach Hauſe kommen. Ich vermag Ihnen nicht beſſer zu bezeugen, wie ſehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu ſchätzen weiß.

Der Freund wagte nicht das Bild an ſeine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte ſie an ſeine Augen. Es waren vielleicht die zwei ſchönſten Hände, die ſich jemals zuſammenſchloſſen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn ſich eine Scheidewand zwiſchen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte ſich, man erfreute und erquickte ſich. Zurück wollte man denſelben Weg nicht kehren, und Eduard ſchlug einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Teiche wieder zu Geſicht kamen, indem man ihn mit einiger Anſtrengung zurücklegte. Nun durchſtrich man abwechſelndes Gehölz und erblickte, nach dem Lande zu, mancherlei Dörfer, Flecken, Meiereien mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen; zunächſt ein Vorwerk, das an der Höhe, mitten im Holze, gar vertraulich lag. Am ſchönſten zeigte ſich der größte Reichthum der Gegend, vor- und rückwärts, auf der ſanft-erſtiegenen Höhe, von da man zu einem luſtigen Wäldchen gelangte und beim Heraustreten aus demſelben ſich auf dem Felſen dem Schloſſe gegenüber befand.

Wie froh waren sie, als sie daselbst gewissermaßen unvermuthet ankamen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; sie standen auf dem Platze, wo das neue Gebäude hinkommen sollte, und sahen wieder in die Fenster ihrer Wohnung.

Man stieg zur Mooshütte hinunter und saß zum erstenmal darin zu vieren. Nichts war natürlicher, als daß einstimmig der Wunsch ausgesprochen wurde, dieser heutige Weg, den sie langsam und nicht ohne Beschwerlichkeit gemacht, möchte dergestalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn gesellig, schlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorschläge und man berechnete, daß der Weg, zu welchem sie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gebahnt, in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Schon legte man in Gedanken, unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegverkürzende und die Landschaft zierende Brücke an, als Charlotte der erfindenden Einbildungskraft einigen Stillstand gebot, indem sie an die Kosten erinnerte, welche zu einem solchen Unternehmen erforderlich seyn würden.

Hier ist auch zu helfen, versetzte Eduard. Jenes Vorwerk im Walde, das so schön zu liegen scheint, und so wenig einträgt, dürfen wir nur veräußern und das daraus Gelöste zu diesen Anlagen verwenden, so genießen wir vergnüglich auf einem unschätzbaren Spaziergange die Interessen eines wohlangelegten Capitals, da wir jetzt mit Mißmuth bei letzter Berechnung am Schlusse des Jahrs eine kümmerliche Einnahme davon ziehen.

Charlotte selbst konnte als gute Haushälterin nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war schon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zur Zerschlagung der Grundstücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wissen. Der gegenwärtige Pachter, der schon Vorschläge gethan hatte, sollte es erhalten, terminweise zahlen und so terminweise wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vornehmen.

So eine vernünftige, gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und schon sah die ganze Gesellschaft im Geiste die neuen Wege sich schlängeln, auf denen und in deren Nähe man noch die angenehmsten Ruhe- und Aussichtsplätze zu entdecken hoffte.

Um sich alles mehr im einzelnen zu vergegenwärtigen, nahm man Abends zu Hause sogleich die neue Charte vor. Man übersah den

zurückgelegten Weg, und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Verſätze wurden nochmals durchgebrochen und mit den neueſten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauſes, gegen dem Schloß über, nochmals gebilligt und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeſchloſſen.

Ottilie hatte zu dem allem geſchwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten gelegen, vor ſie hinwandte und ſie zugleich einlud, ihre Meinung zu ſagen, und als ſie einen Augenblick anhielt, ſie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu ſchweigen: alles ſey ja noch gleichgültig, alles noch im Werden.

Ich würde, ſagte Ottilie, indem ſie den Finger auf die höchſte Fläche der Anhöhe ſetzte, das Haus hieher bauen. Man ſähe zwar das Schloß nicht, denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände ſich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Ausſicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu, iſt außerordentlich ſchön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt.

Sie hat Recht! rief Eduard. Wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, ſo iſt es gemeint, Ottilie? — Er nahm einen Bleiſtift und ſtrich ein längliches Viereck recht ſtark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele; denn er ſah einen ſorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf dieſe Weiſe verunſtaltet; doch faßte er ſich nach einer leiſen Mißbilligung und ging auf den Gedanken ein. Ottilie hat Recht, ſagte er. Macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Kaffee zu trinken, einen Fiſch zu genießen, der uns zu Hauſe nicht ſo gut geſchmeckt hätte? Wir verlangen Abwechſelung und fremde Gegenſtände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hieher gebaut; denn es liegt geſchützt vor den Winden und nahe an allen täglichen Bedürfniſſen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geſelligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird ſich dorthin recht wohl ſchicken und in der guten Jahreszeit die angenehmſten Stunden gewähren.

Je mehr man die Sache durchſprach, deſto günſtiger erſchien ſie, und Eduard konnte ſeinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war ſtolz darauf, als ob die Erfindung ſein geweſen wäre.

Achtes Capitel.

Der Hauptmann unterſuchte gleich am frühſten Morgen den Platz, entwarf erſt einen flüchtigen und, als die Geſellſchaft an Ort und Stelle ſich nochmals entſchieden hatte, einen genauen Riß nebſt Anſchlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geſchäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch ſogleich wieder angegriffen. Die Männer kamen zuſammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wohl gar eine Schuldigkeit ſey, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundſteins zu feiern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduards gegen ſolche Feſte zu überwinden: denn es kam ihm ſchnell in den Sinn, Ottiliens Geburtstag, der ſpäter fiel, gleichfalls recht feierlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen und was deßhalb geſchehen ſollte, bedeutend, ernſtlich, ja faſt bedenklich vorkamen, beſchäftigte ſich damit, die Anſchläge, Zeit- und Geldeintheilungen nochmals für ſich durchzugehen. Man ſah ſich des Tages weniger, und mit deſto mehr Verlangen ſuchte man ſich des Abends auf.

Ottilie war indeſſen ſchon völlig Herrin des Hauſes, und wie konnte es anders ſeyn bei ihrem ſtillen und ſichern Betragen! Auch war ihre ganze Sinnesweiſe dem Haus' und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß ſie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß ſie nur aus geſelliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit ſuchte, um wieder hineinzugehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinſchaftlichen Wanderungen ſo einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe war, und fing an, was er lange unterlaſſen hatte, Gedichte vorzuleſen, ſolche beſonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen, doch leidenſchaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich ſaßen ſie Abends um einen kleinen Tiſch, auf herkömmlichen Plätzen: Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf einem Seſſel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie ſaß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht ſchob, wenn

er las. Alsdann rückte sich Ottilie wohl näher, um ins Buch zu sehen: denn auch sie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weise bequem zu machen; ja er hielt oft längere Pausen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch sie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wohl und sahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden beide von einem andern Zeichen überrascht, in welchem sich Ottiliens stille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Gesellschaft durch einen lästigen Besuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorschlag, noch beisammen zu bleiben. Er fühlte sich aufgelegt seine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte suchte nach den Senaten, die sie zusammen gewöhnlich auszuführen pflegten, und da sie nicht zu finden waren, gestand Ottilie nach einigem Zaudern, daß sie solche mit auf ihr Zimmer genommen.

Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten? rief Eduard, dem die Augen vor Freuden glänzten. Ich glaube wohl, versetzte Ottilie, daß es gehen wird. Sie brachte die Noten herbei und setzte sich ans Clavier. Die Zuhörenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musikstück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduards anzupassen wußte. Anzupassen wußte ist nicht der rechte Ausdruck: denn wenn es von Charlottens Geschicklichkeit und freiem Willen abhing, ihrem bald zögernden, bald vereilenden Gatten zu Liebe hier anzuhalten, dort mitzugehen, so schien Ottilie, welche die Senate von jenen einigemal spielen gehört, sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie jener sie begleitete. Sie hatte seine Mängel so zu den ihrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das sich zwar nicht tactgemäß bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. Der Componist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen.

Auch diesem wundersamen, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser beiden eben so gut

im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß beide ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. Er gewann es über sich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühesten Morgen aufstand, alles anordnete und sich dann zur Arbeit auf seinen Flügel ins Schloß zurückzog. Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufällig; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie ihn zu verstehen und achtete ihn nur um deste mehr.

Vermied nun der Hauptmann mit Charlotten allein zu seyn, so war er desto emsiger, zur glänzenden Feier des herannahenden Geburtsfestes die Anlagen zu betreiben und zu beschleunigen: denn indem er von unten hinauf, hinter dem Dorfe her, den bequemen Weg führte, so ließ er, vorgeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten, und hatte alles so eingerichtet und berechnet, daß erst in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges sich begegnen sollten. Zum neuen Hause oben war auch schon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein schöner Grundstein mit Fächern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, diese kleinen, freundlichen geheimnißvollen Absichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Gesellschaft, wenn sie beisammen war, nicht lebhaft werden, dergestalt daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends aufrief, seine Violine hervorzunehmen und Charlotten bei dem Clavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerstehen, und so führten beide, mit Empfindung, Behagen und Freiheit, eines der schwersten Musikstücke zusammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man versprach sich öftere Wiederholung und mehrere Zusammenübung.

Sie machen es besser als wir, Ottilie! sagte Eduard. Wir wollen sie bewundern, aber uns doch zusammen freuen.

Neuntes Capitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Wasser zu einfaßte und erhöhte, ebenso der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortlief, sich dann die Felsen hinaufwärts schlang, die Mooshütte links über sich, dann nach einer völligen Wendung links unter sich ließ und so allmählig auf die Höhe gelangte.

Es hatte sich diesen Tag viel Gesellschaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde im festlichen Schmuck versammelt antraf. Nach dem Gottesdienste zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrschaft mit ihrem Besuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beschluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felsenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäste ausruhen. Hier übersahen sie den ganzen Weg, die hinaufgeschrittene Männerschaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wunderschöner Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt, und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die nun schon einen Kreis um den künftigen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein, an einer Seite unterstützt, eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wohlgeputzter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

Drei Dinge, fing er an, sind bei einem Gebäude zu beachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sey. Das erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn: denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeine bestimmen können, wohin gebaut werden soll, so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: Hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders.

Eduard und Ottilie wagten nicht bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

Das dritte, die Vollendung, ist die Sorge gar vieler Gewerke; ja wenige sind, die nicht dabei beschäftigt wären. Aber das zweite, die Gründung, ist des Maurers Angelegenheit, und daß wir es nur keck heraussagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es ist ein ernstes Geschäft und unsere Einladung ist ernsthaft; denn diese Feierlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier, innerhalb dieses engen, ausgegrabenen Raums, erweisen Sie uns die Ehre als Zeugen unseres geheimnißvollen Geschäftes zu erscheinen. Gleich werden wir diesen wohl zugehauenen Stein niederlegen und bald werden diese mit schönen und würdigen Personen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, sie werden ausgefüllt seyn.

Diesen Grundstein, der mit seiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit seiner Rechtwinklichkeit die Regelmäßigkeit desselben, mit seiner wasser- und senkrechten Lage Loth und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, könnten wir ohne weiteres niederlegen; denn er ruhte wohl auf seiner eigenen Schwere. Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt, und da es sich nicht ziemen will, unter den Thätigen müßig zu seyn, so werden Sie nicht verschmähen auch hier Mitarbeiter zu werden.

Er überreichte hierauf seine Kelle Charlotten, welche damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angesonnen und der Stein alsobald niedergesenkt: worauf denn Charlotten und den übrigen sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreimaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen.

Des Maurers Arbeit, fuhr der Redner fort, zwar jetzt unter freiem Himmel, geschieht wo nicht immer im Verborgenen, doch zum Verborgenen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt.

Wem muß also mehr daran gelegen seyn, das was er thut, sich

Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem heizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtseyn zu nähren Ursache? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zierrathen überdeckt ist, so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen, sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Daseyn und seinen Halt zu danken hat.

Aber wie jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß, ungeachtet alles Abwehrens, sie dennoch ans Licht kommen werde, so muß derjenige erwarten, der insgeheim das Gute gethan, daß auch dieses wider seinen Willen an den Tag komme. Deßwegen machen wir diesen Grundstein zugleich zum Denkstein. Hier in diese unterschiedlichen gehauenen Vertiefungen soll Verschiedenes eingesenkt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Diese metallenen zugelötheten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein, mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt: alles dieses erhielten wir durch die Freigebigkeit unseres Bauherrn. Auch ist hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gast und Zuschauer etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge.

Nach einer kleinen Pause sah der Geselle sich um; aber wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, niemand war vorbereitet, jedermann überrascht, bis endlich ein junger, munterer Officier anfing und sagte: Wenn ich etwas beitragen soll, das in dieser Schatzkammer noch nicht niedergelegt ist, so muß ich ein paar Knöpfe von der Uniform schneiden, die doch wohl auch verdienen auf die Nachwelt zu kommen. Gesagt, gethan! und nun hatte mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer säumten nicht von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläschchen und andere Zierden wurden nicht geschont: nur Ottilie zauderte, bis Eduard sie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigesteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie löste darauf die goldene Kette vom Halse, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die andern Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Hast veranstaltete, daß der wohlgefügte Deckel sogleich aufgestürzt und eingekittet wurde.

Der junge Gesell, der sich dabei am thätigsten erwiesen, nahm seine

Rednermiene wieder an und fuhr fort: Wir gründen diesen Stein für ewig, zur Sicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses. Allein indem wir hier gleichsam einen Schatz vergraben, so denken wir zugleich, bei dem gründlichsten aller Geschäfte, an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; wir denken uns eine Möglichkeit, daß dieser festversiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geschehen dürfte, als wenn das alles wieder zerstört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

Aber eben damit dieses aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück ins Gegenwärtige! Laßt uns, nach begangenem heutigen Feste, unsere Arbeit sogleich fördern, damit keiner von den Gewerken, die auf unserm Grunde fortarbeiten, zu feiern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe steige und vollendet werde, und aus den Fenstern, die noch nicht sind, der Hausherr mit den Seinigen und seinen Gästen sich fröhlich in der Gegend umschaue, deren aller, so wie sämmtlicher Anwesenden Gesundheit hiermit getrunken sey!

Und so leerte er ein wohlgeschliffenes Kelchglas auf Einen Zug aus und warf es in die Luft: denn es bezeichnet das Uebermaß einer Freude, das Gefäß zu zerstören, dessen man sich in der Fröhlichkeit bedient. Aber dießmal ereignete es sich anders: das Glas kam nicht wieder auf den Boden und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengesetzten Ecke den Grund völlig herausgeschlagen, ja schon angefangen die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüst erbaut, so hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es besonders zu dieser Feierlichkeit mit Brettern belegt und eine Menge Zuschauer hinaufgelassen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geschehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der diesen Zufall als ein glückliches Zeichen für sich ansah. Er wies es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu lassen, und man sah darauf die Buchstaben E und O in sehr zierlicher Verschlingung eingeschnitten: es war eins der Gläser, die für Erwarden in seiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüste standen wieder leer, und die leichtesten unter den Gästen stiegen hinauf, sich umzusehen, und konnten die schöne Aussicht nach allen Seiten nicht genugsam rühmen: denn was entdeckt der nicht alles,

der auf einem hohen Punkte nur um ein Geschoß höher steht! Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorschein; den silbernen Streifen des Flusses erblickte man deutlich; ja selbst die Thürme der Hauptstadt wollte einer gewahr werden. An der Rückseite, hinter den waldigen Hügeln, erhoben sich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächste Gegend übersah man im Ganzen. Nun sollten nur noch, rief einer, die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick alles, was groß und wünschenswerth ist.

Das ließe sich wohl machen, sagte der Hauptmann: denn sie bildeten schon vor Zeiten einen Bergsee.

Nur bitte ich meine Platanen- und Pappelgruppe zu schonen, sagte Eduard, die so schön am mittelsten Teich steht. Sehen Sie — wandte er sich zu Ottilien, die er einige Schritte verführte, indem er hinabwies — diese Bäume habe ich selbst gepflanzt.

Wie lange stehen sie wohl schon? fragte Ottilie. Etwa so lange, versetzte Eduard, als Sie auf der Welt sind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte schon, da Sie noch in der Wiege lagen.

Die Gesellschaft begab sich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde sie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Dort hatten sich, auf des Hauptmanns Veranlassung, die Bewohner vor ihren Häusern versammelt; sie standen nicht in Reihen, sondern familienweise natürlich gruppirt, theils wie es der Abend forderte, beschäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigstens jeden Sonntag und Festtag, diese Reinlichkeit, diese Ordnung zu erneuen.

Eine innere Geselligkeit mit Neigung, wie sie sich unter unseren Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Gesellschaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle vier waren zufrieden, sich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieses häusliche Gefühl einigermaßen gestört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäste auf morgen ankündigte.

Wie wir vermutheten, rief Eduard Charlotten zu, der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen.

Da ist also auch die Baronesse nicht weit, versetzte Charlotte.

Gewiß nicht! antwortete Eduard, sie wird auch morgen von ihrer

Eduard; denn das Einzelne, das du besser siehst als ich, paßt sehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl sehe. Es ist Mittler. Wie kommt er aber dazu, langsam und so langsam zu reiten?

Die Figur kam näher und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langsam die Treppe heraufstieg. Warum sind Sie nicht gestern gekommen? rief ihm Eduard entgegen.

Laute Feste lieb' ich nicht, versetzte jener. Heute komm' ich aber, den Geburtstag meiner Freundin mit euch im Stillen nachzufeiern.

Wie können Sie denn so viel Zeit gewinnen? fragte Eduard scherzend.

Meinen Besuch, wenn er euch etwas werth ist, seyd ihr einer Betrachtung schuldig, die ich gestern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause, wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß du dich nur mit denen freuen willst, die du zum Frieden bewogen hast. Warum freust du dich nicht auch einmal mit Freunden, die Frieden halten und hegen? Gesagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte.

Gestern hätten Sie große Gesellschaft gefunden, heute finden Sie nur kleine, sagte Charlotte. Sie finden den Grafen und die Baronesse, die Ihnen auch schon zu schaffen gemacht haben.

Aus der Mitte der vier Hausgenossen, die den seltsamen, willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er sogleich nach Hut und Reitgerte suchte. Schwebt doch immer ein Unstern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Charakter heraus! Ich hätte nicht kommen sollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit jenen will ich nicht unter Einem Dache bleiben; und nehmt euch in Acht, sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt.

Man suchte ihn zu begütigen; aber vergebens. Wer mir den Ehestand angreift, rief er aus, wer mir durch Wort, ja durch That diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere

Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie seyn: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal seyn, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne los seyn möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

So sprach er lebhaft und hätte wohl noch lange fortgesprochen, wenn nicht blasende Postillons die Ankunft der Herrschaft verkündet hätten, welche wie abgemessen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als ihnen die Hausgenossen entgegeneilten, versteckte sich Mittler, ließ sich das Pferd an den Gasthof bringen, und ritt verdrießlich davon.

Zehntes Capitel.

Die Gäste waren bewillkommt und eingeführt; sie freuten sich das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo sie früher so manchen guten Tag erlebt und die sie eine lange Zeit nicht gesehen hatten. Höchst angenehm war auch den Fremden ihre Gegenwart. Den Grafen, so wie die Baronesse konnte man unter jene hohen, schönen Gestalten zählen, die man in einem mittlern Alter fast lieber als in der Jugend sieht: denn wenn ihnen auch etwas von der ersten Blüthe abgehen möchte, so erregen sie doch nun mit der Neigung ein entschiedenes Zutrauen. Auch dieses Paar zeigte sich höchst bequem in der Gegenwart. Ihre freie Weise, die Zustände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und scheinbare Unbefangenheit theilte sich sogleich mit, und ein hoher Anstand begränzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Diese Wirkung ließ sich Augenblicks in der Gesellschaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man sogar an ihren Kleidern, Geräthschaften und allen Umgebungen sehen konnte, machten gewissermaßen mit unsern Freunden, ihrem ländlichen und heimlich leidenschaftlichen Zustande eine Art von Gegensatz, der sich jedoch sehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme sich vermischten und ein schnelles, lebhaftes Gespräch alle geschwind zusammenverband.

Es währte indessen nicht lange, als schon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen sich auf ihren Flügel zurück und fanden tapeziert, indem sie sich mancherlei vertrauten und zugleich die neusten Formen und Zuschnitte von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu mustern anfingen, gemgsame Unterhaltung, während die Männer sich um die neuen Reisewagen mit vorgeführten Pferden beschäftigten und gleich zu handeln und zu tauschen anfingen.

Erst zu Tische kam man wieder zusammen. Die Umkleidung war geschehen, und auch hier zeigte sich das angekommene Paar zu seinem Vortheile. Alles was sie an sich trugen, war neu und gleichsam ungesehen, und doch schon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Gespräch war lebhaft und abwechselnd, wie denn in Gegenwart solcher Personen alles und nichts zu interessiren scheint. Man bediente sich der französischen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverständniß auszuschließen, und schweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältnisse hin. Auf einem einzigen Punkt blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin sich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß sie ehstens geschieden werden sollte.

Es ist unerfreulich, sagte Charlotte, wenn man seine abwesenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundin, die man liebt, versorgt glaubt; ehe man sich's versieht, muß man wieder hören, daß ihr Schicksal im Schwanken ist und daß sie erst wieder neue und vielleicht abermals unsichere Pfade des Lebens betreten soll.

Eigentlich, meine Beste, versetzte der Graf, sind wir selbst Schuld, wenn wir auf solche Weise überrascht werden. Wir mögen uns die irdischen Dinge, und besonders auch die ehelichen Verbindungen gern so

recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Acte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders: da wird hinten immer fortgespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören.

Es muß doch so schlimm nicht seyn, sagte Charlotte lächelnd, da man sieht, daß auch Personen die von diesem Theater abgetreten sind, wohl gern darauf wieder eine Rolle spielen mögen.

Dagegen ist nichts einzuwenden, sagte der Graf. Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, so sieht man wohl, auch bei dem Ehestande ist es nur diese entschiedene, ewige Dauer zwischen so viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeschicktes an sich trägt. Einer von meinen Freunden, dessen gute Laune sich meist in Verschlägen zu neuen Gesetzen hervorthat, behauptete, eine jede Ehe sollte nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Es sey, sagte er, dieß eine schöne, ungerade heilige Zahl und ein solcher Zeitraum eben hinreichend, um sich kennen zu lernen, einige Kinder heranzubringen, sich zu entzweien und, was das schönste sey, sich wieder zu versöhnen. Gewöhnlich rief er aus: Wie glücklich würde die erste Zeit verstreichen! Zwei, drei Jahre wenigstens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theil daran gelegen seyn, das Verhältniß länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen, jemehr man sich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgültige, ja selbst der unzufriedene Theil würde durch ein solches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Gesellschaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände sich aufs angenehmste überrascht, wenn man nach verlaufenem Termin erst bemerkte, daß er schon stillschweigend verlängert sey.

So artig und lustig dieß klang und so gut man, wie Charlotte wohl empfand, diesem Scherz eine tiefe moralische Deutung geben konnte, so waren ihr dergleichen Aeußerungen, besonders um Ottiliens willen, nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher sey als ein

allzufreies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß alles was die eheliche Verbindung antastet. Sie suchte daher nach ihrer gewandten Weise das Gespräch abzulenken; da sie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie alles so gut eingerichtet hatte, um nicht aufstehen zu dürfen. Das ruhig aufmerksame Kind verstand sich mit dem Haushofmeister durch Blick und Wink, daß alles auf das trefflichste gerieth, obgleich ein paar neue, ungeschickte Bedienten in der Livree staken.

Und so fuhr der Graf, Charlottens Ablenken nicht empfindend, über diesen Gegenstand sich zu äußern fort. Ihm, der sonst nicht gewohnt war, im Gespräch irgend lästig zu seyn, lastete diese Sache zu sehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, sich von seiner Gemahlin getrennt zu sehen, machten ihn bitter gegen alles was eheliche Verbindung betraf, die er doch selbst mit der Baronesse so eifrig wünschte.

Jener Freund, so fuhr er fort, that noch einen andern Gesetzvorschlag. Eine Ehe sollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile, oder wenigstens der eine Theil zum drittenmal verheirathet wäre; denn was eine solche Person betreffe, so bekenne sie unwidersprechlich, daß sie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Nun sey auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen; man habe eben so gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können.

Das würde freilich das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren, sagte Eduard: denn in der That setzt, wenn wir verheirathet sind, fragt niemand weiter mehr nach unsern Tugenden, noch unsern Mängeln.

Bei einer solchen Einrichtung, fiel die Baronesse lächelnd ein, hätten unsere lieben Wirthe schon zwei Stufen glücklich überstiegen, und könnten sich zu der dritten vorbereiten.

Ihnen ist's wohl gerathen, sagte der Graf: hier hat der Tod willig gethan, was die Consistorien sonst nur ungern zu thun pflegen.

Lassen wir die Todten ruhen, versetzte Charlotte, mit einem halb ernsten Blicke.

Warum? versetzte der Graf, da man ihrer in Ehren gedenken kann.

Sie waren bescheiden genug sich mit einigen Jahren zu begnügen, für mannichfaltiges Gute, das sie zurückließen.

Wenn nur nicht gerade, sagte die Baronesse mit einem verhaltenen Seufzer, in solchen Fällen das Opfer der besten Jahre gebracht werden müßte.

Ja wohl, versetzte der Graf, man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt so weniges eine gehoffte Folge zeigte. Kinder halten nicht, was sie versprechen; junge Leute sehr selten, und wenn sie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht.

Charlotte, welche froh war, daß das Gespräch sich wendete, versetzte heiter: Nun! wir müssen uns ja ohnehin bald genug gewöhnen, das Gute stück- und theilweise zu genießen.

Gewiß, versetzte der Graf, Sie haben beide sehr schöner Zeiten genossen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das schönste Paar bei Hofe waren: weder von so glänzenden Zeiten noch von so hervorleuchtenden Gestalten ist jetzt die Rede mehr. Wenn Sie beide zusammen tanzten, aller Augen waren auf Sie gerichtet, und wie umwerben beide, indem Sie sich nur in einander bespiegelten!

Da sich so manches verändert hat, sagte Charlotte, können wir wohl so viel Schönes mit Bescheidenheit anhören.

Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt, sagte der Graf, daß er nicht beharrlicher war: denn am Ende hätten seine wunderlichen Eltern wohl nachgegeben, und zehn frühe Jahre gewinnen ist keine Kleinigkeit.

Ich muß mich seiner annehmen, fiel die Baronesse ein. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umhersehen, und ob sie gleich Eduarden von Herzen liebte und sich ihn auch heimlich zum Gatten bestimmte, so war ich doch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entschluß drängen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entwöhnen.

Eduard nickte der Baronesse zu und schien dankbar für ihre Fürsprache.

Und dann muß ich eins, fuhr sie fort, zu Charlottens Entschuldigung beifügen: der Mann, der zu jener Zeit um sie warb, hatte sich schon lange durch Neigung zu ihr ausgezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger, als ihr andern gern zugestehen mögt.

Liebe Freundin, versetzte der Graf etwas lebhaft, bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgültig war, und daß Charlotte von

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch ins Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ihnen mehr zu befürchten hatte als von einer andern. Ich finde das einen sehr hübschen Zug an den Frauen, daß sie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann so lange noch fortsetzen, ja durch keine Art von Trennung stören oder aufheben lassen.

Diese gute Eigenschaft besitzen vielleicht die Männer noch mehr, versetzte die Baronesse; wenigstens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß niemand mehr Gewalt über sie hat als ein Frauenzimmer, dem Sie früher geneigt waren. So habe ich gesehen, daß Sie auf die Fürsprache einer solchen sich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundin des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte.

Einen solchen Vorwurf darf man sich wohl gefallen lassen, versetzte der Graf; doch was Charlottens ersten Gemahl betrifft, so konnte ich ihn deßhalb nicht leiden, weil er mir das schöne Paar auseinander sprengte, ein wahrhaft prädestinirtes Paar, das, einmal zusammengegeben, weder fünf Jahre zu scheuen, noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzusehen brauchte.

Wir wollen versuchen, sagte Charlotte, wieder einzubringen, was wir versäumt haben.

Da müssen Sie sich dazu halten, sagte der Graf. Ihre ersten Heirathen, fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, waren doch so eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhafteren Ausdruck — etwas Tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit eins wie das andere nunmehr seiner Wege gehe.

In diesem Augenblick machte Charlotte, die ein- für allemal dieses Gespräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner; die beiden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; selbst Ottilie ward veranlaßt sich zu äußern, und der Nachtisch ward mit der besten Stimmung genossen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgestellte Obstreichthum, die bunteste, in Prachtgefäßen schön vertheilte Blumenfülle den vorzüglichsten Antheil hatte.

Auch die neuen Parkanlagen kamen zur Sprache, die man sogleich

nach Tische besuchte. Ottilie zog sich unter dem Vorwande häuslicher Beschäftigungen zurück; eigentlich aber setzte sie sich wieder zur Abschrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; später gesellte sich Charlotte zu ihm. Als sie eben auf die Höhe gelangt waren und der Hauptmann gefällig hinunter eilte, um den Plan zu holen, sagte der Graf zu Charlotten: Dieser Mann gefällt mir außerordentlich. Er ist sehr wohl und im Zusammenhang unterrichtet. Eben so scheint seine Thätigkeit sehr ernst und folgerecht. Was er hier leistet, würde in einem höhern Kreise von viel Bedeutung seyn.

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie faßte sich jedoch und bekräftigte das Gesagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überrascht war sie aber, als der Graf fortfuhr: Diese Bekanntschaft kommt mir sehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, in die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine solche Empfehlung, indem ich ihn glücklich mache, einen hohen Freund auf das allerbeste verbinden.

Es war wie ein Donnerschlag, der auf Charlotte herabfiel. Der Graf bemerkte nichts; denn die Frauen, gewohnt sich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung. Doch hörte sie schon nicht mehr was der Graf sagte, indem er fortfuhr: Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bei mir geschwind her. Ich habe schon meinen Brief im Kopfe zusammengestellt, und mich drängt's ihn zu schreiben. Sie verschaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegschicken kann.

Charlotte war innerlich zerrissen. Von diesen Vorschlägen sowie von sich selbst überrascht, konnte sie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicher Weise fort von seinen Planen für den Hauptmann zu sprechen, deren Günstiges Charlotten nur allzusehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann heraustrat und seine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen sah sie den Freund an, den sie verlieren sollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte sie sich weg und eilte hinunter nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und nun warf sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedelei, und überließ sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baroneſſe an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von allem unterrichtet ſeyn mochte, bemerkte bald in einem taſtenden Geſpräch, daß Eduard ſich zu Ottiliens Lobe weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine ſo natürliche Weiſe nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier ſey eine Leidenſchaft nicht auf dem Wege, ſondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn ſie ſich auch unter einander nicht lieben, ſtehen doch ſtillſchweigend mit einander, beſonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer ſolchen Zuneigung ſtellten ſich in ihrem weltgewandten Geiſte nur allzugeſchwind dar. Dazu kam noch, daß ſie ſchon heute früh mit Charlotten über Ottilien geſprochen und den Aufenthalt dieſes Kindes auf dem Lande, beſonders bei ſeiner ſtillen Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorſchlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundin zu bringen, die ſehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende, und ſich nur nach einer gutartigen Geſpielin umſehe, die an die zweite Kindesſtatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen ſolle. Charlotte hatte ſich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduards Gemüth dieſen Vorſchlag bei der Baroneſſe ganz zur vorſätzlichen Feſtigkeit, und um ſo ſchneller dieſes in ihr vorging, um deſto mehr ſchmeichelte ſie äußerlich Eduards Wünſchen. Denn niemand beſaß ſich mehr als dieſe Frau, und dieſe Selbſtbeherrſchung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns, ſogar einen gemeinen Fall mit Verſtellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir ſo viel Gewalt über uns ſelbſt üben, unſere Herrſchaft auch über die andern zu verbreiten, um uns durch das was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige was wir innerlich entbehren, gewiſſermaßen ſchadlos zu halten.

An dieſe Geſinnungen ſchließt ſich meiſt eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der andern, über das Bewußtloſe, womit ſie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, ſondern zugleich auch auf die künftig überraſchende Beſchämung. Und ſo war die Baroneſſe boshaft genug, Eduarden zur Weinleſe auf ihre Güter mit Charlotten einzuladen und die Frage Eduards: ob ſie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weiſe, die er beliebig zu ſeinen Gunſten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard ſprach ſchon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem

großen Flusse, den Hügeln, Felsen und Weinbergen, von alten Schlössern, von Wasserfahrten, von dem Jubel der Weinlese, des Kelterns u. s. w., wobei er in der Unschuld seines Herzens sich schon zum voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das frische Gemüth Ottiliens machen würden. In diesem Augenblick sah man Ottilien herankommen, und die Baronesse sagte schnell zu Eduard, er möchte von dieser vorhabenden Herbstreise ja nichts reden: denn gewöhnlich geschehe das nicht, worauf man sich so lange voraus freue. Eduard versprach, nöthigte sie aber Ottilien entgegen geschwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zusammengepflückt hatte. Die Baronesse fühlte sich bei diesem Anblick in ihrem Innern fast erbittert. Denn wenn sie auch das, was an dieser Neigung strafbar seyn mochte, nicht billigen durfte, so konnte sie das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man sich zum Abendessen zusammengesetzt hatte, war eine völlig andere Stimmung in der Gesellschaft verbreitet. Der Graf, der schon vor Tische geschrieben und den Boten fortgeschickt hatte, unterhielt sich mit dem Hauptmann, den er auf eine verständige und bescheidene Weise immer mehr ausforschte, indem er ihn diesen Abend an seine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen sitzende Baronesse fand von daher wenig Unterhaltung: eben so wenig an Eduard, der, erst durstig, dann aufgeregt, des Weines nicht schonte und sich sehr lebhaft mit Ottilien unterhielt, die er an sich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte saß, der es schwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegung ihres Innern zu verbergen.

Die Baronesse hatte Zeit genug, Beobachtungen anzustellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil sie nur Eduards Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte, so überzeugte sie sich leicht, auch Charlotte sey bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie sie nunmehr am besten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tische fand sich ein Zwiespalt in der Gesellschaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte bei einem so ruhigen, keineswegs eitlen und überhaupt lakonischen Manne verschiedene

Wendungen, um zu erfahren was er wünſchte. Sie gingen mit einander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenſter ſcherzte, Charlotte und die Baroneſſe aber ſtillſchweigend an der andern Seite des Saals neben einander hin und wieder gingen. Ihr Schweigen und müſſiges Unterſtehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Geſellſchaft. Die Frauen zogen ſich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und ſo ſchien dieſer Tag abgeſchloſſen.

Eilftes Capitel.

Eduard begleitete den Grafen auf ſein Zimmer und ließ ſich recht gern durchs Geſpräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor ſich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein ſchöner Fuß iſt eine große Gabe der Natur. Dieſe Anmuth iſt unverwüſtlich. Ich habe ſie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küſſen, und die zwar etwas barbariſche, aber doch tiefgefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die ſich nichts Beſſeres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Perſon ihre Geſundheit zu trinken.

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenſtand des Lobes unter zwei vertrauten Männern. Sie gingen von der Perſon auf alte Geſchichten und Abenteuer zurück und kamen auf die Hinderniſſe, die man ehemals den Zuſammenkünften dieſer beiden Liebenden entgegengeſetzt, welche Mühe ſie ſich gegeben, welche Kunſtgriffe ſie erfunden, nur um ſich ſagen zu können, daß ſie ſich liebten.

Erinnerſt du dich, fuhr der Graf fort, welche Abenteuer ich dir recht freundſchaftlich und uneigennützig beſtehen helfen, als unſere höchſten Herrſchaften ihren Oheim beſuchten und auf dem weitläufigen Schloſſe zuſammenkamen? Der Tag war in Feierlichkeiten und Feierkleidern hingegangen; ein Theil der Nacht ſollte wenigſtens unter freiem liebevollen Geſpräch verſtreichen.

Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie ſich wohl gemerkt, ſagte Eduard. Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten.

Die, versetzte der Graf, mehr an den Anstand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine sehr häßliche Ehrenwächterin bei sich behalten hatte; da mir denn, indessen ihr euch mit Blicken und Worten sehr gut unterhieltet, ein höchst unerfreuliches Loos zu Theil ward.

Ich habe mich noch gestern, versetzte Eduard, als Sie sich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geschichte erinnert, besonders an unsern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorsaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, so glaubten wir auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Posten, wie an den übrigen, vorbeigehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unsere Verwunderung! Der Weg war mit Matrazen verlegt, auf denen die Riesen in mehreren Reihen ausgestreckt lagen und schliefen. Der einzige Wachende auf dem Posten sah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur einer von diesen schnarchenden Enakskindern erwacht wäre.

Ich hatte große Lust zu stolpern, sagte der Graf, damit es Lärm gegeben hätte: denn welch eine seltsame Auferstehung würden wir gesehen haben!

In diesem Augenblick schlug die Schloßglocke Zwölf.

Es ist hoch Mitternacht, sagte der Graf lächelnd, und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten: führen Sie mich heute, wie ich Sie damals führte; ich habe der Baronesse das Versprechen gegeben, sie noch zu besuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein gesprochen, wir haben uns so lange nicht gesehen, und nichts ist natürlicher, als daß man sich nach einer vertraulichen Stunde sehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg; den Rückweg will ich schon finden und auf alle Fälle werde ich über keine Stiefel wegzustolpern haben.

Ich will Ihnen recht gern diese gastliche Gefälligkeit erzeigen, versetzte Eduard; nur sind die drei Frauenzimmer drüben zusammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir sie nicht noch bei einander finden, oder was wir sonst für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Ansehen gewinnen!

Nur ohne Sorge! sagte der Graf; die Baronesse erwartet mich. Sie ist um diese Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.

Die Sache ist übrigens leicht, versetzte Eduard, und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem

langen Gang führte. Am Ende deſſelben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erſtiegen eine Wendeltreppe; oben auf einem engen Ruheplatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beim erſten Verſuch ſogleich ſich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunkeln Raum zurückließ.

Eine andere Thüre links ging in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte ſprach zu ihrem Kammermädchen: Iſt Ottilie ſchon zu Bette? Nein, verſetzte jene; ſie ſitzt noch unten und ſchreibt. So zünde Sie das Nachtlicht an, ſagte Charlotte, und gehe Sie nur hin! es iſt ſpät. Die Kerze will ich ſelbſt auslöſchen und für mich zu Bette gehen.

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch ſchreibe. Sie beſchäftigt ſich für mich! dachte er triumphirend. Durch die Finſterniß ganz in ſich ſelbſt geengt, ſah er ſie ſitzen, ſchreiben; er glaubte zu ihr zu treten, ſie zu ſehen, wie ſie ſich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches Verlangen, ihr noch einmal nahe zu ſeyn. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeſchoß, wo ſie wohnte. Nun fand er ſich unmittelbar an ſeiner Frauen Thüre; eine ſonderbare Verwechſelung ging in ſeiner Seele vor; er ſuchte die Thüre aufzudrehen, er fand ſie verſchloſſen; er pochte leiſe an; Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größeren Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte ſich aber und abermals, was ſie ſeit jenem unerwarteten Vorſchlag des Grafen oft genug bei ſich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann ſchien vor ihr zu ſtehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge und er ſollte fort, das alles ſollte leer werden! Sie ſagte ſich alles, was man ſich ſagen kann, ja ſie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Troſt, daß auch ſolche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünſchte die Zeit, die es braucht, um ſie zu lindern; ſie verwünſchte die todtenhafte Zeit, wo ſie würden gelindert ſeyn.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um ſo willkommner, als ſie bei ihr ſelten Statt fand. Sie warf ſich auf den Sopha und überließ ſich ganz ihrem Schmerz. Eduard ſeinerſeits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals, und zum drittenmal etwas ſtärker, ſo daß Charlotte durch die Nachtſtille es ganz deutlich vernahm und erſchreckt auffuhr. Der erſte Gedanke war, es könne, es müſſe der

Hauptmann ſeyn; der zweite, das ſey unmöglich. Sie hielt es für Täuſchung; aber ſie hatte es gehört, ſie wünſchte, ſie fürchtete es gehört zu haben. Sie ging ins Schlafzimmer, trat leiſe zu der verriegelten Tapetenthür. Sie ſchalt ſich über ihre Furcht; wie leicht kann die Gräfin etwas bedürfen! ſagte ſie zu ſich ſelbſt und rief gefaßt und geſetzt: Iſt jemand da? Eine leiſe Stimme antwortete: Ich bin's. Wer? entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterſcheiden konnte. Ihr ſtand des Hauptmanns Geſtalt vor der Thür. Etwas lauter klang es ihr entgegen: Eduard! Sie öffnete, und ihr Gemahl ſtand vor ihr. Er begrüßte ſie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich in dieſem Tone fortzufahren. Er verwickelte den räthſelhaften Beſuch in räthſelhafte Erklärungen. Warum ich denn aber eigentlich komme, ſagte er zuletzt, muß ich dir nur geſtehen. Ich habe ein Gelübde gethan, heute Abend noch deinen Schuh zu küſſen.

Das iſt dir lange nicht eingefallen, ſagte Charlotte. Deſto ſchlimmer, verſetzte Eduard, und deſto beſſer!

Sie hatte ſich in einen Seſſel geſetzt, um ihre leichte Nachtkleidung ſeinen Blicken zu entziehen. Er warf ſich vor ihr nieder und ſie konnte ſich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte, und daß, als dieſer ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an ſeine Bruſt drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die, von Natur mäßig, im Eheſtande ohne Vorſatz und Anſtrengung die Art und Weiſe der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte ſie den Mann, ja ſeinem Verlangen kam ſie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abſtoßende Strenge glich ſie immer einer liebevollen Braut, die ſelbſt vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. Und ſo fand ſie Eduard dieſen Abend in doppeltem Sinne. Wie ſehnlich wünſchte ſie den Gatten weg; denn die Luftgeſtalt des Freundes ſchien ihr Vorwürfe zu machen. Aber das was Eduarden hätte entfernen ſollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewiſſe Bewegung war an ihr ſichtbar. Sie hatte geweint, und wenn weiche Perſonen dadurch meiſt an Anmuth verlieren, ſo gewinnen diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als ſtark und gefaßt kennen. Eduard war ſo liebenswürdig, ſo freundlich, ſo dringend; er bat ſie, bei ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht, bald ernſt bald ſcherzhaft ſuchte er ſie zu bereden, er dachte nicht daran, daß er Rechte habe und löſchte zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innere Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht unter allerlei Gesprächen und Scherzen zu, die um desto freier waren, als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des Morgens an dem Busen seiner Frau erwachte, schien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er schlich sich leise von ihrer Seite, und sie fand sich, seltsam genug, allein als sie erwachte.

Zwölftes Capitel.

Als die Gesellschaft zum Frühstück wieder zusammenkam, hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem Betragen der einzelnen die Verschiedenheit der innern Gesinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baronesse begegneten sich mit dem heitern Behagen, das ein paar Liebende empfinden, die sich, nach erduldeter Trennung, ihrer wechselseitigen Neigung abermals versichert halten; dagegen Charlotte und Eduard gleichsam beschämt und reuig dem Hauptmann und Ottilien entgegentraten: denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Rechte zu haben glaubt und alle andern Rechte vor ihr verschwinden. Ottilie war kindlich heiter; nach ihrer Weise konnte man sie offen nennen. Ernst erschien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem dieser alles in ihm aufregte, was einige Zeit geruht und geschlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier seine Bestimmung nicht erfülle und im Grunde bloß in einem halbthätigen Müßiggang hinschlendere. Kaum hatten sich die beiden Gäste entfernt, als schon wieder neuer Besuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus sich selbst herauszugehen, sich zu zerstreuen wünschte; Eduarden ungelegen, der eine doppelte Neigung fühlte sich mit Ottilien zu beschäftigen; Ottilien gleichfalls unerwünscht, die mit ihrer auf morgen früh so nöthigen Abschrift noch nicht fertig war.

Und ſo eilte ſie auch, als die Fremden ſich ſpät entfernten, ſogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Fremden, ehe ſie ſich in den Wagen ſetzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, wurden einig noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war angekommen, den Eduard mit anſehnlichen Koſten aus der Ferne verſchrieben hatte. Man wollte verſuchen, ob er ſich leicht bewegen und lenken laſſe.

Er war am Ufer des mittelſten Teiches nicht weit von einigen alten Eichbäumen angebunden, auf die man ſchon bei künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier ſollte ein Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architektoniſcher Ruheſitz aufgeführt werden, wonach diejenigen, die über den See fahren, zu ſteuern hätten.

Wo wird man denn nun drüben die Landung am beſten anlegen? fragte Eduard. Ich ſollte denken bei meinen Platanen.

Sie ſtehen ein wenig zu weit rechts, ſagte der Hauptmann. Landet man weiter unten, ſo iſt man dem Schloſſe näher; doch muß man es überlegen.

Der Hauptmann ſtand ſchon im Hintertheile des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte ſtieg ein, Eduard gleichfalls und faßte das andere Ruder; aber als er eben im Abſtoßen begriffen war, gedachte er Ottiliens, gedachte, daß ihn dieſe Waſſerfahrt verſpäten, wer weiß erſt wann zurückführen würde. Er entſchloß ſich kurz und gut, ſprang wieder ans Land, reichte dem Hauptmann das andere Ruder und eilte, ſich flüchtig entſchuldigend, nach Hauſe.

Dort vernahm er, Ottilie habe ſich eingeſchloſſen, ſie ſchreibe. Bei dem angenehmen Gefühle, daß ſie für ihn etwas thue, empfand er das lebhafteſte Mißbehagen ſie nicht gegenwärtig zu ſehen. Seine Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke. Er ging in dem großen Saale auf und ab, verſuchte allerlei, und nichts vermochte ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie wünſchte er zu ſehen, allein zu ſehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat ſie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Weſen über ſich ſelbſt gehoben. Sie legte das Original und die Abſchrift vor Eduard

Ab denn, raſcher hinab'
Sieh, die Sonne ſinkt!
Eh' ſie ſinkt, eh' mich Greiſen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer ſchnattern
Und das ſchlotternde Gebein;

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im ſchäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
An der Hölle nächtliches Thor.

Tone, Schwager, ins Horn,
Raſſle den ſchallenden Trab,
Daß der Treue vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Wanderers Sturmlied.

Wen du nicht verlaſſeſt, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlaſſeſt, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßenſturm
Entgegen ſingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

auf den Tisch. Wollen wir collationiren? sagte sie lächelnd. Eduard wußte nicht was er erwiedern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden; aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gottes willen! rief er aus, was ist das? Das ist meine Hand! Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz, als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor. Du liebst mich! rief er aus: Ottilie du liebst mich! Und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr was er gewesen, die Welt nicht mehr was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff sich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entschuldigungen eines längeren Außenbleibens lächelte Eduard heimlich. O wie viel zu früh kommt ihr! sagte er zu sich selbst.

Sie setzten sich zum Abendessen. Die Personen des heutigen Besuchs wurden beurtheilt. Eduard, liebevoll aufgeregt, sprach gut von einem jeden, immer schonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte diese Stimmung und scherzte mit ihm, daß er, der sonst über die scheidende Gesellschaft immer das strengste Zungengericht ergehen lasse, heute so mild und nachsichtig sey.

Mit Feuer und herzlicher Ueberzeugung rief Eduard: Man muß nur Ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor! Ottilie schlug die Augen nieder, und Charlotte sah vor sich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und sagte: Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung ist es doch auch etwas Aehnliches. Man erkennt nur erst das Schätzenswerthe in der Welt, wenn man solche Gesinnungen an Einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet.

Charlotte suchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um sich der Erinnerung dessen zu überlassen, was diesen Abend zwischen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard ans Ufer ſpringend den Kahn vom Lande ſtieß, Gattin und Freund dem ſchwankenden Element ſelbſt überantwortete, ſah nunmehr Charlotte den Mann, um den ſie im Stillen ſchon ſo viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor ſich ſitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, ſelten gefühlte Traurigkeit. Das Kreiſen des Kahns, das Plätſchern der Ruder, der über den Waſſerſpiegel hinſchauernde Windhauch, das Säuſeln der Rohre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der erſten Sterne, alles hatte etwas Geiſterhaftes in dieſer allgemeinen Stille. Es ſchien ihr, der Freund führe ſie weit weg, um ſie auszuſetzen, ſie allein zu laſſen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und ſie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beſchrieb ihr unterdeſſen, wie nach ſeiner Abſicht die Anlagen werden ſollten. Er rühmte die guten Eigenſchaften des Kahns, daß er ſich leicht mit zwei Rudern von Einer Perſon bewegen und regieren laſſe. Sie werde das ſelbſt lernen, es ſey eine angenehme Empfindung, manchmal allein auf dem Waſſer hinzuſchwimmen und ſein eigner Fähr- und Steuermann zu ſeyn.

Bei dieſen Worten fiel der Freundin die bevorſtehende Trennung auf's Herz. Sagt er das mit Vorſatz? dachte ſie bei ſich ſelbſt. Weiß er ſchon davon? vermuthet er's? oder ſagt er es zufällig, ſo daß er mir bewußtlos mein Schickſal vorausverkündigt? Es ergriff ſie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; ſie bat ihn, baldmöglichſt zu landen und mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren.

Es war das erſtemal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im allgemeinen ihre Tiefe unterſucht hatte, ſo waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden; er richtete ſeinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Ausſteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schloſſe führte. Aber auch von dieſer Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengſtlichkeit den Wunſch wiederholte, bald am Lande zu ſeyn. Er näherte ſich mit erneuten Anſtrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er ſich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte ſich feſt gefahren und ſeine Bemühungen wieder los zu kommen waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig als in das Waſſer zu ſteigen, das ſeicht genug war, um die Freundin

an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, stark genug um nicht zu schwanken oder ihr einige Sorge zu geben, aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang ließ er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse: er schloß sie aufs neue in seine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund auf ihre Hand und rief: Charlotte, werden Sie mir vergeben?

Der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurückgegeben, brachte Charlotten wieder zu sich selbst. Sie drückte seine Hand, aber sie hob ihn nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf seine Schultern legte, rief sie aus: Daß dieser Augenblick in unserem Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sey, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt Ihr Schicksal zu verbessern; es freut und schmerzt mich. Ich wollte es verschweigen, bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich dieß Geheimniß zu entdecken. Nur in sofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben unsere Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt unsere Gesinnung zu ändern. Sie hub ihn auf und ergriff seinen Arm, um sich darauf zu stützen, und so kamen sie stillschweigend nach dem Schlosse.

Nun aber stand sie in ihrem Schlafzimmer, wo sie sich als Gattin Eduards empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bei diesen Widersprüchen ihr tüchtiger und durchs Leben mannichfaltig geübter Charakter zu Hülfe. Immer gewohnt sich ihrer selbst bewußt zu seyn, sich selbst zu gebieten, ward es ihr auch jetzt nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem erwünschten Gleichgewichte zu nähern; ja, sie mußte über sich selbst lächeln, indem sie des wunderlichen Nachtbesuches gedachte. Doch schnell ergriff sie eine seltsame Ahnung, ein freudig bängliches Erzittern, das in fromme Wünsche und Hoffnungen sich auflöste. Gerührt kniete sie nieder, sie wiederholte den Schwur, den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen gingen vor ihr in heitern Bildern vorüber: sie fühlte sich innerlich wieder hergestellt. Bald ergreift sie eine süße Müdigkeit und ruhig schläft sie ein.

Dreizehntes Capitel.

Eduard von ſeiner Seite iſt in einer ganz verſchiedenen Stimmung. Zu ſchlafen denkt er ſo wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt ſich auszuziehen. Die Abſchrift des Documents küßt er tauſendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich ſchüchterner Hand; das Ende wagt er kaum zu küſſen, weil er ſeine eigene Hand zu ſehen glaubt. O daß es ein andres Document wäre! ſagt er ſich im Stillen; und doch iſt es ihm auch ſo ſchon die ſchönſte Verſicherung, daß ſein höchſter Wunſch erfüllt ſey. Bleibt es ja doch in ſeinen Händen, und wird er es nicht immerfort an ſein Herz drücken, obgleich entſtellt durch die Unterſchrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond ſteigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden in's Freie; er ſchweift umher, er iſt der unruhigſte und der glücklichſte aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; ſie ſind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schloſſe zieht es ihn zurück; er findet ſich unter Ottiliens Fenſtern. Dort ſetzt er ſich auf eine Terraſſentreppe. Mauern und Riegel, ſagt er zu ſich ſelbſt, trennen uns jetzt, aber unſre Herzen ſind nicht getrennt. Stünde ſie vor mir, in meine Arme würde ſie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als dieſe Gewißheit! Alles war ſtill um ihn her, kein Lüftchen regte ſich; ſo ſtill war's, daß er das wühlende Arbeiten emſiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich ſind. Er hing ganz ſeinen glücklichen Träumen nach, ſchlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufſtieg und die frühſten Nebel gewältigte.

Nun fand er ſich den erſten Wachenden in ſeinen Beſitzungen. Die Arbeiter ſchienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es ſchienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgeſetzte Tagesarbeit für ſeine Wünſche zu gering. Er fragte nach mehreren Arbeitern: man verſprach ſie und ſtellte ſie im Laufe des Tages. Aber auch dieſe ſind ihm nicht genug, um ſeine Vorſätze ſchleunig ausgeführt zu ſehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr; es ſoll ſchon alles fertig ſeyn, und für wen? Die Wege ſollen gebahnt ſeyn, damit Ottilie bequem ſie gehen, die Sitze ſchon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hauſe treibt er was er kann; es ſoll an Ottiliens Geburtstage

gerichtet werden. In Eduards Gesinnungen, wie in seinen Handlungen, ist kein Maß mehr: das Bewußtseyn zu lieben und geliebt zu werden treibt ihn ins Unendliche. Wie verändert ist ihm die Ansicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet sich in seinem eigenen Hause nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm alles, er ist ganz in ihr versunken; keine andere Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; alles was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieses leidenschaftliche Treiben und wünscht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle diese Anlagen, die jetzt mit einem einseitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zusammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erste Zahlung geschehen; Charlotte hatte sie der Abrede nach in ihre Casse genommen. Aber sie muß gleich in der ersten Woche Ernst und Geduld und Ordnung mehr als sonst üben und im Auge haben: denn nach der übereilten Weise wird das Ausgesetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie soll er Charlotten in dieser Lage lassen! Sie berathen sich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber selbst beschleunigen, zu dem Ende Gelder aufnehmen und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweisen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ sich fast ohne Verlust durch Cession der Gerechtsame thun; man hatte freiere Hand; man leistete, da alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf einmal, und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard stimmte gern bei, weil es mit seinen Absichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indessen Charlotte bei dem was sie bedacht und sich vorgesetzt, und männlich steht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären sich wechselseitig über Eduards Leidenschaft, sie berathen sich darüber. Charlotte schließt Ottilien näher an sich, beobachtet sie strenger, und je mehr sie ihr eigen Herz gewahr worden, desto tiefer blickt sie in das Herz des Mädchens. Sie sieht keine Rettung, als sie muß das Kind entfernen.

Nun scheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein so ausgezeichnetes Lob in der Pension erhalten; denn die Großtante, davon

unterrichtet, will sie nun ein für allemal zu sich nehmen, sie um sich haben, sie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Pension zurückkehren; der Hauptmann entfernte sich, wohlversorgt; und alles stand wie vor wenigen Monaten, ja um so viel besser. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wieder herzustellen, und sie legte das alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte, in einen frühern beschränktern Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder ins Enge bringen.

Eduard empfand indessen die Hindernisse sehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien aus einander hielt, daß man ihm erschwerte sie allein zu sprechen, ja sich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von mehreren; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches andere. Konnte er Ottilien flüchtig sprechen, so war es nicht nur, sie seiner Liebe zu versichern, sondern sich auch über seine Gattin, über den Hauptmann zu beschweren. Er fühlte nicht, daß er selbst durch sein heftiges Treiben die Casse zu erschöpfen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß sie bei dem Geschäft gegen die erste Abrede handelten, und doch hatte er in die zweite Abrede gewilligt, ja er hatte sie selbst veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete sich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard sich einst gegen Ottilien über den letztern beklagte, daß er als Freund und in einem solchen Verhältnisse nicht ganz aufrichtig handle, versetzte Ottilie unbedachtsam: Es hat mir schon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie ist. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten sagen: Wenn uns nur Eduard mit seiner Flötendudelei verschonte, es kann daraus nichts werden und ist für die Zuhörer so lästig. Sie können denken, wie mich das geschmerzt hat, da ich Sie so gern accompagnire.

Kaum hatte sie es gesagt, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen; aber es war heraus. Eduards Gesichtszüge verwandelten sich. Nie hatte ihn etwas mehr verdrossen: er war in seinen liebsten Forderungen angegriffen, er war sich eines kindlichen Strebens ohne die mindeste Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, sollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie schrecklich es für einen Dritten sey, sich die Ohren durch

ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen; er war beleidigt, wüthend um nicht wieder zu vergeben; er fühlte sich von allen Pflichten losgesprochen.

Die Nothwendigkeit mit Ottilien zu seyn, sie zu sehen, ihr etwas zuzuflüstern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entschloß sich ihr zu schreiben, sie um einen geheimen Briefwechsel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dieß lakonisch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtisch und ward vom Zugwind herunter geführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuseln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eisens zu versuchen, bückte sich dieser nach Papierschnitzeln auf der Erde; dießmal ergriff er das Billet, zwickte es eilig und es war versengt. Eduard, den Mißgriff bemerkend, riß es ihm aus der Hand. Bald darauf setzte er sich hin, es noch einmal zu schreiben; es wollte nicht ganz so zum zweitenmal aus der Feder; er fühlte einiges Bedenken, einige Besorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den ersten Augenblick, wo er sich ihr nähern konnte.

Ottilie versäumte nicht ihm zu antworten. Ungelesen steckte er das Zettelchen in die Weste, die, modisch kurz, es nicht gut verwahrte; es schob sich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte sah es und hob es auf, und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. Hier ist etwas von deiner Hand, sagte sie, das du vielleicht ungern verlörest.

Er war betroffen. Verstellt sie sich? dachte er. Ist sie den Inhalt des Blättchens gewahr worden, oder irrt sie sich an der Aehnlichkeit der Hände? Er hoffte, er dachte das Letztere. Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber diese sonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint, waren seiner Leidenschaft unverständlich; vielmehr, indem sie ihn immer weiter führte, empfand er die Beschränkung, in der man ihn zu halten schien, immer unangenehmer. Die freundliche Gesellschaft verlor sich. Sein Herz war verschlossen, und wenn er mit Freund und Frau zusammen zu seyn genöthigt war, so gelang es ihm nicht, seine frühere Neigung zu ihnen in seinem Busen wieder aufzufinden, zu beleben. Der stille Vorwurf, den er sich selbst hierüber machen mußte, war ihm unbequem und er suchte sich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle dieſe Prüfungen half Charlotten ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war ſich ihres ernſten Vorſatzes bewußt, auf eine ſo ſchöne, edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie ſehr wünſchte ſie jenen beiden auch zu Hülfe zu kommen! Entfernung, fühlte ſie wohl, wird nicht allein hinreichend ſeyn, ein ſolches Uebel zu heilen. Sie nimmt ſich vor, die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen, aber ſie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eigenen Schwankens ſteht ihr im Wege. Sie ſucht ſich darüber im allgemeinen auszudrücken; das Allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zuſtand, den ſie auszuſprechen ſcheut. Ein jeder Wink, den ſie Ottilien geben will, deutet zurück in ihr eignes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß ſie wohl ſelbſt noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält ſie daher die Liebenden noch immer aus einander, und die Sache wird dadurch nicht beſſer. Leiſe Andeutungen, die ihr manchmal entſchlüpfen, wirken auf Ottilien nicht: denn Eduard hatte dieſe von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, ſie überzeugt, daß Charlotte ſelbſt eine Scheidung wünſche, die er nur auf eine anſtändige Weiſe zu bewirken denke.

Ottilie, getragen durch das Gefühl ihrer Unſchuld, auf dem Wege zu dem erwünſchteſten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten geſtärkt, um ſeinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeſchloſſener gegen andere, findet ſie ſich in einem Himmel auf Erden.

So ſetzen alle zuſammen, jeder auf ſeine Weiſe, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; alles ſcheint ſeinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuern Fällen, wo alles auf dem Spiele ſteht, noch immer ſo fortlebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Capitel

Von dem Grafen war indeſſen ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der ſehr ſchöne Ausſichten in die Ferne darwies, der andere hingegen, der ein entſchiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geſchäftsſtelle, den Charakter als Major, anſehnlichen Gehalt und andere Vortheile, ſollte wegen verſchiedener Nebenumſtände noch geheim gehalten

werden. Auch unterrichtete der Hauptmann ſeine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg was ſo nahe bevorſtand.

Indeſſen ſetzte er die gegenwärtigen Geſchäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie alles in ſeiner Abweſenheit ungehinderten Fortgang haben konnte. Es iſt ihm nun ſelbſt daran gelegen, daß für manches ein Termin beſtimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag manches beſchleunige. Nun wirken die beiden Freunde, obſchon ohne ausdrückliches Einverſtändniß, gern zuſammen. Eduard iſt nun recht zufrieden, daß man durch das Vorauserheben der Gelder die Caſſe verſtärkt hat; die ganze Anſtalt rückt auf das raſcheſte vorwärts.

Die drei Teiche in einen See zu verwandeln, hätte jetzt der Hauptmann am liebſten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verſtärken, die mittleren abzutragen und die ganze Sache in mehr als Einem Sinne wichtig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie ſie in einander wirken konnten, waren ſchon angefangen, und hier kam ein junger Architekt, ein ehemaliger Zögling des Hauptmanns, ſehr erwünſcht, der theils mit Anſtellung tüchtiger Meiſter, theils mit Verdingen der Arbeit, wo ſich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer verſprach, wobei ſich der Hauptmann im Stillen freute, daß man ſeine Entfernung nicht fühlen würde; denn er hatte den Grundſatz, aus einem übernommenen, unvollendeten Geſchäft nicht zu ſcheiden, bis er ſeine Stelle genugſam erſetzt ſähe; ja, er verachtete diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, erſt noch Verwirrung in ihrem Kreiſe anrichten, indem ſie als ungebildete Selbſtler das zu zerſtören wünſchen, wobei ſie nicht mehr fortwirken ſollen.

So arbeitete man immer mit Anſtrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es ausſprach, oder ſich's recht aufrichtig bekannte. Nach Charlottens obgleich neidloſen Geſinnungen konnte es doch kein entſchiedenes Feſt werden. Die Jugend Ottiliens, ihre Glücksumſtände, das Verhältniß zur Familie berechtigten ſie nicht, als Königin eines Tages zu erſcheinen, und Eduard wollte nicht davon geſprochen haben, weil alles wie von ſelbſt entſpringen, überraſchen und natürlich erfreuen ſollte.

Alle kamen daher ſtillſchweigend in dem Vorwande überein, als wenn an dieſem Tage, ohne weitere Beziehung, jenes Luſthaus gerichtet werden ſollte, und bei dieſem Anlaß konnte man dem Volke, ſo wie den Freunden ein Feſt ankündigen.

Eduards Neigung war aber gränzenlos. Wie er ſich Ottilien zuzueignen begehrte, ſo kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Verſprechens. Zu einigen Gaben, die er Ottilien an dieſem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorſchläge gethan. Er ſprach mit ſeinem Kammerdiener, der ſeine Garderobe beſorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beſtändigem Verhältniß blieb; dieſer, nicht unbekannt ſowohl mit den angenehmſten Gaben ſelbſt, als mit der beſten Art ſie zu überreichen, beſtellte ſogleich in der Stadt den niedlichſten Koffer mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beſchlagen, und angefüllt mit Geſchenken, einer ſolchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorſchlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abzubrennen verſäumt hatte: dieß konnte man leicht verſtärken und erweitern. Eduard ergriff den Gedanken und jener verſprach für die Ausführung zu ſorgen. Die Sache ſollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdeſſen, je näher der Tag heranrückte, ſeine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für ſo nöthig hielt, wenn eine Maſſe Menſchen zuſammenberufen oder gelockt wird. Ja ſogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Feſtes geſtört wird, durchaus Vorſorge genommen.

Eduard und ſein Vertrauter dagegen beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelſten Teiche vor jenen großen Eichbäumen ſollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen ſollte die Geſellſchaft ſich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abſpiegelung im Waſſer, und was auf dem Waſſer ſelbſt brennend zu ſchwimmen beſtimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuſchauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Geſträuch, Gras und Moos ſäubern, und nun erſchien erſt die Herrlichkeit des Baumwuchſes ſowohl an Höhe als Breite auf dem gereinigten Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — Es war ungefähr um dieſe Jahrszeit als ich ſie pflanzte. Wie lange mag es her ſeyn? ſagte er zu ſich ſelbſt. — Sobald er nach Hauſe kam, ſchlug er in alten Tagebüchern nach, die ſein Vater, beſonders auf dem Lande, ſehr ordentlich geführt hatte. Zwar dieſer Pflanzung konnte nicht darin erwähnt ſeyn, aber eine andre häusliche, wichtige Begebenheit an demſelben Tage, deren ſich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apolle.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schlaft,
Wirst mit Hütersittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Ueber den ich wandle
Göttergleich.

Ihr seyd rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seyd rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Ueber Wasser, über Erde,
Göttergleich.

darin angemerkt ſtehen. Er durchblättert einige Bände; der Umſtand findet ſich; aber wie erſtaunt, wie erfreut iſt Eduard, als er das wunderbarſte Zuſammentreffen bemerkt. Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung iſt zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Fünfzehntes Capitel.

Endlich leuchtete Eduarden der ſehnlich erwartete Morgen, und nach und nach ſtellten viele Gäſte ſich ein; denn man hatte die Einladungen weit umher geſchickt, und manche, die das Legen des Grundſteins verſäumt hatten, wovon man ſo viel Artiges erzählte, wollten dieſe zweite Feierlichkeit um ſo weniger verfehlen.

Vor Tafel erſchienen die Zimmerleute mit Muſik im Schloßhofe, ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen ſtufenweiſe über einander ſchwankenden Laub- und Blumenreifen zuſammengeſetzt war. Sie ſprachen ihren Gruß und erbaten ſich zur gewöhnlichen Ausſchmückung ſeidene Tücher und Bänder von dem ſchönen Geſchlecht. Indeß die Herrſchaft ſpeiſ'te, ſetzten ſie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem ſie ſich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daſelbſt Frauen und Mädchen gleichfalls um marches Band gebracht, ſo kamen ſie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe, wo das gerichtete Haus ſtand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Geſellſchaft einigermaßen zurück; ſie wollte keinen feierlichen, förmlichen Zug und man fand ſich daher in einzelnen Partien, ohne Rang und Ordnung, auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht beſſer: denn weil Ottilie wirklich die letzte war, die herzutrat, ſo ſchien es als wenn Trompeten und Pauken nur auf ſie gewartet hätten, als wenn die Feierlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hauſe das rohe Anſehen zu nehmen, hatte man es mit grünem Reiſig und Blumen, nach Angabe des Hauptmanns, architektoniſch ausgeſchmückt, allein ohne deſſen Mitwiſſen hatte Eduard den Architekten veranlaßt, in dem Geſims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottiliens im Giebelfelde glänzte.

Er wußte dieses Beginnen auf eine geschickte Weise abzulehnen und die schon fertigen Blumenbuchstaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgesteckt und weit umher in der Gegend sichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft, und eine kurze Rede verscholl zum größten Theil im Winde. Die Feierlichkeit war zu Ende; der Tanz auf dem geebneten und mit Lauben umkreisten Platze vor dem Gebäude sollte nun angehen. Ein schmucker Zimmergeselle führte Eduarden ein flinkes Bauernmädchen zu, und forderte Ottilien auf, welche daneben stand. Die beiden Paare fanden sogleich ihre Nachfolger und bald genug wechselte Eduard, indem er Ottilien ergriff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Gesellschaft mischte sich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die älteren beobachteten.

Sodann, ehe man sich auf den Spaziergängen zerstreute, ward abgeredet, daß man sich mit Untergang der Sonne bei den Platanen wieder versammeln wolle. Eduard fand sich zuerst ein, ordnete alles und nahm Abrede mit dem Kammerdiener, der auf der andern Seite, in Gesellschaft des Feuerwerkers, die Lufterscheinungen zu besorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Verrichtungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Andrangs der Zuschauer mit Eduard sprechen, als ihn derselbe etwas hastig bat, er möge ihm diesen Theil der Feierlichkeit doch allein überlassen.

Schon hatte sich das Volk auf die oberwärts abgestochenen und vom Rasen entblößten Dämme gedrängt, wo das Erdreich uneben und unsicher war. Die Sonne ging unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Gesellschaft unter den Platanen mit Erfrischungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute sich in Gedanken, künftig von hier die Aussicht auf einen weiten und so mannichfaltig begränzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windstille versprachen das nächtliche Fest zu begünstigen, als auf einmal ein entsetzliches Geschrei entstand. Große Schollen hatten sich vom Damme losgetrennt, man sah mehrere Menschen ins Wasser stürzen; das Erdreich hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den besten Platz haben, und nun konnte niemand vorwärts noch zurück.

Jedermann sprang auf und hinzu; mehr um zu schauen als zu thun:

denn was war da zu thun, wo niemand hinreichen konnte? Nebst einigen Entschlossenen eilte der Hauptmann, trieb sogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hülfreichen freie Hand zu geben, welche die Versinkenden herauszuziehen suchten. Schon waren alle, theils durch eignes, theils durch fremdes Bestreben, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzuängstliches Bemühen, statt sich dem Damm zu nähern, sich davon entfernt hatte. Die Kräfte schienen ihn zu verlassen; nur einigemal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicher Weise war der Kahn auf der andern Seite mit Feuerwerk gefüllt; nur langsam konnte man ihn ausladen und die Hülfe verzögerte sich. Des Hauptmanns Entschluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg; aller Augen richteten sich auf ihn, und seine tüchtige, kräftige Gestalt flößte jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraschung drang aus der Menge hervor, als er sich ins Wasser stürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geschickter Schwimmer den Knaben bald erreichte und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indessen ruderte der Kahn herbei; der Hauptmann bestieg ihn und forschte genau von den Anwesenden, ob denn auch wirklich alle gerettet sehen. Der Chirurgus kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, sie bittet den Hauptmann nur für sich zu sorgen, nach dem Schlosse zurückzukehren und die Kleider zu wechseln. Er zaudert, bis ihm gesetzte, verständige Leute, die ganz nahe gegenwärtig gewesen, die selbst zur Rettung der einzelnen beigetragen, auf das heiligste versichern, daß alle gerettet seyen.

Charlotte sieht ihn nach Hause gehen, sie denkt, daß Wein und Thee und was sonst nöthig wäre, verschlossen ist, daß in solchen Fällen die Menschen gewöhnlich verkehrt handeln; sie eilt durch die zerstreute Gesellschaft, die sich noch unter den Platanen befindet. Eduard ist beschäftigt jedermann zuzureden, man solle bleiben; in kurzem gedenkt er das Zeichen zu geben und das Feuerwerk soll beginnen. Charlotte tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verschieben, das jetzt nicht am Platze sey, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genossen werden könne; sie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem Retter schuldig sey. Der Chirurgus wird schon seine Pflicht thun, versetzte Eduard. Er ist mit allem versehen, und unser Zudringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme.

Charlotte beſtand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die ſich ſogleich zum Weggehen anſchickte. Eduard ergriff ihre Hand und rief: Wir wollen dieſen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schweſter iſt ſie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen ſich abtrocknen.

Charlotte ſchwieg und ging. Einige folgten ihr, andere dieſen; endlich wollte niemand der letzte ſeyn und ſo folgten alle. Eduard und Ottilie fanden ſich allein unter den Platanen. Er beſtand darauf zu bleiben, ſo dringend, ſo ängſtlich ſie ihn auch bat, mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren. Nein, Ottilie! rief er, das Außerordentliche geſchieht nicht auf glattem, gewöhnlichem Wege. Dieſer überraſchende Vorfall von heute Abend bringt uns ſchneller zuſammen. Du biſt die Meine! Ich habe dir's ſchon ſo oft geſagt und geſchworen; wir wollen es nicht mehr ſagen und ſchwören; nun ſoll es werden.

Der Kahn von der andern Seite ſchwamm herüber. Es war der Kammerdiener, der verlegen anfragte, was nunmehr mit dem Feuerwerk werden ſollte. Brennt es ab! rief er ihm entgegen. Für dich allein war es beſtellt, Ottilie, und nun ſollſt du es auch allein ſehen! Erlaube mir, an deiner Seite ſitzend, es mit zu genießen. Zärtlich beſcheiden ſetzte er ſich neben ſie, ohne ſie zu berühren.

Raketen rauſchten auf, Kanonenſchläge donnerten, Leuchtkugeln ſtiegen, Schwärmer ſchlängelten und platzten, Räder giſchten, jedes erſt einzeln, dann gepaart, dann alle zuſammen, und immer gewaltſamer hinter einander und zuſammen. Eduard, deſſen Buſen brannte, verfolgte mit lebhaft zufriedenem Blick dieſe feurigen Erſcheinungen. Ottiliens zartem, aufgeregtem Gemüth war dieſes rauſchende, blitzende Entſtehen und Verſchwinden eher ängſtlich als angenehm. Sie lehnte ſich ſchüchtern an Eduard, dem dieſe Annäherung, dieſes Zutrauen das volle Gefühl gab, daß ſie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beiden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, vertrat ihnen den Weg und ſprach ſie um ein Almoſen an, da er an dieſem feſtlichen Tage verſäumt worden ſey. Der Mond ſchien ihm ins Geſicht, und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber ſo glücklich wie er war, konnte er nicht ungehalten ſeyn, konnte es ihm nicht einfallen, daß beſonders für heute

das Betteln höchlich verpönt worden. Er forschte nicht lange in der Tasche und gab ein Goldstück hin: er hätte jeden gern glücklich gemacht, da sein Glück ohne Gränzen schien.

Zu Hause war indeß alles erwünscht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitschaft alles Nöthigen, der Beistand Charlottens, alles wirkte zusammen und der Knabe ward wieder zum Leben hergestellt. Die Gäste zerstreuten sich, sowohl um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu sehen, als auch, um nach solchen verwornen Scenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geschwind umgekleidet, an der nöthigen Vorsorge thätigen Antheil genommen; alles war beruhigt und er fand sich mit Charlotten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß seine Abreise nahe bevorstehe. Sie hatte diesen Abend so viel erlebt, daß diese Entdeckung wenig Eindruck auf sie machte; sie hatte gesehen, wie der Freund sich aufopferte, wie er rettete und selbst gerettet war. Diese wunderbaren Ereignisse schienen ihr eine bedeutende Zukunft, aber keine unglückliche zu weissagen.

Eduarden, der mit Ottilien hereintrat, wurde die bevorstehende Abreise des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das Nähere gewußt habe, war aber viel zu sehr mit sich und seinen Absichten beschäftigt, als daß er es hätte übel empfinden sollen. Im Gegentheil vernahm er aufmerksam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage, in die der Hauptmann versetzt werden solle. Unbändig drangen seine geheimen Wünsche den Begebenheiten vor. Schon sah er jenen mit Charlotten verbunden, sich mit Ottilien. Man hätte ihm zu diesem Fest kein größeres Geschenk machen können.

Aber wie erstaunt war Ottilie, als sie auf ihr Zimmer trat und den köstlichen kleinen Koffer auf ihrem Tische fand! Sie säumte nicht ihn zu eröffnen: da zeigte sich alles so schön gepackt und geordnet, daß sie es nicht aus einander zu nehmen, ja kaum zu lüften wagte. Musselin, Battist, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergessen. Sie begriff wohl die Absicht, sie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden: es war aber alles so kostbar und fremd, daß sie sich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

Sechzehntes Capitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verschwunden, und ein dankbar gefühltes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher schon halben und einsylbigen Abschied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab sich darein: denn in dem zweiten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er diesem Punkt keine Aufmerksamkeit schenkte, so hielt sie doch die Sache schon für gewiß und entsagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte sie nun auch die Gewalt, die sie über sich selbst ausgeübt, von andern fordern zu können: ihr war es nicht unmöglich gewesen, andern sollte das Gleiche möglich seyn. In diesem Sinne begann sie das Gespräch mit ihrem Gemahl um so mehr offen und zuversichtlich, als sie empfand, daß die Sache ein- für allemal abgethan werden müsse.

Unser Freund hat uns verlassen, sagte sie, wir sind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es käme nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zustand zurückkehren wollten.

Eduard, der nichts vernahm als was seiner Leidenschaft schmeichelte, glaubte daß Charlotte durch diese Worte den frühern Wittwenstand bezeichnen und, obgleich auf unbestimmte Weise, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er antwortete deßhalb mit Lächeln: Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man sich verständigte.

Er fand sich daher gar sehr betrogen, als Charlotte versetzte: Auch Ottilien in eine andere Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet sich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältnisse zu geben, die für sie wünschenswerth sind. Sie kann in die Pension zurückkehren, da meine Tochter zur Großtante gezogen ist; sie kann in ein angesehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer standesmäßigen Erziehung zu genießen.

Indessen, versetzte Eduard ziemlich gefaßt, hat Ottilie sich in unserer freundlichen Gesellschaft so verwöhnt, daß ihr eine andere wohl schwerlich willkommen seyn möchte.

Wir haben uns alle verwöhnt, sagte Charlotte, und du nicht zum letzten. Indessen ist es eine Epoche, die uns zur Besinnung auffordert,

ernſtlich ermahnt, an das Beſte ſämmtlicher Mitglieder unſers kleinen Zirkels zu denken, und auch irgend eine Aufopferung nicht zu verſagen.

Wenigſtens finde ich es nicht billig, verſetzte Eduard, daß Ottilie aufgeopfert werde, und das geſchähe doch, wenn man ſie gegenwärtig unter fremde Menſchen hinunterſtieße. Den Hauptmann hat ſein gutes Geſchick hier aufgeſucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegſcheiden laſſen. Wer weiß was Ottilien bevorſteht? warum ſollten wir uns übereilen?

Was uns bevorſteht, iſt ziemlich klar, verſetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da ſie die Abſicht hatte ein für allemal ſich auszuſprechen, fuhr ſie fort: Du liebſt Ottilien, du gewöhnſt dich an ſie. Neigung und Leidenſchaft entſpringt und nährt ſich auch von ihrer Seite. Warum ſollen wir nicht mit Worten ausſprechen, was uns jede Stunde geſteht und bekennt? Sollen wir nicht ſo viel Vorſicht haben, uns zu fragen, was das werden wird?

Wenn man auch ſogleich darauf nicht antworten kann, verſetzte Eduard, der ſich zuſammennahm, ſo läßt ſich doch ſo viel ſagen, daß man eben alsdann ſich am erſten entſchließt, abzuwarten was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht ſagen kann, was aus einer Sache werden ſoll.

Hier vorauszuſehen, verſetzte Charlotte, bedarf es wohl keiner großen Weisheit, und ſo viel läßt ſich auf alle Fälle gleich ſagen, daß wir beide nicht mehr jung genug ſind, um blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht ſollte. Niemand kann mehr für uns ſorgen; wir müſſen unſere eigenen Freunde ſeyn, unſere eigenen Hofmeiſter. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerſtes verlieren werden, niemand erwartet, uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden.

Kannſt du mir's verdenken, verſetzte Eduard, der die offene reine Sprache ſeiner Gattin nicht zu erwiedern vermochte, kannſt du mich ſchelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt? und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen iſt, ſondern ein gegenwärtiges. Denke dir, aufrichtig und ohne Selbſtbetrug, Ottilien aus unſerer Geſellſchaft geriſſen, und fremden Menſchen untergeben! — ich wenigſtens fühle mich nicht grauſam genug, ihr eine ſolche Veränderung zuzumuthen.

Charlotte ward gar wohl die Entſchloſſenheit ihres Gemahls hinter

seiner Verstellung gewahr. Erst jetzt fühlte sie, wie weit er sich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief sie aus: kann Ottilie glücklich seyn, wenn sie uns entzweit! wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen Vater entreißt!

Für unsere Kinder, dächte ich, wäre gesorgt, sagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: Wer wird auch sogleich das Aeußerste denken!

Das Aeußerste liegt der Leidenschaft zu allernächst, bemerkte Charlotte. Lehne, so lange es noch Zeit ist, den guten Rath nicht ab, nicht die Hülfe die ich uns biete. In trüben Fällen muß derjenige wirken und helfen, der am klarsten sieht. Dießmal bin ich's. Lieber, liebster Eduard, laß mich gewähren! kannst du mir zumuthen, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf dich so geradehin Verzicht leisten soll?

Wer sagt das? versetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

Du selbst, versetzte Charlotte: indem du Ottilien in der Nähe behalten willst, gestehst du nicht alles zu, was daraus entspringen muß? Ich will nicht in dich dringen; aber wenn du dich nicht überwinden kannst, so wirst du wenigstens dich nicht lange mehr betrügen können.

Eduard fühlte wie Recht sie hatte. Ein ausgesprochenes Wort ist fürchterlich, wenn es das auf einmal ausspricht, was das Herz lange sich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiederte Eduard: Es ist mir ja noch nicht einmal klar, was du vor hast.

Meine Absicht war, versetzte Charlotte, mit dir die beiden Vorschläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Pension würde Ottilien am gemäßesten seyn, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt ist. Jene größere und weitere Lage verspricht aber mehr, wenn ich bedenke, was sie werden soll. Sie legte darauf umständlich ihrem Gemahl die beiden Verhältnisse dar und schloß mit den Worten: Was meine Meinung betrifft, so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen aus mehreren Ursachen, besonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will.

Eduard schien ihr Beifall zu geben, nur aber um einigen Aufschub zu suchen. Charlotte, die darauf ausging etwas Entscheidendes zu thun, ergriff sogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widersprach,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03811/175

die Abreise Ottiliens, zu der sie schon alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage festzusetzen.

Eduard schauderte; er hielt sich für verrathen und die liebevolle Sprache seiner Frau für ausgedacht, künstlich und planmäßig, um ihn auf ewig von seinem Glücke zu trennen. Er schien ihr die Sache ganz zu überlassen; allein schon war innerlich sein Entschluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorstehende unabsehliche Unheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entschied er sich, sein Haus zu verlassen, und zwar nicht ganz ohne Vorbewußt Charlottens, die er jedoch durch die Einleitung zu täuschen verstand, daß er bei Ottiliens Abreise nicht gegenwärtig seyn, ja sie von diesem Augenblick an nicht mehr sehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen Vorschub. Er befahl seine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweisung, was er einpacken und wie er ihm folgen solle, und so, wie schon im Stegreife, setzte er sich hin und schrieb.

Eduard an Charlotten.

Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar seyn oder nicht, dieß nur fühl' ich, wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln soll, so muß ich Aufschub finden für mich, für uns alle. Indem ich mich aufopfere, kann ich fordern. Ich verlasse mein Haus und kehre nur unter günstigern, ruhigern Aussichten zurück. Du sollst es indessen besitzen, aber mit Ottilien. Bei dir will ich sie wissen, nicht unter fremden Menschen. Sorge für sie, behandle sie wie sonst, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verspreche, kein heimliches Verhältniß zu Ottilien zu suchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwissend, wie ihr lebt; ich will mir das Beste denken. Denkt auch so von mir. Nur, was ich dich bitte, auf das innigste, auf das lebhafteste, mache keinen Versuch Ottilien sonst irgendwo unterzugeben, in neue Verhältnisse zu bringen. Außer dem Bezirk deines Schlosses, deines Parks, fremden Menschen anvertraut, gehört sie mir und ich werde mich ihrer bemächtigen. Ehrst du aber meine Neigung, meine Wünsche, meine Schmerzen, schmeichelst du meinem Wahn, meinen Hoffnungen, so will ich auch der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich mir anbietet.

Diese letzte Wendung floß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja, wie er sie auf dem Papier sah, fing er bitterlich zu weinen an. Er

Soll der zurückkehren
Der kleine, ſchwarze, feurige Bacchus?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
Und ich, den ihr begleitet,
Muſen und Charitinnen alle,
Den alles erwartet, was ihr,
Muſen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du biſt Genius,
Jahrhunderts Genius,
Biſt, was innre Gluth
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll iſt.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'-Apollen;
Kalt wird ſonſt
Sein Fürſtenblick
Ueber dich vorübergleiten
Neidgetroffen

ſollte auf irgend eine Weiſe dem Glück, ja dem Unglück, Ottilien zu lieben, entſagen! Jetzt erſt fühlte er was er that. Er entfernte ſich, ohne zu wiſſen, was daraus entſtehen konnte. Er ſollte ſie wenigſtens jetzt nicht wiederſehen; ob er ſie je wiederſehe, welche Sicherheit konnte er ſich darüber verſprechen? Aber der Brief war geſchrieben, die Pferde ſtanden vor der Thür; jeden Augenblick mußte er fürchten, Ottilien irgendwo zu erblicken und zugleich ſeinen Entſchluß vereitelt zu ſehen. Er faßte ſich; er dachte, daß es ihm doch möglich ſey, jeden Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade ſeinen Wünſchen näher zu kommen. Im Gegentheil ſtellte er ſich Ottilien vor, aus dem Hauſe gedrängt, wenn er bliebe. Er ſiegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und ſchwang ſich aufs Pferd.

Als er beim Wirthshauſe vorbeiritt, ſah er den Bettler in der Laube ſitzen, den er geſtern Nacht ſo reichlich beſchenkt hatte. Dieſer ſaß behaglich an ſeinem Mittagsmahle, ſtand auf und zeigte ſich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduarden. Eben dieſe Geſtalt war ihm geſtern erſchienen, als er Ottilien am Arm führte; nun erinnerte ſie ihn ſchmerzlich an die glücklichſte Stunde ſeines Lebens. Seine Leiden vermehrten ſich; das Gefühl deſſen was er zurückließ, war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler. O du Beneidenswerther! rief er aus, du kannſt noch am geſtrigen Almoſen zehren, und ich nicht mehr am geſtrigen Glücke!

Siebzehntes Capitel.

Ottilie trat ans Fenſter, als ſie jemand wegreiten hörte, und ſah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne ſie geſehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte ſie auf einen weiten Spaziergang mit ſich zog und von mancherlei Gegenſtänden ſprach, aber des Gemahls, und wie es ſchien, vorſätzlich, nicht erwähnte. Doppelt betroffen war ſie daher, bei ihrer Zurückkunft den Tiſch nur mit zwei Gedecken beſetzt zu finden.

Wir vermiſſen ungern geringſcheinende Gewohnheiten, aber ſchmerzlich empfinden wir erſt ein ſolches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard

und der Hauptmann fehlten; Charlotte hatte seit langer Zeit zum erstenmal den Tisch selbst angeordnet, und es wollte Ottilien scheinen als wenn sie abgesetzt wäre. Die beiden Frauen saßen gegen einander über; Charlotte sprach ganz unbefangen von der Anstellung des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung ihn bald wieder zu sehen. Das Einzige tröstete Ottilien in ihrer Lage, daß sie glauben konnte, Eduard sey, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein da sie von Tische aufstanden, sahen sie Eduards Reisewagen unter dem Fenster, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte, wer ihn hieher bestellt habe, so antwortete man ihr, es sey der Kammerdiener, der hier noch einiges aufpacken wolle. Ottilie brauchte ihre ganze Fassung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch einiges: es war eine Munktasse des Herrn, ein paar silberne Löffel und mancherlei, was Ottilien auf eine weitere Reise, auf ein längeres Außenbleiben zu deuten schien. Charlotte verwies ihm sein Begehren ganz trocken: sie verstehe nicht was er damit sagen wolle; denn er habe alles was sich auf den Herrn beziehe, selbst im Beschluß. Der gewandte Mann, dem es freilich nur darum zu thun war, Ottilien zu sprechen, und sie deßwegen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte sich zu entschuldigen und auf seinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünschte; allein Charlotte lehnte es ab, der Kammerdiener mußte sich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein schrecklicher Augenblick. Sie verstand es nicht, sie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf geraume Zeit entrissen war, konnte sie fühlen. Charlotte fühlte den Zustand mit und ließ sie allein. Wir wagen nicht, ihren Schmerz, ihre Thränen zu schildern; sie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über diesen Tag weghelfen möchte; sie überstand den Tag und die Nacht, und als sie sich wiedergefunden, glaubte sie ein anderes Wesen anzutreffen.

Sie hatte sich nicht gefaßt, sich nicht ergeben, aber sie war, nach so großem Verluste, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächste Sorge, nachdem das Bewußtseyn wiedergekehrt, war sogleich, sie möchte nun, nach Entfernung der Männer, gleichfalls entfernt werden. Sie ahnte nichts von Eduards Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten gesichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens

zu einiger Beruhigung. Diese suchte das gute Kind zu beschäftigen und ließ sie nur selten, nur ungern von sich; und ob sie gleich wohl wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entschiedene Leidenschaft zu wirken vermag, so kannte sie doch die Macht der Besonnenheit, des Bewußtseyns, und brachte daher manches zwischen sich und Ottilien zur Sprache.

So war es für diese ein großer Trost, als jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorsatz, die weise Betrachtung anstellte: Wie lebhaft ist, sagte sie, die Dankbarkeit derjenigen, denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinaushelfen! Laß uns freudig und munter in das eingreifen, was die Männer unvollendet zurückgelassen haben; so bereiten wir uns die schönste Aussicht auf ihre Rückkehr, indem wir das, was ihr stürmendes, ungeduldiges Wesen zerstören möchte, durch unsere Mäßigung erhalten und fördern.

Da Sie von Mäßigung sprechen, liebe Tante, versetzte Ottilie, so kann ich nicht bergen, daß mir dabei die Unmäßigkeit der Männer, besonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängstigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit selbst für mehrere Stunden verloren gingen, und oft statt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden!

Charlotte gab ihr Recht, doch setzte sie das Gespräch nicht fort: denn sie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie bloß Eduarden wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter als es wünschenswerth war, sein Vergnügen, seine Gesprächigkeit, seine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu steigern pflegte.

Hatte bei jener Aeußerung Charlottens sich Ottilie die Männer, besonders Eduarden, wieder herandenken können, so war es ihr um deste auffallender, als Charlotte von einer bevorstehenden Heirath des Hauptmanns wie von einer ganz bekannten und gewissen Sache sprach, wodurch denn alles ein anderes Ansehen gewann, als sie nach Eduards frühern Versicherungen sich vorstellen mochte. Durch alles dieß vermehrte sich die Aufmerksamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, scharfsinnig, argwöhnisch geworden, ohne es zu wissen.

Charlotte durchdrang indessen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit scharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobei sie Ottilien beständig Theil zu nehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt, ohne Pünktlichkeit, ins Enge; ja, wenn sie alles genau betrachtete, so hielt sie den leidenschaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schickung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht ins Gränzenlose gerathen und hätte den schönen Zustand reichlicher Glücksgüter, ohne sich zeitig genug zu besinnen, durch ein vordringliches Leben und Treiben, wo nicht zerstört, doch erschüttert.

Was von Parkanlagen im Ganze war, störte sie nicht. Sie ließ vielmehr dasjenige fortsetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen mußte; aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Ihr zurückkehrender Gemahl sollte noch genug erfreuliche Beschäftigung finden.

Bei diesen Arbeiten und Vorsätzen konnte sie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der See lag in kurzer Zeit ausgebreitet vor ihren Augen, und die neu entstandenen Ufer zierlich und mannichfaltig bepflanzt und beraset. An dem neuen Hause ward alle rauhe Arbeit vollbracht, was zur Erhaltung nöthig war, besorgt, und dann machte sie einen Abschluß da, wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabei war sie ruhig und heiter; Ottilie schien es nur: denn in allem beobachtete sie nichts als Symptome, ob Eduard wohl bald erwartet werde oder nicht. Nichts interessirte sie an allem als diese Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anstalt, zu der man die Bauernknaben versammelte und die darauf abzielte, den weitläufig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Eduard hatte schon den Gedanken gehegt. Man ließ den Knaben eine Art von heitrer Montirung machen, die sie in den Abendstunden anzogen, nachdem sie sich durchaus gereinigt und gesäubert hatten. Die Garderobe war im Schloß; dem verständigsten, genauesten Knaben vertraute man die Aufsicht an; der Architekt leitete das Ganze, und ehe man sich's versah, so hatten die Knaben alle ein gewisses Geschick. Man fand an ihnen eine bequeme Dressur, und sie verrichteten ihr Geschäft nicht ohne eine Art von Manöver. Gewiß, wenn sie mit ihren Scharreisen, gestielten Messerklingen, Rechen, kleinen Spaten und Hacken und wedelartigen Besen einherzogen, wenn andere mit Körben hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine bei Seite zu

ſchaffen, andere das hohe, große eiſerne Walzenrad hinter ſich herzogen, ſo gab es einen hübſchen, erfreulichen Aufzug, in welchem der Architekt eine artige Folge von Stellungen und Thätigkeiten für den Fries eines Gartenhauſes ſich anmerkte: Ottilie hingegen ſah darin nur eine Art von Parade, welche den rückkehrenden Hausherrn bald begrüßen ſollte.

Dieß gab ihr Muth und Luſt, ihn mit etwas Aehnlichem zu empfangen. Man hatte zeither die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern geſucht. Auch dieſe Tugenden hatten zugenommen ſeit jenen Anſtalten zu Reinlichkeit und Schönheit des Dorfes. Ottilie wirkte ſtets mit ein; aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte ſie es vollſtändiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt ſich kein Corps bilden, wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne ſich's ganz deutlich zu machen, ſuchte ſie nichts als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an ſein Haus, ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter einzuflößen.

Das gelang ihr mit vielen. Nur über ein kleines lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß ſie ohne Geſchick ſey, und im Hauſe nun einfür allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind ſeyn; denn ihr war es beſonders freundlich. Zu ihr zog es ſich, mit ihr ging und lief es, wenn ſie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine ſchöne Herrin ſchien dem Kinde Bedürfniß zu ſeyn. Anfänglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes; dann faßte ſie ſelbſt Neigung zu ihm; endlich trennten ſie ſich nicht mehr, und Nanny begleitete ihre Herrin überall hin.

Dieſe nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute ſich über das ſchöne Gedeihen. Die Beeren- und Kirſchenzeit ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny ſich beſonders ſchmecken ließ. Bei dem übrigen Obſte, das für den Herbſt eine ſo reichliche Ernte verſprach, gedachte der Gärtner beſtändig des Herrn und niemals ohne ihn herbeizuwünſchen. Ottilie hörte dem guten alten Manne ſo gern zu. Er verſtand ſein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard vorzuſprechen.

Als Ottilie ſich freute, daß die Pfropfreiſer dieſes Frühjahrs alle ſo gar ſchön gekommen, erwiederte der Gärtner bedenklich: ich wünſche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er dieſen Herbſt hier, ſo würde er ſehen, was für köſtliche Sorten noch von ſeinem

Herrn Vater her im alten Schloßgarten stehen. Die jetzigen Herren Obstgärtner sind nicht so zuverläßig als sonst die Carthäuser waren. In den Katalogen findet man wohl lauter honette Namen: man pfropft und erzieht, und endlich wenn sie Früchte tragen, so ist es nicht der Mühe werth, daß solche Bäume im Garten stehen.

Am wiederholtesten aber fragte der treue Diener, fast so oft er Ottilien sah, nach der Rückkunft des Herrn, und nach dem Termin derselben. Und wenn Ottilie ihn nicht angeben konnte, so ließ ihr der gute Mann nicht ohne stille Betrübniß merken, daß er glaube, sie vertraue ihm nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwissenheit, das ihr auf diese Weise recht aufgedrungen ward. Doch konnte sie sich von diesen Rabatten und Beeten nicht trennen. Was sie zusammen zum Theil gesät, alles gepflanzt hatten, stand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die spätern Blumen, die sich erst anzeigten, deren Glanz und Fülle dereinst an Eduards Geburtstag, dessen Feier sie sich manchmal versprach, prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit ausdrücken sollten. Doch war die Hoffnung, dieses Fest zu sehen, nicht immer gleich lebendig: Zweifel und Sorgen umflüsterten stets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlich offenen Uebereinstimmung mit Charlotten konnte es auch wohl nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zustand beider Frauen sehr verschieden. Wenn alles beim Alten blieb, wenn man in das Gleis des gesetzmäßigen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Aussicht in die Zukunft öffnete sich ihr; Ottilie hingegen verlor alles, man kann wohl sagen, alles: denn sie hatte zuerst Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zustande fühlte sie eine unendliche Leere, wovon sie früher kaum etwas geahnet hatte. Denn ein Herz das sucht, fühlt wohl daß ihm etwas mangle, ein Herz das verloren hat, fühlt daß es entbehre. Sehnsucht verwandelt sich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus seinem Kreise herausschreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für sein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entsagt. Wie konnte sie es auch, obgleich Charlotte klug genug, gegen ihre eigne Ueberzeugung, die Sache

für bekannt annahm, und als entschieden voraussetzte, daß ein freundschaftliches, ruhiges Verhältniß zwischen ihrem Gatten und Ottilien möglich sey! Wie oft aber lag diese Nachts, wenn sie sich eingeschlossen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeschenke, von denen sie noch nichts gebraucht, nichts zerschnitten, nichts gefertigt! Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hause, in dem sie sonst alle ihre Glückseligkeit gefunden hatte, ins Freie hinaus, in die Gegend, die sie sonst nicht ansprach! Auch auf dem Boden mochte sie nicht verweilen. Sie sprang in den Kahn und ruderte bis mitten in den See; dann zog sie eine Reisebeschreibung hervor, ließ sich von den bewegten Wellen schaukeln, las, träumte sich in die Fremde und immer fand sie dort ihren Freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen.

Achtzehntes Capitel.

Daß jener wunderliche thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil noch seine Hülfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm räthlich, erst eine Weile zu zaudern; denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sey, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu Hülfe zu kommen, als ungebildeten. Er überließ sie deßhalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten, und eilte Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen, baumreichen Wiesengrund die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte, bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die Dörfer lagen nahe an einander; das Ganze hatte einen friedlichen Charakter und die einzelnen Partien, wenn auch nicht zum Malen, schienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu seyn.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen, bescheidenen Wohnhause, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier sey Eduards gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von diesem einsamen Freunde können wir so viel sagen, daß er sich im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Plane sich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte sich nicht läugnen, daß er Ottilien hier zu sehen wünsche, daß er wünsche sie hieher zu führen, zu lecken, und was er sich sonst noch Erlaubtes und Unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht rechtmäßig besitzen können, wollte er ihr den Besitz des Gutes zueignen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich seyn, und wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem andern glücklich seyn.

So verflossen ihm seine Tage in einem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Schmerz, zwischen Thränen und Heiterkeit, zwischen Vorsätzen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittlers überraschte ihn nicht: er hatte dessen Ankunft längst erwartet, und so war er ihm auch halb willkommen. Glaubte er ihn von Charlotten gesendet, so hatte er sich schon auf allerlei Entschuldigungen und Verzögerungen und sodann auf entscheidendere Vorschläge bereitet; hoffte er nun aber von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, so war ihm Mittler so lieb als ein himmlischer Bote.

Verdrießlich daher und verstimmt war Eduard als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, sondern aus eigenem Antriebe. Sein Herz verschloß sich und das Gespräch wollte sich anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beschäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat sich zu äußern, das was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuschütten, und ließ sich daher gefallen, nach einigem Hin- und Wiederreden, dießmal aus seiner Rolle herauszugehen, und statt den Vermittler den Vertrauten zu spielen.

Als er hiernach, auf eine freundliche Weise, Eduarden wegen seines einsamen Lebens tadelte, erwiederte dieser: O, ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen sollte! Immer bin ich mit ihr beschäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unschätzbaren Vortheil mir denken zu können, wo sich Ottilie befindet, wo sie geht, wo sie steht, wo sie ausruht. Ich sehe sie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, schaffen und vornehmen, freilich immer das was mir am meisten schmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht: denn wie kann ich fern von ihr glücklich

ſeyn! Nun arbeitet meine Phantaſie durch, was Ottilie thun ſollte ſich mir zu nähern. Ich ſchreibe ſüße, zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zuſammen. Ich habe verſprochen, keinen Schritt gegen ſie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet ſie, daß ſie ſich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grauſamkeit gehabt, Verſprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß ſie mir nicht ſchreiben, keine Nachricht von ſich geben wolle? Es iſt natürlich, es iſt wahrſcheinlich, und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn ſie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entſchließt ſie ſich nicht, warum wagt ſie es nicht, zu fliehen und ſich in meine Arme zu werfen? Sie ſollte das, denke ich manchmal, ſie könnte das. Wenn ſich etwas auf dem Vorſaale regt, ſehe ich gegen die Thüre. Sie ſoll hereintreten! denk' ich, hoff ich. Ach! und da das Mögliche unmöglich iſt, bilde ich mir ein, das Unmögliche müſſe möglich werden. Nachts wenn ich aufwache, die Lampe einen unſichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da ſollte ihre Geſtalt, ihr Geiſt, eine Ahnung von ihr, vorüberſchweben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Verſicherung hätte, ſie denke mein, ſie ſey mein.

Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne ſind wir im Traume zuſammen, und ſonderbar genug, ſeit ich andere liebenswürdige Perſonen hier in der Nachbarſchaft kennen gelernt, jetzt erſt erſcheint mir ihr Bild im Traum, als wenn ſie mir ſagen wollte: Siehe nur hin und her! du findeſt doch nichts Schöneres und Lieberes als mich. Und ſo miſcht ſich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles was mir mit ihr begegnet, ſchiebt ſich durch- und über einander. Bald unterſchreiben wir einen Contract; da iſt ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beide löſchen einander aus, beide verſchlingen ſich. Auch nicht ohne Schmerz ſind dieſe wonnevollen Gaukeleien der Phantaſie. Manchmal thut ſie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erſt, wie ſehr ich ſie liebe, indem ich über alle Beſchreibung geängſtet bin. Manchmal neckt ſie mich ganz gegen ihre Art und quält mich; aber ſogleich verändert ſich ihr Bild, ihr ſchönes, rundes himmliſches Geſichtchen verlängert ſich: es iſt eine andere. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrüttet.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, oder lächeln Sie auch! O, ich

schäme mich nicht dieser Anhänglichkeit, dieser, wenn Sie wollen, thörichten, rasenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erst was das heißt. Bisher war alles in meinem Leben nur Vorspiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis ich sie kennen lernte, bis ich sie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir, nicht gerade ins Gesicht, aber doch wohl im Rücken, den Vorwurf gemacht, ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag seyn, aber ich hatte das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will den sehen, der mich im Talente des Liebens übertrifft.

Zwar es ist ein jammervolles, ein schmerzen-, ein thränenreiches; aber ich finde es mir so natürlich, so eigen, daß ich es wohl schwerlich je wieder aufgebe.

Durch diese lebhaften, herzlichen Aeußerungen hatte sich Eduard wohl erleichtert, aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug seines wunderlichen Zustandes deutlich vor die Augen getreten, daß er, vom schmerzlichen Widerstreit überwältigt, in Thränen ausbrach, die um so reichlicher flossen, als sein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der sein rasches Naturell, seinen unerbittlichen Verstand um so weniger verläugnen konnte, als er sich durch diesen schmerzlichen Ausbruch der Leidenschaft Eduards weit von dem Ziel seiner Reise verschlagen sah, äußerte aufrichtig und derb seine Mißbilligung. Eduard — hieß es — solle sich ermannen, solle bedenken, was er seiner Manneswürde schuldig sey; solle nicht vergessen, daß dem Menschen zur höchsten Ehre gereiche im Unglück sich zu fassen, den Schmerz mit Gleichmuth und Anstand zu ertragen, um höchlich geschätzt, verehrt und als Muster aufgestellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichsten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm diese Worte hohl und nichtig vorkommen. Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden, fuhr Eduard auf, aber schämen würde er sich, wenn er einsähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld soll es geben; einen unendlichen Schmerz will der starre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja es giebt deren, wo jeder Trost niederträchtig und Verzweiflung Pflicht ist! Verschmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu schildern weiß, keineswegs, die seinigen bei schmerzlichem Drange weinen zu lassen. Selbst im Sprüchwort sagt er: Thränenreiche Männer sind gut. Verlasse mich jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen ist! Ich verwünsche die Glücklichen,

Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell
Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen
Sterblich Glücklichen
Abseits von dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest du ihn,

denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängniß noch edel geberden, um ihren Beifall zu erhalten, und damit sie ihm beim Verscheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Besuch; aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie sich im Garten, in der Gegend umsähen. Wir kommen wieder zusammen. Ich suche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden.

Mittler mochte lieber einlenken als die Unterhaltung abbrechen, die er so leicht nicht wieder anknüpfen konnte. Auch Eduarden war es ganz gemäß, das Gespräch weiter fortzusetzen, das ohnehin zu seinem Ziele abzulaufen strebte.

Freilich, sagte Eduard, hilft das Hin- und Wiederdenken, das Hin- und Wiederreden zu nichts; doch unter diesen Reden bin ich mich selbst erst gewahr worden, habe ich erst entschieden gefühlt, wozu ich mich entschließen sollte; wozu ich entschlossen bin. Ich sehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir; nur zwischen Elend und Genuß habe ich zu wählen. Bewirken Sie, bester Mann, eine Scheidung, die so nothwendig, die schon geschehen ist; schaffen Sie mir Charlottens Einwilligung. Ich will nicht weiter ausführen, warum ich glaube, daß sie zu erlangen seyn wird. Gehen Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie uns alle, machen Sie uns glücklich.

Mittler stockte. Eduard fuhr fort: Mein Schicksal und Ottiliens ist nicht zu trennen, und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; niemand sollte mehr daraus trinken; auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen, daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat.

O wehe mir, rief Mittler, was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das Schädlichste, was bei den Menschen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wir spielen mit Voraussagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und

braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.

Lassen Sie in dieser Ungewißheit des Lebens, rief Eduard, zwischen diesem Hoffen und Bangen, dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art von Leitstern, nach welchem es hinblicke, wenn es auch nicht darnach steuern kann.

Ich ließe mir's wohl gefallen, versetzte Mittler, wenn dabei nur einige Consequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch, auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet, und der Glaube für sie ganz allein lebendig.

Da sich nun Mittler sogar in die dunkeln Regionen geführt sah, in denen er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte, so nahm er den dringenden Wunsch Eduards, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in diesem Augenblicke noch entgegensetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforschen, wie es um die Frauen stehe, das war es, was ihm selbst nach seinen eignen Gesinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie sonst gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von allem was vorgefallen war: denn aus Eduards Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von seiner Seite behutsam heran, konnte es aber nicht über sich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehen auszusprechen. Wie verwundert, erstaunt und, nach seiner Gesinnung, erheitert war er daher, als Charlotte ihm, in Gefolg so manches Unerfreulichen, endlich sagte: Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß alles sich wieder geben, daß Eduard sich wieder nähern werde. Wie kann es auch wohl anders seyn, da Sie mich guter Hoffnung finden?

Versteh' ich Sie recht? fiel Mittler ein. — Vollkommen, versetzte Charlotte. — Tausendmal gesegnet sey mir diese Nachricht! rief er, die Hände zusammenschlagend. Ich kenne die Stärke dieses Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heirathen sah ich dadurch beschleunigt, befestigt, wieder hergestellt! Mehr als tausend gute Worte wirkt eine solche gute Hoffnung, die fürwahr die beste Hoffnung ist, die wir haben können. Doch, fuhr er fort, was mich betrifft, so hätte ich alle Ursache verdrießlich zu seyn. In diesem Falle, sehe ich wohl, wird meiner

Eigenliebe nicht geschmeichelt. Bei euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Kuren gelangen, die er um Gotteswillen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweise hilft sich hier die Sache von selbst, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben wären.

Charlotte verlangte nun von ihm, er solle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und sehen, was zu thun, was herzustellen sey. Er wollte das nicht eingehen. Alles ist schon gethan, rief er aus. Schreiben Sie! ein jeder Bote ist so gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden, wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünschen, ich komme zur Taufe.

Charlotte war dießmal, wie schon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor, aber seine Uebereilung war Schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.

Charlottens Bote kam zu Eduarden, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte eben so gut für Nein als für Ja entscheiden. Er wagte lange nicht ihn aufzubrechen, und wie stand er betroffen, als er das Blatt gelesen, versteinert bei folgender Stelle, womit es sich endigte.

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen du deine Gattin abenteuerlich als Liebender besuchtest, sie unwiderstehlich an dich zogst, sie als eine Geliebte, als eine Braut in die Arme schlossest. Laß uns in dieser seltsamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band unserer Verhältnisse gesorgt hat, in dem Augenblick, da das Glück unseres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden droht."

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduards vorging, würde schwer zu schildern seyn. In einem solchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushülfe. Eduard sehnte sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er sehnte sich nach dem Untergang, weil ihm das Daseyn unerträglich zu werden drohte; ja es war ihm ein Trost zu denken, daß er nicht mehr seyn werde und eben dadurch seine Geliebten, seine Freunde glücklich machen könne.

Niemand stellte seinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er seinen Entschluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten setzte er sein Testament auf: es war ihm eine süße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen zu können. Für Charlotten, für das Ungeborne, für den Hauptmann, für seine Dienerschaft war gesorgt. Der wieder ausgebrochene Krieg begünstigte sein Vorhaben. Militärische Halbheiten hatten ihm in seiner Jugend viel zu schaffen gemacht, er hatte deßwegen den Dienst verlassen; nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er sich sagen konnte: Unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß.

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betroffen wie Eduard, und mehr, ging in sich zurück. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Hoffen konnte sie nicht und wünschen durfte sie nicht. Ein Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir einiges mitzutheilen gedenken.

Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft, was wir in der Epopöe als Kunstgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren sich entfernen, verbergen, sich der Unthätigkeit hingeben, gleich sodann schon ein zweiter, dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt und, indem er seine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerksamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preises würdig erscheint.

So zeigte sich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduards jener Architekt täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung so manches Unternehmens allein abhing, wobei er sich genau, verständig und thätig erwies, und zugleich den Damen auf mancherlei Art beistand und in stillen langwierigen Stunden sie zu unterhalten wußte. Schon sein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, schlank, eher ein wenig zu groß, bescheiden, ohne ängstlich, zutraulich, ohne zudringend zu seyn. Freudig übernahm er jede Sorge und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, so war ihm bald das ganze Hauswesen kein Geheimniß, und überallhin verbreitete sich sein günstiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen und er wußte einen unerwarteten Besuch entweder abzulehnen, oder die Frauen wenigstens dergestalt darauf vorzubereiten, daß ihnen keine Unbequemlichkeit daraus entsprang.

Unter andern gab ihm eines Tags ein junger Rechtsgelehrter viel zu schaffen, der, von einem benachbarten Edelmann gesendet, eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von keiner sonderlichen Bedeutung, Charlotten dennoch innig berührte. Wir müssen dieses Vorfalls gedenken, weil er verschiedenen Dingen einen Anstoß gab, die sonst vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pförtchen führte, war das übrige alles mit verschiedenen Arten Klee besät, der auf das schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besät werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit seiner Baucis vor der Hinterthür ruhend, statt der holprigen Grabstätten einen schönen, bunten Teppich vor sich sah, der noch überdieß seinem Haushalt zu gute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen.

Allein deßungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht: denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben sey, aber nicht wo er begraben sey, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie viele behaupteten.

Von eben solcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgesendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung, unter welcher dieses bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberin dieser Veränderung, wollte den jungen Mann selbst sprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzuvorlaut, seine und seines Principals Gründe darlegte und der Gesellschaft manches zu denken gab.

Sie sehen, sprach er, nach einem kurzen Eingang, in welchem er seine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte, Sie sehen, daß dem Geringsten

wie dem Höchſten daran gelegen iſt, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmſten Landmann, der ein Kind begräbt, iſt es eine Art von Troſt, ein ſchwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu ſtellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigſtens das Andenken ſo lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein ſolches Merkzeichen, wie die Trauer ſelbſt, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln dieſe Kreuze in eiſerne, befeſtigen und ſchützen ſie auf mancherlei Weiſe, und hier iſt ſchon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch dieſe endlich ſinken und unſcheinbar werden, ſo haben Begüterte nichts angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verſpricht und von den Nachkommen erneut und aufgefriſcht werden kann. Aber dieſer Stein iſt es nicht, der uns anzieht, ſondern das darunter enthaltene, das daneben der Erde vertraute. Es iſt nicht ſowohl vom Andenken die Rede, als von der Perſon ſelbſt, nicht von der Erinnerung, ſondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeſchiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal: denn dieſes iſt für ſich eigentlich nur wenig; aber um daſſelbe her ſollen ſich, wie um einen Markſtein, Gatten, Verwandte, Freunde, ſelbſt nach ihrem Hinſcheiden, noch verſammeln, und der Lebende ſoll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite ſeiner geliebten Ruhenden abzuweiſen und zu entfernen. Ich halte deßwegen dafür, daß mein Principal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dieß iſt noch billig genug: denn die Glieder der Familie ſind auf eine Weiſe verletzt, wofür gar kein Erſatz zu denken iſt. Sie ſollen das ſchmerzlich ſüße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröſtliche Hoffnung, dereinſt unmittelbar neben ihnen zu ruhen.

Die Sache iſt nicht von der Bedeutung, verſetzte Charlotte, daß man ſich deßhalb durch einen Rechtshandel beunruhigen ſollte. Meine Anſtalt reut mich ſo wenig, daß ich die Kirche gern wegen deſſen, was ihr entgeht, entſchädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit, wenigſtens nach dem Tode, ſcheint mir beruhigender als dieſes eigenſinnige, ſtarre Fortſetzen unſerer Perſönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältniſſe. Und was ſagen Sie hierzu? richtete ſie ihre Frage an den Architekten.

Ich möchte, verſetzte dieſer, in einer ſolchen Sache weder ſtreiten, noch den Ausſchlag geben. Laſſen Sie mich das, was meiner Kunſt, meiner Denkweiſe am nächſten liegt, beſcheidentlich äußern. Seitdem wir nicht mehr ſo glücklich ſind, die Reſte eines geliebten Gegenſtandes eingeurnt an unſere Bruſt zu drücken, da wir weder reich noch heiter genug ſind, ſie unverſehrt in großen, wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren; ja, da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unſrigen finden, ſondern hinaus ins Freie gewieſen ſind: ſo haben wir alle Urſache, die Art und Weiſe, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweiſe neben einander liegen, ſo ruhen ſie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen ſoll, ſo finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entſtandenen, nach und nach zuſammenſinkenden Hügel ungeſäumt vergleiche, und ſo die Decke, indem alle ſie tragen, einem jeden leichter gemacht werde.

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas, das der Erinnerung entgegenkäme, ſollte das alles ſo vorübergehen? verſetzte Ottilie.

Keineswegs! fuhr der Architekt fort, nicht vom Andenken, nur vom Platze ſoll man ſich losſagen. Der Baukünſtler, der Bildhauer ſind höchlich intereſſirt, daß der Menſch von ihnen, von ihrer Kunſt, von ihrer Hand, eine Dauer ſeines Daſeyns erwarte; und deßwegen wünſchte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgeſäet, ſondern an einem Orte aufgeſtellt, wo ſie ſich Dauer verſprechen können. Da ſelbſt die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen perſönlich zu ruhen, ſo ſtelle man wenigſtens dort, oder in ſchönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkſchriften auf. Es giebt tauſenderlei Formen, die man ihnen vorſchreiben, tauſenderlei Zierrathen, womit man ſie ausſchmücken kann.

Wenn die Künſtler ſo reich ſind, verſetzte Charlotte, ſo ſagen Sie mir doch, wie kann man ſich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgeſtutzten Säule und eines Aſchenkrugs herausfinden? Anſtatt der tauſend Erfindungen, deren Sie ſich rühmen, habe ich nur immer tauſend Wiederholungen geſehen.

Das iſt wohl bei uns ſo, entgegnete ihr der Architekt, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Empfindung und der ſchicklichen

Den Blumen-ſingenden
Honig-lallenden
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder raſſelten
Rad an Rad raſch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitſchenknall,
Und ſich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg' herab
Kieſelwetter ins Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliſche Macht!
Nur ſo viel Gluth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Seefahrt.

Lange Tag und Nächte ſtand mein Schiff befrachtet;
Günſt'ger Winde harrend ſaß, mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,

Anwendung eine eigne Sache seyn. Besonders hat es in diesem Falle manche Schwierigkeit, einen ernsten Gegenstand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses giebt mehr als irgend etwas anderes einen Begriff von dem was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten: nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht seyn, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen und eine solche Maske auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande, sie völlig wiederzubeleben!

Sie haben, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, versetzte Charlotte, dieß Gespräch ganz zu meinen Gunsten gelenkt. Das Bild eines Menschen ist doch wohl unabhängig; überall wo es steht, steht es für sich und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabstätte bezeichne. Aber soll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? Selbst gegen die Bildnisse habe ich eine Art von Abneigung: denn sie scheinen mir immer einen stillen Vorwurf zu machen; sie deuten auf etwas Entferntes, Abgeschiedenes und erinnern mich, wie schwer es sey, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Gereisten, ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen. Und leider ereignet sich dieß nicht bloß mit den Vorübergehenden. Gesellschaften und Familien betragen sich so gegen ihre liebsten Glieder, Städte gegen ihre würdigsten Bürger, Völker gegen ihre trefflichsten Fürsten, Nationen gegen ihre vorzüglichsten Menschen.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde geantwortet: Weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der andern; es ist meist nur ein selbstischer

Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Zweites Capitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu dessen Verzierung und Erheiterung der Architekt manchen glücklichen Vorschlag that. Allein auch auf die Kirche sollte sich seine Sorgfalt erstrecken, auf ein Gebäude, das gleich anfänglich seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte.

Diese Kirche stand seit mehreren Jahrhunderten, nach deutscher Art und Kunst, in guten Maßen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeister eines benachbarten Klosters mit Einsicht und Neigung sich auch an diesem kleineren Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernst und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum protestantischen Gottesdienste ihm etwas von seiner Ruhe und Majestät genommen hatte.

Dem Architekten fiel es nicht schwer, sich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere sowohl als das Innere im alterthümlichen Sinne herzustellen und mit dem davor liegenden Auferstehungsfelde zur Uebereinstimmung zu bringen gedachte. Er hatte selbst viel Handgeschick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beschäftigt waren, wollte man gern so lange beibehalten, bis auch dieses fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit allen Umgebungen und Angebäuden zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Vergnügen des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitencapelle von noch geistreichern und leichtern Maßen, von noch gefälligern und fleißigern Zierrathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnitzten und gemalten Rest jenes älteren Gottesdienstes, der mit mancherlei Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigene Weise zu feiern wußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Capelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein

Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wiederherzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht, und freute sich dabei sein malerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen fürs Erste ein Geheimniß davon.

Vor allem andern zeigte er versprechenermaßen den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin sich nähernden Dingen, und als man im Gespräch auf die einfachern Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten, ernsten Dinge durch seine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kästchen eines Modehändlers, hinblickte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistentheils deutschen Ursprungs: Bracteaten, Dickmünzen, Siegel und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs, so mußte man sich beinahe selbst fragen, ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sey, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet, that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrissene Figuren, die aber, weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur das reinste Daseyn hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Gebärden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, alle schienen

selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das Gemeinste was geschah hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wohl die meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlornen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall, sich unter ihres Gleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerstehen können, als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urbilder, die Räume zwischen den Spitzbogen der Capelle auszumalen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth: denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einsehen, daß sein Aufenthalt in so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit von demjenigen was Ottilie sich daraus in ihren Heften angemerkt, einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schicklichern Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das sich uns beim Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören. Eben so zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz besonders eigen und für sie von Bedeutung. Selbst jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle giebt davon das entschiedenste Zeugniß.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Neben denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das

Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen verſammelt werden, iſt ein ſo herzlicher Ausdruck."

„Es giebt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeſchiedene näher bringen. Keins iſt von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, ſelbſt wenn es unähnlich iſt, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, ſich mit einem Freunde zu ſtreiten. Man fühlt auf eine angenehme Weiſe, daß man zu zweien iſt und doch nicht aus einander kann."

„Man unterhält ſich manchmal mit einem gegenwärtigen Menſchen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu ſprechen, uns nicht anzuſehen, ſich nicht mit uns zu beſchäftigen: wir ſehen ihn; wir fühlen unſer Verhältniß zu ihm; ja ſogar unſere Verhältniſſe zu ihm können wachſen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er ſich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält."

„Man iſt niemals mit einem Porträt zufrieden von Perſonen die man kennt. Deßwegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt ſo ſelten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von dieſen fordert man's. Sie ſollen einem jeden ſein Verhältniß zu den Perſonen, ſeine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; ſie ſollen nicht bloß darſtellen, wie ſie einen Menſchen faſſen, ſondern wie jeder ihn faſſen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn ſolche Künſtler nach und nach verſtockt, gleichgültig und eigenſinnig werden. Daraus möchte denn entſtehen was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen ſo mancher lieben und theuren Menſchen entbehren müßte."

„Es iſt wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Geräthſchaften, die nebſt dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felſenſtücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorſorge des Menſchen ſey für die Erhaltung ſeiner Perſönlichkeit nach dem Tode. Und ſo widerſprechend ſind wir! Der Architekt geſteht, ſelbſt ſolche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt dennoch fort ſich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beſchäftigen."

„Warum ſoll man es aber ſo ſtreng nehmen? Iſt denn alles was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreiſen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum ſollten wir nicht wünſchen, neben den Unſrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre!"

„Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Daseyn verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Drittes Capitel.

Es ist eine so angenehme Empfindung sich mit etwas zu beschäftigen, was man nur halb kann, daß niemand den Dilettanten schelten sollte, wenn er sich mit einer Kunst abgiebt, die er nie lernen wird, noch den Künstler tadeln dürfte, wenn er, über die Gränze seiner Kunst hinaus, in einem benachbarten Felde sich zu ergehen Lust hat.

Mit so billigen Gesinnungen betrachten wir die Anstalten des Architekten zum Ausmalen der Capelle. Die Farben waren bereitet, die Maße genommen, die Cartone gezeichnet; allen Anspruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt sich an seine Umrisse: nur die sitzenden und schwebenden Figuren geschickt auszutheilen, den Raum damit geschmackvoll auszuzieren, war seine Sorge.

Das Gerüste stand, die Arbeit ging vorwärts, und da schon einiges was in die Augen fiel, erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider seyn, daß Charlotte mit Ottilien ihn besuchte. Die lebendigen Engelsgesichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr stilles frommes Wesen das Gemüth zur Sammlung berief und eine sehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Gerüst gestiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemessen leicht und bequem das alles zuging, als sich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln schien, sie nach Farbe und Pinsel griff und auf erhaltene Anweisung ein faltenreiches Gewand mit so viel Reinlichkeit als Geschicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern sah, wenn Ottilie sich auf irgend eine Weise beschäftigte und zerstreute, ließ die beiden gewähren und ging, um ihren

eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie niemand mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, das die Entwicklung dieser Empfängniß abwarten muß, und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefaßt und ernst als zutraulich und liebevoll, geantwortet. Kurz darauf war Eduard verschwunden, und seine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen; bis sie endlich von ungefähr seinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter denen, die sich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt wurde. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte, sie erfuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein sie überzeugte sich zugleich, daß er größere aufsuchen würde, und sie konnte sich daraus nur allzusehr deuten, daß er in jedem Sinne schwerlich vom Aeußersten würde zurückzuhalten seyn. Sie trug diese Sorgen für sich allein immer in Gedanken, und mochte sie hin und wieder legen wie sie wollte, so konnte sie doch bei keiner Ansicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alle dem nichts ahnend, hatte indessen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt, und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun ging es rasch weiter, und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Uebung gewannen Ottilie und der Architekt bei den letzten Bildern mehr Freiheit, sie wurden zusehends besser. Auch die Gesichter, welche dem Architekten zu malen allein überlassen war, zeigten nach und nach eine ganz besondere Eigenschaft: sie fingen sämmtlich an Ottilien zu gleichen. Die Nähe des schönen Kindes mußte wohl in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künstlerische Physiognomie vorgefaßt hatte, einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach, auf dem Wege vom Auge zur Hand, nichts verloren ging, ja daß beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug,

eins der letzten Geſichtchen glückte vollkommen, ſo daß es ſchien, als wenn Ottilie ſelbſt aus den himmliſchen Räumen heruntersähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man ſich vorgenommen einfach zu laſſen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künſtlichen bildhaueriſchen Zierrathen ſollten ſich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in ſolchen Dingen immer eins zum andern führt, ſo wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beſchloſſen, welche Himmel und Erde gleichſam zuſammenknüpfen ſollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die ſchönſten Muſter, und obſchon die Kränze ſehr reich ausgeſtattet wurden, ſo kam man doch früher als man gedacht hatte, damit zu Stande.

Noch ſah aber alles wüſte und roh aus. Die Gerüſte waren durch einander geſchoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergoſſene Farben noch mehr verunſtaltet. Der Architekt erbat ſich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit laſſen und bis dahin die Capelle nicht betreten möchten. Endlich erſuchte er ſie, an einem ſchönen Abende ſich beiderſeits dahin zu verfügen; doch wünſchte er ſie nicht begleiten zu dürfen und empfahl ſich ſogleich.

Was er uns auch für eine Ueberraſchung zugedacht haben mag, ſagte Charlotte, als er weggegangen war, ſo habe ich doch gegenwärtig keine Luſt hinunterzugehen. Du nimmſt es wohl allein über dich und giebſt mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erſt in deiner Beſchreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen.

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte ſich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied und beſonders nicht überraſcht ſeyn wollte, begab ſich ſogleich allein auf den Weg und ſah ſich unwillkürlich nach dem Architekten um, der aber nirgends erſchien und ſich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die ſie offen fand. Dieſe war ſchon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Capelle, deren ſchwere, mit Erz beſchlagene Laſt ſich leicht vor ihr aufthat und ſie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraſchte.

Durch das einzige hohe Fenſter fiel ein ernſtes, buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläſern anmuthig zuſammengeſetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen

Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Zierde des Fußbodens erhöht, der aus besonders geformten, nach einem schönen Muster gelegten, durch eine gegossene Gypsfläche verbundenen Ziegelsteinen bestand. Diese sowohl als die farbigen Scheiben hatte der Architekt heimlich bereiten lassen, und konnte nun in kurzer Zeit alles zusammenfügen. Auch für Ruheplätze war gesorgt. Es hatten sich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige schön geschnitzte Chorstühle vorgefunden, die nun, gar schicklich an den Wänden angebracht, umherstanden.

Ottilie freute sich der bekannten, ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie stand, ging hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dieß alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte, und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Ottilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse.

Sie verbarg sich nicht, in welche sonderbare Epoche diese Ueberraschung gefallen sey. Es war der Abend vor Eduards Geburtstage. Diesen hatte sie freilich ganz anders zu feiern gehofft: wie sollte nicht alles zu diesem Feste geschmückt seyn? Aber nunmehr stand der ganze herbstliche Blumenreichthum ungepflückt. Diese Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel; diese Astern sahen noch immer still bescheiden vor sich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muster gedient einen Ort auszuschmücken, der, wenn er nicht bloß eine Künstlergrille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden sollte, nur zu einer gemeinsamen Grabstätte geeignet schien.

Sie mußte sich dabei der geräuschvollen Geschäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfest gefeiert, sie mußte des neugerichteten Hauses gedenken, unter dessen Decke man sich so viel Freundliches versprach. Ja das Feuerwerk rauschte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einsamer sie war, desto mehr vor der Einbildungskraft; aber sie fühlte sich auch nur um desto mehr allein. Sie lehnte sich nicht mehr auf seinen Arm und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künstlers muß ich aufzeichnen: Wie am Handwerker, so am bildenden Künstler kann man auf das deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich das am wenigsten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest, worin sie ausgebrütet worden."

„Der Baukünstler vor allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß! Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Gränze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, so wie der Goldschmied die Monstranz nur von ferne anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeister mit dem Schlüssel des Palastes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgestattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? Und wie sehr mußte die Kunst sich selbst befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen gestimmt war!"

„Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem neuen der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm ein Willkommen. Gestern, als ich in der Capelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannst du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in dich gekehrt sitzen bleiben, lange lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufständest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung und jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe."

„Man mag sich stellen wie man will, und man denkt sich immer sehend. Ich glaube, der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu

Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffsmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor seinem starren Wüthen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

ſehen. Es könnte wohl ſeyn, daß das innere Licht einmal aus uns herauströte, ſo daß wir keines andern mehr bedürften."

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener ſchlanken Bäume ſcheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, ſo wie uns der Tactſchlag des Dreſchers den Gedanken erweckt, daß in der abgeſichelten Aehre ſo viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt."

Viertes Capitel.

Wie ſeltſam mußte, nach ſolchen Ereigniſſen, nach dieſem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinſchwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard ſich dem wechſelnden Kriegsglück überliefert habe. Es entging ihr, leider! keine von den Betrachtungen, die ſie dabei zu machen Urſache hatte. Glücklicherweiſe kann der Menſch nur einen gewiſſen Grad des Unglücks faſſen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, ſich einander wechſelſeitig aufheben und in eine dunkle Fühlloſigkeit verlieren. Wie könnten wir ſonſt die entfernten Geliebteſten in ſtündlicher Gefahr wiſſen und dennoch unſer tägliches, gewöhnliches Leben immer ſo forttreiben!

Es war daher als wenn ein guter Geiſt für Ottilien geſorgt hätte, indem er auf einmal in dieſe Stille, in der ſie einſam und unbeſchäftigt zu verſinken ſchien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu ſchaffen gab und ſie aus ſich ſelbſt führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Penſion in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hauſe ihrer Tante ſich von zahlreicher Geſellſchaft umgeben geſehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte und ein junger, ſehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, ſie zu beſitzen. Sein anſehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beſte jeder Art ſein eigen zu nennen, und es ſchien ihm nichts weiter abzugehen, als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt ſo wie um das Übrige zu beneiden hätte.

Diese Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correspondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten; deßwegen auch Ottilie mehr als sonst in der letzten Zeit allein blieb. Diese wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hause hatte sie deßhalb die nöthigsten Vorkehrungen getroffen; allein so nahe stellte man sich den Besuch nicht vor. Man wollte vorher noch schreiben, abreden, näher bestimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; man glaubte schon eine doppelte und dreifache Herrschaft im Hause zu haben; aber nun erschienen erst die Gäste selbst, die Großtante mit Lucianen und einigen Freundinnen, der Bräutigam, gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Sachen, Mantelsäcke und anderer lederner Gehäuse. Mit Mühe sonderte man die vielen Kästchen und Futterale auseinander. Des Gepäckes und Geschleppes war kein Ende. Dazwischen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entstand. Diesem ungestümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geschick erschien im schönsten Glanze: denn sie hatte in kurzer Zeit alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, jedermann nach seiner Art bequem, und glaubte gut bedient zu seyn, weil er nicht gehindert war sich selbst zu bedienen.

Nun hätten alle gern, nach einer höchst beschwerlichen Reise, einige Ruhe genossen; der Bräutigam hätte sich seiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr seine Liebe, seinen guten Willen zu betheuern; aber Luciane konnte nicht rasten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd besteigen zu dürfen. Der Bräutigam hatte schöne Pferde, und sogleich mußte man aufsitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht in Anschlag; es war als wenn man nur lebte, um naß zu werden und sich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, so fragte sie nicht, was für Kleider sie anhatte und wie sie beschuht war: sie mußte die Anlagen besichtigen, von denen sie vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geschehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte sie alles gesehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Wesens war ihr nicht leicht zu widersprechen. Die Gesellschaft hatte manches zu leiden, am meisten aber die Kammermädchen,

die mit Waschen und Bügeln, Auftrennen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte sie das Haus und die Gegend erschöpft, als sie sich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarschaft Besuch abzulegen. Weil man sehr schnell ritt und fuhr, so reichte die Nachbarschaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbesuchen überschwemmt und, damit man sich ja nicht verfehlen möchte, wurden bald bestimmte Tage angesetzt.

Indessen Charlotte mit der Tante und dem Geschäftsträger des Bräutigams die innern Verhältnisse festzustellen bemüht war und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu sorgen wußte, daß es an nichts bei so großem Zudrang fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fischer und Krämer in Bewegung gesetzt wurden, zeigte sich Luciane immer wie ein brennender Kometenkern, der einen langen Schweif nach sich zieht. Die gewöhnlichen Besuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unschmackhaft. Kaum daß sie den ältesten Personen eine Ruhe am Spieltisch gönnte; wer noch einigermaßen beweglich war — und wer ließ sich nicht durch ihre reizenden Zudringlichkeiten in Bewegung setzen? — mußte herbei, wo nicht zum Tanze, doch zum lebhaften Pfand-, Straf- und Vexirspiel. Und obgleich das alles, so wie hernach die Pfänderlösung, auf sie selbst berechnet war, so ging doch von der andern Seite niemand, besonders kein Mann, er mochte von einer Art seyn von welcher er wollte, ganz leer aus; ja es glückte ihr, einige ältere Personen von Bedeutung ganz für sich zu gewinnen, indem sie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgeforscht hatte und besonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eigenes Geschick zu Statten, so daß, indem alle sich begünstigt sahen, jeder sich für den am meisten Begünstigten hielt, eine Schwachheit, deren sich sogar der Aelteste in der Gesellschaft am allermerklichsten schuldig machte.

Schien es bei ihr Plan zu seyn, Männer, die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden, wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben, so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz: jeder hatte seinen Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn zu entzücken und zu fesseln wußte. So hatte sie den Architekten schon bald ins Auge gefaßt, der jedoch aus seinem schwarzen langlockigen Haar so unbefangen herausah,

so gerad und ruhig in der Entfernung stand, auf alle Fragen kurz und verständig antwortete, sich aber auf nichts weiter einzulassen geneigt schien, daß sie sich endlich einmal, halb unwillig, halb listig, entschloß, ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umsonst hatte sie so vieles Gepäcke mitgebracht, ja es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte sich auf eine unendliche Abwechselung in Kleidern vorgesehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, sich des Tages drei-, viermal anzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Gesellschaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechseln, so erschien sie dazwischen wohl auch noch manchmal im wirklichen Maskenkleid, als Bäuerin und Fischerin, als Fee und Blumenmädchen. Sie verschmähte nicht, sich als alte Frau zu verkleiden, um desto frischer ihr junges Gesicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte sie dadurch das Gegenwärtige und das Eingebildete dergestalt, daß man sich mit der Saalnixe verwandt und verschwägert zu seyn glaubte. Wozu sie aber diese Verkleidungen hauptsächlich benutzte, waren pantomimische Stellungen und Tänze, in denen sie verschiedene Charaktere auszudrücken gewandt war. Ein Cavalier aus ihrem Gefolge hatte sich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Gebärden mit der nöthigen Musik zu begleiten; es bedurfte nur einer kurzen Abrede, und sie waren sogleich in Einstimmung.

Eines Tages, als man sie, bei der Pause eines lebhaften Balls, auf ihren eigenen heimlichen Antrieb, gleichsam aus dem Stegreife zu einer solchen Darstellung aufgefordert hatte, schien sie verlegen und überrascht und ließ sich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte sich unentschlossen, ließ die Wahl, bat wie ein Improvisator um einen Gegenstand, bis endlich jener Clavier spielende Gehülfe, mit dem es abgeredet seyn mochte, sich an den Flügel setzte, einen Trauermarsch zu spielen anfing und sie aufforderte, jene Artemisia zu geben, welche sie so vortrefflich einstudirt habe. Sie ließ sich erbitten, und nach einer kurzen Abwesenheit erschien sie, bei den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarsches, in Gestalt der königlichen Wittwe, mit gemessenem Schritt, einen Aschenkrug vor sich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große schwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugeschnittes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem sie etwas ins Ohr sagte,

ging sogleich den Architekten aufzufordern, zu nöthigen und gewissermaßen herbeizuschieben, daß er als Baumeister das Grab des Mausolus zeichnen und also keineswegs einen Statisten, sondern einen ernstlich Mitspielenden vorstellen sollte. Wie verlegen der Architekt auch äußerlich erschien — denn er machte in seiner ganz schwarzen, knappen, modernen Civilgestalt einen wunderlichen Contrast mit jenen Flören, Creppen, Fransen, Schmelzen, Quasten und Kronen — so faßte er sich doch gleich innerlich: allein um so wunderlicher war es anzusehen. Mit dem größten Ernst stellte er sich vor die große Tafel, die von ein paar Pagen gehalten wurde und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem longobardischen als einem karischen König wäre gemäß gewesen, aber doch in so schönen Verhältnissen, so ernst in seinen Theilen, so geistreich in seinen Zierrathen, daß man es mit Vergnügen entstehen sah und als es fertig war, bewunderte.

Er hatte sich in diesem ganzen Zeitraum fast nicht gegen die Königin gewendet, sondern seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit gewidmet. Endlich, als er sich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt sie ihm noch die Urne hin und bezeichnete das Verlangen, diese oben auf dem Gipfel abgebildet zu sehen. Er that es, obgleich ungern, weil sie zu dem Charakter seines übrigen Entwurfs nicht passen wollte. Was Lucianen betraf, so war sie endlich von ihrer Ungeduld erlöst: denn ihre Absicht war keineswegs eine gewissenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hinskizzirt, was etwa einem Monument ähnlich gesehen, und sich die übrige Zeit mit ihr abgegeben, so wäre das wohl dem Endzweck und ihren Wünschen gemäßer gewesen. Bei seinem Benehmen dagegen kam sie in die größte Verlegenheit: denn ob sie gleich in ihrem Schmerz, ihren Anordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nach und nach Entstehende, ziemlich abzuwechseln suchte und sie ihn einigemale beinahe herumzerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen, so erwies er sich doch gar zu steif, dergestalt, daß sie allzuoft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, sie an ihr Herz drücken und zum Himmel schauen mußte, ja zuletzt, weil sich doch dergleichen Situationen immer steigern, mehr einer Wittwe von Ephesus als einer Königin von Karien ähnlich sah. Die Vorstellung zog sich daher in die Länge; der Clavierspieler, der sonst Geduld genug hatte, wußte nicht mehr, in welchen Ton

er ausweichen ſollte. Er dankte Gott, als er die Urne auf der Pyramide ſtehen ſah und fiel unwillkürlich, als die Königin ihren Dank ausdrücken wollte, in ein luſtiges Thema; wodurch die Vorſtellung zwar ihren Charakter verlor, die Geſellſchaft jedoch völlig aufgeheitert wurde, die ſich denn ſogleich theilte, der Dame für ihren vortrefflichen Ausdruck und dem Architekten für ſeine künſtliche und zierliche Zeichnung eine freudige Bewunderung zu beweiſen.

Beſonders der Bräutigam unterhielt ſich mit dem Architekten. Es thut mir leid, ſagte jener, daß die Zeichnung ſo vergänglich iſt. Sie erlauben wenigſtens, daß ich ſie mir auf mein Zimmer bringen laſſe und mich mit Ihnen darüber unterhalte. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſagte der Architekt, ſo kann ich Ihnen ſorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieſes nur ein zufälliger, flüchtiger Entwurf iſt.

Ottilie ſtand nicht fern und trat zu den beiden. Verſäumen Sie nicht, ſagte ſie zum Architekten, den Herrn Baron gelegentlich Ihre Sammlung ſehen zu laſſen: er iſt ein Freund der Kunſt und des Alterthums; ich wünſche, daß Sie ſich näher kennen lernen.

Luciane kam herbeigefahren und fragte: Wovon iſt die Rede?

Von einer Sammlung Kunſtwerke, antwortete der Baron, welche dieſer Herr beſitzt und die er uns gelegentlich zeigen will.

Er mag ſie nur gleich bringen, rief Luciane. Nicht wahr, Sie bringen ſie gleich, ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, indem ſie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht ſeyn, verſetzte der Architekt.

Was! rief Luciane gebieteriſch, Sie wollen dem Befehl Ihrer Königin nicht gehorchen? Dann legte ſie ſich auf ein neckiſches Bitten.

Sey'n Sie nicht eigenſinnig! ſagte Ottilie halb leiſe.

Der Architekt entfernte ſich mit einer Beugung; ſie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane ſich mit einem Windſpiel im Saal herumjagte. Ach! rief ſie aus, indem ſie zufällig an ihre Mutter ſtieß, wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen; es iſt aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieſes Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen laſſen, es ſoll mir jemand hin ihn zu holen. Wenn ich nur

sein Bildniß sehen könnte, so wäre ich schon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen lassen und er soll mir nicht von der Seite kommen.

Vielleicht kann ich dich trösten, versetzte Charlotte, wenn ich dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichsten Affenbilder kommen lasse. Luciane schrie vor Freuden laut auf, und der Foliobband wurde gebracht. Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten, abscheulichen Geschöpfe machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich, bei einem jeden dieser Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menschen zu finden. Sieht der nicht aus wie der Onkel? rief sie unbarmherzig, der wie der Galanteriehändler M., der wie der Pfarrer S., und dieser ist der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde sind doch die Affen die eigentlichen Incroyables und es ist unbegreiflich, wie man sie aus der besten Gesellschaft ausschließen mag.

Sie sagte das in der besten Gesellschaft, doch niemand nahm es ihr übel. Man war so gewohnt ihrer Anmuth vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart alles erlaubte.

Ottilie unterhielt sich indessen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architekten, dessen ernstere, geschmackvollere Sammlungen die Gesellschaft von diesem Affenwesen befreien sollten. In dieser Erwartung hatte sie sich mit dem Baron besprochen und ihn auf manches aufmerksam gemacht. Allein der Architekt blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er sich unter der Gesellschaft, ohne etwas mitzubringen und ohne zu thun, als ob von etwas die Frage gewesen wäre. Ottilie ward einen Augenblick — wie soll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; sie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, sie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach seinem Sinne, der bei seiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden schien.

Die Affen mußten einer Collation Platz machen. Gesellige Spiele, ja sogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloses Herumsitzen und Wiederaufjagen einer schon gesunkenen Lust dauerten dießmal, wie sonst auch, weit über Mitternacht: denn schon hatte sich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht ins Bette gelangen zu können.

Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben

wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entſtanden ſeyn können, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß man ihr irgend einen Heft mitgetheilt, aus dem ſie ſich, was ihr gemüthlich war, ausgeſchrieben. Manches eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wohl zu erkennen ſeyn.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken ſo gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was ſich in ihr hin und her bewegt, durch ſtille Wünſche ſo gern zu unſern Gunſten heranleiten möchten.“

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Geſellſchaft, ohne zu denken, der Zufall, der ſo viele zuſammenbringt, ſolle uns auch unſere Freunde herbeiführen.“

„Man mag noch ſo eingezogen leben, ſo wird man, ehe man ſich's verſieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.“

„Begegnet uns jemand, der uns Dank ſchuldig iſt, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank ſchuldig ſind, ohne daran zu denken!“

„Sich mitzutheilen iſt Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, iſt Bildung.“

„Niemand würde viel in Geſellſchaften ſprechen, wenn er ſich bewußt wäre, wie oft er die andern mißverſteht.“

„Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum ſo ſehr, weil man ſie nicht verſtanden hat.“

„Wer vor andern lange allein ſpricht, ohne den Zuhörern zu ſchmeicheln, erregt Widerwillen.“

„Jedes ausgeſprochene Wort erregt den Gegenſinn.“

„Widerſpruch und Schmeichelei machen beide ein ſchlechtes Geſpräch.“

„Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.“

„Durch nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter, als durch das was ſie lächerlich finden.“

„Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Contraſt, der auf eine unſchädliche Weiſe für die Sinne in Verbindung gebracht wird.“

„Der ſinnliche Menſch lacht oft wo nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein inneres Behagen kommt zum Vorſchein.“

„Der Verſtändige findet faſt alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts.“

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es iſt das einzige Mittel, verſetzte er, ſich zu verjüngen und das will doch jedermann.“

„Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll.“

„Gewiſſe Mängel ſind nothwendig zum Daſeyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm ſeyn, wenn alte Freunde gewiſſe Eigenheiten ablegten.“

„Man ſagt: Er ſtirbt bald, wenn einer etwas gegen ſeine Art und Weiſe thut.“

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche, die den andern eher ſchmeicheln als ſie verletzen.“

„Die Leidenſchaften ſind Mängel oder Tugenden, nur geſteigerte.“

„Unſre Leidenſchaften ſind wahre Phönixe: wie der alte verbrennt, ſteigt der neue ſogleich wieder aus der Aſche hervor.“

„Große Leidenſchaften ſind Krankheiten ohne Hoffnung. Was ſie heilen könnte, machte ſie erſt recht gefährlich.“

„Die Leidenſchaft erhöht und mildert ſich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelſtraße vielleicht wünſchenswerther als im Vertrauen und Verſchweigen gegen die, die wir lieben.“

Fünftes Capitel.

So peitſchte Luciane den Lebensrauſch im geſelligen Strudel immer vor ſich her. Ihr Hofſtaat vermehrte ſich täglich, theils weil ihr Treiben ſo manchen anregte und anzog, theils weil ſie ſich andere durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte. Mittheilend war ſie im höchſten Grade: denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams ſo viel Schönes und Köſtliches auf einmal zugefloſſen war, ſo ſchien ſie nichts Eigenes zu beſitzen und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die ſich um ſie gehäuft hatten. So zauderte ſie nicht einen Augenblick einen koſtbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet ſchien, und ſie

that das auf eine ſo neckiſche, geſchickte Weiſe, daß niemand eine ſolche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofſtaat hatte ſtets eine Börſe und den Auftrag, in den Orten, wo ſie einkehrten, ſich nach den Aelteſten und Kränkſten zu erkundigen, und ihren Zuſtand wenigſtens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entſtand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortrefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ware, weil er allzuviel läſtige Nothleidende an ſie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte ſie ſo ſehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes, gutes, beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Geſellſchaft floh, weil er, übrigens ſchön und wohlgebildet, ſeine rechte Hand, obgleich rühmlich, in der Schlacht verloren hatte. Dieſe Verſtümmelung erregte ihm einen ſolchen Mißmuth; es war ihm ſo verdrießlich, daß jede neue Bekanntſchaft ſich auch immer mit ſeinem Unfall bekannt machen ſollte, daß er ſich lieber verſteckte, ſich dem Leſen und andern Studien ergab und ein- für allemal mit der Geſellſchaft nichts wollte zu ſchaffen haben.

Das Daſeyn dieſes jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbei, erſt in kleiner Geſellſchaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm ſich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen andern, beſonders wußte ſie durch zudringliche Dienſtfertigkeit ihm ſeinen Verluſt werth zu machen, indem ſie geſchäftig war ihn zu erſetzen. Bei Tafel mußte er neben ihr ſeinen Platz nehmen, ſie ſchnitt ihm vor, ſo daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarſchaft weg, ſo erſtreckte ſie ihre Aufmerkſamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten das erſetzen, was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte ſie ihn auf, mit der linken Hand zu ſchreiben: er mußte alle ſeine Verſuche an ſie richten, und ſo ſtand ſie, entfernt oder nahe, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht wie ihm geworden war, und wirklich fing er von dieſem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht ſollte man denken, ein ſolches Betragen wäre dem Bräutigam mißfällig geweſen; allein es fand ſich das Gegentheil. Er rechnete ihr dieſe Bemühungen zu großem Verdienſt an, und war um ſo mehr darüber ganz ruhig, als er ihre faſt übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch ſie alles was im mindeſten verfänglich ſchien, von ſich abzulehnen wußte. Sie wollte mit jedermann nach Belieben umſpringen, jeder war in Gefahr,

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach, er ſollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er ſtürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß ſeinen Schmerz drei Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drei lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balſam
Allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
Und reckt die Flügel —' ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —

von ihr einmal angestoßen, gezerrt oder sonst geneckt zu werden; niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, niemand sie nach Willkür berühren, niemand, auch nur im entferntesten Sinne, eine Freiheit, die sie sich nahm, erwiedern; und so hielt sie die andern in den strengsten Gränzen der Sittlichkeit gegen sich, die sie gegen andere jeden Augenblick zu übertreten schien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es sey bei ihr Maxime gewesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen. Denn wenn sie die Menschen auf mancherlei Weise für sich zu gewinnen suchte, so verdarb sie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böse Zunge, die niemand schonte. So wurde kein Besuch in der Nachbarschaft abgelegt, nirgends sie und ihre Gesellschaft in Schlössern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß sie bei der Rückkehr auf das ausgelassenste merken ließ, wie sie alle menschlichen Verhältnisse nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt sey. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Complimenten, wer zuerst heirathen sollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne; dort umgekehrt ein kleiner munterer Mann und eine unbehülfliche Riesin. In dem einen Hause stolperte man bei jedem Schritt über ein Kind; das andere wollte ihr bei der größten Gesellschaft nicht voll erscheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten sollten sich nur schnell begraben lassen, damit doch wieder einmal jemand im Hause zum Lachen käme, da ihnen keine Notherben gegeben waren. Junge Eheleute sollten reisen, weil das Haushalten sie gar nicht kleide. Und wie mit den Personen, so machte sie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden, wie mit dem Haus- und Tischgeräthe. Besonders alle Wandverzierungen reizten sie zu lustigen Bemerkungen. Von dem ältesten Hautelißteppich bis zu der neusten Papiertapete, vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zum frivolsten neuen Kupferstich, eins wie das andere mußte leiden, eins wie das andere wurde durch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgezehrt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch existirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in diesem verneinenden Bestreben; ein selbstischer Muthwille mochte sie gewöhnlich anreizen: aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte sich in ihrem Verhältniß zu Ottilien erzeugt. Auf die ruhige, ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes,

die von jedermann bemerkt und gepriesen wurde, sah sie mit Verachtung herab, und als zur Sprache kam, wie sehr sich Ottilie der Gärten und der Treibhäuser annehme, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, uneingedenk des tiefen Winters, in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde, sondern sie ließ auch von nun an so viel Grünes, so viel Zweige und was nur irgend keimte, herbeiholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig gekränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerstört zu sehen.

Eben so wenig gönnte sie Ottilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie sollte mit auf die Lust- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle, die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltsame Nachtstürme scheuen, da ja so viel andere nicht davon stürben. Das zarte Kind litt nicht wenig darunter, aber Luciane gewann nichts dabei: denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens den Männern immer die schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder letzten Platz befinden, ja der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit, die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architekten näher kennen lernen, bei Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Capelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberei war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte in dem Architekten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als Einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bei ihren extemporirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Ressourcen bei dieser und jener Anstalt dargeboten, so glaubte sie

es doch immer selbst besser zu verstehen; und da ihre Erfindungen gewöhnlich gemein waren, so reichte, um sie auszuführen, die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners eben so gut hin, als die des vorzüglichsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gypsenes oder ein lebendes Haupt seyn, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht versteigen, wenn sie irgend jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Compliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architekten zum Hause erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte, daß Charlotte sich schon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte: denn wäre die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Capelle entfernt, weil alle Bauten den Winter über stillstehen sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Gönner wieder genutzt und befördert wurde.

Das persönliche Verhältniß Ottiliens zum Architekten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie, wie die Nähe eines ältern Bruders, unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen, leidenschaftslosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft: denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die alles durchdringt, konnte dieses Herz zugleich mit ihm besitzen.

Indessen je tiefer der Winter sich senkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, desto anziehender schien es, in so guter Gesellschaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überfluthete die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Officiere von entfernteren Garnisonen, die gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die roheren zur Unbequemlichkeit der Gesellschaft, zogen sich herbei; am Civilstande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baronesse zusammen angefahren.

Ihre Gegenwart schien erst einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baronesse Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte sich nicht lange, sie beide zusammen und so heiter zu sehen: denn man vernahm, des Grafen Gemahlin sey gestorben, und eine neue Verbindung werde geschlossen seyn, sobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte

ſich jenes erſten Beſuchs, jedes Worts was über Eheſtand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entſagen geſprochen ward. Beide Perſonen, damals noch ganz ohne Ausſichten, ſtanden nun vor ihr, dem gehofften Glück ſo nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Muſik ſey, ſo wußte ſie ein Concert zu veranſtalten; ſie wollte ſich dabei mit Geſang zur Guitarre hören laſſen. Es geſchah. Das Inſtrument ſpielte ſie nicht ungeſchickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, ſo verſtand man ſie ſo wenig, als wenn ſonſt eine deutſche Schöne zur Guitarre ſingt. Indeß verſicherte jedermann, ſie habe mit viel Ausdruck geſungen, und ſie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden ſeyn. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bei dieſer Gelegenheit. In der Geſellſchaft befand ſich ein Dichter, den ſie auch beſonders zu verbinden hoffte, weil ſie einige Lieder von ihm an ſie gerichtet wünſchte, und deßhalb dieſen Abend meiſt nur von ſeinen Liedern vortrug. Er war überhaupt, wie alle, höflich gegen ſie, aber ſie hatte mehr erwartet. Sie legte es ihm einigemal nahe, konnte aber weiter nichts von ihm vernehmen, bis ſie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn ſchickte und ſondiren ließ, ob er denn nicht entzückt geweſen ſey, ſeine vortrefflichen Gedichte ſo vortrefflich vortragen zu hören. Meine Gedichte? verſetzte dieſer mit Erſtaunen. Verzeihen Sie, mein Herr, fügte er hinzu, ich habe nichts als Vocale gehört und die nicht einmal alle. Unterdeſſen iſt es meine Schuldigkeit, mich für eine ſo liebenswürdige Intention dankbar zu erweiſen. Der Hofmann ſchwieg und verſchwieg. Der andere ſuchte ſich durch einige wohltönende Complimente aus der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Abſicht nicht undeutlich merken, auch etwas eigens für ſie Gedichtetes zu beſitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich geweſen wäre, ſo hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um ſich daraus ein beliebiges Lobgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie ſelbſt einzubilden. Doch ſollte ſie nicht ohne Kränkung aus dieſer Begebenheit ſcheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr ſie, er habe noch ſelbigen Abend einer von Ottiliens Lieblingsmelodien ein allerliebſtes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich ſey.

Luciane, wie alle Menſchen ihrer Art, die immer durch einander miſchen was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig iſt, wollte nun

ihr Glück im Recitiren verſuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden ſollte, ihr Vortrag geiſtlos und heftig, ohne leidenſchaftlich zu ſeyn. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was ſonſt in Declamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte ſie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das was ſie vortrug, mit Geſten zu begleiten, wodurch man das was eigentlich epiſch und lyriſch iſt, auf eine unangenehme Weiſe mit dem Dramatiſchen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einſichtsvoller Mann, der gar bald die Geſellſchaft, ihre Neigungen, Leidenſchaften und Unterhaltungen überſah, brachte Lucianen, glücklicher- oder unglücklicherweiſe, auf eine neue Art von Darſtellung, die ihrer Perſönlichkeit ſehr gemäß war. Ich finde, ſagte er, hier ſo manche wohlgeſtaltete Perſonen, denen es gewiß nicht fehlt, maleriſche Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten Sie es noch nicht verſucht haben, wirkliche bekannte Gemälde vorzuſtellen? Eine ſolche Nachbildung, wenn ſie auch manche mühſame Anordnung erfordert, bringt dagegegen auch einen unglaublichen Reiz hervor.

Schnell ward Luciane gewahr, daß ſie hier ganz in ihrem Fach ſeyn würde. Ihr ſchöner Wuchs, ihre volle Geſtalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Geſicht, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr ſchlanker Hals, alles war ſchon wie aufs Gemälde berechnet; und hätte ſie nun gar gewußt, daß ſie ſchöner ausſah, wenn ſie ſtillſtand, als wenn ſie ſich bewegte, indem ihr im letzten Falle manchmal etwas Störendes, Ungraziöſes entſchlüpfte, ſo hätte ſie ſich mit noch mehrerem Eifer dieſer natürlichen Bildnerei ergeben.

Man ſuchte nun Kupferſtiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerſt den Belifar nach van Dyk. Ein groſſer und wohlgebauter Mann von gewiſſen Jahren ſollte den ſitzenden blinden General, der Architekt den vor ihm theilnehmend-traurig ſtehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich ſah. Luciane hatte ſich, halb beſcheiden, das junge Weibchen im Hintergrunde gewählt, das reichliche Almoſen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte ſie abzumahnen und ihr vorzuſtellen ſcheint, daß ſie zu viel thue. Eine andere ihm wirklich Almoſen reichende Frauensperſon war nicht vergeſſen.

Mit dieſen und andern Bildern beſchäftigte man ſich ſehr ernſtlich. Der Graf gab dem Architekten über die Art der Einrichtung einige Winke, der ſogleich ein Theater dazu aufſtellte und wegen der Beleuchtung die

nöthige Sorge trug. Man war ſchon tief in die Anſtalten verwickelt, als man erſt bemerkte, daß ein ſolches Unternehmen einen anſehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deßhalb ließ, damit ja nichts ſtocken möge, Luciane beinahe ihre ſämmtliche Garderobe zerſchneiden, um die verſchiedenen Coſtüme zu liefern, die jene Künſtler willkürlich genug angegeben haben.

Der Abend kam herbei und die Darſtellung wurde vor einer großen Geſellſchaft und zu allgemeinem Beifall ausgeführt. Eine bedeutende Muſik ſpannte die Erwartung. Jener Beliſar eröffnete die Bühne. Die Geſtalten waren ſo paſſend, die Farben ſo glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung ſo kunſtreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu ſeyn glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen ſtatt des Scheins eine Art von ängſtlicher Empfindung hervorbrachte.

Der Vorhang fiel und ward auf Verlangen mehr als einmal wieder aufgezogen. Ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel unterhielt die Geſellſchaft, die man durch ein Bild höherer Art überraſchen wollte. Es war die bekannte Vorſtellung von Pouſſin: Ahasverus und Eſther. Dießmal hatte ſich Luciane beſſer bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingeſunkenen Königin alle ihre Reize, und hatte ſich kluger Weiſe zu den umgebenden unterſtützenden Mädchen lauter hübſche, wohlgebildete Figuren ausgeſucht, worunter ſich jedoch keine mit ihr auch nur im mindeſten meſſen konnte. Ottilie blieb von dieſem Bilde wie von den übrigen ausgeſchloſſen. Auf den goldenen Thron hatte ſie, um den Zeus gleichen König vorzuſtellen, den rüſtigſten und ſchönſten Mann der Geſellſchaft gewählt, ſo daß dieſes Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als drittes hatte man die ſogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferſtich unſeres Wille von dieſem Gemälde? Einen Fuß über den andern geſchlagen, ſitzt ein edler ritterlicher Vater und ſcheint ſeiner vor ihm ſtehenden Tochter ins Gewiſſen zu reden. Dieſe, eine herrliche Geſtalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten geſehen, aber ihr ganzes Weſen ſcheint anzudeuten, daß ſie ſich zuſammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beſchämend ſey, ſieht man aus der Miene und Gebärde des Vaters; und was die Mutter betrifft, ſo ſcheint dieſe eine

kleine Verlegenheit zu verbergen, indem ſie in ein Glas Wein blickt, das ſie eben auszuſchlürfen im Begriff iſt.

Bei dieſer Gelegenheit nun ſollte Luciane in ihrem höchſten Glanze erſcheinen. Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken waren über alle Begriffe ſchön, und die Taille, von der bei den modernen antikiſirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig ſichtbar wird, höchſt zierlich, ſchlank und leicht, zeigte ſich an ihr in dem älteren Coſtüm äußerſt vortheilhaft; und der Architekt hatte geſorgt, die reichen Falten des weißen Atlaſſes mit der künſtlichſten Natur zu legen, ſo daß ganz ohne Frage dieſe lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunſch, einem ſo ſchönen Weſen, das man genugſam von der Rückſeite geſehen, auch ins Angeſicht zu ſchauen, nahm dergeſtalt überhand, daß ein luſtiger, ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu ſchreiben pflegt: **tournez s'il vous plait**, laut ausrief und eine allgemeine Beiſtimmung erregte. Die Darſtellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut, und hatten den Sinn dieſer Kunſtſtücke zu wohl gefaßt, als daß ſie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben ſollen. Die beſchämt ſcheinende Tochter blieb ruhig ſtehen, ohne den Zuſchauern den Ausdruck ihres Angeſichts zu gönnen; der Vater blieb in ſeiner ermahnenden Stellung ſitzen, und die Mutter brachte Naſe und Augen nicht aus dem durchſichtigen Glaſe, worin ſich, ob ſie gleich zu trinken ſchien, der Wein nicht verminderte. — Was ſollen wir noch viel von kleinen Nachſtücken ſagen, wozu man niederländiſche Wirthshaus- und Jahrmarktsſcenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baroneſſe reiſten ab und verſprachen in den erſten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzukehren, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwei mühſam überſtandenen Monaten, die übrige Geſellſchaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieſer der erſte Braut- und Jugendtaumel ſich würde gelegt haben; denn der Bräutigam hielt ſich für den glücklichſten Menſchen von der Welt. Bei großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart ſchien er auf eine wunderbare Weiſe von dem Vorzuge geſchmeichelt, ein Frauenzimmer zu beſitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen ſo ganz eigenen Sinn, alles auf ſie und erſt durch ſie auf

ſich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn ſich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerkſamkeit auf ſie richtete, und mit ihm, wie es wegen ſeiner guten Eigenſchaften beſonders von älteren Perſonen oft geſchah, eine nähere Verbindung ſuchte, ohne ſich ſonderlich um ſie zu bekümmern. Wegen des Architekten kam es bald zur Richtigkeit. Aufs Neujahr ſollte ihm dieſer folgen und das Carneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane ſich von der Wiederholung der ſo ſchön eingerichteten Gemälde, ſo wie von hundert andern Dingen, die größte Glückſeligkeit verſprach, um ſo mehr als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten ſchienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun ſollte man ſcheiden, aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weiſe geſchehen. Man ſcherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufgezehrt ſeyen, als der Ehrenmann, der den Beliſar vorgeſtellt hatte, und freilich reich genug war, von Lucianens Vorzügen hingeriſſen, denen er nun ſchon ſo lange huldigte, unbedachtſam ausrief: So laſſen Sie es uns auf polniſche Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf! und ſo gehet es dann weiter in der Runde herum. Geſagt, gethan! Luciane ſchlug ein. Den andern Tag war gepackt und der Schwarm warf ſich auf ein anderes Beſitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entſtand manches Unſchickliche, das erſt Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüſter und wilder. Treibjagen im tiefſten Schnee, und was man ſonſt nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranſtaltet. Frauen ſo wenig als Männer durften ſich ausſchließen, und ſo zog man, jagend und reitend, ſchlittenfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, bis man ſich endlich der Reſidenz näherte; da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man ſich bei Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andere Wendung gaben, und Lucianen mit ihrer ſämmtlichen Begleitung, indem die Tante ſchon vorausgegangen war, unaufhaltſam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt jeden wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet.“

„Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat.“

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht.“

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen: denn wir haben so zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur.“

„Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen, unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen, so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als Einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte.“

„Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.“

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.“

„Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?“

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem seyn.“

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat.“

„Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.“

„Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat.“

„Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann."

„Es käme niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Luft vergeht ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten."

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht."

„Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte."

„Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem jeder sein Bild zeigt."

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens."

„Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe!"

„Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden das Gewünschte zu besitzen."

„Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu seyn."

„Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei."

„Gegen große Verzüge eines andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe."

„Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun."

„Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schätzen wissen."

„Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sey."

„Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen."

Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt ſein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäſte
Dahergerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach,
Und rukt einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerſt, liebelt er,
Sey gutes Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich ſchüzt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches dir

„Man hält die Menſchen gewöhnlich für gefährlicher als ſie ſind.“

„Thoren und geſcheidte Leute ſind gleich unſchädlich. Nur die Halbnarren und Halbweiſen, das ſind die gefährlichſten.“

„Man weicht der Welt nicht ſicherer aus als durch die Kunſt, und man verknüpft ſich nicht ſicherer mit ihr als durch die Kunſt.“

„Selbſt im Augenblick des höchſten Glücks und der höchſten Noth bedürfen wir des Künſtlers.“

„Die Kunſt beſchäftigt ſich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu ſehen, giebt uns das Anſchauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachſen, je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen iſt nicht ſo beſchwerlich als ernten.“

Sechstes Capitel.

Die große Unruhe, welche Charlotten durch dieſen Beſuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß ſie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntſchaft mit der Welt ſehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erſtenmal, daß ihr ein ſo ſeltſamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieſer Höhe erſchien. Und doch hatte ſie aus der Erfahrung, daß ſolche Perſonen, durchs Leben, durch mancherlei Ereigniſſe, durch elterliche Verhältniſſe gebildet, eine ſehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbſtigkeit gemildert wird und die ſchwärmende Thätigkeit eine entſchiedene Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter ſich um deſto eher eine für andere vielleicht unangenehme Erſcheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünſchen, oder wenigſtens nicht beläſtigt ſeyn wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weiſe jedoch ſollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreiſe getroffen werden, indem dieſe nicht ſowohl durch das Tadelnswerthe in ihrem Betragen, als durch das, was man daran lobenswürdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter ſich gelaſſen hatte. Luciane ſchien ſich's zum Geſetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, ſondern auch mit den Traurigen traurig zu ſeyn, und um den Geiſt des Widerſpruchs recht zu üben, manchmal die

Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien, wo sie hinkam, erkundigte sie sich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Gesellschaft erscheinen konnten: sie besuchte sie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem jeden aus ihrer Reiseapotheke, die sie beständig im Wagen mit sich führte, energische Mittel auf; da denn eine solche Cur, wie sich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieser Art von Wohlthätigkeit war sie ganz grausam und ließ sich gar nicht einreden, weil sie fest überzeugt war, daß sie vortrefflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Versuch von der sittlichen Seite, und dieser war es, der Charlotten viel zu schaffen machte; weil er Folgen hatte, und jedermann darüber sprach. Erst nach Lucianens Abreise hörte sie davon; Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umständlich davon Rechenschaft geben.

Eine der Töchter eines angesehenen Hauses hatte das Unglück gehabt, an dem Tod eines ihrer jüngeren Geschwister schuld zu seyn und sich darüber nicht beruhigen, noch wiederfinden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beschäftigt und still, und ertrug selbst den Anblick der Ihrigen nur, wenn sie einzeln kamen; denn sie argwohnte sogleich, wenn mehrere beisammen waren, daß man unter einander über sie und ihren Zustand reflectire. Gegen jedes allein äußerte sie sich vernünftig und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und sich sogleich im Stillen vorgenommen, wenn sie in das Haus käme, gleichsam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Gesellschaft wiederzugeben. Sie betrug sich dabei vorsichtiger als sonst, wußte sich allein bei der Seelenkranken einzuführen, und so viel man merken konnte, durch Musik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt versah sie es: denn eben weil sie Aufsehen erregen wollte, so brachte sie das schöne, blasse Kind, das sie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Gesellschaft; und vielleicht wäre auch das noch gelungen, wenn nicht die Societät selbst, aus Neugierde und Apprehension, sich ungeschickt benommen, sich um die Kranke versammelt, sie wieder gemieden, sie durch Flüstern, Köpfezusammenstecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende ertrug das nicht. Sie entwich unter fürchterlichem Schreien, das gleichsam ein Entsetzen vor einem eindringenden Ungeheuern auszudrücken schien. Erschreckt fuhr

die Gesellschaft nach allen Seiten aus einander, und Ottilie war unter denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Indessen hatte Luciane eine starke Strafrede nach ihrer Weise an die Gesellschaft gehalten, ohne im mindesten daran zu denken, daß sie allein alle Schuld habe, und ohne sich durch dieses und anderes Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu lassen.

Der Zustand der Kranken war seit jener Zeit bedenklicher geworden, ja das Uebel hatte sich so gesteigert, daß die Eltern das arme Kind nicht im Hause behalten konnten, sondern einer öffentlichen Anstalt überantworten mußten. Charlotten blieb nichts übrig, als durch ein besonders zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter verursachten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Ottilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht: sie bedauerte das arme Mädchen um so mehr als sie überzeugt war, wie sie auch gegen Charlotten nicht läugnete, daß bei einer consequenten Behandlung die Kranke gewiß herzustellen gewesen wäre.

So kam auch, weil man sich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverständniß zur Sprache, das Ottilien an dem Architekten irre gemacht hatte, als er jenen Abend seine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob sie ihn gleich so freundlich darum ersuchte. Es war ihr dieses abschlägige Betragen immer in der Seele geblieben, und sie wußte selbst nicht warum. Ihre Empfindungen waren sehr richtig: denn was ein Mädchen wie Ottilie verlangen kann, sollte ein Jüngling wie der Architekt nicht versagen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe ziemlich gültige Entschuldigungen zur Sprache.

Wenn Sie wüßten, sagte er, wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schätzbarsten Kunstwerke verhalten, Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin- und hergehen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfassen müsse, greifen sie mit Einer Hand nach einem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des

Papiers ſchon im voraus ſein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen giebt. Niemand denkt daran, daß, wenn nur zwanzig Menſchen mit einem Kunſtwerke hinter einander eben ſo verführen, der einundzwanzigſte nicht mehr viel daran zu ſehen hätte.

Habe ich Sie nicht auch manchmal, fragte Ottilie, in ſolche Verlegenheit geſetzt? habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beſchädigt?

Niemals, verſetzte der Architekt, niemals! Ihnen wäre es unmöglich: das Schickliche iſt mit Ihnen geboren.

Auf alle Fälle, verſetzte Ottilie, wäre es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten, nach den Capiteln, wie man ſich in Geſellſchaft beim Eſſen und Trinken benehmen ſoll, ein recht umſtändliches einſchöbe, wie man ſich in Kunſtſammlungen und Muſeen zu betragen habe.

Gewiß, verſetzte der Architekt, würden alsdann Cuſtoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen.

Ottilie hatte ihm ſchon lange verziehen; als er ſich aber den Vorwurf ſehr zu Herzen zu nehmen ſchien und immer aufs neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig ſey, ſo empfand ſie, daß ſie ſein zartes Gemüth verletzt habe, und fühlte ſich als ſeine Schuldnerin. Nicht wohl konnte ſie ihm daher eine Bitte rund abſchlagen, die er in Gefolg dieſes Geſprächs an ſie that, ob ſie gleich, indem ſie ſchnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einſah wie ſie ihm ſeine Wünſche gewähren könne.

Die Sache verhielt ſich alſo. Daß Ottilie durch Lucianens Eiferſucht von den Gemäldedarſtellungen ausgeſchloſſen worden, war ihm höchſt empfindlich geweſen; daß Charlotte dieſem glänzenden Theil der geſelligen Unterhaltung nur unterbrochen beiwohnen können, weil ſie ſich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt: nun wollte er ſich nicht entfernen, ohne ſeine Dankbarkeit auch dadurch zu beweiſen, daß er zur Ehre der einen und zur Unterhaltung der andern eine weit ſchönere Darſtellung veranſtaltete, als die bisherigen geweſen waren. Vielleicht kam hiezu, ihm ſelbſt unbewußt, ein anderer geheimer Antrieb: es ward ihm ſo ſchwer, dieſes Haus, dieſe Familie zu verlaſſen, ja es ſchien ihm unmöglich von Ottiliens Augen zu ſcheiden, von deren ruhig-freundlich gewogenen Blicken er die letzte Zeit faſt ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeiertage nahten ſich und es wurde ihm auf einmal

klar, daß eigentlich jene Gemäldedarſtellungen durch runde Figuren von dem ſogenannten Präſepe ausgegangen, von der frommen Vorſtellung, die man in dieſer heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie ſie in ihrer ſcheinbaren Niedrigkeit erſt von Hirten, bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte ſich die Möglichkeit eines ſolchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein ſchöner, friſcher Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilien war die Sache nicht auszuführen. Der junge Mann hatte ſie in ſeinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben, und wenn ſie es abſchlug, ſo war bei ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müſſe. Ottilie, halb verlegen über ſeinen Antrag, wies ihn mit ſeiner Bitte an Charlotten. Dieſe ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch ſie ward die Scheu Ottiliens, ſich jener heiligen Geſtalt anzumaßen, auf eine freundliche Weiſe überwunden. Der Architekt arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohnehin wenig Bedürfniſſe, und Ottiliens Gegenwart ſchien ihm ſtatt alles Labſals zu ſeyn; indem er um ihretwillen arbeitete, war es als wenn er keines Schlafs, indem er ſich um ſie beſchäftigte, keiner Speiſe bedürfte. Zur feierlichen Abendſtunde war deßhalb alles fertig und bereit. Es war ihm möglich geweſen wohltönende Blasinſtrumente zu verſammeln, welche die Einleitung machten und die gewünſchte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang ſich hob, war Charlotte wirklich überraſcht. Das Bild, das ſich ihr vorſtellte, war ſo oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Eindruck davon erwarten ſollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre beſondern Vorzüge. Der ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künſtler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beſchatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde. Frohe Mädchen und Knaben ſtanden umher, die friſchen Geſichter ſcharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, deren ätheriſcher Leib vor dem göttlich menſchlichen verdichtet und lichtsbedürftig ſchien.

Glücklicherweise war das Kind in der anmuthigsten Stellung eingeschlafen, so daß nichts die Betrachtung störte, wenn der Blick auf der scheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In diesem Augenblick schien das Bild festgehalten und erstarrt zu seyn. Physisch geblendet, geistig überrascht, schien das umgebende Volk sich eben bewegt zu haben, um die getroffenen Augen wegzuwenden, neugierig-erfreut wieder hinzublinzen und mehr Verwunderung und Lust, als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen; obgleich diese auch nicht vergessen und einigen älteren Figuren der Ausdruck derselben übertragen war.

Ottiliens Gestalt, Gebärde, Miene, Blick übertraf aber alles, was je ein Maler dargestellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der diese Erscheinung gesehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge sich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge gestanden, ob ihm jemals etwas wieder so gefallen könne. Unglücklicherweise war niemand da, der diese ganze Wirkung aufzufassen vermocht hätte. Der Architekt allein, der als langer, schlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genausten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen, unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück bildete sich in ihren Zügen, sowohl indem sich ihre eigene Empfindung, als indem sich die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von dem machen konnte was sie spielte.

Charlotten erfreute das schöne Gebilde, doch wirkte hauptsächlich das Kind auf sie. Ihre Augen strömten von Thränen und sie stellte sich auf das lebhafteste vor, daß sie ein ähnliches liebes Geschöpf bald auf ihrem Schooße zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelassen, theils um den Vorstellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargestellten anzubringen. Der Künstler hatte sich vorgenommen, das erste Nacht- und Niedrigkeitsbild in ein Tag- und Glorienbild zu verwandeln, und deßwegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwischenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer halb theatralischen Lage bisher die größte Beruhigung gewesen, daß außer Charlotten und wenigen Hausgenossen

niemand dieſer frommen Kunſtmummerei zugeſehen. Sie wurde daher einigermaßen betroffen, als ſie in der Zwiſchenzeit vernahm, es ſey ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht ſagen. Sie ergab ſich darein, um keine Störung zu verurſachen. Lichter und Lampen brannten und eine ganz unendliche Hellung umgab ſie. Der Vorhang ging auf, für die Zuſchauenden ein überraſchender Anblick: das ganze Bild war alles Licht, und ſtatt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bei der klugen Auswahl eine liebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblickend bemerkte Ottilie eine Mannsperſon neben Charlotten ſitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber ſie glaubte die Stimme des Gehülfen aus der Penſion zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff ſie. Wie vieles war begegnet, ſeitdem ſie die Stimme dieſes treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden ſchnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: Darfſt du ihm alles bekennen und geſtehen? Und wie wenig werth biſt du, unter dieſer heiligen Geſtalt vor ihm zu erſcheinen, und wie ſeltſam muß es ihm vorkommen, dich, die er nur natürlich geſehen, als Maske zu erblicken? Mit einer Schnelligkeit, die keines Gleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegen einander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, indem ſie ſich zwang, immerfort als ein ſtarres Bild zu erſcheinen; und wie froh war ſie, als der Knabe ſich zu regen anfing und der Künſtler ſich genöthiget ſah, das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen ſollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht entgegeneilen zu können, ſich ſchon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottiliens geſellt, ſo war ſie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte ſie in dieſem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehen? ſollte ſie ſich umkleiden? Sie wählte nicht, ſie that das Letzte und ſuchte ſich in der Zwiſchenzeit zuſammenzunehmen, ſich zu beruhigen, und war nur erſt wieder mit ſich ſelbſt in Einſtimmung, als ſie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Capitel.

Inſofern der Architekt ſeinen Gönnerinnen das Beſte wünſchte, war es ihm angenehm, da er doch endlich ſcheiden mußte, ſie in der guten Geſellſchaft des ſchätzbaren Gehülfen zu wiſſen; indem er jedoch ihre Gunſt auf ſich ſelbſt bezog, empfand er es einigermaßen ſchmerzhaft, ſich ſobald, und wie es ſeiner Beſcheidenheit dünken mochte, ſo gut, ja vollkommen erſetzt zu ſehen. Er hatte noch immer gezaudert, nun aber drängte es ihn hinweg: denn was er ſich nach ſeiner Entfernung mußte gefallen laſſen, das wollte er wenigſtens gegenwärtig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieſer halb traurigen Gefühle machten ihm die Damen beim Abſchiede noch ein Geſchenk mit einer Weſte, an der er ſie beide lange Zeit hatte ſticken ſehen, mit einem ſtillen Neid über den unbekannten Glücklichen, dem ſie dereinſt werden könnte. Eine ſolche Gabe iſt die angenehmſte, die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag: denn wenn er dabei des unermüdeten Spieles der ſchönen Finger gedenkt, ſo kann er nicht umhin ſich zu ſchmeicheln, das Herz werde bei einer ſo anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben ſeyn.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem ſie wohlwollten und dem es bei ihnen wohl werden ſollte. Das weibliche Geſchlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Intereſſe, von dem ſie nichts in der Welt abtrünnig macht; im äußern geſelligen Verhältniß hingegen laſſen ſie ſich gern und leicht durch den Mann beſtimmen, der ſie eben beſchäftigt, und ſo, durch Abweiſen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit, führen ſie eigentlich das Regiment, dem ſich in der geſitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architekt, gleichſam nach eigener Luſt und Belieben, ſeine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derſelben geübt und bewieſen; war Beſchäftigung und Unterhaltung in dieſem Sinne und nach ſolchen Abſichten eingerichtet, ſo machte ſich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehülfen eine andere Lebensweiſe. Seine große Gabe war gut zu ſprechen und menſchliche Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und ſo entſtand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer

Gegenſatz, um ſo mehr als der Gehülfe nicht ganz dasjenige billigte, womit man ſich die Zeit über ausſchließlich beſchäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihn bei ſeiner Ankunft empfing, ſprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Capelle und was ſich darauf bezog, mit Zufriedenheit ſehen ließ, konnte er ſeine Meinung, ſeine Geſinnungen darüber nicht zurückhalten. Was mich betrifft, ſagte er, ſo will mir dieſe Annäherung, dieſe Vermiſchung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man ſich gewiſſe beſondere Räume widmet, weihet und ausſchmückt, um erſt dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, ſelbſt die gemeinſte nicht, ſoll in uns das Gefühl des Göttlichen ſtören, das uns überallhin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienſt in dem Saale gehalten ſehen, wo man zu ſpeiſen, ſich geſellig zu verſammeln, mit Spiel und Tanz zu ergötzen pflegt. Das Höchſte, das Vorzüglichſte am Menſchen iſt geſtaltlos, und man ſoll ſich hüten, es anders als in edler That zu geſtalten.

Charlotte, die ſeine Geſinnungen ſchon im ganzen kannte und ſie noch mehr in kurzer Zeit erforſchte, brachte ihn gleich in ſeinem Fache zur Thätigkeit, indem ſie ihre Gartenknaben, welche der Architekt vor ſeiner Abreiſe eben gemuſtert hatte, in dem großen Saal aufmarſchiren ließ; da ſie ſich denn in ihren heitern, reinlichen Uniformen, mit geſetzlichen Bewegungen und einem natürlichen, lebhaften Weſen, ſehr gut ausnahmen. Der Gehülfe prüfte ſie nach ſeiner Weiſe, und hatte durch mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht, und, ohne daß es ſo ſchien, in Zeit von weniger als einer Stunde, ſie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

Wie machen Sie das nur? ſagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. Ich habe ſehr aufmerkſam zugehört; es ſind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen ſollte, ſie in ſo kurzer Zeit, bei ſo vielem Hin- und Wiederreden, in ſolcher Folge zur Sprache zu bringen.

Vielleicht ſollte man, verſetzte der Gehülfe, aus den Vortheilen ſeines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man dieſes und noch viel mehr

zu leiſten vermag. Faſſen Sie einen Gegenſtand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halten Sie ihn recht feſt; machen Sie ſich ihn in allen ſeinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht ſeyn, geſprächsweiſe an einer Maſſe Kinder zu erfahren, was ſich davon ſchon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern iſt. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch ſo ungehörig ſeyn, mögen noch ſo ſehr ins weite gehen, wenn nur ſodann Ihre Gegenfrage Geiſt und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie ſich nicht von Ihrem Standpunkte verrücken laſſen, ſo müſſen die Kinder zuletzt denken, begreifen, ſich überzeugen, nur von dem was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler iſt der, wenn er ſich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er ſie nicht auf dem Punkte feſtzuhalten weiß, den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächſtens einen Verſuch, und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.

Das iſt artig, ſagte Charlotte: die gute Pädagogik iſt alſo gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Geſellſchaft ſoll man auf nichts verweilen, und bei dem Unterricht wäre das höchſte Gebot, gegen alle Zerſtreuung zu arbeiten.

Abwechſelung ohne Zerſtreuung wäre für Lehre und Leben der ſchönſte Wahlſpruch, wenn dieſes löbliche Gleichgewicht nur ſo leicht zu erhalten wäre! ſagte der Gehülfe, und wollte weiter fortfahren als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug ſich ſo eben über den Hof bewegte. Er bezeigte ſeine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu gehen anhalte. Männer — ſo ſagte er — ſollten von Jugend auf Uniform tragen, weil ſie ſich gewöhnen müſſen zuſammen zu handeln, ſich unter ihres Gleichen zu verlieren, in Maſſe zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militäriſchen Sinn, ſo wie ein knapperes, ſtrackeres Betragen, und alle Knaben ſind ja ohnehin geborne Soldaten: man ſehe nur ihre Kampf- und Streitſpiele, ihr Erſtürmen und Erklettern.

So werden Sie mich dagegen nicht tadeln, verſetzte Ottilie, daß ich meine Mädchen nicht überein kleide. Denn ich ſie Ihnen vorführe, hoffe ich Sie durch ein buntes Gemiſch zu ergötzen.

Ich billige das ſehr, verſetzte jener. Frauen ſollten durchaus mannichfaltig gekleidet gehen, jede nach eigner Art und Weiſe, damit eine jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut ſtehe und wohl zieme. Eine

Gelegne Speiſe, leſeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug.
O Weiſe! ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
O Weisheit! Du redſt wie eine Taube!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,

wichtigere Urſache iſt noch die, weil ſie beſtimmt ſind, ihr ganzes Leben allein zu ſtehen und allein zu handeln.

Das ſcheint mir ſehr paradox, verſetzte Charlotte; ſind wir doch faſt niemals für uns.

O ja! verſetzte der Gehülfe, in Abſicht auf andere Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer ſteht ſie iſolirt, immer iſt ſie allein, und will allein ſeyn. Ja, die Eitle ſelbſt iſt in dem Falle. Jede Frau ſchließt die andere aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geſchlechte zu leiſten obliegt. Nicht ſo verhält es ſich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde ſich einen zweiten erſchaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, ſich ihres Gleichen hervorzubringen.

Man darf, ſagte Charlotte, das Wahre nur wunderlich ſagen, ſo ſcheint zuletzt das Wunderliche auch wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das Beſte herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zuſammenhalten, und auch gemeinſam wirken, um den Männern nicht allzugroße Vorzüge über uns einzuräumen. Ja, Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um deſto lebhafter empfinden müſſen, wenn ſich die Herren unter einander auch nicht ſonderlich vertragen.

Mit vieler Sorgfalt unterſuchte der verſtändige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber ſeinen entſchiedenen Beifall. Sehr richtig heben Sie, ſagte er, Ihre Untergebenen nur zur nächſten Brauchbarkeit heran. Reinlichkeit veranlaßt die Kinder mit Freuden etwas auf ſich ſelbſt zu halten, und alles iſt gewonnen, wenn ſie das was ſie thun, mit Munterkeit und Selbſtgefühl zu leiſten angeregt ſind.

Uebrigens fand er zu ſeiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, ſondern alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfniſſe. Mit wie wenig Worten, rief er aus, ließe ſich das ganze Erziehungsgeſchäft ausſprechen, wenn jemand Ohren hätte zu hören.

Mögen Sie es nicht mit mir verſuchen? ſagte freundlich Ottilie.

Recht gern, verſetzte jener, nur müſſen Sie mich nicht verrathen.

Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehen.

Zu Müttern, versetzte Ottilie, das könnten die Frauen noch hingehen lassen, da sie sich, ohne Mütter zu seyn, doch immer einrichten müssen, Wärterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden sich unsere jungen Männer viel zu gut halten, da man jedem leicht ansehen kann, daß er sich zum Gebieten fähiger dünkt.

Deßwegen wollen wir es ihnen verschweigen, sagte der Gehülfe. Man schmeichelt sich ins Leben hinein, aber das Leben schmeichelt uns nicht. Wie viel Menschen mögen denn das freiwillig zugestehen, was sie am Ende doch müssen? Lassen wir aber diese Betrachtungen, die uns hier nicht berühren.

Ich preise Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinsten Mädchen sich mit Puppen herumtragen und einige Läppchen für sie zusammenflicken, wenn ältere Geschwister alsdann für die jüngeren sorgen, und das Haus sich in sich selbst bedient und aufhilft, dann ist der weitere Schritt ins Leben nicht groß, und ein solches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was sie bei ihren Eltern verließ.

Aber in den gebildeten Ständen ist die Aufgabe sehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, besonders auf gesellschaftliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Wir andern sollen daher unsere Zöglinge nach außen bilden; es ist nothwendig, es ist unerläßlich und möchte recht gut seyn, wenn man dabei nicht das Maß überschritte: denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man sie leicht ins Gränzenlose, ohne im Auge zu behalten was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöst oder verfehlt wird. Bei manchem, womit wir unsere Schülerinnen in der Pension ausstatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir sagt, von wie geringem Gebrauch es künftig seyn werde. Was wird nicht gleich abgestreift, was nicht gleich der Vergessenheit überantwortet, sobald ein Frauenzimmer sich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet! Indessen kann ich mir den frommen Wunsch nicht versagen, da ich mich einmal diesem Geschäft gewidmet habe, daß es mir dereinst in Gesellschaft einer treuen Gehülfin gelingen möge, an meinen Zöglingen dasjenige rein auszubilden, was sie bedürfen,

wenn ſie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit hinüberſchreiten; daß ich mir ſagen könnte: in dieſem Sinne iſt an ihnen die Erziehung vollendet. Freilich ſchließt ſich eine andere immer wieder an, die beinahe mit jedem Jahre unſeres Lebens, wo nicht von uns ſelbſt, doch von den Umſtänden veranlaßt wird.

Wie wahr fand Ottilie dieſe Bemerkung! Was hatte nicht eine ungeahnte Leidenſchaft im vergangenen Jahr an ihr erzogen! was ſah ſie nicht alles für Prüfungen vor ſich ſchweben, wenn ſie nur aufs Nächſte, aufs Nächſtkünftige hinblickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehülfin, einer Gattin erwähnt: denn bei aller ſeiner Beſcheidenheit konnte er nicht unterlaſſen, ſeine Abſichten auf eine entfernte Weiſe anzudeuten; ja er war durch mancherlei Umſtände und Vorfälle aufgeregt worden, bei dieſem Beſuch einige Schritte ſeinem Ziele näher zu thun.

Die Vorſteherin der Penſion war bereits in Jahren, ſie hatte ſich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ſchon lange nach einer Perſon umgeſehen, die eigentlich mit ihr in Geſellſchaft träte, und zuletzt dem Gehülfen, dem ſie zu vertrauen höchlich Urſache hatte, den Antrag gethan, er ſolle mit ihr die Lehranſtalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Beſitzer eintreten. Die Hauptſache ſchien hiebei, daß er eine einſtimmende Gattin finden müſſe. Er hatte im Stillen Ottilien vor Augen und im Herzen; allein es regten ſich mancherlei Zweifel, die wieder durch günſtige Ereigniſſe einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Penſion verlaſſen, Ottilie konnte freier zurückkehren; von dem Verhältniſſe zu Eduard hatte zwar etwas verlautet; allein man nahm die Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgültig auf, und ſelbſt dieſes Ereigniß konnte zu Ottiliens Rückkehr beitragen. Doch wäre man zu keinem Entſchluß gekommen, kein Schritt wäre geſchehen, hätte nicht ein unvermutheter Beſuch auch hier eine beſondere Anregung gegeben; wie denn die Erſcheinung von bedeutenden Menſchen in irgend einem Kreiſe niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baroneſſe, welche ſo oft in den Fall kamen, über den Werth verſchiedener Penſionen befragt zu werden, weil faſt jedermann um die Erziehung ſeiner Kinder verlegen iſt, hatten ſich vorgenommen, dieſe beſonders kennen zu lernen, von der ſo viel Gutes

geſagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältniſſen zuſammen eine ſolche Unterſuchung anſtellen. Allein die Baroneſſe beabſichtigte noch etwas anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotten hatte ſie mit dieſer alles umſtändlich durchgeſprochen, was ſich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie beſtand aber- und abermals darauf, Ottilie müſſe entfernt werden. Sie ſuchte Charlotten hiezu Muth einzuſprechen, welche ſich vor Eduards Drohungen noch immer fürchtete. Man ſprach über die verſchiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Penſion war auch von der Neigung des Gehülfen die Rede, und die Baroneſſe entſchloß ſich um ſo mehr zu dem gedachten Beſuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen; man beobachtet die Anſtalt und ſpricht von Ottilien. Der Graf ſelbſt unterhält ſich gern über ſie, indem er ſie bei dem neulichen Beſuch genauer kennen gelernt. Sie hatte ſich ihm genähert, ja ſie ward von ihm angezogen, weil ſie durch ſein gehaltvolles Geſpräch dasjenige zu ſehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie ſie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, ſo ſchien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erſt recht wünſchenswerth zu ſeyn. Jede Anziehung iſt wechſelſeitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilien, daß er ſie gern als ſeine Tochter betrachtete. Auch hier war ſie der Baroneſſe zum zweitenmal und mehr als das erſtemal im Wege. Wer weiß was dieſe, in Zeiten lebhafterer Leidenſchaft, gegen ſie angeſtiftet hätte! Jetzt war es ihr genug, ſie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unſchädlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehülfen auf eine leiſe, doch wirkſame Art klüglich an, daß er ſich zu einer kleinen Excurſion auf das Schloß einrichten und ſeinen Planen und Wünſchen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, ſich ungeſäumt nähern ſolle.

Mit vollkommner Beiſtimmung der Vorſteherin trat er daher ſeine Reiſe an, und hegte in ſeinem Gemüth die beſten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie iſt ihm nicht ungünſtig, und wenn zwiſchen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, ſo glich ſich dieſes gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baroneſſe ihn wohl fühlen laſſen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hauſe verwandt zu ſeyn, hieß es, kann niemand helfen: denn man würde ſich, ſelbſt bei dem größten Vermögen, ein Gewiſſen daraus machen, denjenigen

eine anſehnliche Summe zu entziehen, die dem näheren Grade nach ein vollkommneres Recht auf ein Beſitzthum zu haben ſcheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Menſch das große Vorrecht, nach ſeinem Tode noch über ſeine Habe zu disponiren, ſehr ſelten zu Gunſten ſeiner Lieblinge gebraucht, und wie es ſcheint, aus Achtung für das Herkommen, nur diejenigen begünſtigt, die nach ihm ſein Vermögen beſitzen würden, wenn er auch ſelbſt keinen Willen hätte.

Sein Gefühl ſetzte ihn auf der Reiſe Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte ſeine Hoffnungen. Zwar fand er gegen ſich Ottilien nicht ganz ſo offen wie ſonſt; aber ſie war auch erwachſener, gebildeter und, wenn man will, im Allgemeinen mittheilender als er ſie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in manches Einſicht nehmen, was ſich beſonders auf ſein Fach bezog. Doch wenn er ſeinem Zwecke ſich nähern wollte, ſo hielt ihn immer eine gewiſſe innere Scheu zurück.

Einſt gab ihm jedoch Charlotte hiezu Gelegenheit, indem ſie, in Beiſeyn Ottiliens, zu ihm ſagte: Nun, Sie haben alles was in meinem Kreiſe heranwächſt, ſo ziemlich geprüft; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wohl in ihrer Gegenwart ausſprechen.

Der Gehülfe bezeichnete hierauf, mit ſehr viel Einſicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilien in Abſicht eines freieren Betragens, einer bequemeren Mittheilung, eines höheren Blicks in die weltlichen Dinge, der ſich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, ſehr zu ihrem Vortheil verändert finde; daß er aber doch glaube, es könne ihr ſehr zum Nutzen gereichen, wenn ſie auf einige Zeit in die Penſion zurückkehre, um das in einer gewiſſen Folge gründlich und für immer ſich anzueignen, was die Welt nur ſtückweiſe und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzuſpät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig ſeyn: Ottilie wiſſe ſelbſt am beſten, aus was für zuſammenhängenden Lehrvorträgen ſie damals herausgeriſſen worden.

Ottilie konnte das nicht läugnen, aber ſie konnte nicht geſtehen, was ſie bei dieſen Worten empfand, weil ſie ſich es kaum ſelbſt auszulegen wußte. Es ſchien ihr in der Welt nichts mehr unzuſammenhängend, wenn ſie an den geliebten Mann dachte, und ſie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zuſammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie ſagte, daß ſowohl ſie als Ottilie eine Rückkehr nach der Penſion längſt

gewünſcht hätten. In dieſer Zeit nur ſey ihr die Gegenwart einer ſo lieben Freundin und Helferin unentbehrlich geweſen; doch wolle ſie in der Folge nicht hinderlich ſeyn, wenn es Ottiliens Wunſch bliebe, wieder auf ſo lange dorthin zurückzukehren, bis ſie das Angefangene geendet und das Unterbrochene ſich vollſtändig zugeeignet.

Der Gehülfe nahm dieſe Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen ſagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken ſchauderte. Charlotte hingegen dachte Zeit zu gewinnen; ſie hoffte, Eduard ſollte ſich erſt als glücklicher Vater wiederfinden und einfinden; dann, war ſie überzeugt, würde ſich alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weiſe geſorgt werden.

Nach einem bedeutenden Geſpräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewiſſer Stillſtand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich ſieht. Man ging im Saale auf und ab; der Gehülfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Foliband, der noch von Lucianens Zeiten her liegen geblieben war. Als er ſah, daß darin nur Affen enthalten waren, ſchlug er ihn gleich wieder zu. Dieſer Vorfall mag jedoch zu einem Geſpräch Anlaß gegeben haben, woron wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garſtigen Affen ſo ſorgfältig abzubilden. Man erniedrigt ſich ſchon, wenn man ſie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menſchen unter dieſer Maske aufzuſuchen.“

„Es gehört durchaus eine gewiſſe Verſchrobenheit dazu, um ſich gern mit Caricaturen und Zerrbildern abzugeben. Unſern guten Gehülfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeſchichte gequält worden bin: ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden.“

„Dießmal geſtand er mir, daß es ihm eben ſo gehe. Von der Natur, ſagte er, ſollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, ſie ſind

unſere ächten Compatrioten. Die Vögel, die auf unſern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unſerem Laube ſingen, gehören uns an, ſie ſprechen zu uns, von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verſtehen. Man frage ſich, ob nicht ein jedes fremde, aus ſeiner Umgebung geriſſene Geſchöpf einen gewiſſen ängſtlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgeſtumpft wird. Es gehört ſchon ein buntes, geräuſchvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um ſich zu ertragen."

„Manchmal wenn mich ein neugieriges Verlangen nach ſolchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reiſenden beneidet, der ſolche Wunder mit andern Wundern in lebendiger, alltäglicher Verbindung ſieht. Aber auch er wird ein anderer Menſch. Es wandelt niemand ungeſtraft unter Palmen, und die Geſinnungen ändern ſich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hauſe ſind."

„Nur der Naturforſcher iſt verehrungswerth, der uns das Fremdeſte, Seltſamſte mit ſeiner Localität, mit aller Nachbarſchaft, jedesmal in dem eigenſten Elemente zu ſchildern und darzuſtellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören!"

„Ein Naturaliencabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptiſche Grabſtätte, wo die verſchiedenen Thier- und Pflanzengötzen balſamirt umherſtehen. Einer Prieſtercaſte geziemt es wohl, ſich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht ſollte dergleichen nicht einfließen, um ſo weniger, als etwas Näheres und Würdigeres ſich dadurch leicht verdrängt ſieht."

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leiſtet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Geſtalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Reſultat davon iſt, was wir ohnedieß wiſſen können, daß das Menſchengebild am vorzüglichſten und einzigſten das Gleichniß der Gottheit an ſich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit ſich mit dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch."

Achtes Capitel.

Es giebt wenig Menſchen, die ſich mit dem Nächſtvergangenen zu beſchäftigen wiſſen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an ſich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und ſuchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich ſeyn will, wieder hervorzurufen und herzuſtellen. Selbſt in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren vieles ſchuldig ſind, pflegt es ſo zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu ſolchen Betrachtungen ward unſer Gehülfe aufgefordert, als er an einem der ſchönen Tage, an welchem der ſcheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die ſich von Eduards Vater herſchrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen, in dem Sinne desjenigen, der ſie pflanzte, und nun, da ſie erſt anerkannt und genoſſen werden ſollten, ſprach niemand mehr von ihnen; man beſuchte ſie kaum und hatte Liebhaberei und Aufwand gegen eine andere Seite hin ins Freie und Weite gerichtet.

Er machte bei ſeiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die ſie nicht ungünſtig aufnahm. Indem uns das Leben fortzieht, verſetzte ſie, glauben wir aus uns ſelbſt zu handeln, unſere Thätigkeit, unſere Vergnügungen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau anſehen, ſo ſind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt ſind.

Gewiß, ſagte der Gehülfe; und wer widerſteht dem Strome ſeiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Geſinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, ſo kann man verſichert ſeyn, daß er mit ſeinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieſer in einer Periode lebte, wo man Luſt hatte ſich manches zuzueignen, dieſes Eigenthum zu ſichern, zu beſchränken, einzuengen und in der Abſonderung von der Welt ſeinen Genuß zu befeſtigen; ſo wird jener ſodann ſich auszudehnen ſuchen, mittheilen, verbreiten und das Verſchloſſene eröffnen.

Ganze Zeiträume, verſetzte Charlotte, gleichen dieſem Vater und Sohn, den Sie ſchildern. Von jenen Zuſtänden, da jede kleine Stadt

ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringſten Schlöſſer nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben ſelbſt fürſtlicher Schlöſſer werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken; und wenn man ſo auf Reiſen das anſieht, ſollte man glauben, der allgemeine Friede ſey befeſtigt und das goldene Zeitalter vor der Thüre. Niemand glaubt ſich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich ſieht; an Kunſt, an Zwang ſoll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem ſchöpfen. Haben Sie wohl einen Begriff, mein Freund, daß man aus dieſem in einen andern, in den vorigen Zuſtand zurückkehren könne?

Warum nicht? verſetzte der Gehülfe. Jeder Zuſtand hat ſeine Beſchwerlichkeit, der beſchränkte ſowohl als der losgebundene. Der letztere ſetzt Ueberfluß voraus und führt zur Verſchwendung. Laſſen Sie uns bei Ihrem Beiſpiel bleiben, das auffallend genug iſt. Sobald der Mangel eintritt, ſogleich iſt die Selbſtbeſchränkung wiedergegeben. Menſchen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt ſind, führen ſchon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit ſie ihrer Erzeugniſſe ſicher ſeyen. Daraus entſteht nach und nach eine neue Anſicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand, und ſelbſt der Vielbeſitzende meint zuletzt auch das alles nutzen zu müſſen. Glauben Sie mir, es iſt möglich, daß Ihr Sohn die ſämmtlichen Parkanlagen vernachläſſigt und ſich wieder hinter die ernſten Mauern und unter die hohen Linden ſeines Großvaters zurückzieht.

Charlotte war im Stillen erfreut, ſich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehülfen deßhalb die etwas unfreundliche Prophezeiung, wie es dereinſt ihrem lieben, ſchönen Park ergehen könne. Sie verſetzte deßhalb ganz freundlich: Wir ſind beide noch nicht alt genug, um dergleichen Widerſprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man ſich in ſeine frühe Jugend zurückdenkt, ſich erinnert, worüber man von älteren Perſonen klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt, ſo möchte wohl gegen die Bemerkung nichts einzuwenden ſeyn. Sollte man denn aber einem ſolchen Naturgang nichts entgegenſetzen, ſollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinſtimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweiſſagt;

müßte denn der gerade mit seinem Vater im Widerspruch stehen? zerstören was seine Eltern erbaut haben, anstatt es zu vollenden und zu erheben, wenn er in demselben Sinne fortfährt?

Dazu giebt es auch wohl ein vernünftiges Mittel, versetzte der Gehülfe, das aber von den Menschen selten angewandt wird. Der Vater erhebe seinen Sohn zum Mitbesitzer, er lasse ihn mitbauen, pflanzen, und erlaube ihm, wie sich selbst, eine unschädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt sich in die andere verweben, keine an die andere anstückeln. Ein junger Zweig verbindet sich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachsener Ast mehr anzufügen ist.

Es freute den Gehülfen, in dem Augenblick, da er Abschied zu nehmen sich genöthigt sah, Charlotten zufälligerweise etwas angenehmes gesagt und ihre Gunst aufs neue damit befestigt zu haben. Schon allzulange war er von Hause weg; doch konnte er zur Rückreise sich nicht eher entschließen, als nach völliger Ueberzeugung, er müsse die herannahende Epoche von Charlottens Niederkunft erst vorbeigehen lassen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entscheidung hoffen könne. Er fügte sich deßhalb in die Umstände und kehrte mit diesen Aussichten und Hoffnungen wieder zur Vorsteherin zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt sich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die sich um sie versammelt hatten, waren ihre geschlossenere Gesellschaft. Ottilie besorgte das Hauswesen, indem sie kaum daran denken durfte was sie that. Sie hatte sich zwar völlig ergeben, sie wünschte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden sich auch noch ferner auf das dienstlichste zu bemühen, aber sie sah nicht ein wie es möglich werden wollte. Nichts konnte sie vor völliger Verworrenheit retten, als daß sie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen versicherten sämmtlich, es sey der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als sie der Wöchnerin Glück wünschte und das Kind auf das herzlichste begrüßte. Schon bei den Anstalten zur Verheirathung ihrer Tochter war Charlotten die Abwesenheit ihres Gemahls höchst fühlbar gewesen; nun sollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig seyn; er sollte den Namen nicht bestimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erste von allen Freunden, die sich glückwünschend sehen ließen,

Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

war Mittler, der seine Kundschafter ausgestellt hatte, um von diesem Ereigniß sogleich Nachricht zu erhalten. Er fand sich ein und zwar sehr behaglich. Kaum daß er seinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, so sprach er sich gegen Charlotten laut aus, und war der Mann alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hindernisse bei Seite zu bringen. Die Taufe sollte nicht lange aufgeschoben werden. Der alte Geistliche, mit einem Fuße schon im Grabe, sollte durch seinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zusammenknüpfen; Otto sollte das Kind heißen: es konnte keinen andern Namen führen als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entschiedenen Zudringlichkeit dieses Mannes, um die hunderterlei Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Besser- oder Anderswissen, das Schwanken, Meinen, Um- und Wiedermeinen zu beseitigen; da gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entstehen und, indem man alle Verhältnisse schonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsschreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; sie sollten gleich ausgefertigt seyn: denn ihm war selbst höchlich daran gelegen, ein Glück, das er für die Familie so bedeutend hielt, auch der übrigen mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenschaftlichen Vorfälle dem Publikum nicht entgangen, das ohnehin in der Ueberzeugung steht, alles was geschieht, geschehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feier des Taufactes sollte würdig, aber beschränkt und kurz seyn. Man kam zusammen; Ottilie und Mittler sollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geistliche, unterstützt vom Kirchendiener, trat mit langsamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt; und als sie mit Neigung auf dasselbe herunterſah, erschrak sie nicht wenig an seinen offenen Augen: denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen, eine solche Uebereinstimmung hätte jeden überraschen müssen. Mittler, der zunächst das Kind empfing, stutzte gleichfalls, indem er in der Bildung desselben eine so auffallende Aehnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm sonst noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten, alten Geistlichen hatte ihn gehindert, die Taufhandlung mit mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten.

Mittler indessen, voll von dem Gegenstande, gedachte seiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, sich sogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er sich äußern würde. Diesmal konnte er sich um so weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Gesellschaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Acts, mit Behaglichkeit sich an die Stelle des Geistlichen zu versetzen, in einer muntern Rede seine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um so mehr dabei zu verweilen, als er Charlottens Beifall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entging dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war: denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck geschildert und Ottiliens Fassung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren! denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.

Nun war er im Zuge recht glänzend zu schließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind hinhielt, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nachher aber schnell zurücksank. Vom Fall kaum abgehalten, ward er in einen Sessel gebracht und man mußte ihn, ungeachtet aller augenblicklichen Beihülfe, für todt ansprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu sehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, sondern mit den Augen diese ungeheuern Gegensätze zusammenzufassen, war für die Umstehenden eine schwere Aufgabe, je überraschender sie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeschlummerten, der noch immer seine freundliche, einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet: warum sollte der Körper noch erhalten werden?

Führten sie auf diese Weise gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens; so waren ihr dagegen wundersame nächtliche Erscheinungen zum Trost gegeben, die ihr das Daseyn des Geliebten versicherten und ihr eigenes befestigten und belebten. Wenn sie sich Abends zur Ruhe

gelegt, und im ſüßen Gefühl noch zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwebte, ſchien es ihr, als wenn ſie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In dieſem ſah ſie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet, wie ſie ihn ſonſt geſehen, ſondern im kriegeriſchen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantaſtiſches an ſich hatte, ſtehend, gehend, liegend, reitend. Die Geſtalt, bis aufs kleinſte ausgemalt, bewegte ſich willig vor ihr, ohne daß ſie das mindeſte dazu that, ohne daß ſie wollte oder die Einbildungskraft anſtrengte. Manchmal ſah ſie ihn auch umgeben, beſonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber ſie unterſchied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menſchen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich ſchlief ſie über der Erſcheinung ein, und wenn ſie nach einer ruhigen Nacht Morgens wieder erwachte, ſo war ſie erquickt, getröſtet, ſie fühlte ſich überzeugt, Eduard lebe noch, ſie ſtehe mit ihm noch in dem innigſten Verhältniß.

Neuntes Capitel.

Der Frühling war gekommen, ſpäter, aber auch raſcher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorſehens: alles keimte, grünte und blühte zur rechten Zeit; manches, was hinter wohl angelegten Glashäuſern und Beeten vorbereitet worden, trat nun ſogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und alles was zu thun und zu beſorgen war, blieb nicht bloß hoffnungsvolle Mühe wie bisher, ſondern ward zum heitern Genuſſe.

An dem Gärtner aber hatte ſie zu tröſten über manche, durch Lucianens Wildheit entſtandene Lücke unter den Topfgewächſen, über die zerſtörte Symmetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß ſich das alles bald wiederherſtellen werde; aber er hatte ein zu tiefes Gefühl, einen zu reinen Begriff von ſeinem Handwerk, als daß dieſe Troſtgründe viel bei ihm hätten fruchten ſollen. So wenig der Gärtner ſich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerſtreuen darf, ſo wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den

eigensinnigen Menschen, von denen man alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Consequenz, in jeder Jahrszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Diese Eigenschaften besaß der gute Mann in einem hohen Grade, deßwegen auch Ottilie so gern mit ihm wirkte; aber sein eigentliches Talent konnte er schon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich alles was die Baum- und Küchengärtnerei betraf, auch die Erfordernisse eines ältern Ziergartens vollkommen zu leisten verstand — wie denn überhaupt einem vor dem andern dieses oder jenes gelingt — ob er schon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikelnstöcke die Natur selbst hätte herausfordern können, so waren ihm doch die neuen Zierbäume und Modeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das sich nach der Zeit aufthat, und den darin herumsummenden fremden Namen eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrschaft voriges Jahr zu verschreiben angefangen, hielt er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze ausgehen sah, und mit den Handelsgärtnern, die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in keinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber, nach mancherlei Versuchen, eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr bestärkte, als er auf die Wiederkehr Eduards eigentlich gegründet war, dessen Abwesenheit man in diesem, wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel schlugen und Zweige trieben, fühlte sich auch Ottilie immer mehr an diese Räume gefesselt. Gerade vor einem Jahre trat sie als Fremdling, als ein unbedeutendes Wesen hier ein; wie viel hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie so reich und nie so arm gewesen. Das Gefühl von beidem wechselte augenblicklich mit einander ab, ja durchkreuzte sich aufs innigste, so daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie immer wieder das Nächste mit Antheil, ja mit Leidenschaft ergriff.

Daß alles, was Eduarden besonders lieb war, auch ihre Sorgfalt am stärksten an sich zog, läßt sich denken; ja warum sollte sie nicht hoffen,

daß er selbst nun bald wiederkommen, daß er die fürsorgliche Dienstlichkeit, die sie dem Abwesenden geleistet, dankbar gegenwärtig bemerken werde?

Aber noch auf eine viel andere Weise war sie veranlaßt für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, dessen unmittelbare Pflegerin sie um so mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, sondern mit Milch und Wasser aufzuziehen sich entschieden hatte. Es sollte in jener schönen Zeit der freien Luft genießen; und so trug sie es am liebsten selbst heraus, trug das schlafende, unbewußte zwischen Blumen und Blüthen her, die dereinst seiner Kindheit so freundlich entgegenlachen sollten, zwischen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachsen durch ihre Jugend bestimmt schienen. Wenn sie um sich her sah, so verbarg sie sich nicht, zu welchem großen, reichen Zustande das Kind geboren sey: denn fast alles wohin das Auge blickte, sollte dereinst ihm gehören. Wie wünschenswerth war es zu diesem allem, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter aufwüchse und eine erneute frohe Verbindung bestätigte.

Ottilie fühlte dieß alles so rein, daß sie sich's als entschieden wirklich dachte und sich selbst dabei gar nicht empfand. Unter diesem klaren Himmel, bei diesem hellen Sonnenschein ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; ja in manchen Augenblicken glaubte sie diese Höhe schon erreicht zu haben. Sie wünschte nur das Wohl ihres Freundes, sie glaubte sich fähig ihm zu entsagen, sogar ihn niemals wiederzusehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem andern anzugehören.

Daß der Herbst eben so herrlich würde wie der Frühling, dafür war gesorgt. Alle sogenannten Sommergewächse, alles was im Herbst mit Blühen nicht enden kann und sich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Astern besonders, waren in der größten Mannichfaltigkeit gesäet und sollten nun überallhin verpflanzt einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus Otiliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken den wir geleſen, etwas Auffallendes das wir gehört, tragen wir wohl in unſer Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unſerer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Anſichten, flüchtige geiſtreiche Worte auszuzeichnen, ſo würden wir ſehr reich werden. Briefe hebt man auf, um ſie nie wieder zu leſen; man zerſtört ſie zuletzt einmal aus Discretion, und ſo verſchwindet der ſchönſte, unmittelbarſte Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere. Ich nehme mir vor, dieſes Verſäumniß wieder gut zu machen."

„So wiederholt ſich denn abermals das Jahresmährchen von vorn. Wir ſind nun wieder, Gott ſey Dank! an ſeinem artigſten Capitel. Veilchen und Maiblumen ſind wie Ueberſchriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir ſie in dem Buche des Lebens wieder aufſchlagen."

„Wir ſchelten die Armen, beſonders die Unmündigen, wenn ſie ſich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß ſie gleich thätig ſind, ſobald es was zu thun giebt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, ſo ſind die Kinder dahinterher, um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr, jedes reicht dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt, ehe du vom Schlaf erwachteſt, und das Bittende ſieht dich ſo freundlich an wie die Gabe. Niemand ſieht erbärmlich aus, der ſich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen."

„Warum nur das Jahr manchmal ſo kurz, manchmal ſo lang iſt, warum es ſo kurz ſcheint und ſo lang in der Erinnerung! Mir iſt es mit dem vergangenen ſo, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch iſt nichts ſo flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht ſeines Gleichen zurücklaſſe."

„Man läßt ſich den Winter auch gefallen. Man glaubt ſich freier auszubreiten, wenn die Bäume ſo geiſterhaft, ſo durchſichtig vor uns ſtehen. Sie ſind nichts, aber ſie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig bis das volle Laub hervortritt, bis die Landſchaft ſich verkörpert und der Baum ſich als eine Geſtalt uns entgegendrängt."

„Alles Vollkommene in ſeiner Art muß über ſeine Art hinausgehen,

es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Tönen iſt die Nachtigall noch Vogel; dann ſteigt ſie über ihre Claſſe hinüber und ſcheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich ſingen heiße."

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, iſt nur eine Comédie à tiroir, ein ſchlechtes Schubladenſtück. Man ſchiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zuſammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden."

Zehntes Capitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet ſich munter und wohl. Sie freut ſich an dem tüchtigen Knaben, deſſen viel verſprechende Geſtalt ihr Auge und Gemüth ſtündlich beſchäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Beſitz; ihre alte Thätigkeit regt ſich wieder; ſie erblickt, wo ſie auch hinſieht, im vergangenen Jahre vieles gethan und empfindet Freude am Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt, ſteigt ſie zur Mooshütte mit Ottilien und dem Kinde, und indem ſie dieſes auf den kleinen Tiſch, als auf einen häuslichen Altar, niederlegt und noch zwei Plätze leer ſieht, gedenkt ſie der vorigen Zeiten, und eine neue Hoffnung für ſie und Ottilien dringt hervor.

Junge Frauenzimmer ſehen ſich beſcheiden vielleicht nach dieſem oder jenem Jüngling um, mit ſtiller Prüfung, ob ſie ihn wohl zum Gatten wünſchten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu ſorgen hat, ſchaut in einem weitern Kreis umher. So ging es auch in dieſem Augenblick Charlotten, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilien nicht unmöglich ſchien, wie ſie doch auch ſchon ehemals in dieſer Hütte neben einander geſeſſen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirath wieder verſchwunden ſey.

Charlotte ſtieg weiter und Ottilie trug das Kind. Jene überließ ſich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem feſten Lande giebt es wohl Schiffbruch; ſich davon auf das ſchnellſte zu erholen und herzuſtellen, iſt ſchön und preiswürdig. Iſt doch das Leben nur auf Gewinn und Verluſt berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin geſtört!

Wie oft ſchlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem ſcharf ins Auge gefaßten Ziele abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reiſende bricht unterwegs zu ſeinem höchſten Verdruß ein Rad und gelangt durch dieſen unangenehmen Zufall zu den erfreulichſten Bekanntſchaften und Verbindungen, die auf ſein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schickſal gewährt uns unſere Wünſche, aber auf ſeine Weiſe, um uns etwas über unſere Wünſche geben zu können.

Dieſe und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo ſie vollkommen beſtätigt wurden. Denn die Umgebung war viel ſchöner, als man ſich's hatte denken können. Alles Störende, Kleinliche war rings umher entfernt; alles Gute der Landſchaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel ins Auge, und ſchon grünten die jungen Pflanzungen, die beſtimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgeſonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus ſelbſt war nahezu bewohnbar, die Ausſicht, beſonders aus den obern Zimmern, höchſt mannichfaltig. Je länger man ſich umſah, deſto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verſchiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen war höchſt wünſchenswerth, und wie ſchnell war die Luſt zu bauen und zu ſchaffen in Charlotten wieder erweckt, da ſie alle grobe Arbeit gethan fand! Ein Tiſchler, ein Tapezirer, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung ſich zu helfen wußte, nur dieſer bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden ſchnell eingerichtet: denn in der Entfernung vom Schloſſe mußte man alle Bedürfniſſe um ſich verſammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von dieſem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunkt, eröffneten ſich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genoſſen vergnüglich in einer höheren Region der freien friſchen Luft bei dem ſchönſten Wetter.

Ottiliens liebſter Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, ging herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußſteig, der ſodann zu dem Punkte leitete, wo einer der Kähne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute ſich manchmal einer Waſſerfahrt, allein ohne das Kind, weil Charlotte deßhalb einige Beſorgniß zeigte. Doch verfehlte ſie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu beſuchen und

an ſeiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freien Luft genoſſen, freundlich Theil zu nehmen.

In dieſer ſchönen Zeit kam Charlotten der Beſuch eines Engländers ſehr gelegen, der Eduarden auf Reiſen kennen gelernt, einigemal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die ſchönen Anlagen zu ſehen, von denen er ſo viel Gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsſchreiben vom Grafen mit und ſtellte zugleich einen ſtillen, aber ſehr gefälligen Mann als ſeinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit ſeinem Begleiter, und manchmal allein die Gegend durchſtrich, ſo konnte man ſeinen Bemerkungen wohl anſehen, daß er ein Liebhaber und Kenner ſolcher Anlagen war, der wohl auch manche dergleichen ſelbſt ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren, nahm er auf eine heitere Weiſe an allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In ſeiner Gegenwart genoſſen die Frauenzimmer erſt vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effect ganz friſch, und er hatte um ſo mehr Freude an dem Erſtandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan, von dem was die Natur geliefert, kaum zu unterſcheiden wußte.

Man kann wohl ſagen, daß durch ſeine Bemerkungen der Park wuchs und ſich bereicherte. Schon zum voraus erkannte er, was die neuen, heranſtrebenden Pflanzungen verſprachen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheben oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quelle, welche gereinigt die Zierde einer ganzen Buſchpartie zu werden verſprach; hier auf eine Höhle, die, ausgeräumt und erweitert, einen erwünſchten Ruheplatz geben konnte, indeſſen man nur wenige Bäume zu fällen brauchte, um von ihr aus herrliche Felſenmaſſen aufgethürmt zu erblicken. Er wünſchte den Bewohnern Glück, daß ihnen ſo manches nachzuarbeiten übrig blieb, und erſuchte ſie damit nicht zu eilen, ſondern für folgende Jahre ſich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geſelligen Stunden keineswegs läſtig: denn er beſchäftigte ſich die größte Zeit des Tags, die maleriſchen Ausſichten des Parks in einer tragbaren dunkeln Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch ſich und andern von ſeinen Reiſen eine ſchöne Frucht

zu gewinnen. Er hatte dieſes, ſchon ſeit mehreren Jahren, in allen bedeutenden Gegenden gethan und ſich dadurch die angenehmſte und intereſſanteſte Sammlung verſchafft. Ein großes Portefeuille, das er mit ſich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt ſie, theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten ſich, hier in ihrer Einſamkeit die Welt ſo bequem zu durchreiſen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüſſe, Städte, Caſtelle und manches andere Local, das in der Geſchichte einen Namen hat, vor ſich vorbeiziehen zu ſehen.

Jede von beiden Frauen hat ein beſonderes Intereſſe: Charlotte das allgemeinere, gerade an dem, wo ſich etwas hiſtoriſch Merkwürdiges fand, während Ottilie ſich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt: denn jeder Menſch hat in der Nähe und in der Ferne gewiſſe örtliche Einzelheiten, die ihn anziehen, die ihm, ſeinem Charakter nach, um des erſten Eindrucks, gewiſſer Umſtände, der Gewohnheit willen, beſonders lieb und aufregend ſind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am beſten gefalle, und wo er nun ſeine Wohnung aufſchlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als Eine ſchöne Gegend vorzuzeigen, und was ihm dort widerfahren, um ſie ihm lieb und werth zu machen, in ſeinem eigens accentuirten Franzöſiſch gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er ſich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am liebſten zurückkehre, ließ er ſich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, alſo vernehmen.

Ich habe mir nun angewöhnt, überall zu Hauſe zu ſeyn, und finde zuletzt nichts bequemer, als daß andere für mich bauen, pflanzen und ſich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Beſitzungen ſehne ich mich nicht zurück, theils aus politiſchen Urſachen, vorzüglich aber weil mein Sohn, für den ich alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an allem keinen Theil nimmt, ſondern nach Indien gegangen iſt, um ſein Leben dort, wie mancher andere, höher zu nutzen oder gar zu vergeuden.

Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anſtatt daß wir gleich anfingen, uns in einem mäßigen Zuſtande behaglich zu finden, ſo gehen wir immer mehr ins Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park,

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,

meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen; fremde Gäste, Neugierige, unruhige Reisende.

Selbst bei vielen Mitteln sind wir immer nur halb und halb zu Hause, besonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch, das wir am eifrigsten wünschten, ist nicht zur Hand, und gerade was wir am meisten bedürften, ist vergessen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, so wirken Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht alles?

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch seine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht jeder in diese Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung selbst in einer Gesellschaft, deren Verhältnisse ihm sonst bekannt sind, ausspricht! Charlotten war eine solche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts Neues; und die Welt lag ohnehin so deutlich vor ihren Augen, daß sie keinen besondern Schmerz empfand, wenn gleich jemand sie unbedachtsam und unvorsichtig nöthigte, ihren Blick da- oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete als sah, und ihren Blick wegwenden durfte, ja mußte von dem was sie nicht sehen mochte und sollte, Ottilie ward durch diese traulichen Reden in den schrecklichsten Zustand versetzt: denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleier, und es schien ihr, als wenn alles was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sey, weil der dem es alles gehörte, es nicht genösse, weil auch der, wie der gegenwärtige Gast, zum Herumschweifen in der Welt und zwar zu dem gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt, aber sie saß dießmal in der peinlichsten Lage, die durch des Fremden weiteres Gespräch eher vermehrt als vermindert wurde, das er mit heiterer Eigenheit und Verächtlichkeit fortsetzte. Nun glaub' ich, sagte er, auf dem rechten Wege zu seyn, da ich mich immer fort als einen Reisenden betrachte, der vielem entsagt, um vieles zu genießen. Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Decoration wartet, gerade weil schon so viele da gewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt: es mag

so gut oder schlimm seyn als es will, nirgends sind' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit oder ganz von der willkürlichen Zufälligkeit abzuhangen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir mein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß repariren lassen, daß man mir eine liebe Tasse zerbricht und es mir eine ganze Zeit aus keiner andern schmecken will. Alles dessen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über den Kopf zu brennen anfängt, so packen meine Leute gelassen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen diesen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hause gekostet hätte.

Bei dieser Schilderung sah Ottilie nur Eduarden vor sich, wie er nun auch, mit Entbehren und Beschwerde, auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege, und bei so viel Unbestand und Wagniß sich gewöhne, heimathlos und freundlos zu seyn, alles wegzuwerfen, nur um nichts verlieren zu können. Glücklicherweise trennte sich die Gesellschaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum, sich in der Einsamkeit auszuweinen. Gewaltsamer hatte sie kein dumpfer Schmerz ergriffen, als diese Klarheit, die sie sich noch klarer zu machen strebte, wie man es zu thun pflegt, daß man sich selbst peinigt, wenn man einmal auf dem Wege ist, gepeinigt zu werden. Der Zustand Eduards kam ihr so kümmerlich, so jämmerlich vor, daß sie sich entschloß, es koste was es wolle, zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotten alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betrügen.

Indessen hatte der Begleiter des Lords, ein verständiger, ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zustände seinem Freunde offenbart. Dieser wußte nichts von den Verhältnissen der Familie; allein jener, den eigentlich auf der Reise nichts mehr interessirte als die sonderbaren Ereignisse, welche durch natürliche und künstliche Verhältnisse, durch den Conflict des Gesetzlichen und des Ungebändigten, des Verstandes und der Vernunft, der Leidenschaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, jener hatte sich schon früher und mehr noch im Hause selbst mit allem bekannt gemacht, was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen geweſen wäre. Man müßte ganz in Geſellſchaft ſchweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen ſollte: denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, ſondern die trivialſten Aeußerungen können auf eine ſo mißklingende Weiſe mit dem Intereſſe der gegenwärtigen zuſammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen, ſagte der Lord, und uns aller allgemeinen Geſpräche enthalten. Geben Sie der Geſellſchaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anekdoten und Geſchichten zu hören, womit Sie Ihr Porteſeuille und Ihr Gedächtniß auf unſerer Reiſe bereichert haben.

Allein auch mit dem beſten Vorſatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde dießmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche ſonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geſchichten die Aufmerkſamkeit erregt und die Theilnahme aufs höchſte geſpannt hatte, ſo dachte er mit einer zwar ſonderbaren, aber ſanfteren Begebenheit zu ſchließen, und ahnete nicht, wie nahe dieſe ſeinen Zuhörern verwandt war.

Die wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häuſern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter, um dereinſt Gatten zu werden, ließ man in dieſer angenehmen Ausſicht mit einander aufwachſen, und die beiderſeitigen Eltern freuten ſich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Abſicht zu mißlingen ſchien, indem ſich zwiſchen den beiden trefflichen Naturen ein ſonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren ſie einander zu ähnlich. Beide in ſich ſelbſt gewendet, deutlich in ihrem Wollen, feſt in ihren Verſätzen; jedes einzeln geliebt und geehrt von ſeinen Geſpielen; immer Widerſacher, wenn ſie zuſammen waren, immer aufbauend für ſich allein, immer wechſelsweiſe zerſtörend, wo ſie ſich begegneten, nicht wetteifernd nach Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur haſſend, ja bösartig, indem ſie ſich auf einander bezogen.

Dieſes wunderliche Verhältniß zeigte ſich ſchon bei kindiſchen Spielen, es zeigte ſich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu ſpielen, ſich in Parteien zu ſondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, ſo ſtellte ſich das trotzig muthige Mädchen einſt an die Spitze des einen Heers, und fecht gegen das andere mit ſolcher Gewalt und Erbitterung, daß dieſes ſchimpflich wäre in die Flucht geſchlagen worden, wenn ihr einzelner Widerſacher ſich nicht ſehr brav gehalten und ſeine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte ſie ſich ſo gewaltſam, daß er, um ſeine Augen zu erhalten und die Feindin doch nicht zu beſchädigen, ſein ſeidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dieß verzieh ſie ihm nie, ja ſie machte ſo heimliche Anſtalten und Verſuche ihn zu beſchädigen, daß die Eltern, die auf dieſe ſeltſamen Leidenſchaften ſchon längſt Acht gehabt, ſich mit einander verſtändigten und beſchloſſen, die beiden feindlichen Weſen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen bald hervor. Jede Art von Unterricht ſchlug bei ihm an. Gönner und eigene Neigung beſtimmten ihn zum Soldatenſtande. Ueberall wo er ſich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur ſchien nur zum Wohlſeyn, zum Behagen anderer zu wirken, und er war in ſich, ohne deutliches Bewußtſeyn, recht glücklich, den einzigen Widerſacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugedacht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zuſtand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung, und mehr noch ein gewiſſes inneres Gefühl zogen ſie von den heftigen Spielen hinweg, die ſie bisher in Geſellſchaft der Knaben auszuüben pflegte. Im ganzen ſchien ihr etwas zu fehlen, nichts war um ſie herum, das werth geweſen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte ſie noch niemand gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widerſacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Geſellſchaft, geſucht von Frauen, wendete ihr ſeine ganze Neigung zu. Es war das erſtemal, daß ſich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um ſie bemühte. Der Vorzug, den er ihr vor vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anſpruchsreicher waren als ſie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, ohne daß er zudringlich geweſen wäre, ſein treuer

Beiſtand bei verſchiedenen unangenehmen Zufällen, ſein gegen ihre Eltern zwar ausgeſprochenes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da ſie freilich noch ſehr jung war: das alles nahm ſie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern, nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältniſſe das Ihrige beitrugen. Sie war ſo oft Braut genannt worden, daß ſie ſich endlich ſelbſt dafür hielt, und weder ſie noch irgend jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig ſey, als ſie den Ring mit demjenigen wechſelte, der ſo lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang, den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beſchleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten alles ſo fortgewähren; man freute ſich des Zuſammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernſteren Lebens genießen.

Indeſſen hatte der Entfernte ſich zum ſchönſten ausgebildet, eine verdiente Stufe ſeiner Lebensbeſtimmung erſtiegen, und kam mit Urlaub die Seinigen zu beſuchen. Auf eine ganz natürliche, aber doch ſonderbare Weiſe ſtand er ſeiner ſchönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei ſich genährt, ſie war mit allem was ſie umgab, in Uebereinſtimmung; ſie glaubte glücklich zu ſeyn und war es auch auf gewiſſe Weiſe. Aber nun ſtand ihr zum erſtenmal ſeit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht haſſenswerth, ſie war des Haſſes unfähig geworden; ja der kindiſche Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des innern Werthes geweſen, äußerte ſich nun in frohem Erſtaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingeſtehen, halb willigem halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und das alles war wechſelſeitig. Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbſt jene kindiſche Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu ſcherzhafter Erinnerung, und es war als wenn man ſich jenen neckiſchen Haß wenigſtens durch eine freundſchaftliche, aufmerkſame Behandlung vergüten müſſe, als wenn jenes gewaltſame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgeſprochenes Anerkennen bleiben dürfe.

Von ſeiner Seite blieb alles in einem verſtändigen, wünſchenswerthen Maß. Sein Stand, ſeine Verhältniſſe, ſein Streben, ſein Ehrgeiz beſchäftigten ihn ſo reichlich, daß er die Freundlichkeit der ſchönen Braut

als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne ſie deßhalb in irgend einem Bezug auf ſich zu betrachten, oder ſie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den beſten Verhältniſſen ſtand.

Bei ihr hingegen ſah es ganz anders aus. Sie ſchien ſich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erſte Leidenſchaft geweſen, und dieſer heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerſtrebens, eine heftige, gleichſam angeborene Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß ſie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; ſie wollte ſich des angenehmſten Gefühls erinnern, als er ſie entwaffnete; ſie bildete ſich ein, die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er ſie band, und alles was ſie zu ſeinem Schaden und Verdruß unternommen hatte, kam ihr nur als unſchuldiges Mittel vor, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie verwünſchte jene Trennung, ſie bejammerte den Schlaf, in den ſie verfallen, ſie verfluchte die ſchleppende, träumeriſche Gewohnheit, durch die ihr ein ſo unbedeutender Bräutigam hatte werden können; ſie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts, wie man es nehmen will.

Hätte jemand ihre Empfindungen, die ſie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, ſo würde er ſie nicht geſcholten haben: denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, ſobald man ſie neben einander ſah. Wenn man dem einen ein gewiſſes Zutrauen nicht verſagen konnte, ſo erregte der andere das vollſte Vertrauen; wenn man den einen gern zur Geſellſchaft mochte, ſo wünſchte man ſich den andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, ſo hätte man wohl an dem einen gezweifelt, wenn einem der andere vollkommene Gewißheit gab. Für ſolche Verhältniſſe iſt den Weibern ein beſonderer Tact angeboren, und ſie haben Urſache, ſo wie Gelegenheit ihn auszubilden.

Je mehr die ſchöne Braut ſolche Geſinnungen bei ſich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend jemand dasjenige auszuſprechen im Fall war, was zu Gunſten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältniſſe, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern ſchien, deſto mehr begünſtigte das ſchöne Herz ſeine Einſeitigkeit, und indem ſie von der einen Seite

durch Welt und Familie, Bräutigam und eigene Zusage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporstrebende Jüngling gar kein Geheimniß von seinen Gesinnungen, Planen und Aussichten machte, sich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen sie bewies, und nun gar von seiner unmittelbaren Abreise die Rede war, so schien es, als ob ihr früher kindischer Geist mit allen seinen Tücken und Gewaltsamkeiten wieder erwachte, und sich nun auf einer höheren Lebensstufe mit Unwillen rüstete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beschloß zu sterben, um den ehemals Gehaften und nun so heftig Geliebten für seine Untheilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft, seiner Reue auf ewig zu vermählen. Er sollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.

Dieser seltsame Wahnsinn begleitete sie überallhin: sie verbarg ihn unter allerlei Formen, und ob sie den Menschen gleich wunderlich vorkam, so war niemand aufmerksam oder klug genug, die innere wahre Ursache zu entdecken.

Indessen hatten sich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anerdnungen von mancherlei Festen erschöpft; kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas Neues und Unerwartetes angestellt worden wäre. Kaum war ein schöner Platz der Landschaft, den man nicht ausgeschmückt und zum Empfang vieler frohen Gäste bereitet hätte. Auch wollte unser junger Ankömmling noch vor seiner Abreise das Seinige thun, und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreise zu einer Wasserlustfahrt. Man bestieg ein großes, schönes, wohlausgeschmücktes Schiff, eine der Jachten, die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Wasser die Bequemlichkeit des Landes überzutragen suchen.

Man fuhr auf dem großen Strome mit Musik dahin; die Gesellschaft hatte sich bei heißer Tageszeit in den untern Räumen versammelt, um sich an Geistes- und Glücksspielen zu ergötzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte sich ans Steuer gesetzt, den alten Schiffsmeister abzulösen, der an seiner Seite eingeschlafen war; und eben brauchte der Wachende alle seine Vorsicht, da er sich einer Stelle nahte, wo zwei Inseln das Flußbette verengten und, indem sie ihre flachen Kiesufer bald an der einen, bald an der andern Seite hereinstreckten, ein gefährliches Fahrwasser zubereiteten. Fast war der sorgsame

und ſcharfblickende Steurer in Verſuchung, den Meiſter zu wecken, aber er getraute ſich's zu und fuhr gegen die Enge. In dem Augenblick erſchien auf dem Verdeck ſeine ſchöne Feindin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuerruden. Nimm dieß zum Andenken! rief ſie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing, ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerkſamkeit. Ich ſtöre dich nicht weiter, rief ſie: Du ſiehſt mich nicht wieder! Sie ſprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da ſie ins Waſſer ſprang. Einige Stimmen riefen: Rettet! rettet! ſie ertrinkt. Er war in der entſetzlichſten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeiſter, will das Ruder ergreifen, der jüngere es ihm übergeben; aber es iſt keine Zeit die Herrſchaft zu wechſeln: das Schiff ſtrandet, und in eben dem Augenblick, die läſtigſten Kleidungsſtücke wegwerfend, ſtürzte er ſich ins Waſſer und ſchwamm der ſchönen Feindin nach.

Das Waſſer iſt ein freundliches Element für den, der damit bekannt iſt und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geſchickte Schwimmer beherrſchte es. Bald hatte er die vor ihm fortgeriſſene Schöne erreicht; er faßte ſie, wußte ſie zu heben und zu tragen; beide wurden vom Strom gewaltſam fortgeriſſen, bis ſie die Inſeln, die Werder, weit hinter ſich hatten, und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. Nun erſt ermannte, nun erholte er ſich aus der erſten zudringenden Noth, in der er ohne Beſinnung nur mechaniſch gehandelt; er blickte mit emporſtrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buſchichten Stelle zu, die ſich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er ſeine ſchöne Beute aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu ſpüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad, der durchs Gebüſch lief, in die Augen leuchtete. Er belud ſich aufs neue mit der theuern Laſt; er erblickte bald eine einſame Wohnung und erreichte ſie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth ſprach ſich geſchwind aus. Was er nach einiger Beſinnung forderte, ward geleiſtet. Ein lichtes Feuer brannte; wollene Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was Erwärmendes vorräthig war, ſchnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andre Betrachtung. Nichts war verſäumt, den ſchönen, halbſtarren, nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie

ſchlug die Augen auf, ſie erblickte den Freund, umſchlang ſeinen Hals mit ihren himmliſchen Armen. So blieb ſie lange; ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Geneſung. Willſt du mich verlaſſen, rief ſie aus, da ich dich ſo wiederfinde? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht was er ſagte, noch was er that. Nur ſchone dich, rief er hinzu, ſchone dich! denke an dich um deinet- und meinetwillen.

Sie dachte nun an ſich und bemerkte jetzt erſt den Zuſtand, in dem ſie war. Sie konnte ſich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht ſchämen; aber ſie entließ ihn gern, damit er für ſich ſorgen möge: denn noch war, was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten ſich: er bot dem Jüngling, was ſie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollſtändig da hing, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteurer nicht nur angezogen, ſondern geputzt. Sie ſahen allerliebſt aus, ſtaunten einander an, als ſie zuſammentraten, und fielen ſich mit unmäßiger Leidenſchaft, und doch halb lächelnd über die Vermummung, gewaltſam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regſamkeit der Liebe ſtellten ſie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Muſik, um ſie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Waſſer zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreiſe in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenſchaft gefunden zu haben, alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend das zu faſſen, er würde zerſpringen oder ſich verwirren. Hiebei muß das Herz das Beſte thun, wenn eine ſolche Ueberraſchung ertragen werden ſoll.

Ganz verloren eins ins andere, konnten ſie erſt nach einiger Zeit an die Angſt, an die Sorgen der Zurückgelaſſenen denken, und faſt konnten ſie ſelbſt nicht ohne Angſt, ohne Sorge daran denken, wie ſie jenen wiederbegegnen wollten. Sollen wir fliehen? ſollen wir uns verbergen? ſagte der Jüngling. Wir wollen zuſammenbleiben, ſagte ſie, indem ſie an ſeinem Halſe hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geſchichte des geſtrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte, ohne weiter zu fragen, nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeſchwommen; es war mit vieler Mühe los gebracht worden. Man fuhr aufs ungewiſſe fort, in Hoffnung die Verlornen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken

die Schiffenden aufmerkſam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz ſich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte ſich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauſpiel ward es, da ſie landeten! Die Eltern der beiden Verlobten drängten ſich zuerſt ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte faſt die Beſinnung verlaſſen. Kaum hatten ſie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet ſeyen, ſo traten dieſe in ihrer ſonderbaren Verkleidung aus dem Buſch hervor. Man erkannte ſie nicht eher, als bis ſie ganz herangetreten waren. Wen ſeh' ich? riefen die Mütter: was ſeh' ich? riefen die Väter. Die Geretteten warfen ſich vor ihnen nieder. Eure Kinder! riefen ſie aus, ein Paar! Verzeiht! rief das Mädchen. Gebt uns Euren Segen! rief der Jüngling. Gebt uns Euren Segen! riefen beide, da alle Welt ſtaunend verſtummte. Euren Segen! ertönte es zum drittenmal, und wer hätte den verſagen können?

Eilftes Capitel.

Der Erzählende machte eine Pauſe oder hatte vielmehr ſchon geendigt, als er bemerken mußte, daß Charlotte höchſt bewegt ſey; ja ſie ſtand auf und verließ mit einer ſtummen Entſchuldigung das Zimmer: denn die Geſchichte war ihr bekannt. Dieſe Begebenheit hatte ſich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz wie ſie der Engländer erzählte, doch war ſie in den Hauptzügen nicht entſtellt, nur im einzelnen mehr ausgebildet und ausgeſchmückt, wie es dergleichen Geſchichten zu gehen pflegt, wenn ſie erſt durch den Mund der Menge und ſodann durch die Phantaſie eines geiſt- und geſchmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meiſt alles und nichts wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie es die beiden Fremden ſelbſt verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hauſe Bekanntes oder gar Verwandtes erzählt worden. Wir müſſen uns hüten, fuhr er fort, daß wir nicht noch mehr Uebles ſtiften. Für das viele Gute und Angenehme, das wir hier genoſſen, ſcheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine ſchickliche Weiſe zu empfehlen ſuchen.

Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's.
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir
In euerm Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Alliebender Vater!

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde ſä't,
Küſſ' ich den letzten

Ich muß geſtehen, verſetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas anderes feſthält, ohne deſſen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieſes Haus nicht gern verlaſſen möchte. Sie waren geſtern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunkeln Kammer durch den Park zogen, viel zu beſchäftigt, ſich einen wahrhaft maleriſchen Standpunkt auszuwählen, als daß Sie hätten bemerken ſollen, was nebenher vorging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig beſuchten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie, die uns begleitete, ſtand an zu folgen und bat, ſich auf dem Kahne dorthin begeben zu dürfen. Ich ſetzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der ſchönen Schifferin. Ich verſicherte ihr, daß ich ſeit der Schweiz, wo auch die reizendſten Mädchen die Stelle des Fährmanns vertreten, nicht ſo angenehm ſey über die Wellen geſchaukelt worden, konnte mich aber nicht enthalten ſie zu fragen, warum ſie eigentlich abgelehnt, jenen Seitenweg zu machen: denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängſtlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, verſetzte ſie freundlich, ſo kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich ſelbſt für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, den ich ſonſt nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer ſolchen Empfindung auszuſetzen, um ſo mehr als ſich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einſtellt, woran ich ſonſt auch manchmal leide. Wir landeten; Ottilie unterhielt ſich mit Ihnen, und ich unterſuchte indeß die Stelle, die ſie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine ſehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

Verzeihen Sie, Mylord, ich ſehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit auf dieſe Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiſer Mann und als Freund nachſehen; aber es iſt mir unmöglich von hier zu ſcheiden, ohne das ſchöne Kind auch die Pendelſchwingungen verſuchen zu laſſen.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht ſeine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter beſcheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei ſeiner

Meinung, bei ſeinen Wünſchen verharrte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deßwegen, weil ſolche Verſuche nicht jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur deſto ernſthafter und gründlicher unterſuchen müßte; da ſich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtſchaften unorganiſcher Weſen unter einander, organiſcher gegen ſie und abermals unter einander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen ſeyen.

Er hatte ſeinen Apparat von goldenen Ringen, Markaſiten und andern metalliſchen Subſtanzen, den er in einem ſchönen Käſtchen immer bei ſich führte, ſchon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden ſchwebend, über liegende Metalle zum Verſuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, ſagte er dabei, die ich auf Ihrem Geſichte leſe, daß ſich bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation iſt aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, ſollen ſie neugierig werden was wir Wunderliches hier beginnen.

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verſtand ſogleich was vorging. Ich habe manches von dieſen Dingen gehört, ſagte ſie, aber niemals eine Wirkung geſehen. Da Sie alles ſo hübſch bereit haben, laſſen Sie mich verſuchen, ob es mir nicht auch anſchlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand, und da es ihr Ernſt war, hielt ſie ihn ſtät und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeſte Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle: aber in dem Augenblicke ward das ſchwebende wie in einem entſchiedenen Wirbel fortgeriſſen und drehte ſich, je nachdem man die Unterlage wechſelte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreiſen, jetzt in Ellipſen, oder nahm ſeinen Schwung in geraden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle ſeine Erwartung.

Der Lord ſelbſt ſtutzte einigermaßen, aber der andere konnte vor Luſt und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannichfaltigung der Verſuche. Ottilie war gefällig genug, ſich in ſein Verlangen zu finden, bis ſie ihn zuletzt freundlich erſuchte, er möge ſie entlaſſen, weil ihr Kopfweh ſich wieder einſtelle. Er, darüber verwundert, ja entzückt, verſicherte ihr mit Enthuſiasmus, daß er ſie von dieſem Uebel völlig heilen wolle, wenn ſie ſich ſeiner Curart anvertraue.

Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geschwind begriff, wovon die Rede sey, lehnte den wohlgesinnten Antrag ab, weil sie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulassen, wovor sie immerfort eine starke Apprehension gefühlt hatte.

Die Fremden hatten sich entfernt und, ungeachtet man von ihnen auf eine sonderbare Weise berührt worden war, doch den Wunsch zurückgelassen, daß man sie irgendwo wiederantreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die schönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbesuche zu enden, womit sie kaum fertig werden konnte, indem sich die ganze Landschaft umher, einige wahrhaft theilnehmend, andere bloß der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um sie bekümmert hatten. Zu Hause belebte sie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchst erfreulich dem Anblick an Größe, Ebenmaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Aehnlichkeit, die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann; die Augen ließen sich immer weniger von Ottiliens Augen unterscheiden.

Durch diese sonderbare Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes auch von einer andern mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf so viel als eine Mutter, oder vielmehr eine andere Art von Mutter. Entfernte sich Charlotte, so blieb Ottilie mit dem Kinde und der Wärterin allein. Nanny hatte sich seit einiger Zeit, eifersüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrin allein Neigung zuzuwenden schien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort, das Kind in die freie Luft zu tragen und gewöhnte sich an immer weitere Spaziergänge. Sie hatte das Milchfläschchen bei sich, um dem Kinde, wenn es nöthig, seine Nahrung zu reichen. Selten unterließ sie dabei ein Buch mitzunehmen, und so bildete sie, das Kind auf dem Arm, lesend und wandelnd, eine gar anmuthige Penserosa.

Zwölftes Capitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht und Eduard, mit Ehrenzeichen geſchmückt, rühmlich entlaſſen. Er begab ſich ſogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß ſie es bemerkten und wußten, ſcharf hatte beobachten laſſen. Sein ſtiller Aufenthalt blickte ihm aufs freundlichſte entgegen: denn man hatte indeſſen nach ſeiner Anordnung manches eingerichtet, gebeſſert und gefördert, ſo daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächſt Genießbare erſetzten.

Eduard, durch einen raſcheren Lebensgang an entſchiedenere Schritte gewöhnt, nahm ſich nunmehr vor dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiederſehens war groß. Jugendfreundſchaften, wie Blutsverwandtſchaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverſtändniſſe, von welcher Art ſie auch ſeyen, niemals von Grund aus ſchaden und die alten Verhältniſſe ſich nach einiger Zeit wiederherſtellen.

Zum frohen Empfang erkundigte ſich Eduard nach dem Zuſtande des Freundes, und vernahm, wie vollkommen nach ſeinen Wünſchen ihn das Glück begünſtigt habe. Halbſcherzend-vertraulich fragte Eduard ſodann, ob nicht auch eine ſchöne Verbindung im Werke ſey. Der Freund vernemte es mit bedeutendem Ernſt.

Ich kann und darf nicht hinterhaltig ſeyn, fuhr Eduard fort: ich muß dir meine Geſinnungen und Verſätze ſogleich entdecken. Du kennſt meine Leidenſchaft für Ottilien und haſt längſt begriffen, daß ſie es iſt, die mich in dieſen Feldzug geſtürzt hat. Ich läugne nicht, daß ich gewünſcht hatte, ein Leben loszuwerden, das mir ohne ſie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich dir geſtehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war ſo ſchön, ſo wünſchenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröſtliche Ahnung, ſo manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn beſtärkt, Ottilie könne die Meine werden. Ein Glas mit unſerm Namenszug bezeichnet, bei der Grundſteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu

Trümmern; es ward aufgefangen und ist wieder in meinen Händen. So will ich mich denn selbst, rief ich mir zu, als ich an diesem einsamen Orte so viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte; mich selbst will ich an die Stelle des Glases zum Zeichen machen, ob unsere Verbindung möglich sey oder nicht. Ich gehe hin und suche den Tod, nicht als ein Rasender, sondern als einer, der zu leben hofft. Ottilie soll der Preis seyn, um den ich kämpfe; sie soll es seyn, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verschanzung, in jeder belagerten Festung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunsche verschont zu bleiben, im Sinne Ottilien zu gewinnen, nicht sie zu verlieren. Diese Gefühle haben mich geleitet, sie haben mir durch alle Gefahren beigestanden; aber nun finde ich mich auch wie einen, der zu seinem Ziele gelangt ist, der alle Hindernisse überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege steht. Ottilie ist mein, und was noch zwischen diesem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichtsbedeutend ansehen.

Du löschest, versetzte der Major, mit wenig Zügen alles aus, was man dir entgegensetzen könnte und sollte; und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu deiner Frau in seinem ganzen Werthe dir zurückzurufen, überlasse ich dir selbst; aber du bist es ihr, du bist es dir schuldig, dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß euch ein Sohn gegeben ist, ohne zugleich auszusprechen, daß ihr einander auf immer angehört, daß ihr um dieses Wesens willen schuldig seyd, vereint zu leben, damit ihr vereint für seine Erziehung und für sein künftiges Wohl sorgen möget!

Es ist bloß ein Dünkel der Eltern, versetzte Eduard, wenn sie sich einbilden, daß ihr Daseyn für die Kinder so nöthig sey. Alles was lebt, findet Nahrung und Beihülfe, und wenn der Sohn, nach dem frühen Tode des Vaters, keine so bequeme, so begünstigte Jugend hat, so gewinnt er vielleicht eben deßwegen an schnellerer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er sich in andere schicken muß; was wir denn doch früher oder später alle lernen müssen. Und hievon ist ja die Rede gar nicht: wir sind reich genug, um mehrere Kinder zu versorgen, und es ist keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf Ein Haupt so viele Güter zu häufen.

Als der Major mit einigen Zügen Charlottens Werth und Eduards

lange bestandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Eduard hastig in die Rede: Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzuwohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer: denn jedes Jahrzehend des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; soll sie es denn fürs ganze Leben seyn? Sollen wir uns, aus irgend einer Art von Bedenklichkeit, dasjenige versagen, was uns die Sitten der Zeit nicht absprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Mensch seinen Versatz, seine That zurück, und hier gerade sollte es nicht geschehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieser oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Complex des Lebens die Rede ist!

Der Major verfehlte nicht, auf eine eben so geschickte als nachdrückliche Weise Eduarden die verschiedenen Bezüge zu seiner Gemahlin, zu den Familien, zu der Welt, zu seinen Besitzungen vorzustellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

Alles dieses, mein Freund, erwiederte Eduard, ist mir vor der Seele vorbeigegangen, mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln sausten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöchert ward; es hat mir vorgeschwebt beim stillen nächtlichen Feuer unter dem gestirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe sie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgefunden, zu wiederholtenmalen, und nun für immer. In solchen Augenblicken, wie kann ich dir's verschweigen, warst auch du mir gegenwärtig, auch du gehörtest in meinen Kreis; und gehören wir denn nicht schon lange zu einander? Wenn ich dir etwas schuldig geworden, so komme ich jetzt in den Fall, dir es mit Zinsen abzutragen; wenn du mir je etwas schuldig geworden, so siehst du dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß, du liebst Charlotten und sie verdient es; ich weiß, du bist ihr nicht gleichgültig, und warum sollte sie deinen Werth nicht erkennen! Nimm sie von meiner Hand! führe mir Ottilien zu! und wir sind die glücklichsten Menschen auf der Erde.

Eben weil du mich mit so hohen Gaben bestechen willst, versetzte der Major, muß ich desto vorsichtiger, desto strenger seyn. Anstatt daß dieser Vorschlag, den ich still verehre, die Sache erleichtern möchte, erschwert er sie vielmehr. Es ist, wie von dir, nun auch von mir die Rede, und so wie von dem Schicksal, so auch von dem guten Namen, von der Ehre zweier Männer, die, bis jetzt unbescholten, durch diese wunderliche Handlung, wenn wir sie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchst seltsamen Lichte zu erscheinen.

Eben daß wir unbescholten sind, versetzte Eduard, giebt uns das Recht, uns auch einmal schelten zu lassen. Wer sich sein ganzes Leben als einen zuverlässigen Mann bewiesen, der macht eine Handlung zuverlässig, die bei andern zweideutig erscheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen, die ich mir auferlegt, durch die schwierigen, gefahrvollen Thaten, die ich für andere gethan, berechtigt, auch etwas für mich zu thun. Was dich und Charlotten betrifft, so sey es der Zukunft anheim gegeben; mich aber wirst du, wird niemand von meinem Vorsatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, so bin ich auch wieder zu allem erbötig; will man mich mir selbst überlassen oder mir wohl gar entgegen seyn, so muß ein Extrem entstehen, es werde auch wie es wolle.

Der Major hielt es für seine Pflicht, dem Vorsatz Eduards so lange als möglich Widerstand zu leisten, und er bediente sich nun gegen seinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben schien und nur die Form, den Geschäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man diese Trennung, diese Verbindungen erreichen sollte. Da trat denn so manches Unerfreuliche, Beschwerliche, Unschickliche hervor, daß sich Eduard in die schlimmste Laune versetzt fühlte.

Ich sehe wohl, rief dieser endlich, nicht allein von Feinden, sondern auch von Freunden muß, was man wünscht, erstürmt werden. Das was ich will, was mir unentbehrlich ist, halte ich fest im Auge; ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältnisse, weiß ich wohl, heben sich nicht auf und bilden sich nicht, ohne daß manches falle was steht, ohne daß manches weiche was zu beharren Lust hat. Durch Ueberlegung wird so etwas nicht geendet; vor dem Verstande sind alle Rechte gleich, und auf die steigende Wagschale läßt sich immer wieder

ein Gegengewicht legen. Entschließe dich also, mein Freund, für mich, für dich zu handeln, für mich, für dich diese Zustände zu entwirren, aufzulösen, zu verknüpfen. Laß dich durch keine Betrachtungen abhalten; wir haben die Welt ohnehin scheu von uns reden machen, sie wird noch einmal von uns reden, uns sodann, wie alles übrige was aufhört neu zu seyn, vergessen und uns gewähren lassen wie wir können, ohne weitern Theil an uns zu nehmen.

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein- für allemal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgesetztes behandelte, als er, wie alles anzustellen sey, im einzelnen durchsprach und sich über die Zukunft auf das Heiterste, sogar in Scherzen erging. Dann wieder ernsthaft und nachdenklich, fuhr er fort: Wollten wir uns der Hoffnung, der Erwartung überlassen, daß alles sich von selbst wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünstigen solle, so wäre dieß ein sträflicher Selbstbetrug. Auf diese Weise können wir uns unmöglich retten, unsere allseitige Ruhe nicht wieder herstellen; und wie sollte ich mich trösten können, da ich unschuldig die Schuld an allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie ist nur in Gefolg von dieser Veränderung bei uns eingetreten. Wir sind nicht mehr Herr über das, was daraus entsprungen ist, aber wir sind Herr, es unschädlich zu machen, die Verhältnisse zu unserm Glücke zu leiten. Magst du die Augen von den schönen und freundlichen Aussichten abwenden, die ich uns eröffne, magst du mir, magst du uns allen ein trauriges Entsagen gebieten, in sofern du dir's möglich denkst, in sofern es möglich wäre: ist denn nicht auch alsdann, wenn wir uns vornehmen, in die alten Zustände zurückzukehren, manches Unschickliche, Unbequeme, Verdrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entspränge? Würde der glückliche Zustand, in dem du dich befindest, dir wohl Freude machen, wenn du gehindert wärst, mich zu besuchen, mit mir zu leben? Und nach dem was vorgegangen ist, würde es doch immer peinlich seyn. Charlotte und ich würden mit allem unserm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn du mit andern Weltmenschen glauben magst, daß Jahre, daß Entfernung solche Empfindungen abstumpfen, so tief eingegrabene Züge auslöschen, so ist ja eben von diesen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren, sondern in Freude und

Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigste auszusprechen, wenn wir auch, unserm äußern und innern Zustande nach, das allenfalls abwarten könnten, was soll aus Ottilien werden, die unser Haus verlassen, in der Gesellschaft unserer Vorsorge entbehren und sich in der verruchten, kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Male mir einen Zustand, worin Ottilie ohne mich, ohne uns glücklich seyn könnte, dann sollst du ein Argument ausgesprochen haben, das stärker ist als jedes andere, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht ergeben kann, dennoch recht gern aufs neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will.

Diese Aufgabe war so leicht nicht zu lösen, wenigstens fiel dem Freunde hierauf keine hinlängliche Antwort ein, und es blieb ihm nichts übrig, als wiederholt einzuschärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen sey, und daß man wenigstens, wie es anzugreifen wäre, auf das ernstlichste zu bedenken habe. Eduard ließ sich's gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ihn der Freund nicht eher verlassen wolle, als bis sie über die Sache völlig einig geworden und die ersten Schritte gethan seyen.

Dreizehntes Capitel.

Völlig fremde und gegen einander gleichgültige Menschen, wenn sie eine Zeit lang zusammen leben, kehren ihr Inneres wechselseitig heraus, und es muß eine gewisse Vertraulichkeit entstehen. Um so mehr läßt sich erwarten, daß unsern beiden Freunden, indem sie wieder neben einander wohnten, täglich und stündlich zusammen umgingen, gegenseitig nichts verborgen blieb. Sie wiederholten das Andenken ihrer früheren Zustände und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduarden, als er von Reisen zurückgekommen, Ottilien zugedacht, daß sie ihm das schöne Kind in der Folge zu vermählen gemeint habe. Eduard bis zur Verwirrung entzückt über diese Entdeckung, sprach ohne Rückhalt von der gegenseitigen Neigung Charlottens und des Majors, die er, weil es ihm gerade bequem und günstig war, mit lebhaften Farben ausmalte.

Ganz läugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingestehen; aber Eduard befestigte, bestimmte sich nur mehr. Er dachte sich alles

nicht als möglich, sondern als schon geschehen. Alle Theile brauchten nur in das zu willigen was sie wünschten; eine Scheidung war gewiß zu erlangen; eine baldige Verbindung sollte folgen, und Eduard wollte mit Ottilien reisen. Unter allem was die Einbildungskraft sich Angenehmes ausmalt, ist vielleicht nichts Reizenderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten, ihr neues frisches Verhältniß in einer neuen, frischen Welt zu genießen, und einen dauernden Bund an so viel wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestätigen hoffen. Der Major und Charlotte sollten unterdessen unbeschränkte Vollmacht haben, alles was sich auf Besitz, Vermögen und die irdischen, wünschenswerthen Einrichtungen bezieht, dergestalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden seyn könnten. Worauf jedoch Eduard am allermeisten zu fußen, wovon er sich den größten Vortheil zu versprechen schien, war dieß. Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Fähigkeiten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.

Das alles war bei Eduarden so fertig geworden, daß er keinen Tag länger anstehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus besaß, wo er verweilen und die Rückkehr des Majors abwarten wollte. Doch konnte er sich nicht überwinden, daselbst sogleich abzusteigen und begleitete den Freund noch durch den Ort. Sie waren beide zu Pferde und, in bedeutendem Gespräch verwickelt, ritten sie zusammen weiter.

Auf einmal erblickten sie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, dessen rothe Ziegel sie zum erstenmal blinken sahen. Eduard ergreift eine unwiderstehliche Sehnsucht; es soll noch diesen Abend alles abgethan seyn. In einem ganz nahen Dorfe will er sich verborgen halten; der Major soll die Sache Charlotten dringend vorstellen, ihre Vorsicht überraschen und durch den unerwarteten Antrag sie zu freier Eröffnung ihrer Gesinnung nöthigen. Denn Eduard, der seine Wünsche auf sie übergetragen hatte, glaubte nicht anders, als daß er ihren entschiedenen Wünschen entgegenkomme, und hoffte eine so schnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er sah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit

Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle
Und wir verſinken.

dieser dem Lauernden schnell verkündigt würde, sollten einige Kanonenschläge losgebrannt werden, und wäre es Nacht geworden, einige Raketen steigen.

Der Major ritt nach dem Schlosse zu. Er fand Charlotten nicht, sondern erfuhr vielmehr, daß sie gegenwärtig oben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Besuch in der Nachbarschaft ablege, von welchem sie heute wahrscheinlich nicht so bald nach Hause komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er sein Pferd gestellt hatte.

Eduard indessen, von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, schlich aus seinem Hinterhalte durch einsame Pfade, nur Jägern und Fischern bekannt, nach seinem Park, und fand sich gegen Abend im Gebüsch in der Nachbarschaft des Sees, dessen Spiegel er zum erstenmal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit; so gelangte sie zu den Eichen bei der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeschlafen; sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen. Das Buch war eines von denen, die ein zartes Gemüth an sich ziehen und nicht wieder loslassen. Sie vergaß Zeit und Stunde, und dachte nicht, daß sie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber sie saß, versenkt in ihr Buch, in sich selbst, so liebenswürdig anzusehen, daß die Bäume, die Sträuche rings umher hätten belebt, mit Augen begabt seyn sollen, um sie zu bewundern und sich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein röthlichtes Streiflicht der sinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt so weit vorzudringen, der seinen Park leer, die Gegend einsam fand, wagte sich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüsch bei den Eichen, er sieht Ottilien, sie ihn; er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen. Nach einer langen, stummen Pause, in der sich beide zu fassen suchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hieher gekommen. Er habe den Major an Charlotten abgesendet; ihr gemeinsames Schicksal werde vielleicht in diesem Augenblick entschieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, sie gewiß auch nie an der seinigen. Er bitte sie um ihre Einwilligung. Sie zauderte; er beschwur sie; er wollte seine alten Rechte geltend machen und sie in seine Arme schließen; sie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und staunt. Großer Gott! ruft er aus; wenn ich Ursache hätte an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, so würde diese Gestalt fürchterlich gegen sie zeugen. Ist dieß nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie gesehen.

Nicht doch! versetzte Ottilie, alle Welt sagt, es gleiche mir. Wär' es möglich? versetzte Eduard, und in dem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, zwei große, schwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe sah die Welt schon so verständig an; er schien die beiden zu kennen, die vor ihm standen. Eduard warf sich bei dem Kinde nieder, er küßte zweimal vor Ottilien. Du bist's! rief er aus; deine Augen sind's. Ach! aber laß mich nur in die deinigen schauen! Laß mich einen Schleier werfen über jene unselige Stunde, die diesem Wesen das Daseyn gab. Soll ich deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erschrecken, daß Mann und Frau entfremdet sich einander ans Herz drücken und einen gesetzlichen Bund durch lebhafte Wünsche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal so weit sind, da mein Verhältniß zu Charlotten getrennt werden muß, da du die Meinige seyn wirst, warum soll ich es nicht sagen! Warum soll ich das harte Wort nicht aussprechen: Dieß Kind ist aus einem doppelten Ehebruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den deinigen sagen, daß ich in den Armen einer andern dir gehörte: mögest du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann.

Horch! rief er aus, indem er aufsprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen, das der Major geben sollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirg geschossen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erst sah Ottilie, daß die Sonne sich hinter die Berge gesenkt hatte. Noch zuletzt blinkte sie von den Fenstern des obern Gebäudes zurück. Entferne dich, Eduard! rief Ottilie. So lange haben wir entbehrt, so lange geduldet. Bedenke, was wir beide Charlotten schuldig sind! Sie muß unser Schicksal entscheiden; laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn sie es vergönnt; wo nicht, so muß ich dir entsagen. Da du die Entscheidung so nahe glaubst, so laß uns erwarten. Geh in das Dorf zurück, wo der Major dich vermuthet. Wie manches

kann vorkommen, das eine Erklärung fordert. Ist es wahrscheinlich, daß ein roher Kanonenschlag dir den Erfolg seiner Unterhandlungen verkünde? Vielleicht sucht er dich auf in diesem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich: er kann ihr entgegengegangen seyn; denn man wußte, wo sie hin war. Wie vielerlei Fälle sind möglich! Laß mich! Jetzt muß sie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben.

Ottilie sprach in Hast. Sie rief sich alle Möglichkeiten zusammen. Sie war glücklich in Eduards Nähe und fühlte, daß sie ihn jetzt entfernen müsse. Ich bitte, ich beschwöre dich, Geliebter! rief sie aus; kehre zurück und erwarte den Major! Ich gehorche deinen Befehlen, rief Eduard, indem er sie erst leidenschaftlich anblickte und sie dann fest in seine Arme schloß. Sie umschlang ihn mit den ihrigen und drückte ihn auf das zärtlichste an ihre Brust. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, sie glaubten einander anzugehören; sie wechselten zum erstenmal entschiedene, freie Küsse und trennten sich gewaltsam und schmerzlich.

Die Sonne war untergegangen, und es dämmerte schon und duftete feucht um den See. Ottilie stand verwirrt und bewegt; sie sah nach dem Berghause hinüber und glaubte Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu sehen. Der Umweg war groß am See hin; sie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen sieht sie gegen sich über; nur ein Wasserraum trennt sie von dem Pfade, der sogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken ist sie schon drüben wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde sich aufs Wasser zu wagen, verschwindet in diesem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, sie fühlt nicht, daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße schwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohen. Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr nach der einen Seite und, wie sie sich erhalten will, Kind und Buch, nach der andern, alles ins Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwinden, sich aufzurichten; endlich

gelingt's, sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblick kehrte ihre ganze Besonnenheit zurück, aber um desto größer ist ihr Schmerz. Der Kahn treibt fast in der Mitte des Sees, das Ruder schwimmt fern, sie erblickt niemand am Ufer und auch was hätte es ihr geholfen, jemand zu sehen! Von allem abgesondert schwebt sie auf dem treulosen unzugänglichen Elemente.

Sie sucht Hülfe bei sich selbst. So oft hatte sie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstages hatte sie es erlebt. Sie entkleidet das Kind, und trocknet's mit ihrem Musselingewand. Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum erstenmal dem freien Himmel; zum erstenmal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine, nackte Brust, ach! und kein Lebendiges! Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälteten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erstarrten einen Schein von Wärme und Leben. Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hülfsmittel zu ersetzen, die ihr in dieser Abgeschnittenheit versagt sind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht hülflos. Sie wendet sich nach oben: knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre unschuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt. Auch wendet sie sich nicht vergebens zu den Sternen, die schon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Capitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, sie ruft den Chirurgus hervor, sie übergiebt ihm das Kind. Der auf alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam stufenweise nach gewohnter Art. Ottilie steht ihm in

allem bei; sie schafft, sie bringt, sie sorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd: denn das höchste Unglück, wie das höchste Glück verändert die Ansicht aller Gegenstände; und nur, als nach allen durchgegangenen Versuchen der wackere Mann den Kopf schüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erst schweigend, dann mit einem leisen Nein antwortet, verläßt sie das Schlafzimmer Charlottens, worin dieß alles geschehen, und kaum hat sie das Wohnzimmer betreten, so fällt sie, ohne den Sopha erreichen zu können, erschöpft aufs Angesicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotten vorfahren. Der Chirurg bittet die Umstehenden dringend zurückzubleiben; er will ihr entgegen, sie vorbereiten; aber schon betritt sie ihr Zimmer. Sie findet Ottilien an der Erde, und ein Mädchen des Hauses stürzt ihr mit Geschrei und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein und sie erfährt alles auf einmal. Wie sollte sie aber jede Hoffnung mit einmal aufgeben! Der erfahrene, kunstreiche, kluge Mann bittet sie, nur das Kind nicht zu sehen; er entfernt sich, sie mit neuen Anstalten zu täuschen. Sie hat sich auf ihren Sopha gesetzt. Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundin Knie heraufgehoben, über die ihr schönes Haupt hingesenkt ist. Der ärztliche Freund geht ab und zu; er scheint sich um das Kind zu bemühen, er bemüht sich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbei; die Todtenstille wird immer tiefer. Charlotte verbirgt sich's nicht mehr, daß das Kind nie wieder ins Leben zurückkehre; sie verlangt es zu sehen. Man hat es in warme wollene Tücher reinlich eingehüllt, in einen Korb gelegt, den man neben sie auf den Sopha setzt; nur das Gesichtchen ist frei; ruhig und schön liegt es da.

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden und die Kunde sogleich bis nach dem Gasthof erschollen. Der Major hatte sich die bekannten Wege hinaufbegeben; er ging um das Haus herum und, indem er einen Bedienten anhielt, der in dem Angebäude etwas zu holen lief, verschaffte er sich nähere Nachricht und ließ den Chirurgen herausrufen. Dieser kam, erstaunt über die Erscheinung seines alten Gönners, berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotten auf seinen Anblick vorzubereiten. Er ging hinein und fing ein ableitendes Gespräch an und führte die Einbildungskraft von einem Gegenstand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotten vergegenwärtigte, dessen gewisse Theilnahme, dessen Nähe dem Geiste, der Gesinnung nach, die er denn

bald in eine wirkliche übergehen ließ. Genug sie erfuhr, der Freund stehe vor der Thür, er wisse alles und wünsche eingelassen zu werden.

Der Major trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem schmerzlichen Lächeln. Er stand vor ihr. Sie hob die grünseidene Decke auf, die den Leichnam verbarg, und bei dem dunkeln Schein einer Kerze erblickte er, nicht ohne geheimes Grausen, sein erstarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und so saßen sie gegen einander über, schweigend, die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knieen Charlottens; sie athmete sanft, sie schlief oder sie schien zu schlafen.

Der Morgen dämmerte, das Licht verlosch; beide Freunde schienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte blickte den Major an und sagte gefaßt: Erklären Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hieher, um Theil an dieser Trauercene zu nehmen?

Es ist hier, antwortete der Major ganz leise wie sie gefragt hatte, — als wenn sie Ottilien nicht aufwecken wollten — es ist hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und sachte heran zu treten. Der Fall, in dem ich Sie finde, ist so ungeheuer, daß das Bedeutende selbst, weßhalb ich komme, dagegen seinen Werth verliert.

Er gestand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck seiner Sendung, in sofern Eduard ihn abgeschickt hatte, den Zweck seines Kommens, in sofern sein freier Wille, sein eigenes Interesse dabei war. Er trug beides sehr zart, doch aufrichtig vor; Charlotte hörte gelassen zu, und schien weder darüber zu staunen, noch unwillig zu seyn.

Als der Major geendigt hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiser Stimme, so daß er genöthigt war seinen Stuhl heranzurücken: In einem Falle wie dieser ist, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer gesagt: Wie wird es morgen seyn? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von mehreren jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe, ist bei mir außer Zweifel und bald ausgesprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getödtet. Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen, es soll etwas geschehen was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden wie wir wollen.

Doch was sag' ich! Eigentlich will das Schicksal meinen eigenen Wunsch, meinen eigenen Vorsatz, gegen die ich unbedachtsam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Habe ich nicht selbst schon Ottilien und Eduarden mir als das schicklichste Paar zusammengedacht? Habe ich nicht selbst beide einander zu nähern gesucht? Waren Sie nicht selbst, mein Freund, Mitwisser dieses Plans? Und warum konnt' ich den Eigensinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe unterscheiden? Warum nahm ich seine Hand an, da ich als Freundin ihn und eine andere Gattin glücklich gemacht hätte? Und betrachten Sie nur diese unglückliche Schlummernde! Ich zittere vor dem Augenblicke, wenn sie aus ihrem halben Todtenschlafe zum Bewußtseyn erwacht. Wie soll sie leben, wie soll sie sich trösten, wenn sie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduarden das zu ersetzen, was sie ihm als Werkzeug des wunderbarsten Zufalls geraubt hat? Und sie kann ihm alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenschaft, mit der sie ihn liebt. Vermag die Liebe alles zu dulden, so vermag sie noch vielmehr, alles zu ersetzen. An mich darf in diesem Augenblick nicht gedacht werden.

Entfernen Sie sich in der Stille, lieber Major! Sagen Sie Eduarden, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittlern die ganze Sache einzuleiten überlasse; daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne seyn kann. Ich will jedes Papier unterschreiben, das man mir bringt; aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich bedenke, daß ich berathe!

Der Major stand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilien weg; er drückte seine Lippen auf diese liebe Hand. Und für mich, was darf ich hoffen? lispelte er leise.

Lassen Sie mich Ihnen die Antwort schuldig bleiben! versetzte Charlotte. Wir haben nicht verschuldet unglücklich zu werden; aber auch nicht verdient zusammen glücklich zu seyn.

Der Major entfernte sich, Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nöthig zu ihrem allseitigen Glück. Er dachte sich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm, als den vollkommensten Ersatz für das, was sie Eduarden geraubt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerem Recht sein Ebenbild trüge, als der abgeschiedene.

So schmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gasthofe Eduarden fand, der die ganze Nacht im Freien den Major erwartet hatte, da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück und auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. Gar leicht ließ er sich daher durch den Major bewegen, der ihm schnell den Entschluß seiner Gattin verkündigte, wieder nach jenem Dorfe, und sodann nach der kleinen Stadt zurückzukehren, wo sie das Nächste überlegen und einleiten wollten.

Charlotte saß, nachdem der Major sie verlassen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen versenkt: denn sogleich richtete Ottilie sich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erst erhob sie sich von dem Schooße, dann von der Erde und stand vor Charlotten.

Zum zweitenmal — so begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen, anmuthigen Ernst — zum zweitenmal widerfährt mir dasselbige. Du sagtest mir einst, es begegne den Menschen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weise, und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr, und bin gedrungen dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemel an dich gerückt: du saßest auf dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knieen, ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte. Ich vernahm alles was um mich vorging, besonders alle Reden sehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. Damals sprachst du mit einer Freundin über mich: du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu seyn; du schildertest meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besonderer Glücksstern über mich walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit, da du mich liebtest, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmst, und auch noch eine Zeit hernach.

Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste. Auf deinem Schooße ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt vernehm' ich abermals deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch dießmal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entschlossen, wie ich's war; und wozu ich entschlossen bin, mußt du gleich erfahren. Eduards werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und niemand gedenke, mich von meinem Vorsatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beste, nimm deine Maßregeln. Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen! Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufschreien! du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen.

Charlotte sah Ottiliens Zustand, sie empfand ihn; aber sie hoffte, durch Zeit und Vorstellungen etwas über sie zu gewinnen. Doch als sie einige Worte aussprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: Nein! rief Ottilie mit Erhebung, sucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre, du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselbigen See mein Vergehen, mein Verbrechen.

Fünfzehntes Capitel.

Wenn sich in einem glücklichen, friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen mehr als nöthig und billig ist, von dem unterhalten was geschieht oder geschehen soll; wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mittheilen, und ohne gerade wechselseitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam rathschlagend behandeln: so findet man dagegen, in wichtigen Momenten, eben da wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am allermeisten, daß sich die einzelnen

auf sich selbst zurückziehen, jedes für sich zu handeln, jedes auf seine Weise zu wirken strebt und, indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach so viel wundervollen und unglücklichen Ereignissen war denn auch ein gewisser stiller Ernst über die Freundinnen gekommen, der sich in einer liebenswürdigen Schonung äußerte. Ganz in der Stille hatte Charlotte das Kind nach der Capelle gesendet. Es ruhte dort als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses.

Charlotte kehrte sich, so viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand sie Ottilien zuerst, die ihres Beistandes bedurfte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu lassen. Sie wußte, wie sehr das himmlische Kind Eduarden liebte; sie hatte nach und nach die Scene, die dem Unglück vorhergegangen war, herausgeforscht und jeden Umstand, theils von Ottilien selbst, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten sehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja gesprächig, aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte stets aufgemerkt, stets beobachtet, sie wußte viel; das kam jetzt alles zum Vorschein. Sie unterhielt, sie zerstreute Charletten, die noch immer die stille Hoffnung nährte, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen.

Allein bei Ottilien hing es anders zusammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundin entdeckt; sie war von ihrer frühen Einschränkung, von ihrer Dienstbarkeit entbunden: durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über sich selbst; sie hatte sich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verziehen, und diese Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie sehr Haus und Park, Seen, Felsen und Baumgruppen nur traurige Empfindungen täglich in ihnen beiden erneuerten. Daß man den Ort verändern müsse, war allzudeutlich; wie es geschehen solle, nicht so leicht zu entscheiden.

Sollten die beiden Frauen zusammenbleiben? Eduards frühere Wille schien es zu gebieten, seine Erklärung, seine Drohung es nöthig zu machen; allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen, mit allem

Ein kleiner Ring
Begränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter
Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeyns
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beiſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böſ' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anstrengung sich in einer peinlichen Lage neben einander befanden! Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern etwas nur halb verstehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verstand, wenigstens durch die Empfindung mißdeutet. Man fürchtete sich zu verletzen, und gerade die Furcht war am ersten verletzbar und verletzte am ersten.

Wollte man den Ort verändern und sich zugleich, wenigstens auf einige Zeit, von einander trennen, so trat die alte Frage wieder hervor, wo sich Ottilie hinbegeben solle? Jenes große, reiche Haus hatte vergebliche Versuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtochter unterhaltende und wetteifernde Gespielinnen zu verschaffen. Schon bei der letzten Anwesenheit der Baronesse, und neuerlich durch Briefe, war Charlotten aufgefordert worden, Ottilien dorthin zu senden; jetzt brachte sie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich dahin zu gehen, wo sie dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

Lassen Sie mich, liebe Tante, sagte sie, damit ich nicht eingeschränkt und eigensinnig erscheine, dasjenige aussprechen was zu verschweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht wäre. Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in allen die ihn sehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheure ihm ansehen, was ihm auferlegt ward; jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geschehen, jedem furchtbar, der sie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht so hell, und die Sterne scheinen ihren Glanz zu verlieren.

Wie groß, und doch vielleicht zu entschuldigen, ist gegen solche Unglückliche die Indiscretion der Menschen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeschickte Gutmüthigkeit! Verzeihen Sie mir, daß ich so rede; aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauses hervorzog, sich freundlich mit ihm beschäftigte, es in der besten Absicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bang und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht sank, ich es in meine Arme faßte, die Gesellschaft erschreckt aufgeregt und jeder erst recht neugierig auf die Unglückselige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schicksal bevorstehe; aber mein Mitgefühl, so wahr und lebhaft, ist noch lebendig. Jetzt kann ich mein

Mitleid gegen mich selbst wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe.

Du wirst aber, liebes Kind, versetzte Charlotte, dem Anblick der Menschen dich nirgends entziehen können. Klöster haben wir nicht, in denen sonst eine Freistatt für solche Gefühle zu finden war.

Die Einsamkeit macht nicht die Freistatt, liebe Tante, versetzte Ottilie. Die schätzenswertheste Freistatt ist da zu suchen, wo wir thätig seyn können. Alle Büßungen, alle Entbehrungen sind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geschick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entschieden ist. Nur, wenn ich im müßigen Zustande der Welt zur Schau dienen soll, dann ist sie mir widerwärtig und ängstigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.

Ich müßte mich sehr irren, versetzte Charlotte, wenn deine Neigung dich nicht zur Pension zurückzöge.

Ja, versetzte Ottilie, ich läugne es nicht: ich denke es mir als eine glückliche Bestimmung, andere auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem sonderbarsten erzogen worden. Und sehen wir nicht in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren! Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen schon Eingeweihten! Sie wurden berufen den Unglücklichen beizustehen; und wer vermochte das eher als sie, denen kein irdisches Unheil mehr begegnen konnte!

Du wählst eine sonderbare Bestimmung, versetzte Charlotte. Ich will dir nicht widerstreben; es mag seyn, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie sehr danke ich Ihnen, sagte Ottilie, daß Sie mir diesen Versuch, diese Erfahrung gönnen wollen! Schmeichle ich mir nicht zu sehr, so soll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgestanden, und wie klein, wie nichtig sie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte! Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschößlinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen

herausführen! Der Glückliche ist nicht geeignet Glücklichen vorzustehen; es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und andere das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll.

Laß mich gegen deinen Vorsatz, sagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigste scheint. Es ist nicht von dir, es ist von einem dritten die Rede. Die Gesinnungen des guten, vernünftigen frommen Gehülfen sind dir bekannt; auf dem Wege den du gehst, wirst du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher seyn. Da er schon jetzt, seinem Gefühle nach, nicht gern ohne dich leben mag, so wird er auch künftig, wenn er einmal deine Mitwirkung gewohnt ist, ohne dich sein Geschäft nicht mehr verwalten können. Du wirst ihm anfangs darin beistehen, um es ihm hernach zu verleiden.

Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, versetzte Ottilie; und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Besseres zu erwarten. So gut und verständig als der Freund ist, eben so, hoffe ich, wird sich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältnisses zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Person erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für sich und andere vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das, uns unsichtbar umgebend, allein gegen die ungeheuern zudringenden Mächte beschirmen kann.

Charlotte nahm alles was das liebe Kind so herzlich geäußert, zur stillen Ueberlegung. Sie hatte verschiedentlich, obgleich auf das leiseste, angefragt, ob nicht eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar sey; aber auch nur die leiseste Erwähnung, die mindeste Hoffnung, der kleinste Verdacht schien Ottilien aufs tiefste zu rühren; ja sie sprach sich einst, da sie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

Wenn dein Entschluß, entgegnete ihr Charlotte, Eduarden zu entsagen, so fest und unveränderlich ist, so hüte dich nur vor der Gefahr des Wiedersehens. In der Entfernung von dem geliebten Gegenstande scheinen wir, je lebhafter unsere Neigung ist, desto mehr Herr von uns selbst zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenschaft, wie sie sich nach außen erstreckte, nach innen wenden; aber wie bald, wie geschwind sind wir aus diesem Irrthum gerissen, wenn dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor

unſern Augen ſteht. Thue jetzt, was du deinen Zuſtänden am gemäßeſten hältſt; prüfe dich, ja verändere lieber deinen gegenwärtigen Entſchluß, aber aus dir ſelbſt, aus freiem, wollendem Herzen. Laß dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraſchung in die vorigen Verhältniſſe wieder hineinziehen, dann giebt es erſt einen Zwieſpalt im Gemüth, der unerträglich iſt. Wie geſagt, ehe du dieſen Schritt thuſt, ehe du dich von mir entfernſt und ein neues Leben anfängſt, das dich wer weiß auf welche Wege leitet, ſo bedenke noch einmal, ob du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entſagen kannſt. Haſt du dich aber hiezu beſtimmt, ſo ſchließen wir einen Bund, daß du dich mit ihm nicht einlaſſen willſt, ſelbſt nicht in eine Unterredung, wenn er dich aufſuchen, wenn er ſich zu dir drängen ſollte. Ottilie beſann ſich nicht einen Augenblick, ſie gab Charlotten das Wort das ſie ſich ſchon ſelbſt gegeben hatte.

Nun aber ſchwebte Charlotten immer noch jene Drohung Eduards vor der Seele, daß er Ottilien nur ſo lange entſagen könne, als ſie ſich von Charlotten nicht trennte. Es hatten ſich zwar ſeit der Zeit die Umſtände ſo verändert, es war ſo mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereigniſſe für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte ſie auch im entfernteſten Sinne weder etwas wagen, noch etwas vornehmen, das ihn verletzen könnte; und ſo ſollte Mittler in dieſem Falle Eduards Geſinnungen erforſchen.

Mittler hatte ſeit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, beſucht. Dieſer Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchſt unwahrſcheinlich machte, wirkte gewaltſam auf ihn; aber immer nach ſeiner Sinnesweiſe hoffend und ſtrebend, freute er ſich nun im Stillen über den Entſchluß Ottiliens: er vertraute der lindernden vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beiden Gatten zuſammenzuhalten und ſah dieſe leidenſchaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erſter Erklärung ſchriftlich unterrichtet, ihn auf das inſtändigſte gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß keine weiteren Schritte geſchähen, daß man ſich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des ſchönen Kindes ſich wiederherſtelle. Auch von den ſpätern Ereigniſſen und Geſinnungen hatte ſie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittlern die ſchwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zuſtandes

Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohlwissend, daß man das Geschehene sich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geschehendes einwilligt, überredete Charlotten, es sey das Beste, Ottilien gleich nach der Pension zu schicken.

Deßhalb wurden, sobald er weg war, Anstalten zur Reise gemacht. Ottilie packte zusammen, aber Charlotte sah wohl, daß sie weder das schöne Köfferchen, noch irgend etwas daraus mitzunehmen sich anschickte. Die Freundin schwieg und ließ das schweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreise kam herbei; Charlottens Wagen sollte Ottilien den ersten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweiten bis in die Pension bringen; Nanny sollte sie begleiten und ihre Dienerin bleiben. Das leidenschaftliche Mädchen hatte sich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden, und hing nun an ihr wie sonst durch Natur und Neigung; ja sie schien durch unterhaltende Redseligkeit das bisher Versäumte wieder nachbringen und sich ihrer geliebten Herrin völlig widmen zu wollen. Ganz außer sich war sie nun über das Glück mitzureisen, fremde Gegenden zu sehen, da sie noch niemals außer ihrem Geburtsort gewesen, und rannte vom Schlosse ins Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abschied zu nehmen. Unglücklicherweise traf sie dabei in die Zimmer der Maserkranken und empfand sogleich die Folgen der Ansteckung. Man wollte die Reise nicht aufschieben; Ottilie drang selbst darauf: sie hatte den Weg schon gemacht, sie kannte die Wirthsleute, bei denen sie einkehren sollte, der Kutscher vom Schlosse führte sie, es war nichts zu besorgen.

Charlotte widersetzte sich nicht; auch sie eilte schon in Gedanken aus diesen Umgebungen weg, nur wollte sie noch die Zimmer, die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade so wie sie vor der Ankunft des Hauptmanns gewesen. Die Hoffnung, ein altes Glück wieder herzustellen, flammt immer einmal wieder in dem Menschen auf, und Charlotte war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

Sechzehntes Capitel.

Als Mittler gekommen war, sich mit Eduarden über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand gelehnt,

den Arm auf den Tiſch geſtemmt. Er ſchien ſehr zu leiden. Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder? fragte Mittler. Es plagt mich, verſetzte jener, und doch kann ich es nicht haſſen: denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch ſie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm geſtützt, und leidet wohl mehr als ich. Und warum ſoll ich es nicht tragen, wie ſie? Dieſe Schmerzen ſind mir heilſam, ſind mir, ich kann beinahe ſagen, wünſchenswerth: denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter ſchwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele: nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenſchaften, die nöthig ſind um es zu ertragen.

Als Mittler den Freund in dieſem Grade reſignirt fand, hielt er mit ſeinem Anbringen nicht zurück, das er jedoch ſtufenweiſe, wie der Gedanke bei den Frauen entſprungen, wie er nach und nach zum Verſatz gereift war, hiſtoriſch vortrug. Eduard äußerte ſich kaum dagegen. Aus dem wenigen, was er ſagte, ſchien hervorzugehen, daß er jenen alles überlaſſe, ſein gegenwärtiger Schmerz ſchien ihn gegen alles gleichgültig gemacht zu haben.

Kaum war er aber allein, ſo ſtand er auf und ging in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte ſeinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer ſich beſchäftigt. Schon unter Mittlers Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden ſich lebhaft ergangen. Er ſah Ottilien allein oder ſo gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshauſe, deſſen Zimmer er ſo oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr er dachte, er überlegte nicht; er wünſchte, er wollte nur. Er mußte ſie ſehen, ſie ſprechen. Wozu? warum? was daraus entſtehen ſollte? davon konnte die Rede nicht ſeyn. Er widerſtand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward ins Vertrauen gezogen und erforſchte ſogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reiſen würde. Der Morgen brach an; Eduard ſäumte nicht, unbegleitet ſich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten ſollte. Er kam nur allzuzeitig dort an; die überraſchte Wirthin empfing ihn mit Freuden: ſie war ihm ein großes Familienglück ſchuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat ſich ſehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verſchafft, indem er deſſen That, wobei er allein gegenwärtig geweſen, heraushob, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und die Hinderniſſe einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was ſie ihm alles zu Liebe thun ſollte. Sie räumte

ſchnell in ihrer Putzſtube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichſt zuſammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier hereinziehen ſollte, und ließ für ſich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthin erſchien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der ſich dabei ſehr intereſſirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweiſen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer rings umher, in dem er ſie ſehen ſollte; es ſchien ihm in ſeiner ganzen häuslichen Seltſamkeit ein himmliſcher Aufenthalt. Was dachte er ſich nicht alles aus, ob er Ottilien überraſchen, ob er ſie vorbereiten ſollte! Endlich gewann die letztere Meinung Oberhand; er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Dieß Blatt ſollte ſie empfangen.

Eduard an Ottilien.

Indem du dieſen Brief lieſeſt, Geliebteſte, bin ich in deiner Nähe. Du mußt nicht erſchrecken, dich nicht entſetzen; du haſt von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu dir drängen. Du ſiehſt mich nicht eher als du es erlaubſt.

Bedenke vorher deine Lage, die meinige! Wie ſehr danke ich dir, daß du keinen entſcheidenden Schritt zu thun vorhaſt; aber bedeutend genug iſt er; thu' ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: kannſt du mein ſeyn, willſt du mein ſeyn? O, du erzeigeſt uns allen eine große Wohlthat und mir eine überſchwängliche.

Laß mich dich wiederſehen, dich mit Freuden wiederſehen! Laß mich die ſchöne Frage mündlich thun, und beantworte ſie mir mit deinem ſchönen Selbſt! An meine Bruſt, Ottilie! hieher, wo du manchmal geruht haſt und wo du immer hingehörſt! —

Indem er ſchrieb, ergriff ihn das Gefühl, ſein Höchſterſehntes nahe ſich, es werde nun gleich gegenwärtig ſeyn. Zu dieſer Thüre wird ſie hereintreten, dieſen Brief wird ſie leſen, wirklich wird ſie wie ſonſt vor mir daſtehen, deren Erſcheinung ich mir ſo oft herbeiſehnte. Wird ſie noch dieſelbe ſeyn? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Geſinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte ſchreiben wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder ſetzte er noch hinzu: Ich höre dich kommen. Auf einen Augenblick leb' wohl!

Er faltete den Brief, überſchrieb ihn; zum Siegeln war es zu ſpät. Er ſprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petſchaft noch auf dem Tiſch gelaſſen. Sie ſollte dieſe nicht zuerſt ſehen; er ſprang zurück und holte ſie glücklich weg. Vom Vorſaal her vernahm er ſchon die Wirthin, die auf das Zimmer losging, um es dem Gaſt anzuweiſen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber ſie war zugefahren. Den Schlüſſel hatte er beim Hineinſprengen herunter geworfen; der lag inwendig, das Schloß war zugeſchnappt und er ſtand gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; ſie gab nicht nach. O, wie hätte er gewünſcht, als ein Geiſt durch die Spalten zu ſchlüpfen! Vergebens! Er verbarg ſein Geſicht an den Thürpfoſten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als ſie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete ſich gegen ſie, und ſo ſtanden die Liebenden abermals auf die ſeltſamſte Weiſe gegen einander. Sie ſah ihn ruhig und ernſthaft an, ohne vor- oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, ſich ihr zu nähern, trat ſie einige Schritte zurück bis an den Tiſch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie, rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüber ſtehen? Aber vor allen Dingen höre! es iſt Zufall, daß du mich gleich jetzt hier findeſt! Neben dir liegt ein Brief, der dich vorbereiten ſollte. Lies, ich bitte dich, lies ihn! und dann beſchließe was du kannſt!

Sie blickte herab auf den Brief und nach einigem Beſinnen nahm ſie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern, hatte ſie ihn geleſen und ſo legte ſie ihn leiſe weg: dann drückte ſie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zuſammen, führte ſie gegen die Bruſt, indem ſie ſich nur wenig vorwärts neigte, und ſah den dringend Fordernden mit einem ſolchen Blick an, daß er von allem abzuſtehen genöthigt war, was er verlangen oder wünſchen mochte. Dieſe Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es ſah völlig aus, als würde ſie in die Kniee ſinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelt zur Thüre hinaus und ſchickte die Wirthin zu der Einſamen.

Er ging auf dem Vorſaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es ſtille. Endlich trat die Wirthin heraus und zog den Schlüſſel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, ſie wußte

nicht was ſie thun ſollte: zuletzt im Weggehen bot ſie den Schlüſſel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht ſtehen und entfernte ſich.

Eduard im tiefſten Kummer warf ſich auf Ottiliens Schwelle, die er mit ſeinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in ſolcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutſcher trieb, die Wirthin ſchloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeſchlafen, ſie ging zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch dieſen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthin wagte nicht das ruhige Kind zu wecken, ſie ſetzte ſich gegenüber. Endlich ſchlug Ottilie die ſchönen Augen auf und richtete ſich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühſtück ab, und nun tritt Eduard vor ſie. Er bittet ſie inſtändig nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären; er wolle allen ihren Willen, ſchwört er; aber ſie ſchweigt. Nochmals fragt er ſie liebevoll und dringend, ob ſie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt ſie, mit niedergeſchlagenen Augen, ihr Haupt zu einem ſanften Nein. Er fragt, ob ſie nach der Penſion wolle? Gleichgültig verneint ſie das. Aber als er fragt, ob er ſie zu Charlotten zurückfahren dürfe? bejaht ſie's mit einem getroſten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenſter, dem Kutſcher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg iſt ſie wie der Blitz zur Stube hinaus, die Treppe hinab in den Wagen. Der Kutſcher nimmt den Weg nach dem Schloſſe zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebzehntes Capitel.

Wie höchſt überraſcht war Charlotte, als ſie Ottilien vorfahren und Eduarden zu Pferde ſogleich in den Schloßhof hereinſprengen ſah! Sie eilte bis zur Thürſchwelle: Ottilie ſteigt aus und nähert ſich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt ſie die Hände beider Ehegatten, drückt ſie zuſammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft ſich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann ſich nicht erklären, bittet Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beizuſtehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer, und ihr ſchaudert, da ſie hineintritt: es war

schon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände standen da. Es erschien so weitläufig als unerfreulich. Man hatte alles weggetragen, nur das Köfferchen, unschlüssig wo man es hinstellen sollte, in der Mitte des Zimmers stehen gelassen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer gestreckt. Charlotte bemüht sich um sie, fragt was vorgegangen und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belehrt sie nicht. Er wirft sich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf sein Zimmer, und als sie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der sie aufklärt, so weit er vermag. Das übrige denkt sie sich zusammen, und dann sogleich mit Entschlossenheit an das, was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer ist aufs baldigste wieder eingerichtet. Eduard hat die seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er sie verlassen.

Die dreie scheinen sich wieder gegen einander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu schweigen und Eduard vermag nichts als seine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm selbst zu fehlen scheint. Charlotte sendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; dieser kommt. Gegen ihn schüttet Eduard sein Herz aus, ihm gesteht er jeden kleinsten Umstand und so erfährt Charlotte, was begegnet, was die Lage so sonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie spricht aufs liebevollste mit ihrem Gemahl: sie weiß keine andere Bitte zu thun als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht bestürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft seiner Gattin; aber seine Neigung beherrscht ihn ausschließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verspricht ihm, in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen: er dringt in Charlotten, sie soll dem Major ihre Hand zusagen; eine Art von wahnsinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu besänftigen, ihn zu erhalten, thut was er fordert: sie sagt dem Major ihre Hand zu, auf den Fall: daß Ottilie sich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zusammen eine Reise machen. Der Major hat für seinen Hof ein auswärtiges Geschäft, und Eduard verspricht ihn zu begleiten. Man macht Anstalten und man beruhigt sich einigermaßen, indem wenigstens etwas geschieht.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten;
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden

Unterdeſſen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speiſe noch Trank zu ſich nimmt, indem ſie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, ſie wird ängſtlich; man unterläßt es: denn haben wir nicht meiſtentheils die Schwäche, daß wir jemand auch zu ſeinem Beſten nicht gern quälen mögen! Charlotte ſann alle Mittel durch; endlich gerieth ſie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Penſion kommen zu laſſen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens ſich ſehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man ſpricht, um Ottilien nicht zu überraſchen, von dieſem Verſatz in ihrer Gegenwart. Sie ſcheint nicht einzuſtimmen; ſie bedenkt ſich; endlich ſcheint ein Entſchluß in ihr zu reifen, ſie eilt nach ihrem Zimmer und ſendet noch vor Abend an die Verſammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

Warum ſoll ich ausdrücklich ſagen, meine Geliebten, was ſich von ſelbſt verſteht! Ich bin aus meiner Bahn geſchritten, und ich ſoll nicht wieder hinein. Ein feindſeliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, ſcheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir ſelbſt wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Verſatz, Eduarden zu entſagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hofft' ich nicht wiederzubegegnen. Es iſt anders geworden; er ſtand ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen vor mir. Mein Verſprechen mich mit ihm in keine Unterredung einzulaſſen, habe ich vielleicht zu buchſtäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewiſſen des Augenblicks ſchwieg ich, verſtummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu ſagen. Ein ſtrenges Ordensgelübde, welches den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängſtigt, habe ich zufällig, vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, ſo lange mir das Herz gebietet! Beruft keine Mittelsperſon! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speiſe und Trank genießen ſoll, als ich höchſtens bedarf! Helft mir durch Nachſicht und Geduld über dieſe Zeit hinweg! Ich bin jung; die Jugend ſtellt ſich unverſehens wieder her. Duldet mich in eurer Gegenwart, erfreut mich durch eure Liebe, belehrt mich durch eure Unterhaltung, aber mein Inneres überlaßt mir ſelbſt!

Die längſt vorbereitete Abreiſe der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geſchäft des Majors ſich verzögerte: wie erwünſcht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs neue angeregt, durch ihre troſtvollen, Hoffnung gebenden Worte wieder ermuthigt und zu ſtandhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf einmal, er werde ſich nicht entfernen. Wie thöricht! rief er aus, das Unentbehrlichſte, Nothwendigſte verfänglich, voreilig wegzuwerfen, das, wenn uns auch der Verluſt bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre! Und was ſoll es heißen? Doch nur, daß der Menſch ja ſcheine wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrſcht von ſolchem albernen Dünkel, Stunden, ja Tage zu früh mich von Freunden losgeriſſen, um nur nicht von dem letzten unausweislichen Termin entſchieden gezwungen zu werden. Dießmal aber will ich bleiben. Warum ſoll ich mich entfernen? Iſt ſie nicht ſchon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu faſſen, ſie an mein Herz zu drücken; ſogar darf ich es nicht denken, es ſchaudert mir: ſie hat ſich nicht von mir weg, ſie hat ſich über mich weggehoben.

Und ſo blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er ſich mit ihr zuſammenfand. Und ſo war auch ihr dieſelbe Empfindung geblieben; auch ſie konnte ſich dieſer ſeligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten ſie eine unbeſchreibliche, faſt magiſche Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dache; aber ſelbſt ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beſchäftigt, von der Geſellſchaft hin und her gezogen, näherten ſie ſich einander. Fanden ſie ſich in Einem Saale, ſo dauerte es nicht lange und ſie ſtanden, ſie ſaßen neben einander. Nur die nächſte Nähe konnte ſie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und dieſe Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zuſammenſeyns: dann waren es nicht zwei Menſchen, es war nur Ein Menſch, im bewußtloſen, vollkommenen Behagen, mit ſich ſelbſt zufrieden und mit der Welt; ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung feſtgehalten, das andere hätte ſich nach und nach von ſelbſt, ohne Vorſatz, zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Räthſel, deſſen Auflöſung ſie nur mit einander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelaſſen, ſo daß man ſich völlig über ſie beruhigen konnte. Sie entfernte ſich wenig aus der Geſellſchaft,

nur hatte ſie es erlangt, allein zu ſpeiſen; niemand als Nanny bediente ſie.

Was einem jeden Menſchen gewöhnlich begegnet, wiederholt ſich mehr als man glaubt, weil ſeine Natur hiezu die nächſte Beſtimmung giebt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zuſammen ein Ganzes, in welchem jeder Menſch, wie in einem Elemente, in einer Atmoſphäre, ſchwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich iſt. Und ſo finden wir die Menſchen, über deren Veränderlichkeit ſo viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unſerm Erſtaunen unverändert, und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte ſich auch in dem täglichen Zuſammenleben unſerer Freunde faſt alles wieder in dem alten Gleiſe. Noch immer äußerte Ottilie ſtillſchweigend durch manche Gefälligkeit ihr zuvorkommendes Weſen; und ſo jedes nach ſeiner Art. Auf dieſe Weiſe zeigte ſich der häusliche Zirkel als ein Scheinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch alles beim Alten ſey, war verzeihlich.

Die herbſtlichen Tage, an Länge jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Geſellſchaft um eben die Stunde aus dem Freien ins Haus zurück. Der Schmuck an Früchten und Blumen, der dieſer Zeit eigen iſt, ließ glauben, als wenn es der Herbſt jenes erſten Frühlings wäre; die Zwiſchenzeit war ins Vergeſſen gefallen: denn nun blühten die Blumen, dergleichen man in jenen erſten Tagen auch geſäet hatte; nun reiften Früchte an den Bäumen, die man damals blühen geſehen.

Der Major ging ab und zu; auch Mittler ließ ſich öfter ſehen. Die Abendſitzungen waren meiſtens regelmäßig. Eduard las gewöhnlich; lebhafter, gefühlvoller, beſſer, ja ſogar heiterer, wenn man will, als jemals. Es war als wenn er, ſo gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl, Ottiliens Erſtarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflöſen wollte. Er ſetzte ſich wie vormals, daß ſie ihm ins Buch ſehen konnte, ja er ward unruhig, zerſtreut, wenn ſie nicht hineinſah, wenn er nicht gewiß war, daß ſie ſeinen Worten mit ihren Augen folgte.

Jedes unerfreuliche, unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöſcht, keines trug mehr dem andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verſchwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Clavierſpiel Charlottens, ſo wie Eduards Flöte mit Ottiliens Behandlung des

Saiteninstruments wieder wie vormals zusammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduards näher, dessen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er sollte ohne Festlichkeit in stillem, freundlichem Behagen dießmal gefeiert werden. So war man, halb stillschweigend halb ausdrücklich, mit einander übereingekommen. Doch je näher diese Epoche heranrückte, vermehrte sich das Feierliche in Ottiliens Wesen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie schien im Garten oft die Blumen zu mustern; sie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächse aller Art zu schonen, und sich besonders bei den Astern aufgehalten, die gerade dieses Jahr in unmäßiger Menge blühten.

Achtzehntes Capitel.

Das Bedeutendste jedoch, was die Freunde mit stiller Aufmerksamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum erstenmal ausgepackt und daraus verschiedenes gewählt und abgeschnitten hatte, was zu einem einzigen, aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als sie das übrige mit Beihülfe Nanny's wieder einpacken wollte, konnte sie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich schon ein Theil herausgenommen war. Das junge, habgierige Mädchen konnte sich nicht satt sehen, besonders da sie auch für alle kleineren Stücke des Anzugs gesorgt fand: Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Devisen, Handschuhe und so manches andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu schenken; diese verweigerte es, zog aber sogleich die Schublade einer Kommode heraus und ließ das Kind wählen, das hastig und ungeschickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenossen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilien alles sorgfältig wieder einzuschichten; sie öffnete hierauf ein verborgenes Fach, das im Deckel angebracht war. Dort hatte sie kleine Zettelchen und Briefe Eduards, mancherlei aufgetrocknete Blumenerinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten und was sonst noch verborgen. Noch Eins fügte sie hinzu — es war das Porträt ihres Vaters — und verschloß das Ganze, worauf sie den zarten Schlüssel an dem goldenen Kettchen wieder um den Hals an ihre Brust hing.

Mancherlei Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu sprechen anfangen: denn sie hatte bisher eine heimliche Geschäftigkeit bewiesen, eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein Lächeln, wie es demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment giebt, wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottiliens Schweigen, so wie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zur Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere günstige Weise zu bestimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verstehen und führte sich nach seiner Weise klug genug auf. Allein überwältigt war er stets, sobald er Anlaß fand, sein Räsennement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben, so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduards Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend beisammen; Mittler ging im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck aus einander legend und ihrem Mädchen manches andeutend, welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowohl bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sey als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. Der Mensch ist von Hause aus thätig, sagte er, und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den

Fehler los würde und nichts Rechtes an ſeiner Stelle ſähe. Der Menſch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und ſinnt darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

Wie verdrießlich iſt mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt! Das vierte iſt noch ein ganz hübſches, vernünftiges gebietendes Gebot: Du ſollſt Vater und Mutter ehren! Wenn ſich das die Kinder recht in den Sinn ſchreiben, ſo haben ſie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was ſoll man dazu ſagen? Du ſollſt nicht tödten! Als wenn irgend ein Menſch im mindeſten Luſt hätte, den andern todtzuſchlagen! Man haßt einen, man erzürnt ſich, man übereilt ſich und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen todtſchlägt. Aber iſt es nicht eine barbariſche Anſtalt, den Kindern Mord und Todtſchlag zu verbieten? Wenn es heiße: Sorge für des andern Leben, entferne was ihm ſchädlich ſeyn kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr! Wenn du ihn beſchädigſt, denke, daß du dich ſelbſt beſchädigſt! das ſind Gebote, wie ſie unter gebildeten, vernünftigen Völkern Statt haben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem Wasiſtras nachſchleppt.

Und nun gar das ſechste, das finde ich ganz abſcheulich! Was? die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Myſterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorſtellungen aufregen, die gerade das was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit beſſer wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich beſtraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein. Du ſollſt nicht ehebrechen! fuhr Mittler fort, wie grob, wie unanſtändig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: Du ſollſt Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten ſiehſt, die ſich lieben, ſollſt du dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte ſich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, da ſollſt du ſuchen es aufzuklären; du ſollſt ſuchen ſie zu begütigen, ſie zu beſänftigen, ihnen ihre wechſelſeitigen Vortheile deutlich zu machen und mit ſchöner Uneigennützigkeit das Wohl der andern fördern, indem du ihnen fühlbar machſt,

was für ein Glück aus jeder Pflicht und beſonders aus dieſer entſpringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.

Charlotte ſaß wie auf Kohlen, und der Zuſtand war ihr um ſo ängſtlicher als ſie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte, was und wo er's ſagte, und ehe ſie ihn noch unterbrechen konnte, ſah ſie ſchon Ottilien, deren Geſtalt ſich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

Sie erlaſſen uns wohl das ſiebente Gebot, ſagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen, verſetzte Mittler, wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen.

Mit entſetzlichem Schrei hereinſtürzend rief Nanny: Sie ſtirbt! Das Fräulein ſtirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!

Als Ottilie nach ihrem Zimmer ſchwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebſtes Fräulein, das iſt ein Brautſchmuck ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm dieſe Worte und ſank auf den Sopha. Nanny ſieht ihre Herrin erblaſſen, erſtarren: ſie läuft zu Charletten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es ſcheint ihm nur eine Erſchöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist ſie mit Abſcheu weg, ja ſie fällt faſt in Zuckungen, als man die Taſſe dem Munde nähert. Er fragt mit Ernſt und Haſt, wie es ihm der Umſtand eingab, was Ottilie heute genoſſen habe? Das Mädchen ſtockt; er wiederholt ſeine Frage, das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genoſſen.

Nanny erſcheint ihm ängſtlicher als billig. Er reißt ſie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt; das Mädchen wirft ſich auf die Kniee, ſie geſteht, daß Ottilie ſchon lange ſo gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe ſie die Speiſen an ihrer Statt genoſſen; verſchwiegen habe ſie es wegen bittender und drohender Gebärden ihrer Gebieterin, und auch, ſetzte ſie unſchuldig hinzu, weil es ihr gar ſo gut geſchmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran; ſie fanden Charlotten thätig in Geſellſchaft des Arztes. Das bleiche, himmliſche Kind ſaß, ſich ſelbſt bewußt wie es ſchien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet ſie ſich niederzulegen; ſie verweigert's, winkt aber, daß man das Köfferchen herbeibringe. Sie ſetzt ihre Füße darauf und findet ſich in einer halbliegenden, bequemen Stellung. Sie ſcheint Abſchied nehmen zu wollen; ihre

Gebärden drücken den Umſtehenden die zarteſte Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichſte Lebewohl.

Eduard, der vom Pferde ſteigt, vernimmt den Zuſtand, er ſtürzt in das Zimmer, er wirft ſich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überſchwemmt ſie mit ſtummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich deine Stimme nicht wieder hören? wirſt du nicht mit einem Wort für mich ins Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge dir hinüber: da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, ſie blickt ihn lebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmliſchen, ſtummen Bewegung der Lippen: Verſprich mir zu leben! ruft ſie aus, mit holder, zärtlicher Anſtrengung, doch gleich ſinkt ſie zurück. Ich verſprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; ſie war ſchon abgeſchieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reſte zu beſtatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler ſtanden ihr bei. Eduards Zuſtand war zu bejammern. Wie er ſich aus ſeiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen beſinnen konnte, beſtand er darauf, Ottilie ſollte nicht aus dem Schloſſe gebracht, ſie ſollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden: denn ſie ſey nicht todt, ſie könne nicht todt ſeyn. Man that ihm ſeinen Willen, inſofern man wenigſtens das unterließ, was er verboten hatte. Er verlangte nicht ſie zu ſehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beſchäftigte die Freunde. Nanny, von dem Arzt heftig geſcholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man ſie wieder; ſie ſchien außer ſich zu ſeyn. Ihre Eltern nahmen ſie zu ſich: die beſte Begegnung ſchien nicht anzuſchlagen; man mußte ſie einſperren, weil ſie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweiſe gelang es, Eduarden der heftigſten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu ſeinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück ſeines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzuſtellen, daß Ottilie, in jener Capelle beigeſetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen, ſtillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel ſchwer ſeine Einwilligung zu erhalten und nur unter der Bedingung, daß ſie im offenen Sarge

hinausgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen und schien sich in alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck, den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Capelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet, als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen wurde sie im offenen Sarge aus dem Schloß getragen, und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich um die Träger; niemand wollte vorausgehen, niemand folgen, jedermann sie umgeben, jedermann noch zum letztenmal ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten oder vielmehr man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubald inne was vorging, und da ihre Wächterin, aus Neugierde den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen, mit Blättern bestreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als alle, die dem Zuge folgten. Ueberirrdisch wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken und diese, verworren, schwankend, taumelnd, stürzte hinab.

Aus einander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin erreichen zu wollen. Kaum aber hatten ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Kniee vor

dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinauf staunte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergiebt mir Gott durch ihren Blick, ihre Gebärde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder so still und sanft: aber ihr habt gesehen wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, ihr seyd Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter euch; sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umhergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte jemand was er beginnen sollte. Tragt sie nun zur Ruhe! sagte das Mädchen: sie hat das Ihrige gethan und gelitten, und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte sich weiter; Nanny folgte zuerst und man gelangte zur Kirche, zur Capelle.

So stand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Kösserchen, in ein starkes, eichenes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasdecke gar liebenswürdig da lag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellin bleiben und der zum erstenmal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dieß so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel, das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht, sein volles Recht ausübend, einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre und es trat der Architekt in die Capelle, deren fromm verzierte Wände, bei so mildem Schimmer, alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegendrangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges: sie erkannte ihn gleich; aber schweigend deutete sie auf die verblichene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite, in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen,

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Weſen!

Königlich Gebet.

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gieb mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.

Menſchengefühl.

Ach ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde

gefalteten mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch dießmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt: und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden; wenn Eigenschaften, die der Nation, dem Fürsten in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden: so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt; seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz aufzulösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte und seine schöne Freundin ihm, in einer höhern Region lebend und wirkend, vorschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich; knieend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abschied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne weiter jemand gesehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Mädchens Wissen, in der Kirche geblieben, und fand, als er sie des Morgens besuchte, sie heiter und getrosten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte schon, sie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen: aber sie war natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. Sie erinnerte sich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zustände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden schritt aus dem Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die sie mit Freudigkeit oft wiederholte, wie Ottilie sich aufgerichtet, sie gesegnet, ihr verziehen, und sie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd schöne, mehr schlaf- als todtenähnliche Zustand Ottiliens zog mehrere Menschen herbei. Die Bewohner und Anwohner

sollten sie noch sehen, und jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; manche um darüber zu spotten, die meisten um daran zu zweifeln, und wenige um sich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerschmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers wieder gesund geworden: warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier andern bereitet werden? Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genöthigt die Capelle, ja, außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen.

Eduard wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thränen mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu seyn. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speise und Trank verminderte sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, das ihm freilich kein wahrhafter Prophet gewesen. Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge, und sein ernst-heiterer Blick dabei scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben scheint, so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener und dieser muß gestehen, das ächte Glas sey unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards Jugendzeit, untergeschoben worden. Eduard kann nicht zürnen; sein Schicksal ist ausgesprochen durch die That: wie soll ihn das Gleichniß rühren? aber doch drückt es ihn tief. Der Trank scheint ihm von nun an zu widerstehen; er scheint sich mit Vorsatz der Speise, des Gesprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe: er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu sprechen. Ach! sagte er einmal zu dem Major, der ihm wenig von der Seite kam, was bin ich unglücklich,

daß mein ganzes Beſtreben nur immer eine Nachahmung, ein falſches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit geweſen, wird mir Pein; und doch, um dieſer Seligkeit willen, bin ich genöthigt dieſe Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf dieſem Wege nach: aber meine Natur hält mich zurück und mein Verſprechen. Es iſt eine ſchreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Beſter, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrerthum.

Was ſollen wir, bei dieſem hoffnungsloſen Zuſtande, der ehegattlichen, freundſchaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen ſich Eduards Angehörige eine Zeit lang hin und herwogten? Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerſt dieſe traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach ſeiner gewöhnlichen Faſſung, genau die Umſtände, in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte ſtürzte herbei: ein Verdacht des Selbſtmords regte ſich in ihr; ſie wollte ſich, ſie wollte die andern einer unverzeihlichen Unvorſichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen, und Mittler aus ſittlichen Gründen, wußten ſie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von ſeinem Ende überraſcht worden. Er hatte, was er bisher ſorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien Uebriggebliebene, in einem ſtillen Augenblick vor ſich aus einem Käſtchen, aus einer Brieftaſche ausgebreitet, eine Locke Blumen, in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen die ſie ihm geſchrieben, von jenem erſten an, das ihm ſeine Gattin ſo zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen Preis geben. Und ſo lag denn auch dieſes vor kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unſtörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeſchlafen war, ſo konnte man wohl ihn ſelig nennen. Charlotte gab ihm ſeinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß niemand weiter in dieſem Gewölbe beigeſetzt werde. Unter dieſer Bedingung machte ſie für Kirche und Schule, für den Geiſtlichen und Schullehrer anſehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede ſchwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder ſchauen vom Gewölbe auf ſie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es ſeyn, wenn ſie dereinſt wieder zuſammen erwachen!

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Fünfzehnter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Fünfzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

[illegible] 525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Das Schauſpiel dauerte ſehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenſter und horchte, ob die Kutſchen nicht raſſeln wollten. Sie erwartete Mariannen, ihre ſchöne Gebieterin, die heute im Nachſpiele, als junger Officier gekleidet, das Publikum entzückte, mit größerer Ungeduld, als ſonſt, wenn ſie ihr nur ein mäßiges Abendeſſen vorzuſetzen hatte; dießmal ſollte ſie mit einem Packet überraſcht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Poſt geſchickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung ſeiner Geliebten gedenke.

Barbara war, als alte Dienerin, Vertraute, Rathgeberin, Unterhändlerin und Haushälterin, im Beſitz des Rechtes die Siegel zu eröffnen, und auch dieſen Abend konnte ſie ihrer Neugierde um ſo weniger widerſtehen, als ihr die Gunſt des freigebigen Liebhabers mehr als ſelbſt Mariannen am Herzen lag. Zu ihrer größten Freude hatte ſie in dem Packet ein feines Stück Neſſeltuch und die neueſten Bänder für Mariannen, für ſich aber ein Stück Cattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte ſie ſich des abweſenden Norberg! wie lebhaft nahm ſie ſich vor, auch bei Mariannen ſeiner im beſten zu gedenken, ſie zu erinnern, was ſie ihm ſchuldig ſey, und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müſſe.

Das Neſſeltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Chriſtgeſchenk auf dem Tiſchchen, die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe, alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Mariannens auf der Treppe vernahm und ihr entgegeneilte. Aber

Feſten Sinn und guten Muth;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

Lili's Park.

Iſt doch keine Menagerie
So bunt als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarſten Thiere,
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie.
O wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In niegelöſchter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequick, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche ſcheinen lebendig zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Heerden
Zu ihren Füßen; ſogar im Baſſin die Fiſche
Patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und ſie ſtreut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geſchweige die Beſtien. Da geht's an ein Picken
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,

wie sehr verwundert trat sie zurück, als das weibliche Officierchen, ohne auf die Liebkosungen zu achten, sich an ihr vorbeidrängte, mit ungewöhnlicher Hast und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, unruhig auf und nieder ging, und den feierlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

Was hast du, Liebchen? rief die Alte verwundert aus. Ums Himmels willen, Töchterchen, was giebts? Sieh hier diese Geschenke! Von wem können sie seyn, als von deinem zärtlichsten Freunde? Norberg schickt dir das Stück Musselin zum Nachtkleide; bald ist er selbst da; er scheint mir eifriger und freigebiger als jemals.

Die Alte kehrte sich um und wollte die Gaben, womit er auch sie bedacht, vorweisen, als Marianne, sich von den Geschenken wegwendend, mit Leidenschaft ausrief: Fort! Fort! heute will ich nichts von allem diesem hören; ich habe dir gehorcht, du hast es gewollt, es sey so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich dein, mache mit mir, was du willst: aber bis dahin will ich mein seyn, und hättest du tausend Zungen, du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mein will ich dem geben, der mich liebt und den ich liebe. Keine Gesichter! Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte.

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorstellungen und Gründen; doch da sie in fernerm Wortwechsel heftig und bitter ward, sprang Marianne auf sie los und faßte sie bei der Brust. Die Alte lachte überlaut.

Ich werde sorgen müssen, rief sie aus, daß Sie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens sicher seyn will. Fort, zieht euch aus! Ich hoffe, das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat. Herunter mit dem Rock, und immer so fort alles herunter! es ist eine unbequeme Tracht, und für euch gefährlich, wie ich merke. Die Achselbänder begeistern euch.

Die Alte hatte Hand an sie gelegt; Marianne riß sich los.

Nicht so geschwind! rief sie aus, ich habe heute noch Besuch zu erwarten.

Das ist nicht gut, versetzte die Alte. Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannssohn?

Eben den, versetzte Marianne.

Es scheint, als wenn die Großmuth eure herrschende Leidenschaft

werden wollte, erwiederte die Alte spottend: ihr nehmt euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem Eifer an. Es muß reizend seyn, als uneigennützige Geberin angebetet zu werden.

Spotte wie du willst. Ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! Mit welchem Entzücken sprech' ich zum erstenmal diese Worte aus! Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft vorgestellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte! Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen!

Mäßigt euch, sagte die Alte gelassen, mäßigt euch! Ich muß eure Freude durch Ein Wort unterbrechen: Norberg kommt! in vierzehn Tagen kommt er! Hier ist sein Brief, der die Geschenke begleitet hat.

Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mir's verbergen! Vierzehn Tage, welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht verfallen, was kann sich da nicht verändern!

Wilhelm trat ein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog sie ihm entgegen! mit welchem Entzücken umschlang er die rothe Uniform! drückte er das weiße Atlasweſtchen an seine Brust! Wer wagte hier zu beschreiben! wem gezieмt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen! Die Alte ging murrend bei Seite; wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein.

Zweites Capitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sey und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens untersagen werde.

Wenn ich gleich selbst, fuhr sie fort, manchmal gern ins Theater gehe, so möcht' ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sey? wie man seine Zeit so verderben könne?

Ich hab' es auch schon von ihm hören müssen, versetzte Wilhelm, und habe ihm vielleicht zu hastig geantwortet; aber ums Himmels willen, Mutter! ist denn alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den

Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschafft? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug? und war es nöthig ein neues zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Handelsgewinnes zur Verschönerung der Zimmer? Diese seidenen Tapeten, diese englischen Möbeln, sind sie nicht auch unnütz? könnten wir uns nicht mit geringern begnügen? Wenigstens bekenn' ich, daß mir diese gestreiften Wände, diese hundertmal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen: sie kommen mir höchstens vor wie unser Theatervorhang. Aber wie anders ists, vor diesem zu sitzen! Wenn man noch so lange warten muß, so weiß man doch, er wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannichfaltigsten Gegenstände sehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben.

Mach' es nur mäßig! sagte die Mutter. Der Vater will auch Abends unterhalten seyn; und dann glaubt er, es zerstreue dich, und am Ende trag' ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußt' ich mir das verwünschte Puppenspiel verwerfen lassen, das ich euch vor zwölf Jahren zum heiligen Christ gab, und das euch zuerst Geschmack am Schauspiele beibrachte.

Schelten Sie das Puppenspiel nicht! lassen Sie sich ihre Liebe und Versorge nicht gereuen! Es waren die ersten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen, leeren Hause genoß; ich seh' es diesen Augenblick noch vor mir; ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie eröffnete sich; allein nicht, wie sonst, zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an, und gebot uns in Geduld zu warten.

So saß nun alles und war still; eine Pfeife gab das Signal; der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hoherpriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz

darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des ſchwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, als der zwerggeſtalte Sohn Iſai, mit Schäferſtab, Hirtentaſche und Schleuder, hervorhüpfte und ſprach: Großmächtigſter König und Herr Herr! es entfalle keinem der Muth um deßwillen! Wenn Ihro Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten. Der erſte Act war geendet, und die Zuſchauer höchſt begierig zu ſehen was nun weiter vorgehen ſollte; jedes wünſchte, die Muſik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleiſch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde; der Philiſter ſprach Hohn, ſtampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag. Wie dann nachher die Jungfrauen ſangen: „Saul hat tauſend geſchlagen, David aber zehntauſend," der Kopf des Rieſen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde, und er die ſchöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz ſo zwergmäßig gebildet ſey: denn nach der Idee des großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, beide recht charakteriſtiſch zu machen. Ich bitte Sie, wo ſind die Puppen hingekommen? Ich habe verſprochen, ſie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von dieſem Kinderſpiel unterhielt.

Es wundert mich nicht, daß du dich dieſer Dinge ſo lebhaft erinnerſt: denn du nahmſt gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchlein entwendeteſt, und das ganze Stück auswendig lernteſt; ich wurd' es erſt gewahr, als du eines Abends dir einen Goliath und David von Wachs machteſt, ſie beide gegen einander pereriren ließeſt, dem Rieſen endlich einen Stoß gabſt, und ſein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächſernem Griff dem kleinen David in die Hand klebteſt. Ich hatte damals ſo eine herzliche mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine pathetiſche Rede, daß ich mir ſogleich vornahm, dir die hölzerne Truppe nun ſelbſt zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir ſo manche verdrießliche Stunde machen ſollte.

Laſſen Sie ſich's nicht gereuen! verſetzte Wilhelm: denn es haben uns dieſe Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.

Und mit dieſem erbat er ſich die Schlüſſel, eilte, fand die Puppen,

und war einen Augenblick in jene Zeiten verſetzt, wo ſie ihm noch belebt ſchienen, wo er ſie durch die Lebhaftigkeit ſeiner Stimme, durch die Bewegung ſeiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm ſie mit auf ſeine Stube und verwahrte ſie ſorgfältig.

Drittes Capitel.

Wenn die erſte Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das ſchönſte iſt, was ein Herz früher oder ſpäter empfinden kann, ſo müſſen wir unſern Helden dreifach glücklich preiſen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieſer einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfang zu genießen. Nur wenige Menſchen werden ſo vorzüglich begünſtigt, indeß die meiſten von ihren früheren Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher ſie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen ſind, ihren beſten Wünſchen entſagen und das, was ihnen als höchſte Glückſeligkeit vorſchwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte ſich Wilhelms Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben; nach einem kurzen Umgang hatte er ihre Neigung gewonnen, er fand ſich im Beſitz einer Perſon, die er ſo ſehr liebte, ja verehrte: denn ſie war ihm zuerſt in dem günſtigen Lichte theatraliſcher Vorſtellung erſchienen, und ſeine Leidenſchaft zur Bühne verband ſich mit der erſten Liebe zu einem weiblichen Geſchöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zuſtand ſeiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche ſeinen Empfindungen ſehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältniſſe vor der Zeit entdecken, verbreitete über ſie einen liebenswürdigen Anſchein von Sorge und Scham; ihre Leidenſchaft für ihn war lebhaft, ſelbſt ihre Unruhe ſchien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; ſie war das lieblichſte Geſchöpf in ſeinen Armen.

Als er aus dem erſten Taumel der Freude erwachte, und auf ſein Leben und ſeine Verhältniſſe zurückblickte, erſchien ihm alles neu, ſeine Pflichten heiliger, ſeine Liebhabereien lebhafter, ſeine Kenntniſſe deutlicher, ſeine Talente kräftiger, ſeine Vorſätze entſchiedener. Es ward ihm daher leicht eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen ſeines Vaters zu

entgehen, ſeine Mutter zu beruhigen und Mariannens Liebe ungeſtört zu genießen. Er verrichtete des Tags ſeine Geſchäfte pünktlich, entſagte gewöhnlich dem Schauſpiel, war Abends bei Tiſche unterhaltend und ſchlich, wenn alles zu Bette war, in ſeinem Mantel gehüllt, ſachte zu dem Garten hinaus, und eilte, alle Linders und Leanders im Buſen, unaufhaltſam zu ſeiner Geliebten.

Was bringen Sie? fragte Marianne, als er eines Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geſchenke, ſehr aufmerkſam betrachtete.

Sie werden es nicht errathen, verſetzte Wilhelm.

Wie verwunderte ſich Marianne, wie entſetzte ſich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrenen Haufen ſpannenlanger Puppen ſehen ließ. Marianne lachte laut auf, als Wilhelm die verworrenen Drähte aus einander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemüht war. Die Alte ſchlich verdrießlich bei Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwei Liebende zu unterhalten, und ſo vergnügten ſich unſere Freunde dieſen Abend aufs beſte. Die kleine Truppe ward gemuſtert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im ſchwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wollte Mariannen gar nicht gefallen: er ſehe ihr, ſagte ſie, zu ſteif und pedantiſch aus. Deſto beſſer behagte ihr Jonathan, ſein glattes Kinn, ſein gelb- und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte ſie ihn gar artig am Drahte hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen herſagen. Dagegen wollte ſie dem Propheten Samuel nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit ſchenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Bruſtſchildchen anpries und erzählte, daß der Schillertaffet des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen ſey. David war ihr zu klein und Goliath zu groß; ſie hielt ſich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm ſo artig zu thun, und zuletzt ihre Liebkoſungen von der Puppe auf unſern Freund herüber zu tragen, daß auch dießmal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer zärtlichen Träume wurden ſie durch einen Lärm geweckt, welcher auf der Straße entſtand. Marianne rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit noch fleißig, die veränderlichen Materialien der Theatergarderobe zum Gebrauch des nächſten Stückes anzupaſſen beſchäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Geſellſchaft luſtiger

Gesellen aus dem Italiäner Keller nebenan heraustaumle, wo sie bei frischen Austern, die eben angekommen, des Champagners nicht geschont hätten.

Schade, sagte Marianne, daß es uns nicht früher eingefallen ist, wir hätten uns auch was zu gute thun sollen.

Es ist wohl noch Zeit! versetzte Wilhelm, und reichte der Alten einen Louisd'or hin: verschaffe Sie uns, was wir wünschen, so soll Sie's mit mitgenießen.

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit stand ein artig bestellter Tisch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte sich dazu setzen; man aß, trank und ließ sich's wohl seyn.

In solchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Marianne nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das Gespräch auf Wilhelms Lieblingsmaterie zu wenden.

Sie haben uns schon einmal, sagte sie, von der ersten Aufführung eines Puppenspiels am Weihnachtsabend unterhalten; es war lustig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen sollte. Nun kennen wir das herrliche Personal, das jene großen Wirkungen hervorbrachte.

Ja, sagte Marianne, erzähle uns weiter, wie war dir's zu Muthe?

Es ist eine schöne Empfindung, liebe Marianne, versetzte Wilhelm, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten und dasjenige, was wir jetzt, entwickelt, sind, mit dem zu vergleichen, was wir damals, unentwickelt, waren. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in diesem Augenblicke mit dir von dem Vergangenen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land schaue, das wir zusammen Hand in Hand durchwandern können.

Wie war es mit dem Ballet? fiel die Alte ihm ein. Ich fürchte, es ist nicht alles abgelaufen, wie es sollte.

O ja, versetzte Wilhelm: sehr gut! Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen, ist mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben

geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte, wie betrunken und taumelnd, zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

Den andern Morgen war leider das magische Gerüst wieder verschwunden, der mystische Schleier weggehoben; man ging durch jene Thür wieder frei aus einer Stube in die andere, und so viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelassen. Meine Geschwister liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, ich allein schlich hin und her; es schien mir unmöglich, daß da nur zwei Thürpfosten seyn sollten, wo gestern so viele Zauberei gewesen war. Ach, wer eine verlorene Liebe sucht, kann nicht unglücklicher seyn, als ich mir damals schien.

Ein freudetrunkener Blick, den er auf Mariannen warf, überzeugte sie, daß er nicht fürchtete jemals in diesen Fall kommen zu können.

Viertes Capitel.

Mein einziger Wunsch war nunmehr, fuhr Wilhelm fort, eine zweite Aufführung des Stücks zu sehen. Ich lag der Mutter an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bei den Menschen einen Werth haben; Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabei in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hanswurst zu produciren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Baues viele wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen, und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater, das er ehemals in müßigen Stunden zusammen gebaut, geschnitzt und gemalt hatte. Er war es, der mit Hülfe eines

Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte ich das erstemal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweitenmal die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe? war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erstemal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das alles doch so hübsch war? und es doch aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten? und wo die Lichter und die Leute seyn möchten? Diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu seyn, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

Das Stück war zu Ende: man machte Vorbereitungen zum Nachspiel; die Zuschauer waren aufgestanden und schwatzten durch einander. Ich drängte mich näher an die Thüre und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sey. Ich hob den untern Teppich auf und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath, und wie sie alle heißen mochten, in Einen Schiebkasten packte, und so erhielt meine halbbefriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Lieutenant im Heiligthume sehr geschäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Absätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken, und war nach dieser Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an.

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse

haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlenen wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um etwas herauszuholen, einen verstohlenen Blick that, desto schneller war ich einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachlässigkeit der Wirthschafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas herauszutragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze über einander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntagsmorgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öffnete, und mich mit Einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah Kasten, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen, zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Aepfeln, und nahm, genügsam, noch eine eingemachte Pomeranzenschaale dazu: mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als mir ein paar nebeneinanderstehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber heraushingen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckt' ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt

Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das all um ein Stückchen Brod,
Das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia geſteckt.

Aber der Blick auch! Der Ton!
Wenn ſie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau ſogar,
Ich ſchwöre, ſie kämen,
Wenn ſie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beſchluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewiſſen Punkt verſteht ſich!
Wie ſchön und ach! wie gut
Schien ſie zu ſeyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr ſagtet ich! Wie? Wer?“
Gut denn, ihr Herrn, grad' aus: Ich bin der Bär;
In einem Filetſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut.

auf einander gepackt sey! Ich wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrt' ich die leichten Träthe, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich alles, so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das obenauf gelegen hatte, zu mir steckte, und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Von der Zeit an wandt' ich alle verstohlenen, einsamen Stunden darauf, mein Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es seyn müßte, wenn ich auch die Gestalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, und unter allerlei Umständen, studirt' ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff ich alle Rollen, und lernte sie auswendig, nur daß ich mich meist an den Platz der Hauptheldn zu setzen pflegte, und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtnisse mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Riesen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte sie oft vor mich hin; niemand gab Acht darauf, als der Vater, der manchmal einen solchen Ausruf bemerkte, und bei sich selbst das gute Gedächtniß seines Knaben pries, der von so wenigem Zuhören so mancherlei habe behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener, und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.

Glücklicherweise fiel diese Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant selbst den Wunsch geäußert hatte, mich in diese Geheimnisse einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm sogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein paar Zimmer im obersten Stocke, die gewöhnlich leer standen, überließ, in deren einem wieder die Zuschauer sitzen, in dem andern die Schauspieler seyn und das Proscenium abermals die Oeffnung der Thüre ausfüllen sollte. Der Vater hatte seinem Freunde das alles zu veranstalten erlaubt: er selbst schien nur durch die Finger zu sehen, nach dem Grundsatze, man

müſſe den Kindern nicht merken laſſen, wie lieb man ſie habe, ſie griffen immer zu weit um ſich; er meinte, man müſſe bei ihren Freuden ernſt ſcheinen, und ſie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit ſie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Sechstes Capitel.

Der Lieutenant ſchlug nunmehr das Theater auf, und beſorgte das übrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam, und vermuthete die Abſicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erſchien der gewünſchte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer, und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude, trat ich hinein, und erblickte auf beiden Seiten des Geſtelles die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie ſie auftreten ſollten; ich betrachtete ſie ſorgfältig, ſtieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhob, ſo daß ich nun über der kleinen Welt ſchwebte. Ich ſah, nicht ohne Ehrfurcht, zwiſchen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimniſſe ich eingeweiht ſey, mich umfaßten. Wir machten einen Verſuch, und es ging gut.

Den andern Tag, da eine Geſellſchaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, außer daß ich in dem Feuer der Action meinen Jonathan fallen ließ und genöthigt war, mit der Hand hinunterzugreifen und ihn zu holen: ein Zufall, der die Illuſion ſehr unterbrach, ein großes Gelächter verurſachte und mich unſelig kränkte. Auch ſchien dieſes Verſehen dem Vater ſehr willkommen zu ſeyn, der das große Vergnügen, ſein Söhnchen ſo fähig zu ſehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke ſich gleich an die Fehler hing und ſagte, es wäre recht artig geweſen, wenn nur dieß oder das nicht verſagt hätte.

Mich kränkte das innig: ich war traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß ſchon wieder verſchlafen, und war in dem Gedanken ſelig, daß ich, außer jenem Unglück, trefflich geſpielt habe. Dazu kam der Beifall der Zuſchauer, welche durchaus behaupteten, obgleich der Lieutenant in Abſicht der groben und feinen Stimme ſehr viel

gethan habe, so perorire er doch meist zu affectirt und steif, dagegen spreche der neue Anfänger seinen David und Jonathan vortrefflich; besonders lobte die Mutter den freimüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert, und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeschlagen, und da der Frühling herbeikam, und man ohne Feuer bestehen konnte, lag ich in meinen Frei- und Spielstunden in der Kammer, und ließ die Puppen wacker durch einander spielen. Oft lud ich meine Geschwister und Kameraden hinauf; wenn sie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Gestalt gewann.

Ich hatte kaum das erste Stück, wozu Theater und Schauspieler geschaffen und gestempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es mir schon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die deutsche Schaubühne und verschiedene italiänisch-deutsche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich sehr vertiefte und jedesmal nur erst vorne die Personen überrechnete, und dann sogleich ohne weiteres zur Aufführung des Stückes schritt. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen; wobei zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistentheils nur die fünften Acte, wo es an ein Todtstechen ging, aufgeführt wurden.

Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als alles anziehen mußte. Ich fand darin stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und was mich vorzüglich glücklich machte, Blitz und Donner. Ich half mir mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen; der Blitz war fürchterlich anzusehen, nur der Donner gelang nicht immer: doch das hatte so viel nicht zu sagen. Auch fand sich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich so manche Freude genoß; und ich gestehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.

Die Decorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn daß ich von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte,

mit dem Zirkel umzugehen, Pappe auszuſchneiden und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu Statten. Um deſto weher that es mir, wenn mich gar oft das Perſonal an Ausführung großer Sachen hinderte.

Meine Schweſtern, indem ſie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verſchaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, ſetzte ſie, ſo gut man konnte, zuſammen, ſparte ſich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte ſich manches Stück Taffet zuſammen, und ſchaffte nach und nach eine Theatergarderobe an, in welcher beſonders die Reifröcke für die Damen nicht vergeſſen waren.

Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück verſehen, und man hätte denken ſollen, es würde nun erſt recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt: ſie faſſen weite Plane, machen große Anſtalten, auch wohl einige Verſuche, und es bleibt alles zuſammen liegen. Dieſes Fehlers muß ich mich anklagen. Die größte Freude lag bei mir in der Erfindung und in der Beſchäftigung der Einbildungskraft. Dieß oder jenes Stück intereſſirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Ueber ſolchen Anſtalten waren die urſprünglichen Kleidungsſtücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verſchleppt worden, daß alſo nicht einmal das erſte große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantaſie, probirte und bereitete ewig, baute tauſend Luftſchlöſſer und ſpürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerſtört hatte.

Während dieſer Erzählung hatte Marianne alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelmen aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So ſcherzhaft die Begebenheit von einer Seite ſchien, ſo war ſie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabei zu ernſthaft. Sie ſetzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten, und gab ihm ſcheinbare Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit und ihres Beifalls. Sie trank aus ſeinem Glaſe und Wilhelm war überzeugt, es ſey kein Wort ſeiner Geſchichte auf die Erde gefallen.

Nach einer kleinen Pauſe rief er aus: Es iſt nun an dir, Marianne, mir auch deine erſten jugendlichen Freuden mitzutheilen! Noch waren wir immer zu ſehr mit dem Gegenwärtigen beſchäftigt, als daß wir uns wechſelſeitig um unſere vorige Lebensweiſe hätten bekümmern können.

Sage mir: unter welchen Umſtänden biſt du erzogen? welche ſind die erſten lebhaften Eindrücke, deren du dich erinnerſt?

Dieſe Fragen würden Mariannen in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn ihr die Alte nicht ſogleich zu Hülfe gekommen wäre. Glauben Sie denn, ſagte das kluge Weib, daß wir auf das, was uns früh begegnet, ſo aufmerkſam ſind, daß wir ſo artige Begebenheiten zu erzählen haben, und wenn wir ſie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein ſolches Geſchick zu geben wüßten?

Als wenn es deſſen bedürfte! rief Wilhelm aus. Ich liebe dieſes zärtliche, gute, liebliche Geſchöpf ſo ſehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne ſie zugebracht habe. Laß mich wenigſtens durch die Einbildungskraft Theil an deinem vergangenen Leben nehmen! Erzähle mir alles; ich will dir alles erzählen. Wir wollen uns wo möglich täuſchen, und jene für die Liebe verlorene Zeit wiedererzugewinnen ſuchen.

Wenn Sie ſo eifrig darauf beſtehen, können wir Sie wohl befriedigen, ſagte die Alte. Erzählen Sie uns nur erſt, wie Ihre Liebhaberei zum Schauſpiel nach und nach gewachſen ſey, wie Sie ſich geübt, wie Sie ſo glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauſpieler gelten können? Es hat Ihnen dabei gewiß nicht an luſtigen Begebenheiten gemangelt. Es iſt nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen; ich habe noch eine Flaſche in Reſerve, und wer weiß, ob wir bald wieder ſo ruhig und zufrieden zuſammenſitzen!

Marianne ſchaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte und in ſeiner Erzählung fortfuhr.

Siebentes Capitel.

Die Zerſtreuungen der Jugend, da meine Geſpannſchaft ſich zu vermehren anfing, thaten dem einſamen, ſtillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechſelsweiſe bald Jäger, bald Soldat, bald Reiter, wie es unſere Spiele mit ſich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den andern, daß ich im Stande war ihnen die nöthigen Geräthſchaften ſchicklich auszubilden. So waren die Schwerter meiſtens aus meiner Fabrik; ich verzierte und vergoldete die Schlitten, und ein geheimer Inſtinct ließ mich nicht ruhen, bis ich unſere Miliz ins Antike umgeſchaffen

hatte. Helme wurden verfertigt, mit papierenen Büſchen geſchmückt, Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht, Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hauſe, die etwa Schneider waren, und die Nähterinnen manche Nadel zerbrachen.

Einen Theil meiner Geſellen ſah ich nun wohlgerüſtet; die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausſtaffirt, und es kam ein ſtattliches Corps zuſammen. Wir marſchirten in Höfen und Gärten, ſchlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beigelegt war.

Dieſes Spiel, das die andern ſehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es mich ſchon nicht mehr befriedigte. Der Anblick ſo vieler gerüſteten Geſtalten mußte in mir nothwendig die Ritterideen aufreizen, die ſeit einiger Zeit, da ich in das Leſen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

Das befreite Jeruſalem, davon mir Koppens Ueberſetzung in die Hände fiel, gab meinen herumſchweifenden Gedanken endlich eine beſtimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht leſen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umſchwebten. Beſonders feſſelte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Laſſen: die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daſeyns thaten mehr Wirkung auf den Geiſt, der ſich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwiſchen den Giebel des Hauſes angebracht iſt, ſpazierte, über die Gegend hinſah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille ſchrillte, ſagte ich mir die Geſchichte des traurigen Zweikampfs zwiſchen Tancreden und Chlorinden vor.

So ſehr ich, wie billig, von der Partei der Chriſten war, ſtand ich doch der heidniſchen Heldin mit ganzem Herzen bei, als ſie unternahm den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düſtern Hülle der Streit beginnt und ſie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens iſt nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der ſie ſterben ſoll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie erkennt und zur Taufe bebend das Wasser holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schicksal bestimmt sey, das was er liebt, überall unwissend zu verletzen!

Es bemächtigte sich die Geschichte meiner Einbildungskraft so, daß sich mir, was ich von dem Gedichte gelesen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergestalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weise vorzustellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reinalden spielen, und fand dazu zwei Rüstungen ganz bereit, die ich schon gefertigt hatte: die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen sollte den ernsten Tancred, die andere von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellungen erzählt' ich alles meinen Gespannen, die davon ganz entzückt wurden und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte.

Diesen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich disponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nimmermehr hergeben würde; eben so war es mit dem Theater, wovon ich auch keine bestimmte Idee hatte, außer daß man es auf Balken setzen, die Coulissen von getheilten spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber die Materialien und Geräthschaften kommen sollten, hatte ich nicht bedacht.

Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Förster geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten schaffen möchte, die auch wirklich geschwinder, als wir hoffen konnten, herbeigebracht wurden. Nun aber fand man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh' die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer. Es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die spanischen Wände waren das einzige, was wir hatten.

In dieser Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläufige Beschreibung von der Herrlichkeit machten, die es

geben ſollte. So wenig er uns begriff, ſo behülflich war er, ſchob in eine kleine Stube, was ſich von Tiſchen im Hauſe und der Nachbarſchaft nur finden wollte, an einander, ſtellte die Wände darauf, machte eine hintere Ausſicht von grünen Vorhängen; die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe geſtellt.

Indeſſen war es Abend geworden; man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder ſaßen auf ihren Plätzen, das Stück ſollte angehen: die ganze Heldenſchaar war angezogen: nun ſpürte aber jeder zum erſtenmal, daß er nicht wiſſe, was er zu ſagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenſtande durchdrungen war, hatte ich vergeſſen, daß doch jeder wiſſen müſſe, was und wo er es zu ſagen habe; und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den übrigen auch nicht beigefallen: ſie glaubten, ſie würden ſich leicht als Helden darſtellen, leicht ſo handeln und reden können, wie die Perſonen, in deren Welt ich ſie verſetzt hatte. Sie ſtanden alle erſtaunt, fragten ſich einander, was zuerſt kommen ſollte? Und ich, der ich mich als Tancred vorne an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verſe aus dem Heldengedichte herzuſagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald ins Erzählende überging, und ich in meiner eigenen Rede endlich als dritte Perſon vorkam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, ſo mußte ich unter großem Gelächter meiner Zuſchauer eben wieder abziehen — ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuſchauer ſaßen da und wollten etwas ſehen. Gekleidet waren wir; ich raffte mich zuſammen und entſchloß mich kurz und gut, David und Goliath zu ſpielen. Einige der Geſellſchaft hatten ehemals das Puppenſpiel mit mir aufgeführt, alle hatten es oft geſehen; man theilte die Rollen aus, es verſprach jeder ſein Beſtes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge malte ſich einen ſchwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen ſollte, ſie als Hanswurſt mit einer Poſſe auszufüllen — eine Anſtalt, die ich, als dem Ernſte des Stückes zuwider, ſehr ungern geſchehen ließ. Doch ſchwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieſer Verlegenheit gerettet wäre, mich nie, als mit der größten Ueberlegung, an die Vorſtellung eines Stücks zu wagen.

Achtes Capitel.

Marianne, vom Schlaf überwältigt, lehnte sich an ihren Geliebten, der sie fest an sich drückte und in seiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberrest des Weins mit gutem Bedachte genoß.

Die Verlegenheit, sagte er, in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück, das nicht existirte, zu spielen unternahmen, war bald vergessen. Meiner Leidenschaft, jeden Roman, den ich las, jede Geschichte, die man mich lehrte, in einem Schauspiel darzustellen, konnte selbst der unbiegsamste Stoff nicht widerstehen. Ich war völlig überzeugt, daß alles, was in der Erzählung ergötzte, vorgestellt eine viel größere Wirkung thun müsse; alles sollte vor meinen Augen, alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeschichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir sorgfältig aus, wo einer auf eine besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft sah über Exposition und Verwickelung hinweg und eilte dem interessanten fünften Acte zu. So fing ich auch wirklich an, einige Stücke von hinten hervor zu schreiben, ohne daß ich auch nur bei einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eigenem Antrieb, theils auf Veranlassung meiner guten Freunde, welche in den Geschmack gekommen waren Schauspiele aufzuführen, einen ganzen Wust theatralischer Productionen durch, wie sie der Zufall mir in die Hände führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsere Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafte Vorstellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde: gewöhnlich wählte ich daher bei der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schicken, und wenn es nur einigermaßen angehen wollte, wohl gar ein paar Rollen.

Kinder wissen beim Spiele aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur

Puppe und jeder Winkel zur Hütte. In dieſem Sinne entwickelte ſich unſer Privattheater. Bei der völligen Unkenntniß unſerer Kräfte unternahmen wir alles, bemerkten kein qui pro quo, und waren überzeugt, jeder müſſe uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging alles einen ſo gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzählen übrig bleibt. Erſt ſpielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannsperſonen auftreten; dann verkleideten wir einige aus unſerm Mittel, und zogen zuletzt die Schweſtern mit ins Spiel. In einigen Häuſern hielt man es für eine nützliche Beſchäftigung und lud Geſellſchaften darauf. Unſer Artillerielieutenant verließ uns auch hier nicht: er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, declamiren und geſticuliren ſollten; allein er erntete für ſeine Bemühung meiſtens wenig Dank, indem wir die theatraliſchen Künſte ſchon beſſer als er zu verſtehen glaubten.

Wir verfielen gar bald auf das Trauerſpiel: denn wir hatten oft ſagen hören, und glaubten ſelbſt, es ſey leichter, eine Tragödie zu ſchreiben und vorzuſtellen, als im Luſtſpiele vollkommen zu ſeyn. Auch fühlten wir uns beim erſten tragiſchen Verſuche ganz in unſerm Elemente: wir ſuchten uns der Höhe des Standes, der Vortrefflichkeit der Charaktere durch Steifheit und Affectation zu nähern, und dünkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht raſen, mit den Füßen ſtampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

Knaben und Mädchen waren in dieſen Spielen nicht lange beiſammen, als die Natur ſich zu regen, und die Geſellſchaft ſich in verſchiedene kleine Liebesgeſchichten zu theilen anfing, da denn meiſtentheils Komödie in der Komödie geſpielt wurde. Die glücklichen Paare drückten ſich hinter den Theaterwänden die Hände auf das zärtlichſte; ſie verſchwammen in Glückſeligkeit, wenn ſie einander, ſo bebändert und aufgeſchmückt, recht idealiſch vorkamen, indeß gegenüber die unglücklichen Nebenbuhler ſich vor Neid verzehrten und mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten.

Dieſe Spiele, obgleich ohne Verſtand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unſer Gedächtniß und unſern Körper, und erlangten mehr Geſchmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man ſonſt in ſo frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit beſonders Epoche: mein Geiſt richtete

Denn ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um
Und brumm,
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf Einmal an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken;
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe;
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' ins dunkelſte Gebüſche hin,
Durchs Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleit mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Cascaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,

ſich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauſpiele zu leſen, zu ſchreiben und zu ſpielen.

Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort; man hatte mich dem Handelsſtand gewidmet und zu unſerm Nachbar auf das Compteir gethan; aber eben zu ſelbiger Zeit entfernte ſich mein Geiſt nur gewaltſamer von allem, was ich für ein niedriges Geſchäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das ſich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muſe der tragiſchen Dichtkunſt und eine andere Frauengeſtalt, in der ich das Gewerbe perſonificirt hatte, ſich um meine werthe Perſon recht wacker zanken. Die Erfindung iſt gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verſe etwas taugen; aber ihr ſollt es ſehen um der Furcht des Abſcheues, der Liebe und der Leidenſchaft willen, die darin herrſchen. Wie ängſtlich hatte ich die alte Hausmutter geſchildert, mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüſſeln an der Seite, Brillen auf der Naſe, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkiſch und haushältiſch, kleinlich und beſchwerlich! Wie kümmerlich beſchrieb ich den Zuſtand deſſen, der ſich unter ihre Ruthe bücken und ſein knechtiſches Tagewerk im Schweiße des Angeſichts verdienen ſollte!

Wie anders trat jene dagegen auf! welche Erſcheinung ward ſie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet, in ihrem Weſen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzuſehen! Das Gefühl ihrer ſelbſt gab ihr Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, ſie umhüllten jedes Glied ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten, wie ein tauſendfaches Echo, die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Contraſt! Und auf welche Seite ſich mein Herz wandte, kannſt du leicht denken. Auch war nichts vergeſſen, um meine Muſe kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie ſie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettſtreit war heftig, die Reden beider Perſonen contraſtirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah' an einander zu malen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Perſon geziemt die eine Stecknadel aufhebt, und jene wie eine die Königreiche verſchenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verſchmäht; ich ſah die mir verſprochenen Reichthümer ſchon mit dem Rücken an; enterbt

und nackt, übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldenen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte.

Hätt' ich denken können, meine Geliebte! rief er aus, indem er Mariannen feſt an ſich drückte, daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorſatz ſtärken, mich auf meinem Wege begleiten würde, welch eine ſchönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie intereſſant würde nicht der Schluß deſſelben geworden ſeyn! Doch es iſt kein Gedicht, es iſt Wahrheit und Leben, was ich in deinen Armen finde; laß uns das ſüße Glück mit Bewußtſeyn genießen!

Durch den Druck ſeines Armes, durch die Lebhaftigkeit ſeiner erhöhten Stimme war Marianne erwacht, und verbarg durch Liebkoſungen ihre Verlegenheit: denn ſie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile ſeiner Erzählung vernommen, und es iſt zu wünſchen, daß unſer Held für ſeine Lieblingsgeſchichten aufmerkſamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm ſeine Nächte im Genuſſe vertraulicher Liebe, ſeine Tage in Erwartung neuer ſeliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Mariannen hinzog, fühlte er ſich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Menſch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung ſeiner Wünſche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz ſtrebte den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft zu veredeln, ſein Geiſt, das geliebte Mädchen mit ſich emporzuheben. In der kleinſten Abweſenheit ergriff ihn ihr Andenken. War ſie ihm ſonſt nothwendig geweſen, ſo war ſie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menſchheit an ſie geknüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß ſie die Hälfte, mehr als die Hälfte ſeiner ſelbſt ſey: er war dankbar und hingegeben ohne Gränzen.

Auch Marianne konnte ſich eine Zeit lang täuſchen: ſie theilte die Empfindung ſeines lebhaften Glücks mit ihm. Ach, wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbſt an dem Buſen Wilhelms war ſie nicht ſicher davor, ſelbſt unter den Flügeln ſeiner Liebe. Und wenn ſie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen ſeine Leidenſchaft ſie emportrug, in das

Bewußtseyn ihres Zustandes herabsank, dann war sie zu bedauern! Denn Leichtsinn kam ihr zu Hülfe, so lange sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihre Verhältnisse betrog oder vielmehr sie nicht kannte; da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln: Vergnügen und Verdruß lösten sich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; sie konnte Noth und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und so lange ließen sich alle unangenehmen Empfindungen von Stund zu Stunde, von Tag zu Tage abschütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen sich Augenblicke in eine bessere Welt hinübergerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins Oede, Verworfene ihres Lebens heruntergesehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib ist, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Sie hatte nichts was sie aufrichten konnte: wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, desto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten fest; ja die Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen schwebte Wilhelm glücklich in höheren Regionen; ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Aussichten. Kaum ließ das Uebermaß der ersten Freude nach, so stellte sich das hell vor seine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. Sie ist dein! sie hat sich dir hingegeben! sie das geliebte, gesuchte, angebetete Geschöpf, dir auf Treu und Glauben hingegeben; aber sie hat sich keinem Undankbaren überlassen! Wo er stand und ging, redete er mit sich selbst: sein Herz floß beständig über, und er sagte sich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabensten Gesinnungen vor. Er glaubte den hellen Wink des Schicksals zu verstehen, das ihm durch Mariannen die Hand reichte, sich aus dem stockenden, schleppenden bürgerlichen Leben herauszureißen, aus dem er schon so lange sich zu retten gewünscht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlassen schien ihm etwas Leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und sein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Bestimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er sich vorgesteckt sah, schien ihm näher, indem er an Mariannens Hand hinstrebte, und

in selbstgefälliger Bescheidenheit erblickte er in sich den trefflichen Schauspieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er so vielfältig hatte seufzen hören. Alles, was in den innersten Winkeln seiner Seele bisher geschlummert hatte, wurde rege: er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, dessen Gestalten freilich sehr in einander flossen, dafür aber auch das Ganze eine desto reizendere Wirkung that.

Zehntes Capitel.

Er saß nun zu Hause, kramte unter seinen Papieren und rüstete sich zur Abreise. Was nach seiner bisherigen Bestimmung schmeckte, ward bei Seite gelegt; er wollte bei seiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frei seyn. Nur Werke des Geschmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten gestellt; und da er bisher die Kunstrichter sehr wenig genutzt hatte, so erneuerte sich seine Begierde nach Belehrung, als er seine Bücher wieder durchsah und fand, daß die theoretischen Schriften noch meist unaufgeschnitten waren. Er hatte sich, in der völligen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Werke, viele davon angeschafft, und mit dem besten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte sich hineinlesen können. Dagegen hatte er sich desto eifriger an Beispiele gehalten, und in allen Arten, die ihm bekannt worden waren, selbst Versuche gemacht.

Werner trat herein, und als er seinen Freund mit den bekannten Heften beschäftigt sah, rief er aus: Bist du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, du hast nicht die Absicht, eins oder das andere zu vollenden! Du siehst sie durch und wieder durch, und beginnst allenfalls etwas Neues.

Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers; es ist genug, wenn er sich übt.

Aber doch fertig macht, so gut er kann.

Und doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen, ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menschen fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt, und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag.

Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zu Stande zu bringen: du warst immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du noch Director unseres Puppenspiels warst, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggesellschaft gemacht, neue Decorationen ausgeschnitten! Bald sollte dieses, bald jenes Trauerspiel aufgeführt werden, und höchstens gabst du einmal den fünften Act, wo alles recht bunt durch einander ging, und die Leute sich erstachen.

Wenn du von jenen Zeiten sprechen willst, wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unsern Puppen angepaßt und auf den Leib festgenäht waren, herunterttrennen ließen und den Aufwand einer weitläufigen und unnützen Garderobe machten? Warst du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verhandeln hatte, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nutzen wußte?

Werner lachte und rief aus: Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euern theatralischen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als ihr euch zur Befreiung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals der Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten anderer Vortheil zu ziehen.

Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Thorheiten zu heilen!

Wie ich sie kenne, möchte das wohl ein eitles Bestreben seyn. Es gehört schon etwas dazu, wenn ein einziger Mensch klug und reich werden soll, und meistens wird er es auf Unkosten der andern.

Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände, versetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog. Das ist doch fertig geworden, es mag übrigens seyn wie es will.

Leg' es bei Seite, wirf es ins Feuer! versetzte Werner. Die Erfindung ist nicht im geringsten lobenswürdig; schon vormals ärgerte mich diese Composition genug, und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verse seyn; aber die Vorstellungsart ist grundfalsch. Ich erinnere mich noch deines personificirten Gewerbes, deiner zusammengeschrumpften, erbärmlichen Sibylle. Du magst das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeschnappt haben. Von der Handlung hattest du damals keinen Begriff: ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter seyn müßte, als der Geist eines ächten Handelsmannes.

Welchen Ueberblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsere Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Hausbalter sollte sie in seiner Wirthschaft einführen.

Verzeih mir, sagte Wilhelm lächelnd, du fängst von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.

Leider siehst du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins ist, eins ohne das andere nicht bestehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl; er mag die Posten nicht gerne zusammenrechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer seyn, als sich alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Wagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.

Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.

O gewiß! glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um dich auf immer zu dem unsern zu machen; und wenn du zurückkommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Speculation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Producte aller Welttheile, betrachte wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind! Welch eine angenehme, geistreiche Sorgfalt ist es, alles was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird, und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrath zu setzen und den Vortheil jedes Augenblickes dieser großen Circulation zu genießen! Dieß ist, dünkt mich, was jedem der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Wilhelm schien nicht abgeneigt und Werner fuhr fort: Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mitfortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wenn du siehst, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Waare siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Circulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte sich gewöhnt, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken und glaubte immer, daß er es mit mehrerm Rechte thue, als sein sonst verständiger und geschätzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Werth und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen seyn. In dieser Hoffnung fuhr er fort:

Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtigt, sie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinste Raum unseres Welttheils ist schon in Besitz genommen, jeder Besitz befestigt; Aemter und andere bürgerliche Geschäfte tragen wenig ein: wo giebt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn, sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unsere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menschen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir versichern, wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht: aber Kronen theilt sie auch ihren Lieblingen aus, die, es sey ohne Verachtung jener gesagt, von ächtem, aus der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glänzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.

Wilhelmen verdroß dieser Ausfall ein wenig, doch verbarg er seine

Empfindlichkeit: denn er erinnerte ſich, daß Werner auch ſeine Apoſtrophen mit Gelaſſenheit anzuhören pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu ſehen, wenn jeder von ſeinem Handwerk aufs beſte dachte; nur mußte man ihm das ſeinige, dem er ſich mit Leidenſchaft gewidmet hatte, unangefochten laſſen.

Und dir, rief Werner aus, der du an menſchlichen Dingen ſo herzlichen Antheil nimmſt, was wird es dir für ein Schauſpiel ſeyn, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menſchen wirſt gewähren ſehen! Was iſt reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuſchauer wird hingeriſſen, wenn er die Freude ſieht, mit welcher der eingeſperrte Schiffer ans Land ſpringt, noch ehe ſein Fahrzeug es ganz berührt, ſich wieder frei fühlt, und nunmehr das, was er dem falſchen Waſſer entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erſcheint uns der Gewinn; das Glück iſt die Göttin der lebendigen Menſchen, und um ihre Gunſt wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menſchen ſehen, die ſich recht lebendig bemühen und recht ſinnlich genießen.

Eilftes Capitel.

Es iſt nun Zeit, daß wir auch die Väter unſerer beiden Freunde näher kennen lernen, ein paar Männer von ſehr verſchiedener Denkungsart, deren Geſinnungen aber darin übereinkamen, daß ſie den Handel für das edelſte Geſchäft hielten, und beide höchſt aufmerkſam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Speculation bringen konnte. Der alte Meiſter hatte gleich nach dem Tode ſeines Vaters eine koſtbare Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferſtichen und Antiquitäten ins Geld geſetzt, ſein Haus nach dem neueſten Geſchmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt, und ſein übriges Vermögen auf alle mögliche Weiſe geltend gemacht. Einen anſehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war und deſſen Speculationen gewöhnlich durch das Glück begünſtigt wurden. Nichts wünſchte aber der alte Meiſter ſo ſehr, als

seinem Sohne Eigenschaften zu geben, die ihm selbst fehlten, und seinen Kindern Güter zu hinterlassen, auf deren Besitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine besondere Neigung zum Prächtigen, zu dem was in die Augen fällt, was aber zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben sollte; in seinem Hause mußte alles solid und massiv seyn, der Vorrath reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice kostbar: dagegen waren die Gäste selten; denn eine jede Mahlzeit ward ein Fest, das sowohl wegen der Kosten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelassenen und einförmigen Schritt, und alles was sich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was niemand einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengesetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finstern Hause. Hatte er seine Geschäfte in der engen Schreibstube am uralten Pulte vollendet, so wollte er gut essen und, wo möglich, noch besser trinken; auch konnt' er das Gute nicht allein genießen: neben seiner Familie mußt' er seine Freunde, alle Fremde, die nur mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bei Tische sehen; seine Stühle waren uralt, aber er lud täglich jemand ein, darauf zu sitzen. Die guten Speisen zogen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich und niemand bemerkte, daß sie in gemeinem Geschirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen bessern ersetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zusammenkamen, sich wegen gemeinschaftlicher Geschäfte berathschlagten, und eben heute die Versendung Wilhelms in Handelsangelegenheiten beschlossen.

Er mag sich in der Welt umsehen, sagte der alte Meister, und zugleich unsere Geschäfte an fremden Orten betreiben: man kann einem jungen Menschen keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige beträgt: ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben als der Ihrige.

Der alte Meister, welcher von seinem Sohne und dessen Fähigkeiten einen großen Begriff hatte, sagte diese Worte in Hoffnung, daß sein Freund ihm widersprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausstreichen sollte. Allein hierin betrog er sich; der alte Werner, der

in praktischen Dingen niemand traute als dem, den er geprüft hatte, versetzte gelassen: Man muß alles versuchen: wir können ihn eben denselben Weg schicken, wir geben ihm eine Vorschrift, wonach er sich richtet: es sind verschiedene Schulden einzucassiren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Speculation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln, läßt sich dabei wenig thun.

Er mag sich vorbereiten, versetzte der alte Meister, und so bald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein Pferd für ihn her, das sich zu dieser Expedition schickt?

Wir werden nicht weit danach suchen. Ein Krämer in H., der uns noch einiges schuldig, aber sonst ein guter Mann ist, hat mir eins an Zahlungsstatt angeboten; mein Sohn kennt es, es soll ein recht brauchbares Thier seyn.

Er mag es selbst holen, mag mit den Postwagen hinüberfahren, so ist er übermorgen bei Zeiten wieder da; man macht ihm indessen den Mantelsack und die Briefe zurecht, und so kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen.

Wilhelm wurde gerufen und man machte ihm den Entschluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu seinem Vorhaben in seinen Händen sah, da ihm die Gelegenheit ohne sein Mitwirken zubereitet werden! So groß war seine Leidenschaft, so rein seine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, sich dem Drucke seines bisherigen Lebens zu entziehen und einer neuen, edlern Bahn zu folgen, daß sein Gewissen sich nicht im mindesten regte, keine Sorge in ihm entstand, ja daß er vielmehr diesen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für diesen Schritt preisen und segnen sollten; er erkannte den Wink eines leitenden Schicksals an diesen zusammentreffenden Umständen.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er seine Geliebte wiedersehen sollte! Er saß auf seinem Zimmer und überdachte seinen Reiseplan: wie ein künstlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenschaft manchmal die Füße aus den festgeschlossenen Ketten herauszieht, um die Ueberzeugung bei sich zu nähren, daß seine Rettung möglich, ja noch näher sey, als kurzsichtige Wächter glauben.

Endlich schlug die nächtliche Stunde; er entfernte sich aus seinem

Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Dreaden.

Auf Einmal! Ach, es bringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blüthevoll.
Ach ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büſche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpſig, knollig!"
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen übern Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küß' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen
Leis an ihr Knie — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn, und kraut mir um die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.

Hause, schüttelte allen Druck ab und wandelte durch die stillen Gassen. Auf dem großen Platze hob er seine Hände gen Himmel, fühlte alles hinter und unter sich; er hatte sich von allem losgemacht. Nun dachte er sich in den Armen seiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüste: er schwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieser Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihn an der Treppe entgegen, und wie schön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligé empfing sie ihn; er glaubte, sie noch nie so reizend gesehen zu haben. So weihte sie das Geschenk des abwesenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenschaft verschwendete sie den ganzen Reichthum ihrer Liebkosungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunst sie gelehrt hatte, an ihren Liebling; und man frage, ob er sich glücklich, ob er sich selig fühlte?

Er entdeckte ihr, was vorgegangen war und ließ ihr im allgemeinen seinen Plan, seine Wünsche sehen. Er wolle unterzukommen suchen, sie alsdann abholen; er hoffe, sie werde ihm ihre Hand nicht versagen. Das arme Mädchen aber schwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Brust, der, ob er gleich ihr Verstummen auf das günstigste auslegte, doch eine Antwort gewünscht hätte, besonders da er sie zuletzt auf das bescheidenste, auf das freundlichste fragte, ob er sich denn nicht Vater glauben dürfe? Aber auch darauf antwortete sie nur mit einem Seufzer, einem Kusse.

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Marianne nur zu neuer Betrübniß; sie fand sich sehr allein, mochte den Tag nicht sehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte setzte sich zu ihr, suchte ihr einzureden, sie zu trösten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz so schnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegengesehen hatte. Konnte man sich auch in einer ängstlicheren Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte sich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil stand bevor, wenn beide, wie es leicht möglich war, einmal zusammentreffen sollten.

Beruhige dich, Liebchen! rief die Alte: verweine mir deine schönen Augen nicht! Ist es denn ein so großes Unglück, zwei Liebhaber zu besitzen? Und wenn du auch deine Zärtlichkeit nur dem einen schenken kannst, so sey wenigstens dankbar gegen den andern, der, nach der Art wie er für dich sorgt, gewiß dein Freund zu werden verdient.

Es ahnte meinem Geliebten, versetzte Marianne dagegen mit Thränen, daß uns eine Trennung bevorstehe; ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm so sorgfältig zu verbergen suchen. Er schlief so ruhig an meiner Seite. Auf einmal hör' ich ihn ängstliche, unvernehmliche Töne stammeln. Mir wird bange, und ich weck' ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmte er mich! O Marianne! rief er aus, welchem schrecklichen Zustande hast du mich entrissen! Wie soll ich dir danken, daß du mich aus dieser Hölle befreit hast? Mir träumte, fuhr er fort, ich befände mich, entfernt von dir, in einer unbekannten Gegend; aber dein Bild schwebte mir vor; ich sah dich auf einem schönen Hügel, die Sonne beschien den ganzen Platz; wie reizend kamst du mir vor! Aber es währte nicht lange, so sah ich dein Bild hinuntergleiten, immer hinuntergleiten; ich streckte meine Arme nach dir aus, sie reichten nicht durch die Ferne. Immer sank dein Bild, und näherte sich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab dir ein Mann die Hand; er schien dich hinaufführen zu wollen, aber leitete dich seitwärts und schien dich nach sich zu ziehen. Ich rief, da ich dich nicht erreichen konnte; ich hefte dich zu warnen. Wollt' ich gehen, so schien der Boden mich fest zu halten; konnt' ich gehen, so hinderte mich das Wasser, und sogar mein Schreien erstickte in der beklemmten Brust. So erzählte der Arme, indem er sich von seinem Schrecken an meinem Busen erholte und sich glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die seligste Wirklichkeit verdrängt zu sehen.

Die Alte suchte so viel möglich durch ihre Prose die Poesie ihrer Freundin ins Gebiet des gemeinen Lebens herunterzulocken, und bediente sich dabei der guten Art, welche Vogelstellern zu gelingen pflegt, indem sie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen suchen, welche sie bald und häufig in ihrem Garne zu sehen wünschen. Sie lobte Wilhelmen, rühmte seine Gestalt, seine Augen, seine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, stand auf, ließ sich ankleiden und schien ruhiger. Mein Kind, mein Liebchen, fuhr die Alte schmeichelnd fort,

ich will dich nicht betrüben, nicht beleidigen, ich denke dir nicht dein Glück zu rauben. Darfst du meine Absicht verkennen und hast du vergessen, daß ich jederzeit mehr für dich, als für mich gesorgt habe? Sag' mir nur was du willst; wir wollen schon sehen wie wir es ausführen.

Was kann ich wollen? versetzte Marianne: ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend; ich liebe ihn, der mich liebt, sehe, daß ich mich von ihm trennen muß und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unsere ganze Existenz schuldig sind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm ist sehr eingeschränkt, er kann nichts für mich thun.

Ja, er ist unglücklicherweise von den Liebhabern, die nichts als ihr Herz bringen, und eben diese haben die meisten Prätensionen.

Spotte nicht! der Unglückliche denkt sein Haus zu verlassen, auf das Theater zu gehen, mir seine Hand anzubieten.

Leere Hände haben wir schon vier.

Ich habe keine Wahl, fuhr Marianne fort: entscheide du! Stoße mich da- oder dorthin; nur wisse noch eins: wahrscheinlich trag' ich ein Pfand im Busen, das uns noch mehr an einander fesseln sollte; das bedenke, und entscheide, wen soll ich lassen? wem soll ich folgen?

Nach einigem Stillschweigen rief die Alte: Daß doch die Jugend immer zwischen den Extremen schwankt! Ich finde nichts natürlicher, als alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebst du den einen, so mag der andere bezahlen; es kommt nur darauf an, daß wir klug genug sind sie beide auseinander zu halten.

Mache, was du willst, ich kann nichts denken; aber folgen will ich.

Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigensinn des Directors, der auf die Sitten seiner Truppe stolz ist, verschützen können. Beide Liebhaber sind schon gewohnt, heimlich und vorsichtig zu Werke zu gehen. Für Stunde und Gelegenheit will ich sorgen; nur mußt du hernach die Rolle spielen, die ich dir vorschreibe. Wer weiß, welcher Umstand uns hilft! Käme Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt ist! Wer wehrt dir, in den Armen des einen an den andern zu denken? Ich wünsche dir zu einem Sohne Glück; er soll einen reichen Vater haben.

Marianne war durch diese Vorstellungen nur für kurze Zeit gebessert: sie konnte ihren Zustand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; sie wünschte diese schmerzlichen Verhältnisse zu

vergessen, und tausend kleine Umstände mußten sie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm hatte indessen die kleine Reise vollendet, und überreichte, da er seinen Handelsfreund nicht zu Hause fand, das Empfehlungsschreiben der Gattin des Abwesenden. Aber auch diese gab ihm auf seine Fragen wenig Bescheid; sie war in einer heftigen Gemüthsbewegung und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, so vertraute sie ihm — und es war auch nicht zu verheimlichen — daß ihre Stieftochter mit einem Schauspieler davongegangen sey, mit einem Menschen, der sich von einer kleinen Gesellschaft vor kurzem losgemacht, sich im Orte aufgehalten und im Französischen Unterricht gegeben habe. Der Vater, außer sich vor Schmerz und Verdruß, sey ins Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu lassen. Sie schalt ihre Tochter heftig, schmähte den Liebhaber, so daß an beiden nichts Lobenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen und setzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der sich und sein heimliches Vorhaben durch diese Sibylle gleichsam mit prophetischem Geiste voraus getadelt und gestraft fühlte. Noch stärkern und innigern Antheil mußt' er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit stiller Trauer und halben Worten seine Expedition der Frau erzählte und, indem er nach eingesehenem Briefe das Pferd Wilhelmen verführen ließ, seine Zerstreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte sogleich das Pferd zu besteigen und sich aus einem Hause zu entfernen, in welchem ihm unter den gegebenen Umständen unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauses, dem er so viel schuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter seinem Dache behalten zu haben, entlassen.

Unser Freund hatte ein trauriges Abendessen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgestanden und eilte frühmorgens, sobald als möglich, sich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wissen, ihn mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das empfindlichste gequält hatten.

Er ritt langsam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal

eine Anzahl bewaffneter Leute durchs Feld kommen sah, die er an ihren langen und weiten Röcken, großen Aufschlägen, unförmlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers sogleich für ein Commando Landmiliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten sie stille, setzten ihre Flinten nieder und lagerten sich bequem auf dem Rasen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bei ihnen, und ließ sich mit einem jungen Menschen, der zu Pferde herbeikam, in ein Gespräch ein. Er mußte die Geschichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu sehr bekannt war, leider noch einmal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern sonderlich günstig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hierher gekommen sey, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingeholt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit sah man von ferne einen Wagen herbeikommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtschreiber ritt voraus und complimentirte mit dem gegenseitigen Actuarius — denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm gesprochen hatte — an der Gränze mit großer Gewissenhaftigkeit und wunderlichen Gebärden, wie es etwa Geist und Zauberer, der eine innerr, der andere außerhalb des Kreises, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Stroh bei einander saßen, sich zärtlich anblickten, und die Umstehenden kaum zu bemerken schienen. Zufälligerweise hatte man sich genöthigt gesehen, sie von dem letzten Dorfe auf eine so unschickliche Art fort zu bringen, indem die alte Kutsche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat sich bei dieser Gelegenheit die Gesellschaft ihres Freundes, den man, in der Ueberzeugung, er sey auf einem capitalen Verbrechen betroffen, bis dahin mit Ketten beschwert nebenher gehen lassen. Diese Ketten trugen denn freilich nicht wenig bei, den Anblick der zärtlichen Gruppe interessanter zu machen, besonders weil der junge Mann sich mit vielem Anstand bewegte, indem er wiederholt seiner Geliebten die Hände küßte.

Wir sind sehr unglücklich! rief sie den Umstehenden zu: aber nicht so schuldig wie wir scheinen. So belohnen grausame Menschen treue

Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!

Indeß die Umſtehenden auf verſchiedene Weiſe ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Ceremonien abſolvirt; der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schickſal der Verliebten großen Theil nahm, eilte auf dem Fußpfade voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug ankäme, Bekanntſchaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Actuarius einholte und durch eine umſtändliche Erzählung, wie alles gegangen, beſonders aber durch ein weitläufiges Lob ſeines Pferdes, das er erſt geſtern vom Juden getauſcht, jedes andere Geſpräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar außen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthauſe zuſammenhing, abgeſetzt und ſie in der Stille hineingeführt. Der Actuarius nahm über dieſe ſchonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthauſe verſammelte Volk necken und ihm das angenehme Schauſpiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von ſolchen außerordentlichen Fällen kein ſonderlicher Liebhaber war, weil er meiſtentheils dabei einen und den andern Fehler machte, und für den beſten Willen gewöhnlich von fürſtlicher Regierung mit einem derben Verweiſe belohnt wurde, ging mit ſchweren Schritten nach der Amtsſtube, wohin ihm der Actuarius, Wilhelm und einige angeſehene Bürger folgten.

Zuerſt ward die Schöne vorgeführt, die, ohne Frechheit, gelaſſen und mit Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, hereintrat. Die Art wie ſie gekleidet war und ſich überhaupt betrug, zeigte, daß ſie ein Mädchen ſey die etwas auf ſich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zuſtand nicht unſchicklich zu reden an.

Der Actuarius gebot ihr zu ſchweigen und hielt ſeine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amtmann ſetzte ſich in Faſſung, ſah ihn an, räuſperte ſich und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße und wie alt ſie ſey?

Ich bitte Sie, mein Herr, verſetzte ſie, es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen,

da Sie sehr gut wissen, wie ich heiße, und daß ich so alt, wie Ihr ältester Sohn bin. Was Sie von mir wissen wollen und was Sie wissen müssen, will ich gern ohne Umschweife sagen.

Seit meines Vaters zweiter Heirath werd' ich zu Hause nicht zum besten gehalten. Ich hätte einige hübsche Partien thun können, wenn nicht meine Stiefmutter, aus Furcht vor der Ausstattung, sie zu vereiteln gewußt hätte. Nun hab' ich den jungen Melina kennen lernen, ich hab' ihn lieben müssen, und da wir die Hindernisse voraussahen, die unserer Verbindung im Wege standen, entschlossen wir uns mit einander in der weiten Welt ein Glück zu suchen, das uns zu Hause nicht gewährt schien. Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war; wir sind nicht als Diebe und Räuber entflohen und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeschleppt werde. Der Fürst ist gerecht, er wird diese Härte nicht billigen. Wenn wir strafbar sind, so sind wir es nicht auf diese Weise.

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreifach in Verlegenheit. Die gnädigsten Ausputzer summten ihm schon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich zerrüttet. Das Uebel wurde noch größer, als sie bei wiederholten ordentlichen Fragen sich nicht weiter einlassen wollte, sondern sich auf das was sie eben gesagt, standhaft berief.

Ich bin keine Verbrecherin, sagte sie. Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es ist eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen soll.

Der Actuarius hatte indessen immer die Worte nachgeschrieben und flüsterte dem Amtmanne zu, er solle nur weiter gehen; ein förmliches Protokoll würde sich nachher schon verfassen lassen.

Der Alte nahm wieder Muth und fing nun an, nach den süßen Geheimnissen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trockenen Formeln sich zu erkundigen.

Wilhelmen stieg die Röthe ins Gesicht und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten sich gleichfalls durch die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie schwieg und stockte, bis die Verlegenheit selbst zuletzt ihren Muth zu erhöhen schien.

Seyn Sie versichert, rief sie aus, daß ich stark genug seyn würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich selbst sprechen müßte;

ſelit' ich nun zaudern und ſtocken, da ſie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich ſeiner Neigung und ſeiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angeſehen; ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert und was ein überzeugtes Herz nicht verſagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen! Wenn ich einen Augenblick zu geſtehen zauderte, ſo war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten ſchlimme Folgen haben könnte, allein daran Urſache.

Wilhelm faßte, als er ihr Geſtändniß hörte, einen hohen Begriff von den Geſinnungen des Mädchens, indeß ſie die Gerichtsperſonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm verſetzte ſeine Marianne in dieſem Augenblicke vor den Richterſtuhl, legte ihr noch ſchönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigſte Leidenſchaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte ſich ſeiner. Er verbarg ſie nicht, und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen, es ſey ja alles ſo klar als möglich, und bedürfe keiner weitern Unterſuchung.

Dieſes half ſo viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menſchen, nachdem man ihm vor der Thüre die Feſſeln abgenommen hatte, hereinkommen ließ. Dieſer ſchien über ſein Schickſal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren geſetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroiſche Freimüthigkeit zeigte, ſo empfahl er ſich hingegen durch Beſtimmtheit und Ordnung ſeiner Ausſage.

Da auch dieſes Verhör geendigt war, welches mit dem vorigen in allem übereinſtimmte, nur daß er, um das Mädchen zu ſchonen, hartnäckig läugnete, was ſie ſelbſt ſchon bekannt hatte, ließ man auch ſie wieder vortreten, und es entſtand zwiſchen beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unſeres Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, ſah er hier in einer unangenehmen Gerichtsſtube vor ſeinen Augen: den Streit wechſelſeitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Iſt es denn alſo wahr, ſagte er bei ſich ſelbſt, daß die ſchüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menſchen ſich verbirgt

und nur in abgesonderter Einsamkeit, in tiefem Geheimnisse zu genießen wagt, wenn sie durch einen feindseligen Zufall hervorgeschleppt wird, sich alsdann muthiger, stärker, tapferer zeigt, als andere brausende und großthuende Leidenschaften?

Zu seinem Troste schloß sich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden beide in leidliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er noch diesen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinübergebracht. Denn er setzte sich fest vor, hier ein Mittelsmann zu werden, und die glückliche und anständige Verbindung beider Liebenden zu befördern. Er erbat sich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verstattet wurde.

Vierzehntes Capitel.

Das Gespräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeschlagenen Jüngling sein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, sich zum Mittler anbot und selbst die besten Hoffnungen zeigte, erheiterte sich das traurige und sorgenvolle Gemüth des Gefangenen, er fühlte sich schon wieder befreit, mit seinen Schwiegereltern versöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit seyn, versetzte Wilhelm: denn Sie scheinen mir beiderseits von der Natur bestimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Gestalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz! können Schauspieler besser ausgestattet seyn? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, so wird es mir viel Freude machen.

Ich danke Ihnen von Herzen, versetzte der andere: aber ich werde wohl schwerlich davon Gebrauch machen können; denn ich denke wo möglich nicht auf das Theater zurückzukehren.

Daran thun Sie sehr übel, sagte Wilhelm nach einer Pause, in welcher er sich von seinem Erstaunen erholt hatte: denn er dachte nicht anders, als daß der Schauspieler, sobald er mit seiner jungen Gattin befreit werden, das Theater aufsuchen werde. Es schien ihm eben so natürlich und nothwendig, als daß der Frosch das Wasser sucht. Nicht

einen Augenblick hatte er daran gezweifelt und mußte nun zu ſeinem Erſtaunen das Gegentheil erfahren.

Ja, verſetzte der andere, ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, ſie ſey auch welche ſie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann.

Das iſt ein ſonderbarer Entſchluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne beſondere Urſache iſt es niemals rathſam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdieß wüßt' ich keinen Stand, der ſo viel Annehmlichkeiten, ſo viel reizende Ausſichten darböte, als der eines Schauſpielers.

Man ſieht, daß Sie keiner geweſen ſind, verſetzte jener.

Darauf ſagte Wilhelm: Mein Herr, wie ſelten iſt der Menſch mit dem Zuſtande zufrieden, in dem er ſich befindet! Er wünſcht ſich immer den ſeines Nächſten, aus welchem ſich dieſer gleichfalls herausſehnt.

Indeß bleibt doch ein Unterſchied, verſetzte Melina, zwiſchen dem Schlimmen und dem Schlimmern; Erfahrung, nicht Ungeduld, macht mich ſo handeln. Iſt wohl irgend ein Stückchen Brot kümmerlicher, unſicherer und mühſeliger in der Welt? Beinahe wär' es eben ſo gut, vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide ſeiner Mitgenoſſen und der Parteilichkeit des Directors, von der veränderlichen Laune des Publicums auszuſtehen! Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in Geſellſchaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelſacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte allerlei bei ſich ſelbſt, was er jedoch dem guten Menſchen nicht ins Geſicht ſagen wollte. Er ging alſo nur von ferne mit dem Geſpräch um ihn herum, jener ließ ſich deſto aufrichtiger und weitläufiger heraus.

Thät' es nicht Noth, ſagte er, daß ein Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwiſchen der Meſſe ein paar Groſchen mehr an einem Orte circuliren zu laſſen. Ich habe den unſrigen, der ſo weit ein guter Mann war, oft bedauert, wenn er mir gleich zu anderer Zeit Urſache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Acteur ſteigert ihn, die ſchlechten kann er nicht los werden; und wenn er ſeine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich ſetzen will, ſo iſt es dem Publicum gleich zu viel, das Haus ſteht leer, und man

So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen!
Es hofft der oft betrogne Thor;
Doch will er ſich ein bißchen unnütz machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Woron ſie wohl einmal, von Lieb und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaudre, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen gehn,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür halb offen ſtehn,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach, wem ſoll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die ſo manche Freude

muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer spielen. Nein, mein Herr! da Sie sich unsrer, wie Sie sagen, annehmen mögen, so bitt' ich Sie, sprechen Sie auf das ernstlichste mit den Eltern meiner Geliebten! Man versorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmerdienst, und ich will mich glücklich schätzen.

Nachdem sie noch einige Worte gewechselt hatten, schied Wilhelm mit dem Versprechen, morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu sehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, so mußt' er sich in folgenden Ausrufungen Luft machen:

Unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, sondern in dir liegt das Armselige, über das du nicht Herr werden kannst! Welcher Mensch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunst oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht, wie du, seinen Zustand unerträglich finden! Wer mit einem Talente, zu einem Talente geboren ist, findet in demselben sein schönstes Daseyn! Nichts ist auf der Erde ohne Beschwerlichkeit! Nur der innere Trieb, die Lust, die Liebe helfen uns Hindernisse überwinden, Wege bahnen, und uns aus dem engen Kreise, worin sich andere kümmerlich abängstigen, emporheben. Dir sind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben sein Pensum ist. Die Zuschauer siehst du an, wie sie sich selbst an Werkeltagen vorkommen. Dir könnt' es freilich einerlei sein, hinter einem Pult über linirten Büchern zu sitzen, Zinsen einzutragen und Reste herauszustechern. Du fühlst nicht das zusammenbrennende, zusammentreffende Ganze, das allein durch den Geist erfunden, begriffen und ausgeführt wird; du fühlst nicht, daß in den Menschen ein besserer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Asche täglicher Bedürfnisse und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt und doch so spät und fast nie erstickt wird. Du fühlst in deiner Seele keine Kraft ihn aufzublasen, in deinem eigenen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich, die Unbequemlichkeiten sind dir zuwider, und es ist dir verborgen, daß in jedem Stande diese Feinde lauern, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden sind. Du thust wohl, dich in jene Gränzen einer gemeinen Stelle zu sehnen: denn welche würdest du wohl ausfüllen, die Geist und Muth verlangt! Gieb einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geistlichen deine Gesinnungen, und mit eben so viel Recht wird er sich über das

Kümmerliche ſeines Standes beſchweren können. Ja, hat es nicht ſogar Menſchen gegeben, die von allem Lebensgefühl ſo ganz verlaſſen waren, daß ſie das ganze Leben und Weſen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und ſtaubgleiches Daſeyn erklärt haben? Regten ſich lebendig in deiner Seele die Geſtalten wirkender Menſchen, wärmte deine Bruſt ein theilnehmendes Feuer, verbreitete ſich über deine ganze Geſtalt die Stimmung, die aus dem Innerſten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühlteſt du dich genug in dir ſelbſt, ſo würdeſt du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufſuchen, dich in andern fühlen zu können!

Unter ſolchen Worten und Gedanken hatte ſich unſer Freund ausgekleidet, und ſtieg mit einem Gefühle des innigſten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, entwickelte ſich in ſeiner Seele, angenehme Phantaſien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes ſanft hinüber und überließen ihn dort ihren Geſchwiſtern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen und das ruhende Haupt unſeres Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er ſchon wieder erwacht und dachte ſeiner verſtehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlaſſenen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug ſein Anbringen beſcheiden vor und fand gar bald mehr oder weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geſchehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich ſtrenge und harte Leute ſich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu ſetzen und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, ſo hat dagegen das Geſchehene auf die Gemüther der meiſten eine unwiderſtehliche Gewalt, und was unmöglich ſchien, nimmt, ſogleich als es geſchehen iſt, neben dem Gemeinen ſeinen Platz ein. Es war alſo bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen ſollte; dagegen ſollte ſie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und verſprechen, das Vermächtniß einer Tante noch einige Jahre gegen geringe Intereſſen in des Vaters Händen zu laſſen. Der zweite Punkt, wegen einer bürgerlichen Verſorgung, fand ſchon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen ſehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menſchen mit einer ſo angeſehenen Familie, welche ſogar mit einem Superintendenten verwandt war, ſich

durch die Gegenwart nicht beständig aufrücken lassen; man konnte eben so wenig hoffen, daß die fürstlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich stark dagegen, und Wilhelm, der sehr eifrig dafür sprach, weil er dem Menschen, den er gering schätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte und überzeugt war, daß er eines solchen Glückes nicht werth sey, konnte mit allen seinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, so würd' er sich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen: denn der Vater, der seine Tochter gerne bei sich behalten hätte, haßte den jungen Menschen, weil seine Frau selbst ein Auge auf ihn geworfen hatte, und diese konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und so mußte Melina wider seinen Willen mit seiner jungen Braut, die schon größere Lust bezeugte, die Welt zu sehen und sich der Welt sehen zu lassen, nach einigen Tagen abreisen, um bei irgend einer Gesellschaft ein Unterkommen zu finden.

Fünfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! glückliche Zeiten des ersten Liebesbedürfnisses! der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo Stunden lang ergötzt, die Unkosten des Gespräches allein trägt und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenpart auch nur die letzten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den früheren, besonders aber in den späteren Zeiten seiner Leidenschaft für Mariannen, als er den ganzen Reichthum seines Gefühls auf sie hinübertrug und sich dabei als einen Bettler ansah, der von ihren Almosen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn sie von der Sonne beschienen wird, so war auch alles in seinen Augen verschönert und verherrlicht, was sie umgab, was sie berührte.

Wie oft stand er auf dem Theater hinter den Wänden, wozu er sich das Privilegium von dem Director erbeten hatte! Dann war freilich die perspectivische Magie verschwunden, aber die viel mächtigere Zauberei der Liebe fing erst recht an zu wirken. Stunden lang konnt' er am schmutzigen Lichtwagen stehen, den Qualm der Unschlittlampen einziehen,

nach der Geliebten hinausblicken, und wenn ſie wieder hereintrat und ihn freundlich anſah, ſich in Wonne verloren, dicht an dem Balken- und Lattengerippe in einen paradieſiſchen Zuſtand verſetzt fühlen. Die ausgeſtopften Lämmchen, die Waſſerfälle von Zindel, die pappenen Roſenſtöcke und die einſeitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichteriſche Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe häßlich erſcheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil ſie auf Einem Brette mit ſeiner Vielgeliebten ſtanden. Und ſo iſt es gewiß, daß Liebe, welche Roſenlauben, Myrtenwäldchen und Mondſchein erſt beleben muß, auch ſogar Hobelſpänen und Papierſchnitzeln einen Anſchein belebter Naturen geben kann: ſie iſt eine ſo ſtarke Würze, daß ſelbſt ſchale und eke Brühen davon ſchmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurft' es freilich, um jenen Zuſtand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich ſie ſelbſt antraf.

In einem feinen Bürgerhauſe erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von ſeines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, wußt' er in den Knabenjahren ſein Zimmer, das er als ſein kleines Reich anſah, ſtattlich auszuſtaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quaſten befeſtigt, wie man Thronen vorzuſtellen pflegt; er hatte ſich einen Teppich in die Mitte des Zimmers und einen feinern auf den Tiſch anzuſchaffen gewußt; ſeine Bücher und Geräthſchaften legte und ſtellte er faſt mechaniſch ſo, daß ein niederländiſcher Maler gute Gruppen zu ſeinen Stilleben hätte herausnehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden, und die Aermel ſeines Schlafrocks nach orientaliſchem Coſtüme kurz ſtutzen laſſen; doch gab er hiervon die Urſache an, daß die langen weiten Aermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war und nicht mehr fürchten durfte geſtört zu werden, trug er gewöhnlich eine ſeidene Schärpe um den Leib, und er ſoll manchmal einen Dolch, den er ſich aus einer alten Rüſtkammer zugeeignet, in den Gürtel geſteckt und ſo die ihm zugetheilten tragiſchen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne ſein Gebet knieend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er daher in jenen Zeiten den Schauſpieler, den er im Beſitz ſo mancher majeſtätiſcher Kleider, Rüſtungen und Waffen

und in steter Uebung eines edlen Betragens sah, dessen Geist einen Spiegel des Herrlichsten und Prächtigsten, was die Welt an Verhältnissen, Gesinnungen und Leidenschaften hervorgebracht, darzustellen schien. Eben so dachte sich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauspielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater die äußerste Spitze sey, etwa wie ein Silber, das vom Läuterfeuer lange herumgetrieben werden, endlich farbigscheu vor den Augen des Arbeiters erscheint und ihm zugleich andeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zusätzen gereinigt sey.

Wie sehr stutzte er daher anfangs, wenn er sich bei seiner Geliebten befand und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, nebenaus auf Tische, Stühle und Boden sah. Die Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falschen Putzes lagen wie das glänzende Kleid eines abgeschuppten Fisches zerstreut, in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, als Kämme, Seife, Tücher und Pommade, waren mit den Spuren ihrer Bestimmung gleichfalls nicht versteckt. Musik, Rollen und Schuhe, Wäsche und italiänische Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Bücher und Strohhüte, keines verschmähte die Nachbarschaft des andern, alle waren durch ein gemeinschaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem andern bemerkte, ja vielmehr ihm alles, was ihr gehörte, sie berührt hatte, lieb werden mußte, so fand er zuletzt in dieser verworrenen Wirthschaft einen Reiz, den er in seiner stattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbrust wegnahm, um zum Clavier zu kommen, dort ihre Röcke aufs Bette legte, um sich setzen zu können, wenn sie selbst mit unbefangener Freimüthigkeit manches Natürliche, das man sonst gegen einen andern aus Anstand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen suchte — es war ihm, sag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinschaft zwischen ihnen durch unsichtbare Bande befestigt würde.

Nicht eben so leicht konnt' er die Aufführung der übrigen Schauspieler, die er bei seinen ersten Besuchen manchmal bei ihr antraf, mit seinen Begriffen vereinigen. Geschäftig im Müßiggange, schienen sie an ihren Beruf und Zweck am wenigsten zu denken: über den poetischen Werth eines Stückes hörte er sie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig

darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: Was wird das Stück machen? Iſt es ein Zugſtück? Wie lange wird es ſpielen? Wie oft kann es wohl gegeben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieſer Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg, und beſonders gegen den einen und den andern ungerecht ſey, dann auf das Publicum, daß es mit ſeinem Beifall ſelten den rechten Mann belohne, daß das deutſche Theater ſich täglich verbeſſere, daß der Schauſpieler nach ſeinen Verdienſten immer mehr geehrt werde, und nicht genug geehrt werden könne. Dann ſprach man viel von Kaffeehäuſern und Weingärten, und was daſelbſt vorgefallen, wie viel irgend ein Kamerad Schulden habe und Abzug leiden müſſe, von Disproportion der wöchentlichen Gage, von Cabalen einer Gegenpartei; wobei denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerkſamkeit des Publicums wieder in Betracht kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergeſſen wurde.

Alle dieſe Dinge, die Wilhelmen ſonſt ſchon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder ins Gedächtniß, als ihn ſein Pferd langſam nach Hauſe trug, und er die verſchiedenen Verfälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen geſehen; die Scenen auf der Landſtraße und im Amthauſe, die Geſinnungen Melina's, und was ſonſt noch vorgegangen war, ſtellten ſich ihm wieder dar und brachten ſeinen lebhaften, vordringenden Geiſt in eine Art von ſorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug, ſondern ſeinem Pferde die Sporen gab, und nach der Stadt zueilte.

Allein auch auf dieſem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, ſein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernſthaftes, bedeutendes und unerwartetes Geſpräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den gerüſten, in ihrem Daſeyn beſtimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil ſie bei Anläſſen weder ſchnell noch ſichtlich auflodern; auch war ſein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwiſt, wodurch ſich ihre Liebe aber nur deſto feſter knüpfte: denn ungeachtet ihrer verſchiedenen Denkungsart fand jeder ſeine Rechnung bei dem andern. Werner that ſich darauf etwas zu

Gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausschweifenden Geist Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen schien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er seinen bedächtigen Freund in warmer Aufwallung mit sich fortnahm. So übte sich einer an dem andern; sie wurden gewohnt sich täglich zu sehen, und man hätte sagen sollen, das Verlangen einander zu finden, sich mit einander zu besprechen, sey durch die Unmöglichkeit einander verständlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen sie doch, weil sie beide gute Menschen waren, neben einander, mit einander nach Einem Ziel, und konnten niemals begreifen, warum denn keiner den andern auf seine Gesinnung reduciren könne.

Werner bemerkte seit einiger Zeit, daß Wilhelms Besuche seltener wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerstreut abbrach, daß er sich nicht mehr in lebhafte Ausbildung seltsamer Vorstellungen vertiefte, an welcher sich freilich ein freies, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am sichersten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner suchte anfangs den Fehler in seinem eigenen Betragen, bis ihn einige Stadtgespräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unvorsichtigkeiten Wilhelms ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ sich auf eine Untersuchung ein und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauspielerin öffentlich besucht, mit ihr auf dem Theater gesprochen und sie nach Hause gebracht habe: er wäre trostlos gewesen, wenn ihm auch die nächtlichen Zusammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Marianne ein verführerisches Mädchen sey, die seinen Freund wahrscheinlich ums Geld bringe, und sich noch nebenher von dem unwürdigsten Liebhaber unterhalten lasse.

Sobald er seinen Verdacht so viel möglich zur Gewißheit erheben, beschloß er einen Angriff auf Wilhelmen, und war mit allen Anstalten völlig in Bereitschaft, als dieser eben, verdrießlich und verstimmt, von seiner Reise zurückkam.

Werner trug ihm noch denselbigen Abend alles was er wußte, erst gelassen, dann mit dem dringenden Ernste einer wohldenkenden Freundschaft vor, ließ keinen Zug unbestimmt und gab seinem Freunde alle die Bitterkeiten zu kosten, die ruhige Menschen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude so freigebig auszuspenden pflegen. Aber wie man sich denken kann, richtete er wenig aus.

Wilhelm verſetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: Du kennſt das Mädchen nicht! Der Schein iſt vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin ihrer Treue und Tugend ſo gewiß als meiner Liebe.

Werner beharrte auf ſeiner Anklage, und erbot ſich zu Beweiſen und Zeugen. Wilhelm verwarf ſie und entfernte ſich von ſeinem Freunde, verdrießlich und erſchüttert, wie einer, dem ein ungeſchickter Zahnarzt einen ſchadhaften feſtſitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerückt hat.

Höchſt unbehaglich fand ſich Wilhelm, das ſchöne Bild Mariannens, erſt durch die Grillen der Reiſe, dann durch Werners Unfreundlichkeit, in ſeiner Seele getrübt und beinahe entſtellt zu ſehen. Er griff zum ſicherſten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wiederherzuſtellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hineilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei ſeiner Ankunft vorbeigeritten, ſie hatte ihn dieſe Nacht erwartet, und es läßt ſich denken, daß alle Zweifel bald aus ſeinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit ſchloß ſein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie ſehr ſich das Publicum, wie ſehr ſich ſein Freund an ihr verſündigt.

Mancherlei lebhafte Geſpräche führten ſie auf die erſten Zeiten ihrer Bekanntſchaft, deren Erinnerung eine der ſchönſten Unterhaltungen zweier Liebenden bleibt. Die erſten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, ſind ſo angenehm, die erſten Ausſichten ſo reizend, daß man ſie gar zu gern in ſein Gedächtniß zurückruft. Jeder Theil ſucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher uneigennütziger geliebt, und jedes wünſcht in dieſem Wettſtreite lieber überwunden zu werden als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Mariannen, was ſie ſchon ſo oft gehört hatte, daß ſie bald ſeine Aufmerkſamkeit von dem Schauſpiel ab und auf ſich allein gezogen habe, daß ihre Geſtalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefeſſelt, wie er zuletzt nur die Stücke, in denen ſie geſpielt, beſucht habe, wie er endlich aufs Theater geſchlichen ſey, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr geſtanden habe; dann ſprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen und ein Geſpräch einzuleiten.

Marianne dagegen wollte nicht Wort haben, daß ſie ihn ſo lange nicht bemerkt hätte; ſie behauptete, ihn ſchon auf dem Spaziergange geſehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am ſelbigen

Tage angehabt; ſie behauptete, daß er ihr damals vor allen andern gefallen, und daß ſie ſeine Bekanntſchaft gewünſcht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das alles! wie gern ließ er ſich überreden, daß ſie zu ihm, als er ſich ihr genähert, durch einen unwiderſtehlichen Zug hingeführt worden, daß ſie abſichtlich zwiſchen die Couliſſen neben ihn getreten ſey, um ihn näher zu ſehen und Bekanntſchaft mit ihm zu machen, und daß ſie zuletzt, da ſeine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden geweſen, ihm ſelbſt Gelegenheit gegeben und ihn gleichſam genöthigt habe ein Glas Limonade herbeizuholen!

Unter dieſem liebevollen Wettſtreit, den ſie durch alle kleine Umſtände ihres kurzen Romans verfolgten, vergingen ihnen die Stunden ſehr ſchnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt ſeine Geliebte, mit dem feſten Vorſatze ſein Vorhaben unverzüglich ins Werk zu richten.

Sechzehntes Capitel.

Was zu ſeiner Abreiſe nöthig war, hatten Vater und Mutter beſorgt; nur einige Kleinigkeiten, die an der Equipage fehlten, verzögerten ſeinen Aufbruch um einige Tage. Wilhelm benutzte dieſe Zeit, um an Mariannen einen Brief zu ſchreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche ſie ſich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich ſonſt in deinen Armen bedeckte, ſitz' ich und denke und ſchreibe an dich, und was ich ſinne und treibe, iſt nur um deinetwillen. O Marianne! mir, dem glücklichſten unter den Männern, iſt es wie einem Bräutigam, der ahnungsvoll, welch eine neue Welt ſich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den feſtlichen Teppichen ſteht, und während der heiligen Ceremonien ſich gedankenvoll lüſtern vor die geheimnißreichen Vorhänge verſetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegenſäuſelt.

Ich habe über mich gewonnen, dich in einigen Tagen nicht zu ſehen; es war leicht in Hoffnung einer ſolchen Entſchädigung, ewig mit dir zu ſeyn, ganz der Deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen, was ich wünſche? Und doch iſt es nöthig; denn es ſcheint, als habeſt du mich bisher nicht verſtanden.

Wie oft hab' ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, wenig zu sagen wagt, an deinem Herzen geforscht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß: denn in deinem Herzen muß eben der Wunsch keimen; vernommen hast du mich in jedem Kusse, in der anschmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich deine Bescheidenheit kennen, und wie vermehrte sich meine Liebe! Wo eine andere sich künstlich betragen hätte, um durch überflüssigen Sonnenschein einen Entschluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervorzulocken und ein Versprechen zu befestigen, eben da ziehst du dich zurück, schließest die halbgeöffnete Brust deines Geliebten wieder zu, und suchest durch eine anscheinende Gleichgültigkeit deine Beistimmung zu verbergen; aber ich verstehe dich! Welch ein Elender müßt' ich seyn, wenn ich an diesen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund besorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und sey ruhig! Wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

Nimm sie hin, diese Hand! feierlich noch dieß überflüssige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem bestätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schicksal sorgt für die Liebe, und um so gewisser, da Liebe genügsam ist.

Mein Herz hat schon lange meiner Eltern Haus verlassen; es ist bei dir, wie mein Geist auf der Bühne schwebt. O meine Geliebte! ist wohl einem Menschen so gewährt, seine Wünsche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kommt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe steigt deine Liebe und dein Glück vor mir auf und ab.

Kaum daß ich mich halte, nicht auffahre, zu dir hinrenne und mir deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen frühe weiter in die Welt nach meinem Ziele hinstrebe. — Nein, ich will mich bezwingen! ich will nicht unbesonnen thörichte, verwegene Schritte thun; mein Plan ist entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

Ich bin mit Director Serlo bekannt; meine Reise geht gerade zu ihm; er hat vor einem Jahre oft seinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünscht, und ich werde ihm gewiß willkommen seyn: denn bei einer Truppe möcht' ich aus mehr als Einer Ursache nicht eintreten; auch spielt Serlo so weit von hier, daß ich anfangs

Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſichernd ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und lieblos mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube
Mit dem Saft der Bienen, bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung ſchaffen.
Ach, was will das helfen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

An ſeine Spröde.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume;
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schooß!

meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt find' ich da gleich; ich sehe mich in dem Publicum um, lerne die Gesellschaft kennen und hole dich nach.

Marianne, du siehst, was ich über mich gewinnen kann, um dich gewiß zu haben: denn dich so lange nicht zu sehen, dich in der weiten Welt zu wissen, recht lebhaft darf ich mir's nicht denken! Wenn ich mir dann aber wieder deine Liebe vorstelle, die mich vor allem sichert, wenn du meine Bitte nicht verschmähst, ehe wir scheiden und du mir deine Hand vor dem Priester reichst, so werd' ich ruhig gehen. Es ist nur eine Formel unter uns, aber eine so schöne Formel, der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde. In der Nachbarschaft, im Ritterschaftlichen, geht es leicht und heimlich an.

Für den Anfang hab' ich Geld genug; wir wollen theilen, es wird für uns beide hinreichen; ehe das verzehrt ist, wird der Himmel weiter helfen.

Ja, Liebste, es ist mir gar nicht bange. Was mit so viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man sein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es einem Ernst ist, und ich fühle Muth genug, für zwei, ja für mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt ist undankbar, sagen viele, ich habe noch nicht gefunden, daß sie undankbar sey, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lange zu hören sehnen. Wie tausendmal ist es freilich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes, treffliches Wort aus Herz reden! Ein Ton, der durch die Fistel gezwungen wird, klingt viel besser und reiner; es ist unerhört, wie sich diese Bursche in ihrer groben Ungeschicklichkeit versündigen.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste! Wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist, so ergreif' ich auch den glänzenden Gedanken, und sage — ich will's nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein paar gute Geister den Menschen erscheinen

werden, ihre Herzen aufzuschließen, ihre Gemüther zu berühren und ihnen himmlische Genüsse zu bereiten, so gewiß mir an deinem Busen Freuden gewährt waren, die immer himmlisch genannt werden müssen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns selbst gerückt, über uns selbst erhaben fühlten.

Ich kann nicht schließen; ich habe schon zu viel gesagt und weiß nicht, ob ich dir schon alles gesagt habe, alles was dich angeht: denn die Bewegung des Rades, das sich in meinem Herzen dreht, sind keine Worte vermögend auszudrücken.

Nimm dieses Blatt indeß, meine Liebe! ich hab' es wieder durchgelesen und finde daß ich von vorne anfangen sollte; doch enthält es alles, was du zu wissen nöthig hast, was dir Vorbereitung ist, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der süßen Liebe an deinen Busen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauschend seine Fesseln abfeilt. Ich sage gute Nacht meinen sorglos schlafenden Eltern! — Lebe wohl, Geliebte! lebe wohl! Für diesmal schließ' ich: die Augen sind mir zwei-, dreimal zugefallen; es ist schon tief in der Nacht."

Siebzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, seinen Brief, schön gefaltet, in der Tasche, sich zu Mariannen hinsehnte; auch war es kaum düster geworden, als er sich wider seine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinschlich. Sein Plan war, sich auf die Nacht anzumelden, seine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlassen, ihr, eh' er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken und bei seiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten oder durch die Macht seiner Liebkosungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte sich an ihrem Busen kaum wieder fassen. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß sie nicht, wie sonst, mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte sie einen ängstlichen Zustand nicht lange verbergen: sie schützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor; sie beklagte sich über Kopfweh, sie wollte sich auf den Vorschlag, daß er heute Nacht wiederkommen wolle, nicht einlassen. Er ahnte nichts Böses, drang nicht weiter in sie, fühlte aber, daß es nicht die Stunde sey, ihr seinen Brief zu übergeben. Er

behielt ihn bei sich, und da verschiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine höfliche Weise wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel seiner ungenügsamen Liebe eines ihrer Halstücher, steckte es in die Tasche und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er schlich nach Hause, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete sich um und suchte wieder die freie Luft.

Als er einige Straßen auf und ab gegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem gewissen Gasthofe fragte: Wilhelm erbot sich ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte sich nach dem Namen der Straße, nach den Besitzern verschiedener großen Gebäude, vor denen sie vorbeigingen, sodann nach einigen Polizei-Einrichtungen der Stadt, und sie waren in einem ganz interessanten Gespräche begriffen, als sie am Thore des Wirthshauses ankamen. Der Fremde nöthigte seinen Führer hineinzutreten, und ein Glas Punsch mit ihm zu trinken; zugleich gab er seinen Namen an und seinen Geburtsort, auch die Geschäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und ersuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieser verschwieg eben so wenig seinen Namen als seine Wohnung.

Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meister, der die schöne Kunstsammlung besaß? fragte der Fremde.

Ja, ich bin's. Ich war zehn Jahre, als der Großvater starb, und es schmerzte mich lebhaft, diese schönen Sachen verkaufen zu sehen.

Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.

Sie wissen also davon?

O ja, ich habe diesen Schatz noch in Ihrem Hause gesehen. Ihr Großvater war nicht bloß ein Sammler, er verstand sich auf die Kunst; er war in einer frühern, glücklichen Zeit in Italien gewesen, und hatte Schätze von dort mit zurückgebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben wären. Er besaß treffliche Gemälde von den besten Meistern; man traute kaum seinen Augen, wenn man seine Handzeichnungen durchsah; unter seinen Marmorn waren einige unschätzbare Fragmente; von Bronzen besaß er eine sehr instructive Suite; so hatte er auch seine Münzen für Kunst und Geschichte zweckmäßig gesammelt; seine wenigen geschnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgestellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauses nicht symmetrisch gebaut waren.

Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen

heruntergenommen und eingepackt wurden. Es waren die erſten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenſtände nach und nach verſchwinden ſahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir eben ſo unveränderlich hielten, als das Haus und die Stadt ſelbſt.

Wenn ich nicht irre, ſo gab Ihr Vater das gelöſ'te Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Geſellſchaftshandel einging.

Ganz richtig! Und ihre geſellſchaftlichen Speculationen ſind ihnen wohl geglückt: ſie haben in dieſen zwölf Jahren ihr Vermögen ſehr vermehrt, und ſind beide nur deſto heftiger auf den Erwerb geſtellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der ſich viel beſſer zu dieſem Handwerke ſchickt als ich.

Es thut mir leid, daß dieſer Ort eine ſolche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich ſah es noch kurz vorher, eh' es verkauft wurde, und ich darf wohl ſagen, ich war Urſache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bei ſo einem wichtigen Handel ſich nicht allein auf ſein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geſchickt, und verlangte meinen Rath. Sechs Tage beſah ich das Cabinet, und am ſiebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anſtand zu bezahlen. Sie waren als ein munterer Knabe oft um mich herum; Sie erklärten mir die Gegenſtände der Gemälde, und wußten überhaupt das Cabinet recht gut auszulegen.

Ich erinnere mich einer ſolchen Perſon, aber in Ihnen hätt' ich ſie nicht wiedererkannt.

Es iſt auch ſchon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblingsbild darunter, von dem Sie mich gar nicht weglaſſen wollten.

Ganz richtig! es ſtellte die Geſchichte vor, wie der kranke Königsſohn ſich über die Braut ſeines Vaters in Liebe verzehrt.

Es war eben nicht das beſte Gemälde, nicht gut zuſammengeſetzt, von keiner ſonderlichen Farbe und die Ausführung durchaus manierirt.

Das verſtand ich nicht, und verſteh' es noch nicht; der Gegenſtand iſt es, der mich an einem Gemälde reizt, nicht die Kunſt.

Da ſchien Ihr Großvater anders zu denken: denn der größte Theil ſeiner Sammlung beſtand aus trefflichen Sachen, in denen man immer

das Verdienst ihres Meisters bewunderte, sie mochten vorstellen was sie wollten; auch hing dieses Bild in dem äußersten Vorsaale, zum Zeichen, daß er es wenig schätzte.

Da war es eben, wo wir Kinder immer spielen durften, und wo dieses Bild einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, den mir selbst Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöschen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde stünden. Wie jammerte mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die süßen Triebe, das schönste Erbtheil, das uns die Natur gab, in sich verschließen und das Feuer, das ihn und andere erwärmen und beleben sollte, in seinem Busen verbergen muß, so daß sein Innerstes unter ungeheuern Schmerzen verzehrt wird! Wie bedaur' ich die Unglückliche, die sich einem andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den würdigen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat!

Diese Gefühle sind freilich sehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunstliebhaber die Werke großer Meister anzusehen pflegt; wahrscheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauses geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke selbst aufgegangen seyn, so daß Sie nicht immer nur sich selbst und Ihre Neigung in den Kunstwerken gesehen hätten.

Gewiß that mir der Verkauf des Cabinets gleich sehr leid, und ich habe es auch in reiferen Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichsam so seyn mußte, um eine Liebhaberei, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken sollten als jene leblosen Bilder je gethan hätten, so bescheid' ich mich dann gern, und verehre das Schicksal, das mein Bestes und eines jeden Bestes einzuleiten weiß.

Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt.

So glauben Sie kein Schicksal? keine Macht, die über uns waltet und alles zu unserm Besten lenkt?

Es ist hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche: hier ist nur die Frage, welche

Vorſtellungsart zu unſerem Beſten gereicht. Das Gewebe dieſer Welt iſt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menſchen ſtellt ſich zwiſchen beide und weiß ſie zu beherrſchen; ſie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daſeyns, das Zufällige weiß ſie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur indem ſie feſt und unerſchütterlich ſteht, verdient der Menſch, ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen ſogar eine Religion ſey! Heißt das etwas weiter, als ſeinem eigenen Verſtande entſagen und ſeinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein fromm zu ſeyn, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren laſſen und endlich dem Reſultate eines ſolchen ſchwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.

Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umſtand Sie veranlaßte einen gewiſſen Weg einzuſchlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegenkam, und eine Reihe von unerwarteten Verfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie ſelbſt noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schickſal, Zutrauen zu einer ſolchen Leidenſchaft einflößen?

Mit dieſen Geſinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, niemand ſein Geld im Beutel behalten; denn es giebt Anläſſe genug, beides loszuwerden. Ich kann mich nur über den Menſchen freuen, der weiß, was ihm und andern nütze iſt und ſeine Willkür zu beſchränken arbeitet. Jeder hat ſein eigen Glück unter den Händen, wie der Künſtler eine rohe Materie, die er zu einer Geſtalt umbilden will. Aber es iſt mit dieſer Kunſt wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, ſie will gelernt und ſorgfältig ausgeübt ſeyn.

Dieſes und mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten ſie ſich, ohne daß ſie einander ſonderlich überzeugt zu haben ſchienen, doch beſtimmten ſie auf den folgenden Tag einen Ort der Zuſammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es ſchwoll ſein Buſen. Durchreiſende Spielleute machten eine angenehme Nachtmuſik. Er ſprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten ſie ihm zu Mariannens Wohnung. Hohe

Bäume zierten den Platz vor ihrem Hause, darunter ſtellte er ſeine Sänger; er ſelbſt ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung, und überließ ſich ganz den ſchwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn ſäuſelten. Unter den holden Sternen hingeſtreckt, war ihm ſein Daſeyn wie ein goldener Traum.

Sie hört auch dieſe Flöten, ſagte er in ſeinem Herzen; ſie fühlt, weſſen Andenken, weſſen Liebe die Nacht wohlklingend macht: auch in der Entfernung ſind wir durch dieſe Melodien zuſammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinſte Stimmung der Liebe. Ach! zwei liebende Herzen, ſie ſind wie zwei Magnetuhren! was in der einen ſich regt, muß auch die andere mit bewegen; denn es iſt nur Ein's, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die ſie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? Und doch, ich werde fern von ihr ſeyn, werde einen Heilort für unſere Liebe ſuchen, und werde ſie immer mit mir haben. Wie oft iſt mir's geſchehen, daß ich, abweſend von ihr, in Gedanken an ſie verloren, ein Buch, ein Kleid oder ſonſt etwas berührte, und glaubte ihre Hand zu fühlen, ſo ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages, wie das Auge des kalten Zuſchauers fliehen, die zu genießen Götter den ſchmerzloſen Zuſtand der reinen Seligkeit zu verlaſſen ſich entſchließen dürften! — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rauſch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unſere Sinne, von himmliſchen Banden umſtrickt, aus aller ihrer Faſſung reißt. — Und ihre Geſtalt! — —

Er verlor ſich im Andenken an ſie; ſeine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, kühlte ſeine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht ſaugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Buſen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte; es war vergeſſen, es ſteckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, ſeine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Muſik hörte auf und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem ſeine Empfindungen bisher emporgetragen wurden. Seine Unruhe vermehrte ſich, da ſeine Gefühle nicht mehr von den ſanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er ſetzte ſich auf ihre Schwelle nieder und war ſchon mehr beruhigt. Er küßte den meſſingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle, über die

ihre Füße aus- und eingingen und erwärmte ſie durch das Feuer ſeiner Bruſt. Dann ſaß er wieder eine Weile ſtille und dachte ſie hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf in ſüßer Ruhe, und dachte ſich ſelbſt ſo nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, ſie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich, wie die Geiſter der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechſelten in ihm: die Liebe lief mit ſchaudernder Hand tauſendfältig über alle Saiten ſeiner Seele: es war, als wenn der Geſang der Sphären über ihm ſtille ſtünde, um die leiſen Melodien ſeines Herzens zu belauſchen.

Hätte er den Hauptſchlüſſel bei ſich gehabt, der ihm ſonſt Mariannens Thüre öffnete, er würde ſich nicht gehalten haben, würde ins Heiligthum der Liebe eingedrungen ſeyn. Doch er entfernte ſich langſam, ſchwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hauſe und war immer wieder umgewendet; endlich, als er's über ſich vermochte, ging, und an der Ecke noch einmal zurückſah, kam es ihm vor, als wenn Mariannens Thüre ſich öffnete und eine dunkle Geſtalt ſich herausbewegte. Er war zu weit um deutlich zu ſehen, und eh' er ſich faßte und recht anſah, hatte ſich die Erſcheinung ſchon in der Nacht verloren; nur ganz weit glaubte er ſie wieder an einem weißen Hauſe vorbeiſtreifen zu ſehen. Er ſtand und blinzte, und eh' er ſich ermannte und nacheilte, war das Phantom verſchwunden. Wohin ſollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menſchen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie einer, dem der Blitz die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Geſtalten, den Zuſammenhang der Pfade in der Finſterniß vergebens ſucht, ſo war's vor ſeinen Augen, ſo war's in ſeinem Herzen. Und wie ein Geſpenſt der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Faſſung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erſcheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurücklaßt, ſo war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er, an einen Eckſtein gelehnt, die Helle des Morgens und das Geſchrei der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen und ihn nach Hauſe trieben.

Er hatte, wie er zurückkam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigſten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben; doch die ſchöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erſcheinung zurückdachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel ſeinem

wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Tasche. Das Rauschen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er hob auf und las:

„So hab' ich dich lieb, kleiner Narre! was war dir auch gestern? Heute Nacht komm' ich zu dir. Ich glaube wohl, daß dir's leid thut, von hier weg zu gehen; aber habe Geduld! auf die Messe komm' ich dir nach. Höre, thu' mir nicht wieder die schwarzgrünbraune Jacke an; du siehst darin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich dir nicht das weiße Negligé darum geschickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will? Schick' mir deinen Zettel immer durch die alte Sibylle; die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt."

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unſern Augen eine Abſicht zu erreichen ſtrebt, kann, wir mögen ſeinen Zweck loben oder tadeln, ſich unſere Theilnahme verſprechen: ſobald aber die Sache entſchieden iſt, wenden wir unſer Auge ſogleich von ihm weg: alles, was geendigt, was abgethan da liegt, kann unſere Aufmerkſamkeit keineswegs feſſeln, beſonders wenn wir ſchon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeit haben.

Deßwegen ſollen unſere Leſer nicht umſtändlich mit dem Jammer und der Noth unſeres verunglückten Freundes, in die er gerieth, als er ſeine Hoffnungen und Wünſche auf eine ſo unerwartete Weiſe zerſtört ſah, unterhalten werden. Wir überſpringen vielmehr einige Jahre, und ſuchen ihn erſt da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich ſo viel, als zum Zuſammenhang der Geſchichte nöthig iſt, vorgetragen haben.

Die Peſt oder ein böſes Fieber rafft in einem geſunden, vollſaftigen Körper, den ſie anfallen, ſchneller und heftiger, und ſo ward der arme Wilhelm unvermuthet von einem unglücklichen Schickſal überwältigt, daß in Einem Augenblicke ſein ganzes Weſen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüſtung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künſtlich gebohrten und gefüllten Hülſen, die, nach einem gewiſſen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechſelnde Feuerbilder in die Luft zeichnen ſollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander ziſchen und ſauſen: ſo gingen auch jetzt in ſeinem Buſen Glück und Hoffnung, Wolluſt und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal ſcheiternd durch einander. In ſolchen wüſten Augenblicken erſtarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt, und dem, den es trifft, iſt es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlaſſen.

Anliegen.

O ſchönes Mädchen du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du ans Fenſter trittſt,
Auf dem Balkone ſtehſt!
Und ſtehſt du wohl umſonſt?
O ſtündeſt du für mich
Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſpräng' ich hinauf!

Die Muſageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Muſen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erſcheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,
Daß es, ſtatt Auror' und Phöbus,
Meinen ſtillen Fleiß belebe!
Doch ſie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem ſpäten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da ſich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, ſchlaget
Früh', o früh'! vor meinem Fenſter,

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Verſatz erneuerten Schmerzes folgten darauf; doch ſind auch dieſe für eine Gnade der Natur zu achten. In ſolchen Stunden hatte Wilhelm ſeine Geliebte noch nicht ganz verloren; ſeine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Verſuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch feſtzuhalten, die Möglichkeit deſſelben in der Vorſtellung wieder zu erhaſchen, ſeinen auf immer abgeſchiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verſchaffen. Wie man einen Körper, ſo lange die Verweſung dauert, nicht ganz todt nennen kann, ſo lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Beſtimmungen zu wirken ſuchen, an der Zerſtörung der Theile, die ſie ſonſt belebten, ſich abarbeiten; nur dann, wenn ſich alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt ſehen, dann entſteht in uns das erbärmliche, leere Gefühl des Todes, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem ſo neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreißen, zu zerſtören, zu ertödten, und die ſchnellheilende Kraft der Jugend gab ſelbſt der Gewalt des Schmerzes neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte ſein ganzes Daſeyn an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth ſein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenſchaft, dem Ungeheuer, ins innerſte Leben zu dringen. Die Gelegenheit war ſo glücklich, das Zeugniß ſo bei der Hand, und wieviel Erzählungen und Geſchichten wußt' er nicht zu nutzen! Er trieb's mit ſolcher Heftigkeit und Grauſamkeit Schritt für Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labſal des mindeſten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er ſich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen laſſen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit ſeinem Gefolge, den Arzeneien, der Ueberſpannung und der Mattigkeit, dabei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgeborenen, die durch Mangel und Bedürfniſſe ſich erſt recht fühlbar macht, waren ſo viele Zerſtreuungen eines veränderten Zuſtandes, und eine kümmerliche Unterhaltung. Erſt als er wieder beſſer wurde, das heißt, als ſeine Kräfte erſchöpft waren, ſah Wilhelm mit Entſetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten, hohlen Becher eines Vulcans hinunterblickt.

Nunmehr machte er ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er nach

ſo großem Verluſt noch einen ſchmerzloſen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne; er verachtete ſein eigen Herz und ſehnte ſich nach dem Labſal des Jammers und der Thränen.

Um dieſe wieder in ſich zu erwecken, brachte er vor ſein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit malte er ſie ſich aus, ſtrebte wieder in ſie hinein, und wenn er ſich zur möglichſten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenſchein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Buſen zu heben ſchien, ſah er rückwärts auf den ſchrecklichen Abgrund, labte ſein Auge an der zerſchmetternden Tiefe, warf ſich hinunter und erzwang von der Natur die bitterſten Schmerzen. Mit ſo wiederholter Grauſamkeit zerriß er ſich ſelbſt: denn die Jugend, die ſo reich an eingehüllten Kräften iſt, weiß nicht, was ſie verſchleudert, wenn ſie dem Schmerz, den ein Verluſt erregt, noch ſo viele erzwungene Leiden zugeſellt, als wollte ſie dem Verlorenen dadurch erſt noch einen rechten Werth geben. Auch war er ſo überzeugt, daß dieſer Verluſt der einzige, der erſte und letzte ſey, den er in ſeinem Leben empfinden könne, daß er jeden Troſt verabſcheute, der ihm dieſe Leiden als endlich vorzuſtellen unternahm.

Zweites Capitel.

Gewohnt auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt zu quälen, griff er nun auch das übrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, ſein Talent als Dichter und Schauſpieler, mit hämiſcher Kritik von allen Seiten an. Er ſah in ſeinen Arbeiten nichts als eine geiſtloſe Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Werth; er wollte darin nur ſteife Schulexercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeiſterung fehle. In ſeinen Gedichten fand er nur ein monotones Sylbenmaß, in welchem, durch einen armſeligen Reim zuſammengehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen ſich hinſchleppten; und ſo benahm er ſich auch jede Ausſicht, jede Luſt, die ihn von dieſer Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauſpielertalente ging es nicht beſſer. Er ſchalt ſich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieſer Anmaßung zum Grunde gelegen: ſeine Figur, ſein Gang, ſeine Bewegung und Declamation

mußten herhalten; er sprach sich jede Art von Verzug, jedes Verdienst, das ihn über das Gemeine emporgehoben hätte, entscheidend ab, und vermehrte seine stumme Verzweiflung dadurch auf den höchsten Grad. Denn wenn es hart ist, der Liebe eines Weibes zu entsagen, so ist die Empfindung nicht weniger schmerzlich, von dem Umgange der Musen sich loszureißen, sich ihrer Gemeinschaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den schönsten und nächsten Beifall, der unserer Personen, unserm Betragen, unserer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

So hatte sich denn unser Freund völlig resignirt und sich zugleich mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet. Zum Erstaunen seines Freundes und zur größten Zufriedenheit seines Vaters war niemand auf dem Comptoir und der Börse, im Laden und Gewölbe thätiger als er; Correspondenz und Rechnungen, und was ihm aufgetragen wurde, besorgte und verrichtete er mit großem Fleiß und Eifer: freilich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geschäftigen Belebung ist, wenn wir dasjenige, wozu wir geboren sind, mit Ordnung und Folge verrichten, sondern mit dem stillen Fleiße der Pflicht, der den besten Vorsatz zum Grunde hat, der durch Ueberzeugung genährt und durch ein inneres Selbstgefühl belohnt wird, der aber doch oft, selbst dann, wenn ihm das schönste Bewußtseyn die Krone reicht, einen verdrängenden Seufzer kaum zu ersticken vermag.

Auf diese Weise hatte Wilhelm eine Zeit lang sehr emsig fortgelebt und sich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schicksale zu seinem Besten veranstaltet worden: er war froh, auf dem Wege des Lebens sich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu sehen, anstatt daß andere später und schwerer die Mißgriffe büßen, wozu sie ein jugendlicher Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entschlossen er war, seinen liebsten Vorstellungen zu entsagen, so war doch einige Zeit nöthig, um ihn von seinem Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetischen Hervorbringens und der persönlichen Darstellung mit triftigen Gründen so ganz in sich vernichtet, daß er Muth faßte, alle Spuren seiner Thorheit, alles was ihn irgend noch daran erinnern könnte, völlig auszulöschen.

Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet und holte ein Reliquienkäſtchen hervor, in welchem ſich hunderterlei Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Mariannen erhalten oder derſelben geraubt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da ſie noch friſch in ihren Haaren blühte; jedes Zettelchen an die glückliche Stunde, wozu ſie ihn dadurch einlud, jede Schleife an den lieblichen Ruheplatz ſeines Hauptes, ihren ſchönen Buſen. Mußte nicht auf dieſe Weiſe jede Empfindung, die er ſchon lange getödtet glaubte, ſich wieder zu bewegen anfangen? mußte nicht die Leidenſchaft, über die er, abgeſchieden von ſeiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieſer Kleinigkeiten wieder mächtig werden? denn wir merken erſt, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag iſt, wenn ein einziger durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darſtellt.

Nicht ohne Bewegung ſah er daher dieſe ſo lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor ſich aufgehen. Einigemal hielt er zaudernd inne, und hatte noch eine Perlenſchnur und ein florenes Halstuch übrig, als er ſich entſchloß mit den dichteriſchen Verſuchen ſeiner Jugend das abnehmende Feuer wieder aufzufriſchen.

Bis jetzt hatte er alles ſorgfältig aufgehoben, was ihm, von der früheſten Entwickelung ſeines Geiſtes an, aus der Feder gefloſſen war. Noch lagen ſeine Schriften, in Bündel gebunden, auf dem Boden des Koffers, wohin er ſie gepackt hatte, als er ſie auf ſeiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er ſie jetzt, als er ſie damals zuſammenband!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewiſſen Umſtänden geſchrieben und geſiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, ſondern wieder zu uns zurückgebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine ſonderbare Empfindung, indem wir unſer eigenes Siegel erbrechen und uns mit unſerm veränderten Selbſt wie mit einer dritten Perſon unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unſern Freund, als er das erſte Packet eröffnete und die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltſam aufloderten, als Werner hereintrat, ſich über die lebhafte Flamme verwunderte und fragte, was hier vorgehe?

Ich gebe einen Beweis, ſagte Wilhelm, daß es mir Ernſt ſey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward.

Und mit dieſen Worten warf er das zweite Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geſchehen.

Ich ſehe nicht ein, wie du zu dieſem Extrem kommſt? ſagte dieſer. Warum ſollen nun denn dieſe Arbeiten, wenn ſie nicht vortrefflich ſind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich ſeyn oder gar nicht exiſtiren ſoll, weil jeder, der keine Anlage hat das Beſte zu leiſten, ſich der Kunſt enthalten und ſich vor jeder Verführung dazu ernſtlich in Acht nehmen ſollte. Denn freilich regt ſich in jedem Menſchen ein gewiſſes unbeſtimmtes Verlangen, dasjenige was er ſieht, nachzuahmen; aber dieſes Verlangen beweist gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie ſie jedesmal, ſo oft Seiltänzer in der Stadt geweſen, auf allen Planken und Balken hin- und wiedergehen und balanciren, bis ein anderer Reiz ſie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Haſt du es nicht in dem Cirkel unſerer Freunde bemerkt? So oft ſich ein Virtuoſe hören läßt, finden ſich immer einige, die ſogleich daſſelbe Inſtrument zu lernen anfangen. Wie viele irren auf dieſem Wege herum! Glücklich, wer den Fehlſchluß von ſeinen Wünſchen auf ſeine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widerſprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er ſich ſelbſt ſo oft gequält hatte, gegen ſeinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es ſey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geſchick habe, deßwegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde ſich ja ſo manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unſer Freund, der hierin ganz anderer Meinung war, fiel ihm ſogleich ein, und ſagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie ſehr irrſt du, lieber Freund, wenn du glaubſt, daß ein Werk, deſſen erſte Vorſtellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zuſammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz ſich, ganz in ſeinen geliebten Gegenſtänden leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köſtlichſte begabt iſt, der einen ſich immer ſelbſt vermehrenden Schatz im Buſen bewahrt, er muß auch von

außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich herverzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos; und wonach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen, oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott, hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinübergesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwickelung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen; er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens, wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuern Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunterſteige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?

Werner hatte, wie man sich denken kann, mit Verwunderung zugehört.

Wenn nur auch die Menschen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und ohne daß sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten! wenn sie nur auch bei Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen und sich vor dem Froste zu sichern!

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet, bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß: wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur deste mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte, sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erheben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

Mein Freund, versetzte Werner nach einigem Nachdenken, ich habe schon oft bedauert, daß du das, was du so lebhaft fühlst, mit Gewalt aus deiner Seele zu verbannen strebst. Ich müßte mich sehr irren, wenn du nicht besser thätest, dir selbst einigermaßen nachzugeben, als dich durch die Widersprüche eines so harten Entsagens aufzureiben, und dir mit der Einen unschuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen.

Darf ich dir's gestehen, mein Freund, versetzte der andere, und wirst du mich nicht lächerlich finden, wenn ich dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, so sehr ich sie fliehe, und daß, wenn ich mein

Herz unterſuche, alle frühen Wünſche feſt, ja noch feſter als ſonſt, darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichem gegenwärtig übrig? Ach, wer mir vorausgeſagt hätte, daß die Arme meines Geiſtes ſo bald zerſchmettert werden ſollten, mit denen ich ins Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfaſſen hoffte, wer mir das vorausgeſagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben! Und noch jetzt, da das Gericht über mich ergangen iſt, jetzt, da ich die verloren habe, die anſtatt einer Gottheit mich zu meinen Wünſchen hinüberführen ſollte, was bleibt mir übrig, als mich den bitterſten Schmerzen zu überlaſſen?

O mein Bruder, fuhr er fort, ich läugne nicht, ſie war mir bei meinen heimlichen Anſchlägen der Kleben, an den eine Strickleiter befeſtigt iſt; gefährlich hoffend, ſchwebt der Abenteurer in der Luft, das Eiſen bricht, und er liegt zerſchmettert am Fuße ſeiner Wünſche. Es iſt auch nun für mich kein Troſt, keine Hoffnung mehr!

Ich werde, rief er aus, indem er aufſprang, von dieſen unglückſeligen Papieren keines übrig laſſen.

Er faßte abermals ein paar Hefte an, riß ſie auf und warf ſie ins Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens.

Laß mich! rief Wilhelm: was ſollen dieſe elenden Blätter? Für mich ſind ſie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen ſie übrig bleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? ſollen ſie vielleicht einmal der Welt zum Geſpötte dienen, anſtatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schickſal! Nun verſteh' ich erſt die Klagen der Dichter, der aus Noth weiſe gewordenen Traurigen. Wie lange hielt ich mich für unzerſtörbar, für unverwundlich! Und ach, nun ſeh' ich, daß ein früher, tiefer Schade nicht wieder auswachſen, ſich nicht wieder herſtellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß. Nein, keinen Tag des Lebens ſoll der Schmerz von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken ſoll bei mir bleiben, mit mir leben und ſterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden ſoll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schickſale haben ſie tauſendmal bei mir entſchuldigt. Ich bin zu grauſam geweſen; du haſt mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, und meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, das für ſie und für mich zu thun, was ich uns beiden ſchuldig war. Wer weiß, in welchen Zuſtand

ich sie versetzt habe! Und erst nach und nach fällt mir's aufs Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülflosigkeit ich sie verließ! War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? war's nicht möglich? Wie viel Mißverständnisse können die Welt verwirren? wie viel Umstände können dem größten Fehler Vergebung erflehen? Wie oft denk' ich mir sie, in der Stille für sich sitzend, auf ihren Ellenbogen gestützt! Das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, die er mir zuschwur! Mit diesem unsanften Schlag das schöne Leben zu endigen, das uns verband!

Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er sich mit dem Gesichte auf den Tisch warf und die übriggebliebenen Papiere benetzte.

Werner stand in der größten Verlegenheit dabei: er hatte sich dieses rasche Auflodern der Leidenschaft nicht vermuthet. Etlichemal wollte er seinem Freunde in die Rede fallen, etlichemal das Gespräch wo anders hinlenken: vergebens! er widerstand dem Strome nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundschaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigsten Anfall des Schmerzes vorüber, indem er durch seine stille Gegenwart eine aufrichtige, reine Theilnehmung am besten sehen ließ. Und so blieben sie diesen Abend, Wilhelm ins stille Nachgefühl des Schmerzes versenkt, und der andere erschreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenschaft, die er lange bemeistert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Capitel.

Nach solchen Rückfällen pflegte Wilhelm meist nur desto eifriger sich den Geschäften und der Thätigkeit zu widmen; und es war der beste Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzulocken suchte, zu entfliehen. Seine gute Art sich gegen Fremde zu betragen, seine Leichtigkeit fast in allen lebenden Sprachen Correspondenz zu führen, gaben seinem Vater und dessen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung und trösteten sie über die Krankheit, deren Ursache ihnen nicht bekannt geworden war und über die Pause, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beschloß Wilhelms Abreise zum zweitenmal; und wir finden ihn auf seinem Pferde, den Mantelsack hinter sich, erheitert durch' freie Luft und Bewegung, dem Gebirge sich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten sollte.

Er durchſtrich langſame Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felſen, rauſchende Waſſerbäche, bewachſene Wände, tiefe Gründe ſah er hier zum erſtenmal; und doch hatten ſeine früheſten Jugendträume ſchon in ſolchen Gegenden geſchwebt. Er fühlte ſich bei dieſem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus ſeiner Seele weggewaſchen, und mit völliger Heiterkeit ſagte er ſich Stellen aus verſchiedenen Gedichten, beſonders aus dem Paſtor fido vor, die an dieſen einſamen Plätzen ſchaarenweiſe ſeinem Gedächtniſſe zufloßen. Auch erinnerte er ſich mancher Stellen aus ſeinen eigenen Liedern, die er mit einer beſondern Zufriedenheit recitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Geſtalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menſchen, die, auf einander folgend, hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen und den Weg ins Gebirge durch ſteile Fußpfade eilig fortſetzten, unterbrachen einigemal ſeine ſtille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerkſam auf ſie geworden wäre. Endlich geſellte ſich ein geſprächiger Gefährte zu ihm und erzählte die Urſache der ſtarken Pilgerſchaft.

Zu Hochdorf, ſagte er, wird heute Abend eine Komödie gegeben, wozu ſich die ganze Nachbarſchaft verſammelt.

Wie! rief Wilhelm: in dieſen einſamen Gebirgen, zwiſchen dieſen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauſpielkunſt einen Weg gefunden und ſich einen Tempel aufgebaut? und ich muß zu ihrem Feſte wallfahrten?

Sie werden ſich noch mehr wundern, ſagte der andere, wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es iſt eine große Fabrik in dem Orte, die viele Leute ernährt. Der Unternehmer, der ſo zu ſagen von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt lebt, weiß ſeine Arbeiter im Winter nicht beſſer zu beſchäftigen, als daß er ſie veranlaßt hat Komödie zu ſpielen. Er leidet keine Karten unter ihnen und wünſcht ſie auch ſonſt von rohen Sitten abzuhalten. So bringen ſie die langen Abende zu und heute, da des Alten Geburtstag iſt, geben ſie ihm zu Ehren eine beſondere Feſtlichkeit.

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten ſollte und ſtieg bei der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf ſeiner Liſte ſtand.

Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig feſſelt.
Doch die lieberfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenſter
Ihre ſüßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Buſen.
Und ſo ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich ſchlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beim erſten Morgenſchimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüſtig ſpring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine.
Mich gefällig zu empfangen,
Und den leidigen Inſecten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seyd mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Als er seinen Namen nannte, rief der Alte verwundert aus: Ei, mein Herr! sind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich so viel Dank und bis jetzt noch Geld schuldig bin? Ihr Herr Vater hat so viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Bösewicht seyn müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu sehen, daß es mir Ernst ist.

Er rief seine Frau herbei, welche eben so erfreut war, den jungen Mann zu sehen: sie versicherte, daß er seinem Vater gleiche, und bedauerte, daß sie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geschäft war klar und bald berichtigt: Wilhelm steckte ein Röllchen Geld in die Tasche und wünschte, daß seine übrigen Geschäfte auch so leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauspiels kam heran; man erwartete nur noch den Oberforstmeister, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Gesellschaft wurde nunmehr ins Schauspielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren ohne sonderlichen Geschmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Malern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei dem Theater in der Residenz gehandlangt und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freilich etwas roh, hingestellt. Das Stück hatten sie von einer herumziehenden Truppe geborgt und nach ihrer eigenen Weise zurecht geschnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreißen wollen, brachte allerlei interessante Situationen hervor. Es war das erste Stück, das unser Freund nach einer so langen Zeit wieder sah; er machte mancherlei Betrachtungen. Es war voller Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charaktere. Es gefiel und ergötzte. So sind die Anfänge aller Schauspielkunst. Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm. Den Schauspielern hätte er hie und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, so hätten sie um vieles besser seyn können.

In seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tabaksdampf, der immer stärker und stärker wurde. Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfang des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen

sich mehrere diese Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt: allein sie fanden bald den Weg zur Hinterthüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs, und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterre eingenommen hatte.

Zum Nachspiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Porträt, das den Alten in seinem Bräutigamskleide vorstellte, stand auf einem Altar, mit Kränzen behangen. Alle Schauspieler huldigten ihm in demuthsvollen Stellungen. Das jüngste Kind trat, weiß gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Versen, wodurch die ganze Familie und sogar der Oberforstmeister, der sich dabei an seine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte sich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu besteigen, die Actricen in der Nähe zu besehen, sie wegen ihres Spiels zu loben und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die übrigen Geschäfte unseres Freundes, die er nach und nach in größeren und kleineren Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle so glücklich, noch so vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufschub, manche waren unhöflich, manche läugneten. Nach seinem Auftrage sollte er einige verklagen; er mußte einen Advocaten aufsuchen, diesen instruiren, sich vor Gericht stellen, und was dergleichen verdrießliche Geschäfte noch mehr waren.

Eben so schlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einigermaßen unterrichten konnten, wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicherweise Regentage einfielen und eine Reise zu Pferde in diesen Gegenden mit unerträglichen Beschwerden verknüpft war, so dankte er dem Himmel, als er sich dem flachen Lande wieder näherte und am Fuße des Gebirges, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, an einem sanften Flusse, im Sonnenscheine, ein heiteres Landstädtchen liegen sah, in welchem er zwar keine Geschäfte hatte, aber eben deßwegen sich entschloß, ein paar Tage daselbst zu verweilen, um sich und seinem Pferde, das von dem schlimmen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu verschaffen.

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, ging es darin ſehr luſtig, wenigſtens ſehr lebhaft zu. Eine große Geſellſchaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen ſtarken Mann bei ſich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen und machten, indem ſie ſich auf eine öffentliche Erſcheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald ſtritten ſie mit dem Wirthe, bald unter ſich ſelbſt; und wenn ihr Zank unleidlich war, ſo waren die Aeußerungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unſchlüſſig, ob er gehen oder bleiben ſolle, ſtand er unter dem Thore und ſah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüſt aufzuſchlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Roſen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte ſich einen ſchönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band, und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenſter eines an der Seite des Platzes ſtehenden andern Gaſthauſes ſich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer ſich an demſelben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Geſicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachläſſig aufgelöſt um ihren Nacken; ſie ſchien ſich nach dem Fremden umzuſehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Friſirſchürze umgegürtet und ein weißes Jäckchen anhatte, aus der Thüre jenes Hauſes, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und ſagte: Das Frauenzimmer am Fenſter läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der ſchönen Blumen abtreten wollen?

Sie ſtehen ihr alle zu Dienſten, verſetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte und zugleich der Schönen ein Compliment machte, welches ſie mit einem freundlichen Gegengruß erwiederte und ſich vom Fenſter zurückzog.

Nachdenkend über dieſes artige Abenteuer, ging er nach ſeinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geſchöpf ihm entgegenſprang, das ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Ein kurzes ſeidenes Weſtchen mit geſchlitzten ſpaniſchen Aermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen ſtanden dem Kinde gar artig. Lange ſchwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuſelt und gewunden. Er ſah die Geſtalt mit Verwunderung an und konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ſie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären ſollte. Doch entſchied er ſich bald für das

letzte und hielt ſie auf, da ſie bei ihm vorbeikam, bot ihr einen guten Tag und fragte ſie, wem ſie angehöre? ob er ſchon leicht ſehen konnte, daß ſie ein Glied der ſpringenden und tanzenden Geſellſchaft ſeyn müſſe. Mit einem ſcharfen, ſchwarzen Seitenblick ſah ſie ihn an, indem ſie ſich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinaufkam, fand er auf dem weiten Vorſaale zwei Mannsperſonen, die ſich im Fechten übten, oder vielmehr ihre Geſchicklichkeit an einander zu verſuchen ſchienen. Der eine war offenbar von der Geſellſchaft, die ſich im Hauſe befand, der andere hatte ein weniger wildes Anſehen. Wilhelm ſah ihnen zu und hatte Urſache ſie beide zu bewundern, und als nicht lange darauf der ſchwarzbärtige, nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der andere mit vieler Artigkeit Wilhelmen das Rapier an.

Wenn Sie einen Schüler, verſetzte dieſer, in die Lehre nehmen wollen, ſo bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen.

Sie fechten zuſammen, und obgleich der Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, ſo war er doch höflich genug, zu verſichern, daß alles nur auf Uebung ankomme. Und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen deutſchen Fechtmeiſter unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung war durch das Getöſe unterbrochen, mit welchem die bunte Geſellſchaft aus dem Wirthshauſe auszog, um die Stadt von ihrem Schauſpiel zu benachrichtigen und auf ihre Künſte begierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor ſich hielt, das mit Bändern und Flindern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon einige auf ihren Schultern Kinder in abenteuerlichen Stellungen leicht und bequem daher trugen, unter denen die junge, ſchwarzköpfige, düſtere Geſtalt Wilhelms Aufmerkſamkeit aufs neue erregte.

Pagliaſſe lief unter der andringenden Menge drollig hin und her, und theilte mit ſehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritſchte, ſeine Zettel aus und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannichfaltigen Künſte der

Geſellſchaft, beſonders eines Monſieur Narciß und der Demoiſelle Landrinette herausgeſtrichen, welche beide, als Hauptperſonen, die Klugheit gehabt hatten ſich von dem Zuge zu enthalten, ſich dadurch ein vornehmeres Anſehen zu geben und größere Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte ſich auch die ſchöne Nachbarin wieder am Fenſter ſehen laſſen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt ſich bei ſeinem Geſellſchafter nach ihr zu erkundigen. Dieſer, den wir einſtweilen Laertes nennen wollen, erbot ſich, Wilhelmen zu ihr hinüberzubegleiten. Ich und das Frauenzimmer, ſagte er lächelnd, ſind ein paar Trümmer einer Schauſpielergeſellſchaft, die vor kurzem hier ſcheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen einige Zeit hier zu bleiben, und unſere wenig geſammelte Baarſchaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen iſt, ein Unterkommen für ſich und uns zu ſuchen.

Laertes begleitete ſogleich ſeinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick ſtehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen.

Sie werden mir es gewiß danken, ſagte er, indem er zurückkam, daß ich Ihnen dieſe artige Bekanntſchaft verſchaffe.

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Abſätzen aus der Stube entgegengetreten. Sie hatte eine ſchwarze Mantille über ein weißes Negligé geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Anſehen gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichſten Füße von der Welt ſehen.

Seyn Sie mir willkommen! rief ſie Wilhelmen zu, und nehmen Sie meinen Dank für die ſchönen Blumen.

Sie führte ihn mit der einen Hand ins Zimmer, indem ſie mit der andern den Strauß an die Bruſt drückte. Als ſie ſich niedergeſetzt hatten, und in gleichgültigen Geſprächen begriffen waren, denen ſie eine reizende Wendung zu geben wußte, ſchüttete ihr Laertes gebrannte Mandeln in den Schooß, von denen ſie ſogleich zu naſchen anfing.

Sehen Sie, welch ein Kind dieſer junge Menſch iſt! rief ſie aus. Er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von ſolchen Näſchereien ſey, und er iſt's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.

Laſſen Sie uns nur geſtehen, verſetzte Laertes, daß wir hierin, wie in mehrerm, einander gern Geſellſchaft leiſten. Zum Beiſpiel, ſagte er,

es iſt heute ein ſehr ſchöner Tag; ich dächte, wir führen ſpazieren und nähmen unſer Mittagsmahl auf der Mühle.

Recht gern! ſagte Philine: wir müſſen unſerm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen.

Laertes ſprang fort — denn er ging niemals — und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hauſe, um ſeine Haare, die von der Reiſe noch verworren ausſahen, in Ordnung bringen zu laſſen.

Das können Sie hier! ſagte ſie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigſte Weiſe, ſeinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen und ſich in ihrer Gegenwart friſiren zu laſſen.

Man muß ja keine Zeit verſäumen, ſagte ſie; man weiß nicht, wie lange man noch beiſammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeſchickt, benahm ſich nicht zum beſten, raufte Wilhelmen, und ſchien ſo bald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal ſeine Unart, ſtieß ihn endlich ungeduldig hinweg, und jagte ihn zur Thüre hinaus. Nun übernahm ſie ſelbſt die Bemühung und kräuſelte die Haare unſeres Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob ſie gleich auch nicht zu eilen ſchien, und bald dieſes, bald jenes an ihrer Arbeit auszuſetzen hatte, indem ſie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knieen die ſeinigen zu berühren, und Strauß und Buſen ſo nahe an ſeine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Verſuchung geſetzt war, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermeſſer ſeine Stirne gereinigt hatte, ſagte ſie zu ihm: Stecken Sie es ein und gedenken Sie meiner dabei! Es war ein artiges Meſſer; der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenke mein!

Wilhelm ſteckte es zu ſich, dankte ihr und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeſchenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutſche gebracht, und nun begann eine ſehr luſtige Fahrt. Philine warf jedem Armen, der ſie anbettelte, etwas zum Schlage hinaus, indem ſie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen und hatten ein Eſſen beſtellt, als eine Muſik vor dem Hauſe ſich hören ließ. Es waren Bergleute, die zu Zither und Triangel mit lebhaften und grellen Stimmen verſchiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, ſo hatte

eine herbeiſtrömende Menge einen Kreis um ſie geſchloſſen und die Geſellſchaft nickte ihnen ihren Beifall aus den Fenſtern zu. Als ſie dieſe Aufmerkſamkeit geſehen, erweiterten ſie ihren Kreis und ſchienen ſich zu ihrem wichtigſten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pauſe trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und ſtellte, indeß die andern eine ernſthafte Melodie ſpielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, ſo trat ein Bauer aus der Menge und gab jenem, pantomimiſch drohend, zu verſtehen, daß er ſich von hier hinwegbegeben ſolle. Die Geſellſchaft war darüber verwundert, und erkannte erſt den in einen Bauern verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Recitativ den andern ſchalt, daß er wage auf ſeinem Acker zu hantieren. Jener kam nicht aus der Faſſung, ſondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe hier einzuſchlagen, und gab ihm dabei die erſten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verſtand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuſchauer, die ſich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufſchlugen. Der Bergmann ſuchte ihn zu berichten und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdiſchen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerſt mit Schlägen gedroht hatte, ließ ſich nach und nach beſänftigen, und ſie ſchieden als gute Freunde von einander; beſonders aber zog ſich der Bergmann auf die honorabelſte Art aus dieſem Streite.

Wir haben, ſagte Wilhelm bei Tiſche, an dieſem kleinen Dialog das lebhafteſte Beiſpiel, wie nützlich allen Ständen das Theater ſeyn könnte, wie vielen Vortheil der Staat ſelbſt daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menſchen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Geſichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem ſie der Staat ſelbſt ehren und ſchützen muß. Jetzt ſtellen wir nur die lächerliche Seite der Menſchen dar; der Luſtſpieldichter iſt gleichſam nur ein hämiſcher Controleur, der auf die Fehler ſeiner Mitbürger überall ein wachſames Auge hat und froh zu ſeyn ſcheint, wenn er ihnen eins anhängen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann ſeyn, den natürlichen, wechſelſeitigen Einfluß aller Stände zu überſchauen und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei ſeinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf dieſem Wege manche ſehr unterhaltende, zugleich nützliche und luſtige Stücke erſonnen werden.

So viel ich, ſagte Laertes, überall wo ich herumgeſchwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen, ſelten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehen, bis es ſchädlich wird; dann zürnt man und ſchlägt drein.

Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, ſagte Philine, ich kann mir ſie nicht anders als in Perrücken vorſtellen, und eine Perrücke, es mag ſie aufhaben wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte ſie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunternehmen, in der Stube herumſpringen und den Kahlkopf auslachen.

Mit einigen lebhaften Geſängen, welche ſie ſehr ſchön vortrug, ſchnitt Philine das Geſpräch ab und trieb zu einer ſchnellen Rückfahrt, damit man die Künſte der Seiltänzer am Abende zu ſehen nicht verſäumen möchte. Drollig bis zur Ausgelaſſenheit, ſetzte ſie ihre Freigebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem ſie zuletzt, da ihr und ihren Reiſegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinauswarf.

Philine lud beide Begleiter zu ſich in ihre Wohnung, weil man, wie ſie ſagte, aus ihren Fenſtern das öffentliche Schauſpiel beſſer als im andern Wirthshauſe ſehen könne.

Als ſie ankamen, fanden ſie das Gerüſt aufgeſchlagen und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbretter waren ſchon gelegt, das Schlapptau an die Pfoſten befeſtigt und das ſtraffe Seil über die Böcke gezogen. Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt und die Fenſter mit Zuſchauern einiger Art beſetzt.

Pagliaſſo bereitete erſt die Verſammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuſchauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerkſamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die ſeltſamſten Verrenkungen darſtellten, erregten bald Verwunderung, bald Grauſen, und Wilhelm konnte ſich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim erſten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die ſonderbaren Stellungen hervorbringen ſah. Doch bald erregten die luſtigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn ſie erſt einzeln, dann hinter einander, und zuletzt alle zuſammen ſich vorwärts und rückwärts in der Luft überſchlugen. Ein lautes Händeklatſchen und Jauchzen erſcholl aus der ganzen Verſammlung.

Nun aber ward die Aufmerksamkeit auf einen ganz andern Gegenstand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerst, damit sie durch ihre Uebungen das Schauspiel verlängerten und die Schwierigkeit der Kunst ins Licht setzten. Es zeigten sich auch einige Männer und erwachsene Frauenspersonen mit ziemlicher Geschicklichkeit; allein es war noch nicht Monsieur Narciß, noch nicht Demoiselle Landrinette.

Endlich traten auch diese aus einer Art von Zelt hinter aufgespannten rothen Vorhängen hervor, und erfüllten durch ihre angenehme Gestalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuschauer. Er, ein munteres Bürschchen von mittlerer Größe, schwarzen Augen und einem starken Haarzopf, sie, nicht minder wohl und kräftig gebildet; beide zeigten sich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und seltsamen Posituren. Ihre Leichtigkeit, seine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit beide ihre Kunststücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anstand, womit sie sich betrugen, die anscheinenden Bemühungen der andern um sie gaben ihnen das Ansehen, als wenn sie Herr und Meister der ganzen Truppe wären, und jedermann hielt sie des Ranges werth.

Die Begeisterung des Volks theilte sich den Zuschauern an den Fenstern mit; die Damen sahen unverwandt nach Narcissen, die Herrn nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publicum enthielt sich nicht des Klatschens; kaum daß man noch über Pagliasso lachte. Wenige nur schlichen sich weg, als einige von der Truppe, um Geld zu sammeln, sich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht, sagte Wilhelm zu Philinen, die bei ihm am Fenster lag. Ich bewundere ihren Verstand, womit sie auch geringe Kunststückchen, nach und nach und zur rechten Zeit angebracht, geltend zu machen wußten, und wie sie aus der Ungeschicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuosität ihrer Besten ein Ganzes zusammenarbeiteten, das erst unsere Aufmerksamkeit erregte und dann uns auf das angenehmste unterhielt.

Das Volk hatte sich nach und nach verlaufen und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Gestalt und Geschicklichkeit Narcissens und Landrinettens in Streit geriethen und sich wechselsweise neckten. Wilhelm sah das wunderbare Kind auf der Straße bei

andern ſpielenden Kindern ſtehen, machte Philinen darauf aufmerkſam, die ſogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, ſingend die Treppe hinunterklapperte und es heraufführte.

Hier iſt das Räthſel, rief ſie, als ſie das Kind zur Thüre hereinzog. Es blieb am Eingange ſtehen, eben als wenn es gleich wieder hinaus ſchlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Bruſt, die linke vor die Stirne, und bückte ſich tief.

Fürchte dich nicht, liebe Kleine! ſagte Wilhelm, indem er auf ſie losging.

Sie ſah ihn mit unſicherm Blick an, und trat einige Schritte näher.

Wie nennſt du dich? fragte er.

Sie heißen mich Mignon.

Wie viele Jahre haſt du?

Es hat ſie niemand gezählt.

Wer war dein Vater?

Der große Teufel iſt todt.

Nun das iſt wunderlich genug! rief Philine aus.

Man fragte ſie noch einiges: ſie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Teutſch und mit einer ſonderbar feierlichen Art vor; dabei legte ſie jedesmal die Hände an Bruſt und Haupt und neigte ſich tief.

Wilhelm konnte ſie nicht genug anſehen: ſeine Augen und ſein Herz wurden unwiderſtehlich von dem geheimnißvollen Zuſtande dieſes Weſens angezogen. Er ſchätzte ſie zwölf bis dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen ſtärkern Wuchs verſprachen, oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend, ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Naſe außerordentlich ſchön, und der Mund, ob er ſchon für ihr Alter zu ſehr geſchloſſen ſchien, und ſie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Geſichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Dieſe Geſtalt prägte ſich Wilhelmen ſehr tief ein; er ſah ſie noch immer an, ſchwieg und vergaß der Gegenwärtigen über ſeinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus ſeinem Halbtraume, indem ſie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte, und ihm ein Zeichen gab, ſich zu entfernen. Es machte ſeinen Bückling, wie oben, und fuhr blitzſchnell zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbeikam, daß unſere neuen Bekannten ſich

Morgenklagen.

O du loſes leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktеſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen."

für diesen Abend trennen sollten, redeten sie vorher noch eine Spazierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhause, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm sprach diesen Abend noch manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtsinnig antwortete.

Den andern Morgen, als sie sich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen sie nach Philinens Gasthofe, vor welchem sie die bestellte Kutsche schon hatten anfahren sehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutsche verschwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hause anzutreffen war! Sie hatte sich, so erzählte man, mit ein paar Fremden, die diesen Morgen angekommen waren, in den Wagen gesetzt und war mit ihnen davon gefahren.

Unser Freund, der sich in ihrer Gesellschaft eine angenehme Unterhaltung versprochen hatte, konnte seinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes und rief: So gefällt sie mir! das sieht ihr ganz ähnlich! Lassen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhause gehen; sie mag seyn wo sie will, wir wollen ihretwegen unsere Promenade nicht versäumen.

Als Wilhelm unterwegs diese Inconsequenz des Betragens zu tadeln fortfuhr, sagte Laertes: Ich kann nicht inconsequent finden, wenn jemand seinem Charakter treu bleibt. Wenn sie sich etwas vornimmt oder jemand etwas verspricht, so geschieht es nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem seyn werde, den Vorsatz auszuführen oder ihr Versprechen zu halten. Sie verschenkt gern, aber man muß immer bereit seyn, ihr das Geschenkte wiederzugeben.

Dieß ist ein seltsamer Charakter, versetzte Wilhelm.

Nichts weniger als seltsam; nur daß sie keine Heuchlerin ist. Ich liebe sie deßwegen, ja ich bin ihr Freund, weil sie mir das Geschlecht so rein darstellt, das ich zu hassen so viel Ursache habe. Sie ist mir die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geschlechts; so sind alle, nur wollen sie es nicht Wort haben.

Unter mancherlei Gesprächen, in welchen Laertes seinen Haß gegen das weibliche Geschlecht sehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Ursache davon anzugeben, waren sie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm sehr verstimmt eintrat, weil die Aeußerungen des Laertes ihm die Erinnerung an sein Verhältniß zu Mariannen wieder lebendig gemacht hatten.

Sie fanden nicht weit von einer beſchatteten Quelle, unter herrlichen alten Bäumen, Philinen allein, an einem ſteinernen Tiſche ſitzen. Sie ſang ihnen ein luſtiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Geſellſchaft fragte, rief ſie aus:

Ich habe ſie ſchön angeführt; ich habe ſie zum beſten gehabt, wie ſie es verdienten. Schon unterwegs ſetzt' ich ihre Freigebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß ſie von den kargen Näſchern waren, nahm ich mir gleich vor, ſie zu beſtrafen. Nach unſerer Ankunft fragten ſie den Kellner, was zu haben ſey? der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit ſeiner Zunge alles was da war, und mehr als da war, herzählte. Ich ſah ihre Verlegenheit; ſie blickten einander an, ſtotterten und fragten nach dem Preiſe. Was bedenken Sie ſich lange! rief ich aus: die Tafel iſt das Geſchäft eines Frauenzimmers; laſſen Sie mich dafür ſorgen! Ich fing darauf an, ein unſümiges Mittagmahl zu beſtellen, wozu noch man ches durch Boten aus der Nachbarſchaft geholt werden ſollte. Der Kellner, den ich durch ein paar ſchiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir redlich, und ſo haben wir ſie durch die Vorſtellung eines herrlichen Gaſtmahls dergeſtalt geängſtigt, daß ſie ſich kurz und gut zu einem Spaziergange in den Wald entſchloſſen, von dem ſie wohl ſchwerlich zurückkommen werden. Ich habe eine Viertelſtunde auf meine eigene Hand gelacht, und werde lachen, ſo oft ich an die Geſichter denke. Bei Tiſche erinnerte ſich Laertes an ähnliche Fälle; ſie kamen in den Gang, luſtige Geſchichten, Mißverſtändniſſe und Prellereien zu erzählen.

Ein junger Mann von ihrer Bekanntſchaft aus der Stadt kam mit einem Buche durch den Wald geſchlichen, ſetzte ſich zu ihnen und rühmte den ſchönen Platz. Er machte ſie auf das Rieſeln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Geſang der Vögel aufmerkſam. Philine ſang ein Liedchen vom Kukuk, welches dem Ankömmling nicht zu behagen ſchien; er empfahl ſich bald.

Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Naturſcenen hören ſollte! rief Philine aus, als er weg war: es iſt nichts unerträglicher, als ſich das Vergnügen verrechnen zu laſſen, das man genießt. Wenn ſchön Wetter iſt, geht man ſpazieren, wie man tanzt, wenn aufgeſpielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Muſik, wer ans ſchöne Wetter denken? Der Tänzer intereſſirt uns, nicht die Violine, und in ein paar ſchöne ſchwarze Augen zu ſehen, thut einem paar blauen Augen gar

zu wohl. Was ſollen dagegen Quellen und Brunnen, und alte morſche Linden!

Sie ſah, indem ſie ſo ſprach, Wilhelmen, der ihr gegenüber ſaß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigſtens bis an die Thüre ſeines Herzens vorzudringen.

Sie haben Recht! verſetzte er mit einiger Verlegenheit: der Menſch iſt dem Menſchen das Intereſſanteſte, und ſollte ihn vielleicht ganz allein intereſſiren. Alles andere, was uns umgiebt, iſt entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, deſſen wir uns bedienen. Je mehr wir uns dabei aufhalten, je mehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, deſto ſchwächer wird das Gefühl unſeres eigenen Werthes und das Gefühl der Geſellſchaft. Die Menſchen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Beſitzthum legen, ſind weniger geſellig und gefällig; ſie verlieren die Menſchen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu verſammeln nur ſehr wenigen glückt. Sehen wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauſpieler macht uns bald eine elende, unſchickliche Decoration vergeſſen, dahingegen das ſchönſte Theater den Mangel an guten Schauſpielern erſt recht fühlbar macht.

Nach Tiſche ſetzte Philine ſich in das beſchattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeiſchaffen. Sie wand ſich einen vollen Kranz und ſetzte ihn auf; ſie ſah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin; auch den flocht ſie, indem ſich beide Männer neben ſie ſetzten. Als er unter allerlei Scherz und Anſpielungen fertig geworden war, drückte ſie ihn Wilhelmen mit der größten Anmuth aufs Haupt, und rückte ihn mehr als einmal anders, bis er recht zu ſitzen ſchien.

Und ich werde, wie es ſcheint, leer ausgehen? ſagte Laertes.

Mit nichten! verſetzte Philine: ihr ſollt euch keineswegs beklagen.

Sie nahm ihren Kranz vom Haupte und ſetzte ihn Laertes auf.

Wären wir Nebenbuhler, ſagte dieſer, ſo würden wir ſehr heftig ſtreiten können, welchen von beiden du am meiſten begünſtigſt.

Da wärt ihr rechte Thoren, verſetzte ſie, indem ſie ſich zu ihm hinüberbeug, und ihm den Mund zum Kuß reichte, ſich aber ſogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelmen ſchlang und einen lebhaften Kuß auf ſeine Lippen drückte.

Welcher ſchmeckt am beſten? fragte ſie neckiſch.

Wunderlich! rief Laertes. Es ſcheint, als wenn ſo etwas niemals nach Wermuth ſchmecken könne.

So wenig, ſagte Philine, als irgend eine Gabe, die jemand ohne Neid und Eigenſinn genießt. Nun hätt' ich, rief ſie aus, noch Luſt, eine Stunde zu tanzen, und dann müſſen wir wohl wieder nach unſern Springern ſehen.

Man ging nach dem Hauſe und fand Muſik daſelbſt. Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Geſellſchafter. Wilhelm war nicht ungeſchickt, allein es fehlte ihm an einer künſtlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen ſich vor, ihn zu unterrichten.

Man verſpätete ſich. Die Seiltänzer hatten ihre Künſte ſchon zu produciren angefangen. Auf dem Platze hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden, doch war unſern Freunden, als ſie ausſtiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menſchen nach dem Thore des Gaſthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm ſprang hinüber, um zu ſehen was es ſey; und mit Entſetzen erblickte er, als er ſich durchs Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergeſellſchaft, der das intereſſante Kind bei den Haaren aus dem Hauſe zu ſchleppen bemüht war, und mit einem Peitſchenſtiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losſchlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu und faßte ihn bei der Bruſt.

Laß das Kind los! ſchrie er wie ein Raſender, oder einer von uns bleibt hier auf der Stelle.

Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß dieſer zu erſticken glaubte, das Kind losließ und ſich gegen den Angreifenden zu vertheidigen ſuchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleid fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer ſogleich in die Arme, entwaffneten ihn und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieſer, der ſich jetzt nur auf die Waffen ſeines Mundes reducirt ſah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an: die faule, unnütze Creatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; ſie verweigere den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publicum verſprochen habe; er wolle ſie todtſchlagen, und es ſolle ihn niemand daran hindern. Er ſuchte ſich loszumachen, um das Kind, das ſich unter der Menge verkrochen hatte, aufzuſuchen.

Wilhelm hielt ihn zurück und rief: Du sollst nicht eher dieses Geschöpf weder sehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenschaft giebst, wo du es gestohlen hast: ich werde dich aufs äußerste treiben; du sollst mir nicht entgehen.

Diese Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Absicht, aus einem dunkeln Gefühl, oder wenn man will, aus Inspiration ausgesprochen hatte, brachte den wüthenden Menschen auf einmal zur Ruhe.

Er rief: was hab' ich mit der unnützen Creatur zu schaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider kosten, und Sie mögen sie behalten; wir wollen diesen Abend noch einig werden.

Er eilte darauf, die unterbrochene Vorstellung fortzusetzen und die Unruhe des Publicums durch einige bedeutende Kunststücke zu befriedigen.

Wilhelm suchte nunmehr, da es stille geworden war, nach dem Kinde, das sich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, andere auf den Dächern der benachbarten Häuser gesehen haben. Nachdem man es aller Orten gesucht hatte, mußte man sich beruhigen und abwarten, ob es nicht von selbst wieder herbeikommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hause gekommen, welchen Wilhelm über die Schicksale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieser wußte nichts davon — denn er war nicht lange bei der Gesellschaft — erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtsinne seine eigenen Schicksale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beifall Glück wünschte, dessen er sich zu erfreuen hatte, äußerte er sich sehr gleichgültig darüber.

Wir sind gewohnt, sagte er, daß man über uns lacht und unsere Künste bewundert; aber wir werden durch den außerordentlichen Beifall um nichts gebessert. Der Entrepreneur zahlt uns und mag sehen, wie er zurecht kommt.

Er beurlaubte sich darauf und wollte sich eilig entfernen. Auf die Frage, wo er so schnell hin wolle? lächelte der junge Mensch und gestand, daß seine Figur und Talente ihm einen solidern Beifall zugezogen, als der des großen Publicums sey. Er habe von einigen Frauenzimmern Botschaft erhalten, die sehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Besuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort, mit der größten Aufrichtigkeit seine Abenteuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuser angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine solche Indiscretion abgelehnt und ihn höflich entlassen hätte.

Laertes hatte indeſſen Landrinetten unterhalten und verſicherte, ſie ſey vollkommen würdig, ein Weib zu ſeyn und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unſerm Freunde für dreißig Thaler überlaſſen wurde, gegen welche der ſchwarzbärtige, heftige Italiäner ſeine Anſprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er ſolches nach dem Tode ſeines Bruders, den man wegen ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit den großen Teufel genannt, zu ſich genommen habe.

Der andere Morgen ging meiſt mit Aufſuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauſes und der Nachbarſchaft; es war verſchwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Waſſer geſprungen ſeyn oder ſich ſonſt ein Leids angethan haben.

Philinens Reize konnten die Unruhe unſeres Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen, nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um ſich dem Publicum aufs beſte zu empfehlen, konnte ſein Gemüth nicht erheitert und zerſtreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortſchaften hatte die Anzahl der Menſchen außerordentlich zugenommen, und ſo wälzte ſich auch der Schneeball des Beifalls zu einer ungeheuern Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papierenen Böden machte eine große Senſation. Der ſtarke Mann ließ zum allgemeinen Grauſen, Entſetzen und Erſtaunen, indem er ſich mit dem Kopf und den Füßen auf ein paar auseinandergeſchobene Stühle legte, auf ſeinen hohlſchwebenden Leib einen Amboß heben und auf demſelben von einigen wackern Schmiedegeſellen ein Hufeiſen fertig ſchmieden.

Auch war die ſogenannte Herculesſtärke, da eine Reihe Männer, auf den Schultern einer erſten Reihe ſtehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, ſo daß zuletzt eine lebendige Pyramide entſteht, deren Spitze ein Kind, auf den Kopf geſtellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in dieſen Gegenden noch nie geſehen worden, und endigte würdig das ganze Schauſpiel. Narciß und Landrinette ließen ſich in Tragſeſſeln auf den Schultern der übrigen durch die vornehmſten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeſchrei des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumenſträuße und ſeidene Tücher zu und drängte ſich, ſie ins

Ich will dienen, verſetzte ſie.

Von dem Augenblicke an merkte ſie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienſte zu leiſten hatte, und litt ſchon des andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte alles ſelbſt thun, und machte auch ihre Geſchäfte, zwar langſam und mitunter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie ſtellte ſich oft an ein Gefäß mit Waſſer, und wuſch ihr Geſicht mit ſo vieler Emſigkeit und Heftigkeit, daß ſie ſich faſt die Backen aufrieb, bis Lacrtes durch Fragen und Necken erfuhr, daß ſie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weiſe loszuwerden ſuche, und über dem Eifer, womit ſie es that, die Röthe, die ſie durchs Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigſte Schminke halte. Man bedeutete ſie, und ſie ließ ab, und nachdem ſie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte ſich eine ſchöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Geſichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philinens, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes mehr als er ſich ſelbſt geſtehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verſchiedene Tage in dieſer ſonderbaren Geſellſchaft zu, und rechtfertigte ſich bei ſich ſelbſt durch eine fleißige Uebung in der Fecht- und Tanzkunſt, wozu er ſo leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert und gewiſſermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen ſah, welche, gleich nach dem erſten frohen Gruße, ſich nach der Directrice und den übrigen Schauſpielern erkundigten, und mit großem Schrecken vernahmen, daß jene ſich ſchon lange entfernt habe und dieſe bis auf wenige zerſtreut ſeyen.

Das junge Paar hatte ſich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wiſſen, Wilhelm behülflich geweſen, an einigen Orten nach Engagement umgeſehen, keines gefunden und war endlich in dieſes Städtchen gewieſen worden, wo einige Perſonen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater geſehen haben wollten.

Philinen wollte Madame Melina und Herr Melina dem lebhaften Lacrtes, als ſie Bekanntſchaft machten, keineswegs gefallen. Sie wünſchten die neuen Ankömmlinge gleich wieder loszuſeyn, und Wilhelm konnte ihnen keine günſtige Geſinnungen beibringen, ob er ihnen gleich wiederholt verſicherte, daß es recht gute Leute ſeyen.

Eigentlich war auch das bisherige luſtige Leben unſerer drei Abenteurer durch die Erweiterung der Geſellſchaft auf mehr als Eine Weiſe

geſtört; denn Melina fing im Wirthshaufe — er hatte in eben demſelben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden — gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld beſſeres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Geſichter, und wenn die andern, um froh zu leben, ſich alles gefallen ließen und nur geſchwind bezahlten, um nicht länger an das zu denken, was ſchon verzehrt war, ſo mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig ſogleich berichtigte, jederzeit von vorne wieder durchgenommen werden, ſo daß Philine ihn ohne Umſtände ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madame Melina dem liſtigen Mädchen. Dieſe junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geiſt und Seele. Sie declamirte nicht übel, und wollte immer declamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeclamation war, die auf einzelnen Stellen laſtete, und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei dieſem allem war ſie nicht leicht jemand, beſonders Männern, unangenehm. Vielmehr ſchrieben ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen ſchönen Verſtand zu: denn ſie war, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte; ſie wußte einem Freunde, um deſſen Achtung ihr zu thun war, mit einer beſondern Aufmerkſamkeit zu ſchmeicheln, in ſeine Ideen ſo lange als möglich einzugehen, ſobald ſie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Extaſe eine ſolche neue Erſcheinung aufzunehmen. Sie verſtand zu ſprechen und zu ſchweigen, und ob ſie gleich kein tückiſches Gemüth hatte, mit großer Vorſicht aufzupaſſen, wo des andern ſchwache Seite ſeyn möchte.

Sechstes Capitel.

Melina hatte ſich indeſſen nach den Trümmern der vorigen Direction genau erkundigt. Sowohl Decorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute verſetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Directrice erhalten, unter gewiſſen Bedingungen, wenn ſich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freier Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen beſehen und zog Wilhelmen mit ſich. Dieſer empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewiſſe Neigung dazu, die er ſich jedoch

ſelbſt nicht geſtand. In ſo einem ſchlechten Zuſtande auch die gefleckſten Decorationen waren, ſo wenig ſcheinbar auch türkiſche und heidniſche Kleider, alte Carricaturröcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen ſeyn mochten, ſo konnt' er ſich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hätte Melina in ſein Herz ſehen können, ſo würd' er ihm eifriger zugeſetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreiung, Aufſtellung und neue Belebung dieſer zerſtreuten Glieder zu einem ſchönen Ganzen herzugeben. Welch ein glücklicher Menſch, rief Melina aus, könnt' ich ſeyn, wenn ich nur zweihundert Thaler beſäße, um zum Anfange den Beſitz dieſer erſten theatraliſchen Bedürfniſſe zu erlangen! Wie bald wollt' ich ein kleines Schauſpiel beiſammen haben, das uns in dieſer Stadt, in dieſer Gegend gewiß ſogleich ernähren ſollte! Wilhelm ſchwieg, und beide verließen nachdenklich die wieder eingeſperrten Schätze.

Melina hatte von dieſer Zeit an keinen andern Discurs, als Projecte und Vorſchläge, wie man ein Theater einrichten und dabei ſeinen Vortheil finden könnte. Er ſuchte Philinen und Laertes zu intereſſiren, und man that Wilhelmen Vorſchläge, Geld herzuſchießen und Sicherheit dagegen anzunehmen. Dieſem fiel erſt aber bei dieſer Gelegenheit recht auf, daß er hier ſo lange nicht hätte verweilen ſollen; er entſchuldigte ſich und wollte Anſtalten machen, ſeine Reiſe fortzuſetzen.

Indeſſen war ihm Mignons Geſtalt und Weſen immer reizender geworden. In allem ſeinem Thun und Laſſen hatte das Kind etwas Sonderbares: es ging die Treppe weder auf noch ab, ſondern ſprang; es ſtieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh man ſich's verſah, ſaß es eben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine beſondere Art von Gruß hatte: ihn grüßte ſie ſeit einiger Zeit mit über die Bruſt geſchlagenen Armen. Manche Tage war ſie ganz ſtumm; zu Zeiten antwortete ſie mehr auf verſchiedene Fragen, immer ſonderbar, doch ſo, daß man nicht unterſcheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem ſie ein gebrochenes, mit Franzöſiſch und Italiäniſch durchflochtenes Deutſch ſprach. In ſeinem Dienſte war das Kind unermüdet und früh mit der Sonne auf; es verlor ſich dagegen Abends zeitig, ſchlief in einer Kammer auf der nackten Erde, und war durch nichts zu bewegen, ein

Hüpft' ein Käpchen oben übern Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was, im Hauſe,
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wär's die meine!"
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom ſchönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,

Bette oder einen Strohſack anzunehmen. Er fand ſie oft, daß ſie ſich wuſch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich alles faſt doppelt und dreifach an ihr geflickt war. Man ſagte Wilhelmen auch, daß ſie alle Morgen ganz früh in die Meſſe gehe, wohin er ihr einmal folgte, und ſie in der Ecke der Kirche mit dem Roſenkranze knieen und andächtig beten ſah: ſie bemerkte ihn nicht; er ging nach Hauſe, machte ſich vielerlei Gedanken über dieſe Geſtalt und konnte ſich bei ihr nichts Beſtimmtes denken.

Neues Andringen Melina's um eine Summe Geldes zur Auslöſung der mehr erwähnten Theatergeräthſchaften beſtimmte Wilhelmen noch mehr, an ſeine Abreiſe zu denken. Er wollte den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Poſttage ſchreiben; er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an, und war mit Erzählung ſeiner Abenteuer, wobei er, ohne es ſelbſt zu bemerken, ſich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte, ſchon ziemlich weit gekommen, als er zu ſeinem Verdruß auf der hintern Seite des Briefblatts ſchon einige Verſe geſchrieben fand, die er für Madame Melina aus ſeiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verſchob die Wiederholung ſeines Bekenntniſſes auf den nächſten Poſttag.

Siebentes Capitel.

Unſere Geſellſchaft befand ſich abermals beiſammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbeikam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äußerſt aufmerkſam war, rief mit großer Lebhaftigkeit: Unſer Pedant! da kommt unſer allerliebſter Pedant! Wen mag er bei ſich haben? Sie rief und winkte zum Fenſter hinaus, und der Wagen hielt ſtille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an ſeinem verſchabten, graulichbraunen Rocke und an ſeinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magiſter, wie ſie auf Akademien zu vermiedern pflegen, hätte halten ſollen, ſtieg aus dem Wagen und entblößte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abthat, eine übelgepuderte, aber übrigens ſehr ſteife Perrücke, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

So wie ſie ihre Glückſeligkeit fand, einen Theil der Männer zu lieben und ihre Liebe zu genießen, ſo war das Vergnügen nicht viel

geringer, das ſie ſich ſo oft als möglich gab, die übrigen, die ſie eben in dieſem Augenblicke nicht liebte, auf eine ſehr leichtfertige Weiſe zum beſten zu haben.

Ueber den Lärm, womit ſie dieſen alten Freund empfing, vergaß man auf die übrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwei Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte ſich's bald, daß er ſie alle drei vor einigen Jahren bei der Geſellſchaft, die in ſeiner Vaterſtadt ſpielte, mehrmals geſehen hatte. Die Töchter waren ſeit der Zeit herangewachſen; der Alte aber hatte ſich wenig verändert. Dieſer ſpielte gewöhnlich die gutmüthigen, polternden Alten, wovon das deutſche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht ſelten antrifft: denn da es der Charakter unſerer Landsleute iſt, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leiſten, ſo denken ſie ſelten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiſte des Widerſpruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürriſches Weſen ihre liebſte Tugend im Contraſte darzuſtellen. Solche Rollen ſpielte unſer Schauſpieler ſehr gut, und er ſpielte ſie ſo oft und ausſchließlich, daß er darüber eine ähnliche Art ſich zu betragen im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, ſobald er ihn erkannte: denn er erinnerte ſich, wie oft er dieſen Mann neben ſeiner geliebten Marianne auf dem Theater geſehen hatte; er hörte ihn noch ſchelten, er hörte ihre ſchmeichelnde Stimme, mit der ſie ſeinem rauhen Weſen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erſte lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen auswärts zu finden und zu hoffen ſey? ward leider mit Nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Geſellſchaften, bei denen man ſich erkundigt beſetzt und einige davon ſogar in Sorgen ſeyen, wegen des bevorſtehenden Krieges auseinandergehen zu müſſen. Der polternde Alte hatte mit ſeinen Töchtern aus Verdruß und Liebe zur Abwechſelung ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Perſonen, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um hierher zu kommen, wo denn auch, wie ſie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher ſich die übrigen über ihre Angelegenheiten ſehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünſchte den

Alten allein zu ſprechen, wünſchte und fürchtete von Mariannen zu hören, und befand ſich in der größten Unruhe.

Die Artigkeit der neu angekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus ſeinem Traume reißen; aber ein Wortwechſel, der ſich erhob, machte ihn aufmerkſam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, ſich aber dießmal lebhaft widerſetzte, als er den Tiſch decken und Eſſen herbeiſchaffen ſollte.

Ich habe mich verpflichtet, rief er aus, Ihnen zu dienen, aber nicht, allen Menſchen aufzuwarten.

Sie geriethen darüber in einen heftigen Streit. Philine beſtand darauf, er habe ſeine Schuldigkeit zu thun, und als er ſich hartnäckig widerſetzte, ſagte ſie ihm ohne Umſtände, er könne gehen, wohin er wolle.

Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne? rief er aus, ging trotzig weg, machte ſein Bündel zuſammen und eilte ſogleich zum Hauſe hinaus.

Geh, Mignon, ſagte Philine, und ſchaff' uns was wir brauchen; ſag' es dem Kellner, und hilf aufwarten!

Mignon trat vor Wilhelmen hin, und fragte in ihrer lakoniſchen Art: Soll ich? darf ich? und Wilhelm verſetzte: Thu', mein Kind, was Mademoiſelle dir ſagt!

Das Kind beſorgte alles und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gäſten auf. Nach Tiſche ſuchte Wilhelm mit dem Alten einen Spaziergang allein zu machen; es gelang ihm, und nach mancherlei Fragen, wie es ihm bisher gegangen? wendete ſich das Geſpräch auf die ehemalige Geſellſchaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Mariannen zu fragen.

Sagen Sie mir nichts von dem abſcheulichen Geſchöpf! rief der Alte: ich habe verſchworen, nicht mehr an ſie zu denken. Wilhelm erſchrack über dieſe Aeußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu ſchmähen. Wie gern hätte unſer Freund das Geſpräch abgebrochen! allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aushalten.

Ich ſchäme mich, fuhr dieſer fort, daß ich ihr ſo geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entſchuldigen. Sie war ſo artig, natürlich und gut, ſo gefällig, und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgeſtellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Charakters ſeyn ſollten.

Schon hatte ſich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmſte von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, ſeine Rede endlich ſtockte und er ein Schnupftuch aus der Taſche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt ſeine Rede völlig unterbrachen.

Was iſt Ihnen? rief Wilhelm aus: was giebt Ihren Empfindungen auf einmal eine ſo entgegengeſetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht! ich nehme an dem Schickſale dieſes Mädchens mehr Antheil, als Sie glauben; nur laſſen Sie mich alles wiſſen.

Ich habe wenig zu ſagen, verſetzte der Alte, indem er wieder in ſeinen ernſthaften, verdrießlichen Ton überging. Ich werf' es ihr nie vergeben, was ich um ſie geduldet habe.

Sie hatte, fuhr er fort, immer ein gewiſſes Zutrauen zu mir; ich liebte ſie wie meine Tochter, und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entſchluß gefaßt, ſie zu mir zu nehmen und ſie aus den Händen der Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes verſprach. Meine Frau ſtarb, und das Project zerſchlug ſich.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterſtadt — es ſind nicht gar drei Jahre — merkt' ich ihr eine ſichtbare Traurigkeit an; ich fragte ſie, aber ſie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reiſe. Sie fuhr mit mir in Einem Wagen, und ich bemerkte, was ſie mir auch bald geſtand, daß ſie guter Hoffnung ſey, und in der größten Furcht ſchwebe, von unſerm Director verſtoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, ſo machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnedieß nur auf ſechs Wochen ſtand, ſogleich auf, zahlte was ſie zu fordern hatte, und ließ ſie, aller Vorſtellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem ſchlechten Wirthshauſe zurück.

Der Henker hole alle liederlichen Dirnen! rief der Alte mit Verdruß, und beſonders dieſe, die mir ſo manche Stunde meines Lebens verdorben hat! Was ſoll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für ſie gethan, was ich an ſie gehängt, wie ich auch in der Abweſenheit für ſie geſorgt habe! Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen und meine Zeit hinbringen, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf ſo ein Geſchöpf die mindeſte Aufmerkſamkeit wenden. Was war's? Im Anfang erhielt ich Dankſagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal

Bayerische Staatsbibliothek

Dank für das Geld, das ich ihr zu den Wochen geſchickt hatte. O, die Verſtellung und der Leichtſinn der Weiber iſt ſo recht zuſammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu ſchaffen!

Achtes Capitel.

Man denke ſich Wilhelms Zuſtand, als er von dieſer Unterredung nach Hauſe kam. Alle ſeine alten Wunden waren wieder aufgeriſſen, und das Gefühl, daß ſie ſeiner Liebe nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft geworden: denn in dem Intereſſe des Alten, in dem Lobe, das er ihr wider Willen geben mußte, war unſerm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erſchienen; ja ſelbſt die heftige Anklage des leidenſchaftlichen Mannes enthielt nichts, was ſie vor Wilhelms Augen hätte herabſetzen können. Denn dieſer bekannte ſich ſelbſt als Mitſchuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt ſchien ihm nicht tadelhaft: er machte ſich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, ſah ſie als Wöchnerin, als Mutter in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrſcheinlich mit ſeinem eigenen Kinde herumirren, — Vorſtellungen, welche das ſchmerzlichſte Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als ſie das Licht niedergeſetzt hatte, bat ſie ihn zu erlauben, daß ſie ihm heute Abend mit einem Kunſtſtücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpf nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das ſie darauf ſetzte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewiſſen Maßen die Eier auseinander, dann rief ſie einen Menſchen herein, der im Hauſe aufwartete und die Violine ſpielte. Er trat mit ſeinem Inſtrumente in die Ecke; ſie verband ſich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Muſik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem ſie Tact und Melodie mit dem Schlage der Caſtagnetten begleitete.

Behende, leicht, rasch, genau führte sie den Tanz. Sie trat so scharf und so sicher zwischen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, sie müsse eins zertreten oder bei schnellen Wendungen das andere fortschleudern. Mit nichten! sie berührte keines, ob sie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja sogar mit Sprüngen, und zuletzt bald knieend sich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltsam wie ein Uhrwerk lief sie ihren Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen: er vergaß seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm, zeigte sie sich. Er empfand, was er schon für Mignon gefühlt, in diesem Augenblicke auf einmal: er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines und stellte sich dann, indem sie die Binde von den Augen nahm und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe: er streichelte sie und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen: er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: keine Farbe. Auch das versprach er ihr, obgleich er nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe und schwang sich zur Thüre hinaus.

Von dem Musikus erfuhr er, daß sie sich seit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, so lange vorzusingen, bis er ihn habe spielen können. Auch habe sie ihm für seine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unser Freund theils wachend, theils von schweren Träumen geängstigt zubrachte, in denen er Mariannen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Gestalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald desselben beraubt sah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon schon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet, und erklärte nach ihrer Art, daß sie ein neues Westchen und Schifferhosen, wie sie solche an den Knaben in der Stadt gesehen, mit blauen Aufschlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte seit dem Verlust Mariannens alle muntern Farben abgelegt: er hatte sich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieser Farbe belebte einigermaßen jene stille Kleidung. Mignon, begierig seine Farbe zu tragen, trieb den Schneider, der in kurzem die Arbeit zu liefern versprach.

Die Tanz- und Fechtstunden, die unser Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum besten glücken. Auch wurden sie bald durch Melina's Ankunft unterbrochen, der umständlich zeigte, wie jetzt eine kleine Gesellschaft beisammen sey, mit welcher man schon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte seinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etablissement vorstrecken solle, wobei dieser abermals seine Unentschlossenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten sich abermals eine Spazierfahrt ausgedacht: denn Veränderung des Orts und der Gegenstände war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten: täglich an einem andern Orte zu essen, war ihr höchster Wunsch. Diesmal sollte es eine Wasserfahrt werden.

Das Schiff, womit sie die Krümmungen des angenehmen Flusses hinunterfahren wollten, war schon durch den Pedanten bestellt. Philine trieb; die Gesellschaft zauderte nicht, und war bald eingeschifft.

Was fangen wir nun an? sagte Philine, indem sich alle auf die Bänke niedergelassen hatten.

Das Kürzeste wäre, versetzte Laertes, wir extemporirten ein Stück. Nehme jeder eine Rolle, die seinem Charakter am angemessensten ist, und wir wollen sehen, wie es uns gelingt.

Vortrefflich! sagte Wilhelm: denn in einer Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Verstellung gleich von Anfange zu, und sind nachher unter der Maske so aufrichtig, als wir wollen.

Ja, sagte Laertes, deßwegen geht sich's so angenehm mit Weibern um, die sich niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen lassen.

Das macht, versetzte Madame Melina, daß sie nicht so eitel sind wie die Männer, welche sich einbilden, sie seyen schon immer liebenswürdig genug, wie sie die Natur hervorgebracht hat.

Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen Frauenzimmer, besonders aber Madame Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztere fing sogar an, ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung über eine ähnliche Naturscene feierlich herzusagen; allein Philine unterbrach sie, und schlug ein Gesetz vor, daß sich niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen; sie setzte vielmehr den Vorschlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte sollte einen pensionirten Officier, Laertes einen vacirenden Fechtmeister, der Pedant einen Juden vorstellen; sie selbst wolle eine Tyrolerin machen, und überließ den übrigen, sich ihre Rollen zu wählen. Man sollte fingiren, als ob sie eine Gesellschaft weltfremder Menschen seyen, die so eben auf einem Marktschiffe zusammenkomme.

Sie fing sogleich mit dem Juden ihre Rolle zu spielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete sich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer stille hielt, um mit Erlaubniß der Gesellschaft noch jemand einzunehmen, der am Ufer stand und gewinkt hatte.

Das ist eben noch, was wir brauchten, rief Philine: ein blinder Passagier fehlte noch der Reisegesellschaft.

Ein wohlgekleideter Mann stieg in das Schiff, den man an seiner Kleidung und seiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geistlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Gesellschaft, die ihm nach ihrer Weise dankte, und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte: er nahm darauf die Rolle eines Landgeistlichen an, die er zur Verwunderung aller auf

das artigste durchsetzte, indem er bald ermahnte, bald Histörchen erzählte, einige schwache Seiten blicken ließ und sich doch im Respect zu erhalten wußte.

Indessen hatte jeder, der nur ein einzigesmal aus seinem Charakter herausgegangen war, ein Pfand geben müssen. Philine hatte sie mit großer Sorgfalt gesammelt, und besonders den geistlichen Herrn mit vielen Küssen bei der künftigen Einlösung bedroht, ob er gleich nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen ward völlig ausgeplündert: Hemdenmanschette und Schnallen, und alles was Bewegliches an seinem Leibe war, hatte Philine zu sich genommen; denn er wollte einen reisenden Engländer vorstellen und konnte auf keine Weise in seine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das angenehmste vergangen: jedes hatte seine Einbildungskraft und seinen Witz aufs möglichste angestrengt, und jedes seine Rolle mit anzunehmen und unterhaltenden Scherzen ausstaffirt. So kam man an dem Orte an, wo man sich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geistlichen, wie wir ihn seinem Aussehen und seiner Rolle nach nennen wollen, auf dem Spaziergange bald in ein interessantes Gespräch.

Ich finde diese Uebung, sagte der Unbekannte, unter Schauspielern, ja in Gesellschaft von Freunden und Bekannten, sehr nützlich. Es ist die beste Art, die Menschen aus sich heraus- und durch einen Umweg wieder in sich hineinzuführen. Es sollte bei jeder Truppe eingeführt seyn, daß sie sich manchmal auf diese Weise üben mußte, und das Publikum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geschriebenes Stück aufgeführt würde, worauf sich freilich die Schauspieler in mehreren Proben müßten vorbereitet haben.

Man dürfte sich, versetzte Wilhelm, ein extemporirtes Stück nicht als ein solches denken, das aus dem Stegreife sogleich componirt würde, sondern als ein solches, wovon zwar Plan, Handlung und Scenenentheilung gegeben wären, dessen Ausführung aber dem Schauspieler überlassen bliebe.

Ganz richtig, sagte der Unbekannte, und eben was diese Ausführung betrifft, würde ein solches Stück, sobald die Schauspieler nur einmal im Gange wären, außerordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte — denn durch diese muß freilich der überlegende Schriftsteller seine Arbeit zieren — sondern die Ausführung durch Geberden und Mienen, Ausrufungen und was dazu gehört, kurz das stumme, halblaute Spiel,

welches nach und nach bei uns ganz verloren zu gehen scheint. Es sind wohl Schauspieler in Deutschland, deren Körper das zeigt, was sie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte, anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten und die Pausen des Gespräches durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wissen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme, und es lehrte, mit dem Schriftsteller zu wetteifern, ist nicht so im Gange, als es zum Troste derer, die das Theater besuchen, wohl zu wünschen wäre.

Sollte aber nicht, versetzte Wilhelm, ein glückliches Naturell; als das Erste und Letzte, einen Schauspieler, wie jeden andern Künstler, ja vielleicht wie jeden Menschen, allein zu einem so hochaufgesteckten Ziele bringen?

Das Erste und Letzte, Anfang und Ende möcht' es wohl seyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künstler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erst aus ihm macht, was er seyn soll, und zwar frühe Bildung: denn vielleicht ist derjenige, dem man Genie zuschreibt, übler daran als der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten besitzt; denn jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falsche Wege gestoßen werden als dieser.

Aber, versetzte Wilhelm, wird das Genie sich nicht selbst retten, die Wunden, die es sich geschlagen, selbst heilen?

Mit nichten! versetzte der andere: oder wenigstens nur nothdürftig; denn niemand glaube, die ersten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen: so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommeneres und glücklicheres Leben führen als ein anderer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen, aber großen Begriff, der alles andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können.

Das mag wohl wahr seyn, sagte Wilhelm; denn jeder Mensch ist

Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen ſehnſuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Beſuch.

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen,
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Oeffn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich ſie gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war ſie eingeſchlafen;
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich ſetzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rath', ob ich ſie weckte.

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens.

beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das jeden nach seiner Weise erzieht!

Das Schicksal, versetzte lächelnd der andere, ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelenkes Organ haben: denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte.

Sie scheinen einen sehr sonderbaren Gedanken auszusprechen, versetzte Wilhelm.

Mit nichten! das meiste was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen grossen Sinn, und gehen die meisten nicht auf etwas Albernes hinaus?

Sie wollen scherzen.

Und ist es nicht, fuhr der andere fort, mit dem, was einzelnen Menschen begegnet, eben so? Gesetzt, das Schicksal hätte einen zu einem guten Schauspieler bestimmt — und warum soll es uns auch nicht mit guten Schauspielern versorgen? — unglücklicherweise führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenspiel, wo er sich früh nicht enthalten konnte, an etwas Abgeschmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar interessant zu finden, und so die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöschen, denen wir eine gewisse Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen.

Wie kommen Sie auf das Puppenspiel? fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

Es war nur ein unwillkürliches Beispiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein anderes. Gesetzt, das Schicksal hätte einen zu einem grossen Maler bestimmt, und dem Zufalle beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstossen, glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterem Sinn er das Unreine in seiner Jugend angefaßt und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, inzwischen daß er es zu überwinden suchte, mit ihm aufs innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter, unbedeutender Gesellschaft gelebt hat,

wird ſich, wenn er auch ſpäter eine beſſere haben kann, immer nach jener zurückſehnen, deren Eindruck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur ſelten zu wiederholender Freuden, geblieben iſt.

Man kann denken, daß unter dieſem Geſpräch ſich nach und nach die übrige Geſellſchaft entfernt hatte. Beſonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder hervor, welche auf allerlei Weiſe gelöst werden mußten, wobei der Fremde ſich durch die artigſten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Geſellſchaft und beſonders den Frauenzimmern ſehr empfahl. Und ſo floſſen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küſſen und allerlei Neckereien auf das angenehmſte vorbei.

Zehntes Capitel.

Als ſie ſich wieder nach Hauſe begeben wollten, ſahen ſie ſich nach ihrem Geiſtlichen um; allein er war verſchwunden, und an keinem Orte zu finden.

Es iſt nicht artig von dem Manne, der ſonſt viel Lebensart zu haben ſcheint, ſagte Madame Melina, eine Geſellſchaft, die ihn ſo freundlich aufgenommen, ohne Abſchied zu verlaſſen.

Ich habe mich die ganze Zeit her ſchon beſonnen, ſagte Laertes, wo ich dieſen ſonderbaren Mann ſchon jemals möchte geſehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beim Abſchiede darüber zu befragen.

Mir ging es eben ſo, verſetzte Wilhelm, und ich hätte ihn gewiß nicht entlaſſen, bis er uns etwas näheres von ſeinen Umſtänden entdeckt hätte. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich ihn nicht ſchon irgendwo geſprochen hätte.

Und doch könntet ihr euch, ſagte Philine, darin wirklich irren. Dieſer Mann hat eigentlich nur das falſche Anſehen eines Bekannten, weil er ausſieht wie ein Menſch und nicht wie Hans oder Klunz.

Was ſoll das heißen? ſagte Laertes. Sehen wir nicht auch aus wie Menſchen?

Ich weiß was ich ſage, verſetzte Philine, und wenn ihr mich nicht begreift, ſo laßt's gut ſeyn. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen ſollen.

Zwei Kutschen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der sie bestellt hatte. Philine nahm neben Madame Melina, Wilhelmen gegenüber, Platz, und die übrigen richteten sich ein so gut sie konnten. Laertes selbst ritt auf Wilhelms Pferde, das auch mit herausgekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine saß kaum in dem Wagen, als sie artige Lieder zu singen und das Gespräch auf Geschichten zu lenken wußte, von denen sie behauptete, daß sie mit Glück dramatisch behandelt werden könnten. Durch diese kluge Wendung hatte sie gar bald ihren jungen Freund in seine beste Laune gesetzt, und er componirte aus dem Reichthum seines lebendigen Bilderverraths sogleich ein ganzes Schauspiel mit allen seinen Acten, Scenen, Charakteren und Verwickelungen. Man fand für gut, einige Arien und Gesänge einzuflechten; man dichtete sie, und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an und sang sie aus dem Stegreife. Sie hatte eben heute ihren schönen, sehr schönen Tag; sie wußte mit allerlei Neckereien unsern Freund zu beleben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht gewesen war.

Seitdem ihn jene grausame Entdeckung von der Seite Mariannens gerissen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben, sich vor der zusammenschlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treulose Geschlecht zu meiden, seine Schmerzen, seine Neigung, seine süßen Wünsche in seinem Busen zu verschließen. Die Gewissenhaftigkeit, womit er dieß Gelübde beobachtete, gab seinem ganzen Wesen eine geheime Nahrung, und da sein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, so ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfnisse. Er ging wieder wie von dem ersten Jugendnebel begleitet umher: seine Augen faßten jeden reizenden Gegenstand mit Freuden auf, und nie war sein Urtheil über eine liebenswürdige Gestalt schonender gewesen. Wie gefährlich ihm in einer solchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt sich leider nur zu gut einsehen.

Zu Hause fanden sie auf Wilhelms Zimmer schon alles zum Empfang bereit, die Stühle zu einer Vorlesung zurecht gestellt und den Tisch in die Mitte gesetzt, auf welchem der Punschnapf seinen Platz nehmen sollte.

Die deutschen Ritterstücke waren damals eben neu, und hatten die Aufmerksamkeit und Neigung des Publicums an sich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieser Art mitgebracht, und die Vorlesung war

beſchloſſen werden. Man ſetzte ſich nieder. Wilhelm bemächtigte ſich des Exemplars und fing zu leſen an.

Die gebarniſchten Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, beſonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Perſonen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorleſer that ſein Möglichſtes, und die Geſellſchaft kam außer ſich. Zwiſchen dem zweiten und dritten Acte kam der Punſch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke ſelbſt ſehr viel getrunken und angeſtoßen wurde, ſo war nichts natürlicher, als daß die Geſellſchaft bei jedem ſolchen Falle ſich lebhaft an den Platz der Helden verſetzte, gleichfalls anklingte und die Günſtlinge unter den handelnden Perſonen hoch leben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des edelſten Nationalgeiſtes entzündet. Wie ſehr gefiel es dieſer deutſchen Geſellſchaft, ſich ihrem Charakter gemäß auf eigenem Grund und Boden poetiſch zu ergetzen! Beſonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlöſſer, das Moos und die hohlen Bäume, über alles aber die nächtlichen Zigeunerſcenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauſpieler ſah nun, wie er bald in Helm und Harniſch, jede Schauſpielerin, wie ſie mit einem großen ſiehenden Kragen ihre Deutſchheit vor dem Publicum produciren werde. Jeder wollte ſich ſogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der deutſchen Geſchichte zueignen, und Madame Melina betheuerte, Sohn oder Tochter, wozu ſie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mechthilde taufen zu laſſen.

Gegen den fünften Act war der Beifall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich ſeinem Unterdrücker entging und der Tyrann geſtraft wurde, war das Entzücken ſo groß, daß man ſchwur, man habe nie ſo glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeiſtert hatte, war der Lauteſte, und da der zweite Punſchnapf geleert war, und Mitternacht herannahte, ſchwur Laertes hoch und theuer, es ſey kein Menſch würdig, an dieſe Gläſer jemals wieder eine Lippe zu ſetzen, und warf mit dieſer Betheurung ſein Glas hinter ſich und durch die Scheiben auf die Gaſſe hinaus. Die übrigen folgten ſeinem Beiſpiele, und ungeachtet der Proteſtationen des hereileilenden Wirthes wurde der Punſchnapf ſelbſt, der nach einem ſolchen Feſte durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden ſollte, in tauſend Stücke geſchlagen. Philine, der man ihren Rauſch am wenigſten anſah, intereſſ die beiden Mädchen nicht in den

anständigsten Stellungen auf dem Canapé lagen, reizte die andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madame Melina recitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rausche nicht sehr liebenswürdig war, fing an, auf die schlechte Bereitung des Punsches zu schelten, versicherte, daß er ein Fest ganz anders einzurichten verstehe, und ward zuletzt, als Laertes Stillschweigen gebot, immer gröber und lauter, so daß dieser, ohne sich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indessen war die Schaarwache herbeigekommen, und verlangte ins Haus eingelassen zu werden. Wilhelm, vom Lesen sehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen und die Glieder der Gesellschaft in ihren mißlichen Umständen nach Hause zu schaffen. Er warf sich, als er zurückkam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet aufs Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufschlug, und mit düsterm Blick auf die Verwüstungen des vergangenen Tages, den Unrath und die bösen Wirkungen hinsah, die ein geistreiches, lebhaftes und wohlgemeintes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Eilftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er sogleich den Wirth herbei, und ließ sowohl den Schaden als die Zeche auf seine Rechnung schreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß sein Pferd von Laertes gestern bei dem Hereinreiten dergestalt angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmied wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Fenster zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Pudermesser noch schuldig war, zu kaufen, und wir müssen bekennen, er hielt sich nicht in den Gränzen eines proportionirten Gegengeschenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar sehr niedliche Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch, und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den ersten Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madame Melina, die ihn eben, als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, suchte noch vor Tische eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war um so erstaunter, als er nichts weniger denn diese Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs eingefallen sey, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden; er entschuldigte sich, so gut er konnte, über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, befriedigte aber Madame Melina auf keine Weise, vielmehr ward diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeichelei, wodurch sie sich eine Art von Neigung unseres Freundes erwerben hatte, nicht hinreiche, diesen Besitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden sie gleichfalls, da sie zu Tische kamen, bei sehr übelm Humor, und er fing schon an, ihn über Kleinigkeiten auszulassen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenspieler anmeldete.

Sie werden, sagte er, gewiß Vergnügen an der Musik und an den Gesängen dieses Mannes finden; es kann sich niemant, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas weniges mitzutheilen.

Lassen Sie ihn weg! versetzte Melina. Ich bin nichts weniger als gestimmt, einen Leiermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienten.

Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie verstand ihn und war gleich bereit, zu seinem Verdruß den angemeldeten Sänger zu beschützen.

Sie wendete sich zu Wilhelmen und sagte: Sollen wir den Mann nicht hören? sollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen Langenweile zu retten?

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeigewinkt hätte.

Die Gestalt dieses seltsamen Gastes setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, und er hatte schon von einem Stuhle Besitz genommen, ehe jemant ihn zu fragen oder sonst etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt: große blaue Augen blickten sanft unter langen weißen Augenbraunen hervor. An eine wohlgebildete Nase schloß sich ein langer weißer Bart an, ohne die

gefällige Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den schlanken Körper vom Halse bis zu den Füßen: und so fing er auf der Harfe, die er vor sich genommen hatte, zu präludiren an. Die angenehmen Töne, die er aus dem Instrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Gesellschaft.

Ihr pflegt auch zu singen, guter Alter, sagte Philine.

Gebt uns etwas, das Herz und Geist zugleich mit den Sinnen ergötze, sagte Wilhelm. Das Instrument sollte nur die Stimme begleiten: denn Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu seyn, die in der Luft vor unsern Augen herumschweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möchten; da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt, und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.

Der Alte sah Wilhelmen an, alsdann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe, und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger und ermahnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug das Lied mit so viel Leben und Wahrheit vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bei diesem Anlasse gedichtet. Wilhelm enthielt sich kaum, ihm um den Hals zu fallen: nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf seinen Stuhl zurück: denn die übrigen machten schon halb laut einige alberne Anmerkungen und stritten, ob es ein Pfaffe oder ein Jude sey.

Als man nach dem Verfasser des Liedes fragte, gab er keine bestimmte Antwort; nur versicherte er, daß er reich an Gesängen sey, und wünsche nur, daß sie gefallen möchten. Der größte Theil der Gesellschaft war fröhlich und freudig, ja selbst Melina nach seiner Art offen geworden, und indem man unter einander schwatzte und scherzte, fing der Alte das Lob des geselligen Lebens auf das geistreichste zu singen an: er pries Einigkeit und Gefälligkeit mit einschmeichelnden Tönen. Auf einmal ward sein Gesang trocken, rauh und verworren, als er gehässige Verschlossenheit, kurzsinnige Feindschaft und gefährlichen Zwiespalt bedauerte, und gern warf jede Seele diese unbequemen Fesseln ab, als er, auf den Flittigen einer verdringenden Melodie getragen, die Friedensstifter pries, und das Glück der Seelen, die sich wiederfinden, sang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: Wer du auch seyst, der du, als ein hülfreicher Schutzgeist, mit einer segnenden und belebenden

Stimme zu uns kommſt, nimm meine Verehrung und meinen Dank! fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertrau' uns, wenn du etwas bedarfſt!

Der Alte ſchwieg, ließ erſt ſeine Finger über die Saiten ſchleichen, dann griff er ſie ſtärker an und ſang:

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laßt den Geſang zu unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Bring' ihn herein den Alten.

Gegrüßet ſeyd ihr, hohe Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug die vollen Töne;
Der Ritter ſchaute muthig drein,
Und in den Schooß die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht!
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern!
Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen!

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß einen Trunk des besten Weins
In reinem Glase bringen.

Er setzt' es an, er trank es aus:
O Trank der süßen Labe!
O dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeschenkt da stand, ergriff und es mit freundlicher Miene, sich gegen seine Wohlthäter wendend, austrank, entstand eine allgemeine Freude in der Versammlung. Man klatschte und rief ihm zu, es möge dieses Glas zu seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner alten Glieder gereichen. Er sang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Gesellschaft.

Kannst du die Melodie, Alter, rief Philine: Der Schäfer putzte sich zum Tanz?

O ja! versetzte er: wenn Sie das Lied singen und aufführen wollen, an mir soll es nicht fehlen.

Philine stand auf und hielt sich fertig. Der Alte begann die Melodie, und sie sang ein Lied, das wir unsern Lesern nicht mittheilen können, weil sie es vielleicht abgeschmackt oder wohl gar unanständig finden könnten.

Inzwischen hatte die Gesellschaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flasche Wein ausgetrunken und fing an sehr laut zu werden. Da aber unserm Freunde die bösen Folgen ihrer Lust noch in frischem Andenken schwebten, suchte er abzubrechen, steckte dem Alten für seine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand; die andern thaten auch

etwas: man ließ ihn abtreten und ruhen, und verſprach ſich auf den Abend eine wiederholte Freude von ſeiner Geſchicklichkeit.

Als er hinweg war, ſagte Wilhelm zu Philinen: Ich kann zwar in Ihrem Leibgeſange weder ein dichteriſches noch ſittliches Verdienſt finden; doch wenn Sie mit eben der Naivetät, Eigenheit und Zierlichkeit etwas Schickliches auf dem Theater jemals ausführen, ſo wird Ihnen allgemeiner, lebhafter Beifall gewiß zu Theil werden.

Ja, ſagte Philine, es müßte eine recht angenehme Empfindung ſeyn, ſich am Eiſe zu wärmen.

Ueberhaupt, ſagte Wilhelm, wie ſehr beſchämt dieſer Mann manchen Schauſpieler! Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatiſche Ausdruck ſeiner Romanzen war? Gewiß, es lebte mehr Darſtellung in ſeinem Geſang, als in unſern ſteifen Perſonen auf der Bühne: man ſollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und dieſen muſikaliſchen Erzählungen eine ſinnliche Gegenwart zuſchreiben.

Sie ſind ungerecht! verſetzte Laertes. Ich gebe mich weder für einen großen Schauſpieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Muſik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben giebt und ihnen zugleich das Maß vorſchreibt, wenn Declamation und Ausdruck ſchon von dem Compoſiteur auf mich übertragen werden, ſo bin ich ein ganz anderer Menſch, als wenn ich im proſaiſchen Drama das alles erſt erſchaffen und Tact und Declamation mir erſt erfinden ſoll, worin mich noch dazu jeder Mitſpielende ſtören kann.

So viel weiß ich, ſagte Melina, daß uns dieſer Mann in Einem Punkte gewiß beſchämt, und zwar in einem Hauptpunkte. Die Stärke ſeiner Talente zeigt ſich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit ſeyn werden, wo wir eine Mahlzeit bernehmen, bewegt er, unſere Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfaſſung zu ſetzen, durch ein Liedchen aus der Taſche zu locken. Es ſcheint ſo angenehm zu ſeyn, das Geld zu verſchleudern, womit man ſich und andern eine Exiſtenz verſchaffen könnte.

Das Geſpräch bekam durch dieſe Bemerkung nicht die angenehmſte Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenſchaft, und Melina, der ſich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt ſeine Beſchwerden mit ziemlich trockenen Worten vor.

Regte ſich im Buſen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſ't vom ſüßen Götterbalſam.
Freudig ſaß ich da und die Betrachtung
Hielte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er dir nicht ſchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtörte.

Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede noch zum Kuſſe;
Aufgelöſ't ſind dieſe Zauber-Bande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbſtbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Roſen auf das Tiſchchen nieder;
Sachte, ſachte ſchlich ich meiner Wege.

Es sind nun schon vierzehn Tage, sagte er, daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe besehen haben, und beides konnten wir für eine sehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir so viel creditiren würden, und bis jetzt hab' ich noch nicht gesehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder sich einem Entschluß genähert hätten. Griffen Sie damals zu, so wären wir jetzt im Gange. Ihre Absicht, zu verreisen, haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld scheinen Sie mir diese Zeit über auch nicht gespart zu haben: wenigstens giebt es Personen, die immer Gelegenheit zu verschaffen wissen, daß es geschwinder wegziehe.

Dieser nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unsern Freund. Er versetzte einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Gesellschaft aufstand und sich zerstreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er sich nicht lange mehr bei so unfreundlichen und undankbaren Menschen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, sich auf eine steinerne Bank zu setzen, die vor dem Thore seines Gasthofs stand, und bemerkte nicht, daß er halb aus Lust halb aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherlei Gedanken, sitzend und vor sich hinsehend zugebracht hatte, schlenderte Philine singend zur Hausthüre heraus, setzte sich zu ihm, ja man dürfte beinahe sagen, auf ihn, so nahe rückte sie an ihn heran, lehnte sich auf seine Schultern, spielte mit seinen Locken, streichelte ihn und gab ihm die besten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben und sie nicht in der Gesellschaft allein lassen, in der sie vor Langerweile sterben müßte; sie könne nicht mehr mit Melina unter Einem Dache ausdauern und habe sich deßwegen herüberquartiert.

Vergebens suchte er sie abzuweisen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermuthet schlang sie ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn mit dem lebhaftesten Ausdrucke des Verlangens.

Sind Sie toll, Philine? rief Wilhelm aus, indem er sich loszumachen suchte. Die öffentliche Straße zum Zeugen solcher Liebkosungen

zu machen, die ich auf keine Weise verdiene! Laſſen Sie mich los! ich kann nicht, und ich werde nicht bleiben.

Und ich werde dich feſthalten, ſagte ſie, und ich werde dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis du mir verſprichſt, was ich wünſche.

Ich lache mich zu Tode, fuhr ſie fort: nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo anmuthige Scene ſehen, werden mich ihren Weibern als ein Muſter einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.

Eben gingen einige Leute vorbei, und ſie liebkoſte ihn auf das anmuthigſte, und er, um kein Scandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken, und trieb voll Uebermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

Sie ſind ein rechter Stock! ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende.

Sie ſtand verdrießlich auf und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück und rief: Ich glaube eben, daß ich darum in dich vernarrt bin. Ich will nur gehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den ſteinernen Mann auf der ſteinernen Bank wiederfinde!

Dießmal that ſie ihm Unrecht: denn ſo ſehr er ſich von ihr zu enthalten ſtrebte, ſo würde er doch in dieſem Augenblicke, hätte er ſich mit ihr in einer einſamen Laube befunden, ihre Liebkoſungen wahrſcheinlich nicht unerwiedert gelaſſen haben.

Sie ging, nachdem ſie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er ſich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, warum? von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff, in die Thüre zu treten, als Melina herbeikam, ihn beſcheiden anredete, und ihn wegen einiger im Wortwechſel zu hart ausgeſprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat.

Sie nehmen mir nicht übel, fuhr er fort, wenn ich in dem Zuſtande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängſtlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich von einem

Tag zum andern ruhig zu leben und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt ist. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich ist, so setzen Sie mich in den Besitz der theatralischen Geräthschaften, die sich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.

Wilhelm, der sich ungern auf der Schwelle aufgehalten sah, über die ihn eine unwiderstehliche Neigung in diesem Augenblicke zu Philinen hinüberzog, sagte mit einer überraschten Zerstreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: Wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen kann, so will ich mich nicht länger bedenken. Gehen Sie hin, machen Sie alles richtig! Ich bin bereit, noch diesen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen. Er gab hierauf Melina die Hand zur Bestätigung seines Versprechens und war sehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen sah; leider aber wurde er von seinem Eindringen ins Haus zum zweitenmal, und auf eine unangenehmere Weise zurückgehalten.

Ein junger Mensch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

Da bin ich wieder! rief er aus, indem er seine großen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenster gehen ließ. Wo ist Mamsell? Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne sie zu sehen.

Der Wirth, der eben dazugetreten war, versetzte: Sie ist oben! und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt stehen. Er hätte in den ersten Augenblicken den Jungen bei den Haaren rückwärts die Treppe herunterreißen mögen; dann hemmte der heftige Krampf einer gewaltsamen Eifersucht auf einmal den Lauf seiner Lebensgeister und seiner Ideen, und da er sich nach und nach von seiner Erstarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in seinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf seine Stube, und fand Mignon mit Schreiben beschäftigt. Das Kind hatte sich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, alles was es auswendig wußte, zu schreiben, und hatte seinem Herrn und Freund das Geschriebene zu corrigiren gegeben. Sie war unermüdet und faßte gut; aber die Buchstaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Wilhelm, dem die

Aufmerkſamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, achtete dießmal wenig auf das, was ſie ihm zeigte; ſie fühlte es, und betrübte ſich darüber nur deſto mehr, als ſie glaubte, dießmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelms Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauſes auf und ab, und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter ſprengte vor, der ein gutes Anſehen hatte, und der bei geſetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand, und rief: Ei, Herr Stallmeiſter! ſieht man Sie auch einmal wieder?

Ich will nur hier füttern, verſetzte der Fremde: ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geſchwindigkeit allerlei einrichten zu laſſen. Der Graf kommt morgen mit ſeiner Gemahlin: ſie werden ſich eine Zeit lang drüben aufhalten, um den Prinzen von * auf das beſte zu bewirthen, der in dieſer Gegend wahrſcheinlich ſein Hauptquartier aufſchlägt.

Es iſt Schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können, verſetzte der Wirth: wir haben gute Geſellſchaft.

Der Reitknecht, der nachſprengte, nahm dem Stallmeiſter das Pferd ab, der ſich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt und Wilhelmen von der Seite anſah.

Dieſer, da er merkte, daß von ihm die Rede ſey, begab ſich weg, und ging einige Straßen auf und ab.

Dreizehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er ſich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzuſuchen, durch deſſen Harfe er die böſen Geiſter zu verſcheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein ſchlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens, und in demſelben die Treppe hinauf bis auf den Boden, wo ihm der ſüße Harfenklang aus einer Kammer entgegenſchallte. Es waren herzrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängſtlichen Geſange begleitet. Wilhelm ſchlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantaſie vortrug und wenige Strophen theils ſingend, theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher nach einer kurzen Aufmerkſamkeit ungefähr folgendes verſtehen:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die wehmüthige, herzliche Klage drang tief in die Seele des Herrn. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gebrochenen Lauten darein mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten: seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklemmenes Herz auf; er widerstand nicht dem Mitgefühl, und konnte und wollte die Thränen nicht zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele drückten, lösten sich zu gleicher Zeit auf: er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammerthüre auf, und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genöthigt gewesen.

Was hast du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter! rief er aus. Alles, was in meinem Herzen stockte, hast du losgelöst; laß dich nicht stören, sondern fahre fort, indem du deine Leiden linderst, einen Freund glücklich zu machen.

Der Alte wollte aufstehen und etwas reden, Wilhelm verhinderte ihn daran: denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder.

Der Alte trocknete seine Thränen, und fragte mit einem freundlichen Lächeln: Wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.

Wir sind hier ruhiger, versetzte Wilhelm. Singe mir was du willst, was zu deiner Lage paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es scheint mir, als ob du heute nicht irren könntest. Ich finde dich sehr glücklich, daß du dich in der Einsamkeit so angenehm

beſchäftigen und unterhalten kannſt, und da du überall ein Fremdling biſt, in deinem Herzen die angenehmſte Bekanntſchaft findeſt.

Der Alte blickte auf ſeine Saiten, und nachdem er ſanft präludirt hatte, ſtimmte er an und ſang:

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein!
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.
Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſeyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein?
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach! werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſeyn,
Da läßt ſie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden, und doch die Anmuth der ſeltſamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unſer Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm ſagte, antwortete der Alte mit der reinſten Uebereinſtimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Verſammlung frommer Menſchen, die ſich, abgeſondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geiſtreicher zu erbauen glauben, beigewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird ſich erinnern, wie der Liturg ſeinen Worten den Vers eines Geſanges anzupaſſen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünſcht daß ſie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein anderer aus der Gemeinde in einer andern Melodie den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an dieſen wieder ein dritter einen dritten

anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen sie entlehnt sind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn sie in dem Augenblicke erfunden werden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen für diese besondere Gesellschaft, für diesen Augenblick ein eigenes Ganzes entsteht, durch dessen Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte seinen Gast, indem er durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen nahe und ferne Gefühle, wachende und schlummernde, angenehme und schmerzliche Empfindungen in eine Circulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zustande unseres Freundes das Beste zu hoffen war.

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückweg über seine Lage lebhafter, als bisher geschehen, zu denken an, und war mit dem Vorsatze, sich aus derselben herauszureißen, nach Hause gelangt, als ihm der Wirth sogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiselle Philine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er seinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in höchster Eile zurückgekommen sey und ein gutes Abendessen eben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben diesem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; sie gingen zusammen auf Wilhelms Zimmer, wo dieser, wiewohl mit einigem Zaudern, seinem Versprechen Genüge leistete, dreihundert Thaler auf Wechsel an Melina auszahlte, welche dieser sogleich dem Notarius übergab, und dagegen das Document über den geschlossenen Kauf der ganzen theatralischen Gerätschaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden sollte.

Kaum waren sie aus einander gegangen, als Wilhelm ein entsetzliches Geschrei in dem Hause vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach; er hörte diese Wehklage von oben herunter, an seiner Stube vorbei, nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unsern Freund herunterlockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raserei. Der Knabe weinte, knirschte, stampfte, drohte mit geballten Fäusten und stellte sich ganz ungeberdig vor Zorn und

Verdruß. Mignon ſtand gegenüber und ſah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen dieſe Erſcheinung.

Der Knabe ſey nach ſeiner Rückkunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, luſtig und munter geweſen, habe geſungen und geſprungen bis zur Zeit, da der Stallmeiſter mit Philinen Bekanntſchaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwiſchen Kind und Jüngling angefangen ſeinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuſchlagen, und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tiſche aufzuwarten, worüber er nur noch mürriſcher und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüſſel mit Ragout, anſtatt ſie auf den Tiſch zu ſetzen, zwiſchen Mademoiſelle und dem Gaſt, die ziemlich nahe zuſammengeſeſſen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeiſter ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinausgeſchmiſſen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Perſonen ſäubern helfen, deren Kleider ſehr übel zugerichtet geweſen.

Als der Knabe die gute Wirkung ſeiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunterliefen. Er freute ſich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm ſtand nachdenklich und beſchämt vor dieſer Scene. Er ſah ſein eigenes Innerſtes mit ſtarken und übertriebenen Zügen dargeſtellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eiferſucht entzündet; auch er, wenn ihn der Wohlſtand nicht zurückgehalten hätte, würde gern ſeine wilde Laune befriedigt, gern mit tückiſcher Schadenfreude den geliebten Gegenſtand verletzt und ſeinen Nebenbuhler ausgefordert haben; er hätte die Menſchen, die nur zu ſeinem Verdruß da zu ſeyn ſchienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeigekommen war und die Geſchichte vernommen hatte, beſtärkte ſchelmiſch den aufgebrachten Knaben, als dieſer betheuerte und ſchwur: der Stallmeiſter müſſe ihm Satisfaction geben, er habe noch keine Beleidigung auf ſich ſitzen laſſen; weigere ſich der Stallmeiſter, ſo werde er ſich zu rächen wiſſen. Laertes war hier gerade in ſeinem Fache. Er ging ernſthaft hinauf, den Stallmeiſter im Namen des Knaben herauszufordern.

Das iſt luſtig, ſagte dieſer; einen ſolchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgeſtellt.

Sie gingen hinunter und Philine folgte ihnen.

Mein Sohn, ſagte der Stallmeiſter zu Friedrichen, du biſt ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit dir zu fechten: nur da die Ungleichheit unſerer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abenteuerlich macht, ſo ſchlage ich ſtatt anderer Waffen ein paar Rapiere vor. Wir wollen die Knöpfe mit Kreide beſtreichen, und wer dem andern den erſten oder die meiſten Stöße auf den Rock zeichnet, ſoll für den Ueberwinder gehalten und von dem andern mit dem beſten Weine, der in der Stadt zu haben iſt, tractirt werden.

Laertes entſchied, daß dieſer Vorſchlag angenommen werden könnte: Friedrich gehorchte ihm als ſeinem Lehrmeiſter. Die Rapiere kamen herbei; Philine ſetzte ſich hin, ſtrickte und ſah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeiſter, der ſehr gut focht, war gefällig genug, ſeinen Gegner zu ſchonen, und ſich einige Kreideflecke auf den Rock bringen zu laſſen, worauf ſie ſich umarmten und Wein herbeigeſchafft wurde. Der Stallmeiſter wollte Friedrichs Herkunft und ſeine Geſchichte wiſſen, der denn ein Mährchen erzählte, das er ſchon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unſere Leſer bekannt zu machen gedenken.

In Wilhelms Seele vollendete indeſſen dieſer Zweikampf die Darſtellung ſeiner eigenen Gefühle: denn er konnte ſich nicht läugnen, daß er das Rapier, ja lieber noch einen Degen ſelbſt gegen den Stallmeiſter zu führen wünſchte, wenn er ſchon einſah, daß ihm dieſer in der Fechtkunſt weit überlegen ſey. Doch würdigte er Philinen nicht eines Blicks, hütete ſich vor jeder Aeußerung, die ſeine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einigemal auf die Geſundheit der Kämpfer Beſcheid gethan, auf ſein Zimmer, wo ſich tauſend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte ſich der Zeit, in der ſein Geiſt durch ein unbedingtes, hoffnungsreiches Streben emporgehoben wurde, wo er in dem lebhafteſten Genuſſe aller Art wie in einem Elemente ſchwamm. Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbeſtimmtes Schleudern gerathen war, in welchem er nur noch ſchlürfend koſtete, was er ſonſt mit vollen Zügen eingeſogen hatte: aber deutlich konnte er nicht ſehen, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Geſetz gemacht hatte, und wie ſehr dieſes Bedürfniß durch Umſtände nur gereizt, halb befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf alſo niemand wundern, wenn er bei Betrachtung ſeines Zuſtandes, und indem er ſich aus demſelben herauszudenken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch ſeine Freundſchaft zu Laertes, durch ſeine Neigung zu Philinen, durch ſeinen Antheil an Mignon länger als billig an einem Ort und in einer Geſellſchaft feſtgehalten wurde, in welcher er ſeine Lieblingsneigung hegen, gleichſam verſtohlen ſeine Wünſche befriedigen und, ohne ſich einen Zweck vorzuſetzen, ſeinen alten Träumen nachſchleichen konnte. Aus dieſen Verhältniſſen ſich loszureißen und gleich zu ſcheiden, glaubte er Kraft genug zu beſitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken ſich mit Melina in ein Geldgeſchäft eingelaſſen, er hatte den räthſelhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeſchreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch ſich nicht zurückhalten zu laſſen, war er nach lange hin und her geworfenen Gedanken entſchloſſen, oder glaubte wenigſtens entſchloſſen zu ſeyn. Ich muß fort, rief er aus, ich will fort! Er warf ſich in einen Seſſel und war ſehr bewegt.

Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihn aufwickeln dürfe? Sie kam ſtill; es ſchmerzte ſie tief, daß er ſie heute ſo kurz abgefertigt hatte.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtigt hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt und ihm offenbar wird. Die lange und ſtreng verſchloſſene Knospe war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher ſeyn.

Sie ſtand vor ihm und ſah ſeine Unruhe.

Herr! rief ſie aus, wenn du unglücklich biſt, was ſoll Mignon werden?

Liebes Geſchöpf, ſagte er, indem er ihre Hände nahm, du biſt auch mit unter meinen Schmerzen.

Ich muß fort!

Sie ſah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, ſie legte ihr Haupt auf ſeine Kniee und war ganz ſtill. Er ſpielte mit ihren Haaren und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz ſachte anfing und ſich durch alle Glieder wachſend verbreitete.

Was iſt dir Mignon? rief er aus, was iſt dir?

Sie richtete ihr Köpfchen auf und ſah ihn an, fuhr auf einmal nach

Oeffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verſchloßnen Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.

Zum erſten Mai 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, tactbeſtändig,
Einer Zaubrin zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Fäden,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freien haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen löſet.

dem Herzen, wie mit einer Geberde, welche Schmerzen verbeißt. Er hob sie auf und sie fiel auf seinen Schooß; er drückte sie an sich und küßte sie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest und auf einmal that sie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick!

Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte: mein Kind, was ist dir?

Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schloß sie an sein Herz und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt wie eins, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Reffert, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinder, es ergoß sich ihr Innerstes, und in der Verwirrung des Augenblicks fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester.

Mein Kind! rief er aus, mein Kind! Du bist ja mein! wenn dich das Wort trösten kann. Du bist mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlassen!

Ihre Thränen flossen noch immer. Endlich richtete sie sich auf: eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte.

Mein Vater! rief sie, du willst mich nicht verlassen! willst mein Vater seyn! Ich bin dein Kind!

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten, unbeschreiblichsten Glückes genoß.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus, auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg,
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth?
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Als Wilhelm des Morgens ſich nach Mignon im Hauſe umſah, fand er ſie nicht, hörte aber, daß ſie früh mit Melina ausgegangen ſey,

welcher ſich, um die Garderobe und die übrigen Theatergeräthſchaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Muſik vor ſeiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenſpieler ſey ſchon wieder zugegen: allein er unterſchied bald die Töne einer Zither, und die Stimme, welche zu ſingen anfing, war Mignons Stimme. Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und ſang das Lied, das wir ſo eben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unſerm Freunde beſonders, ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er ließ ſich die Strophen wiederholen und erklären, ſchrieb ſie auf und überſetzte ſie ins Deutſche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen: die kindliche Unſchuld des Ausdrucks verſchwand, indem die gebrochene Sprache übereinſtimmend, und das Unzuſammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie ſing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob ſie auf etwas Sonderbares aufmerkſam machen, als ob ſie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Geſang dumpfer und düſterer: das: Kennſt du es wohl? drückte ſie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem: Dahin! dahin! lag eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und ihr: Laß uns ziehn! wußte ſie bei jeder Wiederholung dergeſtalt zu modificiren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielverſprechend war.

Nachdem ſie das Lied zum zweitenmal geendigt hatte, hielt ſie einen Augenblick inne, ſah Wilhelmen ſcharf an und fragte: Kennſt du das Land?

Es muß wohl Italien gemeint ſeyn, verſetzte Wilhelm. Woher haſt du das Liedchen?

Italien! ſagte Mignon bedeutend. Gehſt du nach Italien, ſo nimm mich mit; es friert mich hier.

Biſt du ſchon dort geweſen, liebe Kleine? fragte Wilhelm.

Das Kind war ſtille und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Melina, der hereinkam, beſah die Zither und freute ſich, daß ſie ſchon ſo hübſch zurecht gemacht ſey. Das Inſtrument war ein Inventarienſtück der alten Garderobe. Mignon hatte ſich's dieſen Morgen ausgebeten; der Harfenſpieler bezog es ſogleich, und das Kind entwickelte bei dieſer Gelegenheit ein Talent, was man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte ſchon die Garderobe mit allem Zubehör übernommen;

einige Glieder des Stadtraths versprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu spielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Gesichte kam er nunmehr wieder zurück. Er schien ein ganz anderer Mensch zu seyn: denn er war sanft, höflich gegen jedermann, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünschte sich Glück, daß er nunmehr seine Freunde, die bisher verlegen und müßig gewesen, werde beschäftigen und auf eine Zeit lang engagiren können, wobei er zugleich bedauerte, daß er freilich zum Anfange nicht im Stande sey, die vortrefflichen Subjecte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er seine Schuld einem so großmüthigen Freunde, als Wilhelm sich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müsse.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, sagte Melina zu ihm, welche Freundschaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer sehr wunderlichen Lage. Sie erinnern sich, wie lebhaft ich Ihnen bei unserer ersten Bekanntschaft meine Abneigung gegen das Theater sehen ließ, und doch mußt' ich mich, sobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche sich viel Freude und Beifall versprach, nach einem Engagement umsehen. Ich fand keins, wenigstens kein beständiges, dagegen aber glücklicherweise einige Geschäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen jemand brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte, Französisch verstand, und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeit lang recht gut: ich ward leidlich bezahlt, schaffte mir manches an, und meine Verhältnisse machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Versorgung war nicht zu denken, und meine Frau verlangte nun feste eifriger nach dem Theater, leider zu einer Zeit, wo ihre Umstände nicht die vortheilhaftesten sind, um sich dem Publicum mit Ehren darzustellen. Nun hoff' ich, soll die Anstalt, die ich durch Ihre Hülfe einrichten werde, für mich und die meinigen ein guter Anfang seyn, und ich verdanke Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch wie es wolle.

Wilhelm hörte diese Aeußerungen mit Zufriedenheit an, und die sämmtlichen Schauspieler waren gleichfalls mit den Erklärungen des neuen Directors so ziemlich zufrieden, freuten sich heimlich, daß sich so schnell ein Engagement zeige und waren geneigt, für den Anfang mit einer geringen Gage fürlieb zu nehmen, weil die meisten dasjenige, was ihnen

so unvermuthet angeboten wurde, als einen Zuschuß ansahen, auf den sie vor kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff diese Disposition zu benutzen, suchte auf eine geschickte Weise jeden besonders zu sprechen, und hatte bald den einen auf diese, den andern auf eine andere Weise zu bereden gewußt, daß sie die Contracte geschwind abzuschließen geneigt waren, über das neue Verhältniß kaum nachdachten, und sich schon gesichert glaubten, mit sechswöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun sollten die Bedingungen in gehörige Form gebracht werden, und Melina dachte schon an die Stücke, mit denen er zuerst das Publicum anlocken wollte, als ein Courier dem Stallmeister die Ankunft der Herrschaft verkündigte und dieser die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von dessen Bocke zwei Bedienten herunterſprangen, vor dem Gasthause vor, und Philine war nach ihrer Art am ersten bei der Hand und stellte sich unter die Thüre.

Wer ist Sie? fragte die Gräfin im Hereintreten.

Eine Schauspielerin, Ihro Excellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Gesichte und demüthigen Geberden sich neigte, und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Personen umherstehen sah, die sich gleichfalls für Schauspieler ausgaben, erkundigte sich nach der Stärke der Gesellschaft, nach dem letzten Orte ihres Aufenthaltes und ihrem Director.

Wenn es Franzosen wären, sagte er zu seiner Gemahlin, könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, und ihm bei uns seine Lieblingsunterhaltung verschaffen.

Es käme darauf an, versetzte die Gräfin, ob wir nicht diese Leute, wenn sie schon unglücklicherweise nur Teutsche sind, auf dem Schlosse, so lange der Fürst bei uns bleibt, spielen ließen. Sie haben doch wohl einige Geschicklichkeit. Eine große Societät läßt sich am besten durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde sie schon zustutzen.

Unter diesen Worten gingen sie die Treppe hinauf, und Melina präsentirte sich oben als Director. Ruf' Er seine Leute zusammen, sagte der Graf, und stell' Er sie mir vor, damit ich sehe, was an ihnen ist. Ich will auch zugleich die Liste von den Stücken sehen, die sie allenfalls aufführen könnten.

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer und kam bald

mit den Schauſpielern zurück. Sie drückten ſich vor- und hinter einander; die einen präſentirten ſich ſchlecht, aus großer Begierde zu gefallen, und die andern nicht beſſer, weil ſie ſich leichtſinnig darſtellten. Philine bezeigte der Gräfin, die außerordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf muſterte indeß die übrigen. Er fragte einen jeden nach ſeinem Fache, und äußerte gegen Melina, daß man ſtreng auf Fächer halten müſſe, welchen Ausſpruch dieſer in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte ſodann einem jeden, worauf er beſonders zu ſtudiren, was er an ſeiner Figur und Stellung zu beſſern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutſchen immer fehle, und ließ ſo außerordentliche Kenntniſſe ſehen, daß alle in der größten Demuth vor ſo einem erleuchteten Kenner und erlauchten Beſchützer ſtanden und kaum Athem zu holen ſich getrauten.

Wer iſt der Menſch dort in der Ecke? fragte der Graf, indem er nach einem Subjecte ſah, das ihm noch nicht vorgeſtellt worden war. Und eine hagere Figur nahte ſich in einem abgetragenen, auf dem Ellenbogen mit Fleckchen beſetzten Rocke; eine kümmerliche Perrücke bedeckte das Haupt des demüthigen Clienten.

Dieſer Menſch, den wir ſchon aus dem vorigen Buche als Philinens Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magiſter und Poeten zu ſpielen, und meiſtens die Rolle zu übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begoſſen werden ſollte. Er hatte ſich gewiſſe kriechende, lächerliche, furchtſame Bücklinge angewöhnt, und ſeine ſtockende Sprache, die zu ſeinen Rollen paßte, machte die Zuſchauer lachen, ſo daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Geſellſchaft angeſehen wurde, beſonders da er übrigens ſehr dienſtfertig und gefällig war. Er nahte ſich auf ſeine Weiſe dem Grafen, neigte ſich vor demſelben und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er ſich in ſeinen Rollen auf dem Theater zu gebärden pflegte. Der Graf ſah ihn mit gefälliger Aufmerkſamkeit und mit Ueberlegung eine Zeit lang an; alsdann rief er, indem er ſich zu der Gräfin wendete: Mein Kind, betrachte mir dieſen Mann genau. Ich halte dafür, das iſt ein großer Schauſpieler oder kann es werden.

Der Menſch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, ſo daß der Graf laut über ihn lachen mußte und ausrief: Er macht ſeine Sachen excellent! Ich wette, dieſer Menſch kann ſpielen was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts Beſſerm gebraucht hat.

Ein so außerordentlicher Vorzug war für die übrigen sehr kränkend; nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen voll kommen Recht und versetzte mit ehrfurchtsvoller Miene: Ach ja! es hat wohl ihm und mehrern von uns nur ein solcher Kenner und eine solche Aufmunterung gefehlt, wie wir sie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.

Ist das die sämmtliche Gesellschaft? sagte der Graf.

Es sind einige Glieder abwesend, versetzte der kluge Melina, und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterstützung fänden, sehr bald aus der Nachbarschaft vollzählig seyn.

Indessen sagte Philine zur Gräfin: Es ist noch ein recht hübscher junger Mann oben, der sich gewiß bald zum ersten Liebhaber qualificiren würde.

Warum läßt er sich nicht sehen? versetzte die Gräfin.

Ich will ihn holen, rief Philine und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beschäftigt und beredete ihn mit hinunterzugehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier: denn da er von vornehmen Personen hörte, war er voll Verlangen, sie näher kennen zu lernen. Er trat ins Zimmer, und seine Augen begegneten sogleich den Augen der Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf sich mit den übrigen beschäftigte. Wilhelm neigte sich und gab auf verschiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmsten Eindruck auf ihn, um so mehr, da ihre Reden und Gebärden mit einer gewissen Schamhaftigkeit, ja man dürfte sagen, Verlegenheit begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgestellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, sondern zu seiner Gemahlin ans Fenster trat und sie um etwas zu fragen schien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das lebhafteste mit der seinigen übereinstimmte, ja daß sie ihn eifrig zu bitten und ihn in seiner Gesinnung zu bestärken schien.

Er kehrte sich darauf bald zu der Gesellschaft und sagte: Ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu euch schicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht und euch recht viele Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt, euch auf dem Schlosse spielen zu lassen.

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und besonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

Sieh: Sie, Kleine, sagte die Dame, indem sie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte, sieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir. Ich will schon mein Versprechen halten; Sie muß sich nur besser anziehen. Philine entschuldigte sich, daß sie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und sogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen englischen Hut und ein seidenes Halstuch, die leicht auszupacken waren, heraufzugeben. Nun putzte die Gräfin selbst Philinen an, die fortfuhr sich mit einer scheinheiligen, unschuldigen Miene gar artig zu gebärden und zu betragen.

Der Graf bot seiner Gemahlin die Hand und führte sie hinunter. Sie grüßte die ganze Gesellschaft im Vorbeigehen freundlich, und kehrte sich nochmals gegen Wilhelmen um, indem sie mit der huldreichsten Miene zu ihm sagte: Wir sehen uns bald wieder.

So glückliche Aussichten belebten die ganze Gesellschaft; jeder ließ nunmehr seinen Hoffnungen, Wünschen und Einbildungen freien Lauf, sprach von den Rollen, die er spielen, von dem Beifall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch geschwind durch einige Vorstellungen den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zugleich die Gesellschaft in Athem setzen könne, indeß andere in die Küche gingen, um ein besseres Mittagsessen zu bestellen, als man sonst einzunehmen gewohnt war.

Zweites Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu besorgen, er werde gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken und einsehen, daß er keine formirte Truppe vor sich habe; indem sie kaum ein Stück gehörig besetzen konnten; allein sowohl der Director als die sämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da sie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthusiasmus das vaterländische Theater betrachtete, dem ein jeder Schauspieler und jede Gesellschaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte sie alle mit Feierlichkeit, pries sich glücklich, eine deutsche Bühne so

unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Tasche, in welchem Melina die Punkte des Contractes zu erblicken hoffte; allein es war ganz etwas anderes. Der Baron bat sie, ein Drama, das er selbst verfertigt, und das er von ihnen gespielt zu sehen wünschte, mit Aufmerksamkeit anzuhören. Willig schlossen sie einen Kreis und waren erfreut, mit so geringen Kosten sich in der Gunst eines so nothwendigen Mannes befestigen zu können, obgleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich so; das Stück war in fünf Acten geschrieben, und von der Art die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über seine Feinde davon trug, über welche sodann die strengste poetische Gerechtigkeit ausgeübt werden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieses Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug, an sich selbst zu denken und ganz sachte aus der Demuth, zu der er sich noch vor kurzem geneigt fühlte, zu einer glücklichen Selbstgefälligkeit emporzusteigen und von da aus die anmuthigsten Aussichten in die Zukunft zu überschauen. Diejenigen, die keine ihnen angemessene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bei sich für schlecht und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor, dagegen die andern eine Stelle, bei der sie beklatscht zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichsten Zufriedenheit des Verfassers verfolgten.

Mit dem Oekonomischen waren sie geschwind fertig. Melina wußte zu seinem Vortheil mit dem Baron den Contract abzuschließen und ihn vor den übrigen Schauspielern geheim zu halten.

Ueber Wilhelmen sprach Melina den Baron im Vorbeigehen und versicherte, daß er sich sehr gut zum Theaterdichter qualificire und zum Schauspieler selbst keine üblen Anlagen habe. Der Baron machte sogleich mit ihm als einem Collegen Bekanntschaft, und Wilhelm producirte einige kleine Stücke, die nebst wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den größten Theil seiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte sowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen

würde, verſprach bei ſeinem Abſchiede allen die beſte Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Eſſen, Beifall und Geſchenke, und Melina ſetzte noch die Verſicherung eines beſtimmten Taſchengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch dieſen Beſuch die Geſellſchaft geſetzt war, indem ſie ſtatt eines ängſtlichen und niedrigen Zuſtandes auf einmal Ehre und Behagen vor ſich ſah. Sie machten ſich ſchon zum voraus auf jene Rechnung luſtig, und jedes hielt für unſchicklich, nur noch irgend einen Groſchen Geld in der Taſche zu behalten.

Wilhelm ging indeſſen mit ſich zu Rathe, ob er die Geſellſchaft auf das Schloß begleiten ſolle, und fand in mehr als Einem Sinne räthlich, dahin zu gehen. Melina hoffte bei dieſem vortheilhaften Engagement ſeine Schuld wenigſtens zum Theil abtragen zu können, und unſer Freund, der auf Menſchenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht verſäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufſchlüſſe über das Leben, über ſich ſelbſt und die Kunſt zu erlangen hoffte. Dabei durft' er ſich nicht geſtehen, wie ſehr er wünſche, der ſchönen Gräfin wieder näher zu kommen: er ſuchte ſich vielmehr im allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte ſeine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief als er allein war, mit Entzücken aus:

Dreimal glücklich ſind diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untern Stufen der Menſchheit hinaushebt, die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäſte zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höhern Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie ſind von Geburt an gleichſam in ein Schiff geſetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir alle machen müſſen, ſich des günſtigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anſtatt daß andere, nur für ihre Perſon ſchwimmend, ſich abarbeiten, vom günſtigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erſchöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angeborenes Vermögen! und wie ſicher blüht ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet iſt, ſo daß nicht jeder mißlungene Verſuch ſogleich in Unthätigkeit verſetzt! Wer kann den

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünſchtes? Wen begünſtigt
Unſre vielgeliebte Herrin,
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looſes
Treu und ſtill erſehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umſchlungen,
Ihrer Dienerſchaft gewidmet.

Doch indem ich ſo behaglich,
Aufgeſchmückt ſtolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Loſen,
Ohne Streit, geheim geſchäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh wir nur das Netz bemerken,
Iſt ein Glücklicher gefangen;
Den wir andern, den wir alle,
Segnend und beneidend grüßen.

Werth und Unwerth irdiſcher Dinge beſſer kennen, als der ſie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann ſeinen Geiſt früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der ſich von ſo vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!

So rief unſer Freund allen denjenigen Glück zu, die ſich in den höheren Regionen befinden, aber auch denen, die ſich einem ſolchen Kreiſe nähern, aus dieſen Quellen ſchöpfen können, und pries ſeinen Genius, der Anſtalt machte auch ihn dieſe Stufen hinanzuführen.

Indeſſen mußte Melina, nachdem er lange ſich den Kopf zerbrochen, wie er nach dem Verlangen des Grafen und nach ſeiner eigenen Ueberzeugung die Geſellſchaft in Fächer eintheilen und einem jeden ſeine beſtimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, ſehr zufrieden ſeyn, wenn er bei einem ſo geringen Perſonal die Schauſpieler willig fand, ſich nach Möglichkeit in dieſe oder jene Rollen zu ſchicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen; die beiden jungen Frauenzimmer theilten ſich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen, der alte Polterer ward am beſten geſpielt. Melina ſelbſt glaubte als Cavalier auftreten zu dürfen, Madame Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja ſogar der zärtlichen Mütter übergehen, und weil in den neueren Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen ſollte, lächerlich gemacht wird, ſo mußte der bekannte Günſtling des Grafen nunmehr die Präſidenten und Miniſter ſpielen, weil dieſe gewöhnlich als Böſewichter vorgeſtellt und im fünften Acte übel behandelt werden. Eben ſo ſteckte Melina mit Vergnügen als Kammerjunker oder Kammerherr die Grobheiten ein, welche ihm von biedern deutſchen Männern hergebrachtermaßen in mehreren beliebten Stücken aufgedrungen wurden, weil er ſich doch bei dieſer Gelegenheit artig herausputzen konnte, und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu beſitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, ſo kamen von verſchiedenen Gegenden mehrere Schauſpieler herbeigefloſſen, welche ohne ſonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne ſonderliche Bedingungen feſtgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden ſuchte, nahm ſich der Sache mit vielem guten Willen an,

ohne daß unſer neuer Director ſeine Bemühungen im mindeſten anerkannte; vielmehr glaubte dieſer mit ſeiner Würde auch alle nöthige Einſicht überkommen zu haben: beſonders war das Streichen eine ſeiner angenehmſten Beſchäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaß herunterzuſetzen wußte, ohne irgend eine andere Rückſicht zu nehmen. Er hatte viel Zuſpruch, das Publicum war ſehr zufrieden, und die geſchmackvollſten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Reſidenz keineswegs ſo gut als das ihre beſtellt ſey.

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbei, da man ſich zur Ueberfahrt ſchicken, die Kutſchen und Wagen erwarten ſollte, die unſere ganze Truppe nach dem Schloſſe des Grafen hinüberzuführen beſtellt waren. Schon zum voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren, wie man ſitzen ſollte? Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und feſtgeſetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur beſtimmten Stunde kamen weniger Wagen, als man erwartet hatte, und man mußte ſich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Urſache an, daß im Schloſſe alles in großer Bewegung ſey, weil nicht allein der Fürſt einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, ſondern weil auch unerwarteter Beſuch ſchon gegenwärtig angelangt ſey; der Platz gehe ſehr zuſammen, ſie würden auch deßwegen nicht ſo gut logiren, als man es ihnen vorher beſtimmt habe, welches ihm außerordentlich Leid thue.

Man theilte ſich in die Wagen, ſo gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten ſich die Luſtigſten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß ſie die Rückkehr der Kutſchen hätten abwarten ſollen. Die Caravane zog mit Freudengeſchrei aus, zum erſtenmal ohne Sorgen, wie der Wirth zu bezahlen ſey. Das Schloß des Grafen ſtand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele; ſie waren die glücklichſten und fröhlichſten Menſchen von der Welt, und jeder knüpfte unterwegs an dieſen Tag, nach ſeiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlſtand.

Ein ſtarker Regen, der unerwartet einfiel, konnte ſie nicht aus dieſen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und

ſtärker wurde, ſpürten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünſchter konnte ihnen nichts erſcheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palaſt des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegenglänzte, ſo daß ſie die Fenſter zählen konnten.

Als ſie näher kamen, fanden ſie auch alle Fenſter der Seitengebäude erhellt. Ein jeder dachte bei ſich, welches wohl ſein Zimmer werden möchte? und die meiſten begnügten ſich beſcheiden mit einer Stube in der Manſarde oder den Flügeln.

Nun fuhren ſie durch das Dorf und am Wirthshauſe vorbei. Wilhelm ließ halten, um dort abzuſteigen; allein der Wirth verſicherte, daß er ihm nicht den geringſten Raum anweiſen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäſte angekommen, ſogleich das ganze Wirthshaus beſprochen; an allen Zimmern ſtehe ſchon ſeit geſtern mit Kreide deutlich angeſchrieben, wer darin wohnen ſolle. Wider ſeinen Willen mußte alſo unſer Freund mit der übrigen Geſellſchaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude ſahen ſie geſchäftige Köche ſich hin und her bewegen, und waren durch dieſen Anblick ſchon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes geſprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über dieſen Ausſichten auf. Wie ſehr verwunderten ſie ſich dagegen, als ſich dieſer Empfang in ein entſetzliches Fluchen auflöste! Die Bedienten ſchimpften auf die Fuhrleute, daß ſie hier hereingefahren ſeyen; ſie ſollten umwenden, rief man, und wieder hinaus nach dem alten Schloſſe zu; hier ſey kein Raum für dieſe Gäſte! Einem ſo unfreundlichen und unerwarteten Beſcheide fügten ſie noch allerlei Spöttereien hinzu und lachten ſich unter einander aus, daß ſie durch dieſen Irrthum in den Regen geſprengt werden. Es goß noch immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holperichten Weg zwiſchen zwei Mauern in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt da ſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen ſtill, und die Fuhrleute, Anſpanner aus dem Dorfe, ſpannten aus und ritten ihrer Wege.

Da niemand zum Empfange der Geſellſchaft ſich zeigte, ſtiegen ſie aus, riefen, ſuchten; vergebens! alles blieb finſter und ſtille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und

Höfe, wovon ſie kaum die Geſtalten in der Finſterniß unterſchieden. Sie froren und ſchauerten; die Frauen fürchteten ſich, die Kinder fingen an zu weinen; ihre Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke, und ein ſo ſchneller Glückswechſel, auf den niemand vorbereitet war, brachte ſie alle ganz und gar aus der Faſſung.

Da ſie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufſchließen werde, da bald Regen bald Sturm ſie täuſchte, und ſie mehr als einmal den Tritt des erwünſchten Schloßvogts zu hören glaubten, blieben ſie eine lange Zeit unmuthig und unthätig; es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund der Baron geblieben ſey, und waren in einer höchſt beſchwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menſchen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurück geblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde geſtürzt ſey, ſich am Fuße ſtark beſchädigt habe, und daß man auch ſie, da ſie im Schloſſe nachgefragt, mit Ungeſtüm hierher gewieſen habe.

Die ganze Geſellſchaft war in der größten Verlegenheit; man rathſchlagte, was man thun ſollte, und konnte keinen Entſchluß faſſen. Endlich ſah man von weitem eine Laterne kommen und holte friſchen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlöſung verſchwand auch wieder, indem die Erſcheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeiſter des Grafen vor, und dieſer erkundigte ſich, als er näher kam, ſehr eifrig nach Mademeiſelle Philine. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr ſehr dringend anbot, ſie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für ſie bei den Kammerjungfern der Gräfin bereitet ſey. Sie beſann ſich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da ſie den andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen: allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beſchwor den Stallmeiſter, daß er endlich, um nur mit ſeiner Schönen loszukommen, alles verſprach und verſicherte, in kurzem ſolle das Schloß eröffnet und ſie auf das beſte einquartiert werden. Bald darauf ſahen ſie den Schein ſeiner Laterne verſchwinden, und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erſchien und ſie mit einigem Troſte und Hoffnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre des alten Gebäudes, in das sie mit Gewalt eindrangen. Ein jeder sorgte nun für seine Sachen, sie abzupacken, sie hereinzuschaffen. Das meiste war, wie die Personen selbst, tüchtig durchweicht. Bei dem Einen Lichte ging alles sehr langsam. Im Gebäude stieß man sich, stolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einsylbige Hausknecht ließ mit genauer Noth seine Laterne da, ging und kam nicht wieder.

Nun fing man an das Haus zu durchsuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen, große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von seiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tisch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheure leere Bettstellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die nassen Koffer und Mantelsäcke wurden zu Sitzen gewählt; ein Theil der müden Wanderer bequemte sich auf dem Fußboden. Wilhelm hatte sich auf einige Stufen gesetzt, Mignon lag auf seinen Knieen; das Kind war unruhig, und auf seine Frage, was ihm fehlte? antwortete es: Mich hungert! Er fand nichts bei sich, um das Verlangen des Kindes zu stillen; die übrige Gesellschaft hatte jeden Vorrath auch aufgezehrt, und er mußte die arme Creatur ohne Erquickung lassen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle unthätig, still in sich gekehrt: denn er war sehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf seinem Sinne bestanden und bei dem Wirthshause abgestiegen sey, wenn er auch auf dem obersten Boden hätte sein Lager nehmen sollen.

Die übrigen gebärdeten sich jeder nach seiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gehölz in einen ungeheuern Kamin des Saals geschafft, und zündeten mit großem Jauchzen den Scheiterhaufen an. Unglücklicherweise ward auch diese Hoffnung, sich zu trocknen und zu wärmen, auf das schrecklichste getäuscht; denn dieser Kamin stand nur zur Zierde da, und war von oben herein vermauert: der Dampf trat schnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz schlug prasselnd in Flammen auf und auch die Flamme ward herausgetrieben; der Zug, der durch die zerbrochenen Fensterscheiben drang, gab ihr eine unstäte Richtung, man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinanderziehen, austreten, dämpfen; der Rauch vermehrte sich, der Zustand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen,

wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe, hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieser wendete sich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem schön porzellanenen Teller Confect und Früchte überreichte, sagte er: Dieß schickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, zur Gesellschaft zu kommen; sie läßt sagen, setzte der Bediente mit einer leichtfertigen Miene hinzu, es gehe ihr sehr wohl, und sie wünsche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.

Wilhelm erwartete nichts weniger als diesen Antrag; denn er hatte Philinen seit dem Abenteuer der steinernen Bank mit entschiedener Verachtung begegnet und war so fest entschlossen, keine Gemeinschaft mehr mit ihr zu machen, daß er im Begriff stand, die süße Gabe wieder zurückzuschicken, als ein bittender Blick Mignons ihn vermochte sie anzunehmen, und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung schlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Gesellschaft zu haben und erkundigte sich nach dem Baron. Dieser lag zu Bette, hatte aber schon, so viel der Bediente zu sagen wußte, einem andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu sorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von seinen Lichtern, das dieser in Ermangelung eines Leuchters auf das Fenstergesims kleben mußte und nun wenigstens bei seinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt sah. Denn es währte noch lange, ehe die Anstalten rege wurden, die unsere Gäste zur Ruhe bringen sollten: nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde darauf Deckbetten, dann Kissen, alles wohl durchnetzt, und es war schon weit über Mitternacht, als endlich Strohsäcke und Matrazen herbeigeschafft wurden, die, wenn man sie zuerst gehabt hätte, höchst willkommen gewesen wären.

In der Zwischenzeit war auch etwas von Essen und Trinken angelangt, das ohne viele Kritik genossen wurde, ob es gleich einem sehr unordentlichen Abbub ähnlich sah und von der Achtung, die man für die Gäste hatte, kein sonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Gesellen vermehrte sich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufweckten und sich wechselsweise allerlei Streiche spielten. Der andere Morgen brach an unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten und erkundigte sich nach ihren Umständen. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der geführt herbeihinkte, verklagte den Haushofmeister, wie befehlswidrig er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl sogleich, daß alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden solle. Darauf kamen einige Officiere, die von den Actricen sogleich Kundschaft nahmen, und der Graf ließ sich die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen jeden bei seinem Namen an und mischte einige Scherze in die Unterredung, daß alle über einen so gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den sich Mignon anhing. Wilhelm entschuldigte sich, so gut er konnte, über seine Freiheit; der Graf hingegen schien seine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen stand, den man für einen Officier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, sprach besonders mit unserm Freunde, und zeichnete sich vor allen andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor; nachläßig waren seine blonden Haare aufgeschlagen, und seine mittlere Statur zeigte ein sehr wackeres, festes und bestimmtes Wesen. Seine Fragen waren lebhaft, und er schien sich auf alles zu verstehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte sich nach diesem Manne bei dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu sagen wußte. Er habe den Charakter als Major, sey eigentlich der Günstling des Prinzen, versehe dessen geheimste Geschäfte und werde für dessen rechten Arm gehalten, ja man habe Ursache zu glauben, er sey sein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien sey er mit Gesandtschaften gewesen; er werde überall

ſehr diſtinguirt, und das mache ihn einbildiſch; er wähne, die deutſche Literatur aus dem Grunde zu kennen und erlaube ſich allerlei ſchale Spöttereien gegen dieſelbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, ſich auch von ihm entfernt zu halten; denn am Ende gebe er jedermann etwas ab. Man nenne ihn Jarne, wiſſe aber nicht recht, was man aus dem Namen machen ſolle.

Wilhelm hatte darauf nichts zu ſagen; denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abſtoßendes hatte, eine gewiſſe Neigung.

Die Geſellſchaft wurde in dem Schloſſe eingetheilt, und Melina befahl ſehr ſtrenge, ſie ſollten ſich nunmehr ordentlich halten; die Frauen ſollten beſonders wohnen, und jeder nur auf ſeine Rollen, auf die Kunſt ſein Augenmerk und ſeine Neigung richten. Er ſchlug Vorſchriften und Geſetze, die aus vielen Punkten beſtanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war beſtimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeine Büchſe entrichten ſollte.

Dieſe Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Officiere gingen aus und ein, ſpaßten nicht eben auf das feinſte mit den Actricen, hatten die Acteure zum beſten, und vernichteten die ganze kleine Polizeiordnung, noch ehe ſie Wurzel faſſen konnte. Man jagte ſich durch die Zimmer, verkleidete ſich, verſteckte ſich. Melina, der anfangs einigen Ernſt zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das äußerſte gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu ſehen, wo das Theater aufgerichtet werden ſollte, ward das Uebel nur immer ärger. Die jungen Herren erſannen ſich allerlei platte Späße; durch Hülfe einiger Acteure wurden ſie noch plumper, und es ſchien als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere beſeſſen ſey: auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schloſſe gehörte, durch eine Galerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater ſehr wohl aufgeſtellt werden konnte. Tafelbſt zeigte der einſichtsvolle Hausherr, wie er alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüſte aufgeſchlagen und ausgeziert, was man von Decorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet, und das übrige mit

Hülfe einiger geſchickten Leute des Grafen verfertigt. Wilhelm griff ſelbſt mit an, half die Perſpective beſtimmen, die Umriſſe abſchnüren, und war höchſt beſchäftigt, daß es nicht unſchicklich werden ſollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war ſehr zufrieden damit, zeigte, wie ſie das, was ſie wirklich thaten, eigentlich machen ſollten, und ließ dabei ungemeine Kenntniſſe jeder Kunſt ſehen.

Nun fing das Probiren recht ernſtlich an, wozu ſie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn ſie nicht von den vielen anweſenden Fremden immer geſtört worden wären: denn es kamen täglich neue Gäſte an, und ein jeder wollte die Geſellſchaft in Augenſchein nehmen.

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch beſonders vorgeſtellt werden ſollte.

Ich habe, ſagte er, dieſer vortrefflichen Dame ſo viel von Ihren geiſtreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß ſie nicht erwarten kann, Sie zu ſprechen und ſich ein und das andere vorleſen zu laſſen. Halten Sie ſich ja gefaßt, auf den erſten Wink hinüberzukommen; denn bei dem nächſten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden.

Er bezeichnete ihm darauf das Nachſpiel, welches er zuerſt vorleſen ſollte, wodurch er ſich ganz beſonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar ſehr, daß er zu einer ſolchen unruhigen Zeit eingetroffen ſey, und ſich mit der übrigen Geſellſchaft in dem alten Schloſſe ſchlecht behelfen müſſe.

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er ſeinen Eintritt in die große Welt machen ſollte.

Du haſt, ſagte er, bisher im Stillen für dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beifall erhalten; du haſt eine Zeit lang ganz an deinem Talente verzweifelt, und du mußt immer noch in Sorgen ſeyn, ob du denn auch auf dem rechten Wege biſt, und ob du ſo viel Talent als Neigung zum Theater haſt. Vor den Ohren ſolcher geübten Kenner, im Cabinette, wo keine Illuſion ſtattfindet, iſt der Verſuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, dieſen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern.

Er nahm darauf einige Stücke durch, las sie mit der größten Aufmerksamkeit, corrigirte hie und da, recitirte sie sich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu seyn, und steckte dasjenige, welches er am meisten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Tasche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihm versichert, sie würde allein mit einer guten Freundin seyn. Als er in das Zimmer trat, kam die Baronesse von C. ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute sich, seine Bekanntschaft zu machen, und präsentirte ihn der Gräfin, die sich eben frisiren ließ, und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing, neben deren Stuhl er aber leider Philinen knieen und allerlei Thorheiten machen sah.

Das schöne Kind, sagte die Baronesse, hat uns verschiedenes vorgesungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir nichts davon verlieren!

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friseurs wünschte, ehe er seine Vorlesung anfangen wollte. Man bot ihm eine Tasse Chocolade an, wozu ihm die Baronesse selbst den Zwieback reichte. Demungeachtet schmeckte ihm das Frühstück nicht; denn er wünschte zu lebhaft, der schönen Gräfin irgend etwas vorzutragen, was sie interessiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Philine war ihm nur zu sehr im Wege, die ihm als Zuhörerin oft schon unbequem gewesen war. Er sah mit Schmerzen dem Friseur auf die Hände, und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indessen war der Graf hereingetreten und erzählte von den heute zu erwartenden Gästen, von der Eintheilung des Tages und was sonst etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinausging, ließen einige Officiere bei der Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr, weil sie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indessen fertig geworden und sie ließ die Herren hereintreten.

Die Baronesse gab sich inzwischen Mühe, unsern Freund zu unterhalten, und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerstreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuscripte in der Tasche, hoffte auf jeden Augenblick, und fast wollte seine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelassen wurde, der seine Pappen, Kasten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete und jede

Der Becher.

Einen wohlgeſchnitten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf Einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu ſenken;
„Was gelobſt du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nektar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfaſſe,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

Nein, ein ſolch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus
Mit den ſinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus

Sorte ſeiner Waaren mit einer dieſem Geſchlechte eigenen Zudringlichkeit vorwies.

Die Geſellſchaft vermehrte ſich. Die Baroneſſe ſah Wilhelmen an, und ſprach leiſe mit der Gräfin; er bemerkte es, ohne die Abſicht zu verſtehen, die ihm endlich zu Hauſe klar wurde, als er ſich nach einer ängſtlich und vergebens durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein ſchönes engliſches Portefeuille in der Taſche. Die Baroneſſe hatte es ihm heimlich beizuſtecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig geſtickte Weſte überbrachte, ohne recht deutlich zu ſagen, woher ſie komme.

Sechstes Capitel.

Das Gemiſch der Empfindung von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Reſt des Tages, bis er gegen Abend wieder Beſchäftigung fand, indem Melina ihm eröffnete, der Graf habe von einem Vorſpiel geſprochen, das dem Prinzen zu Ehren den Tag ſeiner Ankunft aufgeführt werden ſollte. Er wolle darin die Eigenſchaften dieſes großen Helden und Menſchenfreundes perſonificirt haben; dieſe Tugenden ſollten mit einander auftreten, ſein Lob verkündigen und zuletzt ſeine Büſte mit Blumen und Lorbeerkränzen umwinden, wobei ſein verzogener Name mit dem Fürſtenhute durchſcheinend glänzen ſollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Verſification und übrige Einrichtung dieſes Stückes zu ſorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes ſey, hierin gerne beiſtehen werde.

Wie! rief dieſer verdrießlich aus: haben wir nichts als Porträte, verzogene Namen und allegoriſche Figuren, um einen Fürſten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne ſchmeicheln, ſich in effigie aufgeſtellt, und ſeinen Namen auf geöltem Papiere ſchimmern zu ſehen! Ich fürchte ſehr, die Allegorien würden, beſonders bei unſerer Garderobe, zu manchen Zweideutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen laſſen, ſo kann ich nichts dawider haben, nur bitt' ich, daß ich damit verſchont bleibe.

Melina entſchuldigte ſich, es ſey nur die ungefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlaſſe, wie ſie das Stück arrangiren wollten.

Herzlich gerne, verſetzte Wilhelm, trag' ich etwas zum Vergnügen dieſer vortrefflichen Herrſchaft bei, und meine Muſe hat noch kein ſo angenehmes Geſchäft gehabt, als zum Lob eines Fürſten, der ſo viel Verehrung verdient, auch nur ſtammelnd ſich hören zu laſſen. Ich will der Sache nachdenken; vielleicht gelingt es mir, unſere kleine Truppe ſo zu ſtellen, daß wir doch wenigſtens einigen Effect machen.

Von dieſem Augenblicke ſann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Eh' er einſchlief, hatte er alles ſchon ziemlich geordnet, und den andern Morgen bei früher Zeit war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja ſchon einige der vornehmſten Stellen und Geſänge in Verſe und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte Morgens gleich, den Baron wegen gewiſſer Umſtände zu ſprechen und legte ihm ſeinen Plan vor. Dieſem gefiel er ſehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung: denn er hatte den Grafen geſtern Abend von einem ganz andern Stück ſprechen hören, welches nach ſeiner Angabe in Verſe gebracht werden ſollte.

Es iſt mir nicht wahrſcheinlich, verſetzte Wilhelm, daß es die Abſicht des Herrn Grafen geweſen ſey, gerade das Stück, ſo wie er es Melina angegeben, fertigen zu laſſen: wenn ich nicht irre, ſo wollt' er uns bloß durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weiſen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künſtler an, was er wünſcht und überläßt ihm alsdann die Sorge, das Werk hervorzubringen.

Mit nichten! verſetzte der Baron: der Herr Graf verläßt ſich darauf, daß das Stück ſo und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freilich eine entfernte Aehnlichkeit mit ſeiner Idee, und wenn wir es durchſetzen und ihn von ſeinen erſten Gedanken abbringen wollen, ſo müſſen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baroneſſe dergleichen Operationen meiſterhaft anzulegen; es wird die Frage ſeyn, ob ihr der Plan ſo gefällt, daß ſie ſich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen.

Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, ſagte Wilhelm: denn es möchte unſer Perſonal und unſere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübſche Kinder gerechnet, die im Hauſe hin und wieder laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeiſter zugehören.

Darauf erſuchte er den Baron, die Damen mit ſeinem Plane bekannt zu machen. Dieſer kam bald zurück und brachte die Nachricht, ſie wollten

ihn selbst sprechen. Heute Abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzten, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewissen Generals ernsthafter werden würde als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen; er sollte durch die geheime Treppe eingeführt werden, und könne alsdann seine Sache auf das beste vortragen. Diese Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baronesse besonders freue sich wie ein Kind auf dieses Rendezvous, und mehr noch darauf, daß es heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend um die bestimmte Zeit ward Wilhelm abgeholt, und mit Vorsicht hinaufgeführt. Die Art, mit der ihm die Baronesse in einem kleinen Cabinette entgegenkam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Untersuchen. Er legte seinen Plan mit der möglichsten Wärme und Lebhaftigkeit vor, so daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unsere Leser werden erlauben, daß wir sie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene sollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der jenes Spiel vorstellte, wo eins herumgehen und dem andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf sollten sie mit andern Scherzen abwechseln, und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied singen. Darauf sollte der Harfner mit Mignon herbeikommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeilocken; der Alte sollte verschiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude singen und Mignon darauf den Eiertanz tanzen.

In dieser unschuldigen Freude werden sie durch eine kriegerische Musik gestört und die Gesellschaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannspersonen setzen sich zur Wehre und werden überwunden; die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es scheint alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Person, über deren Bestimmung der Dichter noch ungewiß war, herbeikommt, und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit sey, die Ruhe wieder herstellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den schönsten Zügen geschildert, mitten unter den Waffen Sicherheit versprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken gesetzt. Es wird ein allgemeines Fest zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane ſehr zufrieden; nur behaupteten ſie, es müſſe nothwendig etwas Allegoriſches in dem Stücke ſeyn, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorſchlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müſſe Minerva herbeikommen, ihm Feſſeln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und deſſen Lob zu preiſen. Die Baroneſſe übernahm das Geſchäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt worden ſey; dabei verlangte ſie ausdrücklich, daß am Ende des Stücks nothwendig die Büſte, der verzogene Namen und der Fürſtenhut erſcheinen müßten, weil ſonſt alle Unterhandlung vergeblich ſeyn würde.

Wilhelm, der ſich ſchon im Geiſte vorgeſtellt hatte, wie fein er ſeinen Helden aus dem Munde der Minerva preiſen wollte, gab nur nach langem Widerſtande in dieſem Punkte nach; allein er fühlte ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe gezwungen. Die ſchönen Augen der Gräfin und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die ſchönſte und angenehmſte Erfindung, auf die ſo erwünſchte Einheit einer Compoſition und auf alle ſchicklichen Details Verzicht zu thun und gegen ſein poetiſches Gewiſſen zu handeln. Eben ſo ſtand auch ſeinem bürgerlichen Gewiſſen ein harter Kampf bevor, indem bei beſtimmterer Austheilung der Rollen die Damen ausdrücklich darauf beſtanden, daß er mitſpielen müſſe.

Laertes hatte zu ſeinem Theil jenen gewaltthätigen Kriegsgott erhalten. Wilhelm ſollte den Anführer der Landleute vorſtellen, der einige ſehr artige und gefühlvolle Verſe zu ſagen hatte. Nachdem er ſich einige Zeit lang geſträubt, mußte er ſich endlich doch ergeben; beſonders fand er keine Entſchuldigung, da die Baroneſſe ihm vorſtellte, die Schaubühne hier auf dem Schloſſe ſey ohnedem nur als ein Geſellſchaftstheater anzuſehen, auf dem ſie gern, wenn man nur eine ſchickliche Einleitung machen könnte, mitzuſpielen wünſchte. Darauf entließen die Damen unſern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baroneſſe verſicherte ihm, daß er ein unvergleichlicher Menſch ſey, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo ſie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der sorgfältigsten Versification des Dialogs und der Lieder zu.

Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal; die Baronesse kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen bieten wollte, lispelte sie heimlich zu ihm: Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.

Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie sind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorspiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bei Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden ist, damit man nicht gegen das Costüm verstößt. Ich lasse deßwegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin sich das Bild derselben befindet.

In eben dem Augenblicke traten einige Bedienten mit großen Körben voll Bücher allerlei Formats in den Saal. Montfaucon, die Sammlungen antiker Statuen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologischer Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug. Des Grafen vortreffliches Gedächtniß stellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten oder sonst vorkommen mochten. Es mußte deßhalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbeigeschafft werden, so daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern saß.

Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek sey, und es möchte wohl das erstemal vorkommen, daß eine Bücherſammlung so ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.

Die ganze Gesellschaft freute sich über den Einfall, und besonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuschaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

Nunmehr, sagte der Graf, indem er sich zu Wilhelmen wendete, ist

es eine Hauptſache, welche Göttin meinen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Kriegs oder der Künſte?

Sollt' es nicht am ſchicklichſten ſeyn, Ew. Excellenz, verſetzte Wilhelm, wenn man hierüber ſich nicht beſtimmt ausdrückte und ſie, eben weil ſie in der Mythologie eine doppelte Perſon ſpielt, auch hier in doppelter Qualität erſcheinen ließe? Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, ſie preist einen Helden, indem ſie ſeine Menſchlichkeit erhebt, ſie überwindet die Gewaltthätigkeit, und ſtellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baroneſſe, der es bange wurde, Wilhelm möchte ſich verrathen, ſchob geſchwinde den Leibſchneider der Gräfin dazwiſchen, der ſeine Meinung abgeben mußte, wie ein ſolcher antiker Rock auf das beſte gefertigt werden könnte. Dieſer Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache ſehr leicht zu machen, und da Madame Melina, ungeachtet ihrer hohen Schwangerſchaft, die Rolle der himmliſchen Jungfrau übernommen hatte, ſo wurde er angewieſen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verſchnitten werden ſollten.

Auf eine geſchickte Weiſe wußte die Baroneſſe Wilhelmen wieder bei Seite zu ſchaffen, und ließ ihn bald darauf wiſſen, ſie habe die übrigen Sachen auch beſorgt. Sie ſchickte ihm ſogleich den Muſicus, der des Grafen Hauscapelle dirigirte, damit dieſer theils die nothwendigen Stücke componiren, theils ſchickliche Melodien aus dem Muſikvorrathe dazu ausſuchen ſollte. Nunmehr ging alles nach Wunſche; der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, ſondern war hauptſächlich mit der transparenten Decoration beſchäftigt, welche am Ende des Stücks die Zuſchauer überraſchen ſollte. Seine Erfindung und die Geſchicklichkeit ſeines Conditors brachten zuſammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege: denn auf ſeinen Reiſen hatte er die größten Feierlichkeiten dieſer Art geſehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geſchmacke anzugeben.

Unterdeſſen endigte Wilhelm ſein Stück, gab einem jeden ſeine Rolle, übernahm die ſeinige, und der Muſicus, der ſich zugleich ſehr gut auf den Tanz verſtand, richtete das Ballet ein und ſo ging alles zum beſten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte ſich in den Weg, das ihm eine böſe Lücke zu machen drohte. Er hatte ſich den größten Effect von

Mignons Eiertanze versprochen, und wie erstaunt war er daher, als das Kind ihm mit seiner gewöhnlichen Trockenheit abschlug zu tanzen, versicherte, es sey nunmehr sein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er suchte es durch allerlei Zureden zu bewegen, und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: Lieber Vater! bleib auch du von den Brettern! Er merkte nicht auf diesen Wink und sann, wie er durch eine andere Wendung die Scene interessant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte, und in dem Reihentanze die einzelne Stimme sin n und die Verse dem Chore zubringen sollte, freute sich recht ausgelassen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunsche; sie hatte ihr besonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Affenpossen unterhielt und dafür täglich etwas geschenkt bekam. Ein Kleid zu diesem Stücke wurde auch für sie zurecht gemacht; und weil sie von einer leichten nachahmenden Natur war, so hatte sie sich bald aus dem Umgange der Damen so viel gemerkt, als sich für sie schickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeisters nahm mehr zu als ab, und da die Officiere auch stark auf sie eindrangen, und sie sich in einem so reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Sprode zu spielen und auf eine geschickte Weise sich in einem gewissen vornehmen Ansehen zu üben. Kalt und fein wie sie war, kannte sie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie absichtlich hätte verfahren können, sie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente sie sich ihres Vortheils nur, um sich zu belustigen, um sich einen guten Tag zu machen und impertinent zu seyn, wo sie merkte, daß es ohne Gefahr geschehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen; der Graf wollte dabei seyn, und seine Gemahlin fing an zu sorgen, wie er es aufnehmen möchte. Die Baronesse berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbeirückte, immer mehr Verlegenheit: denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, seine guten Dienste den Damen anzubieten.

Es wäre gar schlimm, sagte er, gnädige Frau, wenn Sie sich aus

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETAE,J.W. FN. 03812/176

dieſer Sache nicht heraushelfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben.

Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung erzählt habe, daß er alſo auf jedes einzelne vorbereitet ſey; nur ſtehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen.

Ich will mich, ſagte ſie, heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen, und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Conditer hab' ich auch ſchon vorgehabt, daß er ja die Decoration am Ende recht ſchön macht, dabei aber doch etwas geringes fehlen läßt.

Ich wüßte einen Hof, verſetzte Jarno, wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie ſind. Will es heute Abend mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen heraus holen, und ihn nicht eher wieder hineinlaſſen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Succurs zu hoffen iſt. Ich hab' ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrifft, und das ich noch immer aus Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm auch das eine Diſtraction geben, und zwar nicht die angenehmſte.

Einige Geſchäfte hinderten den Grafen, beim Anfang der Probe zu ſeyn; dann unterhielt ihn die Baroneſſe. Jarno's Hülfe war gar nicht nöthig: denn indem der Graf genug zurecht zu weiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergaß er ſich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach, und die Illumination gut ausfiel, bezeugte er ſich vollkommen zufrieden. Erſt als alles vorbei war, und man zum Spiele ging, ſchien ihm der Unterſchied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von ſeiner Erfindung ſey? Auf einen Wink fiel nun Jarno aus ſeinem Hinterhalte hervor. Der Abend verging; die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, beſtätigte ſich; man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarſchaft campiren zu ſehen; das Haus war voll Lärmen und Unruhe, und unſere Schauſpieler, die nicht immer zum beſten von den unwilligen Bedienten verſorgt wurden, mußten, ohne daß jemand ſonderlich ſich ihrer erinnerte, in dem alten Schloſſe ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen; die Generalität, die Stabsofficiere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Wagen, die theils zum Besuche, theils Geschäfts wegen einsprachen, machten das Schloß einem Bienenstocke ähnlich, der eben schwärmen will. Jedermann drängte sich herbei, den vortrefflichen Fürsten zu sehen, und jedermann bewunderte seine Leutseligkeit und Herablassung; jedermann erstaunte in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenossen mußten nach Ordre des Grafen bei der Ankunft des Fürsten auf ihrem Posten seyn; kein Schauspieler durfte sich blicken lassen, weil der Prinz mit den vorbereiteten Feierlichkeiten überrascht werden sollte. Und so schien er auch des Abends, als man ihn in den großen, wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauspiel, vielweniger auf ein Vorspiel zu seinem Lobe vorbereitet zu seyn. Alles lief auf das beste ab, und die Truppe mußte nach vollendeter Vorstellung herbei und sich dem Prinzen zeigen, der jeden auf die freundlichste Weise etwas zu fragen, jedem auf die gefälligste Art etwas zu sagen wußte. Wilhelm als Autor mußte besonders vortreten, und ihm ward gleichfalls sein Theil Beifall zugespendet.

Nach dem Vorspiele fragte niemand sonderlich; in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegentlich davon sprach, und es sehr verständig lobte; nur setzte er hinzu: Es ist Schade, daß Sie mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen.

Mehrere Tage lag Wilhelmen dieser Ausdruck im Sinne; er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen sollte.

Unterdessen spielte die Gesellschaft jeden Abend so gut, als sie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Mögliche, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte sie auf, und in ihrem alten Schlosse glaubten sie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge sich die große Versammlung herbei, nach ihren Vorstellungen ziehe sich die Menge der Fremden, und sie seyen der Mittelpunkt, um den und um deswillen sich alles drehe und bewege.

Durch die ältſten, klügſten ſeiner Faunen
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnißvoller Gährung verſtehn:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein:
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt

Wilhelm allein bemerkte zu seinem großen Verdrusse gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die ersten Vorstellungen von Anfange bis zu Ende auf seinem Sessel sitzend, mit der größten Gewissenhaftigkeit abwartete, so schien er sich doch nach und nach auf eine gute Weise davon zu dispensiren. Gerade diejenigen, welche Wilhelm im Gespräche als die verständigsten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theatersaale zu; übrigens saßen sie im Vorzimmer, spielten oder schienen sich von Geschäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar sehr, bei seinen anhaltenden Bemühungen des erwünschtesten Beifalls zu entbehren. Bei der Auswahl der Stücke, der Abschrift der Rollen, den häufigen Proben, und was sonst nur immer vorkommen konnte, ging er Melina eifrig zur Hand, der ihn denn auch, seine eigene Unzulänglichkeit im Stillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß, und trug sie mit Wärme und Lebhaftigkeit und mit so viel Anstand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er sich selbst gegeben hatte.

Die fortgesetzte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Gesellschaft jeden Zweifel, indem er sie versicherte, daß sie die größten Effecte hervorbringe, besonders indem sie eins seiner eigenen Stücke aufführte; nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausschließende Neigung für das französische Theater habe, daß ein Theil seiner Leute hingegen, worunter sich Jarno besonders auszeichne, den Ungeheuern der englischen Bühne einen leidenschaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf diese Weise die Kunst unserer Schauspieler nicht auf das beste bemerkt und bewundert, so waren dagegen ihre Personen den Zuschauern und Zuschauerinnen nicht völlig gleichgültig. Wir haben schon oben angezeigt, daß die Schauspielerinnen gleich von Anfange die Aufmerksamkeit junger Officiere erregten; allein sie waren in der Folge glücklicher und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir schweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tag interessanter vorkam, so wie auch in ihm eine stille Neigung gegen sie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu recitiren. Sich wechselseitig anzusehen, war ihnen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren oder für irgend eine Folge besorgt zu seyn.

Wie über einen Fluß hinüber, der sie scheidet, zwei feindliche Vorposten sich ruhig und lustig zusammen besprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchem ihre beiderseitigen Parteien begriffen sind, so wechselte die Gräfin mit Wilhelm bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und jedes glaubte an seiner Seite, sicher seinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baronesse hatte sich indessen den Laertes ausgesucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling besonders gefiel, und der, so sehr Weiberfeind er war, doch ein vorbeigehendes Abenteuer nicht verschmähete, und wirklich dießmal wider Willen durch die Leutseligkeit und das einnehmende Wesen der Baronesse gefesselt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten, oder wenn man will, einen schlimmen Dienst erzeigt, indem er ihn mit den Gesinnungen dieser Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes sie einst laut rühmte und sie allen andern ihres Geschlechts vorzog, versetzte der Baron scherzend: Ich merke schon, wie die Sachen stehen; unsere liebe Freundin hat wieder einen für ihre Ställe gewonnen.

Dieses unglückliche Gleichniß, das nur zu klar auf die gefährlichen Liebkosungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die Maßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Aergerniß zuhören, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr:

Jeder Fremde glaubt, daß er der erste sey, dem ein so angenehmes Betragen gelte: aber er irrt gewaltig; denn wir alle sind einmal auf diesem Wege herumgeführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er sey wer er sey, muß sich eine Zeit lang ihr ergeben, ihr anhängen und sich mit Sehnsucht um sie bemühen.

Den Glücklichen, der, eben in die Gärten einer Zauberin hineintretend, von allen Seligkeiten eines künstlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraschen, als wenn ihm, dessen Ohr ganz auf den Gesang der Nachtigall lauscht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegengrunzt. Laertes schämte sich nach dieser Entdeckung recht von Herzen, daß ihn seine Eitelkeit nochmals verleitet habe, von irgend einer Frau auch nur im mindesten gut zu denken. Er vernachlässigte sie nunmehr völlig, hielt sich zu dem Stallmeister, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging, bei Proben und Vorstellungen aber sich betrug, als wenn dieß bloß eine Nebensache wäre.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal Morgens einige von der Gesellschaft rufen, da jeder denn immer Philinens unverändertes Glück zu beneiden Ursache fand. Der Graf hatte seinen Liebling, den Pedanten, oft Stunden lang bei seiner Toilette. Dieser Mensch ward nach und nach bekleidet, und bis auf Uhr und Dose equipirt und ausgestattet.

Auch wurde die Gesellschaft manchmal sammt und sonders nach Tafel vor die hohen Herrschaften gefordert. Sie schätzten sich es zur größten Ehre, und bemerkten nicht, daß man zu eben derselben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen gesagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben und dadurch auch von sich eine gute Meinung erwecken solle. Er fand dazu an einem solchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen französischen Theaterschriftsteller lese; darauf ihm denn Wilhelm mit einem sehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürst, ohne seine Antwort abzuwarten, schon im Begriff war, sich weg und zu jemand anders zu wenden, er faßte ihn vielmehr sogleich und trat ihm beinahe in den Weg, indem er fortfuhr, er schätze das französische Theater sehr hoch und lese die Werke der großen Meister mit Entzücken; besonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürst den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Ich kann es mir vorstellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihrer höhern Verhältnisse so vortrefflich und richtig schildert. Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt, und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht, und in die Geheimnisse der Menschheit dringt, wie sie sich hinter kostbar gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studire, so kommt es mir wirklich vor, ich sey am Hofe, sey in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter eingeweiht, und ich sehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen Könige, die eine ganze Nation anbetet, Heldenleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe,

weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben solle, die des Beifalls eines Königes und eines Fürsten werth seyen.

Jarno war herbeigetreten und hörte unserem Freunde mit Verwunderung zu; der Fürst, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke seinen Beifall gezeigt hatte, wandte sich seitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anständig sey, unter solchen Umständen einen Discurs fortzusetzen und eine Materie erschöpfen zu wollen, noch gerne mehr gesprochen, und dem Fürsten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl seinen Lieblingsdichter gelesen.

Haben Sie denn niemals, sagte Jarno, indem er ihn beiseite nahm, ein Stück von Shakspeare gesehen?

Nein! versetzte Wilhelm: denn seit der Zeit, daß sie in Deutschland bekannter geworden sind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, daß sich zufällig eine alte, jugendliche Liebhaberei und Beschäftigung gegenwärtig wieder erneuerte. Indessen hat mich alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, solche seltsame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die über alle Wahrscheinlichkeit, allen Wohlstand hinauszuschreiten scheinen.

Ich will Ihnen denn doch rathen, versetzte jener, einen Versuch zu machen; es kann nichts schaden, wenn man auch das Seltsame mit eigenen Augen sieht. Ich will Ihnen ein paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht besser anwenden, als wenn Sie sich gleich von allem losmachen, und in der Einsamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieser unbekannten Welt sehen. Es ist sündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, diese Affen menschlicher auszuputzen und diese Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie sich an die Form nicht stoßen; das übrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlassen.

Die Pferde standen vor der Thür, und Jarno setzte sich mit einigen Cavalieren auf, um sich mit der Jagd zu erlustigen. Wilhelm sah ihm traurig nach. Er hätte gern mit diesem Manne noch vieles gesprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Mensch kommt manchmal, indem er sich einer Entwickelung

seiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte: er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Wasser fällt; griffe jemand sogleich zu, risse ihn ans Land, so wär' es um einmal Naßwerden gethan, anstatt daß er sich auch wohl selbst, aber am jenseitigen Ufer, heraushilft und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er sich gedacht. Er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe, und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marsche, ein fürstlicher Held an seiner Spitze, so viele mitwirkende Krieger, so viele zudringende Verehrer erhöhten seine Einbildungskraft. In dieser Stimmung erhielt er die versprochenen Bücher, und in kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius, und führte ihn einem unübersehlichen Meere zu, worin er sich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauspielern hatte seit ihrem Aufenthalt im Schlosse verschiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderseitiger Zufriedenheit: denn indem der Baron das erstemal in seinem Leben eines seiner Stücke, mit denen er ein Gesellschaftstheater schon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauspieler und auf dem Wege zu einer anständigen Vorstellung sah, war er von dem besten Humor, bewies sich freigebig und kaufte bei jedem Galanteriehändler, deren sich manche einstellten, kleine Geschenke für die Schauspielerinnen, und wußte den Schauspielern manche Beuteille Champagner extra zu verschaffen; dagegen gaben sie sich auch mit seinen Stücken alle Mühe, und Wilhelm sparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, dessen Rolle ihm zugefallen war, auf das genaueste zu memoriren.

Indessen hatten sich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeschlichen. Die Vorliebe des Barons für gewisse Schauspieler wurde

von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dieß die übrigen verdrießen. Er erhob seine Günstlinge ganz ausschließlich und brachte dadurch Eifersucht und Uneinigkeit unter die Gesellschaft. Melina, der sich bei streitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand sich in einem sehr unangenehmen Zustande. Die Gepriesenen nahmen das Lob an, ohne sonderlich dankbar zu seyn, und die Zurückgesetzten ließen auf allerlei Weise ihren Verdruß spüren und wußten ihrem erst hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weise unangenehm zu machen; ja es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewisses Gedicht, dessen Verfasser man nicht kannte, im Schlosse viele Bewegung verursachte. Bisher hatte man sich immer, doch auf eine ziemlich feine Weise, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten; man hatte allerlei Geschichten auf ihn gebracht, gewisse Vorfälle ausgeputzt und ihnen eine lustige und interessante Gestalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entstehe eine Art von Handwerksneid zwischen ihm und einigen Schauspielern, die sich auch einbildeten, Schriftsteller zu seyn, und auf diese Sage gründet sich das Gedicht, von welchem wir sprachen, und welches lautete wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz so nah am Thron,
Und um manch schön Stück Ackerland,
Um Ihres Vaters festes Schloß,
Um seine Wildbahn und Geschoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward mit leichtem Muth und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind.

Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß.
Und keinen ich in dem Capitel.

Die Stimmen über dieses Gedicht, das in einigen fast unleserlichen Abschriften sich in verschiedenen Händen befand, waren sehr getheilt, auf den Verfasser aber wußte niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude sich darüber zu ergötzen anfing, erklärte sich Wilhelm sehr dagegen.

Wir Deutschen, rief er aus, verdienten, daß unsere Musen in der Verachtung blieben, in der sie so lange geschmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu schätzen wissen, die sich mit unserer Literatur auf irgend eine Weise abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen stehen in keinem Widerspruch mit Genie und Geschmack: das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren besten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in Deutschland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften widmete, wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch berühmter, stiegen dagegen manche aus der Dunkelheit hervor, und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont: so wird das nicht immer so seyn, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erringung des schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Musen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch Personen von Stande selbst mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude ihres Gleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

Es schien die letzte Aeußerung gegen den Grafen gerichtet zu seyn, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freilich war diesem Herrn, der immer auf seine Art mit dem Baron zu scherzen pflegte, ein solcher Anlaß sehr erwünscht, seinen Verwandten auf alle Weise zu plagen. Jedermann hatte seine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfasser des Gedichtes seyn konnte, und der Graf, der sich nicht gern im Scharfsinn von jemand übertroffen sah, fiel auf einen Gedanken, den er sogleich zu beschwören bereit war: das Gedicht

könnte sich nur von seinem Pedanten herschreiben, der ein sehr feiner Bursche sey, und an dem er schon lange so etwas poetisches Genie gemerkt habe. Um sich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deßwegen an einem Morgen diesen Schauspieler rufen, der ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baronesse und Jarno's das Gedicht nach seiner Art vorlesen mußte und dafür Lob, Beifall und ein Geschenk einerntete, und die Frage des Grafen, ob er nicht sonst noch einige Gedichte von früheren Zeiten besitze, mit Klugheit abzulehnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Witzlings und in den Augen derer, die dem Baron günstig waren, eines Pasquillanten und schlechten Menschen. Von der Zeit an applaudirte ihm der Graf nur immer mehr, er mochte seine Rolle spielen wie er wollte, so daß der arme Mensch zuletzt aufgeblasen, ja beinahe verrückt wurde und darauf sann, gleich Philinen ein Zimmer im Schlosse zu beziehen.

Wäre dieser Plan sogleich zu vollführen gewesen, so möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends spät nach dem alten Schlosse ging und in dem dunkeln engen Wege herumtappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Personen festgehalten, indessen andere auf ihn wacker losschlugen und ihn im Finstern so zerdroschen, daß er beinahe liegen blieb und nur mit Mühe zu seinen Kameraden hinaufkroch, die, so sehr sie sich entrüstet stellten, über diesen Unfall ihre heimliche Freude fühlten und sich kaum des Lachens erwehren konnten, als sie ihn so wohl durchwalkt und seinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, bestäubt und befleckt sahen.

Der Graf, der sogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeschreiblichen Zorn aus. Er behandelte diese That als das größte Verbrechen, qualificirte sie zu einem beleidigten Burgfrieden, und ließ durch seinen Gerichtshalter die strengste Inquisition vornehmen. Der weißbestäubte Rock sollte eine Hauptanzeige geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schlosse zu schaffen haben konnte, wurde mit in die Untersuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron versicherte bei seiner Ehre feierlich: jene Art zu scherzen habe ihm freilich sehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen sey nicht das freundschaftlichste gewesen, aber habe sich darüber hinauszusetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindesten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauses brachten bald die ganze Sache in Vergessenheit, und der unglückliche Günstling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unsere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortspielte und im ganzen sehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je besser es ihr ging, desto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Essen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und sie lagen ihrem Beschützer, dem Baron, an, daß er für sie besser sorgen und ihnen zu dem Genusse und der Bequemlichkeit, die er ihnen versprochen, doch endlich verhelfen solle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloser.

Wilhelm kam indessen, außer in Proben und Spielstunden, wenig mehr zum Vorscheine. In einem der hintersten Zimmer verschlossen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verstattet wurde, lebte und webte er in der Shakspeare'schen Welt, so daß er außer sich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerlei geistiger Gestalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geister, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinangedrängt, um denselben und über dem Haupte des Meisters in ewig drehender Verwandlung sich bewegend vermehren; jeder Winkel ist vollgepfropft, und jedes Gesims besetzt; Eier dehnen sich aus und Riesengestalten ziehen sich in Pilze zusammen. Unglücklicherweise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geisterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. So saß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus diesem Zustande reißen, und er war sehr unzufrieden, wenn irgend jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm die Nachricht brachte, es sollte in dem Schloßhofe eine Execution vorgehen und ein Knabe gestäupt werden, der sich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und da er den Rock eines Perrückenmachers trage, wahrscheinlich mit unter den

Meuchlern gewesen sey. Der Knabe läugne zwar auf das hartnäckigste, und man könne ihn deßwegen nicht förmlich bestrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben, und ihn weiter schicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeschwärmt sey, sich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an eine Gartenmauer angelehnt habe und herübergestiegen sey.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts sonderlich merkwürdig, als Mignen hastig hereintam und ihm versicherte, der Gefangene sey Friedrich, der sich seit den Händeln mit dem Stallmeister von der Gesellschaft und aus unsern Augen verloren hatte.

Wilhelm, den der Knabe interessirte, machte sich eilends auf, und fand im Schloßhofe schon Zurüstungen; denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch in dergleichen Fällen. Der Knabe wurde herbeigebracht: Wilhelm trat dazwischen, und bat, daß man innehalten möchte, indem er den Knaben kenne, und vorher erst verschiedenes seinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe, mit seinen Vorstellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu sprechen. Dieser versicherte, von dem Ueberfalle, bei dem ein Acteur sollte gemißhandelt worden seyn, wisse er gar nichts; er sey nur um das Schloß herumgestreift, und des Nachts hereingeschlichen, um Philinen aufzusuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundschaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unterwegs aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der zur Ehre der Gesellschaft das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeister und bat ihn, nach seiner Kenntniß der Personen und des Hauses, diese Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien.

Dieser launige Mann erdachte unter Wilhelms Beistand eine kleine Geschichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen sey, doch wieder gewünscht, sich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deßwegen die Absicht gehabt, bei Nachtzeit einige seiner Gönner aufzusuchen und sich ihnen zu empfehlen. Man bezeugte übrigens, daß er sich sonst gut aufgeführt; die Damen mischten sich darein, und er ward entlassen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Person der wunderbaren Familie, die Wilhelm seit einiger Zeit als seine eigene ansah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und

Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Für ewig.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt;
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwiſchen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!
Lida! Glück der nächſten Nähe,
William! Stern der ſchönſten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin.
Tag' und Jahre ſind verſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

alle drei verbanden sich nunmehr, ihrem Freunde und Beschützer aufmerksam zu dienen und ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte sich nun täglich besser bei den Damen einzuschmeicheln. Wenn sie zusammen allein waren, leitete sie meistentheils das Gespräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man sich beschäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe: sie erzählte daher von ihm, was sie wußte und nicht wußte, hütete sich aber, irgend etwas vorzubringen, das man zu seinem Nachtheil hätte deuten können, und rühmte dagegen seinen Edelmuth, seine Freigebigkeit und besonders seine Sittsamkeit im Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Alle übrigen Fragen, die an sie geschahen, beantwortete sie mit Klugheit, und als die Baronesse die zunehmende Neigung ihrer schönen Freundin bemerkte, war auch ihr diese Entdeckung sehr willkommen. Denn ihre Verhältnisse zu mehreren Männern, besonders in diesen letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht verborgen, deren reine Seele einen solchen Leichtsinn nicht ohne Mißbilligung und ohne sanften Tadel bemerken konnte.

Auf diese Weise hatte die Baronesse sowohl als Philine, jede ein besonderes Interesse, unsern Freund der Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdieß, bei Gelegenheit wieder für sich zu arbeiten, und die verlorene Gunst des jungen Mannes sich wo möglich wiederzu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Gesellschaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erst den andern Morgen zurückerwartete, ersann sich die Baronesse einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn sie liebte die Verkleidungen und kam, um die Gesellschaft zu überraschen, bald als Bauernmädchen, bald als Page, bald als Jägerbursche zum Vorschein. Sie gab sich dadurch das Ansehen einer kleinen Fee, die überall und gerade da, wo man sie am wenigsten vermuthet, gegenwärtig ist. Nichts glich ihrer Freude, wenn sie unerkannt eine Zeit lang die Gesellschaft bedient oder sonst unter ihr gewandelt hatte, und sie sich zuletzt auf eine scherzhafte Weise zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ sie Wilhelmen auf ihr Zimmer fordern, und da sie eben noch etwas zu thun hatte, sollte Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand nicht ohne Verwunderung statt der gnädigen Frauen das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewissen anständigen Freimüthigkeit, in der sie sich bisher geübt hatte, und nöthigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit. Zuerst scherzte sie im allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge, und ihn auch, wie sie wohl merke, gegenwärtig hierher gebracht habe; sodann warf sie ihm auf eine angenehme Art sein Betragen vor, womit er sie bisher gequält habe, schalt und beschuldigte sich selbst, gestand, daß sie sonst wohl so seine Begegnung verdient, machte eine so aufrichtige Beschreibung ihres Zustandes, den sie den vorigen nannte, und setzte hinzu, daß sie sich selbst verachten müsse, wenn sie nicht fähig wäre sich zu ändern und sich seiner Freundschaft werth zu machen.

Wilhelm war über diese Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wissen, daß eben ganz leichtsinnige und der Besserung unfähige Menschen sich oft am lebhaftesten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob sie gleich nicht die mindeste Kraft in sich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermächtige Natur sie hinreißt: er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und vernahm von ihr den Vorschlag zu einer sonderbaren Verkleidung, womit man die schöne Gräfin zu überraschen gedachte.

Er fand dabei einiges Bedenken, das er Philinen nicht verhehlte; allein die Baronesse, welche in dem Augenblick hereintrat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig; sie zog ihn vielmehr mit sich fort, indem sie versicherte, es sey eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und sie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn seinen Rock ausziehen, und in den seidenen Schlafrock des Grafen hineinschlüpfen, setzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn ins Cabinet, und hieß ihn, sich in den großen Sessel setzen und ein Buch nehmen, zündete die Argand'sche Lampe selbst an, die vor ihm stand, und unterrichtete ihn, was er zu thun und was er für eine Rolle zu spielen habe.

Man werde, sagte sie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls und seine üble Laune ankündigen; sie werde kommen, einigemal

im Zimmer auf und abgehen, ſich alsdann auf die Lehne des Seſſels ſetzen, ihren Arm auf ſeine Schulter legen und einige Worte ſprechen. Er ſolle ſeine Ehemannsrolle ſo lange und ſo gut als möglich ſpielen; wenn er ſich aber endlich entdecken müßte, ſo ſolle er hübſch artig und galant ſeyn.

Wilhelm ſaß nun unruhig genug in dieſer wunderlichen Maske; der Vorſchlag hatte ihn überraſcht, und die Ausführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baroneſſe wieder zum Zimmer hinaus, als er erſt bemerkte, wie gefährlich der Poſten war, den er eingenommen hatte. Er läugnete ſich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er ſeiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm ſeine Grundſätze einen Gedanken an ernſthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, ſo war er wirklich in dieſem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bei ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte ſich wieder vor ſeiner Einbildungskraft. Marianne erſchien ihm im weißen Morgenkleide und flehte um ſein Andenken; Philinens Liebenswürdigkeit, ihre ſchönen Haare, und ihr einſchmeichelndes Betragen waren durch ihre neueſte Gegenwart wieder wirkſamer geworden: doch alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er ſich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenigen Minuten an ſeinem Halſe fühlen ſollte, deren unſchuldige Liebkoſungen er zu erwiedern aufgefordert war.

Die ſonderbare Art, wie er aus dieſer Verlegenheit ſollte gezogen werden, ahnte er freilich nicht. Denn wie groß war ſein Erſtaunen, ja ſein Schrecken, als hinter ihm die Thür ſich aufthat, und er bei dem erſten verſtohlenen Blicke in den Spiegel den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand hereintrat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er ſitzen bleiben oder aufſtehen, fliehen, bekennen, läugnen oder um Vergebung bitten ſolle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thüre ſtehen geblieben war, trat zurück und machte ſie ſachte zu. In dem Moment ſprang die Baroneſſe zur Seitenthüre herein, löſchte die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle, und zog ihn nach ſich in das Cabinet. Geſchwind warf er den Schlafrock ab, der ſogleich wieder ſeinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baroneſſe nahm Wilhelms

Rock über den Arm und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verschläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem sie sich erholt hatte, von ihr vernahm, sie sey zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. Ich weiß es schon, sagte die Gräfin: was mag wohl begegnet seyn? Ich habe ihn so eben zum Seitenthor hereinreiten sehen. Erschrocken sey die Baronesse sogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

Unglücklicherweise sind Sie zu spät gekommen! rief Wilhelm aus: der Graf war vorhin im Zimmer und hat mich sitzen sehen.

Hat er Sie erkannt?

Ich weiß es nicht. Er sah mich im Spiegel, so wie ich ihn, und eh' ich wußte, ob es ein Gespenst oder er selbst war, trat er schon wieder zurück, und drückte die Thüre hinter sich zu.

Die Verlegenheit der Baronesse vermehrte sich, als ein Bedienter sie zu rufen kam und anzeigte, der Graf befinde sich bei seiner Gemahlin. Mit schwerem Herzen ging sie hin und fand den Grafen zwar still und in sich gekehrt, aber in seinen Aeußerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Man sprach von den Vorfällen der Jagd und den Ursachen seiner frühern Zurückkunft. Das Gespräch ging bald aus. Der Graf ward stille, und besonders mußte der Baronesse auffallen, als er nach Wilhelmen fragte und den Wunsch äußerte, man möchte ihn rufen lassen, damit er etwas vorlese.

Wilhelm, der sich im Zimmer der Baronesse wieder angekleidet und einigermaßen erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herbei. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abenteuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung vorlas. Sein Ton hatte etwas Unsicheres, Zitterndes, das glücklicherweise dem Inhalt der Geschichte gemäß war. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beifalls und lobte den besondern Ausdruck der Vorlesung, da er zuletzt unsern Freund entließ.

Eilftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakspeare's gelesen, als ihre Wirkung auf ihn so stark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er suchte

Gelegenheit, mit Jarno zu sprechen, und konnte ihm nicht genug für die verschaffte Freude danken.

Ich hab' es wohl vorausgesehen, sagte dieser, daß Sie gegen die Trefflichkeit des außerordentlichsten und wunderbarsten aller Schriftsteller nicht unempfindlich bleiben würden.

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köstlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu seyn, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe so erstaunt und außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiter zu lesen.

Brave! sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte: so wollt' ich es haben! Und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben.

Ich wünschte, versetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, find' ich in Shakspeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: Hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu seyn, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte, sie zeigten nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt. Diese wenigen Blicke, die ich in Shakspeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas anders, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meere der

wahren Natur wenige Becher zu schöpfen und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publicum meines Vaterlandes auszuspenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfassung, in der ich Sie sehe, versetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Lassen Sie den Vorsatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt sind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich seyn, so geschieht es von ganzem Herzen. Noch hab' ich nicht gefragt, wie Sie in diese Gesellschaft gekommen sind, für die Sie weder geboren noch erzogen seyn können. So viel hoffe ich und sehe ich, daß Sie sich herausfehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umständen; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur sagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können schnelle Wechsel des Glückes hervorbringen; mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unserm Dienste widmen, Mühe und wenn es Noth thut, Gefahr nicht scheuen, so habe ich eben jetzt eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu stellen, den eine Zeit lang bekleidet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm konnte seinen Dank nicht genug ausdrücken, und war willig seinem Freunde und Beschützer die ganze Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Sie hatten sich unter diesem Gespräch weit in den Park verloren, und waren auf die Landstraße, welche durch denselben ging, gekommen. Jarno stand einen Augenblick still und sagte: Bedenken Sie meinen Vorschlag, entschließen Sie sich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich versichere Sie, es ist mir bisher unbegreiflich gewesen, wie Sie sich mit solchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Officier zu Pferde eilends heranKam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Officier sprang vom Pferde; beide umarmten sich und unterhielten sich mit einander, indem Wilhelm, bestürzt über die letzten Worte seines kriegerischen Freundes, in sich gekehrt an der Seite stand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte; dieser aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand, und rief mit Emphase: Ich treffe Sie in einer würdigen Gesellschaft;

folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes, und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünsche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt. Er sprach's, umarmte Wilhelmen und drückte ihn mit Lebhaftigkeit an seine Brust.

Zu gleicher Zeit trat Jarno herbei und sagte zu dem Fremden: Es ist am besten, ich reite gleich mit Ihnen hinein, so können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort. Beide schwangen sich darauf zu Pferde, und überließen unsern verwunderten Freund seinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarno's klangen noch in seinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menschlicher Wesen, das ihm unschuldigerweise seine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er so sehr verehrte, so tief heruntergesetzt zu sehen. Die sonderbare Umarmung des Officiers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn, sie beschäftigte seine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarno's Reden hatten sein Herz getroffen: er war tief verwundet, und nun brach er auf seinem Rückwege gegen sich selbst in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarno's, die ihm aus den Augen herausſehe und aus allen seinen Gebärden spreche, habe verkennen und vergessen mögen.

Nein, rief er aus, du bildest dir nur ein, du abgestorbener Weltmann, daß du ein Freund seyn könnest! Alles, was du mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht werth, die mich an diese Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bei Zeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hatte.

Er schloß Mignen, die ihm entgegenkam, in die Arme und rief aus: Nein! uns soll nichts trennen, du gutes kleines Geschöpf! Die scheinbare Klugheit der Welt soll mich nicht vermögen dich zu verlassen, noch zu vergessen was ich dir schuldig bin.

Das Kind, dessen heftige Liebkosungen er sonst abzulehnen pflegte, erfreute sich dieses unerwarteten Ausdruckes der Zärtlichkeit und hing sich so fest an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt loswerden konnte.

Seit dieser Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen Acht, die ihm nicht alle lobenswürdig schienen; ja es kam wohl manches vor, was ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beispiel starken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant so theuer hatte bezahlen

müssen, sey Jarno's Arbeit. Da nun dieser in Wilhelms Gegenwart über den Vorfall gescherzt hatte, glaubte unser Freund hierin das Zeichen eines höchst verderbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter seyn, als einen Unschuldigen, dessen Leiden man verursacht, zu verspotten, und weder an Genugthuung noch Entschädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm sie selbst veranlaßt; denn er war durch einen sehr sonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Officiere im untern Saale des alten Schlosses mit einem Theile der Schauspieler und Schauspielerinnen ganze Nächte auf eine lustige Weise zubrachten. Eines Morgens, als er nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, kam er von ungefähr in das Zimmer, und fand die jungen Herren, die eine höchst sonderbare Toilette zu machen im Begriff stunden. Sie hatten in einen Napf mit Wasser Kreide eingerieben und trugen den Teig mit einer Bürste auf ihre Westen und Beinkleider, ohne sie auszuziehen, und stellten also die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das schnellste wieder her. Unserm Freunde, der sich über diese Handgriffe wunderte, fiel der weiß bestäubte und befleckte Rock des Pedanten ein; der Verdacht wurde um so viel stärker, als er erfuhr, daß einige Verwandte des Barons sich unter der Gesellschaft befänden.

Um diesem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, suchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühstück zu beschäftigen. Sie waren sehr lebhaft und erzählten viele lustige Geschichten. Der eine besonders, der eine Zeit lang auf Werbung gestanden, wußte nicht genug die List und Thätigkeit seines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menschen an sich zu ziehen und jeden nach seiner Art zu überlisten verstand. Umständlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hause und sorgfältiger Erziehung durch allerlei Vorspiegelungen einer anständigen Versorgung betrogen worden, und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange so wohl gethan habe, sich von einem angesehenen, tapfern, klugen und freigebigen Officier geschätzt und hervorgezogen zu sehen.

Wie segnete Wilhelm seinen Genius, der ihm so unvermuthet den Abgrund zeigte, dessen Rande er sich unschuldigerweise genähert hatte! Er sah nun in Jarno nichts als den Werber; die Umarmung des fremden Officiers war ihm leicht erklärlich. Er verabscheute die Gesinnungen dieser Männer und vermied von dem Augenblicke mit irgend jemand,

der eine Uniform trug, zusammenzukommen, und so wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundin, vielleicht auf immer, verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwischen hatte die Baronesse mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen seit jenem Abenteuer war ihr ein völliges Räthsel: er war ganz aus seiner Manier herausgegangen; von seinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Gesellschaft und an die Bedienten hatten sehr nachgelassen; von Pedanterie und gebieterischem Wesen bemerkte man wenig, vielmehr war er still und in sich gekehrt, jedoch schien er heiter und wirklich ein anderer Mensch zu seyn. Bei Vorlesungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wählte er ernsthafte, oft religiöse Bücher, und die Baronesse lebte in beständiger Furcht, es möchte hinter dieser anscheinenden Ruhe sich ein geheimer Groll verbergen, ein stiller Vorsatz, den Frevel, den er so zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entschloß sich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und sie konnte es um so mehr, als sie mit ihm in einem Verhältnisse stand, in dem man sich sonst wenig zu verbergen pflegt. Jarno war seit kurzer Zeit ihr entschiedener Freund; doch waren sie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lärmenden Welt, die sie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfin war dieser neue Roman nicht entgangen, und höchst wahrscheinlich suchte die Baronesse ihre Freundin gleichfalls zu beschäftigen, um den stillen Vorwürfen zu entgehen, welche sie denn doch manchmal von jener edlen Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baronesse ihrem Freunde die Geschichte erzählt, als er lachend ausrief: Da glaubt der Alte gewiß sich selbst gesehen zu haben! er fürchtet, daß ihm diese Erscheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun ist er zahm geworden, wie alle die Halbmenschen, wenn sie an die Auflösung denken, welcher niemand entgangen ist, noch entgehen wird. Nur stille! Da ich hoffe, daß er noch lange leben soll, so wollen wir ihn bei dieser Gelegenheit so formiren, daß er seiner Frau und seinen Hausgenossen nicht mehr zur Last seyn soll.

Sie fingen nun, so bald es nur schicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahnungen, Erscheinungen und dergleichen zu sprechen. Jarno spielte den Zweifler, seine Freundin gleichfalls, und sie trieben es so weit, daß der Graf endlich Jarno bei Seite nahm, ihm seine Freigeisterei verwies und ihn durch sein eigenes Beispiel von der Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Geschichten zu überzeugen suchte. Jarno spielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Ueberzeugten, machte sich aber gleich darauf in stiller Nacht mit seiner Freundin desto lustiger über den schwachen Weltmann, der nun auf einmal von seinen Unarten durch einen Popanz bekehrt worden, und der nur noch deßwegen zu loben sey, weil er mit so vieler Fassung ein bevorstehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

Auf die natürlichste Folge, welche diese Erscheinung hätte haben können, möcht' er doch wohl nicht gefaßt seyn, rief die Baronesse mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der sie, sobald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte.

Jarno ward reichlich belohnt, und man schmiedete neue Anschläge, den Grafen noch mehr kirre zu machen und die Neigung der Gräfin zu Wilhelmen noch mehr zu reizen und zu bestärken.

In dieser Absicht erzählte man der Gräfin die ganze Geschichte, die sich zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber seit der Zeit nachdenklicher ward, und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumalen schien.

Die Anstalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken und der Prinz zugleich sein Hauptquartier verändern würde; ja es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut verlassen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unsere Schauspieler konnten sich also leicht die Nativität stellen; doch nur der einzige Melina nahm seine Maßregeln danach, die andern suchten nur noch von dem Augenblicke so viel als möglich das Vergnüglichste zu erhaschen.

Wilhelm war indessen auf eine eigene Weise beschäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abschrift seiner Stücke verlangt, und er sah diesen Wunsch der liebenswürdigen Frau als die schönste Belohnung an.

Ein junger Autor, der sich noch nicht gedruckt gesehen, wendet in einem solchen Falle die größte Aufmerksamkeit auf eine reinliche und

Aus einem Stammbuch von 1604.

Hoffnung beſchwingt Gedanken, Liebe Hoffnung.
In klarſter Nacht hinauf zu Cynthien, Liebe!
Und ſprich: wie ſie ſich oben umgeſtaltet,
So auf der Erde ſchwindet, wächſ't mein Glück.
Und wispere ſanft-beſcheiden ihr ans Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt hing, Treue thränte.
Und ihr Gedanken, mißzutraun geneigt,
Beſchilt euch die Geliebte deſſenthalb,
So ſagt: ihr wechſelt zwar, doch ändert nicht,
Wie ſie dieſelbe bleibt und immer wechſelt.
Untrauen tritt in's Herz, vergiftet's nicht,
Denn Lieb' iſt ſüßer von Verdacht gewürzt.
Wenn ſie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Klare widerwärtig ſchwärzt,
Dann Seufzer-Winde ſcheucht die Wolken weg,
Thränt nieder ſie in Regen aufzulöſen.
Gedanke, Hoffnung, Liebe bleibt nur dort,
Bis Cynthia ſcheint wie ſie mir ſonſt gethan.

Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, 25. Aug. 1828.

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah!
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da.

zierliche Abschrift seiner Werke. Es ist gleichsam das goldene Zeitalter der Autorschaft; man sieht sich in jene Jahrhunderte versetzt, in denen die Presse noch nicht die Welt mit so viel unnützen Schriften überschwemmt hatte, wo nur würdige Geistesproducte abgeschrieben und von den edelsten Menschen verwahrt wurden; und wie leicht begeht man alsdann den Fehlschuß, daß ein sorgfältig abgecirkeltes Manuscript auch ein würdiges Geistesproduct sey, werth von einem Kenner und Beschützer besessen und aufgestellt zu werden!

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in kurzem abgehen sollte, noch ein großes Gastmahl angestellt. Viele Damen aus der Nachbarschaft waren geladen und die Gräfin hatte sich bei Zeiten angezogen. Sie hatte diesen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als sie sonst zu thun gewohnt war. Frisur und Aufsatz waren gesuchter, sie war mit allen ihren Juwelen geschmückt. Eben so hatte die Baronesse das Mögliche gethan, um sich mit Pracht und Geschmack anzukleiden.

Philine, als sie merkte, daß den beiden Damen in Erwartung ihrer Gäste die Zeit zu lang wurde, schlug vor, Wilhelmen kommen zu lassen, der sein fertiges Manuscript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzulesen wünsche. Er kam und erstaunte im Hereintreten über die Gestalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur sichtbarer geworden waren. Es las nach dem Befehle der Damen, allein so zerstreut und schlecht, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht so nachsichtig gewesen wären, sie ihn gar bald würden entlassen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, schien es ihm, als wenn ein elektrischer Funke sich vor seinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu seiner Recitation hernehmen solle. Die schöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt schien es ihm, als ob er nie etwas Vollkommneres gesehen hätte, und von den tausenderlei Gedanken, die sich in seiner Seele kreuzten, mochte ungefähr folgendes der Inhalt seyn.

Wie thöricht lehnen sich doch so viele Dichter und sogenannte gefühlvolle Menschen gegen Putz und Pracht auf und verlangen nur in einfachen, der Natur angemessenen Kleidern die Frauen alles Standes zu sehen. Sie schelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht ist, der uns mißfällt, wenn wir eine häßliche oder minder schöne Person reich und sonderbar gekleidet erblicken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier versammeln und sie fragen, ob sie wünschten etwas von

diesen Falten, von diesen Bändern und Spitzen, von diesen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? würden sie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu stören, der ihnen hier so willig und natürlich entgegenkommt? Ja, natürlich darf ich wohl sagen! Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiters entsprang, so scheint diese Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu seyn.

Er sah sie oft im Lesen an, als wenn er diesen Eindruck sich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falsch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich sonst über die Verwechslung eines Wortes oder Buchstabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorlesung verzweifeln konnte.

Ein falscher Lärm, als wenn die Gäste angefahren kämen, machte der Vorlesung ein Ende. Die Baronesse ging weg und die Gräfin, im Begriff ihren Schreibtisch zuzumachen, der noch offen stand, ergriff ein Ringkästchen und steckte noch einige Ringe an die Finger.

Wir werden uns bald trennen! sagte sie, indem sie ihre Augen auf das Kästchen heftete: nehmen Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünscht, als daß es Ihnen wohl gehen möge.

Sie nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Krystall ein schön von Haaren geflochtenes Schild zeigte und mit Steinen besetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelmen, der, als er ihn annahm, nichts zu sagen und nichts zu thun wußte, sondern wie eingewurzelt in den Boden da stand. Die Gräfin schloß den Schreibtisch zu und setzte sich auf ihren Sopha.

Und ich soll leer ausgehen! sagte Philine, indem sie zur rechten Hand der Gräfin niederkniete: Seht nur den Menschen, der zur Unzeit so viel Worte im Munde führt und jetzt nicht einmal eine armselige Danksagung herstammeln kann. Frisch, mein Herr, thun Sie wenigstens pantomimisch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute selbst nichts zu erfinden wissen, so ahmen Sie mir wenigstens nach.

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin und küßte sie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm stürzte auf seine Kniee, faßte die linke und drückte sie an seine Lippen. Die Gräfin schien verlegen, aber ohne Widerwillen.

Ach! rief Philine aus, so viel Schmuck hab' ich wohl schon gesehen,

aber noch nie eine Dame ſo würdig ihn zu tragen. Welche Armbänder! aber auch welche Hand! Welcher Halsſchmuck! aber auch welche Bruſt!

Stille, Schmeichlerin! rief die Gräfin.

Stellt denn das den Herrn Grafen vor? ſagte Philine, indem ſie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an koſtbaren Ketten an der linken Seite trug.

Er iſt als Bräutigam gemalt, verſetzte die Gräfin.

War er denn damals ſo jung? fragte Philine. Sie ſind ja nur erſt, wie ich weiß, wenige Jahre verheirathet.

Dieſe Jugend kommt auf die Rechnung des Malers, verſetzte die Gräfin.

Es iſt ein ſchöner Mann, ſagte Philine. Doch ſollte wohl niemals, fuhr ſie fort, indem ſie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, in dieſe verborgene Kapſel ſich ein ander Bild eingeſchlichen haben?

Du biſt ſehr verwegen, Philine! rief ſie aus: ich habe dich verzogen. Laß mich ſo etwas nicht zum zweitenmal hören!

Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich, rief Philine, ſprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die ſchönſte Hand noch in ſeinen Händen: er ſah unverwandt auf das Armſchloß, das zu ſeiner größten Verwunderung die Anfangsbuchſtaben ſeiner Namen in brillantenen Zügen ſehen ließ.

Beſitz' ich, fragte er beſcheiden, in dem koſtbaren Ringe denn wirklich Ihre Haare?

Ja, verſetzte ſie mit halber Stimme; dann nahm ſie ſich zuſammen, und ſagte, indem ſie ihm die Hand drückte: Stehen Sie auf und leben Sie wohl!

Hier ſteht mein Name, rief er aus, durch den ſonderbarſten Zufall! Er zeigte auf das Armſchloß.

Wie? rief die Gräfin. Es iſt die Chiffer einer Freundin.

Es ſind die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Vergeſſen Sie meiner nicht! Ihr Bild ſteht unauslöſchlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl; laſſen Sie mich fliehen!

Er küßte ihre Hand und wollte aufſtehen; aber wie im Traum das Seltſamſte aus dem Seltſamſten ſich entwickelnd uns überraſcht, ſo hielt er, ohne zu wiſſen wie es geſchah, die Gräfin in ſeinen Armen; ihre Lippen ruhten auf den ſeinigen und ihre wechſelſeitigen lebhaften Küſſe

gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem ersten aufbrausenden Schaum des frisch eingeschenkten Bechers der Liebe schlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf seiner Schulter und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geschlungen; er umfaßte sie mit Lebhaftigkeit und drückte sie wiederholt an seine Brust. O daß ein solcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann! und wehe dem neidischen Geschick, das auch unsern Freunden diese kurzen Augenblicke unterbrach!

Wie erschrak Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin sich auf einmal mit einem Schrei von ihm losriß und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr.

Er stand betäubt vor ihr da; sie hielt die andere Hand vor die Augen und rief nach einer Pause: Entfernen Sie sich! eilen Sie!

Er stand noch immer.

Verlassen Sie mich! rief sie, und indem sie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke ansah, setzte sie mit der lieblichsten Stimme hinzu: Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben.

Wilhelm war aus dem Zimmer und wieder auf seiner Stube, eh er wußte, wo er sich befand.

Die Unglücklichen! Welche sonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß sie auseinander?

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Laertes ſtand nachdenklich am Fenſter und blickte, auf ſeinen Arm geſtützt, in das Feld hinaus. Philine ſchlich über den großen Saal herbei, lehnte ſich auf den Freund und verſpottete ſein ernſthaftes Anſehen.

Lache nur nicht! verſetzte er. Es iſt abſcheulich, wie die Zeit vergeht, wie alles ſich verändert und ein Ende nimmt. Sieh nur, hier ſtand vor kurzem noch ein ſchönes Lager; wie luſtig ſahen die Zelte aus! wie lebhaft ging es darin zu! wie ſorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! und nun iſt alles auf einmal verſchwunden! Nur kurze Zeit werden das zertretene Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen; dann wird alles bald umgepflügt ſeyn, und die Gegenwart ſo vieler tauſend rüſtigen Menſchen in dieſer Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute ſpuken.

Philine fing an zu ſingen, und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. Laß uns, rief ſie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn ſie vorüber iſt, ſie wenigſtens als eine ſchöne Göttin, indem ſie bei uns vorbeizieht, fröhlich und zierlich verehren!

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madame Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, ſie gleichfalls zum Tanze einzuladen, und ſie dadurch an die Mißgeſtalt zu erinnern, in welche ſie durch ihre Schwangerſchaft verſetzt war.

Wenn ich nur, ſagte Philine hinter ihrem Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung ſehen ſollte!

Sie hofft doch, ſagte Laertes.

Aber es kleidet ſie ſo häßlich. Haſt du die vordere Wackelfalte des verkürzten Rocks geſehen, die immer voraus ſpaziert, wenn ſie ſich bewegt? Sie hat gar keine Art noch Geſchick, ſich nur ein bißchen zu muſtern und ihren Zuſtand zu verbergen.

Laß nur! sagte Laertes: die Zeit wird ihr schon zu Hülfe kommen.

Es wäre doch immer hübscher, rief Philine, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte.

Der Baron trat herein, und sagte ihnen etwas Freundliches im Namen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereist waren, und machte ihnen einige Geschenke. Er ging darauf zu Wilhelmen, der sich im Nebenzimmer mit Mignon beschäftigte. Das Kind hatte sich sehr freundlich und zuthätig bezeigt, nach Wilhelms Eltern, Geschwistern und Verwandten gefragt, und ihn dadurch an seine Pflicht erinnert, den Seinigen von sich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm nebst einem Abschiedsgruße von den Herrschaften die Versicherung, wie sehr der Graf mit ihm, seinem Spiele, seinen poetischen Arbeiten und seinen theatralischen Bemühungen zufrieden gewesen sey. Er zog darauf zum Beweis dieser Gesinnung einen Beutel hervor, durch dessen schönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldstücke durchschimmerte; Wilhelm trat zurück und weigerte sich, ihn anzunehmen.

Sehen Sie, fuhr der Baron fort, diese Gabe als einen Ersatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieses einen guten Namen und die Neigung der Menschen verschafft, so ist billig, daß wir durch Fleiß und Anstrengung zugleich die Mittel erwerben, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geist sind. Wären wir in der Stadt, wo alles zu finden ist, so hätte man diese kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder sonst etwas verwandelt: nun geb' ich aber den Zauberstab unmittelbar in Ihre Hände; schaffen Sie sich ein Kleinod dafür, das Ihnen am liebsten und am dienlichsten ist, und verwahren Sie es zu unserem Andenken! Dabei halten Sie ja den Beutel in Ehren! Die Damen haben ihn selbst gestrickt, und ihre Absicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichste Form zu geben.

Vergeben Sie, versetzte Wilhelm, meiner Verlegenheit und meinem Zweifel dieses Geschenk anzunehmen! Es vernichtet gleichsam das wenige, was ich gethan habe, und hindert das freie Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld ist eine schöne Sache, wo etwas abgethan werden soll, und ich wünschte nicht, in dem Andenken Ihres Hauses so ganz abgethan zu seyn.

Das ist nicht der Fall, versetzte der Baron: aber indem Sie selbst

zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf sich völlig als Ihren Schuldner denken soll, ein Mann, der seinen größten Ehrgeiz darein setzt, aufmerksam und gerecht zu seyn. Ihm ist nicht entgangen, welche Mühe Sie sich gegeben, und wie sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben, ja er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu beschleunigen, Ihr eigenes Geld nicht schonten. Wie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihn nicht versichern kann, daß seine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat!

Wenn ich nur an mich selbst denken, wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, versetzte Wilhelm, würd' ich mich ungeachtet aller Gründe hartnäckig weigern, diese Gabe, so schön und ehrenvoll sie ist, anzunehmen: aber ich läugne nicht, daß sie mich in dem Augenblicke, in dem sie mich in Verlegenheit setzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen stillen Kummer verursachte. Ich habe sowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenschaft zu geben habe, nicht zum besten haushgehalten; nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getrost von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieser sonderbare Seitenweg geführt hat. Ich opfere die Delicatesse, die uns wie ein zartes Gewissen bei solchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, steh' ich beschämt vor den Ihrigen.

Es ist sonderbar, versetzte der Baron, welch ein wunderlich Bedenken man sich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menschliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, solche Scrupel gern zu erzeugen und sorgfältig zu nähren.

Ist es nicht das nämliche mit allen Ehrenpunkten? fragte Wilhelm.

Ach ja! versetzte der Baron, und andern Vorurtheilen. Wir wollen sie nicht aussäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszurausen. Aber mich freut immer, wenn einzelne Personen fühlen, über was man sich hinaussetzen kann und soll, und ich denke mit Vergnügen an die Geschichte des geistreichen Dichters, der für ein Hoftheater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beifall des Monarchen erhielten. Ich muß ihn ansehnlich belohnen, sagte der großmüthige Fürst; man forsche an ihm, ob ihm irgend ein kleines Vergnügen macht, oder ob

er nicht verschmäht Geld anzunehmen. Nach seiner scherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann: Ich danke lebhaft für die gnädigen Gesinnungen, und da der Kaiser alle Tage Geld von uns nimmt, so sehe ich nicht ein, warum ich mich schämen sollte Geld von ihm anzunehmen.

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlassen, als Wilhelm eifrig die Baarschaft zählte, die ihm so unvermuthet und, wie er glaubte, so unverdient zugekommen war. Es schien, als ob ihm der Werth und die Würde des Geldes, die uns in späteren Jahren erst fühlbar werden, ahnungsweise zum erstenmal entgegenblickten, als die schönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte seine Rechnung und fand, daß er, besonders da Melina den Vorschuß sogleich wiederzubezahlen versprochen hatte, eben so viel, ja noch mehr in Cassa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den ersten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf sein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuversicht die Feder, um einen Brief zu schreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit und sein bisheriges Betragen in das beste Licht setzen sollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung, und ließ nur in bedeutenden und mystischen Ausdrücken dasjenige, was ihm begegnet seyn könnte, errathen. Der gute Zustand seiner Casse, der Erwerb, den er seinem Talent schuldig war, die Gunst der Großen, die Neigung der Frauen, die Bekanntschaft in einem weiten Kreise, die Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Anlagen, die Hofnung für die Zukunft bildeten ein solches wunderliches Luftgemälde, daß Fata Morgana selbst es nicht seltsamer hätte durch einander wirken können.

In dieser glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geschlossen war, ein langes Selbstgespräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte und sich eine thätige und würdige Zukunft ausmalte. Das Beispiel so vieler edlen Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakspeare'sche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der schönen Gräfin hatte er ein unaussprechliches Feuer in sich gesogen: das alles konnte, das sollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeister kam und fragte, ob sie mit Einpacken fertig seyen. Leider hatte außer Melina noch niemand daran gedacht. Nun sollte man

eilig aufbrechen. Der Graf hatte versprochen, die ganze Gesellschaft einige Tagereisen weit transportiren zu lassen; die Pferde waren eben bereit, und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach seinem Koffer, Madame Melina hatte sich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach seinem Gelde, Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit großer Sorgfalt gepackt.

Philine sagte: Ich habe in dem meinigen noch Platz, nahm Wilhelms Kleider, und befahl Mignon, das übrige nachzubringen. Wilhelm mußt' es, nicht ohne Widerwillen, geschehen lassen.

Indem man aufpackte und alles zubereitete, sagte Melina: Es ist mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktschreier reisen: ich wünschte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenspieler sich noch geschwinde den Bart scheeren ließe.

Mignon hielt sich fest an Wilhelmen, und sagte mit großer Lebhaftigkeit: Ich bin ein Knabe; ich will kein Mädchen seyn! Der Alte schwieg, und Philine machte bei dieser Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beschützers, einige lustige Anmerkungen.

Wenn der Harfner seinen Bart abschneidet, sagte sie, so mag er ihn nur sorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, sobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieser Bart allein hat ihm die Gnade dieses Herrn verschafft.

Als man in sie drang und eine Erklärung dieser sonderbaren Aeußerung verlangte, ließ sie sich folgendergestalt vernehmen:

Der Graf glaubt, daß es zur Illusion sehr viel beitrage, wenn der Schauspieler auch im gemeinen Leben seine Rolle fortspielt, und seinen Charakter fontenirt; deßwegen war er dem Pedanten so günstig, und er fand, es sey recht gescheidt, daß der Harfner seinen falschen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, sondern auch beständig bei Tage trage, und freute sich sehr über das natürliche Aussehen der Maskerade.

Als die andern über diesen Irrthum und über die sonderbaren Meinungen des Grafen spotteten, ging der Harfner mit Wilhelmen bei Seite, nahm von ihm Abschied und bat mit Thränen, ihn ja sogleich zu entlassen. Wilhelm redete ihm zu und versicherte, daß er ihn gegen jedermann schützen werde, daß ihm niemand ein Haar krümmen, viel weniger ohne seinen Willen abschneiden solle.

Der Alte war sehr bewegt, und in seinen Augen glühte ein sonderbares Feuer.

Nicht dieser Anlaß treibt mich hinweg, rief er aus: schon lange mach' ich mir stille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich sollte nirgends verweilen; denn das Unglück ereilt mich und beschädigt die, die sich zu mir gesellen. Fürchten Sie alles, wenn Sie mich nicht entlassen! aber fragen Sie mich nicht! Ich gehöre nicht mir zu; ich kann nicht bleiben.

Wem gehörst du an? wer kann eine solche Gewalt über dich ausüben?

Mein Herr, lassen Sie mir mein schaudervolles Geheimniß, und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, ist nicht des irdischen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schicksale: ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!

In diesem Zustande, in dem ich dich sehe, werd' ich dich gewiß nicht lassen.

Es ist Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudere. Ich bin sicher bei Ihnen, aber Sie sind in Gefahr. Sie wissen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin schuldig, aber unglücklicher als schuldig. Meine Gegenwart verscheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unstät sollt' ich seyn, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholt, der mich nur langsam verfolgt, und nur dann sich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlasse.

Sonderbarer Mensch! du kannst mir das Vertrauen in dich so wenig nehmen, als die Hoffnung, dich glücklich zu sehen. Ich will in die Geheimnisse deines Aberglaubens nicht eindringen; aber wenn du ja in Ahnung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen lebst, so sag' ich dir zu deinem Trost und zu deiner Aufmunterung: Geselle dich zu meinem Glücke! und wir wollen sehen, welcher Genius der stärkste ist, dein schwarzer oder mein weißer.

Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, um ihm noch mancherlei Tröstliches zu sagen: denn er hatte schon seit einiger Zeit in seinem wunderbaren Begleiter einen Menschen zu sehen geglaubt, der durch Zufall oder Schickung eine große Schuld auf sich geladen hat und nun die Erinnerung derselben immer mit sich fortschleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm seinen Gesang behorcht und folgende Zeilen wohl gemerkt:

Doch du fühlſt wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugeſt mir daß ich geliebt bin,
Sey das Liebchen noch ſo fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die Nacht.

Der Bräutigam.

Um Mitternacht, ich ſchlief, im Buſen wachte
Das liebevolle Herz als wär' es Tag;
Der Tag erſchien, mir war als ob es nachte:
Was iſt es mir, ſo viel er bringen mag.

Sie fehlte ja; mein emſig Thun und Streben
Für ſie allein ertrug ich's durch die Gluth
Der heißen Stunde; welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! lohnend war's und gut.

Die Sonne ſank und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge ſprach, ins Auge klar gerichtet:
Von Oſten, hoffe nur, ſie kommt zurück!

Um Mitternacht! der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle wo ſie ruht.
O ſey auch mir dort auszuruhn bereitet,
Wie es auch ſey das Leben es iſt gut!

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

Der Alte mochte nun sagen was er wollte, so hatte Wilhelm immer ein stärker Argument, wußte alles zum Besten zu kehren und zu wenden, wußte so brav, so herzlich und tröstlich zu sprechen, daß der Alte selbst wieder aufzuleben und seinen Grillen zu entsagen schien.

Zweites Capitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen, aber wohlhabenden Stadt mit seiner Gesellschaft unterzukommen. Schon befanden sie sich an dem Orte, wohin sie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und sahen sich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen sie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen, und zeigte sich nach seiner Gewohnheit übrigens sehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die schönen Ducaten der Gräfin in der Tasche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und sehr leicht vergaß er, daß er sie in der stattlichen Bilanz, die er den Seinigen zuschickte, schon sehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakspeare, den er mit großer Freude auch als seinen Pathen anerkannte, und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeit lang aufhält, und ungeachtet seiner edlen Natur an der Rohheit, Unschicklichkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergötzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und der Selbstbetrug, wozu er eine fast unüberwindliche Neigung spürte, ward ihm dadurch außerordentlich erleichtert.

Er fing nun an, über seine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Westchen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine sehr angemessene Tracht sey. Lange gestrickte Beinkleider und ein Paar Schnürstiefeln schienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verschaffte er sich eine schöne seidene Schärpe, die

er zuerst unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband: dagegen befreite er seinen Hals von der Knechtschaft einer Binde, und ließ sich einige Streifen Nesseltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit geriethen, und das völlige Ansehen eines antiken Kragens erhielten. Das schöne seidene Halstuch, das gerettete Andenken Mariannens, lag, nur lecker geknüpft, unter der nesseltuchenen Krause. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen betheuerten, diese Tracht lasse ihm vorzüglich gut. Philine stellte sich ganz bezaubert darüber, und bat sich seine schönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur deste näher zu kommen, unbarmherzig abgeschnitten hatte. Sie empfahl sich dadurch nicht übel, und unser Freund, der durch seine Freigebigkeit sich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harry's Manier mit den übrigen umzugehen, kam bald selbst in den Geschmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man focht, man tanzte, man erfand allerlei Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leiblichen Weins, den man angetroffen hatte, in starkem Maße, und Philine lauerte in der Unordnung dieser Lebensart dem spröden Helden auf, für den sein guter Genius Sorge tragen möge!

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der sich die Gesellschaft besonders ergötzte, bestand in einem extemporirten Spiel, in welchem sie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten sich sehr gut die Eigenheiten des äußern Anstandes verschiedener vornehmen Personen gemerkt, und die Nachbildung derselben ward von der übrigen Gesellschaft mit dem größten Beifall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige besondere Liebeserklärungen, die an sie geschehen waren, vorbrachte, wußte man sich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu lassen.

Wilhelm schalt ihre Undankbarkeit; allein man setzte ihm entgegen, daß sie das, was sie dort erhalten, genugsam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen so verdienstvolle Leute, wie sie sich zu seyn rühmten, nicht das beste gewesen sey. Nun beschwerte man sich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie sehr man sie zurückgesetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

Ich wünschte, sagte Wilhelm darauf, daß durch eure Aeußerungen weder Neid noch Eigenliebe durchschiene, und daß ihr jene Personen und ihre Verhältnisse aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtetet. Es ist eine eigene Sache, schon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menschlichen Gesellschaft gesetzt zu seyn. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseyns verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere, und auch unter einander, ist nach äußeren Vorzügen abgemessen; sie erlauben jedem seinen Titel, seinen Rang, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen.

Diesen Worten gab die Gesellschaft einen unmäßigen Beifall: man fand abscheulich, daß der Mann von Verdienst immer zurückstehen müsse, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden sey; sie kamen besonders über diesen letzten Punkt aus dem Hundertsten ins Tausendste.

Scheltet sie nicht darüber! rief Wilhelm aus: bedauert sie vielmehr! Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken: wir haben nichts als uns selbst; dieses ganze Selbst müssen wir hingeben, und wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptcapital unseres Reichthums aus.

Mignon hatte sich ihm unter diesen Worten genähert, schlang ihre zarten Arme um ihn, und blieb mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt und fuhr fort:

Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen! wie leicht eignet er sich die Herzen zu! Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen

menschliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister festzuhalten! Uns kommt alles seltener, wird alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir auf das, was wir erwerben und leisten, einen größern Werth legen! Welche rührende Beispiele von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Shakspeare solche geschildert! Die Treue ist in diesem Falle ein Bestreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Ja, diese Tugenden sind nur für den geringen Stand; er kann sie nicht entbehren, und sie kleiden ihn schön. Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaub' ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund seyn könne.

Mignon drückte sich immer fester an ihn.

Nun gut! versetzte einer aus der Gesellschaft: wir brauchen ihre Freundschaft nicht, und haben sie niemals verlangt. Nur sollten sie sich besser auf Künste verstehen, die sie doch beschützen wollen. Wenn wir am besten gespielt haben, hat uns niemand zugehört; alles war lauter Parteilichkeit. Wem man günstig war, der gefiel, und man war dem nicht günstig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Alberne und Abgeschmackte Aufmerksamkeit und Beifall auf sich zog.

Wenn ich abrechne, versetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Ironie gewesen seyn mag, so denk' ich, es geht in der Kunst wie in der Liebe. Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd seyn darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft! Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten, wie mit der Tugend: man muß sie um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im verborgenen üben kann.

Unterdessen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers sterben, rief einer aus der Ecke.

Nicht eben sogleich! versetzte Wilhelm. Ich habe gesehen, so lange

einer lebt und sich rührt, findet er immer seine Nahrung, und wenn sie auch gleich nicht die reichlichste ist. Und worüber habt ihr euch denn zu beschweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am schlimmsten aussah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unserer Uebung zu thun, und nur einigermaßen weiter zu streben? Wir treiben fremde Dinge, und entfernen, den Schulkindern ähnlich, alles, was uns nur an unsere Lection erinnern könnte.

Wahrhaftig, sagte Philine, es ist unverantwortlich! Laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle spielen. Jeder muß sein Möglichstes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium stünde.

Man überlegte nicht lange; das Stück ward bestimmt. Es war eines derer, die damals in Deutschland großen Beifall fanden und nun verschollen sind. Einige pfiffen eine Symphonie, jeder besann sich schnell auf seine Rolle; man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte sich wechselsweise; man hatte sich selten so wohl gehalten.

Als sie fertig waren, empfanden sie alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohlzugebrachte Zeit, theils weil jeder besonders mit sich zufrieden seyn konnte. Wilhelm ließ sich weitläufig zu ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

Ihr solltet sehen, rief unser Freund, wie weit wir kommen müßten, wenn wir unsere Uebungen auf diese Art fortsetzten, und nicht bloß auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen uns mechanisch pflicht- und handwerksmäßig einschränkten. Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünstler, wie sehr ergötzen sie sich, wie genau sind sie, wenn sie gemeinschaftlich ihre Uebungen vornehmen! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente überein zu stimmen, wie genau halten sie Tact, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, sich bei dem Solo eines andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen; jeder sucht in dem Geist und Sinne des Componisten zu spielen, und jeder das, was ihm aufgetragen ist, es mag viel oder wenig seyn, gut auszudrücken. Sollten wir nicht eben so genau und eben so geistreich zu Werke gehen, da wir eine Kunst treiben, die noch viel zarter als jede Art von Musik ist, da wir die gewöhnlichsten und seltensten Aeußerungen der Menschheit geschmackvoll und ergötzend darzustellen berufen sind? Kann

etwas abscheulicher seyn, als in den Proben zu fudeln, und sich bei der Vorstellung auf Laune und gut Glück zu verlassen? Wir sollten unser größtes Glück und Vergnügen darein setzen, mit einander übereinzustimmen, um uns wechselsweise zu gefallen, und auch nur in sofern den Beifall des Publicums zu schätzen, als wir ihn uns gleichsam unter einander schon selbst garantirt hätten. Warum ist der Capellmeister seines Orchesters gewisser, als der Director seines Schauspiels? Weil dort jeder sich seines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, schämen muß. Aber wie selten hab' ich einen Schauspieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr so schnöde beleidigt wird, anerkennen und sich ihrer schämen sehen! Ich wünschte nur, daß das Theater so schmal wäre, als der Draht eines Seiltänzers, damit sich kein Ungeschickter hinaufwagte, anstatt daß jetzt ein jeder sich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Die Gesellschaft nahm diese Apostrophe gut auf, indem jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede seyn könne, da er sich noch vor kurzem nebst den übrigen so gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieser Reise und künftig, wenn man zusammen bliebe, eine gesellige Bearbeitung wolle obwalten lassen. Man fand nur, daß weil dieses eine Sache der guten Laune und des freien Willens sey, so müsse sich eigentlich kein Director darein mischen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menschen die republicanische Form die beste sey; man behauptete, das Amt eines Directors müsse herumgehen; er müsse von allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beigesetzt bleiben. Sie waren so von diesem Gedanken eingenommen, daß sie wünschten ihn gleich ins Werk zu richten.

Ich habe nichts dagegen, sagte Melina, wenn ihr auf der Reise einen solchen Versuch machen wollt; ich suspendire meine Directorschaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen. Er hoffte dabei zu sparen, und manche Ausgaben der kleinen Republik oder dem Interimsdirector aufzuwälzen. Nun ging man sehr lebhaft zu Rathe, wie man die Form des neuen Staates aufs beste einrichten wolle.

Es ist ein wanderndes Reich, sagte Laertes; wir werden wenigstens keine Gränzstreitigkeiten haben.

Man schritt sogleich zur Sache, und erwählte Wilhelmen zum ersten Director. Der Senat ward bestellt, die Frauen erhielten Sitz und

Stimme; man schlug Gesetze vor, man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter diesem Spiele vorüber, und weil man sie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan, und durch die neue Form eine neue Aussicht für die vaterländische Bühne eröffnet zu haben.

Drittes Capitel.

Wilhelm hoffte nunmehr, da er die Gesellschaft in so guter Disposition sah, sich auch mit ihr über das dichterische Verdienst der Stücke unterhalten zu können. Es ist nicht genug, sagte er zu ihnen, als sie des andern Tages wieder zusammenkamen, daß der Schauspieler ein Stück nur so obenhin ansehe, dasselbe nach dem ersten Eindruck beurtheile, und ohne Prüfung sein Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dieß ist dem Zuschauer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten seyn, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können; und wie will er das, wenn er nicht in den Sinn seines Autors, wenn er nicht in die Absichten desselben einzudringen versteht? Ich habe den Fehler, ein Stück aus einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an sich und nicht im Zusammenhange mit dem Stücke zu betrachten, an mir selbst in diesen Tagen so lebhaft bemerkt, daß ich euch das Beispiel erzählen will, wenn ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

Ihr kennt Shakspeare's unvergleichlichen Hamlet aus einer Vorlesung, die euch schon auf dem Schlosse das größte Vergnügen machte. Wir setzten uns vor, das Stück zu spielen, und ich hatte, ohne zu wissen was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen; ich glaubte sie zu studiren, indem ich anfing die stärksten Stellen, die Selbstgespräche und jene Auftritte zu memoriren, in denen Kraft der Seele, Erhebung des Geistes und Lebhaftigkeit freien Spielraum haben, und wo das bewegte Gemüth sich in einem gefühlvollen Ausdrucke zeigen kann. Auch glaubte ich recht in den Geist der Rolle einzudringen, wenn ich die Last der tiefen Schwermuth gleichsam selbst auf mich nähme, und unter diesem Druck meinem Vorbilde durch das seltsame Labyrinth so mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen suchte. So memorirt' ich, und so übt' ich mich, und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu Einer Person zu werden.

Allein je weiter ich kam, desto schwerer ward mir die Vorstellung des Ganzen, und mir schien zuletzt fast unmöglich, zu einer Uebersicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider manches nicht passen. Bald schienen sich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widersprechen, und ich verzweifelte fast, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vertragen könnte. In diesen Irrgängen bemüht' ich mich lange vergebens, bis ich mich endlich auf einem ganz besondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

Ich suchte jede Spur auf, die sich von dem Charakter Hamlets in früherer Zeit vor dem Tode seines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieser traurigen Begebenheit, unabhängig von den nachfolgenden schrecklichen Ereignissen dieser interessante Jüngling gewesen war, und was er ohne sie vielleicht geworden wäre.

Zart und edel entsprossen, wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewußtseyn der Höhe seiner Geburt entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborener Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut seyn möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend seyn und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz Original; vielmehr mußte diese Lust durch das Lob, das man dem dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen, und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offenen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider, und wenn in seiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, so war es nur eben so viel als nöthig ist, um bewegliche und falsche Höflinge zu verachten und spöttisch mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besaß mehr Fröhlichkeit der Laune

als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergessen: aber niemals konnt' er sich mit dem vereinigen, der die Gränzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt.

Wenn wir das Stück wieder zusammen lesen werden, könnt ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigstens hoffe ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.

Man gab der Schilderung lauten Beifall; man glaubte vorauszusehen, daß sich nun die Handlungsweise Hamlets gar gut werde erklären lassen; man freute sich über diese Art, in den Geist des Schriftstellers einzudringen. Jeder nahm sich vor, auch irgend ein Stück auf diese Art zu studiren und den Sinn des Verfassers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nur einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegen bleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abenteuer, besonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte, gegen die er sich aber äußerst kalt, ja unartig betrug und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freunde die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. Wer wird ihm übel nehmen, rief sie aus, daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat, und ihm alle Uebel, die sonst Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem sehr concentrirten Tranke zu verschlucken gab? Stellen Sie sich vor, binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient und Wittwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem ärger machen wollte.

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Mensch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergesellschaft eingetroffen, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der sich mit dem Director entzweit, abzureisen Willens gewesen. Er habe sich aus dem Stegreife sterblich

verliebt, dem Vater alle möglichen Vorstellungen gethan zu bleiben, und endlich versprochen das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautstandes sey er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn seine Frau des andern Morgens, als er in der Probe gewesen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerschmuck beehrt; weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hause geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an seiner Stelle gefunden, habe mit unsinniger Leidenschaft drein geschlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert, und sey mit einer leidlichen Wunde davongekommen. Vater und Tochter seyen darauf noch in der Nacht abgereist, und er sey leider auf eine doppelte Weise verwundet zurückgeblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem schlechtesten Feldscheer von der Welt geführt, und der Arme sey leider mit schwarzen Zähnen und triefenden Augen aus diesem Abenteuer geschieden. Er sey zu bedauern, weil er übrigens der braufste Junge sey, den Gottes Erdboden trüge. Besonders, sagte sie, thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

Melina unterbrach sie mit der Nachricht, daß alles zum Transport völlig bereit sey, und daß sie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Dispesitien, wie sie fahren sollten.

Wenn mich ein guter Freund auf den Schooß nimmt, sagte Philine, so bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich sitzen; übrigens ist mir alles einerlei.

Es thut nichts, sagte Laertes, der auch herbeikam.

Es ist verdrießlich! sagte Wilhelm, und eilte weg.

Er fand für sein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verlängnet hatte. Eine andere Eintheilung ward gemacht und man freute sich, bequem abreisen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief, daß auf dem Wege, den sie nehmen wollten, sich ein Freicorps sehen lasse, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte selbst war man sehr auf diese Zeitung aufmerksam, wenn sie gleich nur schwankend und zweideutig war. Nach der Stellung der Armeen schien es unmöglich, daß ein feindliches Corps sich habe durchschleichen, oder daß ein freundliches so weit habe zurückbleiben können. Jedermann war eifrig, unserer Gesellschaft die Gefahr, die auf sie wartete, recht gefährlich zu beschreiben und ihr einen andern Weg anzurathen.

Dornburg, Septbr. 1828.

Früh wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelſchleiern ſich enthüllen,
Und dem ſehnlichſten Erwarten
Blumenkelche bunt ſich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage ſtreitet,
Und ein Oſtwind, ſie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankſt du dann, am Blick dich weidend.
Reiner Bruſt der Großen, Holden,
Wird die Sonne, röthlich ſcheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge ſehnlich zieht,
Nachts das Uebermaaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich ſo des Menſchen Loos;
Denkt er ewig ſich ins Rechte,
Iſt er ewig ſchön und groß!

Die meisten waren darüber in Unruhe und Furcht gesetzt, und als nach der neuen republikanischen Form die sämmtlichen Glieder des Staats zusammengerufen wurden, um über diesen außerordentlichen Fall zu berathschlagen, waren sie fast einstimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müsse.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für schimpflich, einen Plan, in den man mit so viel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben: er sprach ihnen Muth ein, und seine Gründe waren männlich und überzeugend.

Noch, sagte er, ist es nichts als ein Gerücht, und wie viele der gleichen entstehen im Kriege! Verständige Leute sagen, daß der Fall höchst unwahrscheinlich, ja beinah unmöglich sey. Sollten wir uns in einer so wichtigen Sache bloß durch ein so ungewisses Gerede bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste, und wir finden auf selbiger den besten Weg: sie führt uns noch der Stadt, wo ihr Bekanntschaften, Freunde vor euch seht und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin, aber in welche schlimmen Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, uns in der späten Jahrszeit wieder herauszufinden! und was für Zeit und Geld werden wir indessen versplittern!

Er sagte noch viel, und trug die Sache von so mancherlei vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht sich verringerte und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen so viel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzusagen und ihnen die Marodeurs und das hergelaufene Gesindel so nichtswürdig zu schildern, und selbst die Gefahr so lieblich und lustig darzustellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom ersten Moment an auf seiner Seite und versicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigstens einige übereinstimmende Ausdrücke in seiner Manier; Philine lachte sie alle zusammen aus; und da Madame Melina, die, ihrer hohen Schwangerschaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorschlag heroisch fand, so konnte Melina, der denn freilich auf dem nächsten Wege, auf den er accordirt hatte, viel zu sparen hoffte, nicht widerstehen, und man willigte in den Vorschlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, sich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirschfänger, und hing sie an wohlgestickten Riemen über die Schultern. Wilhelm steckte noch überdieß ein Paar Terzerole in den Gürtel: Laertes hatte ohnedem eine gute Flinte bei sich, und man machte sich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweiten Tag schlugen die Fuhrleute, die der Gegend wohl kundig waren, vor, sie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen sey und man bei guten Tagen gern diesen Weg nähme.

Die Witterung war schön und jedermann stimmte leicht in den Vorschlag ein. Wilhelm eilte zu Fuße durch das Gebirg voraus, und über seine sonderbare Gestalt mußte jeder, der ihm begegnete, stutzig werden. Er eilte mit schnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf, Laertes „ff hinter ihm drein; nur die Frauen ließen sich in den Wagen fortschleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, stolz auf den Hirschfänger, den man ihr, als die Gesellschaft sich bewaffnete, nicht abschlagen konnte. Um ihren Hut hatte sie die Perlenschnur gewunden, die Wilhelm von Mariannens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes. Der Harfner hatte das friedlichste Ansehen: sein langes Kleid war in den Gürtel gesteckt, und so ging er freier; er stützte sich auf einen knotigen Stab: sein Instrument war bei den Wagen zurückgeblieben.

Nachdem sie, nicht ganz ohne Beschwerlichkeit, die Höhe erstiegen, erkannten sie sogleich den angezeigten Platz an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große, sanft abhängige Waldwiese lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichste Erquickung dar, und es zeigte sich an der andern Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, schöne und hoffnungsvolle Aussicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue in der Ferne eintretende Berge machten die Aussicht noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung bereintraten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an, und erwarteten geschäftig, singend, die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbeikam, und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit Einem Munde begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwiſchen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zuſammengenoſſen, ſo war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen ſchien. Alle fühlten ſich einander näher, alle wünſchten, in einem ſo angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf in dieſen glücklichen Wohnplätzen feſthält; über alles aber pries man die reizende Wirthſchaft eines Zigeunerhaufens. Man beneidete die wunderlichen Geſellen, die in ſeligem Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt ſind, man freute ſich, ihnen einigermaßen ähnlich zu ſeyn.

Indeſſen hatten die Frauen angefangen Erdäpfel zu ſieden, und die mitgebrachten Speiſen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe ſtanden beim Feuer; gruppenweiſe lagerte ſich die Geſellſchaft unter den Bäumen und Büſchen. Ihre ſeltſamen Kleidungen und die mancherlei Waffen gaben ihr ein fremdes Anſehen. Die Pferde wurden bei Seite gefüttert, und wenn man die Kutſchen hätte verſtecken wollen, ſo wäre der Anblick dieſer kleinen Horde bis zur Illuſion romantiſch geweſen.

Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen: er konnte hier eine wandernde Colonie, und ſich als Anführer derſelben denken. In dieſem Sinne unterhielt er ſich mit einem jeden, und bildete den Wahn des Moments ſo poetiſch als möglich aus. Die Gefühle der Geſellſchaft erhöhten ſich; man aß, trank und jubilirte und bekannte wiederholt, niemals ſchönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bei den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren, und fingen dießmal in theatraliſcher Abſicht ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweikampf darſtellen, in welchem Hamlet und ſein Gegner ein ſo tragiſches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieſer wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geſchehen pflegt, nur ungeſchickt hin und wieder ſtoßen dürfe: ſie hofften ein Muſter darzuſtellen, wie man bei der Aufführung auch dem Kenner der Fechtkunſt ein würdiges Schauſpiel zu geben habe. Man ſchloß einen

Kreis um sie her; beide fochten mit Eifer und Einsicht, das Interesse der Zuschauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nächsten Busche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Gesellschaft fuhr erschreckt auseinander. Bald erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutschen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geschlechte; unsere Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach den Pistolen, eilten den Räubern entgegen, und forderten unter lebhaften Drohungen Rechenschaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakonisch mit ein paar Musketenschüssen antwortete, drückte Wilhelm seine Pistole auf einen Krauskopf ab, der den Wagen erstiegen hatte und die Stricke des Gepäckes auseinanderschnitt. Wohlgetroffen stürzte er sogleich herunter; Laertes hatte auch nicht fehl geschossen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberischen Bande mit Fluchen und Gebrüll auf sie losbrach, einige Schüsse auf sie that und sich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegensetzte. Unsere jungen Helden hielten sich tapfer; sie riefen ihren übrigen Gesellen zu und munterten sie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes und das Bewußtseyn dessen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwischen der Brust und dem linken Arm verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut spaltete, und fast bis auf die Hirnschale durchdrang, betäubt, fiel er nieder, und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erst in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der wunderbarsten Lage. Das erste, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor seinen Augen lag, entgegenblickte, war das Gesicht Philinens, das sich über das seine herüberneigte. Er fühlte sich schwach, und da er, um sich emporzurichten, eine Bewegung machte, fand er sich in Philinens Schooß, in den er auch wieder zurücksank. Sie saß auf dem Rasen, hatte den Kopf des vor ihr ausgestreckten Jünglings leise an sich gedrückt und ihm in ihren Armen, so viel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerstreuten blutigen Haaren an seinen Füßen und umfaßte sie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm seine blutigen Kleider ansah, fragte er mit gebrochener

Stimme, wo er ſich befinde, was ihm und den andern begegnet ſey? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die übrigen, ſagte ſie, ſeyen alle in Sicherheit, und niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte ſie nichts erzählen, und bat ihn inſtändig, er möchte ſich ruhig halten, weil ſeine Wunden nur ſchlecht und in der Eile verbunden ſeyen. Er reichte Mignon die Hand und erkundigte ſich nach der Urſache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine, dieſes gutherzige Geſchöpf, da es ſeinen Freund verwundet geſehen, habe ſich in der Geſchwindigkeit auf nichts beſonnen, um das Blut zu ſtillen, es habe ſeine eigenen Haare, die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu ſtopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abſtehen müſſen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos; Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer ſaß, der noch ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt ausſah. Er fragte, ob die andern auch ſo glücklich geweſen, ihre Habſeligkeiten zu retten? Sie antwortete mit Achſelzucken und einen Blick auf die Wieſe, wo zerbrochene Kaſten, zerſchlagene Koffer, zerſchnittene Mantelſäcke und eine Menge kleiner Geräthſchaften zerſtreut hin und wieder lagen. Kein Menſch war auf dem Platze zu ſehen, und die wunderliche Gruppe fand ſich in dieſer Einſamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wiſſen wollte: die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerſtand hätten thun können, waren gleich in Schrecken geſetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu. Die Fuhrleute, die ſich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigſten gehalten hatten, wurden niedergeworfen und gebunden, und in kurzem war alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt. Die beängſtigten Reiſenden ſingen, ſobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verluſt zu bejammern an, eilten mit möglichſter Geſchwindigkeit dem benachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit ſich, und brachten nur wenige Trümmer ihrer Beſitzthümer davon. Der Harfner hatte ſein beſchädigtes Inſtrument an einen Baum gelehnt, und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzuſuchen, um ſeinem für todt zurückgelaſſenen Wohlthäter nach Möglichkeit beizuſpringen.

Sechstes Capitel.

Unſere drei verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeit lang in ihrer ſeltſamen Lage, niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philinens Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblicke zu. Endlich, da ihnen ihr Wunſch gewährt ward, und Menſchen ſich ihnen näherten, überfiel ſie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege heraufkommen, den auch ſie zurückgelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Geſellſchaft ungebetener Gäſte dieſen Wahlplatz beſuchen möchte, um Nachleſe zu halten.

Wie angenehm wurden ſie dagegen überraſcht, als ihnen aus den Büſchen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Geſichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Cavalieren begleitet wurde; Reitknechte, Bedienten und ein Trupp Huſaren folgten nach.

Philine, die zu dieſer Erſcheinung große Augen machte, war eben im Begriff zu rufen und die ſchöne Amazone um Hülfe anzuflehen, als dieſe ſchon erſtaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, ſogleich ihr Pferd lenkte, herzuritt und ſtille hielt. Sie erkundigte ſich eifrig nach dem Verwundeten, deſſen Lage in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin ihr höchſt ſonderbar vorzukommen ſchien.

Iſt es Ihr Mann? fragte ſie Philinen.

Es iſt nur ein guter Freund, verſetzte dieſe mit einem Ton, der Wilhelmen höchſt zuwider war.

Er hatte ſeine Augen auf die ſanften, hohen, ſtillen, theilnehmenden Geſichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte, nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres geſehen zu haben. Ein weiter Mannsüberrock verbarg ihm ihre Geſtalt; ſie hatte ihn, wie es ſchien, gegen die Einflüſſe der kühlen Abendluft von einem ihrer Geſellſchafter geborgt.

Die Ritter war indeſſen auch näher gekommen; einige ſtiegen ab, die Dame that ein gleiches, und fragte mit menſchenfreundlicher Theilnehmung nach allen Umſtänden des Unfalls, der die Reiſenden betroffen hatte, beſonders aber nach den Wunden des hingeſtreckten Jünglings. Darauf wandte ſie ſich ſchnell um und ging mit einem alten Herrn

ſeitwärts nach den Wagen, welche langſam den Berg herauf kamen, und auf dem Wahlplatz ſtille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutſche geſtanden, und ſich mit den Ankommenden unterhalten hatte, ſtieg ein Mann von unterſetzter Geſtalt heraus, den ſie zu unſerm verwundeten Helden führte. An dem Käſtchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Taſche mit Inſtrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch ſeine Hand leicht und ſeine Hülfe willkommen. Er unterſuchte genau, erklärte, keine Wunde ſey gefährlich, er wolle ſie auf der Stelle verbinden; alsdann könne man den Kranken in das nächſte Dorf bringen.

Die Beſorgniſſe der jungen Dame ſchienen ſich zu vermehren.

Sehen Sie nur, ſagte ſie, nachdem ſie einigemal hin und her gegangen war und den alten Herrn wieder herbeiführte, ſehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leidet er nicht um unſertwillen?

Wilhelm hörte dieſe Worte und verſtand ſie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es ſchien, als könnte ſie ſich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen, und als fürchtete ſie zugleich den Wohlſtand zu verletzen, wenn ſie ſtehen bliebe zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus ſchnitt eben den linken Aermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr mit einem ernſthaften Tone die Nothwendigkeit, ihre Reiſe fortzuſetzen, vorſtellte. Wilhelm hatte ſeine Augen auf ſie gerichtet, und war von ihren Blicken ſo eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war indeſſen aufgeſtanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen. Als ſie neben einander ſtanden, glaubte unſer Freund nie einen ſolchen Abſtand geſehen zu haben. Philine war ihm noch nie in einem ſo ungünſtigen Lichte erſchienen. Sie ſollte, wie es ihm vorkam, ſich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger ſie berühren.

Die Dame fragte Philinen verſchiedenes, aber leiſe. Endlich kehrte ſie ſich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken dabei ſtand, und ſagte:

Lieber Oheim, darf ich auf Ihre Koſten freigebig ſeyn? Sie zog ſogleich den Ueberrock aus, und ihre Abſicht, ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilſame Blick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt

überrascht. Sie trat näher herzu, und legte den Rock sanft über ihn. In diesem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes stammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als sey ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unsanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde stak, herauszuziehen Anstalt machte. Die Heilige verschwand vor den Augen des Hinsinkenden; er verlor alles Bewußtseyn, und als er wieder zu sich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne sammt ihren Begleitern verschwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unser Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Harfenspieler mit einer Anzahl Bauern heraufkam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Aesten und eingeflochtenem Reisig eine Trage, luden den Verwundeten darauf, und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrschaft zurückgelassen hatte, sachte den Berg hinunter. Der Harfner, still und in sich gekehrt, trug sein beschädigtes Instrument; einige Leute schleppten Philinens Koffer, sie schlenderte mit einem Bündel nach; Mignon sprang bald voraus, bald zur Seite durch Busch und Wald, und blickte sehnlich nach ihrem kranken Beschützer hinüber.

Dieser lag, in seinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektrische Wärme schien aus der feinen Wolle in seinen Körper überzugehen; genug, er fühlte sich in die behaglichste Empfindung versetzt. Die schöne Besitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt: er sah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelste Gestalt, von Strahlen umgeben, vor sich stehen, und seine Seele eilte der Verschwundenen durch Felsen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit sinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshause an, in welchem sich die übrige Gesellschaft befand und verzweiflungsvoll den unersetzlichen Verlust beklagte. Die einzige, kleine Stube des Hauses war von Menschen vollgepfropft; einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen, einige sich hinter den Ofen

gedrückt, und Frau Melina erwartete in einer benachbarten Kammer ängstlich ihre Niederkunft: der Schrecken hatte sie beschleunigt, und unter dem Beistande der Wirthin, einer jungen unerfahrenen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge hereingelassen zu werden verlangten, entstand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelms Rath, unter seiner besondern Anführung diesen gefährlichen Weg unternommen, und sich diesem Unfall ausgesetzt habe. Man warf die Schuld des übeln Ausgangs auf ihn, widersetzte sich an der Thüre seinem Eintritt und behauptete, er müsse anderswo unterzukommen suchen. Philinen begegnete man noch schnöder; der Harfenspieler und Mignon mußten auch das Ihrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Versorge für die Verlassenen von seiner schönen Herrschaft ernstlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Fluchen und Drohen auf die Gesellschaft los, gebot ihnen zusammenzurücken und den Ankommenden Platz zu machen. Man fing an sich zu bequemen. Er bereitete Wilhelmen einen Platz auf einem Tische, den er in eine Ecke schob; Philine ließ ihren Koffer daneben stellen, und setzte sich drauf. Jeder drückte sich, so gut er konnte, und der Jäger begab sich weg, um zu sehen, ob er nicht ein bequemes Quartier für das Ehepaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jedermann erzählte und erhöhte seinen Verlust; man schalt die Verwegenheit, durch die man so vieles eingebüßt, man verhehlte sogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unseres Freundes empfand, man verhöhnte Philinen, und wollte ihr die Art und Weise, wie sie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerlei Anzüglichkeiten und Stichelreden hätte man schließen sollen, sie habe sich während der Plünderung und Niederlage um die Gunst des Anführers der Bande bemüht, und habe ihn, wer weiß, durch welche Künste und Gefälligkeiten? vermocht, ihren Koffer frei zu geben: man wollte sie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlössern ihres Koffers, um ihre Neider recht von seiner Gegenwart zu überzeugen und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eigenes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den starken Verlust des Blutes schwach, und nach der Erscheinung jenes hülfreichen Engels mild und sanft geworden war, konnte sich doch zuletzt des Verdrusses über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei seinem Stillschweigen von der unzufriedenen Gesellschaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er sich gestärkt genug, um sich aufzurichten, und ihnen die Unart vorzustellen, mit der sie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hob sein verbundenes Haupt in die Höhe, und fing, indem er sich mit einiger Mühe stützte und gegen die Wand lehnte, folgendergestalt zu reden an:

Ich vergebe dem Schmerze, den jeder über seinen Verlust empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen solltet, daß ihr mir widersteht und mich von euch stoßt, das erstemal, da ich Hülfe von euch erwarten könnte. Für die Dienste, die ich euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich euch erwies, hab' ich mich durch euren Tauf, durch euer freundschaftliches Betragen bisher genugsam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht, zurückzugehen und zu überdenken, was ich für euch gethan habe! diese Berechnung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umstände und eine heimliche Neigung haben mich bei euch gehalten. Ich nahm an euern Arbeiten, an euern Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntnisse waren zu eurem Dienste. Gebt ihr mir jetzt auf eine bittere Weise den Unfall Schuld, der uns betroffen hat, so erinnert ihr euch nicht, daß der erste Vorschlag, diesen Weg zu nehmen, von fremden Leuten kam, von euch allen geprüft, und so gut von jedem als von mir gebilligt worden ist. Wäre unsere Reise glücklich vollbracht, so würde sich jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er diesen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde sich unserer Ueberlegungen und seines ausgeübten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzt macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinste Bewußtseyn nicht frei spräche, ja wenn ich mich nicht auf euch selbst berufen könnte. Habt ihr gegen mich etwas zu sagen, so bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wissen: habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, so schweigt und quält mich nicht, jetzt da ich der Ruhe so äußerst bedürftig bin.

Um Mitternacht.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner, in des Lebens Weite,
Zur Liebſten mußte, mußte weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten ſog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finſtere drang,
Auch der Gedanke willig, ſinnig, ſchnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künftige ſchlang;
Um Mitternacht.

Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

Im ernſten Beinhaus war's, wo ich beſchaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie ſtehn in Reih' geklemmt die ſonſt ſich haßten,
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten.

Statt aller Antwort fingen die Mädchen an, abermals zu weinen und ihren Verluſt umſtändlich zu erzählen. Melina war ganz außer Faſſung: denn er hatte freilich am meiſten und mehr als wir denken können, eingebüßt. Wie ein Raſender ſtolperte er in dem engen Raume hin und her, ſtieß den Kopf wider die Wand, fluchte und ſchalt auf das unziemlichſte; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat, mit der Nachricht, daß ſeine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er ſich die heftigſten Ausbrüche, und einſtimmig mit ihm heulte, ſchrie, brummte und lärmte alles durch einander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zuſtande und von Verdruß über ihre niedrige Geſinnung bis in ſein Innerſtes bewegt war, fühlte, ungeachtet der Schwäche ſeines Körpers, die ganze Kraft ſeiner Seele lebendig.

Faſt, rief er aus, muß ich euch verachten, ſo beklagenswerth ihr auch ſeyn mögt! Kein Unglück berechtigt uns, einen Unſchuldigen mit Vorwürfen zu belaſten; hab' ich Theil an dieſem falſchen Schritte, ſo büß' ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Geſellſchaft verloren hat, ſo verlier' ich das meiſte. Was an Garderobe geraubt worden, was an Decorationen zu Grunde gegangen, war mein: denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich ſpreche Sie von dieſer Forderung hiermit völlig frei.

Sie haben gut ſchenken, rief Melina, was niemand wiederſehen wird. Ihr Geld lag in meiner Frau Koffer, und es iſt Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht. Aber, o! wenn das alles wäre!

Er fing aufs neue zu ſtampfen, zu ſchimpfen und zu ſchreien an. Jedermann erinnerte ſich der ſchönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Doſen, Hüte, welche Melina von dem Kammerdiener ſo glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen ſeine eigenen, obgleich viel geringern Schätze dabei wieder ins Gedächtniß; man blickte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verſtehen, er habe wahrlich nicht übel gethan, ſich mit dieſer Schönen zu affectiren, und durch ihr Glück auch ſeine Habſeligkeiten zu retten.

Glaubt ihr denn, rief er endlich aus, daß ich etwas Eigenes haben werde, ſo lange ihr darbt? und iſt es wohl das erſtemal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer! und was mein iſt, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.

Es iſt mein Koffer, ſagte Philine, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fittige, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn ſie an die redlichſten Juden verkauft werden. Denken Sie an ſich, was Ihre Heilung koſten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verſetzte Wilhelm, nichts vorenthalten, was mein iſt; und das wenige wird uns aus der erſten Verlegenheit retten. Allein der Menſch beſitzt noch manches, womit er ſeinen Freunden beiſtehen kann, das eben nicht klingende Münze zu ſeyn braucht. Alles, was in mir iſt, ſoll dieſen Unglücklichen gewidmet ſeyn, die gewiß, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden.

Ja, fuhr er fort, ich fühle, daß ihr bedürft, und was ich vermag, will ich euch leiſten; ſchenkt mir euer Vertrauen aufs neue, beruhigt euch für dieſen Augenblick, nehmt an, was ich euch verſpreche! Wer will die Zuſage im Namen aller von mir empfangen?

Hier ſtreckte er ſeine Hand aus und rief: Ich verſpreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlaſſen will, als bis ein jeder ſeinen Verluſt doppelt und dreifach erſetzt ſieht, bis ihr den Zuſtand, in dem ihr euch, durch weſſen Schuld es wolle, befindet, völlig vergeſſen und mit einem glücklichern vertauſcht habt.

Er hielt ſeine Hand noch immer ausgeſtreckt und niemand wollte ſie faſſen. Ich verſprech' es noch einmal, rief er aus, indem er auf ſein Kiſſen zurückſank. Alle blieben ſtille; ſie waren beſchämt, aber nicht getröſtet, und Philine, auf ihrem Koffer ſitzend, knackte Nüſſe auf, die ſie in ihrer Taſche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück und machte Anſtalt, den Verwundeten wegzuſchaffen. Er hatte den Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen; Philinens Koffer ward fortgetragen, und ſie folgte mit natürlichem Anſtand. Mignon lief voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Ehebette, das ſchon lange Zeit als Gaſt- und Ehrenbette bereit ſtand, eingegeben. Hier bemerkte man

erst, daß die Wunde aufgegangen war und stark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband sorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber; Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit sie übermeisterte, löste sie der Harfenspieler ab; Mignon war, mit dem festen Vorsatz zu wachen, in einer Ecke eingeschlafen.

Des Morgens, als Wilhelm sich ein wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jäger, daß die Herrschaft, die ihnen gestern zu Hülfe gekommen sey, vor kurzem ihre Güter verlassen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen und sich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den ältlichen Herrn und seine Nichte, zeigte den Ort an, wohin sie sich zuerst begeben, erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlassenen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, in welche sich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umständliche Beschreibung der Wunden, versicherte, daß sie leicht heilen würden, wenn der Patient sich ruhig hielte und sich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'oren zurückgelassen, daß er dem Geistlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben und die Curkosten für den Chirurgus bei ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelms Frau, introducire sich ein- für allemal bei ihm in dieser Qualität und werde nicht zugeben, daß er sich nach einer andern Wartung umsehe.

Philine, sagte Wilhelm, ich bin Ihnen bei dem Unfall, der uns begegnet ist, schon manchen Dank schuldig geworden, und ich wünschte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu sehen. Ich bin unruhig, so lange Sie um mich sind: denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, schließen Sie sich an die übrige Gesellschaft an; suchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldene Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit; nur verlassen Sie mich! Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben.

Sie lachte ihm ins Gesicht, als er geendigt hatte. Du bist ein Thor, sagte sie, du wirst nicht klug werden. Ich weiß besser, was dir gut ist; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer hab' ich niemals gerechnet, also auch auf deinen nicht: und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?

Sie blieb und hatte sich bald bei dem Pfarrer und seiner Familie eingeschmeichelt, indem sie immer lustig war, jedem etwas zu schenken, jedem nach dem Sinne zu reden wußte, und dabei immer that was sie wollte. Wilhelm befand sich nicht übel; der Chirurgus, ein unwissender, aber nicht ungeschickter Mensch, ließ die Natur walten, und so war der Patient bald auf dem Wege der Besserung. Sehnlich wünschte dieser sich wiederhergestellt zu sehen, um seine Plane, seine Wünsche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er sich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht hatte. Er sah die schöne Amazone reitend aus den Büschen hervorkommen, sie näherte sich ihm, stieg ab, ging hin und wieder, und bemühte sich um seinetwillen; er sah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen, ihr Gesicht, ihre Gestalt glänzend verschwinden. Alle seine Jugendträume knüpften sich an dieses Bild: er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Chlorinde mit eigenen Augen gesehen zu haben: ihm fiel der kranke Königssohn wieder ein, an dessen Lager die schöne theilnehmende Prinzessin mit stiller Bescheidenheit herantritt.

Sollten nicht, sagte er manchmal im Stillen zu sich selbst, uns in der Jugend, wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben und unserm unbefangenen Auge ahnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich seyn?

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tausendmal zu wiederholen; tausendmal rief er den Klang jener süßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hülfreiche Hand geküßt hatte! Oft kam ihm die Geschichte wie ein Traum vor, und er würde sie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieses Gewand war das lebhafteste Verlangen verbunden, sich damit zu bekleiden. Sobald er aufstand, warf er es über, und befürchtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken oder auf sonst eine Weise beschädigt werden.

Zehntes Capitel.

Laertes besuchte seinen Freund. Er war bei jener lebhaften Scene im Wirthshause nicht gegenwärtig gewesen; denn er lag in einer obern Kammer. Ueber seinen Verlust war er sehr getröstet, und half sich mit seinem gewöhnlichen: Was thut's? Er erzählte verschiedene lächerliche Züge von der Gesellschaft, besonders gab er Frau Melina Schuld, sie beweine den Verlust ihrer Tochter nur deßwegen, weil sie nicht das altdeutsche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde taufen zu lassen. Was ihren Mann betreffe, so offenbare sich's nun, daß er viel Geld bei sich gehabt, und auch schon damals des Vorschusses, den er Wilhelmen abgelockt, keineswegs bedurft habe. Melina wolle nunmehr mit dem nächsten Postwagen abgehen, und werde von Wilhelmen ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den Director Serlo, verlangen, bei dessen Gesellschaft er, weil die eigene Unternehmung gescheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sey. Das hast du deiner Verwegenheit zu danken, sagte Philine, und erzählte, wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen, und als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe; endlich sey es beim Arme ergriffen und auf die Seite geschleudert worden. Man schalt auf sie, daß sie das Uebel nicht eher entdeckt habe, doch merkte man wohl, daß sie sich vor dem Chirurgus gescheut, der sie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man suchte das Uebel zu heben, und sie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war sie aufs neue empfindlich, weil sie den besten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philinen überlassen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte sich nur um desto thätiger und aufmerksamer.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er sich mit ihr in einer sonderbaren Nähe. Er war auf seinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutscht. Philine lag quer über den vordern Theil hingestreckt; sie schien, auf dem Bette sitzend und lesend, eingeschlafen zu seyn. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen, sie war zurück und mit dem Kopf nah an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden, aufgelösten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Vorsatz ihre Reize;

eine kindische, lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte. Er sah sie eine Zeitlang an, und schien sich selbst über das Vergnügen zu tadeln, womit er sie ansah, und wir wissen nicht, ob er seinen Zustand segnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte sie eine Zeit lang aufmerksam betrachtet, als sie sich zu regen anfing. Er schloß die Augen sachte zu, doch konnte er nicht unterlassen zu blinzen und nach ihr zu sehen, als sie sich wieder zurecht putzte und wegging, nach dem Frühstück zu fragen.

Nach und nach hatten sich nun die sämmtlichen Schauspieler bei Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsschreiben und Reisegeld, mehr oder weniger unartig und ungestüm gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens stellte sie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch diesen Leuten eine ansehnliche Summe zurückgelassen, daß man ihn nur zum besten habe. Vielmehr kamen sie darüber in einen lebhaften Zwist, und Wilhelm behauptete nunmehr ein- für allemal, daß sie sich gleichfalls an die übrige Gesellschaft anschließen und ihr Glück bei Serlo versuchen sollte.

Nur einige Augenblicke verließ sie ihr Gleichmuth, dann erholte sie sich schnell wieder, und rief: Wenn ich nur meinen Blonden wieder hätte, so wollt' ich mich um euch alle nichts kümmern. Sie meinte Friedrichen, der sich vom Wahlplatze verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht ans Bette, daß Philine in der Nacht abgereist sey; im Nebenzimmer habe sie alles, was ihm gehöre, sehr ordentlich zusammengelegt. Er empfand ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschafterin verloren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu seyn: allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte sich die Kleine nach und nach zurückgezogen, und war stille für sich geblieben; nun aber, da sie wieder freies Feld gewann, trat sie mit Aufmerksamkeit und Liebe hervor, war eifrig ihm zu dienen, und munter ihn zu unterhalten.

Eilftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten nahte er ſich der Beſſerung; er hoffte nun in wenig Tagen ſeine Reiſe antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein ſchlenderndes Leben fortſetzen, ſondern zweckmäßige Schritte ſollten künftig ſeine Bahn bezeichnen. Zuerſt wollte er die hülfreiche Herrſchaft aufſuchen, um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu ſeinem Freunde dem Director eilen, um für die verunglückte Geſellſchaft auf das beſte zu ſorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Adreſſen verſehen war, beſuchen, und die ihm aufgetragenen Geſchäfte verrichten. Er machte ſich Hoffnung, daß ihm das Glück, wie vorher, auch künftig beiſtehen und ihm Gelegenheit verſchaffen werde, durch eine glückliche Speculation den Verluſt zu erſetzen und die Lücke ſeiner Kaſſe wieder auszufüllen.

Das Verlangen, ſeine Retterin wiederzuſehen, wuchs mit jedem Tage. Um ſeine Reiſeroute zu beſtimmen, ging er mit dem Geiſtlichen zu Rathe, der ſchöne geographiſche und ſtatiſtiſche Kenntniſſe hatte und eine artige Bücher- und Kartenſammlung beſaß. Man ſuchte nach dem Orte, den die edle Familie während des Kriegs zu ihrem Sitz erwählt hatte, man ſuchte Nachrichten von ihr ſelbſt auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Karte zu finden und die genealogiſchen Handbücher ſagten nichts von einer ſolchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er ſeine Bekümmerniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenſpieler, er habe Urſache zu glauben, daß der Jäger, es ſey aus welcher Urſache es wolle, den wahren Namen verſchwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal ſich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenſpieler abſchickte; aber auch dieſe Hoffnung ward getäuſcht. So ſehr der Alte ſich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verſchiedene lebhafte Bewegungen und unvorgeſehene Durchmärſche in dieſen Gegenden vorgefallen; niemand hatte auf die reiſende Geſellſchaft beſonders Acht gegeben, ſo daß der ausgeſendete Bote, um nicht für einen jüdiſchen Spion angeſehen zu werden, wieder zurückgehen und ohne Oelblatt vor ſeinem Herrn und Freund erſcheinen mußte. Er legte ſtrenge Rechenſchaft ab, wie er den Auftrag auszurichten geſucht,

und war bemüht, allen Verdacht einer Nachläſſigkeit von ſich zu entfernen. Er ſuchte auf alle Weiſe Wilhelms Betrübniß zu lindern, beſann ſich auf alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherlei Muthmaßungen vor, wobei denn endlich ein Umſtand vorkam, woraus Wilhelm einige räthſelhafte Worte der ſchönen Verſchwundenen deuten konnte.

Die räuberiſche Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, ſondern jener Herrſchaft aufgepaßt, bei der ſie mit Recht vieles Geld und Koſtbarkeiten vermuthete, und von deren Zug ſie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freicorps, ob man ſie Marodeurs oder Räubern zuſchreiben ſollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Caravane waren die Geringen und Armen zuerſt auf den Platz gekommen, und hatten das Schickſal erduldet, das jenen zubereitet war. Darauf bezogen ſich die Worte der jungen Dame, deren ſich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich ſeyn konnte, daß ein vorſichtiger Genius ihn zum Opfer beſtimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, ſo war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, ſie wieder zu finden, ſie wieder zu ſehen, wenigſtens für den Augenblick alle Hoffnung verſchwunden war.

Was dieſe ſonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwiſchen der Gräfin und der ſchönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte: ſie glichen ſich, wie ſich Schweſtern gleichen mögen, deren keine die jüngere noch die ältere genannt werden darf, denn ſie ſcheinen Zwillinge zu ſeyn.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unendlich ſüß: er rief ſich ihr Bild nur allzugern wieder ins Gedächtniß. Aber nun trat die Geſtalt der edlen Amazone gleich dazwiſchen; eine Erſcheinung verwandelte ſich in die andere, ohne daß er im Stande geweſen wäre, dieſe oder jene feſtzuhalten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handſchriften ſeyn! Denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in ſeiner Schreibtafel, und in dem Ueberrock hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man ſich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß ſeine Retterin dieſes Billet geſchrieben,

daß es auf der Reiſe in einem Wirthshauſe aus einem Zimmer in das andere geſchickt, und von dem Oheim in die Taſche geſteckt worden ſey. Er hielt beide Handſchriften gegen einander, und wenn die zierlich geſtellten Buchſtaben der Gräfin ihm ſonſt ſo ſehr gefallen hatten, ſo fand er in den ähnlichen, aber freieren Zügen der Unbekannten eine unausſprechlich fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und ſchon die Züge ſchienen ihn, ſo wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnſucht, und wie einſtimmend mit ſeinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieſer Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichſten Ausdrucke ſangen:

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Ach! der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite!
Es ſchwindet mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß was ich leide!

Zwölftes Capitel.

Die ſanften Lockungen des lieben Schutzgeiſtes, anſtatt unſern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth ſchlich in ſeinen Adern; beſtimmte und unbeſtimmte Gegenſtände wechſelten in ſeiner Seele, und erregten ein endloſes Verlangen. Bald wünſchte er ſich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich ſchien, bleiben zu können, ſah er ſich erſt um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden ſeines Schickſals hatte ſich ſo ſonderbar verworren; er

wünschte die seltsamen Knoten aufgelöst oder zerschnitten zu sehen. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, schaute er eilig zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, es würde jemand seyn, der ihn aufsuchte, und wär' es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte. Er erzählte sich Geschichten vor, wie sein Freund Werner in diese Gegend kommen und ihn überraschen könnte, daß Marianne vielleicht erscheinen dürfte. Der Ton eines jeden Posthorns setzte ihn in Bewegung. Melina sollte von seinem Schicksale Nachricht geben, vorzüglich aber sollte der Jäger wiederkommen und ihn zu jener angebeteten Schönheit einladen.

Von allem diesem geschah leider nichts, und er mußte zuletzt wieder mit sich allein bleiben, und indem er das Vergangene wieder durchnahm, ward ihm ein Umstand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer widriger und unerträglicher. Es war seine verunglückte Heerführerschaft, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes bösen Tages sich vor der Gesellschaft so ziemlich herausgeredet hatte, so konnt' er sich doch selbst seine Schuld nicht verläugnen: er schrieb sich vielmehr in hypochondrischen Augenblicken den ganzen Verfall allein zu.

Die Eigenliebe läßt uns sowohl unsere Tugenden als unsere Fehler viel bedeutender, als sie sind, erscheinen. Er hatte das Vertrauen auf sich rege gemacht, den Willen der übrigen gelenkt, und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; es ergriff sie eine Gefahr, der sie nicht gewachsen waren. Laute und stille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Gesellschaft nach dem empfindlichen Verluste zugesagt hatte, sie nicht zu verlassen, bis er ihnen das Verlorene mit Wucher ersetzt hätte, so hatte er sich über eine neue Verwegenheit zu schelten, womit er ein allgemein ausgetheiltes Uebel auf seine Schultern zu nehmen sich vermaß. Bald verwies er sich, daß er durch Aufspannung und Drang des Augenblicks ein solches Versprechen gethan hatte, bald fühlte er wieder, daß jenes gutmüthige Hinreichen seiner Hand, die niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Förmlichkeit sey gegen das Gelübde, das sein Herz gethan hatte. Er sann auf Mittel, ihnen wohlthätig und nützlich zu seyn, und fand alle Ursache, seine Reise zu Serlo zu beschleunigen. Er packte nunmehr seine Sachen zusammen und eilte, ohne seine völlige Genesung abzuwarten, ohne auf den Rath des Pastors und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Gesellschaft Mignons und

Entrenkte Schulterblätter! Was ſie trugen?
Fragt niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchſten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre.

des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn sein Schicksal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreizehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offenen Armen und rief ihm entgegen: Seh' ich Sie? erkenn' ich Sie wieder? Sie haben sich wenig oder nicht geändert. Ist Ihre Liebe zur edelsten Kunst noch immer so stark und lebendig? So sehr erfreu' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich selbst das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bei mir erregt haben.

Wilhelm bat betroffen um eine nähere Erklärung.

Sie haben sich, versetzte Serlo, gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewissen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unser Schicksal hängt von der Meinung des Publicums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen schwerlich bei uns wohl aufgenommen werden dürfte.

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunsten sprechen, aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unser Freund sehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Gespräch unterbrach und ihm sogleich als Schwester Aurelie von seinem Freunde vorgestellt ward. Sie empfing ihn auf das freundschaftlichste und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal einen entschiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihrem geistreichen Gesicht noch ein besonderes Interesse gab.

Zum erstenmal seit langer Zeit fand sich Wilhelm wieder in seinem Elemente. Bei seinen Gesprächen hatte er sonst nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künstlern und Kennern zu sprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verstanden, sondern die auch sein Gespräch belehrend erwiederten. Mit welcher Geschwindigkeit ging man die neuesten Stücke durch! mit welcher Sicherheit beurtheilte man sie! Wie wußte man das Urtheil des Publicums zu prüfen und zu schätzen! In welcher Geschwindigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte sich, bei Wilhelms Vorliebe für Shakspearen, das Gespräch nothwendig auf diesen Schriftsteller lenken. Er zeigte die

lebhafteſte Hoffnung auf die Epoche, welche dieſe vortrefflichen Stücke in Deutſchland machen müßten, und bald brachte er ſeinen Hamlet vor, der ihn ſo ſehr beſchäftigt hatte.

Serlo verſicherte, daß er das Stück längſt, wenn es nur möglich geweſen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann ſetzte er mit Lächeln hinzu: Und Ophelien finden ſich wohl auch, wenn wir nur erſt den Prinzen haben.

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieſer Scherz des Bruders zu mißfallen ſchien; er ward vielmehr nach ſeiner Art weitläufig und lehrreich, in welchem Sinne er den Hamlet geſpielt haben wolle. Er legte ihnen die Reſultate umſtändlich dar, mit welchen wir ihn oben beſchäftigt geſehen, und gab ſich alle Mühe, ſeine Meinung annehmlich zu machen, ſo viel Zweifel auch Serlo gegen ſeine Hypotheſe erregte.

Nun gut, ſagte dieſer zuletzt, wir geben Ihnen alles zu; was wollen Sie weiter daraus erklären?

Vieles, alles, verſetzte Wilhelm. Denken Sie ſich einen Prinzen, wie ich ihn geſchildert habe, deſſen Vater unvermuthet ſtirbt. Ehrgeiz und Herrſchſucht ſind nicht die Leidenſchaften, die ihn beleben; denn er hätte ſich's gefallen laſſen, Sohn eines Königes zu ſeyn; aber nun iſt er erſt genöthigt, auf den Abſtand aufmerkſamer zu werden, der den König vom Unterthanen ſcheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben ſeines Vaters die Anſprüche ſeines einzigen Sohnes mehr befeſtigt, und die Hoffnung zur Krone geſichert. Dagegen ſieht er ſich nun durch ſeinen Oheim, ungeachtet ſcheinbarer Verſprechungen, vielleicht auf immer ausgeſchloſſen; er fühlt ſich nun ſo arm an Gnade, an Gütern, und fremd in dem, was er von Jugend auf als ſein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt ſein Gemüth die erſte traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht ſo viel iſt als jeder Edelmann; er giebt ſich für einen Diener eines jeden, er iſt nicht höflich, nicht herablaſſend, nein, herabgeſunken und bedürftig.

Nach ſeinem vorigen Zuſtande blickt er nur wie nach einem verſchwundenen Traume. Vergebens, daß ſein Oheim ihn aufmuntern, ihm eine Lage aus einem andern Geſichtspunkte zeigen will; die Empfindung ſeines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr: es iſt die Heirath ſeiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen

Sohne, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassenen edlen Mutter die Heldengestalt jenes großen Abgeschiedenen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gerne von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen Gebrechlichkeit ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zu schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege oder einen Zug übertreibe.

Serlo sah seine Schwester an, und sagte: Hab' ich dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an, und wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden.

Wilhelm schwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

Denken Sie sich, rief er aus, diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine! stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt! Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. Die schrecklichste Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren, Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: Erinnere dich meiner!

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? einen geborenen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Bösewichter, schwört, den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: Die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir ist deutlich, daß Shakspeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist.

Und in diesem Sinne sind' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird zernichtet.

Ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen, ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Last zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht ist ihm heilig, diese zu schwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an sich, sondern das, was ihm unmöglich ist. Wie er sich windet, dreht, ängstigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, sich immer erinnert, und zuletzt fast seinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden.

Vierzehntes Capitel.

Verschiedene Personen traten herein, die das Gespräch unterbrachen. Es waren Virtuosen, die sich bei Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Concerte versammelten. Er liebte die Musik sehr und behauptete, daß ein Schauspieler ohne diese Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl seiner eigenen Kunst gelangen könne. So wie man viel leichter und anständiger agire, wenn die Gebärden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, so müsse der Schauspieler sich auch eine prosaische Rolle gleichsam im Sinn componiren, daß er sie nicht etwa eintönig nach seiner individuellen Art und Weise hinsudele, sondern sie in gehöriger Abwechslung nach Tact und Maß behandle.

Aurelie schien von allem was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte sie zuletzt unsern Freund in ein Seitenzimmer, und indem sie ans Fenster trat und den gestirnten Himmel anschaute, sagte sie zu ihm: Sie sind uns manches über Hamlet schuldig geblieben; ich will zwar nicht voreilig seyn und wünsche, daß mein Bruder auch mit anhören möge, was Sie uns noch zu sagen haben, doch lassen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören.

Von ihr läßt sich nicht viel sagen, versetzte Wilhelm; denn nur mit wenig Meisterzügen ist ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Wesen schwebt in reiser süßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf dessen Hand sie Anspruch machen darf, fließt so aus der Quelle, das gute

Herz überläßt sich so ganz seinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide geradezu und unbescheiden warnen. Der Wohlstand, wie der leichte Flor auf ihrem Busen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieser leisen Bewegung. Ihre Einbildungskraft ist angesteckt, ihre stille Bescheidenheit athmet eine liebevolle Begierde, und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen.

Und nun, sagte Aurelie, wenn sie sich verlassen sieht, verstoßen und verschmäht, wenn in der Seele ihres wahnsinnigen Geliebten sich das Höchste zum Tiefsten umwendet, und er ihr, statt des süßen Bechers der Liebe, den bittern Kelch der Leiden hinreicht! —

Ihr Herz bricht, rief Wilhelm aus, das ganze Gerüst ihres Daseyns rückt aus seinen Fugen; der Tod ihres Vaters stürmt herein, und das schöne Gebäude stürzt völlig zusammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie die letzten Worte aussprach. Nur auf das Kunstwerk, dessen Zusammenhang und Vollkommenheit gerichtet, ahnte er nicht, daß seine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand, nicht, daß ein eigener tiefer Schmerz durch diese dramatischen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt von ihren Armen unterstützt, und ihre Augen, die sich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt sie nicht länger ihren verborgenen Schmerz zurück; sie faßte des Freundes beide Hände und rief, indem er erstaunt vor ihr stand: Verzeihen Sie, verzeihen Sie einem geängsteten Herzen! Die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen; vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöst.

Mein Freund, fuhr sie fort, seit einem Augenblicke sind wir erst bekannt, und schon werden Sie mein Vertrauter.

Sie konnte die Worte kaum aussprechen und sank an seine Schulter.

Denken Sie nicht übler von mir, sagte sie schluchzend, daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehen! Seyn Sie, bleiben Sie mein Freund! ich verdien' es.

Er redete ihr auf das herzlichste zu; umsonst! ihre Thränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblicke trat Serlo sehr unwillkommen herein, und sehr unerwartet Philine, die er bei der Hand hielt.

Hier ist Ihr Freund, sagte er zu ihr; er wird sich freuen, Sie zu begrüßen.

Wie! rief Wilhelm erstaunt, muß ich Sie hier sehen? Mit einem bescheidenen, gesetzten Wesen ging sie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Serlo's Güte, der sie ohne ihr Verdienst, bloß in der Hoffnung, daß sie sich bilden werde, unter seine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabei gegen Wilhelmen freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Diese Verstellung währte aber nicht länger, als die beiden zugegen waren; denn als Aurelie ihren Schmerz zu verbergen weg ging, und Serlo abgerufen ward, sah Philine erst recht genau nach den Thüren, ob beide auch gewiß fort seyen, dann hüpfte sie wie thöricht in der Stube herum, setzte sich an die Erde und wollte vor Kichern und Lachen ersticken. Dann sprang sie auf, schmeichelte unserm Freunde, und freute sich über alle Maßen, daß sie so klug gewesen sey, vorauszugehen, das Terrain zu recognosciren und sich einzunisten.

Hier geht es bunt zu, sagte sie, gerade so wie mir's recht ist. Aurelie hat einen so unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Mensch seyn mag, und den ich selbst wohl einmal sehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlassen, oder ich müßte mich sehr irren. Es läuft da ein Knabe herum, ungefähr von drei Jahren, schön wie die Sonne; der Papa mag allerliebst seyn. Ich kann sonst die Kinder nicht leiden, aber der Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet: der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntschaft, das Alter des Kindes, alles trifft zusammen. Nun ist der Freund seiner Wege gegangen; seit einem Jahre sieht er sie nicht mehr. Sie ist darüber außer sich. Die Närrin!

Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er schön thut, ein Actrischen, mit der er vertraut ist, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun steh' ich auch auf der Liste. Der Narr!

Vom übrigen Volke sollst du morgen hören. Und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du kennst; die Erznärrin ist in dich verliebt.

Sie schwur, daß es wahr sey, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß sey: sie bat Wilhelmen inständig, er möchte sich in Aurelien verlieben; dann werde die Hetze erst recht angehen.

Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr giebt, ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Romane hinzuwirft.

Sie bat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben und ihr ſo viel Achtung bezeigen, als ſie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wolle.

Fünfzehntes Capitel.

Den nächſten Morgen gedachte Wilhelm Madame Melina zu beſuchen; er fand ſie nicht zu Hauſe, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Geſellſchaft, und erfuhr, Philine habe ſie zum Frühſtück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin, und traf ſie alle ſehr aufgeräumt und getröſtet. Das kluge Geſchöpf hatte ſie verſammelt, ſie mit Chocolade bewirthet, und ihnen zu verſtehen gegeben, noch ſey nicht alle Ausſicht verſperrt; ſie hoffe durch ihren Einfluß den Director zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm ſey, ſo geſchickte Leute in ſeine Geſellſchaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerkſam zu, ſchlürften eine Taſſe nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel, und nahmen ſich vor, das Beſte von ihr zu reden.

Glauben Sie denn, ſagte Wilhelm, der mit Philinen allein geblieben war, daß Serlo ſich noch entſchließen werde, unſere Gefährten zu behalten?

Mit nichten! verſetzte Philine: es iſt mir gar nichts daran gelegen; ich wollte, ſie wären je eher je lieber fort! Den einzigen Laertes wünſcht' ich zu behalten; die übrigen wollen wir ſchon nach und nach bei Seite bringen.

Hierauf gab ſie ihrem Freunde zu verſtehen, daß ſie gewiß überzeugt ſey, er werde nunmehr ſein Talent nicht länger vergraben, ſondern unter Directien eines Serlo aufs Theater gehen. Sie konnte die Ordnung, den Geſchmack, den Geiſt, der hier herrſche, nicht genug rühmen; ſie ſprach ſo ſchmeichelnd zu unſerm Freunde, ſo ſchmeichelhaft von ſeinen Talenten, daß ſein Herz und ſeine Einbildungskraft ſich eben ſo ſehr dieſem Vorſchlage näherten, als ſein Verſtand und ſeine Vernunft ſich davon entfernten. Er verbarg ſeine Neigung vor ſich ſelbſt und vor Philinen, und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er ſich nicht

entschließen konnte, zu seinen Handelscorrespondenten zu gehen, und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen: denn ob er sich gleich die Unruhe der Seinigen diese Zeit über vorstellen konnte, so scheute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umständlich zu erfahren, um so mehr, da er sich einen großen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks versprach.

Serlo hatte sich geweigert, ihn bei der Probe zuzulassen.

Sie müssen uns, sagte er, erst von der besten Seite kennen lernen, eh' wir zugeben, daß Sie uns in die Karte sehen.

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unser Freund den Abend darauf der Vorstellung bei. Es war das erstemal, daß er ein Theater in solcher Vollkommenheit sah. Man traute sämmtlichen Schauspielern vortreffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunst zu, und doch waren sie einander nicht gleich; aber sie hielten und trugen sich wechselsweise, feuerten einander an, und waren in ihrem ganzen Spiele sehr bestimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete sich sehr zu seinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmtes Gefühl des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit seines Daseyns schien sich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattirungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, erweckte um so viel mehr Freude, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Uebung eigen gemacht hatte. Seine Schwester Aurelie blieb nicht hinter ihm, und erhielt noch größern Beifall, indem sie die Gemüther der Menschen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen so sehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weise zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unserm Freund. Er eilte zu ihr und fand sie auf dem Canapé liegen; sie schien an Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Wesen konnte eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte sich, als sie den Hereintretenden ansah.

Vergeben Sie! rief sie ihm entgegen: das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich schwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja sie gaben mir Stärke und Trost:

nun haben Sie, ich weiß nicht, wie es zugegangen ist, die Bande der Verschwiegenheit gelöst, und Sie werden nun selbst wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich selbst streite.

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er versicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beständig vor der Seele geschwebt, daß er sie um ihr Vertrauen bitte, daß er sich ihr zum Freund widme.

Indem er so sprach, wurden seine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde saß, und allerlei Spielwerk durch einander warf. Er mochte, wie Philine schon angegeben, ungefähr drei Jahre alt seyn, und Wilhelm verstand nun erst, warum das leichtfertige, in ihren Ausdrücken selten erhabene Mädchen den Knaben der Sonne verglichen: denn um die offenen Augen und das volle Gesicht kräuselten sich die schönsten goldenen Locken; an einer blendend weißen Stirne zeigten sich zarte, dunkle, sanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Gesundheit glänzte auf seinen Wangen.

Setzen Sie sich zu mir! sagte Aurelie. Sie sehen das glückliche Kind mit Verwunderung an; gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich bewahre es mit Sorgfalt: nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen; denn sie lassen mich den Werth einer solchen Gabe nur selten empfinden.

Erlauben Sie mir, fuhr sie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede: denn es ist mir sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelassene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen, Sie sind nun da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlassenes Geschöpf mehr in der Welt! werden Sie sagen. Sie sind ein Mann, und denken: Wie gebärdet sie sich bei einem nothwendigen Uebel, das gewisser als der Tod über einem Weibe schwebt, bei der Untreue eines Mannes, die Thörin! O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen; aber es ist so außerordentlich: warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen! warum nicht jemand auftragen, es Ihnen zu erzählen! O wäre, wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Verzweiflung noch Trost seyn; aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen: das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bei edlen Gesinnungen, wie die Ihrigen sind, versetzte der Freund, können Sie nicht ganz unglücklich seyn.

Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnung schuldig bin? fragte Aurelie. Der allerschlechtesten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, um Sinne und Neigung zu verführen.

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwickelung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sklave seyn, wenn sie nur im wilden Genuß ihrer selbst vergessen konnte.

Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unschuld uns für Begriffe von dem männlichen Geschlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war jeder, den sie herbeireizte! wie satt, übermüthig, leer und abgeschmackt dagegen, sobald er seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte! So hab' ich diese Frau Jahre lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen; was für Begegnungen mußte sie erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja mit welcher Art diese schändlichen Fesseln zu tragen!

So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund, und wie rein haßte ich's, da ich zu bemerken schien, daß selbst leidliche Männer im Verhältniß gegen das unsrige jedem guten Gefühl zu entsagen schienen, zu dem sie die Natur sonst noch mochte fähig gemacht haben.

Leider mußt' ich auch bei solchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geschlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von sechzehn Jahren war ich klüger als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich selbst kaum verstehe. Warum sind wir so klug, wenn wir jung sind, so klug, um immer thörichter zu werden!

Der Knabe machte Lärm; Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzuholen.

Hast du noch immer Zahnweh? sagte Aurelie zu der Alten, die das Gesicht verbunden hatte.

Fast unleidliches, versetzte diese mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen schien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. Ich kann nichts als jammern und klagen, rief sie aus, und ich

Aus den Leiden des jungen Werther.

1775.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſeyn;
Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach.

Trilogie der Leidenſchaft.

An Werther.

Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neu beblümten Matten
Und meinem Anblick ſcheuſt du nicht.
Es iſt als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du, erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Loos:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht, wie groß!
Und wir gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,

ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit iſt ſchon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie ſtockte und ſchwieg.

Ihr Freund, der nichts Allgemeines ſagen wollte und nichts Beſonderes zu ſagen wußte, drückte ihre Hand und ſah ſie eine Zeit lang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor ſich auf dem Tiſchchen liegen fand; es waren Shakſpeare's Werke, und Hamlet aufgeſchlagen.

Serlo, der eben zur Thüre herein kam, nach dem Befinden ſeiner Schweſter fragte, ſchaute in das Buch, das unſer Freund in der Hand hielt, und rief aus: Find' ich Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht! Es ſind mir gar manche Zweifel aufgeſtoßen, die das canoniſche Anſehen, das Sie dem Stücke ſo gerne geben möchten, ſehr zu vermindern ſcheinen. Haben doch die Engländer ſelbſt bekannt, daß das Hauptintereſſe ſich mit dem dritten Act ſchlöſſe, daß die zwei letzten Acte nur kümmerlich das Ganze zuſammenhielten, und es iſt doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken.

Es iſt ſehr möglich, ſagte Wilhelm, daß einige Glieder einer Nation, die ſo viel Meiſterſtücke aufzuweiſen hat, durch Vorurtheile und Beſchränktheit auf falſche Urtheile geleitet werden; aber das kann uns nicht hindern, mit eigenen Augen zu ſehen, und gerecht zu ſeyn. Ich bin weit entfernt, den Plan dieſes Stücks zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer erſonnen werden ſey; ja, er iſt nicht erſonnen, es iſt ſo.

Wie wollen Sie das auslegen? fragte Serlo.

Ich will nichts auslegen, verſetzte Wilhelm, ich will Ihnen nur vorſtellen, was ich mir denke.

Aurelie hob ſich von ihrem Kiſſen auf, ſtützte ſich auf ihre Hand, und ſah unſern Freund an, der mit der größten Verſicherung, daß er Recht habe, alſo zu reden fortfuhr: Es gefällt uns ſo wohl, es ſchmeichelt ſo ſehr, wenn wir einen Helden ſehen, der durch ſich ſelbſt handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm ſein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hinderniſſe abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geſchichtſchreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein ſo ſtolzes Loos dem Menſchen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück iſt planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer ſtarr und eigenſinnig durchgeführten Idee von Rache ein

Böſewicht beſtraft, nein, es geſchieht eine ungeheure That, ſie wälzt ſich in ihren Folgen fort, reißt Unſchuldige mit; der Verbrecher ſcheint dem Abgrunde, der ihm beſtimmt iſt, ausweichen zu wollen, und ſtürzt hinein, eben da, wo er ſeinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das iſt die Eigenſchaft der Gräuelthat, daß ſie auch Böſes über den Unſchuldigen, wie der guten Handlung, daß ſie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder beſtraft noch belohnt wird. Hier in unſerm Stücke wie wunderbar! Das Fegefeuer ſendet ſeinen Geiſt und fordert Rache; aber vergebens. Alle Umſtände kommen zuſammen und treiben die Rache; vergebens! Weder Irdiſchen noch Unterirdiſchen kann gelingen, was dem Schickſal allein vorbehalten iſt. Die Gerichtsſtunde kommt: der Böſe fällt mit dem Guten; ein Geſchlecht wird weggemäht und das andere ſproßt auf.

Nach einer Pauſe, in der ſie einander anſahen, nahm Serlo das Wort: Sie machen der Vorſehung kein ſonderlich Compliment, indem Sie den Dichter erheben; und dann ſcheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, wie andere zu Ehren der Vorſehung, ihm Endzweck und Plan unterzuſchieben, an die er nicht gedacht hat.

Sechzehntes Capitel.

Laſſen Sie mich, ſagte Aurelie, nun auch eine Frage thun. Ich habe Opheliens Rolle wieder angeſehen, ich bin zufrieden damit und getraue mir, ſie unter gewiſſen Umſtänden zu ſpielen. Aber ſagen Sie mir, hätte der Dichter ſeiner Wahnſinnigen nicht andere Liedchen unterlegen ſollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholiſchen Balladen wählen? Was ſollen Zweideutigkeiten und lüſterne Albernheiten in dem Munde dieſes edlen Mädchens?

Beſte Freundin, verſetzte Wilhelm, ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in dieſen Sonderbarkeiten, auch in dieſer anſcheinenden Unſchicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wiſſen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beſchäftigt iſt. Stille lebte ſie vor ſich hin, aber kaum verbarg ſie ihre Sehnſucht, ihre Wünſche. Heimlich klangen die Töne der Lüſternheit in ihrer Seele, und wie oft mag ſie verſucht haben, gleich einer unvorſichtigen Wärterin, ihre

Sinnlichkeit zur Ruhe zu ſingen mit Liedchen, die ſie nur mehr wach halten mußten! Zuletzt, da ihr jede Gewalt über ſich ſelbſt entriſſen iſt, da ihr Herz auf der Zunge ſchwebt, wird dieſe Zunge ihre Verrätherin, und in der Unſchuld des Wahnſinns ergötzt ſie ſich vor König und Königin an dem Nachklange ihrer geliebten loſen Lieder vom Mädchen, das gewonnen ward, vom Mädchen, das zum Knaben ſchleicht, und ſo weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor ſeinen Augen entſtand, die er ſich auf keine Weiſe erklären konnte.

Serlo war einigemal in der Stube auf und ab gegangen, ohne daß er irgend eine Abſicht merken ließ. Auf einmal trat er an Aureliens Putztiſch, griff ſchnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit ſeiner Beute der Thüre zu. Aurelie bemerkte kaum ſeine Handlung, als ſie auffuhr ſich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenſchaft angriff, und geſchickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenſtandes zu faſſen. Sie rangen und balgten ſich ſehr hartnäckig, drehten und wanden ſich lebhaft mit einander herum; er lachte, ſie ereiferte ſich, und als Wilhelm hinzueilte, ſie aus einander zu bringen und zu beſänftigen, ſah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite ſpringen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erſtaunt zurück und ſeine ſtumme Verwunderung ſchien nach der Urſache zu fragen, warum ein ſo ſonderbarer Streit über einen ſo wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entſtehen können?

Sie ſollen, ſprach Serlo, Schiedsrichter zwiſchen uns beiden ſeyn. Was hat ſie mit dem ſcharfen Stahle zu thun? Laſſen Sie ſich ihn zeigen! Dieſer Dolch ziemt keiner Schauſpielerin; ſpitz und ſcharf, wie Nadel und Meſſer! Zu was die Poſſe? Heftig, wie ſie iſt, thut ſie ſich noch einmal von ungefähr ein Leids. Ich habe einen innerlichen Haß gegen ſolche Sonderbarkeiten: ein ernſtlicher Gedanke dieſer Art iſt toll, und ein ſo gefährliches Spielwerk iſt abgeſchmackt.

Ich habe ihn wieder! rief Aurelie, indem ſie die blanke Klinge in die Höhe hielt. Ich will meinen treuen Freund nun beſſer verwahren. Verzeih mir, rief ſie aus, indem ſie den Stahl küßte, daß ich dich ſo vernachläſſigt habe!

Serlo schien im Ernste böse zu werden.

Nimm es wie du willst, Bruder, fuhr sie fort: kannst du denn wissen, ob mir nicht etwa unter dieser Form ein köstlicher Talisman beschert ist? ob ich nicht Hülfe und Rath zur schlimmsten Zeit bei ihm finde? Muß denn alles schädlich seyn, was gefährlich aussieht?

Dergleichen Reden, in denen kein Sinn ist, können mich toll machen! sagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer.

Aurelie verwahrte den Dolch sorgfältig in der Scheide, und steckte ihn zu sich.

Lassen Sie uns das Gespräch fortsetzen, das der unglückliche Bruder gestört hat, fiel sie ein, als Wilhelm einige Fragen über den sonderbaren Streit vorbrachte.

Ich muß Ihre Schilderung Opheliens wohl gelten lassen, fuhr sie fort: ich will die Absicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich sie mehr bedauern, als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben. Mit Bewunderung bemerk' ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und besonders dramatische Dichtung beurtheilen; die tiefsten Abgründe der Erfindung sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Züge der Ausführung sind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenstände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmonische Berührung der Dichtkunst erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, fuhr sie fort, von außen kommt nichts in Sie hinein; ich habe nicht leicht jemand gesehen, der die Menschen, mit denen er lebt, so wenig kennt, so von Grund aus verkennt, wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu sagen, wenn man Sie Ihren Shakspeare erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter, und hätten zugehört, wie man sich daselbst beredet, Menschen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, seh' ich in Ihnen gleich das erste, groß geborene Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt, und sie treuherzig als seines Gleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen.

Die Ahnung meines schülerhaften Wesens, werthe Freundin, versetzte er, ist mir öfters lästig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir

über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach innen, als nach außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehen und zu begreifen.

Gewiß, sagte Aurelie, ich hatte Sie anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum besten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeschickt haben, so manches Gute sagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdiensten dieser Menschen zusammenhielt.

Die Bemerkung Aureliens, so wahr sie seyn mochte, und so gern ihr Freund diesen Mangel bei sich gestand, führte doch etwas Drückendes, ja sogar Beleidigendes mit sich, daß er still ward, und sich zusammennahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu lassen, theils in seinem Busen nach der Wahrheit dieses Verwurfs zu forschen.

Sie dürfen nicht darüber betreten seyn! fuhr Aurelie fort. Zum Lichte des Verstandes können wir immer gelangen; aber die Fülle des Herzens kann uns niemand geben. Sind Sie zum Künstler bestimmt, so können Sie diese Dunkelheit und Unschuld nicht lange genug bewahren; sie ist die schöne Hülle über der jungen Knospe; Unglücks genug, wenn wir zu früh herausgetrieben werden. Gewiß, es ist gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

O, ich war auch einmal in diesem glücklichen Zustande, als ich mit dem höchsten Begriff von mir selbst und meiner Nation die Bühne betrat! Was waren die Deutschen nicht in meiner Einbildung, was konnten sie nicht seyn! Zu dieser Nation sprach ich, über die mich ein kleines Gerüst erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenstände vor mir genau zu unterscheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der aus der Menge heraustönte! wie dankbar nahm ich das Geschenk an, das mir einstimmig von so vielen Händen dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich so hin: wie ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück; ich war mit meinem Publicum in dem besten Vernehmen; ich glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen, und jederzeit die Edelsten und Besten der Nation vor mir zu sehen.

Unglücklicherweise war es nicht die Schauspielerin allein, deren Naturell und Kunst die Theaterfreunde interessirte, sie machten auch Ansprüche

an das junge lebhafte Mädchen: sie gaben mir nicht undeutlich zu verstehen, daß meine Pflicht sey, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch persönlich mit ihnen zu theilen. Leider war das nicht meine Sache; ich wünschte ihre Gemüther zu erheben, aber an das, was sie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindesten Anspruch: und nun wurden mir alle Stände, Alter und Charaktere, einer um den andern, zur Last, und nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes ehrliches Mädchen, in mein Zimmer verschließen und so mir manche Mühe ersparen konnte.

Die Männer zeigten sich meist, wie ich sie bei meiner Tante zu sehen gewohnt war, und sie würden mir auch dießmal nur wieder Abscheu erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, sie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hause zu sehen, nahm ich mir vor, sie alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannssohn bis zum gewandten, abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem raschen Prinzen, alle nach und nach bei mir vorbeigegangen sind, und jeder nach seiner Art seinen Roman anzuknüpfen gedachte, so werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu seyn.

Den phantastisch aufgestutzten Studenten, den demüthig-stolz verlegenen Gelehrten, den schwankfüßigen genügsamen Domherrn, den steifen aufmerksamen Geschäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich glattplatten Hofmann, den jungen aus der Bahn schreitenden Geistlichen, den gelassenen, so wie den schnellen und thätig speculirenden Kaufmann, alle habe ich in Bewegung gesehen, und beim Himmel! wenige fanden sich darunter, die mir nur ein gemeines Interesse einzuflößen im Stande gewesen wären; vielmehr war es mir äußerst verdrießlich, den Beifall der Thoren im einzelnen mit Beschwerlichkeit und langer Weile einzucassiren, der mir im ganzen so wohl behagt hatte, den ich wir im großen so gerne zueignete.

Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Compliment erwartete, wenn ich hoffte, sie sollten einen Autor loben, den ich hochschätzte, so machten sie eine alberne Anmerkung über die andere und nannten ein abgeschmacktes Stück, in welchem sie wünschten mich spielen zu sehen. Wenn ich in der Gesellschaft herumhorchte, ob nicht etwa ein edler, geistreicher,

witziger Zug nachklänge und zur rechten Zeit wieder zum Vorschein käme, kennt' ich selten eine Spur vernehmen. Ein Fehler, der vorgekommen war, wenn ein Schauspieler sich versprach oder irgend einen Provinzialismus hören ließ, das waren die wichtigen Punkte, an denen sie sich festhielten, von denen sie nicht loskommen konnten. Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden sollte: sie dünkten sich zu klug, sich unterhalten zu lassen, und sie glaubten, mich wundersam zu unterhalten, wenn sie an mir herumtätschelten. Ich fing an sie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich bei mir durch ihre Abgesandten habe prostituiren wollen. Sie kam mir im ganzen so linkisch vor, so übel erzogen, so schlecht unterrichtet, so leer von gefälligem Wesen, so geschmacklos. Oft rief ich aus: Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!

Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war. Und je länger es währte, desto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich umbringen können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünschte sehr einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder besaß, Genie, Leben, Geist und rasches Wesen, an dem sich aber auch alles fand, was jenem abging, Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köstliche Gabe hauszuhalten und mit Gelde umzugehen.

Er ist mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie; wir haben zusammen gelebt, ohne daß ich recht weiß warum. Genug, unsere Sachen gingen gut. Wir nahmen viel ein, davon war die Thätigkeit meines Bruders Ursache; wir kamen gut aus, und das war das Verdienst meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich auftrat, that ich's um zu leben: ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht schweigen durfte, weil ich doch heraus gekommen war, um zu reden.

Doch daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Absicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beifall und Geld zu thun: denn, unter uns, er hört sich gerne loben und braucht viel. Ich spielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Ueberzeugung,

sondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete sich nach allen Schwächen des Publicums: es ging Geld ein, er konnte nach seiner Willkür leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indessen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin; meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, seine Kräfte nahmen sichtbar ab; die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In diesen Tagen machte ich eine Bekanntschaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und schnelleres; denn es wird bald zu Ende seyn.

Sie schwieg eine Zeit lang stille, dann fuhr sie fort: Auf einmal stockt meine geschwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Lassen Sie mich ein wenig ausruhen! Sie sollen nicht wegzgehen, ohne ausführlich all mein Unglück zu wissen. Rufen Sie doch indessen Mignon herein, und hören was sie will.

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer gewesen. Da man bei seinem Eintritt leiser sprach, war es wieder weggeschlichen, saß auf dem Saale still und wartete. Als man sie wieder hereinkommen hieß, brachte sie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographischen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die ersten Landcharten gesehen, ihn viel darüber gefragt, und sich, so weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen, etwas zu lernen, schien durch diese neue Kenntniß noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inständig, ihr das Buch zu kaufen: sie habe dem Bildermann ihre großen silbernen Schnallen dafür eingesetzt, und wolle sie, weil es heute Abend so spät geworden, morgen früh wieder einlösen. Es ward ihr bewilligt, und sie fing nun an, dasjenige, was sie wußte, theils herzusagen, theils nach ihrer Art die wunderlichsten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anstrengung sie nur schwer und mühsam begriff. So war auch ihre Handschrift, mit der sie sich viel Mühe gab. Sie sprach noch immer sehr gebrochen Deutsch, und nur wenn sie den Mund zum Singen aufthat, wenn sie die Zither rührte, schien sie sich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch sie ihr Innerstes aufschließen und mittheilen konnte.

Wir müssen, da wir gegenwärtig von ihr sprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die sie seit einiger Zeit unsern Freund öfters versetzte. Wenn sie kam oder ging, guten Morgen oder gute Nacht sagte, schloß sie ihn so fest in ihre Arme, und küßte ihn mit solcher Inbrunst, daß ihm die Heftigkeit dieser aufkeimenden Natur oft angst und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit schien sich in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Wesen bewegte sich in einer rastlosen Stille. Sie konnte nicht seyn, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu kneten, Papier oder Hölzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele schien nur eine innere heftige Erschütterung abzuleiten. Das einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben schien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem sie sich sehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe gestimmt war, sich mit ihrem Freunde über einen Gegenstand, der ihr so sehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die Beharrlichkeit der Kleinen dießmal ungeduldig, und gab ihr zu verstehen, daß sie sich wegbegeben sollte; und man mußte sie endlich, da alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortschicken.

Jetzt oder niemals, sagte Aurelie, muß ich Ihnen den Rest meiner Geschichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen, setzen Sie sich zu Pferde, suchen Sie auf irgend eine Weise Bekanntschaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir gewiß verziehen, und bedauern mich von Herzen. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten sagen, wie liebenswürdig er war und wie sehr ich ihn liebte.

Eben zu der kritischen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes besorgt seyn mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurück gekommen, wo er in Gesellschaft einiger Franzosen mit vieler Distinction unter den Fahnen der Vereinigten Staaten gedient hatte.

Er begegnete mir mit einem gelassenen Anstande, mit einer offenen Gutmüthigkeit, sprach über mich selbst, meine Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, so theilnehmend und so deutlich, daß ich mich zum ersten Mal freuen konnte, meine Existenz in einem andern Wesen so klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig, ohne absprechend, treffend, ohne lieblos zu seyn: er zeigte keine Härte, und sein Wathwille war zugleich gefällig. Er schien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu seyn,

das machte mich aufmerksam; er war keineswegs schmeichelnd und aufdringend, das machte mich sorglos.

In der Stadt ging er mit wenigen um, war meist zu Pferde, besuchte seine vielen Bekannten in der Gegend, und besorgte die Geschäfte seines Hauses. Kam er zurück, so stieg er bei mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, schaffte dem Leidenden durch einen geschickten Arzt Linderung, und wie er an allem, was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an seinem Schicksale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geschichte seiner Campagne, seiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenstande, seine Familienverhältnisse; er vertraute mir seine gegenwärtigen Beschäftigungen. Genug, er hatte nichts Geheimes vor mir; er entwickelte mir sein Innerstes, ließ mich in die verborgensten Winkel seiner Seele sehen; ich lernte seine Fähigkeiten, seine Leidenschaften kennen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich eines herzlichen, gestreichen Umgangs genoß; ich war von ihm angezogen, von ihm hingerissen, eh ich über mich selbst Betrachtungen anstellen konnte.

Inzwischen verlor ich meinen Mann ungefähr, wie ich ihn genommen hatte. Die Last der theatralischen Geschäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbesserlich auf dem Theater, war in der Haushaltung niemals nütze; ich besorgte alles, und studirte dabei meine Rollen fleißiger als jemals. Ich spielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um seinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum besten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauspiel wußte; aber einigemal beherchte er mich, und wie angenehm mich sein unvermutheter Beifall überraschte, können Sie denken.

Gewiß, ich bin ein seltsames Geschöpf. Bei jeder Rolle, die ich spielte, war es mir eigentlich nur immer zu Muthe, als wenn ich ihn lobte und zu seinen Ehren spräche; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens seyn, wie sie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, so getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu sprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu ins Gesicht aufdringen wollte; war er abwesend, dann hatte ich freies Spiel, ich that mein Bestes mit einer gewissen Ruhe, mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit. Der Beifall freute mich wieder, und wenn ich dem Publicum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: das seyd ihr ihm schuldig!

Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünſchenswerth ergänzt,
Von außen düſtert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wirs zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,
Entzückt, erſtaunt, wer dieß ihm angethan?
Er ſchaut umher, die Welt gehört ihm an.
Ins Weite zieht ihn unbefangene Haſt,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer. nicht Pallaſt;
Wie Vögelſchaar an Wäldergipfeln ſtreift,
So ſchweift auch er, der um die Liebſte ſchweift,
Er ſucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick und dieſer hält ihn feſt.

Doch erſt zu früh und dann zu ſpat gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt ſich umgarnt,
Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder-Wiederſehn beglückt noch mehr
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelſt, Freund, gefühlvoll wie ſich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeſchick,
Du ließeſt uns zu Wohl und Weh zurück;

Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publicum, zur ganzen Nation verändert. Sie erschien mir auf einmal wieder in dem vortheilhaftesten Lichte, und ich erstaunte recht über meine bisherige Verblendung.

Wie unverständig, sagt' ich oft zu mir selbst, war es, als du ehemals auf eine Nation schaltest, eben weil es eine Nation ist. Müssen denn, können denn einzelne Menschen so interessant seyn? Keineswegs! Es fragt sich, ob unter der großen Masse eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt sey, die durch günstige Umstände entwickelt, durch vorzügliche Menschen zu einem gemeinsamen Endzwecke geleitet werden können. Ich freute mich nun, so wenig hervorstechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß sie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verschmähten, ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

Lothario — lassen Sie mich meinen Freund mit seinem geliebten Vornamen nennen! — hatte mir immer die Deutschen von der Seite der Tapferkeit vorgestellt, und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt sey, wenn sie recht geführt werde, und ich schämte mich, an die erste Eigenschaft eines Volkes niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geschichte bekannt, und mit den meisten verdienstvollen Männern seines Zeitalters stand er in Verhältnissen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend seines Vaterlandes, auf die stillen Arbeiten in so vielen Fächern beschäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutschland thun, was es sey und was es seyn könne, und ich schämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die sich in eine Theatergarderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geistreich und belebend zu seyn. Nun schien ich mir selbst inspirirt, so oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Geld in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beigestanden, ich hätte die wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht.

So lebte die junge Wittwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchst unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner vortrefflichen Schwester; er nahm an den kleinsten Umständen meiner Verhältnisse Theil; inniger, vollkommener ist keine Einigkeit zu denken. Der Name der Liebe ward nicht

genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, es ist hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Siebzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Besuch bei seinen Handelsfreunden aufschieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin: denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daselbst antreffen werde. Er fürchtete sich vor den Vorwürfen, die sie enthalten mußten: wahrscheinlich hatte man auch dem Handelshause Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man sich seinetwegen befand. Er scheute sich, nach so vielen ritterlichen Abenteuern, vor dem schülerhaften Ansehen, in dem er erscheinen würde, und nahm sich vor, recht trotzig zu thun, und auf diese Weise seine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu seiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging alles sehr gut und leidlich ab. In dem großen, lebhaften und beschäftigten Comptoir hatte man kaum Zeit, seine Briefe aufzusuchen; seines längeren Außenbleibens ward nur im Vorbeigehen gedacht. Und als er die Briefe seines Vaters und seines Freundes Werner eröffnete, fand er sie sämmtlich sehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläufigen Journals, dessen Führung er dem Sohne beim Abschiede sorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellarisches Schema mitgegeben, schien über das Stillschweigen der ersten Zeit ziemlich beruhigt, so wie er sich nur über das Räthselhafte des ersten und einzigen vom Schlosse des Grafen noch abgesandten Briefes beschwerte. Werner scherzte nur auf seine Art, erzählte lustige Stadtgeschichten, und bat sich Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsstadt häufig würde kennen lernen. Unser Freund, der außerordentlich erfreut war, um einen so wohlfeilen Preis loszukommen, antwortete sogleich in einigen sehr muntern Briefen, und versprach dem Vater ein ausführliches Reisejournal mit allen verlangten geographischen, statistischen und mercantilischen Bemerkungen. Er hatte vieles auf der Reise gesehen, und hoffte daraus ein leidliches Heft zusammenschreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beinahe in eben dem Falle war, in dem er sich befand, als er, um ein Schauspiel, das weder geschrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen,

Lichter angezündet und Zuschauer herbeigerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an seine Compositien zu gehen, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geistes sprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußeren Gegenständen, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

In dieser Verlegenheit kamen die Kenntnisse seines Freundes Laertes ihm gut zu Statten. Die Gewohnheit hatte beide jungen Leute, so unähnlich sie sich waren, zusammen verbunden, und jener war, bei allen seinen Fehlern, mit seinen Sonderbarkeiten wirklich ein interessanter Mensch. Mit einer heitern, glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über seinen Zustand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber sein Unglück und seine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt, und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerstückelte unsers Daseyns eröffnet. Daraus war eine launige rhapsodische Art, über die Gegenstände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern entstanden. Er war nicht gern allein, trieb sich auf allen Kaffeehäusern, an allen Wirthstischen herum, und wenn er ja zu Hause blieb, waren Reisebeschreibungen seine liebste, ja seine einzige Lectüre. Diese konnte er nun, da er eine große Leihbibliothek fand, nach Wunsch befriedigen, und bald spukte die halbe Welt in seinem guten Gedächtnisse.

Wie leicht konnt' er daher seinem Freunde Muth einsprechen, als dieser ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm so feierlich versprochenen Relation entdeckte.

Da wollen wir ein Kunststück machen, sagte jener, das seines Gleichen nicht haben soll. Ist nicht Deutschland von einem Ende zum andern durchreist, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder deutsche Reisende den herrlichen Vortheil, sich seine großen oder kleinen Ausgaben vom Publicum wiedererstatten zu lassen? Gieb mir nur deine Reiseroute, ehe du zu uns kamst; das Andere weiß ich. Die Quellen und Hülfsmittel zu deinem Werke will ich dir aufsuchen; an Quadratmeilen, die nicht gemessen sind, und an Volksmenge, die nicht gezählt ist, müssen wir's nicht fehlen lassen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taschenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverlässigsten Documente sind. Darauf gründen wir unsere politischen Räsonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen soll's nicht fehlen.

Ein paar Fürsten beschreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns desto eher glaubt, wenn wir einigen andern etwas anhängen; und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreisen, so begegnen wir ihnen in einem Wirthshause, lassen sie uns im Vertrauen das albernste Zeug sagen. Besonders vergessen wir nicht eine Liebesgeschichte mit irgend einem naiven Mädchen auf das anmuthigste einzuflechten, und es soll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen soll, sondern das dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt.

Man schritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Lust an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauspiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand, und seine Ideen, die nur zu lange sich in einem engen Kreise herumgedreht hatten, täglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Capitel.

Nicht ohne das größte Interesse vernahm er stückweise den Lebenslauf Serlo's; denn es war nicht die Art dieses seltenen Mannes, vertraulich zu seyn und über irgend etwas im Zusammenhange zu sprechen. Er war, man darf sagen, auf dem Theater geboren und gesäugt. Schon als stummes Kind mußte er durch seine bloße Gegenwart die Zuschauer rühren, weil auch schon damals die Verfasser diese natürlichen und unschuldigen Hülfsmittel kannten, und sein erstes Vater! und Mutter! brachte in beliebten Stücken ihm schon den größten Beifall zuwege, eh er wußte, was das Händeklatschen bedeute. Als Amor kam er, zitternd, mehr als einmal im Flugwerke herunter, entwickelte sich als Harlekin aus dem Ei, und machte als kleiner Essenkehrer schon früh die artigsten Streiche.

Leider mußte er den Beifall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwischenzeiten sehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerksamkeit der Kinder erregt und festgehalten werden könne, prügelte ihm beim Einstudiren einer jeden Rolle zu abgemessenen Zeiten, nicht weil das Kind ungeschickt war, sondern damit es sich desto gewisser und anhaltender geschickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Gränzstein gesetzt wurde, den umstehenden Kindern

tüchtige Ohrfeigen, und die ältesten Leute erinnern sich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran, und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geistes und Fertigkeiten des Körpers, und dabei eine große Biegsamkeit sowohl in seiner Vorstellungsart, als in Handlungen und Gebärden. Seine Nachahmungsgabe überstieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Personen nach, so daß man sie zu sehen glaubte, ob sie ihm schon an Gestalt, Alter und Wesen völlig unähnlich und unter einander verschieden waren. Dabei fehlte es ihm nicht an der Gabe, sich in die Welt zu schicken, und sobald er sich einigermaßen seiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als seinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm und seine Geschicklichkeit sich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte sich der lose Knabe nun in der freien Welt, da ihm seine Eulenspiegelspossen überall eine gute Aufnahme verschafften! Sein guter Stern führte ihn zuerst in der Fastnachtszeit in ein Kloster, wo er, weil eben der Pater, der die Umgänge zu besorgen und durch geistliche Maskeraden die christliche Gemeinde zu ergötzen hatte, gestorben war, als ein hülfreicher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er sogleich die Rolle Gabriels in der Verkündigung, und mißfiel dem hübschen Mädchen nicht, die als Maria seinen obligeanten Gruß, mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze, sehr zierlich aufnahm. Er spielte darauf successive in den Mysterien die wichtigsten Rollen und wußte sich nicht wenig, da er endlich gar als Heiland der Welt verspottet, geschlagen und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bei dieser Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich spielen; daher er sie, um sich auf die schicklichste Weise an ihnen zu rächen, bei Gelegenheit des jüngsten Gerichts in die prächtigsten Kleider von Kaisern und Königen steckte und ihnen in dem Augenblicke, da sie, mit ihren Rollen sehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen andern vorauszugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgestalt begegnete und sie mit der Ofengabel, zur herzlichsten Erbauung sämmtlicher Zuschauer und Bettler, weidlich durchdrosch, und unbarmherzig zurück in die Grube stürzte, wo sie sich von einem hervordringenden Feuer aufs übelste empfangen sahen.

Er war klug genug einzusehen, daß die gekrönten Häupter sein freches Unternehmen nicht wohl vermerken und selbst vor seinem

privilegirten Ankläger- und Schergenamte keinen Respect haben würden; er machte sich daher, noch ehe das tausendjährige Reich anging, in aller Stille davon, und ward in einer benachbarten Stadt von einer Gesellschaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offenen Armen aufgenommen. Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unserer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen hinderlichen, und wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen Bruch suchten sie zu bestimmten Zeiten vorsätzlich loszuwerden. Sie waren Einen Tag der Woche recht ausführlich Narren, und straften an demselben wechselseitig durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und andern Närrisches bemerkt hatten. War diese Art gleich roher, als eine Folge von Ausbildung, in welcher der sittliche Mensch sich täglich zu bemerken, zu warnen und zu strafen pflegt, so war sie doch lustiger und sicherer: denn indem man einen gewissen Schoosnarren nicht verläugnete, so tractirte man ihn auch nur für das, was er war, anstatt daß er auf dem andern Wege, durch Hülfe des Selbstbetrugs, oft im Hause zur Herrschaft gelangt und die Vernunft zur heimlichen Knechtschaft zwingt, die sich einbildet, ihn lange verjagt zu haben. Die Narrenmaske ging in der Gesellschaft herum, und jedem war erlaubt, sie an seinem Tage, mit eigenen oder fremden Attributen, charakteristisch auszuzieren. In der Carnevalszeit nahm man sich die größte Freiheit, und wetteiferte mit der Bemühung der Geistlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feierlichen und allegorischen Aufzüge von Tugenden und Lastern, Künsten und Wissenschaften, Welttheilen und Jahrszeiten versinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe und gaben ihm Ideen entfernter Gegenstände, und so waren diese Scherze nicht ohne Nutzen, da von einer andern Seite die geistlichen Mummereien nur einen abgeschmackten Aberglauben noch mehr befestigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in seinem Elemente: eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geschick, was er vor sich fand, zu nutzen, zurecht zu stellen und scheinbar zu machen. Seine Einfälle, seine Nachahmungsgabe, ja sein beißender Witz, den er wenigstens Einen Tag in der Woche völlig frei, selbst gegen seine Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Gesellschaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn seine Unruhe bald aus dieser vortheilhaften Lage in andere Gegenden seines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Theil von Deutschland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht: er konnte mit seinen Masken nichts mehr ausrichten, er mußte suchen auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er sich bei kleinen und großen Gesellschaften auf, und merkte bei dieser Gelegenheit sämmtlichen Stücken und Schauspielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem deutschen Theater herrschte, den albernen Fall und Klang der Alexandriner, den geschraubt platten Dialog, die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt und zugleich bemerkt, was rührte und gefiel.

Nicht Eine Rolle der gangbaren Stücke, sondern die ganzen Stücke blieben leicht in seinem Gedächtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauspielers, der sie mit Beifall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälligerweise auf seinen Streifereien, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein ganze Stücke, besonders auf Edelhöfen und in Dörfern vorzustellen und sich dadurch überall sogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verschaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war sein Theater gleich aufgeschlagen; mit einem schelmischen Ernst und anscheinendem Enthusiasmus wußte er die Einbildungskraft seiner Zuschauer zu gewinnen, ihre Sinne zu täuschen und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg, und einen Fächer zum Dolche umzuschaffen. Seine Jugendwärme ersetzte den Mangel eines tiefen Gefühls; seine Heftigkeit schien Stärke und seine Schmeichelei Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater schon kannten, erinnerte er an alles, was sie gesehen und gehört hatten, und in den übrigen erregte er eine Ahnung von etwas Wunderbarem und den Wunsch, näher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichste Schadenfreude, wenn er alle Menschen auf gleiche Weise aus dem Stegreife zum besten haben konnte.

Bei seinem lebhaften, freien und durch nichts gehinderten Geist verbesserte er sich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, sehr geschwind. Bald recitirte und spielte er dem Sinne gemäßer, als die Muster, die er anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf diesem Wege kam

er nach und nach dazu, natürlich zu spielen und doch immer verstellt zu seyn: er schien hingerissen, und lauerte auf den Effect, und sein größter Stolz war, die Menschen stufenweise in Bewegung zu setzen. Selbst das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald mit einer gewissen Mäßigung zu verfahren und so lernte er, theils gezwungen, theils aus Instinct, das, wovon so wenig Schauspieler einen Begriff zu haben scheinen, mit Organ und Gebärden ökonomisch zu seyn.

So wußte er selbst rohe und unfreundliche Menschen zu bändigen und für sich zu interessiren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geschenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja manchmal gar das Geld, wenn er dessen nach seiner Meinung genug hatte, ausschlug, so schickte man ihn mit Empfehlungsschreiben einander zu, und so wanderte er eine ganze Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß und nicht ohne die angenehmsten und artigsten Abenteuer blieb.

Bei der innerlichen Kälte seines Gemüthes liebte er eigentlich niemand; bei der Klarheit seines Blicks konnte er niemand achten: denn er sah nur immer die äußern Eigenheiten der Menschen und trug sie in seine mimische Sammlung ein. Dabei aber war seine Selbstigkeit äußerst beleidigt, wenn er nicht jedem gefiel, und wenn er nicht überall Beifall erregte. Wie dieser zu erlangen sey, darauf hatte er nach und nach so genau Acht gegeben und hatte seinen Sinn so geschärft, daß er nicht allein bei seinen Darstellungen, sondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als schmeicheln konnte. Und so arbeitete seine Gemüthsart, sein Talent und seine Lebensart dergestalt wechselsweise gegen einander, daß er sich unvermerkt zu einem vollkommenen Schauspieler ausgebildet sah. Ja, durch eine seltsam scheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung, stieg durch Einsicht und Uebung seine Recitation, Declamation und sein Gebärdenspiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künstlicher, ja verstellt und ängstlich zu werden schien.

Von seinen Schicksalen und Abenteuern sprechen wir vielleicht an einem andern Orte, und bemerken hier nur so viel, daß er in spätern Zeiten, da er schon ein gemachter Mann, im Besitz von entschiedenem Namen und in einer sehr guten, obgleich nicht festen Lage war, sich angewöhnt hatte, im Gespräch auf eine feine Weise, theils ironisch, theils

spottisch, den Sophisten zu machen, und dadurch fast jede ernsthafte Unterhaltung zu zerstören. Besonders gebrauchte er diese Manier gegen Wilhelmen, sobald dieser, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretisches Gespräch anzuknüpfen Lust hatte. Demungeachtet waren sie sehr gern beisammen; indem durch ihre beiderseitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünschte, alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunst in einem Zusammenhange behandelt haben: er wollte ausgesprochene Regeln festsetzen, bestimmen, was recht, schön und gut sey, und was Beifall verdiene; genug, er behandelte alles auf das ernstlichste. Serlo hingegen nahm die Sache sehr leicht, und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er durch eine Geschichte oder einen Schwank die artigste und vergnüglichste Erläuterung beizubringen, und die Gesellschaft zu unterrichten, indem er sie erheiterte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf diese Weise sehr angenehme Stunden zubrachte, befanden sich Melina und die übrigen in einer deste verdrießlichern Lage. Sie erschienen unserm Freunde manchmal wie böse Geister und machten ihm nicht bloß durch ihre Gegenwart, sondern auch oft durch flämische Gesichter und bittere Reden einen verdießlichen Augenblick. Serlo hatte sie nicht einmal zu Gastrollen gelassen, geschweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte demungeachtet nach und nach ihre sämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft sich Schauspieler bei ihm gesellig versammelten, hatte er die Gewohnheit lesen zu lassen, und manchmal selbst mitzulesen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden sollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meistens nur theilweise; so ließ er auch nach seiner ersten Aufführung Stellen, bei denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einsicht der Schauspieler, und verstärkte ihre Sicherheit, den rechten Punkt zu treffen. Und wie ein geringer, aber richtiger Verstand mehr, als ein verworrenes und ungeläutertes Genie zur Zufriedenheit anderer wirken kann, so erhob er mittelmäßige Talente durch die deutliche Einsicht, die er ihnen unmerklich verschaffte, zu einer bewundernswürdigen Fähigkeit.

Nicht wenig trug dazu bei, daß er auch Gedichte lesen ließ, und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohl vorgetragener Rhythmus in unserer Seele erregt, anstatt daß man bei andern Gesellschaften schon anfing, nur diejenige Prosa vorzutragen, wozu einem jeden der Schnabel gewachsen war.

Bei solchen Gelegenheiten hatte er auch die sämmtlichen angekommenen Schauspieler kennen lernen, das was sie waren und was sie werden konnten, beurtheilt, und sich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten bei einer Revolution, die seiner Gesellschaft drohte, sogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf sich beruhen, lehnte alle Interceßionen Wilhelms für sie mit Achselzucken ab, bis er seine Zeit ersah, und seinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorschlag that, er solle doch selbst bei ihm aufs Theater gehen, und unter dieser Bedingung wolle er auch die übrigen engagiren.

Die Leute müssen also doch so unbrauchbar nicht seyn, wie Sie mir solche bisher geschildert haben, versetzte ihm Wilhelm, wenn sie jetzt auf einmal zusammen angenommen werden können, und ich dächte, ihre Talente müßten auch ohne mich dieselbigen bleiben.

Serlo eröffnete ihm darauf, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, seine Lage, wie sein erster Liebhaber Miene mache, ihn bei der Erneuerung des Contracts zu steigern, und wie er nicht gesinnt sey, ihm nachzugeben, besonders da die Gunst des Publicums gegen ihn so groß nicht mehr sey. Ließe er diesen gehen, so würde sein ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Gesellschaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Laertes, dem alten Polterer und selbst an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er versprach, dem armen Pedanten als Juden, Minister, und überhaupt als Bösewicht einen entschiedenen Beifall zu verschaffen.

Wilhelm stutzte und vernahm den Vortrag nicht ohne Unruhe, und nur um etwas zu sagen, versetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: Sie sprechen auf eine sehr freundliche Weise nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie sieht es denn aber mit den schwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfsinne gewiß nicht entgangen sind?

Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu starken Seiten machen, versetzte Serlo. Es ist unter euch allen, die ihr denn

Dann zog uns wieder ungewiſſe Bahn
Der Leidenſchaften labyrinthiſch an;
Und wir verſchlungen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden iſt der Tod!
Wie klingt es rührend wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen halbverſchuldet
Geb' ihm ein Gott zu ſagen was er duldet.

Elegie.

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen was ich leide.

Was ſoll ich nun vom Wiederſehen hoffen,
Von dieſes Tages noch geſchloßner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle ſteht dir offen;
Wie wankelſinnig regt ſich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt ans Himmelsthor,
Zu ihren Armen hebt ſie dich empor.

So warſt du denn im Paradies empfangen
Als wärſt du werth des ewig ſchönen Lebens;
Dir blieb kein Wunſch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigſten Beſtrebens,
Und in dem Anſchaun dieſes einzig Schönen
Verſiegte gleich der Quell ſehnſüchtiger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raſchen Flügel,
Schien die Minuten vor ſich her zu treiben!

doch nur Naturaliſten und Pfuſcher ſeyd, keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von ſich gäbe; denn ſo viel ich alle beurtheilen kann, ſo iſt kein einziger Stock darunter, und Stöcke allein ſind die Unverbeſſerlichen, ſie mögen nun aus Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegſam ſeyn.

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um ſchleunige Entſcheidung und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bei der wunderlichen und gleichſam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reiſebeſchreibung, die er mit Laertes zuſammenſetzte, war er auf die Zuſtände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerkſamer geworden, als er ſonſt geweſen war. Er begriff jetzt ſelbſt erſt die Abſicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals ſo lebhaft empfohlen; er fühlte zum erſtenmal, wie angenehm und nützlich es ſeyn könne, ſich zur Mittelsperſon ſo vieler Gewerbe und Bedürfniſſe zu machen, und bis in die tiefſten Gebirge und Wälder des feſten Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsſtadt, in der er ſich befand, gab ihm bei der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumſchleppte, den anſchaulichſten Begriff eines großen Mittelpunktes, woher alles ausfließt und wohin alles zurückkehrt, und es war das erſtemal, daß ſein Geiſt im Anſchauen dieſer Art von Thätigkeit ſich wirklich ergötzte. In dieſem Zuſtande hatte ihm Serlo den Antrag gethan, und ſeine Wünſche, ſeine Neigung, ſein Zutrauen auf ein angeborenes Talent, und ſeine Verpflichtung gegen die hülfloſe Geſellſchaft wieder rege gemacht.

Da ſteh' ich nun, ſagte er zu ſich ſelbſt, abermals am Scheidewege zwiſchen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erſchienen: die eine ſieht nicht mehr ſo kümmerlich aus wie damals, und die andere nicht ſo prächtig. Der einen wie der andern zu folgen fühlſt du eine Art von innerm Beruf, und von beiden Seiten ſind die äußern Anläſſe ſtark genug; es ſcheint dir unmöglich, dich zu entſcheiden; du wünſcheſt, daß irgend ein Uebergewicht von außen deine Wahl beſtimmen möge, und doch, wenn du dich recht unterſuchſt, ſo ſind es nur äußere Umſtände, die dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Beſitz einflößen, aber dein innerſtes Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunſch, die Anlagen, die in dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, ſie ſeyen körperlich oder

geiſtig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schickſal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünſche führt? Geſchieht nicht alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgeſetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſeyn, als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn ſie ihm nun begegnen, wenn ſie ſich ihm gleichſam aufdringen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir ſeit jener unglücklichen Nacht, die mich von Mariannen entfernte, nur träumen ließ, ſteht vor mir und bietet ſich mir ſelbſt an. Hierher wollt' ich flüchten und bin ſachte hergeleitet worden; bei Serlo wollt' ich unterzukommen ſuchen, er ſucht nun mich und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Mariannen, die mich ans Theater feſſelte? oder war es Liebe zur Kunſt, die mich an das Mädchen feſtknüpfte? War jene Ausſicht, jener Ausweg nach der Bühne bloß einem unordentlichen, unruhigen Menſchen willkommen, der ein Leben fortzuſetzen wünſchte, das ihm die Verhältniſſe der bürgerlichen Welt nicht geſtatteten? oder war es alles anders, reiner, würdiger? Und was ſollte dich bewegen können, deine damaligen Geſinnungen zu ändern? Haſt du nicht vielmehr bisher ſelbſt unwiſſend deinen Plan verfolgt? iſt nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabſichten dabei im Spiele ſind, und da du zugleich ein feierlich gegebenes Wort halten, und dich auf eine edle Weiſe von einer ſchweren Schuld befreien kannſt?

Alles, was in ſeinem Herzen und ſeiner Einbildungskraft ſich bewegte, wechſelte nun auf das lebhafteſte gegen einander ab. Daß er ſeine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verſtoßen brauche, war kein kleines Gewicht auf der Wagſchale, und doch ſchwankte ſie noch hin und wieder, als er ſeine Freundin Aurelie gewohnterweiſe zu beſuchen ging.

Zwanzigſtes Capitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhebette; ſie ſchien ſtille.

Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können? fragte er.

O ja, verſetzte ſie lebhaft; Sie wiſſen, daran hindert mich nichts.

Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beifall unſeres Parterre's von mir abzulehnen: ſie meinen es gut und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich, das Herz müßte mir reißen! Sonſt konnt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel; wenn ich lange ſtudirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen, nun ſey es gelungen, von allen Enden wiedertönte. Jetzt ſag' ich nicht, was ich will, nicht wie ich's will; ich werde hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht einen weit größern Eindruck. Der Beifall wird lauter, und ich denke: Wüßtet ihr, was euch entzückt! Die dunkeln, heftigen, unbeſtimmten Anklänge rühren euch, zwingen euch Bewunderung ab, und ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen ſind, der ihr euer Wohlwollen geſchenkt habt.

Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und verſucht; ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es wieder von vorne an. Morgen Abend ſoll geſpielt werden. So ſchlepp' ich mich hin und her; es iſt mir langweilig aufzuſtehen und verdrießlich zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Cirkel in mir. Dann treten die leidigen Tröſtungen vor mir auf, dann werf' ich ſie weg, und verwünſche ſie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben! — Warum ſoll das nothwendig ſeyn, was mich zu Grunde richtet? Könnt' es nicht auch anders ſeyn? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutſche bin; es iſt der Charakter der Deutſchen, daß ſie über allem ſchwer werden, daß alles über ihnen ſchwer wird.

O, meine Freundin, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufhören, ſelbſt den Dolch zu ſchärfen, mit dem Sie ſich unabläſſig verwunden! Bleibt Ihnen denn nichts? iſt denn Ihre Jugend, Ihre Geſtalt, Ihre Geſundheit, ſind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verſchulden verloren haben, müſſen Sie denn alles übrige hinterdrein werfen? Iſt das auch nothwendig?

Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie auf: Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb iſt; nichts als Zeitverderb iſt die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun ſollen! Nun iſt alles rein zu nichts geworden. Ich bin ein armes verliebtes Geſchöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir! bei Gott, ich bin ein armes Geſchöpf!

Sie verſank in ſich, und nach einer kurzen Pauſe rief ſie heftig aus: Ihr ſeyd gewohnt, daß ſich euch alles an den Hals wirft. Nein, ihr

könnt es nicht fühlen! kein Mann ist im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das sich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die sich ein reines, gutmüthiges Herz erschafft, es ist nichts Himmlischeres als ein weibliches Wesen, das sich dem geliebten Manne hingiebt! Wir sind kalt, stolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen, Weiber zu heißen; und alle diese Vorzüge legen wir euch zu Füßen, sobald wir lieben, sobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O, wie hab' ich mein ganzes Daseyn so mit Wissen und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, absichtlich verzweifeln: es soll kein Blutstropfen in mir seyn, der nicht gestraft wird, keine Faser, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatralischen Aufwand von Leidenschaft!

Fern war von unserm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entsetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zustand seiner Freundin peinigte ihn nur zu sehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Anspannung mit; sein Gehirn zerrüttete sich, und sein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgestanden und ging in der Stube hin und wieder. Ich sage mir alles vor, rief sie aus, warum ich ihn nicht lieben sollte. Ich weiß auch, daß er es nicht werth ist; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beschäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm' ich eine Rolle vor, wenn ich sie auch nicht zu spielen habe; ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißiger und fleißiger ins einzelne, und übe und übe! — Mein Freund, mein Vertrauter, welche entsetzliche Arbeit ist es, sich mit Gewalt von sich selbst zu entfernen! Mein Verstand leidet, mein Gehirn ist so angespannt; um mich vom Wahnsinne zu retten, überlass' ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe. — Ja, ich lieb' ihn, ich lieb' ihn! rief sie unter tausend Thränen, ich lieb' ihn, und so will ich sterben.

Er faßte sie bei der Hand, und bat sie auf das inständigste, sich nicht selbst aufzureiben. O, sagte er, wie sonderbar ist es, daß dem Menschen nicht allein so manches Unmögliche, sondern auch so manches Mögliche versagt ist! Sie waren nicht bestimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückseligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu bestimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche festzuknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach.

Er hatte Aurelien seine Geschichte mit Mariannen vertraut, und konnte sich also jetzt darauf beziehen. Sie sah ihm starr in die Augen und fragte: Können Sie sagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtsinniger Galanterie, mit frevelhafter Betheurung, mit herzlockenden Schwüren ihre Gunst abzuschmeicheln gesucht?

Das kann ich, versetzte Wilhelm, und zwar ohne Ruhmredigkeit; denn mein Leben war sehr einfach, und ich bin selten in die Versuchung gerathen, zu versuchen. Und welche Warnung, meine schöne, meine edle Freundin, ist mir der traurige Zustand, in den ich Sie versetzt sehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemessen ist, das durch die Rührung, die Sie mir einflößten, sich bei mir zur Sprache und Form bestimmt, und durch diesen Augenblick geheiligt wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen, und selbst die ernstlichsten in meinem Busen bewahren; kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!

Sie sah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an, und entfernte sich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte.

Es ist nichts daran gelegen! rief sie. So viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachsen. Doch, fuhr sie fort, unter Tausenden Eine gerettet, das ist doch etwas, unter Tausenden Einen Redlichen gefunden, das ist anzunehmen! Wissen Sie auch, was Sie versprechen?

Ich weiß es, versetzte Wilhelm lächelnd, und hielt seine Hand hin.

Ich nehm' es an, versetzte sie, und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, so daß er glaubte, sie würde die seine fassen; aber schnell fuhr sie in die Tasche, riß den Dolch blitzgeschwind heraus und fuhr mit Spitze und Schneide ihm rasch über die Hand weg. Er zog sie schnell zurück, aber schon lief das Blut herunter.

Man muß euch Männer scharf zeichnen, wenn ihr merken sollt, rief sie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine hastige Geschäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte seine Hand damit, um das erste hervordringende Blut zu stillen. Verzeihen Sie einer Halbwahnsinnigen, rief sie aus, und lassen Sie sich diese Tropfen Bluts nicht reuen! Ich bin versöhnt, ich bin wieder bei mir selber. Auf meinen Knieen will ich Abbitte thun; lassen Sie mir den Trost, Sie zu heilen!

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, stillte das Blut und besah die Wunde sorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn still und mit einer nachdenklichen Bedeutsamkeit in sich gekehrt. Er fragte einigemal: Beste, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still! erwiederte sie, indem sie den Finger auf den Mund legte, still!

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwei kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie ſelbſt verband ihn unter allerlei wunderlichen Reden, Ceremonien und Sprüchen, und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen, die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit; niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehen gedachte. Er trank zum Beiſpiel lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thüre aufließ oder zuſchlug, und wenn ihm etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm davon rannte, ſo mußte er eine große Lection anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Aurelien ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts Zärtliches, wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich an der alten Amme, die ihm denn freilich allen Willen ließ.

Aber auch dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen mußte, und Felix hätte ſich ganz allein geſehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeiſt erſchienen. Auf das artigſte unterhielten ſich beide Kinder mit

einander; sie lehrte ihm kleine Lieder, und er, der ein sehr gutes Gedächtniß hatte, recitirte sie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte sie ihm die Landkarten erklären, mit denen sie sich noch immer sehr abgab, wobei sie jedoch nicht mit der besten Methode verfuhr: denn eigentlich schien sie bei den Ländern kein besonderes Interesse zu haben, als ob sie kalt oder warm seyen. Von den Weltpolen, von dem schrecklichen Eise daselbst, und von der zunehmenden Wärme, je mehr man sich von ihnen entfernte, wußte sie sehr gut Rechenschaft zu geben. Wenn jemand reiste, fragte sie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte sich, die Wege auf ihren kleinen Karten aufzufinden. Besonders wenn Wilhelm von Reisen sprach, war sie sehr aufmerksam, und schien sich immer zu betrüben, sobald das Gespräch auf eine andere Materie überging. So wenig man sie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen, oder auch nur, wenn gespielt wurde, auf das Theater zu gehen, so gern und fleißig lernte sie Oden und Lieder auswendig, und erregte, wenn sie ein solches Gedicht, gewöhnlich von der ernsten und feierlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegreife declamirte, bei jedermann Erstaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war, suchte sie aufzumuntern; am meisten aber empfahl sie sich ihm durch einen sehr artigen, mannichfaltigen und manchmal selbst muntern Gesang. Und auf eben diesem Wege hatte sich der Harfenspieler seine Gunst erworben.

Serlo, ohne selbst Genie zur Musik zu haben oder irgend ein Instrument zu spielen, wußte ihren hohen Werth zu schätzen; er suchte sich so oft als möglich diesen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verschaffen. Er hatte wöchentlich einmal Concert, und nun hatte sich ihm durch Mignon, den Harfenspieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeschickt war, eine wunderliche kleine Hauscapelle gebildet.

Er pflegte zu sagen: Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden.

Man sollte, sagte er, alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Bei diesen Gesinnungen, die Serlo gewissermaßen natürlich waren, konnte es den Personen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in diesem vergnüglichen Zustande brachte man Wilhelmen eines Tages einen schwarzgesiegelten Brief. Werners Petschaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erschrak nicht wenig, als er den Tod seines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen, und hatte seine häuslichen Angelegenheiten in der besten Ordnung hinterlassen.

Diese unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innersten: er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, so lange sie sich mit uns des irdischen Aufenthaltes erfreuen, vernachlässigt, und nur dann erst die Versäumniß bereut, wenn das schöne Verhältniß wenigstens für dießmal aufgehoben ist. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Absterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genossen habe.

Wilhelms Gedanken wandten sich nun bald auf seine eigenen Verhältnisse, und er fühlte sich nicht wenig beunruhigt. Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äußere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet ist. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entsteht nur ein desto größerer Widerspruch, je weniger der Mensch bemerkt, daß er zu dem neuen Zustande noch nicht ausgebildet sey.

Wilhelm sah sich in einem Augenblicke frei, in welchem er mit sich selbst noch nicht einig werden konnte. Seine Gesinnungen waren edel, seine Absichten lauter und seine Vorsätze schienen nicht verwerflich. Das alles durft' er sich mit einigem Zutrauen selbst bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern

und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternahme. Er schrieb daher fremde und eigene Meinungen und Ideen, ja ganze Gespräche, die ihm interessant waren, auf, und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an Einer Idee, ja man möchte sagen an Einer Sentenz hängen, und verließ dabei seine natürliche Denk- und Handlungsweise, indem er oft fremden Lichtern als Leitsternen folgte. Aureliens Bitterkeit und seines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menschen bestachen öfter als billig war, sein Urtheil; niemand aber war ihm gefährlicher gewesen als Jarno, ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur einmal und zwar in dem bestimmtesten Falle gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet.

So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bei dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter, alle Zurüstungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, und ihn über das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespest zu seinem Vortheil, und wirklich hatte er auch täglich mehr Ursache, an eine andere Einrichtung seines Schauspiels zu denken. Er mußte entweder seine alten Contracte erneuern, wozu er keine große Lust hatte, indem mehrere Mitglieder, die sich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden, oder er mußte, wohin auch sein Wunsch ging, der Gesellschaft eine ganz neue Gestalt geben.

Ohne selbst in Wilhelmen zu dringen, regte er Aurelien und Philinen auf; und die übrigen Gesellen, die sich nach Engagement sehnten, ließen unserm Freunde gleichfalls keine Ruhe, so daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege stand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegengesetzten Sinne geschrieben war, ihn endlich zu einer Entschließung hindrängen sollte! Wir lassen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

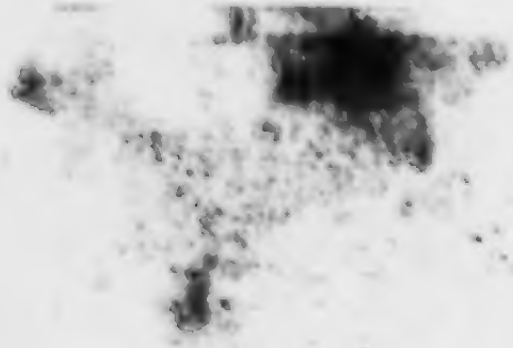

Zweites Capitel.

„So war es, und so muß es denn auch wohl recht seyn, daß jeder bei jeder Gelegenheit seinem Gewerbe nachgeht und seine Thätigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verschieden, als auch in der nächsten Viertelstunde schon nichts mehr nach seinem Sinne im Hause geschah. Freunde, Bekannte und Verwandte drängten sich zu, besonders aber alle Menschenarten, die bei solchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, schrieb und rechnete; die einen holten Wein und Kuchen, die andern tranken und aßen, niemand sah ich aber ernsthafter beschäftigt, als die Weiber, indem sie die Trauer aussuchten.

Du wirst mir also verzeihen, mein Lieber, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch an meinen Vortheil dachte, mich deiner Schwester so hülfreich und thätig als möglich zeigte, und ihr, sobald es nur einigermaßen schicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unsere Sache sey, eine Verbindung zu beschleunigen, die unsere Väter aus allzugroßer Umständlichkeit bisher verzögert hatten.

Nun mußt du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen sey, das große leere Haus in Besitz zu nehmen. Wir sind bescheidener und vernünftiger; unsern Plan sollst du hören. Deine Schwester zieht nach der Heirath gleich in unser Haus herüber, und sogar auch deine Mutter mit.

Wie ist das möglich? wirst du sagen: ihr habt ja selbst in dem Neste kaum Platz. Das ist eben die Kunst, mein Freund! Die geschickte Einrichtung macht alles möglich, und du glaubst nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu sich sogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöste Geld soll hundertfältige Zinsen tragen.

Ich hoffe, du bist damit einverstanden und wünsche, daß du nichts von den unfruchtbaren Liebhabereien deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögest. Dieser setzte seine höchste Glückseligkeit in eine Anzahl unscheinbarer Kunstwerke, die niemand, ich darf wohl sagen niemand, mit ihm genießen konnte; jener lebte in einer kostbaren Einrichtung, die er niemand mit sich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe deine Beistimmung.

Es ist wahr, ich selbst behalte in unserm ganzen Hause keinen Platz als den an meinem Schreibepulte, und noch seh' ich nicht ab, wo man

künftig eine Wiege hinsetzen will; aber dafür ist der Raum außer dem Hause deste größer: die Kaffeehäuser und Clubbs für den Mann, die Spaziergänge und Spazierfahrten für die Frau, und die schönen Lustörter auf dem Lande für beide. Dabei ist der größte Vortheil, daß auch unser runder Tisch ganz besetzt ist, und es dem Vater unmöglich wird, Freunde zu sehen, die sich nur deste leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er sich Mühe gegeben hat, sie zu bewirthen.

Nur nichts Ueberflüssiges im Hause! nur nicht zu viel Möbeln, Geräthschaften, nur keine Kutsche und Pferde! Nichts als Geld und dann auf eine vernünftige Weise jeden Tag gethan, was dir beliebt! Nur keine Garderobe, immer das Neueste und Beste auf dem Leibe! Der Mann mag seinen Rock abtragen und die Frau den ihrigen vertrödeln, sobald er nur einigermaßen aus der Mode kommt. Es ist mir nichts unerträglicher, als so ein alter Kram von Besitzthum. Wenn man mir den kostbarsten Edelstein schenken wollte, mit der Bedingung, ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt sich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntniß: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht, und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als in sofern man sie nutzen kann.

Nun wirst du aber sagen: Wie ist denn in eurem saubern Plane an mich gedacht? Wo soll ich unterkommen, wenn ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem eurigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?

Das ist freilich der Hauptpunkt, Brüderchen, und auf den werd' ich dir gleich dienen können, wenn ich dir vorher das gebührende Lob über deine vortrefflich angewandte Zeit werde entrichtet haben.

Sage nur, wie hast du es angefangen, in so wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und interessanten Gegenstände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an dir kenne, hätte ich dir solche Aufmerksamkeit und solchen Fleiß nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen du die Reise gemacht hast; die Beschreibung der Eisen- und Kupferhämmer ist vortrefflich und zeigt von vieler Einsicht in die Sache. Ich habe sie ehemals auch besucht; aber meine Relation, wenn ich sie dagegen halte, sieht sehr stümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwandfabrikation ist lehrreich und die Anmerkung über die

Concurrenz sehr treffend. An einigen Orten hast du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch sehr verzeihlich sind.

Was mich aber und meinen Vater am meisten und höchsten freut, sind deine gründlichen Einsichten in die Bewirthschaftung und besonders in die Verbesserung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Sequestration liegt, in einer sehr fruchtbaren Gegend zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hause lösen, dazu an; ein Theil wird geborgt, und ein Theil kann stehen bleiben; und wir rechnen auf dich, daß du dahin ziehst, den Verbesserungen vorstehst, und so kann, um nicht viel zu sagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth steigen; man verkauft es wieder, sucht ein größeres, verbessert und handelt wieder, und dazu bist du der Mann. Unsere Federn sollen indeß zu Hause nicht müßig seyn, und wir wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zustand versetzen.

Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reise, und ziehe hin, wo du es vergnüglich und nützlich findest! Vor dem ersten halben Jahre bedürfen wir deiner nicht; du kannst dich also nach Belieben in der Welt umsehen: denn die beste Bildung findet ein gescheidter Mensch auf Reisen. Lebe wohl! Ich freue mich, so nahe mit dir verbunden, auch nunmehr im Geist der Thätigkeit mit dir vereint zu werden."

So gut dieser Brief geschrieben war, und so viel ökonomische Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als Eine Weise. Das Lob, das er über seine fingirten statistischen, technologischen und ruralischen Kenntnisse erhielt, war ihm ein stiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm sein Schwager vom Glück des bürgerlichen Lebens vorzeichnete, reizte ihn keineswegs; vielmehr ward er durch einen heimlichen Geist des Widerspruchs mit Heftigkeit auf die entgegengesetzte Seite getrieben. Er überzeugte sich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er sich zu geben wünschte, vollenden könne, und schien in seinem Entschlusse nur deste mehr bestärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wissen, sein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle seine Argumente zusammen und bestätigte bei sich seine Meinungen nur um deste mehr, je mehr er Ursache zu haben glaubte, sie dem klugen Werner in einem günstigen Lichte darzustellen, und auf die Weise entstand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

„Dein Brief ist so wohl geschrieben, und so gescheidt und klug gedacht, daß sich nichts mehr dazu setzen läßt. Du wirst mir aber verzeihen, wenn ich sage, daß man gerade das Gegentheil davon meinen, behaupten und thun, und doch auch Recht haben kann. Deine Art zu seyn und zu denken geht auf einen unbeschränkten Besitz und auf eine leichte, lustige Art zu genießen hinaus, und ich brauche dir kaum zu sagen, daß ich daran nichts was mich reizte, finden kann.

Zuerst muß ich dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu seyn, mit Hülfe eines Freundes aus mehreren Büchern zusammengeschrieben ist, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieser Art weiß, aber keineswegs verstehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selbst immer uneins bin?

Daß ich dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht. Noch heg' ich eben diese Gesinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher sind. Ich habe mehr Welt gesehen als du glaubst, und sie besser benutzt als du denkst. Schenke deßwegen dem, was ich sage, einige Aufmerksamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach deinem Sinne seyn sollte.

Wär' ich ein Edelmann, so wäre unser Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, so muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünsche, daß du mich verstehen mögest. Ich weiß nicht, wie es in fremden Ländern ist, aber in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, persönelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienst erwerben und zur höchsten Noth seinen Geist ausbilden; seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmsten umgeht, zur Pflicht wird, sich selbst einen vornehmen Anstand zu geben, indem dieser Anstand, da ihm weder Thür noch Thor verschlossen ist, zu einem freien Anstand wird, da er mit seiner Figur, mit seiner Person, es sey bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß, so hat er Ursache, etwas auf sie zu halten und zu zeigen, daß er etwas auf sie hält. Eine

gewisse feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bei ernsthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er sehen läßt, daß er überall im Gleichgewicht steht. Er ist eine öffentliche Person, und je ausgebildeter seine Bewegungen, je sonorer seine Stimme, je gehaltener und gemessener sein ganzes Wesen ist, desto vollkommener ist er. Wenn er gegen Hohe und Niedere, gegen Freunde und Verwandte immer eben derselbe bleibt, so ist nichts an ihm auszusetzen, man darf ihn nicht anders wünschen. Er sey kalt, aber verständig, verstellt, aber klug. Wenn er sich äußerlich in jedem Momente seines Lebens zu beherrschen weiß, so hat niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an und um sich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, alles scheinen nur Zugaben zu seyn.

Nun denke dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anspruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte desto unglücklicher werden, je mehr sein Naturell ihm zu jener Art zu seyn Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Gränzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erschaffen kann, so darf er überall mit einem stillen Bewußtseyn vor seines Gleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anstatt daß dem Bürger nichts besser ansteht, als das reine stille Gefühl der Gränzlinie, die ihm gezogen ist. Er darf nicht fragen: Was bist du? sondern nur: Was hast du? welche Einsicht, welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wie viel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles giebt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur seyn, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll thun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon vorausgesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sey, noch seyn dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles übrige vernachlässigen muß.

An diesem Unterschiede ist nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft selbst Schuld; ob sich daran einmal etwas ändern wird und was sich ändern wird, bekümmert mich wenig: genug ich habe, wie die Sachen jetzt stehen, an mich selbst zu denken, und wie ich

mich selbst und das, was mir ein unerläßliches Bedürfniß ist, rette und erreiche.

Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung. Ich habe, seit ich dich verlassen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt, und stelle mich so ziemlich dar. Eben so habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle. Nun läugne ich dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Person zu seyn, und in einem weitern Kreise zu gefallen und zu wirken. Dazu kommt meine Neigung zur Dichtkunst und zu allem, was mit ihr in Verbindung steht, und das Bedürfniß, meinen Geist und Geschmack auszubilden, damit ich nach und nach auch bei dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für schön halte. Du siehst wohl, daß das alles für mich nur auf dem Theater zu finden ist, und daß ich mich in diesem einzigen Elemente nach Wunsch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erscheint der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanz, als in den obern Klassen; Geist und Körper müssen bei jeder Bemühung gleichen Schritt gehen, und ich werde da so gut seyn und scheinen können, als irgend anderswo. Suche ich daneben noch Beschäftigungen, so giebt es dort mechanische Qualereien genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verschaffen.

Diskutire mir nur nicht darüber! denn eh du mir schreibst, ist der Schritt schon geschehen. Wegen der herrschenden Vorurtheile will ich meinen Namen verändern, weil ich mich ohnehin schäme als Meister aufzutreten. Lebe wohl. Unser Vermögen ist in so guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere: was ich brauche, verlange ich gelegentlich von dir; es wird nicht viel seyn; denn ich hoffe, daß mich meine Kunst auch nähren soll."

Der Brief war kaum abgeschickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der übrigen großer Verwunderung sich auf einmal erklärte, daß er sich zum Schauspieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig; denn Serlo hatte schon früher sich so erklärt, daß Wilhelm und die übrigen damit gar wohl zufrieden seyn konnten. Die ganze verunglückte

Gesellschaft, mit der wir uns so lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laertes, sich einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hätte. Wie sie ohne Zutrauen gefordert hatten, so empfingen sie ohne Dank. Die meisten wollten lieber ihre Anstellung dem Einfluß Philinens zuschreiben, und richteten ihre Danksagungen an sie. Indessen wurden die ausgefertigten Contracte unterschrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entstand vor Wilhelms Einbildungskraft in dem Augenblicke, als er seinen fingirten Namen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philinens Schooß gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büschen, nahte sich ihm und stieg ab. Ihr menschenfreundliches Bemühen hieß sie gehen und kommen; endlich stand sie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern; ihr Gesicht, ihre Gestalt fing an zu glänzen, und sie verschwand. So schrieb er seinen Namen nur mechanisch hin, ohne zu wissen was er that, und fühlte erst, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an seiner Seite stand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leise wegzuziehen versucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm sich aufs Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einschränkung zugestanden worden. Jener verlangte, daß Hamlet ganz und unzerstückt aufgeführt werden sollte, und dieser ließ sich das wunderliche Begehren in sofern gefallen, als es mög lich seyn würde. Nun hatten sie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich sey, und was man von dem Stücke weglassen könne, ohne es zu zerstücken, darüber waren beide sehr verschiedener Meinung.

Wilhelm befand sich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftsteller irgend etwas mangelhaft seyn könne. Unsere Empfindung von ihnen ist so ganz, so mit sich selbst übereinstimmend, daß wir uns auch in ihnen eine solche vollkommene Harmonie denken müssen. Serlo hingegen sonderte gern und beinahe zu viel; sein scharfer Verstand wollte in einem Kunstwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes

Ganzes erkennen. Er glaubte, so wie man die Stücke finde, habe man wenig Ursache mit ihnen so gar bedächtig umzugehen, und so mußte auch Shakspeare, so mußte besonders Hamlet vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn jener von der Absonderung der Spreu von dem Weizen sprach. Es ist nicht Spreu und Weizen durch einander, rief dieser, es ist ein Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Ist nicht eins mit dem andern und durch das andere? Jener behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tisch; der Künstler müsse goldene Aepfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. Sie erschöpften sich in Gleichnissen, und ihre Meinungen schienen sich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unser Freund, als Serlo ihm einst nach langem Streit das einfachste Mittel anrieth, sich kurz zu resolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerspiele, was eben nicht gehen wolle, noch könne, abzustreichen, mehrere Personen in Eine zu drängen, und wenn er mit dieser Art noch nicht bekannt genug sey, oder noch nicht Herz genug dazu habe, so solle er ihm die Arbeit überlassen, und er wolle bald fertig seyn.

Das ist nicht unserer Abrede gemäß, versetzte Wilhelm. Wie können Sie bei so viel Geschmack so leichtsinnig seyn?

Mein Freund, rief Serlo aus, Sie werden es auch schon werden. Ich kenne das Abscheuliche dieser Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt Statt gefunden hat. Aber wo ist auch eins so verwahrlost, als das unsere? Zu dieser ekelhaften Verstümmelung zwingen uns die Autoren und das Publicum erlaubt sie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maß des Personals, der Decorationen und Theatermechanik, der Zeit, des Dialogs und der physischen Kräfte des Acteurs hinausschritten? Und doch sollen wir spielen und immer spielen, und immer neu spielen. Sollen wir uns dabei nicht unseres Vortheils bedienen, da wir mit zerstückelten Werken eben so viel ausrichten, als mit ganzen? Setzt uns das Publicum doch selbst in den Vortheil! Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern Nationen, haben Gefühl für ein ästhetisches Ganzes; sie loben und tadeln nur stellenweise, sie entzücken sich nur stellenweise; und für wen ist das ein größeres Glück, als für den Schauspieler, da das Theater immer nur ein gestoppeltes und gestückeltes Wesen bleibt!

Ist! versetzte Wilhelm: aber muß es denn auch so bleiben, muß denn alles bleiben was ist? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie Recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im gröbsten Irrthum geschlossen hätte.

Serlo gab der Sache eine lustige Wendung, und ersuchte Wilhelmen, ihre öftern Gespräche über Hamlet nochmals zu bedenken, und selbst die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu ersinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einsamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. Ich müßte mich sehr irren, rief er aus, wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu helfen ist; ja ich bin überzeugt, daß Shakspeare es selbst so würde gemacht haben, wenn sein Genie nicht auf die Hauptsache so sehr gerichtet, und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre.

Lassen Sie hören, sagte Serlo, indem er sich gravitätisch aufs Canapé setzte; ich werde ruhig aufhorchen, aber auch desto strenger richten.

Wilhelm versetzte: Mir ist nicht bange; hören Sie nur! Ich unterscheide, nach der genauesten Untersuchung, nach der reiflichsten Ueberlegung, in der Composition dieses Stücks zweierlei. Das erste sind die großen innern Verhältnisse der Personen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Charakteren und Handlungen der Hauptfiguren entstehen, und diese sind einzeln vortrefflich, und die Folge, in der sie aufgestellt sind, unverbesserlich; sie können durch keine Art von Behandlung zerstört, ja kaum verunstaltet werden: diese sind's, die jedermann zu sehen verlangt, die niemand anzutasten wagt, die sich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beinahe alle auf das deutsche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das zweite, was bei diesem Stück zu bemerken ist, ich meine die äußern Verhältnisse der Personen, wodurch sie von einem Orte zum andern gebracht, oder auf diese und jene Weise durch gewisse zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzu unbedeutend angesehen, nur im Vorbeigehen davon gesprochen, oder sie gar weggelassen hat. Freilich sind diese Fäden nur dünn und lose, aber sie gehen doch durchs ganze Stück, und halten zusammen, was sonst auseinander fiele, auch wirklich auseinander fällt, wenn man sie wegschneidet, und ein übriges gethan zu haben glaubt, daß man die Enden stehen läßt.

Zu diesen äußern Verhältnissen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Gesandtschaft an den alten Oheim, den geschlichteten Zwist, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und seine Rückkehr am Ende; ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Lust Hamlets dahin zu gehen, die Reise des Laertes nach Frankreich, seine Rückkunft, die Verschickung Hamlets nach England, seine Gefangenschaft beim Seeräuber, der Tod der beiden Hofleute auf den Uriasbrief: alles dieses sind Umstände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieses Stücks in dem besonders der Held keinen Plan hat, auf das äußerste schaden und höchst fehlerhaft sind.

So höre ich Sie einmal gerne! rief Serlo.

Fallen Sie mir nicht ein! versetzte Wilhelm: Sie möchten mich nicht immer loben. Diese Fehler sind wie flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feste Mauer unterzuziehen. Mein Vorschlag ist also, an jenen ersten großen Situationen gar nicht zu rühren, sondern sie sowohl im ganzen als einzelnen möglichst zu schonen, aber diese äußern, einzelnen, zerstreuten und zerstreuenden Motive alle auf einmal wegzuwerfen, und ihnen ein einziges zu substituiren.

Und das wäre? fragte Serlo, indem er sich aus seiner ruhigen Stellung aufhob.

Es liegt auch schon im Stücke, erwiederte Wilhelm, nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es sind die Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

Nach dem Tode des alten Hamlet werden die ersteroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter schickt seinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlets, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen andern vorgelaufen ist, nach Dänemark, auf die Ausrüstung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen, der Schwelgerei ergebenen König nur saumselig von Statten geht. Horatio kennt den alten König; denn er hat seinen letzten Schlachten beigewohnt, hat bei ihm in Gunsten gestanden und die erste Geisterscene wird dadurch nicht verlieren. Der neue König giebt sodann dem Horatio Audienz und schickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indeß Horatio den Auftrag erhält, die Rüstung derselben zu beschleunigen;

dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünſchte, mit Horatio zur See gehe.

Gott ſey Dank! rief Serlo, ſo werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die immer ein leidiger Anſtoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut: denn außer den zwei einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuſchauer ſich nichts zu denken; das übrige ſieht er alles, das übrige geht alles vor, anſtatt daß ſonſt ſeine Einbildungskraft in der ganzen Welt herumgejagt würde.

Sie ſehen leicht, verſetzte Wilhelm, wie ich nunmehr auch das übrige zuſammenhalten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Miſſethat ſeines Stiefvaters entdeckt, ſo räth ihm dieſer, mit nach Norwegen zu gehen, ſich der Armee zu verſichern und mit gewaffneter Hand zurückzukehren. Da Hamlet dem König und der Königin zu gefährlich wird, haben ſie kein näheres Mittel, ihn loszuwerden, als ihn nach der Flotte zu ſchicken und ihm Roſenkranz und Güldenſtern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurückkommt, ſoll dieſer bis zum Meuchelmord erhitzte Jüngling ihm nachgeſchickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünſtigen Windes liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück: ſeine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; ſein Zuſammentreffen mit Laertes in Ophelions Grabe iſt ein großer, unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſey, Hamlet auf der Stelle loszuwerden; das Feſt der Abreiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feierlich begangen, wobei man Ritterſpiele hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf niemand übrig bleiben. Hamlet giebt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio.

Nur geſchwind, verſetzte Serlo, ſetzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus! Die Idee hat völlig meinen Beifall: nur daß die Luft nicht verraucht!

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte ſich ſchon lange mit einer Ueberſetzung Hamlets abgegeben; er hatte ſich dabei der geiſtvollen Wieland'ſchen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakſpeare zuerſt kennen lernte. Was in derſelben

ausgelassen war, fügte er hinzu, und so war er im Besitz eines vollständigen Exemplars in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung so ziemlich einig geworden war. Er fing nun an, nach seinem Plane auszuheben und einzuschieben, zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wiederherzustellen; denn so zufrieden er auch mit seiner Idee war, so schien ihm doch bei der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Gesellschaft vor. Sie bezeigten sich sehr zufrieden damit: besonders machte Serlo manche günstige Bemerkung.

Sie haben, sagte er unter anderm, sehr richtig empfunden, daß äußere Umstände dieses Stück begleiten, aber einfacher seyn müssen, als sie uns der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater vorgeht, was der Zuschauer nicht sieht, was er sich vorstellen muß, ist wie ein Hintergrund, vor dem die spielenden Figuren sich bewegen. Die große, einfache Aussicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück sehr gut thun; nähme man sie ganz weg, so ist es nur eine Familienscene, und der große Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Unschicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in seiner Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannichfaltig, beweglich, confus, so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden.

Wilhelm nahm nun wieder die Partie Shakspeare's und zeigte, daß er für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Caper zu sehen gewohnt sind, und daß, was jenen etwas ganz Gewöhnliches sey, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und beide stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das deutsche Theater solle, dieser ernstere, einfachere Hintergrund für unsere Vorstellungsart am besten passen werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt: den Polonius übernahm Serlo, Aurelie Ophelien; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, unterfetzter, munterer, neuangekommener Jüngling erhielt die Rolle des Horatio. Nur wegen des Königs und des Geistes war man in einiger Verlegenheit; für beide Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo schlug den Pedanten zum Könige vor, wogegen Wilhelm aber aufs äußerste protestirte. Man konnte sich nicht entschließen.

Ferner hatte Wilhelm in ſeinem Stücke die beiden Rollen von Roſenkranz und Güldenſtern ſtehen laſſen. Warum haben Sie dieſe nicht in Eine verbunden? fragte Serlo: dieſe Abbreviatur iſt doch ſo leicht gemacht.

Gott bewahre mich vor ſolchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben! verſetzte Wilhelm. Das, was dieſe beiden Menſchen ſind und thun, kann nicht durch Einen vorgeſtellt werden. In ſolchen Kleinigkeiten zeigt ſich Shakſpeare's Größe. Dieſes leiſe Auftreten, dieſes Schmiegen und Biegen, dieß Jaſagen, Streicheln und Schmeicheln, dieſe Behendigkeit, dieß Schwenzeln, dieſe Allheit und Leerheit, dieſe rechtliche Schurkerei, dieſe Unfähigkeit, wie kann ſie durch Einen Menſchen ausgedrückt werden? Es ſollten ihrer wenigſtens ein Dutzend ſeyn, wenn man ſie haben könnte; denn ſie ſind bloß in Geſellſchaft etwas, ſie ſind die Geſellſchaft, und Shakſpeare war ſehr beſcheiden und weiſe, daß er nur zwei ſolche Repräſentanten auftreten ließ. Ueberdieß brauche ich ſie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem Einen guten, trefflichen Horatio contraſtirt.

Ich verſtehe Sie, ſagte Serlo, und wir können uns helfen. Den einen geben wir Eimiren (ſo nannte man die älteſte Tochter des Polterers); es kann nicht ſchaden, wenn ſie gut ausſehen, und ich will die Puppen putzen und dreſſiren, daß es eine Luſt ſeyn ſoll.

Philine freute ſich außerordentlich, daß ſie die Herzogin in der kleinen Komödie ſpielen ſollte.

Das will ich ſo natürlich machen, rief ſie aus, wie man in der Geſchwindigkeit einen zweiten heirathet, nachdem man den erſten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben, und jeder Mann ſoll wünſchen, der dritte zu werden.

Aurelie machte ein verdrießliches Geſicht bei dieſen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

Es iſt recht Schade, ſagte Serlo, daß wir kein Ballet haben; ſonſt ſollten Sie mir mit Ihrem erſten und zweiten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte ſollte nach dem Tact einſchlafen, und Ihre Füßchen und Wädchen würden ſich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebſt ausnehmen.

Von meinen Wädchen wiſſen Sie ja wohl nicht viel, verſetzte ſie ſchnippiſch, und was meine Füßchen betrifft, rief ſie, indem ſie ſchnell unter den Tiſch reichte, ihre Pantöffelchen heraufholte und neben einander

vor Serlo hinſtellte, hier ſind die Stelzchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden.

Es war Ernſt! ſagte er, als er die zierlichen Halbſchuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas Artigeres ſehen.

Sie waren Pariſer Arbeit; Philine hatte ſie von der Gräfin zum Geſchenk erhalten, einer Dame, deren ſchöner Fuß berühmt war.

Ein reizender Gegenſtand! rief Serlo: das Herz hüpft mir, wenn ich ſie anſehe.

Welche Verzuckungen! ſagte Philine.

Es geht nichts über ein Paar Pantöffelchen von ſo feiner, ſchöner Arbeit, rief Serlo; doch iſt ihr Klang noch reizender als ihr Anblick.

Er hub ſie auf und ließ ſie einigemal hinter einander wechſelsweiſe auf den Tiſch fallen.

Was ſoll das heißen? Nur wieder her damit! rief Philine.

Darf ich ſagen, verſetzte er mit verſtellter Beſcheidenheit und ſchalkhaftem Ernſt, wir andern Junggeſellen, die wir Nachts meiſt allein ſind, und uns doch wie andere Menſchen fürchten, und im Dunkeln uns nach Geſellſchaft ſehnen, beſonders in Wirthshäuſern und fremden Orten, wo es nicht ganz geheuer iſt, wir finden es gar tröſtlich, wenn ein gutherziges Kind uns Geſellſchaft und Beiſtand leiſten will. Es iſt Nacht, man liegt im Bette; es raſchelt, man ſchaudert; die Thüre thut ſich auf, man erkennt ein liebes piependes Stimmchen; es ſchleicht was herbei, die Vorhänge rauſchen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und huſch! man iſt nicht mehr allein. Ach, der liebe, der einzige Klang, wenn die Abſätzchen auf den Boden aufſchlagen! Je zierlicher ſie ſind, je feiner klingt's. Man ſpreche mir von Philomelen, von rauſchenden Bächen, vom Säuſeln der Winde, und von allem, was je georgelt und gepfiffen worden iſt, ich halte mich an das Klipp! Klapp! Klipp! Klapp! iſt das ſchönſte Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorne zu hören wünſcht.

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und ſagte: Wie ich ſie krumm getreten habe! Sie ſind mir viel zu weit. Dann ſpielte ſie damit und rieb die Sohlen gegen einander. Was das heiß wird! rief ſie aus, indem ſie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und ſie gegen Serlo hinreichte. Er war gutmüthig genug nach der Wärme zu fühlen, und Klipp! Klapp! rief ſie, indem ſie ihm einen derben Schlag mit dem Abſatz verſetzte, daß er ſchreiend die Hand zurückzog.

Ich will euch lehren bei meinen Pantoffeln was anderes denken, sagte Philine lachend.

Und ich will dich lehren, alte Leute wie Kinder aufführen! rief Serlo dagegen, sprang auf, faßte sie mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Kuß, deren jeden sie sich mit ernstlichem Widerstreben gar künstlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten sich um die Gruppe, der Stuhl schlug an den Boden, und Aurelie, die von diesem Unwesen innerlich beleidigt war, stand mit Verdruß auf.

Sechstes Capitel.

Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug, und fast wollte die Gesellschaft nicht hinreichen.

Wenn das so fort geht, sagte Serlo, wird unser Souffleur auch noch aus dem Loche hervorsteigen müssen, unter uns wandeln und zur Person werden.

Schon oft hab' ich ihn an seiner Stelle bewundert, versetzte Wilhelm.

Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhelfer gibt, sagte Serlo. Kein Zuschauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verstehen jede Sylbe. Er hat sich gleichsam ein eigen Organ dazu gemacht, und ist wie ein Genius, der uns in der Noth vernehmlich zulispelt. Er fühlt, welchen Theil seiner Rolle der Schauspieler vollkommen inne hat, und ahnt von weitem, wenn ihn das Gedächtniß verlassen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überlesen konnte, da er sie mir Wort für Wort vorsagte, spielte ich sie mit Glück: nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden andern unbrauchbar machen würden: er nimmt so herzlichen Antheil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht eben declamirt, aber doch affectvoll recitirt. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht.

So wie er mich, sagte Aurelie, mit einer andern Sonderbarkeit einst an einer sehr gefährlichen Stelle stecken ließ.

Wie war das bei seiner Aufmerksamkeit möglich? fragte Wilhelm.

Er wird, versetzte Aurelie, bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Thränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt;

und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen, es sind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen offenen Augen hervorsieht, Stellen, bei denen wir andern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen.

Und warum erscheint er mit dieser zarten Seele nicht auf dem Theater?

Ein heiseres Organ und ein steifes Betragen schließen ihn von der Bühne, und seine hypochondrische Natur von der Gesellschaft aus, versetzte Serlo. Wie viel Mühe hab' ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen! aber vergebens. Er liest vortrefflich, wie ich nicht wieder habe lesen hören; niemand hält, wie er, die zarte Gränzlinie zwischen Declamation und affectvoller Recitation.

Gefunden! rief Wilhelm, gefunden! welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauspieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren soll.

Man muß so viel Leidenschaft haben wie Sie, versetzte Serlo, um alles zu seinem Endzwecke zu nutzen.

Gewiß, ich war in der größten Sorge, rief Wilhelm, daß vielleicht diese Stelle wegbleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.

Das kann ich doch nicht einsehen, versetzte Aurelie.

Ich hoffe, Sie werden bald meiner Meinung seyn, sagte Wilhelm. Shakspeare führt die ankommenden Schauspieler zu einem doppelten Endzweck herein. Erst macht der Mann, der den Tod des Priamus mit so viel eigener Rührung declamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen selbst; er schärft das Gewissen des jungen schwankenden Mannes; und so wird diese Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauspiel so große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt sich durch den Schauspieler beschämt, der an fremden, an fingirten Leiden so großen Theil nimmt; und der Gedanke, auf eben die Weise einen Versuch auf das Gewissen seines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bei ihm sogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog ist's, der den zweiten Act schließt! Wie freu' ich mich darauf, ihn zu recitiren:

„O, welch ein Schurke, welch ein niedriger Sklave bin ich! — Ist es nicht ungeheuer, daß dieser Schauspieler hier nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenschaft seine Seele so nach seinem Willen

zwingt, daß ihre Wirkung ſein ganzes Geſicht entfärbt? Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochene Stimme! Sein ganzes Weſen von Einem Gefühl durchdrungen! und das alles um nichts — um Hecuba! — Was iſt Hecuba für ihn oder er für Hecuba, daß er um ſie weinen ſollte?"

Wenn wir nur unſern Mann auf das Theater bringen könnten, ſagte Aurelie.

Wir müſſen, verſetzte Serlo, ihn nach und nach hineinführen. Bei den Proben mag er die Stelle leſen, und wir ſagen, daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm näher kommen.

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wilhelm konnte ſich nicht entſchließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlaſſen, damit der Polterer den Geiſt ſpielen könne, und meinte vielmehr, daß man noch einige Zeit warten ſollte, indem ſich doch noch einige Schauſpieler gemeldet hätten, und ſich unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann ſich daher denken, wie verwundert Wilhelm war, als er unter der Adreſſe ſeines Theaternamens Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen, verſiegelt, auf ſeinem Tiſche fand!

„Du biſt, o ſonderbarer Jüngling, wir wiſſen es, in großer Verlegenheit. Du findeſt kaum Menſchen zu deinem Hamlet, geſchweige Geiſter. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares ſoll geſchehen. Haſt du Vertrauen, ſo ſoll zur rechten Stunde der Geiſt erſcheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort; dein Entſchluß wird uns bekannt werden."

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las, und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte, die Sache ſey von Wichtigkeit; man müſſe wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen vieles hin und wieder; Aurelie war ſtill und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab ſie nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen, völlig außer Sorge zu ſeyn, und den Geiſt geruhig zu erwarten.

Ueberhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgehenden Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe, gut zu ſpielen, damit man

sie ja recht vermissen sollte, und von der Neugierde auf die neue Gesellschaft konnte er auch die beste Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelms auf ihn einigen Einfluß gehabt: er fing an mehr über Kunst zu sprechen: denn er war am Ende doch ein Deutscher, und diese Nation giebt sich gern Rechenschaft von dem, was sie thut. Wilhelm schrieb sich manche solche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht so oft unterbrochen werden darf, denjenigen unserer Leser, die sich dafür interessiren, solche dramaturgische Versuche bei einer andern Gelegenheit vorlegen.

Besonders war Serlo eines Abends sehr lustig, als er von der Rolle des Polonius sprach, wie er sie zu fassen gedachte. Ich verspreche, sagte er, dießmal einen recht würdigen Mann zum besten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutsamkeit, Annehmlichkeit und geschmackloses Wesen, Freiheit und Aufpassen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit da wo sie hingehören, recht zierlich aufstellen. Ich will einen solchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbschelm aufs allerhöflichste vorstellen und vortragen, und dazu sollen mir die etwas rohen und groben Pinselstriche unseres Autors gute Dienste leisten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeschmackt seyn, um jedem nach dem Maule zu reden, und immer so fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum besten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit solcher Lust und Schalkheit übernommen.

Wenn ich nur auch von der meinigen so viel hoffen könnte, sagte Aurelie. Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in diesen Charakter zu finden. Nur eins weiß ich leider: das Gefühl, das Ophelien den Kopf verrückt, wird mich nicht verlassen.

Wir wollen es nicht so genau nehmen, sagte Wilhelm; denn eigentlich hat mein Wunsch den Hamlet zu spielen mich, bei allem Studium des Stücks, aufs äußerste irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle studire, desto mehr sehe ich, daß in meiner ganzen Gestalt kein Zug der Physiognomie ist, wie Shakspeare seinen Hamlet aufstellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle alles zusammenhängt, so getraue ich mir kaum, eine leidliche Wirkung hervorzubringen.

Sie treten mit großer Gewissenhaftigkeit in Ihre Laufbahn, versetzte Serlo. Der Schauspieler schickt sich in die Rolle wie er kann, und die

Rolle richtet ſich nach ihm wie ſie muß. Wie hat aber Shakſpeare ſeinen Hamlet vorgezeichnet? iſt er Ihnen denn ſo ganz unähnlich?

Zuvörderſt iſt Hamlet blond, erwiederte Wilhelm.

Das heiß' ich weit geſucht, ſagte Aurelie. Woher ſchließen Sie das?

Als Täne, als Nordländer, iſt er blond von Hauſe aus, und hat blaue Augen.

Sollte Shakſpeare daran gedacht haben?

Beſtimmt ſind' ich es nicht ausgedrückt, aber in Verbindung mit andern Stellen ſcheint es mir unwiderſprechlich. Ihm wird das Fechten ſauer, der Schweiß läuft ihm vom Geſichte, und die Königin ſpricht: Er iſt fett; laßt ihn zu Athem kommen! Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbehaglich vorſtellen? denn braune Leute ſind in ihrer Jugend ſelten in dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende Melancholie, ſeine weiche Trauer, ſeine thätige Unentſchloſſenheit beſſer zu einer ſolchen Geſtalt, als wenn Sie ſich einen ſchlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entſchloſſenheit und Behendigkeit erwartet!

Sie verderben mir die Imagination! rief Aurelie. Weg mit Ihrem fetten Hamlet! ſtellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein **Qui pro quo**, das uns reizt, das uns rührt! Die Intention des Autors liegt uns nicht ſo nahe, als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns bewegen iſt.

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene? Serle verſicherte, es ſey ein vergeblicher, mißverſtandener Streit; beide könnten in ihrer Art vortrefflich ſeyn, nur müßten ſie ſich in den Gränzen ihrer Gattung halten.

Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im klaren darüber, verſetzte Wilhelm.

Wer iſt es auch? ſagte Serle: und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme.

Sie ſprachen viel herüber und hinüber, und endlich war folgendes ungefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung.

Der Unterschied beider Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußern Form, nicht darin, daß die Personen in dem einen sprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen sind nur dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu schreiben.

Im Roman sollen vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden, im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es sey auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend seyn; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarisse, Pamela, der Landpriester von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich; alles widersteht ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man sich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl sein Spiel erlauben könne, daß er aber immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet werden müsse; daß hingegen das Schicksal, das die Menschen ohne ihr Zuthun durch unzusammenhängende äußere Umstände zu einer unvorhergesehenen Katastrophe hindrängt, nur im Drama Statt habe; daß der Zufall wohl pathetische, niemals aber tragische Situationen hervorbringen dürfe, das Schicksal hingegen müsse immer fürchterlich seyn, und werde im höchsten Sinne tragisch, wenn es schuldige und unschuldige, von einander unabhängige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Diese Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet, und auf die Eigenheiten des Stücks. Der Held, sagte man, hat eigentlich auch nur Gesinnungen; es sind nur Begebenheiten, die zu ihm stoßen, und deßwegen hat das Stück etwas von dem Gedehnten des Romans: weil aber das Schicksal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, so ist es im höchsten Sinne tragisch, und leidet keinen andern als einen tragischen Ausgang.

V. BELEGUE

Nun sollte Leseprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Fest ansah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß also von dieser Seite kein Anstoß seyn konnte. Die sämmtlichen Schauspieler waren mit dem Stücke bekannt, und er suchte sie nur, ehe sie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leseprobe zu überzeugen. Wie man von jedem Musicus verlange, daß er bis auf einen gewissen Grad vom Blatte spielen könne, so solle auch jeder Schauspieler, ja jeder wohlerzogene Mensch, sich üben vom Blatte zu lesen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung sogleich ihren Charakter abzugewinnen, um sie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren helfe nichts, wenn der Schauspieler nicht vorher in den Geist und Sinn des guten Schriftstellers eingedrungen sey; der Buchstabe könne nichts wirken.

Serlo versicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachsehen wolle, sobald der Leseprobe ihr Recht widerfahren sey: denn gewöhnlich, sagte er, ist nichts lustiger, als wenn Schauspieler von Studiren sprechen; es kommt mir eben so vor, als wenn die Freimaurer von Arbeiten reden.

Die Probe lief nach Wunsch ab und man kann sagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Gesellschaft sich auf diese wenigen wohlangewandten Stunden gründete.

Sie haben wohl gethan, mein Freund, sagte Serlo, nachdem sie wieder allein waren, daß Sie unsern Mitarbeitern so ernstlich zusprachen, wenn ich gleich fürchte, daß sie Ihre Wünsche schwerlich erfüllen werden.

Wie so? versetzte Wilhelm.

Ich habe gefunden, sagte Serlo, daß so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gern sie sich Mährchen erzählen lassen, eben so selten ist es, eine Art von productiver Imagination bei ihnen zu finden. Bei den Schauspielern ist dieses sehr auffallend. Jeder ist sehr wohl zufrieden, eine schöne, lobenswürdige, brillante Rolle zu übernehmen; selten aber thut einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden setzen, ohne sich im mindesten zu bekümmern, ob ihn auch jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen, was sich der Autor beim Stück gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse, um einer Rolle genugzuthun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man sey ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man durch eine innere

Wahrheit der Darstellungskraft diese Bretter in Tempel, diese Pappen in Wälder verwandelt, ist wenigen gegeben. Diese innere Stärke des Geistes, wodurch ganz allein der Zuschauer getäuscht wird, diese erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illusion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff?

Lassen Sie uns daher ja nicht zu sehr auf Geist und Empfindung dringen! Das sicherste Mittel ist, wenn wir unseren Fremden mit Gelassenheit zuerst den Sinn des Buchstabens erklären und ihnen den Verstand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann selbst dem geistreichen und empfindungsvollen Ausdruck entgegen; und wer sie nicht hat, wird wenigstens niemals ganz falsch spielen und recitiren. Ich habe aber bei Schauspielern, so wie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe noch nicht deutlich und geläufig ist.

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur ersten Theaterprobe sehr zeitig und fand sich auf den Brettern allein. Das Local überraschte ihn, und gab ihm die wunderbarsten Erinnerungen. Die Wald- und Dorfdecoration stand genau so, wie auf der Bühne seiner Vaterstadt; auch bei einer Probe, als ihm an jenem Morgen Marianne lebhaft ihre Liebe bekannte und ihm die erste glückliche Nacht zusagte. Die Bauerhäuser glichen sich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgensonne beschien, durch einen halb offenen Fensterladen hereinfallend, einen Theil der Bank, die neben der Thüre schlecht befestigt war; nur leider schien sie nicht wie damals auf Mariannens Schooß und Busen. Er setzte sich nieder, dachte dieser wunderbaren Uebereinstimmung nach, und glaubte zu ahnen, daß er sie vielleicht auf diesem Platze bald wiedersehen werde. Ach, und es war weiter nichts, als daß ein Nachspiel, zu welchem diese Decoration gehörte, damals auf dem deutschen Theater sehr oft gegeben wurde!

In diesen Betrachtungen störten ihn die übrigen ankommenden Schauspieler, mit denen zugleich zwei Theater- und Garderobenfreunde hereintraten, und Wilhelmen mit Enthusiasmus begrüßten. Der eine war gewissermaßen an Madame Melina attachirt, der andere aber ein ganz

reiner Freund der Schauspielkunst, und beide von der Art, wie sich jede gute Gesellschaft Freunde wünschen sollte. Man wußte nicht zu sagen, ob sie das Theater mehr kannten oder liebten. Sie liebten es zu sehr, um es recht zu kennen; sie kannten es genug, um das Gute zu schätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bei ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem sie das Gute vor und nach kosteten, war über allen Ausdruck. Das Mechanische machte ihnen Freude, das Geistige entzückte sie, und ihre Neigung war so groß, daß auch eine zerstückelte Probe sie in eine Art von Illusion versetzte. Die Mängel schienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührte sie wie ein naher Gegenstand. Kurz, sie waren Liebhaber, wie sie sich der Künstler in seinem Fache wünscht. Ihre liebste Wanderung war von den Coulissen ins Parterre, vom Parterre in die Coulissen, ihr angenehmster Aufenthalt in der Garderobe, ihre emsigste Beschäftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauspieler etwas zuzustutzen, ihr lebhaftestes Gespräch über den Effect, den man hervorgebracht hatte, und ihre beständige Bemühung den Schauspieler aufmerksam, thätig und genau zu erhalten, ihm etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun, und ohne Verschwendung der Gesellschaft manchen Genuß zu verschaffen. Sie hatten sich beide das ausschließliche Recht verschafft, bei Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erscheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlets betraf, mit Wilhelmen nicht bei allen Stellen einig; hie und da gab er nach, meistens aber behauptete er seine Meinung, und im ganzen diente diese Unterhaltung sehr zur Bildung seines Geschmacks: er ließ die beiden Freunde sehen, wie sehr er sie schätze, und sie dagegen weissagten nichts weniger von diesen vereinten Bemühungen, als eine neue Epoche fürs deutsche Theater.

Die Gegenwart dieser beiden Männer war bei den Proben sehr nützlich. Besonders überzeugten sie unsere Schauspieler, daß man bei der Probe Stellung und Action, wie man sie bei der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und alles zusammen durch Gewohnheit mechanisch vereinigen müsse. Besonders mit den Händen solle man ja bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragischer Schauspieler, der in der Probe Tabak schnupft, mache sie immer bange: denn höchst wahrscheinlich werde er an einer solchen Stelle bei der Aufführung die Prise vermissen. Ja, sie hielten dafür, daß

niemand in Deutschland probiren solle, wenn die Rolle in Schuhen zu spielen sey. Nichts aber, versicherten sie, schmerze sie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten versteckten.

Außerdem ward durch das Exerciren dieser Männer noch etwas sehr Gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannspersonen exerciren lernten. Da so viele Militärrollen vorkommen, sagten sie, sieht nichts betrübter aus, als Menschen, die nicht die mindeste Tresur zeigen, in Hauptmanns- und Majorsuniform auf dem Theater herumschwanken zu sehen. Wilhelm und Laertes waren die ersten, die sich der Pädagogik eines Unterofficiers unterwarfen, und setzten dabei ihre Fechtübungen mit großer Anstrengung fort.

So viel Mühe gaben sich beide Männer mit der Ausbildung einer Gesellschaft, die sich so glücklich zusammengefunden hatte. Sie sorgten für die künftige Zufriedenheit des Publicums, indeß sich dieses über ihre entschiedene Liebhaberei gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht, wie viel Ursachen man hatte, ihnen dankbar zu seyn, besonders da sie nicht versäumten, den Schauspielern oft den Hauptpunkt einzuschärfen, daß es nämlich ihre Pflicht sey, laut und vernehmlich zu sprechen. Sie fanden hierbei mehr Widerstand und Unwillen, als sie anfangs gedacht hatten: die meisten wollten so gehört seyn, wie sie sprachen, und wenige bemühten sich, so zu sprechen, daß man sie hören könnte; einige schoben den Fehler aufs Gebäude; andere sagten, man könne doch nicht schreien, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu sprechen habe.

Unsere Theaterfreunde, die eine unsägliche Geduld hatten, suchten auf alle Weise diese Verwirrung zu lösen, diesem Eigensinne beizukommen: sie sparten weder Gründe noch Schmeicheleien, und erreichten zuletzt doch ihren Entzweck, wobei ihnen das gute Beispiel Wilhelms besonders zu Statten kam. Er bat sich aus, daß sie sich bei den Proben in die entferntesten Ecken setzen, und sobald sie ihn nicht vollkommen verstünden, mit dem Schlüssel auf die Bank pochen möchten. Er articulirte gut, sprach gemäßigt aus, steigerte den Ton stufenweise, und überschrie sich nicht in den heftigsten Stellen; die pochenden Schlüssel hörte man bei jeder Probe weniger: nach und nach ließen sich die andern dieselbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauses von jedermann würde verstanden werden.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie gern die Menschen ihren Zweck

nur auf ihre eigene Weise erreichen möchten, wie viel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen, was sich eigentlich von selbst versteht, und wie schwer es ist, denjenigen, der etwas zu leisten wünscht, zur Erkenntniß der ersten Bedingungen zu bringen, unter denen sein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anstalten zu Decorationen und Kleidern und was sonst erforderlich war, zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm besondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rücksicht auf den Contract, theils aus Ueberzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch diese Gefälligkeit zu gewinnen, und in der Folge desto mehr nach seinen Absichten zu lenken.

So sollte zum Beispiel König und Königin bei der ersten Audienz auf dem Throne sitzend erscheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen stehen. Hamlet, sagte er, muß sich ruhig verhalten; seine schwarze Kleidung unterscheidet ihn schon genug: er muß sich eher verbergen als zum Vorschein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt ist, wenn der König mit ihm als Sohn spricht, dann mag er herbei treten und die Scene ihren Gang gehen.

Noch eine Hauptschwierigkeit machten die beiden Gemälde, auf die sich Hamlet in der Scene mit seiner Mutter so heftig bezieht. Wir sollen, sagte Wilhelm, in Lebensgröße beide im Grunde des Zimmers neben der Hauptthüre sichtbar seyn, und zwar muß der alte König in völliger Rüstung, wie der Geist, auf eben der Seite hängen, wo dieser hervortritt. Ich wünsche, daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt sey und gleichsam über die Schulter sehe, damit sie dem Geiste völlig gleiche, in dem Augenblicke, da dieser zur Thür hinaus geht. Es wird eine sehr große Wirkung thun, wenn in diesem Augenblick Hamlet nach dem Geiste und die Königin nach dem Bilde sieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unscheinbarer als jener, vorgestellt werden.

So gab es noch verschiedene Punkte, von denen wir zu sprechen vielleicht Gelegenheit haben.

Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende ſterben muß? fragte Serlo.

Wie kann ich ihn am Leben erhalten, ſagte Wilhelm, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja ſchon ſo weitläufig darüber geſprochen.

Aber das Publicum wünſcht ihn lebendig.

Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur dießmal iſt's unmöglich. Wir wünſchen auch, daß ein braver, nützlicher Mann, der an einer chroniſchen Krankheit ſtirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beſchwört den Arzt, der ihn nicht halten kann: und ſo wenig als dieſer einer Naturnothwendigkeit zu widerſtehen vermag, ſo wenig können wir einer anerkannten Kunſtnothwendigkeit gebieten. Es iſt eine falſche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die ſie haben *wollen*, und nicht, die ſie haben *ſollen*.

Wer das Geld bringt, kann die Waare nach ſeinem Sinne verlangen. Gewiſſermaßen; aber ein großes Publicum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach durch das Gute Gefühl und Geſchmack für das Gute bei, und es wird ſein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verſtand, ja die Vernunft ſelbſt bei dieſer Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm ſchmeicheln wie einem geliebten Kinde, ſchmeicheln, um es zu beſſern, um es künftig aufzuklären, nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

So handelten ſie noch manches ab, was ſich beſonders auf die Frage bezog, was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was unberührt bleiben müſſe? Wir laſſen uns hierauf nicht weiter ein, ſondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets ſelbſt demjenigen Theile unſerer Leſer vor, der ſich etwa dafür intereſſiren könnte.

Zehntes Capitel.

Die Hauptprobe war vorbei; ſie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch manches zu beſorgen: denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch

sehr nothwendige Anstalten bis auf den letzten Augenblick verschoben worden.

So waren zum Beispiel die Gemälde der beiden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, von der man einen so großen Effect hoffte, sah noch sehr mager aus, indem weder der Geist noch sein gemaltes Ebenbild dabei gegenwärtig war. Serlo scherzte bei dieser Gelegenheit und sagte: Wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geist ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unser Souffleur aus der Coulisse den Vortrag des Geistes suppliren müßte.

Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unsern Unglauben verscheuchen, versetzte Wilhelm: er kommt gewiß zur rechten Zeit, und wird uns so gut als die Zuschauer überraschen.

Gewiß, rief Serlo, ich werde froh seyn, wenn das Stück morgen gegeben ist: es macht uns mehr Umstände, als ich geglaubt habe.

Aber niemand in der Welt wird froher seyn als ich, wenn das Stück morgen gespielt ist, versetzte Philine, so wenig mich meine Rolle drückt: denn immer und ewig von Einer Sache reden zu hören, wobei doch nichts weiter herauskommt, als eine Repräsentation, die, wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottes Namen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszusetzen; ja, wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können.

Lassen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem Vortheile brauchen, schönes Kind! versetzte Wilhelm. Bedenken Sie, was Natur und Kunst, was Handel, Gewerke und Gewerbe zusammen schaffen müssen, bis ein Gastmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Hirsch im Walde, der Fisch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unsere Tafel zu besetzen würdig ist, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachlässigkeit schlürft man die Sorge des entferntesten Winzers, des Schiffers, des Kellermeisters beim Nachtische hinunter, als müsse es nur so seyn. Und sollten deßwegen alle diese Menschen nicht arbeiten, nicht schaffen und bereiten? sollte der Hausherr das alles nicht sorgfältig zusammen bringen und zusammen halten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend ist? Aber kein

Genuß ist vorübergehend: denn der Eindruck, den er zurückläßt, ist bleibend, und was man mit Fleiß und Anstrengung thut, theilt dem Zuschauer selbst eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wissen kann, wie weit sie wirkt.

Mir ist alles einerlei, versetzte Philine; nur muß ich auch dießmal erfahren, daß Männer immer im Widerspruch mit sich selbst sind. Bei all eurer Gewissenhaftigkeit, den großen Autor nicht verstümmeln zu wollen, laßt ihr doch den schönsten Gedanken aus dem Stücke.

Den schönsten? rief Wilhelm.

Gewiß den schönsten, auf den sich Hamlet selbst was zu Gute thut.

Und der wäre? rief Serlo.

Wenn Sie eine Perrücke auf hätten, versetzte Philine, würde ich sie Ihnen ganz säuberlich abnehmen; denn es scheint nöthig, daß man Ihnen das Verständniß eröffne.

Die andern dachten nach, und die Unterhaltung stockte. Man war aufgestanden, es war schon spät; man schien auseinander gehen zu wollen. Als man so unentschlossen da stand, fing Philine ein Liedchen auf eine sehr zierliche und gefällige Melodie zu singen an.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht!
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt;

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage,
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Sie machte eine leichte Verbeugung, als ſie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie ſprang zur Thüre hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte ſie die Treppe hinunter ſingen und mit den Abſätzen klappern.

Serle ging in das Seitenzimmer und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr eine gute Nacht wünſchte, noch einige Augenblicke ſtehen und ſagte:

Wie ſie mir zuwider iſt! recht meinem innern Weſen zuwider! bis auf die kleinſten Zufälligkeiten! Die rechte braune Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder ſo reizend findet, mag ich gar nicht anſehen, und die Schramme auf der Stirne hat mir ſo was Widriges, ſo was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon ſie noch das Zeichen trage. Wohl iſt ſie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man ſich vor ihr hüten möge.

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie ſchien mit mehr Unwillen fortzufahren:

Es iſt mir beinahe unmöglich, ein freundliches, höfliches Wort mit

ihr zu reden, so sehr hasse ich sie, und doch ist sie so anschmiegend. Ich wollte, wir wären sie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewisse Gefälligkeit gegen dieses Geschöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerksamkeit, die an Achtung gränzt, und die sie, bei Gott! nicht verdient.

Wie sie ist, bin ich ihr Dank schuldig, versetzte Wilhelm: ihre Aufführung ist zu tadeln, ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Charakter! rief Aurelie. Glauben Sie, daß so eine Creatur einen Charakter hat? O, ihr Männer, daran erkenn' ich euch! solcher Frauen seid ihr werth!

Sollten Sie mich im Verdacht haben, meine Freundin? versetzte Wilhelm. Ich will von jeder Minute Rechenschaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe.

Nun, nun! sagte Aurelie: es ist spät, wir wollen nicht streiten. Alle wie Einer, Einer wie alle! Gute Nacht, mein Freund! gute Nacht, mein feiner Paradiesvogel!

Wilhelm fragte, wie er zu diesem Ehrentitel komme?

Ein andermal, versetzte Aurelie, ein andermal! Man sagt, sie hätten keine Füße, sie schwebten nur in der Luft und nährten sich vom Aether. Es ist aber ein Mährchen, fuhr sie fort, eine poetische Fiction. Gute Nacht! laßt euch was Schönes träumen, wenn ihr Glück habt!

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das seinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der scherzende aber entschiedene Ton Aureliens hatte ihn beleidigt: er fühlte tief, wie Unrecht sie ihm that. Philinen konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; sie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er sich so fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht stolz und standhaft vor sich selbst bestehen konnte.

Eben war er im Begriff sich auszuziehen, nach seinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuschlagen, als er zu seiner größten Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bette erblickte; der eine stand, der andere lag. Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu sehen, ja es schien als bewegten sie sich; er stand und sah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, verſetzte ihm den Athem; und nach einer kurzen Pauſe, in der er ſich erholt hatte, rief er gefaßt:

Stehen Sie auf, Philine! was ſoll das heißen? Wo iſt Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Mährchen des Hauſes werden?

Es rührte ſich nichts.

Ich ſcherze nicht, fuhr er fort; dieſe Neckereien ſind bei mir übel angewandt.

Kein Laut, keine Bewegung.

Entſchloſſen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu, und riß die Verhänge von einander. Stehen Sie auf, ſagte er, wenn ich Ihnen nicht das Zimmer dieſe Nacht überlaſſen ſoll!

Mit großem Erſtaunen fand er ſein Bette leer, die Kiſſen und Decken in ſchönſter Ruhe. Er ſah ſich um, ſuchte nach, ſuchte alles durch, und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war nichts zu ſehen; er ſuchte emſiger und emſiger; ja, ein boshafter Zuſchauer hätte glauben mögen, er ſuche um zu finden.

Kein Schlaf ſtellte ſich ein; er ſetzte die Pantoffeln auf ſeinen Tiſch, ging auf und nieder, blieb manchmal bei dem Tiſche ſtehen, und ein ſchelmiſcher Genius, der ihn belauſchte, will verſichern, er habe ſich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebſten Stelzchen beſchäftigt, er habe ſie mit einem gewiſſen Intereſſe angeſehen, behandelt, damit geſpielt, und ſich erſt gegen Morgen in ſeinen Kleidern aufs Bette geworfen, wo er unter den ſeltſamſten Phantaſien einſchlummerte.

Und wirklich ſchlief er noch, als Serlo herein trat und rief: Wo ſind Sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich ſuchte Sie auf dem Theater, wo noch ſo mancherlei zu thun iſt.

Eilftes Capitel.

Vor- und Nachmittag verfloſſen eilig. Das Haus war ſchon voll, und Wilhelm eilte ſich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum erſtenmal anprobirte, konnte er ſie gegenwärtig anlegen; er zog ſich an, um fertig zu werden. Als er zu den Frauen

ins Verſammlungszimmer kam, beriefen ſie ihn einſtimmig, daß nichts recht ſitze: der ſchöne Federbuſch ſey verſchoben, die Schnalle paſſe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zuſammen zu ſtecken. Die Symphonie ging an; Philine hatte etwas gegen die Krauſe einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszuſetzen.

Laßt mich, ihr Kinder! rief er: dieſe Nachläſſigkeit wird mich erſt recht zum Hamlet machen.

Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört und das Stück war angegangen. Er beſah ſich im Spiegel, drückte den Hut tiefer ins Geſicht und erneuerte die Schminke.

In dieſem Augenblick ſtürzte jemand herein, und rief: Der Geiſt! der Geiſt!

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptſorge zu denken, ob der Geiſt auch kommen werde. Nun war ſie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichſte Gaſtrolle zu erwarten. Der Theatermeiſter kam und fragte über dieſes und jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit, ſich nach dem Geiſte umzuſehen, und eilte nur, ſich am Throne einzufinden, wo König und Königin ſchon, von ihrem Hofe umgeben, in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erſcheinung des Geiſtes ganz verwirrt ſprach, und faſt ſeine Rolle vergeſſen zu haben ſchien.

Der Zwiſchenvorhang ging in die Höhe und er ſah das volle Haus vor ſich. Nachdem Horatio ſeine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drängte er ſich an Hamlet, und als ob er ſich ihm, dem Prinzen, präſentirte, ſagte er: Der Teufel ſteckt in dem Harniſche! Er hat uns alle in Furcht gejagt.

In der Zwiſchenzeit ſah man nur zwei große Männer in weißen Mänteln und Kapuzen in den Couliſſen ſtehen, und Wilhelm, dem in der Zerſtreuung, Unruhe und Verlegenheit der erſte Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beifall beim Abgehen begleitete, in der ſchauerlichen dramatiſchen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er ſich zuſammen und ſprach die ſo zweckmäßig angebrachte Stelle über das Schmauſen und Trinken der Nordländer mit der gehörigen Gleichgültigkeit, vergaß ſo wie die Zuſchauer darüber des Geiſtes, und erſchrak wirklich, als Horatio ausrief:

Seht her! es kommt! Er fuhr mit Heftigkeit herum, und die edle große Gestalt, der leise unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der schwer scheinenden Rüstung, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er wie versteinert da stand, und nur mit halber Stimme: Ihr Engel und himmlischen Geister beschützt uns! ausrufen konnte. Er starrte ihn an, holte einigemal Athem, und brachte die Anrede an den Geist so verwirrt, zerstückt und gezwungen vor, daß die größte Kunst sie nicht so trefflich hätte ausdrücken können. Seine Uebersetzung dieser Stelle kam ihm sehr zu Statten. Er hatte sich nahe an das Original gehalten, dessen Wortstellung ihm die Verfassung eines überraschten, erschreckten, von Entsetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken schien.

„Sey du ein guter Geist, sey ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit dir oder Dämpfe der Hölle, sey Gutes oder Böses dein Beginnen, du kommst in einer so würdigen Gestalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, Vater! o antworte mir!"

Man spürte im Publicum die größte Wirkung. Der Geist winkte; der Prinz folgte unter dem lautesten Beifall.

Das Theater verwandelte sich, und als sie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geist unvermuthet inne und wandte sich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu stehen. Mit Verlangen und Neugierde sah Wilhelm sogleich zwischen das niedergelassene Visir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Nase erblicken. Furchtsam ausspähend stand er vor ihm; allein als die ersten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein wenig rauhe Stimme sich in den Worten hören ließ: Ich bin der Geist deines Vaters! trat Wilhelm einige Schritte schaudernd zurück, und das ganze Publicum schauderte. Die Stimme schien jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme seines Vaters zu bemerken. Diese wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde, den seltsamen Freund zu entdecken, und die Sorge ihn zu beleidigen, selbst die Unschicklichkeit, ihm als Schauspieler in dieser Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengesetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geistes seine Stellung so oft, schien so unbestimmt und verlegen, so aufmerksam und so zerstreut, daß sein Spiel eine allgemeine Bewunderung, so wie der Geist ein allgemeines Entsetzen erregte. Dieser sprach mehr mit einem tiefen Gefühl des

Verdrusses, als des Jammers, aber eines geistigen, langsamen und unüberwindlichen Verdrusses: es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem irdischen getrennt ist und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt versank der Geist, aber auf eine sonderbare Art: denn ein leichter, grauer, durchsichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Versenkung zu steigen schien, legte sich über ihn weg, und zog sich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlets Freunde zurück und schwuren auf das Schwert. Da war der alte Maulwurf so geschäftig unter der Erde, daß er ihnen, wo sie auch stehen mochten, immer unter den Füßen rief: Schwört! und sie, als ob der Boden unter ihnen brennte, schnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erschien da, wo sie standen, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung, und hinterließ bei allen Zuschauern den tiefsten Eindruck.

Nun gieng das Stück unaufhaltsam seinen Gang fort: nichts mißglückte, alles gerieth; das Publicum bezeigte seine Zufriedenheit; die Lust und der Muth der Schauspieler schien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel und der lebhafteste Beifall erscholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürstlichen Leichen sprangen behend in die Höhe und umarmten sich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen heraustrat, auf das heftigste beklatscht wurde. Man wollte ihn zu keiner Anzeige eines andern Stücks lassen, sondern begehrte mit Ungestüm die Wiederholung des heutigen.

Nun haben wir gewonnen, rief Serlo: aber auch heute Abend kein vernünftig Wort mehr! alles kommt auf den ersten Eindruck an. Man soll ja keinem Schauspieler übel nehmen, wenn er bei seinen Debüts vorsichtig und eigensinnig ist.

Der Cassier kam und überreichte ihm eine schwere Casse.

Wir haben gut debütirt, rief er aus, und das Vorurtheil wird uns zu Statten kommen. Wo ist denn nun das versprochene Abendessen? Wir dürfen es uns heute schmecken lassen.

Sie hatten ausgemacht, daß sie in ihren Theaterkleidern beisammen

bleiben und sich selbst ein Fest feiern wollten. Wilhelm hatte unternommen, das Local, und Madame Melina, das Essen zu besorgen.

Ein Zimmer, worin man sonst zu malen pflegte, war aufs beste gesäubert, mit allerlei kleinen Decorationen umstellt und so herausgeputzt worden, daß es halb einem Garten, halb einem Säulengange ähnlich sah. Beim Hereintreten wurde die Gesellschaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feierlichen Schein durch den Dampf des süßesten Räucherwerks, das man nicht gespart hatte, über eine wohl geschmückte und bestellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anstalten und nahm wirklich mit Anstand Platz: es schien, als wenn eine königliche Familie im Geisterreiche zusammenkäme. Wilhelm saß zwischen Aurelien und Madame Melina, Serlo zwischen Philinen und Elmiren; niemand war mit sich selbst, noch mit seinem Platze unzufrieden.

Die beiden Theaterfreunde, die sich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Gesellschaft. Sie waren einigemal während der Vorstellung auf die Bühne gekommen, und konnten nicht genug von ihrer eigenen und von des Publicums Zufriedenheit sprechen: nunmehr ging's aber ans besondere; jedes ward für seinen Theil reichlich belohnt. Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienst nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souffleur, der bescheiden am Ende der Tafel saß, ward ein großes Lob über seinen rauhen Pyrrhus; die Fechtübung Hamlets und Laertes' konnte man nicht genug erheben; Opheliens Trauer war über allen Ausdruck schön und erhaben; von Polonius' Spiel durfte man gar nicht sprechen; jeder Gegenwärtige hörte sein Lob in dem andern und durch ihn.

Aber auch der abwesende Geist nahm seinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem sehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne gesprochen, und man wunderte sich am meisten, daß er von allem, was bei der Gesellschaft vorgegangen war, unterrichtet schien. Er glich völlig dem gemalten Bilde, als wenn er dem Künstler gestanden hätte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie schauerlich es ausgesehen habe, als er unfern von dem Gemälde hervorgetreten und vor seinem Ebenbilde vorbeigeschritten sey: Wahrheit und Irrthum habe sich dabei so sonderbar vermischt, und man habe wirklich sich überzeugt, daß die Königin die eine Gestalt nicht sehe. Madame Melina ward bei dieser Gelegenheit sehr gelobt, daß sie bei dieser Stelle

in die Höhe nach dem Bilde gestarrt, indeß Hamlet wieder auf den Geist gewiesen.

Man erkundigte sich, wie das Gespenst habe hereinschleichen können, und erfuhr vom Theatermeister, daß zu einer hintern Thüre, die sonst immer mit Decorationen verstellt sey, diesen Abend aber, weil man den gothischen Saal gebraucht, frei geworden, zwei große Figuren in weißen Mänteln und Kapuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterscheiden können, und so seyen sie nach geendigtem dritten Act wahrscheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte besonders an ihm, daß er nicht zu schneidermäßig gejammert und sogar am Ende eine Stelle, die einem so großen Helden besser zieme, seinen Sehn zu betauern, angebracht habe. Wilhelm hatte sie im Gedächtniß behalten, und versprach sie ins Manuscript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gastmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenspieler fehlten; bald aber machten sie eine sehr angenehme Erscheinung. Denn sie traten zusammen herein, sehr abenteuerlich ausgeputzt; Felix schlug den Triangel, Mignon das Tambourin und der Alte hatte die schwere Harfe umgehangen und spielte sie, indem er sie vor sich trug. Sie zogen um den Tisch und sangen allerlei Lieder. Man gab ihnen zu essen, und die Gäste glaubten den Kindern eine große Wohlthat zu erzeigen, wenn sie ihnen so viel süßen Wein gäben, als sie nur trinken wollten, denn die Gesellschaft selbst hatte die köstlichen Flaschen nicht geschont, welche diesen Abend, als ein Geschenk der Theaterfreunde, in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder sprangen und sangen fort, und besonders war Mignon ausgelassen, wie man sie niemals gesehen. Sie schlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem sie bald mit drückendem Finger auf dem Felle schnell hin und her schnurrte, bald mit dem Rücken der Hand, bald mit den Knöcheln drauf pochte, ja mit abwechselnden Rhythmen das Pergament bald wider die Kniee, bald wider den Kopf schlug, bald schüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und so aus dem einfachsten Instrumente gar verschiedene Töne hervorlockte. Nachdem sie lange gelärmt hatten, setzten sie sich in einen Lehnsessel, der gerade Wilhelmen gegenüber am Tische leer geblieben war.

Bleibt von dem Sessel weg! rief Serlo: er steht vermuthlich für den Geist da; wenn er kommt, kann's euch übel gehen.

Ich fürcht' ihn nicht, rief Mignon; kommt er, so stehen wir auf. Es ist mein Oheim, er thut mir nichts zu Leide.

Diese Rede verstand niemand, als wer wußte, daß sie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte. Die Gesellschaft sah einander an, und ward noch mehr in dem Verdacht bestärkt, daß Serlo um die Erscheinung des Geistes wisse. Man schwatzte und trank, und die Mädchen sahen von Zeit zu Zeit furchtsam nach der Thüre.

Die Kinder, die, in dem großen Sessel sitzend, nur wie Pulcinellpuppen aus dem Kasten über den Tisch hervorragten, fingen an, auf diese Weise ein Stück aufzuführen. Mignon machte den schnarrenden Ton sehr artig nach, und sie stießen zuletzt die Köpfe dergestalt zusammen und auf die Tischkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten können. Mignon ward bis zur Wuth lustig, und die Gesellschaft, so sehr sie anfangs über den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden; denn nun sprang sie auf und raste, die Schelltrommel in der Hand, um den Tisch herum: ihre Haare flogen, und indem sie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichsam in die Luft warf, schien sie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinahe unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erstaunen setzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, suchte jedermann zur Unterhaltung der Gesellschaft etwas beizutragen. Die Frauenzimmer sangen einige Canons, Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Concert pianissimo auf der Maultrommel. Indessen spielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerlei Spiele, wobei sich die Hände begegnen und vermischen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zärtlichkeit. Madame Melina besonders schien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verhehlen. Es war spät in der Nacht, und Aurelie, die fast allein noch Herrschaft über sich behalten hatte, ermahnte die übrigen, indem sie aufstand, auseinander zu gehen.

Serlo gab noch zum Abschied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde auf eine fast unbegreifliche Weise den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, so war die Täuschung vollkommen. Indessen war jedermann aufgestanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm, sie nach Hause zu führen. Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe

begegnete ihnen der Theatermeister und sagte: Hier ist der Schleier, worin der Geist verschwand. Er ist an der Versenkung hängen geblieben und wir haben ihn eben gefunden. Eine wunderbare Reliquie! rief Wilhelm, und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er sich am linken Arm ergriffen und zugleich einen sehr heftigen Schmerz. Mignon hatte sich versteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn in den Arm gebissen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verschwand.

Als die Gesellschaft in die freie Luft kam, merkte fast jedes, daß man für diesen Abend des Guten zu viel genossen hatte. Ohne Abschied zu nehmen, verlor man sich auseinander.

Wilhelm hatte kaum seine Stube erreicht, als er seine Kleider abwarf und nach ausgelöschtem Licht ins Bette eilte. Der Schlaf wollte sogleich sich seiner bemeistern; allein ein Geräusch, das in seiner Stube hinter dem Ofen zu entstehen schien, machte ihn aufmerksam. Eben schwebte vor seiner erhitzten Phantasie das Bild des geharnischten Königs; er richtete sich auf, das Gespenst anzureden, als er sich von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen, und eine Brust an der seinigen fühlte, die er wegzustoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe, und fand sein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeschlafenen Rausche war ihm der Kopf düster, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen Besuch machte ihn unruhig. Sein erster Verdacht fiel auf Philinen, und doch schien der liebliche Körper, den er in seine Arme geschlossen hatte, nicht der ihre gewesen zu seyn. Unter lebhaften Liebkosungen war unser Freund an der Seite dieses seltsamen stummen Besuches eingeschlafen, und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er sprang auf, und indem er sich anzog, fand er seine Thüre, die er sonst zu verriegeln pflegte, nur angelehnt, und wußte sich nicht zu erinnern, ob er sie gestern Abend zugeschlossen hatte.

Am wunderbarsten aber erschien ihm der Schleier des Geistes, den er auf seinem Bette fand. Er hatte ihn mit heraufgebracht und

wahrscheinlich selbst dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an dessen Saum er eine Schrift mit schwarzen Buchstaben gestickt sah. Er entfaltete sie und las die Worte: Zum ersten- und letztenmal! flieh, Jüngling! flieh! Er war betroffen und wußte nicht, was er sagen sollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühstück. Wilhelm erstaunte über den Anblick des Kindes, ja man kann sagen, er erschrak. Sie schien diese Nacht größer geworden zu seyn; sie trat mit einem hohen, edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte: sie rührte ihn nicht an wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort.

Die Zeit einer angesetzten Leseprobe kam nun herbei; man versammelte sich und alle waren durch das gestrige Fest verstimmt. Wilhelm nahm sich zusammen, so gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen seine so lebhaft gepredigten Grundsätze zu verstoßen. Seine große Uebung half ihm durch: denn Uebung und Gewohnheit müssen in jeder Kunst die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune so oft lassen würden.

Eigentlich aber konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zustand, der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweise werden soll, mit einer Feierlichkeit anfangen dürfe. Man feire nur, was glücklich vollendet ist: alle Ceremonien zum Anfange erschöpfen Lust und Kräfte, die das Streben hervorbringen, und uns bei einer fortgesetzten Mühe beistehen sollen. Unter allen Festen ist das Hochzeitfest das unschicklichste: keines sollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieses.

So schlich der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner je mals so alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Interesse an Hamlet war erschöpft und man fand eher unbequem, daß er des folgenden Tages zum zweitenmal vorgestellt werden sollte. Wilhelm zeigte den Schleier des Geistes vor; man mußte daraus schließen, daß er nicht wiederkommen werde. Serlo war besonders dieser Meinung; er schien mit den Rathschlägen der wunderbaren Gestalt sehr vertraut zu seyn: dagegen ließen sich aber die Worte: flieh, Jüngling! flieh! nicht erklären. Wie konnte Serlo

mit jemand einſtimmen, der den vorzüglichſten Schauſpieler ſeiner Geſellſchaft zu entfernen die Abſicht zu haben ſchien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geiſtes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beide erklärten, daß ſie ſchon einſtudirt ſeyen, und es war kein Wunder; denn bei den vielen Proben und der weitläufigen Behandlung dieſes Stücks waren alle ſo damit bekannt geworden, daß ſie ſämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechſeln können. Doch probirte man einiges in der Geſchwindigkeit, und als man ſpät genug auseinander ging, flüſterte Philine beim Abſchiede Wilhelmen leiſe zu: Ich muß meine Pantoffeln holen; du ſchiebſt doch den Riegel nicht vor? Dieſe Worte ſetzten ihn, als er auf ſeine Stube kam, in ziemliche Verlegenheit: denn die Vermuthung, daß der Gaſt der vorigen Nacht Philine geweſen, ward dadurch beſtärkt, und wir ſind auch genöthigt, uns zu dieſer Meinung zu ſchlagen, beſonders da wir die Urſachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern, ſonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging unruhig einigemal in ſeinem Zimmer auf und ab, und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeſchoben.

Auf einmal ſtürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: Meiſter! rette das Haus! es brennt! Wilhelm ſprang vor die Thüre und ein gewaltiger Rauch drängte ſich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gaſſe hörte man ſchon das Feuergeſchrei, und der Harfenſpieler kam, ſein Inſtrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie ſtürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

Retten Sie das Kind! rief ſie: wir wollen nach dem übrigen greifen.

Wilhelm, der die Gefahr nicht für ſo groß hielt, gedachte, zuerſt nach dem Urſprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu erſticken. Er gab dem Alten das Kind, und befahl ihm, die ſteinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen, und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien, ihre Sachen auf eben dieſem Wege zu retten. Er ſelbſt drang durch den Rauch hinauf; allein vergebens ſetzte er ſich der Gefahr aus. Die Flamme ſchien von dem benachbarten Hauſe herüberzudringen und hatte ſchon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; andere, die zur

Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächſten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen ſich in zartem Wandern
Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß der letzte, grauſam ſüß, zerſchneidend
Ein herrliches Geflecht verſchlungner Minnen.
Nun eilt, nun ſtockt der Fuß die Schwelle meidend,
Als trieb ein Cherub flammend ihn von hinnen;
Das Auge ſtarrt auf düſtrem Pfad verdroſſen,
Es blickt zurück, die Pforte ſteht verſchloſſen.

Und nun verſchloſſen in ſich ſelbſt, als hätte
Dieß Herz ſich nie geöffnet, ſelige Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenſchwere
Belaſten's nun in ſchwüler Atmoſphäre.

Iſt denn die Welt nicht übrig? Felſenwände
Sind ſie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Ernte reift ſie nicht? Ein grün Gelände
Zieht ſich's nicht hin am Fluß durch Buſch und Matten?
Und wölbt ſich nicht das überweltlich Große
Geſtaltenreiche, bald geſtaltenloſe?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernſter Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein ſchlank Gebild aus lichtem Duft empor;
So ſahſt du ſie in frohem Tanze walten
Die Lieblichſte der lieblichſten Geſtalten.

Rettung herbeieilten, litten wie er vom Qualm und Feuer: doch ſprach er ihnen Muth ein und rief nach Waſſer; er beſchwor ſie, der Flamme nur Schritt für Schritt zu weichen, und verſprach, bei ihnen zu bleiben.

In dieſem Augenblicke ſprang Mignon herauf und rief: Meiſter! rette deinen Felix! Der Alte iſt raſend! der Alte bringt ihn um!

Wilhelm ſprang, ohne ſich zu beſinnen, die Treppe hinab, und Mignon folgte ihm an den Ferſen.

Auf den letzten Stufen, die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entſetzen ſtehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daſelbſt aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und ſchrie; der Alte ſtand mit niedergeſenktem Haupte ſeitwärts an der Wand.

Was machſt du, Unglücklicher? rief Wilhelm.

Der Alte ſchwieg: Mignon hatte den Felix aufgehoben, und ſchleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinander zu zerren und zu dämpfen ſtrebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit verſengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte ſogleich, die Kinder im Garten zu ſuchen. Auf der Schwelle eines entfernten Luſthäuschens fand er ſie, und Mignon that ihr Möglichſtes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts Zuſammenhängendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indeſſen hatte das Feuer gewaltſam mehrere Häuſer ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm beſah das Kind beim rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betaſtete es überall, es gab kein Zeichen von Schmerz von ſich, es beruhigte ſich vielmehr nach und nach, und fing an ſich über die Flamme zu verwundern, ja ſich über die ſchönen, der Ordnung nach wie eine Illumination brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er ſonſt verloren haben konnte; er fühlte ſtark, wie werth ihm dieſe beiden menſchlichen Geſchöpfe ſeyen, die er einer ſo großen Gefahr entronnen ſah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an ſein Herz und wollte

auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber ſanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und ſie feſthielt.

Meiſter, ſagte ſie — noch niemals, als dieſen Abend, hatte ſie ihm dieſen Namen gegeben; denn anfangs pflegte ſie ihn Herr, und nachher Vater zu nennen — Meiſter! wir ſind einer großen Gefahr entronnen; dein Felix war am Tode.

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenſpieler, als ſie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand geriſſen und das Stroh ſogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergeſetzt, mit wunderlichen Gebärden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Meſſer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle: ſie ſey zugeſprungen und habe ihm das Meſſer aus der Hand geriſſen; ſie habe geſchrieen, und einer vom Hauſe, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, ſey ihr zu Hülfe gekommen; der müſſe aber in der Verwirrung wieder weggegangen ſeyn und den Alten und das Kind allein gelaſſen haben.

Zwei bis drei Häuſer ſtanden in vollen Flammen. In den Garten hatte ſich niemand retten können, während des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen ſeiner Freunde, weniger wegen ſeiner Sachen: er getraute ſich nicht, die Kinder zu verlaſſen, und ſah das Unglück ſich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf ſeinem Schooße eingeſchlafen; Mignon lag neben ihm und hielt ſeine Hand feſt. Endlich hatten die getroffenen Anſtalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude ſtürzten zuſammen; der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm ſelbſt ward in ſeiner leichten Kleidung der fallende Thau faſt unerträglich. Er führte ſie zu den Trümmern des zuſammengeſtürzten Gebäudes, und ſie fanden neben einem Kohlen- und Aſchenhaufen eine ſehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zuſammen; jedermann hatte ſich gerettet, niemand hatte viel verloren.

Wilhelms Koffer fand ſich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigſtens einiger Scenen, die mit neuen Schauſpielern beſetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizei. Die Geiſtlichkeit verlangte, daß nach einem

solchen Strafgerichte Gottes das Schauspielhaus geschlossen bleiben sollte; und Serlo behauptete, daß theils zum Ersatz dessen, was er diese Nacht verloren, theils zur Aufheiterung der erschreckten Gemüther die Aufführung eines interessanten Stückes mehr als jemals am Platze sey. Diese letzte Meinung drang durch und das Haus war gefüllt. Die Schauspieler spielten mit seltenem Feuer und mit mehr leidenschaftlicher Freiheit, als das erstemal. Die Zuschauer, deren Gefühl durch die schreckliche nächtliche Scene erhöht, und durch die Langeweile eines zerstreuten und verdorbenen Tages noch mehr auf eine interessante Unterhaltung gespannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf den Stücks herbeigezogene Zuschauer, die keine Vergleichung mit dem ersten Abend anstellen konnten. Der Polterer spielte ganz im Sinne des unbekannten Geistes, und der Pedant hatte seinem Vorgänger gleichfalls gut aufgefaßt; daneben kam ihm seine Erbärmlichkeit sehr zu Statten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn trotz seines Purpurmantels und Hermelinkragens einen zusammengeflickten Lumpenkönig schalt.

Sonderbarer als er war vielleicht niemand zum Throne gelangt; und obgleich die übrigen, besonders aber Philine, sich über seine neue Würde äußerst lustig machten, so ließ er doch merken, daß der Graf, als ein großer Kenner, das und noch viel mehr von ihm beim ersten Anblick vorausgesagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und versicherte, sie werde ihm gelegentlich die Rockärmel pudern, damit er sich jener unglücklichen Nacht im Schlosse erinnern und die Krone mit Bescheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte sich in der Geschwindigkeit nach Quartieren umgesehen, und die Gesellschaft war dadurch sehr zerstreut worden. Wilhelm hatte das Lusthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schlüssel dazu und richtete sich daselbst ein: da aber Amelie in ihrer neuen Wohnung sehr eng war, mußte er den Felix bei sich behalten und Mignon wollte den Knaben nicht verlassen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem ersten Stock

eingenommen; Wilhelm hatte sich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder schliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, standen die traurigen Ruinen, von denen hie und da noch Dampf aufstieg; die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich schön. Philine hatte beim Herausgehen aus dem Theater ihn mit dem Ellenbogen angestrichen und ihm einige Worte zugelispelt, die er aber nicht verstanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich, und wußte nicht, was er erwarten oder thun sollte. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur diesen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuschließen sollte, und die Pantoffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Absicht war, wußte er nicht. Er wünschte sie nicht zu sehen, und doch hätte er sich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch schwerer auf dem Herzen lag, war das Schicksal des Harfenspielers, den man nicht wieder gesehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen jedermann den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande sey: denn er kam ihm zuerst von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe schien die Folge eines solchen unglücklichen Ereignisses zu seyn. Doch war es bei der Untersuchung, welche die Polizei sogleich anstellte, wahrscheinlich geworden, daß nicht in dem Hause, wo sie wohnten, sondern in dem dritten davon der Brand entstanden sey, der sich auch sogleich unter den Dächern weggeschlichen hatte.

Wilhelm überlegte das alles, in einer Laube sitzend, als er in einem nahen Gange jemand schleichen hörte. An dem traurigen Gesange, der sogleich angestimmt ward, erkannte er den Harfenspieler. Das Lied, das er sehr wohl verstehen konnte, enthielt den Trost eines Unglücklichen, der sich dem Wahnsinne ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn,
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.

Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er weint.

Unter diesen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er sie verschlossen fand, an den Spalieren übersteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn aufzuschließen, weil er fliehen wolle und müsse. Wilhelm stellte ihm vor, daß er wohl aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt könne, und zeigte ihm, wie sehr er sich durch einen solchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte bestand auf seinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach und drängte ihn endlich halb mit Gewalt ins Gartenhaus, schloß sich daselbst mit ihm ein und führte ein wunderbares Gespräch mit ihm, das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mittheilen.

Fünfzehntes Capitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin sich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen sollte, der so deutliche Spuren des Wahnsinns zeigte, riß ihn Laertes noch am selbigen Morgen. Dieser, der nach seiner alten Gewohnheit überall zu seyn pflegte, hatte auf dem Kaffeehause einen Mann gesehen, der vor einiger Zeit die heftigsten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeistlichen anvertraut, der sich ein besonderes Geschäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch dießmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt und die Familie des Wiederhergestellten erzeigte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte sogleich, den Mann aufzusuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter gewissen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung schmerzte Wilhelmen tief, und nur die Hoffnung, ihn wiederhergestellt zu sehen, konnte sie ihm einigermaßen erträglich machen, so sehr war er gewohnt, den Mann um sich zu sehen und seine geistreichen und herzlichen Töne zu vernehmen.

Die Harfe war mit verbrannt; man suchte eine andere, die man ihm auf die Reise mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignons verzehrt und als man ihr wieder etwas Neues schaffen wollte, that Aurelie den Vorschlag, daß man sie doch endlich als Mädchen kleiden solle.

Nun gar nicht! rief Mignon aus und bestand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Gesellschaft hatte nicht viel Zeit sich zu besinnen; die Vorstellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft ins Publicum, und nur selten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er sie zu hören wünschte, ja öfters vernahm er, was ihn betrübte oder verdroß. So erzählte zum Beispiel gleich nach der ersten Aufführung Hamlets ein junger Mensch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauspielhause gewesen. Wilhelm lauschte und hörte zu seiner großen Beschämung, daß der junge Mann zum Verdruß seiner Hintermänner den Hut aufbehalten und ihn hartnäckig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er sich mit dem größten Vergnügen erinnerte. Ein anderer versicherte, Wilhelm habe die Rolle des Laertes sehr gut gespielt; hingegen mit dem Schauspieler, der den Hamlet unternommen, könne man nicht eben so zufrieden seyn. Diese Verwechslung war nicht ganz unnatürlich; denn Wilhelm und Laertes glichen sich, wiewohl in einem sehr entfernten Sinne. Ein dritter lobte sein Spiel, besonders in der Scene mit der Mutter, aufs lebhafteste, und bedauerte nur, daß eben in diesem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weste hervorgesehen habe, wodurch die Illusion äußerst gestört werden sey.

In dem Innern der Gesellschaft gingen indessen allerlei Veränderungen vor. Philine hatte seit jenem Abend nach dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringste Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es schien, vorsätzlich ein entfernteres Quartier gemiethet, vertrug sich mit Elmiren und kam seltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen blieb, besuchte sie manchmal, besonders da er Elmiren bei ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit sich. Beide waren im Hereintreten sehr verwundert, als sie Philinen in dem zweiten Zimmer in den Armen eines jungen Officiers sahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider anhatte, dessen

abgewendetes Gesicht sie aber nicht sehen konnten. Philine kam ihren besuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verschloß das andere.

Sie überraschen mich bei einem wunderbaren Abenteuer! rief sie aus.

So wunderbar ist es nicht, sagte Serlo. Lassen Sie uns den hübschen, jungen, beneidenswerthen Freund sehen; Sie haben uns ohnedem schon so zugestutzt, daß wir nicht eifersüchtig seyn dürfen.

Ich muß Ihnen diesen Verdacht noch eine Zeit lang lassen, sagte Philine scherzend; doch kann ich Sie versichern, daß es nur eine gute Freundin ist, die sich einige Tage unbekannt bei mir aufhalten will. Sie sollen ihre Schicksale künftig erfahren, ja vielleicht das interessante Mädchen selbst kennen lernen, und ich werde wahrscheinlich alsdann Ursache haben, meine Bescheidenheit und Nachsicht zu üben; denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntschaft ihre alte Freundin vergessen.

Wilhelm stand versteinert da; denn gleich beim ersten Anblick hatte ihn die rothe Uniform an den so sehr geliebten Rock Mariannens erinnert; es war ihre Gestalt, es waren ihre blonden Haare, nur schien ihm der gegenwärtige Officier etwas größer zu seyn.

Um des Himmels willen! rief er aus, lassen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wissen, lassen Sie uns das verkleidete Mädchen sehen! Wir sind nun einmal Theilnehmer des Geheimnisses; wir wollen versprechen, wir wollen schwören, aber lassen Sie uns das Mädchen sehen.

O, wie er in Feuer ist! rief Philine. Nur gelassen, nur geduldig! heute wird einmal nichts draus.

So lassen Sie uns nur ihren Namen wissen! rief Wilhelm.

Das wäre alsdann ein schönes Geheimniß, versetzte Philine.

Wenigstens nur den Vornamen.

Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreimal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich sonst durch den ganzen Kalender durchführen.

Gut! sagte Wilhelm. Cecilie also?

Nichts von Cecilien!

Henriette?

Keineswegs! Nehmen Sie sich in Acht! Ihre Neugierde wird ausschlafen müssen.

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte seinen Mund aufthun, aber die Sprache versagte ihm. Marianne? stammelte er endlich. Marianne!

Bravo! rief Philine, getroffen! indem sie sich nach ihrer Gewohnheit auf dem Absatze herum drehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der seine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort in Philinen zu dringen, daß sie die Thüre öffnen sollte.

Wie verwundert waren daher beide, als Wilhelm auf einmal heftig ihre Neckerei unterbrach, sich Philinen zu Füßen warf und sie mit dem lebhaftesten Ausdrucke der Leidenschaft bat und beschwor. Lassen Sie mich das Mädchen sehen! rief er aus: sie ist mein, es ist meine Marianne! sie, nach der ich mich alle Tage meines Lebens gesehnt habe, sie, die mir noch immer statt aller andern Weiber in der Welt ist! Gehen Sie wenigstens zu ihr hinein, sagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Mensch hier ist, der seine erste Liebe und das ganze Glück seiner Jugend an sie knüpfte! Er will sich rechtfertigen, daß er sie unfreundlich verließ, er will sie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was sie auch gegen ihn gefehlt haben mag, er will sogar keine Ansprüche an sie mehr machen, wenn er sie nur noch einmal sehen kann, wenn er nur sehen kann, daß sie lebt und glücklich ist!

Philine schüttelte den Kopf und sagte: Mein Freund, reden Sie leise! Betrügen wir uns nicht; und ist das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, so müssen wir sie schonen: denn sie vermuthet keineswegs, Sie hier zu sehen. Ganz andere Angelegenheiten führen sie hierher; und das wissen Sie doch, man möchte oft lieber ein Gespenst als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen sehen. Ich will sie fragen, ich will sie vorbereiten und wir wollen überlegen, was zu thun ist. Ich schreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen sollen, ober ob Sie kommen dürfen; gehorchen Sie mir pünktlich, denn ich schwöre, niemand soll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieses liebenswürdige Geschöpf mit Augen sehen. Meine Thüren werden besser verschlossen halten, und mit Axt und Beil werden Sie mich nicht besuchen wollen.

Wilhelm beschwor sie, Serlo redete ihr zu, vergebens! Beide Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird sich jedermann denken. Wie langsam die Stunden des Tages dahinzogen, in denen er Philinens Billet erwartete, läßt sich begreifen. Unglücklicherweise mußte er selbigen

Abend spielen, er hatte niemals eine größere Pein ausgestanden. Nach geendigtem Stück eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verschlossen und die Hausleute sagten, Mademoiselle sey heute früh mit einem jungen Officier weggefahren; sie habe zwar gesagt, daß sie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil sie alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer sich über diese Nachricht. Er eilte zu Laertes, und schlug ihm vor, ihr nachzusetzen, und es koste was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies seinem Freunde seine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit.

Ich will wetten, sagte er, es ist niemand anders als Friedrich. Der Junge ist von gutem Hause, ich weiß es recht wohl; er ist unsinnig in das Mädchen verliebt, und hat wahrscheinlich seinen Verwandten so viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeit lang mit ihr leben kann.

Durch diese Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes stellte ihm vor, wie unwahrscheinlich das Mährchen sey, das Philine ihnen vorgespiegelt hatte, wie Figur und Haar sehr gut auf Friedrichen passe, wie sie bei zwölf Stunden Vorsprung so leicht nicht einzuholen seyn würden, und hauptsächlich wie Serlo keinen von ihnen beiden beim Schauspiele entbehren könne.

Durch alle diese Gründe wurde Wilhelm endlich nur so weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, selbst nachzusetzen. Laertes wußte noch in selbiger Nacht einen tüchtigen Mann zu schaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein gesetzter Mann, der mehreren Herrschaften auf Reisen als Courier und Führer gedient hatte, und eben jetzt ohne Beschäftigung stille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache, mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufsuchen und einholen, sie alsdann nicht aus den Augen lassen und die Freunde sogleich, wo und wie er sie fände, benachrichtigen solle. Er setzte sich in derselbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweideutigen Paare nach, und Wilhelm war durch diese Anstalt wenigstens einigermaßen beruhigt.

Sechzehntes Capitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Senſation weder auf dem Theater noch im Publicum. Es war ihr mit allem wenig Ernſt; die Frauen haßten ſie durchgängig, und die Männer hätten ſie lieber unter vier Augen als auf dem Theater geſehen, und ſo war ihr ſchönes und für die Bühne ſelbſt glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Geſellſchaft gaben ſich deſto mehr Mühe: Madame Melina beſonders that ſich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit ſehr hervor. Sie merkte, wie ſonſt, Wilhelmen ſeine Grundſätze ab, richtete ſich nach ſeiner Theorie und ſeinem Beiſpiel, und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihrem Weſen, das ſie intereſſanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewiſſen Grad. Sie wußte ſich in Serlo's Launen zu ſchicken, und befliß ſich des Singens ihm zu Gefallen, worin ſie auch bald ſo weit kam, als man deſſen zur geſelligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangekommene Schauſpieler war die Geſellſchaft noch vollſtändiger, und indem Wilhelm und Serlo jeder in ſeiner Art wirkte, jener bei jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, dieſer die einzelnen Theile gewiſſenhaft durcharbeitete, belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauſpieler, und das Publicum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

Wir ſind auf einem guten Wege, ſagte Serlo einſt, und wenn wir ſo fortfahren, wird das Publicum auch bald auf dem rechten ſeyn. Man kann die Menſchen ſehr leicht durch tolle und unſchickliche Darſtellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine intereſſante Weiſe vor, ſo werden ſie gewiß danach greifen.

Was unſerm Theater hauptſächlich fehlt, und warum weder Schauſpieler noch Zuſchauer zur Beſinnung kommen, iſt, daß es darauf im ganzen zu bunt ausſieht, und daß man nirgends eine Gränze hat, woran man ſein Urtheil anlehnen könnte. Es ſcheint mir kein Vortheil zu ſeyn, daß wir unſer Theater gleichſam zu einem unendlichen Naturſchauplatze ausgeweitet haben; doch kann jetzt weder Director noch Schauſpieler ſich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geſchmack der Nation in der Folge den rechten Kreis ſelbſt bezeichnet. Eine jede gute Societät exiſtirt nur

Doch nur Momente darfſt dich unterwinden
Ein Luftgebild ſtatt ihrer feſt zu halten;
Ins Herz zurück, dort wirſt du's beſſer finden,
Dort regt ſie ſich in wechſelnden Geſtalten;
Zu Vielen bildet Eine ſich hinüber,
So tauſendfach, und immer immer lieber.

Wie zum Empfang ſie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf ſtufenweis beglückte;
Selbſt nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteſten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben,
Mit Flammenſchrift, ins treue Herz geſchrieben.

Ins Herz, das feſt wie zinnenhohe Mauer
Sich ihr bewahrt und ſie in ſich bewahret,
Für ſie ſich freut an ſeiner eignen Dauer,
Nur weiß von ſich, wenn ſie ſich offenbaret,
Sich freier fühlt in ſo geliebten Schranken
Und nur noch ſchlägt, für alles ihr zu danken.

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöſcht, verſchwunden;
Iſt Hoffnungsluſt zu freudigen Entwürfen,
Entſchlüſſen, raſcher That ſogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an mir aufs lieblichſte geleiſtet;

Und zwar durch ſie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geiſt und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüſten Raum beklommner Herzensleere;

unter gewissen Bedingungen, so auch ein gutes Theater. Gewisse Manieren und Redensarten, gewisse Gegenstände und Arten des Betragens müssen ausgeschlossen seyn. Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammenzieht.

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig oder uneinig. Wilhelm und die meisten waren auf der Seite des englischen, Serlo und einige auf der Seite des französischen Theaters.

Man ward einig, in leeren Stunden, deren ein Schauspieler leider so viele hat, in Gesellschaft die berühmtesten Schauspiele beider Theater durchzugehen, und das Beste und Nachahmenswerthe derselben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen französischen Stücken. Aurelie entfernte sich jedesmal, sobald die Vorlesung anging. Anfangs hielt man sie für krank: einst aber fragte sie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

Ich werde bei keiner solchen Vorlesung gegenwärtig seyn, sagte sie; denn wie soll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerrissen ist? Ich hasse die französische Sprache von ganzer Seele.

Wie kann man einer Sprache feind seyn, rief Wilhelm aus, der man den größten Theil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen, eh unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann?

Es ist kein Vorurtheil! versetzte Aurelie. Ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun da er mich losseyn wollte, fing er an, französisch zu schreiben, was vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen erröthete, konnt' er nun mit gutem Gewissen hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache: sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sey Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in Einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache

seyn, damit sie sich nur alle unter einander recht betrügen und belügen können! Seine französischen Briefe ließen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sich's einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen, waren es Phrasen, vermaledeite Phrasen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre!

Auf diese Weise konnte sie stundenlang fortfahren, ihren Unmuth zu zeigen und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verstimmen. Serlo machte früher oder später ihren launischen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für diesen Abend das Gespräch zerstört.

Ueberhaupt ist es leider der Fall, daß alles, was durch mehrere zusammentreffende Menschen und Umstände hervorgebracht werden soll, keine lange Zeit sich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergesellschaft so gut wie von einem Reiche, von einem Cirkel Freunde so gut wie von einer Armee läßt sich gewöhnlich der Moment angeben, wann sie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinstimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit standen; oft aber verändert sich schnell das Personal, neue Glieder treten hinzu, die Personen passen nicht mehr zu den Umständen, die Umstände nicht mehr zu den Personen; es wird alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald auseinander. So konnte man sagen, daß Serlo's Gesellschaft eine Zeit lang so vollkommen war, als irgend eine deutsche sich hatte rühmen können. Die meisten Schauspieler standen an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern, was zu thun war. Ihre persönlichen Verhältnisse waren leidlich, und jedes schien in seiner Kunst viel zu versprechen, weil jedes die ersten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte sich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur das erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann, und bald mischten sich die Leidenschaften dazwischen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege stehen, und alles so leicht auseinander zerren, was vernünftige und wohldenkende Menschen zusammenzuhalten wünschen.

Philinens Abgang war nicht so unbedeutend, als man anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geschicklichkeit Serlo zu unterhalten, und die übrigen

mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aureliens Heftigkeit mit großer Geduld, und ihr eigenstes Geschäft war, Wilhelmen zu schmeicheln. So war sie eine Art von Bindungsmittel fürs Ganze, und ihr Verlust mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebschaft nicht leben. Elmire, die in weniger Zeit herangewachsen, und man könnte beinahe sagen, schön geworden war, hatte schon lange seine Aufmerksamkeit erregt, und Philine war klug genug, diese Leidenschaft, die sie merkte, zu begünstigen. Man muß sich, pflegte sie zu sagen, bei Zeiten aufs Kurpeln legen; es bleibt uns doch weiter nichts übrig, wenn wir alt werden. Dadurch hatten sich Serlo und Elmire dergestalt genähert, daß sie nach Philinens Abschiede bald einig wurden; und der kleine Roman interessirte sie beide um so mehr, als sie ihn vor dem Alten, der über eine solche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verstanden hätte, geheim zu halten alle Ursache hatten. Elmirens Schwester war mit im Verständniß, und Serlo mußte beiden Mädchen daher vieles nachsehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Näscherei, ja wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin sie Philinen keineswegs glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß sie gleichsam nur von der Luft lebte, sehr wenig aß, und nur den Schaum eines Champagnerglases mit der größten Zierlichkeit wegschlürfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er seiner Schönen gefallen wollte, das Frühstück mit dem Mittagessen verbinden, und an dieses durch ein Vesperbrot das Abendessen anknüpfen. Dabei hatte Serlo einen Plan, dessen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewisse Neigung zwischen Wilhelmen und Aurelien zu entdecken, und wünschte sehr, daß sie ernstlich werden möchte: er hoffte den ganzen mechanischen Theil der Theaterwirthschaft Wilhelmen aufzubürden und an ihm, wie an seinem ersten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Besorgniß unmerklich übertragen; Aurelie führte die Casse, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach seinem Sinne: doch war etwas, was sowohl ihn als seine Schwester heimlich kränkte.

Das Publicum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkanntem Verdienste zu verfahren; es fängt nach und nach an gleichgültig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere, aber neu

erscheinende Talente; es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt sich von diesen alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug, hierüber Betrachtungen anzustellen. Die neuen Ankömmlinge, besonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerksamkeit, allen Beifall auf sich gezogen, und beide Geschwister mußten die meiste Zeit nach ihren eifrigsten Bemühungen ohne den willkommenen Klang der zusammenschlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch besondere Ursachen. Aureliens Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publicums waren viele unterrichtet. Serlo schmeichelte zwar jedermann im einzelnen, aber seine spitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und hülfsbedürftig, und hatten also auch sämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beschäftigung eines Regisseurs übernommen hatte, so fingen die meisten Schauspieler um desto mehr an unartig zu werden, als er nach seiner Weise etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünschte, und besonders darauf bestand, daß alles Mechanische vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen solle.

In kurzer Zeit ward das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeit lang beinahe idealisch gehalten hatte, so gemein, als man es nur irgend bei einem herumreisenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anstrengung sich mit allen Erfordernissen des Metiers bekannt gemacht, und seine Person sowohl als seine Geschäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, schien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieses Handwerk weniger als irgend ein anderes den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geschäft war lästig und die Belohnung gering: er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei ist, der Ruhe des Geistes genießen kann, als dieses, wo man nach überstandenen mechanischen Mühseligkeiten noch durch die höchste Anstrengung des Geistes und der Empfindung erst das Ziel seiner Thätigkeit erreichen soll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verschwendung des Bruders hören, er mußte die Winke Serlo's mißverstehen, wenn dieser ihn zu einer Heirath mit

der Schweſter von ferne zu leiten ſuchte. Er hatte dabei ſeinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das tiefſte drückte, indem der nach dem zweideutigen Officier fortgeſchickte Bote nicht zurückkam, auch nichts von ſich hören ließ, und unſer Freund daher ſeine Marianne zum zweitenmal verloren zu haben fürchten mußte.

Zu eben dieſer Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu ſchließen. Er ergriff die Zwiſchenzeit, um jenen Geiſtlichen zu beſuchen, bei welchem der Harfenſpieler in der Koſt war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das erſte, was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf ſeinem Inſtrument Lectien gab. Er bezeugte viel Freude, Wilhelmen wiederzuſehen, ſtand auf und reichte ihm die Hand und ſagte: Sie ſehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin. Sie erlauben, daß ich fortfahre; denn die Stunden ſind eingetheilt.

Der Geiſtliche begrüßte Wilhelmen auf das freundlichſte und erzählte ihm, daß der Alte ſich ſchon recht gut anlaſſe, und daß man Hoffnung zu ſeiner völligen Geneſung habe.

Ihr Geſpräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnſinnige zu curiren.

Außer dem Phyſiſchen, ſagte der Geiſtliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, ſind' ich die Mittel, vom Wahnſinne zu heilen, ſehr einfach. Es ſind eben dieſelben, wodurch man geſunde Menſchen hindert, wahnſinnig zu werden. Man errege ihre Selbſtthätigkeit, man gewöhne ſie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß ſie ihr Seyn und Schickſal mit ſo vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchſte Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen ſind, ſo wird ſich kein Wahnſinn einſchleichen, und wenn er da iſt, nach und nach wieder verſchwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt; er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten, und iſt ſchon viel heiterer. Er wünſcht von dem Kohle zu genießen, den er pflanzt, und wünſcht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geſchenkt hat, recht emſig zu unterrichten, damit ſie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geiſtlicher ſuche ich ihm über ſeine wunderbaren Scrupel nur wenig zu ſagen; aber ein thätiges Leben führt ſo viele Ereigniſſe herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirkſamkeit gehoben werden

kann. Ich gehe sachte zu Werke; wenn ich ihm aber noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich viel gewonnen: denn es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie vieles ist leider nicht in unserer Erziehung und in unsern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unsere Kinder zur Tollheit vorbereiten!

Wilhelm verweilte bei diesem vernünftigen Manne einige Tage, und erfuhr die interessantesten Geschichten, nicht allein von verrückten Menschen, sondern auch von solchen, die man für klug, ja für weise zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnsinn gränzen.

Dreifach belebt aber ward die Unterhaltung, als der Medicus eintrat, der den Geistlichen, seinen Freund, öfters zu besuchen, und ihm bei seinen menschenfreundlichen Bemühungen beizustehen pflegte. Es war ein ältlicher Mann, der bei einer schwächlichen Gesundheit viele Jahre in Ausübung der edelsten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte fast nicht anders als in freier Luft seyn; dabei war er äußerst gesellig und thätig, und hatte seit vielen Jahren eine besondere Neigung, mit allen Landgeistlichen Freundschaft zu stiften. Jedem, an dem er eine nützliche Beschäftigung kannte, suchte er auf alle Weise beizustehen; andern, die noch unbestimmt waren, suchte er, eine Liebhaberei einzureden; und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmännern und Gerichtshaltern in Verbindung stand, so hatte er in Zeit von zwanzig Jahren sehr viel im Stillen zur Cultur mancher Zweige der Landwirthschaft beigetragen, und alles was dem Felde, Thieren und Menschen ersprießlich ist, in Bewegung gebracht, und so die wahrste Aufklärung befördert. Für den Menschen, sagte er, sey nur das Eine ein Unglück, wenn sich irgend eine Idee bei ihm festsetze, die keinen Einfluß ins thätige Leben habe oder ihn wohl gar vom thätigen Leben abziehe. Ich habe, sagte er, gegenwärtig einen solchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunst mißglückt ist: fast gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Pastor, und dieser junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen.

In der Abwesenheit eines vornehmen Mannes verkleidet man, mit einem nicht ganz lobenswürdigen Scherze, einen jungen Menschen in die Hauskleidung dieses Herrn. Seine Gemahlin sollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Posse erzählt hat, so fürcht' ich

doch sehr, man hatte die Absicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in sein Zimmer, glaubt sich selbst zu sehen, und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald sterben werde. Er überläßt sich Personen, die ihm mit religiösen Ideen schmeicheln, und ich sehe nicht, wie er abzuhalten ist, mit seiner Gemahlin unter die Herrenhuter zu gehen, und den größten Theil seines Vermögens, da er keine Kinder hat, seinen Verwandten zu entziehen.

Mit seiner Gemahlin? rief Wilhelm, den diese Erzählung nicht wenig erschreckt hatte, ungestüm aus.

Und leider, versetzte der Arzt, der in Wilhelms Ausrufung nur eine menschenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, ist diese Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieser junge Mensch nimmt Abschied von ihr, sie ist nicht vorsichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schließt sie in seine Arme, und drückt ihr das große, mit Brillanten besetzte Porträt ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust: sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine Röthe und dann keine Spur mehr zurücklässt. Ich bin als Mensch überzeugt, daß sie sich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieser Druck keine übeln Folgen haben werde: aber sie läßt sich nicht ausreden, es sey eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblick sey nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses Uebel mit einem Krebsschaden sich endigen, und so ist ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für sie und andere völlig verloren.

Ich Unglückseliger! rief Wilhelm, indem er sich vor die Stirne schlug und aus der Gesellschaft ins Feld lief. Er hatte sich noch nie in einem solchen Zustande befunden.

Der Arzt und der Geistliche, über diese seltsame Entdeckung höchlich erstaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bei dem umständlichern Bekenntniß dieser Begebenheiten sich aufs lebhafteste anklagte. Beide Männer nahmen den größten Antheil an ihm, besonders da er ihnen seine übrige Lage nun auch mit schwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung malte.

Den andern Tag ließ sich der Arzt nicht lange bitten, mit ihm nach

der Stadt zu gehen, um ihm Gesellschaft zu leisten, und Aurelien, die ihr Freund in bedenklichen Umständen zurückgelassen hatte, wo möglich Hülfe zu verschaffen.

Sie fanden sie auch wirklich schlimmer, als sie vermutheten. Sie hatte eine Art von überspringendem Fieber, dem um so weniger beizukommen war, als sie die Anfälle nach ihrer Art vorsätzlich unterhielt und verstärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt, und betrug sich sehr gefällig und klug. Man sprach über den Zustand ihres Körpers und ihres Geistes, und der neue Freund erzählte manche Geschichten, wie Personen, ungeachtet einer solchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten; nichts aber sey schädlicher in solchen Fällen, als eine vorsätzliche Erneuerung leidenschaftlicher Empfindungen. Besonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Personen sehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzustellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöse Gesinnungen bei sich zu nähren bestimmt gewesen wären. Er sagte das auf eine sehr bescheidene Weise und gleichsam historisch, und versprach dabei seinen neuen Freunden eine sehr interessante Lectüre an einem Manuscript zu verschaffen, das er aus den Händen einer nunmehr abgeschiedenen vortrefflichen Freundin erhalten habe. Es ist mir unendlich werth, sagte er, und ich vertraue Ihnen das Original selbst an. Nur der Titel ist von meiner Hand: Bekenntnisse einer schönen Seele.

Ueber diätetische und medicinische Behandlung der unglücklichen, aufgespannten Aurelie vertraute der Arzt Wilhelmen noch seinen besten Rath, versprach zu schreiben und, wo möglich, selbst wiederzukommen. Inzwischen hatte sich in Wilhelms Abwesenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit seiner Regie das ganze Geschäft mit einer gewissen Freiheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache gesehen, und besonders bei Kleidungen, Decorationen und Requisiten alles reichlich und anständig angeschafft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze geschmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beikommen konnte; und er fand sich hierzu um so mehr berechtigt, als Serlo selbst keine Ansprüche machte, ein genauer Wirth zu seyn, den Glanz seines Theaters gerne loben hörte, und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Kosten, versicherte, daß sie keine Schulden habe, und noch so viel hergab, als nöthig war die Schulden abzutragen, die Serlo

unterdeſſen durch außerordentliche Freigebigkeit gegen ſeine Schönen und ſonſt etwa auf ſich geladen haben mochte.

Melina, der intereſſen die Garderobe beſorgte, hatte, kalt und heimtückiſch wie er war, der Sache im Stillen zugeſehen, und wußte, bei der Entfernung Wilhelms und bei der zunehmenden Krankheit Aureliens, Serlo fühlbar zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben und entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkür noch luſtiger leben könne. Serlo hörte es gern und Melina wagte ſich mit ſeinem Plane hervor.

Ich will, ſagte er, nicht behaupten, daß einer von den Schauſpielern gegenwärtig zu viel Gage hat: es ſind verdienſtvolle Leute und ſie würden an jedem Orte willkommen ſeyn; allein für die Einnahme, die ſie uns verſchaffen, erhalten ſie doch zu viel. Mein Vorſchlag wäre eine Oper einzurichten, und was das Schauſpiel betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, Sie ſind der Mann, allein ein ganzes Schauſpiel auszumachen. Müſſen Sie jetzt nicht ſelbſt erfahren, daß man Ihre Verdienſte verkennt? Nicht, weil Ihre Mitſpieler vortrefflich, ſondern weil ſie gut ſind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr widerfahren. Stellen Sie ſich, wie wohl ſonſt geſchehen iſt, nur allein hin, ſuchen Sie mittelmäßige, ja ich darf ſagen, ſchlechte Leute für geringe Gage an ſich zu ziehen, ſtutzen Sie das Volk, wie Sie es ſo ſehr verſtehen, im Mechaniſchen zu, wenden Sie das übrige an die Oper, und Sie werden ſehen, daß Sie mit derſelben Mühe und mit denſelben Koſten mehr Zufriedenheit erregen und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.

Serlo war zu ſehr geſchmeichelt, als daß ſeine Einwendungen einige Stärke hätten haben ſollen. Er geſtand Melina'n gern zu, daß er bei ſeiner Liebhaberei zur Muſik längſt ſo etwas gewünſcht habe; doch ſehe er freilich ein, daß die Neigung des Publicums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bei ſo einer Vermiſchung eines Theaters, das nicht recht Oper, nicht recht Schauſpiel ſey, nothwendig der Ueberreſt von Geſchmack an einem beſtimmten und ausführlichen Kunſtwerke ſich völlig verlieren müſſe.

Melina ſcherzte nicht ganz fein über Wilhelms pedantiſche Ideale dieſer Art, über die Anmaßung das Publicum zu bilden, ſtatt ſich von ihm bilden zu laſſen, und beide vereinigten ſich mit großer Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder ſich luſtig machen ſolle,

und verbargen sich kaum, daß sie nur jener Personen los zu seyn wünschten, die ihrem Plane im Wege standen. Melina bedauerte, daß die schwächliche Gesundheit Aureliens ihr kein langes Leben verspreche, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo schien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger sey, und gab dadurch zu verstehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Register von Ersparnissen, die zu machen seyen, hervor, und Serlo sah in ihm seinen ersten Schwager dreifach ersetzt. Sie fühlten wohl, daß sie sich über diese Unterredung das Geheimniß zuzusagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr an einander geknüpft und nahmen Gelegenheit, insgeheim über alles, was vorkam, sich zu besprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen zu tadeln, und ihr neues Project in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verschwiegen auch beide über ihren Plan seyn mochten, und so wenig sie durch Worte sich verriethen, so waren sie doch nicht politisch genug, in dem Betragen ihre Gesinnungen zu verbergen. Melina widersetzte sich Wilhelmen in manchen Fällen, die in seinem Kreise lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit seiner Schwester umgegangen war, ward nun bitterer, je mehr ihre Kränklichkeit zunahm, und je mehr sie bei ihren ungleichen leidenschaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

Zu eben dieser Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieses Stück war sehr glücklich besetzt, und alle konnten in dem beschränkten Kreise dieses Trauerspiels die ganze Mannichfaltigkeit ihres Spieles zeigen. Serlo war als Marinelli an seinem Platze, Odoardo ward sehr gut vorgetragen, Madame Melina spielte die Mutter mit vieler Einsicht, Elmire zeichnete sich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anstand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieser Gelegenheit hatte er, sowohl mit sich selbst als mit Serlo und Aurelien, die Frage oft abgehandelt, welch ein Unterschied sich zwischen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und in wiefern jenes in diesem, dieses aber nicht in jenem enthalten zu seyn brauche?

Serlo, der selbst als Marinelli den Hofmann rein, ohne Caricatur vorstellte, äußerte über diesen Punkt manchen guten Gedanken. Der vornehme Anstand, sagte er, ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist, und eine lange anhaltende Uebung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt — denn

Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie selbſt erſcheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beſeliget — wir leſen's —
Vergleich ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Weſens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu ſtören
Den tiefſten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

In unſers Buſens Reine wogt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm ſeyn! — Solcher ſeligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr ſtehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerſchmilzt, ſo längſt ſich eiſig ſtarr gehalten,
Der Selbſtſinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen ſind ſie weggeſchauert.

Es iſt als wenn ſie ſagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen iſt's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute,
Die Sonne ſank und ſah noch was mich freute.

Drum thu' wie ich und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verſchieben!

leicht fällt man dadurch in ein förmliches ſteifes Weſen — man ſoll vielmehr nur alles vermeiden, was unwürdig, was gemein iſt, man ſoll ſich nie vergeſſen, immer auf ſich und andere Acht haben, ſich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt ſcheinen, durch nichts bewegt werden, ſich niemals übereilen, ſich in jedem Momente zu faſſen wiſſen, und ſo ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es ſtürmen wie es will. Der edle Menſch kann ſich in Momenten vernachläſſigen, der vornehme nie. Dieſer iſt wie ein ſehr wohlgekleideter Mann: er wird ſich nirgends anlehnen, und jedermann wird ſich hüten, an ihn zu ſtreichen; er unterſcheidet ſich vor andern, und doch darf er nicht allein ſtehen bleiben. Denn wie in jeder Kunſt, alſo auch in dieſer, ſoll zuletzt das Schwerſte mit Leichtigkeit ausgeführt werden; ſo ſoll der Vornehme, ungeachtet aller Abſonderung, immer mit andern verbunden ſcheinen, nirgends ſteif, überall gewandt ſeyn, immer als der erſte erſcheinen, und ſich nie als ein ſolcher aufdringen. Man ſieht alſo, daß man, um vornehm zu ſcheinen, wirklich vornehm ſeyn müſſe; man ſieht, warum Frauen im Durchſchnitte ſich eher dieſes Anſehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am ſchnellſten zu dieſem Anſtande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun faſt an ſeiner Rolle; allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das einzelne die feinſten Bemerkungen mittheilte und ihn dergeſtalt ausſtattete, daß er bei der Aufführung, wenigſtens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darſtellte.

Serlo hatte verſprochen, ihm nach der Vorſtellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwiſchen Bruder und Schweſter hinderte jede kritiſche Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orſina auf eine Weiſe geſpielt, wie man ſie wohl niemals wiederſehen wird: ſie war mit der Rolle überhaupt ſehr bekannt, und hatte ſie in den Proben gleichgültig behandelt; bei der Aufführung ſelbſt aber zog ſie, möchte man ſagen, alle Schleuſen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darſtellung, wie ſie ſich kein Dichter in dem erſten Feuer der Erfindung hätte denken können. Ein unmäßiger Beifall des Publicums belohnte ihre ſchmerzlichen Bemühungen, aber ſie lag auch halb ohnmächtig in einem Seſſel, als man ſie nach der Aufführung aufſuchte.

Serlo hatte ſchon über ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und

über die Entblößung ihres innersten Herzens vor dem Publicum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geschichte bekannt war, seinen Unwillen zu erkennen gegeben, und, wie er es im Zorne zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen gestampft. Laßt sie, sagte er, als er sie, von den übrigen umgeben, in dem Sessel fand: sie wird noch ehestens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall recht vollkommen seyn.

Undankbarer! rief sie aus, Unmenschlicher! man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unsern Ohren kommt!

Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte versäumt, ihr den Mantel zu bringen, die Portechaise war nicht da; es hatte geregnet und ein sehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu; denn sie war übermäßig erhitzt: sie ging vorsätzlich langsam und lobte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und den Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange, so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort fürs andere sprach; man brachte sie zu Bette; durch häufig angewandte Mittel legte sich ein Uebel, indem sich das andere zeigte. Das Fieber ward stark und ihr Zustand gefährlich.

Den andern Morgen hatte sie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelm rufen und übergab ihm einen Brief.

Dieses Blatt, sagte sie, wartet schon lange auf diesen Augenblick. Ich fühle, daß das Ende meines Lebens bald heran naht; versprechen Sie mir, daß Sie es selbst abgeben und daß Sie durch wenige Worte mein Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen! Er ist nicht fühllos, und wenigstens soll ihn mein Tod einen Augenblick schmerzen.

Wilhelm übernahm den Brief, indem er sie jedoch tröstete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

Nein! versetzte sie: benehmen Sie mir nicht meine nächste Hoffnung! Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme schließen.

Kurz darauf kam das vom Arzt versprochene Manuscript an. Sie ersuchte Wilhelmen, ihr daraus vorzulesen, und die Wirkung, die es that, wird der Leser am besten beurtheilen können, wenn er sich mit dem

folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Wesen unserer armen Freundin ward auf einmal gelinder. Sie nahm den Brief zurück und schrieb einen andern, wie es schien in sehr sanfter Stimmung; auch forderte sie Wilhelmen auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden sollte, zu trösten, ihn zu versichern, daß sie ihm verziehen habe, und daß sie ihm alles Glück wünsche.

Von dieser Zeit an war sie sehr still und schien sich nur mit wenigen Ideen zu beschäftigen, die sie sich aus dem Manuscript eigen zu machen suchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorlesen mußte. Die Abnahme ihrer Kräfte war nicht sichtbar, und unvermuthet fand sie Wilhelm eines Morgens todt, als er sie besuchen wollte.

Bei der Achtung, die er für sie gehabt, und bei der Gewohnheit, mit ihr zu leben, war ihm ihr Verlust sehr schmerzlich. Sie war die einzige Person, die es eigentlich gut mit ihm meinte, und die Kälte Serlo's in der letzten Zeit hatte er nur allzusehr gefühlt. Er eilte daher, die aufgetragene Botschaft auszurichten und wünschte sich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina diese Abreise sehr erwünscht: denn dieser hatte sich bei der weitläufigen Correspondenz, die er unterhielt, gleich mit einem Sänger und einer Sängerin eingelassen, die das Publicum einstweilen durch Zwischenspiele zur künftigen Oper vorbereiten sollten. Der Verlust Aureliens und Wilhelms Entfernung sollten auf diese Weise in der ersten Zeit übertragen werden, und unser Freund war mit allem zufrieden, was ihm seinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte sich eine sonderbar wichtige Idee von seinem Auftrage gemacht. Der Tod seiner Freundin hatte ihn tief gerührt, und da er sie so frühzeitig von dem Schauplatze abtreten sah, mußte er nothwendig gegen den, der ihr Leben verkürzt und dieses kurze Leben ihr so qualvoll gemacht, feindselig gesinnt seyn.

Ungeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden, nahm er sich doch vor, bei Ueberreichung des Briefes ein strenges Gericht über den untreuen Freund ergehen zu lassen, und da er sich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetischer als billig ward. Nachdem er sich völlig von der guten Composition seines Aufsatzes überzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anstalt zu seiner Abreise. Mignon war beim

Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reise? und als sie das letzte von ihm erfuhr, sagte sie: So will ich dich hier wieder erwarten. Sie bat ihn um die Perlenschnur Mariannens, die er dem lieben Geschöpf nicht versagen konnte; das Halstuch hatte sie schon. Dagegen steckte sie ihm den Schleier des Geistes in den Mantelsack, ob er ihr gleich sagte, daß ihm dieser Flor zu keinem Gebrauch sey.

Melina übernahm die Regie, und seine Frau versprach auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben, von denen sich Wilhelm ungern losriß. Felix war sehr lustig beim Abschiede, und als man ihn fragte, was er welle mitgebracht haben, sagte er: Höre! bringe mir einen Vater mit! Mignon nahm den Scheidenden bei der Hand, und indem sie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, sagte sie: Meister! vergiß uns nicht und komm bald wieder!

Und so lassen wir unsern Freund unter tausend Gedanken und Empfindungen seine Reise antreten, und zeichnen hier noch zum Schlusse ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal recitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen, durch den Drang so mancher sonderbaren Ereignisse verhindert wurden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen!
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht.
Ich möchte dir mein ganzes Inures zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen:
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh;
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen:
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Sechstes Buch.

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz geſundes Kind, weiß mich aber von dieſer Zeit ſo wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutſturz, und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinſten Umſtände dieſes Zufalls ſtehen mir noch vor Augen, als hätte er ſich geſtern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, ſo wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiſte die erſten Hülfsmittel gereicht wurden, ſich nach ſeiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte; das war die eigentliche Geſtalt meines Herzens. In dem heftigſten Huſten und abmattenden Fieber war ich ſtille wie eine Schnecke, die ſich in ihr Haus zieht; ſobald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß versagt war, ſuchte ich mich durch Augen und Ohren ſchadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher, und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die bibliſchen Geſchichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenſtänden der Natur. Er beſaß ein artiges Cabinet: davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte ſie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Inſecten und manche Arten von anatomiſchen Präparaten, Menſchenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe ſie nach der Küche gingen; und damit doch auch der Fürſt der Welt eine Stimme in dieſer Verſammlung

behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmährchen. Alles ward angenommen und alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzenei, ohne zu fragen: Wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? wie sehen sie aus? wie heißen sie? Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldenen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wieder hergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen, ich verlangte nach Wesen, die meine Liebe erwiederten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Mährchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte! Es war ein Schäfchen, das von einem Bauermädchen in dem Wald aufgefangen und ernährt worden war, aber in diesem artigen Thiere stak ein verwünschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthäterin durch seine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne besessen!

Nun wollte sich aber keines finden, und da alles neben mir so ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen so köstlichen Besitz fast vergehen. Unterdessen tröstete ich mich, indem ich solche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche deutsche Herkules der liebste; die andächtige Liebesgeschichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete seiner Baliska irgend etwas — und es begegneten ihr grausame Dinge — so betete er erst, ehe er ihr zu Hülfe eilte, und die Gebete standen ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unsichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weise fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein- für allemal sollte Gott auch mein Vertrauter seyn.

Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was alles? durch einander; aber die römische Octavia behielt vor allen den Preis: die Verfolgungen der ersten Christen, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteste Interesse.

Nun fing die Mutter an, über das stete Lesen zu schmählen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab sie mir den andern wieder. Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel eben so fleißig gelesen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabei war meine Mutter immer sorgfältig, daß keine verführerischen Bücher in meine Hände kämen, und ich selbst würde jede schändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzessinnen waren alle äußerst tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts mehr als ich merken ließ, und hatte es meistens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zusammen, und brachte bei meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, so hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müssen.

Meiner Mutter und dieser Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabei war etwas zu sehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuschneiden war für mich ein Fest. Dem Vater bracht' ich die Eingeweide, und er redete mit mir darüber, wie mit einem jungen Studenten, und pflegte mich oft mit inniger Freude seinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte Französisch, Tanzen und Zeichnen, und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts, was sich auf meinen Zustand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden; ich war stolz darauf, besser als meines Gleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand setzten, von Religion zu schwatzen: aber nie fiel es mir ein zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele so gestaltet sey, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wiederglänzen könnte; das hatte ich ein- für allemal schon vorausgesetzt.

Französisch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeister war

ein wackerer Mann: er war nicht ein leichtsinniger Empiriker, nicht ein trockener Grammatiker; er hatte Wissenschaften, er hatte die Welt gesehen. Zugleich mit dem Sprachunterricht sättigte er meine Wißbegierde auf mancherlei Weise. Ich liebte ihn so sehr, daß ich seine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht schwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Uebung.

Tanzen war anfangs nur meine geringste Freude; mein Körper war zu empfindlich, und ich lernte nur in der Gesellschaft meiner Schwester. Durch den Einfall unseres Tanzmeisters, allen seinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu g[illegible], ward aber die Lust zu dieser Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten sich zwei Söhne des Hofmarschalls aus, der jüngste so alt wie ich, der andere zwei Jahre älter, Kinder von einer solchen Schönheit, daß sie nach dem allgemeinen Geständniß alles übertrafen, was man je von schönen Kindern gesehen hatte. Auch ich hatte sie kaum erblickt, so sah ich niemand mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerksamkeit und wünschte schön zu tanzen. Wie es kam, daß auch diese Knaben unter allen andern mich vorzüglich bemerkten, genug, in der ersten Stunde waren wir die besten Freunde, und die kleine Lustbarkeit ging noch nicht zu Ende, so hatten wir schon ausgemacht, wo wir uns nächstens wiedersehen wollten. Eine große Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als beide den andern Morgen, jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenstrauß begleitet war, sich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwiedert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unsere jungen Bekannten luden uns schon jederzeit zusammen ein, wir aber waren schlau genug, die Sache dergestalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einsahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwei Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entschieden; sie gefielen mir beide, und wir standen aufs beste zusammen. Auf einmal war der älteste sehr krank; ich war selbst schon oft sehr krank gewesen, und wußte den Leidenden durch Ueberfendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken schicklicher Leckerbissen zu erfreuen, daß

seine Eltern die Aufmerksamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben, und mich sammt meinen Schwestern, sobald er nur das Bette verlassen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindisch, und von dem Tage an war ich für ihn entschieden. Er warnte mich gleich, vor seinem Bruder geheim zu seyn; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eifersucht des jüngsten machte den Roman vollkommen: er spielte uns tausend Streiche: mit Lust vernichtete er unsere Freude und vermehrte dadurch die Leidenschaft, die er zu zerstören suchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünschte Schäfchen gefunden, und diese Leidenschaft hatte, wie sonst eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß sie mich still machte und mich von der schwärmenden Freude zurückzog. Ich war einsam und gerührt und Gott fiel mir wieder ein: er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel Kindisches in dem Vorgang war, so viel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unserm französischen Sprachmeister mußten wir täglich, statt der sonst gewöhnlichen Uebersetzung, Briefe von unserer eigenen Erfindung schreiben. Ich brachte meine Liebesgeschichte unter dem Namen Phyllis und Damon zu Markte. Der Alte sah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar sehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einst Gelegenheit nahm zu sagen: Wie das artig, wie das natürlich ist! Aber die gute Phyllis mag sich in Acht nehmen; es kann bald ernsthaft werden.

Mich verdroß, daß er die Sache nicht schon für ernsthaft hielt und fragte ihn piquirt, was er unter ernsthaft verstehe? Er ließ sich nicht zweimal fragen und erklärte sich so deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da sich gleich darauf bei mir der Verdruß einstellte, und ich ihm übel nahm, daß er solche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und sagte mit feuerrothen Wangen: Aber, mein Herr, Phyllis ist ein ehrbares Mädchen!

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen, und indem wir Französisch sprachen, mit dem honnête zu spielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerst verwirrt. Er, der mich nicht

furchtsam machen wollte, brach ab, brachte aber das Gespräch bei andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauspiele und kleine Geschichten, die ich bei ihm las und übersetzte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, was für ein schwacher Schutz die sogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affects sey. Ich widersprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und seine Anmerkungen wurden mir zur Last.

Mit meinem guten Damon kam ich auch nach und nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des jüngsten hatten unsern Umgang zerrissen. Nicht lange Zeit darauf starben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren sie vergessen.

Phyllis wuchs nun schnell heran, war ganz gesund und fing an die Welt zu sehen. Der Erbprinz vermählte sich und trat bald darauf nach dem Tode seines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun gab es Komödien, Bälle und was sich daran anschließt, und ob uns gleich die Eltern so viel als möglich zurückhielten, so mußte man doch bei Hof, wo ich eingeführt war, erscheinen. Die Fremden strömten herbei, in allen Häusern war große Welt; an uns selbst waren einige Cavaliere empfohlen und andere introducirt, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort, mich auf eine bescheidene und doch treffende Weise zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umständen für so schwach zu halten; aber er redete zugleich so zudringlich, daß mir einst bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn sehr lebhaft zu ihm sagte: Weil die Gefahr so groß und das menschliche Herz so schwach ist, so will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.

Die naive Antwort schien ihn zu freuen, er lobte meinen Vorsatz; aber es war bei mir nichts weniger als ernstlich gemeint; dießmal war es nur ein leeres Wort: denn die Empfindungen für den Unsichtbaren waren bei mir fast ganz verloschen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerstreute mich, und riß mich wie ein starker Strom mit fort. Es waren die leersten Jahre meines Lebens. Tage lang von nichts zu reden, keinen gesunden Gedanken zu haben und nur zu schwärmen,

Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſey's, zur Freude, ſey's dem Leben;
Nur wo du biſt ſey alles, immer kindlich,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich."

Du haſt gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunſt des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir ſo hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu ſagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das laſtet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath als gränzenloſe Thränen.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltſam;
Doch nie gelang's die innre Gluth zu dämpfen!
Schon rast's und reißt's in meiner Bruſt gewaltſam,
Wo Tod und Leben grauſend ſich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu ſtillen;
Allein dem Geiſt fehlt's am Entſchluß und Willen,

Fehlt's am Begriff: wie ſollt' er ſie vermiſſen?
Er wiederholt ihr Bild zu tauſendmalen.
Das zaudert bald, bald wird es weggeriſſen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinſten Strahlen;
Wie könnte dieß geringſtem Troſte frommen?
Die Ebb' und Fluth, das Gehen wie das Kommen!

das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wissenschaften; es waren deutsche Hofleute und diese Klasse hatte damals nicht die mindeste Cultur.

Ein solcher Umgang, sollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müssen. Ich lebte in sinnlicher Unterkeit nur so hin, ich sammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich, noch an Gott; aber ich seh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen schönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und versteckten es nicht: das schreckte mich zurück; ihr Gespräch zierten sie mit Zweideutigkeiten: das beleidigte mich, und ich hielt mich kalt gegen sie; ihre Unart überstieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir grob zu seyn.

Ueberdieß hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meisten dieser leidigen Bursche nicht allein die Tugend, sondern auch die Gesundheit eines Mädchens in Gefahr sey. Nun graute mir erst vor ihnen, und ich war schon besorgt, wenn mir einer auf irgend eine Weise zu nahe kam. Ich hütete mich vor Gläsern und Tassen wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgestanden war. Auf diese Weise war ich moralisch und physisch sehr isolirt, und alle die Artigkeiten, die sie mir sagten, nahm ich stolz für schuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die sich damals bei uns aufhielten, zeichnete sich ein junger Mann besonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte sich in der diplomatischen Laufbahn guten Ruf erworben, und hoffte bei verschiedenen Veränderungen, die an unserm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und seine Kenntnisse und sein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Männer. Mein Vater sprach viel zu seinem Lobe, und seine schöne Gestalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn sein ganzes Wesen nicht eine Art von Selbstgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn gesehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie gesprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er sich auch befand, tanzten wir eine Menuet zusammen; auch das ging ohne nähere Bekanntschaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Gesundheit besorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich

in ein Nebenzimmer und unterhielt mich mit älteren Freundinnen, die sich zum Spiele gesetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgesprungen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand und fing, nachdem er sich von einem Nasenbluten, das ihn beim Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über mancherlei zu sprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Discurs so interessant, ob sich gleich keine Spur von Zärtlichkeit drein mischte, daß wir nun beide das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den andern darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir unser Gespräch wieder anknüpfen und schonten unsere Gesundheit sehr.

Nun war die Bekanntschaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schwestern auf, und nun fing ich erst wieder an, gewahr zu werden, was ich alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Gespräche auszudrücken verstand. Mein neuer Freund, der von jeher in der besten Gesellschaft gewesen war, hatte außer dem historischen und politischen Fache, das er ganz übersah, sehr ausgebreitete literarische Kenntnisse, und ihm blieb nichts Neues, besonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und sendete mir manch angenehmes und nützliches Buch; doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverständniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer beschämen zu lassen. Selbst mein Vater, dem diese neue Gelegenheit, meinen Geist auszubilden, sehr erwünscht war, verlangte ausdrücklich, daß dieses literarische Commerz ein Geheimniß bleiben sollte.

So währte unser Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht sagen, daß Narciß auf irgend eine Weise Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affect; vielmehr schien der Reiz meiner jüngsten Schwester, die damals außerordentlich schön war, ihn nicht gleichgültig zu lassen. Er gab ihr im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er sehr gut sprach, und deren eigenthümliche Redensarten er gern ins deutsche Gespräch mischte. Sie erwiederte seine Artigkeiten nicht sonderlich; sie war von einem andern Fächen gebunden, und da sie überhaupt sehr rasch und er empfindlich war, so wurden sie nicht selten

über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er sich gut zu halten, und so war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß wie lange wir noch auf diese Weise fortgelebt hätten, wären durch einen sonderbaren Zufall unsere Verhältnisse nicht auf einmal verändert worden! Ich ward mit meinen Schwestern in ein gewisses Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Gesellschaft war zu gemischt, und es fanden sich dort oft Menschen wo nicht vom rohesten, doch vom plattesten Schlage mit ein. Dießmal war Narciß auch mit geladen, und um seinetwillen war ich geneigt hinzugehen: denn ich war doch gewiß, jemand zu finden, mit dem ich mich auf meine Weise unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir manches auszustehen — denn einige Männer hatten stark getrunken; nach Tische sollten und mußten Pfänder gespielt werden. Es ging dabei sehr rauschend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu lösen; man gab ihm auf, der ganzen Gesellschaft etwas ins Ohr zu sagen, das jedermann angenehm wäre. Er mochte sich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm dieser eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran faß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewischt und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, sah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete und der andere, außer sich von Wein, Zorn und Eifersucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Gesellschaft zurückgehalten werden. Ich nahm Narcissen beim Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein anderes Zimmer, und weil ich meinen Freund vor seinem tollen Gegner nicht sicher glaubte, riegelte ich die Thüre sogleich zu.

Wir hielten beide die Wunde nicht für ernsthaft; denn wir sahen nur einen leichten Hieb über die Hand: bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte sich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hülfe zu schicken, konnte aber niemand ansichtig werden; denn alles war unten geblieben, den rasenden Menschen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauses heraufgesprungen und ihre Munterkeit ängstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spectakel und über die verfluchte Komedie fast zu Tode lachen wollte. Ich bat sie dringend mir einen Wundarzt zu schaffen, und sie,

nach ihrer wilden Art, sprang gleich die Treppe hinunter, selbst einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand, und ein Halstuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig: kein Wundarzt kam; der Verwundete erblaßte und schien in Ohnmacht zu sinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau und wie erschrak sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle beide mit Blut überströmt sah: denn niemand hatte sich vorgestellt, daß Narciß verwundet sey; alle meinten, ich habe ihn glücklich hinausgebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Wasser und was nur erquicken und erfrischen konnte, im Ueberfluß da; nun kam auch der Wundarzt, und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre, ohne gehalten zu werden, stehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustreichen und achtete es wenig, daß die ganze Gesellschaft nunmehr umher stand. Der Wundarzt hatte geendigt; der Verwundete nahm einen stummen verbindlichen Abschied von mir und wurde nach Hause getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; sie mußte mich ganz auskleiden und ich darf nicht verschweigen, daß ich, da man sein Blut von meinem Körper abwusch, zum erstenmal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für schön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsstücke wieder anziehen, und da die Personen im Hause alle kleiner oder stärker waren als ich, so kam ich in einer seltsamen Verkleidung zum größten Erstaunen meiner Eltern nach Hause. Sie waren über meinen Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unsinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerst verdrießlich. Wenig fehlte, so hätte mein Vater selbst, seinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er schalt die anwesenden Herren, daß sie ein solches meuchlerisches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet: denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann sogleich, nachdem er geschlagen, den Degen gezogen und Narcissen

von hinten verwundet habe: der Hieb über die Hand war erst geführt worden, als Narciß selbst zum Degen griff. Ich war unbeschreiblich alterirt und afficirt, oder wie soll ich es ausdrücken? Der Affect, der im tiefsten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen wie eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Luft und Freude sehr geschickt sind, die Liebe zuerst zu erzeugen und im Stillen zu nähren, so wird sie, die von Natur herzhaft ist, durch den Schrecken am leichtesten angetrieben, sich zu entscheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arzenei ein und legte es zu Bette. Mit dem frühesten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem starken Wundfieber recht krank danieder lag.

Mein Vater sagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und suchte mich wegen der Folgen, die dieser Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man sich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müsse und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er diese Sache ohne Zweikampf geendigt zu sehen wünschte; allein ich blieb still; denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in solche Händel sich nicht zu mischen hätten. Uebrigens schien es nicht, als wenn zwischen den beiden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt seiner weitern Unterredung meiner Mutter. Narciß, sagte er, sey äußerst gerührt von meinem geleisteten Beistand, habe ihn umarmt, sich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen sollte: er habe sich die Erlaubniß ausgebeten, ihn als Vater ansehen zu dürfen. Mama sagte mir das alles treulich wieder, hängte aber die wohlmeinende Erinnerung daran, auf so etwas, das in der ersten Bewegung gesagt worden, dürfe man so sehr nicht achten. Ja freilich, antwortete ich mit angenommener Kälte und fühlte der Himmel weiß was und wieviel dabei.

Narciß blieb zwei Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal schreiben, bezeigte mir aber inzwischen sein Andenken durch die verbindlichste Aufmerksamkeit. Alle diese mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zusammen, und beständig war mein Kopf voll Grillen. Die ganze Stadt unterhielt sich von der Begebenheit. Man sprach mit

mir davon in einem besondern Tone, man zog Folgerungen daraus, die, so sehr ich sie abzulehnen suchte, mir immer sehr nahe gingen. Was vorher Tändelei und Gewohnheit gewesen war, ward nun Ernst und Neigung. Die Unruhe, in der ich lebte, war um so heftiger, je sorgfältiger ich sie vor allen Menschen zu verbergen suchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erschreckte mich, und die Möglichkeit einer nähern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Ehestandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch diese heftigen Erschütterungen ward ich wieder an mich selbst erinnert. Die bunten Bilder eines zerstreuten Lebens, die mir sonst Tag und Nacht vor den Augen schwebten, waren auf einmal weggeblasen. Meine Seele fing wieder an sich zu regen; allein die sehr unterbrochene Bekanntschaft mit dem unsichtbaren Freunde war so leicht nicht wieder hergestellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen sonst ein großer Unterschied.

Ein Zweikampf, worin der Hauptmann stark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erschien. Vor allen Dingen ließ er sich mit verbundenem Haupt und eingewickelter Hand in unser Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bei diesem Besuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Danksagungen und Höflichkeiten; doch fand er Gelegenheit, mir einige geheime Zeichen seiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu sehr vermehrt ward. Nachdem er sich völlig wieder erholt, besuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bei allen leisen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb alles unerörtert.

Auf diese Weise war ich in stäter Uebung gehalten. Ich konnte mich keinem Menschen vertrauen und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte diesen während vier wilder Jahre ganz vergessen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntschaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienvisiten, die ich ihm machte, und da ich überdieß, wenn ich vor ihm erschien, immer schöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies, so schien er mich in dem Schmucke gar nicht

zu bemerken. Ein Höfling würde, wenn sein Fürst, von dem er sein Glück erwartet, sich so gegen ihn betrüge, sehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabei zu Muthe. Ich hatte was ich brauchte, Gesundheit und Bequemlichkeit: wollte sich Gott mein Andenken gefallen lassen, so war es gut; wo nicht, so glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben. So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Gestalt meiner Seele. Meine Gesinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch schon Anstalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß besuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hause war. Nun erschien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz, und wenn er eine ehrenvolle, wohlbesoldete Stelle erhielte, auch dereinst meine Hand schenken wollte. Man hatte ihn zwar in unsere Dienste genommen; allein anfangs hielt man ihn, weil man sich vor seinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn schnell emporgehoben hätte, und ließ ihn, weil er eignes Vermögen hatte, bei einer kleinen Besoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zusammen und verwies ihn an meinen Vater, an dessen Einwilligung er nicht zu zweifeln schien, und mit mir erst auf der Stelle einig seyn wollte. Endlich sagte ich Ja, indem ich die Beistimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er sprach alsdann mit beiden förmlich; sie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab sich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avanciren werde. Schwestern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimniß auf das strengste anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verschiedenheit zwischen beiden zeigte sich sehr groß. Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, so wäre es eine große Wohlthat für unser Geschlecht, selbst wenn auf dieses Verhältniß keine Ehe erfolgen sollte. Die Liebe zwischen beiden Personen nimmt dadurch nicht ab, aber sie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeußert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube besser als in dem schönsten Aufsatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Frisur gleichgültig, und es ist nichts natürlicher, als daß er

auch solid denkt, und lieber sich eine Hausfrau, als der Welt eine Putzdecke zu bilden wünscht. Und so geht es durch alle Fächer durch. Hat ein solches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verstand und Kenntnisse besitzt, so lernt sie mehr, als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, sondern sie sucht sich auch auf diesem Wege so immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geschlecht so nöthige und anständige Unterwerfung sogleich an: der Bräutigam herrscht nicht wie der Ehemann; er bittet nur und seine Geliebte sucht ihm abzumerken, um es noch eher zu vollbringen als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um vieles wissen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt seyn kann, das heißt auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter diesen stillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeste Gelegenheit zu Beschwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm: das wußte er wohl und wußte es zu schätzen. Inzwischen entspann sich aus anscheinenden Kleinigkeiten etwas, das unserm Verhältnisse nach und nach schädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Gränzen der Tugend und Sittsamkeit waren wir sehr verschiedener Meinung. Ich wollte sicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche allenfalls die ganze Welt hätte wissen dürfen: er, an Näschereien gewöhnt, fand diese Diät sehr streng; hier setzte es nun beständigen Widerspruch; er lobte mein Verhalten und suchte meinen Entschluß zu untergraben. Mir fiel das ernsthaft meines alten Sprachmeisters wieder ein, und zugleich das Hülfemittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden: er hatte mir so einen lieben Bräutigam gegeben und dafür wußt' ich ihm Dank. Die irdische Liebe selbst concentrirte meinen Geist und setzte ihn in Bewegung und meine Beschäftigung mit Gott widersprach ihr nicht. Ganz natürlich klagt' ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich selbst das, was mich bange machte, wünschte und begehrte. Ich kam mir sehr stark vor und betete nicht etwa: Bewahre mich vor Versuchung!

über die Versuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In diesem losen Flitterschmuck eigener Tugend erschien ich dreist vor Gott: er stieß mich nicht weg; auf die geringste Bewegung zu ihm hinterließ er einen sanften Eindruck in meiner Seele und dieser Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzusuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narcissen todt; nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbst meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußt' ich, daß er mich nicht sah, so konnt' ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, so schien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Fest, bei dem er nicht zugegen war, konnt' ich mir weder etwas Neues anschaffen, noch das Alte der Mode gemäß aufstutzen. Einer war mir so lieb als der andere, doch möchte ich lieben sagen, einer so lästig als der andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit älteren Personen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich sonst nicht die mindeste Lust hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa scherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erstemal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen gesellschaftlichen Vergnügungen, die sich nur denken lassen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren;
Ich schien mir nur für ihn geboren,
Begehrte nichts als seine Gunst.

So war ich oft in der Gesellschaft einsam, und die völlige Einsamkeit war mir meistens lieber. Allein mein geschäftiger Geist konnte weder schlafen noch träumen; ich fühlte und dachte, und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten sich Empfindungen anderer Art in meiner Seele, die jenen nicht widersprachen. Denn meine Liebe zu Narcissen war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und stieß nirgends gegen meine Pflichten an; sie widersprachen sich nicht und waren doch unendlich verschieden. Narciß war das einzige Bild, das mir vorschwebte, auf das sich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog sich auf kein Bild und war unaussprechlich angenehm. Ich hab' es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der sonst alle meine Geheimnisse wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die alles, was man Zusammenhang mit dem Unsichtbaren heißen kann, mit leichten und schweren Waffen bestritten. Ich las die Bücher, weil sie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von alle dem, was darin gestanden hatte.

Ueber Wissenschaften und Kenntnisse ging es auch nicht ohne Widerspruch ab; er machte es wie alle Männer, spottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Ueber alle Gegenstände, die Rechtsgelehrsamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu sprechen, und indem er mir Schriften von allerlei Art zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre, daß ein Frauenzimmer sein Wissen heimlicher halten müsse, als der Calvinist seinen Glauben im katholischen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weise vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als sonst zu zeigen pflegte, war er der erste, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerstehen konnte, von meinen Vorzügen zu sprechen.

Ein berühmter und damals wegen seines Einflusses, seiner Talente und seines Geistes sehr geschätzter Weltmann fand an unserm Hofe großen Beifall. Er zeichnete Narcissen besonders aus und hatte ihn beständig um sich. Sie stritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläufig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anerkennungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen schriftlichen Aufsatz. Ich schrieb ziemlich geläufig französisch, ich hatte bei meinem Alten einen guten Grund gelegt: die Correspondenz mit meinem Freunde war in dieser Sprache, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus französischen Büchern nehmen. Mein Aufsatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß schien sich auf seine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu Gute zu thun, und die Geschichte endigte zu seiner großen Zufriedenheit mit einer geistreichen Epistel in französischen Versen, die ihm der Graf bei seiner Abreise zusandte, worin ihres freundschaftlichen Streites gedacht war und mein Freund am Ende glücklich gepriesen wurde, daß er nach so manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattin, was Tugend sey, am sichersten erfahren würde. Dieses Gedicht ward mir vor allen und dann aber auch fast jedermann gezeigt, und jeder dachte dabei was er wollte. So ging es in mehreren

Verlaßt mich hier, getreue Weggenoſſen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! euch iſt die Welt erſchloſſen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forſcht, die Einzelheiten ſammelt,
Naturgeheimniß werde nachgeſammelt.

Mir iſt das All, ich bin mir ſelbſt verloren,
Der ich noch erſt den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeſeligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

Ausſöhnung.

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklommnes Herz das allzuviel verloren?
Wo ſind die Stunden, überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb' iſt der Geiſt, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen,
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Fällen, und so mußten alle Fremden, die er schätzte, in unserem Hause bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt sich wegen unseres geschickten Arztes eine Zeit lang hier auf. Auch in diesem Hause war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daselbst ein: man fand bei diesen würdigen Personen eine angenehme Unterhaltung für Geist und Herz, und selbst die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Gesellschaft schienen in diesem Hause nicht so leer wie anderwärts. Jedermann wußte, wie wir zusammen standen; man behandelte uns, wie es die Umstände mit sich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieser Einen Bekanntschaft, weil sie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war fast ein Jahr unserer Verbindung verstrichen, und mit ihm war auch unser Frühling dahin. Der Sommer kam und alles wurde ernsthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narciß Anspruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem sich mein ganzes Schicksal entscheiden sollte, und indeß Narciß und alle Freunde sich bei Hofe die möglichste Mühe gaben, gewisse Eindrücke, die ihm ungünstig waren, zu vertilgen und ihm den erwünschten Platz zu verschaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unsichtbaren Freunde. Ich ward so freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei gestand ich meinen Wunsch, Narciß möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht ungestüm und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geschehen sollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Concurrenten besetzt. Ich erschrak heftig über die Zeitung und eilte in mein Zimmer, das ich fest hinter mir zumachte. Der erste Schmerz löste sich in Thränen auf; der nächste Gedanke war: Es ist aber doch nicht von ungefähr geschehen! und sogleich folgte die Entschließung, es mir recht wohl gefallen zu lassen, weil auch dieses anscheinende Uebel zu meinem wahren Besten gereichen würde. Nun drangen die sanftesten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbei; ich fühlte, daß sich mit dieser Hülfe alles aussstehen ließ. Ich ging heiter zu Tische, zum größten Erstaunen meiner Hausgenossen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn trösten. Auch

in seiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn sehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns Statt hatte, vertraute er mir alles. Seine Negociationen, in fremde Dienste zu gehen, waren auch nicht glücklicher, alles fühlt' ich tief um seinet- und meinetwillen, und alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen so wohl aufgenommen wurde.

Je sanfter diese Erfahrungen waren, deste öfter sucht' ich sie zu erneuern, und den Trost immer da, wo ich ihn so oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer: es war mir wie einem, der sich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege steht, das Schatten macht. Was ist das? fragt' ich mich selbst. Ich spürte der Sache eifrig nach, und bemerkte deutlich, daß alles von der Beschaffenheit meiner Seele abhing: wenn die nicht ganz in der geradesten Richtung zu Gott gekehrt war, so blieb ich kalt; ich fühlte seine Rückwirkung nicht, und konnte seine Antwort nicht vernehmen.

Nun war die zweite Frage: was verhindert diese Richtung? Hier war ich in einem weiten Feld und verwickelte mich in eine Untersuchung, die beinahe das ganze zweite Jahr meiner Liebesgeschichte fortdauerte. Ich hätte sie früher endigen können — denn ich kam bald auf die Spur — aber ich wollte es nicht gestehen und suchte tausend Ausflüchte.

Ich fand sehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerstreuung und Beschäftigung mit unwürdigen Sachen gestört werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo alles gleichgültig oder toll ist? Gern hätt' ich die Sache an ihren Ort gestellt seyn lassen, und hätte aufs Gerathewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf sah; allein ich durfte nicht: mein Inneres widersprach mir zu oft; wollt' ich mich der Gesellschaft entziehen und meine Verhältnisse verändern, so konnt' ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hineingesperrt; gewisse Verbindungen konnt' ich nicht loswerden, und in der mir so angelegenen Sache drängten und häuften sich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette und stand nach einer schlaflosen Nacht auch wieder so auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterstützung und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen. Tanzen und Spielen wurden am ersten in Untersuchung genommen. Nie ist etwas

für oder gegen diese Dinge geredet, gedacht oder geschrieben werden, das ich nicht aufsuchte, besprach, las, erwog, vermehrte, verwarf und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich diese Dinge, so war ich gewiß, Narcissen zu beleidigen: denn er fürchtete sich äußerst vor dem Lächerlichen, das uns der Anschein ängstlicher Gewissenhaftigkeit vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für schädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geschmack, sondern bloß um seinetwillen that, so wurde mir alles entsetzlich schwer.

Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen würd' ich die Bemühungen nicht darstellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerstreuten und meinen innern Frieden störten, so zu verrichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unsichtbaren Wesens offen bliebe, und wie schmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf diese Weise nicht beigelegt werden könne: denn sobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht bloß bei der Maske, sondern die Narrheit durchdrang mich sogleich durch und durch.

Darf ich hier das Gesetz einer bloß historischen Darstellung überschreiten und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte das seyn, was meinen Geschmack und meine Sinnesart so änderte, daß ich im zweiundzwanzigsten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von diesem Alter unschuldig belustigen können? warum waren sie mir nicht unschuldig? Ich darf wohl antworten: Eben weil sie mir nicht unschuldig waren, weil ich nicht, wie andere meines Gleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungesucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewährten, das man vergebens bei Lustbarkeiten sucht, und daß in diesen höheren Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt sey.

Aber die geselligen Vergnügungen und Zerstreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen starken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, sie zu thun, als thät' ich sie nicht. Wie manches konnt' ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja Meister über mich zu werden drohte! Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden; ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die ermüdenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber schon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches

Bewußtseyn entschieden. Wenn auch etwas in mir war, das sich nach den sinnlichen Freuden hinsehnte, so konnt' ich sie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch so sehr liebt, dem wird alle Lust zum Trinken vergehen, wenn er sich bei vollen Fässern in einem Keller befände, in welchem die verderbene Luft ihn zu ersticken drohte. Reine Luft ist mehr als Wein, das fühlt' ich nur zu lebhaft; und es hätte gleich von Anfange an wenig Ueberlegung bei mir gekostet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narcissens Gunst zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tausendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung auch scharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn festhielt, entdeckt' ich, daß es nur schwach war, daß es sich zerreißen lasse. Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke sey, die mich in den luftleeren Raum sperrte; nur noch so viel Kraft sie entzwei zu schlagen, und du bist gerettet!

Gedacht gewagt! Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal, wie mir's ums Herz war. Narcissen hatte ich immer zärtlich geliebt; aber das Thermometer, das vorher im heißen Wasser gestanden, hing nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher steigen, als die Atmosphäre warm war.

Unglücklicherweise erkältete sie sich sehr. Narciß fing an sich zurückzuziehen und fremd zu thun; das stand ihm frei, aber mein Thermometer fiel, so wie er sich zurückzog. Meine Familie bemerkte es; man befragte mich, man wollte sich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit sey, noch ferner und bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen, daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Lassen von meiner Ueberzeugung abhängen müsse; daß ich zwar niemals eigensinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören welle, aber da es mein eigenes Glück betreffe, müsse die Entscheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würd' ich dulden. So wenig das Räsonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine sonst vielleicht ganz gesunde und von vielen sehr geliebte Speise zu mir zu nehmen, sobald mir meine Erfahrung bewiese, daß sie mir jederzeit schädlich sey, wie ich den Gebrauch des Kaffee's zum Beispiel anführen könnte, so wenig und noch viel weniger würd' ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moralisch zuträglich aufdemonstriren lassen.

Da ich mich so lange im Stillen vorbereitet hatte, so waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft, und fühlte den ganzen Werth meines Entschlusses. Ich wich nicht ein Haar breit, und wenn ich nicht kindlichen Respect schuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hause siegt' ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Gesinnungen, nur waren sie bei ihr nicht zur Reife gediehen; keine Noth hatte sie gedrängt und den Muth, ihre Ueberzeugung durchzusetzen, erhöht. Sie freute sich, durch mich ihre stillen Wünsche erfüllt zu sehen. Die jüngere Schwester schien sich an mich anzuschließen: die zweite war aufmerksam und still. Die Tante hatte am meisten einzuwenden: die Gründe, die sie vorbrachte, schienen ihr unwiderleglich und waren es auch, weil sie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt ihr zu zeigen, daß sie in keinem Sinne eine Stimme in dieser Sache habe, und sie ließ nur selten merken, daß sie auf ihrem Sinne verharre. Auch war sie die einzige, die diese Begebenheit von nahem ansah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thu' ihr nicht zu viel, wenn ich sage, daß sie kein Gemüth und die eingeschränktesten Begriffe hatte.

Der Vater benahm sich ganz seiner Denkart gemäß. Er sprach wenig, aber öfter mit mir über die Sache, und seine Gründe waren verständig und als seine Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu disputiren. Aber bald veränderten sich die Scenen; ich mußte an sein Herz Anspruch machen. Gedrängt von seinem Verstande brach ich in die affectvollsten Vorstellungen aus; ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie sehr ich Narcissen liebte und welchen Zwang ich mir seit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich sey, daß ich recht handle; daß ich bereit sey, diese Gewißheit mit dem Verlust des geliebten Bräutigams und anscheinenden Glücks, ja wenn es nöthig wäre, mit Hab' und Gut zu versiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlassen, und mein Brot in der Fremde verdienen, als gegen meine Einsichten handeln wolle. Er verbarg seine Rührung, schwieg einige Zeit stille und erklärte sich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied seit jener Zeit unser Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Gesellschaft auf, in der sich dieser befand. Die Sache machte Aufsehen bei Hofe und in der Stadt: man sprach darüber, wie

gewöhnlich in solchen Fällen, an denen das Publicum heftigen Antheil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt ist, auf die Entschließungen schwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug und wußte, daß man oft von eben den Personen über das getadelt wird, wozu man sich durch sie hat bereden lassen, und auch ohne das würden mir bei meiner innern Verfassung alle solche vorübergehende Meinungen so gut als gar nichts gewesen seyn.

Dagegen versagt' ich mir nicht, meiner Neigung zu Narcissen nachzuhängen. Er war mir unsichtbar geworden und mein Herz hatte sich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichsam auf das neue und viel gesetzter als vorher. Wollt' er meine Ueberzeugung nicht stören, so war ich die seine; ohne diese Bedingung hätt' ich ein Königreich mit ihm ausgeschlagen. Mehrere Monate lang trug ich diese Empfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich still und stark genug fühlte, um ruhig und gesetzt zu Werke zu gehen, so schrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches Billet, und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich seine Art kannte, sich selbst in geringern Dingen nicht gern zu erklären, sondern stillschweigend zu thun, was ihm gut däuchte, so drang ich gegenwärtig mit Vorsatz in ihn. Ich erhielt eine lange und wie mir schien abgeschmackte Antwort in einem weitläufigen Styl und unbedeutenden Phrasen: daß er ohne bessere Stelle sich nicht einrichten und mir seine Hand anbieten könne; daß ich am besten wisse, wie hinderlich es ihm bisher gegangen; daß er glaube, ein so lang fortgesetzter fruchtloser Umgang könne meiner Renommée schaden; ich würde ihm erlauben, sich in der bisherigen Entfernung zu halten; sobald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig seyn.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt sey, möge es zu spät seyn, meine Renommée zu menagiren, und für diese wären mir mein Gewissen und meine Unschuld die sichersten Bürgen; ihm aber gäbe ich hiermit sein Wort ohne Bedenken zurück und wünschte, daß er dabei sein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im wesentlichsten mit der ersten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle bei mir anfragen würde, ob ich sein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß das nun so viel als nichts gesagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache sey abgethan, und sie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate darnach auf das erwünschteste befördert wurde, ließ er mir seine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Gesinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich, und eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg, wie man sich aus dem Schauspielhause herausſehnt, wenn der Vorhang gefallen ist. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun sehr leicht war, eine reiche und ansehnliche Partie gefunden hatte und ich ihn nach seiner Art glücklich wußte, so war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einigemal, noch eh er eine Bedienung erhielt, auch nachher, ansehnliche Heirathsanträge an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausschlug, so sehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünscht hätten.

Nun schien mir nach einem stürmischen März und April das schönste Maiwetter beschert zu seyn. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich umsehen wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch gewonnen. Jung und voll Empfindung, wie ich war, däuchte mir die Schöpfung tausendmal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht schämte, so hatte ich Herz, meine Liebe zu Künsten und Wissenschaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, malte, las, und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich läugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntschaften aufgab, vor der Einsamkeit graute. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt. Meine Bekanntschaften wurden erst recht weitläufig, nicht nur mit Einheimischen, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, sondern auch mit Fremden. Meine Geschichte war ruchtbar geworden, und es waren viele Menschen neugierig, das Mädchen zu sehen, die Gott mehr schätzte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewisse

religiöse Stimmung in Deutschland bemerkbar. In mehreren fürstlichen und gräflichen Häusern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig; es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerksamkeit hegten, und in den geringeren Ständen war durchaus diese Gesinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an sich. Sie hatte sich indessen verstärkt, indem sich einige Verwandte in die Stadt gewendet hatten. Diese schätzbaren Personen suchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtschaft, und ich lernte in diesem Hause einen großen Theil der Fürsten, Grafen und Herren des Reichs kennen. Meine Gesinnungen waren niemand ein Geheimniß, und man mochte sie ehren oder auch nur schonen, so erlangt' ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weise sollt' ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns sonst nur im Vorbeigehen besucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienste seines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deßwegen verlassen, weil nicht alles nach seinem Sinne ging. Sein Verstand war richtig und sein Charakter streng, und er war darin meinem Vater sehr ähnlich; nur hatte dieser dabei einen gewissen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward, in Geschäften nachzugeben und etwas gegen seine Ueberzeugung nicht zu thun, aber geschehen zu lassen, und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für sich oder vertraulich mit seiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um vieles jünger, und seine Selbstständigkeit ward durch seine äußern Umstände nicht wenig bestätigt. Er hatte eine sehr reiche Mutter gehabt und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuschusses, anstatt daß mein Vater bei seinem mäßigen Vermögen durch Besoldung an den Dienst festgeknüpft war. Noch unbiegsamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er schien von der Zeit an alles von sich entfernen zu wollen, was nicht von seinem Willen abhing.

In der Familie sagte man sich gelegentlich mit einiger Selbstgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrscheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns schon als Erben seines großen Vermögens ansehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der übrigen

ward nach diesen Hoffnungen nicht wenig gestimmt. Bei der Festigkeit seines Charakters hatte er sich gewöhnt, in der Unterredung niemand zu widersprechen, vielmehr die Meinung eines jeden freundlich anzuhören, und die Art, wie sich jeder eine Sache dachte, noch selbst durch Argumente und Beispiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte, glaubte stets mit ihm einerlei Meinung zu seyn; denn er hatte einen überwiegenden Verstand und konnte sich in alle Vorstellungsarten versetzen. Mit mir ging es ihm nicht so glücklich: denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahnung hatte, und so schonend, theilnehmend und verständig er mit mir über meine Gesinnungen sprach, so war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte sich doch der Endzweck seines ungewöhnlichen Aufenthalts bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, sich unter uns die jüngste Schwester ausersehen, um sie nach seinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß, sie konnte nach ihren körperlichen und geistigen Gaben, besonders wenn sich ein ansehnliches Vermögen noch mit auf die Schale legte, auf die ersten Partien Anspruch machen. Seine Gesinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimisch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verschaffte, wovon ich sehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schwester war mit seiner Fürsorge nicht so zufrieden und nicht so dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die sie bisher sehr weislich verborgen hatte: denn sie fürchtete wohl, was auch wirklich geschah, daß ich ihr auf alle mögliche Weise die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen sollen, widerrathen würde. Ich that mein Möglichstes, und es gelang mir. Die Absichten des Oheims waren zu ernsthaft und zu deutlich, und die Aussicht für meine Schwester bei ihrem Weltsinne zu reizend, als daß sie nicht eine Neigung, die ihr Verstand selbst mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben sollen.

Da sie nun den sanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, so war der Grund zu seinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er sie einer Freundin, die als Oberhofmeisterin in großem Ansehen stand, zur Aufsicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete sie zu dem Ort ihres neuen

Aufenthaltes. Wir kannten beide mit der Aufnahme, die wir erfuhren, sehr zufrieden seyn, und manchmal mußte ich über die Personen, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt spielte, heimlich lächeln.

In früheren Zeiten würde ein solches Verhältniß mich sehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bei allem, was mich umgab, sehr gelassen. Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden frisiren, putzte mich und dachte nichts dabei, als daß ich in meinem Verhältnisse diese Gallalivrée anzuziehen schuldig sey. In den angefüllten Sälen sprach ich mit allen und jeden, ohne daß mir irgend eine Gestalt oder ein Wesen einen starken Eindruck zurückgelassen hätte. Wenn ich wieder nach Hause kam, waren müde Beine meist alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verstande nützten die vielen Menschen, die ich sah; und als Muster aller menschlichen Tugenden, eines guten und edlen Betragens lernte ich einige Frauen, besonders die Oberhofmeisterin kennen, unter der meine Schwester sich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht so glückliche körperliche Folgen von dieser Reise. Bei der größten Enthaltsamkeit und der genauesten Diät war ich doch nicht, wie sonst, Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufstehen und Schlafengehen, Ankleiden und Ausfahren hing nicht, wie zu Hause, von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geselligen Kreises darf man nicht stecken, ohne unhöflich zu seyn; und alles was nöthig war, leistete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorübergehen würde, und weil ich mich gesunder als jemals fühlte. Dessenungeachtet mußte dieses fremde unruhige Leben auf mich stärker als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hause angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, so überfiel mich ein Blutsturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und schnell vorüberging, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lection aufzusagen. Ich that es freudig. Nichts fesselte mich an die Welt und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und so war ich in dem heitersten und ruhigsten Zustande und ward, indem ich Verzicht aufs Leben gethan hatte, beim Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszustehen, da meine Mutter mit einer

Und ſo das Herz erleichtert merkt bebende
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte ſich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

Aeolsharfen.

Geſpräch.

Er.

Ich dacht' ich habe keinen Schmerz
Und doch war mir ſo bang ums Herz,
Mir war's gebunden vor der Stirn
Und hohl im innerſten Gehirn —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt. —
Ihr Lebewohl war heitre Ruh,
Sie weint wohl jetzund auch wie du.

Sie.

Ja er iſt fort, das muß nun ſeyn!
Ihr Lieben laßt mich nur allein;
Sollt' ich euch ſeltſam ſcheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren,
Und da muß ich weinen.

---

drückenden Beschwerde überfallen wurde, die sie noch fünf Jahre trug, ehe sie die Schuld der Natur bezahlte. In dieser Zeit gab es manche Uebung. Oft, wenn ihr die Bangigkeit zu stark wurde, ließ sie uns des Nachts alle vor ihr Bette rufen, um wenigstens durch unsere Gegenwart zerstreut, wo nicht gebessert zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige Kopfschmerzen, die aber aufs längste nur sechsunddreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden sie bleibend, und wenn sie auf einen hohen Grad stiegen, so zerriß der Jammer mir das Herz. Bei diesen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am meisten, weil sie mich hinderte, meine heiligsten, liebsten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerst beschwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeschlagen, Wahrheit oder Phantasie sey, ob ich vielleicht nur nach andern gedacht, oder ob der Gegenstand meines Glaubens eine Realität habe? und zu meiner größten Unterstützung fand ich immer das letzte. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones hatte ich gesucht und gefunden, und das war es, was mir alles erleichterte. Wie ein Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach diesem Schutzort, wenn mich alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neueren Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselbe zu haben scheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beispiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrscheinlich weil sie sich Brief und Siegel wünschten, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl seyn, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen sie selbst gemacht haben!

Ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott gesucht hatte. Es ist unendlich viel gesagt, und doch kann und darf ich nicht mehr sagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritischen Augenblicke für mich war, so matt, so unbedeutend, unwahrscheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens ist, mir bewiesen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt sey! Er war mir nahe, ich war vor ihm:

das ist's, was ich mit geflissentlicher Vermeidung aller theologischen Systemsprache mit größter Wahrheit sagen kann.

Wie sehr wünscht' ich, daß ich mich auch damals ganz ohne System befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, sich seines eigenen Selbsts ohne fremde Formen in reinem Zusammenhang bewußt zu seyn? Mir war es Ernst mit meiner Seligkeit. Bescheiden vertraut' ich fremdem Ansehen; ich ergab mich völlig dem Hallischen Bekehrungssystem und mein ganzes Wesen wollte auf keine Wege hinpassen.

Nach diesem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieser Noth bald mehr, bald weniger die verschuldete Strafe erkennen und den Verschmack der Hölle kosten, der die Lust der Sünde verbittert. Endlich muß man eine sehr merkliche Versicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange sich oft versteckt und mit Ernst wiedergesucht werden muß.

Das alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig suchte, so ließ er sich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich sah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig gewesen und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angst. Nicht einen Augenblick ist mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreise meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menschen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unsichtbaren zugeschlossen war, schon so unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für sie eine Linderung zu versprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen schienen. Ich durfte nur Menschen auf dieser Welt ansehen, die gehässigen Gefühlen in ihrem Busen Raum geben, die sich gegen das Gute von irgend einer Art verstocken und sich und andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuschließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von sich — wie über allen Ausdruck schienen mir diese Menschen elend! Wer hätte eine Hölle schaffen können, um ihren Zustand zu verschlimmern!

Diese Gemüthsbeschaffenheit blieb mir, einen Tag wie den andern, zehn Jahre lang; sie erhielt sich durch viele Proben, auch am schmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieser Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfassung frommen, aber

ganz schulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundschaftlichen Verweis erdulden. Man meinte, mir eben zur rechten Zeit vorzustellen, welchen Ernst man anzuwenden hätte, um in gesunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernst wollt' ich es auch nicht fehlen lassen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen, und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken gewesen. Wie verwundert war ich aber, da es ein- für allemal nicht möglich war! Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt: auch bei meiner lieben Mutter schmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht. Doch lernt' ich vieles und ganz andere Sachen, als meine unberufenen Lehrmeister glaubten, in diesen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einsichten so mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und verwahrte meine Gesinnungen in der Stille. Eine gewisse Freundin, der ich erst zu viel eingeräumt hatte, wollte sich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieser war ich genöthigt mich los zu machen, und einst sagte ich ihr ganz entschieden, sie solle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rath nicht: ich kannte meinen Gott und wollte ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand sich sehr beleidigt, und ich glaube, sie hat mir's nie ganz verziehen.

Dieser Entschluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geistlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältnissen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beistand meines treuen unsichtbaren Führers hätt' es mir übel gerathen können, und noch muß ich über diese weise und glückliche Leitung erstaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußt' es selbst nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böse Ding, das uns von dem Wesen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Wesen, aus dem alles was Leben genannt werden soll, sich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannt' ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unsichtbaren Freunde fühlt' ich den süßesten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieses Glück immer zu genießen, war so groß, daß ich gern unterließ, was diesen Umgang störte, und hierin war die Erfahrung mein bester Lehrmeister. Allein es ging mir wie Kranken, die keine Arzenei haben und sich mit der Diät zu helfen suchen: es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einsamkeit kennt' ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beste Mittel gegen die mir so eigene Zerstreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Gesellschaft, so machte es einen desto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlichster Vortheil bestand darin, daß die Liebe zur Stille herrschend war und ich mich am Ende immer dahin wieder zurücksog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich suchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich schonte, daß ich mich nicht aussetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetische Vorsicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für schlimm und fand meinen Zustand wünschenswerth. Ohne sonderbare Umstände und Verhältnisse wär' ich auf dieser Stufe stehen geblieben, und ich kam nur auf einem sonderbaren Wege weiter. Gegen den Rath aller meiner Freunde knüpft' ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs stutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unsichtbaren Führer, und da dieser es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geist, Herz und Talenten hatte sich in der Nachbarschaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und seine Familie. Wir stimmten in unsern Sitten, Hausverfassungen und Gewohnheiten sehr überein und konnten uns daher bald an einander anschließen.

Philo, so will ich ihn nennen, war schon in gewissen Jahren und meinem Vater, dessen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewissen Geschäften von der größten Beihülfe. Er ward bald der innige Freund unseres Hauses, und da er, wie er sagte, an mir eine Person fand, die nicht das Ausschweifende und Leere der großen Welt und nicht das Trockene und Aengstliche der Stillen im Lande habe, so waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir sehr angenehm und sehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeste Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geschäfte zu mischen und irgend einen Einfluß zu suchen, so hört' ich doch gerne davon und wußte gerne, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich mir eine gefühllose Deutlichkeit zu verschaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrt' ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Diese letzten waren, wenn ich so sagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eifersüchtig und hatten dabei von mehr als Einer

Seite Recht, wenn sie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille; denn ich kannte selbst ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einsichten unterzuordnen, und doch wollte dießmal meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht ahnahnte, so ging ich meinen Pfad getrost fort.

Philo hatte im ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narcissen; nur hatte eine fromme Erziehung sein Gefühl mehr zusammengehalten und belebt: er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn jener in weltlichen Geschäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, so war dieser klar, scharf, schnell und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innersten Verhältnisse fast aller der vornehmen Personen, deren Aeußeres ich in der Gesellschaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von weitem zuzusehen. Philo konnte mir nichts mehr verhehlen; er vertraute mir nach und nach seine äußern und innern Verbindungen. Ich fürchtete für ihn: denn ich sah gewisse Umstände und Verwickelungen voraus, und das Uebel kam schneller als ich vermuthet hatte: denn er hatte mit gewissen Bekenntnissen immer zurückgehalten und auch zuletzt entdeckte er mir nur so viel, daß ich das Schlimmste vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich sah mit unbeschreiblicher Wehmuth einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch schuldig war, und es nun mit schweren rückständigen Zinsen abzahlte, und dieser Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns beide in dem fenderbarsten Zustande.

Nachdem ich mich lange mit seiner Gemüthsverfassung beschäftigt hatte, wendete sich meine Betrachtung auf mich selbst. Der Gedanke, du bist nicht besser als er, stieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete sich nach und nach aus und verfinsterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß, du bist nicht besser als er; ich fühlte es, und fühlte es so, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte. Und es war kein schneller Uebergang. Mehr als ein Jahr mußt' ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht unschränkt hätte,

ich ein Girard, ein Carreuche, ein Damiens und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlt' ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das leiseste gewahr werden können, so war mir jetzt die Möglichkeit derselben in der Ahnung aufs schrecklichste deutlich geworden, und doch kannte ich das Uebel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich schuldig seyn konnte und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine solche Geisteseschaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, sich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, die ich nach dem Tode hoffte, schicken könne, so wenig fürchtete ich, in eine solche Trennung zu gerathen. Bei allem Bösen, das ich in mir entdeckte, hatte ich ihn lieb und haßte was ich fühlte, ja ich wünschte es noch ernstlicher zu hassen, und mein ganzer Wunsch war, von dieser Krankheit und dieser Anlage zur Krankheit erlöst zu werden; und ich war gewiß, daß mir der große Arzt seine Hülfe nicht versagen würde.

Die einzige Frage war: Was heilt diesen Schaden? Tugendübungen? An die kennt' ich nicht einmal denken; denn zehn Jahre hatte ich schon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Gräuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten sie nicht auch, wie bei David, losbrechen können, als er Bathseba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sey? Sollt' es also wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menschheit seyn? Müssen wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend einmal die Herrschaft unserer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem besten Willen nichts anderes übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre kennt' ich keinen Trost schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsere Neigung bemeistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsere Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich schon einen viel entschiedenern Werth.

Indem ich einst die Lieder studirte, welche David nach jener häßlichen Katastrophe gedichtet hatte, war mir sehr auffallend, daß er das

in ihm wohnende Böse schon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte, daß er aber entsündigt seyn wollte, und daß er auf das dringendste um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den symbolischen Büchern wußt' ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jesu Christi uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erst, daß ich diesen so oft wiederholten Spruch noch nie verstanden hatte. Die Fragen: Was heißt das? wie soll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir sich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu sehen, daß das was ich suchte, in der Menschwerdung des ewigen Worts, durch das alles und auch wir erschaffen sind, zu suchen sey. Daß der Uranfängliche sich in die Tiefen, in denen wir stecken, die er durchschaut und umfaßt, einstmals als Bewohner begeben habe, durch unser Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe durchgegangen sey, daß er durch diesen sonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgestiegen, wo wir auch wohnen sollten, um glücklich zu seyn: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O, warum müssen wir, um von solchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zustände anzeigen! Wo ist vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum ist er uns ähnlich geworden, weil wir sonst keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieser unschätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben antwortet uns die Schrift. Was ist denn Glaube? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüths seyn.

Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben, flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethränktes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man seyn muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll und in der man selten ist.

Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug

war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Ahnden, das vermutlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblick wußte ich, was Glaube war.

Das ist Glaube! sagte ich, und sprang wie halb erschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit sich aufzuschwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte. Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden: sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt.

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden, ich hatte ihn niemals festhalten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein- und das anderemal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel ist er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott ist.

Mit dieser mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher sehr zufrieden gewesen, und wäre mir nicht durch sonderbare Schickung seit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir selbst außer allen Credit gekommen, so wäre ich vielleicht mit jenem Zustande immer zufrieden geblieben.

Nun aber hatte ich seit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher betrübte, aufschwingen, wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängstlich bellend stehen bleibt.

Meine Freude war unbeschreiblich, und ob ich gleich niemand etwas davon entdeckte, so merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Ursache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geschwiegen und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten gesucht! hätte ich mich doch nicht durch Umstände verleiten lassen, mit meinem Geheimnisse hervor zu treten! dann hätt' ich mir abermals einen großen Umweg ersparen können.

Da in meinem verborgenden zehnjährigen Christenlauf diese nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, so hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden: ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantasie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieses ist schon wahrhaft nützlich: denn schädliche Bilder und ihre bösen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unsere Seele oft ein und das andere von den geistigen Bildern, und schwingt sich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts Besseres hat, ist doch diese Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verschaffen uns kirchliche Anstalten, Glocken, Orgeln und Gesänge, und besonders die Vorträge unserer Lehrer. Auf sie war ich ganz unsäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu besuchen, und nur das sonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verursachen. Unsern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch seine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldenen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obste heraus zu finden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle möglichen Privaterbauungen, wie man sie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantasie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war so an diesen Gang gewöhnt, ich respectirte ihn so sehr, daß mir auch jetzt nichts Höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur fühlhörner und keine Augen; sie tastet nur und sieht nicht; ach! daß sie Augen bekäme und schauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geschah nun! Ich fand das nicht mehr, was ich sonst gefunden. Diese Prediger stumpften sich die Zähne an den Schalen ab, indessen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines, geistiges Bedürfniß zu fühlen.

Phile's Eltern hatten mit der Herrnhutischen Gemeinde in Verbindung gestanden; in seiner Bibliothek fanden sich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mit mir einigemal sehr klar und billig darüber gesprochen und mich ersucht, einige dieser Schriften durchzublättern, und

Er.

Zur Trauer bin ich nicht geſtimmt
Und Freude kann ich auch nicht haben:
Was ſollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!
Der Tag iſt mir zum Ueberdruß,
Langweilig iſt's, wenn Nächte ſich befeuern;
Mir bleibt der einzige Genuß
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern,
Und fühlteſt du den Wunſch nach dieſem Segen,
Du kämeſt mir auf halbem Weg entgegen.

Sie.

Du trauerſt daß ich nicht erſcheine,
Vielleicht entfernt ſo treu nicht meine,
Sonſt wär' mein Geiſt im Bilde da.
Schmückt Iris wohl des Himmels Bläue?
Laß regnen, gleich erſcheint die Neue;
Du weinſt! Schon bin ich wieder da.

Er.

Ja du biſt wohl an Iris zu vergleichen!
Ein liebenswürdig Wunderzeichen.
So ſchmiegſam herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie ſie.

Immer und überall.

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muſe ruft zu Bach und Thale
Tauſend aber tauſendmale.

Dank sey meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfassung so eingeschränkt hielt! Es war schon eine große Reise, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und schwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Ergötzungsstunden war die edle Phantasie mein Zeitvertreib. Der einzige Mensch, den ich sah, war Phile, den mein Vater sehr liebte, dessen offenes Verhältniß zu mir aber durch die letzte Erklärung einigermaßen gelitten hatte. Bei ihm war die Rührung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Versuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, so vermied er diese Materie um so leichter, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse immer neue Gegenstände des Gesprächs herbeiführen wußte.

Ich war also eine Herrnhutische Schwester auf meine eigene Hand und hatte diese neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen besonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu schätzen sehr Ursache hatte, und dessen große Verdienste auch gegenwärtig durch seine äußerste Abneigung gegen die Herrnhutische Gemeinde in meinen Augen nicht geschmälert wurden. Leider sollte dieser würdige Mann an mir und andern viele Betrübniß erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm, als einem, der Gott ernstlich suchte, in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben. Wie schmerzhaft war es daher für seinen geistlichen Führer, als dieser Cavalier sich in der Folge mit der Herrnhutischen Gemeinde einließ und sich lange unter den Brüdern aufhielt; wie angenehm dagegen, als sein Freund sich mit den Brüdern wieder entzweite, in der Nähe zu wohnen sich entschloß, und sich seiner Leitung aufs neue völlig zu überlassen schien!

Nun wurde der Neuangekommene gleichsam im Triumph allen besonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgestellt. Nur in unser Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater niemand mehr zu sehen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation: er hatte das Gefühl des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel schöne natürliche Eigenschaften, und ward bald der große Heilige für alle, die ihn kennen lernten, worüber sich sein geistlicher Gönner äußerst freute. Leider war jener nur über äußere Umstände mit der Gemeinde brouillirt, und im Herzen noch ganz Herrnhuter: er hing zwar wirklich an der Realität der Sache, allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt

hatte, höchst angemessen. Er war an jene Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er sich nunmehr vor seinem alten Freunde sorgfältig verbergen mußte, so war es ihm deste nothwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich erblickte, mit seinen Versuchen, Litaneien und Bilderchen hervorzurücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts, und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einst besuchte ich in einer freien Stunde eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an, und merkte bald, daß ich sie in einer Unterredung gestört hatte. Ich ließ mir nichts merken, erblickte aber zu meiner großen Verwunderung an der Wand einige Herrnhutische Bilder in zierlichen Rahmen. Ich faßte geschwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hause gewesen, vorgegangen seyn mochte, und bewillkommte diese neue Erscheinung mit einigen angemessenen Versen. Man denke sich das Erstaunen meiner Freundinnen! Wir erklärten uns, und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich suchte nun öfter Gelegenheit auszugehen. Leider fand ich sie nur alle drei bis vier Wochen, ward mit dem adeligen Apostel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich besuchte, wenn ich konnte, ihre Versammlungen, und bei meinem geselligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von andern zu vernehmen und andern mitzutheilen, was ich bisher nur in und mit mir selbst ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht so eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie sie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich symbolische Sprache, gefördert waren. Dessen ungeachtet ging ich mit ihnen fort und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Untersuchung und Herzensprüfung berufen sey. War ich doch auch durch manche unschuldige Uebung zum Bessern vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bei so zarten Gegenständen eher durch Worte versteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit stiller Verträglichkeit einen jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen gesellschaftlichen Genusses folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beinahe sagen, manches Scandal verursachten. Der Zeitpunkt war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher

der Herrnhutischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Demüthigung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anhänglichsten Zuhörer sich sämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung, und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurückziehen. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicherweise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit stiller Zufriedenheit: denn mich von solchen Empfindungen und Gegenständen selbst mit wohlwollenden Menschen zu unterhalten war mir schon verdrießlich, wenn sie den tiefsten Sinn nicht fassen konnten, und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widersachern zu streiten, worüber man sich kaum mit Freunden verstand, schien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle edle Menschen, die in diesem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr bestes Innerstes beinahe zerstörten.

So sehr auch der würdige Mann in diesem Falle Unrecht haben mochte, und so sehr man mich auch gegen ihn aufzubringen suchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung versagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in seine Art, diese Sachen anzusehen, mit Billigkeit versetzen. Ich hatte niemals einen Menschen ohne Schwäche gesehen; nur ist sie auffallender bei vorzüglichen Menschen. Wir wünschen und wollen nun ein für allemal, daß die, die so sehr privilegirt sind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen sollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann, und hoffte den Einfluß meiner stillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenstillstande zu nutzen. Ich weiß nicht was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer, und nahm ihn zu sich. Bei seiner Bahre weinten alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm gestritten hatten. Seine Rechtschaffenheit, seine Gottesfurcht hatte niemals jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um diese Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch diese Streitigkeiten gewissermaßen in einem andern Lichte erschienen war. Der Oheim hatte seine Plane auf meine Schwester in der Stille durchgeführt. Er stellte ihr einen jungen Mann von Stande

und Vermögen als ihren Bräutigam vor, und zeigte sich in einer reichlichen Aussteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein: die Schwester war frei und vorbereitet, und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet; Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen alle mit heiterm Geiste.

Zum erstenmal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geschmack, von seinem italiänischen Baumeister, von seinen Sammlungen und seiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das alles mit dem, was ich schon gesehen hatte, und machte mir ein sehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernsten und harmonischen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand, und der sich in jedem Saal und Zimmer verstärkte! Hatte Pracht und Zierrath mich sonst nur zerstreut, so fühlt' ich mich hier gesammelt und auf mich selbst zurückgeführt. Auch in allen Anstalten zu Feierlichkeiten und Festen erregten Pracht und Würde ein stilles Gefallen, und es war mir eben so unbegreiflich, daß Ein Mensch das alles hätte erfinden und anordnen können, als daß mehrere sich vereinigen könnten, um in einem so großen Sinne zusammenzuwirken. Und bei dem allem schienen der Wirth und die Seinigen so natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung selbst war unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Vocalmusik überraschte uns, und der Geistliche wußte dieser Ceremonie alle Feierlichkeit der Wahrheit zu geben.

Ich stand neben Philo, und statt mir Glück zu wünschen, sagte er mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit siedheißem Wasser begossen hätte.

Warum? fragte ich.

Es ist mir allezeit so, wenn ich eine Copulation ansehe, versetzte er.

Ich lachte über ihn, und habe nachher oft genug an seine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Gesellschaft, worunter viel junge Leute waren, schien noch einmal so glänzend, indem alles, was uns umgab, würdig und ernsthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tischaufsätze stimmten zu dem Ganzen, und wenn mir sonst die Baumeister mit

den Conditoren aus Einer Schule entsprungen zu seyn schienen, so war hier Conditer und Tafeldecker bei dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zusammenblieb, hatte der geistige und verständige Wirth für die Unterhaltung der Gesellschaft auf das mannichfaltigste gesorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich so oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemischte Gesellschaft sich befinde, die, sich selbst überlassen, zu den allgemeinsten und schalsten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die schlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranstaltet. Er hatte zwei bis drei Marschälle, wenn ich sie so nennen darf, bestellt: der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu sorgen: Tänze, Spazierfahrten, kleine Spiele waren von seiner Erfindung, und standen unter seiner Direction, und da junge Leute gern im Freien leben, und die Einflüsse der Luft nicht scheuen, so war ihnen der Garten und der große Gartensaal übergeben, an den zu diesem Endzwecke noch einige Galerien und Pavillons angebaut waren, zwar nur von Brettern und Leinwand, aber in so edlen Verhältnissen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward. Wie selten ist eine Fête, wobei derjenige, der die Gäste zusammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen! Jagd und Spielpartien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen, einsamen Gesprächen waren für die ältern Personen bereitet, und derjenige, der am frühesten zu Bette ging, war auch gewiß am weitesten von allem Lärm einquartiert.

Durch diese gute Ordnung schien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu seyn, und doch, wenn man uns bei nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß desselben und ohne den Geist des Wirthes wohl schwerlich so viele Leute darin beherbergt, und jeden nach seiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgestalteten Menschen ist, so angenehm ist uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verständigen, vernünftigen Wesens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen ist eine Freude, wenn es auch sonst geschmacklos gebaut und verziert ist: denn es zeigt uns die Gegenwart wenigstens von Einer Seite gebildeter Menschen. Wie doppelt angenehm

iſt es uns alſo, wenn aus einer menſchlichen Wohnung uns der Geiſt einer höhern, obgleich auch nur ſinnlichen Cultur entgegenſpricht!

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieſes auf dem Schloſſe meines Oheims anſchaulich. Ich hatte vieles von Kunſt gehört und geleſen; Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemälden und hatte eine ſchöne Sammlung: auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet: aber theils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt, und trachtete nur das Eine, was Noth iſt, erſt recht ins Reine zu bringen, theils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerſtreuen. Nun war ich zum erſtenmal durch etwas Aeußerliches auf mich ſelbſt zurückgeführt, und ich lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen vortrefflichen Geſang der Nachtigall und einem vierſtimmigen Hallelujah aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles andere in ſein Theil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammelt und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu ſeyn glaubte, demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Ueberzeugung das Rechte und Beſte war.

Wenn wir uns, ſagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe, ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden, ſo iſt es doch um deſto mehr unſere Schuldigkeit, nicht immer, wie der Advocat des böſen Geiſtes, nur auf die Blößen und Schwächen unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſerer Gottähnlichkeit beſtätigen können.

Ich lächelte und verſetzte: Beſchämen Sie mich nicht zu ſehr, lieber

Oheim, durch die Gefälligkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu ſagen haben, iſt für mich von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigenſten Sprache zu hören wünſchte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, ſchon zu überſetzen ſuchen.

Ich werde, ſagte er darauf, auch auf meine eigenſte Weiſe, ohne Veränderung des Tons fortfahren können. Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände ſo viel als möglich beſtimmt, und ſich ſo wenig als möglich von ihnen beſtimmen läßt. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus dieſen zufälligen Naturmaſſen ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Feſtigkeit zuſammenſtellt. Alles außer uns iſt nur Element, ja ich darf wohl ſagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt dieſe ſchöpferiſche Kraft, die das zu erſchaffen vermag, was ſeyn ſoll, und uns nicht ruhen und raſten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weiſe, dargeſtellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beſte Theil erwählt; Sie haben Ihr ſittliches Weſen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen geſucht, indeß wir andern wohl auch nicht zu tadeln ſind, wenn wir den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen.

Durch ſolche Geſpräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich verlangte von ihm, daß er mit mir ohne Condeſcendenz, wie mit ſich ſelbſt ſprach.

Glauben Sie nicht, ſagte der Oheim zu mir, daß ich Ihnen ſchmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menſchen, der deutlich weiß was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und ſie zu ergreifen und zu brauchen weiß; in wiefern ſein Zweck groß oder klein ſey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erſt nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und deſſen, was man bös in der Welt nennt, entſteht bloß, weil die Menſchen zu nachläſſig ſind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn ſie ſolche kennen, ernſthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müſſe ein Thurm gebaut werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls

einer Hütte unterschlüge. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfniß war mit Ihrer innern sittlichen Natur ins Reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hin behelfen, Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben.

Sie brauchen, versetzte ich hier, das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Absicht, gleichsam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns schon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Gesundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde.

Was es auch sey, versetzte er, der Verstand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge nach meiner Meinung das Verehrungswürdigste am Menschen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und der ist eben so übel daran, dem es immer nach der Waare gelüstet, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menschen deßhalb zu tadeln; denn sie sind eigentlich nicht Schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden, und in der sie sich nicht zu regieren wissen. So werden Sie zum Beispiel im Durchschnitt weniger üble Wirthe auf dem Lande, als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen: und warum? Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen, und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber ins weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, fuhr er fort, ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen

lieſt, nur damit man ſie los werde; und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends in einer Geſellſchaft ſehr zufrieden erzählte, daß er doch heute ſechs Kirchen und zwei Galerien bei Seite gebracht habe. Man will mancherlei wiſſen und kennen, und gerade das, was einen am wenigſten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch geſtillt wird, wenn man nach der Luft ſchnappt. Wenn ich einen Menſchen kennen lerne, frage ich ſogleich: Womit beſchäftigt er ſich? und wie und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage iſt auch mein Intereſſe an ihm auf zeitlebens entſchieden.

Sie ſind, lieber Oheim, verſetzte ich darauf, vielleicht zu ſtrenge, und entziehen manchem guten Menſchen, dem Sie nützlich ſeyn könnten, Ihre hülfreiche Hand.

Iſt es dem zu verdenken, antwortete er, der ſo lange vergebens an ihnen und um ſie gearbeitet hat? Wie ſehr leidet man nicht in der Jugend von Menſchen, die uns zu einer angenehmen Luſtpartie einzuladen glauben, wenn ſie uns in die Geſellſchaft der Danaiden oder des Siſyphus zu bringen verſprechen! Gott ſey Dank! ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn einer unglücklicherweiſe in meinen Kreis kommt, ſuche ich ihn auf die höflichſte Art hinaus zu complimentiren: denn gerade von dieſen Leuten hört man die bitterſten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wiſſenſchaften, über den Leichtſinn der Künſtler, über die Leerheit der Dichter, und was alles noch mehr iſt. Sie bedenken am wenigſten, daß eben ſie ſelbſt und die Menge, die ihnen gleich iſt, gerade das Buch nicht leſen würden, das geſchrieben wäre wie ſie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd ſey, und daß ſelbſt ein gutes Kunſtwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch laſſen Sie uns abbrechen, es iſt hier keine Zeit zu ſchelten noch zu klagen.

Er leitete meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gemälde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge hielt ſich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenſtand bedeutend war; er ließ es eine Weile geſchehen, dann ſagte er: Gönnen Sie nun auch dem Genius, der dieſe Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit! Gute Gemüther ſehen ſo gerne den Finger Gottes in der Natur; warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken? Er machte mich ſodann auf unſcheinbare Bilder aufmerkſam, und ſuchte mir begreiflich

zu machen, daß eigentlich die Geſchichte der Kunſt allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinaufarbeitet, kennen müſſe, um zu begreifen, wie es möglich ſey, daß das Genie auf dem Gipfel, bei deſſen bloßem Anblick uns ſchwindelt, ſich frei und fröhlich bewege.

Er hatte in dieſem Sinne eine ſchöne Reihe zuſammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir ſie auslegte, die moraliſche Bildung hier wie im Gleichniſſe vor mir zu ſehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, verſetzte er: Sie haben vollkommen Recht, und wir ſehen daraus, daß man nicht wohl thut, der ſittlichen Bildung einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen, nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Cultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herabzugleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerem herabzuwürdigen.

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele; aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurückdachte, daß unter den Liedern, die mich erbaut hatten, manches abgeſchmackte mochte geweſen ſeyn, und daß die Bildchen, die ſich an meine geiſtlichen Ideen anſchloſſen, wohl ſchwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte ſich indeſſen öfters in der Bibliothek aufgehalten, und führte mich nunmehr auch in ſelbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jenem Sinne geſammelt: denn es waren beinahe auch nur ſolche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen oder uns zur rechten Ordnung anweiſen, die uns entweder rechte Materialien geben oder uns von der Einheit unſeres Geiſtes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unſäglich geleſen, und in gewiſſen Fächern war mir faſt kein Buch unbekannt; um deſto angenehmer war mir's, hier von der Ueberſicht des Ganzen zu ſprechen, um Lücken zu bemerken, wo ich ſonſt nur eine beſchränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung geſehen hatte.

Sobald ein friſches Kelchlein blüht,
Es fordert neue Lieder;
Und wenn die Zeit verrauſchend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

April.

Augen ſagt mir, ſagt was ſagt ihr?
Denn ihr ſagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichſten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt ihr.

Doch ich glaub' euch zu erfaſſen:
Hinter dieſer Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt ſich ſelber überlaſſen,

Dem es wohl behagen müßte,
Unter ſo viel ſtumpfen, blinden,
Endlich einen Blick zu finden
Der es auch zu ſchätzen wüßte.

Und indem ich dieſe Chiffern
Mich verſenke zu ſtudiren,
Laßt euch ebenfalls verführen
Meine Blicke zu entziffern!

Zugleich machten wir die Bekanntschaft eines sehr interessanten stillen Mannes. Er war Arzt und Naturforscher, und schien mehr zu den Penaten, als zu den Bewohnern des Hauses zu gehören. Er zeigte uns das Naturaliencabinet, das, wie die Bibliothek, in verschlossenen Glasschränken zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum veredelte, ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend, und zeigte meinem Vater mehrere Gegenstände, die er ehemals auf das Krankenbette seines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verhehlte der Arzt so wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er sich mir in Absicht auf religiöse Gesinnungen nähere, lebte dabei den Oheim außerordentlich wegen seiner Toleranz und Schätzung von allem, was den Werth und die Einheit der menschlichen Natur anzeige und befördere; nur verlange er freilich von allen andern Menschen ein Gleiches und pflege nichts so sehr, als individuellen Dünkel und ausschließende Beschränktheit, zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schwester sah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er sprach verschiedenemal mit mir über das, was er für sie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte schöne Güter, die er selbst bewirthschaftete und die er in dem besten Zustande seinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, schien er besondere Gedanken zu hegen: ich werde es, sagte er, nur einer Person überlassen, die zu kennen, zu schätzen und zu genießen weiß was es enthält, und die einsieht, wie sehr ein Reicher und Vernehmer, besonders in Deutschland, Ursache habe, etwas Mustermäßiges aufzustellen.

Schon war der größte Theil der Gäste nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abschied und glaubten die letzte Scene der Feierlichkeit erlebt zu haben, als wir aufs neue durch seine Aufmerksamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überrascht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schwester Trauung ein Chor Menschenstimmen sich ohne alle Begleitung irgend eines Instruments hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verschaffen; er schien nicht darauf zu merken. Wie überrascht waren wir daher, als er eines Abends zu uns sagte: Die Tanzmusik hat sich entfernt; die jungen flüchtigen Freunde haben uns verlassen; das Ehepaar selbst sieht schon ernsthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer solchen Epoche von einander zu scheiden,

da wir uns vielleicht nie, wenigstens anders wiedersehen, regt uns zu einer feierlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann, als durch eine Musik, deren Wiederholung Sie schon früher zu wünschen schienen.

Er ließ durch das indeß verstärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor uns vier- und achtstimmige Gesänge vortragen, die uns, ich darf wohl sagen, wirklich einen Vorschmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Gesang gekannt, in welchem gute Seelen, oft mit heiserer Kehle, wie die Waldvögelein, Gott zu loben glauben, weil sie sich selbst eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Musik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, selten aber auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen hingerissen wird. Nun vernahm ich eine Musik, aus dem tiefsten Sinne der trefflichsten menschlichen Naturen entsprungen, die durch bestimmte und geübte Organe in harmonischer Einheit wieder zum tiefsten besten Sinne des Menschen sprach, und ihn wirklich in diesem Augenblicke seine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateinische geistliche Gesänge, die sich wie Juwelen in dem goldenen Ringe einer gesitteten weltlichen Gesellschaft ausnahmen und mich, ohne Anforderung einer sogenannten Erbauung, auf das geistigste erhoben und glücklich machten.

Bei unserer Abreise wurden wir alle auf das edelste beschenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunstmäßiger und schöner gearbeitet und emaillirt, als man es sonst zu sehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befestigt wurde, und den er als den edelsten Stein einer Naturaliensammlung anzusehen bat.

Meine Schwester zog nun mit ihrem Gemahl auf seine Güter; wir andern kehrten alle nach unsern Wohnungen zurück und schienen uns, was unsere äußern Umstände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu seyn. Wir waren wie aus einem Feenschlosse auf die platte Erde gesetzt und mußten uns wieder nach unserer Weise benehmen und behelfen.

Die sonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreis gemacht hatte, ließen einen schönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in seiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern suchte, indem er mir von Zeit zu Zeit, von

seinen besten und gefälligsten Kunstwerken zusandte, und wenn ich sie lange genug genossen hatte, wieder mit andern vertauschte.

Ich war zu sehr gewohnt, mich mit mir selbst zu beschäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen, und mich davon mit ähnlich gesinnten Personen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerksamkeit ein Kunstwerk hätte betrachten sollen, ohne bald auf mich selbst zurückzukehren. Ich war gewohnt, ein Gemälde und einen Kupferstich nur anzusehen wie die Buchstaben eines Buchs. Ein schöner Druck gefällt wohl; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So sollte mir auch eine bildliche Darstellung etwas sagen, sie sollte mich belehren, rühren, bessern: und der Oheim mochte in seinen Briefen, mit denen er seine Kunstwerke erläuterte, reden was er wollte, so blieb es mit mir doch immer beim Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie, von solchen Betrachtungen, ja eine Weile von mir selbst ab; ich mußte dulden und wirken, mehr als meine schwachen Kräfte zu ertragen schienen.

Meine ledige Schwester war bisher mein rechter Arm gewesen: gesund, stark und unbeschreiblich gütig, hatte sie die Besorgung der Haushaltung über sich genommen, wie mich die persönliche Pflege des alten Vaters beschäftigte. Es überfällt sie ein Katarrh, woraus eine Brustkrankheit wird, und in drei Wochen liegt sie auf der Bahre; ihr Tod schlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne ansehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe sie noch beerdigt war: der alte Schaden auf meiner Brust schien aufzuwachen; ich hustete heftig, und war so heiser, daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schwester kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, seine Kinder und die Hoffnung seiner Nachkommenschaft auf einmal zu verlieren; seine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer: ich flehte zu Gott um Herstellung einer leidlichen Gesundheit, und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu fristen. Ich genas, und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weise erfüllen.

Meine Schwester ward wieder guter Hoffnung. Mancherlei Sorgen, die in solchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir

mitgetheilt; sie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das sollte dem Vater verborgen bleiben; ich mußte Schiedsrichter seyn und konnt' es um so eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und beide wirklich gute Menschen waren, nur daß beide, anstatt einander nachzusehen, mit einander rechteten, und aus Begierde, völlig mit einander überein zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernst angreifen, und das ausüben, was ich sonst nur gesungen hatte.

Meine Schwester gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reisen. Beim Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bei der Taufe erschien er mir gegen seine Art wie begeistert, ja ich möchte sagen, als ein Genius mit zwei Gesichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte, mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdische Leben, das in dem Knaben entsprungen war, der von ihm abstammte. Er ward nicht müde, auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von seiner Gestalt, seiner Gesundheit, und dem Wunsche, daß die Anlagen dieses neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hause anlangten, und erst nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, die sich nach Tisch ohne Frost durch eine etwas ermattende Hitze äußerte. Er legte sich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und versah treulich seine Amtsgeschäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernsthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geistes, die Klarheit und Deutlichkeit vergessen, womit er die Angelegenheiten seines Hauses, die Besorgung seines Begräbnisses, als wie das Geschäft eines andern, mit der größten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm sonst nicht eigen war und die bis zu einer lebhaften Freude stieg, sagte er zu mir: Wo ist die Todesfurcht hingekommen, die ich sonst noch wohl empfand? Sollte ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott; das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Mir die Umstände seines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, ist in meiner Einsamkeit eine meiner angenehmsten Unterhaltungen, und die sichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabei wird mir niemand wegräsonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem strengsten Gehorsam, aus der größten Einschränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speise, die man lange entbehrt hat. Sonst war ich selten zwei Stunden außer dem Hause; nun verlebte ich kaum Einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich sonst nur abgerissene Besuche machen konnte, wollten sich meines anhaltenden Umgangs, so wie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfters wurde ich zu Tisch geladen, Spazierfahrten und kleine Lustreisen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Cirkel durchlaufen war, sah ich, daß das unschätzbare Glück der Freiheit nicht darin besteht, daß man alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umstände einladen, sondern daß man das ohne Hinderniß und Rückhalt auf dem geraden Wege thun kann, was man für recht und schicklich hält, und ich war alt genug, in diesem Falle ohne Lehrgeld zu der schönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht versagen konnte, war so bald als nur möglich den Umgang mit den Gliedern der Herrnhutischen Gemeinde fortzusetzen und fester zu knüpfen, und ich eilte, einige ihrer nächsten Einrichtungen zu besuchen: aber auch da fand ich keineswegs, was ich mir vorgestellt hatte. Ich war ehrlich genug, meine Meinung merken zu lassen, und man suchte mir hinwieder beizubringen, diese Verfassung sey gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeinde. Ich konnte mir das gefallen lassen; doch hätte nach meiner Ueberzeugung der wahre Geist aus einer kleinen so gut, als aus einer großen Anstalt hervorblicken sollen.

Einer ihrer Bischöfe, der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, beschäftigte sich viel mit mir; er sprach vollkommen Englisch, und weil ich es ein wenig verstand, meinte er, es sey ein Wink, daß wir zusammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht: sein Umgang konnte mir nicht im geringsten gefallen. Er war ein Messerschmied, ein geborener Mähre; seine Art, zu denken, konnte das Handwerksmäßige nicht verläugnen. Besser verstand ich mich mit dem Herrn von L., der Major in französischen Diensten gewesen war; aber zu der Unterthänigkeit, die er gegen seine Vorgesetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fähig; ja es war mir, als wenn man mir eine Ohrfeige gebe, wenn ich die Majorin und andere, mehr oder weniger angesehene Frauen dem Bischof die Hand küssen sah. Indessen wurde doch eine Reise nach

Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Besten, niemals zu Stande kam.

Meine Schwester war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu seyn und zu denken, wie sie dereinst, uns ähnlich, erzogen werden sollte. Mein Schwager war dagegen sehr unzufrieden, als in dem Jahre darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünschte bei seinen großen Gütern Knaben um sich zu sehen, die ihm einst in der Verwaltung beistehen könnten.

Ich hielt mich bei meiner schwachen Gesundheit still, und bei meiner ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den Tod nicht, ja ich wünschte zu sterben, aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu untersuchen, und ihm immer näher zu kommen. In den vielen schlaflosen Nächten habe ich besonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beschreiben kann.

Es war, als wenn meine Seele ohne Gesellschaft des Körpers dächte; sie sah den Körper selbst als ein ihr fremdes Wesen an, wie man etwa ein Kleid ansieht. Sie stellte sich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor, und fühlte daraus, was folgen werde. Alle diese Zeiten sind dahin; was folgt wird auch dahin gehen: der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber ich, das wohlbekannte Ich, ich bin.

Diesem großen, erhabenen und tröstlichen Gefühle so wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der sich mir immer näher verband; es war der Arzt, den ich in dem Hause meines Oheims hatte kennen lernen, und der sich von der Verfassung meines Körpers und meines Geistes sehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir, wie sehr diese Empfindungen, wenn wir sie, unabhängig von äußeren Gegenständen, in uns nähren, uns gewissermaßen aushöhlen, und den Grund unseres Daseyns untergraben. Thätig zu seyn, sagt er, ist des Menschen erste Bestimmung, und alle Zwischenzeiten, in denen er auszuruhen genöthigt ist, sollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals seine Thätigkeit erleichtert.

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eignen Körper als einen äußern Gegenstand anzusehen, und da er wußte, daß ich meine Constitution, mein Uebel und die medicinischen Hülfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber

Arzt geworden war, so leitete er meine Aufmerksamkeit von der Kenntniß des menschlichen Körpers und der Sezereien auf die übrigen nachbarlichen Gegenstände der Schöpfung, und führte mich wie im Paradiese umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichniß fortsetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnen.

Wie gerne sah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug; wie interessant war mir das Werk seiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem seines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften aufs neue mit meiner Schwester auf einen Knaben, dem mein Schwager so sehnlich entgegensah, und dessen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann starb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schwester folgte ihm, nachdem sie der Welt einen schönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlassenen Kinder konnte ich nur mit Wehmuth ansehen. So manche gesunde Person war vor mir, der Kranken, hingegangen; sollte ich nicht vielleicht von diesen hoffnungsvollen Blüthen manche abfallen sehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wissen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, besonders in dem höheren Stande, heranwächst, und es schien mir, als wenn sie seit der Zeit meiner Jugend sich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte, daß ich bei meiner Schwäche wenig oder nichts für die Kinder zu thun im Stande sey; um deste erwünschter war mir des Oheims Entschluß, der natürlich aus seiner Denkungsart entsprang, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erziehung dieser liebenswürdigen Geschöpfe zu verwenden. Und gewiß, sie verdienten es in jedem Sinne, sie waren wohlgebildet, und versprachen, bei ihrer großen Verschiedenheit, sämmtlich gutartige und verständige Menschen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerksam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte sorgfältig die Bilder seiner Vorfahren aufbewahrt, sich selbst und seine Kinder von leidlichen Meistern malen lassen; auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergessen worden. Wir kannten die Charaktere der ganzen Familie genau, und da wir sie oft unter einander verglichen hatten, so suchten wir nun bei den Kindern die Aehnlichkeiten des Aeußern und Innern wieder auf. Der älteste Sohn meiner Schwester schien seinem Großvater väterlicher Seite zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild,

sehr gut gemalt, in der Sammlung unseres Oheims aufgestellt war; auch liebte er, wie jener, der sich immer als ein braver Officier gezeigt hatte, nichts so sehr, als das Gewehr, womit er sich immer, so oft er mich besuchte, beschäftigte. Denn mein Vater hatte einen sehr schönen Gewehrschrank hinterlassen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Pistolen und eine Jagdflinte schenkte, und bis er herausgebracht hatte, wie ein deutsches Schloß aufzuziehen sey. Uebrigens war er in seinen Handlungen und seinem ganzen Wesen nichts weniger als rauh, sondern vielmehr sanft und verständig.

Die älteste Tochter hatte meine ganze Neigung gefesselt, und es mochte wohl daher kommen, weil sie mir ähnlich sah, und weil sie sich von allen vieren am meisten zu mir hielt. Aber ich kann wohl sagen, je genauer ich sie beobachtete, da sie heranwuchs, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beinahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehen. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche, auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platze war, und eben so konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sich nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung hab' ich in meinem Leben nicht wiedergesehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige. Ich gestehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthätigkeit ein Geschäft zu machen: ich war nicht karg gegen Arme, ja ich gab oft in meinem Verhältnisse zu viel dahin, aber gewissermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir jemand angeboren seyn, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe sie niemals einem Armen Geld geben sehen, und was sie von mir zu diesem Endzweck erhielt, verwandelte sie immer erst in das nächste Bedürfniß. Niemals erschien sie mir liebenswürdiger, als wenn sie meine Kleider und Wäschschränke plünderte; immer fand sie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und diese alten Sachen zusammenzuschneiden und sie irgend einem zerlumpten Kinde anzupassen, war ihre größte Glückseligkeit.

Die Gesinnungen ihrer Schwester zeigten sich schon anders: sie hatte

vieles von der Mutter, versprach schon frühe, sehr zierlich und reizend zu werden, und scheint ihr Versprechen halten zu wollen; sie ist sehr mit ihrem Aeußern beschäftigt, und wußte sich von früher Zeit an auf eine in die Augen fallende Weise zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken sie sich als ein kleines Kind im Spiegel besah, als ich ihr die schönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlassen hatte, und die sie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich diese verschiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm, zu denken, wie meine Besitzungen nach meinem Tode unter sie zerfallen, und durch sie wieder lebendig werden würden. Ich sah die Jagdflinten meines Vaters schon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln, und aus seiner Jagdtasche schon wieder Hühner herausfallen; ich sah meine sämmtliche Garderobe bei der Osterconfirmation lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen, und mit meinen besten Stoffen ein sittsames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geschmückt: denn zu Ausstattung solcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine besondere Neigung, ob sie gleich, wie ich hier bemerken muß, selbst keine Art von Liebe, und wenn ich so sagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen, wie es sich bei mir in meiner Jugend so lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weise merken ließ. Wenn ich nun dachte, daß die jüngste an eben demselben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, so sah ich mit Ruhe meine Besitzungen, wie meinen Körper, den Elementen wiedergegeben.

Die Kinder wuchsen heran, und sind zu meiner Zufriedenheit gesunde, schöne und wackere Geschöpfe. Ich ertrag' es mit Geduld, daß der Oheim sie von mir entfernt hält, und sehe sie, wenn sie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt sind, selten. Ein wunderbarer Mann, den man für einen französischen Geistlichen hält, ohne daß man recht von seiner Herkunft unterrichtet ist, hat die Aufsicht über die sämmtlichen Kinder, welche an verschiedenen Orten erzogen werden, und bald hier bald da in der Nest sind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieser Erziehung sehen, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete, der Oheim habe sich durch den Abbé überzeugen lassen, daß, wenn man an der Erziehung des Menschen etwas thun wolle, müsse man sehen, wohin seine Neigungen und Wünsche gehen. Sodann müsse man ihn in die Lage versetzen, jene so bald als möglich

zu befriedigen, diese so bald als möglich zu erreichen, damit der Mensch, wenn er sich geirrt habe, früh genug seinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, desto eifriger daran halte und sich desto emsiger fortbilde. Ich wünsche, daß dieser sonderbare Versuch gelingen möge: bei so guten Naturen ist es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an diesen Erziehern billigen kann, ist, daß sie alles von den Kindern zu entfernen suchen, was sie zu dem Umgange mit sich selbst und mit dem unsichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deßhalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Praktischen ist doch kein Mensch tolerant! Denn wer auch versichert, daß er jedem seine Art und Wesen gerne lassen wolle, sucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuschließen, die nicht so denken wie er.

Diese Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübt mich desto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt seyn kann. Warum sollte er nicht einen göttlichen Ursprung, nicht einen wirklichen Gegenstand haben, da er sich im Praktischen so wirksam erweist? Werden wir durchs Praktische doch unseres eigenen Daseyns selbst erst recht gewiß; warum sollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Wesen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu thun, was ich für Recht halte, selbst bei der Schwäche meines Körpers, der mir so manchen Dienst versagt: läßt sich das alles aus der menschlichen Natur, deren Verderben ich so tief eingesehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes; es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führt; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen, und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue. Gott sey Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück schuldig bin und daß ich an diese Vorzüge nur mit Demuth denken darf! Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eigenes Können und Vermögen stolz zu werden, da ich so deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, sich erzeugen und nähren könne.

Mai.

Leichte Silberwolken ſchweben
Durch die erſt erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer ſanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte;
Leiſe wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin;
Und wie reingewaſchen, helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt ſich das junge Grün.

Still iſt Luft und Lüftchen ſtille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieſer Fülle,
Von den Bäumen durch's Geſträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Büdchen Flatterſchaar,
Das bewegt und regt ſo ſchnelle,
Wie der Morgen ſie gebar,
Flügelhaft ſich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieſer Hütte?
Und wie Zimmer, die gerechten,
Bank und Tiſchchen in der Mitte!
Und ſo bin ich noch verwundert,
Sonne ſinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Frühling war in ſeiner völligen Herrlichkeit erſchienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedroht hatte, ging ſtürmiſch an den Bergen nieder; der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erſchien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen, und ſah ihn mit Wehmuth an.

Ach! ſagte er zu ſich ſelbſt, erſcheinen uns denn eben die ſchönſten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müſſen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden ſollen? Ein heiterer Tag iſt wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt anſehen, und was kann uns rühren, als die Hoffnung, daß die angeborene Neigung unſeres Herzens nicht ohne Gegenſtand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anſchauen jedes harmoniſchen Gegenſtandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde ſind, wir wähnen einer Heimath näher zu ſeyn, nach der unſer Beſtes, Innerſtes ungeduldig hinſtrebt.

Inzwiſchen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der ſich zu ihm geſellte, mit ſtarkem Schritte neben dem Pferde blieb, und nach einigen gleichgültigen Reden zu dem Reiter ſagte: Wenn ich mich nicht irre, ſo muß ich Sie irgendwo ſchon geſehen haben.

Ich erinnere mich Ihrer auch, verſetzte Wilhelm. Haben wir nicht zuſammen eine luſtige Waſſerfahrt gemacht?

Ganz recht! erwiederte der andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer, und ſagte nach einigem Stillſchweigen: Ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen ſeyn mag; damals hielt ich Sie für einen lutheriſchen Landgeiſtlichen, und jetzt ſehen Sie mir eher einem katholiſchen ähnlich.

Heute betrügen Sie sich wenigstens nicht, sagte der andere, indem er den Hut abnahm, und die Tonsur sehen ließ. Wo ist denn Ihre Gesellschaft hingekommen? sind Sie noch lange bei ihr geblieben?

Länger als billig: denn leider, wenn ich an jene Zeit zurückdenke, die ich mit ihr zugebracht habe, so glaube ich in ein unendliches Leeres zu sehen: es ist mir nichts davon übrig geblieben.

Darin irren Sie sich: alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unserer Bildung bei; doch es ist gefährlich, sich davon Rechenschaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder stolz und lässig, oder niedergeschlagen und kleinmüthig, und eins ist für die Folge so hinderlich als das andere. Das Sicherste bleibt immer, nur das Nächste zu thun was vor uns liegt; und das ist jetzt, fuhr er mit einem Lächeln fort, daß wir eilen ins Quartier zu kommen.

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lotario's Gut sey? Der andere versetzte, daß es hinter dem Berge liege. Vielleicht treffe ich Sie dort an, fuhr er fort; ich habe nur in der Nachbarschaft noch etwas zu besorgen. Leben Sie so lange wohl! Und mit diesen Worten ging er einen steilen Pfad, der schneller über den Berg hinüberzuführen schien.

Ja wohl hat er Recht! sagte Wilhelm vor sich, indem er weiter ritt: an das Nächste soll man denken, und für mich ist wohl jetzt nichts Näheres, als der traurige Auftrag, den ich ausrichten soll. Laß sehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grausamen Freund beschämen soll.

Er fing darauf an, sich dieses Kunstwerk vorzusagen: es fehlte ihm auch nicht eine Sylbe, und je mehr ihm sein Gedächtniß zu Statten kam, desto mehr wuchs seine Leidenschaft und sein Muth. Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor seiner Seele gegenwärtig.

Geist meiner Freundin! rief er aus, umschwebe mich! und wenn es dir möglich ist, so gieb mir ein Zeichen, daß du besänftigt, daß du versöhnt seyst!

Unter diesen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen, und sah an dessen Abhang an der andern Seite ein wunderliches Gebäude liegen, das er sogleich für Lotario's Wohnung hielt. Ein altes unregelmäßiges Schloß mit einigen Thürmen und Giebeln schien die erste Anlage dazu gewesen zu seyn; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die, theils nah, theils in einiger Entfernung

davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zusammenhingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architektonische Ansehen schien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu seyn. Keine Spur von Wall und Graben war zu sehen, eben so wenig als von künstlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüse- und Baumgarten drang bis an die Häuser hinan, und kleine nutzbare Gärten waren selbst in den Zwischenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung; Gärten und Felder schienen durchaus in dem besten Zustande.

In seine eigenen leidenschaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das was er sah, nachzudenken, stellte sein Pferd in einem Gasthofe ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schlosse zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl schwerlich vor den Herrn kommen werde: der Herr habe viel Briefe zu schreiben, und schon einige seiner Geschäftsleute abweisen lassen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort ersuchte er ihn sich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm gieng unruhig auf und ab, und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umherhingen; er wiederholte den Anfang seiner Rede, und sie schien ihm in Gegenwart dieser Harnische und Kragen erst recht am Platz. So oft er etwas rauschen hörte, setzte er sich in Positur, um seinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erst den Brief zu überreichen und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er schon getäuscht worden, und fing wirklich an, verdrießlich und verstimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthüre ein wohlgebildeter Mann, in Stiefeln und einem schlichten Ueberrocke, heraustrat.

Was bringen Sie mir Gutes? sagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen. Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen!

Er faltete, indem er dieses sprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das Blatt Aureliens, und sagte: Ich bringe die letzten Worte einer Freundin, die Sie nicht ohne Rührung lesen werden.

Lothario nahm diesen Brief und gieng sogleich in das Zimmer zurück,

wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offene Thüre sehen konnte, erst noch einige Briefe siegelte und überschrieb, dann Aureliens Brief eröffnete und las. Er schien das Blatt einigemal durchgelesen zu haben, und Wilhelm, obgleich seinem Gefühl nach die pathetische Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht passen wollte, nahm sich doch zusammen, ging auf die Schwelle los und wollte seinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Cabinets sich öffnete und der Geistliche hereintrat.

Ich erhalte die wunderlichste Depesche von der Welt, rief Lothario ihm entgegen. Verzeihen Sie mir, fuhr er fort, indem er sich gegen Wilhelmen wandte, wenn ich in diesem Augenblicke nicht gestimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bei uns! und Sie sorgen für unsern Gast, Abbé, daß ihm nichts abgeht.

Mit diesen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen; der Geistliche nahm unsern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerstreben folgte.

Stillschweigend giengen sie durch wunderliche Gänge, und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geistliche führte ihn ein und verließ ihn ohne weitere Entschuldigung. Bald darauf erschien ein munterer Knabe, der sich bei Wilhelmen als seine Bedienung ankündigte und das Abendessen brachte, bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauses, wie man zu frühstücken, zu speisen, zu arbeiten und sich zu vergnügen pflegte, manches erzählte, und besonders zu Lothario's Ruhm gar vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, so suchte ihn Wilhelm doch bald loszuwerden: er wünschte allein zu seyn; denn er fühlte sich in seiner Lage äußerst gedrückt und beklommen. Er machte sich Vorwürfe, seinen Vorsatz so schlecht vollführt, seinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben: bald nahm er sich vor, den andern Morgen das Versäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lothario's Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen stimmte. Das Haus, worin er sich befand, kam ihm auch so wunderbar vor; er wußte sich in seine Lage nicht zu finden. Er wollte sich ausziehen und öffnete seinen Mantelsack; mit seinen Nachtsachen brachte er zugleich den Schleier des Geistes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte seine traurige Stimmung. Flieh, Jüngling! flieh! rief er aus, was soll das mystische Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen? Weit besser hätte der Geist mir zugerufen: Kehre in dich selbst zurück! Er betrachtete die englischen Kupfer, die an der Wand in

Rahmen hingen; gleichgültig sah er über die meisten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich strandendes Schiff vorgestellt: ein Vater mit seinen schönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer schien Aehnlichkeit mit jener Amazone zu haben; ein unaussprechliches Mitleiden ergriff unsern Freund, er fühlte ein unwiderstehliches Bedürfniß, seinem Herzen Luft zu machen; Thränen drangen aus seinem Auge, und er konnte sich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erschienen ihm gegen Morgen. Er fand sich in einem Garten, den er als Knabe öfters besucht hatte, und sah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Marianne begegnete ihm, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide; und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwei Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Mariannen bei der Hand und führte sie nach einer Laube. Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer, nur sah er Aurelien an dem entgegengesetzten Fenster stehen; er ging sie anzureden, allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah in einem fremden Garten viele Menschen beisammen, von denen er einige sogleich erkannte. Frau Melina saß unter einem Baum und spielte mit einer Rose, die sie in der Hand hielt; Laertes stand neben ihr und zählte Geld aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Grase, jene ausgestreckt auf dem Rücken, dieser auf dem Gesichte. Philine trat hervor, und klatschte über den Kindern in die Hände; Mignon blieb unbeweglich, Felix sprang auf und floh vor Philinen. Erst lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann schrie er ängstlich, als der Harfenspieler mit großen langsamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief gerade auf einen Teich los: Wilhelm eilte ihm nach, aber zu spät: das Kind lag im Wasser! Wilhelm stand wie eingewurzelt. Nun sah er die schöne Amazone an der andern Seite des Teiche: sie streckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin; das Kind durchstrich das Wasser in gerader Richtung auf den Finger zu, und folgte ihr nach, wie sie ging; endlich reichte sie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indessen näher gekommen; das Kind brannte über und über, und es

fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch besorgter, doch die Amazone nahm schnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit: das Feuer war sogleich gelöscht. Als sie den Schleier aufhob, sprangen zwei Knaben hervor, die zusammen muthwillig hin und her spielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging, und in der Entfernung seinen Vater und Mariannen in einer Allee spazieren sah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben schien. Er richtete seinen Weg auf beide zu, und machte mit seiner schönen Begleiterin den Durchschnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und sie mit großem Gelächter und allerlei Possen aufhielt. Sie wollten demungeachtet ihren Weg weiter fortsetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu: der Vater und Marianne schienen vor ihm zu fliehen; er lief nur desto schneller, und Wilhelm sah jene fast im Fluge durch die Allee hinschweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er sich halten! Mit dieser gemischten Empfindung wachte er auf und fand sein Zimmer schon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweites Capitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühstück ein; dieser fand den Abbé schon im Saale; Lothario, hieß es, sey ausgeritten. Der Abbé war nicht sehr gesprächig und schien eher nachdenklich zu seyn; er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Theilnahme der Erzählung Wilhelms zu.

Ach! rief er aus, wem es lebhaft und gegenwärtig ist, welche unendlichen Operationen Natur und Kunst machen müssen, bis ein gebildeter Mensch da steht, wer selbst so viel als möglich an der Bildung seiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er sieht, wie frequentlich sich oft der Mensch zerstört und so oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld zerstört zu werden! Wenn ich das bedenke, so scheint mir das Leben selbst eine so zufällige Gabe, daß ich jeden loben möchte, der sie nicht höher als billig schätzt.

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre mit Heftigkeit sich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinstürzte, und den alten Bedienten, der

ſich ihr in den Weg ſtellte, zurückſtieß. Sie eilte gerade auf den Abbé zu, und konnte, indem ſie ihn bei dem Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen:

Wo iſt er? wo habt ihr ihn? Es iſt eine entſetzliche Verrätherei! Geſteht nur! ich weiß, was vorgeht! ich will ihm nach! ich will wiſſen, wo er iſt.

Beruhigen Sie ſich, mein Kind! ſagte der Abbé mit angenommener Gelaſſenheit, kommen Sie auf Ihr Zimmer! Sie ſollen alles erfahren: nur müſſen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen ſoll.

Er bot ihr die Hand an, im Sinne ſie wegzuführen.

Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen, rief ſie aus; ich haſſe die Wände, zwiſchen denen ihr mich ſchon ſo lange gefangen haltet! Und doch habe ich alles erfahren: der Obriſt hat ihn herausgefordert: er iſt hinausgeritten, ſeinen Gegner aufzuſuchen und vielleicht jetzt, eben in dieſem Augenblicke — es war mir etlichemal, als hörte ich ſchießen. Laſſen Sie anſpannen und fahren Sie mit mir! oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geſchrei.

Sie eilte unter den heftigſten Thränen nach dem Fenſter; der Abbé hielt ſie zurück und ſuchte vergebens ſie zu beſänftigen. Man hörte einen Wagen fahren; ſie riß das Fenſter auf. Er iſt todt! rief ſie, da bringen ſie ihn!

Er ſteigt aus! ſagte der Abbé. Sie ſehen, er lebt!

Er iſt verwundet, verſetzte ſie heftig, ſonſt käm' er zu Pferde! Sie führen ihn! er iſt gefährlich verwundet!

Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter; der Abbé eilte ihr nach und Wilhelm folgte ihnen; er ſah wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lotharie lehnte ſich auf ſeinen Begleiter, welchen Wilhelm ſogleich für ſeinen alten Gönner Jarno erkannte, ſprach dem troſtloſen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er ſich auf ſie ſtützte, kam er die Treppe langſam herauf; er grüßte Wilhelmen und ward in ſein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelmen.

Sie ſind, wie es ſcheint, ſagte er, prädeſtinirt, überall Schauſpieler und Theater zu finden; wir ſind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz luſtig iſt.

Ich freue mich, versetzte Wilhelm, Sie in diesem sonderbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erschrocken, und ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? ist der Baron schwer verwundet?

Ich glaube nicht, versetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer.

Nun was sagen Sie? rief ihm Jarno entgegen.

Daß es sehr gefährlich steht, versetzte dieser, und steckte einige Instrumente in seine lederne Tasche zusammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Tasche herunterhing; er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widersprechende Farben, ein seltsames Muster, Gold und Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieses Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Instrumententasche des alten Chirurgus vor sich zu sehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung nach so langer Zeit wieder eine Spur seiner Amazone zu finden, schlug wie eine Flamme durch sein ganzes Wesen.

Wo haben Sie die Tasche her? rief er aus. Wem gehörte sie vor Ihnen? Ich bitte, sagen Sie mir's.

Ich habe sie in einer Auction gekauft, versetzte jener: was kümmert's mich, wem sie angehörte?

Mit diesen Worten entfernte er sich, und Jarno sagte: Wenn diesem jungen Menschen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge!

So hat er also diese Tasche nicht erstanden? versetzte Wilhelm.

So wenig, als es Gefahr mit Lothario hat, antwortete Jarno.

Wilhelm stand in ein vielfaches Nachdenken versenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm seither ergangen sey? Wilhelm erzählte seine Geschichte im allgemeinen; und als er zuletzt von Aureliens Tod und seiner Botschaft gesprochen hatte, rief jener aus: Es ist doch sonderbar, sehr sonderbar!

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an seiner Statt hinein zu gehen, und sagte zu Wilhelmen: Der Baron läßt Sie ersuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Gesellschaft zu vermehren und zu seiner Unterhaltung unter diesen Umständen beizutragen. Haben Sie nöthig, etwas an die Ihrigen zu bestellen, so soll Ihr Brief gleich besorgt werden. Und damit Sie diese wunderbare Begebenheit verstehen, von der Sie

Augenzeuge ſind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß iſt. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufſehen machte als billig war, weil ſie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerin entriſſen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung; er vermied ſie: allein bei ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich, ihr Schickſal mit geſetztem Muthe zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch: ſie glaubte ſich äußerſt beleidigt, und wünſchte gerächt zu werden: kein Ritter fand ſich, der ſich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem ſie ſich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und ſich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch iſt der Obriſt, wie ich höre, noch ſchlimmer dabei gefahren.

Von dieſem Augenblicke an ward unſer Freund im Hauſe, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgeleſen; Wilhelm leiſtete dieſen kleinen Dienſt mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verſchlang alle ihre übrige Aufmerkſamkeit; aber heute ſchien auch Lotharie zerſtreut, ja er bat, daß man nicht weiter leſen möchte.

Ich fühle heute ſo lebhaft, ſagte er, wie thöricht der Menſch ſeine Zeit verſtreichen läßt! Wie manches habe ich mir vorgenommen, wie manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bei ſeinen beſten Vorſätzen! Ich habe die Vorſchläge über die Veränderungen geleſen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann ſagen, ich freue mich vorzüglich dieſer wegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.

Lydie ſah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte ſie fragen, ob denn ſie, ob ſeine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten? Jarno dagegen verſetzte: Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erſt von allen Seiten überlegt, bis man ſich dazu entſchließt.

Lange Ueberlegungen, verſetzte Lotharie, zeigen gewöhnlich, daß man

den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede ist, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich übersehe sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken bei der Wirthschaft meiner Güter die Dienste meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewissen Rechten strack und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich sind, so daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?

Der Mensch ist nun einmal so! rief Jarno, und ich tadle mich nicht, wenn ich mich auch in dieser Eigenheit ertappe. Der Mensch begehrt alles an sich zu reißen, um nur nach Belieben damit schalten und walten zu können; das Geld, das er nicht selbst ausgiebt, scheint ihm selten wohl angewendet.

O ja! versetzte Lotharie, wir könnten manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkürlich umgingen.

Das einzige, was ich zu erinnern habe, sagte Jarno, und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt die Veränderungen machen, wodurch Sie wenigstens im Augenblicke verlieren, ist, daß Sie selbst noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im Reinen wären.

Und indessen einer Kugel, oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte!

O, mein Freund! fuhr Lotharie fort, das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit, meine Geschwister so lange sich selbst überlassen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu seyn; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so werth, so theuer geworden!

Juni.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was iſt denn das?
Iſt mir doch als wärſt du Glas.

Und ich wär' nicht weit davon;
Denn ſie kommt, ich ſeh' es ſchon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, ſie weiß es ja!

Nun ſtellt ſich dazwiſchen
Ein kühles Thal mit leichten Büſchen,
Bächen, Wieſen und dergleichen,
Mühlen und Rädern, den ſchönſten Zeichen
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und ſo immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geſchicht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Geſichts
Und der zwei Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich ſie ſeh'
Vom Zopf zur Zeh!

Sie iſt fort, ich bin hier,
Ich bin weg, bin bei ihr.

Ich erinnere mich wohl des Briefes, versetzte Jarno, den ich noch über das Meer erhielt. Sie schrieben mir: Ich werde zurückkehren, und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen, sagen: Hier, oder nirgends ist Amerika!

Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer dasselbe, und doch schelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht so thätig wie dort bin. Zu einer gewissen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verstand, und wir werden auch nur zu Verstand, so daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr sehen, und wenn wir es erkennen, doch tausend Entschuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verständiger Mensch ist viel für sich, aber fürs Ganze ist er wenig.

Wir wollen, sagte Jarno, dem Verstande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das Außerordentliche, was geschieht, meistens thöricht ist.

Ja, und zwar eben deswegen, weil die Menschen das Außerordentliche außer der Ordnung thun. So giebt mein Schwager sein Vermögen, in sofern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde, und glaubt seiner Seele Heil dadurch zu befördern: hätte er einen geringen Theil seiner Einkünfte aufgeopfert, so hätte er viel glückliche Menschen machen und sich und ihnen einen Himmel auf Erden schaffen können. Selten sind unsere Aufopferungen thätig: wir thun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entschlossen, sondern verzweifelt, entsagen wir dem, was wir besitzen. Diese Tage, ich gestehe es, schwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin fest entschlossen, das aus Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängstlicher Wahn treibt: ich will meine Genesung nicht abwarten. Hier sind die Papiere, sie dürfen nur ins Reine gebracht werden. Nehmen Sie den Gerichtshalter dazu: unser Gast hilft Ihnen auch. Sie wissen so gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier genesend oder sterbend dabei bleiben und ausrufen: Hier, oder nirgends ist Herrnhut!

Als Lydie ihren Freund vom Sterben reden hörte, stürzte sie vor seinem Bette nieder, hing an seinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein; Jarno gab Wilhelmen die Papiere und nöthigte Lydien, sich zu entfernen.

Ums Himmels willen! rief Wilhelm, als sie in dem Saal allein waren, was ist das mit dem Grafen? welch ein Graf ist das, der sich unter die Brüdergemeinde begiebt?

Den Sie sehr wohl kennen, versetzte Jarno. Sie sind das Gespenst, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt: Sie sind der Bösewicht, der sein artiges Weib in einen Zustand versetzt, in dem sie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.

Und sie ist Lotharie's Schwester? rief Wilhelm.

Nicht anders.

Und Lotharie weiß —?

Alles.

O lassen Sie mich fliehen! rief Wilhelm aus. Wie kann ich vor ihm stehen? was kann er sagen?

Daß niemand einen Stein gegen den andern aufheben soll, und daß niemand lange Reden componiren soll, um die Leute zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen.

Auch das wissen Sie?

Wie manches andere, versetzte Jarno lächelnd. Doch dießmal, fuhr er fort, werde ich Sie so leicht nicht, wie das vorigemal, loslassen, und vor meinem Verbefehl haben Sie sich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen diesen Argwohn nicht einflößen sollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe, hat sich vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürsten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältnissen herausgerissen. Ich beförderte gern, was vernünftig war, verschwieg nicht, wenn ich etwas abgeschmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem bösen Maule zu reden. Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr, als vor dem Verstande; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist; aber jener ist unbequem, und man muß ihn bei Seite schaffen: diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen! ich habe zu leben, und von meinem Plane sollen Sie weiter hören. Sie sollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber sagen Sie mir, wie ist es Ihnen ergangen? Ich sehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben sich verändert. Wie steht's mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Gesellschaft von Zigeunern hervorzubringen?

Ich bin gestraft genug! rief Wilhelm aus: erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man spricht viel vom Theater;

aber wer nicht selbst darauf war, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Gränzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erste, sondern auch der einzige seyn, jeder möchte gern alle übrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet; jeder dünkt sich wundereriginal zu seyn, und ist unfähig, sich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian ist; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen einander! und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich mit einander verbinden. Vom wechselseitigen Betragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch auf die unbedingteste Achtung, jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten, als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkür.

Wilhelm holte Athem, um seine Litanei noch weiter fortzusetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. Die armen Schauspieler! rief er aus, warf sich in einen Sessel und lachte fort. Die armen, guten Schauspieler! Wissen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, daß Sie nicht das Theater, sondern die Welt beschrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinselstrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, diese schönen Qualitäten seyen nur auf die Bretter gebannt!

Wilhelm faßte sich: denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdrossen.

Sie können, sagte er, Ihren Menschenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß diese Fehler allgemein seyen.

Und es zeigt von Ihrer Unbekanntschaft mit der Welt, wenn Sie diese Erscheinungen dem Theater so hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauspieler jeden Fehler, der aus dem Selbstbetrug und aus der Begierde zu gefallen entspringt; denn wenn er sich und andern

nicht etwas scheint, so ist er nichts. Zum Schein ist er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall hochschätzen; denn er erhält keinen andern Lohn: er muß zu glänzen suchen; denn deßwegen steht er da.

Sie erlauben, versetzte Wilhelm, daß ich von meiner Seite wenigstens lächle. Nie hätt' ich geglaubt, daß Sie so billig, so nachsichtig seyn könnten.

Nein, bei Gott! dieß ist mein völliger, wohlbedachter Ernst. Alle Fehler des Menschen verzeih' ich dem Schauspieler, keine Fehler des Schauspielers verzeih' ich dem Menschen. Lassen Sie mich meine Klagelieder hierüber nicht anstimmen; sie würden heftiger klingen als die Ihrigen.

Der Chirurgus kam aus dem Cabinet, und auf Befragen, wie sich der Kranke befinde? sagte er mit lebhafter Freundlichkeit: Recht sehr wohl! ich hoffe ihn bald völlig wieder hergestellt zu sehen. Sogleich eilte er zum Saal hinaus, und erwartete Wilhelms Frage nicht, der schon den Mund öffnete, sich nochmals und dringender nach der Brieftasche zu erkundigen. Das Verlangen, von seiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno; er entdeckte ihm seinen Fall, und bat ihn um seine Beihülfe.

Sie wissen so viel, sagte er, sollten Sie nicht auch das erfahren können?

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann sagte er zu seinem jungen Freunde: Seyn Sie ruhig, und lassen Sie sich weiter nichts merken! wir wollen der Schönen schon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lotharios Zustand; die Sache steht gefährlich, das sagt mir die Freundlichkeit und der gute Trost des Wundarztes. Ich hätte Lydien schon gerne weggeschafft; denn sie nutzt hier gar nichts: aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Heute Abend, hoff' ich, soll unser alter Medicus kommen, und dann wollen wir weiter rathschlagen.

Viertes Capitel.

Der Medicus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir schon kennen, und dem wir die Mittheilung des interessanten Manuscripts verdanken. Er besuchte vor allen Dingen den Verwundeten, und schien mit dessen Befinden keineswegs zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung; doch ließen sie nichts merken, als sie Abends zu

Tiſche kamen. Wilhelm begrüßte ihn aufs freundlichſte, und erkundigte ſich nach ſeinem Harfenſpieler.

Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zurecht zu bringen, verſetzte der Arzt.

Dieſer Menſch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeſchränkten und wunderlichen Leben, ſagte Jarne. Wie iſt es ihm weiter ergangen? Laſſen Sie mich es wiſſen!

Nachdem man Jarne's Neugierde befriediget hatte, fuhr der Arzt fort: Nie hab' ich ein Gemüth in einer ſo ſonderbaren Lage geſehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindeſten Antheil genommen, ja faſt auf nichts gemerkt; bloß in ſich gekehrt, betrachtete er ſein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erſchien. Wie rührend war es, wenn er von dieſem traurigen Zuſtande ſprach! Ich ſehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der ſchrecklichſten Einſamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Geſpenſt ſich rückwärts ſehen läßt. Doch da iſt keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück; kein Wort drückt dieſen immer gleichen Zuſtand aus. Manchmal ruf' ich in der Noth dieſer Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieſes ſeltſame, unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß meines Zuſtandes. Kein Strahl einer Gottheit erſcheint mir in dieſer Nacht; ich weine meine Thränen alle mir ſelbſt und um mich ſelbſt. Nichts iſt mir grauſamer als Freundſchaft und Liebe; denn ſie allein locken mir den Wunſch ab, daß die Erſcheinungen, die mich umgeben, wirklich ſeyn möchten. Aber auch dieſe beiden Geſpenſter ſind nur aus dem Abgrunde geſtiegen, um mich zu ängſtigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtſeyn dieſes ungeheuern Daſeyns zu rauben.

Sie ſollten ihn hören, fuhr der Arzt fort, wenn er in vertraulichen Stunden auf dieſe Weiſe ſein Herz erleichtert; mit der größten Rührung hab' ich ihm einigemal zugehört. Wenn ſich ihm etwas aufdringt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu geſtehen, eine Zeit ſey vergangen, ſo ſcheint er wie erſtaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erſcheinung der Erſcheinungen. Eines Abends ſang er ein Lied über ſeine grauen Haare; wir ſaßen alle um ihn her und weinten.

O, ſchaffen Sie es mir! rief Wilhelm aus.

Haben Sie denn aber, fragte Jarno, nichts entdeckt von dem, was er ſein Verbrechen nennt, nicht die Urſache ſeiner ſonderbaren Tracht, ſein Betragen beim Brande, ſeine Wuth gegen das Kind?

Nur durch Muthmaßungen können wir ſeinem Schickſale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unſere Grundſätze ſeyn. Da wir wohl merken, daß er katholiſch erzogen iſt, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verſchaffen; aber er entfernt ſich auf eine ſonderbare Weiſe jedesmal, wenn wir ihn dem Geiſtlichen näher zu bringen ſuchen. Daß ich aber Ihren Wunſch, etwas von ihm zu wiſſen, nicht ganz unbefriedigt laſſe, will ich Ihnen wenigſtens unſere Vermuthungen entdecken. Er hat ſeine Jugend in dem geiſtlichen Stande zugebracht; daher ſcheint er ſein langes Gewand und ſeinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit ſeines Lebens unbekannt: erſt ſpät mag eine Verirrung mit einem ſehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geſchöpfe das Daſeyn gab, ſein Gehirn völlig zerrüttet haben. Sein größter Wahn iſt, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unſchuldigen Knaben bevorſtehe. Erſt fürchtete er ſich vor Mignon, eh er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängſtigte ihn Felix, und da er das Leben bei allem ſeinem Elend unendlich liebt, ſcheint ſeine Abneigung gegen das Kind daher entſtanden zu ſeyn.

Was haben Sie denn zu ſeiner Beſſerung für Hoffnung? fragte Wilhelm.

Es geht langſam vorwärts, verſetzte der Arzt, aber doch nicht zurück. Seine beſtimmten Beſchäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt, die Zeitungen zu leſen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.

Ich bin auf ſeine Lieder neugierig, ſagte Jarno.

Davon werd' ich Ihnen verſchiedene geben können, ſagte der Arzt. Der älteſte Sohn des Geiſtlichen, der ſeinem Vater die Predigten nachzuſchreiben gewohnt iſt, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet und mehrere Lieder nach und nach zuſammengeſetzt.

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen und ſagte ihm: Sie müſſen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden;

ihre heftige, und ich darf wohl sagen, unbequeme Liebe und Leidenschaft hindert des Barons Genesung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelassenheit, ob sie gleich bei seiner Natur nicht gefährlich ist. Sie haben gesehen, wie ihn Lydie mit stürmischer Sorgfalt, unbezwinglicher Angst und nie versiegenden Thränen quält, und — Genug, setzte er nach einer Pause mit einem Lächeln hinzu, der Medicus verlangt ausdrücklich, daß sie das Haus auf einige Zeit verlassen solle. Wir haben ihr eingebildet, eine sehr gute Freundin halte sich in der Nähe auf, verlange sie zu sehen und erwarte sie jeden Augenblick. Sie hat sich bereden lassen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwei Stunden von hier wohnt. Dieser ist unterrichtet und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Therese so eben weggefahren sey; er wird wahrscheinlich machen, daß man sie noch einholen könne; Lydie wird ihr nacheilen und wenn das Glück gut ist, wird sie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn sie darauf besteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widersprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen; der Kutscher ist ein gescheidter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie setzen sich zu ihr in den Wagen, unterhalten sie und dirigiren das Abenteuer.

Sie geben mir einen sonderbaren und bedenklichen Auftrag, versetzte Wilhelm. Wie ängstlich ist die Gegenwart einer gekränkten treuen Liebe, und ich soll selbst das Werkzeug dazu seyn? Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich jemand auf diese Weise hintergehe: denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen.

Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf diese Weise, versetzte Jarno.

Bei Kindern möchte es noch hingehen, sagte Wilhelm, indem wir sie so zärtlich lieben und offenbar übersehen; aber bei unseres Gleichen, für die uns nicht immer das Herz so laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden.

Doch glauben Sie nicht, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, daß ich deßwegen diesen Auftrag ablehne. Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verstand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaften Wunsch, seine Genesung, durch welche Mittel sie auch möglich sey, zu befördern, mag ich mich gerne selbst vergessen. Es ist nicht genug, daß man sein Leben für einen Freund wagen

könne, man muß auch im Nothfall seine Ueberzeugung für ihn verläugnen. Unsere liebste Leidenschaft, unsere besten Wünsche sind wir für ihn aufzuopfern schuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich schon die Qual voraussehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben.

Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung, versetzte Jarno, indem Sie Fräulein Therese kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt; sie beschämt hundert Männer, und ich möchte sie eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweideutigen Kleidung herumgehen.

Wilhelm war betroffen; er hoffte in Theresen seine Amazone wieder zu finden, um so mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und sich entfernte.

Die neue nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Gestalt wiederzusehen, brachte in ihm die sonderbarsten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenstande ihrer aufrichtigsten und heftigsten Liebe hinterlistig zu entfernen im Begriff war, erschien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen stand vor der Thüre, Lydie zauderte einen Augenblick hinein zu steigen. Grüßt euren Herrn nochmals! sagte sie zu dem alten Bedienten; vor Abend bin ich wieder zurück. Thränen standen ihr im Auge, als sie im Fortfahren sich nochmals umwendete. Sie kehrte sich darauf zu Wilhelmen, nahm sich zusammen und sagte: Sie werden an Fräulein Therese eine sehr interessante Person finden. Mich wundert, wie sie in diese Gegend kommt; denn sie werden wohl wissen, daß sie und der Baron sich heftig liebten. Ungeachtet der Entfernung war Lothario oft bei ihr; ich war damals um sie, es schien als ob sie nur für einander leben würden. Auf einmal aber zerschlug sich's, ohne daß ein Mensch begreifen konnte warum? Er hatte mich kennen lernen, und ich läugne nicht, daß ich Theresen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurückstieß, als er auf einmal mich statt Theresen zu wählen schien. Sie betrug sich gegen mich, wie ich es nicht besser wünschen konnte, ob es gleich beinahe scheinen mußte, als hätte ich ihr einen so werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel

tausend Thränen und Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet! Erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte, verstohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in seiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! fern von ihm hatte ich kein trockenes Auge, keinen ruhigen Pulsschlag! Einst verzog er mehrere Tage; ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg und überraschte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieser unglückselige Handel dazwischen gekommen, so hätte ich ein himmlisches Leben geführt; und was ich ausgestanden habe, seitdem er in Gefahr ist, seitdem er leidet, sag' ich nicht, und noch in diesem Augenblick mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können.

Wilhelm wollte sich eben näher nach Theresen erkundigen, als sie bei dem Gerichtshalter vorfuhren, der an den Wagen kam, und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Therese schon abgefahren sey. Er bot den Reisenden ein Frühstück an, sagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächsten Dorfe einzuholen seyn. Man entschloß sich nachzufahren, und der Kutscher säumte nicht; man hatte schon einige Dörfer zurückgelegt und niemand angetroffen. Lydie bestand nun darauf, man solle umkehren; der Kutscher fuhr zu, als verstünde er es nicht. Endlich verlangte sie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das verabredete Zeichen. Der Kutscher erwiederte: Wir haben nicht nöthig denselben Weg zurückzufahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer ist. Er fuhr nun seitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich, da kein bekannter Gegenstand zum Vorschein kam, gestand der Kutscher, er sey unglücklicherweise irre gefahren, wolle sich aber bald wieder zurecht finden, indem er dort ein Dorf sehe. Die Nacht kam herbei, und der Kutscher machte seine Sache so geschickt, daß er überall fragte und nirgend die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht: Lydie schloß kein Auge; bei Mondschein fand sie überall Aehnlichkeiten, und immer verschwanden sie wieder. Morgens schienen ihr die Gegenstände bekannt, aber diese unerwartet. Der Wagen hielt vor einem kleinen, artig gebauten Landhause still; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie sah sie starr an, sah sich um, sah sie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

Fünftes Capitel.

Wilhelm ward in ein Mansardzimmerchen geführt; das Haus war neu, und so klein als beinahe nur möglich war, äußerst reinlich und ordentlich. In Theresen, die ihn und Lydien an der Kutsche empfangen hatte, fand er seine Amazone nicht; es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterschiedenes Wesen. Wohlgebaut, ohne groß zu seyn, bewegte sie sich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offenen Augen schien nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube und fragte, ob er etwas bedürfe? Verzeihen Sie, sagte sie, daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht: mein kleines Haus ist eben fertig geworden, und sie weihen dieses Stübchen ein, das meinen Gästen bestimmt ist. Wären Sie nur bei einem angenehmeren Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müssen Sie fürlieb nehmen; meine Köchin ist mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienst gelaufen, und ein Knecht hat sich die Hand zerquetscht. Es thäte Noth, ich verrichtete alles selbst, und am Ende, wenn man sich darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man ist mit niemand mehr geplagt, als mit den Dienstboten; es will niemand dienen, nicht einmal sich selbst.

Sie sagte noch manches über verschiedene Gegenstände; überhaupt schien sie gern zu sprechen. Wilhelm fragte nach Lydien, ob er das gute Mädchen nicht sehen und sich bei ihr entschuldigen könnte?

Das wird jetzt nicht bei ihr wirken, versetzte Therese; die Zeit entschuldigt, wie sie tröstet: Worte sind in beiden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht sehen. Lassen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen, rief sie, als ich sie verließ; ich möchte an der Menschheit verzweifeln! So ein ehrlich Gesicht, so ein offenes Betragen, und diese heimliche Tücke! Lothario ist ganz bei ihr entschuldigt; auch sagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: „Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich!“ Zu diesen rechnet Lydie Sie auch, und verdammt Sie mit den übrigen.

Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem sie mich schilt, versetzte Wilhelm: ich darf an die Freundschaft dieses trefflichen Mannes noch keinen Anspruch machen, und bin dießmal nur ein unschuldiges Werkzeug. Ich

Wandelt ſie auf ſchroffen Hügeln,
Eilet ſie das Thal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang.
Und auf dieſe Jugendfülle,
Dieſer Glieder frohe Pracht
Harret einer in der Stille,
Den ſie einzig glücklich macht.

Liebe ſteht ihr gar zu ſchön,
Schönres hab' ich nie geſehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk ich: ſoll es doch ſo ſeyn!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn ſie mich liebt,
Daß es noch was Beſres giebt?

Und noch ſchöner iſt die Braut,
Wenn ſie ſich mir ganz vertraut,
Wenn ſie ſpricht und mir erzählt,
Was ſie freut und was ſie quält.
Wie's ihr iſt und wie's ihr war,
Kenn' ich ſie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und ſolch ein Weib!

will meine Handlung nicht loben; genug, ich konnte sie thun! Es war von der Gesundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher schätzen muß, als irgend jemand, den ich vorher kannte. O welch ein Mann ist das, Fräulein! und welche Menschen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft hab' ich, so darf ich wohl sagen, zum erstenmal ein Gespräch geführt; zum erstenmal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfange wieder entgegen; was ich ahnete, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen. Leider ward dieser Genuß erst durch allerlei Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung; denn ich hielt für Schuldigkeit, selbst mit Aufopferung meines Gefühls, diesem trefflichen Kreise von Menschen meinen Einstand abzutragen.

Therese hatte unter diesen Worten ihren Gast sehr freundlich angesehen.

O, wie süß ist es, rief sie aus, seine eigene Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erst dann recht wir selbst, wenn uns ein anderer vollkommen Recht giebt! Auch ich denke über Lothario vollkommen, wie Sie; nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren: dafür schwärmen aber auch alle die für ihn, die ihn näher kennen, und das schmerzliche Gefühl, das sich in meinem Herzen zu seinem Andenken mischt, kann mich nicht abhalten, täglich an ihn zu denken.

Ein Seufzer erweiterte ihre Brust, indem sie dieses sagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine schöne Thräne.

Glauben Sie nicht, fuhr sie fort, daß ich so weich, so leicht zu rühren bin! Es ist nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Warze am untern Augenlied; man hat mir sie glücklich abgebunden, aber das Auge ist seit der Zeit immer schwach geblieben; der geringste Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier saß das Wärzchen; Sie sehen keine Spur mehr davon.

Er sah keine Spur, aber er sah ihr ins Auge; es war klar wie Krystall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen.

Wir haben, sagte sie, nun das Losungswort unserer Verbindung ausgesprochen; lassen Sie uns so bald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; schenken Sie mir ein kleines

Vertrauen, und lassen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Sie eilte fort und versprach ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte sehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünschte, ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren.

Er ward gerufen; sie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen. Als sie die enge und beinahe steile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, sagte sie: Das könnte alles weiter und breiter seyn, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um seiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm so werth machte.

Wo ist der Verwalter? fragte sie, indem sie die Treppe völlig herunterkam. Sie müssen nicht denken, fuhr sie fort, daß ich so reich bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Aecker meines Freigütchens kann ich wohl selbst bestellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das schöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne: der gute alte Mann liegt krank am Podagra; seine Leute sind in dieser Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne sich einrichten.

Sie machten einen Spaziergang durch Aecker, Wiesen und einige Baumgärten. Therese bedeutete den Verwalter in allem; sie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenschaft geben, und Wilhelm hatte Ursache genug, sich über ihre Kenntniß, ihre Bestimmtheit und über die Gewandtheit, wie sie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt sich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Punkten, und so war die Sache bald abgethan.

Grüßt euren Herrn! sagte sie, als sie den Mann verabschiedete; ich werde ihn so bald als möglich besuchen, und wünsche vollkommene Besserung.

Da könnte ich nun auch, sagte sie mit Lächeln, als er weg war, bald reich und vielhabend werden; denn mein*guter Nachbar wäre nicht abgeneigt, mir seine Hand zu geben.

Der Alte mit dem Podagra? rief Wilhelm. Ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu einem so verzweifelten Entschluß kommen könnten?

Ich bin auch gar nicht verflucht! versetzte Therese. Wohlhabend ist jeder, der dem was er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu seyn ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht.

Wilhelm zeigte seine Verwunderung über ihre Wirthschaftskenntnisse.

Entschiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesetzte Beschäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch viel mehr möglich, versetzte Therese. Und wenn Sie erst erfahren werden, was mich dazu belebt hat, so werden Sie sich über das sonderbar scheinende Talent nicht mehr verwundern.

Sie ließ ihn, als sie zu Hause anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er sich kaum herumtreiben konnte; so eng waren die Wege und so reichlich war alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte; denn da lag das Brennholz so accurat gesägt, gespalten und geschränkt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre, und immer so liegen bleiben sollte. Rein standen alle Gefäße an ihren Plätzen, das Häuschen war weiß und roth angestrichen und lustig anzusehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine schönen Verhältnisse kennt, aber für Bequemlichkeit, Dauer und Heiterkeit arbeitet, schien auf dem Platze vereinigt zu seyn. Man brachte ihm das Essen auf sein Zimmer, und er hatte Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Besonders fiel ihm auf, daß er nun wieder eine so interessante Person kennen lernte, die mit Lothario in einem nahen Verhältnisse gestanden hatte. Billig ist es, sagte er zu sich selbst, daß so ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberseelen an sich ziehe! Wie weit verbreitet sich die Wirkung der Männlichkeit und Würde! Wenn nur andere nicht so sehr dabei zu kurz kämen! Ja, gestehe dir nur deine Furcht! wenn du dereinst deine Amazone wieder antrifft, diese Gestalt aller Gestalten, du findest sie, trotz aller deiner Hoffnungen und Träume, zu deiner Beschämung und Demüthigung, doch noch am Ende — als seine Braut.

Sechstes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne Langeweile zugebracht: als sich gegen Abend seine Thüre öffnete, und ein junger artiger Jägerbursche mit einem Gruße hereintrat. Wollen wir nun spazieren

gehen? sagte der junge Mensch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Theresen an ihren schönen Augen.

Verzeihen Sie mir diese Maskerade, fing sie an; denn leider ist es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Welt sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen. Kommen Sie! selbst der Platz, an dem wir so oft von unsern Jagden und Spaziergängen ausruhten, soll dazu beitragen.

Sie gingen, und auf dem Wege sagte Therese zu ihrem Begleiter: Es ist nicht billig, daß Sie mich allein reden lassen; schon wissen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das mindeste von Ihnen; erzählen Sie mir indessen etwas von sich, damit ich Muth bekomme, Ihnen auch meine Geschichte und meine Verhältnisse vorzulegen. Leider hab' ich, versetzte Wilhelm, nichts zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen. Ihr Blick und alles, was Sie umgiebt, Ihr ganzes Wesen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie sich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem schönen reinen Wege in einer sichern Folge gegangen sind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben.

Therese lächelte und versetzte: Wir müssen abwarten, ob Sie auch noch so denken, wenn Sie meine Geschichte hören.

Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Gesprächen fragte ihn Therese: Sind Sie frei?

Ich glaube es zu seyn, versetzte er, aber ich wünsche es nicht.

Gut, sagte sie, das deutet auf einen complicirten Roman, und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben.

Unter diesen Worten stiegen sie den Hügel hinan und lagerten sich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete.

Hier, sagte Therese, unter diesem deutschen Baume will ich Ihnen die Geschichte eines deutschen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an!

Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieser Provinz, ein heiterer, klarer, thätiger, wackerer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler

kannte, daß er gegen eine Frau zu nachsichtig war, die ihn nicht zu schätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter sagen! Ihr Wesen war dem seinigen ganz entgegengesetzt. Sie war rasch, unbeständig, ohne Neigung weder für ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind, verschwenderisch, aber schön, geistreich, voller Talente, das Entzücken eines Cirkels, den sie um sich zu versammeln wußte. Freilich war ihre Gesellschaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieser Cirkel bestand meist aus Männern; denn keine Frau befand sich wohl neben ihr, und noch weniger konnte sie das Verdienst irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Gestalt und Gesinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Wasser sucht, so waren von der ersten Jugend an die Küche, die Berrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauses schien, selbst da ich noch spielte, mein einziger Instinct, mein einziges Augenmerk zu seyn. Mein Vater freute sich darüber, und gab meinem kindischen Bestreben stufenweise die zweckmäßigsten Beschäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht, und verhehlte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran; mit den Jahren vermehrte sich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchsehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen sah, so war es, als wenn ich in mich selbst hinein sähe; denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben den Muth, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter: er entschuldigte mich gelind, wenn sie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm sich meiner an, nicht als wenn er mich beschützen, sondern als wenn er meine guten Eigenschaften nur entschuldigen könnte. So setzte er auch keiner von ihren Neigungen Hindernisse entgegen: sie fing an mit größter Leidenschaft sich auf das Schauspiel zu werfen; ein Theater ward erbaut, an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Gestalten, die sich mit ihr auf der Bühne darstellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer ersten Jugend reizend zu werden versprach, mußte die zweiten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorstellen, indeß meine Mutter sich die ersten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art

vorbehielt. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen, und für etwas anders als sie waren, gehalten seyn wollten. Ich sah immer nur meine Mutter und Lydien, diesen Baron und jenen Secretär, sie mochten nun als Fürsten und Grafen, oder als Bauern erscheinen, und ich konnte nicht begreifen, wie sie mir zumuthen wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe sey, daß sie verliebt oder gleichgültig, geizig oder freigebig seyen, da ich doch meist von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deßwegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern; ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, besorgte das Abendessen, und hatte des andern Morgens, wenn sie noch lange schliefen, schon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die sie des Abends gewöhnlich über einander geworfen zurückließen.

Meiner Mutter schien diese Thätigkeit ganz recht zu seyn; aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben: sie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß sie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: Wenn die Mutter so ungewiß seyn könnte als der Vater, so würde man wohl schwerlich diese Magd für meine Tochter halten. Ich läugne nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte; ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Person, und da ich gewohnt war, wie ein Falke das Gesinde zu beobachten — denn, im Vorbeigehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung — so fielen mir natürlich auch die Verhältnisse meiner Mutter und ihrer Gesellschaft auf. Es ließ sich wohl bemerken, daß sie nicht alle Männer mit eben denselben Augen ansah; ich gab schärfer Acht, und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war, und bei dieser Gelegenheit selbst mit einer Leidenschaft bekannter wurde, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft vorgestellt hatte. Ich wußte alle ihre Zusammenkünfte, aber ich schwieg, und sagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten sie nicht unternehmen, ohne das Gesinde zu bestechen. Dieses fing an mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachlässigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entstanden, waren mir unerträglich: ich entdeckte, ich klagte alles meinem Vater.

Er hörte mich gelassen an. Gutes Kind! sagte er zuletzt mit Lächeln,

ich weiß alles: sey ruhig, ertrag' es mit Geduld: denn es ist nur um deinetwillen, daß ich es leide.

Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich schalt meinen Vater im Stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Ursache willen so etwas zu dulden brauche; ich bestand auf der Ordnung und ich war entschlossen, die Sache aufs äußerste kommen zu lassen.

Meine Mutter war reich von sich, verzehrte aber doch mehr als sie sollte, und dieß gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwischen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenschaften meiner Mutter selbst eine Art von Entwickelung hervorbrachten.

Der erste Liebhaber ward auf eine eclatante Weise ungetreu; das Haus, die Gegend, ihre Verhältnisse waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen; da war es ihr zu einsam: sie wollte nach der Stadt; da galt sie nicht genug. Ich weiß nicht, was alles zwischen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entschloß sich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reise, die sie nach dem südlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel: ja ich glaube, daß mein Vater nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart auch schon mit einer ansehnlichen Summe abkaufte. Alles unnütze Gesinde ward abgeschafft, und das Glück schien unsere Ordnung zu begünstigen; wir hatten einige sehr gute Jahre, alles gelang nach Wunsch. Aber leider dauerte dieser frohe Zustand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Seite lähmte und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles errathen, was er verlangte; denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängstlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein seyn wollte; er deutete mit heftiger Gebärde, daß jedermann sich entfernen sollte, und wenn wir uns allein sahen, war er nicht im Stande, das rechte Wort hervorzubringen. Seine Ungeduld stieg aufs äußerste, und sein Zustand betrübte mich im innersten Herzen. So viel schien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich besonders anging. Welches Verlangen fühlt' ich nicht, es zu erfahren! Sonst konnt' ich ihm alles an den Augen ansehen; aber jetzt war es vergebens; selbst seine Augen sprachen nicht mehr! Nur so viel war deutlich, er wollte nichts, er begehrte nichts, er strebte nur, mir etwas zu

entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte sich, er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig; und nicht lange so war er todt.

Ich weiß nicht, wie sich bei mir der Gedanke festgesetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach seinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich suchte schon bei seinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts; nach seinem Tode ward alles versiegelt. Ich schrieb meiner Mutter und bot ihr an, als Verwalter im Hause zu bleiben; sie schlug es aus und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechselseitiges Testament zum Vorschein, wodurch sie im Besitz und Genuß von allem, und ich, wenigstens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erst recht die Winke meines Vaters zu verstehen; ich bedauerte ihn, daß er so schwach gewesen war, auch nach seinem Tode ungerecht gegen mich zu seyn. Denn einige meiner Freunde wollten sogar behaupten, es sey beinahe nicht besser, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich sollte das Testament angreifen, wozu ich mich aber nicht entschließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu sehr; ich vertraute dem Schicksal, ich vertraute mir selbst.

Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarschaft, die große Güter besaß, immer in gutem Verhältnisse gestanden; sie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzustehen. Sie lebte sehr regelmäßig und liebte die Ordnung in allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Gesinde. Ich bin weder geizig, noch mißgünstig, aber wir Weiber bestehen überhaupt viel ernsthafter als selbst ein Mann darauf, daß nichts verschleudert werde. Jeder Unterschleif ist uns unerträglich; wir wollen, daß jeder nur genieße, in sofern er dazu berechtigt ist.

Nun war ich wieder in meinem Elemente, und trauerte still über den Tod meines Vaters. Meine Beschützerin war mit mir zufrieden; nur ein kleiner Umstand störte meine Ruhe. Lydie kam zurück; meine Mutter war grausam genug, das arme Mädchen abzustoßen, nachdem sie aus dem Grunde verdorben war: sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenschaften als Bestimmung anzusehen; sie war gewöhnt, sich in nichts zu mäßigen. Als sie unvermuthet wieder erschien, nahm meine Wohlthäterin auch sie auf; sie wollte mir an die Hand gehen und konnte sich in nichts schicken.

Um dieſe Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft ins Haus, und beluſtigten ſich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte gar bald, wie ſehr er ſich vor allen andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeſte Beziehung auf mich ſelbſt. Er war gegen alle höflich, und bald ſchien Lydie ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun, und war ſelten bei der Geſellſchaft: in ſeiner Gegenwart ſprach ich weniger als gewöhnlich: denn ich will nicht läugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von jeher mir die Würze des Lebens war. Ich ſprach mit meinem Vater gern viel über alles, was begegnete. Was man nicht beſpricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menſchen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von ſeinen Reiſen, von ſeinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm ſo klar, ſo offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthſchaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schickſale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beſchränkten Reiſenden, der immer nur ſeine Perſon an die Stelle des Landes ſetzt, wovon er uns ein Bild zu geben verſpricht: er erzählte nicht, er führte uns an die Orte ſelbſt; ich habe nicht leicht ein ſo reines Vergnügen empfunden.

Aber unausſprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Geſpräch machte ſich ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarſchaft hatten uns beſucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Geſpräche geführt. Man ſey ungerecht gegen unſer Geſchlecht, hieß es; die Männer wollten alle höhere Cultur für ſich behalten, man wolle uns zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen, man verlange, daß wir nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen ſeyn ſollten. Lothario ſprach wenig zu allem dieſem; als aber die Geſellſchaft kleiner ward, ſagte er auch hierüber offen ſeine Meinung.

Es iſt ſonderbar, rief er aus, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt: und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußeren Verhältniſſen plagt, wenn er die Beſitzthümer herbeiſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt, und ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſeyn muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſeyn wünſchte; wenn er um des Zieles willen, das er nie

erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indessen herrscht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unsern Zwecken sind? Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fordern wir sie, als da wo wir aufstehen und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unsrigen immer bereit seyn soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage so wie der Nacht vorzustehen, sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von niemand abhängig, und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere: das was er besitzt, sieht er gesichert, das was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und wenn das Glück gut ist, das dem Staate seyn, was seiner Gattin zu Hause so wohl ansteht.

Er machte darauf eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche. Ich ward roth, denn er beschrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um so mehr, da ich aus allen Umständen sah, daß er mich persönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich so sehr schätzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! welche Aufmunterung war mir geworden!

Als sie weg waren, sagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: Schade, daß die Männer oft denken und reden, was sie doch nicht zur Ausführung kommen lassen, sonst wäre eine treffliche Partie für meine

Frühling übers Jahr.

Das Beet, ſchon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewalt'ge Gluth,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln ſtolziren
So naſeweis,
Schalkhafte Veilchen
Verſteckt mit Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug der Frühling
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liebchen,
Erheiternd Wort.
Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernſte freundlich
Und rein im Scherz.

liebe Therese geradezu gefunden. Ich scherzte über ihre Aeußerung, und fügte hinzu, daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushälterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettstreit aushalten können. Diese Worte sagte ich Lydien zum Gehör: denn sie verbarg nicht, daß Lotharie großen Eindruck auf sie gemacht habe, und auch er schien bei jedem neuen Besuche immer aufmerksamer auf sie zu werden. Sie war arm, sie war nicht von Stande, sie konnte an keine Heirath mit ihm denken; aber sie konnte der Wonne nicht widerstehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht: allein ob es mir schon unendlich angenehm war, zu sehen, wohin meine Natur von einem so verehrten Manne gestellt und gerechnet werde, will ich doch nicht läugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünschte nun auch, daß er mich kennen, daß er persönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entstand bei mir dieser Wunsch ohne irgend einen bestimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

Der größte Dienst, den ich meiner Wohlthäterin leistete, war, daß ich die schönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen suchte. In diesen köstlichen Besitzungen, deren großen Werth Zeit und Umstände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort; nirgends war Plan und Ordnung, und des Stehlens und des Unterschleifs kein Ende. Manche Berge standen öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die ältesten Schläge. Ich beging alles selbst mit einem geschickten Forstmann, ich ließ die Waldungen messen, ich ließ schlagen, säen, pflanzen; und in kurzer Zeit war alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fortzukommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu seyn, Mannskleider machen lassen; ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

Ich hörte, daß die Gesellschaft junger Freunde mit Lotharie wieder ein Jagen angestellt hatte; zum erstenmal in meinem Leben fiel mir's ein, zu scheinen, oder daß ich mir nicht unrecht thue, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unserm Jäger hinaus, um die Gesellschaft an der Gränze zu erwarten. Sie kam; Lotharie kannte mich nicht gleich; einer von den Neffen meiner

Wohlthäterin stellte mich ihm als einen geschickten Forstmann vor, scherzte über meine Jugend und trieb sein Spiel zu meinem Lobe so lange, bis endlich Lotharie mich erkannte. Der Neffe secundirte meine Absicht, als wenn wir es abgeredet hätten: umständlich erzählte er und dankbar, was ich für die Güter der Tante und also auch für ihn gethan hatte.

Lotharie hörte mit Aufmerksamkeit zu, unterhielt sich mit mir, fragte nach allen Verhältnissen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntnisse vor ihm ausbreiten zu können: ich bestand in meinem Examen sehr gut: ich legte ihm einige Vorschläge zu gewissen Verbesserungen zur Prüfung vor, er billigte sie, erzählte mir ähnliche Beispiele, und verstärkte meine Gründe durch den Zusammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblick. Aber glücklicherweise wollte ich nur gekannt, wollte nicht geliebt seyn: denn wir kamen nach Hause, und ich bemerkte mehr als sonst, daß die Aufmerksamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen schien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht, und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein schönes Vertrauen gegen mich, er redete mich in Gesellschaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung, und schien besonders in Haushaltungssachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich alles wisse. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; sogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Gespräch, und ich suchte in seiner Abwesenheit mehr Kenntnisse von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Es ward mir leicht; denn es wiederholte sich nur im großen, was ich im kleinen so genau wußte und kannte.

Er kam von dieser Zeit an öfters in unser Haus. Es ward, ich kann wohl sagen, von allem gesprochen, aber gewissermaßen ward unser Gespräch zuletzt immer ökonomisch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Mensch durch consequente Anwendung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Geldes, selbst durch geringscheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel gesprochen.

Ich widerstand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie sehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß seine öftern Besuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigstens war auf das lebhafteste davon überzeugt; sie machte mich zu ihrer Vertrauten, und

dadurch fand ich mich noch einigermaßen getröstet. Das, was sie so sehr zu ihrem Vortheil ausleate, fand ich keineswegs bedeutend; von der Absicht einer ernsthaften, dauernden Verbindung zeigte sich keine Spur; um so deutlicher sah ich den Hang des leidenschaftlichen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

So standen die Sachen, als mich die Frau vom Hause mit einem unvermutheten Antrag überraschte. Lothario, sagte sie, bietet Ihnen seine Hand an, und wünscht Sie in seinem Leben immer zur Seite zu haben. Sie verbreitete sich über meine Eigenschaften und sagte mir, was ich so gerne anhörte, daß Lothario überzeugt sey, in mir die Personen gefunden zu haben, die er so lange gewünscht hatte.

Das höchste Glück war nun für mich erreicht: ein Mann verlangte mich, den ich so sehr schätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, freie, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angeborenen Neigung, meines durch Uebung erworbenen Talents vor mir sah; die Summe meines ganzen Daseyns schien sich ins Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung: er kam selbst, er sprach mit mir allein, er reichte mir seine Hand, er sah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erste und letzte. Er vertraute mir seine ganze Lage, was ihn sein amerikanischer Feldzug gekostet, welche Schulden er auf seine Güter geladen, wie er sich mit seinem Großoheim einigermaßen darüber entzweit habe, wie dieser würdige Mann für ihn zu sorgen denke, aber freilich auf seine eigene Art: er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Manne doch nur mit einer haushältischen gedient sey; er hoffe durch seine Schwester den Alten zu bereden. Er legte mir den Zustand seines Vermögens, seine Plane, seine Aussichten vor, und erbat sich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung meines Oheims sollte es ein Geheimniß bleiben.

Kaum hatte er sich entfernt, so fragte mich Lydie, ob er etwa von ihr gesprochen habe. Ich sagte Nein und machte ihr Langeweile mit Erzählung von ökonomischen Gegenständen. Sie war unruhig, mißlaunig, und sein Betragen, als er wiederkam, verbesserte ihren Zustand nicht.

Doch ich sehe, daß die Sonne sich zu ihrem Untergange neigt! Es ist Ihr Glück, mein Freund, Sie hätten sonst die Geschichte, die ich mir so gerne selbst erzähle, mit allen ihren kleinen Umständen durchhören

müssen. Lassen Sie mich eilen! wir nahen einer Epoche, bei der nicht gut zu verweilen ist.

Lotharie machte mich mit seiner trefflichen Schwester bekannt, und diese wußte mich auf eine schickliche Weise beim Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unsere Wünsche, und ich kehrte mit einer glücklichen Nachricht zu meiner Wohlthäterin zurück. Die Sache war im Hause nun kein Geheimniß mehr; Lydie erfuhr sie, sie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als sie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verschwand sie auf einmal, und man wußte nicht, wohin sie sich verloren hatte.

Der Tag unserer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn schon oft um sein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an sein Versprechen. Sie haben vergessen, sagte er, mir das Gehäuse zu geben, wohinein Sie es gepaßt wünschen. Es war so: ich hatte ein Geschenk von einer Freundin, das ich sehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem äußern Glase befestigt; inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemalt werden sollte, als sie mir unglücklicherweise durch den Tod entrissen wurde. Lotharie's Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verlust mir noch sehr schmerzhaft war, und ich wünschte die Lücke, die sie mir in ihrem Geschenk zurückgelassen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkästchen, und eröffne es in seiner Gegenwart; kaum sieht er hinein, so erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers; er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerksamkeit und fragt hastig: Wen soll dieß Porträt vorstellen?

Meine Mutter, versetzte ich.

Hätt' ich doch geschworen, rief er aus, es sey das Porträt einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf.

Es ist einerlei Person, versetzte ich lächelnd, und Sie haben also Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wissen, kennen gelernt. Saint Alban ist der romantische Name, unter dem meine Mutter reist; sie befindet sich unter demselben noch gegenwärtig in Frankreich.

Ich bin der unglücklichste aller Menschen! rief er aus, indem er das Bild in das Kästchen zurückwarf, seine Augen mit der Hand bedeckte und sogleich das Zimmer verließ. Er warf sich auf sein Pferd, ich lief auf

den Balken und rief ihm nach: er kehrte ſich um, warf mir eine Hand zu, entfernte ſich eilig — und ich habe ihn nicht wiedergeſehen.

Die Sonne ging unter; Thereſe ſah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beiden ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen.

Thereſe ſchwieg, und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand; er küßte ſie mit Theilnehmung, ſie trocknete ihre Thränen und ſtand auf.

Laſſen Sie uns zurückgehen, ſagte ſie, und für die Unſrigen ſorgen.

Das Geſpräch auf dem Wege war nicht lebhaft; ſie kamen zur Gartenthüre herein und ſahen Lydien auf einer Bank ſitzen: ſie ſtand auf, wich ihnen aus und begab ſich ins Haus zurück: ſie hatte ein Papier in der Hand und zwei kleine Mädchen waren bei ihr.

Ich ſehe, ſagte Thereſe, ſie trägt ihren einzigen Troſt, den Brief Lotharie's, noch immer bei ſich. Ihr Freund verſpricht ihr, daß ſie gleich, ſobald er ſich wohl befindet, wieder an ſeiner Seite leben ſoll; er bittet ſie, ſo lange ruhig bei mir zu verweilen. An dieſen Worten hängt ſie, mit dieſen Zeilen tröſtet ſie ſich; aber ſeine Freunde ſind übel bei ihr angeſchrieben.

Indeſſen waren die beiden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſen, und gaben ihr Rechenſchaft von allem, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vorgegangen war.

Sie ſehen hier noch einen Theil meiner Beſchäftigung, ſagte Thereſe. Ich habe mit Lotharie's trefflicher Schweſter einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinſchaftlich: ich bilde die lebhaften und dienſtfertigen Haushälterinnen und ſie übernimmt diejenigen, an denen ſich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt: denn es iſt billig, daß man auf jede Weiſe für das Glück der Männer und der Haushaltung ſorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, ſo werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Schönheit, ihre Güte macht ſie der Anbetung einer ganzen Welt würdig.

Wilhelm getraute ſich nicht zu ſagen, daß er leider die ſchöne Gräfin ſchon kenne, und daß ihn ſein vorübergehendes Verhältniß zu ihr auf ewig ſchmerzen werde; er war ſehr zufrieden, daß Thereſe das Geſpräch nicht fortſetzte und daß ihre Geſchäfte ſie in das Haus zurückzugehen nöthigten.

Er befand ſich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge

schöne Gräfin auch schon genöthigt sey, durch Wohlthätigkeit den Mangel an eigenem Glück zu ersetzen, machte ihn äußerst traurig; er fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen. Er pries Theresen glücklich, daß selbst bei jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr selbst vorzugehen brauchte.

Wie glücklich ist der über alles, rief er aus, der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!

Therese kam auf sein Zimmer und bat um Verzeihung, daß sie ihn störe.

Hier in dem Wandschrank, sagte sie, steht meine ganze Bibliothek; es sind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geistliches Buch; es findet sich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich seyn; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzenei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause loswerden kann: ich aber gesehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse.

Sie suchten unter den Büchern und fanden einige sogenannte Erbauungsschriften.

Die Zuflucht zu diesen Büchern, sagte Therese, hat Lydie von meiner Mutter gelernt: Schauspiele und Romane waren ihr Leben, so lange der Liebhaber treu blieb; seine Entfernung brachte sogleich diese Bücher wieder in Credit.

Ich kann überhaupt nicht begreifen, fuhr sie fort, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geschichten zu uns spreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrthümern Namen zu geben.

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte seinen Abend mit

Reviſion der kleinen Bibliothek zu; ſie war wirklich bloß durch Zufall zuſammengekommen.

Thereſe blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, ſich immer gleich; ſie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verſchiedenen Abſätzen ſehr umſtändlich: ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wir ziehen, was unſern Leſern zu wiſſen nöthig iſt, hier ins kurze zuſammen.

Die Urſache von Lothario's raſcher Entfernung ließ ſich leider leicht erklären: er war Thereſens Mutter auf ihrer Reiſe begegnet; ihre Reize zogen ihn an, ſie war nicht karg gegen ihn — und nun entfernte ihn dieſes unglückliche, ſchnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur ſelbſt für ihn gebildet zu haben ſchien. Thereſe blieb in dem reinen Kreiſe ihrer Beſchäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie ſich heimlich in der Nachbarſchaft aufgehalten habe. Sie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Urſachen, nicht vollzogen wurde; ſie ſuchte ſich Lothario zu nähern, und es ſchien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überraſcht als mit Ueberlegung, mehr aus Langerweile als aus Vorſatz ihren Wünſchen begegnet ſey.

Thereſe war ruhig darüber, ſie machte keine weitern Anſprüche auf ihn; und ſelbſt wenn er ihr Gatte geweſen wäre, hätte ſie vielleicht Muth genug gehabt, ein ſolches Verhältniß zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht geſtört hätte; wenigſtens äußerte ſie oft, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen und von ſeiner Rückkehr jederzeit gewiß ſeyn könne.

Thereſens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht: ihre Tochter mußte es entgelten, denn ſie erhielt wenig von ihr. Die alte Dame, Thereſens Beſchützerin, ſtarb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Capital zum Vermächtniß. Thereſe wußte ſich ſogleich in den engen Kreis zu finden: Lothario bot ihr ein beſſeres Beſitzthum an, Jarno machte den Unterhändler, ſie ſchlug es aus. Ich will, ſagte ſie, im Kleinen zeigen, daß ich werth war das Große mit ihm zu theilen; aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall auch um mein' oder anderer willen in Verlegenheit ſetzt, ich zuerſt zu meinem werthen Freunde ohne Bedenken die Zuflucht nehmen könne.

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt als zweckmäßige Thätigkeit.

Kaum hatte sie sich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, so suchten die Nachbarn schon ihre nähere Bekanntschaft und ihren Rath, und der neue Besitzer der angränzenden Güter gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es nur auf sie ankomme, ob sie seine Hand annehmen und Erbe des größten Theils seines Vermögens werden wolle. Sie hatte schon gegen Wilhelmen dieses Verhältnisses erwähnt, und scherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

Es gibt, sagte sie, den Menschen nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geschieht, die sie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch sind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen: denn es sieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meisten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermischungen der Stände durch Heirathen verdienen nur insofern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angeborenen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können, und das ist's, warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch hab' ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenn' ich nur Eine Mißheirath, wenn ich feiern und repräsentiren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pächtersohn aus der Nachbarschaft meine Hand geben.

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren, und bat seine neue Freundin, ihm noch ein Abschiedswort bei Lydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Mädchen ließ sich bewegen. Er sagte ihr einige freundliche Worte; sie versetzte: Den ersten Schmerz hab' ich überwunden. Lothario wird mir ewig theuer seyn; aber seine Freunde kenn' ich; es ist mir leid, daß er so umgeben ist. Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen, oder sie gar hineinzustürzen; der Arzt möchte gern alles ins Gleiche bringen; Jarno hat kein Gemüth, und Sie — wenigstens keinen Charakter! Fahren Sie nur so fort und lassen Sie sich als Werkzeug dieser drei Menschen brauchen! Man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange — mir ist es recht wohl bekannt — war ihnen meine Gegenwart zuwider; ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimniß verbargen. Wozu

dieſe verſchloſſenen Zimmer, dieſe wunderlichen Gänge? warum kann niemand zu dem großen Thurm gelangen? warum verbannten ſie mich, ſo oft ſie nur konnten, in meine Stube? Ich will geſtehen, daß Eiferſucht zuerſt mich auf dieſe Entdeckung brachte; ich fürchtete, eine glückliche Nebenbuhlerin ſey irgendwo verſteckt. Nun glaub' ich das nicht mehr: ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint; aber eben ſo gewiß bin ich überzeugt, daß er von ſeinen künſtlichen und falſchen Freunden betrogen wird. Wenn Sie ſich um ihn verdient machen wollen, wenn ich Ihnen verzeihen ſoll, was Sie an mir verbrochen haben, ſo befreien Sie ihn aus den Händen dieſer Menſchen. Doch was hoff' ich! Ueberreichen Sie ihm dieſen Brief, wiederholen Sie, was er enthält, daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf ſein Wort verlaſſe. Ach! rief ſie aus, indem ſie aufſtand und am Halſe Thereſens weinte, er iſt von meinen Feinden umgeben! ſie werden ihn zu bereden ſuchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe. O! der beſte Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth iſt, ohne dafür dankbar ſeyn zu dürfen!

Wilhelms Abſchied von Thereſen war heiterer; ſie wünſchte ihn bald wiederzuſehen. Sie kennen mich ganz! ſagte ſie. Sie haben mich immer reden laſſen; es iſt das nächſtemal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwiedern.

Auf ſeiner Rückreiſe hatte er Zeit genug, dieſe neue helle Erſcheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte ſie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer ſolchen Aufſicht werden konnten! Dann dachte er an ſich ſelbſt und fühlte, welche Wonne es ſeyn müſſe, in der Nähe eines ſo ganz klaren menſchlichen Weſens zu leben. Als er ſich dem Schloſſe näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr als ſonſt auf; er nahm ſich vor, bei der nächſten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schloſſe kam, fand er den edlen Lothario auf dem Wege der völligen Beſſerung; der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der

Genesende schon wieder aus, bald allein, bald mit seinen Freunden. Sein Gespräch war ernsthaft und gefällig, seine Unterhaltung belehrend und erquickend; oft bemerkte man Spuren einer zarten Fühlbarkeit, ob er sie gleich zu verbergen suchte, und wenn sie sich wider seinen Willen zeigte, beinahe zu mißbilligen schien.

So war er eines Abends still bei Tische, ob er gleich heiter aussah.

Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt? sagte endlich Jarno, und zwar ein angenehmes.

Wie Sie sich auf Ihre Leute verstehen! versetzte Lotharie. Ja, es ist mir ein sehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht so reizend gefunden, als diesmal, da es mich so empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenseits des Wassers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in früheren Jahren besucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich selbst glaubte: ich fühlte mich weich, und bei wieder auflebenden Kräften wie neugeboren. Alle Gegenstände erschienen mir in eben dem Lichte, wie ich sie in früheren Jahren gesehen hatte, alle so lieblich, so anmuthig, so reizend, wie sie mir lange nicht erschienen sind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war; ich ließ mir sie aber ganz wohl gefallen, ritt sachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menschen eine Krankheit lieb gewinnen können, welche uns zu süßen Empfindungen stimmt. Sie wissen vielleicht, was mich ehemals so oft diesen Weg führte?

Wenn ich mich recht erinnere, versetzte Jarno, so war es ein kleiner Liebeshandel, der sich mit der Tochter eines Pachters entsponnen hatte.

Man dürfte es wohl einen großen nennen, versetzte Lotharie: denn wir hatten uns beide sehr lieb, recht im Ernst, und auch ziemlich lange. Zufälligerweise traf heute alles zusammen, mir die ersten Zeiten unserer Liebe recht lebhaft darzustellen. Die Knaben schüttelten eben wieder Maikäfer von den Bäumen, und das Laub der Eichen war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich sie zum erstenmal sah. Nun war es lange, daß ich Margareten nicht gesehen habe; denn sie ist weit weg verheirathet, nur hörte ich zufällig, sie sey mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu besuchen.

So war ja wohl dieser Spazierritt nicht so ganz zufällig?

Ich läugne nicht, sagte Lotharie, daß ich sie anzutreffen wünschte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, sah ich ihren Vater vor der

Wenn Roſ' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

St. Nepomuck's Vorabend.

Carlsbad den 15. Mai 1820.

Lichtlein ſchwimmen auf dem Strome,
Kinder ſingen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein ſchwinden, Sterne ſchwinden;
Alſo löſ'te ſich die Seele
Unſ'res Heil'gen, nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein ſchwimmet! ſpielt ihr Kinder!
Kinder-Chor, o! ſinge, ſinge!
Und verkündiget nicht minder
Was den Stern zu Sternen bringe.

Im Vorübergehn.

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu ſuchen,
Das war mein Sinn.

Thüre ſitzen: ein Kind von ungefähr einem Jahre ſtand bei ihm. Als ich mich näherte, ſah eine Frauensperſon ſchnell eben zum Fenſter heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich jemand die Treppe herunter ſpringen. Ich dachte gewiß, ſie ſey es, und, ich will's nur geſtehen, ich ſchmeichelte mir, ſie habe mich erkannt, und ſie komme mir eilig entgegen. Aber wie beſchämt war ich, als ſie zur Thüre heraus ſprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, auffaßte und in das Haus hineintrug! Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröſtet, als ich, wie ſie hinweg eilte, an ihrem Nacken und an dem freiſtehenden Ohr eine merkliche Röthe zu ſehen glaubte.

Ich hielt ſtill und ſprach mit dem Vater, und ſchielte indeſſen an den Fenſtern herum, ob ſie ſich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und ſo ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert: denn ob ich gleich kaum das Geſicht geſehen hatte, ſo ſchien ſie mir faſt gar nicht verändert, und zehn Jahre ſind doch eine Zeit! Ja, ſie ſchien mir jünger, eben ſo ſchlank, eben ſo leicht auf den Füßen, der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange eben ſo leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich; dabei Mutter von ſechs Kindern, vielleicht noch von mehreren! Es paßte dieſe Erſcheinung ſo gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich nur um ſo mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt, und an dem nächſten Walde erſt umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So ſehr mich auch der fallende Thau an die Vorſchrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher geweſen wäre, gerade nach Hauſe zu kehren, ſo nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofes zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geſchöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen iſt. Ich ritt auf dem Fußſteige nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Perſon, nach der ich verlangte.

Ob mir gleich die Abendſonne in den Augen lag, ſah ich doch, daß ſie ſich am Zaune beſchäftigte, der ſie nur leicht bedeckte. Ich glaubte, meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an ſie kam, hielt ich ſtill, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Roſen, die eine leiſe Luft hin und her wehte, machten mir ihre Geſtalt undeutlich. Ich redete ſie an und fragte wie ſie lebe. Sie antwortete mir mit halber

Stimme: Ganz wohl! Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beſchäftigt war Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit ſie zu fragen: wo denn ihre übrigen Kinder ſeyen?

Es iſt nicht mein Kind, ſagte ſie; das wäre früh! Und in dieſem Augenblicke ſchickte ſich's, daß ich durch die Zweige ihr Geſicht genau ſehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erſcheinung ſagen ſollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Faſt jünger, faſt ſchöner, als ich ſie vor zehn Jahren gekannt hatte.

Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters? fragte ich halb verwirrt. Nein, ſagte ſie, ich bin ihre Muhme.

Aber Sie gleichen einander ſo außerordentlich, verſetzte ich. Das ſagt jedermann, der ſie vor zehn Jahren gekannt hat.

Ich fuhr fort, ſie verſchiedenes zu fragen; mein Irrthum war mir angenehm, eh ich ihn gleich ſchon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückſeligkeit, das vor mir ſtand, nicht losreißen. Das Kind hatte ſich indeſſen von mir entfernt, und war Blumen zu ſuchen nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abſchied und eilte dem Kinde nach.

Indeſſen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hauſe ihres Vaters ſey, und indem ich ritt, beſchäftigte ich mich mit Muthmaßungen, eh ſie ſelbſt, oder die Muhme das Kind vor den Pferden geſichert habe. Ich wiederholte mir die ganze Geſchichte mehrmals im Sinne, und ich wüßte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich gewirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Ueberreſte dieſer Stimmung erlöſe.

Es pflegt in vertraulichen Bekenntniſſen anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Geſpenſtergeſchichten zu gehen: iſt nur erſt eine erzählt, ſo fließen die übrigen von ſelbſt zu.

Unſere kleine Geſellſchaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieſer Art. Lothario hatte am meiſten zu erzählen. Jarno's Geſchichten trugen alle einen eigenen Charakter, und was Wilhelm zu geſtehen hatte, wiſſen wir ſchon. Indeſſen war ihm bange, daß man ihn an die Geſchichte mit der Gräfin erinnern möchte; allein niemand dachte derſelben auch nur auf die entfernteſte Weiſe.

Es iſt wahr, ſagte Lothario, angenehmer kann keine Empfindung in

der Welt seyn, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstande wieder eröffnet, und doch wollt' ich diesem Glück für mein Leben entsagt haben, wenn mich das Schicksal mit Theresen hätte verbinden wollen. Man ist nicht immer Jüngling, und man sollte nicht immer Kind seyn. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter seyn, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige aufnimmt, was die seinige liegen lassen muß, deren Geschäftigkeit sich nach allen Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgehen darf! Welchen Himmel hatte ich mir mit Theresen geträumt! Nicht den Himmel eines schwärmerischen Glücks, sondern eines sichern Lebens auf der Erde, Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele fähig das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen. O! ich sah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geschichte Frauen sehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erscheinen, diese Klarheit über die Umstände, diese Gewandtheit in allen Fällen, diese Sicherheit im einzelnen, wodurch das Ganze sich immer so gut befindet, ohne daß sie jemals daran zu denken scheinen.

Sie können wohl, fuhr er fort, indem er sich lächelnd gegen Wilhelmen wendete, mir verzeihen, wenn Therese mich Aurelien entführte: mit jener konnte ich ein heiteres Leben hoffen, da bei dieser auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.

Ich läugne nicht, versetzte Wilhelm, daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien sehr streng zu tadeln.

Auch verdient es Tadel, sagte Lotharie: ich hätte meine Freundschaft zu ihr nicht mit dem Gefühle der Liebe verwechseln sollen, ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die sie verdiente, eine Neigung eindrängen sollen, die sie weder erregen noch erhalten konnte. Ach! sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte! und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.

Es sey drum! erwiederte Wilhelm. Wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unsere Gesinnungen und Handlungen auf eine sonderbare Weise von ihrer natürlichen und guten

Richtung abgelenkt werden; aber gewisse Pflichten sollten wir niemals aus den Augen setzen. Die Asche der Freundin ruhe sanft; wir wollen, ohne uns zu schelten und sie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab streuen. Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, lassen Sie mich fragen, warum Sie sich des Kindes nicht annehmen, eines Sohnes, dessen sich jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachlässigen scheinen? Wie können Sie, bei Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verläugnen? Sie haben diese ganze Zeit noch mit keiner Sylbe an das köstliche Geschöpf gedacht, von dessen Anmuth so viel zu erzählen wäre.

Von wem reden Sie? versetzte Lothario. Ich verstehe Sie nicht.

Von wem anders als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem schönen Kinde, dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater sich seiner annimmt?

Sie irren sehr, mein Freund, rief Lothario. Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigsten von mir; ich weiß von keinem Kinde, sonst würde ich mich dessen mit Freuden annehmen. Aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geschöpf als eine Verlassenschaft von ihr ansehen und für seine Erziehung sorgen. Hat sie sich denn irgend etwas merken lassen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?

Nicht daß ich mich erinnere ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben; es war aber einmal so angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Ich kann, fiel Jarno ein, einigen Aufschluß hierüber geben. Ein altes Weib, das Sie oft müssen gesehen haben, brachte das Kind zu Aurelien; sie nahm es mit Leidenschaft auf, und hoffte ihre Leiden durch seine Gegenwart zu lindern; auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.

Wilhelm war durch diese Entdeckung sehr unruhig geworden; er gedachte der guten Mignon neben dem schönen Felix auf das lebhafteste, er zeigte seinen Wunsch, die beiden Kinder aus der Lage, in der sie sich befanden, herauszuziehen.

Wir wollen damit bald fertig seyn, versetzte Lothario. Das wunderliche Mädchen übergeben wir Theresen; sie kann unmöglich in bessere Hände gerathen, und was den Knaben betrifft, den, dächt' ich, nähmen Sie selbst zu sich: denn was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.

Ueberhaupt dächte ich, verſetzte Jarno, Sie entſagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben.

Wilhelm war betroffen; er mußte ſich zuſammennehmen: denn Jarno's harte Worte hatten ſeine Eigenliebe nicht wenig verletzt.

Wenn Sie mich davon überzeugen, verſetzte er mit gezwungenem Lächeln, ſo werden Sie mir einen Dienſt erweiſen, ob es gleich nur ein trauriger Dienſt iſt, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufſchüttelt.

Ohne viel weiter darüber zu reden, verſetzte Jarno, möchte ich Sie nur antreiben, erſt die Kinder zu holen; das übrige wird ſich ſchon geben.

Ich bin bereit dazu, verſetzte Wilhelm: ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schickſal des Knaben etwas Näheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wiederzuſehen, das ſich mit ſo vieler Eigenheit an mich geſchloſſen hat.

Man ward einig, daß er bald abreiſen ſollte.

Den andern Tag hatte er ſich dazu vorbereitet; das Pferd ward geſattelt, nur wollte er noch von Lotharie Abſchied nehmen. Als die Eſſzeit herbei kam, ſetzte man ſich wie gewöhnlich zu Tiſche, ohne auf den Hausherrn zu warten; er kam erſt ſpät und ſetzte ſich zu ihnen.

Ich wollte wetten, ſagte Jarno, Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe geſtellt, Sie haben der Begierde nicht widerſtehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzuſehen.

Errathen! verſetzte Lotharie.

Laſſen Sie uns hören, ſagte Jarno; wie iſt es abgelaufen? Ich bin äußerſt neugierig.

Ich läugne nicht, verſetzte Lotharie, daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich faßte daher den Entſchluß, nochmals hinzureiten und die Perſon wirklich zu ſehen, deren verjüngtes Bild mir eine ſo angenehme Illuſion gemacht hatte. Ich ſtieg ſchon in einiger Entfernung vom Hauſe ab und ließ die Pferde bei Seite führen, um die Kinder nicht zu ſtören, die vor dem Thore ſpielten. Ich ging in das Haus, und von ungefähr kam ſie mir entgegen; denn ſie war es ſelbſt, und ich erkannte ſie ungeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war ſtärker gewerden und ſchien größer zu ſeyn: ihre Anmuth blickte durch ein geſetztes Weſen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein ſtilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den ſie ſonſt ſo leicht und frei

trug, hing ein wenig gesenkt, und leise Falten waren über ihre Stirne gezogen.

Sie schlug die Augen nieder, als sie mich sah; aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, sie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abwesend; nach ihren Kindern, sie trat an die Thüre und rief sie herbei: alle kamen und versammelten sich um sie. Es ist nichts reizender als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach dem Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu sagen; sie bat mich hineinzutreten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch alles auf dem alten Platze fand, und — sonderbar! die schöne Muhme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrecken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt; und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte stufenweis neben einander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfrischung zu holen; ich gab dem ehemals so geliebten Geschöpfe die Hand, und sagte zu ihr: Ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu sehen.

Sie sind sehr gut, mir das zu sagen, versetzte sie; aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wiederzusehen; ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt.

Sie sagte das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb und mit welchem ich mich entfernte.

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf seinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geschöpfe, die er kannte und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre

ſonderbaren Schickſale, die wenig Erfreuliches enthielten, waren ihm ſchmerzlich gegenwärtig. Ach! rief er aus, arme Marianne! was werde ich noch von dir erfahren müſſen? Und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeiſt, dem ich ſo viel ſchuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umſtänden treffe ich dich vielleicht, wenn du mir einſt wieder begegneſt!

In der Stadt war niemand von ſeinen Bekannten zu Hauſe; er eilte auf das Theater, er glaubte ſie in der Probe zu finden; alles war ſtill, das Haus ſchien leer, doch ſah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerin beſchäftigt, Leinwand zu einer neuen Decoration zuſammenzunähen; es fiel nur ſo viel Licht herein, als nöthig war ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon ſaßen neben ihr auf der Erde; beide hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, ſagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchſtaben kennte, als wenn er auch zu leſen verſtünde.

Die Kinder ſprangen auf und begrüßten den Ankommenden; er umarmte ſie aufs zärtlichſte und führte ſie näher zu der Alten.

Biſt du es? ſagte er zu ihr mit Ernſt, die dieſes Kind Aurelien zugeführt hatte.

Sie ſah von ihrer Arbeit auf und wendete ihr Geſicht zu ihm; er ſah ſie in vollem Lichte, erſchrak, trat einige Schritte zurück: es war die alte Barbara.

Wo iſt Marianne? rief er aus.

Weit von hier, verſetzte die Alte.

Und Felix?

Iſt der Sohn dieſes unglücklichen, nur allzuzärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekoſtet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie ſo glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!

Sie ſtand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt ſie feſt.

Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen, ſagte ſie: laſſen Sie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und ſchmerzen wird.

Sie entfernte ſich, und Wilhelm ſah den Knaben mit einer ängſtlichen Freude an; er durfte ſich das Kind noch nicht zueignen. Er iſt dein! rief Mignon, er iſt dein! und drückte das Kind an Wilhelms Knie.

Die Alte kam und überreichte ihm einen Brief.

Hier ſind Mariannens letzte Worte, ſagte ſie.

Sie iſt todt! rief er aus.

Todt! ſagte die Alte: möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe erſparen können!

Ueberraſcht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief: er hatte aber kaum die erſten Worte geleſen, als ihn ein bitterer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, ſtürzte auf eine Raſenbank und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte ſich um ihn. Indeſſen hatte Felix den Brief aufgehoben, und zerrte ſeine Geſpielin ſo lange, bis dieſe nachgab und zu ihm kniete und ihm verlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt ſie zweimal zu hören.

„Wenn dieſes Blatt jemals zu dir kommt, ſo bedaure deine unglückliche Geliebte! Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, deſſen Geburt ich nur einige Tage überlebe, iſt dein; ich ſterbe dir treu, ſo ſehr der Schein auch gegen mich ſprechen mag: mit dir verlor ich alles, was mich an das Leben feſſelte. Ich ſterbe zufrieden, da man mir verſichert, das Kind ſey geſund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih' ihr, leb' wohl und vergiß mich nicht!"

Welch ein ſchmerzlicher und noch zu ſeinem Troſte halb räthſelhafter Brief! deſſen Inhalt ihm erſt recht fühlbar ward, da ihn die Kinder ſtockend und ſtammelnd vortrugen und wiederholten.

Da haben Sie es nun! rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er ſich erholt hatte. Danken Sie dem Himmel, daß nach dem Verluſte eines ſo guten Mädchens Ihnen noch ein ſo vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich ſie geworden iſt, und was ſie Ihnen alles aufgeopfert hat.

Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden, rief Wilhelm aus, auf einmal trinken! Ueberzeuge mich, ja überrede mich nur, daß ſie ein gutes Mädchen war, daß ſie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unerſetzlichen Verluſt.

Es iſt jetzt nicht die Zeit, verſetzte die Alte: ich habe zu thun, und wünſchte nicht, daß man uns beiſammen fände. Laſſen Sie es ein Geheimniß ſeyn, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verſtellung zu viel Vorwürfe von der Geſellſchaft zu erwarten. Mignon verräth uns nicht; ſie iſt gut und verſchwiegen.

Ich wußt' es lange und ſagte nichts, verſetzte Mignon.

Wie iſt es möglich? rief die Alte.

Woher? fiel Wilhelm ein.

Der Geiſt hat mir's geſagt.

Wo? wo?

Im Gewölbe, da der Alte das Meſſer zog, rief mir's zu: Rufe ſeinen Vater! und da fielſt du mir ein.

Wer rief denn?

Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe — ich war ſo angſt, ich zitterte, ich betete; da rief's und ich verſtand's.

Wilhelm drückte ſie an ſein Herz, empfahl ihr Felix und entfernte ſich. Er bemerkte erſt zuletzt, daß ſie viel bläſſer und magerer geworden war, als er ſie verlaſſen hatte.

Madame Melina fand er von ſeinen Bekannten zuerſt; ſie begrüßte ihn aufs freundlichſte.

O daß Sie doch alles, rief ſie aus, bei uns finden möchten, wie Sie wünſchten.

Ich zweifle daran, ſagte Wilhelm, und erwartete es nicht. Geſtehen Sie es nur, man hat alle Anſtalten gemacht, mich entbehren zu können!

Warum ſind Sie auch weggegangen! verſetzte die Freundin.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt iſt. Welche wichtige Perſonen glauben wir zu ſeyn! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unſerer Abweſenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem ſtocken: und die Lücke, die entſteht, wird kaum bemerkt, ſie füllt ſich ſo geſchwind wieder aus, ja ſie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Beſſeres, doch für etwas Angenehmeres.

Und die Leiden unſerer Freunde bringen wir nicht in Anſchlag?

Auch unſere Freunde thun wohl, wenn ſie ſich bald finden, wenn ſie ſich ſagen: Da wo du biſt, da wo du bleibſt, wirke was du kannſt, ſey thätig und gefällig, und laß dir die Gegenwart heiter ſeyn!

Bei näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet, und zog die ganze Aufmerkſamkeit des Publicums an ſich. Seine Rollen waren inzwiſchen durch Laertes und Horatio beſetzt worden, und beide lockten den Zuſchauern einen weit lebhaftern Beifall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: Sehen Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Capitalist oder Gott weiß was werden wird!

Wilhelm umarmte ihn, und fühlte ein vortrefflich feines Tuch an seinem Rocke; seine übrige Kleidung war einfach, aber alles vom besten Zeuge.

Lösen Sie mir das Räthsel! rief Wilhelm aus.

Es ist noch Zeit genug, versetzte Laertes, um zu erfahren, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vortheil zieht und mir einen Theil davon abläßt. Ich wollte viel drum geben, wenn ich mir dabei auch Zutrauen gegen die Weiber ermäkeln könnte: denn es ist eine hübsche Nichte im Hause, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnt' ich bald ein gemachter Mann seyn.

Sie wissen wohl noch nicht, sagte Madame Melina, daß sich indessen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo ist wirklich mit der schönen Elmire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gutheißen wollte.

So unterhielten sie sich über manches, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geist und dem Sinne der Gesellschaft nach, wirklich längst verabschiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren sonderbaren Besuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn alles schlief, und verlangte solche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngste Mädchen sich zu einem Geliebten schleichen wollte. Er las indeß Mariannens Brief wohl hundertmal durch, las mit unaussprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand und mit Entsetzen die Ankündigung ihres Todes, dessen Annäherung sie nicht zu fürchten schien.

Mitternacht war vorbei, als etwas an der halb offenen Thüre rauschte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat.

Ich soll euch, sagte sie, die Geschichte unserer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß ihr ungerührt dabei sitzt, daß ihr nur um eure Neugierde zu befriedigen, mich so sorgsam erwartet, und daß ihr euch jetzt wie damals in eure kalte Eigenliebe hüllt, wenn uns das Herz bricht. Aber seht her! So brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflasche hervor, so stellte ich die drei Gläser auf den Tisch,

Da ſtand ein Blümchen
Sogleich ſo nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber ſah.

Ich wollt' es brechen,
Da ſagt' es ſchleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die ſind gar heimlich.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum ſind die Blüthen
So ſchön geründet.

Ich kann nicht liebeln,
Ich kann nicht ſchranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war ſo heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

---

und so fingt ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeschichten zu täuschen und einzuschläfern, wie ich euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.

Wilhelm wußte nicht, was er sagen sollte, als die Alte wirklich den Stöpsel springen ließ und die drei Gläser vollschenkte.

Trinkt! rief sie, nachdem sie ihr schäumendes Glas schnell ausgeleert hatte, trinkt! eh der Geist verraucht! Dieses dritte Glas soll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenossen verschäumen. Wie roth waren ihre Lippen, als sie euch damals Bescheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erstarrt!

Sibylle! Furie! rief Wilhelm aus, indem er aufsprang und mit der Faust auf den Tisch schlug, welch ein böser Geist besitzt und treibt dich? Für wen hältst du mich, daß du denkst, die einfachste Geschichte von Mariannens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß du noch solche höllische Kunstgriffe brauchst, um meine Marter zu schärfen! Geht deine unersättliche Völlerei so weit, daß du beim Todtenmahle schwelgen mußt, so trink' und rede! Ich habe dich von jeher verabscheut, und noch kann ich mir Mariannen nicht unschuldig denken, wenn ich dich, ihre Gesellschafterin, nur ansehe.

Gemach, mein Herr! versetzte die Alte. Sie werden mich nicht aus meiner Fassung bringen! Sie sind uns noch sehr verschuldet, und von einem Schuldner läßt man sich nicht übel begegnen. Aber Sie haben Recht, auch meine einfachste Erzählung ist Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und Sieg Mariannens, um die Ihrige zu bleiben.

Die Meinige? rief Wilhelm aus. Welch ein Mährchen willst du beginnen?

Unterbrechen Sie mich nicht, fiel sie ein. Hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen! Es ist ohnedem jetzt ganz einerlei. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bei uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen?

Ich fand das Blatt erst, als ich es mitgenommen hatte: es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünstiger Liebe ergriff und zu mir steckte.

Was enthielt das Papier?

Die Aussichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächsten Nacht

besser als gestern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eigenen Augen gesehen, denn er schlich früh vor Tage aus eurem Hause hinweg.

Sie können ihn gesehen haben; aber was bei uns vorging, wie traurig Marianne diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zubrachte, das werden Sie erst jetzt erfahren! Ich will ganz aufrichtig seyn, weder läugnen noch beschönigen, daß ich Mariannen beredete, sich einem gewissen Norberg zu ergeben; sie folgte, ja ich kann sagen, sie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte, er werde beständig seyn. Gleich darauf mußte er eine Reise machen, und Marianne lernte Sie kennen. Was hatte ich da nicht auszustehen! was zu hindern! was zu erdulden! O! rief sie manchmal, hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtseyn geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe! Sie überließ sich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über ihren Verstand; denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen: ich hatte keine Macht über ihr Herz; denn niemals billigte sie, was ich für sie that, wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz widersprach. Nur der unbezwinglichen Noth gab sie nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drückend. In den ersten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwickelung von Umständen ihr Vermögen, das arme Mädchen war an mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; für nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genöthigt ward sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden loszuwerden.

Und hättest du, fuhr Wilhelm auf, sie nicht retten können?

O ja! versetzte die Alte: mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung! Und darauf war ich niemals eingerichtet.

Abscheuliche, niederträchtige Kupplerin! so hast du das unglückliche

Geschöpf geopfert? so hast du sie deiner Kehle, deinem unersättlichen Heißhunger hingegeben?

Ihr thätet besser, euch zu mäßigen und mit Schimpfreden inne zu halten, versetzte die Alte. Wenn ihr schimpfen wollt, so geht in eure großen vornehmen Häuser, da werdet ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben, und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrene Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen disponiren zu können!

Schweig! rief Wilhelm. Glaubst du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entschuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!

So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Marianne ward wider meinen Willen die Ihre. Bei diesem Abenteuer habe ich mir wenigstens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück, er eilte Mariannen zu sehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunst, um ihr Betragen zu entschuldigen; ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewissen geschärft habe, und daß man ein Gewissen, so lang' es spricht, respectiren müsse. Ich brachte ihn dahin, daß er ging und versprach ihm, mein Bestes zu thun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit und liebte Mariannen auf das äußerste. Er versprach mir Geduld und ich arbeitete desto lebhafter, um ihn nicht zu sehr zu prüfen. Ich hatte mit Mariannen einen harten Stand; ich überredete sie, ja ich kann sagen, ich zwang sie endlich durch die Drohung, daß ich sie verlassen würde, an ihren Liebhaber zu schreiben, um ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälligerweise seine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böses Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, so ging die Qual von neuem an; sie schwur, daß sie Ihnen nicht untreu werden könne, und war so leidenschaftlich, so außer sich, daß sie mir ein herzliches Mitleid ablockte. Ich versprach ihr endlich, daß ich auch diese Nacht Norbergen beruhigen und ihn unter allerlei Vorwänden entfernen wollte; ich bat sie zu Bette zu gehen, allein sie schien mir nicht zu trauen:

sie blieb angezogen, und schlief zuletzt, bewegt und ausgeweint wie sie war, in ihren Kleidern ein.

Norberg kam und ich suchte ihn abzuhalten; ich stellte ihm ihre Gewissensbisse, ihre Reue mit den schwärzesten Farben vor; er wünschte sie nur zu sehen, und ich ging in das Zimmer, um sie vorzubereiten; er schritt mir nach, und wir traten beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, sprang mit Wuth auf und entriß sich unsern Armen; sie beschwor und bat, sie flehte, drohte und versicherte, daß sie nicht nachgeben würde. Sie war unvorsichtig genug, über ihre wahre Leidenschaft einige Worte fallen zu lassen, die der arme Norberg im geistlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er sie und sie schloß sich ein. Ich behielt ihn noch lange bei mir und sprach mit ihm über ihren Zustand, daß sie guter Hoffnung sey, und daß man das arme Mädchen schonen müsse. Er fühlte sich so stolz auf seine Vaterschaft, er freute sich so sehr auf einen Knaben, daß er alles einging, was sie von ihm verlangte, und daß er versprach, lieber einige Zeit zu verreisen, als seine Geliebte zu ängstigen und ihr durch diese Gemüthsbewegungen zu schaden. Mit diesen Gesinnungen schlich er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache gestanden haben, so hätte es zu Ihrer Glückseligkeit nichts weiter bedurft, als in den Busen ihres Nebenbuhlers zu sehen, den Sie so begünstigt, so glücklich hielten und dessen Erscheinung Sie zur Verzweiflung brachte.

Redest du wahr? sagte Wilhelm.

So wahr, sagte die Alte, als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen.

Ja gewiß, Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unseres nächsten Morgens recht lebhaft darstellen könnte. Wie heiter wachte sie auf! wie freundlich rief sie mich herein! wie lebhaft dankte sie mir! wie herzlich drückte sie mich an ihren Busen! Nun, sagte sie, indem sie lächelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir selbst, mich an meiner Gestalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre! Wie ist es so süß, überwunden zu haben! welch eine himmlische Empfindung ist es, seinem Herzen zu folgen! Wie dank ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit, deinen Verstand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet hast! Steh mir bei und ersinne, was mich ganz glücklich machen kann!

Ich gab ihr nach, ich wollte sie nicht reizen: ich schmeichelte ihrer Hoffnung, und sie liebkoste mich auf das anmuthigste. Entfernte sie sich einen Augenblick vom Fenster, so mußte ich Wache stehen: denn Sie sollten nun ein- für allemal vorbeigehen, man wollte Sie wenigstens sehen; so ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts zur gewöhnlichen Stunde erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte schon an der Treppe; die Zeit war mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand sie zu meiner Verwunderung in ihrer Officierstracht; sie sah unglaublich heiter und reizend aus. Verdien' ich nicht, sagte sie, heute in Mannstracht zu erscheinen? hab' ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter soll mich heute wie das erstemal sehen; ich will ihn so zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken als damals: denn bin ich jetzt nicht viel mehr die Seine als damals, da mich ein edler Entschluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber, fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erst das Aeußerste wagen, um seiner werth, um seines Besitzes gewiß zu seyn; ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zustand offenbaren, und ihm alsdann überlassen, ob er mich behalten oder verstoßen will. Diese Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu; und wäre sein Gefühl mich zu verstoßen fähig, so würde ich alsdann ganz wieder mir selbst angehören; ich würde in meiner Strafe meinen Trost finden und alles erdulden, was das Schicksal mir auferlegen wollte.

Mit diesen Gesinnungen, mit diesen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen: Sie kamen nicht. O! wie soll ich den Zustand des Wartens und Hoffens beschreiben! Ich sehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunst du von dem Manne sprachst, dessen Grausamkeit du noch nicht erfahren hattest!

Gute, liebe Barbara, rief Wilhelm, indem er aufsprang, und die Alte bei der Hand faßte, es ist nun genug der Verstellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgültiger, dein ruhiger, dein zufriedener Ton hat dich verrathen. Gieb mir Mariannen wieder! sie lebt, sie ist in der Nähe! Nicht umsonst hast du diese späte einsame Stunde zu deinem Besuche gewählt, nicht umsonst hast du mich durch diese entzückende Erzählung vorbereitet. Wo hast du sie? wo verbirgst du sie? Ich glaube dir alles, ich verspreche dir alles zu glauben, wenn du mir sie zeigst, wenn du sie meinen Armen wiedergiebst. Ihren Schatten hab ich schon im Fluge

gesehen; laß mich sie wieder in meine Arme fassen! Ich will vor ihr auf den Knieen liegen, ich will sie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über sich und dich Glück wünschen, ich will ihr meinen Felix zuführen. Komm! wo hast du sie versteckt? Laß sie, laß mich nicht länger in Ungewißheit! Dein Endzweck ist erreicht. Wo hast du sie verborgen? Komm, daß ich sie mit diesem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angesicht sehe!

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen; sie sah ihn starr an, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff sie.

Welch ein unglücklicher Irrthum, rief sie aus, läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! Ja, ich habe sie verborgen, aber unter die Erde; weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angesicht jemals wieder erleuchten! Führen Sie den guten Felix an ihr Grab und sagen Sie ihm, da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat! Das liebe Herz schlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu sehen; nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie auf den Ausgang meiner Erzählung oder meines Mährchens; die dunkle Kammer hat sie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegengeht.

Sie warf sich auf die Erde an einem Stuhle nieder und weinte bitterlich; Wilhelm war zum erstenmal völlig überzeugt, daß Marianne todt sey; er befand sich in einem traurigen Zustande. Die Alte richtete sich auf.

Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen, rief sie, und warf ein Packet auf den Tisch. Hier diese Briefschaften mögen völlig Ihre Grausamkeit beschämen; lesen Sie diese Blätter mit trockenen Augen durch, wenn es Ihnen möglich ist!

Sie schlich leise fort, und Wilhelm hatte diese Nacht das Herz nicht, die Brieftasche zu öffnen; er hatte sie selbst Mariannen geschenkt, er wußte, daß sie jedes Blättchen, das sie von ihm erhalten hatte, sorgfältig darin aufhob. Den andern Morgen vermochte er es über sich; er löste das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen, mit Bleistift von seiner eigenen Hand geschrieben, entgegen und riefen ihm jede Situation von dem ersten Tage ihrer anmuthigen Bekanntschaft bis zu dem letzten ihrer grausamen Trennung wieder herbei. Allein nicht ohne die lebhaftesten

Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billeten, die an ihn geſchrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt ſah, von Wernern waren zurückgewieſen worden.

„Keines meiner Blätter hat bis zu dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat dich nicht erreicht! Haſt du ſelbſt dieſe grauſamen Befehle gegeben? ſoll ich dich nie wieder ſehen? Noch einmal verſuche ich es. Ich bitte dich, komm, o komm! Ich verlange dich nicht zu behalten, wenn ich dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann!“

„Wenn ich ſonſt bei dir ſaß, deine Hände hielt, dir in die Augen ſah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu dir ſagte: Lieber, lieber guter Mann! das hörteſt du ſo gern, ich mußte es dir ſo oft wiederholen. Ich wiederhole es noch einmal: Lieber, lieber guter Mann! Sey gut, wie du warſt! komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!“

„Du hältſt mich für ſchuldig: ich bin es auch, aber nicht, wie du denkſt. Komm, damit ich nur den einzigen Troſt habe, von dir ganz gekannt zu ſeyn, es gehe mir nachher wie es wolle!“

„Nicht um meinetwillen allein, auch um dein ſelbſt willen fleh' ich dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die du leideſt, indem du mich fliehſt; komm, daß unſere Trennung weniger grauſam werde! Ich war vielleicht nie deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da du mich in ein gränzenloſes Elend zurückſtößeſt.“

„Bei allem was heilig iſt, bei allem was ein menſchliches Herz rühren kann, ruf' ich dich an! Es iſt um eine Seele, es iſt um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von denen dir eins ewig theuer ſeyn muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in

der Stunde des Todes aussprechen: Das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist dein. Seitdem ich dich liebe, hat kein anderer mir auch nur die Hand gedrückt; o daß deine Liebe, daß deine Rechtschaffenheit die Gefährten meiner Jugend gewesen wären!"

„Du willst mich nicht hören? So muß ich denn zuletzt wohl verstummen: aber diese Blätter sollen nicht untergehen, vielleicht können sie noch zu dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Trost seyn, daß ich ohne Schuld gegen dich war, wenn ich mich auch nicht unschuldig nennen durfte."

Wilhelm konnte nicht weiter; er überließ sich ganz seinem Schmerz, aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes hereintrat, dem er seine Empfindungen zu verbergen suchte. Dieser brachte einen Beutel mit Ducaten hervor, zählte und rechnete, und versicherte Wilhelmen, es sey nichts Schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege sey, reich zu werden; es könne uns auch alsdann nichts stören oder abhalten. Wilhelm erinnerte sich seines Traums und lächelte: aber zugleich dachte er auch mit Schaudern, daß in jenem Traumgesichte Marianne ihn verlassen, um seinem verstorbenen Vater zu folgen, und daß beide zuletzt, wie Geister schwebend, sich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus seinem Nachdenken, und führte ihn auf ein Kaffeehaus, wo sich sogleich mehrere Personen um ihn versammelten, die ihn sonst gern auf dem Theater gesehen hatten; sie freuten sich seiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er wie sie hörten, die Bühne verlassen wolle. Sie sprachen so bestimmt und vernünftig von ihm und seinem Spiele, von dem Grade seines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: O, wie unendlich werth wäre mir diese Theilnahme vor wenig Monaten gewesen! wie belehrend und wie erfreuend! Niemals hätte ich mein Gemüth so ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich so weit gekommen, am Publicum zu verzweifeln.

Dazu sollte es überhaupt nicht kommen, sagte eine ältlicher Mann, der hervortrat: das Publicum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten als man glaubt; nur muß der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das was er hervorbringt, verlangen; denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und hervorbringen soll; wenn es aber gethan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammenziehen: denn diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug.

Das sollten sie eben nicht! sagte Wilhelm. Ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen wird.

So wollen wir heute laut werden! rief ein junger Mann. Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind.

Wilhelm lehnte die Einladung ab und begab sich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder sprechen wollte, indem er sie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum besten bei ihm verwahrt. Er verrieth sich, als er den schönen Felix wieder ansichtig ward.

O, mein Kind! rief er aus, mein liebes Kind!

Er hob ihn auf und drückte ihn an sein Herz.

Vater, was hast du mir mitgebracht! rief das Kind.

Mignon sah beide an, als wenn sie warnen wollte sich nicht zu verrathen.

Was ist das für eine neue Erscheinung? sagte Madame Melina.

Man suchte die Kinder bei Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das strengste Geheimniß nicht schuldig zu seyn glaubte, entdeckte seiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina sah ihn lächelnd an.

O, über die leichtgläubigen Männer! rief sie aus. Wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden; aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um, und

wissen nichts zu schätzen, als was sie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben.

Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.

Er sprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei sich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob sie sich gleich ungern von beiden zugleich trennte, fand doch den Vorschlag gut, ja nothwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon schien einer freien Luft und anderer Verhältnisse zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte sich nicht erholen.

Lassen Sie sich nicht irren, fuhr Madame Melina fort, daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtsinnig geäußert habe. Der Alten ist freilich wenig zu trauen; doch wer Unwahrheit zu seinem Nutzen ersinnt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich scheinen. Aurelien hatte die Alte vorgespiegelt, Felix sey ein Sohn Lotharios, und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mütter nicht kennen, oder sie von Herzen hassen. Felix kam hereingesprungen; sie drückte ihn an sich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hause und bestellte die Alte, die ihn jedoch nicht eher als in der Dämmerung zu besuchen versprach; er empfing sie verdrießlich und sagte zu ihr: Es ist nichts Schändlicheres in der Welt, als sich auf Lügen und Mährchen einzurichten! Schon hast du viel Böses damit gestiftet und jetzt, da dein Wort das Glück meines Lebens entscheiden könnte, jetzt steh ich zweifelhaft und wage nicht, das Kind in meine Arme zu schließen, dessen ungetrübter Besitz mich äußerst glücklich machen würde. Ich kann dich, schändliche Creatur, nicht ohne Haß und Verachtung ansehen.

Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden soll, versetzte die Alte, ganz unerträglich vor. Und wenn's nun euer Sohn nicht wäre, so ist es das schönste angenehmste Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um sich zu haben. Ist es nicht werth, daß Ihr euch seiner annehmt? Verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm nicht einen kleinen Unterhalt für mein

Pfingſten.

Unter halb verwelkten Maien
Schläft der liebe Freund ſo ſtill;
O! wie ſoll es ihn erfreuen
Was ich ihm vertrauen will:
Ohne Wurzeln dieſes Reiſig,
Es verdorrt das junge Blut;
Aber Liebe, wie Herr Dreißig,
Nähret ihre Pflanzen gut.

Gegenſeitig.

Wie ſitzt mir das Liebchen?
Was freut ſie ſo groß?
Den Fernen ſie wiegt ihn,
Sie hat ihn im Schooß;

Im zierlichen Käfig
Ein Vöglein ſie hält,
Sie läßt es herauſſen
So wie's ihr gefällt.

Hat's Picken dem Finger,
Den Lippen gethan,
Es flieget und flattert,
Und wieder heran.

So eile zur Heimath,
Das iſt nun der Brauch,
Und haſt du das Mädchen,
So hat ſie dich auch.

---

künftiges Leben? O, ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden! aber wie eine arme Creatur, deren geringstem Bedürfniß nichts entgegenkommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hülfe sieht, wie die sich durch die selbstischen Menschen durchdrücken und im Stillen darben muß — davon würde manches zu sagen seyn, wenn ihr hören wolltet und könntet. — Haben Sie Mariannens Briefe gelesen? Es sind dieselben, die sie zu jener unglücklichen Zeit schrieb. Vergebens suchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen diese Blätter zuzustellen: Ihr grausamer Schwager hatte Sie so umlagert, daß alle List und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Mariannen mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht alles mit dem überein, was ich erzählt habe? und setzt nicht Nerbergs Brief die ganze Geschichte außer allen Zweifel?

Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

Haben Sie ihn nicht in der Brieftasche gefunden? versetzte die Alte. Ich habe noch nicht alles durchlesen.

Geben Sie nur die Brieftasche her; auf dieses Document kommt alles an. Nerbergs unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht; ein anderes von seiner Hand mag auch den Knoten lösen, in sofern am Faden noch etwas gelegen ist. Sie nahm ein Blatt aus der Brieftasche; Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand; er nahm sich zusammen und las:

„Sag' mir nur, Mädchen, wie vermagst du das über mich? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttin selbst mich zum seufzenden Liebhaber umschaffen könnte. Anstatt mir mit offenen Armen entgegenzueilen, ziehst du dich zurück; man hätt' es wahrhaftig für Absichten nehmen können, wie du dich betrugst. Ist's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwei Thüren davon. Es ist zu toll, sag' ich dir! Ich habe versprechen, dir einige Bedenkzeit zu lassen, nicht gleich in dich zu dringen, und ich möchte rasend werden über jede verlorene Viertelstunde. Hab' ich dir nicht geschenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelst du noch an meiner Liebe? Was willst du haben? sag' es nur! es soll dir an nichts fehlen. Ich wollte, der Pfaffe müßte verstummen und verblinden, der dir solches Zeug in den Kopf gesetzt hat! Mußtest du auch

gerade an so einen kommen! Es giebt so viele, die jungen Leuten etwas nachzusehen wissen. Genug, ich sage dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wissen; denn ich gehe bald wieder weg, und wenn du nicht wieder freundlich und gefällig bist, so sollst du mich nicht wiedersehen."

In dieser Art ging der Brief noch lange fort, drehte sich zu Wilhelms schmerzlicher Zufriedenheit immer um denselben Punkt herum, und zeugte für die Wahrheit der Geschichte, die er von Barbara vernommen hatte.

Ein zweites Blatt bewies deutlich, daß Marianne auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus diesen und mehreren Papieren nicht ohne tiefen Schmerz die Geschichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menschen nach und nach zahm gemacht, indem sie ihm den Tod Mariannens meldete und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix sein Sohn sey; er hatte ihr einigemal Geld geschickt, das sie aber für sich behielt, da sie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeschwatzt hatte. Aber leider dauerte dieser heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil seines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeschichten sein Herz gegen seinen ersten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrscheinlich das alles lautete und so schön es zusammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, sich der Freude zu überlassen: er schien sich vor einem Geschenke zu fürchten, das ihm ein böser Genius darreichte.

Ihre Zweifelsucht, sagte die Alte, die seine Gemüthsstimmung errieth, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie desto genauer auf Ihn Acht! Bemerken Sie seine Gaben, seine Natur, seine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach sich selbst wiedererkennen, so müssen Sie schlechte Augen haben! Denn das versichere ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir sollte niemand ein Kind unterschieben; aber es ist ein Glück für die Weiber, daß die Männer in diesen Fällen nicht so scharfsichtig sind.

Nach allem diesem setzte sich Wilhelm mit der Alten auseinander; er wollte den Felix mit sich nehmen, sie sollte Mignon zu Theresen bringen und hernach eine kleine Pension, die er ihr versprach, wo sie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um sie auf diese Veränderung vorzubereiten.

Meister! sagte sie, behalte mich bei dir; es wird mir wohl thun und weh.

Er stellte ihr vor, daß sie nun herangewachsen sey, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müsse.

Ich bin gebildet genug, versetzte sie, um zu lieben und zu trauern.

Er machte sie auf ihre Gesundheit aufmerksam, daß sie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geschickten Arztes bedürfe.

Warum soll man für mich sorgen, sagte sie, da so viel zu sorgen ist?

Nachdem er sich viele Mühe gegeben, sie zu überzeugen, daß er sie jetzt nicht mit sich nehmen könne, daß er sie zu Personen bringen wolle, wo er sie öfters sehen werde, schien sie von alle dem nichts gehört zu haben.

Du willst mich nicht bei dir? sagte sie. Vielleicht ist es besser! Schicke mich zum alten Harfenspieler; der arme Mann ist so allein.

Wilhelm suchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben sey.

Ich sehne mich jede Stunde nach ihm, versetzte das Kind.

Ich habe aber nicht bemerkt, sagte Wilhelm, daß du ihm so geneigt seyst, als er noch mit uns lebte.

Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur seine Augen nicht sehen: aber wenn er schlief, setzte ich mich gern zu ihm, ich wehrte ihm die Fliegen, und konnte mich nicht satt an ihm sehen. O, er hat mir in schrecklichen Augenblicken beigestanden; es weiß niemand, was ich ihm schuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt, ich wäre schon zu ihm gelaufen.

Wilhelm stellte ihr die Umstände weitläufig vor und sagte, sie sey so ein vernünftiges Kind, sie möchte doch auch dießmal seinen Wünschen folgen.

Die Vernunft ist grausam, versetzte sie, das Herz ist besser. Ich will hingehen, wohin du willst, aber laß mir deinen Felix!

Nach vielem Hin- und Wiederreden war sie nun auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben und sie zusammen an Fräulein Therese zu schicken. Es ward ihm das um so leichter, als er sich noch immer fürchtete, den schönen Felix sich als seinen Sohn zuzueignen. Er nahm ihn auf den

Arm und trug ihn herum: das Kind mochte gern vor den Spiegel ge hoben seyn, und ohne sich es zu gestehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel, und suchte dort Aehnlichkeiten zwischen sich und dem Kinde auszuspähen. Ward es ihm dann einen Augenblick recht wahrscheinlich, so drückte er den Knaben an seine Brust; aber auf einmal, erschreckt durch den Gedanken, daß er sich betrügen könne, setzte er das Kind nieder und ließ es hinlaufen.

O! rief er aus, wenn ich mir dieses unschätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entrissen, so wär' ich der unglücklichste aller Menschen!

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun seinen förmlichen Abschied vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er schon abgeschieden sey und nur zu gehen brauchte. Marianne war nicht mehr; seine zwei Schutzgeister hatten sich entfernt, und seine Gedanken eilten ihnen nach. Der schöne Knabe schwebte wie eine reizende ungewisse Erscheinung vor seiner Einbildungskraft; er sah ihn an Theresens Hand durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterin sich bilden. Therese war ihm noch viel werther geworden, seitdem er das Kind in ihrer Gesellschaft dachte. Selbst als Zuschauer im Theater erinnerte er sich ihrer mit Lächeln; beinahe war er in ihrem Falle, die Vorstellungen machten ihm keine Illusion mehr.

Serlo und Melina waren äußerst höflich gegen ihn, sobald sie merkten, daß er an seinen vorigen Platz keinen weitern Anspruch machte. Ein Theil des Publicums wünschte ihn nochmals auftreten zu sehen; es wäre ihm unmöglich gewesen, und bei der Gesellschaft wünschte es niemand, als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abschied von dieser Freundin; er war gerührt und sagte: Wenn doch der Mensch sich nicht vermessen wollte, irgend etwas für die Zukunft zu versprechen! Das Geringste vermag er nicht zu halten, geschweige wenn sein Versatz von Bedeutung ist. Wie schäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zusammen in jener unglücklichen Nacht versprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet, in eine elende Schenke zusammengedrängt waren. Wie erhöhte damals das Unglück meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden! Nun ist aus alle dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlasse Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück ist, daß man

mein Versprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß nie mand mich jemals deßhalb gemahnt hat.

Seyen Sie nicht ungerecht gegen sich selbst! versetzte Frau Melina. Wenn niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, so werde ich es nicht verkennen: denn unser ganzer Zustand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht besessen hätten. Geht es doch unsern Verfügen wie unsern Wünschen: sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben.

Sie werden, versetzte Wilhelm, durch Ihre freundschaftliche Auslegung mein Gewissen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen.

Es ist auch wohl möglich, daß Sie es sind, versetzte Madame Melina, nur nicht auf die Art wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande, ein Versprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, mein Freund, ein guter Mensch verspricht durch seine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, sind unendlich: er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wissen. Leben Sie wohl! Wenn unsere äußern Umstände sich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergestellt haben, so entsteht in meinem Innern durch Ihren Abschied eine Lücke, die sich so leicht nicht wieder ausfüllen wird.

Wilhelm schrieb vor seiner Abreise aus der Stadt noch einen weitläufigen Brief an Werners. Sie hatten zwar einige Briefe gewechselt, aber weil sie nicht einig werden konnten, hörten sie zuletzt auf zu schreiben. Nun hatte sich Wilhelm wieder genähert; er war im Begriff dasjenige zu thun, was jener so sehr wünschte; er konnte sagen: Ich verlasse das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich in jedem Sinne zu einer reinen und sichern Thätigkeit führen muß. Er erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er so lange sich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menschen sey, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußern Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen. Wilhelm hatte sich in diesem Falle befunden: er schien nunmehr zum erstenmal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiste fort mit einem ganz andern Sinn als da

erstemal; die Aussichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas Frohes zu erleben.

Neuntes Capitel

Als er nach Lotharie's Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben, daß Lotharie hingegangen sey, die hinterlassenen Güter in Besitz zu nehmen. Sie kommen eben zur rechten Zeit, sagte er, um mir und dem Abbe beizustehen. Lotharie hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde. Das einzige war dabei bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Absicht hatte: nun sind wir kurz und gut entschlossen, mit jenem gemeine Sache zu machen; denn sonst hätten wir uns ohne Noth und Vernunft hinaufgetrieben. Wir haben, so scheint es, mit einem klugen Manne zu thun. Nun machen wir Calcüls und Anschläge; auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, so daß jeder ein schönes Besitzthum erhält. Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt; man besah die Felder, Wiesen, Schlösser, und obgleich Jarno und der Abbe die Sache sehr gut zu verstehen schienen, so wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Therese von der Gesellschaft seyn möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit diesen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, seine Abenteuer und seine zweifelhafte Vaterschaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm so wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtsinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß sie manchmal in vertrauten Gesprächen, bei Tische und auf Spaziergängen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben und dadurch wenigstens anzeigten, daß sie unter sich manches abzuthun hatten, was ihm verborgen sey. Er erinnerte sich an das, was Lydie gesagt hatte, und glaubte um so mehr daran, als eine ganze Seite des Schlosses vor ihm immer unzugänglich gewesen war. Zu gewissen Galerien und besonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang gesucht.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03813/177

Eines Abends sagte Jarno zu ihm: Wir können Sie nun so sicher als den unsern ansehen, daß es unbillig wäre, wenn wir Sie nicht tiefer in unsere Geheimnisse einführten. Es ist gut, daß der Mensch, der erst in die Welt tritt, viel von sich halte, daß er sich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen suche; aber wenn seine Bildung auf einem gewissen Grade steht, dann ist es vortheilhaft, wenn er lernt um anderer willen zu leben, und seiner selbst in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergessen. Da lernt er erst sich selbst kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern. Sie sollen bald erfahren, welch eine kleine Welt sich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieser kleinen Welt gekannt sind; morgen früh vor Sonnenaufgang seyn Sie angezogen und bereit.

Jarno kam zur bestimmten Stunde und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schlosses, dann durch einige Galerien, und sie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die stark mit Eisen beschlagen war. Jarno pochte; die Thüre that sich ein wenig auf, so daß eben ein Mensch hineinschlüpfen konnte. Jarno schob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen. Dieser fand sich in einem dunkeln und engen Behältnisse; es war finster um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, stieß er schon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: Tritt herein! Und nun bemerkte er erst, daß die Seiten des Raums, in dem er sich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein schwaches Licht hindurchschimmerte. Tritt herein! rief es nochmals; er hob den Teppich auf und trat hinein.

Der Saal, in dem er sich nun befand, schien ehemals eine Capelle gewesen zu seyn; anstatt des Altars stand ein großer Tisch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen; darüber schien ein zugezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken; an den Seiten waren schön gearbeitete Schränke mit feinen Drathgittern verschlossen, wie man sie in Bibliotheken zu sehen pflegt, nur sah er anstatt der Bücher viele Rollen aufgestellt. Niemand befand sich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenster Wilhelmen gerade entgegen und begrüßte ihn freundlich.

Setze dich! rief eine Stimme, die von dem Altare her zu tönen schien. Wilhelm setzte sich auf einen kleinen Armstuhl, der wider den Verschlag des Eingangs stand; es war kein anderer Sitz im ganzen

Zimmer, er mußte sich darein ergeben, ob ihn schon die Morgensonne blendete; der Sessel stand fest, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete sich mit einem kleinen Geräusche der Vorhang über dem Altar und zeigte, innerhalb eines Rahmens, eine leere dunkle Oeffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte und zu ihm sagte:

Sollten Sie mich nicht wieder erkennen? sollten Sie unter andern Dingen, die Sie wissen möchten, nicht auch zu erfahren wünschen, wo die Kunstsammlung Ihres Großvaters sich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie sich des Gemäldes nicht mehr, das Ihnen so reizend war? wo mag der kranke Königssohn wohl jetzo schmachten?

Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der in jener bedeutenden Nacht sich mit ihm im Gasthause unterhalten hatte.

Vielleicht, fuhr dieser fort, können wir jetzt über Schicksal und Charakter eher einig werden?

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang sich wieder rasch zusammenzog.

Sonderbar! sagte er bei sich selbst. Sollten zufällige Ereignisse einen Zusammenhang haben? und das, was wir Schicksal nennen, sollte es bloß Zufall seyn? Wo mag sich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in diesen feierlichen Augenblicken daran?

Er hatte nicht Zeit weiter zu denken; denn der Vorhang eröffnete sich wieder, und ein Mann stand vor seinen Augen, den er sogleich für den Landgeistlichen erkannte, der mit ihm und der lustigen Gesellschaft jene Wasserfahrt gemacht hatte: er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieselbe Person schien. Mit einem heitern Gesichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an:

Nicht vor Irrthum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit Haus, er freuet sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist.

Der Vorhang schloß sich abermals, und Wilhelm hatte Zeit nachzudenken.

Von welchem Irrthum kann der Mann sprechen, sagte er zu sich selbst, als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da Bildung suchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringste Anlage hatte!

Der Vorhang riß sich schneller auf; ein Officier trat hervor und sagte nur im Vorbeigehen: Lernen Sie die Menschen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann! Der Vorhang schloß sich, und Wilhelm brauchte sich nicht lange zu besinnen, um diesen Officier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte und Schuld gewesen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie dieser hierher gekommen und wer er sey, war Wilhelm völlig ein Räthsel.

Wenn so viele Menschen an dir Theil nahmen, deinen Lebensweg kannten und wußten was darauf zu thun sey, warum führten sie dich nicht strenger? warum nicht ernster? warum begünstigten sie deine Spiele, anstatt dich davon wegzuführen?

Rechte nicht mit uns! rief eine Stimme. Du bist gerettet und auf dem Wege zum Ziel. Du wirst keine deiner Thorheiten bereuen und keine zurück wünschen: kein glücklicheres Schicksal kann einem Menschen werden.

Der Vorhang riß sich von einander und in voller Rüstung stand der alte König von Dänemark in dem Raume. Ich bin der Geist deines Vaters, sagte das Bildniß, und scheide getrost, da meine Wünsche für dich, mehr als ich sie selbst begriff, erfüllt sind. Steile Gegenden lassen sich nur durch Umwege erklimmen; auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl und gedenke mein, wenn du genießest, was ich dir vorbereitet habe!

Wilhelm war äußerst betroffen, er glaubte die Stimme seines Vaters zu hören, und doch war sie es auch nicht; er befand sich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrensten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat und sich hinter den grünen Tisch stellte. Treten Sie herbei! rief er seinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbei und stieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. Hier ist Ihr Lehrbrief! sagte der Abbé. Beherzigen Sie ihn! er ist von wichtigem Inhalt. Wilhelm nahm ihn auf, eröffnete ihn und las:

Freibeuter.

Mein Haus hat kein' Thür,
Mein' Thür' hat ke' Haus;
Und immer mit Schäzel
Hinein und heraus.

Mei Küch hat ke' Herd,
Mei Herd hat ke' Küch;
Da brater's und ſiedet's
Für ſich und für mich.

Mei Bett hat ke' G'ſtell,
Mei G'ſtell hat ke' Bett.
Doch wüßt ich nit e'nen
Der's luſtiger hett.

Mei Keller iſt hoch,
Mei Scheuer iſt tief,
Zu oberſt zu unterſt —
Da lag ich und ſchlief.

Und bin ich erwachen,
Da geht es ſo fort;
Mei Ort hat ke' Bleibens,
Mei Bleibens ken' Ort.

Lehrbrief.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer: nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn: er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltener geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen: den Gipfel im Auge, wandeln wir gern auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brod, schmackhaft und sättigend für einen Tag; aber Mehl kann man nicht säen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des ächten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

Genug! rief der Abbé: das übrige zu seiner Zeit! Jetzt sehen Sie sich in jenen Schränken um.

Wilhelm ging hin und las die Aufschriften der Rollen: er fand mit Verwunderung Lothario's Lehrjahre, Jarno's Lehrjahre und seine eigenen Lehrjahre daselbst aufgestellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren.

Darf ich hoffen, in diese Rollen einen Blick zu werfen?

Es ist für Sie nunmehr in diesem Zimmer nichts verschlossen.

Darf ich eine Frage thun?

Ohne Bedenken! und Sie können entscheidende Antwort erwarten,

wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächst am Herzen liegt und am Herzen liegen soll.

Gut denn! Ihr sonderbaren und weisen Menschen, deren Blick in so viel Geheimnisse dringt, könnt Ihr mir sagen, ob Felix wirklich mein Sohn ist?

Heil Ihnen über diese Frage! rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zusammenschlug, Felix ist Ihr Sohn. Bei dem Heiligsten was unter uns verborgen liegt, schwöre ich Ihnen, Felix ist Ihr Sohn! Und der Gesinnung nach war seine abgeschiedene Mutter Ihrer nicht unwerth. Empfangen Sie das liebliche Kind aus unserer Hand! kehren Sie sich um, und wagen Sie es glücklich zu seyn!

Wilhelm hörte ein Geräusch hinter sich: er kehrte sich um und sah ein Kindergesicht schalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervorgucken: es war Felix. Der Knabe versteckte sich sogleich scherzend, als er gesehen wurde.

Komm hervor! rief der Abbé.

Er kam gelaufen: sein Vater stürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme und drückte ihn an sein Herz.

Ja, ich fühl's, rief er aus, du bist mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommst du her, mein Kind, gerade in diesem Augenblick?

Fragen Sie nicht! sagte der Abbé. Heil dir, junger Mann! Deine Lehrjahre sind vorüber: die Natur hat dich losgesprochen.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Felix war in den Garten gesprungen. Wilhelm folgte ihm mit Entzücken: der schönste Morgen zeigte jeden Gegenstand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heitersten Augenblick. Felix war neu in der freien und herrlichen Welt, und sein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenständen, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie gesellten sich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte. Wilhelm sah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens, schien auch seine eigene Bildung erst anzufangen; er fühlte die Nothwendigkeit sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten sich nicht wiedersehen lassen. Abends kamen sie und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erstaunen entgegen: er traute seinen Augen nicht; es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anstand ihn anzuerkennen. Beide umarmten sich aufs zärtlichste, und beide konnten nicht verbergen, daß sie sich wechselsweise verändert fanden. Werner behauptete, sein Freund sey größer, stärker, gerader, in seinem Wesen gebildeter und in seinem Betragen angenehmer geworden. Etwas von seiner alten Treuherzigkeit vermisse ich, setzte er hinzu.

Sie wird sich auch schon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der ersten Verwunderung erholt haben, sagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf

Wilhelmen gemacht hätte. Der gute Mann schien eher zurück als vorwärts gegangen zu seyn. Er war viel magerer als ehemals; sein spitzes Gesicht schien feiner, seine Nase länger zu seyn; seine Stirne und sein Scheitel waren von Haaren entblößt, seine Stimme hell, heftig und schreiend; und seine eingedrückte Brust, seine vorfallenden Schultern, seine farblosen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitsamer Hypochondrist gegenwärtig sey.

Wilhelm war bescheiden genug, um sich über diese große Veränderung sehr mäßig zu erklären, da der andere hingegen seiner freundschaftlichen Freude völligen Lauf ließ.

Wahrhaftig! rief er aus, wenn du deine Zeit schlecht angewendet, und, wie ich vermuthe, nichts gewonnen hast, so bist du doch indessen ein Persönchen geworden, das sein Glück machen kann und muß. Verschlendere und verschleudere nur auch das nicht wieder! Du sollst mir mit dieser Figur eine reiche und schöne Erbin erkaufen.

Du wirst doch, versetzte Wilhelm lächelnd, deinen Charakter nicht verläugnen! Kaum findest du nach langer Zeit deinen Freund wieder, so siehst du ihn schon als eine Waare, als einen Gegenstand deiner Speculation an, mit dem sich etwas gewinnen läßt.

Jarno und der Abbé schienen über diese Erkennung keineswegs verwundert, und ließen beide Freunde sich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um seinen Freund herum, drehte ihn hin und her, so daß er ihn fast verlegen machte.

Nein! nein! rief er aus: so was ist mir noch nicht vorgekommen! Und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen sind tiefer, deine Stirne ist breiter, deine Nase feiner, und dein Mund liebreicher geworden. Seht nur einmal, wie er steht! wie das alles paßt und zusammenhängt! Wie doch das Faullenzen gedeiht! Ich armer Teufel dagegen — er besah sich im Spiegel — wenn ich diese Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir.

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht empfangen; ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lotharie die Güter in Gemeinschaft zu kaufen die Absicht hatte. Dieses Geschäft führte Wernern hierher; er hatte keine Gedanken, Wilhelmen auf seinem Wege zu finden.

Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. Wenn Sie es mit diesem jungen Manne, wie

es scheint, gut meinen, sagte er, so sorgen Sie selbst dafür, daß unser Theil nicht verkürzt werde! Es soll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Theil seines Vermögens daran wenden will.

Jarno und der Abbé versicherten, daß es dieser Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im allgemeinen verhandelt, als Werner sich nach einer Partie l'Hombre sehnte, wozu sich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinsetzten; er war es nun einmal so gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beiden Freunde nach Tische allein waren, befragten und besprachen sie sich sehr lebhaft über alles, was sie sich mitzutheilen wünschten. Wilhelm rühmte seine Lage und das Glück seiner Aufnahme unter so trefflichen Menschen. Werner dagegen schüttelte den Kopf und sagte: Man sollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als Ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, du lebtest mit einem liederlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hälfest ihm sein Geld durchbringen und seyest Schuld, daß er mit seinen sämmtlichen Anverwandten gespannt sey.

Es würde mich um meinet- und um der guten Menschen willen verdrießen, daß wir so verkannt werden, versetzte Wilhelm, wenn mich nicht meine theatralische Laufbahn mit jeder übeln Nachrede versöhnt hätte. Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das wenigste sehen, weil Gutes und Böses im verborgenen geschieht, und eine gleichgültige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Bretter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterstadt. Werner erzählte mit großer Hast alles was sich verändert hatte und was noch bestand und geschah.

Die Frauen im Hause, sagte er, sind vergnügt und glücklich; es fehlt nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit bringen sie zu sich zu putzen, und die andere Hälfte sich geputzt sehen zu lassen. Haushältisch sind sie so viel als billig ist. Meine Kinder lassen sich zu gescheidten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon sitzen und schreiben und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem jeden soll so bald als möglich ein

eigenes Gewerbe eingerichtet werden. Und was unser Vermögen betrifft, daran sollst du deine Lust sehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung sind, mußt du gleich mit nach Hause: denn es sieht doch aus, als wenn du mit einiger Vernunft in die menschlichen Unternehmungen eingreifen könntest. Deine neuen Freunde sollen gepriesen seyn, daß sie dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närrischer Teufel und merke erst, wie lieb ich dich habe, da ich mich nicht satt an dir sehen kann, daß du so wohl und so gut aussiehst. Das ist doch noch eine andere Gestalt als das Porträt, das du einmal an die Schwester schicktest, und worüber im Hause großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebst mit offenem Halse, halbfreier Brust, großer Krause, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Westchen und schlotternden langen Hosen, indessen ich behauptete, das Costüm sey nur noch zwei Finger breit vom Hanswurst. Nun siehst du doch aus wie ein Mensch: nur fehlt der Zopf, in den ich deine Haare einzubinden bitte: sonst hält man dich denn doch einmal unterwegs als Juden an und fordert Zoll und Geleite von dir.

Felix war indessen in die Stube gekommen und hatte sich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Canapé gelegt und war eingeschlafen.

Was ist das für ein Wurm, fragte Werner.

Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu sagen, noch Lust, eine doch immer zweideutige Geschichte einem Manne zu erzählen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Gesellschaft begab sich nunmehr auf die Güter, um sie zu besehen und den Handel abzuschließen. Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite, und freute sich um des Knaben willen recht lebhaft des Besitzes, dem man entgegenfah. Die Lüsternheit des Kindes nach den Kirschen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerten ihn an die Zeit seiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wieder herzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegenwachsen, und alles was er herstellte, sollte eine

Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es und seiner Freude konnte nichts gleichen.

O, der unnöthigen Strenge der Moral! rief er aus, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu allem bildet, was wir seyn sollen! O, der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!

So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls zusammengezählt eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, so wollte es auch den Namen von allem hören; es glaubte nicht anders als sein Vater müsse alles wissen, quälte ihn oft mit Fragen, und gab ihm Anlaß sich nach Gegenständen zu erkundigen, denen er sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborene Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte sich früh bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme und wo die Flamme hinkomme, war dem Vater seine eigene Beschränkung erst recht lebendig; er wünschte zu erfahren, wie weit sich der Mensch mit seinen Gedanken wagen und wovon er hoffen dürfe, sich und andern jemals Rechenschaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Wesen Unrecht geschehen sah, erfreute den Vater höchlich, als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind schlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeschnitten hatte. Dieser schöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerstört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Frösche todtschlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so

viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind und die Handlungen anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Daseyn habe, ward einen Augenblick gestört, als Wilhelm in kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen, er war nicht im Stande, ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tode dieser Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter sich zu, noch wollte es seinen Teller nicht abessen, und sein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachsah, daß er den Bissen unmittelbar aus der Schüssel nehmen, das volle Glas stehen lassen und aus der Flasche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebst, wenn er sich mit einem Buche in die Ecke setzte und sehr ernsthaft sagte: Ich muß das gelehrte Zeug studiren! ob er gleich die Buchstaben noch lange weder unterscheiden konnte noch wollte.

Betrachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig sey, so entstand eine Unruhe in ihm, die sein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war.

Sind wir Männer denn, sagte er zu sich, so selbstisch geboren, daß wir unmöglich für ein Wesen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an; seine Gegenwart ergötzte mich, und dabei hab' ich es aufs grausamste vernachlässigt. Was that ich zu seiner Bildung, nach der es so sehr strebte? Nichts! Ich überließ es sich selbst und allen Zufälligkeiten, denen es, in einer ungebildeten Gesellschaft, nur ausgesetzt seyn konnte; und dann für diesen Knaben, der dir so merkwürdig war, eh er dir so werth seyn konnte, hat dich denn dein Herz geheißen auch nur jemals das geringste für ihn zu thun? Es ist nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudest; nimm dich zusammen, und denke, was du für dich und die guten Geschöpfe zu thun hast, welche Natur und Neigung so fest an dich knüpfte.

Eigentlich war dieses Selbstgespräch nur eine Einleitung sich zu bekennen, daß er schon gedacht, gesorgt, gesucht und gewählt hatte; er konnte

nicht länger zögern, sich es selbst zu gestehen. Nach oft vergebens wieder holtem Schmerz über den Verlust Mariannens fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben suchen müsse, und daß er sie nicht sicherer als in Theresen finden werde. Er kannte dieses vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine solche Gattin und Gehülfin schien die einzige zu seyn, der man sich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm seine Verantlichkeit: sie waren durch ein sonderbares Schicksal auf ewig getrennt; Therese hielt sich für frei, und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache gesprochen, die sich von selbst versteht.

Nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen war, nahm er sich vor, ihr von sich zu sagen, so viel er nur wußte. Sie sollte ihn kennen lernen, wie er sie kannte, und er fing nun an, seine eigene Geschichte durchzudenken; sie schien ihm an Begebenheiten so leer und im ganzen jedes Bekenntniß so wenig zu seinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Versatz abzustehen im Begriff war. Endlich entschloß er sich, die Rolle seiner Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; dieser sagte: Es ist eben zur rechten Zeit! und Wilhelm erhielt sie.

Es ist eine schauderhafte Empfindung, wenn ein edler Mensch mit Bewußtseyn auf dem Punkte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden soll. Alle Uebergänge sind Krisen; und ist eine Krise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Besserung fühlt man, und man sieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indessen vorbereitet genug: die Umstände hatten schon lebhaft zu ihm gesprochen, seine Freunde hatten ihn eben nicht geschont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Hast aufrollte, so ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umständliche Geschichte seines Lebens in großen scharfen Zügen geschildert; weder einzelne Begebenheiten noch beschränkte Empfindungen verwirrten seinen Blick; allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beschämen, und er sah zum erstenmal sein Bild außer sich, zwar nicht wie im Spiegel ein zweites Selbst, sondern wie im Porträt ein anderes Selbst: man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann.

Wilhelm beschäftigte sich nunmehr, indem alle Umstände durch dieß Manuscript in sein Gedächtniß zurückkamen, die Geschichte seines Lebens für Theresen aufzusetzen, und er schämte sich fast, daß er gegen ihre großen Tugenden nichts aufzustellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweisen konnte. So umständlich er in dem Aufsatze war, so kurz faßte er sich in dem Briefe, den er an sie schrieb: er bat sie um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr seine Hand an und bat sie um baldige Entscheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er diese wichtige Sache noch erst mit seinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé, berathen solle, entschied er sich zu schweigen. Er war zu fest entschlossen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er sie noch hätte dem Urtheil des vernünftigsten und besten Mannes unterwerfen mögen; ja sogar brauchte er die Vorsicht, seinen Brief auf der nächsten Post selbst zu bestellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in so vielen Umständen seines Lebens, in denen er frei und im verborgenen zu handeln glaubte, beobachtet, ja sogar geleitet worden war, wie ihm aus der geschriebenen Rolle nicht undeutlich erschien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er wenigstens von Theresens Herzen rein vom Herzen reden, und ihrer Entschließung und Entscheidung sein Schicksal schuldig seyn: und so machte er sich kein Gewissen, seine Wächter und Aufseher in diesem wichtigen Punkte wenigstens zu umgehen.

Zweites Capitel.

Kaum war der Brief abgesendet, als Lotharie zurückkam. Jedermann freute sich, die vorbereiteten wichtigen Geschäfte abgeschlossen und bald geendigt zu sehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie so viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöset und nun sein eigenes Verhältniß auf die Zukunft bestimmt werden sollte. Lotharie begrüßte sie alle aufs beste: er war völlig wiederhergestellt und heiter, er hatte das Ansehen eines Mannes, der weiß was er thun soll, und dem in allem was er thun will, nichts im Wege steht.

Wilhelm konnte ihm seinen herzlichen Gruß nicht zurückgeben.

Dieß ist, mußte er zu sich selbst sagen, der Freund, der Geliebte,

Der neue Copernicus.

Art'ges Häuschen hab' ich klein,
Und, darin verſtecket,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedecket.

Denn da giebt es Schalterlein,
Federchen und Lädchen,
Finde mich ſo wohl allein
Als mit hübſchen Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Luſt
Regen ſich die Wälder,
Näher kommen meiner Bruſt
Die entfernten Felder.

Und ſo tanzen auch vorbei
Die bewachſ'nen Berge,
Fehlet nur das Luſtgeſchrei
Aufgeregter Zwerge.

Doch ſo gänzlich ſtill und ſtumm
Nennt es mir vorüber,
Meiſtens grad und oft auch krumm,
Und ſo iſt mir's lieber.

Wenn ich's recht betrachten will
Und es ernſt gewahre,
Steht vielleicht das alles ſtill
Und ich ſelber fahre.

der Bräutigam Thereſens, an deſſen Statt du dich einzudrängen denkſt. Glaubſt du denn jemals einen ſolchen Eindruck auszulöſchen oder zu verbannen?

Wäre der Brief noch nicht fort geweſen, er hätte vielleicht nicht gewagt ihn abzuſenden. Glücklicherweiſe war der Wurf ſchon gethan; vielleicht war Thereſe ſchon entſchieden, nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleier. Gewinn und Verluſt mußten ſich bald entſcheiden. Er ſuchte ſich durch alle dieſe Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen ſeines Herzens beinahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerkſamkeit konnte er auf das wichtige Geſchäft wenden, woran gewiſſermaßen das Schickſal ſeines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erſcheint dem Menſchen in leidenſchaftlichen Augenblicken alles was ihn umgiebt, alles was ihm angehört!

Zu ſeinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß, und Werner mit Leichtigkeit. Dieſer hatte bei ſeiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den ſchönen Beſitz, der ihm oder vielmehr ſeinem Freunde werden ſollte. Lothario von ſeiner Seite ſchien ganz andere Betrachtungen zu machen.

Ich kann mich nicht ſowohl über einen Beſitz freuen, ſagte er, als über die Rechtmäßigkeit deſſelben.

Nun, beim Himmel! rief Werner: wird denn dieſer unſer Beſitz nicht rechtmäßig genug?

Nicht ganz! verſetzte Lothario.

Geben wir denn nicht unſer baares Geld dafür?

Recht gut! ſagte Lothario; auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Beſitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate ſeinen ſchuldigen Theil abträgt.

Wie? ſagte Werner: ſo wollten Sie alſo lieber, daß unſere freigekauften Güter ſteuerbar wären?

Ja, verſetzte Lothario, bis auf einen gewiſſen Grad: denn durch dieſe Gleichheit mit allen übrigen Beſitzungen entſteht ganz allein die Sicherheit des Beſitzes. Was hat der Bauer in den neueren Zeiten, wo ſo viele Begriffe ſchwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Beſitz des Edelmanns für weniger gegründet anzuſehen, als den ſeinigen? Nur den, daß jener nicht belaſtet iſt und auf ihn laſtet.

Wie wird es aber mit den Zinsen unseres Capitals aussehen? versetzte Werner.

Um nichts schlimmer, sagte Lotharie, wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehnshokuspokus erlassen, und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Verfahren hervorrufen müssen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn sie mit freien Augen umhersehen, und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rücksichten, durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht bessere Bürger haben, und nicht so oft um Köpfe und Hände verlegen seyn.

Ich kann Sie versichern, sagte Werner, daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur so bezahlt, weil es einmal hergebracht ist.

Nun, sagte Lotharie, ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen: denn wie der nur ein guter Vater ist, der bei Tisch erst seinen Kindern vorlegt, so ist der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.

Durch solche allgemeine Betrachtungen wurden ihre besondern Geschäfte nicht aufgehalten, vielmehr beschleunigt. Als sie ziemlich damit zu Stande waren, sagte Lotharie zu Wilhelmen: Ich muß Sie nun an einen Ort schicken, wo Sie nöthiger sind als hier. Meine Schwester läßt Sie ersuchen, so bald als möglich zu ihr zu kommen: die arme Mignon scheint sich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schwester schickte mir dieses Billet noch nach, woraus Sie sehen können, wie viel ihr daran gelegen ist. Lotharie überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der schon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte sogleich an diesen flüchtigen Bleistiftzügen die Hand der Gräfin, und wußte nicht, was er antworten sollte.

Nehmen Sie Felix mit, sagte Lotharie, damit die Kinder sich unter einander aufheitern! Sie müßten morgen früh bei Zeiten weg; der Wagen meiner Schwester, in welchem meine Leute hergefahren sind, ist noch hier; ich gebe Ihnen Pferde bis auf halbem Wege, dann nehmen Sie Post.

Leben Sie recht wohl, und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabei meiner Schwester, ich werde sie bald wiedersehen, und sie soll sich überhaupt auf einige Gäste vorbereiten. Der Freund unseres Großoheims, der Marchese Cipriani, ist auf dem Wege, hierher zu kommen; er hoffte den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und sie wollten sich zusammen an der Erinnerung früherer Verhältnisse ergötzen und sich ihrer gemeinsamen Kunstliebhaberei erfreuen. Der Marchese war viel jünger als mein Oheim, und verdankte ihm den besten Theil seiner Bildung; wir müssen alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am besten durch eine größere Gesellschaft geschehen.

Lotharie ging darauf mit dem Abbé in sein Zimmer: Jarno war vorher weggeritten. Wilhelm eilte auf seine Stube: er hatte niemand, dem er sich vertrauen, niemand, durch den er einen Schritt, vor dem er sich so sehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam, und ersuchte ihn einzupacken, weil sie noch diese Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun sollte; endlich rief er aus: du willst nur machen, daß du aus diesem Hause kommst; unterwegs überlegst du, was zu thun ist, und bleibst allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, schickst einen Boten zurück, schreibst, was du dir nicht zu sagen getraust, und dann mag werden, was will.

Ungeachtet dieses Entschlusses brachte er eine schlaflose Nacht zu; nur ein Blick auf den so schön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung.

O! rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie sehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen sollen! Aber diesen Schatz, den ich einmal besitze, erhalte mir, du erbittliches oder unerbittliches Schicksal! Wäre es mir möglich, daß dieser beste Theil von mir selbst vor mir zerstört, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl, Verstand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorsicht, verschwinde, du Trieb zur Erhaltung! Alles was uns vom Thiere unterscheidet, verliere sich! Und wenn es nicht erlaubt ist seine traurigen Tage freiwillig zu endigen, so hebe ein frühzeitiger Wahnsinn das Bewußtseyn auf, ehe der Tod, der es auf immer zerstört, die lange Nacht herbeiführt!

Er faßte den Knaben in seine Arme, küßte ihn, drückte ihn an sich.

und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; sein helles Auge, sein freundlicher Blick rührten den Vater aufs innigste. Welche Scene steht mir bevor, rief er aus, wenn ich dich der schönen unglücklichen Gräfin vorstellen soll, wenn sie dich an ihren Busen drückt, den dein Vater so tief verletzt hat. Muß ich nicht fürchten, sie stößt dich wieder von sich mit einem Schrei, sobald deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!

Der Kutscher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen, er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen. Nun wickelte er seinen Felix wohl ein; der Morgen war kalt, aber heiter; das Kind sah zum erstenmal in seinem Leben die Sonne aufgehen. Sein Erstaunen über den ersten feurigen Blick, über die wachsende Gewalt des Lichts, seine Freude und seine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater, und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen stillen See emporsteigt und schwebt.

In einer kleinen Stadt spannte der Kutscher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm sogleich ein Zimmer in Besitz und fragte sich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen solle? In dieser Unentschlossenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher nochmals anzusehen sich nicht getraut hatte; es enthielt folgende Worte: Schicke mir deinen jungen Freund ja bald; Mignon hat sich diese beiden letzten Tage eher verschlimmert. So traurig diese Gelegenheit ist, so soll mich's doch freuen, ihn kennen zu lernen.

Die letzten Worte hatte Wilhelm beim ersten Blick nicht bemerkt: er erschrak darüber, und war sogleich entschieden, daß er nicht gehen wollte.

Wie? rief er aus: Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit gefaßtem Gemüth einen Bekannten, den sie lieber nicht wiedersähe, sie erwartet einen Fremden: und ich trete hinein! Ich sehe sie zurückschaudern, ich sehe sie erröthen! Nein, es ist mir unmöglich dieser Scene entgegenzugehen. So eben wurden die Pferde herausgeführt und eingespannt; Wilhelm war entschlossen abzupacken und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe heraufkommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß alles fertig sey, sann er geschwind auf eine Ursache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und seine Augen ruhten ohne Aufmerksamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. Um Gottes willen! rief er aus,

was iſt das? — Das iſt nicht die Hand der Gräfin, es iſt die Hand der Amazone!

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunter zu kommen und führte Felix mit ſich fort. Iſt es möglich? rief er aus, iſt es wahr? Was ſoll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen und mich einer Entwicklung entgegenſtürzen? Du biſt auf dem Wege zu ihr und kannſt zaudern? Dieſen Abend ſollſt du ſie ſehen und willſt dich freiwillig ins Gefängniß einſperren! Es iſt ihre Hand, ja ſie iſt's! dieſe Hand beruft dich, ihr Wagen iſt angeſpannt, dich zu ihr zu führen! Nun löst ſich das Räthſel: Lothario hat zwei Schweſtern! Er weiß mein Verhältniß zu der einen; wie viel ich der andern ſchuldig bin, iſt ihm unbekannt. Auch ſie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund, der ihr, wo nicht ſein Leben, doch ſeine Geſundheit verdankt, in dem Hauſe ihres Bruders ſo unverdient gütig aufgenommen worden iſt.

Felix, der ſich unten im Wagen ſchaukelte, rief: Vater, komm! o komm! ſieh die ſchönen Wolken, die ſchönen Farben!

Ja, ich komme, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunterſprang: und alle Erſcheinungen des Himmels, die du gutes Kind noch ſehr bewunderſt, ſind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.

Im Wagen ſitzend rief er nun alle Verhältniſſe in ſein Gedächtniß zurück.

So iſt alſo auch dieſe Natalie die Freundin Thereſens! welch eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Ausſichten! Wie ſeltſam, daß die Furcht von der einen Schweſter reden zu hören, mir das Daſeyn der andern ganz und gar verbergen konnte!

Mit welcher Freude ſah er ſeinen Felix an! er hoffte für den Knaben wie für ſich die beſte Aufnahme.

Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beſte; der Poſtillon fuhr langſam: Felix war eingeſchlafen, und neue Sorgen und Zweifel ſtiegen in dem Buſen unſeres Freundes auf.

Von welchem Wahn, von welchen Einfällen wirſt du beherrſcht! ſagte er zu ſich ſelbſt. Eine ungewiſſe Aehnlichkeit der Handſchrift macht dich auf einmal ſicher und giebt dir Gelegenheit, das wunderbarſte Mährchen auszudenken.

Er nahm das Billet wieder vor, und bei dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder die Handſchrift der Gräfin zu erkennen; ſeine Augen

wollten im einzelnen nicht wieder finden, was ihm ſein Herz im ganzen auf einmal geſagt hatte.

So ziehen dich denn doch dieſe Pferde zu einer ſchrecklichen Scene! Wer weiß, ob ſie dich nicht in wenig Stunden ſchon wieder zurückführen werden? Und wenn du ſie nur noch allein anträfeſt! Aber vielleicht iſt ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baroneſſe? Wie verändert werde ich ſie finden! Werde ich vor ihr auf den Füßen ſtehen können?

Nur eine ſchwache Hoffnung, daß er ſeiner Amazone entgegen gehe, konnte manchmal durch die trüben Vorſtellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen raſſelte in einen Hof hinein, und hielt ſtill; ein Bedienter mit einer Wachsfackel trat aus einem prächtigen Portal hervor und kam die breiten Stufen herunter bis an den Wagen. Sie werden ſchon lange erwartet, ſagte er, indem er das Leder aufſchlug.

Wilhelm, nachdem er ausgeſtiegen war, nahm den ſchlafenden Felix auf den Arm, und der erſte Bediente rief einem zweiten, der mit einem Lichte in der Thüre ſtand: Führe den Herrn gleich zur Baroneſſe!

Blitzſchnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: Welch ein Glück! es ſey verfänglich oder zufällig, die Baroneſſe iſt hier! Ich ſoll ſie zuerſt ſehen! wahrſcheinlich ſchläft die Gräfin ſchon! Ihr guten Geiſter, helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!

Er trat in das Haus und fand ſich an dem ernſthafteſten, ſeinem Gefühle nach, dem heiligſten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite ſanfte Treppe, die ihm entgegenſtand, und ſich oben beim Umwenden in zwei Theile theilte. Marmorne Statuen und Büſten ſtanden auf Piedeſtalen und in Niſchen geordnet; einige ſchienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöſchen nicht auch in ihren kleinſten Theilen: er erkannte eine Muſe, die ſeinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Geſtalt und an ihrem Werth, doch an einem reſtaurirten Arme und an den neueingeſetzten Stücken des Gewandes. Es war als wenn er ein Mährchen erlebte. Das Kind ward ihm ſchwer; er zauderte auf den Stufen und kniete nieder, als ob er es bequemer faſſen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung: er konnte kaum ſich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen; er konnte es nicht von ſich laſſen. Darauf trat er in den Vorſaal, und zu ſeinem noch größern Erſtaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königsſohn an

der Wand. Er hatte kaum Zeit einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nöthigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Cabinet. Dort hinter einem Lichtschirme, der sie beschattete, saß ein Frauenzimmer und las. O, daß sie es wäre! sagte er zu sich selbst in diesem entscheidenden Augenblick. Er setzte das Kind nieder, das aufzuwachen schien, und dachte sich der Dame zu nähern; aber das Kind sank schlaftrunken zusammen, das Frauenzimmer stand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! er konnte sich nicht halten, stürzte auf seine Kniee und rief aus: Sie ist's! er faßte ihre Hand und küßte sie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwischen ihnen beiden auf dem Teppich und schlief sanft.

Felix wird auf das Canapé gebracht, Natalie setzte sich zu ihm; sie hieß Wilhelmen auf den Sessel sitzen, der zunächst dabei stand. Sie bot ihm einige Erfrischungen an, die er ausschlug, indem er nur beschäftigt war sich zu versichern, daß sie es sey, und ihre durch den Lichtschirm beschatteten Züge genau wieder zu sehen und sicher wieder zu erkennen. Sie erzählte ihm von Mignons Krankheit im allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei seiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an seinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieses erste Organ des Lebens bei unvermutheten Gemüthsbewegungen manchmal plötzlich stille stehe, und keine Spur der heilsamen Lebensregung in dem Busen des guten Kindes gefühlt werden könne; sey dieser ängstliche Krampf vorbei, so äußere sich die Kraft der Natur wieder in gewaltsamen Pulsen, und ängstige das Kind nunmehr durch Uebermaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte sich einer solchen krampfhaften Scene, und Natalie bezog sich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache sprechen, und die Ursache, warum man den Freund und Wohlthäter des Kindes gegenwärtig herbeigerufen, umständlicher vorlegen würde.

Eine sonderbare Veränderung, fuhr Natalie fort, werden Sie an ihr finden; sie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen sie sonst einen so großen Abscheu zu haben schien.

Wie haben Sie das erreicht? fragte Wilhelm.

Wenn es wünschenswerth war, so sind wir es nur dem Zufall schuldig. Hören Sie, wie es zugegangen ist! Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnungen

ich, indem ſie neben mir aufwachſen, zum Guten und Rechten zu bilden wünſche. Aus meinem Munde hören ſie nichts, als was ich ſelber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß ſie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe iſt. Fragen ſie mich darüber, ſo ſuche ich, ſo viel nur möglich iſt, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um ſie dadurch, wo nicht nützlich, doch unſchädlich zu machen. Schon ſeit einiger Zeit hatten meine Mädchen aus dem Munde der Bauerkinder gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Chriſte vernommen, die zu gewiſſen Zeiten in Perſon erſcheinen, gute Kinder beſchenken und unartige beſtrafen ſollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſeyn müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, mir vornahm, ihnen bei der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen dießmal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſo wohl verdient hätten. Sie waren äußerſt geſpannt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Bruſt und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglaſſen, doch beſtanden die Frauenzimmer, die ſie anputzten, auf ein paar großer goldener Schwingen, an denen ſie recht ihre Kunſt zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wunderſame Erſcheinung in die Mitte der Mädchen, und überraſchte mich ſelbſt.

Da kommt der Engel! ſagte ich.

Die Kinder traten alle wie zurück; endlich riefen ſie aus: es iſt Mignon! und getrauten ſich doch nicht, dem wunderſamen Bilde näher zu treten.

Hier ſind eure Gaben, ſagte ſie, und reichte das Körbchen hin.

Man verſammelte ſich um ſie, man betrachtete, man befühlte, man befragte ſie.

Biſt du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte, ich wär' es, verſetzte Mignon.

Warum trägst du eine Lilie?
So rein und offen sollte mein Herz seyn, dann wär' ich glücklich.
Wie ist's mit den Flügeln? Laß sie sehen!
Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind.

Und so antwortete sie bedeutend auf jede unschuldige leichte Frage. Als die Neugier der kleinen Gesellschaft befriedigt war und der Eindruck dieser Erscheinung stumpf zu werden anfing, wollte man sie wieder auskleiden: sie verwehrte es, nahm ihre Cither, setzte sich hier auf diesen hohen Schreibtisch hinauf und sang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich scheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung;
Vor Kummer altert' ich zu frühe:
Macht mich auf ewig wieder jung!

Ich entschloß mich sogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu lassen, und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.

Da es schon spät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit sich von ihr trennte. Ist sie verheirathet oder

nicht? dachte er bei sich selbst. Er hatte gefürchtet, so oft sich etwas regte, eine Thüre möchte sich aufthun, und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in sein Zimmer entließ, entfernte sich schneller, als er Muth gefaßt hatte nach diesem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beschäftigte sich, das Bild der Amazone mit dem Bilde seiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen: sie wollten noch nicht mit einander zusammen fließen; jenes hatte er sich gleichsam geschaffen, und dieses schien fast ihn umschaffen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch alles still und ruhig war, ging er sich im Hause umzusehen. Es war die reinste, schönste, würdigste Baukunst, die er gesehen hatte.

Ist doch wahre Kunst, rief er aus, wie gute Gesellschaft: sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise, das Maß zu erkennen, nach dem und zu dem unser Innerstes gebildet ist.

Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büsten seines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königssohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verschiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein physikalisches Cabinet: er fühlte sich so fremd vor allen diesen Gegenständen.

Felix war indessen erwacht und ihm nachgesprungen; der Gedanke, wie und wann er Theresens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete sich vor dem Anblick Mignons, gewissermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie ungleich war sein gegenwärtiger Zustand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Theresen gesiegelt hatte und mit frohem Muth sich ganz einem so edeln Wesen hingab!

Natalie ließ ihn zum Frühstück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verschiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es schien, unter zehn Jahren, einen Tisch zurecht machten, indem eine ältliche Person verschiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beschaute ein Bild, das über dem Canapé hing, mit

So iſt der Held der mir gefällt.

Flieh, Täubchen, flieh! Er iſt nicht hie!
Der dich an dem ſchönſten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, wo du dich verborgen.
Flieh, Täubchen, flieh! er iſt nicht hie!
Böſer Laurer Füße raſten nie.

Horch! Flötenklang, Liebesgeſang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre,
Find't im zarten Herzen offne Thore.
Horch! Flötenklang! Liebesgeſang!
Horch! — es wird der ſüßen Liebe zu bang.

Hoch iſt ſein Schritt, feſt iſt ſein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
Hoch iſt ſein Schritt, feſt iſt ſein Tritt,
Edler Deutſchen Füße ſchreiten mit.

Wonn' iſt die Bruſt, keuſch ſeine Luſt;
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten ſchön umzogen.
Wonn' iſt die Bruſt, keuſch ſeine Luſt,
Gleich beim Anblick du ihn lieben mußt.

Roth iſt ſein Mund der mich verwundt,
Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
Auf den Lippen ſäuſeln kühle Lüfte.
Roth iſt ſein Mund der mich verwundt,
Nur ein Blick von ihm macht mich geſund.

Aufmerksamkeit: er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, so wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein und die Aehnlichkeit schien ganz zu verschwinden. Zu seinem Troste habe es ein Ordenskreuz an der Brust, und er sah ein gleiches an der Brust Nataliens.

Ich habe das Porträt hier angesehen, sagte er zu ihr, und mich verwundert, wie ein Maler zugleich so wahr und so falsch seyn kann. Das Bild gleicht Ihnen im allgemeinen recht sehr gut, und doch sind es weder Ihre Züge noch Ihr Charakter.

Es ist vielmehr zu verwundern, versetzte Natalie, daß es so viel Aehnlichkeit hat; denn es ist gar mein Bild nicht: es ist das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erst ein Kind war. Es ist gemalt, als sie ungefähr meine Jahre hatte, und beim ersten Anblick glaubt jedermann mich zu sehen. Sie hätten diese treffliche Person kennen sollen. Ich bin ihr so viel schuldig. Eine sehr schwache Gesundheit, vielleicht zu viel Beschäftigung mit sich selbst, und dabei eine sittliche und religiöse Aengstlichkeit ließen sie das der Welt nicht seyn, was sie unter andern Umständen hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir besonders leuchtete.

Wär' es möglich, versetzte Wilhelm, der sich einen Augenblick besonnen hatte, indem nun auf einmal so vielerlei Umstände ihm zusammentreffend erschienen, wär' es möglich, daß jene schöne herrliche Seele, deren stille Bekenntnisse auch mir mitgetheilt worden sind, Ihre Tante sey?

Sie haben das Heft gelesen? fragte Natalie.

Ja! versetzte Wilhelm, mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am meisten aus dieser Schrift entgegenleuchtete, war, ich möchte so sagen, die Reinlichkeit des Daseyns, nicht allein ihrer selbst, sondern auch alles dessen, was sie umgab, diese Selbstständigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in sich aufzunehmen, was mit der edlen liebevollen Stimmung nicht harmonisch war.

So sind Sie, versetzte Natalie, billiger, ja ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur als manche andere, denen man auch dieses Manuscript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt, und vergißt was er andern schuldig ist. Wie oft macht

der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe! Und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzuzart, sich allzugewissenhaft bildet ja wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu seyn. Dennoch sind die Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen: aber wäre Freundin Therese, was sie ist, wenn ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hauswesen immer vorschwebte?

So find' ich also, rief Wilhelm aus, in Theresens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köstlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an so theilnehmend, so liebevoll und hülfreich war! Nur aus einem solchen Geschlechte konnte eine solche Natur entstehen! Welch eine Aussicht eröffnet sich vor mir, da ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überschaue.

Ja, versetzte Natalie, Sie könnten in einem gewissen Sinne nicht besser von uns unterrichtet seyn, als durch den Aufsatz unserer Tante; freilich hat ihre Neigung zu mir sie zu viel Gutes von dem Kinde sagen lassen. Wenn man von einem Kinde redet, spricht man niemals den Gegenstand, immer nur seine Hoffnungen aus.

Wilhelm hatte indessen schnell überdacht, daß er nun auch von Lotharie's Herkunft und früher Jugend unterrichtet sey; die schöne Gräfin erschien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war diesen Perlen so nahe gewesen, als ihre zarten liebevollen Lippen sich zu den seinigen herunterneigten: er suchte diese schönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntschaften durch, die ihm jene Schrift verschafft hatte.

So bin ich denn, rief er aus, in dem Hause des würdigen Oheims! Es ist kein Haus, es ist ein Tempel, und Sie sind die würdige Priesterin, ja der Genius selbst; ich werde mich des Eindrucks von gestern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat und die alten Kunstbilder der frühesten Jugend wieder vor mir standen. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignons Lied; aber diese Bilder hatten über mich nicht zu trauern, sie sahen mich mit hohem Ernste an und schlossen meine früheste Zeit unmittelbar an diesen Augenblick. Diesen unsern alten Familienschatz, diese Lebensfreude meines Großvaters, find' ich hier zwischen so vielen andern würdigen Kunstwerken aufgestellt, und mich,

den die Natur zum Liebling dieses guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, find' ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Gesellschaft!

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlassen, um ihren kleinen Beschäftigungen nachzugehen. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr seine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein schätzbarer Theil der aufgestellten Kunstwerke seinem Großvater angehört hatte, gab eine sehr heitere gesellige Stimmung. So wie er durch jenes Manuscript mit dem Hause bekannt worden war, so fand er sich nun auch gleichsam in seinem Erbtheile wieder.

Er wünschte Mignon zu sehen; die Freundin bat ihn sich noch so lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarschaft gerufen worden, wieder zurück käme. Man kann leicht denken, daß es derselbe kleine thätige Mann war, den wir schon kennen, und dessen auch die Bekenntnisse einer schönen Seele erwähnten.

Da ich mich, fuhr Wilhelm fort, mitten in jenem Familienkreis befinde, so ist ja wohl der Abbé, dessen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare unerklärliche Mann, den ich in dem Hause Ihres Bruders nach den seltsamsten Ereignissen wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufschlüsse über ihn?

Natalie versetzte: Ueber ihn wäre vieles zu sagen: wovon ich am genauesten unterrichtet bin, ist der Einfluß, den er auf unsere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigstens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung sich nur an die Neigung anschließen müsse; wie er jetzt denkt, kann ich nicht sagen. Er behauptete, das erste und letzte am Menschen sey Thätigkeit, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinct, der uns dazu treibe. Man giebt zu, pflegte er zu sagen, daß Poeten geboren werden, man giebt es bei allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können: aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede, auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweideutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach

ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als manche, die auf fremden Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.

Es ist sonderbar, sagte Wilhelm, daß dieser merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen und mich, wie es scheint, nach seiner Weise wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeit lang in meinen Irrthümern gestärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, in Verbindung mit mehreren, mich gleichsam zum besten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten.

Ich habe mich nicht über diese Grille, wenn sie eine ist, zu beklagen, sagte Natalie: denn ich bin freilich unter meinen Geschwistern am besten dabei gefahren. Auch seh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte schöner ausgebildet werden können: nur hätte vielleicht meine gute Schwester, die Gräfin, anders behandelt werden sollen; vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden soll, läßt sich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden.

Sie haben noch einen Bruder? rief Wilhelm.

Ja! versetzte Natalie, und zwar eine sehr lustige leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte in der Welt herumzufahren, so weiß ich nicht, was aus diesem losen lockern Wesen werden soll. Ich habe ihn seit langer Zeit nicht gesehen. Das einzige beruhigt mich, daß der Abbé, und überhaupt die Gesellschaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet sind, wo er sich aufhält und was er treibt.

Wilhelm war eben im Begriff, Nataliens Gedanken sowohl über diese Paradoxen zu erforschen, als auch über die geheimnißvolle Gesellschaft von ihr Aufschlüsse zu begehren, als der Medicus hereintrat, und nach dem ersten Willkommen sogleich von Mignons Zustande zu sprechen anfing.

Natalie, die darauf den Felix bei der Hand nahm, sagte, sie wolle ihn zu Mignon führen und das Kind auf die Erscheinung seines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm allein und fuhr fort: Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie läßt uns Raum, damit wir freier von Dingen sprechen können, die, ob ich sie gleich nur durch sie selbst erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart so frei nicht abgehandelt werden dürften. Die sonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede ist, besteht beinah nur aus einer tiefen Sehnsucht: das Verlangen, ihr Vaterland wiederzusehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ist, riech' ich fast sagen, das einzige Irdische an ihr; beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hause seyn, und ist in sehr früher Jugend durch eine Gesellschaft Seiltänzer ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil sie zu jung war, um Ort und Namen genau angeben zu können, besonders aber, weil sie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menschen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die sie in der Irre fanden, und denen sie ihre Wohnung so genau beschrieb, mit so dringenden Bitten sie nach Hause zu führen, nahmen sie nur desto eiliger mit sich fort und scherzten Nachts in der Herberge, da sie glaubten, das Kind schlafe schon, über den guten Fang, und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wiederfinden sollte. Da überfiel das arme Geschöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erschien und es versicherte, daß sie sich seiner annehmen wolle: es schwur darauf bei sich selbst einen heiligen Eid, daß sie künftig niemand mehr vertrauen, niemand mehr ihre Geschichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und sterben wolle. Selbst dieses, was ich Ihnen hier erzähle, hat sie Natalien nicht ausdrücklich vertraut; unsere werthe Freundin hat es aus einzelnen Aeußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbesonnenheiten, die gerade das verrathen was sie verschweigen wollen, zusammengereiht.

Wilhelm konnte sich nunmehr manches Lied, manches Wort dieses guten Kindes erklären. Er bat seinen Freund aufs dringendste, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den sonderbaren Gesängen und Bekenntnissen des einzigen Wesens bekannt worden sey.

O! sagte der Arzt, bereiten Sie sich auf ein sonderbares Bekenntniß, auf eine Geschichte, an der Sie, ohne sich zu erinnern, viel Antheil

haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieses guten Geschöpfs entscheidend ist!

Lassen Sie mich hören! versetzte Wilhelm: ich bin äußerst ungeduldig.

Erinnern Sie sich, sagte der Arzt, eines geheimen, nächtlichen weiblichen Besuchs nach der Aufführung des Hamlet?

Ja, ich erinnere mich dessen wohl! rief Wilhelm beschämt; aber ich glaubte nicht, in diesem Augenblick daran erinnert zu werden.

Wissen Sie, wer es war?

Nein! Sie erschrecken mich! Ums Himmels willen, doch nicht Mignon? Wer war's? sagen Sie mir's!

Ich weiß es selbst nicht.

Also nicht Mignon?

Nein, gewiß nicht! Aber Mignon war im Begriff sich zu Ihnen zu schleichen und mußte aus einem Winkel mit Entsetzen sehen, daß eine Nebenbuhlerin ihr zuvorkam.

Eine Nebenbuhlerin! rief Wilhelm aus. Reden Sie weiter! Sie verwirren mich ganz und gar.

Seyen Sie froh, sagte der Arzt, daß Sie diese Resultate so schnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entferntern Antheil nehmen, wir waren genug gequält, bis wir den verworrenen Zustand dieses guten Wesens, dem wir zu helfen wünschten, nur so deutlich einsehen konnten. Durch leichtsinnige Reden Philinens und der andern Mädchen, durch ein gewisses Liedchen aufmerksam gemacht, war ihr der Gedanke so reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß sie dabei etwas weiter als eine vertrauliche glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen schon lebhaft und gewaltsam, in Ihren Armen hatte das gute Kind schon von manchem Schmerz ausgeruht; sie wünschte sich nun dieses Glück in seiner ganzen Fülle. Bald nahm sie sich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt sie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der lustige Abend und die Stimmung des häufig genossenen Weins den Muth, das Wagestück zu versuchen und sich jene Nacht bei Ihnen einzuschleichen. Schon war sie vorausgelaufen, um sich in der unverschlossenen Stube zu verbergen; allein als sie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte sie ein Geräusch: sie verbarg sich, und sah ein weißes weibliches Wesen in Ihr Zimmer

schleichen. Sie kamen selbst bald darauf, und sie hörte den großen Riegel zuschieben.

Mignon empfand unerhörte Qual; alle die heftigen Empfindungen einer leidenschaftlichen Eifersucht mischten sich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde und griffen die halbentwickelte Natur gewaltsam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnsucht und Erwartung lebhaft geschlagen hatte, fing auf einmal an zu stocken und drückte wie eine bleierne Last ihren Busen; sie konnte nicht zu Athem kommen, sie wußte sich nicht zu helfen; sie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach und brachte die Nacht zu seinen Füßen unter entsetzlichen Zuckungen hin.

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm stille schwieg, fuhr er fort: Natalie hat mir versichert, es habe sie in ihrem Leben nichts so erschreckt und angegriffen, als der Zustand des Kindes bei dieser Erzählung; ja unsere edle Freundin machte sich Vorwürfe, daß sie durch ihre Fragen und Anleitungen diese Bekenntnisse hervorgelockt, und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens so grausam erneuert habe.

Das gute Geschöpf, so erzählte mir Natalie, war kaum auf diesem Punkte seiner Erzählung, oder vielmehr seiner Antworten auf meine steigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederstürzte und, mit der Hand am Busen, über den wiederkehrenden Schmerz jener schrecklichen Nacht sich beklagte. Es wand sich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Fassung zusammennehmen, um die Mittel, die mir für Geist und Körper unter diesen Umständen bekannt waren, zu denken und anzuwenden.

Sie setzen mich in eine bängliche Lage, rief Wilhelm, indem Sie mich, eben im Augenblicke da ich das liebe Geschöpf wieder sehen soll, mein vielfaches Unrecht gegen dasselbe so lebhaft fühlen lassen. Soll ich sie sehen, warum nehmen Sie mir den Muth, ihr mit Freiheit entgegenzutreten? Und soll ich Ihnen gestehen, da ihr Gemüth so gestimmt ist, so seh' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen soll? Sind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnsucht ihre Natur so weit untergraben hat, daß sie sich vom Leben abzuscheiden droht, warum soll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern und vielleicht ihr Ende beschleunigen?

Mein Freund! versetzte der Arzt, wo wir nicht helfen können, sind wir doch schuldig zu lindern, und wie sehr die Gegenwart eines geliebten Gegenstandes der Einbildungskraft ihre zerstörende Gewalt nimmt und die Sehnsucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigsten Beispiele. Alles mit Maß und Ziel! denn eben so kann die Gegenwart eine verlöschende Leidenschaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie sich freundlich, und lassen Sie uns abwarten, was daraus entsteht!

Natalie kam eben zurück und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen sollte. Sie scheint mit Felix ganz glücklich zu seyn und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen.

Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerstreben; er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Als er hereintrat, ergab sich gerade das Gegentheil.

Mignon im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, saß, hatte Felix auf dem Schooße und drückte ihn an ihr Herz: sie sah völlig aus wie ein abgeschiedener Geist und der Knabe wie das Leben selbst; es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand und sagte: Ich danke dir, daß du mir das Kind wieder bringst; sie hatten ihn, Gott weiß wie, entführt, und ich konnte nicht leben zeither. So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen.

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, versetzte die Gesellschaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm sie öfters sehen, und daß man sie sowohl körperlich als geistig im Gleichgewicht erhalten sollte. Er selbst entfernte sich, und versprach in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreise beobachten. Man hätte sich nichts Besseres gewünscht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinsten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verschiedenem Alter, die theils in ihrem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sie mehr oder weniger zu besuchen kamen.

Der Gang Ihres Lebens, sagte Wilhelm einmal zu ihr, ist wohl immer sehr gleich gewesen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, scheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu passen.

Sie haben sich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt; Sie waren nie genöthigt einen Schritt zurück zu thun.

Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé schuldig, versetzte Natalie, die meine Eigenheiten so gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfnisse der Menschen sah, und ein unüberwindliches Verlangen empfand, sie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf seinen Füßen stehen konnte, der Alte, der sich nicht mehr auf den seinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die übrigen zu erhalten, jedes stille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, diese überall zu entdecken schien mein Auge von der Natur bestimmt. Ich sah, worauf mich niemand aufmerksam gemacht hatte; ich schien aber auch nur geboren, um das zu sehen. Die Reize der leblosen Natur, für die so viele Menschen äußerst empfänglich sind, hatten keine Wirkung auf mich, beinahe noch weniger die Reize der Kunst; meine angenehmste Empfindung war und ist es noch, wenn sich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darstellte, sogleich im Geiste einen Ersatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden.

Sah ich einen Armen in Lumpen, so fielen mir die überflüssigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen hatte hängen sehen; sah ich Kinder, die sich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, so erinnerte ich mich dieser oder jener Frau, der ich bei Reichthum und Bequemlichkeit Langeweile abgemerkt hatte; sah ich viele Menschen in einem engen Raume eingesperrt, so dachte ich, sie müßten in die großen Zimmer mancher Häuser und Paläste einquartiert werden. Diese Art zu sehen war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeste Reflexion, so daß ich darüber als Kind das wunderlichste Zeug von der Welt machte, und mehr als einmal durch die sonderbarsten Anträge die Menschen in Verlegenheit setzte. Noch eine Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe und spät als ein Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen, ansehen konnte; alle meine Wohlthaten bestanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht worden ist. Nur der Abbé schien mich zu verstehen; er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir selbst, mit diesen Wünschen und Neigungen bekannt und lehrte mich sie zweckmäßig befriedigen.

Haben Sie denn, fragte Wilhelm, bei der Erziehung Ihrer kleinen

weiblichen Welt auch die Grundsätze jener sonderbaren Männer angenommen? Lassen Sie denn auch jede Natur sich selbst ausbilden? Lassen Sie denn auch die Ihrigen suchen und irren, Mißgriffe thun, sich glücklich am Ziel finden oder unglücklich in die Irre verlieren?

Nein! sagte Natalie: diese Art mit Menschen zu handeln würde ganz gegen meine Gesinnungen seyn. Wer nicht im Augenblick hilft, scheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblick Rath giebt, nie zu rathen. Eben so nöthig scheint es mir, gewisse Gesetze auszusprechen und den Kindern einzuschärfen, die dem Leben einen gewissen Halt geben. Ja, ich möchte beinahe behaupten, es sey besser nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt, und wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann.

So ist also Ihre Handlungsweise, sagte Wilhelm, völlig von jener verschieden, welche unsere Freunde beobachten?

Ja! versetzte Natalie: Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer sehen, daß sie eben auch mich auf meinem Wege gerade deßwegen, weil es mein Weg ist, keineswegs stören, sondern mir in allem, was ich nur wünschen kann, entgegenkommen.

Einen umständlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, versparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Gesellschaft zu seyn, und man vergönnte es ihr um so lieber, als sie sich nach und nach wieder an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuschließen und überhaupt heiterer und lebenslustiger zu werden schien. Sie hing sich beim Spazierengehen, da sie leicht müde ward, gern an seinen Arm.

Nun, sagte sie, Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause aufs andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vermuthlich ihre Nester bauen!

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als einmal in den Garten lud. War dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in

Treu iſt ſein Blut, ſtark iſt ſein Muth;
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.
Treu iſt ſein Blut, ſtark iſt ſein Muth;
Selig! wer in ſeinen Armen ruht.

Ungeduld.

Immer wieder in die Weite
Ueber Länder an das Meer,
Phantaſieen in der Breite
Schwebt am Ufer hin und her!
Neu iſt immer die Erfahrung:
Immer iſt dem Herzen bang,
Schmerzen ſind der Jugend Nahrung,
Thränen ſeliger Lobgeſang.

Mit den Wanderjahren.

Die Wanderjahre ſind nun angetreten,
Und jeder Schritt des Wandrers iſt bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu ſingen und zu beten;
Doch wendet er, ſobald der Pfad verfänglich,
Den ernſten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
Ins eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Und ſo heb' ich alte Schätze,
Wunderlichſt in dieſem Falle;
Wenn ſie nicht zum Golde ſetze,
Sind's doch immerfort Metalle.

andern gleichsam wieder fest an Vater und Sohn und schien eine Trennung von diesen mehr als alles zu fürchten.

Natalie schien nachdenklich. Wir haben gewünscht, durch Ihre Gegenwart, sagte sie, das arme gute Herz wieder aufzuschließen: ob wir wohl gethan haben, weiß ich nicht. Sie schwieg und schien zu erwarten, daß Wilhelm etwas sagen sollte. Auch fiel ihm ein, daß durch seine Verbindung mit Theresen Mignon unter den gegenwärtigen Umständen aufs äußerste gekränkt werden müsse; allein er getraute sich in seiner Ungewißheit nicht, von diesem Vorhaben zu sprechen; er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet sey.

Eben so wenig konnte er mit Freiheit des Geistes die Unterredung verfolgen, wenn seine edle Freundin von ihrer Schwester sprach, ihre guten Eigenschaften rühmte und ihren Zustand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen werde.

Ihr Gemahl, sagte sie, hat nun keinen andern Sinn, als den Abgeschiedenen Grafen in der Gemeinde zu ersetzen, durch Einsicht und Thätigkeit diese große Anstalt zu unterstützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abschied zu nehmen; er wird nachher die verschiedenen Orte besuchen, wo die Gemeinde sich niedergelassen hat. Man scheint ihn nach seinen Wünschen zu behandeln, und fast glaube ich, er wagt mit meiner armen Schwester eine Reise nach Amerika, um ja seinem Vorgänger recht ähnlich zu werden; und da er einmal schon beinahe überzeugt ist, daß ihm nicht viel fehle ein Heiliger zu seyn, so mag ihm der Wunsch manchmal vor der Seele schweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Therese gesprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und fast jedesmal war Wilhelm im Begriff seiner neuen Freundin zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer sein Herz und seine Hand angeboten habe. Ein gewisses Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; er zauderte so lange, bis endlich Natalie selbst mit dem himmlischen, bescheidenen, heitern

Lächeln, das man an ihr zu sehen gewohnt war, zu ihm sagte: So muß ich denn doch zuletzt das Stillschweigen brechen und mich in Ihr Vertrauen gewaltsam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimniß, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen so wichtig ist und die mich selbst so nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten; ich mische mich nicht ohne Beruf in diese Sache: hier ist meine Legitimation! hier ist der Brief, den sie Ihnen schreibt, den sie durch mich Ihnen sendet!

Einen Brief von Theresen! rief er aus.

Ja, mein Herr! Und Ihr Schicksal ist entschieden, Sie sind glücklich. Lassen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünschen!

Wilhelm verstummte und sah vor sich hin. Natalie sah ihn an; sie bemerkte, daß er blaß ward.

Ihre Freude ist stark, fuhr sie fort, sie nimmt die Gestalt des Schreckens an, sie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil ist darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zu Worte kommen läßt. Ich hoffe, Sie werden dankbar seyn; denn ich darf Ihnen sagen: mein Einfluß auf Theresens Entschließung war nicht gering; sie fragte mich um Rath; und sonderbarerweise waren Sie eben hier; ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich besiegen; die Boten gingen lebhaft hin und wieder. Hier ist ihr Entschluß, hier ist die Entwickelung! Und nun sollen Sie alle ihre Briefe lesen; Sie sollen in das schöne Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick thun.

Wilhelm entfaltete das Blatt, das sie ihm unversiegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte:

„Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie sind und wie ich Sie kenne. Was an uns selbst, was an unsern Verhältnissen der Ehestand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wissen. Da uns keine Leidenschaft, sondern Neigung und Zutrauen zusammenführt, so wagen wir weniger als tausend andere. Sie verzeihen mir gewiß, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit theilen, so sind wir Herr und Meister; indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um sogleich zu zeigen, daß

ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Therese drückt Sie an ihre Brust mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen alles sagen."

Wilhelm, dem dieses Blatt seine Therese wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu sich selbst gekommen. Unter dem Lesen wechselten die schnellsten Gedanken in seiner Seele. Mit Entsetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in seinem Herzen; er schalt sich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unsinn; er stellte sich Theresen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter oder vielmehr er erholte sich so weit, daß er es scheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechselten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Therese ihren Bräutigam nach ihrer Art geschildert hatte, fuhr sie fort:

„So stelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt seine Hand anbietet. Wie er von sich selbst denkt, wirst du künftig aus den Papieren sehen, in welchen er sich mir ganz offen beschreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich seyn werde."

„Was den Stand betrifft, so weißt du, wie ich von jeher darüber gedacht habe. Einige Menschen fühlen die Mißverhältnisse der äußern Zustände fürchterlich und können sie nicht übertragen. Ich will niemand überzeugen, so wie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beispiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beispiel handle. Mich ängstigen nur die innern Mißverhältnisse, ein Gefäß, das sich zu dem, was es enthalten soll, nicht schickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Rohheit, Jugend und Pedanterie, Bedürfniß und Ceremonien, diese Verhältnisse wären's, die mich vernichten könnten, die Welt mag sie stempeln und schätzen wie sie will."

„Wenn ich hoffe, daß wir zusammenpassen werden, so gründe ich meinen Ausspruch vorzüglich darauf, daß er dir, liebe Natalie, die ich so unendlich schätze und verehre, daß er dir ähnlich ist. Ja, er hat von dir

das edle Suchen und Streben nach dem Beſſern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, ſelbſt hervorbringen. Wie oft habe ich dich nicht im Stillen getadelt, daß du dieſen oder jenen Menſchen anders behandelteſt, daß du in dieſem oder jenem Fall dich anders betrugſt, als ich würde gethan haben! Und doch zeigte der Ausgang meiſt, daß du Recht hatteſt. Wenn wir, ſagteſt du, die Menſchen nur nehmen, wie ſie ſind, ſo machen wir ſie ſchlechter; wenn wir ſie behandeln als wären ſie, was ſie ſeyn ſollten, ſo bringen wir ſie dahin, wohin ſie zu bringen ſind. Ich kann weder ſo ſehen noch ſo handeln, das weiß ich recht gut. Einſicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das iſt meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno ſagte: Thereſe dreſſirt ihre Zöglinge, Natalie bildet ſie. Ja, er ging ſo weit, daß er mir einſt die drei ſchönen Eigenſchaften, Glauben, Liebe und Hoffnung, völlig abſprach. Statt des Glaubens, ſagte er, hat ſie die Einſicht, ſtatt der Liebe die Beharrlichkeit, und ſtatt der Hoffnung das Zutrauen. Auch ich will dir gerne geſtehen, ehe ich dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt als Klarheit und Klugheit; nur deine Gegenwart hat mich überzeugt, belehrt, überwunden, und deiner ſchönen hohen Seele trete ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in eben demſelben Sinn; ſeine Lebensbeſchreibung iſt ein ewiges Suchen und Nichtfinden: aber nicht das leere Suchen, ſondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt ihn, er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann. So, meine Liebe, ſchadet mir auch dießmal meine Klarheit nichts; ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem deinigen, und ich weiß nicht, wie ich es werth bin, zwei ſolchen Menſchen anzugehören. Aber ich will es werth ſeyn dadurch, daß ich meine Pflicht thue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann."

„Ob ich Lotharie's gedenke? Lebhaft und täglich: ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Geiſte umgiebt, nicht einen Augenblick miſſen. O, wie bedaure ich den trefflichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt iſt, daß die Natur ihn dir ſo nahe gewollt hat! Wahrlich

ein Wesen, wie du, wäre seiner mehr werth als ich. Dir könnte ich, dir müßte ich ihn abtreten. Laß uns ihm seyn, was nur möglich ist, bis er eine würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zusammen seyn und zusammen bleiben!"

Was werden nun aber unsere Freunde sagen? begann Natalie.

Ihr Bruder weiß nichts davon?

Nein! so wenig als die Ihrigen: die Sache ist dießmal nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Theresen für Grillen in den Kopf gesetzt hat; sie scheint dem Abbé und Jarno zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewisse geheime Verbindungen und Plane, von denen ich wohl im allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigstens einigen Argwohn eingeflößt, und bei diesem entscheidenden Schritt ihres Lebens wollte sie niemand als mir einigen Einfluß verstatten. Mit meinem Bruder war sie schon früher übereingekommen, daß sie sich wechselsweise ihre Heirath nur melden, sich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten.

Natalie schrieb nun einen Brief an ihren Bruder; sie lud Wilhelmen ein, einige Worte dazu zu setzen; Therese hatte sie darum gebeten. Man wollte eben siegeln, als Jarno sich unvermuthet anmelden ließ. Aufs freundlichste ward er empfangen; auch schien er sehr munter und scherzhaft, und konnte endlich nicht unterlassen zu sagen: Eigentlich komm ich hieher, um Ihnen eine sehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen: sie betrifft unsere Therese. Sie haben uns manchmal getadelt, schöne Natalie, daß wir uns um so vieles kümmern; nun aber sehen Sie, wie gut es ist, überall seine Spione zu haben. Rathen Sie, und lassen Sie uns einmal Ihre Sagacität sehen.

Die Selbstgefälligkeit, womit er diese Worte aussprach, die schalkhafte Miene, womit er Wilhelmen und Natalien ansah, überzeugten beide, daß ihr Geheimniß entdeckt sey. Natalie antwortete lächelnd: Wir sind viel künstlicher als Sie denken; wir haben die Auflösung des Räthsels, noch eh es uns aufgegeben wurde, schon zu Papiere gebracht.

Sie überreichte ihm mit diesen Worten den Brief an Lotharin, und war zufrieden, der kleinen Ueberraschung und Beschämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf diese Weise zu begegnen. Jarno nahm das Blatt

mit einiger Verwunderung, überlief es nur, staunte, ließ es aus der Hand sinken, und sah sie beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraschung, ja des Entsetzens an, den man auf seinem Gesichte nicht gewohnt war. Er sagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen. Jarno ging in der Stube auf und ab.

Was soll ich sagen? rief er aus: oder soll ich's sagen? Es kann kein Geheimniß bleiben; die Verwirrung ist nicht zu vermeiden. Also denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraschung gegen Ueberraschung! Therese ist nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hinderniß ist geboben! Ich komme hierher, sie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten.

Jarno sah die Bestürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederschlugen. Dieser Fall ist einer von denen, sagte er, die sich in Gesellschaft am schlechtesten ertragen lassen. Was jedes dabei zu denken hat, denkt es am besten in der Einsamkeit; ich wenigstens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub. Er eilte in den Garten; Wilhelm folgte ihm mechanisch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden sie sich wieder zusammen. Wilhelm nahm das Wort und sagte: Sonst, da ich ohne Zweck und Plan, leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundschaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja sie drängten sich zu mir; jetzt, da es Ernst wird, scheint das Schicksal mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entschluß, Theresen meine Hand anzubieten, ist vielleicht der erste, der ganz rein aus mir selbst kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zusage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das sonderbarste Geschick meine ausgestreckte Hand nieder. Therese reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume; ich kann sie nicht fassen, und das schöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl, du schönes Bild! und ihr Bilder der reichsten Glückseligkeit, die ihr euch darum her versammelt!

Er schwieg einen Augenblick still, sah vor sich hin, und Jarno wollte reden.

Lassen Sie mich noch etwas sagen! fiel Wilhelm ihm ein: denn um mein ganzes Geschick wird ja doch dießmal das Loos geworfen. In diesem

Augenblick kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lotharios Gegenwart beim ersten Anblick mir einprägte, und der mir beständig geblieben ist. Dieser Mann verdient jede Art von Neigung und Freundschaft, und ohne Aufopferung läßt sich keine Freundschaft denken. Um seinetwillen war es mir leicht, ein unglückliches Mädchen zu bethören; um seinetwillen soll mir möglich werden, der würdigsten Braut zu entsagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die sonderbare Geschichte und sagen Sie ihm, wozu ich bereit bin!

Jarno versetzte hierauf: In solchen Fällen, halte ich dafür, ist schon alles gethan, wenn man sich nur nicht übereilt. Lassen Sie uns keinen Schritt ohne Lotharios Einwilligung thun! Ich will zu ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder seine Briefe ruhig.

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit, sich diese Begebenheit auf mehr als Eine Weise zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erst auf, daß sie diese wunderbare Erklärung so gerade von Jarno angenommen, und sich nicht um die näheren Umstände erkundigt hatten. Ja Wilhelm wollte sogar einigen Zweifel hegen. Aber aufs höchste stieg ihr Erstaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bote von Theresen ankam, der folgenden sonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

„So seltsam es auch scheinen mag, so muß ich doch meinem vorigen Briefe sogleich noch einen nachsenden, und dich ersuchen mir meinen Bräutigam eilig zu schicken. Er soll mein Gatte werden, was man auch für Plane macht, mir ihn zu rauben. Gieb ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig seyn wer will."

Der Brief an Wilhelmen enthielt folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Therese denken, wenn sie auf einmal leidenschaftlich auf eine Verbindung dringt, die der ruhigste Verstand nur eingeleitet zu haben schien? Lassen Sie sich durch nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureisen! Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreifach Geliebter, da man mir Ihren Besitz rauben oder wenigstens erschweren will."

Was ist zu thun? rief Wilhelm aus, als er diesen Brief gelesen hatte.

Noch in keinem Falle, versetzte Natalie nach einigem Nachdenken, hat mein Herz und mein Verstand so geschwiegen, als in diesem; ich wüßte nichts zu thun, so wie ich nichts zu rathen weiß.

Wäre es möglich, rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, daß Lotharios

selbst nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel versteckter Plane wäre? Hat Jarno, indem er unsern Brief gesehen, das Mährchen aus dem Stegreife erfunden? würde er uns was anders gesagt haben, wenn wir nicht zu voreilig gewesen wären? Was kann man wollen? was für Absichten kann man haben? was kann Therese für einen Plan meinen? Ja, es läßt sich nicht läugnen, Lotharie ist von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben; ich habe selbst erfahren, daß man thätig ist, daß man sich in einem gewissen Sinne um die Handlungen, um die Schicksale mehrerer Menschen bekümmert, und sie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieser Geheimnisse verstehe ich nichts, aber diese neueste Absicht, mir Theresen zu entreißen, sehe ich nur allzudeutlich. Auf einer Seite malt man mir das mögliche Glück Lotharie's, vielleicht nur zum Scheine, vor: auf der andern Seite sehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was soll ich thun? was soll ich unterlassen?

Nur ein wenig Geduld! sagte Natalie, nur eine kurze Bedenkzeit! In dieser sonderbaren Verknüpfung weiß ich nur so viel, daß wir das, was unwiederbringlich ist, nicht übereilen sollen. Gegen ein Mährchen, gegen einen künstlichen Plan stehen Beharrlichkeit und Klugheit uns bei; es muß sich bald aufklären, ob die Sache wahr oder ob sie erfunden ist. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung sich mit Theresen zu verbinden, so wäre es grausam, ihm ein Glück auf ewig zu entreißen, in dem Augenblicke da es ihm so freundlich erscheint. Lassen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er selbst glaubt, ob er selbst hofft!

Diesen Gründen ihres Raths kam glücklicherweise ein Brief von Lotharie zu Hülfe. Ich schicke Jarno nicht wieder zurück, schrieb er: von meiner Hand eine Zeile ist dir mehr, als die umständlichsten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Therese nicht die Tochter ihrer Mutter ist, und ich kann die Hoffnung sie zu besitzen nicht aufgeben, bis sie auch überzeugt ist, und alsdann zwischen mir und dem Freunde mit ruhiger Ueberlegung entscheidet. Laß ihn, ich bitte dich, nicht von deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verspreche dir, diese Ungewißheit soll nicht lange dauern.

Sie sehen, wie die Sache steht, sagte sie freundlich zu Wilhelmen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hause zu gehen.

Ich gebe es! rief er aus, indem er ihr die Hand reichte: ich will

dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich dießmal geleitet werde, und zwar von Ihnen.

Natalie ſchrieb Thereſen den ganzen Verlauf und erklärte, daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde; ſie ſchickte zugleich Lotharie's Brief mit.

Thereſe antwortete: Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lotharie ſelbſt überzeugt iſt; denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage nichts weiter. Am beſten iſt's, ich komme zu dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind alle betrogen, und werden ſo betrogen, um nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, ſo entſchlüpfte er dir doch, und würfe ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann niemand entreißen ſollte; aber ich fürchte, ich ſoll ihn verlieren, und Lotharie nicht wiedergewinnen. Dieſem entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von weitem zeigt. Ich will nichts weiter ſagen; die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indeſſen die ſchönſten Verhältniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn alles im Klaren ſeyn wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bei dir aufzuſuchen und feſtzuhalten. Du wunderſt dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich deiner Thereſe bemächtigt hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Ueberzeugung, daß, da Lotharie nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sage ihm das im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich ſeiner Theilnahme freute! Sage ihm das im Namen Thereſens, die ſeinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegenkam! Mein erſter Traum, wie ich mit Lotharin leben würde, iſt weit von meiner Seele weggerückt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedachte, ſteht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich ſo wenig, daß man glaubt, es ſey ſo was Leichtes, dieſen mit jenem aus dem Stegreife wiederumzutauſchen?

Ich verlaſſe mich auf Sie, ſagte Natalie zu Wilhelmen, indem ſie ihm den Brief Thereſens gab, Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Daſeyn

iſt mit dem Daſeyn meines Bruders ſo innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja, ich kann wohl ſagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl ſeyn kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt.

Sie hielt inne; Wilhelm nahm ihre Hand und rief: O fahren Sie fort! es iſt die rechte Zeit zu einem wahren wechſelſeitigen Vertrauen; wir haben nie nöthiger gehabt, uns genauer zu kennen.

Ja, mein Freund! ſagte ſie lächelnd, mit ihrer ruhigen, ſanften, unbeſchreiblichen Hoheit, es iſt vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen ſage, daß alles, was uns ſo manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Mährchen erſchienen ſey.

Sie haben nicht geliebt? rief Wilhelm aus.

Nie oder immer! verſetzte Natalie.

Fünftes Capitel.

Sie waren unter dieſem Geſpräch im Garten auf und ab gegangen; Natalie hatte verſchiedene Blumen von ſeltſamer Geſtalt gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren und nach deren Namen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, ſagte Natalie, für wen ich dieſen Strauß pflücke? Er iſt für meinen Oheim beſtimmt, dem wir einen Beſuch machen wollen. Die Sonne ſcheint eben ſo lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit; ich muß Sie dieſen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim beſonders begünſtigte, mitzubringen. Er war ein ſonderbarer Mann, und der eigenſten Eindrücke fähig. Für gewiſſe Pflanzen und Thiere, für gewiſſe Menſchen und Gegenden, ja ſogar zu einigen Steinarten hatte er eine entſchiedene Neigung, die ſelten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu ſagen, mir von Jugend auf ſo ſehr widerſtanden hätte, wenn ich nicht geſtrebt hätte, meinen Verſtand ins weite und allgemeine auszubilden, ſo wäre ich der beſchränkteſte und unerträglichſte Menſch geworden: denn nichts iſt unerträglicher, als abgeſchnittene Eigenheit an demjenigen, von dem man eine reine gehörige Thätigkeit fordern kann.

Man kann ſchmelzen, man kann ſcheiden,
Wird gediegen, läßt ſich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach ſeinem Bilde prägen!

Wüßte kaum genau zu ſagen,
Ob ich es noch ſelber bin;
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: ja, ſo iſt mein Sinn!
Iſt ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängſtet, bald ergetzt,
Und in ſo viel tauſend Zeilen
Wieder ſich ins Gleiche ſetzt.

Wanderlied.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, ſey's in Liebe,
Und dein Leben ſey die That.

Denn die Bande ſind zerriſſen,
Das Vertrauen iſt verletzt;
Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt

Und doch mußte er ſelbſt geſtehen, daß ihm gleichſam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er ſich nicht von Zeit zu Zeit nachſähe, und ſich erlaubte, das mit Leidenſchaft zu genießen, was er eben nicht immer leben und entſchuldigen konnte. Meine Schuld iſt es nicht, ſagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einſtimmung bringen können. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte er meiſt über mich zu ſcherzen und zu ſagen: Natalien kann man bei Leidesleben ſelig preiſen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünſcht und braucht.

Unter dieſen Worten waren ſie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwei Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre ſelbſt war auf ägyptiſche Weiſe oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernſthaften, ja zu einem ſchauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überraſcht, als dieſe Erwartung ſich in die reinſte Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunſt und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben! In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen ſtanden; in den Pfeilern dazwiſchen ſah man kleinere Oeffnungen, mit Aſchenkäſtchen und Gefäßen geſchmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes ſah man regelmäßig abgetheilt, und zwiſchen heitern und mannichfaltigen Einfaſſungen, Kränzen und Zierrathen heitere und bedeutende Geſtalten in Feldern von verſchiedener Größe gemalt. Die architektoniſchen Glieder waren mit dem ſchönen gelben Marmor, der ins Röthliche hinüberblickt, bekleidet; hellblaue Streifen von einer glücklichen chemiſchen Compoſition ahmten den Lapurſtein nach, und gaben, indem ſie gleichſam in einem Gegenſatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle dieſe Pracht und Zierde ſtellte ſich in reinen architektoniſchen Verhältniſſen dar, und ſo ſchien jeder, der hineintrat, über ſich ſelbſt erhoben zu ſeyn, indem er durch die zuſammentreffende Kunſt erſt erfuhr, was der Menſch ſey und was er ſeyn könne.

Der Thüre gegenüber ſah man auf einem prächtigen Sarkophage das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polſter gelehnt. Er hielt eine Rolle vor ſich und ſchien mit ſtiller Aufmerkſamkeit darauf zu blicken. Sie war ſo gerichtet, daß man die Worte die ſie enthielt, bequem leſen konnte; es ſtand darauf: Gedenke zu leben!

Natalie, indem sie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims; denn er selbst war in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Wald gesehen hatte.

Hier brachten wir manche Stunde zu, sagte Natalie, bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige geschickte Künstler an sich gezogen, und seine beste Unterhaltung war, die Zeichnungen und Cartone zu diesen Gemälden ausfinnen und bestimmen zu helfen.

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben.

Welch ein Leben, rief er aus, in diesem Saale der Vergangenheit! Man könnte ihn eben so gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und so wird alles seyn! Nichts ist vergänglich als der eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mütter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen, und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernste des Weisen konnte man in schöner lebendiger Folge sehen, wie der Mensch keine angeborene Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder heraufzuheben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte sich alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden an dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen, welche sie einflößten, schien noch etwas anderes gegenwärtig zu seyn, wovon der ganze Mensch sich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können.

Was ist das, rief er aus, was, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgefühl, das uns menschliche Begebenheiten und Schicksale einflößen, so stark und zugleich so anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es spricht aus dem Ganzen, es spricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich diese mir besonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahne ich an diesen Flächen, diesen Linien, diesen Höhen und Breiten, diesen Massen und Farben! Was ist es, was diese Figuren, auch nur obenhin betrachtet, schon als Zierrath so erfreulich macht! Ja, ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen fassen, sich glücklich finden und ganz etwas anderes fühlen und denken, als das was vor Augen steht.

Und gewiß, könnten wir beschreiben, wie glücklich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegensatz, durch Einfarbigkeit oder Buntheit alles bestimmt, so und nicht anders erschien als es erscheinen sollte, und eine so vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich so bald nicht zu entfernen wünschte.

Vier große marmorne Candelaber standen in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte um einen sehr schön gearbeiteten Sarkophag, der seiner Größe nach eine junge Person von mittlerer Gestalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bei diesem Monumente stehen, und indem sie die Hand darauf legte, sagte sie: Mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu diesem Werke des Alterthums. Er sagte manchmal: Nicht allein die ersten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, sondern auch Früchte, die am Zweige hängend uns noch lange die schönste Hoffnung geben, indeß ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerstörung vorbereitet.

Ich fürchte, fuhr sie fort, er hat auf das liebe Mädchen geweissagt, das sich unserer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieser ruhigen Wohnung zu neigen scheint.

Als sie im Begriff waren wegzugehen, sagte Natalie: Ich muß Sie noch auf etwas aufmerksam machen. Bemerken Sie diese halbrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen stehen, und diese ehernen Zierrathen unter dem Gesimse dienen die Teppiche zu befestigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Bestattung aufgehängt werden sollen. Er konnte

nicht ohne Muſik, beſonders nicht ohne Geſang leben, und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht ſehen wollte. Er pflegte zu ſagen: Das Theater verwöhnt uns gar zu ſehr; die Muſik dient dort nur gleichſam dem Auge, ſie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Concerten ſtört uns immer die Geſtalt des Muſicus; die wahre Muſik iſt allein fürs Ohr: eine ſchöne Stimme iſt das allgemeinſte was ſich denken läßt, und indem das eingeſchränkte Individuum, das ſie hervorbringt, ſich vors Auge ſtellt, zerſtört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will jeden ſehen, mit dem ich reden ſoll; denn es iſt ein einzelner Menſch, deſſen Geſtalt und Charakter die Rede werth oder unwerth macht: hingegen wer mir ſingt, ſoll unſichtbar ſeyn; ſeine Geſtalt ſoll mich nicht beſtechen oder irre machen. Hier ſpricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geiſt zum Geiſte, nicht eine tauſendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menſchen. Eben ſo wollte er auch bei Inſtrumentalmuſiken die Orcheſter ſo viel als möglich verſteckt haben, weil man durch die mechaniſchen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer ſeltſamen Gebärden der Inſtrumentenſpieler ſo ſehr zerſtreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Muſik nicht anders als mit zugeſchloſſenen Augen anzuhören, um ſein ganzes Daſeyn auf den einzigen, reinen Genuß des Ohres zu concentriren.

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: Nein ich! nein ich!

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein; ſie war außer Athem und konnte kein Wort ſagen. Felix, noch in einiger Entfernung, rief: Mutter Thereſe iſt da! Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Nataliens Armen; ihr Herz pochte gewaltſam.

Böſes Kind, ſagte Natalie: iſt dir nicht alle heftige Bewegung unterſagt? Sieh, wie dein Herz ſchlägt?

Laß es brechen! ſagte Mignon mit einem tiefen Seufzer; es ſchlägt ſchon zu lange.

Man hatte ſich von dieſer Verwirrung, von dieſer Art von Beſtürzung kaum erholt, als Thereſe hereintrat. Sie flog auf Nataliен zu, umarmte ſie und das gute Kind. Dann wendete ſie ſich zu Wilhelmen, ſah ihn mit ihren klaren Augen an und ſagte: Nun, mein Freund, wie ſteht es? Sie haben ſich doch nicht irre machen laſſen?

Er trat einen Schritt gegen sie; sie sprang auf ihn zu und hing an seinem Halse.

O meine Therese! rief er aus.

Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig die Deine! rief sie unter den lebhaftesten Küssen.

Felix zog sie am Rocke und rief: Mutter Therese, ich bin auch da! Natalie stand und sah vor sich hin; Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß: keine Bewegung des Herzens noch des Pulses war zu spüren. Wilhelm nahm sie auf seinen Arm und trug sie eilig hinauf; der schlotternde Körper hing über seine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Trost; er und der junge Wundarzt, den wir schon kennen, bemühten sich vergebens. Das liebe Geschöpf war nicht ins Leben zurückzurufen.

Natalie winkte Theresen. Diese nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war stumm und ohne Sprache, und hatte den Muth nicht, ihren Augen zu begegnen. So saß er neben ihr auf dem Canapé, auf dem er Natalien zuerst angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Schicksalen durch, oder vielmehr er dachte nicht, er ließ das auf seine Seele wirken, was er nicht entfernen konnte. Es giebt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten gleich geflügelten Weberschiffchen vor uns sich hin und wieder bewegen und unaufhaltsam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen und angelegt haben.

Mein Freund! sagte Therese, mein Geliebter! indem sie das Stillschweigen unterbrach und ihn bei der Hand nahm, laß uns diesen Augenblick fest zusammenhalten, wie wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen, werden zu thun haben. Dieß sind die Ereignisse, welche zu ertragen man zu zwei in der Welt seyn muß. Bedenke, mein Freund, fühle, daß du nicht allein bist, zeige, daß du deine Therese liebst, zuerst dadurch, daß du deine Schmerzen ihr mittheilst!

Sie umarmte ihn und schloß ihn sanft an ihren Busen; er faßte sie in seine Arme und drückte sie mit Heftigkeit an sich.

Das arme Kind, rief er aus, suchte in traurigen Augenblicken

Schutz und Zuflucht an meinem unsichern Busen; laß die Sicherheit des deinigen mir in dieser schrecklichen Stunde zu gute kommen!

Sie hielten sich fest umschlossen; er fühlte ihr Herz an seinem Busen schlagen, aber in seinem Geiste war es öde und leer: nur die Bilder Mignons und Nataliens schwebten wie Schatten vor seiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein.

Gieb uns deinen Segen! rief Therese: laß uns in diesem traurigen Augenblicke vor dir verbunden seyn!

Wilhelm hatte sein Gesicht an Theresens Halse verborgen; er war glücklich genug, weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er sah sie nicht; nur bei dem Klang ihrer Stimme verdoppelten sich seine Thränen.

Was Gott zusammenfügt, will ich nicht scheiden, sagte Natalie lächelnd, aber verbinden kann ich euch nicht, und kann nicht leben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen scheint.

Wilhelm riß sich bei diesen Worten aus den Armen Theresens.

Wo wollen Sie hin? riefen beide Frauen.

Lassen Sie mich das Kind sehen, rief er aus, das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen sehen, ist geringer, als wenn unsere Einbildungskraft das Uebel gewaltsam in unser Gemüth einsenkt. Lassen Sie uns den abgeschiedenen Engel sehen! Seine heitere Miene wird uns sagen, daß ihm wohl ist!

Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten sie ihm: aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, hielt sie ab, sich der Verblichenen zu nähern und sagte:

Halten Sie sich von diesem traurigen Gegenstande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Resten dieses sonderbaren Wesens, so viel meine Kunst vermag, einige Dauer gebe! Ich will die schöne Kunst, einen Körper nicht allein zu balsamiren, sondern ihm auch ein lebendiges Ansehen zu erhalten, bei diesem geliebten Geschöpf sogleich anwenden. Da ich ihren Tod voraussah, habe ich alle Anstalten gemacht, und mit diesem Gehülfen hier soll mir's gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu sehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben!

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Instrumententasche wieder in Händen.

Von wem kann er sie wohl haben? fragte Wilhelm den Arzt.

Ich kenne sie sehr gut, versetzte Natalie; er hat sie von seinem Vater, der Sie damals im Walde verband.

O, so habe ich mich nicht geirrt! rief Wilhelm; ich erkannte das Band sogleich! Treten Sie mir es ab! es brachte mich zuerst wieder auf die Spur von meiner Wohlthäterin. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein solches leblotes Wesen! Bei wie viel Schmerzen war dieß Band nicht schon gegenwärtig, und seine Fäden halten noch immer. Wie vieler Menschen letzten Augenblick hat es schon begleitet, und seine Farben sind noch nicht verblichen. Es war gegenwärtig in einem der schönsten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag, und Ihre hülfreiche Gestalt vor mir erschien, als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen.

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, sich über diese traurige Begebenheit zu unterhalten, und Fräulein Therese über das Kind und über die wahrscheinliche Ursache seines unerwarteten Todes aufzuklären: denn es wurden Fremde gemeldet, die, als sie sich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den übrigen entstand ein augenblickliches Stillschweigen.

Therese sagte lächelnd zu Lothario: Sie glaubten wohl kaum, mich hier zu finden; wenigstens ist es eben nicht räthlich, daß wir uns in diesem Augenblick aufsuchen: indessen seyn Sie mir nach einer so langen Abwesenheit herzlich begrüßt!

Lothario reichte ihr die Hand, und versetzte: Wenn wir einmal leiden und entbehren sollen, so mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünschenswerthen Gutes geschehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entschließung und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verstand und reinen Sinn ist noch immer so groß, daß ich Ihnen mein Schicksal und das Schicksal meines Freundes gerne in die Hände lege.

Das Gespräch wendete sich sogleich zu allgemeinen, ja man darf sagen, zu unbedeutenden Gegenständen. Die Gesellschaft trennte sich bald

zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lotharie, Therese mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schlosse geblieben.

Die Erscheinung der drei Freunde in dem Augenblick, da Wilhelmen ein schwerer Schmerz auf der Brust lag, hatte, statt ihn zu zerstreuen, seine Laune gereizt und verschlimmert; er war verdrießlich und argwöhnisch, und konnte und wollte es nicht verhehlen, als Jarno ihn über sein mürrisches Stillschweigen zur Rede setzte.

Was braucht's da weiter? rief Wilhelm aus. Lothario kommt mit seinen Beiständen: und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer so geschäftig sind, jetzt nicht auf uns wirken, und ich weiß nicht, was für einen seltsamen Zweck mit und an uns ausführen sollten. So viel ich diese heiligen Männer kenne, scheint es jederzeit ihre löbliche Absicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entstehen kann, mag wohl unsern unheiligen Augen ewig ein Räthsel bleiben.

Sie sind verdrießlich und bitter, sagte Jarno: das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser seyn.

Dazu kann auch Rath werden, versetzte Wilhelm, und ich fürchte sehr, daß man Lust hat, meine angeborene und angebildete Geduld dießmal aufs äußerste zu reizen.

So möchte ich Ihnen denn doch, sagte Jarno, interessen, bis wir sehen wo unsere Geschichten hinaus wollen, etwas von dem Thurm erzählen, gegen den Sie ein großes Mißtrauen zu hegen scheinen.

Es steht bei Ihnen, versetzte Wilhelm, wenn Sie es auf meine Zerstreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth ist so vielfach beschäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an diesen würdigen Abenteuern den schuldigen Theil nehmen kann.

Ich lasse mich, sagte Jarno, durch ihre angenehme Stimmung nicht abschrecken, Sie über diesen Punkt aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheidten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten. Und was mehr ist, dießmal habe ich Auftrag.

Ich wünschte, versetzte Wilhelm, Sie sprächen aus eigener Bewegung und aus gutem Willen mich aufzuklären: und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören?

Wenn ich jetzt nichts Beſſeres zu thun habe, ſagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, ſo haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Aufmerkſamkeit zu widmen. Vielleicht ſind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs ſage: alles was Sie im Thurme geſehen haben, ſind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bei dem es anfangs den meiſten Eingeweihten großer Ernſt war, und über das nun alle gelegentlich nur lächeln.

Alſo mit dieſen würdigen Zeichen und Worten ſpielt man nur! rief Wilhelm aus. Man führt uns mit Feierlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichſten Erſcheinungen ſehen, man giebt uns Rollen voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freilich das wenigſte verſtehen, man eröffnet uns, daß wir bisher Lehrlinge waren, man ſpricht uns los — und wir ſind ſo klug wie vorher.

Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand? fragte Jarno. Es enthält viel Gutes; denn jene allgemeinen Sprüche ſind nicht aus der Luft gegriffen; freilich ſcheinen ſie demjenigen leer und dunkel, der ſich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den ſogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe iſt.

Gewiß ganz nah, verſetzte Wilhelm. So ein Amulet ſollte man immer auf der Bruſt tragen.

Nun! ſagte Jarno lächelnd, wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet!

Jarno blickte hinein und überlief die erſte Hälfte mit den Augen. Dieſe, ſagte er, bezieht ſich auf die Ausbildung des Kunſtſinnes, wovon andere ſprechen mögen; die zweite handelt vom Leben, und da bin ich beſſer zu Hauſe.

Er fing darauf an Stellen zu leſen, ſprach dazwiſchen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein. Die Neigung der Jugend zum Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten iſt außerordentlich, und oft ein Zeichen einer gewiſſen Tiefe des Charakters. Man will in dieſen Jahren ſein ganzes Weſen, wenn auch nur dunkel und unbeſtimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnt, glaubt in einem Geheimniſſe viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch daſſelbe wirken zu müſſen. In dieſen Geſinnungen beſtärkte der Abbé eine junge Geſellſchaft, theils nach ſeinen Grundſätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Geſellſchaft in Verbindung ſtand,

die selbst viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigsten in dieses Wesen finden. Ich war älter als die andern; ich hatte von Jugend auf klar gesehen, und wünschte in allen Dingen nichts als Klarheit; ich hatte kein anderes Interesse, als die Welt zu kennen wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberei die übrigen besten Gefährten an, und fast hätte darüber unsere ganze Bildung eine falsche Richtung genommen; denn wir fingen an, nur die Fehler der andern und ihre Beschränkung zu sehen, und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns, daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessiren, und daß man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauschen im Stande sey. Er rieth uns, jene ersten Formen der Gesellschaft beizubehalten; es blieb daher etwas Gesetzliches in unsern Zusammenkünften; man sah wohl die ersten mystischen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen; nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur Kunst erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen und uns ein eigenes Archiv unserer Weltkenntniß bilden; daher entstanden die vielen Confessionen, die wir theils selbst schrieben, theils wozu wir andere veranlaßten, und aus denen nachher die Lehrjahre zusammengesetzt wurden. Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückseligkeit. Alle diese, die nicht auf ihre Füße gestellt seyn wollten, wurden mit Mystificationen und anderem Hokuspokus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Wir sprachen nach unserer Art nur diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu sie geboren seyen, und die sich genug geübt hatten, um mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie sich mit mir sehr übereilt, versetzte Wilhelm: denn was ich kann, will oder soll, weiß ich gerade seit jenem Augenblicke am allerwenigsten.

Wir sind ohne Schuld in diese Verwirrung gerathen; das gute Glück mag uns wieder heraushelfen: indessen hören Sie nur! Derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That

Ich nun ſcheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe, trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden ſoll!

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſcht gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

Lied der Auswandrer.

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sey fortan dem Tücht'gen gleich;
Wo wir Nützliches betreiben
Iſt der wertheſte Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes,
Wer gehorchet der erreicht es;
Zeig' ein feſtes Vaterland!
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheileſt Kraft und Bürde
Und erwägſt es ganz genau;
Giebſt den Alten Ruh' und Würde,
Jünglingen Geſchäft und Frau.

fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten nichts mehr! Diese Phrasen haben mich schon verwirrt genug gemacht.

So will ich bei der Erzählung bleiben, sagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte, und nur manchmal einen Blick hineinthat. Ich selbst habe der Gesellschaft und den Menschen am wenigsten genutzt; ich bin ein sehr schlechter Lehrmeister: es ist mir unerträglich zu sehen, wenn jemand ungeschickte Versuche macht; einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr sähe, geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft gestritten; er hatte Sie besonders in Gunst genommen, und es will schon etwas heißen, in dem hohen Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie müssen mir nachsagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit sagte.

Sie haben mich wenig geschont, sagte Wilhelm, und Sie scheinen Ihren Grundsätzen treu zu bleiben.

Was ist denn da zu schonen, versetzte Jarno, wenn ein junger Mensch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falsche Richtung nimmt?

Verzeihen Sie, sagte Wilhelm, Sie haben mir streng genug alle Fähigkeit zum Schauspieler abgesprochen; ich gestehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieser Kunst ganz entsagt habe, so kann ich mich doch unmöglich bei mir selbst dazu für ganz unfähig erklären.

Und bei mir, sagte Jarno, ist es doch so rein entschieden, daß, wer sich nur selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. So haben Sie zum Beispiel den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bei denen Ihr Charakter, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe.

Man soll sich, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht

Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern.

Lesen Sie nichts! sagte Wilhelm, ich bitte Sie inständig! Sprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und so hat also der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geist herbeischaffte?

Ja! denn er versicherte, daß es der einzige Weg sey Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären.

Und darum ließ er mir den Schleier zurück und hieß mich fliehen?

Ja, er hoffte sogar, mit der Vorstellung des Hamlet sollte Ihre ganze Lust gebüßt seyn. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir stritten noch selbigen Abend nach der Vorstellung darüber.

Und Sie haben mich also spielen sehen?

O gewiß!

Und wer stellte denn den Geist vor?

Das kann ich selbst nicht sagen: entweder der Abbé oder sein Zwillingsbruder, doch glaube ich, dieser; denn er ist um ein weniges größer.

Sie haben also auch Geheimnisse unter einander?

Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben: sie sind einander doch kein Geheimniß.

Es verwirrt mich schon das Andenken dieser Verworrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich so viel schuldig bin, und dem ich so viel Vorwürfe zu machen habe!

Was ihn uns so schätzbar macht, versetzte Jarno, was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns alle erhält, ist der freie und scharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt: jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und andern; nur die begünstigt er, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé: er hat Sinn für alles, Lust an allem, es zu erkennen und zu befördern.

Da muß ich doch wieder in die Rolle sehen! fuhr Jarno fort. Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem

ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen und bringt ſie wieder hervor. Von dem geringſten thieriſchen Handwerkstriebe bis zur höchſten Ausübung der geiſtigen Kunſt, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichſten Aeußerung des Redners und Sängers, vom erſten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuern Anſtalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichteſten Wohlwollen und der flüchtigſten Liebe bis zur heftigſten Leidenſchaft und zum ernſteſten Bunde, von dem reinſten Gefühl der ſinnlichen Gegenwart bis zu den leiſeſten Ahnungen und Hoffnungen der entfernteſten geiſtigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menſchen, und muß ausgebildet werden: aber nicht in einem, ſondern in vielen. Jede Anlage iſt wichtig, und ſie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, ſo machen beide zuſammen erſt einen Menſchen aus. Das Nützliche befördert ſich ſelbſt; denn die Menge bringt es hervor, und alle können's nicht entbehren: das Schöne muß befördert werden; denn wenige ſtellen's dar und viele bedürfen's.

Halten Sie inne! rief Wilhelm: ich habe das alles geleſen.

Nur noch einige Zeilen! verſetzte Jarno; hier ſind' ich den Abbé ganz wieder. Eine Kraft beherrſcht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft ſich zu vollenden; das verſtehen ſo wenig die Menſchen, die doch lehren und wirken wollen.

Und ich verſtehe es auch nicht, verſetzte Wilhelm.

Sie werden über dieſen Text den Abbé noch oft genug hören. Und ſo laſſen Sie uns nur immer recht deutlich ſehen und feſthalten, was an uns iſt, und was wir an uns ausbilden können; laſſen Sie uns gegen die andern gerecht ſeyn, denn wir ſind nur in ſofern zu achten, als wir zu ſchätzen wiſſen.

Um Gottes willen! keine Sentenzen weiter! Ich fühle, ſie ſind ein ſchlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber, mit Ihrer grauſamen Beſtimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weiſe Sie mich aufopfern wollen.

Jeden Verdacht, ich verſichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es iſt Ihre Sache zu prüfen und zu wählen, und die unſere, Ihnen beizuſtehen. Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begränzung beſtimmt. Nicht an mich halten Sie ſich, ſondern an den Abbé; nicht an ſich denken Sie, ſondern an

das was Sie umgiebt. Lernen Sie zum Beispiel Lotharios Trefflichkeit einsehen, wie sein Ueberblick und seine Thätigkeit unzertrennlich mit einander verbunden sind, wie er immer im Fortschreiten ist, wie er sich ausbreitet und jeden mitfortreißt! Er führt, wo er auch sey, eine Welt mit sich; seine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unsern guten Medicus dagegen! es scheint gerade die entgegengesetzte Natur zu seyn. Wenn jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, so richtet dieser seinen hellen Blick nur auf die nächsten Dinge; er verschafft mehr die Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte; sein Handeln sieht einem guten Wirthschaften vollkommen ähnlich; seine Wirksamkeit ist still, indem er einen jeden in seinem Kreis befördert; sein Wissen ist ein beständiges Sammeln und Ausspenden, ein Nehmen und Mittheilen im kleinen. Vielleicht könnte Lothario in einem Tage zerstören, woran dieser Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario in einem Augenblick andern die Kraft mit, das Zerstörte hundertfältig wieder herzustellen.

Es ist ein trauriges Geschäft, sagte Wilhelm, wenn man über die reinen Vorzüge der andern in einem Augenblicke denken soll, da man mit sich selbst uneins ist: solche Betrachtungen stehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenschaft und Ungewißheit bewegt ist.

Ruhig und vernünftig zu betrachten ist zu keiner Zeit schädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge anderer zu denken, stellen sich die unsern unvermerkt selbst an ihren Platz, und jede falsche Thätigkeit, wozu uns die Phantasie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreien Sie wo möglich Ihren Geist von allem Argwohn und aller Aengstlichkeit! Dort kommt der Abbé: seyen Sie ja freundlich gegen ihn, bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm schuldig sind. Der Schalk! da geht er zwischen Natalien und Theresen! ich wollte wetten, er denkt sich was aus. So wie er überhaupt gern ein wenig das Schicksal spielt, so läßt er auch nicht von der Liebhaberei, manchmal eine Heirath zu stiften.

Wilhelm, dessen leidenschaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbessert worden war, fand höchst undelicat, daß sein Freund gerade in diesem Augenblick eines solchen Verhältnisses erwähnte und sagte, zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: Ich dächte, man überließe die Liebhaberei, Heirathen zu stiften, Personen, die sich lieb haben.

Sechstes Capitel.

Die Geſellſchaft hatte ſich eben wieder begegnet und unſere Freunde ſahen ſich genöthigt, das Geſpräch abzubrechen. Nicht lange, ſo ward ein Courier gemeldet, der einen Brief in Lotharie's eigene Hände übergeben wollte; der Mann ward vorgeführt: er ſah rüſtig und tüchtig aus, ſeine Livree war ſehr reich und geſchmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte ſich nicht: es war derſelbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Marianne nachgeſchickt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lotharie, der den Brief geleſen hatte, ernſthaft und faſt verdrießlich fragte: Wie heißt ſein Herr?

Das iſt unter allen Fragen, verſetzte der Courier mit Beſcheidenheit, auf die ich am wenigſten zu antworten weiß: ich hoffe, der Brief wird das Nöthige vermelden; mündlich iſt mir nichts aufgetragen.

Es ſey, wie ihm ſey, verſetzte Lotharie mit Lächeln, da ſein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir ſo hafenfüßig zu ſchreiben, ſo ſoll er uns willkommen ſeyn.

Er wird nicht lange auf ſich warten laſſen, verſetzte der Courier mit einer Verbeugung und entfernte ſich.

Vernehmet nur, ſagte Lotharie, die tolle, abgeſchmackte Botſchaft! Da unter allen Gäſten, ſo ſchreibt der Unbekannte, ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſeyn ſoll, wenn er ſich einſtellt und ich denſelben als Reiſegefährten beſtändig mit mir herumführe, ſo bin ich überzeugt, der Beſuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden, vielmehr hoffe ich mit der ſämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich und ſo weiter, Graf von Schneckenfuß.

Das iſt eine neue Familie, ſagte der Abbé.

Es mag ein Vicariatsgraf ſeyn, verſetzte Jarno.

Das Geheimniß iſt leicht zu errathen, ſagte Natalie: ich wette, es iſt Bruder Friedrich, der uns ſchon ſeit dem Tode des Oheims mit einem Beſuche droht.

Getroffen, ſchöne und weiſe Schweſter! rief jemand aus einem nahen Buſche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer, junger Mann hervor. Wilhelm konnte ſich kaum eines Schreies enthalten.

Wie? rief er: unser blonder Schelm, der soll mir auch hier noch erscheinen?

Friedrich ward aufmerksam, sah Wilhelmen an und rief: Wahrlich, weniger erstaunt wäre ich gewesen, die berühmten Pyramiden, die doch in Aegypten so fest stehen, oder das Grab des Königs Mausolus, das, wie man mir versichert hat, gar nicht mehr existirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als euch, meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter! Seyd mir besonders und schönstens begrüßt!

Nachdem er rings herum alles bewillkommt und geküßt hatte, sprang er wieder auf Wilhelmen los und rief: Haltet mir ihn ja warm, diesen Helden, Heerführer und dramatischen Philosophen! Ich habe ihn bei unserer ersten Bekanntschaft schlecht, ja ich darf wohl sagen, mit der Hechel frisirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erspart. Er ist großmüthig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne seine Nebenbuhler zu hassen. Nicht etwa, daß er seinen Feinden Kohlen aufs Haupt sammelte, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst seyn soll, den man jemand erzeigen kann, nein, er schickt vielmehr den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße.

In diesem Geschmack fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß jemand ihm Einhalt zu thun im Stande gewesen wäre, und da niemand in dieser Art ihm erwiedern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein.

Verwundert euch nicht, rief er aus, über meine große Belesenheit in heiligen und Profan-Scribenten! Ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin.

Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe, wo er herkomme; allein er konnte vor lauter Sittensprüchen und alten Geschichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie sagte leise zu Theresen: Seine Art von Lustigkeit thut mir wehe; ich wollte wetten, daß ihm dabei nicht wohl ist.

Da Friedrich außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiederte, keinen Anklang für seine Possen in der Gesellschaft fand, sagte er: Es bleibt mir nichts übrig, als mit der ernsthaften Familie auch ernsthaft zu werden, und weil mir unter solchen bedenklichen Umständen sogleich meine sämmtliche Sündenlast schwer auf die Seele fällt, so will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entschließen, wovon ihr aber, meine

werthen Herren und Damen, nichts vernehmen sollt. Dieser edle Freund hier, dem schon einiges von meinem Leben und Thun bekannt ist, soll es allein erfahren, um so mehr, als er allein danach zu fragen einige Ursache hat.

Wäret ihr nicht neugierig zu wissen, fuhr er gegen Wilhelmen fort, wie und wo? wer? wann und warum? Wie sieht's mit der Conjugation des griechischen Verbi Phileo Philô und mit den Derivativis dieses allerliebsten Zeitwortes aus?

Somit nahm er Wilhelmen beim Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weise drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen, als er im Fenster ein Pudermesser liegen fand mit der Inschrift: Gedenke mein! Ihr hebt eure werthen Sachen gut auf! sagte er. Wahrlich das ist Philinens Pudermesser, das sie euch jenen Tag schenkte, als ich euch so gerauft hatte. Ich hoffe, ihr habt des schönen Mädchens fleißig dabei gedacht, und ich versichere euch, sie hat euch auch nicht vergessen, und wenn ich nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, so würde ich euch nicht ohne Neid ansehen.

Reden Sie nichts mehr von diesem Geschöpfe! versetzte Wilhelm. Ich läugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht loswerden konnte; aber das war auch alles.

Pfui! schämt euch! rief Friedrich, wer wird eine Geliebte verläugnen? Und ihr habt sie so complet geliebt, als man es nur wünschen konnte. Es verging kein Tag, daß ihr dem Mädchen nicht etwas schenktet, und wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als sie euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Officierchen ist es denn auch endlich geglückt.

Wie? Sie waren der Officier, den wir bei Philinen antrafen und mit dem sie wegreiste?

Ja! versetzte Friedrich, den Sie für Mariannen hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht.

Welche Grausamkeit, rief Wilhelm, mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen!

Und noch dazu den Courier, den Sie uns nachschickten, gleich in Dienste zu nehmen! versetzte Friedrich. Es ist ein tüchtiger Kerl, und ist diese Zeit nicht von unserer Seite gekommen. Und das Mädchen liebe ich noch immer so rasend wie jemals. Mir hat sie's ganz eigens angethan,

daß ich mich ganz nahezu in einem mythologischen Falle befinde und alle Tage fürchte, verwandelt zu werden.

Sagen Sie mir nur, fragte Wilhelm, wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geschichten und Fabeln zu sprechen.

Auf die lustigste Weise, sagte Friedrich, bin ich gelehrt und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir: wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir wie die Kobolde aufs lustigste leben. Dort haben wir eine zwar compendiöse, aber doch ausgesuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik, zwei Bände **Theatrum Europaeum**, die **Acerra philologica**, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal Langeweile: wir wollten lesen und ehe wir's uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämmtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen: wir setzten uns gegen einander und lasen gegen einander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu seyn, wo man für unschicklich hält, irgend eine Materie zu lange fortsetzen oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu seyn, wo keins das andere zu Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne; zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren diese Art uns zu unterrichten auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verderbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist: schnell dreht sich das andere herum und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so studiren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben und unsere Studien äußerst mannichfaltig sind.

Diese Tollheit begreife ich wohl, sagte Wilhelm, wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist: wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich.

Das ist, rief Friedrich, eben das Glück und das Unglück: Philine darf sich nicht sehen lassen, sie mag sich selbst nicht sehen; sie ist guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher ist nichts in der Welt als sie. Noch kurz, eh ich wegging, kam sie zufälligerweise vor den Spiegel. Pfui Teufel! sagte sie, und wendete das Gesicht ab, die leibhaftige Frau Melina! das garstige Bild! Man sieht doch ganz niederträchtig aus!

Ich muß gestehen, versetzte Wilhelm lächelnd, daß es ziemlich komisch seyn mag, euch als Vater und Mutter beisammen zu sehen.

Es ist ein recht närrischer Streich, sagte Friedrich, daß ich noch zuletzt als Vater gelten soll. Sie behauptet's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünschte Besuch, den sie euch nach dem Hamlet abgestattet hatte, ein wenig irre.

Was für ein Besuch?

Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verschlafen haben! Das allerliebste fühlbare Gespenst jener Nacht, wenn ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geschichte war mir freilich eine harte Mitgift; doch wenn man sich so etwas nicht mag gefallen lassen, so muß man gar nicht lieben. Die Vaterschaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt, und also bin ich Vater. Da seht ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind sich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, so kann es wo nicht ein nützlicher, doch angenehmer Weltbürger werden.

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartensaal führte, und als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

Wir haben, sagte er, im allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sey: es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.

Frau von * lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen, nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bei dem dritten die Aerzte der Mutter beinahe den Tod verkündigten, und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man

war genöthigt sich zu entschließen; man wollte das Eheband nicht aufheben, man befand sich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von * suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Charakter hatte. Frau von * bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hände, nach welcher das gute Mädchen sich Theresens Vater überließ, in der Besorgung des Hauswesens fortfuhr, und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Ergebung, als vorher bezeigte.

Nach einiger Zeit erklärte sie sich guter Hoffnung, und die beiden Eheleute kamen bei dieser Gelegenheit, obwohl aus ganz verschiedenen Anlässen, auf einerlei Gedanken. Herr von * wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmäßiges im Hause einzuführen, und Frau von *, verdrießlich, daß durch die Indiscretion ihres Arztes ihr Zustand in der Nachbarschaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeschobenes Kind sich wieder in Ansehen zu setzen, und durch eine solche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hause zu erhalten, das sie unter den übrigen Umständen zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl; sie merkte ihm seinen Wunsch ab und wußte, ohne ihm entgegenzugehen, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen und erhielt fast alles, was sie verlangte; und so entstand das Testament, worin so wenig für das Kind gesorgt zu seyn schien. Der alte Arzt war gestorben, man wendete sich an einen jungen, thätigen, gescheidten Mann; er ward gut belohnt, und er konnte selbst eine Ehre darin suchen, die Unschicklichkeit und Uebereilung seines abgeschiedenen Collegen ins Licht zu setzen und zu verbessern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein; man spielte die Verstellung sehr gut: Therese kam zur Welt, und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh wieder herauswagte, starb und den guten Mann trostlos hinterließ.

Frau von * hatte indessen ganz ihre Absicht erreicht: sie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem sie übertrieben paradirte; sie war zugleich eine Nebenbuhlerin losgeworden, deren

Wechſelſeitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenzaun,
Auch der Nachbarſchaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reichermaßen
Ackerfeld iſt zugetheilt,
Siedeln wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das neue Vaterland!
Heil dir Führer! Heil dir Band!

Verhältniß sie denn doch mit neidischen Augen ansah, und deren Einfluß sie, für die Zukunft wenigstens, heimlich fürchtete: sie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit, und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine so lebhafte Theilnahme an seinem Verlust dergestalt an sich zu ziehen, daß er sich ihr, man kann wohl sagen, ganz ergab, sein Glück und das Glück seines Kindes in ihre Hände legte, und kaum kurze Zeit vor seinem Tode, und noch gewissermaßen nur durch seine erwachsene Tochter, wieder Herr im Hause ward.

Das war, schöne Therese, das Geheimniß, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrscheinlich so gern entdeckt hätte, das ist's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die sonderbarste Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden ist, in der Gesellschaft fehlt, umständlich vorlegen wollte.

Hier sind die Papiere, die aufs strengste beweisen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lang ich schon dieser Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erst jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu sagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn diese Hoffnung zum zweitenmal verschwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen; denn ich gestehe gern, daß ich die Neigung unseres Freundes zu diesem guten Mädchen keineswegs begünstigte, seitdem ich seiner Verbindung mit Theresen wieder entgegensah.

Niemand erwiederte etwas auf diese Geschichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derselben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Gesellschaft, wenn sie beisammen war, zu beschäftigen; auch bot die Gegend so manche Reize dar, daß man sich gern darin, theils einzeln, theils zusammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umsah. Jarno richtete bei einer solchen Gelegenheit seinen Auftrag an Wilhelmen aus, legte ihm die Papiere vor, schien aber weiter keine Entschließung von ihm zu verlangen.

In diesem höchst sonderbaren Zustand, in dem ich mich befinde, sagte Wilhelm darauf, brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich sogleich anfangs in Gegenwart Nataliens, und gewiß mit einem reinen Herzen gesagt habe: Lothario und seine Freunde können jede Art von Entsagung von mir fordern; ich lege Ihnen hiermit alle meine Ansprüche

an Thereſen in die Hand: verſchaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlaſſung! O, es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entſchließen! Schon dieſe Tage hab' ich gefühlt, daß Thereſe Mühe hat, nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der ſie mich hier zuerſt begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung iſt mir entwendet, oder vielmehr ich habe ſie nie beſeſſen.

Solche Fälle möchten ſich wohl beſſer nach und nach, unter Schweigen und Erwarten, aufklären, verſetzte Jarno, als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entſteht.

Ich dächte vielmehr, ſagte Wilhelm, daß gerade dieſer Fall der ruhigſten und der reinſten Entſcheidung fähig ſey. Man hat mir ſo oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewißheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entſchloſſen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich ſelbſt begehen? Giebt ſich die Welt nur darum ſo viel Mühe uns zu bilden, um uns fühlen zu laſſen, daß ſie ſich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß los zu werden, in das ich mit den reinſten Geſinnungen von der Welt gerathen bin!

Ungeachtet dieſer Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieſer Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an ſeinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgültig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: Sie ſind nachdenklich, Jarno! ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken.

Ich bin es, verſetzte der Freund, und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bei uns ſchon lange vorbereitet iſt und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen; denn ich bin im Begriff nach Amerika überzuſchiffen.

Nach Amerika? versetzte Wilhelm lächelnd. Ein solches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten ausersehen würden.

Wenn Sie unsern Plan ganz kennen, versetzte Jarno, so werden Sie ihm einen bessern Namen geben und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an! Man darf nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt seyn, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorstehen, und daß die Besitzthümer beinahe nirgends mehr recht sicher sind.

Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln, fiel Wilhelm ein, und habe mich erst vor kurzem um meine Besitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, sie mir noch länger aus dem Sinne zu schlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung so hypochondrisch macht.

Hören Sie mich aus! sagte Jarno. Die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang sorglos seyn könne. Das Gleichgewicht in den menschlichen Handlungen kann leider nur durch Gegensätze hergestellt werden. Es ist gegenwärtig nichts weniger als räthlich nur an Einem Orte zu besitzen, nur Einem Platze sein Geld anzuvertrauen, und es ist wieder schwer, an vielen Orten Aufsicht darüber zu führen; wir haben uns deßwegen etwas anderes ausgedacht. Aus unserm alten Thurm soll eine Societät ausgehen, die sich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir assecuriren uns unter einander unsere Existenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von seinen Besitzthümern völlig vertriebe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältnisse zu benutzen, die sich unser Freund bei seinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehen, und Sie sollen die Wahl haben, wenn Sie sich an uns anschließen wollen, ob Sie Lotharion in Deutschland beistehen, oder mit mir gehen wollen. Ich dächte, Sie wählten das letzte: denn eine große Reise zu thun ist für einen jungen Mann äußerst nützlich.

Wilhelm nahm sich zusammen und antwortete: Der Antrag ist aller Ueberlegung werth; denn mein Wahlspruch wird doch nächstens seyn: Je weiter weg, je besser! Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntschaft mit der

Welt berühren, mir ſcheinen aber einer ſolchen Verbindung ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzuſetzen.

Davon ſich die meiſten nur dadurch heben werden, verſetzte Jarno, daß unſer bis jetzt nur wenig ſind, redliche, geſcheidte und entſchloſſene Leute, die einen gewiſſen allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der geſellige Sinn entſtehen kann.

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, verſetzte darauf: Und wenn ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit.

Jarno ſchüttelte den Kopf.

Nun, was habt ihr an mir auszuſetzen? fuhr Friedrich fort. Bei einer neuen Colonie werden auch junge Coloniſten erfordert, und die bringe ich gleich mit; auch luſtige Coloniſten, das verſichere ich euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierhüben nicht mehr am Platz iſt, die ſüße reizende Lydie. Wo ſoll das arme Kind mit ſeinem Schmerz und Jammer hin, wenn ſie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn ſich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte, mein Jugendfreund, da ihr doch im Gange ſeyd, Verlaſſene zu tröſten, ihr entſchließt euch, jeder nähme ſein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.

Dieſer Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verſtellter Ruhe: Weiß ich doch nicht einmal, ob ſie frei iſt? Und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu ſeyn ſcheine, ſo möchte ich einen ſolchen Verſuch nicht machen.

Natalie ſagte darauf: Bruder Friedrich, du glaubſt, weil du für dich ſo leichtſinnig handelſt, auch für andere gelte deine Geſinnung. Unſer Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an ſeiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchſt vernünftigen und reinen Charakter, wie Thereſens, war ein Wageſtück dieſer Art zu rathen.

Was Wageſtück! rief Friedrich. In der Liebe iſt alles Wageſtück! Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Geſange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es iſt alles nur ein Wageſtück, und der Zufall thut alles.

Ich habe immer geſehen, verſetzte Natalie, daß unſere Grundſätze nur ein Supplement zu unſern Exiſtenzen ſind. Wir hängen unſern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Geſetzes um. Gieb nur

Acht, welchen Weg dich die Schöne noch führen wird, die dich auf eine so gewaltsame Weise angezogen hat und festhält.

Sie ist selbst auf einem sehr guten Wege, versetzte Friedrich, auf dem Wege zur Heiligkeit. Es ist freilich ein Umweg, aber desto lustiger und sicherer; Maria von Magdala ist ihn auch gegangen, und wer weiß, wie viel andere. Ueberhaupt, Schwester, wenn von Liebe die Rede ist, sollteſt du dich gar nicht drein mischen. Ich glaube, du heirathest nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und du giebst dich alsdann, nach deiner gewohnten Gutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Existenz hin. Also lasse uns nur jetzt mit diesem Seelenverkäufer da unsern Handel schließen und über unsere Reisegesellschaft einig werden.

Sie kommen mit Ihren Vorschlägen zu spät, sagte Jarno: für Lydien ist gesorgt.

Und wie? fragte Friedrich.

Ich habe ihr selbst meine Hand angeboten, versetzte Jarno.

Alter Herr, sagte Friedrich, da machst ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Substantivum betrachtet, verschiedene Adjectiva, und folglich, wenn man ihn als Subject betrachtet, verschiedene Prädicate finden könnte.

Ich muß aufrichtig gestehen, versetzte Natalie, es ist ein gefährlicher Versuch, sich ein Mädchen zuzueignen in dem Augenblicke, da sie aus Liebe zu einem andern verzweifelt.

Ich habe es gewagt, versetzte Jarno: sie wird unter einer gewissen Bedingung mein. Und glauben Sie mir, es ist in der Welt nichts schätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenschaft fähig ist. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein anderer geliebt wird, ist mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich sehe die Kraft, die Gewalt eines schönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Haben Sie Lydien in diesen Tagen schon gesprochen? versetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd. Natalie schüttelte den Kopf und sagte, indem sie aufstand: Ich weiß gar nicht mehr, was ich aus euch machen soll; aber mich sollt ihr gewiß nicht irre machen.

Sie wollte sich eben entfernen, als der Abbé mit einem Briefe in der Hand hereintrat und zu ihr sagte: Bleiben Sie! ich habe hier einen Vorschlag, bei dem Ihr Rath willkommen seyn wird. Der Marchese, der

Freund Ihres verstorbenen Oheims, den wir seit einiger Zeit erwarten, muß in diesen Tagen hier seyn. Er schreibt mir, daß ihm doch die deutsche Sprache nicht so geläufig sey, als er geglaubt, daß er eines Gesellschafters bedürfe, der sie vollkommen nebst einigen andern besitze; da er mehr wünsche in wissenschaftliche, als politische Verbindungen zu treten, so sey ihm ein solcher Dolmetscher unentbehrlich. Ich wüßte niemand geschickter dazu, als unsern jungen Freund. Er kennt die Sprache, ist sonst in vielem unterrichtet, und es wird für ihn selbst ein großer Vortheil seyn, in so guter Gesellschaft und unter so vortheilhaften Umständen Deutschland zu sehen. Wer sein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßstab für fremde Länder. Was sagen Sie, meine Freunde? was sagen Sie, Natalie?

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden: Jarno schien seinen Vorschlag, nach Amerika zu reisen, selbst als kein Hinderniß anzusehen, indem er ohnehin nicht sogleich aufbrechen würde; Natalie schwieg, und Friedrich führte verschiedene Sprichwörter über den Nutzen des Reisens an.

Wilhelm war über diesen neuen Vorschlag im Herzen so entrüstet, daß er es kaum verbergen konnte. Er sah eine Verabredung, ihn bald möglichst loszuwerden, nur gar zu deutlich, und was das Schlimmste war, man ließ sie so offenbar, so ganz ohne Schonung sehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, alles was er selbst erfahren hatte, wurde wieder aufs neue vor seiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm alles ausgelegt hatte, schien ihm auch nur eine künstliche Darstellung zu seyn.

Er nahm sich zusammen und antwortete: Dieser Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung.

Eine geschwinde Entschließung möchte nöthig seyn, versetzte der Abbé.

Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt, antwortete Wilhelm. Wir können die Ankunft des Mannes abwarten, und dann sehen, ob wir zusammen passen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen und ihn überall mithinführen darf.

Diese Bedingung wird schwerlich zugestanden werden, versetzte der Abbé.

Und ich sehe nicht, rief Wilhelm aus, warum ich mir von irgend einem Menschen sollte Bedingungen vorschreiben lassen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland sehen will, einen Italiäner zur Gesellschaft brauche?

Weil ein junger Mensch, versetzte der Abbé mit einem gewissen imponirenden Ernste, immer Ursache hat sich anzuschließen.

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an sich zu halten nicht im Stande sey, da sein Zustand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen gelindert ward, ließ sich hierauf mit einiger Hast vernehmen: Man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe, es wird sich geschwind entscheiden, ob ich Ursache habe mich weiter anzuschließen, oder ob nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderstehlich gebieten, mich von so mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige elende Gefangenschaft drohen.

So sprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem sich in diesem leidenschaftlichen Augenblick ihre Gestalt und ihr Werth nur desto tiefer bei ihm eindrückten.

Ja, sagte er zu sich selbst, indem er sich allein fand, gestehe dir nur, du liebst sie, und du fühlst wieder, was es heiße, wenn der Mensch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Mariannen und ward so schrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte sie verachten. Aurelien achtete ich, und konnte sie nicht lieben; ich verehrte Theresen, und die väterliche Liebe nahm die Gestalt einer Neigung zu ihr an: und jetzt, da in deinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten, jetzt bist du genöthigt zu fliehen! Ach! warum muß sich zu diesen Empfindungen, zu diesen Erkenntnissen das unüberwindliche Verlangen des Besitzes gesellen? und warum richten ohne Besitz eben diese Empfindungen, diese Ueberzeugungen jede andere Art von Glückseligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Gesellschaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? wirst du nicht immer zu dir sagen: Natalie ist nicht da! Und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig seyn: schließest du die Augen, so wird sie sich dir darstellen; öffnest du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben, wie die Erscheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurücklässt. War nicht schon früher die schnell vorübergegangene Gestalt der Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? und du hattest sie nur gesehen, du kanntest sie nicht. Nun, da du sie kennst, da du ihr so nahe warst, da sie so vielen Antheil an dir gezeigt hat, nun sind ihre Eigenschaften so tief in dein Gemüth geprägt, als ihr Bild jemals in deine Sinne. Aengstlich

iſt es, immer zu ſuchen, aber viel ängſtlicher, gefunden zu haben und verlaſſen zu müſſen. Wonach ſoll ich in der Welt nun weiter fragen? wonach ſoll ich mich weiter umſehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der dieſem gleich iſt? und ich ſoll reiſen, um nur immer das Geringere zu finden? Iſt denn das Leben bloß wie eine Rennbahn, wo man ſogleich ſchnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerſte Ende erreicht hat? und ſteht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein feſtes, unverrücktes Ziel da, von dem man ſich eben ſo ſchnell mit raſchen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? anſtatt daß jeder andere, der nach irdiſchen Waaren ſtrebt, ſie ſich in den verſchiedenen Himmelsgegenden, oder wohl gar auf der Meſſe und dem Jahrmarkt anſchaffen kann.

Komm, lieber Knabe! rief er ſeinem Sohn entgegen, der eben daher geſprungen kam, ſey und bleibe du mir alles! Du warſt mir zum Erſatz deiner geliebten Mutter gegeben; du ſollteſt mir die zweite Mutter erſetzen, die ich dir beſtimmt hatte, und nun haſt du noch die größere Lücke auszufüllen. Beſchäftige mein Herz, beſchäftige meinen Geiſt mit deiner Schönheit, deiner Liebenswürdigkeit, deiner Wißbegierde und deinen Fähigkeiten!

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beſchäftigt; der Vater ſuchte es ihm beſſer, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Luſt daran.

Du biſt ein wahrer Menſch! rief Wilhelm aus. Komm, mein Sohn! komm, mein Bruder! laß uns in der Welt zwecklos hinſpielen, ſo gut wir können!

Sein Entſchluß ſich zu entfernen, das Kind mit ſich zu nehmen und ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen, war nun ſein feſter Vorſatz. Er ſchrieb an Wernern, erſuchte ihn um Geld und Creditbriefe, und ſchickte Friedrichs Courier mit dem geſchärften Auftrage weg, bald wieder zu kommen.

So ſehr er gegen die übrigen Freunde auch verſtimmt war, ſo rein blieb ſein Verhältniß zu Natalien. Er vertraute ihr ſeine Abſicht: auch ſie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müſſe, und wenn ihn auch gleich dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit an ihr ſchmerzte, ſo beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm, verſchiedene Städte zu beſuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen.

Der Courier kam zurück, brachte was Wilhelm verlangt hatte, ob gleich Werner mit diesem neuen Ausflug nicht zufrieden zu seyn schien.

Meine Hoffnung, daß du vernünftig werden würdest, schrieb dieser, ist nun wieder eine gute Weile hinausgeschoben. Wo schweift ihr nun alle zusammen herum? Und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu dessen wirthschaftlichem Beistande du mir Hoffnung machtest? Auch die übrigen Freunde sind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir ist das ganze Geschäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein so guter Rechtsmann ist, als ich ein Finanzmann bin, und daß wir beide etwas zu schleppen gewohnt sind. Lebe wohl! Deine Ausschweifungen sollen dir verziehen seyn, da doch ohne sie unser Verhältniß in dieser Gegend nicht hätte so gut werden können.

Was das Aeußere betraf, hätte er nun immer abreisen können, allein sein Gemüth war noch durch zwei Hindernisse gebunden. Man wollte ihm ein- für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bei den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feierlichkeit noch nicht alles bereit war. Auch war der Arzt durch einen sonderbaren Brief des Landgeistlichen abgerufen worden: es betraf den Harfenspieler, von dessen Schicksalen Wilhelm näher unterrichtet seyn wollte.

In diesem Zustand fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn alles schlief, ging er in dem Hause hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunstwerke zog ihn an und stieß ihn ab. Er konnte nichts was ihn umgab, weder ergreifen noch lassen; alles erinnerte ihn an alles, er übersah den ganzen Ring seines Lebens, nur lag er leider zerbrochen vor ihm und schien sich auf ewig nicht schließen zu wollen. Diese Kunstwerke, die sein Vater verkauft hatte, schienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Besitz des Wünschenswerthen in der Welt theils ausgeschlossen, theils desselben durch eigene oder fremde Schuld beraubt werden sollte. Er verlor sich so weit in diesen sonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er sich selbst manchmal wie ein Geist vorkam, und selbst wenn er die Dinge außer sich befühlte und betastete, sich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da sey.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er all das Gefundene und Wiedergefundene so freventlich und doch so nothwendig verlassen müsse, nur seine Thränen gaben ihm das Gefühl seines

Daſeyns wieder. Vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vors Gedächtniß.

So iſt denn alles nichts, rief er aus, wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen alles übrige werth iſt!

Der Abbé verkündigte der Geſellſchaft die Ankunft des Markeſe. Sie ſind zwar, wie es ſcheint, ſagte er zu Wilhelmen, mit Ihrem Knaben allein abzureiſen entſchloſſen; lernen Sie jedoch wenigſtens dieſen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Fälle nützlich ſeyn kann.

Der Markeſe erſchien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgeſtalteten, gefälligen lombardiſchen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der ſchon um vieles älter war, bei der Armee, dann in Geſchäften Bekanntſchaft gemacht; ſie hatten nachher einen großen Theil von Italien zuſammen durchreiſt, und die Kunſtwerke, die der Markeſe hier wiederfand, waren zum großen Theil in ſeiner Gegenwart und unter manchen glücklichen Umſtänden, deren er ſich noch wohl erinnerte, gekauft und angeſchafft worden.

Der Italiäner hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunſt, als andere Nationen; jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künſtler, Meiſter und Profeſſor heißen, und bekennt wenigſtens durch dieſe Titelſucht, daß es nicht genug ſey, nur etwas durch Ueberlieferung zu erhaſchen, oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er geſteht, daß jeder vielmehr über das was er thut, auch fähig ſeyn ſolle zu denken, Grundſätze aufzuſtellen, und die Urſachen, warum dieſes oder jenes zu thun ſey, ſich ſelbſt und andern deutlich zu machen.

Der Fremde ward gerührt, ſo ſchöne Beſitzthümer ohne den Beſitzer wiederzufinden, und erfreut, den Geiſt ſeines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlaſſenen ſprechen zu hören. Sie gingen die verſchiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, ſich einander verſtändlich machen zu können. Der Markeſe und der Abbé führten das Wort. Natalie, die ſich wieder in die Gegenwart ihres Oheims verſetzt fühlte, wußte ſich ſehr gut in ihre Meinungen und Geſinnungen zu finden; Wilhelm mußte ſich's in theatraliſche Terminologie überſetzen, wenn er etwas davon verſtehen wollte. Man hatte Noth, Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war ſelten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunſtwerke in der neuern Zeit

Erklärung eines alten Holzschnittes,

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feiertamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;

so selten sehen, sagte der Markese: Es läßt sich nicht leicht denken und übersehen, was die Umstände für den Künstler thun müssen; und dann sind bei dem größten Genie, bei dem entschiedensten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an sich selbst zu machen hat, unsäglich der Fleiß, der zu seiner Ausbildung nöthig ist. Wenn nun die Umstände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt sehr leicht zu befriedigen ist, und selbst nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt, so wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen festhielten, es wäre seltsam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauschen, als den rechten Weg wählen sollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrerthum führt. Deßwegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben: sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart und für die Zukunft wenig Hoffnung.

Ja, versetzte der Abbé, und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise: der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich eben so von selbst aus, wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunstwerk wie über eine Speise; sie begreifen nicht, was für einer andern Cultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deßwegen finden wir so viel einseitige Culturen, wovon doch jede sich anmaßt über das Ganze abzusprechen.

Was Sie da sagen, ist mir nicht ganz deutlich, sagte Jarno, der eben hinzutrat.

Auch ist es schwer, versetzte der Abbé, sich in der Kürze bestimmt hierüber zu erklären. Ich sage nur so viel: Sobald der Mensch an mannichfaltige Thätigkeit oder mannichfaltigen Genuß Anspruch macht, so muß er auch fähig seyn, mannichfaltige Organe an sich, gleichsam unabhängig von einander, auszubilden. Wer alles und jedes in seiner ganzen Menschheit thun oder genießen will,

wer alles außer sich zu einer solchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird seine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie schwer ist es, was so natürlich scheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde an und für sich zu beschauen, den Gesang um des Gesangs willen zu vernehmen, den Schauspieler im Schauspieler zu bewundern, sich eines Gebäudes um seiner eigenen Harmonie und seiner Dauer willen zu erfreuen! Nun sieht man aber meist die Menschen entschiedene Werke der Kunst geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen soll sich der gebildete Marmor sogleich wieder ummodeln, das festgemauerte Gebäude sich ausdehnen oder zusammenziehen; ein Gemälde soll lehren, ein Schauspiel bessern, und alles soll alles werden. Eigentlich aber, weil die meisten Menschen selbst formlos sind, weil sie sich und ihrem Wesen selbst keine Gestalt geben können, so arbeiten sie, den Gegenständen ihre Gestalt zu nehmen, damit ja alles loser und lockerer Stoff werde, wozu sie auch gehören. Alles reduciren sie zuletzt auf den sogenannten Effect, alles ist relativ: und so wird auch alles relativ, außer dem Unsinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regiert.

Ich verstehe Sie, versetzte Jarno, oder vielmehr ich sehe wohl ein, wie das, was Sie sagen, mit den Grundsätzen zusammenhängt, an denen Sie so fest halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menschen unmöglich so genau nehmen. Ich kenne freilich ihrer genug, die sich bei den größten Werken der Kunst und der Natur sogleich ihres armseligsten Bedürfnisses erinnern, ihr Gewissen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beste und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst möglichst verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können.

Achtes Capitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignons ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit, und fand denselben auf das sonderbarste erhellt und ausgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur

Sockel und Fries hervorſchienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und ſo nach Verhältniß auf den vier kleineren, die den mittleren Sarkophag umgaben. Neben dieſem ſtanden vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und ſchienen einer Figur, die auf dem Sarkophag ruhte, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehen. Die Geſellſchaft ſetzte ſich, und zwei unſichtbare Chöre fingen mit holdem Geſang an zu fragen:

Wen bringt ihr uns zur ſtillen Geſellſchaft?

Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme:

Einen müden Gefpielen bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmliſcher Geſchwiſter ihn dereinſt wieder aufweckt!

Chor.

Erſtling der Jugend in unſerm Kreiſe, ſey willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe ſich willig und gelaſſen der ſtillen Halle, und in ernſter Geſellſchaft ruhe das liebe, liebe Kind!

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er ſoll hier bleiben! Laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an ſeinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! ſeht das leichte, reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die ſchöne, die würdige Ruhe!

Knaben.

Ach! die Flügel heben Sie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr: als wir mit Roſen kränzten ihr Haupt, blickte ſie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geiſtes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Schönſte, das Höchſte, hinauf über die Sterne das Leben trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermiſſen ſie hier! In den Gärten wandelt ſie nicht, ſammelt der Wieſe Blumen nicht mehr! Laßt uns weinen, wir laſſen ſie hier! laßt uns weinen und bei ihr bleiben!

Chor.

Kinder, kehret ins Leben zurück. Eure Thränen trockne die friſche

Luft, die um das ſchlängelnde Waſſer ſpielt! Entflieht der Nacht! Tag und Luft und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Luſt, bis der Abend uns Ruhe bringt und der nächtliche Schlaf uns erquickt!

Chor.

Kinder, eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegne euch die Liebe mit himmliſchem Blick und dem Kranz der Unſterblichkeit.

Die Knaben waren ſchon fern: der Abbé ſtand von ſeinem Seſſel auf und trat hinter den Sarg.

Es iſt die Verordnung, ſagte er, des Mannes, der dieſe ſtille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden ſoll. Nach ihm, dem Erbauer dieſes Hauſes, dem Errichter dieſer Stätte, haben wir zuerſt einen jungen Fremdling hieher gebracht, und ſo faßt ſchon dieſer kleine Raum zwei ganz verſchiedene Opfer der ſtrengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach beſtimmten Geſetzen treten wir ins Leben ein, die Tage ſind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen; aber für die Lebensdauer iſt kein Geſetz. Der ſchwächſte Lebensfaden zieht ſich in unerwartete Länge und den ſtärkſten zerſchneidet gewaltſam die Scheere einer Parze, die ſich in Widerſprüchen zu gefallen ſcheint. Von dem Kinde, das wir hier beſtatten, wiſſen wir wenig zu ſagen. Noch iſt uns unbekannt, woher es kam: ſeine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl ſeiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes, verſchloſſenes Herz ließ uns ſeine innerſten Angelegenheiten kaum errathen; nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Dieſe zärtliche Neigung, dieſe lebhafte Dankbarkeit ſchien die Flamme zu ſeyn, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geſchicklichkeit des Arztes konnte das ſchöne Leben nicht erhalten, die ſorgfältigſte Freundſchaft vermochte nicht es zu friſten. Aber wenn die Kunſt den ſcheidenden Geiſt nicht zu feſſeln vermochte, ſo hat ſie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Ein balſamiſche Maſſe iſt durch alle Adern gedrungen, und färbt nun an der Stelle des Bluts die ſo früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und ſehen Sie das Wunder der Kunſt und Sorgfalt!

Er hob den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelkleidern wie schlafend in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Marchese willen französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den andern herbei und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort: Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben, nach den Gebräuchen der Kirche, dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweiht, die in ihrem Kopfkissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht. Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man bläulich auf der weißen Haut.

Der Marchese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe.

O Gott! rief er aus, indem er sich aufrichtete, und seine Hände gen Himmel hob. Armes Kind! unglückliche Nichte! finde ich dich hier wieder! Welche schmerzliche Freude, dich, auf die wir schon lange Verzicht gethan hatten, diesen guten, lieben Körper, den wir lange im See ein Raub der Fische glaubten, hier wiederzufinden, zwar todt, aber erhalten! Ich wohne deiner Bestattung bei, die so herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menschen wird, die dich zu deiner Ruhestätte begleiten. Und wenn ich werde reden können, sagte er mit gebrochener Stimme, werde ich ihnen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren schön verzierten Deckel auf den Sarg und fingen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt iſt nun der Schatz, das ſchöne Gebild der Vergangenheit! Hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in eurem Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, ſchreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernſt mit hinaus: denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unſichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Geſellſchaft vernahm die ſtärkenden Worte; jedes war zu ſehr mit den wunderbaren Entdeckungen und ſeinen eigenen Empfindungen beſchäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Markeſe, Wilhelmen Thereſe und Lothario hinaus, und erſt als der Geſang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde ſie mit aller Gewalt wieder an, und ſehnlich wünſchten ſie ſich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Markeſe vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Geſpräche mit dem Abbé. Er erbat ſich, wenn die Geſellſchaft beiſammen war, öfters Muſik; man ſorgte gern dafür, weil jedermann zufrieden war, des Geſprächs überhoben zu ſeyn. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anſtalt zur Abreiſe mache.

Eines Tages ſagte er zu Wilhelmen: Ich verlange nicht, die Reſte des guten Kindes zu beunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat! Aber ſeine Freunde müſſen mir verſprechen, mich in ſeinem Vaterlande an dem Platze zu beſuchen, wo das arme Geſchöpf geboren und erzogen wurde; ſie müſſen die Säulen und Statuen ſehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben iſt. Ich will ſie in die Buchten führen, wo ſie ſo gern die Steinchen zuſammenlas. Sie werden ſich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen ſo viel ſchuldig iſt. Morgen reiſe ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geſchichte vertraut, er wird ſie Ihnen wiedererzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein dritter die Begebenheiten mit mehr Zuſammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorſchlug, auf

meiner Reise durch Deutschland folgen, so sind Sie willkommen. Lassen Sie Ihren Knaben nicht zurück! bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorsorge für meine arme Nichte wieder erinnern.

Noch selbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überrascht. Wilhelm bebte an allen Gliedern, als sie hereintrat, und sie, obgleich vorbereitet, hielt sich an ihrer Schwester, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie sonderbar einfach war ihr Anzug und wie verändert ihre Gestalt! Wilhelm durfte kaum auf sie hinblicken; sie begrüßte ihn mit Freundlichkeit, und einige allgemeine Worte konnten ihre Gesinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Markese war bei Zeiten zu Bette gegangen, und die Gesellschaft hatte noch keine Lust sich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuscript hervor.

Ich habe, sagte er, sogleich die sonderbare Geschichte, wie sie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am wenigsten Dinte und Feder sparen soll, das ist beim Aufzeichnen einzelner Umstände merkwürdiger Begebenheiten. Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede sey und der Abbé las:

Meinen Vater, sagte der Markese, muß ich, so viel Welt ich auch gesehen habe, immer für einen der wunderbarsten Menschen halten. Sein Charakter war edel und gerade, seine Ideen weit und man darf sagen groß; er war streng gegen sich selbst; in allen seinen Planen fand man eine unbestechliche Folge, an allen seinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut sich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein Geschäft verhandeln ließ, so wenig konnte er, um eben dieser Eigenschaften willen, sich in die Welt finden, da er vom Staate, von seinen Nachbarn, von Kindern und Gesinde die Beobachtung aller der Gesetze forderte, die er sich selbst auferlegt hatte. Seine mäßigsten Forderungen wurden übertrieben durch seine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die Weise entstand, wie er sich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblick, da er einen Palast baute, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der schönsten Lage erwarb, innerlich mit dem ernstesten Ingrimm überzeugt gesehen, das Schicksal habe ihn verdammt, enthaltsam zu seyn und zu dulden. In seinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er scherzte, zeigte er nur die Ueberlegenheit seines Verstandes; es war ihm unerträglich, getadelt

zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas Lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Vermögen disponirt. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu hoffen hatte. Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen und der jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt; der jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härteſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich jeden von uns beiden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden und verſicherte, daß nichts Gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft: er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren und eine Tochter mitgebracht hatte, die ungefähr zehn Jahre alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte, und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſeres Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten trefflich ausgeſtattet worden war und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Güter, ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran und war von ſonderbarer Schönheit. Mein älterer Bruder ſcherzte oft mit mir, daß ich mich um ſie bewerben ſollte.

Indeſſen hatte Bruder Auguſtin im Kloſter ſeine Jahre in dem ſonderbarſten Zuſtande zugebracht; er überließ ſich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerei, jenen halb geiſtigen, halb phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang in den dritten Himmel erhoben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſinken ließen. Bei meines Vaters Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken; und was hätte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſeres Vaters beſuchte er uns fleißig; ſein Zuſtand, der uns im Anfang

jammerte, ward nach und nach um vieles erträglicher: denn die Vernunft hatte gesiegt. Allein je sicherer sie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur versprach, desto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von seinen Gelübden befreien sollten; er gab zu verstehen, daß seine Absicht auf Sperata, unsere Nachbarin, gerichtet sey.

Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unseres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zustande des jüngsten hätte bleiben können. Wir sprachen mit dem Beichtvater unserer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Absicht unseres Bruders und baten ihn die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider seine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unser Bruder in uns drang und wir die Angelegenheit dem Geistlichen lebhafter empfahlen, mußte er sich entschließen, uns die sonderbare Geschichte zu entdecken.

Sperata war unsere Schwester, und zwar sowohl von Vater als Mutter. Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in späteren Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten schon verloschen zu seyn scheint. Ueber einen ähnlichen Fall hatte man sich kurz vorher in der Gegend lustig gemacht, und mein Vater, um sich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszusetzen, beschloß diese späte gesetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man sonst die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unsere Mutter kam heimlich nieder: das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebst dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ sich leicht bereden, sie für seine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte sich nur ausbedungen, im äußersten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war gestorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufsicht einer alten Frau; wir wußten, daß Gesang und Musik unsern Bruder schon bei ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, seine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, so war es nöthig, ihn so bald als möglich von der Gefahr zu unterrichten, in der er schwebte.

Er sah uns mit wilden verachtenden Blicken an. Spart eure unwahrscheinlichen Mährchen, rief er aus, für Kinder und leichtgläubige Thoren! mir werdet ihr Speraten nicht vom Herzen reißen; sie ist mein! Verläugnet sogleich euer schreckliches Gespenst, das mich nur vergebens ängstigen würde. Sperata ist nicht meine Schwester, sie ist mein Weib!

Er beſchrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmliſche Mädchen aus dem Zuſtande der unnatürlichen Abſonderung von den Menſchen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther gleich beiden Kehlen zuſammenſtimmten, und wie er alle ſeine Leiden und Verirrungen ſegnete, weil ſie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar ſich dem liebenswürdigſten Mädchen ergeben könne. Wir entſetzten uns über die Entdeckung; uns jammerte ſein Zuſtand, wir wußten uns nicht zu helfen; er verſicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Buſen trage. Unſer Beichtvater that alles, was ihm ſeine Pflicht eingab, aber dadurch ward das Uebel nur ſchlimmer. Die Verhältniſſe der Natur und der Religion, der ſittlichen Rechte und der bürgerlichen Geſetze wurden von meinem Bruder aufs heftigſte durchgefochten. Nichts ſchien ihm heilig, als das Verhältniß zu Sperata, nichts ſchien ihm würdig, als der Name Vater und Gattin. Dieſe allein, rief er aus, ſind der Natur gemäß, alles andere ſind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirath mit der Schweſter billigten? Nennt eure Götter nicht! rief er aus. Ihr braucht die Namen nie, als wenn ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen und die edelſten Triebe durch ſchändlichen Zwang zu Verbrechen entſtellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geiſtes, zum ſchändlichſten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die ihr lebendig begrabt.

Ich darf reden: denn ich habe gelitten wie keiner, von der höchſten ſüßeſten Fülle der Schwärmerei bis zu den fürchterlichen Wüſten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchſten Ahnungen überirdiſcher Weſen bis zu dem völligſten Unglauben, dem Unglauben an mich ſelbſt. Allen dieſen entſetzlichen Bodenſatz des am Rande ſchmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Weſen war bis in ſein Innerſtes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Buſen eines himmliſchen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß ſie iſt, daß wir eins ſind, daß aus dieſer lebendigen Verbindung ein drittes entſtehen und uns entgegenlächeln ſoll, nun eröffnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft verſengen können, und ſtellt ſie dem lebhaften, wahren, unzerſtörlichen Genuß der reinen Liebe entgegen! Begegnet uns unter jenen Cypreſſen, die ihre ernſthaften Gipfel gen Himmel wenden, beſucht uns

Deß thäten die Muſen ſich erfreun,
Wollten ihn zum Meiſterſänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und rundem Leib,
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Grad, edel vor ſich hin ſie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu ſchwenzen,
Oder mit den Augen herum zu ſcharlenzen.
Sie trägt einen Maaßſtab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt ſie thätig Ehrbarkeit,
Sonſt auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Ex drob nicht mag verwundert ſeyn
Denn wie ſie iſt, ſo gut und ſchön,
Meint er er hätt ſie lang geſehn.

Die ſpricht: Ich habe dich auserleſen,
Vor vielen in dem Weltwirrweſen,
Daß du ſollſt haben klare Sinnen,
Nichts Ungeſchicklichs magſt beginnen.
Wenn Andre durch einander rennen,
Sollſt du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich ſich beklagen,
Sollſt ſchwankweis deine Sach fürtragen;
Sollſt halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding ſeyn ſchlicht und ſchlecht.

an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühen, wo die zierliche Myrte uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euern trüben, grauen, von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen!

So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben betheuerten, da sie ihm der Beichtvater selbst versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus:

Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschränkten Grillen und Verordnungen! fragt die Natur und euer Herz! Sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt; sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an! entspringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel? verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar? und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es aus, laut aus: das Geschöpf, das nicht seyn soll, kann nicht werden; das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daseyn, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge; nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da seht um euch her! und was verboten, was verflucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Geräusche der Welt sind tausend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemen Müßiggang so gut, als überstrengte Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel sieht sie mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht frei zu seyn. Sperata ist mein; nur der Tod soll mir sie nehmen. Wie ich sie behalten kann? wie ich glücklich werden kann? das ist eure Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.

Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzusetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die schrecklichsten Folgen haben könnte: er solle überlegen, daß er nicht in der freien Welt seiner Gedanken und Vorstellungen, sondern in einer Verfassung lebe, deren Gesetze und Verhältnisse die Unbezwinglichkeit eines Naturgesetzes angenommen haben.

Wir mußten dem Beichtvater versprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schlosse lassen wollten; darauf ging er weg, und versprach in einigen Tagen wiederzukommen. Was wir vorausgesehen hatten, traf ein; der Verstand hatte unsern Bruder stark gemacht, aber sein Herz war weich: die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entsetzlichsten Zweifel bemächtigten sich seiner. Er brachte zwei fürchterliche Tage und Nächte zu; der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe; umsonst! Der ungebundene freie Verstand sprach ihn los; sein Gefühl, seine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

Eines Morgens fanden wir sein Zimmer leer; ein Blatt lag auf dem Tische, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt sey, seine Freiheit zu suchen: er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen, er sey auf alles gefaßt, wenn man sie trennen wolle.

Wir erschraken nicht wenig, allein der Beichtvater bat uns ruhig zu seyn. Unser armer Bruder war nahe genug beobachtet worden: die Schiffer, anstatt ihn überzusetzen, führten ihn in sein Kloster. Ermüdet von einem vierzigstündigen Wachen schlief er ein, sobald ihn der Kahn im Mondschein schaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er sich in den Händen seiner geistlichen Brüder sah; er erholte sich nicht eher, als bis er die Klosterpforte hinter sich zuschlagen hörte.

Schmerzlich gerührt von dem Schicksal unseres Bruders, machten wir unserm Beichtvater die lebhaftesten Vorwürfe; allein dieser ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unser Mitleid für den armen Kranken tödtlich sey; er handle nicht aus eigener Willkür, sondern auf Befehl des Bischofs und des hohen Rathes. Die Absicht war, alle öffentliche Aergerniß zu vermeiden und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken: Sperata sollte geschont werden, sie sollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder sey. Sie ward einem Geistlichen anempfohlen, dem sie vorher schon ihren Zustand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerschaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geschöpfe ganz glücklich. So wie die meisten unserer Mädchen, konnte sie weder schreiben noch Geschriebenes lesen; sie gab daher dem Pater Aufträge, was er ihrem Geliebten sagen sollte.

Dieſer glaubte den frommen Betrug einer ſäugenden Mutter ſchuldig zu ſeyn; er brachte ihr Nachrichten von unſerm Bruder, den er niemals ſah, ermahnte ſie in ſeinem Namen zur Ruhe, bat ſie, für ſich und das Kind zu ſorgen, und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

Sperata war von Natur zur Religioſität geneigt. Ihr Zuſtand, ihre Einſamkeit vermehrte dieſen Zug; der Geiſtliche unterhielt ihn, um ſie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper ſtark genug, die ängſtlichſten Seelenleiden zu ertragen, ſo fing er an, das Vergehen ihr mit ſchrecklichen Farben vorzumalen, das Vergehen ſich einem Geiſtlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Inceſt behandelte; denn er hatte den ſonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die ſie empfunden haben würde, wenn ſie das wahre Verhältniß ihres Fehltrittes erfahren hätte. Er brachte dadurch ſo viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes ſo ſehr vor ihr, er zeigte ihr die ſchrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in ſolchen Fällen nachgeben, und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle; er zeigte ihr, wie heilſam es ſey, einen ſolchen Fehler in der Zeit abzubüßen, und dafür dereinſt die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß ſie endlich wie eine arme Sünderin ihren Nacken dem Beil willig darreichte und inſtändig bat, daß man ſie auf ewig von unſerm Bruder entfernen möchte. Als man ſo viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewiſſen Aufſicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloſter zu ſeyn, je nachdem ſie es für gut hielte.

Ihr Kind wuchs heran und zeigte bald eine ſonderbare Natur. Es konnte ſehr früh laufen und ſich mit aller Geſchicklichkeit bewegen; es ſang bald ſehr artig und lernte die Zither gleichſam von ſich ſelbſt. Nur mit Worten konnte es ſich nicht ausdrücken, und es ſchien das Hinderniß mehr in ſeiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indeſſen ein trauriges Verhältniß zu dem Kinde; die Behandlung des Geiſtlichen hatte ihre Vorſtellungsart ſo verwirrt, daß ſie, ohne wahnſinnig zu ſeyn, ſich in den ſeltſamſten Zuſtänden befand. Ihr Vergehen ſchien ihr immer ſchrecklicher und ſtraffälliger zu werden; das oft wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſt hatte

ſich ſo tief bei ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn ihr das Verhältniß ſelbſt bekannt geweſen wäre. Der Beichtvater dünkte ſich nicht wenig über das Kunſtſtück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geſchöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzuſehen, wie die Mutterliebe, die über das Daſeyn des Kindes ſich ſo herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem ſchrecklichen Gedanken ſtritt, daß dieſes Kind nicht da ſeyn ſollte. Bald ſtritten dieſe beiden Gefühle zuſammen, bald war der Abſcheu über die Liebe gewaltig.

Man hatte das Kind ſchon lange von ihr weggenommen und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte ſich bald ſeine beſondere Luſt zum Klettern. Die höchſten Gipfel zu erſteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen, und den Seiltänzern, die ſich manchmal in dem Orte ſehen ließen, die wunderlichſten Kunſtſtücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb. Um das alles leichter zu üben, liebte ſie, mit den Knaben die Kleider zu wechſeln, und ob es gleich von ihren Pflegeeltern höchſt unanſtändig und unzuläſſig gehalten wurde, ſo ließen wir ihr doch ſo viel als möglich nachſehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten ſie manchmal weit; ſie verirrte ſich, ſie blieb aus und kam immer wieder.

Meiſtentheils, wenn ſie zurückkehrte, ſetzte ſie ſich unter die Säulen des Portals vor einem Landhauſe in der Nachbarſchaft; man ſuchte ſie nicht mehr, man erwartete ſie. Dort ſchien ſie auf den Stufen auszuruhen; dann lief ſie in den großen Saal, beſah die Statuen, und wenn man ſie nicht beſonders aufhielt, eilte ſie nach Hauſe. Zuletzt ward denn doch unſer Hoffen getäuſcht und unſere Nachſicht beſtraft. Das Kind blieb aus; man fand ſeinen Hut auf dem Waſſer ſchwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach ſich in den See ſtürzt. Man vermuthete, daß es bei ſeinem Klettern zwiſchen den Felſen verunglückt ſey; bei allem Nachforſchen konnte man den Körper nicht finden.

Durch das unvorſichtige Geſchwätz ihrer Geſellſchafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes; ſie ſchien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, ſie freue ſich, daß Gott das arme Geſchöpf zu ſich genommen und ſo bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu ſtiften.

Bei dieſer Gelegenheit kamen alle Mährchen zur Sprache, die man von unſern Waſſern zu erzählen pflegt. Es hieß, der See müſſe alle

Jahre ein unschuldiges Kind haben: er leide keinen todten Körper und werfe ihn früh oder spät ans Ufer; ja sogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde gesunken sey, müsse wieder heraus. Man erzählte die Geschichte einer untröstlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken sey, und die Gott und seine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigstens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächste Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nachdem alles beisammen gewesen, habe sie sämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen: aber, o Wunder! als sie in den Tempel getreten, sey das Packet immer schwerer geworden, und endlich, als sie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu schreien angefangen, und sich zu jedermanns Erstaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch sorgfältig aufgesucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

Auf die arme Mutter machten diese Geschichten großen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung und begünstigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für sich und seine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben sey: daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um sie nach Rom zu bringen, so würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit seiner schönen frischen Haut umgeben, vor dem Volke da stehen; es werde mit seinen eigenen Augen wieder Vater und Mutter schauen, und der Papst, von der Einstimmung Gottes und seiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks den Eltern die Sünden vergeben, sie lossprechen und sie verbinden.

Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlugen, glaubte sie, jeder blinkende Schaum treibe ihr Kind hervor; es mußte zum Scheine jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen. So war sie auch des Tags unermüdet an den Stellen, wo das kiesige Ufer flach in den See ging; sie sammelte in einem Körbchen alle Knochen, die sie fand: niemand durfte ihr sagen, daß es Thierknochen seyen; die großen begrub sie, die kleinen bob sie auf. In dieser Beschäftigung lebte sie unablässig fort. Der Geistliche, der durch die unerläßliche Ausübung

seiner Pflicht ihren Zustand verursacht hatte, nahm sich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch seinen Einfluß ward sie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten; man stand mit gefalteten Händen, wenn sie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die sie bei der unglücklichen Verbindung beider Personen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlassen, daß sie unabläßig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten solle; und sie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewissenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

Wir hatten unterdessen unsern Bruder nicht aus den Augen verloren: weder die Aerzte noch die Geistlichkeit seines Klosters wollten uns erlauben, vor ihm zu erscheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach seiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, so oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenster an der Decke seines Zimmers belauschen.

Nach vielen schrecklichen und sonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen seltsamen Zustand der Ruhe des Geistes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er saß fast niemals, als wenn er seine Harfe nahm und darauf spielte, da er sie denn meistens mit Gesang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung, und in allem äußerst lenksam und folgsam; denn alle seine Leidenschaften schienen sich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöst zu haben. Man konnte ihm zu allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

Außer dieser Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloster hin und her ging, und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es noch besser seyn würde, über Berg und Thäler so zu wandeln, sprach er auch von einer Erscheinung, die ihm gewöhnlich ängstigte: er behauptete nämlich, daß bei seinem Erwachen, zu jeder Stunde der Nacht, ein schöner Knabe unten an seinem Bette stehe, und ihm mit einem blanken Messer drohe. Man versetzte ihn in ein anderes Zimmer; allein er behauptete, auch da, und zuletzt sogar an andern Stellen des Klosters stehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja man erinnerte sich nachher, daß er in der Zeit öfter als sonst an den Fenstern gestanden und über den See hinübergesehen habe.

Unsere arme Schwester indessen schien von dem einzigen Gedanken, von der beschränkten Beschäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unser Arzt schlug vor, man sollte ihr nach und nach unter die übrigen Gebeine die Knochen eines Kinderskeletts mischen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Versuch war zweifelhaft, doch schien wenigstens so viel dabei gewonnen, daß man sie, wenn alle Theile beisammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen, und ihr zu einer Reise nach Rom Hoffnung machen könnte.

Es geschah, und ihre Begleiterin vertauschte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reste mit den gefundenen; und eine unglaubliche Wonne verbreitete sich über die arme Kranke, als die Theile sich nach und nach zusammenfanden und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befestigt; sie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerei die Zwischenräume ausgefüllt.

So hatte man die Glieder zusammenkommen lassen, es fehlten nur wenige der äußern Enden. Eines Morgens, als sie noch schlief, und der Medicus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reste aus dem Kästchen weg, das in der Schlafkammer stand, um dem Arzte zu zeigen, wie sich die gute Kranke beschäftige. Kurz darauf hörte man sie aus dem Bette springen; sie hob das Tuch auf und fand das Kästchen leer. Sie warf sich auf ihre Kniee; man kam und hörte ihr freudiges inbrünstiges Gebet. Ja, es ist wahr! rief sie aus: es war kein Traum, es ist wirklich! Freut euch, meine Freunde, mit mir! ich habe das gute, schöne Geschöpf wieder lebendig gesehen. Es stand auf und warf den Schleier von sich: sein Glanz erleuchtete das Zimmer, seine Schönheit war verklärt; es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es emporgehoben, und konnte mir nicht einmal seine Hand reichen. Da rief es mich zu sich und zeigte mir den Weg, den ich gehen soll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen: ich fühl' es, und es wird mir so leicht ums Herz. Mein Kummer ist verschwunden, und schon das Anschauen meines Wiederauferstandenen hat mir einen Vorschmack der himmlischen Freude gegeben.

Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heitersten

Aussichten beschäftigt: auf keinen irdischen Gegenstand richtete sie ihre Aufmerksamkeit mehr, sie genoß nur wenige Speisen, und ihr Geist machte sich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man sie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung; sie öffnete die Augen nicht wieder, sie war was wir todt nennen.

Der Ruf ihrer Visien hatte sich bald unter das Volk verbreitet; und das ehrwürdige Ansehen, das sie in ihrem Leben genoß, verwandelte sich nach ihrem Tode schnell in den Gedanken, daß man sie sogleich für selig, ja für heilig halten müsse.

Als man sie zu Grabe bestatten wollte, drängten sich viele Menschen mit unglaublicher Heftigkeit hinzu: man wollte ihre Hand, man wollte wenigstens ihr Kleid berühren. In dieser leidenschaftlichen Erhöhung fühlten verschiedene Kranke die Uebel nicht, von denen sie sonst geqüalt wurden; sie hielten sich für geheilt, sie bekannten's, sie priesen Gott und seine neue Heilige. Die Geistlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu stellen; das Volk verlangte Gelegenheit seine Andacht zu verrichten: der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedieß zu lebhaften religiösen Gefühlen gestimmt sind, drangen aus ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten sich mit jedem Tage. Die bischöflichen Verordnungen, die einen solchen neuen Dienst einschränken und nach und nach niederschlagen sollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerstand war das Volk heftig, und gegen jeden Ungläubigen bereit in Thätlichkeiten auszubrechen. Wandelte nicht auch, riefen sie, der heilige Borromäus unter unsern Verfahren? erlebte seine Mutter nicht die Wonne seiner Seligsprechung? hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felsen bei Arona uns seine geistige Größe sinnlich vergegenwärtigen wollen? leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugesagt, unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern?

Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulniß von sich gab, und eher weißer und gleichsam durchsichtig ward, erhöhte sich das Zutrauen der Menschen immer mehr, und es zeigten sich unter der Menge verschiedene Curen, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären und auch nicht geradezu als Betrug ansprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht selbst kam, hörte wenigstens eine Zeit lang von nichts anderem reden.

Das Kloſter, worin mein Bruder ſich befand, erſcholl ſo gut als die übrige Gegend von dieſen Wundern, und man nahm ſich um ſo weniger in Acht, in ſeiner Gegenwart davon zu ſprechen, als er ſonſt auf nichts aufzumerken pflegte und ſein Verhältniß niemand bekannt war. Dießmal ſchien er aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben: er führte ſeine Flucht mit ſolcher Schlauheit aus, daß niemals jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloſter herausgekommen ſey. Man erfuhr nachher, daß er ſich mit einer Anzahl Wallfahrer überſetzen laſſen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umſchlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo ſeine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenig Andächtige knieten in den Winkeln; ihre alte Freundin ſaß zu ihren Häupten, er trat hinzu, grüßte ſie und fragte, wie ſich ihre Gebieterin befände?

Ihr ſeht es, verſetzte dieſe nicht ohne Verlegenheit.

Er blickte den Leichnam nur von der Seite an: nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand; erſchreckt von der Kälte, ließ er ſie ſogleich wieder fahren; er ſah ſich unruhig um und ſagte zu der Alten: Ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben, ich habe noch einen ſehr weiten Weg zu machen; ich will aber zur rechten Zeit ſchon wieder da ſeyn: ſag' ihr das, wenn ſie aufwacht.

So ging er hinweg; wir wurden nur ſpät von dieſem Vergange benachrichtigt; man forſchte nach, wo er hingekommen ſey, aber vergebens! Wie er ſich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, iſt unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubündten eine Spur von ihm wieder; allein zu ſpät und ſie verlor ſich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutſchland ſey; allein der Krieg hatte ſolche ſchwache Fußſtapfen gänzlich verwiſcht.

Zehntes Capitel.

Der Abbé hörte zu leſen auf und niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt ſtand ſie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die übrigen ſchwiegen und der Abbé ſprach: Es entſteht nun die Frage, ob man

den guten Markese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimniß zu entdecken: denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler Eine Person ist? Ueberlegen wir, was zu thun sey, sowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen! Mein Rath wäre, nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurück erwarten, für Nachrichten bringt.

Jedermann war derselben Meinung, und der Abbé fuhr fort: Eine andere Frage, die vielleicht schneller abzuthun ist, entsteht zu gleicher Zeit. Der Markese ist unglaublich gerührt über die Gastfreundschaft, die seine arme Nichte bei uns, besonders bei unserm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geschichte umständlich, ja wiederholt erzählen müssen, und er zeigte seine lebhafteste Dankbarkeit. Der junge Mann, sagte er, hat ausgeschlagen, mit mir zu reisen, eh er das Verhältniß kannte, das unter uns besteht: ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von dessen Art zu seyn und von dessen Laune er etwa nicht gewiß wäre; ich bin sein Verbundener, wenn Sie wollen sein Verwandter, und da sein Knabe, den er nicht zurücklassen wollte, erst das Hinderniß war, das ihn abhielt, sich zu mir zu gesellen, so lassen Sie jetzt dieses Kind zum schönern Bande werden, das uns nur desto fester an einander knüpft. Ueber die Verbindlichkeit, die ich nun schon habe, sey er mir noch auf der Reise nützlich, er kehre mit mir zurück; mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen; er verschmähe die Erbschaft seines Pflegekindes nicht: denn nach einer geheimen Abrede unseres Vaters mit seinem Freunde ist das Vermögen, das er seiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unserer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er verdient hat.

Therese nahm Wilhelmen bei der Hand und sagte: Wir erleben abermals hier so einen schönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchsten und schönsten Zinsen bringt. Folgen Sie diesem sonderbaren Ruf, und indem Sie sich um den Markese doppelt verdient machen, eilen Sie einem schönen Lande entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als einmal an sich gezogen hat!

Ich überlasse mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung, sagte Wilhelm; es ist vergebens, in dieser Welt nach eigenem Willen zu streben. Was ich festzuhalten wünschte, muß ich fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf.

Frummkeit und Tugend bieder preiſen,
Das Böſe mit ſeinem Namen heiſſen.
Nichts verlindert und nichts verwipelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkripelt;
Sondern die Welt ſoll vor dir ſtehn,
Wie Albrecht Dürer ſie hat geſehn,
Ihr feſtes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauf durch einander ſollert;
Mag dir aber bei allem geſchehn,
Als thätſt in einen Zauberkaſten ſehn.
Schreib das dem Menſchenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht eine Wißung werden.
Da macht ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Weſen,
Wie ihr's mögt in ſeinen Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur freut wunniglich,
Da ſeht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula;

Mit einem Druck auf Thereſens Hand machte Wilhelm die ſeinige los. Ich überlaſſe Ihnen ganz, ſagte er zu dem Abbé, was Sie über mich beſchließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu laſſen brauche, ſo bin ich zufrieden, überall hinzugehen, und alles was man für recht hält, zu unternehmen.

Auf dieſe Erklärung entwarf der Abbé ſogleich ſeinen Plan: man ſolle, ſagte er, den Markeſe abreiſen laſſen, Wilhelm ſolle die Nachricht des Arztes abwarten und alsdann, wenn man überlegt habe, was zu thun ſey, könne Wilhelm mit Felix nachreiſen. So bedeutete er auch den Markeſe, unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reiſe ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indeſſen zu beſehen. Der Markeſe ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Verſicherung ſeiner Dankbarkeit, wovon die Geſchenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geſchnittenen Steinen und geſtickten Stoffen beſtanden, einen genugſamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reiſefertig und man war um ſo mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten: man befürchtete, dem armen Harfenſpieler möchte ein Unglück begegnet ſeyn, zu eben der Zeit als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen beſſern Zuſtand zu verſetzen. Man ſchickte den Courier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, deſſen Geſtalt und Weſen bedeutend, ernſthaft und auffallend war und den niemand kannte. Beide Ankömmlinge ſchwiegen eine Zeit lang ſtill; endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und ſagte: Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr? Es war die Stimme des Harfenſpielers, aber von ſeiner Geſtalt ſchien keine Spur übrig geblieben zu ſeyn. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reiſenden, reinlich und anſtändig gekleidet; ſein Bart war verſchwunden, ſeinen Locken ſah man einige Kunſt an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an ſeinem bedeutenden Geſichte die Züge des Alters nicht mehr erſchienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhafteſten Freude, er ward den andern vorgeſtellt und betrug ſich ſehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Geſellſchaft noch vor kurzem geworden war.

Sie werden Geduld mit einem Menſchen haben, fuhr er mit großer Gelaſſenheit fort, der, ſo erwachſen er auch ausſieht, nach einem langen Leiden erſt wie ein unerfahrenes Kind in die Welt tritt. Dieſem wackern

Mann bin ich ſchuldig, daß ich wieder in einer menſchlichen Geſellſchaft erſcheinen kann. Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte ſogleich einen Spaziergang, um das Geſpräch abzubrechen und ins Gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: Die Geneſung dieſes Mannes iſt uns durch den ſonderbarſten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange nach unſerer Ueberzeugung moraliſch und phyſiſch behandelt; es ging auch bis auf einen gewiſſen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und ſeinen Bart und ſein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und ſeine Geſänge ſchienen, wie ſeine Vorſtellungsart, wieder dem Leben ſich zu nähern. Sie wiſſen, welch ein ſonderbarer Brief des Geiſtlichen mich von hier abrief. Ich kam, ich fand unſern Mann ganz verändert: er hatte freiwillig ſeinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt, ſeine Locken in eine hergebrachte Form zuzuſchneiden, er verlangte gewöhnliche Kleider und ſchien auf einmal ein anderer Menſch geworden zu ſeyn. Wir waren neugierig die Urſache dieſer Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht uns mit ihm ſelbſt darüber einzulaſſen; endlich entdeckten wir zufällig die ſonderbare Bewandtniß. Ein Glas flüſſiges Opium fehlte in der Hausapotheke des Geiſtlichen; man hielt für nöthig, die ſtrengſte Unterſuchung anzuſtellen; jedermann ſuchte ſich des Verdachtes zu erwehren, es gab unter den Hausgenoſſen heftige Scenen. Endlich trat dieſer Mann auf und geſtand, daß er es beſitze; man fragte ihn, ob er davon genommen habe? Er ſagte nein, fuhr aber fort: Ich danke dieſem Beſitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hängt von euch ab, mir dieſes Fläſchchen zu nehmen, und ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zuſtand wieder zurückfallen ſehen. Das Gefühl, daß es wünſchenswerth ſey, die Leiden dieſer Erde durch den Tod geendigt zu ſehen, brachte mich zuerſt auf den Weg der Geneſung; bald darauf entſtand der Gedanke, ſie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieſer Abſicht das Glas hinweg: die Möglichkeit, ſogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft, die Schmerzen zu ertragen, und ſo habe ich, ſeitdem ich den Talisman beſitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt. Sorgt nicht, ſagte er, daß ich Gebrauch davon mache, ſondern entſchließt euch, als Kenner des menſchlichen Herzens,

mich, indem ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugesteht, erst vom Leben recht abhängig zu machen! Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem festen geschliffenen Glasfläschchen dieses Gift als das sonderbarste Gegengift bei sich.

Man unterrichtete den Arzt von allem was indessen entdeckt worden war, und man beschloß, gegen Augustin das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Der Abbé nahm sich vor, ihn nicht von seiner Seite zu lassen und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen. Indessen sollte Wilhelm die Reise durch Deutschland mit dem Markese vollenden. Schien es möglich, Augustin eine Neigung zu seinem Vaterlande wieder einzuflößen, so wollte man seinen Verwandten den Zustand entdecken, und Wilhelm sollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieser hatte nun alle Anstalten zu seiner Reise gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar schien, daß Augustin sich freute, als er vernahm, wie sein alter Freund und Wohlthäter sich sogleich wieder entfernen sollte, so entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieser seltsamen Gemüthsbewegung. Augustin konnte seine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünschte den Knaben je eher je lieber entfernt zu sehen.

Nun waren nach und nach so viele Menschen angekommen, daß man sie im Schlosse und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um so mehr, da man nicht gleich anfangs auf den Empfang so vieler Gäste die Einrichtung gemacht hatte. Man frühstückte, man speiste zusammen, und hätte sich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Uebereinstimmung, wenn schon in der Stille die Gemüther sich gewissermaßen auseinander sehnten. Therese war manchmal mit Lothario, noch öfter allein ausgeritten: sie hatte in der Nachbarschaft schon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungsprincip, und sie mochte nicht Unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im besten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechsel stehen müsse. Von einer Verbindung zwischen ihr und Lothario schien gar nicht die Rede zu seyn. Die beiden Schwestern hatten sich viel zu sagen, der Abbé schien den Umgang des Harfenspielers zu suchen. Jarno hatte mit dem Arzt öftere Conferenzen, Friedrich hielt sich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten sich auch meistentheils die Paare auf dem Spaziergang, indem die Gesellschaft sich trennte, und wenn sie zusammenseyn mußten, so nahm man geschwind

seine Zuflucht zur Muſik, um alle zu verbinden, indem man jeden ſich ſelbſt wiedergab.

Unverſehens vermehrte der Graf die Geſellſchaft, ſeine Gemahlin abzuholen und, wie es ſchien, einen feierlichen Abſchied von ſeinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Geſellſchaft finde, ſo ſagte jener in einem Anfall von toller Laune, die ihn immer ergriff, ſobald er den Grafen gewahr ward: Sie finden den ganzen Adel der Welt beiſammen, Markeſen, Marquis, Mylords und Baronen; es hat nur noch an einem Grafen gefehlt. So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erſte Perſon, die ihm im Verſaal entgegenkam.

Mylord, ſagte der Graf zu ihm auf franzöſiſch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, ich freue mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich ſehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen ſollte in meinem Schloſſe geſehen haben.

Ich hatte das Glück, Ew. Excellenz damals aufzuwarten, verſetzte Wilhelm: nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer, und zwar vom erſten Range halten; ich bin ein Deutſcher und —

Zwar ein ſehr braver junger Mann, fiel Jarno ſogleich ein.

Der Graf ſah Wilhelm lächelnd an und wollte eben etwas erwiedern, als die übrige Geſellſchaft herbeikam und ihn aufs freundlichſte begrüßte. Man entſchuldigte ſich, daß man ihm nicht ſogleich ein anſtändiges Zimmer anweiſen könne, und verſprach den nöthigen Raum ungeſäumt zu verſchaffen.

Ei, ei! ſagte er lächelnd, ich ſehe wohl, daß man dem Zufalle überlaſſen hat, den Feurierzettel zu machen: mit Vorſicht und Einrichtung, wie viel iſt da nicht möglich! Jetzt bitte ich euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze; denn ſonſt, ſehe ich wohl, giebt es eine große Unordnung: jedermann wird unbequem wohnen; und das ſoll niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde.

Sie waren Zeuge, ſagte er zu Jarno, und auch Sie, Meiſter, indem er ſich zu Wilhelmen wandte, wie viele Menſchen ich damals auf meinem Schloſſe bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liſte der Perſonen und Bedienten, man zeige mir an, wie jedermann gegenwärtig einquartiert iſt: ich will einen Dislocationsplan machen, daß mit

der wenigsten Bemühung jedermann eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gast bleiben soll, der sich zufälligerweise bei uns einstellen könnte.

Jarno machte sogleich den Adjutanten des Grafen, verschaffte ihm alle nöthigen Notizen, und hatte nach seiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieser gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig: er ließ in seiner Gegenwart die Namen über alle Thüren schreiben, und man konnte nicht läugnen, daß mit wenig Umständen und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter anderm so geleitet, daß die Personen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Interesse an einander nahmen, zusammenwohnten.

Nachdem alles eingerichtet war, sagte der Graf zu Jarno: Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meister nennen, und der ein Deutscher seyn soll. Jarno schwieg still: denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von den Leuten war, die, wenn sie fragen, eigentlich belehren wollen. Auch fuhr dieser, ohne Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort: Sie hatten mir ihn damals vorgestellt, und im Namen des Prinzen bestens empfohlen. Wenn seine Mutter auch eine Deutsche war, so hafte ich dafür, daß sein Vater ein Engländer ist, und zwar von Stande. Wer wollte das englische Blut alles berechnen, das seit dreißig Jahren in deutschen Adern herumfließt! Ich will weiter nicht darauf dringen; ihr habt immer solche Familiengeheimnisse. Doch mir wird man in solchen Fällen nichts aufbinden. Darauf erzählte er noch verschiedenes, was damals mit Wilhelmen auf seinem Schlosse vorgegangen seyn sollte, wozu Jarno gleichfalls schwieg, obgleich der Graf ganz irrig war, und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechselte. Der gute Herr hatte in früheren Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt, und war noch immer stolz darauf, sich der geringsten Umstände seiner Jugend erinnern zu können; nun bestimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Combinationen und Fabeln als wahr, die ihm bei zunehmender Schwäche seines Gedächtnisses seine Einbildungskraft einmal vorgespiegelt hatte. Uebrigens war er sehr mild und gefällig geworden, und seine Gegenwart wirkte recht günstig auf die Gesellschaft: er verlangte, daß man etwas Nützliches zusammen lesen sollte, ja sogar gab er manchmal kleine Spiele

an, die er, wo nicht mitspielte, doch mit großer Sorgfalt dirigirte, und da man sich über seine Herablassung verwunderte, sagte er: es sey die Pflicht eines jeden, der sich in Hauptsachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen sich ihr deste mehr gleichstelle.

Wilhelm hatte unter diesen Spielen mehr als Einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtsinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? wodurch war er dazu berechtigt? und mußte nicht die Gesellschaft glauben, daß, weil beide viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine so unvorsichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe?

Eines Tages waren sie bei einem solchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Augustin auf einmal zur Thüre, die er aufriß, mit gräßlicher Gebärde hereinstürzte: sein Angesicht war blaß, sein Auge wild; er schien reden zu wollen, die Sprache versagte ihm. Die Gesellschaft entsetzte sich; Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnsinns vermutheten, sprangen auf ihn los und hielten ihn fest. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltsam sprach und rief er: Nicht mich haltet! Eilt! helft! rettet das Kind! Felix ist vergiftet!

Sie ließen ihn los; er eilte zur Thüre hinaus und voll Entsetzen drängte sich die Gesellschaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte. Augustin richtete seine Schritte nach dem Zimmer des Abbé; man fand das Kind, das erschrocken und verlegen schien, als man ihm schon von weitem zurief: Was hast du angefangen?

Lieber Vater! rief Felix: ich habe nicht aus der Flasche, ich habe aus dem Glase getrunken; ich war so durstig.

Augustin schlug die Hände zusammen, rief: Er ist verloren! drängte sich durch die Umstehenden und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tische stehen und eine Caravine daneben, die über die Hälfte leer war. Der Arzt kam; er erfuhr, was man wußte, und sah mit Entsetzen das wohlbekannte Fläschchen, worin sich das flüssige Opium befunden hatte, leer auf dem Tische liegen: er ließ Essig herbeischaffen und rief alle Mittel seiner Kunst zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen; sie bemühte sich ängstlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Augustin aufzusuchen und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Eben so hatte sich der

unglückliche Vater vergebens bemüht und fand, als er zurückkam, auf allen Gesichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indessen die Mandelmilch im Glase untersucht; es entdeckte sich die stärkste Beimischung von Opium. Das Kind lag auf dem Ruhebette und schien sehr krank; es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einschütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothario hatte seine Leute ausgeschickt und war selbst weggeritten, um der Flucht Augustins auf die Spur zu kommen. Natalie saß bei dem Kinde; es flüchtete auf ihren Schooß und bat sie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker: der Essig sey gar zu sauer! Der Arzt gab es zu; man müsse das Kind, das in der entsetzlichsten Bewegung war, einen Augenblick ruhen lassen, sagte er: es sey alles Räthliche geschehen, er wolle das Mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es schien, herbei; er sah ernst, ja feierlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung. Wilhelm, der trostlos in einem Sessel lag, sprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus. Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

Ich begreife nicht, sagte der Arzt nach einiger Pause, daß sich auch nicht die geringste Spur eines gefährlichen Zustandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Dosis Opium zu sich genommen haben, und nun finde ich an seinem Pulse keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuschreiben kann, in die wir das Kind versetzt haben.

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Augustin auf dem Oberboden in seinem Blute gefunden habe; ein Scheermesser habe neben ihm gelegen; wahrscheinlich habe er sich die Kehle abgeschnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper die Treppe herunterbrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau untersucht: der Schnitt war in die Luftröhre gegangen; auf einen starken Blutverlust war eine Ohnmacht gefolgt, doch ließ sich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig sey. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zusammen und legte den Verband auf. Die Nacht ging allen schlaflos und sorgenvoll vorüber. Das Kind wollte sich nicht von Natalien trennen lassen. Wilhelm saß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf seinem

Schooße; Kopf und Brust lagen auf dem ihrigen: so theilten sie die angenehme Last und die schmerzlichen Sorgen, und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben; sie sprachen kein Wort, sahen auf das Kind und sahen einander an. Lotharie und Jarno saßen am andern Ende des Zimmers und führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mittheilen würden. Der Knabe schlief sanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, sprang auf und verlangte ein Butterbrod.

Sobald Augustin sich einigermaßen erholt hatte, suchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe, und nur nach und nach, daß, als er bei der unglücklichen Dislocation des Grafen in Ein Zimmer mit dem Abbé versetzt worden, er das Manuscript und darin seine Geschichte gefunden habe; sein Entsetzen sey ohne gleichen gewesen, und er habe sich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe; sogleich habe er seine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geschüttet, und habe doch, als er es an den Mund gesetzt, geschaudert; darauf habe er es stehen lassen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu sehen; bei seiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben beschäftigt, das Glas woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man bat den Unglücklichen ruhig zu seyn; er faßte Wilhelmen krampfhaft bei der Hand. Ach! sagte er, warum hab' ich dich nicht längst verlassen! Ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde, und er mich.

Der Knabe lebt, sagte Wilhelm.

Der Arzt, der aufmerksam zugehört hatte, fragte Augustin, ob alles Getränke vergiftet gewesen?

Nein, versetzte er, nur das Glas.

So hat durch den glücklichsten Zufall, rief der Arzt, das Kind aus der Flasche getrunken! Ein guter Genius hat seine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der so nahe zubereitet stand!

Nein! nein! rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt: wie fürchterlich ist diese Aussage! Ausdrücklich sagte das Kind, daß es nicht aus der Flasche, sondern aus dem Glas getrunken habe. Seine Gesundheit ist nur ein Schein, es wird uns unter den Händen

wegsterben. Er eilte fort. Der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoste: Nicht wahr, Felix, du hast aus der Flasche getrunken und nicht aus dem Glase?

Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im Stillen, wie sich die Sache verhalte; auch sie bemühte sich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren; es weinte nur heftiger, und so lange, bis es einschlief.

Wilhelm wachte bei ihm; die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Augustin todt in seinem Bette; er hatte die Aufmerksamkeit seiner Wärter durch eine scheinbare Ruhe betrogen, den Verband still aufgelöst und sich verblutet.

Natalie ging mit dem Kinde spazieren; es war munter, wie in seinen glücklichsten Tagen.

Du bist doch gut, sagte Felix zu ihr, du zankst nicht, du schlägst mich nicht; ich will dir's nur sagen, ich habe aus der Flasche getrunken! Mutter Aurelie schlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Caravine griff. Der Vater sah so bös aus; ich dachte, er würde mich schlagen.

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schlosse. Wilhelm kam ihr noch voller Sorgen entgegen.

Glücklicher Vater! rief sie laut, indem sie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, da hast du deinen Sohn! Er hat aus der Flasche getrunken, seine Unart hat ihn gerettet.

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, stiller, bescheidener Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menschen ertragen mag. Jarno, aufmerksam auf alles, konnte dießmal eine solche hohe Selbstgenügsamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umschweifen erfuhr, der Graf sey überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch sein Gebet und durch das Auflegen seiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun beschloß er auch sogleich wegzugehen; gepackt war bei ihm alles wie gewöhnlich in einem Augenblicke; und beim Abschiede faßte die schöne Gräfin Wilhelms Hand, eh sie noch die Hand der Schwester losließ, drückte alle vier Hände zusammen, kehrte sich schnell um und stieg in den Wagen.

So viel schreckliche und wunderbare Begebenheiten, die sich eine über

die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten, und alles in Unordnung und Verwirrung setzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Essens, Trinkens und geselligen Zusammenseyns waren verrückt und umgekehrt. Außer Theresen war niemand in seinem Gleise geblieben: die Männer suchten durch geistige Getränke ihre gute Laune wieder herzustellen, und indem sie sich eine künstliche Stimmung gaben, entfernten sie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigsten Leidenschaften bewegt und zerrüttet: die unvermutheten und schreckhaften Anfälle hatten sein Innerstes ganz aus aller Fassung gebracht, einer Leidenschaft zu widerstehen, die sich des Herzens so gewaltsam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch schien ihm alles zu fehlen; die Briefe von Wernern mit den Anweisungen waren da: ihm mangelte nichts zu seiner Reise, als der Muth sich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieser Reise. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Therese nur auf seine Entfernung warteten, um sich trauen zu lassen. Jarno war wider seine Gewohnheit still, und man hätte beinahe sagen können, er habe etwas von seiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicherweise half der Arzt unserem Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte und ihm Arzenei gab.

Die Gesellschaft kam immer Abends zusammen, und Friedrich, der ausgelassene Mensch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte sich des Gesprächs, und brachte nach seiner Art mit hundert Citaten und eulenspiegelhaften Anspielungen die Gesellschaft zum Lachen, und setzte sie auch nicht selten in Verlegenheit, indem er laut zu denken sich erlaubte. An die Krankheit seines Freundes schien er gar nicht zu glauben.

Einst, als sie alle beisammen waren, rief er aus: Wie nennt ihr das Uebel, Doctor, das unsern Freund angefallen hat? paßt hier keiner von den dreitausend Namen, mit denen ihr eure Unwissenheit ausputzt? An ähnlichen Beispielen wenigstens hat es nicht gefehlt. Es kommt, fuhr er mit einem emphatischen Tone fort, ein solcher Casus in der ägyptischen oder babylonischen Geschichte vor.

Die Gesellschaft sah einander an und lächelte.

Sie ſchleppt mit keichend-wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geſchnitten;
Darauf ſeht ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorra's Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehren-Spiegel ſchauen;
Dann allerlei Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerlei Lehr und gute Weis.
Könnt ſehn St. Peter mit der Gaiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſter Geſchicht.

Unſer Meiſter das all erſicht
Und freut ſich deſſen wunderſam,
Denn es dient ſehr in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär er ſelbſt geſyn dabei.
Sein Geiſt war ganz dahin gebannt,
Er hätt kein Auge davon verwandt,
Hätt er nicht hinter ſeinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thät er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affenſprüng hofiren,

Wie hieß der König? rief er aus, und hielt einen Augenblick inne. Wenn ihr mir nicht einhelfen wollt, fuhr er fort, so werde ich mir selbst zu helfen wissen. Er riß die Thürflügel auf, und wies nach dem großen Bilde im Vorsaal. Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der sich am Fuße des Bettes um seinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt, und in ihren sittsamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuscher von Arzt, dem erst in diesem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erstemal in seinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grunde curirt, und die eben so wohlschmeckend als heilsam ist?

In diesem Tone fuhr er fort zu schwadroniren. Die Gesellschaft nahm sich so gut als möglich zusammen, und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Natalliens Wangen und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweise ging sie mit Jarno auf und nieder; als sie an die Thüre kam, schritt sie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorsaale hin und wieder, und ging sodann auf ihr Zimmer.

Die Gesellschaft war still. Friedrich fing an zu tanzen und zu singen:

O, ihr werdet Wunder sehn!
Was geschehn ist, ist geschehn:
Was gesagt ist, ist gesagt.
Eh es tagt,
Sollt ihr Wunder sehn.

Therese war Natalien nachgegangen. Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin und schlich davon. Lothario hatte bisher in einer Fenstervertiefung gestanden, und sah, ohne sich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der schrecklichsten Lage: selbst da er sich nun mit seinem Freunde allein sah, blieb er eine Zeit lang still; er überlief mit flüchtigem Blick seine Geschichte, und sah zuletzt mit Schaudern auf seinen gegenwärtigen Zustand; endlich sprang er auf und rief: Bin ich Schuld an dem was vorgeht, an dem was mir und Ihnen begegnet, so strafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundschaft, und

lassen Sie mich ohne Trost in die weite Welt hinausgehen, in der ich mich lange hätte verlieren sollen! Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grausamen zufälligen Verwickelung, aus der ich mich herauszuwinden unfähig war, so geben Sie mir die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft auf eine Reise mit, die ich nicht länger verschieben darf! Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde sagen können, was diese Tage in mir vorgegangen ist. Vielleicht leide ich eben jetzt diese Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen wie ich bin: Sie hätten mir beigestanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit losgeholfen. Aber- und abermal geben mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und immer umsonst! Wie sehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! wie glaubte ich sie gefaßt zu haben, wie hoffte ich sie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? sollte ich's? Vergebens klagen wir Menschen uns selbst, vergebens das Schicksal an! Wir sind elend und zum Elend bestimmt; und ist es nicht völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend oder Laster, Weisheit oder Wahnsinn uns ins Verderben stürzen? Leben Sie wohl! ich werde keinen Augenblick länger in dem Hause verweilen, in welchem ich das Gastrecht wider meinen Willen so schrecklich verletzt habe. Die Indiscretion Ihres Bruders ist unverzeihlich; sie treibt mein Unglück auf den höchsten Grad, sie macht mich verzweifeln.

Und wenn nun, versetzte Lothario, indem er ihn bei der Hand nahm, Ihre Verbindung mit meiner Schwester die geheime Bedingung wäre, unter welcher sich Therese entschlossen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine solche Entschädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; sie schwur, daß dieses doppelte Paar an Einem Tage zum Altare gehen sollte. Sein Verstand hat mich gewählt, sagte sie, sein Herz fordert Natalien, und mein Verstand wird seinem Herzen zu Hülfe kommen. Wir wurden einig, Natalien und Sie zu beobachten, wir machten den Abbé zu unserm Vertrauten, dem wir versprechen mußten, keinen Schritt zu dieser Verbindung zu thun, sondern alles seinen Gang gehen zu lassen. Wir haben es gethan! die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeschüttelt. Lassen Sie uns, da wir einmal so wunderbar zusammenkommen, nicht ein gemeines Leben führen! lassen Sie uns zusammen auf eine würdige Weise thätig seyn! Unglaublich ist es, was ein gebildeter

Mensch für sich und andere thun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von vielen zu seyn, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was sie doch alle gerne thun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben und nur die Wege dazu verfehlen! Lassen Sie uns hierauf einen Bund schließen! Es ist keine Schwärmerei, es ist eine Idee, die recht gut ausführbar ist, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtseyn, von guten Menschen ausgeführt wird. Meine Schwester Natalie ist hiervon ein lebhaftes Beispiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweise bleiben, welche die Natur dieser schönen Seele vorgeschrieben hat; ja sie verdient diesen Ehrennamen vor vielen andern, mehr, wenn ich sagen darf, als unsere edle Tante selbst, die zu der Zeit, als unser guter Arzt jenes Manuscript so rubricirte, die schönste Natur war, die wir in unserm Kreise kannten. Indeß hat Natalie sich entwickelt, und die Menschheit freut sich einer solchen Erscheinung.

Er wollte weiter reden, aber Friedrich sprang mit großem Geschrei herein.

Welch einen Kranz verdien' ich? rief er aus: und wie werdet ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das frischeste, das ihr finden könnt, windet zusammen; so viel Verdienste habt ihr in mir zu krönen! Natalie ist dein! ich bin der Zauberer, der diesen Schatz gehoben hat.

Er schwärmt, sagte Wilhelm, und ich gehe.

Hast du Auftrag? sagte der Baron, indem er Wilhelmen festhielt.

Aus eigner Macht und Gewalt, versetzte Friedrich; auch von Gottes Gnaden, wenn ihr wollt; so war ich Freiersmann, so bin ich jetzt Gesandter: ich habe an der Thüre gehorcht, sie hat sich ganz dem Abbé entdeckt.

Unverschämter! sagte Lotharie: wer heißt dich horchen!

Wer heißt sie sich einschließen! versetzte Friedrich: ich hörte alles ganz genau; Natalie war sehr bewegt. In der Nacht, da das Kind so krank schien und halb auf ihrem Schooße ruhte, als du trostlos vor ihr saßest, und die geliebte Bürde mit ihr theiltest, that sie das Gelübde, wenn das Kind stürbe, dir ihre Liebe zu bekennen, und dir selbst die Hand anzubieten: jetzt, da das Kind lebt, warum soll sie ihre Gesinnung verändern? Was man einmal so verspricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen, und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.

Der Abbé trat ins Zimmer.

Wir wissen alles, rief Friedrich ihm entgegen. Macht es kurz! denn ihr kommt bloß um der Formalität willen; zu weiter nichts werden die Herren verlangt.

Er hat gehorcht, sagte der Baron.

Wie ungezogen! rief der Abbé.

Nun geschwind, versetzte Friedrich, wie sieht's mit den Ceremonien aus? Die lassen sich an den Fingern herzählen: ihr müßt reisen; die Einladung des Marchese kommt euch herrlich zu Statten. Seyd ihr nur einmal über die Alpen, so findet sich zu Hause alles: die Menschen wissen's euch Dank, wenn ihr etwas Wunderliches unternehmt; ihr verschafft ihnen eine Unterhaltung, die sie nicht zu bezahlen brauchen. Es ist eben, als wenn ihr eine Freireboute gäbt; es können alle Stände daran Theil nehmen.

Ihr habt euch freilich mit solchen Volksfesten schon sehr ums Publicum verdient gemacht, versetzte der Abbé, und ich komme, so scheint es, heute nicht mehr zu Wort.

Ist nicht alles, wie ich's sage, versetzte Friedrich, so belehrt uns eines Bessern. Kommt herüber, kommt herüber! Wir müssen sie sehen und uns freuen.

Lothario umarmte seinen Freund und führte ihn zu der Schwester: sie kam mit Theresen ihm entgegen; alles schwieg.

Nicht gezaudert! rief Friedrich. In zwei Tagen könnt ihr reisefertig seyn. Wie meint ihr, Freund? fuhr er fort, indem er sich zu Wilhelmen wendete. Als wir Bekanntschaft machten, als ich euch den schönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß ihr jemals eine solche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?

Erinnern Sie mich nicht in diesem Augenblicke des höchsten Glückes an jene Zeiten!

Deren ihr euch nicht schämen sollet, so wenig man sich seiner Abkunft zu schämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand.

Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, versetzte Wilhelm: aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Sechzehnter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Sechzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Meiſters Wanderjahre	1
Reiſe der Söhne Megaprazons	385
Unterhaltungen deutſcher Auswanderer	401
Die guten Weiber	507
Novelle	531

Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten.
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,
Dick und hager, geſtreckt und krumb,
All zu witzig und all zu dumb.
Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein'n Affentanz.
Beſpöttet eines jeden Fürm,
Treibt ſie ins Bad, ſchneid't ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht ſo viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben,
So fort zu ſingen und zu ſchreiben?
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchauen,
Wie ein Bild unſrer lieben Frauen.
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie ſpricht: Ich komm um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt;

Wilhelm Meisters Wanderjahre

oder

die Entsagenden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felſens ſaß Wilhelm an grauſer, bedeutender Stelle, wo ſich der ſteile Gebirgsweg um eine Ecke herum ſchnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne ſtand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felſengründen zu ſeinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in ſeine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam.

Wie nennt man dieſen Stein? ſagte der Knabe.

Ich weiß nicht, verſetzte Wilhelm.

Iſt das wohl Gold, was darin ſo glänzt? ſagte jener.

Es iſt keins! verſetzte dieſer, und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.

Katzengold! ſagte der Knabe lächelnd: und warum?

Wahrſcheinlich, weil es falſch iſt, und man die Katzen auch für falſch hält.

Das will ich mir merken, ſagte der Sohn, und ſteckte den Stein in die lederne Reiſetaſche, brachte jedoch ſogleich etwas anderes hervor und fragte: Was iſt das?

Eine Frucht, verſetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, ſollte ſie mit den Tannenzapfen verwandt ſeyn.

Das ſieht nicht aus wie ein Zapfen; es iſt ja rund.

Wir wollen den Jäger fragen: die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wiſſen zu ſäen, zu pflanzen und zu warten, dann laſſen ſie die Stämme wachſen und groß werden, wie ſie können.

Die Jäger wissen alles. Gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über den Weg gegangen sey: er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es nannte: ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt: es mag ein großer Hirsch gewesen seyn.

Ich hörte wohl, wie du den Boten ausfragtest.

Der wußte viel und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön, den ganzen Tag im Walde zu seyn und die Vögel zu hören, zu wissen wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier ausheckt oder die Jungen; wie man sie füttert und wann man die Alten fängt: das ist gar zu lustig.

Kaum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Um des ältesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klarblauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund, als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernst, aber freundlich herabrief: Warum steht ihr stille? Versperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm sah aufwärts und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit

unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten, und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und guckte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff hinabzusteigen und diese sonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm! dort unten halten sie.

Ich will mit ihnen reden, versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge, rüstige Mann hatte wirklich eine Poliraxt auf der Schulter und ein langes, schwankes, eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin und her zu gehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: Der Anblick eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich

die Frage aufwerfen, ob ihr wirkliche Wanderer oder ob ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.

So kommt mit in unsere Wohnung, sagte jener.

Kommt mit! riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen.

Kommt mit! sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: Es thut mir leid, daß ich euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so geb' ich euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei euch. Wie weit ist's hin?

Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung, sagte der Zimmermann, und von dem Gränzhause habt ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir euch.

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft; er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abstach. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern: in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er beides auszusprechen schien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: Wie soll ich euch aber erfragen?

Fragt nur nach Sanct Joseph! erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer, mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Er stieg aufwärts und verspätete sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er sich der großen Gebirgsansicht,

und zog ſich ſodann auf ſein Zimmer zurück, wo er ſogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun iſt endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwiſchen uns ſetzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl iſt man noch immer in der Nähe ſeiner Lieben, ſo lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu ihr hinabſchwimmen, könnte in wenigen Tagen vor ihrem Garten landen: und ſo ſendet unſer Geiſt ſeine Bilder, das Herz ſeine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürcht' ich, ſtellt ſich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch iſt das vielleicht nur eine voreilige Beſorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders ſeyn als hier. Was könnte mich von dir ſcheiden! von dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wunderſames Geſchick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich ſo nahe ſtand, unerwartet zuſchließt! Ich hatte Zeit mich zu faſſen, und doch hätte keine Zeit hingereicht mir dieſe Faſſung zu geben, hätte ich ſie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entſcheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht geſponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden ſoll! Doch ich darf ja von alle dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten: auf dieſem Gipfel ſey es das letztemal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausſpreche. Mein Leben ſoll eine Wanderſchaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers hab ich auszuüben, und ganz eigene Prüfungen zu beſtehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchleſe, die mir der Verein, die ich mir ſelbſt vorſchrieb! Manches wird gehalten, manches übertreten: aber ſelbſt bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieſes Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Abſolution ſtatt eines gebietenden Gewiſſens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler ſtürzen ſich nicht mehr wie Gebirgswaſſer einer über den andern.

Doch will ich dir gern geſtehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und

Menſchenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere mechaniſche Pflichten auflegen. Sie machen ſich's und der Welt leicht: denn gerade dieſen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erſt der beſchwerlichſte, der wunderlichſte ſchien, dieſen beobacht' ich am bequemſten, am liebſten.

Nicht über drei Tage ſoll ich unter Einem Dache bleiben. Keine Herberge ſoll ich verlaſſen, ohne daß ich mich wenigſtens eine Meile von ihr entferne. Dieſe Gebote ſind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringſte Verſuchung des Anſiedelns bei mir ſich finde. Dieſer Bedingung hab' ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier iſt eigentlich das erſtemal, daß ich ſtill halte, das erſtemal, daß ich die dritte Nacht in demſelben Bette ſchlafe. Von hier ſend' ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Geſparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, vorerſt zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möcht' ich wohl ſagen, von der du in meinem Tagebuch mehr finden wirſt. Jetzt lebe wohl und lege dieſes Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu ſagen habe, nur Eins ſagen und wiederholen möchte, aber es nicht ſagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen!

Morgens.

Es iſt eingepackt. Der Bote ſchnürt den Mantelſack auf das Reff. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen, aber der obere Himmel iſt heiter. Wir ſteigen in die düſtere Tiefe hinab, die ſich auch bald über unſerm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinüberſenden! Laß meinen letzten Blick zu dir ſich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entſchieden und entſchloſſen. Du ſollſt keine Klagen von mir hören; du ſollſt nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen ſich, indem ich ſchließen will, nochmals tauſend Gedanken, Wünſche, Hoffnungen und Vorſätze. Glücklicherweiſe treibt man mich hinweg. Der Bote ruft und der Wirth räumt ſchon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühlloſe unvorſichtige Erben vor dem Abſcheidenden die Anſtalten, ſich in Beſitz zu ſetzen, nicht verbergen.

Zweites Capitel.

Sanct Joseph der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandenen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden, und in ein sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich.

Dieß ist Sanct Joseph, sagte der Bote. Jammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohlerhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt.

Die Klostergebäude hingegen, versetzte Wilhelm, seh' ich, sind noch wohl erhalten.

Ja, sagte der andere, es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hierher zu zahlen hat.

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff Kirschen zu handeln, eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sogleich als Gast den Wirth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen; selbst dem Vater war die Erquickung angenehm, mitten in diesen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen, glänzenden Früchte noch einmal so schön erschienen. Sie trage solche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geschienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder; er solle nur einstweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem

Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer Thüre hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Capelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Sessel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschnitztes Gerüst mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kisten, und so ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe wie Teppiche um drei Theile der Capelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien und eine Lilie sproßte zwischen beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sitzt er mißmuthig zwischen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Zunächst erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborene Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengesetzt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Caravane wiedererkannte. Sie begrüßten sich aufs herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an:

Gewiß, ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht

Hab ich deinem innern Weſen
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel ſey wonnereich
Einer Knospe im Thaue gleich.

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In dem eng umzäunten Garten,
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten
Am Bächlein, beim Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug,
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum,
Hat Roſen in ihren Schooß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein ſehr geſchickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel ſeyn?
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt,
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das was dich dränget, ſüße Lieb,
Iſt volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in Einem iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Auge ſich lindern ſoll;
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß;

noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.

O ja! versetzte Wilhelm. Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog, und dafür mannichfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in euch darstellt, und das was vorüberging, abermals herantritt.

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Wirthes erwartete, rief eine fremdliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thüre.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt.

Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich; die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung.

Marie, rief er ihr nach, nur noch ein Wort!

Also heißt sie auch Marie; es fehlt nicht viel, so fühl' ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt.

Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelmen zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Wände sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer

nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück und fand in dem fremmen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau niederließ: neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag, den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelmen zur rechten. Die drei Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hinter einander hinausgeschoben sah.

Es ist billig, sagte der Wirth, daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht; sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört: die Capelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gesinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte, dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahme besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber an meine

Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da-, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menschlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher, wenn man will, auch ferner, die Bedürfnisse gering, aber dringender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt; seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in Einer Person: auch sieht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Capelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet: sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt; Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war über einander geschoben. Glücklicherweise daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält! Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alles das Gehölz hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe sey, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so setzt' ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Werthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit

nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höheren Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu fraßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkte seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater, er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte,

daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um ſo leichter auszuführen war, als in der Nachbarſchaft ein Meiſter wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Geſellen und Lehrburſche beſchäftigen konnte. Ich blieb alſo in der Nähe meiner Eltern und ſetzte gewiſſermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feierſtunden und Feiertage zu den wohlthätigen Botſchaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete.

Die Heimſuchung.

So vergingen einige Jahre, fuhr der Erzähler fort; ich begriff die Vortheile des Handwerks ſehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen, was dabei gefordert wurde. Nebenher verſah ich meinen alten Dienſt, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leiſtete. Ich zog mit meinem Thier durchs Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meiſter war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu ſehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte: denn beſonders dieſes letzte Einkerben der Balken, dieſes Einſchneiden von gewiſſen einfachen Formen, dieſes Einbrennen zierender Figuren, dieſes Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den ſo luſtigen Anblick gewährt, ſolche Künſte waren mir beſonders übertragen, weil ich mich am beſten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und ſeine Zierrathen im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Perſonen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, ſtanden beſonders junge Frauen oben an, die ſich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, eh man ſchon in ſolchen Fällen die Botſchaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, ſondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Eliſabeth genannt wurde. Meine Mutter, ſelbſt in der Kunſt erfahren, die ſo manchen gleich beim Eintritt in das Leben zum Leben rettet, ſtand mit Frau Eliſabeth in fortdauernd gutem Vernehmen,

und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Daseyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußt' ich einige verfallene Scheunen und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie ihr sie sehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzustellen. Auch solltet ihr diese Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zu Sommerzeit, verweilen und über das, was ich sah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, so wollt' ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des lastbaren Thiers schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlichern Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klingenden Metallstiften untermischt, zierte den

Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemand fiel ein über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenseite.

Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Gesindel sich versammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert, doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und eh man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tags über die frischbesäte Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt sitzend oder vielmehr liegend fand: sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu seyn. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: Wo ist er? Habt ihr ihn gesehen?

Ich fragte: Wen?

Sie versetzte: Meinen Mann!

Bei ihrem höchst jugendlichen Ansehen war mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um desto lieber fort, ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu versichern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seyen sie von Bewaffneten überfallen worden; ihr Mann habe sich fechtend entfernt: sie habe ihm nicht weit folgen können und sey an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange? Sie bitte mich inständig sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Füße, und die schönste, liebenswürdigste Gestalt stand vor mir; doch kennt' ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer

Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammentreffens bestimmt und so für diesmal die Sache geschlichtet. Geschwind versteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir, als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie manches; sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, still zu halten, mich umzusehen, zu horchen: sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln bei Festen und Jahrmärkten Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich diesesmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und herunterſprang, that sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah.

Was soll ich euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnt' ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach,

die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen heraufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem, schmerzlichem Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein und ich stand bei meinem Esel vor der Thüre, wie einer der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher.

Der Lilienstängel.

Ich zauderte noch mich zu entfernen; denn ich war unschlüssig, was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt euch gar sehr darum ersuchen, sagte sie.

Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzt' ich.

Das geht nicht an, sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns.

In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung; meine Mutter war bereit noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu seyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft

freundlich zu mir herunter sah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mocht' ich sie mir so gern als Wittwe denken. Das streifende Commando fand sich nach und nach zusammen und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sey. Auch vernahm ich, daß nach der frühern Abrede einige gegangen waren, diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verschlossen; ich sah Licht in den Zimmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen und so saß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch was erzähle ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat! Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit: man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los seyn.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief.

Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie, aber kommt getrost näher!

Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hob etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen, in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstängel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen, und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

Wie dank' ich euch für eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde! sagte die Mutter.

Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Raſt;
Wie er ins liebe Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstag' und Kräfte trinkt.
Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereien
Wirſt ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den ſetzt die Nachwelt ihm aufs Haupt,
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Unbedachtſam und lebhaft rief ich aus: Es iſt keine Waiſe mehr, wenn ihr wollt!

Frau Eliſabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichſten Unterhaltung, wenn ich unſere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinſten Umſtand zurückzurufen, womit ich euch jedoch, wie billig, verſchone. Wochen gingen vorüber; Marie hatte ſich erholt, ich konnte ſie öfter ſehen; mein Umgang mit ihr war eine Folge von Dienſten und Aufmerkſamkeiten. Ihre Familienverhältniſſe erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erſt verweilte ſie bei Frau Eliſabeth; dann beſuchte ſie uns, meiner Mutter und mir für ſo vielen und freundlichen Beiſtand zu danken. Sie gefiel ſich bei uns und ich ſchmeichelte mir, es geſchehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch ſo gern geſagt hätte und nicht zu ſagen wagte, kam auf eine ſonderbare und liebliche Weiſe zur Sprache, als ich ſie in die Capelle führte, die ich ſchon damals zu einem wohnbaren Saal umgeſchaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine ſo lebendige, herzliche Weiſe, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu ſeyn, ob ich gleich nicht ſtolz genug war, das Andenken ihres Mannes ſo ſchnell auslöſchen zu wollen. Das Geſetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die ſchmerzlichen Eindrücke eines großen Verluſtes zu mildern. Man ſieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man ſieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechſel gefaßt ſeyn.

Ich ſprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir ſo ſehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie ſchmerzlich Marien der Tod ihres Mannes geweſen und wie ſie ſich ganz allein durch den Gedanken, daß ſie für das Kind leben müſſe, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und ſchon hatte ſich Marie an die Vorſtellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeitlang in der Nachbarſchaft, dann zog ſie zu uns herauf und

wir verlebten noch eine Weile in dem frömmſten und glücklichſten Brautſtande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erſte Gefühl, das uns zuſammengeführt hatte, verlor ſich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten ſich; und ſo überſchritt zwar unſere kleine Familie, indem ſie ſich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Perſonen, aber die Tugenden jenes Muſterbildes an Treue und Reinheit der Geſinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und ſo erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der ſo gut zu unſerm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüſtige Träger ſind, ſo bleibt das laſtbare Thier doch immer in unſerer Geſellſchaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geſchäft oder Beſuch durch dieſe Berge und Thäler nöthigt. Wie ihr uns geſtern angetroffen habt, ſo kennt uns die ganze Gegend, und wir ſind ſtolz darauf, daß unſer Wandel von der Art iſt, um jenen heiligen Namen und Geſtalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen.

Drittes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

So eben ſchließ' ich eine angenehme, halb wunderbare Geſchichte, die ich für dich aus dem Munde eines gar wackern Mannes aufgeſchrieben habe. Wenn es nicht ganz ſeine Worte ſind, wenn ich hie und da meine Geſinnungen bei Gelegenheit der ſeinigen ausgedrückt habe, ſo war es bei der Verwandtſchaft, die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung ſeines Weibes, gleicht ſie nicht derjenigen, die ich für dich empfinde? und hat nicht ſelbſt das Zuſammentreffen dieſer beiden Liebenden etwas Aehnliches mit dem unſrigen? Daß er aber glücklich genug iſt, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelt ſchöne Bürde trägt, daß er mit ſeinem Familienzug Abends in das alte Kloſterthor eindringen kann, daß er unzertrennlich von ſeiner Geliebten, von den Seinigen iſt, darüber darf ich ihn wohl im Stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schickſal beklagen, weil ich dir zugeſagt habe zu ſchweigen und zu dulden, wie du es auch übernommen haſt.

Gar manchen ſchönen Zug des Zuſammenſeyns dieſer frommen und heitern Menſchen muß ich übergehen: denn wie ließe ſich alles ſchreiben! Einige Tage ſind mir angenehm vergangen, aber der dritte mahnt mich nun, auf meinen weitern Weg bedacht zu ſeyn.

Mit Felix hatte ich heut einen kleinen Handel; denn er wollte faſt mich nöthigen, einen meiner guten Vorſätze zu übertreten, die ich dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schickſal iſt mir's nun einmal, daß ſich, eh ich mich's verſehe, die Geſellſchaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde aufladе, an der ich nachher zu tragen und zu ſchleppen habe. Nun ſoll auf meiner Wanderſchaft kein dritter uns ein beſtändiger Geſelle werden. Wir wollen und ſollen zu zwei ſeyn und bleiben, und eben ſchien ſich ein neues, eben nicht erfreuliches Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauſes, mit denen Felix ſich ſpielend dieſe Tage her ergötzte, hatte ſich ein kleiner, munterer armer Junge geſellt, der ſich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit ſich brachte, und ſich ſehr geſchwind bei Felix in Gunſt ſetzte. Und ich merkte ſchon an allerlei Aeußerungen, daß dieſer ſich einen Geſpielen für den nächſten Weg auserkoren hatte. Der Knabe iſt hier in der Gegend bekannt, wird wegen ſeiner Munterkeit überall geduldet, und empfängt gelegentlich ein Almoſen. Mir aber gefiel er nicht, und ich erſuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen. Das geſchah auch, aber Felix war unwillig darüber und es gab eine kleine Scene.

Bei dieſer Gelegenheit macht' ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Capelle oder des Saals ſtand ein Kaſten mit Steinen, welchen Felix, der ſeit unſerer Wanderung durchs Gebirg eine gewaltſame Neigung zum Geſtein bekommen, eifrig hervorzog und durchſuchte: es waren ſchöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unſer Wirth ſagte, das Kind könne ſich auslеſen, was es wolle. Es ſey dieſes Geſtein übrig geblieben von einer großen Maſſe, die ein Freund vor kurzem von hier weggeſendet. Er nannte ihn Montan, und du kannſt denken, daß ich mich freute, dieſen Namen zu hören, unter dem einer von unſern beſten Freunden reiſt, dem wir ſo manches ſchuldig ſind. Indem ich nach Zeit und Umſtänden fragte, kann ich hoffen, ihn auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Die Nachricht, daß Montan ſich in der Nähe befinde, hatte Wilhelmen nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht bloß dem Zufall zu überlaſſen ſey, ob er einen ſo werthen Freund wiederſehen ſolle, und erkundigte ſich daher bei ſeinem Wirthe, ob man nicht wiſſe, wohin dieſer Reiſende ſeinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und ſchon war Wilhelm entſchloſſen, ſeine Wanderung nach dem erſten Plane fortzuſetzen, als Felix ausrief: Wenn der Vater nicht ſo eigen wäre, wir wollten Montan ſchon finden.

Auf welche Weiſe? fragte Wilhelm.

Felix verſetzte: Der kleine Fitz ſagte geſtern, er wolle den Herrn wohl aufſpüren, der ſchöne Steine bei ſich habe und ſich auch gut darauf verſtünde.

Nach einigem Hin- und Wiederreden entſchloß ſich Wilhelm zuletzt, den Verſuch zu machen, und dabei auf den verdächtigen Knaben deſto mehr Acht zu geben. Dieſer war bald gefunden und brachte, da er vernahm, worauf es angeſehen ſey, Schlägel und Eiſen und einen tüchtigen Hammer nebſt einem Säckchen mit, und lief in ſeiner bergmänniſchen Tracht munter vorauf.

Der Weg ging ſeitwärts abermals bergauf. Die Kinder ſprangen mit einander von Fels zu Fels, über Steck und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Pfad vor ſich zu haben, drang Fitz, bald rechts bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und beſonders der bepackte Bote nicht ſo ſchnell folgten, ſo machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts, und ſangen und pfiffen. Die Geſtalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerkſamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lärchen- und Zirbelbäumen zuerſt Bekanntſchaft machte und von den wunderbaren Genzianen angezogen ward. Und ſo fehlte es der beſchwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung.

Der kleine Fitz ſtand auf einmal ſtill und horchte. Er winkte die andern herbei.

Hört ihr pochen? ſprach er. Es iſt der Schall eines Hammers, der den Fels trifft.

Wir hören's, verſetzten die andern.

Das iſt Montan, ſagte er, oder jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann.

Als ſie dem Schalle nachgingen, der ſich von Zeit zu Zeit

wiederholte, trafen ſie auf eine Waldblöße, und ſahen einen ſteilen, hohen, nackten Felſen über alles hervorragen, die hohen Wälder ſelbſt tief unter ſich laſſend. Auf dem Gipfel erblickten ſie eine Perſon: ſie ſtand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten ſich die Kinder auf, die ſchroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beſchwerlichkeit, ja Gefahr: denn wer zuerſt einen Felſen hinaufſteigt, geht immer ſicherer, weil er ſich die Gelegenheit ausſucht: einer der nachfolgt, ſieht nur, wohin jener gelangt iſt, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeſchrei.

Es iſt Jarno! rief Felix ſeinem Vater entgegen, und Jarno trat ſogleich an eine ſchroffe Stelle, reichte ſeinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten ſich in der freien Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten ſie ſich losgelaſſen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht ſowohl um ſeinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuern Abgrunde hängen ſah. Jarno bemerkte es und hieß alle ſogleich niederſitzen.

Es iſt nichts natürlicher, ſagte er, als daß uns vor einem großen Anblick ſchwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unſere Kleinheit und unſere Größe zu fühlen. Aber es iſt ja überhaupt kein ächter Genuß als da, wo man erſt ſchwindeln muß.

Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir geſtiegen ſind? fragte Felix. Wie klein ſehen ſie aus! Und hier, fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel loslöste, iſt ja ſchon das Katzengold wieder; das iſt ja wohl überall?

Es iſt weit und breit, verſetzte Jarno. Und da du nach ſolchen Dingen fragſt, ſo merke dir, daß du gegenwärtig auf dem älteſten Gebirge, auf dem früheſten Geſtein dieſer Welt ſitzeſt.

Iſt denn die Welt nicht auf einmal gemacht? fragte Felix.

Schwerlich! verſetzte Montan. Gut Ding will Weile haben.

Da unten iſt alſo wieder anderes Geſtein, ſagte Felix, und dort wieder anderes, und immer wieder anderes! indem er von den nächſten Bergen auf die entferntern, und ſo in die Ebene hinab wies.

Es war ein ſehr ſchöner Tag, und Jarno ließ ſie die herrliche Ausſicht im einzelnen betrachten. Noch ſtanden hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich, worauf ſie ſich befanden. Ein mittleres Gebirg ſchien

heranzuſtreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht: weiterhin verflächte es ſich immer mehr: doch zeigten ſich wieder ſeltſam vorſpringende Geſtalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüſſe ſichtbar, und eine fruchtreiche Gegend ſchien ſich wie ein Meer auszubreiten. Zog ſich der Blick wieder zurück, ſo drang er in ſchauerliche Tiefen, von Waſſerfällen durchrauſcht, labyrinthiſch mit einander zuſammenhängend.

Felix ward des Fragens nicht müde, und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten; wobei jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig ſey. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, ſagte Wilhelm zu ſeinem Freunde:

Du haſt mit dem Kinde über dieſe Sache nicht geſprochen, wie du mit dir ſelber darüber ſprichſt.

Das iſt auch eine ſtarke Forderung, verſetzte Jarno. Spricht man ja mit ſich ſelbſt nicht immer, wie man denkt, und es iſt Pflicht, andern nur dasjenige zu ſagen, was ſie aufnehmen können. Der Menſch verſteht nichts, als was ihm gemäß iſt. Die Kinder an der Gegenwart feſtzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, iſt das Beſte, was man thun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach den Urſachen.

Es iſt ihnen nicht zu verdenken, verſetzte Wilhelm. Die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt jeden, und es iſt bequemer, anſtatt ſie zu entwickeln, geſchwind zu fragen, woher? und wohin?

Und doch kann man, ſagte Jarno, da Kinder die Gegenſtände nur oberflächlich ſehen, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden.

Die meiſten Menſchen, erwiederte Wilhelm, bleiben lebenslänglich in dieſem Falle, und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt.

Man kann ſie wohl herrlich nennen, verſetzte Jarno: denn es iſt ein Mittelzuſtand zwiſchen Verzweiflung und Vergötterung.

Laß uns bei dem Knaben verharren, ſagte Wilhelm, der mir nun vor allem angelegen iſt! Er hat nun einmal Freude an dem Geſtein gewonnen, ſeitdem wir auf der Reiſe ſind. Kannſt du mir nicht ſo viel mittheilen, daß ich ihm wenigſtens auf eine Zeit genug thue?

Das geht nicht an, ſagte Jarno. In einem jeden neuen Kreiſe muß man zuerſt wieder als Kind anfangen, leidenſchaftliches Intereſſe auf die

Sache werfen, ſich erſt an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat.

So ſage mir denn, verſetzte Wilhelm, wie biſt du zu dieſen Kenntniſſen und Einſichten gelangt? denn es iſt doch ſo lange noch nicht her, daß wir auseinander gingen!

Mein Freund, verſetzte Jarno, wir mußten uns reſigniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erſte, was einem tüchtigen Menſchen unter ſolchen Umſtänden einfällt, iſt, ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenſtände ſind ihm nicht genug: dieſe taugen nur zur Zerſtreuung: er fordert ein neues Ganzes und ſtellt ſich gleich in deſſen Mitte.

Warum denn aber, fiel Wilhelm ihm ein, gerade dieſes Allerſeltſamſte, dieſe einſamſte aller Neigungen?

Eben deßhalb, rief Jarno, weil ſie einſiedleriſch iſt. Die Menſchen wollt' ich meiden. Ihnen iſt nicht zu helfen, und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheiten anzutaſten: und niemand fragt jemals, ob du glücklich oder unglücklich biſt.

Es ſteht noch nicht ſo ganz ſchlimm mit ihnen, verſetzte Wilhelm lächelnd.

Ich will dir dein Glück nicht abſprechen, ſagte Jarno. Wandere nur hin, du zweiter Diogenes! laß dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöſchen! Dort hinabwärts liegt eine neue Welt vor dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt du unter ihnen nichts nütze.

Unterhaltender ſcheinen ſie mir doch, verſetzte Wilhelm, als deine ſtarren Felſen.

Keineswegs, verſetzte Jarno: denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu begreifen.

Du ſuchſt eine Ausrede, verſetzte Wilhelm: denn es iſt nicht in deiner Art, dich mit Dingen abzugeben, die keine Hoffnung übrig laſſen, ſie zu begreifen. Sey aufrichtig und ſage mir, was du an dieſen kalten und ſtarren Liebhabereien gefunden haſt?

Das iſt ſchwer von jeder Liebhaberei zu ſagen, beſonders von dieſer.

Dann beſann er ſich einen Augenblick und ſprach: Buchſtaben mögen

eine ſchöne Sache ſeyn, und doch ſind ſie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren, und doch ſind ſie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu laſſen: am Ende bleiben wir am Buchſtaben und am Ton und ſind nicht beſſer dran, als wenn wir ſie ganz entbehrten; was wir mittheilen, was uns überliefert wird, iſt immer nur das Gemeinſte, der Mühe gar nicht werth.

Du willſt mir ausweichen, ſagte der Freund: denn was ſoll das zu dieſen Felſen und Zacken?

Wenn ich nun aber, verſetzte jener, eben dieſe Spalten und Riſſe als Buchſtaben behandelte, ſie zu entziffern ſuchte, ſie zu Worten bildete und ſie fertig zu leſen lernte, hätteſt du etwas dagegen?

Nein! aber es ſcheint mir ein weitläufiges Alphabet.

Enger als du denkſt; man muß es nur kennen lernen wie ein anderes auch. Die Natur hat nur Eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit ſo vielen Kritzeleien herumzuſchleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geſchieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, daß ein ſcharfer Criticus kommt und mir verſichert, das alles ſey nur untergeſchoben.

Lächelnd verſetzte der Freund: Und doch wird man auch hier deine Lesarten ſtreitig machen.

Eben deßwegen, ſagte jener, red' ich mit niemand darüber und mag auch mit dir, eben weil ich dich liebe, das ſchlechte Zeug von öden Worten nicht weiter wechſeln und betrüglich austauſchen.

Viertes Capitel.

Beide Freunde waren, nicht ohne Sorgfalt und Mühe, herabgeſtiegen, um die Kinder zu erreichen, die ſich unten an einem ſchattigen Orte gelagert hatten. Faſt eifriger als der Mundvorrath wurden die geſammelten Steinmuſter von Montan und Felix ausgepackt. Der letztere hatte viel zu fragen, der erſtere viel zu benennen. Felix freute ſich, daß jener die Namen von allen wiſſe, und behielt ſie ſchnell im Gedächtniß. Endlich brachte er noch einen hervor und fragte: Wie heißt denn dieſer?

Montan betrachtete ihn mit Verwunderung und ſagte: Wo habt ihr den her?

Fitz antwortete ſchnell: Ich habe ihn gefunden; er iſt aus dieſem Lande.

Er iſt nicht aus dieſer Gegend, verſetzte Montan.

Felix freute ſich, den überlegenen Mann in einigem Zweifel zu ſehen.

Du ſollſt einen Ducaten haben, ſagte Montan, wenn du mich an die Stelle bringſt, wo er aufſteht.

Der iſt leicht zu verdienen, verſetzte Fitz, aber nicht gleich.

So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann. Das iſt aber unmöglich: denn es iſt ein Kreuzſtein, der von St. Jakob in Compoſtell kommt und den ein Fremder verloren hat, wenn du ihn nicht gar entwendet haſt, da er ſo wunderbar ausſieht.

Gebt euren Ducaten, ſagte Fitz, dem Reiſegefährten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu St. Joſeph befindet ſich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den auseinander gebrochenen oberen Steinen deſſelben entdeckte ich eine Schicht von dieſem Geſtein, das jenen zur Grundlage diente und ſchlug davon ſo viel herunter, als ich habhaft werden konnte. Wälzte man die obern Steine weg, ſo würde gewiß noch viel davon zu finden ſeyn.

Nimm dein Goldſtück, verſetzte Montan: du verdienſt es für dieſe Entdeckung; ſie iſt artig genug. Man freut ſich mit Recht, wenn die lebloſe Natur ein Gleichniß deſſen, was wir lieben und verehren, hervorbringt; ſie erſcheint uns in Geſtalt einer Sibylle, die ein Zeugniß deſſen, was von Ewigkeit her beſchloſſen iſt und erſt in der Zeit wirklich werden ſoll, zum voraus niederlegt. Hierauf, als auf eine wundervolle, heilige Schicht, hatten die Prieſter ihren Altar gegründet.

Wilhelm, der eine Zeit lang zugehört und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte ſeinen ſchon früher geäußerten Wunſch, daß Montan ihm ſo viel mittheilen möge, als er zum erſten Unterricht des Knaben nöthig hätte.

Gieb das auf! verſetzte Montan. Es iſt nichts ſchrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wiſſen ſollen. Wer andere lehren will, kann wohl oft das Beſte verſchweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwiſſend ſeyn.

Wo ſind denn aber ſo vollkommene Lehrer zu finden?

Die trifft du ſehr leicht, verſetzte Montan.

Wo denn? sagte Wilhelm mit einigem Unglauben.

Da wo die Sache zu Hause ist, die du lernen willst, versetzte Montan. Den besten Unterricht zieht man aus vollständiger Umgebung. Lernst du nicht fremde Sprachen in den Ländern am besten, wo sie zu Hause sind? wo nur diese und keine andere dein Ohr berührt?

Und so wärst du, fragte Wilhelm, zwischen den Gebirgen zur Kenntniß der Gebirge gelangt?

Das versteht sich.

Ohne mit Menschen umzugehen? fragte Wilhelm.

Wenigstens nur mit Menschen, versetzte jener, die bergartig waren. Da, wo die Pygmäen, angereizt durch Metalladern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weise die schwersten Aufgaben zu lösen suchen, da ist der Ort, wo der wißbegierige Denkende seinen Platz nehmen soll. Er sieht handeln, thun, läßt geschehen und erfreut sich des Geglückten und Mißglückten. Was nutzt, ist nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren. Indem ich aber vom Höchsten und Letzten spreche, wozu man sich erst spät durch vieles und reiches Gewahrwerden emporhebt, seh' ich die Knaben vor uns, bei denen klingt es ganz anders. Jede Art von Thätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil alles leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang ist schwer! das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen.

Wilhelm, der indessen nachgedacht hatte, sagte zu Montan: Sollte't du wirklich zu der Ueberzeugung gegriffen haben, daß die sämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, so auch im Unterricht zu sondern seyen?

Ich weiß mir nichts anderes noch besseres, erwiederte jener. Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich seyn, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen!

Man hat aber doch eine vielseitige Bildung für vortheilhaft und nothwendig gehalten.

Sie kann es auch seyn zu ihrer Zeit, versetzte jener. Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist. Ja, es ist jetzt die Zeit der

Auf Mieding's Tod.

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geſchäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Bretern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung ſtill und zart erſann,
Beſchäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich ſehe Hauenſchild gedankenvoll;
Iſt's Türk', iſt's Heide, den er kleiden ſoll?
Und Schumann froh, als wär' er ſchon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben malt.
Ich ſehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der luſt'ger wird, jemehr er euch verſchnitt.
Der thätige Elkan läuft mit manchem Reſt,
Und dieſe Gährung deutet auf ein Feſt.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt
Der ſinnreich ſchnell, mit ſchmerzbeladner Bruſt,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Bretgerüſt, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an todten Drähten ſchwebt.

Wo iſt er? ſagt! — Ihm war die Kunſt ſo lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Huſten ihn vertrieb.
„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!"
Ach Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr;

Einſeitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für ſich und andere in dieſem Sinne wirkt! Bei gewiſſen Dingen verſteht ſich's durchaus und ſogleich. Uebe dich zum tüchtigen Violiniſten und ſey verſichert, der Capellmeiſter wird dir deinen Platz im Orcheſter mit Gunſt anweiſen. Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menſchheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugeſtehen werde. Laß uns abbrechen! Wer es nicht glauben will, der gehe ſeinen Weg; auch der gelingt zuweilen; ich aber ſage: von unten hinauf zu dienen iſt überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beſchränken iſt das beſte. Für den geringſten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den beſſern eine Kunſt, und der beſte, wenn er Eins thut, thut er alles, oder um weniger parador zu ſeyn, in dem Einen, was er recht thut, ſieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird.

Dieſes Geſpräch, das wir nur ſkizzenhaft wiederliefern, verzog ſich bis Sonnenuntergang, der, ſo herrlich er war, doch die Geſellſchaft nachdenken ließ, wo man die Nacht zubringen wollte.

Unter Dach wüßt' ich euch nicht zu führen, ſagte Fitz; wollt ihr aber bei einem guten alten Köhler an warmer Stätte die Nacht verſitzen oder verliegen, ſo ſeyd ihr willkommen.

Und ſo folgten ſie ihm alle durch wunderſame Pfade zum ſtillen Ort, wo ſich ein jeder bald einheimiſch fühlen ſollte.

In der Mitte eines beſchränkten Waldraums lag dampfend und wärmend der wohlgewölbte Kohlenmeiler, an der Seite die Hütte von Tannenreiſern, ein helles Feuerchen daneben. Man ſetzte ſich, man richtete ſich ein. Die Kinder waren ſogleich um die Köhlersfrau geſchäftig, welche, gaſtfreundlich bemüht, erhitzte Brodſchnitten mit Butter zu tränken und durchziehen zu laſſen, köſtlich fette Biſſen den hungrig Lüſternen bereitete.

Indeß nun darauf die Knaben durch die kaum erhellten Fichtenſtämme Verſteckens ſpielten, wie Wölfe heulten, wie Hunde bellten, ſo daß auch wohl ein herzhafter Wanderer darüber hätte erſchrecken mögen, beſprachen ſich die Freunde vertraulich über ihre Zuſtände. Nun aber gehörte zu den ſonderbaren Verpflichtungen der Entſagenden auch die, daß ſie, zuſammentreffend, weder vom Vergangenen noch Künftigen ſprechen durften, nur das Gegenwärtige ſollte ſie beſchäftigen.

Jarno, der von bergmänniſchen Unternehmungen und den dazu erforderlichen Kenntniſſen und Thatfähigkeiten den Sinn voll hatte, trug

Wilhelmen auf das genaueste und vollständigste mit Leidenschaft vor, was er sich alles in beiden Welttheilen von solchen Kunsteinsichten und Fertigkeiten verspreche; wovon sich jedoch der Freund, der immer nur im menschlichen Herzen den wahren Schatz gesucht, kaum einen Begriff machen konnte, vielmehr zuletzt lächelnd erwiederte:

So stehst du ja mit dir selbst im Widerspruch, indem du erst in deinen älteren Tagen dasjenige zu treiben anfängst, wozu man von Jugend auf sollte eingeleitet seyn.

Keineswegs! erwiederte jener: denn eben daß ich in meiner Kindheit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, daß ich mit den Pochjungen groß geworden bin, auf dem Berggraben mit ihnen kleine Rindenschiffchen niederfahren ließ, das hat mich zurück in diesen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und vergnügt fühle. Schwerlich kann dieser Köhlerdampf dir zusagen wie mir, der ich ihn von Kindheit auf als Weihrauch einzuschlürfen gewohnt bin. Ich habe viel in der Welt versucht und immer dasselbe gefunden. In der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menschen; selbst das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermissen wir ungern. Ich quälte mich einmal gar lange mit einer Wunde, die nicht heilen wollte, und als ich endlich genas, war es mir höchst unangenehm, als der Chirurgus ausblieb, sie nicht mehr verband und das Frühstück nicht mehr mit mir einnahm.

Ich möchte aber doch, versetzte Wilhelm, meinem Sohn einen freiern Blick über die Welt verschaffen, als ein beschränktes Handwerk zu geben vermag. Man umgränze den Menschen wie man wolle, so schaut er doch zuletzt in seiner Zeit umher, und wie kann er die begreifen, wenn er nicht einigermaßen weiß, was vorhergegangen ist? Und müßt' er nicht mit Erstaunen in jeden Gewürzladen eintreten, wenn er keinen Begriff von den Ländern hätte, woher diese unentbehrlichen Seltsamkeiten bis zu ihm gekommen sind?

Wozu die Umstände? versetzte Jarno. Lese er die Zeitungen wie jeder Philister, und trinke Kaffee wie jede alte Frau! Wenn du es aber doch nicht lassen kannst und auf eine vollkommene Bildung so versessen bist, so begreif' ich nicht, wie du so blind seyn kannst, wie du noch lange suchen magst, wie du nicht siehst, daß du dich ganz in der Nähe einer vortrefflichen Erziehungsanstalt befindest.

In der Nähe? sagte Wilhelm und schüttelte den Kopf.

Freilich! verſetzte jener: was ſiehſt du hier?

Wo denn?

Gerad hier vor der Naſe. Jarno ſtreckte ſeinen Zeigefinger aus und deutete und rief ungeduldig: Was iſt denn das?

Nun denn! ſagte Wilhelm, ein Kohlenmeiler; aber was ſoll das hierzu?

Gut! endlich! ein Kohlenmeiler! Wie verfährt man, um ihn anzurichten?

Man ſtellt Scheite an und über einander.

Wenn das gethan iſt, was geſchieht ferner?

Wie mir ſcheint, ſagte Wilhelm, willſt du auf Sokratiſche Weiſe mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu laſſen, daß ich äußerſt abſurd und dickſtirnig ſey.

Keineswegs! verſetzte Jarno: fahre fort, mein Freund, pünktlich zu antworten. Alſo! was geſchieht nun, wenn der regelmäßige Holzſtoß dicht und doch luftig geſchichtet worden?

Nun denn! man zündet ihn an.

Und wenn er nun durchaus entzündet iſt, wenn die Flamme durch jede Ritze durchſchlägt, wie beträgt man ſich? läßt man's fortbrennen?

Keineswegs! man deckt eilig mit Raſen und Erde, mit Kohlengeſtiebe und was man bei der Hand hat, die durch und durch dringende Flamme zu.

Um ſie auszulöſchen?

Keineswegs! um ſie zu dämpfen.

Und alſo läßt man ihr ſo viel Luft als nöthig, daß ſich alles mit Gluth durchziehe, damit alles recht gahr werde. Alsdann verſchließt man jede Ritze, verhindert jeden Ausbruch, damit ja alles nach und nach in ſich ſelbſt verlöſche, verkohle, verkühle, zuletzt auseinander gezogen, als verkäufliche Waare an Schmied und Schloſſer, an Bäcker und Koch abgelaſſen, und wenn es zu Nutzen und Frommen der lieben Chriſtenheit genugſam gedient, als Aſche von Wäſcherinnen und Seifenſiedern verbraucht werde.

Nun, verſetzte Wilhelm lachend, in Bezug auf dieſes Gleichniß, wie ſiehſt du dich denn an?

Das iſt nicht ſchwer zu ſagen, erwiederte Jarno: ich halte mich für einen alten Kohlenkorb tüchtig büchener Kohlen; dabei aber erlaub' ich mir

die Eigenheit, mich nur um mein selbst willen zu verbrennen: deswegen ich denn den Leuten gar wunderlich vorkomme.

Und mich, sagte Wilhelm, wie wirst du mich behandeln?

Jetzt besonders, sagte Jarno, seh' ich dich an wie einen Wanderstab, der die wunderliche Eigenschaft hat, in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinstellt, nirgends aber Wurzel zu fassen. Nun male dir das Gleichniß weiter aus, und lerne begreifen, wenn weder Förster noch Gärtner, weder Köhler noch Tischler, noch irgend ein Handwerker aus dir etwas zu machen weiß.

Unter solchem Gespräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, etwas aus dem Busen, das halb wie eine Brieftasche, halb wie ein Besteck aussah, und von Montan als ein altbekanntes angesprochen wurde. Unser Freund läugnete nicht, daß er es als eine Art von Fetisch bei sich trage, in dem Aberglauben, sein Schicksal hange gewissermaßen von dessen Besitz ab.

Was es aber gewesen, dürfen wir an dieser Stelle dem Leser noch nicht vertrauen: so viel aber müssen wir sagen, daß hieran sich ein Gespräch anknüpfte, dessen Resultate sich endlich dahin ergaben, daß Wilhelm bekannte, wie er schon längst geneigt sey, einem gewissen besondern Geschäft, einer ganz eigentlich nützlichen Kunst sich zu widmen, vorausgesetzt, Montan werde sich bei den Verbündeten dahin verwenden, daß die lästigste aller Lebensbedingungen, nicht länger als drei Tage an Einem Orte zu verweilen, baldigst aufgehoben und ihm vergönnt werde, zu Erreichung seines Zweckes da oder dort, wie es ihm belieben möge, sich aufzuhalten. Dieß versprach Montan zu bewirken, nachdem jener feierlich angelobt hatte, die vertraulich ausgesprochene Absicht unabläßig zu verfolgen und den einmal gefaßten Vorsatz auf das treulichste festzuhalten.

Dieses alles ernstlich durchsprechend und einander unabläßig erwiedernd, waren sie von ihrer Nachtstätte, wo sich eine wunderlich verträchtige Gesellschaft nach und nach versammelt hatte, bei Tagesanbruch aus dem Wald auf eine Blöße gekommen, an der sie einiges Wild antrafen, das besonders dem fröhlich auffassenden Felix viel Freude machte. Man bereitete sich zum Scheiden; denn hier deuteten die Pfade nach verschiedenen Himmelsgegenden. Fitz ward nun über die verschiedenen Richtungen befragt, der aber zerstreut schien und gegen seine Gewohnheit verworrene Antworten gab.

Du bist überhaupt ein Schelm, sagte Jarno: diese Männer heute Nacht, die sich um uns herum setzten, kanntest du alle. Es waren Holzhauer und Bergleute, das mochte hingehen; aber die letzten halte ich für Schmuggler, für Wilddiebe, und der lange, ganz letzte, der immer Zeichen in den Sand schrieb und den die andern mit einiger Achtung behandelten, war gewiß ein Schatzgräber, mit dem du unter der Decke spielst.

Es sind alles gute Leute, ließ Fitz sich darauf vernehmen; sie nähren sich kümmerlich, und wenn sie manchmal etwas thun, was die andern verbieten, so sind es arme Teufel, die sich selbst etwas erlauben müssen, nur um zu leben.

Eigentlich aber war der kleine schelmische Junge, da er Vorbereitungen der Fremde, sich zu trennen, bemerkte, nachdenklich: er überlegte sich etwas im Stillen; denn er stand zweifelhaft, welchem von beiden Theilen er folgen sollte. Er berechnete seinen Vortheil: Vater und Sohn gingen leichtsinnig mit dem Silber um, Jarno aber gar mit dem Golde; diesen nicht loszulassen hielt er fürs beste. Daher ergriff er sogleich eine dargebotene Gelegenheit, als im Scheiden Jarno zu ihm sagte: Nun, wenn ich nach St. Joseph komme, will ich sehen, ob du ehrlich bist; ich werde den Kreuzstein und den verfallenen Altar suchen.

Ihr werdet nichts finden, sagte Fitz, und ich werde doch ehrlich bleiben: der Stein ist dorther, aber ich habe sämmtliche Stücke weggeschafft und sie hier oben verwahrt. Es ist ein kostbares Gestein: ohne dasselbe läßt sich kein Schatz heben; man bezahlt mir ein kleines Stück gar theuer. Ihr hattet ganz Recht; daher kam meine Bekanntschaft mit dem hagern Manne.

Nun gab es neue Verhandlungen. Fitz verpflichtete sich an Jarno gegen einen nochmaligen Ducaten, in mäßiger Entfernung ein tüchtiges Stück dieses seltenen Minerals zu verschaffen, wogegen er den Gang nach dem Riesenschlosse abrieth, weil aber dennoch Felix darauf bestand, dem Boten einschärfte die Reisenden nicht zu tief hinein zu lassen; denn niemand finde sich aus diesen Höhlen und Klüften jemals wieder heraus. Man schied, und Fitz versprach, zu guter Zeit in den Hallen des Riesenschlosses wieder einzutreffen.

Der Bote schritt voran, die beiden folgten; jener war aber kaum den Berg eine Strecke hinaufgestiegen, als Felix bemerkte, man gehe nicht den Weg, auf welchen Fitz gedeutet habe. Der Bote versetzte jedoch: Ich muß

es beſſer wiſſen: denn erſt in dieſen Tagen hat ein gewaltiger Sturm die nächſte Waldſtrecke niedergeſtürzt: die kreuzweis über einander geworfenen Bäume verſperren dieſen Weg. Folgt mir! ich bring' euch an Ort und Stelle.

Felix verkürzte ſich den beſchwerlichen Pfad durch lebhaften Schritt und Sprung von Fels zu Fels, und freute ſich über ſein erworbenes Wiſſen, daß er nun von Granit zu Granit hüpfe. Und ſo ging es aufwärts, bis er endlich auf zuſammengeſtürzten ſchwarzen Säulen ſtehen blieb und auf einmal das Rieſenſchloß vor Augen ſah. Wände von Säulen ragten auf einem einſamen Gipfel hervor; geſchloſſene Säulenwände bildeten Pforten an Pforten, Gänge nach Gängen. Ernſtlich warnte der Bote, ſich nicht hineinzuverlieren, und an einem ſonnigen, über weite Ausſicht gebietenden Flecke, die Aſchenkrur ſeiner Vorgänger bemerkend, war er geſchäftig ein praſſelndes Feuer zu unterhalten. Indem er nun an ſolchen Stellen eine frugale Koſt zu bereiten ſchon gewohnt war, und Wilhelm in der himmelweiten Ausſicht von der Gegend näher Erkundigung einzog, durch die er zu wandern gedachte, war Felix verſchwunden: er mußte ſich in die Höhle verloren haben; auf Rufen und Pfeifen antwortete er nicht und kam nicht wieder zum Vorſchein.

Wilhelm aber, der, wie es einem Pilger ziemt, auf manche Fälle vorbereitet war, brachte aus ſeiner Jagdtaſche einen Knaul Bindfaden hervor, band ihn ſorgfältig feſt, und vertraute ſich dem leitenden Zeichen, an dem er ſeinen Sohn hineinzuführen ſchon die Abſicht gehabt hatte. So ging er vorwärts, und ließ von Zeit zu Zeit ſein Pfeifchen erſchallen; lange vergebens. Endlich aber erklang aus der Tiefe ein ſchneidender Pfiff, und bald darauf ſchaute Felix am Boden aus einer Kluft des ſchwarzen Geſteines hervor.

Biſt du allein? lispelte bedenklich der Knabe.

Ganz allein! verſetzte der Vater.

Reiche mir Scheite! reiche mir Knittel! ſagte der Knabe, empfing ſie und verſchwand, nachdem er ängſtlich gerufen hatte: Laß niemand in die Höhle!

Nach einiger Zeit aber tauchte er wieder auf, forderte noch längeres und ſtärkeres Holz. Der Vater harrte ſehnlich auf die Löſung dieſes Räthſels. Endlich erhob ſich der Verwegene ſchnell aus der Spalte und brachte ein Käſtchen mit, nicht größer als ein kleiner Octavband, von

prächtigem alten Anſehen; es ſchien von Gold zu ſeyn, mit Schmelz geziert.

Steck es zu dir, Vater, und laß es niemand ſehen!

Er erzählte darauf mit Haſt, wie er aus innerem geheimem Antrieb in jene Spalte gekrochen ſey, und unten einen dämmerhellen Raum gefunden habe. In demſelben ſtand, wie er ſagte, ein großer eiſerner Kaſten, zwar nicht verſchloſſen, deſſen Deckel jedoch nicht zu erheben, kaum zu lüften war. Um nun darüber Herr zu werden, habe er die Knittel verlangt, um ſie theils als Stützen unter den Deckel zu ſtellen, theils als Keile dazwiſchen zu ſchieben; zuletzt habe er den Kaſten zwar leer, in einer Ecke deſſelben jedoch das Prachtbüchlein gefunden. Sie verſprachen ſich deßhalb beiderſeits ein tiefes Geheimniß.

Mittag war vorüber, etwas hatte man genoſſen, Fitz war noch nicht, wie er verſprochen, gekommen; Felix aber, beſonders unruhig, ſehnte ſich von dem Orte weg, wo der Schatz irdiſcher oder unterirdiſcher Forderung ausgeſetzt ſchien. Die Säulen kamen ihm ſchwärzer, die Höhlen tiefer vor. Ein Geheimniß war ihm aufgeladen, ein Beſitz, rechtmäßig oder unrechtmäßig? ſicher oder unſicher? Die Ungeduld trieb ihn von der Stelle; er glaubte die Sorge los zu werden, wenn er den Platz veränderte.

Sie ſchlugen den Weg ein nach jenen ausgedehnten Gütern des großen Landbeſitzers, von deſſen Reichthum und Sonderbarkeiten man ihnen ſo viel erzählt hatte. Felix ſprang nicht mehr wie am Morgen, und alle drei gingen ſtundenlang vor ſich hin. Einigemal wollt' er das Käſtchen ſehen; der Vater, auf den Boten hindeutend, wies ihn zur Ruhe. Nun war er voll Verlangen, Fitz möge kommen, dann ſcheute er ſich wieder vor dem Schelmen; bald pfiff er, um ein Zeichen zu geben, dann reute ihn ſchon es gethan zu haben: und ſo dauerte das Schwanken immer fort, bis Fitz endlich ſein Pfeifchen aus der Ferne hören ließ. Er entſchuldigte ſein Außenbleiben vom Rieſenſchloſſe; er habe ſich mit Jarno verſpätet; der Windbruch habe ihn gehindert: dann forſchte er genau, wie es ihnen zwiſchen Säulen und Höhlen gegangen ſey? wie tief ſie vorgedrungen? Felix erzählte ihm ein Mährchen über das andere, halb übermüthig, halb verlegen; er ſah den Vater lächelnd an, zupfte ihn verſtohlen und that alles Mögliche, um an den Tag zu geben, daß er heimlich beſitze und daß er ſich verſtelle.

Sie waren endlich auf einen Fuhrweg gelangt, der ſie bequem zu

jenen Besitzthümern hinführen sollte; Fitz aber behauptete, einen nähern und bessern Weg zu kennen, auf welchem der Vete sie nicht begleiten wollte, und den geraden, breiten eingeschlagenen Weg vor sich hinging. Die beiden Wanderer vertrauten dem lesen Jungen und glaubten wohl gethan zu haben; denn nun ging es steil den Berg hinab, durch einen Wald der hoch- und schlankstämmigsten Lärchenbäume, der, immer durchsichtiger werdend, ihnen zuletzt die schönste Besitzung, die man sich nur denken kann, im klarsten Sonnenlichte sehen ließ.

Ein großer Garten, nur der Fruchtbarkeit, wie es schien, gewidmet, lag, obgleich mit Obstbäumen reichlich ausgestattet, offen vor ihren Augen, indem er regelmäßig, in mancherlei Abtheilungen, einen zwar im ganzen abhängigen, doch aber mannichfaltig bald erhöhten, bald vertieften Boden bedeckte. Mehrere Wohnhäuser lagen darin zerstreut, so daß der Raum verschiedenen Besitzern anzugehören schien, der jedoch, wie Fitz versicherte, von einem einzigen Herrn beherrscht und benutzt ward. Ueber den Garten hinaus erblickten sie eine unabsehbare Landschaft, reichlich bebaut und bepflanzt: sie konnten Seen und Flüsse deutlich unterscheiden.

Sie waren den Berg hinab immer näher gekommen und glaubten nun sogleich im Garten zu seyn, als Wilhelm stutzte, und Fitz seine Schadenfreude nicht verbarg: denn eine jähe Kluft am Fuße des Berges that sich vor ihnen auf und zeigte gegenüber eine bisher verborgene hohe Mauer, schroff genug von außen, obgleich von innen durch das Erdreich völlig ausgefüllt. Ein tiefer Graben trennte sie also von dem Garten, in den sie unmittelbar hineinsahen.

Wir haben noch hinüber einen ziemlichen Umweg zu machen, sagte Fitz, wenn wir die Straße, die hineinführt, erreichen wollen. Doch weiß ich auch einen Eingang von dieser Seite, wo wir um ein gutes näher gehen. Die Gewölbe, durch die das Regenwasser bei Regengüssen in den Garten geregelt hineinstürzt, öffnen sich hier; sie sind hoch und breit genug, daß man mit ziemlicher Bequemlichkeit hindurch kommen kann.

Als Felix von Gewölben hörte, konnte er vor Begierde sich nicht lassen, diesen Eingang zu betreten. Wilhelm folgte den Kindern, und sie stiegen zusammen die ganz trocken liegenden hohen Stufen dieser Zuleitungsgewölbe hinunter. Sie befanden sich bald im Hellen bald im Dunkeln, je nachdem von Seitenöffnungen her das Licht hereinfiel oder von Pfeilern und Wänden aufgehalten ward. Endlich gelangten sie auf einen ziemlich

gleichen Fleck, und ſchritten langſam vor, als auf einmal in ihrer Nähe ein Schuß fiel, zu gleicher Zeit ſich zwei verborgene Eiſengitter ſchloſſen und ſie von beiden Seiten einſperrten. Zwar nicht die ganze Geſellſchaft, nur Wilhelm und Felix waren gefangen: denn Fitz, als der Schuß fiel, ſprang ſogleich rückwärts, und das zuſchlagende Gitter faßte nur ſeinen weiten Aermel; er aber, ſehr geſchwind das Jäckchen abwerfend, war entflohen, ohne ſich einen Augenblick aufzuhalten.

Die beiden Eingekerkerten hatten kaum Zeit, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, als ſie Menſchenſtimmen vernahmen, welche ſich langſam zu nähern ſchienen. Bald darauf traten Bewaffnete mit Fackeln an die Gitter und neugierigen Blicks, was ſie für einen Fang möchten gethan haben: ſie fragten zugleich, ob man ſich gutwillig ergeben wolle.

Hier kann von keinem Ergeben die Rede ſeyn, verſetzte Wilhelm: wir ſind in eurer Gewalt. Eher haben wir Urſache zu fragen, ob ihr uns ſchonen wollt. Die einzige Waffe, die wir bei uns haben, liefere ich euch aus. Und mit dieſen Worten reichte er ſeinen Hirſchfänger durchs Gitter; dieſes öffnete ſich ſogleich und man führte ganz gelaſſen die Ankömmlinge mit ſich vorwärts, und als man ſie einen Wendelſtieg hinaufgebracht hatte, befanden ſie ſich bald an einem ſeltſamen Orte. Es war ein geräumiges, reinliches Zimmer, durch kleine, unter dem Geſimſe hergehende Fenſter erleuchtet, die ungeachtet der ſtarken Eiſenſtäbe Licht genug verbreiteten. Für Sitze, Schlafſtellen, und was man allenfalls ſonſt in einer mäßigen Herberge verlangen könnte, war geſorgt, und es ſchien dem, der ſich hier befand, nichts als die Freiheit zu fehlen.

Wilhelm hatte ſich bei ſeinem Eintritt ſogleich niedergeſetzt und überdachte den Zuſtand; Felix hingegen, nachdem er ſich von dem Erſtaunen erholt hatte, brach in eine unglaubliche Wuth aus. Dieſe ſteilen Wände, dieſe hohen Fenſter, dieſe feſten Thüren, dieſe Abgeſchloſſenheit, dieſe Einſchränkung war ihm ganz neu. Er ſah ſich um, er rannte hin und her, ſtampfte mit den Füßen, weinte, rüttelte an den Thüren, ſchlug mit den Fäuſten dagegen, ja er war im Begriff mit dem Schädel dawider zu rennen, hätte nicht Wilhelm ihn gefaßt und mit Kraft feſtgehalten.

Beſieh dir das nur ganz gelaſſen, mein Sohn! fing der Vater an: denn Ungeduld und Gewalt helfen uns nicht aus dieſer Lage. Das Geheimniß wird ſich aufklären; aber ich müßte mich höchlich irren, oder wir ſind in keine ſchlechten Hände gefallen. Betrachte dieſe Inſchriften: Dem

Unschuldigen Befreiung und Ersatz, dem Verführten Mitleiden, dem Schuldigen ahndende Gerechtigkeit! Alles dieses zeigt uns an, daß diese Anstalten Werke der Nothwendigkeit, nicht der Grausamkeit sind. Der Mensch hat nur allzusehr Ursache, sich vor dem Menschen zu schützen. Der Mißwollenden giebt es gar viele, der Mißthätigen nicht wenige, und um zu leben wie sich's gehört, ist nicht genug immer wohlzuthun.

Felix hatte sich zusammengenommen, warf sich aber sogleich auf eine der Lagerstätten, ohne weiteres Aeußern noch Erwiedern. Der Vater ließ nicht ab und sprach ferner: Laß dir diese Erfahrung, die du so früh und unschuldig machst, ein lebhaftes Zeugniß bleiben, in welchem und in was für einem vollkommenen Jahrhundert du geboren bist. Welchen Weg mußte nicht die Menschheit machen, bis sie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher schonend, gegen Unmenschliche menschlich zu seyn! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dieß zuerst lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beschleunigen. Des Schönen sind die Menschen selten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müssen wir daher diejenigen halten, die dieses mit großen Aufopferungen zu befördern suchen!

Diese tröstlich belehrenden Worte, welche die Absicht der einschließenden Umgebung völlig rein ausdrückten, hatte Felix nicht vernommen; er lag im tiefsten Schlafe, schöner und frischer als je: denn eine Leidenschaft, wie sie ihn sonst nicht leicht ergriff, hatte sein ganzes Innerstes auf die vollen Wangen hervorgetrieben. Ihn mit Gefälligkeit beschauend, stand der Vater, als ein wohlgebildeter junger Mann hereintrat, der, nachdem er den Ankömmling eine Zeit freundlich angesehen, anfing ihn über die Umstände zu befragen, die ihn auf den ungewöhnlichen Weg und in diese Falle geführt hätten. Wilhelm erzählte die Begebenheit ganz schlicht, überreichte ihm einige Papiere, die seine Person aufzuklären dienten, und berief sich auf den Boten, der nun bald auf dem ordentlichen Wege von einer andern Seite anlangen müsse. Als dieses alles so weit im klaren war, ersuchte der Beamte seinen Gast, ihm zu folgen. Felix war nicht zu erwecken; die Untergebenen trugen ihn daher auf der tüchtigen Matraze, wie ehemals den unbewußten Ulyß, in die freie Luft.

Wilhelm folgte dem Beamten in ein schönes Gartenzimmer, wo Erfrischungen aufgesetzt wurden, die er genießen sollte, indessen jener ging,

Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth;
Er iſt nicht krank, nein, Kinder, er iſt todt!

Wie? Mieding todt? erſchallt bis unters Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit ſtockt, die Hand wird jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein jeder ſteht betäubt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O ſcharret ſein Gebein
Nicht undankbar wie manchen Andern ein!
Laßt ſeinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir ſtehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir fiel ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geiſt und Witz berufſt dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der ſtille Weiſe ſchaut und ſieht geſchwind
Wie zwei Extreme nah verſchwiſtert ſind.
Eröffne du, die du beſondre Luſt
Am Guten haſt, der Rührung deine Bruſt!

Und du, o Muſe, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns ſtill erbaut!
Wie Manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die ſanfte Hand von ew'ger Nacht zurück;
O laß auch Mieding's Namen nicht vergehn!
Laß ihn ſtets neu am Horizonte ſtehn!

an höherer Stelle Bericht abzustatten. Als Felix erwachend ein gedecktes Tischchen, Obst, Wein, Zwieback und zugleich die Heiterkeit der offenstehenden Thüre bemerkte, ward es ihm ganz wunderlich zu Muthe. Er läuft hinaus, er kehrt zurück, er glaubt geträumt zu haben, und hatte bald bei so guter Kost und so angenehmer Umgebung den vorhergegangenen Schrecken und alle Bedrängniß, wie einen schweren Traum am hellen Morgen, vergessen.

Der Bote war angelangt; der Beamte kam mit ihm und einem andern ältlichen, noch freundlichern Manne zurück, und die Sache klärte sich folgendergestalt auf. Der Herr dieser Besitzung, im höhern Sinne wohlthätig, daß er alles um sich her zum Thun und Schaffen anregte, hatte aus seinen unendlichen Baumschulen seit mehreren Jahren fleißigen und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umsonst, nachlässigen um einen gewissen Preis, und denen, die damit handeln wollten, gleichfalls noch um einen billigen überlassen. Aber auch diese beiden Klassen forderten umsonst, was die Würdigen umsonst erhielten, und da man ihnen nicht nachgab, suchten sie die Stämme zu entwenden. Auf mancherlei Weise war es ihnen gelungen. Dieses verdroß den Besitzer um so mehr, da nicht allein die Baumschulen geplündert, sondern auch durch Uebereilung verderbt worden waren. Man hatte Spur, daß sie durch die Wasserleitung hereingekommen, und deßhalb eine solche Gitterfalle mit einem Selbstschuß eingerichtet, der aber nur als Zeichen gelten sollte. Der kleine Knabe hatte sich unter mancherlei Vorwänden im Garten sehen lassen, und es war nichts natürlicher, als daß er aus Kühnheit und Schelmerei die Fremden einen Weg führen wollte, den er früher zu anderm Zwecke ausgefunden. Man hätte gewünscht seiner habhaft zu werden; indessen wurde sein Wämschen unter andern gerichtlichen Gegenständen aufgehoben.

Fünftes Capitel.

Auf dem Wege nach dem Schlosse fand unser Freund zu seiner Verwunderung nichts, was einem ältern Lustgarten oder einem modernen Park ähnlich gewesen wäre; gradlinig gepflanzte Fruchtbäume, Gemüsfelder, große Strecken mit Heilkräutern bestellt, und was nur irgend brauchbar konnte geachtet werden, übersah er auf sanft abhängiger Fläche mit Einem

Blicke. Ein von hohen Linden umschatteter Platz breitete sich würdig als Vorhalle des ansehnlichen Gebäudes; eine lange daranstoßende Allee, gleichen Wuchses und Würde, gab zu jeder Stunde des Tags Gelegenheit, im Freien zu verkehren und zu lustwandeln. Eintretend in das Schloß, fand er die Wände der Hausflur auf eine eigene Weise bekleidet; große geographische Abbildungen aller vier Welttheile fielen ihm in die Augen; stattliche Treppenwände waren gleichfalls mit Abrissen einzelner Reiche geschmückt, und in den Hauptsaal eingelassen, fand er sich umgeben von Prospecten der merkwürdigsten Städte, oben und unten eingefaßt von landschaftlicher Nachbildung der Gegenden, worin sie gelegen sind, alles kunstreich dargestellt, so daß die Einzelnheiten deutlich in die Augen fielen, und zugleich ein ununterbrochener Bezug durchaus bemerkbar blieb.

Der Hausherr, ein kleiner lebhafter Mann von Jahren, bewillkommte den Gast und fragte, ohne weitere Einleitung, gegen die Wände deutend, ob ihm vielleicht eine dieser Städte bekannt sey, und ob er daselbst jemals sich aufgehalten? Von manchem konnte nun der Freund auslangende Rechenschaft geben und beweisen, daß er mehrere Orte nicht allein gesehen, sondern auch ihre Zustände und Eigenheiten gar wohl zu bemerken gewußt.

Der Hausherr klingelte und befahl, ein Zimmer den beiden Ankömmlingen anzuweisen, auch sie später zum Abendessen zu führen; dieß geschah denn auch.

In einem großen Erdsaale entgegneten ihm zwei Frauenzimmer, wovon die eine mit großer Heiterkeit zu ihm sprach: Sie finden hier kleine Gesellschaft, aber gute: ich, die jüngere Nichte, heiße Hersilie, diese, meine ältere Schwester, nennt man Juliette; die beiden Herren sind Vater und Sohn, Beamte, die Sie kennen, Hausfreunde, die alles Vertrauens genießen, das sie verdienen. Setzen wir uns!

Die beiden Frauenzimmer nahmen Wilhelmen in die Mitte; die Beamten faßen an beiden Enden, Felix an der andern langen Seite, wo er sich sogleich Hersilien gegenüber gerückt hatte und kein Auge von ihr verwendete.

Nach vorläufigem allgemeinem Gespräch ergriff Hersilie Gelegenheit zu sagen: Damit der Fremde desto schneller mit uns vertraut und in unsere Unterhaltung eingeweiht werde, muß ich bekennen, daß bei uns viel gelesen wird, und daß wir uns aus Zufall, Neigung, auch wohl Widerspruchsgeist,

in die verschiedenen Literaturen getheilt haben. Der Oheim ist fürs Italiänische; die Dame hier nimmt es nicht übel, wenn man sie für eine vollendete Engländerin hält; ich aber halte mich an die Franzosen, sofern sie heiter und zierlich sind. Hier Autmann Papa erfreut sich des deutschen Alterthums, und der Sohn mag denn, wie billig, dem neuern, jüngern seinen Antheil zuwenden. Hiernach werden Sie uns beurtheilen, hiernach Theil nehmen, einstimmen oder streiten; in jedem Sinne werden Sie willkommen seyn. Und in diesem Sinne belebte sich auch die Unterhaltung.

Indessen war die Richtung der feurigen Blicke des schönen Felix Hersilien keineswegs entgangen; sie fühlte sich überrascht und geschmeichelt, und sendete ihm die vorzüglichsten Bissen, die er freudig und dankbar empfing. Nun aber, als er beim Nachtisch über einen Teller Aepfel zu ihr hinsah, glaubte sie, in den reizenden Früchten eben so viel Rivale zu erblicken. Gedacht gethan! sie faßte einen Apfel und reichte ihn dem heranwachsenden Abenteurer über den Tisch hinüber; dieser, hastig zugreifend, fing sogleich zu schälen an; unverwandt aber nach der reizenden Nachbarin hinblickend, schnitt er sich tief in den Daumen. Das Blut floß lebhaft; Hersilie sprang auf, bemühte sich um ihn, und als sie das Blut gestillt, schloß sie die Wunde mit englischem Pflaster aus ihrem Besteck. Indessen hatte der Knabe sie angefaßt und wollte sie nicht loslassen; die Störung ward allgemein, die Tafel aufgehoben, und man bereitete sich zu scheiden.

Sie lesen doch auch vor Schlafengehen? sagte Hersilie zu Wilhelmen. Ich schicke Ihnen ein Manuscript, eine Uebersetzung aus dem Französischen von meiner Hand, und Sie sollen sagen, ob Ihnen viel Artigeres vorgekommen ist. Ein verrücktes Mädchen tritt auf! Das möchte keine sonderliche Empfehlung seyn: aber wenn ich jemals närrisch werden möchte, wie mir manchmal die Lust ankommt, so wär' es auf diese Weise.

Die pilgernde Thörin.

Herr von Revanne, ein reicher Privatmann, besitzt die schönsten Ländereien seiner Provinz. Nebst Sohn und Schwester bewohnt er ein Schloß, das eines Fürsten würdig wäre; und in der That, wenn sein Park, seine Wasser, seine Pachtungen, seine Manufacturen, sein Hauswesen auf sechs

Meilen umher die Hälfte der Einwohner ernähren, so ist er durch sein Ansehen und durch das Gute, das er stiftet, wirklich ein Fürst.

Vor einigen Jahren spazierte er an den Mauern seines Parks hin auf der Heerstraße, und ihm gefiel in einem Lustwäldchen auszuruhen, wo der Reisende gern verweilt. Hochstämmige Bäume ragen über junges dichtes Gebüsch; man ist vor Wind und Sonne geschützt, ein sauber gefaßter Brunnen sendet seine Wasser über Wurzeln, Steine und Rasen. Der Spazierende hatte wie gewöhnlich Buch und Flinte bei sich. Nun versuchte er zu lesen, öfters durch Gesang der Vögel, manchmal durch Wanderschritte angenehm abgezogen und zerstreut.

Ein schöner Morgen war im Vorrücken, als, jung und liebenswürdig, ein Frauenzimmer sich gegen ihn her bewegte. Sie verließ die Straße, indem sie sich Ruhe und Erquickung an dem frischen Orte zu versprechen schien, wo er sich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überrascht wie er war. Die Pilgerin, mit den schönsten Augen von der Welt und einem Gesicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete sich an Körperbau, Gang und Anstand dergestalt aus, daß er unwillkürlich von seinem Platze aufstand und nach der Straße blickte, um das Gefolge kommen zu sehen, das er hinter ihr vermuthete. Dann zog die Gestalt abermals, indem sie sich edel gegen ihn verbeugte, seine Aufmerksamkeit an sich, und ehrerbietig erwiederte er den Gruß. Die schöne Reisende setzte sich an den Rand des Quells, ohne ein Wort zu sagen und mit einem Seufzer.

Seltsame Wirkung der Sympathie! rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte: dieser Seufzer ward in der Stille von mir erwiedert. Ich blieb stehen, ohne zu wissen, was ich sagen oder thun sollte: meine Augen waren nicht hinreichend, diese Vollkommenheiten zu fassen. Ausgestreckt wie sie lag, auf einen Ellenbogen gelehnt, es war die schönste Frauengestalt, die man sich denken konnte! Ihre Schuhe gaben mir zu eigenen Betrachtungen Anlaß; ganz bestaubt, deuteten sie auf einen langen zurückgelegten Weg, und doch waren ihre seidenen Strümpfe so blank, als wären sie eben unter dem Glättstein hervorgegangen. Ihr aufgezogenes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare schienen diesen Morgen erst gelockt; feines Weißzeug, feine Spitzen; sie war angezogen, als wenn sie zum Balle gehen sollte. Auf eine Landstreicherin deutete nichts an ihr, und doch war sie's; aber eine beklagenswerthe, eine verehrungswürdige.

Zuletzt benutzt' ich einige Blicke, die sie auf mich warf, sie zu fragen, ob sie allein reise. Ja, mein Herr, sagte sie: ich bin allein auf der Welt.

Wie? Madame, Sie sollten ohne Eltern, ohne Bekannte seyn?

Das wollt' ich eben nicht sagen, mein Herr. Eltern hab' ich, und Bekannte genug: aber keine Freunde.

Daran, fuhr ich fort, können Sie wohl unmöglich Schuld seyn. Sie haben eine Gestalt und gewiß auch ein Herz, denen sich viel vergeben läßt.

Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Compliment verbarg, und ich machte mir einen guten Begriff von ihrer Erziehung. Sie öffnete gegen mich zwei himmlische Augen vom vollkommensten, reinsten Blau, durchsichtig und glänzend. Hierauf sagte sie mit edlem Tone, sie könne es einem Ehrenmanne, wie ich zu seyn scheine, nicht verdenken, wenn er ein junges Mädchen, das er allein auf der Landstraße treffe, einigermaßen verdächtig halte: ihr sey das schon öfter entgegen gewesen; aber ob sie gleich fremd sey, obgleich niemand das Recht habe sie auszuforschen, so bitte sie doch zu glauben, daß die Absicht ihrer Reise mit der gewissenhaftesten Ehrbarkeit bestehen könne. Ursachen, von denen sie niemand Rechenschaft schuldig sey, nöthigten sie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren, die man für ihr Geschlecht befürchte, nur eingebildet seyen, und daß die Ehre eines Weibes selbst unter Straßenräubern nur bei Schwäche des Herzens und der Grundsätze Gefahr laufe. Uebrigens gehe sie nur zu Stunden und auf Wegen, wo sie sich sicher glaube, spreche nicht mit jedermann und verweile manchmal an schicklichen Orten, wo sie ihren Unterhalt erwerben könne durch Dienstleistung in der Art, wonach sie erzogen worden. Hier sank ihre Stimme, ihre Augenlieder neigten sich und ich sah einige Thränen ihre Wangen herabfallen.

Ich versetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifle, so wenig als einem achtungswerthen Betragen. Ich bedaure sie nur, daß irgend eine Nothwendigkeit sie zu dienen zwinge, da sie so werth scheine Diener zu finden; und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in sie dringen wolle, vielmehr mich durch ihre nähere Bekanntschaft zu überzeugen wünsche, daß sie überall für ihren Ruf eben so besorgt sey als für ihre Tugend. Diese Worte schienen sie abermals zu verletzen: denn sie antwortete, Namen und Vaterland verberge sie eben

um des Rufs willen, der denn doch am Ende meistentheils weniger Wirkliches als Muthmaßliches enthalte. Biete sie ihre Dienste an, so weise sie Zeugnisse der letzten Häuser vor, wo sie etwas geleistet habe, und verhehle nicht, daß sie über Vaterland und Familie nicht befragt seyn wolle. Darauf bestimme man sich und stelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unschuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim.

Aeußerungen dieser Art ließen keine Geistesverwirrung bei der schönen Abenteurerin argwohnen. Herr von Revanne, der einen solchen Entschluß in die Welt zu laufen, nicht gut begreifen konnte, vermuthete nun, daß man sie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheirathen wollen. Hernach fiel er darauf, ob es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe sey; und wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen andern zutraute, verliebte er sich selbst, und fürchtete, sie möchte weiter reisen: er konnte seine Augen nicht von dem schönen Gesicht wegwenden, das von einem grünen Halblichte verschönert war. Niemals zeigte, wenn es je Nymphen gab, auf den Rasen sich eine schönere hingestreckt; und die etwas romanhafte Art dieser Zusammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel näher zu betrachten, bewog Herr von Revanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse führen zu lassen. Sie macht keine Schwierigkeit, sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit dem anmuthigsten Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus; sie bemerkt nur, was Auszeichnung verdient, es sey an Möbeln, Malereien, oder es betreffe die schickliche Eintheilung der Zimmer; sie findet eine Bibliothek: sie kennt die guten Bücher und spricht darüber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwätz, keine Verlegenheit. Bei Tafel ein eben so edles und natürliches Betragen und den liebenswürdigsten Ton der Unterhaltung. So weit ist alles verständig in ihrem Gespräch, und ihr Charakter scheint so liebenswürdig wie ihre Person.

Nach der Tafel machte sie ein kleiner muthwilliger Zug noch schöner, und indem sie sich an Fräulein Revanne mit einem Lächeln wendet, sagt sie, es sey ihr Brauch, ihr Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen und so oft es ihr an Geld fehle, Nähnadeln von den Wirthinnen zu verlangen.

Erlauben Sie, fügte sie hinzu, daß ich eine Blume auf einem Ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie künftig bei deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen.

Fräulein von Revanne versetzte darauf, daß es ihr sehr leid thue, keinen aufgezogenen Grund zu haben und deßhalb das Vergnügen, ihre Geschicklichkeit zu bewundern, entbehren müsse. Alsbald wendete die Pilgerin ihren Blick auf das Clavier.

So will ich denn, sagte sie, meine Schuld mit Wundmünze abtragen, wie es ja auch sonst schon die Art umherstreifender Sänger war. Sie versuchte das Instrument mit zwei oder drei Vorspielen, die eine sehr geübte Hand ankündigten. Man zweifelte nicht mehr, daß sie ein Frauenzimmer von Stande sey, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten. Zuerst war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging sie zu ernsten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte; sie netzten sich mit Thränen, ihr Gesicht verwandelte sich, ihre Finger hielten an: aber auf einmal überraschte sie jedermann, indem sie ein muthwilliges Lied mit der schönsten Stimme von der Welt lustig und lächerlich vorbrachte. Da man in der Folge Ursache hatte zu glauben, das diese burleske Romanze sie etwas näher angehe, so verzeiht man mir wohl, wenn ich sie hier einschalte.

Woher im Mantel so geschwinde,
Da kaum der Tag in Osten graut?
Hat wohl der Freund beim scharfen Winde
Auf einer Wallfahrt sich erbaut?
Wer hat ihm seinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Wie ist er in den Wald gekommen,
Auf den beschneiten wilden Höhn?

Gar wunderlich von warmer Stätte,
Wo er sich bessern Spaß versprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre seine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt:

Der arme Freund iſt ausgezogen,
Beinah wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ging er ſolche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr,
Der freilich ſchön im Mühlgehege
Wie ſonſt im Paradieſe war!
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen:
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus:

Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Sylbe von Verrath!
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſamt auf ſolche ſchwarze That!
Kommt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug!
Sie hieß den raſchen Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm,
Und erſt die Mutter anzuſchreien
Jetzt eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Brüder, guckten Tanten,
Da ſtand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Da forderten ſie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geſchrei von mir.
„Was dringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein!
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſeyn.

Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn.“
Da raubten ſie das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie mir ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Da ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß durch alle durchzugehn,
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön!
Sie alle wichen meinem Grimme;
Doch flog noch manches wilde Wort.
So macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten fliehn!
So laſſet doch den Fraun von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein erſtes Liebchen frech belügt,
Und Nachts mit allzukühner Wage
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Wohl war es bedenklich, daß ſie ſich auf eine ſolche Weiſe vergeſſen konnte, und dieſer Ausfall mochte für ein Anzeichen eines Kopfes gelten,

der ſich nicht immer gleich war. Aber, ſagte mir Herr von Revanne, auch wir vergaßen alle Betrachtungen, die wir hätten machen können, ich weiß nicht, wie es zuging. Uns mußte die unausſprechliche Anmuth, womit ſie dieſe Poſſen vorbrachte, beſtechen haben. Sie ſpielte neckiſch, aber mit Einſicht. Ihre Finger gehorchten ihr vollkommen und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da ſie geendigt hatte, erſchien ſie ſo geſetzt wie vorher, und wir glaubten, ſie habe nur den Augenblick der Verdammung erheitern wollen.

Bald darauf bat ſie um die Erlaubniß, ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink ſagte meine Schweſter, wenn ſie nicht zu eilen hätte und die Bewirthung ihr nicht mißfiele, ſo würde es uns ein Feſt ſeyn, ſie mehrere Tage bei uns zu ſehen. Ich dachte ihr eine Beſchäftigung anzubieten, da ſie ſich's einmal gefallen ließ zu bleiben. Doch dieſen erſten Tag und den folgenden führten wir ſie nur umher. Sie verläugnete ſich nicht einen Augenblick: ſie war die Vernunft, mit aller Anmuth begabt. Ihr Geiſt war fein und treffend, ihr Gedächtniß ſo wohl ausgeziert und ihr Gemüth ſo ſchön, daß ſie gar oft unſere Bewunderung erregte und alle unſere Aufmerkſamkeit feſthielt. Dabei kannte ſie die Geſetze eines guten Betragens und übte ſie gegen einen jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns beſuchten, ſo vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer ſolchen Erziehung vereinigen ſollten.

Ich wagte wirklich nicht mehr, ihr Dienſtvorſchläge für mein Haus zu thun. Meine Schweſter, der ſie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu ſchonen. Zuſammen beſorgten ſie die häuslichen Dinge, und hier ließ ſich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter, und wußte ſich gleich darauf in alles zu ſchicken, was höhere Anordnung und Berechnung erheiſchte.

In kurzer Zeit ſtellte ſie eine Ordnung her, die wir bis jetzt im Schloſſe gar nicht vermißt hatten. Sie war eine ſehr verſtändige Haushälterin; und da ſie damit angefangen hatte, bei uns mit und an Tafel zu ſitzen, ſo zog ſie ſich nicht etwa aus falſcher Beſcheidenheit zurück, ſondern ſprach mit uns ohne Bedenken fort; aber ſie rührte keine Karte, kein Inſtrument an, als bis ſie die übernommenen Geſchäfte zu Ende gebracht hatte.

Nun muß ich freilich geſtehen, daß mich das Schickſal dieſes Mädchens innigſt zu rühren anfing. Ich bedauerte die Eltern, die wahrſcheinlich

Nenn' ihn der Welt, die krieg'risch oder fein
Dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu seyn,
Dem Rath der Zeit vergebens widersteht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht;
Wo jeder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,
Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und sag' es überall:
Wo Einer fiel, seh' jeder seinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann;
Mit Lust zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaubrer sich im Winkel drückt.
Er war's, der säumend manchen Tag verlor,
So sehr ihn Autor und Acteur beschwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel schlug.
Oft glückt's ihm; kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preis't genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elast'sche Federn wand,

eine ſolche Tochter ſehr vermißten; ich ſeufzte, daß ſo ſanfte Tugenden, ſo viele Eigenſchaften verloren gehen ſollten. Schon lebte ſie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen, das wir ihr einzuflößen ſuchten, würde zuletzt das Geheimniß auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück, wir konnten helfen; war es ein Fehler, ſo ließ ſich hoffen, unſere Vermittlung, unſer Zeugniß würden ihr Vergebung eines vorübergehenden Irrthums verſchaffen können: aber alle unſere Freundſchaftsverſicherungen, unſere Bitten ſelbſt waren unwirkſam. Bemerkte ſie die Abſicht, einige Aufklärung von ihr zu gewinnen, ſo verſteckte ſie ſich hinter allgemeine Sittenſprüche, um ſich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beiſpiel, wenn wir von ihrem Unglücke ſprachen: Das Unglück, ſagte ſie, fällt über Gute und Böſe. Es iſt eine wirkſame Arzenei, welche die guten Säfte zugleich mit den übeln angreift. Suchten wir die Urſache ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe zu entdecken: Wenn das Reh flieht, ſagte ſie lächelnd, ſo iſt es darum nicht ſchuldig. Fragten wir, ob ſie Verfolgungen erlitten: Das iſt das Schickſal mancher Mädchen von guter Geburt, Verfolgungen zu erfahren und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, dem werden mehrere begegnen. Aber wie hatte ſie ſich entſchließen können, ihr Leben der Rohheit der Menge auszuſetzen, oder es wenigſtens manchmal ihrem Erbarmen zu verdanken? Darüber lachte ſie wieder und ſagte: Dem Armen, der den Reichen bei Tafel begrüßt, fehlt es nicht an Verſtand. Einmal, als die Unterhaltung ſich zum Scherze neigte, ſprachen wir ihr von Liebhabern und fragten ſie, ob ſie den feſtigen Helden ihrer Romanze nicht kenne? Ich weiß noch recht gut, dieſes Wort ſchien ſie zu durchbohren: ſie öffnete gegen mich ein paar Augen, ſo ernſt und ſtreng, daß die meinigen einen ſolchen Blick nicht aushalten konnten. Und ſo oft man auch nachher von Liebe ſprach, ſo konnte man erwarten, die Anmuth ihres Weſens und die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes getrübt zu ſehen: gleich fiel ſie in ein Nachdenken, das wir für Grübeln hielten, und das doch wohl nur Schmerz war. Doch blieb ſie im ganzen munter, nur ohne große Lebhaftigkeit, edel ohne ſich ein Anſehen zu geben, gerade ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen ohne Aengſtlichkeit, eher duldſam als ſanftmüthig, und mehr erkenntlich als herzlich gegen Liebkoſungen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer, gebildet einem großen Hauſe vorzuſtehen; und doch ſchien ſie nicht älter als einundzwanzig Jahre.

So zeigte sich diese junge unerklärliche Person, die mich ganz eingenommen hatte, binnen zwei Jahren, die es ihr gefiel bei uns zu verweilen, bis sie mit einer Thorheit schloß, die viel seltsamer ist, als ihre Eigenschaften ehrwürdig und glänzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird sich trösten können; was mich betrifft, so fürchte ich schwach genug zu seyn sie immer zu vermissen.

Nun will ich die Thorheit eines verständigen Frauenzimmers erzählen, um zu zeigen, daß Thorheit oft nichts weiter sey, als Vernunft unter einem andern Aeußern. Es ist wahr, man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dem edlen Charakter der Pilgerin und der komischen List, deren sie sich bediente; aber man kennt ja schon zwei ihrer Ungleichheiten, die Pilgerschaft selbst und das Lied.

Es ist wohl deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er sich freilich auf sein fünfzigjähriges Gesicht nicht verlassen, ob er schon so frisch und wacker aussah als ein Dreißiger; vielleicht aber hoffte er durch seine reine kindliche Gesundheit zu gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftmuth, Großmuth seines Charakters; vielleicht auch durch sein Vermögen, ob er gleich zart genug gesinnt war, um zu fühlen, daß man das nicht erkauft was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig, zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken, stürzte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er vorsichtig die Unbekannte zu gewinnen, die ihm durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht werth geworden. Er bemühte sich aufrichtig um ein liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwärtigen Zustand erhebt schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn; er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehen. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, hoffte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsätzen nicht geziemen. Dessen ungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingiebt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend zeigt.

Auch machte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er später bereute. Bei einer hochachtungsvollen Freundschaft sprach er von einer dauerhaften, geheimen, gesetzmäßigen Verbindung. Er beklagte sich auch wohl und sprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er die nicht, die er liebte, als er eines Tages zu ihr sagte, daß viele Wohlthäter Uebles für Gutes zurückerhielten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Geradheit, viele Wohlthäter möchten ihren Begünstigten sämmtliche Rechte gern abhandeln für eine Linse.

Die schöne Fremde, in die Bewerbung zweier Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, scheint keine andere Absicht gehabt zu haben, als sich und andern alberne Streiche zu ersparen, indem sie in diesen bedenklichen Umständen einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Kühnheit seines Alters und drohte, wie gebräuchlich, sein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern. Der Vater, etwas weniger unvernünftig, war doch eben so dringend; aufrichtig beide. Dieses liebenswürdige Wesen hätte sich hier wohl eines verdienten Zustandes versichern können: denn beide Herren von Revanne betheuern, ihre Absicht sey gewesen sie zu heirathen.

Aber an dem Beispiele dieses Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches Gemüth, hätte sich auch der Geist durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnsinn verirrt, die Herzenswunden nicht unterhält, die es nicht heilen will. Die Pilgerin fühlte, daß sie auf einem äußersten Punkte stehe, wo es ihr wohl nicht leicht seyn würde sich lange zu vertheidigen: sie war in der Gewalt zweier Liebenden, welche jede Zudringlichkeit durch die Reinheit ihrer Absichten entschuldigen konnten, indem sie im Sinne hatten ihre Verwegenheit durch ein feierliches Bündniß zu rechtfertigen. So war es, und so begriff sie es.

Sie konnte sich hinter Fräulein von Revanne verschanzen; sie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthäter. Sie kommt nicht aus der Fassung, sie erdenkt ein Mittel, jedermann seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt. Sie ist wahnsinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und sollten sie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tags, als Herr von Revanne die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigte, etwas zu lebhaft erwiederte, nahm sie auf einmal ein naives Wesen an, das ihm auffiel.

Ihre Güte, mein Herr, ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken, warum? Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit schuldig; aber freilich —

Grausames Mädchen! sagte Herr von Revanne, ich verstehe Sie: mein Sohn hat Ihr Herz gerührt.

Ach, mein Herr! dabei ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken —

Wie, Mademoiselle? Sie wären —

Ich denke wohl ja, sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Thräne vorbrachte; denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Revanne war, so mußt' er doch diese neue Art von unschuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterhäubchen bewundern, und er fand die Verneigung sehr am Platze.

Aber, Mademoiselle, das ist mir ganz unbegreiflich —

Mir auch, sagte sie, und ihre Thränen flossen reichlicher. Sie flossen so lange, bis Herr von Revanne am Schluß eines sehr verdrießlichen Nachdenkens, mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und sagte: Dieß klärt mich auf! Ich sehe, wie lächerlich meine Forderungen sind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verursachen, verspreche ich Ihnen von seinem Erbtheile so viel als nöthig ist, um zu erfahren, ob er Sie so sehr liebt als ich.

Ach, mein Herr! erbarmen Sie sich meiner Unschuld und sagen ihm nichts davon!

Verschwiegenheit fordern ist nicht das Mittel sie zu erlangen. Nach diesen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruß und höchst aufgebracht vor sich zu sehen. Bald erschien er mit einem Blicke, der niederschmetternde Worte verkündigte. Doch er stockte und konnte nichts weiter hervorbringen, als: Wie, Mademoiselle? ist es möglich —

Nun was denn, mein Herr? sagte sie mit einem Lächeln, das bei einer solchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann.

Wie? was denn? Gehen Sie, Mademoiselle, Sie sind mir ein schönes Wesen! Aber wenigstens sollte man rechtmäßige Kinder nicht enterben; es ist schon genug sie anzuklagen. Ja, Mademoiselle, ich durchdringe Ihr Complot mit meinem Vater: Sie geben mir beide einen Sohn, und es ist mein Bruder; das bin ich gewiß!

Mit eben derſelben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die ſchöne Unkluge: Von nichts ſind Sie gewiß; es iſt weder Ihr Sohn noch Ihr Bruder. Die Knaben ſind bösartig; ich habe keinen gewollt; es iſt ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menſchen, den Böſen, den Thoren und den Ungetreuen.

Darauf ihrem Herzen Luft machend: Leben Sie wohl! fuhr ſie fort: leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundſätze der Aufrichtigkeit! dieſe ſind nicht gefährlich bei einem gegründeten Reichthum. Seyn Sie gut gegen Arme! Wer die Bitte bekümmerter Unſchuld verachtet, wird einſt ſelbſt bitten und nicht erhört werden. Wer ſich kein Bedenken macht, das Bedenken eines ſchutzloſen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um ſie wirbt, der verdient ſie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Abſichten, gegen den Plan ſeiner Familie zu Gunſten ſeiner Leidenſchaften, Entwürfe ſchmiedet, verdient die Früchte ſeiner Leidenſchaft zu entbehren und der Achtung ſeiner Familie zu ermangeln. Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem ſie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, ſo erinnern Sie ſich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beiſpiel ſich auf die Standhaftigkeit und Verſchwiegenheit Ihrer Geliebten verlaſſen! Sie wiſſen, ob ich untreu bin; Ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszuſetzen: gewiß, diejenigen ſind die großten, die mich in dieſem Hauſe bedrohen. Aber weil Sie jung ſind, ſag' ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen ſind nur mit Willen ungetreu; und das wollt' ich dem Freunde von der Mühle beweiſen, der mich vielleicht wieder ſieht, wenn ſein Herz rein genug ſeyn wird zu vermiſſen, was er verloren hat.

Der junge Revanne hörte noch zu, da ſie ſchon ausgeſprochen hatte. Er ſtand wie vom Blitz getroffen. Thränen öffneten zuletzt ſeine Augen, und in dieſer Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu ſagen, Mademoiſelle gehe weg, Mademoiſelle ſey ein Engel, oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerin hatte ſo gut ſich vorgeſehen, daß man ſie nicht wieder fand; und als Vater und Sohn ſich erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an

ihrer Unschuld, ihren Talenten, ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Revanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

Sechstes Capitel.

Nach einer langen und gründlichen Ruhe, deren die Wanderer wohl bedürfen mochten, sprang Felix lebhaft aus dem Bette und eilte sich anzuziehen; der Vater glaubte zu bemerken, mit mehr Sorgfalt als bisher. Nichts saß ihm knapp noch nett genug; auch hätte er alles neuer und frischer gewünscht. Er sprang nach dem Garten und haschte unterwegs nur etwas von der Vorkost, die der Diener für die Gäste brachte, weil erst nach einer Stunde die Frauenzimmer im Garten erscheinen würden.

Der Diener war gewohnt, die Fremden zu unterhalten, und manches im Hause vorzuzeigen: so auch führte er unsern Freund in eine Galerie, worin bloß Porträte aufgehangen und aufgestellt waren, alles Personen, die im achtzehnten Jahrhundert gewirkt hatten, eine große und herrliche Gesellschaft, Gemälde so wie Büsten, wo möglich, von vortrefflichen Meistern. Sie finden, sagte der Custode, in dem ganzen Schlosse kein Bild, das, auch nur von ferne, auf Religion, Ueberlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unser Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefordert werde, um sich das Wahre zu vergegenwärtigen. Wir fabeln so genug, pflegt er zu sagen, als daß wir diese gefährliche Eigenschaft unseres Geistes durch äußere reizende Mittel noch steigern sollten.

Die Frage Wilhelms, wann man ihm aufwarten könne, ward durch die Nachricht beantwortet, der Herr sey nach seiner Gewohnheit ganz früh weggeritten. Er pflege zu sagen: Aufmerksamkeit ist das Leben! Sie werden diese und andere Sprüche, in denen er sich bespiegelt, in den Feldern über den Thüren eingeschrieben sehen, wie wir z. B. gleich antreffen: Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen!

Die Frauenzimmer hatten schon unter den Linden das Frühstück bereitet. Felix eulenspiegelte um sie her und trachtete, in allerlei Thorheiten und Verwegenheiten sich hervorzuthun, eine Abmahnung, einen Verweis von Herstilien zu erhaschen. Nun suchten die Schwestern, durch

Aufrichtigkeit und Mittheilung das Vertrauen des ſchweigſamen Gaſtes, der ihnen gefiel, zu gewinnen; ſie erzählten von einem werthen Vetter, der, drei Jahre abweſend, zunächſt erwartet werde, von einer würdigen Tante, die, unſern in ihrem Schloſſe wohnend, als ein Schutzgeiſt der Familie zu betrachten ſey. In krankem Verfall des Körpers, in blühender Geſundheit des Geiſtes ward ſie geſchildert, als wenn die Stimme einer unſichtbar gewordenen Urſibylle rein göttliche Worte über die menſchlichen Dinge ganz einfach ausſpräche.

Der neue Gaſt lenkte nun Geſpräch und Frage auf die Gegenwart. Er wünſchte, den edlen Oheim in rein entſchiedener Thätigkeit gerne näher zu kennen; er gedachte des angedeuteten Wegs vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen und ſuchte die Worte auf ſeine Weiſe auszulegen, das ihm denn ganz gut gelang und Juliettens Beifall zu erwerben das Glück hatte.

Herſilie, die bisher lächelnd ſchweigſam geblieben, verſetzte dagegen: Wir Frauen ſind in einem beſondern Zuſtande. Die Maximen der Männer hören wir immerfort wiederholen, ja wir müſſen ſie in goldenen Buchſtaben über unſern Häuptern ſehen, und doch wüßten wir Mädchen im ſtillen das Umgekehrte zu ſagen, das auch gölte, wie es gerade hier der Fall iſt. Die Schöne findet Verehrer, auch Freier, und endlich wohl gar einen Mann; dann gelangt ſie zum Wahren, das nicht immer höchſt erfreulich ſeyn mag, und wenn ſie klug iſt, widmet ſie ſich dem Nützlichen, ſorgt für Haus und Kinder und verharrt dabei. So hab' ich's wenigſtens oft gefunden. Wir Mädchen haben Zeit zu beobachten und da finden wir meiſt was wir nicht ſuchten.

Ein Bote vom Oheim traf ein, mit der Nachricht, daß ſämmtliche Geſellſchaft auf ein nahes Jagdhaus zu Tiſche geladen ſey; man könne hin reiten und fahren. Herſilie erwählte zu reiten. Felix bat inſtändig, man möge ihm auch ein Pferd geben. Man kam überein, Juliette ſollte mit Wilhelmen fahren, und Felix als Page ſeinen erſten Ausritt der Dame ſeines jungen Herzens zu verdanken haben.

Indeſſen fuhr Juliette mit dem neuen Freunde durch eine Reihe von Anlagen, welche ſämmtlich auf Nutzen und Genuß hindeuteten, ja die unzähligen Fruchtbäume machten zweifelhaft, ob das Obſt alles verzehrt werden könne.

Sie ſind durch ein ſo wunderliches Vorzimmer in unſere Geſellſchaft

getreten und fanden manches wirklich Seltsame und Sonderbare, so daß ich vermuthen darf, Sie wünschen einen Zusammenhang von allem diesem zu wissen. Alles beruht auf Geist und Sinn meines trefflichen Oheims. Die kräftigen Mannsjahre dieses Edlen fielen in die Zeit der Beccaria und Filangieri; die Maximen einer allgemeinen Menschlichkeit wirkten damals nach allen Seiten. Dieß Allgemeine jedoch bildete sich der strebende Geist, der strenge Charakter nach Gesinnungen aus, die sich ganz aufs Praktische bezogen. Er verhehlte uns nicht, wie er jenen liberalen Wahlspruch: „Den meisten das Beste!“ nach seiner Art verwandelt und „vielen das Erwünschte“ zugedacht. Die meisten lassen sich nicht finden noch kennen, was das Beste sey, noch weniger ausmitteln. Viele jedoch sind immer um uns her; was sie wünschen, erfahren wir, was sie wünschen sollten, überlegen wir: und so läßt sich denn immer Bedeutendes thun und schaffen. In diesem Sinne, fuhr sie fort, ist alles, was Sie hier sehen, gepflanzt, gebaut, eingerichtet, und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen; alles dieß geschah dem großen nahen Gebirg zu Liebe.

Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen habend, sagte zu sich selbst: „Keinem Kinde dadroben soll es an einer Kirsche, an einem Apfel fehlen, wonach sie mit Recht so lüstern sind; der Hausfrau soll es nicht an Kohl noch an Rüben, oder sonst einem Gemüse im Topf ermangeln, damit dem unseligen Kartoffelgenuß nur einigermaßen das Gleichgewicht gehalten werde. In diesem Sinne, auf diese Weise sucht er zu leisten, wozu ihm sein Besitzthum Gelegenheit giebt, und so haben sich seit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obst in die tiefsten Schluchten des Feldgebirges verkäuflich hintragen.

Ich habe selbst davon genossen wie ein Kind, versetzte Wilhelm; da, wo ich dergleichen nicht anzutreffen hoffte, zwischen Tannen und Felsen, überraschte mich weniger ein reiner Frommsinn, als ein erquicklich frisches Obst. Die Gaben des Geistes sind überall zu Hause, die Geschenke der Natur über den Erdboden sparsam ausgetheilt.

Ferner hat unser Würdiger von entfernten Orten manches den Gebirgen näher gebracht: in diesen Gebäuden am Fuße hin finden sie Salz aufgespeichert und Gewürze vorräthig. Für Tabak und Branntwein läßt er andere sorgen; dieß seyen keine Bedürfnisse, sagt er, sondern Gelüste, und da würden sich schon Unterhändler genug finden.

Angelangt am bestimmten Orte, einem geräumigen Försterhause im

Walde, fand ſich die Geſellſchaft zuſammen und bereits eine kleine Tafel gedeckt. Setzen wir uns! ſagte Herſilie. Hier ſteht zwar der Stuhl des Oheims, aber gewiß wird er nicht kommen, wie gewöhnlich. Es iſt mir gewiſſermaßen lieb, daß unſer neuer Gaſt, wie ich höre, nicht lange bei uns verweilen wird: denn es müßte ihm verdrießlich ſeyn, unſer Perſonal kennen zu lernen: es iſt das ewig in Romanen und Schauſpielen wiederholte, ein wunderlicher Oheim, eine ſanfte und eine muntere Nichte, eine kluge Tante, Hausgenoſſen nach bekannter Art; und käme nun gar der Vetter wieder, ſo lernte er einen phantaſtiſchen Reiſenden kennen, der vielleicht einen noch ſonderbarern Geſellen mitbrächte, und ſo wäre das leidige Stück erfunden und in Wirklichkeit geſetzt.

Die Eigenheiten des Oheims haben wir zu ehren, verſetzte Juliette; ſie ſind niemand zur Laſt, gereichen vielmehr jedermann zur Bequemlichkeit. Eine beſtimmte Tafelſtunde iſt ihm nun einmal verdrießlich; ſelten daß er ſie einhält, wie er denn verſichert, eine der ſchönſten Erfindungen neuerer Zeit ſey das Speiſen nach der Karte.

Unter manchen andern Geſprächen kamen ſie auch auf die Neigung des werthen Mannes, überall Inſchriften zu belieben. Meine Schweſter, ſagte Herſilie, weiß ſie ſämmtlich auszulegen; mit dem Cuſtode verſteht ſie's um die Wette: ich aber finde, daß man ſie alle umkehren kann, und daß ſie alsdann eben ſo wahr ſind, und vielleicht noch mehr.

Ich läugne nicht, verſetzte Wilhelm, es ſind Sprüche darunter, die ſich in ſich ſelbſt zu vernichten ſcheinen; ſo ſah ich z. B. ſehr auffallend angeſchrieben: Beſitz und Gemeingut! Heben ſich dieſe beiden Begriffe nicht auf?

Herſilie fiel ein: Dergleichen Inſchriften, ſcheint es, hat der Oheim von den Orientalen genommen, die an allen Wänden die Sprüche des Korans mehr verehren als verſtehen.

Juliette, ohne ſich irren zu laſſen, erwiederte auf obige Frage: Umſchreiben Sie die wenigen Worte, ſo wird der Sinn alſobald hervorleuchten.

Nach einigen Zwiſchenreden fuhr Julie fort weiter aufzuklären, wie es gemeint ſey: jeder ſuche den Beſitz, der ihm von der Natur, von dem Schickſal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu ſteigern, er greife mit allen ſeinen Fertigkeiten ſo weit umher als er zu reichen fähig iſt; immer aber denke er dabei, wie er andere daran will Theil nehmen laſſen:

denn nur in so fern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen.

Indem man sich nun nach Beispielen umsah, fand sich der Freund erst in seinem Fache; man wetteiferte, man überbot sich, um jene lakonischen Worte recht wahr zu finden. Warum, hieß es, verehrt man den Fürsten, als weil er einen jeden in Thätigkeit setzen, fördern, begünstigen und seiner absoluten Gewalt gleichsam theilhaft machen kann? Warum schaut alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigste, überall Theilnehmer an seinem Ueberflusse wünscht? Warum beneiden alle Menschen den Dichter? Weil seine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung selbst ist. Der Musiker ist glücklicher als der Maler: er spendet willkommene Gaben aus, persönlich unmittelbar, anstatt daß der letzte nur giebt, wenn die Gabe sich von ihm absonderte.

Nun hieß es ferner im allgemeinen: Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist seyn, um nicht Egoist zu werden, zusammen halten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dieß ist der Sinn der Worte: Besitz und Gemeingut! das Capital soll niemand angreifen: die Interessen werden ohnehin im Wettlaufe schon jedermann angehören.

Man hatte, wie sich im Gefolg des Gesprächs ergab, dem Oheim vorgeworfen, daß ihm seine Güter nicht eintrügen was sie sollten. Er versetzte dagegen: Das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, daß diese Spende durch mich durchgeht, und so setzt sich alles wieder ins Gleiche.

Dergestalt unterhielten sich die Frauenzimmer mit dem neuen Freunde gar vielseitig, und bei immer wachsendem gegenseitigem Vertrauen sprachen sie über einen zunächst erwarteten Vetter.

Wir halten sein wunderliches Betragen für abgeredet mit dem Oheim. Er läßt seit einigen Jahren nichts von sich hören, sendet anmuthige, seinen Aufenthalt verblümt andeutende Geschenke, schreibt nun auf einmal ganz aus der Nähe, will aber nicht eher zu uns kommen, bis wir ihm von unsern Zuständen Nachricht geben. Dieß Betragen ist nicht natürlich: was auch dahinter stecke, wir müssen es vor seiner Rückkehr erfahren.

Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zinbel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben ſaß.
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's der Held und Schäfer leicht erſchuf.
Was alles zarte ſchöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend ausgeführt:
Des Raſens Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja ſelbſt ein Ungeheur erſchreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und ſtreitend Körper ſchafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entſtand auf ſein Geheiß;
Und, ſo verdient, gewährt die Muſe nur
Den Namen ihm — Direktor der Natur.*

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verſtand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?
Hier, wo ſich jeder ſeines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo ſelbſt der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O ſorget nicht! Gar viele regt ſein Tod!
Sein Witz iſt nicht zu erben, doch ſein Brod;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur eſſen kann.

* S. VII. Band, der Triumph der Empfindſamkeit, 2. Akt.

Heute Abend geben wir Ihnen ein Heft Briefe, woraus das weitere zu erſehen iſt.

Herſilie ſetzte hinzu: Geſtern machte ich Sie mit einer thörichten Landläuferin bekannt; heute ſollen Sie von einem verrückten Reiſenden vernehmen.

Geſteh' es nur, fügte Juliette hinzu, dieſe Mittheilung iſt nicht ohne Abſicht.

Herſilie fragte ſo eben etwas ungeduldig, wo der Nachtiſch bleibe, als die Meldung geſchah, der Oheim erwarte die Geſellſchaft, mit ihm die Nachkoſt in der großen Laube zu genießen. Auf dem Heimwege bemerkte man eine Feldküche, die ſehr emſig ihre blank gereinigten Caſſerollen, Schüſſeln und Teller klappernd einzupacken beſchäftigt war. In einer geräumigen Laube fand man den alten Herrn an einem runden, großen, friſchgedeckten Tiſch, auf welchem ſo eben die ſchönſten Früchte, willkommenes Backwerk und die beſten Süßigkeiten, indem ſich jene niederſetzten, reichlich aufgetragen wurden. Auf die Frage des Oheims, was bisher begegnet? womit man ſich unterhalten? fiel Herſilie vorſchnell ein: Unſer guter Gaſt hätte wohl über Ihre lakoniſchen Inſchriften verwirrt werden können, wäre ihm Juliette nicht durch einen fortlaufenden Commentar zu Hülfe gekommen.

Du haſt es immer mit Julietten zu thun, verſetzte der Oheim: ſie iſt ein wackeres Mädchen, das noch etwas lernen und begreifen mag.

Ich möchte vieles gern vergeſſen was ich weiß; und was ich begriffen habe, iſt auch nicht viel werth, verſetzte Herſilie in Heiterkeit.

Hierauf nahm Wilhelm das Wort und ſagte bedächtig: Kurzgefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, beſonders wenn ſie mich anregen, das Entgegengeſetzte zu überſchauen und in Uebereinſtimmung zu bringen. Ganz richtig! erwiederte der Oheim: hat doch der vernünftige Mann in ſeinem ganzen Leben noch keine andere Beſchäftigung gehabt.

Indeſſen beſetzte ſich die Tafelrunde nach und nach, ſo daß Spätere kaum Platz fanden. Die beiden Amtleute waren gekommen, Jäger, Pferdekänziger, Gärtner, Förſter und andere, denen man nicht gleich ihren Beruf anſehen konnte. Jeder hatte etwas von dem letzten Augenblick zu erzählen und mitzutheilen, das ſich der alte Herr gefallen ließ, auch wohl durch theilnehmende Fragen hervorrief, zuletzt aber aufſtand, und die Geſellſchaft, die ſich nicht rühren ſollte, begrüßend, mit den beiden Amtleuten

bei ihm und unſer Geſetz iſt in ſolchen Fällen, daß nur der Helfende ſich von der Stelle regen darf.

Herſilie hielt ihr Pferd an. Ja wohl! ſagte ſie: Leibärzte braucht man nur ſelten, Wundärzte jeden Augenblick.

Schon ſprengte Felix mit verbundenem Kopfe wieder heran, die blühende Beute feſthaltend und hoch emporzeigend. Mit Selbſtgefälligkeit reichte er den Strauß ſeiner Herrin zu, dagegen gab ihm Herſilie ein buntes leichtes Halstuch.

Die weiße Binde kleidet dich nicht, ſagte ſie: dieſe wird ſchon luſtiger ausſehen.

Und ſo kamen ſie, zwar beruhigt, aber theilnehmender geſtimmt nach Hauſe.

Es war ſpät geworden, man trennte ſich in freundlicher Hoffnung morgenden Wiederſehens: der hier folgende Briefwechſel aber erhielt unſern Freund noch einige Stunden nachdenklich und wach.

Lenardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drei Jahren den erſten Brief von mir, liebe Tante, unſerer Abrede gemäß, die freilich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt ſehen und mich ihr hingeben, und wollte für dieſe Zeit meine Heimath vergeſſen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das einzelne ſollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indeſſen ſind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und her gegangen. Ich habe Geld erhalten, und kleine Gaben für meine Nächſten ſind Ihnen indeſſen zur Austheilung überliefert worden. An den überſchickten Waaren konnten Sie ſehen, wo und wie ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekoſtet. Dann die Spitzen, die Quodlibets, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet: und ſo werd' ich auf Ihren Schreib-, Näh- und Theetiſchen, an Ihren Negligés und Feſtkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiſeerzählung knüpfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und ſind vielleicht nicht einmal neugierig, etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen iſt höchſt nöthig, durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem

Kreise steht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um angenehm zu seyn, sich erst erkundigt, was man in dem Hause will und mag und sich nicht einbildet, daß man ihn wegen seiner schönen Augen oder Haare gerade nach seiner eigenen Weise empfangen müsse. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von sich selbst, von unsern Verwandten, näheren und ferneren, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, lassen Sie Ihre geübte Feder, die Sie für Ihren Neffen so lange nicht eingetaucht, auch einmal zu seinen Gunsten auf dem Papiere hinwalten! Ihr unterrichtendes Schreiben soll zugleich mein Creditiv seyn, mit dem ich mich einstelle, sobald ich es erhalten habe. Es hängt also von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu sehen. Man verändert sich viel weniger, als man glaubt, und die Zustände bleiben sich auch meistens sehr ähnlich. Nicht was sich verändert hat, sondern was geblieben ist, was allmählig zu- und abnahm, will ich auf einmal wieder erkennen und mich selbst in einem bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie herzlich alle die Unsrigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens so viel Wärme enthalten sey, als manchmal nicht in stätiger Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tausend Grüße jedem und allen!

Nachschrift.

Versäumen Sie nicht, beste Tante, mir auch von unsern Geschäftsmännern ein Wort zu sagen, wie es mit unsern Gerichtshaltern und Pachtern steht. Was ist mit Valerinen geworden, der Tochter des Pachters, den unser Onkel kurz vor meiner Abreise, zwar mit Recht, aber doch, dünkt mich, mit ziemlicher Härte austrieb? Sie sehen, ich erinnere mich noch manches Umstandes; ich weiß wohl noch alles. Ueber das Vergangene sollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgetheilt haben.

Die Tante an Julietten.

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreijährigen Schweizer. Was doch die wunderlichen Menschen wunderlich sind! Er glaubt, seine

Waaren und Zeichen seyen so gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde sagen oder schreiben kann. Er bildet sich wirklich ein, im Vorschuß zu stehen, und will nun von unserer Seite das zuerst geleistet haben, was er uns von der seinigen so hart und unfreundlich versagte. Was sollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief seinen Wünschen entgegenkommen, wenn sich mein Kopfweh nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende schreiben läßt. Wir verlangen ihn alle zu sehen. Uebernehmt, meine Lieben, doch das Geschäft! Bin ich hergestellt, eh' ihr geendet habt, so will ich das Meinige beitragen. Wählt euch die Personen und die Verhältnisse, wie ihr sie am liebsten beschreibt! Theilt euch darein! Ihr werdet alles besser machen als ich selbst. Der Bote bringt mir doch von euch ein Wort zurück?

Juliette an die Tante.

Wir haben gleich gelesen, überlegt und sagen mit dem Boten unsere Meinung, jede besonders, wenn wir erst zusammen versichert haben, daß wir nicht so gutmüthig sind wie unsere liebe Tante gegen den immer verzogenen Neffen. Nachdem er seine Karten drei Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, sollen wir die unsrigen auflegen, und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes spielen. Das ist keineswegs billig und doch mag es hingehen; denn der Feinste betrügt sich oft, gerade weil er zu viel sichert. Nur über die Art und Weise sind wir nicht einig, was und wie man's ihm senden soll. Zu schreiben, wie man über die Seinigen denkt, das ist für uns wenigstens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über sie nur in diesem und jenem Falle, wenn sie einem besonderes Vergnügen oder Verdruß machen: übrigens läßt jeder den andern gewähren. Sie könnten es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einsicht und die Billigkeit zugleich. Herfille, die, wie Sie wissen, leicht zu entzünden ist, hat mir in der Geschwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreife ins Lustige recensirt; ich wollte, daß es auf dem Papier stünde, um Ihnen selbst bei Ihren Uebeln ein Lächeln abzugewinnen; aber nicht, daß man es ihm schickte. Mein Vorschlag ist jedoch, ihm unsere Correspondenz dieser drei Jahre mitzutheilen; da mag er sich durchlesen, wenn er Muth hat, oder mag kommen, um zu sehen,

was er nicht lesen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, sind in der besten Ordnung und stehen gleich zu Befehl. Dieser Meinung tritt Herstlie nicht bei; sie entschuldigt sich mit der Unordnung ihrer Papiere u. s. w., wie sie Ihnen selbst sagen wird.

Herstlie an die Tante.

Ich will und muß sehr kurz seyn, liebe Tante; denn der Bote zeigt sich unartig ungeduldig. Ich finde es eine übermäßige Gutmüthigkeit und gar nicht am Platz, Lenarde unsere Briefe mitzutheilen. Was braucht er zu wissen, was wir Gutes von ihm gesagt haben? was braucht er zu wissen, was wir Böses von ihm sagten? um aus dem letzten noch mehr als dem ersten herauszufinden, daß wir ihm gut sind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie! Es ist so was Abgemessenes und Anmaßliches in dieser Forderung, in diesem Betragen, wie es die Herren meistens haben, wenn sie aus fremden Ländern kommen: sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entschuldigen Sie sich mit Ihrem Kopfweh! Er wird schon kommen; denn wenn er nicht käme, so warten wir noch ein wenig. Vielleicht fällt es ihm alsdann ein, auf eine sonderbare geheime Weise sich bei uns zu introduciren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht alles in den Plan eines so klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübsch und wunderbar seyn! das dürfte allerlei Verhältnisse hervorbringen, die bei einem so diplomatischen Eintritt in seine Familie, wie er ihn jetzt verhat, sich unmöglich entwickeln können.

Der Bote! der Bote! Ziehen Sie Ihre alten Leute besser, oder schicken Sie junge! Diesem ist weder mit Schmeichelei, noch mit Wein beizukommen. Leben Sie tausendmal wohl!

Nachschrift um Nachschrift.

Sagen Sie mir, was will der Vetter in seiner Nachschrift mit Valerinen? Diese Frage ist mir doppelt aufgefallen. Es ist die einzige Person, die er mit Namen nennt: wir andern sind ihm Nichten, Tanten, Geschäftsträger, keine Personen, sondern Rubriken. Valerine, die Tochter unseres Gerichtshalters! Freilich ein blendes schönes Kind, das dem Herrn Vetter vor seiner Abreise mag in die Augen geleuchtet haben. Sie ist

verheirathet, gut und glücklich; das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen. Aber er weiß es so wenig, als er sonst etwas von uns weiß. Vergessen Sie ja nicht, ihm in einer Nachschrift zu melden, Valerine sey täglich schöner geworden und habe auch deßhalb eine sehr gute Partie gethan: sie sey die Frau eines reichen Gutsbesitzers; verheirathet sey die schöne Blondine. Machen Sie es ihm recht deutlich! Nun aber, liebe Tante, ist das noch nicht alles. Wie er sich der blonden Schönheit so genau erinnern und sie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Hummel von Brünette, verwechseln kann, die Nachodine hieß, und die, wer weiß wohin gerathen ist, das bleibt mir völlig unbegreiflich und intriguirt mich ganz besonders: denn es scheint doch, der Herr Vetter, der sein gutes Gedächtniß rühmt, verwechselt Namen und Personen auf eine sonderbare Weise. Vielleicht fühlt er diesen Mangel, und will das Erloschene durch Ihre Schilderung wieder auffrischen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie! aber suchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerinen und Nachodinen steht, und was für Ihnen, Trinen vielleicht noch alle sich in seiner Einbildungskraft erhalten haben, indessen die Etten und Ilien daraus verschwunden sind. Der Bote! der verwünschte Bote!

Die Tante den Nichten.

(Tieirt.)

Was soll man sich viel verstellen gegen die, mit denen man sein Leben zuzubringen hat! Lenardo mit allen seinen Eigenheiten verdient Zutrauen. Ich schicke ihm eure beiden Briefe; daraus lernt er euch kennen, und ich hoffe, wir andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächstens eben so vor ihm darzustellen. Lebet wohl! ich leide sehr.

Herstlie an die Tante.

Was soll man sich viel verstellen gegen die, mit denen man sein Leben zubringt! Lenardo ist ein verzogener Neffe. Es ist abscheulich, daß Sie ihm unsere Briefe schicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünsche mir nur Gelegenheit, mich nächstens von einer andern Seite darzustellen. Sie machen andere viel leiden, indem Sie leiden

und blind ſind. Baldige Beſſerung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe iſt nicht zu helfen.

Die Tante an Herſilie.

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch mit an Lenarde eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorſatz geblieben wäre, den mir meine incorrigible Neigung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe ſind nicht fort.

Wilhelm an Natalien.

Der Menſch iſt ein geſelliges, geſprächiges Weſen; ſeine Luſt iſt groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben ſind, und wenn auch weiter nichts dabei herauskäme. Wie oft beklagt man ſich in Geſellſchaft, daß einer den andern nicht zu Wort kommen läßt! und eben ſo kann man ſagen, daß einer den andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geſchäft wäre, das man einſam und allein abthun muß.

Wie viel die Menſchen ſchreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich ſchon genug iſt. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geſchichten, Anekdoten, Beſchreibungen von gegenwärtigen Zuſtänden einzelner Menſchen in Briefen und größeren Aufſätzen in der Stille circulirt, davon kann man ſich nur eine Vorſtellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Sphäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe ſo viel Zeit zu, ſeinen Verwandten und Freunden dasjenige mitzutheilen, womit man ſich beſchäftigt, als man Zeit ſich zu beſchäftigen ſelbſt hatte. Dieſe Bemerkung, die ſich mir ſeit einigen Tagen aufdringt, mach' ich um ſo lieber, als mir die Schreibſeligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verſchafft, ihre Verhältniſſe geſchwind und nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir, man giebt mir einen Pack Briefe, ein paar Hefte Reiſejournale, die Confeſſionen eines Gemüths, das noch nicht mit ſich ſelbſt einig iſt, und ſo bin ich in kurzem überall zu Hauſe: ich kenne die nächſte Geſellſchaft; ich kenne die Perſonen, deren Bekanntſchaft ich machen

werde, und weiß von ihnen beinahe mehr als sie selbst, weil sie denn doch in ihren Zuständen befangen sind und ich an ihnen vorbeischwebe, immer an deiner Hand, mich mit dir über alles besprechend. Auch ist es meine erste Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich dir alles mittheilen dürfe. Hier also einige Briefe, die dich in den Kreis einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumdrehe, ohne mein Gelübde zu brechen oder zu umgehen.

Siebentes Capitel.

Am frühesten Morgen fand sich unser Freund allein in die Galerie, und ergötzte sich an so mancher bekannten Gestalt; über die Unbekannten gab ihm ein vorgefundener Kataleg den erwünschten Aufschluß. Das Porträt wie die Biographie haben ein ganz eigenes Interesse: der bedeutende Mensch, den man sich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgesondert heraus, und stellt sich vor uns wie vor einen Spiegel; ihm sollen wir entschiedene Aufmerksamkeit zuwenden, wir sollen uns ausschließlich mit ihm beschäftigen, wie er behaglich vor dem Spiegelglas mit sich beschäftigt ist. Ein Feldherr ist es, der jetzt das ganze Heer repräsentirt, hinter den so Kaiser als Könige, für die er kämpft, ins Trübe zurücktreten. Der gewandte Hofmann steht vor uns, eben als wenn er uns den Hof machte; wir denken nicht an die große Welt, für die er sich eigentlich so anmuthig ausgebildet hat. Ueberraschend war sodann unserm Beschauer die Aehnlichkeit mancher längst vorübergegangenen mit lebendigen, ihm bekannten und leibhaftig gesehenen Menschen, ja Aehnlichkeit mit ihm selbst! Und warum sollten sich nur Zwillingsmenächmen aus Einer Mutter entwickeln? sollte die große Mutter der Götter und Menschen nicht auch das gleiche Gebild aus fruchtbarem Schooße gleichzeitig oder in Pausen hervorbringen können? Endlich durfte dann auch der gefühlvolle Beschauer sich nicht läugnen, daß manches anziehende, manches Abneigung erweckende Bild vor seinen Augen vorüberschwebe.

In solchem Betrachten überraschte ihn der Hausherr, mit dem er sich über diese Gegenstände freimüthig unterhielt und hiernach dessen Gunst immer mehr zu gewinnen schien. Denn er ward freundlich in die innern Zimmer geführt, vor die köstlichsten Bilder bedeutender Männer des

sechzehnten Jahrhunderts in vollständiger Gegenwart, wie sie für sich leibten und lebten, ohne sich etwa im Spiegel oder im Zuschauer zu beschauen, sich selbst gelassen und genügend und durch ihr Daseyn wirkend, nicht durch irgend ein Wollen oder Vornehmen.

Der Hausherr, zufrieden, daß der Gast eine so reich herangebrachte Vergangenheit vollkommen zu schätzen wußte, ließ ihn Handschriften sehen von manchen Personen, über die sie vorher in der Galerie gesprochen hatten; sogar zuletzt Reliquien, von denen man gewiß war, daß der frühere Besitzer sich ihrer bedient, sie berührt hatte.

Dieß ist meine Art von Poesie, sagte der Hausherr lächelnd: meine Einbildungskraft muß sich an etwas festhalten; ich mag kaum glauben, daß etwas gewesen sey, was nicht noch da ist. Ueber solche Heiligthümer vergangener Zeit such' ich mir die strengsten Zeugnisse zu verschaffen; sonst werden sie nicht aufgenommen. Am schärfsten werden schriftliche Ueberlieferungen geprüft: denn ich glaube wohl, daß der Mönch die Chronik geschrieben hat; wovon er aber zeugt, daran glaub' ich selten.

Zuletzt legte er Wilhelmen ein weißes Blatt vor mit Ersuchen um einige Zeilen, doch ohne Unterschrift; worauf der Gast durch eine Tapetenthüre sich in den Saal entlassen und an der Seite des Custode fand.

Es freut mich, sagte dieser, daß Sie unserm Herrn werth sind: schon daß Sie zu dieser Thüre herauskommen, ist ein Beweis davon. Wissen Sie aber, wofür er Sie hält? Er glaubt einen praktischen Pädagogen an Ihnen zu sehen; den Knaben vermuthet er von vornehmem Hause, Ihrer Führung anvertraut, um mit rechtem Sinn sogleich in die Welt und ihre mannichfaltigen Zustände nach Grundsätzen frühzeitig eingeweiht zu werden.

Er thut mir zu viel Ehre an, sagte der Freund; doch will ich das Wort nicht vergebens gehört haben.

Beim Frühstück, wo er seinen Felix schon um die Frauenzimmer beschäftigt fand, eröffneten sie ihm den Wunsch, er möge, da er nun einmal nicht zu halten sey, sich zu der edlen Tante Makarie begeben und vielleicht von da zum Vetter, um das wunderliche Zaudern aufzuklären: er werde dadurch sogleich zum Gliede ihrer Familie, erzeige ihnen allen einen entschiedenen Dienst und trete mit Lenardo ohne große Vorbereitung in ein zutrauliches Verhältniß.

Er jedoch versetzte dagegen: Wohin Sie mich senden, begeb' ich mich gern: ich ging aus zu schauen und zu denken; bei Ihnen hab' ich mehr

Was ſtutzt ihr? Seht den ſchlecht verzierten Sarg,
Auch das Gefolg ſcheint euch gering und karg;
Wie! ruft ihr, wer ſo künſtlich und ſo fein,
So wirkſam war, muß reich geſtorben ſeyn!
Warum verſagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Aufſtand letzter Ehre ganz?

Nicht ſo geſchwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — Arm und Reich.
Zum Güterſammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, ſchaffend bis ans Grab,
Was künſtlich war, und nicht was Vortheil gab,
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröſtet lebte, und vertröſtet ſtarb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beigeſetzt!
Wer iſt's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schweſtern, die ihr, bald auf Thespis Karrn,
Geſchleppt von Eſeln und umſchrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt;
Bald wieder durch der Menſchen Gunſt beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädchen eurer Art ſind ſelten karg,
Kommt, gebt die ſchönſten Kränze dieſem Sarg;
Vereinet hier theilnehmend euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns ſchuldig ſeyd!

erfahren und gelernt als ich hoffen durfte, und bin überzeugt, auf dem nächsten eingeleiteten Wege werd' ich mehr, als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen.

Und du, artiger Taugenichts! was wirst denn du lernen? fragte Herfilie, worauf der Knabe sehr keck erwiederte: Ich lerne schreiben, damit ich dir einen Brief schicken kann, und reiten wie keiner, damit ich immer gleich wieder bei dir bin.

Hierauf sagte Herfilie bedenklich: Mit meinen zeitbürtigen Verehrern hat es mir niemals recht glücken wollen; es scheint, daß die folgende Generation mich nächstens entschädigen will.

Nun aber empfinden wir mit unserm Freunde, wie schmerzlich die Stunde des Abschieds herannaht, und mögen uns gern von den Eigenheiten seines trefflichen Wirthes, von den Seltsamkeiten des außerordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen. Um ihn aber nicht falsch zu beurtheilen, müssen wir auf das Herkommen, auf das Heranko mmen dieser schon zu hohen Jahren gelangten würdigen Person unsere Aufmerksamkeit richten. Was wir ausfragen konnten, ist folgendes.

Sein Großvater lebte als thätiges Glied einer Gesandtschaft in England, gerade in den letzten Jahren des William Penn. Das hohe Wohlwollen, die reinen Absichten, die unverrückte Thätigkeit eines so vorzüglichen Mannes, der Conflict, in den er deßhalb mit der Welt gerieth, die Gefahren und Bedrängnisse, unter denen der Edle zu erliegen schien, erregten in dem empfänglichen Geist des jungen Mannes ein entschiedenes Interesse: er verbrüderte sich mit der Angelegenheit und zog endlich selbst nach Amerika. Der Vater unseres Herrn ist in Philadelphia geboren und beide rühmten sich beigetragen zu haben, daß eine allgemeine freiere Religionsübung in den Colonien Statt fand.

Hier entwickelte sich die Maxime, daß eine in sich abgeschlossene, in Sitten und Religion übereinstimmende Nation vor aller fremden Einwirkung, aller Neuerung sich wohl zu hüten habe, daß aber da, wo man auf frischem Boden viele Glieder von allen Seiten her zusammen berufen will, möglichst unbedingte Thätigkeit im Erwerb, und freier Spielraum der allgemeinsittlichen und religiösen Vorstellungen zu vergönnen sey.

Der lebhafte Trieb nach Amerika im Anfange des achtzehnten

Jahrhunderts war groß, indem ein jeder, der sich diesseits einigermaßen unbequem fand, sich drüben in Freiheit zu setzen hoffte: dieser Trieb ward genährt durch wünschenswerthe Besitzungen, die man erlangen konnte, ehe sich noch die Bevölkerung weiter nach Westen verbreitete. Ganze sogenannte Grafschaften standen noch zu Kauf an der Gränze des bewohnten Landes: auch der Vater unseres Herrn hatte sich dort bedeutend angesiedelt.

Wie aber in den Söhnen sich oft ein Widerspruch hervorthut gegen väterliche Gesinnungen, so zeigte sich's auch hier. Unser Hausherr, als Jüngling nach Europa gelangt, fand sich hier ganz anders: diese unschätzbare Cultur seit mehreren tausend Jahren entsprungen, gewachsen, ausgebreitet, gedämpft, gedrückt, nie ganz erdrückt, wieder aufathmend, sich neu belebend und nach wie vor in unendlichen Thätigkeiten hervortretend, gab ihm ganz andere Begriffe, wohin die Menschheit gelangen kann. Er zog vor, an den großen unübersehlichen Vortheilen sein Antheil hinzunehmen und lieber in der großen, geregelt thätigen Masse mitwirkend sich zu verlieren, als drüben über dem Meere, um Jahrhunderte verspätet, den Orpheus und Lykurg zu spielen. Er sagte: Ueberall bedarf der Mensch Geduld, überall muß er Rücksicht nehmen, und ich will mich doch lieber mit meinem Könige absinden, daß er mir diese oder jene Gerechtsame zugestehe, lieber mich mit meinen Nachbaren vergleichen, daß sie mir gewisse Beschränkungen erlassen, wenn ich ihnen von einer andern Seite nachgebe, als daß ich mich mit den Irokesen herumschlage, um sie zu vertreiben, oder sie durch Contracte betrüge, um sie zu verdrängen aus ihren Sümpfen, wo man von Mosquites zu Tode gepeinigt wird.

Er übernahm die Familiengüter, wußte sie freisinnig zu behandeln, sie wirthschaftlich einzurichten, weite, unnütz scheinende Nachbardistricte klüglich anzuschließen und so sich innerhalb der cultivirten Welt, die in einem gewissen Sinne auch gar oft eine Wildniß genannt werden kann, ein mäßiges Gebiet zu erwerben und zu bilden, das für die beschränkten Zustände immer noch utopisch genug ist.

Religionsfreiheit ist daher in diesem Bezirk natürlich: der öffentliche Cultus wird als ein freies Bekenntniß angesehen, daß man in Leben und Tod zusammen gehöre; hiernach aber wird sehr darauf gesehen, daß niemand sich absondere.

Man wird in den einzelnen Ansiedelungen mäßig große Gebäude gewahr; dieß ist der Raum, den der Grundbesitzer jeder Gemeinde schuldig

ist. Hier kommen die Aeltesten zusammen, um sich zu berathen; hier versammeln sich die Glieder, um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen: aber auch zu heiterm Ergötzen ist dieser Raum bestimmt; hier werden die hochzeitlichen Tänze aufgeführt und der Feiertag mit Musik geschlossen.

Hierauf kann uns die Natur selbst führen. Bei gewöhnlich heiterer Witterung sehen wir unter derselben Linde die Aeltesten im Rath, die Gemeinde zur Erbauung und die Jugend im Tanze sich schwenkend. Auf ernstem Lebensgrunde zeigt sich das Heilige so schön; Ernst und Heiligkeit mäßigen die Lust, und nur durch Mäßigung erhalten wir uns.

Ist die Gemeinde andern Sinnes und wohlhabend genug, so steht es ihr frei, verschiedene Baulichkeiten den verschiedenen Zwecken zu widmen.

Wenn aber dieß alles aufs Oeffentliche und Gemeinsamsittliche berechnet ist, so bleibt die eigentliche Religion ein Inneres, ja Individuelles; denn sie hat ganz allein mit dem Gewissen zu thun, dieses soll erregt, soll beschwichtigt werden: erregt, wenn es stumpf, unthätig, unwirksam dahin brütet; beschwichtigt, wenn es durch reuige Unruhe das Leben zu verbittern droht; denn es ist ganz nah mit der Sorge verwandt, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder andern durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.

Da wir aber zu Betrachtungen, wie sie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt sind, auch nicht immer aufgeregt seyn mögen, so ist hierzu der Sonntag bestimmt, wo alles was den Menschen drückt, in religiöser, sittlicher, geselliger, ökonomischer Beziehung, zur Sprache kommen muß.

Wenn Sie eine Zeit lang bei uns blieben, sagte Juliette, so würde auch unser Sonntag Ihnen nicht mißfallen. Uebermorgen früh würden Sie eine große Stille bemerken; jeder bleibt einsam und widmet sich einer vorgeschriebenen Betrachtung. Der Mensch ist ein beschränktes Wesen: unsere Beschränkung zu überdenken, ist der Sonntag gewidmet. Sind es körperliche Leiden, die wir im Lebenstaumel der Woche vielleicht gering achteten, so müssen wir am Anfang der neuen alsobald den Arzt aufsuchen; ist unsere Beschränkung ökonomisch und sonst bürgerlich, so sind unsere Beamten verpflichtet ihre Sitzungen zu halten; ist es geistig, sittlich, was

uns verdüstert, so haben wir uns an einen Freund, an einen Wohldenkenden zu wenden, dessen Rath, dessen Einwirkung zu erbitten: genug, es ist das Gesetz, daß niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinübernehmen dürfe. Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem alldringenden und allbefreienden Wesen. Auch der Oheim selbst unterläßt nicht solche Prüfung; es sind sogar Fälle, wo er mit uns vertraulich über eine Angelegenheit gesprochen hat, die er im Augenblick nicht überwinden konnte: am meisten aber bespricht er sich mit unserer edlen Tante, die er von Zeit zu Zeit besuchend angeht. Auch pflegt er Sonntag Abends zu fragen, ob alles rein gebeichtet und abgethan werden. Sie sehen hieraus, daß wir alle Sorgfalt anwenden, um nicht in Ihren Orden, nicht in die Gemeinschaft der Entsagenden aufgenommen zu werden.

Es ist ein sauberes Leben! rief Hersilie, wenn ich mich alle acht Tage resignire, so hab' ich es freilich bei dreihundert und fünfundsechzigen zu gute.

Vor dem Abschiede jedoch erhielt unser Freund von dem jüngern Beamten ein Packet mit beiliegendem Schreiben, aus welchem wir folgende Stelle ausheben:

„Mir will scheinen, daß bei jeder Nation ein anderer Sinn verwalte, dessen Befriedigung sie allein glücklich macht; und dieß bemerkt man ja schon an verschiedenen Menschen. Der eine, der sein Ohr mit vollen, anmuthig geregelten Tönen gefüllt, Geist und Seele dadurch angeregt wünscht, dankt er mir's, wenn ich ihm das trefflichste Gemälde vor Augen stelle? Ein Gemäldefreund will schauen; er wird ablehnen, durch Gedicht oder Roman seine Einbildungskraft erregen zu lassen. Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig genießen könne?

Sie aber, verübergehender Freund, sind mir als ein solcher erschienen, und wenn Sie die Nettigkeit einer vornehm reichen französischen Verirrung zu schätzen wußten, so hoff' ich, Sie werden die einfache, treue Rechtlichkeit deutscher Zustände nicht verschmähen, und mir verzeihen, wenn ich nach meiner Art und Denkweise, nach Herkommen und Stellung kein anmuthigeres Bild finde, als wie sie uns der deutsche Mittelstand in seinen reinen Häuslichkeiten sehen läßt.

Lassen Sie sich's gefallen und gedenken mein!"

Achtes Capitel.

Wer iſt der Verräther?

Nein! nein! rief er aus, als er heftig und eilig ins angewieſene Schlafzimmer trat und das Licht niederſetzte: nein! es iſt nicht möglich! Aber wohin ſoll ich mich wenden? Das erſtemal denk' ich anders als er, das erſtemal empfind' ich, will ich anders. — O mein Vater! könnteſt du unſichtbar gegenwärtig ſeyn, mich durch und durch ſchauen, du würdeſt dich überzeugen, daß ich noch derſelbe bin, immer der treue, gehorſame, liebevolle Sohn. — Nein zu ſagen! des Vaters liebſtem, lange gehegtem Wunſch zu widerſtreben! wie ſoll ich's offenbaren? wie ſoll ich's ausdrücken? Nein, ich kann Julien nicht heirathen. — Indem ich's ausſpreche, erſchreck' ich. Und wie ſoll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater? Er blickt mich ſtaunend an und ſchweigt; er ſchüttelt den Kopf: der einſichtige, kluge, gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh mir! — O, ich wüßte wohl, wem ich dieſe Pein, dieſe Verlegenheit vertraute, wen ich mir zum Fürſprecher ausgriffe! Aus allen dich, Lucinde! und dir möcht' ich zuerſt ſagen, wie ich dich liebe, wie ich mich dir hingebe und dich flehentlich bitte: Vertritt mich, und kannſt du mich lieben, willſt du mein ſeyn, ſo vertritt uns beide!

Dieſes kurze, herzlich leidenſchaftliche Selbſtgeſpräch aufzuklären wird es aber viele Worte koſten.

Profeſſor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wunderſamer Schönheit, den er bis in das achte Jahr der Vorſorge ſeiner Gattin, der würdigſten Frau, überließ: dieſe leitete die Stunden und Tage des Kindes zum Leben, Lernen und zu allem guten Betragen. Sie ſtarb, und im Augenblicke fühlte der Vater, daß er dieſe Sorgfalt perſönlich nicht weiter fortſetzen konne. Bisher war alles Uebereinkunft zwiſchen den Eltern: ſie arbeiteten auf Einen Zweck, beſchloſſen zuſammen für die nächſte Zeit was zu thun ſey, und die Mutter verſtand alles weislich auszuführen. Doppelt und dreifach war nun die Sorge des Wittwers, welcher wohl wußte und täglich vor Augen ſah, daß für Söhne der Profeſſoren auf Akademien ſelbſt nur durch ein Wunder eine glückliche Bildung zu hoffen ſey.

In dieſer Verlegenheit wendete er ſich an ſeinen Freund, den

Oberamtmann zu R., mit dem er schon frühere Plane näherer Familienverbindungen durchgesprochen hatte. Dieser wußte zu rathen und zu helfen, daß der Sohn in eine der guten Lehranstalten aufgenommen wurde, die in Deutschland blühten, und worin für den ganzen Menschen, für Leib, Seele und Geist möglichst gesorgt ward.

Untergebracht war nun der Sohn; der Vater jedoch fand sich gar zu allein. Seiner Gattin beraubt, der lieblichen Gegenwart des Knaben entfremdet, den er ohne selbsteigenes Bemühen so erwünscht heraufgebildet gesehen. Auch hier kam die Freundschaft des Oberamtmanns zu Statten: die Entfernung ihrer Wohnorte verschwand vor der Neigung, der Lust sich zu bewegen, sich zu zerstreuen. Hier fand nun der verwaiste Gelehrte in einem gleichfalls mutterlosen Familienkreis zwei schöne, verschiedenartig liebenswürdige Töchter herangewachsen; wo denn beide Väter sich immer mehr und mehr bestärkten in dem Gedanken, in der Aussicht, ihre Häuser dereinst aufs erfreulichste verbunden zu sehen.

Sie lebten in einem glücklichen Fürstenlande; der tüchtige Mann war seiner Stelle lebenslänglich gewiß, und ein gewünschter Nachfolger wahrscheinlich. Nun sollte nach einem verständigen Familien- und Ministerialplan sich Lucidor zu dem wichtigen Posten des künftigen Schwiegervaters bilden. Dieß gelang ihm auch von Stufe zu Stufe. Man versäumte nichts, ihm alle Kenntniß zu überliefern, alle Thätigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat jederzeit bedarf: die Pflege des strengen gerichtlichen Rechts, des läßlichern, wo Klugheit und Gewandtheit dem Ausübenden zur Hand geht, der Calcül zum Tagesgebrauch, die höheren Uebersichten nicht ausgeschlossen, aber alles unmittelbar am Leben, wie es gewiß und unausbleiblich zu gebrauchen wäre.

In diesem Sinne hatte Lucidor seine Schuljahre vollbracht, und ward nun durch Vater und Gönner zur Akademie vorbereitet. Er zeigte das schönste Talent zu allem und verdankte der Natur auch noch das seltene Glück, aus Liebe zum Vater, aus Ehrfurcht für den Freund seine Fähigkeiten gerade dahin lenken zu wollen, wohin man deutete, erst aus Gehorsam, dann aus Ueberzeugung. Auf eine auswärtige Akademie ward er gesendet und ging daselbst, sowohl nach eigener brieflicher Rechenschaft, als nach Zeugniß seiner Lehrer und Aufseher, den Gang, der ihn zum Ziele führen sollte. Nur konnte man nicht billigen, daß er in einigen Fällen zu ungeduldig brav gewesen. Der Vater schüttelte hierüber den

Kopf, der Oberamtmann nickte. Wer hätte sich nicht einen solchen Sohn gewünscht!

Indessen wuchsen die Töchter heran, Julie und Lucinde; jene, die jüngere, neckisch, lieblich, unstät, höchst unterhaltend, die andere zu bezeichnen schwer, weil sie in Geradheit und Reinheit dasjenige darstellte, was wir an allen Frauen wünschenswerth finden. Man besuchte sich wechselseitig, und im Hause des Professors fand Julie die unerschöpflichste Unterhaltung.

Geographie, die er durch Topographie zu beleben wußte, gehörte zu seinem Fach, und sobald Julie nur einen Band gewahr worden, dergleichen aus der Homannischen Officin eine ganze Reihe da standen, so wurden sämmtliche Städte gemustert, beurtheilt, vorgezogen oder zurückgewiesen; alle Häfen besonders erlangten ihre Gunst; andere Städte, welche nur einigermaßen ihren Beifall erhalten wollten, mußten sich mit viel Thürmen, Kuppeln und Minaretten fleißig hervorheben.

Der Vater ließ sie wochenlang bei dem geprüften Freunde; sie nahm wirklich zu an Wissenschaft und Einsicht und kannte so ziemlich die bewohnte Welt nach Hauptbezügen, Punkten und Orten. Auch war sie auf Trachten fremder Nationen sehr aufmerksam, und wenn ihr Pflegevater manchmal scherzhaft fragte, ob ihr denn von den vielen jungen hübschen Leuten, die da vor dem Fenster hin und wieder gingen, nicht einer oder der andere wirklich gefalle? so sagte sie: Ja freilich, wenn er recht seltsam aussieht! Da nun unsere jungen Studirenden es niemals daran fehlen lassen, so hatte sie oft Gelegenheit an einem oder dem andern Theil zu nehmen; sie erinnerte sich an ihm irgend einer fremden Nationaltracht, versicherte jedoch zuletzt, es müsse wenigstens ein Grieche, völlig nationell ausstaffirt, herbeikommen, wenn sie ihm vorzügliche Aufmerksamkeit widmen sollte; deswegen sie sich auch auf die Leipziger Messe wünschte, wo dergleichen auf der Straße zu sehen wären.

Nach seinen trockenen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unser Lehrer keine glücklichern Augenblicke, als wenn er sie scherzend unterrichtete und dabei heimlich triumphirte, sich eine so liebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu erziehen. Die beiden Väter waren übrigens einverstanden, daß die Mädchen nichts von der Absicht vermuthen sollten; auch Lucidorn hielt man sie verborgen.

So waren Jahre vergangen, wie sie denn gar leicht vergehen: Lucidor

ſtellte ſich dar, vollendet, alle Prüfungen beſtehend, ſelbſt zur Freude der obern Vorgeſetzten, die nichts mehr wünſchten, als die Hoffnung alter, würdiger, begünſtigter, gunſtwerther Diener mit gutem Gewiſſen erfüllen zu können.

Und ſo war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßem Schritt endlich dahin gediehen, daß Lucidor, nachdem er ſich in untergeordneten Stellen muſterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienſt und Wunſch erlangen ſollte, gerade mittewegs zwiſchen der Akademie und dem Oberamtmann gelegen.

Der Vater ſprach nunmehr mit dem Sohn von Julien, die er bisher nur hingedeutet hatte, als von deſſen Braut und Gattin, ohne weitern Zweifel und Bedingung, das Glück preiſend, ſolch ein lebendiges Kleinod ſich angeeignet zu haben. Er ſah ſeine Schwiegertochter im Geiſte ſchon wieder von Zeit zu Zeit bei ſich, mit Karten, Planen und Städtebildern beſchäftigt; der Sohn dagegen erinnerte ſich des allerliebſten heitern Weſens, das ihn zu kindlicher Zeit durch Neckerei wie durch Freundlichkeit immer ergötzt hatte. Nun ſollte Lucidor zu dem Oberamtmann hinüberreiten, die herangewachſene Schöne näher betrachten, ſich einige Wochen, zu Gewohnheit und Bekanntſchaft, mit dem Geſammthauſe ergehen. Würden die jungen Leute, wie zu hoffen, bald einig, ſo ſollte man's melden; der Vater würde ſogleich erſcheinen, damit ein feierliches Verlöbniß das gehoffte Glück für ewig ſicher ſtelle.

Lucidor kommt an; er wird freundlichſt empfangen, ein Zimmer ihm angewieſen, er richtet ſich ein und erſcheint. Da findet er denn außer den uns ſchon bekannten Familiengliedern noch einen halberwachſenen Sohn, verzogen, geradezu, aber geſcheidt und gutmüthig, ſo daß, wenn man ihn für den luſtigen Rath nehmen wollte, er gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein ſehr alter, aber geſunder, frohmüthiger Mann, ſtill, fein, klug, auslebend, nun hie und da aushelfend. Gleich nach Lucidor kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutendem Anſehen, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weiteſten Weltgegenden höchſt unterhaltend. Sie hießen ihn Anteni.

Julie empfing ihren angekündigten Bräutigam ſchicklich, aber zuvorkommend, Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauſes, wie jene ihrer Perſon. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für alle, nur für Lucidor nicht; er, ohnehin ſchweigſam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht

gar zu verſtummen, ſich fragend verhalten, wobei denn niemand zum Vortheil erſcheint.

Zerſtreut war er durchaus: denn er hatte vom erſten Augenblick an nicht Abneigung noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Julien gefühlt; Lucinde dagegen zog ihn an, daß er zitterte, wenn ſie ihn mit ihren vollen, reinen, ruhigen Augen anſah.

So bedrängt, erreichte er den erſten Abend ſein Schlafzimmer, und ergoß ſich in jenem Monolog, mit dem wir begonnen haben. Um aber auch dieſen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer ſolchen Redefülle zu demjenigen paßt, was wir ſchon von ihm wiſſen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meiſt etwas anders im Sinn, als was die Gegenwart erheiſchte; deßwegen Unterhaltung und Geſpräch ihm nie recht glücken wollte: er fühlte das und wurde ſchweigſam, außer wenn von beſtimmten Fächern die Rede war, die er durchſtudirt hatte, davon ihm jederzeit zu Dienſten ſtand, was er bedurfte. Dazu kam, daß er früher auf der Schule, ſpäter auf der Univerſität ſich an Freunden betrogen und ſeinen Herzenserguß unglücklich vergeudet hatte: jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu ſeinem Vater war er nur gewohnt uniſono zu ſprechen, und ſein volles Herz ergoß ſich daher in Monologen, ſobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er ſich zuſammengenommen, und wäre doch beinahe außer Faſſung gerückt, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freier entgegenkam. Sie mußte viel zu fragen, nach ſeinen Land- und Waſſerfahrten, wie er als Student, mit dem Bündelchen auf'm Rücken, die Schweiz durchſtreift und durchſtiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte ſie nun von der ſchönen Inſel auf dem großen ſüdlichen See vieles wiſſen; rückwärts aber mußte der Rhein von ſeinem erſten Urſprung an erſt durch höchſt unerfreuliche Gegenden begleitet werden, und ſo hinabwärts durch manche Abwechſelung, wo es denn freilich zuletzt zwiſchen Mainz und Koblenz noch der Mühe werth iſt den Fluß ehrenvoll aus ſeiner letzten Beſchränkung in die weite Welt, ins Meer zu entlaſſen.

Lucidor fühlte ſich hierbei ſehr erleichtert, erzählte gern und gut, ſo daß Julie entzückt ausrief, ſo was müſſe man ſelbander ſehen; worüber denn Lucidor abermals erſchrak; weil er darin eine Anſpielung auf ihr gemeinſames Wandern durchs Leben zu ſpüren glaubte.

Von seiner Erzählerpflicht jedoch wurde er bald abgelöst: denn der Fremde, den sie Antoni hießen, verdunkelte gar geschwind alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freigelassene Flüsse: nun hier ging's unmittelbar nach Genua; Livorno lag nicht weit; das Interessanteste im Lande nahm man auf den Raub so mit; Neapel mußte man, ehe man stürbe, gesehen haben; dann aber blieb freilich Constantinopel noch übrig, das doch auch nicht zu versäumen sey. Die Beschreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, riß die Einbildungskraft aller mit sich fort, ob er gleich weniger Feuer darein zu legen hatte. Julie, ganz außer sich, war aber noch keineswegs befriedigt: sie fühlte noch Lust nach Alexandrien, Cairo, besonders aber zu den Pyramiden, von denen sie ziemlich auslangende Kenntnisse durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor des nächsten Abends — er hatte kaum die Thüre angezogen, das Licht noch nicht niedergesetzt, rief aus: Nun besinne dich denn! es ist Ernst. Du hast viel Ernstes gelernt und durchdacht; was soll denn Rechtsgelehrsamkeit, wenn du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelst? Siehe dich als einen Bevollmächtigten an, vergiß dich selbst und thue, was du für andere zu thun schuldig wärst. Es verschränkt sich aufs fürchterlichste! Der Fremde ist offenbar um Lucindens willen da; sie bezeigt ihm die schönsten, edelsten gesellig häuslichen Aufmerksamkeiten: die kleine Närrin möchte mit jedem durch die Welt laufen, für nichts und wieder nichts. Ueberdieß noch ist sie ein Schalk: ihr Antheil an Städten und Ländern ist eine Posse, wodurch sie uns zum Schweigen bringt. Warum aber seh' ich diese Sache so verwirrt und verschränkt an? ist der Oberamtmann nicht selbst der verständigste, der einsichtigste, liebevollste Vermittler? Du willst ihm sagen, wie du fühlst und denkst, und er wird mitdenken, wenn auch nicht mitfühlen. Er vermag alles über den Vater. Und ist nicht eine wie die andere seine Tochter? Was will denn der Anton Reiser mit Lucinden, die für das Haus geboren ist, um glücklich zu seyn und Glück zu schaffen? Hefte sich doch das zappelige Quecksilber an den ewigen Juden! das wird eine allerliebste Partie werden!

Des Morgens ging Lucidor festen Entschlusses hinab mit dem Vater zu sprechen, und ihn deßhalb in bekannten freien Stunden unverzüglich anzugehen. Wie groß war sein Schmerz, seine Verlegenheit, als er vernahm, der Oberamtmann, in Geschäften verreist, werde erst übermorgen zurückerwartet! Julie schien heute so recht ganz ihren Reisetag zu haben,

Als euern Tempel grauſe Gluth verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre ſtiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein ſchwer befriedigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erſcheint ihr, die ihr viegeſtaltet ſeyd,
Im Reitrock bald, und bald im Gallakleid.

Auch das Gefolg, das um euch ſich ergießt,
Dem der Geſchmack die Thüren ekel ſchließt,
Das leichte, tolle, ſcheckige Geſchlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberſtab
Ein Schattenvolk aus mythologſchem Grab.
Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte ſich erdacht,
Ward, wohlverdeutſcht, hier Deutſchen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Geſang und Tanz.
Des Carnevals zerſtreuter Flitterwelt
Ward ſinnreich Spiel und Handlung zugeſellt.
Dramatiſch ſelbſt erſchienen hergeſandt
Drei Könige aus fernem Morgenland;
Und ſittſam bracht', auf reinlichem Altar
Dianens Prieſterin ihr Opfer dar.

sie hielt sich an den Weltwanderer und überließ mit einigen Scherzreden, die sich auf Häuslichkeit bezogen, Lucidor an Lucinden. Hatte der Freund vorher das edle Mädchen aus gewisser Ferne gesehen, nach einem allgemeinen Eindruck, und sie sich schon herzlichst angeeignet, so mußte er in der nächsten Nähe alles doppelt und dreifach entdecken, was ihn erst im allgemeinen anzog.

Der gute alte Hausfreund, an der Stelle des abwesenden Vaters, that sich nun hervor: auch er hatte gelebt, geliebt und war, nach manchen Quetschungen des Lebens, noch endlich an der Seite des Jugendfreundes aufgefrischt und wohlbehalten. Er belebte das Gespräch und verbreitete sich besonders über Verirrungen in der Wahl eines Gatten, erzählte merkwürdige Beispiele von zeitiger und verspäteter Erklärung. Lucinde erschien in ihrem völligen Glanze; sie gestand, daß im Leben das Zufällige jeder Art, und so auch in Verbindungen, das Allerbeste bewirken könne; doch sey es schöner, herzerhebender, wenn der Mensch sich sagen dürfe, er sey sein Glück sich selbst, der stillen, ruhigen Ueberzeugung seines Herzens, einem edlen Vorsatz und raschen Entschlusse schuldig geworden. Lucidorn standen die Thränen in den Augen, als er Beifall gab, worauf die Frauenzimmer sich bald entfernten. Der alte Vorsitzende mochte sich in Wechselgeschichten gern ergehen, und so verbreitete sich die Unterhaltung in heitere Beispiele, die jedoch unsern Helden so nahe berührten, daß nur ein so rein gebildeter Jüngling nicht herauszubrechen über sich gewinnen konnte: das geschah aber, als er allein war.

Ich habe mich gehalten! rief er aus: mit solcher Verwirrung will ich meinen guten Vater nicht kränken! Ich habe an mich gehalten: denn ich sehe in diesem würdigen Hausfreunde den Stellvertretenden beider Väter: zu ihm will ich reden, ihm alles entdecken; er wird's gewiß vermitteln, und hat beinahe schon ausgesprochen, was ich wünsche. Sollte er im einzelnen Falle schelten, was er überhaupt billigt? Morgen früh such' ich ihn auf; ich muß diesem Drange Luft machen.

Beim Frühstück fand sich der Greis nicht ein: er hatte, hieß es, gestern Abend zu viel gesprochen zu lange gesessen, und einige Tropfen Wein über Gewohnheit getrunken. Man erzählte viel zu seinem Lobe, und zwar gerade solche Reden und Handlungen, die Lucidorn zur Verzweiflung brachten, daß er sich nicht sogleich an ihn gewendet. Dieses unangenehme Gefühl ward nur noch geschärft, als er vernahm, bei

solchen Anfällen lasse der gute Alte sich manchmal in acht Tagen gar nicht sehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geselliges Zusammenseyn gar große Vortheile, besonders wenn die Bewirthenden sich, als denkende, fühlende Personen, mehrere Jahre veranlaßt gefunden, der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hülfe zu kommen. So war es hier geglückt. Der Oberamtmann, erst unverheirathet, dann in einer langen glücklichen Ehe, selbst vermögend, an einem einträglichen Posten, hatte nach eigenem Blick und Einsicht, nach Liebhaberei seiner Frau, ja zuletzt nach Wünschen und Grillen seiner Kinder erst größere und kleinere abgesonderte Anlagen besorgt und begünstigt, welche, mit Gefühl allmählig durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebste, verschiedentlich abweichende, charakteristische Scenenfolge dem Durchwandelnden darstellten. Eine solche Wallfahrt ließen denn auch unsere jungen Familienglieder ihren Gast antreten, wie man seine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er das, was uns gewöhnlich geworden, auffallend erblicke und den günstigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächste, so wie die fernere Gegend war zu bescheidenen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelnheiten höchst geeignet. Fruchtbare Hügel wechselten mit wohlbewässerten Wiesengründen, so daß das Ganze von Zeit zu Zeit zu sehen war, ohne flach zu seyn; und wenn Grund und Boden vorzüglich dem Nutzen gewidmet erschien, so war doch das Anmuthige, das Reizende nicht ausgeschlossen.

An die Haupt- und Wirthschaftsgebäude fügten sich Lust-, Obst- und Grasgärten, aus denen man sich unversehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchschlängelte. Hier in der Mitte war auf der bedeutendsten Höhe ein Saal erbaut, mit anstoßenden Gemächern. Wer zur Hauptthüre hereintrat, sah im großen Spiegel die günstigste Aussicht, welche die Gegend nur gewähren mochte, und kehrte sich geschwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Erholung zu nehmen: denn das Herankommen war künstlich genug eingerichtet und alles klüglich verdeckt, was Ueberraschung bewirken sollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel sich nicht gern hin und wieder gewendet hätte.

Am schönsten, heitersten, längsten Tage einmal auf dem Wege, hielt

man einen sinnigen Flurzug um und durch das Ganze. Hier wurde das Abendplätzchen der guten Mutter bezeichnet, wo eine herrliche Buche rings umher sich freien Raum gehalten hatte. Bald nachher wurde Lucindens Morgenandacht von Julien halb neckisch angedeutet, in der Nähe eines Wässerchens zwischen Pappeln und Erlen, an hinabstreichenden Wiesen, hinaufziehenden Aeckern. Es war nicht zu beschreiben wie hübsch! schon überall glaubte man es gesehen zu haben, aber nirgends in seiner Einfalt so bedeutend und so willkommen. Dagegen zeigte der Junker, auch halb wider Willen Juliens, die kleinlichen Lauben und kindischen Gärtchenanstalten, die nächst einer vertraulich gelegenen Mühle kaum noch zu bemerken; sie schrieben sich aus einer Zeit her, wo Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, sich in den Kopf gesetzt hatte, Müllerin zu werden und, nach dem Abgang der beiden alten Leute, selbst einzutreten und sich einen braven Mühlknappen auszusuchen.

Das war zu einer Zeit, rief Julie, wo ich noch nichts von Städten wußte, die an Flüssen liegen, oder gar am Meer, von Genua nichts u. s. w. Ihr guter Vater, Lucidor, hat mich bekehrt: seit der Zeit komm' ich nicht leicht hierher.

Sie setzte sich neckisch auf ein Bänkchen, das sie kaum noch trug, unter einen Hollunderstrauch, der sich zu tief gebeugt hatte.

Pfui, übers Hecken! rief sie, sprang auf und lief mit dem lustigen Bruder voran.

Das zurückgebliebene Paar unterhielt sich verständig, und in solchen Fällen nähert sich der Verstand auch wohl dem Gefühl. Abwechselnd einfache, natürliche Gegenstände zu durchwandern, mit Ruhe zu betrachten, wie der verständige, kluge Mensch ihnen etwas abzugewinnen weiß, wie die Einsicht ins Vorhandene, zum Gefühl seiner Bedürfnisse sich gesellend, Wunder thut, um die Welt erst bewohnbar zu machen, dann zu bevölkern und endlich zu übervölkern, das alles konnte hier im einzelnen zur Sprache kommen. Lucinde gab von allem Rechenschaft, und konnte, so bescheiden sie war, nicht verbergen, daß die bequemlich angenehmen Verbindungen entfernter Partien ihr Werk seyen, unter Angabe, Leitung oder Vergünstigung einer verehrten Mutter.

Da sich aber denn doch der längste Tag endlich zum Abend bequemt, so mußte man auf Rückkehr denken, und als man auf einen angenehmen Umweg sann, verlangte der lustige Bruder, man solle den kürzern, obgleich

nicht erfreulichen, wohl gar beſchwerlichern Weg einſchlagen. Denn, rief er aus, ihr habt mit euern Anlagen und Anſchlägen gezahlt, wie ihr die Gegend für maleriſche Augen und für zärtliche Herzen verſchönert und verbeſſert: laßt mich aber auch zu Ehren kommen!

Nun mußte man über geackerte Stellen und holprichte Pfade, ja wohl auch auf zufällig hingeworfenen Steinen über Moorflecke wandern und ſah ſchon in einer gewiſſen Ferne allerlei Maſchinenwerk verworren aufgethürmt. Näher betrachtet, war ein großer Luſt- und Spielplatz, nicht ohne Verſtand, mit einem gewiſſen Volksſinn eingerichtet. Und ſo ſtanden hier, in gehörigen Entfernungen zuſammengeordnet, das große Schaukelrad, wo die Auf- und Abſteigenden immer gleich horizontal ruhig ſitzen bleiben, andere Schaukeleien, Schwungſeile, Luſthebel, Kegel- und Zellenbahnen und was nur alles erdacht werden kann, um auf einem großen Triftraum eine Menge Menſchen verſchiedentlichſt und gleichmäßig zu beſchäftigen und zu erluſtigen.

Dieß, rief er aus, iſt meine Erfindung, meine Anlage! und obgleich der Vater das Geld und ein geſcheidter Kerl den Kopf dazu hergab, ſo hätte doch ohne mich, den ihr oft unvernünftig nennt, Verſtand und Geld ſich nicht zuſammen gefunden.

So heiter geſtimmt kamen alle vier mit Sonnenuntergang wieder nach Hauſe. Antoni fand ſich ein; die Kleine jedoch, die an dieſem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einſpannen und fuhr über Land zu einer Freundin, in Verzweiflung, ſie ſeit zwei Tagen nicht geſehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen fühlten ſich verlegen, eh man ſich's verſah, und es ward ſogar ausgeſprochen, daß des Vaters Außenbleiben die Angehörigen beunruhige. Die Unterhaltung fing an zu ſtocken, als auf einmal der luſtige Junker aufſprang und gar bald mit einem Buche zurückkam, ſich zum Vorleſen erbietend. Lucinde enthielt ſich nicht zu fragen, wie er auf den Einfall komme, den er ſeit einem Jahre nicht gehabt; worauf er munter verſetzte: Mir fällt alles zur rechten Zeit ein; deſſen könnt ihr euch nicht rühmen. Er las eine Folge ächter Mährchen, die den Menſchen aus ſich ſelbſt hinausführen, ſeinen Wünſchen ſchmeicheln und ihn jede Bezügung vergeſſen machen, zwiſchen welchen wir, ſelbſt in den glücklichſten Momenten, noch immer noch eingeklemmt ſind.

Was beginn' ich nun! rief Lucidor, als er ſich endlich allein fand: die Stunde drängt! Zu Antoni hab' ich kein Vertrauen: er iſt weltfremd:

ich weiß nicht, wer er iſt, wie er ins Haus kommt, noch was er will; um Lucinden ſcheint er ſich zu bemühen und was könnt' ich daher von ihm hoffen? Mir bleibt nichts übrig als Lucinden ſelbſt anzugehen; ſie muß es wiſſen, ſie zuerſt. Dieß war ja mein erſtes Gefühl; warum laſſen wir uns auf Klugheitswege verleiten! Das erſte ſoll nun das letzte ſeyn, und ich hoffe zum Ziel zu gelangen.

Sonnabend Morgens ging Lucidor, zeitig angekleidet, in ſeinem Zimmer auf und ab, was er Lucinden zu ſagen hätte, hin und her bedenkend, als er eine Art von ſcherzhaftem Streit vor ſeiner Thür vernahm, die auch alſobald aufging. Da ſchob der luſtige Junker einen Knaben vor ſich hin, mit Kaffee und Backwerk für den Gaſt; er ſelbſt trug kalte Küche und Wein. Du ſollſt vorangehen! rief der Junker: denn der Gaſt muß zuerſt bedient werden; ich bin gewohnt mich ſelbſt zu bedienen. Mein Freund! heute kommt ich etwas früh und tumultuariſch. Genießen wir unſer Frühſtück in Ruhe und dann wollen wir ſehen, was wir anfangen: denn von der Geſellſchaft haben wir wenig zu hoffen. Die Kleine iſt von ihrer Freundin noch nicht zurück; dieſe müſſen gegen einander wenigſtens alle vierzehn Tage ihr Herz ausſchütten, wenn es nicht ſpringen ſoll. Sonnabend iſt Lucinde ganz unbrauchbar, ſie liefert dem Vater pünktl... ihre Haushaltungsrechnung: da hab' ich mich auch einmiſchen ſollen, aber Gott bewahre mich! Wenn ich weiß, was eine Sache koſtet, ſo ſchmeckt mir kein Biſſen. Gäſte werden auf Morgen erwartet; der Alte hat ſich noch nicht wieder ins Gleichgewicht geſtellt: Antons iſt auf die Jagd: wir wollen das Gleiche thun.

Flinten, Taſchen und Hunde waren bereit, als ſie in den Hof kamen, und nun ging es an den Feldern weg, wo denn doch allenfalls ein junger Haſe und ein armer gleichgültiger Vogel geſchoſſen wurde. Zwiſchen beſprach man ſich von häuslichen und gegenwärtig geſelligen Verhältniſſen. Anton ward genannt, und Lucidor verfehlte, nicht ſich nach ihm zu erkundigen. Der luſtige Junker, mit einiger Selbſtgefälligkeit, verſicherte, jenen wunderlichen Mann, ſo geheimnißvoll er auch thue, habe er ſchon durch und durch geſehen.

Er iſt, fuhr er fort, gewiß der Sohn aus einem reichen Handelshauſe, das gerade in dem Augenblick fallirte, als er, in der Fülle ſeiner Jugend, Theil an großen Geſchäften mit Kraft und Munterkeit zu nehmen, daneben aber die ſich reichlich darbietenden Genüſſe zu theilen gedachte.

Von der Höhe seiner Hoffnungen heruntergestürzt, raffte er sich zusammen und leistete, andern dienend, dasjenige, was er für sich und die Seinigen nicht mehr bewirken konnte. So durchreiste er die Welt, lernte sie und ihren wechselseitigen Verkehr auf's genaueste kennen und vergaß dabei seines Vortheils nicht. Unermüdete Thätigkeit und erprobte Redlichkeit brachten und erhielten ihm von vielen ein unbedingtes Vertrauen. So erwarb er sich aller Orten Bekannte und Freunde, ja es läßt sich gar wohl merken, daß sein Vermögen so weit in der Welt vertheilt ist, als seine Bekanntschaft reicht, weßhalb denn auch seine Gegenwart in allen vier Theilen der Welt von Zeit zu Zeit nöthig ist.

Umständlicher und naiver hatte dieß der lustige Junker erzählt und so manche possenhafte Bemerkung eingeschlossen, eben als wenn er sein Mährchen recht weitläufig auszuspinnen gedächte.

Wie lange steht er nicht schon mit meinem Vater in Verbindung! Die meinen, ich sehe nichts, weil ich mich um nichts bekümmere; aber eben deswegen seh' ich's nur deste besser, weil mich's nichts angeht. Vieles Geld hat er bei meinem Vater niedergelegt, der es wieder sicher und vortheilhaft unterbrachte. Erst gestern steckte er dem Alten ein Juwelenkästchen zu; einfacher, schöner und kostbarer hab' ich nichts gesehen, obgleich nur mit einem Blick; denn es wird verheimlicht. Wahrscheinlich soll es der Braut zu Vergnügen, Lust und künftiger Sicherheit verehrt werden. Antoni hat sein Zutrauen auf Lucinden gesetzt. Wenn ich sie aber zusammen sehe, kann ich sie nicht für ein wohl assortirtes Paar halten. Die Ruschliche wäre besser für ihn; ich glaube auch, sie nimmt ihn lieber als die Aelteste; sie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knasterbart so munter und theilnehmend hinüber, als wenn sie sich mit ihm in den Wagen setzen und auf und davon fliegen wolle.

Lucidor faßte sich zusammen; er wußte nicht was zu erwiedern wäre; alles was er vernahm, hatte seinen innerlichen Beifall.

Der Junker fuhr fort: Ueberhaupt hat das Mädchen eine verkehrte Neigung zu alten Leuten; ich glaube, sie hätte Ihren Vater so frisch weg geheirathet wie den Sohn.

Lucidor folgte seinem Gefährten, wo ihn dieser auch über Steck und Stein hinführte: beide vergaßen die Jagd, die ohnehin nicht ergiebig seyn konnte. Sie kehrten auf einem Pachthofe ein, wo, gut aufgenommen, der eine Fremd sich mit Essen, Trinken und Schwätzen unterhielt, der andere

aber in Gedanken und Ueberlegungen sich versenkte, wie er die gemachte Entdeckung für sich und seinen Vortheil benützen möchte.

Lucider hatte nach allen diesen Erzählungen und Eröffnungen so viel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich beim Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden seyn sollte. Er durchstrich die sämmtlichen Gänge des Parks bei heiterer Abendsonne; umsonst! Nirgends, keine Seele war zu sehen; endlich trat er in die Thüre des großen Saals und, wundersam genug! die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückscheinend, blendete ihn dergestalt, daß er die beiden Personen, die auf dem Canapé saßen, nicht erkennen, wohl aber unterscheiden konnte, daß einem Frauenzimmer von einer neben ihr sitzenden Mannsperson die Hand sehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher sein Entsetzen, als er bei hergestellter Augenruhe Lucinden und Antoni vor sich sah! Er hätte versinken mögen, stand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichst und unbefangen willkommen hieß, zurückte und ihn bat, zu ihrer rechten Seite zu sitzen. Unbewußt ließ er sich nieder, und wie sie ihn anredete, nach dem heutigen Tage sich erkundigte, Vergebung bat häuslicher Abhaltungen, da komt' er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni stand auf und empfahl sich; Lucinde, als sie; sich gleichfalls erholend, den Zurückgebliebenen zum Spaziergang einlud. Neben ihr hergehend war er schweigsam und verlegen; auch sie schien beunruhigt; und wenn er nur einigermaßen bei sich gewesen wäre, so hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müssen, daß sie herzliche Seufzer zu verbergen habe. Sie beurlaubte sich zuletzt, als sie sich dem Hause näherten; er aber wandte sich erst langsam, dann heftig gegen das Freie. Der Park war ihm zu eng; er eilte durchs Feld, nur die Stimme seines Herzens vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommensten Abends. Als er sich allein sah und seine Gefühle sich im beruhigenden Thränenerguß Luft machten, rief er aus:

„Schon einigemal im Leben, aber nie so grausam hab' ich den Schmerz empfunden, der mich nun ganz elend macht, wenn das gewünschteste Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt, und zugleich sein Scheiden für ewig ankündet. Ich saß bei ihr, ging neben ihr, das bewegte Kleid berührte mich und ich hatte sie schon verloren! Zähle dir das nicht vor, dröfele dir's nicht auf! schweig und entschließe dich!"

Er hatte sich selbst den Mund verboten, er schwieg und sann, durch

Felder, Wieſen und Buſch, nicht immer auf den wegſamſten Pfaden hinſchreitend. Nur als er ſpät in ſein Zimmer trat, hielt er ſich nicht und rief:

Morgen früh bin ich fort! ſolch einen Tag will ich nicht wieder erleben.

Und ſo warf er ſich angekleidet aufs Lager.

Glückliche, geſunde Jugend! er ſchlief ſchon; die abmüdende Bewegung des Tages hatte ihm die ſüßeſte Nachtruhe verdient. Aus treſtlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrüheſte Sonne; es war eben der längſte Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des beruhigenden Abendgeſtirns gar nicht empfunden, ſo fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur, um zu verzweifeln. Er ſah die Welt ſo herrlich als je; ſeinen Augen war ſie es noch: ſein Inneres aber widerſprach; das gehörte ihm alles nicht mehr an, er hatte Lucinden verloren.

Neuntes Capitel.

Der Mantelſack war ſchnell gepackt, den er wollte liegen laſſen; keinen Brief ſchrieb er dazu; nur mit wenig Worten ſollte ſein Außenbleiben vom Tiſch, vielleicht auch vom Abend durch den Reitknecht entſchuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Dieſen aber fand er unten ſchon vor dem Stalle, mit großen Schritten auf und abgehend. Sie wollen doch nicht reiten? rief der ſonſt gutmüthige Menſch mit einigem Verdruß. Ihnen darf ich es wohl ſagen; aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er ſich doch geſtern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben ſollte, er danke Gott, einen Sonntagmorgen zu ruhen. Kommt er nicht heute frühe vor Tag, rumort im Stalle und wie ich aufſpringe, ſattelt und zäumt er Ihr Pferd, iſt durch keine Vorſtellung abzuhalten; er ſchwingt ſich drauf und ruft: Bedenke nur das gute Werk, das ich thue! Dieß Geſchöpf geht immer nur gelaſſen einen juriſtiſchen Trab; ich will ſehen, daß ich ihn zu einem raſchen Lebensgalopp anrege. Er ſagte ungefähr ſo und verführte andere wunderliche Reden.

Lucidor war doppelt und dreifach betroffen; er liebte das Pferd, als ſeinem eigenen Charakter, ſeiner Lebensweiſe zuſagend; ihn verdroß, das

gute verständige Geschöpf in den Händen eines Wildfangs zu wissen. Sein Plan war zerstört, seine Absicht, zu einem Universitätsfreunde, mit dem er in froher, herzlicher Verbindung gelebt, in dieser Krise zu flüchten. Das alte Zutrauen war erwacht, die dazwischen liegenden Meilen wurden nicht gerechnet; er glaubte schon bei dem wohlwollenden, verständigen Freunde Rath und Linderung zu finden. Diese Aussicht war nun abgeschnitten; doch sie war's nicht, wenn er es wagte auf frischen Wanderfüßen, die ihm zu Gebote standen, sein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen suchte er nun aus dem Park ins freie Feld, auf den Weg, der ihn zum Freunde führen sollte, zu gelangen. Er war seiner Richtung nicht ganz gewiß, als ihm linker Hand, über dem Gebüsch hervorragend, auf wunderlichem Zimmerwerk die Einsiedelei, aus der man ihm früher ein Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel, und er, jedoch zu seiner größten Verwunderung, auf der Galerie unter dem chinesischen Dache den guten Alten, der einige Tage für krank gehalten worden, munter um sich blickend erschaute. Dem freundlichsten Gruße, der dringenden Einladung heraufzukommen widerstand Lucidor mit Ausflüchten und eiligen Gebärden. Nur Theilnahme für den guten Alten, der, die steile Treppe schwankenden Tritts heruntereilend, herabzustürzen drohte, konnte ihn vermögen, entgegenzugehen und sodann sich hinaufziehen zu lassen. Mit Verwunderung betrat er das anmuthige Sälchen: es hatte nur drei Fenster gegen das Land, eine allerliebste Aussicht; die übrigen Wände waren verziert, oder vielmehr verdeckt von hundert und aberhundert Bildnissen, in Kupfer gestochen, allenfalls auch gezeichnet, auf die Wand neben einander in gewisser Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwischenräume gesondert.

Ich begünstige Sie, mein Freund, wie nicht jeden; dieß ist das Heiligthum, in dem ich meine letzten Tage vergnüglich zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern, die mich die Gesellschaft begehen läßt, hier bring' ich meine Diätfehler wieder ins Gleichgewicht.

Lucidor besah sich das Ganze und, in der Geschichte wohl erfahren, sah er alsbald klar, daß eine historische Neigung zu Grunde liege.

Hier oben in dem Friese, sagte der Alte, finden Sie die Namen vortrefflicher Männer aus der Urzeit, dann aus der nähern auch nur die Namen; denn wie sie ausgesehen, möchte schwerlich auszumitteln seyn. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an, hier sind die

Männer, die ich noch nennen gehört als Knabe: denn etwa funfzig Jahre bleibt der Name vorzüglicher Menschen in der Erinnerung des Volks, weiterhin verschwindet er oder wird mährchenhaft. Obgleich von deutschen Eltern, bin ich in Holland geboren, und für mich ist Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urvater aller ordentlichen Männer und Helden. Nun sehen Sie aber Ludwig den Vierzehnten gleich neben ihm, als welcher —

Wie gern hätte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es sich geschickt hätte, wie es sich uns, den Erzählenden, wohl ziemen mag: denn ihn betrehte die neue und neueste Geschichte, wie sich an den Bildern Friedrichs des Großen und seiner Generale, nach denen er hinschielte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an seiner nächsten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Ansichten als interessant nicht entgehen, so hatte er doch auf Akademien schon die neuere und neueste Geschichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wissen. Sein Sinn stand in die Ferne, er hörte nicht, er sah kaum, und war eben im Begriff auf die ungeschickteste Weise zur Thüre hinaus und die lange, fatale Treppe hinunterzupoltern, als ein Händeklatschen von unten heftig zu vernehmen war.

Indessen sich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenster hinaus und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: Kommen Sie herunter ums Himmels willen! aus Ihrem historischen Bilderſaal, alter Herr! Schließen Sie Ihre Fasten und helfen mir unsern jungen Freund begütigen, wenn er's erfährt! Lucidors Pferd hab' ich etwas unvernünftig angegriffen; es hat ein Eisen verloren, und ich muß's stehen lassen. Was wird er sagen? Es ist doch gar zu absurd, wenn man absurd ist.

Kommen Sie herauf! sagte der Alte, und wendete sich herein zu Lucidor! Nun, was sagen Sie?

Lucidor schwieg, und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Wiederreden gab eine lange Scene; genug, man beschloß, den Reitknecht sogleich hinzuschicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklassend, eilten beide junge Leute nach dem Hause, wohin sich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ, es mochte daraus werden was wollte; wenigstens war in diesen Mauern der einzige Wunsch

Nun ehrt uns auch in dieſer Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr ſeyd nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und feſtlich näher tritt?
Sie iſt es ſelbſt; die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht ſie gefällig ſtehn!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.
Und, hocherſtaunt, ſeht ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint.

Anſtändig führt die leis erhobne Hand
Den ſchönſten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Roſe frohes, volles Angeſicht,
Das treue Veilchen, der Narciſſe Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geſchickt hervorgebracht,
Durchſchlungen von der Myrte ſanfter Zier,
Vereint die Kunſt zum Trauerſchmucke hier;
Und durch den ſchwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerſpitze ſtill hervor.

seines Herzens eingeschlossen. In solchem verzweifelten Falle vermissen wir ohnehin den Beistand unseres freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Bestimmung und Nöthigung eingreift. Jedoch fand er sich, da er sein Zimmer betrat, in dem wunderlichsten Zustande, eben als wenn jemand in ein Gasthofsgemach, das er so eben verließ, unerwünscht wieder einzukehren genöthigt ist, weil ihm eine Achse gebrochen.

Der lustige Junker machte sich nun über den Mantelsack, um alles recht ordentlich auszupacken; vorzüglich legte er zusammen, was von festlichen Kleidungsstücken, obgleich reisemäßig, vorhanden war: er nöthigte Lucidor, Schuhe und Strümpfe anzuziehen, richtete dessen vollkrause, braune Locken zurecht und putzte ihn aufs beste heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unsern Freund und sein Machwerk vom Kopf bis zum Fuße beschauend: Nun seht ihr doch, Freundchen, einem Menschen gleich, der einigen Anspruch auf hübsche Kinder macht und ernsthaft genug dabei, um sich nach einer Braut umzusehen. Nur einen Augenblick! und ihr sollt erfahren, wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde schlägt. Das hab' ich Officieren abgelernt, nach denen die Mädchen immer schielen, und da hab' ich mich zu einer gewissen Soldateska selbst enrollirt, und nun sehen sie mich auch an und wieder an, weil keine weiß, was sie aus mir machen soll. Da entsteht nun aus dem Hin- und Hersehen, aus Verwunderung und Aufmerksamkeit oft etwas gar Artiges, das, wär' es auch nicht dauerhaft, doch werth ist, daß man ihm den Augenblick gönne. — Aber nun kommen Sie, Freund, und erweisen mir den gleichen Dienst! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle schlüpfen sehen, so werden Sie Witz und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht absprechen.

Nun zog er den Freund mit sich fort, durch lange, weitläufige Gänge des alten Schlosses.

Ich habe mich, rief er aus, ganz allein hingebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein: denn man kann's den andern doch nicht recht machen.

Sie kamen an der Kanzlei vorbei, eben als ein Diener heraustrat mit ein Urvaterschreibzeug, schwarz, groß und vollständig, herausstrug: Papier war auch nicht vergessen.

Ich weiß schon, was da wieder geflecket werden soll, rief der Junker:

geh' hin und laß mir den Schlüssel. Thun Sie einen Blick hinein, Lucider! es unterhält Sie wohl, bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund ist ein solches Local nicht verhaßt wie einem Stallverwandten.

Und so schob er Lucider in den Gerichtssaal.

Der Jüngling fühlte sich sogleich in einem bekannten ansprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, aufs Geschäft erpicht, an solchem Tische saß, hörend und schreibend sich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte stattliche Hauscapelle zum Dienste der Themis bei veränderten Religionsbegriffen verwandelt sey. In den Repositurren fand er Rubriken und Acten, ihm früher bekannt; er hatte selbst in diesen Angelegenheiten von der Hauptstadt her gearbeitet. Einen Fascikel aufschlagend, fiel ihm ein Rescript in die Hände, das er selbst mundirt, ein anderes, wovon er der Concipient gewesen. Handschrift und Papier, Kanzleisiegel und des Vorsitzenden Unterschrift, alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er sich dann umsah und den Sessel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und bestimmt, einen so schönen Platz, einen so würdigen Wirkungskreis, den er zu verschmähen, zu entbehren Gefahr lief! das alles bedrängte ihn doppelt und dreifach, indem die Gestalt Lucindens zu gleicher Zeit sich von ihm zu entfernen schien.

Er wollte das Freie suchen, fand sich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtsinnig oder schalkhaft, die Thüre verschlossen hinter sich gelassen; doch blieb unser Freund nicht lange in dieser peinlichsten Beklemmung: denn der andere kam wieder, entschuldigte sich und erregte wirklich guten Humor durch seine seltsame Gegenwart. Eine gewisse Verwegenheit der Farben und des Schnitts seiner Kleidung war durch natürlichen Geschmack gedämpft; wie wir ja selbst tatowirten Indiern einen gewissen Beifall nicht versagen.

Heute, rief er aus, soll uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde sind angekommen, hübsche Mädchen, neckische, verliebte Wesen, und dann auch mein Vater, und Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Fest werden! alles ist im Saale schon versammelt beim Frühstück.

Lucidor war's auf einmal zu Muthe, als wenn er in tiefe Nebel hineinsähe; alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm gespenstig: doch sein Charakter, in Begleitung eines reinen

Herzens, hielt ihn aufrecht: in wenigen Secunden fühlte er sich schon allen gewachsen. Nun folgte er dem eilenden Freunde mit sicherem Tritt, fest entschlossen abzuwarten, es geschehe was da wolle, sich zu erklären, es entstehe was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis rings an den Fenstern umher entdeckte er sogleich seinen Vater neben dem Oberamtmann, beide stattlich angezogen. Die Schwestern, Antoni und sonst noch Bekannte und Unbekannte übersah er mit einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er sich seinem Vater, der ihn höchst freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewissen Förmlichkeit, die ein vertrauendes Annähern kaum begünstigte. Vor so vielen Personen stehend, suchte er sich für den Augenblick einen schicklichen Platz; er hätte sich neben Lucinden stellen können, aber Julie, dem gespannten Anstand zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte; Antoni blieb neben Lucinden.

In diesem bedeutenden Momente fühlte sich Lucidor abermals als Beauftragten, und gestählt von seiner ganzen Rechtswissenschaft, rief er sich jene schöne Maxime zu seinen eigenen Gunsten heran: Wir sollen anvertraute Geschäfte der Fremden wie unsere eigenen behandeln; warum nicht die unsrigen in eben dem Sinne? In Geschäftsvorträgen wohl geübt, durchlief er schnell, was er zu sagen habe. Indessen schien die Gesellschaft, in einen förmlichen Halbcirkel gebildet, ihn zu überflügeln. Den Inhalt seines Vortrags kannte er wohl: den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgestellt, das große Tintenfaß, Kanzleiverwandte Gabe; der Oberamtmann machte eine Bewegung, seine Rede vorzubereiten: Lucidor wollte ihm zuvorkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dieß brachte ihn aus aller Fassung: er überzeugte sich, daß alles entschieden, alles für ihn verloren sey.

Nun war an gegenwärtigen sämmtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familienverbindungen, Gesellschafts- und Anstandsbezügen nichts mehr zu schonen: er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julien und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unversehens vermißte, und er sich selbst draußen nicht wiederfinden konnte.

Scheu vor dem Tageslicht, das im höchsten Glanze über ihn herabschien, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, aufsuchende fürchtend, schritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartensaal. Dort wollten

ihm die Kniee versagen, er stürzte hinein und warf sich trostlos auf den Sopha unter dem Spiegel, mitten in der sittlich bürgerlichen Gesellschaft in solcher Verworrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin und her schlug. Sein vergangenes Dasein kämpfte mit dem gegenwärtigen, es war ein gräulicher Augenblick.

Und so lag er eine Zeit, mit dem Gesichte in das Kissen versenkt, auf welchem gestern Lucindens Arm geruht hatte. Ganz in seinen Schmerz versunken, fuhr er, sich berührt fühlend, schnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Person gespürt zu haben: da erblickt er Lucinden, die ihm nahe stand.

Vermuthend, man habe sie gesendet ihn abzuholen, ihr aufgetragen, ihn mit schicklichen schwesterlichen Worten in die Gesellschaft, seinem widerlichen Schicksal entgegenzuführen, rief er aus: Sie hätte man nicht senden müssen, Lucinde! denn Sie sind es, die mich von dort vertrieb; ich kehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig sind, schaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht! Denn, damit Sie von mir zeugen können, wie unmöglich es sey mich zurückzubringen, so nehmen Sie den Schlüssel zu meinem Betragen, das Ihnen und allen wahnsinnig vorkommen muß! Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauflöslich laut wiederhole: Nur mit Ihnen wollt' ich leben, meine Jugend nutzen, genießen, und so das Alter im treuen, redlichen Ablauf. Dieß aber sey so fest und sicher als irgend etwas, was vor dem Altar je geschworen worden, was ich jetzt schwöre, indem ich Sie verlasse, der bedauernswürdigste aller Menschen.

Er machte eine Bewegung zu entschlüpfen, ihr, die so gedrängt vor ihm stand; aber sie faßte ihn sanft in ihren Arm.

Was machen Sie! rief er aus.

Lucidor! rief sie, nicht zu bedauern, wie Sie wohl wähnen! Sie sind mein, ich die Ihre; ich halte Sie in meinen Armen: zaudern Sie nicht, die Ihrigen um mich zu schlagen. Ihr Vater ist alles zufrieden; Antoni heirathet meine Schwester.

Erstaunt zog er sich von ihr zurück.

Das wäre wahr?

Lucinde lächelte und nickte; er entzog sich ihren Armen.

Lassen Sie mich noch einmal in der Ferne sehen, was so nah, so nächst mir angehören soll. Er faßte ihre Hände.

Blick in Blick! Lucinde, ſind Sie mein?

Sie verſetzte: Nun ja doch! die ſüßeſten Thränen in dem treueſten Auge; er umſchlang ſie, und warf ſein Haupt hinter das ihre, hing, wie am Uferfelſen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber ſein entzückter Blick, ſich wieder öffnend, fiel in den Spiegel. Da ſah er ſie in ſeinen Armen, ſich von den ihren umſchlungen; er blickte wieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menſchen durchs ganze Leben. Zugleich ſah er auch auf der Spiegelfläche die Landſchaft, die ihm geſtern ſo gräulich und ahnungsvoll erſchienen war, glänzender und herrlicher als je; und ſich in ſolcher Stellung, auf ſolchem Hintergrunde! Genugſame Vergeltung aller Leiden!

Wir ſind nicht allein, ſagte Lucinde, und kaum hatte er ſich von ſeinem Entzücken erholt, ſo erſchienen geputzte und bekränzte Mädchen und Knaben, Kränze tragend, den Ausgang verſperrend.

Das ſollte alles anders werden! rief Lucinde; wie artig war es eingerichtet und nun geht's tumultuariſch durch einander!

Ein munterer Marſch tönte von weitem, und man ſah die Geſellſchaft den breiten Weg her feierlich heiter heranziehen. Er zauderte entgegenzugehen, und ſchien ſeiner Schritte nur an ihrem Arm gewiß; ſie blieb neben ihm, die feierliche Scene des Wiederſehens, des Danks für eine ſchon vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anders war's jedoch von den launiſchen Göttern beſchloſſen: eines Poſthorns luſtig ſchmetternder Ton von der Gegenſeite ſchien den ganzen Anſtand in Verwirrung zu ſetzen.

Wer mag kommen? rief Lucinde.

Lucinden ſchauderte vor einer fremden Gegenwart; und auch der Wagen ſchien ganz fremd, eine zweiſitzige, neue, ganz neueſte Reiſechaiſe. Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter anſtändiger Knabe ſprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber niemand ſtieg heraus; die Chaiſe war leer, der Knabe ſtieg hinein; mit einigen geſchickten Handgriffen warf er die Spiegel zurück, und ſo war in einem Nu das niedlichſte Gebäude zur luſtigſten Spazierfahrt vor den Augen aller Anweſenden bereitet, die intereſſen herankamen. Antoni, den übrigen voreilend, führte Julien zu dem Wagen.

Verſuchen Sie, ſprach er, ob Ihnen dieſ Fuhrwerk gefallen kann, um darin mit mir auf den beſten Wegen durch die Welt zu rollen; ich

werde Sie keinen andern führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir uns zu helfen wissen. Ueber das Gebirg sollen uns Saumrosse tragen, und den Wagen dazu.

Sie sind allerliebst! rief Julie.

Der Knabe trat heran, und zeigte mit Taschenspielergewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vortheile und Behendigkeiten des ganzen leichten Baues.

Auf der Erde weiß ich keinen Dank! rief Julie: nur auf diesem kleinen beweglichen Himmel, aus dieser Wolke, in die Sie mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken. Sie war schon eingestiegen, ihm Blick und Hand freundlich zuwerfend.

Gegenwärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein: da ist aber ein anderer, den ich auf dieser Probefahrt mitzunehmen gedenke; er hat auch noch eine Probe zu bestehen.

Sie rief nach Lucidor, der, eben mit Vater und Schwiegervater in stummer Unterhaltung begriffen, sich gern in das leichte Fuhrwerk nöthigen ließ, da er ein unausweichlich Bedürfniß fühlte, nur einen Augenblick auf irgend eine Weise sich zu zerstreuen. Er saß neben ihr: sie rief dem Postillon zu, wie er fahren solle. Flugs entfernten sie sich, in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachschauenden. Julie setzte sich recht fest und bequem ins Eckchen.

Rücken Sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen sehen.

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit: ich bin noch immer wie im Traume: helfen Sie mir heraus!

Julie. Sehen Sie die hübschen Bauersleute, wie sie freundlich grüßen! Bei Ihrem Hierseyn sind Sie ja nicht ins obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen sind. Es ist niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienst erweisen könnte. Diesen Weg, den wir so bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieses Gute gestiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern, und geb' es zu: aber was sollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld! Ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen: nun sind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle diese Dörfer verdanken meinem Vater gar viel,

und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens dort hinten macht erſt die Gränze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie ſcheinen nicht recht zu ſagen, was Sie ſagen wollten.

Julie. Nun ſehen Sie hier links hinunter, wie ſchön ſich das alles entwickelt! die Kirche mit ihren hohen Linden, das Amthaus mit ſeinen Pappeln hinter dem Dorfhügel her! Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Poſtillion fuhr ſchärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er ſieht ſich von hier aus eben ſo gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten: nun gerade hier ſpiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche, man ſieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben ſich vor kurzem wahrſcheinlich ein paar Leute näher beſpiegelt, und ich müßte mich ſehr irren, mit groſſer wechſelſeitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich erwiederte nichts; ſie fuhren eine Zeit lang ſtillſchweigend vor ſich hin, es ging ſehr ſchnell.

Hier, ſagte Julie, fängt der ſchlechte Weg an: um den mögen Sie ſich einmal verdient machen. Eh es hinabgeht, ſchauen Sie noch hinüber, die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über alles hervor.

Du fährſt, fuhr ſie zum Kutſchenden fort, den ſchlechten Weg hin; wir nehmen den Fußpfad durchs Thal und ſind eher drüben wie du.

Im Ausſteigen rief ſie aus: Das geſtehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Anton Reiſer, weiß noch ſeine Wallfahrten bequem genug einzurichten, für ſich und ſeine Genoſſen: es iſt ein ſehr ſchöner, bequemer Wagen.

Und ſo war ſie auch ſchon den Hügel drunten: Lucidor folgte ſinnend, und fand ſie auf einer wohlgelegenen Bank ſitzend; es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu ſich.

Julie. Nun ſitzen wir hier und gehen einander nichts an: das hat denn doch ſo ſeyn ſollen. Das kleine Queckſilber wollte Ihnen gar nicht anſtehen. Nicht lieben konnten Sie ein ſolches Weſen, verhaßt war es Ihnen.

Lucidors Verwunderung nahm zu.

Bayerische Staatsbibliothek

Julie. Aber freilich Lucinde! Sie iſt der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schweſter war ein- für allemal ausgeſtochen. Ich ſeh' es, auf Ihren Lippen ſchwebt die Frage, wer uns ſo genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es ſteckt ein Verrath dahinter!

Julie. Ja wohl! ein Verräther iſt im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn!

Julie. Der iſt bald entlarvt. Sie ſelbſt! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit, mit ſich ſelbſt zu reden, und da will ich denn in unſer aller Namen bekennen, daß wir Sie wechſelsweiſe belauſcht haben.

Lucidor (aufſpringend). Eine ſaubere Gaſtfreundſchaft, auf dieſe Weiſe den Fremden eine Falle zu ſtellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran, Sie zu belauſchen, ſo wenig als irgend einen andern. Sie wiſſen, Ihr Bett ſteht in einem Verſchlag der Wand; von der Gegenſeite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einige Tage vorher unſern Alten genöthigt zu ſchlafen, weil wir für ihn in ſeiner abgelegenen Einſiedelei viele Sorge trugen. Nun fuhren Sie gleich den erſten Abend mit einem ſolchen leidenſchaftlichen Monolog ins Zeug, deſſen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichſt entdeckte.

Lucidor hatte nicht Luſt ſie zu unterbrechen. Er entfernte ſich.

Julie (aufgeſtanden ihm folgend). Wie war uns mit dieſer Erklärung gedient! Denn ich geſtehe gern, wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, ſo blieb doch der Zuſtand, der mich erwartete, nur keineswegs wünſchenswerth. Frau Oberamtmännin zu ſeyn, welche ſchreckliche Lage! Einen tüchtigen braven Mann zu haben, der den Leuten Recht ſprechen ſoll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann! der es weder nach oben noch unten recht macht, und was das Schlimmſte iſt, ſich ſelbſt nicht! Ich weiß, was meine Mutter ausgeſtanden hat von der Unbeſtechlichkeit, Unerſchütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod! ging ihm eine gewiſſe Mildigkeit auf; er ſchien ſich in die Welt zu finden, an ihr ſich auszugleichen, die er ſich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor (höchſt unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die leichtſinnige Behandlung, ſtand ſtill). Für den Scherz eines Abends mochte das hingehen, aber eine ſolche beſchämende Myſtification Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gaſt zu verüben iſt nicht verzeihlich.

Julie. Wir alle haben uns in die Schuld getheilt, wir haben Sie alle bekordt; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! desto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich den Tag über ohne Beschämung ansehen, den sie des Nachts schmählich unerlaubt überlisteten? Doch ich sehe jetzt ganz deutlich mit Einem Blick, daß Ihre Tagesanstalten nur darauf berechnet waren, mich zum Besten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten sagen, wie tief es Sie schmerzt, von Lucinden übel zu denken, Lucinden mit uns allen in Eine Klasse zu werfen?

Lucidor. Lucinden begreif' ich nicht!

Julie. Sie wollen sagen, diese reine edle Seele, dieses ruhig gefaßte Wesen, die Güte, das Wohlwollen selbst, diese Frau, wie sie seyn sollte, verbindet sich mit einer leichtsinnigen Gesellschaft, mit einer überhinfahrenden Schwester, einem verzogenen Jungen und gewissen geheimnißvollen Personen! das ist unbegreiflich!

Lucidor. Ja wohl ist das unbegreiflich!

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucinden wie uns allen waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie sie sich kaum zurückhielt, Ihnen alles zu offenbaren, Sie würden sie doppelt und dreifach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für sich zehn- und hundertfach wäre. Auch versichere ich Sie, uns allen ist der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das ist nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erster Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle seine Kinder nichts gegen einen solchen Tausch einzuwenden hätten, so entschloß er sich, alsobald zu Ihrem Vater zu reisen. Die Wichtigkeit des Geschäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Respect, den man einem Vater schuldig ist. Er muß es zuerst wissen, sagte der meine, um nicht etwa hinterdrein, wenn wir einig sind, eine ärgerlich erzwungene Zustimmung zu geben. Ich kenne ihn genau; ich weiß wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorsatz festhält, und es ist mir bange genug. Er hat sich Julien, seine Karten und Prospecte so zusammen gedacht, daß er sich schon vornahm, das alles zuletzt hierher zu stiften,

wenn der Tag käme, wo das junge Paar ſich hier niederließe und Ort und Stelle ſo leicht nicht verändern könnte: da wollt' er alle Ferien uns zuwenden und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerſt erfahren, was die Natur uns für einen Streich geſpielt, da noch nichts eigentlich erklärt, noch nichts entſchieden iſt. Hierauf nahm er uns allen den feierlichſten Handſchlag ab, daß wir Sie beobachten und, es geſchehe was da welle, Sie hinhalten ſollten. Wie ſich die Rückreiſe verzögert, wie es Kunſt, Mühe und Beharrlichkeit gekoſtet, Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, das mögen Sie von ihm ſelbſt hören. Genug, die Sache iſt abgethan! Lucinde iſt Ihnen gegönnt.

Und ſo waren beide, vom erſten Sitze lebhaft ſich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortſprechend, und langſam weiter gehend, über die Wieſen hin, auf die Erhöhung gekommen an einen andern wohlgebahnten Kunſtweg. Der Wagen fuhr ſchnell heran; Augenblicks machte ſie ihren Nachbar aufmerkſam auf ein ſeltſames Schauſpiel. Die ganze Maſchinerie, worauf ſich der Bruder ſo viel zu Gute that, war belebt und bewegt; ſchon führten die Räder eine Menſchenzahl auf und nieder, ſchon wogten die Schaukeln, Maſtbäume wurden erklettert und was man nicht alles für kühnen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unzählbaren Menge gewagt ſah! Alles das hatte der Junker in Bewegung geſetzt, damit nach der Tafel die Gäſte fröhlich unterhalten würden.

Du fährſt uns durchs untere Dorf, rief Julie: die Leute wollen mir wohl, und ſie ſollen ſehen, wie wohl es mir geht.

Das Dorf war öde; die Jüngern ſämmtlich hatten ſchon den Luſtplatz ereilt: alte Männer und Frauen zeigten ſich, durch das Poſthorn erregt, an Thüre und Fenſtern, alles grüßte, ſegnete, rief: O das ſchöne Paar!

Julie. Nun da haben Sie's! Wir hätten am Ende doch wohl zuſammen gepaßt; es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jetzt aber, liebe Schwägerin! —

Julie. Nicht wahr, jetzt lieb, da Sie mich los ſind?

Lucidor. Nur ein Wort! Auf Ihnen laſtet eine ſchwere Verantwortlichkeit: was ſollte der Händedruck, da Sie meine überſchreckliche Stellung kannten und fühlen mußten? So gründlich Boshaftes iſt mir in der Welt noch nichts vorgekommen.

Julie. Danken Sie Gott! nun wär's abgebüßt, alles iſt verziehen.

Es ſchweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft ſie ins Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der ſich ums Herz ergießt.
Sie ſpricht: Den Dank für das, was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeſchiedner, an!
Der Gute, wie der Böſe, müht ſich viel,
Und beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, ſteter Kraft
Zu deiner Kunſt die ew'ge Leidenſchaft.
Sie war's die dich zur böſen Zeit erhielt,
Mit der du krank, als wie ein Kind, geſpielt,
Die auf den blaſſen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entſchlief!
Ein jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Beſuche pilgernd dein beſcheiden Grab!
Feſt ſteh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leiſe zu,
Und ſanfter als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Ich wollte Sie nicht, das iſt wahr; aber daß Sie mich ganz und gar nicht wollten, das verzeiht kein Mädchen, und dieſer Händedruck war, merken Sie ſich's! für den Schalk. Ich geſtehe, es war ſchalkiſcher als billig, und ich verzeihe mir nur, indem ich Ihnen vergebe, und ſo ſey denn alles vergeben und vergeſſen. Hier meine Hand!

Er ſchlug ein; ſie rief: Da ſind wir ſchon wieder! in unſerm Park ſchon wieder! Und ſo geht's bald um die weite Welt und auch wohl zurück; wir treffen uns wieder!

Sie waren vor dem Gartenſaal ſchon angelangt, er ſchien leer; die Geſellſchaft hatte ſich, im Unbehagen, die Tafelzeit überlang verſchoben zu ſehen, zum Spazieren bewegt. Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf ſich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen; ſie dankte in einer herzlichen Umarmung und enthielt ſich nicht der freudigſten Thränen. Des edlen Mannes Wange röthete ſich, ſeine Züge traten entfaltet hervor, ſein Auge blickte feucht, und ein ſchöner bedeutender Jüngling erſchien aus der Hülle.

Und ſo zogen beide Paare zur Geſellſchaft, mit Gefühlen, die der ſchönſte Traum nicht zu geben vermöchte.

Zehntes Capitel.

Vater und Sohn waren, von einem Reitknecht begleitet, durch eine angenehme Gegend gekommen, als dieſer, im Angeſicht einer hohen Mauer, die einen weiten Bezirk zu umſchließen ſchien, ſtille haltend, bedeutete, ſie möchten nun zu Fuße ſich dem großen Thore nähern, weil kein Pferd in dieſen Kreis eingelaſſen würde: ſie zogen die Glocke, das Thor eröffnete ſich, ohne daß eine Menſchengeſtalt ſichtbar geworden wäre, und ſie gingen auf ein altes Gebäude los, das zwiſchen uralten Stämmen von Buchen und Eichen ihnen entgegen ſchimmerte. Wunderbar war es anzuſehen: denn ſo alt es der Form nach ſchien, ſo war es doch als wenn Maurer und Steinmetzen ſo eben erſt abgegangen wären; dergeſtalt neu, vollſtändig und nett erſchienen die Fugen wie die ausgearbeiteten Verzierungen.

Der metallene ſchwere Ring an einer wohlgeſchnitzten Pforte lud ſie ein zu klopfen, welches Felix muthwillig etwas unſanft verrichtete; auch

diese Thüre sprang auf und sie fanden zunächst auf der Hausflur ein Frauenzimmer sitzen von mittlerem Alter, am Stickrahmen mit einer wohlgezeichneten Arbeit beschäftigt. Diese begrüßte sogleich die Ankommenden als schon gemeldet und begann ein heiteres Lied zu singen, worauf sogleich aus einer benachbarten Thüre ein Frauenzimmer heraustrat, das man für die Beschließerin und thätige Haushälterin, nach den Anhängseln ihres Gürtels, ohne weiteres zu erkennen hatte. Auch diese freundlich grüßend führte die Fremden eine Treppe hinauf und eröffnete ihnen einen Saal, der sie ernsthaft ansprach, weit, hoch, ringsum getäfelt, oben drüber eine Reihenfolge historischer Schilderungen. Zwei Personen traten ihnen entgegen, ein jüngeres Frauenzimmer und ein ältlicher Mann.

Jene hieß den Gast sogleich freimüthig willkommen.

Sie sind, sagte sie, als einer der unsern angemeldet. Wie soll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwärtigen vorstellen? Er ist unser Hausfreund im schönsten und weitesten Sinne, bei Tage der belehrende Gesellschafter, bei Nacht Astronom, und Arzt zu jeder Stunde.

Und ich, versetzte dieser freundlich, empfehle Ihnen dieses Frauenzimmer, als die bei Tage unermüdet Geschäftige, bei Nacht, wenn's Noth thut, gleich bei der Hand, und immerfort die heiterste Lebensbegleiterin.

Angela, so nannte man die durch Gestalt und Betragen einnehmende Schöne, verkündigte sodann die Ankunft Makariens: ein grüner Vorhang zog sich auf, und eine ältliche wunderwürdige Dame ward auf einem Lehnsessel von zwei jungen hübschen Mädchen hereingeschoben, wie von zwei andern ein runder Tisch mit erwünschtem Frühstück. In einem Winkel der ringsumhergehenden massiven eichenen Bänke waren Kissen gelegt; darauf setzten sich die obigen drei, Makarie in ihrem Sessel gegen ihnen über. Felix verzehrte sein Frühstück stehend, im Saal umher wandelnd und die ritterlichen Bilder über dem Getäfel neugierig betrachtend.

Makarie sprach zu Wilhelmen als einem Vertrauten; sie schien sich an geistreicher Schilderung ihrer Verwandten zu erfreuen: es war, als wenn sie die innere Natur eines jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchschaute. Die Personen, welche Wilhelm kannte, standen wie verklärt vor seiner Seele; das einsichtige Wohlwollen der unschätzbaren Frau hatte die Schale losgelöst und den gesunden Kern veredelt und belebt.

Nachdem nun diese angenehmen Gegenstände durch die freundlichste Behandlung erschöpft waren, sprach sie zu dem würdigen Gesellschafter:

Sie werden von der Gegenwart dieses neuen Freundes nicht wiederum Anlaß zu einer Entschuldigung finden und die versprochene Unterhaltung abermals verspäten; er scheint von der Art, wohl auch daran Theil zu nehmen.

Jener aber versetzte darauf: Sie wissen, welche Schwierigkeit es ist, sich über diese Gegenstände zu erklären; denn es ist von nichts wenigerm als von dem Mißbrauch vortrefflicher und weitauslangender Mittel die Rede.

Ich geb' es zu, versetzte Makarie: denn man kommt in doppelte Verlegenheit. Spricht man von Mißbrauch, so scheint man die Würde des Mittels selbst anzutasten; denn es liegt ja immer noch in dem Mißbrauch verborgen: spricht man von Mittel, so kann man kaum zugeben, daß seine Gründlichkeit und Würde irgend einen Mißbrauch zulasse. Indessen da wir unter uns sind, nichts festsetzen, nichts nach außen wirken, sondern nur uns aufklären wollen, so kann das Gespräch immer vorwärts gehen.

Doch müßten wir, versetzte der bedächtige Mann, vorher anfragen, ob unser neuer Freund auch Lust habe, an einer gewissermaßen abstrusen Materie Theil zu nehmen, und ob er nicht vorzöge, in seinem Zimmer einer nöthigen Ruhe zu pflegen. Sollte wohl unsere Angelegenheit außer dem Zusammenhange, ohne Kenntniß, wie wir darauf gelangt, von ihm gern und günstig aufgenommen werden?

Wenn ich das, was Sie gesagt haben, mir durch etwas Analoges erklären möchte, so scheint es ungefähr der Fall zu seyn, wenn man die Heuchelei angreift und eines Angriffs auf die Religion beschuldigt werden kann.

Wir können die Analogie gelten lassen, versetzte der Hausfreund: denn es ist auch hier von einem Complex mehrerer bedeutender Menschen, von einer hohen Wissenschaft, von einer wichtigen Kunst und, daß ich kurz sey, von der Mathematik die Rede.

Ich habe, versetzte Wilhelm, wenn ich auch über die fremdesten Gegenstände sprechen hörte, mir immer etwas daraus nehmen können: denn alles, was den einen Menschen interessirt, wird auch in dem andern einen Anklang finden.

Vorausgesetzt, sagte jener, daß er sich eine gewisse Freiheit des Geistes erworben habe; und da wir Ihnen dieß zutrauen, so will ich von meiner Seite wenigstens Ihrem Verharren nichts entgegen stellen.

Was aber fangen wir mit Felix an? fragte Makarie, welcher, wie ich' sehe, mit der Betrachtung jener Bilder schon fertig ist und einige Ungeduld merken läßt.

Vergönnt mir, diesem Frauenzimmer etwas ins Ohr zu sagen, versetzte Felix, raunte Angela etwas stille zu, die sich mit ihm entfernte, bald aber lächelnd zurückkam, da denn der Hausfreund folgendermaßen zu reden anfing.

In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich suche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde, daß mir ein anderer zur Seite steht. Loben thu' ich ohne Bedenken; denn warum soll ich verschweigen, wenn mir etwas zusagt? sollte es auch meine Beschränktheit ausdrücken, so hab' ich mich deren nicht zu schämen; tadle ich aber, so kann mir begegnen, daß ich etwas Vortreffliches abweise, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung anderer zu, die es besser verstehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde. Deßwegen bring' ich hier einiges Geschriebene, sogar Uebersetzungen mit; denn ich traue in solchen Dingen meiner Nation so wenig als mir selbst: eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben.

Er fing nunmehr nach erhaltener Erlaubniß folgendermaßen zu lesen an. — — —

Wenn wir aber uns bewogen finden, diesen werthen Mann nicht lesen zu lassen, so werden es unsere Gönner wahrscheinlich geneigt aufnehmen; denn was oben gegen das Verweilen Wilhelms bei dieser Unterhaltung gesagt worden, gilt noch mehr in dem Falle, in welchem wir uns befinden. Unsere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen, und wenn dieser hie und da schon mehr als billig didaktisch geworden, so finden wir doch gerathen, die Geduld unserer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu stellen. Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen und fahren dießmal im Geschichtlichen ohne weiteres fort, da wir selbst ungeduldig sind, das obwaltende Räthsel endlich aufgeklärt zu sehen.

Enthalten können wir uns aber doch nicht, ferner einiges zu erwähnen, was noch vor dem abendlichen Scheiden dieser edlen Gesellschaft zur Sprache kam.

Wilhelm, nachdem er jener Vorlesung aufmerksam zugehört, äußerte ganz unbewunden: Hier vernehme ich von großen Naturgaben, Fähigkeiten und Fertigkeiten, und doch zuletzt, bei ihrer Anwendung, manches Bedenken. Sollte ich mich darüber ins kurze fassen, so würde ich ausrufen: Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten!

Diesen verständigen Worten Beifall gebend, löste die Versammlung sich auf; der Astronom aber versprach, Wilhelmen in dieser herrlichen klaren Nacht an den Wundern des gestirnten Himmels vollkommen Theil nehmen zu lassen.

Nach einigen Stunden ließ der Astronom seinen Gast die Treppen zur Sternwarte sich hinaufwinden, und zuletzt auf die völlig freie Fläche eines runden hohen Thurmes heraustreten. Die heiterste Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum erstenmal das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte; denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünstige Witterung, die uns den Glanzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hause bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felsen, am meisten aber überall die inneren Beunruhigungen des Gemüths, die, uns alle Umsicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüstern, sich hin und her bewegen.

Ergriffen und erstaunt hielt er sich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu seyn, es überreicht unsere Fassungskraft, es droht uns zu vernichten.

Was bin ich denn gegen das All? sprach er zu seinem Geiste: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte stehen?

Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: Das Resultat unseres heutigen Abends löst ja auch das Räthsel gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes um einen reinen Mittelpunkt kreisend hervorthut? Und selbst wenn es dir schwer würde diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und

von ihm Zeugniß giebt. Wer ſoll, wer kann aber auf ſein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewiſſermaßen irre zu werden, da er meiſtens finden wird, daß ſein Wollen richtig, ſein Thun falſch, ſein Begehren tadelhaft, und ſein Erlangen dennoch erwünſcht geweſen? Wie oft haſt du dieſe Geſtirne leuchten geſehen, und haben ſie dich nicht jederzeit anders gefunden? Sie aber ſind immer dieſelbigen und ſagen immer daſſelbige: Wir bezeichnen, wiederholen ſie, durch unſern geſetzmäßigen Gang Tag und Stunde: frage dich auch, wie verhältſt du dich zu Tag und Stunde? Und ſo kann ich denn dießmal antworten: Des gegenwärtigen Verhältniſſes hab' ich mich nicht zu ſchämen: meine Abſicht iſt, einen edlen Familienkreis in allen ſeinen Gliedern erwünſcht verbunden herzuſtellen; der Weg iſt bezeichnet. Ich ſoll erforſchen, was edle Seelen auseinander hält, ſoll Hinderniſſe wegräumen, von welcher Art ſie auch ſeyen. Dieß darfſt du vor dieſen himmliſchen Heerſchaaren bekennen; achteten ſie deiner, ſie würden zwar über deine Beſchränktheit lächeln, aber ſie ehrten gewiß deinen Vorſatz und begünſtigten deſſen Erfüllung.

Bei dieſen Worten und Gedanken wendete er ſich umherzuſehen, da fiel ihm Jupiter in die Augen, das Glücksgeſtirn, ſo herrlich leuchtend als je; er nahm das Omen als günſtig auf und verharrte freudig in dieſem Anſchauen eine Zeit lang.

Hierauf ſogleich berief ihn der Aſtronom herabzukommen und ließ ihn eben dieſes Geſtirn durch ein vollkommenes Fernrohr in bedeutender Größe, begleitet von ſeinen Monden, als ein himmliſches Wunder anſchauen.

Als unſer Freund lange darin verſunken geblieben, wendete er ſich um und ſprach zu dem Sternfreunde: Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken ſoll, daß Sie mir dieſes Geſtirn ſo über alles Maß näher gerückt. Als ich es vorhin ſah, ſtand es im Verhältniß zu den übrigen unzähligen des Himmels und zu mir ſelbſt; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungkraft unverhältnißmäßig hervor und ich weiß nicht, ob ich die übrigen Schaaren gleicherweiſe heranzuführen wünſchen ſollte. Sie werden mich einengen, mich beängſtigen.

So erging ſich unſer Freund nach ſeiner Gewohnheit weiter, und es kam bei dieſer Gelegenheit manches Unerwartete zur Sprache. Auf einiges Erwiedern des Kunſtverſtändigen verſetzte Wilhelm: Ich begreife recht gut, daß es euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das

ungeheure Weltall nach und nach ſo heranzuziehen, wie ich hier den Planeten ſah und ſehe. Aber erlauben Sie mir es auszuſprechen, ich habe im Leben überhaupt und im Durchſchnitt gefunden, daß dieſe Mittel, wodurch wir unſern Sinnen zu Hülfe kommen, keine ſittlich günſtige Wirkung auf den Menſchen ausüben. Wer durch Brillen ſieht, hält ſich für klüger als er iſt: denn ſein äußerer Sinn wird dadurch mit ſeiner innern Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht geſetzt; es gehört eine höhere Cultur dazu, deren nur vorzügliche Menſchen fähig ſind, inneres Wahres mit dieſem von außen herangerückten Falſchen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille ſehe, bin ich ein anderer Menſch und gefalle mir ſelbſt nicht; ich ſehe mehr als ich ſehen ſollte; die ſchärfer geſehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern, und ich lege die Gläſer geſchwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieſes oder jenes in der Ferne beſchaffen ſeyn möchte, befriedigt iſt.

Auf einige ſcherzhafte Bemerkungen des Aſtronomen fuhr Wilhelm fort: Wir werden dieſe Gläſer ſo wenig als irgend ein Maſchinenweſen aus der Welt bannen, aber dem Sittenbeobachter iſt es wichtig, zu erforſchen und zu wiſſen, woher ſich manches in die Menſchheit eingeſchlichen hat, worüber man ſich beklagt. So bin ich zum Beiſpiel überzeugt, daß die Gewohnheit Annäherungsbrillen zu tragen an dem Dünkel unſerer jungen Leute hauptſächlich Schuld hat.

Unter dieſen Geſprächen war die Nacht weiter vorgerückt, worauf der im Wachen bewährte Mann ſeinem jungen Freunde den Vorſchlag that, ſich auf dem Feldbette niederzulegen und einige Zeit zu ſchlafen, um alsdann mit friſcherem Blick die dem Aufgang der Sonne vorteilende Venus, welche eben heute in ihrem vollendeten Glanze zu erſcheinen verſpreche, zu ſchauen und zu begrüßen.

Wilhelm, der ſich bis auf den Augenblick recht ſtraff und munter erhalten hatte, fühlte auf dieſe Anmuthung des wohlwollenden, vorſorglichen Mannes ſich wirklich erſchöpft; er legte ſich nieder, und war augenblicklich in den tiefſten Schlaf geſunken.

Geweckt von dem Sternkundigen, ſprang Wilhelm auf und eilte zum Fenſter: dort ſtaunte, ſtarrte er einen Augenblick, dann rief er enthuſiaſtiſch: Welche Herrlichkeit! welch ein Wunder! Andere Worte des Entzückens folgten, aber ihm blieb der Anblick immer ein Wunder, ein großes Wunder.

Daß Ihnen dieſes liebenswürdige Geſtirn, das heute in Fülle und Herrlichkeit wie ſelten erſcheint, überraſchend entgegentreten würde, konnt' ich vorausſehen: aber das darf ich wohl ausſprechen, ohne kalt geſchelten zu werden, kein Wunder ſeh' ich, durchaus kein Wunder!

Wie könnten Sie auch, verſetzte Wilhelm, da ich es mitbringe, da ich es in mir trage, da ich nicht weiß, wie mir geſchieht? Laſſen Sie mich noch immer ſtumm und ſtaunend hinblicken, ſodann vernehmen Sie!

Nach einer Pauſe fuhr er fort: Ich lag ſanft, aber tief eingeſchlafen, da fand ich mich in den geſtrigen Saal verſetzt, aber allein. Der grüne Vorhang ging auf, Markariens Seſſel bewegte ſich hervor, von ſelbſt, wie ein belebtes Weſen; er glänzte golden, ihre Kleider ſchienen prieſterlich, ihr Anblick leuchtete ſanft; ich war im Begriff mich niederzuwerfen. Wolken entwickelten ſich um ihre Füße; ſteigend hoben ſie flügelartig die heilige Geſtalt empor; an der Stelle ihres herrlichen Angeſichtes ſah ich zuletzt zwiſchen ſich theilendem Gewölk einen Stern blinken, der immer aufwärts getragen wurde und durch das eröffnete Deckengewölb ſich mit dem ganzen Sternhimmel vereinigte, der ſich immer zu verbreiten und alles zu umſchließen ſchien. In dem Augenblick wecken Sie mich auf; ſchlaftrunken taumle ich nach dem Fenſter, den Stern noch lebhaft in meinem Auge, und wie ich nun hinblicke — der Morgenſtern, von gleicher Schönheit, obſchon nicht von gleicher ſtrahlender Herrlichkeit, wirklich vor mir! Dieſer wirkliche da droben ſchwebende Stern ſetzt ſich an die Stelle des geträumten, er zehrt auf, was an dem erſcheinenden Herrliches war; aber ich ſchaue doch fort und fort, und Sie ſchauen ja mit mir, was eigentlich vor meinen Augen zugleich mit dem Nebel des Schlafes hätte verſchwinden ſollen.

Der Aſtronom rief aus: Wunder, ja Wunder! Sie wiſſen ſelbſt nicht, welche wunderſame Rede Sie führten! Möge dieß nicht auf den Abſchied der Herrlichen hindeuten, welcher früher oder ſpäter eine ſolche Apotheoſe beſchieden iſt.

Den andern Morgen eilte Wilhelm, um ſeinen Felix aufzuſuchen, der ſich früh ganz in der Stille weggeſchlichen hatte, nach dem Garten, den er zu ſeiner Verwunderung durch eine Anzahl Mädchen bearbeitet ſah: alle, wo nicht ſchön, doch keine häßlich, keine die das zwanzigſte Jahr erreicht zu haben ſchien. Sie waren verſchiedentlich gekleidet, als verſchiedenen Ortſchaften angehörig, thätig, heiter grüßend und fortarbeitend.

Ihm begegnete Angela, welche die Arbeit anzuordnen und zu beurtheilen auf und ab ging; ihr ließ der Gast seine Verwunderung über eine so hübsche, lebensthätige Colonie vermerken.

Diese, versetzte sie, stirbt nicht aus, ändert sich, aber bleibt immer dieselbe: denn mit dem zwanzigsten Jahr treten diese, so wie die sämmtlichen Bewohnerinnen unserer Stiftung, ins thätige Leben, meistens in den Ehestand. Alle jungen Männer der Nachbarschaft, die sich eine wackere Gattin wünschen, sind aufmerksam auf dasjenige, was sich bei uns entwickelt. Auch sind unsere Zöglinge hier nicht etwa eingesperrt, sie haben sich schon auf manchem Jahrmarkte umgesehen, sind gesehen worden, gewünscht und verlebt; und so warten denn mehrere Familien schon aufmerksam, wann bei uns wieder Platz wird, um die Ihrigen einzuführen.

Nachdem diese Angelegenheit besprochen war, konnte der Gast seiner neuen Freundin den Wunsch nicht bergen, das gestern Abend Vorgelesene nochmals durchzusehen. Den Hauptsinn der Unterhaltung hab' ich gefaßt, sagte er: nun möcht' ich aber auch das Einzelne, wovon die Rede war, näher kennen lernen.

Diesen Wunsch zu befriedigen, versetzte jene, sind' ich mich glücklicherweise sogleich in dem Falle; das Verhältniß, das Ihnen so schnell zu unserm Innersten gegeben ward, berechtigt mich Ihnen zu sagen, daß jene Papiere schon in meinen Händen, und von mir nebst andern Blättern sorgfältig aufgehoben werden.

Meine Herrin, fuhr sie fort, ist von der Wichtigkeit des augenblicklichen Gesprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, sagt sie, [illegible] kein Buch enthält, und doch wieder das Beste, was Bücher jemals [illegible] halten haben. Deßhalb machte sie mir's zur Pflicht, einzelne gute [illegible] danken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze, hervorspringen. Ist man treu, sagte sie, das Gegenwärtige festzuhalten, so wird man erst Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den besten Gedanken schon ausgesprochen, das liebenswürdigste Gefühl schon ausgedrückt finden. Hierdurch kommen wir zum Anschauen jener Uebereinstimmung, wozu der Mensch berufen ist, wozu er sich oft wider seinen Willen finden muß, da er sich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an.

Angela fuhr fort dem Gaste weiter zu vertrauen, daß dadurch ein bedeutendes Archiv entstanden sey, woraus sie in schlaflosen Nächten

manchmal ein Blatt Makarien vorlese; bei welcher Gelegenheit denn wieder auf eine merkwürdige Weise tausend Einzelnheiten hervorspringen, eben als wenn eine Masse Quecksilber fällt, und sich nach allen Seiten hin in die vielfachsten unzähligen Kügelchen zertheilt.

Auf seine Frage, in wiefern dieses Archiv als Geheimniß bewahrt werde? eröffnete sie, daß allerdings nur die nächste Umgebung davon Kenntniß habe, doch wolle sie es wohl verantworten, und ihm, da er Lust bezeige, sogleich einige Hefte vorlegen.

Unter diesem Gartengespräche waren sie gegen das Schloß gelangt und, in die Zimmer eines Seitengebäudes eintretend, sagte sie lächend: Ich habe bei dieser Gelegenheit Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen, worauf Sie am wenigsten vorbereitet sind.

Sie ließ ihr darauf durch einen Vorhang in ein Cabinet hineinblicken, wo er, freilich zu großer Verwunderung, seinen Felix schreibend an einem Tische sitzen sah und sich nicht gleich diesen unerwarteten Fleiß enträthseln konnte. Bald aber ward er belehrt, als Angela ihm entdeckte, daß der Knabe jenen Augenblick seines Verschwindens hierzu angewendet und erklärt, Schreiben und Reiten sey das Einzige, wozu er Lust habe.

Unser Freund ward sodann in ein Zimmer geführt, wo er in Schränken ringsum viele wohlgeordnete Papiere zu sehen hatte. Rubriken mancher Art deuteten auf den verschiedensten Inhalt; Einsicht und Ordnung leuchtete hervor. Als nun Wilhelm solche Vorzüge pries, eignete das Verdienst derselben Angela dem Hausfreunde zu; die Anlage nicht allein, sondern auch in schwierigen Fällen die Einschaltung wisse er mit eigener Uebersicht stimmt zu leiten. Darauf suchte sie die gestern vorgelesenen Manuscripte her und vergönnte dem Begierigen, sich derselben, so wie alles übrigen zu bedienen und nicht nur Einsicht davon, sondern auch Abschrift zu nehmen.

Hier nun mußte der Freund bescheiden zu Werke gehen: denn es fand sich nur allzuviel Anziehendes und Wünschenswerthes; besonders achtete er die Hefte kurzer, kaum zusammenhängender Sätze höchst schätzenswerth. Resultate waren es, die, wenn wir nicht ihre Veranlassung wissen, als paradox erscheinen, uns aber nöthigen, vermittelst eines umgekehrten Findens und Erfindens, rückwärts zu gehen und uns die Filiation solcher Gedanken von weit her, von unten herauf, wo möglich, zu vergegenwärtigen. Auch dergleichen dürfen wir aus oben angeführten Ursachen keinen

Poetiſche Gedanken

über die

Höllenfahrt Jeſu Chriſti.

Auf Verlangen entworfen

von

J. W. G.

1765.

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch die Himmel,
Ein groſſes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt von tauſend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von Seinen Thronen,
Und eilt an jenen finſtern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern,
Als Richter kommt er und als Held;
Er geht und alle Sterne zittern,
Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich ſeh' Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze ſtarb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den Er für uns erwarb.

Platz einräumen. Jedoch werden wir die erſte ſich darbietende Gelegenheit nicht verſäumen und am ſchicklichen Orte auch das hier Gewonnene mit Auswahl darzubringen wiſſen.

Am dritten Tage Morgens begab ſich unſer Freund zu Angela; und nicht ohne einige Verlegenheit ſtand er vor ihr. Heute ſoll ich ſcheiden, ſprach er, und von der trefflichen Frau, bei der ich geſtern den ganzen Tag leider nicht vorgelaſſen worden, meine letzten Aufträge erhalten. Hier nun liegt mir etwas auf dem Herzen, auf dem ganzen innern Sinn, worüber ich aufgeklärt zu ſeyn wünſchte. Wenn es möglich iſt, ſo gönnen Sie mir dieſe Wohlthat.

Ich glaube Sie zu verſtehen, ſagte die Angenehme: doch ſprechen Sie weiter.

Ein wunderbarer Traum, fuhr er fort, einige Worte des ernſten Himmelskundigen, ein abgeſondertes verſchloſſenes Fach in den zugänglichen Schränken, mit der Inſchrift: Makariens Eigenheiten, dieſe Veranlaſſungen geſellen ſich zu einer innern Stimme, die mir zuruft, die Bemühung um jene Himmelslichter ſey nicht etwa nur eine wiſſenſchaftliche Liebhaberei, ein Beſtreben nach Kenntniß des Sternenalls, vielmehr ſey zu vermuthen, es liege hier ein ganz eigenes Verhältniß Makariens zu den Geſtirnen verborgen, das zu erkennen mir höchſt wichtig ſeyn müßte. Ich bin weder neugierig noch zudringlich, aber dieß iſt ein ſo wichtiger Fall für den Geiſt- und Sinnforſcher, daß ich mich nicht enthalten kann, anzufragen, ob man zu ſo vielem Vertrauen nicht auch noch dieſes Uebermaß zu vergönnen belieben möchte?

Dieſes zu gewähren bin ich berechtigt, verſetzte die Gefällige. Ihr merkwürdiger Traum iſt zwar Makarien ein Geheimniß geblieben: aber ich habe mit dem Hausfreund Ihr ſonderbares geiſtiges Eingreifen, Ihr unvermuthetes Erfaſſen der tiefſten Geheimniſſe betrachtet und überlegt, und wir dürfen uns ermuthigen Sie weiter zu führen. Laſſen Sie mich nun zuvörderſt gleichnißweiſe reden! Bei ſchwer begreiflichen Dingen thut man wohl ſich auf dieſe Weiſe zu helfen.

Wie man von dem Dichter ſagt, die Elemente der ſittlichen Welt ſeyen in ſeiner Natur innerlichſt verborgen und hätten ſich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm nichts in der Welt zum Anſchauen komme, was er nicht vorher in der Ahnung gehabt: eben ſo ſind, wie es ſcheinen will, Makarien die Verhältniſſe unſeres Sonnenſyſtems von

Anfang an, erſt ruhend, ſodann ſich nach und nach entwickelnd, fernerhin ſich immer deutlicher belebend, gründlich angeboren. Erſt litt ſie an dieſen Erſcheinungen, dann vergnügte ſie ſich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam ſie hierüber zur Einheit und Beruhigung, als bis ſie den Beiſtand, den Freund gewonnen hatte, deſſen Verdienſt Sie auch ſchon genugſam kennen lernten.

Als Mathematiker und Philoſoph ungläubig von Anfang, war er lange zweifelhaft, ob dieſe Anſchauung nicht etwa angelernt ſey: denn Makarie mußte geſtehen, frühzeitig Unterricht in der Aſtronomie genoſſen und ſich leidenſchaftlich damit beſchäftigt zu haben. Daneben berichtete ſie aber auch, wie ſie viele Jahre ihres Lebens die innern Erſcheinungen mit dem äußern Gewahrwerden zuſammengehalten und verglichen, aber niemals hierin eine Uebereinſtimmung finden können.

Der Wiſſende ließ ſich hierauf dasjenige was ſie ſchaute, welches ihr nur von Zeit zu Zeit ganz deutlich war, auf das genaueſte vortragen, ſtellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß ſie nicht ſowohl das ganze Sonnenſyſtem in ſich trage, ſondern daß ſie ſich vielmehr geiſtig als ein integrirender Theil darin bewege. Er verfuhr nach dieſer Vorausſetzung, und ſeine Calcüls wurden auf eine unglaubliche Weiſe durch ihre Ausſagen beſtätigt.

So viel nur darf ich Ihnen dießmal vertrauen, und auch dieſes eröffne ich nur mit der dringenden Bitte, gegen niemand hiervon irgend ein Wort zu erwähnen: denn ſollte nicht jeder Verſtändige und Vernünftige, bei dem reinſten Wohlwollen, dergleichen Aeußerungen für Phantaſien, für übelverſtandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wiſſens halten und erklären? Die Familie ſelbſt weiß nichts Näheres hiervon; dieſe geheimen Anſchauungen, die entzückenden Geſichte ſind es, die bei den Ihrigen als Krankheit gelten, wodurch ſie augenblicklich gehindert ſey an der Welt und ihren Intereſſen Theil zu nehmen. Dieß, mein Freund, verwahren Sie im Stillen und laſſen ſich auch gegen Lenardo nichts merken.

Gegen Abend ward unſer Wanderer Makarien nochmals vorgeſtellt; gar manches anmuthig Belehrende kam zur Sprache, davon wir nachſtehendes auswählen.

Von Natur beſitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte: dieſe letzten ſind gerade die

bedenklichſten. Zu dieſer Betrachtung hat mir vorzüglich der wunderbare Neffe Anlaß gegeben, der junge Mann, von dem Sie in der Familie manches Seltſame gehört haben, und den ich, wie die Meinigen ſagen, mehr als billig, ſchonend und liebend behandle.

Von Jugend auf entwickelte ſich in ihm eine gewiſſe muntere techniſche Fertigkeit, der er ſich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntniß und Meiſterſchaft fortſchritt. Späterhin war alles, was er von Reiſen nach Hauſe ſchickte, immer das Künſtlichſte, Klügſte, Feinſte, Zarteſte von Handarbeit, auf das Land hindeutend, wo er ſich eben befand und welches wir errathen ſollten. Hieraus möchte man ſchließen, daß er ein trockener, untheilnehmender, in Aeußerlichkeiten befangener Menſch ſey und bleibe; auch war er im Geſpräch zum Eingreifen an allgemeinen ſittlichen Betrachtungen nicht aufgelegt, aber er beſaß im Stillen und Geheimen einen wunderbar feinen praktiſchen Tact des Guten und Böſen, des Löblichen und Unlöblichen, daß ich ihn weder gegen Aeltere noch Jüngere, weder gegen Obere noch Untere jemals habe fehlen ſehen. Aber dieſe angeborene Gewiſſenhaftigkeit, ungeregelt wie ſie war, bildete ſich im Einzelnen zu grillenhafter Schwäche; er mochte ſogar ſich Pflichten erfinden da wo ſie nicht gefordert wurden, und ſich ganz ohne Noth irgend einmal als Schuldner bekennen.

An ſeinem ganzen Reiſeverfahren, beſonders aber an den Vorbereitungen zu ſeiner Wiederkunft, glaub' ich, daß er wähnt früher ein weibliches Weſen unſeres Kreiſes verletzt zu haben, deren Schickſal ihn jetzt beunruhigt, wovon er ſich befreit und erlöst fühlen würde, ſobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe — und das weitere wird Angela mit Ihnen beſprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unſerer Familie ein glückliches Zuſammenfinden! Aufrichtig geſtanden, ich wünſchte ihn auf dieſer Erde nochmals zu ſehen, und im Abſcheiden ihn herzlich zu ſegnen.

Eilftes Capitel.

Nachdem Wilhelm ſeinen Auftrag umſtändlich und genau ausgerichtet, verſetzte Lenardo mit einem Lächeln: So ſehr ich Ihnen verbunden bin für das, was ich durch Sie erfahre, ſo muß ich doch noch eine Frage

hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch empfohlen, mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?

Der andere besann sich einen Augenblick.

Ja, sagte er darauf, ich entsinne mich! Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Valerine nannte. Von dieser sollt' ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheirathet sey und sich in einem wünschenswerthen Zustande befinde.

Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen, versetzte Lenardo. Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche.

Es ziemt sich nicht für mich zu fragen, welch Verhältniß Sie zu ihr gehabt, sagte Wilhelm: genug, Sie können ruhig seyn, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil nehmen.

Es ist das wunderlichste Verhältniß von der Welt, sagte Lenardo: keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man sich's denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zauderndes Zurückreisen, daß die Furcht in unsere Wohnung zurückzukehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe.

Denn glauben Sie, fuhr er fort, ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen, die man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wieder zu finden: und so denk' ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu seyn. Um dieß einzige Wesen war es mir zu thun, dessen Zustand sich verändern mußte und sich, Dank sey es dem Himmel! ins Bessere verändert hat.

Sie machen mich neugierig, sagte Wilhelm. Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten.

Ich halt' es wenigstens dafür, versetzte Lenardo, und fing seine Erzählung folgendermaßen an:

Die herkömmliche Kreisfahrt durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu bestehen war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung aber ich von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte: das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das

Entfernte verlor immer seinen Reiz, je mehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, eh wir es uns alle versahen.

Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu thun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu Stande bringt, und inzwischen alles andere ruhen und schweigen muß, wodurch er denn freilich vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Particuliers zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußt' er sich sogleich zu fassen. Einige Bauten, die er unternommen, ja sogar angefangen hatte, wurden eingestellt, und weil er sein Erspartes niemals angreifen will, so sah er sich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächste war ausstehende Schulden, besonders Pachtreste, einzucassiren; denn auch dieses gehörte mit zu seiner Art und Weise, daß er gegen Schuldner nachsichtig war, so lange er bis auf einen gewissen Grad selbst nichts bedurfte. Sein Geschäftsmann erhielt die Liste; diesem war die Ausführung überlassen. Vom einzelnen erfuhren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pachter eines unserer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben, seine Caution zu kärglichem Ersatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden sollte. Es war dieser Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie seines Gleichen, dabei klug und thätig; wegen seiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen seiner Schwäche als Haushalter gescholten. Nach seiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob sie schon rüstig und entschlossen zu werden versprach, doch viel zu jung, um entschieden einzugreifen: genug es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachsicht des Onkels sein Schicksal hätte aufhalten können.

Ich hatte meine Reise im Sinn, und die Mittel dazu mußt' ich billigen. Alles war bereit; das Packen und Loslösen ging an, die Augenblicke drängten sich. Eines Abends durchstrich ich noch einmal den Park, um Abschied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn so hieß das Mädchen; das andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Gesichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg.

Lenardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. Wie iſt mir denn? ſagte er: hieß ſie auch Valerine? Ja doch! fuhr er fort: doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für ſie ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache ſtand, und ich wohl ſah, daß es ſchwer, ja unmöglich ſeyn würde, in dieſem Augenblick etwas für ſie zu thun, ſo ſagte ich's ihr aufrichtig, und ſetzte die eigene Schuld ihres Vaters in ein ungünſtiges Licht.

Sie antwortete mir darauf mit ſo viel Klarheit und zugleich mit ſo viel kindlicher Schonung und Liebe, daß ſie mich ganz für ſich einnahm und daß ich, wäre es meine eigene Caſſe geweſen, ſie ſogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren ſeine Anſtalten, ſeine Befehle; bei ſeiner Denkweiſe, bei dem was bisher ſchon geſchehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Verſprechen hochheilig. Wer etwas von mir verlangte, ſetzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es ſo angewöhnt abzuſchlagen, daß ich ſogar das nicht verſprach, was ich zu halten gedachte. Dieſe Gewohnheit kam mir auch dießmal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verſtand, und ich läugne nicht, daß ſie mir am Ende ſelbſt zu hart vorkamen. Wir hatten ſchon einigemal daſſelbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth ſie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den ſie vor ſich ſah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Weſen verließ ſie nicht ganz; aber ſie ſprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelaſſenheit heuchelte, kehrte ſich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünſchte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag ſie zu meinen Füßen, hatte meine Hand gefaßt, geküßt, und ſah ſo gut, ſo liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner ſelbſt nicht bewußt war. Schnell ſagte ich, indem ich ſie aufhob: Ich will das Mögliche thun, beruhige dich, mein Kind! Und ſo wandte ich mich nach einem Seitenwege.

Thun Sie das Unmögliche! rief Sie mir nach.

Ich weiß nicht mehr was ich ſagen wollte, aber ich ſagte: Ich will —! und ſtockte.

Thun Sie's! rief ſie auf einmal mit einem Ausdruck von himmliſcher Hoffnung.

Ich grüßte ſie und eilte fort.

Den Oheim wollte ich nicht zuerſt angehen: denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn nicht an das Einzelne erinnern durfte, wenn er ſich das Ganze vorgeſetzt hatte. Ich ſuchte den Geſchäftsträger; er war weggeritten: Gäſte kamen den Abend, Freunde, die Abſchied nehmen wollten. Man ſpielte, man ſpeiste bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerſtreuung verwiſchte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geſchäftsträger kam zurück; er war geſchäftiger und überdrängter, als nie; jedermann fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit mich zu hören: doch machte ich einen Verſuch ihn feſtzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, ſo wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel um Gotteswillen davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen!

Der Tag meiner Abreiſe war feſtgeſetzt; ich hatte Briefe zu ſchreiben, Gäſte zu empfangen, Beſuche in der Nachbarſchaft abzulegen. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geſchäft der Abreiſe zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch, als mir der Geſchäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unſere Geldangelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals für Valerinens Vater zu bitten.

Lieber Baron, ſagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur ſo etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen ſchweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben, um ſich hier loszumachen, beläuft ſich weit höher als wir glaubten. Dieß iſt zwar ganz natürlich, aber doch beſchwerlich. Beſonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan ſcheint und noch manches hinten nach hinkt; das iſt nun aber oft ſo, und wir andern müſſen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausſtehenden Schulden eingetrieben werden ſollen, hat er ſich ſelbſt ein Geſetz gemacht; er iſt darüber mit ſich einig, und man möchte ihn wohl ſchwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es iſt ganz vergebens!

Ich ließ mich mit meinem Geſuch zurückſchrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhänge, gelind und billig zu verfahren. Er verſprach alles, nach Art ſolcher Perſonen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerſtreuung wuchs! Ich ſaß im Wagen und kehrte jedem Antheil, den ich zu Hauſe haben konnte, den Rücken.

Ein lebhafter Eindruck iſt wie eine andere Wunde: man fühlt ſie nicht, indem man ſie empfängt: erſt ſpäter fängt ſie an zu ſchmerzen und zu eitern. Mir ging es ſo mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einſam, ſo oft ich unbeſchäftigt war, trat mir jenes Bild des ſtehenden Mädchens mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz wo ſie kniete, dem Weg den ich einſchlug, mich von ihr zu entfernen, das Ganze zuſammen wie ein friſches Bild vor die Seele: es war ein unauslöſchlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen beſchattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte; immer trat er in jeder ſtillen Stunde hervor, und je länger es währte, deſto ſchmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundſätze, meine Gewohnheit aufgeladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur ſtotternd, zum erſtenmal in ſolchem Falle verlegen.

Ich verfehlte nicht, in den erſten Briefen unſern Geſchäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatoriſch: dann ſetzte er aus, dieſen Punkt zu erwiedern; dann waren ſeine Worte zweideutig: zuletzt ſchwieg er ganz. Die Entfernung wuchs; mehr Gegenſtände traten zwiſchen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme aufgefordert; das Bild verſchwand, das Mädchen faſt bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen, mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen früheren Zuſtand mit allen ſeinen Bedingungen beinahe verſchwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hauſe nähere, da ich meiner Familie, was ſie bisher entbehrt, mit Zinſen zu erſtatten gedenke, jetzt überfällt mich dieſe wunderliche Reue — ich muß ſie ſelbſt wunderlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Geſtalt des Mädchens friſcht ſich auf mit den Geſtalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr als zu vernehmen, ſie ſey in dem Unglück, in das ich ſie geſtoßen, zu Grunde gegangen: denn mir ſchien mein Unterlaſſen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schickſals. Schon tauſendmal habe ich mir geſagt, daß dieſes Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit ſey, daß ich früh zu jenem Geſetz, nie zu verſprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun ſcheint ſich eben die Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem ſie dieſen Fall ſtatt tauſend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei iſt das Bild, die Vorſtellung, die mich quält, ſo

angenehm, ſo liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, ſo ſcheint der Kuß, den ſie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen.

Lenardo ſchwieg, und Wilhelm verſetzte ſchnell und fröhlich: So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienſt erzeigen können, als durch den Nachſatz meines Vortrags, wie manchmal in einem Poſtſcript das Intereſſanteſte des Briefes enthalten ſeyn kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß iſt ſie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbeſitzers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch beim Abſchied verſicherte.

Schön! ſagte Lenardo: nun hält mich nichts ab. Sie haben mich abſolvirt und wir wollen ſogleich zu den Meinigen, die mich ohnehin länger als billig iſt, erwarten.

Wilhelm erwiederte darauf: Leider kann ich Sie nicht begleiten: denn eine ſonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen, und die Orte die ich verlaſſe, in einem Jahr nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieſer Sonderbarkeit nicht ausſprechen darf.

Es thut mir ſehr leid, ſagte Lenardo, daß wir Sie ſo bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege ſind mir wohlzuthun, ſo könnten Sie mich ſehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen beſuchten, ſich von ihrem Zuſtand genau unterrichteten, und mir alsdann ſchriftlich oder mündlich — der dritte Ort unſerer Zuſammenkunft wird ſich ſchon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten.

Der Vorſchlag wurde weiter beſprochen; Valerinens Aufenthalt hatte man Wilhelmen genannt. Er übernahm es ſie zu beſuchen; ein dritter Ort wurde feſtgeſetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen ſollte, der indeſſen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenardo und Wilhelm hatten ihren Weg, neben einander reitend, auf angenehmen Wieſen unter mancherlei Geſprächen eine Zeit lang fortgeſetzt, als ſie ſich nunmehr der Fahrſtraße näherten und den Wagen des Barons einholten, der, von ſeinem Herrn begleitet, die Heimath wieder finden ſollte. Hier wollten die Freunde ſich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen freundlichen Worten Abſchied und verſprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

Wenn ich bedenke, verſetzte Lenardo, daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum ſollte ich Valerinen nicht ſelbſt aufſuchen? warum nicht ſelbſt von ihrem glücklichen Zuſtande mich überzeugen? Sie waren ſo freundlich ſich zum Boten anzubieten; warum wollten Sie nicht mein Begleiter ſeyn? denn einen Begleiter muß ich haben, einen ſittlichen Beiſtand, wie man ſich rechtliche Beiſtände nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachſen zu ſeyn glaubt.

Die Einreden Wilhelms, daß man zu Hauſe den ſo lange Abweſenden erwarte, daß es einen ſonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme, und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenardo, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muthe war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was ſie bei der Ankunft ſagen ſollten, und die Freunde ſchlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinens Wohnort führte. Die Gegend ſchien reich und fruchtbar, und der wahre Sitz des Landbaues. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinens Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt beſtellt. Wilhelm hatte Zeit, die Landſchaft genau zu betrachten, indem Lenardo ſchweigend neben ihm ritt.

Endlich fing dieſer an: Ein anderer an meiner Stelle würde ſich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern ſuchen: denn es iſt immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren erſten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Vermummung und Unwahrheit davor ſicher ſtelle. Unwahrheit kann uns eben ſo ſehr in Verlegenheit ſetzen als Wahrheit: und wenn wir abwägen, wie oft uns dieſe oder jene nutzt, ſo möcht' es doch immer der Mühe werth ſeyn, ſich ein- für allemal dem Wahren zu ergeben. Laſſen Sie uns alſo getroſt vorwärts gehen: ich will mich nennen, und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen!

Nun waren ſie an den Gutshof gekommen und ſtiegen in dem Bezirk deſſelben ab. Ein anſehnlicher Mann, einfach gekleidet, den ſie für einen Pachter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte ſich als Herr des Hauſes an. Lenardo nannte ſich und der Beſitzer ſchien höchſt erfreut, ihn zu ſehen und kennen zu lernen. Was wird meine Frau ſagen, rief

Er kommt, die Hölle zu zerſtören,
Die ſchon ſein Tod darnieder ſchlug;
Sie ſoll von Ihm ihr Urtheil hören:
Hört! jetzt erfüllet ſich der Fluch.

Die Hölle ſieht den Sieger kommen,
Sie fühlt ſich ihre Macht genommen,
Sie bebt und ſcheut Sein Angeſicht;
Sie kennet ſeines Donners Schrecken,
Sie ſucht umſonſt ſich zu verſtecken,
Sie ſucht zu fliehn und kann es nicht;
Sie eilt vergebens, ſich zu retten
Und ſich dem Richter zu entziehn,
Der Zorn des Herrn, gleich ehrnen Ketten,
Hält ihren Fuß, ſie kann nicht fliehn.

Hier lieget der zertretne Drache,
Er liegt und fühlt des Höchſten Rache,
Er fühlet ſie und knirſcht vor Wuth;
Er fühlt der ganzen Hölle Qualen,
Er ächzt und heult bei tauſendmalen:
Vernichte mich, o heiße Gluth!
Da liegt er in dem Flammen-Meere,
Ihn foltern ewig Angſt und Pein;
Er flucht, daß ihn die Qual verzehre,
Und hört, die Qual ſoll ewig ſeyn.

Auch hier ſind jene großen Schaaren,
Die mit ihm gleichen Laſters waren,
Doch lange nicht ſo böß als Er.
Hier liegt die ungezählte Menge,
In ſchwarzem, ſchrecklichem Gedränge,
Im Feuer-Orkan um ihn her;

er aus, wenn sie den Neffen ihres Wohlthäters wiedersieht! Nicht genug kann sie erwähnen und erzählen, was sie und ihr Vater Ihrem Oheim schuldig ist.

Welche sonderbaren Betrachtungen kreuzten sich schnell in Lenarde's Geist. Versteckt dieser Mann, der so redlich aussieht, seine Bitterkeit hinter ein freundlich Gesicht und glatte Worte? ist er im Stande, seinen Vorwürfen eine so gefällige Außenseite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht diese Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben seyn? Oder, so dacht' er sich's mit schneller Hoffnung, ist die Sache nicht so übel geworden als du denkst? denn eine ganz bestimmte Nachricht hast du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechselten hin und her, indem der Hausherr anspannen ließ, um seine Gattin holen zu lassen, die in der Nachbarschaft einen Besuch machte.

Wenn ich Sie indessen, bis meine Frau kommt, auf meine Weise unterhalten und zugleich meine Geschäfte fortsetzen darf, so machen Sie einige Schritte mit mir aufs Feld, und sehen sich um, wie ich meine Wirthschaft betreibe: denn gewiß ist Ihnen, als einem großen Gutsbesitzer, nichts angelegener als die edle Wissenschaft, die edle Kunst des Feldbaues.

Lenarde widersprach nicht; Wilhelm unterrichtete sich gern; und der Landmann hatte seinen Grund und Boden, den er unumschränkt besaß und beherrschte, vollkommen gut inne: was er vornahm, war der Absicht gemäß; was er säte und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Ursachen so deutlich anzugeben, daß es ein jeder begriff, und für möglich gehalten hätte dasselbe zu thun und zu leisten — ein Wahn in den man leicht verfällt, wenn man einem Meister zusieht, dem alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten sich sehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: Nun muß ich Ihnen aber auch meine schwache Seite zeigen, die freilich an jedem zu bemerken ist, der sich einem Gegenstand ausschließlich ergiebt.

Er führte sie auf seinen Hof, zeigte ihnen seine Werkzeuge, den Vorrath derselben, so wie den Vorrath von allem erdenklichen Geräthe und dessen Zugehör. Man tadelte mich oft, sagte er dabei, daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht schelten. Glücklich ist der,

dem sein Geschäft auch zur Puppe wird, der mit demselbigen zuletzt noch spielt und sich an dem ergötzt, was ihm sein Zustand zur Pflicht macht.

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Besonders erfreute sich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieser Mann aufgelegt schien, und verfehlte nicht sie zu erwiedern; indessen Lenardo, mehr in sich gekehrt, an dem Glück Valerinens, das er in diesem Zustande für gewiß hielt, stillen Theil nahm, obgleich mit einem leisen Gefühl von Unbehagen, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

Man war schon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Besitzerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen: aber wie erstaunte, wie erschrak Lenardo, als er sie aussteigen sah! Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine schöne schlanke Gestalt, aber blond, mit allen Vortheilen die Blondinen eigen sind.

Diese Schönheit, diese Anmuth erschreckte Lenardo. Seine Augen hatten das braune Mädchen gesucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Züge erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Ansehen stand, deßhalb denn auch dieser bei der Ausstattung viel gethan, und dem neuen Paare behülflich gewesen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Ueberraschung eines Wiedersehens ungezwungen äußern läßt. Ob man sich wieder erkenne, wurde gefragt; die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merklich genug bei Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft ward gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that sein Möglichos, um diesem beizustehen; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch eh er die Seinigen gesehen, sich ihrer erinnert, bei ihr eingekehrt sey, ließ sie auch nicht den mindesten Verdacht schöpfen, daß hier eine andere Absicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beisammen, obgleich beide Freunde

nach einem vertraulichen Geſpräch ſich ſehnten, das denn auch ſogleich begann, als ſie ſich in dem Gaſtzimmer allein ſahen.

Ich ſoll, ſo ſcheint es, ſagte Lenardo, meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merk' ich, verdoppelt ſie. Dieſe blonde Schönheit hab' ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, ſpielen ſehen: ja ich trieb mich ſelbſt mit ihnen, obgleich ſo vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringſten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der einen behalten und ihn der andern beigelegt. Nun ſtud' ich die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weiſe über die Maßen glücklich, indeſſen die andere, wer weiß wohin in die Welt geworfen iſt.

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf, als die thätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäſte zu ſehen, hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnte nicht, mit welchen Geſinnungen ſie zum Frühſtück kamen. Wilhelm, der wohl einſah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Lenardo ſich in der peinlichſten Lage befinde, brachte das Geſpräch auf frühere Zeiten, auf Geſpielen, aufs Local, das er ſelbſt kannte, auf andere Erinnerungen, ſo daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam, des nußbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszuſprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Nachedine gehört, ſo entſann er ſich deſſen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer ſolchen Gewalt, daß ihm das weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Ausfündung des frommen Pachters, ſeine Reſignation und ſeinen Auszug erzählte, und wie er ſich auf ſeine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Lenardo glaubte zu verſinken. Unglücklicher- und glücklicherweiſe erging ſich Valerine in einer gewiſſen Umſtändlichkeit, die, Lenardo das Herz zerreißend, ihm dennoch möglich machte, mit Beihülfe ſeines Gefährten, einige Faſſung zu zeigen.

Man ſchied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zuſage leider Gäſte. Und wie dem Menſchen, der ſich ſelbſt was Gutes gönnt, alles zum Glück ſchlägt, ſo legte Valerine zuletzt das Schweigen Lenardo's, ſeine ſichtbare Zerſtreuung beim Abſchied, ſein haſtiges Wegeilen zu ihrem Vortheil aus, und konnte ſich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern

Landmanns, doch nicht enthalten, an einer wiederaufwachenden oder neu entstehenden Neigung, wie sie sich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach diesem sonderbaren Ereigniß sagte Lenarde: Daß wir bei so schönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen, scheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen trösten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegengehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei seiner eigenthümlichen Sendung gleichgültig ist, wohin und wozu er seinen Weg richtet. Nehmen Sie es über sich, Nachricht einzuziehen und mir Nachricht von ihr zu geben! Ist sie glücklich, so bin ich zufrieden: ist sie unglücklich, so helfen Sie ihr auf meine Kosten! Handeln Sie ohne Rücksichten, sparen, schonen Sie nichts!

Nach welcher Weltgegend aber, sagte Wilhelm lächelnd, hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben, wie soll ich damit begabt seyn?

Hören Sie! antwortete Lenarde. In voriger Nacht, wo Sie mich als einen Verzweifelnden rastlos auf und ab gehen sahen, wo ich leidenschaftlich in Kopf und Herzen alles durch einander warf, da kam ein alter Freund mir vor den Geist, ein würdiger Mann, der, ohne mich eben zu bofmeistern, auf meine Jugend großen Einfluß gehabt hat. Gern hätt' ich mir ihn, wenigstens theilweise, als Reisegefährten erbeten, wenn er nicht wunderlam durch die schönsten kunst- und alterthümlichen Seltenheiten an seine Wohnung geknüpft wäre, die er nur auf Augenblicke verläßt. Dieser, weiß ich, genießt einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit allem, was in dieser Welt durch irgend einen edlen Faden verbunden ist. Zu ihm eilen Sie, ihm erzählen Sie, wie ich es vorgetragen, und es steht zu hoffen, daß ihm sein zartes Gefühl irgend einen Ort, eine Gegend andeuten werde, wo sie zu finden seyn möchte. In meiner Bedrängniß fiel es mir ein, daß der Vater des Kindes sich zu den Frommen zählte, und ich ward im Augenblick fromm genug, mich an die moralische Weltordnung zu wenden und zu bitten, sie möge sich hier zu meinen Gunsten einmal wunderbar gnädig offenbaren.

Noch eine Schwierigkeit, versetzte Wilhelm, bleibt jedoch zu lösen: wo soll ich mit meinem Felix hin? Denn auf so ganz ungewissen Wegen möcht' ich ihn nicht mit mir führen, und ihn doch auch nicht gerne von

mir laſſen; denn mich dünkt, der Sohn entwickle ſich nirgends beſſer als in Gegenwart des Vaters.

Keineswegs! erwiederte Lenardo: dieß iſt ein holder väterlicher Irrthum. Der Vater behält immer eine Art von deſpotiſchem Verhältniß zu dem Sohn, deſſen Tugenden er nicht anerkennt, und an deſſen Fehlern er ſich freut: deßwegen die Alten ſchon zu ſagen pflegten, die Helden Söhne werden Taugenichtſe; und ich habe mich weit genug in der Welt umgeſehen, um hierüber ins klare zu kommen. Glücklicherweiſe wird unſer alter Freund, an den ich Ihnen ſogleich ein eiliges Schreiben verfaſſe, auch hierüber die beſte Auskunft geben. Als ich ihn vor Jahren das letztemal ſah, erzählte er mir gar manches von einer pädagogiſchen Verbindung, die ich nur für eine Art von Utopien halten konnte: es ſchien mir, als ſey unter dem Bilde der Wirklichkeit eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorſchlägen und Verſätzen gemeint, die freilich zuſammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl ſchwerlich zuſammentreffen möchten. Weil ich ihn aber kenne, weil er gern durch Bilder das Mögliche und Unmögliche verwirklichen mag, ſo ließ ich es gut ſeyn, und nun kommt es uns zu gute: er weiß gewiß Ihnen Ort und Umſtände zu bezeichnen, wem Sie Ihren Knaben getroſt vertrauen und von einer weiſen Leitung das Beſte hoffen können.

Im Dahinreiten ſich auf dieſe Weiſe unterhaltend, erblickten ſie eine edle Villa, die Gebäude im ernſtfreundlichen Geſchmack, freien Vorraum und in weiter würdiger Umgebung wohlbeſtandene Bäume, Thüren und Schaltern aber durchaus verſchloſſen, alles einſam, doch wohlerhalten anzuſehen. Von einem ältlichen Manne, der ſich am Eingang zu beſchäftigen ſchien, erfuhren ſie, dieß ſey das Erbtheil eines jungen Mannes, dem es von ſeinem in hohem Alter erſt kurz verſtorbenen Vater ſo eben hinterlaſſen worden.

Auf weiteres Befragen wurden ſie belehrt, dem Erben ſey hier leider alles zu fertig, er habe hier nichts mehr zu thun und das Vorhandene zu genießen ſey gerade nicht ſeine Sache; deßwegen er ſich denn ein Local näher am Gebirge ausgeſucht, wo er für ſich und ſeine Geſellen Moosbütten baue und eine Art von jägeriſcher Anſiedelei anlegen wolle. Was den Berichtenden ſelbſt betraf, vernahmen ſie, er ſey der mitgeerbte Caſtellan, ſorge aufs genaueſte für Erhaltung und Reinlichkeit, damit irgend ein Enkel, in die Neigung und Beſitzung des Großvaters eingreifend, alles finde wie dieſer es verlaſſen hat.

Nachdem ſie ihren Weg einige Zeit ſtillſchweigend fortgeſetzt, begann Lenarde mit der Betrachtung, daß es die Eigenheit des Menſchen ſey, von vorne anfangen zu wollen; worauf der Freund erwiederte, dieß laſſe ſich wohl erklären und entſchuldigen, weil doch, genau genommen, jeder wirklich von vorne anfängt.

Sind doch, rief er aus, keinem die Leiden erlaſſen, von denen ſeine Vorfahren gereinigt wurden! Kann man ihm verdenken, daß er von ihren Freuden nichts wiſſen will?

Lenarde verſetzte hierauf: Sie ermuthigen mich zu geſtehen, daß ich eigentlich auf nichts gerne wirken mag, als auf das, was ich ſelbſt geſchaffen habe. Niemals mocht' ich einen Diener, den ich nicht vom Knaben heraufgebildet, kein Pferd, das ich nicht ſelbſt zugeritten. In Gefolg dieſer Sinnesart will ich denn auch gern bekennen, daß ich unwiderſtehlich nach urſprünglichen Zuſtänden hingezogen werde, daß meine Reiſen durch alle hochgebildeten Länder und Völker dieſe Gefühle nicht abſtumpfen können, daß meine Einbildungskraft ſich über dem Meer ein Behagen ſucht, und daß ein bisher vernachläſſigter Familienbeſitz in jenen friſchen Gegenden mich hoffen läßt, ein im Stillen gefaßter, meinen Wünſchen gemäß nach und nach heranreifender Plan werde ſich endlich ausführen laſſen.

Dagegen wüßt' ich nichts einzuwenden, verſetzte Wilhelm: ein ſolcher Gedanke, ins Neue und Unbeſtimmte gewendet, hat etwas Eigenes, Großes. Nur bitt' ich zu bedenken, daß ein ſolches Unternehmen nur einer Geſammtheit glücken kann. Sie gehen hinüber und finden dort ſchon Familienbeſitzungen wie ich weiß; die Meinigen hegen gleiche Plane und haben ſich dort ſchon angeſiedelt: vereinigen Sie ſich mit dieſen umſichtigen, klugen und kräftigen Menſchen: für beide Theile muß ſich dadurch das Geſchäft erleichtern und erweitern.

Unter ſolchen Geſprächen waren die Freunde an den Ort gelangt, wo ſie nunmehr ſcheiden ſollten; beide ſetzten ſich nieder zu ſchreiben. Lenarde empfahl ſeinen Freund dem obenerwähnten ſonderbaren Mann: Wilhelm trug den Zuſtand ſeines neuen Lebensgenoſſen den Verbündeten vor, woraus, wie natürlich, ein Empfehlungsſchreiben entſtand: worin er zum Schluß auch ſeine mit Jarno beſprochene Angelegenheit empfahl und die Gründe nochmals auseinander ſetzte, warum er von der unbequemen Bedingung, die ihn zum ewigen Juden ſtempelte, bald möglichſt befreit zu ſeyn wünſche. Beim Auswechſeln dieſer Briefe jedoch konnte ſich Wilhelm

nicht erwehren, ſeinem Freund nochmals gewiſſe Bedenklichkeiten ans Herz zu legen.

Ich halt' es, ſprach er, in meiner Lage für den wünſchenswertheſten Auftrag, Sie, edler Mann, von einer Gemüthsunruhe zu befreien und zugleich ein menſchliches Geſchöpf aus dem Elende zu retten, wenn es ſich darin befinden ſollte. Ein ſolches Ziel kann man als einen Stern anſehen, nach dem man ſchifft, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabei die Gefahr nicht läugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer ſchweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus ſein Wort zu geben ablehnt, ich würde von Ihnen das Verſprechen verlangen, dieſes weibliche Weſen, das Ihnen ſo theuer zu ſtehen kommt, nicht wieder zu ſehen, ſich zu begnügen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohl geht, es ſey nun, daß ich ſie wirklich glücklich finde oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich Sie aber zu einem Verſprechen weder vermögen kann noch will, ſo beſchwör' ich Sie bei allem was Ihnen werth und heilig iſt, ſich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund zu Liebe keine Annäherung, es ſey unter welchem Vorwand es welle, zu jener Vermißten ſich zu erlauben; von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich ſie finde, die Gegend, wo ich ſie laſſe, näher bezeichne oder gar ausſpreche. Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohl geht und ſind losgeſprochen und beruhigt!

Lenardo lächelte und verſetzte: Leiſten Sie mir dieſen Dienſt und ich werde dankbar ſeyn. Was Sie thun wollen und können, ſey Ihnen anheim gegeben und mich überlaſſen Sie der Zeit, dem Verſtande und wo möglich der Vernunft!

Verzeihen Sie! verſetzte Wilhelm: wer jedoch weiß, unter welchen ſeltſamen Formen die Neigung bei uns einſchleicht, dem muß es bange werden, wenn er vorausſieht, ein Freund könne dasjenige wünſchen, was ihm in ſeinen Zuſtänden, ſeinen Verhältniſſen nothwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte.

Ich hoffe, ſagte Lenardo, wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich ſie los.

Die Fremde ſchieden, jeder nach ſeiner Seite.

Zwölftes Capitel

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin sein Brief lautete. Er fand sie heiter und wohlgebaut; allein ihr neues Ansehen zeigte nur allzudeutlich, daß sie kurz vorher durch einen Brand müsse gelitten haben. Die Adresse seines Briefes führte ihn zu dem letzten, kleinen, verschonten Theil, an ein Haus von alter ernster Bauart, doch wohlerhalten und reinlichen Ansehens. Trübe Fensterscheiben, wunderlich gefügt, deuteten auf erfreuliche Farbenpracht von innen. Und so entsprach denn auch wirklich das Innere dem Aeußern. In sauberen Räumen zeigten sich überall Geräthschaften, die schon einigen Generationen mochten gedient haben, untermischt mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich ausgestatteten Zimmer. Diese Uhren hatten schon mancher Geburts- und Sterbestunde geschlagen und was umherstand, erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergehen könne.

Der Ankommende gab seinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bei Seite legte und in einem heitern Gespräche seinen Gast unmittelbar kennen zu lernen suchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm gegen sonstige Gewohnheit seine Blicke beobachtend im Zimmer umherschweifen ließ, sagte der gute Alte: Meine Umgebung erregt Ihre Aufmerksamkeit. Sie sehen hier, wie lang' etwas dauern kann! Und man muß doch auch dergleichen sehen, zum Gegengewicht dessen, was in der Welt so schnell wechselt und sich verändert. Dieser Theekessel diente schon meinen Eltern und war ein Zeuge unserer abendlichen Familienversammlungen; dieser kupferne Kaminschirm schützt mich noch immer vor dem Feuer, das diese alte mächtige Zange anschürt; und so geht es durch alles durch. Antheil und Thätigkeit konnt' ich daher auf gar viele andere Gegenstände wenden, weil ich mich mit der Veränderung dieser äußern Bedürfnisse, die so vieler Menschen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beschäftigte. Eine liebevolle Aufmerksamkeit auf das was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stecknadel dem geliebten Mädchen, Abschied nehmend, entwendete, den Busenstreif täglich damit zusteckte, und diesen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen mehrjährigen

Fahrt wieder zurückbrachte. Uns andern kleinen Menſchen iſt dieß wohl als eine Tugend anzurechnen.

Mancher bringt wohl auch, verſetzte Wilhelm, von einer ſo weiten großen Reiſe einen Stachel im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre.

Der Alte ſchien von Lenardo's Zuſtande nichts zu wiſſen, ob er gleich den Brief inzwiſchen erbrochen und geleſen hatte; denn er ging zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück.

Die Beharrlichkeit auf dem Beſitz, fuhr er fort, giebt uns in manchen Fällen die größte Energie. Dieſem Eigenſinn bin ich die Rettung meines Hauſes ſchuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bei mir flüchten und retten. Ich verbot's, befahl Fenſter und Thüren zu ſchließen und wandte mich mit mehreren Nachbarn gegen die Flamme. Unſerer Anſtrengung gelang es dieſen Zipfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen ſtand alles noch bei mir, wie Sie es ſehen und wie es beinahe ſeit hundert Jahren geſtanden hat.

Mit alle dem, ſagte Wilhelm, werden Sie mir geſtehen, daß der Menſch der Veränderung nicht widerſteht, welche die Zeit hervorbringt.

Freilich! ſagte der Alte; aber doch, der am längſten ſich erhält, hat auch etwas geleiſtet.

Ja ſogar über unſer Daſeyn hinaus ſind wir fähig zu erhalten und zu ſichern; wir überliefern Kenntniſſe, wir übertragen Geſinnungen ſo gut als Beſitz. Und da mir es nun vorzüglich um den letzten zu thun iſt, ſo hab' ich deßhalb ſeit langer Zeit wunderliche Vorſicht gebraucht, auf ganz eigene Verkehrungen geſonnen; nur ſpät aber iſt mir's gelungen, meinen Wunſch erfüllt zu ſehen.

Gewöhnlich zerſtreut der Sohn was der Vater geſammelt hat, ſammelt etwas anders, oder auf andere Weiſe: kann man jedoch den Enkel, die neue Generation abwarten, ſo kommen dieſelben Neigungen, dieſelben Anſichten wieder zum Vorſchein. Und ſo hab' ich denn endlich durch Sorgfalt unſerer pädagogiſchen Freunde einen tüchtigen jungen Mann erworben, welcher wo möglich noch mehr auf hergebrachten Beſitz hält als ich ſelbſt, und eine heftige Neigung zu wunderlichen Dingen empfindet. Mein Zutrauen hat er entſchieden durch die gewaltſamen Anſtrengungen erworben, womit ihm das Feuer von unſerer Wohnung abzuwehren gelang: doppelt und dreifach hat er den Schatz verdient, deſſen Beſitz ich ihm zu überlaſſen

gedenke; ja er ist ihm schon übergeben, und seit der Zeit mehrt sich unser Vorrath auf eine wundersame Weise.

Nicht alles jedoch, was Sie hier sehen, ist unser. Vielmehr, wie Sie sonst bei Pfandinhabern manches fremde Juwel erblicken, so kann ich Ihnen bei uns Kostbarkeiten bezeichnen, die man unter den verschiedensten Umständen besserer Aufbewahrung halber hier niedergestellt.

Wilhelm gedachte des herrlichen Kästchens, das er ohnehin nicht gern auf der Reise mit sich herumführen wollte, und enthielt sich nicht es dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerksamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt seyn könnte und wies etwas Aehnliches vor. Wilhelm brachte zur Sprache, ob man es wohl eröffnen sollte? Der Alte war nicht der Meinung.

Ich glaube zwar, daß man es ohne sonderliche Beschädigung thun könne, sagte er; allein da Sie es durch einen so wunderbaren Zufall erhalten haben, so sollten Sie daran ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich geboren sind und wenn dieses Kästchen etwas bedeutet, so muß sich gelegentlich der Schlüssel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am wenigsten erwarten.

Es giebt wohl solche Fälle, versetzte Wilhelm.

Ich habe selbst einige erlebt, erwiederte der Alte: und hier sehen Sie den merkwürdigsten vor sich. Von diesem elfenbeinernen Crucifix besaß ich seit dreißig Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus Einem Stücke; der Gegenstand sowohl als die herrlichste Kunst ward sorgfältig in dem kostbarsten Lädchen aufbewahrt. Vor ungefähr zehn Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz, mit der Inschrift, und ich ließ mich verführen, durch den geschicktesten Bildschnitzer unserer Zeit die Arme ansetzen zu lassen; aber wie weit war der Gute hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben! Doch es mochte stehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewunderung des Kunstfleißes! Nun denken Sie mein Ergötzen! Vor kurzem erhielt ich die ersten ächten Arme, wie Sie solche zur lieblichsten Harmonie hier angefügt sehen! Und ich, entzückt über ein so glückliches Zusammentreffen, enthalte mich nicht die Schicksale der christlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug zergliedert und zerstreut, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden muß.

Wilhelm bewunderte das Bild und die seltsame Fügung. Ich werde Ihrem Rath folgen, setzte er hinzu: bleibe das Kästchen verschlossen, bis

Er ſieht, wie ſie den Richter ſcheuen,
Er ſieht, wie ſie der Sturm zerfrißt,
Er ſieht's und kann ſich doch nicht freuen,
Weil ſeine Pein noch größer iſt.

Des Menſchen Sohn ſteigt im Triumphe
Hinab zum ſchwarzen Höllen-Sumpfe,
Und zeigt dort ſeine Herrlichkeit.
Die Hölle kann den Glanz nicht tragen,
Seit ihren erſten Schöpfungs-Tagen
Beherrſchte ſie die Dunkelheit.
Sie lag entfernt von allem Lichte,
Erfüllt von Qual im Chaos hier;
Den Strahl von Seinem Angeſichte
Verwandte Gott auf ſtets von ihr.

Jetzt ſiehet ſie in ihren Gränzen
Die Herrlichkeit des Sohnes glänzen,
Die fürchterliche Majeſtät!
Sie ſieht mit Donnern ihn umgeben,
Sie ſieht, daß alle Felſen beben,
Wie Gott im Grimme vor ihr ſteht.
Sie ſieht's, Er kommet ſie zu richten,
Sie fühlt den Schmerzen der ſie plagt,
Sie wünſcht umſonſt ſich zu vernichten;
Auch dieſer Troſt bleibt ihr verſagt.

Nun denkt ſie an ihr altes Glücke,
Voll Pein an jene Zeit zurücke,
Da dieſer Glanz ihr Luſt gebar;
Da noch ihr Herz im Stand der Tugend,
Ihr froher Geiſt in friſcher Jugend
Und ſtets voll neuer Wonne war.

der Schlüssel sich findet, und wenn es bis ans Ende meines Lebens liegen sollte!

Wer lange lebt, sagte der Alte, sieht manches versammelt und manches auseinander fallen.

Der junge Besitzgenosse trat so eben herein und Wilhelm erklärte seinen Versatz, das Kästchen ihrem Gewahrsam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch herbeigeschafft, das anvertraute Gut eingeschrieben, mit manchen beobachteten Ceremonien und Bedingungen ein Empfangschein ausgestellt, der zwar auf jeden Vorzeigenden lautete, aber nur auf ein mit dem Empfänger verabredetes besonderes Zeichen honorirt werden sollte.

Als dieses alles vollbracht war, überlegte man den Inhalt des Briefes, zuerst sich über das Unterkommen des guten Felix berathend, wobei der alte Freund sich ohne weiteres zu einigen Maximen bekannte, welche der Erziehung zum Grunde liegen sollten.

Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben giebt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen. Da wo ich Sie hinweise, hat man alle Thätigkeiten gesondert; geprüft werden die Zöglinge auf jedem Schritt; dabei erkennt man, wo seine Natur eigentlich hinstrebt, ob er sich gleich mit zerstreuten Wünschen bald dahin bald dort hinwendet. Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist; sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung nur allzugefällig abirren mag.

Sodann, fuhr er fort, darf ich hoffen, aus jenem herrlich gegründeten Mittelpunkt wird man Sie auf den Weg leiten, wo jenes gute Mädchen zu finden ist, das einen so wunderbaren Eindruck auf Ihren Freund machte, der den Werth eines unschuldigen, unglücklichen Geschöpfes durch sittliches Gefühl und Betrachtung so hoch erhöht hat, daß er dessen Daseyn zum Zweck und Ziel seines Lebens zu machen genöthigt war. Ich hoffe, Sie werden ihn beruhigen können: denn die Versehung hat tausend Mittel, die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter: wer sollte bei dem traurigen Ansehen desselben wohl denken, daß diese starren Aeste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten; doch wir hoffen's, wir wissen's.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorſchrift den Weg genommen, und fanden glücklich die Gränze der Provinz, in der ſie ſo manches Merkwürdige erfahren ſollten. Beim erſten Eintritt gewahrten ſie ſogleich der fruchtbarſten Gegend, welche an ſanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünſtigte. Es war kurz vor der Ernte und alles in größter Fülle; das was ſie jedoch gleich in Verwunderung ſetzte, war, daß ſie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge beſchäftigt ſahen, auf eine glückliche Ernte ſich vorzubereiten, ja auch ſchon auf ein fröhliches Erntefeſt freundliche Anſtalt zu treffen. Sie begrüßten einen und den andern und fragten nach dem Obern, von deſſen Aufenthalt man keine Rechenſchaft geben konnte. Die Adreſſe ihres Briefes lautete: An den Obern oder die Dreie. Auch hierin konnten ſich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufſeher, der eben das Pferd zu beſteigen ſich bereitete: ſie eröffneten ihre Zwecke; des Felix Freimüthigkeit ſchien ihm zu gefallen und ſo ritten ſie zuſammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerſchaft ein ſonderbares Anſehen gab; eben war er im Begriff ſeinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wunderſamere Bemerkung ſich ihm aufthat: alle Kinder, ſie mochten beſchäftigt ſeyn wie ſie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten ſich mit beſondern, aber verſchiedenen Gebärden gegen die Vorbeireitenden und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgeſetzten galt. Die jüngſten legten die Arme kreuzweis über die Bruſt und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und ſchauten lächelnd zur Erde; die dritten ſtanden ſtrack und muthig; die

Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben, wo man sie traf.

Als man darauf Halt machte und abstieg, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgesetzten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Gebärden.

Felix fiel ein und sagte munter: Was für eine Stellung hab' ich denn einzunehmen?

Auf alle Fälle, versetzte der Aufseher, zuerst die Arme über die Brust und ernsthaft froh nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden.

Er gehorchte, doch rief er bald: Dieß gefällt mir nicht sonderlich: ich sehe ja nichts da droben; dauert es lange? Doch ja! rief er freudig, ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen?

Wienach du's aufnimmst, je nachdem du dich beträgst, versetzte jener; jetzt mische dich unter sie, wie sie sich mischen.

Er gab ein Zeichen; die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung oder spielten wie vorher.

Mögen und können Sie mir, sagte Wilhelm darauf, das was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Gebärden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt.

Ganz richtig! versetzte jener: Grüße, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht.

Dürfen Sie mir aber, versetzte Wilhelm, die Bedeutung des Stufengangs wohl erklären? denn daß es einer sey, läßt sich wohl einsehen.

Dieß gebührt Höheren, als ich bin, antwortete jener; so viel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß vielmehr den Andern zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende faßliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist jedem geboten, für sich zu behalten und zu hegen, was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darüber schwatzen, und so modificirt sich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen gleich und immer sagt, worauf alles ankommt, so denkt er, es sey nichts dahinter. Gewissen Geheimnissen, und wenn sie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweisen; denn dieses wirkt auf Scham und gute Sitten.

Ich verstehe Sie, versetzte Wilhelm: warum sollten wir das, was in körperlichen Dingen so nöthig ist, nicht auch geistig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf; und doch seh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abstufungen, vom Hellsten bis zum Dunkelsten. Doch bemerk' ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienstes gemeint seyn kann, indem die kleinsten und größten Knaben untermischt, so an Schnitt als Farben, gleich seyn können, aber die von gleichen Gebärden im Gewand nicht mit einander übereinstimmen.

Auch was dieß betrifft, versetzte der Begleitende, darf ich mich nicht weiter auslassen; doch müßte ich mich sehr irren, oder Sie werden über alles, was Sie nur wünschen mögen, aufgeklärt von uns scheiden.

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte. Nun aber mußte dem Fremdling nothwendig auffallen, daß, je weiter sie ins Land kamen, ein wohllautender Gesang ihnen immer mehr entgegen tönte. Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder, jedem Geschäft besonders angemessen und in gleichen Fällen überall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise; gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix stimmte vom Pferde herab mit ein, und zwar nicht ganz unglücklich; Wilhelm vergnügte sich an dieser die Gegend belebenden Unterhaltung.

Wahrscheinlich, so sprach er zu seinem Gefährten, wendet man viele Sorgfalt auf solchen Unterricht; denn sonst könnte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet seyn.

Allerdings! versetzte jener: bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung; alles andere schließt sich daran, und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt; andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich: denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen,

so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben, als man denkt; und da dieses alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder als auf jede andere Weise. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Musik zum Element unserer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.

Wilhelm suchte sich noch weiter zu unterrichten und verbarg seine Verwunderung nicht, daß er gar keine Instrumentalmusik vernehme.

Diese wird bei uns nicht vernachlässigt, versetzte jener, aber in einen besondern Bezirk, in das anmuthigste Bergthal eingeschlossen geübt; und da ist denn wieder dafür gesorgt, daß die verschiedenen Instrumente in auseinander liegenden Ortschaften gelehrt werden. Besonders die Mißtöne der Anfänger sind in gewisse Einsiedeleien verwiesen, wo sie niemand zur Verzweiflung bringen: denn ihr werdet selbst gestehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft kaum ein trauriger Leiden zu dulden sey, als das uns die Nachbarschaft eines angehenden Flöten- oder Violinspielers aufdringt. Unsere Anfänger gehen aus eigener löblicher Gesinnung, niemand lästig seyn zu wollen, freiwillig länger oder kürzer in die Wüste und beeifern sich abgesondert um das Verdienst, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weßhalb jedem von Zeit zu Zeit ein Versuch heranzutreten erlaubt wird, der selten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bei dieser wie bei unsern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigst; für das übrige sorgt sich um desto leichter.

Nun waren sie zu einem Ort gelangt, wo Felix verweilen und sich an der Umgebung prüfen sollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre: schon von weitem hörten sie einen freudigen Gesang; es war ein Spiel, woran sich die Knaben in der Feierstunde dießmal ergötzten. Ein allgemeiner Chorgesang erschall, wozu jedes Glied eines weitern Kreises freudig, klar und tüchtig an seinem Theile zustimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieser überraschte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte, sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem verschwebenden Sinne anzupassen. Schon zeigten die meisten viel Gewandtheit; einige,

denen das Kunſtſtück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug ſich gleich unter ſie zu miſchen, und zog ſich noch ſo leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erſte Gruß zugeeignet; er legte ſogleich die Hände auf die Bruſt, blickte aufwärts, und zwar mit ſo ſchnackiſcher Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei ſey ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die munteren Geſpielen, alles gefiel dem Knaben ſo wohl, da es ihm nicht ſonderlich wehe that ſeinen Vater abreiſen zu ſehen; faſt blickte er dem weggeführten Pferde ſchmerzlicher nach: doch ließ er ſich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne: man verſprach ihm dagegen, er ſolle, wo nicht daſſelbe, doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da ſich der Obere nicht erreichen ließ, ſagte der Aufſeher: Ich muß euch nun verlaſſen, meine Geſchäfte zu verfolgen; doch will ich euch zu den Drei bringen, die unſern Heiligthümern vorſtehen: euer Brief iſt auch an ſie gerichtet, und ſie zuſammen ſtellen den Obern vor.

Wilhelm hätte gewünſcht, von den Heiligthümern im voraus zu vernehmen; jener aber verſetzte: Die drei werden euch zur Erwiederung des Vertrauens, daß ihr uns euern Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit gewiß das Nöthigſte eröffnen. Die ſichtbaren Gegenſtände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, ſind in einen beſondern Bezirk eingeſchloſſen, werden mit nichts gemiſcht, durch nichts geſtört; nur zu gewiſſen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um ſie hiſtoriſch und ſinnlich zu belehren, da ſie denn genugſamen Eindruck mitwegnehmen, um bei Ausübung ihrer Pflicht eine Zeit lang daran zu zehren.

Nun ſtand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gegebenes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte und ein ernſter, anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büſchen vielerlei Art beſchattet, kaum daß er ſtattliche Mauern und anſehnliche Gebäude durch dieſe dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von dreien, die ſich nach und nach herbeifanden, löſte ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu jeder das Seinige beitrug, deſſen Inhalt wir jedoch in der Kürze zuſammenfaſſen.

Da ihr uns euren Sohn vertraut, sagten sie, sind wir schuldig euch tiefer in unser Verfahren hineinblicken zu lassen. Ihr habt manches Aeußerliche gesehen, welches nicht sogleich sein Verständniß mit sich führt: was davon wünscht ihr vor allem aufgeschlossen?

Anständige, doch seltsame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünschte; bei euch bezieht sich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich diesen Bezug erfahren.

Wohlgeborne, gesunde Kinder, versetzten jene, bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hätte; dieses zu entwickeln ist unsere Pflicht, öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eines bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sey. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus.

Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf.

Jene, nach einem anständigen Zaudern riefen: Ehrfurcht!

Wilhelm stutzte.

Ehrfurcht! hieß es wiederholt. Allen fehlt sie, vielleicht euch selbst. Dreierlei Gebärde habt ihr gesehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfließt und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht. Das erste ist Ehrfurcht vor dem was über uns ist. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Brust, einen freudigen Blick gen Himmel, das ist, was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben sey, der sich in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Das zweite Ehrfurcht vor dem was unter uns ist. Die auf den Rücken gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie giebt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freude; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigte, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling bald möglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet, nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch

vereinzelt; nur in Verbindung mit seines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen.

Es leuchtet mir ein! versetzte Wilhelm. Deßwegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seines Gleichen gehässig: das wahre, ächte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung.

Erlauben Sie mir dessen ungeachtet, fuhr Wilhelm fort, ein Einziges einzuwenden. Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen und sonst unerklärlichen, ahnungsvollen Ereignissen, für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?

Hierauf erwiederten jene: Der Natur ist Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes oder unbekanntes mächtiges Wesen; der Starke sucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden; beide wünschen es loszuwerden und fühlen sich glücklich, wenn sie es auf kurze Zeit beseitigt haben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wiederherstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben: von der Furcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich; Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deßwegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur drei giebt, nach den Objekten, gegen welche sie ihre Andacht wenden.

Die Männer hielten inne; Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend: da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten.

Keine Religion, sagten sie, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre giebt, seine Ehre behalten; er ist nicht mit sich

ſelbſt vermeint, wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem was über uns iſt, beruht, nennen wir die ethniſche; es iſt die Religion der Völker und die erſte glückliche Ablöſung von einer niedern Furcht; alle ſogenannten heidniſchen Religionen ſind von dieſer Art, ſie mögen übrigens Namen haben wie ſie wollen. Die zweite Religion, die ſich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche: denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich herab-, alles Niedere zu ſich heraufziehen und nur in dieſem Mittelzuſtand verdient er den Namen des Weiſen. Indem er nun das Verhältniß zu ſeines Gleichen und alſo zur ganzen Menſchheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdiſchen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchſchaut, lebt er im kosmiſchen Sinne allein in der Wahrheit. Nun iſt aber von der dritten Religion zu ſprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt; wir nennen ſie die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart; es iſt ein letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehört dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen! Hievon finden ſich freilich Spuren durch alle Zeiten; aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann, da ſie ſich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöst werden mag.

Zu welcher von dieſen Religionen bekennt ihr euch denn insbeſondere? ſagte Wilhelm.

Zu allen dreien, erwiederten jene: denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor: aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.

Ein solches Bekenntniß, auf diese Weise entwickelt, befremdet mich nicht, versetzte Wilhelm: es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt, was andere trennt.

Hierauf versetzten jene: Schon wird dieses Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgesprochen, doch unbewußt.

Wie denn und wo? fragte Wilhelm.

Im Credo, riefen jene laut: denn der erste Artikel ist ethnisch, und gehört allen Völkern, der zweite christlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt, der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drei göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?

Ich danke, versetzte jener, daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen.

Ganz richtig! erwiederten jene: nun aber müßt ihr noch mehr erfahren, damit ihr euch überzeugt, daß euer Sohn in den besten Händen sey. Doch dieß Geschäft bleibe für die Morgenstunden; ruht aus und erquickt euch, damit ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh in das Innere folgen könnt.

Zweites Capitel.

An der Hand des Aeltesten trat nunmehr unser Freund durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemälden so reichlich verziert war, daß sie den Ankömmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, daß alles was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben müßte, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff seinen Begleiter deßhalb zu befragen, als dieser ihn einlud, seitwärts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die

Sie denkt' mit Wuth an ihr Verbrechen,
Wie sie die Menschen kühn betrog;
Sie dachte sich an Gott zu rächen,
Jetzt fühlt sie was es nach sich zog.

Gott ward ein Mensch, er kam auf Erden.
Auch dieser soll mein Opfer werden,
Sprach Satanas und freute sich.
Er suchte Christum zu verderben,
Der Welten Schöpfer sollte sterben;
Doch weh dir, Satan, ewiglich!
Du glaubtest ihn zu überwinden,
Du freutest dich bei seiner Noth;
Doch siegreich kommt Er, dich zu binden:
Wo ist dein Stachel hin, o Tod?

Sprich, Hölle! sprich, wo ist dein Siegen?
Sieh nur, wie deine Mächte liegen;
Erkennst du bald des Höchsten Macht?
Sieh, Satan! sieh dein Reich zerstöret.
Von tausendfacher Qual beschweret
Liegst du in ewig finstrer Nacht.
Da liegst du wie vom Blitz getroffen,
Kein Schein vom Glück erfreuet dich.
Es ist umsonst! Du darfst nichts hoffen,
Messias starb allein für Mich!

Es steigt ein Heulen durch die Lüfte,
Schnell wanken jene schwarzen Grüfte,
Als Christus sich der Hölle zeigt.
Sie knirscht aus Wuth; doch ihrem Wüthen
Kann unser großer Held gebieten;
Er winkt — die ganze Hölle schweigt.

Wand zog jedoch mehr als dieser heitere natürliche Schmuck die Augen an sich: denn sie war durchaus gemalt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Israeliten den Stoff zu diesen Bildern geliefert hatten.

Es ist hier, sagte der Aelteste, wo wir diejenige Religion überliefern, die ich euch, der Kürze wegen, die ethnische genannt habe. Der Gehalt derselben findet sich in der Weltgeschichte, so wie die Hülle derselben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schicksale ganzer Völker wird sie eigentlich begriffen.

Ihr habt, sagte Wilhelm, wie ich sehe, dem israelitischen Volke die Ehre erzeigt und seine Geschichte zum Grunde dieser Darstellung gelegt, oder vielmehr ihr habt sie zum Hauptgegenstande derselben gemacht.

Wie ihr seht, versetzte der Alte: denn ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Friesen nicht sowohl synchronistische als symphronistische Handlungen und Begebenheiten aufgeführt sind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von seinen Göttern in der Gestalt schöner Jünglinge besucht wird, den Apoll unter den Hirten Admets oben in dem Friese; woraus wir lernen können, daß, wenn die Götter den Menschen erscheinen, sie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln.

Die Betrachtenden schritten weiter. Wilhelm fand meistens bekannte Gegenstände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er sie sonst zu sehen gewohnt war. Ueber weniges bat er sich einige Erklärung aus; wobei er sich nicht enthalten konnte nochmals zu fragen, warum man die israelitische Geschichte vor allen andern gewählt.

Hierauf antwortete der Aelteste: Unter allen heidnischen Religionen — denn eine solche ist die israelitische gleichfalls — hat diese große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem ethnischen Richterstuhle, vor dem Richterstuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beste, die vortrefflichste Nation sey, sondern nur ob sie daure, ob sie sich erhalten habe. Das israelitische Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm seine Anführer, Richter, Vorsteher, Propheten tausendmal vorgeworfen haben; es besitzt wenig Tugenden und die meisten Fehler anderer Völker: aber an Selbstständigkeit, Festigkeit, Tapferkeit und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit sucht es seines Gleichen. Es ist das

beharrlichste Volk der Erde; es ist, es war, es wird seyn, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Musterbild aufgestellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen.

Es ziemt sich nicht mit euch zu rechten, versetzte Wilhelm, da ihr mich zu belehren im Stande seyd. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieses Volks oder vielmehr seiner Geschichte, seiner Religion.

Ein Hauptvortheil, versetzte jener, ist die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie stehen so glücklich beisammen, daß aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganzes entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen; hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen; und wie manche andere entgegengesetzte Eigenschaften sind an diesen Büchern, an diesem Buche zu rühmen!

Die Folge der Hauptbilder sowohl als die Beziehung der kleinern, die sie oben und unten begleiteten, gab dem Gast so viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzulenken, als an die Gegenstände zu fesseln schien.

Indessen sagte jener bei Gelegenheit: Noch einen Vortheil der israelitischen Religion muß ich hier erwähnen, daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterei durch Thier- und Unthiergestalten zu bezeichnen.

Unser Freund hatte sich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch diese Hallen die Weltgeschichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm einiges neu in Absicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zusammenstellung der Bilder, durch die Reflexionen seines Begleiters manche neue Ansichten entsprungen, und er freute sich, daß Felix durch eine so würdige sinnliche Darstellung sich jene großen, bedeutenden, musterhaften Ereignisse für sein ganzes Leben als wirklich, und als wenn sie neben ihm lebendig gewesen wären, zueignen sollte. Er betrachtete diese Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden. Und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten, und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sklaverei ganzer Massen dieser beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale waren

auf eine kluge Weise allegorisch vorgestellt, da eine historische, eine reale Darstellung derselben außer den Gränzen der edlen Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeschlossen, und Wilhelm war verwundert sich schon am Ende zu sehen.

Ich finde, sagte er zu seinem Führer, in diesem Geschichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten.

Dieß zu thun, wie ihr es verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den ihr bezeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung: es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten: was dem einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weisen; eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lang' er auf der Erde umherging. Deßwegen ist hier das Aeußere abgeschlossen und ich eröffne euch nun das Innere.

Eine Pforte that sich auf und sie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweiten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern Hand zu seyn als die ersten: alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

Ihr seht, sagte der Begleiter, nachdem sie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, hier weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Aeußeres, anders als das vorige, und ein Inneres, das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgethan: jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein.

Ihr werdet die Gefälligkeit haben, versetzte Wilhelm, mir diese wenigen Worte umständlicher auszulegen: denn ich fühle mich nicht geschickt es selbst zu thun.

Sie haben einen natürlichen Sinn, versetzte jener, obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am geschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige oder geistigen ähnliche Mittel

aufheben, sondern ist außerordentlich und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig, wirklich entgegentritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unseres Gleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweite Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gesellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst.

Dieser Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man sonst an dem ersten nur vorbeiging, so verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenstände waren nicht so auffallend, nicht so mannichfaltig; aber desto einladender, den tiefen stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch kehrten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit äußerte, daß man hier eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern, gelangt sey. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geschichte.

Wir sondern, versetzte der Aelteste, bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung sehr gerne, was nur möglich zu sondern ist; denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entspringen. Das Leben mengt und mischt ohnehin alles durch einander, und so haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende desselben abgesondert. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph — stoßt euch nicht an diesem Ausdruck! — als ein Weiser im höchsten Sinne: er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deßhalb ihnen gleich zu stellen scheint, so verläugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt

einen Theil derſelben für ſich, regt den andern gegen ſich auf und zeigt allen, denen es um eine gewiſſe Höhe im Lehren und Leben zu thun iſt, was ſie von der Welt zu erwarten haben. Und ſo iſt ſein Wandel für den edlen Theil der Menſchheit noch belehrender und fruchtbarer als ſein Tod: denn zu jenen Prüfungen iſt jeder, zu dieſem ſind nur wenige berufen. Und damit wir alles übergehen, was aus dieſer Betrachtung folgt, ſo betrachtet die rührende Scene des Abendmahls! Hier läßt der Weiſe, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurück, und indem er für die Guten beſorgt iſt, füttert er zugleich mit ihnen einen Verräther, der ihn und die Beſſern zu Grunde richten wird.

Mit dieſen Worten eröffnete der Aelteſte eine Pforte und Wilhelm ſtutzte, als er ſich wieder in der erſteren Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indeſſen den ganzen Umkreis des Hofes zurückgelegt.

Ich hoffte, ſagte Wilhelm, ihr würdet mich ans Ende führen und bringt mich wieder zum Anfang.

Für dießmal kann ich euch weiter nichts zeigen, ſagte der Aelteſte; mehr laſſen wir unſere Zöglinge nicht ſehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was ihr bis jetzt durchlaufen habt: das Aeußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jugend auf, das Innere, beſonders Geiſtige und Herzliche nur denen, die mit einiger Beſonnenheit heranwachſen; und das Uebrige, was des Jahrs nur einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlaſſen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt, entſpringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen geben wir einem jeden nur ausſtattungsweiſe in die Welt mit, damit er wiſſe, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein ſolches Bedürfniß ſich in ihm regen ſollte. Ich lade euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unſer allgemeines Feſt zu beſuchen und zu ſehen, wie weit euer Sohn vorwärts gekommen: alsdann ſollt auch ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden.

Erlaubt mir eine Frage! verſetzte Wilhelm. Habt ihr denn auch, ſo wie ihr das Leben dieſes göttlichen Mannes als Lehr- und Muſterbild aufſtellt, ſein Leiden, ſeinen Tod gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?

Auf alle Fälle, ſagte der Aelteſte. Hieraus machen wir kein

Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieß Schauspiel auftrug, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint. So viel sey für dießmal genug, um euch über euren Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß ihr ihn auf irgend eine Art mehr oder weniger, aber doch nach wünschenswerther Weise gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, schwankend und mißt wieder finden sollt!

Wilhelm zauderte, indem er sich die Bilder der Vorhalle besah und ihren Sinn gedeutet wünschte.

Auch dieses, sagte der Aelteste, bleiben wir euch bis übers Jahr schuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zwischenzeit den Kindern geben, lassen wir keine Fremden zu: aber alsdann kommt und vernehmt, was unsere besten Redner über diese Gegenstände öffentlich zu sagen für dienlich halten.

Bald nach dieser Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der gestrige Aufseher meldete sich; er hatte Wilhelms Pferd vorgeführt. Und so beurlaubte sich der Freund von der Dreie, welche zum Abschied ihn dem Aufseher folgendermaßen empfahl: Dieser wird nun zu den Vertrauten gezählt und dir ist bekannt, was du ihm auf seine Fragen zu erwiedern hast: denn er wünscht gewiß noch über manches, was er bei uns sah und hörte, belehrt zu werden; Maß und Ziel ist dir nicht verborgen.

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch sogleich anbrachte. Wo sie durchritten, stellten sich die Kinder wie gestern; aber heute sah er, obgleich selten, einen und den andern Knaben, der den vorbeireitenden Aufseher nicht grüßte, von seiner Arbeit nicht aufsah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Ursache und was diese Ausnahme zu bedeuten habe?

Jener erwiederte darauf: Sie ist freilich sehr bedeutungsvoll: denn es ist die höchste Strafe, die wir den Zöglingen auflegen; sie sind unwürdig erklärt Ehrfurcht zu beweisen, und genöthigt sich als roh und

ungebildet darzustellen: sie thun aber das Mögliche, um sich aus dieser Lage zu retten und finden sich aufs geschwindeste in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Wesen, verstockt, zu seiner Rückkehr keine Anstalt machen, so wird es mit einem kurzen aber bündigen Bericht den Eltern wieder zurückgesandt. Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten.

Ein anderer Anblick reizte heute wie gestern des Wanderers Neugierde; es war Mannichfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglingskleidung: hier schien kein Stufengang obzuwalten; denn solche, die verschieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs.

Er löst sich, versetzte jener, darin auf, daß es ein Mittel ist die Gemüther der Knaben eigens zu erforschen. Wir lassen, bei sonstiger Strenge und Ordnung, in diesem Falle eine gewisse Willkür gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, so auch innerhalb einer mäßigen Beschränkung Form und Schnitt wählen: dieß beobachten wir genau; denn an der Farbe läßt sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen. Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewissermaßen schwierig: es ist der Nachahmungsgeist, die Neigung sich anzuschließen. Sehr selten, daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht da gewesen; meistens wählen sie etwas Bekanntes, was sie gerade vor sich sehen. Doch auch diese Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar; durch solche Aeußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei, sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus, wir erfahren, wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleich stellt. Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich ins allgemeine neigten, wo eine Mode sich über alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchen wir auf gelinde Weise Einhalt zu thun: wir lassen die Vorräthe ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung ist nicht mehr zu haben; wir schieben etwas Neues, etwas Reizendes herein: durch helle Farben und kurzen knappen Schnitt locken wir die Munteren, durch ernste Schattirungen, bequeme faltenreiche Tracht die Besonnenen, und stellen so nach

und nach ein Gleichgewicht her. Denn der Uniform ſind wir durchaus abgeneigt; ſie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder mehr als jede andere Verſtellung dem Blicke der Vorgeſetzten.

Unter ſolchen und andern Geſprächen gelangte Wilhelm an die Gränze der Provinz, und zwar an dem Punkt, wo ſie der Wanderer nach des alten Freundes Andeutung verlaſſen ſollte, um ſeinem eigentlichen Zweck entgegen zu gehen.

Beim Lebewohl bemerkte zunächſt der Aufſeher, Wilhelm möge nun erwarten, bis das große Feſt allen Theilnehmern auf mancherlei Weiſe angekündigt werde. Hierzu würden die ſämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge ins freie zufällige Leben entlaſſen. Alsdann ſolle er, hieß es, auch die übrigen Landſchaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundſätzen der einzelne Unterricht in vollſtändiger Umgebung ertheilt und ausgeübt wird.

Drittes Capitel.

Der Angewöhnung des werthen Publicums zu ſchmeicheln, welches ſeit geraumer Zeit Gefallen findet ſich ſtückweiſe unterhalten zu laſſen, gedachten wir erſt nachſtehende Erzählung in mehreren Abtheilungen vorzulegen: der innere Zuſammenhang jedoch, nach Geſinnungen, Empfindungen und Ereigniſſen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derſelbe ſeinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Perſonen dieſer abgeſondert ſcheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir ſchon kennen und lieben, aufs innigſte zuſammengeflochten werden.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten und Hilarie, ſeine Nichte, ſtand ſchon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloſſe hinauf führte. Kaum erkannte er ſie: denn ſchon war ſie wieder größer und ſchöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte ſie an ſeine Bruſt mit dem Sinn eines Vaters und ſie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, ſeiner Schweſter, war er gleichfalls willkommen, und

als Hilarie schnell hinwegging, das Frühstück zu bereiten, sagte der Major freudig: Dießmal kann ich mich kurz fassen und sagen, daß unser Geschäft beendigt ist. Unser Bruder, der Obermarschall, sieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt: er tritt bei seinen Lebzeiten die Güter uns und unsern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er sich ausbedingt, ist freilich stark, aber wir können es ihm immer geben; wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft alles. Die neue Einrichtung soll bald in Ordnung seyn. Da ich zunächst meinen Abschied erwarte, so sehe ich doch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unsrigen einen entschiedenen Vortheil bringen kann. Wir sehen ruhig zu, wie unsere Kinder emporwachsen und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beschleunigen.

Das wäre alles recht gut, sagte die Baronin, wenn ich dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich selbst erst gewahr worden bin. Hilariens Herz ist nicht mehr frei; von der Seite hat dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen.

Was sagst du? rief der Major: ist's möglich? indessen wir uns alle Mühe geben, uns ökonomisch vorzusehen, so spielt uns die Neigung einen solchen Streich! Sag' mir, Liebe, sag' mir geschwind, wer ist es, der das Herz Hilariens fesseln konnte? Oder ist es denn auch schon so arg? ist es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöschen hoffen kann?

Du mußt erst ein wenig sinnen und rathen, versetzte die Baronin und vermehrte dadurch seine Ungeduld. Sie war schon aufs höchste gestiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Frühstück trugen, hereintretend, eine schnelle Auflösung des Räthsels unmöglich machte.

Der Major selbst glaubte das schöne Kind mit andern Augen anzusehen, als kurz vorher. Es war ihm beinahe, als wenn er eifersüchtig auf den Beglückten wäre, dessen Bild sich in einem so schönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken und er bemerkte nicht, daß alles genau so eingerichtet war, wie er es am liebsten hatte und wie er es sonst zu wünschen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieses Schweigen und Stocken verlor Hilarie fast selbst ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte sich verlegen und zog ihre Tochter ans Clavier; aber ihr geistreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünschte das schöne Kind und das

Frühstück je eher je lieber entfernt zu sehen, und die Baronin mußte sich entschließen aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuschlagen.

Kaum waren sie allein, so wiederholte der Major dringend seine vorige Frage; worauf seine Schwester nach einer Pause lächelnd versetzte: Wenn du den Glücklichen finden willst, den sie liebt, so brauchst du nicht weit zu gehen; er ist ganz in der Nähe: dich liebt sie.

Der Major stand betroffen; dann rief er aus: Es wäre ein sehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas überreden wolltest, das mich im Ernst so verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche mich von meiner Verwunderung zu erholen, so sehe ich doch mit einem Blicke voraus, wie sehr unsere Verhältnisse durch ein so unerwartetes Ereigniß gestört werden müßten. Das einzige was mich tröstet, ist die Ueberzeugung, daß Neigungen dieser Art nur scheinbar sind, daß ein Selbstbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine ächte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch sich selbst, oder doch wenigstens mit einiger Beihülfe verständiger Personen, gleich wieder zurückkommt.

Ich bin dieser Meinung nicht, sagte die Baronin: denn nach allen Symptomen ist es ein sehr ernstliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen ist.

Etwas so Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Wesen nicht zugetraut! versetzte der Major.

Es ist so unnatürlich nicht, sagte die Schwester. Aus meiner Jugend erinnere ich mich selbst einer Leidenschaft für einen ältern Mann, als du bist. Du hast funfzig Jahre: das ist immer noch nicht gar zu viel für einen Deutschen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern.

Wodurch willst du aber deine Vermuthung bekräftigen? sagte der Major.

Es ist keine Vermuthung, es ist Gewißheit. Das Nähere sollst du nach und nach vernehmen.

Hilarie gesellte sich zu ihnen und der Major fühlte sich, wider seinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen schien ihm liebevoller und schon fing er an den Worten seiner Schwester Glauben beizumessen. Die Empfindung war bei ihm höchst angenehm, ob er sich gleich solche weder gestehen, noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchst liebenswürdig, indem sich in

Der Donner rollt vor Seiner Stimme,
Die hohe Siegesfahne weht;
Selbſt Engel zittern vor dem Grimme,
Wenn Chriſtus zum Gerichte geht.

Jetzt ſpricht Er; Donner iſt ſein Sprechen,
Er ſpricht und alle Felſen brechen,
Sein Athem iſt dem Feuer gleich.
So ſpricht Er: zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte,
Kommt und zerſtöret euer Reich.
Seht auf! Ihr waret Meine Kinder,
Ihr habt euch wider Mich empört,
Ihr fielt und wurdet freche Sünder,
Ihr habt den Lohn der euch gehört.

Ihr wurdet Meine größten Feinde,
Verführtet Meine liebſten Freunde,
Die Menſchen fielen ſo wie ihr.
Ihr wolltet ewig ſie verderben,
Des Todes ſollten Alle ſterben;
Doch, heulet! Ich erwarb ſie Mir.
Für ſie bin ich herabgegangen,
Ich litt, Ich bat, Ich ſtarb für ſie.
Ihr ſollt nicht euren Zweck erlangen;
Wer an mich glaubt, der ſtirbet nie.

Hier lieget ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann euch aus dem Pfuhl erretten,
Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt, krümmt euch in Schwefel-Flammen!
Ihr eiltet euch ſelbſt zu verdammen,
Da liegt und klagt in Ewigkeit!

ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das innigste verband; denn sie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in seiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der so viele alte Bäume sich wieder belauben sah, konnte auch an die Wiederkehr seines eigenen Frühlings glauben. Und wer hätte sich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigsten Mädchens dazu verführen lassen!

So verging ihnen der Tag zusammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt. Abends nach Tisch setzte sich Hilarie wieder ans Clavier: der Major hörte mit andern Ohren als heute früh; eine Melodie schlang sich in die andere, ein Lied schloß sich ans andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er alles nach seiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kupferstiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bis auf jeden einzelnen kleinen Umstand versorgt und geschmeichelt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er dießmal; seine Lebensgeister waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein böses Wort gegeben; denn alles ging in der strengsten Ordnung, seinen gewöhnlichen Gang. Die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstücke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgestanden und nichts wollte passen.

Sodann gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so wie er zu seyn wünschte. Einige graue Haare konnte er nicht läugnen, und von Runzeln schien sich auch etwas eingefunden zu haben: er wichste und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es seyn konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er sagen sollte und war erstaunt, einen so veränderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich: sie brachte ihm einen Blumenstrauß entgegen, und er hatte nicht den Muth sie wie sonst zu küssen und an sein Herz zu drücken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken wohin das führen könne?

Die Baronin gleichfalls säumte nicht lange zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, das ihr eben ein Bote gebracht hatte, rief sie aus: Du räthst nicht, wen uns dieses Blatt anzumelden kommt.

So entdeck' es nur bald! versetzte der Major; und er erfuhr, daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeireise und für einen Augenblick einzukehren gedenke.

Ich bin neugierig ihn wieder zu sehen, sagte der Major: er ist kein Jüngling mehr, und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen spielt.

Er muß um zehn Jahre älter seyn als du, versetzte die Baronin.

Ganz gewiß, erwiederte der Major, nach allem was ich mich erinnere.

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herzu. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermaßen mit Erstaunen hatte der Major das äußere Behaben seines alten Freundes im ganzen und einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu seyn, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte.

Du betrachtest mich aufmerksamer als billig ist, sprach er endlich den

Major an; ich fürchte sehr, du findest den Unterschied gegen vorige Zeit nur allzugroß.

Keineswegs! versetzte der Major, vielmehr bin ich voll Verwunderung, dein Aussehen frischer und jünger zu finden als das meine, da ich doch weiß, daß du schon ein gemachter Mann warst, als ich mit der Kühnheit eines wagehalsigen Gelbschnabels dir in gewissen Verlegenheiten beistand.

Es ist deine Schuld, versetzte der andere, es ist die Schuld aller deinesgleichen; und ob ihr schon deßhalb nicht zu schelten seyd, so seyd ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will seyn und nicht scheinen. Das ist recht gut, so lange man etwas ist. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen sich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Seyn ist, so merkt denn doch ein jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachlässigen.

Du hast Recht, versetzte der Major, und konnte sich fast eines Seufzers nicht enthalten.

Vielleicht nicht ganz Recht, sagte der bejahrte Jüngling; denn freilich bei meinem Handwerke wär' es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht so lange aufstutzen wollte als nur möglich ist. Ihr andern aber habt Ursache auf andere Dinge zu sehen, die bedeutender und nachhaltiger sind.

Doch giebt es Gelegenheiten, sagte der Major, wo man sich innerlich frisch fühlt und sein Aeußeres auch gar gern wieder auffrischen möchte.

Da der Kaufmann die wahre Gemüthslage des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er diese Aeußerung im Soldatensinne und ließ sich weitläufig darüber aus, wie viel beim Militär aufs Aeußere ankomme und wie der Officier, der so manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

Es ist zum Beispiel unverantwortlich, fuhr er fort, daß eure Schläfe schon grau sind, daß hie und da sich Runzeln zusammenziehen und daß euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerei und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um sich zu beschädigen oder wenigstens Langeweile zu machen.

Der Major fand bei dieser zufälligen Unterredung zu sehr seinen

Vortheil, als daß er sie so bald hätte abbrechen sollen; doch ging er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werke.

Das hab' ich nun leider versäumt! rief er aus: und nachzuholen ist es nicht; ich muß mich nun schon darein ergeben, und ihr werdet deßhalb nicht schlimmer von mir denken.

Versäumt ist nichts, erwiederte jener, wenn ihr andern ernsthaften Herren nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen jeden, der sein Aeußeres bezeukt, für eitel erklären und euch dadurch selbst die Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu seyn und selbst zu gefallen.

Wenn es auch keine Zauberei ist, lächelte der Major, wodurch ihr andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimniß, oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszuproben wißt.

Du magst im Scherz oder im Ernst reden, versetzte der Freund, so hast du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem Aeußeren einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, giebt es wirklich unschätzbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert, und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharre nun, ohne deßhalb meine weitern Forschungen aufzugeben. Soviel kann ich dir sagen und ich übertreibe nicht, ein Toilettenkästchen führ' ich bei mir, über allen Preis, ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben.

Der Gedanke, etwas dieser Art sey möglich, und diese Möglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah, und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe die Mittel dazu näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilariens anmuthigen Aufmerksamkeiten getrost entgegenging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu

erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt, so wurde der Major um so verlegener, als jener gleich nach Tische sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf morgen früh andringlich zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sey und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache los zu gehen, so lenkte er von weitem dahin, indem er das vorige Gespräch wieder auffassend versicherte, er für seine Person würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen jeden, dem sie ein solches Bestreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genöthigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich! versetzte der Freund: denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn du es recht genau betrachtest, was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich wer sie hat! Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? wie soll er mitten im Daseyn verbergen, daß er eine Freude am Daseyn habe? Fände die gute Gesellschaft — denn von der ist doch hier allein die Rede — nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn eines Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hindert Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern und von diesem Uebermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine winterlich verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt, ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren könnte? denn das Gefallen an sich selbst, das Verlangen, dieses Selbstgefühl andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigener Anmuth

macht anmuthig. Wollte Gott, alle Menschen wären eitel, wären es aber mit Bewußtseyn, mit Maß und im rechten Sinne! so würden wir in der gebildeten Welt die glücklichsten Menschen seyn. Die Weiber, sagt man, sind eitel von Hause aus; doch es kleidet sie und sie gefallen uns um desto mehr. Wie kann ein junger Mensch sich bilden, der nicht eitel ist? Eine leere hohle Natur wird sich wenigstens einen äußern Schein zu geben wissen und der tüchtige Mensch wird sich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, so hab' ich Ursache mich auch deßhalb für den glücklichsten Menschen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt eitel zu seyn, und weil ich, je mehr ich es bin, nur deste mehr Vergnügen den Menschen verschaffe. Ich werde gelobt, wo man andere tadelt, und habe gerade auf diesem Wege das Recht und das Glück noch in einem Alter das Publicum zu ergötzen und zu entzücken, in welchem andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten, oder nur mit Schmach darauf verweilen.

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieser Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, sollte nur zu einem Uebergang dienen, und dem Freunde auf eine geschickte Weise seinen Wunsch vorzutragen: nun fürchtete er, bei einem fortgesetzten Gespräch, das Ziel noch weiter verrückt zu sehen und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

Für mich, sagte er, wär' ich gar nicht abgeneigt, auch zu deiner Fahne zu schwören, da du es nicht für zu spät hältst und glaubst, daß ich das Versäumte noch einigermaßen nachholen könne. Theile mir etwas von deinen Tincturen, Pomaden und Balsamen mit, und ich will einen Versuch machen.

Mittheilungen, sagte der andere, sind schwerer als man denkt. Denn hier zum Beispiel kommt es nicht allein darauf an, daß ich dir von meinem Fläschchen etwas abfülle, und von den besten Ingredienzen meiner Toilette die Hälfte zurücklasse: die Anwendung ist das Schwerste. Man kann das Ueberlieferte sich nicht gleich zu eigen machen; wie dieses und jenes passe, unter was für Umständen, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen seyen, dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja selbst diese wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede ist, ein angeborenes Talent hat.

Du willst, wie es scheint, versetzte der Major, nun wieder zurücktreten. Du machst mir Schwierigkeiten, um deine, freilich etwas fabelhaften Behauptungen in Sicherheit zu bringen; du hast nicht Lust mir einen

Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die That zu prüfen.

Durch dieſe Neckereien, mein Freund, verſetzte der andere, würdeſt du mich nicht bewegen deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht ſelbſt ſo gute Geſinnungen gegen dich hätte, wie ich es ja zuerſt dir angeboten habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Menſch hat gar eine eigene Luſt Proſelyten zu machen, dasjenige, was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich, in andern, zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen was er ſelbſt genießt und ſich in ihnen wieder zu finden und darzuſtellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus iſt, ſo iſt er der liebenswürdigſte und lobenswürdigſte, derjenige, der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhält. Aus ihm nehm' ich denn auch, abgeſehen von der Freundſchaft, die ich zu dir hege, die Luſt einen Schüler in der Verjüngungskunſt aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meiſter erwarten kann, daß er keine Pfuſcher ziehen will, ſo bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich ſagte ſchon, weder Specereien noch irgend eine Anweiſung iſt hinlänglich; die Anwendung kann nicht im allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Luſt, meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir ſogleich anbieten: ich laſſe dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tauſendkünſtler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimniſſe eingeweiht iſt, doch die ganze Behandlung recht gut verſteht und für den Anfang dir von großem Nutzen ſeyn wird, bis du dich in die Sache ſo hineinarbeiteſt, daß ich dir die höheren Geheimniſſe endlich auch offenbaren kann.

Wie! rief der Major, du haſt auch Stufen und Grade deiner Verjüngungskunſt? du haſt noch Geheimniſſe für die Eingeweihten?

Ganz gewiß! verſetzte jener. Das müßte gar eine ſchlechte Kunſt ſeyn, die ſich auf einmal faſſen ließe, deren letztes von demjenigen gleich geſchaut werden könnte, der zuerſt hereintritt.

Man zaudert nicht lange; der Kammerdiener ward an den Major gewieſen, der ihn gut zu halten verſprach. Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläſer hergeben, ſie wußte nicht, wozu? die Theilung ging vor ſich; man war bis in die Nacht munter und geiſtreich zuſammen. Bei dem ſpätern Aufgang des Mondes fuhr der Gaſt hinweg und verſprach in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer: er war früh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte, nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen, die Nacht sey, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbraunen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Ceremonien erfordert: sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich mumienhaft, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamirten: allein das süße Bild Hilariens, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles was zum Anzuge des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine solche Uebereilung protestirte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für so manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm sodann, daß er in einiger Zeit aufzustehen, ein kleines Frühstück zu genießen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sey. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, sie mußten befolgt werden und einige Stunden gingen unter diesen Geschäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte, sich geschwind in die Kleidung zu werfen: denn er war seiner Natur nach expedit und wünschte noch überdieß, Hilarien bald zu begegnen: aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man sich durchaus abgewöhnen müsse fertig werden zu wollen. Alles was man thue, müsse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsstunde mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Reden völlig überein. Dafür glaubte sich aber auch der Major wirklich besser angezogen denn jemals, als er vor den Spiegel trat und sich auf das schmuckeste herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen, hatte der Kammerdiener sogar die Uniform moderner zugestutzt, indem er die Nacht auf diese Verwandlung wendete. Eine so schnell erscheinende Verjüngung gab dem Major einen besonders heitern Sinn, so daß er sich von innen und außen erfrischt fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegeneilte.

Er fand seine Schwester vor dem Stammbaume stehen, den sie hatte aufhängen lassen, weil Abends vorher zwischen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede gewesen, welche, theils unverheirathet, theils in fernen Landen wohnhaft, theils gar verschollen, mehr oder weniger den beiden Geschwistern oder ihren Kindern auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darüber, ohne des Punktes zu erwähnen, daß sich bisher alle Familiensorgen und Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte sich diese ganze Ansicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch seine Schwester in diesem Augenblick die Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte sich, der Major stand allein vor dem lakonischen Familiengemälde. Hilarie trat an ihn heran, lehnte sich kindlich an ihn, beschaute die Tafel und fragte, wen er alles von diesen gekannt habe? und wer wohl noch leben und übrig seyn möchte?

Der Major begann seine Schilderung von den ältesten, deren er sich aus seiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verschiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denselben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, sprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verschwieg ihre Fehler nicht: mit Stillschweigen überging er diejenigen, deren man sich hätte zu schämen gehabt. Endlich kam er an die untersten Reihen. Da stand nun sein Bruder, der Obermarschall, er und seine Schwester, und unten drunter sein Sohn und daneben Hilarie.

Diese sehen einander gerade genug ins Gesicht, sagte der Major, und fügte nicht hinzu was er im Sinne hatte.

Nach einer Pause verſetzte Hilarie beſcheiden, halblaut und faſt mit einem Seufzer: Und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt. Zugleich ſah ſie mit ein paar Augen an ihn hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorſprach.

Verſteh' ich dich recht? ſagte der Major, indem er ſich zu ihr wendete.

Ich kann nichts ſagen, verſetzte Hilarie lächelnd, was Sie nicht ſchon wiſſen.

Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne, rief er aus, und fiel ihr zu Füßen.

Willſt du mein ſeyn?

Um Gottes willen! ſtehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig.

Die Baronin trat herein. Ohne überraſcht zu ſeyn, ſtutzte ſie.

Wär' es ein Unglück, ſagte der Major, Schweſter, ſo iſt die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken.

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergeſtalt geliebt, daß ſie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war ſelbſt die Neigung Hilariens aus dieſer Vorliebe der Mutter, wo nicht entſprungen, doch gewiß genährt worden.

Alle drei vereinigten ſich nunmehr in Einer Liebe, Einem Behagen, und ſo floſſen für ſie die glücklichſten Stunden dahin. Nur wurden ſie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um ſich her gewahr, und dieſe ſteht ſelten mit ſolchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien beſtimmt, was ihm ſehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geſchäfts mit dem Obermarſchall ſollte der Major ſeinen Sohn in der Garniſon beſuchen, alles mit ihm abreden und dieſe Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zuſtand verrückt; die Verhältniſſe, die ſonſt ſich freundlich in einander ſchmiegten, ſchienen ſich nunmehr anzufeinden, und es war ſchwer vorauszuſehen, was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indeſſen mußte ſich der Major entſchließen, ſeinen Sohn aufzuſuchen, dem er ſich ſchon angemeldet hatte. Er machte ſich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne ſonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz, Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlaſſen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit ſeinem Verjüngungsdiener,

Auch ihr, ſo Ich Mir auserkohren,
Auch ihr verſcherzet meine Huld;
Auch ihr ſeyd ewiglich verloren,
Ihr murret? Gebt mir keine Schuld.

Ihr ſolltet ewig mit Mir leben,
Euch ward hierzu mein Wort gegeben,
Ihr ſündigtet und folgtet nicht.
Ihr lebtet in dem Sünden-Schlafe;
Nun quält euch die gerechte Strafe,
Ihr fühlt mein ſchreckliches Gericht.
So ſprach Er, und ein furchtbar Wetter
Geht von ihm aus, die Blitze glühn,
Der Donner faßt die Uebertreter
Und ſtürzt ſie in den Abgrund hin.

Der Gott-Menſch ſchließt der Höllen Pforten,
Er ſchwingt Sich aus den dunklen Orten
In Seine Herrlichkeit zurück.
Er ſitzet an des Vaters Seiten,
Er will noch immer für uns ſtreiten,
Er will's! O Freunde, welches Glück!
Der Engel feierliche Chöre,
Die jauchzen vor dem großen Gott,
Daß es die ganze Schöpfung höre:
Groß iſt der Herr, Gott Zebaoth!

den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte seines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten sich nach so langer Trennung aufs herzlichste. Sie hatten einander viel zu sagen und sprachen doch nicht sogleich aus, was ihnen zunächst am Herzen lag. Der Sohn erging sich in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwischen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und sonst verhandelt und beschlossen worden.

Das Gespräch fing schon einigermaßen an zu stocken, als der Sohn sich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd sagte: Sie behandeln mich sehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Besitzthümern und Vermögen und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigstens zum Theil, es mir eigen werden soll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten, daß ich ihn selbst ausspreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu seyn.

Der Major befand sich bei diesen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils seiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des andern, mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforschen, so schwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Lächeln an.

Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe, fuhr der Lieutenant fort; und ich will es nur rasch ein- für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bei so vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es gesagt seyn und so sey es gleich gesagt! Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich zeitlebens in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen möchte, aber eine andere hat meine Leidenschaft erregt, meine Neigung gefesselt. Unwiderstehlich ist dieser Hang; Sie werden mich nicht unglücklich machen.

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die sich über sein Gesicht verbreiten wollte und fragte den Sohn mit einem milden Ernst, wer denn die Person sey, welche sich seiner so gänzlich bemächtigen können?

Sie müssen dieses Wesen sehen, mein Vater; denn sie ist so unbeschreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden selbst von ihr

hingerissen, wie jedermann, der sich ihr nähert. Bei Gott! ich erleb' es und sehe Sie als den Rival Ihres Sohnes.

Wer ist sie denn? fragte der Major. Wenn du ihre Persönlichkeit zu schildern nicht im Stande bist, so erzähle mir wenigstens von ihren äußern Umständen; denn diese sind doch wohl eher auszusprechen.

Wohl, mein Vater! versetzte der Sohn: und doch würden auch diese äußern Umstände bei einer andern anders seyn, anders auf eine andere wirken. Sie ist eine junge Wittwe, Erbin eines alten, reichen, vor kurzem verstorbenen Mannes, unabhängig und höchst werth es zu seyn, von vielen umgeben, von eben so vielen geliebt, von eben so vielen umworben, doch wenn ich mich nicht sehr betrüge, mir von Herzen angehörig.

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort das Betragen der schönen Wittwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderstehliche Anmuth, jene zarten Gunstbezeigungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater freilich nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht, einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber dießmal war ihm selbst viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Wittwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

Du setzest mich in große Verlegenheit, begann der Vater nach einiger Pause. Die ganze Uebereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unseres Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß du dich mit Hilarien verbindest. Heirathet sie einen Fremden, so ist die ganze, schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und du besonders in deinem Theile nicht zum besten bedacht. Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wodurch ich dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde.

Das größte von der Welt! rief der Lieutenant aus: denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen

oder hoffen, ohne daß er dieſes höchſte Glück einem jeden Freund, einem jeden gönnte, der ihm werth iſt! Sie ſind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig iſt nicht Hilarie! und ſchon der vorüberſchwebende Gedanke ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von friſcher Muthigkeit. Laſſen Sie uns dieſen Einfall, dieſen Vorſchlag aus dem Stegreife ja recht gut durchſinnen und ausdenken! Dann würde ich erſt recht glücklich ſeyn, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erſt recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schickſal bedacht, an ſich ſelbſt ſo ſchön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erſt muthig zutraulich und mit recht offenem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie ſelbſt fühlen: Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegen gehen.

Mit dieſen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einſtreuen wollte, nicht Raum gewinnen, ſondern eilte mit ihm zur ſchönen Wittwe, welche ſie in einem großen wohleingerichteten Hauſe, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen, aber ausgeſuchten Geſellſchaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Weſen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte ſie den Major zum Helden dieſes Abends zu machen. Die übrige Geſellſchaft ſchien ihre Familie, der Major allein der Gaſt zu ſeyn. Sie kannte ſeine Verhältniſſe recht gut, und doch wußte ſie danach zu fragen, als wenn ſie alles erſt von ihm recht erfahren wollte; und ſo mußte auch jedes von der Geſellſchaft ſchon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der eine mußte ſeinen Bruder, der andere ſeine Güter und der dritte ſonſt wieder etwas gekannt haben, ſo daß der Major bei einem lebhaften Geſpräch ſich immer als den Mittelpunkt fühlte. Auch ſaß er zunächſt bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln auf ihn gerichtet; genug, er fand ſich ſo behaglich, daß er beinahe die Urſache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte ſie ſeines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitſprach; er ſchien für ſie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Frauenzimmerliche Handarbeiten, in Geſellſchaft unternommen und ſcheinbar gleichgültig fortgeſetzt, erhalten durch Klugheit und Anmuth oft eine wichtige Bedeutung. Unbefangen und emſig fortgeſetzt, geben ſolche

Bemühungen einer Schönen das Anſehen völliger Unaufmerkſamkeit auf die Umgebung, und erregen in derſelben ein ſtilles Mißgefühl. Dann aber, gleichſam wie beim Erwachen, ein Wort, ein Blick verſetzt die Abweſende wieder mitten in die Geſellſchaft, ſie erſcheint als neu willkommen; legt ſie aber gar die Arbeit in den Schooß nieder, zeigt ſie Aufmerkſamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem ſich die Männer ſo gern ergehen, dieß wird demjenigen höchſt ſchmeichelhaft, den ſie dergeſtalt begünſtigt.

Unſere ſchöne Wittwe arbeitete auf dieſe Weiſe an einer ſo prächtigen als geſchmackvollen Brieftaſche, die ſich noch überdieß durch ein größeres Format auszeichnete. Dieſe ward nun eben von der Geſellſchaft beſprochen, von dem nächſten Nachbar aufgenommen, unter großen Lobpreiſungen der Reihe nach herumgegeben, indeſſen die Künſtlerin ſich mit dem Major von ernſten Gegenſtänden beſprach: ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung, doch als ſolches an den Major kam, ſchien ſie es als ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weiſe die Verdienſte der Arbeit anzuerkennen verſtand, inzwiſchen der Hausfreund darin ein Penelopeiſch zauberhaftes Werk zu ſehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und geſellte ſich zufällig zuſammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: Was ſagen Sie zu meinem Vater?

Lächelnd verſetzte ſie: Mich däucht, daß Sie ihn wohl zum Muſter nehmen könnten. Sehen Sie nur, wie nett er angezogen iſt! ob er ſich nicht beſſer trägt und hält als ſein lieber Sohn?

So fuhr ſie fort, den Vater auf Unkoſten des Sohnes zu beſchreien und zu loben, und eine ſehr gemiſchte Empfindung von Zufriedenheit und Eiferſucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, ſo geſellte ſich der Sohn zum Vater und erzählte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug ſich nur deſto freundlicher gegen die Wittwe, und ſie ſetzte ſich gegen ihn ſchon auf einen lebhafteren, vertraulicheren Ton. Kurz, man kann ſagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major ſo gut als die übrigen alle ihr und ihrem Kreiſe ſchon angehörte.

Ein ſtark einfallender Regen hinderte die Geſellſchaft auf die Weiſe nach Hauſe zu kehren, wie ſie gekommen war. Einige Equipagen fuhren

vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant, unter dem Vorwande, man ſitze ohnehin ſchon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in ſein Zimmer trat, fühlte ſich wirklich in einer Art von Taumel, von Unſicherheit ſeiner ſelbſt, wie es denen geht, die ſchnell aus einem Zuſtande in den entgegengeſetzten übertreten. Die Erde ſcheint ſich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge deſſen, der auf einmal ins Finſtere tritt. So fühlte ſich der Major noch von der Gegenwart des ſchönen Weſens umgeben: er wünſchte ſie noch zu ſehen, zu hören, ſie wieder zu ſehen: wieder zu hören; und nach einiger Beſinnung verzieh er ſeinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Anſprüche machen dürfe, ſo viele Vorzüge zu beſitzen.

Aus dieſen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinſtürzte, den Vater umarmte und ausrief: Ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt!

Nach ſolchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die ſchöne Frau im Geſpräch gegen ihn des Sohnes auch nicht mit einer Sylbe erwähnt habe.

Das iſt eben ihre zarte, ſchweigende, halbſchweigende, halbandeutende Manier, wodurch man ſeiner Wünſche gewiß wird und ſich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war ſie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich geſteh' es gern, daß ich zurückblieb, um ſie noch einen Augenblick zu ſehen. Ich fand ſie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiß wohl, es iſt ihre Gewohnheit, wenn die Geſellſchaft weg iſt, darf kein Licht ausgelöſcht werden; ſie geht allein in ihren Zauberſälen auf und ab, wenn die Geiſter entlaſſen ſind, die ſie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter deſſen Schutz ich zurückkam. Sie ſprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren ſchon einigemal bis ans Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt iſt. War ſie ſchön, wenn ſie ſich unter den Kronleuchtern her bewegte, ſo war ſie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem ſanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und ſtanden beim Umkehren einen Augenblick ſtill. Ich weiß nicht, was

nur die Verwegenheit abnöthigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigſten Geſpräch auf einmal ihre Hand zu faſſen, dieſe zarte Hand zu küſſen, ſie an mein Herz zu drücken. Man zog ſie nicht weg.

Himmliſches Weſen! rief ich, verbirg dich nicht länger vor mir! Wenn in dieſem ſchönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor dir ſteht, ſo verhülle ſie nicht länger, offenbare ſie, geſtehe ſie! es iſt die ſchönſte, es iſt die höchſte Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Armen auf!

Ich weiß nicht was ich alles ſagte, ich weiß nicht wie ich mich gebärdete. Sie entfernte ſich nicht, ſie widerſtrebte nicht, ſie antwortete nicht. Ich wagte es ſie in meine Arme zu faſſen, ſie zu fragen, ob ſie die Meinige ſeyn wolle! Ich küßte ſie mit Ungeſtüm; ſie drängte mich weg. Ja doch! ja! oder ſo etwas ſagte ſie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: Ich ſende meinen Vater, der ſoll für mich reden!

Kein Wort mit ihm darüber! verſetzte ſie, indem ſie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie ſich! vergeſſen Sie, was geſchehen iſt.

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln; er ſagte jedoch zum Sohne: Was glaubſt du nun, was zu thun ſey? Die Sache iſt, dächt' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht ſehr ſchicklich iſt, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte.

Um Gotteswillen, mein Vater! rief er aus: das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit geſtört und verſtimmt ſeyn: es iſt genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart dieſe Verbindung beſchleunigt, ohne daß Sie ein Wort ausſprechen. Ja Sie ſind es, dem ich mein Glück ſchuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel beſiegt, und niemals würde der Sohn einen ſo glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte.

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten ſie tief bis in die Nacht. Sie vereinigten ſich wechſelſeitig über ihre Plane: der Major wollte nur noch der Form wegen einen Abſchiedsbeſuch machen, und ſodann ſeiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn ſollte die ſeinige befördern und beſchleunigen, wie es möglich wäre.

Viertes Capitel.

Der schönen Wittwe machte unser Major einen Morgenbesuch, um Abschied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Absicht seines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand sie in zierlichster Morgenkleidung in Gesellschaft einer ältern Dame, die durch ein höchst gesittetes freundliches Wesen ihn alsobald einnahm. Die Anmuth der jüngern, der Anstand der ältern setzten das Paar in das wünschenswertheste Gleichgewicht; auch schien ihr wechselseitiges Betragen durchaus dafür zu sprechen, daß sie einander angehörten.

Die jüngere schien eine fleißig gearbeitete, uns von gestern schon bekannte Brieftasche so eben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erscheinens wendete sie sich zur Freundin und reichte das künstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfend: Sie sehen also, daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen manchen Zögerns und Säumens den Anschein nicht hatte.

Sie kommen eben recht, Herr Major, sagte die ältere, unsern Streit zu entscheiden, oder wenigstens sich für eine oder die andere Partei zu erklären; ich behaupte, man fängt eine solche weitschichtige Arbeit nicht an, ohne einer Person zu gedenken, der man sie bestimmt hat, man vollendet sie nicht ohne einen solchen Gedanken. Beschauen Sie selbst das Kunstwerk — denn so nenne ich es billig — ob dergleichen so ganz ohne Zweck unternommen werden kann!

Unser Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zusprechen. Theils geflochten theils gestickt, erregte sie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen, zu erfahren wie sie gemacht sey. Die bunte Seide waltete vor, doch war auch das Gold nicht verschmäht; genug, man wußte nicht, ob man Pracht oder Geschmack mehr bewundern sollte.

Es ist doch noch einiges daran zu thun, versetzte die Schöne, indem sie die Schleife des umschlingenden Bandes wieder aufzog und sich mit dem Innern beschäftigte. Ich will nicht streiten, fuhr sie fort, aber erzählen will ich, wie mir bei solchem Geschäft zu Muthe ist. Als junge Mädchen werden wir gewohnt mit den Fingern zu tifteln und mit den Gedanken unther zu schweifen; beides bleibt uns, indem wir nach und nach die schwersten und zierlichsten Arbeiten verfertigen lernen, und ich

läugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieſer Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Perſonen, an Zuſtände, an Freud' und Leid. Und ſo ward mir das Angefangene werth, und das Vollendete, ich darf wohl ſagen, koſtbar. Als ein ſolches nun durfte ich das Geringſte für etwas halten, die leichteſte Arbeit gewann einen Werth, und die ſchwierigſte doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung dabei reicher und vollſtändiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Perſonen glaubt' ich daher dergleichen immer anbieten zu können; ſie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigenſten überreichte, das vielfach und unausſprechlich, doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereinigt, immer wie ein freundlicher Gruß wohlgefällig aufgenommen ward.

Auf ein ſo liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiederung möglich; doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohlklingende Worte zu fügen. Der Major aber, von jeher gewohnt, die anmuthige Weisheit römiſcher Schriftſteller und Dichter zu ſchätzen und ihre leuchtenden Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte ſich einiger hierher gar wohl paſſender Verſe, hütete ſich aber, um nicht als Pedant zu erſcheinen, ſie auszuſprechen oder auch ihrer nur zu erwähnen, verſuchte jedoch, um nicht ſtumm und geiſtlos zu erſcheinen, aus dem Stegreif eine proſaiſche Paraphraſe, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Geſpräch beinahe ins Stocken gerathen wäre.

Die ältere Dame griff deßhalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buche; es war eine Sammlung von Poeſien, welche ſo eben die Aufmerkſamkeit der Freundinnen beſchäftigte: dieß gab Gelegenheit von Dichtkunſt überhaupt zu ſprechen, doch blieb die Unterhaltung nicht lang im allgemeinen; denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß ſie von dem poetiſchen Talent des Majors unterrichtet ſeyen. Ihnen hatte der Sohn, der ſelbſt auf den Ehrentitel eines Dichters ſeine Abſichten nicht verbarg, von den Gedichten ſeines Vaters vorgeſprochen, auch einiges recitirt, im Grunde um ſich mit einer poetiſchen Herkunft zu ſchmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt iſt, ſich für einen verſchreitenden, die Fähigkeiten des Vaters ſteigernden Jüngling beſcheidentlich geben zu können. Der Major aber, der ſich zurückzuziehen ſuchte, da er bloß als Literator und Liebhaber gelten wollte, ſuchte, da ihm kein Ausweg gelaſſen war, wenigſtens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er ſich ebenfalls geübt habe, für ſubaltern und faſt für unächt wollte

angeſehen wiſſen: er konnte nicht läugnen, daß er in demjenigen, was man beſchreibend und in einem gewiſſen Sinne belehrend nennt, einige Verſuche gemacht habe.

Die Damen, beſonders die jüngere, nahmen ſich dieſer Dichtart an; ſie ſagte: Wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menſchen Wunſch und Abſicht bleibt, was ſoll uns da das aufgeregte Weſen, das uns willkürlich anreizt ohne etwas zu geben, das uns beunruhigt, um uns denn doch zuletzt uns wieder ſelbſt zu überlaſſen? Unendlich viel angenehmer iſt mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene die mich in heitere Gegenden verſetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwerth des einfach Ländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buſchige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landſees hinführt, da denn auch wohl gegenüber erſt angebaute Hügel, ſodann waldgekrönte Höhen emporſteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemälde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, ſo bin ich auf meinem Sopha dankbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es nach ermüdender Wanderſchaft, vielleicht unter andern ungünſtigen Umſtänden vor Augen ſehe.

Der Major, der das vorwaltende Geſpräch eigentlich nur als Mittel anſah ſeine Zwecke zu befördern, ſuchte ſich wieder nach der lyriſchen Dichtkunſt hinzuwenden, worin ſein Sohn wirklich Löbliches geleiſtet hatte. Man widerſprach ihm nicht geradezu, aber man ſuchte ihn von dem Wege wegzuſcherzen, den er eingeſchlagen hatte, beſonders da er auf leidenſchaftliche Gedichte hinzudeuten ſchien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entſchiedene Neigung ſeines Herzens nicht ohne Kraft und Geſchick vorzutragen geſucht hatte.

Lieder der Liebenden, ſagte die ſchöne Frau, mag ich weder vorgeleſen noch vorgeſungen: glücklich Liebende beneidet man, eh man ſich's verſieht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile.

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und ſagte: Warum machen wir ſolche Umſchweife, verlieren die Zeit in Umſtändlichkeiten gegen einen Mann, den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir ſein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenſchaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten

vertragt, ſchon theilweiſe zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten auch das Ganze nicht vorzuenthalten? Ihr Sohn, fuhr ſie fort, hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht, den Zuſammenhang zu ſehen.

Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und dieſe hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem ſie es für eine offenbare Ausflucht anſprachen, um die Erfüllung ihrer Wünſche indirect abzulehnen. Er kam nicht los, bis er unbewunden verſprochen hatte, das Gedicht zu ſenden; ſodann aber nahm das Geſpräch eine Wendung, die ihn hinderte zu Gunſten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, beſonders da ihm dieſer alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit ſchien, ſich zu beurlauben, und der Freund auch deßhalb einige Bewegung machte, ſprach die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch ſie nur noch ſchöner ward, indem ſie die friſch geknüpfte Schleife der Brieftaſche ſorgfältig zurecht zupfte: Dichter und Liebhaber ſind längſt ſchon leider im Ruf, daß ihren Verſprechen und Zuſagen nicht viel zu trauen ſey; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deßhalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange, ſondern gebe. Nehmen Sie dieſe Brieftaſche! ſie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht; viel Erinnerungen ſind daran geknüpft, manche Zeit verging unter der Arbeit; endlich iſt ſie fertig: bedienen Sie ſich derſelben als eines Boten, uns Ihre liebliche Arbeit zu überbringen.

Bei ſolch unerwartetem Anerbieten fühlte ſich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieſer Gabe hatte ſo gar kein Verhältniß zu dem was ihn gewöhnlich umgab, zu dem übrigen deſſen er ſich bediente, daß er ſie ſich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte; doch nahm er ſich zuſammen, und wie ſeinem Erinnern ein überliefertes Gutes niemals verſagte, ſo trat eine claſſiſche Stelle alsbald ihm ins Gedächtniß: nur wäre es pedantiſch geweſen ſie anzuführen, doch regte ſie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegreife mit artiger Paraphraſe einen freundlichen Dank und ein zierliches Compliment entgegen zu bringen im Falle war. Und ſo ſchloß ſich denn dieſe Scene auf eine befriedigende Weiſe für die ſämmtlichen Unterredenden.

Alſo fand er ſich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß verflochten: er hatte zu ſenden, zu ſchreiben zugeſagt, ſich

Der ewige Jude.

Fragmentarisch.

Des ewigen Juden
erster Theil.

Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring' aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Busen seelevoller,
Zu singen den gereis'ten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehn,
Die, trutz der Läst'rer Kinderspotte,
In unserm unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in Einem Punkt geschehn.
Und hab' ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen leichten Reimen,
So darf ich doch mich nicht versäumen;
Denn es ist Drang und so ist's Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne —
Den ich von Herzen Bruder nenne —
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wohl auch einen Lubergaul;
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif' wohl einen Besenstiel.
Drum hör' es denn, wenn dir's beliebt,
So kauderwälsch wie mir der Geist es giebt.

verpflichtet, und wenn ihm die Veranlassung einigermaßen unangenehm fiel, so mußte er doch für ein Glück schätzen, auf eine heitere Weise mit dem Frauenzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm so nah angehören sollte. Er schied also nicht ohne eine gewisse innere Zufriedenheit: denn wie sollte der Dichter eine solche Aufmunterung nicht empfinden, dessen treufleißiger Arbeit, die so lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerksamkeit zu Theil wird!

Gleich nach seiner Rückkehr ins Quartier setzte der Major sich nieder zu schreiben, seiner guten Schwester alles zu berichten; und da war nichts natürlicher als daß in seiner Darstellung eine gewisse Exaltation sich hervorthat, wie er sie selbst empfand, die aber durch das Einreden seines von Zeit zu Zeit störenden Sohns noch mehr gesteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieser Brief einen sehr gemischten Eindruck: denn wenn auch der Umstand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befördert und beschleunigt werden konnte, geeignet war sie ganz zufrieden zu stellen, so wollte ihr doch die schöne Wittwe nicht gefallen, ohne daß sie sich deßwegen Rechenschaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthusiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; sie kennen sich unter einander zu gut, um sich einer solchen ausschließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Laden, wo der Handelsmann mit seinen Waaren, die er kennt im Vortheil, steht, auch sie in dem besten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann, dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unschuld hereintritt; er bedarf der Waare, will und wünscht sie und versteht gar selten sie mit Kennerangen zu betrachten. Jener weiß recht gut was er giebt, dieser nicht immer was er empfängt: aber es ist einmal im menschlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja so löblich als nothwendig; denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauschen beruht darauf.

In Gefolge solches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baronesse weder mit der Leidenschaft des Sohns noch mit der günstigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden seyn; sie fand sich überrascht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters sich nicht abweisen. Hilarie ist ihr zu jung für den Bruder, die Wittwe für den Sohn nicht jung genug; indessen hat die

Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten zu seyn scheint. Ein frommer Wunsch, daß alles gut gehen möge, stieg mit einem leisen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern, nahm sie die Feder und schrieb an jene menschenkennende Freundin, indem sie nach einem geschichtlichen Eingang also fortfuhr:

„Die Art dieser jungen verführerischen Wittwe ist mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang scheint sie abzulehnen und nur eine Frau um sich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr schmeichelt und wenn ihre sammen Vorzüge sich nicht klar genug darthäten, sie noch mit Worten und geschickter Behandlung der Aufmerksamkeit zu empfehlen weiß. Zuschauer, Theilnehmer an einer solchen Repräsentation müssen Männer seyn; daher entsteht die Nothwendigkeit sie anzuziehen, sie festzuhalten. Ich denke nichts Uebels von der schönen Frau: sie scheint anständig und behutsam genug, aber eine solche lüsterne Eitelkeit opfert den Umständen auch wohl etwas auf und was ich für das Schlimmste halte, nicht alles ist reflectirt und vorsätzlich; ein gewisses glückliches Naturell leitet und beschützt sie, und nichts ist gefährlicher an so einer gebornen Kokette als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit."

Der Major, nunmehr auf den Gütern angelangt, widmete Tag und Stunde der Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle zu bemerken daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Ausführung mannichfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliirten einer unbesiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten sehen.

Und so wäre denn auch hier der traurige Anblick schöner, ansehnlicher, vernachlässigter Besitzungen durch das verständige Bemerken einsichtiger Oekonomen zu einem trostlosen Zustande geworden, hätte man nicht zugleich vorausgesehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verstand und Redlichkeit benutzt, hinreichend seyn werde, das Abgestorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu versetzen, um zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarschall war angelangt und zwar mit einem ernsten Advocaten; doch gab dieser dem Major weniger Besorgnisse als

jener, der zu den Menſchen gehörte, die keine Zwecke haben, oder wenn ſie einen vor ſich ſehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich- und ſtündliches Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfniß ſeines Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich ernſt, ſeine Gläubiger los zu werden, die Güterlaſt abzuſchütteln, die Unordnung ſeines Hausweſens in Regel zu ſetzen, eines anſtändigen geſicherten Einkommens ohne Sorge zu genießen, dagegen aber auch nicht das geringſte von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren zu laſſen.

Im ganzen geſtand er alles ein, was die Geſchwiſter in den ungetrübten Beſitz der Güter, beſonders auch des Hauptgutes, ſetzen ſollte, aber auf einen gewiſſen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahr auf ſeinen Geburtstag die älteſten Freunde und die neueſten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der ſolchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Anſprüche nicht völlig aufgeben. Die Möbeln alle ſollten in dem Luſthauſe bleiben, die Kupferſtiche an den Wänden, ſo wie auch die Früchte der Spaliere ihm verſichert werden. Pfirſiche und Erdbeeren, von den ausgeſuchteſten Sorten, Birnen und Aepfel, groß und ſchmackhaft, beſonders aber eine gewiſſe Sorte grauer, kleiner Aepfel, die er ſeit vielen Jahren der Fürſtin Wittwe zu verehren gewohnt war, ſollten ihm treulich geliefert ſeyn. Hieran ſchloſſen ſich andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein beſchwerlich.

Der Obermarſchall war übrigens von dem beſten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß alles nach ſeinen Wünſchen, wie es ihm ſein leichtes Temperament vorgeſpiegelt hatte, ſich endlich einrichten würde, ſo ſorgte er für eine gute Tafel, machte ſich einige Stunden auf einer müheloſen Jagd die nöthige Bewegung, erzählte Geſchichten auf Geſchichten und zeigte durchaus das heiterſte Geſicht. Auch ſchied er auf gleiche Weiſe, dankte dem Major zum ſchönſten, daß er ſo brüderlich verfahren; verlangte noch etwas Geld, ließ die kleinen vorräthigen grauen Goldäpfel, welche dieſes Jahr beſonders wohl gerathen waren, ſorgfältig einpacken, und fuhr mit dieſem Schatz, den er als eine willkommene Verehrung der Fürſtin zu überreichen gedachte, nach ihrem Wittwenſitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an ſeiner Seite blieb mit ganz entgegengeſetzten Gefühlen zurück und wäre an den Verſchränkungen, die er vor ſich fand, faſt

verzweifelt, wär' ihm nicht das Gefühl zu Hülfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu lösen, das Entworrene zu genießen hoffen darf.

Glücklicherweise war der Advocat ein rechtlicher Mann, der, weil er sonst viel zu thun hatte, diese Angelegenheit bald beendigte. Eben so glücklich schlug sich ein Kammerdiener des Obermarschalls hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dem Geschäft mitzuwirken versprach, wodurch man einem gedeihlichen Abschluß entgegensehen durfte. So angenehm aber auch dieses war, so fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieser Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um ins Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick, wo ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch im völligen Biger, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen ängstlich.

Ein anderer eintretender Umstand jedoch, der ihn hätte beunruhigen sollen, verhalf ihm zu der besten Laune. Sein kosmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Landpartie nicht verlassen hatte, schien einige Zeit her einen andern Weg einzuschlagen, wozu ihn frühes Aufstehen des Majors, tägliches Ausreiten und Umhergehen desselben, so wie der Zutritt mancher Beschäftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarschalls mehrerer Geschäftslosen, zu nöthigen schien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beschäftigen das Recht hatten, ließ er den Major schon einige Zeit verschont, aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpunkte, welche bisher durch ein geringeres Hocuspocus waren verschleiert gewesen. Alles was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrecht erhalten sollte, ward eingeschärft, besonders aber Maß in allem und Abwechslung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbraunen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Wissende schon länger gesorgt hatte. Dabei wurde Mäßigung aber- und abermals in allem, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieser Schönheitserhaltungslehrer sich seinen Abschied erbat, weil er seinem Herrn nichts mehr nütze sey. Indeß konnte man denken, daß er sich doch wohl

wieder zu seinem vorigen Patron zurückwünschen mochte, um den mannichfaltigen Vergnügungen eines theatralischen Lebens fernerhin sich ergeben zu können.

Und wirklich that es dem Major sehr wohl, wieder sich selbst gegeben zu seyn. Der verständige Mann braucht sich nur zu mäßigen, so ist er auch glücklich. Er mochte sich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was sich daran knüpft, wieder mit Freiheit bedienen; die Gestalt Hilariens trat in solchen einsamen Momenten wieder freudig hervor und er fügte sich in den Zustand des Bräutigams, vielleicht des anmuthigsten, der uns in dem gesitteten Kreise des Lebens gegönnt ist.

Bei einer Pause des Geschäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf sein Gut, wo er des Versprechens eingedenk, das er an die schöne Wittwe gethan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, seine Gedichte versuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen. Zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk- und Erinnerungsbücher, Auszüge beim Lesen alter und neuer Schriftsteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei seiner Vorliebe für Horaz und die römischen Dichter war das meiste daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen größtentheils Bedauern vergangener Zeit, vorübergeschwundener Zustände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Heu!

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae?

Zu Deutsch:

Wie ist heut mir doch zu Muthe,
So vergnüglich und so klar,
Da bei frischem Knabenblute
Mir so wild, so düster war!
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wohlgemuth ich sey,
Denk' ich jene rothen Backen
Und ich wünsche sie herbei.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03814/178

Nachdem unser Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar bald herausgefunden, erfreute er sich an der sorgfältigen Reinschrift, wie er sie vor Jahren mit lateinischen Lettern groß Octav zierlichst verfaßt hatte. Die köstliche Brieftasche von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor sich so prächtig eingebunden gesehen. Einige Zeilen dazu waren höchst nothwendig, Prosaisches aber kaum zuläßig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetische Umschreibung, so wie damals durch eine prosaische, sich am besten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factas solum vestes spectare juvabat.
Tum quoque, dum fierent; tantus decor adfuit arti.

Zu Deutsch:

Ich sah's in meisterlichen Händen —
Wie denk' ich gern der schönen Zeit! —
Sich erst entwickeln, dann vollenden
Zu nie geseh'ner Herrlichkeit.
Zwar ich besitz' es gegenwärtig,
Doch soll ich mir nur selbst gestehn,
Ich wollt', es wäre noch nicht fertig;
Das Machen war doch gar zu schön!

Mit diesem Uebertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das schön flectirte Verbum fierent in ein traurig abstractes Substantivum verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbessern zu können. Nun ward auf einmal seine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig und der Glanz des deutschen Parnasses, auf den er doch auch im Stillen hinaufstrebte, schien ihm sich zu verdunkeln.

Endlich aber, da er dieses heitere Compliment, mit dem Urtexte unverglichen, noch ganz artig fand, und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen würde, so entstand eine zweite Bedenklichkeit, daß, da man in Versen nicht galant seyn kann, ohne verliebt zu scheinen, er dabei als künftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle spiele. Das Schlimmste jedoch fiel ihm zuletzt ein. Jene Ovidischen Verse werden von Arachnen gesagt, einer eben so geschickten, als hübschen und zierlichen Weberin:

wurde nun aber diese durch die neidische Minerva in eine Spinne verwandelt, so war es gefährlich, eine schöne Frau mit einer Spinne, wenn auch nur von ferne verglichen, im Mittelpunkte eines ausgebreiteten Netzes schweben zu sehen. Konnte man sich doch unter der geistreichen Gesellschaft, welche unsere Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher diese Nachbildung ausgewittert hätte. Wie sich nun der Freund aus einer solchen Verlegenheit gezogen, ist uns selbst unbekannt geblieben, und wir müssten diesen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Musen auch wohl einen Schleier zu werfen sich die Schalkheit erlauben. Genug, das Jagdgedicht selbst ward abgesendet, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leser desselben belustigt sich an der entschiedenen Jagdliebhaberei und allem, was sie begünstigen mag; erfreulich ist der Jahrszeitenwechsel, der sie mannichfaltig auffrischt und anregt. Die Eigenheiten sämmtlicher Geschöpfe, denen man nachstrebt, die man zu erlegen gesinnt ist, die verschiedenen Charaktere der Jäger, die sich dieser Lust, dieser Mühe hingeben, die Zufälligkeiten, wie sie befördern oder beschädigen; alles war, besonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der besten Laune dargestellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahnbalz bis zum zweiten Schnepfenstrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts versäumt, alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt.

Jenes elegische Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen gefühlvollen Anstrich des heiter Durchlebten gewann, und sehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnsprüche, nach dem Genuß ein gewisses Leeres empfinden ließ. War es das Umblättern dieser Papiere oder sonst ein augenblickliches Mißbefinden, der Major fühlte sich nicht heiter gestimmt. Daß die Jahre, die zuerst eine schöne Gabe nach der andern bringen, sie alsdann nach und nach wieder entziehen, schien er auf dem Scheidepunkt, wo er sich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Eine versäumte Badereise, ein ohne Genuß verstrichener Sommer, Mangel an stätiger gewohnter Bewegung, alles ließ ihn gewisse körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm und sich ungeduldiger dabei bewies, als billig seyn mochte.

Schon einige Monate waren die sämmtlichen Familienglieder ohne besondere Nachricht von einander geblieben. Der Major beschäftigte sich, in der Residenz gewisse Einwilligungen und Bestätigungen seines Geschäfts abschließlich zu negociiren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Thätigkeit auf die heiterste reichlichste Ausstattung: der Sohn, seiner Schönen mit Leidenschaft dienstpflichtig, schien hierüber alles zu vergessen. Der Winter war angekommen, und umgab alle ländlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finsternissen.

Wer heute durch eine düstere Novembernacht sich in der Gegend des adeligen Schlosses verirrt hätte, und bei dem schwachen Lichte eines bedeckten Mondes Aecker, Wiesen, Baumgruppen, Hügel und Gebüsche düster vor sich liegen sähe, auf einmal aber bei einer schnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fensterreihe eines langen Gebäudes vor sich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine festlich geschmückte Gesellschaft dort anzutreffen. Wie sehr verwundert müßt' er aber seyn, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drei Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen, in hellen Zimmern zwischen klaren Wänden neben freundlichem Hausrath, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken.

Da wir nun aber die Baronin in einem festlichen Zustande zu überraschen glauben, so ist es nothwendig zu bemerken, daß diese glänzende Erleuchtung hier nicht als außerordentlich anzusehen sey, sondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame aus ihrem frühern Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeisterin, bei Hof erzogen, war sie gewohnt, den Winter allen übrigen Jahrszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer stattlichen Erleuchtung zum Element aller ihrer Genüsse zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals, aber einer ihrer ältesten Diener hatte so große Lust an Künstlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schlosse hie und da einzuführen nicht wäre bemüht gewesen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann, aber auch wohl gelegentlich hie und da eine partielle Finsterniß eintrat.

Die Baronin hatte den Zustand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbesitzer und entschiedenen Landwirth aus Neigung und wohlbedächtig vertauscht, und ihr einsichtiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche anfangs nicht zusagte, mit Einstimmung seiner Nachbarn,

ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher so gut hergestellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in so gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieser löblichen Anstalt die Hauptabsicht, daß die Dame, besonders zur guten Jahrszeit, überallhin rollen konnte, dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenschaftliche Sorge für ihre Tochter genugsame Beschäftigung, der öftere Besuch des Bruders herzliche Unterhaltung, und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleich sah.

Den heutigen Tag war jedoch diese Erleuchtung recht am Platze; denn wir sehen in einem der Zimmer eine Art von Christbescherung aufgestellt, in die Augen fallend und glänzend. Das kluge Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu steigern, und dabei alles zusammengelegt und ausgebreitet, was zur Ausstattung Hilariens bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der listigen Absicht, mehr das Fehlende zur Sprache zu bringen, als dasjenige zu erheben, was schon geleistet war. Alles Nothwendige fand sich, und zwar aus den feinsten Stoffen und von der zierlichsten Arbeit; auch an Willkürlichem war kein Mangel, und doch wußte Ananette überall da noch eine Lücke anschaulich zu machen, wo man eben so gut den schönsten Zusammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weißzeug, stattlich ausgekramt, die Augen blendete, Leinwand, Musselin und alle die zarteren Stoffe der Art, wie sie auch Namen haben mögen, genugsames Licht umherwarfen, so fehlte doch alles bunte Seidene, mit dessen Ankauf man weislich zögerte, weil man bei sehr veränderlicher Mode das Allerneueste als Gipfel und Abschluß hinzufügen wollte.

Nach diesem heitersten Anschauen schritten sie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannichfaltigen Abendunterhaltung. Die Barenin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schicksal sie auch führen mochte, bei einem glücklichen Aeußern auch von innen heraus anmuthig und ihre Gegenwart wünschenswerth macht, hatte in diesem ländlichen Zustande so viele abwechselnde und bildende Unterhaltungen einzuleiten gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend schon überall zu Hause schien, bei keinem Gespräch sich fremd erwies, und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß sich erzeigte. Wie dieß geleistet werden konnte, zu entwickeln, würde zu weitläufig seyn; genug, dieser Abend war auch ein Musterbild des

In Judäa, dem heiligen Land,
War einſt ein Schuſter, wohl bekannt
Wegen ſeiner Herz-Frömmigkeit
Zur gar verdorbnen Kirchenzeit,
War halb Eſſener, halb Methodiſt,
Herrnhuter, mehr Separatiſt;
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
Genug er war Original,
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen thät.

Die Prieſter vor ſo vielen Jahren
Waren als wie ſie immer waren
Und wie ein jeder wird zulezt,
Wenn man ihn hat in ein Amt geſezt.
War er vorher wie ein' Ameis krabblig
Und wie ein Schlänglein ſchnell und zabblig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In ſeinem Seſſel ſich wohlbehagen.
Und ich ſchwöre bei meinem Leben!
Hätte man Sanct Paulen ein Bisthum geben:
Poltrer wär' worden ein fauler Bauch
Wie caeteri confratres auch.

Der Schuſter aber und ſeines Gleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Daß einer pred'gen ſollt' für Geld,
Als hätt der Geiſt ihn hingeſtellt.
Nickten die Köpfe ſehr bedenklich
Ueber die Tochter Zion kränklich,
Daß ach! auf Kanzel und Altar
Kein Moſes und kein Aaron war,

bisherigen Lebens. Ein geistreiches Lesen, ein anmuthiges Pianospiel, ein lieblicher Gesang zog sich durch die Stunden durch, zwar, wie sonst, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung: man hatte einen dritten im Sinne, einen geliebten, verehrten Mann, dem man dieses und so manches andere zum freundlichsten Empfang vorübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den süßesten Empfindungen belebte; die Mutter mit feinem Sinne nahm ihren reinen Theil daran, und selbst Ananette, sonst nur klug und thätig, mußte sich gewissen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abwesenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig vorspiegelten. Auf diese Weise hatten sich die Empfindungen aller drei in ihrer Art liebenswürdigen Frauen mit der sie umgebenden Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichsten Zustande ins Gleiche gestellt.

Fünftes Capitel.

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußersten Thor, Wortwechsel drohender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelschein im Hofe, unterbrachen den zarten Gesang. Aber gedämpft war der Lärm, eh man dessen Ursache erfahren hatte: doch ruhig ward es nicht; auf der Treppe Geräusch und lebhaftes Hin- und Hersprechen heraufkommender Männer. Die Thüre sprang auf ohne Meldung; die Frauen entsetzten sich. Flavio stürzte herein in schauderhafter Gestalt, verwerrenen Hauptes, auf dem die Haare theils borstig starrten, theils vom Regen durchnäßt niederhingen, zerfetzten Kleides, wie eines, der durch Dorn und Dickicht durchgestürmt, gräulich beschmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herangewatet.

Mein Vater! rief er aus, wo ist mein Vater!

Die Frauen standen bestürzt; der alte Jäger, sein frühester Diener und liebevollster Pfleger, mit ihm eintretend, rief ihm zu: Der Vater ist nicht hier; besänftigen Sie sich! hier ist Tante, hier ist Nichte! sehen Sie hin!

Nicht hier! Nun so laßt mich weg ihn zu suchen! er allein soll's hören; dann will ich sterben! Laßt mich von den Lichtern weg, von dem Tag! er blendet mich, er vernichtet mich.

Der Hausarzt trat ein, ergriff seine Hand, vorsichtig den Puls fühlend; mehrere Bediente standen ängstlich umher.

Was soll ich auf diesen Teppichen! ich verderbe sie, ich zerstöre sie! mein Unglück träuft auf sie herunter, mein verworfenes Geschick besudelt sie!

Er drängte sich gegen die Thüre; man benutzte das Bestreben, um ihn wegzuführen und in das entfernte Gastzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter standen erstarrt: sie hatten Orest gesehen, von Furien verfolgt, nicht durch Kunst veredelt, in gräulicher widerwärtiger Wirklichkeit, die im Contrast mit einer behaglichen Glanzwohnung im klarsten Kerzenschimmer nur desto fürchterlicher schien. Erstarrt sahen die Frauen sich an, und jede glaubte in den Augen der andern das Schreckbild zu sehen, das sich so tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit halber Besonnenheit sendete darauf die Baronin Bediente auf Bedienten, sich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung, daß man ihn auskleide, trockne, besorge; halb gegenwärtig halb unbewußt, lasse er alles geschehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Geduld verwiesen.

Endlich vernahmen die beängstigten Frauen, man habe ihm zur Ader gelassen und sonst alles Besänftigende möglichst angewendet; er sey zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran; die Baronin verlangte, wenn er schlafe, ihn zu sehen; der Arzt widerstand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte sich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze dämmerte hinter dem grünen Schirm; man sah wenig, man hörte nichts; die Mutter näherte sich dem Bette; Hilarie, sehnsuchtsvoll, ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein höchst zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt bläßlich, schienen unter den schön wieder sich kräuselnden Locken auf das anmuthigste hervor; eine ruhende Hand und ihre länglichen zartkräftigen Finger zogen den unstäten Blick an. Hilarie, leise athmend, glaubte selbst einen leisen Athem zu vernehmen; sie näherte die Kerze, wie Psyche in Gefahr die heilsamste Ruhe zu stören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie diese guten, alles Antheils würdigen Personen ihre nächtlichen Stunden zugebracht, ist uns ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten sich beide höchst ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunsch den Leidenden zu sehen bescheiden, doch dringend; nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Besuch.

Die Baronin trat hinzu, Flavie reichte die Hand hin.

Verzeihung, liebste Tante! einige Geduld, vielleicht nicht lange!

Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die Rechte. Gegrüßt, liebe Schwester!

Das fuhr ihr durchs Herz; er ließ nicht los; sie sahen einander an, das herrlichste Paar centrastirend im schönsten Sinne. Des Jünglings schwarze funkelnde Augen stimmten zu den düsteren verwirrten Locken; dagegen stand sie scheinbar himmlisch in Ruhe; doch zu dem erschütternden Begegniß gesellte sich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schwester — ihr Allerinnerstes war aufgeregt.

Die Baronin sprach: Wie geht es, lieber Neffe?

Ganz leidlich; aber man behandelt mich übel!

Wie so?

Da haben sie mir Blut gelassen, das ist grausam; sie haben es weggeschafft, das ist frech; es gehört ja nicht mein, es gehört alles, alles ihr!

Mit diesen Worten schien sich seine Gestalt zu verwandeln; doch mit heißen Thränen verbarg er sein Antlitz ins Kissen.

Hilariens Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck; es war, als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor sich eröffnet sähe, zum erstenmal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Rasch, leidenschaftlich, eilte sie durch den Saal, warf sich im letzten Cabinet auf den Sopha: die Mutter folgte und fragte, was sie leider schon begriff.

Hilarie, wundersam aufblickend, rief: Das Blut, das Blut, es gehört alles ihr, alles ihr; und sie ist es nicht werth! Der Unglückselige! der Arme!

Mit diesen Worten erleichterte der bitterste Thränenstrom das bedrängte Herz.

Wer unternähme es wohl, die aus dem vorhergehenden sich entwickelnden Zustände zu enthüllen, an den Tag zu bringen das innere, aus dieser ersten Zusammenkunft den Frauen erwachsende Unheil? Auch dem Leidenden war sie höchst schädlich; so behauptete wenigstens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu trösten kam, aber sich doch verpflichtet fühlte, alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit; die Tochter wagte nicht zu verlangen was die Mutter nicht zugegeben hätte, und so gehorchte man dem Gebot des verständigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch einiges aufgezeichnet, es aber

sogleich neben sich im Bette versteckt. Nun gesellte sich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld: es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von schöner freier Hand, obgleich mit Hast geschrieben; es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder ist der arme Mensch geboren;
In Wundern ist der irre Mensch verloren;
Nach welcher dunkeln, schwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewisse Schritte?
Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte sich überzeugt, daß der Jüngling bald wieder herzustellen sey; körperlich gesund werde er schnell sich wieder froh fühlen, wenn die auf seinem Geist lastende Leidenschaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie sann auf Erwiederung; sie saß am Flügel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht; in ihrer Seele klang nichts zu so tiefen Schmerzen: doch bei diesem Versuch schmeichelten Rhythmus und Reim sich dergestalt an ihre Gesinnungen an, daß sie jenem Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem sie sich Zeit nahm folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibst du doch zum Jugendglück geboren.
Ermanne dich zu rasch gesundem Schritte:
Komm' in der Freundschaft Himmelsglanz und Helle!
Empfinde dich in treuer Guten Mitte:
Da sprieße dir des Lebens heitre Quelle!

Der ärztliche Hausfreund übernahm die Botschaft; sie gelang: schon erwiederte der Jüngling gemäßigt. Hilarie fuhr mildernd fort und so schien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen; und vielleicht ist es uns vergönnt, den ganzen Verlauf dieser

holden Cur gelegentlich mitzutheilen. Genug, einige Zeit verſtrich in ſolcher Beſchäftigung höchſt angenehm; ein ruhiges Wiederſehen bereitete ſich vor, das der Arzt nicht länger als nöthig zu verſpäten gedachte.

Indeſſen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere ſich beſchäftigt, und dieſe dem gegenwärtigen Zuſtande ganz angemeſſene Unterhaltung wirkte gar wunderſam auf den erregten Geiſt. Sie ſah manche Jahre ihres Lebens zurück; ſchwere drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment kräftigte; beſonders rührte ſie die Erinnerung an ein ſchönes Verhältniß zu Makarien, und zwar in bedenklichen Zuſtänden. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und ſogleich der Entſchluß gefaßt, ſich auch dießmal an ſie zu wenden: denn zu wem ſonſt hätte ſie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem ſonſt Furcht und Hoffnung offen bekennen ſollen?

Bei dem Aufräumen fand ſie aber auch unter andern des Bruders Miniaturporträt und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd ſeufzen. Hilarie überraſchte ſie in dieſem Augenblick, bemächtigte ſich des Bildes und auch ſie ward von jener Aehnlichkeit wunderſam betroffen.

So verging einige Zeit; endlich, mit Vergünſtigung des Arztes und in ſeinem Geleite, trat Flavio angemeldet zum Frühſtück herein. Die Frauen hatten ſich vor dieſer erſten Erſcheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, ja ſchrecklichen Momenten etwas heiter, auch wohl lächerlich ſich zu ereignen pflegt, ſo glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern: denn da von ſeinem Anzug nichts zu brauchen war, ſo hatte man ſich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, die er zu bequemem Jagd- und Familienleben bei der Schweſter in Verwahrung ließ. Die Baronin lächelte und nahm ſich zuſammen; Hilarie war, ſie wußte nicht wie? betroffen; genug, ſie wendete das Geſicht weg und dem jungen Manne wollte in dieſem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen noch eine Phraſe glücken. Um nun ſämmtlicher Geſellſchaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Geſtalten. Der Vater ſey etwas größer, hieß es, und deßhalb der Rock etwas zu lang; dieſer ſey etwas breiter, deßhalb der Rock über die Schulter zu eng. Beide Mißverhältniſſe gaben dieſer Maskerade ein komiſches Anſehen. Durch dieſe Einzelnheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Für

Hilarien freilich blieb die Aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja bedrängend.

Nun aber wünschten wir wohl den nächsten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umständlich geschildert zu sehen, da wir nach eigener Art und Weise uns nur mit dem Allgemeinsten befassen dürfen. Hier muß denn nun von dem Einfluß der Dichtkunst abermals die Rede seyn.

Ein gewisses Talent konnte man unserm Flavio nicht absprechen; es bedurfte jedoch nur zu sehr eines leidenschaftlich sinnlichen Anlasses, wenn etwas Vorzügliches gelingen sollte; deßwegen denn auch fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, höchst eindringend und lobenswerth erschienen, und nun einer gegenwärtigen höchst liebenswürdigen Schönen mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich gern zu der Rolle einer Vertrauten; sie hegt ein heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm seyn müßte, sich an die Stelle der Angebeteten leise gehoben zu sehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr ins Bedeutende. Wechselgedichte, wie sie der Liebende gern verfaßt, weil er sich von seiner Schönen, wenn auch nur bescheiden, halb und halb kann erwiedern lassen was er wünscht und was er aus ihrem schönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte. Dergleichen wurden mit Hilarien auch wechselsweise gelesen, und zwar, da es nur aus der Einen Handschrift geschah, in welche man beiderseits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinschauen und zu diesem Zweck jedes das Bändchen anfassen mußte, so fand sich, daß man, nahe sitzend, nach und nach Person an Person, Hand an Hand immer näher rückte, und die Gelenke sich ganz natürlich zuletzt im verborgenen berührten.

Aber bei diesen schönen Verhältnissen, unter solchen daraus entspringenden allerliebsten Annehmlichkeiten fühlte Flavio eine schmerzliche Sorge, die er schlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft seines Vaters sich sehnend, zu bemerken gab, daß er diesem das Wichtigste zu vertrauen habe. Dieses Geheimniß indeß wäre bei einigem Nachdenken nicht schwer zu errathen gewesen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Jüngling hervorgerufenen Momente den Unglücklichen entschieden abgewiesen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerstört haben. Eine Scene, wie dieß zugegangen, wagten

wir nicht zu schildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Gluth ermangeln. Genug, er war so wenig bei sich selbst, daß er sich eiligst aus der Garnison ohne Urlaub entfernte, und, um seinen Vater aufzusuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut seiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor kurzem haben ankommen sehen. Die Folgen eines solchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzig mögliche Vermittlung entbehren sollte, sich weder zu fassen noch zu retten.

Wie erstaunt und betroffen war er deßhalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehändigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit auflöste, der aber nach den freundlichsten Worten damit endigte, daß der ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat sollte verlängert werden!

So unerklärlich nun auch diese Gunst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemüth fast ängstlicher als die verschmähte Liebe selbst zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück, bei seinen liebenswürdigen Verwandten so wohl aufgehoben zu seyn; er durfte sich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war nach kurzem in allen seinen angenehm geselligen Eigenschaften wieder hergestellt, die ihn der schönen Wittwe selbst sowohl als ihrer Umgebung auf eine Zeit lang nothwendig gemacht hatten, und nur durch eine peremtorische Forderung ihrer Hand für immer verfinstert worden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer thätigen Lebensweise aufgeregt. Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in dem Schlosse zusammenhielt, hatte überall, in großen Wassermassen niedergehend, Fluß um Fluß angeschwellt; es waren Dämme gebrochen und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfschaften, Meierhöfe, größere und kleinere Besitzthümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl und die Diener führten aus. Nach der ersten allgemeinsten Beihülfe ward Brod gebacken, Stiere wurden geschlachtet; Fischerkähne fuhren hin und her, Hülfe und Versorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fügte sich schön und gut; das freundlich Gegebene ward

freudig und dankbar aufgenommen: nur an Einem Orte wollte man den austheilenden Gemeindevorstehern nicht trauen; Flavio übernahm das Geschäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geschäft, einfach behandelt, gelang zum besten; auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie beim Scheiden gegeben. Gerade in der Zeitpunkt dieser Unglückstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die sich das schöne Kind besonders interessirte. Flavio fand die Wöchnerin, und brachte allgemeinen und diesen besondern Dank mit nach Hause. Dabei kennt' es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch niemand umgekommen, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja lächerlichen Ereignissen viel zu sprechen; manche nothgedrungene Zustände wurden interessant beschrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderstehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wöchnerin zu begrüßen, zu beschenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerstand der guten Mutter siegte endlich der freudige Wille Hilariens, dieses Abenteuer zu bestehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe, wie diese Begebenheiten uns bekannt geworden, einigermaßen besorgt gewesen zu seyn, es möge hier einige Gefahr obschweben, ein Stranden, ein Umschlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettung von Seiten des Jünglings, um das lose geknüpfte Band noch fester zu ziehen. Aber von allem diesem war nicht die Rede: die Fahrt lief glücklich ab, die Wöchnerin ward besucht und beschenkt; die Gesellschaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung, und wenn hie und da ein kleiner Anstoß sich hervorthat, wenn der Anschein eines gefährlichen Moments die Fortrudernden zu beunruhigen schien, so endete solches nur mit neckendem Scherz, daß eins dem andern eine ängstliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtsame Gebärde wollte abgemerkt haben. Indessen war das wechselseitige Vertrauen bedeutend gewachsen; die Gewohnheit sich zu sehen und unter allen Umständen zusammen zu seyn, hatte sich verstärkt und die gefährliche Stellung, wo Verwandtschaft und Neigung zum wechselseitigen Annähern und Festhalten sich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmuthig sollten sie jedoch auf solchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel klärte sich auf; eine gewaltige Kälte,

der Jahrszeit gemäß, trat ein; die Wasser gefroren, eh sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf einmal: was durch Fluthen erst getrennt war, hing nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsobald that sich als erwünschte Vermittlerin die schöne Kunst hervor, welche, die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden. Die Rüstkammer öffnete sich; jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig die reine glatte Fläche, selbst mit einiger Gefahr, als der erste zu beschreiten. Unter den Hausgenossen fanden sich viele zu höchster Leichtigkeit geübte; denn dieses Vergnügen war ihnen fast jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Canälen, dießmal aber in der fernhin erweiterten Fläche.

Flavio fühlte sich nun erst durch und durch gesund und Hilarie, seit ihren frühesten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies sich so lieblich als kräftig auf dem neuerschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger, bald zusammen bald einzeln, bald getrennt bald vereint. Scheiden und meiden, was sonst so schwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen scherzhaften Frevel: man floh sich, um sich einander Augenblicks wiederzufinden.

Aber innerhalb dieser Lust und Freudigkeit bewegte sich auch eine Welt des Bedürfnisses: immer waren bisher noch einige Ortschaften nur halb versorgt geblieben; eilig flogen nunmehr auf tüchtig bespannten Schlitten die nöthigsten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu gute kam, war, daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptstraße allzufernen Orten nunmehr schnell die Erzeugnisse des Feldbaues und der Landwirthschaft in die nächsten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dort her aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf einmal eine bedrängte, den bittersten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder versorgt, durch eine glatte, dem Geschickten, dem Kühnen geöffnete Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht, bei vorwaltendem Vergnügen, mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man besuchte jene Wöchnerin, begabte sie mit allem Nothwendigen; auch andere wurden heimgesucht. Alte, für deren Gesundheit man besorgt gewesen, Geistliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung sittlich zu pflegen gewohnt war und sie jetzt in dieser Prüfung noch achtenswerther fand, kleinere

Gutsbesitzer, die kühn genug vor Zeiten sich in gefährliche Niederungen angebaut, dießmal aber, durch wohlangelegte Dämme geschützt, unbeschädigt geblieben und nach gränzenloser Angst sich ihres Daseyns doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder einzelne hatte seine Geschichte, er war sich und auch wohl andern eine bedeutende Person geworden; deßwegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen: denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thauwetter möchte den ganzen schönen Kreis glücklichen Wechselwirkens zerstören, die Wirthe bedrohen und die Gäste vom Hause abschneiden.

War man den Tag in so rascher Bewegung und dem lebhaftesten Interesse beschäftigt, so verlieh der Abend auf ganz andere Weise die angenehmsten Stunden: denn das hat die Eisluft vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet; sämmtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort geleckt sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen: jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins weite beliebt; man mochte sich nicht von einander entfernen, aus Furcht sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu seyn. Am allerfüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwiederung wie sonst, aber es schien anders zu seyn: aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg; sie fühlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande.

Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten; die Kälte war gewachsen: sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem

Daß es dem Gottesdienſte ging,
Als wär's ein Ding wie ein ander Ding,
Das einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter dürr zuſammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
„Herr tilge ſie von deiner Erden,
„Laß ſie im Pfuhl gebraten werden,
„Und Herr, dann gieb uns ihren Thron!"
So ſang das Häuflein, kroch zuſammen,
Theilten ſo Geiſt'- als Liebesflammen,
Gafften und langeweilten nun,
Hätten das auch können im Tempel thun.
Aber das Schöne war dabei,
Es kam an jeden auch die Reih,
Und wie ſein Bruder wälſcht' und ſprach,
Durft' er auch wälſchen eins hernach;
Denn in der Kirche ſpricht erſt und letzt
Der, den man hat hinaufgeſetzt,
Und gläubigt euch und thut ſo groß,
Und ſchließt euch an und macht euch los,
Und iſt ein Sünder wie andre Leut',
Ach und nicht einmal ſo geſcheut!

Der größte Menſch bleibt ſtets ein Menſchenkind,
Die größten Köpfe ſind das nur was andre ſind,
Allein das merkt, ſie ſind es umgekehrt:
Sie wollen nicht mit andern Erdentröpfen
Auf ihren Füßen gehn, ſie gehn auf ihren Köpfen,
Verachten was ein jeder ehrt;
Und was gemeinen Sinn empört,

himmlischen Gestirn selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Geflimmer des Widerscheins die Gestalt eines Mannes hin und her schweben, der seinen Schatten zu verfolgen schien und selbst dunkel vom Lichtglanz umgeben auf sie zuschritt: unwillkürlich wendeten sie sich ab; jemand zu begegnen wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die sich immerfort hin und her bewegende Gestalt und schienen nicht bemerkt zu seyn; sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schlosse: doch verließ sie auf einmal diese ruhige Fassung; denn die Gestalt umkreiste mehr als einmal das beängstigte Paar. Zufällig hatten sie die Schattenseite gewonnen, jener vom vollen Mondglanz beleuchtet, fuhr gerade auf sie zu; er stand nahe vor ihnen: es war unmöglich den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden. Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie, und faßte ihr Haupt in seinem Schooß auf; sie verbarg ihr Angesicht, sie wußte nicht wie ihr geworden war.

Ich hole einen Schlitten; dort unten fährt noch einer vorüber. Ich hoffe, sie hat sich nicht beschädigt. Hier bei diesen hohen drei Erlen find' ich euch wieder!

So sprach der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich an dem Jüngling empor.

Laß uns fliehen! rief sie: das ertrag' ich nicht!

Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses heftig, daß Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte; er gab ihr die freundlichsten Worte.

Auszumalen ist nicht die innere Gestalt der drei nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Genug, sie gelangten spät nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu berühren, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens ins weite und breite hülfreich herumgeführt hatte. Musik und Tanz waren schon im Gange. Hilarie, unter dem Vorwand schmerzlicher Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in ihr Zimmer; Flavio überließ Vortanz und Anordnung sehr gern einigen jungen Gesellen, die sich deren bei seinem Außenbleiben schon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorschein und fand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, sein Zimmer wie bewohnt anzutreffen; die eigenen Kleider, Wäsche und Geräthschaften, nur nicht so ordentlich wie er's gewohnt

war, umherliegend. Die Hausfrau verfah mit anständigem Zwang ihre Pflichten; und wie froh war sie, als alle Gäste, schicklich untergebracht, ihr endlich Raum ließen, mit dem Bruder sich zu erklären! Es war bald gethan: doch brauchte es Zeit sich von der Ueberraschung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beschwichtigen; an Lösung des Knotens, an Befreiung des Geistes war nicht sogleich zu denken.

Unsere Leser überzeugen sich wohl, daß von diesem Punkte an wir beim Vortrag unserer Geschichte nicht mehr darstellend, sondern erzählend und betrachtend verfahren müssen, wenn wir in die Gemüthszustände, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und sie uns vergegenwärtigen wollen.

Wir berichten also zuerst, daß der Major, seitdem wir ihn aus den Augen verloren, seine Zeit fortwährend jenem Familiengeschäft gewidmet, dabei aber, so schön und einfach es auch verlag, doch in manchem einzelnen auf unerwartete Hindernisse traf; wie es denn überhaupt so leicht nicht ist, einen alten verworrenen Zustand zu entwickeln und die vielen verschränkten Fäden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deßhalb den Ort öfters verändern mußte, um bei verschiedenen Stellen und Personen die Angelegenheit zu betreiben, so gelangten die Briefe der Schwester nur langsam und unordentlich zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und dessen Krankheit erfuhr er zuerst; dann hörte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Daß Hilariens Neigung im Umwenden begriffen sey, blieb ihm verborgen; denn wie hätte die Schwester ihn davon unterrichten mögen! Auf die Nachricht der Ueberschwemmung beschleunigte er seine Reise, kam jedoch erst nach eingefallenem Frost in die Nähe der Eisfelder, schaffte sich Schrittschuhe, sendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schlosse, und sich mit raschem Lauf dorthin bewegend, gelangte er, die erleuchteten Fenster schon von Ferne schauend, in einer tagklaren Nacht zum unerfreulichsten Anschauen, und war mit sich selbst in die unangenehmste Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen ist im Contrast immer schmerzlich; und sollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn sich eins vom andern losreißt, entsteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde ging: ja der Wahn hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche tüchtige Geister werden

durch Erkennen eines Irrthums erhöht und gestärkt: eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst, sie stehen über sich erhoben und blicken, indem der alte Weg versperrt ist, schnell umher nach einem neuen, um ihn alsofort frisch und muthig anzutreten. Unzählig sind die Verlegenheiten, in welche sich der Mensch in solchen Augenblicken versetzt sieht, unzählig die Mittel, welche eine erfinderische Natur innerhalb ihrer eigenen Kräfte zu entdecken, sodann aber auch, wenn diese nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtseyn, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im tiefsten vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Kammerdiener verabschiedet, sich seinem natürlichen Lebensgange wieder überlassen, auf den Schein Ansprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er sich am eigentlichen körperlichen Behagen einigermaßen verkürzt: er empfand das Unangenehme eines Ueberganges vom ersten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schicksal Hilariens und der Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annähernder Gegenwart sich erst später entfaltete. Und wenn er sich Hilarien in seinen Armen dachte, so war es ihr Glück was er beherzigte, was er ihr zu schaffen wünschte, mehr als die Wonne sie zu besitzen; ja er mußte sich, wenn er ihres Andenkens rein genießen wollte, zuerst ihre himmlisch ausgesprochene Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo sie sich ihm so unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarster Nacht ein vereintes junges Paar vor sich gesehen, die Liebenswürdigste zusammenstürzend, in dem Schooße des Jünglings, beide seiner verheißenen hülfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verschwunden in die Nacht, und er sich selbst im düstersten Zustande überlassen: wer fühlte das mit, und verzweifelte nicht in seiner Seele?

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie hielt sich bestürzt auseinander: Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Zimmer; der Major nahm sich zusammen, von seinem Sohne den frühern Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der schönen Wittwe verursacht: um ihren bisher leidenschaftlichen Bekehrer Flavio einer andern Liebenswürdigen, welche Absicht auf ihn verrieth, nicht

zu überlassen, wendet sie mehr scheinbare Gunst als billig ist an ihn; er, dadurch aufgeregt und ermuthigt, sucht seine Zwecke heftig bis ins Ungehörige zu verfolgen, worüber denn erst Widerwärtigkeit und Zwist, darauf ein entschiedener Bruch dem ganzen Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt nichts übrig als die Fehler der Kinder, wenn sie traurige Folgen haben, zu bedauern und wo möglich herzustellen; gehen sie läßlicher als zu hoffen war vorüber, sie zu verzeihen und zu vergessen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio sodann, um an der Stelle seines Vaters manches zu besorgen, auf die übernommenen Güter, und sollte dort bis zum Ablauf seines Urlaubs verweilen, dann sich wieder ans Regiment anschließen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Packete zu eröffnen, welche sich während seines längern Außenbleibens bei der Schwester gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetischen Freundes, des wohlconservirten Schauspielers. Dieser, durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatze sich zu verheirathen, trug mit der besten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste kosmetische Mittel sey, sich des schönen Geschlechts zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhalts hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausführung uns nicht gleich beigeht, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmuthige Wendung sich auszeichnete:

„Der späte Mond, der zur Nacht noch anständig leuchtet, verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte, die im Winter frisch und kräftig erscheint, sieht im Frühling verbräunt und mißfarbig aus neben hellaufgrünender Birke."

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschließung hier vorzüglich preisen:

denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo schwankende Gesinnungen obwalten, die Wage dieser oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen und er fürchtete den zweiten zu verlieren. An eine künstlich scheinbare Wiederherstellung war bei seinen Gesinnungen nicht zu denken, und mit diesem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an, ihm ganz erniedrigend zu scheinen, besonders jetzt, da er sich mit ihr unter Einem Dach befand. Früher oder später hätte vielleicht ein solches Ereigniß wenig gewirkt; gerade in diesem Augenblicke aber trat ein solcher Moment ein, der einem jeden an eine gesunde Vollständigkeit gewohnten Menschen höchst widerwärtig begegnen muß: es ist ihm, als wenn der Schlußstein seines organischen Wesens entfremdet wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zusammenzustürzen drohte.

Wie dem auch sey, der Major unterhielt sich mit seiner Schwester gar bald einsichtig und verständig über die so verwirrt scheinende Angelegenheit: sie mußten beide bekennen, daß sie eigentlich nur durch einen Umweg ans Ziel gelangt sehen, ganz nahe daran, von dem sie sich zufällig, durch äußern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrenen Kindes verleitet, unbedachtsam entfernt; sie fanden nichts natürlicher, als auf diesem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen sodann jede elterliche Sorgfalt, wozu sie sich die Mittel zu verschaffen gewußt, treu und unabläßig zu widmen. Völlig in Uebereinstimmung mit dem Bruder, ging die Baronin zu Hilarien ins Zimmer. Diese saß am Flügel, zu eigener Begleitung singend und die eintretende Begrüßende mit heiterem Blick und Beugung zum Anhören gleichsam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Sängerin aussprach, die nicht besser wäre zu wünschen gewesen.

Nachdem sie geendigt hatte, stand sie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing sie zu sprechen an: Beste Mutter! es war schön, daß wir über die wichtigste Angelegenheit so lange geschwiegen; ich danke Ihnen, daß Sie bis jetzt diese Saite nicht berührten: nun aber ist es wohl Zeit, sich zu erklären, wenn es Ihnen gefällig ist. Wie denken Sie sich die Sache?

Die Baronin, höchst erfreut über die Ruhe und Milde zu der sie ihre Tochter gestimmt fand, begann sogleich ein verständiges Darlegen der frühern Zeit, der Persönlichkeit ihres Bruders und seiner Verdienste; sie

gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, der einem jungen Mädchen so nahe bekannt geworden, auf ein freies Herz nothwendig machen müsse, und sich daraus statt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenschaft sich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerksam zu, und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einstimmung zu erkennen: die Mutter ging auf den Sohn über und jene ließ ihre langen Augenwimpern fallen: und wenn die Rednerin nicht so rühmliche Argumente für den jüngern fand, als sie für den Vater anzuführen gewußt hatte, so hielt sie sich hauptsächlich an die Aehnlichkeit beider, an den Vorzug, den diesem die Jugend gebe, der zugleich, als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt, die völlige Verwirklichung des väterlichen Daseyns von der Zeit wie billig verspreche. Auch hier schien Hilarie gleichstimmig zu denken, obschon ein etwas ernsterer Blick und ein manchmal niederschauendes Auge eine gewisse, in diesem Fall höchst natürliche Bewegung verriethen. Auf die äußern glücklichen, gewissermaßen gebietenden Umstände lenkte sich hierauf der Vortrag. Der abgeschlossene Vergleich, der schöne Gewinn für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin sich erweiternden Aussichten, alles ward völlig der Wahrheit gemäß vor Augen gestellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarien selbst erinnerlich seyn müsse, daß sie früher dem mit ihr heranwachsenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, sey verlobt gewesen. Aus alle dem Vorgesagten zog nun die Mutter den sich selbst ergebenden Schluß, daß nun mit ihrer und des Oheims Einwilligung die Verbindung der jungen Leute ungesäumt stattfinden könne.

Hilarie, ruhig blickend und sprechend, erwiederte darauf, sie könne diese Folgerung nicht sogleich gelten lassen, und führte gar schön und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und was wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Vernünftige Menschen, wenn sie etwas Verständiges ausgesonnen, wie diese oder jene Verlegenheit zu beseitigen wäre, dieser oder jener Zweck zu erreichen seyn möchte, und dafür sich alle denklichen Argumente verdeutlicht und geordnet, fühlen sich höchst unangenehm betroffen, wenn diejenigen, die zu eigenem Glücke mitwirken sollten, völlig andern Sinnes gefunden werden, und aus Gründen, die tief im Herzen ruhen, sich demjenigen widersetzen, was so löblich als nöthig ist. Man wechselte Reden

ohne sich zu überzeugen; das Verständige wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte sich dem Nützlichen, dem Nothwendigen nicht fügen: das Gespräch erhitzte sich, die Schärfe des Verstandes traf das schon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, sondern leidenschaftlich seinen Zustand an den Tag gab, so daß zuletzt die Mutter selbst vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erstaunt zurückzog, als sie mit Energie und Wahrheit das Unschickliche, ja Verbrecherische einer solchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte, läßt sich denken, vielleicht auch, wenn gleich nicht vollkommen, nachempfinden, was der Major, der von dieser entschiedenen Weigerung im Innersten geschmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getröstet vor der Schwester stand, sich von jener Beschämung entwunden und so dieses Ereigniß, das ihm zur zartesten Ehrensache geworden war, in seinem Innern ausgeglichen fühlte. Er verbarg diesen Zustand augenblicklich seiner Schwester und versteckte seine schmerzliche Zufriedenheit hinter eine in diesem Falle ganz natürliche Aeußerung, man müsse nichts übereilen, sondern dem guten Kinde Zeit lassen, den eröffneten Weg, der sich nunmehr gewissermaßen selbst verstünde, freiwillig einzuschlagen.

Nun aber können wir kaum unsern Lesern zumuthen, aus diesen ergreifenden innern Zuständen in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt so viel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Musik und Gesang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Lesen und Vorlesen sich und die Mutter zu unterhalten, so beschäftigte sich der Major bei eintretendem Frühjahr, die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Sohn, der sich in der Folge als einen reichen Besitzer, und wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilariens erblickte, fühlte nun erst ein militärisches Bestreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen sollte. Und so glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß vorauszusehen, daß dieses Räthsel, welches nur noch an Eine Bedenklichkeit geknüpft schien, sich bald aufhellen und auseinander legen würde.

Leider aber war in dieser anscheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Bescheidenheit und selten, aber doch

bei entscheidendem Anlaß mit Sicherheit zu erkennen gab, sie bleibe so fest bei ihrer Ueberzeugung, als nur einer seyn kann, dem etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt in Einklang stehen, oder nicht. Der Major empfand sich zwiespältig: er würde sich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie sich wirklich für den Sohn entschiede; entschiede sie sich aber für ihn selbst, so war er eben so überzeugt, daß er ihre Hand ausschlagen müsse.

Bedauern wir den guten Mann, dem diese Sorgen, diese Qualen wie ein beweglicher Nebel unabläßig vorschwebten, bald als Hintergrund, auf welchem sich die Wirklichkeiten und Beschäftigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald herantretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein solches Wanken und Schweben bewegte sich vor den Augen seines Geistes; und wenn ihn der fordernde Tag zu rascher, wirksamer Thätigkeit aufbot, so war es bei nächtlichem Erwachen, wo alles Widerwärtige, gestaltet und immer umgestaltet, im unerfreulichsten Kreis sich in seinem Innern umwälzte. Dieß ewig wiederkehrende Unabweisbare brachte ihn in einen Zustand, den wir fast Verzweiflung nennen dürften, weil Handeln und Schaffen, die sich sonst als Heilmittel für solche Lagen am sichersten bewährten, hier kaum lindernd, geschweige denn befriedigend wirken wollten.

In solcher Lage erhielt unser Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Posthaus des nahe gelegenen Städtchens, wo ein eilig Durchreisender ihn dringend zu sprechen wünschte. Er, bei seinen vielfachen Geschäfts- und Weltverhältnissen, an dergleichen gewohnt, säumte um so weniger, als ihm die freie flüchtige Hand einigermaßen erinnerlich schien. Ruhig und gefaßt, nach seiner Art, begab er sich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, fast bäurischen Oberstube die schöne Wittwe ihm entgegentrat, schöner und anmuthiger, als er sie verlassen hatte. War es, daß unsere Einbildungskraft nicht fähig ist, das Vorzüglichste festzuhalten und völlig wieder zu vergegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zustand ihr mehrern Reiz gegeben, genug, es bedurfte doppelter Fassung, sein Erstaunen, seine Verwirrung unter dem Schein allgemeinster Höflichkeit zu verbergen: er grüßte sie verbindlich, mit verlegener Kälte.

Nicht so, mein Bester! rief sie aus: keineswegs habe ich Sie zwischen diese geweißten Wände, in diese höchst unedle Umgebung berufen — ein so schlechter Hausrath fordert nicht auf, sich höfisch zu unterhalten. Ich

befreie meine Brust von einer schweren Last, indem ich sage, bekenne: in Ihrem Hause hab' ich viel Unheil angerichtet.

Der Major trat stutzend zurück.

Ich weiß alles, fuhr sie fort, wir brauchen uns nicht zu erklären: Sie und Hilarien, Hilarien und Flavio, ihre gute Schwester, sie alle bedaure ich. Die Sprache schien ihr zu stocken; die herrlichsten Augenwimpern konnten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten; ihre Wange röthete sich, sie war schöner als jemals. In äußerster Verwirrung stand der edle Mann vor ihr; ihn durchdrang eine unbekannte Rührung.

Setzen wir uns, sagte die Augen trocknend das allerliebste Wesen. Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich! Sie sehen, wie ich bestraft bin.

Sie hielt ihr gesticktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg, wie bitterlich sie weinte.

Klären Sie mich auf, meine Gnädige, sprach er mit Hast.

Nichts von gnädig! entgegnete sie, himmlisch lächelnd. Nennen Sie mich Ihre Freundin! Sie haben keine treuere. Und also, mein Freund, ich weiß alles; ich kenne die Lage der ganzen Familie genau; aller Gesinnungen und Leiden bin ich vertraut.

Was konnte Sie bis auf diesen Grad unterrichten?

Selbstbekenntnisse. Diese Hand wird Ihnen nicht fremd seyn.

Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin.

Die Hand meiner Schwester! Briefe, mehrere, der nachlässigen Schrift nach, vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß gestanden?

Unmittelbar nicht, mittelbar seit einiger Zeit; hier die Aufschrift: An*

Ein neues Räthsel! An Makarien, die schweigsamste aller Frauen!

Deßhalb aber doch die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, aller derer, die sich selbst verloren haben, sich wiederzufinden wünschten und nicht wissen wo.

Gott sey Dank! rief er aus, daß sich eine solche Vermittlung gefunden hat! Mir wollte es nicht ziemen sie anzuflehen; ich segne meine Schwester, daß sie es that; denn auch mir sind Beispiele bekannt, daß jene Treffliche, im Vorhalten eines sittlich magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein rein schönes Inneres gewiesen und ihn auf einmal erst mit sich selbst befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat.

Diese Wohlthat erzeigte sie auch mir, versetzte die Schöne.

Und in diesem Augenblick fühlte unser Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entschieden, daß aus dieser, sonst in ihrer Eigenheit abgeschlossenen, merkwürdigen Person sich ein sittlich schönes, theilnehmendes und theilgebendes Wesen hervorthat.

Ich war nicht unglücklich, aber unruhig, fuhr sie fort, ich gehörte mir selbst nicht recht mehr an; und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich seyn. Ich gefiel mir selbst nicht mehr; ich mochte mich vor dem Spiegel zurecht rücken wie ich wollte, es schien mir immer, als wenn ich mich zu einem Maskenball herausputzte; aber seitdem sie mir ihren Spiegel vorhielt, seit ich gewahr wurde, wie man sich von innen selbst schmücken könne, komme ich mir wieder recht schön vor.

Sie sagte das zwischen Lächeln und Weinen, und war, man mußte es zugeben, mehr als liebenswürdig: sie erschien achtungswerth, und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

Und nun, mein Freund, fassen wir uns kurz; hier sind die Briefe! Sie zu lesen und wiederzulesen, sich zu bedenken, sich zu bereiten, bedürften Sie allenfalls einer Stunde mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unsere Zustände sich entscheiden lassen.

Sie verließ ihn, um in dem Garten auf und ab zu gehen; er entfaltete nun einen Briefwechsel der Baronin mit Makarien, dessen Inhalt wir summarisch andeuten. Jene beklagt sich über die schöne Wittwe; wie eine Frau die andere ansieht und scharf beurtheilt, geht hervor: eigentlich ist nur vom Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt. Hierauf von Seiten Makariens eine mildere Beurtheilung, Schilderung eines solchen Wesens von innen heraus: das Aeußere erscheint als Folge von Zufälligkeiten, kann zu tadeln, vielleicht zu entschuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raserei und Tollheit des Sohns, der wachsenden Neigung des jungen Paars, von der Ankunft des Vaters, der entschiedenen Weigerung Hilariens. Ueberall finden sich Erwiederungen Makariens von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung stammt, daß hieraus eine sittliche Besserung entstehen müsse. Sie übersendet zuletzt den ganzen Briefwechsel der schönen Frau, deren himmelschönes Inneres nun hervortritt und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze schließt mit einer dankbaren Erwiederung an Makarien.

Das ehren unbefangne Weiſen,
Doch brachten ſie's nicht allzuweit:
Ihr non plus ultra jeder Zeit
War: Gott zu läſtern und den Dreck zu preiſen.

Behalten auch zu unſern Zeiten
Die Gabe, Geiſter zu unterſcheiden:
Cap und Champagner und Burgunder
Von Hoch- nach Rüdesheim hinunter.

Die Prieſter ſchrien weit und breit:
Es iſt, es kommt die letzte Zeit,
Bekehr' dich, ſündiges Geſchlecht!
Der Jude ſprach, mir iſt's nicht bang,
Ich hör' vom jüngſten Tag ſo lang.

Es waren, die den Vater auch gekannt.
Wo ſind ſie denn? Eh, man hat ſie verbrannt.

O Freund, der Menſch iſt nur ein Thor,
Stellt er ſich Gott als ſeines Gleichen vor.

Der Vater ſaß auf ſeinem Thron,
Da rief er ſeinen lieben Sohn,
Mußt' zwei- bis dreimal ſchreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Geſtolpert über Sterne her
Und fragt: was zu befehlen?
Der Vater frägt ihn, wo er ſtickt —
„Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe.“

Sechstes Capitel.

Wilhelm an Lenardo.

Endlich, theuerſter Freund, kann ich ſagen, ſie iſt gefunden, und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzuſetzen, in einer Lage, wo für das gute Weſen nichts weiter zu wünſchen übrig bleibt. Laſſen Sie mich im allgemeinen reden; ich ſchreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich alles vor Augen habe, wovon ich Rechenſchaft geben ſoll.

Häuslicher Zuſtand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichſten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um ſie her bewegt ſich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinſten anfänglichſten Sinne: hier iſt Beſchränktheit und Wirkung in die Ferne, Umſicht und Mäßigung, Unſchuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmern Gegenwart geſehen, über welche eine heitere Ausſicht auf die nächſte Zeit und die Zukunft waltet. Dieſes, zuſammen betrachtet, möchte wohl hinreichend ſeyn, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles deſſen, was unter uns beſprochen worden, auf das dringendſte bitten, der Freund möge es bei dieſer allgemeinen Schilderung belaſſen, ſolche allenfalls in Gedanken ausmalen, dagegen aber aller weitern Nachforſchung entſagen und ſich dem großen Lebensgeſchäfte, in das er nun wahrſcheinlich vollkommen eingeweiht ſeyn wird, auf die lebhafteſte Weiſe widmen.

Ein Duplicat dieſes Briefes ſende an Herſilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am ſicherſten weiß wo Sie zu finden ſind. An dieſen geprüften, im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverläſſigen Freund ſchreibe noch einiges, welches er mittheilen wird; beſonders bitte, was mich ſelbſt betrifft, mit Antheil zu betrachten und mit frommen treuen Wünſchen mein Vorhaben zu fördern.

Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht alles trügt, ſo iſt Lenardo, der höchſtwerthzuſchätzende, gegenwärtig in eurer Mitte, und ich ſende deßhalb das Duplicat eines

Schreibens, damit es ihm ſicher zugeſtellt werde. Möge dieſer vorzügliche junge Mann in eurem Kreis zu ununterbrochenem bedeutendem Wirken verſchlungen werden, da, wie ich hoffe, ſein Inneres beruhigt iſt.

Was mich betrifft, ſo kann ich nach fortdauernder thätiger Selbſtprüfung mein durch Montan vorlängſt angebrachtes Geſuch nunmehr nur noch ernſtlicher wiederholen: der Wunſch, meine Wanderjahre mit mehr Faſſung und Stätigkeit zu vollenden, wird immer dringender. In ſicherer Hoffnung, man würde meinen Vorſtellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geſchäfts zu Gunſten meines edlen Freundes werde ich nun wohl meinen fernern Lebensgang unter den ſchon ausgeſprochenen Bedingungen getroſt antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurückgelegt, gedenke ich in * einzutreffen. An dieſem Ort hoffe ich eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemäß von neuem zu beginnen.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund vorſtehende Briefe abgelaſſen, ſchritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thalgegend ſich ihm eröffnete, wo er vor Beginn eines neuen Lebensganges ſo manches abzuſchließen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen lebhaften Reiſegefährten, durch welchen ſeinem Beſtreben und ſeinem Genuß manches zu Gunſten gereichen ſollte. Er findet ſich mit einem Maler zuſammen, welcher, wie dergleichen viele in der offenen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und ſpuken, ſich dießmal als ein ausgezeichneter Künſtler darſtellte. Beide ſchicken ſich gar bald in einander, vertrauen ſich wechſelſeitig Neigungen, Abſichten, Vorſätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künſtler, der aquarellirte Landſchaften mit geiſtreicher, wohl gezeichneter und ausgeführter Staffage zu ſchmücken weiß, leidenſchaftlich eingenommen ſey von Mignons Schickſalen, Geſtalt und Weſen: er hatte ſie gar oft ſchon vorgeſtellt und begab ſich nun auf die Reiſe, die Umgebungen, worin ſie gelebt, der Natur nachzubilden, hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzuſtellen und ſo ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See, Wilhelm trachtet die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze wurden gesucht, und die Wohnungen kühner und gutmüthiger Fischer so wenig, als die heiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dieß alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedesmal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Rührung zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie sie leibte und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte ins Engere der Persönlichkeit einzufassen wußte. Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannichfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulenportale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plätschernd auf dem angekundenen Kahn, dort erkletterte sie den Mast und erzeigte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allen hervor, welches der Künstler auf der Herreise, noch eh er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakterzügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfällen besprüht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steile Urgebirgschlucht nie anmuthiger und bedeutender staffirt worden. Die bunte zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker um Furcht einzuflößen, zu wunderlich um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumrosse schleppen bald über Knüppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäck, an welchem herum die sämmtlichen Instrumente einer betäubenden Musik, schlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belästigen. Zwischen alle dem das liebenswürdige Kind, in sich gekehrt, ohne Trotz, unwillig ohne Widerstreben, geführt, aber nicht geschleppt. Wer hätte sich nicht des merkwürdigen ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakterisirt war die grimmige Enge dieser Felsmassen; die alles durchschneidenden schwarzen Schluchten, zusammengethürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit mit der übrigen Welt in

Verbindung zu gelangen hingedeutet. Auch ließ der Künstler mit klugdichtendem Wahrheitssinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkstatt mächtiger Krystalle, oder als Aufenthalt einer fabelhaft furchtbaren Drachenbrut ansprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu besuchten die Freunde den Palast des Marchese: der Greis war von seiner Reise noch nicht zurück; sie wurden aber auch in diesem Bezirk, weil sie sich mit geistlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt. Die Abwesenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm sehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen Mann gerne wieder gesehen und herzlich begrüßt hätte, so fürchtete er sich doch vor dessen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er schon den zartesten Lohn dahin genommen hatte.

Und so schwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der schönsten Jahreszeit entging ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tausend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht sein Firmament und von da See und Erde freigebigst überspendet und sich im Abglanz erst vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgesäet von Natur, durch Kunst gepflegt und gefördert, umgab sie überall. Schon die ersten Kastaniemwälder hatten sie willkommen geheißen, und nun konnten sie sich eines traurigen Lächelns nicht enthalten, wenn sie, unter Cypressen gelagert, den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe sich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunkeln Laube hervorglühend erblickten.

Durch den frischen Gesellen entstand jedoch für Wilhelmen ein neuer Genuß. Unserm alten Freund hatte die Natur kein malerisches Auge gegeben. Empfänglich für sichtbare Schönheit nur an menschlicher Gestalt, ward er auf einmal gewahr, ihm sey durch einen gleichgestimmten, aber zu ganz andern Genüssen und Thätigkeiten gebildeten Freund die Umwelt aufgeschlossen.

In gesprächiger Hindeutung auf die wechselnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen sonst hartnäckig gehegten Zweifeln befreit. Verdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen italiänischer Gegenden gewesen; der Himmel schien ihm zu blau, der violette Ton

reizender Fernen zwar höchst lieblich, doch unwahr, und das mancherlei frische Grün doch gar zu bunt; nun verschmolz er aber mit seinem neuen Freunde aufs innigste, und lernte, empfänglich wie er war, mit dessen Augen die Welt sehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit entfaltete, mußte man nach Kunst als der würdigsten Auslegerin unbezwingliche Sehnsucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der malerische Freund ihm von einer andern Seite entgegen: dieser hatte manchmal einen heitern Gesang angestimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit- und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf sich's, daß er in einem der Paläste ein ganz eigenes Saitenspiel fand, eine Laute in kleinem Format, kräftig, vollklingend, bequem und tragbar: er wußte das Instrument alsbald zu stimmen, so glücklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen so freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Orpheus, den sonst strengen und trockenen Castellan erweichend bezwang und ihn freundlich nöthigte, das Instrument dem Sänger auf eine Zeit lang zu überlassen, mit der Bedingung, solches vor der Abreise treulich wieder zu geben, auch in der Zwischenzeit an irgend einem Sonn- oder Feiertage zu erscheinen und die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt: Boot und Kahn buhlten um ihre Nachbarschaft, selbst Fracht- und Marktschiffe verweilten in ihrer Nähe; Reihen von Menschen zogen am Strande nach und die Landenden sahen sich sogleich von einer frohsinnigen Menge umgeben; die Scheidenden segnete jedermann, zufrieden doch sehnsuchtsvoll.

Nun hätte zuletzt ein dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung beider eigentlich geendigt sey: alle die auf Mignon sich beziehenden Gegenden und Localitäten waren sämmtlich umrissen, theils in Licht, Schatten und Farbe gesetzt, theils in heißen Tagesstunden treulich ausgeführt. Dieß zu leisten hatten sie sich auf eine eigene Weise von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen Wilhelms Gelübde gar oft hinderlich war; doch wußten sie solches gelegentlich zu umgehen durch die Auslegung, es gelte nur für das Land, auf dem Wasser sey es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm selbst, daß ihre eigentliche Absicht erreicht sey, aber läugnen konnte er sich nicht, daß der Wunsch, Hilarien und die schöne Wittwe zu sehen, auch noch befriedigt werden müsse, wenn man

mit freiem Sinne diese Gegend verlassen wollte. Der Freund, dem er die Geschichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute sich schon einen herrlichen Platz in einer seiner Zeichnungen leer und ledig zu wissen, den er mit den Gestalten so holder Personen künstlerisch zu verzieren gedachte.

Nun stellten sie Kreuz- und Querfahrten an, die Punkte wo der Fremde in dieses Paradies einzutreten pflegt, beobachtend. Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung, Freunde hier zu sehen, bekannt gemacht; und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff herangleiten, worauf sie Jagd machten und sich nicht enthielten sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer, einigermaßen betroffen, faßten sich sogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies und beide den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil ohne Bedenken anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu besteigen, welches eilig geschah.

Und nun vergegenwärtige man sich die vier, wie sie im zierlichsten Raum beisammen gegen einander übersitzen, in der seligsten Welt von lindem Lufthauch angeweht, auf glänzenden Wellen geschaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir sie vor kurzem geschildert gesehen, das männliche, mit dem wir schon seit Wochen ein gemeinsames Reiseleben führen, und wir sehen sie nach einiger Betrachtung sämmtlich in der anmuthigsten, obgleich gefährlichsten Lage. Für die drei, welche sich schon, willig oder unwillig, zu den Entsagenden gezählt, ist nicht das Schwerste zu besorgen; der vierte jedoch dürfte sich nur allzubald in jenen Orden aufgenommen sehen.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die interessantesten Localitäten sowohl des Ufers als der Inseln hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo sie übernachten sollten und wo ein gewandter, für diese Reise angenommener Führer alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten zu besorgen wußte. Hier war nun Wilhelms Gelübde ein schicklicher, aber unbequemer Ceremonienmeister: denn gerade an dieser Station hatten die Freunde vor kurzem drei Tage zugebracht und alles Merkwürdige der Umgebung erschöpft. Der Künstler, welchen kein Gelübde zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten die Damen ans Land zu geleiten, die es aber ablehnten: weßwegen man sich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in sein Schiff gesprungen, das sich eiligst vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wunderſam klagenden Geſang, den die venezianiſchen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erſchallen laſſen, lieblich anzuſtimmen begann. Geübt genug zu ſolchem Vortrag, der ihm dießmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verſtärkte er verhältnißmäßig zur wachſenden Entfernung den Ton, ſo daß man am Ufer immer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute ſchweigen, ſeiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Damen, anſtatt ſich ins Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte ſich ſo begeiſtert, daß er nicht endigen konnte, auch ſelbſt als zuletzt Nacht und Entfernung das Anſchauen aller Gegenſtände entzogen; bis ihm endlich der mehr beruhigte Freund bemerklich machte, daß, wenn auch Finſterniß den Ton begünſtige, das Schiff den Kreis längſt verlaſſen habe, in welchem derſelbe wirken könne.

Der Verabredung gemäß traf man ſich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man ſich mit der ſchönen Reihe merkwürdig hingelagerter, bald reihenweiſe überſehbarer, bald ſich verſchiebender Anſichten, die, im Waſſer ſich gleichmäßig verdoppelnd, bei Uferfahrten das mannichfaltigſte Vergnügen gewähren. Dabei ließen denn die künſtleriſchen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuthen und ahnen, was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für alles dieſes ſchien die ſtille Hilarie freien und ſchönen Sinn zu beſitzen.

Aber nun gegen Mittag erſchien abermals das Wunderbare: die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun ſuchte der Sänger ſeinen Vortrag einer ſolchen Annäherung zu bequemen, wo nicht bloß von einem zart und lebhaft jodelnden, allgemeinen Sehnſuchtston, ſondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Perſonen *der Lehrjahre* ſchuldig ſind, über den Saiten, über den Lippen ſchweben; doch enthielt er ſich aus wohlmeinender Schonung, deren er ſelbſt bedurfte, und ſchwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn ſeines Vortrags, der ſich nur um deſto einſchmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hätten, auf dieſe Weiſe den Hafen blockirend, nicht an Eſſen und Trinken gedacht, wenn die vorſichtigen Freundinnen nicht gute Biſſen

herübergesendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgesuchten Weins zum allerbesten schmeckte.

Jede Absonderung, jede Bedingung, die unsern aufkeimenden Leidenschaften in den Weg tritt, schärft sie, anstatt sie zu dämpfen; und auch dießmal läßt sich vermuthen, daß die kurze Abwesenheit beiden Theilen gleiche Sehnsucht erregt habe. Allerdings! man sah die Damen in ihrer blendend muntern Gondel gar bald wieder heranfahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen venezianischen Sinne; hier bezeichnet es ein lustig bequem-gefälliges Schiff, das, hätte sich unser kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geräumig genug gewesen wäre.

Einige Tage wurden so auf diese eigene Weise zwischen Begegnen und Scheiden, zwischen Trennen und Zusammensehn hingebracht; im Genuß vergnüglichster Geselligkeit schwebte immer Entfernen und Entbehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man sich die ältern zurück; vermißte man die neuen, so mußte man bekennen, daß auch diese schon starken Anspruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefaßter, geprüfter Geist, wie unsere schöne Wittwe, konnte sich zu solcher Stunde völlig im Gleichgewicht erhalten.

Hilariens Herz war zu sehr verwundet, als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig gewesen wäre: aber wenn die Anmuth einer herrlichen Gegend uns lindernd umgiebt, wenn die Milde gefühlvoller Freunde auf uns einwirkt, so kommt etwas Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, geistermäßig entfernt. So abwechselnd hin und wieder geschaukelt, angezogen und abgelehnt, genähert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beurtheilen, glaubte doch der gewandte, wohlerfahrene Reiseführer einige Veränderung in dem ruhigen Betragen seiner Heldinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Grillenhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch hier das Erfreulichste zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Orte, wo ihre Tafel bereitet wäre, bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes geschmücktes Schiff, das, an das ihrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch mit allen Heiterkeiten einer festlichen Tafel einladend vorwies; man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden

zusammen abwarten, und erst die Nacht entschied die herkömmliche Trennung.

Glücklicherweise hatten die männlichen Freunde auf ihren früheren Fahrten gerade die geschmückteste der Inseln aus einer gewissen Naturgrille zu betreten vernachlässigt und auch jetzt nicht gedacht, die dortigen, keineswegs im besten Stand erhaltenen Künsteleien den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Weltscenen völlig erschöpft wären. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf. Man zog den Führer ins Vertrauen; dieser wußte jene Fahrt sogleich zu beschleunigen und sie hielten solche für die seligste. Nun durften sie hoffen und erwarten, nach so manchen unterbrochenen Freuden drei volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk versammelt, zuzubringen.

Hier müssen wir nun den Reiseführer besonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche, mehrere Herrschaften geleitend, dieselben Routen oft zurücklegen, mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und ohne Hintansetzung eigenen Vortheils ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnüglicher durchs Land zu führen verstehen, als diesen auf eigene Hand würde gelungen seyn.

Zu gleicher Zeit that sich eine lebhafte weibliche Bedienung der Frauenzimmer, zum erstenmal entschieden, thätig hervor, so daß die schöne Wittwe zur Bedingung machen konnte, die beiden Freunde möchten bei ihr als Gäste einkehren und mit mäßiger Bewirthung fürlieb nehmen. Auch hier gelang alles zum günstigsten; denn der kluge Geschäftsträger hatte bei dieser Gelegenheit, wie früher, von den Empfehlungs- und Creditbriefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß in Abwesenheit der Besitzer Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet wurden, ja sogar einige Aussicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, daß man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingeborene Herrschaft solcher Paradiese fühlen mußte.

Das sämmtliche Gepäck aller unserer Reisenden ward sogleich auf die Insel gebracht, wodurch für die Gesellschaft große Bequemlichkeit entstand, der größte Vortheil aber dabei erzielt ward, indem die sämmtlichen Portefeuilles des trefflichen Künstlers, zum erstenmal alle beisammen, ihm Gelegenheit gaben, den Weg, den er genommen, in stätiger Folge den

Schönen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf. Nicht etwa wie Liebhaber und Künstler sich wechselsweise präconisiren, hier ward einem vorzüglichen Manne das gefühlteste und einsichtigste Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phrasen dasjenige, was wir nicht vorzeigen können, gläubigen Lesern nur unterschieben, so stehe hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen sowohl, als gleichen und ähnlichen Arbeiten mehrere Jahre nachher bewundernd verweilte.

Ihm gelingt, die heitere Ruhe stiller Seeaussichten darzustellen, wo anliegend freundliche Wohnungen, sich in der klaren Fluth spiegelnd, gleichsam zu baden scheinen, Ufer, mit begrünten Hügeln umgeben, hinter denen Waldgebirge und eisige Gletscherfirnen aufsteigen. Der Farbenton solcher Scenen ist heiter, fröhlich klar, die Fernen mit milderndem Duft wie übergossen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchströmten Gründen und Thälern hervorsteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder ist des Meisters Kunst zu loben in Ansichten aus Thälern, näher am Hochgebirg gelegen, wo üppig bewachsene Bergeshänge niedersteigen, frische Ströme sich am Fuß der Felsen eilig fortwälzen.

Trefflich weiß er in mächtig schattenden Bäumen des Vordergrundes den unterscheidenden Charakter verschiedener Arten, so in Gestalt des Ganzen wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blätter befriedigend anzudeuten, nicht weniger in dem auf mancherlei Weise nüancirten frischen Grün, worin sanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächeln und die Lichter daher gleichsam bewegt erscheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmählig der lebhafte grüne Ton und vermählt sich, auf entfernteren Berghöhen, schwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unserm Künstler glücken über alles Darstellungen höherer Alpgegenden, das einfach Große und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergeshang, mit dem frischesten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln stehende Tannen aus dem Rasenteppich ragen und von hohen Felswänden sich schäumende Bäche stürzen. Mag er die Weiden mit grasendem Rindvieh staffiren, oder den engen, um Felsen sich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maulthieren, er zeichnet alle gleich gut und geistreich; immer am schicklichen Ort, und nicht in zu großer Fülle angebracht zieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von

Der Vater war ganz aufgebracht
Und ſprach: das haſt du dumm gemacht,
Sieh einmal auf die Erde.
Es iſt wohl ſchön und alles gut,
Du haſt ein menſchenfreundlich Blut
Und hilfſt Bedrängten gerne;
— — — — — — — — —

Du fühlſt nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht
Wenn ein geängſtet Herz bei mir um Rettung fleht,
Wenn ich den Sünder ſeh' mit glühenden Thränen....

Als er ſich nun hernieder ſchwung
Und näher die weite Erde ſah,
Und Meer und Länder weit und nah:
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er ſo lange nicht gefühlt,
Wie man da drunten ihm mitgeſpielt.

Er auf dem Berge ſtille hält,
Auf den in ſeiner erſten Zeit
Freund Satanas ihn aufgeſtellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unſerm Blute ſog
Und endlich treulos uns betrog:
Er fühlt in vollem Himmelsflug
Der irdiſchen Atmoſphäre Zug,
Fühlt wie das reinſte Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält.

der kühnsten Meisterhand, leicht, mit wenigen sichern Strichen und doch vollendet. Er bediente sich später englischer glänzender Permanentfarben auf Papier; daher sind diese Gemälde von vorzüglich blühendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und gesättigt.

Seine Abbildungen tiefer Felsschluchten, wo um und um nur todtes Gestein starrt, im Abgrund, von kühner Brücke übersprungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit; wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenige bedeutende Striche und Massen von Localfarben mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

Eben so charakteristisch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzustellen, wo weder Baum noch Gesträuch mehr fortkommt, sondern nur zwischen Felszacken und Schneegipfeln sonnige Flächen mit zarten Rasen sich bedecken. So schön und gründuftig und einladend er dergleichen Stellen auch colorirt, so sinnig hat er doch unterlassen hier mit weidenden Heerden zu staffiren; denn diese Gegenden geben nur Futter den Gemsen und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb."

Wir entfernen uns nicht von der Absicht, unsern Lesern den Zustand solcher wilden Gegenden so nahe als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort Wildheuer mit wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deßwegen, mit Steigehaken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe, wieder gesammelt, an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie besonders mit großer Aufmerksamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß sie selbst diesem Fache nicht fremd sey: am

wenigsten blieb dieß dem Künstler verborgen, der sich von niemand lieber erkannt gesehen hätte, als gerade von dieser anmuthigsten aller Personen. Die ältere Freundin schwieg daher nicht länger, sondern tadelte Hilarien, daß sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervorzutreten auch dießmal, wie immer, zaudere; hier sey die Frage nicht gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu lernen. Eine schönere Gelegenheit finde sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genöthigt war, ihre Blätter vorzuweisen, welch ein Talent hinter diesem stillen zierlichsten Wesen verborgen liege: die Fähigkeit war eingeboren, fleißig geübt; sie besaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bei ihren sonstigen Schmuck- und Putzarbeiten zu höherer Kunst befähigt. Man bemerkte freilich Unsicherheit in den Strichen und deßhalb nicht hinlänglich ausgesprochenen Charakter der Gegenstände, aber man bewunderte genugsam die fleißigste Ausführung; dabei jedoch das Ganze nicht aufs vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gerückt. Sie fürchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu; deßhalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fühlt sie sich durch das große, freie Talent, die dreiste Hand des Künstlers aufgeregt, erweckt, was von Sinn und Geschmack in ihr treulich schlummerte; es geht ihr auf, daß sie nur Muth fassen, einige Hauptmaximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich dringend, wiederholt überlieferte, ernst und sträcklich befolgen müsse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein; sie hält sich allmählig weniger an die Theile, als ans Ganze; und so schließt sich die schönste Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf, wie eine Rosenknospe, an der wir Abends unbeachtend vorübergingen, Morgens mit Sonnenaufgang vor unsern Augen hervorbricht, so daß wir das lebende Zittern, das die herrliche Erscheinung dem Lichte entgegenregt, mit Augen zu schauen glauben.

Auch nicht ohne sittliche Nachwirkung war eine solche ästhetische Ausbildung geblieben: denn einen magischen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigsten Dankbarkeit gegen irgend jemand, dem wir entscheidende Belehrung schuldig sind. Dießmal war es das erste frohe Gefühl, das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erst Tage lang vor sich zu sehen, und nun die auf einmal verliehene vollkommenere Darstellungsgabe zu empfinden! Welche Wonne, in Zügen und Farben dem Unaussprechlichen näher zu treten!

Sie fühlte sich mit einer neuen Jugend überrascht und konnte sich eine besondere Anneigung zu jenem, dem sie dieß Glück schuldig geworden, nicht versagen.

So saßen sie neben einander; man hätte nicht unterscheiden können, wer hastiger Kunstvortheile zu überliefern oder sie zu ergreifen und auszuüben gewesen wäre. Der glücklichste Wettstreit, wie er sich selten zwischen Schüler und Meister entzündet, that sich hervor. Manchmal schien der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einwirken zu wollen, sie aber, sanft ablehnend, eilte gleich das Gewünschte, das Nothwendige zu thun, und immer zu seinem Erstaunen.

Die schöne Wittwe ging indeß mit Wilhelm unter Cypressen und Pinien, bald an Trauben-, bald an Orangengeländern der Terrassen hin, und konnte sich zuletzt nicht enthalten, den leise angedeuteten Wunsch des neuen Freundes zu erfüllen; sie mußte ihm die wundersame Verschränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen, von ihren früheren Verhältnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschickt werden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte sich alles genau zu merken, schrieb die trauliche Erzählung später auf, und wir gedenken sie, wie er solche verfaßt und durch Hersilien an Natalien gesendet, künftig unsern Lesern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun herangekommen, und ein hervorleuchtender klarster Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglänzenden See, dessen Länge sich zum Theil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu überschauen.

Was man nun auch in solchen Zuständen besprechen mochte, so war doch nicht zu unterlassen, das hundertmal Besprochene, die Vorzüge dieses Himmels, dieses Wassers, dieser Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes, nochmals zu bereden, ja sie ausschließlich und lyrisch anzuerkennen.

Was man sich aber nicht gestand, was man sich kaum selbst bekennen mochte, war das tiefe schmerzliche Gefühl, das in jedem Busen, stärker oder schwächer, durchaus aber gleich wahr und zart, sich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete sich über die Gesammtheit; ein allmähliges Verstummen wollte fast ängstlich werden.

Da ermannte, da entschloß sich der Sänger, auf seinem Instrumente kräftig präludirend, uneingedenk jener frühern wohlbedachten Schonung. Ihm schwebte Mignons Bild mit dem ersten Zartgesang des holden Kindes vor. Leidenschaftlich über die Gränze gerissen, mit sehnsüchtigem Griff die wohlklingenden Saiten aufregend, begann er anzustimmen:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub — — — — —

Hilarie stand erschüttert auf und entfernte sich, die Stirne verschleiernd; unsere schöne Wittwe bewegte ablehnend eine Hand gegen den Sänger, indem sie mit der andern Wilhelms Arm ergriff. Hilarien folgte der verworrene Jüngling; Wilhelmen zog die mehr besonnene Freundin hinter beiden drein. Und als sie nun alle vier im hohen Mondschein sich gegenüber standen, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen sich einander in die Arme, die Männer umhalsten sich und Luna ward Zeuge der edelsten keuschesten Thränen. Einige Besinnung kehrte langsam erst zurück; man zog sich auseinander, schweigend, unter seltsamen Gefühlen und Wünschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war. Nun fühlte sich unser Künstler, welchen der Freund mit sich riß, unter dem hehren Himmel, in der ernstlichen Nachtstunde, eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, abermals schmerzlich geprüft zu werden.

Spät hatten sich die Jünglinge zur Ruhe begeben und, am frühen Morgen zeitig erwachend, faßten sie ein Herz und glaubten sich stark zu einem Abschied aus diesem Paradiese, ersannen mancherlei Plane, wie sie ohne Pflichtverletzung in der angenehmen Nähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorschläge deßhalb gedachten sie anzubringen, als die Nachricht sie überraschte, schon beim frühesten Scheine des Tages seyen die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unserer Herzenskönigin belehrte sie des weitern. Man konnte zweifelhaft seyn, ob mehr Verstand oder Güte, mehr Neigung oder Freundschaft, mehr Anerkennung des Verdienstes oder leises verschämtes Vorurtheil darin ausgesprochen sey. Leider enthielt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen,

noch sie irgendwo aufsuchen, ja, wenn man sich zufällig begegnete, ein ander freulich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberschlag für die Freunde zur völligen Wüste gewandelt; und gewiß hätten sie selbst gelächelt, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht undankbar sie sich auf einmal gegen eine so schöne, so merkwürdige Umgebung verhielten. Kein selbstsüchtiger Hypochondrist würde so scharf und scheelsüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachlässigung der Mauern, das Verwittern der Thürme, den Grasüberzug der Gänge, das Aussterben der Bäume, das vermoosende Vermodern der Kunstgrotten, und was noch alles dergleichen zu bemerken wäre, gerügt und gescholten haben. Sie faßten sich indeß, so gut es sich fügen wollte; unser Künstler packte sorgfältig seine Arbeit zusammen; sie schifften beide sich ein. Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des Sees, wo jener nach früherer Verabredung seinen Weg zu Natalien suchte, um sie durch die schönen landschaftlichen Bilder in Gegenden zu versetzen, die sie vielleicht so bald nicht betreten sollte. Berechtigt ward er zugleich, den unerwarteten Fall bekennend vorzutragen, wodurch er in die Lage gerathen, von den Bundesgliedern des Entsagens aufs freundlichste in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt, doch getröstet zu werden.

Lenardo an Wilhelm.

Ihr Schreiben, mein Theuerster, traf mich in einer Thätigkeit, die ich Verwirrung nennen könnte, wenn der Zweck nicht so groß, das Erlangen nicht so sicher wäre. Die Verbindung mit den Ihrigen ist wichtiger, als beide Theile sich denken konnten. Darüber darf ich nicht anfangen zu schreiben, weil sich gleich herverthut, wie unübersehbar das Ganze, wie unaussprechlich die Verknüpfung. Thun ohne Reden muß jetzt unsere Losung seyn. Tausend Dank, daß Sie mir auf ein so anmuthiges Geheimniß halbverschleiert in die Ferne hindeuten; ich gönne dem guten Wesen einen so einfach glücklichen Zustand, indessen mich ein Wirbel von Verschlingungen, doch nicht ohne Leitstern, umhertreiben wird. Der Abbé übernimmt das weitere zu vermelden; ich darf nur dessen gedenken was fördert; die Sehnsucht verschwindet im Thun und Wirken. Sie

haben mich — und hier nicht weiter. Wo genug zu schaffen ist, bleibt kein Raum für Betrachtung.

Der Abbé an Wilhelm.

Wenig hätte gefehlt, so wäre Ihr wohlgemeinter Brief, ganz Ihrer Absicht entgegen, uns höchst schädlich geworden. Die Schilderung der Gefundenen ist so gemüthlich und reizend, daß, um sie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht alles hätte stehen und liegen lassen, wären unsere nunmehr verbündeten Plane nicht so groß und weitaussehend. Nun aber hat er die Probe bestanden, und es bestätigt sich, daß er von der wichtigen Angelegenheit völlig durchdrungen ist, und sich von allem andern ab- und allein dorthin gezogen fühlt.

In diesem unserm neuen Verhältniß, dessen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben sich bei näherer Untersuchung für jene wie für uns weit größere Vortheile, als man gedacht hätte. Denn gerade durch eine von der Natur weniger begünstigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen ist, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuern Zeit ein Canal projectirt, der auch durch unsere Besitzungen sich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns an einander schließen, sich der Werth derselben ins Unberechenbare erhöht.

Hierbei kann er seine Hauptneigung, ganz von vorne anzufangen, sehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener Wasserstraße wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden seyn; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und jenen mäßige Werkstätten bestellen; alles mag durch die erste Hand verrichtet werden, indessen wir andern die verwickelten Aufgaben zu lösen unternehmen und den Umschwung der Thätigkeit zu befördern wissen.

Dieses ist also die nächste Aufgabe unseres Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen, wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme; auch sollen jene Strecken im Uebermaß bevölkert seyn. Dort wird er sich umsehen, Menschen und Zustände beurtheilen und die wahrhaft Thätigen, sich selbst und andern Nützlichen in unsern Zug mit aufnehmen.

Ferner habe ich von Lotharie zu berichten, er bereitet den völligen

Abschluß vor. Eine Reise zu den Pädagogen hat er unternommen, um sich tüchtige Künstler, nur sehr wenige, zu erbitten. Die Künste sind das Salz der Erde; wie dieses zu den Speisen, so verhalten sich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunst nicht mehr auf, als nur daß das Handwerk nicht abgeschmackt werde.

Im ganzen wird zu jener pädagogischen Anstalt uns eine dauernde Verbindung höchst nützlich und nöthig werden. Wir müssen thun und dürfen ans Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen ist unsere höchste Pflicht.

Tausend und aber tausend Betrachtungen schließen sich hier an, erlauben Sie mir nach unserer alten Weise nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründet sich die Sicherheit des einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Festigkeit und Würde beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsere redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins weite setzen, und nicht nur unsere Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Gesuches zu erwähnen, sage ich so viel. Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären, was Sie eigentlich vorhätten, doch er gab sein Freundeswort, daß es verständig und wenn es gelänge, der Gesellschaft höchst nützlich seyn würde. Und so ist Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie sind von aller Beschränktheit entkunden, wie es Ihnen schon zugekommen seyn sollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt gewesen. Deßhalb wiederhole ich im Namen aller: Ihr Zweck, obschon unausgesprochen, wird im Zutrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reisen Sie, halten Sie sich auf, bewegen Sie sich, verharren Sie! Was Ihnen gelingt, wird recht seyn; möchten Sie sich zum nothwendigsten Glied unserer Kette bilden.

Ich lege zum Schluß ein Täfelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunkt unserer Communicationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen gestellt, wohin Sie zu jeder Jahrszeit Ihre Briefe zu senden haben; am liebsten sehen wir's durch sichere Boten, deren Ihnen genugsame an mehreren Orten angedeutet sind. Eben so finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie einen oder den andern der Unsrigen aufzusuchen haben.

Zwiſchenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle, dem Leſer eine Pauſe und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weßhalb wir gern, wäre es mit der typographiſchen Einrichtung zu verknüpfen geweſen, an dieſer Stelle einen Band abgeſchloſſen hätten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwiſchen zwei Capiteln genügen, um ſich über das Maß gedachter Zeit hinwegzuſetzen, da wir längſt gewohnt ſind, zwiſchen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unſerer perſönlichen Gegenwart dergleichen geſchehen zu laſſen.

Wir haben in dieſem zweiten Buche die Verhältniſſe unſerer alten Freunde bedeutend ſteigern ſehen und zugleich friſche Bekanntſchaften gewonnen; die Ausſichten ſind der Art, daß zu hoffen ſteht, es werde allen und jeden, wenn ſie ſich ins Leben zu finden wiſſen, ganz erwünſcht gerathen. Erwarten wir alſo zunächſt, einen nach dem andern, ſich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden.

Neuntes Capitel.

Suchen wir nun unſern ſeit einiger Zeit ſich ſelbſt überlaſſenen Freund wieder auf, ſo finden wir ihn, wie er von Seiten des flachen Landes her in die pädagogiſche Provinz hineintritt. Er kommt über Auen und Wieſen, umgeht auf trockenem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuſchte als waldige Hügel, überall freie Umſicht über einen wenig bewegten Boden. Auf ſolchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft, er befinde ſich in der pferdenährenden Region; auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Heerden dieſes edlen Thieres verſchiedenen Geſchlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt ſich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke, die, eiligſt näher und näher anſchwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber, durch friſchen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt iſt.

In vollem Galopp ſtürzt eine große Maſſe ſolcher edlen Thiere heran; ſie werden durch reitende Hüter gelenkt und zuſammengehalten. An dem Wanderer ſprengt das ungeheure Gewimmel vorbei; ein ſchöner Knabe

unter den begleitenden Hütern blickt ihn verwundert an, parirt, springt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen, der Sohn berichtet, daß er in der ersten Prüfungszeit viel ausgestanden, sein Pferd vermißt und auf Aeckern und Wiesen sich zu Fuß herumgetrieben, da er sich denn auch in dem stillen, mühseligen Landleben, wie er voraus protestirt, nicht sonderlich erwiesen; das Erntefest habe ihm zwar ganz wohl, das Bestellen hintendrein, Pflügen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen; mit den nothwendigen und nutzbaren Hausthieren habe er sich zwar, doch immer lässig und unzufrieden beschäftigt, bis er denn zur lebhafteren Reiterei endlich befördert worden. Das Geschäft, die Stuten und Fohlen zu hüten, sey mitunter zwar langweilig genug, indessen wenn man ein munteres Thierchen vor sich sehe, das einen vielleicht in drei, vier Jahren lustig davontrüge, so sey es doch ein ganz anderes Wesen, als sich mit Kälbern und Ferkeln abzugeben, deren Lebenszweck dahinaus gehe, wohl gefüttert und angefettet fortgeschafft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der sich wirklich zum Jüngling heranstreckte, seiner gesunden Haltung, einem gewissen frei heitern, um nicht zu sagen geistreichen Gespräche, konnte der Vater wohl zufrieden seyn. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Heerde, bei einsam gelegenen weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Marktfest gehalten ward. Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durch einander, und man wußte nicht zu unterscheiden, ob Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kauflustige zusammen, um Geschöpfe edler Abkunft, sorgfältiger Zucht sich zuzueignen; alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwischen tönt auch der lebhafte Schall wirksamster Blasinstrumente und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unser Wanderer trifft nun den vorigen schon bekannten Aufseher wieder an, gesellt zu andern tüchtigen Männern, welche still und gleichsam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wissen. Wilhelm, der hier abermals ein Beispiel ausschließlicher Beschäftigung und, wie ihm bei aller Breite scheint, beschränkter Lebensleitung zu bemerken glaubt, wünscht zu erfahren, worin man die Zöglinge sonst noch zu üben pflege, um zu verhindern, daß bei so wilder, gewissermaßen roher Beschäftigung, Thiere nährend und erziehend, der Jüngling nicht selbst zum Thiere verwildere.

Und so war ihm denn sehr lieb zu vernehmen, daß gerade mit dieser gewaltsam und rauh scheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sey, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermißte der Vater den Sohn an seiner Seite; er sah ihn zwischen den Lücken der Menge durch mit einem jungen Tabuletkrämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilschen. In kurzer Zeit sah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreuung fragte und dagegen vernahm, daß es den Sohn gelte: lassen Sie es nur! sagte er zur Beruhigung des Vaters; er ist unverloren; damit Sie aber sehen, wie wir die Unsrigen zusammenhalten — stieß er mit Gewalt in ein Pfeifchen, das an seinem Busen hing; in dem Augenblicke antwortete es dutzendweise von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: Jetzt lass' ich es dabei bewenden; es ist nur ein Zeichen, daß der Aufseher in der Nähe ist und ungefähr wissen will, wie viel ihn hören. Auf ein zweites Zeichen sind sie still, aber bereiten sich; auf das dritte antworten sie und stürzen herbei. Uebrigens sind diese Zeichen auf gar mannichfaltige Weise vervielfältigt und von besonderem Nutzen.

Auf einmal hatte sich um sie her ein freierer Raum gebildet; man konnte freier sprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen spazierte.

Zu jenen Sprachübungen, fuhr der Aufsehende fort, wurden wir dadurch bestimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge sich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgesondert, Parteien bilden, so suchen wir durch freie Sprachmittheilung sie einander zu nähern. Am allernothwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei dem Festmarkte jeder Fremde in seinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung, beim Feilschen und Markten aber alle Bequemlichkeiten gerne finden mag. Damit jedoch keine babylonische Verwirrung, keine Verderbniß entstehe, so wird das Jahr über monatweise nur Eine Sprache im allgemeinen gesprochen, nach dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll.

Wir sehen unsere Schüler, sagte der Aufseher, sämmtlich als Schwimmer an, welche mit Verwunderung im Elemente, das sie zu verschlingen droht, sich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen sind; und so ist es mit allem, dessen sich der Mensch unterfängt. Zeigt jedoch

Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzenhügel herabgethan,
Fing vor ſich hin zu reden an:
Sey, Erde, tauſendmal gegrüßt!
Geſegnet all', ihr meine Brüder!
Zum erſtenmal mein Herz ergießt
Sich nach dreitauſend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Von meinem trüben Auge nieder.
O mein Geſchlecht, wie ſehn' ich mich nach dir!
Und du mit Herz- und Liebesarmen
Flehſt du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt! voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geiſt der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
Du Mutter, die mich ſelbſt zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht ſonderlich verſtehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du ſchwebteſt
Daraus du dich nach meinem Tage brangſt,
Die ſchlangenknotige Begier, in der du bebteſt,
Von ihr dich zu befreien ſtrebteſt,
Und dann befreit, dich wieder neu umſchlangſt:
Das rief mich her aus meinem Sternenſaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Buſen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal,
Ich ſäete dann und ernten will ich nun.
Er ſieht begierig rings ſich um,
Sein Auge ſcheint ihn zu betrügen:

einer der Unsrigen zu dieser oder jener Sprache besondere Neigung, so ist auch mitten in diesem tumultvoll scheinenden Leben, das zugleich sehr viel ruhige, müßig einsame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht gesorgt. Ihr würdet unsere reitenden Grammatiker, unter welchen sogar einige Pedanten sind, aus diesen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl schwerlich herausfinden. Euer Felix hat sich zum Italiänischen bestimmt und da, wie ihr schon wißt, melodischer Gesang bei unsern Anstalten durch alles durchgreift, so solltet ihr ihn in der Langenweile des Hüterlebens gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit ist mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt.

Da eine jede Region ihr eigenes Fest feiert, so führte man den Gast zum Bezirk der Instrumentalmusik. Dieser, an die Ebene gränzend, zeigte schon freundlich und zierlich abwechselnde Thäler, kleine schlanke Wälder, sanfte Bäche, an deren Seite hie und da ein bemooster Fels hervortrat. Zerstreute umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln; in sanften Gründen drängten sich die Häuser näher an einander. Jene anmuthig vereinzelten Hütten lagen so weit aus einander, daß weder Töne noch Mißtöne sich wechselseitig erreichen konnten.

Sie näherten sich sodann einem weiten, rings umbauten und umschatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerksamkeit und Erwartung gespannt schienen. Eben als der Gast herantrat, ward eine mächtige Symphonie aller Instrumente aufgeführt, deren vollständige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orchester stand ein kleineres zur Seite, welches zu besonderer Betrachtung Anlaß gab: auf demselben befanden sich jüngere und ältere Schüler; jeder hielt sein Instrument bereit, ohne zu spielen; es waren diejenigen, die noch nicht vermochten oder nicht wagten, mit ins Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man, wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen, und hörte rühmen, ein solches Fest gehe selten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent sich plötzlich entwickle.

Da nun auch Gesang zwischen den Instrumenten sich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben, daß auch dieser begünstigt werde. Auf die Frage sodann, was noch sonst für eine Bildung sich hier freundlich anschließe, vernahm der Wanderer, die Dichtkunst sey es, und zwar von der lyrischen Seite. Hier komme alles darauf an, daß beide Künste, jede

für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und mit einander, entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andere in ihrer Bedingtheit kennen; sodann wird gelehrt, wie sie sich wechselsweise bedingen und sich wieder wechselseitig befreien.

Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Tacteintheilung und Tactbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie: denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Sylben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde sich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht von seiner Seite durch lyrische Zartheit und Kühnheit dem Musiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in sanftester Folge, bald durch die raschesten Uebergänge, hervorzurufen.

Die Sänger, die man hier findet, sind meist selbst Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzügen gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gast über die nächste Gränze führte, sah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerstreut waren die Häuser, nicht mehr hüttenartig: sie zeigten sich vielmehr regelmäßig zusammengestellt, tüchtig und schön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt gewahr. Hier sind bildende Kunst und die ihr verwandten Handwerke zu Hause, und eine ganz eigene Stille herrscht über diesen Räumen.

Der bildende Künstler denkt sich zwar immer in Bezug auf alles, was unter den Menschen lebt und webt, aber sein Geschäft ist einsam; und durch den sonderbarsten Widerspruch verlangt vielleicht kein anderes so entschieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet jeder im Stillen, was bald für immer die Augen der Menschen beschäftigen soll; eine Feiertagsruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer oder abgemessene Schläge der Zimmerleute vernommen, die so eben emsig beschäftigt waren, ein herrliches Gebäude zu vollenden, so wäre die Luft von keinem Ton bewegt gewesen.

Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfänger als Fortschreitende behandelt wurden; es schien,

als wenn keiner aus eigener Macht und Gewalt etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen; und als sich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieser, die Einbildungskraft sey ohnehin ein vages, unstätes Vermögen, während das ganze Verdienst des bildenden Künstlers darin bestehe, daß er sie immer mehr bestimmen, festhalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit sicherer Grundsätze in andern Künsten. Würde der Musiker einem Schüler vergönnen, wild auf den Saiten herumzugreifen, oder sich gar Intervalle nach eigener Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sey: das Element, worin er wirken soll, ist entschieden gegeben, das Werkzeug, das er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise, wie er sich dessen bedienen soll, ich meine den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches gesetzliche Zusammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschiedenen Gesetzen am meisten berechtigt, ist, daß gerade das Genie, das angeborene Talent sie am ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermögen wünschte gerne, seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen, und seine falschen Griffe unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbstständigkeit zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird.

Mit dem Genie haben wir am liebsten zu thun; denn dieses wird eben von dem guten Geiste beseelt, bald zu erkennen was ihm nutz ist. Es begreift, daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist; es bequemt sich zum Respect, sogar vor dem, was man conventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer sind auch hier, wie überall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geschäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt.

Den ferner umher geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung setzen, daß die Stadt sich immer zu erweitern, Straße aus Straße sich zu entwickeln schien, mannichfaltige Ansichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude sprach ihre Bestimmung unzweideutig aus; sie waren würdig und stattlich, weniger prächtig als schön: den edleren und ernsteren in Mitte der Stadt schlossen sich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorstädte anmuthigen Styls gegen das Feld sich hinzogen, und endlich als Gartenwohnungen zerstreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlassen hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Musiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen seyen, welche Maler, Bildhauer und Baumeister bewohnen. Man erwiederte ihm, dieß liege in der Natur der Sache. Der Musicus müsse immer in sich selbst gekehrt seyn, sein Innerstes ausbilden, um es nach außen zu wenden; dem Sinne des Auges hat er nicht zu schmeicheln: das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und leckt den Geist von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künstler in der Außenwelt leben und sein Inneres gleichsam unbewußt an und in dem Auswendigen manifestiren. Bildende Künstler müssen wohnen wie Könige und Götter; wie wollten sie denn sonst für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müssen sich zuletzt dergestalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken sich veredelt fühle.

Sodann ließ unser Freund sich ein anderes Paradoxon erklären, warum gerade in diesen festlichen, andere Regionen so belebenden, tumultuarisch erregten Tagen hier die größte Stille herrsche, und das Arbeiten nicht auch ausgesetzt werde?

Ein bildender Künstler, hieß es, bedarf keines Festes; ihm ist das ganze Jahr ein Fest. Wenn er etwas Treffliches geleistet hat, es steht, nach wie vor, seinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt: da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anstrengung, keines frischen Gelingens, woran sich der Musiker immer abplagt, dem daher das splendideste Fest innerhalb des vollzähligsten Kreises zu gönnen ist.

Man sollte aber doch, versetzte Wilhelm, in diesen Tagen eine

Ausstellung belieben, wo die dreijährigen Fortschritte der bravsten Zöglinge mit Vergnügen zu beschauen und zu beurtheilen wären.

An andern Orten, versetzte man, mag eine Ausstellung sich nöthig machen: bei uns ist sie es nicht; unser ganzes Wesen und Seyn ist Ausstellung. Sehen Sie hier die Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt, freilich nach hundertmal besprochenen und durchdachten Rissen: denn der Bauende soll nicht herumtasten und versuchen; was stehen bleiben soll, muß recht stehen und wo nicht für die Ewigkeit, doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir schon läßlicher, am läßlichsten mit Malern; sie dürfen dieß und jenes versuchen, beide in ihrer Art. Ihnen steht frei, in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen sich eine Stelle zu wählen, die sie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen ist, so wird die Ausführung zugestanden; und zwar auf zweierlei Weise, entweder mit Vergünstigung, früher oder später die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn sie dem Künstler selbst mißfiele, oder mit Bedingung, das einmal Aufgestellte unabänderlich am Orte zu lassen. Die meisten erwählen das erste und behalten sich jene Erlaubniß vor, wobei sie immer am besten berathen sind. Der zweite Fall tritt seltener ein, und man bemerkt, daß alsdann die Künstler sich weniger vertrauen, mit Gesellen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich schätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wissen.

Nach allem diesem versäumte Wilhelm nicht sich zu erkundigen, was für ein anderer Unterricht sich sonst noch anschließe? und man gestand ihm, daß es die Dichtkunst und zwar die epische sey.

Doch mußte dem Freunde dieß sonderbar scheinen, als man hinzufügte, es werde den Schülern nicht vergönnt, schon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu lesen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Ueberlieferungen und Legenden lakonisch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald an malerischer oder poetischer Ausführung das eigene Productive des einer oder der andern Kunst gewidmeten Talents. Dichter und Bildner, beide beschäftigen sich an Einer Quelle, und jeder sucht das Wasser nach seiner Seite, zu seinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigene Zwecke zu erreichen; welches ihm viel besser gelingt, als wenn er das schon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reisende selbst hatte Gelegenheit zu sehen wie das vorging. Mehrere Maler waren in einem Zimmer beschäftigt; ein munterer junger Freund erzählte sehr ausführlich eine ganz einfache Geschichte, so daß er fast eben so viele Worte als jene Pinselstriche anwendete, seinen Vortrag ebenfalls aufs rundeste zu vollenden.

Man versicherte, daß beim Zusammenarbeiten die Freunde sich gar anmuthig unterhielten, und daß sich auf diesem Wege öfters Improvisatoren entwickelten, welche großen Enthusiasmus für die zwiefache Darstellung zu erregen wüßten.

Der Freund wendete nun seine Erkundigungen zur bildenden Kunst zurück.

Ihr habt, so sprach er, keine Ausstellung; also auch wohl keine Preisaufgabe?

Eigentlich nicht! versetzte jener; hier aber ganz in der Nähe können wir euch sehen lassen, was wir für nützlicher halten.

Sie traten in einen großen von oben glücklich erleuchteten Saal; ein weiter Kreis beschäftigter Künstler zeigte sich zuerst, aus dessen Mitte sich eine kolossale Gruppe günstig aufgestellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgestalten, in gewaltsamen Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindseligkeit zuletzt sich in wechselseitig traulichen Beistand auflöst. Dieses merkwürdig verschlungene Kunstwerk war von jedem Punkte ringsum gleich günstig anzusehen. In einem weiten Umfang saßen und standen bildende Künstler, jeder nach seiner Weise beschäftigt, der Maler an seiner Staffelei, der Zeichner am Reißbrett; einige modellirten rund, einige flach erhoben; ja sogar Baumeister entwarfen den Untersatz, worauf künftig ein solches Kunstwerk gestellt werden sollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach seiner Weise bei der Nachbildung: Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, sorgfältig jedoch sie nicht zu zerstören, sondern so viel wie möglich beizubehalten. Eben so wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerm Maßstabe wiederholt, und er schien das Modell wirklich in gewissen Bewegungen und Gliederbezug übertroffen zu haben.

Nun offenbarte sich, dieß sey der Meister des Modelles, der dasselbe vor der Ausführung in Marmor hier einer nicht beurtheilenden, sondern praktischen Prüfung unterwarf, und so alles was jeder seiner Mitarbeiter

nach eigener Weise und Denkart daran gesehen, beibehalten oder verändert, genau beobachtend bei nochmaligem Durchdenken zu eigenem Vortheil anzuwenden wußte; dergestalt daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet dastehen wird, obgleich nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, es doch allen anzugehören scheinen möge.

Die größte Stille beherrschte auch diesen Raum; aber der Vorsteher erhob seine Stimme und rief: Wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieses stationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergestalt erregte, daß alles was wir hier fixirt sehen, wieder flüssig würde, ohne seinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen, das, was der Künstler hier festgehalten, sey auch das Würdigste?

Namentlich aufgefordert von allen, verließ ein schöner Jüngling seine Arbeit und begann heraustretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunstwerk nur zu beschreiben schien; bald aber warf er sich in die eigentliche Region der Dichtkunst, tauchte sich in die Mitte der Handlung und beherrschte dieß Element zur Bewunderung; nach und nach steigerte sich seine Darstellung durch herrliche Declamation auf einen solchen Grad, daß wirklich die starre Gruppe sich um ihre Achse zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreifacht schien.

Wilhelm stand entzückt und rief zuletzt: Wer will sich hier noch enthalten zum eigentlichen Gesang und zum rhythmischen Lied überzugehen!

Dieß möcht' ich verbitten, versetzte der Aufseher: denn wenn unser trefflicher Bildhauer aufrichtig seyn will, so wird er bekennen, daß ihm unser Dichter eben darum beschwerlich gefallen, weil beide Künstler am weitesten auseinander stehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Maler hat sich gewisse lebendige Züge daraus angeeignet. — Ein sanftes gemüthliches Lied jedoch möcht' ich unserm Freunde zu hören geben, eines das ihr so ernst lieblich vortragt; es bewegt sich über das Ganze der Kunst und ist mir selbst, wenn ich es höre, stets erbaulich.

Nach einer Pause, in der sie einander zuwinkten und sich durch Zeichen beredeten, erscholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geist erhebende, würdige Gesang:

Zu erfinden, zu beschließen
Bleibe Künstler oft allein;
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!

Hier im Ganzen ſchau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf;
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſey's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art:
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt,
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn,
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt.

Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar:
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Alles dieses mochte Wilhelm gar wohl gelten lassen, ob es ihm gleich sehr paradox, und hätte er es nicht mit Augen gesehen, gar unmöglich scheinen mußte. Da man es ihm nun aber offen und frei in schöner Folge vorwies und bekannt machte, so bedurfte es kaum einer Frage um das weitere zu erfahren; doch enthielt er sich nicht, den Führenden zuletzt folgendermaßen anzureden.

Ich sehe, hier ist gar klüglich für alles gesorgt was im Leben wünschenswerth seyn mag; entdeckt mir aber auch, welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatische Poesie aufweisen und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich sah mich unter allen euern Gebäuden um und finde keines, das zu einem solchen Zweck bestimmt seyn könnte.

Verhehlen dürfen wir nicht auf diese Anfrage, daß in unserer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sey: denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seyd jedoch gewiß, daß bei unserer allgemein wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punkt wohl überlegt worden: keine Region aber wollte sich finden; überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in dem Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten sie mit unserm ernsten Zweck nicht vereinen.

Man sagt aber doch, versetzte Wilhelm, diese weit um sich greifende Kunst befördere die übrigen sämmtlich.

Keineswegs! erwiederte man: sie bedient sich der übrigen, aber verdirbt sie. Ich verdenke dem Schauspieler nicht, wenn er sich zu dem Maler gesellt; der Maler jedoch ist in solcher Gesellschaft verloren. Gewissenlos wird der Schauspieler, was ihm Kunst und Leben darbietet, zu seinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der

Maler hingegen, der vom Theater auch wieder seinen Vortheil ziehen möchte, wird sich immer im Nachtheil finden, und der Musicus im gleichen Falle seyn. Die sämmtlichen Künste kommen mir vor wie Geschwister, deren die meisten zu guter Wirthschaft geneigt wären, eins aber, leicht gesinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie sich zuzueignen und zu verzehren Lust hätte. Das Theater ist in diesem Falle: es hat einen zweideutigen Ursprung, den es nie ganz, weder als Kunst noch Handwerk, noch als Liebhaberei verläugnen kann.

Wilhelm sah mit einem tiefen Seufzer vor sich nieder: denn alles auf einmal vergegenwärtigte sich ihm, was er auf und an den Brettern genossen und gelitten hatte; er segnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen solche Pein zu ersparen gewußt, und aus Ueberzeugung und Grundsatz jene Gefahren aus ihrem Kreise gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in diesen Betrachtungen, sondern fuhr fort: Da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wohl entschieden hervorthue: diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachäffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau, und bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt, und senden einen bewährt Fähigen sogleich dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Brettern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegengeleitet werde.

Wilhelm hörte dieß mit Geduld, doch nur mit halber Ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß: denn so wunderlich ist der Mensch gesinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenstandes zwar überzeugt seyn, sich von ihm abwenden, sogar ihn verwünschen kann, aber ihn doch nicht von andern auf gleiche Weise behandelt wissen will; und vielleicht regt sich der Geist des Widerspruchs, der in allen Menschen wohnt, nie lebendiger und wirksamer als in solchem Falle.

Mag doch der Redacteur dieser Bogen hier selbst gestehen, daß er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihn wohl überzeugen, daß dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?

Ihm ſcheint die Welt noch um und um
In jener Sauce da zu liegen,
Wie ſie an jener Stunde lag,
Da ſie bei hellem lichten Tag
Der Geiſt der Finſterniß, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenſchein ihm glänzend dargeſtellt,
Und angemaßt ſich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hauſe ſey.

Wo, rief der Heiland, iſt das Licht,
Das hell von meinem Wort entbronnen!
Weh! und ich ſeh' den Faden nicht,
Den ich ſo rein vom Himmel 'rab geſponnen.
Wo haben ſich die Zeugen hingewandt,
Die treu aus meinem Blut entſprungen!
Und ach, wohin der Geiſt, den ich geſandt,
Sein Wehn, ich fühl's, iſt all verklungen!
Schleicht nicht mit ew'gem Hunger-Sinn,
Mit halbgekrümmten Klauen-Händen,
Verfluchten eingedorrten Lenden
Der Geiz nach tückiſchem Gewinn,
Mißbraucht die ſorgenloſe Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?
Verſchlieſt der Fürſt mit ſeinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet ſeinen irren Schafen
Die Wölfe ſelbſt im Buſen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menſchen Mark herbeigerafft;

Doch wir finden keine Zeit, solchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig uns hinzugeben: denn unser Freund sieht sich angenehm überrascht, da ihm abermals einer von den Drei, und zwar ein besonders zusagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reinsten Seelenfrieden verkündend, theilte sich höchst erquicklich mit: vertrauend konnte der Wanderer sich nähern und fühlte sein Vertrauen erwiedert.

Hier vernahm er nun, daß der Obere sich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweise, lehre, segne, indessen die Drei sich vertheilt, um sämmtliche Regionen heimzusuchen, und überall nach genommener tiefster Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufsehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubestimmte zu gründen, und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.

Eben dieser treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Uebersicht ihrer innern Zustände und äußern Verbindungen, so wie Kenntniß von der Wechselwirkung aller verschiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Zögling versetzt werden könne. Genug, mit dem bisher Vernommenen stimmte alles völlig überein. Zugleich machte die Schilderung seines Sohnes ihm viel Vergnügen, und der Plan, wie man ihn weiter führen wollte, mußte seinen ganzen Beifall gewinnen.

Zehntes Capitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gehülfen und Aufseher zu einem Bergfest eingeladen, welches zunächst gefeiert werden sollte. Sie erstiegen mit Schwierigkeit das Gebirg: Wilhelm glaubte sogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend sich langsamer bewegte, als würde die Finsterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegen setzen. Als aber eine tiefe Nacht sie umgab, ward ihm dieß Räthsel aufgelöst: kleine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Thälern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlängern, sich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher, als wenn ein Vulcan sich aufthut und sein sprühendes Getöse ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch glühte sie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie

ein Strom von Sternen, zwar ſanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend ſich verbreitend.

Nachdem nun der Gefährte ſich einige Zeit an der Verwunderung des Gaſtes ergötzt — denn wirklich konnten ſie einander wohl beobachten; ihre Geſichter und Geſtalten erſchienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, ſo wie ihr Weg — begann er zu ſprechen:

Ihr ſeht hier freilich ein wunderliches Schauſpiel: dieſe Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken, und die Förderniß verſteckter, kaum erreichbarer irdiſcher Schätze begünſtigen, dieſe quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine ſo erfreuliche Heerſchau, wo das nützlichſte, unterirdiſch zerſtreute, den Augen entzogene Geſchäft ſich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung ſichtbar macht.

Unter ſolchen Reden und Betrachtungen waren ſie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammenſee um einen wohlerleuchteten Inſelraum ſich ergoſſen. Der Wanderer ſtand nunmehr in dem blendenden Kreiſe, wo ſchimmernde Lichter zu tauſenden gegen die zur ſchwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahnungsvollen Contraſt bildeten. Sofort erklang die heiterſte Muſik zu tüchtigen Geſängen. Hohle Felsmaſſen zogen maſchinenhaft heran, und ſchloſſen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuſchauers auf. Mimiſche Darſtellungen, und was nur einen ſolchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte ſich, um eine frohe Aufmerkſamkeit zugleich zu ſpannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unſer Freund erfüllt, als er ſich den Hauptleuten vorgeſtellt ſah und unter ihnen in ernſter ſtattlicher Tracht Freund Jarno erblickte.

Nicht umſonſt, rief dieſer aus, habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauſcht; du findeſt mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und glücklicher in dieſer Beſchränkung unter und über der Erde, als ſich denken läßt.

Da wirſt du alſo, verſetzte der Wanderer, als ein Hocherfahrener nunmehr freigebiger ſeyn mit Aufklärung und Unterricht als du es gegen mich warſt auf jenen Berg- und Felsklippen.

Keineswegs! erwiederte Montan: die Gebirge ſind ſtumme Meiſter und machen ſchweigſame Schüler.

An vielen Tafeln speiste man nach dieser Feierlichkeit. Alle Gäste, die gelaren oder ungeladen sich eingefunden, waren vom Handwerk; deßwegen denn auch an dem Tische, wo Montan und sein Freund sich niedergesetzt, sogleich ein ortgemäßes Gespräch entstand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Gespräch sich ins allgemeine, und da war von nichts Geringerem die Rede als von Erschaffung und Entstehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich; vielmehr entwickelte sich sogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie führten die Trümmer organischer Meeresbewohner auf den höchsten Bergen so wie auf flachen Hügeln zu ihrem Vortheil an. Andere heftiger dagegen ließen erst glühen und schmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das, nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, zuletzt ins Tiefste zurückgezogen, sich noch immer durch die ungestüm sowohl im Meer als auf der Erde wüthenden Vulcane bethätigte, und durch successiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überströmende Laven die höchsten Berge bildete; wie sie denn überhaupt den anders Denkenden zu Gemüthe führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein thätiges Feuer immer einen Herd voraussetze. So erfahrungsgemäß auch dieses scheinen mochte, so waren manche doch nicht damit zufrieden; sie behaupteten, mächtige in dem Schooß der Erde schon völlig fertig gewordene Gebilde seyen mittelst unwiderstehlich elastischer Gewalten durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in diesem Tumulte manche Theile derselben weit über Nachbarschaft und Ferne umher gestreut und zersplittert worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklären seyen.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche Partie lächelte über diese vergeblichen Bemühungen und betheuerte, gar manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären seyn, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmosphäre herunterfallen und weite breite Landschaften durch sie bedeckt werden lasse. Sie beriefen sich auf größere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegend gefunden und sogar noch in unsern Tagen als von oben herabstürzend aufgelesen werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei ſtille Gäſte ſogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchſten Gebirgszügen auf weit ins Land hingeſenkten Gletſchern gleichſam Rutſchwege für ſchwere Urſteinmaſſen bereitet, und dieſe auf glatter Bahn fern und ferner hinausgeſchoben im Geiſte ſehen. Sie ſollten ſich bei eintretender Epoche des Aufthauens niederſenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch ſollte ſodann durch ſchwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Dieſe guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer, die Erſchaffung einer Welt mit koloſſalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu laſſen. Da nun übrigens die Gluth des Weines ſtark mit einwirkte, ſo hätte das herrliche Feſt beinahe mit tödtlichen Händeln abgeſchloſſen.

Ganz verwirrt und verdüſtert ward es unſerm Freund zu Muthe, welcher noch von Alters her den Geiſt, der über den Waſſern ſchwebte und die hohe Fluth, welche fünfzehn Ellen über den höchſten Gebirgen geſtanden, im ſtillen Sinne hegte, und dem unter dieſen ſeltſamen Reden die ſo wohl geordnete, bewachſene, belebte Welt vor ſeiner Einbildungskraft chaotiſch zuſammenzuſtürzen ſchien.

Den andern Morgen unterließ er nicht den ernſten Montan hierüber zu befragen, indem er ausrief: Geſtern konnt' ich dich nicht begreifen; denn unter all den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich deine Meinung und deine Entſcheidung zu hören: an deſſen Statt warſt du bald auf dieſer, bald auf jener Seite und ſuchteſt immer die Meinung desjenigen, der da ſprach, zu verſtärken. Nun aber ſage mir ernſtlich, was du darüber denkſt, was du davon weißt.

Hierauf erwiederte Montan: Ich weiß ſo viel wie ſie, und möchte darüber gar nicht denken.

Hier aber, verſetzte Wilhelm, ſind ſo viele widerſprechende Meinungen, und man ſagt ja, die Wahrheit liege in der Mitte.

Keineswegs! erwiederte Montan: in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforſchlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es danach anfängt.

Nachdem nun auf dieſe Weiſe noch einiges hin und wieder geſprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort.

Du tadelſt mich, daß ich einem jeden in ſeiner Meinung nachhalf,

wie sich denn für alles noch immer ein ferneres Argument auffinden läßt: ich vermehrte die Verwirrung dadurch, das ist wahr; eigentlich aber kann ich es mit diesem Geschlecht nicht mehr ernstlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste — und das sind doch unsere Ueberzeugungen — muß jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren: jeder weiß nur für sich was er weiß und das muß er geheim halten; wie er es ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört.

Durch einige Gegenrede Wilhelms veranlaßt erklärte Montan sich ferner: Wenn man einmal weiß, worauf alles ankommt, hört man auf gesprächig zu seyn.

Worauf kommt nun aber alles an? versetzte Wilhelm hastig.

Das ist bald gesagt, versetzte jener. Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort, sollte eins ohne das andere nicht statt finden. Wer sich zum Gesetz macht, was einem jeden Neugeborenen der Genius des Menschenverstandes heimlich ins Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren; und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden.

Montan geleitete seinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodisch umher, überall begrüßt von einem derben Glück auf! welches sie heiter zurückgaben.

Ich möchte wohl, sagte Montan, ihnen manchmal zurufen: Sinn auf! denn Sinn ist mehr als Glück: doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt sind. Weil ich nun hier, wo nicht zu befehlen, doch zu rathen habe, bemühte ich mich, die Eigenschaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man strebt leidenschaftlich nach den Metallen, die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derselben aufzuklären gesucht, und es ist mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, sondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln. Wie diese Gebirge hier entstanden sind, weiß ich nicht, will's auch nicht wissen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Blei und Silber ist man erpicht, das sie in ihren Busen tragen; das Wie? behalte

ich für mich und gebe Veranlaſſung, das Gewünſchte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's verſuchsweiſe; es gelingt, und ich habe Glück. Was ich verſtehe, verſteh' ich mir; was mir gelingt, gelingt mir für andere, und niemand denkt, daß es ihm auf dieſem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünſchelruthe beſitze; ſie merken aber nicht, daß ſie mir widerſprechen, wenn ich etwas Vernünftiges vorbringe, und daß ſie dadurch ſich den Weg abſchneiden zu dem Baum des Erkenntniſſes, wo dieſe prophetiſchen Reiſer zu brechen ſind.

Ermuthigt an dieſen Geſprächen, überzeugt, daß auch ihm durch ſein bisheriges Thun und Denken geglückt, in einem weit entlegenen Fache dem Hauptſinne nach ſeines Freundes Forderungen ſich gleichzuſtellen, gab er nunmehr Rechenſchaft von der Anwendung ſeiner Zeit, ſeitdem er die Vergünſtigung erlangte die auferlegte Wanderſchaft nicht nach Tagen und Stunden, ſondern dem wahren Zweck einer vollſtändigen Ausbildung gemäß einzutheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälligerweiſe vieles Redens keine Noth; denn ein bedeutendes Ereigniß gab unſerm Freunde Gelegenheit, ſein erworbenes Talent geſchickt und glücklich anzuwenden und ſich der menſchlichen Geſellſchaft als wahrhaft nützlich zu erweiſen.

Welcher Art aber dieß geweſen, dürfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leſer bald davon genugſam unterrichtet ſeyn wird.

Eilftes Capitel.

Herſilie an Wilhelm.

Die ganze Welt wirft mir ſeit langen Jahren vor, ich ſey ein launig wunderliches Mädchen. Mag ich's doch ſeyn, ſo bin ich's ohne mein Verſchulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben und nun brauche ich Geduld mit mir ſelber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zuſammen bald wechſelsweiſe, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unſchuldige Alkmene, die von zwei Weſen, die einander verſtellen, unabläſſig heimgeſucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu ſagen, und doch ſchreibe ich Ihnen, ſo ſcheint

es, nur wenn ich ein Abenteuer zu erzählen habe; alles übrige ist auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun also zu dem heutigen.

Ich sitze unter den hohen Linden und mache so eben ein Brieftäschchen fertig, ein sehr zierliches, ohne deutlichst zu wissen, wer es haben soll, Vater oder Sohn, aber gewiß einer von beiden: da kommt ein junger Tabuletkrämer mit Körbchen und Kästchen auf mich zu; er legitimirt sich bescheiden durch einen Schein des Beamten, daß ihm erlaubt sey auf den Gütern zu hausiren; ich besehe seine Sächelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren niemand bedarf und die jedermann kauft aus kindischem Trieb, zu besitzen und zu vergeuden. Der Knabe scheint mich aufmerksam zu betrachten. Schöne schwarze, etwas listige Augen, wohlgezeichnete Augenbraunen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug, Sie verstehen mich, etwas Orientalisches.

Er thut mancherlei Fragen, auf die Personen der Familie bezüglich, denen er allenfalls etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne. Hersilie! spricht er bescheiden: wird Hersilie verzeihen, wenn ich eine Botschaft ausrichte? Ich sehe ihn verwundert an; er zieht das kleinste Schiefertäfelchen hervor, in ein weißes Rähmchen gefaßt, wie man sie im Gebirg für die kindischen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehme es an, sehe es beschrieben und lese die mit scharfem Griffel sauber eingegrabene Inschrift:

Felix
liebt
Hersilien.
Der Stallmeister
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über das, was ich in der Hand halte, mit Augen sehe, am meisten darüber, daß das Schicksal sich fast noch wunderlicher beweisen will, als ich selbst bin. Was soll das! sag' ich zu mir; und der kleine Schalk ist mir gegenwärtiger als je, ja es ist mir, als ob sein Bild sich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examinire, und erfahre nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zusammenbringen. Zuletzt verknüpf' ich aus Reden und Wiederreden so viel, daß der junge Krämer auch die pädagogische Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers

erworben, welcher auf ein erhandeltes Täfelchen die Inschrift geschrieben und ihm für ein Wörtchen Antwort die besten Geschenke versprochen. Er reichte mir sodann ein gleiches Täfelchen, deren er mehrere in seinem Waarenbesteck vorwies, zugleich einen Griffel, wobei er so freundlich drang und bat, daß ich beides annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte und schrieb:

Herfiliens
Gruß
an Felix.
Der Stallmeister
halte sich gut!

Ich betrachtete das Geschriebene und fühlte Verdruß über den ungeschickten Ausdruck. Weder Zärtlichkeit noch Geist noch Witz, bloße Verlegenheit und warum? Vor einem Knaben stand ich, an einen Knaben schrieb ich; sollte mich das aus der Fassung bringen? Ich glaube gar, ich seufzte und war eben im Begriff, das Geschriebene wegzuwischen; aber jener nahm es mir so zierlich aus der Hand, bat mich um irgend eine vorsorgliche Einhüllung; und so geschah's, daß ich, weiß ich doch nicht wie's geschah, das Täfelchen in das Brieftäschchen steckte, das Band darum schlang, und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, sich tief verneigend einen Augenblick zauderte, daß ich eben noch Zeit hatte, ihm mein Beutelchen in die Hand zu drücken, und mich schalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte sich schicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, schon verschwunden, ich begriff nicht recht wie.

Nun ist es vorüber, ich bin schon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden, und glaube kaum an die Erscheinung. Halt' ich nicht das Täfelchen in der Hand? Es ist gar zu zierlich, die Schrift gar schön und sorgfältig gezogen: ich glaube, ich hätt' es geküßt, wenn ich die Schrift auszulöschen nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorstehendes geschrieben; was ich aber auch darüber denke, will immer nicht fördern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur: dergleichen sind jetzt im Roman nicht zu entbehren; sollten sie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum schied

er auch vor aufgelöster Verwirrung? warum hatte ich nicht Gegenwart des Geistes genug, um ihn schicklicherweise festzuhalten?

Nach einer Pause nehme ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntnisse fortzusetzen. Die entschiedene fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben wollte mir schmeicheln; da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes sey, in diesem Alter nach älteren Frauen sich umzusehen. Fürwahr, es giebt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu älteren Frauen. Sonst, da es mich nicht selbst betraf, lacht' ich darüber, und wollte boshafterweise gefunden haben, es sey eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der sie sich kaum losgerissen haben. Jetzt ärgert's mich, mir die Sache so zu denken; ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich seh' ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach, welch ein Unterschied ist es, ob man sich oder die andern beurtheilt!

Zwölftes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

Schon Tage gehe ich umher und kann die Feder anzusetzen mich nicht entschließen; es ist so mancherlei zu sagen, mündlich fügte sich wohl eins ans andere, entwickelte sich auch wohl leicht eins aus dem andern: laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem Allgemeinsten beginnen; es leitet mich doch zuletzt aufs Wunderliche, was ich mitzutheilen habe.

Du hast von dem Jüngling gehört, der, am Ufer des Meeres spazierend, einen Ruderpflock fand; das Interesse, das er daran nahm, bewog ihn ein Ruder anzuschaffen, als nothwendig dazu gehörend. Dieß aber war nun auch weiter nichts nütze; er trachtete ernstlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht sonderlich fördernd; er verschaffte sich Segelstangen und Segel und so nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schifffahrt erforderlich ist. Durch zweckmäßiges Bestreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geschicklichkeit; das Glück begünstigt ihn, er sieht sich endlich

als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs und so steigert sich das Gelingen, er gewinnt Wohlhaben, Ansehen und Namen unter den Seefahrern.

Indem ich nun dich veranlasse, diese artige Geschichte wiederzulesen, muß ich bekennen, daß sie nur im weitesten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt, dasjenige auszudrücken, was ich vorzutragen habe. Indessen muß ich noch einiges Entferntere durchgehen.

Die Fähigkeiten, die in dem Menschen liegen, lassen sich eintheilen in allgemeine und besondere; die allgemeinen sind anzusehen als gleichgültig ruhende Thätigkeiten, die nach Umständen geweckt und zufällig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein; er will nachmachen, nachbilden was er sieht, auch ohne die mindesten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich ist es daher immer, daß er leisten will, was er leisten sieht; das Natürlichste jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beschäftigung ergriffe. Hier ist alles beisammen: eine vielleicht im besondern schon angeborene, in ursprünglicher Richtung entschiedene Thätigkeit, sodann eine folgerecht stufenweis fortschreitende Uebung und ein entwickeltes Talent, das uns nöthigte, auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am glücklichsten, die ein angeborenes, ein Familien-Talent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Malerstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres, als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigener Wahl in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Da dieses aber auch nicht ist was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Er ſpeiſ't in ekelhafter Ueberfüllung
Von Tauſenden die Nahrungskraft.
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer ſeiner Kinder Brod;
Mich ſchmäht auf dieſem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Noth.

Er war nunmehr der Länder ſatt,
Wo man ſo viele Kreuze hat,
Und man, für lauter Kreuz und Chriſt,
Ihn eben und ſein Kreuz vergißt.
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er ſich nur als Kirchfahn fand,
Man aber ſonſt nicht merkte ſehr,
Als ob ein Gott im Lande wär'.
Wie man ihm denn auch bald betheuert,
Aller Sauerteig ſey hier ausgefeuert:
Befurcht' er, daß das Brod ſo lieb
Wie ein Mapkuchen ſitzen blieb.
Davon ſprach ihm ein geiſtlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf,
Das eine maklige Frau im Bett
Viel Kinder und viel Zehnten hätt,
Der alſo Gott ließ im Himmel ruhn
Um ſich auch was zu gut zu thun.
Unſer Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
Fing etlich'mal von Chriſto an:
Da war der ganze Menſch Reſpect,
Hätte faſt nie das Haupt bedeckt;
Aber der Herr ſah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war,

Das iſt nun das Traurige der Entfernung von Freunden, daß wir die Mittelglieder, die Hülfsglieder unſerer Gedanken, die ſich in der Gegenwart ſo flüchtig wie Blitze wechſelſeitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen können. Hier alſo zunächſt eine der früheſten Jugendgeſchichten.

Wir in einer alten ernſten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, ſodann auch von Wällen, dem Glacis und benachbarten ummauerten Gärten. Uns aber einmal oder vielmehr ſich ſelbſt ins Freie zu führen, hatten unſere Eltern längſt mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verſchobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingſtfeſte ward Einladung und Vorſchlag, denen man nur unter der Bedingung ſich fügte, alles ſo einzuleiten, daß man Nacht wieder zu Hauſe ſeyn könnte; denn außer ſeinem längſt gewohnten Bette zu ſchlafen ſchien eine Unmöglichkeit. Die Freuden des Tags ſo eng zu concentriren war freilich ſchwer; zwei Freunde ſollten beſucht und ihre Anſprüche auf ſeltene Unterhaltung befriedigt werden: indeſſen hoffte man mit großer Pünktlichkeit alles zu erfüllen.

Am dritten Feiertag mit dem früheſten ſtanden alle munter und bereit; der Wagen fuhr zur beſtimmten Stunde vor: bald hatten wir alles Beſchränkende der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelaſſen; eine freie, weitausgebreitete Welt that ſich vor den Unerfahrenen auf. Das durch einen Nachtregen erſt erfriſchte Grün der Fruchtfelder und Wieſen, das mehr oder weniger hellere der eben aufgebrochenen Strauch- und Baumknospen, das nach allen Seiten hin blendend ſich verbreitende Weiß der Baumblüthe, alles gab uns den Vorſchmack glücklicher paradieſiſcher Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erſte Station, bei einem würdigen Geiſtlichen. Freundlichſt empfangen, konnten wir bald gewahr werden, daß die aufgehobene kirchliche Feier den Ruhe und Freiheit ſuchenden Gemüthern nicht entnommen war. Ich betrachtete den ländlichen Haushalt zum erſtenmal mit freudigem Antheil: Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung; ſelbſt der widrig anzuſchauende Unrath ſchien das Unentbehrlichſte im ganzen Kreiſe; ſorgfältig war er geſammelt und gewiſſermaßen zierlich aufbewahrt. Doch dieſer auf das

Neue und doch Begreifliche gerichtete friſche Blick ward gar bald auf ein Genießbares geheftet; appetitliche Kuchen, friſche Milch, und ſonſt mancher ländliche Leckerbiſſen ward von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beſchäftigten ſich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlaſſend, in dem angränzenden Baumſtück ein Geſchäft zu vollbringen, das eine alte wohlgeſinnte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie ſollten nämlich ſo viel Schlüſſelblumen als möglich ſammeln, und ſolche getreulich mit zur Stadt bringen, indem die haushältiſche Matrone gar allerlei geſundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieſer Beſchäftigung auf Wieſen, an Rändern und Zäunen hin und wieder liefen, geſellten ſich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft geſammelter Frühlingsblumen ſchien immer erquickender und balſamiſcher zu werden.

Wir hatten nun ſchon ſo eine Maſſe Stengel und Blüthen zuſammengebracht, daß wir nicht wußten wo mit hin: man fing jetzt an die gelblichen Röhrenkronen auszuzupfen: denn um ſie war es denn eigentlich doch nur zu thun; jeder ſuchte in ſein Hütchen, ſein Mützchen möglichſt zu ſammeln.

Der ältere dieſer Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fiſchers, den dieſes Blumengetändel nicht zu freuen ſchien, ein Knabe, der mich bei ſeinem erſten Auftreten gleich beſonders angezogen hatte, lud mich ein, mit ihm nach dem Fluß zu gehen, der, ſchon anſehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wir ſetzten uns mit ein paar Angelruthen an eine ſchattige Stelle, wo im tiefen, ruhig klaren Waſſer gar manches Fiſchlein ſich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es zu thun, wie der Köder am Angel zu befeſtigen ſey, und es gelang mir einigemal hinter einander, die kleinſten dieſer zarten Geſchöpfe wider ihren Willen in die Luft herauszuſchnellen. Als wir nun ſo zuſammen, an einander gelehnt, beruhigt ſaßen, ſchien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerkſam, der von unſerer Seite ſich in den Strom hinein erſtreckte: da ſey die ſchönſte Gelegenheit zu baden. Er könne, rief er, endlich aufſpringend, der Verſuchung nicht widerſtehen; und eh' ich mich's verſah, war er unten, auszogen und im Waſſer.

Da er ſehr gut ſchwamm, verließ er bald die ſeichte Stelle, übergab ſich dem Strom und kam bis an mich in dem tiefern Waſſer heran. Mir

war ganz wunderlich zu Muthe geworden: Grashüpfer tanzten um mich her, Ameisen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen und goldschimmernde Sonnenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Füßen, eben als jener einen großen Krebs zwischen Wurzeln hervorholend, ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehendem Fange geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht: man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab ins kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht, mich hinunter zu locken; eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Ries entkleidet, wagt' ich mich sachte ins Wasser, doch nicht tiefer als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich heraushob, sich aufrichtete, im höhern Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet: so schön war die menschliche Gestalt, von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegen einander; unsere Gemüther zogen sich an, und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig, eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit, als die Gesellschaft den angenehmsten Fußweg durch Busch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich, wir schienen schon unzertrennlich; als ich aber hälftewegs um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin mit stiller Bemerkung des Unschicklichen, dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag, er solle seinem rückkehrenden Vater ja sagen, sie müsse bei ihrer Nachhausekunft nothwendig schöne Krebse vorfinden, die sie den Gästen als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft gelangte nunmehr zum Amthause, wo wir auch einen ländlichen Zustand antrafen, doch höherer Art. Ein durch die Schuld der überthätigen Hausfrau sich verspätendes Mittagessen machte mich nicht ungeduldig: denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Ziergarten,

wohin die Tochter, etwas jünger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir höchst unterhaltend. Frühlingsblumen aller Art standen in zierlich gezeichneten Feldern, sie ausfüllend oder ihre Ränder schmückend. Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmüthig; wir gingen vertraulich zusammen, faßten uns bald bei der Hand und schienen nichts Besseres zu wünschen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, so an gereihten Narcissen und Jonquillen: sie zeigte mir verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyacinthenglocken schon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahrszeiten gesorgt: schon grünten die Büsche der künftigen Ranunkeln und Anemonen: die auf zahlreiche Nelkenstöcke verwendete Sorgfalt versprach den mannichfaltigsten Flor: näher aber knospete schon die Hoffnung vielblumiger Lilienstängel gar weislich zwischen Rosen vertheilt. Und wie manche Laube versprach nicht zunächst mit Geisblatt, Jasmin, reben- und rankenartigen Gewächsen zu prangen und zu schatten!

Betracht' ich nach so viel Jahren meinen damaligen Zustand, so scheint er mir wirklich beneidenswerth. Unerwartet, in demselbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefühl von Freundschaft und Liebe. Denn als ich ungern Abschied nahm von dem schönen Kinde, tröstete mich der Gedanke, diese Gefühle meinem jungen Freunde zu eröffnen, zu vertrauen und seiner Theilnahme zugleich mit diesen frischen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, so darf ich wohl bekennen, daß im Laufe des Lebens mir jenes erste Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles übrige, was uns nachher zu den Sinnen kommt, nur Copien zu seyn scheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlich ursprünglichen Geistes und Sinnes ermangeln.

Wie müßten wir verzweifeln, das Aeußere so kalt, so leblos zu erblicken, wenn nicht in unserm Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschönen eine schöpferische Kraft erweist!

Es dämmerte ſchon, als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten verſprochen hatte. Ich ſtrengte die Sehkraft möglichſt an, um ſeine Gegenwart zu erforſchen: als es mir nicht gelingen wollte, lief ich ungeduldig der langſam ſchreitenden Geſellſchaft voraus, rannte durchs Gebüſch hin und wieder. Ich rief, ich ängſtigte mich; er war nicht zu ſehen und antwortete nicht; ich empfand zum erſtenmal einen leidenſchaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte ſich in mir die unmäßige Forderung vertraulicher Zuneigung, ſchon war es ein unwiderſtehlich Bedürfniß, meinen Geiſt von dem Bilde jener Blendine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlöſen, die ſie in mir aufgeregt hatte: es war voll, der Mund lispelte ſchon um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundſchaft, wegen vernachläſſigter Zuſage.

Bald aber ſollten mir ſchwerere Prüfungen zugedacht ſeyn. Aus den erſten Häuſern des Ortes ſtürzten Weiber ſchreiend heraus, heulende Kinder folgten; niemand gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Eckhaus ſahen wir einen Trauerzug herumziehen; er bewegte ſich langſam die lange Straße hin; es ſchien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geſchrei dauerte fort, es vermehrte ſich; die Menge lief zuſammen. Sie ſind ertrunken, alle ſämmtlich ertrunken! Der! wer? welcher? Die Mütter, die ihre Kinder um ſich ſahen, ſchienen getröſtet. Aber ein ernſter Mann trat heran und ſprach zur Pfarrerin: Unglücklicherweiſe bin ich zu lange außen geblieben; ertrunken iſt Adolph ſelbfünfe; er wollte ſein Verſprechen halten und meins. Der Mann — der Fiſcher ſelbſt war es — ging weiter dem Zuge nach; wir ſtanden erſchreckt und erſtarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „Hier die Krebſe, Frau Pfarrerin!“ und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entſetzte ſich davor wie vor dem Schädlichſten; man fragte, man forſchte und erfuhr ſo viel: dieſer letzte Kleine war am Ufer geblieben, er las die Krebſe auf, die ſie ihm von unten zuwarfen. Alsdann aber nach vielem Fragen und Wiederfragen erfuhr man, Adolph mit zwei verſtändigen Knaben ſey unten am und im Waſſer hingegangen; zwei andere jüngere haben ſich ungebeten dazu geſellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten geweſen. Nun waren über eine ſteinige gefährliche Stelle die erſten faſt hinaus; die letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer einer den andern

hinunter; so geschah es zuletzt auch dem vordersten und alle stürzten in die Tiefe. Adolph, als guter Schwimmer, hätte sich gerettet; alles aber hielt in der Angst sich an ihn, er ward niedergezogen. Dieser Kleine sodann war schreiend ins Dorf gelaufen, seinen Sack mit Krebsen fest in den Händen. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufällig spät rückkehrende Fischer dorthin; man hatte sie nach und nach herausgezogen, todt gefunden und nun trug man sie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehause zu: der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Pfade des Todes; ich folgte leidenschaftlich, man wollte mich nicht einlassen; ich war im schrecklichsten Zustande. Ich umging das Haus und rastete nicht; endlich ersah ich meinen Vortheil und sprang zum offenen Fenster hinein.

In dem großen Saale, wo Versammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückseligen auf Streu nackt ausgestreckt, glänzendweiße Leiber, auch bei düsterem Lampenschein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wüßte nicht von meinem Zustand zu sagen, ich weinte bitterlich und überschwemmte seine breite Brust mit unendlichen Thränen. Ich hatte etwas von Reiben gehört, das in solchem Falle hülfreich seyn sollte; ich rieb meine Thränen ein und belog mich mit der Wärme, die ich erregte. In der Verwirrung dacht' ich ihm Athem einzublasen, aber die Perlenreihen seiner Zähne waren fest verschlossen; die Lippen auf denen der Abschiedskuß noch zu ruhen schien, versagten auch das leiseste Zeichen der Erwiederung. An menschlicher Hülfe verzweifelnd, wandt' ich mich zum Gebet; ich flehte, ich betete; es war mir als wenn ich in diesem Augenblicke Wunder thun müßte, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Nähe schwebende wieder hineinzulocken. Man riß mich weg: weinend, schluchzend saß ich im Wagen und vernahm kaum, was die Eltern sagten; unsere Mutter, was ich nachher so oft wiederholen hörte, hatte sich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indessen eingeschlafen und erwachte verdüstert am späten Morgen in einem räthselhaften verwirrten Zustande.

Als ich mich aber zum Frühstück begab, fand ich Mutter, Tante und Köchin in wichtiger Berathung. Die Krebse sollten nicht gesotten, nicht auf den Tisch gebracht werden; der Vater wollte eine so unmittelbare Erinnerung an das nächst vergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante schien sich dieser seltenen Geschöpfe eifrigst bemächtigen zu wollen, schalt

aber nebenher auf mich, daß wir die Schlüſſelblumen mitzubringen verſäumt; doch ſchien ſie ſich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durch einander kriechenden Mißgeſtalten ihr zu beliebiger Verfügung übergab, worauf ſie denn deren weitere Behandlung mit der Köchin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieſer Scene klar zu machen, muß ich von dem Charakter und dem Weſen dieſer Frau das Nähere vermelden. Die Eigenſchaften, von denen ſie beherrſcht wurde, konnte man, ſittlich betrachtet, keineswegs rühmen; und doch brachten ſie, bürgerlich und politiſch angeſehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig: denn es dauerte ſie jeder baare Pfennig, den ſie aus der Hand geben ſollte, und ſah ſich überall für ihre Bedürfniſſe nach Surrogaten um, welche man umſonſt, durch Tauſch oder irgend eine Weiſe beiſchaffen konnte. So waren die Schlüſſelblumen zum Thee beſtimmt, den ſie für geſünder hielt als irgend einen chineſiſchen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es ſey nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arzenei; man brauche ſich deßhalb nicht an fremde Länder zu wenden. So beſorgte ſie in einem kleinen Garten alles, was nach ihrem Sinn die Speiſen ſchmackhaft mache und Kranken zuträglich wäre; ſie beſuchte keinen fremden Garten, ohne dergleichen von da mitzubringen.

Dieſe Geſinnung und was daraus folgte, konnte man ihr ſehr gerne zugeben, da ihre emſig geſammelte Baarſchaft der Familie doch endlich zu gute kommen ſollte; auch wußten Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und förderlich zu ſeyn.

Eine andere Leidenſchaft jedoch, eine thätige, die ſich unermüdet geſchäftig hervorthat, war der Stolz für eine bedeutende, einflußreiche Perſon gehalten zu werden. Und ſie hatte fürwahr dieſen Ruhm ſich verdient und erreicht; denn die ſonſt unnützen, ſogar oft ſchädlichen unter Frauen obwaltenden Klatſchereien wußte ſie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles was in der Stadt vorging, und daher auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete ſich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den ſie ſich nicht zu miſchen gewußt hätte, welches ihr um deſto mehr gelang, als ſie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu ſteigern wußte. Manche Heirath hatte ſie geſchloſſen, wobei wenigſtens der eine Theil vielleicht zufrieden blieb. Was ſie aber am meiſten beſchäftigte, war das Fördern und Befördern ſolcher Perſonen, die ein Amt, eine Anſtellung ſuchten, wodurch ſie ſich denn

wirklich eine große Anzahl Clienten erwarb, deren Einfluß sie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Wittwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen strengen Mannes, hatte sie denn doch gelernt, wie man diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitläufigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, sey zunächst bemerkt, daß sie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Er war geizig gleich ihr, und zu seinem Unglück eben so speiselustig und genäschig: ihm also unter irgent einem Vorwande ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erste Sorge. Sein Gewissen war nicht das zarteste; aber auch sein Muth, seine Verwegenheit mußte in Anspruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerstand seiner Collegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die sie ihm entgegensetzten, übertäuben sollte.

Nun war gerade der Fall, daß sie einen Unwürdigen begünstigte; sie hatte das Möglichste gethan ihn einzuschieben; die Angelegenheit hatte für sie eine günstige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Krebse, dergleichen man freilich selten gesehen, glücklicherweise zu Statten. Sie sollten sorgfältig gefüttert und nach und nach dem hohen Gönner, der gewöhnlich ganz allein, sehr kärglich speiste, auf die Tafel gebracht werden.

Uebrigens gab der unglückliche Vorfall zu manchen Gesprächen und geselligen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der ersten, der seine Betrachtung, seine Sorge über die Familie, über die Stadt hinaus zu erstrecken durch einen allgemein wohlwollenden Geist getrieben war. Die großen Hindernisse, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegenstanden, zu beseitigen, war er mit verständigen Aerzten und Polizeiverwandten bemüht. Größere Sorgfalt in den Hospitälern, menschlichere Behandlung der Gefangenen und was sich hieran ferner schließen mag, machte das Geschäft wo nicht seines Lebens, doch seines Lesens und Nachdenkens; wie er denn auch seine Ueberzeugung überall aussprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er sah die bürgerliche Gesellschaft, welcher Staatsform sie auch untergeordnet wäre, als einen Naturzustand an, der sein Gutes und sein Böses habe, seine gewöhnlichen Lebensläufe, abwechselnd reiche und

kümmerliche Jahre, nicht weniger zufällig und unregelmäßig, Hagelschlag, Wasserfluthen und Brandschäden: das Gute sey zu ergreifen und zu nutzen, das Böse abzuwenden oder zu ertragen; nichts aber, meinte er, sey wünschenswerther, als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder andern Bedingung.

In Gefolg einer solchen Gemüthsart mußte er nun bestimmt werden, eine schon früher angeregte wohlthätige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen: es war die Wiederbelebung der für todt Gehaltenen, auf welche Weise sich auch die äußern Zeichen des Lebens möchten verloren haben. Bei solchen Gesprächen erhorchte ich mir nun, daß man bei jenen Kindern das Umgekehrte versucht und angewendet, ja sie gewissermaßen erst ermordet; ferner hielt man dafür, daß durch einen Aderlaß vielleicht ihnen allen wäre zu helfen gewesen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit versäumen, alles zu lernen was in solchem Falle nöthig wäre, besonders das Aderlassen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit sich fort! Das Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe war aufgeregt; überall schaut' ich mich um, es zu befriedigen. Indessen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geist durch das Theater übermäßig beschäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieser umständlichen Erzählung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht ans Ziel meiner Absicht gelangt sey, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was soll ich da sagen! wie kann ich mich entschuldigen! Allenfalls hätte ich folgendes vorzubringen. Wenn es dem Humoristen erlaubt ist, das Hundertste ins Tausendste durcheinander zu werfen, wenn er kecklich seinem Leser überläßt, das, was allenfalls daraus zu nehmen sey, in halber Bedeutung endlich aufzufinden, sollte es dem Verständigen, dem Vernünftigen nicht zustehen, auf eine seltsam scheinende Weise rings umher nach vielen Punkten hinzuwirken, damit man sie in Einem Brennpunkte zuletzt abgespiegelt und zusammengefaßt erkenne, einsehen lerne, wie die verschiedensten Einwirkungen den Menschen unringend zu einem Entschluß treiben, den er auf keine andere Weise, weder aus innerem Trieb noch äußerem Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem Mannichfaltigen, was mir noch zu sagen übrig bleibt, hab' ich die Wahl, was ich zuerst vernehmen will: aber auch dieß ist gleichgültig, du mußt dich eben in Geduld fassen, lesen und weiter lesen; zuletzt wird denn doch auf einmal hervorspringen, und dir ganz natürlich scheinen, was mit Einem Worte ausgesprochen, dir höchst seltsam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad, daß du nachher diesen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hättest schenken mögen.

Um nun aber einigermaßen in die Richte zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpfleck umsehen und eines Gesprächs gedenken, das ich mit unserm geprüften Freunde, Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz besonderer Erweckung eigener Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt. Du erinnerst dich gewiß jenes Bestecks, das einer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als du dich mir, wie ich verwundet im Walde hingestreckt lag, hülfreich nähertest? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und machte einen so tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngern wiederfand. Dieser legte keinen besondern Werth darauf; die Instrumente sämmtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmäßiger eingerichtet, und ich erlangte jenes um desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu tröstlicher Erinnerung: es war Zeuge des Augenblicks, wo mein Glück begann, zu dem ich erst durch großen Umweg gelangen sollte.

Zufällig sah es Jarno, als wir bei dem Köhler übernachteten, der es alsobald erkannte, und auf meine Erklärung erwiederte: Ich habe nichts dagegen, sprach er, daß man sich einen solchen Fetisch aufstellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgültigen Umstandes; es hebt uns empor als etwas, das auf ein Unbegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermuthigt unsere Hoffnungen: aber schöner wäre es, wenn du dich durch jene Werkzeuge hättest anreizen lassen, auch ihren Gebrauch zu verstehen und dasjenige zu leisten, was sie stumm von dir fordern.

Laß mich bekennen, versetzte ich darauf, daß mir dieß hundertmal eingefallen ist; es regte sich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen ließ.

Daß er dem Mann im Hirne ſtand,
Als wie ein Holzſchnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt ſo nah,
Daß man die Thürne klärlich ſah.
Ach, ſprach mein Mann, hier iſt der Ort,
Aller Wünſche ſichrer Friedenshort,
Hier iſt des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spediren, wie der Selzerbrunn,
Petſchirt, ihren Einfluß rings herum.

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutraun war gering,
Als wie er einſt zum Feigbaum ging,
Wollt' aber doch eben weiter gehn
Und ihm recht unter die Aeſte ſehn.
So kamen ſie denn unters Thor.
Chriſtus kam ihnen ein Fremdling vor,
Hätt ein edel Geſicht und einfach Kleid.
Sprachen: der Mann kommt gar wohl weit.
Fragt ihn der Schreiber, wie er hieß?
Er gar demüthig die Worte ließ:
„Kinder, ich bin des Menſchen Sohn,"
Und ganz gelaſſen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft,
Der Schreiber ſtande wie vergafft,
Der Wache war, ſie wußt nicht wie,
Fragt keiner: was bedienen Sie?
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten ſie ſich überlei,

Ich erzählte ihm hierauf die Geschichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gehört, ihnen wäre zu helfen gewesen, wenn man ihnen zur Ader gelassen hätte; ich nahm mir vor es zu lernen, doch jede Stunde löschte den Vorsatz aus.

So ergreife ihn jetzt! versetzte jener. Ich sehe dich schon so lange mit Angelegenheiten beschäftigt, die des Menschen Geist, Gemüth, Herz, und wie man das alles nennt, betreffen und sich darauf beziehen; allein was hast du dabei für dich und andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigene Fehler gerathen, sie zu heilen vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Thätigkeit hingegen alles. Hier wirkt jeder mit und auf sich selbst; das hast du an dir, hast es an andern erfahren.

Mit heftigen und bittern Worten, wie er gewohnt ist, setzte er mir zu und sagte manches Harte, das ich nicht wiederholen mag. Es sey nicht der Mühe werth, schloß er endlich, zu lernen und zu leisten, als dem Gesunden zu helfen, wenn er durch irgend einen Zufall verletzt sey: durch einsichtige Behandlung stelle sich die Natur leicht wieder her: die Kranken müsse man den Aerzten überlassen; niemand aber bedürfe eines Wundarztes mehr als der Gesunde. In der Stille des Landlebens, im engsten Kreis der Familie sey er eben so willkommen, als in und nach dem Getümmel der Schlacht; in den süßesten Augenblicken wie in den bittersten und gräßlichsten; überall walte das böse Geschick grimmiger als der Tod, und eben so rücksichtslos, ja noch auf eine schmählichere, Lust und Leben verletzende Weise.

Du kennst ihn und denkst ohne Anstrengung, daß er mich so wenig als die Welt schonte. Am stärksten aber lehnte er sich auf das Argument, das er im Namen der großen Gesellschaft gegen mich wendete.

Narrenpossen, sagte er, sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an; und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus. Du bist gerade in einem Alter, wo man sich mit Verstande etwas vorsetzt, mit Einsicht das Vorliegende beurtheilt, es von der rechten Seite angreift, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt.

Was soll ich nun weiter fortfahren auszusprechen was sich von selbst versteht! Er machte mir deutlich, daß ich Dispensation von dem so wunderlich gebotenen unstäten Leben erhalten könne; es werde jedoch schwer seyn, es für mich zu erlangen.

Du bist von der Menschenart, sprach er, die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen solchen wird die unstäte Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen. Willst du dich ernstlich dem göttlichsten aller Geschäfte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu thun, so verwende ich mich für dich.

So sprach er hastig und fügte hinzu was seine Beredtsamkeit noch alles für gewaltige Gründe vorzubringen wußte.

Hier nun bin ich geneigt zu enden; zunächst aber sollst du umständlich erfahren wie ich die Erlaubniß, an bestimmten Orten mich länger aufhalten zu dürfen, benutzt habe, wie ich in das Geschäft, wozu ich immer eine stille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug, bei dem großen Unternehmen, dem ihr entgegen geht, werde ich als ein nützliches, als ein nöthiges Glied der Gesellschaft erscheinen und euern Wegen mit einer gewissen Sicherheit mich anschließen; mit einigem Stolze: denn es ist ein löblicher Stolz eurer werth zu seyn.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Nach allem diesem, und was daraus erfolgen mochte, war nun Wilhelms erstes Anliegen, sich den Verbündeten wieder zu nähern und mit irgend einer Abtheilung derselben irgendwo zusammen zu treffen. Er zog daher seine Täfelchen zu Rath und begab sich auf den Weg, der ihn vor andern ans Ziel zu führen versprach. Weil er aber, den günstigsten Punkt zu erreichen, quer durchs Land gehen mußte, so sah er sich genöthigt, die Reise zu Fuße zu machen und das Gepäck hinter sich her tragen zu lassen. Für seinen Gang aber ward er auf jedem Schritte reichlich belohnt, indem er unerwartet ganz allerliebste Gegenden antraf: es waren solche wie sie das letzte Gebirg gegen die Fläche zu bildet, bebuschte Hügel, die sanften Abhänge haushältisch benutzt, alle Flächen grün, nirgends etwas Steiles, Unfruchtbares und Ungepflügtes zu sehen. Nun gelangte er zum Haupttale, worein die Seitenwasser sich ergossen; auch dieses war sorgfältig bebaut, anmuthig übersehbar; schlanke Bäume bezeichneten die Krümmung des durchziehenden Flusses und einströmender Bäche: und als er die Karte, seinen Wegweiser, vornahm, sah er zu seiner Verwunderung, daß die gezogene Linie dieses Thal gerade durchschnitt und er sich also vorerst wenigstens auf rechtem Weg befinde.

Ein altes, wohlerhaltenes, zu verschiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte sich auf einem bebuschten Hügel; am Fuße desselben zog ein heiterer Flecken sich hin mit vorstehendem in die Augen fallendem Wirthshaus. Auf letzteres ging er zu und ward zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit Entschuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Gesellschaft nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gasthof auf einige Zeit gemiethet habe; deßwegen er alle Gäste in die ältere, weiter hinaufliegende Herberge verweisen müsse.

Nach einer kurzen Unterredung schien der Mann sich zu bedenken und sagte: Zwar findet sich jetzt niemand im Hause; doch es ist eben Sonnabend und der Vogt kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und seine Bestellungen für das nächste macht. Wahrlich, es ist eine schickliche Ordnung unter diesen Männern und eine Lust mit ihnen zu verkehren, ob sie gleich genau sind: denn man hat zwar keinen großen, aber einen sichern Gewinn.

Er hieß darauf den neuen Gast in dem obern großen Vorsaal sich gedulden und was ferner sich ereignen möchte, abwarten.

Hier fand nun der Hereintretende einen weiten saubern Raum, außer Bänken und Tischen völlig leer; deste mehr verwunderte er sich eine große Tafel über einer Thüre angebracht zu sehen, worauf die Worte in goldenen Buchstaben zu lesen waren: **Ubi homines sunt, modi sunt**; welches wir deutsch erklären, daß da wo Menschen in Gesellschaft zusammen treten, sogleich die Art und Weise wie sie zusammen seyn und bleiben mögen, sich ausbilde. Dieser Spruch gab unserm Wanderer zu denken; er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er das hier bekräftigt fand, was er mehrmals in seinem Leben als vernünftig und förderſam erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, so erschien der Vogt, welcher, von dem Wirthe vorbereitet, nach einer kurzen Unterredung und keinem sonderlichen Ausforschen ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drei Tage zu bleiben, an allem, was vorgehen möchte, ruhig Theil zu nehmen, und es geschehe was wolle, nicht nach der Ursache zu fragen, so wenig als beim Abschied nach der Zeche. Das alles mußte der Reisende sich gefallen lassen, weil der Beauftragte in keinem Punkte nachgeben konnte.

Eben wollte der Vogt sich entfernen, als ein Gesang die Treppe herauf scholl; zwei hübsche junge Männer kamen singend heran, denen jener durch ein einfaches Zeichen zu verstehen gab, der Gast sey aufgenommen. Ihren Gesang nicht unterbrechend begrüßten sie ihn freundlich, duettirten gar anmuthig und man konnte sehr leicht bemerken, daß sie völlig eingeübt und ihrer Kunst Meister seyen. Als Wilhelm die aufmerksamste Theilnahme bewies, schlossen sie und fragten, ob ihm nicht auch manchmal ein Lied bei seinen Fußwanderungen einfalle und das er so vor sich hin singe.

Mir ist zwar von der Natur, versetzte Wilhelm, eine glückliche Stimme versagt; aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas

Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Tact bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt.

Erinnert ihr euch eines solchen, so schreibt es uns auf! sagten jene: wir wollen sehen, ob wir euern singenden Tämen zu begleiten wissen.

Er nahm hierauf ein Blatt aus seiner Schreibtafel und übergab ihnen folgendes.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang:
Auch dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, sey's in Liebe,
Und dein Leben sey die That!

Nach kurzem Bedenken ertönte sogleich ein freudiger dem Wanderschritt angemessener Zweigesang, der, bei Wiederholung und Verschränkung immer fortschreitend, den Hörenden mit hinriß: er war im Zweifel, ob dieß seine eigene Melodie, sein früheres Thema oder ob sie jetzt erst so angepaßt sey, daß keine andere Bewegung denkbar wäre. Die Sänger hatten sich eine Zeit lang auf diese Weise vergnüglich ergangen, als zwei tüchtige Bursche herantraten, die man an ihren Attributen sogleich für Maurer anerkannte, zwei aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Diese vier, ihr Handwerkszeug sachte niederlegend, horchten dem Gesang und fielen bald gar sicher und entschieden in denselben mit ein, so daß eine vollständige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefühl dahin zu schreiten schien, und Wilhelm glaubte nie etwas so Anmuthiges, Herz und Sinn Erhebendes vernommen zu haben. Dieser Genuß jedoch sollte noch erhöht und bis zum letzten gesteigert werden, als eine riesenhafte Figur die Treppe herauf steigend einen starken festen Tritt mit dem festen Willen kaum zu mäßigen im Stande war. Ein schwer bepacktes Reff setzte er sogleich in die Ecke, sich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfing, worüber die andern lachten, ohne jedoch aus ihrem Gesang zu fallen. Sehr überrascht aber fand sich Wilhelm, als mit einer

ungeheuren Baßstimme dieses Enakskind gleichfalls einzufallen begann. Der Saal schütterte und bedeutend war es, daß er den Refrain an seinem Theile sogleich verändert und zwar dergestalt sang:

Du im Leben nichts verschiebe;
Sey dein Leben That um That!

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo zu einem langsamern Schritt herniederziehe und die übrigen nöthige, sich ihm zu fügen. Als man zuletzt geschlossen und sich genugsam befriedigt hatte, warfen ihm die andern vor, als wenn er getrachtet habe sie irre zu machen.

Keineswegs! rief er aus: ihr seyd es, die ihr mich irre zu machen gedenkt; aus meinem Schritt wollt ihr mich bringen, der gemäßigt und sicher seyn muß, wenn ich mit meiner Bürde bergauf bergab schreite und doch zuletzt zur bestimmten Stunde eintreffen und euch befriedigen soll.

Einer nach dem andern ging nunmehr zu dem Vogt hinein, und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angesehen sey, wonach er sich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwischenzeit kamen ein paar muntere, schöne Knaben, eine Tafel in der Geschwindigkeit zu bereiten, mäßig mit Speise und Wein zu besetzen, worauf der heraustretende Vogt sie nunmehr alle sich mit ihm niederzulassen einlud. Die Knaben warteten auf, vergaßen sich aber auch nicht und nahmen stehend ihren Antheil dahin. Wilhelm erinnerte sich ähnlicher Scenen, da er noch unter den Schauspielern hauste, doch schien ihm die gegenwärtige Gesellschaft viel ernster, nicht zum Scherz auf Schein, sondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet.

Das Gespräch der Handwerker mit dem Vogt belehrte den Gast hierüber aufs klarste. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein gewaltsamer Brand die anmuthigste Landstatt in Asche gelegt hatte: nicht weniger hörte man, daß der wackere Vogt mit Anschaffung des Holzes und sonstiger Baumaterialien beschäftigt sey, welches dem Gast um so räthselhafter vorkam, als sämmtliche Männer hier nicht wie Einheimische, sondern wie Berüberwandernde sich in allem übrigen ankündigten. Zum Schlusse der Tafel holte St. Christoph, so nannten sie den Riesen, ein beseitigtes gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Gesang hielt noch einige Zeit die Gesellschaft für das Ohr zusammen, die dem Blick bereits auseinander gegangen war; worauf denn Wilhelm in ein

Zimmer geführt wurde von der anmuthigsten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war schon herauf und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Busen unseres Wanderers. Die Geister aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber, besonders aber war ihm Lenardo's Bild so lebendig, daß er ihn unmittelbar vor sich zu sehen glaubte. Dieß alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichsten Laut beinahe erschreckt wäre. Es klang aus der Ferne her und doch schien es im Hause selbst zu seyn; denn das Haus zitterte manchmal, und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner größten Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte alle Töne zu unterscheiden, konnte doch sich für nichts bestimmen; er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich giebt. Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig erweckt.

Kaum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschultriger, auch behender Mann, der sich durch ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und sich bereitete, Wilhelmen diesen so erwünschten Dienst zu leisten. Uebrigens schwieg er still, und das Geschäft war mit sehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von sich gegeben hätte.

Wilhelm begann daher und sprach: Eure Kunst versteht ihr meisterlich und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Messer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte: zugleich scheint ihr aber die Gesetze der Gesellschaft genau zu beobachten.

Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, schlich der Schweigsame zur Thüre hinaus.

Wahrlich! rief ihm Wilhelm nach: ihr seyd jener Rothmantel, wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling! Es ist euer Glück, daß ihr den Gegendienst von mir nicht verlangen wollt; ihr würdet euch dabei schlecht befunden haben.

Kaum hatte dieser wunderliche Mann sich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für diesen Mittag eine Einladung ausrichtend,

welche gleichfalls ziemlich seltsam klang. Das Band, so sagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denselben zum Mittagsmahle und freue sich der Hoffnung mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte sich ferner nach dem Befinden des Gastes und wie er mit der Bewirthung zufrieden sey: der denn von allem was ihm begegnet war, nur mit Lob sprechen konnte. Freilich hätte er sich gern bei diesem Manne, wie vorher bei dem schweigsamen Barbier, nach dem entsetzlichen Ton erkundigt, der ihn diese Nacht, wo nicht geängstigt, doch beunruhigt hatte; seines Angelöbnisses jedoch eingedenk, enthielt er sich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu seyn, aus Neigung der Gesellschaft oder zufällig nach seinen Wünschen belehrt zu werden.

Als der Freund sich allein befand, dachte er über die wunderliche Person erst nach, die ihn hatte einladen lassen, und wußte nicht recht, was er daraus machen sollte! Einen oder mehrere Vorgesetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor. Uebrigens war es so still um ihn her, daß er nie einen stillern Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und ging nach dem Städtchen zu. Die Messe war eben geendigt und unter den sich herausdrängenden Einwohnern und Landleuten erblickte er drei Bekannte von gestern, einen Zimmergesellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den protestantischen Gottesverehrern gerade die drei andern. Wie die übrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt; so viel aber getraute er sich zu schließen, daß in dieser Gesellschaft eine entschiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam demselben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Versaal zu führen, wo er ihn niedersitzen hieß. Viele Personen gingen vorbei, in einen anstoßenden Saalraum hinein. Die schon bekannten waren darunter zu sehen, selbst St. Christeph schritt vorüber; alle grüßten den Vogt und den Ankömmling. Was dem Freund dabei am meisten auffiel, war daß er nur Handwerker zu sehen glaubte, alle nach gewohnter Weise, aber höchst reinlich gekleidet, wenige, die er allenfalls für Kanzleiverwandte gehalten hätte.

Als nun keine neuen Gäste weiter zudrangen, führte der Vogt unsern Freund durch die stattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unübersehbare Tafel gedeckt, an deren unterem Ende er vorbeigeführt wurde nach oben zu, wo er drei Personen quer vorsitzen sah. Aber von

welchem Erſtaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Lenardo, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieſer Ueberraſchung hatte man ſich noch nicht erholt, als ein zweiter Wilhelmen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und ſich als den wunderlichen Friedrich, Nataliens Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete ſich über alle Gegenwärtigen; ein Freud- und Segensruf erſcholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man ſich geſetzt, ward alles ſtill, und das Gaſtmahl mit einer gewiſſen Feierlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenardo ein Zeichen; zwei Sänger ſtanden auf und Wilhelm verwunderte ſich ſehr, ſein geſtriges Lied wiederholt zu hören, das wir der nächſten Folge wegen hier wieder einzurücken für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, ſey's in Liebe,
Und dein Leben ſey die That!

Kaum hatte dieſer Zwiegeſang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, ſich zum Ende geneigt, als gegenüber ſich zwei andere Sänger ungeſtüm erhoben, welche mit ernſter Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortſetzten, zur Verwunderung des Ankömmlings aber ſich alſo vernehmen ließen:

Denn die Bande ſind zerriſſen,
Das Vertrauen iſt verletzt;
Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt,
Ich nun ſcheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe trauervoll,
Statt dem einen, mit dem andern
Fort und fort mich wenden ſoll!

Das Chor, in diese Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des St. Christoph, vom untern Ende der Tafel her gar bald unterscheiden. Beinahe furchtbar schwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte bei Gewandtheit der Sänger etwas Fugenhaftes in das Ganze, daß es unserm Freunde wie schauderhaft auffiel. Wirklich schienen alle völlig gleichen Sinnes zu seyn und ihr eigenes Schicksal eben kurz vor dem Aufbruche zu betrauern. Die wundersamsten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beinahe ermattenden Gesanges schien zuletzt dem Bande selbst gefährlich; Lenardo stand auf und alle setzten sich sogleich nieder, den Hymnus unterbrechend.

Jener begann mit freundlichen Worten: Zwar kann ich euch nicht tadeln, daß ihr euch das Schicksal, das uns allen bevorsteht, immer vergegenwärtigt, um zu demselben jede Stunde bereit zu seyn. Haben doch lebensmüde bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: Gedenke zu sterben! so dürfen wir lebenslustigen jüngern wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: Gedenke zu wandern! Dabei ist aber wohlgethan, mit Maß und Heiterkeit dessen zu erwähnen, was man entweder willig unternimmt oder wozu man sich genöthigt glaubt. Ihr wißt am besten, was unter uns feststeht und was beweglich ist; gebt uns dieß auch in erfreulichen aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieses Abschiedsglas für dießmal gebracht sey!

Er leerte sodann seinen Becher und setzte sich nieder; die vier Sänger standen sogleich auf und begannen in abgeleiteten, sich anschließenden Tönen:

Bleibe nicht am Boden heften;
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorgen los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Bei dem wiederholenden Chorgesange stand Lenardo auf und mit ihm alle; sein Wink setzte die ganze Tischgesellschaft in singende Bewegung:

Als in Rapport ſie's wollten tragen:
Was thät der Mann Curioſes ſagen?
Sprach er wohl unſrer Naſe Hohn?
Er ſagt': er wär' des Menſchen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein brantwein'ger Corporal:
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen,
Sein Vater hat wohl Menſch geheißen.

Chriſt ſprach zu ſeinem G'leiter dann:
So führet mich zum Gottesmann,
Den ihr als einen ſolchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt.
Dem Herren Pfaff das krabbeln thät,
War ſelber nicht ſo hoch am Bret.
Hätt ſo viel Häut' ums Herze ring,
Daß er nicht ſpürt', mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Erbſe groß;
Doch war er gar nicht liebelos,
Und dacht': kommt alles rings herum,
Verlangt er ein Viaticum.

Kamen ans Oberpfarrers Haus,
Stand von uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen,
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr ſchwätzen, weniger Grimaſſen machen.
Sie klopften an, ſie ſchellten an,
Weiß nicht beſtimmt, was ſie gethan.

die untern zogen, St. Christoph voran, paarweis zum Saale hinaus und der angestimmte Wandergesang ward immer heiterer und freier; besonders aber nahm er sich sehr gut aus, als die Gesellschaft, in den terrassirten Schloßgärten versammelt, von hier aus das geräumige Thal übersah, in dessen Fülle und Anmuth man sich wohl gern verloren hätte. Indessen die Menge sich nach Belieben hier- und dorthin zerstreute, machte man Wilhelmen mit dem dritten Vorsitzenden bekannt. Es war der Amtmann, der das gräfliche, zwischen mehreren Standesherrschaften liegende Schloß dieser Gesellschaft, so lange sie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verschaffen gewußt, dagegen aber auch als ein kluger Mann die Anwesenheit so seltener Gäste zu nutzen verstand. Denn indem er für billige Preise seine Fruchtböden aufthat, und was sonst noch zu Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre, zu verschaffen wußte, so wurden bei solcher Gelegenheit längst vernachlässigte Dachreihen umgelegt, Dachstühle hergestellt, Mauern unterfahren, Planken gerichtet und andere Mängel auf den Grad gehoben, daß ein vernachlässigtes, in Verfall gerathenes Besitzthum verblühender Familien den frohen Anblick einer lebendig benutzten Wohnlichkeit gewährte und das Zeugniß gab, Leben schaffe Leben, und wer andern nützlich sey, auch sie ihm zu nutzen in die Nothwendigkeit versetze.

Zweites Capitel.

Herfilie an Wilhelmen.

Mein Zustand kommt mir vor wie ein Trauerspiel des Alfieri; da die Vertrauten völlig ermangeln, so muß zuletzt alles in Monologen verhandelt werden; und fürwahr eine Correspondenz mit Ihnen ist einem Monolog vollkommen gleich: denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unsere Sylben nur oberflächlich auf, um sie verhallen zu lassen. Haben Sie auch nur ein einzigmal etwas erwiedert, worauf man wieder hätte erwiedern können? Parirend, ablehnend sind Ihre Briefe: indem ich aufstehe, Ihnen entgegen zu treten, so weisen Sie mich wieder auf den Sessel zurück.

Vorſtehendes war ſchon einige Tage geſchrieben; nun findet ſich ein neuer Drang und Gelegenheit, Gegenwärtiges an Lenardo zu bringen; dort findet Sie's oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag, lautet meine Rede dahin, daß, wenn Sie nach geleſenem dieſem Blatt nicht gleich vom Sitze aufſpringen und als frommer Wanderer ſich eilig bei mir einſtellen, ſo erkläre ich Sie für den männlichſten aller Männer, d. h. dem die liebenswürdigſte aller Eigenſchaften unſeres Geſchlechts abgeht: ich verſtehe darunter die Neugierde, die mich eben in dem Augenblick auf das entſchiedenſte quält.

Kurz und gut, zu Ihrem Prachtkäſtchen iſt das Schlüſſelchen gefunden; das darf aber niemand wiſſen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen, vernehmen Sie nun!

Vor einigen Tagen empfängt unſer Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe ſich zu der und der Zeit in der Nachbarſchaft aufgehalten, allerlei Streiche verübt und endlich bei einem verwegenen Unternehmen ſeine Jacke eingebüßt habe.

Wie dieſer Schelm nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig, es ſey jener Fitz, von dem Felix ſo viel zu erzählen wußte und den er ſich ſo oft als Spielkameraden zurückwünſchte.

Nun erbat ſich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn ſie noch vorhanden wäre, weil der in Unterſuchung gerathene Knabe ſich darauf berufe. Von dieſer Zumuthung ſpricht nun unſer Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kittelchen vor, ehe er es abſendet.

Mich treibt ein guter oder böſer Geiſt in die Bruſttaſche zu greifen; ein winzig kleines, ſtachlichtes Etwas kommt mir in die Hand; ich, die ich ſonſt ſo apprehenſiv, kitzlich und ſchreckhaft bin, ſchließe die Hand, ſchließe ſie, ſchweige und das Kleid wird fortgeſchickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichſte. Beim erſten verſtohlenen Blick ſeh' ich, errath' ich, zu Ihrem Käſtchen ſey es der Schlüſſel. Nun gab es wunderliche Gewiſſenszweifel; mancherlei Scrupel ſtiegen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich: was ſoll es jenen Gerichten, da es dem Freunde ſo nützlich ſeyn kann! Dann wollte ſich mancherlei von Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überſtimmen konnten.

Da ſehen Sie nun, in was für einen Zuſtand mich die Freundſchaft

versetzt: ein famoses Organ entwickelt sich plötzlich, Ihnen zu Liebe: welch ein wunderlich Ereigniß! Möchte das nicht mehr als Freundschaft seyn, was meinem Gewissen dergestalt die Wage hält! Wundersam bin ich beunruhigt, zwischen Schuld und Neugier; ich mache mir hundert Grillen und Mährchen, was alles daraus erfolgen könnte: mit Recht und Gericht ist nicht zu spaßen. Herstlie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Wesen, in einen Criminalproceß verwickelt — denn darauf geht's doch hinaus —; und was bleibt mir da übrig als an den Freund zu denken, um dessentwillen ich das alles leide! Ich habe sonst auch an Sie gedacht, aber mit Pausen, jetzt unaufhörlich; jetzt wenn mir das Herz schlägt und ich ans siebente Gebot denke, so muß ich mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wohl wieder entbinden kann; und so wird allein die Eröffnung des Kästchens mich beruhigen. Die Neugierde wird doppelt mächtig. Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit! Vor welchen Richterstuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; niemand wisse darum, es sey auch wer es sey.

Hier aber, mein Freund, nun schließlich zu dieser Abbildung des Räthsels was sagen Sie? erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott sey uns gnädig! Aber das Kästchen muß zwischen mir und Ihnen erst uneröffnet stehen und dann eröffnet das weitere selbst befehlen. Ich wollte, es fände sich gar nichts drinne und was ich sonst noch wollte und was ich sonst noch alles erzählen könnte. — Doch sey Ihnen das vorenthalten, damit Sie desto eiliger sich auf den Weg machen.

Und nun mädchenhaft genug noch eine Nachschrift! Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix; der hat's entdeckt, hat sich's zugeeignet; den müssen wir herbeiholen; ohne seine Gegenwart sollen wir's nicht öffnen.

Und was das wieder für Umstände sind! das schiebt sich und verschiebt sich.

Was ziehen Sie so in der Welt herum? Kommen Sie! bringen Sie den holden Knaben mit, den ich auch einmal wiedersehen möchte.

Und nun geht's da wieder an, der Vater und der Sohn! Thun Sie was Sie können; aber kommen Sie beide.

Drittes Capitel.

Vorstehender wunderliche Brief war freilich schon lange geschrieben und hin und wieder getragen worden, bis er endlich, der Aufschrift gemäß, dießmal abgegeben werden konnte. Wilhelm nahm sich vor, mit dem ersten Boten, dessen Absendung bevorstand, freundlich, aber ablehnend zu antworten. Hersilie schien die Entfernung nicht zu berechnen: und er war gegenwärtig zu ernstlich beschäftigt, als daß ihn auch nur die mindeste Neugierde, was in jenem Kästchen befindlich seyn möchte, hätte reizen dürfen.

Auch gaben ihm einige Unfälle, die den derbsten Gliedern dieser tüchtigen Gesellschaft begegneten, Gelegenheit sich meisterhaft in der von ihm ergriffenen Kunst zu beweisen. Und wie ein Wort das andere giebt, so folgt noch glücklicher eine That aus der andern und wenn dadurch zuletzt auch wieder Worte veranlaßt werden, so sind diese um so fruchtbarer und geisterhebender. Die Unterhaltungen waren daher so belehrend als ergötzlich; denn die Freunde gaben sich wechselseitig Rechenschaft vom Gange des bisherigen Lernens und Thuns, daraus eine Bildung entstanden war, die sie wechselseitig erstaunen machte, dergestalt, daß sie sich unter einander erst selbst wieder mußten kennen lernen.

Eines Abends also fing Wilhelm seine Erzählung an. Meine Studien als Wundarzt suchte ich sogleich in einer großen Anstalt der größten Stadt, wo sie nur allein möglich wird, zu fördern; zur Anatomie, als Grundstudium, wendete ich mich sogleich mit Eifer.

Auf eine sonderbare Weise, welche niemand errathen würde, war ich schon in Kenntniß der menschlichen Gestalt weit vorgeschritten und zwar während meiner theatralischen Laufbahn; alles genau besehen spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine

schöne Frau! Ist der Direktor glücklich genug ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien und Tragödiendichter geborgen. Der lose Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt, macht ihre Genossen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt als irgend ein anderes Verhältniß; selbst verschiedene Costüms nöthigen zur Evidenz zu bringen, was sonst herkömmlich verhüllt wird. Hievon hätt' ich viel zu sagen, so auch von körperlichen Mängeln, welche der kluge Schauspieler an sich und andern kennen muß, um sie, wo nicht zu verbessern, wenigstens zu verbergen. Und auf diese Weise war ich vorbereitet genug, dem anatomischen Vortrag, der die äußern Theile näher kennen lehrte, eine folgerechte Aufmerksamkeit zu schenken; so wie mir denn auch die innern Theile nicht fremd waren, indem ein gewisses Vorgefühl davon mir immer gegenwärtig geblieben war. Unangenehm hindernd war bei dem Studium die immer wiederholte Klage vom Mangel der Gegenstände, über die nicht hinreichende Anzahl der verblichenen Körper, die man zu so hohen Zwecken unter das Messer wünschte. Solche, wo nicht hinreichend, doch in möglichster Zahl zu verschaffen, hatte man harte Gesetze ergehen lassen; nicht allein Verbrecher, die ihr Individuum in jedem Sinne verwirkten, sondern auch andere körperlich, geistig Verwahrloste wurden in Anspruch genommen.

Mit dem Bedürfniß wuchs die Strenge und mit dieser der Widerwille des Volks, das in sittlicher und religiöser Ansicht seine Persönlichkeit und die Persönlichkeit geliebter Personen nicht aufgeben kann.

Immer weiter aber stieg das Uebel, indem die verwirrende Sorge hervortrat, daß man auch sogar für die friedlichen Gräber geliebter Abgeschiedener zu fürchten habe. Kein Alter, keine Würde, weder Hohes noch Niedriges war in seiner Ruhestätte mehr sicher; der Hügel, den man mit Blumen geschmückt, die Inschriften, mit denen man das Andenken zu erhalten getrachtet, nichts konnte gegen die einträgliche Raubsucht schützen: der schmerzlichste Abschied schien aufs grausamste gestört und indem man sich vom Grabe wegwendete, mußte schon die Furcht empfunden werden, die geschmückten beruhigten Glieder geliebter Personen getrennt, verschleppt und entwürdigt zu wissen.

Aber dieses kam wiederholt und immer durchgedroschen zur Sprache, ohne daß irgend jemand an ein Hülfsmittel gedacht hätte oder daran hätte denken können; und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als

junge Männer, die mit Aufmerkſamkeit den Lehrvortrag gehört, ſich auch mit Hand und Auge von dem bisher Geſehenen und Vernommenen überzeugen und ſich die ſo nothwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Einbildungskraft überliefern wollten. In ſolchen Augenblicken entſteht eine Art von unnatürlichem wiſſenſchaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigſten Befriedigung wie nach dem Annuthigſten und Nothwendigſten zu begehren aufregt.

Schon einige Zeit hatte ein ſolcher Aufſchub und Aufenthalt die Wiſſens- und Thatluſtigen beſchäftigt und unterhalten, als endlich ein Fall, über den die Stadt in Bewegung gerieth, eines Morgens das Für und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein ſehr ſchönes Mädchen, verwirrt durch unglückliche Liebe, hatte den Tod im Waſſer geſucht und gefunden; die Anatomie bemächtigte ſich derſelbigen; vergebens war die Bemühung der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers ſelbſt, der nur durch falſchen Argwohn verdächtig geworden: die obern Behörden, die ſo eben das Geſetz geſchärft hatten, durften keine Ausnahme bewilligen; auch eilte man ſo ſchnell als möglich die Beute zu benutzen und zur Benutzung zu vertheilen.

Wilhelm, der als nächſter Aſpirant gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Sitze, den man ihm anwies, auf einem ſaubern Brette, reinlich zugedeckt, eine bedenkliche Aufgabe: denn als er die Hülle wegnahm, lag der ſchönſte weibliche Arm zu erblicken, der ſich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geſchlungen hatte. Er hielt ſein Beſteck in der Hand und getraute ſich nicht es zu eröffnen; er ſtand und getraute nicht niederzuſitzen. Der Widerwille, dieſes herrliche Naturerzeugniß noch weiter zu entſtellen, ſtritt mit der Anforderung, welche der wißbegierige Mann an ſich zu machen hat und welcher ſämmtliche Umherſitzende Genüge leiſteten.

In dieſen Augenblicken trat ein anſehnlicher Mann zu ihm, den er zwar als einen ſeltenen, aber immer als einen ſehr aufmerkſamen Zuhörer und Zuſchauer bemerkt, und demſelben ſchon nachgefragt hatte; niemand aber konnte nähere Auskunft geben: daß es ein Bildhauer ſey, darin war man einig; man hielt ihn aber auch für einen Goldmacher, der in einem großen alten Hauſe wohne, deſſen erſte Flur allein den Beſuchenden oder bei ihm Beſchäftigten zugänglich, die übrigen ſämmtlichen Räume jedoch verſchloſſen ſeyen. Dieſer Mann hatte ſich Wilhelmen verſchiedentlich

genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Erklärung zu vermeiden schien.

Dießmal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: Ich sehe, Sie zaudern, Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie sich über das Gildegefühl hinaus und folgen Sie mir! Hiermit deckte er den Arm wieder zu, gab dem Saaldiener einen Wink und beide verließen den Ort. Schweigend gingen sie neben einander her, als der Halbbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pförtchen er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte, der sich sodann auf einer Tenne befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden. Hier standen Gypsabgüsse von Statuen und Büsten, auch Behlenverschläge, gepackt und leer.

Es sieht hier kaufmännisch aus, sagte der Mann; der von hier aus mögliche Wassertransport ist für mich unschätzbar.

Dieses alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerb eines Bildhauers; eben so konnte Wilhelm nichts anders finden, als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größeren und kleineren Figuren, Büsten und wohl auch einzelnen Gliedern der schönsten Gestalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unser Freund dieß alles und horchte gern den belehrenden Worten seines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kluft zwischen diesen künstlerischen Arbeiten und den wissenschaftlichen Bestrebungen, von denen sie herkamen, gewahren mußte.

Endlich sagte der Hausbesitzer mit einigem Ernst: Warum ich Sie hierher führe, werden Sie leicht einsehen. Diese Thüre, fuhr er fort, indem er sich nach der Seite wandte, liegt näher an der Saalthüre, woher wir kommen, als Sie denken mögen. Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erstaunen, als er, statt wie in den vorigen Nachbildung lebender Gestalten zu sehen, hier die Wände durchaus mit anatomischen Zergliederungen ausgestattet fand; sie mochten in Wachs oder sonstiger Masse verfertigt seyn, genug, sie hatten durchaus das frische farbige Ansehen erst fertig gewordener Präparate.

Hier, mein Freund, sagte der Künstler, hier sehen Sie schätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Ekel oft und großer Sorgfalt

dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieſes Geſchäft im tiefſten Geheimniß betreiben: denn Sie haben gewiß oft ſchon Männer vom Fach mit Geringſchätzung davon reden hören. Ich laſſe mich nicht irre machen und bereite etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung ſeyn wird. Der Chirurgus beſonders, wenn er ſich zum plaſtiſchen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur bei jeder Verletzung gewiß am beſten zu Hülfe kommen; den Arzt ſelbſt würde ein ſolcher Begriff bei ſeinen Functionen erheben. Doch laſſen Sie uns nicht viel Worte machen. Sie ſollen in kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes beleben mehr als das Getödtete noch weiter tödten: kurz alſo, wollen Sie mein Schüler ſeyn?

Und auf Bejahung legte der Wiſſende dem Gaſte das Knochenſkelett eines weiblichen Arms vor, in der Stellung wie ſie jenen vor kurzem vor ſich geſehen hatten.

Ich habe, fuhr der Meiſter fort, zu bemerken gehabt, wie Sie der Bänderlehre, durchaus Aufmerkſamkeit ſchenkten und mit Recht: denn mit ihnen beginnt ſich für uns das todte Knochengeraſſel erſt wieder zu beleben: Heſekiel mußte ſein Gebeinfeld ſich erſt auf dieſe Weiſe wieder ſammeln und fügen ſehen, ehe die Glieder ſich regen, die Arme taſten und die Füße ſich aufrichten konnten. Hier iſt biegſame Maſſe, Stäbchen und was ſonſt nöthig ſeyn möchte; nun verſuchen Sie Ihr Glück!

Der neue Schüler nahm ſeine Gedanken zuſammen und als er die Knochentheile näher zu betrachten anfing, ſah er, daß dieſe künſtlich von Holz geſchnitzt ſeyen.

Ich habe, verſetzte der Lehrer, einen geſchickten Mann, deſſen Kunſt nach Brode ging, indem die Heiligen und Märtyrer, die er zu ſchnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden, ihn hab' ich darauf geleitet, ſich der Skelettbildung zu bemächtigen und ſolche im großen wie im kleinen naturgemäß zu befördern.

Nun that unſer Freund ſein Beſtes und erwarb ſich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm angenehm ſich zu erproben, wie ſtark oder ſchwach die Erinnerung ſey, und er fand zu vergnüglicher Ueberraſchung, daß ſie durch die That wieder hervorgerufen werde: er gewann Leidenſchaft für dieſe Arbeit und erſuchte den Meiſter in ſeine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unabläſſig; auch waren

die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar schicklich verbunden. Von hier aber sollten die Sehnen und Muskeln ausgehen; und es schien eine völlige Unmöglichkeit, den ganzen Körper auf diese Weise nach allen seinen Theilen gleichmäßig herzustellen. Hiebei tröstete ihn der Lehrer, indem er die Vervielfältigung durch Abformung sehen ließ, da denn das Nacharbeiten, das Reinbilden der Exemplare eben wieder neue Anstrengung, neue Aufmerksamkeit verlangte.

Alles, worein der Mensch sich ernstlich einläßt, ist ein Unendliches; nur durch wetteifernde Thätigkeit weiß er sich dagegen zu helfen. Auch kam Wilhelm bald über den Zustand vom Gefühl seines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung ist, hinaus und fand sich behaglich bei der Arbeit.

Es freut mich, sagte der Meister, daß Sie sich in diese Verfahrungsart zu schicken wissen und daß Sie nur ein Zeugniß geben, wie fruchtbar eine solche Methode sey, wenn sie auch von den Meistern des Fachs nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben und diese wird sich vorzüglich mit Ueberlieferung beschäftigen; was bisher geschehen ist, soll auch künftig geschehen: das ist gut und mag und soll so seyn. Wo aber die Schule stockt, da muß man bemerken und wissen; das Lebendige muß man ergreifen und üben, aber im Stillen; sonst wird man gehindert und hindert andere. Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch That. Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Ansehen.

Wilhelm erfuhr nun, daß solche Modelle im Stillen schon weit verbreitet seyen; aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen solle. Dieser wackere Künstler hatte sich schon mit Lothario und jenem Befreundeten in Verhältniß gesetzt: man fand die Gründung einer solchen Schule in jenen sich heranbildenden Provinzen ganz besonders am Platze, ja höchst nothwendig, besonders unter natürlich gesitteten wohldenkenden Menschen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Kannibalisches hat.

Geben Sie zu, daß der größte Theil von Aerzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menschlichen Körpers in Gedanken behält und damit auszukommen glaubt, so werden gewiß solche Modelle hinreichen, die in seinem Geiste nach und nach erlöschenden Bilder wieder anzufrischen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja, es kommt auf Neigung und Liebhaberei an, so werden sich die

zarteſten Reſultate der Zergliederungskunſt nachbilden laſſen. Leiſtet dieß ja ſchon Zeichenfeder, Pinſel und Grabſtichel.

Hier öffnete er ein Seitenſchränkchen und ließ die Geſichtsnerven auf die wunderſamſte Weiſe nachgebildet erblicken.

Dieß iſt leider, ſprach er, das letzte Kunſtſtück eines abgeſchiedenen jungen Gehülfen, der mir die beſte Hoffnung gab, meine Gedanken durch zuführen und meine Wünſche nützlich auszubreiten.

Ueber die Einwirkung dieſer Behandlungsweiſe nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwiſchen beiden geſprochen; auch war das Verhältniß zur bildenden Kunſt ein Gegenſtand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes ſchönes Beiſpiel, wie auf dieſe Weiſe vorwärts und rückwärts zu arbeiten ſey, ergab ſich aus dieſen Mittheilungen. Der Meiſter hatte einen ſchönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildſame Maſſe abgegoſſen, und ſuchte nun mit Einſicht die ideelle Geſtalt von der Epiderm zu entblößen und das ſchöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln.

Auch hier finden ſich Mittel und Zweck ſo nahe beiſammen und ich will gern geſtehen, daß ich über den Mitteln den Zweck vernachläſſigt habe, doch nicht ganz mit eigener Schuld; der Menſch ohne Hülle iſt eigentlich der Menſch; der Bildhauer ſteht unmittelbar an der Seite der Elohim, als ſie den unförmlichen widerwärtigen Thon zu dem herrlichſten Gebilde umzuſchaffen wußten; ſolche göttliche Gedanken muß er hegen. Dem Reinen iſt alles rein; warum nicht die unmittelbare Abſicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man dieß nicht verlangen; ohne Feigenblätter und Thierfelle kommt es nicht aus: und das iſt noch viel zu wenig. Kaum hatte ich etwas gelernt, ſo verlangten ſie von mir würdige Männer in Schlafröcken und weiten Aermeln und zahlloſen Falten; da wendete ich mich rückwärts, und da ich das was ich verſtand, nicht einmal zum Ausdruck des Schönen anwenden durfte, ſo wählte ich nützlich zu ſeyn, und auch dieß iſt von Bedeutung. Wird mein Wunſch erfüllt, wird er als brauchbar anerkannt, daß, wie in ſo viel andern Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, da wo den Menſchengeiſt eine gewiſſe Friſche verläßt, ſo wird gewiß mancher bildende Künſtler ſich, wie ich es gethan, herumwenden und lieber euch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe.

Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz' ein Krauthaupt verlor,
Und sprach: der Herr ist im Convent,
Ihr heut nicht mit ihm sprechen könnt.
Wo ist denn das Convent? sprach Christ.
Was hilft es euch, wenn ihr's auch wißt,
Versetzt die Köchin porrisch drauf,
Dahin geht nicht eines jeden Lauf.
Möcht's doch gern wissen! thät' er fragen.
Sie hätt nicht Herz, es zu versagen,
Wie er den Weg zur Weiblein Brust,
Von alten Zeiten wohl noch wußt'.
Sie zeigt's ihm an und er thät gehn,
Wie ihr's bald weiter werdet sehn.

Hieran schloß sich die Betrachtung, daß es eben schön sey zu bemerken, wie Kunst und Technik sich immer gleichsam die Wage halten, und so nah verwandt immer eine zu der andern sich hinneigt, so daß die Kunst nicht sinken kann, ohne in löbliches Handwerk überzugehen, das Handwerk sich nicht steigern, ohne kunstreich zu werden.

Beide Personen fügten und gewöhnten sich so vollkommen an einander, daß sie sich nur ungern trennten, als es nöthig ward, um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegenzugehen.

Damit man aber nicht glaube, sagte der Meister, daß wir uns von der Natur ausschließen und sie verläugnen wollen, so eröffnen wir eine frische Aussicht. Drüben über dem Meere, wo gewisse menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern, muß man endlich bei Abschaffung der Todesstrafe weitläufige Castelle, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu schützen und das Verbrechen nicht straflos walten und wirken zu lassen. Dort, mein Freund, in diesen traurigen Bezirken, lassen Sie uns dem Aesculap eine Capelle vorbehalten; dort, so abgesondert wie die Strafe selbst, werde unser Wissen immerfort an solchen Gegenständen erfrischt, deren Zerstückelung unser menschliches Gefühl nicht verletze, bei deren Anblick uns nicht, wie es Ihnen bei jenem schönen unschuldigen Arm ergieng, das Messer in der Hand stecke und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menschlichkeit ausgelöscht werde.

Dieses, sagte Wilhelm, waren unsere letzten Gespräche; ich sah die wohlgepackten Kisten den Fluß hinabschwimmen, ihnen die glücklichste Fahrt und uns eine gemeinsame frohe Gegenwart beim Auspacken wünschend.

Unser Freund hatte diesen Vortrag mit Geist und Enthusiasmus wie geführt so geendigt, besonders aber mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß seiner Rede zu bemerken glaubte, daß Lenardo, wie zerstreut und abwesend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen schien, Friedrich hingegen gelächelt, einigemal beinahe den Kopf geschüttelt habe, so fiel dem zartempfindenden Mienenkenner eine so geringe Zustimmung bei der Sache, die ihm höchst wichtig schien, dergestalt auf, daß er nicht unterlassen konnte, seine Freunde deßhalb zu berufen.

Friedrich erklärte sich hierüber ganz einfach und aufrichtig; er könne das Vornehmen zwar löblich und gut, keineswegs aber für so bedeutend, am wenigsten aber für ausführbar halten. Diese Meinung suchte er durch

Gründe zu unterſtützen, von der Art wie ſie demjenigen, der für eine Sache eingenommen iſt und ſie durchzuſetzen gedenkt, mehr als man ſich vorſtellen mag, beleidigend auffällt. Deßhalb denn auch unſer plaſtiſcher Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zuzuhören ſchien, lebhaft erwiederte:

Du haſt Vorzüge, mein guter Friedrich, die dir niemand läugnen wird, ich am wenigſten: aber hier ſprichſt du, wie gewöhnliche Menſchen gewöhnlich; am Neuen ſehen wir nur das Seltſame, aber im Seltenen jedoch alſobald das Bedeutende zu erblicken, dazu gehört ſchon mehr. Für euch muß erſt alles in That übergehen, es muß geſchehen, als möglich, als wirklich vor Augen treten; und dann laßt ihr es auch gut ſeyn wie etwas anders. Was du vorbringſt, höre ich ſchon zum voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen, von jenen aus Vorurtheil und Bequemlichkeit, von dieſen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben, wie das ausgeſprochene, kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geiſt Muth faſſen muß, zu einem unerläßlichen Bedürfniß neue Mittel auszuforſchen, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt: da regt ſich die Erfindung, da geſellt ſich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit hinzu.

Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, iſt nichts ohne die genaueſte Kenntniß der äußern und innern Glieder des Menſchen; und es reicht keineswegs hin, auf Schulen flüchtige Kenntniß hiervon genommen, ſich von Geſtalt, Lage, Zuſammenhang der mannichfaltigſten Theile des unerforſchlichen Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich ſoll der Arzt, dem es Ernſt iſt, in der Wiederholung dieſes Wiſſens, dieſes Anſchauens ſich zu üben, ſich den Zuſammenhang dieſes lebendigen Wunders immer vor Geiſt und Auge zu erneuern, alle Gelegenheit ſuchen. Kennte er ſeinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu ſolchen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Sold nehmen, der nach ſeiner Anleitung, für ihn im Stillen beſchäftigt, gleichſam in Gegenwart aller Verwickelungen des verflochtenſten Lebens, auf die ſchwierigſten Fragen ſogleich zu antworten verſtünde.

Je mehr man dieß einſehen wird, je lebhafter, heftiger, leidenſchaftlicher wird das Studium der Zergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maße werden ſich die Mittel vermindern; die Gegenſtände, die Körper, auf die ſolche Studien zu gründen ſind, ſie werden fehlen, ſeltener,

theurer werden, und ein wahrhafter Conflict zwischen Lebendigen und Todten wird entstehen.

In der alten Welt ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will. Dieser Conflict, den ich ankündige zwischen Todten und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod gehen; man wird erschrecken, man wird untersuchen, Gesetze geben und nichts ausrichten. Vorsicht und Verbot helfen in solchen Fällen nichts; man muß von vorne anfangen. Und das ist's, was mein Meister und ich in den neuen Zuständen zu leisten hoffen; und zwar nichts Neues, es ist schon da: aber das was jetzt Kunst ist, muß Handwerk werden; was im besondern geschieht, muß im allgemeinen möglich werden: und nichts kann sich verbreiten, als was anerkannt ist. Unser Thun und Leisten muß anerkannt werden als das einzige Mittel in einer entschiedenen Bedrängniß, welches besonders große Städte bedroht. Ich will die Worte meines Meisters anführen, aber merkt auf! Er sprach eines Tages im größten Vertrauen:

Der Zeitungsleser findet Artikel interessant und lustig beinah, wenn er von Auferstehungsmännern erzählen hört. Erst stahlen sie die Körper in tiefem Geheimniß; dagegen stellt man Wächter auf: sie kommen mit gewaffneter Schaar, um sich ihrer Beute gewaltsam zu bemächtigen. Und das Schlimmste zum Schlimmen wird sich ereignen, ich darf es nicht laut sagen: denn ich würde, zwar nicht als Mitschuldiger, aber doch als zufälliger Mitwisser in die gefährlichste Untersuchung verwickelt werden, wo man mich in jedem Fall bestrafen müßte, weil ich die Unthat, sobald ich sie entdeckt hatte, den Gerichten nicht anzeigte. Ihnen gesteh' ich's, mein Freund, in dieser Stadt hat man gemordet, um den dringenden, gut bezahlenden Anatomen einen Gegenstand zu verschaffen. Der entseelte Körper lag vor uns — ich darf die Scene nicht ausmalen; — er entdeckte die Unthat, ich aber auch; wir sahen einander an und schwiegen beide; wir sahen vor uns hin und schwiegen und gingen ans Geschäft. Und dieß ist's, mein Freund, was mich zwischen Wachs und Gyps gebannt hat; dieß ist's, was gewiß auch Sie bei der Kunst festhalten wird, welche früher oder später vor allen übrigen wird gepriesen werden.

Friedrich sprang auf, schlug in die Hände und wollte des Bravorufens kein Ende machen, so daß Wilhelm zuletzt im Ernst böse wurde.

Bravo! rief jener aus: nun erkenne ich dich wieder! Das erstemal

seit langer Zeit hast du wieder gesprochen, wie einer, dem etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum erstenmal hat der Fluß der Rede dich wieder fortgerissen; du hast dich als einen solchen erwiesen, der etwas zu thun und es anzupreisen im Stande ist.

Lenardo nahm hierauf das Wort und vermittelte diese kleine Mißhelligkeit vollkommen.

Ich schien abwesend, sprach er, aber nur deßhalb, weil ich mehr als gegenwärtig war. Ich erinnerte mich nämlich des großen Cabinets dieser Art, das ich auf meinen Reisen gesehen und welches mich dergestalt interessirte, daß der Custode, der, um nach Gewohnheit fertig zu werden, die auswendig gelernte Schnurre herzubeten anfing, gar bald, da er der Künstler selber war, aus der Rolle fiel und sich als einen kenntnißreichen Demonstrator bewies.

Der merkwürdige Gegensatz, im hohen Sommer, in kühlen Zimmern, bei schwüler Wärme draußen, diejenigen Gegenstände vor mir zu sehen, denen man im strengsten Winter sich kaum zu nähern traut! Hier diente bequem alles der Wißbegierde. In größter Gelassenheit und schönster Ordnung zeigte er mir die Wunder des menschlichen Baues und freute sich, mich überzeugen zu können, daß zum ersten Anfang und zu später Erinnerung eine solche Anstalt vollkommen hinreichend sey; wobei denn einem jeden frei bleibe, in der mittlern Zeit sich an die Natur zu wenden und bei schicklicher Gelegenheit sich um diesen oder jenen besondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen: denn nur einem einzigen, großen, auswärtigen Museum habe er eine solche Sammlung gearbeitet; die Universitäten aber widerstünden durchaus dem Unternehmen, weil die Meister der Kunst wohl Prosectoren, aber keine Proplastiker zu bilden wüßten.

Hiernach hielt ich denn diesen geschickten Mann für den einzigen in der Welt; und nun hören wir, daß ein anderer auf dieselbe Weise bemüht ist: wer weiß, wo noch ein dritter und vierter an das Tageslicht hervortritt? Wir wollen von unserer Seite dieser Angelegenheit einen Anstoß geben. Die Empfehlung muß von außen herkommen, und in unsern neuen Verhältnissen soll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden.

Viertes Capitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Hefte in der Hand in Wilhelms Zimmer, und ihm solches überreichend sprach er: Gestern Abend hatte ich vor allen euern Tugenden, welche herzuzählen ihr umständlich genug waret, nicht Raum, von mir und meinen Vorzügen zu reden, deren ich mich wohl auch zu rühmen habe und die mich zu einem würdigen Mitglied dieser großen Caravane stempeln. Beschaut hier dieses Heft und ihr werdet ein Probestück anerkennen.

Wilhelm überlief die Blätter mit schnellen Blicken und sah, leserlich angenehm, obschon flüchtig geschrieben, die gestrige Relation seiner anatomischen Studien, fast Wort für Wort, wie er sie abgestattet hatte; weßhalb er denn seine Verwunderung nicht bergen konnte.

Ihr wißt, erwiederte Friedrich, das Grundgesetz unserer Verbindung: in irgend einem Fache muß einer vollkommen seyn, wenn er Anspruch auf Mitgenossenschaft machen will. Nun zerbrach ich mir den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte und wußte nichts aufzufinden, so nahe mir es auch lag, daß mich niemand an Gedächtniß übertreffe, niemand an einer schnellen, leichten, leserlichen Hand. Dieser angenehmen Eigenschaften erinnert ihr euch wohl von unserer theatralischen Laufbahn her, wo wir unser Pulver nach Sperlingen verschossen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wohl einen Hasen in die Küche schaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch soufflirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen aus dem Gedächtniß geschrieben! Das war euch damals recht; ihr dachtet, es müßte so seyn; ich auch, und es wäre mir nicht eingefallen, wie sehr es mir zu Statten kommen könne. Der Abbé machte zuerst die Entdeckung: er fand, daß das Wasser auf seine Mühle sey; er versuchte mich zu üben und mir gefiel, was mir so leicht ward und einen ernsten Mann befriedigte. Und nun bin ich, wo's Noth thut, gleich eine ganze Kanzlei; außerdem führen wir noch so eine zweibeinige Rechenmaschine bei uns, und kein Fürst, mit noch so viel Beamten ist besser versehen als unsere Vorgesetzte.

Heiteres Gespräch über dergleichen Thätigkeiten führte die Gedanken auf andere Glieder der Gesellschaft.

Solltet ihr wohl denken, sagte Friedrich, daß das unnützeste Geschöpf von der Welt, wie es schien, meine Philine, das nützlichste Glied der

großen Kette werden wird? Legt ihr ein Stück Tuch hin, stellt Männer, stellt Frauen ihr vors Gesicht: ohne Maß zu nehmen, schneidet sie aus dem Ganzen und weiß dabei alle Flecken und Gehren dergestalt zu nutzen, daß großer Vortheil daraus entsteht, und das alles ohne Papiermaß. Ein glücklicher geistiger Blick lehrt sie das alles: sie sieht den Menschen an und schneidet; dann mag er hingehen, wohin er will, sie schneidet fort und schafft ihm einen Rock auf den Leib wie angegossen. Doch das wäre nicht möglich, hätte sie nicht auch eine Nähterin herangezogen, Montans Lydie, die nun einmal still geworden ist und still bleibt, aber auch reinlich näht wie keine, Stich für Stich wie Perlen, wie gestickt. Das ist nun, was aus den Menschen werden kann! Eigentlich hängt so viel Unnützes um uns herum, aus Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür ein Lumpenmantel zusammengefettelt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deßhalb weder auffinden noch ausüben.

Allgemeine Betrachtungen über die Vortheile der geselligen Verbindung, die sich so glücklich zusammengefunden, eröffneten die schönsten Aussichten.

Als nun Lenardo sich hierauf zu ihnen gesellte, ward er von Wilhelmen ersucht, auch von sich zu sprechen, von dem Lebensgange, den er bisher geführt, von der Art, wie er sich und andere gefördert, freundliche Nachricht zu ertheilen.

Sie erinnern sich gar wohl, mein Bester, versetzte Lenardo, in welchem wundersam leidenschaftlichen Zustande Sie mich den ersten Augenblick unserer neuen Bekanntschaft getroffen: ich war versunken, verschlungen in das wunderlichste Verlangen, in eine unwiderstehliche Begierde; es konnte damals nur von der nächsten Stunde die Rede seyn, vom schweren Leiden, das mir bereitet war, das mir selbst zu schärfen ich mich so emsig erwies. Ich konnte Sie nicht bekannt machen mit meinen früheren Jugendzuständen, wie ich jetzt thun muß, um sie auf den Weg zu führen, der mich hierher gebracht hat.

Unter den frühesten meiner Fähigkeiten, die sich nach und nach durch Umstände entwickelten, that sich ein gewisser Trieb zum Technischen hervor, welcher jeden Tag durch die Ungeduld genährt wurde, die man auf dem Lande fühlt, wenn man bei größeren Bauten, besonders aber bei kleinen Veränderungen, Anlagen und Grillen, ein Handwerk ums andere

entbehren muß und lieber ungeschickt und pfuscherhaft eingreift, als daß man sich meistermäßig verspäten ließe. Zum Glück wanderte in unserer Gegend ein Tausendkünstler auf und ab, der, weil er bei mir seine Rechnung fand, mich lieber als irgend einen Nachbar unterstützte: er richtete mir eine Drechselbank ein, deren er sich bei jedem Besuch mehr zu seinem Zwecke als zu meinem Unterricht zu bedienen wußte. So auch schaffte ich Tischlerwerkzeug an, und meine Neigung zu dergleichen ward erhöht und belebt durch die damals laut ausgesprochene Ueberzeugung, es könne niemand sich ins Leben wagen, als wenn er es im Nothfall durch Handwerksthätigkeit zu fristen verstehe. Mein Eifer ward von den Erziehern nach ihren eigenen Grundsätzen gebilligt: ich erinnere mich kaum, daß ich je gespielt habe, denn alle freien Stunden wurden verwendet etwas zu wirken und zu schaffen. Ja, ich darf mich rühmen, schon als Knabe einen geschickten Schmied durch meine Anforderungen zum Schlosser, Feilenhauer und Uhrmacher gesteigert zu haben.

Das alles zu leisten mußten denn freilich auch erst die Werkzeuge erschaffen werden und wir litten nicht wenig an der Krankheit jener Techniker, welche Mittel und Zweck verwechseln, lieber Zeit auf Vorbereitungen und Anlagen verwenden, als daß sie sich recht ernstlich an die Ausführung hielten. Wo wir uns jedoch praktisch thätig erweisen konnten, war bei Ausführung der Parkanlagen, deren kein Gutsbesitzer mehr entbehren durfte; manche Moos- und Rindenhütte, Knüppelbrücken und Bänke zeugten von unserer Emsigkeit, womit wir eine Urbaukunst in ihrer ganzen Rohheit mitten in der gebildeten Welt darzustellen eifrig bemüht gewesen.

Dieser Trieb führte mich bei zunehmenden Jahren auf ernstere Theilnahme an allem, was der Welt so nütze und in ihrer gegenwärtigen Lage so unentbehrlich ist, und gab meinen mehrjährigen Reisen ein eigentliches Interesse.

Da jedoch der Mensch gewöhnlich auf dem Wege, der ihn herangebracht, fortzuwandern pflegt, so war ich dem Maschinenwesen weniger günstig, als der unmittelbaren Handarbeit, wo wir Kraft und Gefühl in Verbindung ausüben; deßwegen ich mich auch besonders in solchen abgeschlossenen Kreisen gern aufhielt, wo nach Umständen diese oder jene Arbeit zu Hause war. Dergleichen giebt jeder Vereinigung eine besondere Eigenthümlichkeit, jeder Familie, einer kleinen, aus mehreren Familien

bestehenden Völkerschaft den entschiedensten Charakter; man lebt in dem reinsten Gefühl eines lebendigen Ganzen.

Dabei hatte ich mir angewöhnt alles aufzuzeichnen, es mit Figuren auszustatten und so, nicht ohne Aussicht auf künftige Anwendung, meine Zeit löblich und erfreulich zuzubringen.

Diese Neigung, diese ausgebildete Gabe benutzte ich nun aufs beste bei dem wichtigen Auftrag, den mir die Gesellschaft gab, den Zustand der Gebirgsbewohner zu untersuchen und die brauchbaren Wanderlustigen mit in unsern Zug aufzunehmen. Mögen Sie nun den schönen Abend, wo mich mannichfaltige Geschäfte drängen, mit Durchlesung eines Theils meines Tagebuchs zubringen? Ich will nicht behaupten, daß es gerade angenehm zu lesen sey; mir schien es immer unterhaltend und gewissermaßen unterrichtend. Doch wir bespiegeln ja uns immer selbst in allem was wir hervorbringen.

Fünftes Capitel.

Lenardo's Tagebuch.

Montag den 15. September.

Tief in der Nacht war ich nach mühsam erstiegener halber Gebirgshöhe eingetroffen in einer leidlichen Herberge, und scheu vor Tagesanbruch aus erquicklichem Schlaf durch ein andauerndes Schellen- und Glockengeläute zu meinem großen Verdruß aufgeweckt. Ein große Reihe Saumrosse zog herbei, eh ich mich hätte ankleiden und ihnen zuvereilen können. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald wie unangenehm und verdrießlich solche Gesellschaft sey. Das monotone Geläute betäubt die Ohren; das zu beiden Seiten weit über die Thiere hinausreichende Gepäck sie trugen diesmal große Säcke Baumwolle streift bald einerseits an die Felsen, und wenn das Thier, um dieses zu vermeiden, sich gegen die andere Seite zieht, so schwebt die Last über dem Abgrund, dem Zuschauer Sorge und Schwindel erregend, und was das Schlimmste ist, in beiden Fällen bleibt man gehindert, an ihnen vorbeizuschleichen und den Vortritt zu gewinnen.

Endlich gelangte ich an der Seite auf einen freien Felsen, wo St. Christoph, der mein Gepäck kräftig einhertrug, einen Mann begrüßte,

welcher stille dastehend, den vorbeiziehenden Zug zu mustern schien. Es war auch wirklich der Anführer: nicht nur gehörte ihm eine beträchtliche Zahl der lastragenden Thiere — andere hatte er nebst ihren Treibern gemiethet — sondern er war auch Eigenthümer eines geringern Theils der Waaren; vornehmlich aber bestand sein Geschäft darin, für größere Kaufleute den Transport der übrigen treulich zu besorgen. Im Gespräch erfuhr ich von ihm, daß dieses Baumwolle sey, welche aus Macedonien und Cypern über Triest komme und vom Fuße des Berges auf Maulthieren und Saumrossen zu diesen Höhen und weiter bis jenseits des Gebirgs gebracht werde, wo Spinner und Weber in Unzahl durch Thäler und Schluchten einen großen Vertrieb gesuchter Waaren ins Ausland vorbereiteten. Die Ballen waren bequemern Ladens wegen theils anderthalb, theils drei Centner schwer, welches letztere die volle Last eines Saumthiers ausmacht. Der Mann lobte die Qualität der auf diesem Wege ankommenden Baumwolle, verglich sie mit der von Ost- und Westindien, besonders mit der von Cayenne, als der bekanntesten; er schien von seinem Geschäft sehr gut unterrichtet, und da es mir auch nicht ganz unbekannt geblieben war, so gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indessen war der ganze Zug vor uns vorüber und ich erblickte nur mit Widerwillen, auf dem in die Höhe sich schlängelnden Felsweg, die unabsehliche Reihe dieser bepackten Geschöpfe, hinter denen her man schleichen und in der herankommenden Sonne zwischen Felsen braten sollte. Indem ich mich nun gegen meinen Beten darüber beschwerte, trat ein untersetzter munterer Mann zu uns heran, der auf einem ziemlich großen Reff eine verhältnißmäßig leichte Bürde zu tragen schien. Man begrüßte sich und es war gar bald am derben Händeschütteln zu sehen, daß St. Christoph und dieser Ankömmling einander wohl bekannt seyen; da erfuhr ich denn sogleich über ihn Folgendes.

Für die entferntern Gegenden im Gebirge, woher zu Markte zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit wäre, giebt es eine Art von untergeordnetem Handelsmann oder Sammler, welcher Garnträger genannt wird. Dieser steigt nämlich durch alle Thäler und Winkel, betritt Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partien, tauscht dagegen Garn ein, oder kauft es, von welcher Qualität es auch seyn möge, und überläßt es dann wieder mit einigem Profit im größern an die unterhalb ansäßigen Fabrikanten.

Als nun die Unbequemlichkeit hinter den Maulthieren herzuschlendern abermals zur Sprache kam, lud mich der Mann sogleich ein mit ihm ein Seitenthal hinabzusteigen, das gerade hier von dem Hauptthale sich trennte, um die Wasser nach einer andern Himmelsgegend hinzuführen. Der Entschluß war bald gefaßt; und nachdem wir mit einiger Anstrengung einen etwas steilen Gebirgskamm überstiegen hatten, sahen wir die jenseitigen Abhänge vor uns, zuerst höchst unerfreulich: das Gestein hatte sich verändert und eine schiefrige Lage genommen; keine Vegetation belebte Fels und Gerölle und man sah sich von einem schroffen Niederstieg bedroht; Quellen rieselten von mehreren Seiten zusammen; man kam sogar an einem mit schroffen Felsen umgebenen kleinen See vorbei. Endlich traten einzeln und dann mehr gesellig Fichten, Lärchen und Birken hervor, dazwischen sodann zerstreute ländliche Wohnungen, freilich von der kärglichsten Sorte, jede von ihren Bewohnern selbst zusammengezimmert aus verschränkten Balken, die großen schwarzen Schindeln der Dächer mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht wegführe. Ungeachtet dieser äußern traurigen Ansicht war der beschränkte innere Raum doch nicht unangenehm; warm und trocken, auch reinlich gehalten, paßte er gar gut zu dem frohen Aussehen der Bewohner, bei denen man sich alsobald ländlich gesellig fühlte.

Der Bote schien erwartet; auch hatte man ihm aus dem kleinen Schiebefenster entgegengesehen: denn er war gewohnt, wo möglich an demselben Wochentage zu kommen. Er handelte das Gespinnst ein, theilte frische Baumwolle aus; dann ging es rasch hinabwärts, wo mehrere Häuser in geringer Entfernung nahe stehen. Kaum erblickt man uns, so laufen die Bewohner begrüßend zusammen; Kinder drängen sich hinzu und werden mit einem Eierbrod, auch einer Semmel hoch erfreut. Das Behagen war überall groß und vermehrt, als sich zeigte, daß St. Christoph auch dergleichen aufgepackt und also gleichfalls die Freude hatte, den kindlichsten Dank einzuernten: um so angenehmer für ihn, als er sich, wie sein Geselle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun wußte.

Die Alten dagegen hielten gar mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte jedermann wissen, der glücklicherweise sehr entfernt geführt wurde und auch näher solchen Gegenden kaum gefährlich gewesen wäre. Sie freuten sich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr: denn es war nicht zu läugnen, das Maschinenwesen

Die Geheimniſſe.

Ein Fragment.

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad facht' in die Büſche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde:
Gar Viele müſſen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine ſieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der Andre weilt mit fröhlicher Gebärde:
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen,
Für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reiſe,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab nach frommer Wandrer Weiſe,
Kam Bruder Marcus, außer Steg und Bahn,

vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitsamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit; doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffnungsgründe beibringen.

Unser Mann wurde dazwischen wegen manches Lebensfalles um Rath gefragt; ja sogar mußte er sich nicht allein als Hausfreund, sondern auch als Hausarzt zeigen: Wundertropfen, Salze, Balsame führte er jederzeit bei sich.

In die verschiedenen Häuser eintretend fand ich Gelegenheit meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von der Spinnertechnik zu unterrichten. Ich ward aufmerksam auf Kinder, welche sich sorgfältig und emsig beschäftigten, die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen, und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüsse, nebst andern Unreinigkeiten wegzunehmen; sie nennen es erlesen. Ich fragte, ob das nur das Geschäft der Kinder sey, erfuhr aber, daß es in Winterabenden auch von Männern und Brüdern unternommen werde.

Rüstige Spinnerinnen zogen sodann wie billig meine Aufmerksamkeit auf sich; die Vorbereitung geschieht folgendermaßen. Er wird die erlesene oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutschland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gekardet, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Locken festgewickelt und so zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterschied zwischen links und rechts gedrehtem Garn: jenes ist gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite, welche die Spindel dreht, um den Wirtel verschränkt wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; mehrere halten dasselbe mit übereinander gelegten Füßen in festem Stande, andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die Scheibe und langt aus, so weit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Bewegungen entstehen und eine schlanke Gestalt sich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet: die Richtung besonders der letzten Spinnweise gewährt einen sehr malerischen Contrast, so daß unsere schönsten Damen an wahrem Reiz und Anmuth zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn sie einmal anstatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer solchen Umgebung drängten sich neue eigene Gefühle mir auf; die schnurrenden Räder haben eine gewisse Beredsamkeit; die Mädchen singen Psalmen, auch, obwohl seltener, andere Lieder; Zeisige und Stieglitze in Käfigen aufgehangen zwitschern dazwischen, und nicht leicht möchte ein Bild regeren Lebens gefunden werden, als in einer Stube wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beschriebenen Rädligarn ist jedoch das Briefgarn vorzuziehen. Hierzu wird die beste Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Ist sie rein gelesen, so bringt man sie, anstatt zu krämpeln, auf Kämme, welche aus einfachen Reihen langer stählerner Nadeln bestehen, und kämmt sie; alsdann wird das längere und feinere Theil derselben mit einem stumpfen Messer bänderweise (das Kunstwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zusammengewickelt und in eine Papierdüte gethan, und diese nachher an der Kunkel befestigt. Aus einer solchen Düte nun wird mit der Spindel von der Hand gesponnen; daher heißt es aus dem Brief spinnen, und das gewonnene Garn Briefgarn.

Dieses Geschäft, welches nur von ruhigen bedächtigen Personen getrieben wird, giebt der Spinnerin ein sanfteres Ansehen als das am Rade; kleidet dieß letzte eine große schlanke Figur am besten, so wird durch jenes eine ruhige zarte Gestalt gar sehr begünstigt. Dergleichen verschiedene Charaktere, verschiedenen Arbeiten zugethan, erblickte ich mehrere in Einer Stube, und wußte zuletzt nicht recht, ob ich meine Aufmerksamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hätte.

Läugnen aber dürft' ich nicht sodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die seltenen Gäste aufgeregt, sich freundlich und gefällig erwiesen. Besonders freuten sie sich, daß ich mich nach allem so genau erkundigte, was sie mir vorsprachen, bemerkte, ihre Geräthschaften und einfaches Maschinenwerk zeichnete, und hübsche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abschilderte, wie hierneben zu sehen seyn sollte. Auch ward, als der Abend hereintrat, die vollbrachte Arbeit vorgewiesen, die vollen Spindeln in dazu bestimmten Kästchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk sorgfältig aufgehoben. Nun war man schon bekannter geworden, die Arbeit jedoch ging ihren Gang: nun beschäftigte man sich mit dem Haspeln und zeigte schon viel freier theils die Maschine, theils die Behandlung vor, und ich schrieb sorgfältig auf.

Der Haspel hat Rad und Zeiger, so daß sich bei jedesmaligem

Umdrehen eine Feder hebt, welche niederschlägt, so oft hundert Umgänge auf den Haspel gekommen sind. Man nennt nun die Zahl von tausend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verschiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechts gedreht Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund, links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haspels wird ungefähr sieben Viertel Elle oder etwas mehr betragen, und die schlanke fleißige Spinnerin behauptete vier, auch fünf Schneller, das wären 5000 Umgänge, also 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu spinnen; sie erbot sich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die stille und bescheidene Briefspinnerin es nicht ganz lassen, und versicherte, daß sie aus dem Pfund 120 Schneller spinne in verhältnißmäßiger Zeit. Briefgarnspinnen geht nämlich langsamer, als Spinnen am Rade, wird auch besser bezahlt. Vielleicht spinnt man am Rade wohl das Doppelte. Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haspel voll und zeigte mir, wie nun das Ende des Fadens ein paarmal umgeschlagen und geknüpft werde; sie nahm den Schneller ab, drehte ihn so, daß er in sich zusammenlief, zog das eine Ende durch das andere durch, und konnte das Geschäft der geübten Spinnerin als abgeschlossen mit unschuldiger Selbstgefälligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, stand die Mutter auf, und sagte, da der junge Herr doch alles zu sehen wünsche, so wolle sie ihm nun auch die Trockenweberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem sie sich an den Webersstuhl setzte, wie sie nur diese Art handhaben, weil sie eigentlich allein für grobe Cattune gelte, wo der Einschlag trocken eingetragen und nicht sehr dicht geschlagen wird; sie zeigte mir dann auch solche trockene Waare; diese ist immer glatt, ohne Streifen und Quadrate oder sonst irgend ein Abzeichen, und nur fünf bis fünf ein halbes Viertel Elle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel, und unser Garnträger bestand auf einer weitern Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen müsse; die Fußpfade seyen gut und klar, besonders bei solcher Nachtfackel. Wir von unserer Seite erheiterten den Abschied durch seidene Bänder und Halstücher, dergleichen Waare St. Christoph ein ziemliches Packet mit sich trug; das Geschenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Ihrigen zu vertheilen.

Dienstag den 16. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenversammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung davon auf einem freien Hügel stand eine Capelle, und es fing schon an wohnlicher und menschlicher auszusehen. Wir kamen an Umzäumungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf spärlichen, sorgfältig gehüteten [illegible]wachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt, wo neben dem Spinnen das Weben ernstlicher getrieben wird. Unsere gestrige Tagereise, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüstigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote bestieg den Heuboden, und ich war eben im Begriff ihm zu folgen, als St. Christoph mir sein Neff befahl und zur Thüre hinausging. Ich kannte seine löbliche Absicht und ließ ihn gewähren.

Des andern Morgens jedoch war das erste, daß die Familie zusammenlief, und den Kindern streng verboten ward, nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräulicher Bär oder sonst ein Ungethüm in der Nähe sich aufhalten müsse: denn es habe die Nacht über vor der Capelle dergestalt gestöhnt und gebrummt, daß Felsen und Häuser hierüben hätten erzittern mögen, und man rieth, bei unserer heutigen längeren Wanderung wohl auf der Hut zu seyn. Wir suchten die guten Leute möglichst zu beruhigen, welches in dieser Einöde jedoch schwerer schien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligst sein Geschäft abthun und alsdann kommen wolle, uns abzuholen; denn wir hätten heute einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr so im Thale nur hinabschlendern, sondern einen vorgeschobenen Gebirgsriegel mühsam überklettern würden. Ich entschloß mich daher die Zeit so gut als möglich zu nutzen, und mich von unsern guten Wirthsleuten in die Vorhalle des Webens einführen zu lassen.

Beide waren ältliche Leute, in späteren Tagen noch mit zwei, drei Kindern gesegnet; religiöse Gefühle und ahnungsvolle Vorstellungen ward man in ihrer Umgebung, Thun und Reden gar bald gewahr. Ich kam gerade zum Anfang einer solchen Arbeit, dem Uebergang vom Spinnen zum Weben, und da ich zu keiner weitern Zerstreuung Anlaß fand, so ließ ich mir das Geschäft, wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichsam dictiren.

Die erste Arbeit, das Garn zu leimen, war gestern verrichtet. Man siedet solches in einem dünnen Leimwasser, welches aus Stärkemehl und etwas Tischlerleim besteht, wodurch die Fäden mehr Halt bekommen. Früh waren die Garnstränge schon trocken und man bereitete sich zu spuhlen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrspuhlen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen sitzend, verrichtete diese leichte Arbeit; ein Enkel stand neben ihm, und schien begierig das Spuhlrad selbst zu handhaben. Indessen steckte der Vater die Spuhlen, um zu zetteln, auf einen mit Querstäben abgetheilten Rahmen, so daß sie sich frei um perpendicular stehende starke Drähte bewegten und den Faden ablaufen ließen. Sie werden mit gröberm und feinerm Garn in der Ordnung aufgesteckt, wie das Muster oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Instrument, das Brittli, ungefähr wie ein Sistrum gestaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Fäden gezogen sind; dieses befindet sich in der Rechten des Zettlers; mit der Linken faßt er die Fäden zusammen, und legt sie, hin und wieder gehend, auf den Zettelrahmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Fäden herauf und eben so viel herunter, und nennt solches die Rispe; so werden die verschränkten Fäden über die zwei oben an dem Zettelrahmen angebrachten Nägel gelegt: dieses geschieht, damit der Weber die Fäden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Ist man mit dem Zetteln fertig, so wird das Gerispe unterbunden und dabei ein jeder Gang besonders abgetheilt, damit sich nichts verwirren kann; sodann werden mit aufgelöstem Grünspan am letzten Gang Male gemacht, damit der Weber das gehörige Maß wiederbringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Gestalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die Werfte genannt wird.

Mittwoch den 17.

Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins. Die hervorbrechende Helle, die aufgehende Sonne ließ uns ein besser bewohntes und bebautes Land sehen. Hatten wir oben, um über Bäche zu kommen, Schrittsteine oder zuweilen einen schmalen

Steg, nur an der einen Seite mit Lehne versehen angetroffen, so waren hier schon steinerne Brücken über das immer breiter werdende Wasser geschlagen; das Anmuthige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten, und ein erfreulicher Eindruck ward von den sämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber aus einer andern Flußregion kam ein schlanker schwarzlockiger Mann hergeschritten und rief schon von weitem, als einer, der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: Grüß euch Gott, Herr Gevatter Garnträger!

Dieser ließ ihn näher herankommen; dann rief auch er mit Verwunderung: Dank euch Gott, Herr Gevatter Geschirrfasser! Woher des Landes? welche unerwartete Begegnung!

Jener antwortete herantretend: Schon zwei Monate schreite ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeit lang ungestört fortarbeiten können.

Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: Da ihr, junger Herr, so viel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweist und euch sorgfältig drum bekümmert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich euch in diesen Tagen schon still herbeigewünscht hatte; er würde euch alles besser erklärt haben als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht, was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört, vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wiederherzustellen, wie es Noth thut, und es jeder nur wünschen mag.

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich einiges, was ich dieser Tage gelernt hatte, mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen hat; auch sagte ich ihm, was ich gestern schon von den Anfängen der Weberei gesehen.

Jener rief dagegen freudig aus: Das ist recht erwünscht; da komme ich gerade zur rechten Zeit, um einem so werthen lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich erst vom Thiere unterscheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geschickten Leuten, und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt, wie ich selbst.

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch mannichfaltig fortgesetzt, und wir gelangten nach einigem Rasten und Frühstück zu einer zwar auch unter und über einander, doch besser gebauten Häusergruppe: er wies uns an das beste. Der Garnbote ging mit mir und St. Christoph nach Abrede zuerst hinein; sodann aber nach den ersten Begrüßungen und einigen Scherzen folgte der Geschirrfasser, und es war auffallend, daß sein Hereintreten eine freudige Ueberraschung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder versammelten sich um ihn; einem am Weberstuhl sitzenden wohlgebildeten Mädchen steckte das Schiffchen in der Hand, das just durch den Zettel durchfahren sollte; eben so hielt sie auch den Tritt an, stand auf und kam später mit langsamer Verlegenheit, ihm die Hand zu reichen.

Beide, der Garnbote sowohl als der Geschirrfasser setzten sich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man sich eine Zeit lang gelabt, wendete sich der wackere Mann zu mir und sagte: Sie, mein guter Herr, dürfen wir über die Freude des Wiedersehens nicht hintansetzen: wir können noch Tage lang mit einander schnacken; Sie müssen morgen fort. Lassen wir den Herrn in das Geheimniß unserer Kunst sehen; Leinen und Zetteln kennt er: zeigen wir ihm das übrige vor; die Jungfrauen da sind mir ja wohl behülflich. Ich sehe, an diesem Stuhl ist man beim Aufwinden.

Das Geschäft war der jüngern, zu der wir traten. Die ältere setzte sich wieder an ihren Weberstuhl und verfolgte mit stiller liebevoller Miene ihre lebhafte Arbeit.

Ich betrachtete nun sorgfältig das Aufwinden. Zu diesem Zweck läßt man die Gänge des Zettels nach der Ordnung durch einen großen Kamm laufen, der eben die Breite des Weberbaums hat, auf welchen aufgewunden werden soll; dieser ist mit einem Einschnitt versehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Zettels durchgesteckt und in dem Einschnitt befestigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen sitzt unter dem Weberstuhle und hält den Strang des Zettels stark an, während die Weberin den Weberbaum an einem Hebel gewaltsam herumdreht und zugleich Acht giebt, daß alles in der Ordnung zu liegen komme. Wenn alles aufgewunden ist, so werden durch die Rispe ein runder und zwei flache Stäbe, Schienen, gestoßen, damit sie sich halte; und nun beginnt das Eindrehen.

Vom alten Gewebe ist noch etwa ein Viertel Elle am zweiten Weberbaum übrig geblieben, und von diesem laufen etwa drei Viertel Ellen lang die Fäden durch das Blatt in der Lade sowohl als durch die Flügel des Geschirrs. An diese Fäden nun dreht der Weber die Fäden des neuen Zettels, einen um den andern, sorgfältig an, und wenn er fertig ist, wird alles Angedrehte auf einmal durchgezogen, so daß die neuen Fäden bis an den noch leeren vordern Weberbaum reichen; die abgerissenen Fäden werden angeknüpft, der Eintrag auf kleine Spuhlen gewunden, wie sie ins Weberschiffchen passen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geschlichtet.

So lang der Weberstuhl ist, wird der Zettel mit einem Leimwasser, aus Hantschuhleder bereitet, vermittelst eingetauchter Bürsten durch und durch angefeuchtet, sodann werden die obengedachten Schienen, die das Gerispe halten, zurückgezogen, alle Fäden aufs genaueste in Ordnung gelegt und alles so lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänseflügel gefächelt, bis es trocken ist; und nun kann das Weben begonnen und fortgesetzt werden, bis es wieder nöthig wird zu schlichten.

Das Schlichten und Fächeln ist gewöhnlich jungen Leuten überlassen, welche zu dem Webergeschäft herangezogen werden; oder in der Muße der Winterabende leistet ein Bruder oder ein Liebhaber der hübschen Weberin diesen Dienst, oder diese machen wenigstens die kleinen Spühlchen mit dem Eintragsgarn.

Feine Musseline werden naß gewebt; nämlich der Strang des Einschlagegarns wird in Leimwasser getaucht, noch naß auf die kleinen Spuhlen gewunden und sogleich verarbeitet, wodurch sich das Gewebe gleicher schlagen läßt und klarer erscheint.

Donnerstag den 18.

Ich fand überhaupt etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zustand einer solchen Weberstube: mehrere Stühle waren in Bewegung; da gingen noch Spinn- und Spuhlräder, und am Ofen die Alten mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten sitzend und trauliche Gespräche führend. Zwischendurch ließ sich wohl auch Gesang hören, meistens Ambrosius Lobwassers vierstimmige Psalmen, seltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhlich schallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jakob einen witzigen Einfall gesagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn sie Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Musseline zu Stande bringen; es ist aber sehr selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webegeschirres ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geschieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anspannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberin seiner baumwollenen Tücher einen schweren Stein an den Nagel des vordern Weberbaums hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe kräftig angespannt wird (das Kunstwort heißt dämmen), so verlängert es sich merklich, auf 32 Ellen ¼ Elle und auf 64 etwa 1' Elle; dieser Ueberschuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder sie hebt sich's zu Halstüchern, Schürzen u. s. w. auf.

In der klarsten sanftesten Mondnacht, wie sie nur in hohen Gebirgszügen obwaltet, saß die Familie mit ihren Gästen vor der Hausthüre im lebhaftesten Gespräch, Lenardo in tiefen Gedanken. Schon unter allem dem Leben und Wirken und so manchen handwerklichen Betrachtungen war ihm jener von Freund Wilhelm zu seiner Beruhigung geschriebene Brief wieder ins Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er so oft gelesen, die Zeilen, die er mehrmals angeschaut, stellten sich wieder seinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblingsmelodie, ehe wir uns versehen, auf einmal dem tiefsten Gehör leise hervortritt, so wiederholte sich jene zarte Mittheilung in der stillen sich selbst angehörigen Seele.

„Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne: hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit."

Aber dießmal mehr aufregend als beschwichtigend war die Erinnerung. Paßt doch, sprach er zu sich selbst, diese allgemein lakonische Beschreibung ganz und gar auf den Zustand, der mich hier umgiebt. Ist nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung

in die Ferne will mir nicht gleichermaßen deutlich scheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beleben, aber einen weitern, einen bessern; sie mag sich behaglich wie diese hier, vielleicht noch behaglicher, finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umherschauen.

Nun aber durch ein lebhaftes, sich steigerndes Gespräch der übrigen aufgeregt, mehr Acht habend auf das was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke, den er diese Stunden her gehegt, vollkommen lebendig. Sollte nicht eben dieser Mann, dieser mit Werkzeug und Geschirr so meisterhaft umgehende, für unsere Gesellschaft das nützlichste Mitglied werden können? Er überlegte das und alles, wie ihm die Vorzüge dieses gewandten Arbeiters schon stark in die Augen geleuchtet. Er lenkte daher das Gespräch dahin und machte zwar wie im Scherze, aber desto unumwundener jenem den Antrag, ob er sich nicht mit einer bedeutenden Gesellschaft verbinden und den Versuch machen wolle, übers Meer auszuwandern.

Jener entschuldigte sich, gleichfalls heiter betheuernd, daß es ihm hier wohl gehe, daß er auch Besseres erwarte; in dieser Landesart sey er geboren, darin gewohnt, weit und breit bekannt und überall vertraulich aufgenommen. Ueberhaupt werde man in diesen Thälern keine Neigung zur Auswanderung finden; keine Noth ängstige sie und ein Gebirg halte seine Leute fest.

Deßwegen wundert's mich, sagte der Garnbote, daß es heißen will, Frau Susanne werde den Factor heirathen, ihr Besitzthum verkaufen und mit schönem Geld übers Meer ziehen.

Auf Befragen erfuhr unser Freund, es sey eine junge Wittwe, die in guten Umständen ein reichliches Gewerbe mit den Erzeugnissen des Gebirges betreibe, wovon sich der wandernde Reisende morgen gleich selbst überzeugen könne, indem man auf dem eingeschlagenen Wege zeitig bei ihr eintreffen werde.

Ich habe sie schon verschiedentlich nennen hören, versetzte Lenardo, als belebend und wohlthätig in diesem Thale, und versäumte nach ihr zu fragen.

Gehen wir aber zur Ruh, sagte der Garnbote, um den morgenden Tag, der heiter zu werden verspricht, von früh auf zu nutzen.

Hier endigte das Manuscript, und als Wilhelm nach der Fortsetzung

Verlangend nach geringem Trank und Speiſe,
In einem Thal am ſchönen Abend an,
Voll Hoffnung in den waldbewachſ'nen Gründen
Ein gaſtfrei Dach für dieſe Nacht zu finden.

Am ſteilen Berge, der nun vor ihm ſtehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu ſehn,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß ſich ſteigend um die Felſen drehn;
Bald ſieht er ſich hoch übers Thal erhöhet,
Die Sonne ſcheint ihm wieder freundlich ſchön,
Und bald ſieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor ſeinen Augen liegen.

Und neben hin die Sonne, die im Reigen
Noch prachtvoll zwiſchen dunkeln Wolken thront;
Er ſammelt Kraft die Höhe zu erſteigen,
Dort hofft er ſeine Mühe bald belohnt.
Nun, ſpricht er zu ſich ſelbſt, nun muß ſich zeigen,
Ob etwas Menſchliches in der Nähe wohnt!
Er ſteigt und horcht und iſt wie neu geboren:
Ein Glockenklang erſchallt in ſeinen Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erſtiegen,
Sieht er ein nahes, ſanft geſchwungnes Thal.
Sein ſtilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde ſieht er auf einmal
In grüner Au' ein ſchön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenſtrahl:
Er eilt durch Wieſen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloſter zu, das ihm entgegen leuchtet.

verlangte, hatte er zu erfahren, daß sie gegenwärtig nicht in den Händen der Freunde sey. Sie war, sagte man, an Makarien gesendet, welche gewisse Verwickelungen, deren darin gedacht worden, durch Geist und Liebe schlichten und bedenkliche Verknüpfungen auflösen solle. Der Freund mußte sich diese Unterbrechung gefallen lassen und sich bereiten, an einem geselligen Abend in heiterer Unterhaltung Vergnügen zu finden.

Sechstes Capitel.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weitumherschauenden Laube saßen, trat eine ansehnliche Figur auf die Schwelle, welche unser Freund sogleich für den Barbier von heute früh erkannte.

Auf einen tiefen stummen Bückling des Mannes erwiederte Lenardo: Ihr kommt, wie immer, sehr gelegen und werdet nicht säumen, uns mit eurem Talent zu erfreuen.

Ich kann Ihnen wohl, fuhr er zu Wilhelm gewendet fort, einiges von der Gesellschaft erzählen, deren Band zu seyn ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unsern Kreis, als wer gewisse Talente aufzuweisen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Gesellschaft dienen würden. Dieser Mann ist ein derber Wundarzt, der in bedenklichen Fällen, wo Entschluß und körperliche Kraft gefordert wird, seinem Meister trefflich an der Seite zu stehen bereit ist. Was er als Bartkünstler leistet, davon können Sie ihm selbst ein Zeugniß geben. Hierdurch ist er uns eben so nöthig als willkommen. Da nun aber diese Beschäftigung gewöhnlich eine große und oft lästige Geschwätzigkeit mit sich führt, so hat er sich zu eigener Bildung eine Bedingung gefallen lassen: wie denn jeder, der unter uns leben will, sich von einer gewissen Seite bedingen muß, wenn ihm nach andern Seiten hin die größere Freiheit gewährt ist. Dieser also hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, in sofern etwas Gewöhnliches oder Zufälliges durch sie ausgedrückt wird; daraus aber hat sich ihm ein anderes Redetalent entwickelt, welches absichtlich, klug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

Sein Leben ist reich an wunderlichen Erfahrungen, die er sonst zu ungelegener Zeit schwatzend zersplitterte, nun aber durch Schweigen genöthigt im stillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet sich

denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geschehenen Leben und Bewegung. Mit besonderer Kunst und Geschicklichkeit weiß er wahrhafte Mährchen und mährchenhafte Geschichten zu erzählen, wodurch er oft zur schicklichen Stunde uns gar sehr ergötzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöst wird; wie ich denn gegenwärtig thue, und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er sich in geraumer Zeit, seitdem ich ihn kenne, noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich, daß er auch dießmal, unserm theuern Gast zu Lieb' und Ehren, sich besonders hervorthun werde.

Ueber das Gesicht des Rothmantels verbreitete sich eine geistreiche Heiterkeit, und er fing ungesäumt folgendermaßen zu sprechen an.

Die neue Melusine.

Hochverehrte Herren! Da mir bekannt ist, daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht besonders lieben, so will ich ohne weiteres versichern, daß ich dießmal vorzüglich gut zu bestehen hoffe. Von mir sind zwar schon gar manche wahrhafte Geschichten zu hoher und allseitiger Zufriedenheit ausgegangen, heute aber darf ich sagen, daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl sie mir schon vor einigen Jahren begegnet ist, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja sogar eine endliche Entwickelung hoffen läßt. Sie möchte schwerlich ihres Gleichen finden.

Vorerst sey gestanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer so eingerichtet, um der nächsten Zeit, ja des nächsten Tages ganz sicher zu seyn. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einst nahm ich mir eine Reise vor, die mir guten Gewinn verschaffen sollte; aber ich machte meinen Zuschnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich sie mit Extrapost angefangen und sodann auf der ordinären eine Zeit lang fortgesetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt dem Ende derselben zu Fuße entgegen zu gehen.

Als ein lebhafter Bursche hatte ich von jeher die Gewohnheit, sobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthin oder auch nach der Köchin umzusehen und mich schmeichlerisch gegen sie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meistens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Posthaus eines kleinen Städtchens

trat und eben nach meiner hergebrachten Weise verfahren wollte, rasselte gleich hinter mir ein schöner zweisitziger Wagen, mit vier Pferden bespannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und sah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte sogleich ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob sie etwas zu befehlen habe. Beim Aussteigen zeigte sich eine schöne Gestalt, und ihr liebenswürdiges Gesicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geschmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne.

O ja! sagte sie, wenn Sie mir mit Sorgfalt das Kästchen, das auf dem Sitze steht, herausheben und hinauftragen wollen; aber ich bitte gar sehr, es recht stät zu tragen und im mindesten nicht zu bewegen oder zu rütteln.

Ich nahm das Kästchen mit Sorgfalt, sie verschloß den Kutschenschlag; wir stiegen zusammen die Treppe hinauf, und sie sagte dem Gesinde, daß sie diese Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer; sie hieß mich das Kästchen auf den Tisch setzen, der an der Wand stand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß sie allein zu seyn wünschte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig aber feurig die Hand küßte.

Bestellen Sie das Abendessen für uns beide! sagte sie darauf; und es läßt sich denken, mit welchem Vergnügen ich diesen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthin und Gesinde kaum über die Achsel ansah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen sollte. Es war aufgetragen, wir setzten uns gegen einander über; ich labte mich zum erstenmal seit geraumer Zeit an einem guten Essen und zugleich an einem so erwünschten Anblick; ja mir kam es vor, als wenn sie mit jeder Minute schöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch suchte sie alles abzulehnen, was sich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt; ich zauderte, ich suchte allerlei Kunstgriffe, mich ihr zu nähern, aber vergebens; sie hielt mich durch eine gewisse Würde zurück, der ich nicht widerstehen konnte, ja ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr scheiden.

Nach einer meist durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob sie Pferde bestellt habe; ich hörte Nein, und ging in den Garten, sah sie angekleidet am Fenster stehen und eilte zu ihr hinauf. Als sie mir so schön und schöner als gestern entgegen

kam, regte sich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit und Verwegenheit; ich stürzte auf sie zu und faßte sie in meine Arme.

Englisches unwiderstehliches Wesen! rief ich aus: verzeih, aber es ist unmöglich!

Mit unglaublicher Gewandtheit entzog sie sich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können.

Halten Sie solche Ausbrüche einer plötzlichen leidenschaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verscherzen wollen, das Ihnen sehr nahe liegt, das aber erst nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann.

Fordere was du willst, englischer Geist! rief ich aus: aber bringe mich nicht zur Verzweiflung!

Sie versetzte lächelnd: Wollen Sie sich meinem Dienste widmen, so hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher eine Freundin zu besuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indessen wünsche ich, daß mein Wagen und dieß Kästchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabei nichts zu thun als das Kästchen mit Behutsamkeit in und aus dem Wagen zu heben, sich daneben zu setzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, so wird es auf einen Tisch gestellt, in eine besondere Stube, in der Sie weder wohnen noch schlafen dürfen. Sie verschließen die Zimmer jedesmal mit diesem Schlüssel, der alle Schlösser auf- und zuschließt und dem Schlosse die besondere Eigenschaft giebt, daß es niemand in der Zwischenzeit zu eröffnen im Stande ist.

Ich sah sie an, mir ward sonderbar zu Muthe; ich versprach alles zu thun, wenn ich hoffen könnte sie bald wieder zu sehen, und wenn sie mir diese Hoffnung mit einem Kuß besiegelte. Sie that es und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich sollte nun die Pferde bestellen, sagte sie. Wir besprachen den Weg den ich nehmen, die Orte wo ich mich aufhalten und sie erwarten sollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Geld in die Hand und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie schien gerührt beim Abschied und ich wußte schon nicht mehr was ich that oder thun sollte.

Als ich von meiner Bestellung zurückkam, fand ich die Studenthüre verschlossen. Ich versuchte gleich meinen Hauptschlüssel und er machte sein Probestück vollkommen. Die Thüre sprang auf, ich fand das Zimmer leer; nur das Kästchen stand auf dem Tische, wo ich es hingestellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Kästchen sorgfältig hinunter und setzte es neben mich.

Die Wirthin fragte: Wo ist denn die Dame?

Ein Kind antwortete: Sie ist in die Stadt gegangen.

Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich gestern Abend mit bestaubten Gamaschen hier angekommen war. Daß ich nun bei guter Muße diese Geschichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Kästchen schielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun stracks vor mich hin, stieg mehrere Stationen nicht aus und rastete nicht, bis ich zu einer ansehnlichen Stadt gelangt war, wohin sie mich beschieden hatte. Ihre Befehle wurden sorgfältig beobachtet, das Kästchen in ein besonderes Zimmer gestellt, und ein paar Wachslichter daneben angezündet, wie sie auch verordnet hatte. Ich verschloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenken an sie beschäftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt ohne Gesellschaft zu leben; diese fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieser Gelegenheit an zu schmelzen, und verlor sich eines Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorsichtig einem leidenschaftlichen Spiel überlassen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Gelde entblößt, mit dem Ansehen eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß ob und wann meine Schöne sich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt sehnte ich mich nach ihr, und glaubte nun gar nicht mehr ohne sie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendessen, das mir gar nicht geschmeckt hatte, weil ich es dießmal einsam zu genießen genöthigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, sprach mit mir selbst, verwünschte mich, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungebärdig. Auf einmal höre ich in dem verschlossenen Zimmer neben an eine leise Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffe mich zusammen, greife nach dem Hauptschlüssel; aber die Flügelthüren springen von selbst auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegegen. Ich werfe mich ihr zu

Füßen, küsse ihr Kleid, ihre Hände; sie hebt mich auf, ich wage nicht sie zu umarmen, kaum sie anzusehen; doch gestehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler.

Er ist zu verzeihen, sagte sie: nur verspätet ihr leider euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wieder sehen. Hier ist noch mehr Gold, sagte sie, und hinreichend, wenn ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat euch aber dießmal Wein und Spiel in Verlegenheit gesetzt, so hütet euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiedersehen hoffen.

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel schlugen zusammen; ich pochte, ich bat, aber nichts ließ sich weiter hören.

Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lächelte der Kellner und sagte: So wissen wir doch, warum ihr eure Thüren auf eine so künstliche und unbegreifliche Weise verschließt, daß kein Hauptschlüssel sie öffnen kann. Wir vermutheten bei euch viel Geld und Kostbarkeiten: nun aber haben wir den Schatz zur Treppe hinuntergehen sehen; und auf alle Weise schien er würdig, wohl verwahrt zu werden.

Ich erwiederte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und stieg mit meinem Kästchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundin künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, so ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst theuer anrechnen zu wollen: denn indem sie mich immer in einiger Entfernung hielten, verleiteten sie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich nur suchte ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete immerfort, so wie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er noch so rund und strotzend war wie anfangs. Ich wollte mich dieser schönen Eigenschaft näher versichern, setzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe genau und fing nun an mit meiner Gesellschaft lustig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerksamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn

ich ihm durch mein verwünschtes Zählen die Tugend, unzählbar zu seyn, entwendet hätte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange und konnte nicht zurück; und doch war ich mit meiner Baarschaft bald am Ende. Ich verwünschte meine Lage, schalt auf meine Freundin, die mich so in Versuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, sagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das Kästchen zu öffnen, ob vielleicht in demselben einige Hülfe zu finden sey. Denn war es gleich nicht schwer genug, um Geld zu enthalten, so konnten doch Juwelen darin seyn; und auch diese wären mir sehr willkommen gewesen. Ich war im Begriff den Versatz auszuführen, doch verschob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen und eilte zu einem Bankett, das eben angesagt war. Da ging es denn wieder hoch her und wir waren durch Wein und Trompetenschall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich passirte, daß beim Nachtische ein älterer Freund meiner liebsten Schönheit, von Reisen kommend, unvermuthet hereintrat, sich zu ihr setzte und ohne große Umstände seine alten Rechte geltend zu machen suchte. Daraus entstand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Leder, und ich ward mit mehreren Wunden halb todt nach Hause getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlassen; es war schon tief in der Nacht, mein Wärter eingeschlafen: die Thüre des Seitenzimmers ging auf, meine geheimnißvolle Freundin trat herein und setzte sich zu mir ans Bette. Sie fragte nach meinem Befinden: ich antwortete nicht; denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort, mit vielem Antheil zu sprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewissen Balsam, so daß ich mich geschwind und entschieden gestärkt fühlte, so gestärkt, daß ich mich erzürnen und sie ausschelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf sie, auf die Leidenschaft, die sie mir eingeflößt, auf ihr Erscheinen, ihr Verschwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnsucht, die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich schwur ihr zuletzt, daß wenn sie nicht die Meinige seyn, mir dießmal nicht angehören, und sich mit mir verbinden wolle, so verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entschiedene Antwort forderte. Als sie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden, mit der entschiedenen Absicht mich zu verbluten.

Aber wie erſtaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper ſchmuck und glänzend und ſie in meinen Armen fand.

Nun waren wir das glücklichſte Paar von der Welt. Wir baten einander wechſelſeitig um Verzeihung und wußten ſelbſt nicht recht warum. Sie verſprach nun mit mir weiter zu reiſen; und bald ſaßen wir neben einander im Wagen, das Käſtchen gegen uns über, am Platze der dritten Perſon. Ich hatte deſſelben niemals gegen ſie erwähnt; auch jetzt fiel mir's nicht ein davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen ſtand und wir durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft beide dafür ſorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer in und aus dem Wagen hob und mich wie vormals mit dem Verſchluß der Thüren beſchäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarſchaft zu Ende ging, ließ ich ſie es merken. — Dafür iſt leicht Rath geſchafft, ſagte ſie, und deutete auf ein Paar kleine Taſchen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldſtücke heraus, ſo wie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit, jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzuſetzen.

So reiſten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit andern froh, und ich dachte nicht daran, daß ſie mich wieder verlaſſen könnte, um ſo weniger, als ſie ſich ſeit einiger Zeit entſchieden guter Hoffnung befand, wodurch unſere Heiterkeit und unſere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich ſie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne ſie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Käſtchen wieder auf den Weg, verſuchte die Kraft beider Taſchen und fand ſie noch immer bewährt.

Die Reiſe ging glücklich von Statten; und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wunderſamen Begebenheiten erwartete, ſo ereignete ſich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erſtaunen, in Sorgen, ja in Furcht geſetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reiſen gewohnt war, ſo geſchah es, daß ich oft im Finſtern fuhr und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgingen, ganz dunkel war. Einmal bei ſo finſterer Nacht war ich eingeſchlafen,

und als ich erwachte, sah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denselben und fand, daß er aus dem Kästchen hervorbrach, das einen Riß zu haben schien, eben als wäre es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit gesprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege; ich vermuthete, daß ein Karfunkel im Kästchen liege und wünschte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich, so gut ich konnte, zurecht, so daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geschmack, ja Kostbarkeit möblirtes Zimmer hineinsah, gerade so als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinabgesehen. Zwar konnte ich nur einen Theil des Raums beobachten, der mich auf das übrige schließen ließ. Ein Kaminfeuer schien zu brennen, neben welchem ein Lehnsessel stand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der andern Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich sogleich für meine Frau erkannte, obschon ihr Bild nach dem allerkleinsten Maßstabe zusammengezogen war. Die Schöne setzte sich in den Sessel ans Kamin um zu lesen, legte die Bränte mit der niedlichsten Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, das allerliebste kleine Wesen sey ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt, meine unbequeme Stellung einigermaßen zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinsehen und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum gewesen, war das Licht verschwunden und ich blickte in eine leere Finsterniß.

Wie erstaunt, ja erschrocken ich war, läßt sich begreifen. Ich machte mir tausend Gedanken über diese Entdeckung und konnte doch eigentlich nichts denken. Darüber schlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meiner Schönen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Kästchen nur desto sorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererscheinung in völliger Menschengröße wünschen oder fürchten sollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne gegen Abend in weißem Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, so kam sie mir länger vor als ich sie sonst zu sehen gewohnt war, und ich erinnerte mich gehört zu haben, daß alle vom Geschlecht der Nixen und Gnomen bei einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunehmen. Sie flog wie

gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte sie nicht recht frohmüthig an meine beklemmte Brust drücken.

Mein Liebster, sagte sie, ich fühle nun wohl an deinem Empfang, was ich leider schon weiß. Du hast mich in der Zwischenzeit gesehen; du bist von dem Zustand unterrichtet, in dem ich mich zu gewissen Zeiten befinde: dein Glück und das meinige ist hierdurch unterbrochen, ja es steht auf dem Punkte, ganz vernichtet zu werden. Ich muß dich verlassen und weiß nicht, ob ich dich jemals wieder sehen werde.

Ihre Gegenwart, die Anmuth, mit der sie sprach, entfernte sogleich fast jede Erinnerung jenes Gesichtes, das mir schon bisher nur als ein Traum vorgeschwebt hatte. Ich empfing sie mit Lebhaftigkeit, überzeugte sie von meiner Leidenschaft, versicherte ihr meine Unschuld, erzählte ihr das Zufällige der Entdeckung: genug, ich that so viel, daß sie selbst beruhigt schien und mich zu beruhigen suchte.

Prüfe dich genau, sagte sie, ob diese Entdeckung deiner Liebe nicht geschadet habe, ob du vergessen kannst, daß ich in zweierlei Gestalten mich neben dir befinde, ob die Verringerung meines Wesens nicht auch deine Neigung vermindern werde!

Ich sah sie an; schöner war sie als jemals, und ich dachte bei mir selbst: Ist es denn ein so großes Unglück, eine Frau zu besitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, so daß man sie im Kästchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel schlimmer, wenn sie zur Riesin würde und ihren Mann in den Kasten steckte? Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hätte sie um alles in der Welt nicht fahren lassen.

Bestes Herz, versetzte ich: lasse uns bleiben und seyn wie wir gewesen sind! Könnten wir's beide denn herrlicher finden! Bediene dich deiner Bequemlichkeit und ich verspreche dir, das Kästchen nur desto sorgfältiger zu tragen. Wie sollte das Niedlichste, was ich in meinem Leben gesehen, einen schlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glücklich würden die Liebhaber seyn, wenn sie solche Miniaturbilder besitzen könnten! Und am Ende war es auch nur ein solches Bild, eine kleine Taschenspielerei. Du prüfst und neckst mich; du sollst aber sehen, wie ich mich halten werde.

Die Sache ist ernsthafter als du denkst, sagte die Schöne: indessen bin ich recht wohl zufrieden, daß du sie leicht nimmst; denn für uns beide kann noch immer die heiterste Folge werden. Ich will dir vertrauen, und von meiner Seite das Mögliche thun; nur versprich mir, dieser Entdeckung

Schon ſieht er dicht ſich vor dem ſtillen Orte,
Der ſeinen Geiſt mit Ruh und Hoffnung füllte,
Und auf dem Bogen der geſchloßnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er ſteht und ſinnt und lispelt leiſe Worte
Der Andacht, die in ſeinem Herzen quillt,
Er ſteht und ſinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne ſinkt und es verklingt das Läuten!

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſchlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entſprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie ſich das Bild ihm hier vor Augen ſtellt:
Er ſieht das Kreuz mit Roſen dicht umſchlungen.
Wer hat dem Kreuze Roſen zugeſellt?
Es ſchwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das ſchroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silber-Himmelswolken ſchweben,
Mit Kreuz und Roſen ſich empor zu ſchwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus Einem Punkte dringen;

niemals vorwurfsweise zu gedenken. Dazu füge ich noch eine Bitte recht inständig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht!

Ich versprach, was sie begehrte; ich hätte zu und immer zu versprochen; doch sie wendete selbst das Gespräch, und alles war im vorigen Gleise. Wir hatten nicht Ursache, den Ort unseres Aufenthalts zu verändern: die Stadt war groß, die Gesellschaft vielfach; die Jahrszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfest.

Bei allen solchen Freuden war meine Frau sehr gern gesehen, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes einschmeichelndes Betragen, mit einer gewissen Hoheit verknüpft, machte sie jedermann lieb und ehrenwerth. Ueberdieß spielte sie herrlich die Laute und sang dazu, und alle geselligen Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur gestehen, daß ich mir aus der Musik niemals viel habe machen können, ja sie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir das bald abgemerkt hatte, suchte mich daher niemals, wenn wir allein waren, auf diese Weise zu unterhalten; dagegen schien sie sich in Gesellschaft zu entschädigen, wo sie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum sollte ich es läugnen? unsere letzte Unterredung, ungeachtet meines besten Willens, war doch nicht vermögend gewesen, die Sache ganz bei mir abzuthun; vielmehr hatte sich meine Empfindungsweise gar seltsam gestimmt, ohne daß ich mir es vollkommen bewußt gewesen wäre. Da brach eines Abends in großer Gesellschaft der verhaltene Unmuth los, und mir entsprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, so liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger; und nun ward ich eifersüchtig auf sie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir schräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung saßen, befand ich mich sehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir seit einiger Zeit reizend geschienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden sparte man des Weines nicht, indessen von der andern Seite ein paar Musikfreunde sich meiner Frau bemächtigt hatten und die Gesellschaft zu Gesängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böse Laune. Die beiden Kunstliebhaber schienen zudringlich; der Gesang machte mich ärgerlich, und als

man gar von mir auch eine Solostrophe begehrte, so wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und setzte ihn sehr unsanft nieder.

Durch die Anmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich sogleich zwar wieder gemildert; aber es ist eine böse Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege ist: er kochte heimlich fort, obgleich alles mich hätte sollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit stimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tückischer, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Gesang zur Bewunderung aller übrigen begleitete. Unglücklicherweise erbat man sich eine allgemeine Stille. Also auch schwatzen sollte ich nicht mehr, und die Töne thaten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinste Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerin ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als sie nach mir, und wahrlich recht liebevoll, herübersah. Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunterschlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte sie, mir lieblich drohend.

Bedenken Sie, daß es Wein ist! sagte sie, nicht lauter, als daß ich es hören konnte.

Wasser ist für die Nixen! rief ich aus.

Meine Damen, sagte sie zu meinen Nachbarinnen, kränzen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde!

Sie werden sich doch nicht meistern lassen! zischelte mir die eine ins Ohr!

Was will der Zwerg? rief ich aus, mich heftiger gebärdend, wodurch ich den Becher umstieß.

Hier ist viel verschüttet! rief die Wunderschöne, that einen Griff in die Saiten, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Gesellschaft aus dieser Störung wieder auf sich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um so mehr, als sie aufstand, aber nur als wenn sie sich das Spiel bequemer machen wollte und zu präludiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tischtuch fließen sah, kam ich wieder zu mir selbst. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte und war recht innerlich zerknirscht; zum erstenmal sprach die Musik mich an. Die erste Strophe, die sie sang, war ein freundlicher Abschied an die Gesellschaft, wie sie sich noch zusammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Societät gleichsam aus einander; jeder fühlte sich einzeln, abgesondert, niemand glaubte sich mehr gegenwärtig. Aber

was soll ich denn von der letzten Strophe sagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abschied nimmt.

Stumm führte ich sie nach Hause und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unser Zimmer gelangt, als sie sich höchst freundlich und anmuthig, ja fegar schalkhaft erwies und mich zum glücklichsten aller Menschen machte.

Des andern Morgens sagte ich ganz getrost und liebevoll: Du hast so manchmal, durch gute Gesellschaft aufgefordert, gesungen, so zum Beispiel gestern Abend das rührende Abschiedslied; singe nun auch einmal mir zu Liebe ein hübsches fröhliches Willkommen in dieser Morgenstunde, damit es uns werde, als wenn wir uns zum erstenmal kennen lernten.

Das vermag ich nicht, mein Freund, versetzte sie mit Ernst. Das Lied von gestern Abend bezog sich auf unsere Scheidung, die nun sogleich vor sich gehen muß: denn ich kann dir nur sagen, die Beleidigung gegen Versprechen und Schwur hat für uns beide die schlimmsten Folgen; du verscherzest ein großes Glück und auch ich muß meinen liebsten Wünschen entsagen.

Als ich nun hierauf in sie drang und bat, sie möchte sich näher erklären, versetzte sie: Das kann ich leider wohl: denn es ist doch um mein Bleiben bei dir gethan. Vernimm also, was ich dir lieber bis in die spätesten Zeiten verborgen hätte. Die Gestalt, in der du mich im Kästchen erblicktest, ist mir wirklich angeboren und natürlich: denn ich bin aus dem Stamm des Königs Eckwald, des mächtigen Fürsten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geschichte so vieles meldet. Unser Volk ist noch immer wie vor Alters thätig und geschäftig, und auch daher leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorstellen, daß die Zwerge in ihren Arbeiten zurückgeblieben sind. Sonst waren Schwerter, die den Feind verfolgten, wenn man sie ihm nachwarf, unsichtbar und geheimnißvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilde und dergleichen ihre berühmtesten Arbeiten: jetzt aber beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes, und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdest erstaunen, wenn du unsere Werkstätten und Waarenlager hindurchgehen solltest. Dieß wäre nun alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein besonderer Umstand einträte.

Da sie einen Augenblick inne hielt, ersuchte ich sie um fernere Eröffnung dieser wundersamen Geheimnisse, worin sie mir denn auch sogleich willfahrte.

Es ist bekannt, sagte sie, daß Gott, sobald er die Welt erschaffen hatte, so daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich dastand, daß Gott, sage ich, sogleich vor allen Dingen die Zwerglein erschuf, damit auch vernünftige Wesen wären, welche seine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anstaunen und verehren könnten. Ferner ist bekannt, daß dieses kleine Geschlecht sich nachmals erheben und sich die Herrschaft der Erde anzumaßen gedacht, weßhalb denn Gott die Drachen erschaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen sich in den großen Höhlen und Spalten selbst einzunisten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derselben Feuer spieen, und manch anderes Wüstes begingen, so wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergestalt, daß sie nicht mehr wußten, wo aus noch ein und sich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieses unsaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach seiner Weisheit jenn Geschöpf zu zerstören nicht beschließen mochte, so ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alsobald die Riesen erschuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten, doch wenigstens vermindern sollten.

Als nun aber die Riesen so ziemlich mit den Drachen fertig geworden, stieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel, weßwegen sie gar manches Freele, besonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth sich zu dem Herrn wandten, der sodann aus seiner Machtgewalt die Ritter schuf, welche die Riesen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben sollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von dieser Seite beschlossen und es findet sich, daß nachher Riesen und Drachen so wie die Ritter und Zwerge immer zusammengehalten haben. Daraus kannst du nun ersehen, mein Freund, daß wir von dem ältesten Geschlecht der Welt sind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit sich führt.

Da nämlich auf der Welt nichts ewig bestehen kann, sondern alles was einmal groß gewesen, klein werden und abnehmen muß, so sind auch wir in dem Falle, daß wir seit Erschaffung der Welt immer abnehmen

und kleiner werden, vor allem andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes diesem Schicksal am ersten unterworfen ist. Deßhalb haben unsere weisen Meister schon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzessin aus dem königlichen Hause heraus ins Land gesendet werde, um sich mit einem ehrsamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeschlecht wieder angefrischt und vom gänzlichen Verfall gerettet sey.

Indessen meine Schöne diese Worte ganz treuherzig vorbrachte, sah ich sie bedenklich an, weil es schien, als ob sie Lust habe mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß sie mich anstatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben sollen, meine Vorfahren seyen von Gott unmittelbar erschaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte sie freundlich: aber sage mir, mein liebes Kind, wie kommst du zu dieser großen und ansehnlichen Gestalt? denn ich kenne wenig Frauen, die sich dir an prächtiger Bildung vergleichen können.

Das sollst du erfahren, versetzte meine Schöne. Es ist von jeher im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man sich so lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzessin wieder einmal in das Land zu senden, wenn nicht mein nachgeborner Bruder so klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen sogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß, wo er hingekommen ist? Bei diesem in den Jahrbüchern des Zwergenreichs ganz unerhörten Falle versammelte man die Weisen, und kurz und gut, der Entschluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu schicken.

Der Entschluß! rief ich aus: das ist wohl alles schön und gut. Man kann sich entschließen, man kann etwas beschließen: aber einem Zwerglein diese Göttergestalt zu geben, wie haben eure Weisen dieß zu Stande gebracht?

Es war auch schon von unsern Ahnherrn vorgesehen. In dem königlichen Schatze lag ein ungeheurer goldener Fingerring. Ich spreche jetzt von ihm wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, ehemals an seinem Orte gezeigt wurde: denn es ist derselbe, den ich hier am Finger habe: und nun ging man folgendergestalt zu Werke.

Man unterrichtete mich von allem was bevorstehe, und belehrte mich was ich zu thun und zu lassen habe. Ein köstlicher Palast nach dem Muster des liebsten Sommeraufenthalts meiner Eltern wurde verfertigt, ein Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünschen kann: er stand am Eingang einer großen Felskluft und verzierte sie aufs beste. An dem bestimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte und vierundzwanzig Priester trugen auf einer köstlichen Bahre, nicht ohne Beschwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über sie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abschiede schritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing sogleich merklich zu wachsen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring sogleich an den Finger steckte. Nun im Nu verschlossen sich Fenster, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen sich ins Hauptgebäude zurück: statt des Palastes stand ein Kästchen neben mir, das ich sogleich aufhob und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, so groß und stark zu seyn, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landstrecken, aber doch immer schon ein Riese gegen Gras und Kräuter, besonders aber gegen die Ameisen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniß stehen und deßwegen oft von ihnen geplagt werden.

Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug, ich prüfte manchen; aber niemand als du schien mir werth, den Stamm des herrlichen Eckwalds zu erneuern und zu verewigen.

Bei allen diesen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geschüttelt hätte. Ich that verschiedene Fragen, worauf ich aber keine sonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß sie, nach dem was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müsse. Sie hoffe zwar, wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe sie sich unvermeidlich zu stellen, weil sonst für sie so wie für mich alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen und was sonst noch alles daraus entstehen könnte.

Da ich hörte, daß uns das Geld ausgehen dürfte, fragte ich nicht weiter, was sonst noch geschehen möchte. Ich zuckte die Achseln, ich schwieg und sie schien mich zu verstehen.

Wir packten zusammen und setzten uns in den Wagen, das Kästchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palast ansehen konnte. So ging es mehrere Stationen fort. Postgeld und Trinkgeld wurden aus den Täschchen rechts und links bequem und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgestiegen waren, als meine Schöne vorausging und ich auf ihr Geheiß mit dem Kästchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich steilen Pfaden zu einem engen Wiesengrund, durch welchen sich eine klare Quelle bald stürzte, bald laufend schlängelte. Da zeigte sie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Kästchen niedersetzen und sagte: Lebe wohl! du findest den Weg gar leicht zurück: Gedenke mein! ich hoffe dich wiederzusehen.

In diesem Augenblick war mir's, als wenn ich sie nicht verlassen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren schönen Tag, oder wenn ihr wollt, ihre schöne Stunde. Mit einem so lieblichen Wesen allein auf grüner Matte zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte sie bei der Hand fassen, sie umarmen; aber sie stieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht sogleich entfernte.

Ist denn gar keine Möglichkeit, rief ich aus, daß ich bei dir bleibe, daß du mich bei dir behalten könntest?

Ich begleitete diese Worte mit so jämmerlichen Gebärden und Tönen, daß sie gerührt schien und nach einigem Bedenken mir gestand, eine Fortdauer unserer Verbindung sey nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich! Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte sie endlich, mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß wenn ich mich entschlösse, mit ihr so klein zu werden, als ich sie schon gesehen, so könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieser Vorschlag gefiel mir nicht ganz; doch konnte ich mich einmal in diesem Augenblick nicht von ihr losreißen, und ans Wunderbare seit geraumer Zeit schon gewöhnt, zu raschen Entschlüssen aufgelegt, schlug ich ein und sagte, sie möchte mit mir machen was sie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausstrecken; sie stützte den ihrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldenen Ring ganz leise sich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen.

Kaum war dieß geschehen, so fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger; der Ring zog sich zusammen und folterte mich entsetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verschwunden war. Wie mir indessen zu Muthe gewesen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden; auch bleibt mir nichts übrig zu sagen, als daß ich mich sehr bald in kleiner Person neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiedersehens nach einer kurzen und doch so seltsamen Trennung, oder wenn ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, übersteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals: sie erwiederte meine Liebkosungen und das kleine Paar fühlte sich so glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit stiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinahe ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße und wie erstaunt war ich, dort eine große geregelte Masse zu sehen, die ich doch bald für das Kästchen, in dem Zustand wie ich es hingesetzt hatte, wieder erkennen mußte.

Gehe hin mein Freund und klopfe mit dem Ringe nur an, du wirst Wunder sehen, sagte meine Geliebte.

Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, so erlebte ich wirklich das größte Wunder. Zwei Seitenflügel bewegten sich hervor und zugleich fielen wie Schuppen und Späne verschiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenster, Säulengänge und alles was zu einem vollständigen Palaste gehört, auf einmal zu Gesichte kamen.

Wer einen künstlichen Schreibtisch von Röntgen gesehen hat, wo mit einem Zug viele Federn und Ressorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfächer sich auf einmal oder kurz nach einander entwickeln, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterin nunmehr hineinzog. In dem Hauptsaal erkannte ich sogleich das Kamin, das ich ehemals von oben gesehen und den Sessel, worauf sie gesessen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich herein geschaut hatte. Ich verschone euch mit Beschreibung des übrigen; genug, alles war geräumig, köstlich und geschmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militärische Musik vernahm. Meine schöne Hälfte

sprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und schauten wie aus einer ansehnlichen Felskluft ein glänzender Zug sich bewegte. Soldaten, Bediente, Hausofficianten und ein glänzender Hofstaat folgten hinter einander. Endlich erblickte man ein goldenes Gedränge und in demselben den König selbst. Als der ganze Zug vor dem Palast aufgestellt war, trat der König mit seiner nächsten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, sie riß mich mit sich fort; wir warfen uns ihm zu Füßen, er hob mich sehr gnädig auf und als ich vor ihn zu stehen kam, bemerkte ich erst, daß ich freilich in dieser kleinen Welt die ansehnlichste Statur hatte. Wir gingen zusammen nach dem Palaste, da mich der König in Gegenwart seines ganzen Hofs mit einer wohlstudirten Rede, worin er seine Ueberraschung uns hier zu finden, ausdrückte, zu bewillkommen geruhte, mich als seinen Schwiegersohn erkannte und die Trauungsceremonie auf Morgen ansetzte.

Wie schrecklich ward mir auf einmal zu Muthe, als ich von Heirath reden hörte: denn ich fürchtete mich bisher davor fast mehr als vor der Musik selbst, die mir doch sonst das Verhaßteste auf Erden schien. Diejenigen, die Musik machen, pflegte ich zu sagen, stehen doch wenigstens in der Einbildung, unter einander einig zu seyn und in Uebereinstimmung zu wirken: denn wenn sie lange genug gestimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerrissen haben, so glauben sie steif und fest, die Sache sey nunmehr aufs Reine und ein Instrument passe genau zum andern. Der Capellmeister selbst ist in diesem glücklichen Wahn; und nun geht es freudig los, unterdeß uns andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Ehestand hingegen ist dieß nicht einmal der Fall: denn ob er gleich nur ein Duett ist und man doch denken sollte, zwei Stimmen, ja zwei Instrumente müßten einigermaßen übereingestimmt werden können, so trifft es doch selten zu; denn wenn der Mann einen Ton angiebt, so nimmt ihn die Frau gleich höher und der Mann wieder höher; da geht es denn aus dem Kammer- in den Chorton und immer so weiter hinauf, daß zuletzt die blasenden Instrumente selbst nicht folgen können. Und also, da mir die harmonisch. Musik zuwider bleibt, so ist mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmonische gar nicht leiden kann.

Von allen Festlichkeiten, worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen: denn ich achtete gar wenig darauf. Das kostbare Essen,

der köſtliche Wein, nichts wollte mir ſchmecken: ich ſann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszuſinnen. Ich entſchloß mich als es Nacht wurde, kurz und gut auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und ſo gut als möglich verbarg. Mein erſtes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu ſchaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte, vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward, ſobald ich ihn abzuziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber ſogleich nachließen, ſobald ich von meinem Vorhaben abſtand.

Frühmorgens wache ich auf — denn meine kleine Perſon hatte ſehr gut geſchlafen — und wollte mich eben weiter umſehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entſetzte ich mich, als alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameiſenheer über mich niederſtürzte. Kaum wurden ſie mich gewahr, als ſie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf ſolche Weiſe zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte, ich ſolle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameiſe von anſehnlicher Statur ſich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und ſich ſogar meiner Gunſt empfahl. Ich vernahm, daß die Ameiſen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er ſie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet, mich herbeizuſchaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleineren. Ich ſah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien ſchweigen; genug, wir waren verheirathet. So luſtig und munter es jedoch bei uns herging, ſo fanden ſich deſſen ungeachtet einſame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das ſollt ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Geſtalt und meinen Bedürfniſſen völlig gemäß, die Flaſchen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja wenn man will, verhältnißmäßig beſſeres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen ſchmeckten die zarten Biſſen

Von keinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Steht er und ſinnt und fühlet ſich erbauet.

Er klopft zuletzt, als ſchon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er ſagt, woher er ſey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höhrer Weſen ſenden.
Man horcht und ſtaunt. Wie man den Unbekannten
Als Gaſt geehrt, ehrt man nun den Geſandten.

Ein jeder drängt ſich zu, um auch zu hören,
Und iſt bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt den ſeltnen Gaſt zu ſtören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen ſchallt:
An Offenheit, an Unſchuld der Gebärde
Scheint er ein Menſch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen
Wenn deine Sendung Troſt und Hoffnung trägt!
Du ſiehſt uns an; wir alle ſtehn beklommen,
Obgleich dein Anblick unſre Seele regt:
Das ſchönſte Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen ſind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unſre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern:

vortrefflich: ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend: und ich läugne nicht, die Neuheit machte mir diese Verhältnisse höchst angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zustand nicht vergessen. Ich empfand in mir einen Maßstab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erstenmal, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält seyn sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, so viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann.

Weil ich überzeugt war, daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, so beschloß ich ihn abzufeilen. Ich entwendete deßhalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicherweise war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; sie war nicht gering: denn das goldene Reifchen, so dünn es aussah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es sich aus seiner ersten Größe zusammen gezogen hatte. Alle freien Stunden wendete ich unbeachtet an dieses Geschäft und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf einmal sprang der goldene Reif mit Gewalt vom Finger und meine Figur schoß mit solcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu stoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unseres Sommerpalastes durchgestoßen, ja das ganze Sommergebäude durch meine frische Unbehülflichkeit zerstört haben würde.

Da stand ich nun wieder, freilich um so vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um vieles dümmer und unbehülflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, sah ich die Schatulle neben mir stehen, die ich ziemlich schwer fand, als ich sie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einspannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich sogleich den Versuch mit den Täschchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen schien, fand ich ein Schlüsselchen; es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Ersatz fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens; nachher wurde dieser verkauft, um mich auf dem Postwagen fortzubringen. Die Schatulle schlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, sie sollte sich

noch einmal füllen. Und ſo kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Köchin, wo ihr mich zuerſt habt kennen lernen.

Siebentes Capitel.

Herſilie an Wilhelmen.

Bekanntſchaften, wenn ſie ſich auch gleichgültig ankündigen, haben oft die wichtigſten Folgen; und nun gar die Ihrige, die gleich von Anfang nicht gleichgültig war! Der wunderliche Schlüſſel kam in meine Hände als ein ſeltſames Pfand; nun beſitze ich das Käſtchen auch. Schlüſſel und Käſtchen! Was ſagen Sie dazu? was ſoll man dazu ſagen? Hören Sie, wie's zuging.

Ein junger, feiner Mann läßt ſich bei meinem Oheim melden und erzählt, daß der curioſe Antiquitätenkrämer, der mit Ihnen lange in Verbindung geſtanden, vor kurzem geſtorben ſey, und ihm die ganze merkwürdige Verlaſſenſchaft übertragen, zugleich aber zur Pflicht gemacht habe, alles fremde Eigenthum, was eigentlich nur deponirt ſey, unverzüglich zurückzugeben. Eigenes Gut beunruhige niemand; denn man habe den Verluſt allein zu ertragen: fremdes Gut jedoch zu bewahren, habe er ſich nur in beſondern Fällen erlaubt; ihm wolle er dieſe Laſt nicht aufbürden, ja er verbiete ihm, in väterlicher Liebe und Autorität, ſich damit zu befaſſen. Und hiermit zog er das Käſtchen hervor, das, wenn ich es ſchon aus der Beſchreibung kannte, mir doch ganz vorzüglich in die Augen fiel.

Der Oheim, nachdem er es von allen Seiten beſehen, gab es zurück, und ſagte, auch er habe es ſich zur Pflicht gemacht, in gleichem Sinne zu handeln und ſich mit keiner Antiquität, ſie ſey auch noch ſo ſchön und wunderbar, zu belaſten, wenn er nicht wiſſe, wem ſie früher angehört und was für eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen ſey. Nun zeige dieſes Käſtchen weder Buchſtaben noch Ziffer, weder Jahrzahl noch ſonſt eine Andeutung, woraus man den frühern Beſitzer oder Künſtler errathen könne: es ſey ihm alſo völlig unnütz und ohne Intereſſe.

Der junge Mann ſtand in großer Verlegenheit und fragte nach einigem Beſinnen, ob er nicht erlauben wolle, ſolches bei ſeinen Gerichten

niederzulegen. Der Oheim lächelte, wandte sich zu mir und sprach: Das wäre ein hübsches Geschäft für dich, Hersilie; du hast ja auch allerlei Schmuck und zierliche Kostbarkeiten, lege es dazu: denn ich wollte wetten, der Freund, der dir nicht gleichgültig blieb, kommt gelegentlich wieder und holt es ab.

Das muß ich nun so hinschreiben, wenn ich treu erzählen will, und sodann muß ich bekennen, ich sah das Kästchen mit neidischen Augen an und eine gewisse Habsucht bemächtigte sich meiner. Mir widerte, das herrliche dem holden Felix vom Schicksal zugedachte Schatzkästlein in dem alteisernen verrosteten Depositenkasten der Gerichtsstube zu wissen. Wünschelruthenartig zog sich die Hand darnach: mein bischen Vernunft hielt sie zurück: ich hatte ja den Schlüssel, das durfte ich nicht entdecken: nun sollte ich mir die Qual anthun, das Schloß uneröffnet zu lassen oder mich der unbefugten Kühnheit hingeben es aufzuschließen! Allein, ich weiß nicht, war es Wunsch oder Ahnung, ich stellte mir vor, Sie kämen, kämen bald, wären schon da, wenn ich auf mein Zimmer träte: genug, es war mir so wunderlich, so seltsam, so confus, wie es mir immer geht, wenn ich aus meiner gleichmüthigen Heiterkeit herausgenöthigt werde. Ich sage nichts weiter, beschreibe nicht, entschuldige nicht; genug, hier liegt das Kästchen vor mir in meiner Schatulle, der Schlüssel daneben, und wenn Sie eine Art von Herz und Gemüth haben, so denken Sie, wie mir zu Muthe ist, wie viele Leidenschaften sich in mir herumkämpfen, wie ich Sie herwünsche, auch wohl Felix dazu, daß es ein Ende werde, wenigstens daß eine Deutung vorgehe, was damit gemeint sey mit diesem wunderbaren Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen. Und sollte ich auch nicht aus aller Verlegenheit gerettet werden, so wünsche ich wenigstens sehnlichst, daß diese sich aufkläre, sich endige, wenn mir auch, wie ich fürchte, etwas Schlimmeres begegnen sollte.

Achtes Capitel.

Unter den Papieren, die uns zur Redaction vorliegen, finden wir einen Schwank, den wir ohne weitere Vorbereitung hier einschalten, weil unsere Angelegenheiten immer ernsthafter werden und für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.

Im ganzen möchte dieſe Erzählung dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wie ſie St. Chriſtoph am heitern Abend einem Kreiſe verſammelter luſtiger Geſellen vortrug.

Die gefährliche Wette.

Es iſt bekannt, daß die Menſchen, ſobald es ihnen einigermaßen wohl und nach ihrem Sinne geht, alſobald nicht wiſſen, was ſie vor Uebermuth anfangen ſollen. Und ſo hatten denn auch muthige Studenten die Gewohnheit während der Ferien ſchaarenweis das Land zu durchziehen und nach ihrer Art Suiten zu reißen, welche freilich nicht immer die beſten Folgen hatten. Sie waren gar verſchiedener Art, wie ſie das Burſchenleben zuſammenführt und bindet: ungleich von Geburt und Wohlhabenheit, Geiſt und Bildung, aber alle geſellig in einem heitern Sinne mit einander ſich fortbewegend und treibend. Mich aber wählten ſie oft zum Geſellen: denn wenn ich ſchwerere Laſten trug als einer von ihnen, ſo mußten ſie mir denn auch den Ehrentitel eines großen Suitiers ertheilen, und zwar hauptſächlich deßhalb, weil ich ſeltener, aber deſto kräftiger meine Poſſen trieb, wovon denn folgendes ein Zeugniß geben mag.

Wir hatten auf unſern Wanderungen ein angenehmes Bergdorf erreicht, das bei einer abgeſchiedenen Lage den Vortheil einer Poſtſtation und in großer Einſamkeit ein paar hübſche Mädchen zu Bewohnerinnen hatte. Man wollte ausruhen, die Zeit verſchlendern, verliebeln, eine Weile wohlfeiler leben und deßhalb mehr Geld vergeuden.

Es war gerade nach Tiſch, als einige ſich im erhöhten, andere im erniedrigten Zuſtand befanden. Die einen lagen und ſchliefen ihren Rauſch aus, die andern hätten ihn gern auf irgend eine muthwillige Weiſe ausgelaſſen. Wir hatten ein paar große Zimmer im Seitenflügel nach dem Hof. Eine ſchöne Equipage, die mit vier Pferden hereinraſſelte, zog uns an die Fenſter. Die Bedienten ſprangen vom Bock und halfen einem Herrn von ſtattlichem vornehmem Anſehen heraus, der ungeachtet ſeiner Jahre noch rüſtig genug auftrat. Seine große wohlgebildete Naſe fiel mir zuerſt ins Geſicht, und ich weiß nicht was für ein böſer Geiſt mich anhauchte, ſo daß ich in einem Augenblick den tollſten Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, ſogleich auszuführen begann.

Was dünkt euch von dieſem Herrn? fragte ich die Geſellſchaft.

Er ſieht aus, verſetzte der eine, als ob er nicht mit ſich ſpaßen laſſe.

Ja, ja! sagte der andere: er hat ganz das Ansehen eines so vor nehmen Nährenichtsthun.

Und dessenungeachtet erwiederte ich ganz getrost, was wettet ihr, ich will ihn bei der Nase zupfen, ohne daß mir deßhalb etwas Uebles widerfahre! ja ich will mir sogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen.

Wenn du es leistest, sagte Raufbold, so zahlt dir jeder einen Louisd'or.

Cassiren Sie das Geld für mich ein! rief ich aus: auf Sie verlasse ich mich.

Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen, sagte der Kleine.

Ich habe keine Zeit zu verlieren, versetzte ich, und sprang die Treppe hinunter.

Bei dem ersten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen sehr starken Bart hatte und vermuthete, daß keiner von seinen Leuten rasiren könne. Nun begegnete ich dem Kellner und fragte: hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?

Freilich! versetzte der Kellner: und es ist eine rechte Noth. Der Kammerdiener des Herrn ist schon zwei Tage zurückgeblieben. Der Herr will seinen Bart absolut los seyn; und unser einziger Barbier, wer weiß, wo er in die Nachbarschaft hingegangen.

So meldet mich an! versetzte ich: führt mich als Bartscheerer bei dem Herrn nur ein, und ihr werdet Ehre mit mir einlegen.

Ich nahm das Rasirzeug, das ich im Hause fand, und folgte dem Kellner. Der alte Herr empfing mich mit großer Gravität, besah mich von oben bis unten, als ob er meine Geschicklichkeit aus mir herausphysiognomiren wollte.

Versteht er sein Handwerk? sagte er zu mir.

Ich suche meines Gleichen, versetzte ich, ohne mich zu rühmen.

Auch war ich meiner Sache gewiß; denn ich hatte früh die edle Kunst getrieben und war besonders deßwegen berühmt, weil ich mit der linken Hand rasirte.

Das Zimmer, in welchem der Herr seine Toilette machte, ging nach dem Hof und war gerade so gelegen, daß unsere Freunde füglich hereinsehen konnten, besonders wenn die Fenster offen waren. An gehöriger

Vorrichtung fehlte nichts mehr. Der Patron hatte sich gesetzt und das Tuch vorgenommen.

Ich trat ganz bescheidentlich vor ihn hin und sagte: Excellenz! mir ist bei Ausübung meiner Kunst das Besondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute besser und zu mehrerer Zufriedenheit rasirt habe, als die vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Ursache bald da, bald dort gesucht, endlich aber gefunden, daß ich's in freier Luft viel besser mache als in verschlossenen Zimmern. Wollten Ew. Excellenz deßhalb erlauben, daß ich die Fenster aufmache, so würden Sie den Effect zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden. Er gab es zu, ich öffnete das Fenster, gab meinen Freunden einen Wink und fing an, den starken Bart mit großer Anmuth einzuseifen. Eben so behend und leicht strich ich das Stoppelfeld vom Boden weg, wobei ich nicht versäumte, als es an die Oberlippe kam, meinen Gönner bei der Nase zu fassen, und sie merklich herüber und hinüber zu biegen, wobei ich mich so zu stellen wußte, daß die Wettenden zu ihrem größten Vergnügen erkennen und bekennen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr stattlich bewegte sich der alte Herr gegen den Spiegel: man sah, daß er sich mit einiger Gefälligkeit betrachtete, und wirklich, es war ein sehr schöner Mann. Dann wendete er sich zu mir mit einem feurigen, schwarzen, aber freundlichen Blick und sagte: Er verdient, mein Freund, vor vielen seines Gleichen gelobt zu werden: denn ich merke an ihm weit weniger Unarten als an andern. So fährt er nicht zwei-, dreimal über dieselbige Stelle, sondern es ist mit Einem Strich gethan; auch streicht er nicht, wie mehrere thun, sein Scheermesser in der flachen Hand ab und führt den Unrath nicht der Person über die Nase. Besonders aber ist seine Geschicklichkeit der linken Hand zu bewundern. Hier ist etwas für seine Mühe, fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. Nur Eines merke er sich, daß man Leute von Stande nicht bei der Nase faßt. Wird er diese bäurische Sitte künftig vermeiden, so kann er wohl noch in der Welt sein Glück machen.

Ich verneigte mich tief, versprach alles Mögliche, bat ihn, bei allenfallsiger Rückkehr mich wieder zu beehren, und eilte was ich konnte zu unsern jungen Gesellen, die mir zuletzt ziemlich Angst gemacht hatten. Denn sie verführten ein solches Gelächter und ein solches Geschrei, sprangen wie toll in der Stube herum, klatschten und riefen, weckten die Schlafenden,

und erzählten die Begebenheit immer mit neuem Lachen und Toben, daß ich selbst, als ich ins Zimmer trat, die Fenster vor allen Dingen zumachte und sie um Gottes willen bat, ruhig zu seyn, endlich aber mitlachen mußte über das Aussehen einer närrischen Handlung, die ich mit so vielem Ernste durchgeführt hatte.

Als nach einiger Zeit sich die tobenden Wellen des Lachens einigermaßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich: die Goldstücke hatte ich in der Tasche und den wohlverdienten Gulden dazu und ich hielt mich für ganz wohl ausgestattet, welches mir um so erwünschter war, als die Gesellschaft beschlossen hatte, des andern Tags aus einander zu gehen. Aber uns war nicht bestimmt, mit Zucht und Ordnung zu scheiden. Die Geschichte war zu reizend, als daß man sie hätte bei sich behalten können, so sehr ich auch gebeten und beschworen hatte, nur bis zur Abreise des alten Herrn reinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Fahrige genannt, hatte ein Liebesverständniß mit der Tochter des Hauses. Sie kamen zusammen und Gott weiß, ob er sie nicht besser zu unterhalten wußte, genug, er erzählte ihr den Spaß, und so wollten sie sich nun zusammen todtlachen. Dabei blieb es nicht, sondern das Mädchen brachte die Mähre lachend weiter, und so mochte sie endlich noch kurz vor Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir saßen ruhiger als sonst: denn es war den Tag über genug getobt worden, als auf einmal der kleine Kellner, der uns sehr zugethan war, hereinsprang und rief: Rettet euch! man wird euch todt schlagen!

Wir fuhren auf und wollten mehr wissen; er aber war schon zur Thüre wieder hinaus. Ich sprang auf und schob den Nachtriegel vor; schon aber hörten wir an der Thüre pochen und schlagen, ja wir glaubten zu hören, daß sie durch eine Axt gespalten werde. Maschinenmäßig zogen wir uns ins zweite Zimmer zurück; alle waren verstummt. Wir sind verrathen! rief ich aus: der Teufel hat uns bei der Nase!

Raufbold griff nach seinem Degen: ich zeigte hier abermals meine Riesenkraft, und schob ohne Beihülfe eine schwere Commode vor die Thüre, die glücklicherweise hereinwärts ging, doch hörten wir schon das Gepolter im Vorzimmer und die heftigsten Schläge an unsere Thüre.

Der Baron schien entschieden sich zu vertheidigen; wiederholt aber rief ich ihm und den übrigen zu: Rettet euch! Hier sind Schläge zu fürchten nicht allein, aber Beschimpfung, das Schlimmere für den Edelgebornen.

Das Mädchen ſtürzte herein, dieſelbe die uns verrathen hatte, nun verzweifelnd, ihren Liebhaber in Todesgefahr zu wiſſen.

Fort, fort! rief ſie und faßte ihn an: fort, fort! ich bringe euch über Böden, Scheunen und Gänge. Kommt alle! der letzte zieht die Leiter nach.

Alles ſtürzte nun zur Hinterthüre hinaus: ich hob noch einen Koffer auf die Kiſte, um die ſchon hereinbrechenden Füllungen der belagerten Thüre zurückzuſchieben und feſtzuhalten. Aber meine Beharrlichkeit, mein Trotz wollte mir verderblich werden.

Als ich den übrigen nachzueilen rannte, fand ich die Leiter ſchon aufgezogen und ſah alle Hoffnung mich zu retten, gänzlich verſperrt. Da ſtehe ich nun, ich der eigentliche Verbrecher, der ich mit heiler Haut, mit ganzen Knochen zu entrinnen ſchon aufgab. Und wer weiß — doch laßt mich immer dort in Gedanken ſtehen, da ich jetzt hier gegenwärtig euch das Mährchen vorerzählen kann. Nur vernehmt noch, daß dieſe verwegene Suite ſich in ſchlechte Folgen verlor.

Der alte Herr, tief gekränkt von Verhöhnung ohne Rache, zog ſich's zu Gemüthe, und man behauptet, dieſes Ereigniß habe ſeinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mitwirkend. Sein Sohn, den Thätern auf die Spur zu gelangen trachtend, erfuhr unglücklicherweiſe die Theilnahme des Barons, und erſt nach Jahren hierüber ganz klar, forderte er dieſen heraus und eine Wunde, ihn den ſchönen Mann entſtellend, ward ärgerlich für das ganze Leben. Auch ſeinem Gegner verdarb dieſer Handel einige ſchöne Jahre, durch zufällig ſich anſchließende Ereigniſſe.

Da nun jede Fabel eigentlich etwas lehren ſoll, ſo iſt euch allen, wohin die gegenwärtige gemeint ſey, wohl überklar und deutlich.

Neuntes Capitel.

Der höchſt bedeutende Tag war angebrochen: heute ſollten die erſten Schritte zur allgemeinen Fortwanderung eingeleitet werden, heute ſollte ſich's entſcheiden, wer denn wirklich in die Welt hinaus gehen, oder wer lieber dieſſeits, auf dem zuſammenhangenden Boden der alten Erde, verweilen und ſein Glück verſuchen wolle.

Ein munteres Lied erscholl in allen Straßen des heitern Fleckens: Massen thaten sich zusammen, die einzelnen Glieder eines jeden Handwerks schlossen sich an einander an, und so zogen sie unter einstimmigem Gesang nach einer durch das Loos entschiedenen Ordnung in den Saal.

Die Vorgesetzten, wie wir Lenardo, Friedrichen und den Amtmann bezeichnen wollen, waren eben im Begriff ihnen zu folgen und den gebührenden Platz einzunehmen, als ein Mann von einnehmendem Wesen zu ihnen trat, und sich die Erlaubniß ausbat an der Versammlung Theil nehmen zu können. Ihm wäre nichts abzuschlagen gewesen, so gesittet, zuvorkommend und freundlich war sein Betragen, wodurch eine imposante Gestalt, welche sowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geselligen Leben hindeutete, sich höchst anmuthig erwies. Er trat mit den übrigen hinein, man überließ ihm einen Ehrenplatz; alle hatten sich gesetzt, Lenardo blieb stehen und fing folgendermaßen zu reden an:

Betrachten wir, meine Freunde, des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall wo sich nutzbarer Boden hervorthut, denselben bebaut, bepflanzt, geregelt, verschönt und in gleichem Verhältniß gewünscht, in Besitz genommen, befestigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbesitzes, und sind genöthigt ihn als das Erste, das Beste anzusehen, was dem Menschen werden könne. Finden wir nun bei näherer Ansicht Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenossen, somit auch das allgemeine patriotische Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erscheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raums im großen und kleinen immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, so hat es die Natur gewollt! Ein Mensch auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig: beide verwachsen mit einander und zugleich knüpfen sich die schönsten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundfeste alles Daseyns widerwärtig berühren, Werth und Würde so schöner einziger Himmelsgabe verkennen?

Und doch darf man sagen, wenn das was der Mensch besitzt, von großem Werth ist, so muß man demjenigen was er thut und leistet, noch einen größern zuschreiben. Wir mögen daher bei völligem Ueberschauen den Grundbesitz als einen kleineren Theil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen und in demjenigen, was durchs bewegte Leben gewonnen wird.

Hiernach uns umzusehen werden wir Jüngern besonders genöthigt: denn hätten wir auch die Luft zu bleiben und zu verharren, von unsern Vätern geerbt, so finden wir uns doch tausendfältig aufgefordert, die Augen vor weiterer Aus- und Umsicht keineswegs zu verschließen. Eilen wir deßhalb schnell ans Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick, welch unermeßliche Räume der Thätigkeit offen stehen, und bekennen wir schon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt.

Doch in solche gränzenlose Weiten wollen wir uns nicht verlieren, sondern unsere Aufmerksamkeit dem zusammenhängenden, weiten, breiten Boden so mancher Länder und Reiche zuwenden. Dort sehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig nährender Heerdenbesitz überall hinzuleiten ist. Wir sehen sie inmitten der Wüste, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünschten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung, solches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfniß; endlich betrachten sie die Oberfläche der Welt, als wäre sie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Flüssen durchzogen. Haben wir doch den Nordosten gesehen sich gegen Südwesten bewegen, ein Volk das andere vor sich hertreiben, Herrschaft und Grundbesitz durchaus verändert.

Von übervölkerten Gegenden her wird sich ebendasselbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre schwer zu sagen; wundersam aber ist es, daß durch eigene Uebervölkerung wir uns einander innerlich drängen und, ohne erst abzuwarten, daß wir vertrieben werden, uns selbst vertreiben, das Urtheil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.

Hier ist nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth in unserm Busen einer gewissen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Lust nicht zu unterdrücken, die uns antreibt, Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch sinnen und vorhaben, geschehe nicht aus Leidenschaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, sondern aus einer dem besten Rath entsprechenden Ueberzeugung.

Man hat gesagt und wiederholt: Wo mir's wohlgeht, ist mein Vaterland! Doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: Wo ich nütze, ist mein Vaterland! Zu Hause kann einer unnütz seyn, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: Trachte jeder überall

Denn ach, der Mann, der alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er ſich von uns trennen,
Er hat es erſt vor kurzem ſelbſt verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen:
Und ſo iſt uns ſein ganz gewiſſes Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittren Leiden.

Du ſieheſt alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies:
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebens-Luſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt.
Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

Dieß wäre nun mein einziges Verlangen!
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie Viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bitterſten beklagen.

nich und andern zu nutzen! so ist dieß nicht etwa Lehre noch Rath, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.

Nun beschaue man den Erdball und lasse das Meer vorerst unbeachtet, man lasse sich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und heite den Blick auf das feste Land und staune, wie es mit einem sich wimmelnd durchkreuzenden Ameisengeschlecht übergossen ist. Hierzu hat Gott der Herr selbst Anlaß gegeben, indem er, den babylonischen Thurmbau verhindernd, das Menschengeschlecht in alle Welt zerstreute. Lasset uns ihn darum preisen; denn dieser Segen ist auf alle Geschlechter übergegangen.

Bemerket nun mit Heiterkeit, wie sich alle Jugend sogleich in Bewegung setzt. Da ihr der Unterricht weder im Hause noch an der Thüre geboten wird, eilt sie alsobald nach Ländern und Städten, wohin sie der Ruf des Wissens und der Weisheit verlockt. Nach empfangener schneller, mäßiger Bildung fühlt sie sich sogleich getrieben, weiter in der Welt umherzuschauen, ob sie da oder dort irgend eine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken behülflich, auffinden und erhaschen könne. Mögen sie denn ihr Glück versuchen! Wir aber gedenken sogleich vollendeter, ausgezeichneter Männer, jener edlen Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegengehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn zu bereiten.

Sehet aber auch auf glatten Heerstraßen Staub auf Staub, in langen Wolkenzügen emporgeregt, die Spur bezeichnend bequemer überpackter Wagen, worin Vornehme, Reiche und so manche andere dahin rollen, deren verschiedene Denkweise und Absicht Yorik uns gar zierlich auseinandersetzt.

Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuße getrost nachschauen, dem das Vaterland zur Pflicht machte, fremde Geschicklichkeit sich anzueignen und nicht eher, als bis ihm dieß gelungen, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Häufiger aber begegnen wir auf unsern Wegen Marktenden und Handelnden: ein kleiner Krämer sogar darf nicht versäumen, von Zeit zu Zeit seine Bude zu verlassen, Messen und Märkte zu besuchen, um sich dem Großhändler zu nähern und seinen kleinen Vortheil am Beispiel, an der Theilnahme des Gränzenlosen zu steigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt sich einzeln zu Pferde auf allen Haupt- und Nebenstraßen die Menge derer, die auf unsern Beutel auch gegen unser

Wollen Anſpruch zu machen befliſſen ſind. Muſter aller Art und Preisverzeichniſſe verfolgen uns in Stadt- und Landhäuſern, und wohin wir uns auch flüchten mögen, geſchäftig überraſchen ſie uns, Gelegenheit bietend, welche ſelbſt aufzuſuchen niemand in den Sinn gekommen wäre. Was ſoll ich aber nun von dem Volke ſagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern ſich zueignet, und durch ſeine bewegliche Thätigkeit die Ruhenden zu überliſten und die Mitwandernden zu überſchreiten verſteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böſes von ihnen ſprechen; nichts Gutes, weil ſich unſer Bund vor ihnen hütet, nichts Böſes, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechſelſeitigen Vortheils eingedenk, verpflichtet iſt.

Nun aber vor allen Dingen haben wir der ſämmtlichen Künſtler mit Theilnahme zu gedenken; denn ſie ſind auch durchaus in die Weltbewegung mit verflochten. Wandert nicht der Maler mit Staffelei und Palette von Geſicht zu Geſicht, und werden ſeine Kunſtgenoſſen nicht bald da- bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden iſt? Lebhafter jedoch ſchreitet der Muſiker daher; denn er iſt es eigentlich, der für ein neues Ohr neue Ueberraſchung, für einen friſchen Sinn friſches Erſtaunen bereitet. Die Schauſpieler ſodann, wenn ſie gleich Theſpis' Wagen verſchmähen, ziehen doch noch immer in kleineren Chören, und ihre bewegliche Welt iſt an jeder Stelle behend genug anferbaut. Eben ſo verändern ſie einzeln, ſogar ernſte, vortheilhafte Verbindungen aufgebend, gern den Ort mit dem Orte, wozu ein geſteigertes Talent mit zugleich geſteigertem Bedürfniß Anlaß und Vorwand gibt. Hierzu bereiten ſie ſich gewöhnlich dadurch vor, daß ſie kein bedeutendes Brettergerüſt des Vaterlandes unbeſtiegen laſſen.

Hiernach werden wir ſogleich gemahnt, auf den Lehrſtand zu ſehen; dieſen findet ihr gleichfalls in fortdauernder Bewegung, ein Katheder um das andere wird betreten und verlaſſen, um den Samen eiliger Bildung ja nach allen Seiten hin reichlich auszuſpenden. Emſiger aber und weiter ausgreifend ſind jene frommen Seelen, die das Heil den Völkern zu bringen ſich durch alle Welttheile zerſtreuen. Dagegen pilgern andere, ſich das Heil abzuholen; ſie ziehen zu ganzen Schaaren nach geweihter wunderthätiger Stelle, dort zu ſuchen und zu empfangen, was ihrem Innern zu Hauſe nicht verliehen ward.

Wenn uns nun dieſe ſämmtlich nicht in Verwunderung ſetzen, weil ihr Thun und Laſſen ohne Wandern meiſt nicht denkbar wäre, ſo ſollten

wir diejenigen, die ihren Fleiß dem Boden widmen, doch wenigstens an denselben gefesselt halten. Keineswegs! Auch ohne Besitz läßt sich Benutzung denken, und wir sehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlassen, die ihm als Zeitpächter Vortheil und Freude mehrere Jahre gewährt hat; ungeduldig forscht er nach gleichen oder größeren Vortheilen, es sey nah oder fern. Ja sogar der Eigenthümer verläßt seinen erst gerodeten Neubruch, sobald er ihn durch Cultur einem weniger gewandten Besitzer erst angenehm gemacht hat; aufs neue dringt er in die Wüste, macht sich abermals in Wäldern Platz, zur Belohnung jenes ersten Bemühens einen doppelt und dreifach größern Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren gedenkt.

Lassen wir ihn dort mit Bären und anderm Gethier sich herumschlagen und kehren in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs beruhigter antreffen. Irgend ein großes geregeltes Reich beschaue man, wo der Fähigste sich als den Beweglichsten denken muß: nach dem Winke des Fürsten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brauchbare von einem Ort zum andern versetzt. Auch ihm gilt unser Zuruf: Suchet überall zu nutzen, überall seyd ihr zu Hause. Sehen wir aber bedeutende Staatsmänner, obwohl ungern, ihren hohen Posten verlassen, so haben wir Ursache sie zu bedauern, da wir sie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen dürfen; nicht als Auswanderer, weil sie einen wünschenswerthen Zustand entbehren, ohne daß irgend eine Aussicht auf bessere Zustände sich auch nur scheinbar eröffnete, nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weise nützlich zu seyn selten vergönnt ist.

Zu einem eigenen Wanderleben jedoch ist der Soldat berufen: selbst im Frieden wird ihm bald dieser, bald jener Posten angewiesen; fürs Vaterland nah oder fern zu streiten, muß er sich immer beweglich erhalten; und nicht nur fürs unmittelbare Heil, sondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrscher wendet er seinen Schritt allen Welttheilen zu, und nur wenigen ist es vergönnt sich hie oder da anzusiedeln. Wie nun bei dem Soldaten die Tapferkeit als erste Eigenschaft obenan steht, so wird sie doch stets mit der Treue verbunden gedacht; deßhalb wir denn gewisse, wegen ihrer Zuverlässigkeit gerühmte Völker, aus der Heimath gerufen, weltlichen und geistlichen Regenten als Leibwache dienen sehen.

Noch eine sehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Klasse erblicken

wir in jenen Geschäftskämmern, welche von Hof zu Hofe gesandt, Fürsten und Minister umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unsichtbaren Fäden überkreuzen. Auch deren ist keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick sicher: im Frieden sendet man die tüchtigsten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem siegenden Heere nachziehend, dem flüchtigen die Wege bahnend, sind sie immer eingerichtet, einen Ort um den andern zu verlassen; deßhalb sie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abschiedskarten mit sich führen.

Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vorzüglichste Masse thätiger Menschen als unsere Gesellen und Schicksalsgenossen angesprochen, so sieht euch, theure Freunde, zum Abschluß noch die höchste Gunst bevor, indem ihr euch mit Kaisern, Königen und Fürsten verbrüdert findet. Denken wir zuerst segnend jenes edlen kaiserlichen Wanderers Hadrian, welcher zu Fuß an der Spitze seines Heers den bewohnten, ihm unterworfenen Erdkreis durchschritt und ihn so erst vollkommen in Besitz nahm. Denken wir mit Schauder der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die kein Widerstreit helfen, Mauer und Bollwerk harmlose Völker nicht schirmen konnte. Begleiten wir endlich mit redlichem Bedauern jene unglücklichen vertriebenen Fürsten, die, von dem Gipfel der Höhe herabsteigend, nicht einmal in die bescheidene Gilde thätiger Wanderer aufgenommen werden können.

Da wir uns nun alles dieses einander vergegenwärtigt und aufgeklärt, so wird kein beschränkter Trübsinn, keine leidenschaftliche Dunkelheit über uns walten. Die Zeit ist vorüber, wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wissenschaftlicher, weislich beschreibender, künstlerisch nachbildender Weltumreiser sind wir überall bekannt genug, daß wir ungefähr wissen, was zu erwarten sey.

Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der einzelne nicht gelangen. Unsere Gesellschaft aller ist darauf gegründet, daß jeder in seinem Maße nach seinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, wohin er seine Wünsche richtet, so suchen wir ihm das einzelne deutlich zu machen was im ganzen seiner Einbildungskraft vorschwebte; uns wechselseitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben ist die angenehmste, höchst belohnende Unterhaltung.

In solchem Sinne nun dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen ansehen. Einfach groß ist der Gedanke, leicht die Ausführung durch

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los:
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Zehntes Capitel.

Unter dem Schlußgesange richtete sich ein großer Theil der Anwesenden rasch empor und zog paarweis geordnet mit weit umherklingendem Schalle den Saal hinaus. Lenardo, sich niedersetzend, fragte den Gast, ob er sein Anliegen hier öffentlich vorzutragen gedenke oder eine besondere Sitzung verlange? Der Fremde stand auf, begrüßte die Gesellschaft und begann folgende Rede:

Hier ist es, gerade in solcher Versammlung, wo ich mich vorerst ohne weiteres zu erklären wünsche. Diese hier in Ruhe verbliebenen, dem Anblick nach sämmtlich wackern Männer geben schon durch ein solches Verharren deutlich Wunsch und Absicht zu erkennen, dem vaterländischen Grund und Boden auch fernerhin angehören zu wollen. Sie sind mir alle freundlich gegrüßt: denn ich darf erklären, daß ich ihnen sämmtlich, wie sie sich hier ankündigen, ein hinreichendes Tagewerk auf mehrere Jahre anzubieten im Fall bin. Ich wünsche jedoch, aber erst nach kurzer Frist, eine nochmalige Zusammenkunft, weil es nöthig ist, vor allen Dingen den würdigen Vorstehern, welche bisher diese wackern Leute zusammenhielten, meine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren, und sie von der Zuverlässigkeit meiner Sendung zu überzeugen. Sodann aber will es sich ziemen, mich mit den Verharrenden im einzelnen zu besprechen, damit ich erfahre, mit welchen Leistungen sie mein stattliches Anerbieten zu erwiedern gedenken.

Hierauf begehrte Lenardo einige Frist, die nöthigsten Geschäfte des Augenblicks zu besorgen, und nachdem diese bestimmt war, richtete sich die Masse der Uebriggebliebenen anständig in die Höhe, gleichfalls paarweis unter einem mäßig geselligen Gesang aus dem Saale sich entfernend.

Odoardo entdeckte sodann den zurückbleibenden beiden Führern seine Absichten und Vorsätze und legitimirte seine Berechtigung. Nun konnte er aber mit so vorzüglichen Menschen in fernerer Unterhaltung von dem Geschäft nicht Rechenschaft geben, ohne des menschlichen Grundes zu

gedenken, worauf das Ganze eigentlich beruhe. Wechselseitige Erklärungen und Bekenntnisse tiefer Herzensangelegenheiten entfalteten sich hieraus bei fortgesetztem Gespräch. Bis tief in die Nacht blieb man zusammen und verwickelte sich immer unentwirrbarer in die Labyrinthe menschlicher Gesinnungen und Schicksale. Hier nun fand sich Odoardo bewogen, nach und nach von den Angelegenheiten seines Geistes und Herzens fragmentarische Rechenschaft zu geben; deßhalb denn auch von diesem Gespräche uns freilich nur unvollständige und unbefriedigende Kenntniß zugekommen. Doch sollen wir auch hier Friedrichs glücklichem Talent des Auffassens und Festhaltens die Vergegenwärtigung interessanter Scenen verdanken, so wie einige Aufklärung über den Lebensgang eines vorzüglichen Mannes, der uns zu interessiren anfängt, wenn es auch nur Andeutungen wären desjenigen, was in der Folge vielleicht ausführlicher und im Zusammenhange mitzutheilen ist.

Nicht zu weit!

Es schlug Zehn in der Nacht, und so war denn zur verabredeten Stunde alles bereit: im bekränzten Sälchen zu vier eine geräumige, artige Tafel gedeckt, mit feinem Nachtisch und Zuckerzierlichkeiten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen bestellt. Wie freuten sich die Kinder auf diese Nachtfest; denn sie sollten mit zu Tische sitzen: indessen schlichen sie umher, geputzt und maskirt, und weil Kinder nicht zu entstellen sind, erschienen sie als die niedlichsten Zwillingsgenien. Der Vater berief sie zu sich und sie sagten das Festgespräch, zu ihrer Mutter Geburtstag gedichtet, bei weniger Nachhülfe gar schicklich her.

Die Zeit verstrich; von Viertel- zu Viertelstunde enthielt die gute Alte sich nicht des Freundes Ungeduld zu vermehren. Mehrere Lampen, sagte sie, seyen auf der Treppe dem Erlöschen ganz nahe; ausgesuchte Lieblingsspeisen der Gefeierten könnten übergar werden, so sey es zu befürchten. Die Kinder aus Langerweile fingen erst unartig an und aus Ungeduld wurden sie unerträglich. Der Vater nahm sich zusammen und doch wollte die angewohnte Gelassenheit ihm nicht zu Gebote stehen; er horchte sehnsüchtig auf die Wagen; einige rasselten unaufgehalten vorbei, ein gewisses Aergerniß wollte sich regen. Zum Zeitvertreib forderte er

noch eine Repetition von den Kindern; dieſe, im Ueberdruß unachtſam, zerſtreut und ungeſchickt, ſprachen falſch, keine Gebärde war mehr richtig, ſie übertrieben wie Schauſpieler, die nichts empfinden. Die Pein des guten Mannes wuchs mit jedem Momente; halb eilf Uhr war vorüber: das weitere zu ſchildern überlaſſen wir ihm ſelbſt.

„Die Glocke ſchlug Eilfe; meine Ungeduld war bis zur Verzweiflung geſteigert; ich hoffte nicht mehr, ich fürchtete. Nun war mir bange, ſie möchte hereintreten, mit ihrer gewöhnlichen leichten Anmuth ſich flüchtig entſchuldigen, verſichern, daß ſie ſehr müde ſey und ſich betragen, als würfe ſie mir vor, ich beſchränke ihre Freuden. In mir kehrte ſich alles um und um; und gar vieles, was ich Jahre her geduldet, laſtete wiederkehrend auf meinem Geiſte. Ich fing an ſie zu haſſen; ich wußte kein Betragen zu denken, wie ich ſie empfangen ſollte. Die guten Kinder, wie Engelchen herausgeputzt, ſchliefen ruhig auf dem Sopha. Unter meinen Füßen brannte der Boden; ich begriff, ich verſtand mich nicht, und mir blieb nichts übrig als zu fliehen, bis nur die nächſten Augenblicke überſtanden wären. Ich eilte, leicht und feſtlich angezogen wie ich war, nach der Hausthüre. Ich weiß nicht was ich der guten Alten für einen Vorwand hinſtotterte; ſie drang mir einen Ueberrock zu, und ich fand mich auf der Straße in einem Zuſtande, den ich ſeit langen Jahren nicht empfunden hatte. Gleich dem jüngſten leidenſchaftlichen Menſchen, der nicht wo ein noch aus weiß, rannte ich die Gaſſen hin und wieder. Ich hätte das freie Feld gewonnen, aber ein kalter feuchter Wind blies ſtreng und widerwärtig genug, um meinen Verdruß zu begränzen.“

Wir haben, wie an dieſer Stelle auffallend zu bemerken iſt, die Rechte des epiſchen Dichters uns anmaßend, einen geneigten Leſer nur allzuſchnell in die Mitte leidenſchaftlicher Darſtellung geriſſen. Wir ſehen einen bedeutenden Mann in häuslicher Verwirrung, ohne von ihm etwas weiter erfahren zu haben; deßhalb wir denn für den Augenblick, um nur einigermaßen den Zuſtand aufzuklären, uns zu der guten Alten geſellen, horchend, was ſie allenfalls vor ſich hin, bewegt und verlegen, leiſe murmeln oder laut ausrufen möchte.

„Ich habe es längſt gedacht, ich habe es vorausgeſagt, ich habe die gnädige Frau nicht geſchont, ſie öfter gewarnt; aber es iſt ſtärker wie ſie. Wenn der Herr ſich des Tags auf der Kanzlei, in der Stadt, auf dem Lande in Geſchäften abmüdet, ſo findet er Abends ein leeres Haus oder

Gesellschaft, die ihm nicht zusagt. Sie kann es nicht lassen! Wenn sie nicht immer Menschen, Männer um sich sieht, wenn sie nicht hin und wieder fährt, sich aus- und umziehen kann, ist es, als wenn ihr der Athem ausginge. Heute an ihrem Geburtstag fährt sie früh aufs Land. Gut! wir machen indeß hier alles zurecht; sie verspricht heilig, um neun Uhr zu Hause zu seyn. Wir sind bereit: der Herr überhört die Kinder ein auswendig gelerntes artiges Gedicht; sie sind herausgeputzt; Lampen und Lichter, Gesottenes und Gebratenes, an gar nichts fehlt es — aber sie kommt nicht! Der Herr hat viel Gewalt über sich, er verbirgt seine Ungeduld; sie bricht aus. Er entfernt sich aus dem Hause so spät: warum ist offenbar; aber wohin? Ich habe ihr oft mit Nebenbuhlerinnen gedroht, ehrlich und redlich. Bisher habe ich am Herrn nichts gemerkt: eine Schöne paßt ihm längst auf, bemüht sich um ihn. Wer weiß, wie er bisher gekämpft hat. Nun bricht's los; dießmal treibt ihn die Verzweiflung, seinen guten Willen nicht anerkannt zu sehen, bei Nacht aus dem Hause: da geb' ich alles verloren. Ich sagte es ihr mehr als einmal, sie solle es nicht zu weit treiben."

Suchen wir den Freund nun wieder auf und hören ihn selber.

„In dem angesehensten Gasthofe sah ich unten Licht, klopfte am Fenster, und fragte den herausschauenden Kellner mit bekannter Stimme, ob nicht Fremde angekommen oder angemeldet seyen? Schon hatte er das Thor geöffnet, verneinte beides und bat mich einzutreten. Ich fand es meiner Lage gemäß, das Mährchen fortzusetzen, ersuchte ihn um ein Zimmer, das er mir gleich im zweiten Steck einräumte; der erste sollte, wie er meinte, für die erwartenden Fremden bleiben. Er eilte, einiges zu veranstalten; ich ließ es geschehen und verbürgte mich für die Zeche. So weit war's vorüber; ich aber fiel wieder in meine Schmerzen zurück, vergegenwärtigte mir alles und jedes, erhöhte und milderte; schalt mich und suchte mich zu fassen, zu besänftigen; ließe sich doch morgen früh alles wieder einleiten; ich dachte mir schon den Tag abermals im gewohnten Gange; dann aber kämpfte sich aufs neue der Verdruß unbändig hervor: ich hatte nie geglaubt, daß ich so unglücklich seyn könne."

An dem edlen Manne, den wir hier so unerwartet über einen geringscheinenden Vorfall in leidenschaftlicher Bewegung sehen, haben unsere Leser gewiß schon in dem Grade Theil genommen, daß sie nähere Nachricht von seinen Verhältnissen zu erfahren wünschen. Wir benutzen die

Pause, die hier in das nächtliche Abenteuer eintritt, indem er stumm und heftig in dem Zimmer auf und ab zu gehen fortfährt.

Wir lernen Odoardo als den Sprößling eines alten Hauses kennen, auf welchen durch eine Folge von Generationen die edelsten Vorzüge vererbt worden. In der Militärschule gebildet ward ihm ein gewandter Anstand zu eigen, der mit den löblichsten Fähigkeiten verbunden seinem Betragen eine ganz besondere Anmuth verlieh. Ein kurzer Hofdienst lehrte ihn die äußern Verhältnisse hoher Persönlichkeiten gar wohl einsehen, und als er nun hierauf durch früh erworbene Gunst einer gesandtschaftlichen Sendung angeschlossen die Welt zu sehen und fremde Höfe zu kennen Gelegenheit hatte, so that sich die Klarheit seiner Auffassung und glückliches Gedächtniß des Vergangenen bis aufs genauste, besonders aber ein guter Wille in Unternehmungen aller Art aufs baldigste hervor. Die Leichtigkeit des Ausdrucks in manchen Sprachen, bei einer freien und nicht aufdringlichen Persönlichkeit, führten ihn von einer Stufe zur andern; er hatte Glück bei allen diplomatischen Sendungen, weil er das Wohlwollen der Menschen gewann und sich dadurch in den Vortheil setzte, Mißhelligkeiten zu schlichten, besonders auch die beiderseitigen Interessen bei gerechter Erwägung vorliegender Gründe zu befriedigen wußte.

Einen so vorzüglichen Mann sich anzueignen war der erste Minister bedacht; er verheirathete ihm seine Tochter, ein Frauenzimmer von der heitersten Schönheit und gewandt in allen höhern geselligen Tugenden. Allein wie dem Laufe aller menschlichen Glückseligkeit sich je einmal ein Damm entgegenstellt, der ihn irgendwo zurückdrängt, so war es auch hier der Fall. An dem fürstlichen Hofe wurde Prinzessin Sophronie als Mündel erzogen, sie der letzte Zweig ihres Astes, deren Vermögen und Anforderungen, wenn auch Land und Leute an den Oheim zurückfielen, noch immer bedeutend genug blieben; weßhalb man sie denn, um weitläufige Erörterungen zu vermeiden, an den Erbprinzen, der freilich viel jünger war, zu verheirathen wünschte.

Odoardo kam in Verdacht einer Neigung zu ihr; man fand, er habe sie in einem Gedichte unter dem Namen Aurora allzu leidenschaftlich gefeiert; hierzu gesellte sich eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite, indem sie mit eigener Charakterstärke gewissen Neckereien ihrer Gespielinnen trotzig entgegnete, sie müßte keine Augen haben, wenn sie für solche Vorzüge blind seyn sollte.

Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und iſt mehr als ſonſt gerührt:
Wir hören dann aus ſeinem eignen Munde,
Wie wunderbar die Vorſicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die ſchre Kunde
Im Kleinſten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch ſorgen wir, daß einer fleißig ſchreibe,
Und ſein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar vieles wollt' ich lieber ſelbſt erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören ſtille bin;
Der kleinſte Umſtand ſollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht ſtets damit zufrieden bin:
Sprech ich einmal von allen dieſen Dingen,
Sie ſollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freier,
Wie ihn ein Geiſt der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bei ſeiner Taufe Feier
Sich glänzender am Abend-Himmel wies,
Und wie mit weiten Fittigen ein Geier
Im Hofe ſich bei Tauben niederließ;
Nicht grimmigſtoßend und wie ſonſt zu ſchaden
Er ſchien ſie ſanft zur Einigkeit zu laden.

Durch seine Heirath wurde nun wohl ein solcher Verdacht beschwichtigt, aber durch heimliche Gegner dennoch im Stillen fortgenährt und gelegentlich wieder aufgeregt.

Die Staats- und Erbschaftsverhältnisse, ob man sie gleich so wenig als möglich zu berühren suchte, kamen doch manchmal zur Sprache. Der Fürst nicht sowohl als kluge Räthe hielten es durchaus für nützlich, die Angelegenheit fernerhin ruhen zu lassen, während die stillen Anhänger der Prinzessin sie abgethan und dadurch die edle Dame in größerer Freiheit zu sehen wünschten, besonders da der benachbarte alte König, Sophronien verwandt und günstig, noch am Leben sey und sich zu väterlicher Einwirkung gelegentlich bereit erwiesen habe.

Odoardo kam in Verdacht, bei einer bloß ceremoniellen Sendung dorthin das Geschäft, das man verspäten wollte, wieder in Anregung gebracht zu haben. Die Widersacher bedienten sich dieses Vorfalls, und der Schwiegervater, den er von seiner Unschuld überzeugt hatte, mußte seinen ganzen Einfluß anwenden, um ihm eine Art von Statthalterschaft in einer entfernten Provinz zu erwirken. Er fand sich glücklich daselbst. alle seine Kräfte konnte er in Thätigkeit setzen, es war Nothwendiges, Nützliches, Gutes, Schönes, Großes zu thun, er konnte Dauerndes leisten, ohne sich aufzuopfern, anstatt daß man in jenen Verhältnissen gegen seine Ueberzeugung sich mit Vorübergehendem beschäftigend, gelegentlich selbst zu Grunde geht.

Nicht so empfand es seine Gattin, welche nur in größeren Cirkeln ihre Existenz fand und ihm nur später nothgedrungen folgte. Er betrug sich so schonend als möglich gegen sie und begünstigte alle Surrogate ihrer bisherigen Glückseligkeit, des Sommers Landpartien in der Nachbarschaft, im Winter ein Liebhabertheater, Bälle und was sie sonst einzuleiten beliebte: ja er duldete einen Hausfreund, einen Fremden, der sich seit einiger Zeit eingeführt hatte, ob er ihm gleich keineswegs gefiel, da er ihm durchaus, bei seinem klaren Blick auf Menschen, eine gewisse Falschheit anzusehen glaubte.

Von allem diesem was wir aussprechen, mag in dem gegenwärtigen bedenklichen Augenblick einiges dunkel und trübe, ein anderes klar und deutlich ihm vor der Seele vorübergegangen seyn. Genug wenn wir nach dieser vertraulichen Eröffnung, zu der Friedrichs gutes Gedächtniß den Stoff mitgetheilt, uns abermals zu ihm wenden, so finden wir ihn wieder

in dem Zimmer heftig auf und ab gehend, durch Gebärden und manche Ausrufungen einen innern Kampf offenbarend.

„In solchen Gedanken war ich heftig im Zimmer auf und ab gegangen; der Kellner hatte mir eine Tasse Bouillon gebracht, deren ich sehr bedurfte: denn über die sorgfältigen Anstalten dem Fest zu Liebe hatte ich nichts zu mir genommen, und ein köstlich Abendessen stand unberührt zu Hause. In dem Augenblick hörten wir ein Posthorn sehr angenehm die Straße herauf. Der kommt aus dem Gebirge, sagte der Kellner. Wir fuhren ans Fenster und sahen beim Schein zweier hellleuchtenden Wagenlaternen vierspännig, wohlbepackt, vorfahren einen Herrschaftswagen. Die Bedienten sprangen vom Bocke. Da sind sie! rief der Kellner, und eilte nach der Thüre. Ich hielt ihn fest, ihm einzuschärfen, er solle ja nichts sagen daß ich da sey, nicht verrathen daß etwas bestellt worden; er versprach's und sprang davon.

„Indessen hatte ich versäumt zu beobachten wer ausgestiegen sey, und eine neue Ungeduld bemächtigte sich meiner; mir schien, der Kellner säume allzulange mir Nachricht zu geben. Endlich vernahm ich von ihm, die Gäste seyen Frauenzimmer, eine ältliche Dame von würdigem Ansehen, eine mittlere von unglaublicher Anmuth, ein Kammermädchen, wie man sie nur wünschen möchte.

„Sie fing an, sagte er, mit Befehlen, fuhr fort mit Schmeicheln und fiel, als ich ihr schön that, in ein heiter schnippisches Wesen, das ihr wohl das natürlichste seyn mochte.

Gar schnell bemerkte ich, fährt er fort, die allgemeine Verwunderung mich so alert und das Haus zu ihrem Empfang so bereit zu finden, die Zimmer erleuchtet, die Kamine brennend: sie machten sich's bequem, im Saale fanden sie ein kaltes Abendessen; ich bot Bouillon an, die ihnen willkommen schien."

Nun saßen die Damen bei Tische: die ältere speiste kaum, die schöne Liebliche gar nicht; das Kammermädchen, das sie Lucie nannten, ließ sich's wohl schmecken und erhob dabei die Vorzüge des Gasthofes, erfreute sich der hellen Kerzen, des feinen Tafelzeugs, des Porzellans und aller Geräthschaften. Am lodernden Kamin hatte sie sich früher ausgewärmt und fragte nun den wieder eintretenden Kellner, ob man hier denn immer so bereit sey, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht unvermuthet ankommende Gäste zu bewirthen? Dem jungen gewandten Burschen ging

es in diesem Falle wie Kindern, die wohl das Geheimniß verschweigen, aber daß etwas Geheimes ihnen vertraut sey, nicht verbergen können. Erst antwortete er zweideutig, annähernd sodann, und zuletzt, durch die Lebhaftigkeit der Zofe, durch Hin- und Wiederreden in die Enge getrieben, gestand er, es sey ein Bedienter, es sey ein Herr gekommen, sey fortgegangen, wiedergekommen, zuletzt aber entfuhr es ihm, der Herr sey wirklich oben und gehe beunruhigt auf und ab. Die junge Dame sprang auf, die andern folgten; es sollte ein alter Herr seyn, meinten sie hastig; der Kellner versicherte dagegen, er sey jung. Nun zweifelten sie wieder; er betheuerte die Wahrheit seiner Aussage. Die Verwirrung, die Unruhe vermehrte sich. Es müsse der Oheim seyn, versicherte die Schöne. Es sey nicht in seiner Art, erwiederte die Aeltere. Niemand als er habe wissen können, daß sie in dieser Stunde hier eintreffen würden, versetzte jene beharrlich. Der Kellner aber betheuerte fort und fort, es sey ein junger ansehnlicher, kräftiger Mann. Lucie schwur dagegen auf den Oheim: dem Schalk, dem Kellner sey nicht zu trauen; er widerspreche sich schon eine halbe Stunde.

Nach allem diesem mußte der Kellner hinauf, dringend zu bitten, der Herr möge doch ja eilig herunterkommen, dabei auch zu drohen, die Damen würden heraufsteigen und selbst danken.

Es ist ein Wirrwarr ohne Gränzen, fuhr der Kellner fort; ich begreife nicht, warum Sie zaudern sich sehen zu lassen; man hält Sie für einen alten Oheim, den man wieder zu umarmen leidenschaftlich verlangt. Gehen Sie hinunter, ich bitte! Sind denn das nicht die Personen, die Sie erwarteten? Verschmähen Sie ein allerliebstes Abenteuer nicht muthwillig; sehens- und hörenswerth ist die junge Schöne, es sind die anständigsten Personen. Eilen Sie hinunter! sonst rücken sie Ihnen wahrlich auf die Stube.

Leidenschaft erzeugt Leidenschaft. Bewegt wie er war, sehnte er sich nach etwas anderem, fremdem. Er stieg hinab, in Hoffnung mit den Ankömmlingen in heiterem Gespräch zu erklären, aufzuklären, fremde Zustände zu gewahren, sich zu zerstreuen; und doch war es ihm, als ging er einem bekannten ahnungsvollen Zustand entgegen. Nun stand er vor der Thüre; die Damen, die des Oheims Tritt zu hören glaubten, eilten ihm entgegen; er trat ein. Welch ein Zusammentreffen! welch ein Anblick! Die sehr Schöne that einen Schrei und warf sich der ältern

um den Hals: der Freund erkannte sie beide, erschrak zurück; dann drängte es ihn vorwärts, er lag zu ihren Füßen und berührte ihre Hand, die er sogleich wieder losließ, mit dem bescheidensten Kuß; die Sylben: Au-ro-ra! erstarben auf seinen Lippen.

Wenden wir unsern Blick nunmehr nach dem Hause unseres Freundes, so finden wir daselbst ganz eigene Zustände. Die gute Alte wußte nicht was sie thun oder lassen sollte; sie unterhielt die Lampen des Vorhauses und der Treppe: das Essen hatte sie vom Feuer gehoben; einiges war unwiederbringlich verdorben. Die Kammerjungfer war bei den schlafenden Kindern geblieben und hatte die vielen Kerzen der Zimmer gehütet, so ruhig und geduldig als jene verdrießlich hin- und herfahrend.

Endlich rollte der Wagen vor; die Dame stieg aus und vernahm, ihr Gemahl sey vor einigen Stunden abgerufen worden. Die Treppe hinaufsteigend schien sie von der festlichen Erleuchtung keine Kenntniß zu nehmen. Nun erfuhr die Alte von einem Bedienten, ein Unglück sey unterwegs begegnet, der Wagen in einen Graben geworfen worden, und was alles nachher sich ereignet.

Die Dame trat ins Zimmer. Was ist das für eine Maskerade? sagte sie, auf die Kinder deutend.

Es hätte Ihnen viel Vergnügen gemacht, versetzte die Jungfer, wären Sie einige Stunden früher angekommen.

Die Kinder, aus dem Schlafe gerüttelt, sprangen auf und begannen, als sie die Mutter vor sich sahen, ihren eingelernten Spruch. Von beiden Seiten verlegen ging es eine Weile; dann, ohne Aufmunterung und Nachhülfe kam es zum Stocken; endlich brach es völlig ab und die guten Kleinen wurden mit einigen Liebkosungen zu Bette geschickt. Die Dame sah sich allein, warf sich auf den Sopha und brach in bittere Thränen aus.

Doch es wird nun ebenfalls nothwendig, von der Dame selbst und von dem wie es scheint übel abgelaufenen ländlichen Feste nähere Nachricht zu geben. Albertine war eine von den Frauenzimmern, denen man unter vier Augen nichts zu sagen hätte, die man aber sehr gern in großer Gesellschaft sieht. Dort erscheinen sie als wahre Zierden des Ganzen und als Reizmittel in jedem Augenblick einer Stockung. Ihre Anmuth ist von der Art, daß sie, um sich zu äußern, sich bequem darzuthun, einen gewissen Raum braucht; ihre Wirkungen verlangen ein größeres

Publicum, ſie bedürfen eines Elements das ſie trägt, das ſie nöthigt anmuthig zu ſeyn; gegen den einzelnen wiſſen ſie ſich kaum zu betragen.

Auch hatte der Hausfreund bloß dadurch ihre Gunſt und erhielt ſich darin, weil er Bewegung auf Bewegung einzuleiten und immerfort, wenn auch keinen großen, doch einen heitern Kreis im Treiben zu erhalten wußte. Bei Rollenaustheilungen wählte er ſich die zärtlichen Väter und wußte durch ein anſtändiges altkluges Benehmen über die jüngeren erſten, zweiten und dritten Liebhaber ſich ein Uebergewicht zu verſchaffen.

Florine, Beſitzerin eines bedeutenden Rittergutes in der Nähe, Winters in der Stadt wohnend, verpflichtet gegen Odoardo, deſſen ſtaatswirthliche Einrichtung zufälliger- aber glücklicherweiſe ihrem Landſitz höchlich zu gute kam und den Ertrag deſſelben in der Folge bedeutend zu vermehren die Ausſicht gab, bezog Sommers ihr Landgut und machte es zum Schauplatze vielfacher anſtändiger Vergnügungen. Geburtstage beſonders wurden niemals verabſäumt und mannichfaltige Feſte veranſtaltet.

Florine war ein munteres neckiſches Weſen, wie es ſchien nirgends anhänglich, auch keine Anhänglichkeit fordernd, noch verlangend. Leidenſchaftliche Tänzerin, ſchätzte ſie die Männer nur in ſofern ſie ſich gut im Tacte bewegten; ewig rege Geſellſchafterin, hielt ſie denjenigen unerträglich, der auch nur einen Augenblick vor ſich hinſah und nachzudenken ſchien, übrigens als heitere Liebhaberin, wie ſie in jedem Stück, jeder Oper nöthig ſind, ſich gar anmuthig darſtellend; weßhalb denn zwiſchen ihr und Albertinen, welche die Anſtändigen ſpielte, ſich nie ein Rangſtreit hervorthat.

Den eintretenden Geburtstag in guter Geſellſchaft zu feiern, war aus der Stadt und aus dem Lande umher die beſte Geſellſchaft eingeladen. Einen Tanz, ſchon nach dem Frühſtück begonnen, ſetzte man nach Tafel fort; die Bewegung zog ſich in die Länge; man fuhr zu ſpät ab, und von der Nacht auf ſchlimmem Wege, doppelt ſchlimm, weil er eben gebeſſert wurde, ehe man's dachte, ſchon überraſcht, verſah's der Kutſcher und warf in einen Graben. Unſere Schöne mit Florinen und dem Hausfreunde fühlten ſich in ſchlimmer Verwickelung; der letzte wußte ſich ſchnell herauszuwinden; dann über den Wagen ſich biegend rief er: Florine, wo biſt du? Albertine glaubte zu träumen: er faßte hinein und zog Florinen, die oben lag, ohnmächtig hervor, bemühte ſich um ſie und trug ſie endlich auf kräftigem Arm den wiedergefundenen Weg hin. Albertine ſtak noch

im Wagen: Kutscher und Bediente halfen ihr heraus, und gestützt auf den letzten, suchte sie weiter zu kommen. Der Weg war schlimm, für Tanzschuhe nicht günstig; obgleich von dem Burschen unterstützt, strauchelte sie jeden Augenblick. Aber im Innern sah es noch wilder, noch wüster aus: wie ihr geschah wußte sie nicht, begriff sie nicht.

Allein als sie ins Wirthshaus trat, in der kleinen Stube Florinen auf dem Bette, die Wirthin und Lelio um sie beschäftigt sah, ward sie ihres Unglücks gewiß. Ein geheimes Verhältniß zwischen dem untreuen Freund und der verrätherischen Freundin offenbarte sich blitzschnell auf einmal: sie mußte sehen, wie diese, die Augen aufschlagend, sich dem Freund um den Hals warf, mit der Wonne einer neu wiederauflebenden zärtlichsten Aneignung, wie die schwarzen Augen wieder glänzten, eine frische Röthe die bläßlichen Wangen auf einmal wieder zierend färbte; wirklich sah sie verjüngt, reizend, allerliebst aus.

Albertine stand, vor sich hinschauend, einzeln, kaum bemerkt; jene erholten sich, nahmen sich zusammen; der Schade war geschehen. Man war denn doch genöthigt, sich wieder in den Wagen zu setzen, und in der Hölle selbst könnten widerwärtig Gesinnte, Verrathene mit Verräthern so eng nicht zusammengepackt seyn.

Eilftes Capitel.

Lenardo sowohl als Odoardo waren einige Tage sehr lebhaft beschäftigt, jener, die Abreisenden mit allem Nöthigen zu versehen, dieser, sich mit den Bleibenden bekannt zu machen, ihre Fähigkeiten zu beurtheilen, um sie von seinen Zwecken hinreichend zu unterrichten. Indessen blieb Friedrichen und unserm Freunde Raum und Ruhe zu stiller Unterhaltung. Wilhelm ließ sich den Plan im allgemeinen vorzeichnen, und da man mit Landschaft und Gegend genugsam vertraut geworden, auch die Hoffnung besprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete eine große Anzahl Bewohner entwickelt zu sehen, so wendete sich das Gespräch, wie natürlich, zuletzt auf das, was Menschen eigentlich zusammenhält, auf Religion und Sitte. Hierüber konnte denn der heitere Friedrich hinreichende Auskunft geben, und wir würden wohl Dank verdienen, wenn wir das Gespräch in seinem Laufe mittheilen könnten, das durch Frage und Antwort,

durch Einwendung und Berichtigung sich gar löblich durchschlang und in mannichfaltigem Schwanken zu dem eigentlichen Zweck gefällig hinbewegte. Indessen dürfen wir uns so lange nicht aufhalten und geben lieber gleich die Resultate, als daß wir uns verpflichteten, sie erst nach und nach in dem Geiste unserer Leser hervortreten zu lassen. Folgendes ergab sich als die Quintessenz dessen, was verhandelt wurde.

Daß der Mensch ins Unvermeidliche sich füge, darauf dringen alle Religionen; jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden. Die Christliche hilft durch Glauben, Liebe, Hoffnung gar anmuthig nach; daraus entsteht denn die Geduld, ein süßes Gefühl, welch eine schätzbare Gabe das Daseyn bleibe, auch wenn ihm anstatt des gewünschten Genusses das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird. An dieser Religion halten wir fest, aber auf eine eigene Weise: wir unterrichten unsere Kinder von Jugend auf von den großen Vortheilen, die sie uns gebracht hat; dagegen von ihrem Ursprung, von ihrem Verlauf geben wir zuletzt Kenntniß. Alsdann wird uns der Urheber erst lieb und werth, und alle Nachricht, die sich auf ihn bezieht, wird heilig. In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber doch als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns: denn wie sollten wir ihm den Antheil an der höchsten Cultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verläugnet?

Hiervon ist unsere Sittenlehre ganz abgesondert: sie ist rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen, Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen. Nun mag ein jeder diese lakonischen Worte nach seiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu gränzenloser Ausführung.

Der größte Respect wird allen eingeprägt für die Zeit, als für die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseyns. Die Uhren sind bei uns vervielfältigt, und deuten sämmtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelstunden an, und um solche Zeichen möglichst zu vervielfältigen, geben die in unserm Lande errichteten Telegraphen, wenn sie sonst nicht beschädigt sind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an, und zwar durch eine sehr geistreiche Vorrichtung.

Unsere Sittenlehre, die also ganz praktisch ist, dringt nun hauptsächlich auf Besonnenheit; und diese wird durch Eintheilung der Zeit, durch Aufmerksamkeit auf jede Stunde höchlichst gefördert. Etwas muß gethan

seyn in jedem Moment; und wie wollt' es geschehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde?

In Betracht, daß wir erst anfangen, legen wir großes Gewicht auf die Familienkreise. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir große Verpflichtungen zuzutheilen; die Erziehung wird bei uns um so leichter, als jeder für sich selbst Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen stellen muß.

Gewisse Dinge freilich müssen nach einer gewissen gleichförmigen Einheit gebildet werden: Lesen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Masse zu überliefern, übernimmt der Abbé: seine Methode erinnert an den wechselseitigen Unterricht, doch ist sie geistreicher; eigentlich aber kommt alles darauf an, zu gleicher Zeit Lehrer und Schüler zu bilden.

Aber noch eines wechselseitigen Unterrichts will ich erwähnen, der Uebung anzugreifen und sich zu vertheidigen. Hier ist Lothario in seinem Felde; seine Manövers haben etwas Aehnliches von unsern Feldjägern; doch kann er nicht anders als original seyn.

Hierbei bemerke ich, daß wir im bürgerlichen Leben keine Glocken, im soldatischen keine Trommeln haben; dort, wie hier, ist Menschenstimme, verbunden mit Blasinstrumenten, hinreichend. Das alles ist schon da gewesen und ist noch da; die schickliche Anwendung desselben aber ist dem Geist überlassen, der es auch allenfalls wohl erfunden hätte.

Das größte Bedürfniß eines Staats ist das einer muthigen Obrigkeit; und daran soll es dem unsrigen nicht fehlen: wir alle sind ungeduldig, das Geschäft anzutreten, munter und überzeugt, daß man einfach anfangen müsse. So denken wir nicht an Justiz, aber wohl an Polizei. Ihr Grundsatz wird kräftig ausgesprochen: Niemand soll dem andern unbequem seyn; wer sich unbequem erweist, wird beseitigt, bis er begreift, wie man sich anstellt, um geduldet zu werden. Ist etwas Lebloses, Unvernünftiges in dem Falle, so wird dieß gleichmäßig bei Seite gebracht.

In jedem Bezirk sind drei Polizeidirectoren, die alle acht Stunden wechseln, schichtweis, wie im Bergwerk, das auch nicht stillstehen darf, und einer unserer Männer wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand seyn.

Sie haben das Recht zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und zu beseitigen; finden sie es nöthig, so rufen sie mehr oder weniger Geschworene zusammen; sind die Stimmen gleich, so entscheidet der Vorsitzende nicht, sondern es wird das Loos gezogen, weil man überzeugt ist, daß

bei gegen einander ſtehenden Meinungen es immer gleichgültig iſt, welche befolgt wird. Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken; wir laſſen ſie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf ſie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslaſſen.

Fragt man nach der höhern Obrigkeit, die alles lenkt, ſo findet man ſie niemals an Einem Orte: ſie zieht beſtändig umher, um Gleichheit in den Hauptſachen zu erhalten und in läßlichen Dingen einem jeden ſeinen Willen zu geſtatten. Iſt dieß doch ſchon einmal im Lauf der Geſchichte da geweſen: die deutſchen Kaiſer zogen umher, und dieſe Einrichtung iſt dem Sinne freier Staaten am allergemäßeſten. Wir fürchten uns vor einer Hauptſtadt, ob wir ſchon den Punkt in unſern Beſitzungen ſehen, wo ſich die größte Anzahl von Menſchen zuſammenhalten wird. Dieß aber verheimlichen wir; dieß mag nach und nach, und wird noch früh genug entſtehen.

Dieſes ſind im allgemeinſten die Punkte, über die man meiſtens einig iſt, doch werden ſie beim Zuſammentreten von mehreren oder auch wenigeren Gliedern immer wieder aufs neue durchgeſprochen. Die Hauptſache wird aber ſeyn, wenn wir uns an Ort und Stelle befinden. Den neuen Zuſtand, der aber dauern ſoll, ſpricht eigentlich das Geſetz aus. Unſere Strafen ſind gelind. Ermahnung darf ſich jeder erlauben, der ein gewiſſes Alter hinter ſich hat, mißbilligen und ſchelten nur der anerkannte Aelteſte, beſtrafen nur eine zuſammenberufene Zahl.

Man bemerkt, daß ſtrenge Geſetze ſich ſehr bald abſtumpfen und nach und nach loſer werden, weil die Natur immer ihre Rechte behauptet. Wir haben läßliche Geſetze, um nach und nach ſtrenger werden zu können; unſere Strafen beſtehen vorerſt in Abſonderung von der bürgerlichen Geſellſchaft, gelinder, entſchiedener, kürzer und länger nach Befund. Wächſt nach und nach der Beſitz der Staatsbürger, ſo zwackt man ihnen auch davon ab, weniger oder mehr wie ſie verdienen, daß man ihnen von dieſer Seite wehe thue.

Allen Gliedern des Bundes iſt davon Kenntniß gegeben und bei angeſtelltem Examen hat ſich gefunden, daß jeder von den Hauptpunkten auf ſich ſelbſt die ſchicklichſte Anwendung macht. Die Hauptſache bleibt nur immer, daß wir die Vortheile der Cultur mit hinüber nehmen und die Nachtheile zurücklaſſen. Branntweinſchenken und Leſebibliotheken werden

bei uns nicht geduldet; wie wir uns aber gegen Flaschen und Bücher verhalten, will ich lieber nicht eröffnen: dergleichen Dinge wollen gethan seyn, wenn man sie beurtheilen soll.

Und in edem diesem Sinne hält der Sammler und Ordner dieser Papiere mit andern Anordnungen zurück, welche unter der Gesellschaft selbst noch als Probleme circuliren, und welche zu versuchen man vielleicht an Ort und Stelle nicht räthlich findet, um desto weniger Beifall dürfte man sich versprechen, wenn man derselben hier umständlich erwähnen wollte.

Zwölftes Capitel.

Die zu Odoardo's Vortrag angesetzte Frist war nunmehr, welcher, nachdem alles versammelt und beruhigt war, folgendermaßen zu reden begann.

Das bedeutende Werk, an welchem Theil zu nehmen ich diese Masse wackerer Männer einzuladen habe, ist Ihnen nicht ganz unbekannt; denn ich habe ja schon im allgemeinen mit Ihnen davon gesprochen. Aus meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der alten Welt so gut wie in der neuen Räume sind, welche einen bessern Anbau bedürfen als ihnen bisher zu Theil ward. Dort hat die Natur große weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und eingewildert liegt, daß man sich kaum getraut, auf sie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüsteneien abzugewinnen und sich eines theilweisen Besitzes zu versichern. In der alten Welt ist es das Umgekehrte. Hier ist überall ein theilweiser Besitz schon ergriffen, mehr oder weniger durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Gränzenlose als unüberwindliches Hinderniß erscheint, so setzt hier das einfach Begränzte beinahe noch schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen. Die Natur ist durch Emsigkeit der Menschen, durch Gewalt oder Ueberredung zu nöthigen.

Wird der einzelne Besitz von der ganzen Gesellschaft für heilig geachtet, so ist er es dem Besitzer noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je

Dann hat er uns beſcheidentlich verſchwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um ſeiner Schweſter Arm ſich ſchmiegen,
Um die entſchlafne feſt gewunden fand.
Die Amme floh und ließ den Säugling liegen;
Er dreſſelte den Wurm mit ſichrer Hand:
Die Mutter kam und ſah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Und ſo verſchwieg er auch, daß eine Quelle
Vor ſeinem Schwert aus trocknem Felſen ſprang,
Stark wie ein Bach, ſich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe ſchlang:
Noch quillt ſie fort ſo raſch, ſo ſilberhelle,
Als ſie zuerſt ſich ihm entgegen drang,
Und die Gefährten, die das Wunder ſchauten,
Den heißen Durſt zu ſtillen kaum getrauten.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort:

verflochtener, je getheilter, deſto ſchwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenem wieder unerwartet zu gute käme.

Schon mehrere Jahre ſtehe ich im Namen meines Fürſten einer Provinz vor, die, von ſeinen Staaten getrennt, lange nicht ſo wie es möglich wäre, benutzt wird. Eben dieſe Abgeſchloſſenheit oder Eingeſchloſſenheit, wenn man will, hindert, daß bisher keine Anſtalt ſich treffen ließ, die den Bewohnern Gelegenheit gegeben hätte, das was ſie vermögen, nach außen zu verbreiten, und von außen zu empfangen was ſie bedürfen.

Mit unumſchränkter Vollmacht gebot ich in dieſem Lande. Manches Gute war zu thun, aber doch immer nur ein beſchränktes; dem Beſſern waren überall Riegel vorgeſchoben und das Wünſchenswertheſte ſchien in einer andern Welt zu liegen.

Ich hatte keine andere Verpflichtung als gut Haus zu halten. Was iſt leichter als das! Eben ſo leicht iſt es Mißbräuche zu beſeitigen, menſchlicher Fähigkeiten ſich zu bedienen, den Beſtrebſamen nachzuhelfen. Dieß alles ließ ſich mit Verſtand und Gewalt recht bequem leiſten; dieß alles that ich gewiſſermaßen von ſelbſt. Aber wohin beſonders meine Aufmerkſamkeit, meine Sorge ſich richtete, dieß waren die Nachbarn, die nicht mit gleichen Geſinnungen, am wenigſten mit gleicher Ueberzeugung, ihre Landestheile regierten und regieren ließen.

Beinahe hätte ich mich reſignirt und mich innerhalb meiner Lage am beſten gehalten und das Herkömmliche ſo gut, als es ſich thun ließ, benutzt; aber ich bemerkte auf einmal, das Jahrhundert komme mir zu Hülfe. Jüngere Beamte wurden in der Nachbarſchaft angeſtellt; ſie hegten gleiche Geſinnungen, aber freilich nur im allgemeinen wohlwollend, und pflichteten nach und nach meinen Planen zu allſeitiger Verbindung um ſo eher bei, als mich das Loos traf, die größern Aufopferungen zuzugeſtehen, ohne daß gerade jemand merkte, auch der größere Vortheil neige ſich auf meine Seite.

So ſind nun unſer drei über anſehnliche Landesſtrecken zu gebieten befugt: unſere Fürſten und Miniſter ſind von der Redlichkeit und Nützlichkeit unſerer Vorſchläge überzeugt; denn es gehört freilich mehr dazu, ſeinen Vortheil im großen als im kleinen zu überſehen. Hier zeigt uns immer die Nothwendigkeit, was wir zu thun und zu laſſen haben, und da iſt denn ſchon genug, wenn wir dieſen Maßſtab ans Gegenwärtige

legen: dort aber ſollen wir eine Zukunft erſchaffen, und wenn auch ein durchdringender Geiſt den Plan dazu fände, wie kann er hoffen, andere darin einſtimmen zu ſehen?

Noch würde dieß dem Einzelnen nicht gelingen; die Zeit welche die Geiſter frei macht, öffnet zugleich ihren Blick ins weitere, und im weitern läßt ſich das Größere leicht erkennen und eins der ſtärkſten Hinderniſſe menſchlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieſes beſteht nämlich darin, daß die Menſchen wohl über die Zwecke einig werden, viel ſeltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Große hebt uns über uns ſelbſt hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns ſelbſt zurück, und da wird der Einzelne gerade wie er war und fühlt ſich eben ſo iſolirt, als hätte er vorher nicht ins Ganze geſtimmt.

Hier alſo haben wir zu wiederholen, das Jahrhundert muß uns zu Hülfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vortheil den niedern verdrängen.

Hier ſey es genug; und wäre es zu viel für den Augenblick, in der Folge werde ich einen jeden Theilnehmer daran erinnern. Genaue Vermeſſungen ſind geſchehen, die Straßen bezeichnet, die Punkte beſtimmt, wo man die Gaſthöfe und in der Folge vielleicht die Dörfer heranrückt. Zu aller Art von Baulichkeiten iſt Gelegenheit, ja Nothwendigkeit vorhanden. Treffliche Baumeiſter und Techniker bereiten alles vor; Riſſe und Anſchläge ſind gefertigt; die Abſicht iſt, größere und kleinere Accorde abzuſchließen und ſo mit genauer Controle die bereitliegenden Geldſummen, zur Verwunderung des Mutterlandes, zu verwenden, da wir denn der ſchönſten Hoffnung leben, es werde ſich eine vereinte Thätigkeit nach allen Seiten von nun an entwickeln.

Worauf ich nun aber die ſämmtlichen Theilnehmer aufmerkſam zu machen habe, weil es vielleicht auf ihre Entſchließung Einfluß haben könnte, iſt die Einrichtung, die Geſtalt, in welche wir alle Mitwirkenden vereinigen und ihnen eine würdige Stellung unter ſich und gegen die übrige bürgerliche Welt zu ſchaffen gedenken.

Sobald wir jenen bezeichneten Boden betreten, werden die Handwerke ſogleich für Künſte erklärt und durch die Bezeichnung ſtrenge Künſte von den freien entſchieden getrennt und abgeſondert. Dießmal kann hier nur von ſolchen Beſchäftigungen die Rede ſeyn, welche den Aufbau ſich

zur Angelegenheit machen; die sämmtlichen hier anwesenden Männer, jung und alt, bekennen sich zu dieser Klasse.

Zählen wir sie her in der Folge wie sie den Bau in die Höhe richten und nach und nach zur Wohnbarkeit fördern. Die Steinmetzen nenne ich voraus, welche den Grund- und Eckstein vollkommen bearbeiten, den sie mit Beihülfe der Maurer am rechten Ort in der genauesten Bezeichnung niedersenken. Die Maurer folgen hierauf, die auf den streng untersuchten Grund das Gegenwärtige und Zukünftige wohl befestigen. Früher oder später bringt der Zimmermann seine vorbereiteten Contignationen herbei, und so steigt nach und nach das Beabsichtigte in die Höhe. Den Dachdecker rufen wir eiligst herbei; im Innern bedürfen wir des Tischlers, Glasers, Schlossers, und wenn ich den Tüncher zuletzt nenne, so geschieht es, weil er mit seiner Arbeit zur verschiedensten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefälligen Schein zu geben. Mancher Hülfsarbeiten gedenke ich nicht, nur die Hauptsache verfolgend.

Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister müssen aufs strengste beobachtet werden; auch können in diesen viele Abstufungen gelten, aber Prüfungen können nicht sorgfältig genug seyn. Wer herantritt, weiß, daß er sich einer strengen Kunst ergiebt und er darf keine läßlichen Forderungen von ihr erwarten; ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen wie bei großen Gefahren muß der Leichtsinn verbannt seyn.

Gerade hier muß die strenge Kunst der freien zum Muster dienen und sie zu beschämen trachten. Sehen wir die sogenannten freien Künste an, die doch eigentlich in einem höhern Sinne zu nehmen und zu nennen sind, so findet man, daß es ganz gleichgültig ist, ob sie gut oder schlecht betrieben werden. Die schlechteste Statue steht auf ihren Füßen wie die beste; eine gemalte Figur schreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwärts, ihre mißgestalteten Arme greifen gar kräftig zu, die Figuren stehen nicht auf dem richtigen Plan und der Boden fällt deßwegen nicht zusammen. Bei der Musik ist es noch auffallender: die gellende Fiedel einer Dorfschenke erregt die wackern Glieder aufs kräftigste und wir haben die unschicklichsten Kirchenmusiken gehört, bei denen der Gläubige sich erbaute. Wollt ihr nun gar auch die Poesie zu den freien Künsten rechnen, so werdet ihr freilich sehen, daß diese kaum weiß, wo sie eine Gränze finden soll. Und doch hat jede Kunst ihre innern Gesetze, deren

Nichtbeobachtung aber der Menschheit keinen Schaden bringt. Dagegen die strengen Künste dürfen sich nichts erlauben. Den freien Künstler darf man loben, man kann an seinen Vorzügen Gefallen finden, wenn gleich seine Arbeit bei näherer Untersuchung nicht Stich hält.

Betrachten wir aber die beiden, sowohl die freien als strengen Künste, in ihren vollkommensten Zuständen, so hat sich diese vor Pedanterie und Bocksbeutelei, jene vor Gedankenlosigkeit und Pfuscherei zu hüten. Wer sie zu leiten hat, wird hierauf aufmerksam machen; Mißbräuche und Mängel werden dadurch verhütet werden.

Ich wiederhole mich nicht — denn unser ganzes Leben wird eine Wiederholung des Gesagten seyn; ich bemerke nur noch folgendes. Wer sich einer strengen Kunst ergiebt, muß sich ihr fürs Leben widmen. Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich seyn, ihre eigenen Gedanken, ihren eigenen Willen haben; und das kann sie nicht auf vielerlei Weise.

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geschlossen hatte, richteten die sämmtlichen Anwesenden sich auf, und die Gewerke, anstatt abzuziehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der anerkannten Obern. Odoarde reichte den sämmtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie nach einer bekannten Melodie mäßig und munter ein zutrauliches Lied sangen:

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sey fortan dem Tücht'gen gleich:
Wo wir Nützliches betreiben,
Ist der wertheste Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes;
Wer gehorchet, der erreicht es;
Zeig' ein festes Vaterland!
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheilest Kraft und Bürde,
Und erwägst es ganz genau,
Giebst dem Alten Ruh und Würde,
Jünglingen Geschäft und Frau.

Wechselseitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenzaun,
Auch der Nachbarschaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Ackerfeld ist zugetheilt,
Siedeln wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das feste Vaterland!
Heil dir Führer! Heil dir Band!

Dreizehntes Capitel.

Eine vollkommene Stille schloß sich an diese lebhafte Bewegung der vergangenen Tage. Die drei Freunde blieben allein gegen einander über stehen und es ward gar bald merkbar, daß zwei von ihnen, Lenardo und Friedrich, von einer sonderbaren Unruhe bewegt wurden; sie verbargen nicht, daß beide ungeduldig sehen, für ihren Theil in der Abreise von diesem Ort sich gehindert zu sehen: sie erwarteten einen Boten, hieß es, und es kam indessen nichts Vernünftiges, nichts Entscheidendes zur Sprache.

Endlich kommt der Bote, ein bedeutendes Packet überbringend, worüber sich Friedrich sogleich herwirft, um es zu eröffnen.

Lenardo hält ihn ab und spricht: Laß es unberührt, leg' es vor uns nieder auf den Tisch! wir wollen es ansehen, denken und vermuthen was es enthalten möge. Denn unser Schicksal ist seiner Bestimmung näher, und wenn wir nicht selbst Herren darüber sind, wenn es von dem Verstande, von den Empfindungen anderer abhängt, ein Ja oder Nein, ein So oder So zu erwarten ist, dann ziemt es ruhig zu stehen, sich zu fassen, sich zu fragen ob man es erdulden würde, als wenn es ein sogenanntes Gottesurtheil wäre, wo uns auferlegt ist die Vernunft gefangen zu nehmen.

Du bist nicht so gefaßt als du scheinen willst! versetzte Friedrich. Bleibe deßwegen allein mit deinen Geheimnissen und schalte darüber nach Belieben; mich berühren sie auf alle Fälle nicht. Aber laß mich indeß diesem alten geprüften Freunde den Inhalt offenbaren und die zweifelhaften Zustände vorlegen, die wir ihm schon so lange verheimlicht haben.

Mit diesen Worten riß er unsern Freund mit sich weg und schon unterwegs rief er aus: Sie ist gefunden, längst gefunden! und es ist nur die Frage, wie es mit ihr werden soll.

Das wußte ich schon, sagte Wilhelm: denn Freunde offenbaren einander gerade das am deutlichsten, was sie einander verschweigen: die letzte Stelle des Tagebuchs, wo sich Lenardo gerade mitten im Gebirg des Briefes erinnert, den ich ihm schrieb, rief mir in der Einbildungskraft im ganzen Umgange des Geistes und Gefühls jenes gute Wesen hervor; ich sah ihn schon mit dem nächsten Morgen sich ihr nähern, sie anerkennen und was daraus mochte gefolgt seyn. Da will ich denn aber aufrichtig gestehen, daß nicht Neugierde, sondern ein redlicher Antheil, den ich ihr gewidmet habe, mich über euer Schweigen und Zurückhalten beunruhigte.

Und in diesem Sinne, rief Friedrich, bist du gerade bei diesem angekommenen Packet hauptsächlich mit interessirt: der Verfolg des Tagebuchs war an Makarien gesandt und man wollte dir durch Erzählung das ernst anmuthige Ereigniß nicht verkümmern. Nun sollst du's auch gleich haben; Lenardo hat gewiß indessen ausgepackt und das braucht er nicht zu seiner Aufklärung.

Friedrich sprang hiermit nach alter Art hinweg, sprang wieder herbei und brachte das versprochene Heft.

Nun muß ich aber auch erfahren, rief er, was aus uns werden wird.

Hiermit war er wieder entsprungen, und Wilhelm las.

Lenardo's Tagebuch.

Fortsetzung

Freitag den 19.

Da man heute nicht säumen durfte um zeitig zu Frau Susanne zu gelangen, so frühstückte man eilig mit der ganzen Familie, dankte mit versteckten Glückwünschen und hinterließ dem Geschirrfasser, welcher zurückblieb, die

den Jungfrauen zugedachten Geschenke, etwas reichlicher und bräutlicher als die vorgestrigen, sie ihm heimlich zuschiebend, worüber der gute Mann sich sehr erfreut zeigte.

Dießmal war der Weg frühe zurückgelegt: nach einigen Stunden erblickten wir in einem ruhigen, nicht allzuweiten, flachen Thale, dessen eine felsige Seite von Wellen des klarsten Sees leicht bespült sich wieder spiegelte, wohl und anständig gebaute Häuser, um welche ein besserer, sorgfältig gepflegter Boden bei sonniger Lage einiges Gartenwerk begünstigte. In das Haupthaus durch den Garnboten eingeführt und Frau Susannen vorgestellt, fühlte ich etwas ganz Eigenes, als sie uns freundlich ansprach und versicherte, es sey ihr sehr angenehm, daß wir Freitags kämen, als dem ruhigsten Tage der Woche, da Donnerstags Abends die gefertigte Waare zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Garnboten, welcher sagte: Die bringt wohl Daniel jederzeit hinunter! versetzte sie: Gewiß, er versieht das Geschäft so löblich und treu als wenn es sein eigenes wäre.

Ist doch auch der Unterschied nicht groß, versetzte jener, übernahm einige Aufträge von der freundlichen Wirthin und eilte, seine Geschäfte in den Seitenthälern zu vollbringen, versprach in einigen Tagen wiederzukommen und mich abzuholen.

Mir war indessen ganz wunderlich zu Muthe: mich hatte gleich beim Eintritt eine Ahnung befallen, daß es die Ersehnte sey; beim längern Hinblick war sie es wieder nicht, konnte es nicht seyn, und doch beim Wegblicken, oder wenn sie sich umkehrte, war sie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantasie ihr Wesen gegen einander treiben.

Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit gezögert hatten, brachten sie nach; die Herrin, mit freundlichster Ermahnung zum Fleiße, marktete mit ihnen, überließ aber, um sich mit dem Gast zu unterhalten, das Geschäft an zwei Mädchen, welche sie Gretchen und Lieschen nannte, und welche ich um desto aufmerksamer betrachtete, als ich ausforschen wollte, wie sie mit der Schilderung des Geschirrfassers allenfalls zusammenträfen. Diese beiden Figuren machten mich ganz irre und zerstörten alle Aehnlichkeit zwischen der Gesuchten und der Hausfrau.

Aber ich beobachtete diese nur desto genauer, und sie schien mir allerdings das würdigste, liebenswürdigste Wesen von allen, die ich auf meiner Gebirgsreise erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug,

um mit ihr über das Geschäft, welches sie gut verstand, mit Kenntniß sprechen zu können; meine einsichtige Theilnahme erfreute sie sehr, und als ich fragte, woher sie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport übers Gebirg ich vor einigen Tagen gesehen, so erwiederte sie, daß eben dieser Transport ihr einen ansehnlichen Vorrath mitgebracht. Die Lage ihres Wohnorts sey auch deßhalb so glücklich, weil die nach dem See hinunterführende Hauptstraße etwa nur eine Viertelstunde ihres Thals hinabwärts vorbeigehe, wo sie denn entweder in Person oder durch einen Factor die ihr von Triest bestimmten und adressirten Ballen in Empfang nehme, wie denn das vorgestern auch geschehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen luftigen Keller hineinsehen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu sehr austrockne, an Gewicht verliere und weniger geschmeidig werde. Dann fand ich auch, was ich schon im einzelnen kannte, meistentheils hier versammelt; sie deutete nach und nach auf dieß und jenes, und ich nahm verständigen Antheil. Indessen wurde sie stiller: aus ihren Fragen konnte ich errathen, sie vermuthe, daß ich vom Handwerk sey. Denn sie sagte, da die Baumwolle so eben angekommen, so erwarte sie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Triester Handlung, der nach einer bescheidenen Ansicht ihres Zustandes die schuldige Geldpost abholen werde; diese liege bereit für einen jeden, welcher sich legitimiren könne.

Einigermaßen verlegen suchte ich auszuweichen und blickte ihr nach, als sie eben einiges anzuordnen durchs Zimmer ging: sie erschien mir wie Penelope unter den Mägden. Sie kehrt zurück und mich dünkt, es sey was Eigenes in ihr vorgegangen.

Sie sind denn nicht vom Kaufmannsstande? sagte sie. Ich weiß nicht, woher mir das Vertrauen kommt und wie ich mich unterfangen mag, das Irrige zu verlangen: erdringen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's, wie es Ihnen uns Herz ist!

Dabei sah mich ein fremdes Gesicht mit so ganz bekannten erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu fassen wußte. Meine Kniee, mein Verstand wollten mir versagen, als man sie glücklicherweise sehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorsatz stärken, so lang als möglich an mich zu halten: denn es schwebte mir vor, als wenn abermals ein unseliges Verhältniß mich bedrohe.

Gretchen, ein gesetztes freundliches Kind, führte mich ab, mir die

künstlichen Gewebe vorzuzeigen; sie that es verständig und ruhig; ich schrieb, um ihr Aufmerksamkeit zu beweisen, was sie mir vorsagte, in meine Schreibtafel, wo es noch steht zum Zeugniß eines bloß mechanischen Verfahrens, denn ich hatte ganz anderes im Sinne; es lautet folgendermaßen.

„Der Eintrag von getretener sowohl als gezogener Weberei geschieht je nachdem das Muster es erfordert, mit weißem lose gedrehtem sogenannten Muggengarn, mitunter auch mit türkischroth gefärbten, desgleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden. Beim Scheeren ist das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tischförmigen Rahmen bilden, um welchen her mehrere arbeitende Personen sitzen."

Lieschen, die unter den Scheerenden gesessen, steht auf, gesellt sich zu uns, ist geschäftig drein zu reden und zwar auf eine Weise, um jene durch Widerspruch nur irre zu machen; und als ich Gretchen dessenungeachtet mehr Aufmerksamkeit bewies, so fuhr Lieschen umher um etwas zu holen, zu bringen und streifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu seyn, mit ihrem zarten Ellenbogen zweimal merklich bedeutend an meinem Arm hin, welches mir nicht sonderlich gefallen wollte.

Die Gute-Schöne (sie verdient überhaupt, besonders aber alsdann so zu heißen, wenn man sie mit den übrigen vergleicht) holte mich in den Garten ab, wo wir der Abendsonne genießen sollten, eh sie sich hinter das Gebirg versteckte. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen, wie es wohl erscheint, wenn man etwas Erfreuliches zu sagen zaudert; auch mir war es in dieser Verlegenheit gar lieblich zu Muthe. Wir gingen neben einander her; ich getraute mir nicht ihr die Hand zu reichen, so gern ich's gethan hätte: wir schienen uns beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Fund nur allzubald ins Gemeine öffenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich strack aufgekeimte Baumwollenstauden erkannte.

So nähren und pflegen wir die für unser Geschäfte unnützen, ja widerwärtigen Samenkörner, die mit der Baumwolle einen so weiten Weg zu uns machen. Es geschieht aus Dankbarkeit und es ist ein eigen Vergnügen dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgestorbene Reste unser Daseyn belebt. Sie sehen hier den Anfang; die Mitte ist Ihnen bekannt; und heute Abend, wenn's Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß.

Wir als Fabricanten selbst oder ein Factor bringen unsere die Woche über eingegangene Waare Donnerstag Abends in das Marktschiff und langen so, in Gesellschaft von andern die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein jeder seine Waare zu den Kaufleuten, die im Großen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungsstatt.

Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrication nebst dem baaren Verdienst holen die Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfniß und Vergnügen. Wo einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnsüchtigen harren und möchten erfahren, wie der Verkauf der Waaren ausgefallen und berechnen schon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modesachen, die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leckern endlich und besonders die Kinder auf die Eßwaaren, und wenn es auch nur Semmeln wären.

Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend; dann belebt sich der See allmählig und die Schiffe gleiten segelnd, oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin: jedes bemüht sich dem andern vorzukommen und die denen es gelingt, verhöhnen wohl scherzend die, welche zurück zu bleiben sich genöthigt sehen.

Es ist ein erfreuliches schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den anliegenden Gebirgen vom Abendroth erleuchtet sich warm und allmählig tiefer und tiefer schattirt, die Sterne sichtbar werden, die Abendglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände flieht vorüber; Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück; endlich in die Nähe der Heimath gekommen wird in ein Horn gestoßen und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herab bewegen; ein jedes Haus, das einen Angehörigen im Schiffe hat, sendet jemand um das Gepäck tragen

In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Wie frühe war es, daß ſein Herz ihn lehrte,
Was ich bei ihm kaum Tugend nennen darf;
Daß er des Vaters ſtrenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und ſcharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienſt beſchwerte,
Dem ſich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie elternlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe.

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerſt zu Fuß bei Sturm und Sonnenſchein,
Die Pferde warten und den Tiſch bereiten,
Und jedem alten Krieger dienſtbar ſeyn.
Gern und geſchwind lief er zu allen Zeiten
Bei Tag und Nacht als Bote durch den Hain;
Und ſo gewohnt für Andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem munterm Weſen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach die Kräuter ſelbſt zu leſen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich geneſen,
Es freute ſich der Kranke ſeiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten,
Und nur der Vater ſchien nicht ſein zu achten.

zu helfen. Wir liegen höher hinauf; aber jedes von uns hat oft genug diese Fahrt mitbestanden, und was das Geschäft betrifft, so sind wir alle von gleichem Interesse.

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und schön sie das alles sprach und konnte mich der offenen Bemerkung nicht enthalten: wie sie in dieser rauhen Gegend, bei einem so mechanischen Geschäft, zu solcher Bildung habe gelangen können?

Sie versetzte, mit einem allerliebsten, beinahe schalkhaften Lächeln vor sich hinsehend: Ich bin in einer schönern und freundlichern Gegend geboren, wo vorzügliche Menschen herrschen und hausen, und ob ich gleich als Kind mich wild und unbändig erwies, so war doch der Einfluß geistreicher Besitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Wesen that eine fromme Erziehung, die ein gewisses Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, als von Allgegenwart göttlicher Liebe getragen, in mir entwickelte.

Wir wanderten aus, fuhr sie fort — das feine Lächeln verließ ihren Mund; eine unterdrückte Thräne füllte das Auge — wir wanderten weit, weit, von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher, in diese höchst thätige Gegend. Das Haus worin Sie mich finden, war von gleichgesinnten Menschen bewohnt; man nahm uns traulich auf; mein Vater sprach dieselbe Sprache, in demselben Sinn: wir schienen bald zur Familie zu gehören.

In allen Haus- und Handwerksgeschäften griff ich tüchtig ein, und alles über welches Sie mich nun gebieten sehen, habe ich stufenweise gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauses, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und schön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu seiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie sie im Hause geübt wurde, fand bei ihm keinen Eingang, sie genügte ihm nicht; er las heimlich Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art die dem Geist eine allgemeinere freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so war er bemüht nach und nach mir dasjenige mitzutheilen, was ihn so innig beschäftigte. Endlich da ich in alles einging, hielt er nicht länger zurück mir sein ganzes Geheimniß zu eröffnen. Und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergängen sich nur von solchen Grundsätzen unterhielt, welche den Menschen

selbstständig machen, und dessen wahrhaftes Neigungsverhältniß nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gesinnungen zu bestärken, wodurch die Menschen sonst von einander völlig entfernt werden.

Ob ich gleich sie nicht scharf ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblickte, bemerkte ich doch mit Verwunderung und Antheil, daß ihre Gesichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen erheiterte sich ihr Gesicht.

Ich muß, sagte sie, auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun, und damit Sie meine Wohlredenheit, die manchmal nicht ganz natürlich scheinen möchte, sich besser erklären können.

Leider mußten wir beide uns vor den übrigen verstellen, und ob wir gleich uns sehr hüteten nicht zu lügen und im groben Sinne falsch zu seyn, so waren wir es doch im zartern, indem wir den vielbesuchten Brüder- und Schwesterversammlungen nicht beizuwohnen nirgends Entschuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar manches gegen unsere Ueberzeugung hören mußten, so ließ er mich sehr bald begreifen und einsehen, daß nicht alles vom freien Herzen gehe, sondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichnisse, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen sich immerfort wie um eine gemeinsame Achse herumdrehten. Ich merkte nun besser auf und machte mir die Sprache so zu eigen, daß ich allenfalls eine Rede so gut als irgend ein Vorsteher hätte halten wollen. Erst ergötzte der Gute sich daran, endlich beim Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich ihn zu beschwichtigen den entgegengesetzten Weg einschlug, ihm nur desto aufmerksamer zuhörte, ihm seinen herzlich treuen Vortrag wohl acht Tage später wenigstens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem geistigem Wesen zu wiederholen wußte.

So wuchs unser Verhältniß zum innigsten Bande, und eine Leidenschaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, so wie zu möglicher Ausübung desselben, war eigentlich was uns vereinigte.

Indem ich nun bedenke was Sie veranlaßt haben mag, zu einer solchen Erzählung mich zu bewegen, so war es meine lebhafte Beschreibung vom glücklich vollbrachten Markttage. Verwundern Sie sich darüber nicht; denn gerade war es eine frohe herzliche Betrachtung holder und erhabener Naturscenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und geschäftlosen Stunden am schönsten unterhielt. Treffliche vaterländische Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt: Hallers Alpen, Geßners Idyllen,

meists Frühling, wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Welt bald von ihrer anmuthigen, bald von ihrer erhabenen Seite.

Noch gern erinnere ich mich, wie wir beide, scharf- und weitsichtig, uns um die Wette und oft hastig auf die bedeutenden Erscheinungen der Erde und des Himmels aufmerksam zu machen suchten, einander vorzueilen und zu überbieten trachteten. Dieß war die schönste Erholung, nicht nur vom täglichen Geschäft, sondern auch von jenen ernsten Gesprächen, die uns oft nur zu tief in unser eigenes Inneres versenkten und uns dort zu beunruhigen drohten.

In diesen Tagen kehrte ein Reisender bei uns ein, wahrscheinlich unter geborgtem Namen: wir dringen nicht weiter in ihn, da er sogleich durch sein Wesen uns Vertrauen einflößt, da er sich im ganzen höchst sittlich benimmt, so wie anständig aufmerksam in unsern Versammlungen. Von meinem Freund in den Gebirgen umhergeführt, zeigt er sich ernst, einsichtig und kenntnißreich. Auch ich geselle mich zu ihren sittlichen Unterhaltungen, wo alles nach und nach zur Sprache kommt, was einem innern Menschen bedeutend werden kann: da bemerkt er denn gar bald in unserer Denkweise in Absicht auf die göttlichen Dinge etwas Schwankendes. Die religiösen Ausdrücke waren uns trivial geworden; der Kern, den sie enthalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die Gefahr unseres Zustandes bemerken, wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten seyn müsse, an welches von Jugend auf sich soviel angeschlossen; sie sey höchst gefährlich bei der Unvollständigkeit besonders des eigenen Innern. Freilich eine täglich und stündlich durchgeführte Frömmigkeit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art von Polizei auf den äußern Anstand, aber nicht mehr auf den tiefen Sinn: das einzige Mittel dagegen sey, aus eigener Brust sittlich gleichgeltende, gleichwirksame, gleichberuhigende Gesinnungen hervorzurufen.

Die Eltern hatten unsere Verbindung stillschweigend vorausgesetzt und ich weiß nicht wie es geschah, die Gegenwart des neuen Freundes beschleunigte die Verlobung: es schien sein Wunsch, diese Bestätigung unseres Glücks in dem stillen Kreise zu feiern, da er denn auch mit anhören mußte, wie der Vorsteher die Gelegenheit ergriff, uns an den Bischof von Laodicea und an die große Gefahr der Lauheit, die man uns wollte angemerkt haben, zu erinnern. Wir besprachen noch einigemal diese Gegenstände,

und er ließ uns ein hierauf bezügliches Blatt zurück, welches ich oft in der Folge wieder anzusehen Ursache fand.

Er schied nunmehr und es war, als wenn mit ihm alle guten Geister gewichen wären. Die Bemerkung ist nicht neu, wie die Erscheinung eines vorzüglichen Menschen in irgend einem Cirkel Epoche macht und bei seinem Scheiden eine Lücke sich zeigt, in die sich öfters ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun lassen Sie mich einen Schleier über das Nächstfolgende werfen! Durch einen Zufall ward meines Verlobten kostbares Leben, seine herrliche Gestalt plötzlich zerstört; er wendete standhaft seine letzten Stunden dazu an, sich mit mir Trostlosen verbunden zu sehen und mir die Rechte an seinem Erbtheil zu sichern. Was aber diesen Fall den Eltern um so schmerzlicher machte, war, daß sie kurz vorher eine Tochter verloren hatten und sich nun im eigentlichsten Sinne verwaist sahen, worüber ihr zartes Gemüth dergestalt ergriffen wurde, daß sie ihr Leben nicht lange fristeten. Sie gingen den lieben Ihrigen bald nach; und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vom Schlag gerührt, zwar noch sinnliche Kenntniß von der Welt, aber weder geistige noch körperliche Thätigkeit gegen dieselbe behalten hat. Und so bedurfte ich denn freilich jener Selbstständigkeit in der größten Noth und Absonderung, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Mitleben hoffend, frühzeitig geübt und noch vor kurzem durch die rein belebenden Worte des geheimnißvollen Durchreisenden recht eigentlich gestärkt hatte.

Doch darf ich nicht undankbar seyn, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehülfe geblieben ist, der als Factor alles das besorgt, was in solchen Geschäften als Pflicht männlicher Thätigkeit erscheint. Kommt er heute Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbares Verhältniß zu ihm.

Ich hatte manches dazwischen gesprochen und durch beifälligen vertraulichen Antheil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht dasjenige ganz nahe zu berühren, was noch nicht völlig ausgesprochen war; auch sie rückte immer näher zu, und wir waren so weit, daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimniß ins Wort getreten wäre.

Sie stand auf und sagte: Lassen Sie uns zum Vater gehen! Sie eilte voraus und ich folgte ihr langsam; ich schüttelte den Kopf über die wundersame Lage, in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere,

sehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Sessel saß. Er hatte sich wenig verändert. Ich ging auf ihn zu; er sah mich erst starr, dann mit lebhafteren Augen an: seine Züge erheiterten sich, er suchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte, seine ruhende zu fassen, ergriff er die meine von selbst, drückte sie und sprang auf, die Arme gegen mich ausstreckend.

O Gott! rief er, der Junker Lenardo! er ist's, er ist es selbst!

Ich konnte mich nicht enthalten, ihn an mein Herz zu schließen: er sank in den Stuhl zurück, die Tochter eilte hinzu ihm beizustehen; auch sie rief: Er ist's! Sie sind es, Lenardo!

Die jüngere Nichte war herbeigekommen; sie führten den Vater, der auf einmal wieder gehen konnte, der Kammer zu, und gegen mich gewendet, sprach er ganz deutlich: Wie glücklich, glücklich! bald sehen wir uns wieder!

Ich stand, vor mich hinschauend und denkend; Mariechen kam zurück und reichte mir ein Blatt, mit dem Vermelden, es sey dasselbige, wovon gesprochen. Ich erkannte sogleich Wilhelms Handschrift, so wie vorhin seine Person aus der Beschreibung mir entgegengetreten war. Mancherlei fremde Gesichter schwärmten um mich her; es war eine eigene Bewegung im Verhause. Und dann ist es ein widerwärtiges Gefühl, aus dem Enthusiasmus einer reinen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbaren Erinnerns, der Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf einmal zu der schroffen Wirklichkeit einer zerstreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Dießmal war der Freitag Abend überhaupt nicht so heiter und lustig, wie er sonst wohl seyn mochte: der Factor war nicht mit dem Marktschiff aus der Stadt zurückgekehrt; er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles Bestellte und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn, welche, Jung und Alt, in Erwartung wie gewöhnlich zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter; Lieschen besonders, die ihm entgegengegangen war, schien sehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend, ohne hineinzusehen: denn es hatte mir schon heimlichen Verdruß gemacht, aus jener Erzählung zu vernehmen, daß Wilhelm die Verbindung beschleunigt habe.

Alle Freunde sind so, alle sind Diplomaten; statt unser Vertrauen redlich zu erwiedern, folgen sie ihren Ansichten, durchkreuzen unsere Wünsche und mißleiten unser Schicksal!

So rief ich aus; doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde Recht, besonders die jetzige Stellung bedenkend, und enthielt mich nicht weiter das folgende zu lesen.

Jeder Mensch findet sich von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb-, endlich ganz bewußt: immerfort findet er sich bedingt, begränzt in seiner Stellung; weil aber niemand Zweck und Ziel seines Daseyns kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren, steht stille, bewegt sich, zaudert und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise denn alle Irrthümer entstehen, die uns verwirren.

Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben genöthigt, klug für den Augenblick zu seyn und gelangt deßwegen im allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge zu wenden und was er eigentlich zu thun und zu lassen habe.

Glücklicherweise sind alle diese und noch hundert andere wunderſame Fragen durch euren unaufhaltsam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geistes! Wenn ihr sodann in freier Stunde aufathmet und euch zu erheben Raum findet, so gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend den 20.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine fühlende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf und ab spaziert: die Hausfrau — ich fühlte mich zufrieden, sie nicht als Wittwe denken zu dürfen — zeigte sich erwünscht erst am Fenster, dann an der Thüre; sie erzählte mir, der Vater habe gut geschlafen, sey heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten eröffnet, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erst nach dem Gottesdienste zu sehen wünsche, wo er sich gewiß recht gestärkt

fühlen werde. Sie sagte mir darauf, daß sie mich heute viel werde allein lassen; es sey für sie ein sehr beschäftigter Tag, kam herunter und gab mir Rechenschaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um sie zu hören; dabei überzeugte ich mich, daß sie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angezogen und mit Willen beschäftigt schien.

Sie fuhr fort: Es ist gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig sey und am Sonnabend Nachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der solches durchsieht, mißt und wägt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Weberlohn bezahlt. Seinerseits ist nun er bemüht, das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Faden und Knoten zu reinigen, solches aufs zierlichste zu legen, die schönste fehlerfreieste Seite oben vors Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen.

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare ins Haus tragend, worunter ich auch die erblickte, welche unsern Geschirrfasser beschäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelassene Geschenk und erzählte mit Anmuth, der Herr Geschirrfasser sey bei ihnen, arbeite heute an ihrem leerstehenden Webestuhl und habe ihr beim Abschied versichert, was er an ihm thue, soll Frau Susanne gleich der Arbeit ansehen.

Darauf ging sie, wie die übrigen, ins Haus und ich konnte mich nicht enthalten, die liebe Wirthin zu fragen: Ums Himmels willen! wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?

Es ist, versetzte sie, der dritte, den man mir aufbürdet: ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünschten; denn es war der Name ihrer verstorbenen Tochter, an deren Stelle sie mich eintreten ließen, und der Name bleibt doch immer der schönste, lebendigste Stellvertreter der Person.

Darauf versetzte ich: Ein vierter ist schon gefunden; ich würde Sie Gute-Schöne nennen, in sofern es von mir abhinge.

Sie machte eine gar lieblich demüthige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Genesung des Vaters mit der Freude, mich wieder zu sehen, so zu verbinden und zu steigern, daß ich in meinem Leben

nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die Gute-Schöne, doppelt und dreifach ins Haus zurückgerufen, übergab mich einem verständigen unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen sollte. Wir gingen zusammen bei schönstem Wetter durch reich abwechselnde Gegenden. Aber man überzeugt sich wohl, daß weder Fels noch Wald noch Wassersturz, noch weniger Mühlen und Schmiedewerkstatt, sogar künstlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerksamkeit abgewinnen konnten. Indessen war der Wandergang für den ganzen Tag angelegt: der Bote trug ein feines Frühstück im Ränzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Essen im Zechenhause eines Bergwerks, wo niemand recht aus mir klug werden konnte, indem tüchtigen Menschen nichts leidiger vorkommt, als ein leeres, Theilnahme heuchelndes Antheilnehmen.

Am wenigsten aber begriff mich der Bote, an welchen eigentlich der Garnträger mich gewiesen hatte, mit großem Lob meiner schönen technischen Kenntnisse und des besondern Interesses an solchen Dingen. Auch von meinem vielen Aufschreiben und Bemerken hatte jener gute Mann erzählt, worauf sich denn der Berggenoß gleichfalls eingerichtet hatte. Lange wartete mein Begleiter, daß ich meine Schreibtafel hervorholen sollte, nach welcher er denn auch endlich, einigermaßen ungeduldig, fragte.

Sonntag den 21.

Mittag kam beinahe herbei, eh ich die Freundin wieder ansichtig werden konnte. Der Hausgottesdienst, bei dem sie mich nicht gegenwärtig wünschte, war indessen gehalten; der Vater hatte demselben beigewohnt und, die erbaulichsten Worte deutlich und vernehmlich sprechend, alle Anwesenden und sie selbst bis zu den herzlichsten Thränen gerührt.

Es waren, sagte sie, bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klängen mich geärgert hatte; dießmal flossen sie aber so herzlich zusammengeschmelzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Rinne hinfließen sehen. Es war mir angst und bange, er möchte sich in diesen Ergießungen aufzehren, jedoch ließ er sich ganz munter zu Bette führen; er wollte sachte sich sammeln und den Gast, sobald er sich Kraft genug fühle, zu sich rufen lassen.

Nach Tische ward unser Gespräch lebhafter und vertraulicher; aber eben deßhalb konnte ich mehr empfinden und bemerken, daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewisse Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte, sehen es häusliche oder Handelsbedrängnisse, sie solle sich mir eröffnen: ich wäre reich genug, eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß dieß der Fall sey. Ich habe, fuhr sie fort, wie Sie zuerst hereintraten, einen von den Herren zu sehen geglaubt, die mir in Triest Credit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden, als ich mein Geld verräthig wußte, man mochte die ganze Summe oder einen Theil verlangen. Was mich aber drückt, ist doch eine Handelssorge, leider nicht für den Augenblick, nein, für alle Zukunft! Das überhand nehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon und weder Denken noch Reden kann Hülfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen! Denken Sie, daß viele Thäler sich durchs Gebirg schlingen, wie das wodurch Sie herabkamen; noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor, das Sie diese Tage her dort gesehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allseits andringend gestern das erfreulichste Zeugniß gab; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde.

Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer so traurig wie der andere: entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen, oder aufzubrechen, die Besten und Würdigsten mit sich fortzuziehen und ein günstigeres Schicksal jenseits der Meere zu suchen. Eins wie das andere hat sein Bedenken; aber wer hilft uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen? Ich weiß recht gut, daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht, selbst Maschinen zu errichten und die Nahrung der Menge an sich zu reißen. Ich kann niemand verdenken, daß er sich für seinen eigenen Nächsten hält; aber ich käme mir verächtlich vor, sollte ich diese guten Menschen plündern und sie zuletzt arm und hülflos

wandern sehen: und wandern müssen sie früh oder spät. Sie ahnen, sie wissen, sie sagen es, und niemand entschließt sich zu irgend einem heilsamen Schritte. Und doch, woher soll der Entschluß kommen? wird er nicht jedermann eben so sehr erschwert als mir?

Mein Bräutigam war mit mir entschlossen zum Auswandern; er besprach sich oft über Mittel und Wege, sich hier loszuwinden. Er sah sich nach den Bessern um, die man um sich versammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an sich heranziehen, mit sich fortziehen könnte; wir schnten uns, mit vielleicht allzujugendlicher Hoffnung, in solche Gegenden, wo dasjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengesetzten Falle: der redliche Gehülfe, der mir nach meines Gatten Tode geblieben, trefflich in jedem Sinne, mir freundschaftlich liebevoll anhänglich, er ist ganz der entgegengesetzten Meinung.

Ich muß Ihnen von ihm sprechen, eh Sie ihn gesehen haben; lieber hätt' ich es nachher gethan, weil die persönliche Gegenwart gar manches Räthsel aufschließt. Ungefähr von gleichem Alter wie mein Gatte, schloß er sich als kleiner armer Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden Gespielen, an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe; sie wuchsen zusammen heran und hielten zusammen und doch waren es zwei ganz verschiedene Naturen: der eine freigesinnt und mittheilend, der andere in früherer Jugend gedrückt, verschlossen, den geringsten ergriffenen Besitz festhaltend, zwar frommer Gesinnung, aber mehr an sich als an andere denkend.

Ich weiß recht gut, daß er von den ersten Zeiten her ein Auge auf mich richtete — er durfte es wohl; denn ich war ärmer, als er; doch hielt er sich zurück, sobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Thätigkeit und Treue machte er sich bald zum Mitgenossen des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unserer Auswanderung diesen hier einzusetzen und ihm das Zurückgelassene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode des Trefflichen näherte er sich mir und vor einiger Zeit verhielt er nicht, daß er sich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der doppelt wunderliche Umstand ein, daß er sich von jeher gegen das Auswandern erklärte und dagegen eifrig betreibt, wir sollen auch Maschinen anlegen. Seine Gründe freilich sind dringend: denn in unsern Gebirgen haust ein Mann, der, wenn er unsere einfachern Werkzeuge vernachlässigend, zusammengesetztere sich bauen wollte, uns zu Grunde richten könnte. Dieser in seinem Fache sehr geschickte Mann —

Leicht, wie ein ſegelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der elterlichen Lehre;
Gehorſam war ihr erſt und letztes Wort;
Und wie den Knaben Luſt, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater ſann umſonſt auf neue Proben,
Und wenn er fordern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab ſich auch dieſer überwunden,
Bekannte thätig ſeines Sohnes Werth;
Die Rauhigkeit des Alten war verſchwunden,
Er ſchenkt' auf einmal ihm ein köſtlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienſt entbunden,
Er führte ſtatt des kurzen Dolchs ein Schwert:
Und ſo trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

So könnt' ich dir noch Tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erſtaunen ſetzt;
Sein Leben wird den köſtlichſten Geſchichten
Gewiß dereinſt von Enkeln gleich geſetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich ſcheint und es doch hoch ergötzt,
Vernimmt es hier und mag ſich gern bequemen,
Zwiefach erfreut für wahr es anzunehmen.

Und fragſt du mich, wie der Erwählte heiße,
Den ſich das Aug' der Vorſicht auserſah?
Den ich zwar oft, doch nie genugſam preiſe,
An dem ſo viel Unglaubliches geſchah?

wir nennen ihn den Geschirrfasser — ist einer wohlhabenden Familie in der Nachbarschaft anhänglich und man darf wohl glauben, daß er im Sinne hat, von jenen steigenden Erfindungen für sich und seine Begünstigten nützlichen Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehülfen ist nichts einzuwenden: denn schon ist gewissermaßen zu viel Zeit versäumt, und gewinnen jene den Vorrang, so müssen wir, und zwar mit Unstatten, doch das Gleiche thun. Dieses ist, was mich ängstigt und quält: das ist's, was Sie mir, theuerster Mann, als einen Schutzengel erscheinen läßt.

Ich hatte wenig Tröstliches hierauf zu erwiedern; ich mußte den Fall so verwickelt finden, daß ich mir Bedenkzeit ausbat.

Sie aber fuhr fort: Ich habe noch manches zu eröffnen, damit meine Lage Ihnen noch mehr wundersam erscheine. Der junge Mann, dem ich persönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten ersetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde — sie seufzte, indem sie dieß sprach — wird seit einiger Zeit entschieden dringender; seine Vorträge sind so liebevoll als verständig. Die Nothwendigkeit, meine Hand ihm zu reichen, die Unklugheit an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzige wahre Mittel der Selbsterhaltung zu versäumen, sind nicht zu widerlegen und es scheint ihm mein Widerstreben, meine Grille des Auswanderns so wenig mit meinem übrigen haushältischen Sinn übereinzustimmen, daß ich bei einem letzten etwas heftigen Gespräch die Vermuthung bemerken konnte, meine Neigung müsse wo anders seyn.

Sie brachte das letzte nur mit einigem Stocken hervor und blickte vor sich nieder.

Was mir bei diesen Worten durch die Seele fuhr, denke jeder, und doch, bei blitzschnell nachfahrender Ueberlegung mußte ich fühlen, daß jedes Wort die Verwirrung nur vermehren würde. Doch ward ich zugleich, so vor ihr stehend, mir deutlich bewußt, daß ich sie im höchsten Grad lieb gewonnen habe, und nun alles, was in mir von vernünftiger, verständiger Kraft übrig war, aufzuwenden hatte, um ihr nicht sogleich meine Hand anzubieten. Mag sie doch, dachte ich, alles hinter sich lassen, wenn sie mir folgt! Doch die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. Sollst du eine neue falsche Hoffnung hegen, um lebenslänglich daran zu büßen!

Wir hatten beide eine Zeit lang geschwiegen, als Lieschen, die ich nicht hatte herankommen sehen, überraschend vor uns trat und die Erlaubniß

verlangte, auf dem nächsten Hammerwerk diesen Abend zuzubringen. Ohne Bedenken ward es gewährt.

Ich hatte mich indessen zusammengenommen und fing an im allgemeinen zu erzählen, wie ich auf meinen Reisen das alles längst herankommen gesehen, wie Trieb und Nothwendigkeit des Auswanderns jeden Tag sich mehre; doch bleibe dieß immer das Gefährlichste. Unvorbereitetes Wegeilen bringe unglückliche Wiederkehr; kein anderes Unternehmen bedürfe so viel Vorsicht und Leitung als ein solches.

Diese Betrachtung war ihr nicht fremd; sie hatte viel über alle Verhältnisse gedacht; aber zuletzt sprach sie mit einem tiefen Seufzer: Ich habe diese Tage ihres Hierseyns immer gehofft, durch vertrauliche Erzählung Trost zu gewinnen: aber ich fühle mich übler gestellt als vorher, ich fühle recht tief, wie unglücklich ich bin.

Sie hob den Blick nach mir, aber die aus den schönen guten Augen ausquellenden Thränen zu verbergen, wendete sie sich um und entfernte sich einige Schritte.

Ich will mich nicht entschuldigen, aber der Wunsch, diese herrliche Seele, wo nicht zu trösten, doch zu zerstreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von der wunderbaren Vereinigung mehrerer Wandernden und Scheidenden zu sprechen, in die ich schon seit einiger Zeit getreten war. Unversehens hatte ich schon so weit mich herausgelassen, daß ich kaum hätte zurückhalten können als ich gewahrte, wie unvorsichtig mein Vertrauen gewesen seyn mochte. Sie beruhigte sich, stammte, erheiterte, entfaltete ihr ganzes Wesen und fragte mit solcher Neigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr ausweichen, daß ich ihr alles bekennen mußte.

Gretchen trat vor uns und sagte, wir möchten zum Vater kommen. Das Mädchen schien sehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Weggehenden sagte die Schöne-Gute: Lieschen hat Urlaub für heute Abend: besorge du die Geschäfte!

Ihr hättet ihn nicht geben sollen, versetzte Gretchen: sie stiftet nichts Gutes; ihr seht dem Schalk mehr nach als billig, vertraut ihr mehr als recht ist. Eben jetzt erfahre ich, sie hat ihm gestern einen Brief geschrieben; einer Gespräch hat sie belauscht: jetzt geht sie ihm entgegen.

Ein Kind, das indessen beim Vater geblieben war, bat mich zu eilen: der gute Mann sey unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt saß er aufrecht im Bette.

Kinder, sagte er, ich habe diese Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht; keiner von allen Dank- und Lobgesängen Davids ist von mir unberührt geblieben und ich füge hinzu, aus eigenem Sinne mit gestärktem Glauben: Warum hofft der Mensch nur in die Nähe? Da muß er handeln und sich helfen; in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen.

Er faßte Lenardo's Hand und so die Hand der Tochter, und beide in einander legend sprach er: Das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band seyn; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und helft einander, so uneigennützig wie euch Gott helfe! Als er dieß gesagt, sank er zurück mit himmlischem Lächeln und war heimgegangen. Die Tochter stürzte vor dem Bette nieder, Lenardo neben sie; ihre Wangen berührten sich, ihre Thränen vereinigten sich auf seiner Hand.

Der Gehülfe rennt in diesem Augenblick herein, erstarrt über die Scene. Mit wildem Blick, die schwarzen Locken schüttelnd, ruft der wohlgestaltete Jüngling: Er ist todt! in dem Augenblick, da ich seine wiederhergestellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schicksal, das Schicksal seiner Tochter zu entscheiden, des Wesens das ich nächst Gott am meisten liebe, dem ich ein gesundes Herz wünschte, ein Herz das den Werth meiner Neigung fühlen könnte! Für mich ist sie verloren; sie kniet neben einem andern! Hat er euch eingesegnet? Gesteht's nur!

Das herrliche Wesen war indessen aufgestanden. Lenardo hatte sich erhoben und erhelt; sie sprach: Ich erkenne euch nicht mehr, den sanften, frommen, auf einmal so verwilderten Mann; wißt ihr doch wie ich euch danke, wie ich von euch denke.

Von Danken und Denken ist hier die Rede nicht, versetzte jener gefaßt: hier handelt sich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieser fremde Mann macht mich besorgt: wie ich ihn ansehe, getraue ich mich nicht ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühere Verbindungen zu lösen vermag ich nicht.

Sobald du wieder in dich selbst zurücktreten kannst, sagte die Gute, schöner als je, wenn mit dir zu sprechen ist wie sonst und immer, so will ich dir sagen, dir betheuern bei den irdischen Resten meines verklärten Vaters, daß ich zu diesem Herrn und Freunde kein ander Verhältniß habe, als das du kennen, billigen und theilen kannst, und dessen du dich erfreuen mußt.

Lenardo schauderte bis tief ins Innerste; alle drei standen still, stumm

und nachdenkend eine Weile. Der Jüngling nahm zuerst das Wort und ſagte: Der Augenblick iſt von zu großer Bedeutung, als daß er nicht entſcheidend ſeyn ſollte. Es iſt nicht aus dem Stegreif, was ich ſpreche; ich habe Zeit gehabt zu denken, alſo vernehmt! Die Urſache, deine Hand mir zu verweigern, war meine Weigerung dir zu folgen, wenn du aus Noth oder Grille wandern würdeſt. Hier alſo erkläre ich feierlich vor dieſem gültigen Zeugen, daß ich deinem Auswandern kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr es befördern und überallhin folgen will. Gegen dieſe mir nicht abgenöthigte, ſondern nur durch die ſeltſamſten Umſtände beſchleunigte Erklärung, verlange ich aber im Augenblick deine Hand.

Er reichte ſie hin, ſtand feſt und ſicher da; die beiden andern wichen überraſcht, unwillkürlich zurück.

Es iſt ausgeſprochen, ſagte der Jüngling ruhig, mit einer gewiſſen frommen Hoheit. Das ſollte geſchehen; es iſt zu unſer aller Beſtem, Gott hat es gewollt! Aber damit du nicht denkſt, es ſey Uebereilung und Grille, ſo wiſſe nur, ich hatte dir zu Lieb auf Berg und Felſen Verzicht gethan und eben jetzt in der Stadt alles eingeleitet, um nach deinem Willen zu leben. Nun aber gehe ich allein, du wirſt mir die Mittel dazu nicht verſagen, du behältſt noch immer genug übrig, um es hier zu verlieren, wie du fürchteſt, und wie du Recht haſt zu fürchten. Denn ich habe mich endlich auch überzeugt, der künſtliche, werkthätige Schelm hat ſich ins obere Thal gewendet; dort legt er Maſchinen an: du wirſt ihn alle Nahrung an ſich ziehen ſehen; vielleicht rufſt du, und nur allzubald, einen treuen Freund zurück, den du vertreibſt.

Peinlicher haben nicht leicht drei Menſchen ſich gegenüber geſtanden, alle zuſammen in Furcht, ſich einander zu verlieren und im Augenblick nicht wiſſend, wie ſie ſich wechſelſeitig erhalten ſollten.

Leidenſchaftlich entſchloſſen ſtürzt der Jüngling zur Thüre hinaus. Auf ihres Vaters erkaltete Bruſt hatte die Gute-Schöne ihre Hand gelegt. In die Nähe ſoll man nicht hoffen, rief ſie aus, aber in die Ferne: das war ſein letzter Segen. Vertrauen wir Gott, jeder ſich ſelbſt und dem andern, ſo wird ſich's wohl fügen!

Vierzehntes Capitel.

Unſer Freund las mit großem Antheil das Vorgelegte, mußte aber zugleich geſtehen, er habe ſchon beim Schluß des vorigen Heftes geahnt, ja vermuthet, das gute Weſen ſey entdeckt worden. Die Beſchreibung der ſchroffen Gebirgsgegend habe ihn zuerſt in jene Zuſtände verſetzt, beſonders aber ſey er durch die Ahnung Lenardo's in jener Mondnacht, ſo auch durch die Wiederholung der Worte ſeines Briefes auf die Spur geleitet worden. Friedrich, dem er das alles umſtändlich vortrug, ließ ſich es auch ganz wohl gefallen.

Hier aber wird die Pflicht des Mittheilens, Darſtellens, Ausführens und Zuſammenziehens immer ſchwieriger. Wer fühlt nicht, daß wir uns dießmal dem Ende nähern, wo die Furcht, in Umſtändlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunſche, nichts völlig unerörtert zu laſſen, uns in Zwieſpalt verſetzt. Durch die eben angekommene Depeſche wurden wir zwar von manchem unterrichtet; die Briefe jedoch und die vielfachen Beilagen enthielten verſchiedene Dinge, gerade nicht von allgemeinem Intereſſe. Wir ſind alſo geſonnen, dasjenige, was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch das, was ſpäter zu unſerer Kenntniß kam, zuſammenzufaſſen, und in dieſem Sinne das übernommene ernſte Geſchäft eines treuen Referenten getreſt abzuſchließen.

Vor allen Dingen haben wir daher zu berichten, daß Lothario mit Thereſen, ſeiner Gemahlin, und Natalien, die ihren Bruder nicht von ſich laſſen wollte, in Begleitung des Abbé, ſchon wirklich zur See gegangen ſind. Unter günſtigen Vorbedeutungen reiſten ſie ab, und hoffentlich bläht ein fördernder Wind ihre Segel. Die einzige unangenehme Empfindung, eine wahre ſittliche Trauer, nehmen ſie mit, daß ſie Makarien vorher nicht ihren Beſuch abſtatten konnten. Der Umweg war zu groß, das Unternehmen zu bedeutend; ſchon warf man ſich einige Zögerung vor und mußte ſelbſt eine heilige Pflicht der Nothwendigkeit aufopfern.

Wir aber, an unſerer erzählenden und darſtellenden Seite, ſollten dieſe theuren Perſonen, die uns früher ſo viele Neigung abgewonnen, nicht in ſo weite Entfernung ziehen laſſen, ohne von ihrem bisherigen Vornehmen und Thun nähere Nachricht ertheilt zu haben, beſonders da wir ſo lange nichts Ausführliches von ihnen vernommen. Gleichwohl unterlaſſen wir dieſes, weil ihr bisheriges Geſchäft ſich nur vorbereitend auf

das große Unternehmen bezog, auf welches wir sie lossteuern sehen. Wir leben jedoch in der Hoffnung, sie dereinst in voller geregelter Thätigkeit, den wahren Werth ihrer verschiedenen Charaktere offenbarend, vergnüglich wiederzufinden.

Juliette, die sinnige gute, deren wir uns wohl noch erinnern, hatte geheirathet, einen Mann nach dem Herzen des Oheims, durchaus in seinem Sinne mit- und fortwirkend. Juliette war in der letzten Zeit viel um die Tante, wo manche derjenigen zusammentrafen, auf die sie wohlthätigen Einfluß gehabt, nicht nur solche die dem festen Lande gewidmet bleiben, auch solche die über See zu gehen gedenken. Lenardo hingegen hatte schon früher mit Friedrichen Abschied genommen; die Mittheilung durch Boten war unter diesen deste lebhafter.

Vermißte man also in dem Verzeichnisse der Gäste jene edlen Obengenannten, so waren doch manche bedeutende, uns schon näher bekannte Personen darauf zu finden. Hilarie kam mit ihrem Gatten, der nun als Hauptmann und entschieden reicher Gutsbesitzer auftrat. Sie in ihrer großen Anmuth und Liebenswürdigkeit gewann sich hier wie überall gar gern Verzeihung einer allzugroßen Leichtigkeit, von Interesse zu Interesse übergehend zu wechseln, deren wir sie im Lauf der Erzählung schuldig gefunden. Besonders die Männer rechneten es ihr nicht hoch an. Einen dergleichen Fehler, wenn es einer ist, finden sie nicht anstößig, weil ein jeder wünschen und hoffen mag, auch an die Reihe zu kommen.

Flavio, ihr Gemahl, rüstig, munter und liebenswürdig genug, schien vollkommen ihre Neigung zu fesseln; sie mochte sich das Vergangene selbst verziehen haben; auch fand Makarie keinen Anlaß dessen zu erwähnen. Er, der immer leidenschaftliche Dichter, bat sich aus, beim Abschiede ein Gedicht vorlesen zu dürfen, welches er zu Ehren ihrer und ihrer Umgebung in den wenigen Tagen seines Hierseyns verfaßte. Man sah ihn oft im Freien auf und ab gehen, nach einigem Stillstand mit bewegter Gebärde wieder vorwärts schreitend in die Schreibtafel schreiben, sinnen und wieder schreiben. Nun aber schien er es für vollendet zu halten, als er durch Angela jenen Wunsch zu erkennen gab.

Die gute Dame, obgleich ungern, verstand sich hierzu, und es ließ sich allenfalls anhören, ob man gleich dadurch weiter nichts erfuhr als was man schon wußte, nichts fühlte als was man schon gefühlt hatte. Indessen war denn doch der Vortrag leicht und gefällig. Wendung und

Reime mitunter neu, wenn man es auch hätte im Ganzen etwas kürzer wünschen mögen. Zuletzt übergab er dasselbe auf geändertes Papier sehr schön geschrieben, und man schied mit vollkommener wechselseitiger Zufriedenheit.

Dieses Paar, welches von einer bedeutenden wohlgenutzten Reise nach Süden zurückgekommen war, um den Vater, den Major, vom Hause abzulösen, der mit jener Unwiderstehlichen, die nun seine Gemahlin geworden, auch etwas von der paradiesischen Luft zu einiger Erquickung einathmen wollte.

Diese beiden kamen denn auch im Wechsel, und so wie überall hatte bei Makarien die Merkwürdige auch verzügliche Gunst, welche sich besonders darin erwies, daß die Dame in den innern Zimmern und allein empfangen wurde, welche Geneigtheit auch nachher dem Major zu Theil ward. Dieser empfahl sich darauf als gebildeter Militär, guter Haus- und Landwirth, Literaturfreund, sogar als Lehrdichter beifallswürdig, und fand bei dem Astronomen und sonstigen Hausgenossen guten Eingang.

Auch von unserm alten Herrn, dem würdigen Oheim, ward er besonders ausgezeichnet, welcher, in mäßiger Ferne wohnend, dießmal mehr als er sonst pflegte, obgleich nur für Stunden herüber kam, aber keine Nacht, auch bei angebotener größter Bequemlichkeit, zu bleiben bewogen werden konnte.

Bei solchen kurzen Zusammenkünften war seine Gegenwart jedoch höchst erfreulich, weil er sodann, als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd auftreten wollte; wobei denn sogar ein Zug von aristokratischer Pedanterie nicht unangenehm empfunden wurde. Ueberdem ging dießmal sein Behagen von Grund aus; er war glücklich, wie wir uns alle fühlen, wenn wir mit verständig vernünftigen Leuten Wichtiges zu verhandeln haben. Das umfassende Geschäft war völlig im Gange; es bewegte sich stätig mit gepflogener Verabredung.

Hiervon nur die Hauptmomente. Er ist drüben über dem Meere, von seinen Vorfahren her, Eigenthümer. Was das heißen wolle, möge der Kenner dortiger Angelegenheiten, da es uns hier zu weit führen müßte, seinen Freunden näher erklären. Diese wichtigen Besitzungen waren bisher verpachtet und trugen, bei mancherlei Unannehmlichkeiten, wenig ein. Die Gesellschaft die wir genugsam kennen, ist nun berechtigt dort Besitz zu nehmen, mitten in der vollkommensten bürgerlichen Einrichtung, von da sie als einflußreiches Staatsglied ihren Vortheil ersehen und sich in die noch unangebaute Wüste fern verbreiten kann. Hier nun will sich Friedrich

mit Lenardo besonders hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorne beginnen und einen Naturweg einschlagen könne.

Kaum hatten sich die Genannten von ihrem Aufenthalte höchst zufrieden entfernt, so waren dagegen Gäste ganz anderer Art angemeldet und doch auch willkommen. Wir erwarteten wohl kaum, Philinen und Lydien an so heiliger Stätte auftreten zu sehen; und doch kamen sie an. Der zunächst in den Gebirgen noch immer weilende Montan sollte sie hier abholen und auf dem nächsten Wege zur See bringen. Beide wurden von Haushälterinnen, Schaffnerinnen, sonst angestellten und mitwohnenden Frauen sehr gut aufgenommen; Philine brachte ein paar allerliebste Kinder mit und zeichnete sich, bei einer einfachen sehr reizenden Kleidung, aus durch das Sonderbare, daß sie vom blumig gestickten Gürtel herab an langer silberner Kette eine mäßig große englische Scheere trug, mit der sie manchmal, gleichsam als wollte sie ihrem Gespräch einigen Nachdruck geben, in die Luft schnitt und schnippte und durch einen solchen Act die sämmtlichen Anwesenden erheiterte; worauf dann bald die Frage folgte, ob es denn in einer so großen Familie nichts zuzuschneiden gebe? Und da fand sich denn, daß erwünscht für eine solche Thätigkeit ein paar Bräute sollten ausgestattet werden. Sie sieht hierauf die Landestracht an, läßt die Mädchen vor sich auf und ab gehen und schneidet immer zu, wobei sie aber, mit Geist und Geschmack verfahrend, ohne dem Charakter einer solchen Tracht etwas zu benehmen, das eigentlich stockende Barbarische derselben mit einer Anmuth zu vermitteln weiß, so gelind daß die Bekleideten sich und andern besser gefallen und die Bangigkeit überwinden, man möge von dem Herkömmlichen doch abgewichen seyn.

Hier kam nun Lydie, die mit gleicher Fertigkeit, Zierlichkeit und Schnelle zu nähen verstand, vollkommen zu Hülfe; und man durfte hoffen, mit dem übrigen weiblichen Beistand, die Bräute schneller als man gedacht hatte, herausgeputzt zu sehen. Dabei durften sich diese Mädchen nicht lange entfernen: Philine beschäftigte sich mit ihnen bis aufs kleinste und behandelte sie wie Puppen oder Theaterstatisten. Gehäufte Bänder und sonstiger in der Nachbarschaft üblicher Festschmuck wurde schicklich vertheilt und so erreichte man zuletzt, daß diese tüchtigen Körper und hübschen Figuren, sonst durch barbarische Pedanterie zugedeckt, nunmehr zu einiger Evidenz gelangten, wobei alle Derbheit doch immer zu einiger Anmuth herausgestutzt erschien.

Allzuthätige Personen werden aber doch in einem gleichmäßig geregelten Zustande lästig. Philine war mit ihrer gefräßigen Scheere in die Zimmer gerathen, wo die Vorräthe zu Kleidern für die große Familie in Stoffen aller Art zur Hand lagen. Da fand sie nun in der Aussicht, das alles zu zerschneiden, die größte Glückseligkeit: man mußte sie wirklich daraus entfernen und die Thüren fest verschließen; denn sie kannte weder Maß noch Ziel. Angela wollte wirklich deßhalb nicht als Braut behandelt seyn, weil sie sich vor einer solchen Zuschneiderin fürchtete; überhaupt ließ sich das Verhältniß zwischen beiden keineswegs glücklich einleiten. Doch hievon kann erst später die Rede seyn.

Montan, länger als man gedacht hatte, zauderte zu kommen und Philine drang darauf, Makarien vorgestellt zu werden. Es geschah, weil man sie alsdann um desto eher loszuwerden hoffte: und es war merkwürdig genug, die beiden Sünderinnen zu den Füßen der Heiligen zu sehen. Zu beiden Seiten lagen sie ihr an den Knieen, Philine zwischen ihren zwei Kindern, die sie lebhaft anmuthig niederdrückte. Mit gewohnter Heiterkeit sprach sie: Ich liebe meinen Mann, meine Kinder, beschäftige mich gern für sie, auch für andere; das übrige verzeihst du! Makarie grüßte sie segnend, sie entfernte sich mit anständiger Beugung.

Lydie lag von der linken Seite her der Heiligen mit dem Gesicht auf dem Schooße, weinte bitterlich und konnte kein Wort sprechen: Makarie, ihre Thränen auffassend, klopfte ihr auf die Schulter als beschwichtigend; dann küßte sie ihr Haupt zwischen den gescheiteilten Haaren, wie es vor ihr lag, brünstig und wiederholt in frommer Absicht. Lydie richtete sich auf, erst auf ihre Kniee, dann auf die Füße und schaute zu ihrer Wohlthäterin mit reiner Heiterkeit.

Wie geschieht mir! sagte sie, wie ist mir! Der schwere lästige Druck, der mir, wo nicht alle Besinnung, doch alles Ueberlegen raubte, er ist auf einmal von meinem Haupte aufgehoben; ich kann nun frei in die Höhe sehen, meine Gedanken in die Höhe richten und — setzte sie nach tiefem Athemholen hinzu — ich glaube mein Herz will nach.

In diesem Augenblicke eröffnete sich die Thüre und Montan trat herein, wie öfters der allzulang Erwartete plötzlich und unverhofft erscheint. Lydie schritt munter auf ihn zu, umarmte ihn freudig, und indem sie ihn vor Makarien führte, rief sie aus: Er soll erfahren, was er dieser Göttlichen schuldig ist und sich mit mir dankend niederwerfen.

Montan, betroffen und gegen seine Gewohnheit gewissermaßen verlegen, sagte mit edler Verbeugung gegen die würdige Dame: Es scheint sehr viel zu seyn; denn ich werde dich ihr schuldig. Es ist das erstemal, daß du mir offen und liebevoll entgegenkommst, das erstemal, daß du mich ans Herz drückst, ob ich es gleich längst verdiente.

Hier nun müssen wir vertraulich eröffnen, daß Montan Lydien von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Lothario sie ihm entführt, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben und sie sich endlich, vielleicht zu nicht geringer Verwunderung unserer früheren Leser, als Gattin zugeeignet habe.

Diese drei zusammen, welche sich in der europäischen Gesellschaft doch nicht ganz behaglich fühlen mochten, mäßigten kaum den Ausdruck ihrer Freude, wenn von den dort erwarteten Zuständen die Rede war. Die Scheere Philinens zuckte schon: denn man gedachte, sich das Monopol vorzubehalten, diese neuen Colonien mit Kleidungsstücken zu versorgen. Philine beschrieb den großen Tuch- und Leinwandvorrath sehr artig und schnitt in die Luft, die Ernte für Sichel und Sense, wie sie sagte, schon vor sich sehend.

Lydie dagegen, erst durch jene glücklichen Segnungen zu theilnehmender Liebe wieder auferwacht, sah im Geiste schon ihre Schülerinnen sich ins Hundertfache vermehren und ein ganzes Volk von Hausfrauen zu Genauigkeit und Zierlichkeit eingeleitet und aufgeregt. Auch der ernste Montan hat die dortige Bergfülle an Blei, Kupfer, Eisen und Steinkohlen dergestalt vor Augen, daß er alle sein Wissen und Können manchmal nur für ängstlich tastendes Versuchen erklären möchte, um erst dort in eine reiche belohnende Ernte muthig einzugreifen.

Daß Montan sich mit unserm Astronomen bald verstehen würde, war vorauszusehen. Die Gespräche, die sie in Gegenwart Makariens führten, waren höchst anziehend; wir finden aber nur weniges davon niedergeschrieben, indem Angela seit einiger Zeit beim Zuhören minder aufmerksam und beim Aufzeichnen nachlässiger geworden war. Auch mochte ihr manches zu allgemein und für ein Frauenzimmer nicht faßlich genug vorkommen. Wir schalten daher nur einige der in jene Tage gehörigen Aeußerungen hier vorübergehend ein, die nicht einmal von ihrer Hand geschrieben uns zugekommen sind.

Bei dem Studiren der Wissenschaften, besonders deren, welche die Natur behandeln, ist die Untersuchung so nöthig als schwer, ob das was uns von Alters her überliefert und von unsern Vorfahren für gültig geachtet worden, auch wirklich zuverlässig sey, in dem Grade daß man

Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beſte Mann, den ich mit Augen ſah:
Und ſein Geſchlecht, wie es die Fürſten nennen,
Sollſt du zugleich mit ſeinen Ahnen kennen.

Der Alte ſprachs und hätte mehr geſprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergötzen uns noch manche Wochen
An allem, was er uns erzählen ſoll;
Doch eben ward ſein Reden unterbrochen,
Als gegen ſeinen Geiſt das Herz am ſtärkſten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis ſie das Wort ihm von dem Munde nahmen.

Und da nun Marcus nach genoſſ'nem Mahle
Dem Herrn und ſeinen Wirthen ſich geneigt,
Erbat er ſich noch eine reine Schale
Voll Waſſer, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten ſie ihn zu dem großen Saale,
Worin ſich ihm ein ſeltner Anblick zeigt.
Was er dort ſah, ſoll nicht verborgen bleiben,
Ich will es euch gewiſſenhaft beſchreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe ſtieg empor,
Und dreizehn Stühle ſah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeſchnitzt von klugen Händen;
Es ſtand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht ſich ergeben,
Und Lebensruh und ein geſellig Leben.

darauf fernerhin ſicher fortbauen möge? oder ob ein herkömmliches Bekenntniß nur ſtationär geworden, und deßhalb mehr einen Stillſtand als einen Fortſchritt veranlaſſe? Ein Kennzeichen fördert dieſe Unterſuchung, wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thätige Beſtreben einwirkend und fördernd geweſen und geblieben.

Im Gegenſatze ſteht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat, ob das Angenommene wirklicher Gewinn oder nur mediſche Uebereinſtimmung ſey? denn eine Meinung, von energiſchen Männern ausgehend, verbreitet ſich contagiös über die Menge und dann heißt ſie herrſchend — eine Anmaßung, die für den treuen Forſcher gar keinen Sinn ausſpricht. Staat und Kirche mögen allenfalls Urſache finden, ſich für herrſchend zu erklären: denn die haben es mit der widerſpenſtigen Maſſe zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, ſo iſt es ganz einerlei, durch welche Mittel; aber in den Wiſſenſchaften iſt die abſoluteſte Freiheit nöthig: denn da wirkt man nicht für heut und morgen, ſondern für eine undenklich verſchreitende Zeitenreihe.

Gewinnt aber auch in der Wiſſenſchaft das Falſche die Oberhand, ſo wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben; und wenn ſie ſich in einen einzigen Geiſt zurückzöge, ſo hätte das nichts zu ſagen: er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und ſeinen Ueberzeugungen fragt, oder wo dieſe ſich bei verbreitetem allgemeinem Licht auch wieder hervorwagen dürfen.

Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wunderſeltſam zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montans, daß ihm bei ſeinen gebirgiſchen und bergmänniſchen Unterſuchungen eine Perſon zur Seite gehe, welche ganz wunderſame Eigenſchaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe, was man Geſtein, Mineral, ja ſogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdiſch fließenden Waſſer, metalliſcher Lager und Gänge, ſo wie der Steinkohlen und was dergleichen in Maſſen beiſammen ſeyn möchte, ſondern, was wunderbarer ſey, ſie befinde ſich anders und wieder anders, ſobald ſie nur den Boden wechſele. Die verſchiedenen Gebirgsarten übten auf ſie einen beſondern Einfluß, worüber er ſich mit ihr, ſeitdem er eine zwar wunderliche, aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verſtändigen und ſie im einzelnen prüfen könne, da ſie denn auf eine merkwürdige Weiſe die Probe beſtehe, indem ſie

ſowohl chemiſche als phyſiſche Elemente durchs Gefühl gar wohl zu unterſcheiden wiſſe, ja ſogar ſchon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichtern unterſcheide. Dieſe Perſon, über deren Geſchlecht er ſich nicht näher erklären wollte, habe er mit den abreiſenden Freunden vorausgeſchickt, und hoffe zu ſeinen Zwecken in den ununterſuchten Gegenden ſehr viel von ihr.

Dieſes Vertrauen Montans eröffnete das ſtrenge Herz des Aſtronomen, welcher ſodann mit Makariens Vergünſtigung auch ihm das Verhältniß derſelben zum Weltſyſtem offenbarte. Durch nachherige Mittheilungen des Aſtronomen ſind wir in dem Fall, wo nicht Genugſames, doch das Hauptſächliche ihrer Unterhaltungen über ſo wichtige Punkte mitzutheilen.

Bewundern wir indeſſen die Aehnlichkeit der hier eintretenden Fälle bei der größten Verſchiedenheit. Der eine Freund, um nicht ein Timon zu werden, hatte ſich in die tiefſten Klüfte der Erde verſenkt und auch dort ward er gewahr, daß in der Menſchennatur was Analoges zum Starrſten und Roheſten vorhanden ſey; dem andern gab von der Gegenſeite der Geiſt Makariens ein Beiſpiel, daß, wie dort das Verbleiben, hier das Entfernen wohlbegabten Naturen eigen ſey, daß man weder nöthig habe, bis zum Mittelpunkte der Erde zu dringen, noch ſich über die Gränzen unſeres Sonnenſyſtems hinaus zu entfernen, ſondern ſchon genüglich beſchäftigt, und vorzüglich auf That aufmerkſam gemacht und zu ihr berufen werde. An und in dem Boden findet man für die höchſten irdiſchen Bedürfniſſe das Material, eine Welt des Stoffes, den höchſten Fähigkeiten des Menſchen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenem geiſtigen Wege werden immer Theilnahme, Liebe, geregelte freie Wirkſamkeit gefunden. Dieſe beiden Welten gegen einander zu bewegen, ihre beiderſeitigen Eigenſchaften in der vorübergehenden Lebenserſcheinung zu manifeſtiren, das iſt die höchſte Geſtalt, wozu ſich der Menſch auszubilden hat.

Hierauf ſchloſſen beide Freunde einen Bund und nahmen ſich vor, ihre Erfahrungen allenfalls auch nicht zu verheimlichen, weil derjenige, der ſie als einem Roman wohl ziemende Mährchen belächeln könnte, ſie doch immer als ein Gleichniß des Wünſchenswertheſten betrachten dürfte.

Der Abſchied Montans und ſeiner Frauenzimmer folgte bald hierauf, und wenn man ihn mit Lydien noch gern gehalten hätte, ſo war doch die allzuunruhige Philine mehreren an Ruhe und Sitte gewohnten Frauenzimmern, beſonders aber der edlen Angela beſchwerlich, wozu ſich noch beſondere Umſtände hinzufügten, welche die Unbehaglichkeit vermehrten.

Schon eben hatten wir zu bemerken, daß Angela nicht wie sonst die Pflicht des Aufmerkens und Aufzeichnens erfüllte, sondern anderwärts beschäftigt schien. Um diese Anomalie an einer der Ordnung dergestalt ergebenen und in den reinsten Kreisen sich bewegenden Person zu erklären, sind wir genöthigt, einen neuen Mitspieler in dieses vielumfassende Drama noch zuletzt einzuführen.

Unser alter geprüfter Handelsfreund Werner mußte sich bei zunehmenden, ja gleichsam ins Unendliche sich vermehrenden Geschäften, nach frischen Gehülfen umsehen, welche er nicht ohne vorläufige besondere Prüfung näher an sich anschloß. Einen solchen sendet er nun an Makarien, um wegen Auszahlung der bedeutenden Summen zu unterhandeln, welche diese Dame aus ihrem großen Vermögen dem neuen Unternehmen, besonders in Rücksicht auf Lenardo, ihren Liebling, zuzuwenden beschloß und erklärte. Gedachter junger Mann, nunmehr Werners Gehülfe und Geselle, ein frischer natürlicher Jüngling und eine Wundererscheinung, empfiehlt sich durch ein eigenes Talent, durch eine gränzenlose Fertigkeit im Kopfrechnen, wie überall, so besonders bei dem Unternehmen, wie sie jetzt zusammenwirkten, da sie sich durchaus mit Zahlen im mannichfaltigsten Sinne einer Gesellschaftsrechnung beschäftigen und ausgleichen müssen. Sogar in der täglichen Societät, wo beim Hin- und Wiederreden über weltliche Dinge von Zahlen, Summen und Ausgleichungen die Rede ist, muß ein solcher höchst willkommen mit einwirken. Ueberdem spielte er den Flügel höchst anmuthig, wo ihm der Calcül und ein liebenswürdiges Naturell verbunden und vereint äußerst wünschenswerth zu Hülfe kommt. Die Töne fließen ihm leicht und harmonisch zusammen; manchmal aber deutet er an, daß er auch wohl in tieferen Regionen zu Hause wäre, und so wird er höchst anziehend, wenn er gleich wenig Worte macht und kaum irgend etwas Gefühltes aus seinen Gesprächen durchblickt. Auf alle Fälle ist er jünger als seine Jahre; man möchte beinahe etwas Künstliches an ihm finden. Wie es übrigens auch mit ihm sey, er hat Angela's Gunst gewonnen, sie die seinige, zu Makariens größter Zufriedenheit: denn sie hatte längst gewünscht, das edle Mädchen verheirathet zu sehen.

Diese jedoch, immer bedenkend und fühlend wie schwer ihre Stelle zu besetzen seyn werde, hatte wohl schon irgend ein liebevolles Anerbieten abgelehnt, vielleicht sogar einer stillen Neigung Gewalt angethan; seitdem aber eine Nachfolgerin denkbar, ja gewissermaßen schon bestimmt worden,

ſcheint ſie von einem wohlgefälligen Eindruck überraſcht, ihm bis zur Leidenſchaft nachgegeben zu haben.

Wir aber kommen nunmehr in den Fall das Wichtigſte zu eröffnen, indem ja alles, worüber ſeit ſo mancher Zeit die Rede geweſen, ſich nach und nach gebildet, aufgelöst und wieder geſtaltet hatte. Entſchieden iſt alſo auch nunmehr, daß die Gute-Schöne, ſonſt das nußbraune Mädchen genannt, ſich Makarien zur Seite füge. Der im allgemeinen vorgelegte, auch von Lenardo ſchon gebilligte Plan iſt ſeiner Ausführung ganz nahe; alle Theilnehmenden ſind einig; die Gute-Schöne übergiebt dem Gehülfen ihr ganzes Beſitzthum. Er heirathet die zweite Tochter jener arbeitſamen Familie und wird Schwager des Geſchirrfaſſers. Hierdurch wird die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrication durch Local und Zuſammenwirkung frei, und die Bewohner des arbeitsluſtigen Thales werden auf eine andere lebhaftere Weiſe beſchäftigt. Dadurch wird die Liebenswürdige frei; ſie tritt bei Makarien an die Stelle von Angela, welche mit jenem jungen Manne ſchon verlobt iſt. Hiermit wäre alles für den Augenblick berichtet; was nicht entſchieden werden kann, bleibt im Schweben.

Nun aber verlangt die Gute-Schöne, daß Wilhelm ſie abhole: gewiſſe Umſtände ſind noch zu berichtigen und ſie legt bloß einen großen Werth darauf, daß er das, was er doch eigentlich angefangen, auch vollende. Er entdeckte ſie zuerſt, und ein wunderſam Geſchick trieb Lenardo auf ſeine Spur; und nun ſoll er, ſo wünſcht ſie, ihr den Abſchied von dort erleichtern und ſo die Freude, die Beruhigung empfinden, einen Theil der verſchränkten Schickſalsfäden ſelbſt wieder aufgefaßt und angeknüpft zu haben.

Nun aber müſſen wir, um das Geiſtige, das Gemüthliche zu einer Art von Vollſtändigkeit zu bringen, auch ein Geheimeres offenbaren, und zwar folgendes. Lenardo hatte über eine nähere Verbindung mit der Guten-Schönen niemals das mindeſte geäußert; im Laufe der Unterhandlungen aber, bei dem vielen Hin- und Wiederſenden war denn doch auf eine zarte Weiſe an ihr geforſcht worden, wie ſie dieß Verhältniß anſehe, und was ſie, wenn es zur Sprache käme, allenfalls zu thun geneigt wäre. Aus ihrem Erwiedern konnte man ſich ſo viel zuſammenſetzen, ſie fühle ſich nicht werth einer ſolchen Neigung wie der ihres edlen Freundes, durch Hingebung ihres getheilten Selbſt zu antworten: ein Wohlwollen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Weſens; dieß aber könne ſie nicht anbieten. Das Anerbieten ihres Bräutigams,

ihres Gatten und der wechselseitigen Einigung beider sey noch so lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Wesen dergestalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenschaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinste Wohlwollen, und in diesem Falle die vollkommenste Dankbarkeit übrig bleibe. Man beruhigte sich hierbei, und da Lenardo die Angelegenheit nicht berührt hatte, war es auch nicht nöthig hierüber Auskunft und Antwort zu geben.

Einige allgemeine Betrachtungen werden hoffentlich hier am rechten Orte stehen. Das Verhältniß sämmtlicher vorübergehenden Personen zu Makarien war vertraulich und ehrfurchtsvoll; alle fühlten die Gegenwart eines höhern Wesens, und doch blieb in solcher Gegenwart einem jeden die Freiheit ganz in seiner eigenen Natur zu erscheinen. Jeder zeigt sich wie er ist, mehr als je vor Eltern und Freunden mit einer gewissen Zuversicht: denn er war gelockt und veranlaßt, nur das Gute, das Beste was an ihm war, an den Tag zu geben; daher beinahe eine allgemeine Zufriedenheit entstand.

Verschweigen aber können wir nicht, daß durch diese gewissermaßen zerstreuenden Zustände Makarie mit der Lage Lenardo's beschäftigt blieb; sie äußerte sich auch darüber gegen ihre Nächsten, gegen Angela und den Astronomen. Lenardo's Inneres glaubten sie deutlich vor sich zu sehen: er ist für den Augenblick beruhigt; der Gegenstand seiner Sorge wird höchst glücklich; Makarie hatte für die Zukunft auf jeden Fall gesorgt. Nun hatte er das große Geschäft muthig anzutreten und zu beginnen, das übrige dem Folgegang und Schicksal zu überlassen. Dabei konnte man vermuthen, daß er in jenen Unternehmungen hauptsächlich gestärkt sey durch den Gedanken, sie dereinst, wenn er Fuß gefaßt, hinüber zu berufen, wo nicht gar selbst abzuholen.

Allgemeiner Bemerkungen konnte man hierbei sich nicht enthalten. Man beachtete näher den seltenen Fall, der sich hier hervorthat: Leidenschaft aus Gewissen. Man gedachte zugleich anderer Beispiele einer wundersamen Umbildung einmal gefaßter Eindrücke, der geheimnißvollen Entwickelung angeborener Neigung und Sehnsucht: man bedauerte, daß in solchen Fällen wenig zu rathen sey, würde es aber höchst räthlich finden, sich möglichst klar zu halten, und diesem oder jenem Hang nicht unbedingt nachzugeben.

Zu diesem Punkte aber gelangt, können wir der Versuchung nicht widerstehen, ein Blatt aus unsern Archiven mitzutheilen, welches Makarien betrifft und die besondere Eigenschaft, die ihrem Geiste ertheilt ward. Leider ist dieser Aufsatz erst lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgetheilt worden,

aus dem Gedächtniß geſchrieben und nicht, wie es in einem ſo merkwürdigen Fall wünſchenswerth wäre, für ganz authentiſch anzuſehen. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo wird hier ſchon ſo viel mitgetheilt, um Nachdenken zu erregen und Aufmerkſamkeit zu empfehlen, ob nicht irgendwo ſchon etwas Aehnliches oder ſich Annäherndes bemerkt und verzeichnet worden.

Fünfzehntes Capitel.

Makarie befindet ſich zu unſerm Sonnenſyſtem in einem Verhältniß, welches man auszuſprechen kaum wagen darf. Im Geiſte, der Seele, der Einbildungskraft hegt ſie, ſchaut ſie es nicht nur, ſondern ſie macht gleichſam einen Theil deſſelben: ſie ſteht ſich in jenen himmliſchen Kreiſen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art; ſie wandelt ſeit ihrer Kindheit um die Sonne und zwar, wie nun entdeckt iſt, in einer Spirale, ſich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreiſend.

Wenn man annehmen darf, daß die Weſen, in ſofern ſie körperlich ſind, nach dem Centrum, in ſofern ſie geiſtig ſind, nach der Peripherie ſtreben, ſo gehört unſere Freundin zu den geiſtigſten; ſie ſcheint nur geboren, um ſich von dem Irdiſchen zu entbinden, um die nächſten und fernſten Räume des Daſeyns zu durchdringen. Dieſe Eigenſchaft, ſo herrlich ſie iſt, ward ihr doch ſeit den früheſten Jahren als eine ſchwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert ſich von klein auf ihr inneres Selbſt als von leuchtenden Weſen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem ſogar das helliſte Sonnenlicht nichts anhaben konnte. Oft ſah ſie zwei Sonnen, eine innere nämlich und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in ſeiner Größe bei allen Phaſen ſich gleich blieb, der innere ſich immer mehr und mehr verminderte.

Dieſe Gabe zog ihren Antheil ab von gewöhnlichen Dingen, aber ihre trefflichen Eltern wendeten alles auf ihre Bildung: alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirkſam, dergeſtalt daß ſie allen äußeren Verhältniſſen zu genügen wußte, und indem ihr Herz, ihr Geiſt ganz von überirdiſchen Geſichten erfüllt war, doch ihr Thun und Handeln immerfort dem Edelſten, Sittlichen gemäß blieb. Wie ſie heranwuchs, überall hülfreich, unaufhaltſam in großen und kleinen Dienſten

wandelte sie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geistiges Ganzes sich zwar um die Weltsonne, aber nach dem Ueberweltlichen in stätig zunehmenden Kreisen bewegte.

Die Ueberfülle dieses Zustandes ward einigermaßen dadurch gemildert, daß es auch in ihr zu tagen und zu nachten schien, da sie denn bei gedämpftem innerem Licht äußere Pflichten auf das treueste zu erfüllen strebte, bei frisch aufleuchtendem Inneren sich der seligsten Ruhe hingab. Ja, sie will bemerkt haben, daß eine Art von Wolken sie von Zeit zu Zeit umschwebten, und ihr den Anblick der himmlischen Genossen auf eine Zeit lang umdämmerten, eine Epoche, die sie stets zu Wohl und Freude ihrer Umgebungen zu benutzen wußte.

So lange sie die Anschauungen geheim hielt, gehörte viel dazu sie zu ertragen; was sie davon offenbarte, wurde nicht anerkannt oder mißdeutet; sie ließ es daher in ihrem langen Leben nach außen als Krankheit gelten, und so spricht man in der Familie noch immer davon: zuletzt aber hat ihr das gute Glück den Mann zugeführt, den ihr bei uns seht, als Arzt, Mathematiker und Astronom gleich schätzbar, durchaus ein edler Mensch, der sich jedoch erst eigentlich aus Neugierde zu ihr herandrang. Als sie aber Vertrauen gegen ihn gewann, ihm nach und nach ihre Zustände beschrieben, das Gegenwärtige ans Vergangene angeschlossen, und in die Ereignisse einen Zusammenhang gebracht hatte, ward er so von der Erscheinung eingenommen, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte, sondern Tag für Tag stets tiefer in das Geheimniß einzudringen trachtete.

Im Anfange, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, hielt er es für Täuschung: denn sie läugnete nicht, daß von der ersten Jugend an sie sich um die Stern- und Himmelskunde fleißig bekümmert habe, daß sie darin wohl unterrichtet worden und keine Gelegenheit versäumt, sich durch Maschinen und Bücher den Weltbau immer mehr zu versinnlichen. Deßhalb er sich denn nicht ausreden ließ, es sey eingelernt: die Wirkung einer in hohem Grad geregelten Einbildungskraft, der Einfluß des Gedächtnisses sey zu vermuthen, eine Mitwirkung der Urtheilskraft, besonders aber eines versteckten Calcüls.

Er ist ein Mathematiker und also hartnäckig, ein heller Geist und also ungläubig: er wehrte sich lange, bemerkte jedoch was sie angab genau, suchte der Folge verschiedener Jahre beizukommen, hielt sich besonders an die neuesten mit dem gegenseitigen Stande der Himmelslichter übereintreffenden Angaben, und rief endlich aus: Nun, warum sollte Gott

und die Natur nicht auch eine lebendige Armillarsphäre, ein geistiges Räderwerk erschaffen und einrichten, daß es, wie ja die Uhren uns täglich und stündlich leisten, dem Gang der Gestirne von selbst auf eigene Weise zu folgen im Stande wäre.

Hier aber wagen wir nicht weiter zu gehen; denn das Unglaubliche verliert seinen Werth, wenn man es näher im einzelnen beschauen will. Doch sagen wir so viel: dasjenige, was zur Grundlage der anzustellenden Berechnungen diente, war folgendes. Ihr, der Seherin, erschien unsere Sonne in der Vision um vieles kleiner, als sie solche bei Tage erblickte; auch gab eine ungewöhnliche Stellung dieses höhern Himmelslichtes im Thierkreise Anlaß zu Folgerungen.

Dagegen entstanden Zweifel und Irrungen, weil die Schauende ein und das andere Gestirn andeutete, als gleichfalls in dem Zodiak erscheinend, von denen man aber am Himmel nichts gewahr werden konnte. Es mochten die damals noch unentdeckten kleinen Planeten seyn: denn aus andern Angaben ließ sich schließen, daß sie, längst über die Bahn des Mars hinaus, der Bahn des Jupiter sich nähere. Offenbar hatte sie eine Zeit lang diesen Planeten, es wäre schwer zu sagen, in welcher Entfernung, mit Staunen in seiner ungeheuern Herrlichkeit betrachtet, und das Spiel seiner Monde um ihn her geschaut, hernach aber ihn auf die wunderseltsamste Weise als abnehmenden Mond gesehen, und zwar ungewendet, wie uns der wachsende Mond erscheint. Daraus wurde geschlossen, daß sie ihn von der Seite sehe und wirklich im Begriff sey, über dessen Bahn hinaus zu schreiten, und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegenzustreben. Dorthin folgt ihr keine Einbildungskraft; aber wir hoffen, daß eine solche Entelechie sich nicht ganz aus unserm Sonnensystem entfernen, sondern wenn sie an die Gränze desselben gelangt ist, sich wieder zurücksehnen werde, um zu Gunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohlthun wieder einzuwirken.

Indem wir nun diese ätherische Dichtung, Verzeihung hoffend, hiermit beschließen, wenden wir uns wieder zu jenem terrestrischen Mährchen, wovon wir oben eine vorübergehende Andeutung gegeben.

Montan hatte mit dem größten Anschein von Ehrlichkeit angegeben, jene wunderbare Person, welche mit ihren Gefühlen den Unterschied der irdischen Stoffe so wohl zu bezeichnen wisse, sey schon mit den ersten Wanderern in die weite Ferne gezogen, welches jedoch dem Aufmerksamen durchaus hätte sollen unwahrscheinlich dünken. Denn wie wollte Montan und seines

Gleichen eine so bereite Wünschelruthe von der Seite gelassen haben? Auch ward kurz nach seiner Abreise durch Hin- und Wiederreden und sonderbare Erzählungen der untern Hausbedienten hierüber ein Verdacht allmählig rege. Philine nämlich und Lydie hatten eine dritte mitgebracht, unter dem Vorwand es sey eine Dienerin, wozu sie sich aber gar nicht zu schicken schien; wie sie denn auch beim Aus- und Ankleiden der Herrinnen niemals gefordert wurde. Ihre einfache Tracht kleidete den derben wohlgebauten Körper gar schicklich, deutete aber, so wie die ganze Person, auf etwas Ländliches. Ihr Betragen, ohne roh zu seyn, zeigte keine gesellige Bildung, worein die Kammermädchen immer die Caricatur darzustellen pflegen. Auch fand sie gar bald unter der Dienerschaft ihren Platz; sie gesellte sich zu den Garten- und Feldgenossen, ergriff den Spaten, und arbeitete für zwei bis drei. Nahm sie den Rechen, so flog er auf das geschickteste über das aufgewühlte Erdreich, und die weiteste Fläche glich einem wohlgeebneten Beete. Uebrigens hielt sie sich still, und gewann gar bald die allgemeine Gunst. Sie erzählten sich von ihr, man habe sie oft das Werkzeug niederlegen und quer feldein über Stock und Steine springen sehen, auf eine versteckte Quelle zu, wo sie ihren Durst gelöscht. Diesen Gebrauch habe sie täglich wiederholt, indem sie von irgend einem Punkte aus, wo sie gestanden, immer ein oder das andere rein ausfließende Wasser zu finden gewußt, wenn sie dessen bedurfte.

Und so war denn doch für Montans Angeben ein Zeugniß zurückgeblieben, der wahrscheinlich, um lästige Versuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer so merkwürdigen Person vor seinen edlen Wirthen, welche sonst wohl ein solches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beschloß. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden, auch unvollständig wie es vorliegt, mitgetheilt haben, um forschende Männer auf ähnliche Fälle, die sich vielleicht öfter als man glaubt, durch irgend eine Andeutung hervorthun, freundlich aufmerksam zu machen.

Sechzehntes Capitel.

Der Amtmann jenes Schlosses, das wir noch vor kurzem durch unsere Wanderer belebt gesehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil seiner Herrschaft und seinen eigenen immer vor Augen habend, saß

nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die seinem Bezirk während der Anwesenheit jener Gäste zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbstgefälligkeit vorzutragen und auseinander zu setzen sich bemühte. Allein dieses war nach seiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringste; er hatte bemerkt, was für große Wirkungen von thätigen, geschickten, freisinnigen und kühnen Menschen ausgehen. Die einen hatten Abschied genommen, über das Meer zu setzen, die andern, um auf dem festen Lande ihr Unterkommen zu finden: nun ward er noch ein drittes heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alsobald Nutzen zu ziehen den Entschluß faßte.

Beim Abschied zeigte sich, was man hätte voraussagen und wissen können, daß von den jungen rüstigen Männern sich gar mancher mit den hübschen Kindern des Dorfs und der Gegend mehr oder weniger befreundet hatte. Nur einige bewiesen Muth genug, als Odoardo mit den Seinigen abging, sich als entschieden Bleibende zu erklären; von Lenardos Auswanderern war keiner geblieben, aber von diesen letzteren betheuerten verschiedene, in kurzer Zeit zurückkehren und sich ansiedeln zu wollen, wenn man ihnen einigermaßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewähren könne.

Der Amtmann, welcher die sämmtliche Persönlichkeit und die häuslichen Umstände seiner ihm untergebenen kleinen Völkerschaft ganz genau kannte, lachte heimlich, als ein wahrer Egoist, über das Ereigniß, daß man so große Anstalten und Aufwand machte, um über dem Meer und im Mittellande sich frei und thätig zu erweisen, und doch dabei ihm, der auf seiner Hufe ganz ruhig gesessen, gerade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe und ihm Gelegenheit gebe, einige der vorzüglichsten zurückzuhalten und bei sich zu versammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden nichts natürlicher als daß Liberalität, wohl angewendet, gar löbliche nützliche Folgen habe. Er faßte sogleich den Entschluß, in seinem kleinen Bezirk etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicherweise waren wohlhabende Einwohner dießmal gleichsam genöthigt, ihre Töchter den allzufrühen Garten gesetzmäßig zu überlassen. Der Amtmann machte ihnen einen solchen bürgerlichen Unfall als ein Glück begreiflich, und da es wirklich ein Glück war, daß gerade die in diesem Sinne brauchbarsten Handwerker das Loos getroffen hatte, so hielt es nicht schwer, die Einleitung zu einer Möbelfabrik zu machen, die, ohne weitläufigen Raum und ohne große Umstände, nur Geschicklichkeit und hinreichendes Material

Zu Häupten ſah er dreizehn Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie ſchienen hier nicht ahnenſtolz zu prangen,
Ein jedes ſchien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte vor Verlangen
Zu wiſſen, was ſo manches Bild verhehlt;
Im mittelſten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweitenmal, ein Kreuz mit Roſenzweigen.

Die Seele kann ſich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenſtand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze ſieht man hier und dort;
Die Waffen, wie man ſie von Schlachtgefilden
Aufleſen kann, verzieren dieſen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, ſeh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein jeder ſinkt vor ſeinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Bruſt in ſtill Gebet gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen ſich andächt'ge Freude nährt;
Dann ſegnen ſich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantaſie nicht ſtört:
Nur Marcus bleibt, indem die Andern gehen,
Mit einigen im Saale ſchauend ſtehen.

So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wachen,
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt;

verlangt. Das letzte versprach der Amtmann: Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geschicklichkeit brachten die Einwandernden mit.

Das alles hatte der gewandte Geschäftsmann schon im Stillen bei Anwesenheit und im Tumult der Menge gar wohl überdacht, und konnte daher, sobald es um ihn ruhig war, gleich zum Werke schreiten.

Ruhe, aber freilich eine Art Todtenruhe, war nach Verlauf dieser Fluth über die Straßen des Orts, über den Hof des Schlosses gekommen, als unsern rechnenden und berechnenden Geschäftsmann ein hereinsprengender Reiter aufrief und aus seiner ruhigen Fassung brachte. Des Pferdes Huf klappte freilich nicht — es war nicht beschlagen — aber der Reiter, der von der Decke herabsprang — er ritt ohne Sattel und Steigbügel; auch bändigte er das Pferd nur durch eine Trense — er rief laut und ungeduldig nach den Bewohnern, nach den Gästen, und war leidenschaftlich verwundert, alles so still und todt zu finden.

Der Amtsdiener wußte nicht, was er aus dem Ankömmling machen sollte. Auf einen entstandenen Wortwechsel kam der Amtmann selbst hervor, und wußte auch weiter nichts zu sagen, als daß alles weggezogen sey.

Wohin? war die Frage des jungen lebendigen Ankömmlings. Mit Gelassenheit bezeichnete der Amtmann den Weg Lenardo's und Odoardo's, auch eines dritten problematischen Mannes, den sie theils Wilhelm, theils Meister genannt hätten. Dieser habe sich auf dem einige Meilen entfernten Flusse eingeschifft: er fahre hinab, erst seinen Sohn zu besuchen und alsdann ein wichtiges Geschäft weiter zu verfolgen.

Schon hatte der Jüngling sich wieder aufs Pferd geschwungen und Kenntniß genommen von dem nächsten Wege zum Flusse hin, als er schon wieder zum Thor hinausstürzte und so eilig davon flog, daß dem Amtmann, der oben aus seinen Fenstern nachschaute, kaum ein verfliegender Staub anzudeuten schien, daß der verwirrte Reiter den rechten Weg genommen habe.

Nur eben war der letzte Staub in der Ferne verflogen, und unser Amtmann wollte sich wieder zu seinem Geschäft niedersetzen, als zum obern Schloßthor ein Fußbote hereingesprungen kam und ebenfalls nach der Gesellschaft fragte, der noch etwas Nachträgliches zu überbringen, er eilig abgesendet worden. Er hatte für sie ein größeres Packet, daneben aber auch einen einzelnen Brief, adressirt an Wilhelmen, genannt Meister, der dem Ueberbringer von einem jungen Frauenzimmer besonders auf die Seele gebunden, und dessen baldige Bestellung eifrigst eingeschärft worden war.

Leider konnte auch dieſem kein anderer Beſcheid werden, als daß er das Neſt leer finde und daher ſeinen Weg eiligſt fortſetzen müſſe, wo er ſie entweder ſämmtlich anzutreffen oder eine weitere Anweiſung zu finden hoffen dürfte.

Den Brief aber ſelbſt, den wir unter den vielen uns anvertrauten Papieren gleichfalls vorgefunden, dürfen wir, als höchſt bedeutend, nicht zurückhalten. Er war von Herſilien, einem ſo wunderbaren als liebenswürdigen Frauenzimmer, welches in unſern Mittheilungen nur ſelten erſcheint, aber bei jedesmaligem Auftreten gewiß jeden Geiſtreichen, Feinfühlenden unwiderſtehlich angezogen hat. Auch iſt das Schickſal, das ſie betrifft, wohl das ſonderbarſte, das einem zarten Gemüthe widerfahren kann.

Siebzehntes Capitel.

Herſilie an Wilhelmen.

Ich ſaß denkend und wüßte nicht zu ſagen was ich dachte. Ein denkendes Nichtdenken wandelt mich aber manchmal an; es iſt eine Art von empfundener Gleichgültigkeit. Ein Pferd ſpringt in den Hof und weckt mich aus meiner Ruhe; die Thüre ſpringt auf, und Felix tritt herein im jugendlichſten Glanze, wie ein kleiner Abgott. Er eilt auf mich zu, will mich umarmen; ich weiſe ihn zurück: er ſcheint gleichgültig, bleibt in einiger Entfernung, und in ungetrübter Heiterkeit preiſt er mir das Pferd an, das ihn hergetragen, erzählt von ſeinen Uebungen, von ſeinen Freuden umſtändlich und vertraulich. Die Erinnerung an ältere Geſchichten bringt uns auf das Prachtkäſtchen; er weiß, daß ich's habe, und verlangt es zu ſehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu verſagen. Er betrachtet's, erzählt umſtändlich wie er es entdeckt; ich verwirre mich und verrathe, daß ich den Schlüſſel beſitze. Nun ſteigt ſeine Neugier aufs höchſte; auch den will er ſehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man niemand ſehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit ſo feurigen holden Augen, mit ſo ſüßen ſchmeichelnden Worten; und ſo war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimniß von weitem; aber ſchnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und ſprang muthwillig zur Seite um einen Tiſch herum.

Ich habe nichts vom Käſtchen noch vom Schlüſſel! rief er aus: dein

Herz wünschte ich zu öffnen, daß es sich mir aufthäte, mir entgegenkäme, mich an sich drückte, mir vergönnte es an meine Brust zu drücken.

Er war unendlich schön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugehen wollte, schob er das Kästchen auf dem Tisch immer vor sich hin; schon stak der Schlüssel drinne; er drohte umzudrehen und drehte wirklich: das Schlüsselchen war abgebrochen, die äußere Hälfte fiel auf den Tisch.

Ich war verwirrter, als man seyn kann und seyn sollte. Er benutzt meine Unaufmerksamkeit, läßt das Kästchen stehen, fährt auf mich los und faßt mich in die Arme. Ich rang vergebens; seine Augen näherten sich den meinigen, und es ist was Schönes, sein eigenes Bild im liebenden Auge zu erblicken. Ich sah's zum erstenmal, als er seinen Mund lebhaft auf den meinigen drückte. Ich will's nur gestehen, ich gab ihm seine Küsse zurück; es ist doch sehr schön, einen Glücklichen zu machen. Ich riß mich los; die Kluft, die uns trennt, erschien mir nur zu deutlich: statt mich zu fassen, überschritt ich das Maß, ich stieß ihn zürnend weg, meine Verwirrung gab mir Muth und Verstand; ich bedrohte, ich schalt ihn, befahl ihm nie wieder vor mir zu erscheinen; er glaubte meinem wahrhaften Ausdruck.

Gut! sagte er: so reite ich in die Welt, bis ich umkomme.

Er warf sich auf sein Pferd, und sprengte weg. Noch halb trümmend will ich das Kästchen verwahren, die Hälfte des Schlüssels lag abgebrochen; ich befand mich in doppelter und dreifacher Verlegenheit.

O Männer, o Menschen! werdet ihr denn niemals die Vernunft fortpflanzen? war es nicht an dem Vater genug, der so viel Unheil anrichtete, bedurfte es noch des Sohns, um uns unauflöslich zu verwirren?

Diese Bekenntnisse lagen eine Zeit lang bei mir; nun tritt ein sonderbarer Umstand ein, den ich melden muß, der obiges aufklärt und verdüstert.

Ein alter, dem Oheim ehrenwerther Goldschmied und Juwelenhändler trifft ein, zeigt seltsame antiquarische Schätze vor; ich werde veranlaßt, das Kästchen zu bringen, er betrachtet den abgebrochenen Schlüssel und zeigt, was man bisher übersehen hatte, daß der Bruch nicht rauh, sondern glatt sey. Durch Berührung fassen die beiden Enden einander an; er

zieht den Schlüſſel ergänzt heraus; ſie ſind magnetiſch verbunden, halten einander feſt, aber ſchließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung; das Käſtchen ſpringt auf, das er gleich wieder zudrückt: an ſolche Geheimniſſe ſey nicht gut rühren, meinte er.

Meinen unerklärlichen Zuſtand vergegenwärtigen Sie ſich, Gott ſey Dank! gewiß nicht; denn wie wollte man außerhalb der Verwirrung die Verwirrung erkennen! Das bedeutende Käſtchen ſteht vor mir; den Schlüſſel, der nicht ſchließt, habe ich in der Hand; jenes wollte ich gern uneröffnet laſſen, wenn dieſer mir nur die nächſte Zukunft aufſchloſſe.

Um mich bekümmern Sie ſich eine Weile ja nicht, aber, was ich inſtändig bitte, flehe, dringend empfehle, forſchen Sie nach Felix! Ich habe vergebens umhergeſandt, um die Spuren ſeines Weges aufzufinden. Ich weiß nicht, ob ich den Tag ſegnen oder fürchten ſoll, der uns wieder zuſammenführt.

Endlich, endlich verlangt der Bote ſeine Abfertigung; man hat ihn lange genug hier aufgehalten; er ſoll die Wanderer mit wichtigen Depeſchen ereilen. In dieſer Geſellſchaft wird er Sie ja auch wohl finden, oder man wird ihn zurecht weiſen. Ich unterdeß werde nicht beruhigt ſeyn.

Achtzehntes Capitel.

Nun gleitete der Kahn, beſchienen von heißer Mittagsſonne den Fluß hinab: gelinde Lüfte kühlten den erwärmten Aether; ſanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen, doch behaglichen Anblick. Das Kornfeld näherte ſich dem Strome und ein guter Boden trat ſo nahe heran, daß ein rauſchendes Waſſer auf irgend eine Stelle ſich hinwerfend das lockere Erdreich gewaltig angegriffen, fortgeriſſen und ſteile Abhänge von bedeutender Höhe ſich gebildet hatten.

Ganz oben auf dem ſchrofſſten Rande einer ſolchen Steile, wo ſonſt der Leinpfad mochte hergegangen ſeyn, ſah der Fremd einen jungen Mann herantraben, gutgebaut, von kräftiger Geſtalt. Kaum aber wollte man ihn ſchärfer ins Auge faſſen, als der dort überhangende Raſen losbricht

und jener Unglückliche jählings, Pferd über Mann unter, ins Waſſer ſtürzt. Hier war nicht Zeit zu denken wie und warum, die Schiffer fuhren pfeilſchnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die ſchöne Beute gefaßt. Entſeelt ſcheinend lag der holde Jüngling im Schiffe und nach kurzer Ueberlegung fuhren die gewandten Männer einem Kiesweidicht zu, das ſich mitten im Fluß gebildet hatte. Landen, den Körper ans Ufer heben, ausziehen und abtrocknen war eins: noch aber kein Zeichen des Lebens zu bemerken, die holde Blume hingeſenkt in ihren Armen!

Wilhelm griff ſogleich nach der Lanzette, die Ader des Arms zu öffnen: das Blut ſprang reichlich hervor und mit der ſchlängelnd anſpielenden Welle vermiſcht, folgte es gekräuſeltem Strome nach. Das Leben kehrte wieder: kaum hatte der liebevolle Wundarzt nur Zeit, die Binde zu befeſtigen, als der Jüngling ſich ſchon muthvoll auf ſeine Füße ſtellte, Wilhelmen ſcharf anſah und rief: Wenn ich leben ſoll, ſo ſey es mit dir!

Mit dieſen Worten fiel er dem erkennenden und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So ſtanden ſie feſt umſchlungen, wie Kaſtor und Pollux, Brüder, die ſich auf dem Wechſelwege vom Orcus zum Licht begegnen.

Man bat ihn ſich zu beruhigen. Die wackern Männer hatten ſchon ein bequemes Lager halb ſonnig halb ſchattig, unter leichten Büſchen und Zweigen bereitet: hier lag er nun, auf den väterlichen Mantel hingeſtreckt, der holdeſte Jüngling; braune Locken ſchnell getrocknet, rollten ſich ſchon wieder auf, er lächelte beruhigt und ſchlief ein. Mit Gefallen ſah unſer Freund auf ihn herab indem er ihn zudeckte.

Wirſt du doch immer aufs neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes! rief er aus, und wirſt ſogleich wieder beſchädigt, verletzt von innen oder von außen.

Der Mantel fiel über ihn her, eine gemäßigte Sonnengluth durchwärmte die Glieder ſanft und innigſt; ſeine Wangen rötheten ſich geſund, er ſchien ſchon völlig wiederhergeſtellt.

Die thätigen Männer, einer guten geglückten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum voraus ſich erfreuend, hatten auf dem heißen Kies die Kleider des Jünglings ſchon ſo gut als getrocknet, um ihn beim Erwachen ſogleich wieder in den geſellig anſtändigſten Zuſtand zu verſetzen.

Reiſe der Söhne Megaprazons.

1792.

Fragmente.

Erſtes Capitel.

Die Söhne Megarrazons überſtehen eine harte Prüfung.

Die Reiſe ging glücklich von Statten: ſchon mehrere Tage ſchwellte ein günſtiger Wind die Segel des kleinen wohlausgerüſteten Schiffes, und in der Hoffnung bald Land zu ſehen, beſchäftigten ſich die trefflichen Brüder ein jeder nach ſeiner Art. Die Sonne hatte den größten Theil ihres täglichen Laufes zurückgelegt: Epiſtemon ſaß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerkſamkeit die Windroſe und die Karten: Panurg ſtrickte Netze, mit denen er ſchmackhafte Fiſche aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt ſeine Schreibtafel und ſchrieb, wahrſcheinlich eine Rede, die er bei der erſten Landung zu halten gedachte: Alkides lauerte am Vordertheil, mit dem Wurfſpieß in der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Alkiphron trocknete Meerpflanzen und Eutyches, der jüngſte, lag auf einer Matte in ſanftem Schlafe.

Wecket den Bruder! rief Epiſtemon, und verſammelt euch bei mir! unterbrecht einen Augenblick eure Geſchäfte! Ich habe euch etwas Wichtiges vorzutragen. Eutyches erwache! ſetzt euch nieder, ſchließt einen Kreis!

Die Brüder gehorchten dem Worte des älteſten und ſchloſſen einen Kreis um ihn. Eutyches, der ſchöne, war ſchnell auf den Füßen, öffnete ſeine großen blauen Augen, ſchüttelte ſeine blonden Locken und ſetzte ſich mit in die Reihe.

Der Compaß und die Karte, fuhr Epiſtemon fort, deuten mir einen wichtigen Punkt unſerer Fahrt an: wir ſind auf die Höhe gelangt, die unſer Vater beim Abſchied anzeichnete, und ich habe nun einen Auftrag auszurichten, den er mir damals anvertraute. Wir ſind neugierig zu hören, ſagten die Geſchwiſter unter einander.

Epiſtemon eröffnete den Buſen ſeines Kleides und brachte ein zuſammengefaltetes, buntes ſeidnes Tuch hervor. Man konnte bemerken, daß etwas darein gewickelt war; an allen Seiten hingen Schnüre und Franzen herunter, künſtlich genug in viele Knoten geſchlungen, farbig, prächtig und lieblich anzuſehen.

Es eröffne jeder seinen Knoten, sagte Epistemon, wie es ihn der Vater gelehrt hat. Und so ließ er das Tuch herumgehen: jeder küßte es, jeder öffnete den Knoten, den er allein zu lösen verstand, der älteste küßte es zuletzt, zog die letzte Schleife auseinander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor, den er aus einander schlug und las.

Megaprazen an seine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten Muth und frohen Gebrauch eurer Kräfte! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel gesegnet hat, würden mir nur eine Last seyn ohne die Kinder, die mich erst zum glücklichen Manne machen. Jeder von euch hat durch den Einfluß eines eigenen günstigen Gestirns eigene Gaben von der Natur erhalten. Ich habe jeden nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es euch an nichts fehlen lassen; ich habe den ältesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, ihr seyd wackere und brave Leute geworden. Nun habe ich euch zu einer Wanderschaft ausgerüstet, die euch und eurem Hause Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und schönen Inseln und Länder sind berühmt, die mein Urgroßvater Pantagruel theils besucht, theils entdeckt hat, als da ist die Insel der Papimanen, Papefiguen, die Laternen-Inseln und das Orakel der heiligen Flasche, daß ich von den übrigen Länder und Völkern schweige. Denn sonderbar ist es, berühmt sind jene Länder, aber unbekannt, und scheinen jeden Tag mehr in Vergessenheit zu gerathen. Alle Völker Europens schiffen aus, Entdeckungsreisen zu machen, alle Gegenden des Oceans sind durchsucht, und auf keiner Karte finde ich die Inseln bezeichnet, deren erste Kenntniß wir meinem unermüdlichen Urgroßvater schuldig sind; entweder also gelangten die berühmtesten neuen Seefahrer nicht in jene Gegenden, oder sie haben, uneingedenk jener ersten Entdeckungen, die Küsten mit neuen Namen belegt, die Inseln umgetauft, die Sitten der Völker nur obenhin betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unbemerkt gelassen. Euch ist es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachlese zu halten, die Ehre eures Aeltervaters wieder aufzufrischen und euch selbst einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Euer kleines künstlich gebautes Schiff ist mit allem ausgerüstet, und euch selbst kann es an nichts fehlen: denn vor eurer Abreise gab ich einem jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne. Ich rieth euch daher, wohl zu bedenken, womit ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthschaften

euer Fahrzeug beladen, was für Waare ihr mitnehmen, mit was für Hülfsmitteln ihr euch versehen wolltet. Ihr habt nachgedacht, ihr habt mehr als eine Kiste auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt was sie enthalten. Zuletzt verlangtet ihr Geld zur Reise und ich ließ euch sechs Fäßchen einschiffen: ihr nahmt sie in Verwahrung und fuhrt unter meinen Segenswünschen, unter den Thränen eurer Mutter und eurer Frauen, in Hoffnung glücklicher Rückkehr mit günstigem Winde davon.

Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Theil eurer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt; ihr naht euch den Inseln, auf denen ich euch freundlichen Empfang, wie meinem Urgroßvater, wünsche. Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich euch einen Augenblick betrübe! — es ist zu eurem Besten.

Epistemon hielt inne; die Brüder horchten auf.

Daß ich euch nicht mit Ungewißheit quäle, so sey es gerade herausgesagt: es ist kein Geld in den Fäßchen.

Kein Geld! riefen die Brüder wie mit einer Stimme. Es ist kein Geld in den Fäßchen, wiederholte Epistemon mit halber Stimme und ließ das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an, und jeder wiederholte in seinem eigenen Accente: Kein Geld! kein Geld!

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: Kein Geld! ruft ihr aus, und kaum halten eure Lippen einen harten Tadel eures Vaters zurück. Faßt euch! geht in euch! und ihr werdet die Wohlthat preisen, die ich euch erzeige. Es steht Geld genug in meinen Gewölben; da mag es stehen bis ihr zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß ihr der Reichthümer werth seyd, die ich euch hinterlasse.

Epistemon las wohl noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang; er enthielt die trefflichsten Gedanken, die richtigsten Bemerkungen, die heilsamsten Ermahnungen, die schönsten Aussichten; aber nichts war im Stande, die Aufmerksamkeit der Geschwister an die Worte des Vaters zu fesseln; die schöne Beredsamkeit ging verloren, jeder kehrte in sich selbst zurück, jeder überlegte was er zu thun, was er zu erwarten habe.

Die Vorlesung war noch nicht geendigt, als schon die Absicht des Vaters erfüllt war: jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert, womit ihn die Natur ausgerüstet, jeder fand sich reich genug; einige glaubten sich mit Waaren und andern Hülfsmitteln wohl versehen; man bestimmte schon den Gebrauch voraus, und als nun Epistemon den Brief zusammen-

Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beiden Schilder hingen, gleicher Weite,
Beim Rosenkreuz zur recht und linken Seite.

Du kommst hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß diese Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährst, was mancher Held gethan;
Was hier verborgen, ist nicht zu errathen,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahnest wohl, wie manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erstritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor;
Das, was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Beliebt es dir, so magst du dich bereiten:
Du kamst, o Freund, nur erst durchs erste Thor;
Im Vorhof bist du freundlich aufgenommen,
Und scheinst mir werth ins Innerste zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer stillen Zelle
Weckt unsern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft sich auf mit unverdroßner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelssohn.
Geschwind bekleidet eilt er nach der Schwelle,
Es eilt sein Herz voraus der Kirche schon,
Gehorsam, ruhig, durch Gebet beflügelt;
Er klinkt am Schloß, und findet es verriegelt.

faltete, ward das Gespräch laut und allgemein. Man theilte einander Plane, Projecte mit, man widersprach, man fand Beifall, man erdichtete Mährchen, man erfann Gefahren und Verlegenheiten; man schwätzte bis tief in die Nacht und ehe man sich niederlegte, mußte man gestehen, daß man sich auf der ganzen Reise noch nicht so gut unterhalten hatte.

Zweites Capitel.

Man entdeckt zwei Inseln; es entsteht ein Streit, der durch Mehrheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Tages war Eutyches kaum erwacht und hatte seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief: Ich sehe Land!

Wo? riefen die Geschwister.

Dort, sagte er, dort! und deutete mit dem Finger nach Nordosten. Der schöne Knabe war vor seinen Geschwistern, ja vor allen Menschen, mit scharfen Sinnen begabt; und so machte er überall, wo er war, ein Fernrohr entbehrlich.

Bruder, versetzte Epistemon, du siehst recht: erzähle uns weiter, was du gewahr wirst.

Ich sehe zwei Inseln, fuhr Eutyches fort: eine rechts, lang, flach, in der Mitte scheint sie gebirgig zu seyn; die andere links, zeigt sich schmäler und hat höhere Berge.

Richtig! sagte Epistemon und rief die übrigen Brüder an die Karte. Sehet, diese Insel rechter Hand ist die Insel der Papimanen, eines frommen wohlthätigen Volkes. Möchten wir bei ihnen eine so gute Aufnahme als unser Aelterwater Pantagruel erleben! Nach unseres Vaters Befehl landen wir zuerst daselbst, erquicken uns mit frischem Obste, Feigen, Pfirschen, Trauben, Pomeranzen, die zu jeder Jahrszeit daselbst wachsen; wir genießen des guten, frischen Wassers, des köstlichen Weines; wir verbessern unsere Säfte durch schmackhafte Gemüse, Blumenkohl, Broccoli, Artischoken und Carden; denn ihr müßt wissen, daß durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, sondern daß auch Unkraut und Disteln eine zarte und saftige Speise werden.

Glückliches Land! riefen sie aus. Wohlversorgtes, wohlbelohntes Volk! Glückliche Reisende die in diesem irdischen Paradiese eine gute Aufnahme finden!

Haben wir uns nun völlig erholt und wiederhergestellt, alsdann besuchen wir im Vorbeigehen die andere, leider! auf ewig verwünschte und unglückliche Insel der Papefiguen, wo wenig wächset und das wenige noch von bösen Geistern zerstört oder verzehrt wird.

Sagt uns nichts von dieser Insel, rief Panurg, nichts von ihren Kohlrüben und Kohlrabis, nichts von ihren Weibern; ihr verderbt uns den Appetit, den ihr uns so eben erregt habt.

Und so lenkte sich das Gespräch wieder auf das selige Wohlleben, das sie auf der Insel der Papimanen zu finden hofften. Sie lasen in den Tagebüchern ihres Aelterwaters, was ihm dort begegnet, wie er fast göttlich verehrt worden war, und schmeichelten sich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indessen hatte Eutyches von Zeit zu Zeit nach den Inseln hingeblickt, und als sie nun auch den andern Brüdern sichtbar waren, konnte er schon die Gegenstände genau und immer genauer darauf unterscheiden, je näher man ihnen kam.

Nachdem er beide Inseln lange genau betrachtet und mit einander verglichen, rief er aus: Es muß ein Irrthum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landstrecken, die ich vor mir sehe, kommen keineswegs mit der Beschreibung überein, die Bruder Epistemon davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt, ich sehe gut.

Wie meinst du das, Bruder? sagte einer und der andere.

Die Insel zur rechten Seite, auf die wir zuschiffen, fuhr Eutyches fort, ist ein langes flaches Land, mit wenigen Hügeln und scheint mir gar nicht bewohnt: ich sehe weder Wälder auf den Höhen, noch Bäume in den Gründen, keine Dörfer, keine Gärten, keine Saaten, keine Heerden an den Hügeln, die doch der Sonne so schön entgegen liegen.

Ich begreife das nicht, sagte Epistemon.

Eutyches fuhr fort: Hie und da seh' ich ungeheure Steinmassen, von denen ich mich nicht zu sagen unterfange, ob es Stärke oder Felsenwände sind. Es thut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küste fahren, die so wenig verspricht.

Und jene Insel zur Linken? rief Alkides.

Sie scheint ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten häuslichsten Götter. Alles ist grün, alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genutzt. Ihr solltet die Quellen sehen, die aus den Felsen sprudeln, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche bilden. Büsche auf

den Felsen, Wälder auf den Bergrücken, Häuser in den Gründen, Gärten, Weinberge, Aecker und Ländereien in der Breite, wie ich nur sehen und sehen mag.

Man stutzte, man zerbrach sich den Kopf. Endlich rief Panurg: Wie können sich ein halb Dutzend kluge Leute so lange bei einem Schreibfehler aufhalten! weiter ist es nichts. Der Copist hat die Namen der beiden Inseln auf der Karte verwechselt: jenes ist Papimanie, diese da ist Papefigue, und ohne das gute Gesicht unseres Bruders waren wir im Begriff einen schnöden Irrthum zu begehen. Wir verlangen nach der gesegneten Insel und nicht nach der verwünschten: laßt uns also den Lauf dahin richten, wo uns Fülle und Fruchtbarkeit zu empfangen verspricht.

Epistemon wollte nicht sogleich seine Karten eines so groben Fehlers beschuldigen lassen; er brachte viel zum Beweise ihrer Genauigkeit vor: die Sache war aber den übrigen zu wichtig, es war die Sache des Gaumens und des Magens, die jeder vertheidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwärtigen Winde noch bequem nach beiden Inseln kommen könne, daß man aber, wenn er anhielte, nur schwer von der ersten zur zweiten segeln würde. Man bestand darauf, daß man das Sichere für das Unsichere nehmen und nach der fruchtbaren Insel fahren müsse.

Epistemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Gesetz, das ihnen der Vater vorgeschrieben hatte.

Ich zweifle gar nicht, sagte Panurg, daß meine Meinung die richtige ist und daß man auf der Karte die Namen verwechselt hat. Laßt uns fröhlich seyn! wir schiffen nach der Insel der Papimanen. Laßt uns vorsichtig seyn und die nöthigen Anstalten treffen!

Er ging nach einem Kasten, den er öffnete und allerlei Kleidungsstücke daraus hervorholte. Die Brüder sahen ihm mit Verwunderung zu und konnten sich des Lachens nicht erwehren, als er sich auskleidete und, wie es schien, Anstalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar violetseidene Strümpfe an, und als er die Schuhe mit großen silbernen Schnallen geziert hatte, kleidete er sich übrigens ganz in schwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um seine Schultern; einen zusammengedrückten Hut mit einem violet- und goldenen Bande nahm er in die Hände, nachdem er seine Haare in runde Locken gekräuselt hatte. Er begrüßte die Gesellschaft ehrerbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne sich aus der Fassung zu geben, besuchte er den Kasten zum

zweitenmale. Er brachte eine rothe Uniform hervor mit weißen Kragen, Aufschlägen und Klappen; ein großes weißes Kreuz sah man auf der linken Brust: er verlangte, Bruder Alkides solle diese Uniform anziehen, und da sich dieser weigerte, fing er folgendergestalt zu reden an:

Ich weiß nicht, was ihr übrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet, die ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unserer Klugheit überließ, womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten: so viel kann ich euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankerutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobene Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgekauft, und zwar habe ich mit den letzten nur getauscht und meine Doubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe completirt, ausgebessert, gereinigt und geräuchert: —

Der Papimane erzählt was in ihrer Nachbarschaft vorgegangen.

So sehr uns diese Uebel quälten, schienen wir sie doch eine Zeit lang über die wunderbaren und schrecklichen Naturbegebenheiten zu vergessen, die sich in unserer Nachbarschaft zutrugen. Ihr habt von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war.

Wir haben nichts davon gehört, sagte Epistemon, und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Ahnherrn in diesen Meeren auf Entdeckungen ausging. Erzählt uns von dieser Insel was ihr wißt, damit wir beurtheilen, ob es der Mühe werth ist, selbst hin zu segeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen.

Es wird schwer seyn sie zu finden, versetzte der Papimane.

Ist sie versunken? fragte Alkiphron.

Sie hat sich auf und davon gemacht, versetzte jener.

Wie ist das zugegangen? fragten die Brüder fast mit einer Stimme.

Die Insel der Monarchomanen, fuhr der Erzähler fort, war eine der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unseres Archipelagus: man konnte sie füglich in drei Theile theilen: auch sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste und dem Lande. Die

Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt, dieses Gebäude zu verherrlichen. Sahet ihr seine Fundamente, so waret ihr zweifelhaft, ob es auf Mauern oder auf Felsen stand: so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Sahet ihr seine Säulen, so glaubtet ihr, alle Tempel der Götter wären hier symmetrisch zusammengestellt, um alle Völker zu einer Wallfahrt hieher einzuladen. Betrachtetet ihr seine Gipfel und Zinnen, so mußtet ihr denken, die Riesen hätten hier zum zweitenmal Anstalt gemacht, den Himmel zu ersteigen; man konnte es eine Stadt, ja man konnte es ein Reich nennen. Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit, und niemand schien ihm auf der ganzen Erde gleich zu seyn.

Nicht weit von da fing die steile Küste an sich zu erstrecken; auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felsen gebaut, um Felsen zu verbinden; die ganze Höhe war terrassenweise eingeschnitten, man hatte fruchtbares Erdreich auf Maulthieren hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen; denn die Küste lag der Sonne wohl ausgesetzt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Paläste; der Schiffer verstummte, der sich der Küste näherte.

Der dritte Theil und der größte war meistentheils Ebene und fruchtbarer Boden; diesen bearbeitete das Landvolk mit vieler Sorgfalt.

Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte wie billig genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt sich satt zu essen: und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit; die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigstens immer zu thun was er wollte.

Diese paradiesische Glückseligkeit ward auf eine Weise gestört, die höchst unerwartet war, ob man sie gleich längst hätte vermuthen sollen. Es war den Naturforschern bekannt, daß die Insel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdischen Feuers sich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch vorüber seyn mochten, fanden sich doch noch häufige Spuren ihres alten Zustandes, Schlacken, Bimsstein, warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Insel von innerlichen Erschütterungen oft vieles leiden. Man sah hier und dort an

der Erde bei Tage Dünste schweben, bei Nacht Feuer hüpfen, und der lebhafte Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenschaften des Bodens ganz natürlich schließen.

Es sind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsseite des Landes, zwischen der Ebene und der steilen Küste, ein gewaltsamer Vulkan ausbrach, der vier Monate die Nachbarschaft verwüstete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte.

Wir konnten von unserem Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entsetzlich anzusehen, wenn in der Finsterniß ein brennender Himmel über ihrem Horizont schwebte: das Meer war in ungewöhnlicher Bewegung und die Stürme sausten mit fürchterlicher Wuth.

Ihr könnt euch die Größe unseres Erstaunens denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entsetzlich Geprassel gehört und Himmel und Meer gleichsam in Feuer gesehen, ein großes Stück Land auf unsere Insel zuschwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die steile Küste selbst, die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre Paläste, Mauern und Gärten erkennen, und wir fürchteten, daß sie an unsere Küste, die an jener Seite sehr sandig und untief ist, stranden und zu Grunde gehen möchten. Glücklicherweise erhob sich ein Wind und trieb sie etwas mehr nordwärts. Dort läßt sie sich, wie ein Schiffer erzählt, bald da bald dorten sehen, hat aber noch keinen festen Stand gewinnen können.

Wir erfuhren bald, daß in jener schrecklichen Nacht die Insel der Monarchomanen sich in drei Theile gespalten, daß sich diese Theile gewaltsam einander abstoßen, und daß die beiden andern Theile, die Residenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meer herumschwämmen, und von allen Stürmen wie ein Schiff ohne Steuer hin und wieder getrieben würden. Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder gesehen: die Residenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen in Nordosten sehr deutlich am Horizont erkennen.

Es läßt sich denken, daß unsere Reisenden durch diese Erzählung sehr in Feuer gesetzt wurden. Ein wichtiges Land, das ihr Ahnherr unentdeckt gelassen, ob er gleich so nahe vorbeigekommen, in dem sonderbarsten Zustande von der Welt stückweise aufzusuchen, war ein Unternehmen, das ihnen von mehr als Einer Seite Nutzen und Ehre versprach. Man zeigte

ihnen von weitem die Residenz am Horizont als eine große blaue Masse, und zu ihrer größten Freude ließ sich westwärts in der Entfernung ein hohes Ufer sehen, welches die Papimanen sogleich für die steile Küste erkannten, die mit günstigem Wind, obgleich langsam gegen die Residenz zu ihre Richtung zu nehmen schien. Man faßte daher den Entschluß, gleichfalls dahin zu steuern, zu sehen, ob man nicht die schöne Küste unterwegs abschneiden und in ihrer Gesellschaft, oder wohl gar in einem der schönen Paläste, den Weg nach der Residenz vollenden könne. Man nahm von den Papimanen Abschied, hinterließ ihnen einige Rosenkränze, Scapuliere und Agnus Dei, die von ihnen, ob sie gleich deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Die Brüder saßen friedlich bei einander; sie unterhielten sich von den neuesten Begebenheiten, die sie erlebt, von den neuesten Geschichten, die sie erfahren hatten. Das Gespräch wandte sich auf einen seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen; jeder machte eine Anmerkung über die Ursachen dieser Händel, und über die Folgen, welche aus der Hartnäckigkeit der Pygmäen entstehen könnten. Jeder ließ sich von seinem Eifer hinreißen, so daß in kurzer Zeit die Menschen, die wir bisher so einträchtig kannten, sich in zwei Parteien spalteten, die aufs heftigste gegen einander zu Felde zogen. Alkides, Alkiphron, Eutyches behaupteten, die Zwerge seyen eben ein so häßliches als unverschämtes Geschöpf; es sey in der Natur doch einmal eins für das andere geschaffen; die Wiese bringe Gras und Kräuter hervor, damit sie der Stier genieße, und der Stier werde, wie billig, wieder vom edlern Menschen verzehrt: so sey es denn auch ganz wahrscheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches sich um so weniger leugnen lasse, als der Kranich durch den Genuß des sogenannten eßbaren Goldes um so viel vollkommener werde.

Die andern Brüder dagegen behaupteten, daß solche Beweise, aus der Natur und von ihren Absichten hergenommen, ein sehr geringes Gewicht hätten, und daß deßwegen ein Geschöpf nicht geradezu für das andere gemacht sey, weil eines bequem fände sich des andern zu bedienen.

Diese mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechselt, als das Gespräch heftig zu werden anfing und man von beiden Seiten mit

Scheingründen erſt, dann mit anzüglichem bittern Spott die Meinung zu vertheidigen ſuchte, welcher man zugethan war. Ein wilder Schwindel ergriff die Brüder; von ihrer Sanftmuth und Verträglichkeit erſchien keine Spur mehr in ihrem Betragen; ſie unterbrachen ſich, erhoben die Stimmen, ſchlugen auf den Tiſch: die Bitterkeit wuchs, man enthielt ſich kaum jählicher Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten, das kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindſeligkeiten zu erblicken.

Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechſels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff von der Größe des ihrigen, aber von ganz verſchiedener Form, ſich nahe an ſie gelegt hatte; ſie erſchraken daher nicht wenig als ihnen, wie mitten aus dem Meere, eine ernſthafte Stimme zurief: Was giebt's, meine Herren! — Wie können Männer, die in einem Schiffe wohnen, ſich bis auf dieſen Grad entzweien?

Ihre Streitſucht machte einen Augenblick Pauſe. Allein welche ſeltſame Erſcheinung! weder der überraſchende Anblick des fremdartigen Schiffes noch die ehrwürdige Geſtalt dieſes Mannes konnte einen neuen Ausbruch verhindern. Man ernannte ihn zum Schiedsrichter und jede Partei ſuchte ſchon eifrig ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe ſie ihm die Streitſache ſelbſt deutlich gemacht hatten. Er bat ſie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und ſobald er es erlangt hatte, ſagte er zu ihnen: Die Sache iſt von der größten Wichtigkeit und Sie werden mir erlauben, daß ich erſt morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flaſche Madera, den ich ſehr ächt mit mir führe, und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird.

Die Brüder, ob ſie gleich aus einer der Familien waren, die den Wein nicht verſchmähen, hätten dennoch lieber Wein und Schlaf und alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzuſprechen; allein der Fremde wußte ihnen ſeinen Wein ſo artig aufzudringen, daß ſie ſich unmöglich erwehren konnten, ihm Beſcheid zu thun. Kaum hatten ſie die letzten Gläſer von den Lippen geſetzt, als ſie ſchon alle ein ſtilles Vergeſſen ihrer ſelbſt ergriff, und eine angenehme Hinfälligkeit ſie auf die unbereiteten Lager ausſtreckte. Sie verſchliefen das herrliche Schauſpiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Wärme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie ſahen ihren Nachbar beſchäftigt, an ſeinem Schiffe etwas auszubeſſern; ſie grüßten einander und er erinnerte ſie lächelnd an den Streit des vorigen Abends. Sie

wußten sich kaum noch darauf zu besinnen und schämten sich, als er in ihrem Gedächtniß die Umstände, wie er sie gefunden, nach und nach hervorrief.

Ich will meiner Arzenei, fuhr er fort, nicht mehr Werth geben als sie hat, die ich Ihnen gestern in der Gestalt einiger Gläser Madera beibrachte; aber Sie können von Glück sagen, daß Sie so schnell einer Sorge losgeworden, von der so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind.

Sind wir krank gewesen? fragte einer: das ist doch sonderbar.

Ich kann Sie versichern, versetzte der fremde Schiffer, Sie waren vollkommen angesteckt; ich traf sie in einer heftigen Krisis.

Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen? fragte Alkiphron. Ich verstehe mich doch auch ein wenig auf die Medicin.

Es ist das Zeitfieber, sagte der Fremde, das einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem sie glauben sich noch bestimmter auszudrücken: andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen seyn will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt; ich wollte wetten, Sie haben sie gestern Abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen.

Was sind denn die Symptome dieses Uebels? fragte Alkiphron.

Sie sind sonderbar und traurig genug, versetzte der Fremde: der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vortheile, er opfert alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hülfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer, es setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nützen; er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr. Ihr, die Ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe Ihr in dem Falle waret —

— — — —

So wohl es uns auch geht, meine Brüder, beſſer als Reiſende ſich nur wünſchen dürfen, ſo können wir doch nicht undankbar gegen das Schickſal und unſern Wirth genannt werden, wenn wir frei geſtehen daß wir in dieſem königlichen Schloſſe, an dieſer üppigen Tafel einen Mangel fühlen, der deſto unleidlicher iſt, je mehr uns die übrigen Umſtände begünſtigt haben. Auf Reiſen, im Lager, bei Geſchäften und Handelſchaften und was ſonſt den unternehmenden Geiſt der Männer zu beſchäftigen pflegt, vergeſſen wir eine Zeit lang der liebenswürdigen Geſpielinnen unſeres Lebens, und wir ſcheinen die unentbehrliche Gegenwart der Schönen einen Augenblick nicht zu vermiſſen. Haben wir aber nur wieder Grund und Boden erreicht, bedeckt uns ein Dach, ſchließt uns ein Saal in ſeine vier Wände, gleich entdecken wir was uns fehlt: ein freundliches Auge der Gebieterin, eine Hand die ſich traulich mit der unſern zuſammenſchließt.

Ich habe, ſagte Panurg, den alten Wirth über dieſen Punkt erſt auf die feinſte Weiſe ſondirt, und da er nicht hören wollte, auf die geradeſte Weiſe befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er läugnet daß ein weibliches Geſchöpf in dem Palaſte ſey: die Geliebte des Königs ſey mit ihm; ihre Frauen ſeyen ihr gefolgt und die übrigen ermordet oder entflohen.

Er redet nicht wahr, verſetzte Epiſtemon: die traurigen Reſte, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapferer Männer, und er ſagte ja ſelbſt, daß noch niemand weggeſchafft oder begraben ſey.

Weit entfernt, ſagte Panurg, ſeinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und ſeine vielen Flügel betrachtet und im Zuſammenhange überlegt. Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felſen ſenkrecht aus dem Meere hervorſtehen, liegt ein Gebäude, das mir ſo prächtig als feſt zu ſeyn ſcheint; es hängt mit der Reſidenz durch einen Gang zuſammen, der auf ungeheuern Bogen ſteht. Der Alte, da er uns alles zu zeigen ſchien, hat uns immer von dieſer Seite weggehalten; und ich wette dort findet ſich die Schatzkammer, an deren Eröffnung uns viel gelegen wäre.

Die Brüder wurden einig daß man den Weg dahin ſuchen ſolle. Um kein Aufſehen zu erregen ward Panurg und Alkiphron abgeſandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüſſel durch künſtlich angewandten Druck ſich eröffneten. Sie waren

Und wie er horcht, ſo wird in gleichen Zeiten
Dreimal ein Schlag auf hohles Erz erneut,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufriedne Paare durch einander ſchlängen.

Er eilt ans Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift.
Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam Licht das durch den Garten ſchweift:
Drei Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſtehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſehn;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und ſchwinden in die Ferne.

in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen weiter zu gehen, und kamen, um den Brüdern, was sie ausgerichtet, anzuzeigen.

Ein vorgefundenes Stück des Planes.

Megaprazen erwacht und ruft Existemen. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben sich proviantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird alles eingeschifft. Man geht zu Schiffe.

Gelfo von Neapel. Weitere Reise. Fäßchen und Rede des Megaprazen. Gedanken der sechs Brüder. Megaprazen wirft das Fäßchen ins Meer. Entsetzen. Weitere Reise. Der Steuermann behauptet, sie seyen bei der Insel Papimanie. Streit darüber. Entscheidung.

Sie fahren nach der andern Insel. Panurgs Vorschlag. Wird bewundert. Er steigt aus, mit ihm X. und Y. Er kriegt Schläge. X. rettet ihn; entschuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papesiguen erzählen den Zustand ihrer Insel. Offerte ob sie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Gehen ab.

Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen sich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindselig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen sich nach der nähern Insel. Erzählung von der Insel der Monarchomanen. Vulkan. Zerspalten der Insel in drei schwimmende Theile. Residenz. Man zeigt sie von fern. Abschied.

Sie fahren fort, legen sich bei Windstille vor Anker. Politisiren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, sehen die Insel nicht mehr. Schwimmende Einsiedler. Erzählung. Versuche. Anzeige der Residenz. Abschied.

Finden die Residenz. Beschrieben. Tafel des Lebens ꝛc. Absteigen. Cadavers. Castellan. Besehen sich. Unleidlicher Gestank. Einfall Panurgs. Werden in die See geworfen. Die Residenz gereinigt. Man genießt.

Entdeckung Panurgs. Charis. Eifersucht der Brüder. Prätension. Bedingung des Vaters. Sechse bereiten sich. Morgen. Entdeckung. Beschreibung. Venus und Mars. Trost der andern.

Unterhaltungen

deutſcher Ausgewanderten.

1794 — 1795.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Personen bedroht waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von C., eine Wittwe in mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen; sie wünschte vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in Stand es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darstellen, und verstand auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich stellte sich bei unsern Flüchtlingen die gute Laune nicht selten ein; denn überraschende Verfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgespannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteristisch und auffallend. Das eine ließ sich durch eine falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das andere gab einer unnöthigen Sorge

Raum, und alles was dieser zu viel, jener zu wenig that, jeder Fall wo sich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit sich wechselseitig zu plagen und aufzuziehen, so daß dadurch diese traurigen Zustände lustiger wurden, als eine vorsätzliche Lustreise ehemals hätte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeit lang, ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschädliches vorkommt, so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Umständen begleitet seyn.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrisches Frauenzimmer, sehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bei dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sey, in Zerstreuung, ja in einer Art von Abwesenheit die unnützesten Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpacken gebracht, und sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Scherz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bei der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wissen, und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder, Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte alles was die Mutter beschloß, mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern hoffnungsvollen Sohnes, ein wohlunterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Vetter Carl fuhr mit einem alten Geistlichen, der als Hausfreund schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbchaisen, und einige schwerbepackte Brancards, die auf mehr als Einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen, aber Vetter Carl entfernte sich mit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine

Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen, er hatte ſich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freiheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die einen behandelte, von den andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Carln. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können; Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem, zu allem wird; Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Carl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verhehlte ſie nicht in Geſprächen. Er glaubte um ſo freier ſich dieſen Geſinnungen ergeben zu können, als er ſelbſt ein Edelmann war und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein anſehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben dieſe Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum beſten darauf hauste. Deßungeachtet konnte Carl einer Nation nicht feind werden, die der Welt ſo viele Vortheile verſprach, und deren Geſinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich ſtörte er die Zufriedenheit der Geſellſchaft, wenn ſie ja derſelben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles deſſen, was bei den Neufranken Gutes oder Böſes geſchah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortſchritte, wodurch er die andern um deſto mehr aus der Faſſung brachte, als ſie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um ſo ſchmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte ſich ſchon einigemal mit ihm überworfen und ließ ſich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Bareneſſe wußte ihn auf eine kluge Weiſe wenigſtens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luiſe machte ihm am meiſten zu ſchaffen, indem ſie, freilich oft in ungerechter Weiſe, ſeinen Charakter und ſeinen Verſtand verdächtig zu machen ſuchte. Der Hofmeiſter gab ihm im ſtillen recht, der Geiſtliche im ſtillen unrecht, und die Kammermädchen, denen ſeine Geſtalt reizend und ſeine Freigebigkeit reſpectabel war, hörten ihn gerne reden, weil ſie

sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die große Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wie viel Ursache man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baronesse die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menschen seyen, als in solchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfassung, sagte sie, scheint wie ein Schiff zu seyn, das eine große Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und kranke, über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüberbringt; nur in dem Augenblicke wenn das Schiff scheitert, sieht man wer schwimmen kann, und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde. Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit sich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil, von der Lust ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versetzen, überall hin begleitet. Der Leichtsinnige freut sich der Flucht wie einer Spazierfahrt und der Ungenügsame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler alles zu Diensten stehe. Wie selten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für andere zu leben, für andere sich aufzuopfern getrieben wird!

Indessen man nun mancherlei Bekanntschaften machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbeigegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt; die Franzosen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der siegreichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die

Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheines, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeifließen sahen! wie freudig nahmen sie wieder von jedem Theile des Hauses Besitz; wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath; wie werth war ihnen auch das Geringste, was sie schon verloren gegeben hatten; wie stiegen ihre Hoffnungen, dereinst auch jenseits des Rheines alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Kaum erscholl in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alten Bekannten, Freunde und Diener herbeieilten sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederholen, und sich in manchen Fällen Rath und Beistand von ihr zu erbitten.

Umgeben von diesen Besuchen, ward sie aufs angenehmste überrascht, als der Geheimerath von S. mit seiner Familie bei ihr ankam, ein Mann, dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann, der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das gleiche von andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt, und den Unterdrückungsgeist derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten; er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb, und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, so wie die Folgen jener verbreiteten Gesinnungen und Meinungen blieben seinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu läugnen war, daß er manches mit hypochondrischem Gemüthe betrachtete und mit Leidenschaft beurtheilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baronesse, fand nach so viel Trübsalen einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachsen, hatten sich mit einander gebildet; sie kannten keine Geheimnisse vor einander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten sie sich sonst, theils mündlich, theils in Briefen vertraut, und

hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur dieſe letzte Zeit her waren ſie durch die Unruhen verhindert worden, ſich einander wie gewöhnlich mitzutheilen. Um ſo lebhafter drängten ſich ihre gegenwärtigen Geſpräche, um deſto mehr hatten ſie einander zu ſagen, indeſſen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luiſen in einer wachſenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider war der ſchöne Genuß dieſer reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen geſtört, den man, je nachdem der Wind ſich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Eben ſo wenig konnte bei den vielen zuſtrömenden Neuigkeiten des Tages der politiſche Discurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Geſellſchaft ſtörte, indem die verſchiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten ſehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menſchen ſich deßhalb doch nicht des Weins und ſchwer zu verdauender Speiſen enthalten, ob ſie gleich aus der Erfahrung wiſſen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelſeyn bevorſteht, ſo konnten auch die meiſten Glieder der Geſellſchaft ſich in dieſem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben ſie dem unwiderſtehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun, und ſich ſelbſt dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Partei anführte, welche dem alten Syſtem zugethan war, und daß Carl für die entgegengeſetzte ſprach, welche von bevorſtehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zuſtandes hoffte.

Im Anfange wurden die Geſpräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, beſonders da die Baroneſſe durch anmuthige Zwiſchenreden beide Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahte, daß die Blokade von Mainz in eine Belagerung übergehen ſollte, und man nunmehr für dieſe ſchöne Stadt und ihre zurückgelaſſenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äußerte jedermann ſeine Meinungen mit ungebundener Leidenſchaft.

Beſonders waren die daſelbſt zurückgebliebenen Clubbiſten ein Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, und jeder erwartete ihre Beſtrafung oder Befreiung, je nachdem er ihre Handlungen entweder ſchalt oder billigte.

Unter die erſten gehörte der Geheimerath, deſſen Argumente Carln am verdrießlichſten fielen, wenn er den Verſtand dieſer Leute angriff und ſie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer ſelbſt beſchuldigte.

Wie verblendet müſſen ſie ſeyn, rief er aus, als an einem Nachmittage das Geſpräch ſehr lebhaft zu werden anfing, wenn ſie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit ſich ſelbſt in der größten Verwirrung kämpft, und auch in ruhigen Augenblicken nichts als ſich ſelbſt zu ſchätzen weiß, auf ſie mit einiger Theilnehmung herunterblicken werde! Man wird ſie als Werkzeuge betrachten, ſie eine Zeit lang gebrauchen und endlich wegwerfen, oder wenigſtens vernachläſſigen. Wie ſehr irren ſie ſich, wenn ſie glauben, daß ſie jemals in die Zahl der Franzoſen aufgenommen werden könnten!

Jedem, der mächtig und groß iſt, erſcheint nichts lächerlicher als ein Kleiner und Schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Kräfte und ſeines Verhältniſſes ſich jenem gleich zu ſtellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das ſie bisher begünſtigt, weniger ſtolz und übermüthig ſeyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maskerade verwünſchen, wenn er, nachdem er ſeine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieſer neuen Form von denen, auf die er ſein ganzes Vertrauen ſetzte, niedrig behandelt wird! Ja, es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß man bei der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, ſolche Leute den unſrigen überliefert oder überläßt. Mögen ſie doch alsdann ihren Lohn dahin nehmen, mögen ſie alsdann die Züchtigung empfinden, die ſie verdienen, ich mag ſie ſo unparteiiſch richten als ich kann!

Unparteiiſch! rief Carl mit Heftigkeit aus: wenn ich doch dieß Wort nicht wieder ſollte ausſprechen hören! Wie kann man dieſe Menſchen ſo geradezu verdammen? Freilich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form ſich und andern begünſtigten Menſchen zu nutzen; freilich haben ſie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen und ſich darinne gepflegt; vielmehr haben ſie die Unbequemlichkeit der vernachläſſigten Theile eures Staatspalaſtes mehr empfunden, weil ſie ſelbſt ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; ſie haben nicht, durch eine mechaniſch erleichterte Geſchäftigkeit beſtochen, dasjenige für gut angeſehen, was ſie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben ſie nur im ſtillen der Einſeitigkeit, der Unordnung, der Läſſigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit eure Staatsleute

ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt ſeyn möchten! Und wer wird läugnen, daß unter ihnen nicht wenigſtens einige wohldenkende und tüchtige Männer ſich befinden, die, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke das Beſte zu bewirken nicht im Stande ſind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben. Und da man ſolche darunter zählt, wer wird ſie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der ſie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben ſoll.

Der Geheimerath ſcherzte darauf mit einiger Bitterkeit über junge Leute, die einen Gegenſtand zu idealiſiren geneigt ſeyen; Carl ſchonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was daheim nicht paſſe, nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Geſpräch immer heftiger, und es kam von beiden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieſer Jahre ſo manche gute Geſellſchaft entzweit hatte. Vergebens ſuchte die Baroneſſe, wo nicht einen Frieden, doch wenigſtens einen Stillſtand zuwege zu bringen; ſelbſt der Geheimeräthin, die, als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrſchaft über Carls Gemüth ſich erworben hatte, gelang es nicht auf ihn zu wirken, um ſo weniger, als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken, und über die beſondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu ſpielen, das ſie doch nicht regieren könnten, zu ſpotten.

Carl, der ſich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geſtändniß nicht zurück, daß er den franzöſiſchen Waffen alles Glück wünſche, und daß er jeden Deutſchen auffordere, der alten Sklaverei ein Ende zu machen, daß er von der franzöſiſchen Nation überzeugt ſey, ſie werde die edlen Deutſchen, die ſich für ſie erklärt, zu ſchätzen wiſſen, als die Ihrigen anſehen und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schickſale überlaſſen, ſondern ſie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es ſey lächerlich zu denken, daß die Franzoſen nur irgend einen Augenblick, bei einer Capitulation oder ſonſt, für ſie ſorgen würden; vielmehr würden dieſe Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen, und er hoffe ſie alle gehangen zu ſehen.

Dieſe Drohung hielt Carl nicht aus und rief vielmehr, er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutſchland eine geſegnete Ernte finden und kein

schuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerath persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, sagte der Geheimerath, mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts, was sonst achtungswerth schien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweitenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich sehe wohl, daß von diesem weniger Schonung, als von den Neufranken zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestätigt, daß es besser sey, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit diesen Worten stand er auf und ging aus dem Zimmer; seine Gemahlin folgte ihm: die Gesellschaft schwieg. Die Baronesse gab mit einigen, aber starken Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen; Carl ging im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baronesse ging zu ihm ihn zu bereden; indessen weinten die Fräulein und küßten sich und waren äußerst betrübt, daß sie sich so schnell und unerwartet von einander trennen sollten. Die Baronesse kam zurück; sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zusammenzutragen, was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslösens und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Küßchen und Schachteln verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thränen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baronesse sah ihm nach: die Thränen standen ihr in den Augen. Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Stickrahmen. Die ganze Gesellschaft war still, ja verlegen; besonders äußerte Carl seine Unruhe, indem er, in einer Ecke sitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal darüber weg nach seiner Tante sah. Endlich stand er auf und nahm seinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen, und sagte mit edler Fassung: Ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verursacht; verzeihen Sie meine Uebereilung! ich erkenne meinen Fehler, und fühle ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baronesse: ich werde keinen Groll gegen dich hegen, weil du ein edler guter Mensch bist; aber du kannst nicht wieder gut machen, was du verdorben hast. Ich entbehre durch

deine Schuld in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundin, die ich seit langer Zeit zum erstenmal wiedersah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die schon lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird, und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden, in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß schon wieder flüchtig werden, und die Gesellschaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderlich er auch in manchen Stücken seyn mag, doch ein trefflicher rechtschaffener Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen- und Weltkenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns deine Heftigkeit: wodurch kannst du ersetzen, was wir verlieren?

Carl. Schonen Sie mich, liebe Tante! ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug, lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen!

Baronesse. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich! Hier kann nicht von Schonen die Rede seyn; es ist nur die Frage, ob du dich überzeugen kannst: denn nicht das erstemal begehst du diesen Fehler, und es wird das letztemal nicht seyn. O ihr Menschen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zusammendrängt, euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuern Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltsam losdringen? Könnt ihr so nicht an euch selbst arbeiten, und euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und drein schlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Carl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem Fenster, wo er bisher gestanden, auf die Baronesse zu und sagte: Er wird sich bessern; dieser Fall soll ihm, soll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen stellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baronesse. Wie leicht doch Männer sich überreden können, besonders in diesem Punkte! Das Wort Herrschaft ist ihnen ein so angenehmes

Wort, und es klingt so vornehm sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es sey wirklich auch in der Ausübung Ernst damit: und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen im Stande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wüßte auch nicht einen, der auch nur der geringsten Entsagung fähig wäre.

Hofmeister. Sie sind selten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals so von Verdruß und Leidenschaft überwältigt gesehen, als in diesem Augenblick.

Baronesse. Ich habe mich dieser Leidenschaft wenigstens nicht zu schämen. Wenn ich mir meine Freundin, in ihrem Reisewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gastfreundschaft sich zurückerinnernd denke, so möchte ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeister. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht so bewegt und so heftig gesehen, als in diesem Augenblick.

Baronesse. Ein kleines Uebel, das auf die größern folgt, erfüllt das Maß; und dann ist es wohl kein kleines Uebel, eine Freundin zu entbehren.

Hofmeister. Beruhigen Sie sich, und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns bessern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baronesse. Keineswegs! es soll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken; aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hause.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur! rief Carl, und Sie sollen sich über unsern Ungehorsam nicht zu beschweren haben.

Nun meine Strenge wird so arg nicht seyn, versetzte lächelnd die Baronesse, indem sie sich zusammennahm. Ich mag nicht gerne befehlen, besonders so freigesinnten Menschen: aber einen Rath will ich geben, und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeister. Und beides soll uns ein unverbrüchliches Gesetz seyn.

Baronesse. Es wäre thöricht, wenn ich das Interesse abzulenken gedächte, das jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren

Opfer wir, leider! selbst schon geworden sind. Ich kann die Gesinnungen nicht ändern, die bei einem jeden nach seiner Denkweise entstehen, sich befestigen, streben und wirken, und es wäre eben so thöricht als grausam, zu verlangen, daß er sie nicht mittheilen sollte. Aber das kann ich von dem Cirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgesinnte sich im stillen zu einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige sagt, was der andere schon denkt. Auf euren Zimmern, auf Spaziergängen, und wo sich Uebereindenkende treffen, eröffne man seinen Busen nach Lust, man lehne sich auf diese oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft der Freude einer leidenschaftlichen Ueberzeugung! Aber, Kinder, in Gesellschaft laßt uns nicht vergessen, wie viel wir sonst schon, ehe alle diese Sachen zur Sprache kamen, um gesellig zu seyn, von unsern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder, so lange die Welt stehen wird, um gesellig zu seyn, wenigstens äußerlich sich wird beherrschen müssen. Ich fordere euch also nicht im Namen der Tugend, sondern im Namen der gemeinsten Höflichkeit auf, mir und andern in diesen Augenblicken das zu leisten, was ihr von Jugend auf, ich darf fast sagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straße begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baronesse fort, weiß ich nicht, wie wir geworden sind? wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist? Wie sehr hütete man sich sonst, in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm seyn konnte! Der Protestant vermied in Gegenwart des Katholiken, irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war; jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen. Und thun wir nicht jetzt gerade das Gegentheil von allem diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu seyn zurückkehren! Wir haben bisher schon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage, und die Flammen bei Nacht, den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besitzthümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit

Heftigkeit in die Gesellschaft bringen! laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon Schmerzen genug erregt!

Als euer Vater starb, habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen diesen unersetzlichen Verlust bei jedem Anlaß erneuert? habt ihr nicht alles, was sein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch eure Liebe, eure stillen Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene gesellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt als eine wohlmeinende, aber rohe Hülfe, jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall diesen oder jenen verletzt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verschlungen wird, sondern wo unter einer ungeheuern Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit genießen?

Carl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante: wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baronesse. Hier ist sie, mit der Bedingung, daß ihr Lust habt euch von ihr leiten zu lassen. Rufen wir eine Amnestie aus! Man kann sich jetzt nicht geschwind genug dazu entschließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die sich nach dem Abschiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten sich nicht bezwingen Vetter Carln freundlich anzusehen.

Kommt her, ihr Kinder! rief die Baronesse: wir haben eine ernsthafte Unterredung gehalt, die, wie ich hoffe, Frieden und Einigkeit unter uns herstellen und den guten Ton, den wir eine Zeit lang vermissen, wieder unter uns einführen soll: vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt, uns an einander zu schließen und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerstreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt! Wie lange hast du uns, lieber Carl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du so schöne Kenntnisse hast! Wie lange haben Sie — so redete sie den Hofmeister an — die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen! Wo

sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unserer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euern Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect zurückbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig dargeboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu seyn! Und das alles werden wir und noch weit mehr als jetzt genöthigt seyn, wenn auch alles völlig drunter und drüber gehen sollte. Kinder, versprecht mir das!

Sie versprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht! es ist ein schöner Abend; genieße ihn jeder nach seiner Weise, und laßt uns beim Nachtessen, seit langer Zeit zum erstenmal, die Früchte einer freundschaftlichen Unterhaltung genießen.

So ging die Gesellschaft auseinander; nur Fräulein Luise blieb bei der Mutter sitzen: sie konnte den Verdruß, ihre Gespielin verloren zu haben, nicht so bald vergessen, und ließ Carln, der sie zum Spaziergange einlud, auf eine sehr schnippische Weise abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang still neben einander geblieben, als der Geistliche hereintrat, der von einem langen Spaziergange zurückkam, und von dem, was in der Gesellschaft vorgekommen war, nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangenes Gespräch mit ihrer Mutter fortsetzte, schnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem seyn. Schon wenn wir sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt; denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verleumden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald diesen, bald jenen zum Jacobiner und Clubbisten zu machen. Wenn auch nun diese Quelle verstopft wird, so werden wir manche Personen wohl stumm in unserer Mitte sehen.

Iſt dieſer Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein? fing der Alte lächelnd an. Nun Sie wiſſen, daß ich mich glücklich ſchätze, manchmal ein Opfer für die übrige Geſellſchaft zu werden. Denn gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer vortrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet, ſo ſcheinen Sie einem kleinen böſen Geiſt, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang, den Sie ihm anthun, auf meine Unkoſten gewöhnlich einige Entſchädigung zu verſchaffen.

Sagen Sie mir, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er ſich gegen die Baroneſſe wandte, was iſt in meiner Abweſenheit vorgegangen? und was für Geſpräche ſind aus unſerm Cirkel ausgeſchloſſen?

Die Baroneſſe unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerkſam hörte er zu und verſetzte ſodann: Es dürfte auch nach dieſer Einrichtung manchen Perſonen nicht unmöglich ſeyn die Geſellſchaft zu unterhalten, und vielleicht beſſer und ſicherer als andere.

Wir wollen es erleben, ſagte Luiſe.

Dieſes Geſetz, fuhr er fort, enthält nichts Beſchwerliches für jeden Menſchen, der ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen wußte; vielmehr wird es ihm angenehm ſeyn, indem er dasjenige, was er ſonſt gleichſam verſtohlen trieb, in die Geſellſchaft bringen darf: denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaſſer und Verleumder, als die Geſellſchaft? Ich habe ſelten bei einer Lectüre, bei irgend einer Darſtellung intereſſanter Materien, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Cirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin herunterſetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie ſich ſelbſt und fragen Sie viele andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das Neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann, ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt, an allem was neu iſt, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der großen Menſchenmaſſe nichts willkommener ſeyn,

als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerrüttung und eine solche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen.

Nun! rief Luise, es scheint Sie wissen sich zu helfen; sonst ging es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich seyn sollen, versetzte jener: aber so viel muß ich Ihnen sagen: Wir andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun: das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre; und lästiger ist ihr in der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt, muß man ja vermeiden und allenfalls das im stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung verjagt ist.

Für sich im stillen mögen Sie wohl allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tags verschlafen haben, fiel Luise ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort, auf das was ich thue, viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andere Menschen ein großer Faullenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte.

Was ist es für eine Sammlung? fragte die Baronesse.

Gewiß nichts weiter als eine scandalöse Chronik, setzte Luise hinzu.

Sie irren sich, sagte der Alte.

Wir werden sehen, versetzte Luise.

Laß ihn ausreden! sagte die Baronesse: und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Ursache den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin besteht Ihre Sammlung? wird sie zu unserer Unterhaltung dienlich und schicklich seyn? ist sie schon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben, versetzte der Alte. Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen

Geſchichte fühle ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeſchichten, wahren und falſchen, mit denen man ſich im Publicum trägt, die man ſich insgeheim einander erzählt, giebt es manche, die noch einen reinern, ſchönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit, manche die durch eine geiſtreiche Wendung uns immer zu erheitern Anſpruch machen, manche die uns die menſchliche Natur und ihre innern Verbergenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren ſonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unſere Aufmerkſamkeit und unſere Bosheit beſchäftigen, und die eben ſo gemein ſind als die Menſchen, denen ſie begegnen oder die ſie erzählen, habe ich diejenigen geſammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben ſchienen, die meinen Verſtand, die mein Gemüth berührten und beſchäftigten, und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin ſehr neugierig, ſagte die Baroneſſe, zu hören, von welcher Art Ihre Geſchichten ſind und was ſie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, verſetzte der Alte, daß von Proceſſen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede ſeyn wird: dieſe haben meiſtentheils nur ein Intereſſe für die, welche damit geplagt ſind.

Luiſe. Und was enthalten ſie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht läugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweit, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luiſe. So? Alſo wahrſcheinlich eine Sammlung lüſterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich dieſe Bemerkung mache; ſie liegt ſo ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch ſagen dürfen.

Der Alte. Sie ſollen, hoffe ich, nichts was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luiſe. Und was nennen Sie denn ſo?

Der Alte. Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung ſind mir unerträglich. Denn ſie ſtellen uns etwas Gemeines, etwas das der Rede und Aufmerkſamkeit nicht werth iſt, als etwas Beſonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falſche Begierde, anſtatt den Verſtand angenehm zu beſchäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder

Kunſt.

ohne Schleier anſehen oder wovon man ganz ſeine Augen wegwenden ſollte.

Luiſe. Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geſchichten wenigſtens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen laſſen? Es ſoll wohl eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beiden. Denn erſtlich erfahren werden Sie nichts Neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Recenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie ſind Braut und ich entſchuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich ſehe wohl, wo Sie hinaus wollen; machen Sie es aber auch ihr begreiflich!

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen was ich zu Anfange des Geſprächs ſchon geſagt habe; es ſcheint aber nicht, daß ſie den guten Willen hat aufzumerken.

Luiſe. Was braucht's da guten Willen und viele Worte! man mag es beſehen wie man will, ſo werden es ſcandaleſe Geſchichten ſeyn, auf eine oder die andere Weiſe ſcandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohldenkenden Menſchen nur dann etwas ſcandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Luſt zu ſchaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon ſein Auge wegwendet, dagegen aber kleine Fehler und Mängel luſtig findet, und beſonders mit ſeiner Betrachtung gern bei Geſchichten verweilt, wo er den guten Menſchen in leichtem Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſeinen Begierden und ſeinen Verſätzen findet, wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beſchämt, zurechtgewieſen oder betrogen werden, wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weiſe beſtraft wird, wo Verſätze, Wünſche und Hoffnungen bald geſtört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und beſtätigt werden. Da wo der Zufall mit der menſchlichen Schwäche und Unzulänglichkeit ſpielt, hat er am liebſten ſeine ſtille Betrachtung, und keiner ſeiner Helden, deren Geſchichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu beſorgen noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch bald ein Probstück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben — und wir haben doch die meiste Zeit in Einem Kreise zugebracht — vieles geschehen wäre, was man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht läugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsere Freunde und Nachbarn wieder zu erkennen und, wenn es uns beliebt, das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen, um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Eben so werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Luise. Man wird mit Ihnen nicht fertig: es ist das Beste wir machen Frieden für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam seyn darf. Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft aufgespart: wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus, alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich; wenn aber die Gesellschaft nach einer ernsthaften Unterhaltung auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtische umsieht; alsdann werde ich bereit seyn, und wünsche, daß das was ich vorsetze, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baronesse. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luise. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das sollten Sie nicht seyn, Fräulein: denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

Abends nach Tische, als die Baroneſſe zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beiſammen, und ſprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte die ſich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken zu geſchehen pflegt, im Zweifel, was man glauben und was man verwerfen ſollte.

Der alte Hausfreund ſagte darauf: Ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſeyn laſſen, was wahr ſeyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Menſch auch gewöhnlich ſo verfahre, und durch einige Wendung des Geſprächs kam man auf die entſchiedene Neigung unſerer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geiſterhaften, und als der Alte einige gute Geſchichten dieſer Art künftig zu erzählen verſprach, verſetzte Fräulein Luiſe: Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beiſammen ſind, eine ſolche Geſchichte vertrügen: wir würden aufmerkſam zuhören und Ihnen dankbar ſeyn.

Ohne ſich lange bitten zu laſſen, fing der Geiſtliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daſelbſt eine Geſchichte, die großes Aufſehen erregte, und worüber die Urtheile ſehr verſchieden waren. Die einen behaupteten, ſie ſey völlig erfunden, die andern, ſie ſey wahr, aber es ſtecke ein Betrug dahinter. Dieſe Partei war wieder unter einander ſelbſt uneinig; ſie ſtritten, wer dabei betrogen haben könnte? Noch andere behaupteten, es ſey keineswegs ausgemacht, daß geiſtige Naturen nicht ſollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müſſe nicht jede wunderbare Begebenheit ausſchließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geſchichte ſelbſt!

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitaniſchen Publicums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verſtändig, wußte ſie die Freuden zu genießen, die beide gewähren, ohne dabei aus der Faſſung zu kommen, die ihr in ihrer Lage ſo nöthig

war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten sich zu ihr; nur wenige nahm sie auf, und wenn sie bei der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bei allen kleinen Abenteuern einen festen sichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in nahem Verhältnisse stand.

Verschiedene Jahre waren hingegangen; sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverlässige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe alles ist, gerade da, wo sie eines Beistandes am nöthigsten bedürfte, bei Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entschließungen, meistentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmste zu rathen, und sie zu den gefährlichsten Schritten zu verleiten sich gedrungen fühlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistentheils unbeschäftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben, und kaum hatte sie dieses Bedürfniß gefühlt, so fand sich unter denen, die sich ihr zu nähern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit, einiger wichtigen Geschäfte seines Hauses wegen, in Neapel aufhielt. Bei einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfältigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geist, wie sein Körper, vollkommen ausgebildet; sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie einer, der sich keinen Augenblick vergißt, sich doch immer in andern zu vergessen scheint. Der Handelsgeist seiner Geburtsstadt ruhte auf ihm; er sah das, was zu thun war, im großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste: sein Haus hatte sich in einige höchst mißliche Speculationen eingelassen und war in gefährliche Processe verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand, und unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.

Er hatte sie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit gesehen; sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt

in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein, und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie versäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken: er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig, ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bei seinen mancherlei Verhältnissen den besten Rath geben und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen seine Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegenwart manches entwickelte, was sonst bei ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Rathgeberin zu seyn, und eine wechselseitige, auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfniß gegründete Freundschaft hatte sich in kurzem zwischen ihnen befestigt.

Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen, nur Freund zu seyn, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen; und doch konnte er sich nicht läugnen, daß ihm die von ihr begünstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Besonders fiel es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihn seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines solchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien, und doch noch vielleicht selbigen Abend, gleichsam zum Spott des werthgeschätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher- oder unglücklicherweise geschah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Widerwillen gab sie seinen Wünschen Gehör: ich fürchte, sagte sie, daß ich über diese Nachgiebigkeit das Schätzbarste auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweissagt. Denn kaum hatte er eine Zeit lang in seiner doppelten Eigenschaft bei ihr gegolten, so fingen seine Launen an beschwerlicher zu werden: als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung, und als ein verständiger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. Dieß aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Lust, irgend jemand

ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltener zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen; und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein, seine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Processe, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deßhalb einigemal nach Palermo; und während seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück, und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Marchese von S., der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus- und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Casse nicht zum besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freiheit einzuschränken, hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter gegeben. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war; vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe als ihres Mitleids zu seyn, und er hoffte nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irrte er sich! In dem Maße wie seine Gesundheit wieder kam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bei ihr jede Art von

Neigung und Zutrauen; ja er ſchien ihr ſo läſtig, als er ihr ſonſt angenehm geweſen war. Auch war ſeine Laune, ohne daß er es ſelbſt bemerkte, während dieſer Begebenheiten höchſt bitter und verdrießlich geworden: alle Schuld, die er an ſeinem Schickſal haben konnte, warf er auf andere und wußte ſich in allem völlig zu rechtfertigen. Er ſah in ſich nur einen unſchuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann, und hoffte völlige Entſchädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit ſeiner Geliebten.

Mit dieſen Anforderungen trat er gleich in den erſten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und ſie beſuchen konnte. Er verlangte nichts weniger als daß ſie ſich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabſchieden, das Theater verlaſſen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben ſollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit ſeine Forderungen zu bewilligen, erſt auf eine ſcherzhafte, dann auf eine ernſthafte Weiſe, und war leider endlich genöthigt, ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet ſey, zu geſtehen. Er verließ ſie und ſah ſie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem ſehr eingeſchränkten Kreiſe, oder vielmehr bloß in der Geſellſchaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte, und ſich von wenigen Renten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Proceß und bald darauf den andern: allein ſeine Geſundheit war untergraben und das Glück ſeines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit, der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urtheil ohne Widerwillen; nur wünſchte er ſeine ſchöne Freundin noch einmal zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklicheren Zeiten manche günſtige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten; ſie ſchlug es ab. Er ſchickte zum zweitenmal und ließ ſie beſchwören; ſie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich — es war ſchon tief in der Nacht — ſendete er zum drittenmal: ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit: denn ich war eben mit dem Markeſe und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendeſſen. Ich rieth ihr und bat ſie, dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen: ſie ſchickte den Bedienten mit einer abſchlägigen Antwort weg und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren alle

heiter und guten Muths. Es war gegen Mitternacht, als ſich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was aus dieſem Abenteuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wänden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Markeſe ſtand auf und ſprang ans Fenſter, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiäner ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr bittere Verwürfe machte.

Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, ſagte er, ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſeyn.

Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie jedermann und zu jeder Zeit bei ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wohl ſchwerlich ſolche traurige und ſchreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen nachdröhnenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ ſich nichts weiter hören. Die andere Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieſelbige Zeit derſelbe gewaltſame fürchterliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schreies und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt und unſere Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläufig ſeyn? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall. Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man ſtellte Spione und Beobachter aus: denen auf der Gaſſe ſchien der Klang aus der freien Luft zu entſpringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft ſie auswärts aß, vernahm man nichts; ſo oft ſie zu Hauſe war, ließ ſich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer

geöffnet: sie war als eine gute Gesellschafterin überall willkommen, und sie hatte sich, um dem bösen Gaste zu entgehen, angewöhnt die Abende außer dem Hause zu seyn. Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thür von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen beiden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein munterer Knabe, an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. Ich wünschte doch auch, sagte er, die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf! wir sind ja zu zweien, und werden uns nicht fürchten. Leichtsinn oder Kühnheit, ich weiß nicht was sie vermochte, genug sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblick entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, läßt sich dreimal schnell hinter einander gewaltsam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin fand man beide ohnmächtig im Wagen; nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich, und vernahm was ihnen begegnet sey.

Die Schöne brauchte einige Zeit sich zu erholen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstatten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu seyn. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm sie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirthshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bette steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: Wir sind hier am Ende der Welt und das Wetter ist abscheulich: sollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle sey

im Zimmer, ſprang aus dem Bette, lief wie ſie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zuſammen. Niemand that dieſe Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letztemal, daß ſich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gaſt bald eine andere läſtigere Weiſe ſeine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten, als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da ſie mit ihrer Geſellſchaft zu Tiſche ſaß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder ſtark geladenen Piſtole, zum Fenſter herein fiel. Alle hörten den Knall, alle ſahen das Feuer; aber bei näherer Unterſuchung fand man die Scheibe ohne die mindeſte Verletzung. Deſſungeachtet nahm die Geſellſchaft den Vorfall ſehr ernſthaft und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben ſtehe. Man eilt nach der Polizei, man unterſucht die benachbarten Häuſer, und da man nichts Verdächtiges findet, ſtellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten; man durchſucht genau das Haus worin ſie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle dieſe Vorſicht war vergebens. Drei Monate hinter einander fiel in demſelbigen Augenblicke der Schuß durch dieſelbe Fenſterſcheibe, ohne das Glas zu verletzen, und was merkwürdiger war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italiäniſchen Uhr gezählt wird und Mitternacht daſelbſt eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte ſich endlich an dieſe Erſcheinung, wie an die vorige, und rechnete dem Geiſte ſeine unſchädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal ohne die Geſellſchaft zu erſchrecken, oder ſie in ihrem Geſpräch zu unterbrechen.

Eines Abends nach einem ſehr warmen Tage öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenſter und trat mit dem Markeſe auf den Balken. Kaum ſtanden ſie einige Minuten draußen, als der Schuß zwiſchen ihnen beiden durch fiel und ſie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer ſchleuderte, wo ſie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als ſie ſich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, ſie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man ſich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei ſcherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ ſich dieſer Schall im Hauſe nicht wieder hören,

Bilde, Künſtler! rede nicht!
Nur den Hauch laß dein Gedicht

und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu seyn, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: Ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist? Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu seyn und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hob man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt; er hatte an sich nichts Schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorigemal, Posten aus: sie hörten den Schall, sahen aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich: sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das sanfteste zu verklingen; es war, als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sey. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die Gesellschaft an, ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äußern, ob sie wahr sey, ob sie auch wahr seyn könne?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr seyn, wenn sie interessant seyn solle: denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst.

Jemand bemerkte darauf, es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

Auch dieses ist geschehen, versetzte der Alte: ich war selbst neugierig genug, sogleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe. Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht, als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sey ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweifelnd habe er ausgerufen: Nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben. Mit dieser Heftigkeit verschied er und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseit des Grabes Wort halten könne.

Die Gesellschaft fing aufs neue an über die Geschichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz: Ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurückgerufen und meine Combinationen besser geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sey, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahre alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern

künftig zu seyn. Sie war wohlgebildet und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr hie und da pochen hörte. Anfangs schien es zufällig: aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem sie alle allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber; endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen: es fand sich nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hetzpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzigmal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich sieht, fiel Luise ein, daß das schöne Kind sein eigenes Gespenst war, und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte.

Keineswegs! versetzte Fritz: denn diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschrieben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leids zufügen lassen. Andere

nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hause in seine Arme zu nöthigen. Dem sey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte sich über diesen Vorfall beinah völlig ab und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher frisch, munter und die Heiterste im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als eine Weise deuten.

Es ist Schade, versetzte Carl, daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessiren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind.

Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre zu untersuchen, sagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwischen lasse, worin Betrug und Irrthum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Taschenspieler so leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum besten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf und Carl sagte scherzend: Es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen?

Er hätte gewünscht seine Worte wieder zurückzunehmen: denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ursache des Klanges: aber demungeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Röntgens bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Platze stand, in diesem Augenblick zufällig gerissen seyn sollte. Man hatte ihn oft als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

Geschwind, sagte Carl, laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen.

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit einigen

Tagen; das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

Schade, daß wir nicht ein Hygrometer bei der Hand haben! rief er aus: gerade das Instrument wäre das nöthigste.

Es scheint, sagte der Alte, daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Hast hereinkam und meldete, daß man ein starkes Feuer am Himmel sehe, jedoch nicht wisse, ob es in der Stadt oder in der Gegend sey.

Da man durch das vorhergehende schon empfänglicher für den Schrecken geworden war, so wurden alle mehr, als es vielleicht sonst geschehen seyn würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauses, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bei Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die andern blieben nicht ohne Sorgen und Bewegung bei einander.

Fritz kam zurück und sagte: Ich bringe keine gute Nachricht, denn höchst wahrscheinlich ist der Brand nicht in der Stadt, sondern auf dem Gute unserer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte mich nicht zu irren. Man bedauerte die schönen Gebäude und überrechnete den Verlust.

Indessen, sagte Fritz, ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Anzeichen des Schreibtisches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben.

Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen seyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Fritz fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsere Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen, einen gleichen Schreibtisch an unsere Tante geschenkt hat. Beide waren zu Einer Zeit, aus Einem Holze mit der größten Sorgfalt von Einem Meister verfertigt, beide haben sich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in diesem Augenblicke mit dem Lusthause unserer Tante der zweite Schreibtisch verbrennt, und daß sein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Factum so gut als möglich zu berichtigen suchen.

Ob Friedrich wirklich dieſe Meinung hegte, oder ob der Wunſch, ſeine Schweſter zu beruhigen ihm zu dieſem Einfall geholfen, wollen wir nicht entſcheiden; genug, ſie ergriffen die Gelegenheit über manche unläugbare Sympathien zu ſprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwiſchen Hölzern, die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwiſchen Werken, die Ein Künſtler verfertigt, noch ziemlich wahrſcheinlich. Ja ſie wurden einig, dergleichen Phänomene eben ſo gut für Naturphänomene gelten zu laſſen, als andere, welche ſich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, ſagte Carl, ſcheint mir, daß jedes Phänomen, ſo wie jedes Factum an ſich eigentlich das Intereſſante ſey. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zuſammenhängt, macht ſich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum Beſten, wie zum Beiſpiel der Naturforſcher und Hiſtorienſchreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit iſt intereſſant, nicht weil ſie erklärbar oder wahrſcheinlich, ſondern weil ſie wahr iſt. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtiſch der Tante verzehrt hat, ſo iſt das ſonderbare Reißen des unſern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, ſie mag übrigens erklärbar ſeyn und zuſammenhängen mit was ſie will.

So tief es auch ſchon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen, und Carl erbot ſich gleichfalls eine Geſchichte zu erzählen, die nicht minder intereſſant ſey, ob ſie ſich gleich vielleicht eher erklären und begreifen laſſe, als die vorigen. Der Marſchall von Baſſompierre, ſagte er, erzählt ſie in ſeinen Memoiren, es ſey mir erlaubt in ſeinem Namen zu reden.

Seit fünf oder ſechs Monaten hatte ich bemerkt, ſo oft ich über die kleine Brücke ging — denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht gebaut — daß eine ſchöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, ſich tief und wiederholt vor mir neigte und mir ſo weit nachſah, als ſie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf; ich ſah ſie gleichfalls an und dankte ihr ſorgfältig. Einſt ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauftam, trat ſie an ihre Ladenthüre und ſagte zu mir, indem ich vorbeiritt: Mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umſah, hatte ſie ſich weiter vorgelehnt, um mir ſo weit als möglich nachzuſehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging hin zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung mich zu sehen und zu grüßen bemerkt hätte; ich wollte, wenn sie wünschte mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten, er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können; sie wollte kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte, rathe mir aber, weil die Pest sich hie und da zeige, Matrazen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an und er versprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Putzermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte, mit mir zwischen zwei Leintüchern zu seyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie, ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir, daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sey es ihr unmöglich: denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wiedersehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seyd wohl meiner in diesem Augenblick schon überdrüssig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr den Sonntag zu bleiben

und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden.

Darauf antwortete sie mir: Ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu seyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweitenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und euch irgend jemand zu Willen gewesen bin und nach irgend einem andern verlange! Aber was thäte man nicht für eine Person, die man liebt und für einen Bassempierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.

Sie beschrieb mir das Haus aufs genaueste und fuhr fort: Ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später; die Thüre soll offen seyn. Erst findet Ihr einen kleinen Gang; in dem haltet Euch nicht auf; denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch ins erste Geschoß führt, wo ich Euch mit offenen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wiedersehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sah. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich suchte? Ich

zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam, nicht unbewegt von diesem seltsamen Anblick, nach Hause. Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein; ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruht, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging sogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin gesessen hatte.

Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person von geringem Stande, aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eines der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können.

Auch dieses Räthsel, versetzte Fritz, ist so leicht nicht zu lösen; denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause mit an der Pest gestorben, oder ob sie es nur dieses Umstands wegen vermieden habe.

Hätte sie gelebt, versetzte Carl, so hätte sie ihren Geliebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen.

Schweigt! sagte Luise: die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen!

Es fällt mir noch eine Geschichte ein, sagte Carl, die artiger ist und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

Eine schöne Frau, die den Ahnherrn außerordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

Zwei Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen hellen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert

Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drei Geschenke, ein kleines Fruchtmaß, einen Ring und einen Becher für seine drei rechtmäßigen Töchter verehrt, und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hob sie sorgfältig auf; und die Abkömmlinge dieser drei Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden.

Das sieht nun schon eher dem Mährchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich, sagte Luise.

Und doch hat sich eine solche Tradition, versetzte Friedrich, und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Carl.

Es ist ein Geheimniß, versetzte jener; nur der älteste Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach seinem Tode das Kleinod besitzen.

Du hast 's also in Verwahrung? fragte Luise.

Ich habe wohl schon zu viel gesagt, versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinwegzubegeben.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen und die Baronesse saß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: Es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig seyn sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sey, irgend eine Geschichte anzuhören?

Recht gerne, versetzte die Baronesse; und ich glaube, es werden alle übrigen mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der Tausend und Einen Nacht, eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, ein Interesse durch das andere verdrängt wird, wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich table das Bestreben, aus

Die Nektartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünſt'gen,
Eine volle Nektarſchale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menſchen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künſten
Ihrem Buſen einzuflößen;
Eilte ſie mit ſchnellen Füßen,
Daß ſie Jupiter nicht ſähe;
Und die goldne Schale ſchwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emſig waren drauf die Bienen
Hinterher, und ſaugten fleißig;
Kam der Schmetterling geſchäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen;
Selbſt die ungeſtalte Spinne
Kroch herbei und ſog gewaltig.

Glücklich haben ſie gekoſtet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn ſie theilen mit dem Menſchen
Nun das ſchönſte Glück, die Kunſt.

Geſchichten, die ſich der Einheit des Gedichts nähern ſollen, rhapſodiſche Räthſel zu machen und den Geſchmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenſtände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei: aber laſſen Sie uns wenigſtens an der Form ſehen, daß wir in guter Geſellſchaft ſind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geſchichte von wenig Perſonen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht iſt, wahr, natürlich und nicht gemein, ſo viel Handlung als unentbehrlich und ſo viel Geſinnung als nöthig, die nicht ſtill ſteht, ſich nicht auf Einem Flecke zu langſam bewegt, ſich aber auch nicht übereilt, in der die Menſchen erſcheinen, wie man ſie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber intereſſant und liebenswürdig. Ihre Geſchichte ſey unterhaltend, ſo lange wir ſie hören, befriedigend, wenn ſie zu Ende iſt, und hinterlaſſe uns einen ſtillen Reiz, weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht beſſer, gnädige Frau, verſetzte der Geiſtliche, ſo würde ich glauben, Ihre Abſicht ſey, mein Waarenlager, noch ehe ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch dieſe hohen und ſtrengen Forderungen völlig in Mißcredit zu ſetzen. Wie ſelten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßſtab Genüge leiſten können. Selbſt in dieſem Augenblicke, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich, die Erzählung, die ich im Sinne hatte, zurückzuſtellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geſchichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, ſogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer italiäniſchen Seeſtadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der ſich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er ſelbſt nach Alexandrien zu ſchiffen, koſtbare Waaren zu erkaufen oder einzutauſchen pflegte, die er alsdann zu Hauſe wieder abzuſetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu verſenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um ſo mehr, als er in ſeiner Geſchäftigkeit ſelbſt das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu koſtſpieligen Zerſtreuungen übrig blieb. Bis in ſein fünfzigſtes Jahr hatte er ſich auf dieſe Weiſe emſig fortbeſchäftigt, und ihm war von den geſelligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verſtehen; eben ſo wenig hatte das ſchöne Geſchlecht, bei allen Vorzügen ſeiner Landsmänninnen, ſeine Aufmerkſamkeit weiter erregt, als in ſofern

er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tages sein reich beladenes Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Processionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu scherzen, und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet, und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm bei einer Rückkehr auf sich selbst sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum erstenmal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger! warum gehen mir so spät die Augen auf? warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe! so viel Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voll Waaren, meine Kisten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien, so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, deste mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldstück das andere. Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: Gehe und eile, schaffe noch mehr unseres Gleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes! So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem diesem kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: Du genießest diese Schätze nicht, und niemand wird sie nach dir genießen! Hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du eine Tochter damit ausgestattet? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen deinen Besitzthümern hast du, hat niemand

der Deinigen etwas besessen, und was du mühsam zusammengebracht hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen, und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen! Solltest du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? bist du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug die Versäumniß einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in deinem Alter ist es noch nicht thöricht, ans Freien zu denken; mit deinen Gütern wirst du ein braves Weib erwerben und glücklich machen: und siehst du noch Kinder in deinem Hause, so werden dir diese spätern Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft denen, die sie zu früh vom Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Vorsatz bei sich befestigt hatte, rief er zwei Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren in allen Fällen willig und bereit zu seyn, fehlten auch dießmal nicht, und eilten sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen; denn ihr Patron, da er einmal nach dieser Waare lüstern ward, sollte auch die beste finden und besitzen.

Er selbst feierte so wenig als seine Abgesandten. Er ging, fragte, sah und hörte, und fand bald was er suchte in einem Frauenzimmer, das in diesem Augenblick das schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr sechzehn Jahre alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das Angenehmste zeigte, und das Beste versprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteste Zustand, sowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen versichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Lust; und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum erstenmal im wirklichen Besitz und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die sie trug.

So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe zu einem thätigen und herumstreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückseligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause, an der Seite seiner Gattin manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte, und — zuletzt wirklich krank ward.

Was soll nun aus dir werden? sagte er zu sich selbst. Du erfährst nun, wie thöricht es ist, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder heraus bringen? Und wie geht es mir nun, der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer schönen jungen Frau eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen: denn die Thätigkeit ist das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entschluß fasse, so bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien, und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der Langenweile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spazieren diese jungen seidenen Herren nicht schon jetzt vor meinen Fenstern

auf und ab? suchen sie nicht schon jetzt in der Kirche und in Gärten die Aufmerksamkeit meines Weibchens an sich zu ziehen? Und was wird erst geschehen, wenn ich weg bin? soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Constitution wäre es thöricht zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernst du dich, so wirst du bei deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauses verloren haben.

Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeit lang quälte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich befand, aufs äußerste. Seine Frau, seine Verwandten und Fremde betrübten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Mensch! du lässest es dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, sterbend hinter dir und einem andern lassen mußt! Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird. Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann! Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt!

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten, und alles bereit zu halten, daß sie bei dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke! Betrübe dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke! Meine Liebe zu dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachlässigkeit im stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß

ich den Markt von Alexandrien wieder sehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichsten Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für dich zu gewinnen denke. Ich lasse dich im Besitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene dich dessen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder sehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte, daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum besten gedenken möge.

Nachdem er darauf verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: Ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich dich aufs herzlichste, nicht zu mißdeuten was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, versetzte die Schöne darauf: Du bist meinetwegen besorgt, indem du nach Art der Männer unser Geschlecht ein für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst du, daß ich in deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar seyn werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht; denn sie ist bei euch Männern gewöhnlich: aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen! du sollst deine Frau so zärtlich und treu bei deiner Rückkunft wieder finden, als du sie Abends fandest, wenn du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest.

Diese Gesinnungen traue ich dir zu, versetzte der Gemahl, und bitte dich darum zu verharren. Laß uns aber an die äußersten Fälle denken! warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen? Du weißt, wie sehr deine schöne und reizende Gestalt die Augen unserer jungen Mitbürger auf sich zieht: sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um dich bemühen; sie werden sich dir auf alle Weise zu nähern, ja zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild deines Gemahls, wie jetzt seine

Gegenwart, sie von deiner Thüre und deinem Herzen verscheuchen. Du bist ein edles und gutes Kind; aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam, sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht! Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit, selbst bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenstand deiner Wünsche seyn; aber wer weiß was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit ernten was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte? Werde nicht ungeduldig, ich bitte dich; höre mich aus!

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit du läugnest, und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest, so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine jede und finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlst du dich geneigt dich nach einem Freunde umzusehen, so forsche nach einem der diesen Namen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß.

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger, und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. Was du auch von mir denken magst, rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun, und mich verschlingen und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entrissen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unseres Daseyns verspricht! Entferne das Mißtrauen aus deiner Brust, und laß mir die ganze reine Hoffnung, dich bald wieder in meinen Armen zu sehen!

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besitz eines großen

Vermögens nach aller Luſt und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu ſehen; und indem die Geſchäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte ſie ein großes Haus, in deſſen prächtigen Zimmern ſie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So ſehr ſie aber auch ſich ſtille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verſäumten nicht, häufig vor ihrem Fenſter vorbeizugehen, und ſuchten des Abends durch Muſik und Geſänge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſchöne Einſame fand anfangs dieſe Bemühungen unbequem und läſtig; doch gewöhnte ſie ſich bald daran, und ließ an den langen Abenden, ohne ſich zu bekümmern woher ſie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung ſich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abweſenden galt, nicht zurückhalten.

Anſtatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie ſie hoffte, nach und nach müde geworden wären, ſchienen ſich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beſtändigen Dauer anzulaſſen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Inſtrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien ſchon unterſcheiden, und bald ſich die Neugierde nicht mehr verſagen, zu wiſſen, wer die Unbekannten, und beſonders wer die Beharrlichen ſeyn möchten? Sie durfte ſich zum Zeitvertreib eine ſolche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu ſehen, auf die Vorbeigehenden zu merken, und beſonders die Männer zu unterſcheiden, die ihre Fenſter am längſten im Auge behielten. Es waren meiſt ſchöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Gebärden ſowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben ſo viel Leichtſinn als Eitelkeit ſehen ließen. Sie ſchienen mehr durch ihre Aufmerkſamkeit auf das Haus der Schönen ſich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweiſen zu wollen.

Wahrlich, ſagte die Dame manchmal ſcherzend zu ſich ſelbſt, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugeſteht, ſchließt er alle diejenigen aus, die ſich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Verſtand ſchätzt, die aber unſere Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unſere Neigung anzureizen im Stande

sind. Vor diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher, daß sie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im mindesten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern.

So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorsicht und Klugheit da, wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint! Wie soll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studirt habe, so eben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhaus ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen

Wunsch in ihm denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz selbst nach der Vorschrift ihres Mannes übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe! wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte. Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend seyn mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige, was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das zierlichste seines Weges vorbeiging.

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hinter einander auf eben diese Weise von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da- und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, desto mehr schien er ihr derjenige zu seyn, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam. Wie! sagte sie zu sich selbst: nachdem dein edler verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem du dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günstling nicht leben kannst, sollst du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannst? Thöricht, wer die Gelegenheit versäumt, thöricht, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will.

Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatze zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahin reißt und unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen, so faßte sie auf

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott ſegne dich, junge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An deiner Bruſt!
Laß mich an der Felſenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den ſtaubigen Pfad her?
Bringſt du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt.
Kühl wird nun der Abend;
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkeſt,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh voran! durchs Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,

einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau, in der Abwesenheit ihres Mannes, wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deßwegen dem Mädchen auf das verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich aufs beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, der Sopha mit den köstlichsten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin, die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging sie ihm entgegen, als er endlich ankam! mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebette niederließ, auf ein Tabouret sitzen, das zunächst dabei stand! Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklemmenheit:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, so lange wir zusammenlebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln, ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte. Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat: er begriff, daß ein junges Weib

nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für jedermann so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mich, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich, und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir das Uebrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: Wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen! Ich wünschte nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten. Und als ein solcher gestehe ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat; denn es ist gewiß, daß einer, der ein junges Weib zurücklässt, um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem ersten besten erlaubt ist, eine solche völlig ins freie gefallene Sache wieder zu ergreifen, so muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke, und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig scheint, ohne Bedenken überlasse. Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechtes sich bewußt, mit

ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr da demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun — fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrucke fort, indem er die schöne Freundin bei der Hand nahm — wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seyen Sie versichert, rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau! Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs lebhafteste zu zeigen, sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach, wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt!

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich aufs äußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zu ringen, und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sey, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben

ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe überſteigt! Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunſt nicht, die Sie mir ſo freiwillig zugedacht haben!

Die Schöne, mit dieſer Erklärung nicht ſonderlich zufrieden, faßte doch wieder beſſern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage kaum, Ihnen einen Vorſchlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von einem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fände, der ſo ſtreng und ſicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte, ſo würde ich um ſo geſchwinder frei ſeyn, und nichts würde ſich unſern Wünſchen entgegen ſtellen. Sollten Sie nicht, meine ſüße Freundin, um unſer Glück zu beſchleunigen, willig ſeyn einen Theil des Hinderniſſes, das uns entgegenſteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverläſſigſten Perſon kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es iſt ſtreng; denn ich darf des Tags nur zweimal Brod und Waſſer genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen, und muß ungeachtet meiner vielen Geſchäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geſchehen iſt, nicht vermeiden bei einem Gaſtmahl zu erſcheinen, ſo darf ich deßwegen doch nicht meine Pflicht hintanſetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbiſſen, die an mir vorübergehen, zu widerſtehen ſuchen. Können Sie ſich entſchließen, einen Monat lang gleichfalls alle dieſe Geſetze zu befolgen, ſo werden Sie alsdann ſich ſelbſt in dem Beſitz eines Freundes deſto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein ſo lobenswürdiges Unternehmen gewiſſermaßen ſelbſt erworben haben.

Die ſchöne Dame vernahm ungern die Hinderniſſe, die ſich ihrer Neigung entgegenſetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch ſeine Gegenwart dergeſtalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu ſtreng ſchien, wenn ihr nur dadurch der Beſitz eines ſo werthen Gutes verſichert werden konnte. Sie ſagte ihm daher mit den gefälligſten Ausdrücken: Mein ſüßer Freund! das Wunder, wodurch Sie Ihre Geſundheit wieder erlangt haben, iſt mir ſelbſt ſo werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen ſchuldig ſind. Ich freue mich, Ihnen einen ſo ſichern Beweis meiner Neigung zu geben: ich will mich auf das genaueſte nach Ihrer Vorſchrift richten, und ehe Sie mich losſprechen, ſoll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatze fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab; denn sie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum erstenmal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit; und bei eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und schon am Ende derselben fingen die Rosen ihrer Wangen an, einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit, und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden, als der Freund wieder erschien, und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie, in ihrem Vorsatze zu beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungestörten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf, und versprach bald wiederzukommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs neue munterer fort, und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch, leider! hätte sie durch eine große Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleid an und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sey.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltsamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen

halten, und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahrszeit, sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinahe völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammenzuhalten. Ja sie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und sogar gezwungen in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daseyn von nun an Ihnen schuldig bin. Wahrlich, mein Mann war verständig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintanzusetzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt: aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich! Entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht

über Besitzthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch durch sanfte Anleitung und durch Beispiel, daß in jedem Menschen die Kraft der Tugend im verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn seyn, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held, den Namen Vater des Vaterlands verdienen.

Man muß Ihren Procurator loben, sagte die Baronesse: er ist zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; so sollten alle diejenigen seyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurückbringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsere Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihren Beifall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moralische Erzählungen wünschen, denn es ist die erste und letzte.

Luise. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der besten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verstehen mich unrecht. Es ist nicht die einzige moralische Geschichte, die ich erzählen kann, sondern alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint.

Luise. Sie sollten sich doch endlich diese Paradoxen abgewöhnen, die das Gespräch nur verwirren; erklären Sie sich deutlicher!

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Bessern selbst gegen seine Neigung zu handeln. Dieses lehrt uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann etwas anderes lehren.

Luise. Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luise. Auch wenn sie gut ist?

Der Alte. Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur in so fern sie etwas Gutes wirkt.

Luise. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So soll man sich verbieten wohlthätig zu seyn, sobald man sieht, daß man sein eigenes Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür iſt bei den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch, ſo würde der zu ſchätzen ſeyn, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moraliſche Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle nichts weiter ſagen, als was mein Procurator geſagt hat, und deßwegen kann man ihn einzig dem Geiſte nach nennen: denn darin haben Sie Recht, der Stoff kann ſehr verſchieden ſeyn.

Luiſe. Hätten Sie ſich eigentlicher ausgedrückt, ſo hätten wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverſtändniſſe ſind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſeyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens andere rettet, iſt das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben daſſelbe thut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

Die Baroneſſe. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beiſpiele, und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber Schöneres iſt nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchten wir ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallelgeſchichten: eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockene Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hierher gehören, vorbringen: denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſere Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien, im Orient

geschehen? sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmährchen nach Samarcand und Ormus versetzen, um unsere Einbildungskraft zu verwirren; wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen gewillfahrt werden. Doch ists mit den Familiengemälden eine eigene Sache: sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ich's wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas Aehnliches bekannt ist, und die nur durch eine genaue Darstellung dessen was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkungen machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwunderungswürdige Weise verbindet.

Hiervon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft sich für andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt, und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen: denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und

durch zierliche Kleidung mehr als billig war, ausgab, so wußte die Mutter, als eine gute Haushälterin, dem gewöhnlichen Aufwande solche Gränzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als strebende Naturen, wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel dessen, der am meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich's wohl seyn läßt, die entschiedene Regel, wonach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistentheils ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistentheils nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemand zurückbleiben; er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von jedermann geschätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode seyn wollte. So wuchs er heran und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahre alt war, ganz außer Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht: denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Aeußerste gethan, um seine Wünsche zu

Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reichhinſtreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunеſt, Fremdling,
Dieſe Stein' an?
Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise mußte sie in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr auf's Aeußere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, verflochten in größere Gesellschaft, sich andern nicht allein gleich zu stellen, sondern vor andern sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrängter seyn als jemals: anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte, aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte, ohne alles zu verlieren was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen, er war mit allem was ihn umgab, zusammen gewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und was das Schlimmste war seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselseitig auf die Ketten stolz zu seyn, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besitz sey.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdinanden mehr Aufwand als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künste und seltsame Anstalten um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gerne genoß und die sie jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden, von dieser Seite

keine Hülfe zu ſehen, einen ſo lebhaften Abſcheu vor Schulden zu fühlen, die auch ſeinen Zuſtand nicht lange würden gefriſtet haben, dabei von jedermann für wohlhabend und freigebig angeſehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichſten Lagen, in der ſich ein junges, durch Leidenſchaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewiſſe Vorſtellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorübergingen, hielt er nun feſter; gewiſſe Gedanken, die ihn ſonſt nur Augenblicke beunruhigten, ſchwebten länger vor ſeinem Geiſte, und gewiſſe verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er ſonſt ſeinen Vater als ſein Muſter angeſehen, ſo beneidete er ihn nun als ſeinen Nebenbuhler: von allem, was der Sohn wünſchte, war jener im Beſitz; alles, worüber dieſer ſich ängſtigte, ward jenem leicht; und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, ſondern von dem was jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren ſollte, um ihn genießen zu laſſen. Der Vater dagegen war ganz anderer Geſinnung: er war von den Menſchen, die ſich viel erlauben und die deßwegen in den Fall kommen, denen, die von ihnen abhängen, viel zu verſagen: er hatte dem Sohne etwas Gewiſſes ausgeſetzt und verlangte genaue Rechenſchaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts ſchärft das Auge des Menſchen mehr, als wenn man ihn einſchränkt. Darum ſind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf niemand ſind Untergebene aufmerkſamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch ſein Beiſpiel vorauszugehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen ſeines Vaters aufmerkſam, beſonders auf ſolche die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen; er beurtheilte ihn ſtrenger, wenn jener ſich willkürlich etwas Koſtſpieliges erlaubte.

Iſt es nicht ſonderbar, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Eltern, während ſie ſich mit Genuß aller Art überfüllen, indem ſie bloß nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuſſe ausſchließen, da die Jugend am empfänglichſten dafür iſt! Und mit welchem Rechte thun ſie es? und wie ſind ſie zu dieſem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entſcheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Leite der

Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen: denn ist uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch werth ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte; und so hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirthschaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit diesen und andern Sophistereien über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sey im stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Lustpartie oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte: denn schon hatte er kleine Sachen von Werth, die er besaß, vertrödelt, und sein gewöhnliches Taschengeld wollte keineswegs hinreichen. Sein Gemüth verschloß sich und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm, nach seiner Meinung, überall im Wege stand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war: denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Casse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hineingriff, einen entschiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Casse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr nur anlehnen: unvermögend ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hineingeschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; alles was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemand wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladenes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr häufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und desto muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von Einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03815/179

deſto weniger Sorge, als der Vater zu verſchiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuſchreiben.

Bald darauf ſollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreiſen. Die jungen Leute betrübten ſich äußerſt da ſie ſcheiden ſollten, und ein Umſtand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geſchenke von Ferdinanden kamen; ſie ſetzte ihn darüber zu Rede, und als er es geſtand, ſchien ſie ſehr verdrießlich zu werden. Sie beſtand darauf, daß er ſie zurücknehmen ſollte, und dieſe Zumuthung machte ihm die bitterſten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne ſie nicht leben könne noch wolle; er bat ſie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beſchwor ſie ihm ihre Hand nicht zu verſagen, ſobald er verſorgt und häuslich eingerichtet ſeyn würde. Sie liebte ihn: ſie war gerührt, ſie ſagte ihm zu, was er wünſchte, und in dieſem glücklichen Augenblicke verſiegelten ſie ihr Verſprechen mit den lebhafteſten Umarmungen und mit tauſend herzlichen Küſſen.

Nach ihrer Abreiſe ſchien Ferdinand ſich ſehr allein. Die Geſellſchaften, in welchen er ſie zu ſehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem ſie fehlte. Er beſuchte nur noch aus Gewohnheit ſowohl Freunde als Luſtörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Caſſe des Vaters, um Ausgaben zu beſtreiten, zu denen ihn keine Leidenſchaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele ſchien die Oberhand zu gewinnen. Er erſtaunte über ſich ſelbſt bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophiſtereien über Recht und Beſitz, über Anſprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei ſich auf eine ſo kalte und ſchiefe Weiſe habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beſchönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menſchen ſchätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müſſe, um alle Geſetze zu beſchämen, indem ein anderer ſie entweder umgehen oder zu ſeinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwiſchen ehe dieſe wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrſchenden Entſchlüſſen führten, unterlag er doch noch einigemal der Verſuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu ſchöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem böſen Geiſt an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er ſich und faßte den Entſchluß, vor allen Dingen die Handlung ſich unmöglich machen, und ſeinen Vater von dem

Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fing es klug an, und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah! Sie untersuchten beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt, und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fing nun an aufs genaueste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war, zu sparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte; indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht, in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Comptoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anstalt ins große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben damit auszukommen; es war reichlich und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie: denn die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er alles weit vortheilhafter als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort; von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Capital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im großen, mit Anlegung von Maschinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Thätigkeit sehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an diesen Platz setzen, ihm das neue Etablissement anvertrauen und so auf eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

Er sah alles mit größerer Aufmerksamkeit, weil er alles schon als das Seinige ansah. Er hatte zum erstenmal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend sowohl als die Gegenstände interessirten ihn aufs höchste; sie waren Labsal und Heilung für sein verwundetes Herz: denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnsinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu seyn schien.

Ein Freund seines Hauses, ein wackerer, aber kränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt, und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder; eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Capitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurückhielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu seyn schien; und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner

Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gutgeartetes Mädchen; die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommenere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin beigeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in allem nur desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihülfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde alles auf Credit verschaffen, was dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegelds bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken: denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne

auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient; und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu seyn, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatcasse betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Packet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte; diese vermißte er, und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Ducaten fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte: er wußte, daß der Schreibtisch sonst durch einen Stoß aufgegangen war; er sah als gewiß an, daß er beraubt sey, und gerieth darüber in die äußerste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und umkehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen; niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchtbar würde, daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch sein Mitleid zu demüthigen, daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken und, ohne ihn auf zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durchs Gebüſch hinan,
Hier.

Wandrer.

Ihr Muſen und Grazien!

Frau.

Das iſt meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webſt du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Iſt zuſammengeſtürzt
Dein Meiſterſtück,
O du Unſterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet; sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinanden schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurück kommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinanden zu hoffen sey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte; sie erschrak, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sey, ihren Sohn nächstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt, er müsse sie nicht übertheuern: denn ihrem Sohn, der eine solche Commission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte Nein, zeigte die Preise genau an und sagte dabei, man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe: er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich; die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit die Entdeckung

vor ihrem Manne zu verbergen; sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen: sie wünschte sich aufzuklären und fürchtete das Schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück: er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten, und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte; denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrießlich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Aussprüche: er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen, und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bei Seite nahm, und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Läugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter tausend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine andern Laster zu diesem jemals gesellt hätten; er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsätzlich dem Vater die Möglichkeit den Schreibtisch zu eröffnen entdeckt und daß er durch Ersparniß auf der Reise und durch eine glückliche Speculation sich im Stande sehe alles wieder zu ersetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand darauf zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen sey; denn die Geschenke betrügen den geringsten Theil. Sie zeigte ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung dessen, was dem Vater fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer schwur er, von dem Gelde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerst zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue seine Besserung und Bekehrung wahrscheinlich machen sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Läugnen, Lügen und Mährchen aufzuhalten

gedenke, daß sie gar wohl wisse, wer des einen fähig sey, sey auch alles übrigen fähig. Wahrscheinlich habe er unter seinen liederlichen Kameraden Mitschuldige, wahrscheinlich sey der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstoßung; doch nichts kränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und Ottilien sey eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von alle dem was er seyn konnte: die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand; er sah sich verstoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geläugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe, so ward er durch diese aufs innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens seyn sollte, machte ihn weich; er wünschte nicht mehr zu leben.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beistand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Inhalts: der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebe, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hülfe; derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters im Himmel berufen.

In dieser Ueberzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrte er eine

Zeit lang und bemerkte kaum, daß seine Thüre sich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterem Gesichte auf ihn zukam, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, sagte sie, daß ich dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann! Das Geld hat sich gefunden; der Vater, als er es von einem Fremde wieder erhielt, gab es dem Cassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt deine Angabe ziemlich zusammen; die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und versprach dem Vater, die fehlende Summe wieder zu verschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verspräche.

Ferdinand ging sogleich zur größten Freude über. Er eilte sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter: doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernste Wirkung bei ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessiren und sich dessen Beistand versprechen könne, den er eben so unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.

Diese Geschichte gefällt mir, sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist, so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor; denn wenn wir uns selbst fragen und andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände, die uns dazu nöthigen.

Ich wünschte, sagte Carl, daß wir gar nicht nöthig hätten, uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht

besitzen sollen. Leider ist in unsern Zuständen alles so zusammengedrängt, alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir sollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Genüsse Verzicht thun.

Lassen Sie uns, sagte Luise zum Alten, nun Ihre Geschichte weiter hören. –

Der Alte. Sie ist wirklich schon aus.

Luise. Die Entwickelung haben wir freilich gehört; nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterscheiden richtig, und da Sie sich für das Schicksal meines Freundes interessiren, so will ich Ihnen, wie es ihm ergangen, noch kürzlich erzählen.

Befreit von der drückenden Last eines so häßlichen Vergehens, nicht ohne bescheidene Zufriedenheit mit sich selbst, dachte er nun an sein künftiges Glück, und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um sich gegen sie zu erklären, und sein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft ihrer Eltern, er eilte zu ihr, er fand sie schöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, in welchem er sie allein sprechen und ihr seine Aussichten vorlegen könnte. Die Stunde kam, und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr seine Hoffnungen, die Nähe seines Glücks und den Wunsch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache sehr leichtsinnig, ja man dürfte beinahe sagen, höhnisch aufnahm. Sie scherzte nicht ganz fein über die Einsiedelei, die er sich ausgesucht habe, über die Figur, die sie beide spielen würden, wenn sie sich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten, und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdrossen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein sogenannter Vetter, der mitangekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon einmal gelungen

war, schien ihm zum zweitenmal möglich. Er sah Ottilien oft, und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich, ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß selten bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch seyn konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich auch noch die letzten Fäden entzweizureißen.

Diese Operation war schmerzhafter, als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurückzurufen, in denen sie beide, durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen, zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblicke, daß alles anders seyn möchte als er sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde; sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe die Stadt zu verlassen; sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen; sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in allem noch ansehnlicher und reichlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe; und doch war es schwer, so vielen Reizen zu entsagen. Ja vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst, und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie

kam nicht wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz loszulassen, und eben so sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich seyn? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück; seine Einrichtung war bald gemacht: er war ordentlich und fleißig, und ward es nur um so mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that, seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in späteren Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt; und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater, pflegte er sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Uebung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Stegreife etwas mußten versagen können.

Auf eine Weise, die ich im Anfange nicht billigen konnte, untersagte er zum Beispiel einem Knaben bei Tische, von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geschehen wäre. Und so ließen die ältesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst einen Leckerbissen vor sich vorbei gehen; dagegen erlaubte er ihnen, ich möchte wohl sagen, alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über alles gleichgültig zu seyn und ließ ihnen eine fast unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die Minute geschehen mußte; alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Secunde fehlen. Ich könnte Sie stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über die sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als einem katholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch

sowohl sich selbst Enthaltsamkeit, als andern Gehorsam geloben sollte, nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im ganzen wohl Recht gehabt habe: denn so komme auch in einem Reiche alles auf die executive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig seyn als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sey.

Luise sprang ans Fenster, denn sie hörte Friedrichen zum Hofe herein reiten; sie ging ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sey, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sey, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, sagte er, als der Brand sich schon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen mochte sich etwas am Werke verrücken und sie blieb auf halb Zwölfe stehen. Wir haben also, wenigstens was die Zeit betrifft, eine völlige Uebereinstimmung. Die Baronesse lächelte; der Hofmeister behauptete, daß, wenn zwei Dinge zusammenträfen, man deßwegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne; Luisen gefiel es dagegen diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte, und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Carl zum Alten, uns irgend ein Märchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen; nur mag ich nicht gern, wenn sie das was wirklich geschehen ist, verarbeiten will: die luftigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstande und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, däucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umständlicher auszuführen! Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen: denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten was ihr geschenkt wird; sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in früheren Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden sollen.

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem, was indessen geschehen war, einzuziehen hoffte.

Das Mährchen.

An dem großen Flusse, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reisende übergesetzt seyn wollten.

Als er vor die Thüre hinaus trat, sah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Kahne schweben, die ihn versicherten, daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu seyn wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten, sehr behenden Sprache gegen einander zischten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn schwankt, rief der Alte, und wenn ihr so unruhig seyd, kann er umschlagen; setzt euch, ihr Lichter!

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier iſt für eure Mühe! riefen die Reiſenden, und es fielen, indem ſie ſich ſchüttelten, viele glänzende Goldſtücke in den feuchten Kahn.

Ums Himmels willen, was macht ihr! rief der Alte; ihr bringt mich ins größte Unglück! Wäre ein Goldſtück ins Waſſer gefallen, ſo würde der Strom, der dieß Metall nicht leiden kann, ſich in entſetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verſchlungen haben; und wer weiß, wie es euch gegangen ſeyn würde! Nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeſchüttelt haben, verſetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, ſagte der Alte, indem er ſich bückte und die Goldſtücke in ſeine Mütze las, daß ich ſie zuſammen ſuchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne geſprungen, und der Alte rief: Wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umſonſt arbeiten! riefen die Irrlichter.

Ihr müßt wiſſen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann.

Mit Früchten der Erde? Wir verſchmähen ſie, und haben ſie nie genoſſen.

Und doch kann ich euch nicht los laſſen, bis ihr mir verſprecht, daß ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artiſchocken und drei große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten ſcherzend davon ſchlüpfen; allein ſie fühlten ſich auf eine unbegreifliche Weiſe an den Boden gefeſſelt: es war die unangenehmſte Empfindung, die ſie jemals gehabt hatten. Sie verſprachen ſeine Forderung nächſtens zu befriedigen; er entließ ſie und ſtieß ab.

Er war ſchon weit hinweg als ſie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das Wichtigſte vergeſſen!

Er war fort und hörte ſie nicht. Er hatte ſich an derſelben Seite den Fluß hinab treiben laſſen, wo er in einer gebirgigen Gegend, die das Waſſer niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verſcharren wollte. Dort fand er zwiſchen hohen Felſen eine ungeheure Kluft, ſchüttete es hinein und fuhr nach ſeiner Hütte zurück.

In dieſer Kluft befand ſich die ſchöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erſah kaum die leuchtenden Scheiben, als ſie ſolche auf der Stelle mit großer Begierde

Wandrer.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willſt du hier
Lieber in dem Freien bleiben?
Es iſt kühl! nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! ſchlaf!

verſchlang, und alle Stücke, die ſich in dem Gebüſch und zwiſchen den Felsritzen zerſtreut hatten, ſorgfältig aufſuchte.

Kaum waren ſie verſchlungen, ſo fühlte ſie mit der angenehmſten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden ſchmelzen und ſich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte ſie, daß ſie durchſichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ſie ſchon verſichert, daß dieſe Erſcheinung möglich ſey; weil ſie aber zweifelhaft war, ob dieſes Licht lange dauern könne, ſo trieb ſie die Neugierde und der Wunſch, ſich für die Zukunft ſicher zu ſtellen, aus dem Felſen heraus, um zu unterſuchen, wer das ſchöne Gold hereingeſtreut haben könnte. Sie fand niemand; deſto angenehmer war es ihr, ſich ſelbſt, da ſie zwiſchen Kräutern und Geſträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das ſie durch das friſche Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter ſchienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichſte verklärt. Vergebens durchſtrich ſie die einſame Wildniß; deſto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als ſie auf die Fläche kam und von weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find' ich doch endlich meines Gleichen! rief ſie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beſchwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen: denn ob ſie gleich auf trockenen Bergwieſen, in hohen Felsritzen am liebſten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß, und mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt gewöhnlich ſtillte, ſo hätte ſie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte ſie endlich zu einem feuchten Ried, wo unſere beiden Irrlichter hin und wieder ſpielten. Sie ſchoß auf ſie los, begrüßte ſie und freute ſich, ſo angenehme Herren von ihrer Verwandtſchaft zu finden. Die Lichter ſtrichen an ihr her, hüpften über ſie weg und lachten nach ihrer Weiſe.

Frau Muhme, ſagten ſie, wenn Sie ſchon von der horizontalen Linie ſind, ſo hat das doch nichts zu bedeuten. Freilich ſind wir nur von Seiten des Scheins verwandt; denn ſehen Sie nur — hier machten beide Flammen, indem ſie ihre ganze Breite aufopferten, ſich ſo lang und ſpitz als möglich — wie ſchön uns Herren von der verticalen Linie dieſe ſchlanke Länge kleidet. Nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann ſich das rühmen? ſo lang es Irrlichter giebt, hat noch keins weder geſeſſen noch gelegen.

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich: denn sie mochte den Kopf so hoch heben als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Vettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felskluft gefallen sey; sie vermuthe, es sey ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell danach, sie zu verschlingen. Laßt es euch schmecken, Frau Muhme! sagten die artigen Herren; wir können noch mit mehr aufwarten. Sie schüttelten sich noch einigemal mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare Speise schnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen und sie leuchtete wirklich aufs herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeste zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war: fordert von mir, was ihr wollt; was in meinen Kräften ist, will ich euch leisten.

Recht schön! riefen die Irrlichter: sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führe uns so schnell als möglich zum Palaste und Garten der schönen Lilie! wir sterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen.

Diesen Dienst, versetzte die Schlange mit einem Seufzer, kann ich euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers.

Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! Sollte es nicht möglich seyn, den Alten wieder zu errufen?

Sie würden sich vergebens bemühen, versetzte die Schlange: denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber-, niemand hinüberbringen.

Da haben wir uns schön gebettet! Gibt es denn kein ander Mittel über das Wasser zu kommen?

Noch einige; nur nicht in dieſem Augenblick. Ich ſelbſt kann die Herren überſetzen, aber erſt in der Mittagsſtunde.

Das iſt eine Zeit, in der wir nicht gerne reiſen.

So können Sie Abends auf dem Schatten des Rieſen hinüberfahren.

Wie geht das zu?

Der große Rieſe, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit ſeinem Körper nichts; ſeine Hände heben keinen Strohhalm, ſeine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber ſein Schatten vermag viel, ja alles. Deßwegen iſt er beim Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigſten; und ſo darf man ſich Abends nur auf den Nacken ſeines Schattens ſetzen: der Rieſe geht alsdann ſachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Waſſer hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit ſich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüſch dicht ans Ufer ſtößt, ſo kann ich Sie überſetzen und der ſchönen Lilie vorſtellen: ſcheuen Sie hingegen die Mittagshitze, ſo dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsbucht den Rieſen aufſuchen, der ſich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten ſich die jungen Herren und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um ſich in ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der ſie ſchon lange auf eine ſonderbare Weiſe gequält ward.

In den Felsklüften, in denen ſie oft hin und wiederkroch, hatte ſie an einem Orte eine ſeltſame Entdeckung gemacht: denn ob ſie gleich durch dieſe Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthigt war, ſo konnte ſie doch durchs Gefühl die Gegenſtände recht wohl unterſcheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war ſie gewohnt überall zu finden; bald ſchlang ſie ſich zwiſchen den Zacken großer Kryſtalle hindurch, bald fühlte ſie die Haken und Haare des gediegenen Silbers und brachte ein und den andern Edelſtein mit ſich ans Licht hervor; doch hatte ſie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verſchloſſenen Felſen Gegenſtände gefühlt, welche die bildende Hand des Menſchen verriethen. Glatte Wände, an denen ſie nicht aufſteigen konnte, ſcharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen und was ihr am ſonderbarſten vorkam, menſchliche Figuren, um die ſie ſich mehrmals geſchlungen hatte, und die ſie für Erz oder äußerſt polirten Marmor halten mußte. Alle dieſe Erfahrungen wünſchte ſie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zuſammenzufaſſen und das, was ſie nur muthmaßte, zu beſtätigen. Sie glaubte ſich nun fähig, durch ihr eigenes

Licht dieſes wunderbare unterirdiſche Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit dieſen ſonderbaren Gegenſtänden völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die ſie in das Heiligthum zu ſchleichen pflegte.

Als ſie ſich am Orte befand, ſah ſie ſich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenſtände der Rotunde nicht erleuchten konnte, ſo wurden ihr doch die nächſten deutlich genug. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſah ſie in eine glänzende Niſche hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterem Golde aufgeſtellt war. Dem Maß nach war die Bildſäule über Menſchengröße, der Geſtalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: Wo kommſt du her?

Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt.

Was iſt herrlicher als Gold, fragte der König?

Das Licht, antwortete die Schlange.

Was iſt erquicklicher als Licht? fragte jener.

Das Geſpräch, antwortete dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bei Seite geſchielt und in der nächſten Niſche ein anderes herrliches Bild geſehen. In derſelben ſaß ein ſilberner König, von langer und eher ſchmächtiger Geſtalt; ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Zepter mit Edelſteinen geſchmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in ſeinem Angeſichte und ſchien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei dieſem Lichte ſah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und eher einem Felſen als einem Menſchen glich. Sie wollte ſich nach dem vierten umſehen, der in der größten Entfernung von ihr ſtand, aber die Mauer öffnete ſich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerkſamkeit der Schlange auf ſich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug

eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hineinsah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommst du, da wir Licht haben? fragte der goldene König.

Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf.

Endigt sich mein Reich? fragte der silberne König.

Spät oder nie, versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fing der eherne König an zu fragen: Wann werde ich aufstehen?

Bald, versetzte der Alte.

Mit wem soll ich mich verbinden? fragte der König.

Mit deinen älteren Brüdern, sagte der Alte.

Was wird aus dem jüngsten werden? fragte der König.

Er wird sich setzen, sagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen stotternden Stimme.

Die Schlange war, indessen jene redeten, in dem Tempel leise herumgeschlichen, hatte alles betrachtet und besah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er stand an eine Säule gelehnt, und seine ansehnliche Gestalt war eher schwerfällig als schön. Allein das Metall, woraus er gegossen war, konnte man nicht unterscheiden. Genau betrachtet war es eine Mischung der drei Metalle, aus denen seine Brüder gebildet waren. Aber beim Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammengeschmolzen zu seyn; goldene und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Masse hindurch und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehen.

Indessen sagte der goldene König zum Manne: Wie viel Geheimnisse weißt du?

Drei, versetzte der Alte.

Welches ist das wichtigste? fragte der silberne König.

Das offenbare, versetzte der Alte.

Willst du es auch uns eröffnen? fragte der eherne.

Sobald ich das vierte weiß, sagte der Alte.

Was kümmert's mich! murmelte der zusammengesetzte König vor sich hin.

Ich weiß das vierte, sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und zischte ihm etwas ins Ohr.

Es ist an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme.

Der Tempel schallte wieder, die metallenen Bildsäulen klangen; und in dem Augenblicke versank der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und jedes durchstrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felsen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurchwandelte, füllten sich hinter ihm sogleich mit Gold: denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine zu verwandeln und alle Metalle zu zernichten; diese Wirkung zu äußern, mußte sie aber ganz allein leuchten; wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte sie nur einen schönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch sie erquickt.

Der Alte trat in seine Hütte, die an dem Berge angebaut war, und fand sein Weib in der größten Betrübniß: sie saß am Feuer und weinte und konnte sich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich! rief sie aus; wollte ich dich heute doch nicht fortlassen!

Was giebt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum bist du weg, sagte sie mit Schluchzen, so kommen zwei ungestüme Wanderer vor die Thüre: unvorsichtig lasse ich sie herein: es schienen ein paar artige rechtliche Leute: sie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte sie für Irrlichter halten können. Kaum sind sie im Hause, so fangen sie an, auf eine unverschämte Weise mir mit Worten zu schmeicheln, und werden so zudringlich, daß ich mich schäme daran zu denken.

Nun, versetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl gescherzt: denn deinem Alter nach sollten sie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelassen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau: soll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch, was ich weiß. Und sieh dich nur um, wie die Wände aussehen; sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe: alles Gold haben sie heruntergeleckt, du glaubst nicht, mit welcher Behendigkeit, und sie versicherten immer, es schmecke viel besser als gemeines Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Muthes, und gewiß, sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen sie ihren Muthwillen von neuem an, streichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, schüttelten

ſich und eine Menge Goldſtücke ſprangen herum; du ſiehſt noch, wie ſie dort unter der Bank leuchten. Aber welch ein Unglück! unſer Mops fraß einige davon und ſieh da liegt er am Kamine todt, das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich ſah es erſt da ſie fort waren; denn ſonſt hätte ich nicht verſprochen, ihre Schuld beim Fährmann abzutragen.

Was ſind ſie ſchuldig? fragte der Alte.

Drei Kohlhäupter, ſagte die Frau, drei Artiſchocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich verſprochen, ſie an den Fluß zu tragen.

Du kannſt ihnen den Gefallen thun, ſagte der Alte; denn ſie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob ſie uns dienen werden, weiß ich nicht; aber verſprochen und betheuert haben ſie es.

Indeſſen war das Feuer im Kamine zuſammengebrannt; der Alte überzog die Kohlen mit vieler Aſche, ſchaffte die leuchtenden Goldſtücke bei Seite, und nun leuchtete ſein Lämpchen wieder allein in dem ſchönſten Glanze; die Mauern überzogen ſich mit Gold und der Mops war zu dem ſchönſten Onyx geworden, den man ſich denken konnte. Die Abwechslung der braunen und ſchwarzen Farbe des koſtbaren Geſteins machte ihn zum ſeltenſten Kunſtwerke.

Nimm deinen Korb, ſagte der Alte, und ſtelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artiſchocken und die drei Zwiebeln, lege ſie umher und trage ſie zum Fluſſe. Gegen Mittag laß dich von der Schlange überſetzen und beſuche die ſchöne Lilie; bringe ihr den Onyx, ſie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie ſie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; ſie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, ſie ſolle nicht trauern: ihre Erlöſung ſey nahe; das größte Unglück könne ſie als das größte Glück betrachten; denn es ſey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte ſich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne ſchien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langſamem Schritt, denn der Korb drückte ſie aufs Haupt, und es war doch nicht der Onyx, der ſo laſtete. Alles Torte was ſie trug, fühlte ſie nicht, vielmehr hob ſich alsdann der Korb in die Höhe und ſchwebte über ihrem Haupte; aber ein friſches Gemüſe oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr

äußerſt beſchwerlich. Verdrießlich war ſie eine Zeit lang hingegangen, als ſie auf einmal erſchreckt ſtille ſtand; denn ſie hätte beinahe auf den Schatten des Rieſen getreten, der ſich über die Ebene bis zu ihr hin erſtreckte. Und nun ſah ſie erſt den gewaltigen Rieſen, der ſich im Fluß gebadet hatte, aus dem Waſſer herausſteigen, und ſie wußte nicht, wie ſie ihm ausweichen ſollte. Sobald er ſie gewahr ward, fing er an ſie ſcherzhaft zu begrüßen, und die Hände ſeines Schattens griffen ſogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geſchicklichkeit nahmen ſie ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel heraus und brachten ſie dem Rieſen zum Munde, der ſodann weiter den Fluß hinaufging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob ſie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder erſetzen ſollte, und ging unter dieſen Zweifeln immer weiter vorwärts, ſo daß ſie bald an dem Ufer des Fluſſes ankam. Lange ſaß ſie in Erwartung des Fährmanns, den ſie endlich mit einem ſonderbaren Reiſenden herüberſchiffen ſah. Ein junger edler ſchöner Mann, den ſie nicht genug anſehen konnte, ſtieg aus dem Kahne.

Was bringt ihr? rief der Alte.

Es iſt das Gemüſe, das euch die Irrlichter ſchuldig ſind, verſetzte die Frau und wies ihre Waare hin.

Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und verſicherte, daß er ſie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inſtändig, erzählte ihm, daß ſie jetzt nicht nach Hauſe gehen könne und daß ihr die Laſt auf dem Wege, den ſie vor ſich habe, beſchwerlich ſey. Er blieb bei ſeiner abſchläglichen Antwort, indem er ſie verſicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange.

Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zuſammen laſſen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe.

Nach vielem Hinundwiederreden verſetzte endlich der Alte: Es iſt noch ein Mittel. Wenn ihr euch gegen den Fluß verbürgt und euch als Schuldnerin bekennen wollt, ſo nehme ich die ſechs Stücke zu mir; es iſt aber einige Gefahr dabei.

Wenn ich mein Wort halte, ſo laufe ich doch keine Gefahr?

Nicht die geringſte. Steckt eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und verſprecht, daß ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte that's; aber wie erſchrak ſie nicht, als ſie ihre Hand

kohlschwarz wieder aus dem Wasser zog! Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände immer das schönste an ihr gewesen wären, und daß sie ungeachtet der harten Arbeit diese edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie besah die Hand mit großem Verdrusse und rief verzweiflungsvoll aus: Das ist noch schlimmer! ich sehe sie ist gar geschwunden, sie ist viel kleiner als die andere.

Jetzt scheint es nur so, sagte der Alte; wenn ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß ihr den Gebrauch derselben entbehrt; ihr werdet alles damit verrichten können, nur daß sie niemand sehen wird.

Ich wollte lieber, ich könnte sie nicht brauchen und man sähe mir's nicht an, sagte die Alte; indessen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um diese schwarze Haut und diese Sorge bald los zu werden.

Eilig nahm sie darauf den Korb, der sich von selbst über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe schwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der sachte und in Gedanken am Ufer hinging.

Seine herrliche Gestalt und sein sonderbarer Anzug hatten sich der Alten tief eingedrückt. Seine Brust war mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, durch den alle Theile seines schönen Leibes sich durchbewegten. Um seine Schultern hing ein Purpurmantel, um sein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in schönen Locken; sein holdes Gesicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wie seine schön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz schien alle äußern Eindrücke abzustumpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu bringen; allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich ungeachtet seiner schönen Augen müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: Ihr geht mir zu langsam, mein Herr; ich darf den Augenblick nicht versäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu passiren und der schönen Lilie das vortreffliche Geschenk von meinem Manne zu überbringen.

Mit diesen Worten schritt sie eilends fort und eben so schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach.

Ihr geht zur schönen Lilie! rief er aus: da gehen wir Einen Weg. Was ist das für ein Geschenk das ihr tragt?

Mein Herr, versetzte die Frau dagegen, es ist nicht billig, nachdem ihr meine Fragen so einsylbig abgelehnt habt, euch mit solcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt ihr aber einen Tausch eingehen und mir eure Schicksale erzählen, so will ich euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geschenke steht.

Sie wurden bald einig: die Frau vertraute ihm ihre Verhältnisse, die Geschichte des Hundes, und ließ ihn dabei das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der sanft zu ruhen schien, in seine Arme.

Glückliches Thier! rief er aus; du wirst von ihren Händen berührt, du wirst von ihr belebt werden, anstatt daß Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schicksal zu erfahren. Doch was sage ich traurig! ist es nicht viel betrübter und bänglicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es seyn würde von ihrer Hand zu sterben!

Sieh mich an, sagte er zu der Alten; in meinen Jahren, welch einen elenden Zustand muß ich erdulden. Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Zepter und Schwert sind hinweg; ich bin übrigens so nackt und bedürftig, als jeder andere Erdensohn, denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht sowohl von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet seyn wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings, als wenn er lebte, erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarste schimmern. Beide erstaunten; denn sie

Wandrer.

Süß iſt deine Ruh!
Wie's, in himmliſcher Geſundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf dir!
Welchen der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Geſellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann ſteig' aus deinem Buſen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Geſegne's Gott! — Und ſchläft er noch?
Ich habe nichts zum friſchen Trunk,
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſeyn

hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. Wie! rief der Prinz, war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von Jaspis und Prasem gebaut dastand? Muß man nicht fürchten sie zu betreten, da sie aus Smaragd, Chrysopras und Chrysolith mit der anmuthigsten Mannichfaltigkeit zusammengesetzt erscheint? Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war; denn die Schlange war es, die sich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte, und in Gestalt einer kühnen Brücke da stand. Die Wanderer betraten sie mit Ehrfurcht und gingen schweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenseitigen Ufer, als die Brücke sich zu schwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Wassers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigentümlichen Gestalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß auf ihrem Rücken über den Fluß zu setzen gedankt, als sie bemerkten, daß außer ihnen dreien noch mehrere Personen in der Gesellschaft seyn müßten, die sie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete; sie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen.

Wir werden, sagten ein paar wechselnde Stimmen, uns erst incognito in dem Park der schönen Lilie umsehen, und ersuchen euch, uns mit Anbruch der Nacht, sobald wir nur irgend präsentabel sind, der vollkommenen Schönheit vorzustellen. An dem Rande des großen Sees werdet ihr uns antreffen.

Es bleibt dabei, antwortete die Schlange, und ein zischender Laut verlor sich in der Luft.

Unsere drei Wanderer beredeten sich nunmehr, in welcher Ordnung sie bei der Schönen vortreten wollten; denn so viel Personen auch um sie seyn konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte sich zuerst dem Garten und suchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil sie eben zur Harfe sang; die lieblichen Töne zeigten sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann wie ein leichter Hauch setzten sie Gras und Büsche in Bewegung. Auf einem eingeschlossenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannichfaltiger Bäume saß sie und bezauberte beim ersten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr

und das Herz des Weibes, das sich ihr mit Entzücken näherte und bei sich selbst schwur, die Schöne sey während ihrer Abwesenheit nur immer schöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigsten Mädchen Gruß und Lob zu.

Welch ein Glück euch anzusehen! welch einen Himmel verbreitet eure Gegenwart um euch her! Wie die Harfe so reizend in eurem Schooße lehnt, wie eure Arme sie so sanft umgeben, wie sie sich nach eurer Brust zu sehnen scheint und wie sie unter der Berührung eurer schlanken Finger so zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konntest!

Unter diesen Worten war sie näher gekommen; die schöne Lilie schlug die Augen auf, ließ die Hände sinken und versetzte:

Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob! ich empfinde nur desto stärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Kanarienvogel todt, der sonst meine Lieder auf das angenehmste begleitete; er war gewöhnt auf meiner Harfe zu sitzen, und sorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anstimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals seine harmonischen Töne hören läßt, schießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Thier, erschrocken, flüchtet in meinen Busen und in dem Augenblick fühle ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin; aber was kann mir seine Strafe helfen! Mein Liebling ist todt und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren.

Ermannt euch, schöne Lilie! rief die Frau, indem sie selbst eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte: nehmt euch zusammen! Mein Alter läßt euch sagen, ihr sollt eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vorbote des größten Glücks ansehen; denn es sey an der Zeit.

Und wahrhaftig fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand, wie sie schwarz geworden ist! Wahrhaftig, sie ist schon um vieles kleiner; ich muß eilen, ehe sie gar verschwindet! Warum mußte ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen? warum mußte ich dem Riesen begegnen, und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel

geben? So bringe ich sie dem Flusse, und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die ewige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebeln könntest du allenfalls noch finden, aber Artischocken suchst du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisken dieser Cypressen, die Kolossen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reiser als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf diese Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte, daß sie das Beste vergessen hatte. Sie hob sogleich den verwandelten Hund heraus, und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras.

Mein Mann, sagte sie, schickt euch dieses Andenken. Ihr wißt, daß ihr diesen Edelstein durch eure Berührung beleben könnt. Das artige, treue Thier wird euch gewiß viele Freude machen, und die Betrübniß, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß ihr ihn besitzt.

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es schien, mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zusammen, sagte sie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! ist es nicht bloß ein Wahn unserer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammentrifft, uns vorbilden, das Beste sey nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wohl seines Gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?

Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deßhalb der schönen Lilie sogleich zuversichtlich Muth ein.

Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt! rief sie aus. Fragt nur diese gute Frau, wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint? Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar und kein Smaragd so schönfarbig.

Ich wünsche euch Glück dazu, sagte Lilie, allein verzeiht mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüberschreiten und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber- und hinüberwandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich.

Verweilt noch einen Augenblick, sagte die schöne Lilie, und nehmt meinen armen Canarienvogel mit! Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle; ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib seyn; aber eilt was ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch sey, sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, der Tempel ist erbaut.

Er steht aber noch nicht am Flusse, versetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, sagte die Schlange; ich habe die Könige gesehen und gesprochen.

Aber wann werden sie aufstehen? fragte Lilie.

Die Schlange versetzte: Ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: Es ist an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. Höre ich doch, sagte sie, die glücklichen Worte schon heute zum zweitenmal; wann wird der Tag kommen, an dem ich sie dreimal höre?

Sie stand auf, und sogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüsch, das ihr die Harfe abnahm. Dieser folgte eine andere, die den elfenbeinernen geschnitzten Feldstuhl, worauf die Schöne gesessen hatte, zusammenschlug und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine dritte, die einen großen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergang etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck schön und reizend waren diese drei Mädchen und doch erhöhten sie nur die Schönheit der Lilie, indem sich jedes gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die schöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte sich, berührte ihn und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er sich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt, seine Wohlthäterin auf das freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich.

So kalt du bist, rief sie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, bist du mir doch willkommen; zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir scherzen, freundlich dich streicheln, und fest dich an mein Herz drücken.

Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschuldig mit ihm auf dem Grase umher, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein, wie wir ihn schon kennen; nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

Es ist nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht! versetzte darauf der Jüngling:

klage vielmehr dich an und das Schickſal, und vergönne mir, daß ich mit dem Gefährten meines Elends Geſellſchaft mache.

Indeſſen hörte der Mops nicht auf die Schöne zu necken, und ſie antwortete dem durchſichtigen Liebling mit dem freundlichſten Betragen. Sie klatſchte mit den Händen, um ihn zu verſcheuchen; dann lief ſie, um ihn wieder nach ſich zu ziehen: ſie ſuchte ihn zu haſchen, wenn er floh, und jagte ihn von ſich weg, wenn er ſich an ſie zu drängen verſuchte. Der Jüngling ſah ſtillſchweigend und mit wachſendem Verdruſſe zu; aber endlich, da ſie das häßliche Thier, das ihm ganz abſcheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Buſen drückte und die ſchwarze Schnauze mit ihren himmliſchen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus:

Muß ich, der ich durch ein trauriges Geſchick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich ſelbſt verloren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen, daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung feſſeln und deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein! es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblicke zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden; wenn deine Berührung tödtet, ſo will ich von deinen Händen ſterben.

Mit dieſen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von ſeiner Hand, er aber ſtürzte auf die Schöne los; ſie ſtreckte die Hände aus, ihn abzuhalten und berührte ihn nur deſto früher. Das Bewußtſeyn verließ ihn, und mit Entſetzen fühlte ſie die ſchöne Laſt an ihrem Buſen. Mit einem Schrei trat ſie zurück, und der holde Jüngling ſank entſeelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geſchehen! Die ſüße Lilie ſtand unbeweglich, und blickte ſtarr nach dem entſeelten Leichnam; das Herz ſchien ihr im Buſen zu ſtocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens ſuchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgeſtorben. Ihre ſtumme Verzweiflung ſah ſich nach Hülfe nicht um, denn ſie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte ſich die Schlange deſto emſiger; ſie ſchien auf Rettung

zu ſinnen, und wirklich dienten ihre ſonderbaren Bewegungen wenigſtens die nächſten ſchrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geſchmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, ſo trat eine der ſchönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernen Feldſtuhl, und nöthigte mit freundlichen Gebärden die Schöne ſich zu ſetzen; bald darauf kam die zweite, die einen feuerfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte ſie das prächtige Inſtrument an ſich gedrückt, und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erſte mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, ſich der Schönen gegenüberſtellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmſte Bild, das in der Natur zu finden war, darſtellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und ſo ſehr man hoffte, ihre traurige Lage verändert zu ſehen, ſo ſehr wünſchte man, ihr Bild ewig, wie es gegenwärtig erſchien, feſtzuhalten.

Mit einem ſtillen Blick nach dem Spiegel lockte ſie bald ſchmelzende Töne aus den Saiten, bald ſchien ihr Schmerz zu ſteigen, und die Saiten antworteten gewaltſam ihrem Jammer; einigemal öffnete ſie den Mund zu ſingen, aber die Stimme verſagte ihr, doch bald löſte ſich ihr Schmerz in Thränen auf; zwei Mädchen faßten ſie hülfreich in die Arme, die Harfe ſank aus ihrem Schooße; kaum ergriff noch die ſchnelle Dienerin das Inſtrument und trug es bei Seite.

Wer ſchafft uns den Mann mit der Lampe, eh die Sonne untergeht? ziſchte die Schlange leiſe, aber vernehmlich; die Mädchen ſahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten ſich. In dieſem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück.

Ich bin verloren und verſtümmelt! rief ſie aus: ſeht, wie meine Hand beinahe ganz weggeſchwunden iſt! Weder der Fährmann noch der Rieſe wollten mich überſetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Waſſers bin; vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drei Stücke, und keine Artiſchocke iſt nun einmal in dieſen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth, ſagte die Schlange, und ſucht hier zu helfen! vielleicht kann euch zugleich mitgeholfen werden. Eilt, was ihr könnt, die

Irrlichter aufzusuchen; es ist noch zu hell sie zu sehen, aber vielleicht hört ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß, und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.

Das Weib eilte so viel sie konnte, und die Schlange schien eben so ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beiden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume, des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um, denn sie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magischen Kreis durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften mit purpurrothen Federn den Habicht, dessen Brust die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich vor Freuden über das gute Zeichen, und sie betrog sich nicht: denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schrittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: Welcher gute Geist sendet dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach dir verlangen und deiner so sehr bedürfen?

Der Geist meiner Lampe, versetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie sprutzelt, wenn man meiner bedarf, und ich sehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden soll. Sey ruhig, schönstes Mädchen! Ob ich helfen kann, weiß ich nicht; ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufschieben wollen wir und hoffen!

Halte deinen Kreis geschlossen! fuhr er fort, indem er sich an die Schlange wendete, sich auf einen Erdhügel neben sie hinsetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und legt ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte stehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indessen untergegangen, und wie die Finsterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weise zu leuchten an, sondern der Schleier Liliens gab auch ein sanftes Licht von sich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blassen Wangen

und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man sah sich wechselseitig mit stiller Betrachtung an; Sorge und Trauer waren durch eine sichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erschien daher das alte Weib in Gesellschaft der beiden munteren Flammen, die zwar zeither sehr verschwendet haben mußten — denn sie waren wieder äußerst mager geworden — aber sich nur desto artiger gegen die Prinzessin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen; besonders zeigten sie sich sehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Bescheiden schlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Lob ihrer Schönheit verschönerte sie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne, so lange sie von seiner Lampe beschienen sey, behauptete sie mehr als einmal, daß wenn es so fortgehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbeigekommen, man wußte nicht wie?

Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen; jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch, denn alle gegenwärtigen Personen sprachen für sich und drückten laut aus, was sie zu thun hätten. Nur die drei Mädchen waren stille; eingeschlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenschirm, die dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war spät; die flammenden Jünglinge hatten nach einigen verübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerschönste, gehalten.

Fasse, sagte der Alte zum Habicht, den Spiegel, und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an sich zu bewegen, löste den Kreis auf

und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feierlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte; sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender; sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Kanarienvogel auf die Brust; der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten, und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Reps auf ihren Arm und folgte der Alten; der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vielerlei Lichtern auf das sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinübersteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunkeln Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf ans Land; der Korb setzte sich zur Erde nieder und die Schlange zog aufs neue ihren Kreis umher. Der Alte neigte sich vor ihr und sprach: was hast du beschlossen?

Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde, versetzte die Schlange. Versprich mir, daß du keinen Stein am Lande lassen willst.

Der Alte versprach's und sagte darauf zur schönen Lilie: Rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten!

Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke schien dieser in das Leben überzugehen; er bewegte sich im Korbe, ja er richtete sich in die Höhe und saß; Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt sie zurück, er half dagegen dem Jüngling aufstehen und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreise trat.

Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrod.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen. —
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Der Jüngling stand, der Kanarienvogel flatterte auf seiner Schulter; es war wieder Leben in beiden, aber der Geist war noch nicht zurückgekehrt: der schöne Freund hatte die Augen offen und sah nicht, wenigstens schien er alles ohne Theilnehmung anzusehen. Und kaum hatte sich die Verwunderung über diese Begebenheit in etwas gemäßigt, als man erst bemerkte, wie sonderbar die Schlange sich verändert hatte. Ihr schöner schlanker Körper war in tausend und tausend leuchtende Edelsteine zerfallen; unvorsichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an sie gestoßen, und man sah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein schöner Kreis leuchtender Edelsteine lag im Grase.

Der Alte machte sogleich Anstalt, die Steine in den Korb zu fassen, wozu ihm seine Frau behülflich seyn mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort und er schüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gerne davon sich etwas ausgesucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken.

Meine Herren, sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang; aber Sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir dießmal eingehen müssen und die außer Ihnen niemand aufschließen kann.

Die Irrlichter neigten sich anständig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felsen, der sich vor ihm aufthat; der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch: still und ungewiß hielt sich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Nun schlossen die Irrlichter den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammenneigten und mit einander zu sprechen schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem großen ehernen Thore befand, dessen Flügel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der Alte rief sogleich die Irrlichter herbei, die sich nicht lange aufmuntern ließen, sondern geschäftig mit ihren spitzesten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten schnell aufsprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erschienen. Jeder neigte sich vor den ehrwürdigen Herrschern; besonders ließen es die Irrlichter an krausen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pause fragte der goldene König: Woher kommt ihr?

Aus der Welt, antwortete der Alte.

Wohin geht ihr? fragte der silberne König.

In die Welt, sagte der Alte.

Was wollt ihr bei uns? fragte der eherne König.

Euch begleiten, sagte der Alte.

Der gemischte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldene zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, sprach: Hebet euch weg von mir! mein Gold ist nicht für euren Gaum.

Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmiegten sich an ihn; sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Widerschein.

Ihr seyd mir willkommen, sagte er, aber ich kann euch nicht ernähren; sättigt euch auswärts und bringt mir euer Licht.

Sie entfernten sich und schlichen, bei dem ehernen vorbei, der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengesetzten los.

Wer wird die Welt beherrschen? rief dieser mit stotternder Stimme.

Wer auf seinen Füßen steht, antwortete der Alte.

Das bin ich! sagte der gemischte König.

Es wird sich offenbaren, sagte der Alte; denn es ist an der Zeit.

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichste.

Heiliger Vater, sagte sie, tausendmal dank' ich dir; denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum drittenmal.

Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt; denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken: die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel sich bewegte wie ein Schiff, das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind; die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzuthun, als er hindurch zog: er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in dem Weg.

Wenig Augenblicke schein ein feiner Regen durch die Oeffnung der

Kuppel hereinzurieseln. Der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: Wir sind unter dem Flusse und bald am Ziel.

Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehen; doch sie betrogen sich, der Tempel stieg aufwärts. Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Bretter und Balken in ungestalter Verbindung begannen sich zu der Oeffnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite; der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Fährmanns — denn sie war es, die der Tempel im Aufsteigen vom Boden abgesondert und in sich aufgenommen hatte — sank allmählig herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber schrieen laut und der Tempel schütterte wie ein Schiff, das unvermuthet ans Land stößt. Aengstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte; die Thüre war verschlossen und auf ihr Pochen hörte niemand. Sie pochten heftiger und wunderten sich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verschlossenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, so veränderte sie sogar ihre Gestalt: denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfosten und Balken, und dehnte sich zu einem herrlichen Gehäuse von getriebener Arbeit aus. Nun stand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe: der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer schien ihn zu unterstützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein silbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm sogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die schöne Lilie stieg die äußern Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten; aber noch immer mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief: Soll ich doch noch unglücklich werden? Ist bei so vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten?

Ihr Mann deutete nach der offenen Pforte und sagte: Siehe, der Tag bricht an; eile und bade dich im Flusse!

Welch ein Rath! rief sie: ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden; habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt!

Gehe, sagte der Alte, und folge mir! Alle Schulden sind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel. Der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: Drei sind die da herrschen auf Erden, die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bei dem ersten Worte stand der goldene König auf, bei dem zweiten der silberne und bei dem dritten hatte sich der eherne langsam emporgehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzte. Wer ihn sah, konnte sich ungeachtet des feierlichen Augenblicks kaum des Lachens enthalten: denn er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich blaß beim Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; sie hatten auf eine geschickte Weise die goldenen Adern des kolossalen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis aufs innerste heraus geleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zartesten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zusammen und leider gerade an den Stellen die ganz bleiben, wenn der Mensch sich setzt; dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, mußte seine Augen wegwenden; das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehen.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und gerade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwert in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete sich. Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum silbernen, der sein Zepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe! Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich segnender Gebärde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und sprach: Erkenne das Höchste!

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau

bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob sich seine Brust, seine Arme regten sich und seine Füße traten fester auf; indem er das Zepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist, und das erste Wort seines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die silbernen Stufen hinauf entgegeneilte — denn sie hatte von der Zinne des Altars seiner Reise zugesehen — liebe Lilie! was kann der Mann, ausgestattet mit allem, sich Köstlicheres wünschen als die Unschuld und die stille Neigung, die mir dein Busen entgegen bringt?

O mein Freund! fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildsäulen ansah, herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter, aber du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht: die Kraft der Liebe.

Mit diesen Worten fiel er dem schönen Mädchen um den Hals; sie hatte den Schleier weggeworfen und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten unvergänglichsten Röthe.

Hierauf sagte der Alte lächelnd: Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet; und das ist mehr.

Ueber dieser Feierlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war; und nun fielen auf einmal durch die offene Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein großer mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beiden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten, und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin und her flossen; sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren! sagte der Mann mit der Lampe: du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch

diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke; auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Liliens; aber die vierte, schöner als die drei, war eine Unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinaufstieg.

Wirst du mir künftig mehr glauben, liebes Weib? sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen. Wohl dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet!

Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm.

Wenn ich dir zu alt bin, sagte er lächelnd, so darfst du heute einen andern Gatten wählen: von heute an ist keine Ehe gültig, die nicht aufs neue geschlossen wird.

Weißt du denn nicht, versetzte sie, daß auch du jünger geworden bist? Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackerer Jüngling erscheine. Ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtausend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und stieg mit ihr und ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Männer nach der Brücke hinsah und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit; denn er sah einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, schlaftrunken aufgestanden, und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden; anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das ungeschickteste hineintrat, so ward doch seine Gegenwart zwar von allen angestaunt, doch von niemand

gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen schien, und er die Hände aufhob sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuern Fäuste hinter ihm so kräftig und ungeschickt unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammenstürzten, beschädigt wurden und Gefahr liefen, in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte, doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Zepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefährten an.

Ich errathe deine Gedanken, sagte der Mann mit der Lampe: aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sey ruhig! er schadet zum letztenmal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt.

Indessen war der Riese immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offenen Augen sah, die Hände sinken lassen, that keinen Schaden mehr und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er stand als eine kolossale mächtige Bildsäule von röthlich glänzendem Steine da, und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu sehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die, als sie mit größter Herrlichkeit geschmückt, aus dem Altare mit ihren Jungfrauen heraufstieg, das seltsame Bild erblickte, das die Aussicht aus dem Tempel nach der Brücke fast zudeckte.

Indessen hatte sich das Volk dem Riesen nachgedrängt, da er still stand, ihn umgeben und seine Verwandlung angestaunt. Von da wandte sich die Menge nach dem Tempel, den sie erst jetzt gewahr zu werden schien und drängte sich nach der Thüre.

In diesem Augenblicke schwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altare stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erschienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels von einem himmlischen Glanze erleuchtet, und alles Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den

Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Hallen nach seinem Palaste zu gehen; und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht; aber es war desto begieriger zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen seyn möchte; denn, wer es auch mochte gewesen seyn, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zusammengesunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wegzuheben wagen darf.

Das Volk hätte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldstücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten: die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen; einzeln wiederholte sich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Gold aus den Gliedern des zusammengesunkenen Königs auf eine lustige Weise vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeit lang hin und wieder, drängte und zerriß sich, auch noch da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmählig, zog seine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.

Die guten Weiber.

1800.

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drei Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vorm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann

Henriette war mit Armidore schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spaziert, in welchem sich der Sommerclubb zu versammeln pflegte. Oft fanden sich diese beiden zuerst ein; sie hegten gegen einander die heiterste Neigung und nährten bei einem reinen gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.

Die lebhafte Henriette sah kaum in der Ferne Amalien nach dem Lusthause gehen, als sie eilte, ihre Freundin zu begrüßen. Amalie hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalie brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergehen der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche laute Unterhaltung der Spieler im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer andern entgegensetzte. Henriette dagegen war mit ihren Worten nicht karg, mit allem zufrieden und mit dem Lobe frisch bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinklair nennen wollen, trat zu den beiden. Was bringen Sie Neues? rief Henriette ihm entgegen.

Sie ahnen es wohl kaum, versetzte Sinklair, indem er sein Portefeuille herauszog. Und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich die Kupfer zum dießjährigen Damenkalender bringe, so werden Sie die Gegenstände derselben doch nicht errathen; ja wenn ich weiter gehe, und ihnen eröffne, daß in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgestellt sind —

Nun, fiel Henriette ihm in das Wort, es scheint, Sie wollen unserm Scharfsinne nichts übrig lassen. Sogar, wenn ich nicht irre, thun Sie mir es zum Possen, da Sie wissen, daß ich gern Charaden und Räthsel

entwickele, gern das was einer ſich denkt, ausfragen mag. Alſo zwölf Frauenzimmercharaktere oder Begebenheiten oder Aufzielungen, oder was ſonſt zur Ehre unſeres Geſchlechts gereichen könnte.

Sinklair ſchwieg und lächelte. Amalie warf ihren ſtillen Blick auf ihn und ſagte mit der feinen höhniſchen Miene, die ihr ſo wohl ſteht: Wenn ich ſein Geſicht recht leſe, ſo hat er etwas gegen uns in der Taſche. Die Männer wiſſen ſich gar viel, wenn ſie etwas finden können, was uns, wenigſtens dem Scheine nach, herabſetzt.

Sinklair. Sie ſind gleich ernſt, Amalie, und drohen bitter zu werden. Kaum wag' ich, meine Blättchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinklair. Es ſind Caricaturen.

Henriette. Die liebe ich beſonders.

Sinklair. Abbildungen böſer Weiber.

Henriette. Deſto beſſer! darunter gehören wir nicht. Wir wollen uns unſere leidigen Schweſtern im Bilde ſo wenig zu Gemüthe ziehen, als die in der Geſellſchaft.

Sinklair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Brieftaſche weg, zog die Bilder heraus, breitete die ſechs Blättchen vor ſich auf den Tiſch aus, überlief ſie ſchnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karte ſchlägt. Vortrefflich! rief ſie: das heiß' ich nach dem Leben! Hier dieſe mit dem Schnupftabaksfinger unter der Naſe gleicht völlig der Madame S., die wir heute Abend ſehen werden; dieſe mit der Katze ſieht beinahe aus wie meine Großtante; die mit dem Knaul hat was von unſerer alten Putzmacherin. Es findet ſich wohl zu jeder dieſer häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Männern. Einen ſolchen gebückten Magiſter hab' ich irgendwo geſehen und eine Art von ſolchem Zwirnhalter auch. Sie ſind recht luſtig dieſe Küpferchen und beſonders hübſch geſtochen.

Wie können Sie, verſetzte ruhig Amalie, die einen kalten Blick auf die Bilder warf, und ihn ſogleich wieder abwendete, hier beſtimmte Aehnlichkeiten aufſuchen? Das Häßliche gleicht dem Häßlichen, ſo wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet ſich unſer Geiſt ab, zu dieſem wird er hingezogen.

Sinklair. Aber Phantaſie und Witz finden mehr ihre Rechnung, ſich mit dem Häßlichen zu beſchäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen läßt ſich viel machen, aus dem Schönen nichts.

Aber dieſes macht uns zu etwas, jenes vernichtet uns! ſagte Armidore, der im Fenſter geſtanden und von weitem zugehört hatte. Er ging, ohne ſich dem Tiſche zu nähern, in das anſtoßende Cabinet.

Alle Clubbgeſellſchaften haben ihre Epochen. Das Intereſſe der Geſellſchaft an einander, das gute Verhältniß der Perſonen zu einander iſt ſteigend und fallend. Unſer Clubb hat dieſen Sommer gerade ſeine ſchöne Zeit. Die Mitglieder ſind meiſt gebildete, wenigſtens mäßige und leidliche Menſchen, ſie ſchätzen wechſelſeitig ihren Werth und laſſen den Unwerth ſtill auf ſich beruhen. Jeder findet ſeine Unterhaltung und das allgemeine Geſpräch iſt oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

Eben kam Seyton mit ſeiner Frau, ein Mann, der erſt in Handels-, dann in politiſchen Geſchäften viel gereist hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Geſellſchaft meiſtens nur ein willkommener l'Hombre-ſpieler; ſeine Frau, liebenswürdig, eine gute treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. Sie fühlte ſich glücklich, daß ſie ungehindert eine lebhafte Sinnlichkeit heiter beſchäftigen durfte. Einen Hausfreund konnte ſie nicht entbehren, und Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Tugenden.

Wir behandeln unſere Leſer als Fremde, als Clubbgäſte, die wir vertraulich gern in der Geſchwindigkeit mit der Geſellſchaft bekannt machen möchten. Der Dichter ſoll uns ſeine Perſonen in ihren Handlungen darſtellen, der Geſprächſchreiber darf ſich ja wohl kürzer faſſen und ſich und ſeinen Leſern durch eine allgemeine Schilderung geſchwind über die Expoſition weghelfen.

Seyton trat zu dem Tiſche und ſah die Bilder an.

Hier entſteht, ſagte Henriette, ein Streit für und gegen Caricatur. Zu welcher Seite wollen Sie ſich ſchlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderſtehlich Anziehendes?

Amalie. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn ſie über einen Abweſenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes?

Henriette. Macht ein ſolches Bild nicht einen unauslöſchlichen Eindruck?

Amalie. Das iſt, warum ich ſie verabſcheue. Iſt nicht der

unauslöschliche Eindruck jedes Ekelhaften eben das, was uns in der Welt so oft verfolgt, uns manche gute Speise verdirbt und manchen guten Trunk vergällt.

Henriette. Nun so reden Sie doch, Seyton!

Seyton. Ich würde zu einem Vergleich rathen. Warum sollen Bilder besser seyn als wir selbst? Unser Geist scheint zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Erles und Niedriges, und noch so viel andere Gegensätze scheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu seyn, und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und schön gemalt hat, daß ihm einfällt einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen?

Amalie. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch das in ihr Gebiet zögen, was bessern Regionen angehört.

Seyton. Darin handeln sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch zu sich hinüber, was ihnen kaum angehören kann.

Amalie. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder vorzüglicher Menschen so schändlich entstellen. Ich mag es machen wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfnäsigen Besenstiel, und den in so manchem Betracht schätzenswerthen Fox als ein wohlgesacktes Schwein denken.

Henriette. Das ist was ich sagte. Alle solche Fratzenbilder drücken sich unauslöschlich ein und ich läugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Gespenster aufrufe, und sie noch schlimmer verzerre.

Sinklair. Lassen Sie sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zur Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter.

Seyton. Ich sehe, hier ist die Hundeliebhaberei nicht zum erfreulichsten dargestellt.

Amalie. Das mag hingehen; denn mir sind diese Thiere besonders zuwider.

Sinklair. Erst gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menschen.

Seyton. Sie erinnern sich wohl, was ein Reisender von der Stadt Graitz erzählt, daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich seyn, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

Sinklair. Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deutschen Ausdruck, manchmal still stehen kann, so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

Sinklair. Glücklicherweise haben wir in der Gesellschaft niemand, der einen Hund begünstigte, als Madame Seyton. Sie liebt ihr artiges Windspiel besonders.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig seyn.

Madame Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es beweist, was Sie vorhin sagten, Sinklair, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind — so rief er seiner Frau zu — nicht unsere Geschichte erzählen? Sie macht uns beiden keine Schande.

Madam Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen und er fing an zu erzählen: Wir beiden liebten uns, und hatten uns vorgenommen einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etablissements voraussahen. Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger als ich wünschte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war ein munterer Gesellschafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hause galt das Thier statt einer Unterhaltung, auf den Promenaden, wo wir so oft zusammenspaziert hatten, schien das Geschöpf mich aufzusuchen und wenn es aus den Büschen sprang, mich anzukündigen. So täuschte sich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit, da ich wieder zu kommen hoffte, meine Abwesenheit sich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geschöpf mit Tode abging.

Madame Senton. Nun, liebes Männchen, hübsch redlich, artig und vernünftig erzählt.

Senton. Es steht dir frei, mein Kind, mich zu controliren. Meiner Freundin schien ihre Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant; der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an mich schrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangelisten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag so billig denken als man will, die Sache stand gefährlich.

Madame Senton. Ich muß dich nur gewähren lassen. Eine wahre Geschichte ist ohne Exaggeration selten erzählenswerth.

Senton. Ein beiderseitiger Freund, den wir als stillen Menschenkenner und Herzenskenner zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal, und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines aus dem Grabe gleichsam auferstandenen Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt und der neue Günstling blieb ein stäter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich wie einen Fremden heftig anbellte. Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtniß haben als die antiken! rief ich aus: Ulyß wurde nach so langen Jahren von dem seinigen wieder erkannt, und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen. Und doch hat er deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht! versetzte sie, indem sie mir versprach das Räthsel aufzulösen. Das geschah auch bald, denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

Madame Senton. Mit dieser Geschichte mag's so bewenden. Wenn dir's recht ist, so gehe ich noch eine Stunde spazieren; denn du wirst dich nun doch an den l'Hombretisch setzen.

Er nickte ihr sein Ja zu; sie nahm den Arm ihres Hausfreundes

an und ging nach der Thüre. Liebes Kind, nimm doch den Hund mit! rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft lächelte und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieses absichtlose Wort so artig paßte, und jedermann darüber eine kleine stille Schadenfreude empfand.

Sinklair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicherweise eine Verbindung befestigte; ich kann von einem andern sagen, dessen Einfluß zerstörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiste, auch ich ließ eine Freundin zurück. Nur mit dem Unterschied, daß ihr mein Wunsch sie zu besitzen noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehen hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die besondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. That sie's aus Geist des Widerspruchs, der manchmal das schöne Geschlecht beseelt, oder es ein unglücklicher Zufall, genug, die liebenswürdigen Eigenschaften Thiers, die artige Unterhaltung mit demselben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz was alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit- und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so manches andere, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte, ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältniß immer kälter, und wenn es sich zuletzt gar zerschlug, so muß ich, wenigstens in meinem Herzen, die erste Schuld jenem Hunde beimessen.

Armidore, der aus dem Cabinet wieder zur Gesellschaft getreten war, sagte, nachdem er diese Geschichte vernommen: Es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab:

Ferrand und Cardane, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Pagen an Einem Hofe, Officiere bei Einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden,

und ſich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das ſeine mit Leichtſinn und Uebermuth, dieſer mit Bedacht und Anhaltſamkeit.

Zufällig hinterließ Cardano einer Dame, in dem Moment als ein genaues Verhältniß abbrach, einen kleinen ſchönen Löwenhund; er ſchaffte ſich einen neuen und ſchenkte dieſen einer andern, eben da er ſie zu meiden gedachte, und von der Zeit an ward es Vorſatz, einer jeden Geliebten zum Abſchied ein ſolches Hündchen zu hinterlaſſen. Ferrand wußte um dieſe Poſſe, ohne daß er jemals beſonders aufmerkſam darauf geweſen wäre.

Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden ſich erſt wieder zuſammen, als Ferrand verheirathet war und auf ſeinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarſchaft zu, und war auf dieſe Weiſe über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einſt ſieht Ferrand bei ſeiner Frau ein allerliebſtes Löwenhündchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm beſonders, er lobt es, ſtreichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher ſie das ſchöne Thier erhalten habe? Von Cardano, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt ſich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano ſeinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, des Sinnes des beleidigten Ehemanns; er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus ſeinen Liebkoſungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das ſchreiende Thier und die erſchrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine ſtille Uebereinkunft ſich abzuſondern, und ein zerrüttetes Hausweſen machen den Beſchluß dieſer Geſchichte.

Nicht ganz war dieſe Erzählung geendigt, als Eulalie in die Geſellſchaft trat, ein Frauenzimmer überall erwünſcht wo ſie hinkam, eine der ſchönſten Zierden dieſes Clubbs, ein gebildeter Geiſt und eine glückliche Schriftſtellerin.

Man legte ihr die böſen Weiber vor, womit ſich ein geſchickter Künſtler an dem ſchönen Geſchlecht verſündigt, und ſie ward aufgefordert ſich ihrer beſſern Schweſtern anzunehmen.

Wahrſcheinlich, ſagte Amalie, wird nun auch eine Auslegung dieſer liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrſcheinlich wird es dem einen oder dem andern Schriftſteller nicht an Witz gebrechen, um das in

Worten noch recht aufzudröseln, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengewoben hat.

Sinklair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz fallen lassen, noch konnte er läugnen, daß hier und da eine Erklärung nöthig sey, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht bestehen könne und erst dadurch gleichsam belebt werden müsse. Wie sehr sich auch der bildende Künstler bemüht, Witz zu zeigen, so ist er doch niemals dabei auf seinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inschriften, ohne Erklärung ist gewissermaßen stumm, es wird erst etwas durch die Sprache.

Amalie. So lassen Sie denn auch dieses kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden. Ein Frauenzimmer ist in einem Lehnsessel eingeschlafen, wie es scheint über dem Schreiben; ein anderes, das dabei steht, reicht ihr eine Dose oder sonst ein Gefäß hin, und weint. Was soll das vorstellen?

Sinklair. So soll ich also den Erklärer machen, obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder, noch gegen ihre Erklärer gut gesinnt zu seyn scheinen? Hier soll, wie man mir sagte, eine Schriftstellerin vorgestellt seyn, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Dintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und diesen Dienst unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorstellungen, so wie Feder und Dinte sogleich wieder finden.

Arbon, ein denkender Künstler, der mit Eulalien gekommen war, machte der Darstellung, wie sie das Blatt zeigte, den Krieg. Wenn man, so sagte er, ja diese Begebenheit, oder wie man es nennen will, darstellen wollte, so mußte man sich anders dabei benehmen.

Henriette. Nun lassen Sie uns das Bild geschwind aufs neue componiren.

Arbon. Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genau betrachten. Daß jemand sich beim Schreiben das Dintenfaß halten läßt, ist ganz natürlich, wenn die Umstände von der Art sind, daß er es nirgends hinsetzen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Dintenfaß, wenn diese, in ihrer Sänfte sitzend, die Geschichten aufschrieb, die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß jemand, der im Bette schreibt, sich das Dintenfaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß.

Genug, schöne Henriette, die Sie so gern fragen und rathen, was müßte der Künstler vor allen Dingen thun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er müßte den Tisch verbannen, er müßte die Schlafende so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand, wo das Tintenfaß stehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte sie in einem der gepolsterten Lehnsessel vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre, sonst Bergeren nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehen hätte. Es wird supponirt, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer andern das Unbequeme zumuthet, macht sich's selbst unbequem. Das Papier entsinkt dem Schooße, die Feder der Hand, und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält verdrießlich das Tintenfaß.

Henriette. Ganz recht! denn hier haben wir schon ein Tintenfaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen soll. Warum sie nun gar Thränen abzuwischen scheint, läßt sich bei einer so gleichgültigen Handlung nicht denken.

Sinklair. Ich entschuldige den Künstler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelassen.

Arbon. Der denn auch wahrscheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Witz üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte; aber auch alsdann bemühe er sich sein Bild selbstständig zu machen. Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben; nur sehe er zu, sein eigener Commentator zu werden.

Sinklair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, so werden Sie doch eingestehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend und reizend seyn kann; warum sollen wir also dem Commentator nicht danken, der uns in den Stand setzt das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird.

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes, das sich

Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl;
Laß mich empfangen solch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künstlers Morgenlied.

Der Tempel ist euch aufgebaut,
Ihr hohen Musen all,
Und hier in meinem Herzen ist
Das Allerheiligste.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau' umher,
Steht rings ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgesang
Ist lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenspiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und lese, wie sich's ziemt,
Andacht liturg'scher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Götterſohn' auf Wagen hoch
Nachglühend stürmen an,

nicht selbst erklärt; nur müßte sie so kurz und schlicht seyn als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten; jedes witzige Werk wird deßhalb nicht von allen verstanden: was von dieser Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk schreiben wollte. Der Witz läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr zu witzeln; im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Flinklair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünscht, wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist.

Armidoro (indem er aus dem Cabinet kommt). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette, sie wären schon längst bei Seite gelegt.

Amalie. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe und zwar für immer. Dem Herausgeber muß aufgelegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Dutzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber in einem Damenkalender! Begreift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen, seiner Schönen, welcher Gatte, seiner Frau, ja welcher Vater, seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt, was sie nicht ist und was sie nicht seyn soll?

Armidoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun. Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in zierlichen Almanachen finden; unser wackerer Chodowiecki hat schon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeschmacks in so kleinen Monatskupfern trefflich dargestellt; allein was that er? Er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen, Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines gefühlten Strebens nach Werth und Schönheit. Lassen Sie uns mehr thun als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte thun. Hat der bildende Künstler dießmal die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller oder, wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite, und so kann

ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen! Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern, und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten!

Sinklair. Thun Sie es, Eulalie! erzeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind!

Eulalie. Schriftsteller versprechen gar zu leicht, weil sie hoffen dasjenige leisten zu können, was sie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Muße vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Was zu unsern Gunsten zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günstige vorzutragen, dazu gehört Enthusiasmus; und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

Armidoro. Einsicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung wären mir in diesem Falle noch willkommener.

Sinklair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören, als von der Verfasserin, die sich in dem Mährchen, das uns gestern so sehr entzückte, so unvergleichlich bewiesen hat.

Eulalie. Das Mährchen ist nicht von mir.

Sinklair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinklair. Doch von einem Frauenzimmer.

Eulalie. Von einer Freundin.

Sinklair. So giebt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Wer weiß wie viel und bessere.

Armidoro. Mögen Sie der Gesellschaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche sonderbare Weise diese angenehme Production entstanden ist.

Eulalie. Ein Frauenzimmer das ich auf einer Reise schätzen und kennen lernte, fand sich in sonderbare Lagen versetzt, die zu erzählen allzu weitläufig seyn würde. Ein junger Mann, der viel für sie gethan hatte und ihr zuletzt seine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung, überraschte ihre Vorsicht und sie gewährte vor der ehelichen Verbindung ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereigniſſe nöthigten den Bräutigam sich zu entfernen,

und sie sah in einer einsamen ländlichen Wohnung nicht ohne Sorgen und Unruhe dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geistes zum Anfang seines Daseyns eine günstige Nahrung zu bereiten schuldig war. Ich munterte sie auf sich zu fassen, und zufällig sendete ich ihr einige Bände Mährchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von dem kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Productionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz loswerden konnte, so kleidete sie nunmehr alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl in einem so bedenklichen Zustande, alles verkörperte sich in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalie. Wobei sie sich wohl schwerlich das Tintenfaß halten ließ.

Eulalie. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe: alles war lieblich, wunderlich und mährchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Neigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeittage schloß sie das Mährchen, das bis auf weniges ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eigenen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Seyton, der seinen Platz am Hombretische eben einem andern überlassen hatte, herbeitrat und sich nach dem Inhalte des Gespräches erkundigte. Man sagte ihm kurz, es sey die Rede von einem

Mädchen, das aus täglichen phantastischen Confessionen eines kränkelnden Gemüthes, doch gewissermaßen vorsätzlich, entstanden sey.

Eigentlich, sagte er, ist es Schade, daß, so viel ich weiß, die Tagebücher abgekommen sind. Vor zwanzig Jahren waren sie stärker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich einen Schatz zu besitzen, wenn es seine Gemüthszustände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Person, der eine solche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeschlagen wäre. Eine Gouvernante hatte sie in früher Jugend an ein solches tägliches schriftliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt fast zum unentbehrlichen Geschäft geworden. Sie versäumte es nicht als erwachsenes Frauenzimmer, sie nahm die Gewohnheit mit in den Ehestand hinüber. Solche Papiere hielt sie nicht sonderlich geheim und hatte es auch nicht Ursache, sie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte niemand zu sehen!

Die Zeit verging und es kam auch die Reihe an sie, einen Hausfreund zu besitzen. Mit eben der Pünktlichkeit, mit der sie sonst ihrem Papiere täglich gebeichtet hatte, setzte sie auch die Geschichte dieses neuen Verhältnisses fort. Von der ersten Regung, durch eine wachsende Neigung, bis zum Unentbehrlichen der Gewohnheit war der ganze Lebenslauf dieser Leidenschaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur sonderbaren Lectüre, als er einmal zufällig über den Schreibtisch kam und ohne Argwohn und Absicht eine aufgeschlagene Seite des Tagebuchs herunterlas. Man begreift, daß er sich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu lesen; da er denn doch zuletzt noch ziemlich getröstet von dannen schied, weil er sah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geschickte Weise den gefährlichen Gast zu entfernen.

Henriette. Es sollte doch, nach dem Wunsche meines Freundes, die Rede von guten Weibern seyn, und ehe man sich's versieht, wird wieder von solchen gesprochen, die wenigstens nicht die besten sind.

Seyton. Warum denn immer bös oder gut! Müssen wir nicht mit uns selbst, so wie mit andern fürlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen und wie sich jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung besser zieht?

Armidoro. Ich glaube, es würde angenehm und nicht unnütz seyn, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden, und

deren uns manche im Leben vorkommen, auffetzte und sammelte. Leise Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entspringen, sind recht gut des Aufbehaltens werth. Der Romanschreiber kann sie nicht brauchen — denn sie haben zu wenig Bedeutendes — der Anekdotensammler auch nicht — denn sie haben nichts Witziges und regen den Geist nicht auf; nur derjenige, der im ruhigen Anschauen die Menschheit gerne faßt, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Sinklair. Fürwahr, wenn wir früher an ein so löbliches Werk gedacht hätten, so würden wir unserm Freunde, dem Herausgeber des Damenkalenders, gleich an Hand gehen können und ein Dutzend Geschichten, wo nicht von vortrefflichen, doch gewiß von guten Frauen aufsuchen können, um diese bösen Weiber zu balanciren.

Amalie. Besonders wünschte ich, daß man solche Fälle zusammentrüge, da wo eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erschafft. Um so mehr als auch hier der Künstler eine theure (kostspielige) Gattin zum Nachtheil unseres Geschlechts aufgestellt hat.

Seyton. Ich kann Ihnen gleich, schöne Amalie, mit einem solchen Falle aufwarten.

Amalie. Lassen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht, wie den Männern gewöhnlich, wenn sie die Frauen loben wollen; sie gehen vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Seyton. Dießmal wenigstens brauche ich die Umkehrung meiner Absicht durch einen bösen Geist nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirthe gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wohl hauptsächlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nöthigte den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos ohne Liederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheirathet, eine stille leidliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im stillen tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das baare

Geld nöthigte ihr eine gewiſſe Ehrfurcht ab; ſie fühlte ganz den Werth deſſelben, ſo wie die Nothwendigkeit ſich überhaupt in Beſitz zu ſetzen, ſich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborene Heiterkeit des Gemüths hätte ſie alle Anlagen zum ſtrengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz ſchadet dem Weibe nichts, ſo übel ſie die Verſchwendung kleidet. Freigebigkeit iſt eine Tugend, die dem Mann ziemt, und Feſthalten iſt die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unſer Urtheil wird im ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarethe, ſo will ich meinen ſorglichen Hausgeiſt nennen, war mit ihrem Manne ſehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Feurage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt wie ſie waren, eine Zeit lang auf dem Tiſche liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einſtrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Packete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verſchiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und ſie ſah wohl ein, daß, wenn er auch nicht verſchwendete, manches in einer ſolchen Unordnung verſchleudert werden müſſe. Der Wunſch ihn auf beſſere Wege zu leiten, war ſo groß bei ihr, der Verdruß zu ſehen, daß manches, was ſie im kleinen erwarb und zuſammenhielt, im großen wieder vernachläſſigt wurde und auseinander fleß, war ſo lebhaft, daß ſie ſich zu einem gefährlichen Verſuch bewogen fühlte, wodurch ſie ihm über dieſe Lebensweiſe die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm ſich vor, ihm ſoviel Geld als möglich aus den Händen zu ſpielen, und zwar bediente ſie ſich dabei einer ſonderbaren Liſt. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tiſche aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob. Sie beſtrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und ſetzte ihn, in einem Schein von Ungeſchicklichkeit, auf die Stelle, wo die Ducaten lagen, eine Geldſorte, der ſie eine beſondere Freundſchaft gewidmet hatte; ſie erhaſchte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzſorten und war mit ihrem erſten Fiſchfange wohl zufrieden. Sie wiederholte dieſe Operation mehrmals, und ob ſie ſich gleich über ein ſolches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewiſſen machte, ſo beruhigte ſie ſich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß dieſe Art der Entwendung für keinen Diebſtahl angeſehen werden könne, weil ſie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrt ſich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um deſto reichlicher, als ſie

alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sey. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können: da er alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Versteß herrühre.

Margarethe schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handelsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu! Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erspart worden sey. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, seine Geschäfte vor wie nach, nur mit noch größerem Eifer besorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Cassiers mit großen Ehren: kein falscher Laubthaler, ja kein verrufener Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war wie billig die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach dem Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand

ſetzte, den Gaſthof mit allem was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Sinklair. Alſo ging alle dieſe Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrſchaft hinaus. Ich möchte doch wiſſen, in wie fern man Recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für ſo herrſchſüchtig hält.

Amalie. Da haben wir alſo ſchon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe hinkt!

Armidoro. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber. Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht ſehr bemüht ſind, dieſen Vorwurf von Ihrem Geſchlecht abzulehnen.

Eulalie. In ſo fern es ein Vorwurf wäre, wünſchte ich, daß ihn unſer Geſchlecht durch ſein Betragen ablehnte; in wie fern wir aber auch ein Recht zur Herrſchaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir ſind nur herrſchſüchtig, in ſofern wir auch Menſchen ſind: denn was heißt herrſchen anders, in dem Sinn wie es hier gebraucht wird, als auf ſeine eigene Weiſe ungehindert thätig zu ſeyn, ſeines Daſeyns möglichſt genießen zu können. Dieß fordert jeder rohe Menſch mit Willkür, jeder Gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erſcheint bei uns Frauen dieſes Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Geſetze eben ſo gut zu verkürzen ſcheinen, als die Männer begünſtigt ſind. Was dieſe beſitzen, müſſen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger, als das was man ererbt hat.

Seyton. Und doch können ſich die Frauen nicht mehr beklagen: ſie erben in der jetzigen Welt ſo viel, ja faſt mehr als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt ſchwerer ſey ein vollendeter Mann zu werden als ein vollendetes Weib; der Ausſpruch: „Er ſoll dein Herr ſeyn!“ iſt die Formel einer barbariſchen Zeit, die lange vorüber iſt. Die Männer konnten ſich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugeſtehen; indem die Frauen ſich ausbildeten, ſtand die Wagſchale inne, und indem ſie bildungsfähiger ſind, neigt ſich in der Erfahrung die Wagſchale zu ihren Gunſten.

Armidoro. Es iſt keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im ganzen das Uebergewicht gewinnen müſſen. Denn bei einem wechſelſeitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und dann verliert er; denn ſein Vorzug beſteht nicht in gemäßigter, ſondern in gebändigter

Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, ſo gewinnt ſie; denn wenn ſie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, ſo entſteht ein Weſen, das ſich nicht vollkommener denken läßt.

Feyton. Ich habe mich in ſo tiefe Betrachtungen nicht eingelaſſen; indeſſen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrſcht und herrſchen muß: daher, wenn ich ein Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht wo ſie herrſcht; denn daß ſie irgendwo herrſche, ſetze ich voraus.

Amalie. Und da finden Sie denn was Sie vorausſetzen?

Feyton. Warum nicht? Geht es doch den Phyſikern und andern, die ſich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel beſſer. Ich finde durchgängig: die thätige, zum Erwerben, zum Erhalten geſchaffene iſt Herr im Hauſe; die ſchöne, leicht und oberflächlich gebildete Herr in großen Cirkeln; die tiefer gebildete beherrſcht die kleinen Kreiſe.

Amalie. Und ſo wären wir alſo in drei Klaſſen eingetheilt.

Sinklair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug ſind, und mit denen freilich noch nicht alles erſchöpft iſt. Es giebt zum Beiſpiel noch eine vierte, von der wir lieber nicht ſprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unſer Lob ſich nothwendig in Tadel verkehren müſſe.

Henriette. Die vierte Klaſſe alſo wäre zu errathen. Laſſen Sie ſehen!

Sinklair. Gut! Unſere drei erſten Klaſſen waren Wirkſamkeit zu Hauſe, in großen und in kleinen Cirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unſere Thätigkeit?

Sinklair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! und wie das? Eine unthätige Frau ſollte herrſchen?

Sinklair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinklair. Durchs Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt als man denkt.

Amalie. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, beſonders wenn ſie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalie! Es ist nichts unschädlicher als solche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was andere von uns denken. Nun also die verneinenden, wie wäre es mit diesen?

Sinklair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung sprechen. In unserm lieben Vaterland soll es wenige, in Frankreich gar keine geben, und zwar deswegen, weil die Frauen sowohl bei uns, als bei unsern galanten Nachbarn, einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo sie sehr beschränkt sind, wo der äußerliche Anstand ängstlich, die öffentlichen Vergnügungen seltener sind, sollen sie sich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man sogar einen eigenen Namen, mit dem das Volk, die Menschenkenner, ja sogar die Aerzte ein solches Frauenzimmer benennen.

Henriette. Nun geschwinde den Namen! Namen kann ich nicht rathen.

Sinklair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt seyn soll, man nennt sie Schälke.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinklair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des Schweizer Physiognomisten mit großem Antheil lesen mochten; erinnern Sie sich nicht auch, etwas von Schälken darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte seyn; doch ist es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinklair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude jemand einen Possen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer macht. Es ist dieß in jener Gegend etwas gewöhnliches. Mir ist es einigemal vorgekommen, daß mir ein Einheimischer, gegen den ich diese und jene Frau schön pries, einwendete: Aber sie ist ein Schalk. Ich hörte sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: Es ist ein Schalk; da wird schwer zu helfen seyn.

Amalie stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er ſengte ſie dahin

Mit Flammenſchwert der Heldenſohn,
Zehntauſend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Regus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen brauſ't.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen ſie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach, rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
Ins Lager tragt ihn fort,
Und Balſam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todten-Ehr!

Sinklair. Mir ſchien es auch ſo, und deßwegen ſchrieb ich damals die Symptome dieſer halb moraliſchen, halb phyſiſchen Krankheit in einem Aufſatz zuſammen, den ich das Capitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologiſchen Bemerkungen dachte; ich habe es aber bisher ſorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl ſchon einmal ſehen laſſen, und wenn Sie einige hübſche Geſchichten wiſſen, woraus wir recht deutlich ſehen können, was ein Schalk iſt, ſo ſollen ſie künftig auch in die Sammlung unſerer neueſten Novellen aufgenommen werden.

Sinklair. Das mag alles recht gut und ſchön ſeyn; aber meine Abſicht iſt verfehlt, um derentwillen ich herkam: ich wollte jemand in dieſer geiſtreichen Geſellſchaft bewegen, einen Text zu dieſen Kalenderkupfern zu übernehmen, oder uns jemand zu empfehlen, dem man ein ſolches Geſchäft übertragen könnte; anſtatt deſſen ſchelten, ja vernichten Sie mir dieſe Blättchen und ich gehe faſt ohne Kupfer, ſo wie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indeſſen das, was dieſen Abend hier geſprochen und erzählt worden iſt, auf dem Papiere, ſo würde ich beinahe für das, was ich ſuchte und nicht fand, ein Aequivalent beſitzen.

Armidore (aus dem Cabinet tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünſchen zuvor. Die Angelegenheit unſeres Freundes, des Herausgebers, iſt auch mir nicht fremd. Auf dieſem Papiere habe ich geſchwind protokollirt was geſprochen worden; ich will es ins Reine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geiſtes zu gießen, ſo würden wir wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton die Frauen mit den ſchroffen Zügen, in denen unſer Künſtler ſie beleidigen mag, wieder ausſöhnen.

Henriette. Ich kann Ihre thätige Freundſchaft nicht tadeln, Armidore; aber ich wollte Sie hätten das Geſpräch nicht nachgeſchrieben: es giebt ein böſes Beiſpiel. Wir leben ſo heiter und zutraulich zuſammen, und es muß uns nichts ſchrecklicheres ſeyn, als in der Geſellſchaft einen Menſchen zu wiſſen, der aufmerkt, nachſchreibt und, wie jetzt gleich alles gedruckt wird, eine zerſtückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publicum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man verſprach ihr nur allenfalls über kleine Geſchichten, die vorkommen ſollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereden das Protokoll des Geschwindschreibers zu redigiren; sie wollte sich von dem Mährchen nicht zerstreuen, mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Protokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie konnten, aus der Erinnerung nachhalfen, und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegten.

Novelle.

1826.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da gebärdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit sich zu zeigen nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammengetraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther: beide waren von thätig lebhaftem Charakter: eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den

Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleit Friedrichs, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, dir unsern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird. Und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge und verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Telescop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer, nach einer öden steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug.

Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch niemand wüßte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht; denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgiebt: seit hundert und funfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen. Wo ihr euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dieß Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflechten, und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind! Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig einziges Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurfte es keines Aufräumens; hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und

da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden: sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt, ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden, und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth, und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne der unbegränzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten; denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein und meldete die Pferde seyen vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf, und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, höre ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt.

Noch nicht, meine Liebe! versetzte der Fürst: was Sie hier sahen,

ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll.

Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wäre es nur bis an den Fuß. Ich habe große Lust mich heute weit in der Welt umzusehen.

Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst.

Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden: denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sey kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land, an einander gränzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet: denn gerade zu dieser Jahrszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe; bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann stammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte,

der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig bereiten Begleiter: denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt! Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu seyn.

Wie vorauszusehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt für Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sey.

Unter einander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte, und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seyen, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch, als ob die Weiber nicht rauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim: wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufputzt.

Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegentönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen: der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs kräftigste hören; die Pferde

Und ſind' ich mich zurück hierher,
Empfängſt du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und ſo im Bilde warm!

Ach, wie du ruhteſt neben mir,
Und ſchmachteteſt mich an,
Und mir's vom Aug' durchs Herz hindurch
Zum Griffel ſchmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Buſen jung und friſch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm!

Und ſollſt mir, meine Liebe, ſeyn
Alldeutend Ideal,
Madonna ſeyn, ein Erſtlingskind,
Ein heiligs an der Bruſt;

Und haſchen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüſch;
O fliehe nicht die rauhe Bruſt,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin ſtark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp,

ſchauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Weſen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde ſich ſo furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften ſie die bunten koloſſalen Gemälde nicht überſehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darſtellten, welche der friedliche Staatsbürger zu ſchauen unüberwindliche Luſt empfinden ſollte. Der grimmig ungeheure Tiger ſprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe ſtand ernſthaft majeſtätiſch, als wenn er keine Beute ſeiner würdig vor ſich ſähe; andere wunderliche, bunte Geſchöpfe verdienten neben dieſen mächtigen weniger Aufmerkſamkeit.

Wir wollen, ſagte die Fürſtin, bei unſerer Rückkehr doch abſteigen, und die ſeltenen Gäſte näher betrachten.

Es iſt wunderbar, verſetzte der Fürſt, daß der Menſch durch Schreckliches immer aufgeregt ſeyn will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in ſeinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu ſehen. Es iſt an Mord und Todtſchlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelſänger müſſen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menſchen wollen eingeſchüchtert ſeyn, um hinterdrein erſt recht zu fühlen, wie ſchön und löblich es ſey, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von ſolchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben ſeyn, alles und jedes war ſogleich ausgelöſcht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterſte Gegend eintrat. Der Weg führte zuerſt am Fluſſe hinan, an einem zwar noch ſchmalen, nur leichte Kähne tragenden Waſſer, das aber nach und nach als größter Strom ſeinen Namen behalten und ferne Länder beleben ſollte. Dann ging es weiter durch wohlverſorgte Frucht- und Luſtgärten ſachte hinaufwärts, und man ſah ſich nach und nach in der aufgethauen wohlbewohnten Gegend um, bis erſt ein Buſch, ſodann ein Wäldchen die Geſellſchaft aufnahm, und die anmuthigſten Oertlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wieſenthal, erſt vor kurzem zum zweitenmal gemäht, ſammetähnlich anzuſehen, von einer oberwärts lebhaft auf einmal reich entſpringenden Quelle gewäſſert, empfing ſie freundlich, und ſo zogen ſie einem höhern, freiern Standpunkt entgegen, den ſie, aus dem Walde ſich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor ſich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte

Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen, gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick erfättigt oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegenstand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig über einander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeigte Neigung zu einem Versuch; Honorio war bei der Hand; der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sichs gefallen, und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen: die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hinter einander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung: das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich, die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung, auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und

in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land, Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde. Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu seyn pflegt, wo die Alten sagten der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt seyn könne. Und wenn man dann wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sey hoch oder niedrig, weit oder eng, so giebt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Henerie, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich. Von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth; der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren! das ist nicht gut; ich fürchtete immer, das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht! Lassen Sie mir Henerie; wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt, so eilig als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Henerie: Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung; man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras; schnelles Reiten ist unsicher: ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder seyn. Die Fürstin glaubte nicht daran: sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben; und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche

res trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden, der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder ans Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Wiederschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen, unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düstern, an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister, in ihrem Elemente um- und umgestaltet, sich muthwillig tanzend verzehren, und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen: an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr: nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verrüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte: heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen;

und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht, gnädige Frau! rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte: das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen; auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle, der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft aufs neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand: der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte, und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrige geblieben da lag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte: eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf; in allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich; hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Rest! sagte die Fürstin: ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen.

Verzeiht! erwiederte der Jüngling: er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll.

Frevelt nicht! sagte die Fürstin: alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick.

Auch ich, rief Honorie, war nie frömmer als jetzt eben; deßhalb aber denke ich ans Freudigste, ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann.

Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie.

Ist es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen würden.

Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf! Schon ist kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das weitere! vor allen Dingen steht auf!

Da ich nun einmal kniee, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten von der Gunst, von der Gnade die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sey? Niemand traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin. Ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten; allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe; und ich dächte Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner

Empfindung Raum zu geben: denn haſtig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio ſich beſinnend aufgeſtanden, als ſie ſich heulend und ſchreiend über den Leichnam her warf, und an dieſer Handlung, ſo wie an einer obgleich reinlich anſtändigen, doch bunten und ſeltſamen Kleidung ſogleich errathen ließ, ſie ſey die Meiſterin und Wärterin dieſes dahin geſtreckten Geſchöpfes, wie denn der ſchwarzaugige, ſchwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltſamen Ausbrüchen der Leidenſchaft dieſes unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen ſtoßweiſe, ein Strom von Worten, wie ein Bach ſich in Abſätzen von Felſen zu Felſen ſtürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte ſich eindringlich und rührend; vergebens würde man ſie in unſern Mundarten überſetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürften wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warſt zahm und hätteſt dich gern ruhig niedergelaſſen und auf uns gewartet: denn deine Fußballen ſchmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir ſie zu reifen! Du warſt der ſchönſte deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger ſo herrlich ausgeſtreckt im Schlafe geſehen, wie du nun hier liegſt, todt um nicht wieder aufzuſtehen! Wenn du des Morgens aufwachteſt beim frühen Tagſchein und den Rachen aufſperreteſt, ausſtreckend die rothe Zunge, ſo ſchienſt du uns zu lächeln, und wenn ſchon brüllend, nahmſt du doch ſpielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten! wie lange war deine Geſellſchaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speiſe von den Freſſern und ſüße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr ſeyn! Wehe! wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schloſſe herab Reiter heranſprengten, die alſobald für das Jagdgefolge des Fürſten erkannt wurden, er ſelbſt voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufſteigen ſehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltſam hetzender Jagd, den geraden Weg nach dieſem traurigen Zeichen genommen. Ueber die ſteinige Blöße einherſprengend ſtutzten und ſtarrten ſie, nun die unerwartete Gruppe

gewahr werdend, die ſich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem erſten Erkennen verſtummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht ſelbſt ergab, mit wenigen Worten erläutert. So ſtand der Fürſt vor dem ſeltſamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unſchlüſſig war man nicht was zu thun ſey; anzuordnen, auszuführen war der Fürſt beſchäftigt, als ein Mann ſich in den Kreis drängte, groß von Geſtalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zuſammen Schmerz und Ueberraſchung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürſten und ſagte: Es iſt nicht Klagenszeit! Ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe iſt los; auch hier nach dem Gebirg iſt er hin: aber ſchont ihn! habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dieß gute Thier!

Der Löwe? ſagte der Fürſt: haſt du ſeine Spur?

Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der ſich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf: aber ich ſah den großen Trupp Menſchen und Pferde vor mir; neugierig und hülfsbedürftig eilte ich hierher.

Alſo, beorderte der Fürſt, muß die Jagd ſich auf dieſe Seite ziehen. Ihr ladet eure Gewehre; geht ſachte zu Werk; es iſt kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt. Aber am Ende, guter Mann, werden wir euer Geſchöpf nicht ſchonen können; warum waret ihr unvorſichtig genug, ſie entkommen zu laſſen?

Das Feuer brach aus, verſetzte jener; wir hielten uns ſtill und geſpannt; es verbreitete ſich ſchnell, aber fern von uns: wir hatten Waſſer genug zu unſerer Vertheidigung, aber ein Pulverſchlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und ſind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürſt mit Anordnungen beſchäftigt, aber einen Augenblick ſchien alles zu ſtocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranſpringend geſehen ward, den man bald für den angeſtellten Wächter erkannte, der die Werkſtätte des Malers bewachte, indem er darin ſeine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufſichtigte. Er kam außer Athem ſpringend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der höhern Ringmauer habe ſich der Löwe im Sonnenſchein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte ſich ganz ruhig.

Aergerlich aber ſchloß der Mann: Warum habe ich geſtern meine Büchſe in die Stadt getragen, um ſie ausputzen zu laſſen! Er wäre nicht wieder aufgeſtanden; das Fell wäre doch mein geweſen, und ich hätte mich deſſen, wie billig, zeitlebens gebrüſtet.

Der Fürſt, dem ſeine militäriſchen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er ſich wohl ſchon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, ſagte hierauf: Welche Bürgſchaft gebt ihr mir, daß wenn wir eures Löwen ſchonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier dieſe Frau und dieſes Kind, erwiederte der Vater haſtig, erbieten ſich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beſchlagenen Kaſten heraufſchaffe, da wir ihn denn unſchädlich und unbeſchädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe ſchien ſeine Flöte verſuchen zu wollen, ein Inſtrument von der Art, das man ſonſt die ſanfte ſüße Flöte zu nennen pflegte; ſie war kurz geſchnäbelt wie die Pfeifen; wer es verſtand, wußte die anmuthigſten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürſt den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieſer aber verſetzte: Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben ſoll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergeſtalt entſtellt, daß niemand als durch jenen erſten engen Anweg zu dem Zauberſchloſſe gelangen könne, wozu es Fürſt Friedrichs Geiſt und Geſchmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei ſich der Fürſt nach dem Kinde umſah, das immer ſanft gleichſam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er ſich zu Honorie und ſagte: Du haſt heute viel geleiſtet; vollende das Tagwerk! Beſetze den ſchmalen Weg; haltet eure Büchſen bereit, aber ſchießt nicht eher, als bis ihr das Geſchöpf nicht ſonſt zurückſcheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er ſich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das übrige ſtehen. Eilig ſchickte Honorie ſich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte ſeine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Geſetz, und vielleicht eben deßwegen ſo herzergreifend; die Umſtehenden ſchienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weiſe, als der Vater mit anſtändigem Enthuſiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein! Uralte Bäume zieren sein Haupt und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren; muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daherziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht ihr aber im fernen umher? Betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle. Schaut die Ameise da: sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht; sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu: aber sie hat umsonst gearbeitet; denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander. Seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzog er die Wüste; dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff und im Einklang sich hören ließ; das Kind aber sang:

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unſer Glück,
Und ſoll's die Fratze Eiferſucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor als Landſchaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Malen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübſches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war wie eine Roſe,
Nach dem weiten ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen:

Aus den Gruben hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang:
Engel schweben ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten; die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durch einander schob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben:
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben,
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder,
Und so ist es schon gethan!

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick:
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt:
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte; und nur erst, als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war

wie beschwichtigt, jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken: es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge; man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen, und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit wenigen sich eiligst; die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten.

Es ist nicht Noth, sagte die Frau; es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten, als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken; er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut.

Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen; er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort, und rief: Schöner junger Mann, du hast meinen Tiger erschlagen; ich fluche dir nicht. Schone meinen Löwen, guter junger Mann; ich segne dich!

Honorio schaute gerade vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann.

Du ſchauſt nach Abend, rief die Frau: du thuſt wohl daran; dort giebt's viel zu thun. Eile nur, ſäume nicht! du wirſt überwinden. Aber zuerſt überwinde dich ſelbſt!

Hierauf ſchien er zu lächeln: die Frau ſtieg weiter, konnte ſich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überſchien ſein Geſicht; ſie glaubte nie einen ſchönern Jüngling geſehen zu haben.

Wenn euer Kind, ſagte nunmehr der Wärtel, flötend und ſingend, wie ihr überzeugt ſeyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, ſo werden wir uns deſſelben ſehr leicht bemeiſtern, da ſich das gewaltige Thier ganz nahe an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptther verſchüttet iſt, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, ſo kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe ſchließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke ſieht, dem Thiere entſchlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich ſo ſtellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umſtände ſind alle nicht nöthig. Gott und Kunſt, Frömmigkeit und Glück müſſen das Beſte thun.

Es ſey! verſetzte der Wärtel: aber ich kenne meine Pflichten. Erſt führe ich euch durch einen beſchwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabſteigen, gleichſam in die Arena des Schauſpiels, und das beſänftigte Thier dort hereinlocken. Das geſchah: Wärtel und Mutter ſahen verſteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum ſich zeigte, und in der düſtern Oeffnung gegenüber verſchwand, aber ſogleich ſeinen Flötenton hören ließ, der ſich nach und nach verlor, und endlich verſtummte. Die Pauſe war ahnungsvoll genug: den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der ſeltene menſchliche Fall. Er ſagte ſich, daß er lieber perſönlich dem gefährlichen Thiere entgegenginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Geſicht übergebogen horchend, ließ nicht die mindeſte Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder; das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langſam und, wie es ſchien, mit einiger Beſchwerde. Er zeigte hie und da Luſt ſich niederzulegen; doch der Knabe führte ihn im Halbkreiſe durch

die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte, und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang:
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schooß gehoben, die der Knabe, fortsingend, anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog, und vielleicht ungewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sey.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück;
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches

einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe ſpüren können, ſo geſchah es hier: und wirklich ſah das Kind in ſeiner Verklärung aus wie ein mächtiger ſiegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene — dem ſeine Kraft blieb in ihm verborgen — aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und ſang ſo weiter, nach ſeiner Art die Zeilen verſchränkend, und neue hinzufügend:

Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Lieben Sohn aus zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Siebenzehnter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Siebenzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

19/50/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Erſter Theil.

ὁ μὴ δαρὶς ἀνθρωπος οὐ παιδεύεται.

Oben malt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein laſirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Maler, bald das Bild beſchaute.

Hab' ich doch, ſo ſagt' er, dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das ſchwerſte noch zurücke.

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Friſche Wangen unter braunen Haaren,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche desselben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, stehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein solches, immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichterischen Werke beisammen, und finden, indem wir sie durchlesen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja manches Vergessene wird durch diese Sammlung wieder angefrischt. Man kann sich nicht enthalten, diese zwölf Bände, welche in Einem Format vor uns stehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte sich daraus gern ein Bild des Autors und seines Talents entwerfen. Nun ist nicht zu läugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derselbe seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, für die lange Zeit, die seitdem verflossen, ein Dutzend Bändchen zu wenig scheinen müssen. Eben so kann man sich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meistens besondere Veranlassungen dieselben hervorgebracht, und sowohl äußere bestimmte Gegenstände als innere entschiedene Bildungsstufen daraus hervorscheinen, nicht minder auch gewisse temporäre moralische und ästhetische Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben diese Productionen immer unzusammenhängend; ja oft sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seyen.

„Ihre Freunde haben indessen die Nachforschung nicht aufgegeben, und suchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweise, manches

Räthsel zu errathen, manches Problem aufzulösen; ja sie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes Verhältniß ihnen beisteht, selbst in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhülfe nicht unangenehm seyn, welche Sie unsern freundschaftlichen Gesinnungen nicht wohl versagen dürfen.

„Das erste also, warum wir Sie ersuchen, ist, daß Sie uns Ihre, bei der neuen Ausgabe, nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke, in einer chronologischen Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen Sie gefolgt, in einem gewissen Zusammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie diese Bemühung einem engern Kreise, vielleicht entspringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftsteller soll bis in sein höchstes Alter den Vortheil nicht aufgeben, sich mit denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem jeden verliehen seyn möchte, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirksamen Erzeugnissen von neuem aufzutreten, so sollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollständiger, das Bewußtseyn deutlicher wird, das Geschäft sehr unterhaltend und neubelebend seyn, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die sich früher mit und an dem Künstler gebildet haben."

Dieses so freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Lust es zu befolgen. Denn wenn wir in früherer Zeit leidenschaftlich unsern eigenen Weg gehen, und um nicht irre zu werden, die Anforderungen anderer ungeduldig ablehnen, so ist es uns in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit liebevoll bestimmen mag. Ich unterzog mich daher sogleich der vorläufigen Arbeit, die größern und kleinern Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich suchte mir

Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich sie hervorgebracht. Allein das Geschäft ward bald beschwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nöthig wurden, um die Lücken zwischen dem bereits Bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderst fehlt alles, woran ich mich zuerst geübt, es fehlt manches Angefangene und Nichtvollendete; ja sogar ist die äußere Gestalt manches Vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden. Außer diesem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wissenschaften und andern Künsten bemüht, und was ich in solchen fremd scheinenden Fächern, sowohl einzeln als in Verbindung mit Freunden, theils im Stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieses wünschte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuschalten; allein diese Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter: denn indem ich jener sehr wohl überdachten Forderung zu entsprechen wünschte und mich bemühte, die innern Regungen, die äußern Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen, der Reihe nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt; die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor, ja die ungeheuern Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu seyn, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl

sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden seyn.

Auf diesem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Versuchen, aus solchen Erinnerungen und Ueberlegungen entsprang die gegenwärtige Schilderung, und aus diesem Gesichtspunkt ihres Entstehens wird sie am besten genossen, genutzt, und am billigsten beurtheilt werden können. Was aber sonst noch, besonders über die halb poetische, halb historische Behandlung, etwa zu sagen seyn möchte, dazu findet sich wohl im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

Erstes Buch.

Am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage Zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Constellation war glücklich: die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Mercur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der so eben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen.

Diese guten Aspecten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen seyn: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Noth versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt, und der Hebammenunterricht eingeführt oder erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen seyn.

Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühesten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigener anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häusern bestand. Eine thurmartige Treppe führte

zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch dieses Geräms die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb, und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegeleien, zu denen mich jene sonst ernsten und einsamen Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waaren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergötzte, daß ich so gar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: Noch mehr! Ich säumte nicht, sogleich einen Topf, und auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach sämmtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh, ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt und sie riefen immer: Noch mehr! Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben: und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles, was ich von Geschirr

erschleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur später erschien jemand zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen, und man hatte für so viel zerbrochene Töpferwaare wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schalkischen Urheber bis an ihr Lebensende ergötzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hause wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unsere Spiele bis an ihren Sessel, ja wenn sie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnerte mich ihrer gleichsam als eines Geistes, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend ist sie mir im Gedächtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unser Haus lag, den Hirschgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirsche sahen, so wollten wir diesen Ausdruck erklärt wissen. Man erzählte sodann, unser Haus stehe auf einem Raum, der sonst außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße sich befinde, sey ehemals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden. Man habe diese Thiere hier aufbewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeist, den man denn für einen solchen Festtag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürsten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und störten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeschlossen oder belagert hielten. Dieß gefiel uns sehr und wir wünschten, eine solche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unsern Zeiten zu sehen gewesen.

Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem obern Stock, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinahe unabsehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten, unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkt her weitläufige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hofes von diesen so nahe gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen.

Im zweiten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war,

wie ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lectionen, wartete die Gewitter ab und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dieß frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmaxime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sachte aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich, in umgewandtem Schlafrock und also für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und schreckte uns in unsere Ruhestätte zurück. Die daraus entspringende üble Wirkung denkt sich jedermann. Wie soll derjenige die Furcht loswerden, den man zwischen ein doppelt Furchtbares einklemmt? Meine Mutter, stets heiter und froh und andern das gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft: sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirschen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hatten. Es gelang und beide Theile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauses zog meinen Blick am meisten eine Reihe römischer Prospecte auf sich, mit welchen der Vater einen Vorsaal ausgeschmückt hatte, gestochen von einigen geschickten Vorgängern des Piranese, die sich auf Architectur und Perspective wohl verstanden, und deren Nadel sehr deutlich und schätzbar ist. Hier sah ich täglich die Piazza del Popolo, das Colisee, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die

Engelsburg und ſo manches andere. Dieſe Geſtalten drückten ſich tief bei mir ein, und der ſonſt ſehr lakoniſche Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beſchreibung des Gegenſtandes vernehmen zu laſſen. Seine Vorliebe für die italiäniſche Sprache und für alles, was ſich auf jenes Land bezieht, war ſehr ausgeſprochen. Eine kleine Marmor- und Naturalienſammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil ſeiner Zeit verwendete er auf ſeine italiäniſch verfaßte Reiſebeſchreibung, deren Abſchrift und Redaction er eigenhändig, heftweiſe, langſam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer italiäniſcher Sprachmeiſter, Giovinazzi genannt, war ihm daran behülflich. Auch ſang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte ſich bequemen, ihn und ſich ſelbſt mit dem Claviere täglich zu accompagniren; da ich denn das Solitario bosco ombroso bald kennen lernte und auswendig wußte, ehe ich es verſtand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei ſeiner Entfernung von Geſchäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf andere übertragen. So hatte er meine Mutter in den erſten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Clavierſpielen und Singen; wobei ſie ſich genöthigt ſah, auch in der italiäniſchen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unſern Freiſtunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unſern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beſchäftigen und mit allerlei guten Biſſen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch ſetzte ſie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem ſie uns ein Puppenſpiel vorſtellen ließ, und ſo in dem alten Hauſe eine neue Welt erſchuf. Dieſes unerwartete Schauſpiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an ſich; beſonders auf den Knaben machte es einen ſehr ſtarken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem ſtummen Perſonal, die man uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigener Uebung und dramatiſcher Belebung übergab, mußte uns Kinder um ſo viel werther ſeyn, als es das letzte Vermächtniß unſerer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unſern Augen erſt entzogen und dann für immer durch den Tod entriſſen wurde. Ihr Abſcheiden war für die

Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das ſie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meiſter
Hat in ſeine Schule dich genommen,
Daß du ſo geſchwind und ſo natürlich
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt?

Da ich noch ſo rede, ſieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuſelt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun alles, alles ſich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten;
Glaubt ihr wohl, ich ſey auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben?

Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Familie von deste größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zustande derselben nach sich zog.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater sich gehütet, nur das mindeste im Hause zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er sich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch sogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehreren alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, sich erlaubt, nicht allein mit dem ersten, sondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen; wodurch denn freilich besonders enge Straßen etwas Düsteres und Aengstliches bekamen. Endlich ging ein Gesetz durch, daß, wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem ersten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber senkrecht aufführen müsse. Mein Vater, um den vorspringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektonisches Ansehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung besorgt, bediente sich, wie schon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die obern Theile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das Neue gleichsam einzuschalten, so daß, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun also das Einreißen und Aufrichten allmählig geschah, so hatte mein Vater sich vorgenommen, nicht aus dem Hause zu weichen, um desto besser die Aufsicht zu führen und die Anleitung geben zu können: denn aufs Technische des Baues verstand er sich ganz gut; dabei wollte er aber auch seine Familie nicht von sich lassen. Diese neue Epoche war den Kindern sehr überraschend und sonderbar. Die Zimmer, in denen man sie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängstigt, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man sonst so sehr gesorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu sehen, und zwar von unten herauf, und indessen oben auf unterstützten Balken, gleichsam in der Luft zu schweben, und dabei immer noch zu einer gewissen Lection, zu einer bestimmten Arbeit angehalten zu werden — dieses alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die sich so leicht nicht wieder ins Gleiche setzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr

Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, sich auf Balken zu schaukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen ward.

Hartnäckig setzte der Vater die erste Zeit seinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde, und ungeachtet alles übergespannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu unsern Betten gelangte, so entschloß er sich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche sich schon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeitlang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Dieser Uebergang hatte manches Unangenehme: denn indem man die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen.

Um diese Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterstadt zuerst gewahr wurde; wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Gespielen, darin auf und ab wandelte. Um den Eindruck, den diese ernsten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzutheilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er sich in seinen verschiedenen Theilen allmählig vor mir entwickelte. Am liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes Ansehen machte sie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk, auch ist es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorsorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern schuldig ist. Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachsenhausen spaziert, und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits, da schlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden; besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jederzeit der Saalhof, der wenigstens an der Stelle stand, wo die Burg Kaiser Carls des Großen und seiner Nachfolger gewesen

seyn sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor sich in die alte Gewerbstadt, und besonders Markttages gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomäuskirche herum versammelte. Hier hatte sich von den frühesten Zeiten an die Menge der Verkäufer und Krämer über einander gedrängt, und wegen einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neueren Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden. Die Buden des sogenannten Pfarreisens waren uns Kindern sehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuschaffen. Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden engen und häßlichen Fleischbänken geflohen bin. Der Römerberg war ein desto angenehmerer Spazierplatz. Der Weg nach der neuen Stadt durch die Neue Kräm war immer aufheiternd und ergötzlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauenkirche eine Straße nach der Zeile zuging, und wir immer den großen Umweg durch die Hasengasse oder die Katharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes am meisten an sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich, und die aus früheren Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof, das Compostell, das Braunfels, das Stammhaus derer von Stallburg, und mehrere in den späteren Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Festen. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen: alles deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Gränze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine gewisse Neigung zum Alterthümlichen setzte sich bei dem Knaben fest, welche besonders durch alte Chroniken, Holzschnitte, wie zum Beispiel den Grave'schen von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begünstigt wurde; wobei noch eine

andere Luft, bloß menſchliche Zuſtände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anſpruch auf Intereſſe oder Schönheit, zu erfaſſen, ſich hervorthat. So war es eine von unſern liebſten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verſchaffen ſuchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuſpazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen ſich bis an den Zwinger heran; man ſieht mehreren tauſend Menſchen in ihre häuslichen, kleinen, abgeſchloſſenen, verborgenen Zuſtände. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obſtgärten des für ſeinen Nutzen beſorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an den mannichfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbei, an dem unſere kindiſche Neugier ſich nicht genug ergötzen konnte; denn fürwahr der bekannte hinkende Teufel, als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für dieſen geleiſtet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein gethan war. Die Schlüſſel, deren man ſich auf dieſem Weg bedienen mußte, um durch mancherlei Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht ihren Subalternen aufs beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In ſeinen untern, gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſchafften uns Eintritt in das groſſe, höchſt einfache Seſſionszimmer des Rathes. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände ſo wie die Wölbung weiß, und das Ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bilderwerk. Nur an der mittelſten Wand in der Höhe las man die kurze Inſchrift:

Eines Mannes Rede
Iſt keines Mannes Rede:
Man ſoll ſie billig hören beede.

Nach der alterthümlichſten Art waren für die Glieder dieſer Verſammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unſeres Senats nach Bänken eingetheilt ſey. Von der Thüre linker

Hand bis in die gegenüberstehende Ecke, als auf der ersten Bank, saßen die Schöffen, in der Ecke selbst der Schultheiß, der einzige, der ein kleines Tischchen vor sich hatte; zu seiner Linken bis gegen die Fensterseite saßen nunmehr die Herren der zweiten Bank; an den Fenstern her zog sich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals stand ein Tisch für den Protokollführer.

Waren wir einmal im Römer, so mischten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den burgemeisterlichen Audienzen. Aber größeren Reiz hatte alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Wir wußten uns die Gunst der Schließer zu verschaffen, um die neue heitere, in Fresco gemalte, sonst durch ein Gitter verschlossene Kaisertreppe hinaufsteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verschnörkelten Goldleisten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thürstücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien, mit dem kaiserlichen Ornat bekleidet, und belastet mit den Reichsinsignien, eine gar wunderliche Figur spielen, betrachteten wir mit großer Aufmerksamkeit, und hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaisersaale konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war hineinzuschlüpfen; und wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämmtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte.

Von Carl dem Großen vernahmen wir manches Mährchenhafte; aber das Historisch-Interessante für uns fing erst mit Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Carl der Vierte zog unsere Aufmerksamkeit an sich. Wir hatten schon von der goldenen Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an seinen edlen Gegenkaiser, Günther von Schwarzburg, nicht entgelten ließ. Maximilian hörten wir als einen Menschen- und Bürgerfreund loben, und daß von ihm prophezeit werden, er werde der letzte Kaiser aus einem deutschen Hause seyn; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach seinem Tode die Wahl nur zwischen dem König von Spanien, Carl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Ersten, geschwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine solche Weissagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe: denn es sey augenfällig, daß nur

noch Platz für das Bild Eines Kaisers übrig bleibe — ein Umstand, der obgleich zufällig scheinend, die Patriotischgesinnten mit Besorgniß erfülle.

Wenn wir nun so einmal unsern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daselbst das Grab jenes braven, von Freund und Feinden geschätzten Günther zu besuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehemals bedeckte, ist in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thüre, welche ins Conclave führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten besser gethan, ihn durch unsere Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen: denn wir fanden diesen in der deutschen Geschichte so merkwürdigen Raum, wo die mächtigsten Fürsten sich zu einer Handlung von solcher Wichtigkeit zu versammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeziert, sondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüsten und anderem solchem Gesperr, das man bei Seite setzen wollte, verunstaltet. Desto mehr ward unsere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erheben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Vorzeigen der goldenen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu seyn.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe sodann, was ihm die Seinigen, so wie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geschichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen: denn es war kein Frankfurter von einem gewissen Alter, der nicht diese beiden Ereignisse und was sie begleitete, für den Gipfel seines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Carls des Siebenten gewesen war, bei welcher besonders der französische Gesandte mit Kosten und Geschmack herrliche Feste gegeben, so war doch die Folge für den guten Kaiser desto trauriger, der seine Residenz München nicht behaupten konnte und gewissermaßen die Gastfreiheit seiner Reichsstädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz des Ersten nicht so auffallend prächtig wie jene, so wurde sie doch durch die Gegenwart der Kaiserin Maria Theresia verherrlicht, deren Schönheit eben so einen großen Eindruck auf die Männer scheint gemacht zu haben, als die ernste würdige Gestalt und die blauen Augen Carls des Siebenten auf die Frauen. Wenigstens wetteiferten beide Geschlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchst vortheilhaften

Begriff von jenen beiden Personen beizubringen. Alle diese Beschreibungen und Erzählungen geschahen mit heiterem und beruhigtem Gemüth; denn der Aachener Friede hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen Feierlichkeiten, so sprach man mit Behaglichkeit von den verübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen, und was die merkwürdigsten Begebenheiten der verflossenen Jahre mehr seyn mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Frieden zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer solchen patriotischen Beschränkung kaum ein halbes Jahr hingebracht, so traten schon die Messen wieder ein, welche in den sämmtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entspringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren, erregte von den ersten Momenten des Bewußtseyns an eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegränztes Verlangen nach kindischem Besitz, das der Knabe mit wachsenden Jahren bald auf diese, bald auf jene Weise, wie es die Kräfte seines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen suchte. Zugleich aber bildete sich die Vorstellung von dem was die Welt alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln.

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche um deste würdiger schienen, als sie die alte Zeit, und was von dort her noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen hinaus; alle Fenster waren besetzt, ohne daß den Tag über was Besonderes vorging; die Menge schien nur da zu seyn, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten; denn das, worauf es eigentlich ankam, ereignete sich erst mit sinkender Nacht, und wurde mehr geglaubt als mit Augen gesehen.

In jenen älteren unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that, oder nach Lust das Rechte beförderte, wurden die auf die Messen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edlen und unedlen Geschlechts, willkürlich geplagt und geplackt, so daß Fürsten und

andere mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsstädter sich selbst und ihrem Gebiet nichts vergeben; sie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden herankommen, oder ob sie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein bei Handels- und Meßgeschäften stattfand, sondern auch wenn hohe Personen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen, sich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, sobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, sich mit seinem Herrn hereinzudrängen begehrte: so waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Recesse deßhalb, obgleich stets mit beiderseitigen Vorbehalten, geschlossen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten dauernden Zwist endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, weßhalb er so lange und oft sehr heftig geführt worden war, beinah für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdessen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden: man zögerte bis gegen Abend, und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerliche Reiter weder sein Pferd, noch sich selbst auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendsten Züge herein, und deßwegen war der Andrang dorthin am stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen; weßhalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte; deßwegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gesucht wurden.

Eine andere, noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche am hellen Tage

das Publicum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte diese Ceremonie an jene ersten Zeiten, wo bedeutende Handelsstädte sich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigstens eine Milderung derselben zu erlangen suchten. Der Kaiser, der ihrer bedurfte, ertheilte eine solche Freiheit, da wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und sie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieses geschah durch symbolische Gaben, welche dem kaiserlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner seyn konnte, vor Eintritt der Bartholomäi-Messe gebracht wurden, und zwar des Anstands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht saß. Als der Schultheiß späterhin nicht mehr vom Kaiser gesetzt, sondern von der Stadt selbst gewählt wurde, behielt er doch diese Vorrechte, und sowohl die Zollfreiheiten der Städte als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Altbamberg diese uralte Vergünstigung anerkannten, waren bis auf unsere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaisersaale, in einem umschränkten Raume, saßen erhöht die Schöffen, und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte, die von den Parteien bevollmächtigten Procuratoren unten zur rechten Seite. Der Actuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen; die Procuratoren bitten um Abschrift, appelliren oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue, mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn ausgezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so treten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne; Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein, und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das genaueste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pokal

mit Pfeffer angefüllt. Ueber demſelben lagen ein Paar Handſchuhe, wunderſam geſchlitzt, mit Seide beſteppt und bequaſtet, als Zeichen einer geſtatteten und angenommenen Vergünſtigung, deſſen ſich auch wohl der Kaiſer ſelbſt in gewiſſen Fällen bediente. Daneben ſah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei geſetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den ſie immer wieder einlöſte, ſo daß derſelbe viele Jahre ein Zeuge dieſer Ceremonien geweſen.

Nachdem der Geſandte ſeine Anrede gehalten, das Geſchenk abgegeben, von dem Schultheißen die Verſicherung fortdauernder Begünſtigung empfangen, ſo entfernte er ſich aus dem geſchloſſenen Kreiſe; die Pfeifer bliefen, der Zug ging ab wie er gekommen war, das Gericht verfolgte ſeine Geſchäfte, bis der zweite und endlich der dritte Geſandte eingeführt wurden: denn ſie kamen erſt einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnügen des Publicums länger daure, theils auch weil es immer dieſelben alterthümlichen Virtuoſen waren, welche Nürnberg für ſich und ſeine Mitſtädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei dieſem Feſte beſonders intereſſirt, weil es uns nicht wenig ſchmeichelte, unſern Großvater an einer ſo ehrenvollen Stelle zu ſehen, und weil wir gewöhnlich noch ſelbigen Tag ihn ganz beſcheiden zu beſuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in ihre Gewürzladen geſchüttet hätte, einen Becher und Stäbchen, ein Paar Handſchuh oder einen alten Räder-Albus zu erhaſchen. Man konnte ſich dieſe ſymboliſchen, das Alterthum gleichſam hervorzauberndern Ceremonien nicht erklären laſſen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne ſich nach Sitten, Gebräuchen und Geſinnungen unſerer Altvordern zu erkundigen, die ſich durch wieder auferſtandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns beſitzbare Gaben auf eine ſo wunderliche Weiſe vergegenwärtigten.

Solchen altehrwürdigen Feierlichkeiten folgte in guter Jahrszeit manches für uns Kinder luſtreichere Feſt außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, ſauber eingefaßt und mit uralten Linden umgeben. Nicht weit davon ſteht der Hof

Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn, wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang,
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch alles!

zu den guten Leuten, ehemals ein um dieser Quellen willen erbautes Hospital. Auf den Gemeinweiden umher versammelte man zu einem gewissen Tage des Jahres die Rindviehheerden aus der Nachbarschaft, und die Hirten sammt ihren Mädchen feierten ein ländliches Fest mit Tanz und Gesang, mit mancherlei Lust und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher, nur größerer Gemeindeplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch schönere Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingsten die Schafheerden, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleichten Waisenkinder aus ihren Mauern ins Freie: denn man sollte erst später auf den Gedanken gerathen, daß man solche verlassene Creaturen, die sich einst durch die Welt durchzuhelfen genöthigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse, und alle Ursach habe, sie von Kindesbeinen an sowohl physisch als moralisch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche sich selbst immer gern einen Spaziergang bereiten, verfehlten nicht, von den frühesten Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, so daß diese ländlichen Feste wohl mit zu den ersten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich: denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt da steht, läßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Versäle lustig, und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung.

Das erste was man in Ordnung brachte, war die Büchersammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder Halbfranzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studirzimmers schmücken sollten. Er besaß die schönen holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, welche er der äußern Uebereinstimmung wegen sämmtlich in Quart anzuschaffen suchte, sodann vieles, was sich auf die römischen

Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichsten italiänischen Dichter fehlten nicht, und für den Tasso bezeigte er eine große Vorliebe. Die besten neuesten Reisebeschreibungen waren auch vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeitz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nöthigsten Hülfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man sich also nach Belieben Raths erholen konnte, so wie mit manchem andern, was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieser Büchersammlung, in saubern Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln, ward in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher, so wie das Binden und Einreihen derselben, betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche diesem oder jenem Werk besondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände.

Zunächst aber wurden die Gemälde, die sonst in dem alten Hause zerstreut herumgehangen, nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studirstube, alle in schwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, symmetrisch angebracht. Mein Vater hatte den Grundsatz, den er öfters und sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen, und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, bei deren Schätzung sehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorstellung, daß es mit den Gemälden völlig wie mit den Rheinweinen beschaffen sey, die, wenn ihnen gleich das Alter einen vorzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre eben so vortrefflich, als in den vergangenen könnten hervorgebracht werden: nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, eben so kostbar und vielleicht noch schmackhafter. In dieser Meinung bestätigte er sich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptsächlich dadurch für die Liebhaber einen großen Werth zu erhalten schienen, weil sie dunkler und bräuner geworden, und der harmonische Ton eines solchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater versicherte dagegen, es sey ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugestehen.

Nach diesen Grundsätzen beschäftigte er mehrere Jahre hindurch die sämmtlichen Frankfurter Künstler: den Maler Hirth, welcher Eichen- und Buchenwälder, und andere sogenannte ländliche Gegenden sehr wohl mit Vieh zu staffiren wußte; deßgleichen Trautmann, der sich den Rembrandt zum Muster genommen, und es in eingeschlossenen Lichtern und Widerscheinen, nicht weniger in effectvollen Feuersbrünsten weit gebracht hatte, so daß er einstens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandt'schen Bilde zu malen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtlebens die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Junkern, der Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und ruhig beschäftigte Personen nach dem Vorgang der Niederländer sehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemern Raum, und noch mehr durch die Bekanntschaft eines geschickten Künstlers die Liebhaberei wieder angefrischt und belebt. Dieses war Seekatz, ein Schüler von Brinckmann, Darmstädtischer Hofmaler, dessen Talent und Charakter sich in der Folge vor uns umständlicher entwickeln wird.

Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer nach ihren verschiedenen Bestimmungen weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelscheiben das Ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hause aus mehreren Ursachen, zunächst aber auch wegen meist runder Fensterscheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte sich heiter, weil ihm alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker seinen Forderungen entsprachen, so hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie selbst entsprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum erstenmal im tiefsten erschüttert. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuern Schrecken. Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palast zum Theil wird vom Meere verschlungen, die geborstene

Erde scheint Flammen zu speien; denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar sonst verborgener, oder durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelnheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüth sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das alte Testament so viel überliefert, unmittelbar

lernen zu lernen. Unversehens brach ein Hagelwetter herein und schlug die neuen Spiegelscheiben der gegen Abend gelegenen Hinterseite des Hauses unter Donner und Blitzen auf das gewaltsamste zusammen, beschädigte die neuen Möbeln, verderbte einige schätzbare Bücher und sonst werthe Dinge, und war für die Kinder um so fürchterlicher, als das ganz außer sich gesetzte Hausgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß, und dort auf den Knieen liegend durch schreckliches Geheul und Geschrei die erzürnte Gottheit zu versöhnen glaubte; indessen der Vater, ganz allein gefaßt, die Fensterflügel aufriß und aushob, wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen desto offenern Weg bereitete, so daß man sich, nach endlicher Erholung, auf den Vorsälen und Treppen von fluthendem und rinnendem Wasser umgeben sah.

Solche Vorfälle, wie störend sie auch im ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater selbst uns Kindern zu geben sich einmal vorgenommen. Er hatte seine Jugend auf dem Coburger Gymnasium zugebracht, welches unter den deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm. Er hatte daselbst einen guten Grund in den Sprachen und was man sonst zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt; nachher in Leipzig sich der Rechtswissenschaft beflissen und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mit Ernst und Fleiß verfaßte Dissertation: **Electa de aditione hereditatis**, wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen, so ungefähr als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte. Im Gefühle seiner Kenntnisse, in Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten, und nur so viel als es nöthig schien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Ein pädogogischer Dilettantismus fing sich überhaupt schon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer mochte wohl die erste Veranlassung dazu geben. Man suchte nach etwas Besserem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht seyn muß, der nicht durch Leute von Metier ertheilt wird.

Meinem Vater war sein eigener Lebensgang bis dahin ziemlich nach

Wunsch gelungen; ich sollte denselben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er schätzte meine angeborenen Gaben um so mehr, als sie ihm mangelten; denn er hatte alles nur durch unsäglichen Fleiß, Anhaltsamkeit und Wiederholung erworben. Er versicherte mir öfters, früher und später im Ernst und im Scherz, daß er mit meinen Anlagen sich ganz anders würde benommen und nicht so liederlich damit würde gewirthschaftet haben.

Durch schnelles Ergreifen, Vorarbeiten und Festhalten entwuchs ich sehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeister geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet gewesen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich sie nur als ein willkürliches Gesetz ansah; die Regeln schienen mir lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder besonders lernen sollte. Und wäre nicht der gereimte angehende Lateiner gewesen, so hätte es schlimm mit mir ausgesehen; doch diesen trommelte und sang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in solchen Gedächtnißversen, wo uns die abgeschmacktesten Reime das Zubehaltende am besten einprägten, zum Beispiel:

Ober-Yssel, viel Morast
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht; so auch entwickelte ich mir schnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetorischen Dingen, Chrieen und dergleichen that es mir niemand zuvor, ob ich schon wegen Sprachfehler oft hintanstehen mußte. Solche Aufsätze waren es jedoch, die meinem Vater besondere Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem für einen Knaben bedeutenden Geldgeschenke belohnte.

Mein Vater lehrte die Schwester in demselben Zimmer Italiänisch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Pensum bald fertig war und doch still sitzen sollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italiänische, das mir als eine lustige Abweichung des Lateinischen auffiel, sehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Absicht auf Gedächtniß und Combination hätte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deßhalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf

Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura studiren, alsdann noch eine andere Universität besuchen und promoviren sollte. Was diese zweite betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, zu meinem Leidwesen: denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien, und von da nach Italien gehen sollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraussehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergötze.

Dieses Mährchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und seine Trockenheit schienen sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese theilhaft zu werden.

Privatstunden, welche sich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht: die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Gesellen, brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Chrestomathieen wodurch die Belehrung heiter und mannichfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allzuleichte, und durch Predigten und Religionsunterricht sogar trivial gewordene neue Testament, Cellarius und Pasor konnten uns kein Interesse geben; dagegen hatte sich eine gewisse Reim- und Versewuth durch Lesung der damaligen deutschen Dichter unser bemächtigt. Mich hatte sie schon früher ergriffen, als ich es lustig fand, von der rhetorischen Behandlung der Aufgaben zu der poetischen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine sonntägliche Zusammenkunft, wo jeder von ihm selbst verfertigte Verse produciren sollte. Und hier begegnete mir etwas Wunderbares, was mich sehr lang in Unruh setzte. Meine Gedichte, wie sie auch seyn mochten, mußte ich immer für die bessern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche sehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und sich nicht

liegt wohl in der Natur der Sache; daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Anſons Reiſe um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantaſiereichen des Mährchens, und indem wir dieſen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt, und verſuchten ihm mit unſern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun ſollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorſtehen, indem ich an eine Maſſe Schriften gerieth, die zwar in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienſt voriger Zeiten in einer unſchuldigen Weiſe näher bringt.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel Volksſchriften, Volksbücher bekannt und ſogar berühmt geworden, war in Frankfurt ſelbſt, und ſie wurden wegen des großen Abgangs mit ſtehenden Lettern auf das ſchrecklichſte Löſchpapier faſt unleſerlich gedruckt. Wir Kinder hatten alſo das Glück, dieſe ſchätzbaren Ueberreſte der Mittelzeit auf einem Tiſchchen vor der Hausthüre eines Bücherkrämers täglich zu finden, und ſie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenſpiegel, die vier Haimonskinder, die ſchöne Meluſine, der Kaiſer Octavian, die ſchöne Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippſchaft bis auf den ewigen Juden, alles ſtand uns zu Dienſten, ſobald uns gelüſtete, nach dieſen Werken anſtatt nach irgend einer Naſcherei zu greifen. Der größte Vortheil dabei war, daß, wenn wir ein ſolches Heft zerleſen oder ſonſt beſchädigt hatten, es bald wieder angeſchafft und aufs neue verſchlungen werden konnte.

Wie eine Familienſpazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchſt verdrießliche Weiſe geſtört, und ein froher Zuſtand in den widerwärtigſten verwandelt wird, ſo fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die ſchönſte Jahrszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken ſich ankündigten. Die Einimpfung derſelben ward bei uns noch immer für ſehr problematiſch angeſehen, und ob ſie gleich populäre Schriftſteller ſchon faßlich und eindringlich empfehlen, ſo zauderten doch die deutſchen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen ſchien. Speculirende Engländer kamen daher aufs feſte Land, und impften gegen ein anſehnliches Honorar die Kinder ſolcher

Personen, die sie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgesetzt: die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entstellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es nach einem Mittel zu greifen, dessen wahrscheinliche Hülfe doch schon durch den Erfolg mannichfaltig bestätigt war. Das Uebel betraf nun auch unser Haus und überfiel mich mit ganz besonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überfäet, das Gesicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man suchte die möglichste Linderung und versprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indessen hielt man uns, nach herrschendem Vorurtheil, so warm als möglich, und schärfte dadurch nur das Uebel. Endlich, nach traurig verflossener Zeit, fiel es mir wie eine Maske vom Gesicht, ohne daß die Blattern eine sichtbare Spur auf der Haut zurückgelassen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich selbst war zufrieden, nur wieder das Tageslicht zu sehen und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren: aber andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zustand zu erinnern; besonders eine sehr lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich, selbst noch in späteren Jahren, selten ansehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Better, wie garstig ist er geworden! Dann erzählte sie mir umständlich, wie sie sich sonst an mir ergötzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen; und so erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menschen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.

Weder von Masern noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal versicherte man mich, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sey; aber leider drohte schon wieder ein anderes im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich schon öfters im Ausdauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Steikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr, als durch die christliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieses Familienleidens will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher, um drei Jahr jünger als ich, gleichfalls von

Künſtler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor,
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib'
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

Sol

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben
Was alles es hätt, gar Freud' genung,
Friſch junges warmes Leben.
Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr der macht ihr ein Compliment,
Thät gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſturt ſie an,
Betracht ſie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

jener Ansteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, still und eigensinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältniß zusammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehreren nachgeborenen Geschwistern, die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines sehr schönen und angenehmen Mädchens, die aber auch bald verschwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester, uns allein übrig sahen, und nur um so inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt lästig: denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichtskalender gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumniß unmittelbar wieder einbringen, und belegte die Genesenden mit doppelten Lectionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber in sofern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwickelung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissermaßen zurückdrängte.

Vor diesen didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehemals eine Burg gewesen zu seyn: denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu Einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte, und sehr gut unterhalten war; die Gänge meistens mit Rebgeländer eingefaßt, ein Theil des Raums den Küchengewächsen, ein anderer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst in reichlicher Abwechslung die Rabatten so wie die Beete schmückten. Die lange gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohl gezogenen Spalier-Pfirsichbäumen genutzt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter

Maulbeerbaum bedeutend, ſowohl wegen ſeiner Früchte, als auch weil man uns erzählte, daß von ſeinen Blättern die Seidenwürmer ſich ernährten. In dieſem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geſchäftigkeit eigenhändig die feinere Obſt- und Blumenzucht beſorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig ſind, um einen ſchönen Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er ſich niemals verdrießen. Er ſelbſt band ſorgfältig die Zweige der Pfirſichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Sortiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyacinthen und verwandten Gewächſen, ſo wie die Sorge für Aufbewahrung derſelben überließ er niemand; und noch erinnere ich mich gern, wie emſig er ſich mit dem Oculiren der verſchiedenen Roſenarten beſchäftigte. Dabei zog er, um ſich vor den Dornen zu ſchützen, jene alterthümlichen ledernen Handſchuhe an, die ihm beim Pfeifergericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deßhalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock, und auf dem Haupt eine faltige ſchwarze Sammetmütze, ſo daß er eine mittlere Perſon zwiſchen Alcinous und Laertes hätte vorſtellen können.

Alle dieſe Gartenarbeiten betrieb er eben ſo regelmäßig und genau als ſeine Amtsgeſchäfte: denn eh er herunterkam, hatte er immer die Regiſtrande ſeiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Acten geleſen. Eben ſo fuhr er Morgens aufs Rathhaus, ſpeiſte nach ſeiner Rückkehr, nickte hierauf in ſeinem Großſtuhl, und ſo ging alles einen Tag wie den andern. Er ſprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht ihn zornig geſehen zu haben. Alles was ihn umgab, war alterthümlich: in ſeiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juriſtiſchen Werken nur die erſten Reiſebeſchreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zuſtandes, der ſo wie dieſer das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für dieſen würdigen Greis empfanden, bis zum höchſten ſteigerte, war die Ueberzeugung, daß derſelbe die Gabe der Weiſſagung beſitze, beſonders in Dingen, die ihn ſelbſt und ſein Schickſal betrafen. Zwar ließ er ſich gegen niemand, als gegen die

Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er zum Beispiel seiner Gattin, zur Zeit als er noch unter die jüngeren Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vacanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Stillen alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldene Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hiervon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen. Er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sey herabgestiegen, und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Compliment gemacht, er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sey darauf zur Thür hinausgegangen.

Etwas ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Dießmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können.

Gebt ihm ein ganzes! sagte der Großvater zu den Frauen: er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.

Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß; wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen, und also die goldene für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört, und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam ....

zu mir und sagte ..... Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute N.. sah ich ..... Das Uebrige war wieder in Chiffern, bis auf die Verbindungs- und andere Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswerth bleibt es hiebei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistentheils rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.

Bei dieser Gelegenheit gedenke ich derselben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir zum Beispiel auf gar mannichfaltige Weise beschäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialienhändler Melber verheirathete zweite Tochter besuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten, gedrängtesten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier sahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns scheuten zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu; und wenn uns im Laden unter so vielerlei Waaren anfänglich nur das Süßholz und die daraus bereiteten braunen gestempelten Zeltlein vorzüglich interessirten, so wurden wir doch allmählig mit der großen Menge von Gegenständen bekannt, welche bei einer solchen Handlung aus- und einfließen. Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter in jüngeren Jahren sich in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit, oder im Lesen eines Buches gefiel, so fuhr jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feierlichkeiten, wie bei Krönungen, war sie nicht zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem bei solchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehascht und man erzählte sich, wie sie einmal eine gute Partie zusammen gehabt und solches vergnüglich in der flachen Hand beschaut, habe ihr einer dagegen geschlagen, wodurch denn die wohlerworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte sie sich viel damit, daß sie dem vorbeifahrenden Kaiser Carl dem Siebenten während eines Augenblicks, da alles Volk schwieg,

auf einem Prallsteine stehend, ein heftiges Vivat in die Kutsche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und für diese kecke Aufmerksamkeit gar gnädig zu danken. Auch in ihrem Hause war um sie her alles bewegt, lebenslustig und munter, und wir Kinder sind ihr manche frohe Stunde schuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemessenen Zustande befand sich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Katharinenkirche angestellten Pfarrer Stark verheirathet war. Er lebte seiner Gesinnung und seinem Stande gemäß sehr einsam, und besaß eine schöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerst den Homer kennen, und zwar in einer prosaischen Uebersetzung, wie sie im siebenten Theil der durch Herrn von Loen besorgten neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten, unter dem Titel: Homers Beschreibung der Eroberung des trojanischen Reichs, zu finden ist, mit Kupfern im französischen Theatersinne geziert. Diese Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homerischen Helden mir nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten selbst gefielen mir unsäglich; nur hatte ich an dem Werke sehr auszusetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe, und so stumpf mit dem Tode Hectors endige. Mein Oheim, gegen den ich diesen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es versteht sich von selbst, daß wir Kinder neben den übrigen Lehrstunden auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Deßwegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche: es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrenhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu seyn schien.

Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen; denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität,

Herzlichkeit, Beharren und Selbſtſtändigkeit. Man erzählte von dieſen Tugenden und ihren Aeußerungen allerlei Geſchichten. Beſonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeiſters bekannt, den einer ſeiner Zunftgenoſſen durch die Frage zu beſchämen gedachte, wer denn eigentlich ſein Beichtvater ſey? Mit Heiterkeit und Vertrauen auf ſeine gute Sache erwiederte jener: Ich habe einen ſehr vornehmen; es iſt niemand geringeres als der Beichtvater des Königs David.

Dieſes und dergleichen mag wohl Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Geſinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, deſſen frühere Zornäußerungen ſchon lange über die Schönheit der Welt und das mannichfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergeſſen waren, unmittelbar zu nähern: der Weg dazu aber war ſehr ſonderbar.

Der Knabe hatte ſich überhaupt an den erſten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung ſtehe, ſie als ſein Werk anerkenne und liebe, dieſer ſchien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menſchen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne, und für denſelben eben ſo wie für die Bewegung der Sterne, für Tags- und Jahrzeiten, für Pflanzen und Thiere Sorgen tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums beſagten dieſes ausdrücklich. Eine Geſtalt konnte der Knabe dieſem Weſen nicht verleihen; er ſuchte ihn alſo in ſeinen Werken auf, und wollte ihm auf gut altteſtamentliche Weiſe einen Altar errichten. Naturproducte ſollten die Welt im Gleichniß vorſtellen; über dieſen ſollte eine Flamme brennen und das zu ſeinem Schöpfer ſich aufſehnende Gemüth des Menſchen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturalienſammlung die beſten Stufen und Exemplare herausgeſucht; allein wie ſolche zu ſchichten und aufzubauen ſeyn möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen ſchönen, rothlakirten, goldgeblümten Muſikpult, in Geſtalt einer vierſeitigen Pyramide mit verſchiedenen Abſtufungen, den man zu Quartetten ſehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Deſſen bemächtigte ſich der Knabe, und baute nun ſtufenweiſe die Abgeordneten der Natur über einander, ſo daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug ausſah. Nun ſollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erſte Gottesverehrung angeſtellt

werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch zu gleicher Zeit auch einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich kam ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen befaßt, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüthe vorgeht, auszudrücken, als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen, und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondere Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohl aufgeputzte Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser was er verschwieg. Er sehnte sich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweise war eben, als die gelegenste Sonne hervorstieg, die Porzellantasse nicht bei der Hand; er stellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Musikpultes; sie wurden angezündet, und die Andacht war so groß, daß der Priester nicht merkte, welchen Schaden sein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzchen hatten sich nämlich in den rothen Lack und in die schönen goldenen Blumen auf eine schmähliche Weise eingebrannt, und gleich als wäre ein böser Geist verschwunden, ihre schwarzen unauslöschlichen Fußtapfen zurückgelassen. Hierüber kam der junge Priester in die äußerste Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größten Prachtstufen zu bedecken, allein der Muth zu neuen Opfern war ihm vergangen; und fast möchte man diesen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt sey, sich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

Zweites Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine solche schöne Zeit wohl mit größerm Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Gesetzen leben, die groß genug sind, eine ansehnliche Menge Bürger zu fassen, und wohl gelegen, um sie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und sind genöthigt Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Beherrschen solche Städte auch kein weites Gebiet, so können sie desto mehr im Innern Wohlhäbigkeit bewirken, weil ihre Verhältnisse nach außen sie nicht zu kostspieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf diese Weise verfloß den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60,000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte, von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen enthielt, die ihn zu einem solchen ungeheuern Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen

Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite. Mein Vater, von Carl dem Siebenten zum kaiserlichen Rath ernannt, und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte sich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unsere Zusammenkünfte, die man seit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgesetzt hatte, gestört. Die unter Verschwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erst eine Form, in der sie sich aussprechen konnten. Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heiterer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu tuschen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun freuten wir uns ungestört zu Hause der preußischen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Ueberrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen, aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen waren für unsere Partei eben so viele Triumphe. Alles was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geläugnet oder verkleinert; und da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julie.

Und so war ich denn auch preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch seyn mochten.

Als ältester Enkel und Pathe hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeist: es waren meine vergnügtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken; denn ich mußte meinen Helden aufs gräulichste verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch weil die Mutter mich gewarnt hatte.

Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun, wegen Friedrichs des Zweiten, die Gerechtigkeit des Publicums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden! hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute seyn, würden auch alles und jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten, wo nicht geläugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert: und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat, was er vermöge; und dieß nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen, und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberei weiter auch nicht verargten. Daß Graf Daun manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteiischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja schädlich, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen. Die immer auf einander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten ließen den Parteien weder Ruhe noch Rast: wir fanden ein verdrießliches Behagen, jene eingebildeten Uebel und willkürlichen Händel immer von frischem wieder zu erregen und zu schärfen, und so fuhren wir fort uns unter einander zu quälen, bis einige Jahre darauf

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adjeu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm' dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Galerie
Voll Menſchengluth und Geiſtes;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Maler! Maler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Malen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und ſieh, da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

die Franzoſen Frankfurt beſetzten, und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuſer brachten.

Ob nun gleich die meiſten ſich dieſer wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereigniſſe nur zu einer leidenſchaftlichen Unterhaltung bedienten, ſo waren doch auch andere, welche den Ernſt dieſer Zeiten wohl einſahen und befürchteten, daß bei einer Theilnahme Frankreichs der Kriegsſchauplatz ſich auch in unſern Gegenden aufthun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hauſe, und ſuchte uns auf mancherlei Weiſe zu beſchäftigen und zu unterhalten. Zu ſolchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlaſſene Puppenſpiel wieder aufgeſtellt und zwar dergeſtalt eingerichtet, daß die Zuſchauer in meinem Giebelzimmer ſitzen, die ſpielenden und dirigirenden Perſonen aber, ſo wie das Theater ſelbſt vom Proſcenium an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die beſondere Vergünſtigung, bald dieſen bald jenen Knaben als Zuſchauer einzulaſſen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Unruhe, die in den Kindern ſteckt, ließ ſie nicht lange geduldige Zuſchauer bleiben: ſie ſtörten das Spiel, und wir mußten uns ein jüngeres Publicum ausſuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das urſprüngliche Hauptdrama, worauf die Puppengeſellſchaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt, und führten es anfangs auch ausſchließlich auf; allein dieß ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Decorationen, und wagten uns an verſchiedene Stücke, die freilich für einen ſo kleinen Schauplatz zu weitläufig waren. Ob wir uns nun gleich durch dieſe Anmaßungen dasjenige, was wir wirklich hätten leiſten können, verkümmerten und zuletzt gar zerſtörten, ſo hat doch dieſe kindliche Unterhaltung und Beſchäftigung auf ſehr mannichfaltige Weiſe bei mir das Erfindungs- und Darſtellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewiſſe Technik geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege in ſo kurzer Zeit, in einem ſo engen Raume, mit ſo wenigem Aufwand hätte geſchehen können.

Ich hatte früh gelernt mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie ertheilte, ſogleich in das Thätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beſchäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometriſchen Körpern, bei Käſtchen und ſolchen Dingen ſtehen, ſondern erfann mir artige Luſthäuſer, welche

mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden; woron jedoch wenig zu Stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hülfe unseres Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer auszustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen, und hielten sie für eben so schön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfnissen Einer Person bewenden lassen, sondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requisiten ausstatten und machte mich daher unserm kleinen Kreise immer nothwendiger. Daß solche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schläge hinwiesen, und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende nahmen, läßt sich denken. In solchen Fällen hielten gewöhnlich gewisse bestimmte Gespielen an mir, andere auf der Gegenseite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechsel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von den andern aufgehetzt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindselig gegenüber zu stehen; wir versöhnten uns unter vielen Thränen, und haben eine ganze Weile treulich zusammengehalten.

Diesen so wie andere Wohlwollende konnte ich sehr glücklich machen, wenn ich ihnen Mährchen erzählte, und besonders liebten sie, wenn ich in eigener Person sprach, und hatten eine große Freude, daß mir, als ihrem Gespielen, so wunderliche Dinge könnten begegnet seyn, und dabei gar kein Arges, wie ich Zeit und Raum zu solchen Abenteuern finden können, da sie doch ziemlich wußten, wie ich beschäftigt war und wo ich aus und einging. Nicht weniger waren zu solchen Begebenheiten Localitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und alles war doch erst heute oder gestern geschehen. Sie mußten sich daher mehr selbst betrügen als ich sie zum besten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste

gebieterisch ausspricht, und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte.

Was jedoch hier nur im allgemeinen und betrachtungsweise vorgetragen werden, wird vielleicht durch ein Beispiel, durch ein Musterstück angenehmer und anschaulicher werden. Ich füge daher ein solches Mährchen bei, welches mir, da ich es meinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß schwebt.

Der neue Paris.

Knabenmährchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichste.

Ei, seyd mir willkommen! sagte ich: es ist mir ja gar lieb, daß ich euch hier sehe.

Kennt ihr mich denn? versetzte jener lächelnd.

Warum nicht? war meine gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr seyd Mercur, und ich habe euch oft genug abgebildet gesehen.

Das bin ich, sagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese drei Aepfel?

Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die eben so wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner

Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben.

Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück, und sagte: Du mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können.

Nimm, und mache deine Sachen gut! sagte er scheidend, und gab mir die Aepfel in meine offenen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu seyn.

Ich hielt sie darauf in die Höhe gegen das Licht, und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge, und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sachte an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die andern fortflog, sondern verweilte und bald auf diese, bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug, auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand niemand zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit

Recht den Namen schlimme Mauer führt; denn es ist dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drei Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung, sie würde so artig seyn, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend, erblickte ich linker Hand in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewände waren aufs zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das Merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn, daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sey.

Junger Herr, wie kommt ihr hie her, und was macht ihr da? sagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde.

Ich bewundere, versetzte ich, die Arbeit dieser Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es müßte denn seyn auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber.

Es freut mich, versetzte er darauf, daß ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es euch gefällt!

Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe: die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich verweilte daher unter dem Vorwande, die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verstohlen in den Garten; denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen Platz:

alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht: denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in solchem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sey. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte?

Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus, und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hierdurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Nischen mit Muscheln, Korallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andere Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerschweinchen hin und wieder liefen, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwätzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris! und der andere: Narciß, Narciß! so deutlich, als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich that aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit, auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sey, der einen andern viel bedeutenderen umschließe.

Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wollte; allein meine Augen blieben auf ein goldenes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäunen schien, und das ich auf unserm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer, und also ziemlich entfernt von der Mitte, zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen losging, sagte ich zu ihm,

mit einer Verbeugung: Ihr ſeyd ſo äußerſt gefällig gegen mich geweſen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von euch ſcheide. Dürfte ich nicht jenes goldene Gitter näher beſehen, das in einem ſehr weiten Kreiſe das Innere des Gartens einzuſchließen ſcheint?

Recht gern! verſetzte jener: aber ſodann müßt ihr euch einigen Bedingungen unterwerfen.

Worin beſtehen ſie? fragte ich haſtig.

Ihr müßt euren Hut und Degen hier zurücklaſſen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich euch begleite.

Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erſte beſte ſteinerne Bank.

Sogleich ergriff er mit ſeiner Rechten meine Linke, hielt ſie feſt, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte ſich meine Verwunderung in Erſtaunen: ſo etwas hatte ich nie geſehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor ſtanden unzählige Spieße und Partiſanen neben einander gereiht, die durch ihre ſeltſam verzierten obern Enden zuſammenhingen, und einen ganzen Kreis bildeten. Ich ſchaute durch die Zwiſchenräume, und ſah gleich dahinter ein ſanft fließendes Waſſer, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in ſeinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfiſchen ſehen ließ, die ſich bald ſachte bald geſchwind, bald einzeln bald zugweiſe, hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Canal geſehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beſchaffen ſey; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenſeite das Waſſer mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar ſo künſtlicher Weiſe, daß auf einem Zwiſchenraum dieſſeits gerade ein Spieß oder eine Partiſane jenſeits paßte, und man alſo, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchſehen konnte, man mochte ſich ſtellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer feſthielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß nach allem was ich geſehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne?

Warum nicht? verſetzte jener: aber auf neue Bedingungen.

Als ich nach dieſen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müſſe.

Ich war es ſehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer,

in einen kleinen reinlichen Saal, an deſſen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die ſich ſämmtlich dem orientaliſchen Coſtüm zu nähern ſchienen. Ich war geſchwind umgekleidet; er ſtreifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er ſie zu meinem Entſetzen gewaltig ausgeſtäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübſch, und gefiel mir beſſer als in meinem ſteifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich ſie von den Tänzern auf dem Meßtheater geſehen hatte. Unter dieſem ſah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Niſche. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in ſich auf eine Weiſe verſchlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas haſtig um und fragte den Alten nach der Niſche, ſo wie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünſeidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zwiefach durchſchnittenes grünes Leder geſchlungen, ihr das Anſehen gaben, als ſey es ein Werkzeug zu einem eben nicht ſehr erwünſchten Gebrauch. Die Sache ſchien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelaſſen und gütig, es ſey dieſes für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu ſchenken bereit ſey. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte ſogleich, daß ich ihm folgen ſolle; denn dießmal faßte er mich nicht an, und ſo ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke ſeyn möchte, um durch das Gitter, um über den Canal zu kommen; denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung ſehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Geſicht: denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partiſanen ſich zu rütteln und zu ſchütteln, und dieſe ſeltſame Bewegung endigte damit, daß die ſämmtlichen Spitzen ſich gegen einander ſenkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren war kaum zu ertragen, aber unendlich überraſchend der Anblick, als ſie völlig niedergelaſſen, den Kreis des Canals bedeckten und die herrlichſte Brücke bildeten, die man ſich denken kann; denn nun lag das bunteſte Gartenparterre vor

meinem Blick: es war in verſchlungene Beete getheilt, welche zuſammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfaſſungen von einer niedrigen, wollig wachſenden Pflanze, die ich nie geſehen, alle mit Blumen, jede Abtheilung von verſchiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieſer köſtliche Anblick, den ich in vollem Sonnenſchein genoß, feſſelte ganz meine Augen; aber ich wußte faſt nicht, wo ich den Fuß hinſetzen ſollte: denn die ſchlängelnden Wege waren aufs reinlichſte von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel oder einen Himmel im Waſſer, an der Erde zu bilden ſchien; und ſo ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von dieſem Beeten- und Blumenrund ein großer Kreis von Cypreſſen oder pappelartigen Bäumen ſtand, durch den man nicht hindurchſehen konnte, weil die unterſten Zweige aus der Erde hervorzutreiben ſchienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächſten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte: und wie war ich überraſcht, als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köſtlichen Gartengebäudes vor mir ſah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Anſichten und Eingänge zu haben ſchien! Noch mehr aber als dieſes Muſter der Baukunſt entzückte mich eine himmliſche Muſik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von dieſen drei Inſtrumenten gemäß war.

Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete ſich bald nach einer leiſen Berührung des Alten: aber wie erſtaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte! Sie grüßte mich auch auf eine Weiſe, als wenn wir ſchon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und ſchön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelſaal, deſſen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf ſich zog und mich in Verwunderung ſetzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauſpiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, ſaßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verſchiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andere

gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet, und der Teppich ein vollkommnes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können: denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit Spielen inne gehalten.

Seyd uns willkommen! sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. Setzt euch zu Alexten und hört zu, wenn ihr Liebhaber von der Musik seyd!

Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; sie hatte das gelbe Kleid an und eine Zither in der Hand: und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Zitherspielerin ein leicht anmuthiges, heiteres Wesen anmerken; sie war eine schlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden: denn sie kam mir bald zärtlich bald wunderlich, bald offen bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte; bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab: denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellenbogen an Ellenbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte sie festzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so befahlen sie ihr, einige lustige Stückchen zum besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, so sprang sie in die Höhe; ich that das gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen ihre Schritte zu begleiten, und

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geschieht wohl, daß man einen Tag
Weder sich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunst wohl anders seyn?
Drum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Sendschreiben.

Mein altes Evangelium
Bring' ich dir hier schon wieder;
Doch ist mir's wohl um mich herum,
Darum schreib' ich dir's nieder.

wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu seyn schienen: denn sobald wir geendigt, befahlen sie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachtessen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas anderes in der Welt wäre.

Alerte führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohleingerichtete Zimmer: in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirschen und Trauben vor, und ich genoß sowohl die Früchte fremder Länder als auch die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte sie einen Pokal von geschliffenem Krystall mit schäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt.

Nun wollen wir spielen! sagte sie, und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthschaften, Küchen, Wohnstuben und Läden, und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasschränken herum; denn in solchen waren diese künstlichsten Arbeiten aufbewahrt.

Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: Das ist nichts für euch, ich weiß es wohl. Hier aber, sagte sie, könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für euch und mich gleich vergnüglich ist.

Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf.

Wir wollen auf die goldene Brücke gehen, sagte sie: dort spielt sich's am besten mit Soldaten; die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat.

Nun waren wir auf dem goldenen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem

ich niederkniete, meine Linien aufzustellen. Es war alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegen einander, und man konnte nichts Schöneres sehen: es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten: denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geschütz in unsern Kasten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir auf einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sey die Figuren umzustürzen: denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte, als sie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der stehen gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg: sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und jemehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein Paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber ich stand versteinert, als die zerbrochenen Figürchen sich von selbst wieder zusammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galeppe von der goldenen Brücke unter die Linden setzten, und in Carrière hin und wieder rennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief, daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sey, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein paar mir übriggebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter

ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücken, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmettert; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldenen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen, nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei den Ohren und küßte sie zu wiederholtenmalen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte: ich ließ sie fahren, und das war mein Glück; denn in dem Augenblick wußte ich nicht, wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten: allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick gespießt zu werden: denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschlitzten mir schon die Kleider; genug, ich weiß nicht wie mir geschah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken am Fuß einer Linde, wider den mich das aufschnellende Gitter geworfen hatte.

Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die sich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen seyn. Daher sprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebst seinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herübergeschnellt hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff, die sämmtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorsprühten und, wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich losspritzten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit

völlig durchnäßt; zerschlißt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und so eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich, bei dem warmen Tage, sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitätisch zwischen diesen willkommenen Gewässern einher, und ich dachte mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte sich, und ich wünschte nichts mehr als eine Versöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden.

Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünscht, mich wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen: der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größten Vorwürfe zu machen.

Was hindert mich, rief er aus, daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht eurem Hals, doch eurem Rücken anmesse!

Diese Drohung nahm ich höchst übel.

Hütet euch, rief ich aus, vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken! denn sonst seyd ihr und eure Gebieterinnen verloren.

Wer bist denn du, fragte er trotzig, daß du so reden darfst?

Ein Liebling der Götter, sagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veralten lassen.

Der Alte trat einige Schritte zurück.

Wer hat dir das offenbart? fragte er erstaunt und bedenklich.

Drei Aepfel, sagte ich, drei Juwelen.

Und was verlangst du zum Lohn? rief er aus.

Vor allen Dingen das kleine Geschöpf, versetzte ich, die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat.

Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf, ohne benetzt zu seyn, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntägig geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter; aber

ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprägen möchte, um das Pförtchen desto gewisser wieder zu finden, welches sich unversehens hinter mir zuschloß.

Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber und bedeckten zum Theil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte; sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen von Schale zu Schale Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, alles stand senkrecht über einander; ich wollte es malen, wie ich es gesehen habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufrischen und das köstliche Pförtchen zu beschauen; allein zu meinem größten Erstaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar neben einander; eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leserlichen Inschrift; eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist, so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sey so gut als das erste ein Traum gewesen; denn von dem Pförtchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das einzige, was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen; denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken, und daß Tafel und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte von neuem sichtbar seyn, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.

Dieses Mährchen, von dessen Wahrheit meine Gespielen sich leidenschaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie besuchten, jeder allein, ohne es mir oder den andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander, wie sie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verschweigen mag. Hier ging aber der Streit erst an. Der eine versicherte, die Gegenstände rückten nicht vom Flecke, und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der zweite behauptete, sie bewegten sich, aber sie entfernten sich von einander. Mit diesem war der dritte über den ersten Punkt der Bewegung einstimmig, doch schienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen sich vielmehr zu nähern. Der vierte wollte noch was Merkwürdigeres gesehen haben, die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengesetzten Seiten, als ich angegeben. In Absicht auf die Spur des Pförtchens variirten sie auch. Und so gaben sie mir ein frühes Beispiel, wie die Menschen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können. Als ich die Fortsetzung meines Mährchens hartnäckig verweigerte, ward dieser erste Theil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an den Umständen viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt und überhaupt keineswegs leichtsinnig; vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern und ich ward, oft freundlich oft auch spöttisch, über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm; denn ob es mir zwar an guten ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen jene, die uns mit rohem Muthwillen anzufechten ein Vergnügen fanden, und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen mährchenhaften selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend, und meine Gespielen theilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Weichlichkeit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Ursache habe, sich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen oder ihnen entgegenzuwirken.

Unter die Uebungen des Stoicismus, den ich deßhalb so ernstlich

als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen; zum Beispiel: wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt, oder die bei gewissen Spielen verschuldeten Schläge mit mehr oder weniger Gesetztheit aushält; wenn man sich beim Ringen und Balgen durch die Knuffe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerei zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegen einander sind, als etwas Gleichgültiges behandelt. Dadurch setzt man sich in einen großen Vortheil, der uns von andern so geschwind nicht abgewonnen wird. Da ich jedoch von einem solchen Leidenstrotz gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der andern; und wie eine unartige Grausamkeit keine Gränzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Gränze hinauszutreiben. Ich erzähle Einen Fall statt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen: so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drei mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu quälen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruthen zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken drückte; den andern, einen jüngeren und schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte

noch übrig und nicht der schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner, brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vortheil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhoben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig bei der geringsten Beleidigung einem oder dem andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltener wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

Ich will jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einige Geschichten zu erzählen, wie mancherlei Unangenehmes mir von meinen Gespielen begegnet: denn das ist ja eben das Lehrreiche solcher sittlichen Mittheilungen, daß der Mensch erfahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen und nicht als einem besonders Glücklichen oder Unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Emporwachsen der Kinder aus den gesitteten Ständen ein sehr großer Widerspruch zum Vorschein kommt; ich meine den, daß sie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden: sich mäßig, verständig, ja vernünftig zu betragen, niemand aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzufügen und alle gehässigen Regungen, die sich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegentheil,

während die jungen Geschöpfe mit einer solchen Uebung beschäftigt sind, sie von andern das zu leiden haben, was an ihnen gescholten wird und höchlich verpönt ist. Dadurch kommen die armen Wesen zwischen dem Naturzustande und dem der Civilisation gar erbärmlich in die Klemme, und werden, je nachdem die Charaktere sind, entweder tückisch oder gewaltsam aufbrausend, wenn sie eine Zeit lang an sich gehalten haben.

Gewalt ist eher mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gutgesinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegenzusetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Gesellen so ziemlich abzuhalten wußte, so war ich doch keineswegs ihren Sticheleien und Mißreden gewachsen, weil in solchen Fällen derjenige, der sich vertheidigt, immer verlieren muß. Es wurden also auch Angriffe dieser Art, in sofern sie zum Zorn reizten, mit physischen Kräften zurückgewiesen, oder sie regten wundersame Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entsprang; denn indem er als der erste unter seines Gleichen da stand, hatte dieses doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte etwas darauf einzubilden schien, meinen Großvater in der Mitte des Schöffenraths, eine Stufe höher als die andern, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so sagte einer der Knaben höhnisch, ich sollte doch, wie der Pfau auf seine Füße, so auf meinen Großvater väterlicher Seite hinsehen, welcher Gastgeber zum Weidenhof gewesen, und wohl an die Thronen und Kronen keinen Anspruch gemacht hätte. Ich erwiederte darauf, daß ich davon keineswegs beschämt sey, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unserer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleichhalten dürften, und daß einem jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll seyn könne. Es sey mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben: denn ich habe mich auch ihn persönlich zu kennen öfters gesehnt, sein Bildniß vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseyns gefreut, dem ich das meine schuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der Tückischste von allen, nahm jenen ersten bei Seite und flüsterte ihm etwas in die Ohren,

wobei sie mich immer spöttisch ansahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte sie auf laut zu reden.

Nun was ist es denn weiter? sagte der erste: wenn du es wissen willst, dieser da meint, du könntest lange herumgehen und suchen, bis du deinen Großvater fändest.

Ich drohte nun noch heftiger, wenn sie sich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Mährchen vor, das sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: mein Vater sey der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Unverschämtheit allerlei Argumente vorzubringen, zum Beispiel, daß unser Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die sich in Friedberg und sonst aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen seyen, und was noch andere solche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von der Bosheit hernehmen konnten. Ich hörte Ihnen ruhiger zu als sie erwarteten: denn sie standen schon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich versetzte ganz gelassen, auch dieses könne mir recht seyn. Das Leben sey so hübsch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es schriebe sich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So ließen sie, da sie nichts ausrichten konnten, die Sache für dießmal gut seyn; man spielte zusammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Versöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortschlich: es wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu seyn, wenn es auch nicht auf die gesetzlichste Weise gewesen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieser Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfsinn aufgefordert. Ich fing nun an die Aufgaben jener zu untersuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrscheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß sein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Besuchzimmer des alten Hauses gehangen hatte, welche beide nach Erbauung des neuen in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine sehr schöne Frau gewesen seyn, und von gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines schönen Herrn in

Ich holte Gold, ich holte Wein,
Stellt' alles da zuſammen;
Da, dacht' ich, da wird Wärme ſeyn,
Geht mein Gemäld' in Flammen!
Auch thät' ich bei der Schätze Flor
Viel Gluth und Reichthum ſchwärmen;
Doch Menſchenfleiſch geht allem vor,
Um ſich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, ſondern fleißig iſt,
Wie ich bin und wie du biſt,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er blecket nicht mit ſtumpfem Zahn
Lang' Geſottnes und Gebratnes an,
Das er, wenn er noch ſo ſittlich kaut,
Endlich doch nicht ſonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wiſcht das Maul wohl nicht einmal.

Sieh, ſo iſt Natur ein Buch lebendig,
Unverſtanden, doch nicht unverſtandlich:
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad' und alle Träume
In dein Herz zu ſammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Uniform mit Stern und Orden gesehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Geräthschaften während des alles umwälzenden Hausbaues verschwunden war. Solche wie manche andere Dinge baute ich mir in meinem kindischen Kopfe zusammen, und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichtertalent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verschaffen weiß.

Da ich nun aber einen solchen Fall niemand zu vertrauen, oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterstand, so ließ ich es an einer heimlichen Betriebsamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz bestimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entschieden ähnlich zu seyn pflegten. Mehrere unserer Freunde, besonders auch Rath Schneider, unser Hausfreund, hatten Geschäftsverbindungen mit allen Fürsten und Herren der Nachbarschaft, deren, sowohl regierender als nachgeborener, keine geringe Anzahl am Rhein und Main, und in dem Raume zwischen beiden ihre Besitzungen hatten, und die aus besonderer Gunst ihre treuen Geschäftsträger zuweilen wohl mit ihren Bildnissen beehrten. Diese, die ich von Jugend auf vielmals an den Wänden gesehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerksamkeit, forschend, ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater, oder gar mit mir entdecken könnte; welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können: denn bald waren es die Augen von diesem, bald die Nase von jenem, die mir auf einige Verwandtschaft zu deuten schienen. So führten mich diese Kennzeichen trüglich genug hin und wieder. Und ob ich gleich in der Folge diesen Vorwurf als ein durchaus leeres Mährchen betrachten mußte, so blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlassen, die sämmtlichen Herren, deren Bildnisse mir sehr deutlich in der Phantasie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bei mir zu mustern und zu prüfen. So wahr ist es, daß alles was den Menschen innerlich in seinem Dünkel bestärkt, seiner heimlichen Eitelkeit schmeichelt, ihm dergestalt höchlich erwünscht ist, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm sonst auf irgend eine Weise zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anstatt hier ernsthafte, ja rügende Betrachtungen einzumischen, wende ich lieber meinen Blick von jenen schönen Zeiten hinweg: denn wer

wäre im Stande von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen! Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung ansehen: denn meist versprechen sie mehr als sie halten, und es scheint, als wenn die Natur unter andern schelmischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier sich ganz besonders vorgesetzt uns zum besten zu haben. Die ersten Organe, die sie Kindern mit auf die Welt giebt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Geschöpfs gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchslos auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind, an und für sich betrachtet, mit seines gleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig, so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies: aber das Wachsthum ist nicht bloß Entwickelung, die verschiedenen organischen Systeme, die den Einen Menschen ausmachen, entspringen aus einander, folgen einander, verwandeln sich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen nach einer gewissen Zeit kaum eine Spur mehr zu finden ist. Wenn auch die menschlichen Anlagen im ganzen eine entschiedene Richtung haben, so wird es doch dem größten und erfahrensten Kenner schwer seyn, sie mit Zuverlässigkeit voraus zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

Keineswegs gedenke ich daher in diesen ersten Büchern meine Jugendgeschichten völlig abzuschließen, sondern ich werde vielmehr noch späterhin manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog. Hier muß ich aber bemerken, welchen stärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unsere Gesinnungen und unsere Lebensweise ausübten.

Der ruhige Bürger steht zu den großen Weltereignissen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen sie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann sich, selbst wenn sie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten: schnell ergreift er eine Partei, nachdem ihn sein Charakter oder äußere Anlässe bestimmen. Rücken so große Schicksale, so bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußeren Unbequemlichkeiten noch immer jenes innere

Mißbehagen, verdoppelt und schärft das Uebel meistentheils, und zerstört das noch mögliche Gute: dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von diesen, und er weiß weder wie er seine Neigung, noch wie er seinen Vortheil wahren und erhalten soll.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde demungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben: immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer, und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familien zerspaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise von einander getrennten Bürger noch mehr zu isoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Massen theilen, wo nur wenige Männer, selbst von der herrschenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der sich auf sich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien sich eine eigene und abgeschlossene Existenz bildet. Von solchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede seyn müssen, wenn man sich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen soll.

Mein Vater hatte, sobald er von Reisen zurückgekommen, nach seiner eigenen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um sich zum Dienste der Stadt fähig zu machen, eines der subalternen Aemter übernehmen und solches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergäbe. Er glaubte nach seiner Sinnesart, nach dem Begriffe, den er von sich selbst hatte, im Gefühl seines guten Willens, eine solche Auszeichnung zu verdienen, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verschwur, jemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen Rathes, den der Schultheiß und die ältesten Schöffen als einen besondern Ehrentitel tragen: dadurch hatte er sich zum Gleichen der Obersten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derselbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des

Schultheißen zu werden, wodurch er auch auf dieser Seite von dem Rathe ausgeschlossen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter sich eine Societät machen: sie stehen so isolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um so mehr, als sich in dieser Abgeschiedenheit das Eigenthümliche der Charaktere immer schroffer ausgebildet. Mein Vater mochte sich auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweise einen Begriff gemacht haben, als sie vielleicht unter seinen Mitbürgern gewöhnlich war. Zwar fand er darin Vorgänger und Gesellen.

Der Name von Uffenbach ist bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Ansehen. Er war in Italien gewesen, hatte sich besonders auf Musik gelegt, sang einen angenehmen Tenor, und da er eine schöne Sammlung von Musikalien mitgebracht hatte, wurden Concerte und Oratorien bei ihm aufgeführt. Weil er nun dabei selbst sang und die Musiker begünstigte, so fand man es nicht ganz seiner Würde gemäß, und die eingeladenen Gäste sowohl als die übrigen Landsleute erlaubten sich darüber manche lustige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häkel, eines reichen Edelmanns, der, verheirathet aber kinderlos, ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit allem Zubehör eines anständigen Lebens ausgestattet. Auch besaß er gute Gemälde, Kupferstiche, Antiken und manches andere, wie es bei Sammlern und Liebhabern zusammenfließt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittagessen, und war auf eigene achtsame Weise wohlthätig, indem er in seinem Hause die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt, und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almosen reichte, daß sie in jenen geschenkten Kleidern sich ihm jedesmal sauber und ordentlich vorstellten. Ich erinnere mich seiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes, desto deutlicher aber seiner Auctien, der ich von Anfang bis zu Ende beiwohnte, und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antrieb manches erstand, was sich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher, und von mir kaum noch mit Augen gesehen, machte Johann Michael von Loen in der literarischen Welt, so wie in Frankfurt ziemliches Aufsehen. Nicht von Frankfurt gebürtig, hatte er sich daselbst niedergelassen und war mit der Schwester meiner Großmutter Textor,

einer geborenen Lindheimer, verheirathet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt, und eines erneuten Adels sich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verschiedenen Regungen, welche in Kirche und Staat zum Vorschein kamen, einzugreifen den Muth hatte. Er schrieb den Grafen von Rivera, einen didaktischen Roman, dessen Inhalt aus dem zweiten Titel, oder der ehrliche Mann am Hofe, ersichtlich ist. Dieses Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause ist, Sittlichkeit verlangte; und so brachte ihm seine Arbeit Beifall und Ansehen. Ein zweites Werk sollte dagegen desto gefährlicher für ihn werden. Er schrieb die einzige wahre Religion, ein Buch, das die Absicht hatte Toleranz, besonders zwischen Lutheranern und Calvinisten, zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; besonders schrieb Dr. Benner in Gießen gegen ihn. Von Loen erwiederte; der Streit wurde heftig und persönlich, und die daraus entspringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfasser, die Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen, die ihm Friedrich der Zweite anbot, der in ihm einen aufgeklärten und den Neuerungen, die in Frankreich schon viel weiter gediehen waren, nicht abgeneigten, vorurtheilsfreien Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlassen, behaupteten, daß er dort nicht zufrieden sey, ja nicht zufrieden seyn könne, weil sich ein Ort wie Lingen mit Frankfurt keineswegs messen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an dem Behagen des Präsidenten, und versicherte, der gute Oheim hätte besser gethan, sich mit dem Könige nicht einzulassen, weil es überhaupt gefährlich sey sich demselben zu nähern, so ein außerordentlicher Herr er auch übrigens seyn möge. Denn man habe ja gesehen, wie schmählich der berühmte Voltaire, auf Requisition des preußischen Residenten Freitag, in Frankfurt sey verhaftet worden, da er doch vorher so hoch in Gunsten gestanden und als des Königs Lehrmeister in der französischen Poesie anzusehen gewesen. Es mangelte bei solchen Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Beispielen, um vor Höfen und Herrendienst zu warnen, wovon sich überhaupt ein geborener Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Dr. Orth, will ich hier nur dem Namen nach gedenken, indem ich verdienten Frankfurtern hier nicht sowohl ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derselben nur in sofern erwähne,

als ihr Ruf oder ihre Persönlichkeit auf mich in den frühesten Jahren einigen Einfluß gehabt. Dr. Orth war ein reicher Mann und gehörte auch unter die, welche niemals Theil am Regimente genommen, ob ihn gleich seine Kenntnisse und Einsichten wohl dazu berechtigt hätten. Die Deutschen und besonders die Frankfurtischen Alterthümer sind ihm sehr viel schuldig geworden; er gab die Anmerkungen zu der sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind. Die historischen Capitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studirt.

Von Ochsenstein, der ältere jener drei Brüder, deren ich oben als unserer Nachbarn gedacht, war, bei seiner eingezogenen Art zu seyn, während seines Lebens nicht merkwürdig geworden; desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er Morgens früh ganz im Stillen und ohne Begleitung und Gefolg, von Handwerksleuten zu Grabe gebracht seyn wolle. Es geschah, und diese Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegängnisse gewöhnt war, großes Aufsehen. Alle diejenigen, die bei solchen Gelegenheiten einen herkömmlichen Verdienst hatten, erhoben sich gegen die Neuerung. Allein der wackere Patricier fand Nachfolger in allen Ständen, und ob man schon dergleichen spottweise Ochsenleichen nannte, so nahmen sie doch zum besten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und die Prunkbegängnisse verloren sich immer mehr. Ich führe diesen Umstand an, weil er eins der frühern Symptome jener Gesinnungen von Demuth und Gleichstellung darbietet, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von oben herein auf so manche Weise gezeigt haben und in so unerwartete Wirkungen ausgeschlagen sind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Alterthums. Es fanden sich Gemäldecabinette, Kupferstichsammlungen, besonders aber wurden vaterländische Merkwürdigkeiten mit Eifer gesucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsstadt, von denen keine Sammlung veranstaltet war, wurden in Druck und Schrift sorgfältig aufgesucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländischer Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildnisse von Frankfurtern, die in großer Anzahl existirten, wurden zusammengebracht und machten eine besondere Abtheilung der Cabinette.

Solche Männer scheint mein Vater sich überhaupt zum Muster

genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenschaften, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er sein Haus erbaut, seine Besitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landkartensammlung der Schenkischen und anderer damals vorzüglicher geographischen Blätter, jene obenerwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildnisse, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger venezianischer Gläser, Becher und Pokale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden gesondert und aufgestellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auctionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühesten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senckenbergische. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränkten Stadt, wo sich niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum besten aufgenommen. Spottnamen und seltsame, sich lang im Gedächtniß erhaltende Mährchen sind meistens die Frucht einer solchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von dem Zeichen des Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Collegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern practicirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße, als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperrücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald

auf dieser, bald auf jener Seite der Straße sich befand, und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten, er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Weg zu gehen, die ihn in gerader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör auf der Eschenheimergasse zu einer medicinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines bloß für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.

Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowohl als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Carl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie von Loen das Hofleben, eben so das Geschäftsleben einer gewissenhaftern Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Conflict und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden, als im großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debitcommissionen ernannt; andere fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenloses Vortheil zogen oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken; und hier gab sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein Herr und Diener, sein Daniel in der Löwengrube, seine Reliquien schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch

immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht loswerden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden, mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopstock auch schon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Sylben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die frühern, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirchs Telemach, Koppens befreites Jerusalem, und andere Uebersetzungen. Ich hatte diese sämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weßhalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstocks Messias Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf diesen geschäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Messias gleich bei seiner Erscheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten ließ, hatten den übrigens trockenen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn ersten Gesänge — denn von diesen ist eigentlich die Rede — als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete, und solches alle Jahre einmal in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im stillen durchlas, und sich daran für's ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er seine Empfindungen seinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt, wegen

einer wie es ihm schien gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs über diesen Gegenstand; aber beide Theile entfernten sich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen; und wie sehr fand sich unser Freund im stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich und wir Geschwister bemächtigten uns desselben, wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen, und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtniß zu fassen.

Porcia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche ins rothe Meer gestürzt werden, hatten wir uns getheilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein Theil gekommen; die andere, um ein wenig kläglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen, und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen; meine Schwester packte mich gewaltig an und recitirte, zwar leise genug, aber doch mit steigender Leidenschaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer, dich an! ... Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! ...
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen!
Itzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß ist stechender Jammer!

Und wie muß dir's werden, wenn du fühleſt,
Daß du alles in dir ſelbſt erzieleſt.
Freude haſt an deiner Frau und Hunden,
Als noch keiner in Elyſium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich ſchweifte
Und an goldne Gottgeſtalten ſtreifte.
Nicht in Rom, in Magna Grăcia;
Dir im Herzen iſt die Wonne da!
Wer mit ſeiner Mutter, der Natur, ſich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

Künſtlers Fug und Recht.

Ein frommer Maler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geſchehn,
Daß er einem Beſſern nach mußt' ſtehn;
Hatte ſeine Tafeln fortgemalt,
Wie man ſie lobt, wie man ſie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut ihn'n ſogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu malen eine Wand im Saal;
Mit emſigen Zügen er ſtaffirt,
Was öfters in der Welt paſſirt;
Zog ſeinen Umriß leicht und klar,
Man konnte ſehn, was gemeint da war.
Mit wenig Farben er colorirt,
Doch ſo, daß er das Aug' frappirt.

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut mit fürchterlicher Stimme rief sie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt!

Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks, das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasiren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen sollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollten sie auch sonst im Stande seyn es auszuhalten und zu ertragen!

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschungen für die Stadt sehr belebend. Wer sonst nicht leicht aus dem Hause kam, warf sich in seine besten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu seyn. Für uns Kinder war besonders die Festlichkeit in dem Hause des Großvaters an diesem Tage ein höchst erwünschter Genuß. Mit dem frühesten Morgen waren die Enkel schon daselbst versammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Clarinetten, die Posaunen und Zinken, wie sie das Militär, die Stadtmusici, und wer sonst alles, ertönen ließ, zu vernehmen. Die versiegelten und überschriebenen Neujahrsgeschenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt, und wie der Tag wuchs, so vermehrte sich die Anzahl der Honoratioren. Erst erschienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe selbst verfehlten nicht ihren Schultheißen zu [illegible], und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum sich öffneten. Die Torten, Biscuitkuchen, Marzipane, der süße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß so wie die beiden Burgemeister aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Pathen nach einer gewissen Abstufung verehrt ward; genug, es fehlte diesem Feste im kleinen an nichts was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den älteren Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den

letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsstädtischer Sitte posaunte der Thürmer des Hauptthurms, so oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seyen. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man lief, sie vorbeipassiren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschirten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Colonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Constablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Commando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre.

Diese unerwartete, seit vielen Jahren unerhörte Last drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und niemand konnte sie beschwerlicher seyn als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte; er, ohnehin preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen: es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich gewesen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Französisch sprach, und im Leben sich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, so hätte er sich und uns manche trübe Stunde ersparen mögen: denn man quartierte bei uns den Königslieutenant, der, obgleich Militärperson, doch nur die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence, unweit Antibes, gebürtig, eine lange hagere ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen und von einem würdigen zusammengenommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben sollten,

und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von Seiten der Kunst vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche, das nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landkarten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Officiere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdieß täglich offene Tafel hielt, so gab es in dem mäßig großen, nur für Eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden, aber sehr ernsten und genauen Militärgast fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, ein schöner wohlbeleibter, heiterer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut Französisch sprach, sich in alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszustande ihres Gatten verstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich ausgemalt, das neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie und was sich alles sonst noch sagen ließ, zu Bedenken gegeben, so daß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz

setzte, auch hier sich als Einquartierter musterhaft zu betragen vernahm, und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter besaß einige Kenntniß des Italiänischen, welche Sprache überhaupt niemand von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher sogleich Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Neigung spürte, seiner Gevatterin jeden abgemüßigten Augenblick schenkte — denn er wohnte gerade gegenüber — und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie persönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum besten gerieth. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern geistreichen Zug in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockene Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen den Vater zu erheitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das geringste, was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs strengste befohlen dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtische mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit muß ich, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorene, das man uns von der Tafel sendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sey, vertragen könne.

Außer diesen Leckereien, die wir denn doch allmählig ganz gut genießen und vertragen lernten, däuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermaßen entbunden zu seyn. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte sich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie sehr quälte er sich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle seine Freunde, nur um den Grafen loszuwerden! Vergebens stellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines

solchen Mannes im Hause unter den gegebenen Umständen eine wahre Wohlthat sey, daß ein ewiger Wechsel, es sey nun von Officieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von diesen Argumenten wollte bei ihm greifen: das Gegenwärtige schien ihm so unerträglich, daß ihn sein Unmuth ein Schlimmeres, das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf diese Weise ward seine Thätigkeit gelähmt, die er sonst hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterstuhle des Königslieutenants geschlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz besondern Reiz, daß er einen eigenen Werth darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war streng gerecht; die Art wie er es ausdrückte, war launig und pikant: er schien sich den Herzog von Offuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetscher nicht eine oder die andere Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieser muntere Mann eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im allgemeinen, ohne im Gedächtniß ein besonderes wiederzufinden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieser Mann war sich selbst seiner Eigenheiten aufs deutlichste bewußt, und weil er gewisse Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man den bösen Dämon nennen soll, überfiel, so zog er sich in solchen Stunden, die sich manchmal zu Tagen verlängerten, in sein Zimmer zurück, sah niemand als seinen Kammerdiener, und war selbst in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böse Geist von ihm gewichen war, erschien er nach wie vor mild, heiter und thätig. Aus den Reden seines Kammerdieners, Saint Jean, eines kleinen hagern Mannes

von munterer Gutmüthigkeit, konnte man schließen, daß er in früheren Jahren, von solcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet, und sich nun vor ähnlichen Abwegen bei einer so wichtigen, den Blicken aller Welt ausgesetzten Stelle zu hüten ernstlich vornehme.

Gleich in den ersten Tagen der Anwesenheit des Grafen wurden die sämmtlichen Frankfurter Maler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete sich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübsches helles Giebelzimmer im Mansard eingeräumt und sogleich in ein Cabinet und Atelier umgewandelt; denn er war willens, die sämmtlichen Künstler, vor allen aber Seekatz in Darmstadt, dessen Pinsel ihm besonders bei natürlichen und unschuldigen Vorstellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen. Er ließ daher von Grasse, wo sein älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte, die sämmtlichen Maße aller Zimmer und Cabinette herbeikommen, überlegte sodann mit den Künstlern die Wandabtheilungen, und bestimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden ansehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden sollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an.

Seekatz übernahm ländliche Scenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht eben so gerathen, sie waren meist zu hager, und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. Denn da er eine kleine dicke, gute, aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wohl ein Modell zuließ, so wollte nicht Gefälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt gewesen über das Maß seiner Figuren hinauszugehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinckmann, dessen Pinsel in Staffeleigemälden nicht zu schelten ist.

Schütz, der Landschaftsmaler, fand sich vielleicht am besten in der Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, so wie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahrszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maßstabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen; er lieferte sehr heitere Bilder.

Trautmann rembrandtisirte einige Auferweckungswunder des neuen

Testaments und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufrissen der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Cabinet zugetheilt worden. Hirt malte einige gute Eichen- und Buchenwälder; seine Heerden waren lobenswerth. Junker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am wenigsten in diesen Tapetenstyl finden; jedoch bequemte er sich für gute Zahlung mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle diese Männer von meiner frühesten Jugend an gekannt und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf mich gern um sich leiden mochte, so war ich bei den Aufgaben, Berathschlagungen und Bestellungen, wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir schon früher bei Gemäldeliebhabern, besonders aber auf Auctionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, es sey nun aus der biblischen oder der Profangeschichte oder aus der Mythologie genommen; und wenn ich auch den Sinn der allegorischen Bilder nicht immer traf, so war doch selten jemand gegenwärtig, der es besser verstand als ich. So hatte ich auch öfters die Künstler vermocht, diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen, und solcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Lust und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt.

Nach diesen, für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen, will ich auch einer kleinen Beschämung, die mir innerhalb dieses Künstlerkreises begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungesehen und ununtersucht. Einst fand ich hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen; ich ermangelte nicht zu forschen was darin verborgen sey, und ohne mich lange zu besinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszustellen pflegt, und ob ich es gleich alsobald wieder zuzuschieben Anstalt machte, so konnte ich doch nicht geschwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich.

Wer hat euch erlaubt dieses Kästchen zu eröffnen? sagte er mit seiner Königslieutenantsmiene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: Ihr werdet in acht Tagen, sagte er, dieses Zimmer nicht betreten.

Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich diesem Gebot aufs pünktlichste, so daß es dem guten Seekatz, der eben in dem Zimmer arbeitete, sehr verdrießlich war: denn er hatte mich gern um sich, und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorsam so weit, daß ich Seekatzen seinen Kaffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle setzte; da er denn von seiner Arbeit aufstehen und ihn holen mußte, welches er so übel empfand, daß er mir fast gram geworden wäre.

Nun aber scheint es nöthig, umständlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in solchen Fällen in der französischen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborene Gabe zu Statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton, und was sonst von äußern Eigenthümlichkeiten, fassen konnte. Aus dem Lateinischen waren mir viele Worte bekannt; das Italiänische vermittelte noch mehr, und so horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Besuchen so viel heraus, daß ich mich, wo nicht ins Gespräch mischen, doch wenigstens einzelne Fragen und Antworten bestehen konnte.

Aber dieses war alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Freibillet erhalten, dessen ich mich, mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beistand meiner Mutter, täglich bediente. Hier saß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne, und faßte um so mehr auf Bewegung, mimischen und Rede-Ausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verstand, was da oben gesprochen wurde, und also meine Unterhaltung nur vom Gebärdenspiel und Sprachten nehmen konnte. Von der Komödie verstand ich am wenigsten, weil sie geschwind gesprochen wurde und sich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam seltener vor, und der gemessene Schritt, das Tactartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten sie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand, und declamirte

mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohrs und das ihm so genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zusammenhang hätte verstehen können. Ja ich lernte ganze Stellen auswendig, und recitirte sie wie ein eingelernter Sprachvogel; welches mir um so leichter ward, als ich früher die für ein Kind meist unverständlichen biblischen Stellen auswendig gelernt und sie in dem Ton der protestantischen Prediger zu recitiren mich gewöhnt hatte. Das versificirte französische Lustspiel war damals sehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chaussée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischen Figuren; von der Molière'schen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am meisten Eindruck auf mich machte, war die Hypermnestra von Lemierre, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchst anmuthig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, so regte sich der Wunsch bei mir, mich auf dem Theater selbst umzusehen, wozu sich mir so mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte, und manche Zeit in den Corridors, auch wohl bei gelinderer Jahrszeit vor der Thüre, mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, so gesellte sich ein schöner munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwohl nur beiläufig, gesehen hatte. Mit mir konnte er sich am besten verständigen, indem ich mein Französisch bei ihm geltend zu machen wußte; und er knüpfte sich um so mehr an mich, als kein Knabe seines Alters und seiner Nation beim Theater oder sonst in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zusammen, und selbst während der Vorstellungen ließ er mich selten in Ruhe. Er war ein allerliebster kleiner Aufschneider, schwatzte charmant und unaufhörlich, und wußte so viel von seinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbarkeiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt, und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hätte vorstellen können; so daß niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Er glaubt es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu ſchlecht,
Daß es verſammelte Herrn und Fraun,
Möchten einmal mit Luſt beſchaun;
Zugleich er auch noch wünſcht' und wollt'
Daß man dabei was denken ſollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,
Das unſers Künſtlers Werke liebt,
Und darum deſto mehr betrübt,
Daß an der loſen leidigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß ſtand.
Die ſetzten ihn ſogleich zur Red',
Warum er ſo was malen thät,
Da doch der Saal und ſeine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er ſollte ſich nicht laſſen verführen
Und nun auch Bänk und Tiſche beſchmieren;
Er ſollte bei ſeinen Tafeln bleiben
Und hübſch mit ſeinem Pinſel ſchreiben;
Und ſagten ihm von dieſer Art
Noch viel Verbindlich's in den Bart.

Er ſprach darauf beſcheidentlich:
Eure gute Meinung beſchämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thier' erſchuf,
Daß auch ſogar das wüſte Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren ſeyn,

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater, und führte mich besonders in die Foyers, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an- und auskleideten. Das Local war weder günstig noch bequem, indem man das Theater in einen Concertsaal hineingezwängt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besondern Abtheilungen stattfanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spielpartien gedient hatte, waren nun beide Geschlechter meist beisammen und schienen sich so wenig unter einander selbst, als vor uns Kindern zu scheuen, wenn es beim Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum anständigsten herging. Mir war dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit, bei wiederholtem Besuch, ganz natürlich.

Es währte nicht lange, so entspann sich aber für mich ein eigenes und besonderes Interesse. Der junge Derones — so will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer fortsetzte — war außer seinen Aufschneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit seiner Schwester bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich suchte ihr auf alle Weise gefällig zu seyn; allein ich konnte ihre Aufmerksamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken sich gegen jüngere Knaben sehr weit vorgeschritten und nehmen, indem sie nach den Jünglingen hinschauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen seine erste Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Gesellschaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zusammen, um zu spielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen, welches sie zwar jederzeit mit sehr guter Art annahm und auf das höflichste dankte; allein ich sah ihren traurigen Blick sich niemals erheitern und fand keine Spur, daß sie sonst auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette seiner Mutter, das mit eleganten seidenen Verhängen aufgeputzt war, ein Pastellbild, das

Porträt eines schönen Mannes, und bemerkte zugleich mit schlauer Miene, das sey eigentlich nicht der Papa, aber ebenso gut wie der Papa; und indem er diesen Mann rühmte, und nach seiner Art umständlich und prahlerisch manches erzählte, so glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wohl dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Ansehen und hatte sie nur um desto lieber.

Die Neigung zu diesem Mädchen half mir die Schwindeleien des Bruders übertragen, der nicht immer in seinen Gränzen blieb. Ich hatte oft die weitläufigen Erzählungen seiner Großthaten auszuhalten, wie er sich schon öfter geschlagen, ohne jedoch dem andern schaden zu wollen; es sey alles bloß der Ehre wegen geschehen. Stets habe er gewußt seinen Widersacher zu entwaffnen und ihm alsdann verziehen; ja er verstehe sich aufs Legiren so gut, daß er einst selbst in große Verlegenheit gerathen, als er den Degen seines Gegners auf einen hohen Baum geschleudert, so daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden können.

Was mir meine Besuche auf dem Theater sehr erleichterte, war, daß mir mein Freibillet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete, und also auch zu dem Sitz im Proscenium. Dieses war nach französischer Art sehr tief, und an beiden Seiten mit Sitzen eingefaßt, die, durch eine niedrige Barrière beschränkt, sich in mehreren Reihen hinter einander aufbauten, und zwar dergestalt, daß die ersten Sitze nur wenig über die Bühne erheben waren. Das Ganze galt für einen besondern Ehrenplatz; nur Officiere bedienten sich gewöhnlich desselben, obgleich die Nähe der Schauspieler, ich will nicht sagen jede Illusion, sondern gewissermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den sich Voltaire so sehr beschwert, habe ich noch erlebt und mit Augen gesehen. Wenn bei sehr vollem Hause und etwa zur Zeit von Durchmärschen angesehene Officiere nach jenem Ehrenplatze strebten, der aber gewöhnlich schon besetzt war, so stellte man noch einige Reihen Bänke und Stühle ins Proscenium auf die Bühne selbst, und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem sehr mäßigen Raume zwischen den Uniformen und Orden ihre Geheimnisse zu enthüllen. Ich habe die Hypermnestra selbst unter solchen Umständen aufführen sehen.

Der Vorhang fiel nicht zwischen den Acten; und ich erwähne noch

eines seltsamen Gebrauchs, den ich sehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten deutschen Knaben das Kunstwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet, und eine vorfallende Störung auf demselben hätte als das größte Verbrechen gegen die Majestät des Publicums sogleich müssen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr beim Fuß, standen daher in allen Lustspielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hintersten Vorhangs und waren Zeugen von allem, was im Innersten der Familie vorging. Da, wie gesagt, zwischen den Acten der Vorhang nicht niedergelassen wurde, so lösten bei einfallender Musik zwei andere dergestalt ab, daß sie aus den Coulissen ganz strack vor jene hintraten, welche sich dann eben so gemessentlich zurückzogen. Wenn nun eine solche Anstalt recht dazu geeignet war, alles was man beim Theater Illusion nennt, aufzuheben, so fällt es um so mehr auf, da dieses zu einer Zeit geschah, wo nach Diderots Grundsätzen und Beispielen die natürlichste Natürlichkeit auf der Bühne gefordert, und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben wurde. Von einer solchen militärischen Polizeianstalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht sich selbst zu bewachen; die gedachten Grenadiere standen indeß nahe genug hinter den Coulissen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderots Hausvater und die Philosophen von Palissot gesehen habe, und mich im letztern Stück der Figur des Philosophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnere.

Alle diese theatralische Mannichfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauspielhause festhalten. Wir spielten bei schönem Wetter vor demselben und in der Nähe, und begingen allerlei Thorheiten, welche besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu unserm Aeußern paßten: denn ich und meines Gleichen erschienen alsdann, angezogen wie man mich in jenem Mährchen gesehen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife geziert war.

Einst, als wir eine ganze Zeit unser Wesen getrieben und Derones sich unter uns gemischt hatte, fiel es diesem ein, mir zu betheuern, ich hätte ihn beleidigt und müsse ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber seine Ausforderung gefallen und wollte ziehen. Er versicherte mir aber, es sey in solchen

Fällen gebräuchlich, daß man an einsame Oerter gehe, um die Sache desto bequemer ausmachen zu können. Wir verfügten uns deßhalb hinter einige Scheunen und stellten uns in gehörige Positur. Der Zweikampf erfolgte auf eine etwas theatralische Weise, die Klingen klirrten und die Stöße gingen neben aus; doch im Feuer der Action blieb er mit der Spitze seines Degens an der Bandschleife meines Bügels hangen: sie ward durchbohrt, und er versicherte mir, daß er nun die vollkommenste Satisfaction habe, umarmte mich sodann, gleichfalls recht theatralisch, und wir gingen in das nächste Kaffeehaus, um uns mit einem Glase Mandelmilch von unserer Gemüthsbewegung zu erholen und den alten Freundschaftsbund nur desto fester zu schließen.

Ein anderes Abenteuer, das mir auch im Schauspielhause, obgleich später, begegnet, will ich bei dieser Gelegenheit erzählen. Ich saß nämlich mit einem meiner Gespielen ganz ruhig im Parterre, und wir sahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübscher Knabe, ungefähr von unserm Alter, der Sohn eines durchreisenden französischen Tanzmeisters, mit vieler Gewandtheit aufführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämschen von rother Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Lauferschürzen, bis über die Kniee schwebte. Wir hatten diesem angehenden Künstler mit dem ganzen Publicum unsern Beifall gezollt, als mir ich weiß nicht wie einfiel, eine moralische Reflexion zu machen.

Ich sagte zu meinem Begleiter: Wie schön war dieser Knabe geputzt und wie gut nahm er sich aus. Wer weiß in was für einem zerrissenen Jäckchen er heute schlafen mag!

Alles war schon aufgestanden, nur ließ uns die Menge nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir gesessen hatte und nun hart an mir stand, war zufälligerweise die Mutter dieses jungen Künstlers, die sich durch meine Reflexion sehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte sie Deutsch genug, um mich verstanden zu haben, und sprach es gerade so viel als nöthig war, um schelten zu können. Sie machte mich gewaltig herunter: wer ich denn sey, meinte sie, daß ich Ursache hätte an der Familie und an der Wohlhabenheit dieses jungen Menschen zu zweifeln! Auf alle Fälle dürfe sie ihn für so gut halten als mich, und seine Talente könnten ihm wohl ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen lassen. Diese Strafpredigt hielt sie mir im Gedränge und machte die

Umstehenden aufmerksam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entschuldigen noch von ihr entfernen konnte, so war ich wirklich verlegen, und als sie einen Augenblick inne hielt, sagte ich, ohne etwas dabei zu denken: Nun, wozu der der Lärm? Heute roth, morgen todt!

Auf diese Worte schien die Frau zu verstummen. Sie sah mich an und entfernte sich von mir, sobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen sie mir auf, als der Knabe, anstatt sich nochmals sehen zu lassen, krank ward und zwar sehr gefährlich. Ob er gestorben ist, weiß ich nicht zu sagen.

Dergleichen Verdeutungen durch ein unzeitig, so unschicklich ausgesprochenes Wort standen bei den Alten schon in Ansehen, und es bleibt höchst merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieselben geblieben sind.

Nun fehlte es von dem ersten Tage der Besitznehmung unserer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwährender Zerstreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärsche zogen unsere Aufmerksamkeit hin und her. Die letztern besonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben schien uns ganz lustig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unserm Hause verschaffte uns den Vortheil, alle bedeutenden Personen der französischen Armee nach und nach zu sehen, und besonders die ersten, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Podesten, gleichsam wie von Galerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehen. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines schönen leutseligen Herrn, am deutlichsten aber des Marschalls von Broglie als eines jüngern, nicht großen aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete, die Alliirten seyen im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung,

und seit der Schlacht von Roßbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle Preußischgesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug einzusehen, daß ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem großen Ungemach vertauscht werden könne: denn es zeigte sich nur allzudeutlich, daß man dem Herzog nicht entgegen gehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles stellte sich der erregten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt, sie solle ganz ruhig seyn, es sey nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein- wie das anderemal an Gebärden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1759 der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann: ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Gebärden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauenkloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier,

Wein, Brod, Geld war denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf bleſſirte und gefangene Deutſche unter dieſem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Gränze, und es ſchien als wollte jeder ſich von allem entblößen, was er nur Bewegliches beſaß, um ſeinen bedrängten Landsleuten beizuſtehen.

Die Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in ſeiner Parteilichkeit ganz ſicher, daß dieſe gewinnen würden, hatte die leidenſchaftliche Verwegenheit den gehofften Siegern entgegenzugehen, ohne zu bedenken, daß die geſchlagene Partei erſt über ihn wegfliehen müßte. Erſt begab er ſich in ſeinen Garten vor dem Friedberger Thore, wo er alles einſam und ruhig fand; dann wagte er ſich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verſchiedene zerſtreute Nachzügler und Troßknechte anſichtig ward, die ſich den Spaß machten nach den Gränzſteinen zu ſchießen, ſo daß dem neugierigen Wanderer das abprallende Blei um den Kopf ſauste. Er hielt es deßhalb doch für gerathener zurückzugehen und erfuhr bei einiger Nachfrage, was ihm ſchon der Schall des Feuerns hätte klar machen ſollen, daß alles für die Franzoſen gut ſtehe und an kein Weichen zu denken ſey. Nach Hauſe gekommen, voll Unmuth, gerieth er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Faſſung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutſchen ſollten ſie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schickſal Freunde und Feinde zuſammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir ſchon früher auf des Grafen Wort gebaut und deßhalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröſtet, da ſie des Morgens, als ſie das Orakel ihres Schatzkäſtleins durch einen Nadelſtich befragt, eine für die Gegenwart ſowohl als für die Zukunft ſehr tröſtliche Antwort erhalten hatte. Wir wünſchten unſerm Vater gleichen Glauben und gleiche Geſinnung, wir ſchmeichelten ihm was wir konnten, wir baten ihn etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unſere Liebkoſungen und jeden Genuß, und begab ſich auf ſein Zimmer. Unſere Freude war indeſſen nicht geſtört; die Sache war entſchieden: der Königslieutenant, der dieſen Tag gegen ſeine Gewohnheit zu Pferde geweſen, kehrte endlich zurück; ſeine Gegenwart zu Hauſe war nöthiger als je. Wir ſprangen ihm entgegen, küßten ſeine

Hände und bezeugten ihm unsere Freude. Es schien ihm sehr zu gefallen.

Wohl! sagte er freundlicher als sonst: ich bin auch um euertwillen vergnügt, liebe Kinder!

Er befahl sogleich uns Zuckerwerk, süßen Wein, überhaupt das Beste zu reichen, und ging auf sein Zimmer, schon von einer großen Masse Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köstliche Collation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter ihn herbeizurufen; sie aber klüger als wir wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben seyn würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrod zurecht gemacht, und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und nachdem man die süßen Gaben bei Seite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahnten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorsälen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dieß geschah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam.

Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: Ihr werdet uns und euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.

Keineswegs! versetzte mein Vater mit Ingrimm: ich wollte sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.

Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wuth auf. Dieses sollt ihr büßen! rief er. Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugefügt haben!

Der Vater war indeß gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher und fing an zu essen. Wir freuten uns darüber, und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich

trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern Abend das Haus erschüttert hatte. Der Königslieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, aufs lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst sogleich ins innere Zimmer zurückgezogen hatte und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Muth an einem Unschuldigen gekühlt und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt das Cabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung die höchst verpönt war.

Was wollt ihr? rief ihm der Graf zornig entgegen: Hinaus mit euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten als St. Jean.

So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean, versetzte der Dolmetsch.

Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner zwei machen noch nicht Einen wie ihr seyd. Entfernt euch!

Herr Graf, ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen und an die appellire ich.

Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es euch gelingen werde.

Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns die Gesinnungen anderer anzuhören.

Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehen.

Nicht alle!

Sehr viele! Was! diese Städter, Reichsstädter wollen sie seyn? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen, seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft, wenn er glücklicherweise getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu seinem Vortheil verwenden, so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Theil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.

Freilich kennt ihr diese Gesinnungen schon lange, und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schätzt, wenige nur, ihr wißt es!

Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet; sonst hätte dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen ins Gesicht zu sagen. Es mögen seyn so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihrem kühnen Repräsentanten gestraft werden, und sich merken was sie zu erwarten haben.

Nur Aufschub, Herr Graf!

In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren.

Nur einen kurzen Aufschub!

Nachbar! Ihr denkt mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll euch nicht gelingen.

Weder verleiten will ich euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten. Euer Entschluß ist gerecht: er geziemt dem Franzosen, dem Königslieutenant; aber bedenkt, daß ihr auch Graf Thorane-seyd.

Der hat hier nicht mitzusprechen.

Man sollte den braven Mann doch auch hören.

Nun was würde er denn sagen?

Herr Königslieutenant! würde er sagen, ihr habt so lange mit so viel dunkeln, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg

Und er auch manches nur ebauchirt,
Und gerade nicht alles ausgeführt
(Wie man den Menſchen denn ſelbſt nicht ſcharf
Und nur en gros betrachten darf):
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom ſündlich menſchlichen Geſchlecht
Von Jugend auf allerlei Luſt geſpürt
Und mich in allerlei exercirt,
Und ſo durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, ſagt ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' einer auch einmal verſchnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen ſollt'.

Drum iſt mein Wort zu dieſer Friſt
Wie's allezeit geweſen iſt:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.

Groß iſt die Diana der Epheſer.

Apoſtelgeſchichte 19, 39.

Zu Epheſus ein Goldſchmied ſaß
In ſeiner Werkſtatt, pochte
So gut er konnt', ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte.
Als Knab' und Jüngling kniet' er ſchon
Im Tempel vor der Göttin Thron,

gemacht; aber gewinnt es über euch, Herr Königslieutenant! und jedermann wird euch deßwegen loben und preisen.

Ihr wißt, daß ich eure Possen manchmal leiden kann; aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen! Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal seyn? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt ihr, daß der Feind die Hände in den Schooß gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier platzte jetzt wohl eine Feuerkugel und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Peking-Tapeten ich geschont, mich genirt habe meine Landkarten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knieen liegen sollen.

Wie viele haben das gethan!

Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen, den Generalen und Officieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegengehen. Anstatt dessen verdirbt mir das Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!

Es ist ein Parteigeist; aber ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleichgesinnten werden euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern, und indem sie euch Recht geben, dennoch finden, daß ihr zu hart verfahren seyd.

Ich habe euch schon zu lange angehört; macht, daß ihr fortkommt!

So hört nur noch dieses! Bedenkt, daß es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen könnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu seyn: aber die Hausfrau ist allen euern Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben euch als ihren Oheim betrachtet. Mit diesem einzigen Schlag werdet ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja, ich kann wohl sagen, eine Bombe, die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe euch so oft über

eure Faſſung bewundert, Herr Graf: gebt mir dießmal Gelegenheit, euch anzubeten. Ein Krieger iſt ehrwürdig, der ſich ſelbſt in Feindes Haus als einen Gaſtfreund betrachtet; hier iſt kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über euch, und es ward euch zu ewigem Ruhme gereichen.

Das müßte wunderlich zugehen, verſetzte der Graf mit einem Lächeln.

Nur ganz natürlich, erwiederte der Dolmetſcher. Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu euern Füßen geſchickt: denn ich weiß, daß euch ſolche Scenen verdrießlich ſind; aber ich will euch die Frau, die Kinder ſchildern, wie ſie euch danken; ich will ſie euch ſchildern, wie ſie ſich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen und von eurer Großmuth an dieſem Tage unterhalten, wie ſie es Kindern und Kindeskindern erzählen und auch Fremden ihr Intereſſe für euch einzuflößen wiſſen; eine Handlung dieſer Art kann nicht untergehen!

Ihr trefft meine ſchwache Seite nicht, Dolmetſcher. An den Nachruhm pflege ich nicht zu denken; der iſt für andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu verſäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das iſt meine Sorge. Wir haben ſchon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt euch von den Undankbaren danken, die ich verſchone!

Der Dolmetſch, durch dieſen unerwartet glücklichen Ausgang überraſcht und bewegt, konnte ſich der Thränen nicht enthalten und wollte dem Grafen die Hände küſſen; der Graf wies ihn ab und ſagte ſtreng und ernſt: Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann! Und mit dieſen Worten trat er auf den Verſaal, um die andringenden Geſchäfte zu beſorgen und das Begehren ſo vieler wartenden Menſchen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt und wir feierten den andern Morgen, bei den Ueberbleibſeln der geſtrigen Zuckergeſchenke, das Vorübergehen eines Uebels, deſſen Androhen wir glücklich verſchlafen hatten.

Ob der Dolmetſch wirklich ſo weiſe geſprochen oder ob er ſich die Scene nur ſo ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entſcheiden; wenigſtens hat er bei Wiedererzählung derſelben niemals variirt. Genug, dieſer Tag dünkte ihm, ſo wie der ſorgenvollſte, ſo auch der glorreichſte ſeines Lebens.

Wie ſehr übrigens der Graf alles falſche Ceremoniel abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen und wie er in ſeinen

heiteren Stunden immer geistreich gewesen, davon soll eine kleine Begebenheit ein Zeugniß ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abstrusen einsamen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Einquartierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; jener aber meinte, derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anständigen Verbeugung und sagte: Excellenz! Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, so wie die Excellenz.

Betroffen von dieser Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend, als der Titel sey zu gering, bückte er sich tiefer und sagte: Monseigneur!

Mein Herr, sagte der Graf ganz ernsthaft: Wir wollen nicht weiter gehen; denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen.

Der andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, sich nicht zu rühren; der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?

Spangenberg, versetzte jener.

Und ich, sagte der Graf, heiße Therane. Spangenberg, was wollt ihr von Therane? Und nun setzen wir uns! die Sache soll gleich abgethan seyn.

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Geschichte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familienkreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Gebärden aufgeführt.

Nach solchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrängnissen fand sich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtsinn wieder, mit welchem besonders die Jugend von Tage zu Tage lebt; wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leidenschaft zu dem französischen Theater wuchs mit jeder Vorstellung; ich versäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauspiel mich zur speisenden Familie an den Tisch setzte und mich gar oft nur mit einigen Resten begnügte, die stäten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte, das Theater sey zu gar nichts nütze und könne zu gar nichts führen. Ich rief in solchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauspiels zur Hand sind, wenn sie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen.

Das Laſter im Glück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetiſche Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die ſchönen Beiſpiele von beſtraften Vergehungen, Miß Sara Sampſon und der Kaufmann von London, wurden ſehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den kürzern, wenn die Schelmſtreiche Scapins und dergleichen auf dem Zettel ſtanden, und ich mir das Behagen mußte vorwerfen laſſen, das man über die Betrügereien ränkevoller Knechte und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelaſſener Jünglinge im Publicum empfinde. Beide Parteien überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater ſehr bald mit der Bühne ausgeſöhnt, als er ſah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der franzöſiſchen Sprache zunahm.

Die Menſchen ſind nun einmal ſo, daß jeder, was er thun ſieht, lieber ſelbſt vornähme, er habe nun Geſchick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Curſus der franzöſiſchen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen ſchon zum zweiten- und drittenmal; von der würdigſten Tragödie bis zum leichtfertigſten Nachſpiel war mir alles vor Augen und Geiſt vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte, ſo verfehlte ich nunmehr nicht, als Knabe, bei einem viel lebhafter dringenden Anlaß, auch die franzöſiſchen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologiſche, halb allegoriſche Stücke im Geſchmack des Piron gegeben; ſie hatten etwas von der Parodie und gefielen ſehr. Dieſe Vorſtellungen zogen mich beſonders an: die goldenen Flügelchen eines heitern Mercur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danae oder wie eine von Göttern beſuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der ſie ſich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovids Verwandlungen und Pomey's Pantheon mythicum ſehr häufig im Kopfe herumſummten, ſo hatte ich bald ein ſolches Stückchen in meiner Phantaſie zuſammengeſtellt, wovon ich nur ſo viel zu ſagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Mercur beſonders war mir dabei ſo lebhaft im Sinne, daß ich noch ſchwören wollte, ich hätte ihn mit Augen geſehen.

Eine von mir ſelbſt ſehr reinlich gefertigte Abſchrift legte ich meinem Freund Derones vor, welcher ſie mit ganz beſonderem Anſtand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuſcript flüchtig durchſah,

mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand und zuletzt verſprach, das Werk bei gehöriger Muße näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine beſcheidene Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, verſicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich ſey. Sehr vieles komme beim Theater auf Gunſt an, und er beſchütze mich von ganzem Herzen; nur müſſe man die Sache geheim halten: denn er habe ſelbſt einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direction überraſcht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfaſſer ſey. Ich verſprach ihm alles mögliche Stillſchweigen und ſah ſchon im Geiſt den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchſtaben angeſchlagen.

So leichtſinnig übrigens der Freund war, ſo ſchien ihm doch die Gelegenheit den Meiſter zu ſpielen, allzu erwünſcht. Er las das Stück mit Aufmerkſamkeit durch, und indem er ſich mit mir hinſetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, ſo daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er ſtrich aus, ſetzte zu, nahm eine Perſon weg, ſubſtituirte eine andere, genug, er verfuhr mit der tollſten Willkür von der Welt, daß mir die Haare zu Berge ſtanden. Mein Vorurtheil, daß er es doch verſtehen müſſe, ließ ihn gewähren: denn er hatte mir ſchon öfters von den drei Einheiten des Ariſtoteles, von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Harmonie der Verſe und allem was daran hängt, ſo viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, ſondern auch für begründet halten mußte. Er ſchalt auf die Engländer und verachtete die Deutſchen; genug, er trug mir die ganze dramaturgiſche Litanei vor, die ich in meinem Leben ſo oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerfetzte Geburt mit nach Hauſe und ſuchte ſie wieder herzuſtellen, aber vergebens. Weil ich ſie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, ſo ließ ich aus meinem erſten Manuſcript, nach wenigen Veränderungen, eine ſaubere Abſchrift durch unſern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch ſo viel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauſpiel meine Abendkoſt eine Zeit lang ruhig verzehren ließ.

Dieſer mißlungene Verſuch hatte mich nachdenklich gemacht und ich wollte nunmehr dieſe Theorien, dieſe Geſetze, auf die ſich jedermann berief, und die mir beſonders durch die Unart meines anmaßlichen Meiſters

verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht schwer, doch mühsam wurde. Ich las zunächst Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten, und ersah wohl daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber so verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und was das Schlimmste war, ich gerieth sogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln über den Cid bekannt machte und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publicum zu vertheidigen genöthigt sind. Hier sah ich wenigstens auf das deutlichste, daß kein Mensch wußte, was er wollte, daß ein Stück wie Cid, das die herrlichste Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Cardinals sollte für schlecht erklärt werden, daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzosen, der nun auch mein Abgott geworden war — denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schöff von Olenschlager durch uns Kinder den Britannicus aufführen ließ, worin mir die Rolle des Nero zu Theil ward — daß Racine, sage ich, auch zu seiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunstrichtern fertig werden können. Durch alles dieses ward ich verworrener als jemals, und nachdem ich mich lange mit diesem Hin- und Herreden, mit dieser theoretischen Salbaderei des vorigen Jahrhunderts gequält hatte, schüttete ich das Kind mit dem Bade aus, und warf den ganzen Plunder desto entschiedener von mir, je mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Autoren selbst, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn sie darüber zu reden anfingen, wenn sie den Grund ihres Handelns angaben, wenn sie sich vertheidigen, entschuldigen, beschönigen wollten, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und ununterbrochener, so daß ich in dieser Zeit Racine und Molière ganz und von Corneille einen großen Theil durchzuarbeiten die Anhaltsamkeit hatte.

Der Königslieutenant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltetete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch

Bayerische Staatsbibliothek

mitunter Einfluß auf ein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen alles was seine Person oder Charakter berührte, dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Conflict bringen. Hierzu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde, und man dem Königslieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Polizeimeister begangen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogener lebte und hie und da vielleicht weniger energisch verfuhr.

Indessen war nun schon eine ansehnliche Partie der bestellten Gemälde abgeliefert. Graf Therane brachte seine Freistunden mit der Betrachtung derselben zu, indem er sie im gedachten Giebelzimmer Bane für Bane, breiter und schmäler, neben einander und weil es an Platz mangelte, sogar über einander nageln, wieder abnehmen und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten aufs neue untersucht: man erfreute sich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungensten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünschen, dieses oder jenes anders geleistet zu sehen.

Hieraus entsprang eine neue und ganz wunderſame Operation. Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am besten arbeitete, so kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht diese Talente in den Bildern vereinigen, und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne? Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man zum Beispiel in eine fertige Landschaft noch schöne Heerden hineinmalen ließ; weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteste Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmaler auch noch die Hirten und einige Wanderer hineinzubringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht sämmtlich in der freiesten Gegend erstickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmüthig bezahlte. Und da die von mehreren auf Einem Bilde durch einander verarbeiteten Theile bei aller Mühe keinen guten Effect hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein jeder,

daß ſeine Arbeit durch die Arbeiten der andern verdorben und vernichtet werden; daher wenig fehlte, die Künſtler hätten ſich hierüber entzweit und wären in unverſöhnliche Feindſchaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künſtlern ganz allein blieb, ausgefertigt; und es unterhielt mich, aus den Studien, beſonders der Thiere, dieſes und jenes einzelne, dieſe oder jene Gruppe auszuſuchen, und ſie für die Nähe oder die Ferne in Vorſchlag zu bringen; worin man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Geneigtheit zu willfahren pflegte.

Die Theilnehmenden an dieſem Geſchäft wurden alſo höchſt muthlos, beſonders Seekatz, ein ſehr hypochondriſcher und in ſich gezogener Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitere Laune ſich als den beſten Geſellſchafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in ſich gekehrt und völlig frei wirken wollte. Dieſer ſollte nun, wenn er ſchwere Aufgaben gelöſet, ſie mit dem größten Fleiß und der wärmſten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholtenmalen von Darmſtadt nach Frankfurt reiſen, um entweder an ſeinen eigenen Bildern etwas zu verändern oder fremde zu ſtaffiren oder gar unter ſeinem Beiſtand durch einen dritten ſeine Bilder ins Buntſcheckige arbeiten zu laſſen. Sein Mißmuth nahm zu, ſein Widerſtand entſchied ſich, und es brauchte große Bemühungen von unſerer Seite, um dieſen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Wünſchen zu lenken. Ich erinnere mich noch, daß, als ſchon die Kaſten bereit ſtanden, um die ſämmtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher ſie an dem Ort ihrer Beſtimmung der Tapezierer ohne weiteres aufhängen konnte, daß, ſage ich, nur eine kleine, doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seekatz aber nicht zu bewegen war herüberzukommen. Er hatte freilich noch zu guter Letzt das Beſte gethan was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben nach dem Leben in Thürſtücken dargeſtellt, und nicht allein auf die Figuren, ſondern auch auf die Beiwerke den größten Fleiß angewendet hatte. Dieſe waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer aus der Sache geſchieden zu ſeyn; nun aber ſollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinſelzügen zu erweitern. Ein anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte ſich ſchon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz er wollte nicht kommen. Die Abſendung war vor der

Thüre, trocknen sollte es auch noch, jeder Verzug war mißlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militärisch abholen lassen. Wir alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen, und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter Dolmetsch sich in einen Wagen setzte und den Widerspenstigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt und zuletzt reichlich beschenkt entlassen wurde.

Nach den fortgeschafften Bildern zeigte sich ein großer Friede im Hause. Das Giebelzimmer im Mansard wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Kasten fortschaffen sah, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken. Denn wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der seinigen übereinstimmte, wie sehr es den Vater freuen mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen, durch einen Reichern so fruchtbar befolgt zu sehen, wie sehr es ihm schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen: so fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden, der in sein Haus eingedrungen, daß ihm an dessen Handlungen nichts recht dünken konnte. Man solle Künstler beschäftigen, aber nicht zu Tapetenmalern erniedrigen; man solle mit dem was sie nach ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit geleistet, wenn es einem auch nicht durchgängig behage, zufrieden seyn und nicht immer daran markten und mäkeln: genug, es gab, ungeachtet des Grafen eigener liberaler Bemühung, einfür allemal kein Verhältniß. Mein Vater besuchte jenes Zimmer bloß, wenn sich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einzigesmal, als Seekatz sich selbst übertroffen hatte, und das Verlangen diese Bilder zu sehen das ganze Haus herbeitrieb, daß mein Vater und der Graf zusammentretend an diesen Kunstwerken ein gemeinsames Gefallen bezeigten, das sie an einander selbst nicht finden konnten.

Kaum hatten also die Kisten und Kasten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete aber unterbrochene Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen, und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten, es solle der Graf umlegirt und unser Haus, in Betracht der seit einigen Jahren unausgesetzt Tag und Nacht getragenen

Last, künftig mit Einquartierung verschont werden. Damit sich aber hierzu ein scheinbarer Vorwand finde, so solle man in eben den ersten Stock, den bisher der Königslieutenant besetzt gehabt, Miethleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr im Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen eine andere gute Wohnung zu beziehen, und schied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt stufenweise noch verschiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu seiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen, schrieb einigemal, sendete Maße und ließ von den mehrgenannten Künstlern verschiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sey in Westindien, auf einer der französischen Colonien, als Gouverneur gestorben.

Und hatte den Gürtel unter den Brüſten,
Worin ſo manche Thiere niſten,
Zu Hauſe treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt;
Und leitete ſein kunſtreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gaſſenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott ſo im Gehirn
Da! hinter des Menſchen alberner Stirn,
Der ſey viel herrlicher als das Weſen,
An dem wir die Breite der Gottheit leſen.

Der alte Künſtler horcht nur auf,
Läßt ſeinen Knaben auf den Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirſchen und Thieren,
Die ſeiner Gottheit Kniee zieren;
Und hofft, es könnte das Glück ihm walten,
Ihr Angeſicht würdig zu geſtalten.

Will's aber einer anders halten,
So mag er nach Belieben ſchalten;
Nur ſoll er nicht das Handwerk ſchänden;
Sonſt wird er ſchlecht und ſchmählich enden.

Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die franzöſiſche Einquartierung mochte verurſacht haben, ſo waren wir ſie doch zu gewohnt geworden, als daß wir ſie nicht hätten vermiſſen, daß uns Kindern das Haus nicht hätte todt ſcheinen ſollen. Auch war es uns nicht beſtimmt, wieder zur völligen Familieneinheit zu gelangen. Neue Miethleute waren ſchon beſprochen, und nach einigem Kehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Malen und Anſtreichen war das Haus völlig wiederhergeſtellt. Der Kanzleidirector Moritz mit den Seinigen, ſehr werthe Freunde meiner Eltern, zogen ein. Dieſer, kein geborener Frankfurter, aber ein tüchtiger Juriſt und Geſchäftsmann, beſorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleinen Fürſten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig, und über ſeinen Acten emſig geſehen. Frau und Kinder, ſanft, ſtill und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geſelligkeit in unſerm Hauſe — denn ſie blieben für ſich — aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genoſſen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Manſardzimmer, in welchem die Geſpenſter der vielen Gemälde mir zuweilen vorſchwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verſcheuchen ſuchte.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Kanzleidirectors, kam von jetzt an auch öfters in unſer Haus. Er war ſchon mehr Weltmann, von einer anſehnlichen Geſtalt, und dabei von bequem gefälligem Betragen. Auch er beſorgte die Angelegenheiten verſchiedener Standesperſonen, und kam mit meinem Vater, bei Anlaß von Concurſen und kaiſerlichen Commiſſionen, mehrmals in Berührung. Beide hielten viel auf einander, und ſtanden gemeiniglich, auf der Seite der Crediteren, mußten aber zu ihrem Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei ſolcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Debiteren gewonnen zu werden pflegt.

Der Legationsrath theilte seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architektonischen Risse genauer als bisher auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künstliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeit lang mit diesem Qui pro quo der menschlichen Gestalt gequält, und man glaubte uns zuletzt sehr weit gebracht zu haben, als wir die sogenannten Affecten von Le Brün zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch diese Zerrbilder förderten uns nicht. Nun schwankten wir zu den Landschaften, zum Baumschlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Zauberkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder dessen Geschmack zu bekümmern.

In diesem Bestreben ging uns der Vater auf eine musterhafte Weise vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern ihnen, selbst in in seinem Alter ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten. Er copirte also einige Köpfe des Piazzetta, nach dessen bekannten Blättern in klein Octav, mit englischem Bleistift auf das feinste holländische Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, sondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferstichs aufs genaueste nach, mit einer leichten Hand, nur allzuleise, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in seine Blätter brachte; doch waren sie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender unermüdlicher Fleiß ging so weit, daß er die ganze ansehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indessen wir Kinder von einem Kopf zum andern sprangen, und uns nur die auswählten, die uns gefielen.

Um diese Zeit ward auch der schon längst in Berathung gezogene Vorsatz, uns in der Musik unterrichten zu lassen, ausgeführt; und zwar

verdient der letzte Anſtoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen ſollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meiſters war man immer ſtreitig geweſen. Endlich komme ich einmal zufälligerweiſe in das Zimmer eines meiner Geſellen, der eben Clavierſtunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebſten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs luſtigſte bezeichnet, wenn er gebraucht werden ſoll. Die ſchwarzen und weißen Taſten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne ſelbſt erſcheinen unter figürlichen Namen. Eine ſolche bunte Geſellſchaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact ſcheinen ganz leicht und anſchaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem beſten Humor aufgeregt wird, geht auch alles zum ſchönſten von Statten.

Kaum war ich nach Hauſe gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernſt zu machen und uns dieſen unvergleichlichen Mann zum Claviermeiſter zu geben. Man nahm noch einigen Anſtand, man erkundigte ſich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch nichts ſonderlich Gutes. Ich hatte indeſſen meiner Schweſter alle die luſtigen Benennungen erzählt; wir konnten den Unterricht kaum erwarten, und ſetzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenleſen ging zuerſt an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, tröſteten wir uns mit der Hoffnung, daß, wenn es erſt ans Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das ſcherzhafte Weſen ſeinen Anfang nehmen würde. Allein weder Taſtatur noch Fingerſetzung ſchien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten mit ihren Strichen auf und zwiſchen den fünf Linien, blieben auch die ſchwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling, noch Deuterling, noch Goldfinger war mehr eine Sylbe zu hören; und das Geſicht verzog der Mann ſo wenig beim trockenen Unterricht, als er es vorher beim trockenen Spaß verzogen hatte. Meine Schweſter machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich ſie getäuſcht habe, und glaubte wirklich, es ſey nur Erfindung von mir geweſen. Ich war aber ſelbſt betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging: denn ich wartete immer noch, die frühern Späße ſollten zum Vorſchein kommen, und vertröſtete meine Schweſter von einem Tage zum andern. Aber ſie blieben aus, und ich hätte mir dieſes Räthſel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöst hätte.

Einer meiner Gespielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten sich die sämmtlichen Röhren des humoristischen Springbrunnens; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fakchen und Gakchen, wie z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Giekchen, wie er fis und gis nannte, waren auf einmal wieder verhanden, und machten die wundersamsten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen, und freute sich, daß man auf eine so lustige Weise so viel lernen könne. Er schwur, daß er seinen Eltern keine Ruhe lassen würde, bis sie ihm einen solchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und so war mir nach den Grundsätzen einer neuern Erziehungslehre der Weg zu zwei Künsten früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angeborenes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müsse jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deßhalb besonders Kaiser Maximilian, welcher dieses ausdrücklich solle befohlen haben. Auch hielt er mich ernstlicher dazu an als zur Musik, welche er dagegen meiner Schwester vorzüglich empfahl, ja dieselbe außer ihren Lehrstunden eine ziemliche Zeit des Tages am Claviere festhielt.

Je mehr ich aber auf diese Weise zu treiben veranlaßt wurde, desto mehr wollte ich treiben, und selbst die Freistunden wurden zu allerlei wunderlichen Beschäftigungen verwendet. Schon seit meinen frühesten Zeiten fühlte ich einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grausamkeit aus, daß Kinder solche Gegenstände, mit denen sie eine Zeit lang gespielt, die sie bald so bald so gehandhabt, endlich zerstücken, zerreißen und zersetzen; doch pflegt sich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren wie solche Dinge zusammenhängen, wie sie inwendig aussehen, auf diese Weise an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Ist doch Kindern dieses nicht zu verdenken, da ja selbst Naturforscher öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Tödten als durch Beleben sich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetstein, sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer solchen Forschungslust erfahren. Denn diese geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm

angepaßte Eisenstäbchen ausübte, sondern die noch überdieß von der Art war, daß sie sich verstärken und täglich ein größeres Gewicht tragen konnte, diese geheimnißvolle Tugend hatte mich dergestalt zur Bewunderung hingerissen, daß ich mir lange Zeit bloß im Anstaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nähere Aufschlüsse zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dieß geschah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre; denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch diese nahm ich herab, und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilspäne und Nähnadeln mancherlei Versuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geist, außer einer mannichfaltigen Erfahrung, keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Verrichtung nicht wieder zusammenzubringen; die Theile zerstreuten sich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Ein Hausfreund, dessen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Electricität alle Geister beschäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine solche Maschine zu besitzen gewünscht, wie er sich die Hauptbedingungen abgesehen und mit Hülfe eines alten Spinnrades und einiger Arzeneigläser ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieses gern und oft wiederholte und uns dabei von der Elektricität überhaupt unterrichtete, so fanden wir Kinder die Sache sehr plausibel und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzeneigläsern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeste Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten demungeachtet am Glauben fest und waren sehr vergnügt, als zur Meßzeit unter andern Raritäten, Zauber- und Taschenspielerkünsten auch eine Elektrisirmaschine ihre Kunststücke machte, welche, so wie die magnetischen, für jene Zeit schon sehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte sich von Tage zu Tage. Man sah sich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht bestreiten konnten, so traten mehrere zusammen, um eine solche Absicht zu erreichen. Allein die Kinder vertrugen sich selten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß gab es nur gehässige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anstalten dachte, welche sowohl beständiger als vortheilhafter seyn sollten.

Auf den Gedanken, Pensionen zu errichten, war man durch die

Nothwendigkeit gekommen, welche jedermann empfand, daß die französische Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müsse. Mein Vater hatte einen jungen Menschen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Secretär, genug nach und nach alles in allem gewesen war. Dieser, Namens Pfeil, sprach gut Französisch und verstand es gründlich. Nachdem er sich verheirathet hatte und seine Gönner für ihn auf einen Zustand denken mußten, so fielen sie auf den Gedanken, ihn eine Pension errichten zu lassen, die sich nach und nach zu einer kleinen Schulanstalt erweiterte, in der man alles Nothwendige, ja zuletzt sogar Lateinisch und Griechisch lehrte. Die weitverbreiteten Connexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzosen und Engländer, um Deutsch zu lernen und sonst sich auszubilden, dieser Anstalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in seinen besten Jahren, von der wundersamsten Energie und Thätigkeit war, stand dem Ganzen sehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beschäftigt seyn konnte, so warf er sich bei Gelegenheit, da er seinen Schülern Musikmeister halten mußte, selbst in die Musik, und betrieb das Clavierspielen mit solchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taste angerührt hatte, sehr bald recht fertig und brav spielte. Er schien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man selbst schon in gewissen Jahren sich wieder zum Schüler erklärte, und in einem Alter, worin man sehr schwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltsamkeit jüngeren, von der Natur mehr begünstigten den Rang abzulaufen suche.

Durch diese Neigung zum Clavierspielen ward Pfeil auf die Instrumente selbst geführt, und indem er sich die besten zu verschaffen hoffte, kam er in Verhältnisse mit Friederici in Gera, dessen Instrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Commission, und hatte nun die Freude, nicht nur etwa Einen Flügel, sondern mehrere in seiner Wohnung aufgestellt zu sehen, sich darauf zu üben und hören zu lassen.

Auch in unser Haus brachte die Lebendigkeit dieses Mannes einen größern Musikbetrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die streitigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältnisse. Auch für uns ward ein großer Friederici'scher Flügel angeschafft, den ich, bei meinem Clavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schwester zu desto größerer

Qual gereich, weil sie, um das neue Instrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte; wobei mein Vater als Aufseher, Pfeil aber als Musterbild und antreibender Hausfreund abwechselnd zur Seite standen.

Eine besondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit: es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn sie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntschaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer sehr sorgfältig betrieb, gaben ihm die nächste Veranlassung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier gesendet, und sobald die Maulbeerbäume genugsames Laub zeigten, ließ man sie ausschlüpfen und wartete der kaum sichtbaren Geschöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Mansardzimmer waren Tische und Gestelle mit Brettern aufgeschlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten; denn sie wuchsen schnell und waren nach der letzten Häutung so heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeischaffen konnte, sie zu nähren; ja sie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß sie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wundersame Veränderung in ihnen vorgehen soll. War die Witterung günstig, so konnte man freilich dieses Geschäft als eine lustige Unterhaltung ansehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, so machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel; denn diese Geschöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und so mußten die benetzten Blätter sorgfältig abgewischt und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer so genau geschehen konnte, und aus dieser oder vielleicht auch einer andern Ursache kamen mancherlei Krankheiten unter die Heerde, wodurch die armen Creaturen zu Tausenden hingerafft wurden. Die daraus entstehende Fäulniß erregte einen wirklich pestartigen Geruch, und da man die Todten und Kranken wegschaffen und von den Gesunden absondern mußte, um nur einige zu retten, so war es in der That ein äußerst beschwerliches und widerliches Geschäft, das uns Kindern manche böse Stunde verursachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die schönsten Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geschäft beistehen, das, obgleich einfacher, uns dennoch nicht weniger beschwerlich ward. Die römischen Prospecte

nämlich, welche in dem alten Hauſe, in ſchwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch ſehr vergilbt und durch die Fliegen nicht wenig unſcheinbar geworden. War nun eine ſolche Unreinlichkeit in dem neuen Hauſe nicht zuläſſig, ſo hatten dieſe Bilder für meinen Vater auch durch ſeine längere Entfernheit von den vorgeſtellten Gegenden an Werth gewonnen. Denn im Anfange dienen uns dergleichen Abbildungen, die erſt kurz vorher empfangenen Eindrücke aufzufriſchen und zu beleben; ſie ſcheinen uns gering gegen dieſe und meiſtens nur ein trauriges Surrogat: verliſcht hingegen das Andenken der Urgeſtalten immer mehr und mehr, ſo treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, ſie werden uns ſo theuer als es jene waren, und was wir anfangs mißgeachtet, erwirbt ſich nunmehr unſere Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, beſonders auch mit Porträten. Nicht leicht iſt jemand mit dem Conterfei eines Gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünſcht iſt uns jeder Schattenriß eines Abweſenden oder gar Abgeſchiedenen!

Genug, in dieſem Gefühl ſeiner bisherigen Verſchwendung wollte mein Vater jene Kupferſtiche ſoviel wie möglich wiederhergeſtellt wiſſen. Daß dieſes durch Bleichen möglich ſey, war bekannt; und dieſe bei großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziemlich ungünſtigen Localumſtänden vorgenommen: denn die großen Bretter, worauf die angerauchten Kupfer befeuchtet und der Sonne ausgeſtellt wurden, ſtanden vor Manſardfenſtern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt und waren daher manchen Unfällen ausgeſetzt. Dabei war die Hauptſache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, ſondern immer feucht gehalten werden mußte. Dieſe Obliegenheit hatte ich und meine Schweſter, wobei uns denn wegen der Langenweile und Ungeduld, wegen der Aufmerkſamkeit, die uns keine Zerſtreuung zuließ, ein ſonſt ſo ſehr erwünſchter Müßiggang zur höchſten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwohl durchgeſetzt, und der Buchbinder, der jedes Blatt auf ſtarkes Papier aufzog, that ſein Beſtes, die hie und da durch unſere Fahrläſſigkeit zerriſſenen Ränder auszugleichen und herzuſtellen. Die ſämmtlichen Blätter wurden in einem Band zuſammengefaßt und waren für dießmal gerettet.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo mußte ſich gerade um dieſe Zeit ein engliſcher Sprachmeiſter melden, welcher ſich anheiſchig machte, innerhalb

vier Wochen einen jeden, der nicht ganz roh in Sprachen ſey, die engliſche zu lehren und ihn ſo weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar: die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entſchloß ſich auf der Stelle den Verſuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schweſter bei dem expediten Meiſter Lection. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht: man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen: der Lehrer ſchied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er ſich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, ſo kam er von Zeit zu Zeit nachzuſehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die erſten gehörten welche Zutrauen zu ihm gehabt, und ſtolz uns den Zöglingen als Muſter anführen zu können.

In Gefolg von dieſem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Engliſche hübſch in der Reihe der übrigen Sprachbeſchäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer läſtiger wurde, bald aus dieſer, bald aus jener Grammatik oder Beiſpielſammlung, bald aus dieſem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen und ſo meinen Antheil an den Gegenſtänden zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken, alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die, von einander entfernt und in der Welt zerſtreut, ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Der älteſte Bruder gibt in gutem Deutſch Bericht von allerlei Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in einem frauenzimmerlichen Styl, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geſchrieben wurde, erwiedert bald ihm, bald den andern Geſchwiſtern, was ſie theils von häuslichen Verhältniſſen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder ſtudirt Theologie und ſchreibt ein ſehr förmliches Latein, dem er manchmal ein griechiſches Poſtſcript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angeſtellt, ward natürlich die engliſche Correſpondenz zu Theil, ſo wie einem jüngern, der ſich in Marſeille aufhält, die franzöſiſche. Zum Italiäniſchen fand ſich ein Muſicus auf ſeinem erſten Ausflug in die Welt, und der jüngſte, eine Art von naſeweiſem Neſtnackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeſchnitten waren, ſich aufs Judendeutſch gelegt und

brachte durch seine schrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, studirte, und zu jenen trockenen Localitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten. Auf diese Weise wurden meine Exercitienbücher viel voluminöser; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr, was mir an eigenem Vorrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn sie einmal im Gange sind, kein Ende und keine Gränzen haben, so ging es auch hier: denn indem ich mir das barocke Judendeutsch zuzueignen und es eben so gut zu schreiben suchte, als ich es lesen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräischen fehlte, wovon sich das Moderne, Verderbene und Verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit Hebräisch zu lernen, und betrieb sehr lebhaft seine Einwilligung: denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich sagen, daß zum Verständniß des alten Testaments so wie des neuen die Grundsprachen nöthig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die sogenannten Evangelien und Episteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche recitirt, übersetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Eben so dachte ich es nun auch mit dem alten Testamente zu halten, das mir wegen seiner Eigenthümlichkeit ganz besonders von jeher zugesagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb that, beschloß, den Rector unseres Gymnasiums, **Dr. Albrecht**, um Privatstunden zu ersuchen, die er mir wochentlich so lange geben sollte, bis ich von einer so einfachen Sprache das Nöthigste gefaßt hätte: denn er hoffte, sie werde, wo nicht so schnell, doch wenigstens in doppelter Zeit als die englische sich abthun lassen.

Der Rector Albrecht war eine der originalsten Figuren von der Welt, klein, nicht dick, aber breit, unförmlich ohne verwachsen zu seyn, kurz ein Aesop mit Chorrock und Perrücke. Sein über siebzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarkastischen Lächeln verzogen, wobei seine Augen immer groß blieben, und, obgleich roth, doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums.

Antike.

Homer iſt lange mit Ehren genannt,
Jetzt ward auch Phidias bekannt;
Nun hält nichts gegen beide Stich,
Darob ereifre niemand ſich.

Seyd willkommen edle Gäſte
Jedem ächten deutſchen Sinn;
Denn das Herrlichſte, das Beſte,
Bringt allein dem Geiſt Gewinn.

Begeiſterung.

Faſſeſt du die Muſe nur beim Zipfel,
Haſt du wenig nur gethan;
Geiſt und Kunſt, auf ihrem höchſten Gipfel,
Muthen alle Menſchen an.

Studien.

Nachahmung der Natur
— Der ſchönen —
Ich ging auch wohl auf dieſer Spur;
Gewöhnen

Ich hatte ſchon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal beſucht, und die langen dunkeln Gänge, die in Viſitenzimmer verwandelten Cavellen, das unterbrochene treppen- und winkelhafte Local mit ſchaurigem Behagen durchſtrichen. Ohne mir unbequem zu ſeyn, examinirte er mich ſo oft er mich ſah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translocation nach öffentlichem Examen, ſah er mich als einen auswärtigen Zuſchauer, während er die ſilberne praemia virtutis et diligentiae austheilte, nicht weit von ſeinem Katheder ſtehen. Ich mochte gar ſehnlich nach dem Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog: er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen ſolchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich andere dieſe einem Nichtſchulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden: allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling, und zwar in einer auffallenden Weiſe ſpielte. Er hatte als Schulmann einen ſehr guten Ruf und verſtand ſein Handwerk, ob ihm gleich das Alter ſolches auszuüben nicht mehr ganz geſtattete. Aber beinahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er ſich durch äußere Umſtände gehindert, und wie ich ſchon früher wußte, war er weder mit dem Conſiſtorium, noch den Scholarchen, noch den Geiſtlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das ſich zum Auffaſſen auf Fehler und Mängel und zur Satyre hinneigte, ließ er ſowohl in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian faſt der einzige Schriftſteller war, den er las und ſchätzte, ſo würzte er alles, was er ſagte und ſchrieb, mit beizenden Ingredienzien.

Glücklicherweiſe für diejenigen, mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direct zu Werke, ſondern ſchraubte nur mit Bezügen, Anſpielungen, claſſiſchen Stellen und bibliſchen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Dabei war ſein mündlicher Vortrag (er las ſeine Reden jederzeit ab) unangenehm, unverſtändlich, und über alles dieſes manchmal durch einen Huſten, öfters aber durch ein hohles baucherſchütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Dieſen ſeltſamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um ſechs Uhr zu ihm, und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn ſich die Klingelthüre hinter mir ſchloß und ich nun den langen düſtern Kloſtergang durchzuwandeln hatte. Wir ſaßen in ſeiner

Bibliothek an einem mit Wachstuch beſchlagenen Tiſche; ein ſehr durchleſener Lucian kam nie von ſeiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einſtand zur Sache: denn mein Lehrer konnte gewiſſe ſpöttiſche Anmerkungen, und was es denn mit dem Hebräiſchen eigentlich ſolle, nicht unterdrücken. Ich verſchwieg ihm die Abſicht auf das Judendeutſch, und ſprach von beſſerem Verſtändniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meinte, ich ſolle ſchon zufrieden ſeyn, wenn ich nur leſen lernte. Dieß verdroß mich im ſtillen, und ich nahm alle meine Aufmerkſamkeit zuſammen, als es an die Buchſtaben kam. Ich fand ein Alphabet, das ungefähr dem griechiſchen zur Seite ging, deſſen Geſtalten faßlich, deſſen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren. Ich hatte dieß alles ſehr bald begriffen und behalten, und dachte, es ſollte nun ans Leſen gehen. Daß dieſes von der rechten zur linken Seite geſchehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchſtäbchen und Zeichen hervor, von Punkten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vocale vorſtellen ſollten, worüber ich mich um ſo mehr verwunderte, als ſich in dem großen Alphabete offenbar Vocale befanden, und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu ſeyn ſchienen. Auch ward gelehrt, daß die jüdiſche Nation, ſo lange ſie geblüht, wirklich ſich mit jenen erſten Zeichen begnügt, und keine andere Art zu ſchreiben und zu leſen gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf dieſem alterthümlichen, wie mir ſchien bequemern Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas ſtreng, man müſſe nach der Grammatik verfahren, wie ſie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Leſen ohne dieſe Punkte und Striche ſey eine ſehr ſchwere Aufgabe, und könne nur von Gelehrten und den Geübteſten geleiſtet werden. Ich mußte mich alſo bequemen auch dieſe kleinen Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verwirrener. Nun ſollten einige der erſten größern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgeborenen doch ja nicht umſonſt daſtehen möchten; dann ſollten ſie einmal wieder einen leiſen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Widerlage dienen. Zuletzt aber, wenn man ſich alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen ſowohl als der kleinen Perſonagen in den Ruheſtand verſetzt, ſo daß das Auge immer ſehr viel, und die Lippe ſehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige, was mir dem Inhalt nach ſchon bekannt war, in einem fremden fauderwelſchen Idiom herſtottern ſollte, wobei mir denn ein gewiſſes Näſeln und Gurgeln als ein Unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, ſo kam ich gewiſſermaßen von der Sache ganz ab, und amüſirte mich auf eine kindiſche Weiſe an den ſeltſamen Namen dieſer gehäuften Zeichen. Da waren Kaiſer, Könige und Herzoge, die, als Accente hie und da dominirend, mich nicht wenig unterhielten. Aber auch dieſe ſchalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch ſchadlos gehalten, daß mir beim Leſen, Ueberſetzen, Wiederholen, Auswendiglernen der Inhalt des Buchs um ſo lebhafter entgegentrat, und dieſer war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn ſchon vorher waren mir die Widerſprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen ſehr auffallend geweſen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon ſtill ſtand, in manche Noth verſetzt, gewiſſer anderer Unwahrſcheinlichkeiten und Incongruenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräiſchen Meiſter zu werden, mit dem alten Teſtament ausſchließlich beſchäftigte, und ſolches nicht mehr in Luthers Ueberſetzung, ſondern in der wörtlichen beigedruckten Verſion des Sebaſtian Schmid, den mir mein Vater ſogleich angeſchafft hatte, durchſtudirte. Hier fingen unſere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, lückenhaft zu werden. Leſen, Exponiren, Grammatik, Aufſchreiben und Herſagen von Wörtern dauerte ſelten eine völlige halbe Stunde; denn ich fing ſogleich an, auf den Sinn der Sache loszugehen, und ob wir gleich noch in dem erſten Buche Moſis befangen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den ſpäteren Büchern im Sinne lagen. Anfangs ſuchte der gute Alte mich von ſolchen Abſchweifungen zurückzuführen; zuletzt aber ſchien es ihn ſelbſt zu unterhalten. Er kam nach ſeiner Art nicht aus dem Huſten und Lachen, und wiewohl er ſich ſehr hütete mir eine Auskunft zu geben, die ihn hätte compromittiren können, ſo ließ meine Zudringlichkeit doch nicht nach; ja, da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen als die Auflöſung derſelben zu erfahren, ſo wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch ſein Betragen zu berechtigen ſchien. Uebrigens konnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein- über das anderemal mit ſeinem

bauchſchütternden Lachen ausrief: Er närriſcher Kerl! Er närriſcher Junge!

Indeſſen mochte ihm meine die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende kindiſche Lebhaftigkeit doch ziemlich ernſthaft und einiger Nachhülfe werth geſchienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große engliſche Bibelwerk, welches in ſeiner Bibliothek bereit ſtand, und in welchem die Auslegung ſchwerer und bedenklicher Stellen auf eine verſtändige und kluge Weiſe unternommen war; die Ueberſetzung hatte durch die großen Bemühungen deutſcher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten: die verſchiedenen Meinungen waren angeführt, und zuletzt eine Art von Vermittelung verſucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menſchenverſtand einigermaßen neben einander beſtehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, ſo oft deutete er auf das Repoſitorium: ich holte mir den Band, er ließ mich leſen, blätterte in ſeinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkungen machte, war ſein gewöhnliches Lachen alles, wodurch er meinen Scharfſinn erwiederte. In den langen Sommertagen ließ er mich ſitzen, ſo lange ich leſen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte einen Band nach dem andern mit nach Hauſe zu nehmen.

Der Menſch mag ſich wenden wohin er will, er mag unternehmen was es auch ſey, ſtets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften ſelbſt endigten zuletzt damit, daß von jenem ſchönen und viel geprieſenen Lande, ſeiner Umgebung und Nachbarſchaft, ſo wie von den Völkern und Ereigniſſen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtauſende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorſtellung in meiner Einbildungskraft hervorging.

Dieſer kleine Raum ſollte den Urſprung und das Wachsthum des Menſchengeſchlechts ſehen; von dorther ſollten die erſten und einzigſten Nachrichten der Urgeſchichte zu uns gelangen, und ein ſolches Local ſollte zugleich ſo einfach und faßlich, als mannichfaltig und zu den wunderſamſten Wanderungen und Anſiedelungen geeignet, vor unſerer Einbildungskraft liegen. Hier zwiſchen vier benannten Flüſſen war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner, höchſt anmuthiger Raum dem

jugendlichen Menschen ausgesondert; hier sollte er seine ersten Fähigkeiten entwickeln, und hier sollte ihn zugleich das Loos treffen, das seiner ganzen Nachkommenschaft beschieden war, seine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß strebte. Das Paradies war verscherzt; die Menschen mehrten und verschlimmerten sich; die an die Unarten dieses Geschlechts noch nicht gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von Grund aus. Nur wenige wurden aus der allgemeinen Ueberschwemmung gerettet; und kaum hatte sich diese gräuliche Fluth verlaufen, als der bekannte vaterländische Boden schon wieder vor den Blicken der dankbaren Geretteten lag.

Zwei Flüsse von vieren, Euphrat und Tigris, flossen noch in ihren Betten. Der Name des ersten blieb; den andern schien sein Lauf zu bezeichnen: genauere Spuren des Paradieses wären nach einer so großen Umwälzung nicht zu fordern gewesen. Das erneute Menschengeschlecht ging von hier zum zweitenmal aus; es fand Gelegenheit sich auf alle Arten zu nähren und zu beschäftigen, am meisten aber große Heerden zahmer Geschöpfe um sich zu versammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Diese Lebensweise, so wie die Vermehrung der Stämme nöthigte die Völker bald, sich von einander zu entfernen. Sie konnten sich sogleich nicht entschließen, ihre Verwandte und Freunde für immer fahren zu lassen; sie kamen auf den Gedanken einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweisen sollte. Aber dieser Versuch mißlang wie jenes erste Bestreben: sie sollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig seyn. Die Elohim verwirrten sie, der Bau unterblieb, die Menschen zerstreuten sich; die Welt war bevölkert, aber entzweit.

Unser Blick, unser Antheil bleibt aber noch immer an diese Gegenden geheftet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der so glücklich ist, seinen Nachkommen einen entschiedenen Charakter aufzuprägen und sie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen, und bei allem Glücks- und Ortswechsel zusammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Westen. Die Wüste setzt seinem Zug kein entschiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet sich in den schönen mittägigen Gegenden von Palästina. Dieses

Land war schon früher in Besitz genommen und ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch, aber steinig und unfruchtbar, waren von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedelungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Abhängen des großen Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menschen nicht auf den Grad sorgfältig, bedürfnißvoll und thätig, um sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Züge sich bequem hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hält sich Abraham auf, sein Bruder Loth ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Eben jene Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu bald abnimmt, und dessen Erzeugnisse sich niemals mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unversehens eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Gegenwart die eigene Nahrung verkümmert hat. Die beiden chaldäischen Brüder ziehen nach Aegypten, und so ist uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sehen wir die Erde bevölkert, und in diesem Raume einen bekannten, den Göttern geliebten, uns schon werth gewordenen Mann mit Heerden und Gütern hin und wiederziehen und sie in kurzer Zeit aufs reichlichste vermehren. Die Brüder kommen zurück; allein gewitzigt durch die ausgestandene Noth, fassen sie den Entschluß sich von einander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittägigen Canaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen den Hain Mamre bleibt, zieht sich Loth nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft kühn genug ist dem Jordan einen unterirdischen Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Asphaltsees einen trockenen Boden zu gewinnen, uns als ein zweites Paradies erscheinen kann und muß; um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben als Weichlinge und Frevler berüchtigt, uns dadurch auf ein bequemes und üppiges Leben schließen lassen. Loth wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erscheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Aus diesen

ſtillen Bezirken, von dieſen Hirtenvölkern, die mit dem Himmliſchen umgehen dürfen, ſie als Gäſte bewirthen und manche Zwieſprache mit ihnen halten, werden wir genöthigt den Blick abermals gegen Oſten zu wenden, und an die Verfaſſung der Nebenwelt zu denken, die im ganzen wohl der einzelnen Verfaſſung von Canaan gleichen mochte.

Familien halten zuſammen; ſie vereinigen ſich, und die Lebensart der Stämme wird durch das Local beſtimmt, das ſie ſich zugeeignet haben oder zueignen. Auf den Gebirgen, die ihr Waſſer nach dem Tigris hinunterſenden, finden wir kriegeriſche Völker, die ſchon ſehr früh auf jene Welteroberer und Weltbeherrſcher hindeuten, und in einem für jene Zeiten ungeheuern Feldzug uns ein Beiſpiel künftiger Großthaten geben. Kedor Laemer, König von Elam, wirkt ſchon mächtig auf Verbündete: er herrſcht lange Zeit; denn ſchon zwölf Jahre vor Abrahams Ankunft in Canaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüſteten ſich zum Kriege. Wir finden ſie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrſcheinlich auch Abraham nach Canaan gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordans werden bezwungen. Kedor Laemer richtet ſeinen Zug ſüdwärts nach den Völkern der Wüſte, ſodann, ſich nordwärts wendend, ſchlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Canaan, überfällt die Könige des Thales Siddim, ſchlägt und zerſtreut ſie, und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um ſeinen Siegerzug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeſchleppten befindet ſich auch Loth, der das Schickſal des Landes theilt, worin er als Gaſt ſich befindet. Abraham vernimmt es, und hier ſehen wir ſogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er rafft ſeine Knechte zuſammen, theilt ſie in Haufen, fällt auf den beſchwerlichen Beutetroß, verwirrt die Sieghaften, die im Rücken keinen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt ſeinen Bruder und deſſen Habe, nebſt manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch dieſen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichſam von dem Lande Beſitz. Den Einwohnern erſcheint er als Beſchützer, als Retter, und durch ſeine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, ſegnend Melchiſedek, der König und Prieſter.

Nun werden die Weiſſagungen einer unendlichen Nachkommenſchaft

erneut, ja sie geben immer mehr ins Weite. Vom Wasser des Euphrat bis zum Fluß Aegyptens werden ihm die sämmtlichen Landstrecken versprochen; aber noch sieht es mit seinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er ist achtzig Jahre alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig: sie will nach orientalischer Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum ist Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum ist Hoffnung zu einem Sohne, so zeigt sich der Zwiespalt im Hause. Die Frau begegnet ihrer eigenen Beschützten übel genug, und Hagar flieht, um bei andern Herden einen bessern Zustand zu finden. Nicht ohne höhern Wink kehrt sie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham ist nun neunundneunzig Jahre alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenschaft werden noch immer wiederholt, so daß am Ende beide Gatten sie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Isaak zu Theil wird.

Auf gesetzmäßiger Fortpflanzung des Menschengeschlechts ruht größtentheils die Geschichte. Die bedeutendsten Weltbegebenheiten ist man bis in die Geheimnisse der Familien zu verfolgen genöthigt; und so geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eigenen Betrachtungen Anlaß. Es ist, als ob die Gottheiten, welche das Schicksal der Menschen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereignisse jeder Art hier gleichsam im Vorbilde hätten darstellen wollen. Abraham, so lange Jahre mit einer schönen, von vielen umworbenen Frau in kinderloser Ehe, findet sich in seinem hundertsten als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in diesem Augenblick ist sein Hausfriede gestört. Zwei Frauen neben einander so wie zwei Söhne von zwei Müttern gegen einander über, vertragen sich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Gesetze, Herkommen und Meinung weniger begünstigt ist, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; beide werden entlassen und Hagar genöthigt den Weg, den sie auf einer freiwilligen Flucht eingeschlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es scheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der sie früher zurückgewiesen, rettete sie auch diesmal, damit Ismael auch zu einem großen Volke werde, und die unwahrscheinlichste aller Verheißungen selbst über ihre Gränzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwei Eltern in Jahren und ein einziger hingegebener Sohn: hier

ſollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdiſches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmliſchen bereiten dem Erzvater noch die ſchwerſte Prüfung; doch von dieſer können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzuſtellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entſpringen, und ſich eine beſondere geoffenbarte daraus entwickeln, ſo waren die Länder, in denen bisher unſere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweiſe, die Menſchenart wohl am geſchickteſten dazu; wenigſtens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt ſich etwas ähnlich Günſtiges und Heiteres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß ſie früher in dem menſchlichen Gemüthe entſprungen, gehört viel Zartheit der Geſinnung: denn ſie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Vorſehung, welche die Weltordnung im ganzen leite. Eine beſondere Religion, eine von den Göttern dieſem oder jenem Volk geoffenbarte, führt den Glauben an eine beſondere Vorſehung mit ſich, die das göttliche Weſen gewiſſen begünſtigten Menſchen, Familien, Stämmen und Völkern zuſagt. Dieſe ſcheint ſich ſchwer aus dem Innern des Menſchen zu entwickeln; ſie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgſchaft aus uralter Zeit.

Schön iſt es daher, daß die iſraelitiſche Ueberlieferung gleich die erſten Männer, welche dieſer beſondern Vorſehung vertrauen, als Glaubenshelden darſtellt, welche von jenem hohen Weſen, dem ſie ſich abhängig erkennen, alle und jede Gebote eben ſo blindlings befolgen, als ſie, ohne zu zweifeln, die ſpäten Erfüllungen ſeiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine beſondere geoffenbarte Religion den Begriff zum Grunde legt, daß einer mehr von den Göttern begünſtigt ſeyn könne als der andere, ſo entſpringt ſie auch vorzüglich aus der Abſonderung der Zuſtände. Nahe verwandt ſchienen ſich die erſten Menſchen, aber ihre Beſchäftigungen trennten ſie bald. Der Jäger war der freieſte von allen; aus ihm entwickelte ſich der Krieger und der Herrſcher. Der Theil, der den Acker baute, ſich der Erde verſchrieb, Wohnungen und Scheunen aufführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte ſich ſchon etwas dünken, weil ſein Zuſtand Dauer und Sicherheit verſprach. Dem Hirten an ſeiner Stelle ſchien der ungemeſſenſte Zuſtand, ſo wie ein gränzenloſer Beſitz zu Theil geworden. Die Vermehrung der Heerden ging ins unendliche, und der Raum, der ſie ernähren ſollte, erweiterte ſich nach allen

Seiten. Diese drei Stände scheinen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehen zu haben; und wie der Hirte dem Städter ein Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge, und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erzväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen Breite und Freiheit, das Gewölbe des Himmels, unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen ihren Gefühlen Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thätige gewandte Jäger, mehr als der sichere, sorgfältige, hausbewohnende Ackersmann des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott ihnen zur Seite ziehe, daß er sie besuche, an ihnen Antheil nehme, sie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Geschichtsfolge übergehen. So menschlich, schön und heiter auch die Religion der Erzväter erscheint, so gehen doch Züge von Wildheit und Grausamkeit hindurch, aus welcher der Mensch herankommen, oder worein er wieder versinken kann.

Daß der Haß sich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwischen den Reihen der Getödteten einen Frieden schloß, läßt sich wohl denken; daß man eben so durch geschlachtete Thiere ein Bündniß zu befestigen glaubte, fließt aus dem vorhergehenden; auch daß man die Götter, die man doch immer als Partei, als Widersacher oder als Beistand ansah, durch Getödtetes herbeiziehen, sie versöhnen, sie gewinnen könne, über diese Vorstellung hat man sich gleichfalls nicht zu verwundern. Bleiben wir aber bei den Opfern stehen, und betrachten die Art, wie sie in jener Urzeit dargebracht wurden, so finden wir einen seltsamen, für uns ganz widerlichen Gebrauch, der wahrscheinlich auch aus dem Kriege hergenommen, diesen nämlich, die geopferten Thiere jeder Art, und wenn ihrer noch so viel gewidmet wurden, mußten, in zwei Hälften zerhauen, in zwei Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwischen befanden sich diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund schließen wollten.

Wunderbar und ahnungsvoll geht durch jene schöne Welt noch ein anderer schrecklicher Zug, daß alles was geweiht, was verlobt war, sterben mußte — wahrscheinlich auch ein auf den Frieden übertragener

Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn
Mich zu vergnügen;
Allein ſobald ich mündig bin,
Es ſind's die Griechen!

Typus.

Es iſt nichts in der Haut
Was nicht im Knochen iſt.
Vor ſchlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenſchmerz ihm iſt.

Was freut denn jeden? Blühen zu ſehn
Das von innen ſchon gut geſtaltet;
Außen mag's in Glätte, mag in Farben gehn,
Es iſt ihm ſchon voran gewaltet.

Unerläßlich.

Gar manches artig iſt geſchehn
Durch leichte Griffel-Spiele;
Doch, recht betrachtet, wohl beſehn,
Fehlt immer Hain und Mühle.

Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die sich gewaltsam wehrt, wird mit einem solchen Gelübde gedroht: sie geht über, durch Sturm oder sonst: man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schicksal. Uebereilter und abergläubischer Weise werden, bestimmter oder unbestimmter, dergleichen Opfer den Göttern versprochen; und so kommen die, welche man schonen möchte, ja sogar die Nächsten, die eigenen Kinder, in den Fall als Sühnopfer eines solchen Wahnsinns zu bluten.

In dem sanften, wahrhaft urväterlichen Charakter Abrahams konnte eine so barbarische Anbetungsweise nicht entspringen; aber die Götter, welche manchmal, um uns zu versuchen, jene Eigenschaften hervorzukehren scheinen, die der Mensch ihnen anzudichten geneigt ist, befehlen ihm das Ungeheure. Er soll seinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und wenn es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur schlachten und verbrennen, sondern ihn in zwei Stücke theilen, und zwischen seinen rauchenden Eingeweiden sich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings schickt Abraham sich an, den Befehl zu vollziehen: den Göttern ist der Wille hinreichend. Nun sind Abrahams Prüfungen vorüber; denn weiter konnten sie nicht gesteigert werden. Aber Sara stirbt, und dieß gibt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Canaan vorbildlich Besitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dieß ist das erstemal, daß er sich nach einem Eigenthum auf dieser Erde umsieht. Eine zwiefache Höhle gegen den Hain Mamre mag er sich schon früher ausgesucht haben: diese kauft er mit dem daranstoßenden Acker, und die Form Rechtens, die er dabei beobachtet, zeigt, wie wichtig ihm dieser Besitz ist. Er war es auch, mehr als er sich vielleicht selbst denken konnte: denn er, seine Söhne und Enkel sollten daselbst ruhen, und der nächste Anspruch auf das ganze Land, so wie die immerwährende Neigung seiner Nachkommenschaft sich hier zu versammeln, dadurch am eigentlichsten begründet werden.

Von nun an gehen die mannichfaltigen Familienscenen abwechselnd vor sich. Noch immer hält sich Abraham streng abgesondert von den Einwohnern, und wenn Ismael, der Sohn einer Aegyptierin, auch eine Tochter dieses Landes geheirathet hat, so soll nun Isaak sich mit einer Blutsfreundin, einer Ebenbürtigen, vermählen.

Abraham sendet seinen Knecht nach Mesopotamien zu den

Verwandten, die er dort zurückgelassen. Der kluge Eleasar kommt unerkannt an, und um die rechte Braut nach Hause zu bringen, prüft er die Dienstfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für sich, und ungebeten tränkt Rebecca auch seine Kameele. Er beschenkt sie, er freit um sie, die ihm nicht versagt wird. So führt er sie in das Haus seines Herrn, und sie wird Isaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenschaft lange Zeit erwartet werden. Erst nach einigen Prüfungsjahren wird Rebecca gesegnet, und derselbe Zwiespalt, der in Abrahams Doppelehe von zwei Müttern entstand, entspringt hier von einer. Zwei Knaben von entgegengesetztem Sinne balgen sich schon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten ans Licht, der ältere lebhaft und mächtig, der jüngere zart und klug; jener wird des Vaters, dieser der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der schon bei der Geburt beginnt, setzt sich immer fort. Esau ist ruhig und gleichgültig über die Erstgeburt, die ihm das Schicksal zugetheilt; Jakob vergißt nicht, daß ihn sein Bruder zurückgedrängt. Aufmerksam auf jede Gelegenheit, den erwünschten Vortheil zu gewinnen, handelt er seinem Bruder das Recht der Erstgeburt ab, und bevortheilt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und schwört dem Bruder den Tod; Jakob entflieht, um in dem Lande seiner Vorfahren sein Glück zu versuchen.

Nun zum erstenmal in einer so edeln Familie erscheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und List die Vortheile zu erlangen, welche Natur und Zustände ihm versagten. Es ist oft genug bemerkt und ausgesprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Erzväter und andere von Gott begünstigte Männer keineswegs als Tugendbilder aufstellen wollen. Auch sie sind Menschen von den verschiedensten Charakteren, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenschaft darf solchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es ist der unerschütterliche Glaube, daß Gott sich ihrer und der Ihrigen besonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Ueberzeugung dringt sich einem jeden auf; ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall

wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich's mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich seyn muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren ins hellste Licht gesetzt wird.

Auch in diesem Glauben tritt Jakob seinen Zug an, und wenn er durch List und Betrug unsere Neigung nicht erwerben hat, so gewinnt er sie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er selbst aus dem Stegreife wirbt, wie Eleasar für seinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm sollte sich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerst vollkommen entfalten; er sollte viele Söhne um sich sehen, aber auch durch sie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an List, gesinnt wie er, um jedes Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betrügt ihn, vergilt ihm, was er an seinem Bruder gethan: Jakob findet eine Gattin, die er nicht liebt, in seinen Armen. Zwar um ihn zu besänftigen, giebt Laban nach kurzer Zeit ihm die geliebte dazu, aber unter der Bedingung sieben neuer Dienstjahre; und so entspringt nun Verdruß aus Verdruß. Die nicht geliebte Gattin ist fruchtbar, die geliebte bringt keine Kinder; diese will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch diesen Vortheil. Auch sie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun ist der gute Erzvater der geplagteste Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreien, und keins von der geliebten! Endlich wird auch diese beglückt, und Joseph kommt zur Welt, ein Spätling der leidenschaftlichsten Liebe. Jakobs vierzehn Dienstjahre sind um; aber Laban will in ihm den ersten treuesten Knecht nicht entbehren: sie schließen neue Bedingungen und theilen sich in die Heerden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die scheckigen, gleichsam nur den Ausschuß, läßt sich Jakob gefallen. Dieser weiß aber auch hier seinen Vortheil zu wahren, und wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt, und durch eine

Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun, durch Kunst und Sympathie den besten und größten Theil der Heerde sich zuzueignen, und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volkes Israel und ein Musterbild für seine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken, wo nicht das Kunststück, doch den Erfolg. Es giebt Verdruß; Jakob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachsetzenden Laban theils durch Glück, theils durch List. Nun soll ihm Rahel noch einen Sohn schenken; sie stirbt aber in der Geburt, der Schmerzensohn Benjamin überlebt sie: aber noch größern Schmerz soll der Altvater bei dem anscheinenden Verlust seines Sohnes Joseph empfinden.

Vielleicht möchte jemand fragen, warum ich diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich, bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen, dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf Einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; daß ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft, wovon jenes Mährchen ein Zeugniß ablegen mag, mich bald da- bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis, und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.

Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des israelitischen Volks verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann, Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig erscheint er uns und klar, und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister ins Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch

Weissagung, und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Königreiche, sodann den Seinigen hülfreich und nützlich. Er gleicht seinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Ergebenheit. Den von seinem Vater ihm angestammten Gewerbsinn übt er im großen: es sind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt, es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzuhandeln versteht. Höchst anmuthig ist diese natürliche Erzählung; nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen sie ins einzelne auszumalen.

Ein solches Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten war den Deutschen nicht mehr fremd. Die Personen des alten und neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben so wie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Von den Bodmerischen Arbeiten dieser Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber Daniel in der Löwengrube von Moser machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Josephs zu bearbeiten war mir lange schon wünschenswerth gewesen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, besonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumalen, und durch Einschaltung von Incidentien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbstständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hierzu ein Gehalt nöthig sey, und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne. Genug, ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail, und erzählte sie mir der Reihe nach auf das genaueste.

Was mir diese Arbeit sehr erleichterte, war ein Umstand, der dieses Werk und überhaupt meine Autorschaft höchst voluminös zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines

Vaters Hause, lebte ruhig mit der Familie und war sehr still und in sich gekehrt, und wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieser hatte seine akademischen Hefte mit großer Sorgfalt geschrieben und sich eine flüchtige leserliche Hand erworben. Er beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben und sah es gern, wenn man ihm etwas zu copiren gab; noch lieber aber, wenn man ihm dictirte, weil er sich alsdann in seine glücklichen akademischen Jahre versetzt fühlte. Meinem Vater, der keine expedite Hand schrieb, und dessen deutsche Schrift klein und zitterig war, konnte nichts erwünschter seyn, und er pflegte daher, bei Besorgung eigener sowohl als fremder Geschäfte, diesem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu dictiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwischenzeit alles, was mir flüchtig durch den Kopf ging, von einer fremden Hand auf dem Papier fixirt zu sehen, und meine Erfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens.

Ein so großes Werk als jenes biblische, prosaisch-epische Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Palästina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuscript täglich um so mehr auf, als das Gedicht streckenweise, wie ich es mir selbst gleichsam in die Luft erzählte, auf dem Papier stand, und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeschrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war — denn es kam zu meiner eigenen Verwunderung wirklich zu Stande — bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden seyen, die mir auch jetzt nicht verwerflich schienen, welche, in Ein Format mit Joseph zusammengeschrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel vermischte Gedichte geben könnte; welches mir sehr wohl gefiel, weil ich dadurch im stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl sogenannter Anakreontischer Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Sylbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts sehr wohl von der Hand gingen. Allein diese durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil sie keine Reime hatten, und ich doch vor allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünschte. Deste mehr schienen mir geistliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jüngsten Gerichts von Elias

Schlegel sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Christi geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntägigen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studirte ich fleißig: sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art verfertigt hatte, eben so gut verdienten componirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigirt und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibelustigen jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderm Wohlgefallen auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern, welches er mit desto größerer Ueberzeugung that, als ich das alles nur in sogenannten Nebenstunden geleistet hatte.

Noch ein anderer Umstand vermehrte den Hang zu diesen theologischen oder vielmehr biblischen Studien. Der Senior des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, ein sanfter Mann, von schönem, gefälligem Ansehen, welcher von seiner Gemeinde, ja von der ganzen Stadt als ein exemplarischer Geistlicher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrenhuter aufgetreten, bei den abgesonderten Frommen nicht im besten Ruf stand, vor der Menge hingegen sich durch die Bekehrung eines bis zum Tode blessirten freigeistischen Generals berühmt und gleichsam heilig gemacht hatte, dieser starb, und sein Nachfolger Plitt, ein großer, schöner, würdiger Mann, der jedoch vom Katheder — er war Professer in Marburg gewesen — mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, kündigte sogleich eine Art von Religionscursus an, dem er seine Predigten in einem gewissen methodischen Zusammenhang widmen wollte. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Eintheilung gemerkt, und konnte dann und wann mit ziemlich vollständiger Recitation einer Predigt großthun. Da nun über den neuen Senior manches für und wider in der Gemeinde gesprochen wurde, und viele kein sonderliches Zutrauen in

seine angekündigten didaktischen Predigten setzen wollten, so nahm ich mir vor, sorgfältiger nachzuschreiben, welches mir um so eher gelang, als ich auf einem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz schon geringere Versuche gemacht hatte. Ich war höchst aufmerksam und behend; in dem Augenblick daß er Amen sagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das was ich auf dem Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu dictiren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr glorios über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tische kam, mußte die Freude theilen. Dieser war mir ohnehin höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bei meinen öfteren Besuchen um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht nach über das, was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt, nach meinem Dünkel, weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogmas zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit, die dabei befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft hätte fortsetzen sollen. Die erst so blätterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt diese Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollständigkeit war, mich durch gute Worte und Versprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schlusse kaum etwas mehr als der Text, die Proposition und die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, daran hatte mein Vater eine besondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, sollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwischen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen sich deutlich offenbarte: es schien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend däuchte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreise ein Buch angefangen vorzulesen, so mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich sämmtlich dabei verzweifelten, und er mitunter selbst der erste

war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines solchen Winters, wo wir Bowers Geschichte der Päpste so durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zustand, indem wenig oder nichts was in jenen kirchlichen Verhältnissen vorkommt, Kinder und junge Leute ansprechen kann. Indessen ist mir bei aller Unachtsamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorlesung so viel geblieben, daß ich in spätern Zeiten manches daran zu knüpfen im Stande war.

Bei allen diesen fremdartigen Beschäftigungen und Arbeiten, die so schnell auf einander folgten, daß man sich kaum besinnen konnte, ob sie zulässig und nützlich wären, verlor mein Vater seinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er suchte mein Gedächtniß, meine Gabe etwas zu fassen und zu combiniren, auf juristische Gegenstände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch in Gestalt eines Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Institutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig, und konnte so gut den Katecheten als den Katechumenen vorstellen; und wie bei dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das behendeste in der Bibel aufschlagen lernte, so wurde auch hier eine gleiche Bekanntschaft mit dem Corpus Juris für nöthig befunden, worin ich auch bald auf das vollkommenste bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struv ward vorgenommen; aber hier ging es nicht so rasch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht so günstig, daß er sich selbst hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu docciren nicht so liberal, daß sie mich angesprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegerischen Zustände, in denen wir uns seit einigen Jahren befanden, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Lesen von Geschichten und Romanen, war es uns nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gebe, in welchen die Gesetze schweigen und dem einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. Wir waren nun herangewachsen, und dem Schlendriane nach sollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns elegentlich unserer Haut zu wehren, und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehen zu haben. Was den ersten Punkt betrifft, so war uns eine solche Uebung sehr angenehm: denn wir hatten uns schon längst Haurapiere von Haselstöcken, mit Körben von Weiden sauber geflochten, um die Hand zu schützen, zu verschaffen gewußt. Nun durften wir uns

wirklich ſtählerne Klingen zulegen, und das Geraſſel das wir damit machten, war ſehr lebhaft.

Zwei Fechtmeiſter befanden ſich in der Stadt, ein älterer ernſter Deutſcher, der auf die ſtrenge und tüchtige Weiſe zu Werke ging, und ein Franzoſe, der ſeinen Vortheil durch Avanciren und Retiriren, durch leichte flüchtige Stöße, welche ſtets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen ſuchte. Die Meinungen, welche Art die beſte ſey, waren getheilt. Der kleinen Geſellſchaft, mit welcher ich Stunde nehmen ſollte, gab man den Franzoſen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen, und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen. Mehrere von unſern Bekannten aber hatten ſich zu dem deutſchen Fechtmeiſter gewendet, und übten gerade das Gegentheil. Dieſe verſchiedenen Arten eine ſo wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines jeden, daß ſein Meiſter der beſſere ſey, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, ſo hätten die Fechtſchulen ganz ernſtliche Gefechte veranlaßt: denn faſt ward eben ſo ſehr mit Worten geſtritten als mit der Klinge gefechten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwiſchen beiden Meiſtern veranſtaltet, deſſen Erfolg ich nicht umſtändlich zu beſchreiben brauche. Der Deutſche ſtand in ſeiner Poſitur wie eine Mauer, paßte auf ſeinen Vortheil, und wußte mit Battiren und Legiren ſeinen Gegner ein- über das anderemal zu entwaffnen. Dieſer behauptete, das ſey nicht Raiſon, und fuhr mit ſeiner Beweglichkeit fort, den andern in Athem zu ſetzen. Auch brachte er dem Deutſchen wohl einige Stöße bei, die ihn aber ſelbſt, wenn es Ernſt geweſen wäre, in die andere Welt geſchickt hätten. Im ganzen ward nichts entſchieden, noch gebeſſert, nur wendeten ſich einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte ſchon zu viel von dem erſten Meiſter angenommen; daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue es mir wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit ſeinen Urſchülern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch ſchlimmer. Zufälligerweiſe ſchickte man mich im Herbſt auf die Bahn, ſo daß ich in der kühlen und feuchten Jahrszeit meinen Anfang machte. Die pedantiſche Behandlung dieſer ſchönen Kunſt war mir höchlich zuwider. Zum erſten und letzten war

Ideale.

Der Maler wagt's mit Götter-Bildern,
Sein Höchſtes hat er aufgeſtellt;
Doch was er für unmöglich hält:
Dem Liebenden die Liebſte ſchildern,
Er wag' es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild iſt hoch willkommen.

Abwege.

Künſtler, wird's im Innern ſteif,
Das iſt nicht erfreulich;
Auch der vagen Züge Schweif
Iſt uns ganz abſcheulich;
Kommſt du aber auf die Spur
Daß du's nicht getroffen,
Zu der wahren Kunſtnatur
Steht der Pfad ſchon offen.

Modernes.

„Wie aber kann ſich Hans van Eyck
Mit Phidias nur meſſen?"
Ihr müßt, ſo lehr' ich, alſogleich
Einen um den andern vergeſſen.

immer vom Schließen die Rede, und es konnte einem doch niemand ſagen, worin denn eigentlich der Schluß beſtehe, worauf doch alles ankommen ſolle; denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens ſchien der Unterricht nur auf Prellerei und Beſchämung der Schelaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, jedes Verſäumniß, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dieß gab mir den allerſchlimmſten Humor, beſonders da ich den Uebungsort ſelbſt ganz unerträglich fand. Der garſtige, große, entweder feuchte oder ſtaubige Raum, die Kälte, der Miſtergeruch, alles zuſammen war mir im höchſten Grade zuwider; und da der Stallmeiſter den andern, weil ſie ihn vielleicht durch Frühſtücke und ſonſtige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geſchicklichkeit beſtachen, immer die beſten Pferde, mir aber die ſchlechteſten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ, und mich wie es ſchien hintanſetzte, ſo brachte ich die allerverdrießlichſten Stunden über ein Geſchäft hin, das eigentlich das luſtigſte von der Welt ſeyn ſollte. Ja der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuſtänden iſt mir ſo lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenſchaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen ſorgfältig vermied, und höchſtens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß, wenn die Anfänge einer abgeſchloſſenen Kunſt uns überliefert werden ſollen, dieſes auf eine peinliche und abſchreckende Art geſchieht. Die Ueberzeugung, wie läſtig und ſchädlich dieſes ſey, hat in ſpäteren Zeiten die Erziehungsmaxime aufgeſtellt, daß alles der Jugend auf eine leichte, luſtige und bequeme Art beigebracht werden müſſe; woraus denn aber auch wieder andere Uebel und Nachtheile entſprungen ſind.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anſchauen der Stadt, ihrer geiſtlichen und weltlichen, öffentlichen und Privatgebäude zu verſchaffen ſuchte, und beſonders an dem damals noch vorherrſchenden Alterthümlichen das größte Vergnügen fand, ſo war ich nachher bemüht, durch die Lersner'ſche Chronik und durch andere unter meines Vaters Francofurtenſien befindliche Bücher und Hefte die Perſonen vergangener Zeiten mir zu vergegenwärtigen; welches mir denn auch durch große Aufmerkſamkeit auf das

Besondere der Zeiten und Sitten und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen schien.

Unter den alterthümlichen Resten war mir von Kindheit an der auf dem Brückenthurm aufgesteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig gewesen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eisernen Spitzen auswiesen, seit 1616 sich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachsenhausen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Thurm vor sich und der Schädel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe schon gern die Geschichte dieser Aufrührer, des Fettmilch und seiner Genossen, erzählen, wie sie mit dem Stadtregiment unzufrieden gewesen, sich gegen dasselbe empört, Meuterei angesponnen, die Judenstadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiserlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden. Späterhin lag mir daran, die nähern Umstände zu erfahren, und was es denn für Leute gewesen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzschnitten versehenen Buche erfuhr, daß zwar diese Menschen zum Tode verurtheilt, aber zugleich auch viele Rathsherren abgesetzt worden, weil mancherlei Unordnung und sehr viel Unverantwortliches im Schwange gewesen, da ich nun die nähern Umstände vernahm, wie alles hergegangen, so bedauerte ich die unglücklichen Menschen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen bessern Verfassung gebracht worden, ansehen dürfe: denn von jener Zeit schrieb sich die Einrichtung her, nach welcher sowohl das altadelige Haus Limpurg, das aus einem Clubb entsprungene Haus Frauenstein, ferner Juristen, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Theil nehmen sollten, das durch eine auf venetianische Weise verwickelte Balletage ergänzt, von bürgerlichen Collegien eingeschränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten sonderliche Freiheit zu behalten.

Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse genannt, weil sie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße besteht, welche in frühen Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden seyn. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange,

bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler, etwas zu schachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Mährchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüth. Und ob man gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogenwand zu ihrem Unglimpf noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmuthwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden.

Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes, und gingen, wie es nun mochte gekommen seyn, zum Andenken der ältesten Zeiten umher. Außerdem waren sie ja auch Menschen, thätig, gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man seine Achtung nicht versagen. Ueberdieß waren die Mädchen hübsch und mochten es wohl leiden, wenn ein Christenknabe ihnen am Sabbath auf dem Fischerfelde begegnend, sich freundlich und aufmerksam bewies. Aeußerst neugierig war ich daher, ihre Ceremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters besucht, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt, und von dem Laubhüttenfest mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen: denn es waren Personen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenstand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unserm häuslichen Frieden, bald setzte ein entdecktes großes Verbrechen, dessen Untersuchung und Bestrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verschiedenen Executionen seyn, und es ist wohl werth zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig gewesen bin. Es war der Verlag eines französischen komischen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte. Es hatte wirklich etwas fürchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen klapten im Feuer und wurden

durch Ofengabeln auseinander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum und die Menge haschte begierig danach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht wenige, die sich das verbotene Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publicität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker, die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrungsart kennen und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Ich näherte mich dadurch dieser thätigen, das Untere und Obere verbindenden Klasse: denn wenn an der einen Seite diejenigen stehen, die sich mit den einfachen und rohen Erzeugnissen beschäftigen, an der andern solche, die schon etwas Verarbeitetes genießen wollen, so vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene beiden etwas von einander empfangen und jeder nach seiner Art seiner Wünsche theilhaft werden kann. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Daseyn als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgültig und zufällig erschien.

Da mein Vater sich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß sogleich wäre aufgezehrt worden, wie ich mich denn kaum erinnere, daß wir zusammen spazieren gefahren und auf einem Lustorte etwas verzehrt hätten, so war er dagegen nicht karg mit Anschaffung solcher Dinge, die bei innerm Werth auch einen guten äußern

Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünschen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeste Beschwerlichkeit empfand. In diesen Gesinnungen hatte er meiner Mutter eine goldene mit Diamanten besetzte Dose versprochen, welche sie erhalten sollte, sobald der Friede publicirt würde. In Hoffnung dieses glücklichen Ereignisses arbeitete man schon einige Jahre an diesem Geschenk. Die Dose selbst, von ziemlicher Größe, ward in Hanau verfertigt: denn mit den dortigen Goldarbeitern, so wie mit den Vorstehern der Seidenanstalt, stand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweige schwebte; der Raum für die Juwelen war gelassen, die theils an der Taube, theils auch an der Stelle wo man die Dose zu öffnen pflegt, angebracht werden sollten. Der Juwelier, dem die völlige Ausführung nebst den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hieß Lautensack und war ein geschickter munterer Mann, der, wie mehrere geistreiche Künstler, selten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, das ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in der Figur wie sie auf dem Dosendeckel angebracht werden sollten, waren zwar bald auf schwarzes Wachs gesetzt, und nahmen sich ganz gut aus; allein sie wollten sich von da gar nicht ablösen, um aufs Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch so anstehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt schon die Bedingungen, besonders die Erhebung des Erzherzogs Joseph zum römischen König, genauer wissen wollte, so ward mein Vater immer ungeduldiger und ich mußte wöchentlich ein paarmal, ja zuletzt fast täglich, den saumseligen Künstler besuchen. Durch mein unabläßiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewohl langsam genug, vorwärts; denn weil sie von der Art war, daß man sie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, so fand sich immer etwas wodurch sie verdrängt und bei Seite geschoben wurde.

Die Hauptursache dieses Benehmens indeß war eine Arbeit, die der Künstler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiser Franz eine große Neigung zu Juwelen, besonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautensack hatte eine ansehnliche Summe, und wie sich später fand, größer als sein Vermögen, auf dergleichen Edelsteine verwandt und daraus einen Blumenstrauß zu bilden angefangen, in

welchem jeder Stein nach seiner Form und Farbe günstig hervortreten und das Ganze ein Kunststück geben sollte, werth in dem Schatzgewölbe eines Kaisers aufbewahrt zu stehen. Er hatte nach seiner zerstreuten Art mehrere Jahre daran gearbeitet, und eilte nun, weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaisers zur Krönung seines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollständig zu machen und endlich zusammenzubringen. Meine Lust, dergleichen Gegenstände kennen zu lernen, benutzte er sehr gewandt, um mich als einen Mahnboten zu zerstreuen und von meinem Vorsatz abzulenken. Er suchte mir die Kenntniß dieser Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenschaften, ihren Werth aufmerksam, so daß ich sein ganzes Bouquet zuletzt auswendig wußte, und es eben so gut wie er einem Kunden hätte anpreisend vordemonstriren können. Es ist mir noch jetzt gegenwärtig und ich habe wohl kostbarere, aber nicht anmuthigere Schau- und Prachtstücke dieser Art gesehen. Außerdem besaß er noch eine hübsche Kupfersammlung und andere Kunstwerke, über die er sich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich, als wirklich der Congreß zu Hubertsburg schon festgesetzt war, that er aus Liebe zu mir ein übriges, und die Taube zusammt den Blumen gelangte am Friedensfeste wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Malern bestellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt, und wenig Menschen waren davon frei, daß ein Bild, auf Holz gemalt, einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen sey. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deswegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtsinnigern Künstler sich gerade in dieser wichtigen Sache auf den Tischler verließen. Die ältesten Bohlen wurden aufgesucht; der Tischler mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derselben aufs genaueste zu Werke gehen; und dann blieben sie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo sie genugsam austrocknen konnten. Ein solches köstliches Brett ward dem Maler Junker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur in seiner künstlichen und zierlichen Weise darauf darstellen sollte. Es war gerade im Frühling, und ich versäumte nicht ihm wöchentlich einigemal die schönsten Blumen zu bringen, die mir unter die Hand kamen; welche er denn auch sogleich

einschaltete, und das Ganze nach und nach aus diesen Elementen auf das treulichste und fleißigste zusammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar so zierliches Thier nachzubilden Lust hatte, auch sie wirklich aufs genaueste vorstellte, wie sie am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benascht. Mehr dergleichen unschuldige Naturgegenstände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeschafft und dargestellt, so daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchst schätzbares Bild beisammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden sollte, umständlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im einzelnen ganz gut gerathen, im ganzen aber nicht gut componirt sey, weil es so nach und nach entstanden, und er im Anfange das Versehen begangen, sich nicht wenigstens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten so wie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben Jahrs vor meinen Augen entstandene und mir theilweise gefällige Bild umständlich durch, und wußte mich, zu meiner Betrübniß, vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff: denn, sagte er, solche Thiere haben für viele Menschen etwas Schauderhaftes, und man sollte sie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will. Ich hatte nun, wie es demjenigen zu gehen pflegt, der sich von einem Vorurtheile geheilt sieht, und sich viel klüger dünkt als er vorher gewesen, eine wahre Verachtung gegen dieß Kunstwerk, und stimmte dem Künstler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er, nach dem Geschmack den er besaß, ein besser geformtes Gefäß und einen kunstreicher geordneten Blumenstrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiwesen zierlich und erfreulich sowohl zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch diese Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener schon abgebildeten, oder aus dem Gedächtniß, das ihm aber bei einer sehr langen und emsigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entschiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunstreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anstatt mit einem mit zwei Stücken überrascht und ihm die Wahl gelassen. Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben, besonders auch den guten Willen und die Thätigkeit, entschied sich aber,

nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erste, ohne über diese Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künstler, ärgerlich, nahm sein zweites wohlgemeintes Bild zurück, und konnte sich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichene Tafel, worauf das erste gemalt stehe, zum Entschluß des Vaters gewiß das ihrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerei gedenke, so tritt in meiner Erinnerung eine große Anstalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil sie und deren Vorsteher mich besonders an sich zog. Es war die große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel errichtet hatte, ein geschickter Künstler, der aber sowohl durch sein Talent als durch seine Denkweise mehr zum Fabrikwesen, als zur Kunst hinneigte. In einem sehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohesten an, das mit der Spatel aufgetragen wird, und das man zu Rüstwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feineren und feinsten, auf welchen bald chinesische und phantastische, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren bald Landschaften durch den Pinsel geschickter Arbeiter dargestellt wurden. Diese Mannichfaltigkeit, die ins unendliche ging, ergötzte mich sehr. Die Beschäftigung so vieler Menschen von der gemeinsten Arbeit, bis zu solchen denen man einen gewissen Kunstwerth kaum versagen konnte, war für mich höchst anziehend. Ich machte Bekanntschaft mit dieser Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitenden jüngeren und älteren Männern, und legte auch wohl selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Waare ging außerordentlich stark. Wer damals baute oder ein Gebäude möblirte, wollte für seine Lebenszeit versorgt seyn, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüstlich. Nothnagel hatte selbst genug mit Leitung des Ganzen zu thun, und saß in seinem Comptoir, umgeben von Factoren und Handlungsdienern. Die Zeit, die ihm übrig blieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er, so wie mit Gemälden die er besaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radiren lieb gewonnen; er ätzte verschiedene Blätter und setzte diesen Kunstzweig bis in seine spätesten Jahre fort.

Da seine Wohnung nahe am Eschenheimer Thore lag, so führte mich, wenn ich ihn besucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundstücken, welche mein Vater vor den Thoren besaß.

Das eine war ein großer Baumgarten, dessen Boden als Wiese benutzt wurde, und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume und was sonst zur Erhaltung diente, sorgfältig beobachtete, obgleich das Grundstück verpachtet war. Noch mehr Beschäftigung gab ihm ein sehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Thore, woselbst zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahreszeit fast kein Tag, daß nicht mein Vater sich hinausbegab, da wir ihn denn meist begleiten durften, und so von den ersten Erzeugnissen des Frühlings bis zu den letzten des Herbstes Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeschäften umgehen, die, weil sie sich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbstes war aber doch zuletzt die Weinlese das Lustigste und am meisten Erwünschte; ja es ist keine Frage, daß wie der Wein selbst den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freiern Charakter giebt, so auch diese Tage der Weinlese, indem sie den Sommer schließen, und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Lust und Jubel erstreckt sich über eine ganze Gegend. Des Tags hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man, noch überall wach und munter, diese Feier gern so lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der Gährung im Keller gaben uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein, ohne es recht gewahr zu werden.

Dieser ländlichen Besitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um so mehr, als uns der 15te Februar dieses Jahrs durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der größte Theil meines Lebens verfließen sollte. Ehe ich jedoch weiter schreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenschlager, Mitglied des Hauses Frauenstein, Schöff und Schwiegersohn des obenerwähnten Dr. Orth, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Er hätte in seiner burgemeisterlichen Festtracht gar wohl den angesehensten französischen Prälaten vorstellen können. Nach

seinen akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan, und seine Reisen auch zu diesen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich besonders werth, und sprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich interessirten. Ich war um ihn, als er eben seine Erläuterung der güldnen Bulle schrieb; da er mir denn den Werth und die Würde dieses Documents sehr deutlich herauszusetzen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige was er mir geschichtlich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charaktere und Umstände, und manchmal sogar mimisch darzustellen: woran er denn große Freude hatte und durch seinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerst der fünf Bücher Mosis, sodann der Aeneide und der Metamorphosen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle, und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln, wenn ich ganz ernsthaft unversehens ausrief: Omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Der kluge Mann schüttelte lächelnd den Kopf und sagte bedenklich: Was müssen das für Zeiten gewesen seyn, in welchen der Kaiser auf einer großen Reichsversammlung seinen Fürsten dergleichen Worte ins Gesicht publiciren ließ.

Von Olenschlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man sah wenig Gesellschaft bei ihm, aber zu einer geistreichen Unterhaltung war er sehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen; denn man hielt dafür, daß eine solche Uebung der Jugend besonders nützlich sey. Wir gaben den Kanut von Schlegel, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schwester die Elfride, und Ulfo dem jüngern Sohn des Hauses zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den Britannicus; denn wir sollten nebst dem Schauspielertalent auch die Sprache zur Uebung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schwester die Agrippine, und der jüngere Sohn [illegible] Britannicus. Wir wurden mehr gelobt als wir verdienten, und glaubten es noch besser gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So stand ich mit dieser Familie in dem besten Verhältniß, und bin ihr manches Vergnügen und eine schnellere Entwicklung schuldig geworden.

Von Reineck, aus einem altadeligen Hause, tüchtig, rechtschaffen,

Denn wärt ihr ſtets bei Einer geblieben,
Wie könntet ihr noch immer lieben?
Das iſt die Kunſt, das iſt die Welt,
Daß eins ums andere gefällt.

Dilettant und Künſtler.

Blätter nach Natur geſammelt,
Sind ſie endlich auch geſammelt,
Deuten wohl auf Kunſt und Leben;
Aber Ihr, im Künſtler-Kranze,
Jedes Blatt ſey euch das Ganze,
Und belohnt iſt euer Streben.

Landſchaft.

Das alles ſieht ſo luſtig aus,
So wohl gewaſchen das Bauerhaus,
So morgenthaulich Gras und Baum,
So herrlich Blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen, wie es ſpielt
Und ſich im reinen Aether kühlt!
Fände ſich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er ſieht und was er malt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.

aber ſtarrſinnig, ein hagerer, ſchwarzbrauner Mann, den ich niemals lächeln geſehen. Ihm begegnete das Unglück, daß ſeine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte ſeinen Schwiegerſohn mit dem heftigſten Proceß, und weil die Gerichte in ihrer Förmlichkeit ſeiner Rachſucht weder ſchnell noch ſtark genug willfahren wollten, überwarf er ſich mit dieſen, und es entſtanden Händel aus Händeln, Proceſſe aus Proceſſen. Er zog ſich ganz in ſein Haus und einen daranſtoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläufigen, aber traurigen Unterſtube, in die ſeit vielen Jahren kein Pinſel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbeſen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden, und hatte mir ſeinen jüngern Sohn beſonders empfohlen. Seine älteſten Freunde, die ſich nach ihm zu richten wußten, ſeine Geſchäftsleute, ſeine Sachwalter ſah er manchmal bei Tiſche, und unterließ dann niemals auch mich einzuladen. Man aß ſehr gut bei ihm und trank noch beſſer. Den Gäſten erregte jedoch ein großer, aus vielen Ritzen rauchender Ofen die ärgſte Pein. Einer der Vertrauteſten wagte einmal dieß zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte, ob er denn ſo eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aushalten könne. Er antwortete darauf, als ein zweiter Timon und Heautontimorumenos: Wollte Gott, dieß wäre das größte Uebel von denen, die mich plagen! Nur ſpät ließ er ſich bereden, Tochter und Enkel wiederzuſehen. Der Schwiegerſohn durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf dieſen ſo braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart ſehr günſtig: denn indem er ſich gern mit mir unterhielt, und mich beſonders von Welt- und Staatsverhältniſſen belehrte, ſchien er ſelbſt ſich erleichtert und erheitert zu fühlen. Die wenigen alten Freunde, die ſich noch um ihn verſammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn ſie ſeinen verdrießlichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend einer Zerſtreuung zu bereden wünſchten. Wirklich fuhr er nunmehr manchmal mit uns aus, und beſah ſich die Gegend wieder, auf die er ſo viele Jahre keinen Blick geworfen hatte. Er gedachte der alten Beſitzer, erzählte von ihren Charakteren und Begebenheiten, wo er ſich denn immer ſtreng, aber doch öfters heiter und geiſtreich erwies. Wir ſuchten ihn nun auch wieder unter andere Menſchen zu bringen, welches uns aber beinah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von höherem Alter als er, war ein

Herr von Malapart, ein reicher Mann, der ein sehr schönes Haus am Roßmarkt besaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte sehr abgesondert; doch war er Sommers viel in seinem Garten vor dem Bockenheimer Thore, wo er einen sehr schönen Nelkenflor wartete und pflegte.

Von Reineck war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Flors war da, und es geschahen einige Anregungen, ob man sich nicht wechselseitig besuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein, und trieben es so lange, bis endlich von Reineck sich entschloß, mit uns einen Sonntag Nachmittag hinauszufahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war sehr lakonisch, ja bloß pantomimisch, und man ging mit wahrhaft diplomatischem Schritt an den langen Nelkengerüsten hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich schön, und die besondern Formen und Farben der verschiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern, und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine Art von Gespräch aus, welches ganz freundlich zu werden schien; worüber wir andern uns um so mehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den kostbarsten alten Rheinwein in geschliffenen Flaschen, schönes Obst und andere gute Dinge aufgetischt sahen. Leider aber sollten wir sie nicht genießen. Denn unglücklicherweise sah von Reineck eine sehr schöne Nelke vor sich, die aber den Kopf etwas niedersenkte; er griff daher sehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch, und hob die Blume von hinten in die Höhe, so daß er sie wohl betrachten konnte. Aber auch diese zarte Berührung verdroß den Besitzer. Von Malapart erinnerte, zwar höflich, aber doch steif genug, und eher etwas selbstgefällig, an das oculis, non manibus. Von Reineck hatte die Blume schon losgelassen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und sagte mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst, es sey einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weise zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Gest wiederholte und sie noch einmal zwischen die Finger nahm. Die beiderseitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bei sich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Hasen nach dem andern laufen — dieß war unsere sprüchwörtliche Redensart, wenn ein Gespräch sollte unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenkt werden — allein es wollte nichts verfangen: die alten Herren waren ganz stumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte

jenen Act wiederholen; da wäre es denn um uns alle geſchehen geweſen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre Herren auseinander, indem ſie ſelbige bald da bald dort beſchäftigten, und das Klügſte war, daß wir endlich aufzubrechen Anſtalt machten; und ſo mußten wir leider den reizenden Credenztiſch ungenoſſen mit dem Rücken anſehen.

Hofrath Hüsgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deßwegen keiner öffentlichen Stelle, noch auch der Advocatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichen Juriſten viel Vertrauen ſchenkte, unter fremder Signatur ganz gelaſſen ſowohl in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wohl ſchon ſechzig Jahre alt, als ich mit ſeinem Sohne Schreibeſtunde hatte und dadurch ins Haus kam. Seine Geſtalt war groß, lang, ohne hager, breit, ohne beleibt zu ſeyn. Sein Geſicht, nicht allein von den Blattern entſtellt, ſondern auch des einen Auges beraubt, ſah man die erſte Zeit nur mit Apprehenſion. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damaſt waren durchaus ſehr ſauber. Er bewohnte eine gar heitere Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit ſeiner Umgebung entſprach dieſer Heiterkeit. Die größte Ordnung ſeiner Papiere, Bücher, Landkarten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Heinrich Sebaſtian, der ſich durch verſchiedene Schriften im Kunſtfach bekannt gemacht, verſprach in ſeiner Jugend wenig. Gutmüthig, aber täppiſch, nicht roh, aber doch geradezu, und ohne beſondere Neigung ſich zu unterrichten, ſuchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter alles was er wünſchte, erhalten konnte. Ich hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, je mehr ich ihn kennen lernte. Da er ſich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, ſo hatte er Zeit genug, ſich auf andere Weiſe zu beſchäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und ſeine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Oppoſition ſtehe. Eins ſeiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate scientiarum, das er mir beſonders empfahl, und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung ſetzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt, und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder ausgeſöhnt: denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böſe manches

Gleichgewicht gebe, daß man sich von den Uebeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen thaten und trieben, sah ich läßlich an, und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden seyn wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fratzenhaften Seite geschildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu schließen gedenke. Er drückte, wie in solchen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: Auch in Gott entdecke ich Fehler.

Mein Timonischer Mentor war auch Mathematiker; aber seine praktische Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine, für damalige Zeiten wenigstens, wunderbare Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Bewegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um Zehn zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich nie bei ihm gesehen. Angezogen und aus dem Hause gehend, erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweimal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, oft noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir, als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Olenschlager wollte mich zum Hofmann, Reinec zum diplomatischen Geschäftsmann bilden; beide, besonders letzterer, suchten mir Poesie und Schriftstellerei zu verleiden. Hüsgen wollte mich zum Timon seiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben: ein nothwendiges Handwerk, wie er meinte, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beistehen, und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne: letzteres jedoch sey weder besonders thunlich, noch rathsam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rath, ihren Fingerzeig zu benutzen, so forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeschrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen andern die Gebrüder Schlosser und Griesbach.

Da ich jedoch mit diesen in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, so sage ich gegenwärtig nur so viel, daß sie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muster aufgestellt wurden, und daß jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leisten.

Was mich betrifft, so hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erwerben sollte, so läugne ich nicht, daß wenn ich an ein wünschenswerthes Glück dachte, dieses mir am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschien, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Fünftes Buch.

Für alle Vögel giebt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Roben abgesondert, und ob ich gleich mit den untern Volksklassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas Ungewöhnliches, vielleicht Gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug, und fühlte mich wohl manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe es anzugreifen und zu fassen.

Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr, und wenigstens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben, den ich oben Pylades genannt, hatte ich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns seltener, weil unsere Eltern nicht zum besten mit einander standen; wo wir uns aber trafen, sprang immer sogleich der alte freundschaftliche Jubel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern Sanct-Gallen-Thor einen sehr angenehmen Spaziergang darboten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: Es geht mir mit deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen, die du mir neulich mittheiltest, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß du sie gemacht habest.

Laß es gut seyn! versetzte ich: wir wollen sie machen, uns daran ergötzen, und die andern mögen davon denken und sagen was sie wollen.

Da kommt eben der Ungläubige! sagte mein Freund.

Wir wollen davon nicht reden, war meine Antwort. Was hilft's? man bekehrt sie doch nicht.

Mit nichten, sagte der Freund: ich kann es ihm nicht so hingehen lassen.

Nach einer kurzen gleichgültigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzu wohlgesinnte junge Gesell nicht lassen, und sagte mit einiger Empfindlichkeit gegen jenen: Hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die ihr ihm nicht zutrauen wollt.

Er wird es gewiß nicht übel nehmen, versetzte jener: denn es ist ja eine Ehre, die wir ihm erweisen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrsamkeit dazu gehöre, solche Verse zu machen, als er bei seiner Jugend besitzen kann.

Ich erwiederte etwas Gleichgültiges; mein Freund aber fuhr fort: Es wird nicht viel Mühe kosten, euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht euch ein Gedicht aus dem Stegreif.

Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der dritte fragte mich, ob ich mich wohl getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, den ein verschämtes junges Mädchen an einen Jüngling schriebe, um ihre Neigung zu offenbaren.

Nichts ist leichter als das, versetzte ich, wenn wir nur ein Schreibzeug hätten.

Jener brachte seinen Taschenkalender hervor, worin sich weiße Blätter in Menge befanden, und ich setzte mich auf eine Bank, zu schreiben. Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es seyn müßte, wenn irgend ein hübsches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Prosa oder in Versen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anstand meine Erklärung, und führte sie in einem, zwischen dem Knittelvers und Madrigal schwebenden Sylbenmaße mit möglichster Naivetät in kurzer Zeit dergestalt aus, daß, als ich dieß Gedichtchen den beiden verlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken versetzt wurde. Jenem konnte ich auf sein Verlangen das Gedicht um so weniger verweigern, als es in seinem Kalender geschrieben war, und ich das Document meiner Fähigkeiten gern in seinen Händen sah. Er schied unter vielen Versicherungen von Bewunderung und Neigung, und wünschte nichts mehr als uns öfter zu begegnen, und wir machten aus, bald zusammen aufs Land zu gehen.

Unsere Partie kam zu Stande, zu der sich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittlern, ja wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte

und die auch, weil sie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewisse Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt giebt es vielerlei Erwerbszweige. Sie halfen sich durch, indem sie für die Advocaten schrieben, Kinder der geringern Klasse durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialschulen zu geschehen pflegt. Mit erwachseneren Kindern, welche confirmirt werden sollten, repetirten sie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Mäklern und Kaufleuten einige Wege, und thaten sich Abends, besonders aber an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weise etwas zu gute.

Indem sie nun unterwegs meine Liebesepistel auf das beste herausstrichen, gestanden sie mir, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten: sie sey nämlich mit verstellter Hand abgeschrieben, und mit einigen näheren Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben worden, der nun in der festen Ueberzeugung stehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, sey in ihn aufs äußerste verliebt, und suche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünsche nichts mehr als ihr auch in Versen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich Geschick dazu, weßhalb sie mich inständig bäten, die gewünschte Antwort selbst zu verfassen.

Mystificationen sind und bleiben eine Unterhaltung für müßige, mehr oder weniger geistreiche Menschen. Eine lästige Bosheit, eine selbstgefällige Schadenfreude sind ein Genuß für diejenigen, die sich weder mit sich selbst beschäftigen, noch nach außen heilsam wirken können. Kein Alter ist ganz frei von einem solchen Kitzel. Wir hatten uns in unsern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf solchen Mystificationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz schien mir nicht weiter zu gehen: ich willigte ein; sie theilten mir manches Besondere mit, was der Brief enthalten sollte, und wir brachten ihn schon fertig mit nach Hause.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen an einem Abendfeste jener Gesellschaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es diesmal ausstatten und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der sich so vortrefflich als poetischer Secretär erwiesen.

Wir kamen spät genug zusammen: die Mahlzeit war die frugalste, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, so drehte sie sich fast gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freilich nicht sehr

aufgeweckten Menschen, der nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung desselben Themas ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt: wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit.

Was verlangt ihr? sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten: die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?

Es fehlt an Wein, sagte der eine. Wenn du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch.

Thu' es, Gretchen! sagte der andere: es ist ja nur ein Katzensprung.

Warum nicht? versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde.

Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschickten: sie lachten mich aus und ich war bald getröstet, als sie schon wiederkam; denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße.

Setze dich dafür auch zu uns! sagte der eine.

Sie that es, aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsere Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht zu laut zu werden; denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirthe.

Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen: es war der erste bleibende Eindruck, den

ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben schien. Doch ich sollte das Glück, mich ihr zu nähern, nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, dessen poetischer Secretär ich geworden war, glauben gemacht, der in seinem Namen geschriebene Brief sey wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich seine Erwartung aufs äußerste gespannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müsse. Auch diese sollte ich schreiben, und die schalkische Gesellschaft ließ mich durch Pylades aufs inständigste ersuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunst zu verwenden, daß dieses Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung meine Schöne wiederzusehen, machte ich mich sogleich ans Werk, und dachte mir nun alles was mir höchst wohlgefällig seyn würde, wenn Gretchen es mir schriebe. Ich glaubte alles so aus ihrer Gestalt, ihrem Wesen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so seyn, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas ähnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So mystificirte ich mich selbst, indem ich meinte einen andern zum besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, versprach zu kommen und fehlte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ich's ihm vorlesen sollte; ich that es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem schönen Kinde hinschielte, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Reihe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte mich zuletzt um einige Abänderungen: sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zustand, als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hause, wohlhabend, in der Stadt bekannt und

Wie kommt dir denn das alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor,
Durchscheinend iſt's, es ſteht ein Licht
Dahinter, lieblichſtes Geſicht.
Durch ſolcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überrein,
Was ſonſt ein garſtig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär' —
Fehlt's dir an Geiſt und Kunſt-Gebühr,
Die Liebe weiß ſchon Rath dafür.

Künſtler-Lied.

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe, Künſtler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Dort im Ganzen ſchau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſey's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

angesehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünschten Aenderungen articulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tische sitzen, und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, fast den ganzen Tisch einnehmenden Schieferplatte mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich mancherlei notirte, ja die Gehenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang verschiedenes geschrieben und wieder ausgelöscht, als ich ungeduldig ausrief: Es will nicht gehen!

Teste besser! sagte das liebe Mädchen mit einem gesetzten Tone: ich wünschte es ginge gar nicht. Sie sollten sich mit solchen Händeln nicht befassen.

Sie stand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tisch tretend, hielt sie mir mit viel Verstand und Freundlichkeit eine Strafpredigt.

Die Sache scheint ein unschuldiger Scherz; es ist ein Scherz, aber nicht unschuldig. Ich habe schon mehrere Fälle erlebt, wo unsere jungen Leute wegen eines solches Frevels in große Verlegenheit kamen.

Was soll ich aber thun? versetzte ich: der Brief ist geschrieben, und sie verlassen sich drauf, daß ich ihn umändern werde.

Glauben Sie mir, versetzte sie, und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, stecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und suchen die Sache durch ihren Freund ins gleiche zu bringen! Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden: denn, sehen Sie, so ein armes Mädchen als ich bin, und abhängig von diesen Verwandten, die zwar nichts Böses thun, aber doch oft um der Lust und des Gewinns willen manches Wagehalsige vornehmen, ich habe widerstanden und den ersten Brief nicht abgeschrieben, wie man von mir verlangte; sie haben ihn mit verstellter Hand copirt, und so mögen sie auch, wenn es nicht anders ist, mit diesem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hause, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie sich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen lassen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entspringen kann?

Ich war glücklich, sie in einer Folge reden zu hören; denn sonst gab sie nur wenige Worte in das Gespräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir selbst und erwiederte: Ich bin so

unabhängig nicht, als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu seyn, da mir das Köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte.

Sie hatte mein Concept der poetischen Epistel vor sich hingezogen, und las es halb laut gar hold und anmuthig.

Das ist recht hübsch, sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe inne hielt: nur Schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist.

Das wäre freilich sehr wünschenswerth, rief ich aus: wie glücklich müßte der seyn, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte.

Es gehört freilich viel dazu, versetzte sie, und doch wird manches möglich.

Zum Beispiel fuhr ich fort, wenn jemand, der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun?

Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich konnte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen.

Nicht küssen! sagte sie: das ist so was Gemeines; aber lieben, wenn's möglich ist.

Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt.

Niemand soll es erhalten, sagte ich, und die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet.

Nun vollenden Sie die Rettung, rief sie aus, und eilen fort, ehe die andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen.

Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden.

Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetische Epistel hundertmal durch, beschaute die

Unterschrift, küßte sie, drückte sie an mein Herz, und freute mich dieses liebenswürdigen Bekenntnisses. Je mehr sich aber mein Entzücken steigerte, deste weher that es mir, sie nicht unmittelbar besuchen, sie nicht wiedersehen und sprechen zu können; denn ich fürchtete die Vorwürfe der Vettern und ihre Zudringlichkeit. Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen.

Ich machte mich daher den nächsten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Gesellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand sie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da sie mir, anstatt verdrießlich und fremd zu thun, mit frohem Gesichte entgegen kamen.

Der Jüngste besonders war sehr freundlich, nahm mich bei der Hand und sagte: Ihr habt uns neulich einen schelmischen Streich gespielt, und wir waren auf euch recht böse; doch hat uns euer Entweichen und das Entwenden der poetischen Epistel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht sonst niemals aufgegangen wäre. Zur Versöhnung möget ihr uns heute bewirthen, und dabei sollt ihr erfahren, was es denn ist, worauf wir uns etwas einbilden, und was euch gewiß auch Freude machen wird.

Diese Anrede setzte mich in nicht geringe Verlegenheit: denn ich hatte ungefähr so viel Geld bei mir, um mir selbst und einem Freunde etwas zu Gute zu thun; aber eine Gesellschaft, und besonders eine solche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Gränzen fand, zu gastiren, war ich keineswegs eingerichtet: ja dieser Antrag verwunderte mich um so mehr, als sie sonst durchaus sehr ehrenvoll darauf hielten, daß jeder nur seine Zeche bezahlte.

Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der Jüngere fuhr fort: Laßt uns erst in die Laube sitzen und dann sollt ihr das weitere erfahren.

Wir saßen, und er sagte: Als ihr die Liebesepistel neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir so ganz umsonst, andern zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude, euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unser aller Vortheil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitgedicht, so wie auf ein Leichencarmen. Das zweite muß gleich fertig seyn, das erste hat noch acht Tage Zeit. Mögt ihr sie machen, welches euch ein Leichtes ist, so tractirt ihr uns zweimal, und wir bleiben auf lange Zeit eure Schuldner.

Dieser Vorschlag gefiel mir von allen Seiten: denn ich hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere circulirten, ja besonders bei ansehnlichen Verheirathungen dutzendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet, weil ich solche Dinge eben so gut, ja noch besser zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten mich zu zeigen, und besonders mich gedruckt zu sehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Personalien, mit den Verhältnissen der Familie bekannt; ich ging etwas abseits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Gesellschaft begab und der Wein nicht geschont wurde, so fing das Gedicht an zu stocken, und ich konnte es diesen Abend nicht abliefern.

Es hat noch bis morgen Abend Zeit, sagten sie, und wir wollen euch nur gestehen, das Honorar, welches wir für das Leichencarmen erhalten, reicht hin, uns morgen noch einen lustigen Abend zu verschaffen. Kommt zu uns! denn es ist billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf diesen Einfall gebracht hat.

Meine Freude war unsäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, schrieb das Ganze noch vor Schlafengehen nieder und den andern Morgen sehr sauber ins Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, so fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebsten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf diese Weise immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn sie von den vielfachen Mitteln und Wegen sprachen, wie man sich etwas erwerben könne; auch erzählten sie am liebsten von gegenwärtig sehr reichen Leuten, die mit nichts angefangen. Andere hätten als arme Handlungsdiener sich ihren Patronen nothwendig gemacht, und wären endlich zu ihren Schwiegersöhnen erhoben worden; noch andere hätten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und dergleichen so erweitert und veredelt, daß sie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erschienen. Besonders sollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beiläufer- und Mäklerhandwerk und die Uebernahme von allerlei Aufträgen und Besorgungen für unbehülfliche Wohlhabende durchaus ernährend und

einträglich seyn. Wir alle hörten das gern, und jeder dünkte sich etwas, wenn er sich in dem Augenblick vorstellte, daß in ihm selbst so viel vorhanden sey, nicht nur um in der Welt fortzukommen, sondern sogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch schien dieß Gespräch ernstlicher zu führen als Pylades, der zuletzt gestand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und sich wirklich mit ihr versprochen habe. Die Vermögensumstände seiner Eltern litten es nicht, daß er auf Akademien gehe; er habe sich aber einer sehr schönen Handschrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befleißigt, und wolle nun, in Hoffnung auf jenes häusliche Glück, sein Möglichstes versuchen. Die Vettern lobten ihn deßhalb, ob sie gleich das frühzeitige Versprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und setzten hinzu, sie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig, noch für unternehmend genug, etwas außerordentliches zu leisten. Indem er nun zu seiner Rechtfertigung umständlich auseinandersetzte, was er sich zu leisten getraue und wie er es anzufangen gedenke, so wurden die übrigen auch angereizt, und jeder fing nun an zu erzählen, was er schon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt und was er zunächst vor sich sehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich sollte nun auch meine Lebensweise und Aussichten darstellen, und indem ich mich besann, sagte Pylades: Das einzige halte ich mir aus, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile seiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Mährchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in diesem Augenblick, so wie wir, ganz auf sich selbst gestellt wäre.

Gretchen, die bis diesen Augenblick fortgesponnen hatte, stand auf und setzte sich wie gewöhnlich ans Ende des Tisches. Wir hatten schon einige Flaschen geleert, und ich fing mit dem besten Humor meine hypothetische Lebensgeschichte zu erzählen an. Zuvörderst also empfehle ich mich euch, sagte ich, daß ihr mir die Kundschaft erhaltet, welche mir zuzuweisen ihr den Anfang gemacht habt. Wenn ihr mir nach und nach den Verdienst der sämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht bloß verschmausen, so will ich schon zu etwas kommen. Alsdann müßt ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in euer Handwerk pfusche. Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein jeder

hatte vorher seinen Verdienst zu Gelde angeschlagen, und ich ersuchte sie, mir auch zu Fertigung meines Etats behülflich zu seyn.

Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mit angehört, und zwar in der Stellung, die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen: sie faßte mit beiden Händen ihre über einander geschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches; so konnte sie lange sitzen, ohne etwas anderes als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und über dieses und jenes, wenn wir in unsern Einrichtungen steckten, nachgeholfen; dann war sie aber wieder still und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ sie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf sie gedacht und ausgesprochen, kann man sich leicht denken; und die Neigung zu ihr gab dem was ich sagte, einen Anschein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich selbst einen Augenblick täuschte, mich so abgesondert und hülflos dachte, wie mein Mährchen mich voraussetzte, und mich dabei in der Aussicht sie zu besitzen höchst glücklich fühlte. Pylades hatte seine Confessien mit der Heirath geendigt, und bei uns andern war nun auch die Frage, ob wir es in unsern Planen so weit gebracht hätten.

Ich zweifle ganz und gar nicht daran, sagte ich: denn eigentlich ist einem jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hause zu bewahren und uns im ganzen genießen zu lassen, was wir von außen auf eine so wunderliche Weise zusammensteppeln.

Ich machte die Schilderung von einer Gattin, wie ich sie wünschte, und es müßte seltsam zugegangen seyn, wenn sie nicht Gretchens vollkommenes Ebenbild gewesen wäre.

Das Leichencarmen war verzehrt, das Hochzeitgedicht stand nun auch wohlthätig in der Nähe: ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu sehen und neben ihr zu seyn war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens. Jene hatten sich eben so an mich gewöhnt, und wir waren fast täglich zusammen, als wenn es nicht anders seyn könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt

mich in Entfernung zu halten. Sie gab niemand die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam so bald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, so wie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen niemand weiter ausüben sehen.

Eine der unschuldigsten und zugleich unterhaltendsten Lustpartien, die ich mit verschiedenen Gesellschaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchster Marktschiff setzten, die darin eingepackten seltsamen Passagiere beobachteten, und uns bald mit diesem bald mit jenem, wie uns Lust oder Muthwille trieb, scherzhaft und neckend einließen. Zu Höchst stiegen wir aus, wo zu gleicher Zeit das Marktschiff von Mainz eintraf. In einem Gasthofe fand man eine gut besetzte Tafel, wo die Besseren der Auf- und Abfahrenden mit einander speisten und alsdann jeder seine Fahrt weiter fortsetzte; denn beide Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagsessen hinauf nach Frankfurt und hatten in sehr großer Gesellschaft die wohlfeilste Wasserfahrt gemacht, die nur möglich war.

Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vettern diesen Zug unternommen, als am Tisch in Höchst sich ein junger Mann zu uns gesellte, der etwas älter als wir seyn mochte. Jene kannten ihn, und er ließ sich mir vorstellen. Er hatte in seinem Wesen etwas sehr Gefälliges, ohne sonst ausgezeichnet zu seyn. Von Mainz heraufgekommen, fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück, und unterhielt sich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtwesen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet schien. Als wir uns trennten, empfahl er sich mir und fügte hinzu, er wünsche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er sich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte, aber die Vettern klärten mich nach einigen Tagen auf; sie sprachen Gutes von ihm und ersuchten mich um ein Vorwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen sey, zu welcher dieser Freund gern gelangen möchte. Ich entschuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge

gemischt hatte; allein sie setzten mir so lange zu, bis ich mich es zu thun entschloß. Hatte ich doch schon manchmal bemerkt, daß bei solchen Aem tervergebungen, welche leider oft als Gnadensachen betrachtet werden, die Vorsprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung gewesen. Ich war so weit herangewachsen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deßhalb überwand ich meinen Freunden zu Lieb, welche sich auf alle Weise für eine solche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Enkels, und übernahm es, ein Bittschreiben, das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tische, als der Großvater in seinem Garten beschäftigt war, um so mehr als der Herbst herannahte, und ich ihm allenthalben behülflich zu seyn suchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittschreiben hervor. Er sah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menschen kenne? Ich erzählte ihm im allgemeinen, was zu sagen war, und er ließ es dabei bewenden.

Wenn er Verdienst und sonst ein gutes Zeugniß hat, so will ich ihm um seinet- und deinetwillen günstig seyn.

Mehr sagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann, und sich dagegen mit Nähen beschäftigte, und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach; nur beunruhigte es mich, daß ich sie einigemal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand, und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sey. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich, ihr bei einer Galanteriehändlerin sogenannte italiänische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich; Myrten besonders, Zwergröslein und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigenthümerin begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübsch, und unter einer seidenen Mantille sehr wohl gebaut schien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehülfin erkennen; denn sie war beschäftigt Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Putzhändlerin zeigte mir den langen

Kasten mit einzelnen mannichfaltigen Blumen vor; ich besah sie, und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster: aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sey Gretchen selbst. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unsere Bekanntschaft nicht verrathen sollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerin in Verzweiflung, mehr, als ein Frauenzimmer selbst hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl; denn ich war aufs äußerste verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, dessen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieser Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren, und suchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkasten voll Blumen aus, den ich meiner Schwester vorstellen, und sie selbst sollte wählen lassen. So wurde ich zum Laden gleichsam hinausgetrieben, indem sie den Kasten durch ihr Mädchen vorausschickte.

Kaum war ich zu Hause angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es sey nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joseph zum römischen König gewählt und gekrönt werden solle. Ein so höchst bedeutendes Ereigniß müsse man nicht unvorbereitet erwarten, und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlcapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen, und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das hübsche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Costüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen römischen Reichs hin und wieder schwebte. Für diesen Abend war es unmöglich sie zu sehen, und ich durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu besuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem sie mich ansah, aber ich getraute mich nicht, vor den andern etwas zu erwähnen.

Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an

und sagte: Es ist unbillig, daß ihr unserm Freunde nicht vertraut, was in diesen Tagen von uns beschlossen worden.

Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unserer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vortheilhaft anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eben eine Gehülfin brauche. Man sey mit der Frau einig geworden: sie gehe täglich so viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müsse sie dort, um des Anstands willen, sich zu einem gewissen Anputz bequemen, den sie aber jederzeit zurücklasse, weil er zu ihrem übrigen Leben und Wesen sich gar nicht schicken wolle. Durch diese Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübsche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wissen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken, und suchte meine eifersüchtige Sorge im stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheitsgedicht hervortrat, mir die Personalien erzählte und sogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Disposition des Gedichts anschicken möchte. Er hatte schon einigemal über die Behandlung einer solchen Aufgabe mit mir gesprochen, und wie ich in solchen Fällen sehr redselig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an diesen Dingen rhetorisch ist, umständlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab, und meine eigenen und fremden Arbeiten dieser Art als Beispiele benutzte. Der junge Mensch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetischer Ader, und nun ging er so sehr ins einzelne und wollte von allem Rechenschaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: Sieht es doch aus, als wolltet ihr mir ins Handwerk greifen und mir die Kundschaft entziehen.

Ich will es nicht läugnen, sagte jener lächelnd: denn ich thue euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, so geht ihr auf die Akademie! Und bis dahin laßt mich noch immer etwas bei euch prositiren.

Herzlich gern! versetzte ich, und munterte ihn auf, selbst eine Disposition zu machen, ein Sylbenmaß nach dem Charakter des Gegenstandes zu wählen, und was etwa sonst noch nöthig scheinen möchte. Er ging

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch, auf Malertafel ſtehn,
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tauſendfach und ſchön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menſchenbild genieße,
Daß ein Gott ſich hergewandt.
Welch ein Werkzeug er gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und geſangweis flammt und rauchet
Opferſäule vom Altar.

mit Ernst an die Sache; aber es wollte nicht glücken: ich mußte zuletzt immer daran so viel umschreiben, daß ich es leichter und besser von vorn herein selbst geleitet hätte. Dieses Lehren und Lernen jedoch, dieses Mittheilen, diese Wechselarbeit gab uns eine gute Unterhaltung: Gretchen nahm Theil daran, und hatte manchen artigen Einfall, so daß wir alle vergnügt, ja man darf sagen glücklich waren. Sie arbeitete des Tags bei der Putzmacherin; Abends kamen wir gewöhnlich zusammen, und unsere Zufriedenheit ward selbst dadurch nicht gestört, daß es mit den Bestellungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fortwollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Protest zurückkam, weil es dem Besteller nicht gefiel. Indeß trösteten wir uns, weil wir es gerade für unsere beste Arbeit hielten, und jenen für einen schlechten Kenner erklären durften. Der Vetter, der ein- für allemal etwas lernen wollte, veranlaßte nunmehr fingirte Aufgaben, bei deren Auflösung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da sie nichts einbrachten, unsere kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen staatsrechtlichen Gegenstande, der Wahl und Krönung eines römischen Königs, wollte es nun immer mehr Ernst werden. Der anfänglich auf Augsburg im October 1763 ausgeschriebene kurfürstliche Collegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und sowohl zu Ende dieses Jahrs als zu Anfang des folgenden regten sich die Vorbereitungen, welche dieses wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzleipersonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläufiges Edict, das uns von dem Bevorstehenden benachrichtigte, und den Bürgern ein geziemendes und den Umständen angemessenes Betragen einschärfte. Bei Rath wurden große Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unser Haus lag im kurpfälzischen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichen Einquartierung zu versehen. Der mittlere Stock, welchen ehemals Graf Therane inne gehabt, wurde einem kurpfälzischen Cavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal,

Nürnbergischer Geschäftsmann, den obern Stock eingenommen hatte, so waren wir noch mehr, als zur Zeit der Franzosen, zusammengedrängt. Dieses diente mir zu einem neuen Vorwand außer dem Hause zu seyn, und die meiste Zeit des Tags auf der Straße zuzubringen, um das was öffentlich zu sehen war, ins Auge zu fassen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhause sehenswerth geschienen, nachdem die Ankunft der Gesandten eines nach dem andern und ihre erste solenne Gesammtauffahrt den 6. Februar stattgefunden, so bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiserlichen Commissarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geschah. Die würdige Persönlichkeit des Fürsten von Liechtenstein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen seyen schon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch diese Wahl und Krönung werde schwerlich an Glanz jener von Carl dem Siebenten gleichkommen. Wir jüngern ließen uns das gefallen, was wir vor Augen hatten: uns däuchte alles sehr gut und manches setzte uns in Erstaunen.

Der Wahlconvent war endlich auf den 3. März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechselseitigen Ceremonialbesuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpassen, weil wir nicht nur gaffen, sondern alles wohl bemerken sollten, um zu Hause gehörig Rechenschaft zu geben, ja manchen kleinen Aufsatz auszufertigen, worüber sich mein Vater und Herr von Königsthal, theils zu unserer Uebung, theils zu eigener Notiz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dieß zu besonderem Vortheil, indem ich über das Aeußerliche so ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorstellen konnte.

Die Persönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächst die des kurmainzischen ersten Botschafters, Barons von Erthal, nachmaligen Kurfürsten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Gestalt zu haben, wollte er mir in seinem schwarzen, mit Spitzen besetzten Talar immer gar wohlgefallen. Der zweite Botschafter, Baron von Groschlag, war ein wohlgebauter, im Aeußern bequem, aber höchst anständig sich betragender Weltmann; er machte überhaupt einen sehr behaglichen Eindruck. Fürst Esterhazy, der böhmische Gesandte, war nicht groß, aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich

vernehm anſtändig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine beſondere Neigung zu ihm, weil er mich an den Marſchall von Broglio erinnerte. Doch verſchwand gewiſſermaßen die Geſtalt und Würde dieſer trefflichen Perſonen über dem Vorurtheil, das man für den brandenburgiſchen Geſandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieſer Mann, der durch eine gewiſſe Spärlichkeit, ſowohl in eigener Kleidung als in Livreen und Equipagen ſich auszeichnete, war vom ſiebenjährigen Kriege her als diplomatiſcher Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen ſeinen König ergangene Achtserklärung, von einigen Zeugen begleitet, zu inſinuiren gedachte, mit der lakoniſchen Gegenrede: Was! Er inſinuiren? die Treppe hinuntergeworfen oder werfen laſſen. Das erſte glaubten wir, weil es uns beſſer gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungenen, mit ſchwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, beſonders wo er ausſtieg. Es entſtand jederzeit eine Art von frohem Zischeln, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch ſtand der König, und alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunſt der Menge, unter der ſich außer den Frankfurtern ſchon Deutſche aus allen Gegenden befanden.

Einerſeits hatte ich an dieſen Dingen manche Luſt, weil alles was vorging, es mochte ſeyn von welcher Art es wollte, doch immer eine gewiſſe Deutung verbarg, irgend ein inneres Verhältniß anzeigte, und ſolche ſymboliſche Ceremonien das durch ſo viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verſchüttete deutſche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darſtellten: andererſeits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hauſe die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abſchreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber ſtanden, die ſich das Gleichgewicht hielten, und nur in ſofern einig waren, als ſie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beſchränken gedachten, daß jedermann ſich nur in ſo fern ſeines Einfluſſes freute, als er ſeine Privilegien zu erhalten und zu erweitern, und ſeine Unabhängigkeit mehr zu ſichern hoffte. Ja man war dießmal noch aufmerkſamer als ſonſt, weil man ſich vor Joſeph dem Zweiten, vor ſeiner Heftigkeit und ſeinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren

Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit: denn sie hatten so viel mit Einholen der vornehmen Gäste, mit Becomplimentiren, mit Ueberreichung von Geschenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im ganzen wie im einzelnen sich immer zu wehren, zu widerstehen und zu protestiren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will, und ihm wenige von denen, die er anspricht, beistehen oder zu Hülfe kommen. Genug, mir trat alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersner'schen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch daher, daß sich die Stadt nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Personen anfüllt. Vergebens werden die Höfe von Seiten der Stadt an die Vorschriften der freilich veralteten goldenen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geschäft Verordneten und ihre Begleiter, sondern manche Standes- und andere Personen, die aus Neugier oder zu Privatzwecken herankommen, stehen unter Protection, und die Frage, wer eigentlich einquartiert wird, und wer selbst sich eine Wohnung miethen soll? ist nicht immer sogleich entschieden. Das Getümmel wächst, und selbst diejenigen, die nichts dabei zu leisten oder zu verantworten haben, fangen an sich unbehaglich zu fühlen.

Selbst wir jungen Leute, die wir das alles wohl mit ansehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unsere Augen, für unsere Einbildungskraft. Die spanischen Mantelkleider, die großen Federhüte der Gesandten und hie und da noch einiges andere gaben wohl ein ächt alterthümliches Ansehen; manches dagegen war wieder so halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, öfter sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden, daß die kurfürstlichen Collegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlcapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27. März festgesetzt sey. Nun ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Kurfürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indessen betrieb ich meine Kanzellistenarbeit zu Hause sehr lebhaft,

vornehm anſtändig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine beſondere Neigung zu ihm, weil er mich an den Marſchall von Broglio erinnerte. Doch verſchwand gewiſſermaßen die Geſtalt und Würde dieſer trefflichen Perſonen über dem Vorurtheil, das man für den brandenburgiſchen Geſandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieſer Mann, der durch eine gewiſſe Spärlichkeit, ſowohl in eigener Kleidung als in Livreen und Equipagen ſich auszeichnete, war vom ſiebenjährigen Kriege her als diplomatiſcher Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen ſeinen König ergangene Achtserklärung, von einigen Zeugen begleitet, zu inſinuiren gedachte, mit der lakoniſchen Gegenrede: Was! Er inſinuiren? die Treppe hinuntergeworfen oder werfen laſſen. Das erſte glaubten wir, weil es uns beſſer gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungenen, mit ſchwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, beſonders wo er ausſtieg. Es entſtand jederzeit eine Art von frohem Ziſcheln, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch ſtand der König, und alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunſt der Menge, unter der ſich außer den Frankfurtern ſchon Deutſche aus allen Gegenden befanden.

Einerſeits hatte ich an dieſen Dingen manche Luſt, weil alles was vorging, es mochte ſeyn von welcher Art es wollte, doch immer eine gewiſſe Deutung verbarg, irgend ein inneres Verhältniß anzeigte, und ſolche ſymboliſche Ceremonien das durch ſo viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verſchüttete deutſche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darſtellten: andererſeits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hauſe die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abſchreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber ſtanden, die ſich das Gleichgewicht hielten, und nur in ſofern einig waren, als ſie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beſchränken gedachten, daß jedermann ſich nur in ſo fern ſeines Einfluſſes freute, als er ſeine Privilegien zu erhalten und zu erweitern, und ſeine Unabhängigkeit mehr zu ſichern hoffte. Ja man war dießmal noch aufmerkſamer als ſonſt, weil man ſich vor Joſeph dem Zweiten, vor ſeiner Heftigkeit und ſeinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren

mehr davon sagen lassen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neutestamentlichen Mythen dem Anschauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man sie völlig ins Moderne travestirte, und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es sey nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie diese Behandlungsart sich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls künftig die Rede seyn; doch bemerke ich hier so viel, daß sie weiter als durch Lavater und seine Nacheiferer wohl nicht getrieben worden, indem einer derselben die heiligen Dreikönige, wie sie zu Bethlehem einreiten, so modern schilderte, daß die Fürsten und Herren, welche Lavatern zu besuchen pflegten, persönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir lassen also für dießmal den Kurfürsten Emmerich Joseph so zu sagen incognito im Compostell eintreffen und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge sich verlief, von Pylades und seiner Schönen begleitet — denn diese drei schienen nun unzertrennlich zu seyn — im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als schon ausgemacht war, daß wir diesen Abend zusammen zubringen wollten, und ich fand mich bei Zeiten ein.

Die gewöhnliche Gesellschaft war beisammen, und jedes hatte etwas zu erzählen, zu sagen, zu bemerken; wie denn dem einen dieß, dem andern jenes am meisten aufgefallen war.

Eure Reden, sagte Gretchen zuletzt, machen mich fast noch verworrener als die Begebenheiten dieser Tage selbst. Was ich gesehen, kann ich nicht zusammenreimen, und möchte von manchem gar zu gern wissen, wie es sich verhält.

Ich versetzte, daß es mir ein Leichtes sey, ihr diesen Dienst zu erzeigen; sie solle nur sagen, wofür sie sich eigentlich interessire. Dieß that sie, und indem ich ihr einiges erklären wollte, fand sich's, daß es besser wäre in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unschicklich diese Feierlichkeiten und Functionen mit einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelassen würde, indessen die Schauspieler fortspielten; dann werde er wieder aufgezogen und der Zuschauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder Theil nehmen. Weil ich nun sehr redselig war, wenn man mich gewähren ließ, so erzählte ich alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag in der besten Ordnung, und versäumte nicht, um meinen Vortrag anschaulicher zu machen, mich des

vorhandenen Griffels und der großen Schieferplatte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereien der andern wenig gestört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit ans Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit höchlich ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und beneidete, nach ihrem Ausdruck, alle diejenigen, die von den Sachen dieser Welt unterrichtet seyen und wüßten, wie dieses und jenes zugehe und was es zu bedeuten habe. Sie wünschte sich ein Knabe zu seyn, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß sie mir schon manche Belehrung schuldig geworden. Wenn ich ein Knabe wäre, sagte sie, so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas Rechtes lernen.

Das Gespräch ward in der Art fortgeführt; sie setzte sich bestimmt vor, Unterricht im Französischen zu nehmen, dessen Unerläßlichkeit sie im Laden der Putzhändlerin wohl gewahr worden. Ich fragte sie, warum sie nicht mehr dorthin gehe; denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage ihr zu Gefallen am Laden vorbeigegangen, um sie nur einen Augenblick zu sehen. Sie erklärte mir, daß sie in dieser unruhigen Zeit sich dort nicht hätte aussetzen wollen: befände sich die Stadt wieder in ihrem vorigen Zustande, so denke sie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächstbevorstehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläufig zu erzählen und meine Demonstration durch umständliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterstützen; wie ich denn den Raum des Conclave mit seinen Altären, Thronen, Sesseln und Sitzen vollkommen gegenwärtig hatte.

Wir schieden zu rechter Zeit und mit sonderlichem Wohlbehagen. Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft ist. Es entsteht daraus ein so gründliches als angenehmes Verhältniß: sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseyns und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall oder einem einseitigen Wollen, sondern einem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt; und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und neuen Abälard aus einem solchen Zusammentreffen zweier Wesen die gewaltsamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück entsprungen sind.

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt wegen der Visiten und Gegenvisiten, welche nunmehr mit dem größten Ceremoniel abgestattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger besonders interessirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, das Militär, die Bürgerschaft, nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten: erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Stabsofficiere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die sämmtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinwesen mit Einem Blick überschauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Kur-Trier und Kur-Cöln in Person angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen; die Thore sind geschlossen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und der Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich modern hergegangen: die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; nun aber sollten wir sie nach uralter Weise zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimischen Kornboden, genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Kurfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlzugerittenen Rosse waren mit reichgestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt. Kurfürst Emmerich Joseph, ein schöner behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese rothen, mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Kurfürsten in ihren goldstoffenen, mit Gold überstickten, mit goldenen Spitzentressen reich besetzten spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von den alterthümlich

aufgekrempten Hüten aufs prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas consequenteres Costüm zu erblicken.

Im Betragen unterschied sich auch hier der Gesandte von Plethe wieder vor allen andern. Er zeigte sich lebhaft und munter, und schien vor der ganzen Ceremonie nicht sonderlichen Respect zu haben. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich aufs Pferd schwingen konnte, und er deßhalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich denn sehr behend hinaufschwang und von uns abermals als ein würdiger Abgesandter Friedrichs des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich ins Allerheiligste zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Josephs des Zweiten, der zum römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alles fuhr und ging in Gallakleidern, so daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiser und König waren schon in Heufenstamm, einem gräflich Schönbornischen Schlosse, angelangt, und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feierte diese wichtige Epoche durch geistliche Feste sämmtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite zu Begleitung des Tedeum durch unabläßiges Kanoniren.

Hätte man alle diese öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang bis hierher als ein überlegtes Kunstwerk angesehen, so würde man nicht viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; sachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Kurfürsten von Mainz, welchen ausführlicher zu beschreiben wir abgelehnt, war prächtig und imposant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen, und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein anderes, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämmtlichen Kurfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen, und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Kurfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien: denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug: Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Officianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadtlivree zu Fuß begleitet. Hieran schlossen sich die drei Compagnien der Bürgercavallerie, sehr wohl beritten, dieselbigen die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieser Ehre und an dem Hunderttausendtheilchen einer

Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erſchien. Die verſchiedenen Gefolge des Reichserbmarſchalls und der von den ſechs weltlichen Kurfürſten abgeordneten Wahlgeſandten zogen ſodann ſchrittweiſe daher. Keins derſelben beſtand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen; bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geiſtlichen Kurfürſten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausofficianten ſchienen unzählig, Kur-Köln und Kur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Kur-Mainz allein eben ſo viel. Die Dienerſchaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs prächtigſte gekleidet; die Herren in den Equipagen, geiſtliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen laſſen, reich und ehrwürdig angethan, und geſchmückt mit allen Ordenszeichen zu erſcheinen. Das Gefolg der kaiſerlichen Majeſtät übertraf nunmehr, wie billig, die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf ſich, und ſechzehn ſechsſpännige Gallawagen der kaiſerlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des Oberkämmerers, Oberhofmeiſters, Oberſtallmeiſters beſchloſſen mit großem Prunk dieſe Abtheilung des Zugs, welche, ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung, doch nur der Vortrab ſeyn ſollte.

Nun aber concentrirte ſich die Reihe, indem ſich Würde und Pracht ſteigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerſchaft, die meiſten zu Fuß, wenige zu Pferde, erſchienen die Wahlbotſchafter ſo wie die Kurfürſten in Perſon, nach aufſteigender Ordnung, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Kur-Mainz kündigten zehn kaiſerliche Laufer, einundvierzig Lakaien und acht Haiducken die Majeſtäten ſelbſt an. Der prächtigſte Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas verſehen, mit Malerei, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem geſticktem Sammet ebenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiſer und König, die längſt erwünſchten Häupter in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er ſich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menſchen ſichtbar zu machen. Er war durch Sachſenhauſen über die Brücke, die Fahrgaſſe, ſodann die Zeile hinunter gegangen, und wendete ſich nach der innern Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Thor, und ſeit Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt

seit einer Reihe von Jahren sich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemessen und gefunden, daß durch diesen Thorweg, durch welchen so mancher Fürst und Kaiser aus- und eingezogen, der jetzige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzustoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathschlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entschloß man sich das Pflaster aufzuheben, und eine sanfte Ab- und Auffahrt zu veranstalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler noch die Genien Anstoß und Schaden nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieses kostbare Gefäß mit so kostbarem Inhalt sich uns näherte, auf die hohen Personen unsere Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Posamentschmuck zu wenden; besonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden sitzenden Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen, schwarz und gelb sammtenen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer der kaiserlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiserlichen Edelknaben in Masse, und endlich die Hatschiergarde selbst, in schwarzsammtenen Flügelröcken, alle Näthe reich mit Gold galonirt, darunter rothe Leibröcke und lederfarbene Camisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweisen gar nicht zu sich selbst, so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Kurfürsten kaum beachtet wurden; ja wir hätten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unsern Magistrat, der in fünfzehn zweispännigen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Rathsschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rothsammtenem Kissen hätten in Augenschein nehmen wollen. Daß unsere Stadtgrenadiercompagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hause Platz genommen, wo der Aufzug, wenn

er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienstes, der Musik, der Ceremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorlesungen waren in der Kirche, Chor und Conclave so viel, bis es zur Beschwörung der Wahlcapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten eine vortreffliche Collation einzunehmen, und auf die Gesundheit des alten und jungen Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gespräch verlor sich indeß, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Personen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigstens in Absicht auf ein gewisses menschliches Interesse und einer leidenschaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz des Ersten Krönung war noch nicht alles so ausgemacht, wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeschlossen, Frankreich, Kurbrandenburg und Kurpfalz widersetzten sich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaisers standen bei Heidelberg, wo er sein Hauptquartier hatte, und fast wären die von Aachen heraufkommenden Reichsinsignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indessen unterhandelte man doch, und nahm von beiden Seiten die Sache nicht aufs strengste. Maria Theresia selbst, obgleich in gesegneten Umständen, kommt, um die endlich durchgesetzte Krönung ihres Gemahls in Person zu sehen. Sie traf in Aschaffenburg ein und bestieg eine Jacht, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt seiner Gemahlin zu begegnen, allein er kommt zu spät; sie ist schon abgefahren. Ungekannt wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammenkunft. Das Mährchen davon verbreitet sich sogleich, und alle Welt nimmt Theil an diesem zärtlichen, mit Kindern reich gesegneten Ehepaar, daß seit seiner Verbindung so unzertrennlich gewesen, daß sie schon einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz zusammen an der venezianischen Gränze Quarantäne halten müssen. Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt; sie betritt den Gasthof zum römischen Kaiser, indessen auf der Bornheimer Heide das große Zelt zum Empfang ihres Gemahls errichtet ist. Dort findet sich von den geistlichen Kurfürsten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollständigkeit und Pracht abgehen mag, ersetzte reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie steht auf

dem Balkon des wohlgelegenen Hauses und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatschen ihren Gemahl: das Volk stimmt ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als seines Gleichen, und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und prophezeit, und heute sah man es erfüllt an dem erstgeborenen Sohne, dem jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war, und auf den die Welt, bei den hohen Eigenschaften die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von denen, die den Werth einer Neuigkeit einsehen, und sich deßwegen beeilen sie zuerst zu verkündigen. Sie wußten auch einen schönen menschlichen Zug dieser hohen Personen zu erzählen, die wir so eben in dem größten Prunk vorbeiziehen gesehen. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwischen Heusenstamm und jenem großen Gezelte, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Decret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte, und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiederte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, was von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah. Der Platz ward nachher auf eine unschuldige Weise bezeichnet, und wir jungen Leute sind einigemal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unsern Augen vorbeiwogte, und wir konnten das einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung: denn bis alle und jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchsten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und sich

einzeln denſelben dargeſtellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofſtaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichsinſignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, ſo mußten ſie auf freiem Felde den halben Tag bis in die ſpäte Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Geleitsſtreitigkeit zwiſchen Kurmainz und der Stadt. Die letzte gab nach; die Mainziſchen geleiteten die Inſignien bis an den Schlagbaum, und ſomit war die Sache für dießmal abgethan.

In dieſen Tagen kam ich nicht zu mir ſelbſt. Zu Hauſe gab es zu ſchreiben und zu copiren; ſehen wollte und ſollte man alles, und ſo ging der März zu Ende, deſſen zweite Hälfte für uns ſo feſtreich geweſen war. Von dem was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstag zu erwarten ſey, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung verſprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr ſagen ſollte, als was eigentlich zu ſagen ſey; ich verarbeitete alles, was mir unter die Augen und unter die Kanzleifeder kam, nur geſchwind zu dieſem nächſten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich ſpät ihre Wohnung, und that mir ſchon im voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein dießmaliger Vortrag noch viel beſſer als der erſte unvorbereitete gelingen ſollte. Allein gar oft bringt uns ſelbſt, und andern durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude als der entſchiedenſte Vorſatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieſelbe Geſellſchaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie ſetzten ſich hin zu ſpielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten ſich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß ſie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe, und ihr dieſes einzige Schauſpiel zu Theil geworden ſey. Sie dankte mir aufs verbindlichſte, daß ich für ſie zu ſorgen gewußt, und ihr ſeither durch Pylades allerlei Einläſſe mittelſt Billette, Anweiſungen, Freunde und Fürſprache zu verſchaffen die Aufmerkſamkeit gehabt. Von den Reichskleinodien hörte ſie gern erzählen. Ich verſprach ihr, daß wir dieſe wo möglich zuſammen ſehen wollten. Sie machte einige ſcherzhafte Anmerkungen, als ſie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo ſie den Feierlichkeiten des Krönungstages zuſehen würde, und machte ſie aufmerkſam

auf alles was bevorſtand, und was beſonders von ihrem Platze genau beobachtet werden konnte.

So vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war ſchon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweiſe den Hausſchlüſſel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufſehen zu erregen, konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. Am Ende, ſagte ſie, iſt es das beſte, die Geſellſchaft bleibt zuſammen. Die Bettern und jene Fremden hatten ſchon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man dieſe für die Nacht unterbringen ſollte. Die Sache war bald entſchieden; Gretchen ging um Kaffee zu kochen, nachdem ſie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große meſſingne Familienlampe mit Docht und Oel verſehen und angezündet hereingebracht hatte.

Der Kaffee diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Geſpräch ging aus: die Mutter ſchlief im großen Seſſel; die Fremden, von der Reiſe müde, nickten da und dort. Pylades und ſeine Schöne ſaßen in einer Ecke: ſie hatte ihren Kopf auf ſeine Schulter gelegt und ſchlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertiſche ſitzend, hatte ſeine Arme vor ſich über einander geſchlagen, und ſchlief mit aufliegendem Geſichte. Ich ſaß in der Fenſterecke hinter dem Tiſche, und Gretchen neben mir: wir unterhielten uns leiſe; aber endlich übermannte auch ſie der Schlaf, ſie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeſchlummert. So ſaß ich nun allein wachend, in der wunderlichſten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich ſchlief ein, und als ich wieder erwachte, war es ſchon heller Tag. Gretchen ſtand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurecht; ſie war liebenswürdiger als je, und drückte mir, als ich ſchied, gar herzlich die Hände. Ich ſchlich durch einen Umweg nach unſerm Hauſe: denn an der Seite, nach dem kleinen Hirſchgraben zu, hatte ſich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenſter, nicht ohne Widerſpruch des Nachbarn, angelegt; dieſe Seite vermieden wir, wenn wir nach Hauſe kommend von ihm nicht bemerkt ſeyn wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abweſenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beſchönigen geſucht, und ich empfand alſo von dieſer unſchuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im ganzen genommen machte diese unendlich mannichfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur sehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Interesse als das Aeußere der Gegenstände genau zu bemerken, kein Geschäft als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward: ich hatte keine Neigung als zu Gretchen, und keine andere Absicht, als nur alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können; ja ich beschrieb oft, indem ein solcher Zug vorbeiging, diesen Zug halb laut vor mir selbst, um mich alles einzelnen zu versichern, und dieser Aufmerksamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der andern.

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Personen vorgestellt; aber theils hatte niemand Zeit sich um andere zu bekümmern, und theils wissen auch ältere nicht gleich, wie sie sich mit einem jungen Menschen unterhalten und ihn prüfen sollen. Ich von meiner Seite war auch nicht sonderlich geschickt, mich den Leuten bequem darzustellen: gewöhnlich erwarb ich ihre Gunst, aber nicht ihren Beifall. Was mich beschäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch andern gemäß seyn könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still, und schien entweder zudringlich oder stöckig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen; und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig, und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neu errichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuern Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren

ſah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen geſichert. Der große Platz füllte ſich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer ſtärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſchien und etwas Beſonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller, die von oben herab den Platz überſehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligthümer den erſten Platz im Wagen eingenommen und die Deputirten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begeben ſich die drei Kurfürſten in den Dom. Nach Ueberreichung der Inſignien an Kur-Mainz werden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weitern Anſtalten und mancherlei Ceremoniel beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſo wie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd, ein ſehr ſchöner ſchlankgebildeter Herr, den die ſpaniſche Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die geſtrählten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſeyn mögen, wie man ſich an dieſem Tage durchaus zu vervielfältigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muſter der alten Carolingiſchen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinſignien und ſetzen ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der römiſche König im ſpaniſchen Habit beſteigen gleichfalls ihre Roſſe, und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten

Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichsten Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche fürlieb nehmen. Dagegen aber war der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit roth- gelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuß wandelnd bewundern; und sonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meisten: denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen, so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten, Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Geisenst Carls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände

erhoben und ihr den Reichsapfel, den Zepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volkserfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drei geistlichen Kurfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der geldgestickte Himmel, alles schien nur Eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne; denn auch der einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen, denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche

Parabolisch.

Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens beſtellte Perſonen hinter dem Zuge her, löſten das Tuch von der Brücke, wickelten es bauenweiſe zuſammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entſtand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte ſich in der Luft, und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menſchen. Diejenigen nun, welche die Enden faßten und ſolche an ſich zogen, riſſen alle die mittlern zu Boden, umhüllten und ängſtigten ſie ſo lange, bis ſie ſich durchgeriſſen oder durchgeſchnitten, und jeder nach ſeiner Weiſe einen Zipfel dieſes durch die Fußtritte der Majeſtäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieſer wilden Beluſtigung ſah ich nicht lange zu, ſondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerſtiege, wo die aus der Ferne angeſtaunte, ſo vornehme als herrliche Maſſe heraufwallen ſollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauſes wohl beſetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiſerne Geländer. Nun ſtiegen die Hauptperſonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte ſie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majeſtäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinkleidet. Des Kaiſers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, ſo wie Krone, Zepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geſchmackvoll. So bewegte er ſich auch in ſeinem Anzuge ganz bequem, und ſein treuherzig würdiges Geſicht gab zugleich den Kaiſer und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen ſchleppte ſich in den ungeheuern Gewandſtücken mit den Kleinodien Carls des Großen wie in einer Verkleidung einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müſſen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Anſehen. Zepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht läugnen, daß man lieber

eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saals hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab, und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu, und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige mit dem kurpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese

Bewegung von beiden Seiten ſich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, ſo war es für die Zuſchauer ein ſehr beluſtigender Anblick. Zum Schluſſe ging es am allerlebhafteſten her, als er die Beutel ſelbſt auswarf, und ein jeder noch dieſen höchſten Preis zu erhaſchen trachtete.

Die Majeſtäten hatten ſich vom Balkon zurückgezogen, und nun ſollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in ſolchen Fällen lieber die Gaben rauben, als ſie gelaſſen und dankbar empfangen will. In roheren und derberen Zeiten herrſchte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarſchall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbſchenk, die Küche, nachdem der Erbtruchſeß ſein Amt verrichtet, auf der Stelle preiszugeben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, ſo viel es ſich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten ſchadenfrohen Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hineinſchnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochſen aber wurde dießmal wie ſonſt ein ernſterer Kampf geführt. Man konnte ſich denſelben nur in Maſſe ſtreitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinſchröter, hatten ſich hergebrachtermaßen wieder ſo poſtirt, daß einer von beiden dieſer ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochſen zu haben, den ſie unzerſtückt in die Küche geliefert; die Weinſchröter dagegen machten Anſpruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil ſie das letztemal obgeſiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenſter ihres Zunft- und Verſammlungshauſes die Hörner jenes erbeuteten Stiers, als Siegeszeichen hervorſtarrend, zu ſehen wären. Beide zahlreichen Innungen hatten ſehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, iſt mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieſer Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem ſchließen ſoll, ſo war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche ſelbſt preisgegeben wurde. Das Dach derſelben wimmelte ſogleich von Menſchen, ohne daß man wußte, wie ſie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgeriſſen und heruntergeſtürzt, ſo daß man, beſonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtſchlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menſchen hingen an Sparren und Balken,

um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin und wieder schwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balkon abgetreten, sich wieder hervorbegeben, und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tags vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hineinzuthun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thüre des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend seyn konnte. Das Gedräng war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht; indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne? Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thüre, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Zepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Kurfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Kur-Mainz den Majestäten gegenüber, Kur-Trier zur Rechten und Kur-Cöln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten, aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Kurfürsten

an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saals ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen; denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichst ins Auge zu fassen; und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weise zu feiern: denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtlichen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm; wir zogen von einem Quartier zum andern, und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Bettern waren anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte — die kurpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus — war es so hell, wie es am Tage nur seyn kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das einzelne recht genießen, als uns die Bettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen

uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architectur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thüre, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte — wie man denn schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plothe gelästert, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel, wie sein König, hinauszusetzen pflege — so ging man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen, und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun, zu vieren an einander geschlossen, höchst behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite däuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallenen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln.

Ein ſolches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades, fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speiſehaus; und da wir keine Gäſte weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um ſo wohler ſeyn, und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundſchaft, Liebe und Neigung auf das heiterſte und glücklichſte. Als ich Gretchen bis an ihre Thüre begleitet hatte, küßte ſie mich auf die Stirn. Es war das erſte- und letztemal, daß ſie mir dieſe Gunſt erwies: denn leider ſollte ich ſie nicht wiederſehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter, verſtört und ängſtlich, hereintrat. Man konnte es ihr gar leicht anſehen, wenn ſie ſich irgend bedrängt fühlte.

Stehe auf, ſagte ſie, und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt! Es iſt herausgekommen, daß du ſehr ſchlechte Geſellſchaft beſuchſt, und dich in die gefährlichſten und ſchlimmſten Händel verwickelt haſt. Der Vater iſt außer ſich, und wir haben nur ſo viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen dritten unterſuchen will. Bleibe auf deinem Zimmer und erwarte was bevorſteht! Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat ſowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag: denn die Sache iſt ſchon anhängig und kann eine ſehr böſe Wendung nehmen.

Ich ſah wohl, daß man die Sache viel ſchlimmer nahm als ſie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden ſollte.

Der alte Meſſianiſche Freund trat endlich herein, die Thränen ſtanden ihm in den Augen; er faßte mich beim Arm und ſagte: Es thut mir herzlich leid, daß ich in ſolcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſich ſo weit verirren konnten. Aber was thut nicht ſchlechte Geſellſchaft und böſes Beiſpiel? Und ſo kann ein junger unerfahrener Menſch Schritt für Schritt bis zum Verbrechen geführt werden.

Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, verſetzte ich darauf, ſo wenig als ſchlechte Geſellſchaft beſucht zu haben.

Es iſt jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede, fiel er mir ins Wort, ſondern von einer Unterſuchung, und Ihrerſeits von einem aufrichtigen Bekenntniß.

Was verlangen Sie zu wiſſen? ſagte ich dagegen.

Er setzte sich und zog ein Blatt hervor und fing zu fragen an: Haben Sie nicht den * Ihrem Großvater als einen Clienten zu einer * stelle empfohlen?

Ich antwortete: Ja.

Wo haben Sie ihn kennen gelernt?

Auf Spaziergängen.

In welcher Gesellschaft?

Ich stutzte; denn ich wollte nicht gern meine Freunde verrathen.

Das Verschweigen wird nichts helfen, fuhr er fort: denn es ist alles schon genugsam bekannt.

Was ist denn bekannt? fragte ich.

Daß Ihnen dieser Mensch durch andere seines Gleichen ist vorgeführt worden, und zwar durch *. Hier nannte er die Namen von drei Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte; welches ich dem Fragenden denn auch sogleich erklärte.

Sie wollen, fuhr jener fort, diese Menschen nicht kennen, und haben doch mit ihnen öftere Zusammenkünfte gehabt!

Auch nicht die geringste, versetzte ich; denn, wie gesagt, außer dem ersten, kenne ich keinen, und habe auch den niemals in einem Hause gesehen.

Sind Sie nicht oft in der * straße gewesen?

Niemals, versetzte ich.

Dieß war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Pylades einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthüre hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich mir die Ausflucht erlauben zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu seyn. Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte; denn es war mir von alle dem, was er zu wissen verlangte, nichts bekannt.

Endlich schien er verdrießlich zu werden und sagte: Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten Willen sehr schlecht: ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht läugnen, daß Sie für diese Leute selbst oder für ihre Mitschuldigen Briefe verfaßt, Aufsätze gemacht, und so zu ihren schlechten Streichen behülflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten: denn es ist von nichts Geringerem als nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen

die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund: ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die, in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend, Sie und einige andere Jünglinge verschonen will, die gleich Ihnen ins Netz gelockt werden.

Es war mir auffallend, daß unter den Personen, die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflegt. Die Verhältnisse trafen nicht zusammen, aber sie berührten sich, und ich konnte noch immer hoffen, meine jungen Freunde zu schonen. Allein der wackere Mann ward immer dringender. Ich konnte nicht läugnen, daß ich manche Nächte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen an Lustorten mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seyen, genug, alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dieß gab mir Muth, standhaft im Schweigen zu seyn.

Lassen Sie mich, sagte der brave Freund, nicht von Ihnen weggehen! Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein anderer kommen, der Ihnen nicht so viel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie die ohnehin böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit!

Nun stellte ich mir die guten Vettern und Gretchen besonders recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verhört, bestraft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel konnten eingelassen haben, wenigstens der älteste, der mir niemals recht gefallen wollte, der immer später nach Hause kam und wenig Heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück.

Ich bin mir, sagte ich, persönlich nichts Böses bewußt, und kann von der Seite ganz ruhig seyn; aber es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen, mit denen ich umgegangen bin, sich einer verwegenen oder gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Man mag sie suchen, man mag sie finden, sie überführen und bestrafen, ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen, und will auch gegen die nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben.

Er ließ mich nicht ausreden, sondern rief mit einiger Bewegung: Ja, man wird sie finden! In drei Häusern kamen diese Bösewichter zusammen. Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuser, und zum Unglück befand sich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.

Das erste Nest ist schon ausgehoben, fuhr er fort, und in diesem Augenblick werden es die beiden andern. In wenig Stunden wird alles im Klaren seyn. Entziehen Sie sich durch ein redliches Bekenntniß einer gerichtlichen Untersuchung, einer Confrontation, und wie die garstigen Dinge alle heißen.

Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja bei der Unschuld unserer Zusammenkünfte konnte ich hoffen, jenen noch mehr als mir nützlich zu seyn.

Setzen Sie sich, rief ich aus, und holte ihn von der Thüre zurück: ich will Ihnen alles erzählen, und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern; nur das Eine bitte ich, von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit!

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr ich mir die Personen, Gegenstände, Begebenheiten ins Gedächtniß rief und vergegenwärtigte, und so manche unschuldige Freude, so manchen heitern Genuß gleichsam vor einem Criminalgericht deponiren sollte, destomehr wuchs die schmerzlichste Empfindung, so daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenschaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege seyn möchte, sich zu offenbaren — denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom, daß ich im Begriff stehe, mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen — suchte mich, da ihm an der Entdeckung alles gelegen war, aufs beste zu beruhigen; welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch in sofern, daß ich meine Geschichte nothdürftig auserzählen konnte.

Er war, obgleich zufrieden über die Unschuld der Vorgänge, doch noch einigermaßen zweifelhaft, und erließ neue Fragen an mich, die mich aber als aufregten und in Schmerz und Wuth versetzten. Ich versicherte endlich, daß ich nichts weiter zu sagen habe, und wohl wisse, daß ich nichts zu fürchten brauche: denn ich sey unschuldig, von gutem Hause und wohl empfohlen; aber jene könnten eben so unschuldig seyn, ohne daß man sie dafür anerkenne oder sonst begünstige. Ich erklärte zugleich, daß wenn man jene nicht, wie mich, schonen, ihren Thorheiten nachsehen, und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im mindesten hart und unrecht geschehe, so würde ich mir ein Leids anthun, und daran solle mich niemand hindern.

Was im Leben uns verdrießt
Man im Bilde gern genießt.

Auch hierüber suchte mich der Freund zu beruhigen: aber ich traute ihm nicht, und war, als er mich zuletzt verließ, in der entsetzlichsten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt, und alle die Verhältnisse ans Licht gebracht zu haben. Ich sah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Pylades mit in diesen Handel verwickeln und sehr unglücklich machen könnte. Alle diese Vorstellungen drängten sich lebhaft hinter einander vor meiner Seele, schärften und spornten meinen Schmerz, so daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die Länge lang auf die Erde warf, und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schwester hereintrat, über meine Gebärde erschrak und alles Mögliche that mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß einige Magistratspersonen unten beim Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartet, und nachdem sie sich einige Zeit lang eingeschlossen gehalten, seyen die beiden Herren weggegangen, und hätten unter einander sehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und sie glaube die Worte verstanden zu haben: Es ist recht gut; die Sache hat nichts zu bedeuten.

Freilich, fuhr ich auf, hat die Sache nichts zu bedeuten, für mich, für uns; denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, so würde man mir durchzuhelfen wissen. Aber jene, jene, rief ich aus, wer wird ihnen beistehen!

Meine Schwester suchte mich umständlich mit dem Argumente zu trösten, daß wenn man die Vornehmern retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müsse. Das alles half nichts.

Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ, und sowohl die Bilder meiner Neigung und Leidenschaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechselsweise hervorrief. Ich erzählte mir Mährchen auf Mährchen, sah nur Unglück auf Unglück, und ließ es besonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten auf meinem Zimmer zu bleiben und mit niemand mein Geschäft zu pflegen, außer den Unsrigen. Es war mir ganz recht; denn ich befand mich am liebsten allein. Meine Mutter und Schwester besuchten mich von Zeit zu Zeit, und ermangelten

nicht mir mit allerlei gutem Troſt auf das kräftigſte beizuſtehen; ja ſie kamen ſogar ſchon den zweiten Tag, im Namen des nun beſſer unterrichteten Vaters mir eine völlige Amneſtie anzubieten, die ich zwar dankbar annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Reichsinſignien, welche man nunmehr den Neugierigen verzeigte, beſchauen ſollte, hartnäckig ablehnte, und verſicherte, daß ich weder von der Welt noch von dem römiſchen Reiche etwas wiſſen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verdrießliche Handel, der für mich weiter keine Folge haben würde, für meine arme Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber ſelbſt nichts zu ſagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Verſuche, mich aus dem Hauſe und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen. Vergebens! weder der große Gallatag, noch was bei Gelegenheit ſo vieler Standeserhöhungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaiſers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Kurfürſt von der Pfalz mochte kommen um den beiden Majeſtäten aufzuwarten, dieſe mochten die Kurfürſten beſuchen, man mochte zur letzten kurfürſtlichen Sitzung zuſammenfahren, um die rückſtändigen Punkte zu erledigen und den Kurverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenſchaftlichen Einſamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeſte die Glocken läuten, den Kaiſer ſich in die Kapuzinerkirche begeben, die Kurfürſten und den Kaiſer abreiſen, ohne deßhalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, ſo unmäßig es auch ſeyn mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf ſich verzog und der Schall verhallte, ſo war auch alle dieſe Herrlichkeit vor meiner Seele weggeſchwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit, als in Wiederkäuen meines Elends und in der tauſendfachen imaginären Vervielfältigung deſſelben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine Poeſie und Rhetorik hatten ſich auf dieſen kranken Fleck geworfen, und drehten, gerade durch dieſe Lebensgewalt Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In dieſem traurigen Zuſtande kam mir nichts mehr wünſchenswerth, nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen, zu wiſſen wie es meinen armen Freunden und Geliebten ergehe? was ſich bei näherer Unterſuchung ergeben? und wiefern ſie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unſchuldig möchten erfunden ſeyn? Auch dieß malte ich mir auf das mannichfaltigſte umſtändlich aus, und ließ es nicht fehlen

ſie für unſchuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünſchte ich mich von dieſer Ungewißheit befreit zu ſehen, und ſchrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache nicht vorenthalten ſolle; bald zerriß ich ſie wieder, aus Furcht mein Unglück recht deutlich zu erfahren und des phantaſtiſchen Troſtes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt wechſelsweiſe gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Raſen und Ermattung, ſo daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hülfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weiſe zu beruhigen. Man glaubte es im allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig verſicherte, daß alle in jene Schuld mehr oder weniger Verwickelten mit der größten Schonung behandelt werden, daß meine nächſten Freunde, ſo gut wie ganz ſchuldlos, mit einem leichten Verweiſe entlaſſen werden, und daß Gretchen ſich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimath gezogen ſey. Mit dem letztern zauderte man am längſten, und ich nahm es auch nicht zum beſten auf: denn ich konnte darin keine freiwillige Abreiſe, ſondern nur eine ſchmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geiſtiger Zuſtand verbeſſerte ſich dadurch nicht: die Noth ging nun erſt recht an, und ich hatte Zeit genug mir den ſeltſamſten Roman von traurigen Ereigniſſen und einer unvermeidlich tragiſchen Kataſtrophe ſelbſtquäleriſch auszumalen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETAE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03816/180

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Zweiter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Sechstes Buch.

So trieb es mich wechselsweise, meine Genesung zu befördern und zu verhindern, und ein gewisser heimlicher Aerger gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen: denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas Versiegeltes zustellte, ohne darauf Acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, daß Pylades, ein Vetter, oder wohl gar Gretchen selbst, den Versuch möchte gemacht haben mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten. Ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß, und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet, sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen, da er mich denn beschäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Augen behalten sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr ganz offen und gerade gegen ihn zu seyn, als es mir unerträglich war, mit jemand täglich zu leben und auf einem unsichern gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erquickte mich in Erzählung und

Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks, und erreichte dadurch so viel, daß er als ein verständiger Mann einsah, es sey besser mich mit dem Ausgang ... Geschichte bekannt zu machen, und zwar im einzelnen und besondern, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das Vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute er mir, wer die andern jungen Leute von Stande gewesen, die sich anfangs zu verwegenen Mystificationen, dann zu possenhaften Polizeiverbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien und andern solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Strafwürdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im allgemeinsten mit jenen andern bekannt, keineswegs aber vereinigt befunden worden. Mein Client, durch dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der schlimmsten, und bewarb sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können.

Nach allem diesem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden sey, zu der ich ein für allemal die größte Neigung bekannte. Mein Freund schüttelte den Kopf und lächelte.

Beruhigen Sie sich, versetzte er: dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden und hat ein herrliches Zeugniß davon getragen. Man konnte nichts als Gutes und Liebes an ihr finden; die Herren Examinatoren selbst wurden ihr gewogen und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, nicht versagen können. Auch das was sie in Rücksicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Aussage in den geheimen Acten selbst gelesen und ihre Unterschrift gesehen.

Die Unterschrift! rief ich aus: die mich so glücklich und so unglücklich macht! Was hat sie denn bekannt? was hat sie unterschrieben?

Der Freund zauderte zu antworten; aber die Heiterkeit seines Gesichts zeigte mir an, daß er nichts Gefährliches verberge.

Wenn Sie's denn wissen wollen, versetzte er endlich, als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimüthig:

Ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können.

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu: denn daß sie mich für ein Kind zu den Acten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja ich versicherte hastig meinen Freund, daß nun alles abgethan sey. Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz andern Lichte erschien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen, höchstens ein paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheidten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes abstoßendes Wesen, das mich sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die sie sich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwiedern nicht gestattete, waren mir ganz verhaßt. Das alles wäre jedoch noch gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterschreibens jener poetischen Liebesepistel, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette zu halten berechtigt gewesen wäre. Auch maskirt zur Putzmacherin kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sämmtlich abgestreift hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen; nur ihr Bild! — ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der innern jugendlichen Heilkraft zu Hülfe käme? Ich ermannte mich wirklich, und das erste, was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Rasen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn

ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immerfort empfand, ließ mich jede Weichlichkeit verbannen: ich fand es schrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und sich höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich manches nachzuholen und mich in mehr als Einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen sollte; aber nichts wollte mir schmecken noch gelingen. Gar manches erschien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eigene Kraft noch äußere Gelegenheit, und ließ mich daher durch die Liebhaberei meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntnissen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philosophischen Geheimnissen bekannt zu machen. Er hatte unter Darjes in Jena studirt und als ein sehr wohlgeordneter Kopf den Zusammenhang jener Lehre scharf gefaßt, und so suchte er sie auch mir beizubringen. Aber leider wollten diese Dinge in meinem Gehirn auf eine solche Weise nicht zusammenhängen. Ich that Fragen, die er später zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen versprach. Unsere wichtigste Differenz war jedoch diese, daß ich behauptete, eine abgesonderte Philosophie sey nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sey. Dieses wollte er nun keineswegs gelten lassen, sondern suchte mir vielmehr zu beweisen, daß erst diese durch jene begründet werden müßten, welches ich hartnäckig läugnete und im Fortgange unserer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche stattfinden muß, so schienen mir die Philosophen in einer sehr übeln Lage zu seyn, die auf ihrem Felde beides beweisen und erklären wollten; wie sich denn auch aus der Geschichte der Philosophie

Erklärung einer antiken Gemme.

Es ſteht ein junger Feigenſtock
In einem ſchönen Garten;
Daneben ſitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er ſeiner warten.

Allein, Quiriten, wie man irrt!
Der Baum iſt ſchlecht gehütet;
Und ihm zur andern Seite ſchwirrt
Ein Käfer ausgebrütet.

Es fliegt der Held mit Panzerbruſt
Und naſchet in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Luſt,
Gemächlich aufzuſteigen.

Drum ſeht ihr Freunde ſchon beinah
Das Bäumchen nackt von Blättern;
Es ſtehet ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

Drum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!

sehr geschwind darthun ließ, daß immer einer einen andern Grund suchte als der andere, und der Skeptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos ansprach.

Eben diese Geschichte der Philosophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben sich genöthigt sah, weil ich dem dogmatischen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich sehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung so gut wie die andere vorkam, in sofern ich nämlich in dieselbe einzudringen fähig war. An den ältesten Männern und Schulen gefiel mir am besten, daß Poesie, Religion und Philosophie ganz in Eins zusammenfielen, und ich behauptete jene meine erste Meinung nur um deste lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohelied und die Sprüchwörter Salomonis eben so gut als die Orphischen und Hesiodischen Gesänge dafür ein gültiges Zeugniß abzulegen schienen. Mein Freund hatte den kleinen Brucker zum Grunde seines Vortrages gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die ersten griechischen Philosophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod, sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Aristoteles noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im mindesten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich schon früher einige Neigung gefaßt und schaffte nun den Epictet herbei, den ich mit vieler Theilnahme studirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieser Einseitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte: denn ungeachtet seiner mannichfaltigen Studien wußte er doch die Hauptfrage nicht ins Enge zu bringen. Er hätte mir nur sagen dürfen, daß es im Leben bloß aufs Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde sich von selbst. Indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.

Die Jahrszeit war schön geworden, wir gingen oft zusammen ins Freie und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigsten wohl seyn: denn ich sah noch die Gespenster der Bettern überall, und fürchtete bald

da, bald dort einen hervortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder und indem ich die einförmigen Fichten floh, suchte ich jene schönen belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in der Gegend erstrecken, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes verwundetes Herz sich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beschatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienst der alten Stämme nur desto bemerkbarer. Rings an diesen freien Kreis schlossen sich die dichtesten Gebüsche, aus denen bemooste Felsen mächtig und würdig hervorblickten und einem wasserreichen Bach einen raschen Fall verschafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der sich lieber in freier Landschaft am Strom unter Menschen befand, hierher genöthigt, als er mich scherzend versicherte, ich erweise mich wie ein wahrer Deutscher. Umständlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie sich unsere Urväter an den Gefühlen begnügt, welche uns die Natur in solchen Einsamkeiten mit ungekünstelter Bauart so herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: O! warum liegt dieser köstliche Platz nicht in tiefer Wildniß! warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen entspringt!

Was ich damals fühlte, ist mir noch gegenwärtig; was ich sagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. So viel ist aber gewiß, daß die unbestimmten, sich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet sind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden soll, formlos oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.

Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle

Menſchen, ſo wie ſie dieſes edle Bedürfniß auf mancherlei Weiſe zu befriedigen ſuchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo ſich die Geſtalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, ſo wird es dagegen vom Tage verſcheucht, der alles ſondert und trennt, und ſo muß es auch durch jede wachſende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug iſt, ſich zu dem Schönen zu flüchten und ſich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unſterblich und unverwüſtlich ſind.

Die kurzen Augenblicke ſolcher Genüſſe verkürzte mir noch mein denkender Freund; aber ganz umſonſt verſuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und magern Umgebung ein ſolches Gefühl bei mir wieder zu erregen; ja kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es ſich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenſtand war ihm entriſſen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen, indeſſen eine Frau, die euch bildet, indem ſie euch zu verwöhnen ſcheint, wie ein himmliſches freudebringendes Weſen angebetet wird. Aber jene Geſtalt, an der ſich der Begriff des Schönen mir hervorthat, war in die Ferne weggeſchwunden; ſie beſuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte ſie nicht feſthalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas ähnliches in der Weite zu ſuchen.

Ich hatte meinen Freund und Aufſeher unvermerkt gewöhnt, ja genöthigt, mich allein zu laſſen; denn ſelbſt in meinem heiligen Walde thaten mir jene unbeſtimmten rieſenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen andern das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwiſchen Malern gelebt, und mich gewöhnt die Gegenſtände wie ſie in Bezug auf die Kunſt anzuſehen. Jetzt, da ich mir ſelbſt und der Einſamkeit überlaſſen war, trat dieſe Gabe halb natürlich, halb erworben hervor; wo ich hinſah, erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich feſthalten, und ich fing an, auf die ungeſchickteſte Weiſe nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein techniſches Mittel das Herrlichſte nachbilden zu wollen, was ſich meinen Augen darſtellte. Ich gewann freilich dadurch eine große Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände, aber ich faßte ſie nur im ganzen, in ſofern ſie

Wirkung thaten; und so wenig mich die Natur zu einem descriptiven Dichter bestimmt hatte, eben so wenig wollte sie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs einzelne verleihen. Da jedoch nur dieß allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, so hing ich mit eben so viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübsinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortsetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen sah.

Läugnen will ich jedoch nicht, daß sich eine gewisse Schelmerei mit einmischte: denn ich hatte bemerkt, daß wenn ich einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmte Wurzeln sich wohl beleuchtete Farrenkräuter anschmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgesucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen sey, sich gewöhnlich entschloß, mit einem Buche ein anderes gefälliges Plätzchen zu suchen. Nun störte mich nichts, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um desto emsiger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte an ihnen nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend seyn kann; und noch jetzt würde es mir schwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verschiedenen Epochen übrig geblieben, als werthlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber solche Blätter irgend ein Interesse an und für sich haben könnten, so wären sie diesen Vorzug der Theilnahme und Aufmerksamkeit meines Vaters schuldig. Dieser, durch meinen Aufseher benachrichtigt, daß ich mich nach und nach in meinen Zustand finde und besonders mich leidenschaftlich auf das Zeichnen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, theils weil er selbst sehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, theils weil Gevatter Seekatz ihm einigemal gesagt hatte, es sey Schade, daß ich nicht zum Maler bestimmt sey. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Conflict; denn es war mir fast unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue veraltete, ja schon von Einer Seite beschriebene Blätter reizten mich am meisten, eben als wenn meine

Unabhängigkeit sich vor dem Prüfstein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leisten sollen, das ich wohl mit Augen sah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte! Wirklich war auch in diesem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Versuchen und zog Linien um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollständigkeit und Ausführlichkeit nöthigen; die unregelmäßigen Blätter schnitt er zurecht, und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unstetes Wesen in der Gegend umhertrieb, vielmehr zeigte er sich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er seine Geduld üben und seine Hoffnungen einigermaßen stärken konnte.

Man sorgte nicht mehr, daß ich in meine frühern Neigungen und Verhältnisse zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach vollkommene Freiheit. Durch zufällige Anregung, so wie in zufälliger Gesellschaft stellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. So besuchten wir Homburg, Kronenburg, bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königsstein nicht unbesucht; Wiesbaden, Schwalbach mit seinen Umgebungen beschäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir, von den Höhen herab, weit her schlängeln gesehen. Mainz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der ins Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich, und nahmen zufrieden und froh unsern Rückweg.

Diese ganze Tour, von der sich mein Vater manches Blatt versprach, wäre beinahe ohne Frucht gewesen: denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landschaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand: denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein jeder erleben muß, der sich von Reisen

einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Conceptpapier mitgenommen, und mehrere Gegenstände unschicklich auf Ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen; er schnitt die Blätter auseinander, ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen. Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern, so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als Eine Weise lebendig erwies.

Von solchen halb lebenslustigen, halb künstlerischen Streifpartien, welche sich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher stark auf mich wirkte: es war meine Schwester. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und sich dadurch mit mir aufs innigste verbunden. Zu diesen natürlichen Anlässen gesellte sich noch ein aus unserer häuslichen Lage hervorgehender Drang: ein zwar liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Consequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erhalten, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter, fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Aeltesten zum Bewußtseyn heranwuchs; diese drei, wie sie die Welt mit gesundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig, und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren; der Vater verfolgte seine Absicht unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest an einander schlossen und sich zur Mutter hielten, um die im ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe sehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als ich verlassen konnte, so ward ihr Bedürfniß, sich mit

mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht geschärft, mit der sie mich in die Ferne begleitete.

Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwicklung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger aus einander hielt.

Ungern spreche ich dieß im allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzustellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieses geliebte unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre; ihre Individualität darzustellen; allein es ließ sich dazu keine andere Form denken als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen, und indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen; denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen andern, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur, wie durch Hülfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick heranzurufen.

Sie war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas Natürlich würdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem

Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich wie der, der aus dem Herzen kommt, und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbraunen und vorliegende Augen, so entstand aus diesen Verhältnissen ein Contrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dieß Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden.

Niemand kann seine eigene Gestalt zuwider seyn; der Häßlichste wie der Schönste hat das Recht sich seiner Gegenwart zu freuen, und da das Wohlwollen verschönt, und sich jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen sträuben wollte. Meine Schwester hatte jedoch eine so entschiedene Anlage zum Verstand, daß sie hier unmöglich blind und albern seyn konnte; sie wußte vielmehr vielleicht deutlicher als billig, daß sie hinter ihren Gespielinnen an äußerer Schönheit sehr weit zurückstehe, ohne zu ihrem Troste zu fühlen, daß sie ihnen an innern Vorzügen unendlich überlegen sey.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entschädigt werden, so war sie es reichlich durch das unbegränzte Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche sämmtliche Freundinnen zu ihr trugen; sie mochten älter oder jünger seyn, alle hegten die gleichen Empfindungen. Eine sehr angenehme Gesellschaft hatte sich um sie versammelt: es fehlte nicht an jungen Männern, die sich einzuschleichen wußten, fast jedes Mädchen fand einen Freund; nur sie war ohne Hälfte geblieben. Freilich,

wenn ihr Aeußeres einigermaßen abstoßend war, so wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend als anziehend; denn die Gegenwart einer jeden Würde weist den andern auf sich selbst zurück. Sie fühlte es lebhaft, sie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete sich desto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverständniß offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachsen und die Neigung zuletzt wohl auf sich selbst hinziehen, so war es mit uns Geschwistern: denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröstete mich meine Schwester um desto ernstlicher, als sie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin losgeworden zu seyn; und so mußte auch ich mit einer stillen Halbschadenfreude empfinden, wenn sie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der einzige sey, der sie wahrhaft liebe, sie kenne und sie verehre. Wenn sich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verlust erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungebärdig zu stellen anfing, so erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niedesessene, Mißlungene und Verübergestrichene solcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beide gränzenlos unglücklich hielten, und um so mehr, als in diesem seltsamen Falle die Vertrauenden sich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweise mischte sich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Noth so viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der sich in der Pfeilischen Pension bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben: ich übte sie mit ihm und erfuhr dabei manches von seinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schwester an ihm bemerkte, doch mochte er sie im stillen bis zur Leidenschaft genährt haben; denn endlich erklärte sich's unversehens und auf einmal. Sie kannte ihn, sie schätzte ihn und er verdiente es. Sie war oft bei unsern englischen Unterhaltungen die dritte gewesen; wir hatten aus seinem Munde uns beide die Wunderlichkeiten der englischen Aussprache anzueignen gesucht und uns dadurch nicht nur das Besondere ihres Tones und Klanges, sondern sogar das Besonderste der persönlichen Eigenheiten unseres Lehrers angewöhnt, so daß es zuletzt seltsam genug klang, wenn wir zusammen

wie aus Einem Munde zu reden schienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weise so viel vom Deutschen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel, sowohl schriftlich als mündlich, in englischer Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Personen schickten sich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut, wie sie, nur noch schlanker; sein Gesicht, klein und eng beisammen, hätte wirklich hübsch seyn können, wäre es durch die Blattern nicht allzusehr entstellt gewesen; sein Betragen war ruhig, bestimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber sein Herz war voll Güte und Liebe, seine Seele voll Edelmuth und seine Neigungen so dauernd, als entschieden und gelassen. Nun zeichnete sich dieses ernste Paar, das sich erst neuerlich zusammengefunden hatte, unter den andern ganz eigen aus, die schon mehr mit einander bekannt, von leichteren Charakteren, sorglos wegen der Zukunft, sich in jenen Verhältnissen leichtsinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als fruchtloses Vorspiel künftiger ernsterer Verbindungen vorübergehen, und sehr selten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahrszeit, die schöne Gegend blieb für eine so muntere Gesellschaft nicht unbenutzt; Wasserfahrten stellte man häufig an, weil diese die geselligsten von allen Lustpartien sind. Wir mochten uns jedoch zu Wasser oder zu Lande bewegen, so zeigten sich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar schloß sich zusammen, und für einige Männer, die nicht versagt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung oder eine solche, die man an einem lustigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der sich in gleichem Falle befand, und dem es an einer Hälfte hauptsächlich deßwegen ermangeln mochte, weil es ihm bei dem besten Humor an Zärtlichkeit, und bei viel Verstand an jener Aufmerksamkeit fehlte, ohne welche sich Verbindungen solcher Art nicht denken lassen, dieser, nachdem er öfters seinen Zustand launig und geistreich beklagt, versprach, bei der nächsten Versammlung einen Vorschlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden sollte. Auch verfehlte er nicht, sein Versprechen zu erfüllen; denn als wir nach einer glänzenden Wasserfahrt und einem sehr anmuthigen Spaziergang, zwischen schattigen Hügeln gelagert im Gras oder sitzend auf bemoosten Felsen und Baumwurzeln, heiter und froh ein ländliches Mahl verzehrt hatten, und uns der Freund alle heiter und guter Dinge sah,

Katzenpaſtete.

Bewährt den Forſcher der Natur
Ein frei und ruhig Schauen;
So folge Meßkunſt ſeiner Spur
Mit Vorſicht und Vertrauen.

Zwar mag in Einem Menſchenkind
Sich beides auch vereinen;
Doch daß es zwei Gewerbe ſind,
Das läßt ſich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geſchickt im Appretiren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger ſich geriren.

Er zog bewehrt zu grünem Wald,
Wo manches Wildpret hauſ'te,
Und einen Kater ſchoß er bald,
Der junge Vögel ſchmauſ'te.

Sah ihn für einen Haſen an
Und ließ ſich nicht bedeuten,
Paſtetete viel Würze dran
Und ſetzt' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäſte das verdroß,
Gewiſſe feine Naſen:
Die Katze, die der Jäger ſchoß,
Macht nie der Koch zum Haſen.

---

gebot er mit schalkhafter Würde, einen Halbkreis sitzend zu schließen, vor den er hintrat und folgendermaßen emphatisch zu peroriren anfing:

Höchst werthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! Schon aus dieser Anrede erhellt, wie nöthig es sey, daß ein Bußprediger auftrete und der Gesellschaft das Gewissen schärfe. Ein Theil meiner edlen Freunde ist gepaart, und mag sich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart; der befindet sich höchst schlecht, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann: und wenn nun gleich die lieben Gepaarten hier die Mehrzahl ausmachen, so gebe ich ihnen doch zu bedenken, ob es nicht eben gesellige Pflicht sey, für alle zu sorgen? Warum vereinigen wir uns zahlreich, als um an einander wechselseitig Theil zu nehmen? und wie kann das geschehen, wenn sich in unserm Kreise wieder so viele kleine Absonderungen bemerken lassen? Weit entfernt bin ich, etwas gegen so schöne Verhältnisse meinen oder nur daran rühren zu wollen; aber alles hat seine Zeit! ein schönes großes Wort, woran freilich niemand denkt, wenn ihm für Zeitvertreib hinreichend gesorgt ist.

Er fuhr darauf immer lebhafter und lustiger fort, die geselligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüber zu stellen. Diese, sagte er, können uns niemals fehlen, wir tragen sie immer bei uns, und jeder wird darin leicht ohne Uebung ein Meister; aber jene müssen wir aufsuchen, wir müssen uns um sie bemühen, und wir mögen darin so viel wir wollen fortschreiten, so lernt man sie doch niemals ganz aus.

Nun ging er ins Besondere. Mancher mochte sich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlassen sich unter einander anzusehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übel nahm, und so konnte er ungestört fortfahren.

Die Mängel aufdecken ist nicht genug; ja man hat Unrecht, solches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem bessern Zustande anzugeben weiß. Ich will euch, meine Freunde, daher nicht etwa, wie ein Charwochenprediger, zur Buße und Besserung im allgemeinen ermahnen, vielmehr wünsche ich sämmtlichen liebenswürdigen Paaren das längste und dauerhafteste Glück, und um hierzu selbst auf das sicherste beizutragen, thue ich den Vorschlag, für unsere geselligen Stunden diese kleinen allerliebsten Absonderungen zu trennen und aufzuheben.

Ich habe, fuhr er fort, schon für die Ausführung gesorgt, wenn ich Beifall finden sollte. Hier ist ein Beutel, in dem die Namen der Herren

beſinnlich ſind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und laſſen Sie ſich's gefallen, denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünſtigen, den Ihnen das Loos zuweist! Dieß gilt nur innerhalb unſeres Kreiſes; ſobald er aufgehoben iſt, ſind auch dieſe Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hauſe führen ſoll, mag das Herz entſcheiden.

Ein großer Theil der Geſellſchaft war über dieſe Anrede und die Art, wie er ſie vortrug, froh geworden und ſchien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch ſahen vor ſich hin, als glaubten ſie dabei nicht ihre Rechnung zu finden; deßhalb rief er mit launiger Heftigkeit:

Fürwahr! es überraſcht mich, daß nicht jemand aufſpringt, und obgleich noch andere zaudern, meinen Vorſchlag anpreiſt, deſſen Vortheile auseinanderſetzt und mir erſpart mein eigener Lobredner zu ſeyn. Ich bin der älteſte unter Ihnen; daß mir Gott verzeihe! Schon habe ich eine Glatze, daran iſt mein großes Nachdenken Schuld — hier nahm er den Hut ab — aber ich würde ſie mit Freuden und Ehren zur Schau ſtellen, wenn meine eigenen Ueberlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des ſchönſten Schmucks berauben, nur auch mir und andern einigermaßen förderlich ſeyn könnten. Wir ſind jung, meine Freunde, das iſt ſchön; wir werden älter werden, das iſt dumm; wir nehmen uns unter einander wenig übel, das iſt hübſch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir uns ſelbſt manches übel zu nehmen haben: da mag denn jeder ſehen, wie er mit ſich zurecht kommt; aber zugleich werden uns andere manches übel nehmen, und zwar wo wir es gar nicht begreifen; darauf müſſen wir uns vorbereiten, und dieſes ſoll nunmehr geſchehen.

Er hatte die ganze Rede, beſonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Gebärden eines Kapuziners vorgetragen: denn da er katholiſch war, ſo mochte er genugſame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunſt dieſer Väter zu ſtudiren. Nun ſchien er außer Athem, trocknete ſein jung kahles Haupt, das ihm wirklich das Anſehen eines Pfaffen gab, und ſetzte durch dieſe Poſſen die leichtgeſinnte Societät in ſo gute Laune, daß jedermann begierig war, ihn weiter zu hören. Allein anſtatt fortzufahren, zog er den Beutel und wendete ſich zur nächſten Dame.

Es kommt auf einen Verſuch an! rief er aus. Das Werk wird den Meiſter loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, ſo geben wir es auf, und es mag bei dem Alten bleiben.

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen ihre Röllchen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieser geringen Handlung mancherlei Leidenschaften im Spiel waren. Glücklicherweise traf sich's, daß die Heitergesinnten getrennt wurden, die Ernstern zusammenblieben; und so behielt auch meine Schwester ihren Engländer, welches sie beiderseits dem Gott der Liebe und des Glücks sehr gut aufnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden sogleich von dem Antistes zusammengegeben, auf ihre Gesundheit getrunken und allen um so mehr Freude gewünscht, als ihre Dauer nur kurz seyn sollte. Gewiß aber war dieß der heiterste Moment, den unsere Gesellschaft seit langer Zeit genossen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, diese Woche über für Geist, Seele und Leib zu sorgen, wie sich unser Redner ausdrückte; besonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden andern sich schon eher selbst zu helfen wüßten.

Die Vorsteher, die sich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele schnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkost, auf die man nicht gerechnet hatte, illuminirten bei unserer nächtlichen Rückkehr die Jacht, ob es gleich, bei dem hellen Mondschein, nicht nöthig gewesen wäre; sie entschuldigten sich aber damit, daß es der neuen geselligen Einrichtung ganz gemäß sey, die zärtlichen Blicke des himmlischen Mondes durch irdische Lichter zu überscheinen. In dem Augenblick, als wir ans Land stiegen, rief unser Solon: Ite, missa est! Ein jeder führte die ihm durchs Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab sie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er sich wieder die seinige eintauschte.

Bei der nächsten Zusammenkunft ward diese wöchentliche Einrichtung für den Sommer festgesetzt und die Verloosung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch diesen Scherz eine neue und unerwartete Wendung in die Gesellschaft kam und ein jeder angeregt ward, was ihm von Geist und Anmuth beiwohnte, an den Tag zu bringen und seiner augenblicklichen Schönen auf das verbindlichste den Hof zu machen, indem er sich wohl zutraute, wenigstens für eine Woche genugsamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte sich kaum eingerichtet, als man unserm Redner, statt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das Beste seiner Rede, den Schluß, für sich behalten. Er versicherte darauf, das Beste einer

Rede sey die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müsse gar nicht reden; denn mit der Ueberzeugung sey es eine mißliche Sache. Als man ihm demungeachtet keine Ruhe ließ, begann er sogleich eine Kapuzinade, fratzenhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernsthaftesten Dinge zu sagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichnissen, die nicht trafen, mit Anspielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und Enden gestört und zum besten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich seyn wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befleißigen.

Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden. Will man sich einen Begriff von diesem seltsamen Menschen machen, so bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, seine Talente und besonders seinen Scharfsinn in Jesuitenschulen ausgebildet und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite, zusammengewonnen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt und hätte mich gern zum Proselyten seiner Menschenverachtung gemacht: aber es wollte nicht bei mir greifen; denn ich hatte noch immer große Lust gut zu seyn und andere gut zu finden. Indessen bin ich durch ihn auf vieles aufmerksam geworden.

Das Personal einer jeden heitern Gesellschaft vollständig zu machen, gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die übrigen, um so manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Ist er nicht bloß ein ausgestopfter Sarazene, wie derjenige, an dem bei Lustkämpfen die Ritter ihre Lanzen übten, sondern versteht er selbst zu scharmuziren, zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und sich zurückzuziehen, und indem er sich preiszugeben scheint, andern eins zu versetzen, so kann nicht wohl etwas Anmuthigeres gefunden werden. Einen solchen besaßen wir an unserm Freund Horn, dessen Name schon zu allerlei Scherzen Anlaß gab und der wegen seiner kleinen Gestalt immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der kleinste in der Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnase, ein etwas aufgeworfener Mund,

kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber denn mancher Scherz entstand: denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich. Wir beide schlossen uns um so enger an einander, als er mir auf die Akademie folgen sollte; und er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen, hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Lustpartien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten stutzten wir poetisch auf, und so entstand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich dergleichen gesellige Scherze auf Verspottung hinauslaufen und Freund Horn mit seinen burlesken Darstellungen nicht immer in den gehörigen Gränzen blieb, so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war, im komischen Heldengedicht. Pope's Lockenraub hatte viele Nachahmungen erweckt; Zachariä cultivirte diese Dichtart auf deutschem Grund und Boden und jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben irgend ein täppischer Mensch war, den die Genien zum besten hatten, indem sie den bessern begünstigten.

Es ist nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, besonders der deutschen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewissen Form mit Glück behandelten Gegenstand nicht wieder loskommen kann, sondern ihn auf alle Weise wiederholt haben will; da denn zuletzt unter den angehäuften Nachahmungen das Original selbst verdeckt und erstickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieser

Bemerkung. Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppischen Menschen ein Frauenzimmer zu Theil, das ihn nicht mag; ihm begegnet neckisch genug ein Unglück nach dem andern, das bei einer solchen Gelegenheit sich ereignen kann, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritsche fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphirt über den anmaßlichen Nebenbuhler. Uebrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergötzte unser kleines Publicum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der Walpurgisnacht von Löwen, oder dem Neuenmisten von Zachariä gar wohl messen könne.

Indem nun unsere geselligen Freuden nur Einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, so hatte ich Zeit genug zu lesen und, wie ich glaubte, zu studiren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich fleißig den kleinen Hopp, und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examiniren lassen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Wißbegierde trieb mich weiter; ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyclopädismus, in dem ich Geßners Isagoge und Morhofs Polyhistor durchlief, und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehre und Leben schon mochte vorgekommen seyn. Durch diesen anhaltenden und hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen: denn so viel drängte sich mir aus dem alten literarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sey. Das Hebräische so wie die biblischen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechische gleichfalls, da meine Kenntnisse desselben sich nicht über das neue Testament hinaus erstreckten. Desto ernstlicher hielt ich mich ans Lateinische, dessen Musterwerke

uns näher liegen, und das uns nebst so herrlichen Originalproductionen auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Uebersetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieser Sprache mit großer Leichtigkeit, und durfte glauben die Autoren zu verstehen, weil mir am buchstäblichen Sinne nichts abging. Ja es verdroß mich gar sehr, als ich vernahm, Grotius habe übermüthig geäußert, er lese den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beschränkung der Jugend, ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblick ihres Daseyns für vollendet halten können, und weder nach Wahrem noch Falschem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, sondern bloß nach dem was ihnen gemäß ist!

So hatte ich denn das Lateinische gelernt, wie das Deutsche, das Französische, das Englische, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zustand des Schulunterrichts kennt, wird nicht seltsam finden, daß ich die Grammatik überſprang, so wie die Redekunst: mir schien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn, und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwatzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie besuchen sollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben so sehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterstadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; sie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuschlagen, und den ersten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört; ich ging nur, wie andere, die nothwendigen Wege. Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend: und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, so mißfiel mir auch die Verfassung der Stadt; alles was mir sonst so ehrwürdig vorkam, erschien mir in verschobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer solchen Republik nicht unbekannt geblieben, um so weniger, als Kinder ein ganz eigenes Erstaunen fühlen und zu emsigen Untersuchungen angereizt werden, sobald ihnen etwas, das sie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtschaffener Männer im Widerstreit mit solchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu bestechen sind, war mir nun zu deutlich geworden;

ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen: denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft. Und sah ich ihn nicht nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannichfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen, wie ich mir es nicht wünschen konnte? Dieß zusammen lag als eine entsetzliche Last auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz andern Lebensplan, als den mir vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geschichte und allem was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetische Nachbildung dessen was ich an mir selbst, an andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinct geschah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Productionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein schien mir allzu leer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich bei einer vollständigern Ansicht des Alterthums in meinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte, mich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche mir das Wünschenswertheste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern wie Heyne, Michaelis und so manchen andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten, er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich, gegen seine Gesinnungen und Willen, eine eigene Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht für

Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der ohne es zu wissen, sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihm Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Cursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademien und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig. Dort erschien mir Ernesti als ein helles Licht, auch Morus erregte schon viel Vertrauen. Ich ersann mir im stillen einen Gegencursus, oder vielmehr ich baute ein Luftschloß auf einen ziemlich festen Grund; und es schien mir sogar romantisch ehrenvoll, sich seine eigene Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir um so weniger phantastisch vorkam, als Griesbach auf dem ähnlichen Wege schon große Fortschritte gemacht hatte und deßhalb von jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchfeilt hat, kann nicht größer seyn, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den October herannahen sah. Die unfreundliche Jahrszeit, die bösen Wege, von denen jedermann zu erzählen wußte, schreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zu Winterszeit Einstand geben zu müssen, machte mich nicht trübe; genug, ich sah nur meine gegenwärtigen Verhältnisse düster, und stellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausschließlich nachhing, und versprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So sehr ich auch gegen jedermann von diesen meinen Vorsätzen ein Geheimniß machte, so konnte ich sie doch meiner Schwester nicht verbergen, die, nachdem sie anfangs darüber sehr erschrocken war, sich zuletzt beruhigte, als ich ihr versprach sie nachzuholen, damit sie sich meines erworbenen glänzenden Zustandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr, und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von

Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligenpforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahreszeit wenig Erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden; und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchst selten seyn mag; denn ich habe nichts ähnlicheres jemals wieder gesehen, noch auch von andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf, und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs, in einer Tiefe eine Art von wunderbarem erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise über einander, und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa stille saßen, sondern hin und wieder hüpften, sowohl von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten; die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht hätte. Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen Vertiefung mit Wasser angefüllt sey. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstädt bei einbrechender Nacht stecken. Wir waren von allen Menschen entfernt, und thaten das Mögliche, uns loszuarbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Brust übermäßig ausgedehnt haben;

Séance.

Hier iſt's, wo unter eignem Namen
Die Büchſtaben ſonſt zuſammen kamen.
Mit Scharlachkleidern angethan
Saßen die Selbſtlauter oben an:
A, E, I, O und U dabei,
Machten gar ein ſeltſam Geſchrei:
Die Mitlauter kamen mit ſteifen Schritten,
Mußten erſt um Erlaubniß bitten:
Präſident A war ihnen geneigt;
Da wurd' ihnen denn der Platz gezeigt;
Andre aber die mußten ſtehn,
Als Be-Ha und Te-Ha und ſolches Getön.
Dann gab's ein Gerede, man weiß nicht wie;
Das nennt man eine Akademie.

Legende.

In der Wüſten ein heiliger Mann
Zu ſeinem Erſtaunen thät treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun, der ſprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelaſſen werd',
Zur Seligen Freud': uns dürſtet darnach."
Der heilige Mann dagegen ſprach:
„Es ſteht mit deiner Bitte gar gefährlich
Und gewährt wird ſie dir ſchwerlich.

denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch sollte ich noch in derselbigen Nacht, als wenn sie recht zu abwechselnden Schicksalen bestimmt gewesen wäre, nach einem unerwartet glücklichen Ereigniß einen neckischen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerstädt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schicksale verspätet, eben auch erst angekommen war, einen ansehnlichen würdigen Mann in den besten Jahren mit einer sehr schönen Gemahlin. Zuvorkommend veranlaßten sie uns, in ihrer Gesellschaft zu speisen, und ich fand mich sehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgesandt ward, die gehoffte Suppe zu beschleunigen, überfiel mich, der ich freilich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlafsucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die andern ihr Tischgebet verrichteten, bewußtlos gelassen gleichfalls hinter den Stuhl stellte und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören gekommen sey. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz, noch an Zunge fehlte, ersuchte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallend finden, was sie hier mit Augen sähen; der junge Reisegefährte habe große Anlage zum Quäker, welche Gott und den König nicht besser zu verehren glaubten, als mit bedecktem Haupte. Die schöne Dame, die sich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch nur noch schöner, und ich hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht Ursache einer Heiterkeit gewesen zu seyn, die ihr so vortrefflich zu Gesicht stand. Ich hatte jedoch den Hut kaum beiseite gebracht, als die Personen nach ihrer Weltsitte den Scherz sogleich fallen ließen, und durch den besten Wein aus ihrem Flaschenkeller Schlaf, Mißmuth und das Andenken an alle vergangenen Uebel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam, war es gerade Meßzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprang: denn ich sah hier die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich, in ihren seltsamen Kleidern, jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allen aber die Griechen,

deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Diese lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt selbst, mit ihren schönen, hohen und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu läugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Imposantes hat, so wie denn auch im Mondschein die Straßen, halb beschattet halb beleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indessen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war, dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig ruft dem Beschauer keine alterthümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartierte ich mich ein, und zwar in der Feuerkugel zwischen dem alten und neuen Neumarkt. Ein Paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe, und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbar fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war, und was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich dieses Uebel durch übermäßiges Lesen bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein zugezogen. Unsere alte Wirthin erzeigte sich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich, und gegen beide sorgsam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsschreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Mascov, nunmehr sein Nachfolger, Geschichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und stellte mich seiner Gattin vor. Beide, so wie die übrigen Personen, denen ich aufwartete, gaben mir die beste Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthaltes; doch ließ ich mich anfangs gegen niemand merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den schicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei

und dem Studium der Alten verbunden erklären wollte. Vorsichtig wartete ich ab, bis Fleischers wieder abgereist waren, damit mein Vorsatz nicht allzu geschwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anstand zu Hofrath Böhme, dem ich vor allen die Sache glaubte vertrauen zu müssen, und erklärte ihm mit vieler Consequenz und Partheſie meine Absicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Hiſtoriker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen alles, was nach schönen Wiſſenſchaften ſchmeckte. Unglücklicherweiſe ſtand er mit denen, welche ſie cultivirten, nicht im beſten Vernehmen, und Gellert beſonders, für den ich, ungeſchickt genug, viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern alſo einen treuen Zuhörer zuzuweiſen, ſich ſelbſt aber einen zu entziehen, und noch dazu unter ſolchen Umſtänden, ſchien ihm ganz und gar unzuläſſig. Er hielt mir daher aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, worin er betheuerte, daß er ohne Erlaubniß meiner Eltern einen ſolchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht ſey, ſelbſt billigte. Er vernunglimpfte darauf leidenſchaftlich Philologie und Sprachſtudien, noch mehr aber die poetiſchen Uebungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken laſſen. Er ſchloß zuletzt, daß wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, ſolches viel beſſer auf dem Wege der Jurisprudenz geſchehen könne. Er brachte mir ſo manchen eleganten Juriſten, Eberhard Otto und Heineccius, ins Gedächtniß, verſprach mir von den römiſchen Alterthümern und der Rechtsgeſchichte goldene Berge, und zeigte mir ſonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch ſpäterhin noch jenen Vorſatz, nach reiferer Ueberlegung und mit Zuſtimmung meiner Eltern, auszuführen gedächte. Er erſuchte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Geſinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig ſey, wegen bevorſtehenden Anfangs der Collegien ſich zunächſt zu entſchließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er ſie vortrug, hatten meine biegſame Jugend ſchon überzeugt, und ich ſah nun erſt die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im ſtillen ſo thulich ausgebildet hatte. Frau Hofrath Böhme ließ mich kurz darauf zu ſich einladen. Ich fand ſie allein. Sie war nicht mehr jung und ſehr kränklich, unendlich ſanft und zart, und machte gegen ihren Mann,

dessen Gutmüthigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Contrast. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Gespräch, und stellte mir die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte nachzugeben; die wenigen Reservationen, auf denen ich bestand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulirte darauf meine Stunden: da sollte ich denn Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen und noch einiges andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch setzte ich durch, Gellerts Literargeschichte über Steckhausen, und außerdem sein Practicum zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht, und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts, alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe zu ihm zu gelangen: seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist; un eine solche Vorsicht war wohl nothwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Collegia besuchte ich anfangs emsig und treulich; die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als Einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professors Wintler auf dem Thomasplan gerade um die Stunde die köstlichsten Krapfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte locker wurden und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmelz und sich verlor.

Mit den juristischen Collegien ward es bald eben so schlimm: denn

ich wußte gerade schon so viel, als uns der Lehrer zu überliefern für gut fand. Mein erst hartnäckiger Fleiß im Nachschreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchst langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. Der Schade, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat sich späterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vorkenntnisse sind, Zeit und Aufmerksamkeit abbrach, um sie an sogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerstreuen als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel, wodurch Studirende sehr bedrängt sind, erwähne ich hier beiläufig. Professoren, so gut wie andere in Aemtern angestellte Männer, können nicht alle von Einem Alter seyn; da aber die jüngern eigentlich nur lehren um zu lernen, und noch dazu, wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter voreilen, so erwerben sie ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer, weil diese nicht in dem unterrichtet werden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet; unter den ältesten Professoren dagegen sind manche schon lange Zeit stationär; sie überliefern im ganzen nur fixe Ansichten, und was das einzelne betrifft, vieles was die Zeit schon als unnütz und falsch verurtheilt hat. Durch beides entsteht ein trauriger Conflict, zwischen welchem junge Geister hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittlern Alters, die, obschon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zu Wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf diesem Wege viel mehreres kennen als zurecht legen lernte, wodurch sich ein immer wachsendes Mißbehagen in mir hervordrang, so hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten: wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältnisse tritt, immer Einstand geben muß. Das erste, was die Frauen an mir tadelten, bezog sich auf die Kleidung; denn ich war vom Hause freilich etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt.

Mein Vater, dem nichts so sehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geschah, wenn jemand seine Zeit nicht zu brauchen wußte oder sie

zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb seine Oekonomie mit Zeit und Kräften so weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. Er hatte deßwegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hause zu noch etwas nützlich gewesen wäre. Da er nun von jeher alles mit eigener Hand schrieb und später die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenossen in die Feder zu dictiren, so fand er am vortheilhaftesten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem sie nicht allein ihre Livreen, sondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu besorgen hatten.

Mein Vater war selbst um die besten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Messen von auswärtigen Handelsherren seine Waare bezog und sie in seinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herren von Löwenicht von Aachen jederzeit besuchte und mich von meiner frühesten Jugend an mit diesen und andern vorzüglichen Handelsherren bekannt machte. Für die Tüchtigkeit des Zeugs war also gesorgt, und genugsamer Vorrath verschiedener Sorten Tücher, Sarschen, Göttinger Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter vorhanden, so daß wir dem Stoff nach uns wohl hätten dürfen sehen lassen; aber die Form verdarb meist alles: denn wenn ein solcher Hausschneider allenfalls ein guter Geselle gewesen wäre, um einen meisterhaft zugeschnittenen Reck wohl zu nähen und zu fertigen, so sollte er nun auch das Kleid selbst zuschneiden und dieses gerieth nicht immer zum besten. Hierzu kam noch, daß mein Vater alles, was zu seinem Anzuge gehörte, sehr gut und reinlich hielt und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte; daher eine Vorliebe für gewissen alten Zuschnitt und Verzierungen trug, wodurch unser Putz mitunter ein wunderliches Ansehen bekam.

Auf eben diesem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Akademie nahm, zu Stande gebracht; sie war recht vollständig und ansehnlich und sogar ein Tressenkleid darunter. Ich, diese Art von Aufzug schon gewohnt, hielt mich für geputzt genug; allein es währte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeschneit aussehe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, sah ich doch anfangs nicht, wie ich mir helfen sollte. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst

auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen seiner äußern als innern Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte meine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Orte gemäße, auf einmal umzutauschen, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue auftreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht.

Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem bessern Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivetät wegen gefielen, mit Behagen hervorhob, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt — denn große Flüsse haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes — drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer innern menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprichwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch wenn man auf den Zweck des Ausdruckes sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweist.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht,

deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt seyn, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen: alles dieß, was ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen; ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt, und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle reden wie man schreibt und schreiben wie man spricht; da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und sonst in einer feinen Societät sich gefallende Personen so entschieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgesprochen wäre, sich sogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befinden. Jede der deutschen Akademien hat eine besondere Gestalt: denn weil in unserem Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, so beharrt jeder Ort auf seiner Art und Weise, und treibt seine charakteristischen Eigenheiten bis aufs letzte; eben dieses gilt von den Akademien. In Jena und Halle war die Rohheit aufs höchste gestiegen; körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthülfe war dort an der Tagesordnung: und ein solcher Zustand kann sich durch den gemeinsten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, so verschieden es auch seyn mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegirtes Wesen ansah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant seyn, sobald er mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn sie nicht als Blüthe einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und aus gewissen

Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen; und so glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an der Pleiße ein großes Uebergewicht zu haben. Zacharia's Renommist wird immer ein schätzbares Document bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt: wie überhaupt seine Gedichte jedem willkommen seyn müssen, der sich einen Begriff von dem zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustande des damaligen geselligen Lebens und Wesens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Wesens entspringen, sind unverwüstlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch manches an Zacharia's Heldengedicht. Ein einziger unserer akademischen Mitbürger hielt sich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu schlagen. Er trank Schwägerschaft mit allen Lohnkutschern, die er, als wären's die Herren, sich in die Wagen setzen ließ und selbst vom Bocke fuhr, sie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbchaisen so wie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte, übrigens aber niemand beleidigte, sondern nur das Publicum in Masse zu verhöhnen schien. Einst bemächtigte er und ein Spießgesell sich, am schönsten Promenadentage, der Esel des Thomasmüllers; sie ritten, wohlgekleidet, in Schuhen und Strümpfen, mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorstellungen thaten, versicherte er ganz unbefangen, er habe nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus in einem ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Gesellen. Denn der Studirende von einigem Vermögen und Ansehen hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen, und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Colonie ein Musterbild französischer Sitten darstellte. Die Professoren, wohlhabend durch eigenes Vermögen und gute Pfründen, waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürstenschulen oder sonstigen Gymnasien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, sich von der herkömmlichen Sitte loszusagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von daher, die wahre Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens konnte nicht ohne sittlichen, ja religiösen Einfluß bleiben.

Mir war diese Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuser eingeführt, deren verwandte Cirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Gesellschaft gar manches an mir auszusetzen hatte, und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden sollte, und dabei doch deutlich sehen konnte, daß mir dagegen von alle dem wenig geleistet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinem akademischen Aufenthalt versprochen hatte, so fing ich an lässig zu werden und die geselligen Pflichten der Besuche und sonstigen Attentionen zu versäumen, und ich wäre noch früher aus allen solchen Verhältnissen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhme Scheu und Achtung und an seine Gattin Zutrauen und Neigung festgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn besuchte; seine Gattin dagegen zeigte ein aufrichtiges Interesse an mir. Ihre Kränklichkeit hielt sie stets zu Hause. Sie lud mich manchen Abend zu sich, und wußte mich, der ich zwar gesittet war, aber doch eigentlich, was man Lebensart nennt, nicht besaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurecht zu führen und zu verbessern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu; diese war aber schon herrischer und schulmeisterlicher; deßwegen sie mir äußerst mißfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die andere schon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdessen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Piquet, l'Hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geschmack, freilich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündfluth überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl giebt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wässerigen einen solchen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden war daher

Du kommſt nicht zum engliſchen Gruß:
Denn du haſt einen Ziegenfuß."
Da ſprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat euch mein Ziegenfuß gethan?
Sah ich doch manche ſtrack und ſchön
Mit Eſelsköpfen gen Himmel gehn."

Autoren.

Ueber die Wieſe den Bach herab,
Durch ſeinen Garten,
Bricht er die jüngſten Blumen ab;
Ihm ſchlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinnſt! o Glück!
Jüngling, tauſcheſt deine Blüthen um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner ſieht herein
Ueber die Hecke: „So ein Thor möcht' ich ſeyn!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren;
Aber ſind ſie reif: Geld! guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?"

Das ſind Autoren, wie es ſcheint.
Der eine ſtreut ſeine Freuden herum,
Seinen Freunden, dem Publikum,
Der andre läßt ſich pränumeriren.

---

der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neueren bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdieß Gattin eines Mannes, der mit der Poesie überhaupt in Unfrieden lebte, und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte sie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verse oder Prosa von namhaften, schon in gutem Ansehen stehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm, denn ich behielt nach wie vor alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; — allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das erste, was sie mir ganz entsetzlich herunter machte, waren die Poeten nach der Mode von Weiße, welche so eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden, und mich ganz besonders ergötzt hatten. Besah ich nun freilich die Sache näher, so konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Gesellschaft. Und so waren mir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht, und ich sogar genöthigt das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.

Diesen ihren Lehren kam, ohne es zu wissen, der Professor Morus zu Hülfe, ein ungemein sanfter und freundlicher Mann, den ich an dem Tische des Hofraths Ludwig kennen lernte und der mich sehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu besuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Alterthum erkundigte, so verbarg ich ihm nicht was mich unter den Neueren ergötzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch schlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über solche Dinge sprach, und mir, anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erstaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in seinem Practicum von der Poesie abzumahnen pflegte. Er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmste war, selbst

meine Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen: denn ich pflegte, nach meiner alten Weise, immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen; und so war ich denn von unserm Lehrer sehr wenig begünstigt, ob er gleich meine Arbeiten, so gut als die der andern, genau durchsah, mit rother Dinte corrigirte und hie und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieser Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, sind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verschwunden.

Wenn ältere Personen recht pädagogisch verfahren wollen, so sollten sie einem jungen Mann etwas, das ihm Freude macht, es sey von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn sie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas anderes dafür einzusetzen hätten oder unterzuschieben wüßten. Jedermann protestirte gegen meine Liebhabereien und Neigungen, und das was man mir dagegen anpries, lag theils so weit von mir ab, daß ich seine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es stand mir so nah, daß ich es eben nicht für besser hielt als das Gescholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung, und hatte mir aus einer Vorlesung Ernesti's über Cicero's **Orator** das Beste versprochen; ich lernte wohl auch etwas in diesem Collegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßstab des Urtheils, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar niemand besitze: denn keiner war mit den andern einig, selbst wenn sie Beispiele vorbrachten; und wo sollten wir ein Urtheil vernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland so manches Tadelhafte in seinen liebenswürdigen, uns jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte.

In solcher vielfachen Zerstreuung, ja Zerstückelung meines Wesens und meiner Studien traf sich's, daß ich bei Hofrath Ludwig den Mittagstisch hatte. Er war Medicus, Botaniker, und die Gesellschaft bestand außer Morus in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Aerzten. Ich hörte nun in diesen Stunden gar kein ander Gespräch als von Medicin oder Naturhistorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinübergezogen. Die Namen Haller, Linné, Buffon hörte ich mit großer Verehrung nennen; und wenn auch manchmal wegen

Irrthümer, in die sie gefallen seyn sollten, ein Streit entstand, so kam doch zuletzt, dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienste zu Ehren, alles wieder ins gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und bedeutend, und spannten meine Aufmerksamkeit. Viele Benennungen und eine weitläufige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um so lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete einen Reim niederzuschreiben, wenn er sich mir auch noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen und ich müsse es denn doch, wie so manches andere, vielleicht nächstens für schlecht erklären.

Diese Geschmacks- und Urtheilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, so daß ich zuletzt in Verzweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten was ich für das Beste hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, theils um meine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem schlimmen Falle, in den man gesetzt ist, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entsagung alles dessen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine so große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tages Poesie und Prosa, Plane, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte, und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm unsere gute alte Wirthin in nicht geringe Furcht und Angst versetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zustand der deutschen Literatur jener Zeit ist so vieles und Ausreichendes geschrieben worden, daß wohl jedermann, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet seyn kann, wie denn auch das Urtheil darüber ziemlich übereinstimmen dürfte; und was ich gegenwärtig stück- und sprungweise davon zu sagen gedenke, ist nicht sowohl wie sie an und für sich beschaffen seyn mochte, als vielmehr wie sie sich zu mir verhielt. Ich will deßhalb zuerst von solchen Dingen sprechen, durch welche das Publicum besonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heitern, selbstgenügsamen, lebendigen Dichtkunst, von der Satyre und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach seiner Weise leben, der Bürger sein Gewerb, sein Geschäft treiben und sich nachher vergnügen: so mag auch der Schriftsteller gern etwas verfassen, seine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieser Ruhe wird der Bürger durch den Satyriker, der Autor durch den Kritiker gestört, und so die friedliche Gesellschaft in eine unangenehme Bewegung gesetzt.

Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigene unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nöthiger- und unnöthigerweise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen,

tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dieß sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstyl lächerlich machte. Ueberdieß faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf, und bediente sich derselben höchst übertrieben. Eben so zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrtenverhältnisse herüber, und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstochen, durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freiaufblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenstände, an denen sie sich üben, gegen die sie wirken, und da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslassen konnten; diese waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und sodann die Werthlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frei zu erhalten besorgt waren; wobei niemand einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liscow, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst einen seichten albernen Schriftsteller persönlich anzufallen, dessen ungeschicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz; er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling. In dem was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen

Landsleuten das Talent, der Charakter schätzenswerth vorkommen: wie denn die Deutschen immer gegen früh abgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben; genug, uns ward Liscow sehr früh als ein vorzüglicher Satyriker, der sogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei sahen wir uns freilich nicht gefördert: denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehässiger Natur, ergriff die allgemeine Satyre. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt seyn sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sey.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Obern; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heitern Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgibt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannichfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt, und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte; denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittelclasse, welche, ohne besondern Geistesaufwand, sich klüger dünken kann als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt, zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen;

der unbegränzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus: seine allzulangen Vertheidigungen, daß seine Satyre keine persönliche sey, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdener Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perrücken verliert, ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respectabel, und Rabener verdient von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch, seine Satyre bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höhern auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte sie zu berühren. Man kann sagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik, und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen! Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höchsten Princip der Kunst hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottscheds kritische Dichtkunst in die Hände; sie war brauchbar und belehrend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt seyn, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunst; wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottscheds Antagonisten; sie mußten doch also etwas anderes thun, etwas Besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seyen. Breitingers kritische Dichtkunst ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größern Irrgarten, der deste ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertige diese Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt für Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger: Engländer und Franzosen hatten schon über die bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellten Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichnissen an, Beschreibungen folgten; und was nur immer den äußeren Sinnen darstellbar gewesen wäre, kam zur Sprache.

Bilder also! Wo sollte man nun aber diese Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie sie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden; sie enthält so vieles Unbedeutende, Unwürdige: man muß also wählen; was bestimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufsuchen; was ist aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mögen sich die Schweizer lange bedacht haben: denn sie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja lustigen Einfall, indem sie sagen, am bedeutendsten sey immer das Neue; und nachdem sie dieß eine Weile überlegt haben, so finden sie, das Wunderbare sey immer neuer als alles andere.

Nun hatten sie die poetischen Erfordernisse ziemlich beisammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer seyn könne und ohne Bezug auf den Menschen: ein solcher nothwendig geforderter Bezug müsse aber moralisch seyn, woraus denn offenbar die Besserung des Menschen folge, und so habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es außer allem andern Geleisteten noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar

und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sey, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang mit höchster Ueberzeugung der Aesopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, so viel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist zum Beispiel seine Frage, ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager Augusts des Zweiten wirklich ein Gedicht sey? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise doch noch auf die Hauptsache stößt, und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz des innern Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buchs gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerenkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und aus den besten inländischen blickte jedesmal eine entschiedene Individualität hervor, deren Tugenden man sich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Productives in sich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zustand.

Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nun Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf; ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch beauem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte sich Günther das Glück verscherzt, an dem Hofe Augusts des Zweiten angestellt zu werden, wo man zu allem übrigen Prunk sich auch nach einem Hofpoeten umsah, der den Festlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von König war gesitteter und glücklicher; er bekleidete diese Stelle mit Würde und Beifall.

In allen souveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunst von oben herunter, und vielleicht war das Lustlager bei Mühlberg der erste würdige, wo nicht nationelle, doch provinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige, die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämmtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feste aller Art — Beschäftigung genug für den äußern Sinn und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie.

Freilich hatte dieser Gegenstand einen innern Mangel, eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand außer den Ersten machte sich bemerkbar, und wenn es ja geschehen wäre, durfte der Dichter den einen nicht hervorheben, um andere nicht zu verletzen: er mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen und die Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde

Recenſent.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gaſt,
Er war mir eben nicht zur Laſt;
Ich hatt' juſt mein gewöhnlich Eſſen,
Hat ſich der Kerl pumpſatt gefreſſen,
Zum Nachtiſch, was ich geſpeichert hatt'.
Und kaum iſt mir der Kerl ſo ſatt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen
Ueber mein Eſſen zu räſonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter ſeyn,
Der Braten brauner, ſtrner der Wein."
Der Tauſendſakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es iſt ein Recenſent.

Dilettant und Kritiker.

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar ſchön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb nach Knaben-Art
Geätzet aus ſeinem Mund,
Und hatte ſo Freud' am Täubchen ſein,
Daß er nicht konnte ſich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Alt-Fuchs herum,
Erfahren und lehrreich und ſchwätzig darum;
Der hatte den Knaben manch Stündlein ergötzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verſchwätzt.

beſſer geſchildert als die Menſchen. Sollte dieß aber nicht gerade zu ſeinem Lobe gereichen, daß er ſeine Kunſt gleich da bewies, wo ſich ein Gegenſtand für dieſelbe darbot? Auch ſcheint die Hauptſchwierigkeit ſich ihm bald offenbart zu haben; denn das Gedicht hat ſich nicht über den erſten Geſang hinaus erſtreckt.

Unter ſolchen Studien und Betrachtungen überraſchte mich ein unvermuthetes Ereigniß und vereitelte das löbliche Vorhaben, unſere neuere Literatur von vorn herein kennen zu lernen. Mein Landsmann Johann Georg Schloſſer hatte, nachdem er ſeine akademiſchen Jahre mit Fleiß und Anſtrengung zugebracht, ſich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advocatur begeben; allein ſein ſtrebender und das Allgemeine ſuchender Geiſt konnte ſich aus mancherlei Urſachen in dieſe Verhältniſſe nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimſecretär bei dem Herzog Friedrich Eugen von Würtemberg, der ſich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an; denn der Fürſt war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und ſelbſtſtändige Weiſe ſich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu beſſern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieſer Fürſt Friedrich iſt es, welcher, um ſich wegen der Kinderzucht Raths zu erholen, an Rouſſeau geſchrieben hatte, deſſen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phraſe anfängt: **Si j'avais le malheur d'être né prince.**

Den Geſchäften des Fürſten nicht allein, ſondern auch der Erziehung ſeiner Kinder ſollte nun Schloſſer, wo nicht vorſtehen, doch mit Rath und That willig zu Handen ſeyn. Dieſer junge, edle, den beſten Willen hegende Mann, der ſich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hätte durch eine gewiſſe trockene Strenge die Menſchen leicht von ſich entfernt, wenn nicht eine ſchöne und ſeltene literariſche Bildung, ſeine Sprachkenntniſſe, ſeine Fertigkeit ſich ſchriftlich ſowohl in Verſen als in Proſa auszudrücken, jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß dieſer durch Leipzig kommen würde, war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnſucht. Er kam und trat in einem kleinen Gaſt- oder Weinhauſe ab, das im Brühl lag und deſſen Wirth Schönkopf hieß. Dieſer hatte eine Frankfurterin zur Frau, und ob er gleich die übrige Zeit des Jahres wenig Perſonen bewirthete und in das kleine Haus keine Gäſte aufnehmen konnte, ſo war er doch Meſſenzeits von vielen Frankfurtern beſucht, welche dort zu ſpeiſen und im Nothfall

auch wohl Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schloſſern aufzusuchen, als er mir seine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher gesehen zu haben, und fand einen jungen wohlgebauten Mann, mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deßhalb stumpf gewesen wären. Die Form seiner gerundeten Stirn, zwischen schwarzen Augenbraunen und Locken, deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von mir, und eben dieß begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regsamen Wesen, im Gegensatz mit dem seinigen, haben mußte. Er studirte die Engländer fleißig; Pope war, wo nicht sein Muster, doch sein Augenmerk, und er hatte, im Widerstreit mit dem Versuch über den Menschen jenes Schriftstellers, ein Gedicht in gleicher Form und Sylbenmaß geschrieben, welches der christlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verschaffen sollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei sich führte, ließ er mich sodann poetische und prosaische Aufsätze in allen Sprachen sehen, die, indem sie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit sogleich zu helfen: ich schrieb an ihn gerichtete deutsche, französische, englische, italiänische Gedichte, wozu ich den Stoff aus unseren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schlosser wollte nicht Leipzig verlassen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Ich führte ihn gern zu den mir bekannten; die von mir noch nicht besuchten lernte ich auf diese Weise ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, scharfcharakterisirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Gespräches recht gut zu bestreiten wußte. Unsern Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf wegen des großen Vortheils, den die Gottsched'schen Schriften, Uebersetzungen

und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastenen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt seyn: denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschreckener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thüre hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anstand durchführte.

So lange Schlosser in Leipzig blieb, speiste ich täglich mit ihm, und lernte eine sehr angenehme Tischgesellschaft kennen. Einige Liefländer und der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachheriger Burgemeister in Leipzig, und ihr Hofmeister, Hofrath Pfeil, Verfasser des Grafen von P., eines Pendants zu Gellerts Schwedischer Gräfin, Zachariä, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographischer und genealogischer Handbücher, waren gesittete, heitere und freundliche Menschen. Zachariä der stillste, Pfeil ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit; Krebel ein wahrer Falstaff, groß, wohlbeleibt, blond, verliegende, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Diese Personen begegneten mir sämmtlich, theils wegen Schlosser, theils auch wegen meiner eigenen offenen Gutmüthigkeit und Zuthätigkeit, auf das allerartigste, und es brauchte kein großes Zureden, künftig mit ihnen den Tisch zu theilen. Ich blieb wirklich nach Schlossers Abreise bei ihnen,

gab den Ludwigischen Tisch auf, und befand mich in dieser geschlossenen Gesellschaft um so wohler, als mir die Tochter vom Hause, ein gar hübsches, nettes Mädchen, sehr wohl gefiel, und mir Gelegenheit ward freundliche Blicke zu wechseln, ein Behagen, das ich seit dem Unfall mit Gretchen weder gesucht, noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittagessens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Maßen zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernste Neigung, indem er mein Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte.

Bei diesem Umgange wurde ich durch Gespräche, durch Beispiele und durch eigenes Nachdenken gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präcision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Styl konnte man das Gemeine nicht vom Bessern unterscheiden, weil alles unter einander ins Flache gezogen ward. Schon hatten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Lessing und Wieland sind durch Reflexion dazu geführt worden. Der erste wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in Emilia Galotti; später kehrte er erst zu einer heitern Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan. Wieland, der noch im Agathon, Don Sylvio, den komischen Erzählungen mitunter prolix gewesen war, wird in Musarion und Idris auf eine wundersame Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopstock in den ersten Gesängen des Messias ist nicht ohne Weitschweifigkeit; in den Oden und andern kleinen Gedichten erscheint er gedrängt, so auch in seinen Tragödien. Durch seinen Wettstreit mit den Alten, besonders dem Tacitus, sieht er sich immer mehr ins Enge genöthigt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird. Gerstenberg, ein schönes, aber bizarres Talent, nimmt sich auch zusammen; sein Verdienst wird geschätzt, macht aber im ganzen wenig Freude. Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal concis in den Kriegsliedern. Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an, was Deutsche im Lyrischen geleistet, zu sammeln: nun findet er, daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut; er muß auslassen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Gestalt

bekommen. Hierdurch macht er sich fast so viele Feinde, als es Dichter und Liebhaber gibt, da sich jeder eigentlich nur an seinen Mängeln wiedererkennt, und das Publicum sich eher für ein fehlerhaftes Individuelles interessirt, als für das, was nach einer allgemeinen Geschmacksregel hervorgebracht oder verbessert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und niemand wußte ein Mittel ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetische Prosa nahm überhand. Geßner und Klopstock erregten manche Nachahmer; andere wieder forderten doch ein Sylbenmaß und übersetzten diese Prosa in faßliche Rhythmen. Aber auch diese machten es niemand zu Dank: denn sie mußten auslassen und zusetzen, und das prosaische Original galt immer für das bessere. Je mehr aber bei allem diesem das Gedrungene gesucht wird, desto mehr wird Beurtheilung möglich, weil das Bedeutende, enger zusammengebracht, endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden: denn indem man von einem jeden Gegenstande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auf diese Weise, ob es gleich niemand mit Bewußtseyn that, vermannichfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freilich auch fratzenhafte gab, und mancher Versuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das, was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Productionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre! Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesichte bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wiederzusehen glaubte. Alles was in Wielands Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern

einen heitern Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik solchen Arbeiten damals entgegenkam, läßt sich aus den ersten Bänden der allgemeinen Deutschen Bibliothek ersehen. Der komischen Erzählungen geschieht ehrenvolle Erwähnung; aber hier ist keine Spur von Einsicht in den Charakter der Dichtart selbst. Der Recensent hatte seinen Geschmack, wie damals alle, an Beispielen gebildet. Hier ist nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung solcher parodistischen Werke den originalen edlen, schönen Gegenstand vor Augen haben müsse, um zu sehen, ob der Parodist ihm wirklich eine schwache und komische Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt, oder unter dem Schein einer solchen Nachahmung vielleicht gar selbst eine treffliche Erfindung geliefert? Von alle dem ahnt man nichts, sondern die Gedichte werden stellenweise gelobt und getadelt. Der Recensent hat, wie er selbst gesteht, so viel was ihm gefallen, angestrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchst verdienstlichen Uebersetzung Shakspeare's mit dem Ausruf entgegen: Von Rechts wegen sollte man einen Mann wie Shakspeare gar nicht übersetzt haben! so begreift sich ohne weiteres, wie unendlich weit die allgemeine Deutsche Bibliothek in Sachen des Geschmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, sich nach andern Leitsternen umzusehen hatten.

Den Stoff, der auf diese Weise mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenstände behandelt: Schlegels Hermann deutete nur darauf hin. Die idyllische Tendenz verbreitete sich unendlich. Das Charakterlose der Geßner'schen, bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit, machte jeden glauben, daß er etwas ähnliches vermöge. Eben so bloß aus dem Allgemeinmenschlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darstellen sollten, zum Beispiel die jüdischen Schäfergedichte, überhaupt die patriarchalischen, und was sich sonst auf das alte Testament bezog. Bodmers Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserfluth, die sich nur langsam verlief. Das

Anakreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumschwanken. Die Präcision des Horaz nöthigte die Deutschen, doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Komische Heldengedichte, meist nach dem Vorbild von Pope's Lockenraub, dienten auch nicht, eine bessere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der so ernsthaft wirkte als er lächerlich seyn muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutschen hatten nunmehr genugsam historische Kenntniß von allen Dichtarten, worin sich die verschiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottsched war schon dieses Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poesie zu Grunde richtet, in seiner kritischen Dichtkunst ziemlich vollständig zusammengezimmert und zugleich nachgewiesen, daß auch schon deutsche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und so ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection ansehnlicher, aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Local, in dem sie bisher geglänzt hatte. Wir besaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone; wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel; und so wiegte man sich mit Vergleichungen nach außen, indem die Masse poetischer Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen stattfinden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geschmacks auf einem sehr schwankenden Fuße, so konnte man jener Epoche auf keine Weise streitig machen, daß innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz sich dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. Die Schulphilosophie, welche jederzeit das Verdienst hat alles dasjenige, wonach der Mensch nur fragen kann, nach angenommenen Grundsätzen in einer beliebten Ordnung unter bestimmten Rubriken vorzutragen, hatte sich oft durch das Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an sich respectablen Methode und durch die allzugroße Verbreitung über so viele Gegenstände der Menge fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel guten und geraden Sinn zur Ausstattung gegönnt habe, als er ungefähr bedürfe, sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, und zu seinem und anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade sich um das Allgemeinste mühsam zu

bekümmern und zu forſchen, wie doch die entfernteſten Dinge, die uns nicht ſonderlich berühren, wohl zuſammenhängen möchten? Man machte den Verſuch, man that die Augen auf, ſah gerade vor ſich hin, war aufmerkſam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in ſeinem Kreis richtig urtheile und handle, ſich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über anderes, was entfernter lag, mitzuſprechen.

Nach einer ſolchen Verſtellung war nun jeder berechtigt, nicht allein zu philoſophiren, ſondern ſich auch nach und nach für einen Philoſophen zu halten. Die Philoſophie war alſo ein mehr oder weniger geſunder und geübter Menſchenverſtand, der es wagte, ins allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen. Ein heller Scharfſinn und eine beſondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelſtraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verſchaffte ſolchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Anſehen und Zutrauen, und ſo fanden ſich zuletzt Philoſophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen und Hantirungen.

Auf dieſem Wege mußten die Theologen ſich zu der ſogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in wie fern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, in der Verbeſſerung und Veredlung unſerer ſelbſt zu fördern hinreichend ſey, ſo wagte man gewöhnlich ſich zu deſſen Gunſten ohne viel Bedenken zu entſcheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprincip gab man ſodann ſämmtlichen poſitiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unſicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber alles beſtehen, und weil die Bibel ſo voller Gehalt iſt, daß ſie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menſchlichen Dinge darbietet, ſo konnte ſie daraus nach wie vor bei allen Kanzelreden und ſonſtigen religiöſen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein dieſem Werke ſtand, ſo wie den ſämmtlichen Profanſcribenten, noch ein eigenes Schickſal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu' und Glauben angenommen, daß dieſes Buch der Bücher in Einem Geiſte verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiſte eingehaucht und gleichſam dictirt ſey. Doch waren ſchon längſt von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der verſchiedenen Theile deſſelben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzoſen, Deutſche hatten die Bibel mit mehr oder weniger

Heftigkeit, Scharfsinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und eben so war sie wieder von ernsthaften, wohldenkenden Menschen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Person hatte sie lieb und werth: denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttlichen und verdrehenden Angriffe; doch war man damals schon so weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen sehr willig annahm, Gott habe sich nach der Denkweise und Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste Getriebenen hätten doch deßwegen nicht ihren Charakter, ihre Individualität verläugnen können, und Amos als Kuhhirte führe nicht die Sprache Jesaias, welcher ein Prinz solle gewesen seyn.

Aus solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen entwickelte sich, besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Localitäten, Nationalitäten, Naturproducte und Erscheinungen genauer zu studiren, und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte. Michaelis legte die ganze Gewalt seines Talents und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reisebeschreibungen wurden ein kräftiges Hülfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reisende, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen.

Indessen aber man von allen Seiten bemüht war die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anschauen heranzuführen, und die eigentliche Denk- und Vorstellungsweise derselben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch diese historisch-kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige getilgt, und jede schale Spötterei unwirksam gemacht würde, so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor, indem solche die dunkelsten, geheimnißvollsten Schriften zum Gegenstand ihrer Betrachtungen wählten, und solche aus sich selbst durch Conjecturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Combinationen, zwar nicht aufhellen, aber doch bekräftigen und, in sofern sie Weissagungen enthielten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das Nächstzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte seinen Bemühungen um die

Offenbarung Johannis dadurch einen entschiedenen Eingang verschafft, daß er als ein verständiger, rechtschaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Tiefe Gemüther sind genöthigt in der Vergangenheit so wie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung seyn, wenn sie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart enthüllte Prophezeiungen, und in der nächsten wie in der fernsten Zukunft verhüllte Weissagungen verehren. Hierdurch entspringt ein Zusammenhang, der in der Geschichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederschwanken in einem nothwendig geschlossenen Kreise zu überliefern scheint. Dr. Crusius gehörte zu denen, welchen der prophetische Theil der heiligen Schriften am meisten zusagte, indem er die zwei entgegengesetztesten Eigenschaften des menschlichen Wesens zugleich in Thätigkeit setzt, das Gemüth und den Scharfsinn. Dieser Lehre hatten sich viele Jünglinge gewidmet, und bildeten schon eine ansehnliche Masse, die um desto mehr in die Augen fiel, als Ernesti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem jene sich gefielen, nicht aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entstanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Partei und suchte mir ihre Grundsätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte, daß durch diese höchst löbliche, verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse.

Näher aber lag denen, welche sich mit deutscher Literatur und schönen Wissenschaften abgaben, die Bemühung solcher Männer, die, wie Jerusalem, Zollikofer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen durch einen guten reinen Styl der Religion und der ihr so nah verwandten Sittenlehre auch bei Personen von einem gewissen Sinn und Geschmack Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben suchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und weil eine solche vor allen Dingen faßlich seyn muß, so standen von vielen Seiten Schriftsteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar, deutlich, eindringlich, und sowohl für die Kenner als für die Menge zu schreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tissot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr großen Einfluß hatten Haller, Unzer, Zimmermann, und was man im einzelnen gegen sie, besonders gegen den letzten, auch sagen mag, sie

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!“
Er lief und fand ihn ſtrecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein, mein Täubchen ſo ſchön!
Haſt du dein Tag ſo ein Täubchen geſehn?“

Zeig her! — Der Knabe reicht's. — Geht wohl an;
Aber es fehlt noch Manches bran.
Die Federn, zum Exempel, ſind zu kurz gerathen. —
Da fing er an, rupft' ſich den Braten.

Der Knabe ſchrie. — Du mußt ſtärkre einſetzen,
Sonſt ziert's nicht, ſchwinget nicht. —
Da war's nackt — Mißgeburt! — und in Fetzen!
Dem Knaben das Herze bricht.

Wer ſich erkennt im Knaben gut,
Der ſey vor Füchſen auf ſeiner Hut.

Neologen.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um ſein Gewerbe;
Er ſagt': ich ſorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh ich ſterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich ſagte: das iſt ſehr wohl gedacht;
Und wünſchte, er hätt' es ſo weit gebracht.

waren zu ihrer Zeit sehr wirksam. Und davon sollte in der Geschichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede seyn: denn nicht in sofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern in sofern er wirkt und genießt, und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abstrusen Styl, welcher sich in allen Expeditionen, von der Kanzlei des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg, auf die barockste Weise erhielt, konnten sich nicht leicht zu einer gewissen Freiheit erheben, um so weniger, als die Gegenstände, welche sie zu behandeln hatten, mit der äußern Form, und folglich auch mit dem Styl, aufs genaueste zusammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moser sich schon als ein freier und eigenthümlicher Schriftsteller bewiesen, und Pütter durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden sollte. Alles was aus seiner Schule hervorging, zeichnete sich dadurch aus. Und nun fanden die Philosophen selbst sich genöthigt, um populär zu seyn, auch deutlich und faßlich zu schreiben. Mendelssohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der deutschen Sprache und des Styls in jedem Fache wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Recensionen von Werken über religiöse und sittliche Gegenstände, so wie über ärztliche; wenn wir dagegen bemerken, daß die Beurtheilungen von Gedichten, und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gilt sogar von den Literaturbriefen und von der allgemeinen Deutschen Bibliothek, wie von der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wovon man gar leicht bedeutende Beispiele anführen könnte.

Dieses alles mochte jedoch so bunt durch einander gehen, als es wollte, so blieb einem jeden, der etwas aus sich zu produciren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte. Auch hier wurden wir sehr in der Irre herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Kleist, das wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihn wegen seiner öftern einsamen Spaziergänge beriefen,

scherzhaft, geistreich und wahrhaft geantwortet, er sey dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Einem Edelmann und Soldaten ziemte dieß Gleichniß wohl, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüber stellte, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Hühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht versäumten. Wir finden daher in Kleists Gedichten von solchen einzelnen, glücklich aufgehaschten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar manches, was uns freundlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernstlich, auf die Bilderjagd auszugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Furcht ließ, obgleich Apels Garten, die Kuchengärten das Rosenthal, Gohlis, Raschwitz und Connewitz das wunderlichste Revier seyn mochte, um poetisches Wildpret darin aufzusuchen. Und doch ward ich aus jenem Anlaß öfters bewogen meinen Spaziergang einsam anzustellen, und weil weder von schönen noch erhabenen Gegenständen dem Beschauer viel entgegentrat, und in dem wirklich herrlichen Rosenthale zur besten Jahrszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, so ward ich bei unermüdet fortgesetzter Bemühung auf das Kleinleben der Natur — ich möchte dieses Wort nach der Analogie von Stillleben gebrauchen — höchst aufmerksam, und weil die zierlichen Begebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig vorstellen, so gewöhnte ich mich in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Reflexion das Uebergewicht behielt. Ein Ereigniß statt vieler gedenke ich zu erzählen.

Ich war nach Menschenweise in meinen Namen verliebt und schrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einst hatte ich ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Den Herbst darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüthe war, gab ich mir die Mühe den ihrigen oben darüber zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des Winters, als ein launischer Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen. Frühjahrs besuchte ich zufällig die Stelle und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten und die noch nicht verharscht waren, hervorgequellen und benetzte mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie also

hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen; ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dieß Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte.

Indem ich nun, als ein Schäfer an der Pleiße, mich in solche zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größern und wichtigern Seite her längst gesorgt gewesen.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deßwegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind und noch überdieß, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth. Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne: genau besehen, entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll,

damit uns zuletzt die Behandlung durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein- für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; eben so war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden: aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung; man that, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dieß geschah nicht und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabrikſachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben um solche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temperärem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that, Minna von Barnhelm. Lessing, der, im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Inneres stets

ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehäßige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte; durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden: dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen, und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.

Habe ich durch diese cursorischen und desultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als, im Conflict zweier, für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen, so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich geltend machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt für Schritt zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig in Gesellschaft so vieler würdigen Männer durchgearbeitet. Die mehrern Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Versätzen war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung

mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey? Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen, war ich genöthigt alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierm Sylbenmaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nöthiger, als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist.

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse; sie half die Speisen bereiten, die ich genoß; sie brachte mir wenigstens Abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von

Zacharia, ſpielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zuſammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und ſo ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältniſſe, je unſchuldiger ſie ſind, deſto weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, ſo ward ich von jener böſen Sucht befallen, die uns verleitet aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu ſchaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyranniſchen Grillen zu beherrſchen. Die böſe Laune über das Mißlingen meiner poetiſchen Verſuche, über die anſcheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen, und über alles was mich hie und da ſonſt kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslaſſen zu dürfen, weil ſie mich wirklich von Herzen liebte und was ſie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeſchmackte Eiferſüchteleien verdarb ich mir und ihr die ſchönſten Tage: ſie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grauſam genug war aufs äußerſte zu treiben. Allein zu meiner Beſchämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß ich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt ſeyn möchte, die ich mir ohne Noth und Urſache erlaubt hatte. Es gab auch ſchreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erſt, daß ich ſie wirklich liebte und daß ich ſie nicht entbehren könne. Meine Leidenſchaft wuchs und nahm alle Formen an, deren ſie unter ſolchen Umſtänden fähig iſt: ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche ſuchte ich hervor, um ihr gefällig zu ſeyn, ihr ſogar durch andere Freude zu verſchaffen: denn ich konnte mir die Hoffnung ſie wieder zu gewinnen nicht verſagen. Allein es war zu ſpät; ich hatte ſie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir ſelbſt rächte, indem ich auf mancherlei unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtürmte, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun, hat ſehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der beſten Jahre meines Lebens verlor: ja ich wäre vielleicht an dieſem Verluſt völlig zu Grunde gegangen, hätte ſich hier nicht das poetiſche Talent mit ſeinen Heilkräften beſonders hülfreich erwieſen.

Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen: das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich ſie ſo ganz ohne Noth von mir verletzt ſah. Ich ſtellte mir ihre Lage, die meinige, und dagegen den zufriedenen Zuſtand eines andern Paares aus unſerer

Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner übriggebliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt schon früher angesprochen. Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseyns. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann beträgt sich dabei anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Aeußeres übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt, und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Bankerutte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten! Denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit keine Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur alles geleistet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst, als durch andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen, entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eins nach dem andern fallen. Die Mitschuldigen sind das einzige fertig gewordene, dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düstern Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im ganzen ängstigt, wenn es im einzelnen ergötzt. Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen

verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden.

Beide genannte Stücke jedoch sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen wäre, in einem höhern Gesichtspunkte geschrieben: sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!

Ueber diesen Ernst, der meine ersten Stücke verdüsterte, beging ich den Fehler, sehr günstige Motive zu versäumen, welche ganz entschieden in meiner Natur lagen. Es entwickelte sich nämlich unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen fürchterlichen Erfahrungen in mir ein verwegener Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt und der, wenn er sich possenhaft äußert, sowohl im Augenblick als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Diese Dinge sind so gewöhnlich, daß sie in dem Wörterbuche unserer jungen akademischen Freunde Suiten genannt werden, und daß man wegen der nahen Verwandschaft eben so gut Suiten reißen sagt, als Possen reißen.

Solche humoristische Kühnheiten, mit Geist und Sinn auf das Theater gebracht, sind von der größten Wirkung: sie unterscheiden sich von der Intrigue dadurch, daß sie momentan sind, und daß ihr Zweck, wenn sie ja einen haben sollten, nicht in der Ferne liegen darf. Beaumarchais hat ihren ganzen Werth gefaßt, und die Wirkungen seiner Figaros entspringen vorzüglich daher. Wenn nun solche gutmüthige Schalks- und Halbschelmenstreiche zu edlen Zwecken mit persönlicher Gefahr ausgeübt werden, so sind die daraus entspringenden Situationen, ästhetisch und moralisch betrachtet, für das Theater von dem größten Werth: wie denn zum Beispiel die Oper der Wasserträger vielleicht das glücklichste Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater gesehen haben.

Um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, übte ich unzählige solcher Streiche, theils ganz vergeblich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich selbst wüßte ich nicht, daß ich ein einzigmal hiebei absichtlich gehandelt hätte: auch kam

ich niemals darauf, ein Unterfangen dieſer Art als einen Gegenſtand für die Kunſt zu betrachten: hätte ich aber ſolche Stoffe, die mir ſo nahe zur Hand lagen, ergriffen und ausgebildet, ſo wären meine erſten Arbeiten heiterer und brauchbarer geworden. Einiges, was hierher gehört, kommt zwar ſpäter bei mir vor, aber einzeln und abſichtlos.

Denn da uns das Herz immer näher liegt als der Geiſt, und uns dann zu ſchaffen macht, wenn dieſer ſich wohl zu helfen weiß, ſo waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigſten erſchienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſchlichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel des Menſchenlebens betrachtet werden kann. Auch hier ſuchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil ſie ſich auf die eigenſten Gefühle und auf die beſonderſten Umſtände bezogen, kaum jemand anders intereſſiren konnten als mich ſelbſt.

Meine äußeren Verhältniſſe hatten ſich indeſſen nach Verlauf weniger Zeit gar ſehr verändert. Madame Böhme war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich geſtorben; ſie hatte mich zuletzt nicht mehr vor ſich gelaſſen. Ihr Mann konnte nicht ſonderlich mit mir zufrieden ſeyn; ich ſchien ihm nicht fleißig genug und zu leichtſinnig. Beſonders nahm er es mir ſehr übel, als ihm verrathen wurde, daß ich im deutſchen Staatsrechte, anſtatt gehörig nachzuſchreiben, die darin aufgeführten Perſonen, als den Kammerrichter, die Präſidenten und Beiſitzer, mit ſeltſamen Perrücken an dem Rand meines Heftes abgebildet und durch dieſe Poſſen meine aufmerkſamen Nachbarn zerſtreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verluſt ſeiner Frau noch eingezogener als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um ſeinen Verwürfen auszuweichen. Beſonders aber war es ein Unglück, daß Gellert ſich nicht der Gewalt bedienen wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er nicht Zeit den Beichtvater zu machen, und ſich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen: daher nahm er die Sache ſehr im ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anſtalten zu bezwingen; deßwegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor ſich ließ, mit geſenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen? wer unſer Beichtvater ſey,

Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben ſo von der Frau Mama
Die allerſchönſten Rittergüter.

Das nenn' ich doch originale Gemüther.

Krittler.

Ein unverſchämter Naſeweis,
Der, was er durch Stahlarbeitersfleiß
Auf dem Laden künſtlich liegen ſah,
Dacht', es wär' für ihn alleine da:
So tatſcht' er dem geduldigen Mann
Die blanken Waaren ſämmtlich an
Und ſchätzte ſie, nach Dünkelsrecht,
Das Schlechte hoch, das Gute ſchlecht,
Getroſt, zufriednen Angeſichts;
Dann ging er weg und kaufte nichts.

Den Kramer das zuletzt verdroß,
Und macht ein ſtählern künſtlich Schloß
Zur rechten Stunde glühend heiß.
Da ruft gleich unſer Naſeweis:
„Wer wird ſo ſchlechte Waare kaufen!
Der Stahl iſt ſchändlich angelaufen.“
Und tappt auch gleich recht läppiſch drein
Und fängt erbärmlich an zu ſchrein.
Der Kramer fragt: was iſt denn das?
Der Quidam ſchreit: „Ein froſtiger Spaß!“

---

und ob wir das heilige Abendmahl genössen? Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin den Mann herzlich lieb zu haben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, aus meiner frühern Jugend etwas nachzuholen, um anschaulich zu machen, wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zusammenhang behandelt werden müssen, wenn sie sich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweisen soll. Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Consequenz, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinden bilden oder ohne kirchlichen Zusammenhang neben einander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben. So klagte man schon vor geraumer Zeit, die Kirchgänger verminderten sich von Jahr zu Jahr und in eben den Verhältniß die Personen, welche den Genuß des Nachtmahls verlangten. Was beides, besonders aber das letztere betrifft, liegt die Ursache sehr nah; doch wer wagt sie auszusprechen? Wir wollen es versuchen.

In sittlichen und religiösen Dingen, ebensowohl als in physischen und bürgerlichen mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreife thun: eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden seyn. Fehlt es dem protestantischen Cultus im ganzen an Fülle, so untersuche man das einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur Eins, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl; denn die Taufe sieht er nur an andern vollbringen, und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sacramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahle sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Dieser Sinn ist mit allen christlichen Kirchen eben derselbe, es werde nun das Sacrament in mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accomodation an das, was verständlich ist, genossen: immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen

letzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sacrament dürfte aber nicht allein stehen; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sacramentalische Sinn in ihm genährt ist: er muß gewohnt seyn, die innere Religion des Herzens und die der äußern Kirche, als vollkommen Eins anzusehen, als das große allgemeine Sacrament, das sich wieder in so viel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar sich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze; der Priester spricht seinen Segen darüber aus, und das Band ist unauflöslich. Es währt nicht lange, so bringen diese Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars; es wird mit heiligem Wasser gereinigt und der Kirche dergestalt einverleibt, daß es diese Wohlthat nur durch den ungeheuersten Abfall verscherzen kann. Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dieß vollständig geschehen sey, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schooß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Menschen manches Wunderliche begegnet: durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern aussehe, und immerfort wird noch von Lehren und von Uebertretungen die Rede seyn; aber die Strafe soll nicht mehr stattfinden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religiöser Forderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und seine Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen, und ihn zuletzt durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld zu beseligen, und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere sacramentliche Handlungen, welche sich wieder bei genauerer Ansicht in sacramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieses hohen Acts noch gesteigert werde, sieht

er den Kelch nur in der Ferne: es ist kein gemeines Essen und Trinken, das befriedigt, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan sey; selbst der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdischen Verhältnissen gewöhnen wir uns zuletzt auf uns selber zu stehen, und auch da wollen nicht immer Kenntnisse, Verstand und Charakter hinreichen; in himmlischen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das sich oft selbst nicht einmal recht zu Hause findet, wird noch überdieß von so viel Aeußern bedrängt, daß unser eigenes Vermögen wohl schwerlich alles darreicht, was zu Rath, Trost und Hülfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet, findet sich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und stets harrt ein einsichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weisen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben so erprobt worden, soll an der Pforte des Todes alle seine Heilkräfte zehnfach thätig erweisen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene symbolischen, deutsamen Versicherungen mit Inbrunst an, und ihm wird da, wo jede irdische Garantie verschwindet, durch eine himmlische für alle Ewigkeit ein seliges Daseyn zugesichert: er fühlt sich entschieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne sich mit einem verklärten Leib zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sey, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen, selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren; ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstoßen. Und so ist durch einen glänzenden Cirkel gleich würdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinander gerückt liegen, in einem stätigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden, da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehen,

welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den andern übertragen, und das größte Gut, das ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen, noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nöthig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehen, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgend eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und so tritt der Priester in der Reihe seiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreise seiner Mitgefalbten, den höchsten Segnenden darstellend, um so herrlicher auf, als es nicht er ist, den wir verehren, sondern sein Amt, nicht sein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, sondern der Segen, den er ertheilt, und der um desto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen scheint, weil ihn das irdische Werkzeug nicht einmal durch sündhaftes, ja lasterhaftes Wesen schwächen oder gar entkräften könnte.

Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für canonisch erklärt werden! Und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten!

Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner; aber von alle dem erntete ich keine Frucht: denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem ältern Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut, und las gemüth- und sinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Ueberzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben in diesem wichtigen Falle durch trockenen geistlosen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhle nahen sollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt; und gerade das Bewußtseyn verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag, und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seyen, weil wir im Beichtstuhl nichts besonderes zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schicklich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die seltsamsten religiösen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit berichtigt hätte. Da nun dieses nicht seyn sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen Manne dasjenige im allgemeinen bekennen sollte, was mir im einzelnen zu sagen verboten war. Aber als ich in das alte Barfüßer-Chor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Acte einzufinden pflegten, als mir der Glöckner die Thür eröffnete und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem engen Raume eingesperrt sah, und er mich mit seiner schwachen näselnden Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens; die wohl memorirte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war, daß ein jeder sie ganz geruhig hätte aussprechen können. Ich empfing die Absolution, und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tische des Herrn, und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bei mir das Uebel hervor, welches aus unserer durch mancherlei Dogmen complicirten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion bedenkliche Menschen dergestalt anfällt, daß es hypochondrische Zustände nach sich zieht, und diese bis zu ihrem höchsten Gipfel, zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die, bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise, sich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von der Angst solche begangen zu haben, nicht losmachen konnten.

Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheuern Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht, das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar, und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte, und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Dieser düstere Scrupel quälte mich dergestalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Ansehen dadurch gewann, und ich mich, sobald ich Leipzig erreicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte. Wie drückend mußten mir daher Gellerts Anmahnungen werden, den ich, bei seiner ohnehin lakonischen Behandlungsart, womit er unsere Zudringlichkeit abzulehnen genöthigt war, mit solchen wunderlichen Fragen nicht belästigen wollte, um so weniger, als ich mich derselben in heiteren Stunden selbst schämte, und zuletzt diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ!

Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüth eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas und sich dadurch gegen das Publicum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren so lange Zeit schon das Fundament der deutschen sittlichen Cultur, und jedermann wünschte sehnlich jenes Werk gedruckt zu sehen, und da dieses nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vertragen zu hören. Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edeln Mannes an unserm Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen

und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um so weniger, als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines durchreisenden Franzosen, der sich nach den Maximen und Gesinnungen des Mannes erkundigte, welcher einen so ungeheuern Zulauf hatte. Als wir ihm den nöthigen Bericht gegeben, schüttelte er den Kopf und sagte lächelnd: **Laissez le faire, il nous forme des dupes.**

Und so wußte denn auch die gute Gesellschaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den sittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Täuen, die ihm besonders empfohlen waren, besser als die übrigen Studirenden unterrichte und eine ausgezeichnete Sorge für sie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Nepotismus angerechnet, daß er eben für diese jungen Männer einen Mittagstisch bei seinem Bruder einrichten lassen. Dieser, ein großer, ansehnlicher, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann, sollte Fechtmeister gewesen seyn und, bei allzugroßer Nachsicht seines Bruders, die edeln Tischgenossen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen, und zerrte so den guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm sehen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf das beste, wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieses Pferd hatte ihm der Kurfürst geschenkt, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nöthigen Bewegung zu verbinden — eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.

Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten und besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln sollte.

Friedrich der Zweite stand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher sehr befremdend vorkommen, daß ich ihn so wenig vor den Einwohnern von Leipzig als sonst in meinem großväterlichen Hause loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges schwer gefühlt, und es war ihnen

deßhalb nicht zu verargen, daß sie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das beste dachten: sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sey keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten; und wenn man weder Länder noch Geld noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Plane und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. So lange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sey nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genöthigt gewesen eben diese Fehler wieder gut zu machen; und bloß daher sey er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbige Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begeht, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den siebenjährigen Krieg nur Schritt für Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst Schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu läugnen wußte, und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug: hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perrücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus als den Degen an der Seite und den Hut unterm Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben die Zeit zu verderben oder vielmehr, die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles was er that, mußte mit Langsamkeit und

einem gewiſſen Anſtand geſchehen, den man affectirt hätte nennen können, wenn Behriſch nicht ſchon von Natur etwas Affectirtes in ſeiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzoſen, auch ſprach und ſchrieb er ſehr gut und leicht franzöſiſch. Seine größte Luſt war, ſich ernſthaft mit poſſenhaften Dingen zu beſchäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins unendliche zu verfolgen. So trug er ſich beſtändig grau, und weil die verſchiedenen Theile ſeines Anzugs von verſchiedenen Zeugen und alſo auch Schattirungen waren, ſo konnte er Tage lang darauf ſinnen, wie er ſich noch ein Grau mehr auf den Leib ſchaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beſchämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Strafpredigten über unſern Mangel an Erfindungskraft und über unſern Unglauben an ſeine Talente.

Uebrigens hatte er gute Studien, war beſonders in den neueren Sprachen und ihren Literaturen bewandert und ſchrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er ſehr gewogen, und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war mit älteren Perſonen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente auch ihm zur beſondern Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu ſchaffen machte. In der Dichtkunſt hatte er dasjenige, was man Geſchmack nannte, ein gewiſſes allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zuläſſige; doch war ſein Urtheil mehr tadelnd, und er zerſtörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftſteller bei mir hegte, durch liebloſe Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieſes und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachſicht auf und ließ mich gewähren, nur unter der Bedingung, daß ich nichts ſollte drucken laſſen. Er verſprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, ſelbſt abſchreiben und in einem ſchönen Bande mir verehren wolle. Dieſes Unternehmen gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichſten Zeitverderb. Denn ehe er das rechte Papier finden, ehe er mit ſich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift beſtimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeſchafft, geſchnitten und Tuſche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das mindeſte geſchehen wäre. Mit eben ſolchen Umſtänden begab er ſich denn jedesmal ans Schreiben,

und brachte wirklich nach und nach ein allerliebstes Manuscript zusammen. Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzurühmen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sey, gab abermals Veranlassung die schönsten Stunden durchzubringen. Indessen war sein Umgang wegen der schönen Kenntnisse, die er besaß, doch immer im stillen lehrreich und, weil er mein unruhiges heftiges Wesen zu dämpfen wußte, auch im sittlichen Sinne für mich ganz heilsam. Auch hatte er einen ganz besondern Widerwillen gegen das Rohe, und seine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Gegen seine Landsleute erlaubte er sich eine fragenhafte Abneigung, und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen; wie er denn an dem Aeußern eines jeden etwas auszusetzen fand. So konnte er sich, wenn wir zusammen am Fenster lagen, Stunden lang beschäftigen, die Vorübergehenden zu recensiren, und wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistentheils auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre sich zu verbilden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindesten behaft gewesen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unserer Seite zu quälen, wenn wir versicherten, daß man ihn nach seinem Aeußern, wo nicht für einen französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu stundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusetzen pflegte, der zwischen ihm und einem alten Franzosen obwalte. Hierbei bürdete er uns

Kläffer.

Wir reiten in die Kreuz' und Quer'
Nach Freuden und Geſchäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und billt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unſerm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und ſeines Bellens lauter Schall
Beweiſ't nur, daß wir reiten.

Celebrität.

Auf groſſen und auf kleinen Brucken
Stehn vielgeſtaltete Nepomucken
Von Erz, von Holz, gemalt, von Stein,
Coloſſiſch hoch, und puppiſch klein.
Jeder hat ſeine Andacht davor,
Weil Nepomuck auf der Brucken das Leben verlor.

Iſt einer nun mit Kopf und Ohren
Einmal zum Heiligen auserkoren,
Oder hat er unter Henkershänden
Erbärmlich müſſen das Leben enden;
So iſt er zur Qualität gelangt,
Daß er gar weit im Bilde prangt.
Kupferſtich, Holzſchnitt thun ſich eilen,
Ihn allen Welten mitzutheilen;
Und jede Geſtalt wird wohl empfangen,
Thut ſie mit ſeinem Namen prangen:

gewöhnlich allerlei ungeſchickte Vorſchläge auf, die wir ihm zu Veränderung und Modificirung ſeiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um deſto eifriger trieb, als die Abſchrift ſchöner und ſorgfältiger vorrückte, neigte ſich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenſtände auch nicht immer bedeutend ſeyn konnten, ſo ſuchte ich ſie doch immer rein und ſcharf auszudrücken, um ſo mehr als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tuſche auf holländiſch Papier ſchreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anſtrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüſſiges verſchwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuſchlagen, und umſtändlich auseinander zu ſetzen, was an dieſer oder jener Stelle nicht ſtehen dürfe, und uns glücklich zu preiſen, daß es wirklich nicht da ſtehe. Er ſprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerei, agirte den Setzer, ſpottete über deſſen Gebärden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus dieſem Manöver alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anſtand und die edle Stellung eines Schreibenden, und ſetzte ſich ſogleich hin, um ſie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich ausſchalt, daß wir uns nicht nach ſeinem Beiſpiel und Muſter eben ſo am Schreibtiſch betrügen. Nun kam er wieder auf den Contraſt mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das oberſte zu unterſt, und zeigte wie unanſtändig es ſey, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu ſchreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Mit ſolchen unſchädlichen Thorheiten vergeudeten wir die ſchöne Zeit, wobei keinem eingefallen wäre, daß aus unſerm Kreis zufällig etwas ausgehen würde, das allgemeine Senſation erregen und uns nicht in den beſten Leumund bringen ſollte.

Gellert mochte wenig Freude an ſeinem Practicum haben, und wenn er allenfalls Luſt empfand, einige Anleitung im proſaiſchen und poetiſchen Styl zu geben, ſo that er es privatiſſime nur wenigen, unter die wir uns nicht zählen durften. Die Lücke, die ſich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Profeſſor Clodius auszufüllen, der ſich im Literariſchen, Kritiſchen und Poetiſchen einigen Ruf erworben hatte, und als ein junger, munterer, zuthätiger Mann ſowohl bei der Akademie als in der Stadt, viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene

Stunde wies uns Gellert selbst, und was die Hauptsache betraf, so merkten wir wenig Unterschied. Auch er kritisirte nur das einzelne, corrigirte gleichfalls mit rother Tinte, und man befand sich in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Rechte zu suchen sey. Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten gebracht, die er nicht übel behandelte. Allein gerade zu jener Zeit schrieb man mir von Hause, daß ich auf die Hochzeit meines Oheims nothwendig ein Gedicht liefern müsse. Ich fühlte mich so weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein ähnliches Freude gemacht hätte, und da ich der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das beste herauszustutzen. Ich versammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen; und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmanns wohl schickte. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen überworfen; doch ein schelmischer Streich, den Amor der letztern spielte, ließ jene den Proceß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hause darüber ein schönes Belobungsschreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen. Allein hier hatte ich's schlecht getroffen: er nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, so erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Mißbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig, und hatte zwar im einzelnen der rothen Tinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar anonym vorgelesen und recensirt; allein man faßte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß diese verunglückte Götterversammlung mein Werk gewesen sey. Da mir jedoch seine Kritik, wenn ich seinen Standpunkt annahm, ganz richtig zu seyn schien, und jene Gottheiten, näher besehen, freilich nur hohle Scheingestalten waren, so verwünschte ich den gesammten Olymp, warf das ganze mythische Pantheon weg, und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Personen, welche sich Behrisch zu Zielscheiben seines Witzes erlesen hatte, stand gerade Clodius oben an; auch war es nicht schwer, ihm eine komische Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur war er in seinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in seinen Aeußerungen und unstät in seinem Betragen. Durch alles dieß unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch wegen seiner guten Eigenschaften und der schönen Hoffnungen, die er gab, recht gern gelten ließen.

Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche sich bei feierlichen Gelegenheiten nothwendig machten. Er folgte in der sogenannten Ode der Art, deren sich Ramler bediente, den sie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte sich als Nachahmer besonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramler'schen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten, der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Handlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut. Bei Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war den Geist auf irgend eine Weise zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anstößig, daß er, der uns die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich fest in unser Gedächtniß, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel zu versammeln. Gedacht, gethan! Und so stehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauses mit Bleistift angeschrieben wurde:

O Hendel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffees Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:

Auch ohne Diadem fand Hendel hier ſein Glück,
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroſchenſtück.
Glänzt deine Urn' dereinſt in mäjeſtät'ſchem Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb'! dein Torus ſey von edler Brut ein Neſt!
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnaſſus feſt!
Kein Phalanx Griechenlands mit römiſchen Balliſten
Vermög' Germanien und Hendeln zu verwüſten.
Dein Wohl iſt unſer Stolz, dein Leiden unſer Schmerz,
Und Hendels Tempel iſt der Muſenſöhne Herz.

Dieſes Gedicht ſtand lange Zeit unter ſo vielen andern, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugſam daran ergötzt hatten, vergaßen es ganz und gar über andern Dingen. Geraume Zeit hernach trat Clodius mit ſeinem Medon hervor, deſſen Weisheit, Großmuth und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, ſo ſehr auch die erſte Vorſtellung des Stücks beklatſcht wurde. Ich machte gleich Abends, als wir zuſammen in unſer Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelverſen, wo Harlekin mit zwei großen Säcken auftritt, ſie an beide Seiten des Proſceniums ſtellt und nach verſchiedenen vorläufigen Späßen den Zuſchauern vertraut, daß in den beiden Säcken moraliſch-äſthetiſcher Sand befindlich ſey, den ihnen die Schauſpieler ſehr häufig in die Augen werfen würden: der eine ſey nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts koſteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Geſinnungen, die nichts hinter ſich hätten. Er entfernte ſich ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuſchauer ernſtlich, ſich an ſeine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte ſie, wie er immer ihr Freund geweſen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieſer Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer geſpielt, doch blieb der Spaß ganz unter uns; es ward nicht einmal eine Abſchrift genommen und das Papier verlor ſich bald. Horn jedoch, der den Harlekin ganz artig vorgeſtellt hatte, ließ ſich's einfallen, mein Gedicht an Hendel um mehrere Verſe zu erweitern und es zunächſt auf den Medon zu beziehen. Er las es uns vor, und wir konnten keine Freude daran haben, weil wir die Zuſätze nicht eben geiſtreich fanden, und das erſte, in einem ganz andern

Sinn geschriebene Gedicht uns entstellt vorkam. Der Freund, unzufrieden über unsere Gleichgültigkeit, ja unsern Tadel, mochte es andern vorgezeigt haben, die es neu und lustig fanden. Nun machte man Abschriften davon, denen der Ruf des Clodius'schen Medon sogleich eine schnelle Publicität verschaffte. Allgemeine Mißbilligung erfolgte hierauf, und die Urheber — man hatte bald erfahren, daß es aus unserer Clique hervorgegangen war — wurden höchlich getadelt: denn seit Cronegks und Rosts Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht wieder vorgekommen. Wir hatten uns ohnehin früher schon zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der Schuhus gegen die übrigen Vögel. Auch in Dresden mochte man die Sache nicht gut finden, und sie hatte für uns wo nicht unangenehme, doch ernste Folgen. Der Graf Lindenau war schon eine Zeit lang mit dem Hofmeister seines Sohnes nicht ganz zufrieden. Denn obgleich der junge Mann keineswegs vernachlässigt wurde und Behrisch sich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder wenigstens daneben hielt, wenn die Lehrmeister ihre täglichen Stunden gaben, die Collegia mit ihm sehr ordentlich frequentirte, bei Tage nicht ohne ihn ausging, auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete, so waren wir andern doch auch immer in Apels Hause zu finden und zogen mit, wenn man lustwandelte; das machte schon einiges Aufsehen. Behrisch gewöhnte sich auch an uns, gab zuletzt meistentheils Abends gegen neun Uhr seinen Zögling in die Hände des Kammerdieners und suchte uns im Weinhause auf, wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm zu kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins unendliche. So hatte zum Beispiel einer unserer Freunde die Gewohnheit Punkt Zehn wegzugehen, weil er mit einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Wir vermißten ihn ungern, und Behrisch nahm sich eines Abends, wo wir sehr vergnügt zusammen waren, im stillen vor, ihn dießmal nicht wegzulassen. Mit dem Schlage Zehn stand jener auf und empfahl sich. Behrisch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mit gehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigste Weise erst nach seinem Degen zu suchen, der doch ganz vor den Augen stand, und gebärdete sich beim Anschnallen desselben so ungeschickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs so natürlich,

daß niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwischen die Beine kam, so entstand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein lustiger Geselle war, mit einstimmte, und Behrisch so lange gewähren ließ, bis die Schäferstunde vorüber war, da denn nun erst eine gemeinsame Lust und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicherweise hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen andern Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf; wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten gesehen, und wir lenkten auch wohl unsern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabei war. Dieses alles mochte zusammen aufgespart und dem Vater zuletzt berichtet worden seyn: genug, er suchte auf eine glimpfliche Weise den Hofmeister los zu werden, dem es jedoch zum Glück gereichte. Sein gutes Aeußeres, seine Kenntnisse und Talente, seine Rechtschaffenheit, an der niemand etwas auszusetzen wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Personen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde, und an dem Hofe eines in jeder Rücksicht trefflichen Fürsten ein solides Glück fand.

Der Verlust eines Freundes, wie Behrisch, war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Societät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm, je unzufriedener ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sey. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwärtigkeiten, die ich mir und andern, es sey nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle. Das gleiche sagte mir

wohl irgend ein Gutdenkender, der meine Produktionen ſah, beſonders wenn ſie ſich auf die Außenwelt bezogen. Ich beobachtete dieſe ſo gut ich konnte, fand aber daran wenig erbauliches, und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um ſie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Behrisch hatte ich manchmal zugeſetzt, er ſolle mir deutlich machen, was Erfahrung ſey? Weil er aber voller Thorheiten ſteckte, ſo vertröſtete er mich von einem Tage zum andern und eröffnete mir zuletzt nach großen Vorbereitungen, die wahre Erfahrung ſey ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrener die Erfahrung erfahrend erfahren müſſe. Wenn wir ihn hierüber äußerſt ausſchalten und zur Rede ſetzten, ſo verſicherte er, hinter dieſen Worten ſtecke ein großes Geheimniß, das wir alsdann erſt begreifen würden, wenn wir erfahren hätten — und immer ſo weiter: denn es koſtete ihm nichts, Viertelſtunden lang ſo fortzuſprechen, da denn das Erfahren immer erfahrener und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werden würde. Wollten wir über ſolche Poſſen verzweifeln, ſo betheuerte er, daß er dieſe Art ſich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neueſten und größten Schriftſtellern gelernt, welche uns aufmerkſam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im ſtillen immer ſtiller werden könnte.

Zufälligerweiſe rühmte man in guter Geſellſchaft einen Officier, der ſich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrenen Mann, der den ſiebenjährigen Krieg mitgefochten und ſich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht ſchwer, mich ihm zu nähern, und wir ſpazierten öfters mit einander. Der Begriff von Erfahrung war beinahe fix in meinem Gehirne geworden, und das Bedürfniß, mir ihn klar zu machen, leidenſchaftlich. Offenmüthig wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir im Gefolg meiner Fragen etwas von ſeinem Leben und von der nächſten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig Beſſeres herauskam, als daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unſere beſten Gedanken, Wünſche und Vorſätze unerreichbar ſeyen, und daß man denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und ſie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrenen Menſchen halte.

Da er jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, ſo verſicherte er mir, er habe dieſe Grillen ſelbſt noch nicht ganz aufgegeben, und befinde ſich bei dem wenigen Glauben, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig

geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweise im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, besonders in sofern er Antheil daran genommen; da denn diese ungeheuern Ereignisse, indem sie auf ein einzelnes Individuum bezogen wurden, ein gar wunderliches Ansehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher bestandenen Hofverhältnisse, welche ganz mährchenhaft zu seyn schienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke Augusts des Zweiten, den vielen Kindern desselben und seinem ungeheuern Aufwand, sodann von des Nachfolgers Kunst- und Sammlungslust, vom Grafen Brühl und dessen gränzenloser Prunkliebe, deren einzelnes beinahe abgeschmackt erschien, von so viel Festen und Prachtergötzungen, welche sämmtlich durch den Einfall Friedrichs in Sachsen abgeschnitten worden. Nun lagen die königlichen Schlösser zerstört, die Brühlschen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem nur ein sehr beschädigtes herrliches Land übrig geblieben.

Als er mich über jenen unsinnigen Genuß des Glücks verwundert, und sodann über das erfolgte Unglück betrübt sah, und mich bedeutete, wie man von einem erfahrenen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erstaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen solle, so fühlte ich große Lust, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn bestärkte, und recht angelegentlich bat, ich möchte mich bis auf weiteres immer an die angenehmen Erfahrungen halten, und die unangenehmen so viel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich mir aufdringen sollten. Einst aber, als wieder im allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene possenhaften Phrasen des Freundes Behrisch erzählte, schüttelte er lächelnd den Kopf, und sagte: Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen.

Und als ich in ihn drang, versetzte er mit seiner verständig heitern Weise: Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund commentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts anders sey, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft.

Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Behrisch unendlich verschieden, konnte doch in einem gewissen Sinne mit ihm verglichen werden; ich meine Oefern, welcher auch unter diejenigen Menschen gehörte, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Seine Freunde selbst bekannten im stillen, daß er, bei einem sehr schönen Naturell, seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, deßwegen er auch nie dahin gelangt sey, die Kunst mit vollkommener Technik auszuüben. Doch schien ein gewisser Fleiß seinem Alter vorbehalten zu seyn, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Director er war, fand man sodann links, hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen dunkeln Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man so eben hergegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der spätern italiänischen Schule, von Meistern, deren Anmuth er höchlich zu preisen pflegte. Da ich Privatstunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, so war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in sein daranstoßendes inneres Cabinet, welches zugleich seine wenigen Bücher, Kunst- und Naturaliensammlungen, und was ihn sonst zunächst interessiren mochte, enthielt. Alles war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr vieles umfaßte, die Möbeln, Schränke, Portefeuilles

elegant, ohne Ziererei oder Ueberfluß. So war auch das erste was er uns empfahl, und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks zeigte er uns dergleichen in Kupfer gestochene und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit besseren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbeln sowohl als anderer Zimmerumgebungen; und weil alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns seine Gesinnungen praktisch sehen zu lassen, indem er sowohl bei Privat- als Regimentspersonen in gutem Ansehen stand, und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt schien er geneigter zu seyn, etwas gelegentlich, zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für sich bestehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte; deßhalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten; wie denn die Vignetten zu Winckelmanns ersten Schriften von ihm radirt sind. Oft aber machte er nur sehr skizzenhafte Zeichnungen, in welche sich Geyser ganz gut zu schicken verstand. Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu sagen, Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbrevirenden Manier meistentheils das Ansehen von Lazaroni erhielten. Da er seine Compositionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Massen berechnete, so nahmen sie sich im ganzen gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eigenen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht seyn konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Gränze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja seinen besten Arbeiten ist

Wie es denn auch dem Herren Chriſt
Nicht ein Haar beſſer geworden iſt.
Merkwürdig für die Menſchenkinder,
Halb Heiliger, halb armer Sünder,
Sehn wir Herrn Werther auch allda
Prangen in Holzſchnitts-gloria.
Das zeugt erſt recht von ſeinem Werthe,
Daß mit erbärmlicher Gebärde
Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen,
Wird in Wirthsſtuben aufgehangen.
Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
„Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!“
Und jeder ſpricht bei Bier und Brod:
„Gott ſey's gedankt: nicht wir ſind todt!“

Pfaffenſpiel.

In einer Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung ſteht,
Da, wo ſich nämlich Katholiken
Und Proteſtanten in einander ſchicken,
Und, wie's von Vätern war erprobt,
Jeder Gott auf ſeine Weiſe lobt;
Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Geſang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethaner:
Denn alles war doch gar zu ſchön,
Bunter und luſtiger anzuſehn.

ſtets ein humoriſtiſcher Anſtrich verliehen. War das Publicum mit ſolchen Dingen nicht immer zufrieden, ſo rächte er ſich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So ſtellte er ſpäter in dem Vorzimmer des großen Concertſaales eine ideale Frauenfigur ſeiner Art vor, die eine Lichtſcheere nach einer Kerze hinbewegte, und er freute ſich außerordentlich, wenn er veranlaſſen konnte, daß man über die Frage ſtritt, ob dieſe ſeltſame Muſe das Licht zu putzen oder auszulöſchen gedenke? wo er denn allerlei neckiſche Beigedanken ſchelmiſch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters zu meiner Zeit das größte Aufſehen, in welchem ſein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oefer hatte die Muſen aus den Wolken, auf denen ſie bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ſchweben, auf die Erde verſetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms ſchmückten die Statuen des Sophokles und Ariſtophanes, um welche ſich alle neuern Schauſpieldichter verſammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künſte gleichfalls gegenwärtig, und alles würdig und ſchön. Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die freie Mitte ſah man das Portal des fernſtehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwiſchen beiden obengedachten Gruppen, ohne ſich um ſie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man ſah ihn daher im Rücken, er war nicht beſonders ausgezeichnet. Dieſer nun ſollte Shakſpeare bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne ſich um die Muſter zu bekümmern, auf ſeine eigene Hand der Unſterblichkeit entgegengehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieſes Werk vollbracht. Wir verſammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daſelbſt die Aushängebogen von Muſarion vorgeleſen.

Was mich betraf, ſo rückte ich in Ausübung der Kunſt keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unſern Geiſt und unſern Geſchmack; aber ſeine eigene Zeichnung war zu unbeſtimmt, als daß ſie mich, der ich an den Gegenſtänden der Kunſt und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer ſtrengen und entſchiedenen Ausübung anleiten ſollen. Von den Geſichtern und Körpern ſelbſt überlieferte er uns mehr die Anſichten als die Formen, mehr die Gebärden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Geſtalten, und verlangte, wir ſollten ſie in uns lebendig werden laſſen. Das wäre denn auch ſchön und recht geweſen, wenn er nicht bloß Anfänger vor ſich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein

vorzügliches Talent zum Unterricht wohl absprechen, so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr gescheidt und weltklug sey, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes ihn in einem höhern Sinne recht eigentlich zum Lehrer qualificire. Die Mängel, an denen jeder litt, sah er recht gut ein: er verschmähte jedoch, sie direct zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirect sehr lakonisch an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einsicht schnell um vieles weiter. So hatte ich zum Beispiel auf blaues Papier einen Blumenstrauß nach einer vorhandenen Vorschrift mit schwarzer und weißer Kreide sehr sorgfältig ausgeführt und theils mit Wischen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben gesucht. Nachdem ich mich lange dergestalt bemüht, trat er einstens hinter mich und sagte: Mehr Papier! worauf er sich sogleich entfernte. Mein Nachbar und ich zerbrachen uns den Kopf, was das heißen könne: denn mein Bouquet hatte auf einem großen halben Bogen Raum genug um sich her. Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich seinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerstört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Perspective, von Licht und Schatten zwar genugsam, doch immer nur so zu unterrichten, daß wir uns anzustrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu treffen. Wahrscheinlich war seine Absicht, an uns, die wir doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden, und uns mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen sollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war — denn es machte mir nichts Vergnügen als was mich anflog — so wurde ich nach und nach wo nicht lässig, doch mißmuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach seiner Weise zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war das Leben der Maler von d'Argenville ins Deutsche übersetzt: ich erhielt es ganz frisch und studirte es emsig genug. Dieß schien Oefern zu gefallen und er verschaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Portefeuille zu sehen, und leitete uns dadurch zur Geschichte der Kunst ein. Aber auch diese Uebungen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn

haben mochte. Die mancherlei Gegenſtände, welche ich von den Künſtlern behandelt ſah, erweckten das poetiſche Talent in mir, und wie man ja wohl ein Kupfer zu einem Gedicht macht, ſo machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgeſtellten Perſonen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zuſtande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte und ſo mich gewöhnte, die Künſte in Verbindung mit einander zu betrachten. Ja ſelbſt die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beſchreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Beſinnung kam, nützlich, indem ſie mich auf den Unterſchied der Künſte aufmerkſam machten. Von ſolchen kleinen Dingen ſtanden mehrere in der Sammlung, welche Behriſch veranſtaltet hatte; es iſt aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunſt- und Geſchmackselement, worin Oeſer lebte und auf welchem man ſelbſt, in ſofern man ihn fleißig beſuchte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreulicher, daß er ſich gern abgeſchiedener oder abweſender Männer erinnerte, mit denen er in Verhältniß geſtanden hatte oder ſolches noch immer fort erhielt; wie er denn, wenn er jemand einmal ſeine Achtung geſchenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denſelben blieb und ſich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzoſen vorzüglich Caylus hatten rühmen hören, machte er uns auch mit deutſchen, in dieſem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Profeſſor Chriſt als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter der Kunſt ſchöne Dienſte geleiſtet und ſeine Gelehrſamkeit zu wahrer Förderung derſelben angewendet habe. Heinecken dagegen durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er ſich mit den allzukindlichen Anfängen der deutſchen Kunſt, welche Oeſer wenig ſchätzte, gar zu emſig abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann unſäuberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lipperts Bemühungen jedoch ward unſere Aufmerkſamkeit kräftig hingeleitet, indem unſer Lehrer das Verdienſt derſelben genugſam herauszuſetzen wußte. Denn obgleich, ſagte er, die Statuen und größern Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunſtkenntniß blieben, ſo ſehen ſie doch ſowohl im Original als Abguß ſelten zu ſehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienſt, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zuſammenſtellung,

geſchmackvolle Behandlung auffallender und begreiflicher werde, auch bei ſo großer Menge die Vergleichung eher möglich ſey. Indem wir uns nun damit ſo viel als erlaubt war, beſchäftigten, ſo wurde auf das hohe Kunſtleben Winckelmanns in Italien hingedeutet, und wir nahmen deſſen erſte Schriften mit Andacht in die Hände: denn Oeſer hatte eine leidenſchaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen vermochte. Das Problematiſche jener kleinen Aufſätze, die ſich noch dazu durch Ironie ſelbſt verwirren und ſich auf ganz ſpecielle Meinungen und Ereigniſſe beziehen, vermochten wir zwar nicht zu entziffern, allein weil Oeſer viel Einfluß darauf gehabt, und er das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geſchmackvollen und Angenehmen auch uns unabläſſig überlieferte, ſo fanden wir den Sinn im allgemeinen wieder und dünkten uns bei ſolchen Auslegungen um deſto ſicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, aus derſelben Quelle zu ſchöpfen, aus der Winckelmann ſeinen erſten Durſt geſtillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere, im Guten und Rechten gleichgeſinnte, ſchon gebildete Männer daſelbſt neben einander wohnen. Dieſen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um ſo friedlicher, als ſich noch nicht ſo manche Entzweiungen des Urtheils hervorgethan hatten. Huber, Kupferſtichſammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienſt, daß er den Werth der deutſchen Literatur auch den Franzoſen bekannt zu machen gedachte. Kreuchauf, Liebhaber mit geübtem Blick, der, als Freund der ganzen Kunſtſocietät, alle Sammlungen für die ſeinigen anſehen konnte; Winkler, der die einſichtsvolle Freude, die er an ſeinen Schätzen hegte, ſehr gern mit andern theilte, mancher andere, der ſich anſchloß, alle lebten und wirkten nur in Einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, ſo oft ich auch, wenn ſie Kunſtwerke durchſahen, beiwohnen durfte, daß jemals ein Zwieſpalt entſtanden wäre. Immer kam billigerweiſe die Schule in Betracht, aus welcher der Künſtler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das beſondere Talent, das ihm die Natur verliehen, und der Grad, auf welchen er es in der Ausübung gebracht: da war keine Vorliebe weder für geiſtliche noch für weltliche Gegenſtände, für ländliche oder für ſtädtiſche, lebendige oder lebloſe; die Frage war immer nach dem Kunſtgemäßen.

Ob ſich nun gleich dieſe Liebhaber und Sammler nach ihrer Lage,

Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit mehr gegen die niederländische Schule richteten, so ward doch, indem man sein Auge an den unendlichen Verdiensten der nordwestlichen Künstler übte, ein sehnsuchtsvoll verehrender Blick nach Südosten immer offen gehalten.

Und so mußte die Universität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eigenen versäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte: auch ist mir der Eindruck jener Localitäten, in welchen ich so bedeutende Anregungen empfangen, immer höchst lieb und werth geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allen aber Oesers Wohnung, nicht weniger die Winkler'schen und Richter'schen Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem sich ältere unter einander von schon bekannten Dingen unterhalten, nur beiläufig unterrichtet wird, und welchem das schwerste Geschäft, das alles zurecht zu legen, dabei überlassen bleibt, muß sich in einer sehr peinlichen Lage befinden. Ich sah mich daher mit andern sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen sollte, dem wir schon so viel schuldig waren.

Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden, durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist: der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstere Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling seyn, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: Ut pictura, poesis, war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar; die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Gränze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die

Einbildungskraft, die ſich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten ſich uns alle Folgen dieſes herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und unterheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten mit einigem Mitleid auf das ſonſt ſo herrliche ſechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutſchen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines ſchellenbehangenen Narren, den Tod unter der Uniform eines klappernden Gerippes, ſo wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am meiſten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechſeln gleichgebildet. Hier konnten wir nun erſt den Triumph des Schönen höchlich feiern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben iſt, im Reich der Kunſt nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweiſen.

Die Herrlichkeit ſolcher Haupt- und Grundbegriffe erſcheint nur dem Gemüth, auf welches ſie ihre unendliche Wirkſamkeit ausüben, erſcheint nur der Zeit, in welcher ſie, erſehnt, im rechten Augenblick hervortreten. Da beſchäftigen ſich die, welchen mit ſolcher Nahrung gedient iſt, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit und erfreuen ſich eines überſchwenglichen Wachsthums, indeſſen es nicht an Menſchen fehlt, die ſich auf der Stelle einer ſolchen Wirkung widerſetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

Wie ſich aber Begriff und Anſchauung wechſelsweiſe fördern, ſo konnte ich dieſe neue Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entſtanden wäre, doch einmal bedeutende Kunſtwerke in größerer Maſſe zu erblicken. Ich entſchied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu beſuchen. An der nöthigen Baarſchaft fehlte es mir nicht; aber es waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Weſen noch ohne Noth vermehrte: denn ich hielt meinen Vorſatz vor jedermann geheim, weil ich die dortigen Kunſtſchätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünſchte und, wie ich meinte, mich von niemand wollte irre machen laſſen. Außer dieſem ward durch noch eine andere Wunderlichkeit eine ſo einfache Sache verwickelter.

Wir haben angeborene und anerzogene Schwächen, und es möchte

noch die Frage ſeyn, welche von beiden uns am meiſten zu ſchaffen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuſtänden bekannt machte und dazu manchen Anlaß gehabt hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerſte Abneigung gegen alle Gaſthöfe eingeflößt worden. Auf ſeinen Reiſen durch Italien, Frankreich und Deutſchland hatte ſich dieſe Geſinnung feſt bei ihm eingewurzelt. Ob er gleich ſelten in Bildern ſprach, und dieſelben nur, wenn er ſehr heiter war, zu Hülfe rief, ſo pflegte er doch manchmal zu wiederholen, in dem Thore eines Gaſthofs glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgeſpannt zu ſehen, ſo künſtlich, daß die Inſecten zwar hineinwärts, aber ſelbſt die privilegirten Wespen nicht ungerupft herausfliegen könnten. Es ſchien ihm etwas erſchreckliches, dafür, daß man ſeinen Gewohnheiten und allem, was einem lieb im Leben wäre, entſagte, und nach der Weiſe des Wirths und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müſſen. Er pries die Hoſpitalität alter Zeiten, und ſo ungern er ſonſt auch etwas Ungewohntes im Hauſe duldete, ſo übte er doch Gaſtfreundſchaft, beſonders an Künſtlern und Virtuoſen; wie denn Gevatter Seekatz immer ſein Quartier bei uns behielt, und Abel, der letzte Muſiker, welcher die Gambe mit Glück und Beifall behandelte, wohl aufgenommen und bewirthet wurde. Wie hätte ich mich nun mit ſolchen Jugendeindrücken, die bisher durch nichts ausgelöſcht worden, entſchließen können, in einer fremden Stadt einen Gaſthof zu betreten? Nichts wäre leichter geweſen, als bei guten Freunden ein Quartier zu finden; Hofrath Krebel, Aſſeſſor Hermann und andere hatten mir ſchon oft davon geſprochen: allein auch dieſen ſollte meine Reiſe ein Geheimniß bleiben, und ich gerieth auf den wunderlichſten Einfall.

Mein Stubennachbar, der fleißige Theologe, dem ſeine Augen leider immer mehr ablegten, hatte einen Verwandten in Dresden, einen Schuſter, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechſelte. Dieſer Mann war mir wegen ſeiner Aeußerungen ſchon längſt höchſt merkwürdig geworden, und die Ankunft eines ſeiner Briefe ward von uns immer feſtlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen ſeines die Blindheit befürchtenden Vetters erwiederte, war ganz eigen: denn er bemühte ſich nicht um Troſtgründe, welche immer ſchwer zu finden ſind; aber die heitere Art, womit er ſein eigenes enges, armes, mühſeliges Leben betrachtete, der Scherz, den er ſelbſt den Uebeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüſtliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für ſich ein Gut ſey, theilte ſich

demjenigen mit, der den Brief las, und versetzte ihn, wenigstens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthusiastisch wie ich war, hatte ich diesen Mann öfters verbindlich grüßen lassen, seine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunsch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieses alles vorausgesetzt, schien mir nichts natürlicher als ihn aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen, und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Candidat gab mir, nach einigem Widerstreben, einen mühsam geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden.

Ich suchte nach meinem Schuster und fand ihn bald in der Vorstadt. Auf seinem Schemel sitzend empfing er mich freundlich und sagte lächelnd, nachdem er den Brief gelesen: Ich sehe hieraus, junger Herr, daß ihr ein wunderlicher Christ seyd.

Wie das, Meister? versetzte ich.

Wunderlich ist nicht übel gemeint! fuhr er fort: man nennt jemand so, der sich nicht gleich ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem andern aber nicht.

Auf meine Bitte, mich aufzuklären, sagte er weiter: Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das ist schön, und diese Nachahmung des Herrn ist löblich. Sie sollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut herging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Sie wohl bei mir das Gegentheil finden könnten.

Dieser lustige Anfang setzte mich gleich in guten Humor, und wir neckten einander eine ziemliche Weile herum. Die Frau stand bedenklich, wie sie einen solchen Gast unterbringen und bewirthen solle? Auch hierüber hatte er sehr artige Einfälle, die sich nicht allein auf die Bibel, sondern auch auf Gottfrieds Chronik bezogen, und als wir einig waren, daß ich bleiben solle so gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirthin zum Aufheben und ersuchte sie, wenn etwas nöthig sey, sich daraus zu versehen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schalkheit zu verstehen gab, daß er nicht so abgebrannt sey, als er aussehen möchte, so entwaffnete ich ihn dadurch, daß ich sagte: Und wenn es auch nur wäre, um das Wasser in Wein zu verwandeln, so würde wohl, da heut zu

bräunliche Teint des Ganzen, magische Haltung, alles was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erstemal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtseyn übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich so eben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden, und fuhr fort mein Entzücken über manche köstliche Werke vorlaut auszusprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da sich bisher nur ein Unteraufseher mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der Galerie-Inspektor, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar manches aufmerksam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen schien. Ich fand diesen trefflichen Mann damals eben so thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch gesehen, und wie er sich noch heute erweist. Sein Bild hat sich mir mit jenen Kunstschätzen so in Eins verwoben, daß ich beide niemals gesondert erblicke, ja sein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir seine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten solche Werke nicht stumm und ohne wechselseitige Theilnahme betrachten kann, ihr Anblick vielmehr am ersten geeignet ist die Gemüther gegen einander zu eröffnen, so kam ich auch daselbst mit einem jungen Manne ins Gespräch, der sich in Dresden aufzuhalten und einer Legation anzugehören schien. Er lud mich ein, Abends in einen Gasthof zu kommen, wo sich eine muntere Gesellschaft versammle, und wo man, indem jeder eine mäßige Zeche bezahle, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Ich fand mich ein, ohne die Gesellschaft anzutreffen, und der Kellner setzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich bestellt, ein Compliment ausrichtete, wodurch dieser eine Entschuldigung, daß er etwas später kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zusatze, ich sollte mich an nichts stoßen was vorgehe; auch werde ich nichts weiter als meine eigene Zeche zu bezahlen haben. Ich wußte

Dieweil nun Affe, Menſch und Kind
Zur Nachahmung geboren ſind,
Erfanden wir, die Zeit zu kürzen,
Ein auserleſ'nes Pfaffenſpiel:
Zum Chorrock, der uns wohlgefiel,
Gaben die Schweſtern ihre Schürzen;
Handtücher mit Wirkwerk ſchön verziert,
Wurden zur Stola traveſtirt;
Die Mütze mußte den Biſchof zieren,
Von Goldpapier mit vielen Thieren.

So zogen wir nun im Ornat
Durch Haus und Garten früh und ſpat,
Und wiederholten ohne Schonen
Die ſämmtlichen heiligen Functionen:
Doch fehlte noch das beſte Stück.
Wir wußten wohl: ein prächtig Läuten
Habe hier am meiſten zu bedeuten;
Und nun begünſtigt uns das Glück:
Denn auf dem Boden hing ein Strick.
Wir ſind entzückt, und wie wir dieſen
Zum Glockenſtrang ſogleich erkieſen,
Ruht er nicht einen Augenblick:
Denn wechſelnd eilten wir Geſchwiſter,
Einer ward um den andern Küſter,
Ein jedes drängte ſich hinzu.
Das ging nun allerliebſt von ſtatten
Und weil wir keine Glocken hatten,
So ſangen wir Bum Baum dazu.

nicht, was ich aus diesen Worten machen sollte, aber die Spinnenweben meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte.

Die Gesellschaft versammelte sich; mein Bekannter stellte mich vor und ich durfte nicht lange aufmerken, so fand ich, daß es auf Mystification eines jungen Menschen hinausgehe, der als ein Neuling sich durch ein vorlautes anmaßliches Wesen auszeichnete: ich nahm mich daher gar sehr in Acht, daß man nicht etwa Lust finden möchte, mich zu seinem Gefährten auszuersehen. Bei Tische ward jene Absicht jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer stärker, und als man zuletzt seiner Geliebten zu Ehren gleichfalls ein Vivat angestimmt, so schwur jeder hoch und theuer, aus diesen Gläsern dürfe nun weiter kein Trunk geschehen: man warf sie hinter sich, und dieß war das Signal zu weit größeren Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz sachte, und der Kellner, indem er mir eine sehr billige Zeche abforderte, ersuchte mich wiederzukommen, da es nicht alle Abende so bunt hergehe.

Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht, als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unverschlossen, alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn mein immer mehr geübtes Auge sogleich das schönste Bild von Schalken erblickte, von dem ich mich nicht losmachen konnte, so daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken standen noch in den Pavillons des großen Gartens; ich lehnte ab sie zu sehen, so wie alles übrige was Dresden Köstliches enthielt, nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldesammlung selbst mir noch vieles verborgen bleiben müsse. So nahm ich den Werth der italiänischen Meister mehr auf Treu' und Glauben an, als daß ich mir eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirksam. Der materielle Eindruck ist es, der den Anfang selbst zu jeder höhern Liebhaberei macht.

Mit meinem Schuster vertrug ich mich ganz gut. Er war geistreich und mannichfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckischen Einfällen; jedoch ein Mensch, der sich glücklich preist und von andern

verlangt, daß sie das gleiche thun sollen, versetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Wiederholung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beschäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde, und auch meine Wirthin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.

So sollte mir denn auch, noch kurz vor meiner Abreise, etwas sehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittelung jenes jungen Mannes, der sich wieder bei mir in einigen Credit zu setzen wünschte, ward ich dem Director von Hagedorn vorgestellt, der mir seine Sammlung mit großer Güte verwies, und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlich ergötzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er besaß, ganz eigentlich verliebt, und fand daher selten an andern eine Theilnahme, wie er sie wünschte. Besonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Schwanefeld ganz übermäßig gefiel, daß ich dasselbe in jedem einzelnen Theile zu preisen und zu erheben nicht müde ward: denn gerade Landschaften, die mich an den schönen heitern Himmel, unter welchem ich herangewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was sonst für Gunst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Diese köstlichen, Geist und Sinn zur wahren Kunst vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigsten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerstörten und verödeten Zustand so mancher Straße Dresdens, durch die ich meinen Weg nahm. Die Mohrenstraße im Schutt, so wie die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche sah ich diese leidigen Trümmer zwischen die schöne städtische Ordnung hineingesät; da rühmte mir der Küster die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so unerwünschten Fall schon eingerichtet und bombenfest erbaut hatte. Der gute Sacristan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und sagte bedenklich lakonisch: Das hat der Feind gethan!

So kehrte ich nun zuletzt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück, und fand meine Freunde, die solche Abschweifungen von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Conjecturen, was meine

geheimnißvolle Reise wohl habe bedeuten sollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geschichte ganz ordentlich erzählte, erklärten sie mir solche für ein Mährchen und suchten scharfsinnig hinter das Räthsel zu kommen, das ich unter der Schusterherberge zu verhüllen muthwillig genug sey.

Hätten sie mir aber ins Herz sehen können, so würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben: denn die Wahrheit jenes alten Worts, Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen; und je mehr ich mich anstrengte, dasjenige was ich gesehen, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemäß waren, und eine gewisse Uebung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionirte Weise beschäftigten.

Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopfischen Hause. Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude auf dem neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon längst verheirathet, und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfters veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, so wie auch Eltern und Schwestern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen zur Hand, und begriff dadurch manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit die Oeser'schen Lehren angewendet zu sehen. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch. Wir trieben manches gemeinschaftlich, und

der älteste componirte einige meiner Lieder, die gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die bessern ausgezogen und zwischen meine übrigen kleinen Poesien eingeschaltet. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer schönen Bibliothek, die sich meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntniß erwarb. Ingleichen fand ich daselbst gute Kupferwerke, die das Alterthum darstellten, und setzte meine Studien auch von dieser Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine ansehnliche Schwefelsammlung beim Umziehen in Unordnung gerathen war. Ich brachte sie, so gut ich konnte, wieder zurecht und war genöthigt, dabei mich im Lippert und andern umzusehen. Einen Arzt, Dr. Reichel, gleichfalls einen Hausgenossen, consultirte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich wo nicht krank, doch unmustern fühlte; und so führten wir zusammen ein stilles anmuthiges Leben.

Nun sollte ich in diesem Hause noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in das Mansard der Kupferstecher Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein sehr fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er stach, wie Geyser, nach Oeserschen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte sehr sauber, so daß die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet herauskam, und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen würde, und nichts war vermögend ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht sein täglich vorgesetztes Pensum vollbracht hatte. So saß er an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesellschaft leisteten. Von diesen letzten ist die eine glücklich verheirathet und die andere eine vorzügliche Künstlerin; sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwischen den obern und untern Stockwerken und attachirte mich sehr an den Mann, der bei seinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor besaß und die Gutmüthigkeit selbst war.

Mich reizte die reinliche Technik dieser Kunstart, und ich gesellte mich zu ihm, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung

hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Figur, die mich abschreckte. Ich radirte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften nach Thiele und andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundiren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radiren selbst und zuletzt das Aetzen gab mannichfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte. Mir fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerksamkeit und selten daß mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Vorsicht genug, mich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und sie mögen wohl zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles versucht würde, in Holz geschnitten. Ich verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, und manches davon ward brauchbar gefunden.

Man lasse mich hier noch einiger Männer gedenken, welche sich in Leipzig aufhielten oder daselbst auf kurze Zeit verweilten. Kreissteuereinnehmer Weiße, in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geschätzt. Zwar wollten wir seine Theaterstücke nicht durchaus für musterhaft gelten lassen, ließen uns aber doch davon hinreißen und seine Opern, durch Hiller auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen. Schiebeler von Hamburg betrat dieselbige Bahn, und dessen Lisuard und Dariolette ward von uns gleichfalls begünstigt. Eschenburg, ein schöner junger Mann, nur um weniges älter als wir, zeichnete sich unter den Studirenden vortheilhaft aus. Zachariä ließ sich's einige Wochen bei uns gefallen und speiste, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an Einem Tische. Wir schätzten es, wie billig, für eine Ehre, wechselsweise durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlichern Nachtisch und ausgesuchtern Wein unserm Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir ich weiß nicht was im Kopf hatten: es beliebte uns ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu

stehen und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Alkernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.

Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Ansichten, die sich von Oefern herzuschreiben schienen, ja sogar Scherz und Grillen nach seiner Art und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so räthselhaften Schriften entstanden waren, ob wir es gleich dabei nicht sehr genau nahmen: denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet seyn, und es war nicht das leptemal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.

Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotz'schen Händel und Lessings Controversen schon darauf hindeuteten, daß diese Epoche sich bald schließen werde. Winckelmann genoß einer solchen allgemeinen, unangetasteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas Oeffentliches, das seiner wohlgefühlten Würde nicht gemäß schien. Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die bessern Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück und die neuen Ansichten, die er gab, verbreiteten sich über Wissenschaft und Leben. Der Fürst von Dessau hatte sich zu einer gleichen Achtung emporgeschwungen. Jung, wohl- und edeldenkend, hatte er sich auf seinen Reisen und sonst recht wünschenswerth erwiesen. Winckelmann war im höchsten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er seiner gedachte, mit den schönsten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geschmack zur Baukunst, welchen von Erdmannsdorf durch seine Thätigkeit unterstützte, alles sprach zu Gunsten eines Fürsten, der, indem er durch sein Beispiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Unterthanen ein goldenes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel,

daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Oesern eintreten und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würden. Wir machten keinen Anspruch mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohl administrirten und zugleich äußerlich geschmückten Lande, bald da bald dort aufzupassen dachten, um die über uns so weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Oeser war selbst ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmanns Tode zwischen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oesern hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Oeser nicht zu sprechen sey und die Ursache warum. Dieser ungeheure Vorfall that eine ungeheure Wirkung: es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menschen, auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winckelmanns Abscheiden gränzenlos beklagte, so dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Falle befinden würde, für mein eigenes Leben besorgt zu seyn: denn unter allem diesem hatten meine körperlichen Zustände nicht die beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand, und der nach einem Sturz mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigene triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Eingeweide und schien ihre Functionen völlig

aufzuheben, so daß ich deßhalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigern Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Thorheiten, in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseau's, würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterscheidung, mit unvernünftigem Wechsel angewendet, empfanden mehrere als das schädlichste, und ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Dr. Reichel wurde gerufen, der mir aufs freundlichste hülfreich ward. Und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht; und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu seyn: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt; ich war froh, mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war zu sehen, wie viel vorzügliche Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, sage ich: denn es war keiner darunter, dem ich nicht durch widerliche Launen beschwerlich gewesen wäre; keiner, den ich nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja den ich nicht im Gefühl meines eigenen Unrechts eine Zeit lang störrisch gemieden hätte. Dieß alles war vergessen: sie behandelten mich aufs liebreichste und suchten

mich theils auf meinem Zimmer, theils sobald ich es verlassen konnte, zu unterhalten und zu zerstreuen; sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäusern, und ich schien mich bald zu erholen.

Unter diesen Freunden nenne ich wohl zuvörderst den damaligen Rathsherrn, nachherigen Burgemeister von Leipzig, Dr. Hermann. Er war unter den Tischgenossen, die ich durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhältniß bewährte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen. Er besuchte seine Collegia auf das regelmäßigste und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Schritt für Schritt, ohne die mindeste Abweichung, sah ich ihn den Doctorgrad erreichen, dann sich zur Assessur emporheben, ohne daß ihm hiebei etwas mühsam geschienen, daß er im mindesten etwas übereilt oder verspätet hätte. Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich deßwegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung wenigstens einen Theil zuzueignen meinte.

Eben so regelmäßig, als in seinen Geschäften, war er in Ausübung seiner Talente und im Genuß seiner Vergnügungen. Er spielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit Gefühl nach der Natur, und regte mich an das gleiche zu thun; da ich denn in seiner Art auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden, und dabei immer sehnsüchtig meinen Grillen nachzuhängen pflegte. Er wußte mein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwiedern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde, die wir zusammen zubrachten, wenn er mich mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo wir mit eigenem Anstand, bei angezündeten Wachslichtern, einen sogenannten Rathshasen, der ihm als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten, und mit gar manchen Späßen in Behrischs Manier das Essen zu würzen und den Geist des Weines zu erhöhen beliebten. Daß dieser treffliche und noch jetzt in seinem ansehnlichen Amte immerfort wirksame Mann mir bei meinem zwar geahnten, aber in seiner ganzen Größe nicht vorausgesehenen Uebel den treulichsten Beistand leistete, mir jede freie Stunde schenkte, und durch Erinnerung

an frühere Heiterkeiten den trüben Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigsten Dank, und freue mich nach so langer Zeit ihn öffentlich abstatten zu können.

Außer diesem werthen Freunde nahm sich Gröning von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Unfalle gewahr; ich fühlte den Werth dieser Gunst um so lebhafter, als niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergötzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Thätigkeit in der nächsten Zeit vorzuzeigen und zu versprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen!

Hier war es auch, wo Freund Horn seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfische Haus, die Stockische Familie, manche andere behandelten mich als einen nahen Verwandten; und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlichen Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das zarteste gelindert.

Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergestalt verblendete, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet, freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Uebersichten zu beruhigen, und ich bin seinem obwohl kurzen Umgange sehr viel schuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weise zu leiten verstand und mich aufmerksam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich diesem bedeutenden Manne um so mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr aussetzte: denn als er nach Behrisch die Hofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Lindenau erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, keinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein so gefährliches Subject kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals am dritten Orte zu sehen. Ich gewann bald seine Neigung, und er, klüger als Behrisch, holte mich bei Nachtszeit ab; wir gingen zusammen spazieren, unterhielten uns von interessanten

Vergeſſen, wie die älteſte Sage,
War der unſchuld'ge Kinder-Scherz;
Doch grade dieſe letzten Tage
Fiel er mit einmal mir aufs Herz:
Da ſind ſie ja, nach allen Stücken,
Die neupoetiſchen Katholiken!

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!
Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Dingen, und ich begleitete ihn endlich bis an die Thüre seiner Geliebten: denn auch dieser äußerlich streng scheinende, ernste, wissenschaftliche Mann war nicht frei von den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben.

Die deutsche Literatur und mit ihr meine eigenen poetischen Unternehmungen waren mir schon seit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bei einem solchen autodidaktischen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die geliebten Alten, die noch immer, wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und innern Beziehungen, den Horizont meiner geistigen Wünsche begränzten. Ich machte einen Tausch mit Langer, wobei ich zugleich den Glaucus und Diomedes spielte: ich überließ ihm ganze Körbe deutscher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechischer Autoren, deren Benutzung mich selbst bei dem langsamsten Genesen erquicken sollte.

Das Vertrauen, welches neue Freunde sich einander schenken, pflegt sich stufenweise zu entwickeln. Gemeinsame Beschäftigungen und Liebhabereien sind das erste, worin sich eine wechselseitige Uebereinstimmung hervorthut; sodann pflegt die Mittheilung sich über vergangene und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken: es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren.

Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eigenen Historisch-positiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe? Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenstandes, die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem

Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Document ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogen er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und consequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest wie ich war, kam es bloß auf den Glauben an, das was ich menschlicherweise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte ich doch nicht recht gewußt mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem neuen Testament zu beschäftigen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Schönen zugedachte Stunde mir aufzuopfern nicht anstand, ja sogar Gefahr lief, verrathen und, wie Behrisch, von seinem Patron übel angesehen zu werden. Ich erwiederte seine Neigung auf das dankbarste, und wenn dasjenige, was er für mich that, zu jeder Zeit wäre schätzenswerth gewesen, so mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage höchst verehrlich seyn.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unser Seelenconcert am geistigsten gestimmt ist, die rohen, kreischenden Töne des Weltwesens am gewaltsamsten und ungestümsten einfallen, und der in geheim immer fortwaltende Contrast, auf einmal hervortretend, nur desto empfindlicher wirkt, so sollte ich auch nicht aus der peripatetischen Schule meines Langer entlassen werden, ohne vorher noch ein für Leipzig wenigstens seltsames Ereigniß

erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studirenden erregten, und zwar aus folgendem Anlasse. Mit den Stadtsoldaten hatten sich junge Leute veruneinigt; es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studirende verbanden sich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerstanden hartnäckig und der Vortheil war nicht auf der Seite der sehr unzufriedenen akademischen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angesehene Personen wegen tapfern Widerstands die Obsiegenden gelobt und belohnt; und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgefordert. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wohl immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein seltsames Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen besetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung, abwarteten, was geschehen solle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junge Leute einzeln hin und wieder, in anscheinender größter Gelassenheit; sobald sie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, so warfen sie im Vorbeigehen Steine nach den Fenstern, und dieß zu wiederholtenmalen hin und wiederkehrend, so lange die Scheiben noch klirren wollten. Eben so ruhig, wie dieses vorging, verlief sich auch endlich alles, und die Sache hatte keine weitern Folgen.

Mit einem so gellenden Nachklange akademischer Großthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger mir bekannten zuverlässigen Personen. In der Gegend von Auerstädt gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher mich von dorther mit größerer Gefahr bedrohen würde, eben so wenig als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich in dem großen mit Stuccaturbildern verzierten Saale denken durfte, daß mir an eben der Stelle so viel Gnädiges und Liebes widerfahren sollte.

Je mehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, desto mehr rief ich mir bedenklicherweise zurück, in welchen Zuständen, Aussichten, Hoffnungen ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich

mich ziemlich zu beruhigen: indeſſen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verurſachte eine leidenſchaftliche Scene. Ich mochte übler ausſehen als ich ſelbſt wußte: denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rathe gezogen; und wer wird ſich denn nicht ſelbſt gewohnt! Genug, man kam ſtillſchweigend überein, mancherlei Mittheilungen erſt nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen ſowohl körperlich als geiſtig einige Beruhigung eintreten zu laſſen.

Meine Schweſter geſellte ſich gleich zu mir, und wie vorläufig aus ihren Briefen, ſo konnte ich nunmehr umſtändlicher und genauer die Verhältniſſe und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreiſe ſeine ganze didaktiſche Liebhaberei der Schweſter zugewendet, und ihr bei einem völlig geſchloſſenen, durch den Frieden geſicherten und ſelbſt von Miethleuten geräumten Hauſe faſt alle Mittel abgeſchnitten, ſich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen. Das Franzöſiſche, Italiäniſche, Engliſche mußte ſie abwechſelnd treiben und bearbeiten, wobei er ſie einen großen Theil des Tags ſich an dem Claviere zu üben nöthigte. Das Schreiben durfte auch nicht verſäumt werden, und ich hatte wohl ſchon früher gemerkt, daß er ihre Correſpondenz mit mir dirigirt und ſeine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen laſſen. Meine Schweſter war und blieb ein indefinibles Weſen, das ſonderbarſte Gemiſch von Strenge und Weichheit, von Eigenſinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenſchaften bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte ſie auf eine Weiſe, die mir fürchterlich erſchien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem ſie nicht verzieh, daß er ihr dieſe drei Jahre lang ſo manche unſchuldige Freude verhindert oder vergällt, und von deſſen guten und trefflichen Eigenſchaften ſie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie that alles was er befahl und anordnete, aber auf die unliebſichſte Weiſe von der Welt. Sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte ſie ſich zu nichts, ſo daß dieß eins der erſten Dinge war, über die ſich die Mutter in einem geheimen Geſpräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schweſter ſo liebebedürftig war, als irgend ein menſchliches Weſen, ſo wendete ſie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verſchlang alle ihre Zeit; ihre Geſpielinnen, die von ihr beherrſcht wurden, ohne daß ſie daran dachte,

mußten gleichfalls allerlei ausſinnen, um mir gefällig und troſtreich zu ſeyn. Sie war erfinderiſch, mich zu erheitern, und entwickelte ſogar einige Keime von poſſenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte, und der ihr ſehr gut ließ. Es entſpann ſich bald unter uns eine Coterieſprache, wodurch wir vor allen Menſchen reden konnten, ohne daß ſie uns verſtanden, und ſie bediente ſich dieſes Rothwelſches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Perſönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand ſich wohl, brachte einen großen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schweſter zu, ſchrieb an ſeiner Reiſebeſchreibung, und ſtimmte ſeine Laute länger, als er darauf ſpielte. Er verhehlte dabei ſo gut er konnte, den Verdruß, anſtatt eines rüſtigen, thätigen Sohns, der nun promoviren und jene vorgeſchriebene Lebensbahn durchlaufen ſollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden ſchien. Er verbarg nicht ſeinen Wunſch, daß man ſich mit der Cur expediren möge; beſonders aber mußte man ſich mit hypochondriſchen Aeußerungen in ſeiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur ſehr lebhaft und heiter, brachte unter dieſen Umſtänden ſehr langweilige Tage zu. Die kleine Haushaltung war bald beſorgt. Das Gemüth der guten, innerlich niemals unbeſchäftigten Frau wollte auch einiges Intereſſe finden, und das nächſte begegnete ihr in der Religion, das ſie um ſo lieber ergriff, als ihre vorzüglichſten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter dieſen ſtand Fräulein von Klettenberg obenan. Es iſt dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele entſtanden ſind, die man in Wilhelm Meiſter eingeſchaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr ſehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutiſcher Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen ſie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Beſtandtheil ihres vorübergehenden irdiſchen Seyns; ſie litt mit der größten Geduld, und in ſchmerzloſen Intervallen war ſie lebhaft und geſprächig. Ihre liebſte, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die ſittlichen Erfahrungen, die der Menſch, der ſich beobachtet, an ſich ſelbſt machen kann; woran ſich denn die religiöſen

Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmuthige, ja geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verfaßte Schilderung den Freunden solcher Darstellungen wieder ins Gedächtniß zu rufen. Bei dem ganz eigenen Gange, den sie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmern Stande, in dem sie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geistes vertrug sie sich nicht zum besten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeschlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichste, schien zu streng, zu trocken, zu gelehrt; sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, die sich mit der Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem Wege der Seligkeit mit sich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die meisten freilich etwas eintönig, indem sie sich an eine gewisse Terminologie hielten, die man mit jener der spätern Empfindsamen wohl verglichen hätte. Fräulein von Klettenberg führte ihren Weg zwischen beiden Extremen durch, und schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugniß einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten. Nun fand sie an mir was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem was mir die Natur gegeben, so wie an manchem was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demüthigend für sie: denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiöse Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir, nach mancherlei Erfahrungen, wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich

guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector, damit endigte, daß ich ein närrischer Bursche sey, dem man manches nachsehen müsse.

Da ich mit der Geschwulst am Halse sehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus diese Excrescenz erst vertreiben, hernach, wie sie sagten, zeitigen wollten, und sie zuletzt aufzuschneiden für gut befanden, so hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeiten als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Höllenstein und andern ätzenden Dingen höchst verdrießliche Aussichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgesonderten Frommen, obgleich beide von höchst verschiedenem Naturell waren. Der Chirurgus, ein schlanker wohlgebildeter Mann von leichter und geschickter Hand, der, leider etwas hektisch, seinen Zustand mit wahrhaft christlicher Geduld ertrug, und sich in seinem Berufe durch sein Uebel nicht irre machen ließ. Der Arzt, ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam, war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv seyn mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch niemand gesehen oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische, chemisch-alchymistische Bücher empfohlen und zu verstehen gegeben, daß man durch eigenes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben: welches um so nothwendiger sey, als die Bereitung sich sowohl aus physischen als besonders aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im

Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts Einzelnes, sondern etwas Universelles sey, und auch wohl gar unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte geborcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an andern ausgeübt werden, als wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte schon insgeheim Wellings opus mago-cabbalisticum studirt, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht das er mittheilt, sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und Finsterniß Gesellschaft leistete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inoculiren. Ich schaffte das Werk an, das, wie alle Schriften dieser Art, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunkeln Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch das was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs genaueste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklären sollender Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug; außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und indem man mit derselben nach eigenem Belieben gebahrte, etwas wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt, jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus; nicht weniger an Helmont, Starckey und andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten. Mir wollte besonders die aurea catena Homeri gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir theils einzeln, theils zusammen, viele Zeit an diese Seltsamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu drei, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergötzten, als die Offenbarung derselben hätte thun können.

Mir war indeß noch eine ſehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine geſtörte und man dürfte wohl ſagen für gewiſſe Momente vernichtete Verdauung brachte ſolche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängſtigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In dieſen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungeſtüm den verlegenen Arzt, mit ſeiner Univerſalmedicin hervorzurücken; nach langem Widerſtande eilte er tief in der Nacht nach Hauſe und kam mit einem Gläschen kryſtalliſirten trockenen Salzes zurück, welches im Waſſer aufgelöst von dem Patienten verſchluckt wurde und einen entſchieden alkaliſchen Geſchmack hatte. Das Salz war kaum genommen, ſo zeigte ſich eine Erleichterung des Zuſtandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die ſtufenweiſe zur Beſſerung führte. Ich darf nicht ſagen, wie ſehr dieſes den Glauben an unſern Arzt, und den Fleiß uns eines ſolchen Schatzes theilhaftig zu machen, ſtärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geſchwiſterlos in einem großen wohlgelegenen Hauſe wohnte, hatte ſchon früher angefangen ſich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuſchaffen, und operirte nach Wellingiſchen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meiſters, beſonders auf Eiſen, in welchem die heilſamſten Kräfte verborgen ſeyn ſollten, wenn man es aufzuſchließen wiſſe; und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftſalz, welches herbeigezogen werden mußte, eine große Rolle ſpielte, ſo wurden zu dieſen Operationen Alkalien erfordert, welche, indem ſie an der Luft zerfließen, ſich mit jenen überirdiſchen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelſalz per se hervorbringen ſollten.

Kaum war ich einigermaßen wieder hergeſtellt und konnte mich, durch eine beſſere Jahrszeit begünſtigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, ſo fing ich auch an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte ſehr geſchwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verſchiedenen Miſchungen abgeraucht werden ſollten. Nun wurden ſonderbare Ingredienzen des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weiſe behandelt, und vor allem ſuchte man Mittelſalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meiſten beſchäftigte, war der ſogenannte Liquor Silicum (Kieſelſaft),

welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material, und an dem übrigen so wie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen: nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sey, wie ich philisophischerweise geglaubt hatte: denn es schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit, die mir einigemal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animalischen Gallert erschienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas Productives in seiner Natur spüren ließ, woran man hätte hoffen können diese jungfräuliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen.

So wunderlich und unzusammenhängend auch diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei mancherlei. Ich gab genau auf alle Krystallisationen Acht, welche sich zeigen mochten, und ward mit den äußeren Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der neueren Zeit die chemischen Gegenstände methodischer aufgeführt, so wollte ich mir im allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halbadept vor den Apothekern und allen denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, sehr wenig Respect hatte. Indessen zog mich doch das chemische Compendium des Boerhave gewaltig an, und verleitete mich mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand auch die Aphorismen dieses trefflichen Mannes zu studiren, die ich mir gern in den Sinn und ins Gedächtniß einprägen mochte.

Eine andere, etwas menschlichere und bei weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beschäftigung war, daß ich die Briefe durchsah, welche ich von Leipzig aus nach Hause geschrieben hatte. Nichts giebt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen

Gedichte.

Gedichte ſind gemalte Fenſterſcheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein
Da iſt alles dunkel und düſter;
Und ſo ſieht's auch der Herr Philiſter:
Der mag denn wohl verdrießlich ſeyn
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Capelle;
Da iſt's auf einmal farbig helle,
Geſchicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergötzt die Augen!

Die Poeſie.

Gott ſandte ſeinen rohen Kindern
Geſetz und Ordnung, Wiſſenſchaft und Kunſt,
Begabte die mit aller Himmelsgunſt
Der Erde graſſes Loos zu mindern.
Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten ſich nicht zu benehmen;
Die Poeſie zog ihnen Kleider an
Und keine hatte ſich zu ſchämen.

Jahren von uns ausgegangen iſt, wieder vor uns ſehen, ſo daß wir uns ſelbſt nunmehr als Gegenſtand betrachten können. Allein freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch dieſe Papiere dargeſtellt ward. Ueberhaupt, da man in jungen Jahren einen gewiſſen ſelbſtgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, ſo äußert ſich dieſer beſonders darin, daß man ſich im kurz Vorhergegangenen verachtet: denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß dasjenige was man an ſich ſo wie an andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, ſo glaubt man über dieſe Verlegenheit am beſten hinauszukommen, wenn man das ſelbſt wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir: denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringſchätzen lernte, ſo kam mir nun meine akademiſche Laufbahn gleichfalls geringſchätzig vor, und ich ſah nicht ein, daß ſie eben darum vielen Werth für mich haben müßte, weil ſie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einſicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe ſowohl an ihn als an meine Schweſter ſorgfältig geſammelt und geheftet; ja er hatte ſie ſogar mit Aufmerkſamkeit corrigirt und ſowohl Schreib- als Sprachfehler verbeſſert.

Was mir zuerſt an dieſen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erſchrak vor einer unglaublichen Vernachläſſigung der Handſchrift, die ſich vom October 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars erſtreckte. Dann erſchien aber auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte geordnete Hand, wie ich ſie ſonſt bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löste ſich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bei den Aufſätzen, die wir ihm einreichten, mit ſeinem herzlichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unſere Hand ſo ſehr, ja mehr, als unſern Styl zu üben. Dieſes wiederholte er ſo oft, als ihm eine kritzliche, nachläſſige Schrift zu Geſicht kam; wobei er mehrmals äußerte, daß er ſehr gern die ſchöne Handſchrift ſeiner Schüler zum Hauptzweck ſeines Unterrichts machen möchte, um ſo mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Styl nach ſich ziehe.

Sonſt konnte ich auch bemerken, daß die franzöſiſchen und engliſchen Stellen meiner Briefe, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geſchrieben waren. Dieſe Sprachen hatte ich auch in meiner Correſpondenz mit Georg Schloſſer, der ſich noch immer in Treptow

befand, zu üben fortgefahren, und war mit ihm in beständigem Zusammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuständen — denn immer ging es ihm nicht ganz so wie er gehofft hatte — unterrichtet wurde und zu seiner ernsten, edlen Denkweise immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andere Betrachtung, die mir beim Durchsehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der besten Absicht mir einen besondern Schaden zugefügt, und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kartenspiel abgemahnt; allein Frau Hofrath Böhme, so lange sie lebte, wußte mich nach ihrer Weise zu bestimmen, indem sie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Societät einsah, so ließ ich mich gern durch sie regieren. Ich hatte wohl den Spielsinn, aber nicht den Spielgeist: ich lernte alle Spiele leicht und geschwind, aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerksamkeit einen ganzen Abend zusammenhalten. Wenn ich also recht gut anfing, so verfehlte ich's doch immer am Ende und machte mich und andere verlieren; wodurch ich denn jederzeit verdrießlich entweder zur Abendtafel oder aus der Gesellschaft ging. Kaum war Madame Böhme verschieden, die mich ohnedem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte, so gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entschuldigte mich erst von den Partien, und weil man nun nichts mehr mit mir anzufangen wußte, so ward ich mir noch mehr als andern lästig, schlug die Einladungen aus, die denn sparsamer erfolgten und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, besonders denen, die einen praktischen Sinn haben und sich in der Welt umthun wollen, sehr zu empfehlen ist, konnte freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte spielen so lange ich wollte. Hätte mir jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken lassen, wie hier gewisse Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran sich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können, hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einsehen lassen, so hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei alle dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier spreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die gesellschaftlichen Spiele nicht meiden, sondern sich eher nach einer

Gewandtheit in denſelben beſtreben müſſe. Die Zeit iſt unendlich lang, und ein jeder Tag ein Gefäß, in das ſich ſehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einſamkeit beſchäftigt, um ſo mehr, als die verſchiedenen Geiſter der mancherlei Liebhabereien, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder ans Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, ſo bildete ich mein Zimmer nach mit ſeinen Mödeln, die Perſonen, die ſich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, ſtellte ich allerlei Stadtgeſchichten dar, die man ſich eben erzählte und woran man Intereſſe fand. Das alles war nicht ohne Charakter und nicht ohne einen gewiſſen Geſchmack, aber leider fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Mark, ſo wie denn auch die Ausführung höchſt nebuliſtiſch war. Mein Vater, dem dieſe Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte ſie deutlicher haben; auch ſollte alles fertig und abgeſchloſſen ſeyn. Er ließ ſie daher aufziehen und mit Linien einfaſſen; ja der Maler Morgenſtern, ſein Hauskünſtler — es iſt derſelbe, der ſich ſpäter durch Kirchenproſpecte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perſpectiviſchen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die ſich denn freilich ziemlich grell gegen die nebuliſtiſch angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Beſtimmtheit zu nöthigen, und um ihm gefällig zu ſeyn, zeichnete ich mancherlei Stilleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muſter vor mir ſtand, deutlicher und entſchiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich intereſſante Landſchaft componirt, und fühlte mich ſehr glücklich, als ich meine alten von Stock überlieferten Recepte verſuchen, und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probeabdrücke machen. Unglücklicherweiſe war die Compoſition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, ſo konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in dieſen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden, und beſonders das was man den Zapfen nennt, ſehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas ſchlingen, und die Aerzte

wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinseln, und konnte mich von dieser Noth nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Aetzen nicht vorsichtig genug gewesen, und daß ich, indem ich es öfters und leidenschaftlich wiederholt, mir dieses Uebel zugezogen, und solches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache plausibel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um so mehr unterließ, als der Versuch keineswegs gut ausgefallen war, und ich eher Ursache hatte, meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, worüber ich mich um so leichter tröstete, als ich mich von dem beschwerlichen Uebel sehr bald befreit sah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wohl die ähnlichen Beschäftigungen in Leipzig manches möchten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich so viel gelitten hatte. Freilich ist es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu sehr auf uns selbst, und was uns schadet und nutzt, Acht zu haben; allein es ist keine Frage, daß bei der wunderlichen Idiosynkrasie der menschlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verschiedenheit der Lebensart und Genüsse von der andern Seite, es noch ein Wunder ist, daß das menschliche Geschlecht sich nicht schon lange aufgerieben hat. Es scheint die menschliche Natur eine eigene Art von Zähigkeit und Vielseitigkeit zu besitzen, da sie alles was an sie herankommt oder was sie in sich aufnimmt, überwindet, und wenn sie sich es nicht assimiliren kann, wenigstens gleichgültig macht. Freilich muß sie bei einem großen Exceß trotz alles Widerstandes den Elementen nachgeben, wie uns so viele endemische Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängstlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unserm complicirten bürgerlichen und geselligen Leben auf uns günstig oder ungünstig wirkt, und möchten wir das was uns als Genuß freilich behaglich ist, um der übeln Folgen willen unterlassen, so würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei sonst gesunden Constitutionen oft mehr als eine Krankheit selbst quält, leicht zu entfernen wissen. Leider ist es im Diätetischen wie im Moralischen: wir können einen Fehler nicht eher einsehen, als bis wir ihn los sind; wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächste Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich sieht, und also unter derselben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchlesen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine

Schweſter geſchrieben waren, konnte mir unter andern auch dieſe Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich ſogleich bei dem erſten akademiſchen Unterricht für ſehr klug und weiſe gehalten, indem ich mich, ſobald ich etwas gelernt, dem Profeſſor ſubſtituirte und daher auch auf der Stelle didaktiſch ward. Mir war es luſtig genug zu ſehen, wie ich dasjenige, was Gellert uns im Collegium überliefert oder gerathen, ſogleich wieder gegen meine Schweſter gewendet, ohne einzuſehen, daß ſowohl im Leben als im Leſen etwas dem Jüngling gemäß ſeyn könne, ohne ſich für ein Frauenzimmer zu ſchicken; und wir ſcherzten gemeinſchaftlich über dieſe Nachäfferei. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, ſchon zu gering, und ſie ſchienen mir kalt, trocken und in Abſicht deſſen, was die Zuſtände des menſchlichen Herzens oder Geiſtes ausdrücken ſollte, allzu oberflächlich. Dieſes beweg mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlaſſen und auf eine zweite Akademie ziehen ſollte, wieder ein großes Haupt-Autodafé über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere aber nur bis zu vollendeter Expoſition gelangt waren, nebſt vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verſchont, außer dem Manuſcript von Behriſch, die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen, an welchem letzteren ich immerfort mit beſonderer Liebe beſſerte, und da das Stück ſchon fertig war, die Expoſition nochmals durcharbeitete, um ſie zugleich bewegter und klarer zu machen. Leſſing hatte in den zwei erſten Acten der Minna ein unerreichbares Muſter aufgeſtellt, wie ein Drama zu exponiren ſey, und es war mir nichts angelegener, als in ſeinen Sinn und ſeine Abſichten einzudringen.

Umſtändlich genug iſt zwar ſchon die Erzählung von dem, was mich in dieſen Tagen berührt, aufgeregt und beſchäftigt; allein ich muß demungeachtet wieder zu jenem Intereſſe zurückkehren, das mir die überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein- für allemal, in ſofern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth; es war Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte. Dieſer Mann iſt nicht ein bloß reflectirender Hiſtoriker, ſondern zugleich fromm und fühlend. Seine Geſinnungen ſtimmten ſehr zu den meinigen, und was mich an ſeinem Werk beſonders ergötzte, war,

daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns allen. Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne; und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der Neuplatonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah.

Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst producirt; da sich aber Production nicht ohne Mannichfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig sogleich als ein zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; diese beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortsetzen und erschienen sich selbst wieder im dritten, welches nun eben so bestehend, lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch sie begränzt seyn sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Seyn ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begränzt. Umgeben von einer solchen Glorie vergaß er seines höhern Ursprungs und glaubte ihn in sich selbst zu finden, und aus diesem ersten Undank entsprang alles, was uns nicht mit dem Sinne und den Absichten der Gottheit übereinzustimmen scheint. Je mehr er sich nun in sich selbst concentrirte, je unwohler mußte es ihm werden, so wie allen den Geistern, denen er die süße Erhebung zu ihrem Ursprung verkümmerte. Und so ereignete sich das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derselben concentrirte sich mit Lucifer, der andere wendete sich wieder gegen seinen Ursprung. Aus dieser Concentration der ganzen Schöpfung — denn sie war von Lucifer ausgegangen

und mußte ihm folgen — entſprang nun alles das, was wir unter der Geſtalt der Materie gewahr werden, was wir uns als ſchwer, feſt und finſter vorſtellen, welches aber, indem es, wenn auch nicht unmittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Weſen herſtammt, eben ſo unbedingt mächtig und ewig iſt, als der Vater und die Großeltern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es ſo nennen dürfen, bloß durch die einſeitige Richtung Lucifers entſtand, ſo fehlte freilich dieſer Schöpfung die beſſere Hälfte: denn alles, was durch Concentration gewonnen wird, beſaß ſie, aber es fehlte ihr alles, was durch Expanſion allein bewirkt werden kann; und ſo hätte die ſämmtliche Schöpfung durch immerwährende Concentration ſich ſelbſt aufreiben, ſich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Anſprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Dieſem Zuſtand ſahen die Elohim eine Weile zu und ſie hatten die Wahl, jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung geblieben wäre, oder ob ſie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hülfe kommen wollten. Sie erwählten nun das letztere und ſupplirten nun durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Lucifers Beginnen an ſich trug. Sie gaben dem unendlichen Seyn die Fähigkeit ſich auszudehnen, ſich gegen ſie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war wieder hergeſtellt und Lucifer ſelbſt konnte ſich dieſer Einwirkung nicht entziehen. Dieſes iſt die Epoche, wo dasjenige hervortrat, was wir als Licht kennen, und wo dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So ſehr ſich auch nun dieſe durch die immerfort wirkende Lebenskraft der Elohim ſtufenweiſe vermannichfaltigte, ſo fehlte es doch noch an einem Weſen, welches die urſprüngliche Verbindung mit der Gottheit wieder herzuſtellen geſchickt wäre, und ſo wurde der Menſch hervorgebracht, der in allem der Gottheit ähnlich, ja gleich ſeyn ſollte, ſich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beſchränkt zu ſeyn, und da dieſer Widerſpruch durch alle Kategorien des Daſeyns ſich an ihm manifeſtiren und ein vollkommenes Bewußtſeyn ſo wie ein entſchiedener Wille ſeine Zuſtände begleiten ſollte, ſo war vorauszuſehen, daß er zugleich das vollkommenſte und unvollkommenſte, das glücklichſte und unglücklichſte Geſchöpf werden müſſe. Es währte nicht lange, ſo ſpielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Abſonderung

vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweitenmal ermöglicht, obgleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.

Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig nothwendig gedacht wird, ja daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seyns sich immer wieder erneuern muß. Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit selbst die Gestalt des Menschen annimmt, die sie sich zu einer Hülle schon verbereitet hatte, und daß sie die Schicksale desselben auf kurze Zeit theilt, um durch diese Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern. Die Geschichte aller Religionen und Philosophien lehrt uns, daß diese große, den Menschen unentbehrliche Wahrheit von verschiedenen Nationen in verschiedenen Zeiten auf mancherlei Weise, ja in seltsamen Fabeln und Bildern der Beschränktheit gemäß überliefert worden; genug wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zustande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken scheint, dennoch Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Absichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verselbstigen genöthigt sind, von der andern in regelmäßigen Pulsen uns zu entselbstigen nicht versäumen.

Neuntes Buch.

„Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verſchiedener, beſonders geſelliger und feiner Tugenden gerührt, und die zartern Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Beſonders werden ſich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leſer eine Einſicht in den verborgenern Winkel des menſchlichen Herzens und ſeiner Leidenſchaften geben, eine Kenntniß, die mehr als alles Latein und Griechiſch werth iſt, und von welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meiſter war. Aber dieß iſt es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und alſo auch den Ovid in die Hände giebt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Cultur, und zwar in den erſten Jahren gleich, zu geben nicht verabſäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphyſik, Latein oder Griechiſch cultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern ſie ſich nicht der erſten beſten Vorſtellungen ſelbſt bemächtigen ſoll, die ſchicklichſten und ſchönſten Bilder vorlegen, und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müſſen, das Schöne überall und in der Natur ſelbſt, unter ſeinen beſtimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntniſſe nöthig, ſowohl für die Wiſſenſchaften als für das tägliche Leben, die ſich aus keinem Compendio erlernen laſſen. Unſere Empfindungen, Neigungen, Leidenſchaften ſollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden."

Dieſe bedeutende Stelle, welche ſich in der allgemeinen deutſchen Bibliothek vorfand, war nicht die einzige in ihrer Art. Von gar vielen Seiten her offenbarten ſich ähnliche Grundſätze und gleiche Geſinnungen. Sie machten auf uns regen Jünglinge ſehr großen Eindruck, der um deſto entſchiedener wirkte, als er durch Wielands Beiſpiel noch

verstärkt wurde: denn die Werke seiner zweiten glänzenden Epoche bewiesen klärlich, daß er sich nach solchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philosophie mit ihren abstrusen Forderungen war beseitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit so viel Mühseligkeit verknüpft ist, sah man in den Hintergrund gerückt; die Compendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet schon ein bedenkliches Wort ins Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger; man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir so gern führten, und auf die Kenntniß der Leidenschaften, die wir in unserm Busen theils empfanden, theils ahnten, und die, wenn man sie sonst gescholten hatte, uns nunmehr als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil sie der Hauptgegenstand unserer Studien seyn sollten, und die Kenntniß derselben als das vorzüglichste Bildungsmittel unserer Geisteskräfte angerühmt ward. Ueberdieß war eine solche Denkweise meiner eigenen Ueberzeugung, ja meinem poetischen Thun und Treiben ganz angemessen. Ich fügte mich daher ohne Widerstreben, nachdem ich so manchen guten Vorsatz vereitelt, so manche redliche Hoffnung verschwinden sehen, in die Absicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu schicken, wo man mir ein heiteres lustiges Leben versprach, indessen ich meine Studien weiter fortsetzen und am Ende promoviren sollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Gesundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wiederhergestellt, und sehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hause, obgleich aus ganz andern Ursachen als das erstemal: denn es waren mir diese hübschen Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerfreulich geworden, und mit dem Vater selbst konnte sich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das was in keines Menschen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er war auf mancherlei Weise durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Akademien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist, allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich

Amor und Pſyche.

Den Muſen-Schweſtern fiel es ein,
Auch Pſychen in der Kunſt zu dichten
Methodice zu unterrichten;
Das Seelchen blieb proſaiſch rein.
Nicht ſonderlich erklang die Leyer,
Selbſt in der ſchönſten Sommernacht;
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer,
Der ganze Curſus war vollbracht.

Ein Gleichniß.

Jüngſt pflückt' ich einen Wieſenſtrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten, von der warmen Hand,
Die Kronen ſich alle zur Erde gewandt.
Ich ſetzte ſie in friſches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben ſich empor,
Die Blätterſtengel im grünen Flor,
Und allzuſammen ſo geſund
Als ſtänden ſie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wunderſam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

von der Baukunſt, der Einrichtung und Verzierung der Häuſer eine allgemeine Vorſtellung gewonnen, und wendete dieſe nun unvorſichtig im Geſpräch auf unſer eigenes Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung deſſelben erſonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ ſich auch, in ſofern es eine Wohnung für ihn und ſeine Familie ausſchließlich ſeyn ſollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in dieſem Sinne ſehr viele Häuſer von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und berührte große Vorſäle, die ſelbſt recht gut hätten Zimmer ſeyn können; wie wir denn auch die gute Jahrszeit immer daſelbſt zubrachten. Allein dieſes anmuthige heitere Daſeyn einer einzelnen Familie, dieſe Communication von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, ſobald mehrere Partien das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der franzöſiſchen Einquartierung nur zu ſehr erfahren hatten. Denn jene ängſtliche Scene mit dem Königslieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unſere Treppe, nach der Leipziger Art, an die Seite gedrängt und jedem Stockwerk eine abgeſchloſſene Thüre zugetheilt geweſen wäre. Dieſe Bauart rühmte ich einſt höchlich und ſetzte ihre Vortheile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch ſeine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um ſo heftiger war, als ich kurz vorher einige ſchnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewiſſe chineſiſche Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche, zwar wieder getuſcht und ausgeglichen, doch meine Reiſe nach dem ſchönen Elſaß beſchleunigte, die ich denn auch auf der neu eingerichteten bequemen Diligence ohne Aufenthalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus zum Geiſt abgeſtiegen und eilte ſogleich, das ſehnlichſte Verlangen zu befriedigen und mich dem Münſter zu nähern, welcher durch Mitreiſende mir ſchon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erſt durch die ſchmale Gaſſe dieſen Koloß gewahrte, ſodann aber auf dem freilich ſehr engen Platz allzu nah vor ihm ſtand, machte derſelbe auf mich einen Eindruck ganz eigener Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für dießmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eilig beſtieg, um nicht den ſchönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu verſäumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren ſollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannichfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen eben so reizenden Anblick von Wald und Wiesenwachs gewähren, so wie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche, näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begränzt, so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Ein solcher frischer Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten sollen, hat noch das Eigene, so angenehme als ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitere, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen, in so fern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben: aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sey nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgestiegen von der Höhe verweilte ich noch einige Zeit lang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erstemal noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte

erſchrecken müſſen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes ſogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beſchäftigte mich doch keineswegs dieſem Widerſpruch nachzudenken, ſondern ließ ein ſo erſtaunliches Denkmal durch ſeine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines, aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerſeite des Fiſchmarkts, einer ſchönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeſchäftigten Augenblick zu Hülfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsſchreiben ab, und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit ſeiner Familie jenen frommen, mir genugſam bekannten Geſinnungen ergeben war, ob er ſich gleich, was den äußern Gottesdienſt betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verſtändiger Mann und keineswegs kopfhängeriſch in ſeinem Thun und Laſſen. Die Tiſchgeſellſchaft, die man mir und der man mich empfahl, war ſehr angenehm und unterhaltend. Ein paar alte Jungfrauen hatten dieſe Penſion ſchon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehn Perſonen ſeyn, ältere und jüngere. Von dieſen letzteren iſt mir am gegenwärtigſten einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn ſeiner Geſtalt und ſeinem Geſicht nach für den ſchönſten Menſchen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlotteriges in ſeinem ganzen Weſen gehabt hätte. Eben ſo wurden ſeine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtſinn und ſein köſtliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunſtaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offenes, frohes Geſicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Naſen, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, ſie zeugten von einer entſchiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu ſeyn. Der Mund beſonders war allerliebſt durch übergeſchlagene Lippen, und ſeiner ganzen Phyſiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Näzel war, d. h. daß ſeine Augenbraunen über der Naſe zuſammenſtießen, welches bei einem ſchönen Geſicht immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er ſich bei allen Menſchen beliebt; ſein Gedächtniß war unglaublich, die Aufmerkſamkeit in den Collegien koſtete ihm nichts; er behielt alles was er hörte und war geiſtreich genug, an allem einiges Intereſſe zu finden, und um ſo leichter, da er Medicin ſtudirte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und ſein Muthwille in Wiederholung der

Collegien und Nachäffen der Professoren ging manchmal so weit, daß wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bei Tische paragraphenweise, ja manchmal noch abgebrochener, die Professoren mit einander abwechseln ließ: welche buntscheckige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.

Die übrigen waren mehr oder weniger feine, gesetzte, ernsthafte Leute. Ein pensionirter Ludwigsritter befand sich unter denselben; doch waren Studirende die Ueberzahl, alle wirklich gut und wohlgesinnt, nur mußten sie ihr gewöhnliches Weindeputat nicht überschreiten. Daß dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unseres Präsidenten, eines Dr. Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheirathet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Aeußern hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unterm Arm gehen. Den Hut aufzusetzen war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorsatz, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um bald möglichst promoviren zu können. Da er von allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Collegia, die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke? Darauf erwiederte er mir, daß es sich in Straßburg nicht etwa wie auf deutschen Akademien verhalte, wo man wohl Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sey alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebenen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Nothwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man als Repetenten ein großes Vertrauen hegte, welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadroniren: denn mehr als ich in meiner bisherigen Darstellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig

an Einsicht in die Rechtserforderniſſe gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädiſcher Ueberblick und nicht als eigentliche beſtimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademiſche Leben, wenn wir uns auch bei demſelben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir ſtets von Menſchen umgeben ſind, welche die Wiſſenſchaft beſitzen oder ſuchen, ſo daß wir aus einer ſolchen Atmoſphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagiren im Discurſe einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächſte Abſicht im Auge behalten müſſe, die nämlich, mich examiniren zu laſſen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem erſten zu bleiben, ſagte er, ſo wird die Sache keineswegs im Weiten geſucht: es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Geſetz entſprungen, was die innere oder äußere Veranlaſſung dazu gegeben; man unterſucht nicht, wie es ſich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert; ſo wenig als in wiefern es ſich durch falſche Auslegung oder verkehrten Gerichtsgebrauch vielleicht gar umgewendet. In ſolchen Forſchungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem was gegenwärtig beſteht, dieß prägen wir unſerm Gedächtniß feſt ein, daß es uns ſtets gegenwärtig ſey, wenn wir uns deſſen zu Nutz und Schutz unſerer Clienten bedienen wollen. So ſtatten wir unſere jungen Leute fürs nächſte Leben aus, und das weitere findet ſich nach Verhältniß ihrer Talente und ihrer Thätigkeit. Er übergab mir hierauf ſeine Hefte, welche in Fragen und Antworten geſchrieben waren, und woraus ich mich ſogleich ziemlich konnte examiniren laſſen, weil Hopps kleiner juriſtiſcher Katechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß ſtand; das übrige ſupplirte ich mit einigem Fleiße und qualificirte mich, wider meinen Willen, auf die leichteſte Art zum Candidaten.

Da mir aber auf dieſem Wege jede eigene Thätigkeit in dem Studium abgeſchnitten ward — denn ich hatte für nichts Poſitives einen Sinn, ſondern wollte alles wo nicht verſtändig, doch hiſtoriſch erklärt haben — ſo fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichſte Weiſe benutzte, indem ich einem Intereſſe nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.

Die meiſten meiner Tiſchgenoſſen waren Mediciner. Dieſe ſind, wie

bekannt, die einzigen Studirenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier, auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die complicirtesten. Die Medicin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt. Alles was der Jüngling lernt, deutet sogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf das, was zu erkennen und zu thun ist, theils weil es ihn an sich interessirt, theils weil es ihm die frohe Aussicht von Selbstständigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bei Tische also hörte ich nichts anders als medicinische Gespräche, eben wie vormals in der Pension des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Lustpartien kam auch nicht viel anderes zur Sprache: denn meine Tischgesellen, als gute Kumpane, waren mir auch Gesellen für die übrige Zeit geworden, und an sie schlossen sich jedesmal Gleichgesinnte und gleiches Studirende von allen Seiten an. Die medicinische Facultät glänzte überhaupt vor den übrigen, sowohl in Absicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und so zog mich der Strom dahin, um so leichter, als ich von allen diesen Dingen gerade so viel Kenntniß hatte, daß meine Wissenslust bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semesters besuchte ich daher Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobstein, und nahm mir vor, recht fleißig zu seyn, weil ich bei unserer Societät durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntnisse schon einiges Ansehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieser Zerstreuung und Zerstückelung meiner Studien nicht genug, sie sollten abermals bedeutend gestört werden: denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit setzte alles in Bewegung und verschaffte uns eine ziemliche Reihe Feiertage. Marie Antoinette, Erzherzogin von Oesterreich, Königin von Frankreich, sollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feierlichkeiten, durch welche das Volk aufmerksam gemacht wird, daß es Große in der Welt gibt, wurden emsig und häufig vorbereitet, und mir besonders war dabei das Gebäude merkwürdig, das zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahls auf einer Rheininsel zwischen den beiden

Brücken aufgerichtet stand. Es war nur wenig über den Boden erhoben hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die sich noch etwas hinterwärts erstreckten; genug es hätte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Lusthaus hoher Personen gelten können. Was mich aber daran besonders interessirte und weßwegen ich manches Büsel — ein kleines, damals currentes Silberstück — nicht scheute, um mir von dem Pförtner einen wiederholten Eintritt zu verschaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das Ganze inwendig ausgeschlagen hatte. Hier sah ich zum erstenmal ein Exemplar jener nach Raphaels Cartonen gewirkten Teppiche, und dieser Anblick war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte. Höchst erfreulich und erquicklich fand ich diese Nebensäle, desto schrecklicher aber den Hauptsaal. Diesen hatte man mit viel größeren, glänzenderen, reicheren und von gedrängten Zierrathen umgebenen Hautelissen behängt, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. Nun hätte ich mich wohl auch mit dieser Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig ausschloß; aber äußerst empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. Zur Linken des Throns sah man die mit dem grausamsten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entsetzte sich der Vater über die ermordeten Kinder zu seinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grausamen und Abscheulichen nicht auch ein Abgeschmacktes fehle, so ringelte sich hinter dem rothen Sammet des goldgestickten Thronrückens rechter Hand der weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, inzwischen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Draperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oesers Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Daß man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der

Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu so großem Vortheil gereichte: nun aber ein Mißgriff, wie der im großen Saale, brachte mich ganz aus der Faſſung, und ich forderte, lebhaft und heftig, meine Gefährten zu Zeugen auf eines ſolchen Verbrechens gegen Geſchmack und Gefühl.

Was! rief ich aus, ohne mich um die Umſtehenden zu bekümmern: iſt es erlaubt, einer jungen Königin das Beiſpiel der gräßlichſten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem erſten Schritt in ihr Land ſo unbeſonnen vors Auge zu bringen! Giebt es denn unter den franzöſiſchen Architecten, Decorateuren, Tapezierern gar keinen Menſchen, der begreift, daß Bilder etwas vorſtellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß ſie Eindrücke machen, daß ſie Ahnungen erregen! Iſt es doch nicht anders, als hätte man dieſer ſchönen und, wie man hört, lebensluſtigen Dame das abſcheulichſte Geſpenſt bis an die Gränze entgegengeſchickt!

Ich weiß nicht, was ich noch alles weiter ſagte: genug, meine Gefährten ſuchten mich zu beſchwichtigen, und aus dem Hauſe zu ſchaffen, damit es nicht Verdruß ſetzen möchte. Alsdann verſicherten ſie mir, es wäre nicht jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu ſuchen; ihnen wenigſtens wäre nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie ſie auch herbeiſtrömen ſollte, ſo wenig als die Königin ſelbſt mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Der ſchönen und vornehmen, ſo heitern als impoſanten Miene dieſer jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie ſchien, in ihrem Glaswagen uns allen vollkommen ſichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenſtrömte, zu ſcherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verſchiedenen illuminirten Gebäude, beſonders aber den brennenden Gipfel des Münſters zu ſehen, an dem wir, ſowohl in der Nähe als in der Ferne, unſere Augen nicht genugſam weiden konnten.

Die Königin verfolgte ihren Weg; das Landvolk verlief ſich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königin hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß ſich keine mißgeſtalteten Perſonen, keine Krüppel und ekelhaften Kranken auf ihrem Wege zeigen ſollten. Man ſcherzte hierüber, und ich machte ein kleines franzöſiſches Gedicht, worin ich die Ankunft Chriſti, welcher beſonders der Kranken

und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien, und die Ankunft der Königin, welche diese Unglücklichen verscheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passiren; ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es schien, nur allzu gründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erscholl aus der Hauptstadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin, als eine Schreckenspost ihr folgte, bei dem festlichen Feuerwerke sey durch ein Polizeiversehen in einer von Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, und die Stadt bei diesen Hochzeitfeierlichkeiten in Trauer und Leid versetzt worden. Die Größe des Unglücks suchte man sowohl dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Personen heimlich vergrub, so daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch diese von dem schrecklichen Ereigniß mit hingerafft seyen. Daß mir lebhaft bei dieser Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hauptsaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen: denn jedem ist bekannt, wie mächtig gewisse sittliche Eindrücke sind, wenn sie sich an sinnlichen gleichsam verkörpern.

Diese Begebenheit sollte jedoch auch die Meinigen durch eine Posse, die ich mir erlaubte, in Angst und Noth versetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zusammen waren, hatte sich auch nachher ein gewisser Kitzel erhalten, einander etwas aufzubinden und wechselsweise zu mystificiren. In solchem frevelhaften Muthwillen schrieb ich an einen Freund in Frankfurt — es war derselbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel amplificirt auf Merdon angewendet, und dessen allgemeine Verbreitung verursacht hatte — einen Brief — von Versailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daselbst, meine Theilnahme an den Feierlichkeiten, und was dergleichen mehr war, vermeldete, ihm zugleich aber das strengste Stillschweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unsere kleine Leipziger Societät von jenem Streich an, der uns so manchen Verdruß gemacht, sich angewöhnt hatte ihn von Zeit zu Zeit mit Mystificationen zu verfolgen, und das um so mehr, da er der drolligste Mensch von der Welt war, und niemals liebenswürdiger, als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn vorsätzlich hinein

geführt hatte. Kurz darauf, als ich diesen Brief geschrieben, machte ich eine kleine Reise, und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indessen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und seine Neigung ließ ihn besorgen, ich sey in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte sich bei meinen Eltern und andern Personen, an die ich zu schreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben jene Reise mich verhinderte dergleichen abzulassen so fehlten sie überall. Er ging in großer Angst umher und vertraute es zuletzt unsern nächsten Freunden, die sich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicherweise gelangte diese Vermuthung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wissen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwischenzeit in Paris gewesen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die sie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Possen auf ewig verschwur, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas ähnliches habe zu Schulden kommen lassen. Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffrischen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtstrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andere Sehnsucht zurückgelassen, als nach jenen Raphael'schen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweise gelang es meinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr wieder unserm stillen gemächlichen Universitäts- und Gesellschaftsgang, und bei dem letzten blieb Actuarius Salzmann, unser Tischpräsident, der allgemeine Pädageg. Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt, sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannichfaltiger gebildet fand als die übrigen, und nicht so einseitig im Urtheil. Auch

Fliegentod.

Sie saugt mit Gier verräthriſches Getränke
Unabgeſetzt, vom erſten Zug verführt;
Sie fühlt ſich wohl und längſt ſind die Gelenke
Der zarten Beinchen ſchon paralyſirt;
Nicht mehr gewandt die Flügelchen zu putzen,
Nicht mehr geſchickt das Köpfchen aufzuſtutzen —
Das Leben ſo ſich im Genuß verliert.
Zum ſtehen kaum wird noch das Füßchen taugen;
So ſchlürft ſie fort und, mitten unterm Saugen,
Umnebelt ihr der Tod die tauſend Augen.

Am Fluſſe.

Wenn du am breiten Fluſſe wohnſt,
Seicht ſtockt er manchmal auch vorbei;
Dann, wenn du deine Wieſen ſchonſt
Herüber ſchlemmt er, es iſt ein Brei.

Am klaren Tag hinab die Schiffe,
Der Fiſcher weislich ſtreicht hinan;
Nun ſtarret Eis am Kies und Riffe,
Das Knabenvolk iſt Herr der Bahn.

Das mußt du ſehn und unterweilen
Doch immer was du willſt vollziehn!
Nicht ſtocken darfſt du, vor nicht eilen;
Die Zeit ſie geht gemeſſen hin.

---

richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte: denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu seyn scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Actuarius beim Pupillencollegium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuirliche Secretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das genaueste besorgte, so gab es keine Familie von der ersten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre; wie denn beinahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann, als einer, der für die Waisen sorgt, oder ihr Hab' und Gut vergeudet oder vergeuden läßt.

Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger, und sie haben wohl Recht es zu seyn. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neueren Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern lustigen Völkchen genossen. Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazierender noch erfreulicher machte, als an andern Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bei, nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre; und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab: denn es gab noch einige wohlhabende, vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Costüm zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen französisch, und diese Partie machte jedes Jahr einige Proselyten. Salzmann hatte viel Bekanntschaften und überall Zutritt — eine große Annehmlichkeit für seinen Begleitenden, besonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und fern gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung fand, auch zugleich mehr als Eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt.

In einem solchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erst zum zweitenmale besuchte, sehr schnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß; einige spielten und einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirthin und ihre

Schwester lebhaft, und wie in einer besondern Verlegenheit, mit einander sprechen.

Ich begegnete ihnen eben und sagte: Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande einen guten Rath zu geben, oder wohl gar zu dienen.

Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage, daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische gebeten, und in diesem Augenblick sey ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der dreizehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Memento mori werden würde.

Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen, versetzte ich. Sie erlauben mir, daß ich mich entferne, und mir die Entschädigung vorbehalte.

Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen; doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthüre hereinkommen sah, entwischte ich, und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau hin. Daß mir diese Entsagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.

Eine gewisse allgemeine Gesellschaft läßt sich ohne das Kartenspiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madame Böhme, und ich war um so folgsamer, als ich wirklich eingesehen hatte, daß man sich durch diese kleine Aufopferung, wenn es ja eine seyn sollte, manches Vergnügen, ja sogar eine größere Freiheit in der Societät verschaffen könne, als man sonst genießen würde. Das alte eingeschlafene Piquet wurde daher hervorgesucht; ich lernte Whist, richtete mir nach Anleitung meines Mentors einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umständen unantastbar seyn sollte; und nun fand ich Gelegenheit, mit meinem Freunde die meisten Abende in den besten Cirkeln zuzubringen, wo man mir meistens wohl wollte, und manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewohl milde genug, aufmerksam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabei symbolisch erführe, wie sehr man sich auch im Aeußern in die Gesellschaft zu schicken und nach ihr zu richten hat, so ward ich zu etwas genöthigt, welches mir das Unangenehmste von der Welt schien. Ich hatte zwar sehr schöne Haare, aber mein Straßburger

Friseur versicherte mir sogleich, daß sie viel zu tief nach hinten hin verschnitten seyen, und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Frisur zu bilden, in welcher ich mich produciren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauste Vorderhaare statuirt würden, alles übrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müsse. Hierbei bleibe nun nichts übrig, als mir eine Haartour gefallen zu lassen, bis der natürliche Wachsthum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Er versprach mir, daß niemand diesen unschuldigen Betrug, gegen den ich mich erst sehr ernstlich wehrte, jemals bemerken solle, wenn ich mich sogleich dazu entschließen könnte. Er hielt Wort, und ich galt immer für den bestfrisirten und bestbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an so aufgestutzt und gepudert bleiben und mich zugleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falschen Schmuck zu verrathen, so trug dieser Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und gesitteter benahm, mir angewöhnte mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuhen und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht versäumen, feinlederne Unterstrümpfe zu tragen, um mich gegen die Rheinschnaken zu sichern, welche sich an schönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter diesen Umständen eine heftige körperliche Bewegung versagt, so entfalteten sich unsere geselligen Gespräche immer lebhafter und leidenschaftlicher, ja sie waren die interessantesten, die ich bis dahin jemals geführt hatte.

Bei meiner Art zu empfinden und zu denken, kostete es mich gar nichts, einen jeden gelten zu lassen für das was er war, ja sogar für das was er gelten wollte, und so machte die Offenheit eines frischen jugendlichen Muthes, der sich fast zum erstenmal in seiner vollen Blüthe hervorthat, mir sehr viele Freunde und Anhänger. Unsere Tischgesellschaft vermehrte sich wohl auf zwanzig Personen, und weil unser Salzmann bei seiner hergebrachten Methode beharrte, so blieb alles im alten Gange, ja die Unterhaltung war beinahe schicklicher, indem sich ein jeder vor mehreren in Acht zu nehmen hatte. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich ein Mann, der mich besonders interessirte; er hieß Jung, und ist derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerst bekannt geworden. Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte bei einer gewissen Derbheit etwas Zartes. Eine Haarbeutelperrücke

entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu seyn, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer gerieth, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüth ruhte, und sich deßwegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüth entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen, und doch gedrängt an Begebenheiten und mannichfaltiger Thätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätigte. Jung hat dergleichen Erfahrungen in seinem Leben so viele gemacht, sie hatten sich selbst in der neuern Zeit, in Straßburg, öfter wiederholt, so daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges, aber doch sorgloses Leben führte und seinen Studien aufs ernstlichste oblag, wiewohl er auf kein sicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholtenmalen, weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichste und eigentlichste Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menschenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil suchten, und indem sie durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Cultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Interesse, das sie stets begleitete und das sie in Gesellschaft unterhielt, auf dem einfachsten Grunde der Sittlichkeit des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menschen von so beschränkten Zuständen vorkommen können, von geringer Bedeutung sind, und daher ihr Gewissen meistens rein und ihr Geist gewöhnlich heiter blieb: so entstand keine künstliche, sondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß sie

allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein gesellig war; deßhalb auch diese Personen in ihrem Kreise wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zartesten und tüchtigsten, sich gehörig und gefällig auszudrücken. In demselben Falle nun war der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgesinnten, doch solchen, die sich seiner Denkweise nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redselig, sondern beredt; besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmuthigste, und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben, und er versprach's. Weil er aber in seiner Art sich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einem sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nicht brausen soll, so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und seine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Ich half ihm in solchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir seine Sinnesweise nichts Fremdes war und ich dieselbe vielmehr an meinen besten Freunden und Freundinnen schon genau hatte kennen lernen, sie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu Statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann, seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach, auf der Seite der vernünftigen oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbstständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respectabel und zahlreich; alle ehrlichen und tüchtigen Leute verstanden sich und waren von gleicher Ueberzeugung so wie von gleichem Lebensgang.

Lerse, ebenmäßig unser Tischgeselle, gehörte auch zu dieser Zahl, ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die

knappſte, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug ſich am ſauberſten von uns allen, und doch erſchien er immer in denſelben Kleidern; aber er behandelte auch ſeine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt ſeine Umgebung reinlich und ſo verlangte er auch nach ſeinem Beiſpiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er ſich irgendwo angelehnt oder ſeinen Ellenbogen auf den Tiſch geſtemmt hätte; niemals vergaß er ſeine Serviette zu zeichnen, und der Magd gerieth es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchſt ſauber gefunden wurden. Bei allem dieſem hatte er nichts Steifes in ſeinem Aeußern. Er ſprach treuherzig, beſtimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironiſcher Scherz ihn gar wohl kleidete. An Geſtalt war er gut gebildet, ſchlank und von ziemlicher Größe, ſein Geſicht pockennarbig und unſcheinbar, ſeine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von ſo mancher Seite zu hofmeiſtern Urſache hatte, ſo ließen wir ihn auch noch außerdem für unſern Fechtmeiſter gelten: denn er führte ein ſehr gutes Rappier, und es ſchien ihm Spaß zu machen, bei dieſer Gelegenheit alle Pedanterie dieſes Metiers an uns auszuüben. Auch profitirten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar ſeyn für manche geſellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung verbringen ließ.

Durch alle dieſe Eigenſchaften qualificirte ſich nun Lerſe völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größeren Händeln, die in unſerm Kreiſe, wiewohl ſelten, vorfielen, und welche Salzmann auf ſeine väterliche Art nicht beſ[illegible] wichtigen konnte. Ohne die äußern Formen, welche auf Akademien ſo viel Unheil anrichten, ſtellten wir eine durch Umſtände und guten Willen geſchloſſene Geſellſchaft vor, die wohl mancher andere zufällig berühren, aber ſich nicht in dieſelbe eindrängen konnte. Bei Beurtheilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerſe ſtets die größte Unparteilichkeit und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ehrenvolle Weiſe ins Unſchädliche zu leiten. Hiezu war wirklich kein Menſch geſchickter als er; auch pflegte er oft zu ſagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden beſtimmt habe, ſo wolle er ſich, im Roman- und Fechterſinn, mit der Rolle des Secundanten begnügen. Da er ſich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muſter einer guten und beſtändigen Sinnesart angeſehen werden konnte, ſo prägte ſich der Begriff von ihm ſo tief als

liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen ſchrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unſerer Freundſchaft ein Denkmal zu ſetzen und der wackern Figur, die ſich auf ſo eine würdige Art zu ſubordiniren weiß, den Namen Franz Lerſe zu geben.

Indeß er nun mit ſeiner fortgeſetzten humoriſtiſchen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man ſich und andern ſchuldig ſey und wie man ſich einzurichten habe, um mit den Menſchen ſo lange als möglich in Frieden zu leben und ſich deßhalb gegen ſie in einige Poſitur zu ſetzen, ſo hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältniſſen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir ſelbſt, mit den Gegenſtänden, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Geſundheitszuſtand, der mich bei allem was ich unternehmen wollte und ſollte, hinreichend förderte; nur war mir noch eine gewiſſe Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein ſtarker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenſtände erregten mir Ekel und Abſcheu; beſonders aber ängſtigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunter blickte. Allen dieſen Mängeln ſuchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weiſe. Abends beim Zapfenſtreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltſame Wirbel und Schläge das Herz im Buſen hätten zerſprengen mögen. Ich erſtieg ganz allein den höchſten Gipfel des Münſterthurms und ſaß in dem ſogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelſtunde lang, bis ich es wagte wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne ſich ſonderlich anhalten zu können, ſtehend das unendliche Land vor ſich ſieht, indeſſen die nächſten Umgebungen und Zierrathen die Kirche und alles, worauf und worüber man ſteht, verbergen. Es iſt völlig als wenn man ſich auf einer Montgolfiere in die Luft erheben ſähe. Dergleichen Angſt und Qual wiederholte ich ſo oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward und ich habe nachher bei Bergreiſen und geologiſchen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Geſimſe des Gebäudes berlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagſtücke ausüben muß, um bedeutende Kunſtwerke näher zu ſehen, von jenen Vorübungen großen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deßhalb

doppelt werth, weil sie mich den widerwärtigsten Anblick ertragen lehrte, indem sie meine Wißbegierde befriedigte. Und so besuchte ich auch das Klinicum des ältern **Dr. Ehrmann**, so wie die Lectionen der Entbindungskunst seines Sohns in der doppelten Absicht, alle Zustände kennen zu lernen und mich von aller Apprehension gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin so weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Fassung setzen konnte. Aber nicht allein gegen diese sinnlichen Eindrücke, sondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft suchte ich mich zu stählen. Die ahnungs- und schauervollen Eindrücke der Finsterniß, der Kirchhöfe, einsamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Capellen und was hiermit verwandt seyn mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgültig zu machen; und auch darin brachte ich es so weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Local völlig gleich war, ja daß, als in später Zeit mich die Lust ankam, wieder einmal in solcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich diese in mir kaum durch die seltsamsten und fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des allzu Ernsten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete und mir bald als Kraft, bald als Schwäche erschien, kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte und zuletzt derselben mit voller Freiheit genießen lernte. Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der Mensch am freiesten und am völligsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mängel anderer vergegenwärtigt und sich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es ist schon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über unseres Gleichen hinauszusetzen, weßwegen auch hierin die gute Gesellschaft, sie bestehe aus wenigen oder mehreren, sich am liebsten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbstgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anstalten ungeschickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist.

Wer sich der Lage des französischen Reichs erinnert und sie aus

späteren Schriften genau und umständlich kennt, wird sich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem elsässischen Halbfrankreich über König und Minister, über Hof und Günstlinge sprach. Für meine Lust mich zu unterrichten waren es neue und für Naseweisheit und jugendlichen Dünkel sehr willkommene Gegenstände; ich merkte mir alles genau, schrieb fleißig auf und sehe jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen, daß solche Nachrichten, wenn gleich nur aus Fabeln und unzuverlässigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewissen Werth haben, weil sie dazu dienen, das endlich bekannt gewordene Geheime mit dem damals schon Aufgedeckten und Oeffentlichen, das von Zeitgenossen richtig oder falsch Geurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zusammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflastertretern täglich vor Augen war das Project zu Verschönerung der Stadt, dessen Ausführung von den Rissen und Planen auf die seltsamste Weise in die Wirklichkeit überzugehen anfing. Intendant Gayot hatte sich vorgenommen, die winkeligen und ungleichen Gassen Straßburgs umzuschaffen und eine wohl nach der Schnur geregelte, ansehnliche, schöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariser Baumeister, zeichnete darauf einen Vorschlag, durch welchen hundert und vierzig Hausbesitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zustande blieben. Dieser genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte nun durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegen wachsen, indessen die Stadt wunderlich genug zwischen Form und Unform schwankte. Sollte zum Beispiel eine eingebogene Straßenseite gerade werden, so rückte der erste Baulustige auf die bestimmte Linie vor; vielleicht sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von da, durch welche Vorsprünge die ungeschicktesten Vertiefungen als Vorhöfe der hinterliegenden Häuser zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nöthigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen; deßwegen durfte niemand an seinem einmal verurtheilten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Straße bezog. Alle die seltsamen zufälligen Unschicklichkeiten gaben uns wandelnden Müßiggängern den willkommensten Anlaß unsern Spott zu üben, Vorschläge zu Beschleunigung der Vollendung nach Behrischens Art zu thun und die Möglichkeit derselben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entstehende schöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen sollen.

In wie weit jener Vorsatz durch die lange Zeit begünstigt worden, wüßte ich nicht zu sagen.

Ein anderer Gegenstand, worüber sich die protestantischen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jesuiten. Diese Väter hatten, sobald als die Stadt den Franzosen zu Theil geworden, sich gleichfalls eingefunden und um ein Domicilium nachgesucht. Bald breiteten sie sich aber aus und bauten ein herrliches Collegium, das an den Münster dergestalt anstößt, daß das Hintertheil der Kirche ein Drittheil seiner Face bedeckt. Es sollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drei Seiten davon waren fertig geworden. Es ist von Steinen, solid wie alle Gebäude dieser Väter. Daß die Protestanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Gesellschaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen sich zur Pflicht machte. Ihr Fall erregte daher die größte Zufriedenheit des Gegentheils, und man sah nicht ohne Behagen, wie sie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegschafften und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden bestimmt ward. Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Hüter los sind, und die Heerde bedenkt nicht, daß da wo der Rüde fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovor sich Kinder und Kindeskinder entsetzen, so ward in Straßburg oft des unglücklichen Prätors Klinglin gedacht, der, nachdem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht und alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe, und wegen alles dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebzig Jahre alt, eines zweideutigen Todes verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Ludwigsritter, unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen: deßwegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte, anders als die übrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie, noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und

Fuchs und Kranich.

Zwei Perſonen ganz verſchieden
Luden ſich bei mir zu Tafel,
Dießmal lebten ſie in Frieden,
Fuchs und Kranich ſagt die Fabel.

Beiden macht' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngſten Tauben;
Weil er von Schakals Geſchlechte
Legt' ich bei geſchwollne Trauben.

Langgehälſ'tes Glasgefäße
Setzt' ich ungeſäumt dagegen,
Wo ſich klar im Elemente
Gold- und Silberfiſchlein regen.

Hättet ihr den Fuchs geſehen
Auf der flachen Schüſſel hauſen,
Neidiſch müßtet ihr geſtehen:
Welch ein Appetit zum Schmauſen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und ſchmächtig,
Zierlich nach den Fiſchlein ſchmiegte.

Dankend freuten ſie beim Wandern
Sich der Tauben, ſich der Fiſchchen;
Jeder ſpottete des andern
Als genährt am Katzentiſchchen.

Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals, woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den vielen, denen das Leben keine Resultate giebt, und die sich daher im einzelnen vor wie nach abmühen. Unglücklicherweise hatte er dabei eine entschiedene Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu seyn; und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er immer wieder zurück, und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete, nach einer eigenen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen aus der Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzusetzen; wie sich denn alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald in weiterem, bald engerem, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die erstenmale unterhielt es wohl ihn zu hören, ja seine Suade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem rednerischen Sophisten zu stehen, der, zu Scherz und Uebung, den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur allzubald ab: denn am Ende jedes Gesprächs kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich auch anstellen, wie ich wollte. Er war bei älteren Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessirten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte; vielmehr ward er öfters, durch einen geringern Umstand, mitten aus einer weltgeschichtlichen Erzählung herausgerissen und auf seinen feindseligen Lieblingsgedanken hingestoßen.

Einer unserer nachmittägigen Spaziergänge war hierin besonders unglücklich: die Geschichte desselben stehe hier statt ähnlicher Fälle, welche den Leser ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerin, die ihn durch Bitten und Andringen in seiner Erzählung störte.

Packe dich, alte Hexe! sagte er, und ging vorüber.

Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da sie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann selbst alt sey: Wenn

ihr nicht alt werden wolltet, so hättet ihr euch in der Jugend sollen hängen lassen!

Er kehrte sich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt.

Hängen lassen! rief er: mich hängen lassen! Nein, das wäre nicht gegangen; dazu war ich ein zu braver Kerl: aber mich hängen, mich selbst aufhängen, das ist wahr, das hätte ich thun sollen; einen Schuß Pulver sollte ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin.

Die Frau stand wie versteinert: er aber fuhr fort: Du hast eine große Wahrheit gesagt, Hexenmutter! Und weil man dich noch nicht ersäuft oder verbrannt hat, so sollst du für dein Sprüchlein belohnt werden.

Er reichte ihr ein Büsel, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erste Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshause, wo wir einzukehren gedachten, und ich suchte ihn auf das vorige Gespräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein sehr hübsches Mädchen uns entgegenkam, vor uns stehen blieb, sich artig verneigte und ausrief: Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin? und was man sonst bei solcher Gelegenheit zu sagen pflegt.

Mademoiselle, versetzte er, etwas verlegen, ich weiß nicht . . .

Wie? sagte sie mit anmuthiger Verwunderung: vergessen Sie Ihre Freunde so bald?

Das Wort Vergessen machte ihn verdrießlich; er schüttelte den Kopf und erwiederte mürrisch genug: Wahrhaftig, Mademoiselle, ich wüßte nicht!

Nun versetzte sie mit einigem Humor, doch sehr gemäßigt: Nehmen Sie sich in Acht, Herr Hauptmann! ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen!

Und so eilte sie an uns vorbei, stark zuschreitend, ohne sich umzusehen. Auf einmal schlug sich mein Weggesell mit den beiden Fäusten heftig vor den Kopf.

O ich Esel! rief er aus: ich alter Esel! da seht ihr's nun, ob ich Recht habe oder nicht.

Und nun erging er sich auf eine sehr heftige Weise in seinem gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieser Fall nur noch mehr bestärkte.

Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippische Rede wider sich selbst hielt. Zuletzt wendete er sich zu mir und sagte: Ich rufe euch zum Zeugen an! Erinnert ihr euch jener Krämerin an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, daß sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da erzeigte sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!

Wir traten ins Wirthshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Vorsälen hemmte die Invectiven, die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf und ab gehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm ihn kennen zu lernen; denn der alte Gesell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß dieser, beim Kriegsbüreau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gestockt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war froh, daß das Gespräch sich ins allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte: denn wie er im ganzen von jenem sixen Begriff nicht loskommen konnte, eben so sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschnurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art.

Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin und her gewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Kaffee und zwei Tassen: daneben mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeisig war, irgend sonst eine Andeutung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermuthung in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, das hübsche Mädchen habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend etwas ahnen konnte — denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten — so fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu sticheln an, auf das Tassenpaar und auf dieses und jenes. Der jüngere, betroffen, suchte heiter und verständig auszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart die Gewohnheit ist; allein der Alte fuhr fort schonungslos unartig zu seyn, daß dem andern nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen und beim Abschiede eine ziemlich unzweideutige Ausforderung zurückzulassen.

Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, und rief mehr als einmal: Den schlage ich todt! Es war aber eigentlich so bös nicht gemeint; denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals, wenn ihm jemand widerstand oder sonst mißfiel.

Eben so unerwartet verschlimmerte sich die Sache auf dem Rückweg: denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er mir die zuvorkommende Dienstfertigkeit dieses Angestellten gerühmt habe. Nein, solche Wuth eines Menschen gegen sich selbst ist mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenschaftlichste Schlußrede zu jenen Anfängen, wozu das hübsche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier sah ich Reue und Buße bis zur Caricatur getrieben und, wie alle Leidenschaft das Genie ersetzt, wirklich genialisch: denn er nahm die sämmtlichen Vorfallenheiten unserer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte sie rednerisch zur Selbstichelung, ließ zuletzt die Hexe nochmals gegen sich auftreten, und verwirrte sich dergestalt, daß ich fürchten mußte, er werde sich in den Rhein stürzen. Wäre ich sicher gewesen, ihn, wie Mentor seinen Telemach, schnell wieder aufzufischen, so mochte er springen, und ich hätte ihn für dießmal abgekühlt nach Hause gebracht.

Ich vertraute sogleich die Sache Lersen, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund mit seiner Trockenheit zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ungefähres Zusammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung vor sich gehen sollte. Das Lustigste dabei war, daß der Hauptmann auch dießmal seine Unart verschlafen hatte, und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen

Händeln gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigener Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig mir gelegentlich die Freundschaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf sinne, was wohl zunächst weiter mitzutheilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete, und welches überhaupt in der Stadt sowohl als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.

Jemehr ich die Façade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sey. Soll das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches Danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheuern Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen.

Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwei große senkrechte, länglich viereckichte Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend contrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu der Base emporstrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen sich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt sind. Zu oberst sieht man das Ganze durch die Balustrade der Galerie anstatt eines Gesimses horizontal abgeschlossen. Jene beschriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufstrebende Pfeiler gestützt, eingefaßt und in drei große perpendiculare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Masse ein schönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht absprechen kann, so erhält sich auch durch diese Pfeiler, durch die schlanken Eintheilungen dazwischen im einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unserer Abstraction und denken uns diese ungeheure Wand ohne Zierrathen mit festen Strebepfeilern, in derselben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in so fern sie das Bedürfniß fordert, gestehen wir auch diesen Hauptabtheilungen gute Verhältnisse zu: so wird das Ganze zwar ernst und würdig, aber doch immer noch lästig unerfreulich und als zierdelos unkünstlich erscheinen; denn ein Kunstwerk, dessen Ganzes in großen, einfachen, harmonischen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinstimmung aller entwickelten Einzelheiten stattfinden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade: denn wir sehen alle und jede Zierrathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen; sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannichfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deßhalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt; und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhohen Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich

selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; dieser communicirt sich stufenweise den Unterabtheilungen; daher alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im Ungeheuern sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspectivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendicularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweise zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen zu Beurtheilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte manchem übertrieben scheinen: denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düstern Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse noch eine reine Consequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgefaßte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung

dieſer mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger, aber doch an Geſtalt höchſt abwechſelnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich unterſuchte, deſto mehr gerieth ich in Erſtaunen; je mehr ich mich mit Meſſen und Zeichnen unterhielt und abmühete, deſto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, ſo daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu ſtudiren, theils das Fehlende, Unvollendete, beſonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wieder herzuſtellen.

Da ich nun an alter deutſcher Stätte dieſes Gebäude gegründet und in ächter deutſcher Zeit ſo weit gediehen fand, auch der Name des Meiſters auf dem beſcheidenen Grabſtein gleichfalls vaterländiſchen Klanges und Urſprungs war, ſo wagte ich, die bisher verrufene Benennung gothiſche Bauart, aufgefordert durch den Werth dieſes Kunſtwerks, abzuändern, und ſie als deutſche Baukunſt unſerer Nation zu vindiciren; ſodann aber verfehlte ich nicht, erſt mündlich, und hernach in einem kleinen Aufſatz, **D. M. Erwini a Steinbach** gewidmet, meine patriotiſchen Geſinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographiſche Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erſchien, den Herder ſodann in ſein Heft: Von deutſcher Art und Kunſt aufnahm, ſo wird noch manches über dieſen wichtigen Gegenſtand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber dießmal von demſelben abwende, ſo will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgeſetzte Motto bei denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen ſollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutſche Wort: Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle, manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln ſeyn möchte, aber auch viel Günſtiges ſpricht dafür, und ich erkläre was ich dabei denke.

Unſere Wünſche ſind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leiſten im Stande ſeyn werden. Was wir können und möchten, ſtellt ſich unſerer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnſucht nach dem, was wir ſchon im ſtillen beſitzen. So verwandelt ein leidenſchaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliches. Liegt nun eine ſolche Richtung entſchieden in unſerer Natur, ſo wird mit jedem

Schritt unſerer Entwickelung ein Theil des erſten Wunſches erfüllt, bei günſtigen Umſtänden auf dem geraden Wege, bei ungünſtigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So ſieht man Menſchen durch Beharrlichkeit zu irdiſchen Gütern gelangen; ſie umgeben ſich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere ſtreben noch ſicherer nach geiſtigen Vortheilen, erwerben ſich eine klare Ueberſicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemiſcht iſt, und deren Erfolg am ſicherſten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menſchen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerſtören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine ſolche Epoche fordere und verſpreche, ſo wird er, durch äußere Anläſſe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da- bald dorthin greifen, und der Wunſch nach vielen Seiten wirkſam zu ſeyn, wird in ihm lebendig werden. Nun geſellen ſich aber zur menſchlichen Beſchränktheit noch ſo viele zufällige Hinderniſſe, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunſch nach dem andern ſich verzettelt. Waren aber dieſe Wünſche aus einem reinen Herzen entſprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, ſo darf man ruhig rechts und links liegen und fallen laſſen, und kann verſichert ſeyn, daß nicht allein dieſes wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß; ſondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorſchein kommen werde. Sehen wir nun während unſeres Lebensganges dasjenige von andern geleiſtet, wozu wir ſelbſt früher einen Beruf fühlten, ihn aber mit manchem andern aufgeben mußten, dann tritt das ſchöne Gefühl ein, daß die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und daß der Einzelne nur froh und glücklich ſeyn kann, wenn er den Muth hat ſich im Ganzen zu fühlen.

Dieſe Betrachtung iſt hier recht am Platze: denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münſter gewidmet, die Aufmerkſamkeit, mit der ich ſpäterhin den Dom zu Cöln und den zu Freiburg betrachtet, und den Werth dieſer Gebäude immer mehr empfunden, ſo könnte ich mich tadeln, daß ich ſie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunſt angezogen, völlig im Hintergrunde

gelaſſen. Sehe ich nun aber in der neueſten Zeit die Aufmerkſamkeit wieder auf jene Gegenſtände hingelenkt, Neigung, ja Leidenſchaft gegen ſie hervortreten und blühen, ſehe ich tüchtige junge Leute von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen dieſen Denkmalen einer vergangenen Welt rückſichtslos widmen, ſo werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich ſonſt wollte und wünſchte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit ſehe ich, wie man nicht allein das von unſern Vorvordern Geleiſtete zu ſchätzen weiß, ſondern wie man ſogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigſtens im Bilde, die erſte Abſicht darzuſtellen ſucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das erſte und letzte alles Vernehmens bleibt, bekannt zu machen, und eine verworren ſcheinende Vergangenheit mit beſonnenem Ernſt aufzuklären und zu beleben ſtrebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boiſſerée, der unermüdet beſchäftigt iſt, in einem prächtigen Kupferwerke den Cölniſchen Dom aufzuſtellen als Muſterbild jener ungeheuern Conceptionen, deren Sinn babyloniſch in den Himmel ſtrebte, und die zu den irdiſchen Mitteln dergeſtalt außer Verhältniß waren, daß ſie nothwendig in der Ausführung ſtecken mußten. Haben wir bisher geſtaunt, daß ſolche Bauwerke nur ſo weit gediehen, ſo werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leiſten die Abſicht war.

Möchten doch literariſch-artiſtiſche Unternehmungen dieſer Art durch alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und rieſenmäßige Geſinnung unſerer Vorfahren zur Anſchauung gelange, und wir uns einen Begriff machen können von dem, was ſie wollen durften. Die hieraus entſpringende Einſicht wird nicht unfruchtbar bleiben, und das Urtheil ſich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande ſeyn. Ja dieſes wird auf das gründlichſte geſchehen, wenn unſer thätiger junger Freund, außer der dem Cölniſchen Dome gewidmeten Monographie, die Geſchichte der Baukunſt unſerer Mittelzeit bis ins einzelne verfolgt. Wird ferner an den Tag gefördert, was irgend über werkmäßige Ausübung dieſer Kunſt zu erfahren iſt, wird ſie durch Vergleichung mit der griechiſch-römiſchen und der orientaliſch-ägyptiſchen in allen Grundzügen dargeſtellt, ſo kann in dieſem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Reſultate ſolcher vaterländiſchen Bemühungen öffentlich vorliegen, ſo wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes

Willſt nicht Salz und Schmalz verlieren;
Mußt, gemäß den Urgeſchichten,
Wenn die Leute willſt gaſtiren;
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

Fuchs und Jäger.

Schwer, in Waldes Buſch und Wuchſe,
Füchſen auf die Spur gelangen;
Hält's der Jäger mit dem Fuchſe,
Iſt's unmöglich ihn zu fangen.

Und ſo wäre manches Wunder
Wie A B, Ab auszuſprechen,
Ueber welches wir jetzunder
Kopf und Hirn im Kopf zerbrechen.

Beruf des Storchs.

Der Storch, der ſich von Froſch und Wurm
An unſerm Teiche nähret,
Was niſtet er auf dem Kirchenthurm?
Wo er nicht hingehöret.

Dort klappt und klappert er genung,
Verdrießlich anzuhören;
Doch wagt es weder Alt noch Jung
Ihm in das Neſt zu ſtören.

Wort im beſten Sinne wiederholen können: Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle.

Kann man aber bei ſolchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, ſich auf die Zeit verlaſſen und die Gelegenheit erharren, ſo gibt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend friſch, wie reife Früchte, weggenoſſen werden müſſen. Es ſey mir erlaubt, mit dieſer raſchen Wendung des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, ſo wie das Auge an den Münſter, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elſaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schweſter der Vater ſelbſt im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen ſo ernſthaften Mann wunderlich genug hätte kleiden ſollen; allein er ließ ſich auch dabei nicht aus der Faſſung bringen, unterwies uns auf das beſtimmteſte in den Poſitionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, ſo blies er auf einer Flute-douce uns etwas Faßliches im Dreiviertel-Tact vor, und wir bewegten uns danach ſo gut wir konnten. Auf dem franzöſiſchen Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf, wo nicht Ballete, doch Solos und Pas-de-deux geſehen und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuet genug hatten, ſo erſuchte ich den Vater um andere Tanzmuſiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murkis reichlich darboten, und ich erfand mir ſogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Tact meinen Gliedern ganz gemäß und mit denſelben geboren war. Dieß beluſtigte meinen Vater bis auf einen gewiſſen Grad, ja er machte ſich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf dieſe Weiſe tanzen zu laſſen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte, Tact und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen ſchien und ich mich weder der Schritte, noch der Figuren mehr erinnerte, ſo daß ich mit Schimpf und Schanden beſtanden wäre, wenn nicht der größere Theil der Zuſchauer behauptet hätte, mein ungeſchicktes Betragen ſey bloßer Eigenſinn, in der Abſicht den Frauenzimmern alle Luſt zu benehmen, mich wider Willen aufzufordern und in ihre Reihe zu ziehen.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von ſolchen Freuden ganz abgeſchnitten; aber in Straßburg regte ſich bald mit der

übrigen Lebensluft die Tactfähigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen, zum Tanze versammelt und zwar meistens im Kreise drehend, zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäusern Privatbälle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des kommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnütz gewesen: da rieth mir ein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach mir, wenn ich nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen, gewandten französischen Naturen und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus und erhielt zwölf Billete, gegen die er mir gewisse Stunden Unterricht zusagte. Der Mann war streng, genau, aber nicht pedantisch; und da ich schon einige Vorübung hatte, so machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt seinen Beifall.

Den Unterricht dieses Lehrers erleichterte jedoch ein Umstand gar sehr: er hatte nämlich zwei Töchter, beide hübsch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieser Kunst unterrichtet, zeigten sie sich darin sehr gewandt und hätten als Moitié auch dem ungeschicktesten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beide sehr artig, sprachen nur französisch, und ich nahm mich von meiner Seite zusammen, um vor ihnen nicht linkisch und lächerlich zu erscheinen. Ich hatte das Glück, daß auch sie mich lobten, immer willig waren nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja sogar, was ihnen freilich beschwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens schien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und sie führten ein einsames Leben. Deßhalb ersuchten sie mich manchmal nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu verschwatzen; was ich denn auch gern that, um so mehr, als die jüngere mir wohl gefiel und sie sich überhaupt sehr anständig betrugen. Ich las manchmal aus einem Roman etwas vor, und sie thaten das gleiche. Die ältere, die so hübsch, vielleicht noch hübscher war als die zweite, mir aber nicht so gut wie diese zusagte, betrug sich durchaus gegen mich verbindlicher und in allem gefälliger. Sie war in der Stunde

immer bei der Hand und zog sie manchmal in die Länge; daher ich mich einigemal verpflichtet glaubte dem Vater zwei Billete anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die jüngere hingegen, ob sie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher still für sich und ließ sich durch den Vater herbeirufen, um die ältere abzulösen.

Die Ursache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der ältesten nach vollendetem Tanz in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: Bleiben wir noch ein wenig hier, denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei, fuhr sie fort, und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen.

Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich versetzte, daß sie sich, wie es damit stehe, am ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun: denn ich hätte schon längst so etwas zu erfahren gewünscht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deßhalb und betheuerte, daß nichts in der Welt sicherer sey als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte sie jedoch zuletzt, mit mir in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert hatte, daß die Function vorbei sey.

Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt und auch gegen mich war sie zuthulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich: denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu seyn schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester — denn dafür hielt sie mich — ein wenig artig zu thun.

Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der ältern Schwester und auch mir das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte mit der Sprache nicht heraus.

Ich sehe schon, sagte die jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünschte Karte!

Die ältere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: So sprecht nur! es wird ja den Kopf nicht kosten!

Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe, und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte.

Briefe, sagte das schöne Kind, erwarte ich nicht, und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr ist, wie ihr sagt, daß ich liebe, so verdiene ich ein Herz, das mich wieder liebt.

Wir wollen sehen, ob es nicht besser wird, versetzte die Alte, indem sie die Karten mischte und zum zweitenmal auflegte; allein es war vor unser aller Augen nur noch schlimmer geworden. Die Schöne stand nicht allein einsamer, sondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwischenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum drittenmal auslegen, in Hoffnung einer bessern Ansicht; allein das schöne Kind hielt sich nicht länger, sie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Busen bewegte sich auf eine gewaltsame Weise, sie wandte sich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Die Neigung hielt mich bei der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu jener; meine Lage war peinlich genug.

Trösten Sie Lucinden! sagte die jüngere: gehen Sie ihr nach!

Ich zauderte; wie durfte ich sie trösten, ohne sie wenigstens einer Art von Neigung zu versichern, und konnte ich das wohl in einem solchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weise!

Lassen Sie uns zusammen gehn! sagte ich zu Emilien.

Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird, versetzte diese.

Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, rufen, bitten wie wir wollten.

Wir müssen sie gewähren lassen, sagte Emilie, sie will nun nicht anders!

Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas Heftiges und Ungleiches und ihre Neigung zu mir zeigte sie am meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun! ich bezahlte die Alte reichlich für

das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde.

Die Alte war bereit.

Lassen Sie mich nicht dabei seyn! rief ich und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen.

Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behagen noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich angenehm bewegte; und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich ins Wohnzimmer: der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden.

Sie liegt im Bette, sagte Emilie, und ich sehe es gern: haben Sie deßhalb keine Sorge! Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern und so thut sie alsdann, was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie dießmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön gethan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sey: sie wolle ihm recht bittere Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben.

Ich weiß mich nicht schuldig, rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann.

Emilie lächelte und verſetzte: Ich verſtehe Sie, und wenn wir nicht klug und entſchloſſen ſind, ſo kommen wir alle zuſammen in eine üble Lage. Was werden Sie ſagen, wenn ich Sie erſuche, Ihre Stunden nicht weiter fortzuſetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billete, und mein Vater äußerte ſchon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen, es müßte denn ſeyn, daß Sie ſich der Tanzkunſt auf eine ernſtlichere Weiſe widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, beſäßen Sie nun.

Und dieſen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? verſetzte ich.

Eben ich, ſagte ſie, aber nicht aus mir ſelbſt. Hören Sie nur! Als Sie vorgeſtern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie ſchlagen, und derſelbe Ausſpruch wiederholte ſich dreimal und immer ſtärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren; an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten ſich in einiger Entfernung. Meine arme Schweſter beſonders ſtand immer am weiteſten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite: denn es ſtellte ſich ein dritter dazwiſchen. Ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich mich unter der zweiten Dame gedacht hatte; und nach dieſem Bekenntniſſe werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am beſten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugeſagt, und bis jetzt liebte ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher; und was würden Sie für einen Stand zwiſchen zwei Schweſtern haben, davon Sie die eine durch Neigung und die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle dieſe Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht ſchon wüßten, wer Sie ſind und was Sie zu hoffen haben, ſo hätte mir es die Karte aufs deutlichſte vor Augen geſtellt. Leben Sie wohl, ſagte ſie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte.

Nun, ſagte ſie, indem ſie mich gegen die Thüre führte, damit es wirklich das letztenal ſey, daß wir uns ſprechen, ſo nehmen Sie, was ich Ihnen ſonſt verſagen würde. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich aufs zärtlichſte. Ich umfaßte ſie und drückte ſie an mich.

In dieſem Augenblick flog die Seitenthüre auf, und die Schweſter ſprang in einem leichten, aber anſtändigen Nachtkleide hervor und rief: Du ſollſt nicht allein von ihm Abſchied nehmen! Emilie ließ mich fahren

und Lucinde ergriff mich, schloß sich fest an mein Herz, drückte ihre schwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieser Lage. Und so fand ich mich denn in der Klemme zwischen beiden Schwestern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweissagt hatte. Lucinde ließ mich los und sah mir ernst ins Gesicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches sagen: allein sie wandte sich weg, ging mit starken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab, und warf sich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, ward aber sogleich weggewiesen; und hier entstand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung peinlich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt, und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrug's; ich weiß aber, wie viele tausend Thränen es mir gekostet hat. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen; und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten! Ich bin offen und gutmüthig, und jedermann glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen: du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder was hinter dir verborgen sey. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht.

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte, und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die ihre Schwester zu begütigen suchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen sollte; aber wie Eifersucht und Argwohn mit tausend Augen sehen, so schien auch Lucinde es bemerkt zu haben: sie sprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie stand vor mir und schien auf etwas zu sinnen. Darauf sagte sie: ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Ansprüche auf Sie. Aber du sollst ihn auch nicht haben, Schwester!

Sie faßte mich mit diesen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem sie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Gesicht an das ihre drückte und mich zu wiederholtenmalen auf den Mund küßte.

Nun rief sie aus, fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erstenmale nach mir diese Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden! ich weiß, der Himmel erhört mich dießmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie, was Sie können!

Ich flog die Treppe hinunter, mit dem festen Vorsatze das Haus nie wieder zu betreten.

Zehntes Buch.

Die deutschen Dichter, da sie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann standen, genossen in der bürgerlichen Welt nicht der mindesten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Ansehen, als in so fern sonst ein Verhältniß ihnen günstig war; und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren seyn sollte. Ein armer Erdensohn, im Gefühl von Geist und Fähigkeiten, mußte sich kümmerlich ins Leben hineinschleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Musen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erste und ächteste aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes desselben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günthers einschlug, erschien in der Welt auf die traurigste Weise subordinirt, als Spaßmacher und Schmarutzer, so daß er sowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorstellte, der man nach Belieben mitspielen konnte.

Gesellte sich hingegen die Muse zu Männern von Ansehen, so erhielten diese dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute wie Hagedorn, stattliche Bürger wie Brockes, entschiedene Gelehrte wie Haller, erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die neben jenem angenehmen Talente sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deßhalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigener Art, weil man die heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eigenen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund

zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und auf alles was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn aufs neue verherrlicht werden: der Erlöser sollte der Held seyn, den er durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehen, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Denn endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Conception und Ausführung dieses Gedichtes empfunden, theilt sich noch jetzt einem jeden mit, der die ersten zehn Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gern Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigener Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm hier schon jedes gefühlvolle fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten

Wodurch — geſagt mit Reverenz —
Kann er ſein Recht beweiſen?
Als durch die löbliche Tendenz
Aufs Kirchendach zu . . . . . .

Die Fröſche.

Ein großer Teich war zugefroren;
Die Fröſchlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken noch ſpringen,
Verſprachen ſich aber, im halben Traum,
Fänden ſie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten ſie ſingen.
Der Thauwind kam, das Eis zerſchmolz,
Nun ruderten ſie und landeten ſtolz,
Und ſaßen am Ufer weit und breit
Und quackten wie vor alter Zeit.

Die Hochzeit.

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man ſagt' es ſey ein Hochzeittag.
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit ſeinem Wicht;
Da gab es manch verliebt Geſicht.
Nun fragt' ich endlich nach der Braut —
Mir einer ſtarr ins Angeſicht ſchaut:

Reinigkeit. Noch in ſpätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er ſeine erſte Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da ſie einen andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob ſie ihn wirklich geliebt habe, ob ſie ſeiner werth geweſen ſey? Die Geſinnungen, die ihn mit Meta verbanden, dieſe innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Eheſtand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zu Verbindung, alles iſt von der Art, um ſich deſſelben einſt im Kreiſe Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieſes ehrenhafte Verfahren gegen ſich ſelbſt ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgeſinnten Dänemark in dem Hauſe eines großen und, auch menſchlich betrachtet, vortrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höhern Kreiſe, der zwar in ſich abgeſchloſſen, aber auch zugleich der äußern Sitte, der Aufmerkſamkeit gegen die Welt gewidmet war, entſchied ſich ſeine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemeſſene Rede, ein Lakonismus, ſelbſt wenn er offen und entſcheidend ſprach, gaben ihm durch ſein ganzes Leben ein gewiſſes diplomatiſches, miniſterielles Anſehen, das mit jenen zarten Naturgeſinnungen im Widerſtreit zu liegen ſchien, obgleich beide aus Einer Quelle entſprangen. Von allem dieſem geben ſeine erſten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und ſie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch perſönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, iſt kaum als eine ſeiner entſchiedenen Eigenſchaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein ſolches Förderniß junger Leute im literariſchen Thun und Treiben, eine Luſt, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünſtigte Menſchen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutſchen Mann verherrlicht, der in Abſicht auf Würde, die er ſich ſelbſt gab, wohl als der zweite, in Abſicht aber auf lebendige Wirkung als der erſte genannt werden darf. Niemand wird entgehen, daß hier Gleim gemeint ſey. Im Beſitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzu großen, durch militäriſche, bürgerliche, literariſche Betriebſamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derſelben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in ſich, der jedoch bei aller Stärke ihn nicht ganz genügte; deßwegen er ſich einem andern, vielleicht mächtigern Trieb hingab,

dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unabläßig durch einander. Er hätte eben sowohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwiedern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch andere veranlaßt wurden sich auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Bewußtseyn, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eigenes Uebel herbei. Darf man beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußern Verhältnisse mühsig. Der Tag ist lang, und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen: sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von andern Lob und Ehre wie sie verdienten, sie gaben solche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich; und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sey, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schenkten hierbei weder Papier noch Dinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergötzen konnten, wenn sie den Wunsch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben seyn. Allein man lasse jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherbrette stehen, wenn man sich daran belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt, und nur kümmerlichen

Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußern Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer stand in ihrer schönsten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unserm Kreise zu regen anfingen, und ich war so ziemlich auf dem Wege, mit jüngern Freunden, wo nicht auch mit ältern Personen, in ein solches wechselseitiges Schönethun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte das was ich hervorbrachte, immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden was man ihnen zu Liebe unternimmt und dichtet: aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens an einander, in dessen Phrasen sich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit gestählt wird.

Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Bekanntschaft alles was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die, in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur desto eindringender und empfindlicher war.

Denn das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet, und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen sich ihm zu nähern; und mir begegnete dieß Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof zum Geist gegangen, ich weiß nicht, welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt; das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer schwarzer seidener Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der

berühmte Ankömmling ſey, und meine Anrede mußte ihn ſogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung ſeyn konnte; allein meine Offenheit ſchien ihm zu gefallen, indem er ſie mit großer Freundlichkeit erwiederte, und als wir die Treppe hinaufſtiegen, ſich ſogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es iſt mir entfallen, wen wir damals beſuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei ſich zu ſehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte.

Ich verſäumte nicht, mich dieſer Vergünſtigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in ſeinem Betragen, das ſehr ſchicklich und anſtändig war, ohne daß es eigentlich adrett geweſen wäre. Ein rundes Geſicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas ſtumpfe Naſe, ein etwas aufgeworfener, aber höchſt individuell angenehmer, liebenswürdiger Mund. Unter ſchwarzen Augenbraunen ein Paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu ſeyn pflegte. Durch mannichfaltige Fragen ſuchte er ſich mit mir und meinem Zuſtande bekannt zu machen, und ſeine Anziehungskraft wirkte immer ſtärker auf mich. Ich war überhaupt ſehr zutraulicher Natur, und vor ihm beſonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abſtoßende Puls ſeines Weſens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen verſetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeſchäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelſammlung, die ich hauptſächlich durch des correſpondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zuſammengebracht. Ich hatte ſie nach dem Staatskalender eingerichtet, und war bei dieſer Gelegenheit mit ſämmtlichen Potentaten, größeren und geringeren Mächten und Gewalten bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren dieſe heraldiſchen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit, zu Statten gekommen. Ich ſprach von dieſen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieſes ganze Intereſſe, ſondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von dieſem ſeinem Widerſprechungsgeiſte ſollte ich noch gar manches ausſtehen: denn er entſchloß ſich, theils weil er ſich vom Prinzen abzuſondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieſes Uebel iſt eines der beſchwerlichſten und unangenehmſten,

und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchst verdrießliche und unsichere Operation geheilt werden kann. Das Thränensäckchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin, und um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Secretion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Canal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communication zwischen beiden Theilen herzustellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden.

Herder war nun, vom Prinzen getrennt, in ein eigenes Quartier gezogen; der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein operiren zu lassen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen, und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behülflich seyn. Hier fand ich nun alle Ursache seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich, und er schien derjenige von uns zu seyn, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir: denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Peglow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen, und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobsteins Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich seyn, aber eben so leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsameren, andere in schnelleren Pulsen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herder betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moralische

Wirkung krankhafter Zustände, und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt, und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solchem Maße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Cur besuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm, und gewöhnte mich in kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Die Einwirkung dieses gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht: denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beständig mit einander im Streit lagen, so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht, und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen seyn, läßt sich weder fassen noch

darſtellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingeſtehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleiſtet hat.

Wir hatten nicht lange auf dieſe Weiſe zuſammengelebt, als er mir vertraute, daß er ſich um den Preis, welcher auf die beſte Schrift über den Urſprung der Sprachen von Berlin ausgeſetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war ſchon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine ſehr reinliche Hand ſchrieb, ſo konnte er mir bald ein lesbares Manuſcript heftweiſe mittheilen. Ich hatte über ſolche Gegenſtände niemals nachgedacht; ich war noch zu ſehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken ſollen. Auch ſchien mir die Frage einigermaßen müßig: denn wenn Gott den Menſchen als Menſchen erſchaffen hatte, ſo war ihm ja ſo gut die Sprache als der aufrechte Gang anerſchaffen; ſo gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, ſo gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu ſingen, und dieſe Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verſchiedene Weiſe zu modificiren vermöge. War der Menſch göttlichen Urſprungs, ſo war es ja auch die Sprache ſelbſt, und war der Menſch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Weſen, ſo war die Sprache gleichfalls natürlich. Dieſe beiden Dinge konnte ich wie Seel' und Leib niemals auseinander bringen. Süßmilch, bei einem cruden Realismus doch etwas phantaſtiſch geſinnt, hatte ſich für den göttlichen Urſprung entſchieden, das heißt, daß Gott den Schulmeiſter bei den erſten Menſchen geſpielt habe. Herders Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Menſch als Menſch wohl aus eigenen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müſſe. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner beſondern Kräftigung; allein ich ſtand nicht hoch genug, weder im Wiſſen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfaſſer daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweiſe herfloſſen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde geſchelten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zuſtimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieſer Preisſchrift humoriſtiſch ab und verſicherte, daß er gar nicht eingerichtet ſey, über ſo abſtracte Materien zu denken. Er drang vielmehr aufs l'Hombre, welches wir gewöhnlich Abends zuſammen ſpielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Cur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

Wenn des Brutus Briefe dir sind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Goethe, sende mir sie.

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langer eingetauschten Auteren, und dazu noch verschiedene schöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterlei Thätigkeiten zersplitterte! Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuch meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente; deßwegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentation, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Sprüchgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdener Galerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der italiänischen Schule nicht eingedrungen, aber Domenico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist, und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune; er führte sie dadurch ganz ans gemeine Leben

heran, und die so geistreichen, als naiven Einzelnheiten seiner Compositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister:
Domenico Feti heißt er.
Der parodirt die biblische Parabel
So hübsch zu einer Narrenfabel,
Aus Sympathie.
Du närrische Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitere oder abstruse, muntere oder bittere Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald darein, und suchte nur, so viel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invectiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sey, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen gebildeten Männer. Ich verschlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder nachher allmählig ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche

Lage gerieth, alles was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamanns Schriften bekannt, auf die er einen so großen Werth setzte. Anstatt mich aber über dieselben zu belehren, und mir den Hang und Gang dieses außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllinischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug gebärdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamanns Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Cur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Behandlung zu schwanken und sich zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wohl schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sey, so trübte sich das ganze Verhältniß. Herder ward ungeduldig und mißmuthig; es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herders allzugroße geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben anfing. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden und die beabsichtigte Communication nicht zu Stande kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehen zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herders Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grimmige Resignation in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher seyn, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich in diesem Sinne mochte er sich jener Cur unterwerfen, um bei der Rückreise freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor seine Halbverlobte zu treten, und sich gewisser und

„Das mögt ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen ſchon drei Tag und Nacht
Und hat noch niemand an ſie gedacht.“

Will einer im Leben um ſich ſchauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

Begräbniß.

Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus
Zu Grabe;
Die Bürger ſchauten zum Fenſter heraus,
Sie ſaßen eben in Saus und Braus
Auf Gut und Habe.
Da dachten ſie: man trägt ſie hinaus,
Trägt man uns nächſtens auch hinaus,
Und wer denn endlich bleibt im Haus
Hat Gut und ſchöne Gaben:
Es muß ſie doch Einer haben.

Drohende Zeichen.

Tritt in recht vollem klaren Schein
Frau Venus am Abendhimmel herein,
Oder daß blutroth ein Komet
Gar ruthengleich durch Sterne ſteht;
Der Philiſter ſpringt zur Thüre heraus:
Der Stern ſteht über meinem Haus!

unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch so bald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil sein bisheriger Aufenthalt so kostbar als angenehm gewesen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach.

Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verläugnete er sich nicht: denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung enthielt sein Schreiben lauter spöttliche Dinge in Knittelversen, die einen andern irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Werth einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können.

Man soll jedoch von eigenen und fremden Fehlern niemals, am wenigsten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deßhalb will ich hier gewisse zudringende Bemerkungen einschalten.

Dank und Undank gehören zu den in der moralischen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereignissen, worüber die Menschen sich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterschied zu machen zwischen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erste ist dem Menschen angeboren, ja anerschaffen: denn sie entspringt aus einer glücklichen, leichtsinnigen Vergessenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortsetzung des Lebens möglich wird. Der Mensch bedarf so unendlich vieler äußern Ver- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daseyn, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Gesellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Mensch jenen Leichtsinn in und über sich walten, so nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man sieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu dessen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entspringt, worin die ungebildete Natur sich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Wesen

ist sehr selten und kommt nur bei vorzüglichen Menschen vor, solchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derselben in einem niedern Stande oder in einer hülflosen Lage geboren, sich von Jugend auf Schritt für Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beistand annehmen müssen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das was sie empfangen, irdisch, und das was sie dagegen leisten, höherer Art ist, so daß eine eigentliche Compensation nicht gedacht werden kann. Lessing hat bei dem schönen Bewußtseyn, das ihm in seiner besten Lebenszeit über irdische Dinge zu Theil ward, sich hierüber einmal derb, aber heiter ausgesprochen. Herder dagegen vergällte sich und andern immerfort die schönsten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geisteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Diese Forderung kann man gar wohl an sich machen: denn der Bildungsfähigkeit eines Menschen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig ist ihn über seine Zustände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu Statten; und überhaupt sollte man in manchen sittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu schwer nehmen, und sich nicht nach allzuernsten, weitliegenden Mitteln umsehen, da sich gewisse Fehler sehr leicht, ja spielend abthun lassen. So können wir zum Beispiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographischen Versuch ziemt es wohl, von sich selbst zu reden. Ich bin von Natur so wenig dankbar als irgend ein Mensch, und beim Vergessen empfangenen Guten konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten.

Diesem zu begegnen gewöhnte ich mich zuvörderst, bei allem was ich besitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt, von wem ich es erhalten, es sey durch Geschenk, Tausch oder Kauf, oder auf irgend eine andere Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das was uns umgiebt, erhält dadurch ein Leben: wir sehen es in geistiger, liebevoller, genetischer Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zustände

wird das augenblickliche Daseyn erhöht und bereichert; die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwiedern leicht und wünschenswerth; zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen geführt, was nicht sinnlicher Besitz ist, und man recapitulirt gar gern, woher sich unsere höheren Güter schreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folgereichen Verhältnisse zu Herder den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung dessen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, besonders aber solcher Dinge, die mich noch in dem Augenblick ernstlich beschäftigten, gegen Herder immer karger und karger ward: er hatte mir den Spaß an so manchem, was ich früher geliebt, verderben, und mich besonders wegen der Freude, die ich an Ovids Metamorphosen gehabt, aufs strengste getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen wie ich wollte, ich mochte sagen, daß für eine jugendliche Phantasie nichts erfreulicher seyn könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu seyn; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernsthaften Mannes umständlich beibringen und solches durch meine eigene Erfahrung bekräftigen: das alles sollte nicht gelten, es sollte sich keine eigentliche, unmittelbare Wahrheit in diesen Gedichten finden; hier sey weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr sey Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierirte Darstellung, wie sie sich nur von einem Uebercultivirten erwarten lasse. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte, was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sey doch auch Natur, und unter allen Völkern, früheren und späteren, sey doch immer nur der Dichter Dichter gewesen, so wurde mir dieß nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte manches deßwegen ausstehen, ja mein Ovid war mir beinah dadurch verleidet: denn es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus.

Am sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des andern klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andere, mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich vor Herder meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie consequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte. Von poetischen Arbeiten glaube ich ihm die Mitschuldigen vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre.

Aber bei diesem allem blieb er der er war: was von ihm ausging wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins seiner Blätter, ja nur ein Couvert von seiner Hand, zerrissen oder verschleudert hätte; dennoch ist mir, bei den so mannichfaltigen Ort- und Zeitwechseln, kein Document jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herders Anziehungskraft sich so gut auf andere als auf mich wirksam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treue redliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich interessiren, und seine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns andere: denn seine Gegenwirkung schien jederzeit mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältniß zu stehen. Jungs Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß

ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſeyn und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen, noch zum beſten haben konnte. Auch war Jung durch Herder dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinem Thun geſtärkt und gefördert fühlte, ja ſeine Neigung gegen mich ſchien in eben dieſem Maße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Geſellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechſelſeitig die freundlichſten Dienſte.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundſchaftlichen Krankenſtube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Geſundheit des Geiſtes deuten, begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münſters, als wäre die Zeit noch da, wo wir jungen Geſellen uns öfters dorthin auf den Abend beſchieden, um mit gefüllten Römern die ſcheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor ſich alles Geſpräch in die Betrachtung der Gegend; alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft und jeder beſtrebte ſich die entfernteſten Gegenſtände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterſcheiden: gute Fernröhre wurden zu Hülfe genommen und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebſte und wertheſte geworden; und ſchon fehlte es auch mir nicht an einem ſolchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landſchaft hervortrat, mich doch mehr als alles andere mit einem lieblichen Zauber an ſich zog. Bei ſolchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reiſe verabredet, ja oft aus dem Stegreife unternommen, von denen ich nur eine ſtatt vieler umſtändlich erzählen will, da ſie in manchem Sinne für mich folgereich geweſen.

Mit zwei werthen Freunden und Tiſchgenoſſen, Engelbach und Weyland, beide aus dem untern Elſaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns, bei ſchönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des biſchöflichen Schloſſes erregte unſere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Beſitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraſchte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht; nur contraſtirte die Perſon des Cardinals, ein kleiner zuſammengefallener Mann, den wir ſpeiſen ſahen. Der Blick in den Garten iſt herrlich und ein Canal, drei Viertelſtunden lang, ſchnurgerade auf die Mitte des Schloſſes gerichtet, gibt einen hohen Begriff von dem

Sinn und den Kräften der vorigen Besitzer. Wir spazierten daran hin und wieder und genossen mancher Partien dieses schön gelegenen Ganzen, zu Ende der herrlichen Elsasser Ebene, am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut und es uns in seiner Region wohl seyn lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweise, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drei Wagen neben einander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmählig nach Pfalzburg, einer neuern Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut; die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort selbst fanden wir wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um Neun — hörten wir Musik; man walzte schon im Wirthshause nach Herzenslust, und da sich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, so ward auch unser jugendlicher Frohsinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brod auf die Reise versagte und uns in den Gasthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieses architektonische Wunder zum zweitenmal anzustaunen, und uns der erquickenden Aussicht über das Elsaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Wieland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß; die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerb, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit sich hin und wieder bewegt,

lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme; die Geselligkeit ist nothwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbarer sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machten den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen seyn.

Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahe gelegenen Baschberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum erstenmal auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehen. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu: gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, und von einem ernsten Gebirge begränzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweise in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sey, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Uebersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und windet sich am sichersten an diesen

Leitfäden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, aus geologischem und politischem Ländergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem theuern Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem andern war hier, wie im ganzen Ländchen, der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat, und von dessen Daseyn noch manches schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug, doppelte Wohlthäter zu seyn, einmal für die Gegenwart, die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten, und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen, und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauhern Westreiches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort antrafen, und gegenüber Neusaarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschlosse, erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuße eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Huhnau genannt, sich bis Saaralbe und weiterhin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehemaligen Gestütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meierei. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punkt in einem so felsig-waldigen Lande. Die Stadt, klein und hügelig, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannichfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen, mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die lutherische Kirche, in einem kleinen, aber dem Ganzen entsprechenden Maßstabe. Die Vorderseite des Schlosses liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterseite dagegen

am Abhange eines steilen Felsens. Diesen hat man nicht allein terrassenweise abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, sondern man hat sich auch unten einen länglich viereckten Gartenplatz, durch Verdrängung des Flusses an der einen und durch Abschroten des Felsens an der andern Seite, verschafft, worauf denn dieser ganze Raum erst mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieser Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landschaftsmalers zu Hülfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schlosses, das Kostbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche deuteten auf einen lebenslustigen Besitzer, wie der verstorbene Fürst gewesen war; der gegenwärtige befand sich nicht am Orte. Präsident von Günderode empfing uns aufs verbindlichste und bewirthete uns drei Tage besser, als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntschaften, zu denen wir gelangten, um mich vielseitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürsten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannichfaltigen Anstalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur seines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht, und die Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen, und die nur durch den innern Gehalt ihres Schooßes uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem complicirten Maschinenwerke bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drathzug. Wenn man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höhern organischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußtseyn kaum zu trennen sind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nöthigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockern, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sey der Schaum, der sich beim Alaunsieden obenauf

werfe, und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls hoffe zu Gute zu machen.

Lebt Herr Stauf noch? rief mein Begleiter verwundert aus.

Man bejahte es und versicherte, daß wir nach unserm Reiseplan nicht weit von seiner einsamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unser Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwasser heruntergeleitet wird, und an dem vornehmsten Stollen vorbei, den sie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Dutweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn sie trocken sind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die schönste Irisfolge spielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finstern Stollenschlünde zogen uns jedoch um so weniger an, als der Gehalt derselben reichlich um uns her ausgeschüttet lag. Nun gelangten wir zu offenen Gruben, in welchen die gerösteten Alaunschiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraschte uns, obgleich vorbereitet, ein seltsames Begegniß.

Wir traten in eine Klamme, und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Höhle war nahezu glühend, mit röthlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klusen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. Ein so zufälliges Ereigniß — denn man weiß nicht, wie diese Strecke sich entzündete — gewährt der Alaunfabrication den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges besteht, vollkommen geröstet daliegen, und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entstanden, daß man nach und nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und sich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume standen schon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz frisch, jene Gluth nicht ahnten, welche sich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verschiedene Oeffnungen, andere hatten schon ausgeraucht, und so glomm dieses Feuer bereits zehn Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt ist. Es mag sich auch auf Klüften durch frische Kohlenlager durchziehen; denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte

O weh! das iſt mir zu verfänglich! —
Da ruft er ſeinem Nachbar bänglich:
Ach ſeht, was mir ein Zeichen bräut,
Das gilt fürwahr uns armen Leut'!
Meine Mutter liegt am böſen Keuch,
Mein Kind am Wind und ſchwerer Seuch,
Meine Frau, fürcht' ich, will auch erkranken,
Sie thät ſchon ſeit acht Tag nicht zanken:
Und andre Dinge nach Bericht!
Ich fürcht' es kommt das jüngſte Gericht.

Der Nachbar ſpricht: ihr habt wohl recht,
Es geht uns dießmal allen ſchlecht.
Doch laßt uns ein paar Gaſſen gehen,
Da ſeht ihr wie die Sterne ſtehen.
Sie deuten hier, ſie deuten dort.
Bleibe jeder weislich an ſeinem Ort,
Und thue das Beſte was er kann,
Und leide wie ein andrer Mann.

Die Käufer.

Zu der Apfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen,
Alle wollten kaufen;
Mit munterm Sinn
Griffen ſie aus dem Haufen,
Beſchauten mit Verlangen
Nah und näher rothbäckige Wangen —

man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein ſtarker Dampf den Arbeitern entgegendrang und ſie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Reſidenz unſeres einſiedleriſchen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwiſchen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daſelbſt ſehr mannichfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher iſt der Boden ſchwarz und kohlenartig, die Lager gehen häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphiloſoph — philosophus per ignem, wie man ſonſt ſagte — hätte ſich wohl nicht ſchicklicher anſiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus, und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund ſogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir aus ſeinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk, ſowie manche andere wohlgemeinte Anſtalt, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umſtände die Unkoſten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl deſſen was mit Naturproducten alles zu leiſten wäre, ſich in einer abſtrufen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebenſachen gefielen und, bei unzulänglichen Kenntniſſen, nicht fertig genug dasjenige zu leiſten verſtanden, woraus eigentlich ökonomiſcher und mercantiliſcher Vortheil zu ziehen iſt. So lag der Nutzen, den er ſich von jenem Schaum verſprach, ſehr im weiten; ſo zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, ſeine Klagen einem menſchlichen Ohre mitzutheilen, ſchleppte ſich das hagere abgelebte Männchen in Einem Schuh und Einem Pantoffel, mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen, den Berg hinauf, wo die Harzhütte ſteht, die er ſelbſt errichtet hat und nun mit großem Leidweſen verfallen ſieht. Hier fand ſich eine zuſammenhängende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeſchwefelt und zum Gebrauch bei Eiſenwerken tauglich gemacht werden ſollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja ſogar den Ruß nicht miſſen, und ſo unterlag den vielfachen Abſichten alles zuſammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürſten trieb man das Geſchäft aus Liebhaberei, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweiſen war.

Nachdem wir unsern Adepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessirten uns junge Burschen einige lustige Abenteuer, und bei einbrechender Finsterniß unweit Neukirch ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten an den Ufern der Saar leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten uns nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretterhöhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das fürchterliche Sausen und Pfeifen des Windstroms, der, in das geschmolzene Erz wüthend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut ist.

Aber ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Rast finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und suchte das höher gelegene Jagdschloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Castellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehen. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst, und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühesten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweibrücken, das, als eine schöne und merkwürdige Residenz wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläufigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressiren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, sowie die Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne, und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehen. Wir zogen weiter, und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen: zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier sich nach Getreide umzusehen. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden, und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und der obenliegenden Festung unsere Aufmerksamkeit nicht versagen. Diese ist theils auf Felsen gebaut, theils in Felsen gehauen: die unterirdischen Räume sind besonders merkwürdig; hier ist nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menschen und Vieh, sondern man trifft sogar große Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle und was man unter der Erde sonst fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabstürzenden Bächen folgten wir nunmehr durchs Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen sind unbenutzt: hier faulen Stämme zu Tausenden übereinander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Gespräche einiger Fußbegleiter der Name von Dieterich wieder in die Ohren, den wir schon öfter in diesen Waldgegenden ehrenvoll hatten aussprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieses Mannes, sein Reichthum, die Benutzung und Anwendung desselben, alles erschien im Gleichgewicht; er konnte sich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er sicherte. Je mehr ich die Welt sah, je mehr erfreute ich mich, außer den allgemein berühmten Namen, auch besonders

an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und so erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß v. Dieterich früher als andere sich der Gebirgsschätze, des Eisens, der Kohlen und des Holzes, mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten. Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wunderſam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Mercur ein dankbares Gelübde abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bitsch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Thurm überſah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Thürme der Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dieterich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir, von den Hügeln bei Niedermodern, den angenehmen Lauf des Moderflüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengrubenvisitation, die zu Dutweiler freilich etwas ernsthafter würde gewesen seyn, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche mir die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim.

Denn jene sämmtlichen Aussichten in eine wilde Gebirgsgegend, und sodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen innern Blick nicht fesseln, der auf einen liebenswürdigen anziehenden Gegenstand gerichtet war. Auch dießmal erschien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war, und welche so viel Achtung als Liebe verdiente. Mir sey jedoch, ehe ich meine Freunde zu

ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umſtandes zu erwähnen, der ſehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche ſie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie ſehr ich in der neuern Literatur zurück ſeyn mußte, läßt ſich aus der Lebensart ſchließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte; und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben ſeinen großen Kenntniſſen noch manche Hülfsmittel, und überdieß auch neuere Schriften mit. Unter dieſen kündigte er uns den Landprieſter von Wakefield als ein vortreffliches Werk an, von dem er uns die deutſche Ueberſetzung durch ſelbſteigene Verleſung bekannt machen wolle.

Seine Art zu leſen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird ſich davon einen Begriff machen können. Er trug alles, und ſo auch dieſen Roman, ernſt und ſchlicht vor; völlig entfernt von aller dramatiſch-mimiſchen Darſtellung, vermied er ſogar jene Mannichfaltigkeit, die bei einem epiſchen Vortrag nicht allein erlaubt iſt, ſondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechslung des Tons, wenn verſchiedene Perſonen ſprechen, wodurch das was eine jede ſagt, herausgehoben, und der Handelnde von dem Erzählenden abgeſondert wird. Ohne monoton zu ſeyn, ließ Herder alles in einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, ſondern alles nur hiſtoriſch wäre, als wenn die Schatten dieſer poetiſchen Weſen nicht lebhaft vor ihm wirkten, ſondern nur ſanft vorübergleiteten. Doch hatte dieſe Art des Vortrags aus ſeinem Munde einen unendlichen Reiz: denn weil er alles aufs tiefſte empfand, und die Mannichfaltigkeit eines ſolchen Werks hochzuſchätzen wußte, ſo trat das ganze Verdienſt einer Production rein und um ſo deutlicher hervor, als man nicht durch ſcharf ausgeſprochene Einzelnheiten geſtört und aus der Empfindung geriſſen wurde, welche das Ganze gewähren ſollte.

Ein proteſtantiſcher Landgeiſtlicher iſt vielleicht der ſchönſte Gegenſtand einer modernen Idylle; er erſcheint, wie Melchiſedech, als Prieſter und König in Einer Perſon. An den unſchuldigſten Zuſtand, der ſich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, iſt er meiſtens durch gleiche Beſchäftigung, ſo wie durch gleiche Familienverhältniſſe geknüpft; er iſt Vater, Hausherr, Landmann, und ſo vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf dieſem reinen, ſchönen, irdiſchen Grund ruht ſein höherer

Beruf; ihm iſt übergeben die Menſchen ins Leben zu führen, für ihre geiſtige Erziehung zu ſorgen, ſie bei allen Hauptepochen ihres Daſeyns zu ſegnen, ſie zu belehren, zu kräftigen, zu tröſten, und wenn der Troſt für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklichern Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man ſich einen ſolchen Mann mit rein menſchlichen Geſinnungen, ſtark genug, um unter keinen Umſtänden davon zu weichen, und ſchon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Feſtigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu ſeinem Amte nöthigen Kenntniſſe, ſo wie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche ſogar leidenſchaftlich iſt, indem ſie keinen Augenblick verſäumt das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgeſtattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beſchränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreiſe verharren, ſondern auch allenfalls in einen kleinern übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Verſöhnlichkeit, Standhaftigkeit, und was ſonſt noch aus einem entſchiedenen Charakter Löbliches hervorſpringt, und über dieß alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigener und fremder Fehler: ſo hat man das Bild unſeres trefflichen Wakefield ſo ziemlich beiſammen.

Die Darſtellung dieſes Charakters auf ſeinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachſende Intereſſe der Fabel durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltſamen, macht dieſen Roman zu einem der beſten, die je geſchrieben worden; der noch überdieß den großen Vorzug hat, daß er ganz ſittlich, ja im reinen Sinne chriſtlich iſt, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darſtellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott beſtätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böſe beglaubigt, und dieß alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfaſſer der hohe Sinn bewahrt, der ſich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieſes Werkchen uns eben ſo weiſe als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfaſſer, **Dr. Goldſmith**, hat ohne Frage große Einſicht in die moraliſche Welt, in ihren Werth und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer iſt, und die Vortheile, die ihm ſein Land, ſeine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er ſich beſchäftigt, ſteht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt ſie mit dem Höchſten in Berührung: ihr enger Kreis, der ſich noch

mehr verengt, greift durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge in die große Welt mit ein; auf der reichen bewegten Woge des engliſchen Lebens ſchwimmt dieſer kleine Kahn, und in Wohl und Wehe hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn herſegelt.

Ich kann vorausſetzen, daß meine Leſer dieſes Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zuerſt hier nennen hört, ſo wie der, welcher aufgeregt wird es wieder zu leſen, beide werden mir danken. Für jene bemerke ich nur im Vorübergehen, daß des Landgeiſtlichen Hausfrau von der thätigen guten Art iſt, die es ſich und den Ihrigen an nichts fehlen läßt, aber auch dafür auf ſich und die Ihrigen etwas einbildiſch iſt. Zwei Töchter, Olivie, ſchön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen geſinnt; einen fleißigen, dem Vater nacheifernden, etwas herben Sohn, Moſes, will ich zu nennen nicht unterlaſſen.

Wenn Herder bei ſeiner Vorleſung eines Fehlers beſchuldigt werden konnte, ſo war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewiſſen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können; voreilig wollte er ſogleich Wirkungen ſehen, und doch war er auch mit dieſen unzufrieden, wenn ſie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Menſch, als junger Menſch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig; er, der bloß Gehalt und Form beachtete, ſah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward; und das wollte er nicht gelten laſſen. Peglows Reflexionen zunächſt, die nicht von den feinſten waren, wurden noch übler aufgenommen; beſonders aber erzürnte er ſich über unſern Mangel an Scharfſinn, daß wir die Contraſte, deren ſich der Verfaſſer oft bedient, nicht vorausſahen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunſtgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchell, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Perſon in die erſte übergeht, ſich zu verrathen im Begriff iſt, daß wir nicht gleich eingeſehen oder wenigſtens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er ſpricht, ſelbſt ſey, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt, bei Entdeckung und Verwandlung des armen kümmerlichen Wanderers in einen reichen mächtigen Herrn uns kindlich freuten, rief er erſt jene Stelle zurück, die wir nach der Abſicht des Autors überhört hatten, und hielt über unſern Stumpfſinn eine

gewaltige Strafpredigt. Man sieht hieraus, daß er das Werk bloß als Kunstproduct ansah, und von uns das gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuständen wandelten, wo es wohl erlaubt ist, Kunstwerke wie Naturerzeugnisse auf sich wirken zu lassen.

Ich ließ mich durch Herders Invectiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf sie gewirkt hat, diese Wirkung in ihnen selbst verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute, sowie manches Unheil entsteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelassen, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Freilich konnte dieses nur später bei mir zum Bewußtseyn kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu schaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, alsobald aus dieser fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche versetzt zu werden.

Mein Tischgenosse Weyland, der sein stilles fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elsaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach, leistete mir auf meinen kleinen Excursionen manchen Dienst, indem er mich in verschiedenen Ortschaften und Familien theils persönlich; theils durch Empfehlungen einführte. Dieser hatte mir öfters von einem Landgeistlichen gesprochen, der nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg, im Besitz einer guten Pfarre mit einer verständigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gastfreiheit und Anmuth dieses Hauses ward immer dabei höchlich gerühmt. Soviel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der sich schon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Also entschloßen wir uns auch zu dieser Partie, wobei mir mein Freund versprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böses von mir sagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, sogar erlauben, wo nicht schlecht, doch etwas ärmlich und nachläßig gekleidet zu erscheinen. Er willigte darein und versprach sich selbst einigen Spaß davon.

Es ist eine verzeihliche Grille bedeutender Menschen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge ins Verborgene zu stellen, um den eigenen innern menschlichen Gehalt desto reiner wirken zu lassen; deßwegen hat das

Incognito der Fürsten und die daraus entspringenden Abenteuer immer etwas höchst angenehmes: es erscheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Persönlichkeit erweist, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall sind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen oder ihm auszuweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte nach einer Jagdpartie unter seinen Bauern sich in ihrem Incognito wohlgefallen, ist ganz der Natur gemäß, und man mag es gern: daß aber ein junger Mensch ohne Bedeutung und Namen sich einfallen läßt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht ist von Gesinnungen und Handlungen, in wiefern sie lobenswerth oder tadelnswürdig, sondern wiefern sie sich offenbaren und ereignen können, so wollen wir für dießmal, unserer Unterhaltung zu Liebe, dem Jüngling seinen Dünkel verzeihen, um so mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Lust mich zu verkleiden selbst durch den ernsten Vater erregt worden.

Auch dießmal hatte ich mich, theils durch eigene ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsstücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht entstellt, doch wenigstens so wunderlich zugestutzt, daß mein Freund unterwegs sich des Lachens nicht erwehren konnte, besonders wenn ich Haltung und Gebärde solcher Figuren, wenn sie zu Pferde sitzen und die man lateinische Ritter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die schöne Chaussee, das herrlichste Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den besten Humor. In Drusenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um sich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien ebenen Elsasses. Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wiesen, gelangten bald nach Sesenheim, ließen unsere Pferde im Wirthshause und gingen gelassen nach dem Pfarrhofe.

Laß dich, sagte Weyland, indem er mir das Haus von weitem zeigte, nicht irren, daß es einem alten und schlechten Bauernhause ähnlich sieht! inwendig ist es deste jünger.

Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl: denn es hatte gerade das, was man malerisch nennt und was mich in der niederländischen Kunst so zauberisch angesprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig sichtbar, welche die Zeit über alles Menschenwerk ausübt. Haus und

Scheune und Stall befanden sich in dem Zustande des Verfalls, gerade auf dem Punkte, wo man unschlüssig, zwischen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können.

Alles war still und menschenleer, wie im Dorfe so im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in sich gekehrten, aber doch freundlichen Mann, ganz allein; denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfrischung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte die Frauenzimmer aufzusuchen, und ich blieb mit unserm Wirth allein.

Sie wundern sich vielleicht, sagte er, daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle so schlecht quartiert finden: das kommt aber, fuhr er fort, von der Unentschlossenheit. Schon lange ist mir's von der Gemeine, ja von den oberen Stellen zugesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß.

Ich erwiederte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was Eigenes: er sprach zu mir als wenn er mich zehn Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können.

Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehen. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen seyn. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches angenehmes Ansehen.

Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friederiken, so wie die andern beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen zu haben, seit dem alle drei fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schwester zu suchen; die Mutter brachte uns einige Erfrischungen, und Weyland

Sie hörten den Preis
Und warfen ſie wieder hin
Als wären ſie glühend heiß.

Was der für Käufer haben ſollte
Der Waare gratis geben wollte.

Das Bergdorf.

„Jetzt war das Bergdorf abgebrannt,
Sieh nur wie ſchnell ſich das ermannt!
Steht alles wieder in Bret und Schindeln,
Die Kinder liegen in Wieg' und Windeln;
Wie ſchön iſt's wenn man Gott vertraut!“

Neuer Scheiterhaufen iſt aufgebaut,
Daß, wenn es Funken und Wind gefiele,
Gott ſelbſt verlör' in ſolchem Spiele.

Symbole.

Im Vatican bedient man ſich
Palmſonntags ächter Palmen,
Die Cardinäle beugen ſich
Und ſingen alte Pſalmen.
Dieſelben Pſalmen ſingt man auch
Oelzweiglein in den Händen,
Muß im Gebirg zu dieſem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;

ſetzte mit den beiden Gatten das Geſpräch fort, das ſich auf lauter bewußte Perſonen und Verhältniſſe bezog, wie es zu geſchehen pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zuſammenkommen, von den Gliedern eines großen Cirkels Erkundigung einziehen und ſich wechſelsweiſe berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von dieſem Kreiſe zu verſprechen hatte.

Die älteſte Tochter kam wieder haſtig in die Stube, unruhig, ihre Schweſter nicht gefunden zu haben. Man war beſorgt um ſie und ſchalt auf dieſe oder jene böſe Gewohnheit; nur der Vater ſagte ganz ruhig: Laßt ſie immer gehen! ſie kommt ſchon wieder! In dieſem Augenblick trat ſie wirklich in die Thüre; und da ging fürwahr an dieſem ländlichen Himmel ein allerliebſter Stern auf. Beide Töchter trugen ſich noch deutſch, wie man es zu nennen pflegte; und dieſe faſt verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken beſonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettеſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Gränze zwiſchen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehen und zu erkennen.

Ich fing nun an meine Rolle mit Mäßigung zu ſpielen, halb beſchämt, ſo gute Menſchen zum Beſten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte: denn die Mädchen ſetzten jenes Geſpräch fort und zwar mit Leidenſchaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erſchien meiner Einbildungskraft ein ſolcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Baſen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gäſten, daß ich in der belebteſten Welt zu hauſen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir geſprochen; die Mutter betrachtete mich jedesmal, ſo oft ſie kam und ging; aber Friederike ließ ſich zuerſt mit mir in ein Geſpräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchſah, fragte ſie, ob ich auch ſpiele? Als ich es bejahte, erſuchte ſie mich etwas vorzutragen; aber der

Vater ließ mich nicht dazu kommen: denn er behauptete, es sey schicklich, dem Gaste zuerst mit irgend einem Musikstück oder einem Liede zu dienen.

Sie spielte verschiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt und zwar auf einem Clavier, das der Schulmeister schon längst hätte stimmen sollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Nun sollte sie auch ein Lied singen, ein gewisses zärtlich trauriges: das gelang ihr nun gar nicht. Sie stand auf und sagte lächelnd oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Clavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsasser- und Schweizerliedchen hören; die klingen schon besser.

Beim Abendessen beschäftigte mich eine Vorstellung, die mich schon früher überfallen hatte, dergestalt, daß ich nachdenklich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schwester und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen schüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich so ganz leibhaftig in der Wakefield'schen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch seines Gleichen! Dagegen stellte sich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen ist, hier in der Gattin dar: man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen; man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend. Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, so war sie doch wohl gebaut, lebhaft und eher heftig; sie zeigte sich überall thätig und ging der Mutter in allem an die Hand. Friederiken an die Stelle von Primrose's Sophie zu setzen, war nicht schwer: denn von jener ist wenig gesagt, man gibt nur zu, daß sie liebenswürdig sey; diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Zustand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kam auch hier manches zur Sprache, es geschah gar manches, was in der Wakefield'schen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn ins Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm, so enthielt ich mich kaum auszurufen: Moses, bist du auch da!

Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Ansicht jenes Land- und Familienkreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friederike, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe werth sey. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorruft, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hierbei ein guter Landwein keineswegs geschont wurde, so stand ich in Gefahr aus meiner Rolle zu fallen, weßhalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friederikens Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes: durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte; nur bezogen sich ihre Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen: denn sie hoffe, setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sey.

Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und sogleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustand bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidisches Gefühl gegen alle, welche das Glück gehabt hatten, sie bisher zu umgeben. Ich paßte sogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, sie mochten unter Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da- bald dorthin meine Vermuthung; allein wie hätte ich was entdecken sollen in der völligen Unbekanntschaft aller Verhältnisse! Sie wurde zuletzt immer redseliger und ich immer stiller. Es hörte sich ihr gar so gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Gesichtsbildung aber so wie die übrige Welt in Dämmerung schwebte,

so war es mir, als ob ich in ihr Herz sähe, das ich höchst rein finden mußte, da es sich in so unbefangener Geschwätzigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gastzimmer gelangte, brach er sogleich mit Selbstgefälligkeit in behaglichen Scherz aus und that sich viel darauf zu gute, mich mit der Aehnlichkeit der Primrose'schen Familie so sehr überrascht zu haben. Ich stimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies.

Fürwahr, rief er aus, das Mährchen ist ganz beisammen! Diese Familie vergleicht sich jener sehr gut, und der verkappte Herr da mag sich die Ehre anthun, für Herrn Burchell gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Bösewichter nicht so nöthig haben als in Romanen, so will ich für dießmal die Rolle des Neffen übernehmen, und mich besser aufführen als er.

Ich verließ jedoch sogleich dieses Gespräch, so angenehm es mir auch seyn mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf sein Gewissen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er betheuerte Nein, und ich durfte ihm glauben. Sie hätten sich vielmehr, sagte er, nach dem lustigen Tischgesellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Pension speise und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich schritt nun zu andern Fragen: ob sie geliebt habe? ob sie liebe? ob sie versprochen sey? Er verneinte das alles.

Fürwahr, versetzte ich, eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich. Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen.

So schwatzten wir zusammen tief in die Nacht, und ich war schon wieder munter als es tagte. Das Verlangen sie wieder zu sehen, schien mir unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erschrak ich über die verwünschte Garderobe, die ich mir so freventlich ausgesucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsstücke anzulegen, desto niederträchtiger erschien ich mir; denn alles war ja auf diesen Effect berechnet. Mit meinen Haaren wäre ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel mir das abgeschmackteste Ansehen gaben, fiel ich desto entschiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweise betrachten konnte, da denn immer ein Theil lächerlicher aussah als der andere.

Ueber dieser Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit

der Zufriedenheit eines guten Gewiſſens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der geſtopften ſeidenen Decke. Ich hatte ſchon ſeine hübſchen Kleider, wie ſie über den Stuhl hingen, längſt beneidet, und wäre er von meiner Taille geweſen, ich hätte ſie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünſchte Hülle, in den Garten eilend, zurückgelaſſen; er hätte guten Humor genug gehabt, ſich in meine Kleider zu ſtecken, und das Mährchen wäre bei frühem Morgen zu einem luſtigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, ſo wenig als wie an irgend eine ſchickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar fleißigen und geſchickten, aber armen Studioſen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friederiken hinzutreten, die geſtern Abend an mein verkleidetes Selbſt ſo freundlich geſprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und ſinnend ſtand ich da und bot all mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgeſtreckte, nachdem er mich eine Weile fixirt hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: Nein! es iſt wahr, du ſiehſt ganz verwünſcht aus! verſetzte ich heftig: Und ich weiß was ich thue: leb' wohl und entſchuldige mich!

Biſt du toll! rief er, indem er aus dem Bette ſprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber ſchon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd geſattelt und ich eilte in raſendem Unmuth galoppirend nach Druſenheim, den Ort hindurch und immer weiter.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langſamer und fühlte nun erſt, wie unendlich ungern ich mich entfernte. Ich ergab mich aber in mein Schickſal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von geſtern Abend mit der größten Ruhe und nährte die ſtille Hoffnung ſie bald wiederzuſehen. Doch verwandelte ſich dieſes ſtille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beſchloß ich, ſchnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes friſches Pferd zu nehmen; da ich denn wohl allenfalls, wie mir die Leidenſchaft vorſpiegelte, noch vor Tiſche, oder, wie es wahrſcheinlicher war, zum Nachtiſche oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergebung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um dieſen Vorſatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mir däuchte, ſehr glücklicher Gedanke durch den Geiſt fuhr. Schon geſtern hatte ich im Gaſthofe

zu Trusenheim einen sehr sauber gekleideten Wirthssohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beschäftigt, mich aus seinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Gestalt und hatte mich flüchtig an mich selbst erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, so befand ich mich in Trusenheim; ich brachte es in den Stall, und machte den Burschen kurz und gut den Vortrag, er solle mir seine Kleider borgen, weil ich in Sesenheim etwas Lustiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorschlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamsells einen Spaß machen wolle; sie wären so brav und gut, besonders Mamsell Rieckchen, und auch die Eltern sähen gerne, daß es immer lustig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerksam, und da er mich nach meinem Aufzug für einen armen Schlucker halten mochte, so sagte er: Wenn Sie sich insinuiren wollen, so ist das der rechte Weg.

Wir waren indessen schon weit in unserer Umkleidung gekommen, und eigentlich sollte er mir seine Festtagskleider gegen die meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich stand bald und recht schmuck da, warf mich in die Brust, und mein Freund schien sein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten.

Topp, Herr Bruder! sagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einschlug, komme er meinem Mädel nicht zu nah, sie möchte sich vergreifen!

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die seinigen scheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, so fand ich's lustig, seine dichtern Augenbraunen mit einem gebrannten Korkstöpfel mäßig nachzuahmen und sie in der Mitte näher zusammenzuziehen, um mich bei meinem räthselhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räthsel zu bilden.

Habt ihr nun, sagte ich, als er mir den bebänderten Hut reichte, nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weise dort anmelden könnte?

Gut! versetzte er: aber da müssen Sie noch zwei Stunden warten. Bei uns ist eine Wöchnerin; ich will mich erbieten, den Kuchen der Frau Pfarrin zu bringen; den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffahrt muß Noth leiden und der Spaß denn auch.

Ich entschloß mich zu warten; aber diese zwei Stunden wurden mir unendlich lang und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe

der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm, und eilte, bei dem ſchönſten Sonnenſchein, mit meinem Creditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen Abend nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen verſprach, die ich aber lebhaft ablehnte und mir vorbehielt, ihm die ſeinigen wieder zuzuſtellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe geſprungen, die ich in einer ſaubern zuſammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegenkommen ſah. Mein Herz war beklommen, wie ſich's eigentlich unter dieſer Jacke nicht ziemte. Ich blieb ſtehen, holte Athem und ſuchte zu überlegen, was ich beginnen ſolle; und nun bemerkte ich erſt, daß das Terrain mir ſehr zu Statten kam: denn ſie gingen auf der andern Seite des Baches, der, ſo wie die Wieſenſtreifen, durch die er hinlief, zwei Fußpfade ziemlich auseinander hielt. Als ſie gegen mir über waren rief Friederike, die mich ſchon lange gewahrt hatte: George, was bringſt du?

Ich war klug genug, das Geſicht mit dem Hute, den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladene Serviette hoch in die Höhe hielt.

Ein Kindtaufkuchen! rief ſie dagegen. Wie geht's der Schweſter?

Guet, ſagte ich, indem ich, wo nicht Elſaſſiſch, doch fremd zu reden ſuchte.

Trage ihn nach Hauſe! ſagte die Aelteſte: und wenn du die Mutter nicht findeſt, gieb ihn der Magd; aber warte auf uns, wir kommen bald wieder; hörſt du!

Ich eilte meinen Pfad hin, im Frohgefühl der beſten Hoffnung, daß alles gut ablaufen müſſe, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand niemand weder im Haus noch in der Küche; den Herrn, den ich beſchäftigt in der Studirſtube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufregen: ich ſetzte mich deßhalb auf die Bank vor der Thüre, den Kuchen neben mich, und drückte den Hut ins Geſicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieſer Schwelle wieder zu ſitzen, über die ich vor kurzem in Verzweiflung hinausgeſtolpert war; ſie ſchon wieder geſehen, ihre liebe Stimme ſchon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmuth mir eine lange Trennung vorgeſpiegelt hatte; jeden Augenblick ſie ſelbſt und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch, in dieſem zweideutigen Falle, eine Entdeckung ohne Beſchämung; dann gleich zum

Eintritt einen so lustigen Streich, als keiner derjenigen, die gestern belacht werden waren! Liebe und Noth sind doch die besten Meister; hier wirkten sie zusammen, und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten.

Nun! sind die Kuchen gerathen? rief sie mich an. Wie geht's der Schwester?

Alles gut, sagte ich, und deutete auf den Kuchen, ohne aufzusehen.

Sie faßte die Serviette und murrte: Nun was hast du heute wieder? hat Bärbchen wieder einmal einen andern angesehen? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine saubere Ehe werden, wenn's so fortgeht.

Da sie ziemlich laut sprach, kam der Pfarrer ans Fenster und fragte, was es gebe? Sie bedeutete ihn; ich stand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder übers Gesicht. Als er etwas Freundliches gesprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrin, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade in's Gesicht schien, so bediente ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, grüßte sie mit einem Scharrfuß; sie aber ging in das Haus, nachdem sie mir zugesprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas genossen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; alles hatte bisher den besten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte, daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als sie mir ins Gesicht sah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde stockte.

Ich suche Georgen, sagte sie nach einer Pause: und wen finde ich! Sie sind es, junger Herr? wie viel Gestalten haben Sie denn?

Im Ernst nur Eine, versetzte ich, zum Scherz so viel Sie wollen.

Den will ich nicht verderben, lächelte sie: gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wiese hin, bis es Mittag schlägt; dann kehren Sie zurück und ich will den Spaß schon eingeleitet haben.

Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wiesen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit setzten. Ich lenkte deßhalb nach einem Wäldchen, das ganz nahe eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur bestimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu

Muthe, als ich hineintrat! denn es zeigte ſich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübſche Ausſicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier Druſenheim und dahinter die waldigen Rheininſeln, gegenüber die Vogeſiſchen Gebirge und zuletzt das Straßburger Münſter. Dieſe verſchiedenen himmelhellen Gemälde waren durch buſchige Rahmen eingefaßt, ſo daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres ſehen konnte. Ich ſetzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem ſtärkſten Baum ein kleines längliches Brett mit der Inſchrift: Friederikens Ruhe. Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen ſeyn könnte, dieſe Ruhe zu ſtören: denn eine aufkeimende Leidenſchaft hat das Schöne, daß, wie ſie ſich ihres Urſprungs unbewußt iſt, ſie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie ſie ſich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß ſie wohl auch Unheil ſtiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mich umzuſehen, und verlor mich eben in ſüße Träumereien, als ich jemand kommen hörte; es war Friederike ſelbſt.

George, was machſt du hier? rief ſie von weitem.

Nicht George! rief ich, indem ich ihr entgegenlief: aber einer, der tauſendmal um Verzeihung bittet.

Sie betrachtete mich mit Erſtaunen, nahm ſich aber gleich zuſammen und ſagte nach einem tiefern Athemholen: Garſtiger Menſch, wie erſchrecken Sie mich!

Die erſte Maske hat mich in die zweite getrieben, rief ich aus: jene wäre unverzeihlich geweſen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging; dieſe vergeben Sie gewiß; denn es iſt die Geſtalt von Menſchen, denen Sie ſo freundlich begegnen.

Ihre bläßlichen Wangen hatten ſich mit dem ſchönſten Roſenrothe gefärbt.

Schlimmer ſollen Sie's wenigſtens nicht haben als George! Aber laſſen Sie uns ſitzen! Ich geſtehe es, der Schreck iſt mir in die Glieder gefahren. Ich ſetzte mich zu ihr, äußerſt bewegt.

Wir wiſſen alles bis heute früh durch Ihren Freund, ſagte ſie: nun erzählen Sie mir das weitere!

Ich ließ mir das nicht zweimal ſagen, ſondern beſchrieb ihr meinen Abſcheu vor der geſtrigen Figur, mein Fortſtürmen aus dem Hauſe ſo komiſch, daß ſie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das übrige folgen, mit aller Beſcheidenheit zwar, doch leidenſchaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in hiſtoriſcher Form hätte gelten können.

Das Vergnügen sie wieder zu finden, feierte ich zuletzt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mentscheingang die Unkosten des Gesprächs übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, sie wiederzusehen und ihr alles sagen zu können, was ich gestern zurückhielt, war so groß, daß ich in meiner Redseligkeit nicht bemerkte, wie sie selbst nachdenkend und schweigend war. Sie holte einigemal tief Athem, und ich bat sie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verursacht hatte. Wie lange wir mögen gesessen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir Riekchen! Riekchen! rufen. Es war die Stimme der Schwester.

Das wird eine schöne Geschichte geben, sagte das liebe Mädchen, zu ihrer völligen Heiterkeit wieder hergestellt. Sie kommt an meiner Seite her, fügte sie hinzu, indem sie sich vorbog, mich halb zu verbergen: wenden Sie sich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt!

Die Schwester trat in den Platz, aber nicht allein; Weyland ging mit ihr, und beide, da sie uns erblickten, blieben wie versteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltsam ausbrechen sähen, oder einem Ungeheuer begegneten, dessen Mißgestalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, so würden wir von keinem so grimmigen Entsetzen befallen werden, als dasjenige ist, das uns ergreift, wenn wir etwas unerwartet mit Augen sehen, das wir moralisch unmöglich glaubten.

Was heißt das? rief jene mit der Hastigkeit eines Erschrockenen: was ist das? Du mit Georgen! Hand in Hand! Wie begreife ich das?

Liebe Schwester, versetzte Friederike ganz bedenklich, der arme Mensch, er bittet mir was ab; er hat dir auch was abzubitten, du mußt ihm aber zum voraus verzeihen.

Ich verstehe nicht, ich begreife nicht, sagte die Schwester, indem sie den Kopf schüttelte und Weyland ansah, der, nach seiner stillen Art, ganz ruhig da stand und die Scene ohne irgend eine Aeußerung betrachtete. Friederike stand auf, und zog mich nach sich.

Nicht gezaudert! rief sie: Pardon gebeten und gegeben!

Nun ja! sagte ich, indem ich der Aeltesten ziemlich nahe trat: Pardon habe ich von Röthen!

Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei, und wurde roth über

Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im Geringſten zeige.
Und habt ihr euch das wohl gemerkt,
Gönnt man euch das Bequeme,
Wenn ihr im Glauben euch beſtärkt;
Das ſind Mythologeme.

Drei Palinodien.

1.

„— Weihrauch iſt nur ein Tribut für Götter
Und für die Sterblichen ein Gift.“

Soll denn dein Opferrauch
Die Götter kränken?
Du hältſt die Naſe zu —
Was ſoll ich denken?
Den Weihrauch ſchätzet man
Vor allen Dingen;
Wer ihn nicht riechen kann
Soll ihn nicht bringen.

Mit ſtarrem Angeſicht
Verehrſt du Puppen,
Und riecht der Prieſter nicht,
So hat Gott den Schnuppen.

und über; dann warf sie sich aufs Gras, lachte überlaut, und wollte sich gar nicht zufrieden geben.

Weyland lächelte behaglich und rief: Du bist ein excellenter Junge! Dann schüttelte er meine Hand in der seinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkosungen nicht freigebig, aber sein Händedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit diesem sparsam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unsern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieses wunderbare Zusammentreffen veranlaßt worden. Friederike hatte sich von dem Spaziergange zuletzt abgesondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tische zu ruhen; und als jene beiden nach Hause gekommen, hatte die Mutter sie abgeschickt, Friederiken eiligst zu holen, weil das Mittagsessen bereit sey.

Die Schwester zeigte den ausgelassensten Humor, und als sie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß schon entdeckt habe, rief sie aus: Nun ist noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden.

Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friederike mit dem Freund voraus nach dem Hause gehen. Die Magd war im Hausgarten beschäftigt und Olivie — so mag auch hier die ältere Schwester heißen — rief ihr zu: Warte! ich habe dir was zu sagen! Mich ließ sie an der Hecke stehen und ging zu dem Mädchen. Ich sah, daß sie sehr ernsthaft sprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe sich mit Bärben überworfen, und schiene Lust zu haben sie zu heirathen. Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und sollte das Gesagte bekräftigen. Das hübsche derbe Kind senkte die Augen nieder, und blieb so, bis ich ganz nahe vor ihr stand. Als sie aber auf einmal das fremde Gesicht erblickte, that auch sie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und sie festhalten, daß sie nicht ins Haus gerieth und Lärm machte; sie aber wolle selbst hingehen und sehen, wie es mit dem Vater stehe.

Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war: ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest.

Denke einmal! welch ein Glück! rief Olivie. Mit Bärben ist's aus, und George heirathet Liesen.

Das habe ich lange gedacht, sagte der gute Kerl, und blieb verdrießlich stehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burschen los, der sich umkehrte und sich zu entfernen suchte; aber Liese holte ihn herbei und auch er machte, indem er enttäuscht ward, die wunderlichsten Gebärden.

Wir gingen zusammen nach dem Hause. Der Tisch war gedeckt und der Vater schon im Zimmer. Olivie, die mich hinter sich hielt, trat an die Schwelle und sagte: Vater, es ist dir doch recht, daß George heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält. Meinetwegen! sagte der Alte: aber warum so was Ungewöhnliches? hat er sich beschädigt?

Sie zog mich vor wie ich stand und den Hut aufhatte. Nein! sagte sie, indem sie mich in die Stube führte, aber er hat eine Vogelhecke darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuk machen; denn es sind lauter lose Vögel.

Der Vater ließ sich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte, was es heißen sollte. In dem Augenblick nahm sie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß, und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte sah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus seiner priesterlichen Fassung.

Ei, ei! Herr Candidat! rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob: Sie haben geschwind umgesattelt und ich verliere über Nacht einen Gehülfen, der mir erst gestern so treulich zusagte, manchmal die Wochenkanzel für mich zu besteigen.

Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen und wir setzten uns zu Tische. Moses kam um vieles später; denn er hatte sich, als der verzogene jüngste, angewöhnt die Mittagsglocke zu verhören. Außerdem gab er wenig Acht auf die Gesellschaft, auch kaum wenn er widersprach. Man hatte mich, um ihn sicherer zu machen, nicht zwischen die Schwestern, sondern an das Ende des Tisches gesetzt, wo George manchmal zu sitzen pflegte. Als er, mir im Rücken, zur Thüre hereingekommen war, schlug er mir derb auf die Achsel und sagte: George, gesegnete Mahlzeit!

Schönen Dank, Junker! erwiederte ich.

Die fremde Stimme, das fremde Gesicht erschreckten ihn.

Was sagst du? rief Olivie: sieht er seinem Bruder nicht recht ähnlich?

Ja wohl, von hinten, versetzte Moses, der sich gleich wieder zu fassen wußte, wie allen Leuten.

Er sah mich gar nicht wieder an und beschäftigte sich bloß, die

Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuschlingen. Dann beliebte es ihm auch gelegentlich aufzustehen und sich in Hof und Garten etwas zu schaffen zu machen.

Zum Nachtische trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihn wegen seiner Eifersucht aufziehen und nicht billigen, daß er sich an mir einen Rival geschaffen hätte; allein er war bescheiden und gewandt genug und mischte auf eine halb dusselige Weise sich, seine Braut, sein Ebenbild und die Mamsells dergestalt durch einander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihn das Glas Wein und ein Stück von seinem eigenen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tische war die Rede, daß man spazieren gehen wolle, welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten schon heute früh, als sie erfuhren, wer so übereilt fortgelaufen war, sich erinnert, daß eine schöne Pelesche eines Vetters im Schrank hänge, mit der er bei seinem Hierseyn auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, äußerlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem eiteln Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerstören wolle. Der Vater hatte sich entfernt, sein Mittagsschläfchen zu halten; die Mutter war in der Haushaltung beschäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorschlag, ich solle etwas erzählen, worein ich sogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube und ich trug ein Mährchen vor, das ich hernach unter dem Titel: Die neue Melusine aufgeschrieben habe. Es verhält sich zum neuen Paris wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der länklichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig umgibt, durch wunderliche Spiele der Phantasie zu schaden fürchtete. Genug, mir gelang, was den Erfinder und Erzähler solcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung unaufdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernem Nachdenken zu hinterlassen.

Sollte jemand künftig dieses Mährchen gedruckt lesen und zweifeln, ob es eine solche Wirkung habe hervorbringen können, so bedenke derselbe, daß der Mensch eigentlich nur berufen ist in der Gegenwart zu wirken. Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend; und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt, von meiner Mutter die Gabe, alles was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Mährchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Gesellschaft mehrentheils unbequem: denn wer mag gern die Meinungen und Gesinnungen des andern hören, besonders eines Jünglings, dessen Urtheil, bei lückenhafter Erfahrung, immer unzulänglich erscheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur gesellschaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgestattet. Das leerste Mährchen hat für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz, und der geringste Gehalt wird vom Verstande dankbar aufgenommen.

Durch solche Darstellungen, die mir gar nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geisteserhebung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Dr. Gall, nach seiner Lehre, an mir anerkannte, betheuerte derselbe, ich sey eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig: denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Achtzehnter Band.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Achtzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Dritter Theil.

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

2.

Geiſt und Schönheit im Streit.

Herr Geiſt, der allen Reſpect verdient,
Und deſſen Gunſt wir höchlich ſchätzen,
Vernimmt, man habe ſich erkühnt
Die Schönheit über ihn zu ſetzen;
Er macht daraus ein großes Weſen.
Da kommt Herr Hauch, uns längſt bekannt
Als würdiger Geiſtsrepräſentant,
Fängt an, doch leider nicht galant,
Dem Luderchen den Text zu leſen.
Das rührt den Leichtſinn nicht einmal,
Sie läuft gleich zu dem Principal:
Ihr ſeyd ja ſonſt gewandt und klug,
Iſt denn die Welt nicht groß genug!
Ich laſſ' euch, wenn ihr trutzt, im Stich;
Doch ſeyd ihr weiſe, ſo liebt ihr mich.
Seyd verſichert, im ganzen Jahr
Giebt's nicht wieder ſo ein hübſches Paar.

Ἄλλως.

Die Schönheit hatte ſchöne Töchter,
Der Geiſt erzeugte dumme Söhne,
So war für einige Geſchlechter
Der Geiſt nicht ewig, doch das Schöne.
Der Geiſt iſt immer Autochthone.
So kam er wieder, wirkte, ſtrebte,
Und fand, zu ſeinem höchſten Lohne,
Die Schönheit die ihn friſch belebte.

Eilftes Buch.

Nachdem ich in jener Laube zu Sesenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen annuthig genug wechselte, sah ich meine Hörerinnen, die sich schon bisher ganz eigen theilnehmend erwiesen hatten, von meiner seltsamen Darstellung aufs äußerste verzaubert. Sie baten mich inständig, ihnen das Mährchen aufzuschreiben, damit sie es öfters unter sich und vorlesend mit andern wiederholen könnten. Ich versprach es um so lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Besuchs und der Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Gesellschaft trennte sich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß nach einem so lebhaft vollbrachten Tag der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieser Sorge befreite mich mein Freund, der sich für uns die Erlaubniß erbat sogleich Abschied nehmen zu dürfen, weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu seyn wünsche.

Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend; ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir angelangt waren, sogleich mittheilte.

Es ist doch wunderlich, fing er an, daß du gerade auf dieses Mährchen verfallen bist. Hast du nicht bemerkt, daß es einen ganz besondern Eindruck machte?

Freilich! versetzte ich darauf: wie hätte ich nicht bemerken sollen, daß die ältere bei einigen Stellen mehr als billig lachte, die jüngere den Kopf schüttelte, daß ihr euch bedeutend ansahet, und daß du selbst beinah aus deiner Fassung gekommen wärest. Ich läugne nicht, es hätte mich fast

irre gemacht: denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unschicklich sey, den guten Kindern solche Fratzen zu erzählen, die ihnen besser unbekannt blieben, und ihnen von den Männern so schlechte Begriffe zu geben, als sie von der Figur des Abenteurers sich nothwendig bilden müssen.

Keineswegs! versetzte jener: du erräthst es nicht; und wie solltest du's errathen? Die guten Kinder sind mit solchen Dingen gar nicht so unbekannt, als du glaubst: denn die große Gesellschaft um sie her giebt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und so ist überrhein gerade ein solches Ehepaar, wie du es, nur übertrieben und mährchenhaft, schilderst: Er gerade so groß, derb und plump, sie niedlich und zierlich genug, daß er sie wohl auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geschichte paßt ebenfalls so genau zu deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernstlich fragten, ob du die Personen kennetest und sie schalkhaft dargestellt hättest? Ich versicherte nein; und du wirst wohl thun, das Mährchen ungeschrieben zu lassen. Durch Zögern und Vorwände wollen wir schon eine Entschuldigung finden.

Ich verwunderte mich sehr: denn ich hatte weder an ein dießrheinisches, noch an ein überrheinisches Paar gedacht, ja ich hätte gar nicht anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit solchen Späßen, ohne weitere Beziehung, beschäftigen, und so glaubte ich, sollte es auch andern seyn, wenn ich sie erzählte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeit derselben mehr als sonst. Denn der zur Thätigkeit geborene Mensch übernimmt sich in Planen und überladet sich mit Arbeiten: das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein physisches oder moralisches Hinderniß dazutritt, um das Unverhältnißmäßige der Kräfte zu dem Unternehmen ins Klare zu bringen.

Das Juristische trieb ich mit so viel Fleiß als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu absolviren; das Medicinische reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten, wo nicht aufschloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Gesellschaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerksamkeit widmen: denn in manchen Familien war mir mehreres zu Lieb und zu Ehren geschehen. Aber alles dieß wäre zu tragen und fortzuführen gewesen, hätte nicht das was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelastet. Er hatte

den Vorhang zerrissen, der mir die Armuth der deutschen Literatur bedeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört: an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja was ich von mir selbst hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eigenen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte. Zu dieser vielfachen Verwirrung nunmehr eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verschlingen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abziehen, aber wohl schwerlich darüber erheben konnte. Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle wie zugeschnürt war; welches ich erst später sehr leicht los wurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Pension gewöhnlich und sehr gern tranken, entsagte. Diese unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Sesenheim verlassen, so daß ich mich dort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner städtischen Diät zurückkehrte, stellte sie sich zu meinem großen Verdruß sogleich wieder ein. Alles dieß machte mich nachdenklich und mürrisch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinstimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tische jenes Uebel sich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Klinicum bei. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit, womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die schöne Hippokratische Verfahrungsart, wodurch sich ohne Theorie, aus einer eigenen Erfahrung die Gestalten des Wissens heraufgaben, die Schlußreden, mit denen er gewöhnlich seine Stunden zu krönen pflegte, das alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um deste reizender und lieber. Mein Abscheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, je mehr ich diese Zustände im Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens als möglich erschien. Er mochte mich wohl, als einen seltsamen jungen Menschen, besonders ins Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehen haben. Dießmal schloß

er seinen Vortrag nicht wie sonst mit einer Lehre, die sich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: Meine Herren! wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben, sich aufzumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land! Der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen.

Es waren unser eigentlich nur zwei, an welche diese Ermahnung gerichtet seyn konnte; möge dem andern dieses Recept eben so eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören, und eilte was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland; er war nicht zu finden. Dieß hielt meinen Entschluß nicht auf, aber leider verzogen sich die Anstalten, und ich kam nicht so früh weg als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war wüthig und schauerlich; ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.

Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sey, versicherte mich, die Frauenzimmer seyen eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten. Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünscht der einzige zu seyn. Ich eilte nach, um wenigstens so spät noch als der erste zu erscheinen. Ich fand die beiden Schwestern vor der Thüre sitzend; sie schienen nicht sehr verwundert, aber ich war es, als Friederike Olivien ins Ohr sagte, so jedoch daß ich's hörte: Hab' ich's nicht gesagt? Da ist er! Sie führten mich ins Zimmer und ich fand eine kleine Collation aufgestellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die ältere bei Licht besah, brach sie in ein lautes Gelächter aus, denn sie konnte wenig an sich halten.

Nach diesem ersten etwas wunderlichen Empfang ward sogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir diesen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friederike hatte vorausgesagt, daß ich

kommen würde; und wer fühlt nicht einiges Behagen beim Eintreffen einer Ahnung, selbst einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn sie durch das Ereigniß bestätigt werden, geben dem Menschen einen höhern Begriff von sich selbst, es sey nun, daß er sich so zart fühlend glauben kann, um einen Bezug in der Ferne zu tasten, oder so scharfsinnig, um nothwendige, aber doch ungewisse Verknüpfungen gewahr zu werden. Oliviens Lachen blieb auch kein Geheimniß; sie gestand, daß es ihr sehr lustig vorgekommen, mich dießmal geputzt und wohl ausstaffirt zu sehen: Friederike hingegen fand es vortheilhaft, eine solche Erscheinung mir nicht als Eitelkeit auszulegen, vielmehr den Wunsch ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friederike zum Spazierengehen; Mutter und Schwester waren beschäftigt, alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich ihr beizustehen, daß alle Vergnügungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden.

Gewöhnlich, sagte sie, zerstreut man sich einzeln: Scherz und Spiel wird nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen.

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehen sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben aufs freieste vor mir entwickelte, besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtseyn, Frohsinn mit Vorausesehen, Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die sich aber bei ihr zusammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernstere Betrachtungen über mich selbst anzustellen, die einer freien Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenschaftliche Mädchen meine Lippen verwünscht und geheiligt — denn jede Weihe enthält ja beides — hatte ich mich,

abergläubisch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küssen, weil ich solches auf eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüsternheit, durch die sich der Jüngling gedrungen fühlt, diese viel oder wenig sagende Gunst einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber selbst in der sittigsten Gesellschaft erwartete mich eine lästige Prüfung. Eben jene, mehr oder minder geistreichen, sogenannten kleinen Spiele, durch welche ein munterer jugendlicher Kreis gesammelt und vereinigt wird, sind großentheils auf Pfänder gegründet, bei deren Einforderung die Küsse keinen unbedeutenden Lösewerth haben. Ich hatte mir nun ein- für allemal vorgenommen, nicht zu küssen, und wie uns irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten auffordert, zu denen man sich sonst nicht hingeneigt hätte, so bot ich alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabei vor der Gesellschaft und für die Gesellschaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlösung eines Pfandes ein Vers verlangt werden sollte, so richtete man die Forderung meist an mich. Nun war ich immer vorbereitet und wußte bei solcher Gelegenheit etwas zum Lobe der Wirthin, oder eines Frauenzimmers, die sich am artigsten gegen mich erwiesen hatte, vorzubringen. Traf es sich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, so suchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehen, mit der man gleichfalls zufrieden war; und da ich Zeit gehabt hatte, vorher darüber nachzudenken, so fehlte es mir nicht an mannichfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem Stegreife immer am besten.

Als wir nach Hause kamen, schwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäste schon lustig durch einander, bis Friederike sie sammelte und zu einem Spaziergang nach jenem schönen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Collation und wollte mit geselligen Spielen die Stunde des Mittagessens erwarten. Hier wußte ich, in Einstimmung mit Friederiken, ob sie gleich mein Geheimniß nicht ahnte, Spiele ohne Pfänder und Pfänderlösungen ohne Küsse zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunstfertigkeit und Gewandtheit war um so nöthiger, als die mir sonst ganz fremde Gesellschaft geschwind ein Verhältniß zwischen mir und dem lieben Mädchen mochte geahnt haben, und sich nun schalkhaft alle Mühe gab, mir dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden suchte. Denn bemerkt man in solchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Personen, so sucht man sie verlegen zu machen oder näher

zusammenzubringen, eben so wie man in der Folge, wenn sich eine Leidenschaft erklärt hat, bemüht ist, sie wieder auseinander zu ziehen; wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleichgültig ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerksamkeit an diesem Morgen Friederikens ganzes Wesen gewahr werden, dergestalt daß sie mir für die ganze Zeit immer dieselbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an sie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verstehen, daß sie ihnen wohlthätig sey und ihr Behagen errege. Zu Hause stand die ältere der Mutter bei; alles was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen.

Es giebt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohl gefallen, andere die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letzteren. Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens schien mit der beblümten Erde, und die unverwüstliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Diesen erquicklichen Aether, der sie umgab, brachte sie auch mit nach Hause, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

Die reinste Freude, die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hie und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzugroße Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wiesen und Felder begleitete, war öfters nicht günstig gepaart. Ich gesellte mich deßhalb zu ihm, und

er verfehlte nicht, sein Lieblingsthema wieder anzustimmen und mich von dem vorgeschlagenen Bau des Pfarrhauses umständlich zu unterhalten. Er beklagte sich besonders, daß er die sorgfältig gefertigten Risse nicht wieder erhalten könne, um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbesserung zu überlegen. Ich erwiederte darauf, es sey leicht sie zu ersetzen, und erbot mich zur Fertigung eines Grundrisses, auf welchen doch vorerst alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmessung sollte der Schulmeister an die Hand gehen, welchen aufzuregen er denn auch sogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Zollstab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, sagte Friederike: Sie sind recht gut, die schwache Seite des lieben Vaters zu hegen, und nicht wie die andern, die dieses Gespräch schon überdrüssig sind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir übrigen den Bau nicht wünschen; er würde der Gemeine zu hoch zu stehen kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe! Unsern Gästen würde es bei uns nicht wohler seyn; sie sind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir sie reichlich bewirthen; dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So steht die Sache; aber unterlassen Sie nicht, gefällig zu seyn, ich danke es Ihnen von Herzen.

Ein anderes Frauenzimmer, das sich zu uns gesellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friederike solche gelesen habe. Sie verneinte es; denn sie hatte überhaupt wenig gelesen: sie war in einem heitern sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und demgemäß gebildet. Ich hatte den Wakefield auf der Zunge, allein ich wagte nicht ihr ihn anzubieten: die Aehnlichkeit der Zustände war zu auffallend und zu bedeutend.

Ich lese sehr gern Romane, sagte sie; man findet darin so hübsche Leute, denen man wohl ähnlich sehen möchte.

Die Ausmessung des Hauses geschah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langsam von Statten, da ich in solchen Künsten so wenig gewandt war als der Schulmeister. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater sagte mir seine Absicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friederike entließ mich froh; sie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die sechs Stunden schienen keine Entfernung mehr. Es war so leicht, mit der Diligence

nach Drusenheim zu fahren und sie durch dieses Fuhrwerk so wie durch ordentliche und außerordentliche Boten in Verbindung zu erhalten, wobei Georgen den Spediteur machen sollte.

In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Risse, den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geschrieben. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Ebenso war Inhalt und Styl natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern, und nährte die Hoffnung, sie bald und auf längere Zeit wiederzusehen.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit so aus dem Grunde curirt, daß ich ihn und seine Kranken nicht leicht wiederzusehen Lust hatte. Der Briefwechsel mit Friederiken wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feste, wozu auch überrheinische Freunde kommen würden; ich sollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelsack auf die Diligence packte; und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und lustige Gesellschaft, nahm den Vater bei Seite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich besprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer sich vor Vergnügen, besonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung: die hatte ich von Jugend auf geübt und mir dießmal auf dem schönsten Papier noch besondere Mühe gegeben. Allein dieses Vergnügen wurde unserm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er gegen meinen Rath in der Freude seines Herzens den Riß der Gesellschaft vorlegte. Weit entfernt, daran die erwünschte Theilnahme zu äußern, achteten die einen diese köstliche Arbeit gar nicht; andere, die etwas von der Sache zu verstehen glaubten, machten es noch schlimmer, sie tadelten den Entwurf als nicht kunstgerecht, und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten sie diese saubern Blätter als Brouillons, und einer zog mit harten Bleistiftstrichen seine Verbesserungsvorschläge dergestalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherstellung der ersten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchſt verdrießlichen Mann, dem ſein Vergnügen ſo ſchmählich vereitelt werden, vermochte ich kaum zu tröſten, ſo ſehr ich ihn auch verſicherte, daß ich ſie ſelbſt nur für Entwürfe gehalten, worüber wir ſprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Er ging dem allem ungeachtet höchſt verdrießlich weg, und Friederike dankte mir für die Aufmerkſamkeit gegen den Vater eben ſo ſehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäſte.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Geſellſchaft beſtand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete, und noch wunderlicheres Zeug angab, als ſie ausübten. Man hatte ſchon beim Frühſtück den Wein nicht geſpart; bei einem ſehr wohl beſetzten Mittagstiſche ließ man ſich's an keinem Genuß ermangeln und allen ſchmeckte es, nach der angreifenden Leibesübung bei ziemlicher Wärme, um ſo beſſer, und wenn der alte Amtmann des Guten ein wenig zu viel gethan hatte, ſo war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war gränzenlos glücklich an Friederikens Seite: geſprächig, luſtig, geiſtreich, vorlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt; ſie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir ſchienen allein für die Geſellſchaft zu leben und lebten bloß wechſelſeitig für uns.

Nach Tiſche ſuchte man den Schatten; geſellſchaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderſpiele kamen an die Reihe. Bei Löſung der Pfänder ging alles jeder Art ins übertriebene: Gebärden die man verlangte, Handlungen die man ausüben, Aufgaben die man löſen ſollte, alles zeugte von einer verwegenen Luſt, die keine Gränzen kennt. Ich ſelbſt ſteigerte dieſe wilden Scherze durch manchen Schwank, Friederike glänzte durch manchen neckiſchen Einfall; ſie erſchien mir lieblicher als je: alle hypochondriſchen, abergläubiſchen Grillen waren mir verſchwunden, und als ſich die Gelegenheit gab, meine ſo zärtlich Geliebte recht herzlich zu küſſen, verſäumte ich's nicht, und noch weniger verſagte ich mir die Wiederholung dieſer Freude.

Die Hoffnung der Geſellſchaft auf Muſik wurde endlich befriedigt: ſie ließ ſich hören und alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu dieſem Nationaltanz aufgewachſen; auch ich machte meinen geheimen Lehrmeiſterinnen

3.

Regen und Regenbogen.

Auf ſchweres Gewitter und Regenguß
Blickt' ein Philiſter, zum Beſchluß,
Ins weiterziehende Grauſe nach,
Und ſo zu ſeines Gleichen ſprach:
Der Donner hat uns ſehr erſchreckt,
Der Bliß die Scheunen angeſteckt
Und das war unſrer Sünden Theil!
Dagegen hat, zu friſchem Heil,
Der Regen fruchtbar uns erquickt
Und für den nächſten Herbſt beglückt.
Was kommt nun aber der Regenbogen
An grauer Wand herangezogen?
Der mag wohl zu entbehren ſeyn
Der bunte Trug! Der leere Schein!

Frau Iris aber dagegen ſprach:
Erkühnſt du dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier ins All geſtellt
Als Zeugniß einer beſſern Welt,
Für Augen die vom Erdenlauf
Getroſt ſich wenden zum Himmel auf,
Und in der Dünſte trübem Netz
Erkennen Gott und ſein Geſetz.
Drum wühle du, ein andres Schwein,
Nur immer den Rüſſel in den Boden hinein,
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit ſein Glück.

Ehre genug, und Friederike, welche tanzte wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut an mir einen sehr geübten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Personen, die vom Spiel aufgestanden waren, zogen uns mit sich fort. Bei der Abend-Collation kam man eben so wenig zu sich selbst: es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Gesundheiten so wie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es so wenig als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar. Ich sehe Lucinden, wie sie, nach dem heftigsten Kusse, leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bedroht werden soll, und wodurch sie unwissend Fremde, Schuldlose bedroht. Ich sehe Friederiken gegen ihr über stehen, erstarrt vor dem Anblick, bleich, und die Folgen jener Verwünschung fühlend, von der sie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen, als jenen Unglück weissagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Gesundheit Friederikens schien den gedrohten Unfall zu beschleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unselig vor; ich wünschte über alle Berge zu seyn.

Was aber noch Schmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewisser Dünkel unterhielt bei mir jenen Aberglauben; meine Lippen, geweiht oder verwünscht, kamen mir bedeutender vor als sonst, und mit nicht geringer Selbstgefälligkeit war ich mir meines enthaltsamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unschuldige Freude versagte, theils um jenen magischen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloses Wesen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe.

Nunmehr aber war alles verloren und unwiederbringlich: ich war in einen gemeinen Zustand zurückgekehrt, ich glaubte das liebste Wesen verletzt, ihr unwiederbringlich geschadet zu haben; und so war jene

Verwünschung, anstatt daß ich sie hätte loswerden sollen, von meinen Lippen in mein eigenes Herz zurückgeschlagen.

Das alles raste zusammen in meinem durch Liebe und Leidenschaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, so daß ich, besonders im Gegensatz mit den gestrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Gränzen schien. Glücklicherweise blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an, und alle Mächte der Nacht überwindend, stellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und schnell erquickt, wo nicht hergestellt.

Der Aberglaube, so wie manches andere Wähnen, verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt, und diesem zarten Wesen eine böse Stunde machen will: wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, je mehr alles, was wir ihm entziehen, zu unserm Vortheil gereicht. Der Anblick Friederikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir dießmal beim Abschied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte und Zerstreuungen, aus denen ich mich oft durch einen jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten zu ihr sammelte. Auch in Briefen blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflectiren, immer war es, als wenn sie auch mit der Feder, gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich schrieb sehr gern an sie: denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müssen. Er gründete sich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geist des Tags, das Rasche der Jugend, der Umgang mit kalten verständigen Männern, alles war

ihm ungünstig, so daß sich nicht leicht jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hätte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich gewesen wäre. Allein das Schlimmste war, daß jener Wahn, indem er floh, eine wahre Betrachtung über den Zustand zurückließ, in welchem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, den Irrthum loszuseyn, daß Verstand und Ueberlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, je mehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte heran, da ich so viel Liebes und Gutes vielleicht auf immer verlieren sollte.

Wir hatten eine Zeit lang zusammen still und anmuthig fortgelebt, als Freund Weyland die Schalkheit beging, den Landprieſter von Wakefield nach Sesenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorlesen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu sagen. Ich wußte mich zu fassen und las so heiter und freimüthig, als ich nur konnte. Auch die Gesichter meiner Zuhörer erheiterten sich sogleich, und es schien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu seyn. Hatten sie zu Raimund und Melusinen komische Gegenbilder gefunden, so erblickten sie hier sich selbst in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man gestand sich's nicht ausdrücklich, aber man verläugnete es nicht, daß man sich unter Geistes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menschen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß sie auf der Welt eine doppelte Rolle zu spielen haben, eine wirkliche und eine ideelle; und in diesem Gefühl ist der Grund alles Edlen aufzusuchen: was uns für eine wirkliche zugetheilt sey, erfahren wir nur allzudeutlich; was die zweite betrifft, darüber können wir selten ins Klare kommen. Der Mensch mag seine höhere Bestimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft suchen, so bleibt er deßhalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von außen einer immer störenden Einwirkung ausgesetzt, bis er ein- für allemal den Entschluß faßt zu erklären, das Rechte sey das was ihm gemäß ist.

Unter die läßlichsten Versuche sich etwas Höheres anzubilden, sich einem Höhern gleichzustellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, sich mit Romanfiguren zu vergleichen: er ist höchst unschuldig, und was man auch dagegen eifern mag, höchst unschädlich; er unterhält uns in Zeiten, wo

wir vor Langerweile umkommen oder zu leidenschaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litanei vom Schaden der Romane! Und was ist es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübscher junger Mann sich an die Stelle der Person setzt, der es besser und schlechter geht als ihm selbst? ist denn das bürgerliche Leben so viel werth, oder verschlingen die Bedürfnisse des Tags den Menschen so ganz, daß er jede schöne Forderung von sich ablehnen soll?

So sind, als kleine Nebenzweige der romantisch-poetischen Fictionen, die historisch-poetischen Taufnamen, die sich an die Stelle der heiligen, nicht selten zum Aergerniß der taufenden Geistlichen, in die deutsche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzusehen. Auch dieser Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch sonst nichts weiter hinter sich hätte, zu adeln ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet sogar über das ganze Leben der Person einen anmuthigen Schimmer. Ein schönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urselblandine nennen sollten. Gewiß, einem gebildeten Menschen, geschweige denn einem Liebhaber, würde ein solcher Name auf den Lippen stocken. Der kalt und einseitig urtheilenden Welt ist nicht zu verargen, wenn sie alles was phantastisch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menschheit aber muß es nach seinem Werthe zu würdigen wissen.

Für den Zustand der Liebenden an dem schönen Ufer des Rheins war diese Vergleichung, zu der sie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigsten Folgen. Man denkt nicht über sich, wenn man sich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt sich und läßt sich gelten. So ist es auch mit jenen moralischen Nachbildern, an denen man seine Sitten und Neigungen, seine Gewohnheiten und Eigenheiten wie im Schattenriß erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu fassen und zu umarmen strebt.

Die Gewohnheit zusammen zu seyn befestigte sich immer mehr; man wußte nicht anders als daß ich diesem Kreise angehöre. Man ließ es geschehen und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. Und welche Eltern finden sich nicht genöthigt, Töchter und Söhne in so schwebenden Zuständen eine Weile hinwalten zu lassen, bis sich etwas zufällig fürs Leben bestätigt, besser als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte sowohl auf Friederikens Gesinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man wegen jenes wunderlichen Enthaltens selbst von unschuldigen Liebkosungen ein günstiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft die Gegend zu durchstreifen und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen. Diesseits und jenseits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Personen zerstreut, die ich in Sesenheim vereinigt gesehen, jeden bei sich als freundlichen Wirth, gastfrei und so gern Küche und Keller, als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufschließend. Die Rheininseln waren denn auch öfters ein Ziel unserer Wasserfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheines in den Kessel, auf den Rost, in das siedende Fett, und hätten uns hier in den traulichen Fischerhütten vielleicht mehr als billig angesiedelt, hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, daß diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, daß diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummt und nicht gestochen hätten. Ich fühlte mich zwar sogleich besänftigt: denn ein Zorniger ist wohl zu begütigen, wenn es uns glückt ihn zum Lächeln zu bringen; ich versicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das sündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müsse mir vielmehr erlauben mir vorzustellen, daß dieß durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sey. Und so hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verstand Spaß, oder ließ ihn wenigstens vorübergehen.

Ernsthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tags- und Jahrszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der

Gegenwart hingeben, um dieſe Klarheit des reinen Himmels, dieſen Glanz der reichen Erde, dieſe lauen Abende, dieſe warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätheriſche Morgen, wo der Himmel ſich in ſeiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüſſigem Thau getränkt hatte; und damit dieſes Schauſpiel nicht zu einfach werde, thürmten ſich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieſer, bald in jener Gegend. Sie ſtanden Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und ſelbſt die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das ſchon wieder im Sonnenſchein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe ſchwarzen himmliſchen Bandſtreifens waren herrlicher, farbiger, entſchiedener, aber auch flüchtiger als ich ſie irgend beobachtet.

Unter dieſen Umgebungen trat unverſehens die Luſt zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter: ſie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon ſind übrig geblieben, man wird ſie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältniſſe wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war, ſo entſprang dadurch für unſere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an ſolche kleine Liebeshändel als verdrießliche Folge ſich gewöhnlich zu ſchließen pflegt. Entfernt von mir arbeitete ſie für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beſchäftigte ich mich für ſie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu ſeyn. Gemalte Bänder waren damals eben erſt Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und ſendete ſie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich dießmal länger als ich gedacht ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zuſage eines neuen und ausgearbeiteten Bauriſſes noch über Verſprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverſtändigen, ſtatt meiner zu arbeiten. Dieſer hatte ſo viel Luſt an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich, und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer ſo angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchſchnitt des Hauſes; Hof und Garten war nicht vergeſſen; auch ein detaillirter, aber ſehr mäßiger Anſchlag war hinzugefügt, um die

Möglichkeit der Ausführung eines weitläufigen Unternehmens als leicht und thulich vorzuspiegeln.

Diese Zeugnisse unserer freundschaftlichen Bemühungen verschafften uns den liebreichsten Empfang; und da der gute Vater sah, daß wir den besten Willen hatten ihm zu dienen, so trat er mit noch einem Wunsche hervor: es war der, seine zwar hübsche, aber einfarbige Chaise mit Blumen und Zierrathen ausstaffirt zu sehn. Wir ließen uns bereitwillig finden. Farben, Pinsel und sonstige Bedürfnisse wurden von den Krämern und Apothekern der nächsten Städte herbeigeholt. Damit es aber auch an einem Wakefield'schen Mißlingen nicht fehlen möchte, so bemerkten wir nur erst, als alles auf das fleißigste und bunteste gemalt war, daß wir einen falschen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen wollte: Sonnenschein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte sich indessen eines alten Rumpelkastens bedienen, und es blieb uns nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben, als wir sie aufgemalt hatten. Die Unlust bei dieser Arbeit vergrößerte sich noch, als uns die Mädchen um Gottes willen baten, langsam und vorsichtig zu verfahren, um den Grund zu schonen: welcher denn doch nach dieser Operation zu seinem ursprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch solche unangenehme kleine Zwischenfälligkeiten wurden wir jedoch so wenig als Dr. Primrose und seine liebenswürdige Familie in unserm heitern Leben gestört; denn es begegnete manches unerwartete Glück, sowohl uns als auch Fremden und Nachbarn; Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbschaft, Lotteriegewinn wurden wechselseitig verkündigt und mitgenossen. Wir trugen alle Freude, wie ein Gemeingut, zusammen und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern. Es war nicht das erste- und letztemal, daß ich mich in Familien, in geselligen Kreisen befand gerade im Augenblicke ihrer höchsten Blüthe, und wenn ich mir schmeicheln darf, etwas zu dem Glanz solcher Epochen beigetragen zu haben, so muß ich mir dagegen vorwerfen, daß solche Zeiten uns eben deßhalb schneller vorübergeilt und früher verschwunden.

Nun sollte aber unsere Liebe noch eine sonderbare Prüfung ausstehen. Ich will es Prüfung nennen, obgleich dieß nicht das rechte Wort ist. Die ländliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Häuser in der Stadt, von gutem Ansehen und Ruf und in behaglichen Vermögens-

umständen. Die jungen Städter waren öfters in Sesenheim. Die ältern Personen, Mütter und Tanten, weniger beweglich, hörten so mancherlei von dem dortigen Leben, von der wachsenden Anmuth der Töchter, selbst von meinem Einfluß, daß sie mich erst wollten kennen lernen, und nachdem ich sie öfters besucht und auch bei ihnen wohl empfangen war, uns auch alle einmal beisammen zu sehen verlangten, zumal als sie jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme schuldig zu seyn glaubten.

Lange ward darüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte sich schwer von der Haushaltung trennen, Olivie hatte einen Abscheu vor der Stadt, in die sie nicht paßte, Friederike keine Neigung dahin; und so verzögerte sich die Sache, bis sie endlich dadurch entschieden ward, daß es mir unmöglich fiel, innerhalb vierzehn Tagen aufs Land zu kommen, da man sich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht sehen wollte. Und so fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Scene zu sehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erschien — ich sah sie nun zum erstenmal in städtischen, zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanpuppen.

Das Verhältniß zu dem was man liebt, ist so entschieden, daß die Umgebung wenig sagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung sey dieß verlangt das Gemüth. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerspruch des Augenblicks finden. Das anständige ruhig edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in diesen Kreis, sie unterschied sich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies sich ungeduldig, wie ein Fisch auf dem Strande. Wie sie mich sonst in dem Garten anrief oder auf dem Felde bei Seite winkte, wenn sie mir etwas Besonderes zu sagen hatte, so that sie auch hier, indem sie mich in eine Fenstertiefe zog; sie that es mit Verlegenheit und ungeschickt, weil sie fühlte, daß es nicht paßte, und es doch that. Sie hatte mir das Unwichtigste von der Welt zu sagen, nichts als was ich schon wußte, daß es ihr entsetzlich weh sey, daß sie sich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkei wünsche. Friederike hingegen war in dieser Lage höchst merkwürdig. Eigentlich genommen paßte sie auch nicht hinein, aber dieß zeugte für ihren Charakter,

daß ſie, anſtatt ſich in dieſen Zuſtand zu finden, unbewußt den Zuſtand nach ſich modelte. Wie ſie auf dem Lande mit der Geſellſchaft gebarte, ſo that ſie es auch hier. Jeden Augenblick wußte ſie zu beleben. Ohne zu beunruhigen ſetzte ſie alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Geſellſchaft, die eigentlich nur von der Langenweile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunſch der ſtädtiſchen Tanten, welche ja auch einmal, von ihrem Canapé aus, Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen ſeyn wollten. War dieſes zur Genüge geſchehen, ſo wurde die Garderobe, der Schmuck und was die ſtädtiſchen, franzöſiſch gekleideten Nichten beſonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friederike ſich's leicht, indem ſie mich behandelte wie immer. Sie ſchien mir keinen andern Vorzug zu geben, als den, daß ſie ihr Begehren, ihre Wünſche eher an mich als an einen andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Dieſe Dienerſchaft nahm ſie einen der folgenden Tage mit Zuverſicht in Anſpruch, als ſie mir vertraute, die Damen wünſchten mich leſen zu hören. Die Töchter des Hauſes hatten viel davon erzählt: denn in Sefenheim las ich was und wann man's verlangte. Ich war ſogleich bereit, nur bat ich um Ruhe und Aufmerkſamkeit auf mehrere Stunden. Dieß ging man ein, und ich las an einem Abend den ganzen Hamlet ununterbrochen, in den Sinn des Stücks eindringend wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenſchaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben iſt. Ich erntete großen Beifall. Friederike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Dieſe beiden Symptome eines bewegten zärtlichen Herzens, bei ſcheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn, nach dem ich ſtrebte. Sie ſammelte den Dank, daß ſie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein, und verfagte ſich, nach ihrer zierlichen Weiſe, den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben.

Dieſer Stadtbeſuch ſollte nicht lange dauern, aber die Abreiſe verzögerte ſich. Friederike that das Ihrige zur geſelligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hülfsquellen, die auf dem Lande ſo ergiebig ſind, verſiegten bald in der Stadt, und der Zuſtand ward um ſo peinlicher, als die ältere nach und nach ganz aus der Faſſung kam. Die beiden Schweſtern waren die einzigen in der Geſellſchaft, welche

sich deutsch trugen. Friederike hatte sich niemals anders gedacht und glaubte überall so recht zu seyn, sie verglich sich nicht; aber Olivien war es ganz unerträglich, so mägdehaft ausgezeichnet in dieser vornehm erscheinenden Gesellschaft einherzugehen. Auf dem Lande bemerkte sie kaum die städtische Tracht an andern, sie verlangte sie nicht; in der Stadt konnte sie die ländliche nicht ertragen. Dieß alles zu dem übrigen Geschicke städtischer Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten einer ganz entgegengesetzten Umgebung, wühlte einige Tage so in dem leidenschaftlichen Busen, daß ich alle schmeichelnde Aufmerksamkeit auf sie zu wenden hatte, um sie, nach dem Wunsche Friederikens, zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenschaftliche Scene: ich sah den Augenblick, da sie sich mir zu Füßen werfen und mich bei allem Heiligen beschwören werde, sie aus diesem Zustande zu retten. Sie war himmlisch gut, wenn sie sich nach ihrer Weise behaben konnte; aber ein solcher Zwang setzte sie gleich in Mißbehagen und konnte sie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben. Nun suchte ich zu beschleunigen was die Mutter mit Olivien wünschte und was Friederiken nicht zuwider war. Diese im Gegensatze mit ihrer Schwester zu loben, enthielt ich mich nicht; ich sagte ihr, wie sehr ich mich freue, sie unverändert und auch in diesen Umgebungen so frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug zu erwiedern, daß ich ja da sey; sie wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre.

Endlich sah ich sie abfahren und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen: denn meine Empfindung hatte den Zustand von Friederiken und Olivien getheilt; ich war zwar nicht leidenschaftlich geängstigt wie diese, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, so gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein solches Hauptgeschäft als eine Nebensache betrachtete. Die Sorge wegen des Examens hatte ich mir auf eine sehr leichte Weise bei Seite geschafft; es war nun aber auch an die Disputation zu denken: denn von Frankfurt abreisend hatte ich meinem Vater versprochen und mir selbst fest vorgesetzt, eine solche zu schreiben. Es ist der Fehler derjenigen, die manches, ja viel vermögen, daß sie sich alles zutrauen, und die Jugend muß sogar in diesem Falle seyn, damit nur etwas aus ihr werde. Eine Uebersicht der Rechtswissenschaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir so ziemlich verschafft; einzelne rechtliche Gegenstände interessirten mich

Die Originalen.

Ich trat in meine Gartenthür,
Drei Freunde kamen, auch wohl vier,
Ich bat ſie höflich zu mir ein
Und ſagte: ſie ſollten willkommen ſeyn;
Da in der Mitte, im heitern Saal,
Stünd' grade ein hübſches Frühſtücksmahl.
Wollt' jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach ſeiner Art zu wallen.
Der eine ſchlich in dichte Lauben,
Der andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln ſchielt',
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich ſagte: die ſtünden alle friſch
Zuſammen drinn' auf rundem Tiſch,
Und wären ihnen gar ſchön empfohlen.
Sie aber wollten ſie ſelber holen;
Auch war der letzte, wie eine Maus,
Fort! wohl zur Hinterthür hinaus.
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühſtück ganz allein.

Bildung.

„Von wem auf Lebens- und Wiſſens-Bahnen
Wardſt du genährt und beſeſtet?
Zu fragen ſind wir beauftragt."

hinlänglich; und ich glaubte, da ich mir den braven Leyser zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menſchenverſtand ziemlich durchzukommen. Es zeigten ſich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es ſollte mehr nach Billigkeit geurtheilt werden; alle Gewohnheitsrechte ſah man täglich gefährdet, und beſonders dem Criminalweſen ſtand eine große Veränderung bevor. Was mich ſelbſt betraf, ſo fühlte ich wohl, daß mir zu Ausfüllung jener Rechtstopik, die ich mir gemacht hatte, unendlich vieles fehle; das eigentliche Wiſſen ging mir ab, und keine innere Richtung drängte mich zu dieſen Gegenſtänden. Auch mangelte der Anſtoß von außen, ja mich hatte eine ganz andere Facultät mit fortgeriſſen. Ueberhaupt, wenn ich Intereſſe finden ſollte, ſo mußte ich einer Sache irgend etwas abgewinnen, ich mußte etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar ſchien und Ausſichten gab. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch ſogar darauf geſammelt, und nahm auch meine Collectaneen vor, überlegte das was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals, und arbeitete ſo eine Zeit lang; allein ich war klug genug bald zu ſehen, daß ich nicht fortkommen könne und daß, um eine beſondere Materie abzuhandeln, auch ein beſonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich ſey, ja daß man nicht einmal ein ſolches Beſonderes mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im ganzen wo nicht Meiſter, doch wenigſtens Altgeſelle ſey.

Die Freunde, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil man über Theſes eben ſo gut, ja noch beſſer als über einen Tractat disputiren könne; in Straßburg ſey das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem ſolchen Ausweg ſehr geneigt finden, allein mein Vater, dem ich deßhalb ſchrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, ſehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte, und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war nun genöthigt, mich auf irgend ein Allgemeines zu werfen, und etwas zu wählen, das mir geläufig wäre. Die Kirchengeſchichte war mir faſt noch bekannter als die Weltgeſchichte, und mich hatte von jeher der Conflict, in welchem ſich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienſt, nach zwei Seiten hin befindet und immer befinden wird, höchlich intereſſirt. Denn einmal liegt ſie in ewigem Streit mit dem Staat, über den ſie ſich erheben, und ſodann mit den Einzelnen, die ſie alle zu ſich verſammeln will. Der Staat von ſeiner Seite will ihr die Oberherrſchaft nicht zugeſtehen, und die

Einzelnen widersetzen sich ihrem Zwangsrechte. Der Staat will alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, herzlichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge solcher Bewegungen gewesen, wo die Geistlichkeit es bald mit ihren Oberen, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne festgesetzt, daß der Staat, der Gesetzgeber das Recht habe einen Cultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens sollte die Frage nicht seyn, was jeder bei sich denke, fühle oder sinne. Dadurch glaubte ich alle Collisionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deßhalb zu meiner Disputation die erste Hälfte dieses Themas, daß nämlich der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sey, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit, noch die Laien sich lossagen dürften. Ich führte dieses Thema theils historisch, theils räsonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja daß dieses sogar der Fall mit der christlichen sey. Das Beispiel des Protestantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bei dieser Arbeit um so kühner zu Werke, als ich sie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen schrieb, und nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Censur nicht passiren möchte. Ich hatte noch von Behrisch her eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu sehen, und mein Umgang mit Herder hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzudeutlich aufgedeckt, ja ein gewisses Mißtrauen gegen mich selbst war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich diese Arbeit fast ganz aus mir selbst schöpfte, und das Latein geläufig sprach und schrieb, so verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, sehr angenehm. Die Sache hatte wenigstens einigen Grund; die Darstellung war, rednerisch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich sie mit einem guten Lateiner durch, der, ob er gleich meinen Styl im ganzen nicht verbessern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand vertilgte, so daß etwas zu Stande kam, das sich aufzeigen ließ. Eine reinliche Abschrift wurde meinem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt werden sey, jedoch mit der Kühnheit des Unternehmens als ein

völlig protestantisch Gesinnter wohl zufrieden war. Mein Seltsames wurde geduldet, meine Anstrengung gelobt, und er versprach sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vorzügliche Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Facultät, und diese betrug sich glücklicherweise so klug als artig. Der Dekan, ein lebhafter gescheidter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derselben über, welches er nach und nach in ein Gefährliches zu verwandeln wußte und damit schloß, daß es nicht räthlich seyn möchte, diese Arbeit als akademische Dissertation bekannt zu machen. Der Aspirant habe sich der Facultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem sie das Beste hoffen dürfe; sie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theses disputiren lassen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie sie vorliege oder weiter ausgearbeitet, lateinisch oder in einer andern Sprache herausgeben; dieß würde mir, als einem Privatmann und Protestanten, überall leicht werden, und ich hätte mich des Beifalls um deste reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir sein Zureden vom Herzen wälzte; bei jedem neuen Argument, das er vorbrachte, um mich durch seine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet seinen Gründen nichts entgegensetzte, sie vielmehr höchst einleuchtend fand und versprach, mich in allem nach seinem Rath und nach seiner Anleitung zu benehmen. Ich setzte mich nun wieder mit meinem Repetenten zusammen. Theses wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging, unter Opposition meiner Tischgenossen, mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus Juris aufzuschlagen, gar sehr zu Statten kam, und ich für einen wohlunterrichteten Menschen gelten konnte. Ein guter herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.

Mein Vater war indessen sehr unzufrieden, daß dieses Werkchen nicht als Disputation ordentlich gedruckt worden war, weil er gehofft hatte, ich sollte bei meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher besonders herausgegeben wissen; ich stellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur skizzirt sey, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu diesem Zwecke das Manuscript sorgfältig auf, und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter seinen Papieren gesehen.

Meine Promotion war am 6. August 1771 geschehen; den Tag darauf starb Schöpflin im fünfundsiebzigsten Jahre. Auch ohne nähere Berührung hatte derselbe bedeutend auf mich eingewirkt: denn vorzügliche mitlebende Männer sind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, so lange sie nur über dem Horizont stehen, unser Auge sich wendet, und sich gestärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt ist solche Vollkommenheiten in sich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflin ein vortheilhaftes Aeußeres verliehen, schlanke Gestalt, freundliche Augen, redseligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geistesgaben ertheilte sie ihrem Liebling nicht kärglich, und sein Glück war, ohne daß er sich mühsam angestrengt hätte, die Folge angeborener und ruhig ausgebildeter Verdienste. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt sind, die dem Lebensinteresse das historische Wissen anzuknüpfen verstehen. Im Badenschen geboren, in Basel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradiesischen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten wohlgelegenen Vaterlande. Auf historische und antiquarische Gegenstände hingewiesen, ergriff er sie munter durch eine glückliche Vorstellungskraft, und erhielt sie in sich durch das bequemste Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig wie er war, ging er einen gleich vorschreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet sich mit Leichtigkeit in der literarischen und bürgerlichen Welt; denn historische Kenntnisse reichen überallhin, und Leutseligkeit schließt sich überall an. Er reist durch Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, kommt in Berührung mit allen Gelehrten seiner Zeit; er unterhält die Fürsten, und nur, wenn durch seine lebhafte Redseligkeit die Stunden der Tafel, der Audienz verlängert werden, ist er den Hofleuten lästig. Dagegen erwirbt er sich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für sie die gründlichsten Deductionen, und findet so überall einen Schauplatz für seine Talente. Man wünscht ihn an gar manchem Orte festzuhalten; allein er beharrt bei seiner Treue für Straßburg und den französischen Hof. Seine unverrückte deutsche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man schützt ihn sogar gegen den mächtigen Prätor Klinglin, der ihn heimlich anfeindet. Gesellig und gesprächig von Natur, verbreitet er sich, wie im Wissen und Geschäften, so auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen

ihn durch sein ganzes Leben begleitet, wodurch er so manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Gesinnten glücklich vergeudet werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Wesen, und als Redner der Menge. Seine Programme, seine Reden und Anreden sind dem besondern Tag, der eintretenden Feierlichkeit gewidmet, ja sein großes Werk **Alsatia illustrata** gehört dem Leben an, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Gestalten auffrischt, den behauenen, den gebildeten Stein wieder belebt, erloschene, zerstückte Inschriften zum zweitenmal vor die Augen, vor den Sinn des Lesers bringt. Auf solche Weise erfüllt seine Thätigkeit das Elsaß und die Nachbarschaft; in Baden und der Pfalz behält er bis ins höchste Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim stiftet er die Akademie der Wissenschaften und erhält sich als Präsident derselben bis an seinen Tod.

Genähert habe ich mich diesem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelständchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfüllten unsere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß sie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Musikgeräusch kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an seinem Platze. Der schlank und wohl gewachsene heitere Greis stand mit leichtem freiem Wesen würdig vor uns und hielt uns werth genug, eine wohlgedachte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedantismus, väterlich liebevoll auszusprechen, so daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürsten behandelte, die er öffentlich anzureden so oft berufen war. Wir ließen unsere Zufriedenheit überlaut vernehmen; Trompeten und Paukenschall erklang wiederholt, und die allerliebste, hoffnungsvolle akademische Plebs verlor sich mit innigem Behagen nach Hause.

Seine Schüler und Studienverwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhältniß. Meine Liebhaberei zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie ließen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Belege zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach enthielt. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gefunden, näher kennen gelernt, und nunmehr vollkommen gefördert, konnte ich mir, bei größeren und kleineren Excursionen, das Rheinthal als römische Besitzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit mir wachend ausmalen.

Kaum hatte ich mir hierin einigermaßen aufgeholfen, als mich Oberlin

zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt machte, ja eine Neigung zu den sogenannten Minnesingern und Heldendichtern einzuflößen suchte. Diesem wackern Manne, so wie Herrn Koch, bin ich viel schuldig geworden; und wenn es ihrem Willen und Wunsche nach gegangen wäre, so hätte ich ihnen das Glück meines Lebens verdanken müssen. Damit verhielt es sich aber folgendergestalt.

Schöpflin, der sich in der höhern Sphäre des Staatsrechts zeitlebens bewegt hatte und den großen Einfluß wohl kannte, welchen solche und verwandte Studien bei Höfen und in Cabinetten einem fähigen Kopfe zu verschaffen geeignet sind, fühlte eine unüberwindliche, ja ungerechte Abneigung gegen den Zustand des Civilisten, und hatte die gleiche Gesinnung den Seinigen eingeflößt. Obengenannte beide Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine liebreiche Weise von mir Kenntniß genommen. Das leidenschaftliche Ergreifen äußerer Gegenstände, die Darstellungsart, womit ich die Vorzüge derselben herauszuheben und ihnen ein besonderes Interesse zu verleihen wußte, schätzten sie höher als ich selbst. Meine geringe, ich kann wohl sagen, nothdürftige Beschäftigung mit dem Civilrechte war ihnen nicht unbemerkt geblieben; sie kannten mich genug, um zu wissen, wie leicht ich bestimmbar sey; aus meiner Lust zum akademischen Leben hatte ich auch kein Geheimniß gemacht, und sie dachten mich daher für Geschichte, Staatsrecht, Redekunst, erst nur im Vorübergehen, dann aber entschiedener, zu erwerben. Straßburg selbst bot Vortheile genug. Eine Aussicht auf die deutsche Kanzlei in Versailles, der Vorgang von Schöpflin, dessen Verdienst mir freilich unerreichbar schien, sollte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches sowohl dem, der sich dessen rühmen dürfte, ersprießlich, als andern, die es für sich zu gebrauchen dächten, nützlich seyn könnte. Diese meine Gönner, und Salzmann mit ihnen, legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, einen großen Werth, und suchten hauptsächlich dadurch ihre Absichten und Vorschläge zu motiviren.

Wie nun aus allem diesem nichts geworden, und wie es gekommen, daß ich wieder von der französischen Seite auf die deutsche herübergetreten, gedenke ich hier zu entwickeln. Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es sind wenige Biographien, welche einen reinen, ruhigen, stäten Fortschritt des Individuums darstellen können. Unser Leben ist, wie das Ganze in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deßhalb verweist man uns mit Recht aufs Quia.

Die französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegteren Leben und ein bewegteres Leben durch sie kennen gelernt. Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung wie eine zweite Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen und zog Straßburg zum abermaligen akademischen Aufenthalt andern hohen Schulen vor; aber leider sollte ich dort gerade das Umgekehrte von meinen Hoffnungen erfahren, und von dieser Sprache, diesen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, sind gegen Fremde, die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig; sie werden niemand über irgend einen Fehler auslachen oder ihn deßhalb ohne Umschweif tadeln. Da sie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache gesündigt wird, so haben sie die Art, eben dasselbe, was man gesagt hat, mit einer andern Wendung zu wiederholen und gleichsam höflich zu bekräftigen, sich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen sollen, zu bedienen und auf diese Weise den Verständigen und Aufmerksamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So sehr man nun, wenn es einem Ernst ist, wenn man Selbstverläugnung genug hat sich für einen Schüler zu geben, hierbei gewinnt und gefördert wird, so fühlt man sich doch immer einigermaßen gedemüthigt, und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzusehr unterbrochen, ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Gespräch fallen. Dieß begegnete besonders mir vor andern, indem ich immer etwas Interessantes zu sagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen und nicht immer bloß auf den Ausdruck zurückgewiesen seyn wollte — ein Fall, der bei mir öfter eintrat, weil mein Französisch viel buntscheckiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern

und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten, so wie die Accentuationen gemerkt, und dieses babylonische Idiom sollte sich durch ein wunderliches Ingrediens noch mehr verwirren, indem ich den französischen reformirten Geistlichen gern zuhörte und ihre Kirchen um so lieber besuchte, als ein sonntägiger Spaziergang nach Bockenheim dadurch nicht allein erlaubt, sondern geboten war. Aber auch hiermit sollte es noch nicht genug seyn: denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutschheit des sechzehnten Jahrhunderts gewiesen ward, so schloß ich gar bald auch die Franzosen jener herrlichen Epoche in diese Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle diese verschiedenen Elemente bewegten sich nun in meiner Rede chaotisch durch einander, so daß für den Zuhörer die Intention über den wunderlichen Ausdruck meist verloren ging, ja daß ein gebildeter Franzose mich nicht mehr höflich zurechtweisen, sondern geradezu tadeln und schulmeistern mußte. Abermals ging es mir also hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich dießmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, so gut als andere Provinzen, idiotisch zu sprechen, zurückziehen konnte, sondern hier auf fremdem Grund und Boden mich einmal hergebrachten Gesetzen fügen sollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierin ergeben, wenn uns nicht ein böser Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, französisch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben: denn ein geübtes Ohr höre den Deutschen, den Italiäner, den Engländer unter seiner französischen Maske gar wohl heraus; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schooß der einzig sprachseligen Kirche aufgenommen.

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm, aber selbst Schöpflin sollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie ließen gelten, daß er früh die Nothwendigkeit, sich vollkommen französisch auszudrücken, wohl eingesehen; sie billigten seine Neigung sich jedermann mitzutheilen, besonders aber die Großen und Vornehmen zu unterhalten, lobten sogar, daß er auf dem Schauplatz wo er stand, die Landessprache zu der seinigen zu machen und sich möglichst zum französischen Gesellschafter und Redner auszubilden gesucht. Was hilft ihm aber das Verläugnen seiner Muttersprache, das Bemühen um eine fremde? Niemand kann er es recht machen. In der Gesellschaft will man ihn eitel

finden: als wenn sich jemand ohne Selbstgefühl und Selbstgefälligkeit andern mittheilen möchte und könnte! Sodann versichern die feinen Welt- und Sprachkenner, er disserire und dialogire mehr, als daß er eigentlich converstre: jenes ward als Erb- und Grundfehler der Deutschen, dieses als die Cardinaltugend der Franzosen allgemein anerkannt. Als öffentlichem Redner geht es ihm nicht besser: läßt er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürsten drucken, so passen die Jesuiten auf, die ihm, als einem Protestanten, gram sind, und zeigen das Unfranzösische seiner Wendungen.

Anstatt uns nun hieran zu trösten und, als grünes Holz, dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, so ärgerte uns dagegen diese pedantische Ungerechtigkeit; wir verzweifeln und überzeugen uns vielmehr an diesem auffallenden Beispiele, daß die Bemühung vergebens sey, den Franzosen durch die Sache genug zu thun, da sie an die äußern Bedingungen, unter welchen alles erscheinen soll, allzu genau gebunden sind. Wir fassen daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.

Auch hierzu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilnahme. Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben seyn. Wenn der Ueberwundene die Hälfte seines Daseyns nothgedrungen verliert, so rechnet er sich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben: er hält daher an allem fest, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgesonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreise, welche durch die vielen Unterthanen deutscher Fürsten, die unter französischer Hoheit ansehnliche Strecken Landes besaßen, stets vermehrt und recrutirt wurden: denn Väter und Söhne hielten sich Studirens oder Geschäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unserm Tische ward gleichfalls nichts wie deutsch gesprochen. Salzmann drückte sich im Französischen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unstreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutscher; Lersen hätte man als Muster eines deutschen Jünglings aufstellen können; Meyer von Lindau schlenderte lieber auf gut deutsch,

als daß er sich auf gut französisch hätte zusammennehmen sollen, und wenn unter den übrigen auch mancher zu gallischer Sprache und Sitte hinneigte, so ließen sie doch, so lange sie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über sich schalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältnissen. Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Löbliches zu sagen; wir gaben zu, daß sie aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestehe, erhoben uns aber um desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde.

Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien. Sein Uebergewicht in allem offenbarte sich am stärksten, als in der französischen Armee das preußische Exercitium und sogar der preußische Stock eingeführt werden sollte. Wir verziehen ihm übrigens seine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm seine französischen Poeten, Philosophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er sey nur als Eindringling anzusehen und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzosen gewaltiger als alles andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutschen überhaupt, so wie dem nach französischer Cultur strebenden Könige, an Geschmack fehle. Ueber diese Redensart, die wie ein Refrain sich an jedes Urtheil anschloß, suchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen; aufklären darüber konnten wir uns aber um so weniger, als man uns versichern wollte, schon Menage habe gesagt, die französischen Schriftsteller besäßen alles, nur nicht Geschmack; so wie wir denn auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neuesten Autoren sämmtlich des Geschmacks ermangelten und Voltaire selbst diesem höchsten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher nichts gelten lassen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen derben Ausdruck desselben,

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt die sich nicht von selber vor?

Ich habe niemals danach gefragt:
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Capaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemästet.

So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmal hab' ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Eins wie's andre.

Die Welt ist ein Sardellen-Salat;
Er schmeckt uns früh, er schmeckt uns spat:
Citronen-Scheibchen rings umher,
Dann Fischlein, Würstlein, und was noch mehr
In Essig und Oel zusammenrinnt,
Kapern, so künftige Blumen sind —
Man schluckt sie zusammen wie Ein Gesind.

Valet.

Sonst war ich Freund von Narren,
Ich rief sie ins Haus herein;
Brachte jeder seinen Sparren,
Wollten Zimmermeister seyn.
Wollten mir das Dach abtragen,
Ein andres setzen hinauf,
Sie legten das Holz zu Schragen
Und nahmen's wieder auf.

war Losung und Feldgeschrei, woran sich die Glieder unserer kleinen akademischen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Diese Maxime lag zum Grund allen unsern geselligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in seiner wohlbekannten Deutschheit zu besuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anlässe und persönliche Eigenheiten finden, so hatte die französische Literatur an sich selbst gewisse Eigenschaften, welche den strebenden Jüngling mehr abstoßen als anziehen mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergötzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehen, ja die innern politischen und religiösen Unruhen sowohl als die äußern Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sey auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar manches veraltet, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse, dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herausgegeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sey, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existirten und vegetirten noch, in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter, viele Literateren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Societät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand: denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literateren bildeten sich wechselsweise

und mußten sich wechselsweise verbilden: denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die französische Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Klasse bediente sich solcher Urtheile gegen die Schriftsteller; die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhren so unter einander; ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publicum nicht imponiren, so suchte man es zu überraschen oder durch Demuth zu gewinnen; und so entsprang, abgesehen davon, was Kirche und Staat im Innersten bewegte, eine solche literarische Gährung, daß Voltaire selbst seiner vollen Thätigkeit, seines ganzen Uebergewichts bedurfte, um sich über dem Strom der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind, seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten: und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Uebels erzeigen und unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falsch handeln. War es denn wohl der Mühe werth, ein so thätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden sollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein solcher Zustand sey, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und stoßweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Fechterstreichen über die Schnur, wobei sich meist Freunde und Feinde unwillig gebärdeten: denn jedermann glaubte ihn zu übersehen, obschon niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publicum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und nichts ist unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiste aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen, bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe, als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, war die parteiische Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung so vieler würdigen Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung

gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle versteinerten Muscheln läugnete, und solche nur für Naturspiele gelten ließ, so verlo[illegible] gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenschein hatte mir auf dem Baschberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem, abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Exuvien seiner Ureinwohner befinde. Ja, diese Berge waren einstmals von Wellen bedeckt: ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren, genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unüberfehliche Bucht gewesen: das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben was da wollte.

Bejahrt also und vornehm war an sich selbst und durch Voltaire die französische Literatur. Laßt uns diesem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thätiges und geselliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieses Verhältnisses, damit er selbst zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunsch und Bemühung gewendet. Nicht leicht hat sich jemand so abhängig gemacht, um unabhängig zu seyn. Auch gelang es ihm, die Geister zu unterjochen: die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten seine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuern Haß: nichts gereichte zu seinem Schaden. Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Katharina und Friedrich die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark Poniatowski von Polen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen: sogar Päpste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeiten ehren zu müssen. Daß Joseph der Zweite sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme: denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er, bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen, etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.

Das was ich hier gedrängt und in einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiefältiger

Mißklang, unzusammenhängend und unbelehrend in unsern Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot national-französische, herzerhebende Gegenstände dargestellt, kaum hatte die Belagerung von Calais sich einen enthusiastischen Beifall gewonnen, so sollte schon dieses Stück mitsammt seinen vaterländischen Gesellen hohl und in jedem Sinne verwerflich seyn. Die Sittenschilderungen des Desteuches, an denen ich mich als Knabe so oft ergötzt, hieß man schwach; der Name dieses Ehrenmannes war verschollen: und wie viel andere Schriftsteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen jemand, der mit dem neuesten literarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an solchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern deutschen Gesellen denn immer verdrießlicher. Nach unsern Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit liebten wir die Eindrücke der Gegenstände festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten, und wenn es ja seyn sollte, sie so spät als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschäftigung lasse sich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müsse durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punkt gelangen, wo sich mit dem Urtheil zugleich der Grund desselben aussprechen lasse. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein Schicksal, so war er doch genöthigt, den größten Lohn für alles was er geleistet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergessen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyklopädisten reden hörten, oder einen Band ihres ungeheuern Werks aufschlugen, so war es uns zu Muthe, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spuhlen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannichfaltigste in einander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alle

dem, weßhalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher ist. Aber auch sein Standpunkt war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar sehr, seine wackern Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns; und dieses Gesindel hat in der Folge auf dem deutschen Parnaß nur allzu sehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rousseau, von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheuern Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Uns ziemt jedoch diese Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf Kunst gewirkt. Auch hier wiesen sie, auch von ihr drängten sie uns zur Natur.

Diese höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliches übrig bleibt.

Als ein ideelles Local hatte die Bühne, durch Anwendung der perspectivischen Gesetze auf hinter einander gestellten Coulissen, den höchsten Vortheil erlangt; und nun wollte man diesen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters zuschließen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem solchen Bühnenlocal sollte denn auch das Stück selbst, die Art zu spielen der Acteurs, kurz alles zusammentreffen, und ein ganz neues Theater dadurch entspringen.

Die französischen Schauspieler hatten im Lustspiel den Gipfel des Kunstwahren erreicht. Den Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actricen durch Liebeshändel mit den höheren Ständen, alles trug dazu bei, die höchste Gewandtheit und Schicklichkeit des geselligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszusetzen; doch glaubten sie einen großen Vorschritt zu thun, wenn sie ernsthafte und tragische Gegenstände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, sich der Prosa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten, und so die unnatürlichen Verse zugleich mit der unnatürlichen Declamation und Gesticulation allmählig verbannten.

Höchst merkwürdig ist es und nicht so allgemein beachtet, daß zu dieser Zeit selbst der alten strengen, rhythmischen, kunstreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es stellte sich nämlich dem Schauspieler Lecain, der seine Helden mit besonderem theatralischen Anstand, mit Erhebung und Kraft spielte, und sich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte. Dieses Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariser Theaterpersonals nicht passen. Er stand allein, jene hielten sich an einander geschlossen; und er, hartnäckig genug auf seinem Sinne bestehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort sahen wir ihn die Rolle des August in Cinna, des Mithridat und andere dergleichen mit der wahrsten natürlichsten Würde spielen. Als ein schöner großer Mann trat er auf, mehr schlank als stark, nicht eigentlich von imposantem, aber von edlem gefälligem Wesen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu seyn, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein sehr geübter Künstler, und von den wenigen, die das Künstliche ganz in die Natur und die Natur ganz in die Kunst zu verwandeln wissen. Diese sind es eigentlich, deren mißverstandene Vorzüge die Lehre von der falschen Natürlichkeit jederzeit veranlassen.

Und so will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken: es ist Rousseau's Pygmalion. Viel könnte man darüber sagen: denn diese wunderliche Production schwankt gleichfalls zwischen Natur und Kunst, mit dem falschen Bestreben, diese in jene aufzulösen. Wir sehen einen Künstler, der das Vollkommenste geleistet hat, und doch nicht Befriedigung darin findet, seine Idee außer sich kunstgemäß dargestellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein, sie soll auch in das irdische Leben zu ihm herabgezogen werden: er will das Höchste was Geist und That hervorgebracht, durch den gemeinsten Act der Sinnlichkeit zerstören.

Alles dieses und manches andere, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum: und so ward von vielen Seiten auch jene deutsche literarische Revolution

vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltsam mitwirkten.

Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffenthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich seyn könnte: es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis, so eben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirchen haben dunkle Gläser! — Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ dieß waren unsere Lust- und Leibworte; und so schien uns jenes Buch, als die rechte Quintessenz der Greisenheit, unschmackhaft, ja abgeschmackt. Alles sollte nothwendig seyn und deßwegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei gestanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahrszeiten, der klimatischen Einflüsse, der physischen und animalischen Zustände nicht wohl entziehen könnten; doch fühlten wir etwas in uns, das als vollkommene Willkür erschien, und wieder etwas, das sich mit dieser Willkür ins Gleichgewicht zu setzen suchte.

Die Hoffnung, immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgelesen; denn wir fanden uns in der Erwartung getäuscht, in der wir es aufgeschlagen hatten. System der Natur ward angekündigt, und wir hofften also wirklich etwas von der Natur, unserer Abgöttin, zu erfahren. Physik und Chemie, Himmels-

und Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Anatomie, und so manches andere hatte nun seit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geschmückte große Welt hingewiesen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüssen und Meeren, und von allem was darin lebt und webt, das Nähere so wie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbei wohl manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menschen als schädlich, der Geistlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzulässig erscheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieses Büchlein sollte nicht unwürdig die Feuerprobe bestanden haben. Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte seyn von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne weiteres die unendlichen Phänomene des Daseyns hervorbringen. Dieß alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren, zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Gränze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Punkte standen uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns, erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte.

Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakspeare gemeint sey, und nachdem ich dieses ausgesprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakspeare ist von den Deutschen mehr als von allen andern Nationen, ja vielleicht mehr als von seiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander selbst versagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beschäftigten sich seine Geistesgaben im günstigsten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja, ihn zu entschuldigen, gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt, und über seine Arbeiten einiges versucht worden, welches Zustimmung gefunden hat; und so mag es hier an dieser allgemeinen Erklärung genug seyn, bis ich eine Nachlese von Betrachtungen über so große Verdienste, die ich an dieser Stelle einzuschalten in Versuchung gerieth, Freunden, die mich hören mögen, mitzutheilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geschah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodds beauties of Shakspeare. Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erschien Wielands Uebersetzung. Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen. Wir Deutschen hatten den Vortheil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weise zuerst herübergebracht wurden. Shakspeare, prosaisch übersetzt, erst durch Wieland, dann durch Eschenburg, konnte als eine allgemein verständliche und jedem Leser gemäße Lectüre sich schnell verbreiten, und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim,

wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird: dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußeres oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt. Ich halte daher zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen: denn es läßt sich bemerken, daß Knaben, denen ja doch alles zum Scherze dienen muß, sich am Schall der Worte, am Fall der Sylben ergötzen, und durch eine Art von parodistischem Muthwillen den tiefen Gehalt des edelsten Werks zerstören. Deßhalb gere ich zu bedenken, ob nicht zunächst eine prosaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte sie der Stufe würdig seyn, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlasse dieß und das Vorgesagte unsern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am besten zu Gebote steht. Nur will ich noch zu Gunsten meines Vorschlags an Luthers Bibelübersetzung erinnern: denn daß dieser treffliche Mann ein in dem verschiedensten Style verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus Einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und andern Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebertragung immer die beste. Jene kritischen Uebersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und so wirkte in unserer Straßburger Societät Shakspeare, übersetzt und im Original, stückweise und im ganzen, stellen- und auszugsweise, dergestalt daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakspeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unsern Gesprächen nachbildeten, an seinen Quibbles die größte Freude hatten, und durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Muthwillen mit ihm wetteiferten. Hierzu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir läugneten

Und rannten hin und wieder,
Und ſtießen einander an;
Das fuhr mir in die Glieder
Daß ich den Froſt gewann.
Ich ſagt': hinaus ihr Narren! —
Sie ärgerten ſich drob;
Nahm jeder ſeinen Sparren,
Der Abſchied der war grob.

Daher bin ich belehret,
Ich ſitze nun an der Thür,
Wenn einer ſich zu mir kehret:
Geh, ruf' ich, für und für!
Du biſt ein Narr, ſo gräulich! —
Da macht er ein flämiſch Geſicht:
„Du Hausherr! Wie abſcheulich!
Was giebſt dir für ein Gewicht!
Wir faſeln ja durch die Straßen,
Wir jubeln auf dem Markt,
Wird einer, wegen Unmaßen,
Gar ſelten angequarkt.
Du ſollſt uns gar nichts heißen!"

Nun endet meine Qual!
Denn gehn ſie vor die Thüre —
Es iſt beſſer als in den Saal.

die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen, sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurtheilen; aber dieß behielten wir uns für spätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden und, bei so großem Genuß, an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäkeln; vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakspeare, in dem Hefte: Von deutscher Art und Kunst, ferner Lenzens Anmerkungen übers Theater, denen eine Uebersetzung von Love's labours lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakspeare's Wesen und stellt es herrlich dar; Lenz beträgt sich mehr bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakspeare'scher Weise gehandelt haben. Da ich diesen so talentvollen als seltsamen Menschen hier zu erwähnen veranlaßt werde, so ist wohl der Ort, versuchsweise einiges über ihn zu sagen.

Ich lernte ihn erst gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen. Wir sahen uns selten; seine Gesellschaft war nicht die meine, aber wir suchten doch Gelegenheit uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; ein sanfter, gleichsam vorsichtiger Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache, und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eigenen, las er sehr gut vor, und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in Einem Begriff zusammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deßwegen fähiger als er, die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakspeare'schen Genie's zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Uebersetzung giebt ein Zeugniß hievon. Er behandelt seinen Autor mit großer Freiheit, ist nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß sich die Rüstung oder vielmehr die

Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen, sich seinen Gebärden so humeristisch gleichzustellen, daß er demjenigen, den solche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann.

Die Absurditäten der Clowns machten besonders unsere ganze Glückseligkeit, und wir priesen Lenz als einen begünstigten Menschen, da ihm jenes Epitaphium des von der Prinzessin geschossenen Wildes folgendermaßen gelungen war:

Die schöne Prinzessin schoß und traf
Eines jungen Hirschleins Leben;
Es fiel dahin in schweren Schlaf,
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund voll! — Ein L zu Hirsch,
So wird es denn ein Hirschel;
Doch setzt ein römisch L zu Hirsch,
So macht es funfzig Hirschel.
Ich mache hundert Hirsche draus,
Schreib' Hirschell mit zwei LLen.

Die Neigung zum Absurden, die sich frei und unbewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne sich deßhalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe, und wir suchten auch durch Originalspäße unsern großen Meister zu feiern. Wir waren sehr glorios, wenn wir der Gesellschaft etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde, wie z. B. folgendes auf einen Rittmeister, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter wohnt in diesem Haus;
Ein Meister auch daneben;
Macht man davon 'nen Blumenstrauß,
So wird's 'nen Rittmeister geben.
Ist er nun Meister von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Doch nimmt der Ritt den Meister mit,
Weh' ihm und seinem Samen!

Ueber solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie der Clowns würdig oder nicht? und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen? oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten? Ueberhaupt aber konnten sich die seltsamen Gesinnungen um so heftiger verbreiten, und so mehrere waren im Falle daran Theil zu nehmen, als Lessing, der das große Vertrauen besaß, in seiner Dramaturgie eigentlich das erste Signal dazu gegeben hatte.

In so gestimmter und aufgeregter Gesellschaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem obern Elsaß, woher ich aber eben deßhalb keine sonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Verse, die uns bei jeder Gelegenheit entquellen, und die wohl eine muntere Reisebeschreibung ausstatten konnten, sind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtei Molsheim bewunderten wir die farbigen Scheibengemälde; in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt ertönten possierliche Hymnen an Ceres, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beschränkten Handel derselben sehr lustig genommen wurde. In Ensisheim sahen wir den ungeheuern Aerolithen in der Kirche aufgehangen, und spotteten, der Zweifelsucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menschen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborene Wesen, wo nicht auf unsern eigenen Acker herabfallen, doch wenigstens in unsern Cabinetten sollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denke ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Castells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unsern der Capelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen, und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name, prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde.

Auch auf dieser Höhe wiederholt sich dem Auge das herrliche Elsaß, immer dasselbe und immer neu; eben so wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk übersieht, nur seine Nachbarn

am deutlichsten, so ist es auch hier mit Büschen, Felsen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wiesen und Ortschaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns sogar Basel zeigen; daß wir es gesehen, will ich nicht beschwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier sein Recht über uns aus, indem es uns zu sich forderte, und da wir nicht diesem Triebe folgen konnten, ein schmerzliches Gefühl zurückließ.

Solchen Zerstreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um so lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing. Eine solche jugendliche, aufs Gerathewohl gehegte Neigung ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieselbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da wo sie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friederike blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieses Verhältniß sich so bald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht so viel als jene verlor, war voraussehender oder offener. Sie sprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abschied, und suchte über sich selbst und ihre Schwester sich zu trösten. Ein Mädchen, das einem Manne entsagt, dem sie ihre Gewogenheit nicht verläugnet, ist lange nicht in der peinlichen Lage, in der sich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen eben so weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen ist. Er spielt immer eine leidige Figur: denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man schon eine gewisse Uebersicht seines Zustandes, und ein entschiedener Leichtsinn will ihn nicht kleiden. Die Ursachen eines Mädchens, das sich zurückzieht, scheinen immer gültig, die des Mannes niemals.

Allein wie soll eine schmeichelnde Leidenschaft uns voraussehen lassen, wohin sie uns führen kann? Denn auch selbst alsdann, wenn wir schon ganz verständig auf sie Verzicht gethan, können wir sie noch nicht loslassen; wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und sollte es auch auf eine veränderte Weise seyn. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friederikens mich ängstigte, so wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abwesend an sie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam seltener hinaus, aber unsere Briefe wechselten desto lebhafter. Sie wußte

mir ihre Zustände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, so wie ich mir ihre Verdienste mit Gunst und Leidenschaft vor die Seele rief. Die Abwesenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erst recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden: zerstreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geschäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannichfaltigste zu leisten, durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen: allein gegen das Ende drängte sich alles gar gewaltsam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich von einem Orte loslösen soll.

Noch ein Zwischenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich nämlich in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause, von wo man die Vorderseite des Münsters und den darüber emporsteigenden Thurm gar herrlich sehen konnte.

Es ist Schade, sagte jemand, daß das Ganze nicht fertig geworden, und daß wir nur den einen Thurm haben.

Ich versetzte dagegen: Es ist mir eben so leid, diesen Einen Thurm nicht ganz ausgeführt zu sehen: denn die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hätten darauf noch vier leichte Thurmspitzen gefallt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht.

Als ich diese Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit aussprach, redete mich ein kleiner munterer Mann an, und fragte: Wer hat Ihnen das gesagt?

Der Thurm selbst, versetzte ich. Ich habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß mir dieses offenbare Geheimniß zu gestehen.

Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet, versetzte jener. Ich kann es am besten wissen, denn ich bin der Schaffner, der über die Baulichkeiten gesetzt ist. Wir haben in unserm Archiv noch die Originalrisse, welche dasselbe besagen und die ich Ihnen zeigen kann.

Wegen meiner nahen Abreise drang ich auf Beschleunigung dieser Gefälligkeit. Er ließ mich die unschätzbaren Rollen sehen: ich zeichnete geschwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch eingetränktes Papier, und bedauerte, nicht früher von diesem Schatz unterrichtet gewesen zu seyn. Aber so sollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anschauen

und Betrachten der Dinge erst mühsam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht so auffallend und fruchtbar gewesen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederiken noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde den Antikensaal zu sehen, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der Winckelmann'schen und Lessing'schen Schriften hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, beste weniger aber gesehen: denn außer Laokoon, dem Vater, und dem Faun mit den Krotalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie; und was uns Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war freilich räthelhaft genug. Wie will man aber auch Anfängern von dem Ende der Kunst einen Begriff geben?

Director Verschaffeldts Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wunderlichsten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast cubischen Saal, in einem durch Fenster unter

dem Geſims von oben wohlerleuchteten Raum: die herrlichſten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, ſondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgeſtellt, ein Wald von Statuen, durch den man ſich durchwinden, eine große ideale Volksgeſellſchaft, zwiſchen der man ſich durchdrängen mußte. Alle dieſe herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehen der Vorhänge in das vortheilhafteſte Licht geſtellt werden; überdieß waren ſie auf ihren Poſtamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erſte Wirkung dieſer unwiderſtehlichen Maſſe eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich mich zu den Geſtalten, die mich am meiſten anzogen; und wer kann läugnen, daß Apoll von Belvedere durch ſeine mäßige Koloſſalgröße, den ſchlanken Bau, die freie Bewegung, den ſiegenden Blick auch über unſere Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerſt mit ſeinen Söhnen in Verbindung ſah. Ich vergegenwärtigte mir ſo gut als möglich das, was über ihn verhandelt und geſtritten worden war und ſuchte mir einen eigenen Geſichtspunkt; allein ich ward bald da- bald dorthin gezogen. Der ſterbende Fechter hielt mich lange feſt, beſonders aber hatte ich der Gruppe von Kaſtor und Pollux, dieſen koſtbaren, obgleich problematiſchen Reſten, die ſeligſten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es ſey ſich von einem genießenden Anſchauen ſogleich Rechenſchaft zu geben. Ich zwang mich zu reflectiren, und ſo wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, ſo fühlte ich doch, daß jedes einzelne dieſer großen verſammelten Maſſe faßlich, ein jeder Gegenſtand natürlich und in ſich ſelbſt bedeutend ſey.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerkſamkeit gerichtet, und ich entſchied mir die berühmte Frage, warum er nicht ſchreie? dadurch, daß ich mir ausſprach, er könne nicht ſchreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drei Figuren gingen mir aus der erſten Conception der Gruppe hervor. Die ganze ſo gewaltſame als kunſtreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwei Anläſſen zuſammengeſetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehen vor dem augenblicklichen Biß. Um dieſen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden. So entſchied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebiſſen ſey, und wie ich mir ſonſt noch das Kunſtreiche dieſer Gruppe auszulegen ſuchte. Ich ſchrieb hierüber einen Brief

an Oeser, der aber nicht sonderlich auf meine Auslegung achtete, sondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiederte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken festzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu lassen, bis er sich zuletzt an meine sämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anschloß, in welchem Sinne ich ihn sodann bei Herausgabe der Propyläen mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung so vieler erhabenen plastischen Werke sollte es mir auch an einem Vorschmack antiker Architectur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Capitäls der Rotonde, und ich läugne nicht, daß beim Anblick jener so ungeheuern als eleganten Akanthblätter mein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing.

Dieses große und bei mir durchs ganze Leben wirksame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächste Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieser Darstellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's damit ende! denn kaum war die Thüre des herrlichen Saals hinter mir zugeschlossen, so wünschte ich mich selbst wieder zu finden, ja ich suchte jene Gestalten eher als lästig aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden. Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend, ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch seyn will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt.

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich geſünder und froher nach Hauſe gelangt als das erſtemal, aber in ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich doch etwas Ueberſpanntes, welches nicht völlig auf geiſtige Geſundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß ſie zwiſchen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeiſt und meiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewiſſes Mittel zu richten und zu ſchlichten beſchäftigt ſeyn mußte. In Mainz hatte mir ein harfeſpielender Knabe ſo wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Meſſe gerade vor der Thüre war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern verſprach. In dieſem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mir in meinem Leben ſo viel gekoſtet hat, daß ich nämlich gern ſehe, wenn jüngere Weſen ſich um mich verſammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schickſal belaſtet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angeborenen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig, bei der deutlichſten Ueberzeugung, von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klarer als ich, ſah wohl voraus, wie ſonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein muſikaliſcher Meßläufer von einem ſo anſehnlichen Hauſe her zu Gaſthöfen und Schenken ginge, ſein Brod zu verdienen; daher ſorgte ſie in der Nachbarſchaft für Herberge und Koſt deſſelben: ich empfahl ihn meinen Freunden, und ſo befand ſich das Kind nicht übel. Nach mehreren Jahren ſah ich ihn wieder, wo er größer und tölpiſcher geworden war, ohne in ſeiner Kunſt viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem erſten Probeſtück des Ausgleichens und Vertuſchens wohl zufrieden, dachte nicht, daß ſie dieſe Kunſt in der nächſten Zeit durchaus nöthig haben würde.

Der Vater in seinen verjährten Liebhabereien und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich, wie einer der trotz allen Hindernissen und Verspätungen seine Plane durchsetzt. Ich hatte nun promovirt; der erste Schritt zu dem ferneren bürgerlichen stufenweisen Lebensgange war gethan. Meine Disputation hatte seinen Beifall; ihn beschäftigte die nähere Betrachtung derselben und manche Vorbereitung zu einer künftigen Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elsaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen und manches fliegende Blatt geschrieben. Diese zu rubriciren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen unterhielt ihn, und so war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehen, sich nächstens verlieren werde.

Die Schwester hatte einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzimmern um sich versammelt. Ohne herrisch zu seyn, herrschte sie über alle, indem ihr Verstand gar manches übersehen und ihr guter Wille vieles ausgleichen konnte, sie auch überdieß in dem Falle war eher die Vertraute als die Rivalin zu spielen.

Von älteren Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heitern Gesellschafter; mit Riese ward ich auch vertraut, der meinen Scharfsinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er durch anhaltenden Widerspruch einem dogmatischen Enthusiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegensetzte. Andere traten nach und nach zu diesem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch standen unter den Personen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterstadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schlosser allerdings oben an.

Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter seinen Büchern und Acten, in Zimmern wo die größte Ordnung herrschte, war sein liebster Aufenthalt; dort habe ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Gesellschaft erwies er sich angenehm und unterhaltend: denn sein Geist war durch eine ausgebreitete Lectüre mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verschmähte nicht, bei Gelegenheit durch geistreiche lateinische Gedichte die geselligen Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verschiedene scherzhafte Distichen von ihm besitze, die er unter einige von mir gezeichnete Porträte seltsamer allgemein

Ein Meiſter einer ländlichen Schule.

I.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhub ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte feſt ſich vorgenommen
In beſſere Geſellſchaft zu kommen;
Deßwegen er, im nahen Bad,
In den ſogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerführ';
Macht daher dem erſten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts ſchlechts;
Aber hinten hätt' er nicht vorgeſehn,
Daß da auch wieder Leute ſtehn,
Gab einem zur Linken in den Schooß
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt,
So ſtößt er rechts einen andern an,
Er hat wieder jemand was Leids gethan.
Und wie er's dieſem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem andern verſchüttet.
Und complimentirt ſich zu ſeiner Qual,
Von hinten und vorn, ſo durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geiſt
Ungeduldig die Thüre weiſ't.

Möge doch Mancher, in ſeinen Sünden,
Hievon die Nutzanwendung finden.

bekannter Frankfurter Caricaturen geschrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von diesem Wege fortgerissen, er würde mir der sicherste Führer geworden seyn.

Näher an Alter stand mir sein Bruder Georg, der sich von Treptow, aus den Diensten des Herzogs Friedrich Eugen von Würtemberg, wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an praktischem Geschick vorgeschritten, war er in seiner Uebersicht der deutschen und auswärtigen Literatur auch nicht zurück geblieben. Er schrieb, wie vormals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen nur in so weit cultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war. Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren.

Durch diese beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merck bekannt, dem ich durch Herder von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war. Dieser eigene Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstädter. Von seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben, und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt; eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus; hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin und wieder ging, etwas Tigerartiges. Lavaters Physiognomik hat uns sein Profil aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenkranken Zug

vergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu seyn. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu seyn glaubt, so hatte ich eine feste größere Neigung mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfniß die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfältig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewissen dilettantischen Productionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er sich in Prosa und Versen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, sondern sie entweder vertilgen oder als auffallende Documente des geheimen Zwiespalts in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.

Uebrigens hätte ihm sein literarischer Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderstehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im technischen und mercantilischen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal seine Fähigkeiten zu verwünschen anfing und außer sich war die Ansprüche an ein ausübendes Talent nicht genialisch genug befriedigen zu können, so ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunst fahren und sann auf fabrikmäßige kaufmännische Unternehmungen, welche Geld einbringen sollten, indem sie ihm Spaß machten.

In Darmstadt befand sich übrigens eine Gesellschaft von sehr gebildeten Männern. Geheimerath von Hesse, Minister des Landgrafen,

Professor Petersen, Rector Weyck und andere waren die Einheimischen, zu deren Werth sich manche fremde Benachbarten und viele Durchreisenden abwechselnd gesellten. Die Geheimeräthin von Hesse und ihre Schwester, Demoiselle Flachsland, waren Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen; die letztere, Herders Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne.

Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen. Man hörte gern die Vorlesung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten; man munterte mich auf, wenn ich offen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Früherbegonnene zurücksetzte. Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen; das Studium des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl da stehen konnte.

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das erste, worauf ich drang, war, daß man sie deutsch und nicht gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das zweite, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Princip entsprungen sey. Wenn jene, unter einem glücklicheren Himmel, ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen, und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand massiven Wänden Mannichfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen, und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen, welche nicht, wie die Kuppeln, nach innen einen Himmel bilden, sondern außen gen Himmel streben, und das Daseyn des Heiligthums, das sich an ihre Base gelagert, weit umher den Ländern verkünden sollten. Das Innere dieser würdigen Gebäude wagte ich nur durch poetisches Anschauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Hätte ich diese Ansichten, denen ich ihren Werth nicht absprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Styl abzufassen beliebt, so hätte der Druckbogen: Von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach.

ſchen damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan und die vaterländiſchen Freunde der Kunſt früher aufmerkſam gemacht: ſo aber verhüllte ich, durch Hamanns und Herders Beiſpiel verführt, dieſe ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von ſeltſamen Worten und Phraſen, und verfinſterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und andere. Dem ungeachtet wurden dieſe Blätter gut aufgenommen und in dem Herder'ſchen Heft: Von deutſcher Art und Kunſt noch mals abgedruckt.

Wenn ich mich nun theils aus Neigung, theils zu dichteriſchen und andern Zwecken, mit vaterländiſchen Alterthümern ſehr gern beſchäftigte und ſie mir zu vergegenwärtigen ſuchte, ſo ward ich durch die bibliſchen Studien und durch religiöſe Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luthers Leben und Thaten, die in dem ſechzehnten Jahrhundert ſo herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrachtung religiöſer Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zuſammengetragenes, nach und nach entſtandenes, zu verſchiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzuſehen, ſchmeichelte meinem kleinen Dünkel, indem dieſe Vorſtellungsart noch keineswegs herrſchend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptſinn betraf, hielt ich mich an Luthers Ausdruck, in einzelnem ging ich wohl zur Schmidiſchen wörtlichen Ueberſetzung, und ſuchte mein weniges Hebräiſch dabei ſo gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel ſich Widerſprüche finden, wird jetzt niemand in Abrede ſeyn. Dieſe ſuchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichſte Stelle zum Grunde legte, und die widerſprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am meiſten ausſpräche; an dieſe hielt ich mich und verwarf die andern als untergeſchoben.

Denn ſchon damals hatte ſich bei mir eine Grundmeinung feſtgeſetzt, ohne daß ich zu ſagen wüßte, ob ſie mir eingeflößt, ob ſie bei mir angeregt worden, oder ob ſie aus eigenem Nachdenken entſprungen ſey? Es war nämlich die: bei allem was uns überliefert, beſonders aber ſchriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Urſprüngliche, Göttliche, Wirkſame, Unantaſtbare, Unverwüſtliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne dieſem innern Urweſen etwas anhaben, wenigſtens

nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sey nun Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Styl und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehen: dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sey jedoch der Verschlimmerung, dem Verderbniß ausgesetzt; wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich seyn könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen, weßhalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden. Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sey daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eigenen Innern verhalte, und in wiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sey, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande seyn sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Capital anzusehen, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des alten Testaments und die zarte Naivetät des neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Charaktere der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach trenlich zu vergegenwärtigen, und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle

Spöttereien geſchützt, weil ich deren Unredlichkeit ſogleich einſah. Ich verabſcheute ſie nicht nur, ſondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatiſchem Eifer Voltaire, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen ſeines Saul gar wohl erdroſſelt hätte. Jede Art von redlicher Forſchung dagegen ſagte mir höchlich zu: die Aufklärungen über des Orients Localität und Coſtüm, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf, und fuhr fort allen meinen Scharfſinn an den ſo werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich ſchon früher mich in den Zuſtand der Urwelt, die uns das erſte Buch Moſis ſchildert, einzuweihen ſuchte. Weil ich nun ſchrittweiſe und ordentlich zu verfahren dachte, ſo griff ich, nach einer langen Unterbrechung, das zweite Buch an. Allein welch ein Unterſchied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verſchwunden war, ſo fand ich auch das zweite Buch von dem erſten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergeſſen vergangener Zeit ſpricht ſich ſchon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph.“ Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hätte beinahe den Ahnherrn vergeſſen, dem Jehovah gerade dieſes nunmehr erfüllte Verſprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unſäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher, und gerieth dabei auf die wunderlichſten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unſere Zehngebote auf den Tafeln geſtanden, daß die Iſraeliten keine vierzig Jahre, ſondern nur kurze Zeit durch die Wüſte gewandert; und eben ſo bildete ich mir ein, über den Charakter Moſis ganz neue Aufſchlüſſe geben zu können.

Auch das neue Teſtament war vor meinen Unterſuchungen nicht ſicher; ich verſchonte es nicht mit meiner Sonderungsluſt, aber aus Liebe und Neigung ſtimmte ich doch in jenes heilſame Wort mit ein: „Die Evangeliſten mögen ſich widerſprechen, wenn ſich nur das Evangelium nicht widerſpricht!“ Auch in dieſer Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingſtfeſte in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine etwas abſtruſe Weiſe, nicht geeignet ſich viele Theilnehmer zu verſchaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeine noch geſchärft hatte, das Sündhafte im Menſchen als vorwaltend anzuſehen,

versuchte ich mich zu schicken, obgleich nicht mit sonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieser Lehre so ziemlich zu eigen gemacht, und bediente mich derselben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeistlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlassen beliebte. Das Hauptthema desselbigen Schreibens war jedoch die Loosung der damaligen Zeit; sie hieß Toleranz, und galt unter den besseren Köpfen und Geistern.

Solche Dinge, die nach und nach entstanden, ließ ich, um mich an dem Publicum zu versuchen, im folgenden Jahre auf meine Kosten drucken, verschenkte sie, oder gab sie der Eichenbergischen Buchhandlung, um sie so gut als möglich, zu verhöcken ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachsen wäre. Hie und da gedenkt eine Recension derselben, bald günstig, bald ungünstig, doch gleich waren sie verschollen. Mein Vater bewahrte sie sorgfältig in seinem Archiv, sonst würde ich kein Exemplar davon besitzen. Ich werde sie, so wie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufügen.

Da ich mich nun sowohl zu dem Sibyllinischen Styl solcher Blätter als zu der Herausgabe derselben eigentlich durch Hamann hatte verleiten lassen, so scheint mir hier eine schickliche Stelle, dieses würdigen einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein eben so großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist. Seine Sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehen, und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnte hier einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ, und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach. Von denen, die damals die Literatur des Tags beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehen. Sogar die Stillen im Lande, wie sie halb im Scherz, halb im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. Man setzte sich um so mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er, von knappen häuslichen Umständen gepeinigt, sich dennoch

diese schöne und hohe Sinnesweise zu erhalten verstand. Bei dem großen Einflusse des Präsidenten von Moser wäre es leicht gewesen, einem so genügsamen Manne ein leidliches und bequemes Daseyn zu verschaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte sich so weit schon verständigt und genähert, daß Hamann die weite Reise von Königsberg nach Darmstadt unternahm. Als aber der Präsident zufällig abwesend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, sogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich besitze noch zwei Schreiben des Königsbergers an seinen Gönner, die von der wundersamen Großheit und Innigkeit ihres Verfassers Zeugniß ablegen.

Aber ein so gutes Verständniß sollte nicht lange dauern. Diese frommen Menschen hatten sich jenen auch nach ihrer Weise fromm gedacht, sie hatten ihn als den Magus von Norden mit Ehrfurcht behandelt, und glaubten daß er sich auch sofort in ehrwürdigem Betragen darstellen würde. Allein er hatte schon durch die Wolken, ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten, einigen Anstoß gegeben, und da er nun gar die Kreuzzüge des Philologen herausgab, auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pan zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer, in Holz geschnittener Hahn, tactgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiken, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten: so entstand unter den Wohl- und Zartgesinnten ein Mißbehagen, welches man dem Verfasser merken ließ, der denn auch dadurch nicht erbaut, einer engeren Vereinigung sich entzog. Unsere Aufmerksamkeit auf diesen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der, mit seiner Braut und uns in Correspondenz bleibend, alles was von jenem merkwürdigen Geiste nur ausging, sogleich mittheilte. Darunter gehörten denn auch seine Recensionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger Zeitung, die alle einen höchst sonderbaren Charakter trugen. Ich besitze eine meist vollständige Sammlung seiner Schriften und einen sehr bedeutenden handschriftlichen Aufsatz über Herders Preisschrift, den Ursprung der Sprache betreffend, worin er dieses Herder'sche Probestück auf die eigenste Art mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'schen

Werke entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern, und alsdann, wenn diese wichtigen Documente wieder vor den Augen des Publicums liegen, möchte es Zeit seyn, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen; inzwischen will ich doch einiges hier schon beibringen, um so mehr als noch verzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geschenkt und deren Beistimmung oder Zurechtweisung mir sehr willkommen seyn würde. Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamanns sich zurückführen lassen, ist dieses: Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich. Eine herrliche Maxime, aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durchs Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden; es giebt keine Mittheilung, keine Lehre ohne Sonderung. Da nun aber Hamann ein- für allemal dieser Trennung widerstrebte und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte, und das gleiche von andern verlangte, so trat er mit seinem eigenen Styl und mit allem was die andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, eindringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in die Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, je mehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo

er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehen. Schlägt man sie auf, so giebt es abermals ein zweideutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen nennt. Solche Blätter verdienen auch deßwegen Sibyllinisch genannt zu werden, weil man sie nicht an und für sich betrachten kann, sondern auf Gelegenheit warten muß, wo man etwa zu ihren Orakeln seine Zuflucht nähme. Jedesmal wenn man sie aufschlägt, glaubt man etwas Neues zu finden, weil der einer jeden Stelle inwohnende Sinn uns auf eine vielfache Weise berührt und aufregt.

Persönlich habe ich ihn nie gesehen, auch kein unmittelbares Verhältniß zu ihm durch Briefe gehabt. Mir scheint er in Lebens- und Freundschaftsverhältnissen höchst klar gewesen zu seyn und die Bezüge der Menschen unter einander und auf ihn sehr richtig gefühlt zu haben. Alle Briefe, die ich von ihm sah, waren vortrefflich und viel deutlicher als seine Schriften, weil hier der Bezug auf Zeit und Umstände, so wie auf persönliche Verhältnisse klarer hervortrat. So viel glaubte ich jedoch durchaus zu ersehen, daß er, die Ueberlegenheit seiner Geistesgaben aufs naivste fühlend, sich jederzeit für etwas weiser und klüger gehalten als seine Correspondenten, denen er mehr ironisch als herzlich begegnete. Gälte dieß auch nur von einzelnen Fällen, so war es für mich doch die Mehrzahl, und Ursache daß ich mich ihm zu nähern niemals Verlangen trug.

Zwischen Herder und uns waltete dagegen ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort; nur Schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht; Merck brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftstellern und Menschen Swift am meisten zu ehren schien, so hieß er unter uns gleichfalls der Dechant, und dieses gab abermals zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Demungeachtet freuten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er in Bückeburg sollte angestellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte: denn sein neuer Patron hatte den höchsten Ruf als ein einsichtiger, tapferer, obwohl sonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abbt war in diesen Diensten bekannt und berühmt geworden; dem Verstorbenen klagte das Vaterland nach und freute sich an dem Denkmal, das ihm sein Gönner gestiftet.

II.

Da er nun ſeine Straße ging
Dacht' er: ich machte mich zu gering;
Will mich aber nicht weiter ſchmiegen;
Denn wer ſich grün macht den freſſen die Ziegen.
So ging er gleich friſch querfeldein,
Und zwar nicht über Stock und Stein,
Sondern über Aecker und gute Wieſen,
Zertrat das alles mit latſchen Füßen.

Ein Beſitzer begegnet ihm ſo
Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern ſchlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.

Bin ich doch gleich wie neu geboren!
Ruft unſer Wandrer hochentzückt.
Wer biſt du Mann der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer ſegnen,
Daß mir ſo fröhliche Geſellen begegnen!

Legende vom Hufeiſen.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt' er ſich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freier ſpricht.

Nun ſollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche ſein Vorgänger ſo würdig erregt hatte.

Die Epoche, worin dieſes geſchah, gab einer ſolchen Anſtellung doppelten Glanz und Werth: denn mehrere deutſche Fürſten folgten ſchon dem Beiſpiel des Grafen von der Lippe, daß ſie nicht bloß gelehrte und eigentlich geſchäftsfähige, ſondern auch geiſtreiche und vielverſprechende Männer in ihre Dienſte aufnahmen. Es hieß, Klopſtock ſey von dem Markgrafen Carl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geſchäftsdienſt, ſondern um durch ſeine Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Geſellſchaft mitzutheilen. So wie nun hierdurch das Anſehen auch dieſes vortrefflichen Fürſten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo mußte die Verehrung für Klopſtock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war alles, was von ihm ausging; ſorgfältig ſchrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie ſie ein jeder habhaft werden konnte. Höchſt vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfin Caroline von Heſſen-Darmſtadt eine Sammlung derſelben veranſtaltete, und eins der wenigen Exemplare in unſere Hände kam, das uns in Stand ſetzte, die eigenen handſchriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher ſind uns jene erſten Lesarten lange Zeit die liebſten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfaſſer nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr iſt, daß das aus einer ſchönen Seele hervordringende Leben nur um deſto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunſtfach herübergezogen erſcheint.

Klopſtock hatte ſich und andern talentvollen Männern durch ſeinen Charakter und ſein Betragen Anſehen und Würde zu verſchaffen gewußt; nun ſollten ſie ihm aber auch, wo möglich die Sicherung und Verbeſſerung ihres häuslichen Beſtandes verdanken. Der Buchhandel nämlich bezog ſich in früherer Zeit mehr auf bedeutende, wiſſenſchaftliche Facultätswerke, auf ſtehende Verlagsartikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Production von poetiſchen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angeſehen, und man hielt es beinahe für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu ſteigern. Autoren und Verleger ſtanden in dem wunderlichſten Wechſelverhältniß. Beide erſchienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Clienten: jene, die neben ihrem Talent, gewöhnlich als höchſt ſittliche Menſchen vom Publicum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geiſtigen Rang und fühlten ſich durch das Glück der Arbeit belohnt; dieſe

begnügten sich gern mit der zweiten Stelle und genossen eines ansehnlichen Vortheils; nun aber setzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und so stand alles in dem schönsten Gleichgewicht. Wechselseitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht selten: Breitkopf und Gottsched blieben lebenslang Hausgenossen; Knickerei und Niederträchtigkeit, besonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Demungeachtet war unter den deutschen Autoren eine allgemeine Bewegung entstanden. Sie verglichen ihren eigenen, sehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zustand mit dem Reichthum der angesehenen Buchhändler; sie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener sey, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter deutscher Schriftsteller sich behelfen müsse, wenn er sich nicht durch sonst irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittlern und geringern Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehen, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopstock hervor und bot seine Gelehrtenrepublik auf Subscription an. Obgleich die spätern Gesänge des Messias, theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen, nicht die Wirkung thun konnten wie die frühern, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun jedermann hinzu: selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk bei seiner Erscheinung den seltsamsten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Aechte und Falsche in lakonischen

Kernſprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der ſeltſamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftſteller und Literatoren war und iſt das Buch unſchätzbar, konnte aber auch nur in dieſem Kreiſe wirkſam und nützlich ſeyn. Wer ſelbſt gedacht hatte, folgte dem Denker; wer das Aechte zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, fand ſich durch den gründlichen braven Mann belehrt: aber der Liebhaber, der Leſer ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch verſiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meiſten ein ſolches, dem ſie auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen konnten. Die Beſtürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber ſo groß, daß kein Murren, kaum ein leiſes Murmeln entſtand. Die junge ſchöne Welt verſchmerzte den Verluſt und verſchenkte nun ſcherzend die theuer erworbenen Exemplare. Ich erhielt ſelbſt mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben iſt.

Dieſe dem Autor gelungene, dem Publicum aber mißlungene Unternehmung hatte die böſe Folge, daß nun ſo bald nicht mehr an Subſcription und Pränumeration zu denken war; doch hatte ſich jener Wunſch zu allgemein verbreitet, als daß der Verſuch nicht hätte erneuert werden ſollen. Dieſes nun im großen und ganzen zu thun, erbot ſich die Deſſauiſche Verlagshandlung. Hier ſollten Gelehrte und Verleger in geſchloſſenem Bund des zu hoffenden Vortheils beide verhältnißmäßig genießen. Das ſo lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das ſich aber nicht lange erhalten konnte; und leider ſchieden die Theilhaber nach kurzen Bemühungen mit wechſelſeitigem Schaden aus einander.

Eine raſche Mittheilung war jedoch unter den Literaturfreunden ſchon eingeleitet; die Muſenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftſtellern. Meine Luſt am Hervorbringen war gränzenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgültig; nur wenn ich es mir und andern in geſelligem Kreiſe froh wieder vergegenwärtigte, erneute ſich die Neigung daran. Auch nahmen viele gern an meinen größeren und kleineren Arbeiten Theil, weil ich einen jeden, der ſich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geſchickt fühlte, etwas in ſeiner eigenen Art unabhängig zu leiſten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieſes wechſelſeitige, bis zur Ausſchweifung gehende

Hetzen und Treiben gab jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angeborenem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literarepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jahreszeit eigen seyn mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Uebel stifteten; und gerade die aus dieser Quelle entspringenden Wirkungen und Gegenwirkungen sind das Hauptthema dieses Bandes.

Woran sollen aber junge Leute das höchste Interesse finden, wie sollen sie unter ihres Gleichen Interesse erregen, wenn die Liebe sie nicht beseelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art sie auch seyn mögen, in ihnen lebendig sind? Ich hatte im stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dieß machte mich mild und nachgiebig, und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte.

Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum erstenmal schuldig: ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben; daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern: ich suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch wegen meines Umherschweifens in der Gegend den Wanderer. Dieser Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel,

in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu Statten, das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältniß standen. Ich gewöhnte mich auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel: Wanderers Sturmlied, übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegengehen mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeschäftigt: ich vermied gewissenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern und so blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerksamen und Unwissenden ein liebevoller Genius heimlich umschwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deßwegen in ihrer wohlthätigen Gesellschaft desto heiterer und anmuthiger zeigte. Erst mehrere Jahre nachher, ja erst nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmlische Lieben auf eine Weise, die mich erschüttern mußte; aber ich war schuldlos und konnte ein schuldloses Wesen rein und redlich betrauern und um so schöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich, ganz ohne Leidenschaft, mir und meinen geistigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hülfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen seyn.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einstehen und ihm Zeit lassen kann auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen glücklicherweise bei mancher günstigen Gelegenheit

gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene schleudernden, melancholischen, beschwerlichen und doch langsamen und zwecklosen Fußwanderungen: man kam schneller, lustiger und bequemer zum Zweck. Die jüngern Gesellen führten das Fechten wieder ein; besonders aber that sich bei eintretendem Winter eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit, so weit brachte als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn mit zu genießen, ohne sich gerade auszeichnen zu wollen.

Diese neue frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopstock schuldig, schuldig seinem Enthusiasmus für diese glückliche Bewegung, den Privatnachrichten bestätigten, wenn seine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegten. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem heitern Frostmorgen ich aus dem Bette springend mir jene Stellen zurief:

Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Mein zaudernder und schwankender Entschluß war sogleich bestimmt, und ich flog sträcklings dem Orte zu, wo ein so alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit seine ersten Uebungen anstellen konnte. Und fürwahr, diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen auffruft, und ein steckendes Alter abzuwehren geeignet ist. Auch hingen wir dieser Lust unmäßig nach. Einen herrlichen Sonntag so auf dem Eise zu verbringen, genügte uns nicht; wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort. Denn wie andere Anstrengungen den Leib ermüden, so verleiht ihm diese eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserm

Lauf entgegenſäuſelnde Nachtluft, des bei abnehmendem Waſſer ſich ſenkenden Eiſes ernſthafter Donner, unſerer eigenen Bewegungen ſonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns Oſſianiſche Scenen ganz vollkommen. Bald dieſer, bald jener Freund ließ in declamatoriſchem Halbgeſange eine Klopſtockiſche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zuſammenfanden, erſcholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unſerer Freuden.

Und ſollte der unſterblich nicht ſeyn,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
Welche der Ball ſelber nicht hat?

Solchen Dank verdient ſich ein Mann, der irgend ein irdiſches Thun durch geiſtige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!

Und ſo wie talentreiche Kinder, deren Geiſtesgaben ſchon früh wunderſam ausgebildet ſind, ſich, wenn ſie nur dürfen, den einfachſten Knabenſpielen wieder zuwenden, vergaßen wir nur allzu leicht unſern Beruf zu ernſteren Dingen; doch regte gerade dieſe oft einſame Bewegung, dieſes gemächliche Schweben im unbeſtimmten, gar manche meiner innern Bedürfniſſe wieder auf, die eine Zeit lang geſchlafen hatten, und ich bin ſolchen Stunden die ſchnellere Ausbildung älterer Vorſätze ſchuldig geworden.

Die dunkleren Jahrhunderte der deutſchen Geſchichte hatten von jeher meine Wißbegierde und Einbildungskraft beſchäftigt. Der Gedanke, den **Götz von Berlichingen** in ſeiner Zeitumgebung zu dramatiſiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptſchriftſteller fleißig: dem Werke **de pace publica** von Datt widmete ich alle Aufmerkſamkeit; ich hatte es emſig durchſtudirt, und mir jene ſeltſamen Einzelnheiten möglichſt veranſchaulicht. Dieſe zu ſittlichen und poetiſchen Abſichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer andern Seite brauchen, und da ich nunmehr Wetzlar beſuchen ſollte, war ich geſchichtlich vorbereitet genug: denn das Kammergericht war doch auch in Gefolge des Landfriedens entſtanden, und die Geſchichte deſſelben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen deutſchen Ereigniſſe gelten. Giebt doch die Beſchaffenheit der Gerichte und der Heere die genaueſte Einſicht in die Beſchaffenheit irgend eines Reichs. Die Finanzen ſelbſt, deren Einfluß man für ſo wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht: denn wenn es dem Ganzen fehlt, ſo darf man dem Einzelnen nur abnehmen,

was er mühsam zusammen gescharrt und gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, ist von keiner großen Bedeutung, aber es kann ein höheres Interesse einflößen, wenn man eine flüchtige Geschichte des Kammergerichts nicht verschmähen will, um sich den ungünstigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daselbst anlangte.

Die Herren der Erde sind es vorzüglich dadurch, daß sie, wie im Kriege die Tapfersten und Entschlossensten, so im Frieden die Weisesten und Gerechtesten um sich versammeln können. Auch zu dem Hofstaat eines deutschen Kaisers gehörte ein solches Gericht, das ihn bei seinen Zügen durch das Reich immer begleitete. Aber weder diese Sorgfalt noch das Schwabenrecht, welches im südlichen Deutschland, das Sachsenrecht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derselben bestellten Richter, noch die Austräge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag anerkannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geistlichen gestiftet, nichts konnte den aufgereizten ritterlichen Fehdegeist stillen, der bei den Deutschen durch innern Zwist, durch fremde Feldzüge, besonders aber durch die Kreuzfahrten, ja durch Gerichtsgebräuche selbst aufgeregt, genährt und zur Sitte geworden. Dem Kaiser so wie den mächtigeren Ständen waren die Plackereien höchst verdrießlich, wodurch die Kleinen einander selbst, und wenn sie sich verbanden, auch den Größeren lästig wurden. Gelähmt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen gestört; überdieß lastete noch das Vehmgericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von dessen Schrecknissen man sich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Polizei ausartete, die sogar zuletzt in die Hände von Privatleuten gelangte.

Diesen Unbilden einigermaßen zu steuern, ward vieles umsonst versucht, bis endlich die Stände ein Gericht aus eigenen Mitteln dringend in Vorschlag brachten. Dieser, so wohl gemeint er auch seyn mochte, deutete doch immer auf Erweiterung der ständischen Befugnisse, auf eine Beschränkung der kaiserlichen Macht. Unter Friedrich dem Dritten verzögert sich die Sache; sein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, giebt nach. Er bestellt den Oberrichter, die Stände senden die Beisitzer: es sollten ihrer vierundzwanzig seyn; anfangs begnügt man sich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, dessen sich die Menschen bei ihren Unternehmungen schuldig machen, war auch der erste und ewige Grundmangel

des Kammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Aſſeſſoren war zu klein; wie ſollte von ihnen die ſchwere und weitläuftige Aufgabe gelöst werden! Allein wer ſollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiſer konnte eine Anſtalt nicht begünſtigen, die mehr wider als für ihn zu wirken ſchien; weit größere Urſache hatte er ſein eigenes Gericht, ſeinen eigenen Hofrath auszubilden. Betrachtet man dagegen das Intereſſe der Stände, ſo konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun ſeyn; ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht ſo nahe: und nun noch gar ein neuer Koſtenaufwand! Man mochte ſich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch dieſe Anſtalt jeder Fürſt ſeine Dienerſchaft vermehre, freilich zu einem entſchiedenen Zwecke; aber wer giebt gern Geld fürs Nothwendige? Jedermann wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte.

Anfangs ſollten die Beiſitzer von Sporteln leben; dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände: beides war kümmerlich. Aber dem großen und auffallenden Bedürfniß abzuhelfen, fanden ſich willige, tüchtige, arbeitſame Männer, und das Gericht ward eingeſetzt. Ob man einſah, daß hier nur von Linderung, nicht von Heilung des Uebels die Rede ſey, oder ob man ſich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung ſchmeichelte, mit wenigem vieles zu leiſten, iſt nicht zu entſcheiden; genug, das Gericht diente mehr zum Vorwande die Unruhſtifter zu beſtrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hätte. Allein es iſt kaum beiſammen, ſo erwächst ihm eine Kraft aus ſich ſelbſt; es fühlt die Höhe auf die es geſtellt iſt, es erkennt ſeine große politiſche Wichtigkeit. Nun ſucht es ſich durch auffallende Thätigkeit ein entſchiedeneres Anſehen zu erwerben; friſch arbeiten ſie weg alles was kurz abgethan werden kann und muß, was über den Augenblick entſcheidet, oder was ſonſt leicht beurtheilt werden kann, und ſo erſcheinen ſie im ganzen Reiche wirkſam und würdig. Die Sachen von ſchwererem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshändel, blieben im Rückſtand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Beſitz gewiß und ſicher ſey; ob man mit Recht beſitze, kann ihn weniger kümmern. Deßwegen erwuchs aus der nach und nach aufſchwellenden ungeheuern Anzahl von verſpäteten Proceſſen dem Reiche kein Schade. Gegen Leute die Gewalt brauchten, war ja vorgeſehen, und mit dieſen konnte man fertig werden; die übrigen, die rechtlich um den

Besitz stritten, sie lebten, genossen oder darbten wie sie konnten; sie starben, verdarben, verglichen sich; das alles war aber nur Heil und Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach beruhigt. Denn dem Kammergericht war ein gesetzliches Faustrecht gegen die Ungehorsamen in die Hände gegeben; hätte man den Bannstrahl schleudern können, dieser wäre wirksamer gewesen.

Jetzo aber, bei der bald vermehrten, bald verminderten Anzahl der Assessoren, bei manchen Unterbrechungen, bei Verlegung des Gerichts von einem Ort an den andern, mußten die Reste, diese Acten ins unendliche anwachsen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archives von Speyer nach Aschaffenburg, einen Theil nach Worms; der dritte fiel in die Hände der Franzosen, welche ein Staatsarchiv erobert zu haben glaubten, und hernach geneigt gewesen wären, sich dieses Papierwusts zu entledigen, wenn nur jemand die Fuhren hätte daran wenden wollen.

Bei den westphälischen Friedensunterhandlungen sahen die versammelten tüchtigen Männer wohl ein, was für ein Hebel erfordert werde, um jene Sisyphische Last vom Platze zu bewegen. Nun sollten funfzig Assessoren angestellt werden; diese Zahl ist aber nie erreicht worden: man begnügte sich abermals mit der Hälfte, weil der Aufwand zu groß schien; allein hätten die Interessenten sämmtlich ihren Vortheil bei der Sache gesehen, so wäre das Ganze gar wohl zu leisten gewesen. Um fünfundzwanzig Beisitzer zu besolden, waren ungefähr einhunderttausend Gulden nöthig; wie leicht hätte Deutschland das Doppelte herbeigeschafft! Der Vorschlag, das Kammergericht mit eingezogenen geistlichen Gütern auszustatten, konnte nicht durchgehen; denn wie sollten sich beide Religionstheile zu dieser Aufopferung verstehen? Die Katholiken wollten nicht noch mehr verlieren, und die Protestanten das Gewonnene jeder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwei Religionsparteien hatte auch hier in mehrerem Betracht den schlimmsten Einfluß. Nun verminderte sich der Antheil der Stände an diesem ihrem Gericht immer mehr: die mächtigern suchten sich von dem Verbande loszulösen; Freibriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer lebhafter gesucht; die größern blieben mit den Zahlungen zurück, und die kleinern, die sich in der Matrikel ohnehin bevortheilt glaubten, säumten so lange sie konnten.

Wie schwer war es daher, den zahltägigen Bedarf zu den Besoldungen aufzubringen! Hieraus entsprang ein neues Geschäft, ein neuer Zeitverlust

Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heiligen Munde hören;
Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlenbert' er in Geiſtes Ruh
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.
Er ſagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eiſen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren ſo ſeine liebſten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron' und Zepter ſeyn;
Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' ers nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, drauf
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen,
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,

für das Kammergericht; früher hatten die jährlichen sogenannten Visitationen dafür gesorgt. Fürsten in Personen, oder ihre Räthe, begaben sich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, untersuchten die Cassen, erforschten die Reste und übernahmen das Geschäft sie beizutreiben. Zugleich, wenn etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange stocken, irgend ein Mißbrauch einschleichen wollte, waren sie befugt dem abzuhelfen. Gebrechen der Anstalt sollten sie entdecken und heben, aber persönliche Verbrechen der Glieder zu untersuchen und zu bestrafen, ward erst später ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Processirende den Lebenshauch ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlängern wollen, und deßhalb höhere Instanzen suchen und hervorrufen, so wurden diese Visitatoren auch ein Revisionsgericht, vor dem man erst in bestimmten, offenbaren Fällen Wiederherstellung, zuletzt aber in allen Aufschub und Verewigung des Zwists zu finden hoffte: wozu denn auch die Berufung an den Reichstag und das Bestreben beider Religionsparteien, sich einander wo nicht aufzuwiegen, doch im Gleichgewicht zu erhalten, das Ihrige beitrugen.

Denkt man sich aber, was dieses Gericht ohne solche Hindernisse, ohne so störende und zerstörende Bedingungen, hätte seyn können, so kann man es sich nicht merkwürdig und wichtig genug ausbilden. Wäre es gleich anfangs mit einer hinreichenden Anzahl von Männern besetzt gewesen, hätte man diesen einen zulänglichen Unterhalt gesichert, unübersehbar wäre bei der Tüchtigkeit deutscher Männer der ungeheure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hätte gelangen können. Den Ehrentitel Amphiktyonen, den man ihnen nur rednerisch zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, beides dem Oberhaupt und den Gliedern ehrwürdig.

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen, schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Carl dem Fünften und vor dem dreißigjährigen Kriege, sich nur kümmerlich hin. Man begreift oft nicht, wie sich nur Männer finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft. Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. Der Deutsche besonders ist von einer solchen ausharrenden Sinnesart, und so haben sich drei Jahrhunderte hindurch die würdigsten Männer mit diesen Arbeiten und Gegenständen beschäftigt.

Eine charakteristische Galerie solcher Bilder würde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in solchen anarchischen Zeiten tritt der tüchtige Mann am festesten auf, und der das Gute will, findet sich recht an seinem Platze. So stand zum Beispiel das Directorium Fürstenbergs noch immer in gesegnetem Andenken; und mit dem Tode dieses vortrefflichen Manns beginnt die Epoche vieler verderblichen Mißbräuche.

Aber alle diese spätern und frühern Gebrechen entsprangen aus der ersten einzigen Quelle, aus der geringen Personenzahl. Verordnet war, daß die Beisitzer in einer entschiedenen Folge und nach bestimmter Ordnung vortragen sollten. Ein jeder konnte wissen, wann die Reihe ihn treffen werde, und welchen seiner ihm obliegenden Processe; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte sich vorbereiten. Nun häuften sich aber die unseligen Reste: man mußte sich entschließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vorzutragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der andern ist, bei dem Zudrang von bedeutenden Fällen, schwer, und die Auswahl läßt schon Gunst zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent quälte sich und das Gericht mit einem schweren verwickelten Handel, und zuletzt fand sich niemand, der das Urtheil einlösen wollte. Die Parteien hatten sich verglichen, auseinandergesetzt, waren gestorben, hatten den Sinn geändert. Daher beschloß man nur diejenigen Gegenstände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Beharrlichkeit der Parteien überzeugt seyn, und hiedurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben: denn wer seine Sache empfiehlt, muß sie doch jemand empfehlen, und wem empföhle man sie besser, als dem der sie unter Händen hat. Diesen ordnungsgemäß geheim zu halten ward unmöglich; denn bei so viel mitwissenden Subalternen, wie sollte derselbe verborgen bleiben? Bittet man um Beschleunigung, so darf man ja wohl auch um Gunst bitten; denn eben daß man seine Sache betreibt, zeigt ja an, daß man sie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am ersten durch Untergeordnete; diese müssen gewonnen werden, und so ist die Einleitung zu allen Intriguen und Bestechungen gegeben.

Kaiser Joseph, nach eigenem Antriebe und in Nachahmung Friedrichs, richtete zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Waffen und die Justiz. Er faßte das Kammergericht ins Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03817/181

Mißbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier sollte aufgeregt, gerüttelt und gethan seyn. Ohne zu fragen, ob es sein kaiserlicher Vortheil sey ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszusehen, brachte er die Visitation in Vorschlag, und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundert und sechsundsechzig Jahren hatte man keine ordentliche Visitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wust von Acten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die siebzehn Assessoren nicht einmal im Stande waren das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Processe hatten sich aufgehäuft: jährlich konnten sechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Visitatoren wartete keine geringe Anzahl von Revisionen; man wollte ihrer funfzigtausend zählen. Ueberdieß hinderte so mancher Mißbrauch den Gerichtsgang; als das Bedenklichste aber von allem erschienen im Hintergrunde die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren.

Als ich nach Wetzlar gehen sollte, war die Visitation schon einige Jahre im Gange, die Beschuldigten suspendirt, die Untersuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Meister des deutschen Staatsrechts diese Gelegenheit nicht vorbeilassen durften, ihre Einsichten zu zeigen und sie dem gemeinen Besten zu widmen, so waren mehrere gründliche wohlgesinnte Schriften erschienen, aus denen sich, wer nur einige Vorkenntnisse besaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bei dieser Gelegenheit in die Reichsverfassung und die von derselben handelnden Schriften zurück, so war es auffallend, wie der monströse Zustand dieses durchaus kranken Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am meisten zusagte. Denn der ehrwürdige deutsche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwickelung von Einzelnheiten, als auf Resultate losging, fand hier einen unversiegenden Anlaß zu immer neuer Beschäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiser, die kleinern den größeren Ständen, die Katholiken den Protestanten entgegensetzen, immer gab es, nach dem verschiedenen Interesse, nothwendig verschiedene Meinungen, und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenreden.

Da ich mir alle diese ältern und neuern Zustände möglichst vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlar'schen Aufenthalt unmöglich viel Freude versprechen. Die Aussicht war nicht reizend, in einer zwar wohl gelegenen, aber kleinen und übelgebauten Stadt eine doppelte

Welt zu finden, erst die einheimische, alte, hergebrachte, dann eine fremde, neue, jene scharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Untersuchung gezogen werden; angesehene, so lange für würdig geltende Personen der schändlichsten Missethaten überwiesen und zu schimpflicher Bestrafung bezeichnet: das alles zusammen machte das traurigste Bild und konnte nicht anreizen, tiefer in ein Geschäft einzugehen, das, an sich selbst verwickelt, nun gar durch Unthaten so verworren erschien.

Daß mir außer dem deutschen Civil- und Staatsrechte hier nichts Wissenschaftliches sonderlich begegnen, daß ich aller poetischen Mittheilung entbehren würde, glaubte ich vorauszusehen, als mich, nach einigem Zögern, die Lust meinen Zustand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntnissen, in diese Gegend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir, anstatt einer sauertöpfischen Gesellschaft, ein drittes akademisches Leben entgegensprang. An einer großen Wirthstafel traf ich beinah sämmtliche Gesandtschaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beisammen; sie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir schon den ersten Tag kein Geheimniß, daß sie ihr mittägiges Beisammenseyn durch eine romantische Fiction erheitert hatten: sie stellten nämlich, mit Geist und Munterkeit, eine Rittertafel vor. Obenan saß der Heermeister, zur Seite desselben der Kanzler, sodann die wichtigsten Staatsbeamten: nun folgten die Ritter, nach ihrer Ancienneté; Fremde hingegen, die zusprachen, mußten mit den untersten Plätzen fürlieb nehmen, und für sie war das Gespräch meist unverständlich, weil sich in der Gesellschaft die Sprache außer den Ritterausdrücken noch mit manchen Anspielungen bereichert hatte. Einem jeden war ein Rittername zugelegt, mit einem Beiworte. Mich nannten sie Götz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerksamkeit für den biedern deutschen Altvater, und diesen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer, die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegg bin ich bei diesem Aufenthalt vielen Dank schuldig geworden: er war der ernsteste von allen, höchst tüchtig und zuverlässig. Von Goué, ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann, eine derbe, breite, hannöverische Figur, still in sich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn sey; auch liebte er ein gewisses geheimnißvolles

Wesen, und verbarg seine eigensten Wünsche und Vorsätze unter mancherlei Seltsamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Heermeisters gestrebt hätte. Vielmehr ließ er, da gerade zu der Zeit dieß Haupt der Ritterschaft abging, einen andern wählen und übte durch diesen seinen Einfluß. So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß sie bedeutend erschienen, und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei diesem allem aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm bloß zu thun, die Langeweile, die er und seine Collegen bei dem verzögerten Geschäft empfinden mußten, zu erheitern, und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnengewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieses fabelhafte Fratzenspiel mit äußerlichem großem Ernste betrieben, ohne daß jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühle als Schloß, der Müller als Burgherr behandelt wurde, wenn man die vier Haimonskinder für ein kanonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus bei Ceremonien mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner der, daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es sollte nicht davon gesprochen werden. Die Liste der sämmtlichen Ritter ward gedruckt, mit so viel Anstand als ein Reichstagskalender; und wenn Familien darüber zu spotten, und die ganze Sache für absurd und lächerlich zu erklären wagten, so ward zu ihrer Bestrafung so lange intriguirt, bis man einen ernsthaften Ehemann oder nahen Verwandten beizutreten und den Ritterschlag anzunehmen bewogen hatte: da denn über den Verdruß der Angehörigen eine herzliche Schadenfreude entstand.

In dieses Ritterwesen verschlang sich noch ein seltsamer Orden, welcher philosophisch und mystisch seyn sollte, und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den hohen Sinn dieser Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieses geschah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene seltsamen Worte auf eine noch seltsamere Weise erklärt oder vielmehr amplificirt waren. Die Beschäftigung mit diesen Dingen war der erwünschteste Zeitverderb. Behrischens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit schienen

sich hier vereinigt zu haben; nur wiederhole ich, daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war.

Ob ich nun gleich zu solchen Possen sehr gern beirieth, auch zuerst die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnung brachte, und Vorschläge that, wie sie bei Festen und Feierlichkeiten vorgelesen werden sollten, auch selbst sie mit großer Emphase vorzutragen verstand, so hatte ich mich doch schon früher in solchen Dingen müde getrieben; und als ich daher meine Frankfurter und Darmstädter Umgebung vermißte, war es mir höchst lieb, Gotter gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiederte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, sein Talent geübt und geregelt; er befleißigte sich der französischen Eleganz und freute sich des Theils der englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viele vergnügte Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Vorsätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten, und nachher so viel und mannigfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt niemand, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man seyn; man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt seyn, niemand soll beengt seyn, und dieß zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen

Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien; und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen ins Regiment, die, mit löblichen Anfängen, zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehen erregt, und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavaters gegen den Landvogt Grebel gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tageblättern mit einer Art von Wuth unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publicum glauben machten, vor ihm sey der wahre Gerichtshof: thöricht, da kein Publicum eine executive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung niemand nutzte oder schadete.

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre; aber eine gewisse ähnliche Vorstellung hatte sich unserer bemächtigt, die, aus Poesie, Sittlichkeit und einem edlen Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich, aber doch fruchtlos war.

Durch die Hermannsschlacht und die Zueignung derselben an Joseph den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt, und dieses Bild gar wohl geeignet das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts warte, auch seine Lection lerne, damit es wohl im Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation

erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervortringen? Zuerst war es bloß poetische Form, und die nachher so oft gescheltenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußern Feinde waren zu bekämpfen: nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im allgemeinen, sodann nach und nach im besondern hergeben; und hier schloß sich die Poesie an jene oben gerügte Einmischung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehen, die ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sey nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, so fuhr ich fort die Dichtkunst zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie der Wanderer, fallen in diese Zeit; sie wurden in den Göttinger Musenalmanach aufgenommen. Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen seyn mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten, verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

Durch Klopstocks Oden war denn auch in die deutsche Dichtkunst nicht sowohl die nordische Mythologie, als vielmehr die Nomenclatur ihrer Gottheiten eingeleitet; und ob ich gleich mich sonst gern alles dessen bediente, was mir gereicht ward, so konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derselben zu bedienen, und zwar aus folgenden Ursachen. Ich hatte die Fabeln der Edda schon längst aus der Vorrede zu Mallets dänischer Geschichte kennen gelernt, und mich derselben sogleich bemächtigt; sie gehörten unter diejenigen Mährchen, die ich, von einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte. Herder gab mir den Resenius in die Hände, und machte mich mit den Heldensagen mehr bekannt. Aber alle diese Dinge, wie werth ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschauen, indessen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künstler der Welt in

sichtliche, leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge da stand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil sie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten. Was hätte mich nun gar bewegen sollen, Wodan für Jupiter, und Thor für Mars zu setzen, und statt der südlichen, genau umschriebenen Figuren, Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite schlossen sie sich vielmehr an die Ossianischen, gleichfalls formlosen Helden, nur derber und riesenhafter, an, von der andern lenkte ich sie nach dem heitern Mährchen hin: denn der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe durchgeht, war mir höchst lieb und bemerkenswerth. Sie schien mir die einzige, welche durchaus mit sich selbst scherzt, einer wunderlichen Dynastie von Göttern abenteuerliche Riesen, Zauberer und Ungeheuer entgegensetzt, die nur beschäftigt sind die höchsten Personen während ihres Regiments zu irren, zum besten zu haben, und hinterdrein mit einem schmählichen, unvermeidlichen Untergang zu bedrohen.

Ein ähnliches, wo nicht gleiches Interesse gewannen mir die indischen Fabeln ab, die ich aus Dappers Reisen zuerst kennen lernte, und gleichfalls mit großer Lust in meinen Mährchenvorrath hineinzog. Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Personen dieses Mährchens blieb doch der Affe Hanuman der Liebling meines Publicums. Aber auch diese unförmlichen und überförmlichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetisch befriedigen; sie lagen so weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unablässig hinstrebte.

Doch gegen alle diese kunstwidrigen Gespenster sollte mein Sinn für das Schöne durch die herrlichste Kraft geschützt werden. Glücklich ist immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal aufthauen und an die Tagesordnung kommen, weil sie alsdann eine vollkommen frische Wirkung hervorbringen. Auch das Homerische Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein solches Erscheinen höchst begünstigte: denn das beständige Hinweisen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieser Seite betrachten lernte. Was mehrere Reisende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leisteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger

Kauft ihrer, ſo wenig oder ſo viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er ſodann nach ſeiner Art
Rubig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wieſ' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne ſchien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an ſolcher Stätt'
Für einen Trunk Waſſer gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unverſehens eine Kirſche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt,
Wornach Sanct Peter ſchnell ſich bückt.
So läßt der Herr ihn ſeinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirſchen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'ſt du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'ſt du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Recensien des anfangs sehr seltenen Originals machte uns mit der Absicht bekannt, und belehrte uns, wie weit sie ausgeführt worden. Wir sahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angespanntes und aufgedunsenes Heldenwesen, sondern die abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und suchten uns dieselbe möglichst heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn behauptet wurde, daß, um die Homerischen Naturen recht zu verstehen, man sich mit den wilden Völkern und ihren Sitten bekannt machen müsse, wie sie uns die Reisebeschreiber der neuen Welten schildern: denn es ließ sich doch nicht läugnen, daß sowohl Europäer als Asiaten in den Homerischen Gedichten schon auf einem hohen Grade der Cultur dargestellt worden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des trojanischen Kriegs mochten genossen haben: aber jene Maxime war doch mit dem herrschenden Naturbekenntniß übereinstimmend, und insofern mochten wir sie gelten lassen.

Bei allen diesen Beschäftigungen, die sich auf Menschenkunde im höhern Sinne, so wie auf Dichtkunst im nächsten und lieblichsten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Gespräch über den Zustand des Visitationsgeschäftes und seiner immer wachsenden Hindernisse, die Entdeckung neuer Gebrechen klang stündlich durch. Hier war nun abermals das heilige römische Reich versammelt, nicht bloß zu äußerlichen Feierlichkeiten, sondern zu einem ins Allertiefste greifenden Geschäfte. Aber auch hier mußte mir jener halbleere Speisesaal am Krönungstage einfallen, wo die geladenen Gäste außenblieben, weil sie zu vornehm waren. Hier hatten sie sich zwar eingefunden, aber man mußte noch schlimmere Symptome gewahr werden. Der Unzusammenhalt des Ganzen, das Widerspiel der Theile kamen fortwährend zum Vorschein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Fürsten unter einander sich die Absicht vertraulich mitgetheilt hatten, man müsse sehen, ob man nicht bei dieser Gelegenheit dem Oberhaupt etwas abgewinnen könne.

Welchen übeln Eindruck das kleine Detail aller Anekdoten von Nachlässigkeiten und Versäumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen auf einen jungen Menschen machen mußte, der das Gute wollte und sein Inneres in diesem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche mitfühlen. Wo soll unter solchen Umständen Ehrfurcht vor dem Gesetz und dem Richter entspringen? Aber hätte man auch auf die Wirkungen der Visitation das größte Zutrauen gesetzt, hätte man glauben können, daß sie völlig ihre

hohe Bestimmung erfüllen werde, für einen frohen vorwärts schreitenden Jüngling war doch hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieses Processes an sich gingen alle auf ein Verschleifen; wollte man einigermaßen wirken und etwas bedeuten, so mußte man nur immer demjenigen dienen, der Unrecht hatte, stets dem Beklagten, und in der Fechtkunst der verdrehenden und ausweichenden Streiche recht gewandt seyn.

Ich verlor mich daher einmal über das andere, da mir in dieser Zerstreuung keine ästhetischen Arbeiten gelingen wollten, in ästhetische Speculationen; wie denn alles Theoretisiren auf Mangel oder Stockung von Productionskraft hindeutet. Früher mit Merck, nunmehr mit Gotter, machte ich den Versuch, Maximen auszufinden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehen könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merck war Zweifler und Eklektiker, Gotter hielt sich an solche Beispiele, die ihm am meisten zusagten. Die Sulzer'sche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künstler. In diesem Gesichtskreise werden vor allem sittliche Wirkungen gefordert, und hier entsteht sogleich ein Zwiespalt zwischen der hervorbringenden und benutzenden Klasse; denn ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben.

Was die Alten über diese wichtigen Gegenstände gesagt, hatte ich seit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge studirt, doch sprungweise gelesen. Aristoteles, Cicero, Quinctilian, Longin, keiner blieb unbeachtet: aber das half mir nichts; denn alle diese Männer setzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunstwerken unendlich reiche Welt, sie entwickelten die Verdienste vortrefflicher Dichter und Redner, von deren meisten uns nur die Namen übrig geblieben sind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eigenen Fähigkeiten und die der andern kennen zu lernen. Meine Bekanntschaft mit so vielem Guten jener alten Zeiten war doch immer nur schul- und buchmäßig und keineswegs lebendig, da es doch, besonders bei den gerühmtesten Rednern, auffiel, daß sie sich durchaus im Leben gebildet hatten, und daß man von den Eigenschaften ihres Kunstcharakters niemals sprechen konnte, ohne ihren persönlichen Gemüthscharakter zugleich mit zu erwähnen.

Bei Dichtern schien dieß weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunst nur durch Leben in Berührung, und so blieb das Resultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen, und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen.

Zu diesen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in mir ruhten, lagen zwei große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu schätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Blüthe im Werther geschildert ist. Von der historischen Vorbereitung zu der ersten Arbeit habe ich bereits gesprochen; die ethischen Anlässe zu der zweiten sollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorsatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem Werther ersonnen und geschrieben ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab als sie nur faßlich seyn möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sey der Ortschaften und Gegenden oder der Tags- und Jahrszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen; die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit, und begünstigte meine stillen nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber seitdem ich jenen Familienkreis zu Sesenheim und nun wieder meinen Freundescirkel zu Frankfurt und Darmstadt verlassen, war mir eine Leere im Busen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, sobald sie nur einigermaßen verhüllt auftritt, unversehens überschleichen und alle guten Vorsätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfasser zu dieser Stufe seines Unternehmens gelangt, fühlt er sich zum erstenmal bei der Arbeit leicht ums Herz: denn

von nun an wird dieses Buch erst was es eigentlich seyn soll. Es hat sich nicht als selbstständig angekündigt; es ist vielmehr bestimmt, die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen und das Andenken verlorener und verschollener Wagnisse zu erhalten. Was aber schon gethan ist, soll und kann nicht wiederholt werden; auch würde der Dichter jetzt die verdüsterten Seelenkräfte vergebens anrufen, umsonst von ihnen fordern, daß sie jene lieblichen Verhältnisse wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten. Glücklicherweise hatte der Genius schon früher dafür gesorgt, und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das Nächstvergangene festzuhalten, zu schildern und kühn genug zur günstigen Stunde öffentlich aufzustellen. Daß hier das Büchlein Werther gemeint sey, bedarf wohl keiner nähern Bezeichnung; von den darin aufgeführten Personen aber, so wie von den dargestellten Gesinnungen, wird nach und nach einiges zu eröffnen seyn.

Unter den jungen Männern, welche, der Gesandtschaft zugegeben, sich zu ihrem künftigen Dienstlauf vorüben sollten, fand sich einer, den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete sich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, sein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergestalt den Vorgesetzten, daß man ihm eine baldige Anstellung versprach. Hierdurch berechtigt, unternahm er sich mit einem Frauenzimmer zu verloben, das seiner Gemüthsart und seinen Wünschen völlig zusagte. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngern Familie höchst thätig erwiesen und den Vater in seinem Wittwerstand allein aufrecht erhalten, so daß ein künftiger Gatte von ihr das gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswerthes Frauenzimmer sey. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir immer wohl, und ich gesellte mich gern zu denen, die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand ihnen wirkliche

Dienſte zu leiſten, ſo theilte ich mit ihnen lieber als mit andern den Genuß jener unſchuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand ſind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht iſt, daß die Frauen ſich nur für einander putzen und unter einander den Putz zu ſteigern unermüdet ſind, ſo waren mir diejenigen die liebſten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam die ſtille Verſicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geſchehen, und daß ohne viel Umſtände und Aufwand ein ganzes Leben ſo fortgeführt werden könne.

Solche Perſonen ſind nicht allzu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt: ſie haben Zeit die Außenwelt zu betrachten, und Gelaſſenheit genug ſich nach ihr zu richten, ſich ihr gleichzuſtellen; ſie werden klug und verſtändig ohne Anſtrengung, und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei ſeiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden den er ſchätzte, bald mit ihr bekannt, und ſah gern, weil er den größten Theil des Tags den Geſchäften eifrig oblag, wenn ſeine Verlobte nach vollbrachten häuslichen Bemühungen ſich ſonſt unterhielt und ſich geſellig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergötzte. Lotte — denn ſo wird ſie denn doch wohl heißen — war anſpruchlos in doppeltem Sinne: erſt ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf beſondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte ſie ſich ja für einen Mann beſtimmt, der ihrer werth, ſein Schickſal an das ihrige fürs Leben zu knüpfen ſich bereit erklären mochte. Die heiterſte Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es ſchon ein angenehmer Anblick iſt, zu ſehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, ſo hat es noch etwas Schöneres, wenn Geſchwiſter Geſchwiſtern das Gleiche leiſten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, ſorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, ſchon verſagt, den gefälligſten Dienſt nicht als Bewerbung auslegen, und ſich deſto eher daran erfreuen konnte, ließ ſich ruhig gehen, war aber bald dergeſtalt eingeſponnen und gefeſſelt, und zugleich von dem jungen Paare ſo zutraulich und freundlich behandelt, daß er ſich ſelbſt nicht mehr kannte. Müßig und träumeriſch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das was ihm abging, in einer Freundin,

die, indem sie fürs ganze Jahre lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen — denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt — und so waren sie, bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur deste mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu seyn; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: „Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben."

Nur wenig, aber gerade so viel als nöthig seyn mag, kann ich nunmehr von einem jungen Manne sagen, dessen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt worden. Es war Jerusalem, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bei einer Gesandtschaft angestellt: seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche ruhige Züge und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefeln mit braunen Stolpen. Der Verfasser hat ihn nie besucht, auch nicht bei sich gesehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte

bei solchen Gelegenheiten Geßner'sche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An allem jenem Ritterwesen und Mummenspiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte sich und seinen Gesinnungen. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes. Oeffentlich sah man sie nie mit einander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er sich weder ängstlich Geschäften zu widmen, noch um baldige Anstellung dringend zu bewerben.

Jene Geßner'schen Radirungen vermehrten die Lust und den Antheil an ländlichen Gegenständen und ein kleines Gedicht, welches wir in unsern engern Kreis mit Leidenschaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts anders mehr beachten. Das Deserted Village von Goldsmith mußte jedermann auf jener Bildungsstufe, in jenem Gesinnungskreise höchlich zusagen. Nicht als lebendig oder wirksam, sondern als ein vergangenes verschwundenes Daseyn, ward alles das geschildert, was man so gern mit Augen sah, was man liebte, schätzte, in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, um jugendlich munter Theil daran zu nehmen. Fest- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei unter der Dorflinde erst die ernste Versammlung der Aeltesten, verdrängt von der heftigern Tanzlust der Jüngern, und wohl gar die Theilnahme gebildeter Stände. Wie schicklich erschienen diese Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeistlichen, der auch dasjenige was allenfalls übergriff, was zu Händeln und Zwist Anlaß geben konnte, gleich zu schlichten und abzuthun verstand! Auch hier fanden wir unsern ehrlichen Wakefield wieder, in seinem wohlbekannten Kreise, aber nicht mehr, wie er liebte und lebte, sondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegischen Dichters leise Klagetöne. Schon der Gedanke dieser Darstellung ist einer der glücklichsten, sobald einmal der Vorsatz gefaßt ist, ein unschuldiges Vergangenes mit anmuthiger Trauer wieder heranzufordern. Und wie gelungen ist in jedem Sinne dem Engländer dieses gemüthliche Vorhaben! Ich theilte den Enthusiasmus für dieses allerliebste Gedicht mit Gotter, dem die von uns beiden unternommene Uebersetzung besser als mir geglückt ist: denn ich hatte allzuängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals in unserer Sprache nachzubilden getrachtet, und war daher wohl mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Ruht nun, wie man ſagt, in der Sehnſucht das größte Glück, und darf die wahre Sehnſucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet ſeyn, ſo traf wohl alles zuſammen, um den Jüngling, den wir gegenwärtig auf ſeinen Irrgängen begleiten, zum glücklichſten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer verſagten Braut, das Beſtreben Meiſterſtücke fremder Literatur der unſrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung Naturgegenſtände nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Griffel und Pinſel ohne eigentliche Technik nachzuahmen: jedes einzeln wäre ſchon hinreichend geweſen, das Herz zu ſchwellen und die Bruſt zu beklemmen. Damit aber der ſo ſüß Leidende aus dieſen Zuſtänden geriſſen, und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältniſſe bereitet würden, ſo ergab ſich Folgendes.

In Gießen befand ſich Höpfner, Profeſſor der Rechte. Er war als tüchtig in ſeinem Fach, als denkender und wackerer Mann von Merck und Schloſſer anerkannt und höchlich geehrt. Schon längſt hatte ich ſeine Bekanntſchaft gewünſcht, und nun, als jene beiden Freunde bei ihm einen Beſuch abzuſtatten gedachten, um über literariſche Gegenſtände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich bei dieſer Gelegenheit mich gleichfalls nach Gießen begeben ſollte. Weil wir aber, wie es in dem Uebermuth froher und friedlicher Zeiten zu geſchehen pflegt, nicht leicht etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, ſondern, wie wahrhafte Kinder, auch dem Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen ſuchten, ſo ſollte ich, als der Unbekannte, in fremder Geſtalt erſcheinen, und meiner Luſt, verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heitern Morgen, vor Sonnenaufgang, ſchritt ich daher von Wetzlar an der Lahne hin, das liebliche Thal hinauf; ſolche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch, und war in der Stille mit mir ſelbſt heiter und froh; ich legte mir zurecht, was die ewig widerſprechende Welt mir ungeſchickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Wegs angelangt, ſuchte ich Höpfners Wohnung und pochte an ſeine Studirſtube. Als er mir herein! gerufen hatte, trat ich beſcheidentlich vor ihn als ein Studirender, der von Akademien ſich nach Hauſe verfügen und unterwegs die würdigſten Männer wollte kennen lernen. Auf ſeine Fragen nach meinen näheren Verhältniſſen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches proſaiſches Mährchen, womit er zufrieden ſchien, und als ich mich hierauf für einen Juriſten angab, beſtand ich nicht übel: denn ich kannte ſein Verdienſt in dieſem Fach und wußte, daß er ſich eben

mit dem Naturrecht beschäftigte. Doch stockte das Gespräch einigemal, und es schien, als wenn er einem Stammbuch oder meiner Beurlaubung entgegensähe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem ich Schlossern gewiß erwartete, dessen Pünktlichkeit mir bekannt war. Dieser kam auch wirklich, ward von seinem Freund bewillkommt, und nahm, als er mich von der Seite angesehen, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich ins Gespräch und zeigte sich durchaus als einen humanen wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshause, wo ich mit Merck einige flüchtige Worte wechselte und das weitere verabredete.

Die Freunde hatten sich vorgenommen, Höpfnern zu Tische zu bitten und zugleich jenen Christian Heinrich Schmid, der in dem deutschen Literarwesen zwar eine sehr untergeordnete, aber doch eine Rolle spielte. Auf diesen war der Handel eigentlich angelegt, und er sollte für manches, was er gesündigt hatte, auf eine lustige Weise bestraft werden. Als die Gäste sich in dem Speisesaal versammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob die Herren mir erlauben wollten mitzuspeisen? Schlosser, dem ein gewisser Ernst gar wohl zu Gesicht stand, widersetzte sich, weil sie ihre freundschaftliche Unterhaltung nicht durch einen dritten wollten gestört wissen. Auf das Andringen des Kellners aber und die Fürsprache Höpfners, der versicherte, daß ich ein leidlicher Mensch sey, wurde ich eingelassen, und betrug mich zu Anfang der Tafel bescheiden und verschämt. Schlosser und Merck thaten sich keinen Zwang an, und ergingen sich über manches so offen, als wenn kein Fremder dabei wäre. Die wichtigsten literarischen Angelegenheiten, so wie die bedeutendsten Männer kamen zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner, und ließ mich nicht stören, wenn Schlosser mir manchmal ernstlich, Merck spöttisch etwas abgab; doch richtete ich auf Schmid alle meine Pfeile, die seine mir wohlbekannten Blößen scharf und sicher trafen.

Ich hatte mich bei meinem Nößel Tischwein mäßig verhalten; die Herren aber ließen sich bessern reichen, und ermangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgesprochen waren, zog sich die Unterhaltung ins allgemeine, und man behandelte die Frage, die, so lange es Schriftsteller giebt, sich immer wiederholen wird, ob nämlich die Literatur im Auf- oder Absteigen, im Vor- oder Rückschritt begriffen sey? Diese Frage, worüber sich besonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende selten vergleichen, sprach man mit

Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Absicht gehabt hätte, sich darüber entschieden zu verständigen. Zuletzt nahm ich das Wort und sagte: Die Literaturen, scheint es mir, haben Jahrszeiten, die, mit einander abwechselnd, wie in der Natur, gewisse Phänomene hervorbringen, und sich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im ganzen loben oder tadeln könne; besonders sehe ich nicht gern, wenn man gewisse Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, so hoch erhebt und rühmt, andere dagegen schilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Kukuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge so wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl so verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen. Beherzigte man dieß, so würde man dieselbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche Mühe, dieses und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht so oft verschwendet werden.

Die Gesellschaft sah mich mit Verwunderung an, woher mir so viele Weisheit und so viele Toleranz käme? Ich aber fuhr ganz gelassen fort, die literarischen Erscheinungen mit Naturproducten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich sogar auf die Mollusken kam, und allerlei Wunderliches von ihnen herauszusetzen wußte. Ich sagte, es seyen dieß Geschöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja sogar eine gewisse Gestalt nicht abläugnen könne; da sie aber keine Knochen hätten, so wüßte man doch nichts Rechtes mit ihnen anzufangen, und sie seyen nichts Besseres als ein lebendiger Schleim; jedoch müsse das Meer auch solche Bewohner haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortsetzte, um den gegenwärtigen Schmid und diese Art der charakterlosen Literateren zu bezeichnen, so ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar nichts mehr sey.

So will ich auf die Erde zurückkehren, versetzte ich, und vom Epheu sprechen. Wie jene keine Knochen, so hat dieser keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er sich anschmiegt, die Hauptrolle spielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben ist; von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig: die Bäume saugt er aus, und am allerunerträglichsten ist er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und versichert, hier sey ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe.

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unanwendbarkeit

Epigrammatiſch.

meiner Gleichnisse vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle parasitischen Creaturen, und machte, so weit meine damaligen Naturkenntnisse reichten, meine Sachen noch ziemlich artig. Ich sang zuletzt ein Vivat allen selbstständigen Männern, ein Pereat den Andringlingen, ergriff nach Tische Höpfners Hand, schüttelte sie derb, erklärte ihn für den braysten Mann von der Welt, und umarmte ihn so wie die andern zuletzt recht herzlich. Der wackere neue Freund glaubte wirklich zu träumen, bis endlich Schlosser und Merck das Räthsel auflösten und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmid selbst mit einstimmte, der durch Anerkennung seiner wirklichen Verdienste und durch unsere Theilnahme an seinen Liebhabereien wieder begütigt wurde.

Diese geistreiche Einleitung konnte nicht anders als den literarischen Congreß beleben und begünstigen, auf den es eigentlich angesehen war. Merck bald ästhetisch, bald literarisch, bald kaufmännisch thätig hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in so vielen Fächern kenntnißreichen Schlosser angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in diesem Jahr herauszugeben. Sie hatten sich Höpfnern und andere Akademiker in Gießen, in Darmstadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenck, und sonst manchen wackern Mann zugesellt. Jeder hatte in seinem Fach historische und theoretische Kenntnisse genug, und der Zeitsinn ließ diese Männer nach Einem Sinne wirken. Die zwei ersten Jahrgänge dieser Zeitung — denn nachher kam sie in andere Hände — geben ein wundersames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einsicht, wie rein die Uebersicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter gewesen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geschützt; man nimmt sich ihrer an gegen Feinde, besonders auch gegen Schüler; die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am interessantesten sind beinah die Recensionen über andere Zeitschriften, die Berliner Bibliothek, den deutschen Merkur, wo man die Gewandtheit in so vielen Fächern, die Einsicht, so wie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, so sahen sie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen; die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweise, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweise angezogen. Die Möglichkeit, mir die Dinge auch außer ihrem

Zusammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, setzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wissenschaft völlig zu Hause zu seyn, ohne daß ich weder von dem vorhergehenden noch von dem nachfolgenden irgend unterrichtet gewesen wäre. Eben so war ein theoretisch-praktischer Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen mehr wie sie seyn sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte, ohne eigentlichen philosophischen Zusammenhang, aber sprungweise treffend. Hierzu kam eine sehr leichte Fassungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen anderer, wenn sie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerspruch standen.

Jener literarische Verein ward überdieß durch eine lebhafte Correspondenz und, bei der Nähe der Ortschaften, durch öftere persönliche Unterhandlungen begünstigt. Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referirte: manchmal fand sich ein Correferent: die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction. Dadurch sind mehrere Recensionen so tüchtig als lebhaft, so angenehm als befriedigend. Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch, innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen, und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbstständig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darstellend oder betrachtend, den eigentlichen Sinn und Geist jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entschiedensten Documente selbst anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wiedererkenne, mögen mit ähnlichen Aufsätzen künftig am schicklichen Orte erscheinen.

Bei einem so lebhaften Austausch von Kenntnissen, Meinungen, Ueberzeugungen lernte ich Höpfnern sehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sobald wir allein waren, sprach ich mit ihm über Gegenstände seines Faches, welches ja auch mein Fach seyn sollte, und fand eine sehr natürlich zusammenhängende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wohl aus Büchern und im Gespräch, nicht aber durch den zusammenhängenden Katheder-vortrag etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bei einer Stelle zu verweilen, ja rückwärts zu sehen, welches der mündliche Vortrag und der Lehrer nicht gestatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Gedanke, dem ich nachhing, darüber das folgende verlor mir ganz aus dem

Zusammenhang gerieth. Und so war es mir auch in den juristischen Collegien ergangen, weßhalb ich gar manchen Anlaß nehmen konnte, mich mit Höpfnern zu besprechen, der denn sehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausglich, so daß in mir der Wunsch entstand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlar'schen Neigungen allzu weit zu entfernen. Gegen diesen meinen Wunsch arbeiteten die beiden Freunde erst unwissend, sodann wissentlich: denn beide eilten nicht allein, selbst von hier wegzukommen, sondern beide hatten sogar ein Interesse, mich aus dieser Gegend wegzubringen.

Schlosser entdeckte mir, daß er erst in ein freundschaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schwester gekommen sey, und daß er sich nach einer baldigen Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Diese Erklärung machte mich einigermaßen betroffen, ob ich sie gleich in meiner Schwester Briefen schon längst hätte finden sollen; aber wir gehen leicht über das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns selbst hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erst, daß ich wirklich auf meine Schwester eifersüchtig sey — eine Empfindung, die ich mir um so weniger verbarg, als seit meiner Rückkehr von Straßburg unser Verhältniß noch viel inniger geworden war. Wie viel Zeit hatten wir nicht gebraucht, um uns wechselseitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Händel mitzutheilen, die in der Zwischenzeit vorgefallen waren! Und hatte sich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich sie doch auch einführen mußte? Meine eigenen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Weltpoesie mußten ihr nach und nach bekannt werden. So übersetzte ich ihr aus dem Stegreife solche Homerische Stellen, an denen sie zunächst Antheil nehmen konnte. Die Clarke'sche wörtliche Uebersetzung las ich deutsch, so gut es gehen wollte, herunter; mein Vortrag verwandelte sich gewöhnlich in metrische Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt womit ich sie aussprach, hoben alle Hindernisse einer verschränkten Wortstellung: dem, was ich geistreich hingab, folgte sie mit dem Geiste. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf diese Weise; versammelte sich hingegen ihre Gesellschaft, so wurden der Wolf Fenris und der Affe Hanuman einstimmig hervorgerufen, und wie oft habe ich nicht die berühmte Geschichte, wie

Thor und seine Begleiter von den zauberischen Riesen gefäfft werden, umständlich wiederholen müssen! Daher ist mir auch von allen diesen Dichtungen ein so angenehmer Eindruck geblieben, daß sie noch immer unter das Wertheste gehören, was meine Einbildungskraft sich hervorrufen mag. In mein Verhältniß zu den Darmstädtern hatte ich meine Schwester auch hineingezogen, und sogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unser Band fester knüpfen, da ich mich von allem was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen wäre, sogleich mittheilte, und sie zumächst alle Briefe, die ich erhielt und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, sehen ließ. Alle diese lebhafte Regung hatte seit meiner Abreise von Frankfurt gestockt: mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer solchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerksamkeiten gegen meine Schwester Eintrag thun: genug, sie fühlte sich allein, vielleicht vernachlässigt, und gab um so eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher ernst und verschlossen, zuverlässig und schätzenswerth, ihr seine Neigung, mit der er sonst sehr kargte, leidenschaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wohl darein ergeben, und meinem Freunde sein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbstvertrauen zu sagen nicht unterließ, daß, wenn der Bruder nicht abwesend gewesen wäre, es mit dem Freunde so weit nicht hätte gedeihen können.

Meinem Freund und vermuthlichen Schwager war nun freilich sehr daran gelegen, daß ich nach Hause zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer Umgang möglich ward, dessen das Gefühl dieses von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerst zu bedürfen schien. Er nahm daher, als er sich bald entfernte, von mir das Versprechen, daß ich ihm zumächst folgen wollte.

Von Merck, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er seinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Höpfner zubringen könnte, indessen der Freund seine Zeit an die Frankfurter gelehrten Anzeigen wendete: allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, so trieb diesen der Haß von der Universität hinweg. Denn wie es angeborene Antipathien giebt, so wie gewisse Menschen die Katzen nicht leiden können, andern dieses oder jenes in der Seele zuwider ist, so war Merck ein

Todfeind aller akademischen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen sich in der tiefsten Rohheit gefielen. Mir waren sie ganz recht; ich hätte sie wohl auch als Masken in eins meiner Fastnachtsspiele brauchen können: aber ihm verdarb ihr Anblick bei Tage, und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor. Er hatte die schönste Zeit seiner jungen Tage in der französischen Schweiz zugebracht, und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geschäftsleuten und gebildeten Literaten genossen; mehrere Militärpersonen, in denen ein Streben nach Geistescultur rege geworden, suchten ihn auf, und so bewegte er sein Leben in einem sehr gebildeten Cirkel. Daß ihm daher jenes Umwesen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein seine Abneigung gegen die Studiosen war wirklich leidenschaftlicher, als es einem gesetzten Manne geziemte, wiewohl er mich durch seine geistreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Aussehens und Betragens sehr oft zum Lachen brachte. Höpfners Einladungen und mein Zureden halfen nichts; ich mußte bald möglichst mit ihm nach Wetzlar wandern.

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotten eingeführt; allein seine Gegenwart in diesem Kreise gerieth mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephistopheles, er mag hintreten wohin er will, wohl schwerlich Segen mitbringt, so machte er mir durch seine Gleichgültigkeit gegen diese geliebte Person, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigstens keine Freude. Ich konnte es wohl voraussehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade solche schlanke zierliche Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten, ohne weitere Ansprüche zu machen, ihm nicht sonderlich gefielen. Er zog sehr schnell die Junonische Gestalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, so schalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht, um so mehr, da sie frei, ohne irgend ein Verhältniß sich befinde. Ich verstehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er sehe höchst ungern auch hier meine besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefährlich ist, einen Freund mit den Vorzügen seiner Geliebten bekannt zu machen, weil er sie wohl auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, so ist die umgekehrte Gefahr nicht geringer, daß er uns durch seine Abstimmung irre machen kann. Dieses war zwar hier der Fall nicht — denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit

tief genug eingedrückt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen wäre — aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte doch den Entschluß den Ort zu verlassen. Er stellte mir eine Rheinreise, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriffe sey, so reizend vor, und erregte die Sehnsucht diejenigen Gegenstände endlich mit Augen zu sehen, von denen ich oft mit Neid hatte erzählen hören.

Nun, als er sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerm Gewissen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieses Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von meiner Seite geworden; sie dagegen und ihr Bräutigam hielten sich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht schöner und liebenswürdiger seyn konnte, und die eben hieraus entspringende Sicherheit ließ mich jede Gefahr vergessen. Indessen konnte ich mir nicht verbergen, daß diesem Abenteuer sein Ende bevorstehe: denn von der zunächsterwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Nothwendige selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreizehntes Buch.

Mit Merck war verabredet, daß wir uns zur schönen Jahrszeit in Coblenz bei Frau von la Roche treffen wollten. Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter gesendet, und wanderte nun diesen schönen, durch seine Krümmungen lieblichen, in seinen Ufern so mannichfaltigen Fluß hinunter, dem Entschluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zustande, in welchem uns die Gegenwart der stumm-lebendigen Natur so wohlthätig ist. Mein Auge, geübt die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser, und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Flusses, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüsch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete. Da stieg in mir der alte Wunsch wieder auf, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können. Zufälllig hatte ich ein Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblick trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor, ich sollte dieses Messer ungesäumt in den Fluß schleudern: sähe ich es hineinfallen, so würde mein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so sollte ich Wunsch und Bemühung fahren lassen. So schnell als diese Grille in mir aufstieg, war sie auch ausgeführt: denn ohne auf die Brauchbarkeit des Messers zu sehen, das gar manche Geräthschaften in sich vereinigte, schleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltsam nach dem Flusse hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweideutigkeit der

Orakel, über die man sich im Alterthum so bitter beklagt, erfahren. Des Messers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser sprang wie eine starke Fontäne in die Höhe, und war mir vollkommen sichtbar. Ich legte diese Erscheinung nicht zu meinen Gunsten aus; und der durch sie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich diese Uebungen unterbrochener und fahrlässiger anstellte, und dadurch selbst Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels sich erfüllte. Wenigstens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet; ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen, und ließ die wohlgelegenen Schlösser und Ortschaften Weilburg, Limburg, Diez und Nassau nach und nach hinter mir, meistens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem andern gesellend.

Nach einer so angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einigemal des sanften Bades genoß, und sodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete sich mir der alte Rhein; die schöne Lage von Oberlahnstein entzückte mich: über alles aber herrlich und majestätisch erschien das Schloß Ehrenbreitstein, welches in seiner Kraft und Macht, vollkommen gerüstet, da stand. In höchst lieblichem Contrast lag an seinem Fuß das wohlgebaute Oertchen Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimeraths von la Roche finden konnte. Angekündigt von Merck, ward ich von dieser edlen Familie sehr freundlich empfangen, und geschwind als ein Glied derselben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletristisches und sentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltsinn, und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals, wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Aussicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig, und die Wände galerieartig mit an einander stoßenden Gemälden behangen. Jedes Fenster, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne sehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie so heitere Morgen und so herrliche Abende gesehen zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gast im Hause. Zu dem Congreß, der hier theils im artistischen, theils im empfindsamen Sinne, gehalten werden sollte, war auch Leuchsenring beschieden, der von Düsseldorf heraufkam. Dieser Mann, von schönen Kenntnissen in der neuern Literatur,

hatte sich auf verschiedenen Reisen, besonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntschaften, und da er angenehm und einschmeichelnd war, viele Gunst erworben. Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem einzelnen sprechen, oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine solche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxischen Posten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieser sittliche und literarische Verkehr bald weiter um sich.

Solche Correspondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann bei freundschaftlichen Zusammenkünften auszugsweise vorgelesen; und so ward man, da politische Discurse wenig Interesse hatten, mit der Breite der moralischen Welt ziemlich bekannt.

Leuchsenrings Schatullen enthielten in diesem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondelli wurden sehr hoch geachtet; sie war als Frauenzimmer von Sinn und Verdienst und als Rousseau's Freundin berühmt. Wer mit diesem außerordentlichen Manne nur irgend in Verhältniß gestanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in seinem Namen war eine stille Gemeinde weit und breit ausgesäet.

Ich wohnte diesen Vorlesungen gern bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt versetzt wurde, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freilich war nicht alles gehaltreich; und Herr von la Roche, ein heiterer Welt- und Geschäftsmann, der sich, obgleich Katholik, schon in Schriften über das Mönch- und Pfaffenthum lustig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verbrüderung zu sehen, wo mancher Einzelne ohne Werth sich durch Verbindung mit bedeutenden Menschen aufstutze, wobei am Ende wohl er, aber nicht jene gefördert würden. Meistens entzog sich dieser wackere Mann der Gesellschaft, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Hörte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, so konnte man eine schalkhafte Bemerkung erwarten. Unter andern sagte er einstens, er überzeuge sich bei dieser Correspondenz noch mehr von dem, was er immer geglaubt habe, daß Frauenzimmer alles Siegellack sparen könnten; sie sollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zustecken und dürften

versichert seyn, daß sie uneröffnet an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weise pflegte er mit allem was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen, und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, kurmainzischen Ministers, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.

Eine Anekdote von dem großen praktischen Sinne des Grafen hingegen möge hier Platz finden. Als er den verwaisten la Roche lieb gewann und zu seinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienste eines Sekretärs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeschen auszuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter chiffrirt, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieses dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämmtliche Briefe und Packete unerbrochen, als Exercitien der erstern Zeit, aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung, die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beifall finden. La Roche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters aufs genaueste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf war leidenschaftlich einer hohen und geistreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Gesellschaft bis tief in die Nacht verweilte, saß indessen sein Sekretär zu Hause, und schmiedete die heißesten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und sendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an seine Geliebte, welche sich denn doch wohl daran von dem unverwüstlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den besten Begriff von schriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unversöhnlicher Haß gegen das Pfaffenthum hatte sich bei diesem Manne, der zwei geistlichen Kurfürsten diente, festgesetzt, wahrscheinlich entsprungen aus der Betrachtung des rohen, geschmacklosen, geistverderblichen Fratzenwesens, welches die Mönche in Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten, und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerstörten. Seine Briefe über das Mönchswesen machten großes

Sey das Werthe solcher Sendung
Tiefen Sinnes heitre Wendung.

Aufsehen: sie wurden von allen Protestanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen.

Wenn sich aber Herr von la Roche gegen alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte, und wenn er selbst den Schein derselben entschieden von sich abhielt, so verhehlte er doch nicht eine väterlich zarte Neigung zu seiner ältesten Tochter, welche freilich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Gestalt, niedlich gebaut; eine freie anmuthige Bildung, die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch sie liebte ihren Vater und neigte sich zu seinen Gesinnungen. Ihm, als thätigem Geschäftsmann, war die meiste Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die einkehrenden Gäste eigentlich durch seine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, so konnte ihm die Gesellschaft wenig Freude geben. Bei Tische war er heiter, unterhaltend, und suchte wenigstens seine Tafel von der empfindsamen Würze frei zu halten.

Wer die Gesinnungen und Denkweise der Frau von la Roche kennt — und sie ist durch ein langes Leben und viele Schriften einem jeden Deutschen ehrwürdig bekannt geworden — der möchte vielleicht vermuthen, daß hieraus ein häusliches Mißverhältniß hätte entstehen müssen. Aber keineswegs; sie war die wunderbarste Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte sie bis in ihre höhern Jahre eine gewisse Eleganz der Gestalt sowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwischen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte. Im Anzuge war sie sich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen stand dem kleinen Kopfe und dem feinen Gesichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie sprach gut, und wußte dem was sie sagte, durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen jedermann vollkommen gleich. Allein durch dieses alles ist noch nicht das Eigenste ihres Wesens ausgesprochen; es zu bezeichnen ist schwer. Sie schien an allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie. Sie war mild gegen alles und konnte alles dulden, ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, alles erwiederte sie auf gleiche Weise, und so blieb sie immer sie selbst, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böses, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches

wäre beizukommen gewesen. Dieser Sinnesart verdankt sie ihre Selbstständigkeit bis in ein hohes Alter, bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schicksalen. Doch um nicht ungerecht zu seyn, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der sich von demjenigen unterschied, dessen sie sich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen wundersam angenehmen Umgebung eine Zeit lang fort, bis Merck mit seiner Familie herankam. Hier entstanden sogleich neue Wahlverwandtschaften: denn indem die beiden Frauen sich einander näherten, hatte Merck mit Herrn von la Roche als Welt- und Geschäftskenner, als unterrichtet und gereist, nähere Berührung. Der Knabe gesellte sich zu den Knaben, und die Töchter fielen mir zu, von denen die älteste mich gar bald besonders anzog. Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen, und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hause. Man durchstrich die Gegend; Ehrenbreitstein diesseits, die Carthause jenseits wurden bestiegen. Die Stadt, die Moselbrücke, die Fähre die uns über den Rhein brachte, alles gewährte das mannichfachste Vergnügen. Noch nicht erbaut war das neue Schloß; man führte uns an den Platz wo es stehen sollte, man ließ uns die vorschlägigen Risse davon sehen.

In diesem heitern Zustande entwickelte sich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in ungebildeten Gesellschaften gewöhnlich seine unfreundlichen Wirkungen zeigt. Merck, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechsel mit angehört, als er über die Dinge von denen die Rede war, so wie über die Personen und ihre Verhältnisse gar manchen schalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im stillen die wunderlichsten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen seyn sollten. Von politischen Geheimnissen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewissen Zusammenhang gehabt hätte: er machte mich nur auf Menschen aufmerksam, die ohne sonderliche Talente mit einem gewissen Geschick sich persönlichen Einfluß zu verschaffen wissen, und durch die Bekanntschaft mit vielen aus sich selbst etwas zu bilden suchen; und von dieser Zeit an hatte ich Gelegenheit

dergleichen mehr zu bemerken. Da solche Personen gewöhnlich den Ort verändern und als Reisende bald hier, bald da eintreffen, so kommt ihnen die Gunst der Neuheit zu gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern sollte: denn es ist dieses eine herkömmliche Sache, die jeder Reisende zu seinem Vortheil, jeder Bleibende zu seinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem sey nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewisse unruhige, ja neidische Aufmerksamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigene Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen zarten und weichen dieser Zunftgenossen habe ich im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, in einem künftig mitzutheilenden Fastnachtsspiele, das den Titel führt: Satyros oder der vergötterte Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor dargestellt.

Indessen wirkten die wunderlichen Elemente unserer kleinen Gesellschaft noch so ganz leidlich auf einander; wir waren theils durch eigene Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene besondere Weise der Hausfrau gemildert, welche von dem, was um sie vorging, nur leicht berührt, sich immer gewissen ideellen Vorstellungen hingab, und indem sie solche freundlich und wohlwollend zu äußern verstand, alles Scharfe was in der Gesellschaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebene auszugleichen wußte.

Merck hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblasen, so daß die Gesellschaft in dem besten Verhältniß aus einander ging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Mainz rückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts, und obschon dieses an sich sehr langsam ging, so ersuchten wir noch überdieß den Schiffer, sich ja nicht zu übereilen. So genossen wir mit Muße der unendlich mannichfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln scheinen; und ich wünsche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Ellfeld und Biberich ausspreche, daß jeder meiner Leser im Stande sey sich diese Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet, und uns wenigstens dadurch die tausendfältige Abwechselung jener herrlichen Ufer fester eingedrückt; aber auch unser

Verhältniß vermingte sich durch dieses längere Zusammenseyn, durch die vertrauliche Mittheilung über so mancherlei Dinge, dergestalt daß Merck einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Gesell zu einem behaglichen Daseyn unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geschärfter Blick warf sich wieder auf die Kunstbeschauung, wozu mir die schönen Frankfurter Sammlungen an Gemälden und Kupferstichen die beste Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Ettling, Ehrenreich, besonders aber dem braven Nothnagel sehr viel schuldig geworden. Die Natur in der Kunst zu sehen, ward bei mir zu einer Leidenschaft, die in ihren höchsten Augenblicken andern, selbst passionirten Liebhabern, fast wie Wahnsinn erscheinen mußte; und wie konnte eine solche Neigung besser gehegt werden, als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederländer! Damit ich mich aber auch mit diesen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Nothnagel ein Cabinet ein, wo ich alles fand was zur Oelmalerei nöthig war, und ich malte einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Messerstiel von Schildplatt mit Silber eingelegt, meinen Meister, der mich erst vor einer Stunde besucht hatte, dergestalt überraschte, daß er behauptete, es müsse während der Zeit einer von seinen untergeordneten Künstlern bei mir gewesen seyn.

Hätte ich geduldig fortgefahren mich an solchen Gegenständen zu üben, ihnen Licht und Schatten und die Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen, ich hätte mir eine gewisse Praxis bilden und zum Höhern den Weg bahnen können; so aber verfolgte mich der Fehler aller Dilettanten, mit dem Schwersten anzufangen, ja sogar das Unmögliche leisten zu wollen, und ich verwickelte mich bald in größere Unternehmungen, in denen ich stecken blieb, sowohl weil sie weit über meine technischen Fähigkeiten hinauslagen, als weil ich die liebevolle Aufmerksamkeit und den gelassenen Fleiß, durch den auch schon der Anfänger etwas leistet, nicht immer rein und wirksam erhalten konnte.

Auch wurde ich zu gleicher Zeit abermals in eine höhere Sphäre gerissen, indem ich einige schöne Gypsabrisse antiker Köpfe anzuschaffen Gelegenheit fand. Die Italiäner nämlich, welche die Messen beziehen, brachten manchmal dergleichen gute Exemplare mit, und verkauften sie auch wohl, nachdem sie eine Form darüber genommen. Auf diesem Wege stellte ich mir ein kleines Museum auf, indem ich die Köpfe des Laokoon-

seiner Söhne, der Niobe Töchter allmählig zusammenbrachte, nicht weniger die Nachbildungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlassenschaft eines Kunstfreundes ankaufte, und so mir jenen großen Eindruck, den ich in Mannheim gewonnen hatte, möglichst wieder zu beleben suchte.

Indem ich nun alles was von Talent, Liebhaberei oder sonst irgend einer Neigung in mir leben mochte, auszubilden, zu nähren und zu unterhalten suchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tags, nach dem Wunsch meines Vaters, auf die Advocatur, zu deren Ausübung ich zufälligerweise die beste Gelegenheit fand. Nach dem Tode des Großvaters war mein Oheim Textor in den Rath gekommen, und übergab mir die kleinern Sachen, denen ich gewachsen war, welches die Gebrüder Schlosser auch thaten. Ich machte mich mit den Acten bekannt, mein Vater las sie ebenfalls mit vielem Vergnügen, da er sich durch Veranlassung des Sohns wieder in einer Thätigkeit sah, die er lange entbehrt hatte. Wir besprachen uns darüber, und mit großer Leichtigkeit machte ich alsdann die nöthigen Aufsätze. Wir hatten einen trefflichen Copisten zur Hand, auf den man sich zugleich wegen aller Kanzleiförmlichkeiten verlassen konnte: und so war mir dieses Geschäft eine um so angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der, mit meinem Benehmen in diesem Punkte völlig zufrieden, allem übrigen was ich trieb, gern nachsah, in der sehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch schriftstellerischen Ruhm einernten würde.

Weil nun in jeder Zeitepoche alles zusammenhängt, indem die herrschenden Meinungen und Gesinnungen sich auf die vielfachste Weise verzweigen, so befolgte man in der Rechtslehre nunmehr auch nach und nach alle diejenigen Maximen, nach welchen man Religion und Moral behandelte. Unter den Sachwaltern, als den jüngeren, sodann unter den Richtern, als den älteren, verbreitete sich der Humanismus, und alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhältnissen höchst menschlich zu seyn. Gefängnisse wurden gebessert, Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Collegium der Aerzte zu erfechten wußte. Vergebens widersetzten sich Gilden und Körperschaften; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der

Religionsparteien gegen einander ward nicht bloß gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden, mit Verstand, Scharfsinn und Kraft der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war. Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlichern und lebhaftern Styl. Hier war uns, den Jüngsten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir in einem solchen Falle ein sehr artiges Belobungsschreiben zusendete. Die französischen plaidoyés dienten uns zu Mustern und zur Anregung.

Und somit waren wir auf dem Wege bessere Redner als Juristen zu werden, worauf mich der solide Georg Schlosser einstmals tadelnd aufmerksam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partei eine mit vieler Energie zu ihren Gunsten abgefaßte Streitschrift vorgelesen, worüber sie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiederte er mir: Du hast dich in diesem Fall mehr als Schriftsteller denn als Advocat bewiesen. Man muß niemals fragen, wie eine solche Schrift dem Clienten, sondern wie sie dem Richter gefallen könne.

Wie nun aber niemand noch so ernste und dringende Geschäfte haben mag, denen er seinen Tag widmet, daß er nicht demungeachtet Abends so viel Zeit fände, das Schauspiel zu besuchen, so ging es auch mir, der ich, in Ermangelung einer vorzüglichen Bühne, über das deutsche Theater zu denken nicht aufhörte, um zu erforschen, wie man auf demselben allenfalls thätig mitwirken könnte. Der Zustand desselben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist bekannt genug, und jedermann, der sich davon zu unterrichten verlangt, findet überall bereite Hülfsmittel. Ich denke deßwegen hier nur einige allgemeine Bemerkungen einzuschalten.

Das Glück der Bühne beruhte mehr auf der Persönlichkeit der Schauspieler als auf dem Werthe der Stücke. Dieß war besonders bei halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo alles auf den Humor und das Talent der komischen Schauspieler ankam. Der Stoff solcher Stücke muß aus dem gemeinsten Leben genommen seyn, den Sitten des Volks gemäß, vor welchem man spielt. Aus dieser unmittelbaren Anwendbarkeit entspringt der große Beifall, dessen sie sich jederzeit zu erfreuen haben.

Diese waren immer im südlichen Deutschland zu Hause, wo man sie bis auf den heutigen Tag beibehält, und nur, von Zeit zu Zeit dem Charakter der possenhaften Masken einige Veränderung zu geben, durch den Personenwechsel genöthigt ist. Doch nahm das deutsche Theater, dem ernsten Charakter der Nation gemäß, sehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine äußere Veranlassung noch mehr beschleunigt ward. Unter den strengen Christen entstand nämlich die Frage, ob das Theater zu den sündlichen und auf alle Fälle zu vermeidenden Dingen gehöre, oder zu den gleichgültigen, welche dem Guten gut, und nur dem Bösen bös werden könnten? Strenge Eiferer verneinten das letztere, und hielten fest darüber, daß kein Geistlicher je ins Theater gehen solle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unschädlich, sondern sogar für nützlich angab. Um nützlich zu seyn, mußte es sittlich seyn, und dazu bildete es sich im nördlichen Deutschland um so mehr aus, als durch einen gewissen Halbgeschmack die lustige Person vertrieben ward, und obgleich geistreiche Köpfe für sie einsprachen, dennoch weichen mußte, da sie sich bereits von der Derbheit des deutschen Hanswursts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der italiänischen und französischen Harlekine gewendet hatte. Selbst Scapin und Crispin verschwanden nach und nach; den letztern habe ich zum letztenmal von Koch in seinem hohen Alter spielen sehen.

Schon die Richardson'schen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerksam gemacht. Die strengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der Clarissa auf eine grausame Weise zergliedert. Lessings Miß Sara Sampson behandelte dasselbe Thema. Nun ließ der Kaufmann von London einen verführten Jüngling in der schrecklichsten Lage sehen. Die französischen Dramen hatten denselben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderots Hausvater, der ehrliche Verbrecher, der Essighändler, der Philosoph ohne es zu wissen, Eugenie, und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familiensinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen der dankbare Sohn, der Deserteur aus Kindesliebe und ihre Sippschaft denselben Weg. Der Minister, Clementine und die übrigen Gebler'schen Stücke, der deutsche Hausvater von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittlern, ja des

untern Standes zu einer gemüthlichen Anschauung, und entzückten das große Publicum. Eckhof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstand eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm, als einem rechtlichen Manne, vollkommen gelang.

Indem nun das deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburgs mit England veranlaßt, englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im allgemeinsten brauchen: denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt ins weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewohnt ist, sieht sich zuletzt ungern ins Gränzenlose getrieben. Ueberdieß geht ein wildes und unsittliches, gemein wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer seyn möchte dem Plan und den Charakteren alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die bloß einer großen und halbverderbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen seyn mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht, und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht. In diesen Darstellungen, welche sich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag also ein heimliches Gegengewicht jener allzuzarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander hinderte glücklicherweise die Eintönigkeit, in die man sonst verfallen wäre.

Der Deutsche, gut und großmüthig von Natur, will niemand gemißhandelt wissen. Weil aber kein Mensch, wenn er auch noch so gut denkt, sicher ist, daß man ihm nicht etwas gegen seine Neigung unterschiebe, auch das Lustspiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuschauer voraussetzt oder erweckt, wenn es behagen soll, so gerieth man auf einem natürlichen Wege zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen; dieses war, die höheren Stände herabzusetzen und sie mehr oder weniger anzutasten. Die prosaische und poetische Satyre hatte sich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt sich nach jener

Seite hin alles Spottes, und blieb in einem niedern Kreise. Zacharia beschäftigt sich viel mit Landedelleuten, stellt ihre Liebhabereien und Eigenheiten komisch dar, aber ohne Mißachtung. Thümmels Wilhelmine, eine kleine geistreiche Composition, so angenehm als kühn, erwarb sich großen Beifall, vielleicht auch mit deßwegen, weil der Verfasser, ein Edelmann und Hofgenosse, die eigene Classe nicht eben schonend behandelte. Den entschiedensten Schritt jedoch that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höhern Regionen schneidend und bitter geschildert sind. Alle diese Dinge sagten dem aufgeregten Zeitsinne vollkommen zu, und Menschen von weniger Geist und Talent glaubten das gleiche, ja noch mehr thun zu dürfen: wie denn Großmann in sechs unappetitlichen Schüsseln alle Leckerspeisen seiner Pöbelküche dem schadenfrohen Publicum auftischte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhardt, machte bei dieser unerfreulichen Tafel den Haushofmeister, zu Trost und Erbauung sämmtlicher Gäste. Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsecretär seyn, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Civilstats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justitiarien, als Bösewichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden.

Doch indem ich schon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede seyn kann, kehre ich auf mich selbst zurück, um des Dranges zu erwähnen, den ich empfand, mich in freien Stunden mit den einmal ausgesonnenen theatralischen Planen zu beschäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakspeare's Werken hatte ich mir den Geist so ausgeweitet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theatergränzen überschritt, und sich den lebendigen Ereignissen mehr und mehr zu nähern suchte. Ich hatte mich davon, so wie ich vorwärts ging, mit meiner Schwester umständlich unterhalten, die an solchen Dingen mit Geist und Gemüth Thei

nahm, und ich erneuerte dieſe Unterhaltung ſo oft, ohne nur irgend zum Werke zu ſchreiten, daß ſie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, ſondern endlich einmal das, was mir ſo gegenwärtig wäre, auf das Papier feſtzubringen. Durch dieſen Antrieb beſtimmt, fing ich eines Morgens zu ſchreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgeſetzt hätte. Ich ſchrieb die erſten Scenen, und Abends wurden ſie Cornelien vorgeleſen. Sie ſchenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem ſie zweifelte, daß ich ſo fortfahren würde, ja ſie äußerte ſogar einen entſchiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieſes reizte mich nur um ſo mehr; ich fuhr den nächſten Tag fort, und ſo den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward alles von Schritt zu Schritt lebendiger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden: und ſo hielt ich mich ununterbrochen ans Werk, das ich geradeswegs verfolgte, ohne weder rückwärts, noch rechts noch links zu ſehen, und in etwa ſechs Wochen hatte ich das Vergnügen das Manuſcript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Merck mit, der verſtändig und wohlwollend darüber ſprach; ich ſendete es Herdern zu, der ſich unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten mich deßhalb mit ſpöttiſchen Namen zu bezeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, ſondern faßte meinen Gegenſtand ſcharf ins Auge; der Wurf war einmal gethan, und es fragte ſich nur, wie man die Steine im Brett vortheilhaft ſetzte. Ich ſah wohl, daß mir auch hier niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, ſo erkannte ich freilich, daß ich bei dem Verſuch, auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höhern Einheit, die um deſto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich, ohne Plan und Entwurf, bloß der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, ſo war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die erſten Acte konnten für das was ſie ſeyn ſollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und beſonders gegen das Ende, riß mich eine wunderſame Leidenſchaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheiden liebenswürdig zu ſchildern trachtete, ſelbſt in ſie verliebt; unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Intereſſe an ihrem Schickſal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit geſetzt iſt, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben,
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch gebärden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maaße kühnem Stolze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Natur und Kunſt.

Natur und Kunſt ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Bauernkriege zurückkehrt, ſo war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor anſtach, der, die Kunſtfeſſeln abſchüttelnd, in einem neuen Felde ſich zu verſuchen dachte. Dieſen Mangel, oder vielmehr dieſen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poeſie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anſtatt der Lebensbeſchreibung Götzens und der deutſchen Alterthümer, mein eigenes Werk im Sinne, und ſuchte ihm immer mehr hiſtoriſchen und nationalen Gehalt zu geben, und das, was daran fabelhaft oder bloß leidenſchaftlich war, auszulöſchen; wobei ich freilich manches aufopferte, indem die menſchliche Neigung der künſtleriſchen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir zum Beiſpiel etwas Rechtes zu gute gethan, indem ich in einer grauſerlich nächtlichen Zigeunerſcene Adelheiden auftreten und ihre ſchöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte ſie, ſo wie auch der im vierten und fünften Acte umſtändlich ausgeführte Liebeshandel zwiſchen Franz und ſeiner gnädigen Frau ſich ins Enge zog, und nur in ſeinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

Ohne alſo an dem erſten Manuſcript irgend etwas zu verändern, welches ich wirklich noch in ſeiner Urgeſtalt beſitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuſchreiben, und leiſtete dieß auch mit ſolcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um ſo raſcher zu Werke, je weniger ich die Abſicht hatte, dieſe zweite Bearbeitung jemals drucken zu laſſen, ſondern ſie gleichfalls nur als Vorübung anſah, die ich künftig, bei einer mit mehrerm Fleiß und Ueberlegung anzuſtellenden neuen Behandlung, abermals zu Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherlei Vorſchläge, wie ich dieß anzufangen gedächte, Merck vorzutragen anfing, ſpottete er mein, und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen ſolle? Die Sache werde dadurch nur anders, und ſelten beſſer; man müſſe ſehen, was das Eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. Bei Zeit auf die Zäun', ſo trocknen die Windeln! rief er ſprüchwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unſichere Menſchen. Ich erwiederte ihm dagegen, daß es mir unangenehm ſeyn würde, eine Arbeit, an die ich ſo viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten, und mir vielleicht gar eine abſchlägliche Antwort zu holen; denn wie ſollten ſie einen jungen, namenloſen, und noch dazu verwegenen Schriftſteller beurtheilen? Schon meine Mitſchuldigen, auf die ich etwas hielt, hätte

ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand, gern gedruckt gesehen; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier ward nun meines Freundes technisch mercantilische Lust auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er sich schon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung gesetzt: wir sollten daher, wie er meinte, dieses seltsame und gewiß auffallende Werk auf eigene Kosten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen seyn; wie er denn, mit so vielen andern, öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, besonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an andern Schriften und durch sonstige Handelsverhältnisse verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anschaffen, er aber für den Druck sorgen solle; und somit ging es frisch ans Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatische Skizze nach und nach in sauberen Aushängebogen zu sehen: sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich selbst gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Packeten versendet. Nun dauerte es nicht lange, so entstand überall eine große Bewegung; das Aufsehen das es machte, ward allgemein. Weil wir aber, bei unsern beschränkten Verhältnissen, die Exemplare nicht schnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, so erschien plötzlich ein Nachdruck; und da überdieß gegen unsere Aussendungen freilich sobald keine Erstattung, am allerwenigsten eine baare, zurückerfolgen konnte, so war ich, als Hausohn, dessen Casse nicht in reichlichen Umständen seyn konnte, zu einer Zeit, wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merck, der sich schon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die besten Hoffnungen, daß sich nächstens alles wieder ins gleiche stellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden.

Schon bei den kleinen Flugschriften, die ich ungenannt herausgab, hatte ich das Publicum und die Recensenten auf meine eigenen Kosten kennen lernen, und ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet, besonders da ich seit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich, selbst in meiner Unsicherheit, deutlich bemerken, wie

doch so vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hinein gesagt wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen müssen! So stand zum Beispiel im Deutschen Merkur eine weitläufige wohlgemeinte Recension, verfaßt von irgend einem beschränkten Geiste. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm einstimmen, noch weniger, wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im allgemeinen dem Recensenten widersprach, und sich meiner gegen ihn annahm. Indessen war doch jenes auch gedruckt; ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer: wie mochte es erst im großen Publicum aussehen!

Das Vergnügen, mich mit Merck über solche Dinge zu besprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer; denn die einsichtsvolle Landgräfin von Hessen-Darmstadt nahm ihn auf ihrer Reise nach Petersburg in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir schrieb, gaben mir eine weitere Aussicht in die Welt, die ich mir um so mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb demungeachtet dadurch auf längere Zeit sehr einsam, und entbehrte gerade in dieser wichtigen Epoche seiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch so sehr bedurfte.

Denn wie man wohl den Entschluß faßt, Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, sich auch muthig versetzt, Gefahr und Beschwerlichkeiten zu ertragen, so wie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber sich dabei keineswegs die besondern Fälle vorstellt, unter welchen diese im allgemeinen erwarteten Uebel uns äußerst unangenehm überraschen können, so ergeht es einem jeden, der sich in die Welt wagt, und besonders dem Autor, und so ging es auch mir. Da der größte Theil des Publicums mehr durch den Stoff, als durch die Behandlung angeregt wird, so war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meistens stoffartig. Sie glaubten daran ein Panier zu sehen, unter dessen Vorschritt alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt, sich wohl Raum machen dürfte, und gerade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen. Ich besitze noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen

Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg dessen gelten kann, was jene Erscheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenseite tadelten mich gesetzte Männer, daß ich das Faustrecht mit zu günstigen Farben geschildert habe, ja sie legten mir die Absicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedächte. Noch andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann, und verlangten, ich sollte die Originalerzählung des guten Götz neu mit Noten herausgeben; wozu ich mich keineswegs geschickt fühlte, ob ich es mir gleich gefallen ließ, daß man meinen Namen auf den Titel des frischen Abdrucks zu setzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines großen Daseyns abzupflücken verstand, mich für einen sorgfältigen Kunstgärtner gehalten. Diese meine Gelahrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von andern in Zweifel gezogen. Ein angesehener Geschäftsmann macht mir ganz unvermuthet die Visite. Ich sehe mich dadurch höchst geehrt, und um so mehr, als er sein Gespräch mit dem Lobe meines Götz von Berlichingen und meiner guten Einsichten in die deutsche Geschichte anfängt: allein ich finde mich doch betroffen, als ich bemerkte, er sey eigentlich nur gekommen um mich zu belehren, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen sey, und daß ich also durch dieses poetische Ehebündniß gar sehr gegen die Geschichte verstoßen habe. Ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß Götz ihn selber so nenne; allein mir ward erwiedert, daß dieses eine Redensart sey, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neuern Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe. Ich dankte, so gut ich konnte, für diese Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen sey. Dieses ward von seiner Seite gleichfalls bedauert, wobei er mich freundlichst zu fernerem Studium der deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte, und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das Lustigste jedoch, was mir in dieser Art begegnete, war der Besuch eines Buchhändlers, der mit einer heitern Freimüthigkeit sich ein Dutzend solcher Stücke ausbat, und sie gut zu honoriren versprach. Daß wir uns darüber sehr lustig machten, läßt sich denken, und doch hatte er im Grunde so unrecht nicht: denn ich war schon im stillen beschäftigt, von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte mich vor- und rückwärts zu

bewegen und die Hauptereigniſſe in gleichem Sinn zu bearbeiten — ein löblicher Vorſatz, der wie ſo manche andere durch die flüchtig vorbeirauſchende Zeit vereitelt worden.

Jenes Schauſpiel jedoch beſchäftigte bisher den Verfaſſer nicht allein, ſondern, während es erſonnen, geſchrieben, umgeſchrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten ſich noch viele andere Bilder und Vorſchläge in ſeinem Geiſte. Diejenigen welche dramatiſch zu behandeln waren, erhielten den Vorzug, am öfterſten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte ſich ein Uebergang zu einer andern Darſtellungsart, welche nicht zu den dramatiſchen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtſchaft hat. Dieſer Uebergang geſchah hauptſächlich durch eine Eigenheit des Verfaſſers, die ſogar das Selbſtgeſpräch zu einem Zwiegeſpräch umbildete.

Gewohnt am liebſten ſeine Zeit in Geſellſchaft zuzubringen, verwandelte er auch das einſame Denken zur geſelligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weiſe. Er pflegte nämlich, wenn er ſich allein ſah, irgend eine Perſon ſeiner Bekanntſchaft im Geiſte zu ſich zu rufen; er bat ſie nieder zu ſitzen, ging an ihr auf und ab, blieb vor ihr ſtehen, und verhandelte mit ihr den Gegenſtand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete ſie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abſtimmen zu erkennen; wie denn jeder Menſch hierin etwas Eigenes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige was dem Gaſte zu gefallen ſchien, weiter auszuführen oder was derſelbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu beſtimmen, und gab auch wohl zuletzt ſeine Theſe gefällig auf. Das Wunderlichſte war dabei, daß er niemals Perſonen ſeiner nähern Bekanntſchaft wählte, ſondern ſolche die er nur ſelten ſah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten, und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß geſtanden: aber es waren meiſt Perſonen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit ſind, die in ihrem Geſichtskreiſe liegen, ob er ſich gleich manchmal zu dieſen dialektiſchen Uebungen widerſprechende Geiſter herbeirief. Hierzu bequemten ſich nun Perſonen beiderlei Geſchlechts, jedes Alters und Standes, und erwieſen ſich gefällig und anmuthig, da man ſich nur von Gegenſtänden unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Höchſt wunderbar würde es jedoch manchen vorgekommen ſeyn, wenn ſie hätten erfahren können, wie oft ſie

zu dieſer ideellen Unterhaltung berufen wurden, da ſich manche zu einer wirklichen wohl ſchwerlich eingefunden hätten.

Wie nahe ein ſolches Geſpräch im Geiſte mit dem Briefwechſel verwandt ſey, iſt klar genug, nur daß man hier ein hergebrachtes Vertrauen erwiedert ſieht, und dort ein neues, immer wechſelndes, unerwiedertes ſich ſelbſt zu ſchaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu ſchildern war, mit welchem die Menſchen, ohne durch Noth gedrungen zu ſeyn, das Leben empfinden, mußte der Verfaſſer ſogleich darauf fallen, ſeine Geſinnung in Briefen darzuſtellen: denn jeder Unmuth iſt eine Geburt, ein Zögling der Einſamkeit; wer ſich ihm ergiebt, flieht allen Widerſpruch, und was widerſpricht ihm mehr als jede heitere Geſellſchaft? Der Lebensgenuß anderer iſt ihm ein peinlicher Vorwurf, und ſo wird er durch das, was ihn aus ſich ſelbſt herauslocken ſollte, in ſein Innerſtes zurückgewieſen. Mag er ſich allenfalls darüber äußern, ſo wird es durch Briefe geſchehen: denn einem ſchriftlichen Erguß, er ſey fröhlich oder verdrießlich, ſetzt ſich doch niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber giebt dem Einſamen Gelegenheit ſich in ſeinen Grillen zu befeſtigen, einen Anlaß ſich noch mehr zu verſtecken. Jene in dieſem Sinne geſchriebenen Werther'ſchen Briefe haben nun wohl deßhalb einen ſo mannichfaltigen Reiz, weil ihr verſchiedener Inhalt erſt in ſolchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgeſprochen worden, ſie ſodann aber in der Compoſition ſelbſt nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erſcheinen. Mehr über die Behandlung des ſo viel beſprochenen Werkleins zu ſagen, möchte kaum räthlich ſeyn; über den Inhalt jedoch läßt ſich noch einiges hinzufügen.

Jener Ekel vor dem Leben hat ſeine phyſiſchen und ſeine ſittlichen Urſachen: jene wollen wir dem Arzt, dieſe dem Moraliſten zu erforſchen überlaſſen und, bei einer ſo oft durchgearbeiteten Materie, nur den Hauptpunkt beachten, wo ſich jene Erſcheinung am deutlichſten ausſpricht. Alles Behagen am Leben iſt auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußern Dinge gegründet. Der Wechſel von Tag und Nacht, der Jahrszeiten, der Blüthen und Früchte, und was uns ſonſt von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und ſollen, dieſe ſind die eigentlichen Triebfedern des irdiſchen Lebens. Je offener wir für dieſe Genüſſe ſind, deſto glücklicher fühlen wir uns: wälzt ſich aber die Verſchiedenheit dieſer Erſcheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil

nehmen, sind wir gegen so holde Anerbietungen unempfänglich, dann tritt das größte Uebel, die schwerste Krankheit ein; man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Last. Von einem Engländer wird erzählt, er habe sich aufgehangen, um nicht mehr täglich sich aus- und anzuziehen. Ich kannte einen wackern Gärtner, den Aufseher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: Soll ich denn immer diese Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen sehen! Man erzählt von einem unserer trefflichsten Männer, er habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen gesehen, und gewünscht, es möchte zur Abwechselung einmal roth erscheinen. Dieses sind eigentlich die Symptome des Lebensüberdrusses, der nicht selten in den Selbstmord ausläuft und bei denkenden, in sich gekehrten Menschen häufiger war als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr diesen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erste Liebe, sagt man mit Recht, sey die einzige; denn in der zweiten und durch die zweite geht schon der höchste Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der sie eigentlich hebt und trägt, ist zerstört; sie erscheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Absonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen cultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen spaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes stiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an sich selbst, doch an andern bald gewahr, daß moralische Epochen eben so gut wie die Jahreszeiten wechseln. Die Gnade der Großen, die Gunst der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne: und doch sind diese Dinge nicht bloße Naturereignisse; sie entgehen uns durch eigene oder fremde Schuld, durch Zufall oder Geschick, aber sie wechseln, und wir sind ihrer niemals sicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am meisten ängstigt, ist die unaufhaltsame Wiederkehr unserer Fehler: denn wie spät lernen wir einsehen, daß wir, indem wir unsere Tugenden ausbilden, unsere Fehler zugleich mit anbauen! Jene ruhen auf diesen wie auf ihrer Wurzel, und diese verzweigen sich insgeheim eben so stark und so mannichfaltig, als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unsere Tugenden meist mit Willen und

Bewußtseyn ausüben, von unsern Fehlern aber unbewußt überrascht werden, so machen uns jene selten einige Freude, diese hingegen beständig Noth und Qual. Hier liegt der schwerste Punkt der Selbsterkenntniß, der sie beinahe unmöglich macht. Denke man sich nun hiezu ein siedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenstände leicht zu paralysirende Einbildungskraft, hierzu die schwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, sich aus einer solchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

Solche düstere Betrachtungen jedoch, welche denjenigen, der sich ihnen überläßt, ins unendliche führen, hätten sich in den Gemüthern deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gefördert. Es geschah dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begleitet, welchen sie einem jeden mittheilt, der sich mit ihr beschäftigt. Der geistreiche Britte sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt; er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes Leben geführt, und sich früh berechtigt gefunden die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht, und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten theils die ersten, theils untern Rollen gespielt, und sich bei innern Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen, und wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele sind verdammt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beschädigt worden!

Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu seyn, fordert den Menschen zum Ernst auf; und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdischen Dinge! Ernsthaft ist auch der Deutsche, und so war ihm die englische Poesie höchst gemäß, und weil sie sich aus einem höhern Zustande herschrieb, imposant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, weltgeübten Verstand, ein tiefes zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken, die herrlichsten Eigenschaften, die man von

geistreichen gebildeten Menschen rühmen kann; aber das alles zusammengenommen giebt noch keinen Poeten. Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective vor uns entwickelt da liegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geistreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in dieſem Sinne die Mehrzahl der engliſchen meiſt moraliſch-didaktiſchen Gedichte, und ſie werden im Durchſchnitt nur einen düſtern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Youngs Nachtgedanken allein, wo dieſes Thema vorzüglich durchgeführt iſt, ſondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte ſchweifen, ehe man ſich's verſieht, in dieſes traurige Gebiet, wo dem Verſtande eine Aufgabe zugewieſen iſt, die er zu löſen nicht hinreicht, da ihn ja ſelbſt die Religion, wie er ſich ſolche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zuſammendrucken, welche als ein Commentar zu jenem ſchrecklichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Was ferner die engliſchen Dichter noch zu Menſchenhaſſern vollendet, und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen alles über ihre Schriften verbreitet, iſt, daß ſie ſämmtlich, bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinweſens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den beſten Theil deſſelben einer oder der andern Partei widmen müſſen. Da nun ein ſolcher Schriftſteller die Seinigen, denen er ergeben iſt, die Sache, der er anhängt, nicht loben und herausſtreichen darf, weil er ſonſt nur Neid und Widerwillen erregen würde, ſo übt er ſein Talent, indem er von den Gegnern ſo übel und ſchlecht als möglich ſpricht, und die ſatyriſchen Waffen, ſo ſehr er nur vermag, ſchärft, ja vergiftet. Geſchieht dieſes nun von beiden Theilen, ſo wird die dazwiſchenliegende Welt zerſtört und

rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig thätigen Volksverein zum allergelindesten nichts als Thorheit und Wahnsinn entdecken kann. Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber, oder wird, ehe er, voreilig schwimmend, seine Geliebte erreicht, von einem Haifische gefressen; und wenn ein Dichter, wie Gray, sich auf einem Dorfkirchhofe lagert, und jene bekannten Melodien wieder anstimmt, so kann er versichert seyn eine Anzahl Freunde der Melancholie um sich zu versammeln. Mittens **Allegro** muß erst in heftigen Versen den Unmuth verscheuchen, ehe er zu einer sehr mäßigen Lust gelangen kann, und selbst der heitere Goldsmith verliert sich in elegische Empfindungen, wenn uns sein **Deserted Village** ein verlorenes Paradies, das sein **Traveller** auf der ganzen Erde wiedersucht, so lieblich als traurig darstellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntere Werke, heitere Gedichte werde verzeigen und entgegensetzen können; allein die meisten und besten derselben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neuern, die man dahin rechnen könnte, neigen sich gleichfalls gegen die Satyre, sind bitter und besonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im allgemeinen erwähnten ernsten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern aufsuchten, der eine, nach seiner Gemüthsart, die leichtere, elegische Trauer, der andere die schwer lastende, alles aufgebende Verzweiflung suchend. Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakspeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen wußte ein jeder auswendig, und recitirte sie gern, und jedermann glaubte, er dürfe eben so melancholisch seyn als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Local abgehe, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer unendlicher Heide, unter vorstarrenden bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondschein ward dann erst diese caledonische Nacht zum Tage: untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen:
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Großes will muß ſich zuſammen raffen:
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander ſind,
So möcht' ich nimmer ſcheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall' ich dir, ſo gefällſt du mir;
Du ſagſt es frei, ich ſag' es dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.

In einem solchen Element, bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmuthigem Uebermuth mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deßwegen die große Wirkung that, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte. Wie genau die Engländer mit diesem Jammer bekannt waren, beweisen die wenigen bedeutenden, vor dem Erscheinen Werthers geschriebenen Zeilen:

To griefs congenial prone,
More wounds than nature gave he knew.
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own.

Der Selbstmord ist ein Ereigniß der menschlichen Natur, welches, mag auch darüber schon so viel gesprochen und gehandelt seyn als da will, doch einen jeden Menschen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt seinen Helden und großen Männern das Recht sich nach Befinden den Tod zu geben, indem er sagt, es müsse doch einem jeden freistehen, den fünften Act seiner Tragödie da zu schließen, wo es ihm beliebe. Hier aber ist von solchen Personen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen wird, wenn sie die Idee, die sie beseelt, sobald dieselbe von der Erde verschwindet, auch noch jenseits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit solchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichsten Zustande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet. Da ich selbst in dem Fall war und am besten weiß, was für Pein ich darin

erlitten, was für Anstrengung es mir gekostet, ihr zu entgehen, so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verschiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angestellt.

Es ist etwas so Unnatürliches, daß der Mensch sich von sich selbst losreiße, sich nicht allein beschädige, sondern vernichte, daß er meistentheils zu mechanischen Mitteln greift, um seinen Vorsatz ins Werk zu richten. Wenn Ajax in sein Schwert fällt, so ist es die Last seines Körpers, die ihm den letzten Dienst erweist. Wenn der Krieger seinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu lassen, so ist es auch eine äußere Kraft, deren er sich versichert, nur eine moralische statt einer physischen. Frauen suchen im Wasser die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchst mechanische Mittel des Schießgewehrs sichert eine schnelle That mit der geringsten Anstrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod ist. In England kann es am ersten begegnen, weil man dort von Jugend auf so manchen hängen sieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend ist. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langsam vom Leben zu scheiden, und der raffinirteste, schnellste, schmerzenloseste Tod durch eine Natter war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Lust zugebracht hatte. Alles dieses aber sind äußere Behelfe, sind Feinde mit denen der Mensch gegen sich selbst einen Bund schließt.

Wenn ich nun alle diese Mittel überlegte, und mich sonst in der Geschichte weiter umsah, so fand ich unter allen denen, die sich selbst entleibt, keinen, der diese That mit solcher Großheit und Freiheit des Geistes verrichtet, als Kaiser Otho. Dieser, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keineswegs aufs Aeußerste gebracht, entschließt sich zum Besten des Reichs, das ihm gewissermaßen schon angehörte, und zur Schonung so vieler Tausende, die Welt zu verlassen. Er begeht mit seinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am andern Morgen, daß er sich einen scharfen Dolch mit eigener Hand in das Herz gestoßen. Diese einzige That schien mir nachahmungswürdig, und ich überzeugte mich, daß, wer nicht hierin handeln könne wie Otho, sich nicht erlauben dürfe, freiwillig aus der Welt zu gehen. Durch diese Ueberzeugung rettete ich mich nicht sowohl von dem Vorsatz, als von der Grille des Selbstmords, welche sich in jenen herrlichen Friedenszeiten bei einer müßigen Jugend eingeschlichen hatte. Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen

kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bett, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg, und beschloß zu leben. Um dieß aber mit Heiterkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles, was ich über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten gedrängt und geängstigt: aber es wollte sich nichts gestalten; es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten.

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu Werther gefunden: das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird. Diesen seltsamen Gewinn festzuhalten, ein Werk von so bedeutendem und mannichfaltigem Inhalt mir zu vergegenwärtigen, und in allen seinen Theilen auszuführen, war mir um so angelegener, als ich schon wieder in eine peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen, und nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß weissagte.

Es ist immer ein Unglück in neue Verhältnisse zu treten, in denen man nicht hergekommen ist; wir werden oft wider unsern Willen zu einer falschen Theilnahme gelockt, uns peinigt die Halbheit solcher Zustände, und doch sehen wir weder ein Mittel sie zu ergänzen, noch ihnen zu entsagen.

Frau von la Roche hatte ihre älteste Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft sie zu besuchen, und konnte sich nicht recht in den Zustand finden, den sie doch selbst ausgewählt hatte. Anstatt sich darin behaglich zu fühlen oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, erging sie sich in Klagen, so daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter sey unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, und ihr Gemahl ihr nichts

verwehrte, nicht wohl einsah, worin das Unglück eigentlich beſtünde. Ich war indeſſen in dem Hauſe gut aufgenommen, und kam mit dem ganzen Cirkel in Berührung, der aus Perſonen beſtand, die theils zur Heirath beigetragen hatten, theils derſelben einen glücklichen Erfolg wünſchten. Der Dechant von St. Leonhard Dumeitz faßte Vertrauen, ja Freundſchaft zu mir. Er war der erſte katholiſche Geiſtliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein ſehr hellſehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältniſſe der älteſten Kirche ſchöne und hinreichende Aufſchlüſſe gab. Der Geſtalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau, mit Namen Servières, erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Aleſſina-Schweizer'ſchen und andern Familien gleichfalls in Berührung, und mit den Söhnen in Verhältniſſe, die ſich lange freundſchaftlich fortſetzten, und ſah mich auf einmal in einem fremden Cirkel einheimiſch, an deſſen Beſchäftigungen, Vergnügungen, ſelbſt Religionsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geſchwiſterliches, ward nach der Heirath fortgeſetzt; meine Jahre ſagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreiſe, an dem ſie noch einen Widerklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zuſammen fort, und ob ſich gleich nichts Leidenſchaftliches in unſern Umgang miſchte, ſo war er doch peinigend genug, weil ſie ſich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern geſegnet, aus dem heitern Thal Ehrenbreitſtein und einer fröhlichen Jugend in ein düſter gelegenes Handelshaus verſetzt, ſich ſchen als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen ſollte. In ſo viel neue Familienverhältniſſe war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingel..mt. War man mit einander zufrieden, ſo ſchien ſich das von ſelbſt zu verſtehen; aber die meiſten Theilnehmer wendeten ſich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verſchlimmern, als zu verbeſſern pflegte. Es dauerte nicht lange, ſo wurde mir dieſer Zuſtand ganz unerträglich: aller Lebensverdruß, der aus ſolchen Haltverhältniſſen hervorzugehen pflegt, ſchien doppelt und dreifach auf mir zu laſten, und es bedurfte eines neuen gewaltſamen Entſchluſſes, mich auch hiervon zu befreien.

Jeruſalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin

eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das ähnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem Dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isolirt, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen, schrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Das nunmehr fertige Manuscript lag im Concept, mit wenigen Correcturen und Abänderungen, vor mir. Es ward sogleich geheftet: denn der Band dient der Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde; man sieht viel eher, ob sie denn auch in sich wirklich bestehe. Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung, daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir manches beigehen würde, das noch zu seinem Vortheil gereichen könnte, gab ich es meinen jüngeren Freunden zu lesen, auf die es eine desto größere Wirkung that, als ich, gegen meine Gewohnheit, vorher niemand davon erzählt, noch meine Absicht entdeckt hatte. Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervortrachte, und so waren sie gerade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr als durch jede andere aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dießmal vortrefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert

und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde daran, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschießen: und was hier im Anfang unter wenigen vorging, ereignete sich nachher im großen Publicum, und dieses Büchlein, was mir so viel genutzt hatte, ward als höchst schädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben soll, wäre zufälligerweise beinahe vorgebeugt worden, als es, bald nach seiner Entstehung, Gefahr lief vernichtet zu werden; und damit verhielt sich's also. Merck war seit kurzem von Petersburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beschäftigt war, nur wenig gesprochen, und ihm von diesem Werther, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinste eröffnen können. Einst besuchte er mich, und da er nicht sehr gesprächig schien, bat ich ihn mir zuzuhören. Er setzte sich aufs Canapé, und ich begann, Brief vor Brief das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile so fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetischer an, und wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pause machte, mit einem: Nun ja! es ist ganz hübsch! auf das schrecklichste niederschlug, und sich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der ersten Zeit kein Urtheil über sie hatte, so glaubte ich ganz sicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Styl, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzulässiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand gewesen, ich hätte das Werk sogleich hineingeworfen: aber ich ermannte mich wieder, und verbrachte schmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment sich in der schrecklichsten Lage befunden, in die ein Mensch gerathen kann; er habe deßwegen nichts gesehen, noch gehört, und wisse gar nicht, wovon in meinem Manuscripte die Rede sey. Die Sache hatte sich indessen, in sofern sie sich herstellen ließ, wieder hergestellt, und Merck war in den Zeiten seiner Energie der Mann, sich ins Ungeheure zu schicken; sein Humor fand sich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er schalt meinen Vorsatz, den Werther umzuarbeiten, mit derben Ausdrücken, und verlangte ihn gedruckt zu sehen, wie er lag. Es ward ein sauberes Manuscript davon besorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb: denn zufälligerweise an demselben Tage, an dem meine Schwester sich mit Georg

Schloſſer verheirathete, und das Haus von einer freudigen Feſtlichkeit bewegt glänzte, traf ein Brief von Wengand aus Leipzig ein, mich um ein Manuſcript zu erſuchen. Ein ſolches Zuſammentreffen hielt ich für ein günſtiges Omen: ich ſendete den Werther ab, und war ſehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verſchlungen wurde, die ich um des Götz von Berlichingen willen zu machen genöthigt geweſen.

Die Wirkung dieſes Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deßhalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entſchleudern, ſo war auch die Exploſion, welche ſich hierauf im Publicum ereignete, deßhalb ſo mächtig, weil die junge Welt ſich ſchon ſelbſt untergraben hatte, und die Erſchütterung deßwegen ſo groß, weil ein jeder mit ſeinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenſchaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich ſchon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entſpringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktiſchen Zweck haben müſſe. Die wahre Darſtellung aber hat keinen: ſie billigt nicht, ſie tadelt nicht, ſondern ſie entwickelt die Geſinnungen und Handlungen in ihrer Folge, und dadurch erleuchtet und belehrt ſie.

Von Recenſionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan; jene guten Leute mochten nun auch ſehen, wie ſie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, dieſe Dinge zu ſammeln, und weil ſie in meine Anſichten ſchon mehr eingeweiht waren, ſich darüber luſtig zu machen. Die Freuden des jungen Werthers, mit welchen Nicolai ſich hervorthat, gaben uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit. Dieſer übrigens brave, verdienſt- und kenntnißreiche Mann hatte ſchon angefangen alles niederzuhalten und zu beſeitigen, was nicht zu ſeiner Sinnesart paßte, die er, geiſtig ſehr beſchränkt, für die ächte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er ſich ſogleich verſuchen, und jene Broſchüre kam uns bald in die Hände. Die höchſt zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen; wie ich denn dieſen Künſtler über die Maßen verehrte. Das Machwerk ſelbſt war aus der rohen

Hausleinwand zugeschnitten, welche recht derb zu bereiten der Menschenverstand in seinem Familienkreise sich viel zu schaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln sey, daß Werthers Jugendblüthe schon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm gestochen erscheine, läßt der Verfasser meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüste Mensch sich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einsichtige psychische Arzt seinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Pistole unterzuschieben, woraus denn ein schmutziger Spectakel, aber glücklicherweise kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werthers Gattin, und die ganze Sache endigt sich zu jedermanns Zufriedenheit.

So viel wüßte ich mich davon zu erinnern; denn es ist mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die Vignette hatte ich ausgeschnitten, und unter meine liebsten Kupfer gelegt. Dann verfaßte ich, zur stillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht: Nicolai auf Werthers Grabe, welches sich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Lust alles zu dramatisiren, ward bei dieser Gelegenheit abermals rege. Ich schrieb einen prosaischen Dialog zwischen Lotten und Werther, der ziemlich neckisch ausfiel. Werther beschwert sich bitterlich, daß die Erlösung durch Hühnerblut so schlecht abgelaufen: er ist zwar am Leben geblieben, hat sich aber die Augen ausgeschossen. Nun ist er in Verzweiflung, ihr Gatte zu seyn und sie nicht sehen zu können, da ihm der Anblick ihres Gesammtwesens fast lieber wäre, als die süßen Einzelheiten, deren er sich durchs Gefühl versichern darf. Lotten, wie man sie kennt, ist mit einem blinden Manne auch nicht sonderlich geholfen, und so findet sich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu schelten, daß er sich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten mische. Das Ganze war mit gutem Humor geschrieben, und schilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolai's, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und andern in der Folge viel Verdruß machte, und darüber zuletzt, bei so entschiedenen Verdiensten, seine literarische Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieses Scherzes ist niemals abgeschrieben worden und seit vielen Jahren verstoben. Ich hatte für die kleine Production eine besondere Vorliebe. Die reine heiße Neigung der beiden jungen Personen war durch die komisch tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschmächt: die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch behandelt. Nicht ganz

so höflich ließ ich das Büchlein selber sprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdrückte:

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen;
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen.

Vorbereitet auf alles was man gegen den Werther vorbringen würde, fand ich so viele Widerreden keineswegs verdrießlich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sey: denn anstatt daß mir jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verbündliches gesagt hätte, so wollten sie sämmtlich ein- für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sey? worüber ich denn sehr ärgerlich wurde, und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn diese Frage zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form zerstören müssen, wodurch ja die wahrhaften Bestandtheile selbst, wo nicht vernichtet, wenigstens zerstreut und verzettelt worden wären. Näher betrachtet konnte ich jedoch dem Publicum die Forderung nicht verübeln. Jerusalems Schicksal hatte großes Aufsehen gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbescholtener junger Mann, der Sohn eines der ersten Gottesgelehrten und Schriftstellers, gesund und wohlhabend, ging auf einmal, ohne bekannte Veranlassung, aus der Welt. Jedermann fragte nun, wie das möglich gewesen sey? und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Gesellschaft begegnet, sprach, der ganze Mittelstand aufgeregt, und jedermann wünschte das Genauere zu erfahren. Nun erschien im Werther eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wieder zu finden meinte. Localität und Persönlichkeit trafen zu, und bei der großen Natürlichkeit der Darstellung glaubte man sich nun vollkommen unterrichtet und

befriedigt. Dagegen aber, bei näherer Betrachtung, paßte wieder so vieles nicht, und es entstand für die, welche das Wahre suchten, ein unerträgliches Geschäft, indem eine sondernde Kritik hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen: denn was ich von meinem Leben und Leiden der Composition zugewendet hatte, ließ sich nicht entziffern, indem ich, als ein unbemerkter junger Mensch, mein Wesen zwar nicht heimlich, aber doch im stillen getrieben hatte.

Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie sehr begünstigt jener Künstler gewesen, dem man Gelegenheit gab eine Venus aus mehreren Schönheiten herauszustudiren, und so nahm ich mir auch die Erlaubniß, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren. Das forschende Publicum konnte daher Aehnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Diese mehrern Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil jedermann der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sey? Ich suchte mir wie Nathan mit den drei Ringen durchzuhelfen, auf einem Auswege, der freilich höheren Wesen zukommen mag, wodurch sich aber weder das gläubige, noch das lesende Publicum will befriedigen lassen. Dergleichen peinliche Forschungen hoffte ich in einiger Zeit loszuwerden; allein sie begleiteten mich durchs ganze Leben. Ich suchte mich davor auf Reisen durchs Incognito zu retten, aber auch dieses Hülfsmittel wurde mir unversehens vereitelt; und so war der Verfasser jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches gethan, dafür genugsam, ja übermäßig durch solche unausweichliche Zudringlichkeiten bestraft.

Auf diese Weise bedrängt, ward er nur allzu sehr gewahr, daß Autoren und Publicum durch eine ungeheure Kluft getrennt sind, wovon sie, zu ihrem Glück, beiderseits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Verreden seyen, hatte er schon längst eingesehen; denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung giebt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten so viel er will, das Publicum wird immer fortfahren die Forderungen an ihn zu machen, die er schon abzulehnen suchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leser, die uns besonders bei denen, welche ihr Urtheil drucken lassen, ganz komisch auffällt,

Sie.
Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht, ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Vertrauen.

A. Was krähſt du mir und thuſt ſo groß?
B. „Hab' ich doch ein köſtlich Liebchen!“ —
A So weiſ' mir ſie doch! Wer iſt ſie denn?
Die kennt wohl manches Bübchen!

B. „Kennſt du ſie denn, du Lumpenhund?“ —
A. Das will ich grad' nicht ſagen;
Doch hat ſie wohl auch zu guter Stund
Dem und Jenem nichts abgeſchlagen.

B. „Wer iſt denn der Der und der Jener denn?
Das ſollſt du mir bekennen!
Ich ſchlage dir gleich den Schädel ein,
Wenn du ſie mir nicht kannſt nennen!“

A. Und ſchlügſt du mir auch gleich den Schädel ein,
Da könnt' ich ja nimmer reden;
Und wenn du denkſt: „mein Schätzel iſt gut!“
Iſt weiter ja nichts vonnöthen.

ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leistet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem was sie eigentlich wollten und wünschten, ob sie gleich kurz vorher, ehe sie unsere Arbeit gesehen, noch gar keinen Begriff hatten, daß so etwas vorhanden oder nur möglich seyn könnte. Alles dieses bei Seite gesetzt, so war nun das größte Glück oder Unglück, daß jedermann von diesem seltsamen jungen Autor, der so unvermuthet und so kühn hervorgetreten, Kenntniß gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu sehen, zu sprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und so hatte er einen höchst bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerstreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es lagen angefangene Arbeiten genug vor ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu thun gewesen, wenn er mit hergebrachter Liebe sich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünstigen kann, in den Lärm des Tageslichts hervorgezogen, wo man sich in andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil die äußern Berührungen niemals mit der Epoche unserer innern Cultur zusammentreffen, und uns daher, da sie nicht fördern können, nothwendig schaden müssen.

Doch mehr als alle Zerstreuungen des Tags hielt den Verfasser von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust ab, die über jene Gesellschaft gekommen war, alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes vorging, zu dramatisiren. Was dieses Kunstwort — denn ein solches war es in jener productiven Gesellschaft — eigentlich bedeutete, ist hier auseinander zu setzen. Durch ein geistreiches Zusammenseyn an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hatte, um größere Compositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Verfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen.

An dieser genialisch-leidenschaftlich durchgesetzten Uebung bestätigte sich jene eigentlich poetische Denkweise. Man ließ nämlich Gegenstände, Begebenheiten, Personen an und für sich, so wie in allen Verhältnissen bestehen, man suchte sie nur deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Beschauers in lebendigen Formen bewegen. Man könnte diese Productionen belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet waren. Das Jahrmarktsfest ist ein solches, oder vielmehr eine Sammlung solcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener Societät lebende Glieder, oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den meisten verborgen, alle lachten, und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Der Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen Gottes gilt für einen Beleg anderer Art; die kleinsten finden sich unter den gemischten Gedichten, sehr viele sind zerstoben und verloren gegangen, manche noch übrige lassen sich nicht wohl mittheilen. Was hiervon im Druck erschienen, vermehrte nur die Bewegung im Publicum, und die Neugierde auf den Verfasser; was handschriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächsten Kreis, der sich immer erweiterte. Dr. Bahrdt, damals in Gießen, besuchte mich, scheinbar höflich und zutraulich; er scherzte über den Prolog, und wünschte ein freundliches Verhältniß. Wir jungen Leute aber fuhren fort kein geselliges Fest zu begehen, ohne mit stiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literarisches Meteor angestaunt zu werden, so suchte er mit freudiger Bescheidenheit den bewährtesten Männern des Vaterlands seine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Justus Möser zu nennen ist. Dieses unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze, staatsbürgerlichen Inhalts, waren schon seit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte was irgend würdig zu seiner Zeit, besonders aber im Druck sich bewerthat. Mösers Tochter, Frau von Voigt, war beschäftigt diese zerstreuten Blätter zu sammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum

erwarten, und ich setzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu versichern, daß die für einen bestimmten Kreis berechneten wirksamen Aufsätze, sowohl der Materie als der Form nach, überall zum Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen diese Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Besorgniß, die sie gehegt, durch diese Erklärung vorläufig gehoben worden.

An diesen kleinen Aufsätzen, welche sämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir sehen eine Verfassung auf der Vergangenheit ruhen, und noch als lebendig bestehen. Von der einen Seite hält man am Herkommen fest, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man sich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Lust und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz, ja schädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei setzt der Verfasser die Verhältnisse der Stände aus einander, so wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechselseitig stehen! Man erfährt ihre Gerechtsame zugleich mit den rechtlichen Gründen; es wird uns bekannt, wo das Grundcapital des Staats liegt und was es für Interessen bringt. Wir sehen den Besitz und seine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verschiedener Art, sodann den mannichfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengesetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanse, finden wir in der ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Producte des Landes zueignen, und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dieß zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer, welche der See anwohnen, herausgesetzt, und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämerei untergraben werden; wir sehen den

Verfall als den Erfolg von mancherlei Urſachen, und dieſen Erfolg wieder als die Urſache neuen Verfalls, in einem ewigen ſchwer zu löſenden Cirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine ſo deutliche Weiſe hin, daß man noch glaubt ſich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfaſſer die gründlichſte Einſicht in die beſonderſten Umſtände ſehen. Seine Vorſchläge, ſein Rath, nichts iſt aus der Luft gegriffen, und doch ſo oft nicht ausführbar; deßwegen er auch die Sammlung patriotiſche Phantaſien genannt, obgleich alles ſich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienweſen ruht, ſo wendet er auch dahin vorzüglich ſeinen Blick. Als Gegenſtände ſeiner ernſten und ſcherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles, was in der bürgerlichen und ſittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenſtände erſchöpfen wollte, die er behandelt. Und dieſe Behandlung iſt bewunderns würdig. Ein vollkommener Geſchäftsmann ſpricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einſichtige wohlwollende Regierung ſich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, ſondern in den mannichfaltigſten Formen, die man poetiſch nennen könnte, und die gewiß in dem beſten Sinn für rhetoriſch gelten müſſen. Immer iſt er über ſeinen Gegenſtand erhaben, und weiß uns eine heitere Anſicht des Ernſteſten zu geben; bald hinter dieſer, bald hinter jener Maske halb verſteckt, bald in eigener Perſon ſprechend, immer vollſtändig und erſchöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironiſch, durchaus tüchtig, rechtſchaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieſes alles ſo abgemeſſen, daß man zugleich den Geiſt, den Verſtand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geſchmack und Charakter des Schriftſtellers bewundern muß. In Abſicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenſtände, auf tiefe Einſicht, freie Ueberſicht, glückliche Behandlung, ſo gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein ſolcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff ſtand es zu erfaſſen. In die Formen ſeines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen ſich eines ſo

reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerspenstigsten Gegenstände mit so viel Freiheit zu handhaben?

Doch das ist unser schönster und süßester Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verursacht, daß wir das, was wir schätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns selbst hervorbringen und darstellen möchten.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche sich im Publicum verbreitete, ergab sich eine andere, für den Verfasser vielleicht von größerer Bedeutung, indem sie sich in seiner nächsten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun so großes Aufsehen machten, schon im Manuscript gekannt hatten, und sie deßhalb zum Theil als die ihrigen ansahen, triumphirten über den guten Erfolg, den sie, kühn genug, zum voraus geweissagt. Zu ihnen fanden sich neue Theilnehmer, besonders solche, welche selbst eine productive Kraft in sich spürten, oder zu erregen und zu hegen wünschten.

Unter den ersteren that sich Lenz am lebhaftesten und gar sonderbar hervor. Das Aeußerliche dieses merkwürdigen Menschen ist schon umrissen, seines humoristischen Talents mit Liebe gedacht: nun will ich von seinem Charakter mehr in Resultaten als schildernd sprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umschweife seines Lebensganges zu begleiten, und seine Eigenheiten darstellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbstquälerei, welche, da man von außen und von andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die vorzüglichsten Geister beunruhigte. Was gewöhnliche Menschen, die sich nicht selbst beobachten, nur vorübergehend quält, was sie sich aus dem Sinne zu schlagen suchen, das ward von den bessern scharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber gesellten sich die strengsten sittlichen Forderungen an sich und andere zu der größten Fahrlässigkeit im Thun, und ein aus dieser halben Selbstkenntniß entspringender Dünkel verführte zu den seltsamsten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem solchen Abarbeiten in der Selbstbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende empirische Psychologie, die nicht gerade alles was uns

innerlich beunruhigt, für bös und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; und so war ein ewiger, nie beizulegender Streit erregt. Diesen zu führen und zu unterhalten, übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeschäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und so litt er im allgemeinen von der Zeitgesinnung, welche durch die Schilderung Werthers abgeschlossen seyn sollte; aber ein individueller Zuschnitt unterschied ihn von allen übrigen, die man durchaus für offene redliche Seelen anerkennen mußte. Er hatte nämlich einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen, und eben deßwegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Schelm in der Einbildung; seine Liebe wie sein Haß waren imaginär; mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben, und vernichtete sein Werk immer wieder selbst; und so hat er niemand den er liebte, jemals genutzt, niemand den er haßte, jemals geschadet, und im ganzen schien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte; und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurtheilen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barockesten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchlosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um so mehr viele Stunden verschlendern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtniß immer viel Frucht brachte, und seine originelle Denkweise mit mannichfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit liefländischen Cavalieren nach Straßburg gesendet, und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterließ eine

Geliebte, an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das kostbare Herz seinem abwesenden Freunde zu erhalten, beschloß nun, selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die übrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Desto besser für ihn! denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches desto länger dauern konnte, als sie es ihm gleichfalls spielend erwiederte, ihn bald anzog, bald abstieß, bald hervorrief, bald hintansetzte. Man sey überzeugt, daß wenn er zum Bewußtseyn kam, wie ihm denn das zuweilen zu geschehen pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe.

Uebrigens lebte er, wie sein Zöglinge, meistens mit Officieren der Garnison, wobei ihm die wunderlichsamen Anschauungen, die er später in dem Lustspiel: Die Soldaten aufstellte, mögen geworden seyn. Indessen hatte diese frühe Bekanntschaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er sich für einen großen Kenner des Waffenwesens hielt; auch hatte er wirklich dieses Fach nach und nach so im Detail studirt, daß er einige Jahre später ein großes Memoire an den französischen Kriegsminister aufsetzte, wovon er sich den besten Erfolg versprach. Die Gebrechen jenes Zustandes waren ziemlich gut gesehen, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt sich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden schlechten Dank, die ihn theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerstand abhielten, dieses phantastische Werk, das schon sauber abgeschrieben, mit einem Briefe begleitet, couvertirt und förmlich adressirt war, zurückzuhalten und in der Folge zu verbrennen.

Mündlich und nachher schriftlich hatte er mir die sämmtlichen Irrgänge seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten, und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er sich gränzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem unendlichen Faden ohne Absicht hinspann. Vielleicht wird es dereinst

möglich, nach dieſen Prämiſſen ſeinen Lebensgang bis zu der Zeit, da er ſich in Wahnſinn verlor, auf irgend eine Weiſe anſchaulich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das nächſte, was eigentlich hierher gehört.

Kaum war Götz von Berlichingen erſchienen, als mir Lenz einen weitläufigen Aufſatz zuſendete, auf geringes Conceptpapier geſchrieben, deſſen er ſich gewöhnlich bediente, ohne den mindeſten Rand weder oben noch unten, noch an den Seiten zu laſſen. Dieſe Blätter waren betitelt: über unſere Ehe, und ſie würden, wären ſie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und ſein Weſen noch ſehr im Dunkeln ſchwebte. Das Hauptaltſehen dieſer weitläufigen Schrift war, mein Talent und das ſeinige neben einander zu ſtellen; bald ſchien er ſich mir zu ſubordiniren, bald ſich mir gleichzuſetzen; das alles aber geſchah mit ſo humoriſtiſchen und zierlichen Wendungen, daß ich die Anſicht, die er mir dadurch geben wollte, um ſo tiefer aufnahm, als ich ſeine Gaben wirklich ſehr hoch ſchätzte, und immer nur darauf drang, daß er aus dem formloſen Schweifen ſich zuſammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunſtgemäßer Faſſung benutzen möchte. Ich erwiederte ſein Vertrauen freundlichſt, und weil er in ſeinen Blättern auf die innigſte Verbindung drang — wie denn auch ſchon der wunderliche Titel andeutete — ſo theilte ich ihm von nun an alles mit, ſowohl das ſchon Gearbeitete als was ich vorhatte; er ſendete mir dagegen nach und nach ſeine Manuſcripte, den Hofmeiſter, den neuen Menoza, die Soldaten, die Luſtſpiele nach dem Plautus, und jene Ueberſetzung des engliſchen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.

Bei dieſen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakoniſchen Vorberichte ſich dahin äußerte, als ſey der Inhalt dieſes Aufſatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, ſchon vor einigen Jahren, als Vorleſung, einer Geſellſchaft von Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit alſo, wo Götz noch nicht geſchrieben geweſen. In Lenzens Straßburger Verhältniſſen ſchien ein literariſcher Cirkel, den ich nicht kennen ſollte, etwas problematiſch; allein ich ließ es hingehen, und verſchaffte ihm zu dieſer, wie zu ſeinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im mindeſten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichſten Gegenſtande ſeines imaginären Haſſes, und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung erſehen hatte.

Vorübergehend will ich nur, der Folge wegen, noch eines guten Gesellen gedenken, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erst ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Gesellschaft, nicht ohne Geist, Talent und Unterricht. Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus allem was ich verhatte, kein Geheimniß machte, so erzählte ich ihm, wie andern, meine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe von Gretchen. Er faßte das Sujet auf, und benutzte es für ein Trauerspiel: die Kindesmörderin. Es war das erstemal, daß mir jemand etwas von meinen Vorsätzen wegschnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Vorwegnahmen nachher noch oft genug erlebt, und hatte mich, bei meinem Zaudern und Beschwatzen so manches Vorgesetzten und Eingebildeten, nicht mit Recht zu beschweren.

Wenn Redner und Schriftsteller, in Betracht der großen Wirkung, welche dadurch hervorzubringen ist, sich gern der Contraste bedienen, und sollten sie auch erst aufgesucht und herbeigeholt werden, so muß es dem Verfasser um so angenehmer seyn, daß ein entschiedener Gegensatz sich ihm anbietet, indem er nach Lenz von Klinger zu sprechen hat. Beide waren gleichzeitig, bestrebten sich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin, und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als thätiger Geschäftsmann, erhält sich noch bis auf diese Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die sich von selbst ergiebt, sprechen, in so fern es nöthig ist, da er nicht im verborgenen so manches geleistet und so vieles gewirkt, sondern beides in weiterem und näherem Kreise noch in gutem Andenken und Ansehen steht.

Klingers Aeußeres — denn von diesem beginne ich immer am liebsten — war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett, und man konnte ihn für das hübscheste Mitglied der ganzen kleinen Gesellschaft ansprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt.

Man liebt an dem Mädchen was es ist, und an dem Jüngling was er ankündigt; und so war ich Klingers Freund, sobald ich ihn kennen

Stoßſeufzer.

Ach, man ſparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſeyn —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

Erinnerung.

Er.

Gedenkſt du noch der Stunden,
Wo eins zum andern drang?

Sie.

Wenn ich dich nicht gefunden,
War mir der Tag ſo lang.

Er.

Dann herrlich! ein Selbander,
Wie es mich noch erfreut.

Sie.

Wir irrten uns an einander;
Es war eine ſchöne Zeit.

---

und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner seyn, wenn er sich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen hie und da verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein jeder theoretisch zwischen Erkennen und Irren, praktisch zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüthe und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun dieses mit und in einer größern Masse geschah, und sie sich unter einander einer verständlichen, aus der allgemeinen Natur und aus der Volkseigenthümlichkeit herfließenden Sprache mit Kraft und Wirkung bedienten, so waren ihnen früher und später alle Schulformen äußerst zuwider, besonders wenn sie, von ihrem lebendigen Ursprung getrennt, in Phrasen ausarteten und so ihre erste frische Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken — ein Verfahren, das ihnen keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eigenes Daseyn und Bildung schuldig geworden.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird nun desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durcherhält, und wenn eine Behandlungsart des Verkömmlichen, welche manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, welches ohnedem die Tugend der geborenen Reichsbürger niemals gewesen — aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stätigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung

hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer Willigis, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte.

Es dauerte nicht lange, so kam ich auch mit Lavater in Verbindung. Der Brief des Pastors an seinen Collegen hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet; denn manches traf mit seinen Gesinnungen vollkommen überein. Bei seinem unablässigen Treiben ward unser Briefwechsel bald sehr lebhaft. Er machte so eben ernstliche Anstalten zu seiner größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publicum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Christusbilder zu schicken, und ob ich gleich so gut wie gar nichts leisten konnte, so wollte er doch von mir ein- für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorstellte. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherlei Scherzen Anlaß, und ich wußte mir gegen seine Eigenheiten nicht anders zu helfen, als daß ich die meinigen hervorkehrte.

Die Anzahl derer, welche keinen Glauben an die Physiognomik hatten, oder doch wenigstens sie für ungewiß und trüglich halten, war sehr groß, und sogar viele, die es mit Lavater gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu versuchen und ihm wo möglich einen Streich zu spielen. Er hatte sich in Frankfurt bei einem nicht ungeschickten Maler die Profile mehrerer namhaften Menschen bestellt. Der Absender erlaubte sich den Scherz, Bahrdts Porträt zuerst statt des meinigen abzuschicken, wogegen eine zwar muntere, aber donnernde Epistel zurückkam, mit allen Trümpfen und Betheurungen, daß dieß mein Bild nicht sey, und was Lavater sonst alles zu Bestätigung der physiognomischen Lehre bei dieser Gelegenheit mochte zu sagen haben. Mein wirkliches nachgesendetes ließ er eher gelten; aber auch hier schon that sich der Widerstreit hervor, in welchem er sich sowohl mit den Malern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und genug arbeiten, diese, bei allen Vorzügen welche sie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menschheit und den Menschen hegte, als daß er nicht durch das Besondere, wodurch der Einzelne zur Person wird, einigermaßen hätte abgestoßen werden sollen.

Der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte, war so genau mit der Vorstellung

verwandt, die er von Chriſto lebendig in ſich trug, daß es ihm unbegreiflich ſchien, wie ein Menſch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Chriſt zu ſeyn. Mein Verhältniß zu der chriſtlichen Religion lag bloß in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener phyſiſchen Verwandtſchaft, zu welcher Lavater ſich hinneigte, nicht den mindeſten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines ſo geiſt- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich, ſo wie auf Mendelsſohn und andere losging und behauptete, man müſſe entweder mit ihm ein Chriſt, ein Chriſt nach ſeiner Art werden, oder man müſſe ihn zu ſich hinüberziehen, man müſſe ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man ſeine Beruhigung finde. Dieſe Forderung, ſo unmittelbar dem liberalen Weltſinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegenſtehend, that auf mich nicht die beſte Wirkung. Alle Bekehrungsverſuche, wenn ſie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proſelyten auserſah, ſtarr und verſtockt, und dieſes war um ſo mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat. Entweder Chriſt oder Atheiſt! Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Chriſtenthum nicht laſſen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, ſo könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entſchließen, zumal da ich ſähe, daß niemand recht wiſſe, was beides eigentlich heißen ſolle.

Dieſes Himmdwiederſchreiben, ſo heftig es auch war, ſtörte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war ſeiner Lehre gewiß, und bei dem entſchiedenen Vorſatz, ſeine Ueberzeugung in der Welt auszutreiten, ließ er ſich's gefallen, was nicht durch Kraft geſchehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menſchen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinſtimmt und deren früheſte Bildung, ſtätig zuſammenhängend mit der ſpätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zarteſten ſittlichen Anlagen geboren, beſtimmte er ſich zum Geiſtlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne ſich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um ſo viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeiſt der Zeit ergriffen, der jedem ſehr ſchmeichleriſch in die Ohren raunte, man habe, ohne viele äußere Hülfsmittel, Stoff und Gehalt genug in ſich ſelbſt, alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geiſtlichen,

sittlich im täglichen Sinne, religiös im höhern auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein. Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb, und seine liebste Beschäftigung, wie auf sich selbst, so auf andere zu merken: jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieses durch einen scharfen Blick auf das äußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er. Weil nun aber unser inneres sittliches Wesen in äußern Bedingungen verkörpert ist, es sey nun, daß wir einer Familie, einem Stande, einer Gilde, einer Stadt oder einem Staate angehören, so mußte er zugleich, in so fern er wirken wollte, alle diese Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung setzen, wodurch denn freilich mancher Anstoß, manche Verwickelung entsprang, besonders da das Gemeinwesen, als dessen Glied er geboren war, in der genauesten und bestimmtesten Beschränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß. Schon der republikanische Knabe gewöhnt sich über das öffentliche Wesen zu denken und mitzusprechen. In der ersten Blüthe seiner Tage sieht sich der Jüngling, als Zunftgenosse, bald in dem Fall, seine Stimme zu geben und zu versagen. Will er gerecht und selbstständig urtheilen, so muß er sich von dem Werth seiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß sie kennen lernen, er muß sich nach ihren Gesinnungen, nach ihren Kräften umthun, und so, indem er andere zu erforschen trachtet, immer in seinen eigenen Busen zurückkehren.

In solchen Verhältnissen übte sich Lavater früh, und eben diese Lebensthätigkeit scheint ihn mehr beschäftigt zu haben als Sprachstudien, als jene sondernde Kritik, die mit ihnen verwandt, ihr Grund so wie ihr Ziel ist. In späteren Jahren, da sich seine Kenntnisse, seine Einsichten unendlich weit ausgebreitet hatten, sprach er doch im Ernst und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt sey; und gerade einem solchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuschreiben, daß er sich an den Buchstaben der Bibel, ja der Bibelübersetzung hielt, und freilich für das, was er suchte und beabsichtigte, hier genugsame Nahrung und Hülfsmittel fand.

Aber gar bald ward jener zunft- und gildemäßig langſam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gerecht zu ſeyn wird dem Jüngling nicht ſchwer, und ein reines Gemüth verabſcheut die Ungerechtigkeit, deren es ſich ſelbſt noch nicht ſchuldig gemacht hat. Die Bedrückungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, ſchwerer waren ſie vor Gericht zu bringen. Lavater geſellt ſich einen Freund zu, und beide bedrohen, ohne ſich zu nennen, jenen ſtrafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man ſieht ſich genöthigt ſie zu unterſuchen. Der Schuldige wird beſtraft, aber die Veranlaſſer dieſer Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht geſcholten. In einem wohleingerichteten Staate ſoll das Rechte ſelbſt nicht auf unrechte Weiſe geſchehen.

Auf einer Reiſe, die Lavater durch Deutſchland macht, ſetzt er ſich mit gelehrten und wohldenkenden Männern in Berührung; allein er befeſtigt ſich dabei nur mehr in ſeinen eigenen Gedanken und Ueberzeugungen: nach Hauſe zurückgekommen, wirkt er immer freier aus ſich ſelbſt. Als ein edler guter Menſch fühlt er in ſich einen herrlichen Begriff von der Menſchheit, und was dieſem allenfalls in der Erfahrung widerſpricht, alle die unläugbaren Mängel, die einen jeden von der Vollkommenheit ablenken, ſollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die ſich in der Mitte der Zeiten in die menſchliche Natur herabgeſenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzuſtellen.

So viel vorerſt von den Anfängen dieſes merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unſeres perſönlichen Zuſammentreffens und Beiſammenſeyns. Denn unſer Briefwechſel hatte nicht lange gedauert, als er mir und andern ankündigte, er werde bald, auf einer vorzunehmenden Rheinreiſe, in Frankfurt einſprechen. Sogleich entſtand im Publicum die größte Bewegung: alle waren neugierig, einen ſo merkwürdigen Mann zu ſehen; viele hofften für ihre ſittliche und religiöſe Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten ſich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun, die Einbildiſchen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen ſie ſich ſelbſt beſtärkt hatten, zu verwirren und zu beſchämen, und was ſonſt alles Williges und Unwilliges einen bemerkten Menſchen erwartet, der ſich mit dieſer gemiſchten Welt abzugeben gedenkt.

Unſer erſtes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns aufs freundlichſte, und ich fand ihn gleich, wie mir ihn ſo manche Bilder ſchon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht

gesehen hat und nicht wieder sehen wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihn dagegen, nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen. Nun kamen zwar sogleich die bedeutendsten Punkte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am wenigsten vereinigen konnten; allein dieselben ausführlich zu behandeln, ward uns nicht Raum gelassen und ich erfuhr, was mir noch nie vorgekommen.

Wir andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen, schon schwer fällt, sich auch nur mit Wenigen zu verständigen. Allein Lavater war ganz anders gesinnt: er liebte seine Wirkungen ins weite und breite auszudehnen; ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe seyn möchte. Fügte sich hierzu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu jedermanns Befriedigung das Gehörige zu erwiedern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizerdialekt, und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung: ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantenen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei manchen fortgewirkt: denn selbstische Menschen sind wohl zugleich auch gut; es kommt

nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde.

Was ihm dagegen die größte Pein verursachte, war die Gegenwart solcher Personen, deren äußere Häßlichkeit sie zu entschiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutsamkeit der Gestalten unwiderruflich stempeln mußte. Sie wendeten gewöhnlich einen hinreichenden Menschenverstand, ja sonstige Gaben und Talente, leidenschaftlich mißwollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkräften, die für ihre Persönlichkeit beleidigend schien; denn es fand sich nicht leicht jemand so großdenkend wie Sokrates, der gerade seine faunische Hülle zu Gunsten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte, die Verstockung solcher Gegner war ihm fürchterlich, sein Gegenstreben nicht ohne Leidenschaft, so wie das Schmelzfeuer die widerstrebenden Erze als lästig und feindselig anfauchen muß.

Unter solchen Umständen war an ein vertrauliches Gespräch, an ein solches, das Bezug auf uns selbst gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Beobachtung der Art, wie er die Menschen behandelte, sehr belehrt, jedoch nicht gebildet fand; denn meine Lage war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert keine seiner Bemühungen: denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Sämanne allzu bescheiden eingesteht; wer aber künstlerisch verfährt, der hat in jedem Werke alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leser mich zu machen pflegten, und aus welchen Ursachen ich höchst abgeneigt war, mich mit ihnen zu verständigen. Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der Lavater'schen Wirksamkeit nur allzu sehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe, und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren ablehnenden Menschen anstieß.

Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk, die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. Mit alle dem mußte er sich so gut wie die andern

exorcisiren lassen; denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav, wie die Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen, welche dereinst in dem großen Werke der Physiognomik angehäuft werden sollten.

Für mich war der Umgang mit Lavater höchst wichtig und lehrreich: denn seine dringenden Anregungen brachten mein ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb; freilich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung, die mich schon ergriffen hatte, sich nur vermehrte; allein es war so viel unter uns zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indessen die Unterhaltungen Lavaters und der Fräulein von Klettenberg. Hier standen nun zwei entschiedene Christen gegen einander über, und es war ganz deutlich zu sehen, wie sich eben dasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbildet. Man wiederholte so oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Mensch habe seine eigene Religion, seine eigene Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dieß nicht geradezu behauptete, so konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Männer und Frauen einen verschiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verhielt sich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingiebt, alle Freude und Hoffnung auf seine Person legt, und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut. Lavater hingegen behandelte den seinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hoch preist, und eben deßwegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist. Welch ein Unterschied zwischen beiderlei Richtung, wodurch im allgemeinen die geistigen Bedürfnisse der zwei Geschlechter ausgesprochen werden! Daraus mag es auch zu erklären seyn, daß zärtere Männer sich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Ausbund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet, und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben gespielt haben.

Wie meine beiden Freunde zu einander standen, wie sie gegen

einander gesinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Gesprächen, denen ich beiwohnte, sondern auch aus Eröffnungen, welche mir beide insgeheim thaten. Ich konnte weder dem einen noch dem andern völlig zustimmen; denn mein Christus hatte auch seine eigene Gestalt nach meinem Sinne angenommen. Weil sie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten lassen, so quälte ich sie mit allerlei Paradoxien und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwischen Wissen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung, allein die beiden Worte und die Begriffe, die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, eins sey so unzuverlässig als das andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunsten beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, sagte ich, komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sey völlig gleichgültig. Der Glaube sey ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dieß hänge von unsern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab, und sey ganz gleichgültig. Der Glaube sey ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sey es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse. Das Wissen fange vom Einzelnen an, sey endlos und gestaltlos, und könne niemals, höchstens nur träumerisch, zusammengefaßt werden, und bleibe also dem Glauben geradezu entgegengesetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entspringenden Irrsale mögen, poetisch dargestellt, aufregend und unterhaltend seyn, im Leben aber stören und verwirren sie das Gespräch. Ich ließ daher Lavatern gern mit allen denjenigen allein, die sich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand mich für diese Entbehrung genugsam entschädigt durch die Reise, die wir zusammen nach Ems antraten. Ein schönes Sommerwetter begleitete uns: Lavater war heiter und allerliebst: denn bei einer

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl beſſer ſeyn,
Als ich bin! Was wär' es.
Soll ich aber beſſer ſeyn,
Als du biſt; ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wohl beſſer ſeyn,
Als ſo mancher andre!
Willſt du beſſer ſeyn, als wir,
Lieber Freund, ſo wandre.

Geſtändniß.

A.

Du toller Wicht, geſteh nur offen:
Man hat dich auf manchem Fehler betroffen!

B.

Ja wohl! doch macht' ich ihn wieder gut.

A.

Wie denn?

B.

Ei, wie's ein jeder thut.

A.

Wie haſt du denn das angefangen?

B.

Ich hab' einen neuen Fehler begangen,
Darauf waren die Leute ſo verſeſſen
Daß ſie des alten gern vergeſſen.

---

religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig, und mochte das gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Gränzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er einem auf die Achsel zu klopfen, und den Verwegenen durch ein treuherziges Bisch guet! zur Sitte aufzufordern. Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß seines Charakters als in der Regelung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Ems sah ich ihn gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt, und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß ich sie kaum verlassen durfte.

Aber ich sollte so bald nicht wieder zur Ruhe kommen; denn Basedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entschiedenern Contrast konnte man nicht sehen als diese beiden Männer. Schon der Anblick Basedows deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedow'schen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenliedern, Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbraunen hervorblinkend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedows heftige rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht, und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen; daß die alten

Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lebenswürdig, und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zu Beförderung der Thätigkeit und einer frischern Weltanschauung lag: allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammensteht, und sie deßhalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen zersplittert sie ganz und gar, indem das, was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht; weßwegen es auch jener sinnlich-methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Ames Comenius zuerkennen müssen.

Viel wunderbarer jedoch, und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedows Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und jedermann gab ihm gern zu, was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavater. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort für Wort bis auf den heutigen Tag für geltend annahm, und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel, alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eigenen, einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch, und am unvorsichtigsten, verfuhr er mit denjenigen Vorstellungen, die sich nicht unmittelbar aus der Bibel, sondern von ihrer Auslegung herschreiben, mit jenen Ausdrücken, philosophischen Kunstworten oder sinnlichen Gleichnissen, womit die Kirchenväter und Concilien sich das Unaussprechliche zu verdeutlichen oder die Ketzer zu bestreiten gesucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weise erklärte er sich vor jedermann als den abgesagtesten Feind der Dreieinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugestandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgespräch von dieser Unterhaltung

sehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypostasis und Ousia, so wie das Prosopon immer wieder verführen lassen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen, und wagte das Verwegene mit Verwegenerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiste wieder neue Anregung, und weil Basedow viel belesener war, auch die Fechterstreiche des Disputirens gewandter als ich Naturalist zu führen wußte, so hatte ich mich immer mehr anzustrengen, je wichtigere Punkte unter uns abgehandelt wurden.

Eine so herrliche Gelegenheit mich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen lassen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigsten Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavater ausging! Reinlich wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr, als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm nach ausgerauchter Pfeife sogleich wieder aufschlug, und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedow'schen Stinkschwamm, und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen; woran er großen Spaß hatte, mir die widerliche Bereitung recht zum Ekel umständlich auseinandersetzte, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu behagte. Denn dieses war eine von den tiefgewurzelten übeln Eigenheiten des so trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbefangensten tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er niemand sehen; durch grinsenden Spott mit heiserer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab.

Um wie viel größer war nun meine Sehnsucht nach Lavater! Auch er schien sich zu freuen, als er mich wieder sah, vertraute mir manches bisher Erfahrene, besonders was sich auf den verschiedenen Charakter der Mitgäste bezog, unter denen er sich schon viele Freunde und Anhänger zu

verſchaffen gewußt. Nun fand ich ſelbſt manchen alten Bekannten, und an denen, die ich in Jahren nicht geſehen, fing ich an die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Männer altern, und die Frauen ſich verändern. Die Geſellſchaft nahm täglich zu. Es ward unmäßig getanzt und, weil man ſich in den beiden großen Badehäuſern ziemlich nahe berührte, bei guter und genauer Bekanntſchaft mancherlei Scherz getrieben. Einſt verkleidete ich mich in einen Dorfgeiſtlichen, und ein namhafter Freund in deſſen Gattin; wir fielen der vornehmen Geſellſchaft durch allzugroße Höflichkeit ziemlich zur Laſt, wodurch denn jedermann in guten Humor verſetzt wurde. An Abend-, Mitternacht- und Morgenſtändchen fehlte es auch nicht, und wir jüngern genoſſen des Schlafs ſehr wenig.

Im Gegenſatze zu dieſen Zerſtreuungen brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Baſedow zu. Dieſer legte ſich nie zu Bette, ſondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er ſich aufs Lager und ſchlummerte, indeſſen ſein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig ſitzen blieb, und ſogleich bereit war fortzuſchreiben, wenn der Halberwachte ſeinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß alles geſchah in einem dichtverſchloſſenen, von Tabaks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz ausſetzte, ſprang ich zu Baſedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu ſprechen und zu disputiren geneigt war, und wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch ehe ich die Thüre hinter mir anzog, den Faden ſeiner Abhandlung ſo ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter nichts geweſen wäre.

Wir machten dann zuſammen auch manche Fahrt in die Nachbarſchaft, beſuchten die Schlöſſer, beſonders adeliger Frauen, welche durchaus mehr als die Männer geneigt waren etwas Geiſtiges und Geiſtliches aufzunehmen. Zu Naſſau, bei Frau von Stein, einer höchſt ehrwürdigen Dame, die der allgemeinſten Achtung genoß, fanden wir große Geſellſchaft. Frau von la Roche war gleichfalls gegenwärtig; an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier ſollte nun Lavater in phyſiognomiſche Verſuchung geführt werden, welche meiſt darin beſtand, daß man ihn verleiten wollte, Zufälligkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber beaugt genug, um ſich nicht täuſchen zu laſſen. Ich ſollte vor wie nach die Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und den Wohnort Lottens bezeugen, welchem Anſinnen ich mich nicht auf die artigſte

Weise entzog, dagegen die Kinder um mich versammelte, um ihnen recht seltsame Mährchen zu erzählen, welche aus lauter bekannten Gegenständen zusammengesonnen waren; wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein Glied meines Hörkreises mich etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten seyn möchte.

Basedow brachte das einzige vor, was Noth sey, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend; weßhalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredsamkeit, die Gemüther, wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff, und er, ohne das mindeste Gefühl wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinne höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavaters Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte, alles war auf einmal gestört und aufgehoben.

Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war heiße Zeit, und der Tabaksdampf mochte Basedows Gaumen noch mehr getrocknet haben; sehnlichst verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchst gierig dem Kutscher, dort stille zu halten. Ich aber, im Augenblicke, daß derselbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieterisch zu, er solle weiter fahren. Basedow, überrascht, konnte kaum mit heiserer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutscher nur heftiger an, der mir gehorchte. Basedow verwünschte mich, und hätte gern mit Fäusten zugeschlagen; ich aber erwiederte ihm mit der größten Gelassenheit: Vater, seyd ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu sagen. Glücklicherweise saht ihr das Bierzeichen nicht! es ist aus zwei verschränkten Triangeln zusammengesetzt. Nun werdet ihr über Einen Triangel gewöhnlich schon toll; wären euch die beiden zu Gesicht gekommen, man hätte euch müssen an Ketten legen. Dieser Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter; zwischendurch schalt und verwünschte er mich, und Lavater übte seine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des Juli Lavater ſich zur Abreiſe bereitete, fand Baſedow ſeinen Vortheil ſich anzuſchließen, und ich hatte mich in dieſe bedeutende Geſellſchaft ſchon ſo eingewohnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ſie zu verlaſſen. Eine ſehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine ſchrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme ſteht“ in Lipſens Stammbuch, und als es wohl aufgenommen wurde, um, nach meiner böſen Art, den Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Poſſen auf die nächſten Blätter. Ich freute mich den herrlichen Rhein wiederzuſehen, und ergötzte mich an der Ueberraſchung derer, die dieſes Schauſpiel noch nicht genoſſen hatten. Nun landeten wir in Coblenz; wohin wir traten, war der Zudrang ſehr groß, und jeder von uns dreien erregte nach ſeiner Art Antheil und Neugierde. Baſedow und ich ſchienen zu wetteifern, wer am unartigſten ſeyn könnte; Lavater benahm ſich vernünftig und klug, nur daß er ſeine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte, und dadurch, mit dem reinſten Willen, allen Menſchen vom Mittelſchlag höchſt auffallend erſchien.

Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstiſch in Coblenz habe ich in Knittelverſen aufbewahrt, die nun auch, mit ihrer Sippſchaft, in meiner neuen Ausgabe ſtehen mögen. Ich ſaß zwiſchen Lavater und Baſedow: der erſte belehrte einen Landgeiſtlichen über die Geheimniſſe der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte ſich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeiſter zu beweiſen, daß die Taufe ein veralteter und für unſere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch ſey. Und wie wir nun fürder nach Cöln zogen, ſchrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerſchritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Glücklicherweiſe hatte dieſes Weltkind auch eine Seite, die nach dem Himmliſchen deutete, welche nun auf eine ganz eigene Weiſe berührt werden ſollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Cöln die Gebrüder Jacobi treffen ſollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerkſamen Männern ſich jenen beiden merkwürdigen

Reisenden entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unserer großen, durch Herders scharfen Humor veranlaßten Unart entsprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß eben so viel Selbstgefälligkeit dazu gehöre, andern, die sich behaglich fühlen, wehe zu thun, als sich selbst oder seinen Freunden überflüssiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewisse Mißhelligkeit zwischen dem Ober- und Unterrhein entstanden, aber von so geringer Bedeutung, daß sie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Schon Sophie von la Roche gab uns den besten Begriff von diesen edlen Brüdern; Demoiselle Fahlmer, von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen, und jenem Kreise innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugniß von dem Werth der Gesellschaft, in der sie herangewachsen. Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unserer grellen oberdeutschen Manier; sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wohl bedürften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobi'schen Schwester, die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten, bei längerem und kürzerem Aufenthalt in Frankfurt, mit meiner Schwester die engste Verbindung geknüpft, und das ernste, starre, gewissermaßen liebelose Wesen Corneliens aufgeschlossen und erheitert, und so war uns denn ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unser erstes Begegnen in Cöln konnte daher sogleich offen und zutraulich seyn: denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hause gewirkt; man behandelte mich nicht wie bisher auf der Reise, bloß als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne, sondern man wendete sich auch besonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und schien geneigt auch von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich

nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieſer Reiſe ſo wenig geſorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor, und dieß mag die Urſache ſeyn, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das was man gedacht, die Bilder die man geſehen, laſſen ſich in dem Verſtand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz iſt nicht ſo gefällig, es wiederholt uns nicht die ſchönen Gefühle, und am wenigſten ſind wir vermögend uns enthuſiaſtiſche Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt ſich ihnen unbewußt. Andere, die uns in ſolchen Augenblicken beobachten, haben deßhalb davon eine klarere und reinere Anſicht als wir ſelbſt.

Religiöſe Geſpräche hatte ich bisher ſachte abgelehnt, und verſtändige Anfragen ſelten mit Beſcheidenheit erwiedert, weil ſie mir gegen das was ich ſuchte, nur allzu beſchränkt ſchienen. Wenn man mir ſeine Gefühle, ſeine Meinungen über meine eigenen Productionen aufdringen wollte, beſonders aber wenn man mich mit den Forderungen des Alltagsverſtandes peinigte und mir ſehr entſchieden vortrug, was ich hätte thun und laſſen ſollen, dann zerriß der Geduldsfaden, und das Geſpräch zerbrach oder zerbröckelte ſich, ſo daß niemand mit einer ſonderlich günſtigen Meinung von mir ſcheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir geweſen, mich freundlich und zart zu erweiſen; aber mein Gemüth wollte nicht geſchulmeiſtert, ſondern durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen, und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt ſeyn. Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm, und ſich nicht wunderſam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins, eine Anſchauung, die etwas Geſpenſtermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie iſt in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob ſie gleich im Augenblicke, wo ſie ſich unmittelbar am Leben und im Leben ſelbſt ausdrückte, jedermann ſeltſam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich ſcheinen mußte.

Cöln war der Ort, wo das Alterthum eine ſolche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms — denn ein nichtfertiges Werk iſt einem zerſtörten gleich — erregte die von Straßburg her gewohnten Gefühle. Kunſtbetrachtungen konnte ich nicht anſtellen: mir war zu viel und zu wenig gegeben, und niemand fand ſich, der mir aus dem Labyrinth des Geleiſteten und Beabſichtigten, der That und des

Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können, wie es jetzt wohl durch unsere fleißigen beharrlichen Freunde geschieht. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude, immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architectur nur da, um uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menschen, in einer Folge von Zeit nichts zu leisten ist, und daß in Künsten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachsen und gerüstet aus des Erfinders Haupt hervorspringt.

In diesen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnte ich nicht, daß mich das zarteste und schönste Gefühl so ganz nah erwartete. Man führte mich in Jabachs Wohnung, wo mir das was ich sonst nur innerlich zu bilden pflegte, wirklich und sinnlich entgegentrat. Diese Familie mochte längst ausgestorben seyn, aber in dem Untergeschoß, das an einen Garten stieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelrauten regelmäßig verziertes Estrich, hohe geschnitzte Sessel mit ausgenähten Sitzen und Rücken, Tischblätter, künstlich eingelegt, auf schweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheures Kamin und dem angemessenes Feuergeräthe, alles mit jenen früheren Tagen übereinstimmend und in dem ganzen Raume nichts neu, nichts heutig als wir selber. Was nun aber die hierdurch wundersam aufgeregten Empfindungen überschwenglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemälde über dem Kamin. Der ehemalige reiche Inhaber dieser Wohnung saß mit seiner Frau, von Kindern umgeben, abgebildet: alle gegenwärtig, frisch und lebendig, wie von gestern, ja von heute, und doch waren sie schon alle vorübergegangen. Auch diese frischen rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne diese kunstreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich, überwältigt von diesen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu sagen. Der tiefste Grund meiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle, was in meinem Gemüthe lag, mochte sich aufschließen und hervorbrechen: denn von dem Augenblick an ward ich, ohne weitere Untersuchung und Verhandlung, der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gefolg von diesem Seelen- und Geistesverein, wo alles, was in einem jeden lebte, zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neuesten und liebsten Balladen zu recitiren. Der König von Thule und „Es war ein Buhle frech genung“ thaten gute Wirkung, und ich trug sie um so gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch ans Herz geknüpft waren, und nur selten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leicht gewisse gegenwärtige Personen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht Unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Recitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deßhalb des Eigensinns und eines wunderlichen grillenhaften Wesens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichterische Darstellungsweise am meisten beschäftigte, und meinem Naturell eigentlich zusagte, so war mir doch auch das Nachdenken über Gegenstände aller Art nicht fremd, und Jacobi's originelle, seiner Natur gemäße Richtung gegen das Unerforschliche, höchst willkommen und gemüthlich. Hier that sich kein Widerstreit hervor, nicht ein christlicher wie mit Lavater, nicht ein didaktischer wie mit Basedow. Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir, mit unbedingtem Vertrauen, die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte! Aus einer so wundersamen Vereinigung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen konnten auch für mich nur Vorahnungen entspringen dessen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Glücklicherweise hatte ich mich auch schon von dieser Seite wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Daseyn und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehen hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben; genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die gränzenlose Uneigennützigkeit,

Schneider-Courage.

„Es iſt ein Schuß gefallen!
Mein! ſagt, wer ſchoß daraußʼ?"
Es iſt der junge Jäger,
Der ſchießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwei Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den — .

Catechiſation.

Lehrer.

Bedenk', o Kind! woher ſind dieſe Gaben?
Du kannſt nichts von dir ſelber haben.

Kind.

Ei! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe," mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu seyn in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" mir recht aus dem Herzen gesprochen ist. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinoza's centrastirte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande.

Nun war aber alles in der ersten Wirkung und Gegenwirkung, gährend und siedend. Fritz Jacobi, der erste, den ich in dieses Chaos hinein blicken ließ, er, dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiederte dasselbe und suchte mich in seinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zustande seines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht fassen, um so weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eigenen machen konnte. Doch er, der in philosophischem Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeschritten war, suchte mein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären. Eine solche reine Geistesverwandtschaft war mir neu, und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung. Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich ihn nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt.

Doch wüßte ich von jenem Unaussprechlichen gegenwärtig keine

Rechenſchaft zu liefern; deutlicher iſt mir eine Fahrt nach dem Jagdſchloſſe Bensberg, das, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, der herrlichſten Ausſicht genoß. Was mich daſelbſt über die Maßen entzückte, waren die Wandverzierungen durch Weenix. Wohl geordnet lagen alle Thiere, welche die Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Sockel einer großen Säulenhalle: über ſie hinaus ſah man in eine weite Landſchaft. Jene entlebten Geſchöpfe zu beleben, hatte der außerordentliche Mann ſein ganzes Talent erſchöpft, und in Darſtellung des mannichfaltigſten thieriſchen Ueberkleides, der Borſten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, ſich der Natur gleichgeſtellt, in Abſicht auf Wirkung ſie übertroffen. Hatte man die Kunſtwerke im ganzen genugſam bewundert, ſo ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch ſolche Bilder ſo geiſtreich als mechaniſch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie ſie durch Menſchenhände entſtanden ſeyen, und durch was für Inſtrumente? Der Pinſel war nicht hinreichend; man mußte ganz eigene Vorrichtungen annehmen, durch welche ein ſo Mannichfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte ſich mit gleichem Erſtaunen; die Urſache war ſo bewundernswerth als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinabwärts ging froh und glücklich von Statten. Die Ausbreitung des Fluſſes läßt auch das Gemüth ein, ſich auszubreiten und nach der Ferne zu ſehen. Wir gelangten nach Düſſeldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmſten und heiterſten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude an weite wohlunterhaltene Gärten ſtoßend, einen ſinnigen und ſittigen Kreis verſammelte. Die Familienglieder waren zahlreich und an Fremden fehlte es nie, die ſich in dieſen reichen und angenehmen Verhältniſſen gar wohl gefielen.

In der Düſſeldorfer Galerie konnte meine Vorliebe für die niederländiſche Schule reichliche Nahrung finden. Der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder fanden ſich ganze Säle, und wenn auch nicht eben meine Einſicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberei beſtärkt.

Die ſchöne Ruhe, Behaglichkeit und Beharrlichkeit, welche den Hauptcharakter dieſes Familienvereins bezeichneten, belebten ſich gar bald vor den Augen des Gaſtes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Die Thätigkeit

und Wohlhabenheit benachbarter Städte und Ortschaften trug nicht wenig bei, das Gefühl einer innern Zufriedenheit zu erhöhen. Wir besuchten Elberfeld und erfreuten uns an der Rührigkeit so mancher wohlbestellten Fabriken. Hier fanden wir unsern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns schon in Coblenz entgegengekommen war, und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menschen immer zu seinem köstlichen Geleit hatte. Hier sahen wir ihn in seinem Kreise und freuten uns des Zutrauens, das ihm seine Mitbürger schenkten, die mit irdischem Erwerb beschäftigt, die himmlischen Güter nicht außer Acht ließen. Die betriebsame Gegend gab einen beruhigenden Anblick, weil das Nützliche hier aus Ordnung und Reinlichkeit hervortrat. Wir verlebten in diesen Betrachtungen glückliche Tage.

Kehrte ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, so genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüth. Wir waren beide von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt; dringend forderte ich ihn auf, alles was sich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus so viel Verwirrungen herausgerissen hatte; ich hoffte, es solle auch ihm zusagen. Er säumte nicht, es mit Muth zu ergreifen; und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleistet! Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzu sehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, ist mir ganz aus der Erinnerung verschwunden, theils weil der zweite Anblick der Gegenstände in Gedanken mit dem ersten zu verfließen pflegt, theils auch weil ich, in mich gekehrt, das viele was ich erfahren hatte, zurecht zu legen, das was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Von einem wichtigen Resultat, das mir eine Zeit lang viel Beschäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bei meiner überfreien Gesinnung, bei meinem völlig zweck- und planlosen Leben und Handeln, konnte mir nicht verborgen bleiben, daß Lavater und Basedow geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage absichtslos vergeudete, mußte

schnell auffallen, daß beide Männer, jeder auf seine Art, indem sie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewisse Absichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen sehr gelegen war. Lavater ging zart und klug, Basedow heftig, frevelhaft, sogar plump zu Werke; auch waren beide von ihren Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens so überzeugt, daß man sie für redliche Männer halten, sie lieben und verehren mußte. Lavatern besonders konnte man zum Ruhme nachsagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte, und wenn er weltklug handelte, wohl glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun beide beobachtete, ja ihnen frei heraus meine Meinung gestand, und die ihrige dagegen vernahm, so wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, muß er sich ihr gleichstellen; hierdurch aber vergiebt er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende begiebt er sich ihrer gänzlich: das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus diesem Gesichtspunkt, und sie schienen mir eben so ehrwürdig als bedauernswerth: denn ich glaubte vorauszusehen, daß beide sich genöthigt finden könnten, das Obere dem Untern aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieser Art bis aufs Aeußerste verfolgte, und über meine enge Erfahrung hinaus nach ähnlichen Fällen in der Geschichte mich umsah, so entwickelte sich bei mir der Vorsatz, an dem Leben Mahomets, den ich nie als einen Betrüger hatte ansehen können, jene von mir in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch darzustellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studirt, und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte sich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich schon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freiheit, mit Zeit und Ort nach Belieben schalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heitern Nachthimmel anstimmt. Erst verehrt er die unendlichen Gestirne als eben so viele Götter; dann steigt der freundliche Stern Gad unser Jupiter hervor, und nun wird diesem, als dem König der

Gestirne, ausschließliche Verehrung gewidmet. Nicht lange, so bewegt sich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der sodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und gestärkt, zu neuem Preise aufgerufen wird. Aber dieser Wechsel, wie erfreulich er auch seyn mag, ist dennoch beunruhigend; das Gemüth empfindet, daß es sich nochmals überbieten muß: es erhebt sich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegränzten, dem alle diese begränzten herrlichen Wesen ihr Daseyn zu verdanken haben. Diese Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; sie ist verloren gegangen, würde sich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herstellen lassen, und sich dem Musiker durch die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte sich aber, wie es auch damals schon die Absicht war, den Anführer einer Caravane mit seiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und so würde für die Abwechselung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl gesorgt seyn.

Nachdem sich also Mahomet selbst bekehrt, theilt er diese Gefühle und Gesinnungen den Seinigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit nach Verschiedenheit der Charaktere. Der Zwist beginnt, der Streit wird gewaltsam, und Mahomet muß entfliehen. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner, macht seine Religion zur öffentlichen; reinigt die Kaaba von den Götzenbildern; weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet seine Eroberungen; die Lehre wird mehr Verwand als Zweck; alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höhern Sinne machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geist beschäftigte: denn gewöhnlich mußte ich erst etwas im Sinne beisammen haben, ehe ich zur Ausführung schritt. Alles was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden

vorläufig gedichtet; von denen ist allein noch übrig, was, überschrieben: Mahomets Gesang, unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali, zu Ehren seines Meisters, auf dem höchsten Punkte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Stellen, doch würde mich die Entwickelung derselben hier zu weit führen.

Fünfzehntes Buch.

Von ſo vielfachen Zerſtreuungen, die doch meiſt zu ernſten, ja religiöſen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine ſtürmiſchen, nach allen Seiten hinſtrebenden Neigungen und Leidenſchaften, wenigſtens für einen Augenblick, beſchwichtigte, und der ich von ſolchen Vorſätzen, nach meiner Schweſter, am liebſten Rechenſchaft gab. Ich hätte wohl bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Geſundheit abnahm, allein ich verhehlte mir's, und durfte dieß um ſo eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenſter in ihrem Seſſel zu ſitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen, ſo wie dasjenige, was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beſchreiben, die ich geſehen hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wiederhervorgerufen, kam, bei untergehender Sonne, ſie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, ſo gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Perſon und die Gegenſtände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunſtfertigen Malers, wie Kerſting, höchſt annuthig geworden wäre. Ich ſendete es an eine auswärtige Freundin, und legte als Commentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in dieſem Zauberſpiegel
Einen Traum, wie lieb und gut,
Unter ihres Gottes Flügel,
Unſre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie ſie ſich hinüber
Aus des Lebens Woge ſtritt;
Sieh dein Bild ihr gegenüber,
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt!

Wenn ich mich in diesen Strophen, wie auch sonst wohl manchmal geschah, als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider; vielmehr versicherte sie mich, daß ich ihr so lieber sey als früher, da ich mich der christlichen Terminologie bedient, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja es war schon hergebracht, wenn ich ihr Missionsberichte verlas, welche zu hören ihr immer sehr angenehm war, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen, und ihren frühern Zustand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und sanft, und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu seyn.

Daß ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem Bekenntniß entfernte, kam daher, weil ich dasselbe mit allzugroßem Ernst, mit leidenschaftlicher Liebe zu ergreifen gesucht hatte. Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeinde hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deßwegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich alles noch frisch und unmittelbar geistig dargestellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühesten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden: nun schlug ein einzelnes Auge, unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punkt hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in Eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter da stand; ja, was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und seine Antwort, sowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden

Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des Looses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne Ruhe, wie sie wenigstens das Aeußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite, durch den Missionsberuf, alle Thatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde. Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legationsrath Moritz, Geschäftsträger der Grafen von Isenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben, und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben, und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen; welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterscheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forschung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeine, so wie von andern werthen Christenseelen absonderte, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sey, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deßhalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu thun, und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehen, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Von dieser letztern Ueberzeugung war ich aufs innigste durchdrungen, ohne es selbst zu wissen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte so hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgesprochen. Aus diesem Traume wurde ich jedoch einst ganz unvermuthet gerissen, als ich diese meine, wie mir schien, höchst unschuldige Meinung in einem geistlichen Gespräche ganz unbewunden eröffnete, und deßhalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dieß sey eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neuern Zeit wolle

dieſe verderbliche Lehre wieder um ſich greifen. Ich war hierüber erſtaunt, ja erſchrocken. Ich ging in die Kirchengeſchichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schickſale des Pelagius näher, und ſah nun deutlich, wie dieſe beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt, und von den Menſchen, je nachdem ſie mehr thätiger oder leidender Natur geweſen, aufgenommen und bekannt worden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unabläſſig zu Uebung eigener Kraft aufgefordert; in mir arbeitete eine raſtloſe Thätigkeit, mit dem beſten Willen, zu moraliſcher Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß dieſe Thätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden ſollte, und ich hatte dieſe große Forderung in mir ſelbſt zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewieſen; ſie war mir in ihrer Herrlichkeit erſchienen: ich hatte ſo viel wackere und brave Menſchen kennen gelernt, die ſich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen ſauer werden ließen; ihnen, ja mir ſelbſt zu entſagen, ſchien mir unmöglich; die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich. Ich mußte alſo auch aus dieſer Geſellſchaft ſcheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften, ſo wie zu dem Stifter und zu den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, ſo bildete ich mir ein Chriſtenthum zu meinem Privatgebrauch, und ſuchte dieſes durch fleißiges Studium der Geſchichte, und durch genaue Bemerkung derjenigen, die ſich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber alles, was ich mit Liebe in mich aufnahm, ſich ſogleich zu einer dichteriſchen Form anlegte, ſo ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geſchichte des ewigen Juden, die ſich ſchon früh durch die Volksbücher bei mir eingedrückt hatte, epiſch zu behandeln, um an dieſem Leitfaden die hervorſtehenden Punkte der Religions- und Kirchengeſchichte nach Befinden darzuſtellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet, und welchen Sinn ich ihr unterlegt, gedenke ich nunmehr zu erzählen.

In Jeruſalem befand ſich ein Schuſter, dem die Legende den Namen Ahasverus giebt. Zu dieſem hatte mir mein Dresdener Schuſter die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenoſſen, mit Hans Sachſens Geiſt und Humor beſtens ausgeſtattet, und ihn durch eine Neigung zu Chriſto veredelt. Weil er nun, bei offener Werkſtätte, ſich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, ſie neckte und auf Sokratiſche Weiſe jeden nach ſeiner Art anregte, ſo verweilten die Nachbarn

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Totalität.

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Iſt überall willkommen;
Er hat mit ſeinem Witz und Scherz
Manch Weibchen eingenommen:
Doch wenn's ihm fehlt an Fauſt und Kraft,
Wer mag ihn dann beſchützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie mag der Edle ſitzen?

Das garſtige Geſicht.

Wenn einen würdigen Biedermann,
Paſtorn oder Rathsherrn lobeſan,
Die Wittib läßt in Kupfer ſtechen
Und drunter ein Verslein radebrechen;
Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn, Ehrwürdig Wohlgeboren!
Seht ſeine Augen und ſeine Stirn;
Aber ſein verſtändig Gehirn,
So manch Verdienſt ums gemeine Weſen,
Könnt ihr ihm nicht an der Naſe leſen.

und andere vom Volk gern bei ihm; auch Pharisäer und Sadducäer sprachen zu, und, begleitet von seinen Jüngern, mochte der Heiland selbst wohl auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn bloß auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserm Herrn eine Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eigenen Denk- und Handlungsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr inständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehen, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken: ein versammeltes Volk sey immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehen.

Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen, und Christus selbst genöthigt seyn würde, sich als Parteihaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sey. Da nun der Verlauf der Sache wie wir wissen erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstätte tritt, und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sey nämlich so gut als die klügsten der übrigen Anhänger, fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deßwegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sey man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicherweise wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Exapostels, so daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen.

Als nun Jesus vor der Werkstätte des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt, und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hart

verständiger Menschen Art, die, wenn sie jemand durch eigene Schuld unglücklich sehen, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle frühern Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblick bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt, und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten, und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst.“ Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde; Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Von dieser und von dem Ereigniß, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen wird, vielleicht ein andermal. Der Anfang, zerstreute Stellen und der Schluß waren geschrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt, den ich wünschte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um deste eher liegen, als sich eine Epoche in mir entwickelte, die sich schon, als ich den Werther schrieb und nachher dessen Wirkungen sah, nothwendig anspinnen mußte.

Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwiedert kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausseufzen müssen: „Ich trete die Kelter allein!“ Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die

ſicherſte Baſe derſelben mein productives Talent. Es verließ mich ſeit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete ſich ſogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erſchien mir entweder ein wunderliches neues Ganzes oder der Theil eines ſchon Vorhandenen. Gewöhnlich ſchrieb ich alles zur früheſten Tageszeit: aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geſelligkeit die Lebensgeiſter erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, ſo war ich bereit und fertig. Wie ich nun über dieſe Naturgabe nachdachte und fand, daß ſie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünſtigt, noch gehindert werden könne, ſo mochte ich gern hierauf mein ganzes Daſeyn in Gedanken gründen. Dieſe Vorſtellung verwandelte ſich in ein Bild; die alte mythologiſche Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgeſondert von den Göttern, von ſeiner Werkſtätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß ſich etwas Bedeutendes nur produciren laſſe, wenn man ſich iſolire. Meine Sachen, die ſo viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einſamkeit; und ſeitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß ſtand, fehlte es nicht an Kraft und Luſt der Erfindung, aber die Ausführung ſtockte, weil ich weder in Proſa, noch in Verſen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenſtand war, immer wieder von vorn taſten und verſuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menſchen abzulehnen, ja auszuſchließen hatte, ſo ſonderte ich mich, nach Prometheiſcher Weiſe, auch von den Göttern ab, um ſo natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweiſe Eine Geſinnung jederzeit die übrigen verſchlang und abſtieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand ſchnitt ich mir nach meinem Wuchſe zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu ſchreiben an, worin das Mißverhältniß dargeſtellt iſt, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neueren Göttern geräth, indem er auf eigene Hand Menſchen bildet, ſie durch Gunſt der Minerva belebt, und eine dritte Dynaſtie ſtiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter ſich zu beſchweren völlig Urſache, weil man ſie als unrechtmäßig zwiſchen die Titanen und Menſchen eingeſchobene Weſen betrachten konnte. Zu dieſer ſeltſamen Compoſition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der deutſchen Literatur bedeutend geworden,

weil, dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte, Verhältnisse, die ihnen selbst unbewußt, in einer sonst höchst aufgeklärten Gesellschaft schlummerten. Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren.

Ob man nun wohl, wie auch geschehen, bei diesem Gegenstande philosophische, ja religiöse Betrachtungen anstellen kann, so gehört er doch ganz eigentlich der Poesie. Die Titanen sind die Folie des Polytheismus, so wie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann; doch ist dieser so wie der einzige Gott, dem er entgegensteht, keine poetische Figur. Der Satan Miltens, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines obern Wesens zu zerstören sucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der, zum Trotz höherer Wesen, zu schaffen und zu bilden vermag. Auch ist es ein schöner, der Poesie zusagender Gedanke, die Menschen nicht durch den obersten Weltherrscher, sondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu lassen, die aber doch, als Abkömmling der ältesten Dynastie, hierzu würdig und wichtig genug ist; wie denn überhaupt die griechische Mythologie einen unerschöpflichen Reichthum göttlicher und menschlicher Symbole darbietet.

Der titanisch-gigantische, himmelstürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte sich mir, darzustellen jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. Doch auch die kühnern jenes Geschlechts, Tantalus, Irion, Sisyphus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verdammung zugezogen haben. Ich bemitleidete sie; ihr Zustand war von den Alten schon als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als Glieder einer ungeheuern Oppositien im Hintergrunde meiner Iphigenie zeigte, so bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam mit einander. Ich zeichnete die Porträte meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide. Wenn ich dictirte oder

mir vorlesen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Lesenden, mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, und die Blätter wurden gut aufgenommen. Diesen Vortheil haben Dilettanten immer, weil sie ihre Arbeit umsonst geben. Das Unzulängliche dieses Abbildens jedoch fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir besser zu Gebote standen. Wie munter, froh und rasch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche die Kunstnatur und die Naturkunst enthusiastisch verkündend, im Augenblicke des Entstehens sowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten.

Als ich nun einst in dieser Epoche, und so beschäftigt, bei gesperrtem Lichte in meinem Zimmer saß, dem wenigstens der Schein einer Künstlerwerkstätte hierdurch verliehen war, überdieß auch die Wände, mit halbfertigen Arbeiten besetzt und behangen, das Vorurtheil einer großen Thätigkeit gaben, so trat ein wohlgebildeter schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüßte. An seinem freien anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er, im preußischen Dienste, bei einem längern Aufenthalt in Berlin und Potsdam, mit den dortigen Literateren und der deutschen Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramler hatte er sich vorzüglich gehalten und dessen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen. Auch war er genau mit allem bekannt, was Götz geschrieben, der unter den Deutschen damals noch keinen Namen hatte. Durch seine Veranstaltung war die Mädcheninsel dieses Dichters in Potsdam abgedruckt worden und sogar dem König in die Hände gekommen, welcher sich günstig darüber geäußert haben soll.

Kaum hatten wir diese allgemein deutschen literarischen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in Weimar angestellt und zwar dem Prinzen Constantin zum Begleiter bestimmt sey. Von den dortigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen: denn es kamen viele Fremde von daher zu uns, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzogin Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen, wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen, wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstin

geſchützt, ſondern ſelbſt von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunſt ſtehe; wie denn auch der Deutſche Merkur, der die Arbeiten ſo mancher auswärtigen Gelehrten verſammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der beſten deutſchen Theater war dort eingerichtet, und berühmt durch Schauſpieler ſowohl als Autoren, die dafür arbeiteten. Dieſe ſchönen Anſtalten und Anlagen ſchienen jedoch durch den ſchrecklichen Schloßbrand, der im Mai deſſelben Jahres ſich ereignet hatte, geſtört und mit einer langen Stockung bedroht: allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war ſo groß, daß jedermann ſich überzeugt hielt, dieſer Schade werde nicht allein bald erſetzt, ſondern auch dem ungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie ich mich nun, gleichſam als ein alter Bekannter, nach dieſen Perſonen und Gegenſtänden erkundigte und den Wunſch äußerte, mit den dortigen Verhältniſſen näher bekannt zu ſeyn, ſo verſetzte der Ankömmling gar freundlich, es ſey nichts leichter als dieſes: denn ſo eben lange der Erbprinz mit ſeinem Herrn Bruder, dem Prinzen Conſtantin, in Frankfurt an, welche mich zu ſprechen und zu kennen wünſchten. Ich zeigte ſogleich die größte Bereitwilligkeit ihnen aufzuwarten, und der neue Freund verſetzte, daß ich damit nicht ſäumen ſolle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich hiezu anzuſchicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die, über ſeine Ankunft und Botſchaft höchſt verwundert, mit ihm ſich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit denſelben zu den jungen Fürſten, die mich ſehr frei und freundlich empfingen, ſo wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu ſehen ſchien. Ob es nun gleich an literariſcher Unterhaltung nicht fehlte, ſo machte doch ein Zufall die beſte Einleitung, daß ſie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Möſers patriotiſche Phantaſien und zwar der erſte Theil, friſch geheftet und unaufgeſchnitten, auf dem Tiſche. Da ich ſie nun ſehr gut, die Geſellſchaft ſie aber wenig kannte, ſo hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand ſich der ſchicklichſte Anlaß zu einem Geſpräch mit einem jungen Fürſten, der den beſten Willen und den feſten Vorſatz hatte, an ſeiner Stelle entſchieden Gutes zu wirken. Möſers Darſtellung, ſo dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutſchen höchſt intereſſant ſeyn.

Wenn man sonst dem deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möser'schen Standpunkte gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zu Ausbreitung der Cultur im einzelnen, nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehen; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte, und bei Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sey, gar deutlich auseinander setzte, so durfte nur jeder Staatsverweser, an seinem Ort, auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen aufs beste kennen zu lernen, und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieser Gelegenheit kam manches aufs Tapet, was den Unterschied der ober- und niedersächsischen Staaten betraf und wie sowohl die Naturproducte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühesten Zeiten her anders gebildet und nach der Regierungsform und der Religion, bald auf die eine, bald auf die andere Weise gelenkt hatten. Man versuchte die Unterschiede von beiden etwas genauer herauszusetzen, und es zeigte sich gerade daran, wie vortheilhaft es sey, ein gutes Muster vor sich zu haben, welches, wenn man nicht dessen Einzelheiten, sondern die Methode betrachtet, nach welcher es angelegt ist, auf die verschiedensten Fälle angewendet, und eben dadurch dem Urtheil höchst ersprießlich werden kann.

Bei Tafel wurden diese Gespräche fortgesetzt, und sie erregten für mich ein besseres Vorurtheil als ich vielleicht verdiente. Denn anstatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, für das Schauspiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerksamkeit gefordert hätte, so schien ich vielmehr in Möser solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nützlich sogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen schweben, erst durch einen Umschweif und gleichsam nur zufällig nutzen können. Bei diesen Gesprächen ging es nun wie bei den Mährchen der Tausend und Einen Nacht: es schob sich eine bedeutende Materie in und

über die andere; manches Thema klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können; und so ward, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz seyn konnte, mir das Versprechen abgenommen, daß ich nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen sollte; welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen: denn nach seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen hatte er sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten, und obgleich mit den Geschäftsträgern der umliegenden Fürsten und Herren in Verbindung, stand er doch keineswegs in persönlichen Verhältnissen zu ihnen; ja es gehörten die Höfe unter die Gegenstände, worüber er zu scherzen pflegte, auch wohl gern sah, wenn man ihm etwas entgegensetzte; nur mußte man sich dabei, nach seinem Bedünken, geistreich und witzig verhalten. Hatten wir ihm das Procul a Jove procul a fulmine gelten lassen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht sowohl vom Woher als vom Wohin die Rede sey, so brachte er das alte Sprüchlein, mit großen Herren sey Kirschessen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiederten, es sey noch schlimmer, mit genäschigen Leuten aus Einem Korbe speisen. Das wollte er nicht läugnen, hatte aber schnell einen andern Spruchreim zur Hand, der uns in Verlegenheit setzen sollte. Denn da Sprichworte und Denkreime vom Volke ausgehen, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigstens gern reden mag, die Obern dagegen durch die That sich zu entschädigen wissen, da ferner die Poesie des sechzehnten Jahrhunderts fast durchaus kräftig didaktisch ist, so kann es in unserer Sprache an Ernst und Scherz nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und so übten wir Jüngern uns nun auch von oben herunter, indem wir uns was Großes einbildend, auch die Partei der Großen zu nehmen beliebten, von welchen Reden und Gegenreden ich einiges einschalte.

A.

Lang bei Hofe, lang bei Höll!

B.

Dort wärmt sich mancher gute Gesell!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir soll niemand eine Gunst erzeigen.

B.

Was willst du dich der Gunst denn schämen?
Willst du sie geben, mußt du sie nehmen.

A.

Willst du die Noth des Hofes schauen:
Da wo dich's juckt, darfst du nicht krauen!

B.

Wenn der Redner zum Volke spricht,
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat einer Knechtschaft sich erkoren,
Ist gleich die Hälfte des Lebens verloren:
Ergeb' sich was da will, so denk' er,
Die andere Hälft' geht auch zum Henker.

B.

Wer sich in Fürsten weiß zu schicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn dir der Weizen bei Hofe blüht,
So denke nur, daß nichts geschieht,
Und wenn du denkst, du hättest's in der Scheuer,
Da ist es eben nicht geheuer.

B.

Und blüht der Weizen, so reift er auch,
Das ist immer so ein alter Brauch;
Und schlägt der Hagel die Ernte nieder,
's andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will sein eigen seyn,
Schließe sich ins Häuschen ein,
Geselle sich zu Frau und Kindern,
Genieße leichten Rebenmost,
Und überdieß frugale Kost,
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

Du willst dem Herrscher dich entziehn?
So sag', wohin willst du denn fliehn?
O nimm es nur nicht so genau!
Denn es beherrscht dich deine Frau,
Und die beherrscht ihr dummer Bube:
So bist du Knecht in deiner Stube.

So eben, da ich aus alten Denkblättchen die vorstehenden Reime zusammensuche, fallen mir mehr solche lustige Uebungen in die Hände, wo wir alte deutsche Kernworte amplificirt, und ihnen sodann andere Sprüchlein, welche sich in der Erfahrung eben so gut bewahrheiten, entgegengesetzt hatten. Eine Auswahl derselben mag dereinst als Epilog der Puppenspiele zu einem heitern Denken Anlaß geben.

Durch alle solche Erwiederungen ließ sich jedoch mein Vater von seinen Gesinnungen nicht abwendig machen. Er pflegte gewöhnlich sein stärkstes Argument bis zum Schlusse der Unterhaltung aufzusparen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweiten umständlich ausmalte: wie die übergroße Gunst, die Familiarität, die wechselseitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verschwunden, und wir das Schauspiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftsteller, durch Frankfurter Stadtsoldaten, auf Requisition des Residenten Freitag und nach Befehl des Burgemeisters von Fichard, arretirt, und eine ziemliche Zeit im Gasthof zur Rose auf der Zeile gefänglich angehalten worden. Hierauf hätte sich zwar manches einwenden lassen, unter andern, daß Voltaire selbst nicht ohne Schuld gewesen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Da nun auch bei dieser Gelegenheit auf solche und ähnliche Dinge angespielt wurde, so wußte ich kaum, wie ich mich benehmen sollte; denn er warnte mich unbewunden, und behauptete, die Einladung sey nur, um mich in eine Falle zu locken, und wegen jenes gegen den begünstigten Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie sehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzudeutlich sah, daß eine vorgefaßte Meinung, durch hypochondrische Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beängstige, so wollte ich gleichwohl nicht gerade wider seine Ueberzeugung handeln, und konnte doch auch seinen Verwand

So, liebe Lotte! heißt's auch hier:
Ich ſchicke dir mein Bildniß dir.
Magſt wohl die ernſte Stirne ſehen,
Der Augen Gluth, der Locken Wehen;
's iſt ungefähr das garſt'ge Geſicht:
Aber meine Liebe ſiehſt du nicht.

Diné zu Coblenz
im Sommer 1774.

Zwiſchen Lavater und Baſedow
Saß ich bei Tiſch des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Segt' ſich auf einen ſchwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter ſich
Und auf die Offenbarung ſtrich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthſeln wohl verſiegeln thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriakbüchſen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusſtadt und das Perlenthor
Dem hocherſtaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereiſ't,
Hatte ein Stück Salmen aufgeſpeiſ't.

Vater Baſedow, unter dieſer Zeit,
Packt einen Tanzmeiſter an ſeiner Seit,
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Chriſt und ſeinen Jüngern war;

finden, unter dem ich, ohne undankbar und unartig zu erscheinen, mein Versprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unsere Freundin von Klettenberg bettlägerig, auf die wir in ähnlichen Fällen uns zu berufen pflegten. An ihr und meiner Mutter hatte ich zwei vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rath und That: denn wenn jene einen heitern, ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht, was uns andern Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie ins Labyrinth von oben herab sah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hülfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. Gegenwärtig wurde sie nun an die kranke Freundin abgesendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieses für meine Seite günstig ausfiel, sodann ersucht die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.

Ich gelangte also in sehr kalter Jahrszeit zur bestimmten Stunde nach Mainz, und wurde von den jungen Herrschaften und ihren Begleitern, der Einladung gemäß, gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Gespräche erinnerte man sich, die begonnenen wurden fortgesetzt; und als von der neuesten deutschen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es sich ganz natürlich, daß auch jenes famöse Stück: Götter, Helden und Wieland zur Sprache kam, wobei ich gleich anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und lustig betrachtete. Wie es aber mit dieser Posse, welche so großes Aufsehen erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und so konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugestehen, daß wir, als wahrhaft oberrheinische Gesellen, sowohl der Neigung als Abneigung keine Gränzen kannten. Die Verehrung Shakspeare's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entschiedenen Eigenheit sich und seinen Lesern das Interesse zu verderben, und den Enthusiasmus zu verkümmern, in den Noten zu seiner Uebersetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weise, die uns äußerst verdroß, und in unsern Augen das Verdienst dieser Arbeit schmälerte. Wir sahen Wieland, den wir als Dichter so hoch verehrten, der uns als Uebersetzer so großen

Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker launisch, einseitig und ungerecht. Hierzu kam noch, daß er sich auch gegen unsere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weßhalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Merkur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzuparteiisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Styl unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth, alles zu dramatisiren mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich, bei einer Flasche guten Burgunders, das ganze Stück, wie es jetzt da liegt, in Einer Sitzung niederschrieb. Es war nicht so bald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen, und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien, und behauptete, es müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hinundwiederschreiben gestand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publicum in übeln Ruf zu setzen die Absicht hatte: wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahnete.

Und so hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät diesen arglosen Ursprung des Stücks so gut, wie ich ihn selbst wußte, vorerzählt, um sie völlig zu überzeugen, daß hierbei keine Persönlichkeit, noch eine andere Absicht obwalte, auch die lustige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns unter einander zu necken und zu verspotten pflegten. Hierauf sah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinahe, daß wir eine so große Furcht hatten, es möge irgend jemand auf seinen Lorbeern einschlafen. Man verglich eine solche Gesellschaft jenen Flußthieren, welche sich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weßhalb

der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtisch eine Pistole losschoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hinundwiederreden über diesen Gegenstand ward ich endlich veranlaßt, Wieland einen freundlichen Brief zu schreiben, wozu ich die Gelegenheit sehr gern ergriff, da er sich schon im Merkur über diesen Jugendstreich sehr liberal erklärt und, wie er es in literarischen Fehden meist gethan, geistreich abschließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Mainzer Aufenthalts verstrichen sehr angenehm: denn wenn die neuen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb ich bei den Ihrigen, porträtirte manchen und fuhr auch wohl Schlittschuh, wozu die eingefrorenen Festungsgraben die beste Gelegenheit verschafften. Voll von dem Guten was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hause zurück und stand im Begriff, beim Eintreten mir durch umständliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich sah nur verstörte Gesichter, und es blieb mir nicht lange verborgen, daß unsere Freundin Klettenberg von uns geschieden sey. Ich war hierüber sehr betroffen, weil ich ihrer gerade in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod sich an ein seliges Leben angeschlossen, und ihre gläubige Heiterkeit sich bis ans Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß stellte sich einer freien Mittheilung entgegen. Mein Vater, anstatt sich über den guten Ausgang dieses kleinen Abenteuers zu freuen, verharrte auf seinem Sinne und behauptete, dieses alles sey von jener Seite nur Verstellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas Schlimmeres gegen mich auszuführen.

Ich war daher mit meiner Erzählung zu den jüngeren Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umständlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entsprang aus Neigung und gutem Willen eine mir höchst unangenehme Folge: denn kurz darauf erschien eine Flugschrift: Prometheus, Deukalion und seine Recensenten, gleichfalls in dramatischer Form. Man hatte darin den neckischen Einfall ausgeführt, anstatt der Personennamen kleine Holzschnittfiguren zwischen den Dialog zu setzen, und durch allerlei satyrische Bilder diejenigen Kritiker zu bezeichnen, die sich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. Hier stieß der Altonaer Postreiter ohne Kopf ins Horn, hier brummte ein Bär, dort schnatterte eine

Gans; der Merkur war auch nicht vergessen, und manches wilde und zahme Geschöpf suchte den Bildner in seiner Werkstätte irre zu machen, welcher aber, ohne sonderlich Notiz zu nehmen, seine Arbeit eifrig fortsetzte und dabei nicht verschwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieser unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir sehr auf, weil er dem Styl und Ton nach von jemand aus unserer Gesellschaft seyn mußte; ja man hätte das Werklein für meine eigene Arbeit halten sollen. Am unangenehmsten aber war mir, daß Prometheus einiges verlauten ließ, was sich auf den Mainzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich niemand als ich wissen sollte. Mir aber bewies es, daß der Verfasser von denjenigen sey, die meinen engsten Kreis bildeten und mich jene Ereignisse und Umstände weitläufig hatten erzählen hören. Wir sahen einer den andern an, und jeder hatte die übrigen im Verdacht; der unbekannte Verfasser wußte sich gut zu verstellen. Ich schalt sehr heftig auf ihn, weil es mir äußerst verdrießlich war, nach einer so günstigen Aufnahme und so bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geschriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anlässe zu neuem Mißtrauen und frische Unannehmlichkeiten zu sehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange: denn als ich, in meiner Stube auf und abgehend, mir das Büchlein laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagners, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinunter sprang, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, gestand sie mir, daß sie es schon wisse. Der Autor, beängstigt über den schlimmen Erfolg bei einer, wie ihm däuchte, so guten und löblichen Absicht, hatte sich ihr entdeckt und um Fürsprache gebeten, damit meine ausgestoßene Drohung, ich würde mit dem Verfasser, wegen mißbrauchten Vertrauens, keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun sehr zu Statten, daß ich es selbst entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigene Gewahrwerden begleitet wird, zur Versöhnung gestimmt war. Der Fehler war verziehen, der zu einem solchen Beweis meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte. Indessen war das Publicum so leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfasser sey, und daß ich keine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm diese Vielseitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er alles was in einer geistreichen Gesellschaft seit geraumer Zeit beschertzt und verhandelt worden, aufzufassen, zu merken und in seiner bekannten Manier wohl darzustellen

vermochte, ohne deßhalb ein ausgezeichnetes Talent zu besitzen. Und so hatte ich nicht allein eigene Thorheiten, sondern auch den Leichtsinn, die Uebereilung meiner Freunde dießmal und in der Folge sehr oft zu büßen.

Erinnert durch mehrere zusammentreffende Umstände, will ich noch einiger bedeutenden Männer gedenken, die, zu verschiedener Zeit vorübereisend, theils in unserm Hause gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopstock steht hier billig abermals oben an. Ich hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Carlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sey; er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg eintreffen und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst nach einiger Zeit eintraf, sein Außenbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit, ihm entgegenzukommen, sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu seyn, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höhern, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern, und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und literarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht, und was dabei zu suchen und zu meiden sey, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurecht gewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen: denn das Wort komme

keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe, sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschreite. Nun kam es an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen breiten, flachgeschliffenen friesländischen Stähle, als welche zum Schnelllaufen die dienlichsten seyen. Von Kunststücken, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln, und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch vom Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberei trieb, deste unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugsam hiervon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nämlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis gesetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und weil sie von ihren Gaben keinen directen Gebrauch zu machen wissen, sie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen versuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unser Gast. Dieser, groß und stark gebaut, von Natur heftig und gerade vor sich hin, hatte doch sein Aeußeres und sein Betragen völlig in der Gewalt, so daß er im Umgang als ein gewandter, weltmännischer Arzt erschien, und seinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrautesten Umgang einen ungeregelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchst unterrichtend; und konnte man ihm nachsehen, daß er sich, seine Persönlichkeit, seine Verdienste sehr lebhaft vorempfand, so war kein Umgang wünschenswerther zu finden. Da mich nun überhaupt das, was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu seyn erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir selbst Freude machte, so kam ich mit ihm gar wohl überein; wir ließen uns wechselsweise gelten und schalten, und weil er sich durchaus offen und mittheilend erwies, so lernte ich in kurzer Zeit sehr viel von ihm.

Beurtheile ich nun aber einen ſolchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, ſo darf ich nicht einmal ſagen, daß er eitel geweſen. Wir Deutſchen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft: denn eigentlich führt es den Begriff von Leerheit mit ſich, und man bezeichnet damit billigerweiſe nur einen, der die Freude an ſeinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Exiſtenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienſte und kein inneres Behagen; wer ſich aber an ſeinen Naturgaben nicht im ſtillen erfreuen kann, wer ſich bei Ausübung derſelben nicht ſelbſt ſeinen Lohn dahin nimmt, ſondern erſt darauf wartet und hofft, daß andere das Geleiſtete anerkennen und es gehörig würdigen ſollen, der findet ſich in einer übeln Lage, weil es nur allzubekannt iſt, daß die Menſchen den Beifall ſehr ſpärlich austheilen, daß ſie das Lob verkümmern, ja, wenn es nur einigermaßen thunlich iſt, in Tadel verwandeln. Wer, ohne hierauf vorbereitet zu ſeyn, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten: denn wenn er das, was von ihm ausgeht, auch nicht überſchätzt, ſo ſchätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme, die wir in der Welt erfahren, wird bedingt ſeyn; und ſodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit, wie für jedes Vergnügen. Man wende dieſes auf Zimmermann an, und man wird auch hier geſtehen müſſen: Was einer nicht ſchon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen, ſo werden wir dieſen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück anderer dadurch geſtört, ja vernichtet worden. Es war das Betragen gegen ſeine Kinder. Eine Tochter, die mit ihm reiste, war, als er ſich in der Nachbarſchaft umſah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa ſechzehn Jahr alt ſeyn. Schlank und wohlgewachſen, trat ſie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Geſicht wäre angenehm geweſen, wenn ſich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber ſie ſah immer ſo ruhig aus wie ein Bild, ſie äußerte ſich ſelten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war ſie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die heitere liebevolle Gegenwart dieſer theilnehmenden Frau in ſich aufgenommen, als ſie ſich ihr mit aufgeſchloſſenem Herzen zu Füßen warf und unter tauſend Thränen bat, ſie da zu behalten. Mit dem leidenſchaftlichſten Ausdruck erklärte ſie, als Magd, als Sklavin wolle ſie zeitlebens im Hauſe bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von deſſen Härte und Tyrannei

man ſich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder ſey über dieſe Behandlung wahnſinnig geworden; ſie habe es mit Noth ſo lange getragen, weil ſie geglaubt, es ſey in jeder Familie nicht anders, oder nicht viel beſſer; da ſie aber nun eine ſo liebevolle, heitere, zwangloſe Behandlung erfahren, ſo werde ihr Zuſtand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war ſehr bewegt, als ſie mir dieſen leidenſchaftlichen Erguß hinterbrachte; ja ſie ging in ihrem Mitleid ſo weit, daß ſie nicht undeutlich zu verſtehen gab, ſie würde es wohl zufrieden ſeyn, das Kind im Hauſe zu behalten, wenn ich mich entſchließen könnte ſie zu heirathen. Wenn es eine Waiſe wäre, verſetzte ich, ſo ließe ſich darüber denken und unterhandeln: aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein ſolcher Vater iſt! Meine Mutter gab ſich noch viel Mühe mit dem guten Kinde; aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, ſie in eine Penſion zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieſer tadelnswürdigen Eigenheit eines ſo verdienſtvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieſelbe nicht ſchon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach ſeinem Tode der unſeligen Hypochondrie gedachte, womit er ſich und andere in ſeinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen ſeine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnſinn, ein fortdauerndes moraliſches Morden, das er, nachdem er ſeine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen ſich ſelbſt kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieſer ſo rüſtig ſcheinende Mann in ſeinen beſten Jahren leidend war, daß ein Leibesſchaden unheilbar, den geſchickten Arzt quälte, ihn, der ſo manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja dieſer brave Mann führte bei äußerem Anſehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen das traurigſte Leben, und wer ſich davon aus vorhandenen Druckſchriften noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, ſondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieſes bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenſchaft gebe, ſo muß ich im allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen: denn man machte an ſich und andere Forderungen auf das, was noch kein Menſch geleiſtet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geiſtern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Anſicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beſte ſey, was der Menſch ſich wünſchen könne, und nicht einmal ſchwer zu erlangen. Erfahrung war alſo abermals das allgemeine

Losungswort, und jedermann that die Augen auf, so gut er konnte, eigentlich aber waren es die Aerzte, die am meisten Ursache hatten, darauf zu dringen und Gelegenheit sich danach umzuthun. Hier leuchtete ihnen aus alter Zeit ein Gestirn entgegen, welches als Beispiel alles Wünschenswerthen gelten konnte. Die Schriften, die uns unter dem Namen Hippokrates zugekommen waren, gaben das Muster, wie der Mensch die Welt anschauen und das Gesehene, ohne sich selbst hineinzumischen, überliefern sollte. Allein niemand bedachte, daß wir nicht sehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie sie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, so war unterdessen unendlich viel und nicht immer so rein erfahren worden, und gar oft hatten sich die Erfahrungen nach den Meinungen gebildet. Dieses aber sollte man auch wissen, unterscheiden und sichten — abermals eine ungeheure Forderung, dann sollte man auch persönlich umherblickend und handelnd, die gesunde Natur selbst kennen lernen, eben als wenn sie zum erstenmal beachtet und behandelt würde; hiebei sollte denn nur das Aechte und Rechte geschehen. Allein weil sich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhistorie und Pedanterie, die Praxis aber wohl schwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt, so entstand ein gewaltiger Conflict, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch sondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen sollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung schritt, so sah man, am kürzesten sey zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hülfe riefe, das durch seine magische Gabe den Streit schlichten und die Forderungen leisten würde. Der Verstand mischte sich indessen auch in die Sache, alles sollte auf klare Begriffe gebracht und in logischer Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beseitigt und aller Aberglaube zerstört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menschen, wie Boerhave und Haller, das Unglaubliche geleistet, so schien man sich berechtigt von ihren Schülern und Nachkömmlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn sey gebrochen, da doch in allen irdischen Dingen selten von Bahn die Rede seyn kann; denn wie das Wasser das durch ein Schiff verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn bei Seite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.

Aber hiervon wollte sich der brave Zimmermann ein- für allemal

keinen Begriff machen; er wollte nicht eingestehen, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wuth ungeduldig, schlug er auf alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er sich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelsus, mit einem Harnpropheten oder Chymisten balgte, war ihm gleich; er hieb ein- wie das anderemal zu, und wenn er sich außer Athem gearbeitet hatte, war er höchlich erstaunt, daß die sämmtlichen Köpfe dieser Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm schon wieder ganz frisch von unzähligen Hälsen die Zähne wiesen.

Wer seine Schriften, besonders sein tüchtiges Werk über die Erfahrung liest, wird bestimmter einsehen, was zwischen diesem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um so kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahr älter war als ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höheren Ständen beschäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit durch Verweichlichung und Uebergenuß jeden Augenblick zur Sprache; und so drängten auch seine ärztlichen Reden, wie die der Philosophen und meiner dichterischen Freunde mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenschaftliche Verbesserungswuth konnte ich vollends nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück, und suchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anstrengung anzuwenden, und in heiterm Widerstreit gegen das, was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verschaffen, unbesorgt, wie weit meine Wirkungen reichen und wohin sie mich führen könnten.

Von Salis, der in Marschlins die große Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber, ein ernster verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im stillen wird gemacht haben. Ein gleiches mag Sulzern, der uns auf seiner Reise nach dem südlichen Frankreich berührte, begegnet seyn; wenigstens scheint eine Stelle seiner Reisebeschreibung, worin er mein gedenkt, dahin zu deuten.

Diese so angenehmen als förderlichen Besuche waren aber auch mit solchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hätte. Wahrhaft Dürftige und unverschämte Abenteurer wendeten sich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützend. Sie borgten mir Geld ab, und setzten mich in den Fall wieder borgen zu müssen, so daß ich mit

Und daß ſich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert ſich der andre ſehr,
Und wollte gar nichts hören mehr
Und ſagt: es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders ſtünd'.
Und ich behaglich unterdeſſen,
Hätt' einen Hahnen aufgefreſſen.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geiſt- und Feuerſchritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Jahrmarkt zu Hühnefeld,
den 26. Juli 1814.

Ich ging, mit ſtolzem Geiſts-Vertrauen,
Auf dem Jahrmarkt mich umzuſchauen,
Die Käufer zu ſehn an der Händler Gerüſte
Zu prüfen ob ich noch etwas wüßte,
Wie mir's Lavater, vor alter Zeit,
Traulich überliefert, das ging ſehr weit!
Da ſah ich denn zuerſt Soldaten,
Denen wär's eben zum Beſten gerathen:
Die That und Qual ſie war geſchehn,
Wollten ſich nicht gleich einer neuen verſehn;
Der Rock war ſchon der Dirne genug,
Daß ſie ihm derb in die Hände ſchlug.

begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß gerieth. Wünschte ich nun solche Zudringliche allen Raben zur Beute, so fühlte sich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wohl sein Haus gern rein gewaschen sähe, sich aber entsetzt, wenn die Fluth über Schwellen und Stufen unaufhaltsam einhergestürzt kommt. Denn es ward durch das allzuviele Gute der mäßige Lebensplan, den sich mein Vater für mich ausgedacht hatte, Schritt für Schritt verrückt, verschoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgestaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war so gut als aufgegeben, aber doch sollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreise Statt finden, damit man wenigstens eine allgemeine Uebersicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen so großen Umweg ins thätige Leben zu gelangen, nicht billigen konnten, der Meinung, man solle den Augenblick, wo so manche Gunst sich aufthat, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterstadt denken. Denn ob ich gleich erst durch den Großvater, sodann aber durch den Oheim von dem Rathe ausgeschlossen war, so gab es doch noch manche bürgerliche Stellen, an die man Anspruch machen, sich einstweilen festsetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agentschaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Residentenstellen. Ich ließ mir davon verreden und glaubte wohl auch, daß ich mich dazu schicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine solche Lebens- und Geschäftsweise, welche fordert, daß man am liebsten in der Zerstreuung zweckmäßig thätig sey, für mich passen möchte. Und nun gesellte sich zu diesen Vorschlägen und Vorsätzen noch eine zarte Neigung, welche zu bestimmter Häuslichkeit aufzufordern und jenen Entschluß zu beschleunigen schien.

Die früher erwähnte Gesellschaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schwester wo nicht den Ursprung, doch die Consistenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreise noch immer bestanden, weil man sich einmal an einander gewöhnt hatte, und einen Abend in der Woche nicht besser als in diesem freundschaftlichen Cirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir schon aus dem sechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schicksalen gescheidter und verkehrter zu uns zurückgewandert, und spielte abermals den Gesetzgeber des kleinen Staats. Er hatte sich in Gefolg von jenen früheren Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es sollte nämlich alle acht Tage gelost werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, sondern wahrhafte

Ehegatten zu bestimmen. Wie man sich gegen Geliebte betrage, das sey uns bekannt genug; aber wie sich Gatte und Gattin in Gesellschaft zu nehmen hätten, das sey uns unbewußt und müsse nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im allgemeinen, welche bekanntlich darin bestehen, daß man thun müsse, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, viel weniger sich Liebkosungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden wisse. Das Loos wurde hierauf zur Entscheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und gescherzt, und die allgemeine Ehestandskomödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es sich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben dasselbe Frauenzimmer zweimal bestimmte, ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich als Frau gern denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer solchen Person mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; schon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als gesellige Pflicht. Wie uns nun aber das Loos zum drittenmal zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst, der Himmel habe gesprochen, und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir ließen es uns beiderseits gefallen, und fügten uns wechselsweise so hübsch in die offenbaren Ehestandspflichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun, nach der allgemeinen Verfassung, die sämmtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorsprang. Die Gewohnheit ist aber ein wunderliches Ding: wir beide fanden

nach und nach nichts natürlicher als dieses Verhältniß; sie ward mir immer werther, und ihre Art mit mir zu seyn zeugte von einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen.

Weil nun bei jeder unserer geselligen Zusammenkünfte etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte ich eines Abends als ganz frische Neuigkeit das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb sich sehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder gesprochen hatte, sagte mein lieber Partner: Wenn ich deine Gebieterin und nicht deine Frau wäre, so würde ich dich ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln; es scheint mir ganz dazu geeignet zu seyn.

Damit du siehst, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterin und Frau auch in Einer Person vereinigt seyn können, so verspreche ich, heute über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen.

Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht es zu erfüllen; denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich: und gleich, als ich meine Titulargattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte was mir sey?

Ich sinne, versetzte ich, schon das Stück aus und bin mitten drin: ich wünsche dir zu zeigen, daß ich dir gern etwas zu Liebe thue.

Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: Du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu seyn, meinen die Leute, schicke sich nicht für Ehegatten.

Laß sie meinen! versetzte ich: wir wollen es auf unsere Weise halten.

Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herangedacht; damit dieß aber nicht gar zu großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon beim ersten und zweiten Lesen der Gegenstand mir dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, aber ohne eine solche Anregung wäre das Stück, wie so viele andere, auch bloß unter den möglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, ist bekannt genug. Der Bösewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Absichten sich einer edlen Natur entgegensetzen und sie zu Grunde richten, wollte ich in Carlos den reinen Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken lassen,

um auch einmal auf diese Weise eine Tragödie zu motiviren. Berechtigt durch unsern Altwater Shakspeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anstand, die Hauptscene und die eigentlich theatralische Darstellung wörtlich zu übersetzen. Um zuletzt abzuschließen, entlehnte ich den Schluß einer englischen Ballade, und so war ich immer noch eher fertig als der Freitag herankam. Die gute Wirkung, die ich beim Vorlesen erreichte, wird man mir leicht zugestehen. Meine gebietende Gattin erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, durch diese Production sich enger zusammenzöge und befestigte.

Mephistopheles Merck aber that mir zum erstenmal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiederte er: Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch. Und doch hatte er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen die man nun einmal gefaßt hat: es ist auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt. Hätte ich damals ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein Leichtes gewesen wäre, so hätten sich vielleicht drei oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre.

Durch solche und andere geistreiche Scherze ward unser wunderliches Mariagespiel wo nicht zum Stadt-, doch zum Familienmährchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider: sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine eben so gute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. Jenes unbestimmte Kameren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen; und wirklich hatte sie auch die größte Beschwerde davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste reichlich bewirthen mußte, ohne sich für die literarische Einquartierung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihm klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden.

Sie hielt daher die schon längst bezweckte italiänische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel, alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gefährliche anschließen möge, so dachte sie vorher die schon eingeleitete Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr ins Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob ich ihr diesen Plan nur unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundin, entworfen, möchte ich nicht entscheiden: genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sey nach Verheirathung Corneliens doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehülfin, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun beim Abendtische gescherzt, und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupteigenschaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, sämmtlich besitze.

Hierauf ward im ersten Stock eins und das andere veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten habe, das Leinwandgeräthe gemustert, und auch an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht. Da überraschte ich nun einst meine Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehemals geschwenkt hatte, besonders hervorstach. Sie schien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß solche Schaukelkasten nunmehr völlig aus der Mode seyen, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andere kurze Waare, zur Schau trage.

Genug, dergleichen Vorboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten sich öfters; und da ich mich dabei ganz leidend verhielt, so verbreitete sich durch den Gedanken an einen Zustand, der fürs Leben dauern sollte, ein solcher Friede über unser Haus und dessen Bewohner, dergleichen es lange nicht genossen hatte.

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Vierter Theil.

Nemo contra deum, nisi deus ipse.

Vorwort.

Bei Behandlung einer mannichfaltig vorschreitenden Lebensgeschichte, wie die ist, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, um gewisse Ereignisse faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, einiges was in der Zeit sich verschlingt, nothwendig zu trennen, anderes was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in sich selbst zusammenzuziehen, und so das Ganze in Theile zusammenzustellen, die man, sinnig überschauend, beurtheilen, und sich davon manches zueignen mag.

Mit dieser Betrachtung eröffnen wir den gegenwärtigen Band, damit sie zu Rechtfertigung unseres Verfahrens beitrage, und fügen die Bitte hinzu, unsere Leser möchten bedenken, daß sich diese hier fortgesetzte Erzählung nicht gerade ans Ende des vorigen Buches anschließt, sondern daß sie die Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufzunehmen, und sowohl Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Absicht hat.

Sechzehntes Buch.

Wie man zu ſagen pflegt, daß kein Unglück allein komme, ſo läßt ſich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicherweiſe beſchaffen ſey, ja auch mit andern Umſtänden, die ſich auf eine harmoniſche Weiſe um uns verſammeln; es ſey nun, daß ein Schickſal dergleichen auf uns lege, oder daß der Menſch die Kraft habe, das was zuſammengehört, an ſich heranzuziehen.

Wenigſtens machte ich dießmal die Erfahrung, daß alles übereinſtimmte, um einen äußern und innern Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu Theil, indem ich den Ausgang deſſen gelaſſen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm; zu dieſem aber ſollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unſerer Bibliothek fand ich ein Büchlein, deſſen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte, und um dabei recht wirkſam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenübergeſetzt hatte, mit der Unterſchrift: Signum reprobationis in vultu gerens, daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angeſicht trage. Dieſes konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht läugnen; denn der Kupferſtich war erbärmlich ſchlecht und eine vollkommene Fratze; wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend jemand, dem ſie mißwollen, zuvörderſt entſtellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieſes Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich, weil ich überhaupt Controverſen nicht liebte, indem ich immer vorzog, von dem Menſchen zu erfahren wie er dachte, als von einem andern zu hören, wie er hätte denken ſollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel

Bauer und Bürger die ſchienen ſtumm,
Die guten Knaben beinahe dumm.
Beutel und Scheune war gefegt,
Und hatten keine Ehre eingelegt.
Erwarten alle, was da käme,
Wahrſcheinlich auch nicht ſehr bequeme.
Frauen und Mägdlein, in guter Ruh,
Probirten an die hölzernen Schuh;
Man ſah an Mienen und Gebärden:
Sie iſt guter Hoffnung, oder will es werden.

Versus memoriales.

Invocavit wir rufen laut,
Reminiscere o wär' ich Braut!
Die Oculi gehn hin und her;
Laetare drüber nicht ſo ſehr.
O Judica uns nicht ſo ſtreng!
Palmarum ſtreuen wir die Meng'.
Auf Oſter-Eier freun ſich hie
Viel Quasi modo geniti.
Misericordias brauchen wir all',
Jubilate iſt ein ſeltner Fall.
Cantate freut der Menſchen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn,
Exaudi uns zu dieſer Friſt,
Spiritus, der du der letzte biſt.

Spinoza in Bayle's Wörterbuche, einem Werke, das wegen Gelehrsamkeit und Scharfsinn eben so schätzbar und nützlich, als wegen Klätscherei und Saltaderei lächerlich und schädlich ist.

Der Artikel Spinoza erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerst sogleich wird der Mann als Atheist und seine Meinungen als höchst verwerflich angegeben, sodann aber zugestanden, daß er ein ruhig nachdenkender und seinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mittheilender Mensch, ein ruhiger Particulier gewesen, und so schien man ganz das evangelische Wort vergessen zu haben: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Denn wie will doch ein Menschen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundsätzen entspringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nachgelassenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Diese Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich so viel schuldig geworden und dieselbe Friedensluft wehte mich wieder an. Ich ergab mich dieser Lectüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.

Da über diesen Gegenstand so viel und auch in der neuern Zeit gestritten worden, so wünschte ich nicht mißverstanden zu werden, und will hier einiges über jene so gefürchtete, ja verabscheute Vorstellungsart einzurücken nicht unterlassen.

Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen. So manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, was uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweise und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deßhalb ungebärdig stellt; vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Dieſe ſchwere Aufgabe jedoch zu löſen, hat die Natur den Menſchen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgeſtattet. Beſonders aber kommt ihm der Leichtſinn zu Hülfe, der ihm unzerſtörlich verliehen iſt. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entſagen, wenn er nur im nächſten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und ſo ſtellen wir uns unbewußt unſer ganzes Leben immer wieder her. Wir ſetzen eine Leidenſchaft an die Stelle der andern; Beſchäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel ſey. Niemand entſetzt ſich vor dieſem falſchen ja gottesläſterlichen Spruch, ja man glaubt etwas Weiſes und Unwiderlegliches geſagt zu haben. Nur wenige Menſchen giebt es, die ſolche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und um allen partiellen Reſignationen auszuweichen, ſich ein- für allemal im ganzen reſigniren. Dieſe überzeugen ſich von dem Ewigen, Nothwendigen, Geſetzlichen, und ſuchen ſich ſolche Begriffe zu bilden, welche unverwüſtlich ſind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, ſondern vielmehr beſtätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenſchliches liegt, ſo werden ſolche Perſonen gewöhnlich für Unmenſchen gehalten, für gott- und weltloſe; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten ſoll.

Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte ſich nur, als man meine werthen Myſtiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibnitz ſelbſt dieſem Verwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Geſinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medicin übergehen müſſen.

Denke man aber nicht, daß ich ſeine Schriften hätte unterſchreiben und mich dazu buchſtäblich bekennen mögen. Denn daß niemand den andern verſteht, daß keiner bei denſelben Worten daſſelbe was der andere denkt, daß ein Geſpräch, eine Lectüre bei verſchiedenen Perſonen verſchiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich ſchon allzudeutlich eingeſehen, und man wird dem Verfaſſer von Werther und Fauſt wohl zutrauen, daß er, von ſolchen Mißverſtändniſſen tief durchdrungen, nicht ſelbſt den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verſtehen, der als Schüler von Descartes durch mathematiſche und rabbiniſche Cultur ſich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben, der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller ſpeculativen Bemühungen zu ſeyn ſcheint.

Was ich mir aber aus ihm zugeeignet, würde sich deutlich genug darstellen, wenn der Besuch, den der ewige Jude bei Spinoza abgelegt, und den ich als ein werthes Ingrediens zu jenem Gedichte mir ausgedacht hatte, niedergeschrieben übrig geblieben wäre. Ich gefiel mir aber in dem Gedanken so wohl, und beschäftigte mich im stillen so gern damit, daß ich nicht dazu gelangte etwas aufzuschreiben, dadurch erweiterte sich aber der Einfall, der, als vorübergehender Scherz, nicht ohne Verdienst gewesen wäre, dergestalt, daß er seine Anmuth verlor und ich ihn als lästig aus dem Sinne schlug. In wiefern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza unvergeßlich geblieben sind, indem sie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich so kurz und bündig als möglich eröffnen und darstellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt.

Wenn sich in Thieren etwas Vernunftähnliches hervorthut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns getrennt, und in das Reich der Nothwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunstreiche, aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsere Behauptung noch auffallender bestätigt. Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet, und endlich das Stielchen wie an einem Gewerbe niederklappt. Noch höher steigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen, ohne sichtlich äußere Veranlassung, auf und nieder senkt, und mit sich selbst, wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke man sich einen Pisang, dem diese Gabe zugetheilt wäre, so daß er die ungeheuern Blätterschirme für sich selbst wechselsweise niedersenkte und aufhübe, jedermann, der es zum erstenmal sähe, würde vor Entsetzen zurücktreten. So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unserer eigenen Vorzüge, daß wir

ein- für allemal der Außenwelt keinen Theil daran gönnen mögen, ja daß wir dieſelben, wenn es nur anginge, ſogar unſeres Gleichen gern verkümmerten.

Ein ähnliches Entſetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menſchen unvernünftig gegen allgemein anerkannte ſittliche Geſetze, unverſtändig gegen ſeinen eigenen und fremden Vortheil handeln ſehen. Um das Grauen loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es ſogleich in Tadel, in Abſcheu, und wir ſuchen uns von einem ſolchen Menſchen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Dieſen Gegenſatz, welchen Spinoza ſo kräftig heraushebt, wendete ich aber auf mein eigenes Weſen ſehr wunderlich an, und das Vorhergeſagte ſoll eigentlich nur dazu dienen, um das was folgt, begreiflich zu machen.

Ich war dazu gelangt, das mir inwohnende dichteriſche Talent ganz als Natur zu betrachten, um ſo mehr als ich darauf gewieſen war, die äußere Natur als den Gegenſtand deſſelben anzuſehen. Die Ausübung dieſer Dichtergabe konnte zwar durch Veranlaſſung erregt und beſtimmt werden; aber am freudigſten und reichlichſten trat ſie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Auch beim nächtlichen Erwachen trat derſelbe Fall ein, und ich hatte oft Luſt, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu laſſen, und mich zu gewöhnen, im Finſtern durchs Gefühl das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren. Ich war ſo gewohnt, mir ein Liedchen vorzuſagen, ohne es wiederzuſammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen querliegenden Bogen zurecht zu rücken, ſondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterſchrieb. In eben dieſem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleiſtift, welcher williger die Züge hergab: denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandleriſchen Dichten aufwe.kte, mich zerſtreute, und ein kleines Product in der Geburt erſtickte. Für ſolche Poeſien hatte ich eine beſondere Ehrfurcht, weil ich mich doch ungefähr gegen dieſelben verhielt, wie die Henne gegen die Küchlein, die ſie ausgebrütet um ſich

her piepsen sieht. Meine frühere Luſt, dieſe Dinge nur durch Vorleſungen mitzutheilen, erneute ſich wieder, ſie aber gegen Geld umzutauſchen, ſchien mir abſcheulich.

Hierbei will ich eines Falles gedenken, der zwar ſpäter eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derſelben verlangt wurde, jene Geſinnungen aber mich abhielten, eine ſolche ſelbſt zu veranſtalten, ſo benutzte Himburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zuſammengedruckten Werke. Mit großer Frechheit wußte ſich dieſer unberufene Verleger eines ſolchen dem Publicum erzeigten Dienſtes gegen mich zu rühmen, und erbot ſich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porzellan zu ſenden. Bei dieſer Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn ſie ſich verheiratheten, eine gewiſſe Partie Porzellan zu nehmen verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen ſichern Abſatz hätte. Die Verachtung, welche daraus gegen den unverſchämten Nachdrucker entſtand, ließ mich den Verdruß übertragen, den ich bei dieſem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht, und indeſſen er ſich an meinem Eigenthum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im ſtillen mit folgenden Verſen:

Holde Zeugen ſüß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgewehte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungner Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sofius zuſammen,
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbſchaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem ſoll ſein Betragen
Wohl am Thee- und Kaffeetiſch behagen?
Weg das Porzellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburgs bin ich todt.

Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pauſen ruhte, und ich in einer langen Zeitſtrecke ſelbſt mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war, und daher öfters Langeweile empfand, ſo trat mir bei

jenem strengen Gegensatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das was menschlich, vernünftig und verständig an mir sey, zu meinem und anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen und die Zwischenzeit, wie ich es ja auch schon gethan und wie ich immer stärker aufgefordert wurde, den Weltgeschäften widmen, und dergestalt nichts von meinen Kräften ungebraucht lassen sollte. Ich fand dieses, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen schien, mit meinem Wesen, mit meiner Lage so übereinstimmend, daß ich den Entschluß faßte, auf diese Weise zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu bestimmen. Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienste von den Menschen auch reellen Lohn fordern, jene liebliche Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuspenden fortfahren dürfte. Durch diese Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit, die sich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das so sehr gesuchte und bewunderte Talent in Deutschland als außer dem Gesetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zulässiges, ja Lustiges, sondern der ehrwürdige, wegen seiner Regententugenden gepriesene Markgraf von Baden, der zu so vielen Hoffnungen berechtigende Kaiser Joseph begünstigten, jener seinen Macklot, dieser seinen Edlen von Trattner, und es war ausgesprochen, daß die Rechte so wie das Eigenthum des Genie's dem Handwerker und Fabricanten unbedingt preis gegeben seyen.

Als wir uns einst hierüber bei einem besuchenden Badenser beklagten, erzählte er uns folgende Geschichte. Die Frau Markgräfin, als eine thätige Dame, habe auch eine Papierfabrik angelegt; die Waare sey aber so schlecht geworden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhändler Macklot den Vorschlag gethan, die deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Werth in etwas zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man dieses angenommen.

Wir erklärten zwar diese böse Nachrede für ein Mährchen, ergötzten uns aber doch daran. Der Name Macklot ward zu gleicher Zeit für einen Schimpfnamen erklärt und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal bergen mußte, indeß die Niederträchtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein paar gute Einfälle hinreichend entschädigt.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deßhalb in einem wilden wüsten Wesen. Bei den bessern jedoch entfaltet sich diese Richtung zu einem sittlichen Enthusiasmus, der sich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder scheinbaren Guten aus eigenem Triebe hinbewegt, sich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Der Jüngling, von dem wir uns unterhalten, war in einem solchen Falle, und wenn er den Menschen auch seltsam vorkam, so erschien er doch gar manchem willkommen. Gleich bei dem ersten Zusammentreten fand man einen unbedingten Freisinn, eine heitere Offenherzigkeit im Gespräch, und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken. Von letzterem einige Geschichtchen.

In der sehr eng in einander gebauten Judengasse war ein heftiger Brand entstanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entspringende Lust zu thätiger Hülfe, trieb mich, gut angekleidet wie ich ging und stand, dahin. Man hatte von der Allerheiligengasse her durchgebrochen; an diesen Zugang verfügte ich mich. Ich fand daselbst eine große Anzahl Menschen mit Wassertragen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren herwärts. Ich sah gar bald, daß, wenn man eine Gasse bildete, wo man die Eimer herauf- und herabreichte, die Hülfe die doppelte seyn würde. Ich ergriff zwei volle Eimer und blieb stehen, rief andere an mich heran; den Kommenden wurde die Last abgenommen und die Rückkehrenden reihten sich auf der andern Seite. Die Anstalt fand Beifall, mein Zureden und persönliche Theilnahme ward begünstigt und die Gasse vom Eintritt bis zum brennenden Ziele war bald vollendet und geschlossen. Kaum aber hatte die Heiterkeit, womit dieses geschehen, eine frohe, man kann sagen, eine lustige Stimmung in dieser lebendigen, zweckmäßig wirkenden Maschine aufgeregt, als der Muthwille sich schon hervorthat und der Schadenfreude Raum gab. Armselige Flüchtende, ihre jammervolle Habe auf dem Rücken schleppend, mußten, einmal in die bequeme Gasse gerathen, unausweichlich hindurch und blieben nicht

unangefochten. Muthwillige Knabenjünglinge ſpritzten ſie an, und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Gleich aber, durch mäßiges Zureden und redneriſche Strafworte, mit Rückſicht wahrſcheinlich auf meine reinlichen Kleider, die ich vernachläſſigte, ward der Frevel eingeſtellt.

Neugierige meiner Freunde waren herangetreten, den Unfall zu beſchauen und ſchienen verwundert, ihren Geſellen in Schuhen und ſeidenen Strümpfen — denn anders ging man damals nicht — in dieſem feuchten Geſchäfte zu ſehen. Wenige konnte ich heranziehen; andere lachten und ſchüttelten die Köpfe. Wir hielten lange Stand: denn bei manchen Abtretenden verſtanden ſich auch manche dazu ſich anzuſchließen; viele Schauluſtige folgten auf einander, und ſo ward mein unſchuldiges Wagniß allgemein bekannt, und die wunderliche Licenz mußte zur Stadtgeſchichte des Tags werden.

Ein ſolcher Leichtſinn im Handeln nach irgend einer gutmüthigen heitern Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbſtgefühl, das von den Menſchen leicht als Eitelkeit getadelt wird, machte unſern Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein ſehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen feſten Boden verwandelt. Der lebhafteſte, nothwendige und luſtig geſellige Verkehr regte ſich auf dem Eiſe. Gränzenloſe Schlittſchuhbahnen, glattgefrorene weite Flächen wimmelten von bewegter Verſammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an, und war alſo, wie ſpäterhin meine Mutter dem Schauſpiel zuzuſehen, angefahren kam, als leichtgekleidet wirklich durchgefroren. Sie ſaß im Wagen in ihrem rothen Sammetpelze, der, auf der Bruſt mit ſtarken goldenen Schnüren und Quaſten zuſammengehalten, ganz ſtattlich ausſah.

Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz! rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter beſonnen zu haben: mich friert grimmig.

Auch ſie bedachte nichts weiter; im Augenblick hatte ich den Pelz an, der, purpurfarben, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geſchmückt, zu der braunen Pelzmütze, die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich ſorglos auf und ab; auch war das Gedränge ſo groß, daß man die ſeltene Erſcheinung nicht einmal ſonderlich bemerkte, obſchon einigermaßen: denn man rechnete mir ſie ſpäter unter meinen Anomalien im Ernſt und Scherz wohl einmal wieder vor.

Nach ſolchen Erinnerungen eines glücklichen unbedachten Handelns ſchreiten wir an dem eigentlichen Faden unſerer Erzählung fort.

Ein geistreicher Franzose hat schon gesagt: Wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerksamkeit des Publicums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt. Es ist so wahr! Irgend etwas Gutes, Geistreiches wird in stiller abgesonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verloren; man zerrt das concentrirte Talent in die Zerstreuung, weil man denkt, man könne von seiner Persönlichkeit etwas abzupfen und sich zueignen.

In diesem Sinne erhielt ich manche Einladungen, oder nicht so wohl Einladungen: ein Freund, ein Bekannter schlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen.

Der Quasifremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens, dann wieder als Huron Voltaires, Cumberlands Westindier, als Naturkind bei so vielen Talenten, erregte die Neugierde, und so beschäftigte man sich in verschiedenen Häusern mit schicklichen Negotiationen ihn zu sehen.

Unter andern ersuchte mich ein Freund eines Abends mit ihm ein kleines Concert zu besuchen, welches in einem angesehenen reformirten Handelshause gegeben wurde. Es war schon spät; doch weil ich alles aus dem Stegereife liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anständig angezogen. Wir treten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Gesellschaft war zahlreich; ein Flügel stand in der Mitte, an den sich sogleich die einzige Tochter des Hauses niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Ich stand am untern Ende des Flügels, um ihre Gestalt und Wesen nahe genug bemerken zu können: sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen wozu das Spiel sie nöthigte waren ungezwungen und leicht.

Nach geendigter Sonate trat sie ans Ende des Piano's gegen mir über: wir begrüßten uns ohne weitere Rede; denn ein Quartett war schon angegangen. Am Schlusse trat ich etwas näher und sagte einiges Verbindliche: wie sehr es mich freue, daß die erste Bekanntschaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte sehr artig meine Worte zu erwiedern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß sie mich aufmerksam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau stand, welches ich mir wohl konnte gefallen lassen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu schauen gab. Indessen blickten

wir einander an, und ich will nicht läugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der sanftesten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter beim Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Ich verfehlte nicht, nach schicklichen Pausen meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien.

Indessen brachte die einmal eingeleitete Gastfreiheit unseres Hauses den guten Eltern und mir selbst manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen, es zu fördern und wo möglich solches nachbildend zu gestalten, war ich dadurch in nichts weiter gebracht. Die Menschen in so fern sie gut waren, waren fromm, und in so fern sie thätig waren, unklug und oft ungeschickt: jenes konnte mir nichts helfen und dieses verwirrte mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich sorgfältig niedergeschrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen eine bedeutende Augencur daselbst vorzunehmen: er war mir und meinen Eltern willkommen und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Lersner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürstlicher Kinder, verständiges Betragen bei Hof und auf Reisen überall geschätzt, erduldete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hülfe nicht ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Muth und frommer Dreistigkeit viele Staaroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieses verbreitete sich stromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Lersner und die Seinigen, berathen von einem einsichtigen Arzte, entschlossen sich den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen, wenn schon ein Frankfurter Kaufmann, an dem die Cur mißglückt war, ernstlich abrieth. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen so viele gelungene! Doch Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher

Neue Heilige.

Alle ſchöne Sünderinnen,
Die zu Heiligen ſich geweint,
Sind um Herzen zu gewinnen
All' in Eine nun vereint.
Seht die Mutterlieb', die Thränen,
Ihre Reu und ihre Pein!
Statt Marieen Magdalenen
Soll nun Sanct Oliva ſeyn.

Warnung.

So wie Titania im Feen- und Zauberland
Klaus Zetteln in dem Arme fand,
So wirſt du bald zur Strafe deiner Sünden
Titanien in deinen Armen finden.

Mamſell N. N.

Ihr Herz iſt, gleich
Dem Himmelreich;
Weil die geladnen Gäſte
Nicht kamen,
Ruft ſie zum Feſte
Krüppel und Lahmen.

---

entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackern und heitern Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Staar auf beiden Augen gestochen: wir waren höchst gespannt; es hieß, der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Cur in Sorgen sey. Gewöhnlich — und ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugesehen — schien nichts leichter in der Welt zu seyn; wie es denn auch Stilling hundertmal gelungen war. Nach vollbrachtem schmerzlosem Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem gelindesten Druck die trübe Linse von selbst heraus; der Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Cur ihm erlaubte, sich des köstlichen Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wohlthäter Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es dießmal so leicht und glücklich nicht hergegangen; die Linse sey nicht herausgesprungen, er habe sie holen und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen; dieß sey nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operirt habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt beide zugleich vorzunehmen; an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht, und da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug, die zweite Linse kam nicht von selbst; sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden. Wie übel ein so gutmüthiger, wohlgesinnter, gottesfürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sey, läßt keine Beschreibung noch Entwickelung zu; etwas Allgemeines über eine solche Sinnesart steht vielleicht hier am rechten Platze.

Auf eigene moralische Bildung loszuarbeiten, ist das Einfachste und Thunlichste was der Mensch vornehmen kann; der Trieb dazu ist ihm angeboren: er wird durch Menschenverstand und Liebe dazu im bürgerlichen Leben geleitet, ja gedrängt. Stilling lebte in einem sittlich-religiösen Liebesgefühl; ohne Mittheilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existiren:

er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still; wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig; deßwegen befand er sich am besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten ruhigen Berufskreise mit einiger Bequemlichkeit sich zu vollenden beschäftigt sind.

Diesen gelingt nun wohl die Eitelkeit abzuthun, dem Bestreben nach äußerer Ehre zu entsagen, Behutsamkeit im Sprechen sich anzueignen, gegen Genossen und Nachbarn ein freundliches gleiches Betragen auszuüben. Oft liegt hier eine dunkle Geistesform zum Grunde, durch Individualität modificirt: solche Personen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf ihre empirische Laufbahn; man hält alles für übernatürliche Bestimmung, mit der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke. Dabei ist im Menschen eine gewisse Neigung in seinem Zustand zu verharren, zugleich aber auch sich stoßen und führen zu lassen, und eine gewisse Unentschlossenheit selbst zu handeln. Diese vermehrt sich bei Mißlingen der verständigsten Plane so wie durch zufälliges Gelingen günstig zusammentreffender unvorhergesehener Umstände.

Wie nun durch eine solche Lebensweise ein aufmerksames männliches Betragen verkümmert wird, so ist die Art in einen solchen Zustand zu gerathen, gleichfalls bedenklich und der Betrachtung werth.

Wovon sich dergleichen Sinnesverwandte am liebsten unterhalten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren psychologischen Werth nicht absprechen. Es sind eigentlich was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Aperçus nennen, das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben ankert und so in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird. Ein solches Aperçu giebt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weise nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung: es entspringt ganz und vollendet im Augenblick; daher das gutmüthige altfranzösische Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Aeußere Anstöße bewirken oft das gewaltsame Losbrechen solcher Sinnesänderung; man glaubt Zeichen und Wunder zu schauen.

Zutrauen und Liebe verband mich aufs herzlichste mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf seinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz seiner Natur gemäß, alles was für ihn geschah, in einem dankbaren feinen Herzen zu behalten: aber sein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er sich das Räthsel seiner Tage zurecht legen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles was uns vernünftigerweise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien mir doch zu anmaßlich, und die Vorstellungsart, daß alles was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt oder vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte also den guten Freund nur anhören, ihm aber nichts Erfreuliches erwiedern; doch ließ ich ihn wie so viele andere gern gewähren und schützte ihn später wie früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen sich nicht scheute. Daher ich ihm auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernsthaft ausrief: Nein fürwahr, wenn ich mit Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schuldenjahre nach sich ziehen.

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich: die Augen des braven geduldigen Mannes entzündeten sich und es blieb kein Zweifel, daß die Cur mißlungen sey.

Der Zustand in den unser Freund dadurch gerieth, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! Zuvörderst der größte Dank des zum Lichte Wiedergenesenen, das Herrlichste dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hülfsbedürftigen; der Credit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im hülflosen Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das unerfreuliche Drama Hiobs von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als

habe er die ihm zufällig überkommenen Augenmittel frevelhaft als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft betrachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studirt, sondern seine Curen nur so obenhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mißwollende ihm nachgeredet; er gerieth in Zweifel, ob dieß auch nicht Wahrheit sey? Und dergleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wohl Dünkel und Eitelkeit, in seinem Lebensgange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig nothwendige Resultat, daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seyen.

In meinem vorstrebend heitern Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht, nach herkömmlicher Weise, diese Seelenzustände ernster freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt: nur betrübte es mich, meine gute Mutter für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unabläßig thätigen Gleichmuth. Der Vater dauerte mich am meisten. Um meinetwillen hatte er einen streng geschlossenen Haushalt mit Anstand erweitert und genoß besonders bei Tisch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimische Freunde und immer wieder sonstige Durchreisende heranzog, sehr gern eines muntern, ja paradoxen Gespräches, da ich ihm denn durch allerlei dialektisches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete: denn ich hatte die gottlose Art alles zu bestreiten, aber nur in sofern hartnäckig, daß derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle lächerlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichsten heitersten Ereignisse, veranlaßt durch wohlgelungene Nebencuren des durch die Hauptcur so unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn so machte uns im Einzelnen ein alter blinder Betteljude aus dem Isenburgischen zu lachen, der, in dem höchsten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe orientalische Natur so gut nachhalf, daß er vollkommen und ohne die mindeste Beschwerde sich mit Entzücken geheilt sah. Als man ihn fragte, ob die Operation geschmerzt habe? so sagte er nach der hyperbolischen Weise: Wenn ich eine Million Augen hätte,

ſo wollte ich ſie jedesmal für ein halb Kopfſtück ſämmtlich nach und nach operiren laſſen. Bei ſeinem Abwandern betrug er ſich in der Fahrgaſſe eben ſo excentriſch; er dankte Gott auf gut altteſtamentlich, pries den Herrn und den Wundermann, ſeinen Geſandten. So ſchritt er in dieſer langen gewerbreichen Straße langſam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Läden heraus, überraſcht durch einen ſo ſeltenen frommen, leidenſchaftlich vor aller Welt ausgeſprochenen Enthuſiasmus; alle waren angeregt zur Theilnahme, dergeſtalt daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heiſchen, mit reichlichen Gaben zur Wegzehrung beglückt wurde.

Eines ſolchen heitern Vorfalls durfte man in unſerm Kreiſe aber kaum erwähnen: denn wenn der Aermſte, in ſeiner ſandigen Heimath übermain, in häuslichem Elend höchſt glücklich gedacht werden konnte, ſo vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger dieſſeits das unſchätzbare, zunächſt gehoffte Behagen.

Kränkend war daher für unſern guten Jung der Empfang der tauſend Gulden, die, auf jeden Fall bedungen, von großmüthigen Menſchen edel bezahlt wurden. Dieſe Baarſchaft ſollte bei ſeiner Rückkehr einen Theil der Schulden auslöſchen, die auf traurigen, ja unſeligen Zuſtänden laſteten.

Und ſo ſchied er troſtlos von uns: denn er ſah zurückkehrend den Empfang einer ſorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Schwiegereltern, die ſich, als Bürgen für ſo manche Schulden des allzu zuverſichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter vergriffen zu haben glauben konnten. Hohn und Spott der ohnehin im Glücke ſchon Mißwollenden konnte er in dieſem und jenem Hauſe, aus dieſem und jenem Fenſter ſchon vorausſehen; eine durch ſeine Abweſenheit ſchon verkümmerte, durch dieſen Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihn äußerſt ängſtigen.

So entließen wir ihn, von unſerer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung: denn ſeine tüchtige Natur, geſtützt auf den Glauben an übernatürliche Hülfe, mußte ſeinen Freunden eine ſtillbeſcheidene Zuverſicht einflößen.

Siebenzehntes Buch.

Wenn ich die Geſchichte meines Verhältniſſes zu Lili wieder aufnehme, ſo habe ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmſten Stunden, theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menſchlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in dieſem Sinne waren unſere Geſpräche ſittlich intereſſant auf jede Weiſe.

Wie wollte man ſich aber von dem Innern unterhalten, ohne ſich gegenſeitig aufzuſchließen? Es währte daher nicht lange, daß Lili mir in ruhiger Stunde die Geſchichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geſelligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachſen. Sie ſchilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, ſo wie die nächſten Zuſtände; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel. Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und ſo konnte ſie nicht läugnen, daß ſie eine gewiſſe Gabe anzuziehen an ſich habe bemerken müſſen, womit zugleich eine gewiſſe Eigenſchaft fahren zu laſſen, verbunden ſey. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, daß ſie dieſe Gabe auch an mir geübt habe, jedoch beſtraft worden ſey, indem ſie auch von mir angezogen worden.

Dieſe Geſtändniſſe gingen aus einer ſo reinen kindhaften Natur hervor, daß ſie mich dadurch aufs allerſtrengſte ſich zu eigen machte. Ein wechſelſeitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit ſich zu ſehen, trat nun ein; wie hätte ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müſſen, wenn ich mich nicht hätte entſchließen können, ſie in ihren Cirkeln zu ſehen! Hieraus erwuchs mir mannichfaltige Pein.

Mein Verhältniß zu ihr war von Perſon zu Perſon, zu einer ſchönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter: es glich meinen früheren Verhältniſſen, und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Miſchen und Wiedermiſchen eines geſelligen Zuſtandes hatte ich nicht gedacht.

Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich seyn: aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden!

Die Geschichte von Lustpartien, die zur Unlust ausliefen, ein retardirender Bruder, mit dem ich nachfahren sollte, welcher seine Geschäfte erst mit der größten Gelassenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langsanft vollendete, und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb, auch sonstiges Antreffen und Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung, alle diese Peinen, die in irgend einem Roman, umständlicher mitgetheilt, gewiß theilnehmende Leser finden würden, muß ich hier beseitigen. Um aber doch diese betrachtende Darstellung einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht besonders hier eindrücklich, eingeschaltet stehen.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;

Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein,
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ganz dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Hat man ſich dieſe Lieder aufmerkſam vorgeleſen, lieber noch mit Gefühl vorgeſungen, ſo wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüberwehen. Doch wollen wir aus jener größern, glänzenden Geſellſchaft nicht eilig abſcheiden, ohne vorher noch einige Bemerkungen hinzuzufügen; beſonders den Schluß des zweiten Gedichtes zu erläutern.

Diejenige, die ich nur im einfachen, ſelten gewechſelten Hauskleide zu

sehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen, und doch war es ganz dieselbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich, nur möchte ich sagen, ihre Anziehungsgabe that sich mehr hervor; es sey nun, weil sie hier gegen viele Menschen stand, daß sie sich lebhafter zu äußern, sich von mehreren Seiten, je nachdem ihr dieser oder jener entgegenkam, sich zu vermannichfaltigen Ursache fand: genug, ich konnte mir nicht läugnen, daß diese Fremden mir zwar einerseits unbequem fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geselligen Tugenden kennen zu lernen und einzusehen, sie sey auch weiteren und allgemeineren Zuständen gewachsen.

War es doch derselbige nun durch Putz verhüllte Busen, der sein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich so klar wie in den meinigen hineinsah; waren es doch dieselben Lippen, die mir so früh den Zustand schilderten, in dem sie herangewachsen, in dem sie ihre Jahre verbracht hatte. Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das natürlichste gefunden hatte.

Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen. Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich schon hervorgethan: Onkel Bernhard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläufige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschtern Raum finden.

Ich wohnte bei Johann André, und indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung erlauben, um von dem damaligen Opernwesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigirte zu der Zeit Marchand das Theater, und suchte durch seine eigene Person das Mögliche zu leisten. Es war ein

schöner, groß und wohl gestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erschien bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Ausführung musikalischer Werke wohl allenfalls bedurfte; deßhalb er denn die kleinern und größern französischen Opern herüber zu bequemen bemüht war. Der Vater in der Gretry'schen Oper: Die Schöne bei dem Ungeheuer, gelang ihm besonders wohl, wo er sich in der hinter dem Flor veranstalteten Vision gar ausdrücklich zu gebärden wußte. Diese in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edlen Styl, und war geeignet die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Dämen des Operntheaters bemächtigt; Zustands- und Handwerksopern thaten sich hervor. Die Jäger, der Faßbinder, und ich weiß nicht was alles, waren vorausgegangen; André wählte sich den Töpfer. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben, und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartiert, und will von diesem allezeit fertigen Dichter und Componisten nur so viel sagen als hier gefordert wird. Er war ein Mann von angeborenem lebhaften Talente, eigentlich als Techniker und Fabricant in Offenbach ansässig; er schwebte zwischen dem Capellmeister und Dilettanten. In Hoffnung jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich, in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als letzterer war er geneigt, seine Compositionen ins unendliche zu wiederholen.

Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst thätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffassend und erwiedernd, mitgedacht werden.

Lili's Pianospiel fesselte unsern guten André vollkommen an unsere Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend, waren wenige Stunden des Tags und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tages reihe mit eingriff. Bürgers Lenore, damals ganz frisch bekannt, und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm componirt; er trug sie gern und wiederholt vor. Auch ich, der viel

Haus-Park.

Liebe Mutter, die Geſpielen
Sagen mir ſchon manche Zeit
Daß ich beſſer ſollte fühlen
Was Natur im Freien beut.
Bin ich hinter dieſen Mauern,
Dieſen Hecken, dieſem Bur,
Wollen ſie mich nur bedauern,
Neben dieſem alten Jur.

Solche ſchroffe grüne Wände
Ließen ſie nicht länger ſtehn;
Kann man doch von einem Ende
Gleich bis an das andre ſehn.
Von der Scheere fallen Blätter,
Fallen Blüthen, welch ein Schmerz!
Asmus, unſer lieber Vetter,
Nennt es puren Schneiderſcherz.

Stehn die Pappeln doch ſo prächtig
Um des Nachbars Gartenhaus;
Und bei uns wie niederträchtig
Nehmen ſich die Zwiebeln aus!
Wollt ihr nicht den Wunſch erfüllen —
Ich beſcheide mich ja wohl!
Heuer nur, um Gotteswillen,
Liebe Mutter, keinen Kohl!

und lebhaft recitirend vortrug, war sie zu declamiren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns beiden sie hören wolle, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten.

Dieses alles aber, wie es auch sey, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zusammenseyns; sie wissen kein Ende zu finden, und der gute Johann André war durch wechselsweise Verführung der beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu setzen, um bis nach Mitternacht seine Musik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden versicherten sich dadurch einer werthen unentbehrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hause, so fand man sich in der freiesten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Ansehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten, Gärten, parterreartig übersehbar, mit flachen Blumen- und sonstigen Prunkbeeten, freie Uebersicht über den Fluß bis ans jenseitige Ufer, oft schon früh eine thätige Schifffahrt von Flößen und gelenken Marktschiffen und Kähnen, eine sanft hingleitende lebendige Welt, mit liebevollen zarten Empfindungen im Einklang. Selbst das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes ward höchst erquicklich, und verfehlte nicht einen entschieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der schönsten Jahrszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte sich eine traute Gesellschaft, von solchen Scenen umgeben, morgendlich wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernsten Leser eine solche Lebensweise gar zu lose, zu leichtfertig erscheinen, so möge er bedenken, daß zwischen dasjenige was hier, des Vortrags halben, wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einstellten. Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschäftigt. Auch ich versäumte nicht, in Betracht der Gegenwart und Zukunft, das mir Obliegende zu besorgen, und fand noch Zeit genug dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrängten.

Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachsende Tag gehörte den weltlichen Geschäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Jurist, führte seine Geschäfte selbst, die ihm sowohl die Verwaltung seines

Vermögens als die Verbindung mit werthgeschätzten Fremden auferlegte; und ob ihm gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath zu prakticiren nicht erlaubte, so war er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advocaten unterzeichnet wurden, dem denn jede solche Signatur ein Billiges einbrachte.

Diese seine Thätigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Herantreten und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher schätzte als meine Praxis und deswegen alles that, um mir Zeit genug zu meinen poetischen Studien und Arbeiten zu lassen. Gründlich und tüchtig, aber von langsamer Conception und Ausführung, studirte er die Acten als geheimer Referendär, und wenn wir zusammentraten, legte er mir die Sache vor und die Ausfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vaterfreude gedieh, und er auch wohl einmal auszusprechen nicht unterließ, wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden.

Diese Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern hatte sich ein Schreiber zu uns gesellt, dessen Charakter und Wesen, wohl durchgeführt, leicht einen Roman fördern und schmücken könnte. Nach wohlgenutzten Schuljahren, worin er des Lateins völlig mächtig geworden, auch sonstige gute Kenntnisse erlangt hatte, unterbrach ein allzuleichtfertiges akademisches Leben den übrigen Gang seiner Tage: er schleppte sich eine Weile mit siechem Körper in Dürftigkeit hin, und kam erst später in bessere Umstände durch Hülfe einer sehr schönen Handschrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advocaten unterhalten, ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt, und erwarb sich alle, denen er diente, durch Rechtlichkeit und Pünktlichkeit zu Gönnern. Auch unserm Hause hatte er sich verpflichtet und war in allen Rechts- und Rechnungssachen bei der Hand.

Dieser hielt nun von seiner Seite unser sich immer mehr ausdehnendes Geschäft, das sich sowohl auf Rechtsangelegenheiten als auf mancherlei Aufträge, Bestellungen und Speditionen bezog. Auf dem Rathhause wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgemeisterlichen Audienzen war er auf seine Weise gelitten; und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangestiegen waren, von seinem ersten Eintritt ins Amt her, in seinem noch unsichern Benehmen wohl kannte, so hatte er sich ein gewisses Vertrauen erworben,

das man wohl eine Art von Einfluß nennen konnte. Das alles wußte er zum Nutzen seiner Gönner zu verwenden; und da ihn seine Gesundheit nöthigte, seine Thätigkeit mit Maß zu üben, so fand man ihn immer bereit, jeden Auftrag, jede Bestellung sorgfältig auszurichten.

Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper schlank und regelmäßiger Gesichtsbildung, sein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit seiner Ueberzeugung was zu thun sey, auch wohl heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hindernissen. Er mochte stark in den Vierzigen seyn, und es reut mich noch — ich darf das Obengesagte wiederholen — daß ich ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle mit eingefügt habe.

In Hoffnung meine ernsten Leser durch das Vorgetragene einigermaßen befriedigt zu haben, darf ich mich wohl wieder zu den glänzenden Tagespunkten hinwenden, wo Freundschaft und Liebe sich in ihrem schönsten Lichte zeigten.

Daß Geburtstage sorgfältig, froh und mit mancher Abwechselung gefeiert wurden, liegt in der Natur solcher Verbündungen; dem Geburtstage des Pfarrers Ewald zu Gunsten ward das Lied gerichtet:

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen seyn!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unsre Flammen;
Er hat sie angefacht.

Da dieß Lied sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nicht leicht eine muntere Gesellschaft beim Gastmahl sich versammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefrischt werde, so empfehlen wir es auch unsern Nachkommen und wünschen allen, die es aussprechen und singen, gleiche Lust und Behagen von innen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Welt zu gedenken, uns im beschränkten Kreise zu einer Welt ausgedehnt empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Lili's Geburtstag, welcher den 23. Juni 1775 sich zum siebzehntenmal wiederholte, besonders sollte gefeiert

werden. Sie hatte verſprochen am Mittag nach Offenbach zu kommen, und ich muß geſtehen, daß die Freunde mit glücklicher Uebereinkunft von dieſem Feſte alle herkömmlichen Verzierungsphraſen abgelehnt und ſich nur allein mit Herzlichkeiten, die ihrer würdig wären, zu Empfang und Unterhaltung vorbereitet hatten.

Mit ſolchen angenehmen Pflichten beſchäftigt ſah ich die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag verkündigte und unſerm Feſt ihre frohe glänzende Gegenwart verſprach, als Lili's Bruder George, der ſich nicht verſtellen konnte, ziemlich ungebärdig ins Zimmer trat und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unſer morgendes Feſt geſtört ſey; er wiſſe ſelbſt weder wie noch wodurch; aber die Schweſter laſſe ſagen, daß es ihr völlig unmöglich ſey morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feſte Theil zu nehmen; erſt gegen Abend hoffe ſie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wiſſe ſie recht gut, wie unangenehm es mir und unſern Freunden fallen müſſe, bitte mich aber ſo herzlich dringend als ſie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieſer Nachricht, die ſie mir überlaſſe, hinaus zu melden, gemildert, ja verſöhnt werde; ſie wolle mir's zum allerbeſten danken.

Ich ſchwieg einen Augenblick, hatte mich auch ſogleich gefaßt und wie durch himmliſche Eingebung gefunden was zu thun war.

Eile, rief ich, George! ſage ihr, ſie ſolle ſich ganz beruhigen, möglich machen daß ſie gegen Abend komme; ich verſpräche, gerade dieſes Unheil ſolle zum Feſt werden!

Der Knabe war neugierig und wünſchte zu wiſſen wie? Dieß wurde ihm ſtandhaft verweigert, ob er gleich alle Künſte und Gewalt zu Hülfe rief, die ein Bruder unſerer Geliebten auszuüben ſich anmaßt.

Kaum war er weg, ſo ging ich mit ſonderbarer Selbſtgefälligkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem frohen, freien Gefühl, daß hier Gelegenheit ſey mich als ihren Diener auf eine glänzende Weiſe zu zeigen, heftete ich mehrere Bogen mit ſchöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedichte ziemt, zuſammen und eilte den Titel zu ſchreiben:

„Sie kommt nicht!

Ein jammervolles Familienſtück, welches, geklagt ſey es Gott! den 23. Juni 1775 in Offenbach am Main auf das allernatürlichſte wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend."

Da von diesem Scherze weder Concept noch Abschrift vorhanden, habe ich mich oft danach erkundigt, aber nie etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es wieder aufs neue zusammendichten, welches im allgemeinen nicht schwer fällt.

Der Schauplatz ist d'Orville's Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet sich durch die Domestiken, wobei jedes genau seine Rolle spielt und die Anstalten zum Fest vollkommen deutlich werden. Die Kinder mischen sich drein, nach dem Leben gebildet; dann der Herr, die Frau mit eigenthümlichen Thätigkeiten und Einwirkungen; dann kommt, indem alles sich in einer gewissen hastigen Geschäftigkeit durch einander treibt, der unermüdliche Nachbar Componist Hans André; er setzt sich an den Flügel und ruft alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus zieht er heran, aber alles macht sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; eins wird vom andern abgerufen, eins bedarf des andern, und die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasserscenen; Kränze, Banderolen mit Inschriften zierlichster Art, nichts ist vergessen.

Als man sich nun eben um die erfreulichsten Gegenstände versammelt, tritt ein Bote herein, der, als eine Art von lustigem Hin- und Wiederträger, berechtigt war auch eine Charakterrolle mitzuspielen, und der durch manches allzu gute Trinkgeld wohl ungefähr merken konnte, was für Verhältnisse obwalteten. Er thut sich auf sein Packet etwas zu gute, hofft ein Glas Wein und Semmelbrod, und übergiebt nun nach einigem schalkhaftem Weigern die Depesche. Dem Hausherrn sinken die Arme, die Papiere fallen zu Boden; er ruft: Laßt mich zum Tisch! laßt mich zur Commode, damit ich nur streichen kann!

Das geistreiche Zusammensetzn lebelustiger Menschen zeichnet sich vor allem aus durch eine Sprach- und Gebärdensymbolik. Es entsteht eine Art Gauner-Idiom, welches, indem es die Eingeweihten höchst glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt, oder bemerkt, verdrießlich wird. Es gehörte zu Lili's anmuthigsten Eigenheiten, eine, die hier durch Wort und Geberde als streichen ausgedrückt ist, und welche stattfand, wenn etwas Anstößiges gesagt oder gesprochen wurde, besonders indem man bei Tische saß oder in der Nähe von einer Fläche sich befand.

Es hatte dieses seinen Ursprung von einer unendlich lieblichen Unart, die sie einmal begangen, als ein Fremder, bei Tafel neben ihr sitzend,

etwas Unziemliches vorbrachte. Ohne das holde Geſicht zu verändern, ſtrich ſie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tiſchtuch weg, und ſchob alles, was ſie mit dieſer ſanften Bewegung erreichte, gelaſſen auf den Boden, ich weiß nicht was alles — Meſſer, Gabel, Brod, Salzfaß, auch etwas zum Gebrauch ihres Nachbars gehörig: es war jedermann erſchreckt; die Bedienten liefen zu; niemand wußte, was das heißen ſollte, als die Umſichtigen, die ſich erfreuten, daß ſie eine Unſchicklichkeit auf eine ſo zierliche Weiſe erwiedert und ausgelöſcht.

Hier war nun alſo ein Symbol gefunden, für das Ablehnen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in tüchtiger, braver, ſchätzenswerther, wohlgeſinnter, aber nicht durch und durch gebildeter Geſellſchaft vorzukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechten Hand als ablehnend erlaubten wir uns alle; das wirkliche Streichen der Gegenſtände hatte ſie ſelbſt in der Folge ſich nur mäßig und mit Geſchmack erlaubt.

Wenn der Dichter nun alſo dem Hausherrn dieſe Begierde zu ſtreichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit als Mimik aufgiebt, ſo ſieht man das Bedeutende, das Effectvolle: denn indem er alles von allen Flächen herunter zu ſtreichen droht, ſo hält ihn alles ab; man ſucht ihn zu beruhigen, bis er ſich endlich ganz ermattet in den Seſſel wirft.

Was iſt begegnet? ruft man aus. Iſt ſie krank? iſt jemand geſtorben?

Lest! lest! ruft d'Orville: dort liegt's auf der Erde.

Die Depeſche wird aufgehoben; man lieſt, man ruft: ſie kommt nicht!

Der große Schreck hatte auf einen größern vorbereitet: aber ſie war doch wohl! es war ihr nichts begegnet! Niemand von der Familie hatte Schaden genommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

André, der indeſſen immerfort muſicirt hatte, kam doch endlich auch herbeigelaufen, tröſtete und ſuchte ſich zu tröſten. Pfarrer Ewald und ſeine Gattin traten gleichfalls charakteriſtiſch ein, mit Verdruß und Verſtand, mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durch einander, bis der muſterhaft ruhige Onkel Bernhard endlich herankommt, ein gutes Frühſtück, ein löblich Mittagsfeſt erwartend, und der einzige iſt, der die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte anſieht, beſchwichtigende, vernünftige Reden äußert und alles ins Gleiche bringt, völlig wie in der griechiſchen Tragödie ein Gott

die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.

Dieß alles ward während eines Theiles der Nacht mit laufender Feder niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr mit der Depesche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den hellsten Morgen erblickend wachte ich auf, mit Vorsatz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen: das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hätte. Die Dienerschaft war zufrieden, mit der Herrschaft auf gleichem Theater aufgetreten zu seyn; nur die Kinder, als die entschiedensten unbestechbarsten Realisten, versicherten hartnäckig, so hätten sie nicht gesprochen, und es sey überhaupt alles ganz anders gewesen, als wie es hier geschrieben stünde. Ich beschwichtigte sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Lili ohne Prunk, aber vielleicht um desto lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinahe betreffen, daß ihr Außenbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr alles, man trug ihr alles vor, und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.

Es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns, um zu bemerken, daß ihr Außenbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufällig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhältniß verursacht war. Indessen hatte dieß weder auf unsere Gesinnungen, noch auf unser Betragen den mindesten Einfluß.

Ein vielfacher geselliger Zudrang aus der Stadt konnte in dieser Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur spät des Abends zur Gesellschaft, und fand sie dem Scheine nach theilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden erschien, so mochte ich ihr gern in irgend etwas nützlich seyn, indem ich ihr größeres oder kleineres besorgt hatte, oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es ist wohl diese Dienstschaft das Erfreulichste, was einem Menschen begegnen kann; wie uns die alten Ritterromane dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kräftige Weise zu überliefern verstehen. Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen,

und ſie durfte ſich dieſen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphiren Ueberwinder und Ueberwundene, und beide behagen ſich in gleichem Stolze.

Dieß mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer deſto kräftiger. Johann André hatte immer Muſikvorrath; auch ich brachte fremdes und eigenes Neue; poetiſche und muſikaliſche Blüthen regneten herab. Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewiſſe Exaltation waltete in der Geſellſchaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte ſich dieß den übrigen aus unſerm Verhältniſſe mit. Denn wo Neigung und Leidenſchaft in ihrer eigenen kühnen Natur hervortreten, geben ſie verſchüchterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum ſie ihre gleichen Rechte verheimlichen ſollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger verſteckte Verhältniſſe, die ſich nunmehr ohne Scheu durchſchlangen; andere, die ſich nicht gut bekennen ließen, ſchlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Konnte ich denn auch wegen vermannichfaltigter Geſchäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, ſo gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zuſammenſeyn im Freien. Es war ein Zuſtand, von welchem geſchrieben ſteht: „ich ſchlafe, aber mein Herz wacht;“ die hellen, wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überſcheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellſten Tage. Liebende Seelen werden nachſtehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

Wir waren beim klarſten Sternhimmel bis ſpät in der freien Gegend umherſpaziert; und nachdem ich ſie und die Geſellſchaft von Thüre zu Thüre nach Hauſe begleitet und von ihr zuletzt Abſchied genommen hatte, fühlte ich ſo wenig Schlaf, daß ich eine friſche Spazierwanderung anzutreten nicht ſäumte. Ich ging die Landſtraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlaſſen; ich ſetzte mich auf eine Bank, in der reinſten Nachtſtille, unter dem blendenden Sternhimmel mir ſelbſt und ihr anzugehören. Bemerkenswerth ſchien mir ein ſchwer zu erklärender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Raſcheln, kein Rauſchen, und bei näherer Aufmerkſamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem Gethier ſey. Es mochten Igel oder Wieſeln ſeyn, oder was in ſolcher Stunde dergleichen Geſchäft vernimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zugegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingärten hinauf

führen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich ſtieg hinauf, ſetzte mich nieder und ſchlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung ſich ſchon verbreitet; ich ſah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in früheren Zeiten als Schutzwehr wider die hüben ſtehenden Berge aufgerichtet war. Sachſenhauſen lag vor mir; leichte Nebel deuteten den Weg des Fluſſes an: es war friſch, mir willkommen.

Da verharrte ich bis die Sonne nach und nach, hinter mir aufgehend, das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wieder ſehen ſollte, und ich kehrte langſam in das Paradies zurück, das ſie, die noch Schlafende, umgab.

Je mehr aber, um des wachſenden Geſchäftskreiſes willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrſchen trachtete, meine Beſuche in Offenbach ſparſamer werden und dadurch eine gewiſſe peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, ſo ließ ſich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintanſetzte und verliere.

Wie nun meine Ausſichten ſich nach und nach verbeſſerten, hielt ich ſie für bedeutender als ſie wirklich waren, und dachte um ſo mehr auf eine baldige Entſcheidung, als ein ſo öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, ſprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechſelſeitigen unbedingten Behagens, die volle Ueberzeugung, eine Trennung ſey unmöglich, das in einander gleichmäßig geſetzte Vertrauen, das alles brachte einen ſolchen Ernſt hervor, daß ich, der ich mir feſt vorgenommen hatte, kein ſchleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieſes, ohne Sicherheit eines günſtigen Erfolges, wieder verſchlungen fand, wirklich von einem Stumpfſinn befangen war, von dem ich mich zu retten, mich immermehr in gleichgültige weltliche Geſchäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In dieſem wunderlichen Zuſtande, dergleichen doch auch mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hülfe, welche die ſämmtlichen Bezüge der Perſonen und Zuſtände ſehr wohl durchſah. Man nannte ſie Demoiſelle Delf; ſie ſtand mit ihrer ältern Schweſter einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor, und war der größern Frankfurter Wechſelhandlung bei verſchiedenen Vorfällen vielen

Dank schuldig geworden. Sie kannte und liebte Lili von Jugend auf; es war eine eigene Person, ernsten männlichen Ansehens und gleichen, derben, hastigen Schrittes vor sich hin. Sie hatte sich in die Welt besonders zu fügen Ursache gehabt, und kannte sie daher wenigstens in gewissem Sinne. Man konnte sie nicht intrigant nennen: sie pflegte den Verhältnissen lange zuzusehen und ihre Absichten stille mit sich fortzutragen; dann aber hatte sie die Gabe, die Gelegenheit zu ersehen, und wenn sie die Gesinnungen der Personen zwischen Zweifel und Entschluß schwanken sah, wenn alles auf Entschiedenheit ankam, so wußte sie eine solche Kraft der Charaktertüchtigkeit einzusetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang ihr Vorhaben auszuführen. Eigentlich hatte sie keine egoistischen Zwecke; etwas gethan, etwas vollbracht, besonders eine Heirath gestiftet zu haben, war ihr schon Belohnung. Unsern Zustand hatte sie längst durchblickt, bei wiederholtem Hierseyn durchforscht, so daß sie sich endlich überzeugte, diese Neigung sey zu begünstigen, diese Versätze, redlich, aber nicht genugsam verfolgt und angegriffen, müßten unterstützt und dieser kleine Roman förderſamſt abgeschlossen werden.

Seit vielen Jahren hatte sie das Vertrauen von Lili's Mutter. In meinem Hause durch mich eingeführt, hatte sie sich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieses barsche Wesen ist in einer Reichsstadt nicht widerwärtig und, mit Verstand im Hintergrunde, sogar willkommen. Sie kannte sehr wohl unsere Wünsche, unsere Hoffnungen; ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag: kurz, sie unterhandelte mit den Eltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen mochten, beseitigt, genug sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. Gebt euch die Hände! rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sey.

Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sey. Es ist erfreulich, sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Der

Mädchenwünſche.

O fände für mich
Ein Bräutigam ſich!
Wie ſchön iſt's nicht da!
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf ſchmälen;
Man wählt ſich die Kleider,
Nach Guſto den Schneider;
Da läßt man ſpazieren,
Auf Bälle ſich führen,
Und fragt nicht erſt lange
Papa und Mama.

Verſchiedene Drohung.

Einſt ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und „ach!
Droht ſie, ich werde ſchrein."

Da rief ich trotzig: ha! ich will
Den tödten der uns ſtört! —
„Still! liſpelt ſie: Geliebter, ſtill!
Daß ja dich niemand hört."

vorhergehende Zustand ist durchaus verändert; die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisirenden Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran, und bei allgemein gefeiertem frommem Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.

Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person: ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlte ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Capitals, von dem ich zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hätte.

Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen, auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiselle Delf eroberte Zustimmung beiderseitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise. Die Außenwelt ist durchaus unbarmherzig und sie hat Recht: denn sie muß sich ein für allemal selbst behaupten; die Zuversicht der Leidenschaft ist groß, aber wir sehen sie doch gar oft an dem ihr entgegenstehenden Wirklichen scheitern. Junge Gatten, die, besonders in der spätern Zeit, mit nicht genugsamen Gütern versehen, in diese Zustände sich einlassen, mögen ja sich keine Honigmonde versprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche nicht befriedigt, ein junges Ehepaar absurd erscheinen lassen.

Die Unzulänglichkeit der Mittel, die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernst ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil sie bis auf einen gewissen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen passen. Der Trugschluß, den die Leidenschaft so bequem findet, trat nun in seiner

völligen Incongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine häusliche Lage, in ihrem ganz Besondern betrachtet werden. Das Bewußtseyn, das Ganze sey auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftlose zu Ende des dritten Theiles kennen lernen; sie war der passende Schlußstein zu einem schon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe: aber hier hatte man bei ruhiger unbefangener Betrachtung sich nicht läugnen können, daß, um diese neue Geworbene in solche Function gleichfalls einzusetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müssen.

Indessen war mir dieß noch nicht deutlich geworden und ihr eben so wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hause und gedachte ich sie hereinzuführen, so schien sie mir nicht zu passen, wie ich ja schon in ihren Cirkeln zu erscheinen, um gegen die Tags- und Modemenschen nicht abzustechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geschehen, wo in einem neugebauten stattlichen Bürgerhause ein nunmehr veralteter Prunk gleichsam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte.

So hatte sich auch, selbst nach dieser gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familienzusammenhang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! Und wollte die Liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem diesem abgesehen, so waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen her schöne Ansichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; jedermann denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunst; dem Genie traut man alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag.

Das deutsche geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für den neu aufzumühlenden Boden tüchtige Anbauer und kluge Haushälter wünschten. Selbst die angesehene wohlgegründete

Freimaurerloge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lili bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten: ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den ihrigen so nahe verwandten Zwecken, hätten förderlich seyn müssen.

Ich gehe zu dem Besondersten zurück.

In solchen Städten, wie Frankfurt, giebt es collective Stellen, Residentschaften, Agentschaften, die sich durch Thätigkeit gränzenlos erweitern lassen. Dergleichen bot sich auch mir dar, beim ersten Anblick vortheilhaft und ehrenvoll zugleich. Man setzte voraus, daß ich für sie passe, es wäre auch gegangen, unter der Bedingung jener geschilderten Kanzleifreiheit. Man verschweigt sich die Zweifel, man theilt sich das Günstige mit, man überwindet jedes Schwanken durch gewaltsame Thätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft deßhalb gemildert werde.

In Friedenszeiten ist für die Menge wohl kein erfreulicheres Lesen, als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuesten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige wohlbehaltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Parteigeist, den wir in unserer Beschränktheit weder loswerden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch erschafft sich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Interesse, unwesentlichen Gewinn oder Verlust, und nimmt, wie im Theater, einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Diese Theilnahme erscheint oft willkürlich, jedoch beruht sie auf sittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Absichten einen verdienten Beifall, bald aber, von glänzendem Erfolg hingerissen, wenden wir uns zu demjenigen, dessen Vorsätze wir würden getadelt haben. Zu allem diesem verschaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweite, auf seiner Kraft ruhend, schien noch immer das Schicksal Europens und der Welt abzuwägen; Katharina, eine große Frau, die sich selbst des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen hochbegünstigten Männern einen großen Spielraum, der Herrscherin Macht immer weiter auszubreiten; und da dieß über die Türken geschah, denen wir die Verachtung, mit welcher sie auf uns herniederblicken, reichlich zu

vergelten gewohnt ſind, ſo ſchien es als wenn keine Menſchen aufgeopfert würden, indem dieſe Unchriſten zu Tauſenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tſchesme verurſachte ein allgemeines Freudenfeſt über die gebildete Welt, und jedermann nahm Theil an dem ſiegeriſchen Uebermuth, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künſtleriſchen Studiums, auf der Rhede von Livorno ſogar ein Kriegsſchiff in die Luft ſprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger nordiſcher König, gleichfalls aus eigener Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Ariſtokraten, die er unterdrückt, werden nicht bedauert: denn die Ariſtokratie überhaupt hatte keine Gunſt bei dem Publicum, weil ſie ihrer Natur nach im ſtillen wirkt und um deſto ſicherer iſt, je weniger ſie von ſich reden macht; und in dieſem Falle dachte man von dem jungen König um deſto beſſer, weil er, um dem oberſten Stande das Gleichgewicht zu halten, die untern begünſtigen und an ſich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt intereſſirt, als ein ganzes Volk ſich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man denſelben Schauſpiel im kleinen gern zugeſehen; Corſica war lange der Punkt geweſen, auf den ſich aller Augen richteten. Paoli, als er, ſein patriotiſches Vorhaben nicht weiter durchzuſetzen im Stande, durch Deutſchland nach England ging, zog aller Herzen an ſich; es war ein ſchöner, ſchlanker, blonder Mann voll Anmuth und Freundlichkeit: ich ſah ihn in dem Bethmann'ſchen Hauſe, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die ſich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit begegnete. Nun aber ſollten ſich in dem entfernten Welttheil ähnliche Auftritte wiederholen, man wünſchte den Amerikanern alles Glück, und die Namen Franklin und Waſhington fingen an, am politiſchen und kriegeriſchen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menſchheit war geſchehen; und als nun gar ein neuer wohlwollender König von Frankreich die beſten Abſichten zeigte, ſich ſelbſt zu Beſeitigung ſo mancher Mißbräuche und zu den edelſten Zwecken zu beſchränken, eine regelmäßig anlangende Staatswirthſchaft einzuführen, ſich aller willkürlichen Gewalt zu begeben und durch Ordnung wie durch Recht allein zu herrſchen, ſo verbreitete ſich die heiterſte Hoffnung über die ganze Welt und die zutrauliche Jugend glaubte ſich und ihrem ganzen Zeitgeſchlechte ein ſchöne, ja herrliche Zukunft verſprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur in sofern Theil als sie die größere Gesellschaft interessirten: ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.

Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz manchen Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt vollkommen erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter die mannichfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich Könige subordinirten, so gab diesen ihr Wahlrecht und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste königliche Reihe verschränkt, so daß er, seiner bedeutenden Vorrechte gedenkend, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Kurfürsten allen andern vorangingen, und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vortheile, welche diese altgegründeten Familien zugleich und außerdem in Stiftern, Ritterorden, Ministerien, Vereinigungen und Verbrüderungen genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von bedeutenden Menschen, welche sich zugleich als subordinirt und als coordinirt fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Weltthätigkeit ihre Tage zubrachten und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Klasse nicht an geistiger Cultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militär- und Geschäftsbildung bedeutend hervorgethan und sich des ganzen vornehmen so wie des diplomatischen Kreises bemächtigt, zugleich aber auch durch Literatur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen der Gegenwart nicht allzugünstigen Standpunkt zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum jemand eingefallen, jene ungeheure privilegirte Masse zu beneiden oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch, so wie durch die nah

verwandte Technik sich zu einem bedeutenden Gegengewicht erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Thätigkeit, so wie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden. Wer seinen Reichthum vermehrt, seine geistige Thätigkeit besonders im juristischen und Staatssache gesteigert sah, der konnte sich überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Setzte man doch bei den höchsten Reichsgerichten und auch wohl sonst der adeligen Bank eine Gelehrtenbank gegenüber; die freiere Uebersicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gern befreunden und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität: der Adel war sicher in seinen unerreichbaren durch die Zeit geheiligten Vorrechten, und der Bürger hielt es unter seiner Würde, durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker, hatte genug zu thun um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tags nicht beachten will, so durfte man wohl sagen, es war im ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.

In dieser Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände sehr günstig. Wenn auch im Werther die Unannehmlichkeiten an der Gränze zweier bestimmten Verhältnisse mit Ungeduld ausgesprochen sind, so ließ man das in Betracht der übrigen Leidenschaftlichkeiten des Buches gelten, indem jedermann wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgesehen sey. Durch Götz von Berlichingen aber war ich gegen die obern Stände sehr gut gestellt: was auch an Schicklichkeiten bisheriger Literatur mochte verletzt seyn, so war doch auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weise das altdeutsche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gesetzlosen Zustande als einzelner Privatmann, wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen geräth. Dieser Complex aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durchaus heiter lebendig und deßhalb auch wohl hie und da ein wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere tüchtige Mann sich selbst, und also wohl zu leidlichen Gunsten, in eigener Erzählung dargestellt hatte. Die Familie blühte noch; ihr Verhältniß zu der fränkischen Ritterschaft war in ihrer Integrität geblieben, wenn gleich

diese Beziehungen, wie manches andere jener Zeit, bleicher und unwirksamer mochten geworden seyn. Nun erhielt auf einmal das Flüßlein Jart, die Burg Jarthausen eine poetische Bedeutung; sie wurden besucht, so wie das Rathhaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich noch andere Punkte jener Zeitgeschichte mir in den Sinn genommen hatte, und manche Familie, die sich aus jener Zeit noch tüchtig beschrieb, hatte die Aussicht ihren Aeltervater gleichsam ans Tageslicht hervorgezogen zu sehen.

Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt: sie erfreut sich der Tugenden ihrer Verfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt: Theilnahme und Beifall kann daher einer solchen Darstellung nicht fehlen, und ich hatte mich in diesem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch seyn, daß unter den zahlreichen Annäherungen und in der Menge der jungen Leute, die sich an mich anschlossen, sich kein Edelmann befand; aber dagegen waren manche, die schon in die Dreißig gelangt, mich aufsuchten, besuchten und in deren Wollen und Bestreben eine freudige Hoffnung sich durchzog, sich in vaterländischem und allgemein menschlicherem Sinne ernstlich auszubilden.

Zu dieser Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eröffnet und lebendig. Die Werke Ulrichs von Hutten kamen mir in die Hände und es schien wundersam genug, daß in unsern neueren Tagen sich das ähnliche, was dort hervorgetreten, hier gleichfalls wieder zu manifestiren schien. Folgender Brief Ulrichs von Hutten an Billibald Pirkheimer dürfte demnach hier eine schickliche Stelle finden.

„Was uns das Glück gegeben, nimmt es meist wieder weg, und das nicht allein; auch alles andere was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber strebe ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, in welcher Weise es auch sey; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel als möglich geadelt zu seyn wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, theurer Billibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte.

Ein so großes Werk habe ich im Sinn! ich denke höher! nicht etwa daß ich mich in einen vornehmeren, glänzenderen Stand versetzt sehen möchte, sondern anderwärts möchte ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besondern Adel schöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem was ich von meinen Voreltern empfangen, sondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

„Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und bestrebe, entgegengesetzt in Meinung denjenigen, die alles das was ist, für genug achten; denn mir ist nichts dergleichen genug, wie ich dir denn meinen Ehrgeiz dieser Art bekannt habe. Und so gestehe ich denn, daß ich diejenigen nicht beneide, die, von den untersten Ständen ausgegangen, über meine Zustände hinausgeschritten sind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereindenkend, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu schimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen; sie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern seyn, haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor ist der Ungelehrte zu nennen, welcher den beneidet, der durch Kenntnisse sich hervorgethan, sondern unter die Elenden, ja unter die Elendesten zu zählen; und an diesem Fehler krankt unser Adel ganz besonders, daß er solche Zierrathen quer ansehe. Denn was, bei Gott! heißt es, den beneiden der das besitzt, was wir vernachlässigten? warum haben wir uns der Gesetze nicht befleißigt? die schöne Gelahrtheit, die besten Künste warum nicht selbst gelernt? Da sind uns nun Walker, Schuster und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlassen, warum die freiesten Studien den Dienstleuten und, schändlich für uns! ihrem Schmutz überlassen? Ganz rechtmäßig hat das Erbtheil des Adels, das wir verschmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger in Besitz nehmen und durch Thätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die das vernachlässigen, was einen jeden Untersten sich über uns zu erheben genügt; hören wir doch auf zu beneiden und suchen dasjenige auch zu erlangen, was, zu unserer schimpflichen Beschämung, andere sich anmaßen.

„Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das

Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt seyn! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl ausgestatteten Stammbäume: aber was auch deren Werth sey, ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen; auch kann es nicht bestehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausväter die Standbilder seiner Vorfahren dir aufzeigen, indeß er selbst unthätig eher einem Klotz ähnlich, als daß er jenen, die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchteten, zu vergleichen wäre.

„So viel habe ich dir von meinem Ehrgeiz und meiner Beschaffenheit so weitläufig als aufrichtig vertrauen wollen."

Wenn auch nicht in solchem Flusse des Zusammenhangs, so hatte ich doch von meinen vornehmeren Freunden und Bekannten dergleichen tüchtige und kräftige Gesinnungen zu vernehmen, von welchen der Erfolg sich in einer redlichen Thätigkeit erwies. Es war zum Credo geworden, man müsse sich einen persönlichen Adel erwerben; und zeigte sich in jenen schönen Tagen irgend eine Rivalität, so war es von oben herunter.

Wir andern dagegen hatten was wir wollten: freien und gebilligten Gebrauch unserer von der Natur verliehenen Talente, wie er wohl allenfalls mit unsern bürgerlichen Verhältnissen bestehen konnte. Denn meine Vaterstadt hatte darin eine ganz eigene nicht genugsam beachtete Lage. Wenn die nordischen freien Reichsstädte auf einen ausgebreiteten Handel, und die südlichern, bei zurücktretenden Handelsverhältnissen, auf Kunst und Technik gegründet standen, so war in Frankfurt am Main ein gewisser Complex zu bemerken, welcher aus Handel, Capitalvermögen, Haus- und Grundbesitz, aus Wissen- und Sammlerlust zusammengeflochten schien.

Die lutherische Confession führte das Regiment: die alte Ganerbschaft, vom Hause Limburg den Namen führend, das Haus Frauenstein mit seinen Anfängen nur ein Clubb, bei den Erschütterungen, durch die untern Stände herbeigeführt, dem Verständigen getreu, der Jurist, der sonstige Wohlhabende und Wohldenkende, niemand war von der Magistratur ausgeschlossen; selbst diejenigen Handwerker, welche zu bedenklicher Zeit an der Ordnung gehalten, waren rathsfähig, wenn auch nur stationär auf ihrem Platze. Die andern verfassungsmäßigen Gegengewichte, formelle Einrichtungen und was sich alles an eine solche Verfassung anschließt, gaben vielen Menschen einen Spielraum zur Thätigkeit, indem Handel und Technik

bei einer glücklich örtlichen Lage sich auszubreiten in keinem Sinne gehindert waren. Der höhere Adel wirkte für sich unbeneidet und fast unbemerkt; ein zweiter sich annähernder Stand mußte schon strebsamer seyn und auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, suchte er sich durch rechtliche und Staatsgelehrsamkeit bemerklich zu machen.

Die sogenannten Reformirten bildeten wie auch an andern Orten die Refugié's, eine ausgezeichnete Classe, und selbst wenn sie zu ihrem Gottesdienst in Bockenheim Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabtheilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vortheile gewahr geworden, welche die beiden andern Confessionen sich zugeeignet hatten.

Beweggrund.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter ſtrenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuſchheit und von Pflicht,
Und unſer Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverſtärktem Triebe
Zu unſern heißen Küſſen hin;
So hat daran der Eigenſinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß ſie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daß uns das Mädchen ſpröde flieht;
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend:
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Unüberwindlich.

Hab' ich tauſendmal geſchworen
Dieſer Flaſche nicht zu trauen,
Bin ich doch wie neu geboren
Läßt mein Schenke fern ſie ſchauen.
Alles iſt an ihr zu loben,
Glaskryſtall und Purpurwein.
Wird der Pfropf herausgehoben,
Sie iſt leer und ich nicht mein.

Achtzehntes Buch.

Zu literarischen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umstand hervorheben, der auf die deutsche Poesie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte und besonders zu beachten ist, weil eben diese Einwirkung in den ganzen Verlauf unserer Dichtkunst bis zum heutigen Tag gedauert hat und auch in der Zukunft sich nicht verlieren kann.

Die Deutschen waren von den älteren Zeiten her an den Reim gewöhnt; er brachte den Vortheil, daß man auf eine sehr naive Weise verfahren und fast nur die Sylben zählen durfte. Achtete man bei fortschreitender Bildung mehr oder weniger instinctmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Sylben, so verdiente man Lob, welches sich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abschluß des poetischen Satzes; bei kürzeren Zeilen waren sogar die kleinern Einschnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr sorgte für Abwechslung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Sylbenwerth noch nicht entschieden, ja schwer zu entscheiden war. Klopstock ging voran. Wie sehr er sich bemüht und was er geleistet, ist bekannt. Jedermann fühlte die Unsicherheit der Sache; man wollte sich nicht gerne wagen, und, aufgefordert durch jene Naturtendenz, griff man nach einer poetischen Prosa. Geßners höchst liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopstock schrieb den Dialog von Hermanns Schlacht in Prosa, so wie den Tod Adams. Durch die bürgerlichen Trauerspiele, so wie durch die Dramen bemächtigte sich ein empfindungsvoller höherer Styl des Theaters, und umgekehrt zog der fünffüßige Jambus, der sich durch Einfluß der Engländer bei uns verbreitete, die Poesie zur Prosa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im allgemeinen nicht aufgeben. Ramler, obgleich nach unsichern Grundsätzen, streng

gegen ſeine eigenen Sachen, konnte nicht unterlaſſen dieſe Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen: er verwandelte Proſa in Verſe, veränderte und verbeſſerte die Arbeit anderer, wodurch er ſich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am beſten aber gelang es denen, die ſich des herkömmlichen Reims mit einer gewiſſen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geſchmack geleitet, unausgeſprochene und unentſchiedene Geſetze beobachteten; wie zum Beiſpiel Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßigeren Talenten zum Muſter diente.

Unſicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall, und es war keiner, auch der Beſten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entſtand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unſerer Poeſie weniges hervorbrachte, was man in ſeiner Art correct nennen könnte; denn auch hier war die Zeit ſtrömend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und ſich ſelbſt genugthuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetiſch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freiſinnig athmen könnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo ſich aus einem chaotiſchen Zuſtande ernſte Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten; und ſo befreundete man ſich auch mit der Dichtkunſt jener Zeiten. Die Minneſänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erſt ſtudiren müſſen, und das war nicht unſere Sache, wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirkliche meiſterliche Dichter, lag uns am nächſten. Ein wahres Talent, freilich nicht, wie jene Ritter und Hofmänner, ſondern ein ſchlichter Bürger, wie wir uns auch zu ſeyn rühmten. Ein didaktiſcher Realismus ſagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den ſich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es ſchien dieſe Art ſo bequem zur Poeſie des Tags, und deren bedurften wir jede Stunde.

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine jahrelange, ja eine lebenslängliche Aufmerkſamkeit und Arbeit erforderten, auf ſo verwegenem Grunde, bei leichtſinnigen Anläſſen, mehr oder weniger aufgebaut wurden, ſo kann man ſich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Productionen ſich geſtalteten, zum Beiſpiel die poetiſchen Epiſteln, Parabeln und Invectiven aller Formen, womit wir fortfuhren uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu ſuchen.

Außer dem schon Abgedruckten ist nur weniges davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Ursprung und Absicht denkenden Männern etwas deutlicher enthüllen. Tiefer Eindringende, denen diese Dinge künftig zu Gesicht kommen, werden doch geneigt bemerken, daß allen solchen Excentricitäten ein redliches Bestreben zu Grunde lag. Aufrichtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt: denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen fünfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höhern Region.

Ich hatte nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Budenspiels ein tolles Fratzenwesen ersonnen, welches den Titel: Hanswurſts Hochzeit führen sollte. Das Schema war folgendes. Hanswurst, ein reicher elternloser Bauerssohn, welcher so eben mündig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Ursel Blandine, heirathen. Sein Vormund, Kilian Brustfleck und ihre Mutter Ursel ꝛc. sind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das mindeste Hinderniß, und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und dabei verwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält seine herkömmliche banale Rede und endigt mit den Reimen:

Bei dem Wirth zur goldnen Laus,
Da wird seyn der Hochzeitschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters gedachtes Wirthshaus mit seinen Insignien glänzend zu sehen, aber so, als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten könnte vorgestellt werden, wobei sich jedoch die vordern Coulissen des Theaters schicklich zu verändern hatten. Im ersten Act stand die Vorderseite nach der Straße zu, mit den goldenen nach dem Sonnenmikroskop gearbeiteten Insignien, im zweiten Act die Seite nach dem Hausgarten, die dritte nach einem Wäldchen, die vierte nach

einem nahe liegenden See; wodurch denn geweissagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Decorateur geringe Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis an das Souffleurloch zu führen.

Durch alles dieses aber ist das eigentliche Interesse des Stücks noch nicht ausgesprochen: denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit gesteigert, daß das sämmtliche Personal des Schauspiels aus lauter deutsch herkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen bestand, wodurch der Charakter der Einzelnen sogleich ausgesprochen und das Verhältniß zu einander gegeben war.

Da wir hoffen durften, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, auch wohl in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, so dürfen wir nicht einmal, wie doch auf jedem Theateranschlag Sitte ist, unsere Personen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo sie sich am klarsten und eminentesten beweisen, hier am Ort aufführen, obgleich auf dem einfachsten Wege heitere, neckische, unverfängliche Beziehungen und geistreiche Scherze sich hervorthun müßten. Zum Versuche legen wir ein Blatt bei, unsern Herausgebern die Zulässigkeit zu beurtheilen anheim stellend.

Vetter Schuft hatte das Recht, durch sein Verhältniß zur Familie, zu dem Fest geladen zu werden; niemand hatte dabei etwas zu erinnern, denn wenn er auch gleich durchaus im Leben untauglich war, so war er doch da, und weil er da war, konnte man ihn schicklich nicht verläugnen; auch durfte man an so einem Festtage sich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm gewesen wäre.

Mit Herrn Schurke war es schon eine bedenklichere Sache: er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nutzte, dagegen ihr auch wieder geschadet, vielleicht zu seinem eigenen Vortheil, vielleicht auch weil er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder Klugen stimmten für seine Zulässigkeit; die wenigen, die ihn wollten ausgeschlossen haben, wurden überstimmt.

Nun aber war noch eine dritte Person, über die sich schwerer entscheiden ließ: in der Gesellschaft ein ordentlicher Mensch, nicht weniger als andere, nachgiebig, gefällig und zu mancherlei zu gebrauchen; er hatte den einzigen Fehler, daß er seinen Namen nicht hören konnte und so bald er ihn vernahm, in eine Heldenwuth, wie der Norde sie Berserkerwuth benennt, augenblicklich gerieth, alles rechts und links fortzuschlagen drohte

und in solchem Raptus theils beschädigt, theils beschädigt ward; wie denn auch der zweite Act des Stücks durch ihn ein sehr verworrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich versäumt werden, den räuberischen Macklot zu züchtigen. Er geht nämlich hausiren mit seiner Macklotur; und wie er die Anstalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerstehen, auch hier zu schmarutzen und auf anderer Leute Kosten seine ausgehungerten Gedärme zu erquicken. Er meldet sich; Kilian Brustfleck untersucht seine Ansprüche, muß ihn aber abweisen: denn alle Gäste, heißt es, seyen anerkannte öffentliche Charaktere, woran der Supplicant doch keinen Anspruch machen könne. Macklot versucht sein Möglichstes um zu beweisen, daß er eben so berühmt sey als jene. Da aber Kilian Brustfleck, als strenger Ceremonienmeister, sich nicht will bewegen lassen, nimmt sich jener Nichtgenannte, der von seiner Berserkerwuth am Schlusse des zweiten Acts sich wieder erholt hat, des ihm so nahe verwandten Nachdruckers so nachdrücklich an, daß dieser unter die übrigen Gäste schließlich aufgenommen wird.

Um diese Zeit meldeten sich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizerreise begriffen, bei uns einsprechen wollten. Ich war durch das früheste Auftauchen meines Talents im Göttinger Musenalmanach mit ihnen und sämmtlichen jungen Männern, deren Wesen und Wirken bekannt genug ist, in ein gar freundliches Verhältniß gerathen. Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Inneres hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung: ich betrog mich darin so gut, wie die andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als Eine Weise gelitten. Es ist noch ein Brief von Bürger aus jener Zeit vorhanden, woraus zu ersehen ist, daß von sittlich Aesthetischem unter diesen Gesellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte sich aufgeregt und glaubte, gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebrüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden sie mit offener Brust empfangen, mit gemüthlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gasthofe, waren zu Tische jedoch meistens bei uns. Das erste heitere Zusammenseyn zeigte sich höchst erfreulich: allein gar bald traten excentrische Aeußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte ſich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen geraden Art ſich gleich ins Mittelalter zurückzuſetzen, um als Aja bei irgend einer lombardiſchen oder byzantiniſchen Prinzeſſin angeſtellt zu ſeyn. Nicht anders als Frau Aja ward ſie genannt, und ſie gefiel ſich in dem Scherze und ging ſo eher in die Phantaſtereien der Jugend mit ein, als ſie ſchon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hierbei ſollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einigemal zuſammengetafelt, als ſchon nach ein und der andern genoſſenen Flaſche Wein der poetiſche Tyrannenhaß zum Vorſchein kam, und man nach dem Blute ſolcher Wütheriche lechzend ſich erwies. Mein Vater ſchüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte ſie ſich in Gottfrieds Chronik dergleichen Unmenſchen in Kupfer abgebildet geſehen zu haben, den König Cambyſes, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr ſolches noch im Gedächtniß geblieben war. Dieſe und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte ſie ſich in ihren Keller, wo ihr von den älteſten Weinen wohlunterhaltene große Fäſſer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden ſich daſelbſt, als die Jahrgänge 1706. 19. 26. 48., von ihr ſelbſt gewartet und gepflegt, ſelten und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten angeſprochen. Indem ſie nun in geſchliffener Flaſche den hochfarbigen Wein hinſetzte, rief ſie aus: Hier iſt das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hauſe!

Ja wohl Tyrannenblut! rief ich aus: keinen größern Tyrannen giebt es als den, deſſen Herzblut man euch vorſetzt. Labt euch daran, aber mäßig! denn ihr müßt befürchten, daß er euch durch Wohlgeſchmack und Geiſt unterjoche. Der Weinſtock iſt der Univerſaltyrann, der ausgerottet werden ſollte: zum Patron ſollten wir deßhalb den heiligen Lykurgus, den Thracier, wählen und verehren: er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom bethörenden Dämon Bachus verblendet und verderbt, verdient er in der Zahl der Märtyrer eben an zu ſtehen. Dieſer Weinſtock iſt der allerſchlimmſte Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltſamer. Die erſten Züge ſeines Blutes munden euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltſam nach: ſie folgen ſich wie eine Perlenſchnur, die man zu zerreißen fürchtet.

Wenn ich hier, wie die besten Historiker gethan, eine fingirte Rede statt jener Unterhaltung einzuschieben in Verdacht gerathen könnte, so darf ich den Wunsch aussprechen, es möchte gleich ein Geschwindschreiber diese Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieselbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmuthiger und einladender finden. Ueberhaupt fehlt dieser gegenwärtigen Darstellung im ganzen die weitläufige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll?

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gern sah und mir empfahl, einen Uebergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied, trennte ich mich von Lili: sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden sah ich mich mit meinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Bei Hofe daselbst sollte man sich noch ganz schicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der jüngste von uns, wohlgestaltet, von zartem edlem Ansehen, weichen freundlichen Zügen, sich immer gleich, theilnehmend, aber mit solchem Maße, daß er gegen die andern als impassibel abstach. Er mußte deßhalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamsungen erdulden. Dieß mochte gehen, so lange sie glaubten als Naturkinder sich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam und man, nicht ungern, genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte er alles einzuleiten und zu schlichten, daß wir wenn nicht mit dem besten, doch mit leidlichem Rufe davon kamen.

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merck zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch quer blickend ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern

wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus: die unüberwindliche naive Gutmüthigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Geltenlassen, das Leben und Lebenlassen war ihm ein Gräuel.

Daß du mit diesen Burschen ziehst, rief er aus, ist ein dummer Streich! und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen; daher ich glauben konnte ihn zu übersehen, obschon ich ihn nicht sowohl übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben! das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte, und oft im Leben bedeutend fand. Dein Bestreben, sagte er, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug. Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge.

Unglücklicherweise, ehe sich die Gesellschaft von Darmstadt loslöste, gab es noch Anlaß, Mercks Meinung unumstößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Begriff entstanden, man müsse sich in einen Naturzustand zu versetzen suchen, gehörte denn auch das Baden im freien Wasser, unter offenem Himmel; und unsere Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überstandener Schicklichkeit, auch dieses Unschickliche nicht unterlassen. Darmstadt, ohne fließendes Gewässer, in einer sandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieser Gelegenheit gehört. Die heiß genaturten und sich immer mehr erhitzenden Freunde suchten Labsal in diesem Weiher: nackte Jünglinge bei hellem Sonnenschein zu sehen, mochte wohl in dieser Gegend als etwas Besonderes erscheinen; es gab Scandal auf alle Fälle. Merck schärfte seine Conclusionen, und ich läugne nicht, ich beeilte unsere Abreise.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte sich, ungeachtet aller guten und edlen gemeinsamen Gefühle, doch schon eine gewisse Differenz in Gesinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenschaft, wie er genöthigt worden ein herzliches Liebesverhältniß mit einer schönen Engländerin aufzugeben, und deßwegen eine so weite Reise unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen theilnehment entdeckte, daß man solchen

Empfindungen auch nicht fremd sey, so brach bei ihm das gränzenlose Gefühl der Jugend heraus, seiner Leidenschaft, seinen Schmerzen so wie der Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Geliebten dürfe sich in der Welt nichts gleich stellen. Wollte man solche Behauptung, wie es sich unter guten Gesellen wohl ziemt, durch mäßige Rede ins Gleichgewicht bringen, so schien sich die Sache nur zu verschlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieses Thema fallen zu lassen. Angelangt in Mannheim, bezogen wir schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes, und beim Dessert des ersten Mittagessens, wo der Wein nicht war geschont worden, forderte uns Leopold auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleerten Gläsern rief er aus: Nun aber ist aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung: deßhalb vernichten wir diese Gefäße! und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir andern folgten; und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merck am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mitherüber, daß sie guten Gesellen nichts nachträgt, daß eine unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen ist.

Nachdem die nunmehr als englisch angesprochenen Gläser unsere Zeche verstärkt hatten, eilten wir nach Carlsruhe getrost und heiter, um uns zutraulich und sorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte sittliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so daß ich, mit den andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu seyn.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren, besonders aber wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hochverehrt, unterhielt sich gern von staatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen thätig und bewandert, wollte auch mit anmuthigen Reden eine gewisse Theilnahme beweisen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrication und Begünstigung des Nachdruckers Macklot nicht ungeneckt lassen.

Am bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-

Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündniß einzugehen; wie denn auch deßhalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse ins Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görz völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemüthlichsten, und sie schlossen sich, bei der Abschiedsaudienz, wiederholt mit der Versicherung, es würde ihnen beiderseits angenehm seyn, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige besondere Gespräche mit Klopstock erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen: ich theilte ihm die neuesten Scenen des Faust mit, die er wohl aufzunehmen schien, sie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Personen mit entschiedenem Beifall, der sonst nicht leicht in seiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünscht hatte.

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Carlsruhe, auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden, einigermaßen beschwichtigt. Ich trennte mich von meinen Gesellen, indem ich einen Seitenweg einzuschlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete diesen Schritt meine Schwester zu sehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich wußte, sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuständen hätte Schuld geben können. Sie war ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist; wir wollen suchen das Mittheilbare hier zusammenzufassen.

Ein schöner Körperbau begünstigte sie; nicht so die Gesichtszüge, welche, obgleich Güte, Verstand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten. Dazu kam noch, daß eine hohe starkgewölbte Stirn, durch die leidige Mode die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. Ich kann mir denken, daß wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Theil ihres Gesichtes mit Locken umwollten, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgniß andern zu mißfallen wie sich selbst. Rechne man hierzu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen

Hab' ich tauſendmal geſchworen
Dieſer Falſchen nicht zu trauen,
Und doch bin ich neu geboren
Läßt ſie ſich ins Auge ſchauen.
Mag ſie doch mit mir verfahren,
Wie's dem ſtärkſten Mann geſchah.
Deine Scheer' in meinen Haaren,
Allerliebſte Delila!

Gleich zu Gleich.

Da wächſ't der Wein wo's Faß iſt,
Es regnet gern wo's naß iſt,
Zu Tauben fliegt die Taube,
Zur Mutter paßt die Schraube,
Der Stöpſel ſucht die Flaſchen,
Die Zehrung Reiſetaſchen,
Weil alles was ſich rühret
Am Schluß doch harmoniret.

Denn das iſt Gottes wahre Gift
Wenn die Blüthe zur Blüthe trifft;
Deßwegen Jungfern und Junggeſellen
Im Frühling ſich gar gebärdig ſtellen.

---

einzufinden pflegte, an Tagen von Concerten, Bällen und sonstigen Einladungen. Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indeß ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester nicht leicht bezwinglicher Charakter, eine theilnehmende Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse so wie Talente; einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den gesuchtesten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben

Zu allem diesem ist noch ein Wundersames zu offenbaren: in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene, und bei seinem strengen gewissenhaften Wesen, vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gütliche erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von solchen die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wohl sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß alles was ein solcher höherer Zustand verlangt; ihr fehlte, was die Welt unerläßlich fordert. Ueber weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen, mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht ins Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so brauchte nichts Eigenthümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen oder sich vor ihr zu genniren; weßwegen unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehen, immer mannichfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal ans Kühne heran,

ſich bewegen mochten. Die Gewohnheit, mit jungen Frauenzimmern anſtändig und verbindlich umzugehen, ohne daß ſogleich eine entſcheidende Beſchränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einſichtige Leſer, welcher fähig iſt, zwiſchen dieſe Zeilen hineinzuleſen, was nicht geſchrieben ſteht, aber angedeutet iſt, eine Ahnung der ernſten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

Allein beim Abſchiede, nach kurzem Aufenthalte, lag es mir noch ſchwerer auf dem Herzen, daß meine Schweſter mir auf das ernſteſte eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Sie ſelbſt hatte an einem langwierigen Brautſtande viel gelitten: Schleſſer, nach ſeiner Redlichkeit, verlobte ſich nicht eher mit ihr, als bis er ſeiner Anſtellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja, wenn man es ſo nennen wollte, ſchon angeſtellt war. Die eigentliche Beſtimmung aber verzögerte ſich auf eine undenkliche Weiſe. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, ſo war der wackere Schleſſer, wie tüchtig er zum Geſchäft ſeyn mochte, doch wegen ſeiner ſchroffen Rechtlichkeit weder dem Fürſten, als unmittelbar berührender Diener, noch weniger den Miniſtern, als naher Mitarbeiter, wünſchenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünſchte Anſtellung in Carlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte ſich dieſe Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward, und man ihn alſobald dahin verſetzte. Es war ein ſtattliches einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er ſich völlig gewachſen zeigte. Seinem Sinn, ſeiner Handlungsweiſe däuchte es ganz gemäß, hier allein zu ſtehen, nach Ueberzeugung zu handeln, und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenſchaft zu geben. Dagegen ließ ſich nichts einwenden: meine Schweſter mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Reſidenz, wie ſie gehofft hatte, ſondern an einen Ort, der ihr eine Einſamkeit, eine Einöde ſcheinen mußte, in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, ſtattlich, aber aller Geſelligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen ſie früher Freundſchaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern geſegnet war, wechſelten dieſe ab, ſo daß ſie wenigſtens bei ſo vieler Entbehrung eines längſt vertrauten Umgangs genoß.

Dieſe Zuſtände, dieſe Erfahrungen waren es, wodurch ſie ſich berechtigt glaubte, mir aufs ernſteſte eine Trennung von Lili zu befehlen.

Es schien ihr hart, ein solches Frauenzimmer, von dem sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater, und eine in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört seyn wollte, in einem gemüthlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten. Dagegen setzte sie mir Lili's Verhältnisse lebhaft ins Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit alles haarklein vorgetragen.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.

Versprechen konnte ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt, denn Amor, das Kind, hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.

Das einzige, was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillt sind; wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe immer in wachsendem Verhältniß, die Höhen mühsam erreichen sollen.

Der Anblick des Züricher Sees, von dem Thore des Schwertes genossen, ist mir auch noch gegenwärtig; ich sage von dem Thore des Gasthauses; denn ich trat nicht hinein, sondern ich eilte zu Lavatern. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zartfrommen Zügen, stimmte völlig, wie alles andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise.

Unsere nächste und fast ununterbrochene Unterhaltung war seine Physiognomik. Der erste Theil dieses seltsamen Werkes war, wenn ich nicht

irre, ſchon völlig abgedruckt, oder wenigſtens ſeiner Vollſtändigkeit nahe. Man darf es wohl als genial-empiriſch, als methodiſch-collectiv anſprechen. Ich hatte dazu das ſonderbarſte Verhältniß. Lavater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Theilnehmern: ſchon hatte er auf ſeiner Rheinreiſe ſo viel bedeutende Menſchen porträtiren laſſen, um durch ihre Perſönlichkeit ſie in das Intereſſe eines Werks zu ziehen, in welchem ſie ſelbſt auftreten ſollten. Eben ſo verfuhr er mit Künſtlern: er rief einen jeden auf, ihm für ſeine Zwecke Zeichnungen zu ſenden. Sie kamen an, und taugten nicht entſchieden zu ihrer Beſtimmung. Gleicherweiſe ließ er rechts und links in Kupfer ſtechen, und auch dieſes gelang ſelten charakteriſtiſch. Eine große Arbeit war von ſeiner Seite geleiſtet, mit Geld und Anſtrengungen aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Phyſiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden ſollte, die Phyſiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beiſpiele belegt, ſich der Würde einer Wiſſenſchaft nähern ſollte, ſo ſagte keine Tafel, was ſie zu ſagen hatte: alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklärungen weggelöſcht werden. Es war für mich, der, ehe er fortſchritt, immer Fuß zu faſſen ſuchte, eine der peinlichſten Aufgaben, die meiner Thätigkeit auferlegt werden konnte. Man urtheile ſelbſt! Das Manuſcript mit den zum Text eingeſchobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht alles zu tilgen was mir mißfiel, zu ändern und einzuſchalten was mir beliebte, wovon ich freilich ſehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzigmal hatte er eine gewiſſe leidenſchaftliche Controvers gegen einen ungerechten Tadler eingeſchoben, die ich wegließ, und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte; weßwegen er mich ſchalt, jedoch ſpäter, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Phyſiognomik durchblättert und, was ihn nicht reuen wird, durchlieſt, mag bedenken, welches Intereſſe unſer Zuſammenſeyn gehabt habe, indem die meiſten der darin vorkommenden Blätter ſchon gezeichnet und ein Theil geſtochen waren, vorgelegt und beurtheilt wurden und man die geiſtreichen Mittel überlegte, womit ſelbſt das Untaugliche in dieſem Falle lehrreich und alſo tauglich gemacht werden könnte.

Gehe ich das Lavater'ſche Werk nochmals durch, ſo macht es mir eine komiſch-heitere Empfindung; es iſt mir, als ſähe ich die Schatten mir

ehemals sehr bekannter Menschen vor mir, über die ich mich schon einmal geärgert und über die ich mich jetzt nicht erfreuen sollte.

Die Möglichkeit aber so vieles unschicklich Gebildete einigermaßen zusammenzuhalten, lag in dem schönen und entschiedenen Talente des Zeichners und Kupferstechers Lips; er war in der That zur freien prosaischen Darstellung des Wirklichen geboren, worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Physiognomisten, und mußte deßhalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzunähern: der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geistlichen Herrn aus der so hoch privilegirten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft aufs beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im geringsten Arges daran gehabt hätten, denselben immer fremder; unsere Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiger Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlich gräflichen Uebermuth auch bei Lavater gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen, als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, ausrief: Ich weiß nicht, was ihr alle wollt; es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Hercules beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zarteren und, wenn es darauf ankommt, bestimmbareren jungen Mann gesehen. Ich bin noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt, aber wie es mit euch und der Menge aussieht, ist doch gar zu betrübt.

Seit der Reise Lavaters an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert: vielfache Gegenbesuche drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der erste geistlicher und geistreicher Männer angesehen und als einer betrachtet zu werden, der die Fremden allein nach sich hinzöge: daher er denn, um allem Neid und Mißgunst auszuweichen, alle diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen.

Der alte Bodmer ward hierbei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen, ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine

Waſſer als Limmat zuſammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt: dieſe durchkreuzten wir, und erſtiegen zuletzt auf immer ſteileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo ſich zwiſchen den Feſtungswerken und der alten Stadtmauer gar anmuthig eine Vorſtadt, theils in an einander geſchloſſenen, theils einzelnen Häuſern halb ländlich gebildet hatte. Hier um ſtand Bodmers Haus, der Aufenthalt ſeines ganzen Lebens, in der freieſten heiterſten Umgebung, die wir, bei der Schönheit und Klarheit des Tags, ſchon vor dem Eintritt höchſt vergnüglich zu überſchauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein rings getäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein munterer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die beſuchenden Jünger anzuſprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit ſeinem Abſcheiden aus dieſer Zeitlichkeit ſo lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen, uns kennen zu lernen, ſich an unſern Talenten zu erfreuen und Glück auf unſern fernern Lebensgang zu wünſchen.

Wir dagegen prieſen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchaliſchen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchſt gebildeten Stadt, eine wahrhaft idylliſche Wohnung zeitlebens beſeſſen und in hoher freier Luft ſich einer ſolchen Fernſicht mit ſtätem Wohlbehagen der Augen ſo lange Jahre erfreut habe.

Es ſchien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Ueberſicht aus ſeinem Fenſter zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenſchein in der beſten Jahrszeit ganz unvergleichlich erſchien. Man überſah vieles von dem, was ſich von der großen Stadt nach der Tiefe ſenkte, die kleinere Stadt über der Limmat, ſo wie die Fruchtbarkeit des Sihlfeldes gegen Abend, rückwärts links einen Theil des Züricher Sees mit ſeiner glänzend bewegten Fläche und ſeiner unendlichen Mannichfaltigkeit von abwechſelnden Berg- und Thalufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannichfaltigkeiten, worauf man denn, geblendet von allem dieſem, in der Ferne die blaue Reihe der höhern Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamſen man ſich getraute, mit größter Sehnſucht zu ſchauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche was ihm ſo viele Jahre her täglich geworden war, ſchien ihm zu behagen: er ward, wenn man ſo ſagen darf ironiſch theilnehmend, und wir ſchieden als die beſten Freunde, wenn ſchon in unſern Geiſtern die Sehnſucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Oberhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff stehe mich von unserm würdigen Patriarchen zu beurlauben, so merke ich erst, daß ich von seiner Gestalt und Gesichtsbildung, von seinen Bewegungen und seiner Art sich zu benehmen, noch nichts ausgesprochen.

Ueberhaupt zwar finde ich nicht ganz schicklich, daß Reisende einen bedeutenden Mann, den sie besuchen, gleichsam signalisiren, als wenn sie Steff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick ist, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf seine eigene Weise; und so kann der Besuchte bald wirklich, bald scheinbar als stolz oder demüthig, als schweigsam oder gesprächig, als heiter oder verdrießlich erscheinen. In diesem besondern Falle aber möchte ich mich damit entschuldigen, daß Bodmers ehrwürdige Person in Worten geschildert, keinen gleichgünstigen Eindruck machen dürfte. Glücklicherweise existirt das Bild nach Graf von Bause, welches vollkommen den Mann darstellt, wie er auch uns erschienen, und zwar mit seinem Blick der Beschauung und Betrachtung.

Ein besonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchsterwünschtes Vergnügen empfing mich in Zürich, als ich meinen jungen Freund Passavant daselbst antraf. Sohn eines angesehenen reformirten Hauses meiner Vaterstadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinst als Prediger verkündigen sollte. Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmuthige rasche Entschlossenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen; im ganzen eine theilnehmende mäßige Geschäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die ersten Grüße gewechselt, als er mir gleich den Vorschlag that, die kleinen Kantone zu besuchen, die er schon mit großem Entzücken durchwandert habe, und mit deren Anblick er mich nun ergötzen und entzücken wolle.

Indeß ich mit Lavatern die nächsten und wichtigsten Gegenstände durchgesprochen und wir unsere gemeinschaftlichen Angelegenheiten beinahe erschöpft hatten, waren meine muntern Reisegesellen schon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weise sich in der Gegend umgethan. Passavant, mich mit herzlicher Freundschaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausschließenden Besitz meines Umgangs erworben zu haben, und wußte daher, in Abwesenheit jener, mich um so eher in die Gebirge zu locken, als ich selbst entschieden geneigt war, in größter

Ruhe und auf meine eigene Weise, diese längst ersehnte Wanderung zu vollbringen. Wir schifften uns ein, und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Sang' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so gold du bist:
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne:
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne:
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterschwyl, wo wir an **Dr. Hotze** durch Lavater empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann, ein ehrwürdiges Ansehen an seinem Orte und in der ganzen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht besser zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavaters Physiognomik hinweisen, die ihn bezeichnet.

Aufs beste bewirthet, aufs anmuthigste und nützlichste auch über die

nächsten Stationen unsrer Wanderung unterhalten, erstiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindeleggi wieder hinabsteigen sollten, kehrten wir uns nochmals um, die entzückende Aussicht über den Züricher See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Muthe gewesen, deuten folgende Zeilen an, wie sie, damals geschrieben, noch in einem Gedenkheftchen aufbewahrt sind:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Ausdrucksvoller finde ich hier diese kleine Interjection, als wie sie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt ist.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria-Einsiedeln führten, konnten unserm guten Muth nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, schon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Gesang regelmäßig fortschritten, hatten uns eingeholt; wir ließen sie begrüßend vorbei und sie belebten, indem sie uns zur Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen anmuthig charakteristisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der römischen Kirche dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen.

Nun sahen wir in einem öden baumlosen Thale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster, von weitem ansehnlichem Umfang, in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannichfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor incrustirt und, so viel als möglich zu einer anständigen Capelle verwandelt, war etwas Neues, von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke

von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sey, so deutet es auf ein gränzenloses Bedürfniß der Menschheit nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener erste im tiefsten Gefühl und sicherster Ueberzeugung gehegt und genossen.

Man führte uns in die Schatzkammer, welche, reich und imposant genug, vor allen lebensgroße, wohl gar kolossale Büsten von Heiligen und Ordensstiftern dem staunenden Auge darbot. Doch ganz andere Aufmerksamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt alterthümliche Kostbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verschiedene Kronen von merkwürdiger Goldschmiedsarbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder Eine ausschließlich betrachtet wurde: eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit, wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefugten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit vertheilt und gegen einander gestellt, genug ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklärte, ohne diesen Eindruck kunstmäßig entwickeln zu können.

Auch ist in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüth zur Anwendung geneigt; man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubniß, das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dachte ich mir nicht anders, als ich müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, diese Scene, durch einen talentvollen Maler verwirklicht, müßte einen höchst sinn- und gemüthvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe werth, der junge König zu seyn, der sich auf diese Weise eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Besitzthümer des Klosters vollständig sehen zu lassen, führte man uns in ein Kunst-, Curiositäten- und Naturaliencabinet. Ich hatte damals von dem Werth solcher Dinge wenig Begriff; noch hatte

Vergeblich.

Erinnr' ich mich doch früh und ſpät
Des lieblichſten Geſichts,
Sie denkt an mich, ich denk' an ſie,
Und beiden hilft es nichts.

Frech und froh.

Liebesqual verſchmäht mein Herz,
Sanften Jammer, ſüßen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wiſſen,
Heißem Aeuglein, derben Küſſen.
Sey ein armer Hund erfriſcht
Von der Luſt, mit Pein gemiſcht!
Mädchen gieb der friſchen Bruſt
Nichts von Pein, und alle Luſt.

Soldatentroſt.

Nein! hier hat es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brod!
Morgen in ein ander Städtchen!
Schwarzes Brod und weiße Mädchen.

mich die zwar höchst löbliche, aber doch den Eindruck der schönen Erdoberfläche vor dem Anschauen des Geistes zerstückelnde Geognosie nicht angelockt, noch weniger eine phantastische Geologie mich in ihre Irrsale verschlungen; jedoch nöthigte mich der herumführende Geistliche einem fossilen, von Kennern, wie er sagte, höchst geschätzten, in einem blauen Schieferthon wohl erhaltenen kleinen wilden Schweinskopf einige Aufmerksamkeit zu schenken, der auch, schwarz wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben ist. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperschwyl gefunden, in einer Gegend, die morastig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferstich von Martin Schön an, das Abscheiden der Maria vorstellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunst eines solchen Meisters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergestalt ergriffen, daß wir die Begierde, das gleiche zu besitzen, den Anblick immer wiederholen zu können — es mag noch so viel Zeit dazwischen verfließen — nicht wieder loswerden. Warum sollte ich nicht vorgreifen und hier gestehen, daß ich später nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu einem trefflichen Abdruck dieses Blattes gelangt war?

Am 16. Juli 1775 — denn hier finde ich zuerst das Datum verzeichnet — traten wir einen beschwerlichen Weg an: wilde steinige Höhen mußten überstiegen werden, und zwar in vollkommener Einsamkeit und Oede. Abends drei Viertel auf Acht standen wir den Schwyzer Haken gegenüber, zweien Berggipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unsern Wegen zum erstenmal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernsthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabsehlichen Schluchten, in die wir hinab sollten. Nach kurzer Rast, frisch und mit muthwilliger Behendigkeit, sprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe sich stürzenden Fußpfad hinab, und gelangten um zehn Uhr nach Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir löschten jählings unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwei Jahren den Werther schrieb, einen jüngern Freund, der sich

ſchon an dem Manuſcript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, beide ohne Wiſſen und Wollen gewiſſermaßen in einen Naturzuſtand verſetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenſchaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgeloſe Plane bildend, im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantaſie durchſchwelgend; dann nähert man ſich der Verſtellung jenes Zuſtandes, den ich nicht zu ſchildern wüßte, ſtünde nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht.“

Den 17. Morgens ſahen wir den Schwyzer Haken vor unſern Fenſtern. An dieſen ungeheuern unregelmäßigen Naturpyramiden ſtiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um Ein Uhr Nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwei Uhr auf dem Lowerzer See herrlicher Sonnenſchein. Vor lauter Wonne ſah man gar nichts. Zwei tüchtige Mädchen führten das Schiff; das war anmuthig, wir ließen es geſchehen. Auf der Inſel langten wir an, wo ſie ſagen, hier habe der ehemalige Zwingherr gehauſt; wie ihm auch ſey, jetzt zwiſchen die Ruinen hat ſich die Hütte des Waldbruders eingeſchoben.

Wir beſtiegen den Rigi; um halb Acht ſtanden wir bei der Mutter Gottes im Schnee; ſodann an der Capelle, am Kloſter vorbei, im Wirthshaus zum Ochſen.

Den 18. Sonntags früh die Capelle vom Ochſen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem Kaltenbad oder zum Dreiſchweſternbrunnen. Ein Viertel nach Zwei hatten wir die Höhe erſtiegen; wir fanden uns in Wolken, dießmal uns doppelt unangenehm, als die Ausſicht hinderte und als niedergehender Nebel netzend. Aber als ſie hie und da auseinander riſſen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare herrliche ſonnenbeſchienene Welt als vortretende und wechſelnde Bilder ſehen ließen, bedauerten wir nicht mehr dieſe Zufälligkeiten: denn es war ein nie geſehener, nie wieder zu ſchauender Anblick, und wir verharrten lange in dieſer gewiſſermaßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel beſonnter Erde, einen ſchmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirthshausthüre zurück und ſtellten uns an gebackenen Fiſchen und Eiern und genugſamem Wein wieder her.

Wie es denn nun dämmerte und allmählig nachtete, beſchäftigten ahnungsvoll zuſammenſtimmende Töne unſer Ohr: das Glockengebimmel

der Capelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner — es waren wohlthätige, beruhigende, einlullende Momente.

Am 19. früh halb Sieben erst aufwärts, dann hinab an den Waldstätter See, nach Fitznau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirthshaus am See. Gegen zwei Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drei Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held ausſprang, und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseyns und seiner Thaten durch Malerei verewigt ist. Um drei Uhr in Flüelen, wo er eingeschifft ward, um vier Uhr in Altorf, wo er den Apfel abschoß.

An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände, die steil bis in das Wasser hinabreichend uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen, stehen so ruhig da wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloß den Personen zugedacht, die heute auf dem Zettel stehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Gesichtskreis jener Jünglinge; das Kurzvergangene hatten sie aus dem Sinne geschlagen, und die Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen, wie das Gebirg, in das sie hineinstrebten.

Am 20. brachen wir nach Amstäg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuß aus schrofferen Felsklüften hervordrang und das frische Schneewasser über die reinlichen Kiesbänke hinſpielte, enthielt ich mich nicht die gewünschte Gelegenheit zu nutzen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken.

Um drei Uhr gingen wir von da weiter: eine Reihe Saumrosse zog vor uns her; wir schritten mit ihr über ein breite Schneemasse, und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sey. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereigniß, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhoben, blieben Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit sehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wasen, wo wir, uns mit dem rothen, schweren, sauern lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingredienz ersetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen versagt hatte. Der Wirth zeigte schöne Krystalle vor; ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, daß ich mich nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen beschweren mochte.

Den 21. halb sieben Uhr aufwärts: die Felsen wurden immer mächtiger und schrecklicher; der Weg bis zum Teufelsstein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühseliger. Meinem Gefährten beliebte es hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Ansichten zu zeichnen. Die Umrisse mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenstände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde schien sich immer zu steigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis ans Urserner Loch, durch welches ich gewissermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher gesehen, war doch erhaben, diese Finsterniß hob alles auf.

Aber freilich hatte sich der schelmische Führer das freudige Erstaunen voraus vorgestellt, das mich beim Austritt überraschen mußte. Der mäßig schäumende Fluß schlängelte sich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umschlossenes, aber doch genugsam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urseren und seiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegenstanden, erhob sich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angesiedelten vor höher herabrollenden Schneelavinen schützte. Die grünenden Wiesen des Thales waren wieder am Fluß her mit kurzen Weiden geschmückt; man erfreute sich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß; man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reisegefährte that sich nicht wenig zu gute auf die Ueberraschung, die er so schicklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand sich der berühmte Urserner Käse und die exaltirten jungen Leute ließen sich einen leidlichen Wein trefflich schmecken, um ihr

Behagen noch mehr zu erhöhen und ihren Projecten einen phantastischern Schwung zu verleihen.

Den 22. halb vier Uhr verließen wir unsere Herberge, um aus dem glatten Urserner Thal ins steinichte Liviner Thal einzutreten. Auch hier ward sogleich alle Fruchtbarkeit vermißt: nackte wie bemooste Felsen mit Schnee bedeckt, ruckweiser Sturmwind, Wolken heran- und vorbeiführend, Geräusch der Wasserfälle, das Klingeln der Saumrosse in der höchsten Oede, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier kostet es der Einbildungskraft nicht viel, sich Drachennester in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man sich durch einen der schönsten, am meisten zum Bilde sich eignenden, in allen Abstufungen grandios mannichfaltigen Wasserfall, der gerade in dieser Jahrszeit vom geschmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt, bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle fesselte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelseen, wie ich sie nennen möchte, weil sie von den atmosphärischen Streifen kaum zu unterscheiden waren. Nicht lange, so trat aus dem Dunste ein Gebäude entgegen: es war das Hospiz und wir fühlten große Zufriedenheit uns zunächst unter seinem gastlichen Dache schirmen zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Kläffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen, aber rüſtigen Frauensperſon an der Thüre freundlich empfangen. Sie entſchuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen ſey, jedoch dieſen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber ſorgte ſie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfniß. Eine warme geräumige Stube nahm uns auf; Brod, Käſe und trinkbarer Wein wurden aufgeſetzt, auch ein hinreichendes Abendeſſen verſprochen. Nun wurden die Ueberraſchungen des Tags wieder aufgenommen und der Freund that ſich höchlich darauf zu gute, daß alles ſo wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt ſey, deſſen Eindrücke weder Poeſie, noch Proſa wieder herzuſtellen im Stande.

Bei ſpät einbrechender Dämmerung trat endlich der anſehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde ſeine Gäſte, und empfahl mit wenigen Worten der Köchin alle mögliche Aufmerkſamkeit. Als wir unſere Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben, in ſo völliger Wüſte, entfernt von aller Geſellſchaft, ſein Leben zubringen gewollt, verſicherte er, an Geſellſchaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären ihn mit unſerm Beſuche zu erfreuen. Gar ſtark ſey der wechſelſeitige Waarentransport zwiſchen Italien und Deutſchland. Dieſer immer fortwährende Speditionswechſel ſetze ihn mit den erſten Handelshäuſern in Verhältniß. Er ſteige oft nach Mailand hinab, komme ſeltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häuſern, welche das Poſtgeſchäft dieſer Hauptſtraße zu beſorgen hätten, zum öftern junge Leute zugeſchickt würden, die hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in dieſe Angelegenheiten eingreifenden Umſtänden und Vorfallenheiten bekannt werden ſollten.

Unter solchen mannigfaltigen Gesprächen gieng der Abend hin, und wir schliefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen, an der Wand befestigten, eher an Repositorien als Bettstellen erinnernden Schlafstätten.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien herunter ging, niedergelassen, und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte, die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ. Indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtniß unauslöschlich geblieben.

Mein Gefährte trat muthig zu mir und begann: Was sagst du zu der Erzählung unseres geistlichen Wirths von gestern Abend? Hast du nicht, wie ich, Lust bekommen, dich von diesem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch diese Schluchten hinab muß herrlich seyn und mühelos; und wann sich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Lust seyn! Die Inseln des großen Sees sind mir durch die Worte des Paters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat seit Keyßlers Reisen so viel davon gehört und gesehen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann.

Ist dir's nicht auch so? fuhr er fort. Du sitzest gerade am rechten Fleck; schon einmal stand ich hier und hatte nicht den Muth hinabzuspringen. Geh voran ohne weiteres! in Airolo wartest du auf mich; ich komme mit dem Boten nach, wenn ich vom guten Pater Abschied genommen und alles berichtigt habe.

So ganz aus dem Stegreif ein solches Unternehmen, will mir doch nicht gefallen, antwortete ich.

Was soll da viel Bedenken! rief jener: Geld haben wir genug, nach Mailand zu kommen: Credit wird sich finden; mir sind von unsern Messen her dort mehr als Ein Handelsfreund bekannt.

Er ward noch dringender.

Geh! sagte ich: mache alles zum Abschied fertig! entschließen wollen wir uns alsdann.

Mir kommt vor, als wenn der Mensch in solchen Augenblicken keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes

vor mir, Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen einheimischen Aussichten; und, sey es nur gestanden! das, was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Gränzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in den schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeschaltet seyn:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht,
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Schnell stand ich auf, damit ich von der schroffen Stelle wegkäme, und der mit dem reffitragenden Boten heranstürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortrisse. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund, und ungeachtet seiner Liebe und Anhänglichkeit an mich, blieb er eine Zeit lang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Wasserfall wieder zusammenbrachte, zusammenhielt, und das einmal Beschlossene endlich auch für gut und heilsam gelten sollte.

Von dem Herabstieg sage ich nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in schwerbeladener Gesellschaft vor wenig Tagen ruhig

hinzogen, völlig zusammengestürzt fanden, und nun, da wir einen Umweg durch die eröffnete Bucht machen mußten, die kolossalen Trümmer einer natürlichen Baukunst anzustaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wanderung nach Italien nicht verschmerzen; er mochte sich solche früher ausgedacht, und mit liebevoller Arglist mich an Ort und Stelle zu überraschen gehofft haben. Deßhalb ließ sich die Rückkehr nicht so heiter vollführen; ich aber war auf meinen stummen Pfaden um desto anhaltender beschäftigt, das Ungeheure, das sich in unserm Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens in seinen faßlichen, charakteristischen Einzelnheiten festzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldstätter Sees nach Küßnacht, wo wir landend und unsere Wanderung fortsetzend, die am Wege stehende Tellencapelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten. Eben so fuhren wir über den Zuger See, den wir schon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen.

In Zug erinnere ich mich nur einiger im Gasthofzimmer, nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher in die Fensterflügel eingefügter gemalter Scheiben. Dann ging unser Weg über den Albis in das Sihlthal, wo wir einen jungen, in der Einsamkeit sich gefallenden Hannoveraner, v. Lindau, besuchten, um seinen Verdruß zu beschwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir aufs freundlichste und schicklichste abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eifersüchtige Freundschaft des trefflichen Passavant war eigentlich Ursache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von diesen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabsteigen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Versuche, durch Zeichnen und Skizziren der Gegend etwas abzugewinnen. Die Gewohnheit von Jugend auf die Landschaft als Bild zu sehen verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, sie fixiren, mir ein sicheres Andenken von solchen Augenblicken festhalten zu wollen. Sonst nur an beschränkten Gegenständen mich einigermaßen übend, fühlte ich in einer solchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit. Drang und Eile zugleich nöthigten mich zu einem wunderbaren Hülfsmittel: kaum hatte ich einen interessanten

Gegenstand gefaßt, und ihn mit wenigen Strichen im allgemeinsten auf dem Papier angedeutet, so führte ich das Detail, das ich mit dem Bleistift nicht erreichen, noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus, und gewann mir auf diese Weise eine solche innere Gegenwart von dergleichen Ansichten, daß eine jede Localität, wie ich sie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alsobald vorschwebte und zu Gebote stand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stolberge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieser Stadt hatte sich auf eine wunderliche Weise verkürzt.

Gestehen wir überhaupt, daß Reisende, die sich aus ihrer häuslichen Beschränkung entfernen, gewissermaßen in eine nicht nur fremde, sondern völlig freie Natur einzutreten glauben; welchen Wahn man damals um so eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeiliche Untersuchung der Pässe, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hindernisse jeden Augenblick erinnert wurde, es sey draußen noch bedingter und schlimmer als zu Hause.

Vergegenwärtige man sich zunächst jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, so wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Local ansahen, ihre frische Jünglingsnatur zu idyllisiren. Hatten doch Geßners zarte Gedichte so wie seine allerliebsten Radirungen, hierzu am entschiedensten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun scheint sich für solche poetische Aeußerungen das Baden in unbeengten Gewässern am allerliebsten zu qualificiren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paßlich erscheinen; man hatte sich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber, beim Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, stürzenden, in der Fläche sich sammelnden, nach und nach zum See sich ausbreitenden Gewässers, war der Versuchung nicht zu widerstehen. Ich selbst will nicht läugnen, daß ich mich im klaren See zu baden mit meinen Gesellen vereinte und, wie es schien, weit genug von allen menschlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte gesehen haben, nahm Aergerniß daran.

Die guten harmlosen Jünglinge, welche gar nichts Anstößiges fanden, halb nackt wie ein poetischer Schäfer, oder ganz nackt wie eine heidnische Gottheit sich zu sehen, wurden von Freunden erinnert dergleichen zu

Problem.

Warum iſt alles ſo räthſelhaft?
Hier iſt das Wollen, hier iſt die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft iſt bereit.
Und daneben die ſchöne lange Zeit.
So ſeht doch hin, wo die gute Welt
Zuſammenhält!
Seht hin, wo ſie auseinanderfällt!

Genialiſch Treiben.

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.
Bald iſt es Ernſt, bald iſt es Spaß;
Bald iſt es Lieb', bald iſt es Haß;
Bald iſt es Dieß, bald iſt es Das;
Es iſt ein Nichts, und iſt ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.

Hypochonder.

Der Teufel hol' das Menſchengeſchlecht!
Man möchte raſend werden!
Da nehm' ich mir ſo eifrig vor:
Will niemand weiter ſehen,

unterlassen. Man machte ihnen begreiflich, sie weseten nicht in der uranfänglichen Natur, sondern in einem Lande, das für gut und nützlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit sich herschreibenden Einrichtungen und Sitten festzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt dieß einzusehen, besonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich schien. Sie verließen daher die alltagshaften Seenfer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg so klare, rauschende, erfrischende Gewässer, daß in der Mitte Juli es ihnen unmöglich schien, einer solchen Erquickung zu widerstehen. So waren sie auf ihren weitschweifenden Spaziergängen in das düstere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl strömend herabschießt, um sich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden sie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und sich kühnlich den schäumenden Stromwellen entgegen zu setzen; dieß geschah freilich nicht ohne Geschrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Lustjauchzen, wodurch sie diese düster bewaldeten Felsen zur idyllischen Scene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein, ob ihnen frühere Mißwollende nachgeschlichen oder ob sie sich durch diesen dichterischen Tumult in der Einsamkeit selbst Gegner aufgerufen, ist nicht zu bestimmen. Genug, sie mußten aus dem obern stummen Gebüsch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß ob von wenigen oder mehrern, ob zufällig oder absichtlich, und sie fanden daher für das Klügste, das erquickende Element zu verlassen und ihre Kleider zu suchen. Keiner war getroffen, Ueberraschung und Verdruß war die geistige Beschädigung, die sie erlitten hatten, und sie wußten, als lebenslustige Jünglinge, die Erinnerung daran leicht abzuschütteln.

Auf Lavater jedoch erstreckten sich die unangenehmsten Folgen, daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angestellt und sie sonst begünstigt, deren wildes, unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell einen solchen Scandal in einer gesitteten wohlgeregelten Gegend anrichte. Der geistliche Freund jedoch, wohl verstehend solche Vorkommenheiten zu beschwichtigen, wußte dieß auch beizulegen, und nach Abzug dieser meteorisch Reisenden war schon bei unserer Rückkehr alles ins Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werthers Reisen, welches in dem vierzehnten

Bande meiner Werke wieder mitabgedruckt iſt, habe ich dieſen Gegenſatz der ſchweizeriſchen löblichen Ordnung und geſetzlichen Beſchränkung mit einem ſolchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu ſchildern geſucht. Weil man aber alles, was der Dichter unbewunden darſtellt, gleich als entſchiedene Meinung, als didaktiſchen Tadel aufzunehmen pflegt, ſo waren die Schweizer deßhalb ſehr unwillig, und ich unterließ die intentionirte Fortſetzung, welche das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo ſeine Leiden geſchildert ſind, einigermaßen darſtellen und dadurch gewiß den Menſchenkennern willkommen ſeyn ſollte.

In Zürich angelangt gehörte ich Lavatern, deſſen Gaſtfreundſchaft ich wieder anſprach, die meiſte Zeit ganz allein. Die Phyſiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer ſich vermehrenden Laſten auf den Schultern. Wir verhandelten alles den Umſtänden nach gründlich genug, und ich verſprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Theilnahme.

Hierzu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine ſchnelle Faſſungskraft, mehr noch das Gefühl der willigſten Bildſamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Phyſiognomien zergliederte, nicht in meinem Weſen. Der Eindruck, den der Menſch beim erſten Begegnen auf mich machte, beſtimmte gewiſſermaßen mein Verhältniß zu ihm; obgleich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wirkte, geſellt zu dem Leichtſinn der Jugend, eigentlich immer vorwaltete, und mich die Gegenſtände in einer gewiſſen dämmernden Atmoſphäre ſchauen ließ.

Lavaters Geiſt war durchaus impoſant: in ſeiner Nähe konnte man ſich einer entſcheidenden Einwirkung nicht erwehren, und ſo mußte ich mir denn gefallen laſſen, Stirn und Naſe, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben ſo ihre Verhältniſſe und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dieß nothgedrungen, um ſich von dem was er ſo klar anſchaute, vollkommene Rechenſchaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menſchen in ſeine Elemente zerlegen, und ſeinen ſittlichen Eigenſchaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an ſein Geſpräch, in welchem er nach Belieben ſich ſelbſt enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavaters Nähe gewiſſermaßen bänglich war: denn indem er ſich auf phyſiognomiſchem Wege unſerer Eigenſchaften bemächtigte, ſo war er

in der Unterredung Herr unſerer Gedanken, die er im Wechſel des Geſpräches mit einigem Scharfſinn gar leicht errathen konnte.

Wer eine Syntheſe recht prägnant in ſich fühlt, der hat eigentlich das Recht zu analyſiren, weil er am äußern Einzelnen ſein inneres Ganzes prüft und legitimirt. Wie Lavater ſich hierbei benommen, ſey nur ein Beiſpiel gegeben.

Sonntags nach der Predigt hatte er als Geiſtlicher die Verpflichtung, den kurzgeſtielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten und die milde Gabe ſegnend zu empfangen. Nun ſetzte er ſich zum Beiſpiel dieſen Sonntag die Aufgabe, keine Perſon anzuſehen, ſondern nur auf die Hände zu achten und ihre Geſtalt ſich auszulegen. Aber nicht allein die Form der Finger, ſondern auch die Miene derſelben beim Niederlaſſen der Gabe entging nicht ſeiner Aufmerkſamkeit, und er hatte mir viel davon zu eröffnen. Wie belehrend und aufregend mußten mir ſolche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war mich zum Menſchenmaler zu qualificiren?

Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt über dieſen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichſten gehört, mit denen ich zu einem ſo vertrauten Verhältniß gelangte. Und ſo ſind nachſtehende Aeußerungen über ihn zu verſchiedenen Zeiten geſchrieben. Nach unſern auseinander ſtrebenden Richtungen mußten wir uns allmählig ganz und gar fremd werden, und doch wollte ich mir den Begriff von ſeinem vorzüglichen Weſen nicht verkümmern laſſen. Ich vergegenwärtigte mir ihn mehrmals, und ſo entſtanden dieſe Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerſpruch finden wird.

Lavater war eigentlich ganz real geſinnt und kannte nichts Ideelles, als unter der moraliſchen Form; wenn man dieſen Begriff feſthält, wird man ſich über einen ſeltenen und ſeltſamen Mann am erſten aufklären.

Seine **Ausſichten in die Ewigkeit** ſind eigentlich nur Fortſetzungen des gegenwärtigen Daſeyns, unter leichteren Bedingungen als die ſind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine **Phyſiognomik** ruht auf der Ueberzeugung, daß die ſinnliche Gegenwart mit der geiſtigen durchaus zuſammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja ſie ſelbſt vorſtelle.

Mit den Kunſtidealen konnte er ſich nicht leicht befreunden, weil er, bei ſeinem ſcharfen Blick, ſolchen Weſen die Unmöglichkeit lebendig organiſirt zu ſeyn, nur allzuſehr anſah, und ſie daher ins Fabelreich, ja in

das Reich des Monſtröſen verwies. Seine unaufhaltſame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er ſich gleich überzeugt fühlte, daß niemand mehr auf das Wirkliche dringe als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in ſeiner Denk- und Handlungsweiſe niemals entdecken konnte.

Nicht leicht war jemand leidenſchaftlicher bemüht anerkannt zu werden als er, und vorzüglich dadurch eignete er ſich zum Lehrer; gingen aber ſeine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sittenbeſſerung anderer, ſo war doch dieß keineswegs das Letzte, worauf er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Perſon Chriſti war es ihm am meiſten zu thun; daher jenes beinahe unſinnige Treiben, ein Chriſtusbild nach dem andern fertigen, copiren, nachbilden zu laſſen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genug that.

Seine Schriften ſind ſchon jetzt ſchwer zu verſtehen; denn nicht leicht kann jemand eindringen in das was er eigentlich will. Niemand hat ſo viel aus der Zeit und in die Zeit geſchrieben als er: ſeine Schriften ſind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichſte Erläuterung aus der Zeitgeſchichte fordern; ſie ſind in einer Coterieſprache geſchrieben, die man kennen muß, um gerecht gegen ſie zu ſeyn, ſonſt wird dem verſtändigen Leſer manches ganz toll und abgeſchmackt erſcheinen: wie denn auch dem Manne ſchon bei ſeinem Leben und nach demſelben hierüber genugſame Vorwürfe gemacht wurden.

So hatten wir ihm zum Beiſpiel mit unſerm Dramatiſiren den Kopf ſo warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieſer Form darſtellten und keine andere wollten gelten laſſen, daß er, hierdurch aufgeregt, in ſeinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu zeigen bemüht iſt, es gebe doch kein dramatiſcheres Werk als die Bibel; beſonders aber die Leidensgeſchichte Chriſti ſey für das Drama aller Dramen zu erklären.

In dieſem Capitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erſcheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara ſehr ähnlich; denn in dieſe Manier muß jeder Geiſtreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will: er hat ſich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenſchaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um ſolche alsdann zu ſeinen Zwecken zu brauchen und ſich der Maſſe anzunähern, die er an ſich heranziehen will.

Da er nun Chriſtum buchſtäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie

ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eigenen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu seyn wähnen durfte.

Durch diesen entschiedenen bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können: und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten, durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandseinwendung im mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wieder hergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannichfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens, mit dem gränzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust sich ins Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine Aussichten in die Ewigkeit, welche indeß dem größten Theil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten.

Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen, ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein durch Schwärze und rauhglatte Eigenschaft seiner Oberfläche den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am geschicktesten ist, so war auch er durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch die scharf-zarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen.

Jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst, noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Gränze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.

Jedermann glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt, und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunkeln und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wohl noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch mit seinen mannichfaltigen Bestrebungen nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise, noch zum Kunsttalent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne sicher auf, und so stellte er es auch kühn neben einander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er diesen Begriff nicht darzustellen, als nur wieder praktisch im Einzelnen, so wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein so scharfsinniger Mann in der gemeinsten Erfahrung umhertappt, alle lebenden Künstler und Pfuscher anruft, für charakterlose Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgiebt, um hinterdrein im Buche zu sagen, daß diese und jene Platte mehr oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz sey. Freilich schärfte er dadurch sein Urtheil und das Urtheil anderer; allein es beweist auch, daß ihn seine Neigung trieb Erfahrungen mehr aufzuhäufen, als sich in ihnen Luft und Licht zu machen. Eben daher konnte er niemals auf Resultate losgehen, um die ich ihn öfters und dringend bat. Was er als solche in späterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn sie bestanden aus einer Sammlung von gewissen Linien und Zügen, ja Warzen und Leberflecken, mit denen er bestimmte sittliche, öfters unsittliche Eigenschaften verbunden gesehen. Es waren darunter Bemerkungen zum Entsetzen; allein es machte keine Reihe, alles stand vielmehr zufällig durch einander, nirgends war eine Anleitung zu sehen oder eine Rückweisung zu finden. Eben so wenig schriftstellerische

Methode oder Künstlersinn herrschte in seinen übrigen Schriften, welche vielmehr stets eine leidenschaftlich heftige Darstellung seines Denkens und Wollens enthielten, und das was sie im ganzen nicht leisteten, durch die herzlichsten geistreichsten Einzelnheiten jederzeit ersetzten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wohl, gleichfalls auf jene Zustände bezüglich, hier am rechten Orte eingeschaltet stehen.

Niemand räumt gern andern einen Vorzug ein, so lang er ihn nur einigermaßen läugnen kann. Naturvorzüge aller Art sind am wenigsten zu läugnen, und doch gestand der gemeine Redegebrauch damaliger Zeit nur dem Dichter Genie zu. Nun aber schien auf einmal eine andere Welt aufzugehen: man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menschen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzuthun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte diese Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in seiner Physiognomik mußte nothwendig auf eine allgemeinere Vertheilung der Geistesgaben aller Art hinweisen; das Wort Genie ward eine allgemeine Losung, und weil man es so oft aussprechen hörte, so dachte man auch, das was es bedeuten sollte, sey gewöhnlich vorhanden. Da nun aber jedermann Genie von andern zu fordern berechtigt war, so glaubte er es auch endlich selbst besitzen zu müssen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte, daß Genie diejenige Kraft des Menschen sey, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel giebt. Damals manifestirte sich's nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für gränzenlos erklärte. Daher war es leicht genialisch zu seyn, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen.

Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dieß eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich. Jüngere lebhafte, oft wahrhaft begabte Menschen verloren sich ins Gränzenlose; ältere verständige, vielleicht aber talent- und geistlose, wußten dann mit höchster Schadenfreude ein gar mannichfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publicums lächerlich darzustellen.

Und so fand ich mich fast mehr gehindert mich zu entwickeln und zu äußern, durch falsche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten, als durch den Widerstand der Entgegengesinnten. Worte, Beiworte, Phrasen

zu Ungunsten der höchsten Geistesgaben verbreiteten sich unter der geistlos nachsprechenden Menge dergestalt, daß man sie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß sie sogar in die Wörterbücher eindrangen, und das Wort Genie eine solche Mißdeutung erlitt, aus der man die Nothwendigkeit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht, wenn nicht der durch eine tiefere Philosophie wieder neugegründete Sinn fürs Höchste und Beste, sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem vorhergehenden ist von dem Jünglingsalter zweier Männer die Rede gewesen, deren Andenken aus der deutschen Literatur- und Sittengeschichte sich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir sie gewissermaßen nur aus ihren Irrschritten kennen, zu denen sie durch eine falsche Tagsmaxime in Gesellschaft ihrer gleichjährigen Zeitgenossen verleitet worden. Nunmehr aber ist nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Gestalt, ihr eigentliches Wesen geschätzt und geehrt vorführen, wie solches eben damals in unmittelbarer Gegenwart von dem durchdringenden Lavater geschehen; deßhalb wir denn, weil die schweren und theuren Bände des großen physiognomischen Werkes nur wenigen unserer Leser gleich zur Hand seyn möchten, die merkwürdigen Stellen, welche sich auf beide beziehen, aus dem zweiten Theile gedachten Werkes und dessen dreißigstem Fragmente Seite 244 hier einzurücken kein Bedenken tragen.

„Die Jünglinge, deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, sind die ersten Menschen, die mir zur physiognomischen Beschreibung faßen und standen, wie, wer sich malen läßt, dem Maler sitzt.

„Ich kannte sie sonst, die Edeln — und ich machte den ersten Versuch, nach der Natur und mit aller sonstigen Kenntniß ihren Charakter zu beobachten und zu beschreiben. —

„Hier ist die Beschreibung des ganzen Menschen! —

Erstlich des jüngern.

„Siehe den blühenden Jüngling von fünfundzwanzig Jahren! das leichtschwebende, schwimmende, elastische Geschöpfe! Es liegt nicht; es steht

nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht; es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig um zu ruhen; zu locker um festzustehen; zu schwer und zu weich um zu fliegen.

„Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt! In seinem ganzen Umrisse keine völlig schlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine gespannte, keine fest gewölbte, hart gebogene; kein eckiger Einschnitt, kein felsiges Vorgebirge der Stirn; keine Härte, keine Steifigkeit: keine zürnende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eiserner Muth — elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtlichkeit; nirgends der Raisonneur mit der festgehaltenen Wagschale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeste Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligste Geradheit des Verstandes, oder vielmehr der unbefleckteste Wahrheitssinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der so schnell erblickten, schnell erkannten, schnell geliebten, schnell ergriffenen Wahrheit .... Ewiger Schweber, Seher; Idealisirer; Verschönerer. — Gestalter aller seiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht was er sehen will; — nicht der trübsinnig schmachtende — nicht der hart zermalmende; — aber der hohe, edle, gewaltige! der mit gemäßigtem „Sonnendurst" in den Regionen der Luft hin und her wallt, über sich strelt, und wieder — nicht zur Erde sinkt! zur Erde sich stürzt, in des „Felsenstromes" Fluthen sich taucht und sich wiegt „im Donner der hallenden Felsen umher." — Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! seine Stirn und Nase nicht Muth des Löwen! seine Brust — nicht Festigkeit des streitwiehernden Pferdes! Im ganzen aber viel von der schwebenden Gelenksamkeit des Elephanten ....

„Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, uneckige, vorhängende Nase zeigt, bei dieser Beschlossenheit des Mundes, viel Geschmack und feine Empfindsamkeit, der untere Theil des Gesichtes viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit, der ganze Umriß des Halbgesichtes Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die niemand als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weich geschaffenen, guten, in seiner Bewegung eines zärtlichen, feinfühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edeln

Menſchen. Im Bogen der Augenlieder und im Glanze der Augen ſitzt nicht Homer, aber der tiefſte, innigſte, ſchnelleſte Empfinder, Ergreifer Homers, nicht der epiſche, aber der Odendichter; Genie, das quillt, umſchafft, veredelt, bildet, ſchwebt, alles in Heldengeſtalt zaubert, alles vergöttlicht. — Die halbſichtbaren Augenlieder, von einem ſolchen Bogen, ſind immer mehr feinfühlender Dichter, als nach Plan ſchaffender, als langſam arbeitender Künſtler, mehr der verliebten als der ſtrengen. — Das ganze Angeſicht des Jünglings iſt viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgeſicht; das Vordergeſicht zeugt bei der geringſten Bewegung von empfindſamer, ſorgfältiger, erfindender, ungelernter innerer Güte und ſanft zitternder, Unrecht verabſcheuender Freiheit — dürſtender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringſten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. — Jeder Gegenſtand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Naſe; die jungfräulichſte Schamhaftigkeit in dem Punkte der Ehre verbreitet ſich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut.

„Die Geſichtsfarbe, ſie iſt nicht die blaſſe des alles erſchaffenden und alles verzehrenden Genius; nicht die wildglühende des verachtenden Zertreters; nicht die milchweiße des Blöden; nicht die gelbe des Harten und Zähen; nicht die bräunliche des langſam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, ſo ſprechend und ſo unter einander wallend, ſo glücklich gemiſcht, wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden beſondern Zuges iſt Freiheit, iſt elaſtiſche Betriebſamkeit, die leicht fortſtößt und leicht zurückgeſtoßen wird. Großmuth und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergeſichte und der Stellung des Kopfes. — Unverderblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geſchmacks, Reinheit des Geiſtes, Güte und Adel der Seele, betriebſame Kraft, Gefühl von Kraft und Schwäche ſcheinen ſo allduchdringend im ganzen Geſichte durch, daß das ſonſt muthige Selbſtgefühl ſich dadurch in edle Beſcheidenheit auflöst, und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit ſich ohne Zwang und Kunſt in dieſem herrlich ſpielenden All liebenswürdig verdämmert. — Das weißliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Geſtalt, die ſanfte Leichtigkeit des Auftritts, das Hin- und Herſchweben des Ganges, die Fläche der Bruſt, die weiße, faltenloſe Stirn, und noch verſchiedene andere Ausdrücke verbreiten über den

Will all' das Volk Gott und ſich ſelbſt
Und dem Teufel überlaſſen!
Und kaum ſeh' ich ein Menſchengeſicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Geſellſchaft.

Aus einer großen Geſellſchaft heraus
Ging einſt ein ſtiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie ſeyd ihr zufrieden geweſen?
„Wären's Bücher, ſagt er, ich würd' ſie nicht leſen."

Probatum est.

A.

Man' ſagt: Sie ſind ein Miſanthrop!

B.

Die Menſchen haſſ' ich nicht, Gott Lob!
Doch Menſchenhaß er blies mich an,
Da hab' ich gleich dazu gethan.

A.

Wie hat ſich's denn ſo bald gegeben?

B.

Als Einſiedler beſchloß ich zu leben.

Menschen eine gewisse Weiblichkeit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt, und dem Herzen jede vorsätzliche Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muth- und feuervolle Poet, mit allem seinem unaffectirten Durste nach Freiheit und Befreiung, nicht bestimmt ist, für sich allein ein fester, Plan durchsetzender, ausharrender Geschäftsmann, oder in der blutigen Schlacht unsterblich zu werden. Und nun erst am Ende merke ich, daß ich von dem Auffallendsten noch nichts gesagt; nichts von der edeln, von aller Affectation reinen Simplicität! nichts von der Kindheit des Herzens! nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle seines äußerlichen Adels! nichts von der unaussprechlichen Bonhommie, mit welcher er Warnung und Tadel, sogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet.

„Doch wer will ein Ende finden, von einem guten Menschen, an dem so viele reine Menschheit ist, alles zu sagen was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!

Beschreibung des ältern.

„Was ich von dem jüngern Bruder gesagt — wie viel davon kann auch von diesem gesagt werden! Das Vornehmste das ich anmerken kann, ist dieß:

„Diese Figur und dieser Charakter sind mehr gepackt und weniger gedehnt als die vorige. Dort alles länger und flächer, hier alles kürzer, breiter, gewölbter, gebogener; dort alles lockerer, hier beschnittener. So die Stirn; so die Nase; so die Brust; zusammengedrängter, lebendiger, weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit! Sonst dieselbe Liebenswürdigkeit und Bonhommie! Nicht die auffallende Offenheit, mehr Verschlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That eben dieselbe Ehrlichkeit; derselbe unbezwingbare Abscheu gegen Unrecht und Bosheit; dieselbe Unversöhnlichkeit mit allem, was Ränke und Tücke heißt; dieselbe Unerbittlichkeit gegen Tyrannei und Despotisme; dasselbe reine, unbestechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; dasselbe Bedürfniß der Freundschaft und Freiheit; dieselbe Empfindsamkeit und edle Ruhmbegierde; dieselbe Allgemeinheit des Herzens für alle guten, weisen, einfältigen, kraftvollen, berühmten oder unberühmten, gekannten oder mißkannten Menschen, — und — dieselbe leichtsinnige Unbedachtsamkeit. Nein! nicht gerade dieselbe. Das Gesicht ist beschnittener,

angezogener, fester; hat mehr innere, sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Berathschlagungen, mehr durchsetzenden Muth, der sich besonders in den stark vordringenden, stumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das aufquillende, reiche, reine hohe Dichtergefühl; nicht die schnelle Leichtigkeit der productiven Kraft des andern. Aber dennoch, wiewohl in tieferen Regionen, lebendig, richtig, innig. Nicht das luftige, in morgenröthlichem Himmel dahin schwebende, Gestalten bildende Lichtgenie. — Mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck! mehr gewaltig und furchtbar — weniger prächtig und rund; obgleich seinem Pinsel weder Färbung noch Zauber fehlt. — Mehr Witz und rasende Laune; drolliger Satyr; Stirn, Nase, Blick — alles so herab, so vorhängend; recht entscheidend für originellen, allbelebenden Witz, der nicht von außenher einsammelt, sondern von innen herauswirft. Ueberhaupt ist alles an diesem Charakter vordringender, eckiger, angreifender, stürmender! — Nirgends Plattheit, nirgends Erschlaffung, ausgenommen im zusinkenden Auge, wo Wollust, wie in Stirn und Nase — hervorspringt. Sonst selbst in dieser Stirn, dieser Gedrängtheit von allem — diesem Blick sogar — untrügbarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke, Drang der Menschheit; Ständigkeit, Einfachheit, Bestimmtheit!"

Nachdem ich sodann in Darmstadt Merck seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohl empfangen von jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine Mißbilligung, daß ich nicht nach Airolo hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar nicht ausdrücklich, aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelfeen und Drachennestern im mindesten beweisen konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich ließ er doch merken, was denn eigentlich an alle dem zu haben sey; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden Lili zu sehen; es war ein schonender zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt sie müsse sich von mir trennen, und dieses sey um so nothwendiger, ja thulicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Localitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch

kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise aus einander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammenseyn jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen, verglich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden.

Wohlwollende hatten mir vertraut, Lili habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden, sie unternehme wohl aus Neigung zu mir alle dermaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen. Amerika war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage sich bedrängt fanden.

Aber eben das was meine Hoffnungen hätte beleben sollen, drückte sie nieder. Mein schönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer zu gewinnender Zustand, als die über das Meer entfernte ungewisse Umgebung: aber ich läugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünsche wieder hervor, und neue Unsicherheiten bewegten sich in mir.

Freilich sehr verbietend und bestimmt waren die Gebote meiner Schwester; sie hatte mir mit allem verständigen Gefühl, dessen sie fähig war, die Lage nicht nur ins Klare gesetzt, sondern ihre wahrhaft schmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denselben Text. „Gut!“ sagte sie: „wenn ihr's nicht vermeiden könntet, so müßtet ihr's ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen.“ Einige Monate gingen hin in dieser unseligsten aller Lagen: alle Umgebungen hatten sich gegen diese Verbindung gestimmt; in ihr allein glaubte ich, wußte ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hätte.

Beide Liebende, sich ihres Zustandes bewußt, vermieden sich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weise konnte man nicht umgehen sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edel fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre.

Gestehen wir im allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere

Vertraulichkeit zu Lili gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte, wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden, erregt und sich daran ergötzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung.

Wahrhaft Liebende betrachten alles was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen.

Aber was ereignete sich! Die Messe kam; und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit: alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngern, ohne zudringlich zu seyn, erschienen doch als Wohlbekannte, die Mittlern, mit einem gewissen verbindlichen Anstand, wie solche die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten. Es waren schöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes. Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten, und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde. Ihr war so natürlich dem allem anständig zu genügen. Allein auch die Gespräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Lustfahrten wurde gesprochen zu Wasser und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Bällen und Abendpromenaden, von Verspottung lächerlicher Werber, und was nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des trostlos Liebenden aufregen konnte, der gleichsam das Facit so vieler Jahre auf eine Zeit lang an sich gerissen hatte. Aber unter diesem Zudrang, in dieser Bewegung versäumte sie den Freund nicht, und wenn sie sich zu ihm wendete, so wußte sie mit wenigem das Zarteste zu äußern, was der gegenseitigen Lage völlig geeignet schien.

Doch wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde.

Lili's Park mag ungefähr in diese Epoche gehören; ich füge das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten empfindlichen Zustand nicht

ausdrückt, sondern nur mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhen, und durch komisch ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

Nachstehendes Lied drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus, und sey deßhalb hier eingeschaltet:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Die Oper Erwin und Elmire war aus Goldsmiths liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügter Romanze entstanden, die uns in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahnten, daß uns etwas Aehnliches bevorstehe.

Schon früher habe ich einige poetische Erzeugnisse jener Epoche eingeschaltet und wünschte nur, es hätten sich alle zusammen erhalten. Eine fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit, gesteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberspanntes, sondern immer das Gefühl des Augenblicks aussprachen. Von geselligen Festliedern bis zur kleinsten Geschenksgabe, alles war lebendig, mitgefühlt von einer gebildeten Gesellschaft; erst froh, dann schmerzlich, und zuletzt kein Gipfel

des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet gewesen.

Alle diese innern und äußern Ereignisse, in so fern sie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erste, ihm anmuthig zusagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte, in sein Haus eingeführt zu sehen, wußte meine Mutter auf das klügste und thätigste abzuwenden. Diese Staatsdame aber, wie er sie im Vertrauen gegen seine Gattin zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.

Indessen ließ er dem Handel seinen Gang und setzte seine kleine Kanzlei recht emsig fort. Der junge Rechtsfreund, so wie der gewandte Schreiber gewannen unter seiner Firma immer mehr Ausdehnung des Bodens. Da nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so gönnten sie mir meine Pfade, und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicherweise trafen meine Richtungen mit des Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, so viel eigene Freude an der Gunst die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen, durfte ich ihn nichts merken lassen.

Nachdem ich im Götz von Berlichingen das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. In Götz war es ein tüchtiger Mann, der untergeht in dem Wahn, zu Zeiten der Anarchie sey der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung. Im Egmont waren es festgegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich davon auf das lebhafteste unterhalten, was zu thun sey, was ich thun wolle, daß ihm dieß so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopf schon fertige Stück auf dem Papier, es gedruckt, es bewundert zu sehen.

Hatte ich in den früheren Zeiten, da ich noch hoffte, Lili mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einsicht und Ausübung bürgerlicher Geschäfte gewendet, so traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geistreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing also wirklich Egmont zu schreiben an, und zwar nicht

wie den ersten Götz von Berlichingen in Reih und Folge, sondern ich griff nach der ersten Einleitung gleich die Hauptscene an, ohne mich um die allenfallsigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich, bei meiner läßlichen Art zu arbeiten, von meinem Vater — es ist nicht übertrieben — Tag und Nacht angespornt wurde, da er das so leicht Entstehende auch leicht vollendet zu sehen glaubte.

Zwanzigſtes Buch.

So fuhr ich denn am Egmont zu arbeiten fort, und wenn dadurch in meinen leidenſchaftlichen Zuſtand einige Beſchwichtigung eintrat, ſo half mir auch die Gegenwart eines wackern Künſtlers über manche böſe Stunden hinweg, und ich verdankte hier, wie ſchon ſo oft, einem unſichern Streben nach praktiſcher Ausbildung einen heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er ſonſt nicht wäre zu hoffen geweſen.

Georg Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reiſe ins nördliche Deutſchland zurück: er ſuchte mich auf, und ich fühlte ſogleich Trieb und Bedürfniß mich ihm anzuſchließen. Er war ein heiterer Lebemann, deſſen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutſchen gab es zu jener Zeit daſelbſt ein angenehmes Unterkommen. Philipp Hackert lebte dort in gutem Anſehen und Wohlſtand; das treue deutſche Verfahren, womit er Landſchaften, nach der Natur zeichnend, in Gouache- und Oelfarbe glücklich ausführte, war als Gegenſatz einer praktiſchen Manier, der ſich die Franzoſen hingegeben hatten, ſehr willkommen. Wille, hochgeehrt als Kupferſtecher, gab dem deutſchen Verdienſte Grund und Boden; Grimm, ſchon einflußreich, nutzte ſeinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreiſen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen, und ſo manches Gute geleiſtet und vorbereitet. Boucher und Watteau, zwei wahrhaft geborene Künſtler, deren Werke, wenn ſchon verflatternd im Geiſt und Sinn der Zeit, doch immer noch höchſt reſpectabel gefunden werden, waren der neuen Erſcheinung geneigt, und ſelbſt, obgleich nur zu Scherz und Verſuch, thätig eingreifend. Greuze, im Familienkreiſe ſtill für ſich hinlebend, dergleichen bürgerliche Scenen gern darſtellend, von

seinen eigenen Werken entzückt, erfreute sich eines ehrenhaften leichten Pinsels.

Alles dergleichen konnte unser Kraus in sein Talent sehr wohl aufnehmen: er bildete sich an der Gesellschaft zur Gesellschaft, und wußte gar zierlich häusliche freundschaftliche Vereine porträtmäßig darzustellen; nicht weniger glückten ihm landschaftliche Zeichnungen, die sich durch reinliche Umrisse, massenhafte Tusche, angenehmes Colorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewisse naive Wahrheit, und besonders dem Kunstfreund sein Geschick, alles was er selbst nach der Natur zeichnete, sogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten.

Er selbst war der angenehmste Gesellschafter: gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz, fand er sich überall zu Hause, überall beliebt, der thätigste und zugleich der bequemste aller Sterblichen. Mit solchem Talent und Charakter begabt, empfahl er sich bald in höheren Kreisen und war besonders in dem freiherrlich von Stein'schen Schlosse zu Nassau an der Lahn wohl aufgenommen, eine talentvolle, höchst liebenswürdige Tochter in ihrem künstlerischen Bestreben unterstützend, und zugleich die Geselligkeit auf mancherlei Weise belebend. Nach Verheirathung dieser vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werther nahm das neue Ehepaar den Künstler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und so gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt und von dem dasigen hochgebildeten Kreise sein Bleiben gewünscht.

Wie er nun überall zuthätig war, so förderte er bei seiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur sammelnde Kunstliebe zu praktischer Uebung. Dem Dilettanten ist die Nähe des Künstlers unerläßlich; denn er sieht in diesem das Complement seines eigenen Daseyns: die Wünsche des Liebhabers erfüllen sich im Artisten.

Durch eine gewisse Naturanlage und Uebung gelang mir wohl ein Umriß; auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was ich in der Natur vor mir sah: allein es fehlte mir die eigentliche plastische Kraft, das tüchtige Bestreben, dem Umriß Körper zu verleihen durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel. Meine Nachbildungen waren mehr ferne Ahnungen irgend einer Gestalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftwesen in Dante's Purgatorio, die, keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper sich entsetzen.

Durch Lavaters physiognomische Hetzerei — denn so darf man die ungestüme Anregung wohl nennen, womit er alle Menschen, nicht allein zur Contemplation der Physiognomien, sondern auch zur künstlerischen oder pfuscherhaften praktischen Nachbildung der Gesichtsformen zu nöthigen bemüht war — hatte ich mir eine Uebung verschafft, die Porträte von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, aber es bedurfte die Hand meines künstlerischen Freundes, um sie aus dem düstern Grunde hervortreten zu machen.

Beim Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die liebste Unterhaltung, wenn er landschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der Weimarische Kreis und dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gern dabei, weil es dem Jüngling schmeicheln mußte, so viele Bilder nur als Text zu betrachten von einer umständlichen wiederholten Ausführung, daß man mich dort zu sehen wünsche. Sehr anmuthig wußte er seine Grüße, seine Einladungen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben. Ein wohlgelungenes Oelbild stellte den Capellmeister Wolf am Flügel und seine Frau hinter ihm zum Singen sich bereitend vor; der Künstler selbst wußte zugleich gar dringend auszulegen, wie freundlich dieses werthe Paar mich empfangen würde. Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern, als sich selbst zu Liebe, rauhgestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte.

Bertuch, als Zögling Wielands, hatte sich in Kenntnissen und Thätigkeit dergestalt hervorgethan, daß er, als Geheimsecretär des Herzogs schon angestellt, das Allerbeste für die Zukunft erwarten ließ. Von Wielands Rechtlichkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit war durchaus die Rede; auf seine schönen literarischen und poetischen Verfüge ward schon ausführlich hingedeutet, und die Wirkung des Merkur durch Deutschland gesprochen; gar manche Namen in literarischer, staatsgeschäftlicher und geselliger Hinsicht

Urſprüngliches.

A.
Was widert dir der Trank ſo ſchal?

B.
Ich trinke gern aus dem friſchen Quall.

A.
Daraus kam aber das Bächlein her!

B.
Der Unterſchied iſt bedeutend ſehr:
'ſ wird immer mehr fremden Schmack gewinnen;
Es mag nur immer weiter rinnen.

Den Originalen.

Ein Quidam ſagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meiſter lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verſtand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Den Zudringlichen.

Was nicht zuſammen geht, das ſoll ſich meiden!
Ich hindr' euch nicht, wo's euch beliebt, zu weiden:
Denn ihr ſeyd neu und ich bin alt geboren.
Macht was ihr wollt; nur laßt mich ungeſchoren!

hervorgehoben, und in solchem Sinne Musäus, Kirms, Berendis und Ludecus genannt. Von Frauen war Wolfs Gattin und eine Wittwe Kotzebue, mit einer liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben, nebst manchen andern rühmlich und charakteristisch bezeichnet. Alles deutete auf ein frisch thätiges literarisches und Künstlerleben.

Und so schilderte sich nach und nach das Element, worauf der junge Herzog nach seiner Rückkehr wirken sollte: einen solchen Zustand hatte die Frau Obervormünderin vorbereitet; was aber die Ausführung wichtiger Geschäfte betraf, war, wie es unter solchen provisorischen Verwaltungen Pflicht ist, der Ueberzeugung, der Thatkraft des künftigen Regenten überlassen. Die durch den Schloßbrand gewirkten gräulichen Ruinen betrachtete man schon als Anlaß zu neuen Thätigkeiten. Das in Stocken gerathene Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch kostspielige Unterhaltung des tiefen Stollens eine mögliche Wiederaufnahme zu sichern gewußt, die Akademie Jena, die hinter dem Zeitsinn einigermaßen zurückgeblieben und mit dem Verlust gerade sehr tüchtiger Lehrer bedroht war, wie so vieles andere, regte einen edlen Gemeinsinn auf. Man blickte nach Persönlichkeiten umher, die in dem aufstrebenden Deutschland so mannichfaches Gute zu fördern berufen seyn könnten, und so zeigte sich durchaus eine frische Aussicht, wie eine kräftige und lebhafte Jugend sie nur wünschen konnte. Und schien es traurig zu seyn, eine junge Fürstin ohne die Würde eines schicklichen Gebäudes in eine sehr mäßige zu ganz andern Zwecken erbaute Wohnung einzuladen, so gaben die schön gelegenen wohl eingerichteten Landhäuser, Ettersburg, Belvedere und andere vortheilhafte Lustsitze, Genuß des Gegenwärtigen und Hoffnung auch in diesem damals zur Nothwendigkeit gewordenen Naturleben sich productiv und angenehm thätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Uebersinnlichen zu nähern gesucht, erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen, ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eigenen Kräfte versucht, und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm manches, was zu keiner von allen gehören mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sey, den Gedanken von dem Ungeheuern, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte, und deßhalb unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig, nicht menschlich; denn es hatte keinen Verstand: nicht teuflisch, denn es war wohlthätig; nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall; denn es bewies keine Folge: es ähnelte der Vorsehung; denn es deutete auf Zusammenhang. Alles was uns begränzt; schien für dasselbe durchdringbar; es schien mit den nothwendigen Elementen unseres Daseyns willkürlich zu schalten; es zog die Zeit zusammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen schien es sich zu gefallen, und das Mögliche mit Verachtung von sich zu stoßen. Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch, nach dem Beispiel der Alten und derer, die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich suchte mich vor diesem furchtbaren Wesen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Theile der Weltgeschichte, die ich sorgfältiger studirte, gehörten auch die Ereignisse, welche die nachher vereinigten Niederlande so berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforscht, und mich möglichst unmittelbar zu unterrichten und mir alles lebendig zu vergegenwärtigen gesucht. Höchst dramatisch waren mir die Situationen erschienen, und als Hauptfigur, um welche sich die übrigen am glücklichsten versammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, dessen menschlich ritterliche Größe mir am meisten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser als einen Hausvater, einen Unabhängigen mehr als einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begränzt ist.

Als ich ihn nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgewunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das gränzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe alle Menschen an sich zu ziehen (attrativa), und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen.

Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Base, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr, und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert. Durch Feinde, die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit sind schwerer zu durchbrechen. Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Conflict das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, seramm die Aussicht, daß hieraus ein drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde, dieses ist es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später und zur rechten Zeit die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und so will ich denn auch hier, um mancher geliebten Leser willen, mir selbst vorgreifen, und weil ich nicht weiß, ob ich so bald wieder zur Rede gelange, etwas aussprechen, wovon ich mich erst viel später überzeugte.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich aufs merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Für die Phänomene, welche hierdurch hervorgebracht werden, giebt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben, prosaisch und poetisch, dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere, theils in der Nähe, theils in der Ferne, beobachten können. Es sind nicht immer die vorzüglichsten Menschen, weder an Geist noch an Talenten, selten durch Herzensgüte sich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, ja sogar über die Elemente und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung erstrecken wird? Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie; vergebens, daß der hellere Theil der Menschen sie als Betrogene oder als Betrüger verrächtig machen will, die Masse wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden sich Gleichzeitige ihres Gleichen, und sie

ſind durch nichts zu überwinden, als durch das Univerſum ſelbſt, mit dem ſie den Kampf begonnen; und aus ſolchen Bemerkungen mag wohl jener ſonderbare, aber ungeheure Spruch entſtanden ſeyn: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Von dieſen höheren Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch ſeltſame Ereigniſſe, wenigſtens mit einem dämoniſchen Schein bekleidet, beverſtanden. Ich war von dem Gipfel des Gotthart, Italien den Rücken wendend, nach Hauſe gekehrt, weil ich Lili nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechſelſeitigen Beſitzes, eines dauernden Zuſammenlebens gegründet iſt, ſtirbt nicht auf einmal ab; ja ſie nährt ſich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünſche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ſich in ſolchen Fällen das Mädchen eher beſcheidet als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens iſt den ſchönen Kindern die wünſchenswerthe Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorſatz, als durch Neigung, ja mit Frevel um ſich zu verſammeln, wobei ſie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erſchrecken. Und dann ſoll zuletzt denn doch hier gewählt ſeyn, einer ſoll ausſchließlich vorgezogen werden, einer die Braut nach Hauſe führen.

Und wie zufällig iſt es, was hier der Wahl eine Richtung giebt, die Auswählende beſtimmt! Ich hatte auf Lili mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir dieſe Ueberzeugung verdächtig. Lili hatte in gleichem Sinne von mir Abſchied genommen, und ich hatte die ſchöne zerſtreuende Reiſe angetreten; aber ſie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abweſend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung: alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünſche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück und wie das Wiederſehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel iſt, ſo iſt das Wiederſehen von zwei nur durch Vernunftgründe getrennten Perſonen ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lili's zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unſer Verhältniß geſtört hatten; als ich wieder vor ſie ſelbſt hintrat, fiel mir's hart aufs Herz, daß ſie für mich verloren ſey.

Ich entſchloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deßhalb nichts erwünſchter ſeyn, als daß das junge herzoglich weimariſche

Paar von Carlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und ſpäteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen ſollte. Von Seiten jener Herrſchaften hatte ſich ein gnädiges, ja zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenſchaftlichem Danke erwiederte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem erſten Augenblicke an, meine Verehrung gegen die Prinzeſſin, die ich ſchon ſo lange, obgleich nur von Anſehen, kannte, mein Wunſch, Wieland, der ſich ſo liberal gegen mich betragen hatte, perſönlich etwas Freundliches zu erzeigen und an Ort und Stelle meine halb muthwilligen, halb zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Beweggründe genug, die auch einen leidenſchaftsloſen Jüngling hätten aufreizen, ja antreiben ſollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich, auf welchem Wege es wolle, vor Lili flüchten mußte, es ſey nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichſten Kunſt- und Naturhimmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein ſo bedeutender Kreis vorzüglicher Menſchen einlud.

Das junge fürſtliche Paar erreichte nunmehr auf ſeinem Rückwege Frankfurt. Der herzoglich meiningiſche Hof war zu gleicher Zeit daſelbſt, und auch von dieſem und dem die jungen Prinzen geleitenden Geheimenrath von Türkheim ward ich aufs freundlichſte aufgenommen. Damit aber ja, nach jugendlicher Weiſe, es nicht an einem ſeltſamen Ereigniß fehlen möchte, ſo ſetzte mich ein Mißverſtändniß in eine unglaubliche, obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die Weimariſchen und Meiningiſchen Herrſchaften wohnten in Einem Gaſthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der Weimariſche Hof lag mir dergeſtalt im Sinne, daß mir nicht einfiel mich näher zu erkundigen, weil ich auch nicht einmal einbildiſch genug war zu glauben, man wolle von Meiningiſcher Seite auch einige Notiz von mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den römiſchen Kaiſer, finde die Zimmer der Weimariſchen Herrſchaften leer, und da es heißt, ſie wären bei den Meiningiſchen, verfüge ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, dieß ſey ein Beſuch vor Tafel oder man ſpeiſe vielleicht zuſammen, und erwarte den Ausgang. Allein auf einmal ſetzt ſich die Weimariſche Suite in Bewegung, der ich denn auch folge; allein ſie geht nicht etwa in ihre Gemächer, ſondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wagen, und ich finde mich eben allein auf der Straße.

Anſtatt mich nun, gewandt und klug, nach der Sache umzuthun und irgend einen Aufſchluß zu ſuchen, ging ich, nach meiner entſchloſſenen Weiſe, ſogleich meinen Weg nach Hauſe, wo ich meine Eltern beim Nachtiſche fand. Mein Vater ſchüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich ſo gut als möglich zu entſchädigen ſuchte. Sie vertraute mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater ſich geäußert, er wundere ſich höchlich, wie ich, doch ſonſt nicht auf den Kopf gefallen, nicht einſehen wollte, daß man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beſchämen gedächte. Aber dieſes konnte mich nicht rühren: denn ich war ſchon Herrn von Dürkheim begegnet, der mich, nach ſeiner milden Art, mit anmuthigen ſcherzhaften Vorwürfen zur Rede ſtellte. Nun war ich aus meinem Traum erwacht, und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten zugedachte Gnade recht artig zu danken, und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher ſo freundlichen Anträgen aus guten Gründen nachgegeben hatte, ſo ward folgendes verabredet. Ein in Carlsruhe zurückgebliebener Cavalier, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, werde an einem beſtimmten Tage in Frankfurt eintreffen; ich ſolle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar ſogleich abzureiſen. Der heitere und gnädige Abſchied, den ich von den jungen Herrſchaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute, machten mir dieſe Reiſe höchſt wünſchenswerth, wozu ſich der Weg ſo angenehm zu ebnen ſchien.

Aber auch hier ſollte durch Zufälligkeiten eine ſo einfache Angelegenheit verwickelt, durch Leidenſchaftlichkeit verwirrt, und nahezu völlig vernichtet werden: denn nachdem ich überall Abſchied genommen, und den Tag meiner Abreiſe verkündet, ſodann aber eilig eingepackt, und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergeſſen, erwartete ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen, und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältniſſe bringen ſollte. Die Stunde verging, der Tag auch, und da ich, um nicht zweimal Abſchied zu nehmen, und überhaupt, um nicht durch Zulauf und Beſuch überhäuft zu ſeyn, mich ſeit dem beſagten Morgen als abweſend angegeben hatte, ſo mußte ich mich im Hauſe, ja in meinem Zimmer ſtill halten, und befand mich daher in einer ſonderbaren Lage.

Weil aber die Einſamkeit und Enge jederzeit für mich etwas ſehr Günſtiges hatte, indem ich ſolche Stunden zu nutzen gedrängt war, ſo

schrieb ich an meinem Egmont fort und brachte ihn beinahe zu Stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigene Neigung zu diesem Stück gewann, und nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden. Eine solche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm aber auch nöthig; denn er machte über das Außenbleiben des Wagens die bedenklichsten Glossen. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Cavalier für ein Luftgespenst; welches er mir zwar nur indirect zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Hofstreich ansah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben.

Ich selbst hielt zwar anfangs am Glauben fest, freute mich über die eingezogenen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden, noch sonst einer geselligen Zerstreuung verkümmert wurden, und schrieb, wenn auch nicht ohne innere Agitation, am Egmont rüstig fort. Und diese Gemüthsstimmung mochte wohl dem Stück selbst zu gute kommen, das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können.

So vergingen acht Tage, und ich weiß nicht wie viel drüber, und diese völlige Einkerkerung fing an mir beschwerlich zu werden. Seit mehreren Jahren gewohnt unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigsten, geschäftigsten Wechselverhältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war, mich ihr zu nähern, gewaltsam zu sich forderte — alles dieses fing an mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie sich zu vermindern, und die poetische Productionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich gewesen, zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt, schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern meiner Freunde und Bekannten vorbei, und versäumte nicht auch an Lili's Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses: die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter

am gewöhnlichen Platze ſtanden. Bald hörte ich ſie zum Claviere ſingen; es war das Lied: „Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich,“ das nicht ganz vor einem Jahr an ſie gedichtet ward. Es mußte mir ſcheinen, daß ſie es ausdrucksvoller ſänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort für Wort verſtehen; ich hatte das Ohr ſo nahe angedrückt, wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem ſie es zu Ende geſungen, ſah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß ſie aufgeſtanden war; ſie ging hin und wieder, aber vergebens ſuchte ich den Umriß ihres lieblichen Weſens durch das dichte Gewebe zu erhaſchen. Nur der feſte Vorſatz mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beſchwerlich zu ſeyn, ihr wirklich zu entſagen, und die Vorſtellung, was für ein ſeltſames Aufſehen mein Wiedererſcheinen machen müßte, konnte mich entſcheiden, die ſo liebe Nähe zu verlaſſen.

Noch einige Tage verſtrichen, und die Hypothese meines Vaters gewann immer mehr Wahrſcheinlichkeit, da auch nicht einmal ein Brief von Carlsruhe kam, welcher die Urſachen der Verzögerung des Wagens angegeben hätte. Meine Dichtung gerieth ins Stocken, und nun hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe, von der ich innerlich zerarbeitet war. Er ſtellte mir vor, die Sache ſey nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer ſey gepackt, er wolle mir Geld und Credit geben nach Italien zu gehen; ich müſſe mich aber gleich entſchließen aufzubrechen. In einer ſo wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich darauf ein, daß wenn zu einer beſtimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingelaufen ſey, ich abreiſen, und zwar zuerſt nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, ſondern nunmehr durch Graubündten oder Tyrol über die Alpen gehen wolle.

Wunderbare Dinge müſſen freilich entſtehen, wenn eine planloſe Jugend, die ſich ſelbſt ſo leicht mißleitet, noch durch einen leidenſchaftlichen Irrthum des Alters auf einen falſchen Weg getrieben wird. Doch darum iſt es Jugend und Leben überhaupt, daß wir die Strategie gewöhnlich erſt einſehen lernen, wenn der Feldzug vorbei iſt. Im reinen Geſchäftsgang wäre ein ſolches Zufälliges leicht aufzuklären geweſen, aber wir verſchwören uns gar zu gern mit dem Irrthum gegen das Natürlichwahre, ſo wie wir die Karten miſchen, ehe wir ſie herumgeben, damit ja dem Zufall ſein Antheil an der That nicht verkümmert werde; und ſo entſteht gerade das Element, worin und worauf das Dämoniſche ſo gern wirkt,

und uns nur desto schlimmer mitspielt, jemehr wir Ahnung von seiner Nähe haben.

Der letzte Tag war verstrichen; den andern Morgen sollte ich abreisen, und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Passavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen, weil er wirklich Ursache gehabt hätte zu zürnen, wenn ich unser inniges Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beschied ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einen gewissen Platz, wo ich in meinen Mantel gewickelt eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er schon verwundert über die Bestellung gewesen war, sich noch mehr über den verwunderte, den er am Platze fand. Die Freude war dem Erstaunen gleich; an Beredung und Berathung war nicht zu denken; er wünschte mir Glück zur italiänischen Reise; wir schieden, und den andern Tag sah ich mich schon bei guter Zeit an der Bergstraße.

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Ursachen: eine verständige — denn ich hatte gehört, der Weimarische Freund würde von Carlsruhe über Heidelberg kommen; und sogleich gab ich, angelangt auf der Post, ein Billet ab, das man einem auf bezeichnete Weise durchreisenden Cavalier einhändigen sollte; die zweite Ursache war leidenschaftlich und bezog sich auf mein früheres Verhältniß zu Lili. Demoiselle Delf nämlich, welche die Vertraute unserer Neigung, ja die Vermittlerin einer ernstlichen Verbindung bei den Eltern gewesen war, wohnte daselbst, und ich schätzte mir es für das größte Glück, ehe ich Deutschland verließ, noch einmal jene glücklichen Zeiten mit einer werthen geduldigen und nachsichtigen Freundin durchschwatzen zu können.

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hause des Oberforstmeisters von W.... sehr wohlgefiel. Die Eltern waren anständig behagliche Personen; die eine Tochter ähnelte Friederiken. Es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön, und alle die elsassischen Gefühle lebten in dem schönen Rhein- und Neckarthale in mir wieder auf. Ich hatte diese Zeit an mir und andern Wunderliches erlebt, aber es war noch alles im Werden: kein Resultat des Lebens hatte sich in mir hervorgethan, und das Unendliche, das ich gewahrt hatte, verwirrte mich vielmehr. Aber in Gesellschaft war ich noch wie sonst, ja vielleicht gefälliger und unterhaltender. Hier unter diesem freien Himmel, unter den frohen Menschen suchte ich die alten

Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere noch nicht erloschene Liebe im Herzen, erregte ich Antheil ohne es zu wollen, auch wenn ich sie verschwieg, und so ward ich auch in diesem Kreise bald einheimisch, ja nothwendig, und vergaß, daß ich nach ein paar verschwatzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delf war eine von den Personen, die, ohne gerade intrigant zu seyn, immer ein Geschäft haben, andere beschäftigen und bald diese, bald jene Zwecke durchführen wollen. Sie hatte eine tüchtige Freundschaft zu mir gefaßt und konnte mich um so eher verleiten, länger zu verweilen, da ich in ihrem Hause wohnte, wo sie meinem Dableiben allerlei Vergnügliches verhalten und meiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen konnte. Wenn ich das Gespräch auf Lili lenken wollte, war sie nicht so gefällig und theilnehmend wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen, und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehen. Planvoll, wie sie war, hatte sie dieß nicht dem Zufall überlassen wollen, sondern sich schon zu meinem künftigen Unterkommen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wohl sah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht so absichtlos gewesen, als es schien.

Kurfürst Carl Theodor nämlich, der für die Künste und Wissenschaften so viel gethan, residirte noch zu Mannheim, und gerade weil der Hof katholisch, das Land aber protestantisch war, so hatte die letztere Partei alle Ursache sich durch rüstige und hoffnungsvolle Männer zu verstärken. Nun sollte ich in Gottes Namen nach Italien gehen und dort meine Einsichten in dem Kunstfach ausbilden; indessen wolle man für mich arbeiten, es werde sich bei meiner Rückkunft ausweisen, ob die aufkeimende Neigung der Fräulein von W.... gewachsen oder erloschen, und ob es räthlich sey, durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen.

Dieses alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloses Wesen konnte sich mit der Planmäßigkeit meiner Freundin nicht ganz vereinigen: ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks; Lili's Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mischte sich in alles andere, was mir hätte gefallen oder mich zerstreuen können. Nun rief ich mir aber den

Den Guten.

Laßt euch einen Gott begeiſten,
Euch beſchränket nur mein Sagen.
Was ihr könnt, ihr werdet's leiſten,
Aber müßt mich nur nicht fragen.

Den Beſten.

Die Abgeſchiednen betracht' ich gern,
Stünd ihr Verdienſt auch noch ſo fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Lähmung.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' ſich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird ſogleich mit dir ſelber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig Mann,
Will aber ruhn:
Denn ich ſoll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Ernst meines großen Reiseunternehmens vor die Seele, und beschloß auf eine sanfte und artige Weise mich loszulösen und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzusetzen.

Bis tief in die Nacht hinein hatte Demoiselle Delf mir ihre Plane, und was man für mich zu thun Willens war, im einzelnen dargestellt, und ich konnte nicht anders als dankbar solche Gesinnungen verehren, obgleich die Absicht eines gewissen Kreises, sich durch mich und meine mögliche Gunst bei Hofe zu verstärken, nicht ganz zu verkennen war. Wir trennten uns erst gegen Eins. Ich hatte nicht lange, aber tief geschlafen, als das Horn eines Postillons mich weckte, der reitend vor dem Hause hielt. Bald darauf erschien Demoiselle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen und trat vor mein Lager.

Da haben wir's! rief sie aus. Lesen Sie! sagen Sie mir, was es ist! Gewiß kommt es von den Weimarischen. Ist es eine Einladung, so folgen Sie ihr nicht, und erinnern sich an unsere Gespräche!

Ich bat sie um das Licht und um eine Viertelstunde Einsamkeit. Sie verließ mich ungern. Ohne den Brief zu eröffnen, sah ich eine Weile vor mich hin. Die Staffette kam von Frankfurt, ich kannte Siegel und Hand; der Freund war also dort angekommen; er lud mich ein, und der Unglaube und Ungewißheit hatten uns übereilt. Warum sollte man nicht in einem ruhigen bürgerlichen Zustande auf einen sicher angekündigten Mann warten, dessen Reise durch so manche Zufälle verspätet werden konnte? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alle vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrauen stellte sich mir lebhaft wieder vor; ich schämte mich fast meines wunderlichen Seitensprungs. Nun eröffnete ich den Brief, und alles war ganz natürlich zugegangen. Mein ausgebliebener Geleitsmann hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn geharrt; war alsdann Geschäfts wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen, und hatte dort zu seinem Schreck mich nicht gefunden. Durch eine Staffette sendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er voraussetzte, daß ich sofort nach aufgeklärtem Irrthum zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten wolle, ohne mich in Weimar anzukommen.

So sehr sich auch mein Verstand und Gemüth gleich auf diese Seite neigte, so fehlte es doch meiner neuen Richtung auch nicht an einem bedeutenden Gegengewicht. Mein Vater hatte mir einen gar hübschen

Reiſeplan aufgeſetzt und mir eine kleine Bibliothek mitgegeben, durch die ich mich vorbereiten und an Ort und Stelle leiten könnte. In müßigen Stunden hatte ich bisher keine andere Unterhaltung gehabt, ſogar auf meiner letzten kleinen Reiſe im Wagen nichts anders gedacht. Jene herrlichen Gegenſtände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, ſammelten ſich vor meiner Seele, und ich kannte nichts Erwünſchteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entſchieden von Lili entfernte.

Ich hatte mich indeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernſte Wirthin trat herein.

Was ſoll ich hoffen? rief ſie aus.

Meine Beſte, ſagte ich, reden Sie mir nichts ein! ich bin entſchloſſen zurückzukehren: die Gründe habe ich ſelbſt bei mir abgewogen; ſie zu wiederholen würde nichts fruchten. Der Entſchluß am Ende muß gefaßt werden; und wer ſoll ihn faſſen als der, den er zuletzt angeht?

Ich war bewegt, ſie auch, und es gab eine heftige Scene, die ich dadurch endigte, daß ich meinem Burſchen befahl Poſt zu beſtellen. Vergebens bat ich meine Wirthin ſich zu beruhigen und den ſcherzhaften Abſchied, den ich geſtern Abend bei der Geſellſchaft genommen hatte, in einen wahren zu verwandeln, zu bedenken, daß es nur auf einen Beſuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit angeſehen ſey, daß meine italiäniſche Reiſe nicht aufgehoben, meine Rückkehr hierher nicht abgeſchnitten ſey. Sie wollte von nichts wiſſen und beunruhigte den ſchon Bewegten noch immer mehr. Der Wagen ſtand vor der Thüre; aufgepackt war; der Poſtillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erſchallen: ich riß mich los; ſie wollte mich noch nicht fahren laſſen, und brachte künſtlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, ſo daß ich endlich leidenſchaftlich und begeiſtert die Worte Egmonts ausrief:

„Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſeres Schickſals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſt zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam?“

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Neunzehnter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Neunzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

I/51-1/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Italiänische Reise.

Gartsbad bis auf den Brenner 5
Vom Brenner bis Verona 17
Verona bis Venedig 33
Venedig 56
Ferrara bis Rom 89
Rom 113
Neapel 165
Sicilien 208
Neapel.
An Herder 309
Filippo Neri, der römische Heilige 325
Zweiter Aufenthalt in Rom.
Juni 1787. Correspondenz 338
Tischbein an Goethe 343
Päpstliche Tyrrache 348
Juli. Correspondenz und Bericht 352
Störende Naturbetrachtungen 362
August bis December. Correspondenz und Bericht . . . 369—440
Moritz als Gymnasiast 440
Januar 1788. Correspondenz und Bericht 442
Aufnahme in die Gesellschaft der Arkadier 445
Februar. Correspondenz und Bericht 450
Das römische Carneval 457
März. Correspondenz und Bericht 486
Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, von Moritz . 495
April. Correspondenz und Bericht 503

Seite

Ueber Italien. Fragmente.

Volksgesang:
Venedig 519
Neap. Mitternacht 521
Vaudeville 522
Romanze 523
Geistliches dialogisirtes Lied 524
Die Tarantella 531
Stundenmaß der Italiäner 534
Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt 536
Aeltere Gemälde. Venedig 1790 540

Italiänische Reise.

Auch ich in Arkadien!

Spruch, Widerſpruch.

Ihr müßt mich nicht durch Widerſpruch verwirren!
Sobald man ſpricht, beginnt man ſchon zu irren.

Demuth.

Seh' ich die Werke der Meiſter an,
So ſeh' ich das, was ſie gethan;
Betracht' ich meine Siebenſachen,
Seh' ich, was ich hätt' ſollen machen.

Keins von allen.

Wenn du dich ſelber machſt zum Knecht,
Bedauert dich niemand, geht's dir ſchlecht;
Machſt du dich aber ſelbſt zum Herrn,
Die Leute ſehn es auch nicht gern;
Und bleibſt du endlich wie du biſt,
So ſagen ſie, daß nichts an dir iſt.

Lebensart.

Ueber Wetter- und Herren-Launen
Runzle niemals die Augenbraunen;
Und bei den Grillen der hübſchen Frauen
Mußt du immer vergnüglich ſchauen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Carlsbad bis auf den Brenner.

Regensburg, den 4. September 1786.

Früh drei Uhr ſtahl ich mich aus Carlsbad, weil man mich ſonſt nicht fortgelaſſen hätte. Die Geſellſchaft, die den achtundzwanzigſten Auguſt, meinen Geburtstag, auf eine ſehr freundliche Weiſe feiern mochte, erwarb ſich wohl dadurch ein Recht mich feſtzuhalten; allein hier war nicht länger zu ſäumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelſack und Tabaksranzen aufpackend, in eine Poſtchaiſe, und gelangte halb acht Uhr nach Zwoda an einem ſchönen ſtillen Nebelmorgen. Die obern Wolken ſtreifig und wollig, die untern ſchwer. Mir ſchienen das gute Anzeichen. Ich hoffte nach einem ſo ſchlimmen Sommer einen guten Herbſt zu genießen. Um Zwölf in Eger bei heißem Sonnenſchein; und nun erinnerte ich mich, daß dieſer Ort dieſelbe Polhöhe habe wie meine Vaterſtadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigſten Grade zu Mittag zu eſſen.

In Baiern ſtößt einem ſogleich das Stift Waldſaſſen entgegen — köſtliche Beſitzthümer der geiſtlichen Herren, die früher als andere Menſchen klug waren. Es liegt in einer Teller-, um nicht zu ſagen Keſſeltiefe, in einem ſchönen Wieſengrunde, rings von fruchtbaren ſanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieſes Kloſter im Lande weit umher Beſitzungen. Der Boden iſt aufgelöſter Thonſchiefer. Der Quarz, der ſich in dieſer Gebirgsart befindet und ſich nicht auflöst noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirſchenreuth ſteigt das Land noch. Die Waſſer fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirſchenreuth an fällt es nun ſüdwärts ab, und die Waſſer laufen nach der Donau. Mir giebt es ſehr ſchnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinſten Waſſer forſche, wohin es läuft, zu

welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann, selbst in Gegenden, die man nicht übersehen kann, einen Zusammenhang der Berge und Thäler gedankenweise. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chaussee von Granitsand; es läßt sich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöste Granit aus Kiesel und Thonerde besteht, so giebt das zugleich einen festen Grund, und ein schönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend, durch die sie geführt ist, sieht deste schlechter aus: gleichfalls Granitsand, flachliegend, moorig, und der schöne Weg deste erwünschter. Da nun zugleich das Land abfällt, so kommt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den böhmischen Schneckengang recht absticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verschiedenen Stationen. Genug, ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte also diese vierundzwanzig und eine halbe Meile in neununddreißig Stunden zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwischen Schwandorf und Regenstauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens ins Bessere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, sondern aufgeschwemmtes, gemischtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergießen, und so sind diese natürlichen Polder entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller größern und kleinern Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluß über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar schön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben sich die geistlichen Herren wohlbedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen; in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein besseres Ansehen, hier aber nimmt sich das gegenüber liegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jesuitencollegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer als eine angehende Liebhabertruppe, und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs neue überzeugt. Sie verschmähten nichts was irgend wirken konnte, und wußten es mit

Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in Abstracto denkt, es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch einige die sich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neunundvierzigsten Grade. Er läßt sich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft, die ein großer Fluß mitbringt, ist ganz was Eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich: gute Birnen hab' ich gespeist; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine in solcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hie und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeschmacktem, damit die Menschheit versöhnt und angezogen werde. Es ist dieses überhaupt der Genius des katholischen äußern Gottesdienstes; noch nie habe ich es aber mit so viel Verstand, Geschick und Consequenz ausgeführt gesehen, als bei den Jesuiten. Alles trifft darin überein, daß sie nicht wie andere Ordensgeistliche eine alte abgestumpfte Andacht fortsetzten, sondern sie, dem Geist der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder aufstutzten.

Ein sonderbar Gestein wird hier zu Werkstücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Tertiärgebirge, das jedoch für älter, für ursprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es ist grünlich, mit Quarz gemischt, löcherig, und es finden sich große Flecken des festesten Jaspis darin, in welchen sich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu instructiv und appetitlich, der Stein aber zu fest, und ich habe geschworen, mich auf dieser Reise nicht mit Steinen zu schleppen.

München, den 6. September 1786.

Den fünften September halb Ein Uhr Mittags reiste ich von Regensburg ab. Bei Abach ist eine schöne Gegend, wo die Donau sich an Kalkfelsen bricht, bis gegen Saal. Es ist der Kalk, wie der bei Osterode am Harz, dicht, aber im ganzen löcherig. Um sechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgesehen, will ich nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimisch; ich muß meine Augen erst wieder an Gemälde gewöhnen. Es sind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier steht auch das vornehme Spielwerk, die trajanische Säule, in Modell, der Grund Lapis Lazuli, die Figuren vergoldet. Es ist immer ein schön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antikensaale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt sind; deswegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles sprach mich gar nicht an, ohne daß ich sagen könnte warum. Ein Drusus erregte meine Aufmerksamkeit, zwei Antonine gefielen mir, und so noch einiges. Im Ganzen stehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen, und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Ansehen hätte, wenn es nur reinlicher und besser unterhalten wäre. Im Naturaliencabinet fand ich schöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Musterstücken schon kenne, ja besitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als die ersten vortrefflich schmeckten. Aber das Obst überhaupt ist doch für den achtundvierzigsten Grad nicht besonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Nässe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind sehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin sah, fand ich es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen. Nun scheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm, der mir vor dem Fenster steht. Verzeihung, daß ich so sehr auf Wind und Wetter Acht habe: der Reisende zu Lande fast so sehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbst in fremden Landen so wenig begünstigt seyn sollte, als der Sommer zu Hause.

Nun soll es gerade auf Innsbruck. Was lasse ich nicht alles rechts

und links liegen, um den Einen Gedanken auszuführen, der fast zu alt in meiner Seele geworden ist!

Mittenwald, den 7. September 1786. Abends.

Es scheint, mein Schutzgeist sagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem so schönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Postillon sagte mit vergnüglichem Ausruf, es sey der erste im ganzen Sommer. Ich nähre meinen stillen Aberglauben, daß es so fortgehen soll, doch müssen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede ist.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte sich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen standen die Wolken in ungeheuern Massen fest. Die Streifen der unteren Regionen bewegten sich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Isar fließen sieht, über zusammengeschwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeschiebe fand ich Geschwister und Verwandte meiner Cabinetsstücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Flusses und der Wiesen wehrten sich eine Weile, endlich wurden auch diese aufgezehrt. Zwischen gedachten Kieshügeln, die man sich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das schönste fruchtbarste Erdreich, wie im Thale des Regenflusses. Nun muß man wieder an die Isar, und sieht einen Durchschnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfrathshausen, und erreichte den achtundvierzigsten Grad. Die Sonne brannte heftig: niemand traute dem schönen Wetter, man schreit über das Böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf: ich näherte mich den Gebirgen, die sich nach und nach entwickelten.

Benedictbeuern liegt köstlich und überrascht beim ersten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang- und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelsee; noch höher ins Gebirge zum Walchensee. Hier begrüßte ich die ersten beschneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, schon so nahe bei den

Schneebergen zu ſeyn, vernahm ich, daß es geſtern in dieſer Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geſchneit habe. Aus dieſen Meteoren wollte man Hoffnung zu beſſerem Wetter ſchöpfen, und aus dem erſten Schnee eine Umwandlung der Atmoſphäre vermuthen. Die Felsklippen, die mich umgeben, ſind alle Kalk, von dem älteſten, der noch keine Verſteinerungen enthält. Dieſe Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Talmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Theil der Kette bereiſt. Sie lehnen ſich an das quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Walchenſee gelangte ich um halb Fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer. Ein Harfner mit ſeiner Tochter, einem Mädchen von eilf Jahren, ging vor mir her, und bat mich das Kind einzunehmen. Er trug das Inſtrument weiter; ich ließ ſie zu mir ſitzen, und ſie ſtellte mir eine große neue Schachtel ſorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geſchöpf, in der Welt ſchon ziemlich bewandert. Nach Maria Einſiedeln war ſie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beide wollten eben die größere Reiſe nach St. Jago von Compoſtell antreten, als die Mutter mit Tode abging und ihr Gelübde nicht erfüllen ſollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte ſie. Nach einem großen Brande habe ſie ſelbſt geſehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die unterſten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glaſe, das Muttergottesbild, Glas und Bild unverſehrt, welches denn doch ein augenſcheinliches Wunder ſey. All ihre Reiſen habe ſie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Kurfürſten geſpielt, und ſich überhaupt vor einundzwanzig fürſtlichen Perſonen hören laſſen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübſche große braune Augen, eine eigenſinnige Stirn, die ſich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn ſie ſprach, war ſie angenehm und natürlich, beſonders wenn ſie kindiſch laut lachte; hingegen wenn ſie ſchwieg, ſchien ſie etwas bedeuten zu wollen, und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich ſprach ſehr viel mit ihr durch; ſie war überall zu Hauſe und merkte gut auf die Gegenſtände. So fragte ſie mich einmal, was das für ein Baum ſey? Es war ein ſchöner großer Ahorn, der erſte, der mir auf der ganzen Reiſe zu Geſichte kam. Den hatte ſie doch gleich bemerkt, und freute ſich, da mehrere nach und nach erſchienen, daß ſie auch dieſen Baum unterſcheiden könne. Sie gehe,

ſagte ſie, nach Botzen auf die Meſſe, wo ich doch wahrſcheinlich auch hinzöge. Wenn ſie mich dort anträfe, müſſe ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch verſprach. Dort wolle ſie auch ihre neue Haube aufſetzen, die ſie ſich in München von ihrem Verdienſt habe machen laſſen; ſie wolle mir ſolche im voraus zeigen. Nun eröffnete ſie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgeſtickten und wohlbebänderten Kopfſchmuckes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere frohe Ausſicht vergnügten wir uns gleichfalls zuſammen. Sie verſicherte nämlich, daß es gut Wetter gebe: ſie trügen ihren Barometer mit ſich, und das ſey die Harfe; wenn ſich der Discant hinaufſtimme, ſo gebe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir ſchieden im beſten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehens.

Auf dem Brenner, den 8. September 1786. Abends.

Hier gekommen, gleichſam gezwungen, endlich an einen Ruhepunkt, an einen ſtillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünſchen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um ſechs Uhr verließ ich Mittenwald; den klaren Himmel reinigte ein ſcharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie ſie nur im Februar erlaubt iſt. Nun aber, bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln mit Fichten bewachſenen Vordergründe, die grauen Kalkfelſen dazwiſchen, und dahinter die beſchneiten höchſten Gipfel auf einem tiefern Himmelsblau, das waren köſtliche, ewig abwechſelnde Bilder.

Bei Scharnitz kommt man ins Tyrol. Die Gränze iſt mit einem Walle geſchloſſen, der das Thal verriegelt und ſich an die Berge anſchließt. Es ſieht gut aus: an der einen Seite iſt der Felſen befeſtigt, an der andern ſteigt er ſenkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer intereſſanter, und wenn er bisher, ſeit Benedictbeuern herauf, von Höhe zu Höhe ſtieg, und alle Waſſer die Regionen der Iſar ſuchten, ſo blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Inzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß; ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmoſphäre des Tags oft wechſele.

Bei Zirl fährt man ins Innthal herab. Die Lage iſt unbeſchreiblich

schön, und der hohe Sonnenduft machte sie ganz herrlich. Der Postillon eilte mehr als ich wünschte: er hatte noch keine Messe gehört, und wollte sie in Innsbruck — es war eben Marientag — um desto andächtiger zu sich nehmen. Nun rasselte es immer an dem Inn hinab, an der Martinswand vorbei, einer steil abgehenden, ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze, wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Innsbruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwischen hohen Felsen und Gebirgen. Erst wollte ich da bleiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menschen. Das Fest Mariä Geburt zu feiern, ist alles geputzt. Gesund und wohlthätig zu Schaaren, wallfahrten sie nach Wilten, einem Andachtsorte, eine Viertelstunde von der Stadt gegen das Gebirg zu. Um zwei Uhr, als mein rollender Wagen das muntere bunte Gedränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Innsbruck herauf wird es immer schöner; da hilft kein Beschreiben. Auf den gebahntesten Wegen steigt man eine Schlucht herauf, die das Wasser nach dem Inn zusendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechslungen bietet. Wenn der Weg nahe am schroffsten Felsen hergeht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch kann der schönste Feldbau darauf geübt werden: es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler: das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher; endlich, da sich alles nun wie ein tiefes geheimes Bild vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel, vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß

der Morgen diese Felskluft erhelle, in der ich auf der Gränzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böses Wetter, wenn es schon fertig geworden; im Gebirge ist man gegenwärtig, wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klippen verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich sehe sie überall, als wenn es eine Wahrheit wäre; und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohnehin die Nachsicht meiner Freunde so oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und sehen ihre Gipfel bald im Sonnenscheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von stürmenden Wolken umsaust, von Regenstrichen gepeitscht, mit Schnee bedeckt, so schreiben wir das alles der Atmosphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl sehen und fassen. Die Gebirge hingegen liegen vor unserm äußern Sinn in ihrer herkömmlichen Gestalt unbeweglich da. Wir halten sie für todt, weil sie erstarrt sind; wir glauben sie unthätig, weil sie ruhen. Ich aber kann mich schon seit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, stillen, geheimen Wirkung derselben die Veränderungen, die sich in der Atmosphäre zeigen, zum großen Theile zuzuschreiben. Ich glaube nämlich, daß die Masse der Erde überhaupt, und folglich auch besonders ihre hervorragenden Grundfesten, nicht eine beständige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, sondern daß diese Anziehungskraft sich in einem gewissen Pulsiren äußert, so daß sie sich durch innere nothwendige, vielleicht auch äußere zufällige Ursachen bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle andern Versuche, diese Oscillation darzustellen, zu beschränkt und roh seyn, die Atmosphäre ist zart und weit genug, um uns von jenen stillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert sich jene Anziehungskraft im geringsten, alsobald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elasticität der Luft diese Wirkung an. Die Atmosphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemisch und mechanisch vertheilt war, nicht mehr tragen: Wolken senken sich, Regen stürzen nieder,

und Regenströme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg seine Schwerkraft, so wird alsobald die Elasticität der Luft wieder hergestellt, und es entspringen zwei wichtige Phänemene. Einmal versammeln die Berge ungeheure Wolkenmassen um sich her, halten sie fest und starr, wie zweite Gipfel über sich, bis sie, durch innern Kampf elektrischer Kräfte bestimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen; sodann wirkt auf den Ueberrest die elastische Luft, welche nun wieder mehr Wasser zu fassen, aufzulösen und zu verarbeiten fähig ist. Ich sah das Aufzehren einer solchen Wolke ganz deutlich; sie hing um den steilsten Gipfel, das Abendroth beschien sie: langsam, langsam sonderten ihre Enden sich ab: einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; diese verschwanden, und so verschwand die ganze Masse nach und nach, und ward vor meinen Augen wie ein Rocken von einer unsichtbaren Hand ganz eigentlich abgesponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und dessen seltsame Theorien gelächelt haben, so gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen: denn ich muß gestehen, da meine Reise eigentlich eine Flucht war vor allen den Unbilden, die ich unter dem einundfunfzigsten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte, unter dem achtundvierzigsten ein wahres Gosen zu betreten. Allein ich fand mich getäuscht, wie ich früher hätte wissen sollen: denn nicht die Polhöhe allein macht Klima und Witterung, sondern die Bergreihen, besonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchschneiden. In diesen ereignen sich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meisten darunter zu leiden. So scheint auch die Witterung für den ganzen Norden diesen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieses schreibe, bestimmt worden zu seyn. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Südwest und Südost haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien sollen sie schön Wetter, ja zu trocken gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannichfaltigste bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine sonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen hängen schon häufig vor Innsbruck in dem Thale, Pfirschen und Trauben hingegen bringen sie aus Welschland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Innsbruck bauen sie viel Türkisch- und

Vergebliche Müh.

Willſt du der getreue Eckart ſeyn
Und jedermann vor Schaden warnen,
's iſt auch eine Rolle, ſie trägt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Bedingung.

Ihr laßt nicht nach, ihr bleibt dabei,
Begehret Rath, ich kann ihn geben;
Allein, damit ich ruhig ſey,
Verſprecht mir, ihm nicht nachzuleben.

Das Beſte.

Wenn dir's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was willſt du Beſſres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben.

Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meiſten unter meinen Gäſten:
Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann
Der iſt gewiß nicht von den Beſten.

Heidekorn, das sie Blende nennen. Den Brenner herauf sah ich die ersten Lärchenbäume, bei Schemberg den ersten Zirbel. Ob wohl das Harfnermädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend, fühle ich noch sehr meine Schülerschaft. Bis München glaubte ich wirklich nur die gewöhnlichen zu sehen. Freilich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt solchen feineren Beobachtungen nicht günstig. Nun habe ich zwar meinen Linné bei mir und seine Terminologie wohl eingeprägt; wo soll aber Zeit und Ruhe zum Analysiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher schärfe ich mein Auge aufs Allgemeine, und als ich am Walchensee die erste Gentiana sah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerst am Wasser die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerksamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben schien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, sondern das Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stängel stärker und mastiger waren, die Augen näher an einander standen, und die Blätter breit waren, so wurden höher ins Gebirg hinauf Zweige und Stängel zarter, die Augen rückten aus einander, so daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwischenraum Statt fand, und die Blätter sich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bei einer Weide und einer Gentiana, und überzeugte mich, daß es nicht etwa verschiedene Arten wären. Auch am Walchensee bemerkte ich längere und schlankere Binsen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchschnitten, haben eine graue Farbe, und schöne, sonderbare, unregelmäßige Formen, ob sich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geschwungene Lager vorkommen und der Fels überhaupt ungleich verwittert, so sehen die Wände und Gipfel seltsam aus. Diese Gebirgsart steigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des obern Sees fand ich eine Veränderung desselben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerschiefer, stark mit Quarz durchzogen, lehnte sich ein weißer dichter Kalkstein, der an der Ablösung glimmerig war, und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Massen anstand. Ueber demselben fand ich wieder Glimmerschiefer, der mir aber zärter als der vorige zu seyn schien. Weiter hinauf zeigt sich eine besondere Art Gneis oder vielmehr eine Granitart, die sich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Elbogen. Hier oben, gegen dem

Hause über, ist der Fels Glimmerschiefer. Die Wasser, die aus dem Berge kommen, bringen nur diesen Stein und grauen Kalk mit. Nicht fern muß der Granitstock seyn, an den sich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man sich an der Seite des eigentlichen großen Brenner befindet, von dem aus die Wasser sich rings herum ergießen.

Vom Aeußern des Menschengeschlechts habe ich so viel aufgefaßt. Die Nation ist wacker und gerade vor sich hin. Die Gestalten bleiben sich ziemlich gleich: braune, wohlgeöffnete Augen und sehr gut gezeichnete Augenbraunen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Männern. Diesen geben die grünen Hüte zwischen den grauen Felsen ein fröhliches Ansehen: sie tragen sie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Taffet, mit Fransen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden; auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden sich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, sehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannsnachtmützen: das giebt ihnen ein ganz fremdes Ansehen, da sie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die sehr schön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu sehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer diese Gebirge bereisen wollte, müßte dergleichen mit sich führen. Eine solche am rechten Orte angebrachte Feder würde statt des willkommensten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun diese Blätter sondere, sammle, hefte und dergestalt einrichte, daß sie meinen Freunden bald einen leichten Ueberblick meiner bisherigen Schicksale gewähren können, und daß ich mir zugleich, was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Packete, von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: sind es doch meine Begleiter! werden sie nicht viel Einfluß auf meine nächsten Tage haben?

Ich hatte nach Carlsbad meine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende Ausgabe schließlich zusammenzustellen. Die ungedruckten besaß ich schon längst in schönen Abschriften von der geschickten Hand des Secretär Vogel. Dieser wackere Mann begleitete mich auch dießmal, um mir durch seine Fertigkeit beizustehen. Dadurch ward

ich in den Stand gesetzt, die vier ersten Bände, unter der treuesten Mitwirkung Herders, an den Verleger abzusenden, und war im Begriff, mit den vier letzten das gleiche zu thun. Diese bestanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bei vermindertem Interesse liegen zu lassen, mit den Jahren, Beschäftigungen und Zerstreuungen allgemach zugenommen hatte. Da ich nun diese Dinge sämmtlich mit mir führte, so gehorchte ich gern den Anforderungen der Carlsbader geistreichen Gesellschaft, und las ihr alles vor, was bisher unbekannt geblieben, da man sich denn jedesmal über das Nichtwollbringen derjenigen Dinge, an denen man sich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beschwerte.

Die Feier meines Geburtstages bestand hauptsächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt im Namen meiner unternommenen, aber vernachlässigten Arbeiten, worin sich jedes nach seiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund gesendete Deputation dieser muntern Geschöpfe inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einsichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stückwerke, so daß sie mir auf einmal wieder lebendig wurden, und ich den Freunden meine gehabten Verfüge und vollständigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünsche, und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden suchte, ich möchte diese Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerksamkeit schenken, welche sie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, ist mehr Entwurf als Ausführung: es ist in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnelt. Dieses thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht sehr gut liest, und durch gewisse Kunstgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieses so dringend ans Herz, und da ich meinen größern Reiseplan ihm wie allen verborgen hatte, so glaubte er, es sey nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er sich gegen Mineralogie und Geologie immer spöttisch erwies, meinte er, ich sollte, anstatt rautes Gestein zu klopfen, meine Werkzeuge an diese Arbeit wenden. Ich gehorchte so vielem wohlgemeinten Andrängen: bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerksamkeit

dahin zu lenken. Jetzt sondere ich Iphigenien aus dem Packet, und nehme sie mit in das schöne warme Land als Begleiterin. Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

Trient, den 11. September 1786. Früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in ſteter Beſchäftigung geweſen, kam ich geſtern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe, und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten Abends, als ich das erſte Stück meines Tagebuchs geſchloſſen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Poſthaus auf dem Brenner, in ſeiner Lage zeichnen; aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter, und ging halb verdrießlich nach Hauſe. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte. Es ſey Mondſchein und der beſte Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte, und bis dahin gern wieder zu Hauſe hätte, ſein Rath alſo eigennützig war, ſo nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinſtimmte, als gut an. Die Sonne ließ ſich wieder blicken, die Luft war leidlich; ich packte ein, und um ſieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmoſphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar ſchön.

Der Poſtillon ſchlief ein, und die Pferde liefen den ſchnellſten Trab bergunter immer auf dem bekannten Wege fort: kamen ſie an ein eben Fleck, ſo ging es deſto langſamer: der Führer wachte auf und trieb wieder an. Und ſo kam ich ſehr geſchwind, zwiſchen hohen Felſen, an dem reißenden Eiſchfluß[1] hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheure Gegenſtände. Einige Mühlen zwiſchen maltem Fichten über dem ſchäumenden Strom waren völlige Everdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzing gelangte, gab man mir zu verſtehen, daß man mich gleich wieder wegwünſche. In Mittenwalt Punkt zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Poſtillon, und ſo ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichſam entführte, ſo

[1] Eiſack.

daß ich mit dem Tage in Collmann ankam. Die Poſtillons fuhren, daß einem Sehen und Hören verging; und ſo leid es mir that, dieſe herrlichen Gegenden mit der entſetzlichſten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreiſen, ſo freute es mich doch innerlich, daß ein günſtiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünſchen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die erſten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirſchen begegnete mir; und ſo ging es auf Deutſchen los, wo ich um ſieben Uhr ankam und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenſchein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal, worin Botzen liegt. Von ſteilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, iſt es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde ſanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet ſich die Etſch wieder gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge ſind mit Wein bebaut. Ueber lange niedrige Lauben ſind die Stöcke gezogen; die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo ſonſt nur Wieſen ſind, wird der Wein in ſolchen eng aneinander ſtehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwiſchen das türkiſche Korn, das nun immer höhere Stängel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch geſehen. Die zaſelige, männliche Blüthe iſt noch nicht abgeſchnitten, wie es geſchieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei iſt.

Bei heiterem Sonnenſchein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgeſichter freuten mich beiſammen. Ein abſichtliches, wohlbehagliches Daſeyn drückt ſich recht lebhaft aus. Auf dem Platze ſaßen Obſtweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmeſſer, worin die Pfirſchen neben einander lagen, daß ſie ſich nicht drücken ſollten; ebenſo die Birnen. Hier fiel mir ein, was ich in Regensburg am Fenſter des Wirthshauſes geſchrieben ſah.

Comme les pêches et les melons
Sont pour la bouche d'un baron.
Ainsi les verges et les batons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordiſcher Baron dieſes geſchrieben, iſt offenbar, und daß er in dieſen Gegenden ſeine Begriffe ändern würde, iſt auch natürlich.

Die Botzener Meſſe bewirkt einen ſtarken Seidenvertrieb: auch Tücher werden dahin gebracht, und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zuſammengeſchafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptſächlich um Gelder einzucaſſiren, Beſtellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben, dahin. Ich hatte große Luſt, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf einmal zuſammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe, die hinter mir iſt, läßt mich nicht raſten, und ich eile ſogleich wieder fort. Dabei kann ich mich tröſten, daß in unſern ſtatiſtiſchen Zeiten dieß alles wohl ſchon gedruckt iſt, und man ſich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir iſt jetzt nur um die ſinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild giebt. Die Sache iſt, daß ich wieder Intereſſe an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeiſt verſuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wiſſenſchaften und Kenntniſſen geht, ob mein Auge licht, rein und hell iſt? wie viel ich in der Geſchwindigkeit faſſen kann? und ob die Falten, die ſich in mein Gemüth geſchlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen ſind? Schon jetzt, daß ich mich ſelbſt bediene, immer aufmerkſam, immer gegenwärtig ſeyn muß, giebt mir dieſe wenigen Tage her eine ganz andere Elaſticität des Geiſtes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechſeln, bezahlen, notiren, ſchreiben, anſtatt daß ich ſonſt nur dachte, wollte, ſann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbarern Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben; die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte dieſe Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war ſonderbar geputzt und aufgeziert; ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etſch fließt nun ſanfter und macht an vielen Orten breite Kieſe. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, iſt alles ſo enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müſſe eins das andere erſticken: Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüſſe. Ueber Mauern wirft ſich der Attig lebhaft herüber; Epheu wächſt in ſtarken Stämmen die Felſen hinauf und verbreitet ſich weit über ſie; die Eidechſe ſchlüpft durch die Zwiſchenräume, auch alles was

hin und her wandelt, erinnert einen an die liebsten Kunſtbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Bruſt und leichte Jacken, die trefflichen Ochſen, die ſie vom Markt nach Hauſe treiben, die beladenen Eſelchen, alles bildet einen lebendigen, bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den Bergen ruhen, am Himmel mehr ſtehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geſchrille der Heuſchrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man ſich doch einmal in der Welt zu Hauſe und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich laſſe mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfiſchfange zurückkäme. Auch der vaterländiſche Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich ſo lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuſchrecken iſt allerliebſt, durchdringend und nicht unangenehm. Luſtig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld ſolcher Sängerinnen um die Wette pfeifen. Man bildet ſich ein, daß ſie einander wirklich ſteigern. Auch der Abend iſt vollkommen milde wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für ſehr kindiſch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, ſo lange als ich unter einem böſen Himmel dulde! Und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immerfort genießen ſollten.

Trient, den 10. September 1786. Abends.

Ich bin in der Stadt herumgegangen, die uralt iſt und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuſer hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das verſammelte Concilium einer Predigt des Jeſuitengenerals zuhört. Ich möchte wohl wiſſen, was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieſer Väter bezeichnet ſich gleich von außen durch rothe Marmorpilaſter an der Façade; ein ſchwerer Vorhang ſchließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche: die Kirche ſelbſt iſt durch ein eiſernes Gitter geſchloſſen, doch ſo, daß man ſie ganz überſehen kann. Es war alles ſtill und ausgeſtorben; denn es wird hier kein Gottesdienſt mehr gehalten. Die vordere Thüre ſtand nur auf, weil zur Veſperzeit alle Kirchen geöffnet ſeyn ſollen.

Wie ich nun ſo da ſtehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieſer Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das ſchwarze Käppchen ſogleich abnehmend. Sein alter ſchwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geiſtlichen; er kniet vor dem Gitter nieder und ſteht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er ſich umkehrt, ſagt er halb laut für ſich: Da haben ſie nun die Jeſuiten heraus getrieben; ſie hätten ihnen auch zahlen ſollen, was die Kirche gekoſtet hat. Ich weiß wohl, was ſie gekoſtet hat, und das Seminarium, wie viele Tauſende! Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lüftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben und ſagte: Der Kaiſer hat es nicht gethan, der Papſt hat es gethan. Mit dem Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: Erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen. Abels Blut ſchreit über ſeinen Bruder Cain! Und ſo ging er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor, und nun täglich kommt in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeit fertige Zerſtörer in einer Nacht mit ſchnell herbeigeſchafften Steinen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer ältern Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt. Abends um fünf Uhr reiste ich ab: wieder das Schauſpiel von geſtern Abend, und die Heuſchrecken, die gleich bei Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen. Wohl eine Meile weit fährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengeländer ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſprengen die vorderſten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gährung alles wieder heraustreibt.

Roveredo, den 11. September 1786. Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abschneidet: eben herein schwankt es noch immer vom Teutschen zum Italiänischen. Nun hatte ich zum erstenmal einen stockwelschen Postillon, der Wirth spricht kein Teutsch und ich muß nun meine Sprachkünste versuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die gelichte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird!

Torbole, den 12. September 1786. Nach Tische

Wie sehr wünschte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß sie sich der Aussicht freuen könnten, die vor mir liegt!

Heute Abend hätte ich können in Verona seyn; aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köstliches Schauspiel, der Gardasee: den wollte ich nicht versäumen und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach Fünf fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das seine Wasser noch in die Etsch gießt. Wenn man hinauf kommt, liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten sich die schönsten Kalkfelsen zu malerischen Studien. Wenn man hinab kommt, liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des Sees und ist ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daselbst: es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Felsamphitheater hinabstieg, fand ich die ersten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erstenmal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer, in dem ich sitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter; ich habe meinen Tisch davor gerückt und die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet. Man übersieht den See beinah in seiner ganzen Länge; nur am Ende links entwendet er sich unsern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften.

Nach Mitternacht bläst der Wind von Norden nach Süden: wer also den See hinab will, muß zu dieser Zeit fahren; denn schon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet sich der Luftstrom und zieht nordwärts. Jetzt, Nachmittag, weht er stark gegen mich und kühlt die heiße

Memento.

Kannſt dem Schickſal widerſtehen,
Aber manchmal giebt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! ſo geh' du aus dem Wege!

Ein anderes.

Mußt nicht widerſtehn dem Schickſal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirſt du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach ſich ziehen.

Breit wie lang.

Wer beſcheiden iſt, muß dulden,
Und wer frech iſt, der muß leiden;
Alſo wirſt du gleich verſchulden,
Ob du frech ſeyſt, ob beſcheiden.

Lebensregel.

Willſt du dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt dich ums Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigſte muß dich verdrießen;
Mußt ſtets die Gegenwart genießen,
Beſonders keinen Menſchen haſſen
Und die Zukunft Gott überlaſſen.

Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieser See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin deſſen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erſte lateiniſche Vers, deſſen Inhalt lebendig vor mir ſteht und der in dem Augenblick, da der Wind immer ſtärker wächst und der See höhere Wellen gegen die Anfahrt wirft, noch heute ſo wahr iſt als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat ſich verändert, noch aber ſtürmt der Wind in dem See, deſſen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geſchrieben unter dem fünfundvierzigſten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich ſpazieren und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menſchen leben ein nachläſſiges Schlaraffenleben: erſtlich haben die Thüren keine Schlöſſer, der Wirth aber verſicherte mir, ich könnte ganz ruhig ſeyn, und wenn alles, was ich bei mir hätte, aus Diamanten beſtünde; zweitens ſind die Fenſter mit Oelpapier ſtatt Glasſcheiben geſchloſſen; drittens fehlt eine höchſt nöthige Bequemlichkeit, ſo daß man dem Naturzuſtande hier ziemlich nahe kommt. Als ich den Hausknecht nach einer gewiſſen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter: **Qui abasso puo servirsi!** Ich fragte: **Dove?**

Da per tutto, dove vuol! antwortete er freundlich.

Durchaus zeigt ſich die größte Sorgloſigkeit, doch Leben und Geſchäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geſchwätz, ein Geſchrei und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu ſchaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib geſehen.

Der Wirth verkündigte mir mit italiäniſcher Emphaſe, daß er ſich glücklich finde, mir mit der koſtlichſten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunterkommt und der Fiſch den Weg hinauf ſucht. Der Kaiſer erhält von dieſem Fange zehntauſend Gulden Pacht. Es ſind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund ſchwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punktirt; der Geſchmack zwiſchen Forelle und Lachs, zart

und trefflich. Mein eigentlich Wohlleben aber iſt in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köſtlich ſeyn müſſen, wo ſchon Citronen wachſen.

Maleſine, den 13. September 1786. Abends.

Heute früh um drei Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwei Ruderern. Anfangs war der Wind günſtig, daß ſie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung ſtill. Wir fuhren bei Limona vorbei, deſſen Berggärten, terraſſenweiſe angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Anſehen geben. Der ganze Garten beſteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewiſſen Entfernung von einander ſtehen und ſtufenweiſe den Berg hinaufrücken. Ueber dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegenſtände ward durch eine langſame Fahrt begünſtigt; und ſo waren wir ſchon an Maleſine vorbei, als der Wind ſich völlig umkehrte, ſeinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und ſo mußten wir im Hafen von Maleſine landen. Es iſt der erſte venezianiſche Ort an der Morgenſeite des Sees. Wenn man mit dem Waſſer zu thun hat, kann man nicht ſagen: Ich werde heute da oder dort ſeyn. Dieſen Aufenthalt will ich ſo gut als möglich nutzen, beſonders das Schloß zu zeichnen, das am Waſſer liegt und ein ſchöner Gegenſtand iſt. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Verona, den 14. September 1786.

Der Gegenwind, der mich geſtern in den Hafen von Maleſine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überſtand und in der Erinnerung luſtig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches, ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, jedermann zugänglich iſt. Im Schloßhofe ſetzte ich mich dem alten auf und in den Felſen gebauten Thurm gegenüber: hier hatte ich zum Zeichnen ein ſehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drei, vier Stufen erhöhten verſchloſſenen Thüre

im Thürgewände ein verziertes ſteinernes Sitzchen, wie wir ſie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich ſaß nicht lange, ſo kamen verſchiedene Menſchen in den Hof herein, betrachteten mich und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte ſich, blieb endlich ſtehen, ſo daß ſie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufſehen erregt hatte; ich ließ mich aber nicht ſtören und fuhr ganz gelaſſen fort. Endlich drängte ſich ein Mann zu mir, nicht von dem beſten Anſehen, und fragte, was ich da mache. Ich erwiederte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malſeſine zu erhalten. Er ſagte darauf, es ſey dieß nicht erlaubt und ich ſollte es unterlaſſen. Da er dieſes in gemeiner venezianiſcher Sprache ſagte, ſo daß ich ihn wirklich kaum verſtand, ſo erwiederte ich ihm, daß ich ihn nicht verſtehe. Er ergriff darauf mit wahrer italiäniſcher Gelaſſenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf konnte ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umſtehenden bemerken, beſonders ſagte eine ältliche Frau, es ſey nicht recht: man ſolle den Podeſtà rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wiſſe. Ich ſtand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, und überſchaute das immer ſich vermehrende Publicum. Die neugierigen ſtarren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meiſten Geſichtern, und was ſonſt noch alles eine fremde Volksmaſſe charakteriſiren mag, gab mir den luſtigſten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu ſehen, das ich als Treufreund auf dem Ettersburger Theater oft zum beſten gehabt. Dieß verſetzte mich in die heiterſte Stimmung, ſo daß, als der Podeſtà mit ſeinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte, und auf ſeine Frage, warum ich ihre Feſtung abzeichnete, ihm beſcheiden erwiederte, daß ich dieſes Gemäuer nicht für eine Feſtung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerkſam auf den Verfall dieſer Thürme und dieſer Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrloſigkeit des ganzen Zuſtandes, und verſicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu ſehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir, wenn es eine Ruine ſey, was denn dran wohl merkwürdig ſcheinen könne? Ich erwiederte darauf, weil ich Zeit und Gunſt zu gewinnen ſuchte, ſehr umſtändlich, daß ſie wüßten, wie viele Reiſende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptſtadt der Welt, von den Barbaren verwüſtet, voller Ruinen ſtehe,

welche hundert und aber hundertmal gezeichnet werden, daß nicht alles aus dem Alterthum so erhalten sey, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podesta, welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann, von etwa dreißig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und seltenen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich sprach noch manches dergleichen; man schien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengesichter wendete, glaubte ich Beistimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, sagte der Actuarius, der sich unterdessen besonnen hatte, das möge wohl gelten: denn jenes sey ein weltberühmtes, römisches Gebäude; an diesen Thürmen aber sey nichts Merkwürdiges, als daß es die Gränze zwischen dem Gebiete Venedigs und dem österreichischen Kaiserstaate bezeichne, und deßhalb nicht ausspionirt werden solle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein griechische und römische Alterthümer, sondern auch die der mittlern Zeit Aufmerksamkeit verdienten. Ihnen sey freilich nicht zu verargen, daß sie an diesem, von Jugend auf gekannten Gebäude nicht so viele malerische Schönheiten als ich entdecken könnten. Glücklicherweise setzte die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht, und ich fing an, ihnen dieses Bild mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber mein Publicum jene belobten Gegenstände im Rücken hatte, und sich nicht ganz von mir abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, jenen Vögeln gleich, die man Wendehälse nennt, die Köpfe herum; dasjenige mit Augen zu schauen, was ich ihren Ohren anpries, ja der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sey ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter seyn, um die Gränzen auszuspähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr Bürger einer Republik zu seyn, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert, und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt, deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist.

Von Frankfurt am Main! rief eine hübsche junge Frau: da kennt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte. Laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat der wird am besten in der Sache entscheiden können.

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um mich her vermehrt; der erste Widerwärtige war verschwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete sich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieser war ein Mann etwa in den Funfzigen, ein braunes italiänisches Gesicht, wie man sie kennt. Er sprach und betrug sich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd ist, erzählte mir sogleich, daß er bei Bolongaro in Diensten gestanden, und sich freue, durch mich etwas von dieser Familie und von der Stadt zu hören, an die er sich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweise war sein Aufenthalt in meine jüngern Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil, ihm genau sagen zu können, wie es zu seiner Zeit gewesen, und was sich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den sämmtlichen italiänischen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war sehr vergnügt, manches Einzelne zu hören, zum Beispiel daß der Herr Alessina im Jahr 1774 seine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geschlagen worden, die ich selbst besitze; er erinnerte sich recht wohl, daß die Gattin dieses reichen Handelsherrn eine geborene Brentano sey. Auch von den Kindern und Enkeln dieser Häuser wußte ich ihm zu erzählen, wie sie heranwuchsen, versorgt, verheirathet werden, und sich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueste Auskunft fast über alles gegeben, um was er mich befragt, wechselten Heiterkeit und Ernst in den Zügen des Mannes. Er war froh und gerührt: das Volk erheiterte sich immermehr, und konnte unserm Zwiegespräch zuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialekt übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieser ein

braver kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreist sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede, und sie aufmuntere Malfesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist von Fremden bewundert zu seyn. Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß, mit Meister Gregorio nach Belieben den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth, bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns, und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malfesine's erst recht ans Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sey. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal, meinem Befreier mich dankbar zu erweisen.

Dankt mir nicht! versetzte der brave Mann: mir seyd Ihr nichts schuldig. Verstünde der Podestà sein Handwerk, und wäre der Actuar nicht der eigennützigste aller Menschen, Ihr wäret nicht so los gekommen. Jener war verlegener als Ihr, und diesem hätte Eure Verhaftung, die Berichte, die Abführung nach Verona auch nicht einen Heller eingetragen. Das hat er geschwind überlegt, und Ihr waret schon befreit, ehe unsere Unterredung zu Ende war.

Gegen Abend holte mich der gute Mann in seinen Weinberg ab, der den See hinabwärts sehr wohlgelegen war. Uns begleitete sein fünfzehnjähriger Sohn, der auf die Bäume steigen und mir das beste Obst brechen mußte, indessen der Alte die reifsten Weintrauben aussuchte.

Zwischen diesen beiden weltfremden, wohlwollenden Menschen, in der unendlichen Einsamkeit dieses Erdwinkels ganz allein, fühlte ich denn doch, wenn ich die Abenteuer des Tags überdachte, auf das lebhafteste, welch ein wunderliches Wesen der Mensch ist, daß er dasjenige, was er mit Sicherheit und Bequemlichkeit in guter Gesellschaft genießen könnte, sich oft unbequem und gefährlich macht, bloß aus der Grille, die Welt und ihren Inhalt sich auf eine besondere Weise zuzueignen.

Gegen Mitternacht begleitete mich mein Wirth an die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und so schied ich mit günstigem Wind von dem Ufer, welches mir lästrygonisch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da wo an der Abendseite das Gebirg aufhört steil zu seyn, und die Landschaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Garignano, Bojace, Cecina, Toscolan, Maderne, Verdom, Soló, alle auch wieder meist in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieser so reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehn Uhr landete ich in Barteline, lud mein Gepäck auf ein Maulthier, und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etsch von der Seevertiefung scheidet. Die Urwasser scheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt, und diesen kolossalen Kieseldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigeren Epochen darüber geschlemmt; aber der Ackersmann ist doch stets aufs neue von den immer wieder hervordringenden Geschieben geplagt. Man sucht so viel als möglich ihrer los zu werden, baut sie reihen- und schichtenweise über einander, und bildet dadurch am Wege hin sehr dicke Quasi-Mauern. Die Maulbeerbäume sehen wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zusammengeleiteten Regenwassers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wässern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man beim Herabsteigen übersieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten meilenlang und breit, der am Fuße hoher Gebirge und schroffer Felsen, ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt. Und so kam ich denn am 14. September gegen ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerst noch dieses schreibe, das zweite Stück meines Tagebuchs schließe und heute, und gegen Abend mit freudigem Geiste das Amphitheater zu sehen hoffe.

Von der Witterung dieser Tage her melde ich folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechselnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um sich. Morgens gegen fünf Uhr überzog sich der ganze Himmel mit grauen, nicht schweren Wolken, die mit dem wachsenden Tage verschwanden. Je tiefer ich hinabkam, deste schöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsstock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Beschaffenheit: man sah nämlich an den verschiedenen Landschaftsgründen, die sich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander absonderten, daß die Atmosphäre voll gleichausgetheilter Dünste sey, welche sie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken sich sammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünste die aus dem Botzener Thal, alle Wolkenstreifen die von den mittägigeren Bergen aufsteigen, nach den höheren, mitternächtigen Gegenden zuzogen, sie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weitesten Ferne, über dem Gebirg konnte ich eine sogenannte Wassergalle bemerken. Von Botzen südwärts haben sie den ganzen Sommer das schönste Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser sie sagen acqua, um den gelinden Regen auszudrücken, und dann sogleich wieder Sonnenschein. Auch gestern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne schien immer dazu. Sie haben lange kein so gutes Jahr gehabt; es geräth alles; das Ueble haben sie uns zugeschickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich, denn Ferbers Reise nach Italien und Hacquets durch die Alpen unterrichten uns genugsam von dieser Wegstrecke. Eine Viertelstunde vom Brenner ist ein Marmorbruch, an dem ich in der Dämmerung vorbeifuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite, auf Glimmerschiefer aufliegen. Diesen fand ich bei Collmann, als es Tag ward; weiter hinab zeigten sich Porphyre an. Die Felsen waren so prächtig, und an der Chaussee die Haufen so gätlich zerschlagen, daß man gleich Voigtische Cabinetchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beschwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maß gewöhne. Bald unter Collmann fand ich einen Porphyr, der sich in regelmäßige Platten spaltet, zwischen Brandzoll und Neumarkt einen ähnlichen, dessen Platten jedoch sich wieder

in Säulen trennen. Ferber hielt sie für vulcanische Producte; das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet schon macht sich darüber lustig.

Von den Menschen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu sagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrendem der Tag aufging, bemerkte ich eine entschiedene Veränderung der Gestalt, besonders mißfiel mir die bräunlich bleiche Farbe der Weiber. Ihre Gesichtszüge deuteten auf Elend; Kinder waren eben so erbärmlich anzusehen, Männer ein wenig besser; die Grundbildung übrigens durchaus regelmäßig und gut. Ich glaube die Ursache dieses krankhaften Zustandes in dem häufigen Gebrauch des türkischen und Heidekorns zu finden. Jenes, das sie auch gelbe Blende nennen, und dieses, schwarze Blende genannt, werden gemahlen, das Mehl in Wasser zu einem dicken Brei gekocht und so gegessen. Die jenseitigen Deutschen rupfen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf; der welsche Tyroler hingegen ißt ihn so weg, manchmal Käse darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleisch. Nothwendig muß das die ersten Wege verleimen und verstopfen, besonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektische Farbe deutet auf solches Verderben. Außerdem essen sie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die sie in Wasser absieden und mit Knoblauch und Oel anmachen.

Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe?

Ja freilich!

Thun sie nichts zu gute? essen sie nicht besser?

Nein! sie sind es einmal so gewohnt.

Wo kommen sie denn mit ihrem Gelde hin? was machen sie sonst für Aufwand?

O, die haben schon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen.

Das war die Summa des Gesprächs mit meiner Wirthstochter in Bozen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendsten scheinen, sich am übelsten befinden: denn sie sind in den Händen der städtischen Handelsleute, die ihnen bei schlechten Jahren den Lebensunterhalt vorschießen, und bei guten den Wein um ein Geringes an sich nehmen. Doch das ist überall dasselbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung bestätigt, ist, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler aussehen. Hübsche volle Mädchen-

gesichter, der Körper für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Gesichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande sehen sie weniger frisch aus als die Weiber, wahrscheinlich weil diese mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute sitzen. Am Gardasee fand ich die Leute sehr braun, und ohne den mindesten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungesund, sondern ganz frisch und behaglich aussehend. Wahrscheinlich sind die heftigen Sonnenstrahlen, denen sie am Fuße ihrer Felsen ausgesetzt sind, hievon die Ursache.

Friſches Ei, gutes Ei.

Enthuſiasmus vergleich' ich gern
Der Auſter, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr ſie nicht friſch genoßt,
Wahrhaftig iſt eine ſchlechte Koſt.
Begeiſtrung iſt keine Heringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.

Selbſtgefühl.

Jeder iſt doch auch ein Menſch!
Wenn er ſich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht geſparet;
Daß er manche Luſt und Pein
Trägt als Er und eigen;
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth ſich zeigen?

Räthſel.

Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich;
Jedoch erblickt man ihn nur ſelten,
Faſt wie ein eingeſchobnes Kind:
Die andern laſſen ihn nur gelten
Da, wo ſie unvermögend ſind.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16. September 1786.

Das Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe, und ſo gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber als ich oben auf dem Rande umher ging, ſchien es mir ſeltſam, etwas Großes, und doch eigentlich nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſeyn, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Erſten und Pius dem Sechſten zu Ehren veranſtaltet. Der Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſeyn. Doch nur in der früheſten Zeit that es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war als es jetzt iſt: denn eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum beſten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäſſer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Bretter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel, und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater. Kommt das Schauſpiel öfter auf derſelben Stelle vor, ſo baut man leichte Gerüſte für die, ſo bezahlen können, und die übrige Maſſe behilft ſich wie ſie mag. Dieſes allgemeine Bedürfniß zu befriedigen iſt hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen ſolchen Krater durch Kunſt, ſo einfach als nur möglich, damit deſſen Zierath das Volk ſelbſt werde. Wenn es ſich ſo beiſammen ſah, mußte es über ſich ſelbſt erſtaunen: denn da es ſonſt nur gewohnt, ſich durch einander laufen zu ſehen, ſich in einem Gewühle ohne Ordnung und ſonderliche Zucht zu finden, ſo

sieht das vielkörpige, vielsinnige, schwankende, hin und her irrende Thier sich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit bestimmt, in eine Masse verbunden und befestigt, als Eine Gestalt, von Einem Geiste belebt. Die Simplicität des Oval ist jedem Auge auf die angenehmste Weise fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze sey. Jetzt wenn man es leer sieht, hat man keinen Maßstab, man weiß nicht, ob es groß oder klein ist.

Wegen der Unterhaltung dieses Werks müssen die Veroneser gelobt werden. Es ist von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift; daher stellt man der Reihe nach die ausgefressenen Stufen immer wieder her, und sie scheinen fast alle ganz neu. Eine Inschrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und seines auf dieses Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer steht nur ein Stück, und ich zweifle, ob sie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz, il Bra genannt, stoßen, sind an Handwerker vermiethet, und es sieht lustig aus, diese Höhlungen wieder belebt zu sehen.

Das schönste, aber immer geschlossene Thor heißt Porta stupa oder del Pallio. Als Thor, und in der großen Entfernung, aus der man es schon gewahr wird, ist es nicht gut gedacht; denn erst in der Nähe erkennt man das Verdienst des Gebäudes.

Sie geben allerlei Ursachen an, warum es geschlossen sey. Ich habe jedoch eine Muthmaßung. Die Absicht des Künstlers ging offenbar dahin, durch dieses Thor eine neue Anlage des Corso zu verursachen; denn auf die jetzige Straße steht es ganz falsch: die linke Seite hat lauter Baraken, und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloster zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müssen. Das sah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Lust haben, sich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künstler starb vielleicht, und so schloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Das Portal des Theatergebäudes, von sechs großen jonischen Säulen, nimmt sich anständig genug aus. Feste kleinlicher erscheint über der Thüre vor einer gemalten Nische, die von zwei korinthischen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büste des Marchese Maffei in einer großen Perrücke. Der Platz ist ehrenvoll, aber um sich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büste kolossal seyn müssen. Jetzt steht sie kleinlich auf einem Kragsteinchen, unharmonisch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, ist kleinlich, und die cannelirten dorischen Zwerge nehmen sich neben den glatten jonischen Riesen armselig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der schönen Anstalt, welche unter diesen Säulenlauben angelegt ist. Hier hat man die Antiquitäten, meist in und um Verona gegraben, gesammelt aufgestellt. Einiges soll sogar sich im Amphitheater gefunden haben. Es sind etrurische, griechische, römische bis zu den niedern Zeiten, und auch neuere. Die Basreliefs sind in die Wände eingemauert und mit den Nummern versehen, die ihnen Maffei gab, als er sie in seinem Werke: Verona illustrata beschrieb. Altäre, Stücke von Säulen und dergleichen Reste; ein ganz trefflicher Dreifuß von weißem Marmor, worauf Genien, die sich mit den Attributen der Götter beschäftigen. Raphael hat dergleichen in den Zwickeln der Farnesina nachgeahmt und verklärt.

Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben her. Da ist ein Mann, der neben seiner Frau aus einer Nische wie zu einem Fenster herausieht. Da stehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unaussprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht sich ein Paar die Hände. Hier scheint ein Vater, auf seinem Sessel ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieser Steine höchst rührend. Von späterer Kunst sind sie, aber einfach, natürlich und allgemein aufzurechnen. Hier ist kein gebarnischter Mann auf den Knieen, der eine fröhliche Auferstehung erwartet. Der Künstler hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden,

was sie waren und was sie sind. Sie stehen beisammen, nehmen Antheil an einander, lieben sich; und das ist in den Steinen, sogar mit einer gewissen Handwerksunfähigkeit, allerliebst ausgedrückt. Ein sehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So köstlich diese Anstalt ist, so sieht man ihr doch an, daß der edle Erhaltungsgeist, der sie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der kostbare Dreifuß geht nächstens zu Grunde, weil er frei steht, gegen Westen der Witterung ausgesetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieser Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Palast des Provveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein schön Stück Baukunst gegeben. Sonst bauen die Neuen noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz, wo seine ältere Wohnung stand, also oft in engen Gassen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernsthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüberging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle? Es war der Palast der Justiz und wegen Höhe der Gebäude erschien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, sagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich sah umher und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Thüren hin, offene, mit eisernen Geländern versehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus seinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, stand in der freien Luft, war aber auch den Blicken aller ausgesetzt; und weil nun mehrere Verhörstuben seyn mochten, so klapperten die Ketten bald über diesem, bald über jenem Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünschter Anblick und ich läugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas schweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatralischen Kraters bei Sonnenuntergang, der schönsten Aussicht genießend über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein, und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen

Mengen von Menſchen, Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelſtande ſpazieren. Dieſe letztern nehmen ſich in ihren ſchwarzen Ueberkleidern aus dieſer Vogelperſpective gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veſte, die dieſer Klaſſe ſtatt aller Garderobe dient, iſt übrigens eine Tracht ganz einzerichtet für ein Volk, das nicht immer für Reinlichkeit ſorgen und doch immer öffentlich erſcheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange ſeyn will. Veſte iſt ein ſchwarztaffeter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, ſo verſteht ſie den ſchwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieſer wird ſo angegürtet, daß er die Taille abſchneidet und die Lippen des Corſets bedeckt, welches von jeglicher Farbe ſeyn kann. Der Zendale iſt eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe ſelbſt durch ein Drahtgeſtell hoch über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, ſo daß die Enden hinterwärts herunterfallen.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tauſend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauſpiel. Vier edle Veroneſer ſchlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dieß ſonſt unter ſich das ganze Jahr, etwa zwei Stunden vor Nacht; dießmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier- bis fünftauſend Zuſchauer geweſen ſeyn. Frauen ſah ich von keinem Stande.

Vorhin, als ich vom Bedürfniß der Menge in einem ſolchen Falle ſprach, habe ich das natürliche zufällige Amphitheater ſchon beſchrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut ſah. Ein lebhaftes Händeklatſchen hörte ich ſchon von weitem; jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht ſo vor ſich. In gehöriger Entfernung von einander ſind zwei gelind abhängige Bretterflächen errichtet. Derjenige, der den Ball ausſchlägt, ſteht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der oberſten Höhe. Indem nun ein anderer von ſeiner Partei ihm den Ball zuwirft, ſo läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er denſelben zu treffen weiß. Die Gegner ſuchen ihn zurückzuſchlagen, und ſo geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt.

Die schönsten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorschein. Da es lauter wohlgewachsene, rüstige junge Leute sind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, so unterscheiden sich die Parteien nur durch ein farbiges Abzeichen. Besonders schön ist die Stellung, in welche der Ausschlagende geräth, indem er von der schiefen Fläche herunterläuft und den Ball zu treffen ausholt; sie nähert sich der des Borghese'schen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß sie diese Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeste Bequemlichkeit für die Zuschauer, vornehmen; warum sie es nicht im Amphitheater thun, wo so schöner Raum wäre!

Verona, den 17. September 1786.

Was ich von Gemälden gesehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betrügen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen: da sage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunst, von dem Handwerk des Malers wenig verstehe. Meine Aufmerksamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den praktischen Theil, auf den Gegenstand und auf die Behandlung desselben im allgemeinen gerichtet seyn.

San Giorgio ist eine Galerie von guten Gemälden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückseligen Künstler, was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen, vielleicht dreißig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück! was war daran zu malen? Hungerige Menschen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere, denen Brod präsentirt wird. Die Künstler haben sich die Folter gegeben, um solche Armseligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch diese Nöthigung gereizt, das Genie schöne Sachen hervorgebracht. Ein Künstler, der die heilige Ursula mit den eilftausend Jungfrauen vorzustellen hatte, zog sich mit großem Verstand aus der Sache. Die Heilige steht im Vordergrunde, als habe sie siegend das Land in Besitz genommen: sie ist sehr edel, amazonenhaft jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen sieht man ihre Schaar aus den Schiffen steigen und in Procession herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von

Tizian, ist sehr verschwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich sehr schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen verdienten Künstler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern und oft begnügt man sich mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwei Halbfiguren: Simson ist eben im Schooße der Delila eingeschlafen; sie greift leise über ihn hinweg nach einer Scheere, die auf dem Tisch neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Palast Canessa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palast Berlaqua enthält die köstlichsten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tintoretto, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit, den ganzen Reichthum des glücklichsten Genie's zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Geist, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, dieß alles zu bewundern und sich dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht ins unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch seyn, Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Eva ist doch das schönste Weibchen auf dem Bilde und noch immer von Alters her ein wenig lüstern. Ein paar Porträte von Paolo Veronese haben meine Hochachtung für diesen Künstler nur vermehrt. Die Antikensammlung ist herrlich, ein hingestreckter Sohn der Niobe köstlich, die Büsten, ungeachtet ihrer restaurirten Nasen, meistens höchst interessant, ein August mit der Bürgerkrone, ein Caligula und andere.

Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.

In einem Lande wo man des Tags genießt, beſonders aber des Abends ſich erfreut, iſt es höchſt bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will ſeine Tochter wieder zu Hauſe ſehen, der Tag hat ein Ende: doch was Tag ſey, wiſſen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe iſt es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht iſt; denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergeben und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, iſt der Tag entſchieden vorbei, der aus Abend und Morgen beſtand: vierundzwanzig Stunden ſind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Roſenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und ſpricht: **Felicissima notte!** Dieſe Epoche verändert ſich mit jeder Jahreszeit, und der Menſch, der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Genuß ſeines Daſeyns ſich nicht auf die Stunde, ſondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen deutſchen Zeiger auf, ſo würde man es verwirrt machen; denn der ſeinige iſt innigſt mit ſeiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren; es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht ſchlägt, kehrt alles um. Theils fahren ſie an die Kirchen, das **Ave Maria della sera** zu beten, theils halten ſie auf dem Bra; die Cavaliers treten an die Kutſchen, unterhalten ſich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet; die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade ſo viel Regen niedergegangen, um den Staub zu löſchen; es war wirklich ein lebendiger, munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Punkte der Landesgewohnheit gleichzuſtellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachfolgendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unſere vierundzwanzig Stunden, von Mitternacht zu Mitternacht, in zweimal zwölf getheilt, wie wir zählen und unſere Uhren ſie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier ſchlagen, nämlich gleichfalls zweimal bis Zwölf in vierundzwanzig Stunden, allein dergeſtalt, daß es Eins ſchlägt, wenn es bei uns Acht ſchlüge, und ſo fort bis Zwölf voll ſind. Morgens acht Uhr nach unſerm Zeiger ſchlägt es wieder Eins u. ſ. f. Der oberſte Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vierundzwanzig

im Leben gezählt wird. Ich höre zum Beispiel in der Nacht Sieben schlagen, und weiß, daß Mitternacht um Fünf ist, so ziehe ich diese Zahl von jener ab, und habe also zwei Uhr Nachmitternacht. Höre ich am Tage Sieben schlagen, und weiß, daß auch Mittag um fünf Uhr ist, so verfahre ich eben so, und habe zwei Uhr Nachmittag; will ich aber die Stunden nach hiesiger Weise aussprechen, so muß ich wissen, daß Mittag siebenzehn Uhr ist, füge ich noch die Zwei hinzu und sage neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum erstenmal hört und überdenkt, so scheint es höchst verworren, und schwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt, und findet diese Beschäftigung unterhaltend, wie sich auch das Volk an dem ewigen Hin- und Wiederrechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe, und machen sich gern mit Zahlen zu schaffen. Ferner ist dem Inländer die Sache so viel leichter, weil er sich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert, und nicht, wie der Fremde in diesem Lande thut, zwei Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden, wie sie schlagen; am Tag addiren sie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechselnden Mittagszahl. Das weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

(Siehe die umstehende Seite.)

Vergleichungskreis

der italiänischen und deutschen Uhr, auch der italiänischen Zeiger für die zweite Hälfte des Septembers.

Mittag.

Mitternacht.

Die Nacht wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	Ist Mitternacht alsdann um:
August	1	8½	3½
—	15	8	4
Sept	1	7½	4½
—	15	7	5
Oct.	1	6½	5½
—	15	6	6
Nov	1	5½	6½
—	15	5	7

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
December } Januar }	5	7

Der Tag wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	Ist Mitternacht alsdann um:
Febr.	1	5½	6½
—	15	6	6
März	1	6½	5½
—	15	7	5
April	1	7½	4½
—	15	8	4
Mai	1	8½	3½
—	15	9	3

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
Juni } Juli }	9	1

Die Jahre.

Die Jahre sind allerliebste Leut':
Sie brachten gestern sie bringen heut,
Und so verbringen wir Jüngern eben
Das allerliebste Schlaraffen-Leben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr wie sonst bequem zu seyn;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr borgen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

Das Alter.

Das Alter ist ein höflich Mann
Einmal übers andre klopft er an,
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht seyn.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sey ein grober Gesell.

Grabschrift.

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtsinnig und grillig! —
Auf deinem Grabstein wird man lesen;
Das ist fürwahr ein Mensch gewesen!

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durch einander; besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thüre vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe, und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Theil der Straße. Abends, wenn Lichter brennen, sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll: Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles was nur kann, ist unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackbrett, eine Violine. Sie üben sich, alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wunderlichsten Töne brechen überall hervor. Ein solches Uebergefühl des Daseyns verleiht ein mildes Klima auch der Armuth, und der Schatten des Volks scheint selbst noch ehrwürdig.

Die uns so sehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuser entspringt auch daher: sie sind immer draußen, und in ihrer Sorglosigkeit denken sie an nichts. Dem Volk ist alles recht und gut; der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern; der Reiche und Vornehme schließt sich in seine Wohnung, die eben auch nicht so wohnlich ist wie im Norden. Ihre Gesellschaften halten sie in öffentlichen Versammlungshäusern. Vorhöfe und Säulengänge sind alle mit Unrath besudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt sich immer vor. Der Reiche kann reich seyn, Paläste bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, so bedient sich das Volk dessen zu seinem Bedürfniß, und es hat kein dringenderes, als das so schnell wie möglich les zu werden, was es so häufig als möglich zu sich genommen hat. Will einer das nicht leiden, so muß er nicht den großen Herrn spielen, d. h. er muß nicht thun, als wenn ein Theil seiner Wohnung dem Publicum angehöre; er macht seine Thüre zu, und so ist es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt sich das Volk

ſein Recht nun gar nicht nehmen, und das iſt's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beſchwerde führt.

Ich betrachtete heute auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren beſonders des Mittelſtandes, der ſich ſehr häufig und geſchäftig zeigt. Sie ſchlenkern im Gehen alle mit den Armen. Perſonen von einem höhern Stande, die bei gewiſſen Gelegenheiten einen Degen tragen, ſchlenkern nur mit einem, weil ſie gewohnt ſind, den linken ſtillzuhalten.

Obgleich das Volk ſeinen Geſchäften und Bedürfniſſen ſehr ſorglos nachgeht, ſo hat es doch auf alles Fremde ein ſcharfes Auge. So konnte ich die erſten Tage bemerken, daß jedermann meine Stiefel betrachtete, da man ſich derſelben als einer theuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt, da ich Schuhe und Strümpfe trage, ſieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da ſie alle mit Blumen, Gemüſe, Knoblauch und ſo vielen andern Marktерzeugniſſen durch einander liefen, ihnen der Cypreſſenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen dran, und daneben hielt ich blühende Capernzweige. Sie ſahen alle, groß und klein, mir auf die Finger, und ſchienen wunderliche Gedanken zu haben.

Dieſe Zweige brachte ich aus dem Garten Giuſti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypreſſen hat, die alle pfriemenartig in die Luft ſtehen. Wahrſcheinlich ſind die ſpitz zugeſchnittenen Taxus der nordiſchen Gartenkunſt Nachahmungen dieſes herrlichen Naturprodukts. Ein Baum, deſſen Zweige von unten bis oben, die älteſten wie die jüngſten, gen Himmel ſtreben, der ſeine dreihundert Jahre dauert, iſt wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach, da der Garten angelegt worden, haben dieſe ſchon ein ſo hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 10. September 1786.

Der Weg von Verona hierher iſt ſehr angenehm: man fährt nordoſtwärts an den Gebirgen hin, und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel beſtehen, immer linkerhand; auf den Hügeln, die ſie bilden, liegen Orte, Schlöſſer, Häuſer. Rechts verbreitet ſich die weite Fläche, durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld; man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen

die Reben in die Höhe gezogen sind, die sodann, als wären es luftige Zweige, herunterfallen. Hier kann man sich eine Idee von Festonen bilden! Die Trauben sind zeitig, und beschweren die Ranken, die lang und schwankend niederhängen. Der Weg ist voll Menschen aller Art und Gewerbes; besonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern, die, mit vier Ochsen bespannt, große Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und gestampft werden. Die Führer standen, wenn sie leer waren, drinnen; es sah einem bachischen Triumphzug ganz ähnlich. Zwischen den Weinreihen ist der Boden zu allerlei Arten Getreide, besonders zu Türkischkorn und Sörgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, so steigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf — sie sind vulcanisch, sagt man — und schließen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuße, und wenn man will, in einem Busen, den sie bilden.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe schon die Stadt durchlaufen, das Olympische Theater und die Gebäude des Palladio gesehen. Man hat ein sehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunstverständigen Texte. Wenn man nun diese Werke gegenwärtig sieht, so erkennt man erst den großen Werth derselben: denn sie sollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die schöne Harmonie ihrer Dimensionen nicht nur in abstracten Aufrissen, sondern mit dem ganzen perspectivischen Verdringen und Zurückweichen den Geist befriedigen; und so sage ich vom Palladio: Er ist ein recht innerlich und von innen heraus großer Mensch gewesen. Die höchste Schwierigkeit, mit der dieser Mann, wie alle neuern Architekten, zu kämpfen hatte, ist die schickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunst; denn Säulen und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerspruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart seiner Werke imponirt, und vergessen macht, daß er nur überredet! Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, dessen erborgtes Daseyn uns bezaubert.

Das Olympische Theater ist ein Theater der Alten, im kleinen realisirt, und unaussprechlich schön, aber gegen die übrigen kommt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind gegen einen klugen Weltmenschen, der, weder so vornehm, noch so reich, noch wohlgebildet, besser weiß, was er mit seinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und sieht, wie sie schon durch das enge, schmutzige Bedürfniß der Menschen entstellt sind, wie die Anlagen meist über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig diese köstlichen Denkmale eines hohen Menschengeistes zu dem Leben der übrigen passen, so fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben so ist: denn man verdient wenig Dank von den Menschen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen selbst geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daseyns zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen forthelfend, sie verschlechtert, da ist man ihr Mann, und darum gefällt sich die neuere Zeit in so viel Abgeschmacktem. Ich sage das nicht, um meine Freunde herunterzusetzen, ich sage nur, daß sie so sind, und daß man sich nicht verwundern muß, wenn alles ist wie es ist.

Wie sich die Basilica des Palladio neben einem alten, mit ungleichen Fenstern übersäeten, castellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeister zusammt dem Thurm gewiß weggedacht hat, ist nicht auszudrücken, und ich muß mich schon auf eine wunderliche Weise zusammenfassen: denn ich finde auch hier leider gleich das, was ich fliehe und suche, neben einander.

Vicenza, den 20. September 1786.

Gestern war Oper; sie dauerte bis nach Mitternacht, und ich sehnte mich zu ruhen. Die drei Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zusammengeflickt ist. Die Musik hört sich bequem an, ist aber wahrscheinlich von einem Liebhaber, kein neuer Gedanke, der mich getroffen hätte. Die Ballete dagegen sind allerliebst. Das Hauptpaar tanzte ein Allemande, daß man nichts Zierlicheres sehen konnte.

Das Theater ist neu, lieblich, schön, mehrprächtig, alles uniform,

wie es einer Provinzialstadt geziemt; jede Loge hat ihren überschlagenen gleichfarbigen Teppich, die des Capitän Grande ist nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erste Sängerin, vom ganzen Volke sehr begünstigt, wird, wie sie auftritt, entsetzlich beklatscht, und die Vögel stellen sich vor Freuden ganz ungebärdig, wenn sie etwas recht gut macht, welches sehr oft geschieht. Es ist ein natürlich Wesen, hübsche Figur, schöne Stimme, ein gefällig Gesicht, und von einem recht honneten Anstand; in den Armen könnte sie etwas mehr Grazie haben. Indessen komme ich denn doch nicht wieder; ich fühle, daß ich zum Vogel verdorben bin.

Vicenza, den 21. September 1786.

Heute besuchte ich Dr. Tura; wohl fünf Jahre hat er sich mit Leidenschaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der italiänischen Flora gesammelt, unter dem vorigen Bischof einen botanischen Garten eingerichtet. Das ist aber alles hin. Medicinische Praxis vertrieb die Naturgeschichte, das Herbarium wird von Würmern gespeist, der Bischof ist todt, und der botanische Garten wieder wie billig mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Dr. Tura ist ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Bescheidenheit seine Geschichte, und sprach überhaupt sehr bestimmt und gefällig, hatte aber nicht Lust, seine Schränke aufzuthun, die vielleicht in keinem präsentabeln Zustande seyn mochten. Der Discurs kam bald ins Stocken.

Abends.

Ich ging zum alten Baumeister Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat, und ein wackerer leidenschaftlicher Künstler ist. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio ist eins, für das ich immer eine besondere Vorliebe hatte: es soll seine eigene Wohnung gewesen seyn; aber in der Nähe ist es weit mehr als man im Bilde sieht. Ich möchte es gezeichnet

und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeister sich einen Palast errichtet habe. Es ist das bescheidenste Haus von der Welt, hat nur zwei Fenster, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenster vertrüge, abgesondert sind. Wollte man es zum Gemälde nachbilden, so daß die Nachbarhäuser mit vorgestellt würden, so wäre auch das vergnüglich anzusehen, wie es zwischen sie eingeschaltet ist. Das hätte Canaletto malen sollen!

Vicenza, den 22. September 1786.

Heute besuchte ich das eine halbe Stunde von der Stadt, auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es ist ein viereckiges Gebäude, das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan, und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs korinthischen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum, den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst: denn jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar, aber nicht wöhnlich nennen. Der Saal ist von der schönsten Proportion, die Zimmer auch: aber zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden sie kaum hinreichen. Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend von allen Seiten sich auf das herrlichste darstellen. Die Mannichfaltigkeit ist groß, in der sich seine Hauptmasse zugleich mit den vorspringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Absicht des Besitzers ist vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein sinnliches Denkmal seines Vermögens hinterlassen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Punkten der Gegend in seiner Herrlichkeit gesehen wird, so ist die Aussicht von daher gleichfalls die angenehmste. Man sieht den Bachiglione fließen, Schiffe von Verona herab gegen die Brenta führend; dabei überschaut man die weiten Besitzungen, welche Marchese Capra ungetrennt bei seiner Familie erhalten wollte. Die Inschriften der vier Giebelseiten, die zusammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogenitorae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß beſonders iſt ſeltſam genug: ein Mann, dem ſo viel Vermögen und Wille zu Gebote ſtand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müſſe. Das kann man mit geringerem Aufwand lernen!

Heute Abend war ich in einer Verſammlung, welche die Akademie der Olympier hielt: ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält noch ein bischen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anſtändig erleuchtet, der Capitano und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publicum von gebildeten Perſonen, viele Geiſtliche, zuſammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präſidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war, ob Erfindung oder Nachahmung den ſchönen Künſten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug: denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, ſo läßt ſich hundert Jahre hinüber und herüber ſprechen. Auch haben ſich die Herren Akademiker dieſer Gelegenheit weidlich bedient, und in Proſa und Verſen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann iſt es das lebendigſte Publicum. Die Zuhörer riefen Brave, klatſchten und lachten. Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen, und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß: jeder kanzt ſich dann in eine Ecke, und knurrt daran wie er kann.

Es läßt ſich denken, daß Palladio auch dießmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede ſeyn. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteſte gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu ſagen, die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceſchini leihen, den großen Seidenfabrikanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Lyoner

und Florentiner Stoffe diesem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge, daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben sey. Und dieß geschah mit so gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden die, welche für die Nachahmung sprachen, mehr Beifall: denn sie sagten lauter Dinge, wie sie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publicum mit großem Händeklatschen einem recht groben Serbium seinen herzlichen Beifall, da es viele gute, ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut sehr, auch dieses erlebt zu haben, und dann ist es höchst erquickend, den Palladio nach so viel Zeit immer noch als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern verehrt zu sehen.

Vicenza, den 23. September 1786.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Risse aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern seyn möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug nach einem geerbten Plan ein frisches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwischengebirg hinter sich. Vom Gebäude her, neben der schnurgeraden Chaussee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Wasser dem Kommenden entgegen und wässert die weiten Reisfelder, durch die man fährt.

Ich habe nun erst die zwei italiänischen Städte gesehen und mit wenig Menschen gesprochen, aber ich kenne meine Italiäner schon gut. Sie sind wie Hofleute, die sich fürs erste Volk in der Welt halten und bei gewissen Vortheilen, die man ihnen nicht läugnen kann, sich's ungestraft und bequem einbilden können. Mir erscheinen die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute sehen wie ich sie jetzt sehe und sehen kann, da ich ihnen immer ausgesetzt bin und mich ihnen immer aussetze. Und was das für Figuren und Gesichter sind!

Besonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie sehen einen nicht an, man mag machen was man will: wendet man sich jedoch an sie, dann sind

sie gesprächig und anmuthig; besonders wollen mir die Frauen sehr gefallen. Die Veroneserinnen will ich nicht schelten, sie haben eine gute Bildung und entschiedene Profile; aber meistens bleich und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der schönen Tracht auch etwas Reizendes sucht. Hier aber finde ich gar hübsche Wesen, besonders eine schwarzlockige Sorte, die mir ein eigenes Interesse einflößt. Es gibt auch noch eine blonde, die mir aber nicht so behagen will.

Padua, den 26. September 1786. Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herüberfahren, auf einem einsitzigen Chaischen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Existenz gepackt. Man fährt sonst bequem in vierthalb Stunden; da ich aber den köstlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, so war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter seiner Schuldigkeit zurückblieb. Man fährt in der fruchtbarsten Ebene immer südostwärts, zwischen Hecken und Bäumen, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die schönen Gebirge, von Osten gegen Süden streichend, zur rechten Hand sieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich. Kürbisse beschweren die Dächer und die wunderlichsten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium aufs klarste überschauen. Gegen Norden Tyroler Gebirge, beschneit, in Wolken halb versteckt, an die sich in Nordwest die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die nähern Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Südost ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Marcusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27. September 1786.

Endlich habe ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza gesehen, deren Tafeln in Holz geschnitten sind, aber eine genaue Copie, ja ein fac simile in Kupfer,

veranſtaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen engliſchen Conſul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern laſſen, daß ſie von lange her das Gute zu ſchätzen wußten, und daß ſie eine grandioſe Art haben es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieſes Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Anſehen hat. Alle Bücher ſtehen geheftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Geſellſchaft. Was von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlägt nach, lieſt und unterhält ſich wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beiſammen, welche ſämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch ſuchte, rühmten ſie es und gaben mir Notiz von dem Original und der Copie; ſie waren mit dem Werke ſelbſt und dem Verdienſt des Verfaſſers ſehr wohl bekannt. Da ſie mich für einen Architekten hielten, lobten ſie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieſes Meiſters ſchritte: er leiſte zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv ſelbſt; denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich ſtudirt und es unſern Bedürfniſſen näher zu führen geſucht. Ich unterhielt mich lange mit dieſen freundlichen Männern, erfuhr noch einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, ſo findet ſich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menſchen aufſtellen kann. Die Büſte des Cardinals Bembo ſteht zwiſchen joniſchen Säulen, ein ſchönes, wenn ich ſo ſagen ſoll, mit Gewalt in ſich gezogenes Geſicht und ein mächtiger Bart; die Inſchrift lautet:

Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Ismeni f. in publico ponendam curavit ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Univerſitätsgebäude hat mich mit aller ſeiner Würde erſchreckt. Es iſt mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine ſolche Schulenge denkt man ſich nicht, ob man gleich als Studioſus deutſcher Akademien auf den Hörbänken auch manches leiden müſſen. Beſonders iſt das anatomiſche Theater ein Muſter, wie man Schüler zuſammenpreſſen ſoll. In einem ſpitzen hohen Trichter ſind die Zuhörer über einander

Lauf der Welt.

Als ich ein junger Geſelle war,
Luſtig und guter Dinge,
Da hielten die Maler offenbar
Mein Geſicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch ſchönes Kind
Dazumal von Herzen treu geſinnt.

Nun ich hier als Altmeiſter ſitz',
Rufen ſie mich aus auf Straßen und Gaſſen,
Zu haben bin ich, wie der alte Fritz,
Auf Pfeifenköpfen und Taſſen.
Doch die ſchönen Kinder, die bleiben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Beiſpiel.

Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk' ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man ſagt, ſich täglich dreht
Und jährlich ſo wie jährlich geht.
Bin ich denn für was andres da? —
Ich folge der lieben Frau Mama.

Umgekehrt.

Sind die im Unglück die wir lieben,
Das wird uns wahrlich baß betrüben;

geſchichtet. Sie ſehen ſteil herunter auf den engen Boden, wo der Tiſch ſteht, auf den kein Licht fällt; deßhalb der Lehrer bei Lampenſchein demonſtriren muß. Der botaniſche Garten iſt deſto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn ſie an Mauern oder nicht weit davon geſetzt ſind. Man überbaut alsdann das Ganze zu Ende des Octobers und heizt die wenigen Monate. Es iſt erfreuend und belehrend, unter einer Vegetation umherzugehen, die uns fremd iſt. Bei gewohnten Pflanzen, ſo wie bei andern längſt bekannten Gegenſtänden denken wir zuletzt gar nichts; und was iſt Beſchauen ohne Denken? Hier in dieſer neu mir entgegen tretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, daß man ſich alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hierdurch würde es allein möglich werden, Geſchlechter und Arten wahrhaft zu beſtimmen, welches, wie mich dünkt, bisher ſehr willkürlich geſchieht. Auf dieſem Punkte bin ich in meiner botaniſchen Philoſophie ſtecken geblieben, und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchäfts ſcheint mir völlig gleich.

Der große Platz, Prato della Valle genannt, iſt ein ſehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Juni gehalten wird. Hölzerne Buden in ſeiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteſte Anſehen; die Einwohner aber verſichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein, wie die zu Verona, ſehen werde. Hierzu gibt freilich ſchon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen ſehr ſchönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval iſt ringsum mit Statuen beſetzt, alle berühmten Männer vorſtellend, welche hier gelebet und gelernt haben. Einem jeden Einheimiſchen und Fremden iſt erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildſäule von beſtimmter Größe zu errichten, ſobald das Verdienſt der Perſon und der akademiſche Aufenthalt zu Padua bewieſen iſt.

Um das Oval umher geht ein Waſſergraben. Auf den vier Brücken, die hinaufführen, ſtehen Päpſte und Dogen koloſſal; die übrigen, kleiner, ſind von Zünften, Particuliers und Fremden geſetzt. Der König von Schweden ließ Guſtav Adolph hinſtellen, weil man ſagt, derſelbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarca's und Galilei's. Die Statuen ſind in einer

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03818/182

braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costüm ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts Abgeschmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Universität wäre der Gedanke sehr glücklich gewesen, auf dieser ist er am glücklichsten, weil es sehr wohl thut, eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu sehen. Es kann ein recht schöner Platz werden, wenn sie die hölzerne Fiera wegschaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan seyn soll.

In dem Versammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder, welche an die alten Deutschen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo schon der große Fortschritt merklich ist, den über die Alpen niemand für sich gethan hat. Gleich darauf sah ich einiges von den Neuesten. Diese Künstler haben, da sie das hohe Ernste nicht mehr erreichen konnten, das Humoristische sehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannis von Piazzetta ist, wenn man des Meisters Manier zugibt, in diesem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor sich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein: er sieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt sich an der Seite herum und sieht ihm ins Gesicht, als wenn er über die Gelassenheit erstaunte, womit der Mann sich hingibt. In der Höhe steht ein anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwert nicht, sondern macht nur mit den Händen die Gebärde wie einer, der den Streich zum voraus versuchen will. Das Schwert zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Composition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemälde von Mantegna gesehen, einem der ältern Maler, vor dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effectlügenden, bloß zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, reinen, lichten, ausführlichen, gewissenhaften, zarten, umschriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emsiges, Mühsames hatte, gingen die folgenden Maler aus, wie ich an

Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genie's, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiste ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher steigen, sich von der Erde heben und himmlische, aber wahre Gestalten hervorbringen. So entwickelte sich die Kunst nach der barbarischen Zeit.

Der Audienzsaal des Rathhauses, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerste abgeschlossene Gefäß, das man sich nicht vorstellen, auch nicht einmal in der nächsten Erinnerung zurückrufen kann. Dreihundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt sind diese Menschen im Freien zu leben, daß die Baumeister einen Marktplatz zu überwölben fanden. Und es ist keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung gibt. Es ist ein abgeschlossenes Unendliches, dem Menschen analoger als der Sternhimmel. Dieser reißt uns aus uns selbst hinaus, jener drängt uns auf die gelindeste Weise in uns selbst zurück.

So verweile ich auch gern in der Kirche der heiligen Justina. Diese vierhundert fünfundachtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach gebaut. Heut Abend setzte ich mich in einen Winkel, und hatte meine stille Betrachtung: da fühlte ich mich recht allein; denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt; morgen früh geht es zu Wasser auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet; nun ist's wieder ausgehellt, und ich hoffe, die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrscherin bei schöner Tageszeit zu erblicken, und aus ihrem Schooß meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

Venedig, den 28. September 1786.

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September, Abends, nach unserer Uhr um Fünf, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sey Dank! Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.

Als die erste Gondel an das Schiff anfuhr — es geschieht, um Passagiere, welche Eile haben, geschwinder nach Venedig zu bringen — erinnerte ich mich eines frühern Kinderspielzeuges, an das ich vielleicht seit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater besaß ein schönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es sehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft; ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcusplatze, und dieß ist der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenster gehen auf einen schmalen Canal zwischen hohen Häusern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein schmales belebtes Gäßchen. So wohne ich, und so werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Packet für Deutschland fertig ist, und bis ich mich am Bilde dieser Stadt satt gesehen habe. Die Einsamkeit, nach der ich oft so sehnsuchtsvoll geseufzt, kann ich nun recht genießen; denn nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich, allen ganz unbekannt,

durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur Ein Mensch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten. Die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in gesitteter Gesellschaft, da die Italiäner sich vor einander in Acht nehmen, ist anständig und angenehm. Die Ufer sind mit Gärten und Lusthäusern geschmückt; kleine Ortschaften treten bis ans Wasser, theilweise geht die belebte Landstraße daran hin. Da man schleusenweise den Fluß hinabsteigt, giebt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, sich auf dem Lande umzusehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun steigt man wieder ein und bewegt sich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu so viel abwechselnden Bildern und Gestalten gesellte sich noch eine Erscheinung, die, obgleich aus Deutschland abstammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwei Pilger nämlich, die ersten, die ich in der Nähe sah. Sie haben das Recht, mit dieser öffentlichen Gelegenheit umsonst weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Gesellschaft ihre Nähe scheut, so sitzen sie nicht mit in dem bedeckten Raume, sondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit seltene Erscheinung wurden sie angestaunt, und weil früher unter dieser Hülle manch Gesindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutsche seyen, keiner andern Sprache mächtig, gesellte ich mich zu ihnen, und vernahm, daß sie aus dem Paderbornischen herstammten. Beides waren Männer schon über funfzig, von dunkler, aber gutmüthiger Physiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen Dreikönige zu Cöln besucht, waren sodann durch Deutschland gezogen, und nun auf dem Wege, zusammen bis Rom, und sodann ins obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Westphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jacob zu Compostell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch sahen sie aufgeschürzt viel besser aus, als wir sie in langen Taffetkleidern auf unsern Redouten vorzustellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muschel, als das unschuldigste Trinkgeschirr, alles hatte seine

Bedeutung, seinen unmittelbaren Nutzen; die Blechkapsel enthielt ihre Päße. Das Merkwürdigste aber waren ihre kleinen rothsaffianenen Brieftaschen: in diesen befand sich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geneigt seyn mochte. Sie hatten dieselben hervorgezogen, indem sie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann höchst zufrieden, daß er einen Dolmetscher fand, ließ mich verschiedene Fragen an sie thun; dadurch vernahm ich manches von ihren Ansichten, besonders aber von ihrer Reise. Sie beklagten sich bitterlich über ihre Glaubensgenossen, ja Weltpriester und Klostergeistliche. Die Frömmigkeit, sagten sie, müsse eine sehr seltene Sache seyn, weil man an die ihrige nirgends glauben wolle, sondern sie fast durchaus, ob sie gleich die ihnen vorgeschriebene geistliche Marschroute und die bischöflichen Päße vorgezeigt, in katholischen Landen wie Landstreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut sie von den Protestanten aufgenommen werden, besonders von einem Landgeistlichen in Schwaben, vorzüglich aber von seiner Frau, welche den einigermaßen widerstrebenden Mann dahin vermocht, daß sie ihnen reichliche Erquickung zutheilen dürfen, welche ihnen sehr Noth gethan. Ja beim Abschiede habe sie ihnen einen Conventionsthaler geschenkt, der ihnen sehr zu Statten gekommen, sobald sie das katholische Gebiet wieder betreten. Hierauf sagte der eine mit aller Erhebung, deren er fähig war: Wir schließen diese Frau aber auch täglich in unser Gebet ein und bitten Gott, daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er sie, wenn auch spät, aufnehme in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Und so hoffen wir, gewiß ihr dereinst im Paradies zu begegnen.

Von diesem allem erklärte ich, was nöthig und nützlich war, auf der kleinen Steige sitzend, die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne und einigen andern Personen, die sich aus der Kajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht; denn der Italiäner liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu sehen das Bild der heiligen Dreikönige, nebst lateinischen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menschen baten mich, die kleine Gesellschaft damit zu beschenken, und ihr den hohen Werth dieser Blätter begreiflich zu machen. Dieses gelang mir auch ganz gut: denn als die beiden Männer sehr verlegen schienen, wie sie in dem großen Venedig das zur Aufnahme der Pilger bestimmte Kloster

ausfinden sollten, so versprach der gerührte Steuermann, wenn sie landeten, wollte er einem Burschen sogleich einen Dreier geben, damit er sie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, setzte er vertraulich hinzu, sie würden dort wenig Trost finden: die Anstalt, sehr groß angelegt, um, ich weiß nicht, wie viel Pilger zu fassen, sey gegenwärtig ziemlich zusammen gegangen, und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten, waren wir schon die Brenta heruntergekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lombarde, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf, ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir geschwinder drinnen wären und der Toganenqual entgingen. Einige die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beseitigen, und so schwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang schnell unserm Ziel entgegen.

Venedig, den 29. September 1786. Michaelistag. Abends.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit der Beschreibung nicht umständlich seyn will; ich sage nur, wie es mir entgegenkommt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein nothwendiges unwillkürliches Daseyn.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet; es war keine Willkür, welche die Folgenden trieb, sich mit ihnen zu vereinigen: die Noth lehrte sie, ihre Sicherheit in der unvortheilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward und sie klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor; Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt; die Häuser suchten die Luft, wie Bäume die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen und dem

Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Waſſer ſtatt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venetianer mußte eine neue Art von Geſchöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit ſich ſelbſt vergleichen kann. Der große ſchlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt; dem Raum vor dem Marcusplatze kann wohl nichts an die Seite geſetzt werden: ich meine den großen Waſſerſpiegel, der dieſſeits von dem eigentlichen Venedig im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Waſſerfläche ſieht man links die Inſel San Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Dogane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein paar ungeheure Marmortempel entgegenleuchten. Dieß ſind mit wenigen Zügen die Hauptgegenſtände, die uns in die Augen fallen, wenn wir zwiſchen den zwei Säulen des Marcusplatzes hervortreten. Die ſämmtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tiſche eilte ich, mir erſt einen Eindruck des Ganzen zu verſichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, welche, obgleich durchaus von Canälen und Canälchen durchſchnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zuſammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es geſehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gaſſe mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe meſſen, in den engſten ſtößt man ſchon mit dem Ellenbogen an, wenn man die Hände in die Seite ſtemmt; es giebt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto; ſie beſteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter iſt es eine große Anſicht: der Canal gefüllt voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom feſten Lande herbeiführen, und hier hauptſächlich anlegen und ausladen; dazwiſchen wimmelt es von Gondeln. Beſonders heute, als am Michaelisfeſte, gab es einen Anblick, wunderſchön lebendig; doch um dieſen einigermaßen darzuſtellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Haupttheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch iſt auch für mehrere Communication geſorgt, welche in offenen Barken an beſtimmten Ueberfahrtspunkten geſchieht. Nun ſah es heute ſehr gut aus,

als die wohlgekleideten, doch mit einem schwarzen Schleier bedeckten Frauen sich viele zusammen übersetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke, und begab mich an einen solchen Ueberfahrtspunkt, die Aussteigenden genau zu betrachten. Ich habe sehr schöne Gesichter und Gestalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, setzte ich mich in eine Gondel, die engen Gassen verlassend, und fuhr, mir das entgegengesetzte Schauspiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Insel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Marcusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des adriatischen Meeres, wie jeder Venetianer sich fühlt, wenn er sich in seine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch so gehen? Alles was mich umgiebt ist würdig, ein großes respectables Werk versammelter Menschenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, sondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen sich nach und nach ausfüllen, böse Dünste über dem Sumpfe schweben, ihr Handel geschwächt, ihre Macht gesunken ist, so wird die ganze Anlage der Republik und ihr Wesen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdiger seyn. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erscheinendes Daseyn hat.

Venedig, den 30. September 1786.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entferntesten Quartiere der Stadt. Die hiesigen Brücken sind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich suchte mich in und aus diesem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt sich wohl endlich, aber es ist ein unglaubliches Gehecke in einander, und meine Manier, sich recht sinnlich davon zu überzeugen, die beste. Auch habe ich mir bis an die letzte bewohnte Spitze der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Wesen gemerkt; in jedem Quartiere sind sie anders beschaffen. Du lieber Gott! was doch der Mensch für ein armes gutes Thier ist!

Sehr viele Häuserchen stehen unmittelbar in den Canälen, doch giebt

Sind aber glücklich, die wir haſſen,
Das will ſich gar nicht begreifen laſſen;
Umgekehrt iſt's ein Jubilo,
Da ſind wir Lieb- und Schadenfroh.

Fürſtenregel.

Sollen die Menſchen nicht denken und dichten,
Müßt ihr ihnen ein luſtig Leben errichten;
Wollt ihr ihnen aber wahrhaft nützen,
So müßt ihr ſie ſcheeren und ſie beſchützen.

Lug oder Trug.

Darf man das Volk betrügen?
Ich ſage nein!
Doch willſt du ſie belügen,
So mach' es nur nicht fein.

Égalité.

Das Größte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seines-Gleichen;
Der ſchlimmſte Neidhart iſt in der Welt,
Der jeden für Seines-Gleichen hält.

es hie und da schön gepflasterte Steindämme, auf denen man zwischen Wasser, Kirchen und Palästen gar angenehm hin und wieder spaziert. Lustig und erfreulich ist der lange Steindamm an der nördlichen Seite, von welchem die Inseln, besonders Murano, das Venedig im kleinen, geschaut werden. Die Lagunen dazwischen sind von vielen Gondeln belebt.

Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verschaffte. Als ich ihn einigermaßen studirt, bestieg ich den Marcusthurm, wo sich dem Auge ein einziges Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein, daß ich ohne Perspectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem sogenannten Lido wandte — es ist ein schmaler Erdstreif, der die Lagunen schließt — sah ich zum erstenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen selbst liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo stoßen sollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünstiger Winde liegen bleiben. Die paduanischen und vicentinischen Berge und das Tyroler Gebirge schließen, zwischen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich schön.

Venedig, den 1. October 1786.

Ich ging und besah mir die Stadt in mancherlei Rücksichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anstellen mußte. Es ist wohl eine Art von Polizei in diesem Artikel: die Leute schieben das Kehricht in die Ecken; auch sehe ich große Schiffe hin und wieder fahren, die an manchen Orten stille liegen und das Kehrecht mitnehmen, Leute von den Inseln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es ist in diesen Anstalten weder Folge noch Strenge, und desto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da sie ganz zur Reinlichkeit angelegt worden, so gut als irgend eine holländische.

Alle Straßen sind geplattet, selbst die entferntesten Quartiere wenigstens mit Backsteinen auf der hohen Kante ausgesetzt, wo es nöthig, in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen, das Wasser

aufzufassen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architektonische Verrichtungen der ersten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Absicht trefflicher Baumeister, Venedig zu der reinsten Stadt zu machen, wie sie die sonderbarste ist. Ich konnte nicht unterlassen, gleich im Spazierengehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen, und einem Polizeivorsteher, dem es Ernst wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Lust, vor fremden Thüren zu kehren.

Venedig, den 2. October 1786.

Vor allem eilte ich in die Carità: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Klostergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der reichen und gastfreien Alten darzustellen gedachte. Der sowohl im ganzen als in seinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich hoffte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es ist kaum der zehnte Theil ausgeführt: doch auch dieser Theil seines himmlischen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommeneres gesehen, und glaube, daß ich mich nicht irre. Denke man sich aber auch den trefflichen Künstler, mit dem innern Sinn für's Große und Gefällige geboren, der erst mit unglaublicher Mühe sich an den Alten heranbildet, um sie alsdann durch sich wiederherzustellen. Dieser findet Gelegenheit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloster, so vielen Mönchen zur Wohnung, so vielen Fremden zur Herberge bestimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche stand schon: aus ihr tritt man in ein Atrium von korinthischen Säulen, man ist entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacristei, an der andern ein Capitelzimmer, daneben die schönste Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die steinernen Stufen in die Wand gemauert, und so geschichtet, daß eine die andere trägt: man wird nicht müde, sie auf- und abzusteigen: wie schön sie gerathen sey, kann man daraus abnehmen, daß sie Palladio selbst für wohlgerathen angiebt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude, das

ihm umgeben sollte, ist leider nur die linke Seite aufgeführt, drei Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im ersten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenstern. Doch diese Beschreibung muß durch den Anblick der Risse gestärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung!

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußsteine der Bogen sind von gehauenem Stein, das übrige alles, ich darf nicht sagen, von Backsteinen, sondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Karnieß sind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles theilweise gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zusammengesetzt. Es steht wie aus Einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man sähe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmlischer Anblick seyn. Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei so manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künstler hatte nicht nur vorausgesetzt, daß man das jetzige Kloster abreißen, sondern auch anstoßende Nachbarshäuser kaufen werde; und da mögen Geld und Lust ausgegangen seyn. Du liebes Schicksal, das du so manche Dummheit begünstigt und verewigt hast, warum ließest du dieses Werk nicht zu Stande kommen!

Venedig, den 3. October 1786.

Die Kirche Il Redentore, ein schönes großes Werk von Palladio, die Façade lobenswürdiger, als die von San Giorgio. Diese mehrmals in Kupfer gestochenen Werke müßte man vor sich sehen, um das Gesagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Existenz der Alten durchdrungen, und fühlte die Kleinheit und Enge seiner Zeit wie ein großer Mensch, der sich nicht hingeben, sondern das übrige so viel als möglich nach seinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung seines Buches schließe, daß man bei christlichen Kirchen nach der Form der alten Basiliken zu bauen fortfahre: er suchte deßhalb seine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entstanden gewisse Unschicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beseitigt, bei San Giorgio aber zu auffallend erscheinen. Volkmann sagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig ist Il Redentore gleichfalls köstlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Nischen, die mit Statuen ausgefüllt werden sollten, prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemalten Brettfiguren.

Dem heiligen Franciscus zu Ehren hatten die Peters-Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt: man sah nichts von Stein als die korinthischen Capitäle; alles übrige schien mit einer geschmackvollen prächtigen Stickerei, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig, als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannichfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde, mehrere tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er ächt hätte seyn sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im venetianischen Dialekt Geschichten erzählte: ich kann leider nichts davon verstehen; es lacht aber kein Mensch, nur selten lächelt das Auditorium, das meist aus der ganz niedern Klasse besteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in seiner Art, vielmehr etwas sehr Gesetztes, zugleich eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit und Präcision, welche auf Kunst und Nachdenken hinwiesen, in seinen Gebärden.

Den Plan in der Hand, suchte ich mich durch die wunderlichsten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier ist das Conservatorium, welches gegenwärtig den meisten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf; die Kirche war voll Zuhörer, die Musik sehr schön, und herrliche Stimmen. Ein Alt sang den König Saul, die Hauptperson des Gedichtes. Von einer solchen

Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Musik waren unendlich schön, der Text vollkommen singbar, so italiänisch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Musik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß gewesen, wenn nicht der vermaledeite Capellmeister den Tact mit einer Nelle Noten wider das Gitter, und so unverschämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, sein Klatschen war ganz unnöthig und zerstörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine schöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das ist nun ein Musiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man seine Gegenwart durch eine Unschicklichkeit vernehmen soll, da es besser wäre, er ließe seinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzosen haben es an der Art; den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publicum scheint daran gewöhnt. Es ist nicht das einzigemal, daß es sich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Gestern Abend Oper zu San Mose — denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche, der sie am nächsten liegen; nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Musik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine solche Darstellung auf den höchsten Punkt treiben kann. Man konnte von keinem Theile sagen, er sey schlecht; aber nur die zwei Frauen ließen sich's angelegen seyn, nicht sowohl gut zu agiren, als sich zu producire" und zu gefallen. Das ist denn immer etwas. Es sind zwei schöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Persönchen. Unter den Männern dagegen keine Spur von innerer Gewalt und Lust, dem Publicum etwas aufzuheften, so wie keine entschieden glänzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, ward im ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere sich es zur Pflicht rechneten die Zuschauer mit jedem schönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatscht.

Heute dagegen ſah ich eine andere Komödie, die mich mehr gefreut hat. Im herzoglichen Palaſt hörte ich eine Rechtsſache öffentlich verhandeln; ſie war wichtig, und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein übertriebener Buffo nur ſeyn ſollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorſpringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefſtem Grunde des Herzens ernſt wäre, was er ſagte. Ich nenne dieß eine Komödie, weil alles wahrſcheinlich ſchon fertig iſt, wenn dieſe öffentliche Darſtellung geſchieht: die Richter wiſſen, was ſie ſprechen ſollen, und die Partei weiß, was ſie zu erwarten hat. Indeſſen gefällt mir dieſe Art unendlich beſſer, als unſere Stuben- und Kanzleiheckereien. Und nun von den Umſtänden, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich ſuchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palaſtes ſaßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über, auf einem Katheder, der mehrere Perſonen neben einander faſſen konnte, die Advocaten beider Parteien, unmittelbar vor demſelben auf einer Bank Kläger und Beklagte in eigener Perſon. Der Advocat des Klägers war von dem Katheder herabgeſtiegen; denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers beſtimmt. Die ſämmtlichen Documente für und wider, obgleich ſchon gedruckt, ſollten vorgeleſen werden.

Ein hagerer Schreiber, in ſchwarzem kümmerlichem Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete ſich die Pflicht des Leſenden zu erfüllen. Von Zuſchauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage ſelbſt ſo wie die Perſonen, welche ſie betraf, mußten den Venetianern höchſt bedeutend ſcheinen.

Fideicommiſſe haben in dieſem Staat die entſchiedenſte Gunſt: ein Beſitzthum welchem einmal dieſer Charakter aufgeprägt iſt, behält ihn für ewige Zeiten; es mag durch irgend eine Wendung oder Umſtand vor mehreren hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen ſeyn, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der erſten Familie Recht und die Güter müſſen herausgegeben werden.

Dießmal war der Streit höchſt wichtig: denn die Klage ging gegen den Dogen ſelbſt, oder vielmehr gegen ſeine Gemahlin, welche denn auch in Perſon auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt, in ihrem Zendal gehüllt da ſaß: eine Dame von

gewissem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Gesicht, auf welchem ernste, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu sehen waren. Die Venetianer bildeten sich viel darauf ein, daß die Fürstin in ihrem eigenen Palast vor dem Gericht und ihnen erscheinen müsse.

Der Schreiber fing zu lesen an, und nun ward mir erst deutlich, was ein im Angesicht der Richter, unfern des Katheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tische, auf einem niedern Schemel sitzendes Männchen, besonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor sich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber liest, so lange läuft die Zeit nicht; dem Advocaten aber, wenn er dabei sprechen will, ist nur im Ganzen eine gewisse Frist gegönnt. Der Schreiber liest, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, so steht auch die Uhr schon in der Höhe, die sich sogleich niedersenkt, sobald er schweigt. Hier ist nun die große Kunst, in den Fluß der Vorlesung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerksamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er ist genöthigt den horizontalen und verticalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern; er befindet sich im Fall der bösen Geister im Puppenspiel, die auf das schnell wechselnde Verlicke! Verlecke! des muthwilligen Hanswursts nicht wissen wie sie gehen oder kommen sollen.

Wer in Kanzleien hat collationiren hören, kann sich eine Vorstellung von dieser Vorlesung machen, schnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunstreiche Advocat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen, und das Publicum ergötzt sich an seinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendsten unter denen, die ich verstand. Der Vorleser recitirte so eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Besitzer über die fraglichen Güter disponirte. Der Advocat hieß ihn langsamer lesen, und als er die Worte deutlich aussprach: Ich schenke, ich vermache, fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: Was willst du schenken? was vermachen? du armer ausgehungerter Teufel! Gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch, fuhr er fort, indem er sich zu besinnen schien, war doch jener erlauchte Besitzer in eben dem Fall, er wollte schenken, wollte vermachen, was ihm so wenig gehörte als dir. Ein unendlich Gelächter schlug auf, doch sogleich nahm die

Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleser summte fort, machte dem Advocaten ein flämisch Gesicht; doch das sind alles verabredete Späße.

Venedig, den 4. October 1786, nach Mitternacht.

Gestern war ich in der Komödie, Theater San Luca, die mir viel Freude gemacht hat: ich sah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich sind sie nicht alle gleich, der Pantalon sehr brav; die eine Frau stark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauspielerin, spricht excellent und weiß sich zu betragen. Ein tolles Süjet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel: Der Verschlag behandelt ist. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drei Stunden. Doch ist auch hier das Volk wieder die Base worauf dieß alles ruht: die Zuschauer spielen mit und die Menge verschmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palast, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und sein Gegner, alles lebt und treibt, und läßt sich es angelegen seyn, spricht und betheuert, schreit und bietet aus, singt und spielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen sie ins Theater und sehen und hören das Leben ihres Tags, künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerükt, durch Sitten genähert. Hierüber freuen sie sich kindisch, schreien wieder, klatschen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht ist immer alles eben dasselbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren sehen, als jene Masken, so wie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

Da ich das schreibe, machen sie einen gewaltigen Lärm auf dem Canal unter meinem Fenster, und Mitternacht ist vorbei. Sie haben im Guten und Bösen immer etwas zusammen.

Abends

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört: drei Kerls auf dem Platze und Ufersteindamme, jeden nach seiner Art Geschichten erzählend, sodann

zwei Sachwalter, zwei Prediger, die Schauspieler, worunter ich besonders den Pantalon rühmen muß; alle diese haben etwas Gemeinsames, sowohl weil sie von ein und derselben Nation sind, die, stets öffentlich lebend, immer in leidenschaftlichem Sprechen begriffen ist, als auch weil sie sich unter einander nachahmen. Hierzu kommt noch eine entschiedene Gebärdensprache, mit welcher sie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Gesinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Fest des heiligen Franciscus war ich in seiner Kirche alle Vigne. Des Capuciners laute Stimme ward von dem Geschrei der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone begleitet; ich stand in der Kirchthüre zwischen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Venedig, den 5. October 1786.

Heute früh war ich im Arsenal, mir immer interessant genug, da ich noch kein Seewesen kenne, und hier die untere Schule besuchte: denn freilich sieht es hier nach einer alten Familie aus, die sich noch rührt, obgleich die beste Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber ist. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige gesehen, und ein Schiff von vierundachtzig Kanonen, dessen Gerippe fertig steht, bestiegen.

Ein gleiches ist vor sechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis aufs Wasser verbrannt; die Pulverkammer war nicht sehr gefüllt, und da sie sprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuser büßten ihre Scheiben ein.

Das schönste Eichenholz, aus Istrien, habe ich verarbeiten sehen, und dabei über den Wachsthum dieses werthen Baumes meine stillen Betrachtungen angestellt. Ich kann nicht genug sagen, was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Mensch zuletzt als Materialien braucht, und in seinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst.

Um mit Einem Worte den Begriff des Bucentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr, als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein ächter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas Aechtes leisten. Hier war ihm aufgetragen, eine Galeere zu bilden, die werth wäre die Häupter der Republik am feierlichsten Tage zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft zu tragen: und diese Aufgabe ist vortrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierrath: also darf man nicht sagen, mit Zierrath überladen, ganz vergoldetes Schnitzwerk, sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Menstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch, das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Ohren prächtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venetianer waren, und sich zu seyn dünkten.

Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie, und muß diesen Scherz gleich auf dem Papier befestigen. Das Stück war nicht schlimm: der Verfasser hatte alle tragischen Matadore zusammengesteckt, und die Schauspieler hatten gut spielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwei Väter, die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen getrennten Familien leidenschaftlich übers Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheirathet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter sich erstachen, worauf unter lebhaftem Händeklatschen der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und das so lange, bis sich die zwei Hauptpaare bequemten, hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen, und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publicum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort, und rief: I morti! Das dauerte so lange, bis die zwei Todten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimme riefen: Bravi i morti! sie wurden durch Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Diese Posse gewinnt für den Augen- und

Wie du mir, ſo ich dir.

Mann mit zugeknöpften Taſchen,
Dir thut niemand was zu lieb:
Hand wird nur von Hand gewaſchen;
Wenn du nehmen willſt, ſo gieb!

Zeit und Zeitung.

A. Sag' mir, warum dich keine Zeitung freut?

B. Ich liebe ſie nicht, ſie dienen der Zeit.

Zeichen der Zeit.

Hör' auf die Worte harum horum:
Ex tenui Spes Seculorum.
Willſt du die harum horum kennen,
Jetzt werden ſie dir ſich ſelber nennen.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wer will denn alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee ſchmilzt, wird ſich's finden.

Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
Sind's Roſen, nun ſie werden blühn.

Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiäner immer im Munde führen, so in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit diesem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! so können wir Nordländer zu jeder Stunde sagen, wenn wir im Finstern scheiden; der Italiäner sagt: **Felicissima notte!** nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht sich scheiden, und da heißt es denn etwas ganz anders. So unübersetzlich sind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es sey nun in Charakter, Gesinnungen oder Zuständen.

Venedig, den 6. October 1786.

Die Tragödie gestern hat mich manches gelehrt. Erstlich habe ich gehört, wie die Italiäner ihre eilfsylbigen Jamben behandeln und declamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragischen Figuren verbunden hat. Das ist das eigentliche Schauspiel für dieses Volk: denn es will auf eine crudele Weise gerührt seyn, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut sie nur, wenn der Held gut spricht; denn aufs Reden halten sie viel, sodann aber wollen sie lachen oder etwas Albernes vernehmen.

Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann seinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieser seine eigene gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fing das Volk laut an, sein Mißvergnügen über diese Zumuthung zu beweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat ins Proscenium, und bat demüthig, sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden; die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl.

Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele Hinundherdissertiren im griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden, und verstanden sich noch besser darauf als die Italiäner;

vor den Gerichtsstellen, wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas.

An den ausgeführten Werken Palladio's, besonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bei mir überlegte, in wiefern ich Recht oder Unrecht hätte gegen einen solchen außerordentlichen Mann, so war es, als ob er dabei stünde, und mir sagte: Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte.

Mir scheint, so viel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer schon bestehenden Kirche, eines ältern Hauses, wozu er Façaden errichten sollte, nur überlegt: Wie gibst du diesen Räumen die größte Form? Im einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfnisses, etwas verrücken oder verpfuschen, da oder dort wird eine Unschicklichkeit entstehen; aber das mag seyn, das Ganze wird einen hohen Styl haben, und du wirst dir zur Freude arbeiten. Und so hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im einzelnen zerknittern und verstümmeln mußte.

Der Flügel in der Carità dagegen muß uns deßhalb von so hohem Werthe seyn, weil der Künstler freie Hand hatte und seinem Geist unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloster fertig geworden, so stünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunst.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich seine Werke lese und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt; denn er macht wenig Worte, sie sind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Den 7 October 1786.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crebillon, auf dem Theater San Crisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Acteurs sind übrigens brav und wissen das Publicum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drei verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in Einer Scene. Elektra, ein hübsches Weibchen von mittlerer Größe und Stärke und fast französischer Lebhaftigkeit, einem guten Anstand, spricht die Verse schön; nur betrug sie sich von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indessen habe ich doch wieder gelernt. Der italiänische, immer eilfwibige Jambe hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Silbe durchaus kurz ist und wider Willen des Declamators in die Höhe schlägt.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an diesem Tage, wegen eines alten Sieges über die Türken, in der Kirche der heiligen Justina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürsten und einen Theil des Adels bringen, seltsam gekleidete Schiffer sich mit rothgemalten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften mit angezündeten, auf Stangen und tragbare silberne Leuchter gesteckten Kerzen stehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beschlagene Brücken aus den Fahrzeugen ans Land gestreckt werden, zuerst die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen rothen der Senatoren sich auf dem Pflaster entfalten, zuletzt der Alte, mit goldener phrygischer Mütze geschmückt, im längsten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel, aussteigt, drei Diener sich seiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Mir nordischem Flüchtling hat diese Ceremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feierlichkeiten kurzröckig sind, und wo die größte, die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort seyn. Aber hierher gehören diese Schleppröcke, diese friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank seyn mag, sich aber nur noch so, um der Würde willen, unter dem schweren Rocke gerade hält. Sonst sieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geschlechts und ist gar hold und leutselig; die Kleidung steht

sehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchsichtig, auf dem weißesten, klarsten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meist schöne Männer, keine einzige vertrackte Gestalt, mehrere groß mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperrücken wohl ziemten, vorgekaute Gesichter, weiches, weißes Fleisch, ohne schwammig und widerwärtig auszusehen, vielmehr klug, ohne Anstrengung, ruhig, ihrer selbst gewiß, Leichtigkeit des Daseyns und durchaus eine gewisse Fröhlichkeit.

Wie sich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderschaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem sie, Paar für Paar, das Weihwasser empfangen und sich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Auf heute Abend hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Taffo und Arioft auf ihre eigenen Melodien singen. Dieses muß wirklich bestellt werden; es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondschein bestieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; sie fingen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rousseau kennen, ist eine Mittelart zwischen Choral und Recitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Tact zu haben: die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie, nach dem Inhalt des Verses, mit einer Art von Declamation sowohl Ton als Maß; der Geist aber, das Leben davon, läßt sich begreifen wie folgt.

Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen, genug sie paßt gar trefflich für einen mäßigen Menschen, der sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterschiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk schätzt Stärke vor allem — sitzt er am Ufer einer Insel, eines Canals, auf einer Barke und läßt sein Lied schallen, so weit er kann. Ueber den stillen Spiegel

verbreitet ſich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte verſteht und mit dem folgenden Verſe antwortet: hierauf erwiedert der erſte und ſo iſt einer immer das Echo des andern. Der Geſang währt Nächte durch, unterhält ſie, ohne zu ermüden. Je ferner ſie alſo von einander ſind, deſto reizender kann das Lied werden; wenn der Hörer alsdann zwiſchen beiden ſteht, ſo iſt er am rechten Flecke.

Um dieſes mich vernehmen zu laſſen, ſtiegen ſie am Ufer der Giudecca aus, ſie theilten ſich am Canal hin: ich ging zwiſchen ihnen auf und ab, ſo daß ich immer den verließ, der zu ſingen anfangen ſollte, und mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Geſangs erſt aufgeſchloſſen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchſt ſonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es iſt darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich ſchrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter ſagte: **È singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando è più ben cantato.** Er wünſchte, daß ich die Weiber vom Lido, beſonders die von Malamocco und Paleſtrina hören möchte; auch dieſe ſängen den Taſſo auf gleiche und ähnliche Melodien. Er ſagte ferner: Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fiſchen ins Meer ſind, ſich ans Ufer zu ſetzen und mit durchdringender Stimme Abends dieſe Geſänge erſchallen zu laſſen, bis ſie auch von ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen und ſich ſo mit ihnen unterhalten. Iſt das nicht ſehr ſchön? Und doch läßt ſich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an ſolchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menſchlich aber und wahr wird der Begriff dieſes Geſanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, gleichgeſtimmter höre und antworte.

Venedig, den 8. October 1786.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von **Paolo Veroneſe**. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexander und Hephäſtion: die voranknieende Mutter hält den letztern für den König; er lehnt es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler ſey in dieſem Palaſt gut aufgenommen und

längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemalt und als Geschenk zusammengerollt unter das Bett geschoben. Es verdient allerdings einen besondern Ursprung zu haben; denn es gibt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meisters. Seine große Kunst, ohne einen allgemeinen Ton, der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunstreich vertheiltes Licht und Schatten und eben so weislich abwechselnde Localfarben die köstlichste Harmonie hervorzubringen, ist hier recht sichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und frisch, wie von gestern, vor uns steht: denn freilich, sobald ein Gemälde dieser Art gelitten hat, wird unser Genuß sogleich getrübt, ohne daß wir wissen was die Ursache sey.

Wer mit dem Künstler wegen des Costüms rechten wollte, der dürfte sich nur sagen, es habe eine Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts gemalt werden sollen; und so ist alles abgethan. Die Abstufung von der Mutter durch Gemahlin und Tochter ist höchst wahr und glücklich; die jüngste Prinzeß, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mäuschen und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen; ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Meine alte Gabe, die Welt mit Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eigenen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venetianische Maler alles klarer und heiterer sehen als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkothigen, bald staubigen, farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondeliere leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so sah ich das beste frischeste Bild der venetianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Localfarben blendend hervor, und die Schattenseiten waren so licht, daß sie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein gleiches galt von den Widerscheinen des meergrünen Wassers. Alles war hell in hell gemalt, so daß die schäumende Welle

und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Türkchen aufs J zu setzen.

Tizian und Paolo hatten diese Klarheit im höchsten Grade, und wo man sie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder ist aufgemalt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Marcuskirche, nebst ihren Seitenflächen, alles ist bilderreich, alles bunte Figuren auf goldenem Grunde, alles musivische Arbeit; einige sind recht gut, andere gering, je nachdem die Meister waren, die den Carton verfertigten.

Es fiel mir recht aufs Herz, daß doch alles auf die erste Erfindung ankommt, und daß diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckten Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußböden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter als man denkt.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von denen, die ich von Mannheim her und sonst schon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntschaften. Eine Kleopatra in kolossaler Ruhe, die Aspis um den Arm geschlungen und in den Tod hinüberschlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngste Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, sodann einige Gladiatoren, ein in seinen Flügeln ruhender Genius, sitzende und stehende Philosophen. Es sind Werke, an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen.

Viele bedeutende Büsten versetzen mich in die alten, herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in diesen Kenntnissen zurück bin; doch es wird vorwärts gehen, wenigstens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu, und zu aller Kunst und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht so paradox, als wenn Jacob Böhme, bei Erblickung einer zinnernen Schüssel, durch Einstrahlung Jovis über das Universum erleuchtet wurde. Auch steht in dieser Sammlung ein Stück des Gebälks, vom Tempel des Antoninus und

der Fauſtina, in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architecturgebildes erinnerte mich an das Capitäl des Pantheon in Mannheim. Das iſt freilich etwas anderes als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, etwas anders als unſere Tabakspfeifenſäulen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken; dieſe bin ich nun, Gott ſey Dank! auf ewig los.

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwei ungeheure Löwen von weißem Marmor, vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt, herrliche Gegenbilder von lebendiger Mannichfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen, und daß man ſelbſt zu nichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhöben: ſie ſollen aus der beſten griechiſchen Zeit, und vom Piräus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſeyn.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefs ſtammen in dem Tempel der heiligen Juſtina, der Türkenbeſiegerin, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einigermaßen verfinſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian ſeine unendlich ſchönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, danach geformt habe. Es ſind Genien, welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freilich ſo ſchön, daß es allen Begriff überſteigt.

Sodann betrachtete ich mit ganz eigenem Gefühl die nackte koloſſale Statue des Marcus Agrippa, in dem Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche hereiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcuskirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht, daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man, daß ſie ganz vergoldet waren, und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch das iſt gut; ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! ich möchte einen rechten Pferdekenner

darüber reden hören. Was mir sonderbar scheint, ist, daß sie in der Nähe schwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirsche aussehen.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiste aufs Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen schließt und sie vom Meere absondert. Wir stiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein starkes Geräusch: es war das Meer, und ich sah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es sich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen gesehen, und bin auf der schönen Tenne, die es weichend zurücklässt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu einigem Gebrauch: ich möchte von der Feuchtigkeit des Dintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edeln Consul Smith und seiner ersten Frau; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig, und dankte ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüttet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wiederfinden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen, in einem Schifferkahn eine Fahrt zu thun; die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Am Meere habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ: sie sind alle zugleich mastig und streng, saftig und zäh, und es ist offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die salzige Luft ihnen diese Eigenschaften giebt; sie strotzen von Säften wie Wasserpflanzen, sie sind fett und zäh, wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Disteln thun, sind sie gewaltig spitz und stark. Ich

fand einen ſolchen Buſch Blätter; es ſchien mir unſer unſchuldiger Huflattig, hier aber mit ſcharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, ſo auch die Samenkapſeln, die Stiele, alles maſtig und fett. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (**Eryngium maritimum**).

Der Fiſchmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklichen aufgehaſchten Meeresbewohner.

Venedig, den 9. October 1786.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Paleſtrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue ſind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie ſind von gehauenen Steinen, und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Fluth und Erde, gegen einander arbeitend, dann das allmählige Sinken des Urgewäſſers waren Urſache, daß am obern Ende des adriatiſchen Meeres ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche, von der Fluth beſucht, von der Ebbe zum Theil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt, und ſo liegt Venedig, von hundert Inſeln zuſammen gruppirt, und von hunderten umgeben. Zugleich hat man mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten tiefe Canäle in den Sumpf gefurcht, damit man auch zur Zeit der Ebbe mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor Alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwei Orten hereintreten kann, bei dem Caſtell nämlich, und am entgegengeſetzten Ende, bei Chiozza. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tags zweimal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zweimal hinaus, immer durch denſelben Weg, in denſelben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern, moraſtigen Stellen, und läßt die erhöhteren, wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe, und nach Willkür hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Oertchen auf dem Lido, Paleſtrina, San Pietro und andere untergehen müßten, ſo würden auch jene Communicationscanäle

National-Verſammlung.

Auf der recht- und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, ſtehen ſie zum Streite,
All' einander ungelitten.

Wenn du dich ans Ganze wendeſt,
Und votireſt wie du ſinneſt,
Merke welchen du entfremdeſt,
Fühle wen du dir gewinneſt.

Dem 31. October 1817.

Dreihundert Jahre hat ſich ſchon
Der Proteſtant erwieſen,
Daß ihn von Pabſt- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe ſinnt und ſchleicht,
Der Prediger ſteht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Iſt aller Deutſchen Sache.

Auch ich ſoll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunſt und Wiſſenſchaft
Wie immer proteſtiren.

---

ausgefüllt, und indem das Waſſer alles durch einander ſchlemmte, das Lido zu Inſeln, die Inſeln, die jetzt dahinter liegen, zu Erdzungen verwandelt werden. Dieſes zu verhüten müſſen ſie das Lido verwahren, was ſie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menſchen ſchon in Beſitz genommen, dem ſie ſchon zu einem gewiſſen Zweck Geſtalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächst, iſt es beſonders gut, daß es nur an zwei Orten herein darf und das übrige geſchloſſen bleibt; es kann alſo doch nicht mit der größten Gewalt eindringen, und muß ſich in einigen Stunden dem Geſetz der Ebbe unterwerfen, und ſeine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig nichts zu beſorgen; die Langſamkeit, mit der das Meer abnimmt, giebt ihr Jahrtauſende Zeit, und ſie werden ſchon, den Canälen klug nachhelfend, ſich im Beſitz zu erhalten ſuchen.

Wenn ſie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches ſo nothwendig als leicht iſt, und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von großer Conſequenz. Nun iſt zwar bei großer Strafe verboten, nichts in die Canäle zu ſchütten, noch Kehricht hineinzuwerfen; einem ſchnell einfallenden Regenguß aber iſt's nicht unterſagt, alles das in die Ecken geſchobene Kehricht aufzurühren, in die Canäle zu ſchleppen, ja, was noch ſchlimmer iſt, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Waſſers beſtimmt ſind, und ſie dergeſtalt zu verſchlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr ſind, unter Waſſer zu ſtehen. Selbſt einige Abzüge auf dem kleinen Marcusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt ſind, habe ich verſtopft und voll Waſſer geſehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, iſt ein unleidlicher Koth: alles flucht und ſchimpft, man beſudelt beim Auf- und Abſteigen der Brücken die Mäntel, die Tabarro's, womit man ſich ja das ganze Jahr ſchleppt, und da alles in Schuh und Strümpfen läuft, beſpritzt man ſich und ſchilt; denn man hat ſich nicht mit gemeinem, ſondern beizendem Koth beſudelt. Das Wetter wird wieder ſchön, und kein Menſch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr iſt es geſagt: Das Publicum beklagt ſich immer, daß es ſchlecht bedient ſey, und weiß es nicht anzufangen, beſſer bedient zu werden. Hier, wenn der Senverän wollte, könnte alles gleich gethan ſeyn.

Heute Abend ging ich auf den Marcusthurm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben geſehen, wollte ich ſie auch zur Zeit der Ebbe in ihrer Demuth ſchauen, und es iſt nothwendig, dieſe beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es ſieht ſonderbar aus, ringsum überall Land erſcheinen zu ſehen, wo vorher Waſſerſpiegel war. Die Inſeln ſind nicht mehr Inſeln, nur höher bebaute Flecke eines großen graugrünlichen Moraſtes, den ſchöne Canäle durchſchneiden. Der ſumpfige Theil iſt mit Waſſerpflanzen bewachſen, und muß ſich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Fluth beſtändig daran rupfen und wühlen, und der Vegetation keine Ruhe laſſen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals ans Meer: dort habe ich heute die Wirthſchaft der Seeſchnecken, Patellen und Taſchenkrebſe geſehen, und mich herzlich darüber gefreut. Was iſt doch ein Lebendiges für ein koſtliches, herrliches Ding! wie abgemeſſen zu ſeinem Zuſtande, wie wahr, wie ſeyend! Wie viel nutzt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich es fortzuſetzen! Doch ich will, da es ſich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke beſtehen erſt aus einigen ſteilen Stufen, dann kommt eine ſachte anſteigende Fläche, ſodann wieder eine Stufe, abermals eine ſanft anſteigende Fläche, dann eine ſteile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Dieſe Stufen, dieſe Flächen hinan ſteigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorſprung zerſchellt.

Dem Meere folgen ſeine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einſchalige Patellen, und was ſonſt noch beweglich iſt, beſonders die Taſchenkrebſe. Kaum aber haben dieſe Thiere an den glatten Mauern Beſitz genommen, ſo zieht ſich ſchon das Meer, weichend und ſchwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht, woran es iſt, und hofft immer, die ſalzige Fluth ſoll wiederkehren: allein ſie bleibt aus, die Sonne ſticht und trocknet ſchnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieſer Gelegenheit ſuchen die Taſchenkrebſe ihren Raub. Wunderlicher und komiſcher kann man nichts ſehen, als die Gebärden dieſer aus einem runden Körper und zwei langen Scheeren beſtehenden Geſchöpfe; denn die übrigen Spinnenfüße ſind nicht bemerklich. Wie auf ſtelzenartigen Armen ſchreiten ſie einher, und ſobald eine Patelle ſich

unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren sie zu, um die Scheere in den schmalen Raum zwischen der Schale und dem Boden zu stecken, das Dach umzukehren und die Auster zu verschmausen. Die Patelle zieht sachte ihren Weg hin, fangt sich aber gleich fest an den Stein, sobald sie die Nähe des Feindes merkt. Dieser gebärdet sich nun wunderlich um das Tächelchen herum, gar zierlich und affenhaft: aber ihm fehlt die Kraft, den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf diese Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde Los, und die erste setzt ihren Zug sachte fort. Ich habe nicht gesehen, daß irgend ein Taschenkrebs zu seinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieses Gewimmels Stunden lang, wie sie die beiden Flächen und die dazwischen liegenden Stufen hinabschlichen, beobachtet habe.

Venedig, den 10. October 1786.

Nun endlich kann ich denn auch sagen, daß ich eine Komödie gesehen habe! Sie spielten heute auf dem Theater St. Lucas le Baruffe Chiozzotte, welches allenfalls zu übersetzen wäre: Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden sind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber Schwestern und Töchter. Das gewöhnliche Geschrei dieser Leute, im Guten und Bösen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles ist gar brav nachgeahmt. Das Stück ist noch von Goldoni, und da ich erst gestern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr wiederschien und wiederklang, so machte es gar große Freude; und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verstand, so konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen.

Der Plan des Stücks ist folgender: Die Einwohnerinnen von Chiozza sitzen auf der Rhede vor ihren Häusern, spinnen, stricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich. Ein junger Mensch geht vorüber, und grüßt eine freundlicher als die übrigen; sogleich fängt das Sticheln an: dieß hält nicht Maß, es schärft sich und wächst bis zum Hohne, steigert sich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere; eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun ist Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entschiedenen Beleidigungen, so daß die Gerichtspersonen sich einzumischen genöthigt sind.

Im zweiten Act befindet man sich in der Gerichtsstube. Der Actuarius, an der Stelle des abwesenden Podestà, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hätte erscheinen dürfen, der Actuarius also läßt die Frauen einzeln vorfordern: dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist, und, sehr glücklich sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Actuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der ersten gleichfalls, die übrigen folgen, neue Vorwürfe häufen sich, und nun ist der Teufel in der Gerichtsstube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Act steigert sich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart steckend geworden, tritt auf, als Gegensatz des beweglichen, schwatzenden, schreiseligen Volkes: er nimmt immer erst einen Anlauf, durch Bewegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich, was er gedacht, herausstößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Sätzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, dergestalt, daß alles was er sagt, sprichwörtlich oder sententiös klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenschaftliche Handeln gar schön ins Gleichgewicht gesetzt wird.

Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, sich und die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch gestehen, daß die Schauspieler es vortrefflich machten. Sie hatten sich, nach Anlage der Charaktere, in die verschiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erste Actrice war allerliebst, viel besser als neulich in Heldentracht und Leidenschaft. Die Frauen überhaupt, besonders aber diese, ahmten Stimme, Gebärden und Wesen des Volks aufs anmuthigste nach. Großes Lob verdient der Verfasser, der aus nichts den angenehmsten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar seinem eigenen lebenslustigen Volk. Es ist durchaus mit einer geübten Hand geschrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerstreut ist, habe ich die Smeraldina gesehen, eine kleine dicke Figur,

voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr ſah ich den Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Händeſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Masken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Theil des Jahrs mit der Maske herumläuft, ſo findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Venedig, den 11. October 1786.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſeyn will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammengekommen, der kein Italieniſch kann, ſich wie verrathen und verkauft fühlt, und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann; er mag ſtark in den Funfzigen ſeyn, und hat zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt: er reiſt durch Italien bequem, aber geſchwind, um es doch einmal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeigehen ſo viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich, wie lange ich hier ſey? und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erſtenmal, verſetzte er: **Il parait que vous n'avez pas perdu votre tems.** Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens, das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich, einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſt nun auch! und ich betrachtete mit Erſtaunen, wie man reiſen kann, ohne etwas außer ſich gewahr zu werden, und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackerer, ordentlicher Mann.

Venedig, den 12. October 1786.

Geſtern gaben ſie zu San Luca ein neues Stück: **L'Inglicismo in Italia.** Da viele Engländer in Italien leben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die

Italiener diese reichen und ihnen so willkommenen Gäste betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenscenen wie immer, das übrige aber zu schwer und ernstlich gemeint, und denn doch keine Spur von englischem Sinn, die gewöhnlichen italienischen sittlichen Gemeinsprüche, und auch nur auf das Gemeinste gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punkt ausgepfiffen zu werden; die Schauspieler fühlten sich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dieß das letzte Stück ist, was ich hier sehe, so scheint es, mein Enthusiasmus für jene Nationalrepräsentation sollte noch durch diese Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeschaltet, so sollen die Acten inrotulirt, und den Freunden zum Urtheilsspruch zugeschickt werden. Schon jetzt finde ich manches in diesen Blättern, was ich näher bestimmen, erweitern und verbessern könnte: es mag stehen als Denkmal des ersten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köstlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichten Existenz hinübersenden! Ja wohl ist dem Italiener das ultramontane eine dunkle Vorstellung: auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor, sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, so habe ich mir auch die Ausgabe des Galiani angeschafft; allein dieser Foliant lastet in meinem Geräck, wie das Studium desselben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch seine Worte und Werke, durch seine Art und Weise des Denkens und Schaffens den Vitruv schon näher gebracht und verdolmetscht, besser als die italienische Uebersetzung thun kann. Vitruv liest sich nicht so leicht; das Buch ist an sich schon düster geschrieben und fordert ein kritisches Studium. Demungeachtet lese ich es flüchtig durch,

und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Besser zu sagen, ich lese es wie ein Brevier, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und giebt Raum zum Lesen und Schreiben.

Gott sey Dank! wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durfte ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spineza lerne; denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige lateinische Buch war, das ich las: er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten müßte, wie ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'sche Uebersetzung der Satyren höchst unglücklich gemacht: ich hatte kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wäre ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht: die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die hiesige Existenz genugsam zugeeignet, und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig, den 14. October 1786, 2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierseyns: denn es geht sogleich mit dem Courierschiffe nach Ferrara. Ich verlasse Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben, müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen; auch verläßt jedermann nun diese Stadt, und sucht seine Gärten und Besitzungen auf dem festen Lande. Ich habe indeß gut aufgeladen, und trage das reiche, sonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16. October 1786. früh, auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Kajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünfundvierzigsten Grad wirklich eingetreten, und wiederhole mein altes Lied: Dem Landesbewohner wollte ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Seyn. Die Fahrt bei herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Ansichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man sieht nur seine bebuschten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etsch, sah ich alberne Wasserbaue, die kindisch und schädlich sind, wie die an der Saale.

Ferrara, den 16. October 1786. Nachts.

Seit früh sieben Uhr deutschen Zeigers hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder wegzugehen. Zum erstenmal überfällt mich eine Art von Unlust in dieser großen und schönen, flachgelegenen, entvölkerten Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof: hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariosts Grabmal enthält viel Marmor, schlecht ausgetheilt. Statt Tasso's Gefängniß zeigen sie einen Holzstall oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt werden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie

ſich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor wie Dr. Luthers Tintenflecks, den der Caſtellan von Zeit zu Zeit wieder auffriſcht. Die meiſten Reiſenden haben doch etwas Handwerksburſchenartiges, und ſehen ſich gern nach ſolchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürriſch geworden, ſo daß ich an einem ſchönen akademiſchen Inſtitut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal geſtiftet und bereichert, wenig Theil nahm; doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Malers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in ſeinem gewöhnlichen Wüſtencoſtüm deutet heftig auf die Dame. Sie ſieht ganz gelaſſen den neben ihr ſitzenden Fürſten, und der Fürſt ſtill und klug den Enthuſiaſten an. Vor dem Könige ſteht ein Hund, weiß, mittelgroß; unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneſer hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dünkt, das iſt recht glücklich gedacht.

Cento, den 17. October 1786. Abends.

In einer beſſern Stimmung als geſtern ſchreibe ich aus Guercino's Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches wohlgebautes Städtchen, von ungefähr fünftauſend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unüberſehlich bebauten Plaine. Ich beſtieg nach meiner Gewohnheit ſogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelſpitzen, zwiſchen denen man in der Nähe kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit ſeinem eigenen Feld umgeben. Köſtlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbſtabend, wie wir unſerm Sommer ſelten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte ſich auf, die Wolken warfen ſich nord- und ſüdwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen ſchönen morgenden Tag.

Hier ſah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erſtenmal. Der Winter dauert hier nur December und Januar, ein regnichter April, übrigens nach Beſchaffenheit der Jahrszeit gut Wetter: nie anhaltenden Regen; doch war dieſer September beſſer und wärmer als ihr Auguſt. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden; denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen ſchreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte ſeine Vaterſtadt, wie überhaupt die Italiäner dieſen

Localpatriotismus im höchsten Sinne hegen und pflegen, aus welchem schönen Gefühl so viel köstliche Anstalten, ja die Menge Ortsheilige entsprungen sind. Unter jenes Meisters Leitung entstand nun hier eine Malerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen sich noch der Bürger freut, die es aber auch werth sind. Guercino ist ein heiliger Name und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferstandenen Christus vorstellend, der seiner Mutter erscheint. Vor ihm knieend, blickt sie auf ihn mit unbeschreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt seinen Leib gleich unter der unseligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat seine linke Hand um ihren Hals gelegt, und biegt sich, um sie bequemer anzusehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieses gibt der Figur etwas, ich will nicht sagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Demungeachtet bleibt sie unendlich angenehm. Der stilltraurige Blick, mit dem er sie ansieht, ist einzig, als wenn ihm die Erinnerung seiner und ihrer Leiden, durch die Auferstehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele schwebte. Strange hat das Bild gestochen; ich wünschte daß meine Freunde wenigstens diese Copie säben.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Brust; sie zaudert schamhaft, den Busen zu entblößen. Natürlich, edel, köstlich und schön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr stehenden und nach den Zuschauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der katholischen Mythologie sehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercino ist ein innerlich braver, männlich gesunder Maler, ohne Rohheit. Vielmehr haben seine Sachen eine zarte moralische Grazie, eine ruhige Freiheit und Großheit, dabei etwas Eigenes, daß man seine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung seines Pinsels setzt in Erstaunen. Er bedient sich besonders schöner, ins Braunrothe gebrochener Farben zu seinen Gewändern: diese harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gern anbringt.

Die Gegenstände der übrigen Bilder sind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künstler hat sich gemartert, und doch Erfindung und Pinsel, Geist und Hand verschwendet und verloren. Mir ist aber sehr

Dreifaltigkeit.

Der Vater ewig in Ruhe bleibt,
Er hat der Welt ſich einverleibt.

Der Sohn hat Großes unternommen,
Die Welt zu erlöſen iſt er gekommen;
Hat gut gelehrt und viel ertragen,
Wunder noch heut in unſern Tagen.

Nun aber kommt der heil'ge Geiſt,
Er wirkt am Pfingſten allermeiſt.
Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch niemand ausgeſpäht.
Sie geben ihm nur eine kurze Friſt,
Da er doch Erſt- und Letzter iſt.

Deßwegen wir treulich, unverſtohlen,
Das alte Credo wiederholen:
Anbetend ſind wir all' bereit
Die ewige Dreifaltigkeit.

Keſtner's Agape.

1819.

Von deinem Liebesmahl
Will man nichts wiſſen;
Für einen Chriſten iſt's
Ein böſer Biſſen.

lieb und werth, daß ich auch diesen schönen Kunstkreis gesehen habe, ob gleich ein solches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18. October 1786. Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg, und gelangte bald genug hierher. Ein flinker und wohlunterrichteter Lohnbediente, sobald er vernahm, daß ich nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch so viel Paläste und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich gewesen war; und wer weiß, ob ich mich künftig bei diesen Merkzeichen aller der Sachen erinnere? Nun gedenke ich aber ein paar lichter Punkte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerst also die Cäcilia von Raphael! Es ist, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen sah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten, und ich möchte jetzt nichts darüber sagen, als daß es von ihm ist. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Existenz aber so vollkommen da steht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünscht, wenn man gleich zufrieden ist, selbst aufgelöst zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preisen, der wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen. Diese haben auf dem festen Boden der Wahrheit Grund gefaßt, sie haben die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich gelegt und, mit einander wetteifernd, die Pyramide stufenweise in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte, über und neben dem kein anderer stehen kann.

Das historische Interesse wird besonders rege, wenn man die Werke der ältern Meister betrachtet. Francesco Francia ist ein gar respectabler Künstler, Pietro von Perugia, ein so braver Mann, daß man sagen möchte, eine ehrliche deutsche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt! In München habe ich ein paar Stücke von ihm gesehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann! Wie er sich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Accord

macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf seiner niederländischen Reise gegen seine herrlichen Kunstwerke, womit er sein Glück zu machen hoffte, Papageien eintauscht, und, um das Trinkgeld zu ersparen, die Domestiken porträtirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir ist ein so armer Narr von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieser alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt, aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man fast durch alle Straßen verbreitet sieht, geschützt vor Sonne und Witterung, hin- und herwandeln, gaffen, kaufen und ihre Geschäfte treiben kann. Ich bestieg den Thurm und ergötzte mich an der freien Luft. Die Aussicht ist herrlich! Im Norden sieht man die paduanischen Berge, sodann die Schweizer-, Tyroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dießmal im Nebel. Gegen Westen ein unbegränzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene, bis ans adriatische Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorhügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachsen, mit Kirchen, Palästen, Gartenhäusern besetzt, wie die vicentinischen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer versicherte, daß nunmehr seit sechs Jahren dieser Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonst habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häusern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt bei den hellsten Tagen nur selten. Und dieser Nebel lege sich denn vorzüglich an die nördliche Kette, und mache unser liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die gesunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu aussähen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen sey. Man muß gestehen, die Dächer sind alle rein und schön; aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen: wenigstens in alten Zeiten hat man solche in diesen Gegenden kostbar gebrannt.

Der hängende Thurm ist ein abscheulicher Anblick, und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden. Ich erkläre mir diese Thorheit folgendermaßen. In den Zeiten der städtischen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Festung, aus der jede mächtige Familie

einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dieß zu einer Luft- und Ehrenſache, jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die geraden Thürme gar zu alltäglich waren, ſo baute man einen ſchiefen. Auch haben Architekt und Beſitzer ihren Zweck erreicht: man ſieht an den vielen geraden ſchlanken Thürmen hin, und ſucht den krummen. Ich war nachher oben auf demſelben. Die Backſteinſchichten liegen horizontal. Mit gutem bindendem Kitt und eiſernen Ankern kann man ſchon tolles Zeug machen.

Bologna, den 19. October 1786 Abends.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wiederzuſehen, aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hinein kommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Domenichino, in einer ſpätern glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wiſſen und Urtheil, welches mir abgeht, und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt, als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menſchen vermählten: daraus entſtanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmliſche Sinn des Guido, ſein Pinſel, der nur das Vollkommenſte was geſchaut werden kann, hätte malen ſollen, dich anzieht, ſo möchteſt du gleich die Augen von den abſcheulich dummen, mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenſtänden wegkehren, und ſo geht es durchaus: man iſt immer auf der Anatomie, dem Rabenſteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Intereſſe, immer etwas phantaſtiſch von außen Erwartetes. Entweder Miſſethäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler, um ſich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübſche Zuſchauerin herbei ſchleppt, allenfalls ſeine geiſtlichen Helden als Gliedermänner tractirt, und ihnen recht ſchöne Faltenmäntel überwirft. Da iſt nichts was einen menſchlichen Begriff gäbe. Unter zehn Sujets nicht Eins, das man hätte malen ſollen, und das Eine hat der Künſtler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Und ſo geht mir's denn wie Bileam, dem confuſen Propheten, welcher ſegnete, da er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall ſeyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael oder die ihm wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben wird, ſo iſt man gleich vollkommen geheilt und frei. So habe ich eine heilige Agatha gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen und meine Heldin nichts ſagen laſſen, was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen, daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurchzieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenien fortſetzen, aber was geſchah! Der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenie von Delphi vor die Seele und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſey es hier verzeichnet.

Elektra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grauſame Art, die ſo viel Unheil in Pelops' Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt leider einer der Griechen und erzählt, wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Elektra kennt ſich ſelbſt nicht und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll. Indeſſen ſind Iphigenie, Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contraſtirt gar merkwürdig mit Elektrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten, wechſelſeitig unerkannt, zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Prieſterin, welche die Freunde geopfert und entdeckt es Elektren. Dieſe iſt im Begriff mit demſelbigen Beil, welches ſie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieſes letzte ſchreckliche Uebel von Geſchwiſtern abwendet. Wenn dieſe Scene gelingt, ſo iſt nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater geſehen worden.

Wo ſoll man aber Hände und Zeit bernehmen, wenn auch der Geiſt willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer ſolchen Ueberfüllung des Guten und Wünſchenswerthen geängſtigt fühle, ſo muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr ſeyn, bedeutend genug ſchien. Es träumte mir nämlich, ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachſenen Inſel, von der mir bewußt war, daß daſelbſt die ſchönſten Faſanen zu haben ſeyen. Auch handelte ich ſogleich mit den Einwohnern um ſolches Gefieder, welches ſie auch ſogleich häufig, getödtet, herbeibrachten. Es waren wohl Faſanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, ſo erblickte man lange, farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder ſeltenen Paradiesvögeln. Dieſe brachte man mir ſchockweiſe ins Schiff, legte ſie mit den Köpfen nach innen, ſo zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federſchweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichſten Schober bildeten, den man ſich denken kann, und zwar ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Fluth und ich ordnete mir indeſſen ſchon die Freunde, denen ich von dieſen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck ſtieg, um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müſſen.

Nun war ich auch in der berühmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, das Inſtitut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, beſonders der innere Hof, ſieht ernſthaft genug aus, obgleich nicht von der beſten Baukunſt. Auf den Treppen und Corridors fehlte es nicht an Stucco und Frescozierden; alles iſt anſtändig und würdig, und über die mannichfaltigen ſchönen und wiſſenswerthen Dinge, die hier zuſammengebracht worden, erſtaunt man billig, doch will es einem Deutſchen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studienweiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß

Bayerische Staatsbibliothek

ſich der Menſch im Gange der alles verändernden Zeit ſo ſchwer los macht von dem, was eine Sache zuerſt geweſen, wenn ihre Beſtimmung in der Folge ſich auch verändert. Die chriſtlichen Kirchen halten noch immer an der Baſilikenform, wenn gleich die Tempelgeſtalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wiſſenſchaftliche Anſtalten haben noch das klöſterliche Anſehen, weil in ſolchen frommen Bezirken die Studien zuerſt Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtsſäle der Italiäner ſind ſo weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht: man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu ſeyn, wo ſonſt Recht geſprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erſte Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Brettern zuſammenſchlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen um die Zeit der Reformation wurden die Schüler in Bürgerhäuſer getrieben: aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unſere Waiſenhäuſer aufthaten, und den armen Kindern dieſe ſo nothwendige Welterziehung verſchafften?

Bologna, den 20. October 1786. Abends.

Dieſen heitern ſchönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, ſo werde ich ſchon wieder vom Geſtein angezogen. Ich komme mir vor wie Antäus, der ſich immer neu geſtärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit ſeiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der ſogenannte Bologneſer Schwerſpath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche, calcinirt, im Dunkeln leuchten, wenn ſie vorher dem Lichte ausgeſetzt geweſen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich ſchon ganze Felſen Fraueneis zu Tage anſtehend, nachdem ich ein ſandiges Thongebirg hinter mir gelaſſen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Waſſerriß hinunter, in welchen ſich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerſt einen aufgeſchwemmten Lehmhügel zu ſehen, der vom Regen ausgewaſchen wäre, doch konnte ich bei näherer Betrachtung von ſeiner Natur ſo viel entdecken: das feſte Geſtein, woraus dieſer Theil des Gebirges beſteht, iſt ein ſehr feinblätteriger Schieferthon, welcher mit Gyps abwechſelt. Das ſchieferige Geſtein iſt ſo innig

mit Schwefelkies gemischt, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, sich ganz und gar verändert: es schwillt auf, die Lagen verlieren sich, es entsteht eine Art Letten, muschlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerschlug, und beide Gestalten deutlich wahrnahm, konnte man sich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich sieht man die muscheligen Flächen mit weißen Punkten beschlagen; manchmal sind gelbe Partien drin; so zerfällt nach und nach die ganze Oberfläche und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies habe ich in dem Gestein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des bröcklich aufgelösten Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand zu meiner Freude den gesuchten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener Eiform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorschauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er stak, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seyen, davon kann man sich beim ersten Anblick überzeugen. Ob sie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob sie erst bei Aufblähung oder Zersetzung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die von mir aufgefundenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Eigestalt; die kleinsten gehen auch wohl in eine undeutliche Krystallform über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt siebzehn Loth. Auch fand ich in demselbigen Thon lose, vollkommene Gypskrystalle. Nähere Bestimmung werden Kenner an den Stücken, die ich mitbringe, zu entwickeln wissen. Und ich wäre nun also schon wieder mit Steinen belastet! Ein Achtelcentner dieses Schwerspaths habe ich aufgeracht.

Nachts.

Wie viel hätte ich noch zu sagen, wenn ich alles gestehen wollte, was mir an diesem schönen Tage durch den Kopf ging! Aber mein Verlangen ist stärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderstehlich vorwärts gezogen; nur mit Mühe sammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es scheint, der Himmel erhört mich. Es meldet sich ein Vetturin gerade nach Rom: und so werde ich übermorgen unaufhaltsam

dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen sehen, manches besorgen und wegarbeiten.

Legano auf den Apenninen, den 21. October 1786. Abends.

Ob ich mich heute selbst aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu sagen. Genug, ich ergriff mit Leidenschaft einen schnellern Anlaß abzureisen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshause, in Gesellschaft eines päpstlichen Officiers, der nach Perugia, seiner Vaterstadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweirädrigen Wagen setzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutscher, der gewohnt sey mit Soldaten umzugehen, sehr angenehm finde, nun mit einem päpstlichen Officier in Gesellschaft zu reisen.

Nehmt mir nicht übel, versetzte er darauf, ihr könnt wohl eine Neigung zum Soldatenstande haben; denn ich höre, in Deutschland ist alles Militär: aber was mich betrifft, obgleich unser Dienst sehr läßlich ist, und ich in Bologna, wo ich in Garnison stehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, so wollte ich doch, daß ich dieser Jacke los wäre, und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und so muß ich mir's gefallen lassen.

Giredo, den 22. October 1786. Abends.

Giredo, auch ein kleines Nest auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünschen entgegenreisend. Heute gesellten sich, reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer sogenannten Schwester. Ihre Pferde sind schön, sie reiten aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es scheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen; man glaubt einige Blätter im Archenholz zu lesen.

Die Apenninen sind mir ein merkwürdges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Po's folgt ein Gebirg, das sich aus der Tiefe erhebt, um zwischen zwei Meeren südwärts das feste Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu steil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht so sonderbar verschlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten

Zeiten mehr und länger hätten hereinwirken, größere Flächen bilden und überspülen können, so wäre es eins der schönsten Länder in dem herrlichsten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber ist's ein seltsam Gewebe von Bergrücken gegen einander; oft sieht man gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler besser ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überspült, so könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weise einen andern Charakter haben. Doch muß man sich keine Bergwüste, sondern ein meist bebautes, obgleich gebirgiges Land vorstellen. Kastanien kommen hier sehr schön, der Weizen ist trefflich, und die Saat schon hübsch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, um die Kirchen und Kapellen aber schlanke Cypressen.

Gestern Abend war das Wetter trübe, heute ist's wieder hell und schön.

Foligno, den 25. October 1786. Abends.

Zwei Abende habe ich nicht geschrieben. Die Herbergen waren so schlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein bißchen verworren zu werden: denn seit der Abreise von Venedig spinnt sich der Reiserocken nicht so schön und glatt mehr ab.

Den 23. früh, unserer Uhr um Zehn, kamen wir aus den Apenninen hervor, und sahen Florenz liegen in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und ins unendliche mit Villen und Häusern besäet ist.

Die Stadt hatte ich eiligst durchlaufen, den Dom, das Baptisterium. Hier thut sich wieder eine ganz neue, mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köstlich. Ich eilte so schnell heraus als hinein.

Der Stadt sieht man den Volksreichthum an, der sie erbaut hat; man erkennt, daß sie sich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toscana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein schönes, grandioses Ansehen haben. Es ist hier alles zugleich tüchtig und reinlich: Gebrauch und Nutzen mit Anmuth sind beabsichtigt; überall läßt sich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papstes hingegen scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.

Denn kaum verläßt der Herr
Die Grabestücher,
Gleich schreibt ein Schelmenvolk
Absurde Bücher.

Gewinnen gegen dich
Die Philologen;
Das hilft uns alles nichts,
Wir sind betrogen.

Nativität.

Der Deutsche ist gelehrt
Wenn er sein Deutsch versteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück,
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter. —

Das Parterre spricht.

Strenge Fräulein zu begrüßen
Muß ich mich bequemen;
Mit den liederlichen Süßen
Werd' ich's leichter nehmen.

Wenn ich neulich von den Apenninen sagte, was sie seyn könnten, das ist nun Toscana: weil es so viel tiefer lag, so hat das alte Meer recht seine Schuldigkeit gethan und tiefen Lehmboden aufgehäuft; er ist hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die ursprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugschar ist nicht beweglich. So schleppt sie der Bauer, hinter seinen Ochsen gebückt, einher und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt: wenigen und nur sehr leichten Dünger streuen sie mit den Händen. Endlich säen sie den Weizen, dann häufen sie schmale Sotteln auf; dazwischen entstehen tiefe Furchen, alles so gerichtet, daß das Regenwasser ablaufen muß. Die Frucht wächst nun auf den Sotteln in die Höhe: in den Furchen gehen sie hin und her, wenn sie jäten. Diese Verfahrungsart ist begreiflich, wo Nässe zu fürchten ist; warum sie es aber auf den schönsten Gebreiten thun, kann ich nicht einsehen. Diese Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo sich eine herrliche Plaine auftut. Reiner kann man kein Feld sehen, nirgends auch nur eine Erdscholle, alles klar wie gesiebt. Der Weizen gedeiht hier recht schön, und er scheint hier alle seiner Natur gemäßen Bestimmungen zu finden. Das zweite Jahr bauen sie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Hafer bekommen. Es werden auch Lupinen gesäet, die jetzt schon vortrefflich grün stehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat schon gekeimt; er bleibt den Winter über und wird durch den Frost nur dauerhafter.

Die Oelbäume sind wunderliche Pflanzen; sie sehen fast wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft auseinander, aber sie haben demungeachtet ein festeres Ansehen. Man sieht auch dem Holze an, daß es langsam wächst und sich unsäglich fein organisirt. Das Blatt ist weidenartig, nur wenige Blätter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, ist alles mit Oelbäumen und Weinstöcken bepflanzt; dazwischen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und so weiter läßt man die Felder freier. Ich finde, daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern schädlich ist, da es so ein Leichtes wäre ihn zu zerstören. Wiesen sieht man gar nicht. Man sagt, das türkische Korn zehre den Boden aus; seitdem es eingeführt worden, habe der Ackerbau in anderem Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bei dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abschied genommen,

mit der Versicherung, mit dem Versprechen, ihn auf meiner Rückreise in Bologna zu besuchen. Er ist ein wahrer Repräsentant vieler seiner Landsleute. Hier einiges, was ihn besonders bezeichnet. Da ich oft still und nachdenklich war, sagte er einmal: Che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia. Das ist verdolmetscht: Was denkt ihr viel! Der Mensch muß niemals denken, denkend altert man nur. Und nach einigem Gespräch: Non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa. Auf Deutsch: Der Mensch muß sich nicht auf eine einzige Sache heften; denn da wird er toll: man muß tausend Sachen, eine Confusion im Kopfe haben.

Der gute Mann konnte freilich nicht wissen, daß ich eben darum still und nachdenkend war, weil eine Confusion von alten und neuen Gegenständen mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines solchen Italiäners wird man noch klarer aus folgendem erkennen. Da er wohl merkte, daß ich Protestant sey, sagte er nach einigem Umschweif, ich möchte ihm doch gewisse Fragen erlauben: denn er habe so viel Wunderliches von uns Protestanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünsche.

Dürft ihr denn, so fragte er, mit einem hübschen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr gerade verheirathet zu seyn? Erlauben euch das eure Priester?

Ich erwiederte darauf: Unsere Priester sind kluge Leute, welche von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir sie darum fragen wollten, so würden sie es uns nicht erlauben.

Ihr braucht sie also nicht zu fragen? rief er aus. O ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, so erfahren sie's nicht.

Hierauf erging er sich in Schelten und Mißbilligen seiner Pfaffen und in dem Preise unserer seligen Freiheit.

Was jedoch die Beichte betrifft, fuhr er fort, wie verhält es sich damit? Man erzählt uns, daß alle Menschen, auch die keine Christen sind, dennoch beichten müssen: weil sie aber in ihrer Verstockung nicht das Rechte treffen können, so beichten sie einem alten Baume; welches denn freilich lächerlich und gottlos genug ist, aber doch beweist, daß sie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen.

Hierauf erklärte ich ihm unsere Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm sehr bequem vor; er meinte aber, es

sey ungefähr eben so gut, als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern ersuchte er mich sehr ernsthaft, über einen andern Punkt ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich, aus dem Munde einer seiner Priester, der ein wahrhafter Mann sey, gehört, daß wir unsere Schwestern heirathen dürften, welches denn doch eine starke Sache sey. Als ich diesen Punkt verneinte und ihm einige menschliche Begriffe von unserer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht sonderlich darauf merken; denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte sich zu einer neuen Frage.

Man versichert uns, sagte er, daß Friedrich der Große, welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davon getragen, und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den jedermann für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sey, und vom Papste die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen: denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Capelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf; denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wüthende Ketzer sind, auf der Stelle todtschlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben; dafür er denn aber auch die alleinseligmachende Religion im stillen so viel ausbreitet und begünstigt als möglich.

Ich ließ das alles gelten und erwiederte nur, da es ein großes Geheimniß sey, könnte freilich niemand davon Zeugniß geben. Unsere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derselben Art, so daß ich mich über die kluge Geistlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entstellen sucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen, und fühlte die Seligkeit, wieder allein zu seyn. Die Lage der Stadt ist schön, der Anblick des Sees höchst erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erst hinab, dann in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin; endlich sah ich Assisi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köstlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Augusts gebaut, noch vollkommen da stehe. Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der seinen Weg nach Foligno verfolgte, und stieg unter einem starken Wind nach Assisi hinauf; denn ich sehnte mich, durch die für mich so einsame Welt eine Fußwanderung anzustellen. Die ungeheuern Substructionen der babylonisch über einander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht, ließ ich links, mit Abneigung; denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe so wie mein Hauptmannskopf gestempelt würden. Dann fragte ich einen hübschen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut ist. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt: und siehe das löblichste Werk stand vor meinen Augen, das erste vollständige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein bescheidener Tempel, wie er sich für eine so kleine Stadt schickte, und doch so vollkommen, so schön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerst von seiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio gelesen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude stellen [illegible] habe ich einen großen Respect vor solchen Dingen. Auch hierin wa[illegible] die Alten so groß im Natürlichen. Der Tempel steht auf der schönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwei Hügel zusammentreffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieser steigt selbst ein wenig an, und es kommen auf denselben vier Straßen zusammen, die ein sehr gedrücktes Andreaskreuz machen, zwei von unten herauf, zwei von oben herunter. Wahrscheinlich standen zur alten Zeit die Häuser noch nicht, die jetzt, dem Tempel gegenüber gebaut, die Aussicht versperren. Denkt man sie weg, so blickte man gegen Mittag in die reichste Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her gesehen. Die Anlage der Straßen mag alt seyn; denn sie folgen aus der Gestalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel steht nicht in der Mitte des Platzes, aber so gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar schön sichtbar wird. Nicht allein das Gebäude sollte man zeichnen, sondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch consequent auch hier der Künstler gehandelt. Die Ordnung ist korinthisch, die Säulenweiten etwas über zwei Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter scheinen auf Piedestalen zu stehen, aber es scheint auch

nur: denn der Sockel ist fünfmal durchschnitten, und jedesmal gehen fünf Stufen zwischen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt, worauf eigentlich die Säulen stehen, und von welcher man auch in den Tempel hineingeht. Das Wagstück, den Sockel zu durchschneiden, war hier am rechten Platze: denn da der Tempel am Berge liegt, so hätte die Treppe, die zu ihm hinaufführte, viel zu weit vorgelegt werden müssen, und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt sich nicht bestimmen; sie sind außer wenigen verschüttet und zugepflastert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los, und nahm mir vor, alle Architekten auf dieses Gebäude aufmerksam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme: denn was Ueberlieferung für ein schlechtes Ding sey, mußte ich diesesmal wieder bemerken. Palladio, auf den ich alles vertraute, gibt zwar dieses Tempels Bild, er kann ihn aber nicht selbst gesehen haben: denn er setzt wirklich Piedestale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen, und ein garstiges, palmyrisches Ungeheuer entsteht, anstatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verstand befriedigenter Anblick erfreut. Was sich durch die Betrachtung dieses Werks in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen, und wird ewige Früchte bringen.

Ich ging am schönsten Abend die römische Straße bergab, im Gemüth zum schönsten beruhigt, als ich hinter mir rauhe, heftige Stimmen vernahm, die unter einander stritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren seyn möchten, die ich schon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelassen vor mich hin, und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt sey. Vier solcher Menschen, zwei davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Gestalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück, und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre, und was ich hier thäte? Ich erwiederte, ich sey ein Fremder, der seinen Weg über Assisi zu Fuße mache, indessen der Vetturin nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrscheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten, ob ich im Gran Convento gewesen sey? Ich verneinte dieß und versicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeister sey, habe ich dießmal nur die Maria della Minerva in Augenschein genommen, welches, wie sie wüßten, ein musterhaftes Gebäude sey. Das läugneten sie nicht, nahmen aber sehr übel, daß ich dem Heiligen

meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk seyn möchte, Contrebande einzuschwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Mensch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen, mit leeren Taschen, für einen Contrebandisten gehalten werden solle. Darauf erbot ich mich, mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podestà zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenwollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten, es sey nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entschiedenem Ernst betrug, entfernten sie sich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich sah ihnen nach. Da gingen nun diese rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal sehr freundlich und tröstend an; dann schaute ich links auf den tristen Dom des heiligen Franciscus, und wollte meinen Weg verfolgen, als einer der Unbewaffneten sich von der Truppe sonderte, und ganz freundlich auf mich loskam.

Grüßend sagte er sogleich: Ihr solltet, mein Herr Fremder, wenigstens mir ein Trinkgeld geben: denn ich versichere, daß ich euch alsobald für einen braven Mann gehalten, und dieß laut gegen meine Gesellen erklärt habe. Das sind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus, und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet ihr bemerkt haben, daß ich euern Worten zuerst Beifall und Gewicht gab.

Ich lobte ihn deßhalb und ersuchte ihn, ehrenhafte Fremde, die nach Assisi, sowohl wegen der Religion als wegen der Kunst kämen, zu beschützen; besonders die Baumeister, die zum Ruhme der Stadt den Minerventempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer gestochen, nunmehr messen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da sie sich denn gewiß dankbar erweisen würden. Und somit drückte ich ihm einige Silberstücke in die Hand, die ihn über seine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, besonders müsse ich das Fest des Heiligen nicht versäumen, wo ich mich mit großer Sicherheit erbauen und vergnügen könnte. Ja, wenn es mir, als einem hübschen Manne, wie billig, um ein hübsches Frauenzimmer zu thun sey, so könne er mir versichern, daß die schönste und ehrbarste Frau von ganz Assisi auf sein Empfehlung mich mit Freuden aufnehmen werde. Er schied nun, bethenrend, daß er noch heute Abend bei dem Grabe des Heiligen meiner in Andacht gedenken, und für meine fernere Reise beten wolle. So trennten

wir uns, und mir war sehr wohl, mit der Natur und mit mir selbst wieder allein zu seyn. Der Weg nach Foligne war einer der schönsten und anmuthigsten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Betturinen ist es eine leidige Fahrt: das Beste, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara lasse ich mich nun immer bis hierher so fortschleppen. Dieses Italien, von Natur höchlich begünstigt, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und frischere Lebensweise gegründet ist, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Betturine, welches noch Sedia, ein Sessel heißt, ist gewiß aus den alten Tragsesseln entstanden, in welchen sich Frauen, ältere und vornehmere Personen von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man herver neben die Gabel spannte, setzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbesserung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeschaukelt: und so sind sie in ihren Wohnungen und allem.

Wenn man die erste poetische Idee, daß die Menschen meist unter freiem Himmel lebten, und sich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realisirt sehen will, so muß man die Gebäude hier herum, besonders auf dem Lande, betreten, ganz im Sinn und Geschmack der Höhlen. Eine so unglaubliche Sorglosigkeit haben sie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtsinn versäumen sie, sich auf den Winter, auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig Homerischen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes Feuer in einer großen Halle versammelt ist, schreit und lärmt, am langen Tische speist, wie die Hochzeit von Cana gemalt wird, ergreife ich die Gelegenheit, dieses zu schreiben, da einer ein Dintenfaß holen läßt, woran ich unter solchen Umständen nicht gedacht hätte. Aber man sieht auch diesem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtisches an.

Jetzt fühle ich wohl die Verwegenheit, unvorbereitet und unbegleitet in dieses Land zu gehen. Mit dem verschiedenen Gelde, den Betturinen, den Preisen, den schlechten Wirthshäusern ist es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum erstenmal wie ich allein geht, und ununterbrochenen Genuß hoffte und suchte, sich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe

nichts gewollt, als das Land sehen, auf welche Kosten es sey; und wenn sie mich auf Ixions Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27. October 1786. Abends.

Wieder in einer Höhle sitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten. Das Städtchen liegt in einer köstlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um dasselbe her mit Freuden beschaute, am Anfang einer schönen Plaine zwischen Bergen, die alle noch Kalk sind. Wie Bologna drüben, so ist Terni hüben an den Fuß des Gebirgs gesetzt.

Nun da der päpstliche Soldat mich verlassen, ist ein Priester mein Gefährte. Dieser scheint schon mehr mit seinem Zustande zufrieden, und belehrt mich, den er freilich schon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen sehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch, daß ich immer wieder unter neue Menschen komme, erreiche ich durchaus meine Absicht; man muß das Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes gibt! Sie sind auf die wunderbarste Weise sämmtlich Widersacher, haben den sonderbarsten Provinzial- und Stadteifer, können sich alle nicht leiden; die Stände sind in ewigem Streit, und das alles mit inniger, lebhafter, gegenwärtiger Leidenschaft, daß sie einem den ganzen Tag Komödie geben und sich bloßstellen, und doch fassen sie zugleich wieder auf und merken gleich, wo der Fremde sich in ihr Thun und Lassen nicht finden kann.

Spoleto habe ich bestiegen, und war auf der Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berge zu einem andern ist. Die zehn Bogen, welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten, das ich sehe, und immer derselbe große Sinn. Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst: so steht das Amphitheater, der Tempel und der Aquäduct. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie zum Beispiel der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß seyn und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen schuldig geworden, an Freuden und Einsicht? Aber auch Mühe hat mich's genug gekostet. Ich halte die Augen nur immer offen, und drücke mir die Gegenstände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Crocefisso, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Rest eines Tempels, der am Orte stand, sondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zusammengeflickt, nicht dumm, aber toll. Beschreiben läßt sich's gar nicht; es ist wohl irgendwo in Kupfer gestochen.

Und so wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht sind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegenstehen, aus denen man sich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem, was man classischen Boden nennt, hat es eine andere Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantastisch verfährt, sondern die Gegend real nimmt, wie sie daliegt, so ist sie doch immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt; und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freies klares Anschauen der Localität zu erhalten. Da schließt sich denn auf eine wundersame Weise die Geschichte lebendig an, und man begreift nicht, wie einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintansetzen. Da ich von Bologna die Apenninen heraufkam, zogen die Wolken noch immer nach Norden; späterhin veränderten sie ihre Richtung und zogen nach dem trasimenischen See. Hier blieben sie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt also daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebürg schickt, sendet sie jetzt einen Theil nach den Apenninen; daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an, die Oliven abzulesen. Sie thun es hier mit den Händen; an andern Orten schlagen sie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, so bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf sehr steinigem Boden die größten ältesten Bäume gesehen.

Die Gunst der Musen, wie die der Dämonen, besucht uns nicht immer

zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt etwas auszubilden, das gar nicht an der Zeit ist. Dem Mittelpunkte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wunderbaren Ent- und Aufwickelungen gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: **Venio iterum crucifigi**, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Steff dienen.

Dergleichen Träume schweben mir vor: denn aus Ungeduld weiter zu kommen, schlafe ich angekleidet, und weiß nichts Hübscheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich schnell in den Wagen zu setzen, und zwischen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren, und dabei die ersten besten Phantasiebilder nach Belieben walten zu lassen.

Citta Castellana, den 28. October 1786.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es ist noch nicht acht Uhr, und alles schon zu Bette: so kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken und mich aufs Nächstkünftige freuen. Heute war ein ganz heiterer herrlicher Tag, der Morgen sehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber sehr schön.

Von Terni fuhren wir sehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und so habe ich die Brücke nicht gesehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, köstliche Gegenden, alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Gesteins. Otricoli liegt auf einem der von den ehemaligen Strömungen zusammengeschwemmten Kieshügel, und ist von Lava gebaut, jenseits des Flusses hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber ist, findet man sich im vulcanischen Terrain, es sey nun unter wirklichen Laven oder unter frühern

Auf der Bühne lieb' ich droben
Keine Redumſchweiſe,
Soll ich denn am Ende loben
Was ich nicht begreiſe?

Loſe faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich ſchlechter werden
Als mich ennuyiren.

Auf den Kauf.

Wo iſt einer der ſich quälet
Mit der Laſt die wir getragen?
Wenn es an Geſtalten fehlet,
Iſt ein Kreuz geſchwind geſchlagen.

Pfaffenhelden ſingen ſie,
Frauen wohl empfohlen,
Oberleder bringen ſie,
Aber keine Sohlen.

Jung und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuſter ſeyn,
Jedermann ein Dichter.

Alle kommen ſie gerennt,
Möchten's gerne treiben;
Doch wer keinen Leiſten kennt
Wird ein Pfuſcher bleiben.

Gestein, durch Rösung und Schmelzung verändert. Man steigt einen Berg herauf, den man für graue Lava ansprechen möchte: sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Krystalle. Die Chaussee, die von der Höhe nach Citta Castellana geht, von eben diesem Stein, sehr schön glatt gefahren, die Stadt auf vulcanischen Tuff gebaut, in welchem ich Asche, Bimsstein und Lavastücke zu entdecken glaubte. Vom Schlosse ist die Aussicht sehr schön: der Berg Soracte steht einzeln gar malerisch da, wahrscheinlich ein zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulcanisirenden Strecken sind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Wasser hat aus ihnen Berge und Felsen gebildet, da denn herrlich malerische Gegenstände, überhangende Klippen und sonstige landschaftliche Zufälligkeiten gebildet werden.

Morgen Abend also in Rom! Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieser Wunsch erfüllt ist, was soll ich mir nachher wünschen! Ich wüßte nichts, als daß ich mit meinem Fasanenkahn glücklich zu Hause landen und meine Freunde gesund, froh und wohlwollend antreffen möge.

Rom.

Rom, den 1. November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun, und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen ſey mir das Geheimniß, und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hierher! Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging; ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch ſagen, daß ich tauſendmal, ja beſtändig eurer gedenke, in der Nähe der Gegenſtände, die ich allein zu ſehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele in Norden gefeſſelt, alle Anmuthung nach dieſen Gegenden verſchwunden ſah, konnte ich mich entſchließen, einen langen einſamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu ſuchen, nach dem mich ein unwiderſtehliches Bedürfniß hinzog. In die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen; zuletzt durfte ich kein lateiniſch Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italiäniſchen Gegend. Die Begierde dieſes Land zu ſehen war überreif: da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünſchenswerth, ja um deſto wünſchenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich ſo viele Schätze nicht zu eigenem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen ſollen.

Ja, ich bin endlich in dieſer Hauptſtadt der Welt angelangt! Wenn ich ſie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verſtändigen Manne,

vor fünfzehn Jahren gesehen hätte, wollte ich mich glücklich preisen. Sollte ich sie aber allein, mit eigenen Augen sehen und besuchen, so ist es gut, daß mir diese Freude so spät zu Theil ward.

Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen. Verona, Vicenza, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig, und wie es scheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig; die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere — mein Vater hatte die Prospecten von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt — sehe ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles wie ich mir's dachte, und alles neu. Eben so kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt, und ihr so viel Wahrheit und Daseyn gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam, und sagte: Ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moralisch heilsam ist mir es denn auch, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, über das so viel Redens und Schreibens ist, das jeder Fremde nach dem Maßstabe beurtheilt, den er mitbringt! Ich verzeihe jedem, der sie tadelt und schilt; sie stehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, ist beschwerlich und kostspielig.

Rom, den 3 November 1786.

Einer der Hauptbeweggründe, die ich mir vorspiegelte, um nach Rom zu eilen, war das Fest Allerheiligen, der erste November: denn ich

dachte, geschieht dem einzelnen Heiligen so viel Ehre, was wird es erst mit allen werden. Allein wie sehr betrog ich mich! Kein auffallend allgemeines Fest hatte die römische Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im besondern das Andenken seines Patrons im stillen feiern; denn das Namensfest und der ihm zugetheilte Ehrentag ist's eigentlich, wo jeder in seiner Glorie erscheint.

Gestern aber, am Tage Allerseelen, gelang mir's besser. Das Andenken dieser feiert der Papst in seiner Hauscapelle auf dem Quirinal. Jedermann hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tischbein auf den Monte Cavallo. Der Platz vor dem Palaste hat was ganz Eigenes, Individuelles, so unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Kolossen erblickte ich nun! Weder Auge noch Geist sind hinreichend, sie zu fassen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In diesen Vorsälen, der Capelle gegenüber, in der Ansicht der Reihe von Zimmern, fühlt man sich wunderbar unter Einem Dache mit dem Statthalter Christi.

Die Function war angegangen, Papst und Cardinäle schon in der Kirche. Der heilige Vater, die schönste würdigste Männergestalt, Cardinäle von verschiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den geldenen Mund aufthun und, von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, uns in Entzücken versetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich wendend, sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte sich die protestantische Erbsünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus schon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in seinem Jünglingsleben gewiß nicht schweigend gelehrt und gewirkt; denn er sprach gern, geistreich und gut, wie wir aus den Evangelien wissen. Was würde der sagen, dachte ich, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und wieder wankend anträfe? Das Venio iterum crucifigi! fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir in's Freie der gewölbten und gemalten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Personen, die köstlichen Gemälde aufmerksam betrachtend; denn dieses Fest Allerseelen ist auch zugleich das

Fest aller Künstler in Rom. Ebenso, wie die Capelle ist der ganze Palast und die sämmtlichen Zimmer jedem zugänglich und diesen Tag für viele Stunden frei und offen; man braucht kein Trinkgeld zu geben, und wird von dem Castellan nicht gedrängt.

Die Wandgemälde beschäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, so wie zum Beispiel den heitern Carlo Maratti, schätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meisterstücke der Künstler, deren Art und Weise ich mir schon eingeprägt hatte. Ich sah mit Bewunderung die heilige Petronella von Guercino, ehemals in Sct. Peter, wo nun eine musivische Copie anstatt des Originals aufgestellt ist. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben, und dieselbe Person, neubelebt, in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen diese doppelte Handlung sagen mag, das Bild ist unschätzbar.

Noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es überleuchtet alle die ich gesehen habe. Ob mein Sinn schon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichste sey, weiß ich nicht zu unterscheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerei, ja von getriebenen Goldfiguren starrt, umhüllt eine ansehnliche bischöfliche Gestalt. Den massiven Hirtenstab in der Linken, blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er so eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben scheint. Hinter ihm eine schöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeschlagenen Buche hinschauend. Ein ernster Alter dagegen zur Rechten, dem Buche ganz nahe, scheint er dessen nicht zu achten: die Schlüssel in der Hand, mag er sich wohl eigenen Aufschluß zutrauen. Dieser Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor sich hinsehend, bescheiden ergebend. In dem Zwischenraume zwei Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmlischen gekehrt; denn oben offen ist das halbrunde Gemäuer, das sie sämmtlich umschließt. Dort bewegt sich in höchster Glorie eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja scheint ihn herunterzuwerfen. Auf beiden Seiten schweben Engel, Kränze schon im Vorrath haltend. Ueber allen aber und über dreifachem Strahlenkreise waltet die himmlische Taube, als Mittelpunkt und Schlußstein zugleich.

Wir ſagen uns, hier muß ein heiliges, altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß dieſe verſchiedenen, unpaſſenden Perſonen ſo kunſtreich und bedeutungsvoll zuſammengeſtellt werden konnten. Wir fragen nicht nach Wie und Warum, wir laſſen es geſchehen und bewundern die unſchätzbare Kunſt.

Weniger unverſtändlich, aber doch geheimnißvoll iſt ein Wandbild von Guido in ſeiner Capelle. Die kindlich lieblichſte, frömmſte Jungfrau ſitzt ſtill vor ſich hin und näht; zwei Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink ihr zu dienen. Daß jugendliche Unſchuld und Fleiß von den Himmliſchen bewacht und geehrt werde, ſagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zur Milderung des künſtleriſchen Ernſtes ein heiteres Abenteuer. Ich bemerkte wohl, daß mehrere deutſche Künſtler zu Tiſchbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und ſodann hin und wieder gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlaſſen hatte, trat wieder zu mir und ſagte: Da giebt's einen großen Spaß! das Gerücht Sie ſeyen hier, hatte ſich ſchon verbreitet, und die Künſtler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerkſam. Nun iſt einer unter uns, der ſchon längſt behauptet, er ſey mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundſchaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht ſo recht glauben wollten. Dieſer ward aufgefordert Sie zu betrachten und den Zweifel zu löſen; er verſicherte aber kurz und gut, Sie ſeyen es nicht, und an dem Fremden keine Spur Ihrer Geſtalt und Ausſehens. So iſt doch wenigſtens das Incognito für den Moment gedeckt, und in der Folge giebt es etwas zu lachen.

Ich miſchte mich nun freimüthiger unter die Künſtlerſchaar, und fragte nach den Meiſtern verſchiedener Bilder, deren Kunſtweiſe mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild beſonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier vorſtellend. Niemand konnte mir den Meiſter nennen. Da trat ein kleiner beſcheidener, bisher lautloſer Mann hervor und belehrte mich, es ſey von Pordenone, dem Venetianer, eines ſeiner beſten Bilder, an dem man ſein ganzes Verdienſt erkenne. Nun konnte ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich angemuthet, weil ich mit der venezianiſchen Schule ſchon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meiſter beſſer zu ſchätzen wußte.

Der belehrende Künſtler iſt Heinrich Meyer, ein Schweizer, der

mit einem Freunde Namens Kölla seit einigen Jahren hier studirt, die antiken Büsten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunstgeschichte wohl erfahren ist.

Rom, den 7. November 1786.

Nun bin ich sieben Tage hier, und nach und nach tritt in meine Seele der allgemeine Begriff dieser Stadt hervor. Wir gehen fleißig hin und wieder; ich mache mir die Pläne des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und sehe und gehe und komme wieder; denn man kann sich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Gesteh' ich wir jedoch, es ist ein saures und trauriges Geschäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun, und zuletzt eine unschätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Roms verwüstet.

Wenn man so eine Existenz ansieht, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, durch den Wechsel der Zeiten so mannichfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ja oft dieselbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, so wird man ein Mitgenosse der großen Rathschlüsse des Schicksals, und so wird es dem Betrachter von Anfang schwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten und neuen selbst auf einander. Ich suche nur erst selbst die halbverdeckten Punkte herauszufühlen, dann lassen sich erst die schönen Vorarbeiten recht vollständig nutzen; denn seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Tage haben sich treffliche Künstler und Gelehrte mit diesen Gegenständen ihr ganzes Leben durch beschäftigt.

Und dieses Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchsten Gegenständen zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufsuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und steht, zeigt sich ein

landschaftliches Bild aller Art und Weise, Paläste und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zusammen so nahe, daß es auf Ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tausend Griffeln schreiben; was soll hier Eine Feder! Und dann ist man Abends müde und erschöpft vom Schauen und Staunen.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde; während eines Reisezugs rafft man unterwegs auf was man kann; jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auch darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt, daß man von dem Tage nichts zu sagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein pythagoreisches Stillschweigen beobachtete.

Ich bin recht wohl. Das Wetter ist, wie die Römer sagen, brutto: es geht ein Mittagwind, Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt: ich kann aber diese Witterung nicht unangenehm finden; es ist warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht sind.

Tischbeins Talente, so wie seine Vorsätze und Kunstabsichten, lerne ich nun immer mehr kennen und schätzen. Er legte mir seine Zeichnungen und Skizzen vor, welche sehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bermer sind seine Gedanken auf die ersten Zeiten des menschlichen Geschlechts geführt worden, da wo es sich auf die Erde gesetzt fand und die Aufgabe lösen sollte, Herr der Welt zu werden.

Als geistreiche Einleitung zu dem Ganzen bestrebte er sich das hohe Alter der Welt sinnlich darzustellen. Berge, mit herrlichen Wäldern bewachsen, Schluchten, von Wasserbächen ausgerissen, ausgebrannte Vulcane, kaum noch leise dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an dessen halbentblößten Wurzeln ein Hirsch die Stärke seines Geweihes versucht, so mit gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchst merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Waſſers, wo nicht an Stärke, doch an Liſt überlegen dargeſtellt. Die Compoſition iſt außerordentlich ſchön; als Oelbild müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müſſen wir nothwendig in Weimar beſitzen. Sodann denkt er an eine Verſammlung der alten, weiſen und gerüfteten Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird wirkliche Geſtalten darzuſtellen. Mit dem größten Enthuſiasmus aber ſkizzirt er an einer Schlacht, wo ſich zwei Parteien Reiterei wechſelſeitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle wo eine ungeheure Felsſchlucht ſie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anſtrengung hinüberſetzen kann. An Vertheidigung iſt hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entſchluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieſes Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntniſſe, die er von dem Pferde, deſſen Bau und Bewegung beſitzt, auf eine ſehr bedeutende Weiſe zu entfalten.

Dieſe Bilder ſodann, und eine Reihe von folgenden und eingeſchalteten, wünſcht er durch ein Gedicht verknüpft, welches dem Dargeſtellten zur Erklärung diente und ihm dagegen wieder durch beſtimmte Geſtalten Körper und Reiz verliehe.

Der Gedanke iſt ſchön; nur müßte man freilich mehrere Jahre zuſammen ſeyn, um ein ſolches Werk auszuführen.

Die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen u. ſ. w. habe ich nur erſt einmal geſehen, und da iſt's als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloſchenen, beſchädigten Handſchrift herausſtudiren ſollte. Das Vergnügen des erſten Eindrucks iſt unvollkommen; nur wenn man nach und nach alles recht durchgeſehen und ſtudirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltenſten ſind die Deckenſtücke der Logen, die bibliſche Geſchichten vorſtellen, ſo friſch wie geſtern gemalt, zwar die wenigſten von Raphaels eigener Hand, doch aber gar trefflich nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Aufſicht.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir ſehnlichſt wünſchte, von einem wohlunterrichteten Manne,

von einem kunst- und geschichtskundigen Engländer nach Italien geführt zu werden; und nun hat sich das alles indessen schöner gebildet als ich hätte ahnen können. Tischbein lebte so lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunsche mir Rom zu zeigen; unser Verhältniß ist alt durch Briefe, neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erscheinen können? Ist auch meine Zeit nur beschränkt, so werde ich doch das Möglichste genießen und lernen.

Und bei alle dem sehe ich voraus, daß ich wünschen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Rom, den 8. November 1786.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da sich jedermann verpflichtet zu ignoriren wer ich sey, und also auch niemand mit mir von mir reden darf, so bleibt den Menschen nichts übrig als von sich selbst oder von Gegenständen zu sprechen, die ihnen interessant sind: dadurch erfahre ich nun umständlich, womit sich ein jeder beschäftigt oder was irgend Merkwürdiges entsteht und hervorgeht. Hofrath Reiffenstein fand sich auch in diese Grille; da er aber den Namen, den ich angenommen hatte, aus einer besondern Ursache nicht leiden konnte, so baronisirte er mich geschwind, und ich heiße nun der Baron gegen Rondanini über; dadurch bin ich bezeichnet genug, um so mehr, als der Italiäner die Menschen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennt. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen.

Rom, den 9. November 1786.

Manchmal stehe ich wie einen Augenblick still und überschaue die höchsten Gipfel des schon Gewonnenen. Sehr gern blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Daseyn, dem Schooße des Meeres, wie Pallas aus dem Haupte Jupiters, entsprossen. Hier hat mich die Rotonda, so die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Und so hat mich

Willſt du das verfluchte Zeug
Auf dem Markte kaufen,
Wirſt du, eh es möglich deucht,
Wirſt du barfuß laufen.

Ins Einzelne.

Seit vielen Jahren hab ich ſtill
Zu eurem Thun geſchwiegen,
Das ſich am Tag' und Tages-Will
Gefällig mag vergnügen.

Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach eurem Sinne geht,
Es ging nach einem Sinne.

Du ſegelſt her, der andre hin,
Die Woge zu erproben,
Und was erſt eine Flotte ſchien
Iſt ganz und gar zerſtoben.

Ins Weite.

Das geht ſo fröhlich
Ins Allgemeine!
Iſt leicht und ſelig,
Als wär's auch reine.
Sie wiſſen gar nichts
Von ſtillen Riffen;
Und wie ſie ſchiffen,

Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gypsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Rom, den 10. November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue, das Auge rein seyn zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu Statten und machen mich im stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius und Abends auf dem Palatin, eben auf den Ruinen der Kaiserpaläste, die wie Felsenwände da stehen. Hiervon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hie und da etwas Scheltenswerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat Theil an der allgemeinen Großheit genommen.

Kehre ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward.

Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und so laßt mich aufraffen wie es kommen will! die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißig... will ich mich der großen Gegenstände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahre alt werde.

Rom, den 11. November 1786.

Heute habe ich die Nymphe Egeria besucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerk gibt. Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit: es war auf alles calculirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem alles weichen mußte. Recht sehnlich habe ich dich herzugewünscht. Die Reste der großen Wasserleitung sind höchst ehrwürdig. Der schöne große Zweck, ein Volk zu tränken durch eine so ungeheure Anstalt! Abends kamen wir ans Colisee, da es schon dämmerig war. Wenn man das ansieht, scheint wieder alles andere klein: es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem aufs neue größer vor.

Frascati, den 15. November 1786.

Die Gesellschaft ist zu Bette, und ich schreibe noch aus der Tischmuschel, aus welcher gezeichnet worden ist. Wir haben ein paar schöne regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend ist sehr angenehm; der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegränzt: man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben vor hundert Jahren und mehr reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehen wir schon hier herum, und es ist immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt sich kaum sagen, ob nicht die Abende noch vergnügter, als der Tag hingehen. Sobald die stattliche Wirthin die messingene dreiarmige Lampe auf den großen runden Tisch gesetzt und Felicissima notte! gesagt hat, versammelt sich alles im Kreise, und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und skizzirt worden. Darüber spricht man, ob der Gegenstand hätte günstiger aufgenommen werden sollen? ob der Charakter getroffen ist? und was solche erste allgemeine Forderniße

sind, wovon man sich schon bei dem ersten Entwurf Rechenschaft geben kann. Hofrath Reiffenstein weiß diese Sitzungen durch seine Einsicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Diese löbliche Anstalt aber schreibt sich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchst geschmackvoll die wirklichen Aussichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künstler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen; er munterte jeden auf, nach seinen Gaben und Kräften sich gleichfalls zu versuchen, und ging mit gutem Beispiele vor. Diese Art eine Gesellschaft zu versammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reiffenstein nach der Abreise jenes Freundes treulich fortgesetzt, und wir finden wie löblich es sey, den thätigen Antheil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenschaft der verschiedenen Gesellschaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weise hervor. Tischbein zum Beispiel sieht als Historienmaler die Landschaft ganz anders an als der Landschaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige vielsagende Gegenstände, da wo ein anderer nichts gewahr würde, und so glückt es ihm, auch manchen menschlichen naiven Zug zu erhaschen, es sey nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenschen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteristischen Strichen gar glücklich darzustellen weiß, und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Gespräch ausgehen, so wird gleichfalls nach Hackerts Vermächtniß in Sulzers Theorie gelesen, und wenn man gleich von einem höhern Standpunkte mit diesem Werke nicht ganz zufrieden seyn kann, so bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Personen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung stehen.

Rom, den 17. November 1786.

Wir sind zurück! Heute Nacht fiel ein entsetzlicher Regenguß mit Donner und Blitzen; nun regnet es fort und ist immer warm dabei.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieses Tages bezeichnen. Ich habe die Frescogemälde von Dominichino in Andrea della Valle, in gleichen die Farnesische Galerie von Carracci gesehen. Freilich zuviel für Monate, geschweige für einen Tag.

Rom, den 18. November 1786.

Es iſt wieder ſchön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raphael, alles alte Bekannte, wie Freunde, die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat, und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was anders; jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß ſpricht ſich ſogleich aus.

Auch finden ſich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht ſo viel Redens iſt, die nicht ſo oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt geſtreut ſind. Hiervon bringe ich manches mit, gezeichnet von guten jungen Künſtlern.

Daß ich mit Tiſchbein ſchon ſo lange durch Briefe in dem beſten Verhältniß ſtehe, daß ich ihm ſo manchen Wunſch, ſogar ohne Hoffnung, nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unſer Zuſammentreffen ſogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich geſorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, iſt er vollkommen zu Hauſe, er hat ſie recht gründlich ſtudirt; wobei ihm ſein Künſtlerauge und die Künſtlerluſt an ſinnlichen Dingen ſehr zu Statten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Muſterſtücken hat er vor kurzem nach Weimar abgeſendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen ſoll. Ein bedeutender Nachtrag hat ſich indeſſen gefunden. Ein Geiſtlicher, der ſich jetzt in Frankreich aufhält, und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunſt der Propaganda anſehnliche Stücke Marmor von der Inſel Paros. Dieſe wurden hier zu Muſterſtücken verſchnitten, und zwölf verſchiedene Stücke auch für mich bei Seite gelegt, vom feinſten bis zum gröbſten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemiſcht, jene zur Bildhauerei, dieſe zur Architectur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künſte gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugſam in die Augen.

Gelegenheit giebt's genug, dergleichen hier zuſammen zu ſchleppen. Auf den Ruinen des Neroniſchen Palaſtes gingen wir durch friſch aufgehäufelte Artiſchokenländer, und konnten uns nicht enthalten die Taſchen

vollzustecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die zu Tausenden hier herum liegen, und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerschöpfliche Zeugen gelten.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematischen Bilde sprechen, das sich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut sehen läßt.

Schon vor mehreren Jahren hielt sich hier ein Franzose auf, als Liebhaber der Kunst und Sammler bekannt. Er kommt zum Besitz eines antiken Gemäldes auf Kalk, niemand weiß, woher; er läßt das Bild durch Mengs restauriren, und hat es als ein geschätztes Werk in seiner Sammlung. Winckelmann spricht irgendwo mit Enthusiasmus davon. Es stellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzose stirbt und hinterläßt das Bild seiner Wirthin als antik. Mengs stirbt und sagt auf seinem Todtenbette, es sey nicht antik: er habe es gemalt. Und nun streitet alles gegen einander. Der eine behauptet, es sey von Mengs zum Scherz nur so leicht hingemacht; der andere Theil sagt, Mengs habe nie so etwas machen können, ja es sey beinahe für Raphael zu schön. Ich habe es gestern gesehen und muß sagen, daß ich auch nichts Schöneres kenne als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken; das andere ist viel restaurirt. Indessen ist das Bild discreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlösen.

Rom, den 20. November 1786.

Da uns die Erfahrung genugsam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünscht, ja der Maler selbst seine ausführlichsten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, so ist Tischbeins Gedanke höchst beifallswürdig, daß Dichter und Künstler zusammen arbeiten sollten, um gleich vom Ursprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die sich leicht übersehen und fördern ließen.

Tischbein hat auch hierzu sehr angenehme idyllische Gedanken, und es ist wirklich sonderbar, daß die Gegenstände, die er auf diese Weise

bearbeitet wünscht, von der Art sind, daß weder dichtende noch bildende Kunst, jede für sich, zur Darstellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unsern Spaziergängen erzählt, um mir Lust zu machen, daß ich mich darauf einlassen möge. Das Titelkupfer zu unserm gemeinsamen Werke ist schon entworfen; fürchtete ich mich nicht, in etwas Neues einzugehen, so könnte ich mich wohl verführen lassen.

Rom, den 22. November 1786, am Cäcilienfeste.

Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und was ich genossen, wenigstens historisch mittheilen. Es war das schönste ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemälde wohl erleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannichfaltigen Gemälde der Decke von Michel Angelo theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehen, verließen wir dieses Heiligthum, und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergötzten uns als genießende Menschen an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verständigen Geschmack uns dießmal irre machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen, dem Ansehen nach, Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulcanischen Hügel, Frascati, Castel Gandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpalästen, Kuppeln u. s. w. Es rührte

sich keine Luft, und in dem kupfernen Knopf war es heiß wie in einem Treibhause. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, stiegen wir herab, und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche. Wir stiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein fröhliches frugales Mahl, und setzten unsern Weg nach der Cäcilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menschen angefüllten Kirche zu beschreiben. Man sah eben keinen Stein der Architekten mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammet überzogen und mit goldenen Tressen umwunden, die Capitäle mit gesticktem Sammet in ungefährer Capitälform, so alle Gesimse und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwischenräume der Mauern mit lebhaft gemalten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt schien, und über zweihundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, so daß die ganze eine Wand mit Lichtern besetzt und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre eben so geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwei Gerüste, auch mit Sammet überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Instrumente standen, die anhaltend Musik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine schöne Art musicalischer Aufführung hörte ich hier. Wie man Violin oder andere Concerte hat, so führen sie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran zum Beispiel, herrschend ist, und Solo singt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet; es versteht sich, immer mit dem ganzen Orchester. Es thut gute Wirkung.

Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch ans Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten so viel genossen, daß wir vorüber gingen.

Rom, den 23. November 1786.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der sich für versteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, so gebe ich auf gewisse Weise nach, meine alte These immerfort behauptend. Den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der mir so werthen Gräfin Harrach, habe ich gerne begrüßt und einigemal bei ihm gespeist, und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde; und so kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie, die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen; endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde beim Fürsten, und das Stück ward vorgelesen.

Der Held ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich wegen allerlei Gewissensscrupel selbst entleibt, und man gab mir auf eine artige Weise zu verstehen, der Verfasser des Werther würde wohl nicht übel finden, wenn er in diesem Stücke einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde. Und so konnte ich selbst in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen sehr einfachen ruhigen Gang: die Gesinnungen wie die Sprache sind dem Gegenstande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeugt von einem sehr schönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weise, freilich nicht nach der italiänischen, alles Gute und Lobenswürdige des Stückes herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit fürtlicher Ungeduld etwas mehr verlangte. Besonders sollte ich weissagen, was von dem Effect des Stücks auf das Publikum zu hoffen sey? Ich entschuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorstellungsart und des Geschmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzusetzen, daß ich nicht recht einsehe, wie die verwöhnten Römer, die ein complectes Lustspiel von drei Acten und eine complete Oper von zwei Acten als Zwischenspiel oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets als Intermezzo zu sehen gewohnt seyen, sich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten. Alsdann schien mir auch der Gegenstand des Selbstmordes ganz außer dem Kreise italiänischer

Begriffe zu liegen. Daß man andere todtschlage, davon hätte ich fast Tag für Tag zu hören, daß man sich aber selbst das liebe Leben raube oder es nur für möglich hielte; davon sey mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umständlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden seyn möchte, und ergab mich sehr gern in die plausibeln Argumente, versicherte auch, daß ich nichts mehr wünsche, als das Stück aufführen zu sehen, und demselben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigsten lautesten Beifall zu zollen. Diese Erklärung wurde freundlichst aufgenommen, und ich hatte alle Ursache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu seyn; wie denn Fürst Liechtenstein die Gefälligkeit selbst ist und mir Gelegenheit geschafft hat, mit ihm gar manche Kunstschätze zu sehen, wozu besondere Erlaubniß der Besitzer und also eine höhere Einwirkung nöthig ist.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt, und bin ganz entschieden wieder untergetaucht.

Und doch ist das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier sehr lebhaft, was ich schon früher im Leben bemerken konnte, daß der Mensch, der das Gute will, sich eben so thätig und rührig gegen andere verhalten müsse, als der Eigennützige, der Kleine, der Böse. Einsehen läßt sich's gut; es ist aber schwer in diesem Sinne handeln.

Rom, den 24. November 1786.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu sagen, als daß es Naturmenschen sind, die, unter Pracht und Würde der Religion und der Künste, nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch seyn würden. Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, sind die Todtschläge, die gewöhnlich vorkommen. Vier sind schon in unserm Bezirk in diesen drei Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künstler Schwendimann, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hedlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder, mit dem er sich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche, und da die Wache hinzukam, erstach sich der Bösewicht selbst. Das ist sonst hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche und so ist's gut.

Und so sollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemälde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Wasserfluth einiges melden; doch setzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Vesuv die meisten Fremden hier in Bewegung, und man muß sich Gewalt anthun, um nicht mit fortgerissen zu werden. Diese Naturerscheinung hat wirklich etwas Klapperschlangenartiges und zieht die Menschen unwiderstehlich an. Es ist in dem Augenblick, als wenn alle Kunstschätze Roms zu nichte würden; die sämmtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren, in Hoffnung, daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Rom, den 1. December 1786.

Moritz ist hier, der uns durch Anton Reiser und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es ist ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Hier in Rom, wo man so viel Fremde sieht, die nicht alle der höhern Kunst wegen diese Hauptstadt der Welt besuchen, sondern auch wohl auf andere Art unterhalten seyn wollen, ist man auf allerlei vorbereitet. Es giebt so gewisse Halbkünste, welche Handgeschicklichkeit und Handwerksluft verlangen, worin man es hier sehr weit gebracht hat und die Fremden gern mit ins Interesse zieht.

Dahin gehört die Wachsmalerei, die einen jeden, der sich einigermaßen mit Wasserfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, sodann zuletzt durch das Einbrennen, und was sonst noch dazu gehört, mechanisch beschäftigen und einen oft geringen Kunstwerth durch die Neuheit des Unternehmens erheben kann. Es giebt geschickte Künstler, die hierin Unterricht geben, und unter dem Vorwand der Anleitung oft das Beste bei der Sache thun, so daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenen Rahmen erscheint, die schöne Schülerin ganz überrascht von ihrem unbewußten Talent da steht. Eine andere artige Beschäftigung ist hohl geschnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geschieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden. Mehr Geschick, Aufmerksamkeit und

Die lieben Heitern,
Sie werden, wie gar nichts,
Zuſammen ſcheitern.

Kronos als Kunſtrichter.

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewiſſen;
Ohne Senf und Salz und wie ihr wißt
Verſchlingt er euch den Biſſen.

Shakſpearen ſollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weiſe: —
Den hebt mir auf, ſagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn ſpeiſe.

Grundbedingung.

Sprichſt du von Natur und Kunſt,
Habe beide ſtets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunſt!

Eh du von der Liebe ſprichſt
Laß ſie erſt im Herzen leben,
Eines holden Angeſichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glaspasten selbst. Zu allen diesen Dingen hat Hofrath Reiffenstein in seinem Hause, oder wenigstens in seinen nächsten Umgebungen, die nöthigen Geräthschaften und Anstalten.

Rom, den 2. December 1786.

Zufällig habe ich hier Archenholtzens Italien gefunden. Wie so ein Geschreibe am Orte selbst zusammenschrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und schwarz würde, die Blätter sich krümmten und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen gesehen; aber um eine großthuige verachtende Manier geltend zu machen, besitzt er viel zu wenig Kenntnisse und stolpert lobend und tadelnd.

Das schöne warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, ist mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böse im Zimmer: überall findet sich etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28. November kehrten wir zur Sixtinischen Capelle zurück, ließen die Galerie aufschließen, wo man den Plafond näher sehen kann; man drängt sich zwar, da sie sehr eng ist, mit einiger Beschwerlichkeit und mit anscheinender Gefahr an den eisernen Stäben weg; deßwegen auch die Schwindeligen zurückbleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meisterstücks ersetzt. Und ich bin in dem Augenblicke so für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixiren! Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bringe ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphaels, und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile so ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten

auf jene nicht Stich. Diese Werke nun öfter gegen einander zu sehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs ist doch alle Theilnahme nur einseitig.

Von da schlichen wir, fast bei zu warmem Sonnenschein, auf die Villa Pamfili, wo sehr schöne Gartenpartien sind, und blieben bis an den Abend. Eine große, mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte flache Wiese war ganz mit Maslieben übersäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botanischen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachhing. Es ist gar interessant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgesetzte und durch starke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt: hier gibt's keine Knospen, und man lernt erst begreifen was eine Knospe sey. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem seine letzten Früchte reif werden; und so zeigt sich der Orangebaum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten: doch werden letztere Bäume, wenn sie nicht zwischen Gebäuden stehen, nun bedeckt. Ueber die Cypresse, den respectabelsten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachsen ist, gibt's genug zu denken. Ehestens werde ich den botanischen Garten besuchen, und hoffe da manches zu erfahren. Ueberhaupt ist mit dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menschen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so meine ich bis aufs innerste Knochenmark verändert zu seyn.

Für dießmal schließe ich, und werde das nächste Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemälde komme.

Rom, den 3. December 1786

Die Witterung hat bisher meist von sechs zu sechs Tagen abgewechselt. Zwei ganz herrliche, ein trüber, zwei bis drei Regentage, und dann wieder schöne. Ich suche jeden nach seiner Art aufs beste zu nutzen.

Doch immer sind mir noch diese herrlichen Gegenstände wie neue Bekanntschaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an sich, daß man eine Zeit lang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So

hat zum Beispiel das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige kolossale Köpfe, und neuerlich die Sixtinische Capelle so mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben fast nichts mehr sehe. Wie will man sich aber, klein wie man ist, und ans Kleine gewohnt, diesem Edlen, Ungeheuern, Gebildeten gleichstellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, so drängt sich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für sich den Tribut der Aufmerksamkeit. Wie will man sich da herausziehen? Anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachsen läßt, und auch fleißig auf das merkt, was andere zu unsern Gunsten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunstgeschichte, übersetzt von Fea, die neue Ausgabe, ist ein sehr brauchbares Werk, das ich gleich angeschafft habe, und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Gesellschaft sehr nützlich finde.

Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier: denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage da ich Rom betrat.

Rom, den 5. December 1786.

In den wenigen Wochen, die ich hier bin, habe ich schon manchen Fremden kommen und gehen sehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher so viele diese würdigen Gegenstände behandeln. Gott sey Dank, daß mir von diesen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir in: Norden von Rom spricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt; denn ich hab's doch auch gesehen und weiß schon einigermaßen, woran ich bin.

Rom, den 8. December 1786.

Wir haben mitunter die schönsten Tage. Der Regen, der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume stehen auch hier hin und wieder, so daß man das abgefallene

Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, aus der Erde wachsend und unbedeckt.

Von einer sehr angenehmen Spazierfahrt, die wir ans Meer machten, und von dem Fischfang daselbst dachte ich umständlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz, hereinreitend, den Arm brach, indem sein Pferd auf dem glatten römischen Pflaster ausglitschte. Das zerstörte die ganze Freude und brachte in unsern kleinen Cirkel ein böses Hauskreuz.

Rom, den 13. December 1786.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verschwinden so ganz wie ich wünschte, genommen habt! Versöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anstoß genommen haben! Ich habe niemand kränken wollen, und kann nun auch nichts sagen, um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämissen zu diesem Entschlusse einen Freund betrübe!

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem **salto mortale**, und studire mehr als daß ich genieße. Rom ist eine Welt, und man braucht Jahre, um sich nur erst drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich finde ich die Reisenden, die sehen und gehen!

Heute früh fielen mir Winckelmanns Briefe, die er aus Italien schrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung habe ich sie zu lesen angefangen! Vor einunddreißig Jahren, in derselben Jahrszeit, kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher, ihm war es auch so deutsch Ernst um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze!

Außer den Gegenständen der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und consequent ist, spricht doch nichts so laut, als die Spur eines guten verständigen Mannes, als die ächte Kunst, die eben so folgerecht ist als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo so manche Willkührlichkeit gewüthet hat, wo so mancher Unsinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmanns Brief an Franke freute mich besonders: „Man muß alle Sachen mit einem gewissen Phlegma in Rom suchen; sonst wird man für einen Franzosen gehalten. In Rom, glaube ich,

ist die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft."

Das Gesagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehen, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geschult wird. Man muß es zu sagen wiedergeberen werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas; wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann.

Dieser Brief kommt euch zum neuen Jahre. Alles Glück zum Anfange! vor Ende sehen wir uns wieder; und das wird keine geringe Freude seyn. Das vergangene war das wichtigste meines Lebens; ich mag nun sterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen!

Den Kindern mögt ihr folgendes lesen oder erzählen. Man merkt den Winter nicht; die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt; die Sonne scheint hell und warm; Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und froh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigeres denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren, so viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut; im März werden sie noch besser seyn.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fischzug thun: da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein, an Fischen, Krebsen und seltsamen Unformen; auch der Fisch, der dem Berührenden einen elektrischen Schlag gibt.

Rom, den 20. December 1786.

Und doch ist das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen

müßte, dachte ich nicht: nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verläugnen muß, deſto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeiſter, der einen Thurm aufführen wollte und ein ſchlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredeln, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſeyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat! Ja, es iſt zugleich mit dem Kunſtſinn der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Dr. Münter iſt hier, von ſeiner Reiſe nach Sicilien zurückkehrend, ein energiſcher heftiger Mann; ſeine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im Mai zu euch kommen und mancherlei zu erzählen wiſſen. Er reiſte zwei Jahre in Italien. Mit den Italiänern iſt er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsſchreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen ſollten, nicht genugſam reſpectirt, ſo daß er nicht völlig zu ſeinen Wünſchen gelangt.

Schöne Münzen hat er geſammelt und beſitzt, wie er mir ſagte, ein Manuſcript, welches die Münzwiſſenſchaft auf ſcharfe Kennzeichen, wie die Linné'ſchen ſind, zurückführt. Herder erkundigt ſich wohl mehr darum; vielleicht wird eine Abſchrift erlaubt. So etwas zu machen iſt möglich; gut, wenn es gemacht iſt! Und wir müſſen doch auch, früh oder ſpät, in dieſes Fach ernſtlicher hinein.

Rom, den 25. December 1786.

Ich fange nun ſchon an, die beſten Sachen zum zweitenmal zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöst. Um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor iſt ein ſeltſames Material; deßwegen iſt Apoll von Belvedere im Urbild ſo gränzenlos erfreulich: denn der höchſte Hauch des

lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß.

Gegen uns über im Palast Rondanini steht eine Medusenmaske, wo, in einer hohen und schönen Gesichtsform über Lebensgröße, das ängstliche Starren des Todes unsäglich trefflich ausgedrückt ist. Ich besitze schon einen guten Abguß, aber der Zauber des Marmors ist nicht übrig geblieben. Das Erle, Halbdurchsichtige des gelblichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins ist verschwunden. Der Gyps sieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gypsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht, und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was sich in Rom zerstreut befindet; welches zur Vergleichung unschätzbar dienlich ist. Ich habe mich nicht enthalten können, den kolossalen Kopf eines Jupiters anzuschaffen. Er steht meinem Bette gegenüber wohl beleuchtet, damit ich sogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann, und der uns, bei aller seiner Großheit und Würde, das lustigste Geschichtchen veranlaßt hat.

Unserer alten Wirthin schleicht gewöhnlich, wenn sie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinnen ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und heftig gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thüre, und ruft mich eilig zu kommen, um ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage: was es sey, erwiederte sie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe diesem Thiere wohl längst angemerkt, daß es Verstand habe wie ein Christ; dieses aber sey doch ein großes Wunder. Ich eilte mit eigenen Augen zu sehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büste steht auf einem hohen Fuße, und der Körper ist weit unter der Brust abgeschnitten, so daß also der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tisch gesprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Brust gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem sie die Glieder möglichst ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den sie mit der größten Zierlichkeit beleckte und sich weder durch die Interjection der Wirthin, noch durch meine Dazwischenkunft im mindesten stören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwunderung, erklärte mir aber diese seltsame Katzenandacht dadurch, daß dieses scharf riechende Thier wohl das Fett möchte

gespürt haben, das sich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt, und dort verhalten hatte.

Rom, den 29. December 1786.

Von Tischbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original deutsch er sich aus sich selbst herausbildete, sodann aber dankbar melden, daß er die Zeit seines zweiten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundschaftlich gesorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien nach den besten Meistern fertigen ließ, einige in schwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erst in Deutschland, wo man von den Originalen entfernt ist, an Werth gewinnen und mich an das Beste erinnern werden.

Auf seiner Künstlerlaufbahn, da er sich erst zum Porträt bestimmte, kam Tischbein mit bedeutenden Männern, besonders auch zu Zürich, in Berührung, und hatte an ihnen sein Gefühl gestärkt und seine Einsicht erweitert.

Den zweiten Theil der zerstreuten Blätter brachte ich mit hierher, und war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bei wiederholtem Lesen wirkt, sollte wohl Herder zu seiner Belehrung recht umständlich erfahren. Tischbein wollte gar nicht begreifen, wie man so etwas habe schreiben können, ohne in Italien gewesen zu seyn.

In diesem Künstlerwesen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen sich selbst und andere oft wiederholt sieht. Ich bemerkte wohl, daß Tischbein mich öfters aufmerksam betrachtete, und nun zeigt sich's, daß er mein Porträt zu malen gedenkt. Sein Entwurf ist fertig; er hat die Leinwand schon aufgespannt. Ich soll in Lebensgröße, als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgestürzten Obelisken sitzend vorgestellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Porträt aber wird keinen Platz finden.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht, und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will: denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinstädtisches.

Ja, es ist hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geschehen könnte, macht mir schon lange Weile ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Partei schlagen, ihre Leidenschaften und Cabalen verfechten helfen, Künstler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, sich von Großen und Reichen alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, sollte ich hier mitbeten, und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu seyn, und mir und andern alle Lust in die liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom sehen, das bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders liest sich Geschichte von hier aus ganz anders, als an jedem Ort der Welt. Anderwärts liest man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu lesen: es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe seyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten: indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Rom, den 2. Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend: denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gern lesen und hören: denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen.

Rom, den 4. Januar 1787.

Nach allem diesem muß ich noch von der Unschlüssigkeit reden, die mich wegen meines Aufenthalts in Italien anwandelt. In meinem letzten Brief schrieb ich meinen Vorsatz, gleich nach Ostern von Rom zu gehen und meiner Heimath zuzurücken. Ich werde bis dahin noch einige Schalen aus dem großen Ocean geschlürft haben und mein dringendstes Bedürfniß wird befriedigt seyn. Ich bin von einer ungeheuern Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Alterthümer genesen, und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren.

Nun aber kommen mir die freundlichen Stimmen, daß ich nicht eilen, daß ich mit vollständigerem Gewinn nach Hause kommen soll; ich erhalte einen gütigen, mitfühlenden Brief vom Herzog, der mich auf eine unbestimmte Zeit von meinen Pflichten losbindet und mich über meine Ferne beruhigt. Mein Geist wendet sich dem ungeheuern Felde zu, das ich ganz unbetreten verlassen müßte; so habe ich zum Beispiel im Fache der Münzen, der geschnittenen Steine noch gar nichts thun können. Winckelmanns Geschichte der Kunst habe ich angefangen zu lesen und habe erst Aegypten zurückgelegt, und fühle wohl, daß ich nun erst wieder von vorn sehen muß; auch habe ich es in Absicht auf die ägyptischen Sachen gethan. Je weiter herauf, desto unübersehlicher wird die Kunst, und wer sichere Schritte thun will, muß sie langsam thun.

Das Carneval warte ich hier ab und gehe also etwa Aschermittwoch nach Neapel; ich nehme Tischbein mit, weil ich ihm Freude mache und in seiner Gesellschaft dreifach lebe. Vor Ostern bin ich wieder hier, wegen der Feierlichkeiten der Charwoche.

Nun aber liegt Sicilien noch da unten. Dahin wäre eine Reise nur mehr vorbereitet und im Herbste zu thun, auch nicht eine bloße Durch- und Umreise, die bald gemacht ist, wovon man aber nur das: Ich

Jahr aus Jahr ein.

Ohne Schrittſchuh und Schellengeläut
Iſt der Januar ein böſes Heut.

Ohne Faſtnachtstanz und Mummenſpiel
Iſt am Februar auch nicht viel.

Willſt du den März nicht ganz verlieren,
So laß nicht in April dich führen.

Den erſten April mußt überſtehn,
Dann kann dir manches Gute geſchehn.

Und weiterhin im Mai, wenn's glückt,
Hat dich wieder ein Mädchen berückt.

Und das beſchäftigt dich ſo ſehr,
Zählſt Tage, Wochen und Monde nicht mehr.

Nett und niedlich.

Haſt du das Mädchen geſehn
Flüchtig vorübergehn?
Wollt' ſie wär' meine Braut!

hab's gesehen! für seine Mühe und Geld mitbringt. Man müßte in Palermo, nachher in Catania sich erst festsetzen, um sichere und nützliche Excursionen zu machen und vorher darüber Riedesel u. s. w. wohl studirt haben.

Bliebe ich also den Sommer in Rom und studirte mich hier recht ein und bereitete mich auf Sicilien vor, wohin ich im September erst gehen könnte und November und December bleiben müßte, so würde ich erst Frühjahr 1788 nach Hause kommen können. Denn wäre noch ein **medius terminus**, Sicilien liegen zu lassen, einen Theil des Sommers in Rom zu bleiben, sodann nach Florenz zu rücken und gegen den Herbst nach Hause zu ziehen.

Allein alle diese Aussichten werden mir durch des Herzogs Unfall verdunkelt. Seit den Briefen, die mir dieses Ereigniß melden, habe ich keine Ruhe, und ich möchte am liebsten mit den Fragmenten meiner Eroberungen beladen nach Ostern gleich aufbrechen, den obern Theil Italiens kurz abthun und im Juni wieder in Weimar seyn.

Ich bin zu einsam, um mich zu entscheiden, und schreibe diese ganze Lage so ausführlich, daß Sie die Güte haben mögen, in einem Concilio derer, die mich lieben und die Umstände zu Hause besser kennen, über mein Schicksal zu entscheiden, vorausgesetzt, wie ich bethenern kann, daß ich geneigter bin zurückzukehren als zu bleiben. Das stärkste was mich in Italien hält, ist Tischbein: ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre das schöne Land zum zweitenmal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes. Ich sage nicht wie es mir schuppenweise von den Augen fällt. Wer in der Nacht steckt, hält die Dämmerung schon für Tag und einen grauen Tag für helle: was ist's aber, wenn die Sonne aufgeht?

Dann habe ich mich bisher aller Welt enthalten, die mich so nach und nach zu fassen kriegt, und die ich auch wohl gern mit flüchtigen Blicken beobachtete.

Ich habe Fritzen scherzend von meiner Aufnahme in der Arcadia geschrieben: es ist auch nur darüber zu scherzen; denn das Institut ist zu einer Armseligkeit zusammengeschwunden.

Montag über acht Tage wird das Trauerspiel des Abbate Monti aufgeführt: es ist ihm sehr bang und er hat Ursache; es ist ein unbändiges

Publicum, das von Moment zu Moment amüsirt seyn will, und sein Stück hat nichts brillantes. Er hat mich gebeten mit in seine Loge zu gehen, um ihm als Beichtvater in diesem kritischen Augenblicke beizustehen. Ein anderer wird meine Iphigenie übersetzen, ein dritter Gott weiß was zu meinen Ehren thun. Sie sind sich alle unter einander so ungünstig, jeder möchte seine Partei verstärken. Meine Landsleute sind auch wie mit einer Stimme für mich, daß, wenn ich sie gehen ließe und nur ein wenig einstimmte, so fingen sie noch hundert Thorheiten mit mir an und krönten mich zuletzt auf dem Capitol, worauf sie schon im Ernste gesonnen haben, so toll es ist, einen Fremden und Protestanten zum Protagonisten einer solchen Komödie auszusuchen. Wie das alles aber zusammenhängt und wie ich ein großer Thor wäre zu glauben, daß das alles um meinetwillen geschähe, dereinst mündlich.

Rom, den 6. Januar 1787.

Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es steht und geht recht gut. Was ich diese vierzig Tage bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu gute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen diese Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Ausguß des kolossalen Junekopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom und nun besitze ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon: es ist wie ein Gesang Homers.

Ich habe aber auch für die Zukunft die Nähe einer so guten Gesellschaft wohl verdient: denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenie endlich fertig geworden ist, d. h. daß sie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tische liegt, wovon das eine nächstens zu euch wandern soll. Nehmt es freundlich auf; denn freilich steht nicht auf dem Papier, was ich gefollt, wohl aber kann man errathen, was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet euch schon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter den herrlichsten Erscheinungen

erleide. Hieran hatte dieſe griechiſche Reiſegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte ſchauen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudirt und ökonomiſirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte, es ginge in Einem hin. Eben ſo frevelhaft entſchloß ich mich Iphigenien nach Carlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Packet und ſteckte ſie zu mir. Am Gardaſee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenza, Padua, am fleißigſten aber in Venedig fortſetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenie von Delphi zu ſchreiben, welches ich auch ſogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerſtreuung und ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stätigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Penſum, welches denn ſogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich ſchrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile für Zeile, Periode für Periode regelmäßig erklingen. Was daraus entſtanden iſt, werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke ſelbſt erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6. Januar 1787.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, ſo will ich erzählen, daß wir die Chriſtnacht herumſchwärmten und die Kirchen beſuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine beſonders iſt ſehr beſucht, deren Orgel und Muſik überhaupt ſo eingerichtet iſt, daß zu einer Paſtoralmuſik nichts an Klängen abgeht, weder die Schalmeien der Hirten, noch das Zwitſchern der Vögel, noch das Blöken der Schafe.

Am erſten Chriſtfeſte ſah ich den Papſt und die ganze Kleriſei in

der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es iſt ein einziges Schauſpiel in ſeiner Art, prächtig und würdig genug; ich bin aber im proteſtantiſchen Diogenismus ſo alt geworden, daß mir dieſe Herrlichkeit mehr nimmt als gibt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu dieſen geiſtlichen Weltüberwindern ſagen: Verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunſt und reiner Menſchheit!

Heute, als am Dreikönigsfeſte, habe ich die Meſſe nach griechiſchem Ritus vortragen ſehen und hören. Die Ceremonien ſcheinen mir ſtattlicher, ſtrenger, nachdenklicher und doch populärer als die lateiniſchen.

Auch da habe ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin, nur fürs Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballete, es fließt alles wie Waſſer von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama geſehen, ein Werk der Kunſt, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir ſchon vor dem Theaterweſen. Die nächſte Woche werden ſieben Bühnen eröffnet. Anfoſſi iſt ſelbſt hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Rom, den 10. Januar 1787.

Hier folgt denn alſo das Schmerzenskind: denn dieſes Beiwort verdient Iphigenie aus mehr als Einem Sinne. Bei Gelegenheit, daß ich ſie unſern Künſtlern vorlas, ſtrich ich verſchiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbeſſerte, die andern aber ſtehen laſſe, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz ſtumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Proſa ſeit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten verzog, daran war doch eigentlich Schuld, daß unſere Proſodie in der größten Unſicherheit ſchwebt, wie denn meine einſichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entſcheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geſchmack anheim gaben, wodurch man denn doch aller Richtſchnur ermangelte.

Iphigenie in Jamben zu überſetzen hätte ich nie gewagt, wäre

mir in Moritzens Prosodie nicht ein Leitstern erschienen. Der Umgang mit dem Verfasser, besonders während seines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich ersuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es ist auffallend, daß wir in unserer Sprache nur wenige Sylben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den andern verfährt man nach Geschmack oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine wenig bedeutendere lang sey, und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat. Hier ist denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, so hat man doch indessen einen Leitfaden, an dem man sich hinschlingen kann. Ich habe diese Maxime öfters zu Rathe gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorlesung sprach, so muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Diese jungen Männer, an jene frühern, heftigen, verdringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Verlichingisches, und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tischbein, dem auch diese fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorschein. Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indessen die Flamme freier die Höhe zu gewinnen sucht. Er zeichnete dieß sehr hübsch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bei.

Und so hat mich denn diese Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beschäftigt und gequält. Es ist nicht das erstemal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten.

Einen hübschen geschnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremse vor der Nase schnurrt. Die Alten liebten diesen Gegenstand, und haben ihn oft wiederholt. Ich wünsche, daß ihr damit künftig eure Briefe siegelt, damit durch diese Kleinigkeit eine Art von Kunstecho von euch zu mir herüber schalle.

Rom, den 13. Januar 1787.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu sagen, und wie sehr hält mich Anstrengung und Zerstreuung ab, ein kluges Wort aufs Papier zu bringen. Dazu kommen noch die frischen Tage, wo es überall besser ist als in den Zimmern, die, ohne Ofen und Kamin, uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt lassen.

Im Palaste Giustiniani steht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigstens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug, über sie etwas zu sagen. Als wir die Statue besahen und uns lang dabei aufhielten, erzählte uns die Frau des Custode, es sey dieses ein ehemals heiliges Bild gewesen, und die Inglesi, welche von dieser Religion seyen, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich ist. Auch setzte sie hinzu, eine Dame dieser Religion sey vor kurzem da gewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen und die Statue angebetet. Eine so wunderliche Handlung habe sie, eine Christin, nicht ohne Lachen ansehen können und sey zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte sie mich, ob ich etwa eine Schöne hätte, die diesem Marmor ähnlich sähe, daß er mich so sehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menschengeistes konnte sie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das englische Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein näheres Wort hören, so lesen sie, was Winckelmann vom hohen Styl der Griechen sagt. Leider führt er dort diese Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, so ist sie von jenem hohen strengen Styl, da er in den schönen übergeht, die Gnospe, indem sie sich öffnet, und nun eine Minerva, deren Charakter eben dieser Uebergang so wohl anstehn!

Nun von einem Schauspiel anderer Art! Am Dreikönigstage, am Feste des Heils, das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreier Cardinäle und eines großen Auditoriums erst eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drei

Magier empfangen? im Stalle? oder wo sonst? dann nach verlesenen einigen lateinischen Gedichten ähnlichen Gegenstandes traten bei dreißig Seminaristen nach und nach auf, und lasen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache: malabarisch, epirotisch, türkisch, moldauisch, ellenisch, persisch, colchisch, hebräisch, arabisch, syrisch, coptisch, saracenisch, armenisch, hibernisch, madagascarisch, isländisch, boisk, ägyptisch, griechisch, saurisch, äthiopisch u. s. w. und mehrere die ich nicht verstehen konnte. Die Gedichtchen schienen meist im Nationalsylbenmaße verfaßt, mit der Nationaldeclamation vorgetragen zu werden; denn es kamen barbarische Rhythmen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

Nun noch ein Geschichtchen, wie lose man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verstorbene Cardinal Albani war in einer solchen Festversammlung, wie ich sie eben beschrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: Gnaja! gnaja! so daß es ungefähr klang wie: Canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: Der kennt uns doch!

Rom, den 15. Januar 1787.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünschen übrig. Mit den Materialien, die er sich zueignete, hatte er so geschwind gebaut, um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch frisch und gesund seyn, so wäre er der erste, der uns eine Umarbeitung seines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach seinen Grundsätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden! Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geschrieben, und vielleicht manches verschwiegen hat.

Rom, den 15. Januar 1787.

Und so ist denn endlich auch Aristodem, und zwar sehr glücklich und mit dem größten Beifall, aufgeführt. Da Abbate Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört, und in den oberen Ständen sehr

geſchätzt iſt, ſo war von daher alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die ſchöne Diction des Dichters und die treffliche Recitation der Schauſpieler gewonnen, und man verſäumte keine Gelegenheit, ſeine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die deutſche Künſtlerbank zeichnete ſich dabei nicht wenig aus, und es war dießmal ganz am Platze, da ſie überhaupt ein wenig vorlaut iſt.

Der Verfaſſer war zu Hauſe geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks; von Act zu Act kamen günſtige Botſchaften, welche nach und nach ſeine Beſorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorſtellung, und alles iſt in dem beſten Gleiſe. So kann man durch die entgegengeſetzteſten Dinge, wenn nur jedes ſein ausgeſprochenes Verdienſt hat, den Beifall der Menge ſowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorſtellung war auch ſehr löblich, und der Hauptacteur, der das ganze Stück ausfüllt, ſprach und ſpielte vortrefflich; man glaubte einen der alten Kaiſer auftreten zu ſehen. Sie hatten das Coſtüm, das uns an den Statuen ſo ſehr imponirt, recht gut in Theatertracht überſetzt, und man ſah dem Schauſpieler an, daß er die Antiken ſtudirt hatte.

Rom, den 16. Januar 1787.

Ein großer Kunſtverluſt ſteht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Hercules Farneſe in ſeine Reſidenz bringen. Die Künſtler trauern ſämmtlich; indeſſen werden wir bei dieſer Gelegenheit etwas ſehen, das unſern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich vom Kopf bis an die Kniee und ſodann die untern Füße mit dem Sockel, worauf ſie ſtehen, wurde auf Farneſeſchem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten, und wurden durch Guglielmo della Porta erſetzt. Auf dieſen ſteht er nun bis auf den heutigen Tag. Indeſſen waren auf Borgheſiſchem Grund und Boden die ächten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgheſe'ſchen Villa aufgeſtellt ſah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borgheſe über ſich, und verehrt dieſe köſtlichen Reſte dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die ächten an die Stelle geſetzt, und man verſpricht ſich,

ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden gewesen, nunmehr eine ganz neue Anschauung und mehr harmonischen Genuß.

Rom, den 18. Januar 1787.

Gestern, als am Feste des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen lustigen Tag: es war das schönste Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt sich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausdehnten, zuletzt dahin gelangen mußten, daß sie auch die Thiere einigermaßen geistlicher Begünstigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton der Abt oder Bischof ist Patron der vierfüßigen Geschöpfe, sein Fest ein saturnalischer Feiertag für die sonst belasteten Thiere, so wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrschaften müssen heute zu Hause bleiben oder zu Fuß gehen: man verfehlt niemals, bedenkliche Geschichten zu erzählen, wie ungläubige Vornehme, welche ihre Kutscher an diesem Tage zu fahren genöthigt, durch große Unfälle gestraft worden.

Die Kirche liegt an einem so weitschichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte; heute ist er aber auf das lustigste belebt: Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern schön, ja prächtig eingeflochten zu schauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abstehende Capelle geführt, wo ein Priester, mit einem großen Wedel versehen, das Weihwasser, das in Bütten und Kübeln vor ihm steht, nicht schonend, auf die muntern Geschöpfe derb lospritzt, manchmal segar schalkhaft, um sie zu reizen. Andächtige Kutscher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrschaften senden Almosen und Geschenke, damit die kostbaren nützlichen Thiere ein Jahr über vor allem Unfall sicher bleiben mögen. Esel und Hornvieh, ihren Besitzern eben so nützlich und werth, nehmen gleichfalls an diesem Segen ihr bescheiden Theil.

Nachher ergötzten wir uns an einer großen Wanderung unter einem so glücklichen Himmel, umgeben von den interessantesten Gegenständen, denen wir doch dießmal wenig Aufmerksamkeit schenkten, vielmehr Lust und Scherz in vollem Maße walten ließen.

Rom, den 19. Januar 1787.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des katholiſchen Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen ſeines Gleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen ſolchen zur Ruhe gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber, und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt und dreifachen Pfingſtfeſte, zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen und von ſüßem Weine trunken werden.

Rom, den 20. Januar 1787.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers, bis auf einen gewiſſen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe, darauf hingewieſen. Bei unſerer mediciniſch-chirurgiſchen Anatomie kommt es bloß darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle ſchöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künſtlern zu Lieb einen ſehr ſchönen Muskelkörper dergeſtalt bereitet, daß die Schönheit deſſelben in Verwunderung ſetzt. Er könnte wirklich für einen geſchundenen Halbgott, für einen Marſyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künſtlich zuſammengereihte Knochenmaske zu ſtudiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perſpective ſtudiren, ſo zeigt

Ja wohl! die Blonde, die Falbe!
Sie ſtrigt ſo zierlich wie die Schwalbe,
Die ihr Neſt baut.

Du biſt mein und biſt ſo zierlich,
Du biſt mein und ſo manierlich,
Aber etwas fehlt dir noch;
Küſſeſt mit ſo ſpitzen Lippen,
Wie die Tauben Waſſer nippen;
Allzu zierlich biſt du doch.

Für Sie.

„In deinem Liede walten
Gar manche ſchöne Namen!“
Sind mancherlei Geſtalten
Doch nur Ein Rahmen.

„Nun aber die Schöne
Die dich am Herzen hegte?“
Jede kennt die Töne
Die ſie erregte.

Stets derſelbe.

Wenn ich auf dem Markte geh'
Durch's Gedränge,
Und das hübſche Mädchen ſeh'
In der Menge;

es doch wohl, daß wir nicht müßig sind. Bei alle dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geschieht.

Rom, den 22. Januar 1787.

Von dem deutschen Kunstsinn und dem dortigen Kunstleben kann man wohl sagen: Man hört läuten, aber nicht zusammenklingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unserer Nachbarschaft sind, und wie wenig sie von mir genutzt worden, so möchte ich verzweifeln; und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meisterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtarpte.

Doch auch in Rom ist zu wenig für den gesorgt, dem es Ernst ist, ins Ganze zu studiren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zusammenstoppeln. Freilich ist wenigen Fremden reiner Ernst, etwas Rechts zu seyn und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das merken sich alle diejenigen wohl, die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Absichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künstler begünstigen; und warum sollte er es nicht? Denn schlägt der Unerfahrene nicht das Vortrefflichste aus, das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eigenes Museum entstanden, wenn die Regierung, die doch erst die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden soll, fest darauf bestanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müsse. Hätte aber auch ein Papst solch einen Gedanken gehabt, alles hätte sich widersetzt: denn man wäre in wenigen Jahren erschrocken über Werth und Würde solcher ausgeführten Dinge, wozu man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Schon früher, aber besonders bei der Aufführung des **Aristodem**, erwachte der Patriotismus unserer deutschen Künstler. Sie unterließen nicht, Gutes von meiner **Iphigenie** zu rede. einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle, die mir gelenker

aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freilich ist die Poesie nicht fürs Auge gemacht.

Dieser gute Ruf erscholl nun bis zu Reiffenstein und Angelica, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber sogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr als ich glaubte gewann sich diese Darstellung die Gunst gedachter Personen; auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigsten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieses klärt sich aber dadurch sehr gut auf, daß das Stück sich der Form nähert, die man im Griechischen, Italiänischen, Französischen längst gewohnt ist, und welche demjenigen noch immer am besten zusagt, welcher sich an die englischen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom, den 25. Januar 1787.

Nun wird es mir immer schwerer, von meinem Aufenthalte in Rom Rechenschaft zu geben: denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieser Hauptstadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir sehen bald, hier hat sich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelassen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich festgesetzt; hier hat kein mächtiger Fürst einen schicklichen Ort zum Wohnsitz einer Colonie bestimmt. Nein, Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stätte bereitet; ein paar rüstige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palästen der Herren der Welt gelegt, an dessen Fuß sie die Willkür des Ausrichters zwischen Morast und Schilf einst hinlegte. So sind die sieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land, das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excursionen, so will ich die unglückliche Lage ausführlicher schildern. Schon jetzt nehme ich den herzlichsten Antheil an dem Jammergeschrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerstören sehen, und den schönen, von einem klugen Anführer gewählten Platz verlassen müssen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius

zu bewohnen, und von da nach ihrem verlaſſenen Paradieſe zurückzuſehen. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein Ort der ältern Völker lag ſo ſchlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verſchlungen hatten, mußten ſie wieder mit ihren Landhäuſern hinaus und an die Plätze der zerſtörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung gibt es Anlaß, wie viele Menſchen hier im ſtillen leben, und wie ſich jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt! Wir ſahen bei einem Geiſtlichen, der, ohne großes angeborenes Talent, ſein Leben der Kunſt widmete, ſehr intereſſante Copien trefflicher Gemälde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichſtes nach dem Abendmahl des Leonardo da Vinci in Mailand. Der Moment iſt genommen, da Chriſtus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundſchaftlich zu Tiſche ſitzt, erklärt und ſagt: Aber doch iſt einer unter euch, der mich verräth. Man hofft einen Kupferſtich entweder nach dieſer Copie, oder nach andern, mit denen man ſich beſchäftigt. Es wird das größte Geſchenk ſeyn, wenn eine treue Nachbildung im großen Publicum erſcheint.

Vor einigen Tagen beſuchte ich den Pater Jacquier, einen Franciskaner, auf Trinità de' Monti. Er iſt Franzoſe von Geburt, durch mathematiſche Schriften bekannt, hoch in Jahren, ſehr angenehm und verſtändig. Er kannte zu ſeiner Zeit die beſten Männer, und hat ſogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn ſehr in Affection nahm.

Und ſo habe ich noch mehr gute ſolide Menſchen kennen lernen, dergleichen ſich hier unzählige befinden, die ein pfäffiſches Mißtrauen auseinander hält. Der Buchhandel gibt keine Verbindung, und die literariſchen Neuigkeiten ſind ſelten fruchtbar.

Und ſo geziemt es dem Einſamen, die Einſiedler aufzuſuchen. Denn ſeit der Aufführung des Ariſtodem, zu deſſen Gunſten wir uns wirklich thätig erwieſen hatten, führte man mich abermals in Verſuchung: es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun ſey; man wollte ſeine Partei verſtärken, mich als Inſtrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle geſpielt. Nun aber, da ſie ſehen, daß mit mir nichts anzufangen iſt, laſſen ſie mich gehen, und ich wandle meinen ſichern Weg fort.

Ja, meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten. Seyd auch guten Muths! ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen."

Rom, den 28. Januar 1787.

Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen sich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da sie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerst also wird man, bei dem ungeheuren und doch nur trümmerhaften Reichthum dieser Stadt, bei jedem Kunstgegenstande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daseyn gegeben. Durch Winckelmann sind wir dringend aufgeregt, die Epochen zu sondern, den verschiedenen Styl zu erkennen, dessen sich die Völker bedienten, den sie in Folge der Zeiten nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hiervon überzeugte sich jeder wahre Kunstfreund: anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieser Einsicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgestellt, aber das Einzelne im ungewissen Dunkel. Eine vieljährige entschiedene Uebung des Auges ist nöthig, und man muß erst lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern: die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punkt ist nun einmal rege, und jeder dem es Ernst ist, sieht wohl ein, daß auch in diesem Felde kein Urtheil möglich ist, als wenn man es historisch entwickeln kann.

Die zweite Betrachtung beschäftigt sich ausschließlich mit der Kunst der Griechen und sucht zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist, und worin kein Hauptcharakter so wenig als die Uebergänge und Vermittelungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß sie nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas anderes dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte.

Rom, den 2. Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drei Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. Es wird Nachts zugeschlossen; ein Eremit wohnt darin, an einem Kirchelchen, und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt, und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten: wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu; der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Oeffnungen; ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Kapitol beleuchtet sehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegen stehen.

Rom, den 13. Februar 1787.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, ist von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinità de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben: dort ist eben alles aufgeschüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiser kamen. Mein Perrückenmacher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäscht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es ist nicht gar eine Hand groß, und scheint von dem Rande einer großen Schüssel zu seyn. Es stehen zwei Greife an einem Opfertische; sie sind von der schönsten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden sie auf einem geschnittenen Stein, wie gern würde man damit siegeln!

Von vielen andern Sachen sammelt's sich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre, alles unterrichtend

und bedeutend. Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachſend, ſich immer vermehren kann.

Rom, den 15. Februar 1787.

Vor meiner Abreiſe nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorleſung meiner Iphigenie nicht entgehen. Madame Angelica und Hofrath Reiffenſtein waren die Zuhörer, und ſelbſt Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunſch ſeiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer großen architektoniſchen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen verſteht. Er war mit Clerisseau in Dalmatien, hatte ſich überhaupt mit ihm aſſociirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabei ſo viel Perſpective und Effect, daß er ſich in ſeinen alten Tagen auf eine würdige Weiſe auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Es iſt mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Rom, den 16. Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenie ward mir auf eine überraſchende und angenehme Weiſe verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und dießmal doppelt willkommen mit dem Löwchen geſiegelt, als verläßiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Packets. Ich drängte mich in das Opernhaus, und ſuchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüſtre zu verſchaffen. Hier fühlte ich mich nun ſo nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und ſie umarmen mögen. Herzlich danke ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden: möget ihr euer Nächſtes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten!

Hier folgt das Verzeichniß wie die Exemplare, die ich von Göſchen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden ſollen: denn ob es

mir gleich ganz gleichgültig iſt, wie das Publicum dieſe Sache betrachtet, ſo wünſchte ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im ganzen, ſo möchte mir ſchwindelnd werden: ich muß ſie einzeln angreifen, und ſo wird es gehen.

Hätte ich nicht beſſer gethan, nach meinem erſten Entſchluß dieſe Dinge fragmentariſch in die Welt zu ſchicken, und neue Gegenſtände, an denen ich friſchern Antheil nehme, mit friſchem Muth und Kräften zu unternehmen! Thäte ich nicht beſſer Iphigenien von Delphi zu ſchreiben, als mich mit den Grillen des Taſſo herumzuſchlagen! Und doch habe ich auch dahinein ſchon zu viel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben ſollte.

Ich habe mich auf den Vorſaal ans Kamin geſetzt, und die Wärme eines dießmal gut genährten Feuers giebt mir friſchen Muth ein neues Blatt anzufangen: denn es iſt doch gar zu ſchön, daß man mit ſeinen neueſten Gedanken ſo weit in die Ferne reichen, ja ſeine nächſten Umgebungen durch Worte dorthin verſetzen kann. Das Wetter iſt ganz herrlich; die Tage nehmen merklich zu; Lorbeern und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraſchte mich ein wunderſamer Anblick: ich ſah von ferne hohe ſtangenähnliche Bäume, über und über von dem ſchönſten Violet bekleidet. Bei näherer Unterſuchung war es der Baum, in unſern Treibhäuſern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen, die ich vor mir ſah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tauſenden hervorbrach. Die Maslieben dringen wie Ameiſen aus dem Boden; Crocus und Adonis erſcheinen ſeltener, aber deſto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erſt das mittägigere Land für Fremden und Kenntniſſe geben, aus denen für mich neue Reſultate hervortreten! Es iſt mit natürlichen Dingen wie mit der Kunſt: es iſt ſo viel darüber geſchrieben, und jeder der ſie ſieht, kann ſie doch wieder in neue Combination ſetzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, ſo fällt es einem ſowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in dieſen Paradieſen der Welt

ſich ſogleich die vulcaniſche Hölle ſo gewaltſam aufthut und ſeit Jahrtauſenden die Wohnenden und Genießenden aufſchreckt und irre macht. Doch ſchlage ich mir die Hoffnung jener vielbedeutenden Anſichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreiſe die alte Hauptſtadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht geſehen, ſuche ich auf. Das Vorzüglichſte wird zum zweiten- und drittenmal betrachtet, und nun ordnet ſich's einigermaßen: denn indem die Hauptgegenſtände an ihre rechte Stelle kommen, ſo iſt für viele mindere dazwiſchen Platz und Raum. Meine Liebſchaften reinigen und entſcheiden ſich, und nun erſt kann mein Gemüth dem Größern und Aechteſten mit gelaſſener Theilnahme ſich entgegenheben. Dabei findet man denn wohl den Künſtler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nähert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag; und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Küſten zu umſchiffen.

Das Kamin iſt dießmal recht durchgewärmt, und die ſchönſten Kohlen aufgehäuft, welches bei uns ſelten geſchieht, weil nicht leicht jemand Luſt und Zeit hat, dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerkſamkeit zu widmen. Und ſo will ich denn dieſes ſchöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die ſchon halb verloſchen ſind.

Am 2. Februar begaben wir uns in die Sixtiniſche Capelle zur Function, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich ſehr unbehaglich, und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: Das ſind ja gerade die Kerzen, welche ſeit dreihundert Jahren dieſe herrlichen Gemälde verküſtern, und das iſt ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverſchämtheit die einzige Kunſtſonne nicht nur umwölkt, ſondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht und zuletzt gar in Finſterniß verſenkt.

Darauf ſuchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf San Onofrio, wo Taſſo in einem Winkel begraben liegt. Auf der Kloſterbibliothek ſteht ſeine Büſte. Das Geſicht iſt von Wachs, und ich glaube gern, daß es über ſeinen Leichnam abgeformt ſey. Nicht ganz ſcharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im ganzen mehr,

als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann.

So viel für dießmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmann zweiten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht gesehen habe. Ehe ich nach Neapel reise, muß die Ernte wenigstens niedergemäht seyn; sie in Garben zu binden, werden auch schon gute Tage kommen.

Rom, den 17. Februar 1787.

Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag fast zu warm. Nun sucht man das Freie, und wenn man bisher sich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, so tritt die Landschaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet sich an die Umgebungen, die der herrlichste Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künstler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlössern etwas abzugewinnen sucht, wie man sich an Bach und Busch und zerbröckeltem Gestein herumdrückt, um eine malerische Wirkung zu erhaschen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um so mehr als jene Dinge nach so langer Gewohnheit einem noch immer ankleben; nun habe ich mir aber seit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt, und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Besinnens, kleine auffallende, wahrhaft südliche und römische Gegenstände entworfen, und suche nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es ist ganz eigen, daß man deutlich sehen und wissen kann, was gut und besser ist; will man sich's aber zueignen, so schwindet's gleichsam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, sondern nach dem, was wir zu fassen gewohnt sind. Nur durch geregelte Uebung könnte man vorwärts kommen; wo aber sollte ich Zeit und Sammlung finden! Indessen fühle ich mich denn doch durch das leidenschaftliche vierzehntägige Streben um vieles gebessert.

Die Künstler belehren mich gern; denn ich fasse geschwind. Nun ist aber das Gefaßte nicht gleich geleistet: etwas schnell zu begreifen ist ja ohnehin die Eigenschaft des Geistes, aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen; denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet. Mit dem Künſtler nur muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren: denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt; der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſeyn des Trefflichſten, an ſeinem Daſeyn gehindert. Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann! und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.

Ich habe zweimal das Meer geſehen, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, nur gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tauſend Sachen, manche ganz neu und von vorn hätte ich mitzutheilen!

Rom, den 18. Februar 1787.
Abends, nach verklungener Carnevalstherheit.

Ich laſſe bei meiner Abreiſe Moritz ungern allein. Er iſt auf gutem Wege, doch wie er für ſich geht, ſo ſucht er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert an Herder zu ſchreiben; der Brief liegt bei: ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch; er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl verdient gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet und gute Lehre kann in einen fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Porträt, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſt ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Danach malt er fleißig: denn es ſollte freilich vor unſerer Abreiſe nach Neapel ſchon auf einen gewiſſen Punkt

Geh' ich hier, ſie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand ſieht uns beiden an
Wie wir lieben.

„Alter, hörſt du noch nicht auf!
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenslauf
War's ein Kätchen.
Welche jetzt den Tag verſüßt?
Sag's mit Klarheit.“
Seht nur hin wie ſie mich grüßt,
Es iſt die Wahrheit!

Den Abſolutiſten.

„Wir ſtreben nach dem Abſoluten
Als nach dem allerhöchſten Guten.“
Ich ſtell' es einem jeden frei;
Doch merkt' ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt uns zu bedingen
Die abſolute Liebe ſey.

Räthſel.

Ein Werkzeug iſt es, alle Tage nöthig,
Den Männern weniger, den Frauen viel,
Zum treuſten Dienſte gar gelind erbötig,
Im Einen vielfach, ſpitz und ſcharf. Sein Spiel

gebracht seyn, und es gehört schon Zeit dazu, eine so große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Rom, den 19. Februar 1787.

Das Wetter fährt fort über allen Ausdruck schön zu seyn: heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis; Neumond ist eben vorbei, und neben der zarten Mondsichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe fast mit bloßen Augen, durchs Perspectiv ganz deutlich sehen. Ueber der Erde schwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemälden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht so schön sieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen: die Mandeln blühen, und machen eine neue luftige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel ist wie ein hellblauer Taffet, von der Sonne beschienen. Wie wird es erst in Neapel seyn! Wir finden das meiste schon grün. Meine botanischen Grillen bekräftigen sich an allem diesem, und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannichfaltigste entwickelt.

Der Vesuv wirft Steine und Asche aus, und bei Nacht sieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten, bis auch diese großen Gegenstände mir eigen werden.

Rom, den 21. Februar 1787. Aschermittwoch.

Nun ist der Narrheit ein Ende! Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spectakel. Das Carneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig loszuwerden, es je wiederzusehen. Zu schreiben ist davon gar nichts; bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend seyn. Was man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt, und es ihnen an Gelde mangelt, das bißchen Lust, was sie noch haben mögen, auszulassen. Die Großen sind ökonomisch und halten zurück, der Mittel-

mann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Possen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht lassen kann, so sind zur Lust der Kinder Masken des Carnevals und römische eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angestrichen worden, da sie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen ersetzen mögen.

Ich benutze die Augenblicke zwischen dem Einpacken, um noch einiges nachzuholen. Morgen gehen wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unaussprechlich schön seyn soll, und hoffe in jener paradiesischen Natur wieder neue Freiheit und Lust zu gewinnen, hier im ernsten Rom wieder an das Studium der Kunst zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht; ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöste, was mir so lieb und werth war. Ja, es ist schon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren; welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel gesagt ist.

Daß Iphigenie angekommen, weiß ich; möge ich am Fuße des Vesuv erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tischbein, der so einen herrlichen Blick in Natur als Kunst hat, diese Reise zu machen ist für mich von der größten Wichtigkeit; doch können wir, als ächte Deutsche, uns doch nicht losmachen von Vorsätzen und Aussichten auf Arbeit. Das schönste Papier ist gekauft, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenstände höchst wahrscheinlich unserm guten Willen Gränzen setzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetischen Arbeiten nichts mitnehme als Tasso allein, zu ihm habe ich die beste Hoffnung. Wüßte ich nun, was ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen; denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter als jener, und will im einzelnen noch mehr ausgearbeitet seyn: doch weiß ich noch nicht, was es werden kann. Das Vorhandene muß ich ganz zerstören; das hat zu lange gelegen, und

weder die Perſonen, noch der Plan, noch der Ton, haben mit meiner jetzigen Anſicht die mindeſte Verwandtſchaft.

Beim Aufräumen fallen mir einige eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich beim Durchleſen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerſpreche. Das kann ich zwar nicht merken — denn was ich geſchrieben habe, ſchicke ich gleich fort — es iſt mir aber ſelbſt ſehr wahrſcheinlich: denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen, und da iſt es wohl natürlich, daß ich nicht immer weiß wo ich ſtehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der, von einer ſtürmiſchen Nacht auf der See überfallen, nach Hauſe zu ſteuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finſterniß an ihn geſchmiegt, fragte: Vater, was iſt denn das für ein närriſches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns ſehe? Der Vater verſprach ihm die Erklärung des andern Tags, und da fand es ſich, daß es die Flamme des Leuchtthurms geweſen, die einem von wilden Wogen auf und nieder geſchaukelten Auge bald unten, bald oben erſchien.

Auch ich ſteure auf einem leidenſchaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Gluth des Leuchtthurms nur ſcharf im Auge, wenn ſie mir auch den Platz zu verändern ſcheint, ſo werde ich doch zuletzt am Ufer geneſen.

Bei der Abreiſe fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt ſich, dießmal ſtärker als ſonſt, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Veranſtalten machen, um zu leben. Denn ſo kehren auch wir, Tiſchbein und ich, ſo vielen Herrlichkeiten, ſogar unſerm wohlausgeſtatteten eigenen Muſeum den Rücken. Da ſtehen nun drei Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlaſſen ſie, als wenn's keine wäre!

Neapel.

Velletri, den 22. Februar 1787.

Bei guter Zeit sind wir hier angelangt. Schon vorgestern verfinsterte sich das Wetter; die schönen Tage hatten uns trübe gebracht, doch deuteten einige Luftzeichen, daß es sich wieder zum Guten bequemen werde, wie es denn auch eintraf. Die Wolken trennten sich nach und nach, hie und da erschien der blaue Himmel, und endlich beleuchtete die Sonne unsere Bahn. Wir kamen durch Albano, nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Besitzer, auf eine wunderliche Weise hält, nicht unterhält; deßhalb auch nicht will, daß sich jemand darin umsehe. Hier bildet sich eine wahre Wildniß: Bäume und Gesträuche, Kräuter und Ranken wachsen wie sie wollen, verdorren, stürzen um, verfaulen; das ist alles recht, und nur desto besser. Der Platz vor dem Eingang ist unsäglich schön. Eine hohe Mauer schließt das Thal, eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken, dann steigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild, wenn es ein rechter Künstler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beschreiben und sage nur, daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza, die pontinischen Sümpfe, das Meer und die Inseln erblickten, daß in dem Moment ein starker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meer zog, Licht und Schatten, abwechselnd und bewegt, die öde Fläche gar mannichfaltig belebten. Sehr schön wirkten hierzu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchsäulen, die aus zerstreuten, kaum sichtbaren Hütten emporstiegen.

Velletri liegt sehr angenehm auf einem vulcanischen Hügel, der nur gegen Norden mit andern zusammenhängt, über drei Himmelsgegenden aber den freiesten Anblick gewährt.

Nun besahen wir das Cabinet des Cavaliere Borgia, welcher, begünstigt durch die Verwandtschaft mit dem Cardinal und der Propaganda, treffliche Alterthümer und sonstige Merkwürdigkeiten hier zusammenstellen konnte: ägyptische Götzen, aus dem härtesten Steine gebildet, kleinere Metallfiguren früherer und späterer Zeit, in der Gegend ausgegrabene, aus Thon gebrannte, flach erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt, man den alten Volkern einen eigenen Styl zuschreiben will.

Von allerlei andern Raritäten besitzt das Museum mancherlei. Ich merkte mir zwei chinesische Tuschkästchen, wo auf den Stücken des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgestellt ist, beides höchst naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Das Kästchen, so wie die Einwickelung desselben, sind ausnehmend schön und dürfen sich neben dem von mir schon gelobten Buch auf der Bibliothek der Propaganda wohl sehen lassen.

Es ist freilich unverantwortlich, daß man diesen Schatz so nahe bei Rom hat und denselben nicht öfter besucht. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausflucht in diesen Gegenden und die Gewalt des römischen Zauberkreises zur Entschuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, riefen uns einige vor ihren Hausthüren sitzende Weiber an, ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Lust hätten? Und als wir uns danach sehr begierig erwiesen, holten sie alte Kessel, Feuerzangen nebst anderem schlechten Hausgeräthe, und wollten sich zu Tod lachen, uns angeführt zu haben. Als wir uns deßhalb entrüsteten, brachte unser Führer die Sache wieder ins gleiche: denn er versicherte, daß dieser Spaß hergebracht sey, und daß alle Fremden denselben Tribut entrichten müßten.

Dieß schreibe ich in einer sehr übeln Herberge, und fühle in mir weder Kraft noch Behagen weiter fortzufahren. Also die freundlichste gute Nacht!

Fündi, den 23. Februar 1787.

Schon früh um drei Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte, fanden wir uns in den pontinischen Sümpfen, welche kein so übles Ansehen haben, als man sie in Rom gemeiniglich beschreibt. Man kann zwar ein so großes und weitläufiges Unternehmen, als die beabsichtigte

Austrocknung ist, auf der Durchreise nicht beurtheilen, allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten, welche der Papst angeordnet, die gewünschten Endzwecke wenigstens zum größten Theil erreichen werden. Man denke sich ein weites Thal, das sich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wieder hergestellt, an der rechten Seite derselben der Hauptcanal gezogen und das Wasser fließt darin gelind hinab: dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; so weit das Auge sehen kann, ist es bebaut oder könnte es werden, wenn sich Pächter fänden, einige Flecke ausgenommen die allzu tief liegen.

Die linke Seite, nach dem Gebirg zu, ist schon schwerer zu behandeln. Zwar gehen Quercanäle unter der Chaussee in den Hauptcanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweiten Canal am Gebirge herführen. Große Strecken, besonders gegen Terracina, sind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Poststation besteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Tischbein zeichnete sie und genoß zur Belohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte sich ein Schimmel losgemacht, der, sich seiner Freiheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin und wieder fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tischbeins Entzücken erst recht bedeutend.

Da wo sonst der Ort Meza stand, hat der Papst ein großes und schönes Gebäude, als den Mittelpunkt der Fläche bezeichnend, aufrichten lassen. Der Anblick desselben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und so rückten wir immer fort, uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung, daß man auf diesem Wege nicht einschlafen dürfe; und freilich erinnerte uns der blaue Dunst, der schon in dieser Jahrszeit in gewisser Höhe über den Boden schwebte, an eine gefährliche Luftschicht. Desto erfreulicher und erwünschter war uns die Felsenlage von Terracina; und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die

andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen fetten Blätterkörper zwischen niedrigen graulichgrünen Myrten, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narcissen und Adonis blühten auf den Wiesen. Man behält das Meer eine Zeit lang rechts; die Kalkfelsen aber bleiben links in der Nähe. Diese sind die Fortsetzung der Apenninen, welche sich von Tivoli herziehen und ans Meer anschließen, wovon sie, erst durch die Campagna di Roma, dann durch die frascatanischen, albanischen, velletrischen Vulcane und endlich durch die pontinischen Sümpfe getrennt wurden. Der Monte Circello, das Vorgebirg Terracina gegenüber, wo die pontinischen Sümpfe sich endigen, mag gleichfalls aus gereihten Kalkfelsen bestehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieser kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzurauhen Gebirg umschlossen, muß jedermann anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat steht grün; durchaus Weizen, Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet sich aus und ward begrüßt. So viel für diesen Abend! Verzeihung der laufenden Feder! Ich muß schreiben ohne zu denken, damit ich nur schreibe! Der Gegenstände sind zu viel, der Aufenthalt zu schlecht und doch meine Begierde allzu groß, einiges dem Papier anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an, und es ist nun Zeit Ruhe zu suchen.

Sant' Agata, den 24. Februar 1787.

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem schönen Tage geben. Als wir aus Fondi herausfuhren, ward es eben helle, und wir wurden sogleich durch die über die Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Bäume hängen so voll als man sich's nur denken kann. Obenher ist das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem saftigsten Grün. Mignon hatte wohl Recht sich dahin zu sehnen.

Dann fuhren wir durch wohlgeackerte und bestellte Weizenfelder, in schicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte sie und

brachte die silberne Unterfläche der Blätter ans Licht; die Aeste bogen sich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen; ein starker Nordwind versprach alles Gewölk völlig zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Thale hin, zwischen steinichten, aber gut gebauten Aeckern, die Saat vom schönsten Grün. An einigen Orten sah man geräumige, runde, gepflasterte Plätze, mit niedrigen Mäuerchen umgeben; hier drischt man die Frucht sogleich aus, ohne sie in Garben nach Hause zu fahren. Das Thal ward schmäler, der Weg ging bergan; Kalkfelsen standen nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln, die sehr langsam thauten.

Einige Mauern antiker Gebäude mit netzförmiger Arbeit überraschten uns. Auf der Höhe sind die Plätze felsig, doch mit Olivenbäumen bepflanzt, wo nur das geringste Erdreich sie aufnehmen konnte. Nun über eine Plaine mit Oliven, sodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altäre, antike Grabsteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedigungen, dann trefflich gemauerte, jetzt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeschosse alter Landhäuser, nunmehr von Olivenwäldchen bewachsen. Dann erblickten wir den Vesuv, eine Rauchwolke auf seinem Scheitel.

Mole di Gaeta begrüßte uns abermals mit den reichsten Pomeranzenbäumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der schönsten Aussichten; das Meer spült bis heran. Folgt das Auge dem rechten Ufer und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, so sieht man auf einem Felsen die Festung Gaeta, in mäßiger Ferne. Das linke Horn erstreckt sich viel weiter; erst sieht man eine Reihe Gebirge, dann den Vesuv, dann die Inseln. Ischia liegt fast der Mitte gegenüber.

Hier fand ich am Ufer die ersten Seesterne und Seeigel ausgespült, ein schönes grünes Blatt, wie das feinste Velinpapier, dann aber merkwürdige Geschiebe, am häufigsten die gewöhnlichen Kalksteine, sodann aber auch Serpentin, Jaspis, Quarze, Kieselbreccien, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zuletzt genannten Steinarten sind schwerlich in dieser Gegend erzeugt, sind wahrscheinlich Trümmer alter Gebäude, und so sehen wir denn, wie die Welle vor unsern Augen mit den Herrlichkeiten der Vorwelt spielen darf. Wir verweilten gern und hatten unsere Lust an der Natur der Menschen, die

sich beinahe als Wilde betrugen. Von Molo sich entfernend, hat man immer schöne Aussicht, wenn sich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf ist eine liebliche Seebucht, die gezeichnet ward. Nun folgt gutes Fruchtfeld, mit Aloen eingezäunt. Wir erblickten eine Wasserleitung, die sich vom Gebirg her nach unkenntlichen verworrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Ueberfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert sodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Auffallendes. Endlich der erste vulcanische Aschenhügel. Hier beginnt eine große herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der nähern Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Thal liegt Sant' Agata. Ein ansehnlicher Gasthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Cabinet angelegt ist, brannte. Indessen ist unsere Stube kalt, keine Fenster, nur Läden, und ich eile zu schließen.

Neapel, den 25. Februar 1787.

Endlich auch hier glücklich und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagsreise nur so viel. Sant' Agata verließen wir mit Sonnenaufgang; der Wind blies heftig hinter uns her, und dieser Nordost hielt den ganzen Tag an: erst Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten von Kälte.

Unser Weg ging wieder durch und über vulcanische Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelsen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plaine von Capua; bald darnach Capua selbst, wo wir Mittag hielten. Nachmittag that sich ein schönes flaches Feld vor uns auf. Die Chaussee geht breit zwischen grünen Weizenfeldern durch; der Weizen ist wie ein Teppich und wohl spannenhoch. Pappeln sind reihenweise auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich lockerer Boden und gut gearbeitet. Die Weinstöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel schwebend.

Der Vesuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltsam dampfend, und ich war still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah. Der Himmel ward immer klarer, und

zuletzt schien die Sonne recht heiß in unsere enge rollende Wohnung. Bei ganz rein heller Atmosphäre kamen wir Neapel näher; und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend; inwendig mögen sie nicht sehr freundlich seyn. Alles ist auf der Straße, sitzt in der Sonne so lange sie scheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Besitz des Paradieses zu seyn und hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff: **Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai.** Solch ein Bild machen sie sich von unserm Zustande! Zur Erbauung sämmtlicher deutschen Völkerschaften heißt die Charakteristik übersetzt: Immer Schnee, hölzerne Häuser, große Unwissenheit, aber Geld genug.

Neapel selbst kündigt sich froh, frei und lebhaft an; unzählige Menschen rennen durch einander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung, und so kann's nicht besser gehen.

Neapel, Montag den 26. Februar 1787.

Alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello. Unter dieser eben so heiter als prächtig klingenden Aufschrift würden uns Briefe aus allen vier Theilen der Welt nunmehr aufstoßen. In der Gegend des am Meere liegenden großen Castells erstreckt sich eine große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häusern umgeben, nicht Platz, sondern Weite (largo) genannt hat, wahrscheinlicher Weise von den ersten Zeiten her, da dieses noch ein unbegränztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Eckhaus herein und wir faßten Fuß in einem geräumigen Eckſaale, der einen freien und frohen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiserner Balken zieht sich außen an mehreren Fenstern vorbei, selbst um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der scharfe Wind nicht äußerst fühlbar wäre.

Der Saal ist munter decorirt, besonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen schon die Nähe von Pompeji und Herculanum verkünden. Das wäre nun alles schön und gut, aber keine Feuerstätte, kein Kamin ist zu bemerken, und der Februar übt denn doch auch hier seine Rechte. Ich schaute mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreifuß, von der Erde dergestalt erhöht,

Gern wiederholt, wobei wir uns beſcheiden:
Von außen glatt, wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck erquickt uns nur aufs neue,
Ertheilte Lieb' ihm erſt gerechte Weihe.

Deßgleichen.

Die beſten Freunde, die wir haben,
Sie kommen nur mit Schmerzen an,
Und was ſie uns für Weh gethan
Iſt faſt ſo groß als ihre Gaben.
Und wenn ſie wieder Abſchied nehmen
Muß man zu Schmerzen ſich bequemen.

Feindſeliger Blick.

„Du kommſt doch über ſo viele hinaus,
Warum biſt du gleich außerm Haus,
Warum gleich aus dem Häuschen,
Wenn einer dir mit Brillen ſpricht?
Du machſt ein ganz verflucht Geſicht,
Und biſt ſo ſtill wie Mäuschen."

Das ſcheint doch wirklich ſonnenklar!
Ich geh' mit Zügen frei und bar,
Mit freien treuen Blicken;
Der hat eine Maske vorgethan,
Mit Späherblicken kommt er an,
Darein ſollt' ich mich ſchicken?

---

daß man die Hände bequem darüber halten konnte. Auf denſelben war ein flaches Becken befeſtigt; dieſes enthielt ganz zarte glühende Kohlen, gar glatt mit Aſche bedeckt. Hier gilt es nun haushältiſch ſeyn, wie wir es in Rom ſchon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüſſels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Aſche behutſam weg, ſo daß von den Kohlen wieder etwas an die freie Luft gelange. Wollte man jedoch ungeduldig die Gluth aufwühlen, ſo würde man einen Augenblick größere Wärme ſpüren, aber ſehr bald die ganze Gluth erſchöpft haben, da denn das Becken abermals, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe, zu füllen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünſcht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüſſe des Eſtrichs; Pelze ſind nicht gewöhnlich und ich entſchloß mich eine Schifferkutte, die wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienſte leiſtete, beſonders nachdem ich ſie mit einem Kofferſtrick um den Leib befeſtigt hatte: da ich mir denn als Mittelding zwiſchen Matroſen und Capuziner ſehr komiſch vorkommen mußte. Tiſchbein, der von Beſuchen bei Freunden zurückkehrte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten.

Neapel, den 27. Februar 1787.

Geſtern brachte ich den Tag in Ruhe zu, um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erſt abzuwarten; heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, male was man will, hier iſt mehr als alles! Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Lufträume!

Wir ſind auch noch Abends in die Grotte des Poſilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien. Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck beſonders von den Gegenſtänden, die ich heute zum erſtenmal ſah, erhalten hatte. Und wie man ſagt, daß einer dem ein Geſpenſt erſchienen, nicht wieder froh wird, ſo konnte man umgekehrt von ihm ſagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er ſich immer wieder nach Neapel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Neapel, den 28. Februar 1787.

Heute besuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landschaftsmaler, der eines besondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Man hat ihm einen Flügel des Palastes Francavilla eingeräumt, den er mit Künstlergeschmack möbliren ließ, und mit Zufriedenheit bewohnt. Es ist ein sehr bestimmter kluger Mann, der, bei unausgesetztem Fleiß, das Leben zu genießen versteht.

Dann gingen wir ans Meer und sahen allerlei Fische und wunderliche Gestalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Tramontane leidlich.

Neapel, den 1. März 1787.

Schon in Rom hatte man meinem eigensinnigen Einsiedlersinne mehr als mir lieb war, eine gesellige Seite abgewonnen. Freilich scheint es ein wunderlich Beginnen, daß man in die Welt geht, um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürsten von Waldeck nicht widerstehen können, der mich aufs freundlichste einlud, und durch Rang und Einfluß mir Theilnahme an manchem Guten verschaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er sich schon eine Zeit lang aufhielt, als er uns einladen ließ, mit ihm eine Fahrt nach Pozzuoli und der anliegenden Gegend zu machen. Ich dachte heute schon auf den Vesuv; Tischbein aber nöthigt mich zu jener Fahrt, die, an und für sich angenehm, bei dem schönsten Wetter, in Gesellschaft eines so vollkommenen und unterrichteten Fürsten, sehr viel Freude und Nutzen verspricht. Auch haben wir schon in Rom eine schöne Dame gesehen nebst ihrem Gemahl, von dem Fürsten unzertrennlich; diese soll gleichfalls von der Partie seyn, und man hofft alles Erfreuliche.

Auch bin ich dieser edlen Gesellschaft durch frühere Unterhaltung genauer bekannt. Der Fürst nämlich fragte bei unserer ersten Bekanntschaft, womit ich mich jetzt beschäftige, und meine Iphigenie war mir so gegenwärtig, daß ich sie einen Abend umständlich genug erzählen konnte. Man ging drauf ein; aber ich glaubte doch zu merken, daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von mir erwartet hatte.

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre schwerlich Rechenschaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren, daß die flüchtige Lesung eines Buchs, das ihn unwiderstehlich fortriß, auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte, und schon die Wirkung entschied, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzutun konnte! So ging es mir einst mit Sakontala; und geht es uns mit bedeutenden Menschen nicht gleicher Weise? Eine Wasserfahrt bis Pozzuoli, leichte Landfahrten, heitere Spaziergänge durch die wunderſamſte Gegend von der Welt. Unterm reinſten Himmel der unſicherſte Boden. Trümmer undenkbarer Wohlhäbigkeit, zerläſtert und unerfreulich. Siedende Waſſer, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerſtrebende Schlackenberge, fahle widerliche Räume, und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend wo ſie nur irgend vermag, ſich über alles Ertödtete erhebend um Landſeen und Bäche umher, ja der herrlichſten Eichwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und ſo wird man zwiſchen Natur und Völkereignissen hin und wieder getrieben. Man wünſcht zu denken, und fühlt ſich dazu ungeſchickt. Indeſſen lebt der Lebendige luſtig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Perſonen, der Welt und ihrem Weſen angehörend, aber auch durch ernſtes Geſchick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegränzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Unter allem dieſem Taumel jedoch verfehlte ich nicht manches anzumerken. Zu künftiger Redaction wird die an Ort und Stelle benutzte Karte und eine flüchtige Zeichnung von Tiſchbein die beſte Hülfe geben; heute iſt mir nicht möglich auch nur das mindeſte hinzuzufügen.

Neapel, den 2. März 1787.

Daß kein Neapolitaner von ſeiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückſeligkeit der hieſigen Lage in gewaltigen Hyperbeln ſingen, iſt ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Veſuve in der Nachbarſchaft ſtünden. Man mag ſich hier an Rom gar nicht

zurück erinnern: gegen die hiesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes übelplacirtes Kloster vor.

Das See- und Schiffwesen gewährt auch ganz neue Zustände. Die Fregatte nach Palermo ging mit reiner starker Tramontane gestern ab. Dießmal hat sie gewiß nicht über sechsunddreißig Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnsucht sah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwischen Capri und Capo Minerva durchfuhr und endlich verschwand. Wenn man jemand Geliebtes so fortfahren sähe, müßte man vor Sehnsucht sterben! Jetzt weht der Scirocco; wenn der Wind stärker wird, werden die Wellen um den Molo lustig genug seyn.

Heute, als an einem Freitage, war die große Spazierfahrt des Adels, wo jeder seine Equipagen, besonders Pferde producirt. Man kann unmöglich etwas Zierlicheres sehen als diese Geschöpfe hier: es ist das erstemal in meinem Leben, daß mir das Herz gegen sie aufgeht.

Neapel, den 3. März 1787.

Den 2. März bestieg ich den Vesuv, obgleich bei trübem Wetter und unwölktem Gipfel. Fahrend gelangte ich nach Resina, sodann auf einem Maulthiere den Berg zwischen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre einundsiebzig, die schon feines, aber festes Moos auf sich erzeugt hatte. Dann an der Seite der Lava her; die Hütte des Einsiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist. Zwei Drittheile dieses Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten, nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja eine schwache von fünf Tagen schon erkaltet. Wir stiegen über sie an einem erst aufgeworfenen vulcanischen Hügel hinauf: er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg, und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr fünfzig Schritte in den Dampf hinein, als er so stark wurde, daß ich kaum meine Schuhe sehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half nichts; der Führer war mir auch verschwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unsicher: ich fand für gut umzukehren, und mir den gewünschten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu sparen. Indeß weiß ich doch auch, wie schlecht es sich in solcher Atmosphäre arbeit holt.

Uebrigens war der Berg ganz still: weder Flamme, noch Brausen, noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun recognoscirt, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven, die ich fand, waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen habe ich aber entdeckt, das mir sehr merkwürdig schien, und das ich näher untersuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropfsteinförmige Bekleidung einer vulcanischen Esse, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist, und aus dem alten, nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, grauliche, tropfsteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulcanischen Ausdünstungen ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung gebildet werden zu seyn. Es giebt zu weiteren Gedanken Gelegenheit.

Heute, den 3. März, ist der Himmel bedeckt, und ein Scirocco weht: zum Posttage gutes Wetter.

Sehr gemischte Menschen, schöne Pferde und wunderliche Fische habe ich hier übrigens schon genug gesehen.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und belobt sind, kein Wort! Vedi Napoli e poi muori! sagen sie hier. Siehe Neapel, und stirb!

Hier schicke ich einige gedrängte Blätter als Nachricht von dem Einstande, den ich hier gegeben. Auch ein an der Ecke angeschmauchtes Couvert eures letzten Briefes, zum Zeugniß, daß er mit auf dem Besuv gewesen. Doch muß ich euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erscheinen; seyd versichert, da wo ich gehe, ist nicht mehr Gefahr, als auf der Chaussee nach Belvedere. Die Erde ist überall des Herrn! kann man wohl bei dieser Gelegenheit sagen. Ich suche keine Abenteuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit, aber weil ich meist klar bin und dem Gegenstand bald seine Eigenthümlichkeit abgewinne, so kann ich mehr thun und wagen als ein anderer. Nach Sicilien ist's nichts weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen fuhr die Fregatte nach Palermo mit günstigem Nordostwind ab; sie ließ Capri rechts und hat gewiß den Weg in sechsunddreißig Stunden zurückgelegt. Trüben sieht

es auch in der Wirklichkeit nicht ſo gefährlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben ſpürt man jetzt im untern Theile von Italien gar nichts; im obern ward neulich Rimini und nahliegende Orte beſchädigt. Es hat wunderliche Launen: man ſpricht hier davon, wie von Wind und Wetter, und in Thüringen von Feuersbrünſten.

Mich freut, daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenie euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterſchied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß, was ich daran gethan habe, und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude iſt, das Gute zu genießen, ſo iſt es eine größere, das Beſſere zu empfinden, und in der Kunſt iſt das Beſte gut genug.

Neapel, den 5. März 1787.

Den zweiten Faſtenſonntag benutzten wir, von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom alles höchſt ernſthaft iſt, ſo treibt ſich hier alles luſtig und wohlgemuth. Auch die neapolitaniſche Malerſchule begreift man nur zu Neapel. Hier ſieht man mit Verwunderung die ganze Vorderſeite einer Kirche von unten bis oben gemalt, über der Thüre Chriſtus, der die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaustreibt, welche zu beiden Seiten, munter und zierlich, erſchreckt die Treppen herunterpurzeln. Innerhalb einer andern Kirche iſt der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Frescogemälde geziert, die Vertreibung Heliodors vorſtellend. Luca Giordano mußte ſich freilich ſputen, um ſolche Flächen auszufüllen. Auch die Kanzel iſt nicht immer, wie anderwärts, ein Katheder, Lehrſtuhl für eine einzelne Perſon, ſondern eine Galerie, auf welcher ich einen Carmeliter hin und her ſchreiten und bald von dem einen, bald von dem andern Ende dem Volk ſeine Sündhaftigkeit vorhalten ſah. Was wäre da nicht alles zu erzählen!

Aber weder zu erzählen noch zu beſchreiben iſt die Herrlichkeit einer Vollmondnacht, wie wir ſie genoſſen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, ſodann am Meeresufer hin und wieder. Es übernimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu räumen iſt denn doch der Mühe werth.

Von einem trefflichen Manne, den ich dieſe Tage kennen gelernt, muß ich kürzlich das allgemeinſte erwähnen. Es iſt Ritter Filangieri, bekannt durch ſein Werk über die Geſetzgebung. Er gehört zu den ehrwürdigen jungen Männern, welche das Glück der Menſchen und eine löbliche Freiheit derſelben im Auge behalten. An ſeinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen: gemildert iſt jedoch dieſer Anſtand durch den Ausdruck eines zarten ſittlichen Gefühls, welches, über die ganze Perſon verbreitet, ans Wort und Weſen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch er iſt ſeinem Könige und deſſen Königreich im Herzen verbündet, wenn er auch nicht alles billigt was geſchieht; aber auch er iſt gedrückt durch die Furcht vor Joſeph dem Zweiten. Das Bild eines Deſpoten, wenn es auch nur in der Luft ſchwebt, iſt edlen Menſchen ſchon fürchterlich. Er ſprach mit mir ganz offen, was Neapel von jenem zu fürchten habe. Er unterhält ſich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über ſeine eigenen Schriften, alles in demſelben Geiſte des beſten Wollens und einer herzlichen, jugendlichen Luſt das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreißigen ſtehen.

Gar bald machte er mich mit einem alten Schriftſteller bekannt, an deſſen unergründlicher Tiefe ſich dieſe neuern italiäniſchen Geſetzfreunde höchlich erquicken und erbauen, er heißt Giambattiſta Vico, ſie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bei einem flüchtigen Ueberblick des Buches, das ſie mir als ein Heiligthum mittheilten, wollte mir ſcheinen, hier ſeyen ſibylliniſche Vorahnungen des Guten und Rechten, das einſt kommen ſoll oder ſollte, gegründet auf ernſte Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Es iſt gar ſchön, wenn ein Volk ſolch einen Aeltervater beſitzt; den Deutſchen wird einſt Hamann ein ähnlicher Codex werden.

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geſelligkeit, begleitete Tiſchbein mich heute auf den Veſuv. Ihm, dem bildenden Künſtler, der ſich nur immer mit den ſchönſten Menſchen- und Thierformen beſchäftigt, ja das Ungeformte ſelbſt, Felſen und Landſchaften, durch Sinn und Geſchmack vermenſchlicht, ihm wird eine ſolche furchtbare, ungeſtalte Aufhäufung, die ſich immer wieder ſelbſt verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abſcheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwei Caleſſen, weil wir uns als Selbſtführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende ſchreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Eſel, Holz oder Kehrichttragende, entgegen rollende Caleſſen, laſtſchleppende oder freiwandelnde Menſchen, Kinder und Greiſe ſich vorſehen, ausweichen, ungehindert aber der ſcharfe Trab fortgeſetzt werde.

Der Weg durch die äußerſten Vorſtädte und Gärten ſollte ſchon auf etwas Plutoniſches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aſchgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgeſimſe, und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, ſo daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinſcheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des ſteilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erſte ſchleppte mich, der zweite Tiſchbein den Berg hinauf. Sie ſchleppten, ſage ich: denn ein ſolcher Führer umgürtet ſich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reiſende greift und, hinaufwärts gezogen, ſich an einem Stabe, auf ſeinen eigenen Füßen, deſto leichter emporhilft. So erlangten wir die Fläche, über welcher ſich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick weſtwärts über die Gegend nahm, wie ein heilſames Bad, alle Schmerzen der Anſtrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreiſten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Aſche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum geſtattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geiſterhebendes Schauſpiel. Erſt ein gewaltſamer Donner, der aus dem tiefſten Schlunde hervortönte, ſodann Steine, größere und kleinere, zu Tauſenden in die Luft geſchleudert, von Aſchenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenſeite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräuſch: erſt plumpten die ſchwerern, und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelſeite hinab, die geringern klapperten hinterdrein, und zuletzt rieſelte die Aſche nieder. Dieſes alles geſchah in regelmäßigen Pauſen, die wir durch ein ruhiges Zählen ſehr wohl abmeſſen konnten.

Zwiſchen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum

enge genug; schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tischbein fühlte sich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieses Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu seyn, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat, und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich seyn müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen, den Kegelberg hinauf, an den Schlund zu gelangen, und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich das Wagstück mit mir zu bestehen: unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuern Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampfte. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deßwegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas herauszusehen. Das ruhige Zählen war versäumt; wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei: wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleinern Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein aufs freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine

Zeit lang mit ſich hinſchleppen, ſo muß es doch begegnen, daß dieſe von Zeit zu Zeit ſtocken, aber, von den Gluthſtrömen noch fortbewegt, über einander geſchoben, wunderbar zackig erſtarrt verharren, ſeltſamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisſchollen. Unter dieſem geſchmolzenen wüſten Weſen fanden ſich auch große Blöcke, welche, angeſchlagen, auf dem friſchen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich ſehen. Die Führer behaupteten, es ſeyen alte Laven des tiefſten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unſerer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuſer merkwürdig, einſtöckig, ſonderbar gebaut, ohne Fenſter, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Thüre erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht ſitzen die Bewohner davor, da ſie ſich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verſchiedene Weiſe am Abend tumultuirende Stadt entlockte mir den Wunſch, einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht ſo wohl werden.

Neapel, Mittwoch den 7. März 1787.

Und ſo hat mir dieſe Woche Tiſchbein redlich einen großen Theil der Kunſtſchätze von Neapel gezeigt und ausgelegt. Er, ein trefflicher Thierkenner und Zeichner, machte mich ſchon früher aufmerkſam auf einen Pferdekopf von Erz im Palaſt Colombrano. Wir gingen heute dahin. Dieſer Kunſtreſt ſteht gerade der Thorfahrt gegenüber, im Hofe in einer Niſche, über einem Brunnen, und ſetzt in Erſtaunen; was muß das Haupt erſt, mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden, für Wirkung gethan haben! Das Pferd im ganzen war viel größer als die auf der Marcuskirche: auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beſchaut, Charakter und Kraft nur deſto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die ſchnaubende Naſe, die aufmerkenden Ohren, die ſtarre Mähne — ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geſchöpf!

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Thorwege in einer Niſche ſtand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin ſchon von Winckelmann gehalten, wie denn ſolche Künſtlerinnen in lebendiger Bewegung auf das mannichfaltigſte dasjenige

Was iſt denn aber beim Geſpräch
Das Herz und Geiſt erfüllet,
Als daß ein ächtes Wort-Gepräg
Von Aug' zu Auge quillet!
Kommt jener nun mit Gläſern dort,
So bin ich ſtille, ſtille;
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit einem durch die Brille.

Vielrath.

Spricht man mit jedermann
Da hört man keinen,
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen.
Was wäre Rath ſodann
Vor unſern Ohren?
Kennſt du nicht Mann für Mann
Du biſt verloren.

Sprache.

Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach!
Iſt reich vergrabner Urne Bauch?
Iſt ſtark das Schwert im Arſenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

---

verstellen, was die bildenden Meister uns als erstarrte Nymphen und Göttinnen aufbewahren. Sie ist sehr leicht und schön, der Kopf war abgebrochen, ist aber gut wieder aufgesetzt, übrigens nichts daran verfehrt, und verdiente wohl einen bessern Platz.

Neapel, den 9. März 1787.

Heute erhalte ich die liebsten Briefe vom 16. Februar. Schreibet nur immer fort! Ich habe meine Zwischenposten wohl bestellt, und werde es auch thun, wenn ich weiter gehen sollte. Gar sonderbar kommt es mir vor, in so großer Entfernung zu lesen, daß die Freunde nicht zusammenkommen: und doch ist oft nichts natürlicher, als daß man nicht zusammenkommt, wenn man so nahe beisammen ist.

Das Wetter hat sich verdunkelt, es ist im Wechseln: das Frühjahr tritt ein, und wir werden Regentage haben. Noch ist der Gipfel des Vesuv nicht heiter geworden, seit ich droben war. Diese letzten Nächte sah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne; man erwartet stärkern Ausbruch.

Die Stürme dieser Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt; da ließen sich die Wellen in ihrer würdigen Art und Gestalt studiren: die Natur ist doch das einzige Buch, das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen gibt mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie spielen hier in der Fasten geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar nichts unterscheiden, als daß keine Ballete zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen sie auf: **Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar.** Mir ist es ein großer Guckkasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben.

Heute waren wir mit dem Fürsten von **Waldeck** auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemälden, Münzen u. dgl. sich befindet, nicht angenehm aufgestellt, doch kostbare Sachen. Mir bestimmen und bestätigen sich nunmehr so viele Traditionsbegriffe. Was von Münzen, Gemmen, Vasen einzeln, wie die gestutzten Citronenbäume, nach Norden kommt, sieht in Masse hier ganz anders aus, da wo diese Schätze einheimisch sind: denn wo Werke der Kunst rar sind, gibt auch die Rarität ihnen einen Werth; hier lernt man nur das Würdige schätzen.

Sie bezahlen jetzt großes Geld für die etrurischen Vasen; und

gewiß finden ſich ſchöne und treffliche Stücke darunter. Kein Reiſender, der nicht etwas davon beſitzen wollte. Man ſchlägt ſein Geld nicht ſo hoch an als zu Hauſe; ich fürchte ſelbſt noch verführt zu werden.

Neapel, Freitag den 9. März 1787.

Das iſt das Angenehme auf Reiſen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraſchung das Anſehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurückkam, machte ich noch einen Abendbeſuch bei Filangieri, wo ich auf dem Canapé neben der Hausfrau ein Frauenzimmer ſitzend fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu paſſen ſchien, dem ſie ſich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, geſtreiften, ſeidenen Fähnchen, den Kopf wunderlich aufgeputzt, ſah die kleine niedliche Figur einer Putzmacherin ähnlich, die, für die Zierde anderer ſorgend, ihrem eigenen Ausſehen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt. Sie ſind ſo gewohnt ihre Arbeit bezahlt zu ſehen, daß ſie nicht begreifen, wie ſie für ſich ſelbſt etwas gratis thun ſollen. Durch meinen Eintritt ließ ſie ſich in ihrem Plaudern nicht ſtören, und brachte eine Menge poſſierliche Geſchichten vor, welche ihr dieſer Tage begegnet, oder vielmehr durch ihre Strudeleien veranlaßt worden.

Die Dame vom Hauſe wollte mir auch zum Wort verhelfen, ſprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daſelbſt. Das muntere Weibchen dagegen ſprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen ſtehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl ſich, rannte nach der Thüre und ſagte mir im Vorbeigehen: Filangieri's kommen dieſe Tage bei mir zu Tiſche; ich hoffe Sie auch zu ſehen! Fort war ſie, ehe ich noch zuſagen konnte. Nun vernahm ich, es ſey die Prinzeſſin *, mit dem Hauſe nah verwandt. Filangieri's waren nicht reich und lebten in anſtändiger Einſchränkung. So dachte ich mir das Prinzeßchen auch, da ohnehin ſolche hohe Titel in Neapel nicht ſelten ſind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Neapel, Sonntag den 11. März 1787.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entferntern Punkte zuerſt; das Nähere giebt ſich. Mit

Tischbein fuhr ich nach Pompeji; da wir denn alle die herrlichen Ansichten links und rechts neben uns liegen sahen, welche durch so manche landschaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zusammenhängenden Glanze erschienen. Pompeji setzt jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat.

Bedenkt man die Entfernung dieses Orts vom Besuv, so kann die bedeckende vulcanische Masse weder durch ein Schleudern, noch durch einen Windstoß hierher getrieben seyn; man muß sich vielmehr vorstellen, daß diese Steine und Asche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geschwebt, bis sie endlich über diesem unglücklichen Orte niedergegangen.

Wenn man sich nun dieses Ereigniß noch mehr versinnlichen will, so denke man allenfalls ein eingeschneites Bergdorf. Die Räume zwischen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude selbst wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hie und da noch herausstehen, als früher oder später der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigenthümer, auf seinen Antheil niedergrabend, eine bedeutende Vorlese gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Asche, der mancherlei kleines Hausgeräthe und Kunstarbeiten versteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumisirten Stadt wuschen wir wieder aus den Gemüthern, als wir in der Laube, zunächst des Meeres, in einem geringen Gasthof sitzend, ein frugales

Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieses Fleckchen mit Weinlaub bedeckt seyn würde, uns hier wieder zu sehen und uns zusammen zu ergötzen.

Näher an der Stadt fielen mir die kleinen Häuser wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der Pompejanischen dastehen. Wir erbaten uns die Erlaubniß in eins hinein zu treten und fanden es sehr reinlich eingerichtet. Nett geflechtene Rohrstühle, eine Kommode ganz vergoldet, mit bunten Blumen staffirt und lackirt, so daß nach so vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen diese Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereien einflößt.

Neapel, Montag den 12. März 1787.

Heute schlich ich beobachtend, meiner Weise nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu dereinstiger Schilderung derselben, davon ich leider gegenwärtig nichts mittheilen kann. Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmerniß erwarten können, der morgende Tag werde bringen was der heutige gebracht und deßhalb sorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! Von dem letztern ein artiges Beispiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich: es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz wo die großen Quadern des Pflasters reinlich gekehrt erschienen. Zu meiner Verwunderung sah ich auf diesem völlig ebenen gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreise kauzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn sie sich wärmten. Erst hielt ich's für eine Posse; als ich aber ihre Mienen völlig ernsthaft und beruhigt sah, wie bei einem befriedigten Bedürfniß, so strengte ich meinen Scharfsinn möglichst an, er wollte mich aber nicht begünstigen. Ich mußte daher fragen, was denn diese Aeffchen zu der sonderbaren Position verleite und sie in diesen regelmäßigen Kreis versammle?

Hierauf erfuhr ich daß ein anwohnender Schmied auf dieser Stelle eine Radschiene heiß gemacht, welches auf folgende Weise geschieht. Der eiserne Reif wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreise so viel

Eichenſpäne gehäuft, als man nöthig hält ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Schiene wird ums Rad gelegt und die Aſche ſorgfältig weggekehrt. Die dem Pflaſter mitgetheilte Wärme benutzen ſogleich die kleinen Hurenen und rühren ſich nicht eher von der Stelle, als bis ſie den letzten warmen Hauch ausgeſogen haben. Beiſpiele ſolcher Genügſamkeit und aufmerkſamen Benutzens deſſen was ſonſt verloren ginge, giebt es hier unzählige. Ich finde in dieſem Volk die lebhafteſte und geiſtreichſte Induſtrie, nicht um reich zu werden, ſondern um ſorgenfrei zu leben.

Abends.

Damit ich ja zur beſtimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Palaſtes, und da ich ihr keine ſo prächtige Wohnung zutraute, buchſtabirte ich ihm noch einmal aufs deutlichſte den Namen: er verſicherte, daß ich recht ſey. Nun fand ich einen geräumigen Hof, einſam und ſtill, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart, die bekannte heitere neapolitaniſche, ſo auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite gelinde Treppe. An beiden Seiten derſelben hinaufwärts in koſtbarer Livrée Bedienten gereiht, die ſich, wie ich an ihnen vorbei ſtieg, aufs tiefſte bückten. Ich ſchien mir der Sultan in Wielands Feenmährchen, und faßte mir nach deſſen Beiſpiel ein Herz. Nun empfingen mich die höhern Hausbedienten, bis endlich der anſtändigſte die Thüre eines großen Saals eröffnete, da ſich denn ein Raum vor mir aufthat, den ich eben ſo heiter, aber auch ſo menſchenleer fand als das übrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich in einer Seitengalerie etwa für vierzig Perſonen, prächtig, dem Ganzen gemäß, eine Tafel bereitet. Ein Weltgeiſtlicher trat herein; ohne mich zu fragen wer ich ſey, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an, und ſprach von den allgemeinſten Dingen.

Ein paar Flügelthüren thaten ſich auf, hinter einem ältlichen Herrn, der hereintrat, gleich wieder verſchloſſen. Der Geiſtliche ging auf ihn los, ich auch: wir begrüßten ihn mit wenigen höflichen Worten, die er mit bellenden, ſtotternden Tönen erwiederte, ſo daß ich mir keine Sylbe

des hottentottiſchen Dialekts enträthſeln konnte. Als er ſich ans Kamin geſtellt, zog ſich der Geiſtliche zurück und ich mit ihm. Ein ſtattlicher Benedictiner trat herein, begleitet von einem jüngern Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angebellt, worauf er ſich denn zu uns ans Fenſter zurückzog. Die Ordensgeiſtlichen, beſonders die eleganter gekleideten, haben in der Geſellſchaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entſagung, indem ſie ihnen zugleich entſchiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können ſie, ohne ſich wegzuwerfen, unterwürfig erſcheinen und dann, wenn ſie wieder ſtrack auf ihren Hüften ſtehen, kleidet ſie eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit ſogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu gute gehen ließe. So war dieſer Mann. Ich fragte nach Monte Caſſino; er lud mich dahin und verſprach mir die beſte Aufnahme. Indeſſen hatte ſich der Saal bevölkert: Officiere, Hofleute, Weltgeiſtliche, ja ſogar einige Capuziner waren gegenwärtig. Vergebens ſuchte ich nach einer Dame, und daran ſollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein paar Flügelthüren thaten ſich auf und ſchloſſen ſich. Eine alte Dame war hereingetreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart der Hausfrau die völlige Verſicherung, daß ich in einem fremden Palaſt, den Bewohnern völlig unbekannt ſey. Schon wurden die Speiſen aufgetragen, und ich hielt mich in der Nähe der geiſtlichen Herren, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu ſchlüpfen, als auf einmal Filangieri mit ſeiner Gemahlin hereintrat, ſich entſchuldigend, daß er ſich verſpätet habe. Kurz darauf ſprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Beugungen, Kopfnicken an allen vorbei auf mich los.

Es iſt recht ſchön, daß Sie Wort halten! rief ſie. Setzen Sie ſich bei Tafel zu mir! Sie ſollen die beſten Biſſen haben. Warten Sie nur! ich muß nur erſt den rechten Platz ausſuchen; dann ſetzen Sie ſich gleich an mich.

So aufgefordert folgte ich den verſchiedenen Winkelzügen, die ſie machte, und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benedictiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite.

Das Eſſen iſt durchaus gut, ſagte ſie: alles Faſtenſpeiſen, aber ausgeſucht; das Beſte will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen ſcheren. Die Kerls kann ich nicht ausſtehen; ſie hucken unſerm Hauſe tagtäglich etwas ab. Was wir haben, ſollten wir ſelbſt mit Freunden verzehren!

Die Suppe war herumgegeben; der Benedictiner aß mit Anstand.

Bitte sich nicht zu geniren, Hochwürden! rief sie aus. Ist etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen lassen: die Herren sind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt.

Der Pater versetzte, es sey in ihrem fürstlichen Hause alles so vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäste als er eine vollkommenste Zufriedenheit empfinden würden.

Von den Pastetchen nahm sich der Pater nur Eins; sie rief ihm zu, er möchte doch ein halb Dutzend nehmen; Blätterteig, wisse er ja, verdaue sich leicht genug.

Der verständige Mann nahm noch ein Pastetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den lästerlichen Scherz nicht vernommen. Und so mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden, ihre Bosheit auszulassen: denn als der Pater ein Stück anstach und es auf seinen Teller zog, rollte ein zweites nach.

Ein drittes, rief sie, Herr Pater! Sie scheinen einen guten Grund legen zu wollen!

Wenn so vortreffliche Materialien gegeben sind, hat der Baumeister leicht arbeiten! versetzte der Pater.

Und so ging es immer fort, ohne daß sie eine andere Pause gemacht hätte, als mir gewissenhaft die besten Bissen zuzutheilen.

Ich sprach indessen mit meinem Nachbar von den ernstesten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unserm Freunde Georg Schlosser, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Diese ganze Zeit war den geistlichen Herren von dem Muthwillen meiner Nachbarin keine Ruhe gegönnt; besonders gaben ihr die zur Fastenzeit in Fleischgestalt verwandelten Fische unerschöpflichen Anlaß, gott- und sittenlose Bemerkungen anzubringen, besonders aber auch die Fleischeslust hervorzuheben und zu billigen, daß man sich wenigstens an der Form ergötze, wenn auch das Wesen verboten sey.

Ich habe mir noch mehr solcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag sich im Leben und aus einem schönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, schwarz auf weiß dagegen wollen sie mir selbst nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit

das Eigene, daß sie in der Gegenwart erfreut, weil sie in Erstaunen setzt, erzählt aber erscheint sie uns beleidigend und widerlich.

Das Dessert war aufgetragen und ich fürchtete, nun gehe es immer so fort; unerwartet aber wandte sich meine Nachbarin ganz beruhigt zu mir und sagte: den Syrakuser sollen die Pfaffen in Ruhe verschlucken! Es gelingt mir doch nicht einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun lassen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Gespräch mit Filangieri! Der gute Mann! er macht sich viel zu schaffen. Schon oft habe ich ihm gesagt: Wenn ihr neue Gesetze macht, so müssen wir uns wieder neue Mühe geben, um auszusinnen, wie wir auch die zunächst übertreten können; bei den alten haben wir es schon weg. Sehen Sie nur einmal, wie schön Neapel ist! Die Menschen leben seit so vielen Jahren sorglos und vergnügt, und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird, so geht alles übrige seinen herrlichen Gang.

Sie that mir hierauf den Vorschlag, ich solle nach Sorrento gehen, wo sie ein großes Gut habe; ihr Haushofmeister werde mich mit den besten Fischen und dem köstlichsten Milchkalbfleisch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmlische Aussicht sollten mich von aller Philosophie curiren: dann wollte sie selbst kommen und von den sämmtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen lasse, solle keine Spur übrig bleiben; wir wollten zusammen ein recht lustiges Leben führen.

Neapel, den 13. März 1787.

Auch heute schreibe ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch sehe ich weniger als ich sollte. Der Ort inspirirt Nachlässigkeit und gemächlich Leben, indessen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Interessanteres. Die Häuser sind klein und eng, aber alle inwendig aufs zierlichste gemalt. Das Stadtthor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Priesterin als Bank im Halbcirkel, mit steinerner Lehne, daran die Inschrift mit großen Buchstaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus sieht man das Meer

und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens werth.

Wir fanden gute, muntere neapolitanische Gesellschaft daselbst. Die Menschen sind durchaus natürlich und leicht gesinnt. Wir aßen zu Torre dell' Annunziata, zunächst des Meeres tafelnd. Der Tag war höchst schön, die Aussicht nach Castell a Mare und Sorrento nah und köstlich. Die Gesellschaft fühlte sich so recht an ihrem Wohnplatz; einige meinten, es müsse ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben seyn. Mir ist schon genug, daß ich das Bild in der Seele habe, und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren. Glücklicherweise ist ein sehr treuer Landschaftsmaler hier, der das Gefühl der freien und reichen Umgebung seinen Blättern mittheilt. Er hat schon einiges für mich gearbeitet.

Die vesuvianischen Producte habe ich auch nun gut studirt; es wird doch alles anders, wenn man es in Verbindung sieht. Eigentlich sollte ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden; ich würde manches auffinden, was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte. Herdern bitte zu melden, daß meine botanischen Aufklärungen weiter und weiter gehen; es ist immer dasselbe Princip, aber es gehört ein Leben dazu, um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch im Stande die Hauptlinien zu ziehen.

Nun freue ich mich auf das Museum von Portici. Man sieht es sonst zuerst; wir werden es zuletzt sehen. Noch weiß ich nicht, wie es weiter mit mir werden wird: alles will mich auf Ostern nach Rom zurück haben. Angelica hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu malen unternommen; der Gedanke ist sehr glücklich, und sie wird ihn trefflich ausführen. Den Moment, da sich Oreſt in der Nähe der Schwester und des Freundes wiederfindet. Das, was die drei Personen hinter einander sprechen, hat sie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Gebärden verwandelt. Man sieht auch hieran, wie zart sie fühlt und wie sie sich zuzueignen weiß was in ihr Fach gehört. Und es ist wirklich die Achse des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier sind mir die Menschen alle gut, wenn sie auch nichts mit mir anzufangen wissen; Tischbein dagegen befriedigt sie besser, er malt ihnen Abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor; wobei und worüber sie sich wie Neuseeländer bei Erblickung eines Kriegsschiffes gebärden. Hiervon sogleich die lustige Geschichte!

Tiſchbein hat nämlich die große Gabe Götter- und Heldengeſtalten in Lebensgröße und darüber mit der Feder zu umreißen. Er ſchraffirt wenig hinein und legt mit einem breiten Pinſel den Schatten tüchtig an, ſo daß der Kopf rund und erhaben da ſteht. Die Beiwohnenden ſchauten mit Verwunderung, wie das ſo leicht ablief, und freuten ſich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger, auch ſo malen zu wollen; ſie faßten die Pinſel und — malten ſich Bärte wechſelsweiſe und beſudelten ſich die Geſichter. Iſt darin nicht etwas urſprüngliches der Menſchengattung? Und es war eine gebildete Geſellſchaft, in dem Hauſe eines Mannes, der ſelbſt recht wacker zeichnet und malt. Man macht ſich von dieſem Geſchlecht keine Begriffe, wenn man ſie nicht geſehen hat.

Caſerta, Mittwoch den 14. März 1787.

Bei Hackert in ſeiner höchſt behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schloſſe gegönnt iſt. Das neue, freilich ein ungeheurer Palaſt, escurialartig, ins Viereck gebaut, mit mehreren Höfen, königlich genug. Die Lage außerordentlich ſchön, auf der fruchtbarſten Ebene von der Welt; und doch erſtrecken ſich die Gartenanlagen bis ans Gebirge. Da führt nun ein Aquäduct einen ganzen Strom heran, um Schloß und Gegend zu tränken, und die ganze Waſſermaſſe kann, auf künſtlich angelegte Felſen geworfen, zur herrlichſten Cascade gebildet werden. Die Gartenanlagen ſind ſchön und gehören recht in eine Gegend, welche ganz Garten iſt.

Das Schloß, wahrhaft königlich, ſchien mir nicht genug belebt, und unſer einem können die ungeheuren leeren Räume nicht behaglich vorkommen. Der König mag ein ähnliches Gefühl haben: denn es iſt im Gebirge für eine Anlage geſorgt, die, enger an den Menſchen ſich anſchließend, zur Jagd- und Lebensluſt geeignet iſt.

Caſerta, Donnerstag den 15. März 1787.

Hackert wohnt im alten Schloſſe gar behaglich; es iſt räumlich genug für ihn und Gäſte. Immerfort beſchäftigt mit Zeichnen oder Malen, bleibt er doch geſellig, und weiß die Menſchen an ſich zu ziehen, indem er einen jeden zu ſeinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz

Kein Vergleich.

Befrei uns Gott von ß und ung,
Wir können ſie entbehren;
Doch wollen wir durch Muſterung
Nicht uns noch andre ſcheeren.

Es ſchreibt mir einer: den Vergleich
Von Deutſchen und Franzoſen,
Und jeder Patriot ſogleich
Wird heftig ſich erboßen.

Kein Chriſtenmenſche hört ihm zu;
Iſt denn der Kerl bei Sinnen?
Vergleichung aber läßt man zu,
Da müſſen wir gewinnen.

Etymologie.

(Spricht Mephiſtopheles.)

Ars Ares wird der Kriegesgott genannt,
Ars heißt die Kunſt und .... iſt auch bekannt.
Welch ein Geheimniß liegt in dieſen Wundertönen!
Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfunden nur von ſtillen Erdenſöhnen;
Feſt liegt der Grund, bequem iſt der Gebrauch,
Und wo man wohnt, da muß man ſich gewöhnen.
Wer fühlend ſpricht, beſchwätzt nur ſich allein;
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam bammelt,
Drängt alles zur Verſammlung ſich hinein.
Von Können kommt die Kunſt, die Schönheit kommt vom Schein.
So wird erſt nach und nach die Sprache feſt gerammelt,

gewonnen, indem er mit meiner Schwäche Geduld hat, vor allen Dingen auf Bestimmtheit der Zeichnung, sodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drei Tinten stehen, wenn er tuscht, immer bereit, und indem er von hinten hervorarbeitet und eine nach der andern braucht, so entsteht ein Bild, man weiß nicht woher es kommt? Wenn es nur so leicht auszuführen wäre als es aussieht! Er sagte zu mir mit seiner gewöhnlichen bestimmten Aufrichtigkeit: Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und andern Freude macht.

Ist das nicht ein Text, über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte? Was sie mir fruchtet, wollen wir erleben.

Von dem besondern Vertrauen, womit ihn die Königin beehrt, zeugt nicht allein, daß er den Prinzessinnen praktischen Unterricht giebt, sondern vorzüglich, daß er über Kunst, und was daran gränzt, Abends öfters zu belehrender Unterhaltung gerufen wird. Er legt dabei Sulzers Wörterbuch zum Grunde, woraus er nach Belieben und Ueberzeugung einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte das billigen und dabei über mich selbst lächeln. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem Menschen, der sich von innen aus auferbauen und einem, der auf die Welt wirken und sie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzers Theorie war mir wegen ihrer falschen Grundmaxime immer verhaßt, und nun sah ich, daß dieses Werk noch viel mehr enthielt, als die Leute brauchen. Die vielen Kenntnisse, die hier mitgetheilt werden, die Denkart, in welcher ein so wackerer Mann als Sulzer sich beruhigte, sollten die nicht für Weltleute hinreichend seyn?

Mehrere vergnügte und bedeutende Stunden brachten wir bei dem Restaurator Andres zu, welcher, von Rom berufen, auch hier in dem alten Schlosse wohnt, und seine Arbeiten, für die sich der König interessirt, emsig fortsetzt. Von seiner Gewandtheit alte Bilder wieder herzustellen, darf ich zu erzählen nicht anfangen, weil man zugleich die schwere Aufgabe und die glückliche Lösung, womit sich diese eigene Handwerkskunst beschäftigt, entwickeln müßte.

Caserta, den 16. März 1787.

Die lieben Briefe vom 19. Februar kommen heute mir zur Hand, und gleich soll ein Wort dagegen abgehen. Wie gern mag ich, an die Freunde denkend, zur Besinnung kommen.

Neapel ist ein Paradies; jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es eben so: ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dachte ich: Entweder du warst sonst toll oder du bist es jetzt.

Die Reste des alten Capua, und was sich daran knüpft, habe ich nun von hier aus auch besucht.

In dieser Gegend lernt man erst verstehen, was Vegetation ist, und warum man den Acker baut. Der Lein ist schon nahe am Blühen, und der Weizen anderthalb Spannen hoch. Um Caserta das Land völlig eben, die Aecker so gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Pappeln besetzt, an denen sich die Rebe hinaufschlingt, und ungeachtet solcher Beschattung trägt der Boden noch die vollkommenste Frucht. Wenn nun erst das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei schöner Sonne sehr kalte Winde gehabt; das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß sich's entscheiden, ob ich nach Sicilien gehe. Noch nie bin ich so sonderbar in einem Entschluß hin und her gebogen worden. Heute kommt etwas, das mir die Reise anräth, morgen ein Umstand, der sie abräth. Es streiten sich zwei Geister um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht daß es die Freunde vernehmen! Ich merke wohl, daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist: man war die erste Form so gewohnt, man kannte die Ausdrücke, die man sich bei öfterem Hören und Lesen zugeeignet hatte; nun klingt das alles anders, und ich sehe wohl, daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste gethan hat.

Doch das soll mich nicht abschrecken mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würfe ich ihn ins Feuer: aber ich will bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deßhalb ist mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften so langsam geht. Und dann ist es doch wieder gut, sich in einiger Ferne vom Setzer bedroht

zu sehen. Wunderlich genug, daß man zu der freiesten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert.

Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man hier nur leben: man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als englischer Gesandter hier lebt, hat nun, nach so langer Kunstliebhaberei, nach so langem Naturstudium, den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönen Mädchen gefunden. Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie ist sehr schön und wohlgebaut. Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet: dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechselung von Stellungen, Gebärden, Mienen u. s. w., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschender Abwechselung. Stehend, knieend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich u. s. w., eines folgt aufs andere und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu, und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sicilianischen Münzen, ja den Belvedere'schen Apoll selbst. So viel ist gewiß, der Spaß ist einzig! Wir haben ihn schon zwei Abende genossen. Heute früh malt sie Tischbein.

Vom Personal des Hofs und den Verhältnissen was ich erfahren und combinirt, muß erst geprüft und geordnet werden. Heute ist der König auf die Wolfsjagd; man hofft wenigstens fünfe zu erlegen.

Neapel, den 17. März 1787.

Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe das alles darzustellen.

Hier zu Lande begreift man erst, wie es dem Menschen einfallen

konnte, das Feld zu bauen, hier wo der Acker alles bringt, und wo man drei bis fünf Ernten des Jahrs hoffen kann. In den besten Jahren will man auf demselben Acker dreimal Mais gebaut haben.

Ich habe viel gesehen und noch mehr gedacht: die Welt eröffnet sich mehr und mehr; auch alles was ich schon lange weiß, wird mir erst eigen. Welch ein früh wissendes und spät übendes Geschöpf ist doch der Mensch!

Nur Schade, daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mittheilen kann; zwar ist Tischbein mit mir, aber als Mensch und Künstler wird er von tausend Gedanken hin und her getrieben, von hundert Personen in Anspruch genommen. Seine Lage ist eigen und wunderbar; er kann nicht freien Theil an eines andern Existenz nehmen, weil er sein eigenes Bestreben so eingeengt fühlt.

Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer sagte, ist eingetroffen, daß ich so manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erst in diesem Lande verstehen und entwickeln lerne. Ich fasse von allen Seiten zusammen, und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Ueber meine sicilianische Reise halten die Götter noch die Wage in Händen; das Zünglein schlägt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund seyn, den man mir so geheimnißvoll ankündigt? Daß ich ihn nur nicht über meiner Irr- und Inselfahrt versäume!

Die Fregatte von Palermo ist wieder zurück; heute über acht Tag geht sie abermals von hier ab: ob ich noch mitsegle, zur Charwoche nach Rom zurückkehre, weiß ich nicht. Noch nie bin ich so unentschieden gewesen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entscheiden.

Mit den Menschen geht mir es schon besser: man muß sie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Goldwage wiegen, wie es leider sogar oft Freunde unter einander aus hypochondrischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen.

Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum daß sie neben einander hin und her laufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradiese hin und wieder, ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, hilft man sich mit dem

Blute des heiligen Januarius, wie ſich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft oder helfen möchte.

Zwiſchen einer ſo unzählbaren und raſtlos bewegten Menge durch zugehen, iſt gar merkwürdig und heilſam. Wie alles durch einander ſtrömt, und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet. In ſo großer Geſellſchaft und Bewegung fühle ich mich erſt recht ſtill und einſam: je mehr die Straßen toben, deſto ruhiger werd' ich.

Manchmal gedenke ich Rouſſeau's und ſeines hypochondriſchen Jammers: und doch wird mir begreiflich, wie eine ſo ſchöne Organiſation verſchoben werden konnte. Fühlte ich nicht ſolchen Antheil an den natürlichen Dingen, und ſäh ich nicht, daß in der ſcheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen ſich vergleichen und ordnen laſſen, wie der Feldmeſſer mit Einer durchgezogenen Linie viele einzelne Meſſungen probirt, ich hielte mich oft ſelbſt für toll.

Neapel, den 18. März 1787.

Nun durften wir nicht länger ſäumen, Herculanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu ſehen. Jene alte Stadt, am Fuße des Veſuv liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die ſich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, ſo daß die Gebäude jetzt ſechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte ſie, indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußböden traf. Jammerſchade, daß die Ausgrabung nicht durch deutſche Bergleute recht planmäßig geſchehen! denn gewiß iſt bei einem zufällig räuberiſchen Nachwühlen manches edle Alterthum vergeudet worden. Man ſteigt ſechzig Stufen hinunter, in eine Gruft, wo man das ehemals unter freiem Himmel ſtehende Theater bei Fackelſchein anſtaunt und ſich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeſchafft worden.

In das Muſeum traten wir, wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgend etwas aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur deſto beſſer Acht, und verſetzten uns deſto lebhafter in die verſchwundene Zeit, wo alle dieſe Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umherſtanden. Jene kleinen Häuſer und Zimmer in Pompeji erſchienen mir nun zugleich enger und weiter: enger, weil ich ſie mir von ſo viel würdigen Gegenſtänden vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade dieſe Gegenſtände nicht bloß als nothdürftig vorhanden,

sondern, durch bildende Kunst aufs geistreichste und anmuthigste verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte.

Man sieht zum Beispiel einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichsten Rande; näher beschaut, schlägt sich dieser Rand von zwei Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreise als Handhabe, und trägt das Gefäß auf das bequemste. Die Lampen sind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, so daß jede Flamme ein wirkliches Kunstgebilde erleuchtet. Hohe schlanke eherne Gestelle sind bestimmt die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen mit allerlei geistreich gedachten Figuren behängt, welche die Absicht zu gefallen und zu ergötzen, sobald sie schaukeln und baumeln, sogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer, und haschten, wie es der Moment erlaubte, Ergötzung und Belehrung weg, so gut es sich schicken wollte.

Neapel, Montag den 19. März 1787.

In den letzten Tagen hat sich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in diesen vier Wochen Tischbein mir sein treues Geleit durch Natur- und Kunstgegenstände förderlich geleistet, und wir gestern noch zusammen in Portici gewesen, ergab sich aus wechselseitiger Betrachtung, daß seine Kunstzwecke sowohl als diejenigen Geschäfte, die er, eine künftige Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben pflichtig ist, mit meinen Absichten, Wünschen, und Liebhabereien nicht zu verbinden seyen. Er schlug mir daher, immer für mich besorgt, einen jungen Mann vor als beständigen Gesellschafter, den ich seit den ersten Tagen öfter sah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es ist Kniep, der sich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, sodann sich aber nach Neapel, in das eigentlichste Element des Landschafters, begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geschickten Zeichner preisen; nur seiner Thätigkeit wollte man nicht gleiches Lob ertheilen. Ich habe ihn schon ziemlich kennen gelernt, und möchte diesen gerügten Mangel eher Unentschlossenheit nennen, die gewiß zu überwinden ist, wenn wir eine Zeit lang beisammen sind. Ein glücklicher Anfang bestätigt mir diese Hoffnung, und wenn es mir nachgeht, sollen wir auf geraume Zeit gute Gesellen bleiben.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man sieht die unnachahmlichsten Bilder.

Am Mole, einer Hauptlärmecke der Stadt, sah ich gestern einen Pulcinell, der sich auf einem Brettergerüste mit einem kleinen Affen stritt, drüber einen Balken, auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feil bot. Neben dem Affengerüste ein Wunderdoctor, der seine Arcana gegen alle Uebel den bedrängten Gläubigen darbot; von Gerhard Dow gemalt, hätte solch ein Bild verdient Zeitgenossen und Nachwelt zu ergötzen.

So war auch heute Fest des heiligen Joseph; er ist der Patron aller Fritaruolen, d. h. Gebackenesmacher, versteht sich Gebackenes im gröbsten Sinne. Weil nun immerfort starke Flammen unter schwarzem und siedendem Oel hervorschlagen, so gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach: deswegen hatten sie gestern Abend vor den Häusern mit Gemälden zum besten aufgeputzt; Seelen im Fegfeuer, jüngste Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen standen vor der Thüre auf leicht gebauten Herden. Ein Gesell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ihn zu Kringeln und warf sie in die siedende Fettigkeit. An der Pfanne stand ein dritter mit einem kleinen Bratspieße; er holte die Kringeln, wie sie gar wurden, heraus, schob sie einem vierten auf ein ander Spießchen, der sie den Umstehenden anbot; die beiden letzten waren junge Bursche mit blonden und lockenreichen Perrücken, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beschäftigten, tranken selbst, und schrieen die Waare zu loben; auch die Engel, die Köche, alle schrieen. Das Volk drängte sich herzu; denn alles Gebackene wird diesen Abend wohlfeiler gegeben und sogar ein Theil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; so geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres. Nur die Mannichfaltigkeit von Kleidern, die einem auf der Straße begegnet, die Menge Menschen in der einzigen Straße Toledo!

Und so giebt es noch manche originale Unterhaltung, wenn man mit dem Volke lebt; es ist so natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da ist zum Beispiel der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo, Hanswurst aus Tyrol gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelassener, ruhiger, bis auf einen gewissen Grad gleichgültiger, beinahe fauler und doch humoristischer Knecht. Und so findet

man überall Kellner und Hausknecht. Mit dem unſrigen machte ich mir heute eine beſondere Luſt, und es war weiter nichts als daß ich ihn ſchickte Papier und Federn zu holen. Halber Mißverſtand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmuthigſte Scene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produciren könnte.

Neapel, Dienstag den 20. März 1787.

Die Kunde einer ſo eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unſichtbar nach Ottajano hinunterfließt, reizte mich zum drittenmal den Veſuv zu beſuchen. Kaum war ich am Fuße deſſelben aus meinem zweirädrigen einpferdigen Fuhrwerk geſprungen, ſo zeigten ſich ſchon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen miſſen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehrern Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir, und wir gingen muthig auf einen ungeheuern Dampf los, der unterhalb des Kegelſchlundes aus dem Berge brach; ſodann ſchritten wir an deſſen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen ſahen.

Man habe auch tauſendmal von einem Gegenſtande gehört, das Eigenthümliche deſſelben ſpricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anſchauen. Die Lava war ſchmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die Art wie ſie eine ſanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß, war auffallend genug: denn indem ſie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, ſo bildet ſich ein Canal, der ſich immer erhöht, weil das geſchmolzene Material auch unterhalb des Feuerſtroms erſtarrt, welcher die auf der Oberfläche ſchwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunterwirft, wodurch ſich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthſtrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem anſehnlich erhöhten Damme her; die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unſern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Gluthſtrom von unten ſehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellſte Sonne erſchien die Gluth verdüſtert, nur ein

mäßiger Rauch ſtieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen mich dem Punkte zu nähern, wo ſie aus dem Berge bricht; dort ſollte ſie, wie mein Führer verſicherte, ſogleich Gewölb' und Dach über ſich herbilden, auf welchem er öfters geſtanden habe. Auch dieſes zu ſehen und zu erfahren, ſtiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Punkte von hinten her beizukommen. Glücklicherweiſe fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz; denn ringsum qualmte der Dampf aus tauſend Ritzen: und nun ſtanden wir wirklich auf der breiartig gewundenen erſtarrten Decke, die ſich aber ſo weit vorwärts erſtreckte, daß wir die Lava nicht konnten herausquellen ſehen.

Wir verſuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; ſonneverfinſternd und erſtickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns dieſem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Ausſicht, Gaumen und Bruſt aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieſes mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulcaniſche Eſſen keinen Rauch, aber eine glühende Luft fortwährend gewaltſam ausſtoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerkſamkeit. Ich ſah ſie durchaus mit einem tropfſteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Eſſen fanden ſich mehrere dieſer herabhängenden Dunſtproducte ziemlich zur Hand, ſo daß wir ſie mit unſern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich ſchon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich entdeckt zu haben, daß es vulcaniſcher Ruß ſey, abgeſetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineraliſchen Theile offenbarend.

Der herrlichſte Sonnenuntergang, ein himmliſcher Abend erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden, wie ſinneverwirrend ein ungeheurer Gegenſatz ſich erweiſe. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Menſch, wenn er ſich nicht zwiſchen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Neapel, den 22. März 1787.

Triebe mich nicht die deutsche Sinnesart und das Verlangen mehr zu lernen und zu thun als zu genießen, so sollte ich in dieser Schule des leichten und luftigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren suchen. Es ist hier gar vergnüglich seyn, wenn man sich nur ein klein wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klimas kann nie genug gerühmt werden; aber darauf ist auch der Fremde fast allein angewiesen.

Freilich wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat, kann sich auch hier breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und genießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer, die er sich in englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebst, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angesicht Capri, rechts der Posilippo, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jesuitengebäude, weiterhin die Küste von Sorrento bis ans Cap Minerva. Dergleichen möchte es wohl in Europa schwerlich zum zweitenmal geben, wenigstens nicht im Mittelpunkte einer großen bevölkerten Stadt.

Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack, und nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, gelangt.

Und nun nach allem diesem und hundertfältigem Genuß locken mich die Sirenen jenseits des Meeres, und wenn der Wind gut ist, geh' ich mit diesem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich südwärts. Des Menschen Sinn ist unbändig; ich besonders bedarf der Weite gar sehr. Nicht sowohl das Beharren als ein schnelles Auffassen muß jetzt mein Augenmerk seyn. Hab' ich einem Gegenstande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, so kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltsamerweise erinnert mich ein Freund in diesen Tagen an Wilhelm Meister und verlangt dessen Fortsetzung: unter diesem Himmel möchte sie wohl nicht möglich seyn; vielleicht läßt sich von dieser Himmelsluft den letzten Büchern etwas mittheilen. Möge meine Existenz sich dazu genug entwickeln, der Stengel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und schöner hervorbrechen. Gewiß, es wäre besser, ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.

Und was ein Volk zuſammen ſich geſtammelt,
Muß ewiges Geſetz für Herz und Seele ſeyn.

Ein ewiges Kochen ſtatt fröhlichem Schmaus,
Was ſoll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen ſollen;
Und ſollen uns patriotiſch fügen,
An Knittelverſen uns zu begnügen.

Kunſt und Alterthum.

„Was iſt denn Kunſt und Alterthum,
Was Alterthum und Kunſt?“
Genug das eine hat den Ruhm
Das andre hat die Gunſt.

Muſeen.

An Bildern ſchleppt ihr hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Senden kreuz und quer
Was bleibt uns denn? — Verdorbnes!

Panacee.

„Sprich! wie du dich immer und immer erneuſt?“
Kannſt's auch wenn du immer am Großen dich freuſt.
Das Große bleibt friſch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröſtelt der Kleinliche bebend.

Heute ſahen wir ein Bild von Correggio, das verkäuflich iſt, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichſte Gepräge des Reizes unausgelöſcht mit ſich führt. Es ſtellt eine Muttergottes vor, das Kind in dem Augenblick, da es zwiſchen der Mutter Bruſt und einigen Birnen, die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft iſt. Alſo eine Entwöhnung Chriſti. Mir ſcheint die Idee äußerſt zart, die Compoſition bewegt, natürlich und glücklich, höchſt reizend ausgeführt. Es erinnert ſogleich an das Verlöbniß der heiligen Katharina und ſcheint mir unbezweifelt von Correggio's Hand.

Neapel, Freitag den 23. März 1787.

Nun hat ſich das Verhältniß zu Kniep auf eine recht praktiſche Weiſe ausgebildet und befeſtigt. Wir waren zuſammen in Päſtum, woſelbſt er, ſo wie auf der Hin- und Herreiſe, mit Zeichnen ſich auf das thätigſte erwies. Die herrlichſten Umriſſe ſind gewonnen; ihn freut nun ſelbſt dieſes bewegte, arbeitſame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er ſich ſelbſt kaum zutraute. Hier gilt es reſolut ſeyn; aber gerade hier zeigt ſich ſeine genaue und reinliche Fertigkeit. Das Papier, worauf gezeichnet werden ſoll, mit einem rechtwinkeligen Viereck zu umziehen verſäumt er niemals; die beſten engliſchen Bleiſtifte zuſpitzen und immer wieder zuſpitzen iſt ihm faſt eine eben ſo große Luſt als zu zeichnen: dafür ſind aber auch ſeine Contoure was man wünſchen kann.

Nun haben wir folgendes verabredet. Von heute an leben und reiſen wir zuſammen, ohne daß er weiter für etwas ſorgt als zu zeichnen, wie dieſe Tage geſchehen. Alle Contoure gehören mein: damit aber nach unſerer Rückkehr daraus ein ferneres Wirken für ihn entſpringe, ſo führt er eine Anzahl auszuwählender Gegenſtände bis auf eine gewiſſe beſtimmte Summe für mich aus; da ſich denn indeſſen bei ſeiner Geſchicklichkeit, bei der Bedeutſamkeit der zu erobernden Ausſichten und ſonſt wohl das weitere ergeben wird. Dieſe Einrichtung macht mich ganz glücklich, und jetzt erſt kann ich von unſerer Fahrt kurze Rechenſchaft geben.

Auf dem zweirädrigen leichten Fuhrwerk ſitzend und wechſelsweiſe die Zügel führend, einen gutmüthigen rohen Knaben hintenauf, rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit maleriſchem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebirgsſchlucht, die man auf dem glatteſten

Fahrdomme durchrennend an den köstlichsten Wald- und Felspartien vorbeifliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt sich nicht enthalten, in der Gegend von Alla Cava einen prächtigen Berg, welcher sich gerade vor uns scharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten, so wie den Fuß dieser Höhe reinlich und charakteristisch im Umriß aufs Papier zu befestigen. Wir freuten uns beide daran, als an dem Einstand unserer Verbindung.

Ein gleicher Umriß ward Abends aus den Fenstern von Salerno genommen, welcher mich aller Beschreibung überheben wird, einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt gewesen an diesem Orte zu studiren, zur schönen Zeit der blühenden hohen Schule?

Beim frühesten Morgen fuhren wir auf ungebahnten, oft morastigen Wegen ein paar schön geformten Bergen zu; wir kamen durch Bach und Gewässer, wo wir den nilpferdischen Büffeln in die blutrothen wilden Augen sahen.

Das Land ward immer flacher und wüster, wenige Gebäude deuteten auf kärgliche Landwirthschaft. Endlich, ungewiß ob wir durch Felsen oder Trümmer führen, konnten wir einige große, länglich viereckige Massen, die wir in der Ferne schon bemerkt hatten, als überbliebene Tempel und Denkmale einer ehemals so prächtigen Stadt unterscheiden. Kniep, welcher schon unterwegs die zwei malerischen Kalkgebirge umrissen, suchte sich schnell einen Standpunkt, von wo aus das Eigenthümliche dieser völlig unmalerischen Gegend aufgefaßt und dargestellt werden könnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indessen in den Gebäuden herumführen; der erste Eindruck konnte nur Erstaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt: denn wie die Jahrhunderte sich aus dem Ernsten in das Gefällige bilden, so bilden sie den Menschen mit, ja sie erzeugen ihn so. Nun sind unsere Augen und durch sie unser ganzes inneres Wesen an schlankere Baukunst hinangetrieben und entschieden bestimmt, so daß uns diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen lästig, ja furchtbar erscheinen. Doch nahm ich mich bald zusammen, erinnerte mich der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit, deren Geist solche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den strengen Styl der Plastik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja ich pries den Genius, daß er mich diese so wohl erhaltenen

Reſte mit Augen ſehen ließ, da ſich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektoniſchen Aufriß erſcheinen ſie eleganter, in perſpectiviſcher Darſtellung plumper als ſie ſind: nur wenn man ſich um ſie her, durch ſie durch bewegt, theilt man ihnen das eigentliche Leben mit; man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeiſter beabſichtigte, ja hineinſchuf. Und ſo verbrachte ich den ganzen Tag, indeſſen Kniep nicht ſäumte uns die genaueſten Umriſſe zuzueignen. Wie froh war ich, von dieſer Seite ganz unbeſorgt zu ſeyn und für die Erinnerung ſo ſichere Merkzeichen zu gewinnen! Leider war keine Gelegenheit hier zu übernachten; wir kehrten nach Salerno zurück, und den andern Morgen ging es zeitig nach Neapel. Der Veſuv, von der Rückſeite geſehen, in der fruchtbarſten Gegend; Pappeln, pyramidal-koloſſal, an der Chauſſee im Vordergrunde: dieß war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick that ſich vor uns auf: Neapel in ſeiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häuſern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inſeln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Geſang, vielmehr Luſtgeſchrei und Freudegeheul, des hinten aufſtehenden Knaben erſchreckte und ſtörte mich. Heftig fuhr ich ihn an: er hatte noch kein böſes Wort von uns gehört, er war der gutmüthigſte Junge.

Eine Weile rührte er ſich nicht, dann klopfte er mir ſachte auf die Schulter, ſtreckte ſeinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwiſchen uns durch und ſagte: Signor, perdonate! questa è la mia patria! Das heißt verdolmetſcht: Herr, verzeiht! Iſt das doch mein Vaterland! Und ſo war ich zum zweitenmal überraſcht. Mir armem Nordländer kam etwas Thränenartiges in die Augen.

Neapel, den 25. März 1787. Verkündigung Mariä.

Ob ich gleich empfand, daß Kniep ſehr gern mit mir nach Sicilien gehe, ſo konnte ich doch bemerken, daß er ungern etwas zurückließ. Bei ſeiner Aufrichtigkeit blieb mir nicht lange verborgen, daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden ſey. Wie ſie zuſammen bekannt geworden, war artig genug zu hören; wie ſich das Mädchen bisher betragen, konnte für

ſie einnehmen: nun ſollte ich ſie aber auch ſehen, wie hübſch ſie ſey. Hierzu war Anſtalt getroffen, und zwar ſo, daß ich zugleich eine der ſchönſten Ausſichten über Neapel genießen könnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauſes, von wo man beſonders den untern Theil der Stadt nach dem Molo zu, den Golf, die Küſte von Sorrento vollkommen überſehen konnte; alles weiter rechts Liegende verſchob ſich auf die ſonderbarſte Weiſe, wie man es, ohne auf dieſem Punkte zu ſtehen, nicht leicht ſehen wird. Neapel iſt überall ſchön und herrlich.

Als wir nun die Gegend bewunderten, ſtieg, obgleich erwartet, doch unverſehens, ein gar artiges Köpfchen aus dem Boden hervor: denn zu einem ſolchen Söller macht nur eine länglich viereckige Oeffnung im Eſtrich, welche mit einer Fallthüre zugedeckt werden kann, den Eingang. Und da nun das Engelchen völlig hervortrat, fiel mir ein, daß ältere Künſtler die Verkündigung Mariä alſo vorſtellen, daß der Engel eine Treppe herauf kommt. Dieſer Engel aber war nun wirklich von gar ſchöner Geſtalt, hübſchem Geſichtchen und einem guten natürlichen Betragen. Es freute mich, unter dem herrlichen Himmel und im Angeſicht der ſchönſten Gegend von der Welt, meinen neuen Freund ſo glücklich zu ſehen. Er geſtand mir, als ſie ſich wieder entfernt hatte, daß er eben deßhalb eine freiwillige Armuth bisher getragen, weil er dabei ſich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Genügſamkeit ſchätzen lernen: nun ſollten ihm auch ſeine beſſern Ausſichten und ein reichlicher Zuſtand vorzüglich deßhalb wünſchenswerth ſeyn, damit er auch ihr beſſere Tage bereiten könne.

Nach dieſem angenehmen Abenteuer ſpazierte ich am Meere hin und war ſtill und vergnüglich. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botaniſche Gegenſtände. Verdern bitte ich zu ſagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin; nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famoſe Lehre von den Metamorphoſen iſt ſo ſublimirt, daß man ſchwerlich wird weiter gehen können.

Neapel, den 26. März 1787.

Morgen geht dieſer Brief von hier zu euch. Donnerstag den 29. gehe ich mit der Corvette, die ich, des Seeweſens unkundig, in meinem

vorigen Briefe zum Rang einer Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel, ob ich reisen oder bleiben sollte, machte einen Theil meines hiesigen Aufenthaltes unruhig; nun, da ich entschlossen bin, geht es besser. Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen ist keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach seiner eigenen Art behandelt: ich war nichts weniger als fleißig, doch habe ich viel gesehen, und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, seinen Einwohnern und Zuständen gebildet. Bei der Wiederkehr soll manches nachgeholt werden: freilich nur manches; denn vor dem 29. Juni muß ich wieder in Rom seyn. Habe ich die heilige Woche versäumt, so will ich dort wenigstens den St. Peterstag feiern. Meine sicilianische Reise darf mich nicht allzu weit von meiner ersten Absicht weglenken.

Vorgestern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Blitz und Regengüssen; jetzt hat sich's wieder ausgehellt, eine herrliche Tramontane weht herüber; bleibt sie beständig, so haben wir die schnellste Fahrt.

Gestern war ich mit meinem Gefährten, unser Schiff zu besehen und das Kämmerchen zu besuchen, das uns aufnehmen soll. Eine Seereise fehlte mir ganz in meinen Begriffen: diese kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küstenumschiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen, und mir die Welt erweitern. Der Capitän ist ein junger munterer Mann, das Schiff gar zierlich und nett, in Amerika gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun alles an grün zu werden; in Sicilien finde ich es noch weiter. Wenn ihr diesen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreise und habe Trinakrien hinter mir. So ist der Mensch: immer springt er in Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort, und bin schon wieder bei euch. Doch an der Verworrenheit dieses Briefes bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werde ich unterbrochen, und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende schreiben.

So eben besuchte mich ein Marchese Berio, ein junger Mann, der viel zu wissen scheint. Er wollte den Verfasser des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt ist hier großer Drang und Lust nach Bildung und Wissen. Sie sind nur zu glücklich, um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, so wollte ich ihnen gern mehr Zeit

geben. Dieſe vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt euch wohl! Reiſen lerne ich wohl auf dieſer Reiſe; ob ich leben lerne, weiß ich nicht. Die Menſchen, die es zu verſtehen ſcheinen, ſind in Art und Weſen zu ſehr von mir verſchieden, als daß ich auf dieſes Talent ſollte Anſpruch machen können.

Lebt wohl und liebt mich, wie ich eurer von Herzen gedenke!

Neapel, den 28. März 1787.

Dieſe Tage gehen mir nun gänzlich mit Einpacken und Abſchiednehmen, mit Beſorgen und Bezahlen, Nachholen und Vorbereiten, ſie gehen mir völlig verloren.

Der Fürſt von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abſchied: denn er ſprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten ſollte, mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird. Zu keiner Sylbe weiter bin ich fähig.

Neapel, den 29. März 1787.

Seit einigen Tagen machte ſich das Wetter ungewiß, heute, am beſtimmten Tage der Abfahrt, iſt es ſo ſchön als möglich. Die günſtigſte Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel, unter dem man ſich in die weite Welt wünſcht. Nun ſage ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein treues Lebewohl! Eure Liebe begleite mich! denn ich möchte ihrer wohl immer bedürfen. Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch, als wenn ich mein Faſanenſchiff nirgends als bei euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſeyn!

Sicilien.

Seefahrt, Donnerstag den 29. März 1787.

Nicht, wie bei dem letzten Abgange des Paketboots, wehte dießmal ein förderlicher frischer Nordost, sondern leider von der Gegenseite ein lauer Südwest, der allerhinderlichste; und so erfuhren wir denn, wie der Seefahrer vom Eigensinne des Wetters und Windes abhängt. Ungeduldig verbrachten wir den Morgen bald am Ufer, bald im Kaffeehaus; endlich bestiegen wir zu Mittag das Schiff, und genossen beim schönsten Wetter des herrlichsten Anblicks. Unfern vom Mols lag die Corvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunstreiche Atmosphäre; daher die beschatteten Felsenwände von Sorrento vom schönsten Blau. Das beleuchtete lebendige Neapel glänzte von allen Farben. Erst mit Sonnenuntergang bewegte sich das Schiff, jedoch nur langsam, von der Stelle; der Widerwind schob uns nach dem Posillipo und dessen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in Amerika gebaut, schnellsegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerstätten eingerichtet. Die Gesellschaft anständig munter: Operisten und Tänzer, nach Palermo verschrieben.

Seefahrt, Freitag den 30. März 1787.

Bei Tagesanbruch fanden wir uns zwischen Ischia und Capri, ungefähr von letzterem eine Meile. Die Sonne ging hinter den Gebirgen von Capri und Cap Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umrisse der Küsten und Inseln und ihre verschiedenen Ansichten; die langsame Fahrt kam seiner Bemühung zu Statten. Wir setzten mit schwachem und halbem Winde unsern Weg fort. Der Vesuv verlor sich gegen vier

Uhr aus unſern Augen, als Cap Minerva und Iſchia noch geſehen wurden. Auch dieſe verloren ſich gegen Abend. Die Sonne ging unter ins Meer, bekleidet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen; alles purpurglänzende Lichter. Auch dieſes Phänomen zeichnete Kniep. Nun ward kein Land mehr zu ſehen, der Horizont ringsum ein Waſſerkreis, die Nacht hell und ſchöner Mondſchein.

Ich hatte doch dieſer herrlichen Anſichten nur Augenblicke genießen können; die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brod und rothem Wein, aller Speiſen und Getränke, und fühlte mich ganz behaglich. Abgeſchloſſen von der äußern Welt, ließ ich die innere walten, und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwei erſten Acte des Taſſo, in poetiſcher Proſa geſchrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beiden Acte, in Abſicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren geſchrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich nach neueren Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Seefahrt, Sonnabend den 31. März 1787.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um ſieben Uhr erreichten wir ein franzöſiſches Schiff, welches zwei Tage vor uns abgegangen war; um ſo viel beſſer ſegelten wir, und doch ſahen wir noch nicht das Ende unſerer Fahrt. Einigen Troſt gab uns die Inſel Uſtica, doch leider zur Linken, da wir ſie eben, wie auch Capri, hätten rechts laſſen ſollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider, und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an höher zu gehen, und im Schiff war faſt alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage: das ganze Stück ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen vorüber, ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der ſchelmiſche Kniep, auf deſſen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brod brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des jungen tüchtigen Capitäns, deſſen Bedauern, daß ich

meine Portion nicht mitgenieße, zugleich schadenfroh gerühmt hätte. Eben so gab ihm der Uebergang von Scherz und Luft zu Mißbehagen und Krankheit, und wie sich dieses bei einzelnen Gliedern der Gesellschaft gezeigt, reichen Stoff zu muthwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Capitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unsere Fahrt gerade auf die Insel Ustica gerichtet, hinter welcher wir, zu großer Freude, die Berge von Sicilien erblickten. Der Wind besserte sich, wir fuhren schneller auf Sicilien los; auch kamen uns noch einige Inseln zu Gesichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel versteckt. Den ganzen Abend ziemlich günstiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an sehr unruhig zu werden.

Seefahrt, Sonntag den 1. April 1787.

Um drei Uhr Morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Plane fort, indessen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden, das Schiff schwebte auf den hohen Fluthen. Gegen Anbruch des Tages legte sich der Sturm, die Atmosphäre klärte sich auf. Nun lag die Insel Ustica völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite schwimmend, durch unsere Fernröhre als ein lebendiger Punkt wohl zu erkennen. Gegen Mittag konnten wir die Küste Siciliens mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich unterscheiden; aber wir waren sehr unter den Wind gekommen, wir lavirten an und ab. Gegen Nachmittag waren wir dem Ufer näher. Die westliche Küste, vom Lilybäischen Vorgebirge bis Capo Gallo, sahen wir ganz deutlich, bei heiterem Wetter und hellscheinender Sonne.

Eine Gesellschaft von Delphinen begleitete das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils und schossen immer voraus. Es war lustig anzusehen, wie sie, bald von den klaren durchscheinenden Wellen überdeckt, hinschwammen, bald mit ihren Rückenstacheln und Floßfedern, grün- und goldspielenden Seiten sich über dem Wasser springend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren, fuhr der Capitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep versäumte die schöne Gelegenheit nicht, die mannichfaltigsten Ansichten ziemlich im Detail zu

zeichnen. Mit Sonnenuntergang wendete der Capitän das Schiff wieder dem hohen Meer zu und fuhr nordoſtwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal aufs Verdeck, doch ließ ich meinen dichteriſchen Vorſatz nicht aus dem Sinne, und ich war des ganzen Stücks ſo ziemlich Herr geworden. Bei trüblichem Himmel heller Mondſchein, der Widerſchein auf dem Meer unendlich ſchön. Die Maler, um der Wirkung willen, laſſen uns oft glauben, der Widerſchein der Himmelslichter im Waſſer habe zunächſt dem Beſchauer die größte Breite, wo er die größte Energie hat. Hier aber ſah man am Horizont den Widerſchein am breiteſten, der ſich, wie eine zugeſpitzte Pyramide, zunächſt am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Capitän veränderte die Nacht noch einigemal das Manöver.

Seefahrt, Montag den 2. April 1787.

Früh 8 Uhr fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieſer Morgen erſchien für mich höchſt erfreulich. Der Plan meines Dramas war dieſe Tage her im Wallfiſchbauch ziemlich gediehen. Ich befand mich wohl, und konnte nun auf dem Verdeck die Küſten Siciliens mit Aufmerkſamkeit betrachten. Kniep zeichnete emſig fort, und durch ſeine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem ſehr ſchätzbaren Andenken dieſes verſpäteten Landens.

Palermo.

Endlich gelangten wir mit Noth und Anſtrengung Nachmittags um drei Uhr in den Hafen, wo uns ein höchſt erfreulicher Anblick entgegen trat. Völlig hergeſtellt wie ich war, empfand ich das größte Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuße hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberſcheinend. Die klaren Schattenſeiten aller Gebäude ſahen uns an, vom Widerſchein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, ſeine zierlichen Formen im vollkommenſten Lichte, links das weit hingeſtreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebſte Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Maſſen vegetabiliſcher Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wieder wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Homer wieder Homer.

Scharfſinnig habt ihr, wie ihr ſeyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei
Daß Ilias nur ein Flickwerk ſey.

Mög' unſer Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden.

Zum Divan.

Wer ſich ſelbſt und andre kennt
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwiſchen beiden Welten
Sich zu wiegen laſſ' ich gelten;
Alſo zwiſchen Oſt und Weſten
Sich bewegen, ſey's zum beſten!

Angedenken.

Angedenken an das Gute
Hält uns immer friſch bei Muthe.

Anſtatt ungeduldig ans Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck, bis man uns wegtrieb; wo hätten wir einen gleichen Standpunkt, einen ſo glücklichen Augenblick ſo bald wieder hoffen können!

Durch die wunderbare, aus zwei ungeheuern Pfeilern beſtehende Pforte, die oben nicht geſchloſſen ſeyn darf, damit der thurmhohe Wagen der heiligen Roſalia an dem berühmten Feſte durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und ſogleich links in einen großen Gaſthof. Der Wirth, ein alter behaglicher Mann, von jeher Fremde aller Nationen zu ſehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von deſſen Balkon wir das Meer und die Rhede, den Roſalienberg und das Ufer überſchauten, auch unſer Schiff erblickten und unſern erſten Standpunkt beurtheilen konnten. Ueber die Lage unſeres Zimmers höchſt vergnügt, bemerkten wir kaum, daß im Grunde deſſelben ein erhöhter Alkoven hinter Vorhängen verſteckt ſey, wo ſich das weitläuftigſte Bett ausbreitete, das, mit einem ſeidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten ſtattlichen Möbeln völlig übereinſtimmte. Ein ſolches Prunkgemach ſetzte uns gewiſſermaßen in Verlegenheit; wir verlangten herkömmlicherweiſe Bedingungen abzuſchließen. Der Alte ſagte dagegen, es bedürfe keiner Bedingung; er wünſche, daß es uns bei ihm wohl gefalle. Wir ſollten uns auch des Vorſaals bedienen, welcher, kühl und luftig, durch mehrere Balkone luftig, gleich an unſer Zimmer ſtieß.

Wir vergnügten uns an der unendlich mannichfaltigen Ausſicht, und ſuchten ſie im Einzelnen zeichneriſch und maleriſch zu entwickeln; denn hier konnte man gränzenlos eine Ernte für den Künſtler überſchauen.

Der helle Mondſchein lockte uns des Abends noch auf die Rhede, und hielt nach der Rückkehr uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war ſonderbar, Ruhe und Anmuth groß.

Palermo, Dienstag den 3. April 1787.

Unſer erſtes war die Stadt näher zu betrachten, die ſehr leicht zu überſchauen und ſchwer zu kennen iſt, leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirg, ſie durchſchneidet, und dieſe ungefähr in der Mitte von einer andern abermals durchſchnitten wird: was auf dieſen Linien liegt, iſt bequem zu

finden; das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden, und er entwirrt ſich nur mit Hülfe eines Führers dieſem Labyrinthe.

Gegen Abend ſchenkten wir unſere Aufmerkſamkeit der Kutſchenreihe der bekannten Fahrt vornehmerer Perſonen, welche ſich zur Stadt hinaus auf die Rhede begaben, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſich zu unterhalten und allenfalls zu courtoiſiren.

Zwei Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unausſprechlich. Die Lage von Palermo, gegen Norden, macht, daß ſich Stadt und Ufer ſehr wunderſam gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Widerſchein man niemals in den Wellen erblickt. Deßwegen wir auch heute, an dem heiterſten Tage, das Meer dunkelblau, ernſthaft und zudringlich fanden, anſtatt daß es bei Neapel von der Mittagsſtunde an immer heiterer, luftiger und ferner glänzt.

Kniep hatte mich ſchon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen laſſen, um einen genauen Contour des Monte Pellegrino zu nehmen, des ſchönſten aller Vorgebirge der Welt.

Hier noch einiges zuſammenfaſſend, nachträglich und vertraulich.

Wir fuhren Donnerstag den 29. März mit Sonnenuntergang von Neapel, und landeten erſt nach vier Tagen um drei Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium, das ich beilege, erzählt überhaupt unſere Schickſale. Ich habe nie eine Reiſe ſo ruhig angetreten als dieſe, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt, als auf der durch beſtändigen Gegenwind ſehr verlängerten Fahrt, ſelbſt auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die erſten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit ſtark ergriff. Nun denke ich ruhig zu euch hinüber; denn wenn irgend etwas für mich entſcheidend war, ſo iſt es dieſe Reiſe.

Hat man ſich nicht ringsum vom Meere umgeben geſehen, ſo hat man keinen Begriff von Welt und von ſeinem Verhältniß zur Welt. Als Landſchaftszeichner hat mir dieſe große ſimple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium ausweiſt, auf dieſer Fahrt mancherlei Abwechſelungen und gleichſam die Schickſale der Seefahrer im Kleinen gehabt. Uebrigens iſt die Sicherheit und Bequemlichkeit des Packetboots nicht genug zu loben. Der Capitän iſt ein ſehr braver und recht artiger

Mann. Die Gesellschaft war ein ganzes Theater, gutgesittet, leidlich und angenehm. Mein Künstler, den ich bei mir habe, ist ein munterer, treuer, guter Mensch, der mit der größten Accuratesse zeichnet; er hat alle Inseln und Küsten, wie sie sich zeigten, umrissen; es wird euch große Freude machen, wenn ich alles mitbringe. Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechanische der Wasserfarbenmalerei (Aquarell, die man in Italien jetzt sehr hoch getrieben hat, aufgeschrieben: versteht sich den Gebrauch gewisser Farben, um gewisse Töne hervorzubringen, an denen man sich, ohne das Geheimniß zu wissen, zu Tode mischen würde. Ich hatte wohl in Rom manches davon erfahren, aber niemals im Zusammenhange. Die Künstler haben es in einem Lande ausstudirt wie Italien, wie dieses ist. Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde — wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun verstehe ich erst die Claude-Lorrains und habe Hoffnung, auch dereinst in Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche so rein daraus weggewaschen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen sehen, was diese Königin der Inseln thun kann.

Wie sie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken: mit frischgrünenden Maulbeerbäumen, immer grünendem Oleander, Citronenhecken u. s. w. In einem öffentlichen Garten stehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft ist mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer; und diesen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geschwebt! Verzeiht, wenn ich mit einer stumpfen Feder aus einer Tuschmuschel, aus der mein Gefährte die Umrisse nachzieht, dieses hinkritzle. Er kommt doch wie ein Lispeln zu euch hinüber, indeß ich allen, die mich lieben, ein ander Denkmal dieser meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, sage ich nicht; wann ihr es erhaltet, kann ich auch nicht sagen.

Dieses Blatt sollte nun, meine Geliebten, euch des schönsten Genusses, in so fern es möglich wäre, theilhaft machen; es sollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Wassermasse umfassenden Bucht überliefern. Von Osten herauf, wo ein flächeres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen schroffen, wohlgebildeten, waldbewachsenen Felsen hin bis an die Fischerwohnungen der Vorstädte herauf, dann an der Stadt selbst her, deren äußere Häuser alle nach dem Hafen schauen, wie unsere Wohnung auch, bis zu dem Thore, durch welches wir hereinkamen. Dann geht es westwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen; bis zu dem eigentlichen Hafen, an den Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt sich nun, sämmtliche Fahrzeuge zu schützen, in Westen der Monte Pellegrino in seinen schönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Thal, das sich bis zum jenseitigen Meer erstreckt, zwischen sich und dem eigentlichen festen Land gelassen.

Kniep zeichnete, ich schematisirte, beide mit großem Genuß, und nun, da wir fröhlich nach Hause kommen, fühlen wir beide weder Kräfte noch Muth, zu wiederholen und auszuführen. Unsere Entwürfe müssen also für künftige Zeiten liegen bleiben, und dieses Blatt giebt euch bloß ein Zeugniß unseres Unvermögens, diese Gegenstände genugsam zu fassen, oder vielmehr unsere Anmaßung sie in so kurzer Zeit erobern und beherrschen zu wollen.

Palermo, Mittwoch den 4. April 1787.

Nachmittags besuchten wir das fruchtreiche und angenehme Thal, welches die südlichen Berge herab an Palermo vorbeizieht, durchschlängelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein malerisches Auge und eine geschickte Hand erfordert, wenn ein Bild soll gefunden werden; und doch erhaschte Kniep einen Standpunkt, da wo das gestemmte Wasser von einem halbzerstörten Wehr herunterfließt, beschattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter, das Thal hinaufwärts, die freie Aussicht und einige landwirthschaftliche Gebäude.

Die schönste Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der ungeschickte Führer durch seine Gelehrsamkeit verkümmerte,

umständlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert, und was für ungeheure Kriegsthaten an dieser Stelle geschehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen solcher abgeschiedenen Gespenster. Es sey schlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufschrecken. Er verwunderte sich sehr, daß ich das classische Andenken an so einer Stelle verschmähte, und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer solchen Vermischung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe sey.

Noch wunderlicher erschien ich diesem Begleiter, als ich auf allen seichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen suchte und die verschiedenen Arten derselben mit mir fortrug. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man sich von einer gebirgigen Gegend nicht schneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Gesteinarten untersucht, die in den Bächen herabgeschoben werden, und daß hier auch die Aufgabe sey, durch Trümmer sich eine Vorstellung von jenen ewig classischen Höhen des Erdalterthums zu verschaffen.

Auch war meine Ausbeute aus diesem Flusse reich genug: ich brachte beinahe vierzig Stücke zusammen, welche sich freilich in wenige Rubriken unterordnen ließen. Das meiste war eine Gebirgsart, die man bald für Jaspis oder Hornstein, bald für Thonschiefer ansprechen konnte. Ich fand sie theils in abgerundeten, theils unförmigen Geschieben, theils rhombisch gestaltet, von vielerlei Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaspis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geschieben von Muschelkalk.

Die Pferde füttern sie mit Gerste, Häckerling und Kleien; im Frühjahr geben sie ihnen geschoßte grüne Gerste, um sie zu erfrischen, per rinfrescar, wie sie es nennen. Da sie keine Wiesen haben, fehlt es an Heu. Auf den Bergen giebt es einige Weide, auch auf den Aeckern, da ein Drittel als Brache liegen bleibt. Sie halten wenig Schafe, deren Race aus der Barbarei kommt, überhaupt auch mehr Maulthiere als Pferde, weil jenen die hitzige Nahrung besser bekommt als diesen.

Die Plaine, worauf Palermo liegt, so wie außer der Stadt die

Gegend Ai Colli, auch ein Theil der Baggaria, hat im Grunde Muſchelkalk, woraus die Stadt gebaut iſt; daher man denn auch große Steinbrüche in dieſen Lagen findet. In der Nähe von Monte Pellegrino ſind ſie an einer Stelle über funfzig Fuß tief. Die untern Lager ſind weißer von Farbe. Man findet darin viel verſteinte Corallen und Schalthiere, vorzüglich große Pilgermuſcheln. Das obere Lager iſt mit rothem Thon gemiſcht, und enthält wenig oder gar keine Muſcheln. Ganz obenauf liegt rother Thon, deſſen Lage jedoch nicht ſtark iſt.

Der Monte Pellegrino hebt ſich aus allen dieſem hervor; er iſt ein älterer Kalk, hat viele Löcher und Spaltungen, welche, genau betrachtet, obgleich ſehr unregelmäßig, ſich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Geſtein iſt feſt und klingend.

Palermo, Donnerstag den 5. April 1787.

Wir gingen die Stadt im beſondern durch. Die Bauart gleicht meiſtens der von Neapel, doch ſtehen öffentliche Monumente, zum Beiſpiel Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geſchmack. Hier iſt nicht, wie in Rom, ein Kunſtgeiſt, welcher die Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Geſtalt und Daſeyn. Ein von dem ganzen Inſelvolke angeſtaunter Brunnen exiſtirte ſchwerlich, wenn es in Sicilien nicht ſchönen bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Thiergeſtalten, damals Gunſt gehabt hätte. Es wird ſchwer halten dieſen Brunnen zu beſchreiben. Auf einem mäßigen Platze ſteht ein rundes architektoniſches Werk, nicht gar ſtockhoch, Sockel, Mauer und Geſims von farbigem Marmor; in die Mauer ſind, in Einer Flucht, mehrere Niſchen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Arten Thierköpfe auf geſtreckten Hälſen herausſchauen: Pferd, Löwe, Kameel, Elephant wechſeln mit einander ab, und man erwartete kaum hinter dem Kreiſe dieſer Menagerie einen Brunnen, zu welchem von vier Seiten durch gelaſſene Lücken, marmorne Stufen hin aufführen, um das reichlich geſpendete Waſſer ſchöpfen zu laſſen.

Etwas ähnliches iſt es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jeſuiten noch überboten ward, aber nicht aus Grundſatz und Abſicht, ſondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren- oder Laubſchnitzer, Vergolder, Lackirer und Marmorirer gerade das, was er

vermochte, ohne Geschmack und Leitung an gewissen Stellen anbringen wollte.

Dabei findet man eine Fähigkeit natürliche Dinge nachzuahmen, wie denn zum Beispiel jene Thierköpfe gut genug gearbeitet sind. Dadurch wird freilich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunstfreude nur darin besteht, daß sie das Nachgebildete mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntschaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verschiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden stand, die Waare zu besehen, erhob sich ein geringer Luftstoß, welcher, längs der Straße herwirbelnd, einen unendlichen erregten Staub in alle Buden und Fenster sogleich vertheilte.

Bei allen Heiligen! sagt mir, rief ich aus, woher kommt die Unreinlichkeit eurer Stadt? und ist derselben denn nicht abzuhelfen? Diese Straße wetteifert an Länge und Schönheit mit dem Corso zu Rom. An beiden Seiten Schrittsteine, die jeder Laden- und Werkstattbesitzer mit unablässigem Kehren reinlich hält, indem er alles in die Mitte hinunterschiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird, und euch mit jedem Windshauch den Unrath zurücksendet, den ihr der Hauptstraße zugewiesen habt. In Neapel tragen geschäftige Esel jeden Tag das Kehricht nach Gärten und Feldern: sollte denn bei euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung entstehen oder getroffen werden?

Es ist nun einmal bei uns wie es ist, versetzte der Mann: was wir aus dem Hause werfen, verfault gleich vor der Thüre über einander. Ihr seht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen, und allerlei Unrath; das trocknet zusammen auf und kehrt als Staub zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber seht, unsere schönen, geschäftigen, niedlichen Besen vermehren, zuletzt abgestumpft, nur den Unrath vor unsern Häusern.

Und, lustig genommen, war es wirklich an dem. Sie haben niedliche Beschen von Zwergpalmen, die man mit weniger Abänderung zum Fächerdienst eignen könnte; sie schleifen sich leicht ab, und die stumpfen liegen zu Tausenden in der Straße.

Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anstalt zu treffen sey, erwiederte er, die Rede gehe im Volke, daß gerade die, welche für

Reinlichkeit zu sorgen hätten, wegen ihres großen Einflusses nicht genöthigt werden könnten die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei sey doch der wunderliche Umstand, daß man fürchte, nach weggeschafftem misthaftem Geströhde werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sey, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Casse zu Tage kommen würde. Das alles aber sey, setzte er mit possierlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Uebelgesinnten, er aber von der Meinung derjenigen, welche behaupten, der Adel erhalte seinen Carrossen diese weiche Unterlage, damit sie des Abends ihre herkömmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen könnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, bescherzte er noch mehrere Polizeimißbräuche, mir zu tröstlichem Beweis, daß der Mensch noch immer Humor genug hat, sich über das Unabwendbare lustig zu machen.

Palermo, Freitag den 6. April 1787.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung, welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt geworden, daß es den Freunden gewiß angenehm seyn muß, etwas von dem Orte und der Stelle, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine unvollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der frühern Epoche. Die Felsen sind ganz nackt; kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen, und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen und stellte ihr zu Ehren glänzende Feierlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwischen zwei Klippen hinaufsteigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener als die prächtigsten Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man einer steilen Felswand nahe gegenüber steht, an welche die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft, und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offener Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf: gleich steht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen, auf beiden Seiten die Chorstühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, steht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie schon gesagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felsen immer von Wasser träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieses durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt, und verschiedentlich mit einander verbunden hat. Da sie oben breit sind und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutziggrünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Cactusarten bewachsen wäre. Das Wasser wird theils seitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich dieſe Gegenſtände genau betrachtete, trat ein Geiſtlicher zu mir, und fragte mich, ob ich etwa ein Genueſer ſey und einige Meſſen wollte leſen laſſen. Ich verſetzte ihm darauf, ich ſey mit einem Genueſer nach Palermo gekommen, welcher morgen, als an einem Feſttage, heraufſteigen würde. Da immer einer von uns zu Hauſe bleiben müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzuſehen. Er verſetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten, und meine Devotion verrichten. Beſonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle ſtand, als ein beſonderes Heiligthum, und verließ mich.

Ich ſah durch die Oeffnungen eines großen, aus Meſſing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorſchimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Meſſingdraht vorgezogen, ſo daß man nur wie durch einen Flor den Gegenſtand dahinter unterſcheiden konnte.

Ein ſchönes Frauenzimmer erblickte ich bei dem Schein einiger ſtillen Lampen. Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nachläſſig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geſchmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es ſchien mir ganz beſondere Reize zu haben. Ihr Gewand iſt aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor ſind, ich darf nicht ſagen, in einem hohen Styl, aber doch ſo natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, ſie müßte Athem holen, und ſich bewegen. Ein kleiner Engel ſteht neben ihr, und ſcheint ihr mit einem Lilienſtängel Kühlung zuzuwehen.

Unterdeſſen waren die Geiſtlichen in die Höhle gekommen, hatten ſich auf ihre Stühle geſetzt und ſangen die Veſper. Ich ſetzte mich auf eine Bank gegen dem Altar über und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und ſuchte das ſchöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich überließ mich ganz der reizenden Illuſion der Geſtalt und des Ortes.

Der Geſang der Geiſtlichen verklang nun in der Höhle, das Waſſer rieſelte in das Behältniß gleich neben dem Altare zuſammen, die überhangenen Felſen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, ſchloſſen die Scene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieſer gleichſam

Angedenken an das Schöne
Iſt das Heil der Erdenſöhne.

Angedenken an das Liebe,
Glücklich! wenn's lebendig bliebe.

Angedenken an das Eine
Bleibt das Beſte was ich meine.

Weltliteratur.

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Perſers Bulbul Roſenbuſch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich erneun —
Ein Sphärentanz harmoniſch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun!

Gleichgewinn.

Geht einer mit dem andern hin
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns, treu und brav und kühn,
Die Lebenspfade wandern.
Es fällt ein jüngerer Soldat
Wohl in den erſten Schlachten;
Der andre muß ins Alter ſpat
Im Bivouak übernachten.

wieder ausgestorbenen Wüste; eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholischen, besonders sicilianischen Gottesdienstes hier noch zunächst in seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend: genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Palermo, Sonnabend den 7. April 1787.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, brachte ich im stillen die vergnügtesten Stunden zu. Es ist der wunderbarste Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt scheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt versetzt er ins Alterthum. Grüne Beteinfassungen umschließen fremde Gewächse; Citronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge; ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachsthum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder schaarenweise, durch einen Bissen Brod gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wundersamste Anmuth verlieh, war ein starker Duft, der sich über alles gleichförmig verbreitete, mit so merklicher Wirkung, daß die Gegenstände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, sich entschiedener hellblau von einander absetzten, so daß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging oder wenigstens sehr überbläut sie sich dem Auge darstellten.

Welche wundersame Ansicht ein solcher Duft entfernteren Gegenständen, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, ist für ein malerisches Auge merkwürdig genug, indem die Distanzen genau zu unterscheiden, ja zu messen sind; deßwegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchst reizend ward. Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren auseinander gestuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne, so wie ins Gedächtniß. Ich eilte sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und eine Uebersetzung aus dem Stegreif Kniep vorzutragen, der wohl verdiente bei einem guten Glase Wein von seinen strengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Palermo, den 8. April 1787. Ostersonntag.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferstehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petarden, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kastenweise vor den Kirchthüren losgebrannt, indessen die Gläubigen sich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelschall, Chorgesang der Processionen und der ihnen entgegnenden geistlichen Chöre konnten wirklich das Ohr derjenigen verwirren, die an eine so lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Messe war kaum geendigt, als zwei wohlgeputzte Laufer des Vicekönigs unsern Gasthof besuchten, in der doppelten Absicht, einmal den sämmtlichen Fremden zum Feste zu gratuliren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich sodann zur Tafel zu laden, weßhalb meine Gabe etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgesichter und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Palast des Vicekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen, fand ich die großen Säle noch leer; nur ein kleiner munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Maltheser erkannte.

Als er vernahm, daß ich ein Deutscher sey, fragte er, ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse; er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacherödschen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem Antheil erkundigte er sich nach Weimar.

Wie ſteht es denn, ſagte er, mit dem Manne, der zu meiner Zeit, jung und lebhaft, daſelbſt Regen und ſchönes Wetter machte? Ich habe ſeinen Namen vergeſſen; genug aber, es iſt der Verfaſſer des Werther.

Nach einer kleinen Pauſe, als wenn ich mich bedächte, erwiederte ich: Die Perſon, nach der ihr euch erkundigt, bin ich ſelbſt!

Mit dem ſichtbarſten Zeichen des Erſtaunens fuhr er zurück und rief aus: Da muß ſich viel verändert haben!

O ja! verſetzte ich: zwiſchen Weimar und Palermo habe ich manche Veränderung gehabt.

In dem Augenblick trat mit ſeinem Gefolge der Vicekönig herein und betrug ſich mit anſtändiger Freimüthigkeit, wie es einem ſolchen Herrn geziemt. Er enthielt ſich jedoch nicht des Lächelns über den Malteſer, welcher ſeine Verwunderung mich hier zu ſehen auszudrücken fortfuhr. Bei Tafel ſprach der Vicekönig, neben dem ich ſaß, über die Abſicht meiner Reiſe und verſicherte, daß er Befehl geben wolle, mich in Palermo alles ſehen zu laſſen und mich auf meinem Wege durch Sicilien auf alle Weiſe zu fördern.

Palermo, Montag den 9. April 1787.

Heute den ganzen Tag beſchäftigte uns der Unſinn des Prinzen Pallagonia; und auch dieſe Thorheiten waren ganz etwas anderes als wir uns leſend und hörend vorgeſtellt. Denn bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und ſo macht er es ſchon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für etwas gehalten ſeyn will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken, daß weder das Abgeſchmackteſte noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus Einem Menſchen, aus Einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr beiden mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Vorfahren der Pallagoniſchen Raſerei, nur daß dieſe hier, auf eigenem Grund und Boden, in der größten Freiheit und Breite ſich hervorthut. Ich will den Verlauf des Entſtehens zu entwickeln ſuchen.

Wenn ein Luſtſchloß in dieſen Gegenden mehr oder weniger in der

Mitte des ganzen Beſitzthums liegt und man alſo, um zu der herrſchaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirthſchaftliche Nützlichkeiten zu fahren hat, erweiſen ſie ſich haushältiſcher als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Parkanlage verwenden, um mit unfruchtbarem Geſträuche dem Auge zu ſchmeicheln. Dieſe Südländer hingegen führen zwei Mauern auf, zwiſchen welchen man zum Schloß gelangt, ohne daß man gewahr werde, was rechts oder links vorgeht. Dieſer Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wohl auch mit einer gewölbten Halle, und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwiſchen dieſen Mauern nicht ganz unbefriedigt ſey, ſo ſind ſie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Poſtamenten verziert, worauf allenfalls hie und da eine Vaſe ſteht. Die Flächen ſind abgetüncht, in Felder getheilt und angeſtrichen. Der Schloßhof macht ein Rund von einſtöckigen Häuſern, wo Geſinde und Arbeitsleute wohnen; das viereckte Schloß ſteigt über alles empor.

Dieß iſt die Art der Anlage, wie ſie herkömmlich gegeben iſt, wie ſie auch ſchon früher mag beſtanden haben, bis der Vater des Prinzen das Schloß baute, zwar auch nicht in dem beſten, aber doch erträglichem Geſchmack. Der jetzige Beſitzer aber, ohne jene allgemeinen Grundzüge zu verlaſſen, erlaubt ſeiner Luſt und Leidenſchaft zu mißgeſtaltetem, abgeſchmacktem Gebilde den freieſten Lauf, und man erzeigt ihm viel zu viel Ehre, wenn man ihm nur einen Funken Einbildungskraft zuſchreibt.

Wir treten alſo in die große Halle, welche mit der Gränze des Beſitzthums ſelbſt anfängt, und finden ein Achteck, ſehr hoch zur Breite. Vier ungeheure Rieſen, mit modernen zugeknöpften Gamaſchen, tragen das Geſims, auf welchem, dem Eingang gerade gegenüber, die heilige Dreieinigkeit ſchwebt.

Der Weg nach dem Schloſſe zu iſt breiter als gewöhnlich, die Mauer in einen fortlaufenden hohen Sockel verwandelt, auf welchem ausgezeichnete Baſamente ſeltſame Gruppen in die Höhe tragen, indeſſen in dem Raum von einer zur andern mehrere Vaſen aufgeſtellt ſind. Das Widerliche dieſer von den gemeinſten Steinhauern gepfuſchten Mißbildungen wird noch dadurch vermehrt, daß ſie aus dem loſeſten Muſchelkuff gearbeitet ſind; doch würde ein beſſeres Material den Unwerth der Form nur deſto mehr in die Augen ſetzen. Ich ſagte vorhin Gruppen und bediente mich eines falſchen, an dieſer Stelle uneigentlichen Ausdrucks:

denn diese Zusammenstellungen sind durch keine Art von Reflexion oder auch nur Willkür entstanden, sie sind vielmehr zusammengewürfelt. Jedesmal drei bilden den Schmuck eines solchen viereckten Postaments, indem ihre Basen so eingerichtet sind, daß sie zusammen in verschiedenen Stellungen den viereckigen Raum ausfüllen. Die vorzüglichste besteht gewöhnlich aus zwei Figuren, und ihre Base nimmt den größten vordern Theil des Piedestals ein; diese sind meistentheils Ungeheuer von thierischer und menschlicher Gestalt. Um nun den hintern Raum der Piedestalfläche auszufüllen, bedarf es noch zweier Stücke; das von mittlerer Größe stellt gewöhnlich einen Schäfer oder eine Schäferin, einen Cavalier oder eine Dame, einen tanzenden Affen oder Hund vor. Nun bleibt auf dem Piedestal noch eine Lücke: diese wird meistens durch einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieses Geschlecht bei geistlosen Scherzen eine große Rolle spielt.

Daß wir aber die Elemente der Tollheit des Prinzen Pallagonia vollständig überliefern, geben wir nachstehendes Verzeichniß. Menschen: Bettler, Bettlerinnen, Spanier, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckelige, alle Arten Verwachsene, Zwerge, Musikanten, Pulcinelle, antikcostümirte Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzösisch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaschen und Gamaschen, Mythologie mit fratzenhaften Zuthaten: Achill und Chiron mit Pulcinell. Thiere: nur Theile derselben, Pferd mit Menschenhänden, Pferdekopf auf Menschenkörper, entstellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pfoten an Figuren aller Art, Verdoppelungen, Verwechslungen der Köpfe. Basen: alle Arten von Monstern und Schnörkeln, die unterwärts zu Basenbäuchen und Untersätzen endigen.

Denke man sich nun dergleichen Figuren schockweise verfertigt, und ganz ohne Sinn und Verstand entsprungen, auch ohne Wahl und Absicht zusammengestellt, denke man sich diesen Sockel, diese Piedestale und Unformen in einer unabsehbaren Reihe, so wird man das unangenehme Gefühl mitempfinden, das einen jeden überfallen muß, wenn er durch diese Spitzruthen des Wahnsinns durchgejagt wird.

Wir nähern uns dem Schlosse und werden durch die Arme eines halbrunden Vorhofs empfangen; die entgegenstehende Hauptmauer, wodurch das Thor geht, ist burgartig angelegt. Hier finden wir eine ägyptische Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Wasser, ein Monument,

zerſtreut umherliegende Baſen, Statuen vorſätzlich auf die Naſe gelegt. Wir treten in den Schloßhof, und finden das herkömmliche, mit kleinen Gebäuden umgebene Rund in kleineren Halbcirkeln ausgebogt, damit es ja an Mannichfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden iſt großentheils mit Gras bewachſen. Hier ſtehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, ſeltſam geſchnörkelte Marmorvaſen vom Vater her, Zwerge und ſonſtige Ungeſtalten aus der neuern Epoche zufällig durch einander, ohne daß ſie bis jetzt einen Platz finden können; ſogar tritt man vor eine Laube, vollgepfropft von alten Baſen und anderem geſchnörkeltem Geſtein.

Das Widerſinnige einer ſolchen geſchmackloſen Denkart zeigt ſich aber im höchſten Grade darin, daß die Geſimſe der kleinen Häuſer durchaus ſchief nach einer oder der andern Seite hinhängen, ſo daß das Gefühl der Waſſerwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menſchen macht und der Grund aller Eurhythmie iſt, in uns zerriſſen und gequält wird. Und ſo ſind denn auch dieſe Dachreihen mit Hydern und kleinen Büſten, mit muſicirenden Affenchören und ähnlichem Wahnſinn verbrämt. Drachen mit Göttern abwechſelnd, ein Atlas, der ſtatt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man ſich aber aus allem dieſem in das Schloß zu retten, welches, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Anſehen hat, ſo findet man nicht weit vor der Pforte den lorbeerbekränzten Kopf eines römiſchen Kaiſers auf einer Zwerggeſtalt, die auf einem Delphin ſitzt.

Im Schloſſe ſelbſt nun, deſſen Aeußeres ein leidliches Inneres erwarten läßt, fängt das Fieber des Prinzen ſchon wieder zu raſen an. Die Stuhlfüße ſind ungleich abgeſägt, ſo daß niemand Platz nehmen kann, und vor den ſitzbaren Stühlen warnt der Caſtellan, weil ſie unter ihren Sammetpolſtern Stacheln verbergen. Candelaber von chineſiſchem Porzellan ſtehen in den Ecken, welche, näher betrachtet, aus einzelnen Schalen, Ober- und Untertaſſen u. dgl. zuſammengekittet ſind. Kein Winkel, wo nicht irgend eine Willkür hervorblickte. Sogar der unſchätzbare Blick über die Vorgebirge ins Meer wird durch farbige Scheiben verkümmert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verkälten oder entzünden. Eines Cabinets muß ich noch erwähnen, welches aus alten vergoldeten, zuſammengeſchnittenen Rahmen an einander getäfelt iſt. Alle die hundertfältigen Schnitzmuſter, alle die verſchiedenen Abſtufungen einer

ältern oder jüngern, mehr oder weniger beſtaubten und beſchädigten Vergoldung bedecken hier, hart an einander gedrängt, die ſämmtlichen Wände, und geben den Begriff von einem zerſtückelten Trödel.

Die Capelle zu beſchreiben wäre allein ein Heftchen nöthig. Hier findet man den Aufſchluß über den ganzen Wahnſinn, der nur in einem bigotten Geiſte bis auf dieſen Grad wuchern konnte. Wie manches Fratzenbild einer irregeleiteten Devotion ſich hier befinden mag, gebe ich zu vermuthen, das Beſte jedoch will ich nicht vorenthalten. Flach an der Decke nämlich iſt ein geſchnitztes Crucifix von ziemlicher Größe befeſtigt, nach der Natur angemalt, lackirt mit untermiſchter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel iſt ein Haken eingeſchraubt: eine Kette aber, die davon herabhängt, befeſtigt ſich in den Kopf eines knieend betenden, in der Luft ſchwebenden Mannes, der, angemalt und lackirt, wie alle übrigen Bilder der Kirche, wohl ein Sinnbild der ununterbrochenen Andacht des Beſitzers darſtellen ſoll.

Uebrigens iſt der Palaſt nicht ausgebaut: ein großer, von dem Vater bunt und reich angelegter, aber doch nicht widerlich verzierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der gränzenloſe Wahnſinn des Beſitzers mit ſeinen Narrheiten nicht zu Rande kommen kann.

Kniepen, deſſen Künſtlerſinn innerhalb dieſes Tollhauſes zur Verzweiflung getrieben wurde, ſah ich zum erſtenmal ungeduldig; er trieb mich fort, da ich mir die Elemente dieſer Unſchöpfung einzeln zu vergegenwärtigen und zu ſchematiſiren ſuchte. Gutmüthig genug, zeichnete er zuletzt noch eine von den Zuſammenſtellungen, die einzige, die noch wenigſtens eine Art von Bild gab. Sie ſtellt ein Pferdweib, auf einem Seſſel ſitzend, gegen einen unterwärts altmodiſch gekleideten, mit Greifenkopf, Krone und großer Perrücke gezierten Cavalier Karte ſpielend, vor, und erinnert an das nach aller Tollheit noch immer höchſt merkwürdige Wappen des Hauſes Pallagonia: ein Satyr hält einem Weib, das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Palermo, Dienſtag den 10. April 1787.

Heute fuhren wir bergauf nach Monreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Kloſters zur Zeit eines überſchwenglichen Reichthums angelegt hat; breit, bequemen Anſtiegs, Bäume hie und da,

besonders aber weitläufige Spring- und Röhrenbrunnen, beinah pallagonisch verschnörkelt und verziert, demungeachtet aber Thiere und Menschen erquickend.

Das Kloster San Martino, auf der Höhe liegend, ist eine respectable Anlage. Ein Hagestolz allein, wie man am Prinzen Pallagonia sieht, hat selten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zusammen hingegen die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöster zeigen. Doch wirkten die geistlichen Gesellschaften wohl nur deßwegen so viel, weil sie noch mehr als irgend ein Familienvater einer unbegränzten Nachkommenschaft gewiß waren.

Die Mönche ließen uns ihre Sammlungen sehen. Von Alterthümern und natürlichen Sachen verwahren sie manches Schöne. Besonders fiel uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten uns die guten Männer einen Abdruck mitgegeben; es war aber nichts bei Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich gewesen wäre.

Nachdem sie uns alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Zustände, brachten sie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von dessen Balkon man eine liebliche Aussicht genoß: hier war für uns beide gedeckt, und es fehlte nicht an einem sehr guten Mittagessen. Nach dem aufgetragenen Dessert trat der Abt herein, begleitet von seinen ältesten Mönchen, setzte sich zu uns, und blieb wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir schieden aufs freundlichste. Die jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Gesinnungen nach Hause als gestern. Heute hatten wir eine große Anstalt zu bedauern, die eben zu der Zeit versinkt, indessen an der andern Seite ein abgeschmacktes Unternehmen mit frischem Wachsthum hervorsteigt.

Der Weg nach San Martino geht das ältere Kalkgebirg hinauf. Man zertrümmert die Felsen und brennt Kalk daraus, der sehr weiß wird. Zum Brennen brauchen sie eine starke, lange Grasart, in Bündeln getrocknet. Hier entsteht nun die Calcara. Bis an die steilsten Höhen liegt rother Thon angeschwemmt, der hier die Dammerde vorstellt, je höher je röther, wenig durch Vegetation geschwärzt. Ich sah in der Entfernung eine Grube fast wie Zinnober. Das Kloster steht mitten

im Kalkgebirg, das sehr quellenreich ist. Die Gebirge umher sind wohlbebaut.

Palermo, Mittwoch den 11. April 1787.

Nachdem wir nun zwei Hauptpunkte außerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Palast, wo der geschäftige Laufer die Zimmer und ihren Inhalt verzeigte. Zu unserm großen Schrecken war der Saal, worin die Antiken sonst aufgestellt sind, eben in der größten Unordnung, weil man eine neue architektonische Decoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt, mit Gerüsten verstellt, so daß wir, trotz allem guten Willen unseres Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute, doch nur einen sehr unvollständigen Begriff davon erwerben konnten. Am meisten war mir um die zwei Widder von Erz zu thun, welche, auch nur unter diesen Umständen gesehen, den Kunstsinn höchlich erbauten. Sie sind liegend vorgestellt, die eine Pfote vorwärts, als Gegenbilder die Köpfe nach verschiedenen Seiten gekehrt; mächtige Gestalten aus der mythologischen Familie, Phrixus und Helle zu tragen würdig. Die Wolle nicht kurz und kraus, sondern lang und wellenartig herabfallend, mit großer Wahrheit und Eleganz gebildet, aus der besten griechischen Zeit. Sie sollen in dem Hafen von Syrakus gestanden haben.

Nun führte uns der Laufer außerhalb der Stadt in Katakomben, welche, mit architektonischem Sinn angelegt, keineswegs zu Grabplätzen benutzte Steinbrüche sind. In einem ziemlich verhärteten Tuff und dessen senkrecht gearbeiteter Wand sind gewölbte Oeffnungen und innerhalb dieser Särge ausgegraben, mehrere über einander, alles aus der Masse, ohne irgend eine Nachhülfe von Mauerwerk. Die obern Särge sind kleiner, und in den Räumen über den Pfeilern sind Grabstätten für Kinder angebracht.

Palermo, Donnerstag den 12. April 1787.

Man zeigte uns heute das Medaillencabinet des Prinzen Torremuzza. Gewissermaßen ging ich ungern hin. Ich verstehe von diesem Fach zu wenig, und ein bloß neugieriger Reisender ist wahren Kennern

und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, ſo bequemte ich mich, und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig überſieht, wie die alte Welt mit Städten überſäet war, deren kleinſte, wo nicht eine ganze Reihe der Kunſtgeſchichte, wenigſtens doch einige Epochen derſelben uns in köſtlichen Münzen hinterließ! Aus dieſen Schubkaſten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunſt, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes, und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der ſiciliſchen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus dieſen geformten Metallen wieder friſch entgegen.

Leider haben wir andern in unſerer Jugend nur die Familienmünzen beſeſſen, die nichts ſagen, und die Kaiſermünzen, welche daſſelbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholen, Bilder von Herrſchern, die eben nicht als Muſterbilder der Menſchheit zu betrachten ſind. Wie traurig hat man nicht unſere Jugend auf das geſtaltloſe Paläſtina und auf das geſtaltverwirrende Rom beſchränkt! Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein friſches Leben hoffen.

Daß ich über dieſe Gegenſtände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, iſt ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verſtehen gelernt habe: doch das wird ſich mit dem übrigen nach und nach ſchon geben.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunſch erfüllt, und zwar auf eigene Weiſe. Ich ſtand in der großen Straße auf den Schrittſteinen, an jenem Laden mit dem Kaufherrn ſcherzend; auf einmal tritt ein Laufer, groß, wohlgekleidet, an mich heran, einen ſilbernen Teller raſch vorhaltend, worauf mehrere Kupferpfenninge, wenige Silberſtücke lagen. Da ich nicht wußte, was es heißen ſolle, ſo zuckte ich, den Kopf duckend, die Achſeln, das gewöhnliche Zeichen, wornach man ſich losſagt, man mag nun Antrag oder Frage nicht verſtehen oder nicht wollen. Eben ſo ſchnell als er gekommen, war er fort, und nun bemerkte ich auf der entgegengeſetzten Seite der Straße ſeinen Kameraden in gleicher Beſchäftigung.

Was das bedeute? fragte ich den Handelsmann, der mit bedenklicher Gebärde, gleichſam verſtohlen, auf einen langen hagern Herrn deutete, welcher in der Straßenmitte, hofmäßig gekleidet, anſtändig und gelaſſen

Doch weiß er eifrig ſeinen Ruhm
Und ſeines Herrn zu mehren,
So bleibt ſein letztes Eigenthum
Gewiß das Bett der Ehren.

Lebensgenuß.

„Wie man nur ſo leben mag?
Du machſt dir gar keinen guten Tag!“
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Wenn man mich da und dorthin zerrt
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir ſelbſt nur abgeſperrt,
Da hab' ich keinen Tag.

Thut ſich nun auf was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif' ich ein, es geht ſo ſcharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Ich ſcheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit iſt keine Zeit,
Ein geiſtreich-aufgeſchloßnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

über den Mist einherschritt. Frisirt und gepudert, den Hut unterm Arm, in seidenem Gewande, den Degen an der Seite, ein nettes Fußwerk mit Steinschnallen geziert: so trat der Bejahrte ernst und ruhig einher; aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Dieß ist der Prinz Pallagonia, sagte der Händler, welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht, und für die in der Barbarei gefangenen Sklaven ein Lösegeld zusammenheischt. Zwar beträgt dieses Einsammeln niemals viel, aber der Gegenstand bleibt doch im Andenken, und oft vermachen diejenigen, welche bei Lebzeiten zurückhielten, schöne Summen zu solchem Zweck. Schon viele Jahre ist der Prinz Vorsteher dieser Anstalt und hat unendlich viel Gutes gestiftet.

Statt auf die Thorheiten seines Landsitzes, rief ich aus, hätte er hierher jene großen Summen verwenden sollen. Kein Fürst in der Welt hätte mehr geleistet.

Dagegen sagte der Kaufmann: Sind wir doch alle so! Unsere Narrheiten bezahlen wir gar gern selbst; zu unsern Tugenden sollen andere das Geld hergeben.

Palermo, Freitag den 15. April 1787.

Vorgearbeitet in dem Steinreiche Siciliens hat uns Graf Borch sehr emsig, und wer nach ihm gleichen Sinnes die Insel besucht, wird ihm recht gern Dank zollen. Ich finde es angenehm, so viele pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feiern. Bin ich doch nur ein Vorfahre von künftigen andern, im Leben wie auf der Reise!

Die Thätigkeit des Grafen scheint mir übrigens größer als seine Kenntnisse; er verfährt mit einem gewissen Selbstbehagen, welches dem bescheidenen Ernst zuwider ist, mit welchem man wichtige Gegenstände behandeln sollte. Indessen ist sein Heft in Quart, ganz dem sicilianischen Steinreich gewidmet, mir von großem Vortheil, und ich konnte, dadurch vorbereitet, die Steinschleifer mit Nutzen besuchen, welche, früher mehr beschäftigt, zur Zeit als Kirchen und Altäre noch mit Marmor und Achaten überlegt werden mußten, das Handwerk doch noch immer forttreiben. Bei ihnen bestellte ich Muster von weichen und harten Steinen; denn so unterscheiden sie Marmor und Achate hauptsächlich deßwegen, weil die Verschiedenheit des Preises sich nach diesem Unterschiede richtet.

Doch wissen sie, außer diesen beiden, sich noch viel mit einem Material, einem Feuererzeugniß ihrer Kalköfen, zu beschäftigen. In diesen findet sich nach dem Brande eine Art Glasfluß, welcher von der hellsten blauen Farbe zur dunkelsten, ja zur schwärzesten übergeht. Diese Klumpen werden, wie anderes Gestein, in dünne Tafeln geschnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit geschätzt und anstatt Lapis Lazuli beim Fourniren von Altären, Grabmälern und andern kirchlichen Verzierungen mit Glück angewendet.

Eine vollständige Sammlung, wie ich sie wünsche, ist nicht fertig; man wird sie mir erst nach Neapel schicken. Die Achate sind von der größten Schönheit, besonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rothem Jaspis mit weißem, gleichsam gefrorenem Quarz abwechseln und dadurch die schönste Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachahmung solcher Achate, auf der Rückseite dünner Glasscheiben durch Lackfarben bewirkt, ist das einzige Vernünftige, was ich aus dem Pallagenischen Unsinn jenes Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen sich zur Decoration schöner aus als der ächte Achat, indem dieser aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzt werden muß, bei jenen hingegen die Größe der Tafeln vom Architekten abhängt. Dieses Kunststück verdiente wohl nachgeahmt zu werden.

Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu allem.

Vom Klima kann man nicht Gutes genug sagen; jetzt ist's Regenzeit, aber immer unterbrochen; heute donnert und blitzt es, und alles wird mit Macht grün. Der Lein hat schon zum Theil Knoten gewonnen, der andere Theil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu sehen, so schön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenstände sind unzählige! Und mein Geselle ist ein excellenter Mensch, der wahre Hofgut, so wie ich redlich den Treufreund fortspiele. Er hat schon recht schöne Contours gemacht, und wird noch das Beste mitnehmen. Welche Aussicht, mit meinen Schätzen dereinst glücklich nach Hause zu kommen!

Vom Essen und Trinken hier zu Land habe ich noch nichts gesagt, und doch ist es kein kleiner Artikel. Die Gartenfrüchte sind herrlich,

besonders der Salat von Zartheit und Geschmack wie eine Milch; man begreift, warum ihn die Alten lactuca genannt haben. Das Oel, der Wein, alles sehr gut, und sie könnten noch besser seyn, wenn man auf ihre Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Fische die besten, zartesten. Auch haben wir diese Zeit her sehr gut Rindfleisch gehabt, ob man es gleich sonst nicht loben will.

Nun vom Mittagsessen ans Fenster! auf die Straße! Es ward ein Missethäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heilbringenden Osterwoche geschieht. Eine Brüderschaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen; dort muß er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küssen, und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, frisirt, einen weißen Frack, weißen Hut, alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Palermo, Sonntag den 15. April 1787.

Gegen Abend trat ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn, wie denn das Fest morgen ablaufen werde, da eine große Processien durch die Stadt ziehen und der Vicekönig selbst das Heiligste zu Fuß begleiten solle? Der geringste Windstoß müsse ja Gott und Menschen in die dickste Staubwolke verhüllen.

Der muntere Mann versetzte, daß man in Palermo sich gern auf ein Wunder verlasse. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen sey ein gewaltsamer Platzregen gefallen, und habe die meist abhängige Straße wenigstens zum Theil rein abgeschwemmt, und der Procession reinen Weg gebahnt. Auch dießmal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund: denn der Himmel überziehe sich und verspreche Regen auf die Nacht.

Und so geschah es denn auch: der gewaltsamste Regenguß fiel vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich Morgens eilte ich auf die Straße, um Zeuge des Wunders zu seyn. Und es war wirklich seltsam genug. Der zwischen den beiderseitigen Schrittsteinen eingeschränkte Regenstrom hatte das leichteste Kehricht die abhängige Straße herunter, theils nach dem Meere, theils in die Abzüge, insofern sie nicht verstopft waren, fortgetrieben, das gröbere Gesträhde wenigstens von einem Orte zum andern

geschoben, und dadurch wundersame, reine Mäanders auf das Pflaster gezeichnet. Nun waren hundert und aberhundert Menschen mit Schaufeln, Besen und Gabeln dahinterher, diese reinen Stellen zu erweitern, und in Zusammenhang zu bringen, indem sie die noch übriggebliebenen Unreinigkeiten bald auf diese, bald auf jene Seite häuften. Daraus erfolgte denn, daß die Procession, als sie begann, wirklich einen reinlichen Schlangenweg durch den Morast gebahnt sah, und sowohl die sämmtliche langbekleidete Geistlichkeit als der nettfüßige Adel, den Vicekönig an der Spitze, ungehindert und unbesudelt durchschreiten konnte. Ich glaubte die Kinder Israel zu sehen, denen durch Moor und Moder von Engelshand ein trockener Pfad bereitet wurde, und veredelte mir in diesem Gleichnisse den unerträglichen Anblick, so viel andächtige und anständige Menschen durch eine Allee von feuchten Kothhaufen durchbeten und durchprunken zu sehen.

Auf den Schrittsteinen hatte man nach wie vor reinlichen Wandel, im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Absicht, verschiedenes bis jetzt Vernachlässigtes zu sehen, gerade heute gehen hieß, war es fast unmöglich durchzukommen, obgleich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht versäumt war.

Diese Feierlichkeit gab uns Anlaß die Hauptkirche zu besuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten, auch, weil wir einmal auf den Beinen waren, uns nach andern Gebäuden umzusehen; da uns denn ein maurisches, bis jetzt wohlerhaltenes Haus gar sehr ergötzte, nicht groß, aber mit schönen, weiten und wohlproportionirten, harmonischen Räumen, in einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im südlichen ein höchst willkommener Aufenthalt. Die Baukundigen mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch sahen wir in einem unfreundlichen Local verschiedene Reste antiker marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Palermo, Montag den 16 April 1787.

Da wir uns nun selbst mit einer nahen Abreise aus diesem Paradies bedrohen müssen, so hoffte ich, heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommenes Labsal zu finden, mein Pensum in der Odyssee zu

lesen, und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Rosalienbergs, den Plan der Nauſikaa weiter durchzudenken und zu versuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſey. Dieß alles iſt, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen geſchehen. Ich verzeichnete den Plan, und konnte nicht unterlaſſen einige Stellen, die mich beſonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.

Palermo, Dienstag den 17. April 1787.

Es iſt ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein ehe ich mich's verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier friſch und froh unter freiem Himmel, und indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes, fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben: woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären.

Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden, und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz; der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan. Warum ſind wir Neuern doch ſo zerſtreut! warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Und ſo ſollte mir denn kurz vor dem Schluſſe ein ſonderbares Abenteuer beſchert ſeyn, wovon ich ſogleich umſtändliche Nachricht ertheile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unſerm öffentlichen Tiſche manches über Caglioſtro, deſſen Herkunft und Schickſale

reden. Die Palermitaner waren darin einig, daß ein gewisser Giuseppe Balsamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherlei schlechter Streiche berüchtigt und verbannt sey. Ob dieser aber mit dem Grafen Cagliostro nur Eine Person sey, darüber waren die Meinungen getheilt. Einige, die ihn ehemals gesehen hatten, wollten seine Gestalt in jenem Kupferstiche wiederfinden, der bei uns bekannt genug ist und auch nach Palermo gekommen war.

Unter solchen Gesprächen berief sich einer der Gäste auf die Bemühungen, welche ein Palermitanischer Rechtsgelehrter übernommen, diese Sache ins Klare zu bringen. Er war durch das französische Ministerium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuspüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angesichte Frankreichs, ja man darf wohl sagen, der Welt bei einem wichtigen und gefährlichen Processe die albernsten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieser Rechtsgelehrte, erzählt man, den Stammbaum des Giuseppe Balsamo aufgestellt, und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeschickt, wo man wahrscheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte diesen Wunsch, diesen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes gesprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot sich mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit seinen Clienten beschäftigt. Als er diese abgefertigt und wir das Frühstück genommen hatten, brachte er ein Manuscript hervor, welches den Stammbaum Cagliostro's, die zu dessen Begründung nöthigen Documente in Abschrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war. Er legte mir den Stammbaum vor, gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier so viel anführe, als zu leichterer Einsicht nöthig ist.

Giuseppe Balsamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Matteo Martello. Der Geburtsname seiner Urgroßmutter ist unbekannt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter, eine Namens Maria, die an Giuseppe Braccone1 verheirathet und Großmutter Giuseppe Balsamo's ward. Die andere, Namens Vincenza, verheirathete sich an Giuseppe Cagliostro, der von einem kleinen Orte La Noara, acht Meilen von Messina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Messina noch zwei Glockengießer dieses Namens leben. Die Großtante war in der Folge

Pathe bei Giuseppe Balsamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Cagliostro von seinem Großonkel an.

Die Eheleute Bracceneri hatten drei Kinder: Felicità, Matteo und Antonia. Felicita ward an Pietro Balsamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonino Balsamo, der vermuthlich von jüdischem Geschlecht abstammte. Pietro Balsamo, der Vater des berüchtigten Giuseppe, machte Bankerott und starb in seinem fünfundvierzigsten Jahre. Seine Wittwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer den benannten Giuseppe noch eine Tochter Giovanina Giuseppe Maria, welche an Giovan Battista Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drei Kinder zeugte und starb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfasser vorlas und mir, auf mein Ersuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufscheine, Ehecontracte und Instrumente gegründet, die mit Sorgfalt gesammelt waren. Es enthielt ungefähr die Umstände — wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, ersehe — die uns nunmehr aus den römischen Proceßacten bekannt geworden sind, daß Giuseppe Balsamo Anfangs Juni 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheirathete Cagliostro, aus der Taufe gehoben sey, daß er in seiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der besonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geist und Geschick für die Medicin gezeigt, doch aber wegen seiner übeln Aufführung fortgeschickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (so fährt das Memoire fort). Er verfälschte oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Untersuchung, ins Gefängniß, entfloh und ward edictaliter citirt. Er reiste durch Calabrien nach Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marchese Pellegrini zurück. Er wagte sich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen, und kam nur auf eine Weise los, die werth ist, daß ich sie umständlich erzähle.

Der Sohn eines der ersten sicilianischen Prinzen und großen Güterbesitzers, eines Mannes, der an dem neapolitanischen Hofe ansehnliche Stellen begleitete, verband mit einem starken Körper und einer unbändigen

Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem sich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt. Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn baute der verstellte Marchese Pellegrini seine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dieß angekommene Paar beschütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Giuseppe Balsamo auf Anrufen der Partei, welche durch seinen Betrug Schaden gelitten, abermals ins Gefängniß gebracht wurde! Er versuchte verschiedene Mittel ihn zu befreien, und da sie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präsidenten, den Advocaten der Gegenpartei aufs grimmigste zu mißhandeln, wenn er nicht sogleich die Verhaftung des Balsamo wieder aufhöbe. Als der gegenseitige Sachwalter sich weigerte, ergriff er ihn, schlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Mißhandlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenpartei und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Acten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigt sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben dieselbe Person sey, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe, so wäre es mir erlaubt gewesen eine Abschrift zu nehmen und meine Freunde und das Publicum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das meiste und mehr als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beitragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den

Processacten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter seyn könnte und sollte, so bleibt sie doch immer ein schönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verehrten, sich durch Gemeinschaft mit ihm über andere erhoben fühlten, und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? Und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Acten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte, daß es schwer seyn werde dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm, aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seyen, und der argwöhnische Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerlei deuten werde; doch er wolle mir seinen Schreiber schicken, der bei der Familie Zutritt habe, und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zusammengesetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erschien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, sagte er, bisher immer vermieden, diesen Leuten wieder unter die Augen zu treten: denn um ihre Ehecontracte, Taufscheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von selbigen legale Copien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen List bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familienstipendio zu reden, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrscheinlich, daß der junge Capitumnino sich dazu qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufsetzen müsse, um zu sehen, in wiefern der Knabe Ansprüche darauf machen könne; es werde freilich nachher alles auf Negociation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verspräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet, und seit der Zeit hüte ich mich vor ihnen zu erscheinen.

Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitumnino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langſamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entſchuldigen.

So ſagte der Schreiber. Da ich aber von meinem Vorſatz nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Caglioſtro bringen ſollte, der eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London gegangen war.

Zur geſetzten Stunde, es mochte etwa drei Uhr nach Mittag ſeyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens, nicht weit von der Hauptſtraße, il Caſſaro genannt. Wir ſtiegen eine elende Treppe hinauf und kamen ſogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, ſtark und breit, ohne fett zu ſeyn, war beſchäftigt das Küchengeſchirr aufzuwaſchen. Sie war reinlich gekleidet und ſchlug, als wir hinein traten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die ſchmutzige Seite zu verſtecken. Sie ſah meinen Führer freudig an und ſagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? haben Sie etwas ausgerichtet?

Er verſetzte: In unſerer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier iſt aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er ſich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen ſollte, war nicht ganz in unſerer Abrede; indeſſen war die Einleitung einmal gemacht.

Sie kennen meinen Bruder? fragte ſie. Es kennt ihn ganz Europa, verſetzte ich; und ich glaube, es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß er ſich in Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen ſeines Schickſals gewiß in Sorgen geweſen ſind.

Treten Sie hinein! ſagte ſie, ich folge Ihnen gleich.

Und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer. Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es ſchien aber auch beinahe die ganze Wohnung der Familie zu ſeyn. Ein einziges Fenſter erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen ſchwarze Heiligenbilder in goldenen Rahmen herumhingen. Zwei große Betten ohne Vorhänge ſtanden an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Geſtalt eines Schreibtiſches hatte, an der andern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehemals vergoldet

Heut und ewig.

Unmöglich iſt's den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen ſpiegelt,
Und jeder ſelbſt ſich fühlt als recht und eigen,
Statt ſich zu zügeln, nur am andern zügelt;
Da iſt's den Lippen beſſer daß ſie ſchweigen,
Indeß der Geiſt ſich fort und fort beflügelt.
Aus Geſtern wird nicht Heute; doch Aeonen,
Sie werden wechſelnd ſinken, werden thronen.

Schlußpoetik.

Sage Muſe, ſag dem Dichter
Wie er denn es machen ſoll?
Denn der wunderlichſten Richter
Iſt die liebe Welt ſo voll.

Immer hab' ich doch den rechten
Klaren Weg im Lied gezeigt,
Immer war es doch den ſchlechten
Düſtren Pfaden abgeneigt.

Aber was die Herren wollten
Ward mir niemals ganz bekannt;
Wenn ſie wüßten was ſie ſollten,
Wär' es auch wohl bald genannt.

gewesen, standen daneben, und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich, und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammelt war.

Indeß mein Führer der alten Balsamo, die in der Ecke saß, die Ursache unseres Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, wohlgewachsen, deren Gesichtszüge durch die Blattern undeutlich geworden waren, stand am Fenster; neben ihr ein junger Mensch, dessen unangenehme, durch die Blattern entstellte Bildung mir auch auffiel. In einem Lehnstuhl saß oder lag vielmehr, gegen dem Fenster über, eine kranke, sehr ungestaltete Person, die mit einer Art Schlafsucht behaftet schien.

Als mein Führer sich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetschen lassen, ehe ich sie beantworten konnte, da mir der sicilianische Dialect nicht geläufig war.

Ich betrachtete indessen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Gesichtszüge, die das Alter nicht entstellt hatte, war der Friede verbreitet, dessen gewöhnlich die Menschen genießen, die des Gehörs beraubt sind; der Ton ihrer Stimme war sanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen, und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetscht werden. Die Langsamkeit unserer Unterredung gab mir Gelegenheit meine Worte abzumessen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgesprochen worden und sich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen sey. Ihre Freude, die sie über diese Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da sie nun etwas lauter und langsamer sprach, konnte ich sie eher verstehen.

Indessen war ihre Tochter hereingekommen und hatte sich zu meinem Führer gesetzt, der ihr das was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine reinliche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich sie ansah und mit ihrer Mutter verglich, desto auffallender war mir der Unterschied beider

Geſtalten. Eine lebhafte geſunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; ſie mochte eine Frau von vierzig Jahren ſeyn. Mit muntern blauen Augen ſah ſie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn ſpüren konnte. Indem ſie ſaß, verſprach ihre Figur mehr Länge als ſie zeigte, wenn ſie aufſtand; ihre Stellung war determinirt, ſie ſaß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Kniee gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr ſtumpfe als ſcharfe Geſichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verſchiedenes über meine Reiſe, über meine Abſicht Sicilien zu ſehen und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Feſt der heiligen Roſalie mit ihnen feiern würde.

Da indeſſen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte und ich ihr zu antworten beſchäftigt war, ſprach die Tochter halb laut mit meinem Gefährten, doch ſo, daß ich Anlaß nehmen konnte zu fragen, wovon die Rede ſey. Er ſagte darauf, Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen ſchuldig ſey; ſie habe bei ſeiner ſchnellen Abreiſe von Palermo verſetzte Sachen für ihn eingelöst; ſeit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch irgend eine Unterſtützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie ſie höre, große Reichthümer beſitze und einen fürſtlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weiſe an die Schuld zu erinnern und eine Unterſtützung für ſie auszuwirken, ja, ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls beſtellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte, wo ich wohne? wohin ſie mir den Brief zu ſchicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu ſagen, und erbot mich den andern Tag gegen Abend den Brief ſelbſt abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage; ſie ſey eine Wittwe mit drei Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloſter erzogen werde: die andere ſey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrſtunde gegangen. Außer dieſen drei Kindern habe ſie ihre Mutter bei ſich, für deren Unterhalt ſie ſorgen müſſe, und überdieß habe ſie aus chriſtlicher Liebe die unglückliche kranke Perſon zu ſich genommen, die ihre Laſt noch vergrößere; alle ihre Arbeitſamkeit reiche kaum hin, ſich und den Ihrigen das Nothdürftigſte zu verſchaffen. Sie wiſſe zwar, daß Gott dieſe guten Werke nicht unbelohnt laſſe, ſeufze aber doch ſehr unter der Laſt, die ſie ſchon lange getragen habe.

Die jungen Leute mischten sich auch ins Gespräch und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern sprach, hörte ich, daß die Alte ihre Tochter fragte, ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zugethan sey. Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weise der Antwort auszuweichen suchte, indem sie, so viel ich verstand, der Mutter bedeutete, daß der Fremde gut für sie gesinnt zu seyn schiene, und daß es sich wohl nicht schicke, jemand sogleich über diesen Punkt zu befragen.

Da sie hörten, daß ich bald von Palermo abreisen wollte, wurden sie dringender und ersuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; besonders rühmten sie die paradiesischen Tage des Rosalienfestes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müsse gesehen und genossen werden.

Mein Begleiter, der schon lange Lust gehabt hatte sich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch seine Gebärden ein Ende, und ich versprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute sich, daß alles so glücklich gelungen sey, und wir schieden zufrieden von einander.

Man kann sich den Eindruck denken, den diese arme, fromme, wohlgesinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt, aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der sich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entstand in mir die Sorge wegen des folgenden Tages. Es war natürlich, daß diese Erscheinung, die sie im ersten Augenblick überrascht hatte, nach meinem Abschiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt, daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich, daß sie ihre Freunde zusammen beriefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht, und es blieb mir nur noch übrig, dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen.

Ich begab mich daher des andern Tages gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich, da ich hineintrat. Der Brief sey noch nicht fertig, sagten sie, und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfinden würden. Ich versetzte, daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe, und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief, den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause bei einem der öffentlich sitzenden Notarien hatte schreiben lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, trauriges und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, fragte nach dessen Reichthum und Ausgaben, und setzte traurig hinzu, warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte? Es wäre unser größtes Glück, fuhr er fort, wenn er einmal hierher käme und sich unserer annehmen wollte. Aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man sagt, daß er uns überall verläugne und sich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bei unserm ersten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publicum Ursache habe, seine Abkunft zu verbergen, doch gegen seine Freunde und Bekannten kein Geheimniß daraus mache.

Die Schwester, welche während dieser Unterredung herbeigetreten war, und durch die Gegenwart des Bruders, wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit des gestrigen Freundes, mehr Muth bekam, fing gleichfalls an sehr artig und lebhaft zu sprechen. Sie baten sehr, sie ihrem Onkel, wenn ich ihm schriebe, zu empfehlen; eben so sehr aber, wenn ich die Reise durchs Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Rosalienfest mit ihnen zu begehen.

Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, sagte sie, ob es sich zwar eigentlich nicht schickt, da ich eine erwachsene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat sich sowohl vor der Gefahr als der Nachrede zu hüten, so sollen Sie uns doch immer willkommen seyn, wenn Sie in diese Stadt zurückkehren.

O ja! versetzten die Kinder; wir wollen den Herrn beim Feste herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüste setzen, wo wir die Feierlichkeit am besten sehen können. Wie wird er sich über den großen Wagen und besonders über die prächtige Illumination freuen!

Indessen hatte die Großmutter den Brief gelesen und wieder gelesen. Da sie hörte, daß ich Abschied nehmen wollte, stand sie auf und übergab

nur das zusammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohn, fing sie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeisterung an, sagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben! sagen Sie ihm, daß ich ihn so an mein Herz schließe — hier streckte sie die Arme aus einander und drückte sie wieder auf ihre Brust zusammen — daß ich täglich Gott und unsere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und seiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünsche, ihn vor meinem Ende noch einmal mit diesen Augen zu sehen, die so viele Thränen über ihn vergossen haben.

Die eigene Zierlichkeit der italiänischen Sprache begünstigte die Wahl und die edle Stellung dieser Worte, welche noch überdieß von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation über ihre Aeußerungen einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt ist.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abschied. Sie reichten mir alle die Hände: die Kinder geleiteten mich hinaus, und indeß ich die Treppe hinunterging, sprangen sie auf den Balkon des Fensters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten, daß ich ja nicht vergessen möchte wieder zu kommen. Ich sah sie noch auf dem Balken stehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Antheil, den ich an dieser Familie nahm, den lebhaften Wunsch in mir erregte, ihr nützlich zu seyn und ihrem Bedürfniß zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen, und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europas auf dem Wege, zum zweitenmal getäuscht zu werden.

Mein erster Vorsatz war, ihnen vor meiner Abreise jene vierzehn Unzen zuzustellen, die ihnen der Flüchtling schuldig geblieben, und durch die Vermuthung, daß ich diese Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geschenk zu bedecken; allein als ich zu Hause meine Rechnung machte, meine Casse und Papiere überschlug, sah ich wohl, daß in einem Lande, wo durch Mangel an Communication die Entfernung gleichsam ins unendliche wächst, ich mich selbst in Verlegenheit setzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menschen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbessern.

Der ſpätere Verlauf dieſer Angelegenheit möge hier ſogleich eintreten.

Ich reiste von Palermo weg, ohne wieder zurückzukehren, und ungeachtet der großen Zerſtreuung meiner ſicilianiſchen und übrigen italiäniſchen Reiſe, verlor ich jenen einfachen Eindruck nicht aus meiner Seele.

Ich kam in mein Vaterland zurück, und als jener Brief unter andern Papieren, die von Neapel den Weg zur See gemacht hatten, ſich endlich auch vorfand, gab es Gelegenheit von dieſem wie von andern Abenteuern zu ſprechen.

Hier iſt eine Ueberſetzung jenes Blattes, durch welche ich das Eigenthümliche des Originals mit Willen durchſcheinen laſſe:

Geliebteſter Sohn!

Den 16. April 1787 hatte ich Nachricht von dir durch Herrn Wilton, und ich kann dir nicht ausdrücken, wie tröſtlich ſie mir geweſen iſt: denn ſeit du dich aus Frankreich entfernt hatteſt, konnte ich nichts mehr von dir erfahren.

Lieber Sohn, ich bitte dich meiner nicht zu vergeſſen: denn ich bin ſehr arm und von allen Verwandten verlaſſen, außer von meiner Tochter Marana, deiner Schweſter, in deren Hauſe ich lebe. Sie kann mir nicht den völligen Unterhalt geben, aber ſie thut was ſie kann; ſie iſt Wittwe mit drei Kindern; eine Tochter iſt im Kloſter der heiligen Katharina, zwei andere ſind zu Hauſe.

Ich wiederhole, lieber Sohn, meine Bitte, ſchicke mir nur ſo viel, daß ich mir einigermaßen helfen kann, indem ich nicht einmal die nöthigen Kleidungsſtücke habe, um die Pflichten einer katholiſchen Chriſtin zu erfüllen; denn mein Mantel und Ueberkleid ſind ganz zerriſſen.

Wenn du mir etwas ſchickſt oder auch nur einen Brief ſchreibſt, ſo ſende ihn nicht durch die Poſt, ſondern übers Meer, weil Don Matteo Bracceneri, mein Bruder, Oberpoſtcommiſſarius iſt.

Lieber Sohn, ich bitte dich, mir des Tags einen Tari auszuſetzen, damit deiner Schweſter einigermaßen die Laſt abgenommen werde, und damit ich nicht vor Mangel umkomme. Erinnere dich des göttlichen Gebotes, und hilf einer armen Mutter, die aufs letzte gebracht iſt! Ich gebe dir meinen Segen und umarme dich von Herzen auch ſo Donna Lorenza, deine Frau.

Deine Schweſter umarmt dich von Herzen und ihre Kinder küſſen

dir die Hände. Deine Mutter, die dich zärtlich liebt, und die dich an ihr Herz drückt,

Palermo, den 17. April 1787.

Felice Balsamo.

Verehrungswürdige Personen, denen ich dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, theilten meine Empfindungen und setzten mich in den Stand jener unglücklichen Familie meine Schuld abtragen zu können, und ihr eine Summe zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt, und von deren Wirkung folgender Brief ein Zeugniß ablegt.

Palermo, den 25. September 1788.

Geliebtester Sohn!

Lieber, getreuer Bruder!

Die Freude, die wir gehabt haben, zu hören, daß ihr lebt und euch wohl befindet, können wir mit keiner Feder ausdrücken. Ihr habt eine Mutter und eine Schwester, die von allen Menschen verlassen sind, und zwei Töchter und einen Sohn zu erziehen haben, durch die Hülfe, die ihr ihnen übersendet, mit der größten Freude und Vergnügen erfüllt. Denn nachdem Herr Jacob Joff, ein englischer Kaufmann, sich viele Mühe gegeben, die Frau Giuseppe Maria Capitummino, geborene Balsamo, aufzusuchen, weil man mich nur gewöhnlich Marana Capitummino nennt, fand er uns endlich in einem kleinen Hause, wo wir mit der gebührenden Schicklichkeit leben. Er zeigte uns an, daß ihr uns eine Summe Geldes anweisen lassen, und daß eine Quittung dabei sey, die ich, eure Schwester, unterzeichnen sollte, wie es auch geschehen ist. Denn er hat uns das Geld schon eingehändigt, und der günstige Wechselcours hat uns noch einigen Vortheil gebracht.

Nun bedenkt, mit welchem Vergnügen wir eine solche Summe empfangen haben, zu einer Zeit, da wir im Begriff waren die Weihnachtsfeiertage zu begehen, ohne Hoffnung irgend einer Beihülfe.

Unser menschgewerdener Jesus hat euer Herz bewegt, uns diese Summe zu übermachen, die nicht allein gedient hat unsern Hunger zu stillen, sondern auch uns zu bedecken, weil uns wirklich alles mangelte.

Es würde uns die größte Zufriedenheit seyn, wenn ihr unser Verlangen stilltet und wir euch nochmals sehen könnten, besonders mir, eurer Mutter, die nicht aufhört das Unglück zu beweinen, immer von

einem einzigen Sohne entfernt zu seyn, den ich vor meinem Tode noch einmal sehen möchte.

Wenn aber dieses wegen eurer Verhältnisse nicht geschehen könnte, so unterlaßt doch nicht meinem Mangel zu Hülfe zu kommen, besonders da ihr so einen trefflichen Canal gefunden habt, und einen so genauen und redlichen Kaufmann, der, ohne daß wir davon benachrichtigt waren, und alles in seiner Hand lag, uns redlich aufgesucht und treulich die übersendete Summe ausgeliefert hat.

Für euch will das wohl nichts sagen; aber uns scheint eine jede Beihülfe ein Schatz. Eure Schwester hat zwei erwachsene Mädchen, und ihr Sohn braucht auch Unterstützung. Ihr wißt, daß sie nichts besitzen; und welches treffliche Werk würdet ihr thun, wenn ihr so viel sendetet, als nöthig ist sie schicklich auszustatten!

Gott erhalte euch bei guter Gesundheit! Wir rufen ihn dankbar an und wünschen, daß er euch das Glück erhalten möge, dessen ihr genießt, und daß er euer Herz bewegen möge, sich unserer zu erinnern. In seinem Namen segne ich euch und eure Frau als liebevolle Mutter; ich umarme euch, ich eure Schwester; dasselbe thut der Vetter Giuseppe (Bracconeri), der diesen Brief geschrieben hat. Wir bitten euch um euern Segen, wie es auch die beiden Schwestern Antonia und Teresa thun. Wir umarmen euch und nennen uns

eure Schwester,	eure Mutter, die euch
die euch liebt,	liebt und segnet,
Giuseppe Maria	die euch alle Stunden segnet,
Capitummino	Felice Balsamo
und Balsamo.	und Bracconeri.

Die Unterschriften dieses Briefes sind eigenhändig.

Ich hatte die Summe ohne Brief und ohne Anzeige, von wem sie eigentlich komme, übermachen lassen; um so natürlicher war ihr Irrthum, und um so wahrscheinlicher ihre Hoffnung für die Zukunft.

Jetzt, da sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet sind, bleibt mir noch übrig, zu ihrer Aufklärung und zu ihrem Troste etwas zu thun. Ich habe noch eine Summe für sie in Händen, die ich ihnen überschicken und zugleich das wahre Verhältniß anzeigen will. Sollten einige meiner Freunde, sollten einige meiner reichen und edlen Landsleute mir das Vergnügen machen, und

jene kleine Summe, die noch bei mir liegt, durch Beiträge vermehren wollen, so bitte ich, mir solche vor Michael zuzuschicken, und an dem Dank und der Zufriedenheit einer guten Familie Theil zu nehmen, aus welcher eins der sonderbarsten Ungeheuer entsprungen ist, welche in unserm Jahrhundert erschienen sind.

Ich werde nicht verfehlen, den weitern Verlauf dieser Geschichte und die Nachricht von dem Zustande, worin meine nächste Sendung die Familie antreffen wird, öffentlich bekannt zu machen, und vielleicht alsdann einige Anmerkungen hinzuzufügen, die sich mir bei dieser Gelegenheit aufgedrungen haben, deren ich mich aber gegenwärtig enthalte, um meinen Lesern in ihrem ersten Urtheile nicht vorzugreifen.

Alcamo, Mittwoch den 18. April 1787.

Bei Zeiten ritten wir aus Palermo. Kniep und der Vetturin hatten sich beim Ein- und Aufpacken vortrefflich erwiesen. Wir zogen langsam die herrliche Straße hinauf, die uns schon beim Besuch auf San Martino bekannt geworden, und bewunderten abermals eine der Prachtfontänen am Wege, als wir auf die mäßige Sitte dieses Landes vorbereitet wurden. Unser Reitknecht nämlich hatte ein kleines Weinfäßchen am Riemen umgehängt, wie unsere Marketenderinnen pflegen, und es schien für einige Tage genugsam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher, als er auf eine der vielen Springröhren losritt, den Pfropf eröffnete, und Wasser einlaufen ließ. Wir fragten mit wahrhaft deutschem Erstaunen, was er da vorhabe? ob das Fäßchen nicht voll Wein sey? Worauf er mit großer Gelassenheit erwiederte, er habe ein Drittheil davon leer gelassen, und weil niemand ungemischten Wein trinke, so sey es besser, man mische ihn gleich im ganzen, da vereinigten sich die Flüssigkeiten besser, und man sey ja nicht sicher, überall Wasser zu finden. Indessen war das Fäßchen gefüllt, und wir mußten uns diesen altorientalischen Hochzeitsgebrauch gefallen lassen.

Als wir nun hinter Monreale auf die Höhen gelangten, sahen wir wunderschöne Gegenden, mehr im historischen als ökonomischen Styl. Wir blickten rechter Hand bis ans Meer, das zwischen den wundersamsten Bergebirgen über baumreiche und baumlose Gestade seine schnurgerade Horizontallinie hinzog und so, entschieden ruhig, mit den wilden Kalkfelsen

herrlich contraſtirte. Kniep enthielt ſich nicht, deren in kleinem Format mehrere zu umreißen.

Nun ſind wir in Alcamo, einem ſtillen, reinlichen Städtchen, deſſen wohleingerichteter Gaſthof als eine ſchöne Anſtalt zu rühmen iſt, da man von hieraus den abſeits und einſam belegenen Tempel von Segeſte bequem beſuchen kann.

Alcamo, Donnerstag den 19. April 1787.

Die gefällige Wohnung in einem ruhigen Bergſtädtchen zieht uns an, und wir faſſen den Entſchluß, den ganzen Tag hier zuzubringen. Da mag denn vor allen Dingen von geſtrigen Ereigniſſen die Rede ſeyn.

Schon früher läugnete ich des Prinzen Pallagonia Originalität; er hat Vorgänger gehabt, und Muſter gefunden. Auf dem Wege nach Monreale ſtehen zwei Ungeheuer an einer Fontäne und auf dem Geländer einige Vaſen, völlig als wenn ſie der Fürſt beſtellt hätte.

Hinter Monreale, wenn man den ſchönen Weg verläßt und in ſteinichte Gebirge kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die ich ihrer Schwere und Anwitterung nach für Eiſenſtein hielt. Alle Landesflächen ſind bebaut, und tragen beſſer oder ſchlechter. Der Kalkſtein zeigte ſich roth, die verwitterte Erde an ſolchen Stellen deßgleichen. Dieſe rothe, thonig kalkige Erde iſt weit verbreitet, der Boden ſchwer, kein Sand darunter, trägt aber trefflichen Weizen. Wir fanden alte, ſehr ſtarke, aber verſtümmelte Oelbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen, an der ſchlechten Herberge vorgebauten Halle erquickten wir uns an einem mäßigen Imbiß. Hunde verzehrten begierig die weggeworfenen Schalen unſerer Würſte; ein Betteljunge vertrieb ſie, und ſpeiſte mit Appetit die Schalen der Aepfel, die wir verzehrten; dieſer aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Handwerksneid iſt überall zu Hauſe. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wieder, als Hausknecht oder Kellner. Se hatte ich auch ſchon früher geſehen, daß, wenn man etwas von einem Wirthe verlangt, was er gerade nicht im Hauſe hat, ſo läßt er es durch einen Bettler beim Krämer holen.

Doch ſind wir gewöhnlich vor einer ſo unerfreulichen Betrachtung

„Willſt du dir ein Maaß bereiten;
Schaue was den Edlen mißt,
Was ihn auch entſtellt zu Zeiten,
Wenn der Leichtſinn ſich vergißt.

Solch ein Inhalt deiner Sänge
Der erbauet, der gefällt,
Und, im wüſteſten Gedränge,
Dankt's die ſtille beſſre Welt.

Frage nicht nach anderm Titel,
Reinem Willen bleibt ſein Recht!
Und die Schurken laß dem Büttel,
Und die Narren dem Geſchlecht."

Der Narr epilogirt.

Manch gutes Werk hab' ich verricht,
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke daß ſich in der Welt
Alles bald wieder ins Gleiche ſtellt.
Lobt man mich weil ich was Dummes gemacht,
Dann mir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich weil ich was Gutes gethan,
So nehm ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger daß es ſchmerzt,
So thu' ich als hätt' er nur geſcherzt;
Doch iſt es einer von meines Gleichen,
Den weiß ich wacker durchzuſtreichen.

bewahrt, da unſer Vetturin vortrefflich iſt, Stallknecht, Cicerone, Garde, Einkäufer, Koch und alles.

Auf den höheren Bergen findet ſich noch immer der Oelbaum, Caruba, Fraxinus. Ihr Feldbau iſt auch in drei Jahre getheilt. Bohnen, Getreide und Rube, wobei ſie ſagen: Miſt thut mehr Wunder als die Heiligen. Der Weinſtock wird ſehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcamo iſt herrlich, auf der Höhe, in einiger Entfernung vom Meerbuſen: die Großheit der Gegend zog uns an. Hohe Felſen, tiefe Thäler dabei, aber Weite und Mannichfaltigkeit. Hinter Monreale rückt man in ein ſchönes doppeltes Thal, in deſſen Mitte ſich noch ein Felsrücken herzieht. Die fruchtbaren Felder ſtehen grün und ſtill, indeß auf dem breiten Wege wildes Gebüſch und Staudenmaſſen, wie unſinnig, von Blüthen glänzt: der Linſenbuſch, ganz gelb von Schmetterlingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu ſehen, der Weißdorn, Strauß an Strauß; die Aloes rücken in die Höhe und deuten auf Blüthen, reiche Teppiche von amaranthrothem Klee, die Inſectenephrys, Alpenröslein, Hyacinthen mit geſchloſſenen Glocken, Borrag, Allien, Aſphodelen.

Das Waſſer, das von Segeſt herunterkommt, bringt außer Kalkſteinen viele Hornſteingeſchiebe; ſie ſind ſehr feſt, dunkelblau, roth, gelb, braun, von den verſchiedenſten Schattirungen. Auch anſtehend als Gänge fand ich Horn- oder Feuerſteine in Kalkfelſen, mit Sahlband von Kalk. Von ſolchem Geſchiebe findet man ganze Hügel, ehe man nach Alcamo kommt.

Segeſt, Freitag den 20. April 1787.

Der Tempel von Segeſt iſt nie fertig geworden, und man hat den Platz um denſelben nie verglichen; man ebnete nur den Umkreis, worauf die Säulen gegründet werden ſollten: denn noch jetzt ſtehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde, und es iſt kein Hügel in der Nähe, von dem Steine und Erdreich hätten herunterkommen können. Auch liegen die Steine in ihrer meiſt natürlichen Lage, und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen ſtehen alle; zwei, die umgefallen waren, ſind neuerdings wieder hergeſtellt. In wiefern die Säulen Sockel haben ſollten, iſt ſchwer zu beſtimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen.

Bald ſieht es aus, als wenn die Säule auf der vierten Stufe ſtände, da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab; bald iſt die oberſte Stufe durchſchnitten, dann ſieht es aus, als wenn die Säulen Baſen hätten; bald ſind dieſe Zwiſchenräume wieder ausgefüllt, und da haben wir wieder den erſten Fall. Der Architekt mag dieß genauer beſtimmen.

Die Nebenſeiten haben zwölf Säulen ohne die Eckſäulen, die vordere und hintere Seite ſechs mit den Eckſäulen. Die Zapfen, an denen man die Steine transportirt, ſind an den Stufen des Tempels ringsum nicht weggehauen, zum Beweis daß der Tempel nicht fertig geworden. Am meiſten zeugt davon aber der Fußboden: derſelbe iſt von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber ſteht noch der gewachſene Kalkfels höher als das Niveau des angelegten Bodens; er kann alſo nie geplattet geweſen ſeyn. Auch iſt keine Spur von innerer Halle. Noch weniger iſt der Tempel mit Stuck überzogen geweſen; daß es aber die Abſicht war, läßt ſich vermuthen: an den Platten der Capitäle ſind Vorſprünge, wo ſich vielleicht der Stuck anſchließen ſollte. Das Ganze iſt aus einem travertinähnlichen Kalkſtein gebaut, jetzt ſehr zerfreſſen. Die Reſtauration von 1781 hat dem Gebäude ſehr wohl gethan. Der Steinſchnitt, der die Theile zuſammenfügt, iſt einfach aber ſchön. Die großen beſondern Steine, deren Riedesel erwähnt, konnte ich nicht finden; ſie ſind vielleicht zu Reſtauration der Säulen verbraucht worden.

Die Lage des Tempels iſt ſonderbar: am höchſten Ende eines weiten langen Thales, auf einem iſolirten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, ſieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, alles bebaut, und faſt nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Diſteln ſchwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel ſtand, acht bis neun Fuß hoch, verdorrt, von vorigem Jahr her ſo reichlich und in ſcheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumſchule hätte halten können. Der Wind ſauſete in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel ſchwebten ſchreiend über dem Gebälke.

Die Mühſeligkeit in den unſcheinbaren Trümmern eines Theaters herumzuſteigen, benahm uns die Luſt die Trümmer der Stadt zu beſuchen. Am Fuße des Tempels finden ſich große Stücke jenes Hornſteins, und der Weg nach Alcame iſt mit unendlichen Geſchieben deſſelben gemiſcht.

Hierdurch kommt ein Antheil Kieſelerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An friſchem Fenchel bemerkte ich den Unterſchied der untern und obern Blätter, und es iſt doch nur immer daſſelbe Organ, das ſich aus der Einfachheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt. Man jätet hier ſehr fleißig; die Männer gehen, wie bei einem Treibjagen, das ganze Feld durch. Inſecten laſſen ſich auch ſehen. In Palermo hatte ich nur Gewürm bemerkt. Eidechſen, Blutegel, Schnecken, nicht ſchöner gefärbt als unſere, ja nur grau.

Caſtel Vetrano, Sonnabend den 21. April 1787.

Von Alcamo auf Caſtel Vetrano kommt man am Kalkgebirge her über Kieshügel. Zwiſchen den ſteilen unfruchtbaren Kalkbergen weite hügelige Thäler, alles bebaut, aber faſt kein Baum. Die Kieshügel voll großer Geſchiebe, auf alte Meeresſtrömungen hindeutend; der Boden ſchön gemiſcht, leichter als bisher, wegen des Antheils von Sand. Salemi blieb uns eine Stunde rechts; hier kamen wir über Gypsfelſen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer trefflicher gemiſcht. In der Ferne ſieht man das weſtliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus hügelig. Wir fanden ausgeſchlagene Feigenbäume; was aber Luſt und Bewunderung erregte, waren unüberſehbare Blumenmaſſen, die ſich auf dem überbreiten Wege angeſiedelt hatten, und in großen, bunten, aneinander ſtoßenden Flächen ſich abſonderten und wiederholten. Die ſchönſten Winden, Hibiscus und Malven, vielerlei Arten Klee herrſchten wechſelsweiſe, dazwiſchen das Allium, Galegageſträuche. Und durch dieſen bunten Teppich wand man ſich reitend hindurch, den ſich kreuzenden unzähligen ſchmalen Pfaden nachfolgend. Dazwiſchen weidet ſchönes rothbraunes Vieh, nicht groß, ſehr nett gebaut; beſonders zierliche Geſtalt der kleinen Hörner.

Die Gebirge in Nordoſt ſtehen alle reihenweiſe; ein einziger Gipfel, Cuniglione, ragt aus der Mitte hervor. Die Kieshügel zeigen wenig Waſſer, auch müſſen wenig Regengüſſe hier niedergehen; man findet keine Waſſerriſſe noch ſonſt Verſchwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eigenes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht ſehr zierlichen Local ſehr müde auf die Betten geworfen; zu Mitternacht wache ich auf, und erblicke über mir die angenehmſte Erſcheinung: einen Stern, ſo ſchön, als ich ihn nie glaubte geſehen zu

haben. Ich erquicke mich an dem lieblichen, alles Gute weissagenden Anblick; bald aber verschwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finsterniß allein. Bei Tagesanbruch bemerkte ich erst die Veranlassung dieses Wunders; es war eine Lücke im Dach, und einer der schönsten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieses natürliche Ereigniß jedoch legten die Reisenden mit Sicherheit zu ihren Gunsten aus.

Sciacca, Sonntag den 22. April 1787.

Der Weg hieher, mineralogisch uninteressant, geht immerfort über Kieshügel. Man gelangt ans Ufer des Meers; dort ragen mitunter Kalkfelsen hervor. Alles flache Erdreich unendlich fruchtbar, Gerste und Hafer von dem schönsten Stande; Salsola Kali gepflanzt; die Aloes haben schon höhere Fruchtstämme getrieben als gestern und ehegestern. Die vielerlei Kleearten verließen uns nicht. Endlich kamen wir an ein Wäldchen, buschig, die höhern Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffelholz!

Girgenti, Montag den 23. April 1787. Abends.

Von Sciacca hieher starke Tagreise. Gleich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder; ein heißer Quell dringt aus dem Felsen, mit sehr starkem Schwefelgeruch; das Wasser schmeckt sehr salzig, aber nicht faul. Sollte der Schwefeldunst nicht im Augenblick des Hervorbrechens sich erzeugen? Etwas höher ist ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben liegt das Kloster, wo die Schwitzbäder sind; ein starker Dampf steigt davon in die reine Luft.

Das Meer rollt hier nur Kalkgeschiebe: Quarz und Hornstein sind abgeschnitten. Ich beobachtete die kleinen Flüsse: Caltabellota und Macafoli bringen auch nur Kalkgeschiebe, Platani gelben Marmor und Feuersteine, die ewigen Begleiter dieses edlern Kalkgesteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerksam, allein ich vermuthete hier in der Gegend nichts Vulcanisches: ich denke vielmehr, es sind Trümmer von Mühlsteinen, oder zu welchem Gebrauch man solche Stücke aus der Ferne holt hat. Bei Monte Allegro ist alles Gyps: dichter Gyps und Fraueneis, ganze Felsen vor und zwischen dem Kalk. Die wunderliche Felsenlage von Caltabelleta!

Girgenti, Dienstag den 24. April 1787.

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige, bei aufgehender Sonne, ward uns freilich nie durchs ganze Leben. Auf dem hohen uralten Burgraume liegt das neue Girgenti, in einem Umfang, groß genug um Einwohner zu faſſen. Aus unſern Fenſtern erblicken wir den weiten und breiten ſanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehemaliger großer bevölkerter Stadtquartiere vermuthen dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieſer grünenden und blühenden Fläche ſieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Oſten die wenigen Trümmer des Junotempels; die übrigen, mit den genannten in gerader Linie gelegenen Trümmer anderer heiligen Gebäude bemerkt das Auge nicht von eben, ſondern eilt weiter ſüdwärts nach der Strandfläche, die ſich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erſtreckt. Verſagt ward heute, uns in jene ſo herrlich grünenden, blühenden, fruchtverſprechenden Räume zwiſchen Zweige und Ranken hinabzubegeben; denn unſer Führer, ein kleiner, guter Weltgeiſtlicher, erſuchte uns, vor allen Dingen dieſen Tag der Stadt zu widmen.

Erſt ließ er uns die ganz wohl gebauten Straßen beſchauen, dann führte er uns auf höhere Punkte, wo ſich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, ſodann zum Kunſtgenuß in die Hauptkirche. Dieſe enthält einen wohlerhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt, mit ſeinen Jagdgeſellen und Pferden, wird von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zuſtellen will. Hier war die Hauptabſicht, ſchöne Jünglinge darzuſtellen; deßwegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk das nicht ſtören ſoll, dazwiſchen gebildet iſt. Mich dünkt, von halberhabener Arbeit nichts Herrlicheres geſehen zu haben; zugleich vollkommen erhalten. Es ſoll mir einſtweilen, als ein Beiſpiel der anmuthigſten Zeit griechiſcher Kunſt gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurückgeführt durch Betrachtung einer köſtlichen Vaſe von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner ſchienen ſich manche Reſte der Baukunſt in der neuen Kirche hie und da untergeſteckt zu haben.

Da es hier keine Gaſthöfe gibt, ſo hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Alkoven an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unſer Gepäck von den

Hausgliedern, welche in dem großen Zimmer Nudeln fabricirten, und zwar von der feinſten, weißeſten und kleinſten Sorte, davon diejenigen am theuerſten bezahlt werden, die, nachdem ſie erſt in die Geſtalt von gliedsdangen Stiften gebracht ſind, noch von ſpitzen Mädchenfingern einmal in ſich ſelbſt gedreht, eine ſchneckenhafte Geſtalt annehmen. Wir ſetzten uns zu den hübſchen Kindern, ließen uns die Behandlung erklären, und vernahmen, daß ſie aus dem beſten und ſchwerſten Weizen, Grano forte genannt, fabricirt würden. Dabei kommt viel mehr Handarbeit, als Maſchinen- und Formweſen vor. Und ſo hatten ſie uns denn auch das trefflichſte Nudelgericht bereitet, bedauerten jedoch, daß gerade von der allervollkommenſten Sorte, die außer Girgenti, ja außer ihrem Hauſe, nicht gefertigt werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorräthig ſei. An Weiße und Zartheit ſchienen dieſe ihres Gleichen nicht zu haben.

Auch den ganzen Abend wußte unſer Führer die Ungeduld zu beſänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Ausſichtspunkten führte, und uns dabei die Ueberſicht der Lage gab all der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe ſehen ſollten.

Girgenti, Mittwoch den 25. April 1787.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo ſich bei jedem Schritt die Umgebung maleriſcher anließ. Mit dem Bewußtſeyn, daß es zu unſerm Beſten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltſam quer durch die reiche Vegetation, an tauſend Einzelheiten vorüber, wovon jede das Local zu idylliſchen Scenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar vieles bei, der ſich wellenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um ſo eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muſchelſtuff beſtanden. Und ſo gelangten wir an das öſtliche Ende der Stadt, wo die Trümmer des Junotempels jährlich mehr verfallen, weil eben der lockere Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird. Heute ſollte nur eine curſoriſche Beſchauung angeſtellt werden; aber ſchon wählte ſich Knie die Punkte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel ſteht gegenwärtig auf einem verwitterten Felſen; von hier aus erſtreckten ſich die Stadtmauern gerade oſtwärts auf einem

Kalklager hin, welches, senkrecht über dem flachen Strande, den das Meer früher oder später, nachdem es diese Felsen gebildet und ihren Fuß bespült, verlassen hatte. Theils aus den Felsen gehauen, theils aus denselben erbaut waren die Mauern, hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder also, daß der untere, der aufsteigende und der höchste Theil von Girgenti zusammen von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat so vielen Jahrhunderten widerstanden; seine schlanke Baukunst nähert ihn schon unserm Maßstabe des Schönen und Gefälligen, er verhält sich zu denen von Pästum, wie Göttergestalt zum Riesenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Versatz, diese Monumente zu erhalten, geschmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gyps ausbesserte; dadurch steht dieses Monument auch auf gewisse Weise zertrümmert vor dem Auge; wie leicht wäre es gewesen, dem Gyps die Farbe des verwitterten Steins zu geben! Sieht man freilich den so leicht sich bröckelnden Muschelkalk der Säulen und Mauern, so wundert man sich, daß er noch so lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenschaft, hatten deßhalb Vorkehrung getroffen: man findet noch Ueberreste eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge schmeicheln und die Dauer verbürgen sollte.

Die nächste Station ward sodann bei den Ruinen des Jupitertempels gehalten. Dieser liegt weit gestreckt, wie die Knochenmasse eines Riesengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Besitzungen, von Zäunen durchschnitten, von höheren und niederen Pflanzen durchwachsen. Alles Gebildete ist aus diesen Schutthaufen verschwunden, außer einem ungeheuern Triglyph und einem Stück einer demselben proportionirten Halbsäule. Jenen maß ich mit ausgespannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern; von der Cannelirung der Säule hingegen kann dieß einen Begriff geben, daß ich, darin stehend, dieselbe als eine kleine Nische ausfüllte, mit beiden Schultern anstoßend. Zweiundzwanzig Männer, im Kreise neben einander gestellt, würden ungefähr die Peripherie einer solchen Säule bilden. Wir schieden mit dem unangenehmen Gefühle, daß hier für den Zeichner gar nichts zu thun sey.

Der Tempel des Hercules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken. Die zwei Säulenreihen, die den Tempel hüben

und drüben begleiteten, lagen in gleicher Richtung, wie auf einmal zusammen hingelegt, von Norden nach Süden, jene einen Hügel hinaufwärts, diese hinabwärts. Der Hügel mochte aus der zerfallenen Zelle entstanden seyn. Die Säulen, wahrscheinlich durch das Gebälk zusammengehalten, stürzten auf einmal, vielleicht durch Sturmwuth niedergestreckt, und sie liegen noch regelmäßig, in die Stücke, aus denen sie zusammengesetzt waren, zerfallen. Dieses merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen, spitzte Kniep schon in Gedanken seine Stifte.

Der Tempel des Aesculap, von dem schönsten Johannisbrodbaum beschattet und in ein kleines feldwirthschaftliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun stiegen wir zum Grabmal Therons hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieses so oft nachgebildet gesehenen Monuments, besonders da es uns zum Vorgrunde diente einer wundersamen Ansicht; denn man schaute von Westen nach Osten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern, so wie durch sie und über ihnen die Reste der Tempel zu sehen waren. Unter Hackerts kunstreicher Hand ist diese Ansicht zum erfreulichen Bilde geworden; Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen lassen.

Girgenti, Donnerstag den 26. April 1787.

Als ich erwachte, war Kniep schon bereit, mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen sollte, seine zeichnerische Reise anzutreten. Ich genoß des herrlichsten Morgens am Fenster, meinen geheimen, stillen, aber nicht stummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich bisher den Namen nicht genannt des Mentors, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es ist der treffliche von Riedesel, dessen Büchlein ich wie ein Brevier oder Talisman am Busen trage. Sehr gern habe ich mich immer in solchen Wesen bespiegelt, die das besitzen was mir abgeht; und so ist es gerade hier: ruhiger Vorsatz, Sicherheit des Zwecks, reinliche, schickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntniß, inniges Verhältniß zu einem meisterhaft Belehrenden, zu Winckelmann; dieß alles geht mir ab, und alles übrige was daraus entspringt. Und doch kann ich mir nicht Feind seyn, daß ich das zu erschleichen, zu erstürmen, zu erlisten suche, was mir während meines Lebens

auf dem gewöhnlichen Wege verfagt war. Möge jener treffliche Mann in diesem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr seine Verdienste feiert, einsam in dem einsamen Orte, der auch für ihn so viel Reiz hatte, daß er sogar, vergessen von den Seinigen und ihrer vergessend, seine Tage hier zuzubringen wünschte.

Nun durchzog ich die gestrigen Wege mit meinem kleinen geistlichen Führer, die Gegenstände von mehreren Seiten betrachtend, und meinen fleißigen Freund hie und da befuchend.

Auf eine schöne Anstalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerksam. In den Felsen und Gemäuermassen, welche Girgenti zum Bollwerk dienten, finden sich Gräber, wahrscheinlich den Tapfern und Guten zur Ruheſtätte bestimmt. Wo konnten diese schöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheiferung, beigesetzt werden!

In dem weiten Raume zwischen den Mauern und dem Meere finden sich noch die Reſte eines kleinen Tempels, als christliche Capelle erhalten. Auch hier sind Halbsäulen mit den Quaderstücken der Mauer aufs schönste verbunden, und beides in einander gearbeitet; höchst erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punkt zu fühlen, wo die Dorische Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat.

Manches unscheinbare Denkmal des Alterthums ward obenhin angesehen, sodann mit mehr Aufmerksamkeit die jetzige Art den Weizen unter der Erde in großen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zustand erzählte mir der gute Alte gar manches. Ich hörte von nichts, was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Gespräch schickte sich recht gut zu den unaufhaltsam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muschelkalks fallen alle gegen das Meer. Wunderſam von unten und hinten ausgefreſſene Felsbänke, deren Oberes und Vorderes sich theilweise erhalten, so daß sie wie herunterhängende Franſen aussehen.

Haß auf die Franzoſen, weil sie mit den Barbaresken Frieden haben, und man ihnen Schuld giebt, sie verriethen die Chriſten an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Thor in Felſen gehauen. Die noch beſtehenden Mauern ſtufenweiſe auf den Felſen gegründet.

Unſer Cicerone hieß Don Michele Vella, Antiquar, wohnhaft bei Meiſter Gerio in der Nähe von Santa Maria.

Die Puffbohnen zu pflanzen, verfahren sie folgendermaßen: sie machen in gehöriger Weite von einander Löcher in die Erde; darein thun sie eine Hand voll Mist, sie erwarten Regen, und dann stecken sie die Bohnen. Das Bohnenstroh verbrennen sie, mit der daraus entstehenden Asche waschen sie die Leinwand. Sie bedienen sich keiner Seife. Auch die äußern Mandelschalen verbrennen sie, und bedienen sich derselben statt Soda. Erst waschen sie die Wäsche mit Wasser und dann mit solcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaus ist: Bohnen, Weizen, Tumenia; das vierte Jahr lassen sie es zur Wiese liegen. Unter Bohnen werden hier die Puffbohnen verstanden. Ihr Weizen ist unendlich schön. Tumenia, deren Namen sich von Bimenia oder Trimenia herschreiben soll, ist eine herrliche Gabe der Ceres: es ist eine Art von Sommerkorn, das in drei Monaten reif wird. Sie säen es vom ersten Januar bis zum Juni, wo es denn immer zur bestimmten Zeit reif ist. Sie braucht nicht viel Regen, aber starke Wärme; anfangs hat sie ein sehr zartes Blatt, aber sie wächst dem Weizen nach und macht sich zuletzt sehr stark. Das Korn säen sie im October und November; es reift im Juni. Die im November gesäete Gerste ist den ersten Juni reif; an der Küste schneller, in Gebirgen langsamer.

Der Lein ist schon reif. Der Akanth hat seine prächtigen Blätter entfaltet. Salsola fruticosa wächst üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächst reichliche Esparsette. Er wird theilweise verpachtet und bündelweise in die Stadt gebracht. Eben so verkaufen sie bündelweise den Hafer, den sie aus dem Weizen ausgäten.

Sie machen artige Eintheilungen mit Rändchen in dem Erdreich, wo sie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wässerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus, und die Früchte hatten angesetzt. Sie werden zu Johanni reif; dann setzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen sehr voll; ein gestutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Essen werden an Lauben gezogen, durch hohe Pfeiler unterstützt. Melonen legen sie im März, die im Juni reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachsen sie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artischoken und Kohlrabi; freilich muß man gestehen, daß sie viel zärter und saftiger sind als wie bei uns. Wenn man durch Aecker kommt, so lassen die Bauern zum Beispiel junge Puffbohnen essen, so viel man will.

Hebt mich das Glück, ſo bin ich froh
Und ſing' in dulci Jubilo;
Senkt ſich das Rad und quetſcht mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt ſich wieder!
Grille nicht bei Sommerſonnenſchein
Daß es wieder werde Winter ſeyn:
Und kommen die weißen Flockenſchaaren,
Da lieb' ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich ſtellen wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht ſtill,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe lange Leben lang;
Der Knecht ſo wie der Herr vom Haus
Ziehen ſich täglich an und aus,
Sie mögen ſich hoch oder niedrig meſſen:
Müſſen wachen, ſchlafen, trinken und eſſen.
Drum trag' ich über nichts ein Leid;
Macht's wie der Narr ſo ſeyd ihr geſcheidt!

Als ich auf schwarze, feste Steine aufmerksam ward, die einer Lava glichen, sagte mir der Antiquar, sie seyen vom Aetna; auch am Hafen oder vielmehr Landungsplatz stünden solche.

Der Vögel gibt's hier zu Lande nicht viel; Wachteln. Die Zugvögel sind Nachtigallen, Lerchen und Schwalben. Rinnine, kleine schwarze Vögel, die aus der Levante kommen, in Sicilien heken und weiter gehen oder zurück. Ridenne, kommen im December und Januar aus Afrika, fallen auf dem Akragas nieder, und dann ziehen sie sich in die Berge.

Von der Vase des Doms noch ein Wort. Auf derselben steht ein Held in völliger Rüstung, gleichsam als Ankömmling, vor einem sitzenden Alten, der durch Kranz und Scepter als König bezeichnet ist. Hinter diesem steht ein Weib, das Haupt gesenkt, die linke Hand unter dem Kinn: aufmerksam nachdenkende Stellung. Gegenüber hinter dem Helden ein Alter, gleichfalls bekränzt; er spricht mit einem spießtragenden Manne, der von der Leibwache seyn mag. Der Alte scheint den Helden eingeführt zu haben und zu der Wache zu sagen: Laßt ihn nur mit dem König reden, es ist ein braver Mann. Das Rothe scheint der Grund dieser Vase, das Schwarze darauf gesetzt. Nur an dem Frauengewande scheint Roth auf Schwarz zu sitzen.

Girgenti, Freitag den 27. April 1787.

Wenn Kniep alle Vorsätze ausführen will, muß er unablässig zeichnen, indeß ich mit meinem alten kleinen Führer umherziehe. Wir spazierten gegen das Meer, von woher sich Girgenti, wie uns die Alten versichern, sehr gut ausgenommen habe. Der Blick ward in die Wellenweite gezogen, und mein Führer machte mich aufmerksam auf einen langen Wolkenstreif, der südwärts, einem Bergrücken gleich, auf der Horizontallinie aufzuliegen schien: dieß sey die Andeutung der Küste von Afrika, sagte er. Mir fiel indeß ein anderes Phänomen als seltsam auf; es war aus leichtem Gewölk ein schmaler Bogen, welcher, mit dem einen Fuß auf Sicilien aufstehend, sich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Himmel hinwölbte, und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meer zu ruhen schien. Von der niedergehenden Sonne gar schön gefärbt und wenig Bewegung zeigend, war er dem Auge eine so seltsame als erfreuliche Erscheinung. Es stehe dieser Bogen, versicherte man mir, gerade in der

Richtung nach Malta, und möge wohl auf dieser Insel seinen andern Fuß niedergelassen haben; das Phänomen komme manchmal vor. Sonderbar genug wäre es, wenn die Anziehungskraft der beiden Inseln gegen einander sich in der Atmosphäre auf diese Art kund thäte.

Durch dieses Gespräch ward bei mir die Frage wieder rege, ob ich den Vorsatz Malta zu besuchen aufgeben sollte. Allein die schon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieselben, und wir nahmen uns vor, unsern Vetturin bis Messina zu dingen.

Dabei aber sollte wieder nach einer gewissen eigensinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sicilien wenig kornreiche Gegenden gesehen; sodann war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beschränkt, so daß es der Insel ganz an Flächen zu fehlen schien und man nicht begriff, wie Ceres dieses Land so vorzüglich begünstigt haben sollte. Als ich mich danach erkundigte, erwiederte man mir, daß ich, um dieses einzusehen, statt über Syrakus, quer durchs Land gehen müsse, wo ich denn der Weizenstriche genug antreffen würde. Wir folgten dieser Lockung Syrakus aufzugeben, indem uns nicht unbekannt war, daß von dieser herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben sey. Allenfalls war sie von Catania aus leicht zu besuchen.

Caltanisetta, Sonnabend den 28. April 1787.

Heute können wir denn endlich sagen, daß uns ein anschaulicher Begriff geworden, wie Sicilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italiens erlangen können. Eine Strecke nachdem wir Girgenti verlassen, fing der fruchtbare Boden an. Es sind keine großen Flächen, aber sanft gegen einander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerste bestellt, die eine ununterbrochene Masse von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der diesen Pflanzen geeignete Boden wird so genutzt und so geschont, daß man nirgends einen Baum sieht, ja alle die kleinen Ortschaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinstreichende Reihe von Kalkfelsen den Boden ohnehin unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beschäftigt, die Männer hingegen bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bei ihnen zu; die übrigen

Tage bleiben sie unten und ziehen sich Nachts in Rohrhütten zurück. Und so war denn unser Wunsch bis zum Ueberdruß erfüllt; wir hätten uns Triptolems Flügelwagen gewünscht, um dieser Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun ritten wir bei heißem Sonnenschein durch diese wüste Fruchtbarkeit und freuten uns in dem wohlgelegenen und wohlgebauten Caltanisetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leibliche Herberge bemüht waren. Die Maulthiere stehen in prächtig gewölbten Ställen, die Knechte schlafen auf dem Klee, der den Thieren bestimmt ist, der Fremde aber muß seine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erst gereinigt werden. Stühle und Bänke giebt es nicht, man sitzt auf niedrigen Böcken von starkem Holz; Tische sind auch nicht zu finden.

Will man jene Böcke in Bettfüße verwandeln, so geht man zum Tischler, und borgt so viel Bretter als nöthig sind, gegen eine gewisse Miethe. Der große Juchtensack, den uns Hackert geliehen, kam dießmal sehr zu gute und ward verläufig mit Häckerling angefüllt.

Vor allem aber mußte wegen des Essens Anstalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft; der Betturin war gegangen, Reis, Salz und Spezereien anzuschaffen: weil er aber nie hier gewesen, so blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich gekocht werden sollte; wozu in der Herberge selbst keine Gelegenheit war. Endlich bequemte sich ein ältlicher Bürger, Herd und Holz, Küchen- und Tischgeräthe gegen ein Billiges herzugeben und uns, indessen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen, endlich auf den Markt, wo die angesehensten Einwohner nach antiker Weise umhersaßen, sich unterhielten und von uns unterhalten seyn wollten.

Wir mußten von Friedrich dem Zweiten erzählen, und ihre Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.

Geologisches nachträglich. Von Girgenti die Muschelkalkfelsen hinab zeigt sich ein weißliches Erdreich, das sich nachher erklärt: man findet den ältern Kalk wieder und Gyps unmittelbar daran. Weite flache

Thäler, Fruchtbau bis an die Gipfel, oft darüber weg: älterer Kalk mit verwittertem Gyps gemischt. Nun zeigt sich ein loseres, gelbliches, leicht verwitterndes neues Kalkgestein; in den geackerten Feldern kann man dessen Farbe deutlich erkennen, die oft ins Dunklere, ja ins Violette zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gyps wieder hervor. Auf demselben wächst häufig ein schön violettes, fast rosenrothes Sedum, und an den Kalkfelsen ein schön gelbes Moos.

Jenes verwitterliche Kalkgestein zeigt sich öfters wieder, am stärksten gegen Caltanisetta, wo es in Lagern liegt, die einzelne Muscheln enthalten; dann zeigt sich's röthlich, beinahe wie Mennig, mit wenigem Violett, wie oben bei San Martino bemerkt worden.

Quarzgeschiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Thälchen gefunden, das, an drei Seiten geschlossen, gegen Morgen und also gegen das Meer zu offen stand.

Links in der Ferne war der hohe Berg bei Camerata merkwürdig, und ein anderer wie ein gestutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu sehen. Die Frucht stand herrlich, obgleich nicht so hoch wie zu Girgenti und am Meeresufer, jedoch so rein als möglich; in den unabsehbaren Weizenäckern kein Unkraut. Erst sahen wir nichts als grünende Felder, dann gepflügte, an feuchtlichen Oertern ein Stückchen Wiese. Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgenti fanden wir Aepfel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortschaften etwas Feigen.

Diese dreißig Miglien, nebst allem was ich rechts und links erkennen konnte, ist älterer und neuerer Kalk, dazwischen Gyps. Der Verwitterung und Verarbeitung dieser drei unter einander hat das Erdreich seine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten; es knirscht kaum unter den Zähnen. Eine Vermuthung wegen des Flusses Achates wird sich morgen bestätigen.

Die Thäler haben eine schöne Form, und ob sie gleich nicht ganz flach sind, so bemerkt man doch keine Spur von Regengüssen, nur kleine Bäche, kaum merklich, rieseln hin; denn alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig rother Klee ist zu sehen; die niedrige Palme verschwindet auch, so wie alle Blumen und Sträuche der südwestlichen Seite. Den Disteln ist nur erlaubt sich der Wege zu bemächtigen: alles andere gehört der Ceres an. Uebrigens hat die Gegend viel ähnliches

mit deutſchen hügeligen und fruchtbaren Gegenden, zum Beiſpiel mit der zwiſchen Erfurt und Gotha, beſonders wenn man nach den Gleichen hinſieht. Sehr vieles müßte zuſammenkommen, um Sicilien zu einem der fruchtbarſten Länder der Welt zu machen.

Man ſieht wenig Pferde auf der ganzen Tour; ſie pflügen mit Ochſen und es beſteht ein Verbot keine Kühe und Kälber zu ſchlachten. Ziegen, Eſel und Maulthiere begegneten uns viele. Die Pferde ſind meiſt Apfelſchimmel mit ſchwarzen Füßen und Mähnen; man findet die prächtigſten Stallräume mit gemauerten Bettſtellen. Das Land wird zu Bohnen und Linſen gedüngt; die übrigen Feldfrüchte wachſen nach dieſer Zimmerung. In Aehren geſchoßte noch grüne Gerſte in Bündeln, rother Klee deßgleichen werden dem Vorbeireitenden zu Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltanifetta fand ſich feſter Kalkſtein mit Verſteinerungen; die großen Muſcheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaſter des Städtchens fanden wir Kalkſtein mit Pectiniten.

Hinter Caltanifetta ſenken ſich die Hügel jäh herunter in mancherlei Thäler, die ihre Waſſer in den Fluß Salſo ergießen. Das Erdreich iſt röthlich, ſehr thonig; vieles lag unbeſtellt: auf dem beſtellten die Früchte ziemlich gut, doch, mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Caſtro Giovanni, Sonntag den 29. April 1787.

Noch größere Fruchtbarkeit und Menſchenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen, und machte den Reiſezuſtand ſehr unangenehm, da wir durch mehrere ſtark angeſchwollene Gewäſſer hindurch mußten. Am Fluſſe Salſo, wo man ſich nach einer Brücke vergeblich umſieht, überraſchte uns eine wunderliche Anſtalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwei und zwei das Maulthier, mit Reiter und Gepäck, in die Mitte faßten und ſo, durch einen tiefen Stromtheil hindurch, bis auf eine große Kiesfläche führten; war nun die ſämmtliche Geſellſchaft hier beiſammen, ſo ging es auf eben dieſe Weiſe durch den zweiten Arm des Fluſſes, wo die Männer denn abermals, durch Stämmen und Drängen, das Thier auf dem rechten Pfade und im Stromzug aufrecht erhielten. An dem Waſſer her iſt etwas Buſchwerk,

das ſich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fluß Salſo bringt Granit, einen Uebergang in Gneis, breccirten und einfarbigen Marmor.

Nun ſahen wir den einzeln ſtehenden Bergrücken vor uns, worauf Caſtro Giovanni liegt, und welcher der Gegend einen ernſten, ſonderbaren Charakter ertheilt. Als wir den langen, an der Seite ſich hinanziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg aus Muſchelkalk beſtehend; große, nur calcinirte Schalen wurden aufgepackt. Man ſieht Caſtro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt; denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche Städtchen ſelbſt, der Thurm, links in einiger Entfernung das Oertchen Caltaſcibetta ſtehen gar ernſthaft gegen einander. In der Plaine ſah man die Bohnen in voller Blüthe; wer hätte ſich aber dieſes Anblicks erfreuen können! Die Wege waren entſetzlich, noch ſchrecklicher, weil ſie ehemals gepflaſtert geweſen; und es regnete immer fort. Das alte Enna empfing uns ſehr unfreundlich: ein Eſtrichzimmer mit Läden ohne Fenſter, ſo daß wir entweder im Dunkeln ſitzen oder den Sprühregen, dem wir ſo eben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Ueberreſte unſeres Reiſevorraths wurden verzehrt, die Nacht kläglich zugebracht. Wir thaten ein feierliches Gelübde, nie wieder nach einen mythologiſchen Namen unſer Wegeziel zu richten.

Unterwegs, Montag den 30. April 1787.

Von Caſtro Giovanni herab führt ein rauher unbequemer Stieg; wir mußten die Pferde führen. Die Atmoſphäre vor uns tief herab mit Wolken bedeckt, wobei ſich ein wunderbar Phänomen in der größten Höhe ſehen ließ. Es war weiß und grau geſtreift und ſchien etwas Körperliches zu ſeyn; aber wie käme das Körperliche in den Himmel! Unſer Führer belehrte uns, dieſe unſere Verwunderung gelte einer Seite des Aetna, welche durch die zerriſſenen Wolken durchſehe: Schnee und Bergrücken abwechſelnd bildeten die Streifen; es ſey nicht einmal der höchſte Gipfel.

Des alten Enna ſteiler Felſen lag nun hinter uns; wir zogen durch lange, lange einſame Thäler; unbebaut und unbewohnt lagen ſie da, dem weidenden Vieh überlaſſen, das wir ſchön braun fanden, nicht groß,

mit kleinen Hörnern, gar nett, schlank und munter wie die Hirschchen. Diese guten Geschöpfe hatten zwar Weide genug, sie war ihnen aber doch durch ungeheure Distelmassen beengt und nach und nach verkümmert. Diese Pflanzen finden hier die schönste Gelegenheit sich zu besamen und ihr Geschlecht auszubreiten; sie nehmen einen unglaublichen Raum ein, der zur Weide von ein paar großen Landgütern hinreichte. Da sie nicht perenniren, so wären sie jetzt, vor der Blüthe niedergemäht, gar wohl zu vertilgen.

Indessen wir nun diese landwirthlichen Kriegsplane gegen die Disteln ernstlich durchdachten, mußten wir zu unserer Beschämung bemerken, daß sie doch nicht ganz unnütz seyen. Auf einem einsam stehenden Gasthofe, wo wir fütterten, waren zugleich ein paar sicilianische Edelleute angekommen, welche quer durch das Land, eines Processes wegen, nach Palermo zogen. Mit Verwunderung sahen wir diese beiden ernsthaften Männer mit scharfen Taschenmessern vor einer solchen Distelgruppe stehen, und die obersten Theile dieser emporstrebenden Gewächse niederhauen; sie faßten alsdann diesen stacheligen Gewinn mit spitzen Fingern, schälten den Stengel und verzehrten das Innere desselben mit Wohlgefallen. Damit beschäftigten sie sich eine lange Zeit, indessen wir uns an Wein, dießmal ungemischt, und gutem Brod erquickten. Der Vetturin bereitete uns dergleichen Stengelmark und versicherte, es sey eine gesunde kühlende Speise: sie wollte uns aber so wenig schmecken als der rohe Kohlrabi zu Segeste.

In das Thal gelangt, wodurch der Fluß San Paolo sich schlängelt, fanden wir das Erdreich röthlich schwarz und verwitterlichen Kalk; viel Brache, sehr weite Felder, schönes Thal, durch das Flüßchen sehr angenehm. Der gemischte gute Lehmboden ist mitunter zwanzig Fuß tief und meistens gleich. Die Aloes hatten stark getrieben. Die Frucht stand schön, doch mitunter unrein und, gegen die Mittagseite berechnet, weit zurück. Hie und da kleine Wohnungen; kein Baum als unmittelbar unter Castro Giovanni. Am Ufer des Flusses viel Weide, durch ungeheure Distelmassen eingeschränkt. Im Flußgeschiebe das Quarzgestein wieder, theils einfach, theils breccienartig.

Molimenti, ein neues Oertchen, sehr klug in der Mitte schöner Felder angelegt, am Flüßchen San Paolo. Der Weizen stand in der

Nähe ganz unvergleichlich, ſchon den 20. Mai zu ſchneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von vulcaniſchem Weſen; auch ſelbſt der Fluß führt keine dergleichen Geſchiebe. Der Boden gut gemiſcht, eher ſchwer als leicht, iſt im Ganzen kaffeebraun-violettlich anzuſehen. Alle Gebirge links, die den Fluß einſchließen, ſind Kalk- und Sandſtein, deren Abwechſelung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Thals bereitet haben.

Unterwegs, Dienstag den 1. Mai 1787.

Durch ein ſo ungleich angebautes, obwohl von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit beſtimmtes Thal ritten wir einigermaßen verdrießlich herunter, weil, nach ſo viel ausgeſtandenen Unbilden, unſern maleriſchen Zwecken gar nichts entgegen kam. Kniep hatte eine recht bedeutende Ferne umriſſen; weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abſcheulich war, ſetzte er, geſchmackvoll ſcherzend, ein Pouſſin'ſches Vordertheil daran, welches ihm nichts koſtete, und das Blatt zu einem ganz hübſchen Bildchen machte. Wie viel maleriſche Reiſen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten!

Unſer Reitmann verſprach, um unſer mürriſches Weſen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich in einen vor wenig Jahren gebauten Gaſthof, der auf dieſem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reiſenden willkommen ſeyn mußte, und wir ließen es uns, bei einer leidlichen Einrichtung, ſeit zwölf Tagen wieder einigermaßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inſchrift, an die Wand bleiſtiftlich mit ſchönen engliſchen Schriftzügen geſchrieben; ſie enthielt folgendes: „Reiſende, wer ihr auch ſeyd, hütet euch in Catania vor dem Wirthshauſe zum goldenen Löwen! Es iſt ſchlimmer, als wenn ihr Cyclopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet.“ Ob wir nun ſchon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologiſch vergrößert haben, ſo ſetzten wir uns doch feſt vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein ſo grimmiges Thier angekündigt war. Als uns daher der Maulthiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, ſo verſetzten wir: Ueberall, nur nicht im Löwen! worauf er den Vorſchlag that, da fürlieb zu nehmen, wo er ſeine Thiere unterſtelle; nur müßten wir uns

daſelbſt auch verkoſtigen, wie wir es ſchon bisher gethan. Wir waren alles zufrieden: dem Rachen des Löwen zu entgehen, war unſer einziger Wunſch.

Gegen Hybla Major melten ſich Lavageſchiebe, welche das Waſſer von Norden herunter bringt. Ueber der Fähre findet man Kalkſtein, welcher allerlei Arten Geſchiebe, Hornſtein, Lava und Kalk verbunden hat, dann verhärtete vulcaniſche Aſche, mit Kalktuff überzogen. Die gemiſchten Kiesbügel dauern immer fort bis gegen Catania; bis an dieſelbe und über dieſelbe finden ſich Lavaſtröme des Aetna. Einen wahrſcheinlichen Krater läßt man links. Gleich unter Motimenti rauften die Bauern den Flachs. Wie die Natur das Bunte liebt, läßt ſie hier ſehen, wo ſie ſich an der ſchwarzblau-grauen Lava erluſtigt; hochgelbes Moos überzieht ſie, ein ſchön rothes Serum wächſt üppig darauf, andere ſchöne violette Blumen. Eine ſorgſame Cultur beweiſt ſich an den Cactuspflanzungen und Weinranken. Nun drängen ſich ungeheure Lavafluͤſſe heran. Motta iſt ein ſchöner bedeutender Fels. Hier ſtehen die Bohnen als ſehr hohe Stauden. Die Aecker ſind veränderlich, bald ſehr kieſig, bald beſſer gemiſcht.

Der Vetturin, der dieſe Frühlingsvegetation der Südoſtſeite lange nicht geſehen haben mochte, verfiel in großes Ausrufen über die Schönheit der Frucht, und fragte uns mit ſelbſtgefälligem Patrietismus, ob es in unſern Landen auch wohl ſolche gäbe. Ihr iſt hier alles aufgeopfert; man ſieht wenig, ja gar keine Bäume. Allerliebſt war ein Mädchen von prächtiger, ſchlanker Geſtalt, eine ältere Bekanntſchaft unſeres Vetturins, die ſeinem Maulthiere gleichlief, ſchwatzte, und dabei mit ſolcher Zierlichkeit als möglich ihren Faden ſpann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrſchen an. Gegen Miſterbianco ſtanden die Cactus ſchon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von dieſen wunderſam gebildeten Gewächſen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und ſchöner.

Catania, Mittwoch den 2. Mai 1787.

In unſerer Herberge befanden wir uns freilich ſehr übel. Die Koſt, wie ſie der Maulthierknecht bereiten konnte, war nicht die beſte. Eine

Henne, in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten geweſen, hätte ſie nicht ein unmäßiger Saffran ſo gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemſte Nachtlager hätte uns beinahe genöthigt, Hackerts Juchtenſack wiederhervorzuholen; deßhalb ſprachen wir Morgens zeitig mit dem freundlichen Wirthe. Er bedauerte, daß er uns nicht beſſer verſorgen könne: dadrüben aber iſt ein Haus, wo Fremde gut aufgehoben ſind und alle Urſache haben zufrieden zu ſeyn. Er zeigte uns ein großes Eckhaus, von welchem die uns zugekehrte Seite viel Gutes verſprach.

Wir eilten ſogleich hinüber, fanden einen rührigen Mann, der ſich als Lohnbedienter angab und, in Abweſenheit des Wirths, uns ein ſchönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich verſicherte, daß wir aufs billigſte bedient werden ſollten. Wir erkundigten uns ungeſäumt hergebrachterweiſe, was für Quartier, Tiſch, Wein, Frühſtück und ſonſtiges Beſtimmbare zu bezahlen ſey. Das war alles billig, und wir ſchafften eilig unſere Wenigkeiten herüber, ſie in die weitläufigen vergoldeten Commoden einzuordnen. Kniep fand zum erſtenmal Gelegenheit ſeine Pappen auszubreiten; er ordnete ſeine Zeichnungen, ich mein Bemerktes. Sodann, vergnügt über die ſchönen Räume, traten wir auf den Balkon des Saals, der Ausſicht zu genießen. Nachdem wir dieſe genugſam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unſern Geſchäften. Und ſiehe! da drohte über unſerm Haupte ein großer goldener Löwe. Wir ſahen einander bedenklich an, lächelten und lachten. Von nun an aber blickten wir umher, ob nicht irgendwo eins der Homeriſchen Schreckbilder hervorſchauen möchte.

Nichts dergleichen war zu ſehen, dagegen fanden wir im Saal eine hübſche junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwei Jahren herumtändelte, aber ſogleich von dem beweglichen Halbwirth derb ausgeſcholten daſtand: Sie ſolle ſich hinweg verfügen! hieß es, ſie habe hier nichts zu thun.

Es iſt doch hart, daß du mich fortjagſt! ſagte ſie: das Kind iſt zu Hauſe nicht zu begütigen, wenn du weg biſt; und die Herren erlauben mir gewiß, in deiner Gegenwart das Kleine zu beruhigen. Der Gemahl ließ es dabei nicht bewenden, ſondern ſuchte ſie fortzuſchaffen; das Kind ſchrie in der Thüre ganz erbärmlich, und wir mußten zuletzt ernſtlich verlangen, daß das hübſche Mamachen da bliebe.

Durch den Engländer gewarnt, war es keine Kunſt die Komödie

zu durchschauen; wir spielten die Neulinge, die Unschuldigen, er aber machte seine liebreiche Vaterschaft auf das Beste geltend. Das Kind wirklich war an freundlichsten mit ihm; wahrscheinlich hatte es die angebliche Mutter unter der Thüre gekneipt.

Und so war sie auch in der größten Unschuld da geblieben, als der Mann weggieng, ein Empfehlungsschreiben an den Hausgeistlichen des Prinzen Biscari zu überbringen. Sie bahlte fort bis er zurückkam und anzeigte, der Abbé würde selbst erscheinen, uns von dem Nähern zu unterrichten.

Catania, Donnerstag den 3. Mai 1787.

Der Abbé, der uns gestern Abend schon begrüßt hatte, erschien heute zeitig und führte uns in den Palast, welcher auf einem hohen Seckel einstöckig gebaut ist; und zwar sahen wir zuerst das Museum, wo marmorne und eherne Bilder, Vasen und alle Arten solcher Alterthümer beisammenstehen. Wir hatten abermals Gelegenheit unsere Kenntnisse zu erweitern; besonders aber fesselte uns der Sturz eines Jupiter, dessen Abguß ich schon aus Tischbeins Werkstätte kannte und welcher größere Vorzüge besitzt, als wir zu beurtheilen vermochten. Ein Hausgenosse gab die nöthigste historische Auskunft, und nun gelangten wir in einen großen hohen Saal. Die vielen Stühle an den Wänden umher zeugten, daß große Gesellschaft sich manchmal hier versammle. Wir setzten uns, in Erwartung einer günstigen Aufnahme. Da kamen ein paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie sprachen angelegentlich mit einander. Als sie uns gewahrten, stand der Abbé auf, ich deßgleichen; wir neigten uns. Ich fragte, wer sie seyen, und erfuhr, die jüngere sey die Prinzessin, die ältere eine edle Catanierin. Wir hatten uns wieder gesetzt, sie gingen auf und ab, wie man auf einem Marktplatze thun würde.

Wir wurden zum Prinzen geführt, der, wie man mir schon bemerkt hatte, uns seine Münzsammlung aus besonderem Vertrauen vorwies, da wohl früher seinem Herrn Vater und auch ihm nachher bei solchem Vorzeigen manches abhanden gekommen, und seine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einigermaßen vermindert worden. Hier konnte ich nun schon etwas kenntnißreicher scheinen, indem ich mich bei Betrachtung der Sammlung

des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lernte wieder, und half mir an jenem dauerhaften Winckelmann'ſchen Faden, der uns durch die verſchiedenen Kunſtepochen durchleitet, ſo ziemlich hin. Der Prinz, von dieſen Dingen völlig unterrichtet, da er keine Kenner, aber aufmerkſame Liebhaber vor ſich ſah, mochte uns gern in allem wonach wir forſchten, belehren.

Nachdem wir dieſen Betrachtungen geraume Zeit, aber doch noch immer zu wenig gewidmet, ſtanden wir im Begriff uns zu beurlauben, als er uns zu ſeiner Frau Mutter führte, woſelbſt die übrigen kleinern Kunſtwerke zu ſehen waren.

Wir fanden eine anſehnliche, natürlich edle Frau, die uns mit den Worten empfing: Sehen Sie ſich bei mir um, meine Herren! Sie finden hier alles noch, wie es mein ſeliger Gemahl geſammelt und geordnet hat. Dieß danke ich der Frömmigkeit meines Sohnes, der mich in ſeinen beſten Zimmern nicht nur wohnen, ſondern auch hier nicht das geringſte entfernen oder verrücken läßt, was ſein ſeliger Herr Vater anſchaffte und aufſtellte; wodurch ich den doppelten Vortheil habe, ſowohl auf die ſo lange Jahre her gewohnte Weiſe zu leben, als auch, wie von jeher, die trefflichen Fremden zu ſehen und näher zu kennen, die, unſere Schätze zu betrachten, von ſo weiten Orten herkommen.

Sie ſchloß uns darauf ſelbſt den Glasſchrank auf, worin die Arbeiten in Bernſtein aufbewahrt ſtanden. Der ſicilianiſche unterſcheidet ſich von dem nordiſchen darin, daß er von der durchſichtigen und undurchſichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abſchattungen eines geſättigten Gelbs bis zum ſchönſten Hyacinthroth hinanſteigt. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus geſchnitten, wozu man große bewundernswürdige Stücke des Materials mitunter vorausſetzen mußte. An dieſen Gegenſtänden, ſo wie an geſchnittenen Muſcheln, wie ſie in Trapani gefertigt werden, ferner an ausgeſuchten Elfenbeinarbeiten, hatte die Dame ihre beſondere Freude und wußte dabei manche heitere Geſchichte zu erzählen. Der Fürſt machte uns auf die ernſtern Gegenſtände aufmerkſam, und ſo floſſen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indeſſen hatte die Fürſtin vernommen, daß wir Deutſche ſeyen: ſie fragte daher nach Herrn von Riedeſel, Bartels, Münter, welche ſie ſämmtlich gekannt und ihren Charakter und Betragen, gar wohl unterſcheidend, zu würdigen wußte. Wir trennten uns ungern von ihr, und

ſie ſchien uns ungern wegzulaſſen. Dieſer Inſelzuſtand hat doch immer etwas Einſames, nur durch vorübergehende Theilnahme aufgefriſcht und erhalten.

Uns führte der Geiſtliche alsdann in das Benedictinerkloſter, in die Zelle eines Bruders, deſſen, bei mäßigem Alter, trauriges und in ſich zurückgezogenes Anſehen wenig frohe Unterhaltung verſprach. Er war jedoch der kunſtreiche Mann, der die ungeheure Orgel dieſer Kirche allein zu handigen wußte. Als er unſere Wünſche mehr errathen als vernommen, erfüllte er ſie ſchweigend: wir begaben uns in die ſehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Inſtrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leiſeſtem Hauch ſowohl als gewaltſamſten Tönen durchſäuſelte und durchſchmetterte.

Wer den Mann nicht vorher geſehen, hätte glauben müſſen, es ſey ein Rieſe, der ſolche Gewalt ausübe; da wir aber ſeine Perſönlichkeit ſchon kannten, bewunderten wir nur, daß er in dieſem Kampf nicht ſchon längſt aufgerieben ſey.

Catania, Freitag den 4. Mai 1787.

Bald nach Tiſche kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entfernten Theil der Stadt zeigen ſollte. Beim Einſteigen ereignete ſich ein wunderſamer Rangſtreit. Ich war zuerſt eingeſtiegen, und hätte ihm zur linken Hand geſeſſen; er, einſteigend, verlangte ausdrücklich, daß ich herumrücken und ihn zu meiner Linken nehmen ſollte; ich bat ihn dergleichen Ceremonien zu unterlaſſen. Verzeiht, ſagte er, daß wir alſo ſitzen! Denn wenn ich meinen Platz zu eurer Rechten nehme, ſo glaubt jedermann, daß ich mit euch fahre; ſitze ich aber zur Linken, ſo iſt es ausgeſprochen, daß ihr mit mir fahrt, mit mir nämlich, der ich euch im Namen des Fürſten die Stadt zeige. Dagegen war freilich nichts einzuwenden; und alſo geſchah es.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Theil dieſer Stadt zerſtörte, noch bis auf unſere Tage ſichtbar blieb. Der ſtarre Feuerſtrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels; ſelbſt auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und theilweiſe gebaut. Ich ſchlug ein unbezweifeltes Stück des Geſchmolzenen herunter, bedenkend, daß vor meiner Abreiſe aus Deutſchland ſchon der Streit über die

Vulcanität der Basalte sich entzündet hatte. Und so that ich's an mehreren Stellen, um zu mancherlei Abänderungen zu gelangen.

Wären jedoch Einheimische nicht selbst Freunde ihrer Gegend, nicht selbst bemüht, entweder eines Vortheils oder der Wissenschaft willen, das was in ihrem Revier merkwürdig ist, zusammenzustellen, so müßte der Reisende sich lange vergebens quälen. Schon in Neapel hatte mich der Lavenhändler sehr gefördert, hier, in einem weit höhern Sinne, der Ritter Gioeni. Ich fand in seiner reichen, sehr galant aufgestellten Sammlung die Laven des Aetna, die Basalte am Fuße desselben, verändertes Gestein, mehr oder weniger zu erkennen; alles wurde freundlichst vorgezeigt. Am meisten hatte ich Zeolithe zu bewundern, aus den schroffen, im Meere stehenden Felsen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten, wie man sich benehmen müsse um den Aetna zu besteigen, wollte er von einer Wagniß nach dem Gipfel, besonders in der gegenwärtigen Jahreszeit, gar nichts hören. Ueberhaupt, sagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, die hier ankommenden Fremden sehen die Sache für allzu leicht an; wir andern Nachbarn des Berges sind schon zufrieden, wenn wir ein paarmal in unserm Leben die beste Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerst durch seine Beschreibung die Lust nach diesem Feuergipfel entzündet, ist gar nicht hinaufgekommen; Graf Borch läßt den Leser in Ungewißheit, aber auch er ist nur bis auf eine gewisse Höhe gelangt; und so könnte ich von mehreren sagen. Für jetzt erstreckt sich der Schnee noch allzu weit herunter und breitet unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wenn Sie meinem Rathe folgen mögen, so reiten Sie morgen bei guter Zeit bis an den Fuß des Monte Rosso; besteigen Sie diese Höhe; Sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entsprungen, unglücklicherweise sich nach der Stadt hereinwälzte. Die Aussicht ist herrlich und deutlich; man thut besser sich das übrige erzählen zu lassen.

Catania, Sonnabend den 5. Mai 1787.

Folgsam dem guten Rathe, machten wir uns zeitig auf den Weg, und erreichten, auf unsern Maulthieren immer rückwärts schauend, die Region der durch die Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen

und Tafeln starrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Platz von den Thieren gefunden wurde. Auf der ersten bedeutenden Höhe hielten wir still. Kniep zeichnete mit großer Präcision, was hinaufwärts vor uns lag: die Lavenmassen im Vorgrunde, den Doppelgipfel des Monte Rosso links, gerade über uns die Wälder von Nicolosi, aus denen der beschneite, wenig rauchende Gipfel hervorstieg. Wir rückten dem rothen Berge näher, ich stieg hinauf: er ist ganz aus rothem vulcanischem Geus, Asche und Steinen zusammengehäuft. Um die Mündung hätte sich bequem herumgehen lassen, hätte nicht ein gewaltsam stürmender Morgenwind jeden Schritt unsicher gemacht; wollte ich nur einigermaßen fortkommen, so mußte ich den Mantel ablegen, nun aber war der Hut jeden Augenblick in Gefahr in den Krater getrieben zu werden und ich hinterdrein. Deßhalb setzte ich mich nieder, um mich zu fassen und die Gegend zu überschauen, aber auch diese Lage half mir nichts: der Sturm kam gerade von Osten her, über das herrliche Land, das nah und fern bis ans Meer unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus mit seinen Krümmungen und Buchten sah ich vor Augen, entweder ganz frei oder durch Felsen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz betäubt wieder herunterkam, hatte Kniep im Schauer seine Zeit gut angewendet, und mit zarten Linien auf dem Papier gesichert, was der wilde Sturm mich kaum sehen, viel weniger festhalten ließ.

In dem Rachen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohnbedienten, den wir nur mit Mühe uns zu begleiten abgehalten hatten. Er lobte, daß wir den Gipfel aufgegeben, schlug aber für Morgen eine Spazierfahrt auf dem Meere, zu den Felsen von Jaci, andringlich vor: das sey die schönste Lustpartie, die man von Catania aus machen könne! Man nehme Trank und Speise mit, auch wohl Geräthschaften, um etwas zu wärmen; seine Frau erbiete sich dieses Geschäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er sich des Jubels, wie Engländer wohl gar einen Kahn mit Musik zur Begleitung genommen hätten, welche Lust über alle Vorstellung sey.

Die Felsen von Jaci zogen mich heftig an: ich hatte großes Verlangen mir so schöne Zeolithe herauszuschlagen, als ich bei Gioeni gesehen. Man konnte ja die Sache kurz fassen, die Begleitung der Frau ablehnen. Aber der warnende Geist des Engländers behielt die Oberhand; wir thaten auf die Zeolithe Verzicht, und dünkten uns nicht wenig wegen dieser Enthaltsamkeit.

Catania, Sonntag den 6. Mai 1787.

Unser geistlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns die Reste alter Baukunst zu sehen, zu welchen der Beschauer freilich ein starkes Restaurationstalent mitbringen muß. Man zeigte die Reste von Wasserbehältern einer Naumachie, und andere dergleichen Ruinen, die aber bei der vielfachen Zerstörung der Stadt durch Laven, Erdbeben und Krieg, dergestalt verschüttet und versenkt sind, daß Freude und Belehrung nur dem genauesten Kenner alterthümlicher Baukunst daraus entspringen kann.

Eine nochmalige Aufwartung beim Prinzen lehnte der Pater ab, und wir schieden beiderseits mit lebhaften Ausdrücken der Dankbarkeit und des Wohlwollens.

Taormina, Montag den 7. Mai 1787.

Gott sey Dank, daß alles was wir heute gesehen, schon genugsam beschrieben ist, mehr aber noch, daß Kniep sich vorgenommen hat, morgen den ganzen Tag oben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felsenwände erstiegen hat, welche unsern des Meerstrandes in die Höhe steilen, findet man zwei Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dieß auch von Natur für eine Gestalt gehabt haben mag, die Kunst hat nachgeholfen, und daraus den amphitheatralischen Halbcirkel für Zuschauer gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelsteinen sich anschließend, supplirten die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des stufenartigen Halbcirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felsen und vollendete das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk.

Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publicum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felsen, erheben sich Castelle, weiter unten liegt die Stadt, und obschon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor Alters wohl eben dergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure dampfende Feuerberg das weite breite Bild, aber nicht schrecklich; denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter als er ist. Wendet man sich von diesem Anblick in die an der Rückseite der Zuschauer angebrachten Gänge, so

hat man die sämmtlichen Felswände links, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschlingt, Felsgruppen und Felsrücken im Meere selbst, die Küste von Calabrien in der weitesten Ferne, nur mit Aufmerksamkeit von gelind sich erhebenden Wolken zu unterscheiden.

Wir stiegen gegen das Theater hinab, verweilten in dessen Ruinen, an welchen ein geschickter Architekt seine Restaurationsgabe wenigstens auf dem Papier versuchen sollte, unternahmen sodann uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein Zaun von neben einander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk sey: durch die verschränkten Blätter sieht man durch, und glaubt auch hindurch dringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder sind empfindliche Hindernisse; tritt man auf ein solches kolossales Blatt, in Hoffnung, es werde uns tragen, so bricht es zusammen, und anstatt hinüber ins Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch diesem Labyrinthe, genossen weniges in der Stadt, konnten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht scheiden. Unendlich schön war es zu beobachten, wie diese in allen Punkten bedeutende Gegend nach und nach in Finsterniß versank.

Unter Taormina, am Meer, Dienstag den 8. Mai 1787.

Kniep, mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preisen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre, und mich meiner eigenen Natur wiedergiebt. Er ist hinaufgegangen, im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird seine Bleistifte manchmal spitzen, und ich sehe nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch alles wiedersehen können! Erst wollte ich mit hinaufgehen, dann aber reizte mich's hier zu bleiben; die Enge suchte ich wie der Vogel der sein Nest bauen möchte. In einem schlechten verwahrlosten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäste gesetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäste, worauf der Reisende sitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß, daß der Orangenbaum, seiner Natur überlassen, sich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entschiedenen Aesten werden. Und so saß ich, den Plan zu Nausikaa weiter denkend, eine dramatische Concentration der Odyssee.

Ich halte sie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterschied des Drama und der Epopöe recht ins Auge fassen.

Kniep ist herabgekommen und hat zwei ungeheure Blätter, reinlichst gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurück gebracht. Beide wird er zum ewigen Gedächtniß an diesen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergessen ist nicht, daß wir auf dieses schöne Ufer unter dem reinsten Himmel von einem kleinen Altan herabschauten, Rosen erblickten und Nachtigallen hörten. Diese singen hier, wie man uns versichert, sechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geschickten Künstlers und durch eigene, obgleich nur einzelne und schwächere Bemühungen gewiß, daß mir von den interessantesten Gegenden und ihren Theilen feste wohlgewählte Bilder, im Umriß und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden, so gab ich um so mehr einem nach und nach anklebenden Drange nach, die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inseln, die Häfen, durch poetische würdige Gestalten zu beleben, und mir auf und aus diesem Local eine Composition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie ich sie noch nicht hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichsam in ein Element aufgelöst wurden, alles dieß gab Nahrung meinen Vorsätzen, und indem ich in jenem schönen öffentlichen Garten zwischen blühenden Hecken von Oleander durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte, und zwischen andern Bäumen und Sträuchern, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmste.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen bessern Commentar zur Odyssee geben könne, als eben gerade diese lebendige Umgebung, ein Exemplar verschafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigener Production angeregt, die, so seltsam sie auch im ersten Augenblicke schien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beschäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Gegenstand der Nausikaa als Tragödie zu behandeln.

Es iſt nun ſelbſt nicht möglich abzuſehen, was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptſinn war der, in der Nauſikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzuſtellen, die, ſich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen ſeltſamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zuſtand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung ſich compromittirt, was die Situation vollkommen tragiſch macht. Dieſe einfache Fabel ſollte durch den Reichthum der ſubordinirten Motive und beſonders durch das Meer- und Inſelhafte der eigentlichen Ausführung und des beſondern Tons erfreulich werden.

Der erſte Act begann mit dem Ballſpiel. Die unerwartete Bekanntſchaft wird gemacht und die Bedenklichkeit, den Fremden nicht ſelbſt in die Stadt zu führen, wird ſchon ein Vorbote der Neigung.

Der zweite Act exponirte das Haus des Alcinous, die Charaktere der Freier und endigte mit Eintritt des Ulyſſes.

Der dritte war ganz der Bedenklichkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte in der dialogiſirten Erzählung ſeiner Abenteuer, die von den verſchiedenen Zuhörern ſehr verſchieden aufgenommen werden, etwas Künſtliches und Erfreuliches zu leiſten. Während der Erzählung erhöhen ſich die Leidenſchaften, und der lebhafte Antheil Nauſikaa's an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeſchlagen.

Im vierten Acte bethätigt Ulyſſes außer der Scene ſeine Tapferkeit, indeſſen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum laſſen. Bei den großen Vortheilen, welche der Fremdling davon trägt, hält ſich Nauſikaa noch weniger zuſammen und compromittirt ſich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyſſes, der halb ſchuldig, halb unſchuldig dieſes alles veranlaßt, muß ſich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig als im fünften Acte den Tod zu ſuchen.

Es war in dieſer Compoſition nichts was ich nicht aus eigenen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. Selbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr Neigungen zu erregen, die, wenn ſie auch kein tragiſches Ende nehmen, doch ſchmerzlich genug, gefährlich und ſchädlich werden können, ſelbſt in dem Falle, in einer ſo großen Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenſtände, Reiſeabenteuer, Lebensverfälle zu Unterhaltung der Geſellſchaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für

einen Halbgott, von gesetzteren Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren: das alles gab mir ein solches Attachement an diesen Plan, an diesen Vorsatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen sicilianischen Reise verträumte. Weßhalb ich denn auch von allen Unbequemlichkeiten wenig empfand, da ich mich auf dem überclassischen Boden in einer poetischen Stimmung fühlte, in der ich das was ich erfuhr, was ich sah, was ich bemerkte, was mir entgegenkam, alles auffassen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte.

Nach meiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit schrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis aufs letzte Detail im Geiste durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerstreuungen zurück gedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwärtig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Auf dem Wege nach Messina. Dienstag den 8. Mai 1787.

Man hat hohe Kalkfelsen links. Sie werden farbiger und machen schöne Meerbusen; dann folgt eine Art Gestein, das man Thonschiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Bächen finden sich schon Granitgeschiebe. Die gelben Aepfel des Solanums, die rothen Blüthen des Oleanders machen die Landschaft lustig. Der Fiume Nisi bringt Glimmerschiefer, so wie auch die folgenden Bäche.

Auf dem Wege nach Messina. Mittwoch den 9. Mai 1787.

Vom Ostwinde bestürmt ritten wir zwischen dem rechter Hand wogenden Meere und den Felswänden hin, an denen wir vorgestern eben herab gesehen hatten, diesen Tag beständig mit dem Wasser im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche, unter welchen ein größerer, Nisi, den Ehrentitel eines Flusses führt; doch diese Gewässer, so wie das Gerölle, das sie mitbringen, waren leichter zu überwinden als das Meer, das heftig stürmte und an vielen Stellen über den Weg hinweg bis an die Felsen schlug und zurück auf die Wanderer spritzte. Herrlich war das anzusehen und die seltsame Begebenheit ließ uns das Unbequeme übertragen.

Politica.

Zugleich sollte es nicht an mineralogischer Betrachtung fehlen. Die ungeheuern Kalkfelsen, verwitternd, stürzen herunter, deren weiche Theile, durch die Bewegung der Wellen aufgerieben, die zugemischten festern übrig lassen, und so ist der ganze Strand mit bunten, hornsteinartigen Feuersteinen überdeckt, wovon mehrere Muster aufgepackt werden.

Messina, Donnerstag den 10. Mai 1787.

Und so gelangten wir nach Messina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erste Nacht in dem Quartier des Vetturins zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem bessern Wohnort umzusehen. Dieser Entschluß gab gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer zerstörten Stadt: denn wir ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die, in diesem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenstern des obern Stocks nur eine zackige Ruinenwüste übersehen ließ. Außer dem Bezirk dieses Gehöftes spürte man weder Mensch noch Thier; es war Nachts eine furchtbare Stille. Die Thüren ließen sich weder verschließen noch verriegeln; auf menschliche Gäste war man hier so wenig eingerichtet als in ähnlichen Pferdewohnungen; und doch schliefen wir ruhig auf einer Matraze, welche der dienstfertige Vetturin dem Wirthe unter dem Leibe weggeschwatzt hatte.

Messina, Freitag den 11. Mai 1787.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer; ein gutes Trinkgeld belohnte seine sorgfältigen Dienste. Wir schieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verschafft, der uns gleich in die beste Herberge bringen und alles Merkwürdige von Messina vorzeigen sollte. Der Wirth, um seinen Wunsch uns los zu werden, schleunigst erfüllt zu sehen, half Koffer und sämmtliches Gepäck auf das schnellste in eine angenehme Wohnung schaffen, näher dem belebten Theile der Stadt, das heißt außerhalb der Stadt selbst. Damit aber verhält es sich folgendermaßen. Nach dem ungeheuern Unglück, das Messina betraf, blieb, nach zwölftausend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreißigtausend keine Wohnung; die meisten Gebäude waren niedergestürzt,

die zerriſſenen Mauern der übrigen gaben einen unſichern Aufenthalt. Man errichtete daher eiligſt im Norden von Meſſina, auf einer großen Wieſe, eine Bretterſtadt, von der ſich am ſchnellſten derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte: denn alle Kramladen und Werkſtätten ſind gegen die Straße geöffnet; vieles ereignet ſich außerhalb. Daher ſind nur wenig größere Gebäude auch nicht ſonderlich gegen das Oeffentliche verſchloſſen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen ſie nun ſchon drei Jahre, und dieſe Buden-, Hütten-, ja Zeltwirthſchaft hat auf den Charakter der Einwohner entſchiedenen Einfluß. Das Entſetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen treibt ſie, der Freuden des Augenblicks mit gutmüthigem Frohſinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am 21. April, alſo ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert; ein merklicher Erdſtoß erſchütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Maſſe Menſchen, gerade in dem Augenblick zuſammengedrängt, dieſe Erſchütterung empfanden. Einige Perſonen, die darin geweſen, ſchienen ſich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Beim Aufſuchen und Betrachten dieſer Gegenſtände leitete uns ein freundlicher Conſul, der, unaufgefordert, vielfache Sorge für uns trug — in dieſer Trümmerwüſte mehr als irgendwo dankbar anzuerkennen. Zugleich auch, da er vernahm, daß wir bald abzureiſen wünſchten, machte er uns einem franzöſiſchen Kauffahrer bekannt, der im Begriff ſtehe nach Neapel zu ſegeln — doppelt erwünſcht, da die weiße Flagge vor den Seeräubern ſichert.

Eben hatten wir unſerm gütigen Führer den Wunſch zu erkennen gegeben, eine der größern, obgleich auch nur einſtöckigen Hütten inwendig, ihre Einrichtung und extemporirte Haushaltung zu ſehen, als ein freundlicher Mann ſich an uns anſchloß, der ſich bald als franzöſiſcher Sprachmeiſter bezeichnete, welchem der Conſul, nach vollbrachtem Spaziergange, unſern Wunſch ſolch ein Gebäude zu ſehen eröffnete, mit dem Erſuchen, uns bei ſich einzuführen und mit den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Brettern beſchlagene und gedeckte Hütte. Der Eindruck war völlig wie der jener Meßbuden, wo man wilde Thiere oder ſonſtige Abenteuer für Geld ſehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache ſichtbar; ein grüner Vorhang ſonderte den vordern Raum,

der nicht getheilt, tennenartig geschlagen schien. Stühle und Tische be fanden sich da, nichts weiter von Hausgeräthe. Erleuchtet war der Platz von oben durch zufällige Oeffnungen der Bretter. Wir discurrirten eine Zeit lang und ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber sichtbare innere Dachgebälke, als auf einmal, büben und drüben des Vorhangs, ein paar allerliebste Märchenköpfchen neugierig herausguckten, schwarzäugig, schwarzlockig, die aber, sobald sie sich bemerkt sahen, wie der Blitz verschwanden, auf Ansuchen des Consuls jedoch, nach so viel verflossener Zeit als nöthig war sich anzuziehen, auf wohlgeputzten und niedlichen Körperchen wieder hervortraten und sich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich ausnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wohl merken, daß sie uns für fabelhafte Wesen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrthum sie unsere Antworten nur mehr bestärken mußten. Auf eine heitere Weise malte der Consul unsere mährchenhafte Erscheinung aus; die Unterhaltung war sehr angenehm, schwer sich zu trennen. Vor der Thüre erst fiel uns auf, daß wir die innern Räume nicht gesehen und die Hausconstruction über die Bewohnerinnen vergessen hatten.

Messina, Sonnabend den 12. Mai 1787.

Der Consul, unter andern, sagte, daß es wo nicht unumgänglich nöthig, doch wohl gethan sey, dem Gouverneur aufzuwarten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Verurtheil, eben so gut schaden als nutzen könne: dem Consul werde es zu Gunsten gerechnet, wenn er bedeutende Fremde vorstelle; auch wisse der Ankömmling nie, ob er dieses Mannes auf eine oder andere Weise bedürfe. Dem Freunde zu Gefallen ging ich mit.

Ins Vorzimmer tretend hörten wir drinnen ganz entsetzlichen Lärm; ein Laufer mit Pulcinellgebärden raunte dem Consul ins Ohr: Böser Tag! gefährliche Stunde! Doch traten wir hinein und fanden den uralten Gouverneur, uns den Rücken zugewandt, zunächst des Fensters an einem Tische sitzen. Große Haufen vergilbter alter Briefstaschen lagen vor ihm, von denen er die unbeschriebenen Blätter mit größter Gelassenheit abschnitt, und seinen haushältischen Charakter dadurch zu erkennen gab. Während dieser friedlichen Beschäftigung schalt und fluchte er

fürchterlich auf einen anſtändigen Mann los, der ſeiner Kleidung nach mit Malta verwandt ſeyn konnte und ſich mit vieler Gemüthsruhe und Präciſion vertheidigte, wozu ihm jedoch wenig Raum blieb. Der Geſcholtene und Angeſchriene ſuchte mit Faſſung einen Verdacht abzulehnen, den der Gouverneur — ſo ſchien es — auf ihn, als eine ohne Befugniß mehrmals An- und Abreiſenden, mochte geworfen haben; der Mann berief ſich auf ſeine Päſſe und bekannten Verhältniſſe in Neapel. Dieß aber half alles nichts; der Gouverneur zerſchnitt ſeine alten Briefſchaften, ſonderte das weiße Papier ſorgfältig und tobte fortwährend.

Außer uns beiden ſtanden noch etwa zwölf Perſonen in einem weiten Kreiſe, dieſes Thiergefechtes Zeugen, uns wahrſcheinlich den Platz an der Thüre beneidend, als gute Gelegenheit, wenn der Erzürnte allenfalls den Krückenſtock erheben und dreinſchlagen ſollte. Die Geſichtszüge des Conſuls hatten ſich bei dieſer Scene merklich verlängert; mich tröſtete des Laufers poſſenhafte Nähe, der, draußen vor der Schwelle, hinter mir allerlei Faxen ſchnitt, mich, wenn ich manchmal umblickte, zu beruhigen, als habe das ſo viel nicht zu bedeuten.

Auch entwirrte ſich der gräßliche Handel noch ganz gelinde: der Gouverneur ſchloß damit, es halte ihn zwar nichts ab, den Betretenen einzuſtecken und in Verwahrung zappeln zu laſſen, allein es möge dießmal hingehen; er ſolle die paar beſtimmten Tage in Meſſina bleiben, alsdann aber ſich fortpacken und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, ohne die Miene zu verändern, beurlaubte ſich der Mann, grüßte anſtändig die Verſammlung und uns beſonders, die er durchſchneiden mußte, um zur Thüre zu gelangen. Als der Gouverneur ihm noch etwas nachzuſchelten ſich ingrimmig umkehrte, erblickte er uns, faßte ſich ſogleich, winkte den Conſul, und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von ſehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen ſtruppigen Augenbraunen ſchwarze tiefliegende Blicke hervorſendend; nun ein ganz anderer als kurz zuvor. Er hieß mich zu ſich ſitzen, fragte, in ſeinem Geſchäft ununterbrochen fortfahrend, noch mancherlei, worüber ich ihm Beſcheid gab; zuletzt fügte er hinzu, ich ſey, ſo lange ich hier bliebe, zu ſeiner Tafel geladen. Der Conſul, zufrieden wie ich, ja noch zufriedener, weil er die Gefahr, der wir entronnen, beſſer kannte, ſtieg die Treppe hinunter, und mir war alle Luſt vergangen dieſer Löwenhöhle je wieder nahe zu treten.

Messina, Sonntag den 13. May 1787.

Zwar bei hellstem Sonnenschein in einer angenehmern Wohnung erwachend, fanden wir uns doch immer in dem unseligen Messina. Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von wahrhaften Palästen, die, wohl in der Länge einer Viertelstunde, die Rhede einschließen und bezeichnen. Alles waren steinerne vierstöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderseiten bis aufs Hauptgesims noch völlig stehen, andere bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen sind, so daß diese ehemalige Prachtreihe nun aufs widerlichste zahnlückig erscheint und auch durchlöchert; denn der blaue Himmel schaut beinahe durch alle Fenster. Die innern eigentlichen Wohnungen sind sämmtlich zusammengestürzt.

An diesem seltsamen Phänomen ist Ursache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektonischen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größeren und kleineren Flußgeschieben und vielem Kalk zusammengekneteten Häuser hinter neuen, aus Quaderstücken aufgeführten Vorderseiten versteckten. Jenes an sich schon unsichere Gefüge mußte, von der ungeheuern Erschütterung aufgelöst und zerbröckelt, zusammenstürzen; wie man denn unter manchen bei so großem Unglück vorgekommenen wunderbaren Rettungen auch folgendes erzählt. Der Bewohner eines solchen Gebäudes sey im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung eines Fensters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zusammengestürzt; und so habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick seiner Befreiung aus diesem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene aus Mangel naher Bruchsteine so schlechte Bauart hauptsächlich Schuld an dem völligen Ruin der Stadt gewesen, zeigt die Beharrlichkeit solider Gebäude. Der Jesuiten Collegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, stehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. Dem sey aber wie ihm wolle, Messina's Anblick ist äußerst verdrießlich, und erinnert an die Urzeiten, wo Sicaner und Siculer diesen unruhigen Erdboden verließen und die westliche Küste Siciliens bebauten.

Und so brachten wir unsern Morgen zu, gingen dann im Gasthof ein frugales Mahl zu verzehren. Wir saßen noch ganz vergnügt beisammen, als der Bediente des Consuls athemlos hereinsprang und mir verkündigte, der Gouverneur lasse mich in der ganzen Stadt suchen; er habe

mich zur Tafel geladen, und nun bleibe ich aus. Der Conſul laſſe mich aufs inſtändigſte bitten auf der Stelle hinzugehen, ich möchte geſpeist haben oder nicht, möchte aus Vergeſſenheit oder aus Vorſatz die Stunde verſäumt haben. Nun fühlte ich erſt den unglaublichen Leichtſinn, womit ich die Einladung des Cyklopen aus dem Sinne geſchlagen, froh daß ich das erſtemal entwiſcht. Der Bediente ließ mich nicht zaudern; ſeine Vorſtellungen waren die dringendſten und triftigſten: der Conſul riskire, hieß es, daß jener wüthende Deſpot ihn und die ganze Nation auf den Kopf ſtelle.

Indeſſen ich nun Haare und Kleider zurecht putzte, faßte ich mir ein Herz, und folgte mit heiterem Sinne meinem Führer, Odyſſeus den Patron anrufend, und mir ſeine Vorſprache bei Pallas Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom luſtigen Laufer in einen großen Speiſeſaal geführt, wo etwa vierzig Perſonen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer länglichrunden Tafel ſaßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneurs war offen, wohin mich der Laufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäſte mit einer Verbeugung gegrüßt, ſetzte ich mich neben ihn, entſchuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläufigkeit der Stadt und dem Irrthum, in welchen mich die ungewöhnliche Stundenzahl ſchon mehrmals geführt. Er verſetzte mit glühendem Blick, man habe ſich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundigen und zu richten. Ich erwiederte, dieß ſey jederzeit mein Beſtreben; nur hätte ich gefunden, daß bei den beſten Vorſätzen man gewöhnlich die erſten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhältniſſe unbekannt ſeyen, in gewiſſe Fehler verfalle, welche unverzeihlich ſcheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reiſe, die Zerſtreuung durch Gegenſtände, die Sorge für ein leidliches Unterkommen, ja ſogar für eine weitere Reiſe als Gründe der Entſchuldigung möchte gelten laſſen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedächte. Ich verſetzte, daß ich mir einen recht langen Aufenthalt wünſche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwieſene Gunſt durch die genaueſte Befolgung ſeiner Befehle und Anordnungen bethätigen könnte. Nach einer Pauſe fragte er ſodann, was ich in Meſſina geſehen habe. Ich erzählte kürzlich meinen Morgen mit einigen Bemerkungen und fügte hinzu, daß ich am

meisten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieser zerstörten Stadt. Und wirklich war bewunderungswürdig, wie man die sämmtlichen Straßen von Trümmern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerstätten selbst geworfen, die Steine dagegen an die Häuser angereiht, und dadurch die Mitte der Straßen frei, dem Handel und Wandel offen wieder übergeben. Hierbei konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit schmeicheln, indem ich ihm versicherte, daß alle Messineser dankbar erkennten diese Wohlthat seiner Vorsorge schuldig zu seyn.

Erkennen sie es? brummte er. Haben sie doch früher genug über die Härte geschrieen, mit der man sie zu ihrem Vortheile nöthigen mußte.

Ich sprach von weisen Absichten der Regierung, von höheren Zwecken, die erst später eingesehen und geschätzt werden könnten und dergleichen. Er fragte, ob ich die Jesuitenkirche gesehen habe, welches ich verneinte; worauf er mir denn zusagte, daß er mir sie wolle zeigen lassen und zwar mit allem Zubehör.

Während diesem durch wenige Pausen unterbrochenen Gespräche sah ich die übrige Gesellschaft in dem tiefsten Stillschweigen, nicht mehr sich bewegen als nöthig die Bissen zum Munde zu bringen. Und so standen sie, als die Tafel aufgehoben und der Kaffee gereicht war, wie Wachspuppen rings an den Wänden. Ich ging auf den Hausgeistlichen los, der mir die Kirche zeigen sollte, ihm zum voraus für seine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demüthig versicherte, die Befehle Ihro Excellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen nebenstehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzose war, nicht ganz wohl in seiner Haut zu seyn schien; denn auch er war verstummt und erstarrt wie die ganze Gesellschaft, worunter ich mehrere Gesichter sah, die der gestrigen Scene mit dem Malteserritter bedenklich beigewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte sich, und nach einiger Zeit sagte mir der Geistliche, es sey nun an der Stunde zu gehen. Ich folgte ihm, die übrige Gesellschaft hatte sich stille, stille verloren. Er führte mich an das Portal der Jesuitenkirche, das, nach der bekannten Architektur dieser Väter, prunkhaft und wirklich imposant in die Luft steht. Ein Schließer kam uns schon entgegen und lud zum Eintritt; der Geistliche hingegen hielt mich zurück mit der Weisung, daß wir zuvor auf den Gouverneur

zu warten hätten. Dieſer fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze unfern der Kirche und winkte, worauf wir drei ganz nah an ſeinem Kutſchenſchlag uns vereinigten. Er gebot dem Schließer, daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Theilen zeigen, ſondern auch die Geſchichte der Altäre und anderer Stiftungen umſtändlich erzählen ſolle; ferner habe er auch die Sakriſteien aufzuſchließen, und mich auf all das darin enthaltene Merkwürdige aufmerkſam zu machen. Ich ſey ein Mann, den er ehren wolle, der alle Urſache haben ſolle, in ſeinem Vaterlande rühmlich von Meſſina zu ſprechen. Verſäumen Sie nicht, ſagte er darauf zu mir gewandt mit einem Lächeln, in ſo fern ſeine Züge deſſen fähig waren, verſäumen Sie nicht, ſo lange Sie hier ſind, zur rechten Stunde an Tafel zu kommen! Sie ſollen immer wohl empfangen ſeyn. Ich hatte kaum Zeit ihm hierauf verehrlich zu erwiedern. Der Wagen bewegte ſich fort.

Von dieſem Augenblick an ward auch der Geiſtliche heiterer; wir traten in die Kirche. Der Caſtellan, wie man ihn wohl in dieſem entgottesdienſteten Zauberpalaſte nennen dürfte, ſchickte ſich an, die ihm ſcharf empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Conſul und Kniep in das leere Heiligthum hereinſtürzten, mich umarmten und eine leidenſchaftliche Freude ausdrückten, mich, den ſie ſchon in Gewahrſam geglaubt, wieder zu ſehen. Sie hatten in Höllenangſt geſeſſen, bis der gewandte Laufer, wahrſcheinlich vom Conſul gut penſionirt, einen glücklichen Ausgang des Abenteuers unter hundert Poſſen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohſinn ſich über die beiden ergoß, die mich ſogleich aufſuchten, als die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indeſſen ſtanden wir vor dem Hochaltare, die Auslegung alter Koſtbarkeiten vernehmend. Säulen von Lapis Lazuli, durch bronzene, vergoldete Stäbe gleichſam cannelirt, nach florentiniſcher Art eingelegte Pilaſter und Füllungen, die prächtigen ſicilianiſchen Achate in Ueberfluß, Erz und Vergoldung ſich wiederholend und alles verbindend.

Nun war es aber eine wunderbare contrapunctiſche Fuge, wenn Kniep und der Conſul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiger dagegen die Koſtbarkeiten der noch wohl erhaltenen Pracht verſchränkt vortrugen, beide von ihrem Gegenſtand durchdrungen; wobei ich denn das doppelte Vergnügen hatte, den Werth meines glücklichen Entkommens zu fühlen, und zugleich die ſicilianiſchen Gebirgsproducte, um die ich mir ſchon manche Mühe gegeben, architektoniſch angewendet zu ſehen.

Die genaue Kenntniß der einzelnen Theile, woraus dieser Prunt zusammengesetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der sogenannte Lapis Lazuli jener Säulen eigentlich nur Calcara sey, aber freilich von so schöner Farbe als ich sie noch nicht gesehen, und herrlich zusammengefügt. Aber auch so blieben diese Säulen noch immer ehrwürdig: denn es setzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stücke von so schöner und gleicher Farbe aussuchen zu können, und dann ist die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polirens höchst bedeutend. Doch was war jenen Vätern unüberwindlich?

Der Consul hatte indessen nicht aufgehört mich über mein bedrohliches Schicksal aufzuklären. Der Gouverneur nämlich, mit sich selbst unzufrieden, daß ich von seinem gewaltsamen Betragen gegen den Quasi-Malteser gleich beim ersten Eintritt Zeuge gewesen, habe sich vorgenommen, mich besonders zu ehren, und sich darüber einen Plan festgesetzt; dieser habe durch mein Außenbleiben gleich zu Anfang der Ausführung einen Strich erlitten. Nach langem Warten sich endlich zur Tafel setzend, habe der Despot sein ungeduldiges Mißvergnügen nicht verbergen können, und die Gesellschaft sey in Furcht gestanden, entweder bei meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Scene zu erleben.

Indessen suchte der Küster immer wieder das Wort zu erhaschen, öffnete die geheimen Räume, nach schönen Verhältnissen gebaut, anständig, ja prächtig verziert; auch war darin noch manches bewegliche Kirchengeräthe übrig geblieben, dem Ganzen gemäß geformt und geputzt. Von edeln Metallen sah ich nichts, so wenig als von älteren und neueren ächten Kunstwerken.

Unsere italienisch-deutsche Fuge — denn Pater und Küster psalmodirten in der ersten, Knicp und Consul in der zweiten Sprache — neigte sich zu Ende, als ein Officier sich zu uns gesellte, den ich bei Tafel gesehen. Er gehörte zum Gefolge des Gouverneurs. Dieß konnte wieder einige Besorgniß erregen, besonders da er sich erbot mich an den Hafen zu führen, wo er mich an Punkte bringen wolle, die Fremden sonst unzugänglich seyen. Meine Freunde sahen sich an; ich ließ mich jedoch nicht abhalten allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen begann ich ihn zutraulich anzureden und gestand bei Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere stille Beisitzer mir durch ein freundliches Zeichen zu verstehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menschen

allein, ſondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deßhalb nichts zu beſorgen habe. Ich halte für Pflicht ihm zu danken, und um Erſtattung gleichen Danks an die übrigen Freunde zu erſuchen. Hierauf erwiederte derſelbe, daß ſie mich um ſo mehr zu beruhigen geſucht, als ſie bei Kenntniß der Gemüthsart ihres Vorgeſetzten für mich eigentlich nichts befürchtet hätten; denn eine Exploſion, wie die gegen den Malteſer, ſey nur ſelten, und gerade wegen einer ſolchen mache ſich der würdige Greis ſelbſt Vorwürfe, hüte ſich lange, lebe dann eine Weile in einer ſorgloſen Sicherheit ſeiner Pflicht, bis er denn endlich, durch einen unerwarteten Vorfall überraſcht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingeriſſen werde. Der wackere Freund ſetzte hinzu, daß ihm und ſeinen Genoſſen nichts wünſchenswerther wäre, als mit mir ſich genauer zu verbinden; weßhalb ich die Gefälligkeit haben möchte mich näher zu bezeichnen, wozu ſich heute Nacht die beſte Gelegenheit finden werde. Ich wich dieſem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat mir eine Grille zu verzeihen: ich wünſche nämlich auf Reiſen bloß als Menſch angeſehen zu werden; könne ich als ein ſolcher Vertrauen erregen und Theilnahme erlangen, ſo ſey es mir angenehm und erwünſcht; in andere Verhältniſſe einzugehen verböten mir mancherlei Gründe.

Ueberzeugen wollte ich ihn nicht; denn ich durfte ja nicht ſagen, was eigentlich mein Grund war. Merkwürdig genug aber ſchien mir's, wie ſchön und unſchuldig die wohldenkenden Männer unter einem deſpotiſchen Regiment ſich zu eigenem und zu der Fremdlinge Schutz verbündet hatten. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich ihre Verhältniſſe zu andern deutſchen Reiſenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke, die erreicht werden ſollten, und ſetzte ihn immer mehr in Erſtaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er verſuchte alles Mögliche, mich aus meinem Incognito hervorzuziehen, welches ihm nicht gelang, theils weil ich, einer Gefahr entrennen, mich nicht zwecklos in eine andere begeben konnte, theils weil ich gar wohl bemerkte, die Anſichten dieſer wackern Inſulaner ſeyen von den meinigen ſo ſehr verſchieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Troſt bringen könne.

Dagegen wurden Abends mit dem theilnehmenden und thätigen Conſul noch einige Stunden verbracht, der denn auch die Scene mit dem Malteſer aufklärte. Es ſey dieſer zwar kein eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Ortwechsler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen

Ernſt und Tüchtigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienſte geſchätzt, ſtehe doch im Rufe unbegränzten Eigenwillens, zaumloſer Heftigkeit und ehernen Starrſinns. Argwöhniſch als Greis und Deſpot, mehr beſorgt als überzeugt, daß er Feinde bei Hofe habe, haſſe er ſolche hin und wieder ziehende Figuren, die er durchaus für Spione halte. Dießmal ſey ihm der Rothrock in die Quere gekommen, da er nach einer ziemlichen Pauſe ſich wieder einmal im Zorn habe ergehen müſſen, um die Leber zu befreien.

Meſſina und auf der See, Montag den 14. May 1787.

Beide wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich daß wir, durch den erſten wüſten Anblick von Meſſina zur Ungeduld gereizt, uns entſchloſſen hatten, mit dem franzöſiſchen Kauffahrer die Rückfahrt abzuſchließen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bei dem Verhältniß zu wackeren Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, aus dem Beſuch bei meinem Banquier, der auf dem Lande in der angenehmſten Gegend wohnte, ließ ſich für einen längern Aufenthalt in Meſſina das Angenehmſte hoffen. Kniep, von ein paar hübſchen Kindern wohl unterhalten, wünſchte nichts mehr als die längere Dauer des ſonſt verhaßten Gegenwindes. Indeſſen war die Lage unangenehm: alles mußte gepackt bleiben, und wir jeden Augenblick bereit ſeyn zu ſcheiden.

So geſchah denn auch dieſer Aufruf gegen Mittag; wir eilten an Bord und fanden unter der am Ufer verſammelten Menge auch unſern guten Conſul, von dem wir dankbar Abſchied nahmen. Der gelbe Laufer drängte ſich auch herbei, ſeine Ergötzlichkeiten abzuholen. Dieſer ward nun belohnt und beauftragt, ſeinem Herrn unſere Abreiſe zu melden, und mein Außenbleiben von Tafel zu entſchuldigen. Wer abfegelt, iſt entſchuldigt! rief er aus; ſodann mit einem ſeltſamen Sprung ſich umkehrend, war er verſchwunden.

Im Schiffe ſelbſt ſah es nun anders aus als auf der neapolitaniſchen Corvette; doch beſchäftigte uns, bei allmähliger Entfernung vom Ufer, die herrliche Anſicht des Palaſtcirkels, der Citadelle, der hinter der Stadt aufſteigenden Berge. Calabrien an der andern Seite. Nun der freie Blick in die Meerenge nord- und ſüdwärts, bei einer ausgedehnten, an beiden Seiten ſchön beuferten Breite. Als wir dieſes nach

und nach anſtaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Waſſer, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer ſich auszeichnenden Felſen bemerken, jene als Charybdis, dieſen als Scylla. Man hat ſich bei Gelegenheit beider in der Natur ſo weit aus einander ſtehenden, von dem Dichter ſo nahe zuſammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabelei der Poeten beſchwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menſchen durchaus Gegenſtände, wenn ſie ſich ſolche bedeutend vorſtellen will, höher als breit imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernſt und Würde verſchafft. Tauſendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenſtand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Urſache hiervon iſt immer dieſelbe: Einbildung und Gegenwart verhalten ſich wie Poeſie und Proſa; jene wird die Gegenſtände mächtig und ſteil denken, dieſe ſich immer in die Fläche verbreiten. Landſchaftsmaler des ſechzehnten Jahrhunderts, gegen die unſrigen gehalten, geben das auffallendſte Beiſpiel. Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniep'ſchen Contour würde den ganzen Contraſt ſichtbar machen.

Mit ſolchen und ähnlichen Geſprächen unterhielten wir uns, indem ſelbſt für Kniep die Küſten, welche zu zeichnen er ſchon Anſtalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieſer Zuſtand nicht wie bei der Ueberfahrt durch bequeme Abſonderung gemildert; doch fand ſich die Kajüte groß genug, um mehrere Perſonen einzunehmen; auch an guten Matrazen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich Kniep gar vorſorglich mit rothem Wein und gutem Brod ernährte. In dieſer Lage wollte mir unſere ganze ſicilianiſche Reiſe in keinem angenehmen Lichte erſcheinen. Wir hatten doch eigentlich nichts geſehen als durchaus eitle Bemühungen des Menſchengeſchlechts, ſich gegen die Gewaltſamkeit der Natur, gegen die hämiſche Tücke der Zeit und gegen den Greul ihrer eigenen feindſeligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und ſo viele nachfolgende Völkerſchaften haben gebaut und zerſtört. Selinunt liegt methodiſch umgeworfen; die Tempel von Girgenti niederzulegen waren zwei Jahrtauſende nicht hinreichend, Catania und Meſſina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke. Dieſe wahrhaft ſeekranken Betrachtungen eines auf der

Wege des Lebens hin und wieder Geſchaukelten ließ ich nicht Herrſchaft gewinnen.

Auf der See, Dienſtag, den 15. May 1787

Meine Hoffnung dießmal ſchneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu ſeyn, war nicht eingetroffen. Verſchiedenemal verſuchte ich, durch Ruhe angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines ſo mannichfaltigen Schönen war mir verſagt; nur einige Verfälle ließen mich meinen Schwindel vergeſſen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunſt umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterſcheiden können, das Meer überleuchtete, welches die ſchönſte Himmelsbläue zeigte, die man nur ſehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff; ſchwimmend und ſpringend blieben ſie ihm immer gleich. Mich däucht, ſie hätten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein ſchwarzer Punkt erſcheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigſtens behandelte man ſie nicht als Geleitsmänner, ſondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünſtig, den unſer Schiff, in verſchiedenen Richtungen fortſtreichend, nur überliſten konnte. Die Ungeduld hierüber ward vermehrt, als einige erfahrene Reiſende verſicherten: weder Hauptmann noch Steurer verſtünden ihr Handwerk; jener möge wohl als Kaufmann, dieſer als Matroſe gelten, für den Werth ſo vieler Menſchen und Güter ſeyen ſie nicht geeignet einzuſtehen.

Ich erſuchte dieſe übrigens braven Perſonen ihre Beſorgniſſe geheim zu halten. Die Anzahl der Paſſagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verſchiedenem Alter; denn alles hatte ſich auf das franzöſiſche Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, ſonſt nichts weiter bedenkend. Ich ſtellte vor, daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichſte Lage verſetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenloſen Leinwand ihr Heil geſehen.

Und wirklich iſt zwiſchen Himmel und Meer dieſer weiße Zipfel als entſcheidender Talisman merkwürdig genug. Wie ſich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geſchwungenen weißen Taſchentüchern begrüßen

und dadurch wechselseitig ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte, daß ich essen sollte was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern, indem er nicht wie auf der Corvette, über die vortreffliche Kost triumphirend, meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr dießmal glücklich pries, daß ich keinen Appetit habe.

Mittwoch den 16. Mai 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen, ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jedermann war verdrießlich und ungeduldig; wir beiden aber, die wir die Welt mit malerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden seyn; denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks, den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daran stoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indeß die Felsen, die sich fürwärts hinabziehen, schon einen blaulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrento hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen konnten. Links lag Capri, steil in die Höhe strebend; die Formen seiner Felswände konnten wir durch den durchsichtigen bläulichen Dunst vollkommen unterscheiden. Unter einem ganz reinen wolkenlosen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das, bei einer völligen Windstille, endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick. Kniep trauerte, daß alle Farbenkunst nicht hinreiche diese Harmonie wiederzugeben, so wie der feinste englische Bleistift die geübteste

Hand nicht in den Stand ſetze, dieſe Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt, daß ein weit geringeres Andenken als dieſer geſchickte Künſtler zu erhalten vermochte, in der Zukunft höchſt wünſchenswerth ſeyn würde, ich ermunterte ihn Hand und Auge zum letztenmal anzuſtrengen; er ließ ſich bereden und lieferte eine der genaueſten Zeichnungen, die er nachher colorirte und ein Beiſpiel zurückließ, daß bildlicher Darſtellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit eben ſo begierigen Augen. Capri lag nun ganz finſter vor uns, und zu unſerm Erſtaunen entzündete ſich die vefuviſche Wolke, ſo wie auch der Wolkenſtreif je länger je mehr, und wir ſahen zuletzt einen anſehnlichen Strich der Atmoſphäre im Grunde unſeres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber dieſe uns ſo willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelaſſen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Paſſagieren nicht lange in Ungewißheit. Sie, der Meeresereigniſſe kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und ſeinem Steuermanne bittere Vorwürfe, daß über ihre Ungeſchicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt ſey, ſondern auch die ihnen anvertraute Perſonenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr ſchwebe. Wir erkundigten uns nach der Urſache dieſer Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windſtille irgend ein Unheil zu befürchten ſey. Aber eben dieſe Windſtille machte jene Männer troſtlos; wir befinden uns, ſagten ſie, ſchon in der Strömung, die ſich um die Inſel bewegt und durch einen ſonderbaren Wellenſchlag ſo langſam als unwiderſtehlich nach dem ſchroffen Felſen hinzieht, wo uns auch nicht ein Fußbreit Vorſprung oder Bucht zur Rettung gegeben iſt.

Aufmerkſam durch dieſe Reden, betrachteten wir nun unſer Schickſal mit Grauen; denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterſcheiden ließ, ſo bemerkten wir doch, daß das Schiff, ſchwankend und ſchwippend, ſich den Felſen näherte, die immer finſterer vor uns ſtanden, während über das Meer hin noch ein leichter Abendſchimmer verbreitet lag. Nicht die geringſte Bewegung war in der Luft zu bemerken. Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und ins Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünſchten Hauches zeigte ſich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber mit ihren Kindern auf dem Verdeck, ſondern, weil der Raum

zu eng war, ſich darauf zu bewegen, lagen ſie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche beſonnen auf Hülfe und Rettung dachten, ſchalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen, was man auf der ganzen Reiſe ſchweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen ſchlechten Schiffsraum, geringe Koſt, ein zwar nicht unfreundliches, aber doch ſtummes Betragen. Er hatte niemand von ſeinen Handlungen Rechenſchaft gegeben, ja ſelbſt noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillſchweigen über ſeine Manöver beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntniß der Schiffkunſt, ſich aus bloßem Eigennutz den Beſitz eines Fahrzeuges zu verſchaffen gewußt, und nun durch Unfähigkeit und Ungeſchicklichkeit alle, die ihnen anvertraut, zu Grunde richteten. Der Hauptmann ſchwieg und ſchien immer noch auf Rettung zu ſinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher geweſen als der Tod ſelbſt, war es unmöglich länger zu ſchweigen. Ich trat vor ſie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr eben ſo viel Gemüthsruhe, als den Vögeln von Malteſine. Ich ſtellte ihnen vor, daß gerade in dieſem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen ſey, Ohr und Kopf verwirrten, ſo daß ſie weder denken noch ſich untereinander verſtändigen könnten. Was euch betrifft, rief ich aus, kehrt in euch ſelbſt zurück, und dann wendet euer brünſtiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob ſie ſich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch thue, was er damals für ſeine Apoſtel gethan, als auf dem ſtürmenden See Tiberias die Wellen ſchon in das Schiff ſchlugen, der Herr aber ſchlief, der jedoch, als ihn die Troſt- und Hülfloſen aufweckten, ſogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt die Luft gebieten kann ſich zu regen, wenn es anders ſein heiliger Wille iſt.

Dieſe Worte thaten die beſte Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich ſchon früher über ſittliche und geiſtliche Gegenſtände unterhalten hatte, rief aus: Ah! il Barlamè! benedetto il Barlamè! Und wirklich fingen ſie, da ſie ohnehin ſchon auf den Knieen lagen, ihre Litaneien mit mehr als herkömmlicher Inbrunſt leidenſchaftlich zu beten an. Sie konnten dieß mit deſto größerer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel verſuchten, das wenigſtens in die Augen fallend war: ſie ließen das Boot hinunter, das freilich nur ſechs bis acht

Männer faſſen konnte, befeſtigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matroſen durch Ruderſchläge nach ſich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick, daß ſie es innerhalb der Strömung bewegten, und hoffte es bald aus derſelben herausgerettet zu ſehen. Ob aber gerade dieſe Bemühungen die Gegengewalt der Strömung vermehrt oder wie es damit beſchaffen ſeyn mochte, ſo ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und ſeine Mannſchaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geſchleudert, wie die Schnitze einer Peitſche, wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch dieſe Hoffnung ward aufgegeben!

Gebet und Klagen wechſelten ab, und der Zuſtand wachs um ſo ſchauerlicher, da nun oben auf den Felſen die Ziegenhirten, deren Feuer man ſchon längſt geſehen hatte, hohl aufſchrieen, da unten ſtrande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverſtändliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten ſie ſich auf manche Beute, die ſie am andern Morgen aufzufiſchen gedächten. Sogar der tröſtliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felſen ſich ſo drehend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannſchaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußerſten käme, damit von den Felſen abzuhalten, bis denn endlich auch dieſe brächen und alles verloren ſey. Immer ſtärker ſchwankte das Schiff, die Brandung ſchien ſich zu vermehren, und meine durch alles dieſes wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entſchluß auf, hinunter in die Kajüte zu ſteigen. Ich legte mich halb betäubt auf meine Matraze, doch aber mit einer gewiſſen angenehmen Empfindung, die ſich vom See Tiberias herzuſchreiben ſchien: denn ganz deutlich ſchwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen. Und ſo bewährt ſich die Kraft aller ſinnlich-ſittlichen Eindrücke jedesmal am ſtärkſten, wenn der Menſch ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt. Wie lange ich ſo in halbem Schlafe gelegen, wüßte ich nicht zu ſagen: aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltſames Getöſe über mir; ich konnte deutlich vernehmen, daß es die großen Seile waren, die man auf dem Verdeck hin und wieder ſchleppte; dieß gab mir Hoffnung, daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile ſprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet ſey: der gelindeſte Windshauch habe ſich erhoben; in dem Augenblick ſey man bemüht geweſen die Segel aufzuziehen, er ſelbſt

habe nicht verſäumt Hand anzulegen. Man entferne ſich ſchon ſichtbar vom Felſen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch ſie zu überwinden. Oben war alles ſtille; ſodann kamen mehrere Paſſagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten ſich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unſerer Fahrt erwachte, befand ich mich friſch und geſund, ſo wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieſer Epoche geweſen war; ſo daß ich alſo auf einer längern Seereiſe wahrſcheinlich mit einer dreitägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck ſah ich mit Vergnügen die Inſel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen, und unſer Schiff in ſolcher Richtung, daß wir hoffen konnten in den Golf hineinzufahren; welches denn auch bald geſchah. Nun hatten wir die Freude, nach einer ausgeſtandenen harten Nacht dieſelben Gegenſtände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengeſetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felſeninſel hinter uns. Hatten wir geſtern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, ſo erſchienen nun auch die Caſtelle und die Stadt gerade vor uns, ſodann links den Poſilippo und die Erdzungen, die ſich bis gegen Procida und Iſchia erſtrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für ſeinen Orient ſehr eingenommener griechiſcher Prieſter, der den Lar deswohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage, wie ſich denn Neapel zu Conſtantinopel verhalte, ſehr pathetiſch antwortete: Anche questa è una città! Auch dieſes iſt eine Stadt!

Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umſummt von Menſchen; es war der lebhafteſte Augenblick des Tages. Kaum waren unſere Koffer und ſonſtigen Geräthſchaften ausgeladen und ſtanden am Ufer, als gleich zwei Laſtträger ſich derſelben bemächtigten; und kaum hatten wir ausgeſprochen, daß wir bei Mericeni logiren würden, ſo liefen ſie mit dieſer Laſt wie mit einer Beute davon, ſo daß wir ihnen durch die menſchenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das Portefeuille unter dem Arm, und wir hätten wenigſtens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die neapolitaniſchen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten, was die Brandung verſchont hatte.

Neapel.

An Herder.

Neapel, den 17. Mai 1787.

Hier bin ich wieder, meine Lieben, friſch und geſund. Ich habe die Reiſe durch Sicilien leicht und ſchnell getrieben; wenn ich wiederkomme, ſollt ihr beurtheilen, wie ich geſehen habe. Daß ich ſonſt ſo an den Gegenſtänden klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verſchafft, alles gleichſam vom Blatt wegzuſpielen, und ich finde mich recht glücklich, den großen, ſchönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien ſo klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnſucht kein Gegenſtand mehr im Mittag, da ich auch geſtern von Päſtum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inſeln haben mir Genuß und Leiden gegeben, und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufſparen! Auch iſt hier in Neapel kein Beſinnens; dieſen Ort werde ich euch nun beſſer ſchildern, als es meine erſten Briefe thaten. Den erſten Juni reiſe ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und Anfangs Juli denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß euch ſobald als möglich wiederſehen; es ſollen gute Tage werden. Ich habe unſäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.

Für alles was du Liebes und Gutes an meinen Schriften thuſt, danke ich dir tauſendmal; ich wünſchte immer etwas Beſſeres auch dir zur Freude zu machen. Was mir auch von dir begegnen wird und wo, ſoll mir willkommen ſeyn; wir ſind ſo nah in unſern Vorſtellungsarten, als es möglich iſt, ohne Eins zu ſeyn, und in den Hauptpunkten am nächſten. Wenn du dieſe Zeit her viel aus dir ſelbſt geſchöpft haſt, ſo habe ich viel erworben, und ich kann einen guten Tauſch hoffen.

Ich bin freilich, wie du ſagſt, mit meiner Vorſtellung ſehr ans Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen, daß die Menſchheit je Eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten Eine, die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; bei der Conſtitution der unſrigen bleibt mir ſo wenig für ſie, als für Sicilien bei der ſeinigen zu hoffen.

In einem beiliegenden Blatte ſage ich etwas über den Weg nach Salerno und über Päſtum ſelbſt; es iſt die letzte und faſt möchte ich ſagen, herrlichſte Idee, die ich nun nordwärts vollſtändig mitnehme. Auch iſt der mittlere Tempel nach meiner Meinung allem vorzuziehen, was man noch in Sicilien ſieht.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleichniſſe u. ſ. w. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effect, ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; ſie das Angenehme, wir angenehm u. ſ. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt: denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn was ich ſage nicht neu iſt, ſo habe ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, buſchige Hügel, ſaufte Weiden, fruchtbare Felder, geſchmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit ſo vielen Abwechſelungen und Mannichfaltigkeiten im Geiſte gegenwärtig habe, nun iſt mir erſt die Odyſſee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organiſation ganz nahe bin, und daß es das Einfachſte iſt, was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles übrige ſehe ich auch ſchon

Bei einer groſsen Waſſersnoth
Rief man zu Hülfe das Feuer,
Da ward ſogleich der Himmel roth
Und nirgend war es geheuer:
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Blitze zu flammenden Rotten,
Die ganze Erde ſie war verbrannt
Noch eh' die Fiſche geſotten.

Und als die Fiſche geſotten waren,
Bereitet man groſse Feſte;
Ein jeder brachte ſein Schüſſelein mit,
Groſs war die Zahl der Gäſte;
Ein jeder drängte ſich herbei,
Hier gab es keine Faule;
Die gröbſten aber ſchlugen ſich durch
Und fraſsen's den andern vom Maule.

Die Engel ſtritten für uns Gerechte,
Zogen den kürzern in jedem Gefechte;
Da ſtürzte denn alles drüber und drunter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.

im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins unendliche erfinden, die consequent seyn müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Neapel, den 18. Mai 1787.

Tischbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt ist, hat, wie wir merken, hier in der Zwischenzeit so für uns gearbeitet, daß wir seine Abwesenheit nicht empfinden sollen. Er scheint seinen sämmtlichen hiesigen Freunden so viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß sie sich alle essen, freundlich und thätig gegen uns erweisen, welches ich besonders in meiner gegenwärtigen Lage sehr bedarf, weil kein Tag vergeht, wo ich nicht jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beistand anzurufen hätte. So eben bin ich im Begriff ein summarisches Verzeichniß aufzusetzen von dem, was ich noch zu sehen wünschte; da denn die Kürze der Zeit Meisterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Neapel, den 22. Mai 1787.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens werth ist.

Eine Dame, die mich schon bei meinem ersten Aufenthalt vielfach begünstigt, ersuchte mich, Abends Punkt fünf Uhr bei ihr einzutreffen: es wolle mich ein Engländer sprechen, der mir über meinen Werther etwas zu sagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre sie mir doppelt werth gewesen, gewiß eine abschlägliche Antwort erfolgt seyn; aber daran, daß ich zusagte, konnte ich wohl merken, meine sicilianische Reise habe glücklich auf mich gewirkt, und ich versprach zu kommen.

Leider aber ist die Stadt zu groß und der Gegenstände so viel, daß

ich eine Viertelſtunde zu ſpät die Treppe hinaufſtieg und eben an der verſchloſſenen Thüre auf der Schilfmatte ſtand, um zu klingeln, als die Thüre ſchon aufging und ein ſchöner Mann in mittleren Jahren heraustrat, den ich ſogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angeſehen, als er ſagte: Sie ſind der Verfaſſer des **Werther**! Ich bekannte mich dazu, und entſchuldigte mich, nicht früher gekommen zu ſeyn.

Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten, verſetzte derſelbe: was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt ganz kurz, und kann eben ſo gut hier auf der Schilfmatte geſchehen. Ich will nicht wiederholen, was Sie von Tauſenden gehört; auch hat das Werk nicht ſo heftig auf mich gewirkt als auf andere; ſo oft ich aber daran denke, was dazu gehörte um es zu ſchreiben, ſo muß ich mich immer aufs neue verwundern.

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwiedern, als er mir ins Wort fiel und ausrief: Ich darf keinen Augenblick länger ſäumen: mein Verlangen iſt erfüllt, Ihnen dieß ſelbſt geſagt zu haben. Leben Sie recht wohl und glücklich! Und ſo fuhr er die Treppe hinunter. Ich ſtand einige Zeit über dieſen ehrenvollen Text nachdenkend, und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unſer Zuſammentreffen, und erzählte manches Vortheilhafte von dieſem ſeltenen und ſeltſamen Manne.

Neapel, den 25. Mai 1787.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wohl nicht wieder ſehen; ſie iſt wirklich nach Sorrent und hat mir die Ehre angethan vor ihrer Abreiſe auf mich zu ſchelten, daß ich das ſteinichte und wüſte Sicilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über dieſe ſonderbare Erſcheinung. Aus einem guten, doch unvermögenden Hauſe geboren, im Kloſter erzogen, entſchloß ſie ſich, einen alten und reichen Fürſten zu heirathen, und man konnte ſie um ſo eher dazu überreden, als die Natur ſie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Weſen gebildet hatte. In dieſer reichen, aber durch Familienverhältniſſe höchſt beſchränkten Lage ſuchte ſie ſich durch ihren Geiſt zu helfen, und da ſie in Thun und Laſſen gehindert war, wenigſtens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man verſicherte mir, daß ihr eigentlichſter Wandel ganz untadelig ſey, daß ſie ſich aber feſt vorgeſetzt zu haben ſcheine durch ein unbändiges Reden allen Verhältniſſen ins Angeſicht zu ſchlagen. Man

bemerkte scherzend, daß keine Censur ihre Discurse, wären sie schriftlich verfaßt, könne durchgehen lassen, weil sie durchaus nichts vorbringe, als was Religion, Staat oder Sitten verletze. Man erzählte die wunderlichsten und artigsten Geschichten von ihr, wovon eine hier stehen mag, ob sie gleich nicht die anständigste ist.

Kurz vor dem Erdbeben, das Calabrien betraf, war sie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schlosses war eine Baracke gebaut, das heißt ein hölzernes, einstöckiges Haus, unmittelbar auf den Boden aufgesetzt, übrigens tapezirt, möblirt und schicklich eingerichtet. Bei den ersten Anzeichen des Erdbebens flüchtete sie dahin. Sie saß auf dem Sopha, Knötchen knüpfend, vor sich ein Nähtischchen, gegen ihr über ein Abbé, ein alter Hausgeistlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude sank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengesetzte sich emporhob; der Abbé und das Tischchen wurde also auch in die Höhe gehoben. Pfui! rief sie, an der sinkenden Wand mit dem Kopfe gelehnt: schickt sich das für einen so ehrwürdigen Mann? Ihr gebärdet euch ja, als wenn ihr auf mich fallen wolltet. Das ist ganz gegen alle Sitte und Wohlstand.

Indessen hatte das Haus sich wieder niedergesetzt, und sie wußte sich vor Lachen nicht zu lassen über die närrische, lüsterne Figur, die der gute Alte sollte gespielt haben, und sie schien über diesen Scherz von allen Calamitäten, ja dem großen Verlust, der ihre Familie und so viel tausend Menschen betraf, nicht das mindeste zu empfinden. Ein wunderlich glücklicher Charakter, dem noch eine Posse gelingt, indem ihn die Erde verschlingen will!

Neapel, den 26. Mai 1787.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl gut heißen, daß es so viele Heilige giebt: nun kann jeder Gläubige den seinigen auslesen, und mit vollem Vertrauen sich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zusagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich denn, ihm zu Ehren, nach seiner Weise und Lehre andächtig munter beging.

Filippo Neri steht in hohem Ansehen und zugleich heiterem Andenken; man wird erbaut und erfreut, wenn man von ihm und seiner hohen Gottesfurcht vernimmt; zugleich aber hört man auch von seiner

guten Laune sehr viel erzählen. Seit seinen ersten Jugendjahren fühlte er die brünstigsten Religionstriebe, und im Laufe seines Lebens entwickelten sich in ihm die höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen wortlosen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ekstase, und zuletzt sogar des Aufsteigens vom Boden und Schwebens über denselben, welches vor allen für das Höchste gehalten wird.

Zu so vielen geheimnißvollen, seltsamen Innerlichkeiten gesellte er den klarsten Menschenverstand, die reinste Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, den thätigsten Beistand, in leiblicher und geistlicher Noth seinem Nebenmenschen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie sie auch an Festen, Kirchenbesuchen, Beten, Fasten und sonst von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Eben so beschäftigte er sich mit Bildung der Jugend, mit musikalischer und rednerischer Uebung derselben, indem er nicht allein geistliche, sondern auch geistreiche Themata vorlegte, und sonst aufregende Gespräche und Disputationen veranlaßte. Hierbei möchte denn wohl das Sonderbarste scheinen, daß er das alles aus eigenem Trieb und Befugniß that und leistete, seinen Weg viele Jahre stätig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Congregation zu gehören, ja ohne die geistliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dieß zu Luthers Zeit geschah, und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energischer, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte das Geistliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in das Seculum einzuführen, und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüssel, der die Gefängnisse des Papstthums öffnen, und der freien Welt ihren Gott wiedergeben soll.

Der päpstliche Hof jedoch, der einen so bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter seinem Gewahrsam hatte, ließ nicht nach, bis dieser, der ohnehin ein geistliches Leben führte, schon seine Wohnung in Klöstern nahm, daselbst lehrte, ermunterte, ja sogar, wo nicht einen Orden, doch eine freie Versammlung zu stiften im Begriff war, endlich beredet ward die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen, die ihm denn doch bisher auf seinem Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch seine körperliche wunderbare Erhebung über den Boden wie billig in Zweifel ziehen, so war er doch dem Geiste nach hoch über dieser Welt erhoben, und deßwegen ihm nichts so sehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hindernisse eines wahren gottseligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Geschichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet sich zum Beispiel eben in der Nähe des Papstes, als diesem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Klosterfrau mit allerlei wunderlichen geistlichen Gaben sich hervorthue. Die Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen zu untersuchen erhält Neri den Auftrag. Er setzt sich sogleich zu Maulthier, und ist bei sehr bösem Wetter und Weg bald im Kloster. Eingeführt, unterhält er sich mit der Aebtissin, die ihm von allen diesen Gnadenzeichen mit vollkommener Beistimmung genaueste Kenntniß giebt. Die geforderte Nonne tritt ein und er, ohne sie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kothigen Stiefel hin, mit dem Ansinnen daß sie ihn ausziehen solle. Die heilige, reinliche Jungfrau tritt erschrocken zurück, und giebt ihre Entrüstung über dieses Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt sich ganz gelassen, besteigt sein Maulthier und findet sich wieder vor dem Papst, ehe dieser es nur vermuthen konnte; denn wegen Prüfung solcher Geistesgaben sind katholischen Beichtvätern bedeutende Vorsichtsmaßregeln aufs genaueste vorgeschrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit solcher himmlischen Begünstigungen zugiebt, aber die Wirklichkeit derselben nicht ohne die genaueste Prüfung zugesteht. Dem verwunderten Papste eröffnete Neri kürzlich das Resultat. Sie ist keine Heilige, ruft er aus: sie thut keine Wunder! denn die Haupteigenschaft fehlt ihr, die Demuth.

Diese Maxime kann man als leitendes Princip seines ganzen Lebens ansehen; denn nur noch Eins zu erzählen, als er die Congregation der Padri dell' Oratorio gestiftet hatte, die sich bald ein großes Ansehen erwarb und gar vielen den Wunsch einflößte, Mitglied derselben zu werden, kam ein junger römischer Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Noviciat und die demselben angewiesene Kleidung zugestanden wurde. Da aber selbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachsuchte, hieß es, daß vorher noch einige Prüfungen zu bestehen seyen; wozu er sich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Fuchsschwanz hervor und forderte, der Prinz solle diesen sich hinten an

das lange Röckchen anheften laſſen und ganz ernſthaft durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entſetzte ſich wie oben die Nonne und äußerte: er habe ſich gemeldet, nicht um Schande, ſondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri, dieß ſey von ihrem Kreiſe nicht zu erwarten, wo die höchſte Entſagung das erſte Geſetz bleibe; worauf denn der Jüngling ſeinen Abſchied nahm.

In einem kurzen Wahlſpruch hatte Neri ſeine Hauptlehre verfaßt: **Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni.** Und damit war freilich alles geſagt. Die beiden erſten Punkte bildet ſich ein Hypochondriſt wohl manchmal ein erfüllen zu können; um aber ſich zum dritten zu bequemen, müßte man auf dem Wege ſeyn ein Heiliger zu werden.

Neapel, den 27. Mai 1787.

Die ſämmtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats habe ich geſtern alle auf einmal von Rom her durch Graf Frieß erhalten, und mir mit Leſen und Wiederleſen etwas Rechts zu gute gethan. Das ſehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei, und ich danke tauſendmal für alles.

Nun wird es aber bald Zeit, daß ich von hier flüchte; denn indem ich mir Neapel und ſeine Umgebungen noch recht zu guter Letzt vergegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über manches abſchließen möchte, ſo reißt der Strom des Tags mich fort und nun ſchließen auch vorzügliche Menſchen ſich an, die ich als alte und neue Bekannte unmöglich ſo geradezu abweiſen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Carlsbad die angenehmſten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterſter Erinnerung! Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unſeres theuern Fürſten. Sie beſaß das Gedicht noch, womit ihn bei ſeinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraſchten. Es rief die luſtigen Scenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Myſtificationen, die geiſtreichen Verſuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf deutſchem Boden, in der beſten deutſchen Geſellſchaft, eingeſchränkt von Felswänden, durch ein ſeltſames Local zuſammen gehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundſchaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch ans Fenſter

traten, rauschte der neapolitanische Strom wieder so gewaltsam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht festzuhalten waren.

Der Bekanntschaft des Herzogs und der Herzogin von Urfel konnte ich eben so wenig ausweichen. Treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinn, entschiedener Kunstliebe, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgesetzte und wiederholte Unterhaltung war höchst anziehend.

Hamilton und seine Schöne setzten gegen mich ihre Freundlichkeit fort. Ich speiste bei ihnen und gegen Abend producirte Miß Harte auch ihre musikalischen und melischen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackerts, der sein Wohlwollen gegen mich steigert und mir alles Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, führte uns Hamilton in sein geheimes Kunst- und Gerümpelgewölbe. Da sieht es denn ganz verwirrt aus; die Producte aller Epochen zufällig durch einander gestellt; Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von sicilianischen Achaten allerlei Hauszierrath, sogar ein Capellchen, Geschnitztes, Gemaltes und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig bei Seite schob, lagen zwei ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackert aufmerksam und lispelte ihm die Frage zu, ob diese nicht ganz den in Portici ähnlich seyen. Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freilich aus den pompejischen Grüften seitwärts hierher verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklichen Erwerbnisse mag der Ritter diese verborgenen Schätze nur wohl seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.

Auffallend war mir ein aufrechtstehender, an der Vorderseite offener, inwendig schwarz angestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug, um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und dem gemäß erfuhren wir auch die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten, unnachahmbaren Gemälde ergötzen, und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grund vielfarbig gekleidet, die antiken Gemälde von Pompeji und selbst neuerer Meisterwerke nachgeahmt. Diese Epoche schien vorüber zu seyn; auch war der Apparat schwer zu transportiren und ins rechte Licht zu setzen; uns konnte also ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Hier iſt der Ort noch einer andern entſchiedenen Liebhaberei der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es ſind die Krippchen (presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen ſieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorſtellend, mehr oder weniger vollſtändig, reich und koſtbar zuſammen gruppirt. Dieſe Darſtellung iſt in dem heitern Neapel bis auf die flachen Hausdächer geſtiegen; dort wird ein leichtes hüttenartiges Gerüſte erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeſchmückt. Die Muttergottes, das Kind und die ſämmtlichen Umſtehenden und Umſchwebenden koſtbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht, iſt der Hintergrund, welcher den Veſuv mit ſeinen Umgebungen einfaßt.

Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwiſchen die Puppen mit eingemiſcht haben, und nach und nach iſt eine der bedeutendſten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden, zu ihrer Abendergötzung auch weltliche Bilder, ſie mögen nun der Geſchichte oder der Dichtkunſt angehören, in ihren Paläſten aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlbehandelter Gaſt nicht wagen ſollte, ſo muß ich geſtehen, daß mir unſere ſchöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geiſtloſes Weſen vorkommt, die wohl mit ihrer Geſtalt bezahlen, aber durch keinen ſeelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache ſich geltend machen kann. Schon ihr Geſang iſt nicht von zuſagender Fülle.

Und ſo mag es ſich auch am Ende mit jenen ſtarren Bildern verhalten. Schöne Perſonen gibt's überall, tiefempfindende zugleich mit günſtigen Sprachorganen verſehene viel ſeltener, am allerſeltenſten ſolche, wo zu allem dieſem noch eine einnehmende Geſtalt hinzutritt.

Auf Herders dritten Theil freue ich mich ſehr. Hebt mir ihn auf, bis ich ſagen kann, wo er mir begegnen ſoll! Er wird gewiß den ſchönen Traumwunſch der Menſchheit, daß es dereinſt beſſer mit ihr werden ſolle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich ſelbſt ſagen, halte ich es für wahr, daß die Humanität endlich ſiegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hoſpital und einer des andern humaner Krankenwärter ſeyn werde.

Neapel, den 28. Mai 1787.

Der gute und ſo brauchbare Volkmann nöthigt mich von Zeit zu Zeit von ſeiner Meinung abzugehen. Er ſpricht zum Beiſpiel, daß dreißig- bis vierzigtauſend Müßiggänger in Neapel zu finden wären; und wer ſprichts ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar ſehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des ſüdlichen Zuſtandes, daß dieß wohl eine nordiſche Anſicht ſeyn möchte, wo man jeden für einen Müßiggänger hält, der ſich nicht den ganzen Tag ängſtlich abmüht. Ich wendete deßhalb vorzügliche Aufmerkſamkeit auf das Volk, es mochte ſich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar ſehr viel übelgekleidete Menſchen bemerken, aber keine unbeſchäftigten.

Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; ſie konnten mir aber ſolche eben ſo wenig zeigen, und ſo ging ich, weil die Unterſuchung mit Betrachtung der Stadt genau zuſammenhing, ſelbſt auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuern Gewirre mit den verſchiedenen Figuren bekannt zu machen, ſie nach ihrer Geſtalt, Kleidung, Betragen, Beſchäftigung zu beurtheilen und zu claſſificiren. Ich fand dieſe Operation hier leichter als irgendwo, weil der Menſch ſich hier mehr ſelbſt gelaſſen iſt, und ſich ſeinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menſchen, die ich hie und da ſtill ſtehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit ſich brachte. Die Laſtträger, die an verſchiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis ſich jemand ihrer bedienen will; die Caleſſaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einſpännigen Caleſſen auf großen Plätzen ſtehen, ihre Pferde beſorgen und einem jeden, der ſie verlangt, zu Dienſten ſind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fiſcher, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünſtiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich ſah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meiſt ein jeder ein Zeichen ſeiner Thätigkeit mit ſich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menſchen. Je mehr ich mich umſah, je genauer ich beobachtete, deſto weniger konnte ich, weder von der geringen, noch von der mittlern Claſſe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tags, ja von keinem Alter und Geſchlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das was ich behaupte, glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten Kinder ſind auf mancherlei Weiſe beſchäftigt. Ein groſſer Theil derſelben trägt Fiſche zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere ſieht man ſehr oft in der Gegend des Arſenals, oder wo ſonſt etwas gezimmert wird, wobei es Späne giebt, auch am Meere, welches Reiſer und kleines Holz auswirft, beſchäftigt, ſogar die kleinſten Stückchen in Körbchen aufzuleſen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde ſo hinkriechen, in Geſellſchaft älterer Knaben von fünf bis ſechs Jahren, befaſſen ſich mit dieſem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt, und ſetzen ſich mit ihren kleinen Holzportionen gleichſam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf ſeinem Dreifuß zu Kohlen, um ſich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in ſeiner ſparſamen Küche.

Andere Kinder tragen das Waſſer der Schwefelquellen, welches beſonders im Frühjahr ſehr ſtark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere ſuchen einen kleinen Gewinn, indem ſie Obſt, geſponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder, als kindiſche Handelsleute, den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umſonſt zu haben. Es iſt wirklich artig anzuſehen, wie ein ſolcher Junge, deſſen ganzer Kram und Geräthſchaft in einem Brett und Meſſer beſteht, eine Waſſermelone, oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie ſich um ihn eine Schaar Kinder verſammelt, wie er ſein Brett niederſetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer ſpannen ſehr ernſthaft, ob ſie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten ſollen, und der kleine Handelsmann tractirt gegen die Begierigen die Sache eben ſo bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man bei längerem Aufenthalt noch manche Beiſpiele ſolches kindiſchen Erwerbes ſammeln könnte.

Eine ſehr groſſe Anzahl von Menſchen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meiſtentheils ſehr ſchlecht gekleidet ſind, beſchäftigen ſich, das Gebricht auf Eſeln aus der Stadt zu bringen. Das nächſte Feld um Neapel iſt nur Ein Küchengarten, und es iſt eine Freude zu ſehen, welche unſägliche Menge von Küchengewächſen alle Markttage hereingeſchafft wird, und wie die Induſtrie der Menſchen ſogleich die überflüſſigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder bringt, um den

Nun ging es an ein Beten und Flehen!
Gott ward bewegt herein zu ſehen.
Spricht Logos, dem die Sache klar
Von Ewigkeit her geweſen war:
Sie ſollten ſich keineswegs geniren,
Sich auch einmal als Teufel geriren,
Auf jede Weiſe den Sieg erringen
Und hierauf das Tedeum ſingen.
Das ließen ſie ſich nicht zweimal ſagen,
Und ſieh, die Teufel waren geſchlagen.
Natürlich fand man hinterdrein
Es ſey recht hübſch ein Teufel zu ſeyn.

Am jüngſten Tag, vor Gottes Thron,
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Regiſter
Gegen denſelben und ſeine Geſchwiſter,
War ein wunderſam verruchtes Weſen:
Satan fing an es abzuleſen.

Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von beiden ſprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der heilige Geiſt
Das Wort genommen allermeiſt:

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du ſprichſt wie die deutſchen Profeſſoren.
Wir wiſſen alles, mach' es kurz!
Am jüngſten Tag iſt's nur ein ....

Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüse machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischoken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird denn auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hängen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel bestehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tags so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird, und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tags ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein paar solche Leute, die sich zusammenthun, sich einen Esel kaufen und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannichfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte, bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Classe des Volks besonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag, andere mit Credenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen, vor dem Fallen gesichert, stehen; andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint als wolle jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so gibt es noch eine Menge kleine Krämer, welche gleichfalls herumgehen und, ohne viele Umstände, auf einem Brett, in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen geradezu auf flacher Erde ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größeren

Läden fände; es iſt der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eiſen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz u. ſ. w., das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch ſind viele Menſchen der niedern Claſſe bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beſchäftigt.

Es iſt wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem ſehr übel gekleideten, ja ſogar einem zerlumpten Menſchen zu begegnen; aber dieß iſt deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja, ich möchte faſt das Paradoxon aufſtellen, daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiſte Induſtrie in der ganz niedern Claſſe zu finden ſey. Freilich dürfen wir ſie nicht mit einer nordiſchen Induſtrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den Winter zu ſorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß, um die Küche das ganze Jahr zu verſorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht laſſen darf u. ſ. w., dadurch werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man ſich gern aus der freien Luft und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahrszeiten auf einander und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen: denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleich bleiben, den Charakter der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus unſerm Geſichtspunkte zu ſtreng. Was Herr de Pauw in ſeinen Recherches sur les Grecs, bei Gelegenheit da er von den cyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihr Grundſatz alles zu entbehren, ſey durch ein Klima ſehr begünſtigt, das alles gewährt. Ein armer, uns elend ſcheinender Menſch könne in den dortigen Gegenden die nöthigſten und nächſten Bedürfniſſe

nicht allein befriedigen, ſondern die Welt aufs ſchönſte genießen. Und eben ſo möchte ein ſogenannter neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verſchmähen und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kaiſerin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unſern Gegenden ein cyniſcher Philoſoph ſchlecht ausdauern, da hingegen in ſüdlichen Ländern die Natur gleichſam dazu einlädt. Der zerlumpte Menſch iſt dort noch nicht nackt; derjenige der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, ſondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläſte und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und ſich bei ſchlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterſteckt, iſt deßwegen noch nicht verſtoßen und elend; ein Menſch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag geſorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fiſchreiche Meer, von deſſen Producten ſich jene Menſchen geſetzmäßig einige Tage der Woche nähren müſſen, für eine Maſſe von Nahrungsmitteln anbietet, wie allerlei Obſt und Gartenfrüchte zu jeder Jahrszeit in Ueberfluß zu haben ſind, wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, ſondern das Land des Ackerbaues) ſich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend (Campagna felice) ſchon Jahrhunderte trägt: ſo läßt ſich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben ſeyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich eben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemälde von Neapel zu ſchreiben unternehmen ſollte; wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich ſeyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der ſogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger iſt als alle übrigen Claſſen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, ſondern um zu genießen, und daß ſie ſogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt ſich hierdurch gar manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordiſchen Länder ſehr zurück ſind; daß die Fabriken nicht zu Stande kommen; daß außer Sachwaltern und Aerzten in Verhältniß zu der großen Maſſe von Menſchen wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitaniſchen

Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; daß sich die Geistlichen im Müßiggange am wohlsten seyn lassen, und auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Klasse nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können, allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen. Durchgängig ist diese Klasse von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt einen freien richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Klasse von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune.

Plinius, im fünften Capitel des dritten Buchs seiner Naturgeschichte, hält Campanien allein einer weitläufigen Beschreibung werth. „So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden," sagt er, „daß man erkennt, an diesem Ort habe die Natur sich ihres Werks erfreut. Denn diese Lebensluft, diese immer heilsame Milde des Himmels, so fruchtbare Felder, so sonnige Hügel, so unschädliche Waldungen, so schattige Haine, so nutzbare Wälder, so luftige Berge, so ausgebreitete Saaten, solch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, so edle Wolle der Schafe, so fette Nacken der Stiere, so viel Seen, so ein Reichthum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Hafen! Die Erde selbst, die ihren Schooß überall dem Handel eröffnet und, gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus streckt! Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte, und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben! Von diesem Lande fällten die Griechen, ein Volk, das sich selbst unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollste Urtheil, indem sie einen Theil davon Großgriechenland nannten."

Neapel, den 29. Mai 1787.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; sogar die einspännigen Calessen hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen: sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt; denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachenen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemalten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt. Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammetner großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre; darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbenen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, welche große Blumenbüschel über das ruhende Kind hielten, und weil sie unten nur an Drähten befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, wackelten und mitbelebende Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel schwankten um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte,

und die vorangehenden Prieſter und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahrszeit wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch, daß die Waare zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſey.

Bei Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Schaiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders aufgetiſcht, und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannichfaltigſte herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünem Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bei den Fleiſchwaaren, nach welchen das Auge des Volks beſonders lüſtern gerichtet iſt, weil der Appetit durch periodiſches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleiſchbänken hängen die Theile der Ochſen, Kälber, Schöpſe niemals aus, ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule ſtark vergeldet ſey. Es ſind verſchiedene Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmausfeſte berühmt; alsdann feiert man eine allgemeine Cocagna, wozu ſich fünfhunderttauſend Menſchen das Wort gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo, und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichſte verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Roſinen, Melonen und Feigen aufgeſetzt ſind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmſte. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoſter von vergeldeten, mit rothen Bändern geſchnürten Würſten; welſche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel ſtecken haben. Man verſicherte, daß deren dreißigtauſend verkauft werden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hauſe gemäſtet hatten. Außer dieſem werden noch eine Menge Eſel, mit grüner Waare, Kapaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hie und da ſieht, ſind ſo groß, daß man ſich ihrer niemals ſo viel beiſammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieſes verzehrt wird: alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine u. ſ. w.

der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk hört aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jener erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannichfaltig zu bereiten wissen, ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gern kurz faßt, und keine wohleingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht, und der geriebene Käse schmälzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerksverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Oels, besonders an Festtagen, beschäftigt, Fische und Backwerk einem jeden nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Neapel, den 30. Mai 1787.

Nachts durch die Stadt spazierend, gelangte ich zum Molo. Dort sah ich mit einem Blick den Mond, den Schein desselben auf den Wolkensäumen, den sanftbewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächsten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtthurms, das Feuer des Vesuv, den Widerschein davon im Wasser, und viele einzelne Lichter ausgesät über die Schiffe. Eine so mannichfaltige Aufgabe hätte ich wohl von Van der Neer gelöst sehen mögen.

Neapel, den 31. Mai 1787.

Ich hatte das römische Frohnleichnamfest und dabei besonders die nach Raphael gewirkten Teppiche so fest in den Sinn gefaßt, daß ich mich durch alle diese herrlichen Naturerscheinungen, ob sie schon in der Welt ihres Gleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, sondern die Anstalten zur Reise hartnäckig fortsetzte. Ein Paß war bestellt, ein Vetturin hatte mir den Miethpfennig gegeben; denn es geschieht dort zur Sicherheit der Reisenden umgekehrt als bei uns. Kniep war beschäftigt,

sein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel besser als das vorige.

Schon früher als diese Veränderung im Werke war, hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben, es sey doch unangenehm und gewissermaßen unanständig, wenn man in ein Haus ziehe und gar nichts mit bringe; selbst ein Bettgestell flöße den Wirthsleuten schon einigen Respect ein. Als wir nun heute durch den unendlichen Trödel der Castellweitung hindurchgingen, sah ich so ein paar eiserne Gestelle, bronzeartig angestrichen, welche ich sogleich feilschte, und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen und soliden Schlafstätte verehrte. Einer der allezeit fertigen Träger brachte sie nebst den erforderlichen Brettern in das neue Quartier, welche Anstalt Kniep so sehr freute, daß er sogleich von mir weg- und hier einzuziehen gedachte, große Reißbretter, Papier und alles Nöthige schnell anzuschaffen besorgt war. Einen Theil der Conturen, in beiden Sicilien gezogen, übergab ich ihm nach unserer Verabredung.

Neapel, den 1. Juni 1787.

Die Ankunft des Marquis Lucchesini hat meine Abreise auf einige Tage weiter geschoben; ich habe viel Freude gehabt, ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von den Menschen zu seyn, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können, anstatt daß unser einer, wie ein wiederkäuendes Thier, sich zu Zeiten überfüllt, und dann nichts weiter zu sich nehmen kann, bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl; sie ist ein wackres, deutsches Wesen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Diese letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit Menschen zu sehen; ich habe meist interessante Personen kennen lernen und bin mit den Stunden, die ich ihnen gewidmet, sehr zufrieden; aber noch vierzehn Tage, so hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Um dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückkunft von Pästum habe ich, außer den Schätzen von Portici wenig gesehen, und es bleibt mir manches zurück, um dessentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Museum ist auch das A und O aller Antiquitätensammlungen; da sieht man recht, was die alte Welt an freudigem Kunstsinn

voraus war, wenn sie gleich in strenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurück blieb.

Neapel, den 1. Juni 1787.

Der Lohnbediente, welcher mir den ausgefertigten Paß zustellte, erzählte zugleich, meine Abreise betrauernd, daß eine starke Lava aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehme; an den steileren Abhängen des Berges sey sie beinahe schon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abschiedsbesuche hin, die ich so vielen wohlwollenden und befördernden Personen schuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, sehe ich schon. Einmal kann man sich auf seinem Wege den Menschen doch nicht völlig entziehen; was sie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, sie reißen uns doch zuletzt von unsern ernstlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die ihrigen fördern. Ich bin äußerst verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dankbesuche waren nicht ohne Freude und Belehrung: man zeigte mir noch manches freundlich vor, was man bisher verschoben oder versäumt. Cavaliere Venuti ließ mich sogar noch verborgene Schätze sehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung seinen, obgleich verstümmelten, doch unschätzbaren Ulysses. Er führte mich zum Abschied in die Porzellanfabrik, wo ich mir den Hercules möglichst einprägte, und mir an den campanischen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll sah.

Wahrhaft gerührt und freundschaftlich Abschied nehmend, vertraute er mir dann noch zuletzt, wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünschte nichts mehr, als daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Mein Banquier, bei dem ich gegen Tischzeit eintraf, ließ mich nicht los. Das wäre nun alles schön und gut gewesen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an sich gezogen. Unter mancherlei Beschäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran; ich aber eilte schnell nach dem Mole.

Hier ſah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerſcheine, nur bei bewegtem Meer noch ſchwankender; den Vollmond in ſeiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulcans, und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden ernſten Wege. Ich hätte noch hinausfahren ſollen, aber die Anſtalten waren zu weitſchichtig, ich wäre erſt am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben: ich blieb auf dem Molo ſitzen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abſtrömens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens, wohin die Lava ſtrömen werde, und was dergleichen Unfug noch mehr ſeyn mochte, die Augen zufallen wollten.

Neapel, den 2. Juni 1787.

Und ſo hätte ich auch dieſen ſchönen Tag zwar mit vorzüglichen Perſonen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Abſichten, und mit ſchwerem Herzen, zugebracht. Sehnſuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langſam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete, welchen die Lava ſtündlich nahm. Auch der Abend ſollte nicht frei ſeyn. Ich hatte verſprochen, die Herzogin von Giovane zu beſuchen, die auf dem Schloſſe wohnte, wo man mich denn, viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberſte verengt waren durch Kiſten, Schränke und alles Mißfällige eines Hofgarderobeweſens. Ich fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine ſonderliche Ausſicht hatte, eine wohlgeſtaltete junge Dame von ſehr zarter und ſittlicher Unterhaltung. Als einer geborenen Deutſchen war ihr nicht unbekannt, wie ſich unſere Literatur zu einer freiern, weit umherblickenden Humanität gebildet: Herders Bemühungen, und was ihnen ähnelte, ſchätzte ſie vorzüglich; auch Garve's reiner Verſtand hatte ihr aufs innigſte zugeſagt. Mit den deutſchen Schriftſtellerinnen ſuchte ſie gleichen Schritt zu halten, und es ließ ſich wohl bemerken, daß es ihr Wunſch ſey eine geübte und belebte Feder zu führen. Dahin bezogen ſich ihre Geſpräche und verriethen zugleich die Abſicht auf die Töchter des höchſten Standes zu wirken. Ein ſolches Geſpräch kennt keine Gränzen. Die Dämmerung war ſchon eingebrochen, und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und ſie, einer durch Läden verſchloſſenen Fenſterſeite ſich nähernd, ſtieß einen Laden

Getraust du dich ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen."

Wollet ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit,
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
Wie erhabne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden.

Die Deutschen sind recht gute Leut',
Sind sie einzeln sie bringen's weit;
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum erstenmal im Ganzen gerathen.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das Letztemal seyn!

---

auf, und ich erblickte was man in seinem Leben nur einmal sieht. That sie es absichtlich mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des obern Geschosses, der Vesuv gerade vor uns: die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gefeuert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten: übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dieß alles mit Einem Blick zu übersehen, und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarsten Bildes zu schauen, mußte wohl Erstaunen erregen.

Dieß alles konnte von diesem Standpunkt das Auge mit einmal fassen, und wenn es auch die einzelnen Gegenstände zu mustern nicht im Stande war, so verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unser Gespräch durch dieses Schauspiel unterbrochen, so nahm es eine desto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtausende zu commentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs, desto mehr schien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweite Sonne; die Säulen des Rauchs, dessen Streifen und Massen durchleuchtet, bis ins Einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterscheiden. Meine Wirthin — so will ich sie nennen, weil mir nicht leicht ein köstlicheres Abendmahl zubereitet war — ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen, und die schöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieses unglaublichen Bildes, schien mir immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß, wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte: sie müsse mich, wiewohl ungern, entlassen; die Stunde nahe schon, wo ihre Galerien klestermäßig verschlossen würden. Und so schied ich zaudernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geschick segnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tags noch schön am Abend belohnt hatte.

Unter den freien Himmel gelangt, ſagte ich mir vor, daß ich in der Nähe dieſer größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde geſehen haben, und daß mir ein ſolcher Ueberblick, ein ſolcher Abſchied aus Neapel nicht anders, als auf dieſe Weiſe hätte werden können. Anſtatt nach Hauſe zu gehen, richtete ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauſpiel mit einem andern Vordergrund zu ſehen; aber ich weiß nicht, ob die Ermüdung nach einem ſo reichen Tage, oder ein Gefühl, daß man das letzte ſchöne Bild nicht verwiſchen müſſe, mich wieder nach Mericeni zurückzog, wo ich denn auch Kniep fand, der aus ſeinem neu bezogenen Quartier mir einen Abendbeſuch abſtattete. Bei einer Flaſche Wein beſprachen wir unſere künftigen Verhältniſſe; ich konnte ihm zuſagen, daß er, ſobald ich etwas von ſeinen Arbeiten in Deutſchland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernſt von Gotha empfohlen ſeyn, und von dort Beſtellungen erhalten würde. Und ſo ſchieden wir mit herzlicher Freude, mit ſicherer Ausſicht künftiger, wechſelſeitig wirkender Thätigkeit.

Neapel, den 3. Juni 1787. Dreieinigkeitsfeſt.

Und ſo fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieſer unvergleichlichen Stadt, die ich wahrſcheinlich nicht wieder ſehen ſollte, halb betäubt hinaus; vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep, und gelobte ihm auch in der Ferne meine beſte Vorſorge.

An den äußerſten Polizeiſchranken der Vorſtadt ſtörte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich ins Geſicht ſah, aber ſchnell wieder hinweg ſprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Vetturin fertig geworden, als aus der Kaffeebudenthüre, die größte chineſiſche Taſſe voll ſchwarzen Kaffee auf einem Präſentirteller tragend, Kniep heraustrat. Er nahte ſich dem Wagenſchlag langſam mit einem Ernſt, der, von Herzen gehend, ihn ſehr gut kleidete. Ich war erſtaunt und gerührt; eine ſolche erkenntliche Aufmerkſamkeit hat nicht ihres Gleichen. Sie haben, ſagte er, mir ſo viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirkſames erzeigt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke.

Da ich in ſolchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, ſo

brachte ich nur sehr lakonisch vor, daß er durch seine Thätigkeit mich schon zum Schuldner gemacht, und durch Benutzung und Bearbeitung unserer gemeinsamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir schieden, wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man sich wechselsweise gerade herausspräche, was man von einander erwartet. Ist das geleistet, so sind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, das das erste und letzte von allem ist, erscheint als reine Zugabe.

Unterwegs, vom 4. bis 6. Juni.

Da ich dießmal allein reise, habe ich Zeit genug die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geschieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor, und wenn die Reise dem, der sie vollbracht hat, in einem Flusse vorüberzuziehen scheint und in der Einbildungskraft als eine stätige Folge hervortritt, so fühlt man doch, daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich sey. Der Erzählende muß alles einzeln hinstellen: wie soll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?

Deßhalb konnte mir nichts Tröstlicheres und Erfreulicheres begegnen, als die Versicherungen eurer letzten Briefe, daß ihr euch fleißig mit Italien und Sicilien beschäftigt, Reisebeschreibungen leset und Kupferwerke betrachtet: das Zeugniß, daß dadurch meine Briefe gewinnen, ist mein höchster Trost. Hättet ihr es früher gethan oder ausgesprochen, ich wäre noch eifriger gewesen als ich war. Daß treffliche Männer, wie Bartels, Münter, Architekten verschiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke sorgfältiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichsten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich halten mußte.

Ueberhaupt, wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen giebt, so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten

und Reisenden gültig seyn. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kenne ich seine Vorgänger, so werde ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, seinen Nachfolger erwarten, und diesem, wäre mir sogar inzwischen das Glück geworden die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Filippo Neri, der humoristische Heilige.

Filippo Neri, in Florenz geboren 1515, erscheint von Kindheit auf als ein folgsamer sittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildniß als eines solchen ist glücklicherweise aufbewahrt in des Fidanza Teste Scelte Tom. V. Bl. 31. Man wüßte sich keinen tüchtigern, gesündern, geradsinnigern Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edlen Familie, wird er in allem Guten und Wissenswerthen der Zeit gemäß unterrichtet, und endlich, um seine Studien zu vollenden, man meldet nicht in welchem Alter, nach Rom gesandt. Hier entwickelt er sich zum vollkommenen Jüngling: sein schönes Antlitz, seine reichen Locken zeichnen ihn aus; er ist anziehend und ablehnend zugleich, Anmuth und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigsten Zeit, wenige Jahre nach der grausamen Plünderung der Stadt, ergiebt er sich, nach Vorgang und Beispiel vieler Edlen, ganz den Uebungen der Frömmigkeit, und sein Enthusiasmus steigert sich mit den Kräften einer frischen Jugend. Unablässiges Besuchen der Kirchen, besonders der sieben Hauptkirchen, brünstiges Beten zur Herannöthigung der Hülfe, fleißiges Beichten und Genuß des Abendmahls, Flehen und Ringen nach geistigen Gütern. In solch einem enthusiastischen Momente wirft er sich einst auf die Stufen des Altars und zerbricht ein paar Rippen, welche, schlecht geheilt, ihm lebenslängliches Herzklopfen verursachen und die Steigerung seiner Gefühle veranlassen.

Um ihn versammeln sich junge Männer zu thätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit: sie erweisen sich unermüdet die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen und scheinen ihre Studien hintanzusetzen. Wahrscheinlich bedienen sie sich der Zuschüsse von Haus zu wohlthätigen Zwecken; genug, sie geben und helfen immer und behalten nichts für sich, ja er

lehnt nachher ausdrücklich alle Beihülfe von den Seinigen ab, um dasjenige, was Wohlthätigkeit ihnen zuweist, an Bedürftige zu wenden und selbst zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft, als daß man nicht hätte suchen sollen, sich zugleich auf eine geistliche und gefühlvolle Weise über die wichtigsten Gegenstände zu unterhalten. Die kleine Gesellschaft besaß noch kein eigenes Local, sie erbat sich's bald in diesem, bald in jenem Kloster, wo dergleichen Räume wohl zu finden seyn mochten. Nach einem kurzen stillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verlesen, worüber ein und der andere sich, auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man besprach sich auch wohl hierüber, alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialektische und spitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immerfort einer aufmerksamen Versorgung der Kranken, dem Dienst in Hospitälern, dem Beistande der Armen und Nothleidenden gewidmet.

Da bei diesen Verhältnissen keine Beschränkung vorwaltete und man eben so gut kommen als gehen konnte, so vermehrte sich die Zahl der Theilnehmenden ungemein, so wie sich denn auch jene Versammlung ernster und umsichgreifender beschäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgelesen, Kirchenväter und Kirchengeschichte stellenweise zu Rathe gezogen, worauf denn vier der Theilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu sprechen das Recht und Pflicht hatten.

Diese fromme tagtägliche, ja familiär praktische Behandlung der höchsten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerksamkeit, nicht allein unter Einzelnen, sondern sogar unter ganzen Körperschaften. Man verlegte die Versammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieser und jener Kirche, der Zudrang vermehrte sich; besonders zeigte sich der Orden der Dominicaner dieser Art sich zu erbauen, sehr geneigt, und schloß sich zahlreich an die sich immer mehr ausbildende Schaar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anführers sich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten, auf demselben Pfade fortschreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgesetzten alle Speculation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber aufs Leben gerichtet war, und das Leben sich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, so mußte der

Mann auch hierin den unschuldigen Bedürfnissen und Wünschen der Seinigen entgegen zu kommen. Bei eintretendem Frühling führte er sie nach San Onofrio, welches, hoch und breit gelegen, in solchen Tagen die angenehmste Oertlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahrszeit alles jung erscheinen sollte, trat, nach stillen Gebeten, ein hübscher Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt; Gebete folgten, und ein Chor besonders eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören, welches um so bedeutender war, als die Musik damals weder ausgebreitet, noch ausgebildet gefunden ward, und hier vielleicht zum erstenmal ein religiöser Gesang in freier Luft sich mittheilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend, vermehrte sich die Congregation und wuchs, so wie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nötigten gleichsam ihren Landsmann, das von ihnen abhängige Kloster San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weise fortwirkte, bis ihnen endlich der Papst in der Nähe des Platzes Navona ein Kloster als eigenthümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genossen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der frühern Einrichtung, Gotteswort, das will sagen heilig edle Gesinnungen, dem gemeinen Verstande so wie dem gemeinen Alltagsleben anzunähern und eigen zu machen. Man versammelte sich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber sprechen, betete und ward zuletzt durch Musik ergötzt, und was damals öfter, ja täglich geschah, geschieht jetzt noch Sonntags; und gewiß wird jeder Reisende, der nähere Kenntniß von dem heiligen Stifter genommen, sich, künftighin diesen unschuldigen Functionen beiwohnend, vorzüglich erbauen, wenn er dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunächst mittheilen, in Gemüth und Gedanke verüber walten läßt.

Hier sind wir nun in dem Falle in Erinnerung zu bringen, daß diese ganze Anstalt noch immer ans Weltliche gränzte. Wie denn nur wenige unter ihnen sich dem eigentlichen Priesterstande gewidmet hatten und nur so viel geweihte Geistliche unter ihnen gefunden wurden als nöthig Beichte zu sitzen und das Meßopfer zu verrichten. Und so war denn auch Filippo Neri selbst sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne sich zum Priesterthum zu melden: denn er fand sich, wie es scheint, in seinem gegenwärtigen Zustande frei und weit mehr sich selbst überlassen,

als er sich, mit kirchlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie zwar hochgeehrt, aber doch beschränkt gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden: sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissenssache die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten. Und so geschah es auch; nun hatte die Kirche klüglich einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der, unabhängigen Geistes bisher, auf einen Zustand losging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen sollte. Diese Veränderung aber, der Uebergang zur Priesterschaft, scheint auf sein äußeres Benehmen nicht im mindesten eingewirkt zu haben.

Er übt nur noch strenger als bisher jede Entäußerung, und lebt in einem schlechten Klösterchen mit andern kümmerlich zusammen. So gibt er die bei großer Theurung ihm verehrten Brode einem andern Bedürftigern, und setzt seinen Dienst gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priesterthum einen merkwürdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum wohin er schreitet, taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hostie in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder herunterbringen; es scheint als zöge ihn eine unsichtbare Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und schaudert er. Und wenn er nach vollendeter Wandlung dieser geheimnißvollen Gaben genießen soll, erzeigt er sich auf eine wunderliche, nicht auszusprechende schwelgerische Weise. Vor Leidenschaft beißt er in den Kelch, indeß er ahnungsvoll das Blut zu schlürfen glaubt des kurz vorher gleichsam gierig verschlungenen Leibes. Ist aber dieser Taumel vorüber, so finden wir zwar immer einen leidenschaftlich wundersamen, aber immer höchst verständig praktischen Mann.

Ein solcher Jüngling, ein solcher Mann, so lebhaft und seltsam wirkend, mußte den Menschen wunderlich und mitunter gerade durch seine Tugenden beschwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrscheinlich ist ihm dieses in dem Laufe seines frühern Lebens oft begegnet: nachdem er aber zum Priester geweiht ist und sich so eng und kümmerlich, gleichsam als Gast, in einem armseligen Kloster behilft, treten Widersacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unablässig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und sagen, er sey ein höchst ausgezeichneter Mensch gewesen, der aber das einem jeden dieser Art angeborene Herrische zu beherrschen und in Entsagung, Entbehrung, Wohlthätigkeit, Demuth und Schmach den Glanz seines Daseyns zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als thöricht zu erscheinen und dadurch in Gott und göttliche Dinge sich erst recht zu versenken und zu üben, war sein andauerndes Bestreben, wodurch er sich und sodann auch seine Schüler ausschließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heiligen Bernhard:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni,

schien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm frisch wieder entwickelt zu seyn.

Aehnliche Absichten, ähnliche Zustände nöthigen den Menschen in gleichen Maximen sich aufzuerbauen. Man kann gewiß seyn, daß die erhabensten, innerlich stolzesten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen, indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt voraus zu kosten und den bittern Kelch der Erfahrung, ehe er ihnen noch angeboten ist, bis auf den Grund zu leeren sich entschließen. Gränzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geschichtchen, wie er seine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen sind, jeden lebenslustigen Menschen, der sie vernimmt, wirklich ungeduldig, so wie diese Gebote demjenigen, der ihnen gehorchen sollte, höchst schmerzlich und nahezu unerträglich fallen mußten. Deßwegen denn auch nicht alle eine solche Feuerprobe bestanden.

Ehe wir aber uns auf dergleichen wunderbare und dem Leser gewissermaßen unwillkommene Erzählungen einlassen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenossen ihm zugestehen und höchlich rühmen. Er habe, sagen sie, Kenntnisse und Bildung mehr von Natur als durch Unterricht und Erziehung erhalten; alles was andere mühsam erwerben, sey ihm gleichsam eingegossen gewesen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt Geister zu unterscheiden, Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen zu würdigen und zu schätzen;

zugleich habe er mit dem größten Scharfsinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geist der Wahrsagung zuschreiben müssen. Auch ward ihm eine entschiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiäner sich des schönen Wortes attrativa bedienen, kräftig verliehen, die sich nicht allein auf Menschen erstreckt, sondern auch auf Thiere. Als Beispiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes sich ihm angeschlossen und durchaus gefolgt sey, auch bei dem ersten Besitzer, der ihn lebhaft zurück gewünscht und durch mancherlei Mittel ihn wieder zu gewinnen getrachtet, auf keine Weise verbleiben wollen, sondern sich immer zu dem anziehenden Manne zurück begeben, sich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehreren Jahren in dem Schlafzimmer seines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieses Geschöpf veranlaßt uns nun, auf jene Prüfungen, zu denen es selbst Gelegenheit gegeben, zurückzukommen. Es ist bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt und wahrscheinlich auch in Rom höchst schimpflich gewesen. In dieser Rücksicht pflegte der fromme Mann jenes Thier an einer Kette durch die Stadt zu führen; auch mußten seine Schüler dasselbe auf den Armen durch die Straßen tragen und sich auf diese Weise dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch muthete er seinen Schülern und Genossen andere unwürdige Aeußerlichkeiten zu. Einem jungen römischen Fürsten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten mitgenießen wollte, wurde angesonnen, er solle mit einem hinten angehefteten Fuchsschwanze durch Rom spazieren und als er dieß zu leisten sich weigerte, die Aufnahme in den Orden versagt. Einen andern schickte er ohne Ueberkleid und wieder einen mit zerrissenen Aermeln durch die Stadt. Dieses letztern erbarmte sich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Aermel an, die der Jüngling ausschlug, nachher aber, auf Befehl des Meisters, dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nöthigte er die Seinen gleich Taglöhnern die Materialien herbeizuschaffen und sie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geistige Behagen, das der Mensch an sich empfinden mochte, zu stören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen und der Redner sich darin selbst zu gefallen schien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts,

um an seiner Stelle weiter zu sprechen, befahl auch wohl weniger fähigen Schülern ungesäumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, so unerwartet angeregt, sich aus dem Stegreife besser als je zu erweisen das Glück hatten.

Man versetze sich in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und den wüsten Zustand, in welchem Rom unter verschiedenen Päpsten wie ein aufgeregtes Element erschien, und man wird eher begreifen, daß ein solches Verfahren wirksam und mächtig seyn mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorsam dem innersten Wollen des Menschen die große Gewalt verlieh, trotz allem Aeußern sich zu erhalten um allem, was sich ereignen konnte, zu widerstehen, da es befähigt, selbst dem Vernünftigen und Verständigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entsagen.

Eine merkwürdige, obgleich schon bekannte Prüfungsgeschichte wird man hier wegen ihrer besondern Anmuth nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloster auf dem Lande thue sich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unser Mann erhält den Auftrag, eine für die Kirche so wichtige Angelegenheit näher zu untersuchen: er setzt sich auf sein Maulthier, das Befohlene zu verrichten, kommt aber schneller zurück als der heilige Vater es erwartet. Der Verwunderung seines geistlichen Gebieters begegnet Neri mit folgenden Worten: „Heiligster Vater, diese thut keine Wunder: denn es fehlt ihr an der ersten christlichen Tugend, der Demuth. Ich komme, durch schlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet, im Kloster an; ich lasse sie in Eurem Namen vor mich fordern; sie erscheint und ich reiche ihr statt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung, sie solle mir ihn ausziehen. Entsetzt fährt sie zurück und mit Schelten und Zorn erwiedert sie mein Ansinnen: für was ich sie halte! ruft sie aus; die Magd des Herrn sey sie, aber nicht eines jeden, der daher komme, um knechtische Dienste von ihr zu verlangen. Ich erhob mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Thier, stehe wieder vor Euch und ich bin überzeugt, Ihr werdet keine weitere Prüfung nöthig finden." Lächelnd beließ es auch der Papst dabei und wahrscheinlich ward ihr das fernere Wunderthun untersagt.

Wenn er aber dergleichen Prüfungen gegen andere erlaubte, so mußte er solche von Männern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den nämlichen

Dem Fürſten Blücher von Wahlſtadt

die Seinigen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los.

Weg der Selbstverläugnung einschlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch schon im Geruch der Heiligkeit stand, begegnet ihm in der gangbarsten Straße, und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflasche, die er vorsorglich mit sich führt. Filippo Neri bedenkt sich nicht einen Augenblick, und setzt die langhalsige Korkflasche, den Kopf zurückbiegend, dreist an den Mund, indeß das Volk laut lacht und spottet, daß zwei fromme Männer sich dergestalt zutrinken. Filippo Neri, den es ungeachtet seiner Frömmigkeit und Ergebung einigermaßen dürfte verdrossen haben, sagte darauf: Ihr habt mich geprüft; nun ist die Reihe an mir! und drückte zugleich sein viereckes Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls ausgelacht wurde, ganz ruhig fortging und sagte: Wenn mir's einer vom Kopf nimmt, so möget ihr's haben! Neri nahm es ihm ab, und sie schieden.

Freilich dergleichen zu wagen, und dennoch die größten sittlichen Wirkungen hervorzubringen, bedurfte es eines Mannes wie Filippo Neri, dessen Handlungen gar oft als Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar, und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden die sie verschwiegen, Mängel die sie nicht beachtet hatten. Sein brünstiges ekstatisches Gebet setzte seine Umgebungen als übernatürlich in Erstaunen, in einen Zustand, in welchem die Menschen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durchs Gefühl, vorbilden mochte; wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzählt und wieder erzählt, nun endlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verschiedentlich während des Meßopfers vor dem Altare wollte emporgehoben gesehen haben, sondern daß sich auch Zeugnisse fanden, man habe ihn, knieend um das Leben eines gefährlichst Kranken betend, dergestalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem solchen durchaus dem Gefühl und der Einbildungskraft gewidmeten Zustande war es ganz natürlich, daß die Einmischung auch widerwärtiger Dämonen nicht ganz auszubleiben schien. Oben zwischen dem verfallenen Gemäuer der Antoninischen Bäder sieht wohl einmal der fromme Mann in äffischer Ungestalt ein widerwärtiges Wesen herumhüpfen, das aber auf sein Geheiß alsogleich zwischen Trümmern und

Spalten verschwindet. Bedeutender jedoch als diese Einzelnheit ist, wie er gegen seine Schüler verfährt, die ihn von seligen Erscheinungen, womit sie von der Mutter Gottes und andern Heiligen beglückt werden, mit Entzücken benachrichten. Er, wohl wissend, daß aus dergleichen Einbildungen ein geistlicher Dünkel, der schlimmste und hartnäckigste von allen, gewöhnlich entspringe, versichert sie deßhalb, daß hinter dieser himmlischen Klarheit und Schönheit gewiß eine teuflische, häßliche Finsterniß verborgen liege. Dieses zu erproben, gebietet er ihnen bei der Wiederkehr einer so holdseligen Jungfrau ihr gerade ins Gesicht zu speien; sie gehorchen, und der Erfolg bewährt sich, indem auf der Stelle eine Teufelslarve hervortritt.

Der große Mann mag dieses mit Bewußtseyn oder, was wahrscheinlicher ist, aus tiefem Instinkt geboten haben; genug, er war sicher, daß jenes Bild, welches eine phantastische Liebe und Sehnsucht hervorgerufen hatte, nun, durch das entgegenwirkende Wagniß von Haß und Verachtung, unmittelbar in eine Fratze sich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten, zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtseyn der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu seinen Gedanken.

Diese und dergleichen Gaben sind unter mehreren Menschen ausgetheilt, mancher kann sich derselben ein- und das anderemal rühmen; aber die ununterbrochene Gegenwart solcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer so staunenswürdigen Wirksamkeit, dieß ist vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zusammengehaltene, unzersplitterte Geistes- und Körperkräfte sich mit erstaunenswürdiger Energie hervorthun konnten.

Betrachten wir aber eine solche nach unabhängigem, gränzenlosem, geistigen Wirken sich hinsehnende und hingetriebene Natur, wie sie durch die streng umfassenden römisch-kirchlichen Bande sich wieder zusammengehalten fühlen muß.

Die Wirkungen des heiligen Xaverius unter den abgöttischen Heiden mögen freilich damals in Rom großes Aufsehen gemacht haben. Dadurch aufgeregt, fühlten Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Indien gezogen, und wünschten mit päpstlicher Erlaubniß sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von oben her wohl

unstruirte Beichtvater redete ihnen ab, und gab zu bedenken, daß für gott selige, auf Besserung des Nächsten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsames Indien zu finden, und ein würdiger Schauplatz für deren Thätigkeit offen sey. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt selbst zunächst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drei Brunnen vor dem Thore San Sebastiano trüb und blutig seit einiger Zeit geflossen, welches als eine untrügliche Andeutung zu betrachten sey. Mag also der würdige Neri und seine Gesellen hierdurch beschwichtigt, innerhalb Roms ein wohlthätiges, wunderwirkendes Leben fortgesetzt haben, so viel ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wunderbare Complication der menschlichen Natur, in welcher sich die stärksten Gegensätze vereinigen, Materielles und Geistiges, Gewöhnliches und Unmögliches, Widerwärtiges und Entzückendes, Beschränktes und Gränzenloses, dergleichen aufzuführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zu Tage tritt, wie er durch das Unbegreifliche, das sich aufdrängt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt, und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt; gehe man mit diesen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unseres Mannes: so wird es uns faßlich scheinen, was ein solcher, der beinahe ein ganzes Jahrhundert auf einem so großen Schauplatze in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unablässig gewirkt, für einen Einfluß müsse erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging so weit, daß man nicht allein von seinem gesunden, kräftigen Wirken Nutzen, Heil und seliges Gefühl sich zueignete, sondern daß sogar seine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man sie als Zeichen seines innigsten Verhältnisses zu Gott und dem Göttlichsten anzusehen sich bewogen fand. Hier begreifen wir nun, wie er schon lebend der Würde eines Heiligen entgegenging, und sein Tod nur bekräftigen konnte, was ihm von den Zeitgenossen zugedacht und zugestanden war.

Deßhalb auch, als man bald nach seinem Verscheiden, welches von noch mehr Wundern, als sein Leben begleitet war, an Papst Clemens VIII

die Frage brachte, ob man mit der Unterſuchung — dem ſogenannten Proceß, welcher einer Seligſprechung vorausgeht — den Anfang machen dürfe, dieſer die Antwort ertheilte: Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten, und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im allgemeinen den Gläubigen als ſolchen erklären und vorſtellen wird.

Nun aber dürfte es auch der Aufmerkſamkeit werth gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, fünfzehn Päpſte erlebt, indem er, unter Leo X geboren, unter Clemens VIII ſeine Tage beſchloß; daher er denn auch eine unabhängige Stellung gegen den Papſt ſelbſt zu behaupten ſich anmaßte, und als Glied der Kirche ſich zwar ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichſtellte, aber im Einzelnen ſich nicht gebunden, ja ſogar gebieteriſch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es ſich denn auch erklären, daß er die Cardinalswürde durchaus abſchlug, und in ſeiner Chiesa nuova gleich einem widerſpenſtigen Ritter in einer alten Burg, ſich gegen den oberſten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm.

Der Charakter jener Verhältniſſe jedoch, wie ſie ſich am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts aus den früheren, roheren Zeiten ſeltſam genug geſtaltet erhielten, kann durch nichts deutlicher vor Augen geſtellt, eindringlicher dem Geiſte dargebracht werden, als durch ein Memorial, welches Neri kurz vor ſeinem Tode an den neuen Papſt Clemens VIII ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Reſolution erfolgte.

Wir ſehen hieraus das auf eine andere Weiſe nicht zu ſchildernde Verhältniß eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüchtigen, während ſeiner mehrjährigen Regierung höchſt achtbaren ſouveränen Oberhaupt der römiſch-katholiſchen Kirche.

Memorial des Filippo Neri an Clemens VIII.

Heiligſter Vater! Und was für eine Perſon bin ich denn, daß die Cardinäle mich zu beſuchen kommen, und beſonders geſtern Abend die Cardinäle von Florenz und Cuſano? Und weil ich ein bißchen Manna in Blättern nöthig hatte, ſo ließ mir gedachter Cardinal von Florenz zwei Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Cardinal in jenes Hoſpital eine große Quantität geſchickt hatte. Er blieb auch bis zwei

Stunden in die Nacht, und sagte so viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr als mir billig schien: denn da Sie Papst sind, so sollten Sie die Demuth selber seyn. Christus kam um sieben Uhr in der Nacht, sich mir einzuverleiben, und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unsere Kirche kommen. Christus ist Mensch und Gott, und besucht mich gar manchmal; Ew. Heiligkeit ist nur ein bloßer Mensch, geboren von einem heiligen und rechtschaffenen Mann, jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit ist Signora Agnesina, eine sehr gottesfürchtige Dame; aber jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht alles zu sagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf lassen wollte? Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen thun, wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' specchi schaffen will. Sie ist die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit versprochen hat, daß Sie seine Kinder beschützen will; und da erinnere ich Sie, daß es hübsch ist, wenn ein Papst sein Wort hält. Deßwegen übergeben Sie mir gedachtes Geschäft, und so daß ich mich im Nothfall Ihres Namens bedienen könne; um so mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin, daß sie durch göttliche Eingebung bewegt wird. Und mit der größten Demuth, die ich schuldig bin, küsse ich die heiligsten Füße.

Eigenhändige Resolution des Papstes, unter das Memorial geschrieben.

Der Papst sagt, daß dieser Aufsatz in seinem ersten Theil etwas vom Geiste der Eitelkeit enthält, indem er dadurch erfahren soll, daß die Cardinäle Dieselben so oft besuchen, wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden soll, daß diese Herren geistlich gesinnt sind; welches man recht gut weiß. Daß Er nicht gekommen ist Dieselben zu sehen, darauf sagt Er: daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Cardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen so oft aufgetragen worden. Was den Befehl betrifft, so ist Er zufrieden, daß Dieselben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberei den guten Müttern einen tüchtigen Filz geben, die es Denenselben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt er Denenselben aber, daß Sie sich wahren, und nicht Beichte sitzen ohne seine Erlaubniß. Kommt aber unser Herr Dieselben zu besuchen, so bitten Sie für uns und für die dringendsten Nothdurften der Christenheit.

Allgemeine Betrachtung.

Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts hatte ſich der Geiſt der bildenden Kunſt völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben; zu freiſinnigen heiteren Wirkungen war ſie gelangt. Was aber ſich in der edlen menſchlichen Natur auf Verſtand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menſchenſinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tauſende und Abertauſende, die ihr Seelenheil auf reinem freiem Wege ſuchten, gingen an Leib und Gütern auf die grauſamſte Weiſe zu Grunde.

Im Süden ſelbſt ſuchten edlere ſchönere Geiſter ſich von der Gewalt der allbeherrſchenden Kirche loszulöſen, und wir glauben an Filippo Neri einen Verſuch zu ſehen, wie man wohl ein frommer Mann ſeyn, auch ein Heiliger werden könne, ohne ſich der Alleinherrſchaft des römiſchen Papſtes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der römiſchen Kirche beherrſcht wird, gleichfalls ſein Behagen; ſich ganz von ihr loszuhalten, wird ihm deßhalb unmöglich. Wie lange zaudert er, bis er ſich in den Prieſterſtand begiebt! wie löst er ſich ab von allem kirchlichen Schleudrian, und wie ſucht er die Lehre heiter-ſittlich und einwirkend praktiſch zu machen!

Daß er zuletzt den Cardinalshut entſchieden verſchmäht, auf eine den Papſt beleidigende Weiſe, zeugt wie er ſich von Banden frei zu erhalten geſucht hat. Sodann giebt die wunderliche, bis zum Komiſchen trotzige Correſpondenz, womit wir unſern Vertrag ſchloſſen, ein lebendiges Zeugniß, und verſetzt uns einigermaßen in das Jahrhundert, welches der außerordentliche Mann beinahe durch ſein Leben ausfüllt. Uns war es höchſt merkwürdig, einen Heiligen anzutreffen, Zeitgenoſſen des Weltkindes Cellini, gleichfalls eines Florentiners, deſſen Andenken wir ſo viele Aufmerkſamkeit gewidmet. Auch ſollte die Parallele zwiſchen beiden ausführlicher behandelt werden, und vielleicht noch einige andere bedeutende Exiſtenzen, um durch mehrere Individuen ein lebendiges Bild der Zeit eigenthümlich hervorzurufen. Möge jedoch dasjenige, was hier von einem frommen edlen Enthuſiasmus vorgeführt worden, zu anmuthigen Vergleichungen einſtweilen Anlaß geben.

Zweiter Aufenthalt in Rom.

Longa sit hinc inter dominaeque potentia terrae
Sitque sub hac orbis orbisque dies.

Juni.

Correspondenz.

Rom, den 8. Juni 1787.

Vorgestern bin ich glücklich wieder hier angelangt, und gestern hat der feierliche Frohnleichnamstag mich sogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich gestehen, meine Abreise von Neapel machte mir einige Pein: nicht sowohl die herrliche Gegend, als eine gewaltige Lava hinter mir lassend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weise, von der man so viel gelesen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen sollen.

Heute jedoch ist meine Sehnsucht nach dieser großen Naturscene schon wieder ins Gleiche gebracht; nicht sowohl das fromme Festgewirre, das bei einem imposanten Ganzen doch hie und da durch abgeschmacktes Einzelne den innern Sinn verletzt, sondern die Anschauung der Teppiche nach Raphaels Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichsten, die ihm am gewissesten ihren Ursprung verdanken, sind zusammen ausgebreitet, andere, wahrscheinlich von Schülern, Zeit- und Kunstgenossen erfundene, schließen sich nicht unwürdig an, und bedecken die gränzenlosen Räume.

Rom, den 16. Juni 1787.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu euch reden. Mir geht es sehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne

unterscheiden, was mir eigen und was mir fremd ist. Ich bin fleißig, und nehme von allen Seiten ein, und wachse von innen heraus. Diese Tage war ich in Tivoli, und habe eines der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfälle dort mit den Ruinen und dem ganzen Complex der Landschaft zu den Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund reicher macht.

Am letzten Posttage habe ich versäumt zu schreiben. In Tivoli war ich sehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meisterschaft hat die Natur abzuschreiben und der Zeichnung gleich eine Gestalt zu geben. Ich habe in diesen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts sagen. Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr complicirter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er that mir halb im Scherz, halb im Ernst den Vorschlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundsätzen zu üben; nach dieser Zeit, versprach er mir, sollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich sehe auch wohl, was und wie man studiren muß, um über gewisse Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Last man sonst sein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung! Jetzt fangen erst die Bäume, die Felsen, ja Rom selbst an mir lieb zu werden: bisher habe ich sie immer nur als fremd gefühlt: dagegen freuten mich geringe Gegenstände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend sah. Nun muß ich auch erst hier zu Hause werden, und doch kann ich nie so innig seyn, als mit jenen ersten Gegenständen des Lebens. Ich habe verschiedenes, bezüglich auf Kunst und Nachahmung, bei dieser Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abwesenheit hatte Tischbein ein Gemälde von Daniele da Volterra im Kloster an der Porta del Popolo entdeckt; die Geistlichen wollen es für tausend Zecchi hergeben, welche Tischbein als Künstler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelica durch Meyer den Vorschlag, in den sie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu sich nahm, und später Tischbein die ihm contractmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung vorstellend, mit vielen Figuren. Eine von Meyer danach sorgfältig hergestellte Zeichnung ist noch vorhanden.

Rom, den 20. Juni 1787.

Nun habe ich hier schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und ihr wißt, ich kann nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich scheide, werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sey es denn eine Weile genug.

Der Hercules Farnese ist fort: ich habe ihn noch auf seinen ächten Beinen gesehen, die man ihm nach so langer Zeit wieder gab. Nun begreift man nicht, wie man die ersten von Porta hat so lange gut finden können. Es ist nun eines der vollkommensten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo alles was er von Kunstsachen besitzt, das Herculanische Museum, die Gemälde von Pompeji, die Gemälde von Capo di Monte, die ganze Farnesische Erbschaft, vereinigt aufgestellt werden sollen. Es ist ein großes und schönes Unternehmen. Unser Landsmann Hackert ist die erste Triebfeder dieses Werks. Sogar der Toro Farnese soll nach Neapel wandern, und dort auf der Promenade aufgestellt werden. Könnten sie die Caraccische Galerie aus dem Palaste mitnehmen, sie thäten's auch.

Rom den 27. Juni 1787.

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna, wo Poussins, Claude's, Salvator Rosa's Arbeiten zusammenhängen. Er sagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über diese Bilder; er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament studirt. Es freute mich, daß ich im allgemeinen bei den ersten Besuchen in der Galerie eben dieselbe Vorstellung gehabt hatte. Alles was er mir sagte, hat meine Begriffe nicht geändert, sondern nur erweitert und bestimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur ansehen und wieder finden und lesen kann, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war mir dieses mein Trieb und meine Plage: jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigstens das

Erreichbare erreichen, und das Thunliche thun, da ich ſo lange, verdient und unverdient, das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich. Mit den Menſchen habe ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit, ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tiſchbein iſt ſehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen ſolchen Zuſtand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von dieſem auch wunderbaren Menſchen. Mein Porträt wird glücklich; es gleicht ſehr, und der Gedanke gefällt jedermann. Angelica malt mich auch, daraus wird aber nichts: es verdrießt ſie ſehr, daß es nicht gleichen und werden will; es iſt immer ein hübſcher Burſche, aber keine Spur von mir.

Rom, den 30. Juni 1787.

Das große Feſt St. Peter und Paul iſt endlich auch herangekommen; geſtern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk vom Caſtell geſehn. Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Mährchen; man traut ſeinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht wie ſonſt bei und mit den Sachen ſehe was nicht da iſt, ſo müſſen mir ſo große Schauſpiele kommen, wenn ich mich freuen ſoll. Ich habe auf meiner Reiſe etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieſes darf allerdings unter den erſten ſtehen. Die ſchöne Form der Colonnade, der Kirche und beſonders der Kuppel, erſt in einem feurigen Umriſſe, und wenn die Stunde vorbei iſt, in einer glühenden Maſſe zu ſehen, iſt einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in dieſem Augenblick nur zum Gerüſte dient, ſo wird man wohl begreifen, daß etwas ähnliches in der Welt nicht ſeyn kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond ſchien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein; zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Gluth geſetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöſcht. Das Feuerwerk iſt wegen des Ortes ſchön, doch lange nicht verhältnißmäßig zur Erleuchtung. Heute Abend ſehen wir beides noch einmal.

Gott und Welt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03819/183

Auch das ist vorüber. Es war ein schöner klarer Himmel und der Mond voll; dadurch ward die Erleuchtung sanfter, und es sah ganz aus wie ein Mährchen. Die schöne Form der Kirche und der Kuppel gleichsam in einem feurigen Aufriß zu sehen, ist ein großer und reizender Anblick.

Rom, Ende Juni 1787.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geschwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunstkenntnisse, meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bringe ich wieder euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich euch erzählen sollte, wie mir auch wieder alles diesen Monat hier geglückt ist, ja wie mir alles auf einem Teller ist präsentirt worden, was ich nur gewünscht habe. Ich habe ein schönes Quartier, gute Hausleute. Tischbein geht nach Neapel, und ich beziehe sein Studium, einen großen kühlen Saal. Wenn ihr mein gedenkt, so denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft schreiben, und so sind und bleiben wir zusammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle habe ich genug; ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenstände wieder so hoch und weit, als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich, und meine Hand soll nicht ganz zurückbleiben. Es ist nur Ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser, und schwimme oben wie eine Stückkugel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmosphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann. Der Himmel ist jetzt herrlich heiter, so daß Rom nur Morgens und Abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Castello, Frascati, wo ich vergangene Woche drei Tage zubrachte, ist eine immer heitere reine Luft. Da ist eine Natur zu studiren!

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mittheilungen den damaligen Zuständen, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte, und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine spätere Erzählung das Eigenthümliche des Augenblicks darstellen, die allgemein interessanten Stellen auszuziehen anfange, so finde ich auch Freundesbriefe mir unter der Hand, welche hierzu noch vorzüglicher dienen möchten. Deßhalb ich denn solche briefliche Documente hie und da einzuschalten mich entschließe, und hier sogleich damit beginne, von dem aus Rom scheidenden, in Neapel anlangenden Tischbein die lebhaftesten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vortheil den Leser sogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarsten Verhältnisse der Personen zu versetzen, besonders auch den Charakter des Künstlers aufzuklären, der so lange bedeutend gewirkt, und wenn er auch mitunter gar wunderlich erscheinen mochte, doch immer so in seinem Bestreben als in seinem Leisten ein dankbares Erinnern verdient.

Tischbein an Goethe.

Neapel, den 10. Juli 1787.

Unsere Reise von Rom bis Capua war sehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Veletri speisten wir bei Cardinal Borgia und besahen dessen Museum, zu meinem besondern Vergnügen, weil ich manches bemerkte, was ich das erstenmal übergangen hatte. Um drei Uhr Nachmittags reisten wir wieder ab, durch die Pontinischen Sümpfe, die mir diesesmal auch viel besser gefielen als im Winter, weil die grünen Bäume und Hecken diesen großen Ebenen eine anmuthige Verschiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Post wechselt. Während der Zeit aber, als die Postillons alle Beredsamkeit anwendeten, uns Gelt abzumuthigen, fand ein muthiger Schimmelhengst Gelegenheit sich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauspiel, welches uns viel Vergnügen machte.

Es war ein schneeweißes schönes Pferd von prächtiger Gestalt; er zerriß die Zügel, womit er angebunden war, hackte mit den Vorderfüßen nach dem der ihn aufhalten wollte, schlug hinten aus und machte ein solches Geschrei mit Wiehern, daß alles aus Furcht bei Seite trat. Nun

sprang er über'n Graben und galoppirte über das Feld, beständig schnaubend und wiehernd. Schweif und Mähnen flatterten hoch in die Luft auf, und seine Gestalt in freier Bewegung war so schön, daß alles ausrief: Che bellezze! che bellezze! Dann lief er nahe an einem andern Graben hin und wieder, und suchte eine schmale Stelle, um überzuspringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele hundert jenseits weideten. Endlich gelang es ihm hinüberzuspringen, und nun setzte er unter die Stuten, die ruhig grasten. Die erschraken vor seiner Wildheit und seinem Geschrei, liefen in langer Reihe und flohen über das flache Feld vor ihm hin; er aber immer hinterdrein, indem er aufzuspringen versuchte. Endlich trieb er eine Stute abseits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Versammlung von Stuten. Auch diese, von Schrecken ergriffen, schlugen hinüber zu dem ersten Haufen. Nun war das Feld schwarz von Pferden, wo der weiße Hengst immer drunter herumsprang, alles in Schrecken und Wildheit. Die Heerde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es sauste die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der schweren Pferde überhinflog. Wir sahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von so vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppirte, bald in einem Klump, bald getheilt, jetzt zerstreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieses einzigen Schauspiels, und als der klarste Mond hinter den Bergen aufstieg, verlosch das Licht unserer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an seinem sanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungesunden Luft schlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher, bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechselten.

Hier waren die Postillons sehr artig, wegen der Furcht welche ihnen der Marchese Lucchesini eingejagt hatte; sie gaben uns die besten Pferde und Führer, weil der Weg zwischen den großen Klippen und dem Meer gefährlich ist. Hier sind schon manche Unglücke geschehen, besonders Nachts, wo die Pferde leicht scheu werden. Während des Anspannens, und indessen man den Paß an die letzte römische Wache vorzeigte, ging ich zwischen den hohen Felsen und dem Meer spazieren, und erblickte den größten Effect: der dunkle Fels, vom Mond glänzend erleuchtet, der eine

lebhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf, und bis ....[illegible] die am Ufer schwankenden Wellen heranflimmerte. Da oben auf der Zinne des Berges, im dämmernden Blau, lagen die Trümmer von Genserichs zerfallener Burg; sie machte mich an vergangene Zeiten denken: ich fühlte des unglücklichen Conradins Sehnsucht, sich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die sich alle in dieser Gegend geängstigt hatten.

Schön war es, nun fernerhin an dem Berg, zwischen den großen herabgerollten Felsklumpen am Saume des Meers im Mondlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Olivenbäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorzüge der Citronenwälder vermißte man, sie stehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte scheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrodbäume stehen, und es war schon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt, wo die vielen Ueberbleibsel von Grabmälern sind, ankamen. Das größte darunter soll dem Cicero errichtet worden seyn, eben an dem Ort wo er ermordet worden. Es war schon einige Stunden Tag, als wir an dem erfreulichen Meerbusen zu Mole di Gaeta ankamen. Die Fischer mit ihrer Beute kehrten schon wieder zurück; das machte den Strand sehr lebhaft. Einige trugen die Fische und Meerfrüchte in Körben weg, die andern bereiteten die Garne schon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Benuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert — denn er eilte nach Caserta — und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühstück für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagessen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerschlagen sind. Unter andern schönen Sachen findet sich ein Bein von einer Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wäre ein Glück, wenn man das übrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas schlafen gelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig seyn mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand also wieder aufs neue ein Tisch bereitet: ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer spazieren zwischen den Steinen,

worunter sich sehr wunderliche befanden, besonders vieles durch Meer-insekten durchlöchert, deren einige aussahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches: ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und kühlten sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit daß die beiden Heerden sich in den Wellen erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik: der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich ritt ein erwachsener Knabe nackend heran und ging so tief in das Wasser, so tief daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah nun gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah ans Ufer kam, daß man seine ganze Gestalt sah, und er sodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter sah als den Kopf des schwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drei Uhr Nachmittags fuhren wir weiter, und als wir Capua drei Meilen hinter uns gelassen hatten — es war schon eine Stunde in der Nacht — zerbrachen wir das Hinterrad unseres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein anderes an die Stelle zu nehmen. Da aber dieses geschehen war, und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achse. Hierüber wurden wir sehr verdrießlich; wir waren so nahe bei Neapel und konnten doch unsere Freunde nicht sprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daselbst an, wo wir noch so viele Menschen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier habe ich nun alle unsere Freunde gesund und wohl angetroffen, die sich alle freuten, dasselbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hause; vorgestern war ich mit Ritter Hamilton zu Posilippo auf seinem Lusthause. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden schauen. Nach Tische schwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere; das war schön anzusehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche sie in ihren Spielen machten! er bezahlt sie dafür, damit er jeden Nachmittag diese Lust habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich sprach vieles mit ihm, sowohl hier im Haus als auch da wir auf dem Meer spazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich, so viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von diesem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hiesigen Freunde,

damit ich auch sie kennen lernen und grüßen kann. Bald sollen Sie mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, besonders Angelica und Reiffenstein!

N. S. Ich finde es in Neapel sehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterschied, daß die Luft gesünder ist und auch beständig etwas frischer Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft; die ersten Taze war es mir fast unerträglich. Ich habe bloß von Eis- und Schneewasser gelebt.

Später, ohne Datum.

Gestern hätte ich Sie in Neapel gewünscht: einen solchen Lärm, eine solche Volksmenge, die nur da war um Eßwaaren einzukaufen, habe ich in meinem Leben nicht gesehen, aber auch so viele dieser Eßwaaren sieht man nie wieder beisammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo fast bedeckt. Hier bekommt man erst eine Idee von einem Volk, das in einer so glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahrszeit täglich Früchte wachsen läßt. Denken Sie sich, daß heute 500,000 Menschen im Schmausen begriffen sind, und das auf Neapolitaner Art. Gestern und heute war ich an einer Tafel, wo gefressen ist worden, daß ich erstaunt bin; ein sündiger Ueberfluß war da. Kniep saß auch dabei und übernahm sich so von allen den leckern Speisen zu essen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn rührte es nicht und er erzählte dabei immer von dem Appetit, den er auf dem Schiff und in Sicilien gehabt habe, indessen Sie für Ihr gutes Geld theils aus Uebelbefinden, theils aus Versatz gefastet und so gut als gehungert.

Heute ist schon alles aufgefressen worden, was gestern verkauft wurde, und man sagt, morgen sey die Straße wieder so voll als sie gestern war. Toledo scheint ein Theater, wo man den Ueberfluß zeigen will. Die Boutiquen sind alle ausgeziert mit Eßwaaren, die sogar über die Straße in Guirlanden hinüber hängen, die Würstchen zum Theil vergoldet und mit rothen Bändern gebunden; die welschen Hähne haben all eine rothe Fahne im Hintern stecken; deren sind gestern dreißigtausend verkauft worden; dazu rechne man die, welche die Leute im Hause fett machen. Die Zahl der Esel, mit Capaunen beladen, so wie der andern, mit kleinen Pomeranzen belastet, die großen auf dem Pflaster aufgeschütteten Haufen solcher Goldfrüchte erschrecken einen. Aber am schönsten

möchten doch die Boutiquen seyn, wo grüne Sachen verkauft werden und die wo Rosinentrauben, Feigen und Melonen aufgesetzt sind: alles so zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel ist ein Ort, wo Gott häufig seinen Segen gibt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken, die hier gefangen liegen. Der Hercules, wie es erst hieß, hat sie nicht genommen, sondern ein Schiff welches die Corallenfischer begleitete. Die Türken sahen dieses christliche Fahrzeug und machten sich dran, um es wegzunehmen, aber sie fanden sich betrogen — denn die Christen waren stärker — und so wurden sie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreißig Mann auf dem christlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem türkischen; sechs Türken blieben im Gefechte, einer ist verwundet; von den Christen ist kein einziger geblieben, die Madonna hat sie beschützt.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand sehr viel Geld und Waaren, Seidenzeug und Kaffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrin gehörte.

Es war merkwürdig die vielen tausend Menschen zu sehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu beschauen, besonders die Mohrin. Es fanden sich verschiedene Liebhaber, die sie kaufen wollten und viel Geld boten, aber der Capitän will sie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Miß Harte, die sehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrin sah, fing sie auch an zu weinen; die Miß wollte sie kaufen, der Capitän aber hartnäckig sie nicht hergeben. Jetzt sind sie nicht mehr hier; die Zeichnung besagt das weitere.

Päpstliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entschloß, eine von dem Gipfel des Bergs bis beinahe ans Meer herabströmende Lava hinter mir zu lassen, ward mir durch den erreichten Zweck reichlich vergolten, durch

den Anblick der Teppiche, welche, am Frohnleichnamstag aufgehängt, uns an Raphael, seine Schüler, seine Zeit auf das glänzendste erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit stehendem Zettel, Hautelisse genannt, sich schon auf den höchsten Grad erhoben. Es ist mir nicht bekannt geworden, wie sich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und gesteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerei, oder auf sonst eine Weise, fertig gemacht und sodann durch besonders gearbeitete Zwischenstücke zusammengesetzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Chorstühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas ähnliches mit den bunten Fensterscheiben, welche auch zuerst aus ganz kleinen farbigen Glasstückchen ihre Bilder zusammengesetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Loth und die Zinnstäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunst und Technik sind von dieser Art; wir haben kostbare chinesische Teppiche, auf gleiche Weise gefertigt, vor Augen gehabt.

Wahrscheinlich durch orientalische Muster veranlaßt, hatte man in den handels- und prachtreichen Niederlanden zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts diese kunstreiche Technik schon aufs höchste getrieben; dergleichen Arbeiten gingen schon wieder nach dem Orient zurück, und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrscheinlich nach unvollkommenen, in byzantinischem Sinne gemodelten Mustern und Zeichnungen. Der große und in manchem, besonders auch ästhetischem Sinn freie Geist Leo X mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet sah, gleichmäßig frei und groß in seiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf seine Veranlassung fertigte Raphael die Cartone: glücklicherweise solche Gegenstände, welche Christi Bezug zu seinen Aposteln, sodann aber die Wirkungen solcher begabten Männer nach dem Heimgange des Meisters vorstellten.

Am Frohnleichnamstage nun lernte man erst die wahre Bestimmung der Teppiche kennen: hier machten sie Colonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandelgängen, und zwar indem sie das Vermögen des begabtesten Mannes uns entschieden vor Augen stellen, und uns das glücklichste Beispiel geben, wo Kunst und Handwerk in beiderseitiger Vollendung sich auf ihrem höchsten Punkte lebendig begegnen.

Die Raphael'schen Cartone, wie sie bis jetzt in England verwahrt sind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt: einige rühren gewiß von dem Meister allein her, andere mögen nach seinen Zeichnungen,

seiner Angabe, andere sogar erst nachdem er abgeschieden war, gefertigt seyn. Alles bezeugte große übereintreffende Kunstbestimmung, und die Künstler aller Nationen strömten hier zusammen, um ihren Geist zu erheben und ihre Fähigkeiten zu steigern.

Dieß gibt uns Veranlassung über die Tendenz der deutschen Künstler zu denken, welche Hochschätzung und Neigung gegen seine ersten Werke hinzog, und wovon schon damals leise Spuren sich bemerken ließen.

Mit einem talentreichen zarten Jüngling, der im Sanften, Anmuthigen, Natürlichen verweilt, fühlt man sich in jeder Kunst näher verwandt: man wagt es zwar nicht sich mit ihm zu vergleichen, doch im stillen mit ihm zu wetteifern, von sich zu hoffen, was er geleistet hat. Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann: denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum Letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und wollen wir nicht verzweifeln, so müssen wir uns zurückwenden, und uns mit dem Strebenden, dem Werdenden vergleichen.

Dieß ist die Ursache, warum die deutschen Künstler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Aeltern, Unvollkommenen wendeten, weil sie sich daneben auch für etwas halten konnten und sich mit der Hoffnung schmeicheln durften, das in ihrer Person zu leisten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich gewesen.

Kehren wir zu Raphaels Cartonen zurück und sprechen aus, daß sie alle männlich gedacht sind: sittlicher Ernst, ahnungsvolle Größe walten überall und, obgleich hie und da geheimnißvoll, werden sie doch denjenigen durchaus klar, welche von dem Abschiede des Erlösers und den wundervollen Gaben, die er seinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugsam unterrichtet sind.

Nehmen wir vor allen die Beschämung und Bestrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine dem Marc-Anton nicht unbillig zugeschriebene Kupferstich nach einer ausführlichen Zeichnung Raphaels die Nachbildung der Cartone von Dorigny und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienst leisten.

Wenig Compositionen wird man dieser an die Seite setzen können; hier ist ein großer Begriff, eine in ihrer Eigenthümlichkeit höchstwichtige Handlung in ihrer vollkommensten Mannichfaltigkeit auf das klarste dargestellt.

Weite Welt und breites Leben
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforſcht und ſtets gegründet,
Nie geſchloſſen, oft geründet,
Aelteſtes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Die Apostel, als fromme Gabe das Eigenthum eines jeden in den allgemeinen Besitz dargebracht erwartend, die heranbringenden Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudirende gräßlich bestraft; eine Anordnung, deren Symmetrie aus dem Gegebenen hervorgeht, und welche wieder durch die Erfordernisse des Darzustellenden nicht sowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche symmetrische Proportion des menschlichen Körpers erst durch mannichfaltige Lebensbewegung eindringliches Interesse gewinnt.

Wenn nun bei Anschauung dieses Kunstwerkes der Bemerkungen kein Ende seyn würde, so wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienst dieser Darstellung auszeichnen. Zwei männliche Personen, welche herankommend zusammengepackte Kleidungsstücke tragen, gehören nothwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Theil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterschlagen worden? Hier werden wir aber auf eine junge hübsche Weibsperson aufmerksam gemacht, welche mit einem heitern Gesichte aus der rechten Hand Geld in die linke zählt; und sogleich erinnern wir uns an das edle Wort: „Die Linke soll nicht wissen was die Rechte gibt," und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint sey, welche das den Aposteln einzureichende Geld abzählt, um noch einiges zurückzubehalten, welches ihre heiter listige Miene anzudeuten scheint. Dieser Gedanke ist erstaunenswürdig und furchtbar, wenn man sich ihm hingibt. Vor uns der Gatte, schon versenkt und bestraft, am Boden in gräßlicher Zuckung sich windend; wenig hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattin, sicher arglistig sinnend die Göttlichen zu bevortheilen ohne Ahnung, welchem Schicksal sie entgegengeht. Ueberhaupt steht dieses Bild als ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer mehr bewundern, je mehr uns dessen Auflösung möglich und klar wird. Die Vergleichung des Marc-Antonischen Kupfers nach einer gleich großen Zeichnung Raphaels und des größern von Dorigny nach dem Carton führt uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher Weisheit ein solches Talent bei einer zweiten Behandlung derselben Composition Veränderungen und Steigerungen zu bewirken gewußt hat. Bekennen wir gern, daß ein solches Studium uns zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gedient hat.

Juli.

Correspondenz.

Rom, den 5. Juli 1787.

Mein jetziges Leben sieht einem Jugendtraume völlig ähnlich; wir wollen sehen, ob ich bestimmt bin, ihn zu genießen oder zu erfahren, daß auch dieses, wie so vieles andere, nur eitel ist. Tischbein ist fort, sein Studium aufgeräumt, ausgestäubt und ausgewaschen, so daß ich nun gerne drin seyn mag. Wie nöthig ist's, in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhause zu haben. Die Hitze ist gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang stehe ich auf und gehe nach der Acqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor, an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hause, und bin fleißig auf alle Weise, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flußartige weg, und treibt, was Schärfe im Körper ist, nach der Haut, und es ist besser, daß ein Uebel juckt, als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahre ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben, es wird mir alles erstaunend leicht: das heißt der Begriff; denn die Ausübung erfordert ein Leben. Was das Beste war, ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätension; ich hatte nichts zu verlangen als ich herkam. Und nun dringe ich nur darauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was schön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen sehen und erkennen. Ohne Nachahmung ist dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist. Am Anfang der Woche konnte ich's nicht

absagen hie und da zu essen. Nun wollen sie mich hier- und dahin haben; ich lasse es vorübergehen, und bleibe in meiner Stille. Moritz, einige Landsleute im Hause, ein wackerer Schweizer sind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelica und Rath Reiffenstein gehe ich auch: überall mit meiner nachdenklichen Art, und niemand ist, dem ich mich eröffnete. Luchesini ist wieder hier, der alle Welt sieht und den man sieht wie alle Welt: ein Mann, der sein Metier recht macht, wenn ich mich nicht sehr irre. Nächstens schreibe ich dir von einigen Personen, die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont ist in der Arbeit, und ich hoffe er wird gerathen. Wenigstens habe ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es ist recht sonderbar, daß ich so oft bin abgehalten worden das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden soll. Der erste Act ist ins Reine und zur Reife; es sind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.

Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meister recht anschwillt. Nun sollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht säumen. Wie du dir leicht denken kannst, habe ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an: das ist ein verwünschtes Ding, die Gegenstände hinzusetzen, daß sie nun einmal so und nicht anders dastehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunst sprechen, doch ohne die Kunstwerke was will man sagen? Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken; drum gönnt mir meine Zeit, die ich hier so wunderbar und sonderbar zubringe! gönnt mir sie durch den Beifall eurer Liebe!

Ich muß dießmal schließen und wider Willen eine leere Seite schicken. Die Hitze des Tags war groß, und gegen Abend bin ich eingeschlafen.

Rom, den 9. Juli 1787

Ich will künftig einiges die Woche über schreiben, daß nicht die Hitze des Posttags oder ein anderer Zufall mich hindere, euch ein vernünftiges Wort zu sagen. Gestern habe ich vieles gesehen und wieder gesehen; ich bin vielleicht in zwölf Kirchen gewesen, wo die schönsten Altarblätter sind.

Dann war ich mit Angelica bei dem Engländer Moore, einem

Landschaftsmaler, dessen Bilder meist trefflich gedacht sind. Unter andern hat er eine Sündfluth gemalt, das etwas Einziges ist. Anstatt daß andere ein offenes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten, aber nicht hohen Wasser giebt, hat er ein geschlossenes hohes Bergthal vorgestellt, in welches die immer steigenden Wasser endlich auch hereinstürzen. Man sieht an der Form der Felsen, daß der Wasserstand sich den Gipfeln nähert, und dadurch, daß es hinten querver zugeschlossen ist, die Klippen alle steil sind, macht es einen fürchterlichen Effect. Es ist gleichsam nur grau in grau gemalt: das schmutzige, aufgewühlte Wasser, der triefende Regen verbinden sich aufs innigste; das Wasser stürzt und trieft von den Felsen, als wenn die ungeheuern Massen sich auch in dem allgemeinen Elemente auflösen wollten, und die Sonne blickt wie ein trüber Mond durch den Wasserflor durch, ohne zu erleuchten, und doch ist es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes ist eine flache isolirte Felsenplatte, auf die sich einige hülflose Menschen retten, in dem Augenblick, daß die Fluth heranschwillt und sie bedecken will. Das Ganze ist unglaublich gut gedacht. Das Bild ist groß: es kann 7—8 Fuß lang und 5—6 Fuß hoch seyn. Von den andern Bildern, einem herrlich schönen Morgen, einer trefflichen Nacht, sage ich gar nichts.

Drei volle Tage war Fest auf Ara coeli wegen der Beatification zweier Heiligen aus dem Orden des heiligen Franciscus. Die Decoration der Kirche, Musik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nahe gelegene Capitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Capitols abgebrannt. Das Ganze zusammen machte sich sehr schön, obgleich es nur ein Nachspiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem schwarzen Gürtel, und sind schön und artig. Auch ist im Corso jetzt des Nachts häufiger Spaziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hause geht. Die Hitze ist sehr leidlich, und diese Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale, und bin still und vergnügt.

Ich bin fleißig; mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird vieles jetzt für Pasquill halten.

Rom, den 16. Juli 1787.

Es ist schon weit in der Nacht, und man merkt es nicht: denn die Straße ist voll Menschen, die singend, auf Zithern und Violinen spielend, mit einander wechselnd, auf und ab gehen. Die Nächte sind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Gestern war ich mit Angelica in der Farnesina, wo die Fabel der Psyche gemalt ist. Wie oft und unter wie manchen Situationen habe ich die bunten Copien dieser Bilder in meinen Zimmern mit euch angesehen! Es fiel mir recht auf, da ich sie eben durch jene Copien fast auswendig weiß. Dieser Saal oder vielmehr Galerie ist das Schönste, was ich von Decoration kenne, so viel auch jetzt daran verdorben und restaurirt ist.

Heute war Thierhetze in dem Grabmal des Augusts. Dieses große, inwendig leere, oben offene, ganz runde Gebäude ist jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochsenhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier- bis fünftausend Menschen fassen können. Das Schauspiel selbst hat mich nicht sehr erbaut.

Dienstag den 17. Juli

war ich Abends bei Albacini, dem Restaurator antiker Statuen, um einen Torso zu sehen, den sie unter den Farneseschen Besitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es ist ein Torso eines sitzenden Apoll und hat an Schönheit vielleicht nicht seines Gleichen; wenigstens kann er unter die ersten Sachen gesetzt werden, die vom Alterthum übrig sind.

Ich speiste bei Graf Frieß; Abbate Casti, der mit ihm reist, recitirte eine seiner Novellen: der Erzbischof von Prag, die nicht sehr ehrbar, aber außerordentlich schön, in Ottave rime geschrieben ist. Ich schätzte ihn schon als den Verfasser meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geschrieben, wovon ich den ersten Act gelesen habe; auch ein ganz allerliebstes Werk.

Graf Frieß kauft viel, und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto für 600 Zechinen gekauft. Im vergangenen März hatte Angelica schon 450 drauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte.

Nun reut sie's beide. Es ist ein unglaublich schön Bild; man hat keine Idee von so etwas, ohne es gesehen zu haben.

Und so kommt tagtäglich etwas neues zum Vorschein, was, zu dem Alten und Bleibenden gesellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet sich gut aus; mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tischbein beschwert sich in einem Briefe über die entsetzliche Hitze in Neapel. Hier ist sie auch stark genug. Am Dienstag soll es so heiß gewesen seyn, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Egmont ist schon bis in den vierten Act gediehen; ich hoffe, er soll euch Freude machen. In drei Wochen denke ich fertig zu seyn, und ich schicke ihn gleich an Herder ab.

Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hause gehen, nicht die kleinste Promenade machen, ohne die würdigsten Gegenstände zu treffen. Meine Vorstellung, mein Gedächtniß füllt sich voll unedlich schöner Gegenstände.

Rom, den 20. Juli 1787.

Ich habe recht diese Zeit her zwei meiner Capitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer ist, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder sollte, lernen mochte. Daher ist gekommen, daß ich mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geistes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtsam und konnte nicht fertig werden. Der andere, nah verwandte Fehler ist, daß ich nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückseligkeit genieße sehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, so ist mir eine schrittweise Ausführung nojos und unerträglich. Nun dächte ich, wäre Zeit und Stunde da sich zu corrigiren. Ich bin im Lande der Künste: laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh und Freude haben und an was anders gehen können!

Rom ist ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenstände aller Art sind hier, sondern auch Meyschen aller Art, denen es Ernst

von Alter schwarz, vor dem hellern Nachthimmel mit einem weißen glänzenden Piedestal. Und wie viel andere unzählige schöne einzelne Gegenstände trifft man auf so einer Promenade an! Aber wie viel dazu gehört, sich nur einen geringen Theil von allem diesem zuzueignen! Es gehört ein Menschenleben dazu, ja das Leben vieler Menschen, die immer stufenweise von einander lernen.

Rom, Mittwoch den 25. Juli 1787.

Ich war mit dem Grafen Frieß, die Gemmensammlung des Prinzen von Piombino zu sehen.

Rom, Freitag den 27. Juli 1787.

Uebrigens helfen mir alle Künstler, alt und jung, um mein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern. In der Perspective und Baukunst bin ich vorgerückt, auch in der Composition der Landschaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch, da ist ein Abgrund; doch wäre mit Ernst und Application hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Concert sagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Personen dazu, die mir hier manches Vergnügen verschafft haben, und ließ durch die Sänger der komischen Oper die besten Stücke der letzten Intermezzos aufführen. Jedermann war vergnügt und zufrieden.

Nun ist mein Saal schön aufgeräumt und aufgeputzt; es lebt sich bei der großen Wärme aufs angenehmste darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere, nicht sehr heiße Tage gehabt.

Sonntag den 22. Juli

aß ich bei Angelica; es ist nun schon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgast bin. Vorher fuhren wir nach dem Palast Barberini, den trefflichen Leonardo da Vinci und die Geliebte des Raphael, von ihm selbst gemalt, zu sehen. Mit Angelica ist es gar angenehm Gemälde zu betrachten, da ihr Auge sehr gebildet und ihre mechanische Kunstkenntniß so

groß ist. Dabei ist sie sehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich bescheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d'Agincourt, einem reichen Franzosen, der seine Zeit und sein Geld anwendet, eine Geschichte der Kunst von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu schreiben. Die Sammlungen, die er gemacht hat, sind höchst interessant. Man sieht, wie der Menschengeist während der trüben und dunkeln Zeit immer geschäftig war. Wenn das Werk zusammenkommt, wird es sehr merkwürdig seyn.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne: ich habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in meiner Gegenwart colorirt; dadurch gewöhnt sich Auge und Geist immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort; ich treibe nur wie immer zu viel. Meine größte Freude ist, daß mein Auge sich an sichern Formen bildet, und sich an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nun alles an.

Sonntag den 20. Juli

war ich mit Angelica in dem Palast Rondanini. Ihr werdet euch aus meinen ersten römischen Briefen einer Medusе erinnern, die mir damals schon so sehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude giebt. Nur einen Begriff zu haben, daß so etwas in der Welt ist, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen. Wie gern sagte ich etwas drüber, wenn nicht alles was man über so ein Werk sagen kann, leerer Windhauch wäre! Die Kunst ist deßhalb da, daß man sie sehe, nicht davon spreche, als höchstens in ihrer Gegenwart. Wie schäme ich mich alles Kunstgeschwätzes, in das ich ehemals einstimmte! Wenn es möglich ist, einen guten Gypsabguß von dieser Medusе zu haben, so bringe ich ihn mit, doch sie müßte neu geformt werden. Es sind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte: denn sie verderben mehr die Idee, als daß sie uns den Begriff gäben und erhielten. Besonders ist der Mund unaussprechlich und unnachahmlich groß.

Montag den 30. Juli

blieb ich den ganzen Tag zu Hause und war fleißig. Egmont rückt zum Ende; der vierte Act ist so gut wie fertig. Sobald er abgeschrieben ist, schicke ich ihn mit der reitenden Post. Welche Freude wird mir's seyn, von euch zu hören, daß ihr dieser Production einigen Beifall gebt! Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen! Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hause, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahrszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die italiänischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten: vor zehn Jahren hätten einige passiren können, nun ist diese Ader vertrocknet, und es gab mir diese kleine Feierlichkeit kaum so viel Interesse, um sie bis ans Ende auszuhalten. Die Mondnächte sind ganz unglaublich schön, der Aufgang, ehe sich der Mond durch die Dünste heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d' Inghilterra, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind, und alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen sind immer Partien auf der Straße, die singen und spielen; man hört manchmal Duette, so schön und schöner als in einer Oper oder Concert.

Dienstag den 31. Juli

wurden einige Mondscheine aufs Papier gebracht, dann sonst allerlei gute Kunst getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann spazieren, und wir stritten über den Vorzug von Michel Angelo und Raphael: ich hielt die Partie des ersten, er des andern, und wir schlossen zuletzt mit einem gemeinschaftlichen Lob auf Leonardo da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle diese Namen aufhören Namen zu seyn, und lebendige Begriffe des Werthes dieser trefflichen Menschen nach und nach vollständig werden.

Nachts in die komische Oper. Ein neues Intermezze: L'Impresario in angustie ist ganz vortrefflich, und wird uns manche Nacht unterhalten, so heiß es auch im Schauspiele seyn mag. Ein Quintett, da der poeta sein Stück vorliest, der impresario und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Componist und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, ist gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Castraten

Proemion.

Im Namen deſſen der Sich ſelbſt erſchuf!
Von Ewigkeit in ſchaffendem Beruf;
In Seinem Namen der den Glauben ſchafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft;
In Jenes Namen, der, ſo oft genannt,
Dem Weſen nach blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht
Du findeſt nur Bekanntes das Ihm gleicht,
Und deines Geiſtes höchſter Feuerflug
Hat ſchon am Gleichniß, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du wandelſt ſchmückt ſich Weg und Ort;
Du zählſt nicht mehr, berechneſt keine Zeit,
Und jeder Schritt iſt Unermeßlichkeit.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

---

machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammengefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze stehen die armen Teufel erbärmlich aus.

Bericht.

Um Nachstehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, schicklicherweise vorzubereiten, halte für nöthig einige Stellen aus dem vorhergehenden, welche dort, im Lauf der Ereignisse, der Aufmerksamkeit möchten entgangen seyn, hier einzuschalten, und die mir so wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwissenschaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dienstag den 17. April 1787.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein ehe ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahrs nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schaar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben: woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sey, wenn sie nicht alle nach Einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten von einander unterschieden seyen. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz; der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. Warum sind wir Neuern doch so zerstreut! warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel, den 17. Mai 1787.

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nahe bin, und daß es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles übrige sehe ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins unendliche erfinden, die consequent seyn müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

So viel aber sey hier, ferneres Verständniß vorzubereiten, kürzlich ausgesprochen, es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime so unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen solchen Begriff zu fassen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden, ist eine Aufgabe, die uns in einen peinlich süßen Zustand versetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an sich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er sey nun aus uns selbst entsprungen oder von andern mitgetheilt und eingeimpft, wird gestehen, was dadurch für eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen soll. Dieses bedenkend wird man mir zugestehen, daß ich von einem solchen

Gewahrwerden wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben werden und, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beschäftigen müssen.

So sehr nun auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken: Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nie leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern von Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig zu beobachten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen des während seines Wachsthums unförmlichen Cactus Opuntia, und sah mit Vergnügen, daß er ganz unschuldig dikotyledonisch sich in zwei zarten Blättchen enthüllte, sodann aber, bei fernerem Wuchse, sich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes: ich hatte derselben mehrere von Acanthus mollis nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte, und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen, und die Samen umher zerstreut. Die Trockene des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elasticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchsen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf: sie hoben sich, wie in einem Ei eingeschlossen, empor, warfen aber diese Haube bald ab, und zeigten in einem Kreuze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Reiffenstein, der auf allen Spaziergängen, hier und da einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete, in die Erde gesteckt, müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis

zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanische Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hätte!

Am auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Nelkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze: Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert: dieses wird nun hier durch Tauer gesteigert, und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, unternahm ich es sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belästeter.

Nachdem ich mich nun so geraume Zeit ganz im stillen gehalten, und von aller höhern zerstreuenden Gesellschaft fern geblieben, begingen wir einen Fehler, der die Aufmerksamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und seltsamen Vorfällen sich umschauenden Societät auf uns richtete. Die Sache verhielt sich aber also. Angelica kam nie ins Theater; wir untersuchten nicht, aus welcher Ursache, aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger, so wie die Wirksamkeit der Musik unseres Cimarosa nicht genugsam zu rühmen wußten und nichts sehnlicher wünschten, als sie solcher Genüsse theilhaftig zu machen, so ergab sich eins aus dem andern, daß nämlich unsere jungen Leute, besonders Bury, der mit den Sängern und Musikverwandten in dem besten Vernehmen stand, es dahin brachte, daß diese sich in heiterer Gesinnung erboten auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unserm Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorhaben öfters besprochen, vorgeschlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngern Theilnehmer zur fröhlichen

Wirklichkeit. Concertmeister Kranz, ein gebildeter Violinist, in herzoglich weimarischen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft eine baldige Entscheidung. Sein Talent legte sich auf die Wage der Musikliebhaber, und wir sahen uns in den Fall versetzt, Madame Angelica, ihren Gemahl, Hofrath Reifenstein, die Herren Jenkins, Volpato, und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Feste einladen zu können. Juden und Tapezier hatten den Saal geschmückt, der nächste Kaffeewirth die Erfrischungen übernommen, und so ward ein glänzendes Concert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich große Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten, und als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig beklatschten.

Ja, was das auffallendste war, ein großer mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der so eben durch die nächtliche Stadt seine Lustrunde zu machen beliebte, hielt unter unsern Fenstern stille, und nachdem er den oberen Bemühungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, ließ sich eine wackere Baßstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir stückweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiederten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein, und jedermann versicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen, zufälligen gelungenen Theil genommen zu haben.

Auf einmal nun zog unsere zwar anständige, aber doch stille Wohnung dem Palast Rondanini gegenüber die Aufmerksamkeit des Corso auf sich. Ein reicher Mylorde, hieß es, müsse da eingezogen seyn, niemand aber wußte ihn unter den bekannten Persönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Fest sollen mit baarem Gelde geleistet werden, so würde dasjenige, was hier von Künstlern Künstlern zu Liebe geschah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Kosten verursacht haben. Wir setzten nun zwar unser voriges stilles Leben fort, konnten aber das Vorurtheil von Reichthum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geselligkeit gab sodann auch die Ankunft des Grafen Frieß jedoch neuen Anlaß. Er hatte den Abbate Casti bei

sich, welcher durch Vorlesung seiner, damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Lust erregte: sein heiterer freier Vortrag schien jene geistreichen, übermäßig genialen Darstellungen vollkommen ins Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein so gut gesinnter, reicher Kunstliebhaber nicht immer von den zuverlässigsten Menschen bedient werde. Der Ankauf eines untergeschobenen geschnittenen Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte sich indessen über den Ankauf einer schönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung anderer einen Bacchus vorstellte. Das Gegenbild steht jetzt im Museo Pio-Clementino; beide waren zusammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die Unterhändler in Kunstgeschäften allein, die ihm auflauerten, er hatte manches Abenteuer zu bestehen; und da er sich überhaupt in der heißen Jahrszeit nicht zu schonen wußte, so konnte es nicht fehlen, daß er von mancherlei Uebeln angefallen wurde, welche die letzten Tage seines Aufenthalts verbitterten. Mir aber war es um so schmerzlicher, als ich seiner Gefälligkeit gar manches schuldig geworden; wie ich denn auch die treffliche Gemmensammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günstige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Frieß fanden sich außer den Kunsthändlern auch wohl der Art Literatoren, wie sie hier in Abbétracht herumwandern. Mit diesen war kein angenehmes Gespräch. Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen, und sich über ein- und andern Punkt zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar, und ohne weiteres, die Frage vernehmen, ob man **Arioſt** oder **Taſſo**, welchen von beiden man für den größten Dichter halte. Antwortete man, Gott und der Natur sey zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt; deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Lagen und Empfindungen, die herrlichsten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dieß vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige, für den man sich entschieden hatte, hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgesetzt. Die erstenmale suchte ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dieß aber verfing nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun eben dasselbe immer fort und fort

sich wiederholte und es mir zu ernst war, um dialektisch über dergleichen Gegenstände zu controvertiren, so vermied ich ein solches Gespräch, besonders da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man, ohne eigentliches Interesse an dem Gegenstande zu finden, aussprach und behauptete.

Viel schlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann, von Stande und Geist und wirklichem Antheil an jenem außerordentlichen Manne, nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum besten auf, indem er ganz unbewunden versicherte, jeder Ausländer müsse Verzicht thun auf das Verständniß eines so außerordentlichen Geistes, dem ja selbst die Italiäner nicht in allem folgen könnten. Nach einigem Hin- und Wiederreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich sagte, ich müsse bekennen, daß ich geneigt sey, seinen Aeußerungen Beifall zu geben; denn ich habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge. Mir komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegfeuer zweideutig, und das Paradies langweilig; womit er sehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für seine Behauptung zog. Dieß eben beweise, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieser Gedichte zum Verständniß bringen könne. Wir schieden als die besten Freunde; er versprach mir sogar einige schwere Stellen, über die er lange nachgedacht, und über deren Sinn er endlich mit sich einig geworden sey, mitzutheilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler, den man sich bekennen mußte. Bald war es Raphael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging, der Mensch sey ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.

Wenn wir Tischbeins Gegenwart und Einfluß vermißten, so hielt er uns dagegen durch sehr lebendige Briefe möglichst schadlos. Außer manchen geistreich aufgefaßten wunderlichen Verfällen und genialen Ansichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemälde, mit welchem er sich daselbst hervorthat. In halben Figuren sah man darauf Orest, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird, und die ihn bisher verfolgenden Furien so eben entweichen.

Iphigenie war das wohlgetroffene Bildniß der Miß Harte, welche damals auf dem höchsten Gipfel der Schönheit und des Ansehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Aehnlichkeit mit ihr veredelt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler, der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geselligen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.

Auguſt.

Correſpondenz.

Rom, den 1. Auguſt 1787.

Den ganzen Tag fleißig und ſtill wegen der Hitze. Meine beſte Freude bei der großen Wärme iſt die Ueberzeugung, daß ihr auch einen guten Sommer in Deutſchland haben werdet. Hier das Heu einführen zu ſehen iſt die größte Luſt, da es in dieſer Zeit gar nicht regnet, und ſo der Feldbau nach Willkür behandelt werden kann, wenn ſie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten ſichern Badhäuschen; dann auf Trinità de' Monti ſpaziert und friſche Luft im Mondſcheine genoſſen. Die Mondſcheine ſind hier, wie man ſich ſie denkt oder fabelt.

Der vierte Act von Egmont iſt fertig; im nächſten Brief hoffe ich dir den Schluß des Stückes anzukündigen.

Ohne Datum.

Bei meiner Rückreiſe durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache iſt weder ganz leer, noch ganz Betrug. Nur die Menſchen, die ſich bisher damit abgegeben, ſind mir verdächtig. Marktſchreier, große Herren und Propheten, lauter Menſchen, die gern viel mit wenigem thun, gern oben ſind u. ſ. w.

Wir haben die fameſe Hexenepoche in der Geſchichte, die mir pſychologiſch noch lange nicht erklärt iſt: dieſe hat mich aufmerkſam und mir alles Wunderbare verdächtig gemacht.

Wie mir die Hexen beim Magnetismus einfallen, iſt eine etwas weite Ideenaſſociation, die ich auf dieſem Blättchen nicht ausführen kann.

Gestern nach Sonnenuntergang — man mag früher wegen der Hitze nicht ausgehen — war ich in der Villa Borghese. Wie habe ich dich zu mir gewünscht! Gleich vier herrliche Tableau's habe ich gefunden, die man nur abschreiben dürfte, wenn man's könnte. Ich muß in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste was es wolle. Auf eben dem Spaziergange machte ich Anstalten Egmont zu endigen. Wenn ich daran komme, geht es geschwind. Lebe wohl, und gedenke mein!

Rom, den 11. August 1787.

Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß so weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr sollt immer Briefe von mir haben; meine Schriften kommen nach und nach: so habt ihr den Begriff von mir als eines abwesend Lebenden, da ihr mich so oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.

Egmont ist fertig und wird zu Ende dieses Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urtheil.

Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunst zunehme. Wie eine Flasche sich leicht füllt, die man oben offen unter das Wasser stößt, so kann man hier leicht sich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet ist; es drängt das Kunstelement von allen Seiten zu.

Den guten Sommer, den ihr habt, konnte ich hier voraussagen. Wir haben ganz gleichen, reinen Himmel und am hohen Tag entsetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und October will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht gehe ich wieder nach Neapel, um Hackerts Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt seyn. Noch schicke ich dir nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um dir auf einmal etwas Gutes zu senden.

Diese Woche ist still und fleißig hingegangen. Besonders habe ich in der Perspective manches gelernt. Verschaffeldt, ein Sohn des Mannheimer Directors, hat diese Lehre recht durchgedacht und theilt mir seine Kunststücke mit. Auch sind einige Mondscheine aufs Brett gekommen

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch
Daß jeglicher das Beſte was er kennt,
Er Gott, ja ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet, und wo möglich liebt.

Weltſeele.

Vertheilet euch nach allen Regionen
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reißt euch durch die nächſten Zonen
Ins All und füllt es aus!

Schon ſchwebet ihr in ungemeßnen Fernen
Den ſel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſä'ten Raum.

Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weitr' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket ſchöpfriſch jung
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeßnen Schwung.

und ausgetuscht worden, nebst einigen andern Ideen, die fast zu toll sind, als daß man sie mittheilen sollte.

Ich habe der Herzogin einen langen Brief geschrieben und ihr gerathen die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im October, so kommt sie gerade zur Zeit in dieß schöne Land, wenn sich das Wetter umkehrt und sie hat einen bösen Spaß. Folgt sie mir in diesem und anderem, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise.

Es ist sowohl für mich als für andere gesorgt und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann sich umprägen und niemand seinem Schicksale entgehen. Aus eben diesem Briefe wirst du meinen Plan sehen und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter euch seyn. Tasso kommt nach dem neuen Jahre. Faust soll auf seinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen, wo es nöthig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein anderer Mensch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles dessen, was mir eigens lieb und werth ist, und habe erst diese paar Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun auseinander und die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren werden. Davon sollt ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden.

Ich wünsche euch allen einen guten September. Am Ende Augusts, wo alle unsere Geburtstage zusammentreffen, will ich eurer fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt, gehe ich aufs Land, dort zu zeichnen; indeß thue ich was in der Stube zu thun ist und muß oft pausiren. Abends besonders muß man sich vor Verkältung in Acht nehmen.

Rom, den 18. August 1787.

Diese Woche habe ich einigermaßen von meiner nordischen Geschäftigkeit nachlassen müssen; die ersten Tage waren gar zu heiß. Ich habe also nicht so viel gethan als ich wünschte. Nun haben wir seit zwei

Tagen die schönste Tramontane und eine gar freie Luft. September und October müssen ein paar himmlische Monate werden.

Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Acqua Acetosa: es ist wirklich zum Närrischwerden, wenn man die Klarheit, die Mannichfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen, ansieht.

Moritz studirt jetzt die Antiquitäten, und wird sie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen. Er hat eine gar glückliche, richtige Art die Sachen anzusehen: ich hoffe, daß er sich auch Zeit nehmen wird gründlich zu seyn. Wir gehen des Abends spazieren und er erzählt mir, welchen Theil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren gelesen; und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen könnte. Ich sehe indeß Gebäude, Straßen, Gegend, Monumente an, und wenn ich Abends nach Hause komme, wird ein Bild, das mir besonders aufgefallen, unterm Plaudern aufs Papier gescherzt. Ich lege dir eine solche Skizze von gestern Abend bei. Es ist die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Capitol heraufkommt.

Mit der guten Angelica war ich Sonntag die Gemälde des Prinzen Aldobrandini, besonders einen trefflichen Leonardo da Vinci, zu sehen. Sie ist nicht glücklich wie sie es zu seyn verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das sich täglich mehrt. Sie ist müde auf den Kauf zu malen und doch findet ihr alter Gatte es gar zu schön, daß so schweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun, sich selbst zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Interessen nicht verzehren, und sie verdient täglich auch mit mäßiger Arbeit noch genug hinzu. Das ist nun aber nicht, und wird nicht. Sie spricht sehr aufrichtig mit mir: ich habe ihr meine Meinung gesagt, habe ihr meinen Rath gegeben und muntere sie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn die, welche genug besitzen, es nicht brauchen und genießen können! Sie hat ein unglaubliches und als Weib wirklich ungeheures Talent. Man muß sehen und schätzen, was sie macht, nicht das was sie zurückläßt. Wie vieler Künstler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will was fehlt!

Und so, meine Lieben, wird mir Rom, das römische Wesen, Kunst und Künstler immer bekannter, und ich sehe die Verhältnisse ein; sie werden mir nah und natürlich, durchs Mitleben und Hin- und Herwandeln. Jeder bloße Besuch gibt falsche Begriffe. Sie möchten mich auch hier aus meiner Stille und Ordnung bringen und in die Welt ziehen; ich wahre mich so gut ich kann. Verspreche, verzögere, weiche aus, verspreche wieder und spiele den Italiäner mit den Italiänern. Der Cardinal-Staatssecretär Buoncompagni hat mir es gar zu nahe legen lassen, ich werde aber ausweichen, bis ich halb September aufs Land gehe. Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe.

Rom, den 23. August 1787.

Euern lieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgestern, eben als ich nach dem Vatican ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtinischen Capelle aber- und abermals gelesen, so oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann euch nicht ausdrücken, wie sehr ich euch zu mir gewünscht habe, damit ihr nur einen Begriff hättet, was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben, kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was ein Mensch vermag. Man hört und liest von viel großen und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit euch unterhalten, und wollte es stände alles auf dem Blatte. Ihr wollt von mir wissen! Wie vieles könnte ich sagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle, daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt und hoffe noch etwas zu thun. Ueber Landschaft und Architektur habe ich diese Zeit her ernstlich nachgedacht, auch einiges versucht und sehe nun, wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollte ich mich lahm ringen! Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe also mich zum Modelliren entschlossen, und das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig,

es zu detailliren, und es ist besser zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus, daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt, mit der ich in der comparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen in der Natur und den Antiken manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzufinden schwer wird, und was sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und andern nicht mittheilen können.

Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. Ein Herculeskopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen; es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind und so nach der Lehre des *** meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.

Gestern sah ich bei Ch. von Worthley, der eine Reise nach Griechenland, Aegypten u. s. w. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am meisten interessirte, waren Zeichnungen nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen sind, Arbeiten des Phidias. Man kann sich nichts Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren. Uebrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architektur besser.

Lebe wohl für heute! Es wird meine Büste gemacht; und das hat mir drei Morgen dieser Woche genommen.

Rom, den 28. August 1787.

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich, sie in diesem Babel, der Mutter so vielen Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunst, und übersehe nun fast das ganze Pensum, das mir zu absolviren bleibt; und wenn es absolvirt ist, ist noch nichts gethan. Vielleicht giebt's andern Anlaß, dasjenige leichter und besser zu thun, wozu Talent und Geschick bestimmt.

Die französische Akademie hat ihre Arbeiten ausgestellt; es sind interessante Sachen darunter. Pindar, der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben, den er sehr liebt, und stirbt. Es ist viel Verdienst in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt: er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es sich mit allen seinen Theilen gut ausnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatt das alte Rom vorgestellt, als wenn man es aus demselben Standpunkt sähe. Die Orte, wo die alten Monumente gestanden, weiß man, ihre Form auch meistens, von vielen stehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggethan, und das Alte wieder hergestellt, wie es etwa zu Zeiten Diocletians ausgesehen haben mag, und mit eben so viel Geschmack als Studium, und allerliebst gefärbt.

Was ich thun kann, thue ich, und häufe so viel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit.

Hab' ich dir schon gesagt, daß Trippel meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt. Er ist schon meist fertig, und es macht ein gutes Ganzes. Sie ist in einem sehr soliden Styl gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gypsform darüber machen, und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünscht; denn was sich in dieser Materie thun läßt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelica malt jetzt ein Bild, das sehr glücken wird: die Mutter der Gracchen, wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als die besten Schätze zeigt. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Composition.

Wie schön ist es zu säen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verschwiegen, daß heute mein Geburtstag sey, und dachte beim Aufstehen: Sollte mir denn von Hause nichts zur Feier kommen? Und siehe, da wird mir euer Packet gebracht, das mich unsäglich erfreut.

Gleich setzte ich mich hin es zu lesen und bin nun zu Ende, und schreibe gleich meinen herzlichsten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erst bei euch seyn, da sollte es an ein Gespräch gehen zur Ausführung einiger angedeuteten Punkte. Genug, das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule gesetzt ist, von welcher an wir nun unsere Meilen zählen können. Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunst herum, und werde dir mit Freuden von da aus entgegenkommen.

Ich habe es heute, nach Empfang deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf beharren, mein Kunststudium, mein Autorwesen alles fordert noch diese Zeit. In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwinge es in diesem halben Jahre, auch ist es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen — denn sie kommen mir sehr im Diminutiv vor — muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein isolirtes, privates Leben führen sollte, habe ich so viel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe sehe.

In der Naturgeschichte bringe ich dir Sachen mit, die du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen — nicht Fulgurationen — unseres Gottes mit Freuden beschauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpunkte betrachtet.

Bericht.

Zu Anfang dieses Monats reifte bei mir der Vorsatz noch den nächsten Winter in Rom zu bleiben: Gefühl und Einsicht, daß ich aus diesem Zustande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends solchen Raum und solche Ruhe für den Abschluß meiner Werke finden würde, bestimmten mich endlich; und nun, als ich solches nach Hause gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche sich nach und nach steigerte, und einer

allzu raschen Thätigkeit Ziel und Maß gab, machte solche Räume angenehm und wünschenswerth, wo man seine Zeit nützlich in Ruh und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtinische Capelle gab hierzu die schönste Gelegenheit. Gerade zu dieser Zeit hatte Michel Angelo aufs neue die Verehrung der Künstler gewonnen; neben seinen übrigen großen Eigenschaften sollte er sogar auch im Colorit nicht übertroffen worden seyn, und es wurde Mode zu streiten, ob er oder Raphael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des letztern wurde mitunter sehr strenge getadelt, und die Disputa das beste seiner Werke genannt; wodurch sich denn schon die später aufgekommene Vorliebe für Werke der alten Schule ankündigte, welche der stille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und sich niemals damit befreunden konnte.

Es ist so schwer ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dieses durch Parteilichkeit; deßhalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer ausschließlich den Tag beherrscht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich sie auf sich beruhen ließ und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werthen und Würdigen beschäftigte. Diese Vorliebe für den großen Florentiner theilte sich von den Künstlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lips Aquarellcopien in der Sixtinischen Capelle für den Grafen Frieß zu fertigen hatten. Der Custode ward gut bezahlt; er ließ uns durch die Hinterthüre nebem dem Altar hinein, und wir hausteten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpstlichen Stuhle einem Mittagsschlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfältige Durchzeichnungen der untern Köpfe und Figuren des Altarbildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebenermaßen ward denn auch, indem man sich nach dem Aeltern umwendete, Leonardo da Vinci berühmt, dessen hochgeschätztes Bild, Christus unter den Pharisäern, in der Galerie Aldobrandini ich mit Angelica besuchte. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rath Reiffenstein bei mir vorfuhr, und wir sodann mit möglichster Gemüthsruhe uns durch eine Backofenhitze

in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten, und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend, mit diesen drei Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, praktisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Werthes, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließen, der um desto stärker war, als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben machte die Ausstellung der französischen Akademie zu Ende des Monats. Durch Davids Horatier hatte sich das Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt seinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagnereaux, des Marés, St. Ours erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Boguet erwirbt als Landschaftsmaler im Sinne Pouſſins einen guten Namen.

Indessen hatte Moritz sich um die alte Mythologie bemüht. Er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber bei seinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes loses Tagebuch nicht ungestraft verfaßt werden könne. Durch tagtägliche Gespräche, durch Anschauen so vieler wichtigen Kunstwerke regte sich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, und solche mit belehrenden Umrissen nach geschnittenen Steinen künftig herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unser Verein ermangelte nicht sich mit demselben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchst angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünschen und Zwecken unmittelbar zusammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in seiner Werkstätte an, als er meine Büste modellirte, welche er für den Fürsten von Waldeck in Marmor ausarbeiten sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt, und um über ihre

Proportionen, als Canon und als abweichender Charakter, aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant dadurch, daß Trippel von einem Apollokopf Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts Giustiniani bisher unbeachtet gefunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke, und hegte Hoffnung ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn von Portalis nach Neuschatel gekommen.

Aber wie derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird seinen Lauf bald dahin, bald dorthin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffeldt eröffnete einen Cours der Perspective, wo wir uns des Abends versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte, und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieser contemplativ thätigen, geschäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgerissen. Das unglückliche Concert war in Rom, wo das Hin- und Wiederreden des Tags, wie an kleinen Orten, herkömmlich ist, vielfach besprochen: man war auf mich und meine schriftstellerischen Arbeiten aufmerksam geworden; ich hatte die Iphigenie und Sonstiges unter Freunden vorgelesen, worüber man sich gleichfalls besprach. Cardinal Buoncompagni verlangte mich zu sehen, ich aber hielt fest in meiner wohlbekannten Einsiedelei, und ich konnte dieß um so eher, als Rath Reiffenstein fest und eigensinnig behauptete, da ich mich durch ihn nicht habe präsentiren lassen, so könne es kein anderer thun. Dieß gereichte mir sehr zum Vortheil, und ich benutzte immer sein Ansehen, um mich in einmal gewählter und ausgesprochener Abgeschiedenheit zu erhalten.

September.

Correſpondenz.

Rom, den 1. September 1787.

Heute, kann ich ſagen, iſt Egmont fertig geworden; ich habe dieſe Zeit her immer noch hie und da daran gearbeitet. Ich ſchicke ihn über Zürich; denn ich wünſche, daß Kayſer Zwiſchenakte dazu und was ſonſt von Muſik nöthig iſt, componiren möge. Dann wünſche ich euch Freude daran.

Meine Kunſtſtudien gehen ſehr vorwärts; mein Princip paßt überall und ſchließt mir alles auf. Alles was Künſtler nur einzeln mühſam zuſammenſuchen müſſen, liegt nun zuſammen offen und frei vor mir. Ich ſehe jetzt wie viel ich nicht weiß, und der Weg iſt offen alles zu wiſſen und zu begreifen.

Moritzen hat Herders Gotteslehre ſehr wohl gethan; er zählt gewiß Epoche ſeines Lebens davon, er hat ſein Gemüth dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet, er ſchlug gleich wie wohl getrocknet Holz in lichte Flammen.

Rom, den 3. September 1787.

Heute iſt es jährig, daß ich mich aus Carlsbad entfernte. Welch ein Jahr, und welch eine ſonderbare Epoche für mich dieſer Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben! Wie ich dieſes Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe, es wird die Zeit kommen, die ſchöne Stunde, da ich mit euch alles werde ſummiren können.

Jetzt gehen hier erſt meine Studien an, und ich hätte Rom gar

Und kreiſend führt ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein in allen ſeinen Grüften
Die feſten Formen vor.

Nun alles ſich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen ſtrebt;
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen ſchon des Parabieſes Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und ihr erſtaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erſte Paar,

Und bald verliſcht ein unbegränztes Streben
Im ſel'gen Wechſelblick.
Und ſo empfangt, mit Dank, das ſchönſte Leben
Vom All ins All zurück.

Eins und Alles.

Im Gränzenloſen ſich zu finden
Wird gern der Einzelne verſchwinden,
Da löſ't ſich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen,
Sich aufzugeben iſt Genuß.

nicht gesehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt sich gar nicht, was hier zu sehen und zu lernen ist; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die ägyptischen Sachen gekommen. Diese Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisk, der noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Sesostris, in Rom zu Ehren des August aufgerichtet, und stand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieses älteste und herrlichste vieler Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten, wahrscheinlich durchs Feuer, verunstaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerstörten Seiten sind noch frisch, wie gestern gemacht, und von der schönsten Arbeit, in ihrer Art. Ich lasse jetzt eine Sphinx der Spitze, und die Gesichter von Sphinxen, Menschen, Vögeln abformen und in Gyps gießen. Diese unschätzbaren Sachen muß man besitzen, besonders da man sagt, der Papst wolle ihn aufrichten lassen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den besten etrurischen Sachen thun u. s. w. Nun modellire ich nach diesen Bildungen in Thon, um mir alles recht eigen zu machen.

Rom, den 5. September 1787.

Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird: denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon zum voraus auf die Stunde, in welcher ihr ihn erhalten und lesen werdet. Es sollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Rom, den 6. September 1787.

Ich hatte mir vorgenommen, euch recht viel zu schreiben, und auf den letzten Brief allerlei zu sagen; nun bin ich unterbrochen worden, und morgen gehe ich nach Frascati. Dieser Brief muß Sonnabend fort, und nun sage ich nur noch zum Abschied wenige Worte. Wahrscheinlich habt ihr jetzt auch schönes Wetter, wie wir es unter diesem freiern Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenstände um

mich tausendfach sind, so wecken sie mich bald zu dieser, bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichsam auf einen Punkt zusammen, ja ich kann sagen, daß ich nun Licht sehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; so alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben. Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden.

Ich höre, daß Herder nicht wohl ist und bin darüber in Sorge; ich hoffe bald bessere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und fast kann ich hoffen, radicaliter curirt zu werden: alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen. Egmont geht mit diesem Brief ab, wird aber später kommen, weil ich ihn auf die fahrende Post gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich, was ihr dazu sagen werdet.

Vielleicht wäre gut, mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück so frisch ins Publicum käme. Seht, wie ihr das einrichtet: ich will mit dem Rest des Bandes nicht zurückbleiben.

Der Gott leistet mir die beste Gesellschaft. Moritz ist dadurch wirklich aufgebaut worden: es fehlte gleichsam nur an diesem Werke, das nun als Schlußstein seine Gedanken schließt, die immer aus einander fallen wollten. Er wird recht brav. Mich hat er aufgemuntert in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn besonders in der Botanik auf ein ἓν καὶ πᾶν gekommen bin, das mich in Erstaunen setzt; wie weit es um sich greift, kann ich selbst noch nicht sehen.

Mein Princip die Kunstwerke zu erklären, und das auf einmal aufzuschließen, woran Künstler und Kenner sich schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersuchen und zerstudiren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ist's auch ein Columbisches Ei. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen Capitalschlüssel besitze, spreche ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künstlern durch und sehe, wie weit sie gekommen sind, was sie haben und wo es widerstößt. Die Thüre habe ich offen und stehe auf der Schwelle, und werde leider mich von da aus nur im Tempel umsehen können und wieder scheiden.

So viel ist gewiß, die alten Künstler haben eben so große Kenntniß der Natur und einen eben so sichern Begriff von dem was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß, gehabt als Homer. Leider

ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Klasse gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen als sie recht zu erkennen und dann in Frieden hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen: da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geschickten Architekten sehen, der selbst in Palmyra war und die Gegenstände mit großem Verstand und Geschmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen eure Gedanken über diese wichtigen Ruinen.

Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborene Leidenschaft befriedigen zu können, und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen!

Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsere modernen Kriege machen viele unglücklich, indessen sie dauern, und niemand glücklich, wenn sie vorbei sind.

Rom, den 12. September 1787.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Mensch bin, der von der Mühe lebt. Diese Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genossen. Nun geht die Woche zu Ende, und ihr sollt ein Blatt haben.

Es ist ein Leid, daß die Aloe in Belvedere eben das Jahr meiner Abwesenheit wählt, um zu blühen. In Sicilien war ich zu früh; hier blüht dieß Jahr nur eine, nicht groß, und sie steht so hoch, daß man nicht dazu kann. Es ist allerdings ein indianisch Gewächs, auch in diesen Gegenden nicht recht zu Hause.

Des Engländers Beschreibungen machen mir wenig Freude. Die Geistlichen müssen sich in England sehr in Acht nehmen, dagegen haben sie auch das übrige Publikum in der Flucht. Der freie Engländer muß in sittlichen Schriften sehr eingeschränkt einhergehen.

Die Schwanzmenschen wundern mich nicht; nach der Beschreibung

ist es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unsern Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nah mit uns verwandt sind.

Daß B., wie mehr Menschen die kein Gefühl ächter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, ist auch recht gut, wenn man nur sich nicht mit ihnen erbauen soll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rath Reiffenstein; Angelica kam Sonntag, uns abzuholen: Es ist ein Paradies.

Erwin und Elmire ist zur Hälfte schon umgeschrieben. Ich habe gesucht dem Stückchen mehr Interesse und Leben zu verschaffen, und habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Gesänge, worauf sich alles dreht, bleiben alle wie natürlich.

Die Künste werden auch fortgetrieben, daß es saust und braust.

Meine Büste ist sehr gut gerathen; jedermann ist damit zufrieden. Gewiß ist sie in einem schönen und edlen Styl gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen, und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport ist so lästig, sonst schickte ich gleich einen Abguß: vielleicht einmal mit einem Schiffstransport; denn einige Kisten werde ich doch zuletzt zusammenpacken.

Ist denn Kranz noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar graziöse Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwei jämmerlich verunglückt waren. Die Leute spielen mit viel Lust, und es harmonirt alles zusammen. Nun wird es bald aufs Land gehen. Es hat einigemal geregnet; das Wetter ist abgekühlt, und die Gegend macht sich wieder grün.

Von der großen Eruption des Aetna werden euch die Zeitungen gesagt haben oder sagen.

Rom, den 15. September 1787.

Nun habe ich auch Trencks Leben gelesen; es ist interessant genug, und lassen sich Reflexionen genug darüber machen.

Mein nächster Brief wird meine Bekanntſchaft mit einem merkwürdigen Reiſenden erzählen, die ich morgen machen ſoll.

Freuet euch übrigens meines hieſigen Aufenthalts! Rom iſt mir nun ganz familiär, und ich habe faſt nichts mehr drin, was mich überſpannte. Die Gegenſtände haben mich nach und nach zu ſich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß; das gute Glück wird immer weiter helfen.

Hier liegt ein Blatt bei, das ich, abgeſchrieben, den Freunden mitzutheilen bitte. Auch darum iſt der Aufenthalt in Rom ſo intereſſant, weil es ein Mittelpunkt iſt, nach dem ſich ſo vieles hinzieht. Die Sachen des Caſſas ſind außerordentlich ſchön. Ich habe ihm manches in Gedanken geſtohlen, das ich euch mitbringen will.

Ich bin immer fleißig. Nun habe ich ein Köpfchen nach Gyps gezeichnet, um zu ſehen ob mein Principium Stich hält. Ich finde, es paßt vollkommen, und erleichtert erſtaunend das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch iſt es noch nichts. Ich ſehe nun wohl, wie weit ſich's mit Application bringen ließe.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will ſorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werde in wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar nichts mehr wiſſen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieſer Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß ſie ſich einmal auflöſe!

Rom, den 22. September 1787.

Geſtern war eine Proceſſion, wo ſie das Blut des heiligen Franciscus herumtrugen; ich ſpeculirte auf Köpfe und Geſichter, indeß die Reihen von Ordensgeiſtlichen vorbeizogen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der beſten antiken Gemmen-Abdrücke angeſchafft. Es iſt das Schönſte, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil ſind ſie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Koſtbareres mitnehmen, beſonders da die Abdrücke ſo außerordentlich ſchön und ſcharf ſind.

Wie manches Gute werde ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre; doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger das

Glück, das mir Liebe und Freundschaft zudenkt, zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich euch mit dieser Post eilig schicken. Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin-Mutter, Nachricht von meinem gefeierten Geburtsfeste, und endlich meine Schriften.

Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, mich in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen, es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre: und sie sprechen mich nun alle desto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben. Ich danke euch für alles, was ihr an diesen Blättern gethan habt, und wünsche euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen!

Ihr vexirt mich über die Provinzen, und ich gestehe, der Ausdruck ist sehr uneigentlich. Da kann man aber sehen, wie man sich in Rom angewöhnt, alles grandios zu denken. Wirklich scheine ich mich zu nationalisiren; denn man giebt den Römern Schuld, daß sie nur von cose grosse wissen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menschliche Figur. O wie weit und lang ist die Kunst, und wie unendlich wird die Welt, wenn man sich nur einmal recht ans Endliche halten mag!

Dienstag den 25. gehe ich nach Frascati, und werde auch dort mühen und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge!

Mir ist aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis auch der Aermste, der Geringste sich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beste, der Reichste sich nicht fühlen, nicht Athem schöpfen kann.

Frascati, den 28. September 1787.

Ich bin hier sehr glücklich: es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex

professo getrieben. Rath Reiffenstein, mein Wirth, leistet Gesellschaft, und wir sind munter und lustig. Abends werden die Villen im Mondschein besucht, und sogar im Dunkeln die frappantesten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt, die ich nur einmal auszuführen wünsche. Nun hoffe ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.

Gestern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf diesem Wege sind viele Vögel im Fluge geschossen worden. Hier, wo man recht in der Fülle sitzt, kann man sich was zu gute thun; auch brenne ich recht vor Leidenschaft mir alles zuzueignen, und ich fühle daß sich mein Geschmack reinigt, nach dem Maße wie meine Seele mehr Gegenstände faßt. Wenn ich nur statt all des Redens einmal etwas Gutes schicken könnte! Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an euch ab.

Wahrscheinlich habe ich die Freude, Kayfern in Rom zu sehen. So wird sich denn auch noch die Musik zu mir gesellen, um den Reihen zu schließen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam als wollten sie mich verhindern nach meinen Freunden zu sehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie sehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnsucht mich ergreift, bei euch zu seyn. Ich lebe doch nur im Grunde im Tammel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz habe ich recht gute Stunden, und habe angefangen ihm mein Pflanzensystem zu erklären, und jedesmal in seiner Gegenwart aufzuschreiben, wie weit wir gekommen sind. Auf diese Art konnte ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abstracteste von dieser Vorstellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird, und eine vorbereitete Seele findet, sehe ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran, und rückt immer selbst mit Schlüssen vorwärts. Doch auf alle Fälle ist's schwer zu schreiben, und unmöglich aus dem bloßen Lesen zu begreifen, wenn auch alles noch so eigentlich und scharf geschrieben wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters ist. Grüßt alle die mir's gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten.

Bericht.

Der 3. September war mir heute doppelt und dreifach merkwürdig, um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürsten, welcher eine treue Neigung mit so mannichfaltigem Guten zu erwiedern wußte; es war der Jahrstag meiner Hegire von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückschauen, was ein so bedeutend durchlebter, völlig fremder Zustand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eigenen großen Vorzug, daß es als Mittelpunkt künstlerischer Thätigkeit anzusehen ist. Gebildete Reisende sprechen ein: sie sind ihrem kürzeren oder längeren Aufenthalte hier gar vieles schuldig; sie ziehen weiter, wirken und sammeln, und wenn sie bereichert nach Hause kommen, so rechnen sie sich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein französischer Architekt, mit Namen Cassas, kam von seiner Reise in den Orient zurück; er hatte die wichtigsten alten Monumente, besonders die noch nicht herausgegebenen, gemessen, auch die Gegenden, wie sie anzuschauen sind, gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerstörte Zustände bildlich wieder hergestellt, und einen Theil seiner Zeichnungen, von großer Präcision und Geschmack, mit der Feder umrissen und mit Aquarellfarben belebt, dem Auge dargestellt.

1. Das Serail von Constantinopel von der Seeseite mit einem Theil der Stadt und der Sophienmoschee. Auf der reizendsten Spitze von Europa ist der Wohnort des Großherrn so lustig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer respective Bäume stehen in großen, meist verbundenen Gruppen hinter einander; darunter sieht man nicht etwa große Mauern und Paläste, sondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kiosken, ausgespannte Teppiche, so häuslich klein und freundlich durch einander gemischt, daß es eine Lust ist. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt ist, macht es einen gar freundlichen Effect. Eine schöne Strecke Meer bespült die so bebaute Küste. Gegenüber liegt Asien, und man sieht in die Meerenge die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung ist bei 7 Fuß lang und 3 bis 4 hoch.

2. Generalaussicht der Ruinen von Palmyra, in derselben Größe.

Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgesucht. Eine Colonnade, auf eine italiänische Meile lang, ging vom Thore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, nicht in ganz gerader Linie; sie macht in der Mitte ein sanftes Knie. Die Colonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter hoch. Man sieht nicht, daß sie oben bedeckt gewesen; er glaubt, es sey durch Teppiche geschehen. Auf der großen Zeichnung erscheint ein Theil der Colonnade noch aufrecht stehend im Vordergrunde. Eine Caravane, die eben quer durchzieht, ist mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde steht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht sich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitscharen in Carrière forteilen. Das sonderbarste Phänomen ist: eine blaue Linie, wie eine Meereslinie, schließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüste, der in der Ferne blau werden muß, so völlig wie das Meer den Gesichtskreis schließt, daß es eben so in der Natur das Auge trügt; wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten, daß Palmyra vom Meere entfernt genug sey.

3. Gräber von Palmyra.

4. Restauration des Sonnentempels zu Balbek; auch eine Landschaft mit den Ruinen wie sie stehen.

5. Die große Moschee zu Jerusalem, auf den Grund des salomonischen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönicien.

7. Gegend am Fuße des Berges Libanon, anmuthig wie man sie denken mag. Ein Pinienwäldchen, ein Wasser, daran Hängeweiden und Gräber darunter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkische Gräber. Jeder Grabstein trägt den Hauptschmuck des Verstorbenen, und da sich die Türken durch den Kopfschmuck unterscheiden, so sieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Aegyptische Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er sey, sagt Cassas, in einen Kalkfelsen gehauen, und weil derselbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Koloß mit Stuck überzogen und gemalt, wie man noch in den Falten des Kopfschmuckes bemerke. Eine Gesichtspartie ist etwa 10 Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem spazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlässen und Muthmaßungen restaurirt. Sie hat von vier Seiten vorspringende Hallen mit daneben stehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin mit Sphinxen besetzt, wie sich solche noch in Oberägypten befinden. Es ist diese Zeichnung die angeheuerste Architektur-Idee, die ich zeitlebens gesehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle diese schönen Sachen mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwischen den Ruinen der Kaiserpaläste urbar und anmuthig gemacht worden. Dort auf einem freien Gesellschaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Capitäler, glatter und cannelirter Säulen, zerstückte Basreliefs und was man noch der Art im weiten Kreise umhergelegt hatte, wie man sonst Tische, Stühle und Bänke zu heiterer Versammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genossen wir der reizenden Zeit nach Herzenslust, und als wir die mannichfaltigste Aussicht mit frisch gewaschenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überschauten, mußten wir gestehen, daß dieses Bild auf alle die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzusehen sey. In demselbigen Geschmack von Cassas gezeichnet und gefärbt würde es überall Entzücken erregen. Und so wird uns durch künstlerische Arbeiten nach und nach das Auge so gestimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten, die sie darbietet, immer offener werden.

Nun aber mußte des nächsten Tages uns zu scherzhaften Unterhaltungen dienen, daß gerade das, was wir bei dem Künstler Großes und Gränzenloses gesehen, uns in eine niedrige unwürdige Enge zu begeben veranlassen sollte. Die herrlichen ägyptischen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisk, der, auf dem Marsfelde durch August errichtet, als Sonnenweiser diente, nunmehr aber in Stücken, umzäunt von einem Bretterverschlag, in einem schmutzigen Winkel auf den kühnen Architekten wartete, der ihn aufzuerstehen berufen möchte. (NB. Jetzt ist er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient, wie zur Römerzeit, abermals als Sonnenweiser.) Er ist aus dem ächtesten ägyptischen Granit gehauen, überall mit zierlichen naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Styl, überfäet. Merkwürdig war es, als wir neben der sonst in die Luft gerichteten Spitze standen, auf den Zuschärfungen

Weltſeele komm uns zu durchbringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen
Wird unſrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geiſter,
Gelinde leitend, höchſte Meiſter,
Zu dem der alles ſchafft und ſchuf.

Und umzuſchaffen das Geſchaffne,
Damit ſich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen:
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will.

Vermächtniß.

Kein Weſen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt ſich fort in Allen,
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn iſt ewig, denn Geſetze
Bewahren die lebendigen Schätze
Aus welchen ſich das All geſchmückt.

derselben Sphinx nach Sphinxen auf das zierlichste abgebildet zu sehen, früher keinem menschlichen Auge, sondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienstliche der Kunst nicht auf einen Effect berechnet ist, den es auf den menschlichen Anblick machen soll. Wir machten Anstalt diese heiligen Bilder abgießen zu lassen, um das bequem noch vor Augen zu sehen, was sonst gegen die Wolkenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume, worin wir uns mit dem würdigsten Werke befanden, konnten wir uns nicht enthrechen, Rom als ein Quodlibet anzusehen, aber als einziges in seiner Art; denn auch in diesem Sinne hat diese ungeheure Localität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerstörte nur: alles Zertrümmerte ist ehrwürdig; die Unform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche sich in neuen großen Formen der Kirchen und Paläste wieder hervorthat.

Jene bald gefertigten Abgüsse brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehn'schen Pastensammlung, wovon die Drücke im Ganzen und theilweise verkäuflich waren, auch einiges Aegyptische zu sehen sey; und wie sich denn eins aus dem andern ergibt, so wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichsten und bestellte solche bei den Inhabern. Solche Abdrücke sind der größte Schatz und ein Fundament, das der in seinen Mitteln beschränkte Liebhaber zu künftigem großem mannichfaltigem Vortheil bei sich niederlegen kann.

Die vier ersten Bände meiner Schriften, bei Göschen, waren angekommen und das Prachtexemplar sogleich in die Hände Angelica's gegeben, die daran ihre Muttersprache aufs neue zu beloben Ursache zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die sich mir bei dem Rückblick auf meine frühern Thätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeschlagene Weg mich führen würde; ich konnte nicht einsehen, in wiefern jenes frühere Bestreben gelingen und wiefern der Erfolg dieses Sehnens und Wandels die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum rückwärts zu schauen und zu denken. Die über organische Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichsam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillstand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern sich entwickelte, so bedurfte

ich zu eigener Ausbildung täglich und stündlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich versuchte es mit Moritz und trug ihm, so viel ich vermochte, die Metamorphose der Pflanzen vor; und er, ein seltsames Gefäß, das, immer leer und inhaltsbedürftig, nach Gegenständen lechzte, die er sich aneignen könnte, griff endlich mit ein, dergestalt wenigstens, daß ich meine Vorträge fortzusetzen Muth behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zu Statten, aber doch zu bedeutender Anregung, Herders Werk, das unter einem lakonischen Titel: Ueber Gott und göttliche Dinge, die verschiedenen Ansichten in Gesprächsform vorzutragen bemüht war. Mich versetzte diese Mittheilung in jene Zeiten, wo ich, an der Seite des trefflichen Freundes, über diese Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wundersam jedoch contrastirte dieser in den höchsten frommen Betrachtungen verirrende Band mit der Verehrung, zu der uns das Fest eines besondern Heiligen aufrief.

Am 21. September ward das Andenken des heil. Franciscus gefeiert und sein Blut in langgedehnter Procession von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerksam ward ich bei dem Vorbeiziehen so vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um sich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erst mit Aufmerksamkeit, dann mit Erstaunen musterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe, und war wirklich entzückt zu sehen, daß ein Gesicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, sich ganz anders ausnahm als das bartlose Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Gesichter, in Gemälden dargestellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beschauer ausüben mußten.

Hofrath Reiffenstein, welcher sein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausstudirt hatte, konnte freilich im Laufe seines Geschäfts nur allzubald gewahr werden, daß Personen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Lust zu sehen und sich zu zerstreuen, mitunter an der grimmigsten Langeweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem praktischen Menschenkenner gar wohl bekannt, wie sehr ein bloßes Beschauen ermüde, und wie nöthig es sey seine Freunde

durch irgend eine Selbstthätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwei Gegenstände hatte er sich deßhalb ausersehen, worauf er ihre Geschäftigkeit zu richten pflegte, die Wachsmalerei und die Pastenfabrication. Jene Kunst, eine Wachsseife zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erst vor kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunstwelt hauptsächlich darum zu thun ist, die Künstler auf irgend eine Weise zu beschäftigen, so gibt eine neue Art das Gewohnte zu thun, immer wieder frische Aufmerksamkeit und lebhaften Anlaß etwas das man auf die alte Weise zu unternehmen nicht Lust hätte, in einer neuen zu versuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiserin Katharina die Raphaelschen Logen in einer Copie zu verwirklichen und die Wiederholung sämmtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zierrathen in Petersburg möglich zu machen, ward durch diese neue Technik begünstigt, ja wäre vielleicht ohne dieselbe nicht auszuführen gewesen. Man ließ dieselben Felder, Wandtheile, Sockel, Pilaster, Capitäle, Gesimse aus den stärksten Bohlen und [illegible]en eines dauerhaften Kastanienholzes verfertigen, überzog sie mit Leinwand, welche grundirt, sodann der Enkaustik zur sichern Unterlage diente. Dieses Werk, womit sich besonders Unterberger, nach Anleitung Reiffensteins, mehrere Jahre beschäftigt hatte, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, war schon abgegangen als ich ankam, und es konnte mir nur, was von jenem großen Unternehmen übrig blieb, bekannt und anschaulich werden.

Nun aber war durch eine solche Ausführung die Enkaustik zu hohen Ehren gelangt: Fremde von einigem Talent sollten praktisch damit bekannt werden; zugerichtete Farbengarnituren waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife selbst, genug, man hatte immer etwas zu thun und zu kramen, wo sich nur ein müßiger loser Augenblick zeigte. Auch mittlere Künstler wurden als Lehrende und Nachhelfende beschäftigt und ich habe wohl einigemal Fremde gesehen, welche ihre römischen enkaustischen Arbeiten höchst behaglich als selbstverfertigt einpackten und mit zurück ins Vaterland nahmen.

Die andere Beschäftigung, Pasten zu fabriciren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengewölbe im Reiffenstein'schen Quartier gab dazu die beste Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nöthigen Raum zu einem solchen Geschäft. Die refractäre, in Feuer

unschmelzbare Masse wurde aufs zarteste pulverisirt und durchgesiebt, der daraus geknetete Teig in Pasten eingedrückt, sorgfältig getrocknet und sodann mit einem eisernen Ring umgeben in die Gluth gebracht, ferner die geschmolzene Glasmasse darauf gedrückt, wodurch doch immer ein kleines Kunstwerk zum Vorschein kam, das einen jeden freuen mußte, der es seinen eigenen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrath Reiffenstein, welcher mich zwar willig und geschäftig in diese Thätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgesetzte Beschäftigung der Art nicht zusagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunstgegenständen Hand und Augen möglichst zu steigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich schon, in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati führte, wo man in einem wohleingerichteten Privathause Unterkommen und das nächste Bedürfniß fand, und nun, den ganzen Tag im Freien, sich Abends gern um einen großen Ahorntisch versammelte. Georg Schütz, ein Frankfurter, geschickt, ohne eminentes Talent, eher einem gewissen anständigen Behagen als anhaltender künstlerischer Thätigkeit ergeben, weßwegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchsten Sinne architektonisch gewaltet, daß auf übrig gebliebenen mächtigen Substructionen die künstlerischen Gedanken vorzüglicher Geister sich hervorgehoben und den Augen dargestellt, so wird man begreifen, wie sich Geist und Auge entzücken müssen, wenn man unter jeder Beleuchtung diese vielfachen horizontalen und tausend verticalen Linien unterbrochen und geschmückt wie eine stumme Musik mit den Augen auffaßt, und wie alles was klein und beschränkt in uns ist, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Besonders ist die Fülle der Mondscheinbilder über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht störend zu Nennende durchaus zurücktritt, und nur die großen Massen von Licht und Schatten ungeheuer anmuthige, symmetrisch harmonische Riesenkörper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch Abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckischer Unterhaltung.

So darf man nicht verschweigen, daß junge Künstler die Eigenheiten des wackern Reiffenstein, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber sich oft im stillen scherzhaft und spottend

unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unverſiegbare Quelle künſtleriſcher Unterhaltung, wieder zum Geſpräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an dieſem trefflichen Kopfe doch nicht ſonderlich gearbeitet ſeyen, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieſes Organs, die Schwierigkeit ein ſchönes in der Natur zu finden und es künſtleriſch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen ſeiner hübſchen Ohren bekannt war, erſuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu ſitzen, bis ich das vorzüglich gut gebildete — es war ohne Frage das rechte — ſorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit ſeiner ſtarren Modellſtellung gerade dem Rath Reiffenſtein gegenüber zu ſitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, ſeine wiederholt angeprieſenen Lehren vorzutragen, man müßte ſich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beſte wenden, ſondern erſt bei den Carracci's anfangen, und zwar mit der Farneſe'ſchen Galerie, dann zum Raphael übergehen, und zuletzt den Apoll von Belvedere ſo oft zeichnen, bis man ihn auswendig könne, da denn nicht viel weiteres zu wünſchen und zu hoffen ſeyn würde. Der gute Schütz ward von einem ſolchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein ſich immer vermehrte, je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Wohlthäter immer wegen ſeines individuellen, unbillig aufgenommenen Zuſtandes einer ſpöttiſchen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Ausſicht ward uns aus den Fenſtern der Villa des Fürſten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud, und uns in Geſellſchaft ſeiner geiſtlichen und weltlichen Hausgenoſſen an einer gut beſetzten Tafel feſtlich bewirthete. Es läßt ſich denken, daß man das Schloß dergeſtalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit einem Blick überſehen zu können. Man ſpricht viel von Luſthäuſern; aber man müßte von hier aus umherblicken, um ſich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus luſtiger gelegen ſeyn könne.

Hier aber finde ich mich gedrängt eine Betrachtung einzuſchalten, deren ernſte Erwägung ich wohl empfehlen darf. Sie giebt Licht über das Vorgetragene und verbreitet's über das folgende; auch wird mancher gute, ſich beurtheilende Geiſt Anlaß daher zur Selbſtprüfung gewinnen.

Lebhaft verdringende Geiſter begnügen ſich nicht mit dem Genuſſe,

sie verlangen Kenntniß. Diese treibt sie zur Selbstthätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, so fühlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurtheilt, als was man selbst hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Mensch nicht leicht ins Klare, und daraus entstehen gewisse falsche Bestrebungen, welche um deste ängstlicher werden, je redlicher und reiner die Absicht ist. Indeß fingen mir in dieser Zeit an Zweifel und Vermuthungen aufzusteigen, die mich mitten in diesen angenehmen Zuständen beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunsch und die Absicht meines Hierseyns schwerlich erfüllt werden dürfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue, höchst anmuthige Oper im hellen vollgedrängten Saal für die vermißte Himmelsfreiheit entschädigt werden sollten. Die deutsche Künstlerbank, eine der vordersten im Parterre, war wie sonst dicht besetzt, und dießmal fehlte es nicht an Beifallklatschen und Rufen, um sowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüsse unsere Schuldigkeit abzutragen. Ja wir hatten es erreicht, daß wir durch ein künstliches, erst leiseres, dann stärkeres, zuletzt gebietendes Zitti Rufen jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie oder sonst gefälligen Partie das ganze, laut schwatzende Publikum zum Schweigen brachten, weßhalb uns denn unsere Freunde von Oben die Artigkeit erwiesen, die interessantesten Exhibitionen nach unserer Seite zu richten.

October.

Correspondenz.

Frascati, den 2. October 1787.

Ich muß bei Zeiten ein Blättchen anfangen, wenn ihr es zur rechten Zeit erhalten sollt. Eigentlich habe ich viel und nicht viel zu sagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im stillen an meine Freunde. Diese Tage empfand ich wieder viel Sehnsucht nach Hause, vielleicht eben weil es mir hier so wohl geht und ich doch fühle, daß mir mein Liebstes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage, und will mich eben zusammen nehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun ist, und so diesen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht, wie nützlich, aber auch wie schwer es mir war, dieses ganze Jahr absolut unter fremden Menschen zu leben, besonders da Tischbein — dieß sey unter uns gesagt — nicht so einschlug wie ich hoffte. Es ist ein wirklich guter Mensch, aber er ist nicht so rein, so natürlich, so offen wie seine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich schildern, um ihm nicht Unrecht zu thun; und was will eine Schilderung heißen, die man so macht! Das Leben eines Menschen ist sein Charakter. Nun habe ich Hoffnung Kayfern zu besitzen; dieser wird mir zur großen Freude seyn. Gebe der Himmel, daß sich nichts dazwischen stelle!

Meine erste Angelegenheit ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht, und nicht wieder zurücklernt, noch so lange stille steht, wie ich wohl leider die schönste Zeit des Lebens versäumt habe. Doch muß man sich selbst entschuldigen. Zeichnen um zu zeichnen, wäre wie reden um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich

würdige Gegenstände erst mühsam aufsuchen muß, ja mit allem Suchen sie kaum finde, wo soll da der Nachahmungstrieb herkommen? In diesen Gegenden muß man zum Künstler werden: so dringt sich alles auf; man wird voller und voller, und gezwungen etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntniß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren sehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir selbst schreibe, und seht wie ich's thue; wenn wir wieder zusammenkommen, sollt ihr gar manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt über mich selbst und andere, über Welt und Geschichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm gefaßt und geschlossen.

Moritz ist bisher mein liebster Gesellschafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und fast noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger, und weder richtiger, besser noch glücklicher werden — eine Sorge, die mich immer zurückhält ganz offen zu seyn.

Auch im allgemeinen mit mehreren Menschen zu leben geht mir ganz gut. Ich sehe eines jeden Gemüthsart und Handlungsweise. Der eine spielt sein Spiel, der andere nicht; dieser wird vorwärts kommen, jener schwerlich. Einer sammelt, einer zerstreut; einem genügt alles, dem andern nichts. Der hat Talent und übt's nicht, jener hat keins und ist fleißig u. s. w. Das alles sehe ich, und mich mitten drinn; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menschen, nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen bösen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn jeder nach seiner Weise handelt, und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, seyn und bleiben solle, es zunächst von mir prätendirt, dann bleibt einem nichts übrig als zu scheiden oder — toll zu werden.

Albano, den 5. October 1787.

Ich will sehen, daß ich diesen Brief noch zur morgenden Post nach Rom schaffe, daß ich auf diesem Blatt nur den tausendsten Theil sage von dem, was ich zu sagen habe.

Eure Blätter habe ich zu gleicher Zeit mit den zerstreuten, besser gesammelten Blättern, den Ideen und den vier Saffianbänden

erhalten, gestern als ich im Begriff war von Frascati abzufahren. Es ist mir nun ein Schatz auf die ganze Villeggiatur.

Persepolis habe ich gestern Nacht gelesen. Es freut mich unendlich, und ich kann nichts dazu setzen, indem jene Art und Kunst nicht herübergekommen ist. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek sehen, und euch aufs neue danken. Fahrt fort, ich bitte euch, oder fahrt fort, weil ihr müßt! beleuchtet alles mit eurem Lichte!

Die Ideen, die Gedichte sind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen; ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden sollen hier werden.

Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten: ich habe das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. Meine Mutter hat Gänse! singt sich mit bequemerer Naivetät als ein: Allein Gott in der Höh' sey Ehr! Er ist einmal auch ein: Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren u. s. w. Bleibt von diesem Volke! der erste Undank ist besser als der letzte! Der andere denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen die sich selbst suchen, ohne es gestehen zu wollen. Er wird sich fremd finden, und vielleicht nicht wissen warum. Ich müßte mich sehr irren, oder die Großmuth des Alcibiades ist ein Taschenspielerstreich des Züricher Propheten, der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durch einander zu mischen, und das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Tämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten u. s. w. ist von Anfang.

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß ihr lest wie ich schreibe, mit dem Geiste mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben, ohne dich um andere zu bekümmern. Man muß schreiben wie man lebt, erst um sein selbst willen; und dann existirt man auch für verwandte Wesen.

Plato will keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande eine zu machen, ich litte keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolisch capuzinermäßigen Declamation des Züricher Propheten die unsinnigen Worte: Alles was Leben hat, lebt durch etwas außer sich — oder so ungefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Aermel. Nicht die ersten simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron sitzen; wo andere Leute hingehören oder keiner hingehört. Laß das alles gut seyn, wie auch ich thue, der ich es freilich jetzt leichter habe!

Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen; es sieht gar zu lustig aus. Vor allem beschäftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einlädt. Sogar habe ich einige Idyllen gefunden. Was werde ich nicht noch alles machen! Das sehe ich wohl, unser einer muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, dann ist er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt! und wenn es euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß ihr beisammen seyd, und was ihr einander seyd, indeß ich, durch eigenen Willen exilirt, mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe, und auf alle Fälle nicht weiß wo es hinaus will.

Lebt wohl! Empfehlt mich der Frau Herzogin! Ich habe mit Rath Reiffenstein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt projectirt. Wenn alles gelingt, so ist's ein Meisterstück. Wir sind jetzt in Negotiation wegen einer Villa begriffen, welche gewissermaßen sequestrirt ist, und also vermiethet wird, anstatt daß die andern entweder besetzt sind oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obligationen- und Relationen geräth. Ich schreibe, sobald nur etwas Gewisseres zu sagen ist. In Rom ist auch ein schönes freiliegendes Quartier mit einem Garten für sie bereit. Und so wünschte ich, daß sie sich überall zu Hause fände: denn sonst genießt sie nichts; die Zeit verstreicht, das Geld ist ausgegeben, und man sieht sich um wie nach einem Vogel, der einem aus der Hand entwischt ist. Wenn ich ihr alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein stoße, so will ich es thun.

Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre faß es an!
Verdank' es, Erdenſohn, dem Weiſen,
Der ihr die Sonne zu umkreiſen
Und dem Geſchwiſter wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findeſt du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirſt keine Regel da vermiſſen;
Denn das ſelbſtſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen haſt du dann zu trauen;
Kein Falſches laſſen ſie dich ſchauen
Wenn dein Verſtand dich wach erhält.
Mit friſchem Blick bemerke freudig,
Und wandle, ſicher wie geſchmeidig,
Durch Auen reich begabter Welt.

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft ſey überall zugegen
Wo Leben ſich des Lebens freut.
Dann iſt Vergangenheit beſtändig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick iſt Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und biſt du vom Gefühl durchdrungen:

Nun kann ich nicht weiter, wenn gleich noch Raum da iſt. Lebt wohl, und verzeiht die Eilfertigkeit dieſer Zeilen.

Caſtel Gandolfo, den 8. October 1787, eigentlich den 12ten; denn dieſe Woche iſt hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Alſo geht dieſes Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu euch gelange.

Wir leben hier, wie man in Bädern lebt; nur mache ich mich des Morgens bei Seite, um zu zeichnen; dann muß man den ganzen Tag der Geſellſchaft ſeyn, welches mir denn auch ganz recht iſt für dieſe kurze Zeit; ich ſehe doch auch einmal Menſchen ohne großen Zeitverluſt und viele auf einmal.

Angelica iſt auch hier, und wohnt in der Nähe; dann ſind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Herr de Maron, Schwager von Mengs, mit der ſeinigen, theils im Hauſe, theils in der Nachbarſchaft: die Geſellſchaft iſt luſtig, und es giebt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperſon iſt, und trägt ſich dann einen Tag mit den Bonmots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern köſtlichen Himmel. Heute hat ſich ein Wind erhoben, der mich zu Hauſe hält. Wenn man mich außer mir ſelbſt herausbringen könnte, müßten es dieſe Tage thun; aber ich falle immer wieder in mich zurück, und meine ganze Neigung iſt auf die Kunſt gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es ſcheint, als wenn ich wenigſtens würde ſehen lernen.

Erwin und Elmire iſt ſo gut als fertig; es kommt auf ein paar ſchreibſelige Morgen an: gedacht iſt alles.

Herder hat mich aufgefordert Forſtern auf ſeine Reiſe um die Welt auch Fragen und Muthmaßungen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen ſoll, wenn ich es auch von Herzen gern thäte. Wir wollen ſehen.

Ihr habt wohl ſchon kalte, trübe Tage; wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehen. Wie ſehr mich Herders Ideen freuen, kann ich nicht ſagen. Da ich keinen Meſſias zu erwarten habe, ſo iſt mir dieß das liebſte Evangelium. Grüßt alles — ich bin in Gedanken immer mit euch — und liebt mich!

Den letzten Posttag, meine Lieben, habt ihr keinen Brief erhalten: die Bewegung in Castello war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade; und da ich in einem Hause wohnte, das immer Zuspruch hat, so mußte ich mich drein geben. Bei dieser Gelegenheit habe ich mehr Italiäner gesehen als bisher in einem Jahre, und bin auch mit dieser Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin interessirte mich die acht Tage ihres Bleibens: sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vortheilhaft vor den Römerinnen aus. Angelica war, wie sie immer ist, verständig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund seyn: man kann viel von ihr lernen, besonders arbeiten; denn es ist unglaublich, was sie alles endigt.

Diese letzten Tage war das Wetter kühl, und ich bin recht vergnügt wieder in Rom zu seyn.

Gestern Abend, als ich zu Bette ging, fühlte ich recht das Vergnügen hier zu seyn: es war mir als wenn ich mich auf einen recht breiten, sichern Grund niederlegte.

Ueber seinen Gott möchte ich gern mit Herdern sprechen. Zu bemerken ist mir ein Hauptpunkt: man nimmt dieses Büchlein wie andere, für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hinein zu legen hat, findet sie leer. Laßt mich ein wenig weiter allegorisiren, und Herder wird meine Allegorie am besten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man schon ziemliche Lasten fortbringen; die Stücke des Obelisken zu bewegen, brauchen sie Erdwinden, Flaschenzüge u. s. w. Je größer die Last, oder je feiner der Zweck, wie zum Beispiel bei einer Uhr, deste zusammengesetzter, deste künstlicher wird der Mechanismus seyn, und doch im Innern die größte Einheit haben. So sind alle Hypothesen oder vielmehr alle Principien. Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel, und verschmäht meinen Flaschenzug; was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine ungestraft sagen: Alles was Leben hat, lebt durch etwas außer sich, würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der

Verwechslung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen, würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzustellen bemüht wären, wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Theil der Ideen, sehe erst was es ist, und frage sodann, ob der Autor es hätte schreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr! denn eben das Aechte, Große, Innerliche was er hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es also irgendwo fehlt, so mangelt's nicht an der Waare, sondern an Käufern, nicht an der Maschine, sondern an denen die sie zu brauchen wissen. Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich seyn. Mir könnte vielmehr dran gelegen seyn, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich lasse einem jeden seinen Hebel, und bediene mich der Schraube ohne Ende schon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

Castel Gondolfo, den 12. October 1787.

An Herder.

Nur ein flüchtig Wort, und zuerst den lebhaftesten Dank für die Ideen! Sie sind mir als das liebenswertheste Evangelium gekommen, und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplackt hat, wird einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast du mir durch dieses Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erst in der Hälfte. Ich bitte dich, laß mir so bald als möglich die Stelle aus Camper, die du Seite 159 anführst, ganz ausschreiben, damit ich sehe, welche Regeln des griechischen Künstlerideals er aufgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang seiner Demonstration des Profils aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu, und excerpire mir sonst was du mir nützlich dünkst, daß ich das Ultimum wisse, wie weit man in dieser Speculation gekommen ist; denn ich

bin immer das neugeborene Kind. Hat Lavaters Physiognomik etwas Kluges darüber? Deinem Aufruf wegen Forster will ich gern gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht sehe wie es möglich ist; denn ich kann keine einzelnen Fragen thun, ich muß meine Hypotheſen völlig auseinander setzen und vortragen. Du weißt, wie sauer mir das schriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wenn es fertig seyn, und wohin es geschickt werden soll. Ich sitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenschneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Dictiren mich wenden; denn eigentlich sehe ich es als einen Wink an. Es scheint, ich soll von allen Seiten mein Haus bestellen und meine Bücher schließen.

Was mir am schwersten seyn wird, ist, daß ich absolut alles aus dem Kopfe nehmen muß: ich habe doch kein Blättchen meiner Collectaneen, keine Zeichnung; nichts habe ich bei mir, und alle neuesten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleibe ich wohl in Castello, und treibe ein Badeleben. Morgens zeichne ich, dann giebt's Menschen auf Menschen. Es ist mir lieb, daß ich sie beisammen sehe; einzeln wäre es eine große Seccatur. Angelica ist hier und hilft alles übertragen.

Der Papst soll Nachricht haben, Amsterdam sey von den Preußen eingenommen. Die nächsten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erste Expedition, wo sich unser Jahrhundert in seiner ganzen Größe zeigt. Das heiß' ich eine sodezza! Ohne Schwertstreich, mit ein paar Bomben, und niemand, der sich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl. Ich bin ein Kind des Friedens, und will Frieden halten für und für, mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir selbst geschlossen habe.

Rom, den 27. October 1787.

Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend alles was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich und freundlich. Diese ersten Tage habe ich mit Briefschreiben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehen. Es

ist zu schmeichelhaft, als daß ich es sagen dürfte, was mir Angelica für Hoffnungen über mein Landschaftszeichnen unter gewissen Bedingungen giebt. Ich will wenigstens fortfahren, um mich dem zu nähern was ich wohl nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß Egmont angelangt, und wie ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch schon geschrieben, daß Kayser herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten Partitur unserer Scapinereien. Du kannst denken, was das für ein Fest seyn wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt, und Claudine mit Erwin in seiner Gegenwart, mit seinem Beirath verbessert.

Herders Ideen habe ich nun durchgelesen, und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch selbst, erst mit der Zeit, und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohl thun. Je mehr diese Vorstellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden. Auch habe ich dieses Jahr unter fremden Menschen Acht gegeben, und gefunden, daß alle wirklich klugen Menschen, mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und bestehen, daß der Moment alles ist, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, daß sein Leben, in so fern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch schreiben, wenn ich sagen sollte, was ich bei dem und jenem Buche gedacht habe. Ich lese jetzt wieder Stellen, so wie ich sie aufschlage, um mich an jeder Seite zu ergötzen; denn es ist durchaus köstlich gedacht und geschrieben.

Besonders schön sind' ich das griechische Zeitalter; daß ich am römischen, wenn ich mich so ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermisse, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es sage. Es ist auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Masse deß was der Staat war, an und für sich; mir ist er, wie Vaterland, etwas Ausschließendes. Und ihr müßtet im Verhältniß mit dem ungeheuern Weltganzen den Werth dieser einzelnen Existenz bestimmen, wo denn freilich vieles zusammenschrumpfte, und in Rauch aufgehen mag. So bleibt mir das Coliseum immer imposant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden, und daß das Volk, welches diesen ungeheuern Kreis ausfüllte, nicht mehr das altrömische Volk war.

Ein Buch über Malerei und Bildhauerkunst in Rom ist auch zu uns gekommen. Es ist ein deutsches Product, und was schlimmer ist, eines deutschen Cavaliers. Es scheint ein junger Mann zu seyn, der Energie hat, aber voller Prätension steckt, der sich Mühe gegeben hat herumzulaufen, zu notiren, zu hören, zu horchen, zu lesen. Er hat gewußt, dem Werke einen Anschein von Ganzheit zu geben; es ist darin viel Wahres und Gutes, gleich daneben Falsches und Albernes, Gedachtes und Nachgeschwatztes, Longueurs und Echappaden. Wer es auch in der Entfernung durchsieht, wird bald merken, welch monströses Mittelding zwischen Compilation und eigen gedachtem Werk dieses voluminöse Opus geworden sey.

Die Ankunft Egmonts erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auch ein Wort darüber, das nun wohl unterwegs ist. Das Saffianexemplar [illegible] angelangt; ich habe es der Angelica gegeben. Mit Kayfers Oper w[illegible]n wir es klüger machen, als man uns gerathen hat: euer Vorschlag ist sehr gut; wenn Kayser kommt, sollt ihr mehr hören.

Die Recension ist recht im Styl des Alten, zu viel und zu wenig. Mir ist jetzt nur dran gelegen zu machen, seitdem ich sehe wie sich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenste ist, Jahrtausende recensiren, das heißt, etwas von seinem Daseyn hererzählen läßt.

Jedermann verwundert sich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht, wie ich mich betragen habe. Unser October war nicht der schönste, ob wir gleich himmlische Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß. Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding: die meine habe ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr bloß von mir selbst abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte.

Bericht.

Zu Anfang dieses Monats bei mildem, durchaus heiterem herrlichem Wetter genossen wir eine förmliche Villeggiatur in Castel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieser unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert sahen. Herr Jenkins, der wohlhabende

englische Kunsthändler, bewohnte daselbst ein sehr stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitengenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterem Beisammensehn, noch an Bogengängen zu munterm Lustwandeln fehlte.

Man kann sich von einem solchen Herbstaufenthalte den besten Begriff machen, wenn man sich ihn wie den Aufenthalt an einem Badeorte gedenkt. Personen ohne den mindesten Bezug auf einander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarste Nähe versetzt. Frühstück und Mittagessen, Spaziergänge und Lustpartien, ernst- und scherzhafte Unterhaltung bewirken schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, besonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Cur eine Art von Diversion macht, hier im vollkommensten Müßiggange, sich die entschiedensten Wahlverwandtschaften zunächst hervorthun sollten. Hofrath Reifenstein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen sollten, um zu unsern Spaziergängen und sonstigen artistischen Wanderungen ins Gebirg die nöthige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Gesellschaft sich herandrängte, und uns zur Theilnahme an gemeinschaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die ersten und versäumten nicht uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzusehen, und ernteten davon die schönsten Genüsse und Belehrungen.

Nach einiger Zeit sah ich eine gar hübsche römische Nachbarin, nicht weit von uns im Corso wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten beide seit meiner Mylordschaft meine Begrüßungen freundlicher als sonst erwiedert, doch hatte ich sie nicht angesprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn sie Abends vor der Thüre saßen, öfters nah genug vorbeiging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältnisse von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu lassen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Concert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und es ist wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die sich in natürlichem Gespräch heiter gehen läßt, und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme mit anmuthigem Bezug auf sich selbst, in der wohlklingenden römischen Sprache schnell, doch deutlich verträgt: und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Classe über sich selbst erhebt, und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen einen gewissen

Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes, der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Principal in großer Gunst stand. Sie schienen genau mit einander verbunden und Freundinnen zu seyn.

Diese beiden Schönen — denn schön durfte man sie wirklich nennen — standen in einem nicht schroffen, aber doch entschiedenen Gegensatz: dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen, nicht sowohl ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lotteriespiel zwischen beiden Frauenzimmern, und hatte mit der Römerin Casse zusammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchte durch Wetten oder sonst. Genug, es entstand auch auf dieser Seite eine Art von Partnerschaft, wobei ich, in meiner Unschuld, nicht gleich bemerkte, daß ein solches getheiltes Interesse nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abseits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernst dem werthen Fremden versicherte, daß, da er einmal mit ihrer Tochter in solche Theilnahme gekommen sey, es sich nicht wohl zieme mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Personen, die sich einmal auf einen gewissen Grad verbunden, dabei in der Gesellschaft verharrten, und eine unschuldige anmuthige Wechselgefälligkeit durchführten. Ich entschuldigte mich aufs beste, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich sey dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unsern Landen herkömmlich sey, daß man den sämmtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der andern, mit und nach der andern sich dienstlich und höflich erweise, und daß dieses hier um desto mehr gelten werde, da von zwei so eng verbundenen Freundinnen die Rede sey.

Aber leider! indessen ich mich so auszureden suchte, empfand ich auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderin sich

schen entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt, das in selbstgefälligem, ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünscht, und das nun auf einmal dem Wünschenswertheften unmittelbar nahe kommt. Ueberſieht man doch in ſolchem Augenblick die Gefahr nicht, die uns unter dieſen ſchmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächſten Morgen fanden wir uns drei allein, und da vermehrte ſich denn das Uebergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Aeußerungen etwas Strebſames zu bemerken war. Sie beklagte ſich nicht über vernachläſſigte, aber allzu ängſtliche Erziehung: man lehrt uns nicht ſchreiben, ſagte ſie, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht leſen laſſen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beſchäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten, daran wird niemand denken; ich gäbe alles darum Engliſch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Madame Angelica, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Cammeccini höre ich oft ſich unter einander Engliſch unterhalten mit einem Gefühl, das dem Neid ähnlich iſt, und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tiſche, es ſtehen Nachrichten darin, aus der ganzen Welt, wie ich ſehe, und ich weiß nicht was ſie bringen.

Es iſt deſto mehr Schade, verſetzte ich, da das Engliſche ſich ſo leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit faſſen und begreifen. Machen wir gleich einen Verſuch, fuhr ich fort, indem ich eines der gränzenloſen engliſchen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte ſchnell hinein und fand einen Artikel, daß ein Frauenzimmer ins Waſſer gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wieder gegeben worden. Es fanden ſich Umſtände bei dem Falle, die ihn verwickelt und intereſſant machten: es blieb zweifelhaft, ob ſie ſich ins Waſſer geſtürzt, um den Tod zu ſuchen, ſo wie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünſtigte oder Verſchmähte, ſich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat ſie aufmerkſam darauf zu ſchauen. Darauf überſetzte ich ihr erſt alle Subſtantiva und examinirte ſie, ob ſie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überſchaute ſie die Stellung dieſer Haupt- und Grundworte und machte ſich mit dem Platz bekannt, den ſie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging

darauf zu den einwirkenden, bewegenden, bestimmenden Worten über, und machte nunmehr, wie diese das Ganze belebten, auf das heiterste bemerklich und katechisirte sie so lange, bis sie mir endlich, unaufgefordert, die ganze Stelle, als stünde sie Italiänisch auf dem Papier, verlas, welches sie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Wesens leisten konnte. Ich habe nicht leicht eine so herzlich geistige Freude gesehen als sie ausdrückte, indem sie mir für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank aussprach. Sie konnte sich kaum fassen, indem sie die Möglichkeit gewahrte die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und schon versuchsweise erreicht zu sehen.

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt, auch Angelica war angekommen: an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich rechter Hand gesetzt; meine Schülerin stand an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die übrigen sich um die Tafelplätze complimentirten, um den Tisch herum zu gehen und sich neben mir niederzulassen. Meine ernste Nachbarin schien dieß mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren, daß hier was vorgegangen seyn müsse, und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut Stand, eine innere Bewegung aber gab sich wohl eher kund durch eine gewisse Verlegenheit, in der ich mein Gespräch zwischen den Nachbarinnen theilte, indem ich die ältere, zarte, dießmal schweigsame Freundin belebend zu unterhalten und jene, die sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien und sich in dem Zustande befand desjenigen, der, mit einemmal von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Theilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufsuchend, fand ich die ältern Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichste der Aussichten sich darbot; ich schweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anders vor als das landschaftlich Malerische: es hatte sich ein Ton über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends

Was fruchtbar iſt allein iſt wahr;
Du prüfſt das allgemeine Walten,
Es wird nach ſeiner Weiſe ſchalten,
Geſelle dich zur kleinſten Schaar.

Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
Der Philoſoph, der Dichter ſchuf;
So wirſt du ſchönſte Gunſt erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Iſt wünſchenswertheſter Beruf.

Parabaſe.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig ſo der Geiſt beſtrebt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend.
Nah und fern und fern und nah;
So geſtaltend, umgeſtaltend —
Zum Erſtaunen bin ich da.

allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende, blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinsehen, doch fühlte ich, daß ich den Platz zu verlassen Lust hatte, um in theilnehmender kleiner Gesellschaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht absagen können mich bei ihnen niederzulassen, besonders da sie mir an dem Fenster der schönsten Aussicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnte ich vernehmen, daß von Ausstattung die Rede sey, einem immer wiederkehrenden und nie zu erschöpfenden Gegenstande. Die Erfordernisse aller Art wurden gemustert, Zahl und Beschaffenheit der verschiedenen Gaben, Grundgeschenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweise noch ein Geheimniß, und was nicht alles in genauer Hererzählung die schöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem spätern Spaziergang festgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams: man schilderte ihn günstig genug, wollte sich aber seine Mängel nicht verbergen, in getroster Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmuth, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften, doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragte ich auf das bescheidenste, wer denn aber die Braut sey? Mit Verwunderung erwiederte man mir, ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse? Und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse, sondern ein Fremder sey.

Hier ist es freilich nun nicht nöthig auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff als ich vernahm, es sey eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Daß Neigungen, denen man eine Zeit lang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt; aber vielleicht interessirt dieser

Fall durch das Seltſame, daß ein lebhaftes, wechſelſeitiges Wohlwollen in dem Augenblick des Keimens zerſtört wird und damit die Vorahnung alles des Glücks, das ein ſolches Gefühl ſich in künftiger Entwickelung unbegränzt verſpiegelt. Ich kam ſpät nach Hauſe und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unterm Arm, einen weitern Weg, mit der Entſchuldigung nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl ſchmerzhaft, doch auf der Stelle zuſammen zu nehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein Wertherähnliches Schickſal dich in Rom aufgeſucht hätte, um dir ſo bedeutende, bisher wohlbewahrte Zuſtände zu verderben!

Ich wendete mich abermals raſch zu der inzwiſchen vernachläſſigten landſchaftlichen Natur und ſuchte ſie ſo treu als möglich nachzubilden; mehr aber gelang mir ſie beſſer zu ſehen. Das wenige Techniſche, was ich beſaß, reichte kaum zu dem unſcheinbarſten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felſen und Bäumen, Auf- und Abſtiegen, ſtillen Seen, belebten Bächen entgegen bringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als ſonſt, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu ſchärfen geeignet war.

Von nun an aber habe ich mich kurz zu faſſen. Die Menge von Beſuchenden füllte das Haus und die Häuſer der Nachbarſchaft; man konnte ſich ohne Affectation vermeiden, und eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine ſolche Neigung ſtimmt, iſt in der Geſellſchaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwiſt, außer ein einzigesmal mit dem Wirth, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich, von einer weiten Berg- und Waldtour, die appetitlichſten Pilze mitgebracht und ſie dem Koch übergeben, der, über eine zwar ſeltene, aber in jenen Gegenden ſehr berühmte Speiſe höchſt vergnügt, ſie, aufs ſchmackhafteſte zubereitet, auf die Tafel gab. Sie ſchmeckten jedermann ganz herrlich, nur als zu meinen Ehren verrathen wurde, daß ich ſie aus der Wildniß mitgebracht, ergrimmte unſer engliſcher Wirth, obgleich nur im verborgenen, darüber, daß ein Fremder eine Speiſe zum Gaſtmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wiſſe, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme ſich nicht wohl, jemand an ſeiner eigenen Tafel zu überraſchen, Speiſen aufzuſetzen,

von denen er nicht Rechenſchaft geben könne. Dieß alles mußte mir Rath Reiffenſtein nach Tafel diplomatiſch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderem Weh als das ſich von Schwämmen herleiten kann, innerlichſt zu dulden hatte, beſcheidentlich erwiederte, ich hätte vorausgeſetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und verſicherte, wenn mir wieder dergleichen Eruſien unterwegs in die Hände kämen, ſolche unſerm trefflichen Wirthe ſelbſt zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig ſeyn will, muß man geſtehen, ſein Verdruß entſprang daher, daß dieſe überhaupt zweideutige Speiſe ohne gehörige Unterſuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir verſichert und brachte auch dem Herrn ins Gedächtniß, daß dergleichen zwar, als beſondere Rarität, nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieſer Jahreszeit vorgeſetzt worden.

Dieſes culinariſche Abenteuer gab mir Anlaß, in ſtillem Humor zu bedenken, daß ich ſelbſt, von einem ganz eigenen Gifte angeſteckt, in Verdacht gekommen ſey, durch gleiche Unvorſichtigkeit eine ganze Geſellſchaft zu vergiften.

Es war leicht meinen gefaßten Vorſatz fortzuführen. Ich ſuchte ſogleich den engliſchen Studien auszuweichen, indem ich mich Morgens entfernte, und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zuſammentritt von mehreren Perſonen zu nähern wußte.

Gar bald legte ſich auch dieſes Verhältniß in meinem ſo viel beſchäftigten Gemüthe wieder zurecht, und zwar auf eine ſehr anmuthige Weiſe; denn indem ich ſie als Braut, als künftige Gattin anſah, erhob ſie ſich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzuſtande, und indem ich ihr nun eben dieſelbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Begriff zuwendete, ſo war ich, als einer der ohnehin nicht mehr einem leichtſinnigen Jüngling glich, gar bald gegen ſie in dem freundlichſten Behagen. Mein Dienſt, wenn man eine freie Aufmerkſamkeit ſo nennen darf, bezeichnete ſich durchaus ohne Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte, daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden ſeyn. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jedermann unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und ſo gingen Tage und Stunden einen ruhigen behaglichen Gang.

Von der mannichfaltigſten Unterhaltung wäre viel zu ſagen. Genug,

es war auch ein Theater daselbst, wo der von uns so oft im Carneval beklatschte Pulcinell, welcher die übrige Zeit sein Schusterhandwerk trieb, und auch übrigens hier als ein anständiger kleiner Bürger erschien, uns mit seinen pantomimisch-mimisch lakonischen Absurditäten aufs beste zu vergnügen, und uns in die so höchst behagliche Nullität des Daseyns zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß meine nach Italien so lang projectirte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja sogar den Wunsch mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitern, auch wohl unterrichtenden Briefe den günstigsten Begriff gaben. Freilich in dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalia war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde, und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen, und es ergab sich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalia mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernstliche Anstalt machten. Mein Rath war, sie möchten den Winter vorübergehen lassen, in der mittlern Jahrszeit bis Rom gelangen, und sodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltstadt u. s. w., der untere Theil von Italien darbieten könnte.

Dieser mein Rath, redlich und sachgemäß wie er war, bezog sich denn doch auch auf meinen eigenen Vortheil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdesten Zustande mit ganz fremden Menschen gelebt, und mich eigentlich wieder frisch des humanen Zustands erfreut, dessen ich in zwar zufälligen, aber doch natürlichen Bezügen seit langer Zeit erst wieder gewahr wurde, da ein geschlossener, heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Personen uns am Ende in die wunderlichste Lage versetzt. Hier ist es, wo durch ein wechselseitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewisses Mittelgefühl von Resignation entsteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen sich in herkömmlicher Gewohnheit wechselseitig vernichten. Es erzeugt sich gleichsam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebnisse durchaus aufhebt so daß man zuletzt, im Streben

nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz noch der Freude sich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von diesen Gefühlen und Ahnungen, fühlte ich mich ganz entschieden die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten: denn daß meine Art die Dinge zu sehen nicht sogleich die ihrige seyn würde, konnte ich um so deutlicher wissen, als ich mich selbst seit einem Jahre jenen chimärischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht, und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuschauen und zu athmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutschland kommende Reisende immerfort höchst beschwerlich: sie suchten das auf was sie vergessen sollten, und kannten das was sie schon lange gewünscht hatten, nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich selbst fand es noch immer mühsam genug, durch Denken und Thun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entschieden hatte.

Fremde Deutsche konnte ich vermeiden; so nahe verbundene, verehrte, geliebte Personen aber hätten mich durch eigenes Irren und Halbgewahrwerden, ja selbst durch Eingehen in meine Denkweise gestört und gehindert. Der nordische Reisende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement seines Daseyns zu finden, auszufüllen was ihm fehlt; allein er wird erst nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müsse.

So deutlich nun auch ein solches Verhältniß mir erschien, so erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewissen, und fuhr unablässig fort in der sorgfältigsten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von anderen, Beschauen künstlerischen Bestrebens, eigene praktische Versuche wechselten unaufhörlich, oder griffen vielmehr wechselseitig in einander ein.

Hierbei förderte mich besonders die Theilnahme Heinrich Meyers von Zürich, dessen Unterhaltung mir, obgleich seltener, günstig zu Statten kam, indem er, als ein fleißiger und gegen sich selbst strenger Künstler, die Zeit besser anzuwenden wußte, als der Kreis von Jüngeren, die einen ernsten Fortschritt in Begriffen und Technik mit einem raschen lustigen Leben leichtmüthig zu verbinden glaubten.

November.

Correspondenz.

Rom, den 3. November 1787.

Kayser ist angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geschrieben. Er ist erst am Clavierstimmen, und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht seine Gegenwart wieder eine sonderbare anschließende Epoche, und ich sehe, man soll seinen Weg nur ruhig fortgehen, die Tage bringen das Beste wie das Schlimmste.

Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren; denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt. Das was ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn ihr sagt, daß es gemacht ist, so habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben. Die besondern Umstände der Zeit haben mir die Arbeit erschwert und erleichtert. Nun liegen noch so zwei Steine vor mir, Faust und Tasso. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, hoffe ich auch diese Klumpen den Berg hinaufzubringen. Bin ich einmal damit oben, dann soll es aufs neue angehen, und ich will mein Möglichstes thun, euren Beifall zu verdienen, da ihr mir eure Liebe ohne mein Verdienst schenkt und erhaltet.

Was du von Clärchen sagst, verstehe ich nicht ganz, und erwarte deinen nächsten Brief. Ich sehe wohl, daß dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu

Egmont ſo ausſchließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieſer Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit ſetze; da ich ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht, und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: ſo weiß ich nicht, wo ich die Zwiſchennüance hinſetzen ſoll, ob ich gleich geſtehe, daß aus Nothdurft des dramatiſchen Puppen- und Lattenwerks die Schattirungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind; vielleicht hilft ein zweites Leſen, vielleicht ſagt mir dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelica hat ein Titelkupfer zum Egmont gezeichnet, Lips geſtochen, das wenigſtens in Deutſchland nicht gezeichnet, nicht geſtochen worden wäre.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunſt ganz zurückſetzen; denn ſonſt werde ich mit meinen dramatiſchen Sachen nicht fertig, die auch eine eigene Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden ſoll. Claudine iſt nun in der Arbeit, wird ſo zu ſagen ganz neu ausgeführt, und die alte Spreu meiner Exiſtenz herausgeſchwungen.

Rom, den 10. November 1787.

Kayſer iſt nun da, und es iſt ein dreifach Leben, da die Muſik ſich anſchließt. Es iſt ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich iſt. Tiſchbein kommt von Neapel zurück, und da muß beider Quartier und alles verändert werden, doch bei unſern guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis ſeyn.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorſchlag gethan, ſie ſoll mir erlauben die Summe von zweihundert Zechinen nach und nach für ſie in verſchiedenen kleinen Kunſtwerken auszugeben. Unterſtütze dieſen Vorſchlag, wie du ihn in meinem Briefe findeſt! Ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es iſt dieſes ein wichtiger Punkt, deſſen ganzen Umfang du ohne große Entwickelung empfinden wirſt, und du würdeſt die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Raths und Erbietens

noch mehr erkennen, wenn du die Verhältnisse hier wüßtest, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn sie die Sachen, die ich nach und nach machen lasse, hier findet, so stille ich die Begierde zu besitzen, die bei jedem Ankommling, er sey wer er wolle, entsteht, und welche sie nur mit einer schmerzlichen Resignation unterdrücken, oder mit Kosten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen sich davon noch Blätter vollschreiben.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück habe ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht als dieses: doch fällt es schwer, wenn man schon anderes gemacht hat, dem Leser genug zu thun; er verlangt immer etwas wie das vorige war.

Rom, den 24. November 1787.

Du fragst in deinem letzten Briefe wegen der Farbe der Landschaft dieser Gegenden. Darauf kann ich dir sagen, daß sie bei heitern Tagen, besonders des Herbstes, so farbig ist, daß sie in jeder Nachbildung bunt scheinen muß. Ich hoffe dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu schicken, die ein Deutscher macht, der jetzt in Neapel ist; die Wasserfarben bleiben so weit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet ihr glauben es sey unmöglich. Das Schönste dabei ist, daß die lebhaften Farben, in geringer Entfernung schon, durch den Lufttон gemildert werden, daß die Gegensätze von kalten und warmen Tönen — wie man sie nennt — so sichtbar da stehen. Die blauen klaren Schatten stechen so reizend von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Röthlichen, Bläulichen ab, und verbinden sich mit der bläulich duftigen Ferne. Es ist ein Glanz, und zugleich eine Harmonie, eine Abstufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei euch ist alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigstens erinnere ich mich selten einzelne Effecte gesehen zu haben, die mir einen Vorschmack von dem gaben, was jetzt täglich und stündlich vor mir steht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter ist, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Uebrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und erkenne, aber auch

nun ihre Weiten und Fernen deſto klarer ermeſſe. Ich bin ſchon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu pfuſchen; wie es andere treiben ſehe ich auch, finde manchen auf dem guten Pfade, keinen mit großen Schritten. Er iſt alſo auch damit, wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorſchweben, deren Kleidſaum wir höchſtens berühren.

Kayſers Ankunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung ſetzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht; meine Arbeiten ſtockten. Jetzt geht es wieder, und meine Opern ſind nahe, fertig zu ſeyn. Er iſt ſehr brav, verſtändig, ordentlich, geſetzt, in ſeiner Kunſt ſo feſt und ſicher, als man ſeyn kann, einer von den Menſchen durch deren Nähe man geſunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Geſellſchaftsblick, wodurch ſein übrigens ſtrenger Charakter biegſamer wird, und ſein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Bericht.

Nun aber bei dem ſtillen Gedanken an ein allmähliges Loslöſen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackern frühern Freundes vorbereitet, des Chriſtoph Kayſer, eines geborenen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klinger und uns andern herangekommen war. Dieſer, von Natur mit eigenthümlichem muſicaliſchem Talente begabt, hatte ſchon vor Jahren, indem er Scherz, Liſt und Rache zu componiren unternahm, auch eine zu Egmont paſſende Muſik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück ſey abgegangen und eine Copie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Correſpondenz darüber ward räthlich gefunden, er ſolle ſelbſt unverzüglich herankommen; da er denn auch nicht ſäumend mit dem Courier durch Italien hindurchflog, ſehr bald bei uns eintraf, und in den Künſtlerkreis, der ſein Hauptquartier im Corſo, Rondanini gegenüber, aufgeſchlagen hatte, ſich freundlich aufgenommen ſah.

Hier aber zeigte ſich gar bald ſtatt des ſo nöthigen Sammelns und Einens neue Zerſtreuung und Zerſplitterung. Vorerſt gingen mehrere Tage hin, bis ein Clavier beigeſchafft, probirt, geſtimmt und nach des eigenſinnigen Künſtlers Willen und Wellen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünſchen und zu fordern übrig blieb. Indeſſen belohnte ſich dasjenige der Aufwand von Mühe und Verſäumniß

durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musikalische Geschichtskenner sogleich wisse, wovon die Rede sey, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, sodann auch daß als Probe eines geübten Clavierspielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont brachte er mit, und so belebte sich von dieser Seite mein ferneres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals aus Nothwendigkeit und Liebhaberei, gegen das musikalische Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire so wie Claudine von Villa Bella sollten nun auch nach Deutschland abgesendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmonts in meinen Forderungen gegen mich selbst dergestalt gesteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte sie in ihrer ersten Form dahin zu geben. Gar manches Lyrische, das sie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen zwar thöricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der prosaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüberbrachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiäner, der den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen. In diesem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Compositionen haben hie und da Freude gemacht, und so sind sie auf dem dramatischen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorüber geschwommen.

Gewöhnlich schilt man auf die italiänischen Texte und das zwar in solchen Phrasen, wie einer dem andern nachsagen kann, ohne was dabei zu denken; sie sind freilich leicht und heiter, aber sie machen nicht mehr Forderungen an den Componisten und an den Sänger, als in wie weit beide sich hinzugeben Lust haben. Ohne hierüber weitläufig zu seyn, erinnere ich an den Text der heimlichen Heirath: man kennt den Verfasser nicht, aber es war einer der geschicktesten, die in diesem Fache

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Urbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.

gearbeitet haben, wer er auch mag gewesen seyn. In diesem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach bestimmten Zwecken zu wirken, war meine Absicht, und ich wüßte selbst nicht zu sagen, in wiefern ich mich meinem Ziel genähert habe. Leider aber war ich mit Freund Kayser seit geraumer Zeit schon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar schien.

Man vergegenwärtige sich jene sehr unschuldige Zeit des deutschen Opernwesens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die Serva Padrona von Pergolese, Eingang und Beifall fand. Damals nun producirte sich ein deutscher Buffo, Namens Berger, mit einer hübschen, stattlichen, gewandten Frau, welche in deutschen Städten und Ortschaften mit geringer Bekleidung und schwacher Musik im Zimmer, mancherlei heitere aufregende Verstellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beschämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu besetzende Stimme gedacht, und so war denn schon vor Jahren das Singspiel Scherz, List und Rache entstanden, das ich an Kayser nach Zürich schickte, welcher aber, als ein ernster, gewissenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich selbst war ja schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparsamen Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf sagen stellenweise glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen. Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicherweise litt es, nach früheren Mäßigkeitsprincipien, an einer Stimmenmagerkeit; es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.

Die Gegenwart unseres Kayser erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Musik, die sich bisher nur auf theatralische Exhibitionen eingeschränkt

hatte. Er war sorgfältig die Kirchenfeste zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an solchen Tagen aufgeführten solennen Musiken mit anzuhören. Wir fanden sie freilich schon sehr weltlich, mit vollständigstem Orchester, obgleich der Gesang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum erstenmal eine Bravemarie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; sie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie sie solche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publicum ausübt.

Nächst diesem hatte Kayser noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm sehr um alte Musik zu thun war, ihm auch die Geschichte der Tonkunst ernstlich zu erforschen oblag, sich in Bibliotheken umsah; wie denn sein treuer Fleiß besonders in der Minerva gute Aufnahme und Förderniß gefunden hatte. Dabei aber hatte sein Bücherforschen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des sechzehnten Jahrhunderts aufmerksam machte, und zum Beispiel das Speculum Romanae magnificentiae, die Architecturen von Lomazzo, nicht weniger die spätern Admiranda Romae, und was sonst noch dergleichen seyn mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Diese Bücher- und Blättersammlungen, zu denen wir andere denn auch wallfahrteten, haben besonders einen großen Werth, wenn man sie in guten Abdrücken vor sich sieht: sie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Alterthum mit Ernst und Scheu betrachtet, und die Ueberbleibsel in tüchtigem Charakter ausgedrückt wurden. So näherte man sich zum Beispiel den Kolossen, wie sie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna standen, die Halbruine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von diesem verschwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Façade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatican, in dessen Hof noch Turniere gehalten werden konnten, alles zog in die alte Zeit zurück, und ließ zugleich aufs deutlichste bemerken, was die zwei folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen und, ungeachtet bedeutender Hindernisse, das Zerstörte herzustellen, das Versäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zürich, dessen ich schon oft zu gedenken Ursache hatte, so zurückgezogen er lebte, so fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu erfahren, zu lernen

war; denn die übrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als lehrreich erwies. Er ging den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seidelmann'schen Manier antike Büsten mit Sepia gar löblich darzustellen wußte, so fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen der frühern und spätern Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künstlern, Kennern und Laien gleich gewünschten Besuch bei Fackelschein dem Museum sowohl des Vaticans als auch des Capitols abzustatten Anstalt machten, so gesellte er sich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen seiner Aufsätze, wodurch ein solcher genußreicher Umgang durch die herrlichsten Reste der Kunst, welcher meistentheils wie ein entzückender, nach und nach verlöschender Traum vor der Seele schwebt, auch in seinen vortheilhaften Einwirkungen auf Kenntniß und Einsicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch die großen römischen Museen, zum Beispiel das Museo Pio-Clementino im Vatican, das Capitolinische u. s. w. beim Licht von Wachsfackeln zu besehen, scheint in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu gewesen zu seyn; indessen ist mir nicht bekannt, wann er eigentlich seinen Anfang genommen.

„Vortheile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln, abgeschlossen von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen wirksamen Fackellicht alle zarten Nüancen der Arbeit weit deutlicher; alle störenden Widerscheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beschwerlich) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor. Ein Hauptvortheil aber ist unstreitig der, daß ungünstig aufgestellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man zum Beispiel den Laokoon, in der Nische wo er stand, nur bei Fackellicht recht sehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, sondern bloß ein Widerschein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere; dasselbe war der Fall mit dem Apolle, und dem sogenannten Antinous Mercur. Noch nöthiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil, wie auch den Meleager zu sehen und ihre Verdienste schätzen zu können. Keiner andern Antike ist

Fackelbeleuchtung so vortheilhaft als dem sogenannten Phecien, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünstig aufgestellt ist, die wunderbar zart durch das einfache Gewand durchscheinenden Theile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt sich auch der vortreffliche Sturz eines sitzenden Bachus aus, eben so das obere Theil einer Bachusstatue mit schönem Kopf, und die Halbfigur eines Triten, vor allen aber das Wunder der Kunst, der nie genug zu preisende berühmte Torso.

Die Denkmale im Capitolinischen Museum sind zwar überhaupt weniger wichtig als die im Musee Pio-Clementino, doch giebt es einige von großer Bedeutung, und man thut wohl, um sich von ihren Verdiensten gehörig zu unterrichten, solche bei Fackelbeleuchtung zu sehen. Der sogenannte Pyrrhus, vortrefflich gearbeitet, steht auf der Treppe und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen steht eine schöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drei Seiten schwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die schönste Statue dieser Art in Rom, erscheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vortheil, da sie in einem Eckzimmer aufgestellt ist, und die sogenannte schönbekleidete Juno steht an der Wand zwischen zwei Fenstern, wo sie bloß ein wenig Streiflicht erhält; auch der so berühmte Ariadnekopf in Miscellaneenzimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen. Und so sind noch mehrere Stücke dieses Museums ungünstig aufgestellt, so daß Fackelbeleuchtung durchaus nothwendig wird, wenn man solche recht sehen und nach Verdiensten schätzen soll.

„Wie übrigens so vieles was geschieht, um die Mode mitzumachen, zum Mißbrauch wird, so ist es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verstanden wird wozu sie nütze ist. Monumente zu sehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, ist sie nothwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen, und Uebergang der Theile in einander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird sie Werken aus der allerbesten Zeit der Kunst günstig seyn, wenn nämlich der welcher die Fackel führt und der Beschauer wissen, worauf es ankommt; sie wird die Massen derselben besser zeigen und die zartesten Nüancen hervorheben. Werke des alten Kunststyls hingegen, die vom mächtigen, und selbst die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn sie anders sonst in hellem Lichte

stehen: denn da die Künstler damals noch des Lichtes und Schattens nicht kundig waren, wie sollten sie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So ist es auch mit spät gearbeiteten Werken, als die Künstler anfingen nachlässiger zu werden, der Geschmack schon so weit gesunken war, daß auf Licht und Schatten in plastischen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Massen vergessen war. Wozu sollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieser Art dienen?"

Bei einer so feierlichen Gelegenheit ist es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirts zu gedenken, der unserm Verein auf mehr als eine Weise nützlich und förderlich gewesen. Im Fürstenbergischen 1759 geboren, fand er, nach zurückgelegten Studien der alten Schriftsteller, einen unwiderstehlichen Trieb sich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daselbst angekommen als ich, und hatte sich auf die ernstlichste Weise mit alten und neuern Bau- und Bildwerken jeder Art bekannt gemacht, und sich zu einem unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er diese Gefälligkeit mit aufopfernder Theilnahme.

Sein Hauptstudium war die Baukunst, ohne daß er den classischen Localitäten und so viel andern Merkwürdigkeiten seine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretischen Ansichten über Kunst gaben in dem streit- und parteisüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Discussionen. Aus der Verschiedenheit der Ansichten kommen, besonders dort, wo immer und überall von Kunst die Rede ist, gar mannichfaltig Hin- und Wiederreden, wodurch der Geist in der Nähe so bedeutender Gegenstände lebhaftest angeregt und gefördert wird. Unseres Hirts Maxime ruhte auf Ableitungen griechischer und römischer Architectur von der ältesten nothwendigsten Holzconstruction, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete, und sich dabei der Geschichte und Beispiele geschickt zu bedienen wußte. Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunst, wie in jeder andern, geschmackvolle Fictionen stattfänden, auf welche der Baukünstler niemals Verzicht thun dürfe, indem er sich in den mannichfaltigsten Fällen, die ihm vorkommen, bald auf diese bald auf jene Weise zu helfen habe, und von der strengen Regel abzuweichen genöthigt sey.

In Absicht auf Schönheit gerieth er auch oft mit andern Künstlern

in Discrepanz, indem er den Grund derselben ins Charakteristische legte, da ihm denn insofern diejenigen beipflichteten, welche sich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunstwerk zum Grunde liegen müsse, die Behandlung aber dem Schönheitssinne und dem Geschmack anempfohlen sey, welche einen jeden Charakter in seiner Angemessenheit sowohl als in seiner Anmuth darzustellen haben.

Weil aber die Kunst im Thun und nicht im Reden besteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als thun wird, so begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals gränzenlos waren, wie sie es bis in die neuesten Zeiten geblieben sind.

Wenn die differirenden Meinungen der Künstler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen unter einander Gelegenheit gaben, so traf es sich auch wohl, obgleich selten, daß heitere Verfälle sich bei solcher Gelegenheit ereigneten. Nachstehendes mag davon ein Beispiel seyn.

Eine Anzahl Künstler hatten den Nachmittag im Vatican zugebracht, und gingen spät, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Thor an der Colonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend ans Ufer, und setzten auf der Ueberfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun wären sie, bei Ripetta aussteigend, in den Fall gekommen sich zu trennen, und die von beiden Seiten noch überflüssig vorhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig beisammenzubleiben, und wieder hinüber und herüber zu fahren, und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den fernern Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge, und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser auch ließ es sich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Person einen Bajocco eintrug, einen ansehnlichen Gewinn, den er so spät nicht mehr zu erwarten hatte. Deßhalb erfüllte er ganz stillschweigend ihr Verlangen; und da ihn sein Söhnchen mit Verwunderung fragte: Was wollen sie denn damit? antwortete er ganz ruhig: Ich weiß nicht, aber sie sind toll.

Ungefähr in dieser Zeit erhielt ich in einem Packet von Hause nachstehenden Brief:

Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir, mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler.

Oui, Monsieur, je vous dois la meilleure action de ma vie, par conséquent la racine de plusieurs autres, et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous, j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 300 lieues de votre demeure ramener le cœur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu, toute une famille va être tranquille, et mon coeur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumières ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne voudrais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le gout d'écrire, que vous soyez l'époux d'une Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes; car je crois que vous aimez la vertu.

December.

Correſpondenz.

Rom, den 1. December 1787.

So viel verſichere ich dir, ich bin über die wichtigſten Punkte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß ſich ins unendliche erweitern könnte, ſo habe ich doch vom Endlich-Unendlichen einen ſichern, ja klaren und mittheilbaren Begriff.

Ich habe noch die wunderlichſten Sachen vor, und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme. Denn da ſind herrliche Sachen, und ſo begreiflich wie die Flachhand, wenn man ſie nur gefaßt hat.

Rom, den 7. December 1787.

Dieſe Woche iſt mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte; man muß ſehen und ſuchen alle Epochen zu nutzen. Unſere Hausakademie geht immer fort, und wir ſind bemüht den alten Agantyr aus dem Schlafe zu wecken; die Perſpective beſchäftigt uns des Abends, und ich ſuche immer dabei einige Theile des menſchlichen Körpers beſſer und ſicherer zeichnen zu lernen. Es iſt nur alles Gründliche gar zu ſchwer und verlangt große Application in der Ausübung.

Angelica iſt gar lieb und gut; ſie macht mich auf alle Weiſe zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zuſammen zu, und in der Woche ſehe ich ſie Abends einmal. Sie arbeitet ſo viel und ſo gut, daß man gar keinen Begriff hat wie's möglich iſt, und glaubt doch immer, ſie mache nichts.

Rom, den 8. December 1787.

Wie sehr es mich ergötzt, daß dir mein Liedchen gefallen hat, glaubst du nicht, wie sehr es mich freut einen Laut hervorzubringen, der in deine Stimmung trifft. Eben das wünschte ich Egmont, von dem du so wenig sagst, und eher daß dir daran etwas weh als wohl thut. O wir wissen genug, daß wir eine so große Composition schwer ganz rein stimmen können: es hat doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst, als der Künstler selbst.

Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt; und der mechanischen Vortheile, wodurch man die geistigsten Effecte — versteht sich, immer mit Geist — hervorbringen kann, sind sehr viele. Wenn man diese kleinen Kunstgriffe weiß, ist vieles ein Spiel, was nach Wunder was aussieht, und nirgends glaube ich, daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niederem, als in Rom.

Rom, den 15. December 1787.

Ich schreibe dir spät, um nur etwas zu schreiben. Diese Woche habe ich sehr vergnügt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht gehen, weder mit einer noch anderer Arbeit, und da es am Montage so schön Wetter war, und meine Kenntniß des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayser und meinem zweiten Fritz auf die Beine, und durchging von Dienstag bis heute Abend die Plätze, die ich schon kannte, und verschiedene Seiten, die ich noch nicht kannte.

Dienstag Abend erreichten wir Frascati. Mittwoch besuchten wir die schönsten Villen und besonders den köstlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerstag gingen wir von Frascati auf Monte Care über Rocca di Papa, wovon du einmal Zeichnungen haben sollst; denn Worte und Beschreibungen sind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag schied Kayser von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz dem zweiten auf Ariccia, Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute sind wir auf Castel Gandolfo und Marino gegangen, und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich begünstigt; es war fast das schönste Wetter des ganzen Jahres. Außer den immer grünen Bäumen haben noch einige

Eichen ihr Laub, auch junge Kastanien noch das Laub, wenn gleich gelb. Es sind Töne in der Landschaft von der größten Schönheit; und die herrlichen großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich dir in der Ferne mittheile. Ich war sehr vergnügt und wohl.

Rom, den 21. December 1787.

Daß ich zeichne und die Kunst studire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünsche ich nur den Begriff der bildenden Kunst mittheilen zu können, den ich jetzt habe; so subordinirt er auch noch ist, so erfreulich, weil er wahr ist und immer weiter deutet. Der Verstand und die Consequenz der großen Meister ist unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an wie neu erzogen zu seyn.

Was ich bisher geschickt habe, sind nur leichtsinnige Versuche. Mit Thurneisen schicke ich eine Rolle, worauf das Beste fremde Sachen sind, die dich erfreuen werden.

Rom, den 25. December 1787.

Dießmal ist Christus unter Donner und Blitzen geboren worden; wir hatten gerade um Mitternacht ein starkes Wetter.

Der Glanz der größten Kunstwerke blendet mich nicht mehr; ich wandle nun im Anschauen, in der wahren unterscheidenden Erkenntniß. Wie viel ich hierin einem stillen einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte was er sagt; so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir

Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt du aufs neue, ſobald ſich am Stengel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell; die zärteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beiſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, alles belebend umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;

kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne jemand zu nutzen, zu Grunde geht! Ja ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt habe ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treibe ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, geraden Menschen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja drei, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Punkte der Wirkung meines Wesens, fühle ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Bericht.

Der Monat December war mit heiterem ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten freien Gesellschaft viel angenehme Tage verschaffen sollte. Man sagte nämlich: Stellen wir uns vor, wir kämen so eben in Rom an und müßten als eilige Fremde geschwind von den vorzüglichsten Gegenständen uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in diesem Sinne, damit das schon Bekannte möchte in Geist und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alsobald begonnen und mit einiger Stätigkeit so ziemlich durchgesetzt; leider, daß von manchem Guten, welches bei dieser Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übrig geblieben! Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieser Epoche fast gänzlich; einiges werde jedoch hiervon kürzlich mitgetheilt.

Unterhalb Roms, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drei Brünnlein genannt: diese sind, so erzählt man, bei Enthauptung des heil. Paulus durch sein Blut hervorgerufen worden und quillen noch bis auf den heutigen Tag. Ohnehin ist die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervordringenden Röhrbrunnen eine dunstige Feuchtigkeit. Das Innere steht wenig geschmückt und beinahe verlassen, nur für einen seltenen Gottesdienst, reinlich, wenn gleich moderhaft, gehegt und besorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, sind Christus und seine Apostel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffs nach Zeichnungen Raphaels farbig in Lebensgröße gemalt. Dieser außerordentliche Geist hat jene frommen Männer, die er sonst am rechten Orte in versammelter Schaar als übereinstimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgesondert auftritt, jeden auch mit besonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn sich befände, sondern als wenn er, nach der Himmelfahrt desselben auf seine eigenen Füße gestellt, nunmehr seinem Charakter gemäß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzügen dieser Bilder auch in der Ferne zu belehren, sind uns Nachbildungen der Originalzeichnungen von der treuen Hand Marc Antons übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben unser Gedächtniß aufzufrischen und unsere Bemerkungen

niederzuſchreiben. (Siehe im XXV. Band den Aufſatz über Chriſtus und die zwölf Apoſtel.)

Von dieſem kleinen beſcheidenen Kirchlein iſt jedoch nicht weit zu dem größern, dem hohen Apoſtel gewidmeten Denkmal: es iſt die Kirche St. Paul vor den Mauern genannt, ein aus alten herrlichen Paſten groß und kunſtreich zuſammengeſtelltes Monument. Der Eintritt in dieſe Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck: die wichtigſten Säulenreihen tragen hohe gemalte Wände, welche oben durch das verſchränkte Zimmerwerk des Dachs geſchloſſen, zwar jetzt unſerm verwöhnten Auge einen ſcheunenartigen Anblick geben, obſchon das Ganze, wäre die Contignation an feſtlichen Tagen mit Teppichen überſpannt, von unglaublicher Wirkung ſeyn müßte. Mancher wunderſame Reſt koloſſaler, höchſt verzierter Architektur an Capitälen findet ſich hier anſtändig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzo faſt ganz verſchwundenen Palaſt des Caracalla entnommen und gerettet.

Die Rennbahn ſodann, die von dieſem Kaiſer noch jetzt den Namen führt, gibt uns, wenn ſchon großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines ſolchen immenſen Raumes. Stellte ſich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettlauf Ausfahrenden, ſo hätte er rechts in der Höhe, über den zertrümmerten Sitzen der Zuſchauer, das Grab der Cäcilia Metella mit deſſen neueren Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze ins Gränzenloſe hinausläuft und in der Ferne bedeutende Villen und Luſthäuſer ſich ſehen laſſen. Kehrt das Auge zurück, ſo kann es gerade vor ſich die Ruinen der Spina noch gar wohl verfolgen und derjenige, dem architektoniſche Phantaſie gegeben iſt, kann ſich den Uebermuth jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenſtand in Trümmern, wie er jetzt vor unſern Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geiſtreicher und kenntnißgewandter Künſtler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als hoch ſeyn müßte.

Die Pyramide des Ceſtius ward für dießmal mit den Augen von außen begrüßt und die Trümmer der Antoniniſchen oder Caracalliſchen Bäder, von denen uns Piraneſi ſo manches Effectreiche vorgefabelt, konnten auch dem maleriſch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch ſollte bei dieſer Gelegenheit die Erinnerung an **Hermann von Schwanenfeld** lebendig werden, welcher

mit feiner zarten, das reinſte Natur- und Kunſtgefühl ausdrückenden Nadel dieſe Vergangenheiten zu beleben, ja ſie zu den anmuthigſten Trägern des lebendig Gegenwärtigen umzuſchaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio begrüßten wir den Waſſerſchwall der Acqua Paola, welcher durch eines Triumphbogens Pforten und Thore in fünf Strömen ein großes verhältnißmäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V. wieder hergeſtellten Aquäduct macht dieſe Stromfülle einen Weg von fünfundzwanzig Meilen hinter dem See Bracciano her durch ein wunderliches, von abwechſelnden Höhen gebotenes Zickzack bis an dieſen Ort, verſieht die Bedürfniſſe verſchiedener Mühlen und Fabriken, um ſich zugleich in Trastevere zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunſt den glücklichen Gedanken, dieſen Waſſern einen offen ſchaubaren triumphirenden Eintritt verſchafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Geſims und Attiken an jene Prachtthore erinnert, wodurch ehemals kriegeriſche Ueberwinder ſonſt einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichſte Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein, und empfängt für die Mühen ſeines weiten Laufes ſogleich Dank und Bewunderung. Auch ſagen uns die Inſchriften, daß Verſehung und Wohlthätigkeit eines Papſtes aus dem Hauſe Borgheſe hier gleichſam einen ewigen, ununterbrochenen ſtattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden fand jedoch, man würde beſſer gethan haben rohe Felſen hier aufzuthürmen, um dieſen Fluthen einen natürlicheren Eintritt ans Tageslicht zu verſchaffen. Man entgegnete ihm, daß dieß kein Natur-, ſondern ein Kunſtwaſſer ſey, deſſen Ankunft man auf eine gleichartige Weiſe zu ſchmücken gar wohl berechtigt geweſen wäre.

Doch hierüber vereinigte man ſich eben ſo wenig als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem zunächſt gelegenen Kloſter gleich darauf anzuſtaunen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der ſtillere Theil jedoch ärgerte ſich den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu ſehen. Es iſt aber nicht anders in der Welt, als daß eine werthloſe Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewiſſe Art von Cours behält, beſonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu ſcheiden und ohne viel Ueberlegung und

Zaudern gewiſſe Differenzen auszugleichen gedenkt. Wunderſam bleibt es indeß immer, daß man an der großen Einheit einer ſolchen Conception jemals hat mäkeln dürfen. In Abweſenheit des Herrn ſtellen troſtloſe Eltern einen beſeſſenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar: ſie mögen ſchon Verſuche gemacht haben den Geiſt zu bannen; man hat ſogar ein Buch aufgeſchlagen, um zu forſchen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieſes Uebel wirkſam könne gefunden werden, aber vergebens. In dieſem Augenblick erſcheint der einzig Kräftige und zwar verklärt, anerkannt von ſeinem großen Vorfahren; eilig deutet man hinauf nach ſolcher Viſion, als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides iſt Eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirkſame, Hülfreiche, beides auf einander ſich beziehend, in einander einwirkend. Läßt ſich denn, um den Sinn auf eine andere Weiſe auszuſprechen, ein ideeller Bezug aufs Wirkliche von dieſem losſtrennen?

Die Gleichgeſinnten beſtärkten ſich auch dießmal in ihrer Ueberzeugung: Raphael, ſagten ſie zu einander, zeichnete ſich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, ſoll in der Blüthe ſeines Lebens falſch gedacht, falſch gehandelt haben? Nein! er hat wie die Natur jederzeit Recht und gerade da am gründlichſten, wo wir ſie am wenigſten begreifen.

Eine Verabredung wie die unſrige, einen flüchtigen Ueberblick von Rom ſich in guter vereinigter Geſellſchaft zu verſchaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorſatz geweſen, in völliger Abgeſondertheit durchgeführt werden; ein und der andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder andere ſchloſſen ſich an, auf ihrem Wege dieſes oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zuſammen, und wußte bald aufzunehmen bald abzuſondern, bald zurückzubleiben bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Aeußerungen zu vernehmen. Es gibt eine gewiſſe Art von empiriſchem Urtheil, welches ſeit längerer Zeit, zumal durch engliſche und franzöſiſche Reiſende, beſonders in den Gang gekommen: man ſpricht ſein augenblickliches unvorbereitetes Urtheil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künſtler auf gar vielfache Weiſe bedingt iſt, durch ſein beſonderes Talent, durch Vorgänger und Meiſter, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Beſteller. Nichts von alle dem, welches freilich zu einer reinen Würdigung nöthig

wäre, kommt in Betrachtung, und so entsteht daraus ein gräßliches Gemisch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigenthümliche Werth der fraglichen Gegenstände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unser guter Beikmann, sonst so aufmerksam, und als Führer nützlich genug, scheint sich durchaus an jene fremden Urtheiler gehalten zu haben; deßwegen denn seine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man sich zum Beispiel unglücklicher ausdrücken, als er sich in der Kirche Maria della Pace vernehmen läßt?

„Ueber der ersten Capelle hat Raphael einige Sibyllen gemalt, die sehr gelitten haben. Die Zeichnung ist richtig, aber die Zusammensetzung schwach, welches vermuthlich dem unbequemen Platz beigemessen werden muß. Die zwote Capelle ist nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die hoch geschätzt werden, aber nicht simpel genug sind. Unter der Kuppel bemerkt man drei Gemälde: das erste stellt die Heimsuchung der Maria von Carl Maratti vor, ist frestig gemalt, aber gut angeordnet; das andere die Geburt der Maria von Cavalier Vanni, in der Manier des Peter von Cortona, und das dritte den Tod der Maria von Maria Merandi. Die Anordnung ist etwas verwirrt und fällt ins Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem schwachen Colorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Malereien an den Pfeilern unter der Kuppel sind besser gerathen. Den Hof des zu dieser Kirche gehörigen Klosters hat Bramante angegeben."

Dergleichen unzulängliche schwankende Urtheile verwirren durchaus den Beschauer, der ein solches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches ist denn aber auch ganz falsch, zum Beispiel was hier von den Sibyllen gesagt ist. Raphael war niemals von dem Raume genirt, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz seines Genie's, daß er jeden Raum auf das zierlichste zu füllen und zu schmücken wußte, wie er augenfällig in der Farnesina dargethan hat. Selbst die herrlichen Bilder der Messe von Bolsena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnasses wären ohne die wunderliche Beschränkung des Raumes nicht so unschätzbar geistreich zu denken. Eben so ist auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Composition alles ankommt, auf eine höchst geniale Weise obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, so thut sich auch in der Kunst innerhalb der genauesten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie dem aber auch sey, so mag einem jeden die Art und Weise, Kunstwerke aufzunehmen, völlig überlassen bleiben. Mir ward bei diesem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anschauung dessen, was man im höchsten Sinne die Gegenwart des classischen Bodens nennen durfte. Ich nenne dieß die sinnlich geistige Ueberzeugung, daß hier das Große war, ist und seyn wird. Daß das Größte und Herrlichste vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegen einander unbedingt wirkenden sittlichen und physischen Elemente. Wir konnten in allgemeinster Betrachtung nicht traurig an dem Zerstörten vorüber gehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen, daß so viel erhalten, so viel wieder hergestellt war, prächtiger und übermäßiger als es je gestanden.

Die Peterskirche ist gewiß so groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein was zweitausend Jahre vernichten sollten, lag vor unsern Augen, sondern zugleich was eine gesteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte.

Selbst das Schwanken des Kunstgeschmackes, das Bestreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleinern, alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunst- und Menschengeschichte standen synchronistisch vor unsern Augen.

Es darf uns nicht niederschlagen, wenn sich uns die Bemerkung aufdringt, das Große sey vergänglich; vielmehr wenn wir finden, das Vergangene sey groß gewesen, muß es uns aufmuntern selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsere Nachfolger, und wäre es auch schon in Trümmern zerfallen, zu edler Thätigkeit anfrege, woran es unsere Vorvordern niemals haben ermangeln lassen. Diese höchst belehrenden und geisterhebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überallhin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen, und sich von seiner Versprochenen losgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen und mich sehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauester Erkundigung unter den Verwänden jener Villeggiatur auch nicht im mindesten gedacht worden, so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu

sehen: denn ich vernahm sogleich, das liebe Kind sey aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereigniß in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten lasse. Indem ich mich nun tagtäglich, und die erste Zeit zweimal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen bemüht war, jene heitern dem offenen freien Tag allein gehörigen Züge, diesen Ausdruck unbefangenen, still verschreitenden Lebens nunmehr durch Thränen getrübt, durch Krankheit entstellt, und eine so frische Jugend durch inneres und äußeres Leiden so frühzeitig blaß und schmächtig zu denken.

In solcher Stimmung war freilich ein so großes Gegengewicht, als eine Reihenfolge des Bedeutendsten, das theils dem Auge durch sein Daseyn, theils der Einbildungskraft durch nie verschollene Würde genug zu thun gab, höchst ersehnt, und nichts natürlicher, als das meiste davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach so vielen Jahrhunderten meistens zu unförmlichen Massen zerfallen, so mußte man bei neueren aufrechtstehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall so vieler Familien in der spätern Zeit bedauern, ja selbst das noch frisch im Leben Erhaltene schien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie sollte sich das Irdische ohne eigentlich physische Kraft durch sittliche und religiöse Stützen allein in unsern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heitern Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer frischen, unsterblichen Vegetation verfallene Mauern und zerstreute Blöcke wieder mit Leben auszustatten gelingt, so entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Daseyn von seinem schönsten Schmuck, und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreise, die wir noch vor Winters in heiterer Gesellschaft zu vollbringen gedachten, konnte ich mich nicht entschließen, bis ich, einer erfolgten Besserung gewiß, und durch sorgfältige Anstalten gesichert, Nachricht von ihrer Genesung auch an den Orten erhalten sollte, wo ich sie so munter als liebenswürdig in den schönsten Herbsttagen kennen gelernt hatte.

Schon die ersten Briefe aus Weimar über Egmont enthielten einige Ausstellungen über dieses und jenes; hierbei erneute sich die alte Bemerkung, daß der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem

aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat. Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich seyn, scheint es aber demjenigen nicht, der auf seinen eigenen Ansichten verharrt. Ein Brief dieses Inhalts war angekommen: ich nahm ihn und ging in die Villa Borghese; da mußte ich denn lesen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte sie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem so wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meisten den Freundinnen tadelnswerth schien, war das lakonische Vermächtniß, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortschreiben wird über meine Gesinnungen und Zustände den besten Aufschluß geben.

„Wie sehr wünschte ich nun auch euren Wunsch erfüllen, und dem Vermächtniß Egmonts einige Modification geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit eurem Briefe gleich in die Villa Borghese, dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältnisse durch und konnte nichts finden, was ich abzukürzen hätte. Wie gern möchte ich euch alle meine Ueberlegungen, mein pro und contra schreiben, sie würden ein Buch Papier füllen, und eine Dissertation über die Oekonomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelica, und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studirt und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest du doch gegenwärtig gewesen seyn, wie weiblich zart sie alles auseinander legte, und es darauf hinausging, daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünschtet, in der Erscheinung implicite enthalten sey. Angelica sagte, da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme. Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine subordinirte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des

Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblick nichts zu hören' noch zu erkennen im Stande war."

Moritz, als Etymolog.

Schon längst hat ein weiser Mann das wahre Wort ausgesprochen: Der Mensch, dessen Kräfte zu dem Nothwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag sich gern mit dem Unnöthigen und Unnützen beschäftigen! Vielleicht möchte Nachstehendes von manchem auf diese Weise beurtheilt werden.

Unser Geselle Moritz ließ nicht ab, jetzt in dem Kreise der höchsten Kunst und schönsten Natur, über die Innerlichkeit des Menschen, seine Anlagen und Entwickelungen fortwährend zu sinnen und zu spinnen; deßhalb er denn auch sich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beschäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herder'schen Preisschrift: Ueber den Ursprung der Sprache und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweise die Vorstellung herrschend, das Menschengeschlecht habe sich nicht von Einem Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, sondern zu einer gewissen merkwürdig productiven Zeit des Erdballs sey, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Thiere stufenweise hervorzubringen versucht, da und dort, in mancher günstigen Lage, die Menschenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichsten Bezug auf seine Organe sowohl als seine Geistesfähigkeiten sey nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, so wenig als einer Ueberlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifestiren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Uebereinstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß theils aus innerem Grundtriebe, theils durch äußere Veranlassung die sehr beschränkte Vocal- und Consonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja nothwendig sey, daß die verschiedensten Autochthonen theils zusammengetroffen, theils von einander abgewichen, und sich diese oder jene Sprache in der Folge entweder verschlimmert oder verbessert habe.

Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen gelichn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Epirrhema.

Müſſet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen:
Denn was innen das iſt außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

Was von den Stammworten gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorstellungen ausgedrückt und bestimmter bezeichnet werden. Dieß möchte denn gut seyn und als ein Unerforschliches, nie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich beruhen.

Hierüber finde ich in meinen Papieren folgendes Nähere:

„Mir ist es angenehm, daß sich Moritz aus seiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an sich selbst zu einer Art von Thätigkeit wendet; denn da wird er allerliebst. Seine Grillenfängereien haben alsdann eine wahre Unterlage und seine Träumereien Zweck und Sinn. Jetzt beschäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns sehr unterhält. Es ist schwer sie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's versuchen.

Er hat ein Verstands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen sie denn auch, ausgesprochen, ausdrücken. Nun lassen sich nach diesem Alphabet die Sprachen beurtheilen, und da findet sich, daß alle Völker versucht haben sich dem innern Sinn gemäß auszudrücken, alle sind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Dem zufolge suchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichsten getroffen sind, bald hat's die eine, bald die andere; dann verändern wir die Worte bis sie uns recht dünken, machen neue u. s. w. Ja wenn wir recht spielen wollen, machen wir Namen für Menschen, untersuchen, ob diesem oder jenem sein Name gehöre u. s. w.

Das etymologische Spiel beschäftigt schon so viele Menschen, und so giebt es auch uns auf diese heitere Weise viel zu thun. Sobald wir zusammenkommen, wird es wie ein Schachspiel vorgenommen und hunderterlei Combinationen werden versucht, so daß wer uns zufällig belauschte, uns für wahnsinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächsten Freunden vertrauen. Genug, es ist das witzigste Spiel von der Welt und übt den Sprachsinn unglaublich.

Januar.

Correspondenz.

Rom, den 5. Januar 1788.

Verzeiht, wenn ich heute nur wenig schreibe. Dieses Jahr ist mit Ernst und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umsehen.

Nach einem Stillstand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man sich selbst lehrt, ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer werden.

Das Studium des menschlichen Körpers hat mich nun ganz: alles andere verschwindet dagegen. Es ist mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder sonderbar gegangen. Darüber ist nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es spitzt sich bis gegen Ostern eine Epoche zu; das fühl' ich: was werden wird, weiß ich nicht.

Rom, den 10. Januar 1788.

Erwin und Elmire kommt mit diesem Brief; möge dir das Stückchen auch Vergnügen machen! Doch kann eine Operette, wenn sie

gut iſt, niemals im Leſen genug thun; es muß die Muſik erſt dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter ſich vorſtellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke ſind mehr gearbeitet, als man ihnen anſieht, weil ich erſt recht mit Kayſer die Geſtalt des Singſpiels ſtudirt habe.

Am menſchlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perſpectivſtunde. Ich bereite mich zu meiner Auflöſung, damit ich mich ihr getroſten Muthes hingebe, wenn die Himmliſchen ſie auf Oſtern beſchloſſen haben. Es geſchehe was gut iſt!

Das Intereſſe an der menſchlichen Geſtalt hebt nun alles andere auf. Ich fühlte es wohl, und wendete mich immer davon weg, wie man ſich von der blendenden Sonne wegwendet; auch iſt alles vergebens, was man außer Rom darüber ſtudiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier ſpinnen lernt, kann man ſich aus dieſem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug; indeſſen hilft er mir doch durch die erſten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Conſtellationen fortgeht, ſo muß ich mich im Laufe dieſes Jahres in eine Prinzeſſin verlieben, um den Taſſo, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Fauſt ſchreiben zu können, eh ich mir gleich zu beiden wenig Luſt fühle. Denn bisher iſt's ſo gegangen. Um mir ſelbſt meinen Egmont intereſſant zu machen, fing der römiſche Kaiſer mit den Brabantern Händel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayſer nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder ſagt, und ich finde es recht luſtig, eine Urſache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet ſind. Das darf man Glück nennen. Alſo die Prinzeſſin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten!

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen deutſcher Art und Kunſt, Erwin und Elmire. Es ward eher fertig als Claudine, doch wünſche ich nicht, daß es zuerſt gedruckt werde.

Du wirſt bald ſehen, daß alles aufs Bedürfniß der lyriſchen Bühne gerechnet iſt, das ich erſt hier zu ſtudiren Gelegenheit hatte: alle Perſonen in einer gewiſſen Folge, in einem gewiſſen Maß zu beſchäftigen, daß

jeder Sänger Ruhpunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiäner allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen seyn möge, jene musikalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machen. Ein italiänisch Operntüchelchen liest kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man deutsch singen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäische Sylbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italiänischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiäner auf glatte, einfache Sylbenmaße und Rhythmen ausschließlich halten.

Der junge Camper ist ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift, und über die Sachen hinfährt.

Glück zum vierten Theil der Ideen! Der dritte ist uns ein heilig Buch, das ich verschlossen halte; erst jetzt hat es Moritz zu lesen gekriegt, der sich glücklich preist, daß er in dieser Epoche der Erziehung des Menschengeschlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt, und war über das Ende ganz außer sich.

Wenn ich dich nur einmal für alle das Gute auf dem Capitol bewirthen könnte! Es ist einer meiner angelegensten Wünsche.

Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernstern Epoche vorspukten. Ich bin nun recht im Studium der Menschengestalt, welche das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns ist. Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders die Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt sehe ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich sehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben studiren kann, und am Ende doch noch ausrufen möchte: Jetzt sehe ich, jetzt genieße ich erst!

Ich raffe alles Mögliche zusammen, um Ostern eine gewisse Epoche,

wohin mein Auge nun reicht, zu ſchließen, damit ich Rom nicht mit entſchiedenem Widerwillen verlaſſe, und hoffe in Deutſchland einige Studien bequem und gründlich fortſetzen zu können, obgleich langſam genug. Hier trägt einen der Strom fort, ſobald man nur das Schifflein beſtiegen hat.

Bericht.

Cupido, loſer, eigenſinnger Knabe,
Du haſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters, und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden:
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Wenn man vorſtehendes Liedchen nicht in buchſtäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennt, dabei denken, ſondern eine Verſammlung thätiger Geiſter ſich vorſtellen will, die das Innerſte des Menſchen anſprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes Intereſſe verwirren, ſo wird man auf eine ſymboliſche Weiſe an dem Zuſtande theilnehmen, in dem ich mich befand, und welchen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugſam darſtellen. Man wird zugeſtehen, daß eine große Anſtrengung gefordert ward, ſich gegen ſo vieles aufrecht zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht läſſig zu werden.

Aufnahme in die Geſellſchaft der Arkadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage beſtürmt, den ich auch als Folge jenes unſeligen Concerts anſah, durch

welches wir unser Incognito leichtsinniger Weise enthüllt hatten. Es konnte jedoch andere Anlässe haben, daß man von mehreren Seiten her mich zu bestimmen suchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu lassen. Lange widerstand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Besonderes zu setzen schienen, endlich nachgeben.

Im allgemeinen ist bekannt, was unter dieser arkatischen Gesellschaft verstanden wird; doch ist es wohl nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.

Während dem Laufe des siebzehnten Jahrhunderts mag die italiänische Poesie sich auf mancherlei Weise verschlimmert haben: denn gegen Ende dieses Zeitraums werfen ihr gebildete wohlgesinnte Männer vor, sie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig versäumt; auch sey sie in Absicht auf die Form, die äußere Schönheit durchaus zu tadeln; denn sie habe mit barbarischen Ausdrücken, unleidlich harten Versen, fehlerhaften Figuren und Tropen, besonders mit fortlaufenden und ungemessenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern, auch ganz und gar das Anmuthige und Süße verscherzt, welches man am Aeußern zu schätzen sich erfreue.

Jene auf solchen Irrwegen Befangenen jedoch schalten, wie es zu gehen pflegt, das Aechte und Vortreffliche, damit ihre Mißbräuche fernerhin unangetastet gelten möchten; welches denn doch zuletzt von gebildeten und verständigen Menschen nicht mehr erduldet werden konnte, dergestalt, daß im Jahr 1690 eine Anzahl umsichtiger und kräftiger Männer zusammentrat und einen andern Weg einzuschlagen sich beredete.

Damit aber ihre Zusammenkünfte nicht Aufsehen machen und Gegenwirkung veranlassen möchten, so wendeten sie sich ins Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren ja Rom selbst in seinen Mauern genugsame bezirkt und einschließt. Hierdurch ward ihnen zugleich der Gewinn, sich der Natur zu nähern und in frischer Luft den uranfänglichen Geist der Dichtkunst zu ahnen. Dort, an gefälligen Plätzen, lagerten sie sich auf den Rasen, setzten sich auf architektonische Trümmer und Steinblöcke, wo sogar anwesende Cardinäle nur durch ein weicheres Kissen geehrt werden konnten. Hier besprachen sie sich unter einander von ihren Ueberzeugungen, Grundsätzen, Vorhaben; hier lasen sie Gedichte, in welchen man den Sinn des höhern Alterthums, der edlen toscanischen Schule wieder ins Leben zu führen trachtete. Da rief denn einer in Entzücken aus: Hier

iſt unſer Arkadien! Dieß veranlaßte den Namen der Geſellſchaft, ſo wie das Idylliſche ihrer Einrichtung. Keine Protection eines großen und einflußreichen Mannes ſollte ſie ſchützen; ſie wollten kein Oberhaupt, keinen Präſidenten zugeben. Ein Cuſtos ſollte die arkadiſchen Räume öffnen und ſchließen, und in den nothwendigſten Fällen ihm ein Rath von zu wählenden Aelteſten zur Seite ſtehen.

Hier iſt der Name Crescimbeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitſtifter angeſehen werden kann, und als erſter Cuſtos ſein Amt mehrere Jahre treulich verrichtete, indem er über einen beſſern reinern Geſchmack Wache hält und das Barbariſche immer mehr zu verdrängen weiß.

Seine Dialogen über die Poesia volgare, welches nicht etwa Volkspoeſie zu überſetzen iſt, ſondern Poeſie, wie ſie einer Nation wohl anſteht, wenn ſie durch entſchiedene wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entſtellt wird, ſeine Dialogen, worin er die beſſere Lehre vorträgt, ſind offenbar eine Frucht arkadiſcher Unterhaltungen und höchſt wichtig in Vergleich mit unſerm neuen äſthetiſchen Beſtreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der Arcadia verdienen in dieſem Sinne alle Aufmerkſamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werthen Schäfer, im Freien auf grünem Raſen ſich lagernd, der Natur hierdurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenſchaft ein menſchlich Herz zu überſchleichen pflegt; nun aber beſtand die Geſellſchaft aus geiſtlichen Herren und ſonſtigen würdigen Perſonen, die ſich mit dem Amor jener römiſchen Triumvirn nicht einlaſſen durften, den ſie deßhalb ausdrücklich beſeitigten. Hier alſo blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich iſt, als ſich zu jener überirdiſchen und gewiſſermaßen platoniſchen Sehnſucht hinzuwenden, nicht weniger ins Allegoriſche ſich einzulaſſen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrſamen, eigenthümlichen Charakter erhalten, da ſie ohnehin ihren großen Vorgängern, Dante und Petrarca, hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Dieſe Geſellſchaft beſtand, wie ich nach Rom gelangte, ſo eben hundert Jahr, und hatte ſich, ihrer äußern Form nach, durch mancherlei Orts- und Geſinnungswechſel immer mit Anſtand, wenn auch nicht in großem Anſehen, erhalten; und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieſelben zur Aufnahme anzulocken, um

je mehr, als der Hüter dieser poetischen Ländereien bloß dadurch sich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Function selbst aber ging folgendermaßen vor sich. In den Vorzimmern eines anständigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geistlichen Herrn vorgestellt, und er mir bekannt gemacht als derjenige, der mich einführen, meinen Bürgen gleichsam oder Pathen vorstellen sollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal, und setzten uns in die erste Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leergebliebene Rechte fand sich ein stattlicher ältlicher Mann, den ich nach seiner Bekleidung und der Ehrfurcht, die man ihm erwies, für einen Cardinal zu halten hatte.

Der Custode, vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Personen auf, welche sich theils in Versen, theils in Prosa hören ließen. Nachdem dieses eine gute Zeit gewährt, begann jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem sie im ganzen mit dem Diplom zusammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt und unter großem Händeklatschen aufgenommen und anerkannt.

Mein sogenannter Pathe und ich waren indessen aufgestanden und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzu lange, sehr schickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall sich hören ließ, nach dessen Verschallen ich Gelegenheit hatte den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom, welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und ist, da es in jeder andern Sprache seine Eigenthümlichkeit verlöre, nicht übersetzt worden. Indessen suchte ich den Custode mit seinem neuen Mitgenossen auf das beste zufrieden zu stellen.

C. U. C.

Nivildo Amarinzio, Custode generale d' Arcadia.

Trovandosi per avventura a beare le sponde del Jebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania

qual' è l' Inclito ed Erudito Signor DE GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha potuto ascondere la luce, che hanno sparsa le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia, per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DE GOETHE d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral società sotto il Nome di Megalio, et vollero altersi assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa, dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l' Atto pubblico e solenne di si applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serbatojo dentro il Bosco Parrasio alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXLI. Anno II dalla Ristorazione d' Arcadia Olimpiade XXIV. Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Lorbeer, halb Pinien, in der Mitte eine Panflöte, darunter Gli Arcadi.

Corimbo Melicronio
Florimonte Egireo
} Sotto-Custodi

Februar.

Correspondenz.

Rom, den 1. Februar 1788.

Wie froh will ich seyn, wenn die Narren künftigen Dienstag Abend zur Ruhe gebracht werden! Es ist eine entsetzliche Seccatur andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist.

So viel als möglich war, habe ich meine Studien fortgesetzt; auch ist Claudine gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe versagen, so geht heute über acht Tage der dritte Act an Herder ab, und so wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Noth an, worin mir niemand rathen noch helfen kann. Tasso muß umgearbeitet werden: was da steht ist zu nichts zu brauchen; ich kann weder so endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!

Der sechste Band enthält wahrscheinlich Tasso, Lila, Jery und Bätely, alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen soll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgesehen, und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht vor dem siebenten herausgebe. Es ist ein wunderlich Ding, so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!

Hier seckiren sie mich mit den Uebersetzungen meines Werther, und zeigen sie mir und fragen, welches die beste sey, und ob auch alles wahr sey. Das ist nun ein Unheil, das mich bis nach Indien verfolgen würde.

Rom, den 6. Februar 1788.

Hier ist der dritte Act Claudinens; ich wünsche, daß er dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin ihn geendigt zu

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernſtes Spieles:
Kein Lebendiges iſt ein Eins,
Immer iſt's ein Vieles.

Metamorphoſe der Thiere.

Wagt ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Fraun um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zwiefach beſtimmt
Sie das höchſte Geſetz, beſchränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeßnes Bedürfniß, und angemeſſene Gaben
Leicht zu finden, ſtreute ſie aus, und ruhig begünſtigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſpringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich aus nach ew'gen Geſetzen
Und die ſeltenſte Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt die Speiſe zu faſſen
Welche dem Körper gebührt, es ſey nun ſchwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Geſundheit

haben. Da ich nun die Bedürfniſſe des lyriſchen Theaters genauer kenne, habe ich geſucht durch manche Aufopferungen dem Componiſten und Acteur entgegen zu arbeiten. Das Zeug worauf geſtickt werden ſoll, muß weite Fäden haben, und zu einer komiſchen Oper muß es abſolut wie Marli gewoben ſeyn. Doch habe ich bei dieſer, wie bei Erwin, auch fürs Leſen geſorgt. Genug, ich habe gethan was ich konnte.

Ich bin recht ſtill und rein und, wie ich euch ſchon verſichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunſt bin ich zu alt; ob ich alſo ein bißchen mehr oder weniger pfuſche iſt eins. Mein Durſt iſt geſtillt; auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß iſt friedlich und genügſam. Zu dem allem gebt mir euren Segen. Ich habe nichts näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen. Dann ſolls an Wilhelm u. ſ. w.

Rom, den 9. Februar 1788.

Die Narren haben noch Montag und Dienſtag was Rechts gelärmt. Beſonders Dienſtag Abends wo die Raſerei mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Faſten. Auf kein Feſtin — ſo nennen ſie die Redouten — bin ich gekommen; ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band abſolvirt iſt, will ich nur einige Kunſtſtudien durcharbeiten, dann gleich an den ſechsten gehen. Ich habe dieſer Tage das Buch Leonardo da Vinci's über die Malerei geleſen, und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können.

O wie finde ich die Zuſchauer ſo glücklich! die dünken ſich ſo klug, ſie finden ſich was Rechts. So auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubſt nicht, was das ein behagliches Volk, indeß der gute Künſtler immer kleinlaut bleibt. Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel jemand urtheilen zu hören, der nicht ſelbſt arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der Tabaksdampf macht mich eine ſolche Rede auf der Stelle unbehaglich.

Angelica hat ſich das Vergnügen gemacht und zwei Gemälde gekauft, eins von Tizian, das andere von Paris Bourdon, beide um einen hohen Preis. Da ſie ſo reich iſt, daß ſie ihre Renten nicht verzehrt, und jährlich mehr dazu verdient, ſo iſt es lobenswürdig, daß ſie etwas

anschafft, das ihr Freude macht: und solche Sachen die ihren Kunstfleiß erhöhen. Gleich, sobald sie die Bilder im Hause hatte, fing sie an in einer neuen Manier zu malen, um zu versuchen wie man gewisse Vortheile jener Meister sich eigen machen könne. Sie ist unermüdet, nicht allein zu arbeiten, sondern auch zu studiren. Mit ihr ist's eine große Freude Kunstsachen zu sehen.

Kayser geht auch als ein wackerer Künstler zu Werke. Seine Musik zu Egmont avancirt stark. Noch habe ich nicht alles gehört. Mir scheint jedes dem Endzweck sehr angemessen. Er wird auch „Cupido kleiner loser" componiren. Ich schicke dir's gleich, damit es oft zu meinem Andenken gesungen werde. Es ist auch mein Leiblied.

Der Kopf ist mir wüste vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir, und lege mir zu viel auf.

Rom, den 16. Februar 1788.

Mit dem preußischen Courier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unserm Herzog, der so freundlich, lieb, gut und erfreulich war als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt schreiben konnte, so beschrieb er mir die ganze politische Lage, die seinige und so weiter. Ueber mich selbst erklärte er sich auf das liebreichste.

Rom, den 22. Februar 1788.

Wir haben diese Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künstler in Betrübniß setzt. Ein Franzose, Namens Drouais, ein junger Mensch von etwa 25 Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und schön gebildet, der unter allen studirenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung. Ich habe in seinem verlassenen Studio die lebensgroße Figur eines Philoktet gesehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz seiner Wunde wehend kühlt, ein schön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel Verdienste hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin und

daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.

Angelica macht mir das Compliment, daß sie wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst *säben* als ich. Ich weiß recht gut wo und was ich noch nicht sehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu sehen. Genug, ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht: *Amor als Landschaftsmaler*, schicke ich dir ehestens und wünsche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte habe ich gesucht in eine gewisse Ordnung zu bringen; sie nehmen sich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Miedings Tod schließen den achten Band und so meine Schriften für dießmal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten.

Morgen früh ist päpstliche Capelle und die famosen alten Musiken fangen an, die nachher in der Charwoche auf den höchsten Grad des Interesses steigen. Ich will nun jeden Sonntag früh hin, um mit dem Styl bekannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wohl darüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstagsmusik von Zürich, wo sie Kayser zurück ließ. Sie wird alsdann erst am Clavier gespielt und dann in der Capelle gehört.

Bericht.

Wenn man einmal zum Künstler geboren ist und gar mancher Gegenstand der Kunstanschauung zusagt, so kam diese mir auch mitten unter dem Gewühle der Fastnachtsthorheiten und Absurditäten zu Gunsten. Es war das zweitemal, daß ich das Carneval sah, und es mußte mir bald auffallen, daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel versöhnt, ich sah es an

als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und Nationalereigniß; ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten und wie das alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, welche Verarbeit ich später zu dem weiter unten eingeschalteten Aufsatz benutzte, bat auch zugleich unsern Hausgenossen Georg Schütz die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu celoriren, welches er mit seiner gewohnten Gefälligkeit durchführte.

Diese Zeichnungen wurden nachher durch Georg Melchior Kraus von Frankfurt am Main, Director des freien Zeicheninstituts zu Weimar, in Quarto radirt und nach den Originalen illuminirt zur ersten Ausgabe bei Unger, welche sich selten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man sich denn mehr, als sonst geschehen wäre, unter die verkappte Menge hinunter drängen, welche denn trotz aller künstlerischen Ansicht oft einen widerwärtigen, unheimlichen Eindruck machte. Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an seinem Platze sey.

Aber für den innern bessern Sinn sollte doch das Erquicklichste bereitet seyn. Auf dem venetianischen Platz, wo manche Kutschen, ehe sie sich den bewegten Reihen wieder anschließen, die Vorbeiwallenden sich zu beschauen pflegen, sah ich den Wagen der Madame Angelica, und trat an den Schlag sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als sie sich zurückbog, um die neben ihr sitzende, wieder genesene Mailänderin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert — denn wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen? — ja ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit, die mich bis ins Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeit lang ohne Sprache, als Madame Angelica das Wort nahm und, indessen jene sich vorbog zu mir sagte: Ich muß nur den Dolmetscher machen; denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Antheil, den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das erste was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wieder herstellend auf sie gewirkt, sey die Theilnahme ihrer Freunde und besonders

die Ihrige gewesen; sie habe sich auf einmal wieder aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden.

Das ist alles wahr, sagte jene, indem sie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen, aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernte ich mich wieder in das Gedräng der Thoren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelica, die sich des guten Mädchens gleich nach dem Unfalle tröstend anzunehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edeln Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte, als ich mir schmeicheln durfte, mein Antheil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Fürst Rezzenico, war schon früher, aus Deutschland zurückkehrend, mich zu besuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundschaft mit Herrn und Frau von Diede errichtet, und brachte mir angelegentliche Grüße von diesen werthen Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältniß ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede, machten ihrem werthen Lebensgenossen einen Gegenbesuch, und ich konnte mich um so weniger entbrechen mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Flügelspiels berühmt, in einem Concerte auf der capitolinischen Wohnung des Senators sich hören zu lassen willig war, und man unsern Genossen Kayser, dessen Geschicklichkeit ruchtbar geworden, zu einer Theilnahme an jenen Exhibitionen schmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Aussicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senators nach dem Coliseo zu mit alle dem, was sich von den andern Seiten anschließt, verlieh freilich unserm Künstlerblick das herrlichste Schauspiel, dem man sich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Gesellschaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu lassen. Frau von Diede spielte sodann, sehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Concert, und man bot bald darauf unserm Freunde den Platz an, dessen er sich denn auch ganz würdig zu machen schien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechselnd ging es eine Weile fort, auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber,

als die Reihe wieder an Xaver kam, legte er ein anmuthiges Thema zum Grunde und variirte solches auf die mannichfaltigste Weise.

Alles war gut von Statten gegangen, als der Senator mir im Gespräch manches Freundliche sagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen venetianischen Art halb bedauernd versicherte, er sey eigentlich von solchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdrucksvollen Adagios seiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals seyen zuwider gewesen, doch aber liebte ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Verlust und Mißlingen uns nur allzu oft herabzuziehen und zu überwältigen drohen.

Unserm Senator dagegen konnte ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm aufs freundlichste gönnen, daß er solchen Tönen gern sein Ohr lieh, die ihn vergewisserten, er bewirthe in dem herrlichsten Aufenthalte der Welt eine so sehr geliebte und hochverehrte Freundin.

Für uns andere, besonders deutsche Zuhörer, blieb es ein unschätzbarer Genuß in dem Augenblick, wo wir eine treffliche, längst gekannte verehrte Dame, in den zartesten Tönen sich auf dem Flügel ergehend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenster in die einzigste Gegend von der Welt zu schauen und in dem Abendglanz der Sonne, mit weniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das sich linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erstreckte, um dahinter das Coliseum hervorschauen zu lassen, in dessen Gefolge man denn das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend, in dem Labyrinthe der palatinischen Trümmer und ihrer durch Gartencultur und wilde Vegetation geschmückten Einöde sich zu verwirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries und Thürmer gezeichnete und gestochene nordwestliche Uebersicht von Rom, genommen von dem Thurme des Capitols, bitten wir hiernächst zu überschauen: sie ist einige Stockwerke höher und nach den neueren Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beschattung, wie wir sie damals gesehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren schattig blauen Gegensätzen, und alle dem Zauber daraus entspringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in diesen Stunden als Glück zu schätzen das herrlichste Bild, welches Mengs vielleicht je gemalt hat, das Porträt Clemens XIII. Rezzonico, der unsern Gönner, den Senator, als Nepoten an diesen Posten gesetzt, mit Ruhe zu beschauen, von dessen Werth ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unseres Freundes aufführe:

„Unter den von Mengs gemalten Bildnissen, da wo seine Kunst sich am tüchtigsten bewährte, ist das Bildniß des Papstes Rezzonico. Der Künstler hat in diesem Werk die Venetianer im Colorit und in der Behandlung nachgeahmt und sich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Colorits ist wahr und warm, und der Ausdruck des Gesichtes belebt und geistreich; der Vorhang von Goldstoff, auf dem sich der Kopf und das übrige der Figur schön abheben, gilt für ein gewagtes Kunststück in der Malerei, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches, harmonisches, unser Auge angenehm rührendes Ansehen erhält."

Das römische Carneval.

Indem wir eine Beschreibung des römischen Carnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten, daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen, daß das römische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum erstenmal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen, noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage seyn, ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt.

Das römiſche Carneval iſt ein Feſt, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, ſondern das ſich das Volk ſelbſt giebt.

Der Staat macht wenig Anſtalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt ſich von ſelbſt, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier iſt nicht ein Feſt, das wie die vielen geiſtlichen Feſte Roms die Augen der Zuſchauer blendete; hier iſt kein Feuerwerk, das von dem Caſtell San Angelo einen einzigen überraſchenden Anblick gewährte; hier iſt keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche ſo viele Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier iſt keine glänzende Proceſſion, bei deren Annäherung das Volk beten und ſtaunen ſoll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder ſo thöricht und toll ſeyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlägen und Meſſerſtichen faſt alles erlaubt ſey.

Der Unterſchied zwiſchen Hohen und Niedern ſcheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert ſich einander, jeder nimmt was ihm begegnet leicht auf, und die wechſelſeitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In dieſen Tagen freut ſich der Römer noch zu unſern Zeiten, daß die Geburt Chriſti das Feſt der Saturnalien und ſeiner Privilegien wohl um einige Wochen verſchieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieſer Tage vor die Einbildungskraft unſerer Leſer zu bringen. Auch ſchmeicheln wir uns ſolchen Perſonen zu dienen, welche dem römiſchen Carneval ſelbſt einmal beigewohnt, und ſich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen, nicht weniger ſolchen welchen jene Reiſe noch bevorſteht, und denen dieſe wenigen Blätter Ueberſicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauſchenden Freude verſchaffen können.

Der Corſo.

Das römiſche Carneval verſammelt ſich in dem Corſo. Dieſe Straße beſchränkt und beſtimmt die öffentliche Feierlichkeit dieſer Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Feſt ſeyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corſo zu beſchreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen italiänischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt, und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venetianischen Palast. Sie ist ungefähr viertehalbtausend Schritte lang und von hohen, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können. Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Carneval die unterste Gränze dieser Straße, der Venetianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Corso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der römische Corso belebt. Die vornehmen und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren: die Wagen kommen vom Venetianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei, zum Thore hinaus und auf dem Flaminischen Weg, manchmal bis Ponte molle. Die früher oder später umkehrenden halten sich an die andere Seite, so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung aneinander hin. Die Gesandten haben das Recht zwischen beiden Reihen auf und nieder zu fahren. Dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen: jeder wendet wo es ihm beliebt und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen italiänischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen feyn und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Eben so wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten: es scheint das ganze Jahr Carneval zu seyn, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Officier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden.

Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man ist beschäftigt das schöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben, und die Basaltkeile wieder neu in Stand zu setzen.

Von der Mutter beſtimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres,
Und die Weiſe zu leben ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeiget ſich feſt die geordnete Bildung
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Gränzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkühr zu ſchaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus, jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder, die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und ſuche mit forſchendem Geiſte,
Finden wirſt du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen,
Und daher iſt den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und böte ſie alle Gewalt auf;
Denn ſie hat nicht Maſſe genug die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maaß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch: die heilige Muſe

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils klein, und werden wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen Barberi genennt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso gerichtet, eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin, und giebt ihm oben am Venetianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft fünfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht. In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Classe des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet, und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis besteht aus einem etwa drittehalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befestigt schwebt und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis Palio genannt, und so viel Tage das Carneval dauert, so viele solcher Quasistandarten werden von dem erst erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Corso an seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Gränze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Corso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen.

Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von San Carlo und der Antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Carnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Capitol, bald nach Mittage, das Zeichen giebt, es sey erlaubt unter freiem Himmel thöricht zu seyn.

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke gekläppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt; auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt; die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört eine Straße zu seyn: sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuern ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert

selten, daß man ohne Dach sey. So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu seyn.

Wache.

Indessen daß der Corso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hie und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corso herauf, und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi, Padroni! Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zankſüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte, und so sich den ganzen Corso hinab zankte, jedem etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom keklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seines Gleichen, der, bescheidener und zufriedener, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen eben so viel Lust haben sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu seyn.

Mit schnellen Schritten, declamirend wie vor Gericht, drängt sich ein Advocat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, dreht einem jeden mit einem Proceß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jedermann zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an, er packt einen andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publicums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch eben so viel Aufsehen als die Advocaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu seyn durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind, daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sey. Man sieht sie selten anders, als mit Sammet oder Seide bekleidet; sie tragen brocatene oder gestickte Westen, und der Statur nach muß der Quacquero dickleibig seyn; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perrücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordirt.

Man sieht, daß sich diese Figur sehr dem Buffo caricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte

Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen, durchdringenden unarticulirten Laut von sich geben, der mit den Consonanten brr verbunden ist. Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die Nächsten erwiedern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Corso hin und wieder läuft. Muthwillige Knaben blasen indeß in große gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen — denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corso auf und nieder laufen — wenige die Absicht haben können, Aufsehen zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Corso erscheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich auf welche Art es sey, zu vermummen, und weil die wenigsten in dem Fall sind viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen: schöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Gebärde unter die Fenster und vor jeden hin, und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze, oder erscheinen in einer artigen Haustracht, nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Männer, und führen als Off- und Defensivwaffe ein Besenchen aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten

und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich seyn, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Eben so müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte, mit ihren großen Bürsten, kommen, einem jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Frascatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammen binden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satyrische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben, und bemerkt seyn wollen. Doch sah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich; er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor Neuverheirathete trat, und ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem andern beide Hörner recht lang streckte und die an den oberen Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publicums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehen, und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die welche Landschaften und Gebäude studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevalsmenge emsig vorgestellt, und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Stürteuts und kolossalischen Reisefedern sehr geschäftig.

Die deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske. Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità de' Monti aufgerichtet werden. Das Publicum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß ein großes weißes Piedestal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Corso hinein, in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festtägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venetianischen Palast an der linken Seite herumfahren, da wo die Straße des Corso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder heraufahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an

der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; jeder drängt sich hin- und herwärts so gut er kann, und von allen Fenstern und Balkonen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verspart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben: zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann; vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein; Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt. Oft sieht ein schöner, weißer, mit rosenfarbenen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publicums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude von manchen Seiten zu hören: O quanto è bella!

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen seyn; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Caricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich

gefallen laſſen, daß ihm einer unter die Naſe tritt und ihm zuruft: O fratello mio, che brutta puttana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutſcher einer oder ein paar ſeiner Freundinnen den Dienſt, wenn er ſie im Gedränge antrifft, ſie auf den Bock zu heben. Dieſe ſitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an ſeiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Abſätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Eben ſo machen es die Bedienten, und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß ſie ſich noch, wie auf die engliſchen Landkutſchen, oben auf den Kaſten ſetzten.

Die Herrſchaften ſelbſt ſcheinen es gern zu ſehen, wenn ihre Wagen recht bepackt ſind; alles iſt in dieſen Tagen vergönnt und ſchicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und ſchmale Straße, wo von allen Balkonen und aus allen Fenſtern, über lang herabhängende bunte Teppiche, gedrängte Zuſchauer auf die mit Zuſchauern angefüllten Gerüſte, auf die langen Reihen beſetzter Stühle an beiden Seiten der Straßen herunterſchauen. Zwei Reihen Kutſchen bewegen ſich langſam in dem mittlern Raum, und der Platz den allenfalls eine dritte Kutſche einnehmen könnte, iſt ganz mit Menſchen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, ſondern ſich hin und wieder ſchieben. Da die Kutſchen ſo lang als es nur möglich iſt, ſich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, ſo wagen ſich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu ſchöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwiſchen die Räder des vorausfahrenden und die Deichſel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beſchwerlichkeit der Fußgänger wird, deſto mehr ſcheint ihre Laune und Kühnheit zu ſteigen.

Da die meiſten Fußgänger, welche zwiſchen den beiden Kutſchenreihen ſich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu ſchonen, die Räder und Achſen ſorgfältig vermeiden, ſo laſſen ſie gewöhnlich mehr Platz zwiſchen ſich und den Wagen, als nöthig iſt; wer nun mit der langſamen Maſſe ſich fortzubewegen nicht länger ausſtehen mag, und Muth hat zwiſchen den Rädern und Fußgängern, zwiſchen der Gefahr und dem,

der sich bauer fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Gränzen des Glaubwürdigen zu schreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so viele, die dem römischen Carneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Fest wäre, das sich jährlich wiederholt und das von manchem, mit diesem Buche in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte sey nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit?

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutschen sachte vorwärts rücken, und wenn es eine Stockung giebt, stille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weise geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papstes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er sich's versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weise bei Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt, so strömt auch die Masse der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in eins zusammen. Nicht lange, so stört eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den

Bringt harmoniſch ihn dir, mit ſanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher,
Der verdient es zu ſeyn, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.
Freue dich, höchſtes Geſchöpf der Natur, du fühleſt dich fähig
Ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang,
Nachzudenken. Hier ſtehe nun ſtill und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muſe
Daß du ſchaueſt, nicht ſchwärmſt, die liebliche volle Gewißheit.

Antepirrhema.

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen',
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt;
Das hat ſie nicht zuſammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meiſtermann
Getroſt den Einſchlag werfen kann.

Urworte. Orphiſch.

ΔΑΙΜΩΝ, Dämon.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Geſetz wonach du angetreten.

Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der einzige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preist, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beiden Züge der ersten Gerichts- und Polizeiherren von Rom, nur um das Carneval feierlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Corso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls diesen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrscherin der Könige an das Fastnachtsspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Discretion.

Schöne Welt am Palast Ruspoli.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Circulation des Corso unterbrochen und gehindert: am Palast Ruspoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelklasse, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt um die angenehmen Reihen zu durchschauen; jeder ist neugierig unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen heraus zu suchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst: denn die Kutschen verweilen so lange sie können in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Confetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzuernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre und die lose Freundin entdecke; dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu haushältisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen großern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht. Es ist nun ein eigenes Gewerbe, Gypszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; jedermann ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselsweise an, und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff; man scherzt mit seinen Freunden, und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palasts Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundenen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gyps und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punctirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten so heftig und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus

ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm jedermann beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gypskörner nicht und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht, einen Secundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gypsconfetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geschäftig sind und einem jeden so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehen, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mitgetroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge italiänischer Polizei, jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sey sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft. So kommt zum Beispiel ein offener Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicherweise ist das Gedränge zu groß und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und Schloßen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publicums an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der französischen Akademie tritt, in spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des italiänischen Theaters auf, und fängt an seine großen Thaten zu Land und zu Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihn über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellenkönig.

Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Zepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erst, wie jeder diese allgemeine Maske zu vermannichfaltigen sucht. Der eine trägt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsern Lesern so viel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicherweise eine Menge Masken aus dem Corso hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen, da finden lustige Gesellen Platz, allerlei tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämmsern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunter hängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren; eine von den Frauen scheint hoch schwanger zu seyn; sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel; die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger; endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrei aus einander, man zieht den einen da, den andern dort hin; die Umstehenden nehmen Theil als wenn es Ernst wäre; man sucht jede Partei zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbei gebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bei, sie gebärdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie, zu großer Erlustigung der Umstehenden, irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie Chiesa nennen, welches mit unserm „Frischauf in allen Ecken" übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen stellen die Sbirren vor und suchen ihn auf allerlei Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuina und auf dem spanischen Platze ganz lustig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freier anzubringen. Sie haben ein Manöver, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch ganz strack auf den Zehen mit kleinen und schnellen Schritten anmarschirt, formiren eine sehr gerade Frente; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie, mit rechts oder links um, eine Colonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird mit rechts um die Frente wieder hergestellt, und so geht's eine Straße hinein; dann ehe man sich's versieht, wieder links um: die Colonne ist wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeschoben und die Thoren sind verschwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu und alles drängt sich immer mehr in den Corso hinein. Die Bewegung der Kutschen stockt schon lange, ja es kann geschehen, daß zwei Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es gibt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem einer huft, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hinein lenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder es muß sich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und, weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei: **Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi, Padroni!** Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hie und da noch Platz zu finden ist: denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche,

zwischen den Wagen oder bei Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereinigt worden, und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können. Die drei mit Teppichen behängten Façaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor, und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Circus. Ueber dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maßstab einer so großen Menschenmasse wird. Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corso herab, zum Zeichen daß er gereinigt ist, und hinter ihm erlaubt die Wache niemanden, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooster Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hie und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder; auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an. Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurückzuhalten. Die Begierde den Lauf anzufangen, macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblick des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden, so wie zufällige Umstände, zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los. Auf dem freien Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen, aber wenn

sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hin einkommen, wird meist aller Wetteifer vergebens.

Ein paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden; das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venetianischen Palaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß sie in einem eingeschlossenen Bezirk auf gute Art zu fangen und festzuhalten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feierlichkeit mit einem gewaltsamen, blitzschnellen augenblicklichen Eindruck, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren, und wenige können sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten, und warum sie sich daran ergötzten.

Nach der Folge unserer Beschreibung sieht man leicht ein, daß dieses Spiel den Thieren und Menschen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen. Bei dem engen Raume zwischen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts stehen, und zufälligerweise hinter diesem Wagen ein etwas breiter Raum seyn. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, sucht den erweiterten Raum zu nutzen, springt vor und trifft gerade auf das herausstehende Rad.

Wir haben selbst einen Fall gesehen, wo ein Pferd von einem solchen Choc niederstürzte, drei der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen und die letzten glücklich über die gefallenen wegsprangen, und ihre Reise fortsetzten.

Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuschauer unter solchen Umständen ihr Leben eingebüßt. Eben so kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, daß boshafte, neidische Menschen einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen, und es dadurch umzukehren, und an die Seite zu rennen zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem Venetianischen

Platze nicht glücklich aufgefangen werden; ſie kehren alsdann unaufhaltſam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke ſchon wieder ausgefüllt iſt, richten ſie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobene Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erſt ab. Sobald ſie oben bei dem Venetianiſchen Palaſt angelangt ſind, werden kleine Mörſer gelöst; dieſes Zeichen wird in der Mitte des Corſo wiederholt, und in der Gegend des Obelisken das letztemal gegeben.

In dieſem Augenblick verläßt die Wache ihren Poſten, die Ordnung der Kutſchenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß iſt dieſes ſelbſt für den Zuſchauer, der ruhig an ſeinem Fenſter ſteht, ein ängſtlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es iſt werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche ſo vieles in Italien entſcheidet, auch die gewöhnlichen feun- und feſttägigen Spazierfahrten auflöst. Dort ſind keine Wachen und keine Garden, es iſt ein altes Herkommen, eine allgemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf und ab fahre; aber ſobald Ava Maria geläutet wird, läßt ſich niemand ſein Recht nehmen umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derſelben Straße und nach ähnlichen Geſetzen geſchieht, obgleich hier die Menge und andere Umſtände einen großen Unterſchied machen, ſo will ſich doch niemand ſein Recht nehmen laſſen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Corſo zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überſchwemmt ſehen, ſo ſcheint uns Vernunft und Billigkeit das Geſetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur ſuchen ſolle, in ihrer Ordnung das nächſte ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und ſo nach Hauſe zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeſchoſſenen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt hinunter-, dem andern hinaufzufahren, ſo können beide nicht von der Stelle und hindern oft die

Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten, und ein jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balleten; Valle und Capranica Komödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach, und so gibt es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater Tordenone, das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebaut hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß, und war ehemals in der Carnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsere Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

So mußt du ſeyn, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form die lebend ſich entwickelt.

TYXH, Das Zufällige.

Die ſtrenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einſam bleibſt du, bildeſt dich geſellig,
Und handelſt wohl ſo wie ein andrer handelt:
Im Leben iſt's bald hin- bald wiederfällig,
Es iſt ein Tand und wird ſo durchgetandelt.
Schon hat ſich ſtill der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

EPΩΣ, Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er ſtürzt vom Himmel nieder,
Wohin er ſich aus alter Oede ſchwang,
Er ſchwebt heran auf luſtigem Gefieder
Um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, ſo ſüß und bang.
Gar manches Herz verſchwebt im Allgemeinen,
Doch widmet ſich das edelſte dem Einen.

ANAΓKH, Nöthigung.

Da iſt's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille;
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß bequemt ſich Will' und Grille.

Auch hier werden Tabarros ſowohl von den Herren als Damen für die anſtändigſte Maske gehalten, und der ganze Saal iſt mit ſchwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken miſchen ſich drunter.

Deſto größer iſt die Neugierde, wenn ſich einige edle Geſtalten zeigen, die, wiewohl ſeltener, aus den verſchiedenen Kunſtepochen ihre Masken erwählen, und verſchiedene Statuen, welche ſich in Rom befinden, meiſterlich nachahmen. So zeigen ſich hier ägyptiſche Gottheiten, Prieſterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragiſche Muſe, die Muſe der Geſchichte, eine Stadt, Veſtalinnen, ein Conſul, mehr oder weniger gut und nach dem Coſtüm ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei dieſen Feſten werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der engliſchen, getanzt; nur unterſcheiden ſie ſich dadurch, daß ſie in ihren wenigen Touren meiſtentheils etwas Charakteriſtiſches pantomimiſch ausdrücken; zum Beiſpiel es entzweien und verſöhnen ſich zwei Liebende, ſie ſcheiden und finden ſich wieder.

Die Römer ſind durch die pantomimiſchen Ballete an ſtark gezeichnete Geſticulation gewöhnt; ſie lieben auch in ihren geſellſchaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt ſcheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen als wer es kunſtmäßig gelernt hat; beſonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunſtwerk betrachtet und nur von wenigen Paaren gleichſam aufgeführt. Ein ſolches Paar wird dann von der übrigen Geſellſchaft in einen Kreis eingeſchloſſen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt ſich auf dieſe Weiſe bis an den Morgen erluſtigt, ſo iſt man bei anbrechendem Tage ſchon wieder in dem Corſo beſchäftigt denſelben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Beſonders ſorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, ſo bringen die Stallknechte das Rennpferd, das ſich geſtern am ſchlechteſten gehalten, vor den Obelisk. Man ſetzt einen kleinen Knaben darauf und ein anderer Reiter mit einer Peitſche treibt

es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag, nach dem gegebenen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der schon beschriebene Cirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren sich wie natürlich die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meist halten die Kutschenreihen schon zwei Stunden vor Nacht stille: kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengassen mehr herein rücken. Die Gerüste und Stühle sind früher besetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder sucht aufs baldigste unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnsucht als jemals.

Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sey; allein weder Wagen noch Masken noch Zuschauer weichen aus der Stelle.

Alles ist ruhig; alles still, indem die Dämmerung sachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so sieht man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist.

Die Balkone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält seine Kerze zum Fenster heraus, alle Gerüste sind erhellt und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine krystallene Armleuchter die Gesellschaft erhellen, indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen; offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich; unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zusamm[illegible]gebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung der Römer Sia ammazzato! hört man von allen Ecken und Enden wiederholen. Sia ammazzato chi non porta moccolo! Ermordet werde, der kein Lichtstümpchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und ausblasen und ein unbändiges Geschrei: Sia ammazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll: Sia ammazzato! von allen Enden wiederhallt, deste mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, deste mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird Sia ammazzato! diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Complimente.

So hören wir spotten: Sia ammazzato il Signore Abbate che fa l' amore! Oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: Sia ammazzato il Signore Filippo! Oder Schmeichelei und Compliment damit verbinden: Sia ammazzata la bella Principessa! Sia ammazzata la Signora Angelica, la prima pittrice del secolo!

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter diesem unaufhörlichen Geschrei geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemand im Haus, auf der Treppe, es sey eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, aus einem Fenster aus

benachbarte, überall ſucht man über den andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander; man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher: der Knabe löſcht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu ſchreien: Sia ammazzato il Signore Padre! Vergebens daß ihm der Alte dieſe Unanſtändigkeit verweiſt; der Knabe behauptet die Freiheit dieſes Abends und verwünſcht nur ſeinen Vater deſto ärger. Wie nun an beiden Enden des Corſo ſich bald das Getümmel verliert, deſto unbändiger häuft ſich's nach der Mitte zu, und dort entſteht ein Gedränge, das alle Begriffe überſteigt, ja das ſelbſt die lebhafteſte Erinnerungskraft ſich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag ſich mehr von dem Platze, wo er ſteht oder ſitzt, zu rühren: die Wärme ſo vieler Menſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſenen Kerzen, das Geſchrei ſo vieler Menſchen, die nur um deſto heftiger brüllen, je weniger ſie ein Glied rühren können, machen zuletzt ſelbſt den geſundeſten Sinn ſchwindeln: es ſcheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geſchehen; daß die Kutſchpferde nicht wild, nicht manche gequetſcht, gedrückt oder ſonſt beſchädigt werden ſollten.

Und doch, weil ſich endlich jeder weniger oder mehr hinwegſehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einſchlägt oder auf dem nächſten Platze freie Luft und Erholung ſucht, löſt ſich die Maſſe auch auf, ſchmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieſes Feſt allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieſes moderne Saturnal, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun ſich bei einem wohlbereiteten Schmauſe an dem bald verbotenen Fleiſche bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauſpielhäuſern, um dort von den ſehr abgekürzten Theaterſtücken Abſchied zu nehmen; und auch dieſen Freuden macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

Aſchermittwoch.

So iſt denn ein ausſchweifendes Feſt wie ein Traum, wie ein Mährchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unſern Leſern, vor deren Einbildungskraft

und Verſtand wir das Ganze in ſeinem Zuſammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieſer Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unſer Daſeyn zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimniſſe der Gebärerin entweiht, wenn ſo viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, ſo werden wir mitten unter dem Unſinne auf die wichtigſten Scenen unſeres Lebens aufmerkſam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die ſchmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuſchauer und Theilnehmer mit freiem Geſicht oder unter der Maske, vom Balkon oder vom Gerüſte, nur einen geringen Raum vor und neben ſich überſieht, in der Kutſche oder zu Fuße nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geſchoben wird als geht, mehr aufgehalten wird als willig ſtille ſteht, nur eifriger dahin zu gelangen ſucht, wo es beſſer und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren ernſthafter zu ſprechen als es der Gegenſtand zu erlauben ſcheint, ſo bemerken wir, daß die lebhafteſten und höchſten Vergnügen wie die vorbeifliegenden Pferde nur einen Augenblick uns erſcheinen, uns rühren und kaum eine Spur in der Seele zurücklaſſen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnſinns genoſſen werden können, und daß die größte Luſt nur dann am höchſten reizt, wenn ſie ſich ganz nahe an die Gefahr drängt und lüſtern ängſtlich ſüße Empfindungen in ihrer Nähe genießt.

Und ſo hätten wir, ohne ſelbſt daran zu denken, auch unſer Carneval mit einer Aſchermittwochsbetrachtung geſchloſſen, wodurch wir keinen unſerer Leſer traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünſchen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das römiſche Carneval, unüberſehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch dieſe unbekümmerte Maskengeſellſchaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft gering ſcheinenden Lebensgenuſſes erinnert werden möge.

März

Correspondenz.

Rom, den 1. März 1788.

Sonntags gingen wir in die Sixtinische Capelle, wo der Papst mit den Cardinälen der Messe beiwohnte. Da die letztern wegen der Fastenzeit nicht roth, sondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauspiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemälde von Albrecht Dürer gesehen und freute mich nun so etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zusammen war einzig groß und doch simpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Charwoche, wo alles zusammentrifft, hereinkommen, sich kaum fassen können. Die Capelle selbst kenne ich recht gut, ich habe vorigen Sommer drin zu Mittag gegessen und auf des Papstes Thron Mittagsruhe gehalten, und kann die Gemälde fast auswendig; und doch, wenn alles beisammen ist, was zur Fundation gehört, so ist es wieder was anders, und man findet sich kaum wieder.

Es ward ein altes Motetto, von einem Spanier **Morales** componirt, gesungen, und wir hatten den Vorschmack von dem was nun kommen wird. Kayser ist auch der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt seyn könnten, theils weil er zum antiken Inventarium der päpstlichen Capelle und zu dem Ensemble der Michel Angelo's, des jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte, einzig passe. Kayser wird dereinst über alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer Verehrer der alten Musik, und studirt sehr fleißig alles was dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Psalmen im Hause; sie sind in italiänische Verse gebracht, und von einem venetianischen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Musik gesetzt.

Er hat bei vielen die Intonation der Juden, theils der spanischen, theils der deutschen, als Motiv angenommen, zu andern hat er alte griechische Melodien zu Grunde gelegt, und sie mit großem Verstand, Kunstkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind theils als Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich original, ob man gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser schätzt sie sehr und wird einige daraus abschreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 gedruckt ist, und die ersten funfzig Psalmen enthält. Herder soll doch aufstellen; er sieht vielleicht in einem Katalogus dieß interessante Werk.

Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück es zu machen.

Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt seyn. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächte ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche, und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuscript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir sehe. Es ist noch das erste, ja in den Hauptscenen gleich so ohne Concept hingeschrieben; nun ist es so gelb von der Zeit, so vergriffen — die Lagen waren nie geheftet — so mürbe und an den Rändern zerstoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex aussieht, so daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ahnen versetzte, ich mich jetzt in eine selbstgelebte Vorzeit wieder versetzen muß.

Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung, und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist ins Reine geschrieben. Des Künstlers Erdewallen soll neu ausgeführt und dessen Apotheose hinzugethan werden. Zu diesen Jugendeinfällen habe ich nun erst die Studien gemacht, und alles Detail ist mir nun recht lebendig. Ich freue mich

auch darauf und habe die beste Hoffnung zu den drei letzten Bänden: ich sehe sie im Ganzen schon vor mir stehen, und wünsche mir nur Muße und Gemüthsruhe, um nun Schritt für Schritt das Gedachte auszuführen.

Zu Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir deine Sammlungen der zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen, und hoffe zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Mengsens Schriften ins Haus gekommen, ein Buch, das mir jetzt unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die nothwendig vorausgehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein treffliches Buch; man liest keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen Fragmenten über die Schönheit, welche manchem so dunkel scheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir sehr anliegen, weil das der Theil ist, von dem ich bisher am wenigsten begriff. Ich sehe, daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch diesen schönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borgheſe, welche ich in einem Jahr nicht gesehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich sie mit viel verständigeren Augen sah. Es sind unsägliche Kunstschätze in dem Besitz des Fürsten.

Rom, den 7. März 1788.

Eine gute, reiche und stille Woche ist wieder vorbei. Sonntags versäumten wir die päpstliche Capelle, dagegen sah ich mit Angelica ein sehr schönes Gemälde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich sah die Sammlung der Akademie San Luca, wo Raphaels Schädel ist. Diese Reliquie scheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem eine schöne Seele bequem spazieren konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrscheinlich werde verschaffen können. Das Bild, das von ihm gemalt ist und in gleichem Saale hängt, ist seiner werth.

Auch habe ich das Capitol wieder gesehen und einige andere Sachen, die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppi's Haus, das ich immer versäumt hatte zu sehen. Unter vielen köstlichen Sachen haben mich vorzüglich ergötzt zwei Abgüsse der Köpfe von den Kolossalstatuen auf dem Monte Cavallo. Man kann sie bei Cavaceppi in der Nähe in ihrer ganzen Größe und Schönheit sehen. Leider daß der beste durch Zeit und Witterung fast einen Strohhalm dick der glatten Oberfläche des Gesichts verloren hat, und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet aussieht.

Heute waren die Exequien des Cardinal Visconti in der Kirche San Carlo. Da die päpstliche Capelle zum Hochamt sang, gingen wir hin, die Ohren auf Morgen recht auszuwaschen. Es ward ein Requiem gesungen zu zwei Sopranen, das Seltsamste, was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Musik.

Welch ein leidig Instrument die Orgel sey, ist mir gestern Abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen; man begleitete damit den Gesang bei der Vesper: es verbindet sich so gar nicht mit der Menschenstimme, und ist so gewaltig! Wie reizend dagegen in der sixtinischen Capelle, wo die Stimmen allein sind!

Das Wetter ist seit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtentheils verblüht und grünt jetzt; nur wenige Blüthen sind auf den Gipfeln noch zu sehen. Nun folgt der Pfirsichbaum, der mit seiner schönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus blüht auf allen Ruinen, die Attichbüsche in den Hecken sind alle ausgeschlagen, und andere die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner; auf einigen zeigen sich Blumen. In meinem neuen Cabinet, wohin ich zog, weil wir Tischbein von Neapel erwarten, habe ich eine mannichfaltige Aussicht in unzählige Gärtchen und auf die hintern Galerien vieler Häuser. Es ist gar zu lustig.

Ich habe angefangen ein wenig zu modelliren. Was den Erkenntnißpunkt betrifft, gehe ich sehr rein und sicher fort; in Anwendung der thätigen Kraft bin ich ein wenig confus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

Rom, den 14. März 1788.

Die nächste Woche ist hier nichts zu denken noch zu thun: man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Ostern werde ich noch

einiges sehen, was mir zurückblieb, meinen Faden ablösen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayser davonziehen. Wenn alles geht wie ich wünsche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Inzwischen hört ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlassung verschiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältnisse setzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer schöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja ich kann sagen, daß ich die höchste Zufriedenheit meines Lebens in diesen letzten acht Wochen genossen habe, und nun wenigstens einen äußersten Punkt kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Existenz künftig abmessen kann.

Diese Woche hat sich ungeachtet des üblen Wetters gut gehalten. Sonntag hörten wir in der Sixtinischen Capelle ein Motetto von Palestrina. Dienstag wollte uns das Glück, daß man zu Ehren einer Fremden verschiedene Theile der Charwochsmusik in einem Saale sang. Wir hörten sie also mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir sie oft am Clavier durchsangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es ist ein unglaublich großes, simples Kunstwerk, dessen immer erneuerte Darstellung sich wohl nirgends als an diesem Orte und unter diesen Umständen erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburschen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg; mit alle dem bleibt es etwas Außerordentliches und ist ein ganz neuer Begriff. Kayser wird dereinst Rechenschaft davon ablegen können. Er wird die Vergünstigung erhalten eine Probe in der Capelle anzuhören, wozu sonst niemand gelassen wird.

Ferner habe ich diese Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studium der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre um ein gutes Theil klüger; versteht sich: in Rom mit allen Hülfsmitteln und dem mannichfaltigen Rath der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen: in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde zeigen mir was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter

So ſind wir ſcheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

ΕΛΠΙΣ. Hoffnung.

Doch ſolcher Gränze ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie ſtehe nur mit alter Felſenbauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer,
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt;
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelſchlag — und hinter uns Aconen!

Atmoſphäre.

„Die Welt ſie iſt ſo groß und breit,
Der Himmel auch ſo hehr und weit,
Ich muß das alles mit Augen faſſen,
Will ſich aber nicht recht denken laſſen."

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterſcheiden und dann verbinden,
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterſchied.

Howard's Ehrengedächtniß.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte ſchwankend wandelt leicht und ſchwer,
Des Schleiers Falten ſammelt, ſie zerſtreut,
Am Wechſel der Geſtalten ſich erfreut

welchen jedoch, genau beſehen, Heinrich Meyers Rath und Nachhülfe mich am meiſten fördert. Wenn mit dieſem Winde, auf dieſem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, ſo müßte es keine Segel oder einen wahnſinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Ueberſicht der Kunſt, die ich mir gemacht habe, war es mir ſehr nothwendig, nun mit Aufmerkſamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehen. Es iſt angenehm, auch im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort überall herum zu gehen und vernachläſſigte Gegenſtände zu betrachten. So war ich geſtern zum erſtenmal in Raphaels Villa, wo er, an der Seite ſeiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunſt und allem Ruhm vorzog. Es iſt ein heilig Monument. Der Fürſt Doria hat ſie acquirirt und ſcheint ſie behandeln zu wollen, wie ſie es verdient. Raphael hat ſeine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand porträtirt in allerlei Arten von Kleidern und Coſtüm; ſelbſt in den hiſtoriſchen Compoſitionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage des Hauſes iſt ſehr ſchön. Es wird ſich artiger davon erzählen laſſen als ſich's ſchreibt. Man muß das ganze Detail bemerken. Dann ging ich in die Villa Albani und ſah mich nur im Allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag.

Heute Nacht hat es ſehr geregnet; jetzt ſcheint die Sonne wieder und vor meinem Fenſter iſt ein Paradies. Der Mandelbaum iſt ganz grün, die Pfirſichblüthen fangen ſchon an abzufallen und die Citronenblüthen brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abſchied von hier betrübt drei Perſonen innigſt. Sie werden nie wieder finden, was ſie an mir gehabt haben; ich verlaſſe ſie mit Schmerzen. In Rom habe ich mich ſelbſt zuerſt gefunden, ich bin zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt glücklich und vernünftig geworden, und als einen ſolchen haben mich dieſe drei in verſchiedenem Sinne und Grade gekannt, beſeſſen und genoſſen.

Rom, den 22. März 1788.

Heute gehe ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen ſchreiben. Nun iſt auch die heilige Woche mit ihren Wundern und Beſchwerden vorüber; morgen nehmen wir noch eine Benediction auf uns, und dann

wendet sich das Gemüth ganz zu einem andern Leben. Ich habe durch Gunst und Mühe guter Freunde alles gesehen und gehört; besonders ist die Fußwaschung und die Speisung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Capellmusik ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri und die sogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Charfreitag früh gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles übrige an seiner Stelle bleibt, jedermann still ist, und das Chor anfängt: Populus meus quid feci tibi? ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen. Das soll nun alles mündlich ausgeführt werden, und was von Musik transportabel ist, bringt Kayser mit. Ich habe nach meinem Wunsch alles was an den Functionen genießbar war, genossen, und über das übrige meine stillen Betrachtungen angestellt. Effect, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert habe ich alles; denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschieht alles, was am katholischen Gottesdienste sonst unerfreulich erscheint, mit großem Geschmack und vollkommener Würde. Es kann aber auch nur da geschehen, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote standen.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen seyn. Hätte ich nicht in der Zwischenzeit auf jene Veranlassung wieder stille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, so könnte ich nächste Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Besten. Ich habe diese Zeit wieder viel studirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat sich geschlossen und gerundet. Es ist zwar immer eine sonderbare Empfindung, eine Bahn auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen, doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Maler der mich nach Sicilien begleitet hat. Es sind schöne liebliche Früchte meiner Reise und für euch die angenehmsten; denn was man einem vor die Augen bringen kann, giebt man ihm am sicherſten. Einige

drunter sind, dem Ton der Farbe nach, ganz köstlich gerathen, und ihr werdet kaum glauben, daß jene Welt so schön ist.

So viel kann ich sagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lang habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen.

So eben steht der Herr Christus mit entsetzlichem Lärm auf. Das Castell feuert ab, alle Glocken läuten, und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwärmer und Lauffeuer. Um eilf Uhr Morgens.

Bericht.

Es ist uns erinnerlich, wie Filippo Neri den Besuch der sieben Hauptkirchen Roms sich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunst seiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber ist zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubiläum herankommt, nothwendig gefordert wird und wirklich wegen der weitentfernten Lage dieser Stationen, in sofern der Weg an Einem Tage zurückgelegt werden soll, einer abermaligen anstrengenden Reise wohl gleich zu achten ist. Jene sieben Kirchen aber sind: St. Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebastian, San Giovanni im Lateran, Santa Croce in Jerusalem, St. Paul vor den Mauern.

Einen solchen Umgang nun vollführen auch einheimische fromme Seelen in der Charwoche, besonders am Charfreitag. Da man aber zu dem geistlichen Vortheil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablaß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hinzugethan, so wird in solcher Hinsicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugnissen zum Thore von St. Paul endlich wieder hereintritt, erhält daselbst ein Billet, um an einem frommen Volksfeste in der Villa Mattei an bestimmten Tagen Theil nehmen zu können. Dort erhalten die Eingelassenen eine Collation von Brod, Wein, etwas Käse oder Eiern; die Genießenden sind dabei im Garten umher gelagert, vornehmlich in dem kleinen daselbst

befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem Casino der Villa, finde sich die höhere Gesellschaft zusammen, Cardinäle, Prälaten, Fürsten und Herren, um sich an dem Anblick zu ergötzen und somit auch ihren Theil an der Spende, von der Familie Mattei gestiftet, hinzunehmen. Wir sahen eine Procession von etwa zehn- bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geistlichen Gewand, sondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Festtage zu erscheinen geziemen möchte, in Kleidern gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweise; es konnten ihrer vierzig seyn. Sie sangen und sprachen ihre Litaneien fromm vor sich hin und wandelten still und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem handwerksmäßigem Ansehen ging an ihnen her, und schien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte, baarfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geschlossen zu sehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erkundigung deßhalb gab uns zu vernehmen, dieser Mann, ein Schuster von Profession und kinderlos, habe sich früher bewogen gefühlt einen armen Knaben auf- und in die Lehre zu nehmen, mit Beistand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein solches gegebenes Beispiel sey es ihm gelungen andere Meister zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann besorgt gewesen. Auf diese Weise habe sich ein kleines Häuflein gesammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den schädlichen Müßiggang an Sonn- und Feiertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja sogar den Besuch der weit auseinander liegenden Hauptkirchen an Einem Tage von ihnen gefordert. Auf diese Weise nun sey diese fromme Anstalt immer gewachsen; er verrichte seine verdienstlichen Wanderungen nach wie vor, und weil sich zu einer so augenfällig nutzbaren Anstalt immer mehr hinzudrängen, als aufgenommen werden könnten, so bediene er sich des Mittels, um die allgemeine Wohlthätigkeit zu erregen, daß er die noch zu versorgenden, zu bekleidenden Kinder seinem Zuge anschließe, da es ihm denn jedesmal gelinge, zu Versorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hiervon unterrichteten, war einer der ältern und bekleideten Knaben auch in unsere Nähe gekommen, bot uns einen Teller, und verlangte mit gutgesetzten Worten für die nackten und sohlenlosen

bescheiden eine Gabe. Er empfing sie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, sondern auch von den anstehenden, sonst pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten segnender Anerkennung jenes Verdienstes noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wissen, daß der fromme Kindervater jedesmal seine Pupillen an jener Spende Theil nehmen lasse, nachdem sie sich durch vorhergegangene Wanderung erbaut, wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu seinem Zwecke fehlen kann.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen,

von Carl Philipp Moritz. Braunschweig, 1788.

Unter diesem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuscript nach Deutschland geschickt hatte, um seinen Verleger über den Vorschuß einer Reisebeschreibung nach Italien einigermaßen zu beschwichtigen. Freilich war eine solche nicht so leicht, als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England niederzuschreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt lassen; es war aus unsern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sey, so kann es geschichtlich einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns aufthaten, welche, späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet, mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeschaltet stehen; vielleicht nimmt man hievon Veranlassung das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie so weit wie die Natur selber seyn, das heißt, die Organisation muß so fein gewebt seyn, und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich neben einander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organisation von diesem feinern Gewebe bei ihrer völligen Entwickelung auf einmal in der dunkeln Ahnung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wägenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren bloß thätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft, und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahnten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dieß zu werden, muß die Thatkraft, worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunkt fassen. Aus diesem Brennpunkte muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur eben so wahr und so richtig, wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen im verjüngenden Maßstabe überträgt. Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmächtiges Ganzes duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führt uns dieß auf den Punkt, wo wir schon einmal waren, daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es durch die Kunst zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange spielen kann.

Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligen Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen,

so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmähligen Werdens in dunkler Ahnung auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen Daseyn da ist; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen mit dem reinen Genuß der schönen Kunstwerke selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff Näherkommendes in uns entstehen, das den Genuß der schönen Kunstwerke uns erhöht. Allein da unser höchster Genuß des Schönen dennoch sein Werden aus unserer eigenen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann, so bleibt der einzige höchste Genuß desselben immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber, und das Schöne hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht; unser Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseyns, und das bildende Genie ist daher im großen Plane der Natur, zuerst um sein selbst, und dann erst um unsertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Wesen giebt, die selbst nicht schaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.

Die Natur des Schönen besteht ja eben darin, daß sein inneres Wesen außer den Gränzen der Denkkraft, in seiner Entstehung, in seinem eigenen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sey, ist es schön. Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wonach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur in sofern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchste Schöne im Einzelnen der

Natur immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des allumfassenden Ganzen der Natur ist. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht oder empfunden werden.

Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunktes einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkkraft ist, so würden wir, in so fern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme als das Minderschöne, wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, das ihr so nahe wie möglich kömmt, ohne doch sie selbst zu seyn: dieß ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren Gränzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Hervorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig sind um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluß des Cirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen, und uns desto unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen gränzt.

Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt so viel als tausend; denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst nicht der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Daseyn muß nothwendig durch die Vergessenheit, worein es sinkt, sich wieder aufheben.

Eben so schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punkt, so viel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kommt bei ihm, als Bildungskraft, eben so wenig wie der geringste in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das

Empfindungsvermögen seine Gränzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

Es blickt zum Beispiel beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch, und ahnt dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses Schönen, im Gefühl dieser Kraft, die mächtig genug war es aus sich selbst hervorzubringen. Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens etwas ähnliches aus sich selbst hervorzubringen, haßt ihr eigenes Werk, verwirft es, und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr schon da ist, und woran sie nun eben deßwegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet. Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahnt, theilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Daseyn dankt, mit dem Bewußtseyn von eigener Bildungskraft sich selbst zu spiegeln. Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte, und das Schöne sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen, und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

Wo sich nun in den schaffenwollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unserer Thatkraft wird, die sich zu dem was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selberründen.

Dem höchsten Genuß des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, scheint freilich ein harter Kampf, der dennoch äußerst leicht wird, wenn wir aus diesem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein

Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da seyn wird, durch das Gefühl unserer eignen Kraft, gewähren soll, so viel wie möglich zu verbannen suchen, so daß, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten.

Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, bloß an und für sich selbst in seiner Hervorbringung noch Reiz genug unsere Thatkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein ist. Verliert sich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung auch der Reiz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter: der Friede in uns ist hergestellt, und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich zum Lohne für sein bescheidenes Zurücktreten in seine Gränzen dem reinsten Genuß des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äußerst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche, angemaßte Abdrücke des höchsten Schönen gegen einen ächten, durch den falschen Bildungstrieb in den Werken der Kunst entstehen. Denn da die ächte Bildungskraft sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werks auch schon den ersten höchsten Genuß desselben als ihren sichern Lohn in sich selber trägt, und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allerersten Moment ihres Anstoßes durch sich selber und nicht durch die Ahnung des Genusses von ihrem Werke erhält; und weil in diesem Moment der Leidenschaft die Denkkraft selbst kein richtiges Urtheil fällen kann, so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Versuche, dieser Selbsttäuschung zu entkommen.

Und selbst auch diese mißlungenen Versuche sind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie ächt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwickelung kommen oder sie einen falschen Weg einschlagen läßt, auf dem sie sich nie entwickeln kann, so bleibt das ächte

Jetzt ſtarr ſich hält, dann ſchwindet wie ein Traum,
Da ſtaunen wir und traun dem Auge kaum;

Nun regt ſich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbeſtimmtes zu Beſtimmtem ſchafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt,
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am ſteilen Felſen bricht;
Der treuſte Wolkenbote ſelbſt zerſtiebt
Eh er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichſten Gewinn.
Was ſich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerſt es feſt;
Beſtimmt das Unbeſtimmte, ſchränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sey die Ehre dein! —
Wie Streife ſteigt, ſich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar deiner ſich die Welt.

Stratus.

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erſcheins vereint,
Als ein Geſpenſt Geſpenſter bildend ſcheint,
Dann ſind wir alle, das geſtehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

Schöne selten. Und weil sie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entstehen läßt, so unterscheidet sich eben dadurch das ächte Schöne und Edle durch seinen seltenen Werth vom Schlechten und Gemeinen.

In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lücke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten sich zu einander wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

Empfindungsvermögen sowohl als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation gegründet, in so fern dieselbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger oder doch fast vollständiger Abdruck ist.

Empfindungskraft sowohl als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft, und die thätige Kraft, worin sich beide gründen, faßt zugleich auch alles was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie aus sich herausspinnend, in sich trägt.

In so fern nun diese thätige Kraft, alles was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervorbringend in sich faßt, heißt sie Bildungskraft: und in so fern sie das was außer den Gränzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung sich entgegenneigend, in sich begreift, heißt sie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloß thätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich allein stattfinden.

In so fern nun diese bloß thätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organisation sich gründet, darf das Organ nur überhaupt in allen seinen Berührungspunkten ein Abdruck der Verhältnisse des großen Ganzen seyn, ohne daß eben der Grad der Vollständigkeit erfordert würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft voraussetzt.

Von den Verhältnissen des großen Ganzen, das uns umgiebt, treffen nämlich immer so viele in allen Berührungspunkten unseres Organs

zusammen, daß wir dieß große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch selbst zu seyn. Die in unser Wesen hineingesponnenen Verhältnisse jenes Ganzen streben sich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünscht sich nach allen Seiten bis ins unendliche fortzusetzen: es will das umgebende Ganze nicht nur in sich spiegeln, sondern so weit es kann, selbst dieß umgebende Ganze seyn.

Daher ergreift jede höhere Organisation ihrer Natur nach die ihr untergeordnete und trägt sie in ihr Wesen über: die Pflanze den unorganisirten Stoff durch bloßes Werden und Wachsen; das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachsen und Genuß; der Mensch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachsen und Genuß in sein inneres Wesen, sondern faßt zugleich alles, was seiner Organisation sich unterordnet, durch die unter allen am hellsten geschliffene spiegelnde Oberfläche seines Wesens, in den Umfang seines Daseyns auf und stellt es, wenn sein Organ sich bildend in sich selbst vollendet, verschönert außer sich wieder dar. Wo nicht, so muß er das was um ihn her ist, durch Zerstörung in den Umfang seines wirklichen Daseyns ziehen und verheerend um sich greifen so weit er kann, da einmal die reine unschuldige Beschauung seinen Durst nach ausgedehntem wirklichem Daseyn nicht ersetzen kann."

April.

Correſpondenz.

Rom, den 10. April 1788.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entſchluß feſt war abzugehen, hatte ich auch kein Intereſſe mehr, und ich wäre lieber ſchon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayſers willen und um Bury's willen. Erſterer muß noch einige Studien abſolviren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Muſikalien ſammeln; der andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemälde nach meiner Erfindung ins Reine bringen, dabei er meines Rathes bedarf.

Doch habe ich den 21. oder 22. April zur Abreiſe feſtgeſetzt.

Rom, den 11. April 1788.

Die Tage vergehen, und ich kann nichts mehr thun. Kaum mag ich noch etwas ſehen; mein ehrlicher Meyer ſteht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt ſeines unterrichtenden Umgangs. Hätte ich Kayſern nicht bei mir, ſo hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, ſo wären wir weit genug gekommen. Beſonders hätte er bald über alle Scrupel im Körperzeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer dieſen Morgen in der franzöſiſchen Akademie, wo die Abgüſſe der beſten Statuen des Alterthums beiſammen ſtehen. Wie könnte ich ausdrücken, was ich hier wie zum Abſchied empfand! In ſolcher Gegenwart wird man mehr als man iſt; man fühlt, das Würdigſte, womit man ſich beſchäftigen ſollte, ſey die menſchliche Geſtalt, die man hier in aller mannichfaltigen Herrlichkeit

gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald wie unzulänglich er sey! selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht, hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit.

Rom, den 14. April 1788.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ an jenem Fuß fort zu modelliren, ging mir auf, daß ich nunmehr Tasso unmittelbar angreifen müßte, zu dem sich denn auch meine Gedanken hinwendeten — ein willkommener Gefährte zur bevorstehenden Reise. Dazwischen wird eingepackt, und man sieht in solchem Augenblick erst, was man alles um sich versammelt und zusammengeschleppt hat.

Bericht.

Meine Correspondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes: meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude meine alten geprüften Freunde wieder zu sehen war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichem Bericht manches zusammen, und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward durch die Länge beschwerlich: er ließ nämlich alles was er zu thun vorhatte, in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft ohne eigentlich bösen Willen andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle: ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward, säumte

ich nicht sie zu miethen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die obern Räume waren den untern gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte. Hier sah man nun die verschiedensten Gärten, regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt: dieses grünende und blühende Paradies zu verherrlichen, trat überall die einfach edle Baukunst hervor, Gartensäle, Balkone, Terrassen, auch auf den höheren Hinterhäuschen eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeistlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartensaale verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in weiches Papier gewickelt, so zusammengepackt und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man soviel Anmuth beim klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung malerischer Kunstwerke. So eben hatte Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen, die er auf unserer Reise durch Sicilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich: denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig, jedes Gemälde auf dieselbe Staffelei, an denselben Ort gestellt, erschien wirksamer und auffallender; ich erinnere mich, daß einigemal, als ich ins Zimmer trat, mir ein solches Bild wie zauberisch entgegenwirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, directen oder indirecten atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestaunt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch seyn mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsere Gefühle, unsere Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dieß die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen, empfindet man sich in einem bewegten Naturleben: man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr, und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habsüchtig darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gypsabgüsse, als die eigentlichen Facsimile's, geben hierzu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher geschätzt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unserer Zeitgenossen, der zum

erstenmal vor sie hintritt, darf behaupten diesem Anblick gewachsen zu seyn.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini, ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähne ich noch eines Hercules Anax, so kräftig und groß als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Mercur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden. Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die ägyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisken genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingereiht umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht standen, wie einer der sein Testament überdenkt, den ihn umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Umständlichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehülflichkeit in solchen Dingen hielten mich ab, das Vorzüglichste sogleich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edlen Angelica zugedacht, weniges andere den nächsten Künstlern; manches gehörte noch zu den Tischbein'schen Besitzungen, anderes sollte unangetastet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Indem ich dieses niederschreibe, werden meine Gedanken in die frühesten Zeiten hineingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überschwenglichen Enthusiasmus hervorriefen, und die gränzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühesten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr: in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer

gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung in dem von oben wohl beleuchteten Saale plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gypsgießer in F[illegible]furt ein; sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alp[illegible]egeben, welche sie sodann abformten, und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoonskopf, Niobe's Töchter, ein Köpfchen später für eine Sappho angesprochen, und noch sonst einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich, aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich lostrennen sollte.

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sicilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die sich unseres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles, was er dort vorfand, neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, so wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich theilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Piniensprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reisende zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin eintretende neue Besitzer es unpassend, auf seinen Blumenbeeten ganz unörtliche Pinien hervorwachsen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende, darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseyns ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen

hatte; wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwickelung derſelben durch Aufopferung mehrerer Exemplare von Zeit zu Zeit beobachtete: die übrig gebliebenen friſch aufgeſchoſſenen übergab ich einem römiſchen Freunde, der ſie in einen Garten der Sixtiniſchen Straße pflanzte, wo ſie noch am Leben ſind, und zwar bis zur Mannshöhe herangewachſen, wie ein erhabener Reiſender mir zu verſichern die Gnade hatte. Mögen ſie den Beſitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachſen und gedeihen!

Auf dem Verzeichniſſe, was vor der Abreiſe von Rom allenfalls nachzuholen ſeyn möchte, fanden ſich zuletzt ſehr disparate Gegenſtände, die Cloaca Maſſima und die Catacomben bei San Sebaſtiano. Die erſte erhöhte wohl noch den koloſſalen Begriff, wozu uns Piraneſi vorbereitet hatte; der Beſuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum beſten: denn die erſten Schritte in dieſe dumpfigen Räume erregten mir alſobald ein ſolches Mißbehagen, daß ich ſogleich wieder ans Tageslicht hervorſtieg, und dort im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Geſellſchaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zuſtände getroſt beſchauen mochte. In dem großen Werke: Roma sotteranea, di Antonio Rosio, Romano, belehrte ich mich lange Zeit nachher umſtändlich von alle dem, was ich dort geſehen oder auch wohl nicht geſehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entſchädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unſere Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, ſeitdem er aus dem Grabe dieſes außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daſelbſt entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wunderſamer Anblick! Eine ſo ſchön als nur denkbar zuſammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, ſpäter an andern Schädeln bemerkt, in der Gall'ſchen Lehre zu ſo mannichfaltiger Bedeutung geworden ſind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunſtfreunde ſeyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reiffenſtein, dieſer einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung,

und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St. Lukas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael, selbst noch jung, steht in einiger Entfernung, und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Pietro da Cortona war ehemals der Besitzer dieses Werks, und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend, er sey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er mitzugehen hierdurch einlade: denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muse, welche in Neapel im Hofe des Palasts Caraffa Colombrano nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sey. Er wünsche diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deßhalb an, ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte? Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreihundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir war die Sache sogleich mitgetheilt, und wir eilten selbdritte zu dem von unserer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hob sogleich ein Brett von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Dann hebt ſich's wohl am Berge, ſammelnd breit
An Streife Streifen, ſo umdüſtert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert, oder luftig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höhrer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichſten geballt,
Verkündet, feſtgebildet, Machtgewalt,
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löſ't ſich's auf,
Wie Schäflein tripplend, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt, was unten leicht entſtand,
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend ſich ergehn,
Heerſchaaren gleich entrollen und verwehn! —

Sogleich erinnerten wir uns recht gut sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte. Hier nun fiel uns ein — und wem hätte es nicht einfallen sollen? — gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen; denn ein so reines, wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustand kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen; es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich diesen Ankauf zu machen: wir entschlossen uns daher den Fall der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniele da Volterra, und wir hofften deßhalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Malereien bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt: die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wohl als griechische Arbeit anzuerkennen sey, und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick, wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebesneigung und einem abzuschließenden Heirathscontract noch manche Gedanken sich einzudringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zustimmung unserer edeln Kunstverwandten, des Herrn Zucchi und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen:

denn eine Verbindung war es im ideell-pygmalionischen Sinne, und ich läugne nicht, daß der Gedanke dieses Wesen zu besitzen bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieses Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe, die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das thätigste niederzuschlagen gedächten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Besitzeslust und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Aberglaube vor den guten Gesinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs klarste die sämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegen stellten. Ruhige, bisher den Kunst- und Alterthumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthandel ein, und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seyen mannichfaltig, und es frage sich, in wiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen, und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seyen. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus: sowohl Mühe als Gefahr setze sich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen sey ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Vorsatz gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte: denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten, aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht: 1) aus der auf der Ferse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne

Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Visconti hat im dritten gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreißigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mailänderin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört, wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchi's im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich, und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen: sie empfing mich mit offener Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen," sagte sie, „daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sey? Ihr setztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder, Euch besuchend, für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrug; ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg, den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seyd glücklich, so reich zu seyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu versagen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal, woher und wohin das alles?" Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute sich seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen, daß er, bei

mäßiger Besoldung, noch immer etwas zurück, in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug, sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit: denn eigentlich machte ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unseres zarten Verhältnisses vom ersten Augenblick an bis zum letzten mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt sich die Hand reichen zu können.

Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr! rief ich aus: man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide.

Was sie darauf erwiederte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zweier sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung: es war ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden: drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer andern, einfachern, größern Welt.

Nach zerstreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, machte ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Demungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius

Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Coliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Inneres durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eigenen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, giebt ein Gefühl das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen, als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovids Elegie, die er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegränzt.

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigener Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im besondersten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Ich mochte beinahe nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen. Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich die Ansicht der Welt sey, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freiern poetischen Thätigkeit: der

Gedanke an Taſſo ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Luſt- und Prachtgärten. Dort ſchrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen.

Dem Zuſtand dieſer Lage iſt allerdings jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben, womit das Stück theilweiſe behandelt iſt, und wodurch ſeine Erſcheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, ſo konnte ich mich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen. Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Dieſe Stimmung verließ mich nicht auf der Reiſe, trotz aller Zerſtreuung und Ablenkung, und ſonderbar genug, als wenn harmoniſche Umgebungen mich immer begünſtigen ſollten, ſchloß ſich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo ſo viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umſchwebten.

Ueber Italien.

Fragmente eines Reisejournals.

Volksgesang.

Venedig.

Es ist bekannt, daß in Venedig die Gondoliere große Stellen aus Ariost und Tasso auswendig wissen, und solche auf ihre eigene Melodie zu singen pflegen. Allein dieses Talent scheint gegenwärtig seltener geworden zu seyn; wenigstens konnte ich erst mit einiger Bemühung zwei Leute auffinden, welche mir in dieser Art eine Stelle des Tasso vortrugen.

Es gehören immer zwei dazu, welche die Strophen wechselsweise singen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch Rousseau, dessen Liedern sie beigedruckt ist; sie hat eigentlich keine melodische Bewegung, und ist eine Art von Mittel zwischen dem Canto fermo und dem Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Declamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Sylbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hin treten, und fuhr gegen San Giorgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und so wechselten sie mit einander ab. Im Ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen, nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen; einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen,

anstatt von dieser Scene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Credit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mir, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sey: wir stiegen deßwegen ans Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an gegen einander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark declamirten und gleichsam ausgeschrieenen Laute trafen von fern das Ohr und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagetöne auf einen Schrei der Empfindung oder des Schmerzes. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortete ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Canäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und herwandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Canäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor langer Weile sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel: alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger; eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwei fremde Menschen: er wird das Echo des ersten und strengt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den ersten vernahm. Convention heißt sie von Vers zu Vers wechseln; der Gesang kann Nächte durch währen: sie unterhalten sich ohne sich zu

Der Erde thätig-leidendes Geſchick!
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn ſie beſchreibt,
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Wohl zu merken!

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihn
Und uns eines Folge-Lebens erfreun.

So wenn der Maler, der Poet,
Mit Howard's Sondrung wohl vertraut
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luſtige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Was es gilt.

Dem Chromatiker.

Bringſt du die Natur heran
Daß ſie jeder nutzen kann;
Falſches haſt du nicht erſonnen,
Haſt der Menſchen Gunſt gewonnen.

ermüden, der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer; man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: *É singolare come quel canto intenerisce, e molto più quando lo cantano meglio.*

Man erzählte mir, daß die Weiber von Lido — der langen Inselreihe, welche das adriatische Meer von den Lagunen scheidet — besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocco und Pelestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen. Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer um zu fischen auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigenthümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang, als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

Rom.

Ritornelli.

Mit einem ähnlichen Gesang, der aber in keinem Sinne gefällig oder reizend ist, pflegt der Pöbel von Rom sich zu unterhalten, und beleidigt jedes Ohr außer sein eigenes.

Es ist gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Declamation, wie man will. Keine melodische Bewegung zeichnet ihn aus; die Intervalle der Töne lassen sich durch unsere Art die Noten zu schreiben nicht ausdrücken, und diese seltsamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich diese Gesangsweise. Eben so ist Ton und Manier der Singenden oder vielmehr Schreienden so

vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denselben tollen Menschen zu hören glaubt. Gewöhnlich hört man sie nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit; sobald sie sich frei und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karren zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraustritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geschrei aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli, und legen dieser Unmelodie alle Worte unter, die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seyen metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einigemal einen solchen Sänger verstanden zu haben. Es schien mir sein Lied rohe, obgleich nicht ganz unwitzige Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlborough, der, halb italiänisch halb französisch, ungefähr auf seine bekannte Melodie auf allen Straßen gesungen ward. Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die klemsten Kinder so gut als alle erwachsenen Personen sangen; es ward verschiedentlich componirt und mehrstimmig in Concerten aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Schöne. Jeder Vers enthielt Lobsprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populäre Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein anderer Uebertriebenes gesagt hat, sogleich in Zweifel ziehet. Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo, ogni donzella,
Mia dolce Mirami!
Mi dice che sei bella.
E penso anch'io così:
Non dico: bella bella!
Ma — li la ba te li.

das letzte Ma, welches durch die unbedeutenden Refrainsylben aufgefangen wird, giebt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke. Die Melodie,

(Zu Seite 523.)

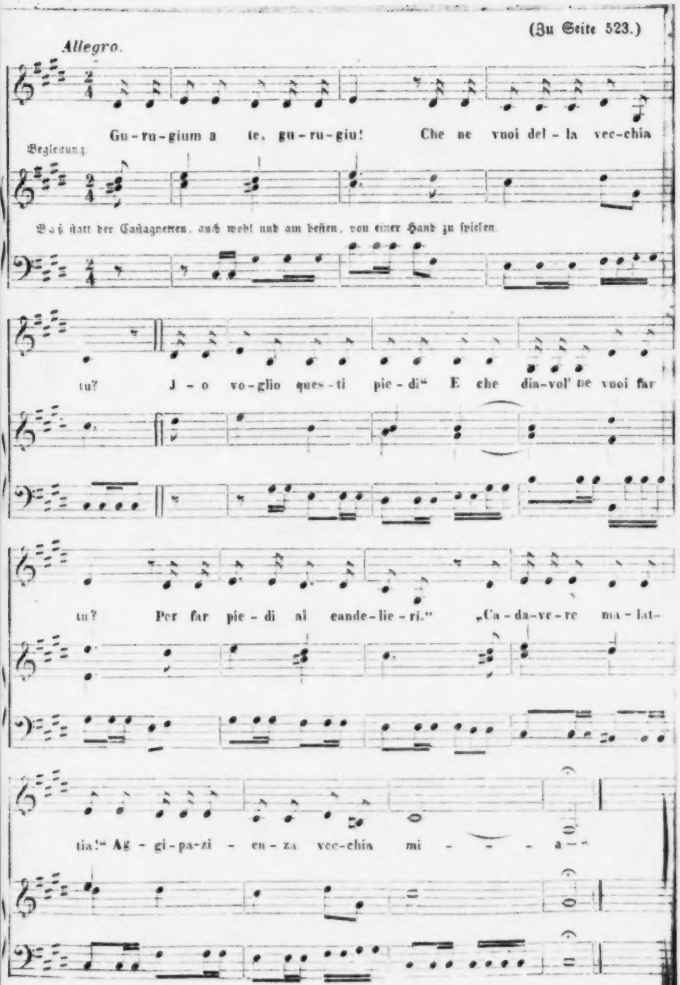
Allegro.
Gu-ru-gium a te, gu-ru-giu! Che ne vuoi del-la vec-chia
Begleitung.
Baß statt der Cañagnetten, auch wohl und am besten, von einer Hand zu spielen.
tu? J-o vo-glio ques-ti pie-di" E che dia-vol ne vuoi far
tu? Per far pie-di al eande-lie-ri." „Ca-da-ve-re ma-lat-
tia!" Ag-gi-pa-zi-en-za vec-chia mi - - - a -"

welche am allgemeinsten gehört wurde, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Gespenstergeschichten, und wahrscheinlich ist die Ursache davon, weil kein katholischer Christ, der gebeichtet und die Sacramente empfangen hat, verdammt werden kann, sondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther sind andächtig auf die Erleichterung und Befreiung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erscheint wohl das ganze Fegefeuer einem begünstigten Gläubigen im Traum oder Fieber; und alsdann ist die Mutter Gottes in freundlicher Erscheinung gleich dabei, wie man auf so vielen Gelübdetafeln sehen kann. Allein die eigentlichen Gespenster-, Hexen- und Teufelsideen scheinen mehr den nordischen Gegenden eigen zu seyn.

Um so viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder neapolitanischer Knabe, der sich in Rom herumführen ließ, einige Wochen sang, deren Inhalt und Vorstellungsart so nordisch als möglich ist.

Die Scene ist Nachts bei dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrscheinlich aufs Rad geflochtenen Missethäters; ein frecher Mensch schleicht sich hinzu, in der Absicht einige Glieder des Körpers zu stehlen. Er vermuthet die Hexe nicht in der Nähe, doch faßt er sich und redet sie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Gespräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das Gedicht aus. Hier ist der erste Vers. Die Melodie, mit den Zeilen wodurch sich die übrigen Strophen von der ersten unterscheiden, finden sich in der Beilage.

Gurugium a te! gurugiu!
Che ne vuoi della vecchia tu?
Io voglio questi piedi.
E che diavol ne vuoi far tu?
Per far piedi ai candelieri.
Cadavere! malattia!
Aggi pazienza, vecchia mia.

Hier ist eine ungefähre Uebersetzung zu mehrerer Deutlichkeit. Gurugiu! soll wahrscheinlicherweise ein freundlicher Zaubergruß seyn.

Der Dieb. Gurugium zu dir! Gurugiu!

Die Hexe. Was willst von der Alten du?

Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!

Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?

Der Dieb. Zu machen Leuchterfüße.

Die Hexe. Daß dich die Pest und Seuche!

Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verse unterscheiden sich nur von dem ersten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein ander Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angibt.

Ich erinnere mich in keiner italiänischen Liedersammlung ein ähnliches Gedicht gesehen zu haben. Der Abscheu vor solchen Gegenständen ist allgemein. Eben so glaubt man in der Melodie etwas Fremdes zu entdecken.

Geistliches dialogisirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener ist die Bearbeitung der Unterhaltung Christi mit der Samariterin zu einem dramatischen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzos zu zwei Stimmen, und wird nach einer faßlichen Melodie von zwei armen Personen auf der Straße gesungen. Mann und Frau setzen sich in einiger Entfernung von einander, und tragen wechselsweise ihren Dialog vor; sie erhalten zuletzt ein kleines Almosen, und verkaufen ihre gedruckten Gesänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied selbst im Original, das durch eine Uebersetzung alle Grazie verlieren würde, und schalten für diejenigen Leser, welche mit dem Italiänischen nicht ganz bekannt sind, einen kleinen Commentar zwischen den Dialog ein.

Der Schauplatz ist an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erſter Theil.

Jeſus kommt und macht die Expoſition ſeines Zuſtandes und des Ortes.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo caminar.
Ecco il pozzo, e questo e il sasso
Per potermi riposar.

Er erklärt ſeine Abſicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto,
Una Donna ha da venir.
O bel fonte, o fonte eletto
Alma infida a convertir!

Pecorella già smarrita
Dall' ovil cercando va,
Ma ben presto convertita
Al Pastor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich von weitem ſehen.

Ecco appunto la meschina,
Che sen vien sola da se.
Vieni vieni, o poverina,
Vien, t' aspetto, vien da me.

Samariterin. Bleibt in der Ferne ſtehen, ſieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm jemand dort zu finden.

Questo appunto ci mancava;
Chi è colui, che siede là?
Io di già me l' aspettava
Di trovar qualcuno quà.

Beſonders will ihr der Jude nicht gefallen.

È un Giudeo, se ben ravviso,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli è desso, egli è, sì sì.

Sie gedenkt des Hasses der beiden Völker.

Questa gente non è amica
Della patria mia, lo so;
Vi è una ruggine alta, e antica,
Che levare non si può.

Allein sie nimmt sich zusammen, geht nach ihrem Geschäfte und legt sich vor, wenn er nicht freundlich ist, schnippisch dagegen zu seyn.

Baderò alli fatti miei.
Jo al pozzo voglio andar.
Se dirà, Donna, chi sei?
Gli dirò, son chi mi par.

Jesus überrascht sie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona Donna, il ciel vi guardi!

Samar. Ist verwundert und gleich gewonnen; sie erwiedert freundlich:

O buon Uomo, a voi ancor!

Jesus. Nähert sich im Gespräche:

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt sich weiter ein:

Non potevo più a buon or.

Jesus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po d' acqua in carità.
Deh, ristoro a me porgete,
Un po d' acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr paradox vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi a me Samaritana
Domanda vi dia da ber;
A un Giudeo è cosa strana
Chi l' avesse da veder.

Queste due nazion fra loro
Non si posson compatir;
Se vedesse un di coloro,
Cosa avrebbe mai a dir.

Jesus. Macht einen Uebergang vom Paradoxen zum Wunderbaren.

Se sapeste, se sapeste,
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt er wolle sie zum besten haben.

Voi burlate, e dov' è il secchio,
Dove l' acqua, o buon Signor?
Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò:
I suoi figli, il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Jesus. Bleibt bei seinem Gleichnisse, und verspricht jedem durch sein Wasser den Durst auf immer zu löschen.

O figliuola, chi l' acqua mia,
Acqua viva beverà,
Già sia pur chiunque sia
Mai in eterno sete avrà.

Samar. Findet das sehr bequem und bittet sich davon aus.

O Signor, non si potrebbe
Di quest' acqua un po gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui a cavar.

Jesus. Versucht sie.

A chiamar vostro marito
Gite, l' acqua vi daro:

Nè temete sia partito.
Perchè vi aspettero.

Samar. Will von keinem Mann wiſſen.

Lo Marito! Guardi il cielo.
Sono libera di me.

Jeſus. Beſchämt ihre Verſtellung.

Che direte s'io vi svelo
Che n'avete più di tre?

Cinque già ne avete avuti.
Se vostr' è quel ch' avete or.

Samar. Erſchridt.

O che sento! (bei Seite) Il Ciel m'ajuti!

Sie bekennt:

Dite vero, o mio Signor.

und geſteht ihm zu, daß er ein großer Prophet ſeyn müſſe, um von ihren Liebeshändeln ſo genau unterrichtet zu ſeyn.

Certo che siete Profeta.
Ben sapete indovinar.

Sie will ſich wegſchleichen.

Io per dirla cheta, cheta,
Me ne voglio un poco andar.

Jeſus. Hält ſie und ſpricht von der Ankunft des Meſſias.

No, no, no, non gite via
Che è venuto il tempo già
D'adorare il Gran Messia
In spirito e verità.

Samar. Erklärt ſich darüber ſehr naiv.

Che il Messia abbia a venire
Jo non nego, o questo no:

Möget ihr das Licht zerſtücken,
Farb' um Farbe draus entwickeln,
Oder andre Schwänke führen,
Kügelchen polariſiren,
Daß der Hörer ganz erſchrocken
Fühlet Sinn und Sinne ſtocken:
Nein! Es ſoll euch nicht gelingen,
Sollt uns nicht beiſeite bringen;
Kräftig, wie wir's angefangen,
Wollen wir zum Ziel gelangen.

Herkömmlich.

Prieſter werden Meſſe ſingen
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung ſich entled'gen,
Und ſich der Gemeine freuen
Die ſich um ihn her verſammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ohngefähre Worte ſtammelt.
Und ſo laſſet auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der läßlichſten der Sünden.

Ma se poi avessi a dire
Se è venuto, non lo so.

Jeſus. Stellt ſich ſelbſt als den Meſſias dar.

O figliuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me,
Se puol essere creduto,
Chi vi parla quel Egli è.

Samar. Unverzüglich glaubt ſie, betet an und erbietet ſich zum Apoſtelamt.

Jo vi credo, o buon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Sammaria, un tal stupore
Voglio a tutti riferir.

Jeſus. Sendet ſie.

Gite pur! Sia vostra gloria
Se vi crede la città.
Per si nobile vittoria
Tutto il ciel trionferà.

Samar. Iſt entzückt über die göttliche Gnade.

O divina sì grand' opra
Convertir sì infido cuor.

Jeſus. Zeugt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto si adopra
Del gran Dio sotto l'amor.

Zweiter Theil.

Samar. Wie ſie überzeugt weggegangen, kommt ſie nun ganz bekehrt zurück.

Ecco qui quella meschina
Che ritorna onde partì.

O amabile divina
Maestà, eccomi qui!

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua sì gustò:
Che ogni fonte dopo sozzo
Qual pantan gli risembro.

Mille grazie, o grand' Iddio.
A voi rende, e sommo onor.
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor!

Jesus. Nimmt ſie als Tochter an, und erklärt ſich ſelbſt für Gott.

O mia figlia! tale adesso
Più che mai vi vo' chiamar,
La mia grazia quanto spesso
Si bell' opra ella sa far.

Sono Dio! di già 'l sapete
E mio braccio tutto può,
Jo per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederholt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto Tho pur or:
Di Sammaria la gran gente
Convertita è a voi, Signor.

Jesus. Hat das von Ewigkeit ſchon gewußt und ſie zum Apoſtel erſehen.

Ab eterno già sapea
E però vi mandai là;
Fin d'allora vi scegliea
A bandir la verità.

Samar. Iſt beſchämt.

O Signor, io mi arrossisco
Di vedermi in tanto onor,

Più ci penso, e men capisco,
Come a me tanto favor.

Jeſus. Erklärt ihr ſeine göttliche Methode große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio
Qual io sono a dimostrar,
Per oprar cosa da Dio
Mezzi deboli adattar.

Er giebt Beiſpiele aus der Geſchichte.

D'Oloferne il disumano
Dite su, chi trionfò?
Donna fral di propria mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Golia
Come mai, come morì?
D'un sassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Eben ſo iſt die ganze Welt aus Nichts geſchaffen.

Tutto il mondo già creato
Opra fu della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutto van.

Und ſeine göttliche Abſicht iſt die Verherrlichung ſeines Namens.

Perchè vuo' la gloria mia,
Come è debito per me.

Und der Nutzen iſt den Gläubigen beſtimmt.

L'util poi vogho che sia
Sol di quel che opra con fè.

Samar. Begnügt ſich am Evangelio.

Che più potrete darmi?
Mi scoprite il gran Vangel.

E di quel volete farmi
Una Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie giebt sich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto,
Cortesissimo Gesù!
A voi m'offro e dono intanto,
Nè sarò d'altri mai più.

Jesus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, sì, vi accetto.
Sì, già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vuo' dal vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Sì, sarete sposo mio.

Jesus Umfängt sie als Braut.

Sposa voi sarete a me.

Samaritrin.

Jo in voi,

Jesus.

Ed in voi io,

Zu zwei.

Serbaremo eterna fè.

Und so endigt sich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Liede gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missionsgeschichten entwickeln; es enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß

es eigentlich der römischen Kirche am besten gelungen sey, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittelklasse allgemein. Es gehören wenigstens ihrer drei dazu: die eine schlägt das Tamburin, und schüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselben, ohne darauf zu schlagen, die andern beiden, mit Castagnetten in den Händen, machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bei allen reheren Tänzen, keine abgesonderten und für sich selbst bestehenden zierlichen Tanzschritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Tact, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen einander über trippeln, dann sich umdrehen, die Plätze wechseln u. s. w. Bald wechselt eine der Tanzenden ihre Castagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun stille stehen, indeß die dritte zu tanzen anfängt, und so können sie sich Stunden lang vergnügen, ohne sich um den Zuschauer zu bekümmern. Dieser Tanz ist nur eine Unterhaltung für Mädchen; kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geschöpfe scheinen die angenehmsten Stunden ihrer Jugend in diesem Tact wegzuhüpfen, und man hat schon bemerkt, daß eben dieser Tanz bei Gemüthskrankheiten oder bei jenem Spinnenstich, welcher wahrscheinlich durch Transpiration curirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geschlechte sehr heilsam seyn kann: auf der andern Seite sieht man aber auch, daß dieser Tanz ohne äußere Veranlassung selbst in eine Krankheit ausarten könne. Ueber beides hat uns Herr von Riedesel in seinen Reisen schöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu, daß dieser Tanz Tarantella genannt wird nicht von dem Namen jenes Insects; sondern Tarantola heißt eine Spinne, die sich vorzüglich im Tarentinischen findet, und Tarantella ein Tanz, der vorzüglich im Tarentinischen getanzt wird. Sie haben also ihren ähnlichen Namen von dem gemeinschaftlichen Vaterlande, ohne deßhalb unter sich eine Gemeinschaft zu bezeichnen. Eben so werden

Tarentinische Austern vorzüglich geschätzt, und noch andere Producte jenes schönen Landes.

Ich merke dieses hier an, weil falsche Namensverwandtschaften oft den Begriff eines falschen Verhältnisses unterhalten, und es Pflicht ist jedem Irrthum und Mißverständniß so viel als möglich vorzubeugen, und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige seinen Platz behaupte.

Stundenmaß der Italiäner.

Eine von den Fremden meist aus einem falschen Gesichtspunkt betrachtete Einrichtung ist die Art der Italiäner die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der größte Theil der Reisenden überall seine Art zu seyn fortsetzen, in seiner Ordnung und in seinem Gleise bleiben will, so ist es natürlich, daß er sich bitter beschwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maß seiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutsche Regenten haben in ihren italiänischen Staaten schon die uns gewöhnliche Art die Stunden zu zählen eingeführt. Dieser sogenannte französische Zeiger, der zum Trost der Fremden schon lange auf Trinità die Monte zu sehen ist, wird nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unsere Art zu zählen wird also wohl nach und nach gemeiner werden, ob sich gleich das Volk schwerlich so bald damit befassen wird; und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landessitte, eine vererbte Vorstellungsart und eine höchst schickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reisenden das glückliche Land, das schöne Klima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preisen. Und es ist zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber fürs Leben, daß wer nur kann, und so lang er nur immer kann, gern unter freiem Himmel seyn und auch bei seinen Geschäften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häusern auf freier Straße! wie viele Läden sind ganz gegen die Straße zu eröffnet! wie mancherlei geschieht auf den Märkten, Plätzen und in den Höfen! Daß bei einer solchen Lebensart der Moment, wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entscheidend seyn müsse, als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt sich leicht einsehen. Der Tag ist wirklich zu Ende; alle Geschäfte einer gewissen Art

müssen auch geendigt werden, und diese Epoche hat, wie es einem sinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieselbige Bezeichnung. Nun es ist Nacht (notte); denn die vierundzwanzigste Stunde wird niemals ausgesprochen, wie man im Französischen Mittag (midi) und nicht zwölf Uhr sagt. Es läuten die Glocken, ein jeder spricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünscht felicissima notte.

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächsten Sonnenuntergang wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt, so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Natürlicherweise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art die Stunden zu zählen bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinste Beziehung haben, und man sieht, wie auf diese Weise die Zeit einer großen sinnlichen Masse Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Compteire, Banken durch alle Jahreszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er müssige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewisse Cirkel finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwei Stunden in der Nacht eilt alles den Schauspielhäusern zu; und so scheint man sich selbst Jahr ein Jahr aus in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in der selbigen Ordnung alles was auf Tag und Nacht einen Bezug hat, verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spät seyn möchte.

So wird der große Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen großen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der römische Corso, und im Carneval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen, gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja dadurch, daß Tag und Nacht so entschieden von einander absetzen, werden dem Luxus, der so gern Tag und Nacht mit einander vermischt und in einander verwandelt, gewissermaßen Gränzen gesetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiäner sein ganzes Leben fortführen und doch die Stunden nach unserer Art zählen könne; allein es wird ihm unter seinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht scheidet, immer die wichtigste Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpunkte fortläuten wird. Ich habe sowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Personen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unserm Zeiger gestellt sind, doch ihre Taschenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeichrechnung fortführen. Aus alle diesem, zu dem ich noch manches hinzufügen könnte, wird man schon genug erkennen, daß diese Art die Zeit zu rechnen, welche dem Astronomen, dem der Mittag der wichtigste Tagespunkt bleibt, verächtlich scheinen, dem nordischen Fremden unbequem fallen mag, sehr wohl auf ein Volk berechnet ist, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepochen seiner Zeit auf das faßlichste fixiren wollte.

Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter spräche als Rom. So hat sich auch dort unter mehreren Sitten zufälligerweise eine erhalten, die sich an allen andern Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat.

Die Alten ließen, wenigstens in den besten Zeiten der Kunst und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren, oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf geübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neuern Rom und dem übrigen Kirchenstaat, außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freiheit genießt Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es ist so viel zum Tadel jenes römischen Herkommens gesagt worden, daß es wohl erlaubt seyn möchte auch etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens — um nicht allzu paradox zu scheinen — darauf als auf einen antiquarischen Rest aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht seyn, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der Castraten, welchen noch überdieß das Weiberkleid besser als Männertracht angemessen scheint, gar leicht mit allem aussöhnt, was allenfalls an der verkleideten Gestalt unschickliches erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Lustspielen sprechen und aus einander setzen, in wiefern dabei einiges Vergnügen zu empfinden sey.

Ich setze voraus, was bei jedem Schauspiele vorauszusetzen ist, daß die Stücke nach den Charakteren und Fähigkeiten der Schauspieler eingerichtet seyen — eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannichfaltigste Acteur bestehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine besondere Neigung, bei Mzskeraden die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln. Im Carneval ziehen viele junge Bursche im Putz der Frauen aus der geringsten Classe umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge, wohlgebildete Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des mittlern Standes als Pulcinelle, die vornehmern in Officierstracht gar schön und glücklich. Jedermann scheint sich dieses Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgesetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Scheine dieser Umschaffung vergnügen und das Privilegium des Tiresias so viel als möglich zu usurpiren suchen.

Eben so haben die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genaueste; sie suchen solche nachzuahmen und ihrer Stimme, wenn sie auch den tiefern Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug sie suchen sich ihres eigenen Geschlechts so viel als möglich ist, zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so erpicht wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen herausstaffiren, und die erste Actrice eines Theaters ist meist glücklich genug ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu läugnen, daß Colombine manchmal ihren

blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten anderer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittere Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen.

Ich besuchte die römischen Komödien nicht ohne Vorurtheil; allein ich fand mich bald, ohne daran zu denken, versetzt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen und bemerkte, daß es viele andere mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach und glaube sie darin gefunden zu haben, daß bei einer solchen Vorstellung der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst immer lebhaft blieb, und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Deutschen erinnern uns durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens, das uns jener Schauspieler gewährte. Eben so entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt; er kennt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet, so ist natürlich, daß wir bei einer solchen Vorstellung eine eigene Art von Vergnügen empfinden und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen übersehen. Es versteht sich freilich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen.

So konnte das Publicum der Locandiera des Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht versagen. Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellte, drückte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens, die ihren Geschäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist, aber weder liebt noch geliebt seyn will, noch weniger den

Geſetz der Trübe.

Freunde flieht die dunkle Kammer,
Wo man euch das Licht verzwickt,
Und mit kümmerlichſtem Jammer
Sich verſchrobnen Bilden bückt.
Abergläubiſche Verehrer
Gab's die Jahre her genug,
In den Köpfen eurer Lehrer
Laßt Geſpenſt und Wahn und Trug.

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Sirocc der Sonnenwagen
Purpurroth ſich niederſenkt,
Da gebt der Natur die Ehre,
Froh, an Aug' und Herz geſund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund.

Allerdings.

Dem Phyſiker.

„Ins Innre der Natur —"
O du Philiſter! —
„Dringt kein erſchaffner Geiſt."
Mich und Geſchwiſter

Leidenſchaften ihrer vornehmen Gäſte Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Koketterien, wodurch ſie denn doch wieder ihre männlichen Gäſte zu feſſeln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derſelben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleien, womit ſie auch dieſen anzukirren weiß; und zuletzt den Triumph, auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt, und habe es ſelbſt geſehen, daß eine geſchickte und verſtändige Actrice in dieſer Rolle viel Lob verdienen kann: aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer vorgeſtellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener ſüßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude, werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören; und wenn ſie zuletzt dem Hausknechte die Hand giebt, um nur einen Knecht-Mann im Hauſe zu haben, ſo wird man von dem ſchalen Ende des Stücks wenig befriedigt ſeyn. Auf dem römiſchen Theater dagegen war es nicht die liebloſe Kälte, der weibliche Uebermuth ſelbſt, die Verſtellung erinnerte nur daran: man tröſtete ſich, daß es wenigſtens dießmal nicht wahr ſey; man klatſchte dem Jüngling Beifall mit frohem Muthe zu, und war ergötzt, daß er die gefährlichen Eigenſchaften des geliebten Geſchlechts ſo gut gekannt, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen, für alles was wir ähnliches von ihnen erduldet, gleichſam gerächt habe. Ich wiederhole alſo, man empfand hier das Vergnügen nicht die Sache ſelbſt, ſondern ihre Nachahmung zu ſehen, nicht durch Natur, ſondern durch Kunſt unterhalten zu werden, nicht eine Individualität, ſondern ein Reſultat anzuſchauen. Dazu kam noch, daß die Geſtalt des Acteurs einer Perſon aus der mittlern Claſſe ſehr angemeſſen war.

Und ſo behält uns Rom unter ſeinen vielen Reſten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf; und wenn gleich nicht ein jeder ſich daran ergötzen ſollte, ſo findet der Denkende doch Gelegenheit ſich jene Zeiten gewiſſermaßen zu vergegenwärtigen, und iſt geneigter den Zeugniſſen der alten Schriftſteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen verſichern, es ſey männlichen Schauſpielern oft im höchſten Grade gelungen, in weiblicher Tracht eine geſchmackvolle Nation zu entzücken.

Aeltere Gemälde.

Aeltere Reſtaurationen in Venedig, betrachtet 1790.

Die älteſten Monumente der neuern Kunſt ſind hier in Venedig die Moſaiken und die griechiſchen Bilder; von den älteſten Moſaiken habe ich noch nichts geſehen, was mir einige Aufmerkſamkeit abgewonnen hätte.

Die altgriechiſchen Gemälde ſind in verſchiedenen Kirchen zerſtreut, die beſten befinden ſich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müſſen ſie alle mit Waſſerfarbe gemalt ſeyn, und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an dieſen Bildern noch immer einen gewiſſen geerbten Kunſtbegriff und ein Tractament des Pinſels. Auch hatte man ſich gewiſſe Ideale gemacht; woher ſie ſolche genommen, wird ſich vielleicht auffinden laſſen.

Das Geſicht der Muttergottes, näher angeſehen, ſcheint der kaiſerlichen Familie nachgebildet zu ſeyn. Ein uraltes Bild des Kaiſers Conſtantin und ſeiner Mutter brachte mich auf dieſen Gedanken: auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Naſenwurzel; daher die lange ſchmale Naſe, unten ganz fein endigend, und ein eben ſo kleiner feiner Mund.

Der Hauptbegriff griechiſcher Malerei ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig iſt jederzeit dabei geſchrieben, was eine Figur vorſtelle. Selbſt die Muttergottes und das Chriſtkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beiſchriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geschichten ganz klein, als Beiwerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint, daß die Griechen mehr als die Katholiken das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen: denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künstler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing größere Altarbilder zu brauchen, so setzte man sie aus mehreren Heiligenbildern zusammen, die man, in vergoldeten Rahmenstäben, neben und in einander fügte; deßwegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Maler genannt ist.

Ferner bediente man sich eines sehr einfachen Kunstgriffs, die Tafel auszufüllen: man rückte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen setzte man musicirende Kinder in Engelsgestalt, den Raum oben darüber suchte man mit nachgeahmter Architektur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt sich so lange als möglich; denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und seiner Vorgänger ist keines historisch, und selbst die Geschichten sind wieder zu der alten Vorstellung zurückgeführt: da ist allenfalls ein Heiliger der predigt, und so viele Gläubige die zuhören.

Die ältern hiſtoriſchen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So iſt zum Beiſpiel in San Rocco der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt ſind, von den Bivarini's auf dieſe Weiſe gemalt. Selbſt die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunſt hat ihren Beginn von ſo kleinen Bildern genommen, wie es die Tintoretto'ſchen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja ſelbſt Tizian konnte nur langſam jenes religiöſe Herkommen abſchütteln.

Man weiß, daß derjenige, der das große Altarblatt in den Frati's beſtellte, ſehr ungehalten war ſo große Figuren darauf zu erblicken.

Das ſchöne Bild auf dem Altar der Familie Paſſero iſt noch immer die Vorſtellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat ſich Tizian an der alten Weiſe ganz nahe gehalten, und ſie nur mit größerer Wärme und Kunſt behandelt.

Nun aber fragt ſich, wann iſt die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen, welche das Bild bezahlten und widmeten, ſich auch zugleich darauf mit malen ließen?

Jeder Menſch mag gern das Andenken ſeines Daſeyns ſtiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künſtler halten, andächtigen Menſchen hiedurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt ſich es wohl als eine bildliche Unterſchrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geſchnitzten Marienbildes die Beſteller als demüthige Zwerglein. Nach und nach wurden ſie familienweiſe zu Hauptfiguren, und endlich erſcheinen ſogar ganze Gilden als hiſtoriſch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die sonst nur in Schränkchen über den Altären standen, dehnten sich aus über alle architektonischleeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthätiges Bild gemalt, Tintoretto schwerlich, obgleich geringere Maler zu solchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute schon längst die Refectorien: Paolo Veronese faßte den glücklichen Gedanken, andere fromme weitläufige Gastgebote auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzustellen.

Indessen aber die Kunst wächst und mit ihr die Forderungen, so sieht man die Beschränktheit der religiösen Gegenstände. In den besten Gemälden der größten Meister ist sie am traurigsten fühlbar: was eigentlich wirkt und gewirkt wird, ist nicht zu sehen; nur mit Nebensachen haben sich die Künstler beschäftigt, und diese bemächtigen sich des Auges.

Und nun fangen erst die Henkersknechte recht an die Hauptpersonen zu spielen; hier läßt sich doch etwas nervig Nacktes anbringen, doch ist ihr Beginnen immer Abscheu erregend, und wenn reizende Zuschauerinnen mit frischen Kindern nicht noch gewissermaßen das Gegengewicht hielten, so würde man übel erbaut von Kunst und Religion hinweggehen.

Wie Tintoretto mit Paolo Veronese die schönen Zuschauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abscheulichen Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigen mußten, nur einigermaßen schmackhaft zu machen, ist bemerkenswerth. So waren mir ein paar allerliebste weibliche Figuren in dem Gefängnisse unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bei Nacht erscheint. Sollte man Märchen eines üblen Lebens mit Heilige mit andern Verbrechern zusammen in einen Kerker gesperrt haben? Auf alle Fälle bleiben diese Figuren wie jetzt das Bild noch zu sehen ist, bei

der bessern Erhaltung, wahrscheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit. Jemand behauptete, es seyen verlassene Pestkranke; sie sehen aber nicht danach aus.

Tintorette und Paolo Veronese haben manchmal bei Altarblättern sich der alten Manier wieder nähern und bestellte Heilige auf ein Bild zusammenmalen müssen, wahrscheinlich die Namenspathen des Bestellers; es geschieht aber immer mit dem größten Künstlersinn.

Die ältesten Bilder, welche mit Wasserfarbe gemalt sind, haben sich zum Theil hier gut erhalten, weil sie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch scheinen sie die Feuchtigkeit, wenn sie nur nicht gar zu arg ist, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweise der Farben würde ein technisch gewandter Maler aufklärende Betrachtungen anstellen.

Die ersten Oelbilder haben sich gleichfalls sehr gut erhalten, obschon nicht ganz so hell wie die Temperabilder. Als Ursache giebt man an, daß die frühern Künstler in Wahl und Zubereitung der Farben sehr sorgfältig gewesen, daß sie solche erst mit Wasser klar gerieben, sie dann geschlemmt und so aus Einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß sie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß gespart. Ferner bemerkt man, daß sie ihre Tafeln sehr sorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund wie bei der Tempera; dieser zog unter dem Malen das überflüssige Oel an sich, und die Farbe blieb desto reiner auf der Oberfläche stehen. Diese Sorgfalt verminderte sich nach und nach, ja sie verlor sich endlich ganz, als man größere Gemälde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur schwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paolo Veronese und Tizian arbeiteten meistens mit Svelaturen; der erste Auftrag ihrer Farben war licht, welchen sie immer mit dunkeln

durchsichtigen Tinten zudeckten, deßwegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden sind; obgleich die Tizianischen durch das viele beim Uebermalen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben.

Als Ursache warum Tinteretto's Gemälde meistens so dunkel geworden sind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meist alla prima und ohne Spelatur gemalt. Weil er nun auf diese Weise stark aufgetragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke schon denjenigen Ton geben mußte, den sie auf der Oberfläche behalten sollte, so liegen nicht, wie bei Paolo Veronese, hellere Tinten zum Grund; und wenn sich das stark gebrauchte Oel mit der Farbe zusammen veränderte, so sind auf einmal ganze Massen dunkel geworden.

Am meisten schadet das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über schwächern Auftrag, so daß manchmal nur die höchsten stark aufgetragenen Lichter noch sichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbstoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie schnell übrigens Tintoretto gemalt, kann man aus der Menge und Größe seiner Arbeiten schließen, und wie frech er dabei zu Werke gegangen, sieht man an dem einen Beispiel, daß er in großen Gemälden, die er an Ort und Stelle schon aufgezogen und befestigt gemalt, die Köpfe ausgelassen, sie zu Hause einzeln gefertigt, ausgeschnitten und dann auf das Bild geklebt, wie man beim Ausbessern und Restauriren gefunden; besonders scheint es bei Porträten geschehen zu seyn, welche er zu Hause bequem nach der Natur malen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemälde von Paolo Veronese. Drei Porträte von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; beim Restauriren fanden sich diese Gesichter ganz leise aufgeklebt; unten drunter drei andere schöne Köpfe, woraus man

sah, daß der Maler zuerst drei Heilige vorgestellt, nachher aber, vielleicht durch obrigkeitliche einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt den Farben dadurch neuen Stoff zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, so ist das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weise verwüstet.

Bei der großen Menge von Gemälden, welche in Venedig auf vielerlei Weise beschädigt werden, ist es zu denken, daß sich mehrere Maler, wiewohl mit ungleicher Geschicklichkeit und Geschick, auf die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben legten. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt sind, hat eine Art von Akademie der Gemälderestauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director gegeben, und in dem Kloster San Giovanni Paolo einen großen Saal nebst anstoßenden geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wieder hergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen, welche man in dieser Kunst gemacht hat, gesammelt und durch eine Gesellschaft aufbewahrt werden. Die Mittel und die Art jedes besondere Bild herzustellen, sind sehr verschieden, nach den verschiedenen Meistern und nach dem Zustande der Gemälde selbst. Die Mitglieder dieser Akademie haben durch vieljährige Erfahrung die mannichfaltigen Arten der Meister sich aufs genaueste bekannt gemacht, über Leinwand, Grundirung, ersten Farbenauftrag, Svelaturen, Ausmalen, Accordiren sich genau unterrichtet. Es wird der Zustand jedes Bildes vorher erst untersucht, beurtheilt und sodann überlegt, was aus demselben zu machen möglich sey.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntschaft: denn als ich in genannter Kirche das köstliche Bild Tizians, die Ermordung des Petrus Martyr,

mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen, und als sie meine besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit deutscher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen sie mich lieb, wie ich wohl sagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung beweisend.

Hätte ich jedesmal zu Hause aufgeschrieben, was ich gesehen und vernommen, so käme es uns noch zu gute; nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Fälle bemerken.

Tizian und seine Nachfahren malten wohl auch mitunter auf gemodelten Damast, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt ohne Farbgrund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farbe dem Beschauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte, und dadurch alles Stoffartige verlor. Ich erinnerte mich noch deutlich eines Christus von Tizian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuster des Damastes erkennen konnte. Trat man hinweg, so schien eine lebendige Epiderm mit allerlei beweglichen Einschnitten ins Auge zu spielen.

Ist nun an einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefressen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster darauf ab; ein solches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden soll, befestigt, und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, wird übermalt und gewinnt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

So fand ich die Männer um ein ungeheures Bild von Paolo Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Löcher gefallen waren, beschäftigt; schon sah ich die sämmtlichen gestempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfäden zusammen und aus einander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, auf der gleichfalls ausgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit besorgt, indem

diese kleinen Fetzchen aufgeklebt wurden, die, wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustandes, gesicherte Existenz und die Langmuth einer Aristokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei solchen Restaurationen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt und nur so viel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner, aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mögt ihr an ſolches Wort'
Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückſelig! wem ſie nur
Die äußre Schale weiſ't!"
Das hör' ich ſechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verſtohlen;
Sage mir tauſend tauſendmale:
Alles giebt ſie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles iſt ſie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allermeiſt
Ob du Kern oder Schale ſeyſt.

Ultimatum.

Und ſo ſag' ich zum letztenmale:
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeiſt,
Ob du Kern oder Schale ſeyſt!

„Wir kennen dich, du Schalk!
Du machſt nur Poſſen;
Vor unſrer Naſe doch
Iſt viel verſchloſſen."

Goethe's

sämmtliche Werke.

Zwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Zwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

[illegible]/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Campagne in Frankreich 1792 1

Belagerung von Mainz 1793 157

Schweizerreise im Jahre 1797 193

Reise am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815:

Sanct-Rochusfest zu Bingen 349

Im Rheingau Herbsttage 364

Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar 375

Campagne in Frankreich.

1792.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Den 23. bis 27. August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den ältern, königlich preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere, und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt unter dem Titel Kriegstheater veranstaltet.

Mittags bei ihm zur Tafel fand ich mehrere französische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte: die eine — man sagte, es sey die Geliebte des Herzogs von Orleans — eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbrannen und Haar; übrigens im Gespräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstin Monaco, entschiedene Freundin des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war nichts zu sehen als diese schlanke Blondine: jung, heiter, possenhaft; kein Mann, auf den sie's anlegte, hätte sich verwahren können. Ich beobachtete sie mit freiem Gemüth, und wunderte mich Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, so frisch und munter ihr Wesen treibend mir abermals begegnen zu sehen. Sie schien weder so gespannt noch aufgeregt, als die übrige Gesellschaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängstigung lebte. In diesen Tagen waren die Alliirten in Frankreich eingebrochen. Ob sich Longwy sogleich ergeben, ob es widerstehen werde, ob auch republicanisch französische Truppen sich zu den Alliirten gesellen und jedermann, wie es versprochen worden, sich für die gute Sache erklären und die Fortschritte erleichtern werde, das alles schwebte gerade in diesem Augenblicke in Zweifel. Couriere

wurden erwartet; die letzten hatten nur das langſame Verſchreiten der Armee und die Hinderniſſe grundloſer Wege gemeldet. Der gepreßte Wunſch dieſer Perſonen ward nur noch bänglicher, als ſie nicht verbergen konnten, daß ſie die ſchnellſte Rückkehr ins Vaterland wünſchen mußten, um von den Aſſignaten, der Erfindung ihrer Feinde, Vortheil ziehen, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann verbrachte ich mit Sömmerings, Huber, Forſters und andern Freunden zwei muntere Abende: hier fühlte ich mich ſchon wieder in vaterländiſcher Luft. Meiſt ſchon frühere Bekannte, Studiengenoſſen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hauſe — Sömmerings Gattin war eine Frankfurterin — ſämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten ſchätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Aehnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal betheuernd, was gab es da nicht für Anläſſe, Anklänge in einem natürlichen, angeborenen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wiſſenſchaft und Einſicht verlieh die heiterſte Stimmung. Von politiſchen Dingen war die Rede nicht; man fühlte, daß man ſich wechſelſeitig zu ſchonen habe: denn wenn ſie republicaniſche Geſinnungen nicht ganz verleugneten, ſo eilte ich offenbar mit einer Armee zu ziehen, die eben dieſen Geſinnungen und ihrer Wirkung ein entſchiedenes Ende machen ſollte.

Zwiſchen Mainz und Bingen erlebte ich eine Scene, die mir den Sinn des Tages alſobald weiter aufſchloß. Unſer leichtes Fuhrwerk erreichte ſchnell einen vierſpännigen, ſchwerbepackten Wagen: der ausgefahrene Hohlweg aufwärts am Berge her nöthigte uns auszuſteigen, und da fragten wir denn die ebenfalls abgeſtiegenen Schwäger, wer vor uns dahin fahre. Der Poſtillon jenes Wagens erwiederte darauf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Franzöſinnen ſeyen, die mit ihrem Papiergeld durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch umwerfen wolle, wenn ſich einigermaßen Gelegenheit fände. Wir verwieſen ihm ſeine gehäſſige Leidenſchaft, ohne ihn im mindeſten zu beſſern. Bei ſehr langſamer Fahrt trat ich hervor an den Schlag der Dame und redete ſie freundlich an, worauf ſich ein junges ſchönes, aber von ängſtlichen Zügen beſchattetes Geſicht einigermaßen erheiterte.

Sie vertraute ſogleich, daß ſie dem Gemahl nach Trier folge und von da bald möglichſt nach Frankreich zu gelangen wünſche. Da ich ihr

Ihr folget falſcher Spur,
Denkt nicht wir ſcherzen!
Iſt nicht der Kern der Natur
Menſchen im Herzen?

Die Weiſen und die Leute.

Epimenides.

Kommt Brüder! ſammelt euch im Hain,
Schon drängt das Volk, es ſtrömt herein,
Von Nord, Süd, Weſt und Oſten.
Sie möchten gern belehret ſeyn,
Doch ſoll's nicht Mühe koſten:
Ich bitt' euch, haltet euch bereit
Ihm derb den Text zu leſen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger ſollt uns heut
Zu Rede ſtehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Weſen.
Sagt! — Iſt die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit
Wo ſie noch nicht geweſen,
Das wäre Schade geweſen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir iſt's nicht leid:
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein was iſt Unendlichkeit?

nun diesen Schritt als sehr voreilig schilderte, gestand sie, daß außer der Hoffnung ihren Gemahl wieder zu finden, die Nothwendigkeit wieder von Papier zu leben sie hierzu bewege. Ferner zeigte sie ein solches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Oesterreicher und Emigrirten, daß man, wäre auch Zeit und Ort nicht hinderlich gewesen, sie schwerlich zurückgehalten hätte.

Unter diesen Gesprächen fand sich ein sonderbarer Anstoß: über den Hohlweg, worin wir befangen waren, hatte man eine hölzerne Rinne geführt, die das nöthige Wasser einer jenseits stehenden oberschlächtigen Mühle zubrachte. Man hätte denken sollen, die Höhe des Gestells wäre doch wenigstens auf einen Heuwagen berechnet gewesen. Wie dem aber auch sey, das Fuhrwerk war so unmäßig oben aufgepackt, Kistchen und Schachteln pyramidalisch über einander gethürmt, daß die Rinne dem weitern Fortkommen ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzte.

Hier ging nun erst das Fluchen und Schelten der Postillone los, die sich nun so viele Zeit aufgehalten sahen; wir aber erboten uns freundlich, halfen abpacken, und an der andern Seite des träufelnden Schlagbaumes wieder aufpacken. Die junge, gute, nach und nach entschüchterte Frau wußte nicht, wie sie sich dankbar genug benehmen sollte; zugleich aber wuchs ihre Hoffnung auf uns immer mehr und mehr. Sie schrieb den Namen ihres Mannes, und bat inständig, da wir doch früher als sie nach Trier kommen müßten, ob wir nicht am Thore den Aufenthalt des Gatten schriftlich niederzulegen geneigt wären. Bei dem besten, Willen verzweifelten wir an dem Erfolg wegen Größe der Stadt, sie aber ließ nicht von ihrer Hoffnung.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen; die Wagen hielten auf den Plätzen, die Menschen irrten auf den Straßen, das Quartieramt, von allen Seiten bestürmt, wußte kaum Rath zu schaffen. Ein solches Gewirre jedoch ist wie eine Art Lotterie, der Glückliche zieht irgend einen Gewinn: und so begegnete mir Lieutenant von Fritsch von des Herzogs Regiment, und brachte mich, nach freundlichstem Begrüßen, zu einem Canonicus, dessen großes Haus und weitläufiges Gehöfte mich und meine compendiöse Equipage freundlich und bequemlich aufnahm, wo ich denn sogleich einer genugsamen Erholung pflegte. Gedachter junge militärische Freund, von Kindheit auf mir bekannt und empfohlen, war

mit einem kleinen Commando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelaſſenen Kranken zu ſorgen, die nachziehenden Maroden, verſpätete Bagagewagen u. dergl. aufzunehmen und ſie weiter zu befördern; wobei denn auch mir ſeine Gegenwart zu gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn, als einen jungen ſtrebenden Mann, wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener hatte kaum das Nothwendigſte ausgepackt, als er ſich in der Stadt umzuſehen Urlaub erbat; ſpät kam er wieder und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hauſe. Mir war dieß ſeltſame Benehmen unerklärlich, bis das Räthſel ſich löſte: die ſchönen Franzöſinnen hatten ihn nicht ohne Antheil gelaſſen, er ſpürte ſorgfältig und hatte das Glück, ſie auf dem großen Platze mitten unter hundert Wagen haltend, an der Schachtelpyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu ſetzen wußten, warf ich in Gedanken ſogleich die ſämmtlichen Dorfhütten weg, und nun ſtand es an dem würdigſten Platze. Die Moſel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher ſich gegenüber ein anſehnliches Waſſer, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewäſſer, das Auf- und Abſteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument ſelbſt könnte man einen architektoniſch-plaſtiſch verzierten Obelisk nennen. Er ſteigt in verſchiedenen künſtleriſch über einander geſtellten Stockwerken in die Höhe, bis er ſich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert iſt und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft ſich abſchloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in dieſe Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang feſthalten, ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen das Denkmal auszumeſſen und, in ſo fern er Zeichner iſt, auch die Figuren der vier Seiten, wie ſie noch kenntlich ſind, uns überliefern und erhalten.

Wie viel traurige bildloſe Obelisken ſah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es iſt freilich ſchon aus einer ſpätern Zeit, aber man ſieht immer noch die Luſt und Liebe ſeine perſönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den

Zeugniſſen von Thätigkeit ſinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier ſtehen Eltern und Kinder gegen einander, man ſchmauſt im Familienkreiſe; aber damit der Beſchauer auch wiſſe, woher die Wohlthätigkeit komme, ziehen beladene Saumroſſe einher: Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weiſe vorgeſtellt. Denn eigentlich ſind es Kriegscommiſſarien, die ſich und den ihrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an ſolcher Stelle genugſamer Wohlſtand zu erringen ſey.

Man hatte dieſen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felſen, die architektoniſch-plaſtiſchen Gebilde herausgehauen. Die ſo manchem Jahrhunderte widerſtehende Dauer dieſes Monuments mag ſich wohl aus einer ſo gründlichen Anlage herſchreiben.

Dieſen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben: denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern, war mir das modernſte Schauſpiel bereitet. Hier fand ich das Corps Emigrirter, das aus lauter Edelleuten, meiſt Ludwigsrittern, beſtand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, ſondern beſorgten ſich ſelbſt und ihr Pferd; gar manchen habe ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten ſehen. Was aber den ſonderbarſten Contraſt mit dieſem demüthigen Beginnen hervorrief, war ein großer, mit Kutſchen und Reiſewagen aller Art überladener Wieſenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt, als wenn ſie den innern Widerſpruch ihres gegenwärtigen Zuſtandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Poſtpferde warten mußte, konnte ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich ſaß vor dem Fenſter des Poſthauſes, unfern von der Stelle wo das Käſtchen ſtand, in deſſen Einſchnitt man die unfrankirten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang habe ich nie geſehen; zu hunderten wurden ſie in die Ritze gedrückt. Das gränzenloſe Beſtreben wie man mit Leib, Seele und Geiſt in ſein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzuſtrömen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Vor Langerweile und aus Luſt Geheimniſſe zu entwickeln oder zu ſimuliren, dachte ich mir, was in dieſer Briefmenge wohl enthalten ſeyn möchte. Da glaubte ich denn eine Liebende zu ſpüren, die mit Leidenſchaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in ſolcher Trennung heftigſt

ausdrückte; einen Freund, der von dem Freunde in der äußersten Noth einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen mit Kindern und Dienstanhang, deren Casse bis auf wenige Geldstücke zusammengeschmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die das Beste hoffend sich einander Lust und Muth zusprachen; andere die schon das Unheil in der Ferne witterten, und sich über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter jammervoll beschwerten — und ich denke nicht ungeschickt gerathen zu haben.

Ueber manches klärte der Postmeister mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beschwichtigen, mich vorsätzlich zu unterhalten suchte. Er zeigte mir verschiedene Briefe mit Stempeln, aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgerückten und Verrückenden nachirren sollten. Frankreich sey an allen seinen Gränzen mit solchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen stünden eben so die französischen Heere zur Vertheidigung und zum Ausfall bereit. Er sagte manches Bedenkliche; ihm schien der Zustand der Dinge wenigstens sehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht so wüthend erwies wie andere, die nach Frankreich hineinstürmten, hielt er mich bald für einen Republicaner, und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Coblenz und Trier erlitten, und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde; von allem war er gut unterrichtet und schien nicht abgeneigt andere zu unterrichten. Zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert, es sey nun durch die Truppen geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler: zum Scheine habe man's bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des dreißigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man sich über das feindselige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: Ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren. Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unser Rücken nicht sehr gesichert sey.

Longwy, dessen Eroberung mir schon unterwegs triumphirend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27. August Nachmittags gegen das Lager von Brocourt. Auf einer Fläche geschlagen, war es zu übersehen, aber dort anzulangen nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen

hinderlich; daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten, noch irgend jemand antraf, der sich nach den Päßen erkundigt, und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüste; denn alles hatte sich verkrochen, um vor dem schrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforschten wir von einigen die Gegend, wo wir das herzoglich weimarische Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, sahen bekannte Gesichter und wurden von Leidensgenossen gar freundlich aufgenommen. Kämmerier Wagner und sein schwarzer Pudel waren die ersten Begrüßenden; beide erkannten einen vieljährigen Lebensgesellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen sollte. Zugleich erfuhr ich einen unangenehmen Verfall. Des Fürsten Leibpferd, der Amarant, war gestern nach einem gräßlichen Schrei niedergestürzt und todt geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch viel Schlimmeres gewahren und vernehmen, als der Postmeister mir vorausgesagt. Man denke sich's auf einer Ebene am Fuße eines sanft aufsteigenden Hügels, in welchem ein von Alters her gezogener Graben Wasser von Feldern und Wiesen abhalten sollte; dieser aber wurde so schnell als möglich Behälter alles Unraths, aller Abwürflinge: der Abzug stockte, gewaltige Regengüsse durchbrachen Nachts den Damm und führten das widerwärtigste Unheil unter die Zelte. Da ward nun, was die Fleischer an Eingeweiden, Knochen und sonst bei Seite geschafft, in die ohnehin feuchten und ängstlichen Schlafstellen getragen.

Mir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden: ich zog aber vor, mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt unzugänglich blieb, daß ich mich Abends mußte hinein- und Morgens wieder heraustragen lassen.

Den 28. und 29. August 1792.

So wunderlich tagte mir dießmal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe. Meine Absicht war große

wollene Decken zu kaufen und wir verfügten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Töchter hübsch und anmuthig fanden. Wir feilschten nicht viel und zahlten gut, und waren so artig als es Deutschen ohne Tournüre nur möglich ist.

Die Schicksale des Hauses während des Bombardements waren höchst wunderbar. Mehrere Granaten hinter einander fielen in das Familienzimmer; man flüchtete, die Mutter riß ein Kind aus der Wiege und floh, und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen, wo der Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen, sie hatten die Möbeln zerschlagen, am Getäfel gesengt und so war alles ohne weitern Schaden vorübergegangen; in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus derer von Longwy nicht allzu kräftig seyn mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Commandanten sehr bald genöthigt hatte die Festung zu übergeben; auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden gethan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich uns genugsam verdeutlichte. Königischgesinnte, und also unsere Freunde, welche die schnelle Uebergabe bewirkt, bedauerten, daß wir in dieses Waarengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jacobiner, der mit seiner ganzen Familie nichts tauge, so viel schönes Geld zu lösen gegeben. Gleichermaßen warnte man uns vor einem splendiden Gasthofe, und zwar so bedenklich, als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen seyn möchte; zugleich deutete man auf einen geringern als zuverlässig, wo wir uns denn auch freundlich aufgenommen und leidlich bewirthet sahen.

Nun saßen wir alte Kriegs- und Garnisonskameraden traulich und froh wieder neben und gegen einander; es waren die Officiere des Regiments, vereint mit des Herzogs Hof-, Haus- und Kanzleigenossen; man unterhielt sich von dem Nächstvergangenen, wie bedeutend und bewegt es Anfang Mai's in Aschersleben gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Besuch abgestattet, wobei des Marquis de Bouillé als eines bedeutenden und in die Operationen kräftig eingreifenden Fremden zu erwähnen nicht vergessen wurde. Sobald dem horchenden Gastwirth dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst, ob wir den Herrn kennten. Die meisten durften es bejahen, wobei er

denn viel Respect bewies und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieses würdigen thätigen Mannes aussprach, ja es wollte scheinen, als wenn wir von diesem Augenblick an besser bedient würden.

Wie wir nun alle hier Versammelten uns mit Leib und Seele einem Fürsten angehörig bekannten, der seit mehreren Regierungsjahren so große Vorzüge entwickelt und nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugethan gewesen, das er seit geraumer Zeit getrieben, sich bewähren sollte, so ward auf sein Wohl und seiner Angehörigen nach guter deutscher Weise angestoßen und getrunken; besonders aber auf des Prinzen Bernhard Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarsch Obristwachtmeister von Weyrach, als Abgeordneter des Regiments, Gevatter gestanden hatte.

Nun wußte jeder von dem Marsche selbst gar manches zu erzählen, wie man, den Harz links lassend, an Goslar vorbei nach Northeim durch Göttingen gekommen; da hörte man denn von trefflichen und schlechten Quartieren, bäurisch-unfreundlichen, gebildet-mißmuthigen, hypochondrisch-gefälligen Wirthen, von Nonnenklöstern und mancherlei Abwechselung des Weges und Wetters. Alsdann war man am östlichen Rand Westphalens her bis Coblenz gezogen, hatte mancher hübschen Frau zu gedenken, von seltsamen Geistlichen, unvermuthet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen buntscheckigen Bericht zu erstatten.

Von Coblenz aus beklagte man sich über bergige Gegenden, beschwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rückte sodann, nachdem man sich im Vergangenen kaum zerstreut, dem Wirklichen immer näher; der Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter ward als höchst unerfreulich und als würdiges Vorspiel beschrieben des Zustandes, den wir, nach dem Lager zurückkehrend, voraussehen konnten. Jedoch in solcher Gesellschaft ermuthigt sich einer am andern, und ich besonders beruhigte mich beim Anblick der köstlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich Abends in dem großen Zelte die beste Gesellschaft; sie war dort beisammen geblieben, weil man keinen Fuß heraussetzen konnte; alles war guten Muths und voller Zuversicht. Die schnelle Uebergabe von Longwy bestätigte die Zusage der Emigrirten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen seyn, und es schien sich dem großen Vorhaben nichts als die Witterung entgegen zu setzen. Haß und Verachtung des

revolutionären Frankreichs, durch die Manifeste des Herzogs von Braunschweig ausgesprochen, zeigten sich ohne Ausnahme bei Preußen, Oesterreichern und Emigrirten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft Bekanntgewordene erzählen, so ging daraus hervor, daß ein Volk auf solchen Grad verunreinigt, nicht einmal in Parteien gespalten, sondern im Innersten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitssinne der edel Verbündeten nicht widerstehen könne.

Auch hatte man schon von Kriegsthaten zu erzählen. Gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Recognosciren fünf Escadronen Husaren von Wolfrat auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen wohl geführt griffen an, und da die Gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten, Pferde, Carabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden.

Am 29. August geschah der Aufbruch aus diesen halberstarrten Erd- und Wasserwogen, langsam und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Monturen und sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurecht legen und ausbreiten können!

Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Abmarsch zuwendeten, gab uns frisches Vertrauen. Auf das strengste war alles Fuhrwerk ohne Ausnahme hinter die Colonne beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt eine Chaise vor seinem Zug hergehen zu lassen; da ich denn das Glück hatte, im leichten offenen Wägelchen die Hauptarmee für dießmal anzuführen. Beide Häupter, der König sowohl als der Herzog von Braunschweig, mit ihrem Gefolge hatten sich da postirt, wo alles an ihnen vorbei mußte. Ich sah sie von weitem, und als wir herankamen, ritten Ihro Majestät an mein Wägelein heran und fragten in Ihro lakonischen Art wem das Fuhrwerk gehöre? Ich antwortete laut: Herzog von Weimar! und wir zogen vorwärts. Nicht leicht ist jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden.

Weiter hin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas besser. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal mit einander

abwechselten, gab es besonders für die zu Pferde noch trockene Räume genug, um sich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine, und so ging es freier und lustiger fort; das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee, wir konnten also immer voraus seyn und der lästigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marsch verließ die Hauptstraße, wir kamen über Arancy, worauf uns denn Chatillon l'Abbaye, als erstes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in halb abgebrochenen und zerstörten Mauern zur Seite liegen blieb.

Nun aber sahen wir über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sey? welche wohl im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe? Unbeantwortete Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hierbei noch ernstern Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer so ganz frank und frei in ein Land hineinreiten sah, wo nicht unwahrscheinlich in jedem Gebüsch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir gestehen, daß gerade das kühne persönliche Hingeben von jeher den Sieg errang und die Herrschaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel schien die Sonne sehr heiß; das Fuhrwerk in grundlosem Boden fand ein schweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufhalt, hie und da ermattete Füsiliere, die sich schon nicht mehr fortschleppen konnten. Man hörte die Kanonade von Thionville und wünschte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon. Ein liebliche Waldwiese nahm uns auf: der Schatten erfrischte schon, zum Küchfeuer war Gestrüpp genug bereit, ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich

mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unsern Reitern den andern, die eben ganz gelassen an ihrem Zeuge putzten: Wer ist denn der, der sich so mausig macht? Ich weiß nicht, versetzte der andere, aber er hat Recht.

Also kamen nun Preußen und Oesterreicher und ein Theil von Frankreich auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie das? Sie konnten es in eigenem Namen thun: der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs XVI: sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Commandirende unterzeichnete, derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte: Ludwig XVI sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Scene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen, von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden: Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Heerden unter Regimenter und Compagnien vertheilte, den Besitzern hingegen, ganz höflich, auf Ludwig XVI gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden, so gestehe ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragödien allein haben so einfach-tief Ergreifendes.

Den 30. August bis 2. September 1792.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer, und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich.

Parmenides.

Wie kannſt du ſo dich quälen!
Geh' in dich ſelbſt! Entbehrſt du drin
Unendlichkeit in Geiſt und Sinn,
So iſt dir nicht zu helfen! —

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu helfen!
Der Denker denkt vom Hut zum Schuh
Und ihm geräth, in Blitzes Nu,
Das Was, das Wie, das Beſte.

Die Leute.

Hauſ't wirklich eine Seel' in mir?

Simmermus.

Das frage deine Gäſte. —
Denn, ſiehſt du, ich geſtehe dir:
Das artige Weſen, das, entzückt,
Sich ſelbſt und andre gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.

Kann ſich von dir nicht trennen.
Es kommt auf dich, du Körper, an!
Haſt du dir leiblich wohlgethan,
Wird ſie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was iſt der ſogenannte Geiſt?

Cleobulus.

Was man ſo Geiſt gewöhnlich heißt
Antwortet, aber fragt nicht.

Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die wohl reitten so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann schon über die mittlern Jahre, schien unsere Ankunft nicht gern zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen: alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig vertheilt; sie rückten einzeln vor in gewissen Entfernungen, und alles begab sich in der größten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungsvoll. So waren wir Hügel auf Hügel ab über Mangienne, Damvillers, Wauwille und Orment gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zufuhren, die nächste Umgebung zu untersuchen. Sie brachten auch wirklich einen schwarzhaarigen bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein schlechtes Terzerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Weinberg verscheuche und niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeister schien, bei stiller Ueberlegung, diesen Fall mit seinen gemessenen Ordres zusammen zu halten und entließ den betrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl so eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter; wir unterhielten uns über die Vorkommenheiten und über manches was zu erwarten seyn möchte. Nun ist zu bemerken, daß unsere kleine Gesellschaft, wie sie sich den Husaren aufgedrungen hatte, zufällig zusammen gekommen aus den verschiedensten Elementen bestand; meistens waren es geradsinnige, jeder nach seiner Weise dem Augenblick gewidmete Menschen. Einen jedoch muß ich besonders auszeichnen, einen ernsten, sehr achtbaren Mann, von der Art wie sie zu jener Zeit unter den preußischen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr ästhetisch als philosophisch gebildet, ernst mit einem gewissen hypochondrischen Zuge, still in sich gekehrt und zum Wohlthun mit zarter Leidenschaft aufgelegt.

Als wir so weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine so seltsame als angenehme Erscheinung, die eine allgemeine Theilnahme erregte. Zwei Husaren brachten ein einspänniges zweiräderiges Wägelchen den Berg herauf, und als wir uns erkundigten, was unter der übergespannten Leinwand wohl befindlich seyn möchte, so fand sich ein Knabe von etwa zwölf

Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderschönes Mädchen oder Weibchen, das sich aus der Ecke hervorbeugte, um die vielen Reiter anzusehen, die ihren zweiräderigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Theilnahme, aber die eigentlich thätige Wirkung für die Schöne mußten wir unserm empfindenden Freund überlassen, der von dem Augenblick an als er das bedürftige Fuhrwerk näher betrachtet, sich zur Rettung unaufhaltsam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umständen, und es fand sich, daß die junge Person in Samognieux wohnhaft, dem bevorstehenden Bedrängniß seitwärts zu entfernteren Freunden auszuweichen Willens, sich eben der Gefahr in den Rachen geflüchtet habe; wie in solchen ängstlichen Fällen der Mensch wähnt, es sey überall besser als da wo er ist. Einstimmig ward ihr nun auf das freundlichste begreiflich gemacht, daß sie zurückkehren müsse. Auch unser Anführer, der Rittmeister, der zuerst eine Spionerei hier wittern wollte, ließ sich endlich durch die herzliche Rhetorik des sittlichen Mannes überreden; der sie denn auch, zwei Husaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einigermaßen getröstet zurückbrachte, woselbst sie uns, die wir in bester Ordnung und Mannszucht bald nachher durchzogen, auf einem Mäuerchen unter den Ihrigen stehend, freundlich und, weil das erste Abenteuer so gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es giebt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Credit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager diesseits Verdun wird aufgeschlagen, und man zählt auf einige Tage Rast.

Den 31. Morgens war ich im Schlafwagen, gewiß der trockensten, wärmsten und erfreulichsten Lagerstätte, halb erwacht, als ich etwas an den Ledervorhängen rauschen hörte und bei Eröffnung derselben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen unerwarteten Fremden vorstellte. Ich erkannte sogleich den abenteuerlichen Grothus, der, seine Parteigängerrolle auch hier zu spielen nicht abgeneigt, angelangt war, um den bedenklichen Auftrag der Aufforderung Verduns zu übernehmen. In Gefolg dessen war er gekommen unsern fürstlichen Anführer um einen Stabstrompeter zu ersuchen, welcher, einer solchen besondern Auszeichnung sich

erfreuend, alsobald zu dem Geschäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das heiterste und Grothhus eilte zu seinem Geschäft; worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte sich, wie er, den Trompeter voraus, den Husaren hinterdrein, die Fahrstraße hinabgeritten, die Verdunner aber als Sansculotten, das Völkerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn kanonirt; wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befestigt und immer heftiger zu blasen befohlen; wie er von einem Commando eingeholt und mit verbundenen Augen allein in die Festung geführt, alldort schöne Reden gehalten, aber nichts bewirkt und was dergleichen mehr war, wodurch man denn, nach Weltart, den geleisteten Dienst zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu verkümmern wußte.

Als nun die Festung, wie natürlich, auf die erste Forderung sich zu ergeben abgeschlagen, mußte man mit Anstalten zum Bombardement vorschreiten. Der Tag ging hin; indessen besorgte ich noch ein kleines Geschäft, dessen gute Folgen sich mir bis auf den heutigen Tag erstrecken. In Mainz hatte mich Herr von Stein mit dem Jäger'schen Atlas versorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nächstkünftigen Kriegsschauplatz in mehreren Blättern darstellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigste, in dessen Bezirk ich bei Longwy hereingetreten war, und da unter des Herzogs Leuten sich gerade ein Boßler befand, so ward es zerschnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich so bedeutenden Tage.

Nach solchen Vorbereitungen zu künftigem Nutzen und augenblicklicher Bequemlichkeit sah ich mich um auf der Wiese, wo wir lagerten und von wo sich die Zelte bis auf die Hügel erstreckten. Auf dem großen grünen ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauspiel meine Aufmerksamkeit an sich: eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt, und hantirten etwas innerhalb desselben. Bei näherer Untersuchung fand ich sie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der von dem reinsten Quellwasser gefüllt, eben etwa dreißig Fuß im Durchmesser haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fischchen, nach denen die Kriegsleute angelten, wozu sie das Geräth neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebracht hatten. Das Wasser war das klarste von der Welt und die Jagd lustig genug anzusehen. Ich hatte jedoch nicht lange diesem Spiele zugeschaut, als ich

bemerkte, daß die Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Im ersten Augenblick hielt ich diese Erscheinung für Wechselfarben der beweglichen Körperchen, doch bald eröffnete sich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die schönsten prismatischen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegengehoben, zeigte sich an dem von mir abstehenden Rande die Blau- und Violettfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem solchen subjectiven Versuche, das Phänomen und die Farben erschienen, bezüglich auf mich, immer dieselbigen.

Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt, machte mir's die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weßhalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten. Ich verschaffte mir noch einige Scherbenstücke, die ich hineinwarf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erscheinung unter der Oberfläche des Wassers sehr bald anfing, beim Hinabsinken immer zunahm, und zuletzt ein kleiner weißer Körper, ganz übersärbt, in Gestalt eines Flämmchens am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich, daß Agricola schon dieser Erscheinung gedacht und sie unter die feurigen Phänomene zu rechnen sich bewogen gesehen.

Nach Tische ritten wir auf den Hügel, der unsern Zelten die Ansicht von Verdun verbarg: wir fanden die Lage der Stadt, als einer solchen, sehr angenehm von Wiesen, Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln; als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgesetzt. Der Nachmittag ging hin mit Errichtung der Batterien, da die Stadt sich zu ergeben geweigert hatte. Mit guten Ferngläsern beschauten wir indessen die Stadt und konnten ganz genau erkennen, was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging, mancherlei Volk, das sich hin und her bewegte, und besonders an einem Fleck sehr thätig zu seyn schien.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, sowohl von der Batterie auf unserm rechten Ufer als von einer andern auf dem linken, welche näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Diese geschwänzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelassen

durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Ferngläser, dorthin gerichtet, gestatteten uns auch dieses Unheil im Einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menschen erkennen, die sich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu thun eifrig bemühten, wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gesparre bemerken und unterscheiden. Dieses alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsägliche, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geäußert wurden. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich: ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß XIII. der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln, welche herauszusenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen Gesprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst, womit ich mich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert als ich, anstatt von Tragödien und Romanen zu vermelden, aufgeregt durch die heutige Refractionserscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Production ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerkugeln im mindesten stören zu lassen. Der Fürst verlangte, daß ich ihm faßlich machen sollte, wie ich in dieses Feld gerathen. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu besonderem Nutzen und Frommen.

Bei einem solchen Manne bedurfte es nicht vieler Worte um ihn zu überzeugen, daß ein Naturfreund, der sein Leben gewöhnlich im Freien, es sey nun im Garten, auf der Jagd, reisend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde die Natur im Großen zu betrachten und sich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmosphärische Luft, Dünste, Regen, Wasser und Erde uns immerfort abwechselnde Farbenerscheinungen, und zwar unter so verschiedenen Bedingungen und Umständen, daß man wünschen müsse, solche bestimmter kennen zu lernen, sie zu sondern, unter gewisse Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtschaft auszuforschen. Hierdurch gewinne

man nun in jedem Fach neue Anſichten, unterſchieden von der Lehre der Schule und von gedruckten Ueberlieferungen. Unſere Altväter hätten, begabt mit großer Sinnlichkeit, vortrefflich geſehen, jedoch ihre Beobachtungen nicht fort-, noch durchgeſetzt; am wenigſten ſey ihnen gelungen die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten Raſen hin und her gingen; ich ſetzte, aufgeregt durch Fragen und Einreden, meine Lehre fort, als die Kälte des einbrechenden Morgens uns an ein Bivouac der Oeſterreicher trieb, welches, die ganze Nacht unterhalten, einen ungeheuern wohlthätigen Kohlenkreis darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erſt ſeit zwei Jahren beſchäftigte, und die alſo noch in einer friſchen unreifen Gährung begriffen war, hätte ich kaum wiſſen können, ob der Fürſt mir auch zugehört, wenn er nicht einſichtige Worte dazwiſchen geſprochen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung gegönnt hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geſchäfts- und Weltleuten, die ſich gar vielerlei aus dem Stegreife müſſen vortragen laſſen, und deßhalb immer auf ihrer Hut ſind, um nicht hintergangen zu werden, viel beſſer auch in wiſſenſchaftlichen Dingen zu handeln iſt, weil ſie den Geiſt frei halten und dem Referenten aufpaſſen, ohne weiteres Intereſſe als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was ſie gelernt und gelehrt haben, und worüber ſie mit ihres Gleichen übereingekommen ſind. An die Stelle des Gegenſtandes ſetzt ſich ein Wortcredo, bei welchem denn ſo gut zu verharren iſt als bei irgend einem andern.

Der Morgen war friſch, aber trocken; wir gingen, theils gebraten, theils erſtarrt, wieder auf und ab, und ſahen an den Weinbergsmauern ſich auf einmal etwas regen. Es war ein Picket Jäger, das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchſe und Torniſter wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorſtädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrſcheinlichen Tod entgegengehend, ſangen ſie ſehr libertine Lieder, in dieſer Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen ſie die Stätte, als ich auf der Mauer, an der ſie geruht, ein ſehr auffallendes geologiſches Phänomen zu bemerken glaubte: ich ſah auf dem von Kalkſtein errichteten weißen Mäuerchen ein Geſims von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaſpis, und war höchlich

betreffen, wie mitten in diesen Kalkflözen eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich bemerkte, daß es das Innere von verschimmeltem Brod sey, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden.

Hier gab es nun sogleich Gelegenheit, von der, seitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden; welche freilich ein kriegendes Heer mit panischen Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speise, sondern auch das selbstgebackene Brod verdächtig wird, dessen innerer, schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den 1. September früh um acht Uhr, als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, gerade im Angesichte dieses größten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer gerade in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammenkam, so hielten jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige, pfeifend schmetternde Ton hinter mir herfauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere physische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel weit hinter der auseinander gestiebenen Menge noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit großem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte furchtbar zu seyn; niemand war getroffen, und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweitenmal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese benutzten auch wir,

uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiſen, wobei ich denn nicht unterließ mehrmals zu der unterrichtenden Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und beſonnener anſtellen konnte; denn das Waſſer war rein ausgeſiſcht und hatte ſich vollkommen klar und ruhig geſetzt, um das Spiel der niederſinkenden Flämmchen nach Luſt zu wiederholen, und ich befand mich in der angenehmſten Gemüthsſtimmung. Einige Unglücksfälle verſetzten uns wieder bald in Kriegszuſtand. Ein Officier von der Artillerie ſuchte ſein Pferd zu tränken; der Waſſermangel in der Gegend war allgemein; meine Quelle, an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug: er begab ſich nach der nahe fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer verſank; das Pferd hatte ſich gerettet, ihn trug man todt vorbei.

Kurz darauf ſah und hörte man eine ſtarke Exploſion im öſterreichiſchen Lager, an dem Hügel, zu dem wir hinaufſehen konnten; Knall und Dampf wiederholte ſich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war durch Unvorſichtigkeit Feuer entſtanden, das höchſte Gefahr drohte; es theilte ſich ſchon gefüllten Bomben mit, und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge geſtillt durch rühmliche That kaiſerlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieſer Tag hin. Am andern Morgen ergab ſich die Stadt und ward in Beſitz genommen; ſogleich aber ſollte uns ein republicaniſcher Charakterzug begegnen. Der Commandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerſchaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerſtört ſah, konnte die Uebergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathhaus in voller Sitzung ſeine Zuſtimmung gegeben hatte, zog er ein Piſtol hervor und erſchoß ſich, um abermals ein Beiſpiel höchſter patriotiſcher Aufopferung darzuſtellen.

Nach dieſer ſo ſchnellen Eroberung von Verdun zweifelte niemand mehr, daß wir bald darüber hinausgelangen, und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Wein beſtens erholen ſollten. Ich ließ daher ungeſäumt die Jäger'ſchen Karten, welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerſchneiden und ſorgfältig aufziehen, auch auf die Rückſeite weißes Papier kleben, wie ich es ſchon bei der erſten gethan, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

Den 3. September 1792.

Früh hatte ſich eine Geſellſchaft zuſammengefunden, nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anſchloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anſtalten, die auf einen längern Widerſtand hindeuteten: das Straßenpflaſter war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuſer angehäuft; das feuchte Wetter machte deßhalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir beſuchten aber ſogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beſte Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch, und verſorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer Namens Baume humain, welcher, weniger ſüß aber ſtärker, ganz beſonders exquickte. Auch die Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in ſaubern cylindriſchen Dosen, wurden nicht abgewieſen. Bei ſo vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelaſſenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kiſtchen wurden gepackt; gefällige, wohlwollende Couriere, das bisherige Kriegsglück in Deutſchland zu melden beauftragt, waren geneigt ſich mit einigem Gepäck dieſer Art zu belaſten, wodurch ſie denn die Freundinnen zu Hauſe in höchſter Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geiſt und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die theilweiſe verletzte und verwüſtete Stadt beſchauten, waren wir veranlaßt die Bemerkung zu wiederholen, daß bei ſolchem Unglück, welches der Menſch dem Menſchen bereitet, wie bei dem was die Natur uns zuſchickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günſtige Vorſehung hinzudeuten ſcheinen. Der untere Stock eines Eckhauſes auf dem Markte ließ einen von vielen Fenſtern wohl erleuchteten Fayenceladen ſehen; man machte uns aufmerkſam, daß eine Bombe, von dem Platz aufſchlagend, an den ſchwachen ſteinernen Thürpfoſten des Ladens gefahren, von demſelben aber wieder abgewieſen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpfoſten war wirklich beſchädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Verfechters gethan: die Glanzfülle des oberflächlichen Porzellans ſtand in wiederſpiegelnder Herrlichkeit hinter den waſſerhellen wohlgeputzten Fenſtern.

Mittags am Wirthstiſche wurden wir mit guten Schöpſenkeulen und Wein von Bar tractirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande ſelbſt aufſuchen und genießen muß. Nun iſt aber an ſolchen Tiſchen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Meſſer noch Gabel

erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieſer Landesart unterrichtet, hatten wir ſchon ſolche Beſtecke angeſchafft, die man dort, flach und zierlich gearbeitet, zu kaufen findet. Muntere reſolute Mädchen warteten auf, nach derſelben Art und Weiſe, wie ſie vor einigen Tagen ihrer Garniſon noch aufgewartet hatten.

Bei der Beſitznehmung von Verdun ereignete ſich jedoch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, großes Aufſehen erregte und allgemeine Theilnahme heranrief. Die Preußen zogen ein, und es fiel aus der franzöſiſchen Volksmaſſe ein Flintenſchuß, der niemand verletzte, deſſen Wageſtück aber ein franzöſiſcher Grenadier nicht verläugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, habe ich ihn ſelbſt geſehen: es war ein ſehr ſchöner, wohlgebildeter junger Mann, feſten Blicks und ruhigen Betragens. Bis ſein Schickſal entſchieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächſt an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er ſetzte ſich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überſchlug er ſich rückwärts in die Tiefe, und ward nur todt aus dem Waſſer herausgebracht.

Dieſe zweite heroiſche, ahnungsvolle That erregte leidenſchaftlichen Haß bei den friſch Eingewanderten, und ich hörte ſonſt verſtändige Perſonen behaupten, man möchte weder dieſem noch dem Commandanten ein ehrlich Begräbniß geſtatten. Freilich hatte man ſich andere Geſinnungen verſprochen, und noch ſah man nicht die geringſte Bewegung unter den fränkiſchen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden: vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihro Majeſtät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrauteſten jedoch riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, dieſe wünſchenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und ſie zutraulich zu koſten. Dieſe reizenden Kinder ſchienen auch unſern jungen Officieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß diejenigen, die das Glück gehabt dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen ſprechen und rühmen.

Aber auch für ſolidere Genüſſe war geſorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden ſich die beſten und reichlichſten Vorräthe in

Die Leute.

Erkläre mir was glücklich heißt?

Crates.

Das nackte Kind das zagt nicht;
Mit seinem Pfennig springt es fort,
Und kennt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Bäckers Laden.

Die Leute.

Sprich! wer Unsterblichkeit beweis't?

Aristipp.

Den rechten Lebensfaden
Spinnt einer, der lebt und leben läßt,
Er drille zu, er zwirne fest,
Der liebe Gott wird weisen.

Die Leute.

Ist's besser thörig oder klug?

Demokrit.

Das läßt sich auch begreifen.
Hält sich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weise.

Die Leute.

Herrscht Zufall bloß und Augentrug?

Epikur.

Ich bleib' in meinem Gleise.
Den Zufall bändige zum Glück,
Ergötz' am Augentrug den Blick;
Hast Nutz und Spaß von beiden.

Die Leute.

Ist unsre Willensfreiheit Lug?

Zeno.

Es kommt drauf an zu wagen.
Nur halte deinen Willen fest,

der Feſtung, und man eilte, vielleicht nur zu ſehr, ſich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleiſch, mit Reiß und Linſen und andern guten und nothwendigen Dingen nicht haushältiſch genug verfahre, welches in unſerer Lage bedenklich ſchien. Luſtig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffenſammlung aller Art ganz gelaſſen geplündert ward. In ein Kloſter hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei ſeltſame Dinge gebracht, womit der Menſch, der ſich zu wehren Luſt hat, den Gegner abhält oder wohl gar erlegt.

Mit jener ſanften Plünderung aber verhielt es ſich folgendermaßen. Als nach eingenommener Stadt die hohen Militärperſonen ſich von den Vorräthen aller Art zu überzeugen gedachten, begaben ſie ſich ebenfalls in dieſe Waffenſammlung, und indem ſie ſolche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anſpruch nahmen, fanden ſie manches Beſondere, welches dem Einzelnen zu beſitzen nicht unangenehm wäre, und niemand war leicht mit Muſterung dieſer Waffen beſchäftigt, der nicht auch für ſich etwas herausgemuſtert hätte. Dieß ging nun durch alle Grade durch, bis dieſer Schatz zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Nun gab jedermann der angeſtellten Wache ein kleines Trinkgeld, um ſich dieſe Sammlung zu beſehen, und nahm dabei etwas mit heraus, was ihm anſtehen mochte. Mein Diener erbeutete auf dieſe Weiſe einen flachen hohen Stock, der, mit Bindfaden ſtark und geſchickt umwunden, dem erſten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; ſeine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt: auch enthielt er eine ſehr breite, wohl vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kräftige Fauſt Wunder gethan hätte.

So zwiſchen Ordnung und Unordnung, zwiſchen Erhalten und Verderben, zwiſchen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin; und dieß mag es wohl ſeyn, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man ſpielt den Kühnen, Zerſtörenden, dann wieder den Sanften, Beſtehenden; man gewöhnt ſich an Phraſen, mitten in dem verzweifeltſten Zuſtand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entſteht nun eine Art von Heuchelei, die einen beſondern Charakter hat, und ſich von der pfäffiſchen, heſſiſchen, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, ganz eigen unterſcheidet.

Einer merkwürdigen Perſon aber muß ich noch gedenken, die ich, zwar nur in der Entfernung, hinter Gefängnißgittern geſehen: es war der

Poſtmeiſter von St. Ménéhould, der ſich ungeſchickterweiſe von den Preußen hatte fangen laſſen. Er ſcheute keineswegs die Blicke der Neugierigen und ſchien bei ſeinem ungewiſſen Schickſal ganz ruhig. Die Emigrirten behaupteten, er habe tauſend Tode verdient, und hetzten deßhalb an den oberſten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen iſt, daß ſie in dieſem wie in andern Fällen, ſich mit geziemender hoher Ruhe und anſtändigem Gleichmuth betragen.

Den 4. September 1792.

Die viele Geſellſchaft, die ab und zu ging, belebte unſere Zelte den ganzen Tag: man hörte vieles erzählen, vieles bereden und beurtheilen; die Lage der Dinge that ſich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man ſo ſchnell als möglich nach Paris vordringen müſſe. Die Feſtungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert ſich zur Seite gelaſſen, und ſchien von der in dortiger Gegend ſtehenden Armee wenig zu befürchten.

Lafayette, auf welchem das Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genöthigt geweſen aus der Sache zu ſcheiden; er ſah ſich gedrängt zum Feinde überzugehen und ward als Feind behandelt. Dumouriez, wenn er auch ſonſt als Miniſter Einſicht in Militärangelegenheiten bewieſen hatte, war durch keinen Feldzug berühmt, und aus der Kanzlei zum Oberbefehl der Armee befördert, ſchien er auch nur jene Inconſequenz und Verlegenheit des Augenblicks zu beweiſen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfälle von der Hälfte des Auguſts aus Paris, wo dem braunſchweigiſchen Manifeſt zum Trotze der König gefangen genommen, abgeſetzt und als Miſſethäter behandelt wurde. Was aber für die nächſten Kriegsoperationen höchſt bedenklich ſey, ward am umſtändlichſten beſprochen.

Der waldbewachſene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nöthigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unſere Bewegung auf. Man ſprach viel von den Isletten, dem bedeutenden Paß zwiſchen Verdun und St. Ménéhould. Warum er nicht beſetzt werde, beſetzt worden ſey, darüber konnte man ſich nicht vereinigen. Die Emigrirten ſollten ihn einen Augenblick überrumpelt haben, ohne ihn halten zu können. Die abziehende Beſatzung von

Longwy hatte ſich, ſo viel wußte man, dorthin gezogen; auch Dumouriez ſchickte, während wir uns auf dem Marſch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beſchäftigten, Truppen querüber durchs Land, um dieſen Poſten zu verſtärken und den rechten Flügel ſeiner Poſition hinter Grandprée zu decken, und ſo den Preußen, Oeſterreichern und Emigrirten ein zweites Thermopylä entgegen zu ſtellen.

Man geſtand ſich einander die höchſt ungünſtige Lage und mußte ſich in die Anſtalten fügen, wonach die Armee, welche unaufhaltſam gerade vorwärts hätte dringen ſollen, die Aire hinabziehen ſollte, um ſich an den verſchanzten Bergſchluchten auf gut Glück zu verſuchen; wobei noch für höchſt vortheilhaft galt, daß Clermont den Franzoſen entriſſen und von Heſſen beſetzt ſey, welche, gegen die Isletten operirend, ſie wo nicht wegnehmen, doch beunruhigen konnten.

Den 6. bis 10. September 1792.

In dieſem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu ſtehen: das Hauptquartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunſchweig, Regrets genannt, gab zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß. An den erſten Ort gelangte ich ſelbſt durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment ſollte bei Jardin Fontaine zu ſtehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas. Zum Thore fuhren wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines unbekannten Regiments einſchwärzten und von ihm fortſchleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man ſich zu weit entferne; auch hätten wir nicht einmal bei dem ſchmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben unwiederbringlich zu verfahren. Wir ſchauten rechts und links, ohne zu entdecken: wir fragten eben ſo und erhielten keinen Beſcheid: denn alle waren fremd wie wir und aufs verdrießlichſte von dem Zuſtand angegriffen. Endlich auf eine ſanfte Höhe gelangt, ſah ich links unten in einem Thal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm ſeyn mochte, einen hübſchen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, wohin glücklicherweiſe ein ſanfter grüner Rain uns bequem hinunter zu bringen verſprach. Ich ließ um ſo eher aus der ſchrecklichen Fahrleiſe hinabwärts ausbiegen, als ich unten Officiere und Reitknechte hin und wieder ſprengen, Packwagen und Chaiſen aufgefahren ſah; ich vermuthete eins der Hauptquartiere und

so fand sich's: es war Glorieux, der Aufenthalt des Königs. Aber auch da war mein Fragen, wo Jardin Fontaine liege, ganz umsonst. Endlich begegnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben, der sich mir früher freundlich erwiesen hatte: dieser gab mir den Bescheid, ich solle den von allem Fuhrwerk freien Dorfweg im Thale bis nach der Stadt verfolgen, vor derselben aber links durchzudringen suchen, und ich würde Jardin Fontaine gar bald entdecken.

Beides gelang mir, und ich fand auch unsere Zelte aufgeschlagen, aber im schrecklichsten Zustande: man sah sich in grundlosen Koth versenkt: die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerrissen eine nach der andern, und die Leinwand schlug dem über Kopf und Schulter zusammen, der darunter sein Heil zu suchen gedachte. Eine Zeit lang hatte man's ertragen, doch fiel zuletzt der Entschluß dahin aus, das Oertchen selbst zu beziehen. Wir fanden in einem wohl eingerichteten Haus und Hof einen guten neckischen Mann als Besitzer, der ehemals Koch in Deutschland gewesen war; mit Munterkeit nahm er uns auf, im Erdgeschoß fanden sich schöne heitere Zimmer, gutes Kamin und was sonst nur erquicklich seyn konnte.

Das Gefolge des Herzogs von Weimar ward aus der fürstlichen Küche versorgt; unser Wirth verlangte jedoch dringend, ich solle nur ein einzigesmal von seiner Kunst etwas kosten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchst wohlschmeckendes Gastmahl, das mir aber sehr übel bekam, so daß ich wohl auch an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig genug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüsseln erst recht schmackhaft geworden, der auf mich aber, selbst in der geringsten Dosis, höchst gewaltsame Wirkung auszuüben pflegte. Das Uebel war bald vorbei und ich hielt mich nach wie vor desto lieber an die deutsche Küche, so lange sie auch nur das mindeste leisten konnte.

Als es zum Abschied ging, überreichte der gutgelaunte Wirth meinem Diener einen vorher versprochenen Brief nach Paris an eine Schwester, die er besonders empfehlen wolle; fügte jedoch nach einigem Hin- und Wiederreden gutmüthig hinzu: Du wirst wohl nicht hinkommen.

Den 11. September 1792.

Wir wurden also, nach einigen Tagen gütlicher Pflege, wieder in das schrecklichste Wetter hinausgestoßen; unser Weg ging auf dem

Gebirgsrücken hin, der, die Gewässer der Maas und Aire scheidend, beide nach Norden zu fließen nöthigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malancour, wo wir leere Keller und Küchen wirthlos fanden, und schon zufrieden waren unter Dach, auf trockener Bank, eine spärliche mitgebrachte Nahrung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen selbst gefiel mir; sie zeugte von einem stillen häuslichen Behagen: alles war einfach naturgemäß, dem unmittelbarsten Bedürfniß genügend. Dieß hatten wir gestört, dieß zerstörten wir; denn aus der Nachbarschaft erscholl ein Angstruf gegen Plünderer, worauf wir denn, hinzueilend, nicht ohne Gefahr dem Unfug für den Augenblick steuerten. Auffallend genug dabei war, daß die armen unbekleideten Verbrecher, denen wir Mäntel und Hemden entrissen, uns der härtesten Grausamkeit anklagten, daß wir ihnen nicht vergönnen wollten auf Kosten der Feinde ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eigenern Vorwurf sollten wir erleben. In unser erstes Quartier zurückgekehrt, fanden wir einen vornehmen, uns sonst schon bekannten Emigrirten. Er ward freundlich begrüßt, und verschmähte nicht frugale Bissen; allein man konnte ihm eine innere Bewegung anmerken, er hatte etwas auf dem Herzen, dem er durch Ausrufungen Luft zu machen suchte. Als wir nun, früherer Bekanntschaft gemäß, einiges Vertrauen in ihm zu erwecken suchten, so beschrie er die Grausamkeit, welche der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe. Erstaunt, fast bestürzt, verlangten wir nähere Erklärung. Da erfuhren wir nun, der König habe beim Ausmarsch von Glorieux, ungeachtet des schrecklichsten Regens keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die königlichen Prinzen ebenfalls sich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten versagen müssen; unser Marquis aber habe diese allerhöchsten Personen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anschauen können, ja er hätte, wenn es nütze gewesen wäre, sein Leben daran gewendet, sie in einem trockenen Wagen dahinziehen zu sehen, sie, auf deren Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweise gewohnt seyen.

Wir hatten freilich darauf nichts zu erwiedern; denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröstlich werden, daß der Krieg, als ein Verlust, alle Menschen gleich mache, allen Besitz aufhebe und selbst die höchste Persönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe.

Den 12. September 1792.

Den andern Morgen aber entſchloß ich mich, in Betracht ſo hoher Beiſpiele, meine leichte, und doch mit vier requirirten Pferden beſpannte Chaiſe unter dem Schutz des zuverläſſigen Kämmerier Wagner zu laſſen, welchem die Equipage und das ſo nöthige baare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich ſchwang mich mit einigen guten Geſellen zu Pferde, und ſo begaben wir uns auf den Weg nach Landres. Wir fanden auf Mitte Wegs Wellen und Reiſig eines abgeſchlagenen Birkenhölzchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald überwand, und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugſam, ſehr ſchnell zum beſten gab. Aber die ſchöne Anſtalt einer Regimentstafel war ſchon geſtört: Tiſche, Stühle und Bänke ſah man nicht nachkommen; man behalf ſich ſtehend, vielleicht angelehnt, ſo gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; ſo campirten wir unfern Landres, gerade Grandprée gegenüber, wußten aber gar wohl, wie ſtark und vortheilhaft der Paß beſetzt ſey. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windſtoß; die Zeltdecke gewährte wenig Schutz.

Glückſelig aber der, dem eine höhere Leidenſchaft den Buſen füllte! Die Farbenerſcheinung der Quelle hatte mich dieſe Tage her nicht einen Augenblick verlaſſen; ich überdachte ſie hin und wieder, um ſie zu bequemen Verſuchen zu erheben. Da dictirte ich an Vogel, der ſich auch hier als treuen Kanzleigefährten erwies, ins gebrochene Concept, und zeichnete nachher die Figuren daneben. Dieſe Papiere beſitze ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters, und als Zeugniß eines treuen Forſchens auf eingeſchlagenem bedenklichem Pfad. Den Vortheil aber hat der Weg zum Wahren, daß man ſich unſicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.

Das Wetter verſchlimmerte ſich und ward in der Nacht ſo arg, daß man es für das höchſte Glück ſchätzen mußte, ſie unter der Decke des Regimentswagens zuzubringen. Wie ſchrecklich war da der Zuſtand, wenn man bedachte, daß man im Angeſicht des Feindes gelagert ſey und befürchten mußte, daß er aus ſeinen Berg- und Waldverſchanzungen irgendwo hervorzubrechen Luſt haben könne.

Den 13. bis 17. September 1792.

Den 13. traf der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeschlossen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein: er hatte eine schreckliche Nacht verlebt, war nach tausend andern Hindernissen im Finstern von der Armee abgekommen, verführt durch schlaf- und weintrunkene Knechte eines Generals, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf, und vermutheten die Franzosen ganz nahe. Von allerlei Alarm geängstigt, verlassen von Pferden, die aus der Schwemme nicht zurückkehrten, wußte er sich denn doch so zu richten und zu schicken, daß er von dem unseligen Dorfe loskam, und wir uns zuletzt mit allem mobilen Hab' und Gut wieder zusammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung: man hörte auf unserm rechten Flügel stark kanoniren, und sagte sich: General Clerfayt sey aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sey. Man wußte daselbst noch nichts genau, als daß General Clerfayt mit den Franzosen handgemein seyn müsse. Ich traf auf den Major von Weyrach, der sich, aus Ungeduld und Langerweile, so eben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn, und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Officier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Officier verlangte, daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von ferne sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte, und sodann umkehrend eben so schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab; man

konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ ſich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, ſo daß mehrere Schüſſe fielen, indem wir unſern Weg verfolgten. Ich hatte den Officier manchmal angeſehen, der zwiſchen ſeiner Pflicht und zwiſchen dem Reſpect vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit ſchwankte. Er glaubte wohl, in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu leſen, ritt auf mich zu und ſagte: Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, ſo erſuchen Sie ihn zurückzugehen; er ſetzt mich der größten Verantwortung aus: ich habe den ſtrengſten Befehl meinen angewieſenen Poſten nicht zu verlaſſen, und es iſt nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandprée in einer feſten Stellung gelagert iſt. Kehrt der Prinz nicht um, ſo iſt in kurzem die ganze Vorpoſtenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen ſoll, und der erſte Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld. Ich ritt an den Prinzen heran und ſagte: Man erzeigt mir ſo eben die Ehre mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen; deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte. Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig geweſen wäre: denn er ſah ſelbſt alles vor ſich, und war freundlich genug, mit einigen guten Worten ſogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verſchwanden und zu ſchießen aufhörten. Der Officier dankte mir aufs verbindlichſte, und man ſieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen iſt.

Nach und nach klärte ſich's auf. Die Stellung Dumouriez' bei Grandprée war höchſt feſt und vortheilhaft: daß er auf ſeinem rechten Flügel nicht anzugreifen ſey, wußte man wohl; auf ſeiner linken waren zwei bedeutende Päſſe, la Croix aux Bois und le Chesne le populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Officier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachſenen oder nachläſſigen. Die Oeſterreicher griffen an: bei der erſten Attacke blieb Prinz von Ligne, der Sohn, ſodann aber gelang es, man überwältigte den Poſten, und der große Plan Dumouriez' war zerſtört; er mußte ſeine Stellung verlaſſen, und ſich die Aisne hinaufwärts ziehen, und preußiſche Huſaren konnten durch den Paß dringen und jenſeits des Argonner Waldes nachſetzen. Sie verbreiteten einen ſolchen paniſchen Schrecken über das franzöſiſche Heer, daß zehntauſend Mann vor fünfhundert flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und

wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chamborand besonders hervorthat und den Unsrigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche, ohnehin nur gewissermaßen auf Recognosciren ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht läugneten einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich getheilt, mir aber als einem Kanzleimann kamen die Papiere zu gute, worunter ich einige ältere Befehle Lafayette's und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am meisten überraschte, war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen, und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom 3. September mir drohend zurief: **Les Prussiens pourront venir à Paris, mais ils n'en sortiront pas.** Alle hielt man denn doch in Paris für möglich, wir konnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die obern Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns: wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend, und sah in einem freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandpré auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkte, wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu vereinden, deren Gewässer, immer dem Sonnenuntergang zu, durch Vermittlung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit Fürst Reuß und andern diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage; man hätte einen van der Meulen gewünscht, um solchen Zug zu verewigen: alles

war heiter, munter, voller Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab geschossen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften, und so ging es zwischen freund- und feindseligem Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandprée hinter uns lassend, an und über die Aisne, und lagerten bei Vaux les Mouron; hier waren wir nun in der verrufenen Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungsmittel genug für Menschen und Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroschen, noch weniger genugsame Mühlen; Oefen zum Backen waren auch selten, und so fing es wirklich an, sich einem tantalischen Zustande zu nähern.

Den 18. September 1792.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen, versammelte sich eine große Gesellschaft, die überhaupt wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittagskaffee, zusammenfügte; sie bestand aus wunderlichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, alles bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer sämmtlich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rath gezogen und also desto mehr bemüht auszusinnen was beschlossen seyn, was geschehen könnte.

Dumouriez, als er den Paß von Grandprée nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinaufgezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von St. Ménéhould, die Fronte gegen Frankreich gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten unerobert Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte.

Und gehſt du auch zu Grund zuletzt,
So hat's nicht viel zu ſagen.

Die Leute.

Kam ich als böſe ſchon zur Welt?

Pelagius.

Man muß dich wohl ertragen.
Du brachteſt aus der Mutter Schooß
Fürwahr ein unerträglich Loos:
Gar ungeſchickt zu fragen.

Die Leute.

Iſt Bekrungstrieb uns zugeſellt?

Plato.

Wär' Bekrung nicht die Luſt der Welt,
So würdeſt du nicht fragen.
Mit dir verſuch' erſt umzugehn,
Und kannſt du dich nicht ſelbſt verſtehn,
So quäl' nicht andre Leute.

Die Leute.

Doch herrſchen Eigennutz und Geld!

Epictet.

Laß ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So ſag', was uns mit Recht gefällt,
Eh wir auf immer ſcheiden?

Die Weiſen.

Mein erſt Geſetz iſt in der Welt,
Die Frager zu vermeiden.

Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen sich vorwärts zu erholen. Die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons bemächtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich, wo es auch sey; man glaubte sie schon gewonnen zu haben.

Den 18. bis 22. September 1792.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den 19. beordert wurden auf Massiges unsern Zug zu richten, die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieses Wasser sowohl als das Waldgebirg, näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Nun erholte man sich unterwegs von solchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zufälligkeiten und Ereignissen eine heitere Theilnahme schenkte; ein wundersames Phänomen zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Man hatte, um mehrere Colonnen neben einander fortzuschieben, die eine querfeldein über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder ins Thal sollte, einen steilen Abhang gefunden; dieser ward nun alsobald, so gut es gehen wollte, abgeböscht, doch blieb er immer noch schroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und spiegelte sich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und sah jenen blinkenden Waffenfluß glänzend heranziehen; überraschend aber war es als die Colonne an den steilen Abhang gelangte, wo sich die bisher geschlossenen Glieder sprungweise trennten, und jeder Einzelne, so gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen suchte. Diese Unordnung gab völlig den Begriff eines Wasserfalls: eine Unzahl durch einander hin und wieder blinkender Bajonette bezeichneten die lebhafteste Bewegung. Und als nun unten am Fuße sich alles wieder gleich in Reihe und Glied ordnete und so wie sie eben angekommen, nun wieder im Thale fortzogen, ward die Vorstellung eines Flusses immer lebhafter; auch war diese Erscheinung um so angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begünstigt wurde, deren Werth man in solchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erst recht schätzen lernte.

Nachmittags gelangten wir endlich nach Massiges, nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgesteckt, und wir bezogen den für

ums bestimmten Raum. Schon waren Pfähle geschlagen, die Pferde dran gebunden, Feuer angezündet, und der Küchenwagen that sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht Statt haben: denn es sey die Nachricht angekommen, das französische Heer ziehe sich von St. Ménéhould auf Chalons; der König wolle sie nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm das, was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatze, auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sey der Herzog von Weimar und der General Heymann mit eben den Husaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück, und versicherten, es sey nicht die geringste Bewegung zu bemerken; auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten.

Die Anregung aber war einmal gegeben, und der Befehl lautete, die Armee solle vorrücken, jedoch ohne das mindeste Gepäck: alles Fuhrwerk sollte bis Maisen Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft was zu thun sey, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen sorgfältigen Bedienten, und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sey, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sey immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Officieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leibschwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur immer besser befestigt werden könne.

Der Weg war das kleine Wasser die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft in aller Stille zu marschiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von fünfzigtausend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein; weder Mond noch Sterne

leuchtete am Himmel, es pfiff ein wüster Wind; die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes.

Indem man neben der Colonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Officieren, die hin und wieder sprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschennigen, bald zu retardiren. Man besprach sich, man hielt stille, man versammelte sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammengefunden; man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und räsonnirte: das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brod, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Rehbraten und Sardellensalat; da das alles aber unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichsten Weinen, und ein so vollkommenes Gastmahl war beisammen, daß endlich einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte, und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegensatze des größten Mangels ganz unerträglich schalt. Man verlor sich aus einander, und der Einzelne war nicht besser daran als alle zusammen.

So gelangten wir bis Somme Tourbe, wo man Halt machte: der König war in einem Gasthofe abgetreten, vor dessen Thüre der Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß; es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürst Feldmarschall tadelte einigemale persönlich, daß man die Flamme allzu stark auflodern lasse; wir besprachen uns darüber, und niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Geheimniß geblieben sey.

Ich war zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen wie ich wollte, alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen. Indem ich so umherforschte, gaben mir die Emigrirten ein klugs Küchenschauspiel: sie saßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschenhaufen, in den sich mancher Weinstab knisternd mochte aufgelöst haben; klüglich und schnell hatten sie sich aller Eier des Dorfes bemächtigt, und es sah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhaufen neben einander aufrecht standen, und eins nach dem andern zu rechter Zeit schlürfbar herausgehoben wurde. Ich kannte niemand von den edlen Küchengesellen; unbekannt mochte ich sie nicht ansprechen; als

mir aber so eben ein lieber Bekannter begegnete, der so gut wie ich an Hunger und Durst litt, fiel mir eine Kriegslist ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militärischen Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man beim Fouragiren um die Dörfer und in denselben geradezu tölpisch verfahre; die ersten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten, die folgenden fanden immer weniger, und was verloren ging, kam niemand zu gute. Ich hatte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch verfahren, und wenn die Menge von vorn hereindringe, sich von der Gegenseite nach einigem Bedürfniß umsehen müsse. Dieß konnte nun hier kaum der Fall seyn, denn alles war überschwemmt; aber das Dorf zog sich sehr in die Länge und zwar seitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gasse mit hinunter zu gehen. Aus dem vorletzten Hause kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben sey. Wir sahen durch die Fenster, da saßen ein paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigstens auf einer Bank unter Dach zu sitzen; wir begrüßten sie als Kameraden, und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Wiederreden verlangten sie, wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen wohlbestellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst secretirt, uns jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüssel hervor, und nach verschiedenen weggeräumten Hindernissen fand sich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgestiegen, fanden wir nun mehrere etwa zweieimerige Fässer auf dem Lager; was uns aber mehr interessirte, verschiedene Abtheilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gutmüthige Kamerad, der sie schon durchprobirt hatte, an die beste Sorte wies. Ich nahm zwischen die ausgespreizten Finger jeder Hand zwei Flaschen, zog sie unter den Mantel, mein Freund deßgleichen, und so schritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine schwere starke Egge, setzte mich darauf und schob unter dem Mantel meine Flaschen zwischen die Zacken herein. Nach einiger Zeit brachte ich eine Flasche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich sogleich den Mitgenuß anbot. Sie thaten gute Züge, der letzte bescheiden, da er wohl

merkte, er laſſe mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flaſche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die ſich's abermals wohl ſchmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flaſche jedoch laut über den Hexenmeiſter aufſchrien; und es war, in dieſer traurigen Lage, eine auf alle Weiſe willkommener Scherz.

Unter den vielen Perſonen, deren Geſtalt und Geſicht im Kreiſe vom Feuer erleuchtet war, erblickte ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert mich hier zu ſehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalia folgend, aufgewartet hatte, wo er als franzöſiſcher Geſandter reſidirend ſich höchſt angelegen ſeyn ließ, dieſer trefflichen Fürſtin den dortigen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Wechſelſeitiger Verwunderungsausruf, Freude des Wiederſehens und Erinnerung erheiterten dieſen ernſten Augenblick. Zur Sprache kam ſeine prächtige Wohnung am großen Canal: es ward gerühmt, wie wir daſelbſt in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feſte, gerade im Geſchmack und Sinn dieſer Natur und Kunſt, Heiterkeit und Anſtand in Verbindung liebenden Dame, ſie und die Ihrigen auf vielfache Weiſe erfreute, auch ſie durch ſeinen Einfluß manches andere für Fremde ſonſt verſchloſſene Gute genießen laſſen.

Wie ſehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: Schweigen wir von dieſen Dingen! Jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir, und ſchon damals als ich meine edlen Gäſte mit ſcheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen: ich ſah die Folgen voraus deſſen, was in meinem Vaterlande verging. Ich bewunderte Ihre Sorgloſigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorſtehende Gefahr nicht ahnten; ich bereitete mich im ſtillen zu Veränderung meines Zuſtandes. Bald nachher mußte ich meinen ehrenvollen Poſten und das werthe Venedig verlaſſen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführt hat.

Das Geheimnißvolle, das man dieſem Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieſer Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein ſchon dämmerte der Tag und mit demſelben ſtrich ein Sprühregen daher; es war ſchon völlig hell als wir

uns in Bewegung ſetzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leibſchwadron, als der vorderſten der ganzen Colonne, Huſaren mit, die den Weg unſerer Beſtimmung kennen ſollten. Nun ging es, mitunter im ſcharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Buſch und Baum; nur in der Entfernung links ſah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen ſchlug uns heftiger ins Geſicht: bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die ſehr ſchön gewachſen und wohl unterhalten unſere Richtung quer durchſchnitt. Es war die Chauſſee von Chalons auf St. Ménéhould, der Weg von Paris nach Deutſchland; man führte uns darüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldigen Gegend gelagert und aufmarſchirt geſehen; nicht weniger ließ ſich bemerken, daß neue Truppen ankamen: es war Kellermann, der ſich ſo eben mit Dumouriez vereinigte, um deſſen linken Flügel zu bilden. Die Unſrigen brannten vor Begierde, auf die Franzoſen loszugehen: Officiere wie Gemeine hegten den glühenden Wunſch, der Feldherr möge in dieſem Augenblick angreifen; auch unſer heftiges Vordringen ſchien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte ſich zu vortheilhaft geſtellt und nun begann die Kanonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltſamkeit jedoch man nicht beſchreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chauſſee weit hinter uns, wir ſtürmten immerfort gegen Weſten zu, als auf einmal ein Adjutant geſprengt kam, der uns zurückbeorderte; man hatte uns zu weit geführt und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chauſſee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geſchah, und ſo machten wir Fronte gegen das Vorwerk la Lune, welches auf der Höhe etwa eine Viertelſtunde vor uns, an der Chauſſee zu ſehen war. Unſer Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte ſo eben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht; wir erhielten Ordre im Schutz derſelben vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirrmeiſter, ausgeſtreckt, als das erſte Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getroſt weiter, wir ſahen das Vorwerk näher; die dabei aufgeſtellte Batterie feuerte tüchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer ſeltſamen Lage: Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen wo ſie herkommen

konnten; wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie, und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Fronte und hatte den wunderbarsten Anblick: die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Escadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tosten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fluthender Bewegung. Ein sonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In dem ersten Gliede der Escadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt: sein anmuthiges Gesicht brachte mir, seltsam genug aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und ich mußte an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl zurück- und hinabzugehen: es geschah von den sämmtlichen Kavallerieregimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit; nur ein einziges Pferd von Lottum ward getödtet, da wir übrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraschung und Erstaunen uns erholt hatten, löste sich das Räthsel: wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden, und an der andern Seite der Chaussee in einer Schlucht herunter gegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten; feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unsern Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend, hier unten im Schauer sey es doch besser.

Wenn man aber nachher mit Augen sah, wie eine solche reitende Batterie sich durch die schrecklaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, so hatte man abermals den bedenklichen Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten.

Indessen dauerte die Kanonade immer fort. Kellermann hatte einen

gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und so blieb alles eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser, der nach Paris deutete.

Diese Hauptstadt also hatten wir im Rücken, das französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, demjenigen höchst apprehensiv, der eine genaue Karte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studirte.

Doch das augenblickliche Bedürfniß behauptet sein Recht selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Brodkarren, die von Chalons nach der Armee gehen sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte, zwischen Paris und St. Ménéhould postirt zu seyn, so konnten die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brod etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzose erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung, mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren. Auch noch zu einer andern Vorsicht fand ich Gelegenheit: ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls diesen Husaren eine tüchtige wollene Decke abgehandelt; ich bot ihm die Uebereinkunft an, mir sie auf drei Nächte, jede Nacht für acht Groschen, zu überlassen, wogegen er sie am Tage verwahren sollte. Er hielt dieses Bedingniß für sehr vortheilhaft; die Decke hatte ihm einen Gulden gekostet und nach kurzer Zeit erhielt er sie mit Profit ja wieder. Ich aber konnte auch zufrieden seyn: meine köstlichen wollenen Hüllen von Longwy waren mit der Bagage zurückgeblieben, und nun hatte ich doch bei allem Mangel von Dach und Fach außer meinem Mantel noch einen zweiten Schutz gewonnen.

Alles dieses ging unter anhaltender Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuern Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen, völlig als wäre es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags Ein

Uhr, nach einiger Pauſe, war es am gewaltſamſten, die Erde bebte im ganz eigentlichſten Sinne, und doch ſah man in den Stellungen nicht die mindeſte Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden ſollte.

Ich hatte ſo viel vom Kanonenfieber gehört und wünſchte zu wiſſen, wie es eigentlich damit beſchaffen ſey. Langeweile und ein Geiſt den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich ganz gelaſſen nach dem Vorwerk la Lune hinaufzureiten. Dieſes war wieder von den Unſrigen beſetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die zerſchoſſenen Dächer, die herumgeſtreuten Weizenbündel, die darauf hie und da ausgeſtreckten tödtlich Verwundeten und dazwiſchen noch manchmal eine Kanonenkugel, die ſich herüber verirrend in den Ueberreſten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir ſelbſt gelaſſen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzoſen überſchauen; ſie ſtanden amphitheatraliſch in größter Ruhe und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Geſellſchaft: es waren bekannte Officiere vom Generalſtabe und vom Regimente, höchſt verwundert mich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit ſich zurücknehmen; ich ſprach ihnen aber von beſondern Abſichten, und ſie überließen mich ohne weiteres meinem bekannten wunderlichen Eigenſinn.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberſpielten; der Ton iſt wunderſam genug, als wär' er zuſammengeſetzt aus dem Brummen des Kreiſels, dem Butteln des Waſſers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinſchlug, blieb ſie ſtecken, und ſo ward mein thörichter Verſuchsritt wenigſtens vor der Gefahr des Ricochetirens geſichert.

Unter dieſen Umſtänden konnte ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf, und doch würde ſich die Empfindung nur gleichniſsweiſe mittheilen laſſen. Es ſchien, als wäre man an einem ſehr heißen Orte, und zugleich von derſelben Hitze völlig durchdrungen, ſo daß man ſich mit demſelben Element, in welchem man ſich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit; aber es iſt doch, als wenn die Welt einen gewiſſen traumröthlichen Ton hätte, der den Zuſtand ſo wie die Gegenſtände noch apprehenſiver macht. Von Bewegung des Blutes habe

ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Gluth verschlungen zu seyn. Hieraus erhellt nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indessen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache an diesen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswerth, daß alle jene Gluth sogleich erloschen und nicht das mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sey. Es gehört übrigens dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerthen; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen: unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen; unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück, und es war eben als wenn nichts gewesen wäre. Die größte Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzupfeifen, ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet werden; die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke — denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt —; dießmal sagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seyd dabei gewesen.

In diesen Augenblicken, wo niemand nichts zu essen hatte, reclamirte ich einen Bissen Brod von dem heute früh erworbenen; auch war von dem gestern reichlich verspendeten Weine noch der Inhalt eines Branntweinfläschchens übrig geblieben, und ich mußte daher auf die gestern am Feuer so kühn gespielte Rolle des willkommenen Wunderthäters völlig Verzicht thun.

Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon

Chineſiſch-Deutſche
Jahres- und Tages-Zeiten.

wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Himmel, auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam, nach so langem Wachen, Gemüths- und Leibesbewegung, der Schlaf sich anmeldend, als die Nacht hereindüsterte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es jemand einfiel, man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hierzu machte man gleich Anstalt und es wurden mehrere Gräber ausgehauen, wozu die reitende Artillerie Geräthschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst verschmähte nicht eine solche voreilige Bestattung.

Hier verlangte ich nun gegen Erlegung von acht Groschen die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mantel noch oben drüber, ohne von dessen Feuchtigkeit viel zu empfinden. Ulyß kann unter seinem auf ähnliche Weise erwerkenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbstgenügen geruht haben.

Alle diese Bereitungen waren wider den Willen des Obersten geschehen, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel gegenüber hinter einem Busche die Franzosen eine Batterie stehen hatten, mit der sie uns im Ernste begraben und nach Belieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windstillen Ort und unsere weislich ersonnene Bequemlichkeit nicht aufgeben, und es war dieß nicht das letztemal, wo ich bemerkte, daß man, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht scheue.

Den 21. September waren die wechselseitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh; denn man ward sich in einer beschämenden hoffnungslosen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuern Amphitheaters fanden wir uns aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche, Bäche, Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Diesseits standen wir, völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber eben so wenig situirt zum Angriff: man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Torfhütten und Gärten die heiterseitigen Husaren herumtrieben und mit Spiegelfechten bald vor- bald rückwärts, eine Stunde nach der andern, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten. Aber aus all dem Hin- und Herfahren, dem Hin- und Wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der Unsrigen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde.

Dieß war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hülflosen Zustand trauriger und fürchterlicher.

So schlaglustig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sey, da selbst der Muthigste, Leidenschaftlichste nach weniger Ueberlegung sagen mußte, ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt seyn. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man ehrenthalben dieselbe Stellung behauptete, wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen; zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen. Nun hatten wir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den nahen Untergang unserer Dienerschaft und Habseligkeiten.

Das Waldgebirg Argonne von St. Ménéhould bis Grandprée war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten, muthwilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Secretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg; denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam escortirt. Nun beängstete sie ein blinder Lärm nach dem andern und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Späterhin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit, die französischen Truppen seyen schon den Gebirgswald herab, auf dem Wege gewesen sich der sämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des Generals Kalkreuth ein großes Ansehen, indem er versicherte, er habe durch glückliche Lügen von starker Bedeckung, von reitenden Batterien und dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl möglich! Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thun, oder gethan!

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers, und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt. Das alles zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chocolade bestimmt sey, davon er glücklicherweise einen Vorrath mitgebracht hatte;

ja was mehr iſt, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde ſchöpfen ſehen, um einen unerträglichen Durſt zu ſtillen. Man kaufte das Brod von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewohnt, etwas zuſammenſparten, um ſich am Branntwein zu erquicken, wenn derſelbe wieder zu haben wäre.

Den 22. September hörte man, die Generale Manſtein und Heymann ſeyen nach Dampière in das Hauptquartier von Kellermann, wo ſich auch Dumouriez einfinden ſollte. Es war von Auswechſeln der Gefangenen, von Verſorgung der Kranken und Bleſſirten zum Schein die Rede; im Ganzen hoffte man aber mitten im Unglück eine Umkehr der Dinge zu bewirken. Seit dem 10. Auguſt war der König von Frankreich gefangen; gränzenloſe Mordthaten waren im September geſchehen. Man wußte, daß Dumouriez für den König und die Conſtitution geſinnt geweſen; er mußte alſo ſeines eigenen Heils, ſeiner Sicherheit willen die gegenwärtigen Zuſtände bekämpfen, und eine große Begebenheit wäre es geworden, wenn er ſich mit den Alliirten alliirt und ſo auf Paris losgegangen wäre.

Seit der Ankunft der Equipage fand ſich die Umgebung des Herzogs von Weimar um vieles gebeſſert; denn man mußte dem Kämmerier, dem Koch und andern Hausbeamten das Zeugniß geben, daß ſie niemals ohne Vorrath geweſen, und ſelbſt in dem größten Mangel immer für etwas warme Speiſe geſorgt. Hierdurch erquickt, ritt ich umher mich mit der Gegend nur einigermaßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; dieſe flachen Hügel hatten keinen Charakter: kein Gegenſtand zeichnete ſich vor andern aus. Mich doch zu orientiren, forſchte ich nach der langen und hochaufgewachſenen Pappelallee, die geſtern ſo auffallend geweſen war, und da ich ſie nicht entdecken konnte, glaubte ich mich weit verirrt, allein bei näherer Aufmerkſamkeit fand ich, daß ſie niedergehauen, weggeſchleppt und wohl ſchon verbrannt ſey.

An den Stellen wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menſchen lagen unbegraben, und die ſchwer verwundeten Thiere konnten nicht erſterben. Ich ſah ein Pferd, das ſich in ſeinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen hatte, und ſo unſelig dahinhinkte.

Im Nachhauſereiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhle ſitzen, den man aus einem untern Torfe heraufgeſchafft; zugleich ſchleppten einige ſeiner Leute einen ſchweren, verſchloſſenen Küchenſchrank herbei; ſie verſicherten, es klappere darin, ſie

hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein ſtark beleidtes Kochbuch und nun, indeſſen der geſpaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köſtlichſten Küchenrecepte vor, und ſo ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung geſteigert.

Den 24. September 1792.

Erheitert einigermaßen wurde das ſchlimmſte Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillſtand geſchloſſen ſey und daß man alſo wenigſtens die Ausſicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieſes gedieh nur zum halben Troſt, da man bald vernahm, es ſey eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorpoſten Frieden halten ſollten, wobei nicht unbenommen bleibe die Kriegsoperationen außer dieſer Berührung nach Gutdünken fortzuſetzen. Dieſes war eigentlich zu Gunſten der Franzoſen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns beſſer einſchließen konnten, wir aber in der Mitte mußten ſtill halten und in unſerm ſtockenden Zuſtand verweilen. Die Vorpoſten aber ergriffen dieſe Erlaubniß mit Vergnügen; zuerſt kamen ſie überein, daß welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Geſicht ſchlage, der ſolle das Recht haben ſich umzukehren und, in ſeinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts befürchten. Es kam weiter: die Franzoſen hatten immer noch etwas weniges zur Nahrung, indeß den Deutſchen alles abging; jene theilten daher einiges mit, und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden ſogar mit Freundlichkeit von franzöſiſcher Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutſchen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündigt war: die Franzoſen ahmten das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gaſtfreundſchaft, und ob ſich ſchon bei ihnen mehr Volk, als ſie von oben herein regieren konnten, auf die Beine gemacht hatte, ſo geſchah dieſer Aufruf, wenigſtens in dieſem Augenblick, mehr um den Gegentheil zu ſchwächen, als ſich ſelbſt zu ſtärken.

Als Leidensgenoſſen bedauerte ich auch in dieſer Zeit zwei hübſche Knaben von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Sie hatten, als Requirirte, mit vier ſchwachen Pferden meine leichte Chaiſe bis hierher kaum durchgeſchleppt, und litten ſtill, mehr für ihre Thiere als für ſich; doch war

ihnen ſo wenig als uns allen zu helfen. Da ſie um meinetwillen jedes Unheil ausſtanden, fühlte ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen, und wollte jenes erhandelte Commißbrod redlich mit ihnen theilen; allein ſie lehnten es ab und verſicherten, dergleichen könnten ſie nicht eſſen, und als ich fragte, was ſie denn gewöhnlich genöſſen, verſetzten ſie: Du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière. Da nun bei ihner alles gut und bei uns alles ſchlimm war, verzieh ich ihnen gern, daß ſie mit Zurücklaſſung ihrer Pferde ſich bald darauf davon machten. Sie hatten übrigens manches Unheil ausgeſtanden, ich glaube aber, daß eigentlich das dargebotene Commißbrod ſie zu dem letzten entſcheidenden Schritt, als ein furchtbares Geſpenſt, bewogen habe. Weiß und ſchwarz Brod iſt eigentlich das Schibolet, das Feldgeſchrei zwiſchen Deutſchen und Franzoſen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt laſſen. Wir kamen freilich zur ungünſtigſten Jahrszeit in ein von der Natur nicht geſegnetes Land, das aber denn doch ſeine wenigen, arbeitſamen, ordnungsliebenden, genügſamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine ſolche freilich geringſchätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut, mit Ziegeln gedeckt ſind die Häuſer, und überall hinreichende Thätigkeit. Auch iſt die eigentlich ſchlimme Landſtrecke höchſtens vier bis ſechs Stunden breit, und hat ſowohl an dem Argonner Waldgebirge her, als gegen Rheims und Chalons zu, ſchon wieder günſtigere Gelegenheit. Kinder, die man in dem erſten beſten Dorfe aufgegriffen hatte, ſprachen mit Zufriedenheit von ihrer Nahrung, und ich durfte mich nur des Kellers zu Somme-Tourbe und des weißen Brodes, das uns ganz friſch von Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, ſo ſchien es doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und Ungeziefer zu Hauſe ſeyn müſſe.

Den 21. September 1792.

Daß während des Stillſtandes die Franzoſen von ihrer Seite thätig ſeyn würden, konnte man vermuthen und erfahren. Sie ſuchten die verlorene Communication mit Chalons wieder herzuſtellen, und die Emigrirten in unſerem Rücken zu verdrängen, oder vielmehr an uns heranzudrängen;

doch augenblicklich ward für uns das Schädlichste, daß sie sowohl vom Argonner Waldgebirge als von Sedan und Montmedy her uns die Zufuhr erschweren, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26. September 1792.

Da man mich als auf mancherlei aufmerksam kannte, so brachte man alles, was irgend sonderbar scheinen mochte, herbei; unter anderem legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten, doch war das Wunderliche daran, sie auf ihrer ganzen Oberfläche in krystallisirten Pyramiden endigen zu sehen. Kugeln waren jenes Tages genug verschossen worden, daß sich eine gar wohl hierüber komte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypotheſen, wie das Metall beim Gusse oder nachher sich zu dieser Gestalt bestimmt hätte; durch einen Zufall ward ich hierüber aufgeklärt. Nach einer kurzen Abwesenheit, wieder in mein Zelt zurückkehrend, fragte ich nach der Kugel; sie wollte sich nicht finden. Als ich darauf bestand, beichtete man, sie sey, nachdem man allerlei an ihr probirt, zersprungen. Ich forderte die Stücke und fand zu meiner großen Verwunderung eine Krystallisation, die, von der Mitte ausgehend, sich strahlig gegen die Oberfläche erweiterte. Es war Schwefelkies, der sich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben. Diese Entdeckung führte weiter, dergleichen Schwefelkiese fanden sich mehr, obschon kleiner, in Kugel- und Nierenform, auch in andern weniger regelmäßigen Gestalten, durchaus aber darin gleich, daß sie nirgends angesessen hatten, und daß ihre Krystallisation sich immer auf eine gewisse Mitte bezog; auch waren sie nicht abgerundet, sondern völlig frisch und deutlich krystallinisch abgeschlossen. Sollten sie sich wohl in dem Boden selbst erzeugt haben, und findet man dergleichen mehr auf Ackerfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Gegend aufmerksam: die schöne Kreide, die sich überall vorfand, schien durchaus von einigem Werth. Es ist wahr, der Soldat durfte nur ein Kochloch aufhauen, so traf er auf die klarste weiße Kreide, die er zu seinem blanken und glatten Putz sonst so nöthig hatte. Da ging wirklich ein Armeebefehl aus, der Soldat solle sich mit dieser hier umsonst zu habenden nothwendigen Waare so viel als möglich versehen. Dieß gab nun freilich zu einigem Spott Gelegenheit: mitten in den furchtbarsten Koth versenkt, sollte man sich mit

Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen; wo man nach Brod seufzte, sich mit Staub zufrieden stellen. Auch stutzten die Officiere nicht wenig, als sie im Hauptquartier übel angelassen wurden, weil sie nicht so reinlich, so zierlich wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erschienen. Die Obern konnten nicht helfen; so sollten sie, meinte man, auch nicht schelten.

Den 27. September 1792.

Eine etwas wunderliche Vorsichtsmaßregel, dem dringenden Hunger zu begegnen, ward gleichfalls bei der Armee publicirt: man solle die vorhandenen Gerstengarben so gut als möglich auskliepfen, die gewonnenen Körner in heißem Wasser so lange sieden bis sie aufplatzen, und durch diese Speise die Befriedigung des Hungers versuchen.

Unserer nächsten Umgebung war jedoch eine bessere Beihülfe zugedacht. Man sah in der Ferne zwei Wagen festgefahren, denen man, weil sie Proviant und andere Bedürfnisse geladen hatten, gern zu Hülfe kam. Stallmeister von Seebach schickte sogleich Pferde dorthin; man brachte sie los, führte sie aber auch sogleich des Herzogs Regiment zu; sie protestirten dagegen, als zur österreichischen Armee bestimmt, wohin auch wirklich ihre Pässe lauteten. Allein man hatte sich einmal ihrer angenommen; um den Zudrang zu verhüten und sie zugleich festzuhalten, gab man ihnen Wache, und da sie auch von uns bezahlt erhielten was sie forderten, so mußten sie auch bei uns ihre eigentliche Bestimmung finden.

Eilig drängten sich zu allererst die Haushofmeister, Köche und ihre Gehülfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, von Schinken und andern guten Dingen Besitz. Der Zulauf vermehrte sich; die größere Menge schrie nach Tabak, der denn auch um theuren Preis häufig ausgegeben wurde. Die Wagen aber waren so umringt, daß sich zuletzt niemand mehr nähern konnte; deswegen mich unsere Leute und Reiter anriefen und auf das dringendste baten ihnen zu diesem nothwendigsten aller Bedürfnisse zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen, und erstieg sogleich, um mich nicht im Gedränge zu verweilen, den nächsten Wagen; dort verpackte ich mich für gutes Geld mit Tabak, was nur meine Taschen fassen wollten und ward, als ich wieder herab und spendend ins Freie gelangte, für den größten Wohlthäter gepriesen, der sich jemals der leidenden Menschheit

erbarmt hatte. Auch Branntwein war angelangt; man versah sich damit und bezahlte die Bouteille gern mit einem Laubthaler.

Sowohl im Hauptquartiere selbst, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen denen, die von dort herkamen, erkundigte man sich nach der Lage der Dinge; sie konnte nicht bedenklicher seyn. Von dem Unheil, das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erschien zuletzt als Wahrheit überschwenglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Absetzung dessen schon zur Sprache gekommen; der Haß des Königthums überhaupt gewann immer mehr Breite, ja schon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Proceß würde eingeleitet werden. Unsere unmittelbaren kriegerischen Gegner hatten sich eine Communication mit Chalons wieder eröffnet; dort befand sich Luckner, der die von Paris anströmenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden sollte; aber diese, in den gräßlichen ersten Septembertagen durch die reißend fließenden Blutströme aus der Hauptstadt ausgewandert, brachten Lust zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beispiel des Pariser Gräuelvolks ersahen sie sich willkürliche Schlachtopfer, um ihnen, wie sich's fände, Autorität, Besitz, oder wohl das Leben zu rauben. Man durfte sie nur undisciplinirt loslassen, so machten sie uns den Garaus.

Die Emigrirten waren an uns heran gedrückt worden, und man erzählte noch von gar manchem Unheil, das im Rücken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von Rheims sollen sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgeräth und wildergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß, auch diese möchten auf uns losbrechen.

Von solchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt in Gegenwart von bedeutenden Kriegsobersten gesprochen; jeder brachte seine Nachricht, seine Vermuthung, seine Sorge als Beitrag in diesen rathlosen Rath, denn es schien durchaus nur ein Wunder uns retten zu können. Ich aber dachte in diesem Augenblick, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen, denen es noch schlimmer gegangen; da fühlte ich mich getrieben, wo nicht zur Erheiterung, doch zur Ableitung, aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf seinem Kreuzzuge, will zuerst den Sultan von Aegypten demüthigen; denn von diesem hängt gegenwärtig das gelobte Land ab.

Damiette fällt ohne Belagerung den Christen in die Hände. Angefeuert von seinem Bruder Graf Artois, unternimmt der König einen Zug das rechte Nilufer hinauf, nach Babylon-Caire. Es glückt einen Graben auszufüllen, der Wasser vom Nil empfängt. Die Armee zieht hinüber. Aber nun findet sie sich geklemmt zwischen dem Nil, dessen Haupt- und Nebencanälen; dagegen die Saracenen auf beiden Ufern des Flusses glücklich postirt sind. Ueber die größern Wasserleitungen zu setzen wird schwierig. Man baut Blockhäuser gegen die Blockhäuser der Feinde; diese aber haben den Vortheil des griechischen Feuers. Sie beschädigen damit die hölzernen Bollwerke, Bauten und Menschen. Was hilft den Christen ihre entschiedene Schlachtordnung, immerfort von den Saracenen gereizt, geneckt, angegriffen, theilweise in Scharmützel verwickelt. Einzelne Wagnisse, Faustkämpfe sind bedeutend, herzerhebend, aber die Helden, der König selbst wird abgeschnitten. Zwar brechen die Tapfersten durch, aber die Verwirrung wächst. Der Graf von Artois ist in Gefahr; zu dessen Rettung wagt der König alles. Der Bruder ist schon todt, das Unheil steigt aufs äußerste. An diesem heißen Tage kommt alles darauf an, eine Brücke über ein Seitenwasser zu vertheidigen, um die Saracenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den wenigen da postirten Kriegsleuten wird auf alle Weise zugesetzt, mit Geschütz von den Soldaten, mit Steinen und Koth durch Trefstuben. Mitten in diesem Unheil spricht der Graf von Soissons zum Ritter Joinville scherzend: Seneschall, laßt das Hundepack bellen und blöcken; bei Gottesthron! — so pflegte er zu schwören — von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen.

Man lächelte, nahm das Omen gut auf, besprach sich über mögliche Fälle, besonders hob man die Ursachen hervor, warum die Franzosen uns eher schonen als verderben müßten: der lange ungetrübte Stillstand, das bisherige zurückhaltende Betragen gaben einige Hoffnung. Diese zu beleben, wagte ich noch einen historischen Vortrag und erinnerte mit Vorzeigung der Specialkarten, daß zwei Meilen von uns nach Westen das verrufene Teufelsfeld gelegen sey, bis wohin Attila König der Hunnen mit seinen ungeheuern Heereshaufen im Jahr 451 gelangte, dort aber von den burgundischen Fürsten unter Beistand des römischen Feldherrn Aetius geschlagen worden; daß, hätten sie ihren Sieg verfolgt, er in Person und mit allen seinen Leuten umgekommen und vertilgt worden wäre.

Der römische General aber, der die Burgunder Fürsten nicht von aller Furcht vor diesem gewaltigen Feind zu befreien gedachte, weil er sie alsdann sogleich gegen die Römer gewendet gesehen hätte, beredete einen nach dem andern nach Hause zu ziehen; und so entkam denn auch der Hunnenkönig mit den Ueberresten eines unzählbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Brodtransport von Grandprée sey angekommen; auch dieß belebte doppelt und dreifach die Geister; man schied getrösteter von einander, und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden französischen Buche vorlesen, das auf die wunderlichste Weise in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängtesten Zustand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtfertigen Jäger vor Verdun, welche Schelmlieder singend in den Tod gingen. Freilich wenn man dessen Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln so genau nicht nehmen.

Den 28. September 1792.

Das Brod war angekommen, nicht ohne Mühseligkeit und Verlust; auf den schlimmsten Wegen von Grandprée, wo die Bäckerei lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen stecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und selbst ein Theil des Transports ungenießbar: denn im wässerigen, zu schnell gebackenen Brode trennte sich Krume von Rinde und in den Zwischenräumen erzeugte sich Schimmel. Abermals in Angst vor Gift, brachte man mir dergleichen Laibe, dießmal in ihren innern Hohlungen hoch pomeranzenfarbig anzusehen, auf Arsenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grünspan. War es aber auch nicht vergiftet, so erregte doch der Anblick Abscheu und Ekel; getäuschte Befriedigung schärfte den Hunger: Krankheit, Elend, Mißmuth lagen schwer auf einer so großen Masse guter Menschen. In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht und betrübt; es hieß, der Herzog von Braunschweig habe sein früheres Manifest an Dumouriez geschickt, welcher, darüber ganz verwundert und entrüstet, sogleich den Stillstand aufgekündigt und den Anfang der Feindseligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir staken und noch größeres bevorsahen, konnten wir doch nicht

unterlassen zu scherzen und zu spotten: wir sagten, da sähe man, was für Unheil die Autorschaft nach sich ziehe! Jeder Dichter und sonstige Schriftsteller trage gern seine Arbeiten einem jedem vor, ohne daß er frage, ob es die rechte Zeit und Stunde sey, nun ergehe es dem Herzog von Braunschweig eben so, der; die Freuden der Autorschaft genießend, sein unglückliches Manifest ganz zur unrechten Zeit wieder producire.

Wir erwarteten nun die Vorposten abermals knallen zu hören; man schaute sich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein Feind erscheinen möchte, aber es war alles so still und ruhig als wäre nichts vorgegangen. Indessen lebte man in der peinlichsten Ungewißheit und Unsicherheit: denn jeder sah wohl ein, daß wir strategisch verloren waren, wenn es dem Feind im mindesten einfallen sollte uns zu beunruhigen und zu drängen. Doch deutete schon manches in dieser Ungewißheit auf Uebereinkunft und mildere Gesinnung; so hatte man zum Beispiel den Postmeister von St. Ménehould gegen die am 20. zwischen der Wagenburg und Armee weggefangenen Personen der königlichen Suite frei und ledig gegeben.

Den 29. September 1792.

Gegen Abend setzte sich, der ertheilten Ordre gemäß, die Equipage in Bewegung; unter Geleit des Regiments Herzog von Braunschweig sollte sie vorangehen, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte sich, aber mißmuthig und langsam; denn selbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und versank, eh er sich's versah. Auch diese Stunden gingen vorüber; Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag!

Es war Nacht geworden, auch diese sollte man schlaflos zubringen; der Himmel war nicht ungünstig, der Vollmond leuchtete, aber hatte nichts zu beleuchten. Zelte waren verschwunden, Gepäck, Wagen und Pferde alles hinweg, und unsere kleine Gesellschaft besonders in einer seltsamen Lage. An dem bestimmten Orte, wo wir uns befanden, sollten die Pferde uns aufnehmen: sie waren ausgeblieben. So weit wir bei halbem Licht umherspähen, schien alles öde und leer: wir horchten vergebens; weder Gestalt noch Ton war zu vernehmen. Unsere Zweifel wogten hin und her: wir wollten den bezeichneten Platz lieber nicht verlassen, als die Unsrigen in gleiche Verlegenheit setzen und sie gänzlich verfehlen. Doch war es grausam, in Feindesland, nach solchen Ereignissen, vereinzelt, aufgegeben.

wo nicht zu seyn, doch für den Augenblick zu scheinen. Wir paßten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonstration vorkomme, aber es rührte und regte sich weder Günstiges noch Ungünstiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlassene Zeltstroh in der Umgegend zusammen, und verbrannten es nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme zog sich eine alte Marketenderin zu uns heran: sie mochte sich beim Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Thätigkeit verspätet haben; denn sie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwärmung, hob sie zuvörderst Friedrich den Großen in den Himmel und pries den siebenjährigen Krieg, dem sie als Kind wollte beigewohnt haben, schalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürsten und Heerführer, die so große Mannschaft in ein Land brächten, wo die Marketenderin ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgesehen sey. Man konnte sich an ihrer Art die Sachen zu betrachten gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen, doch waren uns endlich die Pferde höchst willkommen; da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den ahnungsvollen Rückzug antraten.

Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das sämmtliche Fuhrwerk, am bänglichsten aber die Artillerie, in den durchweichten Boden einschneidend, sich stockend bewegen sehen; was mochte nun zu Nacht alles vorfallen? Mit Bedauern sah man gestürzte, geborstene Bagagewagen im Bachwasser liegen; mit Bejammern ließ man zurückbleibende Kranke hülflos. Wo man sich auch umsah, einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sey gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte uns anzugreifen; da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her, und der Menschengeist, der allem was geschieht Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost, die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hans und St. Ménéhould seyen glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich der Glaube; und als ich Halt machen, die sämmtlichen Wagen über dem Dorfe St. Jean ordnungsgemäß auffahren sah, war ich schon völlig gewiß, wir würden nach Hause gelangen und in guter Gesellschaft (devant les Dames) von unsern ausgestandenen Qualen

sprechen und erzählen dürfen. Auch dießmal theilte ich Freunden und Bekannten meine Ueberzeugung mit, und wir ertrugen die gegenwärtige Noth schon mit Heiterkeit.

Kein Lager ward bezogen, aber die Unfrigen schlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die reichsten, herrlichsten Weizengarben zur Schlafstätte gebreitet. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft; nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde, vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagendeckungen, selbst die zur Nachtruhe gewidmeten weißen Garben, alles verbreitete Helle und Heiterkeit über diese bedeutende Scene. Fürwahr der größte Maler hätte sich glücklich geschätzt einem solchen Bilde gewachsen zu seyn.

Erst spät legte ich mich ins Zelt, und hoffte des tiefsten Schlafes zu genießen; aber die Natur hat manches Unbequeme zwischen ihre schönsten Gaben ausgestreut, und so gehört zu den ungeselligsten Unarten des Menschen, daß er schlafend, eben wenn er selbst am tiefsten ruht, den Gesellen durch unbändiges Schnarchen wach zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er außerhalb des Zeltes, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich Stöhnen die so nöthige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich löste den Strang vom Zeltpflock, um meinen Widersacher kennen zu lernen: es war ein braver tüchtiger Mann von der Dienerschaft; er lag, vom Mond beschienen, in so tiefem Schlaf, als wenn er Endymion selbst gewesen wäre. Die Unmöglichkeit in solcher Nachbarschaft Ruhe zu erlangen, regte den schalkischen Geist in mir auf; ich nahm eine Weizenähre, und ließ die schwankende Last über Stirn und Nase des Schlafenden schweben. In seiner tiefen Ruhe gestört, fuhr er mit der Hand mehrmals übers Gesicht, und sobald er wieder in Schlaf versank, wiederholte ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, woher in dieser Jahreszeit eine Bremse kommen könne. Endlich brachte ich es dahin, daß er, völlig ermuntert, aufzustehen beschloß. Interesse war auch mir alle Schlaflust vergangen: ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr; und wie in solchen Augenblicken Angst und Hoffnung, Kümmerniß und Beruhigung wechselsweise

auf und ab gaukeln, so erschrak ich wieder, bedenkend, daß wenn der Feind uns in diesem Augenblick überfallen wollte, weder eine Radspeiche noch ein Menschengebein davon kommen würde.

Der anbrechende Tag wirkte sodann wieder zerstreuend; denn da zeigte sich manches Wunderliche. Zwei alte Marketenderinnen hatten mehrere seidene Weiberröcke buntscheckig um Hüfte und Brust über einander gebunden, den obersten aber um den Hals, und oben darüber noch ein Halbmäntelchen. In diesem Ornat stolzirten sie gar komisch einher und behaupteten, durch Kauf und Tausch sich diese Maskerade gewonnen zu haben.

Den 30. September 1792.

So früh sich auch mit Tagesanbruch das sämmtliche Fuhrwerk in Bewegung setzte, so legten wir doch nur einen kurzen Weg zurück; denn schon um neun Uhr hielten wir zwischen Laval und Barge-Moulin. Menschen und Thiere suchten sich zu erquicken; kein Lager ward aufgeschlagen. Nun kam auch die Armee heran und postirte sich auf einer Anhöhe; durchaus herrschte die größte Stille und Ordnung. Zwar konnte man an verschiedenen Vorsichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überstanden sey; man recognoscirte, man unterhielt sich heimlich mit unbekannten Personen, man rüstete sich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1. October 1792.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde, und deckte zugleich den Rückzug der Bagage. Ordnung und Stille herrschten diese Nacht und man beruhigte sich in dieser Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen ward. Nun ging aber aus allem hervor, daß dieser Marsch nicht ganz sicher sey wegen Streifpartien, welche vom Argonner Wald herunter zu befürchten waren. Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten Uebereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch damals nicht leicht jemand dem andern, und die Mannschaft im Waldgebirge durfte sich nur für selbstständig erklären, einen Versuch machen zu unserm Verderben, welches niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marsch ging nicht weit; es war die Absicht, Equipage

und Armee zusammen sollten auch gleichen Schritt mit den Oesterreichern und Emigrirten halten, die, uns zur linken Seite, parallel gleichfalls auf dem Rückzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir schon, bald nachdem wir Rouvroy hinter uns gelassen hatten: einige Zelte wurden aufgeschlagen; der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde gethan, man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollte ich auch über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder klagen, wo man doch immer Gott danken könne unter Dach zu seyn, wenn auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobte ich noch ein drittes, das mir aber entfallen ist.

Es war noch immer genug, daß jeder für sich selbst in dem Grade sorgte, und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Abtheilungen regelmäßig zusammenblieben, und so auch wir, sobald stille gehalten oder ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln, Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu schmal abgefunden würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden darein ergaben.

Indessen schenkte mir das Glück Gelegenheit einem bessern Gastmahl beizuwohnen. Es war zeitig Nacht geworden, jedermann hatte sich sogleich auf die zubereitete Streue gelegt; auch ich war eingeschlafen, doch weckte mich ein lebhafter angenehmer Traum: denn mir schien als röche ich, als genösse ich die besten Bissen, und als ich darüber aufwachte, mich aufrichtete, war mein Zelt voll des herrlichsten Geruchs gebratenen und versengten Schweinefettes, der mich sehr lüstern machte. Unmittelbar an der Natur, mußte es uns verziehen seyn den Schweinehirten für göttlich und Schweinebraten für unschätzbar zu halten. Ich stand auf und erblickte in ziemlicher Ferne ein Feuer, glücklicher Weise aber dem Winde: von daher kam mir die Fülle des guten Dunstes. Unbedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die sämmtliche Dienerschaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beschäftigt, den Rücken des Schweins schon beinahe gar, das übrige zerstückt, zum Einpacken bereit, einen jeden aber thätig und

handreichend um die Würste bald zu vollenden. Unfern des Feuers lagen ein paar große Baumstämme; nach Begrüßung der Gesellschaft setzte ich mich darauf, und ohne ein Wort zu sagen, sah ich einer solchen Thätigkeit mit Vergnügen zu. Theils wollten mir die guten Leute wohl, theils konnten sie den unerwarteten Gast schicklicherweise nicht ausschließen, und wirklich, da es zum Austheilen kam, reichten sie mir ein kostbares Stück; auch war Brod zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es fehlte eben an keinem Guten. Nicht weniger ward mir ein tüchtiges Stück Wurst gereicht, als wir uns noch bei Nacht und Nebel zu Pferde setzten; ich steckte es in meine Pistolenhalfter, und so war mir die Begünstigung des Nachtwindes gut zu Statten gekommen.

Den 2. October 1792.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich noch am Leben zu seyn, unter solchen Bedingungen zu leben verwünschte man. Nachts um zwei Uhr brachen wir auf, zogen mit Vorsicht an einem Walde vorbei, kamen bei Baux über die Stelle unseres vor kurzem verlassenen Lagers, und bald an die Aisne. Hier fanden wir zwei Brücken geschlagen, die uns aufs rechte Ufer hinüberleiteten. Da verweilten wir nun zwischen beiden, die wir zugleich übersehen konnten, auf einem Sand- und Weidenwerder, das lebhafteste Küchenfeuer sogleich besorgend. Die zartesten Linsen, die ich jemals genossen, lange rothe, schmackhafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene von den österreichischen Fuhrleuten aufgebrachten, bisher streng verheimlichten Schinken gar geworden, konnte man sich genugsam wieder herstellen.

Die Equipage war schon herüber; aber bald eröffnete sich ein so prächtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch eine Furt, alle Gesichter düster, jeder Mund verschlossen, eine gräßliche Empfindung mittheilend. Kamen Regimenter heran, unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, so eilte man hin, man umarmte, man besprach sich, aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beschämung nicht ohne Thränen.

Indessen freuten wir uns so marketenderhaft eingerichtet zu seyn, um

Hohe wie Niedere erquicken zu können. Erſt war die Trommel eines allda poſtirten Pickets die Tafel, dann holte man aus benachbarten Orten Stühle, Tiſche und machte ſich's und den verſchiedenartigſten Gäſten ſo bequem als möglich. Der Kronprinz und Prinz Louis ließen ſich die Linſen ſchmecken; mancher General, der von weitem den Rauch ſah, zog ſich darnach. Freilich, wie auch unſer Verrath ſeyn mochte, was ſollte das unter ſo viele? Man mußte zum zweiten- und drittenmal anſetzen, und unſere Reſerve verminderte ſich.

Wie nun unſer Fürſt gern alles mittheilte, ſo hielten's auch ſeine Leute, und es wäre ſchwer einzeln zu erzählen, wie viel der unglücklichen vorbeiziehenden einzelnen Kranken durch Kämmerier und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und ſo ward mir der Rückzug nicht etwa nur durch Beiſpiel und Gleichniß, nein, in ſeiner völligen Wirklichkeit dargeſtellt, und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfältigt. Ein ſo grauenvolles Schauſpiel ſollte denn auch ſeiner würdig ſchließen; der König und ſein Generalſtab ritt von weitem her, hielt an der Brücke eine Zeitlang ſtille, als wenn er ſich's noch einmal überſehen und überdenken wollte; zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Eben ſo erſchien der Herzog von Braunſchweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenkies meiſt ſchlaflos zugebracht.

Den 3. October 1792.

Morgens um ſechs Uhr verließen wir dieſen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Grandprée zu und trafen daſelbſt die Armee gelagert. Dort gab es neues Uebel und neue Sorgen; das Schloß war zum Krankenhauſe umgebildet und ſchon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen, ſie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte ſie der Menſchlichkeit des Feindes überlaſſen.

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lähmte jede Bewegung.

Den 4. October 1792.

Die Schwierigkeit vom Platze zu kommen, wuchs mehr und mehr: um den unfahrbaren Hauptwegen zu entgehen, suchte man sich Bahn über Feld. Der Acker, von röthlicher Farbe, noch zäher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen; ich dachte sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; der große Küchenwagen, mit sechs tüchtigen bespannt, kam an mir vorbei. Ich bestieg ihn, von Victualien war er nicht ganz leer, die Küchenmagd aber stak sehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Studien. Den dritten Band von Gehlers physikalischem Lexikon hatte ich aus dem Koffer genommen; in solchen Fällen ist ein Wörterbuch die willkommenste Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfällt, und dann gewährt es wieder die beste Zerstreuung, indem es uns von einem zum andern führt.

Man hatte sich auf den zähen, hie und da quelligen rothen Thonfeldern nothgedrungen unvorsichtig eingelassen; in einer solchen Falge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengespann die Kraft ausgehen. Ich schien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im rothen Meere; denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicher Weise versinken. Sehnsüchtig schaute ich nach allen umgebenden Hügelhöhen: da erblickte ich endlich die Reitpferde, darunter den mir bestimmten Schimmel; ich winkte sie mit Heftigkeit herbei, und nachdem ich meine Physik der armen, krankverdrießlichen Küchenmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, schwang ich mich aufs Pferd, mit dem festen Vorsatz, mich sobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulassen. Hier ging es nun freilich selbstständiger, aber nicht besser noch schneller.

Grandpré, das nun als ein Ort der Pest und des Todes geschildert war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere befreundete Kriegsgenossen trafen zusammen und traten im Kreise, hinter sich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie sagten, dieß sey das einzigemal gewesen, wo ich ein verdrießlich Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Den 4. und 5. October 1792.

Der Weg, den das Heer eingeſchlagen hatte, führte gegen Buzancy, weil man oberhalb Dun über die Maas gehen wollte. Wir ſchlugen unſer Lager unmittelbar bei Sivry, in deſſen Umgegend wir noch nicht alles verzehrt fanden. Der Soldat ſtürzte in die erſten Gärten und verdarb was andere hätten genießen können. Ich ermunterte unſern Koch und ſeine Leute zu einer ſtrategiſchen Fouragirung; wir zogen ums ganze Dorf und fanden noch völlig unangetaſtete Gärten und eine reiche, unbeſtrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deßhalb nicht mehr als wir brauchten, mit Beſcheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber ſauber gehalten, und ehe wir zu dem Zaun wieder hinauskrochen, ſtellte ich Betrachtungen an, wie es gehe, daß in einem Hausgarten doch auch keine Spur von einer Thüre ins anſtoßende Gebäude zu entdecken ſey. Als wir, mit Küchenbeute wohl beſchwert, wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem Regimente. Einem Reiter war ſein vor zwanzig Tagen etwa in dieſer Gegend requirirtes Pferd davon gelaufen; es hatte den Pfahl, an dem es gebunden geweſen, mit fortgenommen; der Cavalleriſt wurde ſehr übel angeſehen, bedroht und befehligt das Pferd wiederzuſchaffen.

Da es beſchloſſen war, den 5. in der Gegend zu raſten, ſo wurden wir in Sivry einquartiert und fanden, nach ſo viel Unbilden, die Häuslichkeit gar erfreulich, und konnten den franzöſiſch ländlichen, idylliſch Homeriſchen Zuſtand zu unſerer Unterhaltung und Zerſtreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, ſondern fand ſich erſt in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Thüre ſelbſt das Quadrat angab; von da gelangte man durch die eigentliche Hausthüre in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben beſtimmtes Zimmer; es war mit Ziegelſteinen gepflaſtert, links, an der langen Wand, ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde: die Eſſe, die den Rauch abzog, ſchwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirthsleute zog man ſich gern dahin, wo man eine entſchieden bleibende Rangordnung für die Umſitzenden gewahrte. Rechts am Feuer ſtand ein hohes Klapptäfelchen, das auch zum Stuhl diente: es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angeſchafft, an einem trockenen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrenſitz, der ſogleich dem vornehmſten Fremden angewieſen wurde; auf

I.

Sag', was könnt' uns Mandarinen,
Satt zu herrſchen, müd zu dienen,
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,
Als in ſolchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entſchlagen
Und am Waſſer und im Grünen
Fröhlich trinken, geiſtig ſchreiben,
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

II.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, beſcheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth geſäumt die Gluth der Neigung.

So frühzeitige Narciſſen
Blühen reihenweiſ' im Garten.
Mögen wohl die Guten wiſſen,
Wen ſie ſo ſpaliert erwarten.

erfuhren wir, daß der Prinz von Braunschweig in unserer Nachbarschaft gefährlich krank liege, und erkundigten uns nach ihm. Besuch lehnte man ab und versicherte zugleich, daß es mit ihm viel besser geworden, so daß er morgen früh unverzüglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem schrecklichen Regen wieder ans Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngeren Bruder unseres Wirths wegen entschiedener Aehnlichkeit erkennen mußten; und so erklärte sich's auch. In die Tracht des französischen Landvolks gekleidet, einen starken Stab in der Hand, trat er auf, ein schöner junger Mann. Sehr ernst, ja verdrießlich wild saß er bei uns am Feuer, ohne zu sprechen; doch hatte er sich kaum erwärmt, als er mit seinem Bruder auf und ab, sodann in das nächste Zimmer trat. Sie sprachen sehr lebhaft und vertraulich zusammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unsere Wirthsleute zu halten suchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angst- und Hetergeschrei in die stürmische Nacht hinausgerufen. Unsere Soldaten hatten, unter dem Vorwand, Fourage auf den Boden zu suchen, zu plündern angefangen und zwar ganz ungeschickterweise, indem sie einem Weber sein Werkzeug wegnahmen, eigentlich für sie ganz unbrauchbar. Mit Ernst und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder ins Gleiche; denn es waren nur wenige, die sich solcher That unterfingen. Wie leicht konnte das ansteckend werden und alles drunter und drüber gehen!

Da sich mehrere Personen zusammen gefunden hatten, so trat ein weimarischer Husar zu mir, seines Handwerks ein Fleischer, und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemästetes Schwein entdeckt habe; er heische darum, könne es aber von dem Besitzer nicht erhalten; wir möchten mit Ernst dazu thun: denn es würde in den nächsten Tagen an allem fehlen. Es war wunderbar genug, daß wir, die so eben der Plünderung Einhalt gethan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden sollten. Indessen, da der Hunger kein Gesetz anerkennt, gingen wir mit dem Husar in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Kaminfeuer, begrüßten die Leute, und setzten uns zu ihnen. Es hatte sich noch ein anderer weimarischer Husar, Namens Liseur, zu uns gefunden, dessen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Französisch von den Tugenden regulirter Truppen zu sprechen, und rühmte die Personen, welche nur für baares Geld die nothwendigsten Victualien

anzuschaffen verlangten; dahingegen schalt er die Nachzügler, Packknechte und Marketender, die mit Ungestüm und Gewalt auch die letzte Klaue sich zuzueignen gewohnt seyen. Er wolle daher einem jeden den wohlmeinenden Rath geben, auf den Verkauf zu sinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen sey, als Thiere, die man wohl auswittere. Seine Argumente jedoch schienen keinen großen Eindruck zu machen, als seine Unterhandlung seltsam genug unterbrochen wurde.

An der fest verschlossenen Hausthüre entstand auf einmal ein heftiges Pochen: man achtete nicht darauf, weil man keine Lust hatte noch mehr Gäste einzulassen; es pochte fort, die kläglichste Stimme rief dazwischen, eine Weiberstimme, die auf gut Deutsch flehentlich um Eröffnung der Thüre bat. Endlich erweicht, schloß man auf: es drang eine alte Marketenderin herein, etwas in ein Tuch gewickelt auf dem Arme tragend; hinter ihr eine junge Person, nicht häßlich, aber blaß und entkräftet, sie hielt sich kaum auf den Füßen. Mit wenigen, aber rüstigen Worten erklärte die Alte den Zustand, indem sie ein nacktes Kind vorwies, von dem jene Frau auf der Flucht entbunden worden. Dadurch versäumt, waren sie, mißhandelt von Bauern, in dieser Nacht endlich an unsere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verschwunden, dem Kinde seitdem es Athem holte, noch keine Nahrung reichen können. Jetzt forderte die Alte mit Ungestüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand, das Kind hineinzuwickeln. Da sie kein Französisch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern, aber ihr herrisches Wesen, ihre Heftigkeit gab unsern Reden genug pantomimisches Gewicht und Nachdruck: man konnte das Verlangte nicht geschwind genug herbeischaffen, und das Herbeigeschaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war auch sehenswerth, wie behend sie verfuhr. Uns hatte sie bald vom Feuer verdrängt: der beste Sitz war sogleich für die Wöchnerin eingenommen, sie aber machte sich auf ihrem Schemel so breit, als wenn sie im Hause allein wäre. In einem Nu ward das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; sie fütterte das kleine Geschöpf, dann die Mutter; an sich selbst dachte sie kaum. Nun verlangte sie frische Kleider für die Wöchnerin, indeß die alten trockneten. Wir betrachteten sie mit Verwunderung; sie verstand sich aufs Requiriren.

Der Regen ließ nach, wir suchten unser voriges Quartier, und kurz darauf brachten die Husaren das Schwein. Wir zahlten ein Billiges; nun sollte es geschlachtet werden: es geschah, und als im Nebenzimmer

am Tragebalken ein Kloben eingeschraubt zu sehen war, hing das Schwein sogleich dort, um kunstmäßig zerstückt und bereitet zu werden.

Daß unsere Hausleute bei dieser Gelegenheit sich nicht verdrießlich, vielmehr behülflich und zuthätig erwiesen, schien uns einigermaßen wunderbar, da sie wohl Ursache gehabt hätten unser Betragen roh und rücksichtslos zu finden. In demselbigen Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten, und aufgeweckt durch unser Getöse, schauten sie artig furchtsam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen zweischläfrigen Ehebett, mit grünem Rasch sorgfältig umschlossen, hing das Schwein, so daß die Vorhänge einen malerischen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtstück ohne Gleichen. Aber solchen Betrachtungen konnten sich die Einwohner nicht hingeben; wir merkten vielmehr, daß sie jenem Hause, dem man das Schwein abgewonnen, nicht sonderlich befreundet seyen, und also eine gewisse Schadenfreude hierbei obwalte. Früher hatten wir auch gutmüthig einiges von Fleisch und Wurst versprochen; das alles kam der Function zu Statten, die in wenig Stunden vollendet seyn sollte. Unser Husar aber bewies sich in seinem Fache so thätig und behend, wie die Zigeunerin drüben in dem ihrigen, und wir freuten uns schon auf die guten Würste und Braten, die uns von dieser Halbbeute zu Theil werden sollten. In Erwartung dessen legten wir uns in der Schmiedewerkstatt unseres Wirthes auf die schönsten Weizengarben, und schliefen geruhig bis an den Tag. Indessen hatte unser Husar sein Geschäft im Innern des Hauses vollendet; ein Frühstück fand sich bereit, und das übrige war schon eingepackt, nachdem vorher den Wirthsleuten gleichfalls ihr Theil gespendet worden, nicht ohne Verdruß unserer Leute, welche behaupteten, bei diesem Volk sey Gutmüthigkeit übel angewendet; sie hätten gewiß noch Fleisch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umsah, fand ich zuletzt eine Thüre verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenster an der Seite konnte ich bemerken, daß ich nicht irre geschlossen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus, und ich erkannte ihn ganz deutlich für denjenigen, wo wir uns früh mit Küchenwaaren versehen hatten. Die Thüre war verrammelt und von außen so geschickt verschüttet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich sie heute früh vergebens gesucht hatte. Und so stand es in den Sternen

geſchrieben, daß wir, ungeachtet aller Vorſicht, doch in das Haus gelangen ſollten.

Den 6. October 1792.

Bei ſolchen Umgebungen darf man ſich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeſte Verharren irgend eines Zuſtandes erwarten. Mit Tagesanbruch war der ganze Ort auf einmal in großer Bewegung; die Geſchichte des entflohenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der geängſtigte Reiter, der es herbeiſchaffen oder Strafe leiden und zu Fuße gehen ſollte, war auf den nächſten Dörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerei ſelbſt loszuwerden, zuletzt verſicherte, es müſſe in Sivry ſtecken; dort habe man vor ſo viel Wochen einen Rappen ausgehoben, wie er ihn beſchreibe; unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd ſich losgemacht, und was ſonſt noch die Wahrſcheinlichkeit vermehren mochte. Nun kam er, begleitet von einem ernſten Unteroffizier, der, durch Bedrohung des ganzen Ortes, endlich die Auflöſung des Räthſels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu ſeinem vorigen Herrn gelaufen; die Freude, den vermißten Haus- und Stallgenoſſen wieder zu ſehen, ſagen ſie, ſey in der Familie gränzenlos geweſen, allgemein die Theilnahme der Nachbarn. Künſtlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu verſteckt; jedermann bewahrte das Geheimniß. Nun aber ward es, unter Klagen und Jammern, wieder hervor gezogen, und Betrübniß ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter ſich darauf ſchwang und dem Wachtmeiſter folgte. Niemand gedachte weder eigener Laſten, noch des keineswegs aufgeklärten allgemeinen Geſchickes; das Pferd und der zum zweitenmal getäuſchte Beſitzer waren der Gegenſtand der zuſammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung that ſich hervor: der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er ſich erkundigen wollte, was die Menge zuſammengebracht, wendeten ſich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es ſtand nicht in ſeiner Macht: denn die Kriegsläufte ſind mächtiger als die Könige: er ließ ſie troſtlos, indem er ſich ſtillſchweigend entfernte.

Nun beſprachen wir wiederholt mit unſern guten Hausleuten das Manöver gegen die Nachzügler; denn ſchon ſpukte das Geſchmeiß hin

und wieder. Wir riethen, Mann und Frau, Magd und Geselle sollten in der Thüre innerhalb des kleinen Vorraums sich halten und allenfalls ein Stück Brod, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auswendig reichen, den eindringenden Ungestüm aber standhaft abwehren. Mit Gewalt erstürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus; einmal eingelassen aber, werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menschen baten uns noch länger zu bleiben, allein wir hatten an uns selber zu denken: das Regiment des Herzogs war schon vorwärts, und der Kronprinz abgeritten; dieß war genug, unsern Abschied zu bestimmen.

Wie klüglich dieß gewesen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Colonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vortrab der französischen Prinzen gestern, als er eben den Paß Chesne le populeux und die Aisne hinter sich gelassen, zwischen les grandes und les petites Armoires von Bauern angegriffen worden; einem Officier solle das Pferd unterm Leib getödtet, dem Bedienten des Commandirenden eine Kugel durch den Hut gegangen seyn. Nun fiel mir's aufs Herz, daß in vergangner Nacht, als der bärtige Schwager ins Haus trat, ich einer solchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Aus der gefährlichsten Klemme waren wir nun heraus, unser Rückzug jedoch noch immer beschwerlich und bedenklich, der Transport unseres Haushaltes von Tag zu Tage lästiger; denn freilich führten wir ein completes Mobiliar mit uns, außer dem Küchengeräth noch Tisch und Bänke, Kisten, Kasten und Stühle, ja ein paar Blechöfen. Wie wollte man die mehrern Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden; einige fielen, die überbliebenen zeigten sich kraftlos. Es blieb nichts übrig als einen Wagen stehen zu lassen, um die andern fortzuringen. Nun ward gerathschlagt, was wohl das Entbehrlichste sey; und so mußte man einen mit allerlei Gepäck wohlbeladenen Wagen im Stiche lassen, um nicht alles zu entbehren. Diese Operation wiederholte sich einigemal; unser Zug ward um vieles compendiöser, und doch wurden wir aufs neue an eine solche Reduction gemahnt, da wir uns an den niedrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortschleppten.

Was mich aber in diesen Stunden am meisten drückte und besorgt machte, war, daß ich meinen Wagen schon einige Tage vermißte. Nun konnte ich mir's nicht anders denken, als mein sonst so resoluter Diener sey in Verlegenheit gerathen, habe seine Pferde verloren und andere zu

requiriren nicht vermocht. Da ſah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werthe böhmiſche Halbchaiſe, ein Geſchenk meines Fürſten, die mich ſchon ſo weit in der Welt herumgetragen, im Koth verſunken, vielleicht auch über Bord geworfen und ſomit, wie ich da zu Pferde ſaß, trug ich nun alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsſtücken, Manuſcripten jeder Art und manches durch Gewohnheit ſonſt noch werthe Beſitzthum, alles ſchien mir verloren und ſchon in die Welt zerſtreut.

Was war aus der Brieftaſche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden? aus ſonſtigen Kleinigkeiten, die man an ſich herumſteckt? Hatte ich das alles nun recht umſtändlich und peinlich durchgedacht, ſo ſtellte ſich der Geiſt aus dem unerträglichen Zuſtand bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachſen, und wie ich vorher umſtändlich den Verluſt gedacht, ſo dachte ich nunmehr alles durch ſeine Thätigkeit erhalten, und freute mich deſſen, als läge es mir ſchon vor Augen.

Den 7. und 8. October 1792.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir überſetzen und die gebahnte Hauptſtraße jenſeits erreichen ſollten, gerade auf dem ſumpfigſten Wieſenfleck, hieß es, der Herzog von Braunſchweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns ſtille und ſagte zu mir: Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieſer unangenehmen Lage ſehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünſcht ſeyn, daß ich einen einſichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, ſondern von den Elementen überwunden worden.

Er hatte mich in dem Hauptquartier zu Hans vorbeigehend geſehen, und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig geweſen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er, nach ſo viel Leiden und Anſtrengung, noch durch die Krankheit ſeines fürſtlichen Sohnes ſey in Sorgen geſetzt worden, woran wir vorige Nacht in Sivry großen Antheil empfunden. Er nahm es wohl auf — denn dieſer Prinz war ſein Liebling — zeigte ſodann auf ihn, der in der Nähe hielt; wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünſchte uns allen Geduld und Ausdauer, und ich ihm dagegen eine ungeſtörte

Geſundheit, weil ihm ſonſt nichts abgehe, uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals gelieſt das mußte ich mir gefallen laſſen; er gab es zu erkennen, das konnte ich ihm verzeihen: nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weiſe zuſammenbrachte.

Wir hatten über die Maas geſetzt und den Weg eingeſchlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt: das Wetter war furchtbarer als je; wir lagerten bei Conſenvoy. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil ſtiegen aufs höchſte: die Zelte durchnäßt, ſonſt kein Schirm, kein Obdach; man wußte nicht, wohin man ſich wenden ſollte; noch immer fehlte mein Wagen und ich entbehrte das Nothwendigſte. Konnte man ſich auch unter einem Zelte bergen, ſo war doch an keine Ruheſtelle zu denken. Wie ſehnte man ſich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Brettſtück, und zuletzt blieb doch nichts übrig, als ſich auf den kalten feuchten Boden niederzulegen!

Nun hatte ich aber ſchon in vorigen gleichen Fällen mir ein praktiſches Hülfsmittel erſonnen, wie ſolche Noth zu überdauern ſey: ich ſtand nämlich ſo lange auf den Füßen, bis die Kniee zuſammenbrachen, dann ſetzte ich mich auf einen Feldſtuhl, wo ich hartnäckig verweilte, bis ich niederzuſinken glaubte, da denn jede Stelle, wo man ſich horizontal ausſtrecken konnte, höchſt willkommen war. Wie alſo Hunger das beſte Gewürz bleibt, ſo wird Müdigkeit der herrlichſte Schlaftrunk ſeyn.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir auf dieſe Weiſe verlebt, als der traurige Zuſtand einiger Kranken auch Geſunden zu gute kommen ſollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Uebel befallen; einen Junker vom Regiment hatte der Fürſt aus dem Lazareth von Grandpré gerettet; nun beſchloß er die beiden in das etwa zwei Meilen entfernte Verdun zu ſchicken. Kämmerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben und ich ſäumte nicht, auf gnädigſte vorſorgliche Anmahnung, den vierten Platz einzunehmen. Mit Empfehlungsſchreiben an den Commandanten wurden wir entlaſſen, und als beim Einſitzen der Pudel nicht zurückbleiben durfte, ſo ward aus dem ſonſt ſo beliebten Schlafwagen ein halbes Lazareth und etwas Menagerieartiges.

Zur Escorte, zum Quartier- und Proviantmeiſter erhielten wir jenen Huſaren, der, Namens Liſeur, aus Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geſchick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte.

mit Behagen ritt er voraus und machte dem mit ſechs ſtarken Schimmeln beſpannten Wagen und ſich ſelbſt ein gutes Anſehen.

Zwiſchen anſteckende Kranke gepackt wußte ich von keiner Apprehenſion. Der Menſch, wenn er ſich getreu bleibt, findet zu jedem Zuſtande eine hülfreiche Maxime; mir ſtellte ſich, ſobald die Gefahr groß ward, der blindeſte Fatalismus zur Hand und ich habe bemerkt, daß Menſchen die ein durchaus gefährlich Metier treiben, ſich durch denſelben Glauben geſtählt und geſtärkt fühlen. Die mahomedaniſche Religion giebt hiervon den beſten Beweis.

Den 9. October 1792.

Unſere traurige Lazarethfahrt zog nun langſam dahin und gab zu ernſten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieſelbe Heerſtraße fielen, auf der wir mit ſo viel Muth und Hoffnung ins Land eingetreten waren. Hier berührten wir nun wieder dieſelbe Gegend, wo der erſte Schuß aus den Weinbergen fiel, denſelben Hochweg, wo uns die hübſche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden, kamen an dem Mäuerchen vorbei, von wo ſie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie ſah das alles jetzt anders aus! und wie doppelt unerfreulich erſchienen die Folgen eines fruchtloſen Feldzugs durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in dieſen Trübniſſen ſollte mir gerade das Erwünſchteſte begegnen. Wir hielten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen unanſehnlichen Pferden vor uns herzog; hier aber gab es einen Luſt- und Erkennungsauftritt; denn es war mein Wagen, mein Diener. Paul! rief ich aus: Teufelsjunge, biſt du's! Wie kommſt du hierher? Der Koffer ſtand geruhig aufgepackt an ſeiner alten Stelle; welch erfreulicher Anblick! Und als ich mich nach Portefeuille und anderem haſtig erkundigte, ſprangen zwei Freunde aus dem Wagen, geheimer Secretär Weyland und Hauptmann Bent. Das war eine gar frohe Scene des Wiederfindens, und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt, und ſich nicht allein von Hans bis Grandpré, ſondern auch von da, als er mir aus den Augen gekommen, über die Aisne geſchleppt und immer ſofort verlangt, begehrt, fouragirt,

requirirt, bis wir zuletzt glücklich wieder zuſammentrafen und nun, alle vereint und höchſt vergnügt, nach Verdun zogen, wo wir genugſame Ruhe und Erquickung zu finden hofften. Hierzu hatte denn auch der Huſar weislich und klüglich die beſten Voranſtalten getroffen; er war voraus in die Stadt geritten und hatte ſich, bei der Fülle des Tranges, gar bald überzeugt, daß hier ordnungsgemäß durch Wirkſamkeit und guten Willen eines Quartieramts nichts zu hoffen ſey; glücklicherweiſe aber ſah er in dem Hof eines ſchönen Hauſes Anſtalten zu einer herannahenden Abreiſe: er ſprengte zurück, bedeutete uns, wie wir fahren ſollten und eilte nun, ſobald jene Partei heraus war, das Hofthor zu beſetzen, deſſen Schließen zu verhindern und uns gar erwünſcht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir ſtiegen aus, unter Proteſtation einer alten Haushälterin, welche, ſo eben von einer Einquartierung befreit, keine neue, beſonders ohne Billet aufzunehmen Luſt empfand. Indeſſen waren die Pferde ſchon ausgeſpannt und im Stalle, wir aber hatten uns in die obern Zimmer getheilt: der Hausherr, ältlich, Edelmann, Ludwigsritter, ließ es geſchehen; weder er noch Familie wollten von Gäſten weiter wiſſen, am wenigſten dießmal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 10. October 1792.

Ein Knabe, der uns in der verwilderten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung, ob wir denn von den unvergleichlichen Verdüner Paſtetchen noch nicht gekoſtet hätten. Er führte uns darauf zu dem berühmteſten Meiſter dieſer Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Oefen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tiſch und Bänke zum friſchen Genuß des augenblicklich Gebackenen. Der Künſtler trat vor, ſprach aber ſeine Verzweiflung höchſt lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich ſey uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die ſchönſten Vorräthe des feinſten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm dieſe ohne Milch und Butter! Er rühmte ſein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreiſenden und bejammerte nun, daß er gerade jetzt, wo er ſich vor ſolchen Fremden zu zeigen und ſeinen Ruf auszubreiten Gelegenheit finde, gerade des Nothwendigſten ermangeln müßte. Er beſchwor uns daher, Butter herbeizuſchaffen und gab zu verſtehen, wenn wir nur ein wenig Ernſt zeigen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE, J.W.
3-598-50924-3
FN. 03826/184

III.

Ziehn die Schafe von der Wieſe,
Liegt ſie da, ein reines Grün;
Aber bald zum Paradieſe
Wird ſie bunt geblümt erblühn.

Hoffnung breitet leichte Schleier
Nebelhaft vor unſern Blick:
Wunſcherfüllung, Sonnenfeier,
Wolkentheilung bring' uns Glück!

IV.

Der Pfau ſchreit häßlich, aber ſein Geſchrei
Erinnert mich ans himmliſche Gefieder,
So iſt mir auch ſein Schreien nicht zuwider.
Mit Indiſchen Gänſen iſt's nicht gleicherlei,
Sie zu erdulden iſt unmöglich:
Die Häßlichen ſie ſchreien unerträglich.

V.

Entwickle deiner Lüſte Glanz
Der Abendſonne goldnen Strahlen,
Laß deines Schweifes Rad und Kranz
Kühn-äugelnd ihr entgegen prahlen.

wollten, so sollte sich dergleichen schon irgendwo finden. Doch ließ er sich für den Augenblick zufrieden stellen, als wir versprachen bei längerem Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizuholen.

Unsern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und sich eben sowohl auf hübsche Kinder als auf Pastetchen zu verstehen schien, befragten wir nach einem wunderschönen Frauenzimmer, das sich eben aus dem Fenster eines wohlgebauten Hauses herausbog. Ja, rief er, nachdem er ihren Namen genannt, das hübsche Köpfchen mag sich fest auf den Schultern halten! es ist auch eine von denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben. Ihr Haus und Familie dachten schon, sie wären wieder obendrauf; das Blatt aber hat sich gewendet, jetzt tausche ich nicht mit ihr. Er sprach hierüber mit besonderer Gelassenheit, als wäre es ganz naturgemäß und könne und werde nicht anders seyn.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen, wohin er, unsern alten Wirth zu begrüßen und den Brief an die Schwester zu Paris wieder zu bringen, gegangen war. Der neckische Mann empfing ihn gutmüthig genug, bewirthete ihn aufs beste und lud die Herrschaft ein, die er gleichfalls zu tractiren versprach.

So wohl sollte es uns aber nicht werden: denn kaum hatten wir den Kessel übers Feuer gehängt, mit herkömmlichen Ingredienzien und Ceremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Commandanten Herrn von Corbière freundlich andeutete, wir möchten uns einrichten, morgen früh um acht Uhr aus Verdun zu fahren. Höchst betroffen, daß wir Dach, Fach und Herd, ohne uns nur einigermaßen herstellen zu können, eiligst verlassen und uns wieder in die wüste schmutzige Welt hinausgestoßen sehen sollten, beriefen wir uns auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners, worauf er denn meinte, wir sollten diese bald möglichst fortzubringen suchen, weil in der Nacht die Lazarethe geleert und nur die völlig intransportablen Kranken zurückgelassen würden. Uns überfiel Schrecken und Entsetzen; denn bisher zweifelte niemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse. Von diesen Hoffnungen konnten wir nicht auf einmal Abschied nehmen: daher schien es uns, man wolle nur die Festungen von den unzähligen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um sie alsdann mit der nothwendigen Garnison wieder zu besetzen. Kämmerier Wagner jedoch,

der das Schreiben des Herzogs dem Commandanten überbracht hatte, glaubte das Allerbedenklichste in diesen Maßregeln zu sehen. Was es aber auch im Ganzen für einen Ausweg nähme, mußten wir uns dießmal in unser Schicksal ergeben und speisten geruhig den einfachen Topf in verschiedenen Absätzen und Trachten, als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns beschied, wir möchten ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drei Uhr aus Verdun zu kommen suchen. Kämmerier Wagner, der den Inhalt jenes Briefs an den Commandanten zu wissen glaubte, sah hierin ein entschiedenes Bekenntniß, daß die Festung den Franzosen sogleich wieder würde übergeben werden. Dabei gedachten wir der Trübung des Knaben, gedachten der schönen geputzten Franenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübten uns zum erstenmal recht herzlich und gründlich über eine so entschieden mißlungene große Unternehmung.

Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps ächte und verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnte ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspieldirectoren, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe so gut sie kann, aufs beste herausgestutzt, das Resultat ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publicums überlassen muß.

Baron Breteuil wohnte gegen uns über; seit der Halsbandgeschichte war er mir nicht aus den Gedanken gekommen. Sein Haß gegen den Cardinal von Rohan verleitete ihn zu der furchtbarsten Uebereilung; die durch jenen Proceß entstandene Erschütterung ergriff die Grundfesten des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Königin und gegen die obern Stände überhaupt: denn leider alles, was zur Sprache kam, machte nur das gänzliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmern befangen lagen.

Dießmal glaubte man, er habe den auffallenden Vergleich gestiftet, der uns zum Rückzug verpflichtete, in dessen Entschuldigung man höchst günstige Bedingungen voraussetzte; man versicherte, König, Königin und Familie sollten frei gegeben und sonst noch manches Wünschenswerthe erfüllt werden. Die Frage aber, wie diese großen diplomatischen Vortheile mit allem übrigen, was uns doch auch bekannt war, übereinstimmen sollten, ließ einen Zweifel nach dem andern aufkeimen.

Die Zimmer die wir bewohnten, waren anständig möblirt; mir fiel ein Wandschrank auf, durch deſſen Glasthüren ich viele regelmäßig beſchnittene, gleiche Hefte in Quart erblickte. Zu meiner Verwunderung erſah ich daraus, daß unſer Wirth als einer der Notablen im Jahre 1787 zu Paris geweſen; in dieſen Heften war ſeine Inſtruction abgedruckt. Die Mäßigkeit der damaligen Forderungen, die Beſcheidenheit womit ſie abgefaßt, contraſtirten völlig mit den gegenwärtigen Zuſtänden von Gewaltſamkeit, Uebermuth und Verzweiflung. Ich las dieſe Blätter mit wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 11. October 1792.

Ohne die Nacht geſchlafen zu haben, waren wir früh um drei Uhr eben im Begriff unſern gegen das Hofthor gerichteten Wagen zu beſteigen, als wir ein unüberwindliches Hinderniß gewahr wurden; denn es zog ſchon eine ununterbrochene Colonne Krankenwagen zwiſchen den zur Seite aufgehäuften Pflaſterſteinen durch die zum Sumpf gefahrene Stadt. Als wir nun ſo ſtanden, abzuwarten was erreicht werden könnte, drängte ſich unſer Wirth, der Ludwigsritter, ohne zu grüßen an uns vorbei. Unſere Verwunderung über ſein frühes und unfreundliches Erſcheinen ward aber bald in Mitleid verkehrt; denn ſein Bedienter, hinter ihm drein, trug ein Bündelchen auf dem Stocke, und ſo ward es nur allzudeutlich, daß er, nachdem er vier Wochen vorher noch Haus und Hof wieder geſehen hatte, es nun abermals, wie wir unſere Eroberungen, verlaſſen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerkſamkeit auf die beſſern Pferde vor meiner Chaiſe gelenkt; da geſtand denn die liebe Dienerſchaft, daß ſie die bisherigen ſchwachen, unbrauchbaren gegen Zucker und Kaffee vertauſcht, ſogleich aber in Requiſition anderer glücklich geweſen ſey. Die Thätigkeit des gewandten Liſeur war hierbei nicht zu verkennen; auch durch ihn kamen wir dießmal vom Flecke: denn er ſprengte in eine Lücke der Wagenreihe, und hielt das folgende Geſpann ſo lange zurück, bis wir ſechs- und vierſpännig eingeſchaltet waren; da ich mich denn friſcher Luft in meinem leichten Wägelchen abermals erfreuen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenſchritt, aber bewegten uns doch: der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt in dem größtmöglichen Gewirr und Gewimmel. Alle Arten von Wagen, wenig Reiter, unzählige

Fußgänger durchkreuzten sich auf dem großen Platze vor dem Thor. Wir zogen mit unserer Colonne rechts gegen Estain, auf einem beschränkten Fahrweg mit Graben zu beiden Seiten. Die Selbsterhaltung in einem so ungeheuern Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr: nicht weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Rüstwagen; man schnitt die Stränge entzwei und ließ es liegen. Als nun aber die drei übrigen die Last nicht weiter bringen konnten, schnitt man auch sie los, warf das schwerbepackte Fuhrwerk in den Graben, und mit dem geringsten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg, das sich eben erholen wollte, und ich sah ganz deutlich, wie dessen Gebeine unter den Rädern knirschten und schletterten.

Reiter und Fußgänger suchten sich von der schmalen unwegsamen Fahrstraße auf die Wiesen zu retten; aber auch diese waren zu Grunde geregnet, von ausgetretenen Gräben überschwemmt, die Verbindung der Fußpfade überall unterbrochen. Vier ansehnliche, schöne, sauber gekleidete französische Soldaten wateten eine Zeit lang neben unsern Wagen her, durchaus nett und reinlich, und wußten so gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knorren von der schmutzigen Wallfahrt zeugte, welche die guten Leute bestanden.

Daß man unter solchen Umständen in Gräben, auf Wiesen, Feldern und Angern todte Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zustands; bald aber fand man sie auch abgedeckt, die fleischigen Theile sogar ausgeschnitten — trauriges Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr, bei der geringsten eigenen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden; unter welchen Umständen freilich die Sorgfalt unseres Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preisen war. Dieselbe bethätigte sich denn auch zu Etain, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem schönen wohlgebauten Städtchen durch Straßen und auf Plätzen ein sinnverwirrendes Gewimmel um und neben uns erblickten: die Masse wogte hin und her, und indem alles vorwärts drang, warf jeder dem andern hinderlich. Unvermuthet ließ unser Führer die Wagen vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten: wir traten ein, Hausherr und Frau begrüßten uns in ehrerbietiger Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf gleicher Erde, wo im schwarzmarmornen Kamin behagliches Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber beschauten wir uns ungern: denn ich hatte noch immer

nicht die Entschließung gefaßt, meine langen Haare kurz schneiden zu lassen, die jetzt wie ein verworrener Hanfrocken umherquollen; der Bart, strauchig, vermehrte das wilde Ansehen unserer Gegenwart.

Nun aber konnten wir aus den niedrigen Fenstern den ganzen Markt überschauend, unmittelbar das gränzenlose Getümmel beinahe mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger, Uniformirte, Marode, gesunde, aber trauernde Bürgerliche, Weiber und Kinder drängten und quetschten sich zwischen Fuhrwerk aller Gestalt; Rüst- und Leiterwagen, Ein- und Mehrspänner, hunderterlei eigenes und requirirtes Gespferde, weichend, anstoßend, hinderte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg, wahrscheinlich geforderte, weggenommene Heerden. Reiter sah man wenig; auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigrirten, vielfarbig lakirt, vergoldet und versilbert, die ich wohl schon in Grevenmachern mochte bewundert haben. Die größte Noth entstand aber da, wo die den Markt füllende Menge in eine, zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnißmäßig viel zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in meinem Leben nichts ähnliches gesehen; vergleichen aber ließ sich der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger ausgetretenen Strome, der sich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen und im beschränkten Bette weiter fließen soll.

Die lange, aus unsern Fenstern übersehbare Straße hinab schwoll unaufhaltsam die seltsamste Woge; ein hoher zweisitziger Reisewagen ragte über der Fluth empor. Er ließ uns an die schönen Französinnen denken; sie waren es aber nicht, sondern Graf Haugwitz, den ich mit einiger Schadenfreude Schritt für Schritt dahin wackeln sah.

Ein gutes Essen war uns bereitet, die köstlichste Schöpsenkeule besonders willkommen; an gutem Wein und Brod fehlte es nicht, und so waren wir neben dem größten Getümmel in der schönsten Beruhigung: wie man auch wohl der stürmenden See am Fuße eines Leuchtthurms auf dem Steindamm sitzend, der wilden Wellenbewegung zusieht und dort und da ein Schiff ihrer Willkür preisgegeben. Aber uns erwartete in diesem gastlichen Hause eine wahrhaft herzergreifende Familienscene.

Der Sohn, ein schöner junger Mann, hatte schon einige Zeit, hingerissen von den allgemeinen Gesinnungen, in Paris unter den Nationaltruppen gedient und sich dort hervorgethan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigrirten mit der stolzen Hoffnung eines gewissen

Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuversichtlichen Eltern dringend und wieder dringend, der Sohn solle seine dortige Lage, die er nunmehr verabscheuen müsse, eiligst aufgeben, zurückkehren und diesseits für die gute Sache fechten. Der Sohn, wider Willen, aus Pietät, kommt zurück, eben in dem Moment da Preußen, Oesterreicher und Emigrirte retiriren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu seinem Vaterhause. Was soll er nun anfangen? und wie sollen sie ihn empfangen? Freude ihn wieder zu sehen, Schmerz ihn in dem Augenblick wieder zu verlieren, Verwirrung ob Haus und Hof in diesem Sturm werde zu erhalten seyn? Als junger Mann dem neuen Systeme günstig, kehrt er genöthigt zu einer Partei zurück, die er verabscheut, und eben als er sich in dieß Schicksal ergiebt, sieht er diese Partei zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen, weiß er sich schon in das Sünden- und Todesregister geschrieben; und nun im Augenblick soll er aus seinem Vaterlande verbannt, aus seines Vaters Hause gestoßen werden. Die Eltern, die sich gern an ihm letzen möchten, müssen ihn selbst wegtreiben und er, in Schmerzenswonne des Wiedersehens, weiß nicht wie er sich losreißen soll; die Umarmungen sind Vorwürfe und das Scheiden, das vor unsern Augen geschieht, schrecklich.

Unmittelbar vor unserer Stubenthüre ereignete sich das alles auf der Hausflur. Kaum war es still geworden und die Eltern hatten sich weinend entfernt, als eine Scene, fast noch wunderbarer, auffallender uns selbst ansprach, ja in Verlegenheit setzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doch zuletzt ein Lächeln abnöthigte. Einige Bauersleute, Männer, Frauen und Kinder, drangen in unsere Zimmer und warfen sich heulend und schreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Beredsamkeit des Schmerzes und des Jammers klagten sie, daß man ihr schönes Rindvieh wegtreibe — sie schienen Pächter eines ansehnlichen Gutes; ich solle nur zum Fenster hinaussehen; eben triebe man sie vorbei, es hätten Preußen sich derselben bemächtigt; ich solle befehlen, solle Hülfe schaffen. Hierauf trat ich, um mich zu besinnen, ans Fenster; der leichtfertige Husar stellte sich hinter mich und sagte: Verzeihen Sie! ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirthung zu finden. Die Bauern hätten freilich nicht hereinkommen sollen; aber mit einem guten Wort weisen S.. die Leute an mich und scheinen überzeugt von meinen Vorschlägen.

Was war zu thun? überrascht und unwillig nahm ich mich zusammen und schien über die Umstände nachzudenken. Wird doch, sagte ich zu mir selbst, List und Verschlagenheit im Kriege gerühmt! Wer sich durch Schelme bedienen läßt, kommt in Gefahr von ihnen irre geführt zu werden. Ein Scandal, unnütz und beschämend, ist hier zu vermeiden. Und wie der Arzt in verzweifelten Fällen wohl noch ein Hoffnungsrecept verschreibt, entließ ich die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten; dann sagte ich mir zu meiner Beruhigung: Hatte doch bei Sivry der ächte Thronfolger den bedrängten Leuten ihr Pferd nicht zusprechen können, so dürfte sich der untergeschobene Schwager des Königs wohl verzeihen, wenn er die Hülfsbedürftigen mit irgend einer klugen eingeflüsterten Wendung abzulehnen suchte.

Wir aber gelangten in finsterer Nacht nach Sebincourt; alle Fenster waren helle, zum Zeichen daß alle Zimmer besetzt seyen. An jeder Hausthüre ward protestirt, von den Einwohnern, die keine neuen Gäste, von den Einquartierten, die keine Genossen aufnehmen wollten. Ohne viel Umstände aber drang unser Husar ins Haus, und als er einige französische Soldaten in der Halle am Feuer fand, ersuchte er sie zudringlich, vornehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Kamin einzuräumen. Wir traten zugleich herein; sie waren freundlich und rückten zusammen, setzten sich aber bald wieder in die wunderliche Positur, ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu strecken: sie liefen auch wohl einmal im Saale hin und wieder und kehrten bald in ihre vorige Lage zurück, und nun konnte ich bemerken, daß es ihr eigentliches Geschäft sey den untern Theil ihrer Gamaschen zu trocknen.

Gar bald aber erschienen sie mir als bekannt, es waren eben dieselbigen, die heute früh neben unserm Wagen im Schlamme so zierlich einhertraten. Nun früher als wir angelangt, hatten sie schon am Brunnen die untersten Theile gewaschen und gebürstet, trockneten sie nunmehr, um morgen früh neuem Schmutz und Unrath galant entgegenzugehen. Ein musterhaftes Betragen, an das man sich in manchen Fällen des Lebens wohl wieder zu erinnern hat! Auch dachte ich dabei meiner lieben Kriegskameraden, die den Befehl zur Reinlichkeit murrend aufgenommen hatten.

Doch uns dergestalt untergebracht zu haben, war dem klugen, dienstfertigen Liseur nicht genug: die Fiction des Mittags, die sich so glücklich erwiesen hatte, ward kühnlich wiederholt; die hohe Generalsperson, der

Schwager des Königs wirkte mächtig und vertrieb eine ganze Maſſe guter Emigrirten aus einem Zimmer mit zwei Betten. Zwei Officiere von Kohler nahmen wir dagegen in demſelben Raum auf; ich aber begab mich vor die Hausthüre zu dem alten erprobten Schlafwagen, deſſen Deichſel, dießmal nach Deutſchland gekehrt, mir ganz eigene Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein ſchnelles Einſchlummern gar bald abgeſchnitten wurden.

Den 12. October 1792.

Der heutige Weg erſchien noch trauriger als der geſtrige: ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgeſtürzten Wagen häufiger neben der Hochſtraße auf den Wieſen. Aus den geborſtenen Decken der Rüſtwagen fielen gar niedliche Mantelſäcke, einem Emigrirtencorps gehörig, hervor; das bunte zierliche Anſehen dieſes herrenloſen aufgegebenen Gutes lockte die Beſitzluſt der Vorbeiwandernden, und mancher bepackte ſich mit einer Laſt, die er zunächſt auch wieder abwerfen ſollte. Daraus mag mag denn wohl die Rede entſtanden ſeyn, auf dem Rückzuge ſeyen Emigrirte von den Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfällen erzählte man auch manches Scherzhafte. Ein ſchwerbeladener Emigrantenwagen war ebenermaßen an einer Anhöhe ſtecken geblieben und verlaſſen worden. Nachfolgende Truppen unterſuchen den Inhalt, finden Käſtchen von mäßiger Größe, auffallend ſchwer, beläſtigen ſich gemeinſchaftlich damit und ſchleppen ſie mit unſäglicher Mühe auf die nächſte Höhe. Hier wollen ſie nun in die Beute und in die Laſt ſich theilen; aber welch ein Anblick! Aus jedem zerſchlagenen Kaſten fällt eine Unzahl Kartenſpiele hervor, und die Goldluſtigen tröſten ſich im wechſelſeitigen Spott durch Lachen und Poſſen.

Wir aber zogen durch Longuion nach Longwy; und hier muß man, indem die Bilder bedeutender Freudenſcenen aus dem Gedächtniß verſchwinden, ſich glücklich ſchätzen, daß auch widerwärtige Gräuelbilder ſich vor der Einbildungskraft abſtumpfen. Was ſoll ich alſo wiederholen, daß die Wege nicht beſſer wurden, daß man nach wie vor zwiſchen umgeſtürzten Wagen abgedeckte und friſch ausgeſchnittene Pferde aber- und abermals rechts und links verabſcheute! Von Büſchen ſchlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menſchen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen Blick neben der Straße.

Uns sollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Erquickung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige Betrachtungen über den Zustand des wohlhabenden, gutmüthigen Bürgers in schrecklichem, dießmal ganz unerwartetem Kriegsunheil.

Den 13. October 1792.

Unser Führer wollte nicht freventlich seine braven, wohlhabenden Verwandten in dieser Gegend gerühmt haben; er ließ uns deßhalb einen Umweg machen über Arlon, wo wir in einem schönen Städtchen, bei ansehnlichen und wackern Leuten, in einem wohlgebauten und gut eingerichteten Hause, von ihm angemeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten Personen freuten sich selbst ihres Vettern, glaubten gewisse Besserung und nächste Beförderung schon in dem Auftrage zu sehen, daß er uns mit zwei Wagen, so viel Pferden und, wie er ihnen glauben gemacht hatte, mit vielem Geld und Kostbarkeiten aus dem gefährlichsten Gewirre herauszuführen beehrt worden. Auch wir konnten seiner bisherigen Leitung das beste Zeugniß geben, und ob wir gleich an die Bekehrung dieses verlorenen Sohnes nicht sonderlich glauben konnten, so waren wir ihm doch dießmal so viel schuldig geworden, daß wir auch seinem künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz verweigern durften. Der Schelm verfehlte nicht mit schmeichelhaftem Wesen das Seinige zu thun, und erhielt wirklich in der Stille von den braven Leuten ein artiges Geschenk in Geld. Wir erquickten uns dagegen an gutem kaltem Frühstück und dem trefflichsten Wein, und beantworteten die Fragen der freilich auch sehr erstaunten wackern Leute wegen der wahrscheinlichen nächsten Zukunft so schonend als möglich.

Vor dem Hause hatten wir ein paar sonderbare Wagen bemerkt, länger und theilweise höher als gewöhnliche Rüf wagen, auch an der Seite mit wunderlichen Ansätzen geformt; mit rege gewordener Neugier fragte ich nach diesem seltsamen Fuhrwerke; man antwortete mir zutraulich, aber mit Vorsicht: es sey darin die Assignatenfabrik der Emigrirten enthalten, und bemerkte dabei, was für ein gränzenloses Unglück dadurch über die Gegend gebracht worden. Denn da man sich seit einiger Zeit der ächten Assignaten kaum erwehren könne, so habe man nun auch, seit dem Einmarsch der Alliirten, diese falschen in Umlauf gezwungen. Aufmerksame

Handelsleute hätten dagegen sogleich, ihrer Sicherheit willen, diese verdächtige Papierwaare nach Paris zu senden und sich von dorther officielle Erklärung ihrer Falschheit zu verschaffen gewußt; dieß verwirre aber Handel und Wandel ins Unendliche; denn da man bei den ächten Assignaten sich nur zum Theil gefährdet finde, bei den falschen aber gewiß gleich um das Ganze betrogen sey, auch beim ersten Anblick niemand sie zu unterscheiden vermöge, so wisse kein Mensch mehr, was er geben und was er empfangen solle; dieß verbreite schon bis Luxemburg und Trier solche Ungewißheit, Mißtrauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten das Elend nicht größer werden könne.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, wovon uns in den französischen ernsten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herüber gekommen ist. Von einem solchen Zustande können wir uns in eigener vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die petite ville mag lächerlich seyn, die deutschen Kleinstädter sind dagegen absurd.

Den 14. October 1792.

Sehr angenehm überrascht, fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der besten Kunststraße, und wurden in diese sonst so wichtige und wohlverwahrte Festung eingelassen, wie in jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, sahen wir uns nach und nach innerhalb der Außenwerke, der Wälle, Gräben, Zugbrücken, Mauern und Thore, unserm Führer, der Mutter und Vater hier zu finden vorgab, das weitere vertrauend. Ueberdrängt war die Stadt von Blessirten und Kranken, von thätigen Menschen, die sich selbst, Pferde und Fuhrwerk wieder herzustellen trachteten.

Unsere Gesellschaft, die sich bisher zusammengehalten hatte, mußte sich trennen; mir verschaffte der gewandte Quartiermeister ein hübsches Zimmer, das aus dem engsten Höfchen, wie aus einer Feueresse, doch bei sehr hohen Fenstern genugsames Licht erhielt. Hier wußte er mich mit meinem Gepäck und sonst gar wohl einzurichten und für alle Bedürfnisse zu sorgen; er gab mir den Begriff von den Haus- und Miethleuten

Sie forſcht wo es im Grünen blüht,
Im Garten überwölbt vom Blauen;
Ein Liebespaar wo ſie's erſteht,
Glaubt ſie das Herrlichſte zu ſchauen.

VI.

Der Kukuk wie die Nachtigall
Sie möchten den Frühling feſſeln,
Doch drängt der Sommer ſchon überall
Mit Diſteln und mit Neſſeln;
Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich ſonſt zu ſchönſtem Raub
Den Liebesblick gerichtet;
Verdeckt iſt mir das bunte Dach,
Die Gitter und die Pfoſten;
Wohin mein Auge ſpähend brach,
Dort ewig bleibt mein Oſten.

VII.

War ſchöner als der ſchönſte Tag,
Drum muß man mir verzeihen,
Daß ich Sie nicht vergeſſen mag,
Am wenigſten im Freien.

des Gebäudes, und versicherte, daß ich gegen eine kleine Gabe so bald nicht ausgetrieben und wohl behandelt werden sollte.

Hier konnte ich nun zum erstenmal den Koffer wieder aufschließen und mich meiner Reisehabseligkeiten, des Geldes, der Manuscripte wieder versichern. Das Convolut zur Farbenlehre brachte ich zuerst in Ordnung, immer meine früheste Maxime vor Augen, die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen. Ein Kriegs- und Reisetagebuch mochte ich gar nicht anrühren. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine stille, von jedem Geräusch abgeschlossene Wohnung gewährte mir wie eine Klosterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigsten Betrachtungen, dagegen ich mich, sobald ich nur den Fuß vor die Hausthüre hinausetzte, in dem lebendigsten Kriegsgetümmel befand und nach Lust das wunderlichste Local durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden ist.

Den 15. October 1792.

Wer Luxemburg nicht gesehen hat, wird sich keine Vorstellung von diesem an und über einander gefügten Kriegsgebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt sich, wenn man die seltsame Mannichfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der sich das Auge des hin und her gehenden Wanderers kaum befreunden konnte. Plan und Grundriß vor sich zu nehmen wird nöthig seyn, nachstehendes nur einigermaßen verständlich zu finden.

Ein Bach, Petrus genannt, erst allein, dann verbunden mit dem entgegen kommenden Fluß, die Elze, schlingt sich mäanderartig zwischen Felsen durch und um sie herum, bald im natürlichen Lauf, bald durch Kunst genöthigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; sie, mit ihren Festungswerken nach dem offenen Lande zu, ist andern befestigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derselben nach Westen Sorge getragen, sah man wohl ein, daß man sich auch gegen die Tiefe, wo das Wasser fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunst war auch das nicht hinreichend, man mußte auf dem rechten Ufer des Gewässers nach Süden, Osten und Norden auf ein- und ausspringenden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen vorschieben, nöthig immer eine zur Beschützung der andern. Hieraus entstand nun

eine Verkettung unübersehbarer Bastionen, Redouten, halber Monde, und solches Zangen- und Krakelwerk, als nur die Vertheidigungskunst im seltsamsten Falle zu leisten vermochte.

Nichts kann deßhalb einen wunderlichern Anblick gewähren, als das mitten durch dieß alles am Flusse sich hinabziehende enge Thal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil aufsteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terrassen abgestuft und mit Lusthäusern belebt sind; von wo aus man auf die steilsten Felsen, auf hochgethürmte Mauern rechts und links hinaufschaut. Hier findet sich so viel Größe mit Anmuth, so viel Ernst mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünschen wäre, Poussin hätte sein herrliches Talent in solchen Räumen bethätigt.

Nun besaßen die Eltern unseres lockern Führers in dem Pfaffenthal einen artigen abhängigen Garten, dessen Genuß sie mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloster, nicht weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieses Elysiums, und in dieser geistlichen Nachbarschaft schien auch den weltlichen Bewohnern Ruhe und Frieden verheißen, ob sie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unselige Kriegsnachspiel mit Lazarethen, abgerissenen Soldaten, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und Laffetten zugleich mit sonstigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in eine solche Stille zu flüchten, war höchst wohlthätig; aus den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andere Gewerke ihr Wesen öffentlich unermüdet und geräuschvoll treiben, und sich in das Gärtchen im geistlichen Thale zu verbergen, war höchst behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedürftiger das willkommenste Asyl.

Den 16. October 1792.

Die allen Begriff übersteigende Mannichfaltigkeit der auf und an einander gethürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, riefen die Lust hervor, wenigstens etwas davon aufs Papier zu bringen. Freilich mußte diese Neigung auch wieder einmal sich regen, da seit so viel Wochen mir kaum ein Gegenstand vor die Augen gekommen, der sie geweckt hätte. Unter anderem fiel es sonderbar auf, daß so manche gegen einander übersiehende Felsen, Mauern und Vertheidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und gewisse

wunderliche Verrichtungen verkunden waren. Irgend jemand vom Metier hätte dieses alles mit Kunstaugen angesehen, und sich mit Soldatenblick der sichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den malerischen Effect ihr abgewinnen, und hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Uebung gesetzt.

Den 19. October 1792.

Nachdem ich nun also mehrere Tage in diesen Labyrinthen, wo Naturfels und Kriegsgebäu wetteifernd seltsam steile Schluchten gegen einander aufgethürmt, und daneben Pflanzenwachsthum, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen, mich sinnend und denkend einsam genug herumgewunden hatte, fing ich an, nach Hause kommend, die Bilder wie sie sich der Einbildungskraft nach und nach einprägten, aufs Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend das Andenken eines höchst seltsamen Zustandes einigermaßen festzuhalten.

Den 20. October 1792.

Ich hatte Zeit gewonnen das Kurzvergangene zu überdenken, aber je mehr man dachte, je verworrener und unsicherer ward alles vor dem Blicke. Auch sah ich, daß wohl das nothwendigste seyn möchte sich auf das unmittelbar Bevorstehende zu bereiten. Die wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt werden; aber was mochte dort zu finden seyn, da nun die Herren selbst mit andern Flüchtlingen sich nachdrängten!

Als das Schmerzlichste jedoch, was einen jeden, mehr oder weniger resignirt wie er war, mit einer Art von Furienwuth ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Thaten abscheulich dargestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war.

Den 22. October 1792

Auf dem Wege nach Trier fand sich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg: öde, wüst und zerfahren lagen die Anger

und die weit und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene flüchtige Daseyn. Am Posthaus fuhr ich dießmal mit requirirten Pferden ganz im stillen vorbei; das Briefkästchen stand noch auf seinem Platze, kein Gedränge war umher; man konnte sich der wunderlichsten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte. Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden, als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend. Obgleich in später Zeit, unter den Antoninen, erbaut, behält es immer noch von trefflicher Kunst so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernst zuspricht und aus seinen, obgleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich thätigen Daseyns mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte.

Doch auch jetzt wechselte schnell wieder eine freudige Aussicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

Trier, den 23. October 1792.

Wir brachten unserm Freunde Lieutenant von Fritsch, den wir auf seinem Posten widerwillig zurückgelassen, die erwünschte Nachricht, daß er den Militärverdienstorden erhalten habe, mit Recht, wegen einer braven That, und mit Glück, ohne an unserm Jammer Theil genommen zu haben. Die Sache verhielt sich aber also.

Die Franzosen, weil sie uns weit genug ins Land vorgedrungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Noth wußten, versuchten im Rücken einen unvermutheten Streich; sie näherten sich Trier in bedeutender Anzahl, sogar mit Kanonen. Lieutenant von Fritsch erfährt es, und mit weniger Mannschaft geht er dem Feinde entgegen, der, über die Wachsamkeit stutzend, mehr anrückende Truppen befürchtend, nach kurzem Gefecht sich bis Merzig zurückzieht und nicht wieder erscheint. Dem Freunde war das Pferd blessirt, durch dieselbe Kugel sein Stiefel gestreift, dagegen er aber auch, als Sieger zurückkehrend, aufs beste empfangen wird. Der

Magiſtrat, die Bürgerſchaft erzeigen ihm alle mögliche Aufmerkſamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn bisher als einen hübſchen jungen Mann gekannt, erfreuen ſich nun doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er ſeinem Chef den Vorfall, der wie billig dem Könige vorgetragen wird, worauf denn der blaue Kreuzſtern erfolgt. Die Glückſeligkeit des braven Jünglings, deſſen lebhafteſte Freude mitzufühlen, war ein ungemeiner Genuß; ihn hatte das Glück, das uns vermied, in unſerm Rücken aufgeſucht, und er ſah ſich für den militäriſchen Gehorſam belohnt, der ihn an einer unthätigen Lage zu feſſeln ſchien.

Trier, den 24. October 1792.

Der Freund hatte mir bei jenem Canonicus abermals Quartier verſchafft. Auch ich war von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben, und bedurfte daher einiger Arzenei und Schonung. In dieſen ruhigen Stunden nahm ich ſogleich die kurzen Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Igel aufgezeichnet hatte.

Soll man den allgemeinſten Eindruck ausſprechen, ſo iſt hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengeſtellt und beide unter einander im äſthetiſchen Sinne aufgehoben. Dieß war die herrliche Art und Weiſe der Alten, die ſich noch lange genug in der Kunſtwelt erhielt.

Die Höhe des Monuments kann 70 Fuß betragen, es ſteigt in mehreren architektoniſchen Abtheilungen obeliskenartig hinauf; erſt der Grund, auf dieſem ein Sockel, ſodann die Hauptmaſſe, darüber eine Attike, ſodann ein Fronton und zuletzt eine wunderſam ſich aufſchlingende Spitze, wo ſich die Reſte einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieſer Abtheilungen iſt, mit den Gliedern aus denen ſie beſteht, durchaus mit Bildern und Zierrathen geſchmückt. Dieſe Eigenſchaft deutet denn freilich auf ſpätere Zeiten; denn dergleichen tritt ein, ſobald ſich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran manches zu erinnern ſeyn möchte.

Demungeachtet muß man anerkennen, daß dieſes Werk auf eine erſt kurz vergangene höhere Kunſt gegründet iſt. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben dargeſtellt wird, allegoriſch gewürzt durch mythologiſche Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von koloſſaler Bildung, ſich die Hände reichend, durch

eine dritte, verloschene Figur, als einer segnenden, verbunden. Sie stehen zwischen zwei sehr verzierten, mit über einander gestellten tanzenden Kindern geschmückten Pilastern. Alle Flächen sodann deuten auf die glücklichsten Familienverhältnisse, übereindenkende und wirkende Verwandte, redliches, genußreiches Zusammenleben darstellend.

Aber eigentlich waltet überall die Thätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht alles zu erklären. In einem Felde scheinen sich Geschäft überlegende Handelsleute versammelt zu haben; offenbar aber sind beladene Schiffe, Delphine als Verzierung, Transport auf Saumrossen, Ankunft von Waaren und deren Beschauen, und was sonst noch Menschliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte. Sodann aber auch im Zodiak ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter sich zog, in Friesen, sodann sonstigen Räumen und Giebelfeldern Bachus, Faunen, Sol und Luna, und was sonst noch Wunderbares Knopf und Gipfel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze ist höchst erfreulich und man könnte, auf der Stufe wo heut zu Tag Bau- und Bildkunst stehen, in diesem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigsten Menschen, ihren Lebensgenüssen und Verdiensten gar wohl errichten. Und so war es mir denn recht erwünscht, mit solchen Betrachtungen beschäftigt, den Geburtstag unserer verehrten Herzogin Amalia im stillen zu feiern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohlthun umständlich zurück zu rufen; woraus sich, denn ganz natürlich die Aufregung ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen, und die sämmtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren.

Trier, den 25. October 1792.

Die mir nunmehr gegönnte Ruhe und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildesten Zeiten bearbeitet hatte. Ich recapitulirte und redigirte meine chromatischen Acten, zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug veränderte, um das was ich darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dachte ich denn auch, meinen dritten Theil von Gehlers physicalischem Lexikon wiederzuerlangen. Auf Erkundigung und Nachforschen fand ich endlich die Küchenmagd im Lazareth, das man

mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloster errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit, doch waren die Räume luftig und reinlich: sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor, und übergab mir ihn so reinlich und wohl erhalten, als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe, die Sorgfalt, der ich sie empfahl, wird ihr zu gute gekommen seyn.

Ein junger Schullehrer, der mich besuchte und mir verschiedene der neuesten Journale mittheilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte sich, wie so viel andere, daß ich von Poesie nichts wissen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen schien. Er war in der Kantischen Philosophie unterrichtet, und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten, den ich eingeschlagen hatte. Wenn Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft der ästhetischen Urtheilskraft die teleologische zur Seite stellt, so ergiebt sich daraus, daß er andeuten wolle, ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt, und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Ueber solche Dinge konnte ich sehr beredt seyn, und glaube dem guten jungen Mann einigermaßen genutzt zu haben. Es ist wunderſam wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem Kurzvergangenen, ja dem Längstvergangenen mit sich trägt und schleppt, muntere Geister jedoch sich auf neuer Bahn bewegen, wo sie sich's denn freilich gefallen lassen meist allein zu gehen, oder einen Gesellen auf eine kurze Strecke mit sich fortzuziehen.

Trier, den 26. October 1792.

Nun durfte man aber aus solchen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne sich wie im Mittelalter zu finden, wo Klostermauern und der tollste unregelmäßigste Kriegszustand mit einander immerfort contrastirten. Besonders jammerten einheimische Bürger so wie zurückkehrende Emigrirte über das schreckliche Unheil, das durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuser gewußt dergleichen nach Paris zu bringen und von dort die Falschheit, völlige Ungültigkeit, die höchste Gefahr vernommen, sich mit dergleichen nur irgend abzugeben. Daß die ächten gleichfalls dadurch in Mißcredit geriethen, daß man, bei völliger Umkehrung der Dinge, auch wohl die Vernichtung aller dieser

Papiere zu fürchten habe, fiel jedermann auf. Dieses ungeheure Uebel nun gesellte sich zu den übrigen, so daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz gränzenlos erschien — ein verzweiflungsvoller Zustand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor sich niederbrennen sieht.

Trier, den 27. October 1792.

Die Wirthstafel, an der man übrigens ganz wohl versorgt war, gab auch ein sinneverwirrendes Schauspiel: Militärs und Angestellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im stillen mißmuthig, auch wohl in Aeußerungen heftig, aber alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.

Daselbst begegnete mir ein wahrhaft rührendes Ereigniß. Ein alter Husarenofficier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tisch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand, und fragte, ob ich denn das alles auch mit ausgestanden habe. Ich konnte ihm einiges von Valmy und Hans erzählen, woraus er sich denn gar wohl das übrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthusiasmus und warmem Antheil zu sprechen an, Worte, die ich nachzuschreiben kaum wage, des Inhalts: es sey schon unverantwortlich, daß man sie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe dergleichen Zustände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzusetzen, in solche Noth geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich — er drückte seine gute Meinung über meine Persönlichkeit und meine Arbeiten aus — das hätte mit erdulden sollen, darüber wollte er sich nicht zufrieden geben. Ich stellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite, mit meinem Fürsten, dem ich nicht ganz unnütz gewesen, mit so vielen wackern Kriegsmännern zu eigener Prüfung diese wenigen Wochen her gedultet zu haben; allein er blieb bei seiner Rede, indessen ein Civilist zu uns trat und dagegen erwiederte, man sey mir Dank schuldig, daß ich das alles mit ansehen wollen, indem man sich nun gar wohl von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch nichts wissen und rief: Glaubt es nicht! er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben.

Uebrigens mochte man kaum hie und da hinhorchen, der Verdruß war gränzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn

glückliche Menschen nicht ablassen uns ihr Behagen vorzurechnen, so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil das wir selbst aus dem Sinne schlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu seyn, genöthigt mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des 10. Augusts sich zu befreunden, das alles war für Geist und Gemüth so hart, als bisher die körperliche Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren.

Trier, den 28. October 1792.

Als man sich nun auf deutschem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuersten Verwirrung zu entwickeln hoffen durfte, traf uns die Nachricht von Custine's verwegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speier war in seine Hände gerathen; er hatte darauf gewußt eine Uebergabe von Mainz zu bewirken. Diese Schritte schienen die gränzenlosesten Uebel nach sich zu ziehen, sie deuteten auf einen außerordentlichen, so kühnen als folgerechten Geist, und da mußte denn schon alles verloren seyn. Nichts fand man wahrscheinlicher und natürlicher, als daß auch schon Coblenz von den Franken besetzt sey; und wie sollten wir unsern Rückweg antreten! Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf; Hanau und Aschaffenburg an einer, Cassel an der andern Seite sah man bedroht, und was nicht alles zu fürchten! Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysirt, desto lebendig thätiger die von revolutionären Gesinnungen ergriffene Masse. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten, und die schon entwickelten schleunig benutzen? Das alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Oefters hörte ich wiederholen: Sollten die Franzosen wohl ohne große Ueberlegung und Umsicht, ohne starke Heeresmacht solche bedeutende Schritte gethan haben? Custine's Handlungen schienen so kühn als vorsichtig; man dachte sich ihn, seine Gehülfen, seine Obern als weise, kräftige, consequente Männer. Die Noth war groß und sinneverwirrend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief

meiner Mutter, ein Blatt, das an jugendlich-ruhige, städtisch-häusliche Verhältnisse gar wunderſam erinnerte. Mein Oheim, Schöff Textor, war geſtorben, deſſen nahe Verwandtſchaft mich von der ehrenhaft wirkſamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn bei ſeinen Lebzeiten ausſchloß, worauf man, herkömmlich löblicher Sitte gemäß, meiner ſogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter Graduirten ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten bei mir anzufragen, ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Looſenden gewählt, die goldene Kugel zufiele. Vielleicht konnte eine ſolche Anfrage in keinem ſeltſamern Augenblicke anlangen, als in dem gegenwärtigen: ich war betroffen, in mich ſelbſt zurückgewieſen; tauſend Bilder ſtiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener ſich wohl im Augenblicke an einem erzählten Mährchen zerſtreut, ſo war auch ich in andere Sphären und Jahre verſetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirſichen geſegneten Spaliere des Enkels Appetit gar lüſtern anſprachen, und nur die angedrohte Verweiſung aus dieſem Paradieſe, nur die Hoffnung die reifſte, rothbäckigſte Frucht aus des wohlthätigen Ahnherrn eigener Hand zu erhalten, ſolche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beſchwichtigen konnte. Sodann erblickte ich den ehrwürdigen Altvater um ſeine Roſen beſchäftigt, wie er, gegen die Dornen mit alterthümlichen Handſchuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Städten, ſich vorſichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie dieſer ſehnſüchtig und kummervoll. Dann erblickte ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldenen Kette, auf dem Thronſeſſel unter des Kaiſers Bildniß: ſodann leider im halben Bewußtſeyn einige Jahre auf dem Krankenſtuhle, und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreiſe durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Beſitz des Hauſes, Hofes und Gartens gefunden, der als wackerer Sohn, dem Vater gleich, die höhern Stufen freiſtädtiſcher Verfaſſung erſtieg. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten, altberühmten Local riefen ſich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor, und traten mir nun neukräftig vor die Augen. Sodann geſellten ſich zu ihnen andere jugendliche Vorſtellungen, die ich nicht verſchweigen darf. Welcher reichſtädtiſche Bürger wird läugnen, daß er, früher oder ſpäter, den

Im Garten war's, Sie kam heran,
Mir ihre Gunſt zu zeigen;
Das fühl' ich noch und denke dran,
Und bleib' ihr ganz zu eigen.

VIII.

Dämmrung ſenkte ſich von oben,
Schon iſt alle Nähe fern;
Doch zuerſt emporgehoben
Holden Lichts der Abendſtern!
Alles ſchwankt ins Ungewiſſe,
Nebel ſchleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finſterniſſe
Widerſpiegelnd ruht der See.

Nun am öſtlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und Gluth,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächſten Fluth.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Luna's Zauberſchein,
Und durchs Auge ſchleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Rathsherrn, Schöff und Burgemeiſter im Auge gehabt und ſeinem Talent gemäß nach dieſen, vielleicht auch nach minderen Stellen emſig und vorſichtig geſtrebt. Denn der ſüße Gedanke, an irgend einem Regimente Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Bruſt eines jeden Republicaners, lebhafter und ſtolzer ſchon in der Seele des Knaben.

Dieſen freundlichen Kinderträumen konnte ich mich jedoch nicht lange hingeben; nur allzu ſchnell aufgeſchreckt, beſah ich mir die ahnungsvolle Localität, die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen, die mich beengten, und zugleich die Ausſicht nach der Vaterſtadt getrübt, ja verfinſtert. Mainz in franzöſiſchen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht ſchon eingenommen, der Weg dorthin verſperrt, und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze Jugendfreunde, Blutsverwandte vielleicht ſchon von demſelben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun ſo grauſam hatte leiden ſehen — wer hätte gewagt ſich in einen ſolchen Zuſtand zu ſtürzen!

Aber auch in der glücklichſten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich geweſen auf dieſen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht ſchwer auszuſprechen. Seit ſiebzehn Jahren genoß ich eines ſeltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachſicht des Herzogs von Weimar. Dieſer von der Natur höchſt begünſtigte, glücklich ausgebildete Fürſt ließ ſich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienſte gefallen, und gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländiſchen Bedingung möglich geweſen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Gränzen, ſo wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachſende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleiſtet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neu erworbener, höchſt gebildeter Freunde gedenken, auch ſo manches andern häuslich Lieben und Guten, was ſich aus meinen treubeharrlichen Zuſtänden entwickelt hatte! Dieſe bei ſolcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf einmal in dem betrübteſten Augenblick; denn man iſt ſchon halb gerettet, wenn man aus traurigſter Lage im fremden Land einen hoffnungsvollen Blick in die geſicherte Heimath zu thun aufgeregt wird; ſo genießen wir dieſſeits auf Erden was uns jenſeits der Sphären zugeſagt iſt.

In ſolchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter, und wenn ſich dieſe Beweggründe zunächſt auf mein Gefühl, auf perſönliches Behagen, individuellen Vortheil zu beziehen ſchienen, ſo hatte ich noch andere

hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten. Denn wie sollte ich mich in dem ganz eigenthümlichen Kreise thätig wirksam erzeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich herangebildet seyn muß? Ich hatte mich seit so viel Jahren zu Geschäften, meinen Fähigkeiten angemessen gewöhnt, und zwar solchen die zu städtischen Bedürfnissen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja ich durfte hinzufügen, daß, wenn eigentlich nur Bürger in den Rath aufgenommen werden sollten, ich nunmehr jenem Zustande so entfremdet sey, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten. Dieses alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, welche sich auch wohl nichts anderes erwartete. Freilich mag dieser Brief spät genug zu ihr gelangt seyn.

Trier, den 29. October 1792.

Mein junger Freund, mit dem ich gar manche angenehme wissenschaftliche und literarische Unterhaltung genoß, war auch im Geschichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unsere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deßhalb immer belehrend, und ich konnte mir das Allgemeinste merken.

Die Stadt an sich hat einen auffallenden Charakter: sie behauptet mehr geistliche Gebäude zu besitzen als irgend eine andere von gleichem Umfang, und möchte ihr dieser Ruhm wohl kaum zu läugnen seyn; denn sie ist innerhalb der Mauern von Kirchen, Capellen, Klöstern, Conventen, Collegien, Ritter- und Brüdergebäuden belastet, ja erdrückt, außerhalb von Abteien, Stiftern, Carthausen blockirt, ja belagert. Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungskreis, welchen der Erzbischof sonst von hier aus beherrschte; denn seine Diöcese war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. Auch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an schönen Besitzthümern, wie denn der Kurfürst von Trier auf beiden Seiten der Mosel ein herrliches Land beherrscht; und so fehlt es auch Trier nicht an Palästen, welche beweisen, daß zu verschiedener Zeit von hier aus die Herrschaft sich weit und breit erstreckte.

Der Ursprung der Stadt verliert sich in die Fabelzeit: das erfreuliche Local mag früh genug Anbauende hierher gelockt haben. Die Trevirer waren ins römische Reich eingeschlossen, erst Heiden, dann Christen, von

Normannen und von Franken überwältigt, und zuletzt ward das schöne Land dem römisch-deutschen Reiche einverleibt.

Ich wünschte wohl die Stadt in guter Jahreszeit, an friedlichen Tagen zu sehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, welche von jeher den Ruf haben freundlich und fröhlich zu seyn. Von erster Eigenschaft finden sich in diesem Augenblicke wohl noch Spuren, von der zweiten kaum; und wie sollte Fröhlichkeit sich in einem so widerwärtigen Zustande erhalten!

Freilich wer in die Annalen der Stadt zurücksieht, findet wiederholte Nachricht von Kriegsunheil, das diese Gegend betroffen, da das Moselthal, ja der Fluß selbst dergleichen Züge begünstigt. Attila sogar aus dem fernsten Osten hatte mit seinem unzählbaren Heere Vor- und Rückzug, wie wir, durch diese Flußregion genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im dreißigjährigen Kriege, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, indem sich der Fürst an Frankreich, als den nachbarlichsten Alliirten, angeschlossen hatte, und darüber in langwierige österreichische Gefangenschaft gerieth. Auch an innern Kriegen erkrankte die Stadt mehr als einmal, wie es überall in bischöflichen Städten sich ereignen mußte, wo der Bürger mit geistlich-weltlicher Obergewalt sich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich geschichtlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verschiedensten Zeit aufmerksam, wovon das meiste curios, und daher wohl merkwürdig schien, weniges aber dem Geschmacksurtheil erfreulich zusagte, wie vorher an dem Monumente zu Igel gerühmt werden konnte.

Die Reste des römischen Amphitheaters fand ich respectabel; da aber das Gebäude über sich selbst zusammengestürzt, und wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ sich nichts entziffern. Bewundernswerth jedoch war noch immer, wie die Alten, ihrer Weisheit gemäß, große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen suchten, und die Naturgelegenheit eines Thals zwischen zwei Hügeln zu nutzen gewußt, wo die Gestalt des Bodens an Excavation und Substruction dem Baumeister vieles glücklich ersparte. Wenn man nun von den ersten Höhen des Martisberges, wo diese Ruine gelegen, etwas weiter aufsteigt, so sieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Schirme nach dem Apolloberg hinüber, und so behaupten beide Götter, den Mercur zur Seite, ihres Namens Gerechtniß; die Bilder waren zu beseitigen, der Genius nicht.

Zu Betrachtung der Baukunst früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente: ich habe von solchen Dingen wenige Kenntniß, und sie sprechen nicht zum gebildeten Sinn. Mich wollte der Anblick bei einiger Theilnahme verwirren; manches davon ist verschüttet, zerstückt, zu anderem Gebrauche gewidmet.

Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthum gegründet, führte man mich im heitersten Momente; hier nun sieht man deutlich, wie die Stadt auf einer mit ausspringendem Winkel nach dem Fluß zudrängenden Fläche, welche denselben gegen das linke Ufer hinweist, erbaut ist. Nun überschaut man vom Fuße des Apolloberges Fluß, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da sich denn die noch nicht ganz entlaubten Weinberge, sowohl zu unsern Füßen als auf den ersten Höhen des Martisberges gegenüber, gar freundlich ausnahmen, anschaulich machten, in welcher gesegneten Gegend man sich befinde, und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen erweckten, welches über den Weinländern in der Luft zu schweben scheint. Die besten Sorten Moselwein, die uns nun zu Theil wurden, schienen nach diesem Ueberblick einen angenehmern Geschmack zu haben.

Unser fürstlicher Heerführer kam an und nahm Quartier im Kloster St. Maximin. Diese reichen und sonst überglücklichen Menschen hatten denn freilich schon eine gute Zeit her große Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einquartiert gewesen, und nachher war es nicht wieder leer geworden. Eine solche Anstalt, aus Ruhe und Frieden entsprungen, auf Ruhe und Frieden berechnet, nahm sich freilich unter diesen Umständen wunderlich aus, da, man mochte noch so schonend verfahren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchthums sich hervorthat. Der Herzog wußte jedoch hier wie überall, selbst als ungebetener Gast, durch Freigebigkeit und freundliches Betragen sich und die Seinigen angenehm zu machen.

Mich aber sollte auch hier der böse Kriegsdämon wieder verfolgen. Unser guter Obrist von Getsch war gleichfalls im Kloster einquartiert; ich fand ihn zur Nacht seinen Sohn bewachend und besorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit gleichfalls hart danieder lag. Hier mußte ich nun wieder die Litanei und Verwünschung unseres Feldzugs aus dem Munde eines alten Soldaten und Vaters vernehmen, der die sämmtlichen Fehler mit Leidenschaft zu rügen berechtigt war, die er als Soldat einsah und als Vater verfluchte. Auch die Isletten kamen wieder zur Sprache,

Bayerische Staatsbibliothek

und es mußte wirklich ein jeder, der ſich dieſen unſeligen Punkt deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit die Abtei zu ſehen, und fand ein weitläufiges, wahrhaft fürſtliches Gebäude; die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, und die Fußböden getäfelt, Sammet und damaſtene Tapeten, Stuccatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht geſpart, und was man ſonſt in ſolchen Paläſten zu ſehen gewohnt iſt, alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartierten Perſonen ganz wohl dahier; die Pferde jedoch konnten nicht ſämmtlich untergebracht werden, ſie mußten unter freiem Himmel aushalten, ohne Lagerſtätte, Raufen und Tröge. Unglücklicherweiſe waren die Futterſäcke gefault, und ſo mußte der Haſer von der Erde aufgeſchnepert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, ſo fand man die Keller deſto geräumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloſter die Einnahme von vielen Zehenten. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden ſeyn; es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30. October

gab unſer Fürſt große Tafel: drei der vornehmſten geiſtlichen Herren waren eingeladen; ſie hatten köſtliches Tiſchzeug, ſehr ſchönes Porzellanſervice hergegeben; von Silber war wenig zu ſehen; Schätze und Koſtbarkeiten lagen in Ehrenkreitſtein. Die Speiſen von den fürſtlichen Köchen ſchmackhaft zubereitet; Wein, der uns früher hatte nach Frankreich folgen ſollen, von Luxemburg zurückkehrend, ward hier genoſſen; was aber am meiſten Lob und Preis verdiente, war das koſtbarſte weiße Brod, das an den Gegenſatz des Commißbrods bei Hans erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach Trier'ſcher Geſchichte in dieſen Tagen forſchte, nothwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müſſen: ich konnte daher mit meinem geiſtlichen Nachbar ein ganz auslangendes geſchichtliches Geſpräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgeſetzt; dann gedachte man ſeiner mannichfaltig wechſelnden Schickſale, der nahen Lage des Stifts an der Stadt, beiden Theilen gleich gefährlich; wie es denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüſtet wurde

Von dem Wiederaufbau und der allmähligen Herſtellung in den gegenwärtigen Zuſtand ließ ich mich auch unterrichten. Dazu konnte man viel Gutes ſagen und die Anſtalten preiſen, welches der geiſtliche Herr auch gern vernahm; von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Rühmliches wiſſen: die franzöſiſchen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen, und man hatte von manchem Unfug, Uebermuth und Verſchwendung zu hören.

Bei Abwechſelung des Geſprächs daher ging ich wieder ins Geſchichtliche zurück; als ich aber der früheren Zeit erwähnte, wo das Stift ſich dem Erzbiſchof gleichgeſetzt und der Abt Reichsſtand des römiſch-deutſchen Reichs geweſen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine ſolche Erinnerung in der neueſten Zeit für verfänglich halte.

Die Sorge des Herzogs für ſein Regiment ward nun thätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, ſo ließ der Fürſt ein Schiff miethen, um ſie bequem nach Coblenz zu transportiren.

Nun aber kamen andere auf eine eigene Weiſe preßhafte Kriegsmänner an. Auf dem Rückzuge hatte man gar bald bemerkt, daß die Kanonen nicht fortzubringen ſeyen; die Artilleriepferde kamen um, eines nach dem andern; wenig Vorſpann war zu finden; die Pferde, auf dem Hinzug requirirt, beim Herzug geflüchtet, fehlten überall; man griff zu der letzten Maßregel: von jedem Regiment mußte eine ſtarke Anzahl Reiter abſitzen und zu Fuße wandern, damit das Geſchütz gerettet werde. In ihren ſteifen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten dieſe braven Menſchen bei dem ſchrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte ſich die Zeit, denn es ward Anſtalt getroffen, daß auch ſie zu Waſſer nach Coblenz fahren konnten.

Im November 1792.

Mein Fürſt hatte mir aufgetragen, dem Marquis Lucchesini aufzuwarten, eine Abſchiedsempfehlung auszuſprechen, und mich nach einigem zu erkundigen. Bei ſpäter Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten, ward ich bei dieſem, mir früher nicht ungewogenen, bedeutenden Manne eingelaſſen. Die Anmuth und Freundlichkeit, mit der er mich empfing, war wohlthätig; nicht ſo die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung

meiner Wünsche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen.

Als ich nun die Abfahrt jener kranken und ermüdeten Reiter eifrig betreiben sah, ergriff mich gleichfalls das Gefühl, es sey wohl am besten gethan einen Ausweg auf dem Wasser zu suchen. Sehr ungern ließ ich meine Chaise zurück, die man mir aber nach Coblenz nachzusenden versprach, und miethete ein einmänniges Boot, wo mir denn beim Einschiffen meine sämmtlichen Habseligkeiten, gleichsam vorgezählt, einen sehr angenehmen Eindruck machten, indem ich sie mehr als einmal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieser Fahrt gesellte sich ein preußischer Officier, den ich als alten Bekannten aufnahm, dessen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte, und dem seine Hofzeit noch gar deutlich vorschwebte; wie er mir dann gewöhnlich den Kaffee wollte präsentirt haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig, und man erkannte die Anmuth dieser Wohlthat um so mehr, je mühseliger auf dem Landwege, der sich dem Flusse hie und da näherte, die Colonnen dahinzogen, oder auch wohl von Zeit zu Zeit stockend verweilten. Schon in Trier hatte man geklagt, daß, bei so eiligem Rückmarsch, die größte Schwierigkeit sey Quartier zu finden, indem gar oft die einem Regiment angewiesenen Ortschaften schon besetzt gefunden worden, wodurch große Noth und Verwirrung entstehe.

Die Uferansichten der Mosel waren längs dieser Fahrt höchst mannichfaltig; denn obgleich das Wasser eigensinnig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es ein chikanöses gebirgisches Terrain durchstreift, von beiden Seiten durch vorspringende Winkel bald rechts, bald links gedrängt, so daß es nur im weitläufigen Schlangengange fortwandeln kann. Deßwegen ist denn aber auch ein tüchtiger Fährmeister höchst nöthig: der unsere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeschobenen Kies zu vermeiden, sogleich aber dort den an steiler Felswand herfluthenden Strom zu schnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortschaften zu beiden Seiten gaben den muntersten Anblick; der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf ein heiteres Volk schließen, das keine Mühe scheut den köstlichen Saft zu erzielen. Jeder sonnige Hügel war benutzt, bald aber bewunderten wir schroffe Felsen am Strom, auf deren schmalen vorragenden Kanten, wie auf zufälligen Naturterrassen, der Weinstock zum allerbesten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirthshause, wo uns eine alte Wirthin wohl empfing, manches erduldete Ungemach beklagte, den Emigrirten aber besonders alles Böse gönnte. Sie habe, sagte sie, an ihrem Wirthstisch gar oft mit Grauen gesehen, wie diese gottesvergessenen Menschen das liebe Brod kugel- und brockenweise sich an den Kopf geworfen, so daß sie und ihre Mägde es nachher mit Thränen zusammengekehrt.

Und so ging es mit gutem Glück und Muth immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandrische Flußgewinde, wie es sich gegen die Höhen von Montreal herabdrängt, verschlungen sahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward stockfinster: eingeengt wußten wir uns zwischen mehr oder weniger steilem Ufer, als ein Sturm, bisher schon ruckweise verkündigt, gewaltsam anhaltend hereinbrach; bald schwoll der Strom im Gegenwinde, bald wechselten abprallende Windstöße niederstürzend mit wüthendem Sausen; eine Welle nach der andern schlug über den Kahn, wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeister barg nicht seine Verlegenheit: die Noth schien immer größer, je länger sie dauerte, und der Drang war aufs höchste gestiegen, als der wackere Mann versicherte, er wisse weder wo er sey, noch wohin er steuern solle.

Unser Begleiter verstummte, ich war still in mir gefaßt. Wir schwebten in der tiefsten Finsterniß, nur manchmal wollte mir scheinen, daß Massen über mir doch noch etwas dunkler, als der verfinsterte Himmel, sich dem Auge bemerklich machten; dieß gewährte jedoch wenig Trost und Hoffnung: zwischen Land und Fels eingeschlossen zu seyn, drang sich immer ängstlicher auf. Und so wurden wir im Stockfinstern lange hin und her geworfen, bis sich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung auftat. Nun ward nach Möglichkeit drauf losgesteuert und gerudert, wobei sich Paul nach Kräften thätig erwies.

Endlich stiegen wir in Trarbach glücklich ans Land, wo man uns in einem leidlichen Gasthof Herme mit Reiß alsobald anbot. Ein angesehener Kaufmann aber, die Landung von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht vernehmend, nöthigte uns in sein Haus, wo wir bei hellem Kerzenschein, in wohlgeschmückten Zimmern englische schwarze Kunstblätter in Rahmen und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung gegen die kurz vorher erduldeten finstern Gefährlichkeiten begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, beeiferten sich uns gütlich zu thun;

wir genoſſen des köſtlichſten Moſelweins, an dem ſich mein Gefährte, der eine Wiederherſtellung freilich am nöthigſten haben mochte, beſonders erquickte.

Paul geſtand, daß er ſchon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir ſcheitern ſollten, uns durch Schwimmen zu erretten; wobei er ſich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und gelabt, als es in mir ſchon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der freundliche Wirth wollte uns nicht entlaſſen, ſondern verlangte vielmehr, wir ſollten den morgenden Tag noch zugeben, verſprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteſte ſchönſte Ausſicht über ein bedeutend Gelände und manches andere, was uns zur Erquickung und Zerſtreuung hätte dienen können. Aber es iſt wunderbar: wie ſich der Menſch an ruhige Zuſtände gewöhnt und in denſelben verharren mag, ſo giebt es auch eine Gewöhnung zum Unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff ſtanden, nöthigte uns der wackere Mann noch zwei Matrazen auf, damit wir im Schiff wenigſtens einige Bequemlichkeit hätten: die Frau gab ſolche nicht gern her, welches ihr, da der Barchent neu und ſchön, gar nicht zu verdenken war. Und ſo ereignet ſich's oft in Einquartierungsfällen; daß bald der eine, bald der andere Gatte dem aufgedrungenen Gaſt mehr oder weniger wohl will.

Bis Coblenz ſchwammen wir ruhig hinunter, und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das ſchönſte Naturbild geſehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moſelbrücke zufuhren, ſtand uns dieſes ſchwarze mächtige Bauwerk kräftig entgegen; durch die Bogenöffnungen aber ſchauten die ſtattlichen Gebäude des Thals, über der Brückenlinie ſodann das Schloß Ehrenbreitſtein im blauen Dufte durch und hervor; rechts bildete die Stadt, an die Brücke ſich anſchließend, einen tüchtigen Vorgrund. Dieſes Bild gab einen herrlichen, aber nur augenblicklichen Genuß; denn wir landeten, und ſchickten ſogleich gewiſſenhaft die Matrazen unverſehrt an das von den wackeren Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein ſchönes Quartier eingeräumt, worin auch ich ein gutes Unterkommen fand. Die Armee rückte nach und nach heran: die Dienerſchaft des fürſtlichen Generals traf ein und konnte

nicht genug von den Unbilden erzählen, die sie erleiden müssen. Wir segneten uns die Wasserfahrt eingeschlagen zu haben, und die glücklich überstandene Windsbraut schien nur ein geringes Uebel gegen eine stockende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürst selbst war angekommen; um den König versammelten sich viele Generale; ich aber, in einsamen Spaziergängen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Ereignisse der vergangenen Wochen.

Ein französischer General, Lafayette, Haupt einer großen Partei, vor kurzem der Abgott seiner Nation, des vollkommensten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt sich gegen die Obergewalt auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das Reich repräsentirt; er entflieht, seine Armee, nicht stärker als 23,000 Mann, bleibt ohne General und Oberofficiere desorganisirt, bestürzt.

Zur selbigen Zeit betritt ein mächtiger König, mit einem 80,000 Mann starken verbündeten Heere den Boden von Frankreich; zwei befestigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben sich.

Nun erscheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchbrochen, und doch erreicht er eine zweite, wird auch daselbst eingeschlossen und zwar so, daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt. Aber sonderbar verwickelte Zustände werden durch anhaltendes Regenwetter herbeigeführt; das furchtbare alliirte Heer, nicht weiter als sechs Stunden von Chalons und zehn von Rheims, sieht sich abgehalten, diese beiden Orte zu gewinnen, bequemt sich zum Rückzug, räumt die zwei eroberten Plätze, verliert über ein Drittel seiner Mannschaft und davon höchstens 2000 durch die Waffen, und sieht sich nun wieder am Rheine. Alle diese Begegnisse, die an das Wunderbare gränzen, ereignen sich in weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist aus der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken.

Vergegenwärtige man sich nun die vielen tausend Theilnehmer an solchem Mißgeschick, denen das grimmige Leiden und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben schien, so wird man sich leicht vorstellen, daß nicht alles im stillen abgethan ward, und so sehr man sich auch vorzusehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und so begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben

IX.

Nun weiß man erſt was Roſenknoſpe ſey,
Jetzt da die Roſenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

X.

Als Allerſchönſte biſt du anerkannt,
Biſt Königin des Blumenreichs genannt;
Unwiderſprechlich allgemeines Zeugniß,
Streitſucht verbannend, wunderſam Ereigniß!
Du biſt es alſo, biſt kein bloßer Schein,
In dir trifft Schau'n und Glauben überein;
Doch Forſchung ſtrebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Geſetz, dem Grund Warum und Wie.

XI.

Mich ängſtigt das Verfängliche
Im widrigen Geſchwätz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo ſchon verſchwunden was man ſieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das graugeſtrickte Netz. —
„Getroſt! Das Unvergängliche,
Es iſt das ewige Geſetz
Wonach die Roſ' und Lilie blüht."

einem alten trefflichen Generale saß und vom Vergangenen zu sprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir, zwar freundlich, aber mit gewisser Bestimmtheit antwortete: Erzeigen Sie mir morgen früh die Ehre mich zu besuchen, da wir uns hierüber freundlich und aufrichtig besprechen wollen. Ich schien es anzunehmen, blieb aber aus und gelobte mir innerlich, das gewohnte Stillschweigen sobald nicht wieder zu brechen.

Auf der Wasserfahrt, so wie auch in Coblenz, hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner chromatischen Studien; besonders war mir über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr hoffen die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen, und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen. Auch kam mir des treuen Kämmerier Wagner Tagebuch zu Ergänzung des meinigen gar wohl zu Statten, das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachlässigt hatte.

Des Herzogs Regiment war herangekommen und kantonnirte in den Dörfern gegen Neuwied über. Hier bewies der Fürst die väterlichste Sorgfalt für seine Untergebenen; jeder Einzelne durfte seine Noth klagen, und so viel nur möglich ward abgestellt und nachgeholfen. Lieutenant von Flotow, in der Stadt auf Commando stehend, und dem Wohlthäter am nächsten, erwies sich thätig und hülfreich. Dem Hauptbedürfniß an Schuhen und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte, und die im Regimente sich findenden Schuster unter den Meistern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war gesorgt, gelbe Kreide angeschafft, die Collets gesäubert und gefärbt, und unsere Reiter trabten wieder ganz schmuck einher.

Meine Studien jedoch sowohl als die heitere Unterhaltung mit den Kanzlei- und Hausgenossen wurden gar sehr belebt durch den Ehrenwein, welcher, von trefflicher Moselsorte, unserm Fürsten vom Stadtrathe gereicht ward, und welchen wir, da der Fürst meist auswärts speiste, zu genießen die Erlaubniß hatten. Als wir Gelegenheit fanden einem von den Gebern darüber ein Compliment zu machen und dankbar anerkannten, daß sie sich bei solcher Gelegenheit um unsertwillen mancher guten Flasche berauben wollen, vernahmen wir die Erwiederung, daß sie uns dieß und noch viel mehr gönnten, und nur die Fässer bedauerten, welche sie an die Emigrirten wenden müssen, welche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt gebracht, ja den Zustand derselben völlig umgekehrt;

besonders aber wollte man ihr Betragen gegen den Fürsten nicht rühmen, an dessen Stelle sie sich gewissermaßen gesetzt, und gegen seinen Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen.

In der letzten Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereist, und ich schlich zu schöner heiterer Mittagsstunde an sein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer etwas oberhalb der Stadt wunderschön, seitdem ich diese Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachsen war. Es stand einsam, und als die allerneueste, wenn auch nicht architektonische, doch politische Ruine da, und ich hatte nicht den Muth mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie schön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt, die Aussicht den Rhein stromauf ruhig und besänftigend, gegen Stadt und Festung aber prächtig und aufregend!

In der Absicht mich übersetzen zu lassen, ging ich zur fliegenden Brücke, ward aber aufgehalten, oder hielt mich vielmehr selbst auf, in Beschauung eines österreichischen Wagentransportes, welcher nach und nach übergesetzt wurde. Hier ereignete sich ein Streit zwischen einem preußischen und österreichischen Unterofficier, welcher den Charakter beider Nationen klar ins Licht setzte.

Vom Oesterreicher, der hierher postirt war um die möglich schnelle Ueberfahrt der Wagencolonne zu beaufsichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen, und deßhalb kein anderes Fuhrwerk dazwischen zu lassen, verlangte der Preuße heftig eine Ausnahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau und Kind mit einigen Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit versagte der Oesterreicher die Forderung, auf die Ordre sich berufend, die ihm dergleichen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Oesterreicher wo möglich gelassener; er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Colonne, und der andere fand sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schlug der Zudringliche an seinen Säbel und forderte den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schmähen wollte er seinen Gegner ins nächste Gäßchen bewegen, um die Sache daselbst auszumachen; der höchst ruhige verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührte sich nicht und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wünschte diese Scene wohl von einem Charakterzeichner aufgefaßt: denn wie im Betragen, so auch in Gestalt unterschieden sich beide;

der Gelassene war stämmig und stark, der Wüthende — denn zuletzt erwies er sich so — hager, lang, schmächtig und rührig.

Die auf diesen Spazierweg zu verwendende Zeit war zum Theil schon verstrichen, und mir vertrieb die Furcht vor ähnlichen Retardationen bei der Rückkehr jede Lust, das sonst so geliebte Thal zu besuchen, das doch nur das Gefühl schmerzlichen Entbehrens erregt, und mich fruchtlos zu Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte; doch stand ich lange, hinüberschauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse treulich eingedenk.

Und so traf es zufällig, daß ich von den Maßregeln zum fernern Feldzuge auf dem rechten Ufer näher unterrichtet ward. Des Herzogs Regiment rüstete sich hinüberzuziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes, und das Fluchtgefühl ergriff mich abermals. Ich möchte dieß ein umgekehrtes Heimweh nennen, eine Sehnsucht ins Weite, statt ins Enge. Ich stand, der herrliche Fluß lag vor mir: er gleitete so sanft und lieblich hinunter, in ausgedehnter breiter Landschaft; er floß zu Freunden, mit denen ich, trotz manchem Wechseln und Wenden, immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust, und so miethete ich, nach erhaltenem Urlaub, eilig einen Kahn bis Düsseldorf, meine noch immer zurückbleibende Chaise Coblenzer Freunden empfehlend, mit Bitte sie mir hinabwärts zu spediren.

Als ich nun mit meinen Habseligkeiten mich eingeschifft und sogleich auf dem Strome dahinschwimmen sah, begleitet vom getreuen Paul und einem blinden Passagier, welcher gelegentlich zu rudern sich verband, hielt ich mich für glücklich und von allem Uebel befreit.

Indessen standen noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange flußabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß der Kahn ein starkes Leck haben müsse, indem der Fährmann von Zeit zu Zeit das Wasser fleißig ausschöpfte. Und nun entdeckte sich erst, daß wir, bei übereilt unternommener Fahrt, nicht bedacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab von Coblenz bis Düsseldorf der Schiffer nur ein altes Boot zu nehmen pflegt, um es unten als Brennholz zu verkaufen und, sein Fährgeld in der Tasche, ganz leicht nach Hause zu wandern.

Indessen fuhren wir getrost dahin. Eine sternhelle, doch sehr kalte Nacht begünstigte unsere Fahrt, als auf einmal der fremde Ruderer

verlangte ans Land gesetzt zu werden, und sich mit dem Schiffer zu streiten anfing, an welcher Stelle es denn eigentlich für den Wanderer am vortheilhaftesten sey, worüber sie sich nicht vereinigen konnten.

Unter diesen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, stürzte unser Fährmann ins Wasser und wurde nur mit Mühe herausgezogen. Nun konnte er bei heller klarer Nacht nicht mehr aushalten, und bat dringend um die Erlaubniß, bei Bonn anfahren zu dürfen, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schifferkneipe, ich aber beharrte unter freiem Himmel zu bleiben, und ließ mir ein Lager auf Mantelsack und Portefeuille bereiten. So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten sechs Wochen fast immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach und Zimmer graute. Dießmal aber entstand daraus für mich ein neues Unheil, welches man freilich hätte vorhersehen sollen: den Kahn hatte man zwar so weit als möglich auf den Strand gezogen, aber nicht so weit, daß er nicht durch das Leck noch hätte Wasser einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als erfrischt; denn das Wasser war bis zu meinem Lager gedrungen, und hatte mich und meine Habseligkeiten durchnäßt. Ich war daher genöthigt aufzustehen, das Wirthshaus aufzusuchen, und mich in Tabak schmauchender, Glühwein schlürfender Gesellschaft so gut als möglich zu trocknen; worüber denn der Morgen ziemlich herankam und eine verspätete Reise durch frisches Rudern eifrig beschleunigt wurde.

Zwischenrede.

Wenn ich mich nun so in der Erinnerung den Rhein hinunterschwimmen sehe, wüßte ich nicht genau zu sagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demselben ließ mich nach der kurzvergangenen Zeit zurückschauen wie auf einen lösen Traum, von dem ich mich so eben erwacht fände; ich überließ mich den heitersten Hoffnungen eines nächsten gemüthlichen Zusammenseyns.

Nun aber, wenn ich mitzutheilen fortfahren soll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als dem bisherigen Vortrag wohl geziemte: denn wo Tag für Tag das Bedeutendste vor unsern Augen vorgeht, wenn wir mit so viel Tausenden leiden und fürchten und nur furchtsam hoffen, dann

hat die Gegenwart ihren entſchiedenen Werth und, Schritt für Schritt vorgetragen, erneut ſie das Vergangene, indem ſie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geſelligen Cirkeln ſich ereignet, kann nur aus einer ſittlichen Folge der Aeußerungen innerlicher Zuſtände begriffen werden; die Reflexion iſt hier an ihrer Stelle, der Augenblick ſpricht nicht für ſich ſelbſt, Andenken an das Vergangene, ſpätere Betrachtungen müſſen ihn dolmetſchen.

Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte, und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich, beſonders die letzten Jahre, nicht übel befand, ſo hatte ich die Eigenheit niemals weder eine nächſt zu erwartende Perſon, noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, ſondern dieſen Zuſtand unvorbereitet auf mich einwirken zu laſſen. Der Vortheil der daraus entſteht, iſt groß: man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurückzukommen, nicht ein ſelbſtbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöſchen, und mit Unbehagen die Wirklichkeit an deſſen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wohl hervortreten, daß wir mit Unbewußtſeyn in wichtigen Augenblicken nur herumtaſten und uns nicht gerade in jeden ganz unvorhergeſehenen Zuſtand aus dem Stegreife zu finden wiſſen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerkſam, was meine perſönliche Gegenwart und Geiſtesſtimmung auf die Menſchen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand, daß ich Neigung oder Abneigung und ſogar oft beides zugleich erregte.

Wollte man nun auch dieſes Betragen als eine individuelle Eigenheit weder loben noch tadeln, ſo muß doch bemerkt werden, daß ſie im gegenwärtigen Falle gar wunderliche Phänomene, und nicht immer die erfreulichſten hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden ſeit vielen Jahren nicht zuſammengekommen: ſie hatten ſich getreu an ihrem Lebensgange gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beſchieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, ſo daß ich, in eben der Perſon beharrend, ein ganz anderer Menſch geworden, meinen alten Freunden faſt unkenntlich auftrat.

Es würde ſchwer halten, auch in ſpäteren Jahren, wo eine freiere Ueberſicht des Lebens gewonnen iſt, ſich genaue Rechenſchaft von jenen Uebergängen abzulegen, die bald als Vorſchritt, bald als Rückſchritt erſcheinen, und doch alle dem gottgeführten Menſchen zu Nutz und Frommen

gereichen müssen. Ungeachtet solcher Schwierigkeiten aber will ich, meinen Freunden zu Liebe, einige Andeutung versuchen.

Der sittliche Mensch erregt Neigung und Liebe nur in sofern, als man Sehnsucht an ihm gewahr wird: sie drückt Besitz und Wunsch zugleich aus, den Besitz eines zärtlichen Herzens und den Wunsch ein gleiches in andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin.

Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu sehr gehegt, und bei fortschreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deßhalb die volle endliche Befriedigung. Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein ganzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichniß mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis ich endlich durch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich ermeistete. In jenes herrliche Land sind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt, sie haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet; möchten sie nun auch nächstens den längern Aufenthalt daselbst mit Neigung theilen, und von dort mich wieder zurückbegleiten, da sich alsdann manches Problem faßlicher auflösen wird.

In Italien fühlte ich mich nach und nach kleinlichen Vorstellungen entrissen, falschen Wünschen entboben und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Land der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst: ich war sie gewahr geworden, nun wünschte ich sie zu durchdringen.

Das Studium der Kunst, wie das der alten Schriftsteller, giebt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst: indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen: das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Mahlern, Bildhauern, Baumeistern, so geht es auch dem Liebhaber: er arbeitet einsam, für Genüsse die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit sollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden und zwar die entschiedenste Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise hingeleitet worden. Hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen

der dunkeln Kammer wäre ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit.

Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden: denn, der schlesischen, durch den Reichenbacher Congreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben gesehen und zugleich durch anmuthige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen, indessen das Unheil der französischen Staatsumwälzung, sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürsten und Herrn erst in die bedenklichen, bald aber traurigen Ereignisse des Tags abermals hineinzubegleiten und das Unerfreuliche, das ich nur gemäßigt meinen Lesern mitzutheilen gewagt, männlich zu erdulden, so hätte alles, was noch Zartes und Herzliches sich ins Innerste zurückgezogen hatte, auslöschen und verschwinden mögen.

Fasse man dieß alles zusammen, so wird der Zustand, wie er nachstehend skizzenhaft verzeichnet ist, nicht ganz räthselhaft erscheinen; welches ich um so mehr wünschen muß, da ich umgern dem Trieb widerstehe, diese vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter nach gegenwärtiger Einsicht und Ueberzeugung umzuschreiben.

Pempelfort, im November 1792.

Es war schon finster, als ich in Düsseldorf landete und mich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen ließ, wo ich nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufnahme fand: vielfaches Hin- und Hersprechen, wie ein solches Wiedersehen aufregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Den nächsten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt: der unglückliche Feldzug gab leider genugsame Unterhaltung; niemand hatte sich den Ausgang so traurig gedacht. Aber auch aussprechen konnte niemand die tiefe Wirkung eines beinahe vierwöchentlichen furchtbaren Schweigens, die sich immer steigernde Ungewißheit bei dem

Mangel aller Nachrichten. Eben als wäre das alliirte Heer von der Erde verschlungen worden, so wenig verlautete von demselben; jedermann, in eine gräßliche Leere hineinblickend, war von Furcht und Aengsten gepeinigt, und nun erwartete man mit Entsetzen die Kriegsläufte schon wieder in den Niederlanden, man sah das linke Rheinufer und zugleich das rechte bedroht.

Von solchen Betrachtungen zerstreuten uns moralische und literarische Verhandlungen, wobei mein Realismus, zum Vorschein kommend, die Freunde nicht sonderlich erbaute.

Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unseres eigenen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung: ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß niemand davon erbaut sey. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich selbst beruhen.

Meine Freunde jedoch, die sich in so veränderte Gesinnung nicht gleich ergeben wollten, versuchten mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen, und gaben mir Iphigenien zur abendlichen Vorlesung in die Hand; das wollte mir aber gar nicht munden, dem zarten Sinne fühlte ich mich entfremdet; auch von andern vorgetragen, war mir ein solcher Anklang lästig. Indem aber das Stück gar bald zurückgelegt ward, schien es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Folter zu prüfen gedenke. Man brachte Oedipus auf Kolonus, dessen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunst, Natur und Welt gewendeten, durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinn ganz unerträglich schien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus. Da ergab man sich denn wohl in die Gesinnung des veränderten Freundes, fehlte es doch nicht an so mancherlei Anhaltepunkten des Gesprächs.

Aus den früheren Zeiten deutscher Literatur ward manches Einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tiefern Zusammenhang, weil man Merkmale ungleicher Gesinnung vermeiden wollte. Soll ich irgend etwas Allgemeines hier einschalten, so war es schon seit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende

Exiſtenzen zuſammentrafen und Menſchen von einer Seite ſich an einander ſchloſſen, obgleich von der andern höchſt verſchieden; jeder brachte einen hohen Begriff von ſich ſelbſt zur Geſellſchaft, und man ließ ſich eine wechſelſeitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befeſtigte ſeinen erworbenen Beſitz einer allgemeinen Achtung: durch geſellige Verbindungen wußte man ſich zu hegen und zu fördern; die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch einzelne, ſondern durch eine übereinſtimmende Mehrheit erhalten. Daß hierbei eine Art Abſichtlichkeit durchwalten mußte, lag in der Sache; ſo gut wie andere Weltkinder, verſtanden ſie eine gewiſſe Kunſt in ihre Verhältniſſe zu legen: man verzieh ſich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage, und die wechſelſeitigen Mißverſtändniſſe blieben lange verborgen.

Zwiſchen dieſem allem hatte ich einen wunderlichen Stand: mein Talent gab mir einen ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft, aber meine heftige Leidenſchaft für das was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte ſich manche gehäſſige Ungezogenheit gegen irgend ein ſcheinbar falſches Streben; weßwegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreiſes zu Zeiten überwarf, ganz oder halb verſöhnte, immer aber im Dünkel des Rechthabens auf meinem Wege fortging. Dabei behielt ich etwas von der Ingenuität des Voltaire'ſchen Huronen noch im ſpätern Alter, ſo daß ich zugleich unerträglich und liebenswürdig ſeyn konnte.

Ein Feld jedoch, in welchem man ſich mit mehr Freiheit und Uebereinſtimmung erging, war die weſtliche, um nicht zu ſagen franzöſiſche Literatur. Jacobi, indem er ſeinen eigenen Weg wandelte, nahm doch Kenntniß von allem Bedeutenden, und die Nachbarſchaft der Niederlande trug viel dazu bei, ihn nicht allein literariſch, ſondern auch perſönlich in jenen Kreis zu ziehen. Er war ein ſehr wohl geſtalteter Mann, von den vortheilhafteſten Geſichtszügen, von einem zwar gemeſſenen, aber doch höchſt gefälligen Betragen, beſtimmt in jedem gebildeten Kreiſe zu glänzen.

Wunderſam war jene Zeit, die man ſich kaum wieder vergegenwärtigen könnte. Voltaire hatte wirklich die alten Bande der Menſchheit aufgelöst; daher entſtand in guten Köpfen eine Zweifelſucht an dem, was man ſonſt für würdig gehalten hatte. Wenn der Philoſoph von Ferney ſeine ganze Bemühung dahin richtete, den Einfluß der Geiſtlichkeit zu mindern und zu ſchwächen, und hauptſächlich Europa im Auge behielt, ſo erſtreckte de Pauw ſeinen Eroberungsgeiſt über fernere Welttheile; er wollte weder

Chineſen noch Aegyptern die Ehre gönnen, die ein vieljähriges Vorurtheil auf ſie gehäuft hatte. Als Canonicus von Lanten, Nachbar von Düſſeldorf, unterhielt er ein freundſchaftliches Verhältniß mit Jacobi. Und wie mancher andere wäre nicht hier zu nennen!

Und ſo wollen wir doch noch Hemſterhuis einführen, welcher, der Fürſtin Gallitzin ergeben, in dem benachbarten Münſter viel verweilte. Dieſer ging nun von ſeiner Seite mit Geiſtesverwandten auf zartere Beruhigung, auf ideelle Befriedigung aus, und neigte ſich, mit platoniſchen Geſinnungen, der Religion zu.

Bei dieſen fragmentariſchen Erinnerungen muß ich auch noch Diderots gedenken, des heftigen Dialektikers, der ſich auch eine Zeit lang in Pempelfort als Gaſt ſehr wohl gefiel, und mit großer Freimüthigkeit ſeine Paradoxen behauptete.

Auch waren Rouſſeau's auf Naturzuſtände gerichtete Ausſichten dieſem Kreiſe nicht fremd, welcher nichts ausſchloß, alſo auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere Literatur auf mich in jüngeren Jahren gewirkt, iſt an mehreren Orten ſchon angedeutet. Fremdes konnte ich wohl in meinen Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen; deßhalb ich mich denn über das Fremde mit andern eben ſo wenig zu verſtändigen vermochte. Eben ſo wunderlich ſah es mit der Production aus: dieſe hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange, und da dieſer ſelbſt für meine nächſten Freunde meiſt ein Geheimniß blieb, ſo wußte man ſelten mit einem meiner neuen Producte ſich zu befreunden, weil man denn doch etwas Aehnliches zu dem ſchon Bekannten erwartete.

War ich nun ſchon mit meinen ſieben Brüdern übel angekommen, weil ſie Schweſter Iphigenien nicht im mindeſten glichen, ſo merkte ich wohl, daß ich die Freunde durch meinen Groß-Cophta, der längſt gedruckt war, ſogar verletzt hatte; es war die Rede nicht davon, und ich hütete mich ſie darauf zu bringen. Indeſſen wird man mir geſtehen, daß ein Autor, der in der Lage iſt, ſeine neueſten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, ſich ſo peinlich fühlen muß wie ein Componiſt, der ſeine neueſten Melodien zu wiederholen ſich gehindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum beſſer glücken: die ernſtliche Leidenſchaft, womit ich dieſem Geſchäft nachhing, konnte niemand begreifen, niemand ſah wie ſie aus meinem Innerſten entſprang;

XII.

Hingeſunken alten Träumen
Buhlſt mit Roſen, ſprichſt mit Bäumen,
Statt der Mädchen, ſtatt der Weiſen;
Können das nicht löblich preiſen,
Kommen deßhalb die Geſellen
Sich zur Seite dir zu ſtellen,
Finden, dir und uns zu dienen,
Pinſel, Farbe, Wein im Grünen.

XIII.

Die ſtille Freude wollt ihr ſtören?
Laßt mich bei meinem Becher Wein;
Mit andern kann man ſich belehren,
Begeiſtert wird man nur allein.

XIV.

„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen
Haſt noch was Kluges mitzutheilen?"

Sehnſucht ins Ferne, Künftige zu beſchwichtigen,
Beſchäftige dich hier und heut im Tüchtigen.

ſie hielten dieſes löbliche Beſtreben für einen grillenhaften Irrthum; ihrer Meinung nach konnte ich was beſſeres thun und meinem Talent die alte Richtung laſſen und geben. Sie glaubten ſich hierzu um deſto mehr berechtigt, als meine Denkweiſe ſich an die ihrige nicht anſchloß, vielmehr in den meiſten Punkten gerade das Gegentheil ausſprach. Man kann ſich keinen iſolirtern Menſchen denken als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozeismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing, und deſſen tiefen Grund ich in ſeiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidſam gegen jene Denkweiſe, die eine todte, auf welche Art es auch ſey, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufſtellte. Ich hatte mir aus Kants Naturwiſſenſchaft nicht entgehen laſſen, daß Anziehungs- und Zurückſtoßungskraft zum Weſen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität aller Weſen hervor, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem früheren Beſuche der Fürſtin Gallitzin mit Fürſtenberg und Hemſterhuis in Weimar hatte ich dergleichen vorgebracht, ward aber als wie mit gotteslaͤſterlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewieſen.

Man kann es keinem Kreiſe verdenken, wenn er ſich in ſich ſelbſt abſchließt, und das thaten meine Freunde zu Pempelfort redlich. Von der ſchon ein Jahr gedruckten Metamorphoſe der Pflanzen hatten ſie wenig Kenntniß genommen, und wenn ich meine morphologiſchen Gedanken, ſo geläufig ſie mir auch waren, in beſter Ordnung und, wie es mir ſchien, bis zur kräftigſten Ueberzeugung vortrug, ſo mußte ich doch leider bemerken, daß die ſtarre Vorſtellungsart nichts könne werden als was ſchon ſey, ſich aller Geiſter bemächtigt habe. In Gefolg deſſen mußte ich denn auch wieder hören, daß alles Lebendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bitterem Scherze die alte Frage hervorhob, ob denn die Henne oder das Ei zuerſt geweſen? Die Einſchachtelungslehre ſchien ſo plauſibel, und die Natur mit Bonnet zu contempliren, höchſt erbaulich.

Von meinen Beiträgen zur Optik hatte auch etwas verlautet, und ich ließ mich nicht lange bitten die Geſellſchaft mit einigen Phänomenen und Verſuchen zu unterhalten, wo mir denn ganz Neues vorzubringen nicht ſchwer fiel: denn alle Perſonen, ſo gebildet ſie auch waren, hatten das geſpaltene Licht eingelernt, und wollten leider das Lebendige, woran ſie ſich erfreuten, auf jene todte Hypotheſe zurückgeführt wiſſen. Doch ließ

ich mir dergleichen eine Zeit lang gern gefallen: denn ich hielt niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei gewonnen hätte: gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewissesten.

Freilich konnte ich auf diese Weise nur didaktisch und dogmatisch verfahren: eine eigentlich dialektische und converserende Gabe war mir nicht verliehen. Oft aber trat auch eine böse Gewohnheit hervor, deren ich mich anklagen muß: da mir das Gespräch, wie es gewöhnlich geführt wird, höchst langweilig war, indem nichts als beschränkte, individuelle Vorstellungsarten zur Sprache kamen, so pflegte ich den unter Menschen gewöhnlich entspringenden bornirten Streit durch gewaltsame Paradoxen aufzuregen und aus äußerste zu führen. Dadurch war die Gesellschaft meist verletzt und in mehr als einem Sinne verdrießlich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußte ich das böse Princip spielen, und da die Menschen gut seyn und auch mich gut haben wollten, so ließen sie es nicht durchgehen; als Ernst konnte man es nicht gelten lassen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu herb war: zuletzt nannten sie mich einen umgekehrten Heuchler und versöhnten sich bald wieder mit mir. Doch kann ich nicht läugnen, daß ich durch diese böse Manier mir manche Person entfremdet, andere zu Feinden gemacht habe.

Wie mit dem Zauberstäbchen jedoch konnte ich sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen anfing. Auch dahin war ich unvorbereitet, unvorsichtig gegangen: Abenteuer fehlten keineswegs: das Land selbst, seine Anmuth und Herrlichkeit hatte ich mir völlig eingeprägt: mir war Gestalt, Farbe, Haltung jener vom günstigsten Himmel umschienenen Landschaft noch unmittelbar gegenwärtig. Die schwachen Versuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtniß geschärft: ich konnte beschreiben, als wenn ich's vor mir sähe: von belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und so war jedermann von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen zufrieden, manchmal entzückt.

Wünschenswerth wäre nunmehr, daß man, um die Anmuth des Pompejaner Aufenthalts vollkommen darzustellen, auch die Oertlichkeit, worin dieß alles verging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freistehendes geräumiges Haus, in der Nachbarschaft von weitläufigen wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher freier Umgebung genossen: Abends oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in die schönen

großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon verübergegangene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heinse, mit zur Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwiedern; es gab Abende wo man nicht aus dem Lachen kam.

Die wenigen einsamen Stunden, die mir in diesem gastfreiesten aller Häuser übrig blieben, wendete ich im stillen an eine wunderliche Arbeit. Ich hatte während der Campagne, neben dem Tagebuch, poetische Tagesbefehle, satyrische Ordres du jour aufgezeichnet; nun wollte ich sie durchsehen und redigiren, allein ich bemerkte bald, daß ich, mit kurzsichtigem Dünkel, manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt hatte, und da man gegen nichts strenger ist als gegen erst abgelegte Irrthümer, es auch bedenklich schien, dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete ich das ganze Heft in einem lebhaften Steinkohlenfeuer; worüber ich mich nun in sofern betrübe, als es mir jetzt zur Einsicht in den Gang der Vorfälle und die Folge meiner Gedanken darüber viel werth seyn würde.

In dem nicht weit entfernten Düsseldorf wurden fleißige Besuche gemacht bei Freunden, die zu dem Pempelforter Cirkel gehörten; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die italiänische Schule spüren; man zeigte sich höchst ungerecht gegen die niederländische: freilich war der hohe Sinn der ersten anziehend, edle Gemüther hinreißend. Einst hatten wir uns lange im Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraustraten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief einer begeistert aus: Ist es einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme! An meinem Theil konnte ich mir gefallen lassen, daß die Meister, die mich noch vor kurzem über den Alpen entzückt, sich so herrlich zeigten und leidenschaftliche Bewunderung erweckten; doch suchte ich mich auch mit den Niederländern bekannt

zu machen, deren Tugenden und Vorzüge im höchsten Grade sich hier den Augen darstellten; ich fand mir Gewinn fürs ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte: man schien nicht zu fühlen, was alles erst zu verlieren sey, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. So seltsam schwankte schon die Gesinnung der Deutschen: einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen, und waren, leider nach deutscher Art und Weise, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte.

Die Noth schien dringend: Emigrirte füllten Düsseldorf, selbst die Brüder des Königs kamen an; man eilte sie zu sehen; ich traf sie auf der Galerie und erinnerte mich dabei, wie sie durchnäßt bei dem Auszuge aus Glerieux gesehen worden. Herr von Grimm und Frau von Beuil erschienen gleichfalls. Bei Ueberfüllung der Stadt hatte sie ein Apotheker aufgenommen: das Naturalienkabinet diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageien und anderes Gethier belauschten den Morgenschlaf der liebenswürdigsten Dame; Muscheln und Corallen hinderten die Toilette sich gehörig auszubreiten. Und so war das Einquartierungsübel, das wir kaum erst nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeführt.

Frau von Coudenhoven, eine schöne geistreiche Dame, sonst die Zierde des Mainzer Hofes, hatte sich auch hierher geflüchtet. Herr und Frau von Dohm kamen von deutscher Seite heran, um von den Zuständen nähere Kenntnisse zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzosen besetzt: die Kriegsbewegungen hatten sich zwischen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen; bei täglich abwechselnden, bald sichern bald unsichern Nachrichten war das Gespräch lebhaft und geistreich, aber wegen streitenden Interesses und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich kannte einen so problematischen, durchaus ungewissen, dem Zufall unterworfenen Zustand keinen Ernst abgewinnen, und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter lästig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtische der Frankfurter Bürger mit Ehren gedacht ward: sie sollten sich gegen Custine männlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Gesinnung, hieß es, steche gar sehr ab gegen die unerlaubte Weise, wie sich die Mainzer betragen und noch betrügen. Frau von Coudenhoven, in dem Enthusiasmus der sie sehr gut kleidete, rief aus, sie gäbe viel darum eine Frankfurter Bürgerin zu seyn. Ich erwiederte, das sey etwas Leichtes: ich wisse ein Mittel, werde es aber als Geheimniß für mich behalten. Da man nun heftig und heftiger in mich drang, erklärte ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heirathen, wodurch sie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeschaffen werde. Allgemeines Gelächter!

Und was kam nicht alles zur Sprache! Als einst von der unglücklichen Campagne, besonders von der Kanonade bei Valmy, die Rede war, versicherte Herr von Grimm, es sey von meinem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer an des Königs Tafel die Rede gewesen. Wahrscheinlich hatten die Officiere, denen ich damals begegnete, davon gesprochen: das Resultat ging darauf hinaus, daß man sich darüber nicht wundern müsse, weil gar nicht zu berechnen sey, was man von einem seltsamen Menschen zu erwarten habe.

Auch ein sehr geschickter, geistreicher Arzt nahm Theil an unsern Halbsaturnalien, und ich dachte nicht in meinem Uebermuth, daß ich seiner so bald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Aerger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatisches Uebel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich festhielt. Er, ein Schüler des Geheimerath Hoffmann, dessen tüchtige Wunderlichkeiten von Mainz und dem kurfürstlichen Hofe aus bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verfuhr sogleich mit Kampher, welcher fast als Universalmedicin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampher bestreut, ward äußerlich, Kampher gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Dem sey nun wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anstellen: die Schwäche, die aus einem bettlägrigen Zustande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden: das Fortschreiten der Franzosen in den Niederlanden war bedeutend und durch den Ruf vergrößert: man sprach täglich und stündlich von neuangekommenen Ausgewanderten.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war schon lang genug, und ohne die herzlichste Gastfreiheit der Familie hätte jeder glauben müssen, dort lästig

zu ſeyn; auch hatte ſich mein Bleiben nur zufällig verlängert: ich erwartete täglich und ſtündlich meine böhmiſche Chaiſe, die ich nicht gern zurücklaſſen wollte; ſie war von Trier ſchon in Coblenz angekommen und ſollte von dort bald weiter herab ſpedirt werden; da ſie jedoch ausblieb, vermehrte ſich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eiſen ziemlich ſchweren Reiſewagen. Alles zog, wie man hörte, nach Weſtphalen hinein, und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufſchlagen.

Und ſo ſchied ich denn mit dem wunderlichſten Zwieſpalt: die Neigung hielt mich in dem freundlichſten Kreiſe, der ſich ſo eben auch höchſt beunruhigt fühlte, und ich ſollte die edelſten Menſchen in Sorgen und Verwirrung hinter mir laſſen, bei ſchrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüſte Welt hinauswagen, von dem Strome mitfortgezogen der unaufhaltſam eilenden Flüchtlinge, ſelbſt mit Flüchtlingsgefühl.

Und doch hatte ich Ausſicht unterwegs auf die angenehmſte Einkehr, indem ich ſo nahe bei Münſter die Fürſtin Gallitzin nicht umgehen durfte.

Duisburg, Ende November 1792.

Und ſo fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen, zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unſeres erſten Unheils, doch wieder in derſelben Geſellſchaft, in demſelben Gedränge der Emigrirten, die nun, jenſeits entſchieden vertrieben, dieſſeits nach Deutſchland ſtrömten, ohne Hülfe und ohne Rath.

Zu Mittag in dem Gaſthof etwas ſpät angekommen, ſaß ich am Ende der langen Tafel; Wirth und Wirthin, die mir als einem Deutſchen den Widerwillen gegen die Franzoſen ſchon ausgeſprochen hatten, entſchuldigten, daß alle guten Plätze von dieſen unwillkommenen Gäſten beſetzt ſeyen. Hierbei wurde bemerkt, daß unter ihnen, trotz aller Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armuth, noch immer dieſelbe Rangſucht und Unbeſcheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinaufſah, erblickte ich ganz oben, quer vor, an der erſten Stelle einen alten, kleinen, wohlgefalteten Mann von ruhigem, beinahe nichtigem Betragen. Er mußte vornehm ſeyn: denn zwei Nebenſitzende erwieſen ihm die größte Aufmerkſamkeit, wählten die

ersten und besten Bissen ihm vorzulegen, und man hätte beinahe sagen können, daß sie ihm solche zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er vor Alter seiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines frühern wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt schleppe, indessen zwei Ergebene ihm den Traum des vorigen Zustandes wieder herbeizuspiegeln trachteten.

Ich beschaute mir die übrigen; das bedenklichste Schicksal war auf allen Stirnen zu lesen, Soldaten, Commissäre, Abenteurer vielleicht zu unterscheiden; alle waren still; denn jeder hatte seine eigene Noth zu übertragen, sie sahen ein gränzenloses Elend vor sich.

Etwa in der Hälfte des Mittagmahles kam noch ein hübscher junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Gestalt oder irgend ein Abzeichen; man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er setzte sich still gegen mir über, nachdem er den Wirth um ein Couvert begrüßt hatte, und speiste was man ihm nachholte und vorsetzte, mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirth, der mir ins Ohr sagte: Ihr Nachbar soll seine Zeche nicht theuer bezahlen! Ich begriff nichts von diesen Worten, aber als der junge Mann sich näherte und fragte, was er schuldig sey, erwiederte der Wirth, nachdem er sich flüchtig über die Tafel umgeschaut, die Zeche sey ein Kopfstück. Der Fremde schien betreten und sagte, das sey wohl ein Irrthum; denn er habe nicht allein ein gutes Mittagessen gehabt, sondern auch einen Schoppen Wein; das müsse mehr betragen. Der Wirth antwortete darauf ganz ernsthaft, er pflege seine Rechnung selbst zu machen, und die Gäste erlegten gern, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte sich bescheiden und verwundert; sogleich aber löste mir der Wirth das Räthsel. Dieß ist der erste von diesem vermaledeiten Volke, rief er aus, der schwarz Brod gegessen hat; das mußte ihm zu gute kommen.

In Duisburg wußte ich einen einzigen alten Bekannten, den ich aufzusuchen nicht versäumte: Professor Pleffing war es, mit dem sich vor vielen Jahren ein sentimental-romanhaftes Verhältniß anknüpfte, wovon ich hier das Nähere mittheilen will, da unsere Abendunterhaltung dadurch aus den unruhigsten Zeiten in die friedlichsten Tage versetzt wurde.

Werther, bei seinem Erscheinen in Deutschland, hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während

eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf deutschem Grund und Boden innerhalb der Nationalsprache auf das schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur aufs Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorik-Sterne nicht verkennen darf. Wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so theilte sich sein Gefühl um deste lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht, und trachtete nach meiner Ueberzeugung andern hülfreich zu seyn; das aber war schwerer als man denken konnte: denn eigentlich kam es darauf an, einem jeden gegen sich selbst beizustehen, wo denn von aller Hülfe, wie sie uns die äußere Welt anbietet, es sey Erkenntniß, Belehrung, Beschäftigung, Begünstigung, die Rede gar nicht seyn konnte.

Hier müssen wir nun gar manche damals mit einwirkende Thätigkeiten stillschweigend übergehen, aber zu unsern Zwecken macht sich nöthig, eines andern großen, für sich waltenden Bestrebens umständlicher zu gedenken.

Lavaters Physiognomik hatte dem sittlich geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte sich im Besitz der geistigsten Kraft jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf einen jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte; da er aber nicht geschaffen war irgend eine Abstraction methodisch zu suchen, so hielt er sich am einzelnen Falle, und also am Individuum.

Heinrich Lips, ein talentvoller junger Künstler, besonders geeignet zum Porträt, schloß sich fest an ihn, und sowohl zu Hause als auf der unternommenen Rheinreise kam er seinem Gönner nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, theils aus Heißhunger nach gränzenloser Erfahrung, theils um so viel bedeutende Menschen als möglich an sein künftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen, alle Personen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz; es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen so edlen Kreis; seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben, man glaubte sich einander näher zu kennen: und so ergab sich's aufs sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Werth entschieden

hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen.

Diese Wirkung war stärker und größer, als man sie denken mag: ein jeder fühlte sich berechtigt von sich selbst, als von einem abgeschlossenen, abgerundeten Wesen das Beste zu denken, und in seiner Einzelnheit vollständig gekräftigt, hielt er sich auch wohl für befugt Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Complex seines werthen Daseyns mit aufzunehmen. Dergleichen Erfolg konnte sich um so leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die besondere individuelle Natur allein, ohne Rücksicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrschen soll, zur Sprache kam; dagegen war das religiöse Element, worin Lavater schwebte, nicht hinreichend eine sich immer mehr entscheidende Selbstgefälligkeit zu mildern, ja es entstand bei Frommgesinnten daraus eher ein geistlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wohl zuvorthat.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgerecht auffallend hervorging, war die Achtung der Individuen unter einander. Namhafte ältere Männer wurden, wo nicht persönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wohl ein junger Mann sich nur einigermaßen bedeutend hervorthun, so war alsobald der Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft rege, in deren Ermangelung man sich mit seinem Porträt begnügte; wobei denn die mit Sorgfalt und gutem Geschick aufs genaueste gezogenen Schattenrisse willkommene Dienste leisteten. Jedermann war darin geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht Abends an die Wand geschrieben hätte: die Storchschnäbel durften nicht rasten.

Menschenkenntniß und Menschenliebe waren uns bei diesem Verfahren versprochen; wechselseitige Theilnahme hatte sich entwickelt, wechselseitiges Nennen und Erkennen aber wollte sich so schnell nicht entfalten: zu beiden Zwecken jedoch war die Thätigkeit sehr groß, und was in diesem Sinne von einem herrlich begabten jungen Fürsten, von seiner wohlgesinnten, geistreich lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Förderniß nah und fern gewirkt ward, wäre schön zu erzählen, wenn es nicht löblich schiene, die Anfänge bedeutender Zustände einem ehrwürdigen Dunkel anheim zu geben. Vielleicht sahen die Kotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahin nahm, wird in den spätesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer Vorgesagtes in Gedanken festhält und sich davon durchdringt, wird nachstehendes Abenteuer, welches beide Theilnehmende unter dem Abendessen vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

Zu manchem andern brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahres 1777 von Wernigerode datirt, Pleßing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen: man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Styl gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit, und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn, nach jenem Zeitsinn, der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für räthlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reinern höhern Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend sich nicht besser befanden, und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend.

Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhaftern, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang, und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor. Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung: die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte Weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht: ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende

Aus fremden Sprachen.

Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Eisenachischen unternommen, der ich als damaliger Gast auch beizuwohnen hatte: ich erbat mir jedoch die Erlaubniß nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wunderſamen geheimen Reiſeplan. Ich mußte nämlich nicht etwa nur von Geſchäftsleuten, ſondern auch von vielen am Ganzen theilnehmenden Weimarern öfters den lebhaften Wunſch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinſten Begriffe von Bergbau allenfalls beſaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt, aber dieſen konnte ich an irgend einem Gegenſtand nur durch unmittelbares Anſchauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich vor allen Dingen, das Bergweſen in ſeinem ganzen Complex, und wäre es auch nur flüchtig, mit Augen zu ſehen und mit dem Geiſte zu faſſen; denn alsdann nur konnte ich hoffen, in das Poſitive weiter einzudringen und mich mit dem Hiſtoriſchen zu befreunden. Deßhalb hatte ich mir längſt eine Reiſe auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin dieſe Jahrszeit in Jagdluſt unter freiem Himmel zugebracht werden ſollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterweſen hatte überdieß in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, ſo war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Abſicht, meinen wunderlichen Correſpondenten perſönlich zu ſehen und zu prüfen, wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entſchluß hinzufügte.

Indem ſich nun die Jagdluſtigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel: Harzreiſe im Winter, ſo lange als Räthſel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düſtern und von Norden her ſich heranwälzenden Schneegewölk ſchwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershauſen, und gelangte des andern Tags ſo bald nach Nordhauſen, daß ich gleich nach Tiſche weiter zu gehen beſchloß, aber mit Boten und Laterne, nach mancherlei Gefährlichkeiten, erſt ſehr ſpät in Ilfeld ankam.

Ein anſehnlicher Gaſthof war glänzend erleuchtet; es ſchien ein beſonderes Feſt darin gefeiert zu werden. Erſt wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen: die Commiſſarien der höchſten Höfe, hieß es, ſeyen ſchon lange hier beſchäftigt wichtige Einrichtungen zu treffen, und verſchiedene

Interessen zu vereinbaren, und da dieß nun glücklich vollendet sey, gäben sie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirthsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weiß zu überziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite, hellerleuchtete Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämmtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämmtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirthe selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht: nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räthe, andere Theilnehmende, und dann immer so weiter, Secretäre, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller thätig Theilnehmenden zu bewirken: man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigenthümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dieß mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergötzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurtheilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als sähe ich in einer Berghöhle wohlgemuthe Geister sich erlustigen.

Nach einer wohl durchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu: ich durchkroch sie, und betrachtete mir das fortwirkende Naturereigniß ganz genau. Schwarze Marmormassen, aufgelöst, zu weißen krystallinischen Säulen und Flächen wieder hergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das Eigene, Wahre deste reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.

Wieder ans Tageslicht gelangt, schrieb ich die nothwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen

des Gedichts, das unter dem Titel: Harzreise im Winter, die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat: davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen, liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad;
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward!
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Kehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagte ihm darauf, es sey meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngeren Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemand der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte.

Darauf erwiederte ohne weiteres Bedenken der Kellner, es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient seyn, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sey er schon in Schulen ausgezeichnet worden, und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sey er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet seyn, so könne es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat, und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnte ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermutheten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen; er glich seinem Briefe völlig, und so wie jenes Schreiben, erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben. Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärte ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahreszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben. Dieses bejahte ich ganz einfach und fing an von Rath Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrath Bertuch und dessen unermüdeter Thätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus noch Jagemann, Capellmeister Wolf und einige Frauen, und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen, und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: Warum nennen Sie denn Goethe nicht? Ich erwiederte, daß ich diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen, und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er theils allein, theils in andern Verhältnissen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf

mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensfagacität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere.

Er war einigemal im Zimmer auf und ab gegangen, indeß die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrod auf den Tisch setzte; er schenkte beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigteren Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen: ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten sich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen; und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm, wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegränztes Vertrauen wohl verdient.

Ich erwiederte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären, noch entschuldigen könne; so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen jungen Mann oft außer Stand setze sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

Sind wir zufällig so weit gekommen, sprach er darauf mit einiger Fassung, den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen urtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiederung verdiente.

Ich ging im Zimmer auf und ab die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deßhalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sey in allem seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es

nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt hatte; denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck: aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit that sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage, und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden: er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lectüre mannichfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein productives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche gläubige Wendung gegen die Natur und ihre gränzenlose Mannichfaltigkeit das beste Heilmittel sey, so wagte ich alsobald den Versuch es auch in diesem Falle anzuwenden, und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten.

Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben: denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte sich mit Ihnen verständigen zu können. Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören, man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sey es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte, und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde.

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie

man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landschaftsmaler, sagte ich, mußte dieß zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet. Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese nothgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu seyn, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie, und doch so unmittelbar und natürlich als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannichfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer, und gelangte sodann zur Baumannshöhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleichgestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen; denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt! Eben so wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage, wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen, als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Cur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtseyn des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weitern Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten, noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ,

indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück: er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdachte ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen den jungen Mann nicht wiederzusehen. In Gefolg dessen bestellte ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte; welches denn der gewandte Bursche mit eigener Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes im grimmigen, mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich dießmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wüßte nicht, wie viel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen seyn. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt, allein er trat, hereintretend, ganz ruhig und sprach: Ich bin nicht überrascht Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billets rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte jenen geheimnißvollen Reisenden abermals hier zu finden.

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete, und ich

ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. In wiefern sich seine innern Zustände wirklich gebessert hatten, wüßte ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen: denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwiedern konnte.

Noch eine Zeit lang unterhielten wir ein briefliches Verhältniß; ich kam in den Fall ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, so wie denn überhaupt das Zurückschauen in jene frühern Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Anfänge und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessirte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich: er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet; zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mittheilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art zu seyn konnte fast noch entfernter von der seinigen als ehemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merrem besuchte ich gleichfalls, dessen schöne naturhistorische Kenntnisse alsobald eine frohere Unterhaltung gewährten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, schenkte mir sein Werk über die Schlangen, und so ward ich aufmerksam auf seinen weitern Lebensgang, woraus mir mancher Nutzen erwuchs; denn das ist der höchst erfreuliche

Vortheil von Reisen, daß einmal erkannte Persönlichkeiten und Localitäten unsern Antheil zeitlebens nicht loslassen.

Münster, im December 1792.

Der Fürstin Gallitzin angemeldet, hoffte ich gleich den behaglichsten Zustand; allein ich sollte noch vorher eine zeitgemäße Prüfung erdulden: denn, auf der Fahrt von mancherlei Hindernissen aufgehalten, gelangte ich erst tief in der Nacht zur Stadt. Ich hielt nicht für schicklich, durch einen solchen Ueberfall gleich beim Eintritt die Gastfreundschaft in diesem Grade zu prüfen: ich fuhr daher an einen Gasthof, wo mir aber Zimmer und Bett durchaus versagt wurde, die Emigrirten hatten sich in Masse auch hierher geworfen, und jeden Winkel gefüllt. Unter diesen Umständen bedachte ich mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirthsstube hin, immer noch bequemer als vor kurzem, da beim dichtesten Regenwetter von Dach und Fach nichts zu finden war.

Auf diese geringe Entbehrung erfuhr ich den andern Morgen das allerbeste. Die Fürstin ging mir entgegen, ich fand in ihrem Hause zu meiner Aufnahme alles vorbereitet. Das Verhältniß von meiner Seite war rein: ich kannte die Glieder des Cirkels früher genugsam, ich wußte, daß ich in einen frommen sittlichen Kreis hereintrat und betrug mich danach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und nicht beschränkend.

Die Fürstin hatte uns vor Jahren in Weimar besucht, mit von Fürstenberg und Hemsterhuis; auch ihre Kinder waren von der Gesellschaft; damals verglich man sich schon über gewisse Punkte und schied, einiges zugebend, anderes duldend, im besten Vernehmen. Sie war eines der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung, so wie im Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Von Fürstenberg und Hemsterhuis, zwei vorzügliche Männer, begleiteten sie treulich, und in einer solchen Gesellschaft war das Gute so wie das Schöne immerfort wirksam und unterhaltend. Letzterer war indessen gestorben; jener, nunmehr um so viel Jahre älter, immer derselbe verständige, edle ruhige Mann; und welche sonderbare Stellung in der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe den Fürstenthron zu besteigen.

Die ersten Unterhaltungen, nachdem das persönliche Andenken früherer Zeit sich ausgesprochen hatte, wandten sich auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens mir bald in die Augen schien. Seine großen unvergleichlichen Eigenschaften gaben zu herrlichen Betrachtungen Anlaß; seine letzten Tage jedoch blieben unbesprochen: der Mann, der diesem endlich erwählten Kreise so bedeutend und erfreulich gewesen, ward im Tode den Freunden einigermaßen unbequem; man mochte sich über sein Begräbniß entscheiden wie man wollte, so war es außer der Regel.

Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten: sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt seyn müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseau'scher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren: Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Dießmal hätte ich die Tochter kaum wieder gekannt: sie war gewachsen und stämmiger geworden; ich fand sie verständig, liebenswerth, haushältisch, dem halbklösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewig Künftige hatten sie in einer Religion gefunden, die das was andere lehrend hoffen lassen, heilig betheuernd zusagt und verspricht.

Aber als die schönste Vermittlung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik: das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung; jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrath und alles dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus als wenn man anständig zur Miethe wohne. Eben dieß galt von Fürstenbergs häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palast, aber einen fremden, den er seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so bewies er sich in allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verschmähend, so wie die Fürstin auch. Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst,

und wenn man bei jener selten von gleichen Principien ausgeht, so freut man sich bei dieser meist Uebereinstimmung zu finden.

Hemsterhuis, Niederländer, fein gesinnt, zu den Alten von Jugend auf gebildet, hatte sein Leben der Fürstin gewidmet, so wie seine Schriften, die durchaus von wechselseitigem Vertrauen und gleichem Bildungsgange das unverwüstliche Zeugniß ablegen.

Mit eigener scharfsinniger Zartheit wurde dieser schätzenswerthe Mann dem geistig Sittlichen, so wie dem sinnlich Aesthetischen unermüdet nachzustreben geleitet. Muß man von jenem sich durchdringen, so soll man von diesem immer umgeben seyn: daher ist für einen Privatmann, der sich nicht in großen Räumen ergehen und selbst auf Reisen einen gewohnten Kunstgenuß nicht entbehren kann, eine Sammlung geschnittener Steine höchst wünschenswerth; ihn begleitet überall das Erfreulichste, ein belehrendes Kostbares ohne Belästigung, und er genießt ununterbrochen des edelsten Besitzes.

Um aber dergleichen zu erlangen, ist nicht genug, daß man wolle; zum Vollbringen gehört, außer dem Vermögen, vor allen Dingen Gelegenheit. Unser Freund entbehrte dieser nicht: auf der Scheide von Holland und England wohnend, die fortdauernde Handelsbewegung, die darin auch hin- und herwogenden Kunstschätze beobachtend, gelangte er nach und nach durch Kauf- und Tauschversuche zu einer schönen Sammlung von etwa siebzig Stücken, wobei ihm Rath und Belehrung des trefflichen Steinschneiders Natter für die sicherste Beihülfe galt.

Diese Sammlung hatte die Fürstin zum größten Theil entstehen sehen, Einsicht, Geschmack und Liebe daran gewonnen, und besaß sie nun als Nachlaß eines abgeschiedenen Freundes, der in diesen Schätzen immer als gegenwärtig erschien.

Hemsterhuis' Philosophie, die Fundamente derselben, seinen Ideengang konnte ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte. Das Schöne und das an demselben Erfreuliche sey, so sprach er sich aus, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in Einem Moment beinem erblicken und fassen: ich aber mußte sagen, das Schöne sey, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduction gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet, ist eins und ebendasselbe gesagt, nur von verschiedenen Menschen ausgesprochen, und ich enthalte mich mehr zu sagen; denn das Schöne ist

nicht sowohl leistend als versprechend, dagegen das Häßliche, aus einer Stockung entstehend, selbst stocken macht und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den Brief über die Sculptur hiernach meinem Sinne gemäß zu deuten: ferner schien mir das Büchlein über das Begehren auf diesem Wege klar; denn wenn das heftig verlangte Schöne in unsern Besitz kommt, so hält es nicht immer im Einzelnen was es im Ganzen versprach, und so ist es offenbar, daß dasjenige was uns als Ganzes aufregte, im Einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Diese Betrachtungen waren um so bedeutender, als die Fürstin ihren Freund heftig nach Kunstwerken verlangen, aber im Besitz erkalten gesehen, was er so scharfsinnig und liebenswürdig in obgemeldetem Büchlein ausgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterschied zu bedenken, ob der Gegenstand des für ihn empfundenen Enthusiasmus würdig sey: ist er es, so muß Freude und Bewunderung immer daran wachsen, sich stets erneuen; ist er es nicht ganz, so geht das Thermometer um einige Grade zurück, und man gewinnt an Einsicht, was man an Vorurtheil verlor. Deßhalb es wohl ganz richtig ist, daß man Kunstwerke kaufen müsse, um sie kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Werth festgestellt werde. Indessen muß auch hier Sehnsucht und Befriedigung in einem pulsirenden Leben mit einander abwechseln, sich gegenseitig ergreifen und loslassen, damit der einmal Betrogene nicht aufhöre zu begehren.

Wie empfänglich die Societät, in der ich mich befand, für solche Gespräche seyn mochte, wird derjenige am besten beurtheilen, der von Hemsterhuis' Werken Kenntniß genommen hat, welche, in diesem Kreise entsprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geschnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren war mehrmals höchst erfreulich; und man mußte dieß gewiß als einen der sonderbarsten Fälle ansehen, daß gerade die Blüthe des Heidenthums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgeschätzt werden sollte. Ich versäumte nicht die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegensprangen. Auch hier durfte man sich nicht verläugnen, daß Nachahmung großer, würdiger, älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in diesen engen Räumen juwelenhaft aufgehoben werden; und es fehlte fast an keiner Art. Der tüchtigste Hercules mit Epheu bekränzt, durfte seinen kolossalen Ursprung nicht verläugnen; ein

ernſtes Medusenhaupt, ein Bacchus, der ehemals im Mediceiſchen Cabinet verwahrt worden, allerliebſte Opfer und Bacchanalien, und zu allem dieſem die ſchätzbarſten Porträte von bekannten und unbekannten Perſonen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden.

Aus ſolchen Geſprächen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen ſich ins Abſtruſe zu verlieren, ſchien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenſtandes immer von einem religiöſen Gefühl begleitet iſt. Doch konnte man ſich nicht verbergen, daß die reinſte chriſtliche Religion mit der wahren bildenden Kunſt immer ſich zwieſpältig befinde, weil jene ſich von der Sinnlichkeit zu entfernen ſtrebt, dieſe nun aber das ſinnliche Element als ihren eigentlichſten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In dieſem Geiſte ſchrieb ich nachſtehendes Gedicht augenblicklich nieder:

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling der Pſychen verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach! und die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in holder Muſen Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

Mit dieſem allegoriſchen Glaubensbekenntniß ſchien man nicht ganz unzufrieden; indeſſen blieb es auf ſich ſelbſt beruhen, und beide Theile machten ſich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinſam wäre, und zu wechſelſeitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerſtreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geſchnittenen Steine als ein herrliches Mittelglied eingeſchoben werden, wenn die Unterhaltung irgend lückenhaft zu werden drohte. Ich von meiner Seite konnte freilich nur das Poetiſche ſchätzen, das Motiv ſelbſt, Compoſition, Darſtellung überhaupt beurtheilen und rühmen, dagegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen anzuſtellen gewohnt waren. Denn es iſt für den Liebhaber, der ſolche Kleinodien anſchaffen, den Beſitz zu einer würdigen Sammlung erheben

will, nicht genug zur Sicherheit seines Erwerbs, daß er Geist und Sinn der köstlichen Kunstarbeit einsehe, und sich daran ergötze, sondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu Hülfe rufen, die für den, der nicht selbst technischer Künstler im gleichen Fache ist, höchst schwierig seyn möchten. Hemsterhuis hatte mit seinem Freunde Natter viele Jahre darüber correspondirt, wovon sich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier kam nun erst die Steinart selbst zur Sprache in welche gearbeitet worden, indem man sich der einen in früheren, der andern in folgenden Zeiten bedient; sodann war vor allen Dingen eine größere Ausführlichkeit im Auge zu halten, wo man auf bedeutende Zeiten schließen konnte, so wie flüchtige Arbeit bald auf Geist, theils auf Unfähigkeit, theils auf Leichtsinn hindeutete, frühere oder spätere Epochen zu erkennen gab. Besonders legte man großen Werth auf die Politur vertiefter Stellen, und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugniß der besten Zeiten zu sehen. Ob aber ein geschnittener Stein entschieden antik oder neu sey, darüber wagte man keine festen Kriterien anzugeben; Freund Hemsterhuis habe selbst nur mit Beistimmung jenes trefflichen Künstlers sich über diesen Punkt zu beruhigen gewußt.

Ich konnte nicht verbergen, daß ich hier in ein ganz frisches Feld gerathe, wo ich mich höchst bedeutend angesprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedaure, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeschnitten sehe, meine Augen sowohl als den innern Sinn auch auf diese Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem solchen Anlasse äußerte sich die Fürstin heiter und einfach, sie sey geneigt mir die Sammlung mitzugeben, damit ich solche zu Hause mit Freuden und Kennern studiren, und mich in diesem bedeutenden Zweige der bildenden Kunst, mit Zuziehung von Schwefel- und Glaspasten, umsehen und bestärken möchte. Dieses Anerbieten, das ich für kein leeres Compliment halten durfte und für mich höchst reizend war, lehnte ich jedoch dankbarlichst ab; und ich gestehe, daß mir im Innern die Art, wie dieser Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Kästchen, einer allein, zwei, drei, wie es der Zufall gegeben hatte, neben einander gesteckt; es war unmöglich, beim Vorzeigen am Ende zu bemerken ob wohl einer fehle; wie denn die Fürstin selbst gestand, daß einst in der besten Gesellschaft ein Hercules abhanden gekommen, den man erst späterhin vermißt habe. Sodann schien es bedenklich genug, in gegenwärtiger Zeit sich mit einem solchen Werth zu beschweren, und eine höchst bedeutende ängstliche Verantwortung

zu übernehmen. Ich suchte daher mit der freundlichsten Dankbarkeit die schicklichsten ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einrede die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen schien, indem ich nun um desto eifriger die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände, in sofern es sich nur einigermaßen schicken wollte, zu lenken suchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für sie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genöthigt einige Rechenschaft zu geben. Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung, welche beinahe wie Befremden aussah, hie und da gehört habe, wie ich der Physiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre studire, wovon sich doch schwerlich irgend eine Beihülfe zu Beurtheilung der Gesichtszüge des Menschen hoffen lasse. Nun mochte ich wohl bei einigen Freunden das für einen Dichter ganz unschicklich gehaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen und einigermaßen einzuleiten, geäußert haben, ich sey, wie es denn wirklich auch an dem war, durch Lavaters Physiognomik in dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung, daß Muskel- und Hautgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen innern Knochengebilde durchaus abhängen müsse, getrieben mehrere Thierschädel in sein Werk abbilden zu lassen, und selbige mir zu einem flüchtigen Commentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig hievon wiederholen oder in demselben Sinne zu Gunsten meines Verfahrens anbringen wollte, konnte mir wenig helfen, indem zu jener Zeit ein solcher wissenschaftlicher Grund allzu weit ablag, und man, im augenblicklichen geselligen Leben befangen, nur den beweglichen Gesichtszügen, und vielleicht gar nur in leidenschaftlichen Momenten, eine gewisse Bedeutung zugestand, ohne zu bedenken, daß hier nicht etwa bloß ein regelloser Schein wirken könne, sondern daß das Aeußere, Bewegliche, Veränderliche als ein wichtiges bedeutendes Resultat eines innern entschiedenen Lebens betrachtet werden müsse.

Glücklicher als in diesen Vorträgen, war ich in Unterhaltung größerer Gesellschaft: geistliche Männer von Sinn und Verstand, heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung viel versprechend, waren gegenwärtig. Hier wählte ich unaufgefordert die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter Paul; sodann

zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere Theil nehmen. Dieſe Feſte waren mir damals nach allen charakteriſtiſchen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig: denn ich ging darauf aus, ein römiſches Jahr zu ſchreiben, den Verlauf geiſtlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten: daher ich denn auch ſogleich jene Feſte nach einem reinen directen Eindruck darzuſtellen im Stande, meinen katholiſchen frommen Cirkel mit meinen vorgeführten Bildern eben ſo zufrieden ſah, als die Weltkinder mit dem Carneval. Ja einer von den Gegenwärtigen, mit den Geſammtverhältniſſen nicht genau bekannt, hatte im ſtillen gefragt: ob ich denn wirklich katholiſch ſey? Als die Fürſtin mir dieſes erzählte, eröffnete ſie mir noch ein anderes: man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geſchrieben, ſie ſolle ſich vor mir in Acht nehmen; ich wiſſe mich ſo fromm zu ſtellen, daß man mich für religiös, ja für katholiſch halten könne. Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, rief ich aus, ich ſtelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht ſchwer, mit einem klaren unſchuldigen Blick alle Zuſtände zu beachten, und ſie wieder auch eben ſo rein darzuſtellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch ſich dünkelhafte Menſchen nach eigener Sinnesweiſe an dem Gegenſtand verſündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widerſteht, davon wende ich den Blick weg aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in ſeiner Eigenthümlichkeit erkennen; da zeigt ſich denn meiſt, daß die andern eben ſo Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weiſe zu exiſtiren, als ich nach der meinigen. Hierdurch war man denn auch wegen dieſes Punkts aufgeklärt, und eine freilich keineswegs zu lobende, heimliche Einmiſchung in unſere Verhältniſſe hatte gerade im Gegentheil, wie ſie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer ſolchen zarten Umgebung wäre es nicht möglich geweſen herb oder unfreundlich zu ſeyn; im Gegentheil fühlte ich mich milder als ſeit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem ſchrecklichen Kriegs- und Fluchtweſen endlich wieder fromme menſchliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer ſo edlen, guten, ſittlich-frohen Geſellſchaft war ich jedoch in einem Punkte ungefällig, ohne daß ich ſelbſt weiß, wie es zugegangen iſt. Ich war wegen eines glücklichen freien, bedeutenden Vorleſens berühmt, man wünſchte mich zu hören, und da man wußte, daß ich die Luiſe von Voß, wie ſie im Novemberheft des Merkur 1784 erſchienen war,

leidenſchaftlich verehrte und ſie gern vertrug, ſpielte man darauf an, ohne zudringlich zu ſeyn; man legte das Merkurſtück unter den Spiegel, und ließ mich gewähren. Und nun wüßte ich nicht zu ſagen was mich abhielt: mir war wie Sinn und Lippe verſiegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entſchließen eine Pauſe des Geſprächs zu meiner und der andern Freude zu nutzen; die Zeit ging hin, und ich wundere mich noch über dieſe unerklärliche Verſtocktheit.

Der Tag des Abſchieds nahte heran; man mußte doch ſich einmal trennen. Nun, ſagte die Fürſtin, hier gilt keine Widerrede! Sie müſſen die geſchnittenen Steine mitnehmen; ich verlange es. Als ich aber meine Weigerung auf das höflichſte und freundlichſte fortbehauptete, ſagte ſie zuletzt: So muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen, Ihnen dieſen Schatz anzuvertrauen, und eben deßwegen will ich, muß ich es thun; man hat mir vorgeſtellt, daß ich Sie doch auf dieſen Grad nicht kenne, um auch in einem ſolchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu ſeyn. Darauf habe ich, fuhr ſie fort, erwiedert: Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber ſey, als dieſe Steine? Sollte ich die Meinung von ihm verlieren, ſo mag dieſer Schatz auch hinterdrein gehen. Ich konnte nun weiter nichts erwiedern, indem ſie durch eine ſolche Aeußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte. Jedes übrige Hinderniß räumte ſie weg; vorhandene Schwefelabgüſſe, katalogiſirt, waren zu Controle, ſollte ſie nöthig befunden werden, in einem ſaubern Käſtchen mit den Originalien eingepackt, und ein ſehr kleiner Raum faßte die leicht transportablen Schätze.

So nahmen wir treulichen Abſchied, ohne jedoch ſogleich zu ſcheiden: die Fürſtin kündigte mir an, ſie wolle mich auf die nächſte Station begleiten, ſetzte ſich zu mir im Wagen, der ihrige folgte. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache: ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch ſie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun ſeines Weges nach Hauſe: ſie mit dem nachgelaſſenen Wunſche, mich wo nicht hier, doch dort wieder zu ſehen.

Dieſe Abſchiedsformel wohlmeinender freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, noch zuwider; ich hatte ſie oft bei vorübergehenden Bekanntſchaften in Bädern, und ſonſt meiſt von wohlwollenden, mir freundlichſt zugethanen Geiſtlichen vernommen, und ich ſehe nicht ein, warum ich irgend jemand verargen ſollte, der wünſcht mich in ſeinen Kreis zu ziehen, wo

ſich nach ſeiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben und, einer ewigen Seligkeit verſichert, ruhig ſterben läßt.

Weimar, vom December 1792 bis zum April 1793.

Durch Vorſorge, auf Anregung der edlen Freundin, ward ich von dem Poſtmeiſter nicht allein raſch gefördert, ſondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und höchſt nothwendig war. Denn ich hatte bei ſchöner, freundſchaftlicher, friedlicher Unterhaltung vergeſſen, daß Kriegesflucht mir nachſtürme; und leider fand ich unterwegs die Schaar der Emigrirten, die ſich immer weiter nach Deutſchland hineindrängte, und gegen welche die Poſtillone eben ſo wenig als am Rhein günſtig geſinnt waren. Gar oft kein gebahnter Weg; man fuhr bald hüben bald drüben, begegnete und kreuzte ſich. Heidegebüſch und Geſträuche, Wurzelſtumpfen, Sand, Moor und Binſen, eins ſo unbequem und unerfreulich wie das andere. Auch ohne Leidenſchaftlichkeit ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb ſtecken, Paul ſprang geſchwind herab und zu Hülfe; er glaubte die ſchönen Franzöſinnen, die er in Düſſeldorf in den traurigſten Umſtänden wieder angetroffen, ſeyen abermals im Falle ſeines Beiſtandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wieder gefunden, und war, in dem Strudel des Unheils mit fortgeriſſen und geängſtigt, endlich über den Rhein geworfen worden.

Hier aber in dieſer Wüſte erſchien ſie nicht; einige alte ehrwürdige Damen forderten unſere Theilnahme. Als aber unſer Poſtillon halten und mit ſeinen Pferden dem dortigen Wagen zu Hülfe kommen ſollte, weigerte er ſich trotzig, und ſagte, wir ſollten nur zu unſerem eigenen, mit Silber und Gold genugſam beſchwerten Wagen ernſtlich ſehen, damit wir nicht etwa ſtecken blieben oder umgeworfen würden; denn ob er es gleich mit uns redlich meine, ſo ſtände er doch in dieſer Wüſtenei für nichts.

Glücklicherweiſe, unſer Gewiſſen zu beſchwichtigen, hatte ſich eine Anzahl weſtphäliſcher Bauern um jenen Wagen verſammelt, und gegen ein [illegible] gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unſerm Fuhrwerk war freilich das Eiſen das ſchwerſte und der koſtbare Schatz, den wir mit uns führten, ſo leicht, um in einer leichten Chaiſe nicht bemerkt zu werden. Wie lebhaft wünſchte ich mir mein böhmiſches Wägelchen herbei! Gleichwohl gab mir jenes Vorurtheil, welches

wichtige Schätze bei uns voraussetzte, doch immer eine Art von Unruhe. Wir hatten bemerkt, daß ein Postillon dem andern die Notiz von Ueberschwere des Wagens und die Vermuthung von Geld und Kostbarkeiten jederzeit überlieferte. Nun aber wurden wir wegen vorausgeschickter Postzettel, deren richtige Stunde wir ohnehin des schlechten Wetters wegen nicht einhielten, auf jeder Station eilig vorwärts gedrängt und ganz eigentlich in die Nacht hinausgestoßen, da uns denn wirklich der bängliche Fall begegnete, daß der Postillon in düsterer Nacht schwur, er könne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einsamen Waldwohnung stille hielt, deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schaudern erregen können. Der Tag, selbst der graueste, war dagegen erquicklich: man rief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor kurzem so traulich Stunden zugebracht; man musterte sie mit Achtung und Liebe, belehrte sich an ihren Eigenheiten und erbaute sich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder hereinbrach, da fühlte man sich schon wieder von allen Sorgen umstrickt in einem kummervollen Zustand. Wie düster aber auch in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken mochten gewesen seyn, so wurden sie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel hineinfuhr. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseyns, die Wohlhäbigkeit eines jeden Einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung, und die behaglichen Anstalten zu Aufnahme der Fremden. Diese Heiterkeit jedoch ward mir für einige Zeit gestört, als ich auf dem prächtigen tageshellen Königsplatze an dem wohlbekannten Gasthofe ankuhr: der anmeldende Diener kehrte zurück mit der Erklärung, es sey kein Platz zu finden. Als ich aber nicht weichen wollte, trat ein Kellner sehr höflich an den Schlag und bat in schönen französischen Phrasen um Entschuldigung, da es nicht möglich sey mich aufzunehmen. Ich erwiederte darauf in gutem Deutsch, wie ich mich wundern müsse, daß in einem so großen Gebäude, dessen Raum ich gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle. Sie sind ein Deutscher! rief er aus: das ist ein anderes! Und sogleich ließ er den Postillon in das Hofthor hereinfahren. Als er mir ein schickliches Zimmer angewiesen, versetzte er, er sey fest entschlossen keinen Emigrirten mehr aufzunehmen. Ihr Betragen sey höchst anmaßend, die Bezahlung knauserig: denn mitten in ihrem Elend, da sie

Byron's Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er ſollte fehlen,
Da Jahr und Monat neu vom neuſten ſpricht?“ —
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit: es ſey der rechte nicht.
Von ſolchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne aufs beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt zu herrſchen reißt ſie mit.
Dumouriez's, Bonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Clootz, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt la Fayette er ging beinahe in Rauch,
Dann Joubert, Hoche, vom Militair-Verpflichte,
Lannes, Deſair, Moreau. Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

nicht wüßten, wo sie sich hinwenden sollten, betrügen sie sich noch immer, als hätten sie von einem eroberten Lande Besitz genommen. So schied ich nun in gutem Frieden, und fand auf dem Wege nach Eisenach weniger Zudrang der so häufig und unversehens herangetriebenen Gäste.

Meine Ankunft in Weimar sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben: sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.

Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar, ohne daß mir die Freude ganz versagt gewesen wäre bei dem Ausbau mit- und einzuwirken. Die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Versum gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten. Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer, zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter, zu den Unsrigen gehörte und an allem Belehrenden, so wie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm.

Das Weimarische Theater bestand seit dem Mai 1791; es hatte sowohl den Sommer genannten Jahres als auch den des laufenden in Lauchstädt zugebracht und sich durch Wiederholung damals gangbarer, meist bedeutender Stücke schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Bellomo'schen Gesellschaft, also schon an einander gewohnter Personen, gab den Grund; andere theils schon brauchbare, theils vielversprechende Glieder füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke.

Man kann sagen, daß es damals noch ein Schauspielerhandwerk gab, wodurch befähigt, sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, besonders wenn man so glücklich war für die Recitation Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen; und so konnte das Publicum für den Anfang gar wohl zufrieden seyn. Da ich Theil an der Direction genommen, so war es mir eine unterhaltende Beschäftigung, gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter geführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit andern und Routine hervorgehen konnte, allein es fehlte durchaus an dem, was ich Grammatik nennen dürfte, die doch

erſt zum Grunde liegen muß, ehe man zur Rhetorik und Poetik gelangen kann. Da ich auf dieſen Gegenſtand zurückzukehren gedenke und ihn vorläufig nicht gern zerſtückeln möchte, ſo ſage ich nur ſo viel, daß ich eben jene Technik, welche ſich alles aus Ueberlieferung aneignet, zu ſtudiren und auf ihre Elemente zurückzuführen ſuchte, und das was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein Allgemeines hinzuweiſen, beobachten ließ.

Was mir bei dieſem Unternehmen aber beſonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Converſationston, der zwar höchſt lobenswerth und erfreulich iſt, wenn er als vollendete Kunſt, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber, wenn ein jeder glaubt, nur ſein eigenes nacktes Weſen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten. Ich aber benutzte dieſen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zufrieden ſeyn konnte, wenn das angeborene Naturell ſich mit Freiheit hervorthat, um ſich nach und nach durch gewiſſe Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegenführen zu laſſen. Doch darf ich hiervon nicht weiter ſprechen, weil, was gethan und geleiſtet worden, ſich erſt nach und nach aus ſich ſelbſt entwickelte, und alſo hiſtoriſch dargeſtellt werden müßte.

Umſtände jedoch, die für das neue Theater ſich höchſt günſtig hervorthaten, muß ich kürzlich anführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer beſten Zeit, ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich rechtliches Behagen, die andern gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet; beide Geſinnungen waren dem Tage gemäß und erhielten freudige Theilnahme: mehrere noch als Manuſcript ergötzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den ſie mit ſich brachten. Schröder, Babo, Ziegler, glücklich energiſche Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Bretzner und Jünger, ebenfalls gleichzeitig, gaben anſpruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum. Hagemann und Hagemeiſter, Talente, die ſich auf die Länge nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu geſchaut und willkommen. Dieſe lebendige, ſich im Cirkel herumtreibende Maſſe ſuchte man mit Shakſpeare, Gozzi und Schiller geiſtiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, nur Neues zum nächſten Verluſt einzuſtudiren, man war ſorgfältig in der Wahl und bereitete ſchon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne, der uns dieſe Anſtalt gründen half, müſſen wir eine dankbare Erinnerung nicht ſchuldig

bleiben. Es war Fr. J. Fischer, ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag mit, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die einheimischen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete.

Was die Oper anlangt, so kamen uns die Dittersdorf'schen Arbeiten auf das beste zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürstliches Privattheater gearbeitet, wodurch seinen Productionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaberbühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmischen und prosaischen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihn dem obersächsischen Geschmack mehr anzueignen: und so gewann diese leichte Waare Beifall und Abgang.

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemühten sich die leichtern italiänischen Opern jener Zeit, von Paisiello, Cimarosa, Guglielmi und andern herüberzuführen, wo denn zuletzt auch Mozarts Geist einzuwirken anfing. Denke man sich, daß von diesem allem wenig bekannt, gar nichts abgebraucht war, so wird man gestehen, daß die Anfänge des Weimarischen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des deutschen Theaters überhaupt oder zugleich eintraten, und Vortheile genossen, die offenbar zu einer natürlichen Entwicklung aus sich selbst den reichsten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Genuß und Studium der anvertrauten Gemmensammlung vorzubereiten und zu sichern, ließ ich gleich zwei zierliche Ringkästchen verfertigen, worin die Steine mit einem Blick übersehbar neben einander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre; worauf alsdann Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl verfertigt, und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rathe gezogen. Wir bemerkten wohl, daß hier für uns das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sey: wie groß aber die Vergünstigung der Freundin gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sey deßhalb hier eingeschaltet, weil wir wohl schwerlich unsere Aufmerksamkeit so bald wieder auf diesen Punkt wenden dürften.

Aus innern Gründen der Kunst sahen sich die Weimarischen Freunde

berechtigt, wo nicht alle, doch bei weitem die größte Anzahl dieſer geſchnittenen Steine für ächt antike Kunſtdenkmale zu halten, und zwar fanden ſich mehrere darunter, welche zu den vorzüglichſten Arbeiten dieſer Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten ſich dadurch aus, daß ſie als wirklich identiſch mit ältern Schwefelpaſten angeſehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darſtellung mit andern antiken Gemmen zuſammentraf, die aber deßwegen immer noch als ächt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorſtellungen vor, und man würde ſehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Copien anzuſprechen.

Immer müſſen wir dabei die edle Kunſttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenſtands nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künſtler hielten ſich für Original genug, wenn ſie einen originellen Gedanken aufzufaſſen und ihn auf ihre Weiſe wieder darzuſtellen Fähigkeit und Fertigkeit empfanden. Mehrere Steine zeigten ſich auch mit eingeſchnittenen Künſtlernamen, worauf man ſeit Jahren großen Werth gelegt hatte. Eine ſolche Zuthat iſt wohl immer merkwürdig genug, doch bleibt ſie meiſt problematiſch: denn es iſt möglich, daß der Stein alt und der Name neu eingeſchnitten ſey, um dem Vortrefflichen noch einen Beiwerth zu verleihen.

Ob wir uns nun gleich hier wie billig alles Katalogiſirens enthalten, da Beſchreibung ſolcher Kunſtwerke ohne Nachbildung wenig Begriff giebt, ſo unterlaſſen wir doch nicht, von den vorzüglichſten einige allgemeine Andeutungen zu geben.

Kopf des Herculeſ. Bewundernswürdig in Betracht des edeln freien Geſchmacks der Arbeit und noch mehr zu bewundern in Hinſicht auf die herrlichen Idealformen, welche mit keinem der bekannten Herculeskopfe ganz genau übereinkommen, und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieſes koſtlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Bruſtbild des Bachus. Arbeit wie auf den Stein gehaucht, und in Hinſicht auf die idealen Formen eines der erſten antiken Werke. Es finden ſich in verſchiedenen Sammlungen mehrere dieſem ähnliche Stücke und zwar, wenn wir uns recht erinnern, ſowohl hoch als tief geſchnitten; doch iſt uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bachantin das Gewand rauben will. Vortrefflich

und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Composition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine umgestürzte Leier, deren Hörner zwei Delphine darstellen, der Körper oder, wenn man will, der Fuß, Amors Haupt, mit Rosen bekränzt; zu derselben ist Bachus' Panther, in der Vorderpfote den Thyrsusstab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieses Steins befriedigt den Kenner, und wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls seine Rechnung finden.

Maske, mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Epheuranke umschlingt die kahle Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der allervorzüglichsten seyn, und eben so schätzbar ist auch

eine andere Maske, mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus tränkt den Amor. Eine der lieblichsten Gruppen, die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geschnitten. Ein Werk, welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Pastensammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst, und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung desselben finden unsere Leser vor dem Voß'schen Programm zu der Jenaischen A. L. Z. 1804, IV. Band.

Behelmter Kopf im Profil, mit großem Bart. Vielleicht ist's eine Maske; indessen hat sie im geringsten nichts Caricaturartiges, sondern ein gedrungenes heldenmäßiges Angesicht, und ist vortrefflich gearbeitet.

Homer, als Herme, fast ganz von vorn dargestellt und sehr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greisenalters; daher dieses Werk nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch des Gegenstandes wegen schätzbar ist.

In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren angetroffen, der — jedoch ohne daß Gründe dafür angegeben werden — das Bildniß des Aristophanes seyn soll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abweichungen von jenem sich unterscheidender Kopf ist in unserer Sammlung anzutreffen, und in der That eins der besten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten ist vermuthlich über den Augenbraunen

abgebrochen gefunden, und in neuerer Zeit wieder zum Ringstein zugeschliffen worden. Großartiger und lebensvoller haben wir nie menschliche Gestalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargestellt gesehen, selten den Fall wo der Künstler ein so unbeschränktes Vermögen zeigte. Von ähnlichem Gehalt ist auch

der ebenfalls unbekannte Porträtkopf mit übergezogener Löwenhaut; derselbe war auch so wie der vorige über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende ist mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes von gedrungenem kräftigem Charakter mit kurzgeschorenen Haaren. Außererdentlich geistreich und meisterhaft gearbeitet; besonders ist die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art.

Männlicher Kopf oder Brustbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es ist ein geistreicher, kräftiger Ausdruck in diesem Werk, und Züge wie man gewohnt ist dem Julius Cäsar zuzuschreiben.

Männlicher Kopf ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bei Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außererdentlich viel Wahrheit und Charakter ist in diesem Gesicht, und kein Zweifel, daß die Arbeit ächt alt und aus den Zeiten der ersten römischen Kaiser sey.

Brustbild einer römischen Dame, um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden; das Ganze bewundernswürdig fleißig ausgeführt, und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivetät, Leben.

Kleiner behelmter Kopf, mit starkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorn dargestellt und schätzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schlusse: das Haupt der Medusa in dem herrlichsten Carneol. Es ist solches der bekannten Medusa des Sostikles vollkommen ähnlich, und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichsten Nachahmungen antiker Werke: denn für eine solche möchte er ungeachtet seiner großen Verdienste doch zu halten seyn, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat, und überdieß ein unter dem Abschnitt des Halses angebrachtes N doch wohl auf eine Arbeit von Natter selbst schließen läßt.

An diesem wenigen werden wahre Kunstkenner den hohen Werth der gepriesenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo sie sich gegenwärtig befindet, ist uns unbekannt; vielleicht erhielte man hierüber einige Nachricht, die

einen reichen Kunstfreund wohl anreizen könnte diesen Schatz, wenn er verkäuflich ist, sich zuzueignen.

Die Weimarischen Kunstfreunde zogen, so lange diese Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vortheil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab sie der geistreichen Gesellschaft, welche sich um die Herzogin Amalie zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man suchte sich in dem Studium geschnittener Steine zu begründen, wobei uns das Wohlwollen der trefflichen Besitzerin sehr zu Statten kam, indem sie uns mehrere Jahre diesen Genuß gönnte. Doch ergötzte sie sich kurz vor ihrem Ende noch an der schönen anschaulichen Ordnung, worin sie die Ringe in zwei Kästchen auf einmal, wie sie solche nie gesehen, vollständig gereiht wieder erblickte, und also des geschenkten großen Vertrauens sich edelmüthig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten sich unsere Kunstbetrachtungen. Ich hatte die Farben genugsam in unterschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet, und sah die Hoffnung auch endlich ihre Kunstharmonie, welche zu suchen ich eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verschiedene Compositionen, wo man sie theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah.

Am klarsten ward sie bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo der Lichtseite immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenseite das Blau und Blaurothe zugetheilt werden mußte, aber wegen Mannichfaltigkeit der natürlichen Gegenstände gar leicht durchs Braungrüne und Blaugrüne zu vermitteln. Auch hatten hier schon große Meister durch Beispiel gewirkt, mehr als im Historischen, wo der Künstler bei Wahl der Farben zu den Gewändern sich selbst überlassen bleibt und in solcher Verlegenheit nach Herkommen und Ueberlieferung greift, sich auch wohl durch irgend eine Bedeutung verführen läßt und dadurch von wahrer harmonischer Darstellung öfters abgeleitet wird.

Von solchen Studien bildender Kunst fühle ich mich denn doch gedrungen wieder zum Theater zurückzukehren, und über mein eigenes Verhältniß an demselben einige Betrachtungen anzustellen, welches ich erst zu vermeiden wünschte. Man sollte denken, es sey die beste Gelegenheit gewesen, für das neue Theater und zugleich für das deutsche überhaupt, als Schriftsteller auch etwas von meiner Seite zu leisten: denn genau besehen lag zwischen obengenannten Autoren und ihren Productionen noch

mancher Raum, der gar wohl hätte ausgeführt werden können; es gab zu natürlich einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenke ich meiner ersten dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr ins Breite gingen um bühnenhaft zu seyn; meine letzten, dem tiefsten innern Sinn gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gemeinheit wenig Eingang. Interessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste um dramatisch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1785 erschreckte mich die Halsbandgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzu sehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien, und brachte sie noch geschärfter wieder zurück. Glücklicherweise ward mein Tasso noch abgeschlossen, aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien führer Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt, und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Hochverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Mir aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte ich diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen, und die Form der komischen Oper, die sich mir schon seit längerer Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, schien auch ernsteren Gegenständen nicht fremd, wie an König Theodor zu sehen gewesen. Und so wurde denn jeder Gegenstand rhythmisch bearbeitet, die Composition mit Reichardt verabredet, wovon denn die Anlagen einiger tüchtigen Bassarien bekannt geworden; andere Musikstücke, die außer dem Context keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle, von der man sich die meiste Wirkung versprach, kam auch nicht zu Stande. Das

Geistersehen in der Krystallkugel vor dem schlafend weissagenden Cophta sollte als blendendes Final vor allen glänzen.

Aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb ich ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten.

Aber eben deßwegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um deste widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen, und sah auch dießmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich an einer heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrug oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten, so grob könne man nicht betrogen werden.

Aus diesem Ereigniß zog ich mir jedoch keine Lehre; das was mich innerlich beschäftigte, erschien mir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandgeschichte als düstere Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung: den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt, und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dieß alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben, indessen ganz schlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten.

Als ein Zeugniß meines ärgerlich guten Humors ließ ich den Bürgergeneral auftreten, wozu mich ein Schauspieler verführte, Namens Beck, welcher den Schnaps in den beiden Billets nach Florian mit ganz

individueller Trefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so gar wohl anstand, brachte man des gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachspiels erste Fortsetzung, den Stammbaum von Anton Wall hervor, und als ich nun auf Proben, Ausstattung und Vorstellung dieser Kleinigkeit ebenfalls die größte Aufmerksamkeit wendete, so konnte nicht fehlen, daß ich mich von diesem närrischen Schnaps so durchdrungen fand, daß mich die Lust anwandelte ihn nochmals zu produciren. Dieß geschah auch mit Neigung und Ausführlichkeit; wie denn das gehaltreiche Mantelsäckchen ein wirklich französisches war, das Paul auf jener Flucht eilig aufgerafft hatte. In der Hauptscene erwies sich Malkolmi als alter wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der sich eine gesteigerte Unverschämtheit als Spaß auch einmal gefallen läßt, unübertrefflich, und wetteiferte mit Beck in wahrer, natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens! das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern, die, um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich sey der Verfasser nicht, habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Aeußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger ins Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes für mich eine Art von gemüthlich tröstlichem Geschäft. Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück die Aufgeregten, sind eben so viel Bekenntnisse dessen was damals in meinem Busen verging; wie auch späterhin Hermann und Dorothea noch aus derselben Quelle floß, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah.

Unter solchen Constellationen war nicht leicht jemand, in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils, gerückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte.

Nelſon war unſer Kriegsgott, ohne Frage,
Und iſt es noch dem herzlichſten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und ſo iſt Fluth und Ebbe wetterwendiſch.
Denn die Armee iſt popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverſtändniß;
Der Prinz iſt für den Landdienſt, und indeſſen
Sind Duncan, Nelſon, Howe, ſie ſind vergeſſen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, ſind unberühmt entſchlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter ſchafft.
Von unſern Helden möcht' ich niemand ſtrafen,
Da jeder ſich am Tag zuſammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen,
Und nenne ſo Don Juan mein, den Meinen.

Monolog aus Byron's Manfred.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage
Beſtehlend ſtehlen ſie ſich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünſchten Poſſe —
Lebendige Laſt auf widerſtrebendem Herzen,
In Sorgen ſtockt es, heftig ſchlägt's in Pein,
Der Freud' ein End iſt Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —

Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich verträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung; solche jedoch in Hexametern zu unternehmen war ich folgenderweise veranlaßt.

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstocks Einleitung sehr läßliche Hexameter. Voß, indem er sich wohl auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar seine eigenen, vom Publicum gut aufgenommenen Arbeiten und Uebersetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Punkte Latitudinarier, und man durfte der Voß'schen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelenk erschienen, kaum Erwähnung thun. Das Publicum selbst schätzte längere Zeit die Voß'schen frühern Arbeiten, als geläufiger, über die spätern; ich aber hätte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen und wäre, in jüngeren Tagen oder andern Verhältnissen, wohl einmal nach Eutin gereist, um das Geheimniß zu erfahren: denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, so lange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen, daß man in der deutschen Rhythmik eine strictere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden solle. Was er inzwischen äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den Georgiken abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gern, der redlichen Absicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vortheils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur praktisch seyn könne, so ergriff ich die Gelegenheit ein paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften. Was an ihnen zu tadeln sey, werde sich, dachte ich, am Ende schon

finden; und so wendete ich jede Stunde, die mir sonst übrig blieb, an eine solche schon innerhalb der Arbeit vorläufig dankbare Arbeit, baute inzwischen und möblirte fort, ohne zu denken, was weiter mit mir sich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl voraussehen konnte.

So weit wir auch ostwärts von der großen Weltbegebenheit gelegen waren, erschienen doch schon diesen Winter flüchtige Vorläufer unserer ausgetriebenen westlichen Nachbarn; es war, als wenn sie sich umsahen nach irgend einer gesitteten Stätte, wo sie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, wußten sie durch anständiges Betragen, duldsam zufriedenes Wesen, durch Bereitwilligkeit sich ihrem Schicksal zu fügen und durch irgend eine Thätigkeit ihr Leben zu fristen, dergestalt für sich einzunehmen, daß durch diese Einzelnen die Mängel der ganzen Masse ausgelöscht und jeder Widerwille in entschiedene Gunst verwandelt wurde. Dieß kam denn freilich ihren Nachfahrern zu gute, die sich späterhin in Thüringen festsetzten, unter denen ich nur Mounier und Camille Jordan zu nennen brauche, um ein Vorurtheil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Colonie gefaßt hatte, die sich, wo nicht den genannten gleich, doch derselben keineswegs unwürdig erzeigte.

Uebrigens läßt sich hierbei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten dran sind, welche Partei nehmen: was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden; das Ungünstige ignoriren sie, lehnen's ab, oder legen's wohl gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch seyn und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfenden Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß tragisch zu endigen. Und mit welchem Cyklus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht von der Geschichte des Jahrs 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Carls I. geschaudert, und zu einigem Troste geheißt, daß dergleichen Scenen der Parteiwuth sich nicht abermals ereignen könnten! Nun aber wiederholte sich das alles, gräulicher und grimmiger, bei dem gebildetsten Nachbarvolke, wie vor unsern Augen: Tag für Tag, Schritt für Schritt. Man denke sich, welchen December und Januar diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren, und nun in seinen Proceß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten!

Frankfurt war wieder in deutſchen Händen; die möglichſten Vorbereitungen Mainz wieder zu erobern wurden eifrigſt beſorgt. Man hatte ſich Mainz genähert und Hochheim beſetzt; Königſtein mußte ſich ergeben. Nun aber war vor allen Dingen nöthig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rheinufer ſich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunusgebirge hin auf Idſtein über das Benedictinerkloſter Schönau nach Caub, ſodann über eine wohlerrichtete Schiffbrücke nach Bacharach; von da an gab es faſt ununterbrochene Vorpoſtengefechte, welche den Feind zum Rückzug nöthigten. Man ließ den eigentlichen Hundsrück rechts, zog nach Stromberg, wo General Neuwinger gefangen wurde. Man gewann Kreuznach und reinigte den Winkel zwiſchen der Nahe und dem Rhein; und ſo bewegte man ſich mit Sicherheit gegen dieſen Fluß. Die Kaiſerlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen und man konnte die Umzingelung von Mainz den 14. April abſchließen, wenigſtens vorerſt die Einwohner mit Mangel, als dem Vorläufer größerer Noth, in Angſt ſetzen.

Dieſe Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung, mich an Ort und Stelle zu zeigen, um, wie früher an einem beweglichen Uebel, ſo nun an einem ſtationären Theil zu nehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die Belagerung konnte nicht ausbleiben; wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals näherte, überzeugte ſich wer etwa die zweite nach meinen Skizzen radirte Tafel in die Hand nimmt. Sie iſt einem ſehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreiſe ſorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, ſagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier ſind wir denn vorerſt ganz ſtill zu Haus,
Von Thür' zu Thüre ſieht es lieblich aus;
Der Künſtler froh die ſtillen Blicke hegt,
Wo Leben ſich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Belagerung von Mainz.

1793.

Montag den 26. Mai 1793 von Frankfurt nach Höchst und Flörsheim: hier stand viel Belagerungsgeschütz. Der alte freie Weg nach Mainz war gesperrt, ich mußte über die Schiffbrücke bei Rüsselsheim; in Ginsheim ward gefüttert; der Ort ist sehr zerschossen; dann über die Schiffbrücke auf die Nonnenaue, wo viele Bäume niedergehauen lagen, sofort auf dem zweiten Theil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rheins. Ferner auf Bodenheim und Oberolm, wo ich mich cantonnirungsmäßig einrichtete, und sogleich mit Hauptmann Vent nach dem rechten Flügel über Hechtsheim ritt, mir die Lage besah von Mainz, Castel, Kostheim, Hochheim, Weißenau, der Mainspitze und den Rheininseln. Die Franzosen hatten sich der einen bemächtigt und sich dort eingegraben; ich schlief Nachts in Oberolm.

Dienstag den 27. Mai eilte ich meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn aufzuwarten; vertauschte dann sogleich gegen ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments mein leidiges Cantonnirungsquartier. Nun wollte ich auch die Mitte des Blokadehalbkreises kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chausseehaus, übersah die Lage der Stadt, die neue französische Schanze bei Zahlbach und das merkwürdig gefährliche Verhältniß des Dorfes Bretzenheim. Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht einige genaue Umrisse aufs Papier zu bringen, um mir die Bezüge und die Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser zu memoriren.

Ich wartete dem General Grafen Kalkreuth in Marienborn auf, und war Abends bei demselben; da denn viel über eine Mähre gesprochen wurde, daß in dem Lager der andern Seite vergangene Nacht der Lärm entstanden, als sey ein deutscher General zu den Franzosen übergegangen,

worüber ſogar das Feldgeſchrei verändert worden und einige Bataillons ins Gewehr getreten.

Ferner unterhielt man ſich über das Detail der Lage überhaupt, über Blokade und künftige Belagerung. Viel ward geſprochen über Perſönlichkeiten und deren Verhältniſſe, die gar mancherlei wirken, ohne daß ſie zur Sprache kommen. Man zeigte daraus, wie unzuverläſſig die Geſchichte ſey, weil kein Menſch eigentlich wiſſe, warum oder woher dieſes und jenes geſchehe.

Mittwoch den 28. Mai bei Obriſt von Stein auf dem Forſthauſe, das äußerſt ſchön liegt; ein höchſt angenehmer Aufenthalt. Man fühlte, welch eine behagliche Stelle es geweſen, Landjägermeiſter eines Kurfürſten von Mainz zu ſeyn. Von da überſieht man den großen landſchaftlichen Keſſel, der ſich bis Hochheim hinüber erſtreckt, wo in der Urzeit Rhein und Main ſich wirbelnd drehten und reſtagnirend die beſten Aecker vorbereiteten, ehe ſie bei Biberich weſtwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich ſpeiſte im Hauptquartier: der Rückzug aus der Champagne ward beſprochen; Graf Kalkreuth ließ ſeiner Laune gegen die Theoriſten freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Geiſtlicher hereingebracht, als revolutionärer Geſinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll, oder wollte ſo ſcheinen: er glaubte Turenne und Condé geweſen und nie von einem Weibe geboren zu ſeyn; durch das Wort werde alles gemacht! Er war guter Dinge und zeigte in ſeiner Tollheit viel Conſequenz und Gegenwart des Geiſtes.

Ich ſuchte mir die Erlaubniß Lieutenant von Itzenplitz zu beſuchen, welcher am 9. Mai in einer Affaire vor Mainz mit Schuß und Hieb verwundet, und endlich gefangen genommen worden. Feindlicherſeits betrug man ſich auf das ſchonendſte gegen ihn, und gab ihn bald wieder heraus. Reden durfte er noch nicht, doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegskameraden, der manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden ſich die Officiere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging als vorm Jahr in der Champagne: denn wir tranken den dortigen ſchäumenden Wein, und zwar im Trocknen, beim ſchönſten Wetter. Meiner vormaligen Weiſſagung ward auch gedacht; ſie wiederholten meine Worte: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus, und ihr könnt ſagen, ihr ſeyd

dabei gewesen. Wunderbar genug sah man diese Prophezeiung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, sondern dem besondern Buchstaben nach genau erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datiren.

Wie aber der Mensch überhaupt ist, besonders aber im Kriege, daß er sich das Unvermeidliche gefallen läßt, und die Intervalle zwischen Gefahr, Noth und Verdruß mit Vergnügen und Lustbarkeit auszufüllen sucht, so ging es auch hier: die Hautboisten von Thadden spielten Ça ira und den Marseiller Marsch, wobei eine Flasche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends acht Uhr kanonirte man stark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerstag den 29. Mai früh neun Uhr Victoria wegen des Siegs der Oesterreicher bei Famars. Dieses allgemeine Abfeuern nützte mir die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen. Zugleich war ein ernstlicher Handel bei Bretzenheim; denn freilich hatten die Franzosen alle Ursache uns aus diesem so nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwischen erfuhr man, woher das Mährchen der gestrigen Desertion entstanden, durch seltsam zufällige Combinationen, so abgeschmackt als möglich, aber doch einige Zeit umherlaufend.

Ich begleitete meinen gnädigsten Herrn nach dem linken Flügel, wartete dem Herrn Landgrafen von Darmstadt auf, dessen Lager besonders zierlich mit kiefernen Lauben ausgeputzt war, dessen Zelt jedoch alles was ich je in dieser Art gesehen, übertraf, wohl ausgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prächtig.

Gegen Abend war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet: die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihre Majestät dem Könige gespeist, und besuchten nach Tafel das Lager. Ich heftete mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird.

Freitag den 30. Mai. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Apprehension gab; dieß klärte sich dahin auf, daß die Bauern den Frohnleichnam gefeiert. Ferner ward Victoria

geſchoſſen aus Kanonen und kleinem Gewehr, jenes glücklichen Ereigniſſes in den Niederlanden wegen; dazwiſchen ſcharf aus der Stadt und hinein. Nachmittags ein Donnerwetter.

Holländiſche Artillerieflottille iſt angekommen, liegt bei Erbenheim.

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai ſchlief ich, wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Platzen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt ſchien. Ich ſprang auf und heraus, und fand ſchon alles in Bewegung; es war offenbar, daß Marienborn überfallen ſey. Bald darauf feuerten unſere Kanonen von der Batterie vor dem Chauſſeehaus; dieß mußte alſo einem herandringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chauſſeehaus gelagert war, rückte aus; der Moment war kaum erklärbar. Das kleine Gewehrfeuer in Marienborn, im Rücken unſerer Batterien, dauerte fort, und unſere Batterien ſchoſſen auch. Ich ſetzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich, nach früher genommener Kenntniß, ob es gleich Nacht war, die Gegend beurtheilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick Marienborn in Flammen zu ſehen, und ritt zu unſern Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beſchäftigt fand ein- und aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Porteſeuille und beſprach unſern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu: dorthin konnte ich leicht folgen, da mir der Fußpfad durch das Fruchtfeld bekannt war, doch wollte ich den Erfolg erſt abwarten und mich nicht eher entfernen, bis das Dorf brennte und der Streit ſich hinter demſelben weiter heraufzöge.

In ſolcher Ungewißheit ſah ich der Sache zu, aber bald legte ſich das kleine Gewehrfeuer, die Kanonen ſchwiegen, der Tag fing an zu grauen und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit trübem Schein, und die Opfer der Nacht lagen nebeneinander. Unſere rieſenhaften, wohlgekleideten Cüraſſiere machten einen wunderlichen Contraſt mit den zwergenhaften, ſchneideriſchen, zerlumpten Ohnehoſen; der Tod hatte ſie ohne Unterſchied hingemäht. Unſer guter Rittmeiſter La Viere war unter den erſten geblieben, Rittmeiſter von Voß, Adjutant des Grafen Kalkreuth, durch die Bruſt geſchoſſen, man erwartete ſeinen Tod. Ich war veranlaßt eine kurze Relation dieſes wunderbaren und unangenehmen Vorfalls aufzuſetzen, welche ich hier einſchalte und ſodann noch einige Particularitäten hinzufüge.

Von dem Ausfall der Franzosen in der Nacht auf Marienborn vermelde ich folgendes:

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreises von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Maing anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben, und unterhalb derselben sich wieder an den Fluß anschließen. Die Capelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gunzenheim, Mombach werden von diesem Kreise entweder berührt, oder liegen nicht weit außerhalb desselben. Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blokade an von den Franzosen öfters angegriffen, und ersteres Dorf abgebrannt. Die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte vermuthen, daß sie dahin einen Ausfall richten würden, weil sie in Gefahr kamen, von allen Seiten ins Gedränge zu gerathen, abgeschnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Indessen waren die Vorposten um Bretzenheim und Dalheim, Orte die vor Marienborn in einem Grunde liegen, der sich nach der Stadt zieht, immer an einander und man behauptete Bretzenheim diesseits um so eifriger, als die Franzosen bei Zahlbach, einem Kloster nahe bei Dalheim, eine Batterie errichtet hatten, und damit das Feld und die Chaussee bestrichen.

Eine Absicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier. Die Franzosen wollten — so ist man durch die Gefangenen überzeugt — den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinands Sohn, der auf dem Chausseehause einige Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder todt zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen sich vielleicht 3000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde schlängelnd über die Chaussee und durch einige Gründe bis wieder an die Chaussee, passirten sie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt und nahmen ihren Weg zwischen den österreichischen und preußischen Patrouillen durch, die leider, wegen geringen Wechsels von Höhen und Tiefen, nicht an einander stießen. Auch kam ihnen noch ein Umstand zu Hülfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert das Getreide, das gegen die Stadt zu steht, in dieser Nacht abzumähen: als diese nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzosen, und einige Patrouillen

Im Leben iſt nichts Gegenwart — Du zählſt
Wie wenig: — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterſtrome ſchreckt. Das Fröſtlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wiſſenskraft: Die Todten ruf' ich
Und frage ſie: was iſt denn das wir fürchten?
Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab.
Und das iſt nichts, antworten ſie mir nicht —

Antwortete begrabner Prieſter Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech ſcher Jungfrau nie entſchlafnem Geiſt
Antwort und Schickſal. Das Geliebteſte
Hatt' er gemordet, wußte nicht wen er traf;
Starb ungeſühnt. Wenn er auch ſchon zu Hülfe
Den milden Zeus berief, Phigaliens
Arkadiſche Beſchwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten ſein F rzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die verſetzte
Mit zweifelhaftem Wortſinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer ſchön
Und glücklich, glückverſpendend. Und was aber
Was iſt ſie jetzt? Für meine Sünden büßte ſie —
Ein Weſen? Denk es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umſonſt,
In dieſer Stunde fürcht' ich wie ich trotze,
Bis dieſe Stunde ſchreckte mich kein Schauen

wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man ſie bemerkte und auf ſie ſchoß, drangen ſie in der größten Eile nach Marienborn vor und erreichten das Dorf gegen ein Uhr, wo man ſorglos entweder ſchlief oder wachte. Sie ſchoſſen ſogleich in die Häuſer, wo ſie Licht ſahen, drängten ſich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloſter, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß; die Batterien ſchoſſen, das Infanterieregiment Wegner rückte vor, eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die ſächſiſchen Huſaren deßgleichen. Es entſtand ein verwirrtes Gefecht.

Indeſſen hörte man im ganzen Umkreis des blokirenden Lagers das Feuern von falſchen Attaken; jedes wurde auf ſich aufmerkſam gemacht, und niemand wagte dem andern zu Hülfe zu eilen.

Der abnehmende Mond ſtand am Himmel und gab ein mäßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Theil ſeines Regiments, das eine Viertelſtunde hinter Marienborn auf der Höhe lag und eilte hinzu; Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden; und nach einem anderthalbſtündigen Gefechte trieb man die Franzoſen gegen die Stadt. An Todten und Bleſſirten ließen ſie 30 Mann zurück; was ſie mit ſich geſchleppt, iſt unbekannt.

Der Verluſt der Preußen an Todten und Bleſſirten mag 90 Mann ſeyn. Major La Viere von Weimar iſt todt; Rittmeiſter und Adjutant von Boß tödtlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den dießſeitigen Verluſt: denn als ſich die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen ſie unter die Franzoſen und wurden zugleich mit ihnen von unſern Batterien beſchoſſen.

Als es Tag ward, fand man Pechkränze, mit Pech überzogene Birkenwellen an allen Enden des Dorfes; ſie hatten die Abſicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden.

Man erfuhr, daß ſie zu gleicher Zeit verſucht hatten eine Brücke von einer Rheininſel an der Mainſpitze, in die ſie ſich ſeit einiger Zeit geniſtet, auf die nächſte Inſel zu ſchlagen, wahrſcheinlich in der Abſicht gegen die Schiffbrücken bei Ginsheim etwas vorzunehmen. Das zweite Treffen der Kette ward näher an das erſte herangezogen, und des Herzogs Regiment ſteht nahe bei Marienborn.

Man weiß, daß beim Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann

Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten; es mag daher das Gerücht entſtanden ſeyn, die Franzoſen ſeyen in drei Colonnen ausgezogen.

Den 1. Juni rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers; auch die Infanterie veränderte ihre Stellung, und man traf verſchiedene Vertheidigungsanſtalten.

Ich beſuchte Rittmeiſter von Boß, den ich ohne Hoffnung fand: er ſaß aufrecht im Bette und ſchien ſeine Freunde zu kennen, zu ſprechen vermochte er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg; und ein Freund machte mich unterwegs aufmerkſam, daß vor einigen Tagen in demſelben Zimmer ein heftiger Streit entſtanden, indem einer gegen viele hartnäckig behauptet, Marienborn, als Hauptquartier, liege viel zu nahe an der blokirten und zu belagernden Stadt; man habe ſich gar wohl eines Ueberfalls zu verſehen.

Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen alles was von oben herein befohlen und veranſtaltet war, zur Tagesordnung gehörte, ſo ging man darüber hinaus, und ließ dieſe Warnung, ſo wie manche andere, verhallen.

Den 2. Juni ward ein Bauer aus Oberolm gehangen, der beim Ueberfall die Franzoſen angeführt hatte: denn ohne die genaueſte Kenntniß des Terrains wäre das ſchlängelnde Heranziehen nicht denkbar geweſen; zum Unglück für ihn wußte er nicht eben ſo gut mit den Rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgeſandten Patrouillen, die alles auf das ſorgfältigſte durchſuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militäriſchen Ehren vor den Standarten begraben. Starb Rittmeiſter Boß. Waren Prinz Ludwig, General Kalkreuth und mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rheinſpitze.

Den 3. Juni große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jägerhauſe; herrliches Wetter, unſchätzbare Ausſicht, ländlicher Genuß, durch Scenen des Todes und Verderbens getrübt. Abends wurde Rittmeiſter von Boß neben La Viere niedergeſenkt.

Den 5. Juni. Man fährt fort an der Verſchanzung des Lagers ernſtlich zu arbeiten.

Große Attake und Kanonade an der Mainſpitze.

Den 6. Juni war die preußische und österreichische Generalität bei Serenissimo zu Tafel, in einem großen von Zimmerwerk zu solchen Festen aufgebauten Saale. Ein Obristlieutenant vom Regiment Wegner, schief gegen mir über sitzend, betrachtete mich gewissermaßen mehr als billig.

Den 7. Juni schrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Hauptquartier schwadronirte ein Major viel über künftige Belagerung und redete sehr frei über das Benehmen bisher.

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem beobachtenden Obristlieutenant, der vor einigen Tagen meine Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte. Wir fanden keine sonderliche Aufnahme; es war Nacht geworden, es erschien keine Kerze. Selterswasser und Wein, das man jedem Besuchenden anbot, blieb aus; die Unterhaltung war null. Mein Freund, welcher diese Verstimmung dem Umstande zuschrieb, daß wir zu spät gekommen, blieb nach dem Abschiede einige Schritte zurück, um uns zu entschuldigen, jener aber versetzte zutraulich, es habe gar nichts zu sagen: denn gestern bei Tafel habe er schon an meinen Gesichtszügen gesehen, daß ich gar der Mann nicht sey, wie er sich ihn vorgestellt habe. Wir scherzten über diesen verunglückten Versuch neuer Bekanntschaft.

Den 8. Juni setzte ich meine Arbeit an Reineke Fuchs fleißig fort; ritt mit durchlauchtigstem Herzog nach dem Darmstädtischen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen vieljährigen, unabänderlich gnädigsten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweibrücken mit Obrist von Stein zu Serenissimo: da ward manches durchgesprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimniß der nächstkünftigen Belagerung an die Reihe.

Den 9. Juni glückte den Franzosen ein Ausfall auf Heiligkreuz: es gelang ihnen Kirche und Dorf unmittelbar vor den österreichischen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und sich, nicht ohne Verlust hierauf zurückzuziehen.

Den 10. Juni wagten die Franzosen einen Tagesüberfall auf Gunzenheim, der zwar abgeschlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels, und besonders wegen des Darmstädter Lagers, einige Zeit in Verlegenheit und Sorge setzte.

Den 11. Juni. Das Lager Ihro Majestät des Königs war nun etwa 1000 Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel in welchem Mainz liegt, sich endigt,

in aufsteigenden Lehnwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmuthigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite ward geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communicationsgänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume eben so bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen. Unser Kraus zeichnete sorgfältig die Aussicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten.

Den 14. Juni. Eine kleine Schanze, welche die Franzosen unterhalb Weißenau errichtet hatten und besetzt hielten, stand der Eröffnung der Parallele im Weg; sie sollte Nachts eingenommen werden, und mehrere davon unterrichtete Personen begaben sich auf die diesseitigen Schanzen unseres rechten Flügels, von wo man die ganze Lage übersehen konnte. In der sehr finstern Nacht erwartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unsere Truppen gesendet waren, Angriff und Widerstand sollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauspiel geben. Man harrte lang, man harrte vergebens; statt dessen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erscheinung. Alle Posten unserer Stellung mußten angegriffen seyn: denn in dem ganzen Kreis derselben erblickte man ein lebhaftes Feuern, ohne daß man dessen Veranlassung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber, von der eigentlich die Rede seyn sollte, blieb alles todt und stumm. Verdrießlich gingen wir nach Hause, besonders Herr Gore, als auf solche Feuer und Nachtgefechte der begierigste. Der folgende Tag gab uns die Auflösung dieses Räthsels. Die Franzosen hatten sich vorgenommen in dieser Nacht alle unsere Posten anzugreifen, und deßhalb ihre Truppen aus den Schanzen weg und zum Angriff zusammengezogen. Unsere Abgesendeten daher, die mit der größten Vorsicht an die Schanze herangingen, fanden weder Waffen noch Widerstand; sie erstiegen die Schanze und fanden sie leer, einen einzigen Kanonier ausgenommen, der sich über diesen Besuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns, das nur sie nicht betraf, hatten sie gute Zeit die Wälle zu zerstören und sich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff

hatte auch keine weitern Folgen; die allarmirten Linien beruhigten sich wieder mit dem Einbruch des Tags.

Den 16. Juni. Die immer besprochene und dem Feind verheimlichte Belagerung von Mainz nahte sich denn doch endlich: man sagte sich ins Ohr, heute Nacht solle die Tranchée eröffnet werden. Es war sehr finster, und man ritt den bekannten Weg nach der Weißenauer Schanze; man sah nichts, man hörte nichts, aber unsere Pferde stutzten auf einmal, und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterscheidenden Zug gewahr. Oesterreichische, grau gekleidete Soldaten mit grauen Faschinen auf den Rücken, zogen stillschweigend dahin, kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang an einander schlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und gespensterhafter läßt sich kaum eine Erscheinung denken, die sich halb gesehen immer wiederholte, ohne deutlicher gesehen zu werden. Wir blieben auf dem Flecke halten, bis daß sie vorüber waren; denn von da aus konnten wir wenigstens nach der Stelle hinsehen, wo sie im Finstern wirken und arbeiten sollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr sind dem Feind verrathen zu werden, so konnte man erwarten, daß von den Wällen aus auf diese Gegend, und wenn auch nur auf gut Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieser Erwartung blieb man nicht lange, denn gerade an der Stelle, wo die Tranchée angefangen werden sollte, ging auf einmal klein Gewehrfeuer los, allen unbegreiflich. Sollten die Franzosen sich herausgeschlichen, bis an oder gar über unsere Vorposten herangewagt haben? Wir begriffen es nicht. Das Feuern hörte auf und alles versank in die allertiefste Stille. Erst den andern Morgen wurden wir aufgeklärt, daß unsere Vorposten selbst auf die still heranziehende Colonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten; diese stutzte, verwirrte sich, jeder warf seine Faschine weg, Schaufeln und Hacken wurden allenfalls gerettet. Die Franzosen auf den Wällen, aufmerksam gemacht, waren auf ihrer Hut; man kam unverrichteter Sache zurück; die sämmtliche Belagerungsarmee war in Bestürzung.

Den 17. Juni. Die Franzosen errichten eine Batterie an der Chaussee. Nachts entsetzlicher Regen und Sturm.

Den 18. Juni. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchée unter den Sachverständigen besprach, wollte sich finden, daß man viel zu weit von der Festung mit der Anlage geblieben sey; man

beſchloß daher ſogleich die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entſchiedenen Vortheil zu ziehen. Man unternahm es, und es ging glücklich von Statten.

Den 24. Juni. Franzoſen und Clubbiſten, wie man wohl bemerken konnte, daß es Ernſt werde, veranſtalteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu thun, eine unbarmherzige Exportation gegen Caſtel, von Greiſen und Kranken, Frauen und Kindern, die eben ſo grauſam wieder zurückgewieſen wurden. Die Noth wehr- und hülfloſer zwiſchen innere und äußere Feinde gequetſchter Menſchen ging über alle Begriffe.

Man verſäumte nicht den öſterreichiſchen Zapfenſtreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliirten Armee übertraf.

Den 25. Juni Nachmittags entſtand ein heftiges, allen unbegreifliches Kanoniren am Ende unſeres linken Flügels; zuletzt klärte ſich's auf, das Feuern ſey auf dem Rhein, wo die holländiſche Flotte vor Ihro Majeſtät dem Könige manövrire; Höchſtdieſelben waren deßhalb nach Ellfeld gegangen.

Den 27. Juni Anfang des Bombardements, wodurch die Dechanei ſogleich angezündet war.

Nachts glückte den Unſrigen der Sturm auf Weißenau und die Schanze oberhalb der Karthauſe, freilich unerläßliche Punkte den rechten Flügel auf der zweiten Parallele zu ſichern.

Den 28. Juni Nachts. Fortgeſetztes Bombardement gegen den Dom. Thurm und Dach brennen ab und viele Häuſer umher. Nach Mitternacht die Jeſuitenkirche.

Wir ſahen auf der Schanze vor Marienborn dieſem ſchrecklichen Schauſpiele zu: es war die ſternenhelleſte Nacht, die Bomben ſchienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern, und es waren wirklich Augenblicke wo man beide nicht unterſcheiden konnte. Neu war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln; denn wenn ſie erſt mit einem flachen Cirkelbogen das Firmament zu erreichen drohten, ſo knickten ſie in einer gewiſſen Höhe parabeliſch zuſammen und die aufſteigende Lohe verkündigte bald, daß ſie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Gore und Rath Kraus behandelten den Vorfall künſtleriſch, und machten ſo viele Brandfunden, daß ihnen ſpäter gelang ein durchſcheinendes Nachtſtück zu verfertigen, welches noch vorhanden iſt und, wohl

erleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande seyn mochte.

Und wie tautete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir uns zu retten, uns einigermaßen wieder herzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten!

Den 29. Juni. Schon längst war von einer schwimmenden Batterie die Rede gewesen, welche, bei Ginsheim gebaut, auf den Mainkopf und die zunächst liegenden Inseln und Auen wirken und sie besetzen sollte. Man sprach so viel davon, daß sie endlich vergessen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unserer Schanze über Weißenau war ich kaum dorthin gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte: französische Kähne ruderten emsig nach den Inseln, und die österreichische Batterie, angelegt um den Fluß bis dorthin zu bestreichen, feuerte unausgesetzt in Prellschüssen auf dem Wasser; für mich ein ganz neues Schauspiel. Wie die Kugel zum erstenmal auf das bewegliche Element aufschlug, entstand eine starke, sich viele Fuß in die Höhe bäumende Springwelle; diese war noch nicht zusammengestürzt, als schon eine zweite in die Höhe getrieben wurde, kräftig wie die erste, nur nicht von gleicher Höhe; und so folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis sie zuletzt gegen die Kähne gelangte, flächer fortwirkte und den Fahrzeugen zufällig gefährlich ward. An diesem Schauspiel konnte ich mich nicht satt sehen; denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue mächtige Fontainen, indessen die alten noch nicht ganz verrauscht hatten.

Auf einmal löste sich drüben auf dem rechten Ufer, zwischen Büschen und Bäumen, eine seltsame Maschine los: ein viereckes, großes, von Balken gezimmertes Local schwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieser wichtigen, so viel besprochenen Expedition Augenzeuge seyn sollte. Meine Segenswünsche schienen jedoch nicht zu wirken, meine Hoffnung dauerte nicht lange: denn gar bald drehte die Masse sich auf sich selbst; man sah, daß sie keinem Steuerruder gehorchte, der Strom zog sie immer im Drehen mit sich fort. Auf der Rheinschanze oberhalb Castel und vor derselben war alles in Bewegung: hunderte von Franzosen rannten am Ufer aufwärts und verführten ein gewaltiges Jubelgeschrei als dieses trojanische Meerpferd, fern von dem beabsichtigten Ziel der Landspitze, durch den einströmenden Main ergriffen

und nun zwischen Rhein und Main gelassen und unaufhaltsam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung diese unbehülfliche Maschine gegen Castel; dort strandete sie unfern der Schiffbrücke auf einem flachen, noch vom Fluß überströmten Boden. Hier versammelte sich nun das sämmtliche französische Kriegsvolk, und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereigniß aufs genaueste beobachtet, so sah ich nun auch, leider! die Fallthür, die diesen Raum verschloß, niedersinken und die darin Versperrten heraus und in die Gefangenschaft wandern. Es war ein ärgerlicher Anblick: die Fallbrücke reichte nicht bis ans trockene Land, die kleine Garnison mußte daher erst durchs Wasser waten, bis sie den Kreis ihrer Gegner erreichten. Es waren vierundsechzig Mann, zwei Officiere und zwei Kanonen: sie wurden gut empfangen, sodann nach Mainz und zuletzt ins preußische Lager zur Auswechslung gebracht.

Nach meiner Rückkehr verfehlte ich nicht von diesem unerwarteten Ereigniß Nachricht zu geben; niemand wollte es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihre Königliche Hoheit der Kronprinz in des Herzogs von Weimar Gezelt; ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich that es genau, aber ungern, wohl wissend, daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks, das er erzählt, anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, giebt es gar viele, gegen die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstoß den gewöhnlichen Fußpfad nach der Weißenauer Schanze geritten; der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf, noch Graben noch irgend ein Hinderniß sich bemerken ließ: bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen, und als ich eben in jene Vertiefung hereinreiten wollte, sah ich gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdüsterten braunen Erdreich scharf abschnitt. Ich mußte es für einen Graben halten; wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg her sollte gezogen seyn, war nicht begreiflich. Mir blieb daher nichts übrig, als drauf loszureiten.

Als ich näher kam, blieb zwar der schwarze Streif unverrückt, aber es schien mir vor demselbigen sich einiges hin und wieder zu bewegen: bald auch ward ich angerufen und befand mich sogleich mitten unter wohlbekannten Cavallerie Officieren. Es war des Herzogs von Weimar Regiment,

welches, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, ausgerückt, ſich in dieſer Vertiefung aufgeſtellt hatte, da denn die lange Linie ſchwarzer Pferde mir als Vertiefung erſchien, die meinen Fußpfad zerſchnitt. Nach wechſelſeitigem Begrüßen eilte ich ſodann ungehindert zu den Zelten.

Und ſo war nach und nach das innere gränzenloſe Unglück einer Stadt außen und in der Umgegend Anlaß zu einer Luſtpartie geworden. Die Schanze über Weißenau, welche die herrlichſte Ueberſicht gewährte, täglich von einzelnen beſucht, die ſich von der Lage einen Begriff machen und was in dem weiten überſehbaren Kreis vorginge, bemerken wollten, war Sonn- und Feiertags der Sammelplatz einer unzählbaren Menge Landleute, die ſich aus der Nachbarſchaft herbeizogen. Dieſer Schanze konnten die Franzoſen wenig anhaben; Hochſchüſſe waren ſehr ungewiß und gingen meiſt darüber weg. Wenn die Schildwache auf der Bruſtwehr hin und wieder gehend bemerkte, daß die Franzoſen das hierher gerichtete Geſchütz abfeuerten, ſo rief ſie: Buck! und ſodann ward von allen innerhalb der Batterie befindlichen Perſonen erwartet, daß ſie ſich auf die Kniee wie aufs Angeſicht niederwürfen, um durch die Bruſtwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel geſchützt zu ſeyn.

Nun war es Sonntags und Feiertags luſtig anzuſehen, wenn die große Menge geputzter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Roſenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, ſich umſahen, ſchwatzten und ſchäckerten, auf einmal aber die Schildwache Buck! rief, und ſie ſämmtlich flugs vor dieſer gefährlich-hochwürdigen Erſcheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes göttlich ſauſendes Weſen anzubeten ſchienen, bald aber nach geſchwundener Gefahr ſich wieder aufrafften, ſich wechſelsweiſe verſpotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederſtürzten. Man konnte ſich dieſes Schauſpiel ſehr bequem verſchaffen, wenn man ſich auf der nächſten Höhe etwas ſeitwärts außer der Richtung der Kugel ſtellte, unter ſich dieſes wunderliche Gewimmel ſah und die Kugel an ſich vorbeiſauſen hörte.

Aber eine ſolche über die Schanze weggehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Abſicht. Auf dem Rücken dieſer Höhen zog ſich der Weg von Frankfurt her, ſo daß man die Proceſſion von Kutſchen und Chaiſen, Reitern und Fußgängern aus Mainz ſehr gut beobachten und alſo zugleich die Schanze und die Wallfahrtenden in Schrecken ſetzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerkſamkeit des Militärs der Eintritt einer ſolchen

Menge gar bald verboten, und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem sie unbemerkt und unerreicht in das Hauptquartier gelangten.

Ende Juni. In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich aufzuhorchen auf die mannichfaltigen fern und nah erregten Töne, und konnte folgende genau unterscheiden.

Werda! der Schildwache vorm Zelt.
Werda! der Infanteriepoſten.
Werda! wenn die Runde kam.
Hin- und Wiedergehen der Schildwache.
Geklapper des Säbels auf dem Sporn.
Bellen der Hunde fern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Häckerlingſchneiden.
Singen, Discurriren und Zanken der Leute.
Kanonendonner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Maulesel.

Lücke.

Daß eine ſolche hier einfällt, möchte wohl kein Wunder ſeyn. Jede Stunde war unglückträchtig: man ſorgte jeden Augenblick für ſeinen verehrten Fürſten, für die liebſten Freunde, man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüſten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperſchlange, ſtürzte man ſich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Tranchéen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerſpringen, die Trümmer neben ſich niederſtürzen; manchem Schwerbleſſirten wünſchte man baldige Erlöſung von grimmigen Leiden, und die Todten hätte man nicht ins Leben zurückgerufen.

Wie Vertheidiger und Angreifende nunmehr aber gegen einander ſtanden, davon wäre im allgemeinen hier ſo viel zu ſagen. Die Franzoſen hatten bei androhender Gefahr ſich zeitig vorgeſehen und vor die Hauptwerke hinaus

Der Geiſter, guter, böſer. Zitt:' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefſten widert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Aus Byron's Manfred.

Bannfluch.

Wenn der Mond iſt auf der Welle,
Wenn der Glühwurm iſt im Gras,
Und ein Scheinlicht auf dem Grabe,
Irres Licht auf dem Moraſt,
Wenn die Sterne fallend ſchießen,
Eule der Eul' erwiedernd heult,
Und die Blätter ſchweigend ruhen
An des dunkeln Hügels Wand,
Meine Seel' ſey auf der deinen
Mit Gewalt und Zeichenwink!

Iſt dein Schlummer noch ſo tief,
Kommt dein Geiſt doch nie zum Schlaf.
Da ſind Schatten, die nicht ſchwinden,
Da Gedanken, die nicht bannеſt.
Die Gewalt, die du nicht kenneſt,
Läßt dich nimmermehr allein.
Biſt ins Leichentuch gewindelt,
Eingehüllt in einer Wolke,
Und für immer, immer wohnſt du
In dem Geiſte dieſes Spruchs.

kleinere Schanzen kunstgemäß angelegt, um die Blokirenden in gewisser Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erschweren. Alle diese Hindernisse mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgesetzt und geschlossen werden sollte, wie im nachfolgenden einzeln aufgezeichnet ist. Wir aber indessen, mit einigen Freunden, obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefährlichsten Posten. Weißenau war in deutschen Händen, auch die flußabwärts liegende Schanze schon erobert; man besuchte den zerstörten Ort, hielt in dem Gebeinhause Nachlese von krankhaften Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte mochte gelangt seyn. Indem nun aber die Kugeln der Carlsschanze immer in die Ueberreste der Dächer und Gemäuer schlugen, ließen wir uns durch einen Mann des dortigen Wachtpostens gegen ein Trinkgeld an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorsicht gar vieles zu übersehen war. Man ging mit Behutsamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich eine stehen gebliebene steinerne Wendeltreppe hinauf, an das Balkonfenster eines freistehenden Giebels geführt, das freilich in Friedenszeiten dem Besitzer die herrlichste Aussicht gewährt haben mußte. Hier sah man den Zusammenfluß des Main- und Rheinstroms, und also die Main- und Rheinspitze, die Bleiau, das befestigte Castel, die Schiffbrücke, und am linken Ufer sodann die herrliche Stadt, zusammengebrochene Thurmspitzen, lückenhafte Dächer, rauchende Stellen untröstlichen Anblicks.

Unser Führer hieß bedächtig seyn, nur einzeln um die Fensterpfosten herumschauen, weil von der Carlsschanze her gleich eine Kugel würde geflogen kommen und er Verdruß hätte solche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit schlich man weiter gegen das Nonnenkloster, wo es freilich auch wild genug aussah, wo unten in den Gewölben für billiges Geld Wein geschenkt wurde, indeß die Kugeln von Zeit zu Zeit rasselnde Dächer durchlöcherten.

Aber noch weiter trieb der Vorwitz: man kroch in die letzte Schanze des rechten Flügels, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Karthause tief ins Glacis der Festung eingegraben hatte, und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte; wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm

sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand, wo man sich die Angst zu übertäuben jeder Vernichtung aussetzte, bei drei Wochen dauerte, so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüberzueilen trachten.

Den 1. Juli war die dritte Parallele in Thätigkeit und sogleich die Bocksbatterie bombardirt.

Den 2. Juli. Bombardement der Citadelle und Carlsschanze.

Den 3. Juli. Neuer Brand in der St. Sebastianscapelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 6. Juli. Die sogenannte Clubbistenschanze, welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu Stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verfehlte sie und griff verliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7. Juli. Endliche Behauptung dieses Terrains: Kostheim wird angegriffen, die Franzosen geben es auf.

Den 13. Juli Nachts. Das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude brennen ab.

Den 14. Juli. Stillstand auf beiden Seiten. Freuden- und Feiertag, der Franzosen wegen der in Paris geschlossenen Nationalconföderation, der Deutschen wegen Eroberung von Cenré; bei den letzten Kanonen- und kein Gewehrfeuer, bei jenen ein theatralisches Freudenfest, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14. zum 15. Juli. Die Franzosen werfen aus einer Batterie vor der Carlsschanze gegraben; fürchterliches Bombardement. Von der Mainseite über den Main brachte man das Benediktinerkloster auf der Citadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet sich das Laboratorium und fliegt in die Luft. Thüren und Scheunsteine dieser Stadtseite krachen ein und stürzen zusammen.

Am 15. Juli besuchten wir Herrn Gore in Kleinwinternheim und fanden Rath Kraus beschäftigt ein Bildniß des werthen Freundes zu

malen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte sich stattlich angezogen, um bei fürstlicher Tafel zu erscheinen, wenn er vorher sich in der Gegend abermals würde umgeschaut haben. Nun saß er umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, in der Bauernkammer eines deutschen Dörfchens auf einer Kiste, den angeschlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben sich; er hielt die Kaffeetasse in der einen, die silberne Reißfeder statt des Löffelchens in der andern Hand; und so war der Engländer ganz anständig und behaglich auch in einem schlechten Cantonnirungsquartier vorgestellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen steht.

Wenn wir nun dieses Freundes allhier gedenke, so verfehlen wir nicht etwas mehreres über ihn zu sagen. Er zeichnete sehr glücklich in der Camera obscura und hatte, Land und See bereisend, sich auf diese Weise die schönsten Erinnerungen gesammelt. Nun konnte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entsagen, blieb immer geneigt kleine Reisen vorzunehmen, wobei ihn denn gewöhnlich Rath Kraus zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Fassungsgabe die vorstehenden Landschaften zu Papier brachte, schattirte, färbte, und so arbeiteten beide um die Wette.

Die Belagerung von Mainz, als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo sie sich keinen Augenblick müßig verhielten.

Und so begleiteten sie uns denn auch auf einem Gefahrzug nach Weißenau, wo sich Herr Gore ganz besonders gefiel. Wir besuchten abermals den Kirchhof in Jagd auf pathologische Knochen; ein Theil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeschlossen; man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten die auf den Wällen etwas Lebendiges in diesem Raume, so schossen sie mit Prellschüssen nach der Lücke; nun sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herankommen, da man sich denn zuletzt hinter die stehen gebliebene Mauer oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel heiter nachschaute.

Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der, um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt, uns allen ins Gewissen sprach und die kühne Gesellschaft zum Rückzug nöthigte.

Der 16. Juli war mir ein bänglicher Tag, und zwar bedrängte mich

die Aussicht auf die nächste, meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verhielt es sich aber folgendermaßen. Eine der vorgeschobenen kleinen feindlichen Schanzen, vor der sogenannten Welschen Schanze, leistete völlig ihre Pflicht; sie war das größte Hinderniß unserer vordern Parallele, und mußte was es auch kosten möchte, weggenommen werden. Dagegen war nun nichts zu sagen, allein es zeigte sich ein bedenklicher Umstand. Auf Nachricht oder Vermuthung, die Franzosen ließen hinter dieser Schanze und unter dem Schutz der Festung Cavallerie campiren, wollte man zu diesem Aus- und Ueberfalle auch Cavallerie mitnehmen. Was das heiße, aus der Tranchée heraus, unmittelbar vor den Kanonen der Schanze und der Festung, Cavallerie zu entwickeln, und sich in düsterer Nacht damit auf dem feindlich besetzten Glacis herumzutummeln, wird jedermann begreiflich finden; mir aber war es höchst bänglich Herrn von Oppen, als den Freund, der mir vom Regiment zunächst anlag, dazu commandirt zu wissen. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geschieden seyn, und ich eilte zur Schanze Nr. 4., wo man jene Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es losbrach und hitzig zuging, ließ sich wohl aus der Ferne bemerken, und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszusehen.

Indessen verkündigte der Morgen, die Sache sey gelungen; man habe die Schanze erobert, geschleift und sich ihr gegenüber gleich so fest gesetzt, daß ihre Wiederherstellung dem Feinde wohl unmöglich bleiben sollte. Freund Oppen kehrte glücklich zurück; die Vermißten gingen mich so nah nicht an: nur bedauerten wir den Prinzen Ludwig, der, als kühner Anführer, eine wo nicht gefährliche, doch beschwerliche Wunde davon trug, und in einem solchen Augenblick den Kriegsschauplatz sehr ungern verließ.

Den 17. Juli ward nun derselbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht: der Herzog von Weimar bezog dessen Quartier im Chausseehause: es war kein annuthigerer Aufenthalt zu denken.

Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ließ ich den schönen Platz davor kehren und reinigen, der bei dem schnellen Quartierwechsel mit Stroh und Spänen und allerlei Abwürflingen eines eilig verlassenen Cantonnements überfäet war.

Den 18. Juli Nachmittags auf große, fast unerträgliche Hitze, Donnerwetter, Sturm und Regenguß, dem Allgemeinen erquicklich, den Eingegrabenen als solchen freilich sehr lästig.

Der Commandant thut Vergleichsvorschläge, welche zurückgewiesen werden.

Den 19. Juli. Das Bombardement geht fort; die Rheinmühlen werden beschädigt und unbrauchbar gemacht.

Den 20. Juli. Der Commandant General d'Oyre überschickt eine Punktation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21. zum 22. Juli. Heftiges Bombardement; die Dominikanerkirche geht in Flammen auf, dagegen fliegt ein preußisches Laboratorium in die Luft.

Den 22. Juli. Als man vernahm, der Stillstand sey wirklich geschlossen, eilte man nach dem Hauptquartier, um die Ankunft des französischen Commandanten d'Oyre zu erwarten. Er kam, ein großer wohlgebauter schlanker Mann von mittleren Jahren, sehr natürlich in seiner Haltung und Betragen. Indessen die Unterhandlung im Innern vorging, waren wir alle aufmerksam und hoffnungsvoll; da es aber ausgesprochen ward, daß man einig geworden, und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden sollte, da entstand in mehreren das wunderbare Gefühl einer schnellen Entledigung von bisherigen Lasten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde sich nicht erwehren konnten aufzusitzen und gegen Mainz zu reiten. Unterwegs holten wir Sömmering ein, der gleichfalls mit einem Gesellen nach Mainz eilte, freilich auf stärkere Veranlassung als wir, aber doch auch die Gefahr einer solchen Unternehmung nicht achtend. Wir sahen den Schlagbaum des äußersten Thores von fern, und hinter demselben eine große Masse Menschen, die sich dort auflehnten und andrängten. Nun sahen wir Wolfsgruben vor uns, allein unsere Pferde, dergleichen schon gewohnt, brachten uns glücklich zwischen durch.

Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu, was wir brächten? Unter der Menge fanden sich wenig Soldaten, alles Bürger, Männer und Frauen; unsere Antwort, daß wir Stillstand und wahrscheinlich Morgen Freiheit und Oeffnung versprächen, wurden mit lautem Beifall angenommen. Wir gaben einander wechselsweise so viel Aufklärung, als einem jeden beliebte, und als wir eben von Segenswünschen begleitet, wieder umkehren wollten, traf Sömmering ein, der sein Gespräch an das unsrige knüpfte, bekannte Gesichter fand, sich vertraulicher unterhielt und zuletzt verschwand, ehe wir's uns versahen; wir aber hielten für Zeit umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Bestreben fühlten eine Anzahl Ausgewanderter, welche, mit Victualien versehen, erst in die Außenwerke, dann in die Festung selbst einzudringen verstanden, um die Zurückgelassenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehreren solcher leidenschaftlichen Wanderer, und es mochte dieser Zustand so heftig werden, daß endlich, nach verdoppelten Posten, das strengste Verbot ausging den Wällen sich zu nähern; die Communication war auf einmal unterbrochen.

Am 23. Juli. Dieser Tag ging hin unter Besetzung der Außenwerke sowohl von Mainz als von Castel. In einer leichten Chaise machte ich eine Spazierfahrt, in einem so engen Kreis um die Stadt, als es die ausgesetzten Wachen erlauben wollten. Man besuchte die Tranchéen, und besah sich die nach erreichtem Zweck verlassene unnütze Erdarbeit.

Als ich zurückfuhr, rief mich ein Mann mittlern Alters an und bat mich seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewanderter Mainzer, welcher, mit großer Hast und Lust seinen bisherigen Aufenthalt verlassend, herbeilief, den Auszug der Feinde triumphirend anzusehen, sodann aber den zurückgelassenen Clubbisten Tod und Verderben zu bringen schwur. Ich redete ihm begütigende Worte zu und stellte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und häuslichen Zustand nicht mit neuem bürgerlichen Krieg, Haß und Rache müsse verunreinigt werden, weil sich das Unglück ja sonst verewige. Die Bestrafung solcher schuldigen Menschen müsse man den hohen Alliirten und dem wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlassen, und was ich sonst noch Besänftigendes und Ernstliches anführte, wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und beide mit einem Trunk guten Weins und Bretzeln erquickte. An einem abgeredten Ort setzte ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von weitem zeigte und mit dem Hut mir tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 24. Juli. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin, der Ausmarsch verzögerte sich; es sollten Geldangelegenheiten seyn, die man so bald nicht abthun könne. Endlich zu Mittag, als alles bei Tisch und Topf beschäftigt und eine große Stille im Lager und auf der Chaussee war, fuhren mehrere dreispännige Wagen in einiger Ferne von einander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann; doch bald

verbreitete sich das Gerücht, auf diese kühne und kluge Weise hätten mehrere Clubbisten sich gerettet. Leidenschaftliche Personen behaupteten, man müsse nachsetzen; andere ließen es beim Verdruß bewenden, wieder andere wollten sich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache, noch Picket, noch Aufsicht erscheine; woraus erhelle, sagten sie, daß man von oben herein durch die Finger zu sehen, und alles was sich ereignen könnte, dem Zufall zu überlassen geneigt sey.

Diese Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Auszug unterbrochen und umgestimmt. Auch hier kamen mir und Freunden die Fenster des Chausseehauses zu Statten. Den Zug sahen wir in aller seiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei, folgte zuerst die französische Garnison. Seltsamer war nichts, als wie sich dieser Zug ankündigte: eine Colonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Erwin seinen Berg aufgethan, und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heraufritten; sie waren ganz still bis zu uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre Te Deum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so muthig vorgetragen wird; dießmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar, und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange hagere Männer von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man sie dem Don Quixote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.

Bemerkenswerth war nun ein einzelner Trupp, die französischen Commissarien. Merlin von Thionville, in Husarentracht, durch wilden Bart und Blick sich auszeichnend, hatte eine andere Figur in gleichem Costüm links neben sich; das Volk rief mit Wuth den Namen eines Clubbisten und bewegte sich zum Anfall. Merlin hielt an, berief sich auf seine Würde eines französischen Repräsentanten, auf die Rache, die jeder Beleidigung folgen sollte, er wolle rathen sich zu mäßigen; denn es sey das letztemal nicht, daß man ihn hier sehe. Die Menge stand betroffen, kein Einzelner wagte sich vor. Er hatte einige unserer da stehenden

Officiere angesprochen, und sich auf das Wort des Königs berufen, und so wollte niemand weder Angriff noch Vertheidigung wagen; der Zug ging unangetastet vorbei.

Den 25. Juli. Am Morgen dieses Tags bemerkte ich, daß leider abermals keine Anstalten auf der Chaussee und in deren Nähe gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie schienen heute um so nöthiger, als die armen ausgewanderten, gränzenlos unglücklichen Mainzer, von entfernteren Orten her nunmehr angekommen, schaarenweise die Chaussee umlagerten, mit Fluch- und Racheworten das gequälte und geängstigte Herz erleichternd. Die gestrige Kriegslist der Entwischenden gelang daher nicht wieder. Einzelne Reisewagen rannten abermals eilig die Straße hin; überall aber hatten sich die Mainzer Bürger in die Chausseegraben gelagert, und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt entgingen, fielen sie in die Hände des andern. Der Wagen ward angehalten; fand man Franzosen oder Franzosinnen, so ließ man sie entkommen, wohlbekannte Clubisten keineswegs.

Ein sehr schöner dreispänniger Reisewagen rollte daher; eine freundliche junge Dame versäumt nicht sich am Schlage sehen zu lassen, und hüben und drüben zu grüßen. Aber dem Postillon fällt man in die Zügel, der Schlag wird eröffnet, ein Erzclubist an ihrer Seite sogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich nicht, kurz gebaut, dicklich, breiten Angesichts, blatternarbig. Schon ist er bei den Füßen herausgerissen; man schließt den Schlag, und wünscht der Schönheit glückliche Reise: ihn aber schleppt man auf den nächsten Acker, zerstößt und zerprügelt ihn fürchterlich; alle Glieder seines Leibes sind zerschlagen, sein Gesicht unkenntlich. Eine Wache nimmt sich endlich seiner an, man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er, auf Streh liegend, zwar vor Thätlichkeiten seiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmähungen geschützt war. Doch auch damit ging es am Ende so weit, daß der Officier niemand mehr hineinließ, auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeschlagen hätte, dringend bat, ich möchte diesem traurigsten und ekelhaftesten aller Schauspiele entsagen.

Zum 25. Juli. Auf dem Chausseehause beschäftigte uns nun der fernere regelmäßige Auszug der Franzosen. Ich stand mit Herrn Gore daselbst am Fenster, unten versammelte sich eine große Menge; doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, munntere wohlgebildete Linientruppen kamen nun heran; Mainzer Mädchen zogen mit ihnen aus, theils nebenher, theils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten sie nun mit Kopfschütteln und Spottreden: „Ei, Jungfer Lieschen, will Sie sich auch in der Welt umsehen?“ und dann: „Die Sohlen sind noch neu; sie werden bald durchgelaufen seyn!“ Ferner: „Hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? Glück auf die Reise!“ Und so ging es immerfort durch diese Zungenruthen: die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost; einige wünschten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meisten waren still und sahen ihre Liebhaber an.

Indessen war das Volk sehr bewegt; Schimpfreden wurden ausgestoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man diese Nichtswürdigen so vorbeilasse, die in ihrem Bündelchen gewiß manches von Hab und Gut eines ächten Mainzer Bürgers mit sich schleppten, und nur der ernste Schritt des Militärs, die Ordnung, durch nebenhergehende Officiere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in diesem gefährlichsten Momente erschien ein Zug, der sich gewiß schon weit hinweg gewünscht hatte. Ohne sonderliche Bedeckung, zeigte sich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte; an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer: hinter ihnen folgten einige vierspännige Wagen, mit Kisten und Kasten bepackt; die Stille war ahnungsvoll. Auf einmal rauschte es im Volke und rief: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! Das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Domdechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!“ Es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und es war geschehen.

Ohne weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem blitzschnellen Gedanken, was der Fürst und General bei seiner Nachhausekunft sagen würde, wenn er über die Trümmer einer solchen Selbsthülfe kaum seine Thür erreichen könnte, sprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: Halt!

Schon hatte sich das Volk näher herangezogen; zwar den Schlagbaum unterfing sich niemand herabzulassen, der Weg aber selbst war von der Menge versperrt. Ich wiederholte mein Halt! und die vollkommenste

Stille trat ein. Ich fuhr darauf, ſtark und heftig ſprechend, fort, hier ſey das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor ſey heilig; wenn ſie Unfug treiben und Rache üben wollten, ſo fänden ſie noch Raum genug. Der König habe freien Auszug geſtattet: wenn er dieſen hätte bedingen und gewiſſe Perſonen ausnehmen wollen, ſo würde er Aufſeher angeſtellt, die Schuldigen zurückgewieſen oder gefangen genommen haben; davon ſey aber nichts bekannt, keine Patrouille zu ſehen. Und ſie, wer und wie ſie hier auch ſeyen, hätten mitten in der deutſchen Armee keine andere Rolle zu ſpielen, als ruhige Zuſchauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein- für allemal an dieſer Stelle keine Gewaltthätigkeit.

Nun ſtaunte das Volk, war ſtumm, dann wogte es wieder, brummte, ſchalt; einzelne wurden heftig, ein paar Männer drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonderbarerweiſe war einer davon jener Perrückenmacher, den ich geſtern ſchon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte.

Wie! rief ich ihm entgegen: habt Ihr ſchon vergeſſen, was wir geſtern zuſammen geſprochen? Habt Ihr nicht darüber nachgedacht, daß man durch Selbſtrache ſich ſchuldig macht, daß man Gott und ſeinen Oberen die Strafe der Verbrecher überlaſſen ſoll, wie man ihnen das Ende dieſes Elends zu bewirken auch überlaſſen mußte? Und was ich ſonſt noch kurz und bündig, aber laut und heftig ſprach.

Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind ſchmiegte ſich an den Vater, und ſah freundlich zu mir herüber: ſchon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freier gelaſſen; auch der Weg durch den Schlagbaum war wieder offen. Die beiden Figuren zu Pferde wußten ſich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten: der Mann ritt an mich heran und ſagte, er wünſche meinen Namen zu wiſſen, zu wiſſen wem er einen ſo großen Dienſt ſchuldig ſey; er werde es zeitlebens nicht vergeſſen und gern erwiedern. Auch das ſchöne Kind näherte ſich mir und ſagte das Verbindlichſte. Ich antwortete, daß ich nichts als meine Schuldigkeit gethan und die Sicherheit und Heiligkeit dieſes Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink, und ſie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Rachedurſte irre gemacht, ſie blieb ſtehen; dreißig Schritte davon hätte ſie niemand gehindert. So iſt's aber in der Welt; wer nur erſt über einen Anſtoß hinaus iſt, kommt über tauſend. Chi scampa d'un punto, scampa di mille.

Siehſt mich nicht vorüber gehen,
Fühlſt mich doch in deinem Auge,
Als ein Ding, das ungeſehen
Nah dir ſeyn muß wie es war,
Und wenn du, geheim durchſchaudert,
Deinen Kopf umwendend blickeſt,
Sollſt dich wundern, daß nicht etwa
Wie ein Schatten bin zur Stelle;
Nein! die Kraft die du empfunden,
Iſt was ſich in dir verbirgt.

Und ein Zauberwort und Lied
Taufte dich mit einem Fluch,
Und ſchon hat ein Geiſt der Luſt
Dich umgarnt mit einer Schlinge.
In dem Wind iſt eine Stimme,
Die verbeut dir dich zu freuen.
Und wenn dir die Nacht verſagt
Ihres reinen Himmels Ruhe,
Bringt der Tag eine Sonn' herauf,
Wär' ſie nieder! wünſcheſt du.

Deinen falſchen Thränen zog ich
Tödtlichſte Eſſenzen aus,
Deinem eignen Herzen ſog ich
Blut, das ſchwärzeſte vom Quell,
Deinem Lächeln lockt' ich Schlangen,
Dort geheim geringelt, ab.
Deinem Lippenpaar entſaugt' ich
Allerſchlimmſtes aller Gift.
Jedem Gift, das ich erprobet,
Schlimmer iſt dein eignes doch.

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaufkam, rief er mir in seinem English-Französisch entgegen: Welche Fliege sticht euch! Ihr habt euch in einen Handel eingelassen, der übel ablaufen konnte.

Dafür war mir nicht bange, versetzte ich: und findet Ihr nicht selbst hübscher, daß ich euch den Platz vor dem Hause so rein gehalten habe? Wie sähe es aus, wenn das nun alles voll Trümmer läge, die jedermann ärgerten, leidenschaftlich aufregten und niemand zu gute kämen? Mag auch jener den Besitz nicht verdienen, den er wohlbehaglich fortgeschleppt hat.

Indessen aber ging der Auszug der Franzosen gelassen unter unserm Fenster vorbei; die Menge, die kein Interesse weiter daran fand, verlief sich; wer es möglich machen konnte, suchte sich einen Weg, um in die Stadt zu schleichen, die Seinigen, und was von ihrer Habe allenfalls gerettet seyn konnte, wiederzufinden und sich dessen zu erfreuen. Mehr aber trieb sie die höchst verzeihliche Wuth ihre verhaßten Feinde, die Clubbisten und Comitisten zu strafen, zu vernichten, wie sie mitunter bedrohlich genug ausriefen.

Indessen konnte sich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich, mit eigener Gefahr, für einen unbekannten, vielleicht verbrecherischen Menschen so viel gewagt habe. Ich wies ihn immer scherzhaft auf den reinen Platz vor dem Hause, und sagte zuletzt ungeduldig: Es liegt nun einmal in meiner Natur: ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.

Den 26. und 27. Juli. Den 26. gelang es uns, schon mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswerthesten Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo, in der schönsten Lage der Welt, Reichthümer von Provinzen zusammenflossen, und Religion das was ihre Diener besaßen, zu befestigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung, die den Geist ergriff, war höchst schmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt gerathen.

Bei aufgelöster polizeilicher Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken, in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Thürme standen unsicher; und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nach einander genannt, wie sie in Flammen aufgingen! Aus alter Vorliebe eilte ich zur Tschanei, die

nur noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte: zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtende Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen. Und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zerstört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasselbige Schicksal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieser Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.

Hierauf gelangte ich in die Gegend des Schlosses, dem sich niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte bretterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürstlichen Wohnung: auf dem Platze davor standen, gedrängt in einander geschoben, unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind theils durch eigene hitzige Anstrengung zerstört.

Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt so manches herrliche Gebäude mit seinem Inhalt vernichtet worden, so war auch innerlich vieles durch Rohheit, Frevel und Muthwillen zu Grunde gerichtet. Der Palast Ostheim stand noch in seiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartierungs- und Wachstuben verwandelt — eine Umkehrung, verwünscht anzusehen! Säle voll Lappen und Fetzen, dann wieder die gypsmarmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zersprengt, Gewehre dort aufgehangen und umhergestellt.

Das Akademiegebäude nahm sich von außen noch ganz freundlich aus; nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenstergewände von Sömmerings Quartier zersprengt. Ich fand diesen Freund wieder daselbst, ich darf nicht sagen eingezogen; denn die schönen Zimmer waren durch die wilden Gäste aufs schlimmste behandelt. Sie hatten sich nicht begnügt, die blauen reinlichen Papiertapeten, so weit sie reichen konnten, zu verderben; Leitern oder über einander gestellte Tische und Stühle mußten sie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder sonstigen Fettigkeiten zu besudeln. Es waren diejenigen Zimmer, wo wir vorm Jahr so heiter und traulich zu wechselseitigem Scherz und Belehrung freundschaftlich beisammen gesessen. Interesse war bei diesem Unheil doch auch noch etwas Tröstliches zu zeigen: Sömmering hatte seinen Keller uneröffnet und seine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeschädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Besuch, wogegen sie uns zu belehrendem Gespräch Anlaß gaben.

Eine Proclamation des neuen Gouverneurs hatte man ausgegeben: ich fand sie in eben dem Sinne, ja fast mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Perrückenmacher; alle Selbsthülfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein sollte das Recht zustehen, zwischen guten und schlechten Bürgern den Unterschied zu bezeichnen. Sehr nothwendig war ein solcher Erlaß: denn bei der augenblicklichen Auflösung, die der Stillstand vor einigen Tagen verursachte, drangen die kühnsten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten selbst die Plünderung der Clubbistenhäuser, indem sie die hereinziehenden Belagerungssoldaten anführten und aufregten. Jene Verordnung war mit den mildesten Ausdrücken gefaßt, um wie billig den gerechten Zorn der gränzenlos beleidigten Menschen zu schonen.

Wie schwer ist es, eine bewegte Menge wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unserer Gegenwart geschahen solche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Tabak, und indem man ihn abwog, bemächtigte er sich des Ganzen. Auf das Zetergeschrei der Bürger legten sich unsere Officiere ins Mittel, und so kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unsern Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, fast in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemuthet die Stadt zu verlassen. Auch zu mir, sagte sie, sind die Hanswürste gekommen mit ihren bunten Schürzen, haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt: Gott wird mich arme Frau in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich euch schon längst in Schimpf und Schande sehen werde. Ich hieß sie mit ihren Narreteien weiter gehen. Sie fürchteten, mein Geschrei möchte die Nachbarn aufregen, und ließen mich in Ruhe. Und so hab' ich die ganze Zeit theils im Keller, theils im Freien zugebracht, mich von wenigem genährt und lebe noch Gott zu Ehren; jenen aber wird es schlecht ergehen.

Nun deutete sie uns auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen wie nahe die Gefahr gewesen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines ansehnlichen Gebäudes hineinschauen: das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte seit langen Jahren eine alte Sammlung von Curiositäten gestanden, Figuren von Porcellain und Bildstein, chinesische Tassen, Teller,

Schüſſeln und Gefäße; an Elfenbein und Bernſtein mochte es auch nicht gefehlt haben, ſo wie an anderem Schnitz- und Drechſelwerk, aus Moos, Stroh und ſonſt zuſammengeſetzten Gemälden, und was man ſich in einer ſolchen Sammlung denken mag. Das alles war nur aus den Trümmern zu ſchließen: denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchſchlagend, war in dieſem Raume geplatzt; die gewaltſame Luftausdehnung, indem ſie inwendig alles von der Stelle warf, ſchlug die Fenſter herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die ſonſt das Innere ſchirmten und nun zwiſchen den eiſernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erſchienen. Die gute Frau verſicherte, daß ſie bei dieſer Exploſion ſelbſt mit unterzugehen geglaubt habe.

Wir fanden unſer Mittagsmahl an einer großen Wirthstafel; bei vielem Hin- und Wiederreden ſchien uns das beſte zu ſchweigen. Wunderſam genug fiel es aber auf, daß man von den gegenwärtigen Muſikanten den Marſeiller Marſch und das Ça ira verlangte; alle Gäſte ſchienen einzuſtimmen und erheitert.

Bei unſerm folgenden Hin- und Herwandern wußten wir den Platz, wo die Favorite geſtanden, kaum zu unterſcheiden. Im Auguſt vorigen Jahrs erhob ſich hier noch ein prächtiger Gartenſaal; Terraſſen, Orangerie, Springwerke machten dieſen unmittelbar am Rhein liegenden Luſtort höchſt vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, ſein gnädigſter Kurfürſt die höchſten Häupter mit allem Gefolge an unüberſehbaren Tafeln bewirthet; und was der gute Mann nicht alles von damaſtenen Gedecken, Silberzeug und Geſchirr zu erzählen hatte. Geknüpft an jene Erinnerung, machte die Gegenwart nur noch einen unerträglichern Eindruck.

Die benachbarte Karthauſe war ebenfalls wie verſchwunden; denn man hatte die Steine dieſer Gebäude ſogleich zur bedeutenden Weißenauer Schanze vermauert. Das Nonnenkloſterchen ſtand noch in friſchen kaum wieder herzuſtellenden Ruinen.

Die Freunde Gore und Kraus begleitete ich auf die Citadelle. Da ſtand nun Trajus' Denkmal, ungefähr noch eben ſo, wie ich es als Knabe gezeichnet hatte, auch dießmal unerſchüttert, ſo viel Feuerkugeln daran mochten vorbei geflogen ſeyn, ja darauf geſchlagen haben.

Herr Gore ſtellte ſeine tragbare dunkle Kammer auf dem Walle ſogleich zurecht, in Abſicht eine Zeichnung der ganzen, durch die Belagerung

entſtellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus, gewiſſenhaft und genau zu Stande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie ſie uns in ſeinen hinterlaſſenen, ſchön geordneten Blättern noch vor Augen liegt.

Endlich wendeten ſich auch unſere Wege nach Caſtel; auf der Rheinbrücke holte man noch friſchen Athem wie vor Alters, und betrog ſich einen Augenblick als wenn jene Zeit wiederkommen könnte. An der Befeſtigung von Caſtel hatte man während der Belagerung immerfort gemauert: wir fanden einen Trog friſchen Kalks, Backſteine daneben und eine unfertige Stelle; man hatte, nach ausgeſprochenem Stillſtand und Uebergabe, alles ſtehen und liegen laſſen.

So merkwürdig aber als traurig anzuſehen war der Verhau rings um die Caſteler Schanzen: man hatte dazu die Fülle der Obſtbäume der dortigen Gegend verbraucht. Bei der Wurzel abgeſägt, die äußerſten zarten Zweige weggeſtutzt, ſchob man nun die ſtärkern, regelmäßig gewachſenen Kronen in einander und errichtete dadurch ein undurchdringliches letztes Bollwerk; es ſchienen zu gleicher Zeit gepflanzte Bäume, unter gleich günſtigen Umſtänden erwachſen, nunmehr zu feindſeligen Zwecken benutzt, dem Untergang überlaſſen.

Lange aber konnte man ſich einem ſolchen Bedauern nicht hingeben: denn Wirth und Wirthin und jeder Einwohner den man anſprach, ſchienen ihren eigenen Jammer zu vergeſſen, um ſich in weitläufigere Erzählungen des gränzenloſen Elends herauszulaſſen, in welchem die zur Auswanderung genöthigten Mainzer Bürger zwiſchen zwei Feinde, den innern und äußern, ſich geklemmt ſahen. Denn nicht der Krieg allein, ſondern der durch Unſinn aufgelöste bürgerliche Zuſtand hatte ein ſolches Unglück bereitet und herbeigeführt.

Einigermaßen erholte ſich unſer Geiſt von alle dem Trübſal und Jammer bei Erzählung mancher heroiſchen That der tüchtigen Stadtbürger. Erſt ſah man mit Schrecken das Bombardement als ein unvermeidliches Elend an: die zerſtörende Gewalt der Feuerkugeln war zu groß, das anrückende Unglück ſo entſchieden, daß niemand glaubte entgegenwirken zu können; endlich aber bekannter mit der Gefahr, entſchloß man ſich ihr zu begegnen. Eine Bombe, die in ein Haus fiel, mit bereitem Waſſer zu löſchen, gab Gelegenheit zu kühnem Scherz; man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieſer Art, welche ſich und andere glücklich gerettet.

Aber auch der Untergang von tüchtigen wackern Menſchen war zu bedauern. Ein Apotheker und ſein Sohn gingen über dieſer Operation zu Grunde.

Wenn man nun das Unglück bedauernd, ſich und andern Glück wünſchte das Ende der Leiden zu ſehen, ſo verwunderte man ſich zugleich, daß die Feſtung nicht länger gehalten worden. In dem Schiffe des Doms, deſſen Gewölbe ſich erhalten hatten, lag eine große Maſſe unangetaſteter Mehlſäcke; man ſprach von andern Vorräthen und von unerſchöpflichem Weine. Man hegte daher die Vermuthung, daß die letzte Revolution in Paris, wodurch die Partei, wozu die Mainzer Commiſſarien gehörten, ſich zum Regiment aufgeſchwungen, eigentlich die frühere Uebergabe der Feſtung veranlaßt. Merlin von Thionville, Rewbell und andere wünſchten gegenwärtig zu ſeyn, wo nach überwundenen Gegnern nichts mehr zu ſcheuen und unendlich zu gewinnen war. Erſt mußte man ſich inwendig feſtſetzen, an dieſer Veränderung Theil nehmen, ſich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann aber, bei fortgeſetzter äußerer Fehde, auch da wieder mitwirken und, bei wahrſcheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück, abermals ausziehen, die regen Volksgeſinnungen über andere Länder auszubreiten, den Beſitz von Mainz, ja von weit mehr, wieder zu erringen trachten.

Für niemand war nun Bleibens mehr in dieſer verwüſteten öden Umgebung. Der König mit den Garden zog zuerſt, die Regimenter folgten. Weitern Antheil an den Unbilden des Krieges zu nehmen, ward nicht mehr verlangt; ich erhielt Urlaub nach Hauſe zurückzukehren, doch wollte ich vorher noch Mannheim wieder beſuchen.

Mein erſter Gang war Ihre königlichen Hoheit dem Prinzen Ludwig aufzuwarten, den ich ganz wohlgemuth auf ſeinem Sopha ausgeſtreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, bald möglichſt auf dem Kriegsſchauplatz perſönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gaſthofe ein artiges Abenteuer. An der langen, ſehr beſetzten Wirthstafel ſaß ich an einem Ende, der Kämmerier des Königs, von Rietz, an dem andern, ein großer, wohlgebauter, ſtarker, breitſchulteriger Mann, eine Geſtalt, wie ſie dem Leibdiener Friedrich Wilhelms gar wohl geziemte. Er mit ſeiner nächſten Umgebung waren ſehr laut geweſen und ſtanden frohen Muthes von Tafel auf; ich ſah Herrn Rietz auf mich zukommen; er begrüßte mich zutraulich,

freute ſich meiner lang gewünſchten, endlich gemachten Bekanntſchaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und ſagte ſodann, ich müſſe ihm verzeihen: er habe aber noch ein perſönliches Intereſſe, mich hier zu finden und zu ſehen. Man habe ihm bisher immer behauptet, ſchöne Geiſter und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermüfft ausſehen, wie man ihm denn dergleichen Beiſpiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdroſſen — denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu ſeyn, dabei aber geſund und ſtark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er ſich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas ausſehe und den man deßhalb nicht weniger für ein Genie gelten laſſe. Er freue ſich deſſen und wünſche uns beiden lange Dauer eines ſolchen Behagens.

Ich erwiederte gleichfalls verbindliche Worte; er ſchüttelte mir die Hand, und ich konnte mich tröſten, daß wenn jener wohlgeſinnte Obriſtlieutenant meine Gegenwart ablehnte, welcher wahrſcheinlich auch eine vermüffte Perſon erwartet hatte, ich nunmehr, freilich in einer ganz entgegengeſetzten Kategorie, zu Ehren kam.

In Heidelberg, bei der alten treuen Freundin Delf, begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schloſſer. Wir beſprachen gar manches, auch er mußte einen Vortrag meiner Farbenlehre aushalten. Ernſt und freundlich nahm er ſie auf, ob er gleich von der Denkweiſe, die er ſich feſtgeſetzt hatte, nicht loskommen konnte und vor allen Dingen darauf beſtand zu wiſſen: in wie fern ſich meine Bearbeitung mit der Euler'ſchen Theorie vereinigen laſſe, der er zugethan ſey. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiernach gar nicht gefragt werde, ſondern nur daß darum zu thun ſey, unzählige Erfahrungen ins Enge zu bringen, ſie zu ordnen, ihre Verwandtſchaft, Stellung gegen einander und neben einander aufzufinden, ſich ſelbſt und andern faßlich zu machen. Dieſe Art mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorzeigen konnte, nicht ganz deutlich werden.

Da nun hiebei die Schwierigkeit des Unternehmens ſich hervorthat, zeigte ich ihm einen Aufſatz, den ich während der Belagerung geſchrieben hatte, worin ich ausführte: wie eine Geſellſchaft verſchiedenartiger Männer zuſammenarbeiten und jeder von ſeiner Seite mit eingreifen könnte, um ein ſo ſchwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philoſophen, den Phyſiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker,

Färber und Gott weiß wen alles in Anſpruch genommen: dieß hörte er im Allgemeinen ganz geduldig an, als ich ihm aber die Abhandlung im Einzelnen vorleſen wollte, verbat er ſich's und lachte mich aus: ich ſey, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür ich Intereſſe zeige, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem ſeinigen machen, es könne in Deutſchland irgend eine gemeinſame Wirkung und Mitwirkung ſtatt finden!

Eben ſo wie über dieſen Gegenſtand äußerte er ſich über andere; freilich hatte er als Menſch, Geſchäftsmann, Schriftſteller gar vieles erlebt und erlitten, daher denn ſein ernſter Charakter ſich in ſich ſelbſt verſchloß, und jeder heitern, glücklichen, oft hülfreichen Täuſchung mißmuthig entſagte. Mir aber machte es den unangenehmſten Eindruck, daß ich, aus dem ſchrecklichſten Kriegszuſtand wieder ins ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen ſollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich ſo ſehr beſchäftigte, und das ich der ganzen Welt nützlich und intereſſant wähnte.

Dadurch regte ſich abermals der alte Adam: leichtſinnige Behauptungen, paradoxe Sätze, ironiſches Begegnen, und was dergleichen mehr war, erzeugte bald Apprehenſion und Mißbehagen unter den Freunden. Schloſſer verbat ſich dergleichen ſehr heftig; die Wirthin wußte nicht, was ſie aus uns beiden machen ſollte, und ihre Vermittlung bewirkte wenigſtens, daß der Abſchied zwar ſchneller als vorgeſetzt, doch nicht übereilt erſchien.

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu ſagen, eben ſo wenig von meiner übrigen Rückreiſe: der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden ließ nur Gräuelthaten einer verwilderten und zugleich ſiegberauſchten Nation vernehmen. Aber auch mir ſtand ein ganz eigener Wechſel der gewohnten Lebensweiſe bevor. Der Herzog von Weimar trat nach geendigter Campagne aus preußiſchen Dienſten: das Wehklagen des Regiments war groß durch alle Stufen, ſie verloren Anführer, Fürſten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich ſollte von ungewöhnlichen trefflichen Männern auf einmal ſcheiden; es geſchah nicht ohne Thränen der Beſten. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zuſammengebracht und gehalten, und wir ſchienen uns ſelbſt zu verlieren, als wir ſeiner Leitung und einem heitern verſtändigen Umgang

unter einander entsagen sollten. Die Gegend um **Aschersleben**, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.

Und so wollen wir schließen, um nicht in Betrachtung der Weltschicksale zu gerathen, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denselben Fluthen uns überschwemmt, wo nicht verschlungen gesehen.

Aus einer Reiſe in die Schweiz

über

Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen

im Jahre 1797.

Bei deiner kalten Bruſt, dem Schlangenlächeln,
Der Argliſt unergründlichem Schlund,
Bei dem ſo tugendſam ſcheinenden Auge,
Bei der verſchloſſenen Seele Trug,
Bei der Vollendung deiner Künſte,
Dem Wahn, du trageſt ein menſchliches Herz,
Bei deinem Gefallen an Anderer Pein,
Bei deiner Cains-Bruderſchaft
Beſchwöre ich dich und nöthige
Dich ſelbſt dir eigne Hölle zu ſeyn!

Auf dein Haupt gieß' ich die Schale,
Die dich ſolchem Urtheil widmet,
Nicht zu ſchlafen, nicht zu ſterben
Sey dein dauernd Mißgeſchick;
Scheinbar ſoll der Tod ſich nahen
Deinem Wunſch, doch nur als Grauen.
Schau! der Zauber wirkt umher dir,
Dich geklirrlos feſſelt Kette;
Ueber Herz und Hirn zuſammen
Iſt der Spruch ergangen — ſchwinde!

Der fünfte Mai.

Ode

von Alexander Manzoni.

Er war — und, wie, bewegungslos
Nach letztem Hauche-Seufzer
Die Hülle lag uneingedenk,

Einleitendes.

Aus Briefen, wenige Zeit vor der Abreise, an Meyer nach Florenz und Stato geschrieben.

Weimar, den 28. April 1797.

Bisher habe ich immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie, mein wertheſter Freund, mir zum Muſter vorgeſtellt: denn ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichſten Kunſtwerken, gewährte Ihnen doch keine Mittheilung und gemeinſchaftlichen Genuß, wodurch alles, was unſer iſt, doch erſt zum Leben kommt; dagegen ich, obgleich abgeſchnitten von dem ſo ſehr gewünſchten Anſchauen der bildenden Künſte, doch in einem fortdauernden Austauſch der Ideen lebte, und in vielen Sachen, die mich intereſſirten, weiter kam.

Nun aber geſtehe ich Ihnen gern, daß meine Unruhe und mein Unmuth auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick verſperrt, ſondern auch die Ausſichten auf die nächſte Zeit äußerſt ſchlimm ſind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf Erieß, mit dem ich früher zu reiſen hoffte, geht ſelbſt erſt im September zurück; der Weg von da auf Trieſt iſt für jetzt auch verſperrt, und für die Zukunft, wie die übrigen, verheert und unangenehm. In dem obern Italien ſelbſt, wie muß es da nicht ausſehen, wenn außer den kriegführenden Heeren auch noch zwei Parteien gegen einander kämpfen! Und ſelbſt nach einem Frieden, wie unſicher und zerrüttet muß es eine lange Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizei iſt, noch ſeyn wird! Einige Perſonen die jetzt über Mailand heraus ſind, können nicht genug erzählen, wie gequält und gehindert man überall wegen der Päſſe iſt, wie man aufgehalten und

herumgeschleppt wird, und was man sonst für Noth des Fortkommens und übrigen Lebens zu erdulden hat.

Sie können leicht denken, daß unter diesen Umständen mich alles, was einigen Antheil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, daß man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die Negativen nicht achten soll, so ist doch der Fall von der Art, daß man selbst durch einiges Nachdenken das Unräthliche einer solchen Expedition sehr leicht einsehen kann.

Dieses alles zusammen drängt mir beinahe den Entschluß ab, diesen Sommer, und vielleicht das ganze Jahr, an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich noch mit Ihnen darüber schriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen rathen soll, weiß ich wahrlich nicht. So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen, und so sehr ich durch Ihre Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch Sie nicht gern sobald von der Nahrung Ihres Talentes, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen. Wenn mein Plan durch die äußern Umstände zum Scheitern gebracht wird, so wünschte ich doch den Ihrigen vollendet zu sehen.

Ich habe mir wieder eine eigene Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht (Hermann und Dorothea) ist fertig; es besteht aus zweitausend Hexametern, und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darin wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich nun darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage seyn, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahren, ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt; deßwegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen.

In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an

nichts mehr Theil zu nehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht, wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat, an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopeischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurückthun muß. Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auch auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wohl sagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen, es ist aber doch immer besser, ein- für allemal zu entsagen, als immer einmal einen um den andern Tag rasend zu werden.

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Bestätigung, und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt, ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen und Eingeschlossenes, das man mir an Sie gegeben hat, nicht liegen bleibe. Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wieder von sich hören! In weniger Zeit muß ich nun vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wieder zu sehen, soll uns doch noch endlich gewährt werden.

Weimar den 8. Mai 1797.

Am 28. April schrieb ich Ihnen einen Brief voll übler Laune; die Friedensnachrichten, die in dem Augenblick dazu kamen, rectificirten den Inhalt. Seit der Zeit habe ich mir vorgesetzt, so sicher als ein Mensch sich etwas vorsetzen kann: daß ich Anfangs Juli nach Frankfurt abreise, um mit meiner Mutter noch mancherlei zu arrangiren, und daß ich alsdann von da aus nach Italien gehen will, um Sie aufzusuchen.

Ich darf Sie also wohl bitten, in jenen Gegenden zu verweilen und

wenn Sie nicht thätig seyn können, inzwischen zu vegetiren. Sollten Sie aber Ihrer Gesundheit wegen nach der Schweiz zurückgehen wollen, so schreiben Sie mir, wo ich Sie treffe. Ich kann rechnen, daß Sie diesen Brief Ende Mai's erhalten; antworten Sie mir aber nur unter dem Einschluß von Frau Rath Goethe nach Frankfurt am Main, so finde ich Ihren Brief gewiß, und werde mich danach richten. In der Zwischenzeit erfahren wir die Verhältnisse des obern Italiens und sehen uns mit Zufriedenheit, wo es auch sey, wieder. Ich wiederhole nur kürzlich, daß es mir ganz gleich ist, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus hinbewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am nächsten treffen kann. Leben Sie recht wohl! Mir geht alles recht gut, so daß ich nach dem erklärten Frieden hoffen kann, Sie auch auf einem befriedigten, obgleich sehr zerrütteten Boden wiederzusehen.

Jena, den 6. Juni 1797.

Ihren Brief vom 13. Mai habe ich gestern erhalten, woraus ich sehe, daß die Posten zwar noch nicht mit der alten Schnelligkeit, doch aber wieder ihren Gang gehen, und das macht mir Muth Ihnen gleich wieder zu schreiben.

Seitdem ich die Nachricht erhielt, daß Sie sich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die sich kaum anders als in der vaterländischen Luft wieder herstellt. Sie haben indessen noch zwei Briefe von mir erhalten, einen vom 28. April und einen vom 8. Mai, möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entschließung ergriffen haben, die zu Ihrem Besten dient. Ihre Antwort, die ich nach dem jetzigen Lauf der Posten in Frankfurt gewiß finden kann, wird meine Wege leiten. Selbst mit vielem Vergnügen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufsuchen und an dem Züricher See einige Zeit mit Ihnen verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unserm freundschaftlichen Verhältniß entspringen kann, Sie einigermaßen schadlos halten für die Leiden, die Sie in der Zwischenzeit ausgestanden haben und die auch auf mich, in der Ferne, den unangenehmsten Einfluß hatten; denn noch niemals bin ich von einer solchen Ungewißheit hin und her gezerrt worden, noch niemals haben meine Plane und Entschließungen so von Woche zu Woche variirt. Ich ward des besten Lebensgenusses unter Freunden und

Naheverbundenen nicht froh, indeß ich Sie einsam wußte und mir einen Weg nach dem andern abgeschnitten sah.

Nun mag denn Ihr nächster Brief entscheiden, und ich will mich darein finden und ergeben, was er auch ausspricht. Wo wir auch zusammenkommen, wird es eine unendliche Freude seyn. Die Ausbildung, die uns indessen geworden ist, wird sich durch Mittheilung auf das schönste vermehren.

Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thätig; er hat zu seinem Wallenstein sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Factum, sondern auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deßwegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, die Wallensteiner, als Exposition vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstückes doch alles darauf ankommt, daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Dienstes verändert. Es ist in einer viel pesantern und also für die Kunst bedeutendern Manier, als die Geschichte von Tumeuriez.

Höchst verlangend bin ich, auch Ihre Ideen über das Darstellbare und Darzustellende zu vernehmen. Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den es darzustellen unternimmt. Nun ist der ewige Irrthum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes, und Gott weiß was alles sich unterschiebt, wenn man doch einmal was machen will und muß.

Wir haben auch in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, manches abzuhandeln über das, was in irgend einer plastischen Form geht und nicht geht. Es ist wirklich beinahe magisch, daß etwas, das in dem einen Sylbenmaße noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint. Doch eben so magisch sind ja die abwechselnden Tänze auf einer Redoute, wo Stimmung, Bewegung und alles durch das nachfolgende gleich aufgehoben wird.

Da nun meine ganze Operation von Ihrer Antwort auf meinen Brief vom 8. Mai abhängt, so will ich nicht wieder schreiben, als bis

ich diese erhalten habe, und Ihnen nachher gleich antworten, wo ich bin und wie ich gehe. Sollten Sie auch auf diesen noch irgend etwas zu vermelden haben, so schicken Sie es nur auf Frankfurt an meine Mutter, wo ich schon das Weitere besorgen will.

Weimar, den 7. Juli 1797.

Sey'n Sie mir bestens auf vaterländischem Grund und Boden gegrüßt! Ihr Brief vom 26. Juni, den ich heute erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Zwar konnte ich hoffen, daß Sie auf meinen Brief vom 8. Mai gleich zurückkehren würden; allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gefühl des Werthes, den ich auf unser einziges Verhältniß lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unseres Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüth ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, trotz der Umstände, nicht früher gegangen sey Sie aufzusuchen; ich stellte mir Ihr einsames Verhältniß und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor, und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher alles eine bessere Gestalt gewinnen wird, aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden was will. Sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit, und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben. Alles was Sie thun, ist gut; denn alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend; er will mich vor meiner Abreise noch über manches sprechen und ich erwarte ihn. Indessen habe ich alles geordnet, und bin so los und ledig als jemals. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich jene zurück und komme, Sie am See zu treffen. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen!

Schreiben Sie mir nach dem Empfang dieses nur nach Frankfurt. Von mir erhalten Sie nun alle acht Tage Nachricht. Zum Willkomm auf deutschem Grund und Boden sende ich Ihnen etwas über die Hälfte

meines neuen Gedichts. Möge Ihnen die Aura, die Ihnen daraus entgegenweht, angenehm und erquicklich seyn! Weiter sage ich nichts. Da wir nun glücklicherweise wieder so viel näher gebracht worden, so sind nun unsere ersten Schritte bestimmt; und sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen. Leben Sie tausendmal wohl!

Weimar, den 14. Juli 1797.

Seitdem ich Sie wieder in Ihr Vaterland gerettet weiß, sind meine Gedanken nun hauptsächlich darauf gerichtet, daß wir wechselseitig mit demjenigen bekannt werden, was jeder bisher einzeln für sich gethan hat. Sie haben durch Anschauung und Betrachtung ein unendliches Feld kennen gelernt, und ich habe indessen von meiner Seite durch Nachdenken und Gespräch über Theorie und Methode mich weiter auszubilden nicht versäumt, so daß wir nun entweder unmittelbar mit unsern Arbeiten zusammentreffen oder uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können.

Ich schicke Ihnen hier einen Aufsatz, worin, nach einigem Allgemeinen, über Laokoon gehandelt ist. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze sage ich hernach. Schiller ist mit der Methode und dem Sinn desselben zufrieden. Es ist nun die Frage, ob Sie mit dem Stoff einig sind? ob Sie glauben, daß ich das Kunstwerk richtig gefaßt und den eigentlichen Lebenspunkt des Dargestellten wahrhaft angegeben habe? Auf alle Fälle können wir uns künftig vereinigen, theils dieses Kunstwerk, theils andere in einer gewissen Folge dergestalt zu behandeln, daß wir, nach unserm ältern Schema, eine vollständige Entwickelung von der ersten poetischen Conception des Werks bis auf die letzte mechanische Ausführung zu liefern suchen, und dadurch uns und andern mannichfaltig nutzen.

Hofrath Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz nach seinen Wünschen hat, und sich auch bei uns ganz behaglich befindet. Seine Gegenwart hat uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrung die ihm zu Gebote steht, beinah alles in Anregung bringt, was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Cirkel von Freunden derselben, selbst durch Widerspruch, belebt. Er communicirte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon

früher kennen, und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff vindicirt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzusehr verdrängt worden war. Schillern, der auch seit einigen Tagen hier ist, hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über die Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun eben hierüber am freiesten und vollständigsten zu erklären, und zu weiteren Gesprächen Gelegenheit zu geben, so wie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke.

Sorgen Sie vor allen Dingen für Ihre Gesundheit in der vaterländischen Luft und strengen sich, besonders durch Schreiben, ja nicht an. Disponiren Sie sich Ihr Schema im Ganzen, und rangiren Sie die Schätze Ihrer Collectaneen und Ihres Gedächtnisses; warten Sie alsdann bis wir wieder zusammenkommen, da Sie die Bequemlichkeit des Dictirens haben werden, indem ich einen Schreiber mitbringe, wodurch das Mechanische der Arbeit, welches für eine nicht ganz gesunde Person drückend ist, sehr erleichtert, ja gewissermaßen weggehoben wird.

Unser Herzog scheint sich auf seiner Reise zu gefallen; denn er läßt uns eine Woche nach der andern warten. Doch beunruhigt mich seine verspätete Ankunft, die ich erwarten muß, gegenwärtig nicht, indem ich Sie in Sicherheit weiß. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 7. mit dem Anfange des Gedichtes richtig erhalten, und ich will es nunmehr so einrichten, daß ich alle Wochen etwas an Sie absende. Schreiben Sie mir, wenn es auch nur wenig ist, unter der Adresse meiner Mutter nach Frankfurt. Ich hoffe Ihnen bald meine Abreise von hier und meine Ankunft dort melden zu können, und wünsche, daß Sie sich recht bald erholen möchten, und daß ich die Freude habe, Sie, wo nicht völlig hergestellt, doch in einem recht leidlichen Zustande wieder zu finden. Leben Sie recht wohl, wertheſter Freund! Wie freue ich mich auf den Augenblick, in welchem ich Sie wiedersehen werde, um durch ein vereintes Leben uns für die bisherige Vereinzelung entschädigt zu sehen!

Schiller und die Hausfreunde grüßen; alles freut sich Ihrer Nähe und Besserung.

Heute über acht Tage will ich verschiedene Gedichte beilegen. Wir haben uns vereinigt, in den dießjährigen Almanach mehrere Balladen zu

geben und uns bei dieser Arbeit über Stoff und Behandlung dieser Dichtungsart selbst aufzuklären; ich hoffe, es sollen sich gute Resultate zeigen.

Humboldts werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immerfort bei jedem Anlaß Verse macht, ist über Regenskurg eben dahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren, wie weit sie kommen.

Die Herzogin-Mutter ist nach Kissingen. Wieland lebt in Oßmanstädt mit dem nothdürftigsten Selbstbetruge. Fräulein von Imhoff entwickelt ein recht schönes poetisches Talent, sie hat einige allerliebste Sachen zum Almanach gegeben. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stein von Breslau, der sich im Weltwesen recht schön ausbildet. Und so hätten Sie denn auch einige Nachricht von dem Personal, das einen Theil des Weimarischen Kreises ausmacht. Bei Ihrer jetzt größern Nähe scheint es mir, als ob man Ihnen auch hiervon etwas sagen könne und müsse. Knebel ist nach Bayreuth gegangen; er macht Miene in jenen Gegenden zu bleiben: nur fürchte ich, er wird nichts mehr am alten Platze finden; besonders ist Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein trauriger Aufenthalt. Nochmals ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 21. Juli 1797.

Hier ist, mein werther Freund, die dritte wöchentliche Sendung, mit der ich Ihnen zugleich ankündigen kann, daß mein Koffer mit dem Postwagen heute früh nach Frankfurt abgegangen, und daß also schon ein Theil von mir nach Ihnen zu in Bewegung ist; der Körper wird nun auch wohl bald dem Geiste und den Kleidern nachfolgen.

Dießmal schicke ich Ihnen, damit Sie doch ja auch recht nordisch empfangen werden, ein paar Balladen, bei denen ich wohl nicht zu sagen brauche, daß die erste von Schiller, die zweite von mir ist. Sie werden daraus sehen, daß wir, indem wir Ton und Stimmung dieser Dichtart beizubehalten suchen, die Stoffe würdiger und mannichfaltiger zu wählen besorgt sind; nächstens erhalten Sie noch mehr dergleichen.

Die Note von Böttiger über die zusammenschnürenden Schlangen ist meiner Hypothese über Laokoon sehr günstig; er hatte, als er sie schrieb, meine Abhandlung nicht gelesen.

Verwaiſ't von ſolchem Geiſte:
So tief getroffen, ſtarr erſtaunt
Die Erde ſteht der Botſchaft.

Stumm, ſinnend nach der letzteſten
Stunde des Schreckensmannes,
Sie wüßte nicht ob ſolcherlei
Fußſtapfen Menſchenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu ſtempeln ſich erkühnten.

Ihn wetterſtrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muſe ſchweigend,
Sodann im Wechſel immerfort
Ihn fallen, ſteigen, liegen;
Zu tauſend Stimmen Klang und Ruf
Vermiſchte ſie nicht die ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeichelei
Noch frevler Schmähung ſchuldig,
Erhebt ſie ſich plötzlich aufgeregt,
Da ſolche Strahlen ſchwinden,
Die Urne kränzend mit Geſang
Der wohl nicht ſterben möchte.

Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des ſichern Blitzes Wetterſchlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais,
Von einem zum andern Meere.

Schiller war diese acht Tage bei mir, ziemlich gesund und sehr munter und thätig; Ihrer ist, ich darf wohl sagen, in jeder Stunde gedacht worden.

Unsere Freundin Amelie hat sich auch in der Dichtkunst wunderlam ausgebildet, und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhülfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Productionen sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.

Heute nicht mehr! Nur noch den herzlichen Wunsch, daß Ihre Gesundheit sich immer verbessern möge! Schicken Sie Ihre Briefe nur an meine Mutter.

Frankfurt.

Frankfurt, den 8. August 1797.

Zum erstenmal habe ich die Reise aus Thüringen nach dem Mainstrome durchaus bei Tage mit Ruhe und Bewußtseyn gemacht, und das deutliche Bild der verschiedenen Gegenden, ihre Charaktere und Uebergänge, war mir sehr lebhaft und angenehm. In der Nähe von Erfurt war mir der Kessel merkwürdig, worin diese Stadt liegt. Er scheint sich in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Ebbe und Fluth hinreichte, und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.

Der Moment wegen der heranreifenden Feldfrüchte war sehr bedeutend. In Thüringen stand alles zum schönsten, im Fuldaischen fanden wir die Mandeln auf dem Felde und zwischen Hanau und Frankfurt nur noch die Steppeln; vom Wein versvricht man sich nicht viel, das Obst ist gut gerathen.

Wir waren von Weimar bis hier vier Tage unterwegs, und haben von der heißen Jahreszeit wenig oder gar nicht gelitten. Die Gewitter kühlten Nachts und Morgens die Atmosphäre aus; wir fuhren sehr früh, die heißesten Stunden des Tags fütterten wir, und wenn denn auch einige Stunden des Wegs bei warmer Tageszeit zurückgelegt wurden, so ist doch meist auf den Höhen und in den Thälern, wo Bäche fließen, ein Luftzug.

So bin ich denn vergnügt und gesund am 3. in Frankfurt angekommen, und überlege in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erst,

was es heiße, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe käme. Ich will nun alles, was mir in diesen Tagen vorgekommen, so gut als möglich ist, zurecht stellen, an Frankfurt selbst, als einer vielumfassenden Stadt, meine Schemata probiren und mich dann zu einer weiteren Reise vorbereiten.

Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publicum einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen; alle Vergnügungen, selbst das Theater soll nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publicums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Productionen, oder wenigstens in so fern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf, und ist in der breiten Welt, um nicht zu sagen in der großen, so unbequem wie eine treue Liebhaberin.

Ich gewöhne mich nun alles, wie mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke, aufzuschreiben, ohne die genaueste Beobachtung und das reifste Urtheil von mir zu fordern, oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Uebersicht das Verräthige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einigemal besucht, mir in dessen Beurtheilung nur auch einen methodischen Entwurf gemacht. Indem ich ihn nun nach und nach auszufüllen suche, so ist mir erst recht aufgefallen, daß man eigentlich nur von fremden Städten, wo man mit niemand in Verhältniß steht, eine leidliche Reisebeschreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich sich aufhält, wird niemand wagen etwas zu schreiben, es

müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede seyn. Eben so geht es mit allem was uns noch einigermaßen nah ist: man fühlt erst, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mäßigstes Urtheil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte. Diese Betrachtungen führen auf artige Resultate, und zeigen mir den Weg, der zu gehen ist. So vergleiche ich zum Beispiel jetzt das hiesige Theater mit dem Weimarischen. Habe ich noch das Stuttgarter gesehen, so läßt sich vielleicht über die drei etwas Allgemeines sagen, das bedeutend ist, und das sich allenfalls öffentlich produciren läßt.

Frankfurt, den 8. August 1797.

In Frankfurt ist alles thätig und lebhaft, und das vielfache Unglück scheint nur einen allgemeinen Leichtsinn bewirkt zu haben. Die Millionen Kriegscontribution, die man im vorigen Jahre den vorgedrungenen Franzosen hingeben mußte, sind so wie die Noth jener Augenblicke vergessen, und jedermann findet es äußerst unbequem, daß er nun zu den Interessen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen soll. Ein jeder beklagt sich über die äußerste Theurung, und fährt doch fort Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er sich beschwert. Doch habe ich auch schon einige wunderliche und unerwartete Ausnahmen bemerken können.

Gestern Abend entstand auf einmal ein lebhafter Friedensruf; in wie fern er gegründet sey, muß sich bald zeigen.

Ich habe mich in diesen wenigen Tagen schon viel umgesehen, bin die Stadt umfahren und umgangen; außen und innen entsteht ein Gebäude nach dem andern, und der bessere und größere Geschmack läßt sich bemerken, obgleich auch hier mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich im Schweizerischen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthält, besonders hat mir die Art der Fenster sehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schloßbau-Commission schicken.

Das hiesige Theater hat gute Subjecte, ist aber im Ganzen für eine so große Anstalt viel zu schwach besetzt; die Lücken, welche bei Ankunft der Franzosen entstanden, sind noch nicht wieder ausgefüllt. Auf den Sonntag wird Palmira gegeben, worauf ich sehr neugierig bin.

Ich lege eine Recension einiger italiänischen Zeitungsblätter bei, die mich interessirt haben, weil sie einen Blick in jene Zustände thun lassen.

Italiänische Zeitungen.

Es liegen verschiedene italiänische Zeitungen vor mir, über deren Charakter und Inhalt ich einiges zu sagen gedenke.

Die auswärtigen Nachrichten sämmtlich sind aus fremden Zeitungen übersetzt, ich bemerke also nur das Eigene der inländischen.

L'Osservatore Triestino No. 58. 21. Juli 1797. Ein sehr gut geschriebener Brief über die Besitznehmung von Cherso vom 10. Juli. Dann einiges von Zara. Die Anhänge sind wie unsere Beilagen und Wochenblätter.

Gazzetta Universale No. 58. 22. Juli 1797. Florenz. Ein nachdrückliches Gesetz wegen Meldung des Ankommens, Bleibens und Abgehens der Fremden, im Florentinischen publicirt.

Notizie Universali No. 60. 28. Juli 1797. Roveredo. Ein Artikel aus Oesterreich macht auf die große bewaffnete Stärke des Kaisers aufmerksam.

Il Corriere Milanese No. 59. 24. Juli 1797. Die italiänischen Angelegenheiten werden im republicanischen Sinne, aber mit großer Mäßigung, Feinheit und rhetorischer Stellung vorgetragen; es fällt einem dabei der Leidener Luzac ein.

In einer Buchhändlernachricht ist ein Werk: Memorie Storiche del Professore Gio. Battista Rottondo nativo di Monza, nel Milanese, scritte da lui medesimo, angekündigt. Wahrscheinlich eine romanhafte Composition, durch welche man, so viel sich aus der Anzeige errathen läßt, den Revolutionisten in Italien Mäßigkeit rathen will.

Giornale degli Uomini Liberi. Bergamo. 18. Juli 1797. No. 5. Lebhaft demokratisch, welches sich in der Bergamasken-Manier sehr lustig ausnimmt; denn wer lacht nicht, wenn er liest: Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc.

Für den Platz aber und für die Absicht scheint das Blatt sehr zweckmäßig zu seyn, indem es hauptsächlich die Angelegenheiten der Stadt und des Bezirks behandelt.

No. 6. Die Aufhebung eines Klosters durch die Mehrheit der Mönchsstimmen wird begehrt, die aristokratische Partei verlangt unanimia.

Die Sprachwendungen haben etwas Originales und der ganze Ausdruck ist lebhaft, treu, naiv, so daß man den Harlekin im besten Sinne zu hören glaubt.

Il Patriota Bergamasco No. 17. 18. Juli 1797. Ein Compliment an die Bergamasker, daß ihre Nationalgarden bei dem großen Föderationsfest sich so ganz besonders ausgenommen haben: I Segni da esse manifestati di patriotismo e di giocondità attrassero la comune meraviglia, e loro meritarono il vanto de' più energici republicani. Wenn man diese Stelle gehörig überſetzt, ſo wünſchte man, die Bergamasker bei dieſer Gelegenheit mit ihrer giocondità geſehen zu haben. Den Nachrichten aus dem Kirchenſtaat ſucht man durch Worte, die Schwabacher gedruckt ſind, eine komiſche Tournüre zu geben.

Ein Brief des Generals Buonaparte an den Aſtronomen Cagnoli in Verona, der bei den Unruhen viel gelitten und verloren hatte, ſoll den Gemüthern Beruhigung einflößen, da dem Manne Erſatz und Sicherheit verſprochen wird.

No. 18 iſt ſehr merkwürdig; der Patriot beklagt ſich, daß nach der Revolution noch keine Revolution ſey, und daß gerade alles noch ſeinen alten ariſtokratiſchen Gang gehen wolle. Natürlicherweiſe hat, wie überall, die liebe Gewohnheit nach den erſten lebhaften Bewegungen wieder ihr Recht behauptet, und alles ſucht ſich wieder auf die Füße zu ſtellen; worüber ſich denn der gute Patriot gar ſehr beklagt.

Frankfurt, den 9. Auguſt 1797.

Das allgemeine Geſpräch und Intereſſe iſt heute die Feier des morgenden Tages, die in Wetzlar begangen werden ſoll; man erzählt Wunderdinge davon. Zwanzig Generale ſollen derſelben beiwohnen, von allen Regimentern ſollen Truppen dazu geſammelt werden, militäriſche Evolutionen ſollen geſchehen; Gerüſte ſind aufgerichtet und was dergleichen mehr iſt. Indeſſen fürchten die Einwohner bei dieſer Gelegenheit böſe Scenen: mehrere haben ſich entfernt; man will heute Abend ſchon kanoniren gehört haben.

Bei alle dem lebt man hier in vollkommener Sicherheit und jeder treibt ſein Handwerk, eben als wenn nichts geweſen wäre; man hält den Frieden für gewiß und ſchmeichelt ſich, daß der Congreß hier ſeyn werde, ob man gleich nicht weiß, wo man die Geſandten unterbringen will. Wenn alles ruhig bleibt, ſo wird die nächſte Meſſe über die Maßen voll und glänzend werden: es ſind ſchon viele Quartiere beſtellt, und die Gaſtwirthe und andere Einwohner ſetzen unerhörte Preiſe auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, ſo ſehe ich immer mehr ein, daß jeder nur ſein Handwerk ernſthaft treiben und das übrige alles luſtig nehmen ſoll. Ein paar Verſe, die ich zu machen habe, intereſſiren mich jetzt mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß geſtattet iſt, und wenn ein jeder das gleiche thut, ſo wird es in der Stadt und im Hauſe wohl ſtehen. Die wenigen Tage, die ich hier bin, hat mich die Betrachtung ſo mancher Gegenſtände ſchon ſehr vergnügt und unterhalten, und ich habe für die nächſte Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unſern guten Meyer, der am Züricher See angekommen iſt, aufſuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Luſt; ich mag die Raupen und Chryſaliden der Freiheit nicht beobachten: weit lieber möchte ich die ausgekrochenen franzöſiſchen Schmetterlinge ſehen.

Geſtern war ich bei Herrn von Schwarzkopf, der mit ſeiner jungen Frau auf einem Bethmann'ſchen Gute wohnt; es liegt ſehr angenehm, eine ſtarke halbe Stunde von der Stadt vor dem Eſchenheimer Thore auf einer ſanften Anhöhe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund, worin ſie liegt, und hinterwärts den Niddagrund bis an das Gebirg überſieht. Das Gut gehörte ehemals der Familie der von Rieſe und iſt wegen der Steinbrüche bekannt, die ſich in dem Bezirk deſſelben befinden. Der ganze Hügel beſteht aus Baſalt und der Feldbau wird in einem Erdreiche getrieben, das aus Verwitterung dieſer Gebirgsart ſich gebildet hat; es iſt auf der Höhe ein wenig ſteinig, aber Früchte und Obſtbäume gedeihen vortrefflich. Bethmanns haben viel dazu gekauft, und meine Mutter hat ihnen ein ſchönes Baumſtück, das unmittelbar daran ſtößt, abgelaſſen.

Die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes um Frankfurt und die Mannichfaltigkeit ſeiner Erzeugniſſe erregt Erſtaunen, und an den neuen Zäunen, Stacketen und Luſthäuſern, die ſich weit um die Stadt umher verbreiten, ſieht man, wie viel wohlhabende Leute in der letzten Zeit nach größeren und kleineren Stücken eines fruchtbaren Bodens gegriffen haben. Das große Feld, worauf nur Gemüſe gebaut wird, gewährt in der jetzigen Jahreszeit einen ſehr angenehmen und mannichfaltigen Anblick. Ueberhaupt iſt die Lage, wie ich ſie an einem ſchönen Morgen vom Thurme wieder geſehen, ganz herrlich und zu einem heitern und ſinnlichen Genuſſe ausgeſtattet; deßwegen ſich die Menſchen auch ſo zeitig hier angeſiedelt und

ausgebreitet haben. Merkwürdig war mir die frühe städtische Cultur, da ich gestern las, daß schon 1474 befohlen ward die Schindeldächer wegzuthun, nachdem schon früher die Strohdächer abgeschafft waren. Es läßt sich denken, wie ein solches Beispiel in dreihundert Jahren auf die ganze Gegend gewirkt haben müsse.

Frankfurt, den 14. August 1797.

Gestern sah ich die Oper Palmira, die im Ganzen genommen sehr gut und anständig gegeben ward. Ich habe aber dabei vorzüglich die Freude gehabt einen Theil ganz vollkommen zu sehen, nämlich die Decorationen. Sie sind von einem Mailänder Fuentes, der sich gegenwärtig hier befindet.

Bei der Theaterarchitektur ist die große Schwierigkeit, daß man die Grundsätze der ächten Baukunst einsehen und von ihnen doch wieder zweckmäßig abweichen soll. Die Baukunst im höhern Sinne soll ein ernstes, hohes, festes Daseyn ausdrücken, sie kann sich, ohne schwach zu werden, kaum aufs Anmuthige einlassen; aber auf dem Theater soll alles eine anmuthige Erscheinung seyn. Die theatralische Baukunst muß leicht, geputzt, mannichfaltig seyn, und sie soll doch zugleich das Prächtige, Hohe, Erie darstellen. Die Decorationen sollen überhaupt, besonders die Hintergründe, Tableaux machen. Der Decorateur muß noch einen Schritt weiter als der Landschaftsmaler thun, der auch die Architektur nach seinem Bedürfniß zu modificiren weiß.

Die Decorationen zu Palmira geben Beispiele, woraus man die Lehre der Theatermalerei abstrahiren könnte. Es sind sechs Decorationen die auf einander in zwei Acten folgen, ohne daß eine wieder kommt; sie sind mit sehr kluger Abwechselung und Gradation erfunden. Man sieht ihnen an, daß der Meister alle Moyens der ernsthaften Baukunst kennt; selbst da, wo er baut wie man nicht bauen soll und würde, behält doch alles den Schein der Möglichkeit bei, und alle seine Constructionen gründen sich auf den Begriff dessen was im Wirklichen gefordert wird. Seine Zierrathen sind sehr reich, aber mit reinem Geschmack angebracht und vertheilt; diesen sieht man die große Stuccaturschule an, die sich in Mailand befindet, und die man aus den Kupferstichwerken des Albertolli kann kennen lernen. Alle Proportionen gehen ins Schlanke, alle Figuren, Statuen,

Basreliefs, gemalte Zuschauer gleichfalls; aber die übermäßige Länge und die gewaltsamen Gebärden mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Nothwendigkeit und der Geschmack haben sie so gefordert. Das Colorit ist untadelhaft, und die Art zu malen äußerst frei und bestimmt. Alle die perspectivischen Kunststücke, alle die Reize der nach Directionspunkten gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken; die Theile sind völlig deutlich und klar, ohne hart zu seyn, und das Ganze hat die lobenswürdigste Haltung. Man sieht die Studien einer großen Schule und die Ueberlieferungen mehrerer Menschenleben in den unendlichen Details, und man darf wohl sagen, daß diese Kunst hier auf dem höchsten Grade steht; nur schade, daß der Mann so kränklich ist, daß man an seinem Leben verzweifelt. Ich will sehen, daß ich das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenstelle und ausführe.

Erste Decoration.

Auf niedrigen, nicht zu starken, altdorischen blauen Säulen und ihren weißen Capitälen ruht ein weißes einfaches Gesims, dessen mittlerer Theil der höchste ist; es konnte auch für einen eigens proportionirten Architrav gelten: von diesen geht ein Tonnengewölb über das ganze Theater, das wegen seiner ungeheuern Höhe und Breite einen herrlichen Effect macht. Da das Tonnengewölbe von den Coulissen nicht herüberlaufen kann, so scheint es oben durch blaue Vorhänge verdeckt, auf dem Hintergrunde aber erscheint es in seiner Vollkommenheit. Gleich wo das Gewölbe auf dem Gesimse ruht, sind Basreliefs angebracht; das übrige ist mit einfachen Steinen gewölbt. Das Tonnengewölbe lauft auf ein Kreisgebäude aus, das sich wieder im Kreuze am Tonnengewölbe anschließt, wie die Art der neuern Kirchen ist; nur trägt diese Rundung auf ihrem Kranze keine Kuppel, sondern eine Galerie, über die man hinaus einen gestirnten Himmel sieht.

Schilderung einiger Personen des Frankfurter Theaters.

Frauen.

Demois. **Moralet.** Frauenzimmerliche Mittelgröße, wohlgebaut, etwas stark von Gliedern, jung, natürliche Bewegungen, mit den Armen gewisse Gesten, die nicht übel wären, wenn sie nicht immer wiederkämen;

ein zusammengefaßtes Gesicht, lebhafte schwarze Augen; ein lächelndes Verziehen des Mundes verstellt sie oft; eine schöne und gut ausgebildete Stimme, im Dialog zu schnell; daher sie die meisten Stellen überhudelt.

Rollen. Erste Liebhaberin in der Oper: Constanze, Pamina, die Müllerin.

*

Demois. Boudet. Weibliche Mittelgestalt; gutes lebhaftes Betragen, rasche Gebärden. Gewisse natürliche Rollen spielt sie gut, nur drücken ihre Mienen und Gesten zu oft Härte, Kälte, Stolz und Verachtung aus, wodurch sie unangenehm wird. Sie spricht deutlich und ist überhaupt eine energische Natur.

Rollen. Muntere, naive: Margarete in den Hagestolzen; einen Savoyarden.

*

Madame Aschenbrenner. Nicht gar groß, sonst gut gebaut; ein artiges Gesicht, schwarze Augen. In ihrer Declamation und Gebärden hat sie das weinerlich Angespannte was man sonst für pathetisch hielt. Sie tanzt gut; es hat aber diese Kunst keine günstige Wirkung auf sie gehabt, indem sie in Gang und Gebärde manierirt ist.

Rollen. Affectuose, sentimentale Liebhaberinnen; singt auch ein wenig. Cora in der Sonnenjungfrau; Ophelia in Hamlet.

*

Madame Bulla. Mittelgröße, etwas größer als Madame Aschenbrenner, gute Gesichtsbildung; ihre Actien ein wenig zu ruhig, der Ton ihrer Stimme ein wenig zu hell und scharf.

Rollen. Edle Mütter, Frauen von Stande, heitere humoristische Rollen: Elvira in Rolla's Tod; die Frau in dem Ehepaar aus der Provinz; Fräulein von Sachau in der Entführung.

*

Madame Böttcher. Etwas über Mittelgröße, wohlgebaut, mäßig stark, angenehme Bildung; sieht für ihre Caricaturrollen etwas zu gut aus.

Rollen. Caricaturen und was sich denen nähert: Oberhofmeisterin in Elise von Valberg; Frau Schmalheim, Frau Griesgram.

Männer.

Herr Brandt. Wohlgebaut, nicht angenehm gebildet, lebhafte ſchwarze Augen, die er zu ſehr rollt; ſonore tiefe Stimme, gute Bewegungen.

Rollen. Helden, würdige Alte: Rolla, Zaar, Seecapitän im Bruderzwiſt. Molay in den Tempelherren.

*

Herr Schröder. Mittelgröße, wohlgeſtaltet, gute jugendliche Geſichtsbildung, lebhafte Bewegung; ſingt baritono, im Dialog tiefe, etwas ſchnarrende, heftige, rauhe Stimme.

Rollen. Erſte Liebhaber in der Oper: Don Juan, Deſerteur. Figurirende Rollen im Schauſpiel: Fürſt in Dienſtpflicht, Philipp der Schöne in den Tempelherren.

*

Herr Lux. Gedrängte gutgebildete Mittelgeſtalt; weiß ſeine Kleidung und Gebärden nach den Rollen zu motiviren, hat einen guten, doch nicht recht vollklingenden Baß; ſpielt zu ſehr nach dem Souffleur.

Rollen. Erſter Buffo in der Oper, im Schauſpiel ähnliche Rollen: Den Bedienten des Capitäns im Bruderzwiſt, den Amtmann in der Ausſteuer.

*

Herr Schlegel. Wohlgebaut, hat aber bei aller Beweglichkeit etwas Steifes. An der Bewegung ſeiner Beine ſieht man, daß er ein Tänzer iſt: ſingt als zweiter Baß noch gut genug. Es mag ihm an Geſchmack und Gefühl fehlen, drum übertreibt er leicht.

Rollen. Zweite Buffos, auch z. B. Knicker, ſodann Saraſtro und den Geiſt in Don Juan.

*

Herr Demmer. Gut gebaut, oberwärts etwas dicklicht verſtehendes Geſicht, blond und blaue Augen; hat was Mackendes in der Stimme und einen leidlichen Humor.

Rollen. Erſte Liebhaber in der Oper: Tamino. Infant. Caricaturrollen: Stöpſel in Armuth und Edelſinn, Peſert im Spieler.

*

Herr Schmidt. Hager, alt, ſchwächlich, übertreibt; man bemerkt an ihm weder Naturell noch Geſchmack.

Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entſcheide dieß! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigſten,
Erſchaffenden, der ſich einmal
Von allgewalt'ger Geiſteskraft
Gränzieſe Spur beliebte.

Das ſtürmiſche, doch bebende
Erfreun an großen Planen,
Die Angſt des Herzens das ungezähmt,
Dienend nach dem Reiche gelüſtet
Und es erlangt, zum höchſten Lohn,
Den's thörig war zu hoffen.

Das ward ihm all: der Ehrenruhm
Vergrößert nach Gefahren,
Sodann die Flucht, und wieder Sieg,
Kaiſerpalaſt, Verbannung;
Zweimal zum Staub zurückgedrängt,
Und zweimal auf dem Altar.

Er trat hervor: geſpaltne Welt,
Bewaffnet gegen einander,
Ergeben warbte ſich zu ihm
Als lauſchten ſie dem Schickſal;
Gebietend Schweigen, Schiedsmann
Setzt' er ſich mitten inne;

Verſchwand! — Die Tage Müßiggangs
Verſchloſſen im engen Raume,
Zeugen von gränzenloſem Neid

Rollen. Schwache, verliebte, humoriſtiſche Alte; v. Sachau in der Entführung, Brandchen im Räuſchchen.

*

Herr Düpré. Ziemliche Größe, hager, aber gut gebildet, ſtarke Geſichtszüge; im ganzen ſteif.

Rollen. Launige Rollen, Halbcaricaturen, Böſewichter: Kerkermeiſter im Deſerteur, Noſſodei in den Tempelherren.

*

Herr Stentzſch. Jugendlich wohlgebildet. Figur und Weſen ſind nicht durchgearbeitet, Sprache und Gebärden haben keinen Fluß; im ganzen iſt er nicht unangenehm, aber er läßt den Zuſchauer völlig kalt.

Rollen. Erſte Liebhaber, junge Helden: Ludwig der Springer, Hamlet, Bruder des Mädchens von Marienburg.

*

Herr Grüner, von deſſen Händeln mit der Königsberger Schauſpieldirection im 3. Stück des 2. Bandes des Hamburger Theaterjournals von 1797 viel erzählt wird, ſpielte hier einige Gaſtrollen. Er hat Gewandtheit auf dem Theater und eine leichte Cultur, iſt aber nicht mehr jung und hat kein günſtiges Geſicht. Seine Sprache iſt äußerſt preußiſch, und auch ſein Spiel — ich ſah ihn als Sichel — hat eine gewiſſe anmaßliche Gewandtheit; ſeine Stimme iſt von keiner Bedeutung.

Frankfurt, den 15. Auguſt 1797.

Ueber den eigentlichen Zuſtand eines aufmerkſam Reiſenden habe ich eigene Erfahrungen gemacht und eingeſehen, worin ſehr oft der Fehler der Reiſebeſchreibungen liegt. Man mag ſich ſtellen wie man will, ſo ſieht man auf der Reiſe die Sache nur von Einer Seite, und übereilt ſich im Urtheil; dagegen ſieht man aber auch die Sache von dieſer Seite lebhaft, und das Urtheil iſt im gewiſſen Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen: Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante, einheften laſſe, und ſodann auch ſowohl das was ich ſehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einſchalte. Ich ſpreche nachher von dieſen Dingen in Geſellſchaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald ſehe, in wiefern ich gut

unterrichtet bin, und in wiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menſchen übereintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und ſo giebt es Materialien, die mir künftig als Geſchichte des Aeußern und Innern intereſſant genug bleiben müſſen. Wenn ich bei meinen Vorkenntniſſen und meiner Geiſtesgelöstheit Luſt behalte dieſes Handwerk eine Weile fortzuſetzen, ſo kann ich eine große Maſſe zuſammenbringen.

Ein paar poetiſche Stoffe bin ich ſchon gewahr geworden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde; und dann kann man niemals im erſten Augenblick wiſſen, was ſich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt ausſondert.

Bei dem allem läugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnſucht nach dem Saalgrunde wieder angewandelt, und würde ich heute dahin verſetzt, ſo würde ich gleich, ohne irgend einen Rückblick, etwa meinen Fauſt oder ſonſt ein poetiſches Werk anfangen können.

Hier möchte ich mich nun an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen nicht mehr zu reiſen, ſondern auch auf der Reiſe zu leben. Wenn mir nur dieſes vom Schickſal nicht ganz verſagt iſt: denn ich fühle recht gut, daß meine Natur nur nach Sammlung und Stimmung ſtrebt, und an allem keinen Genuß hat, was dieſe hindert. Hätte ich nicht an meinem Hermann und Dorothea ein Beiſpiel, daß die modernen Gegenſtände, in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemten, ſo möchte ich von aller dieſer empiriſchen Breite nichts mehr wiſſen.

Auf dem Theater, ſo wie ich auch wieder hier ſehe, wäre in dem gegenwärtigen Augenblicke manches zu thun, aber man müßte es leicht nehmen und in der Gezi'ſchen Manier tractiren; doch es iſt in keinem Sinne der Mühe werth.

Meyer hat unſere Balladen ſehr gut aufgenommen. Ich habe nun, weil ich von Weimar aus nach Stäfa wöchentlich Briefe an ihn ſchrieb, ſchon mehrere Briefe von ihm hier erhalten: es iſt eine reine und treu fortſchreitende Natur, unſchätzbar in jedem Sinne. Ich will nur eilen, ihn wieder perſönlich habhaft zu werden, und ihn dann nicht wieder von mir laſſen.

Frankfurt, den 18. August 1797.

Ich besuchte gestern den Theatermaler, dessen Werke mich so sehr entzückt hatten, und fand einen kleinen, wohlgebildeten, stillen, verständigen, bescheidenen Mann. Er ist in Mailand geboren, heißt Fuentes, und als ich ihm seine Arbeiten lobte, sagte er mir, er sey aus der Schule des Gonzaga, dem er, was er zu machen verstehe, zu verdanken habe. Er ließ mich die Zeichnungen zu jenen Decorationen sehen, die, wie man erwarten kann, sehr sicher und charakteristisch mit wenigen Federzügen gemacht, und auf denen die Massen mit Tusche leicht angegeben sind. Er zeigte mir noch verschiedene Entwürfe zu Decorationen, die zunächst gemalt werden sollen, worunter einer zu einem gemeinen Zimmer mir besonders wohlgedacht erschien. Er ließ mich auch die Veränderungen bemerken, die zwischen den Zeichnungen und den ausgeführten Decorationen zu Palmira sich fanden. Es ist eine Freude einen Künstler zu sehen, der seiner Sache so gewiß ist, seine Kunst so genau kennt, so gut weiß, was sie leisten und was sie wirken kann. Er entschuldigte verschiedenes, das er an seinen Arbeiten selbst nicht billigte, durch die Forderungen des Poeten und des Schauspielers, die nicht immer mit den Gesetzen der guten Decoration in Einstimmung zu bringen seyen.

Bei Gelegenheit der Farbengebung, da bemerkt wurde, daß das Violette bei Nacht grau aussähe, sagte er, daß er deßhalb das Violette, um ein gewisses leuchtendes und durchsichtiges Grau hervorzubringen, anwende. Ferner, wie viel auf die Beleuchtung der Decorationen ankomme.

Es ward bemerkt, welch eine große Praktik nöthig sey, um mit Sicherheit einer studirten Manier die Farben aufzusetzen, und es kam nicht ohne Lächeln zur Sprache, daß es Menschen gebe, die von einem Studium, wodurch man zur Gewißheit gelangt, so wenig Begriff haben, daß sie die schnelle und leichte Methode des Meisters für nichts achten, vielmehr denjenigen rühmen, der sich bei der Arbeit besinnt und ändert und corrigirt. Man sieht die Freiheit des Meisters für Willkür und zufällige Arbeit an.

Wenn man Frankfurt durchwandert und die öffentlichen Anstalten sieht, so drängt sich einem der Gedanke auf, daß die Stadt in früheren Zeiten von Menschen müsse regiert gewesen seyn, die keinen liberalen Begriff von öffentlicher Verwaltung, keine Lust an Einrichtung zu besserer Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens gehabt, sondern die vielmehr nur

ſo nothdürftig hinregierten und alles gehen ließen, wie es konnte. Man hat aber bei dieſer Betrachtung alle Urſache billig zu ſeyn. Wenn man bedenkt, was das heißen will, bis nur die nächſten Bedürfniſſe einer Bürgergemeinde, die ſich in trüben Zeiten zufällig zuſammen findet, nach und nach befriedigt, bis für ihre Sicherheit geſorgt, und bis ihr nur das Leben, indem ſie ſich zuſammen findet und vermehrt, möglich und leidlich gemacht wird, ſo ſieht man, daß die Vorgeſetzten zu thun genug haben, um nur von einem Tag zum andern mit Rath und Wirkung auszulangen. Mißſtände, wie das Ueberbauen der Häuſer, die krummen Anlagen der Straßen, wo jeder nur ſein Plätzchen und ſeine Bequemlichkeit im Auge hatte, fallen in einem dunkeln gewerbvollen Zuſtande nicht auf, und den düſtern Zuſtand der Gemüther kann man an den düſtern Kirchen und an den dunkeln und traurigen Klöſtern jener Zeit am beſten erkennen. Das Gewerb iſt ſo ängſtlich und emſig, daß es ſich nicht nahe genug an einander drängen kann; der Krämer liebt die engen Straßen, als wenn er den Käufer mit Händen greifen wollte. So ſind alle die alten Städte gebaut, außer welche gänzlich umgeſchaffen worden.

Die großen alten öffentlichen Gebäude ſind Werke der Geiſtlichkeit, und zeugen von ihrem Einfluß und erhöhtem Sinn. Der Dom mit ſeinem Thurm iſt ein großes Unternehmen; die übrigen Klöſter in Abſicht auf den Raum, den ſie einſchließen, ſowohl als in Anſicht auf ihre Gebäude, ſind bedeutende Werke und Beſitzthümer. Alles dieſes iſt durch den Geiſt einer dunkeln Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zuſammengebracht und errichtet. Die Höfe und ehemaligen Burgen der Adeligen nehmen auch einen großen Raum ein, und man ſieht in den Gegenden, wo dieſe geiſtlichen und weltlichen Beſitzungen ſtehen, wie ſie anfangs gleichſam als Inſeln da lagen, und die Bürger ſich nur nothdürftig dran herumbauten.

Die Fleiſchbänke ſind das Häßlichſte, was vielleicht dieſer Art ſich in der Welt befindet; ſie ſind auf keine Weiſe zu verbeſſern, weil der Fleiſcher ſeine Waaren, ſo wie ein anderer Krämer, unten im Hauſe hat. Dieſe Häuſer ſtehen auf einem Klumpen beiſammen und ſind mehr durch Gänge als Gäßchen getrennt.

Der Markt iſt klein und muß ſich durch die benachbarten Straßen bis auf den Römerberg ausdehnen. Verlegung deſſelben auf den Hirſchgraben zur Meßzeit.

Das Rathhaus ſcheint früher ein großes Kaufhaus und Waarenlager

geweſen zu ſeyn, wie es auch noch in ſeinen Gewölben für die Meſſe einen dunkeln und dem Verkäufer fehlerhafter Waaren günſtigen Ort gewährt.

Die Häuſer baute man in früheren Zeiten, um Raum zu gewinnen, in jedem Stockwerke über: doch ſind die Straßen im Ganzen gut angelegt, welches aber wohl dem Zufall zuzuſchreiben iſt; denn ſie gehen entweder mit dem Fluſſe parallel, oder es ſind Straßen, welche dieſe durchkreuzen und nach dem Lande zu gehen. Um das Ganze lief halbmondförmig ein Wall und Graben, der nachher ausgefüllt wurde; doch auch in der neuen Stadt iſt nichts Regelmäßiges und auf einander Paſſendes. Die Zeile geht krumm, nach der Richtung des alten Grabens, und die großen Plätze der neuen Stadt iſt man nur dem Umwerthe des Raums zu jener Zeit ſchuldig. Die Feſtungswerke hat die Nothwendigkeit hervorgebracht, und man kann faſt ſagen, daß die Mainbrücke das einzige ſchöne und einer ſo großen Stadt würdige Monument aus der frühern Zeit ſey; auch iſt die Hauptwache anſtändig gebaut und gut gelegen.

Es würde intereſſant ſeyn, die Darſtellung der verſchiedenen Epochen der Aufklärung, Aufſicht und Wirkſamkeit in Abſicht ſolcher öffentlichen Anſtalten zu verſuchen, die Geſchichte der Waſſerleitungen, Cloaken, des Pflaſters mehr auseinander zu ſetzen, und auf die Zeit und vorzüglichen Menſchen, welche gewirkt, aufmerkſam zu ſeyn.

Schon früher wurde feſtgeſetzt, daß jemand, der ein neues Haus baut, nur in dem erſten Stock überbauen dürfe. Schon durch dieſen Schritt war viel gewonnen: mehrere ſchöne Häuſer entſtanden; das Auge gewöhnte ſich nach und nach ans Senkrechte, und nunmehr ſind viele hölzerne Häuſer auch ſenkrecht aufgebaut. Was man aber den Gebäuden bis auf den neueſten Zeitpunkt, und überhaupt manchem andern, anſieht, iſt, daß die Stadt niemals einen Verkehr mit Italien gehabt hat. Alles, was Gutes dieſer Art ſich findet, iſt aus Frankreich hergenommen.

Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweizer'ſche Haus auf der Zeile, das in einem ächten, ſoliden und großen italiäniſchen Style gebaut iſt, und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieſer Art ſind gebaut worden, ſo hatten doch die Baumeiſter nicht Talent genug mit dem erſten zu wetteifern, ſondern ſie verfielen, indem ſie nur nicht eben daſſelbe machen wollten, auf falſche Wege, und wenn es ſo fortgeht, ſo iſt der Geſchmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundſätzen aufgeſtellt worden, ſchon wieder im Sinken.

Die beiden neuen reformirten Bethäuſer ſind in einem mittlern, nicht ſo ſtrengen und ernſten, aber doch richtigen und heitern Geſchmack gebaut und, bis auf wenige Mißgriffe in Nebendingen, durchaus lobenswerth.

Die neuerbaute lutheriſche Hauptkirche giebt leider viel zu denken. Sie iſt als Gebäude nicht verwerflich, ob ſie gleich im allermodernſten Sinne gebaut iſt; allein da kein Platz in der Stadt weder wirklich noch denkbar iſt, auf dem ſie eigentlich ſtehen könnte und ſollte, ſo hat man wohl den größten Fehler begangen, daß man zu einem ſolchen Platz eine ſolche Form wählte. Die Kirche ſollte von allen Seiten zu ſehen ſeyn, man ſollte ſie in großer Entfernung umgehen können, und ſie ſtickt zwiſchen Gebäuden, die ihrer Natur und Koſtbarkeit wegen unbeweglich ſind, und die man ſchwerlich wird abbrechen laſſen. Sie verlangt um ſich herum einen großen Raum und ſteht an einem Orte wo der Raum äußerſt koſtbar iſt. Um ſie her iſt das größte Gedräng und Bewegung der Meſſe, und es iſt nicht daran gedacht, wie auch irgend nur ein Laden Statt finden könnte. Man wird alſo wenigſtens in der Meßzeit hölzerne Buden an ſie hinanſchieben müſſen, die vielleicht mit der Zeit unbeweglich werden, wie man an der Katharinenkirche noch ſieht und ehemals um den Münſter von Straßburg ſah.

Nirgends wäre vielleicht ein ſchönerer Fall geweſen, in welchem man die Alten höchſt zweckmäßig hätte nachahmen können, die, wenn ſie einen Tempel mitten in ein lebhaftes Quartier ſetzen wollten, das Heiligthum durch eine Mauer vom Gemeinen abſonderten, dem Gebäude einen würdigen Vorhof gaben, und es nur von dieſer Seite ſehen ließen. Ein ſolcher Vorhof wäre hier möglich geweſen, deſſen Raum für die Kutſchen, deſſen Arkaden zur Bequemlichkeit der Fußgänger und zugleich, im Fall der Meſſe, zum Ort des ſchönſten Verkehrs gedient hätte.

Es wäre ein philanthropiſches Unternehmen, das freilich in dieſem Falle von keinem Nutzen mehr ſeyn könnte, vielleicht aber bei künftigen Unternehmungen wirken würde, wenn man noch ſelbſt jetzt hintertrein Pläne und Riſſe von dem was hätte geſchehen ſollen, darlegte; denn da eine öffentliche Anſtalt ſo viel Tadel ertragen muß, wie man es nicht hätte machen ſollen, ſo iſt es wenigſtens billiger, wenn man zu zeigen übernimmt, wie man es anders hätte machen ſollen. Doch iſt vielleicht überhaupt keine Zeit mehr, Kirchen und Paläſte zu bauen, wenigſtens würde ich in beiden Fällen immer rathen die Gemeinden in anſtändige Bethäuſer

und die großen Familien in bequeme und heitere Stadt- und Landhäuser zu theilen, und beides geschieht ja in unsern Tagen schon gewissermaßen von selbst.

Was die Bürgerhäuser betrifft, so würde ich überhaupt rathen, der italiänischen Manier nicht weiter zu folgen und selbst mit steinernen Gebäuden sparsamer zu seyn. Häuser, deren erster Stock von Steinen, das übrige von Holz ist, wie mehrere jetzt sehr anständig gebaut sind, halte ich in jedem Sinn für Frankfurt für die schicklichsten; sie sind überhaupt trockener, die Zimmer werden größer und luftiger. Der Frankfurter, wie überhaupt der Nordländer, liebt viele Fenster und heitere Stuben; die bei einer Façade im höhern Geschmack nicht statt finden können. Dann ist auch zu bedenken, daß ein steinernes, einem Palast ähnliches kostbares Haus nicht so leicht seinen Besitzer verändert, als ein anderes das für mehr denn einen Bewohner eingerichtet ist. Der Frankfurter, bei dem alles Waare ist, sollte sein Haus niemals anders als Waare betrachten. Ich würde daher vielmehr rathen, auf die innere Einrichtung aufmerksam zu seyn, und hierin die Leipziger Bauart nachzuahmen, wo in einem Hause mehrere Familien wohnen können, ohne in dem mindesten Verhältniß zusammenzustehen. Es ist aber sonderbar, noch jetzt baut der Mann, der bestimmt zum Vermiethen baut, in Absicht auf Anlegung der Treppen, der offenen Vorsäle u. s. w. noch eben so als jener, der vor Zeiten sein Haus, um es allein zu bewohnen, eingerichtet; und so muß zum Beispiel der Miethmann eines Stockwerks, wenn er ausgeht, dafür sorgen, daß ein Halbdutzend Thüren verschlossen werden. So mächtig ist die Gewohnheit und so selten das Urtheil.

Die verschiedenen Epochen, in denen öffentliche heitere Anstalten, zum Beispiel die Allee um die Stadt angelegt ward, und wie der öffentliche Geist mit dem Privatgeist sich verband, wodurch ganz allein ein ächtes städtisches Wesen hervorgebracht wird, wären näher zu betrachten. Die Erbauung des Schauspielhauses, die Pflasterung des Platzes vor demselben, die Ausfüllung der Pferdeschwemme auf dem Roßmarkt, und vor allem das unschätzbare Unternehmen der neuen Straße an der Brücke wäre zu erwähnen, welches denen die es angaben, anfingen, beförderten und, gebe der Himmel! in seinem ganzen Umfange ausführen werden, zur bleibenden Ehre gereichen wird.

In früheren Zeiten das Abtragen der alten Pforten nicht zu vergessen.

Ueber die Judengasse, das Aufbauen des abgebrannten Theils und ihre etwaige Erweiterung nach dem Graben zu wäre zu denken und darüber auch allenfalls ein Gedanke zu äußern.

Eines ist zwar nicht auffallend, jedoch einem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen, daß alles was öffentliche Anstalt ist, in diesem Augenblicke still steht, dagegen sich die Einzelnen unglaublich rühren und ihre Geschäfte fördern. Leider deutet diese Erscheinung auf ein Verhältniß, das nicht mit Augen gesehen werden kann, auf die Sorge und Enge, in welcher sich die Vorsteher des gemeinen Wesens befinden, wie die durch den Krieg ihnen aufgewälzte Schuldenlast getragen und mit der Zeit vermindert werden soll; indeß der Einzelne sich wenig um dieses allgemeine Uebel bekümmert und nur seinen Privatvortheil lebhaft zu fördern bemüht ist.

Die Hauptursache von den in früherer Zeit vernachlässigten öffentlichen Anstalten ist wohl eben im Sinne der Unabhängigkeit der einzelnen Gilden, Handwerke und dann weiter in fortdauernden Streitigkeiten und Anmaßungen der Klöster, Stiftungen u. s. w. zu suchen, ja in den von einer gewissen Seite lobenswürdigen Widerstrebungen der Bürgerschaft. Dadurch ward aber der Rath, er mochte sich betragen wie er wollte, immer gehindert, und indem man über Befugnisse stritt, konnte ein gewisser liberaler Sinn des allgemein Vortheilhaften nicht statt finden.

Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit interessante Untersuchung, darzustellen, wie das Volk den Regenten, die nicht ganz absolut regieren, von jeher das Leben und Regiment sauer gemacht. Es wäre dieses keineswegs eine aristokratische Schrift; denn eben jetzt leiden alle Vorsteher der Republiken an diesen Hindernissen.

Ich habe in diesen Tagen darüber nachgedacht wie spät sich ein Zug von Liberalität und Uebersicht eben über das städtische Wesen in Frankfurt manifestiren konnte.

Was wäre nicht eine Straße, die vom Liebfrauenberg auf die Zeile durchgegangen wäre, für eine Wohlthat fürs Publicum gewesen! Eine Sache, die in früheren Zeiten mit sehr geringen Kosten, ja mit Vortheil abzuthun war.

Frankfurt, den 19. August 1797

Die französische Revolution und ihre Wirkung sieht man hier viel näher und unmittelbarer, weil sie so große und wichtige Folgen auch für

diese Stadt gehabt hat, und weil man mit der Nation in so vielfacher Verbindung steht. Bei uns sieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg aussieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenschaft desto wirksamer seyn kann. Hier unterscheidet man schon die einzelnen Theile und Localfarben.

Von dem großen Spiel, das die Zeit her hier gespielt worden, hört man überall reden. Es gehört diese Seuche mit unter die Begleiter des Kriegs; denn sie verbreitet sich am gewaltsamsten zu den Zeiten, wenn großes Glück und Unglück auf der allgemeinen Wagschale liegt, wenn die Glücksgüter ungewiß werden, wenn der Gang der öffentlichen Angelegenheiten schnellen Gewinnst und Verlust auch für Particuliers erwarten läßt. Es ist fast in allen Wirthshäusern gespielt worden, außer im rothen Hause. Die eine Bank hat für einen Monat, nur fürs Zimmer, 70 Carolin bezahlt. Einige Bankiers haben Frühstück und Abendessen aufs anständigste für die Pointeurs auftragen lassen. Jetzt da man nach und nach von Seiten des Raths diesem Uebel zu steuern sucht, denken die Liebhaber auf andere Auswege. Auf dem Sandhofe, auf deutschherrischem Grund und Boden, hat man eine kostbare Anstalt einer neuen Wirthschaft errichtet, die gestern mit 130 Couverts eröffnet worden. Die Möbeln sind aus der herzoglich Zweibrückischen Auction, so wie die ganze Einrichtung überhaupt sehr elegant seyn soll. Dabei ist alles zuletzt aufs Spielen angesehen.

Das Hauptinteresse sollte eigentlich gegenwärtig für die Frankfurter die Wiederbezahlung ihrer Kriegsschulden und die einstweilige Berinteressirung derselben seyn; da aber die Gefahr vorbei ist, haben wenige Lust thätig mitzuwirken. Der Rath ist hierüber in einer unangenehmen Lage: er und der wackere Theil der Bürger, der sein baares Geld, sein Silbergeschirr, seine Münzcabinette und was sonst noch des edlen Metalls vorräthig war, freiwillig hingab, hat nicht allein damals hierdurch und durch die persönlichen Leiden der weggeführten Geisel die Stadt und den egoistischen flüchtigen Theil der Reichen vertreten und gerettet, sondern ist auch gutmüthig genug gewesen, für die nicht Schutzverwandten, als die Stifter, Klöster und deutschen Orden u. s. w. die Contributionen in der Masse mitzuerlegen. Da es nun zum Ersatz kommen soll, so existirt weder ein Fuß, wonach, noch ein Mittel, wodurch man eine so große Summe, als zu dem Interesse und dem Amortisationsfonds nöthig ist, beibringen könnte.

Der bisherige Schatzungsfuß iſt ſchon für den ordinären Zuſtand völlig unpaſſend, geſchweige für einen außerordentlichen Fall; jede Art von neuer Abgabe drückt irgendwohin, und unter den hundert und mehr Menſchen die mitzuſprechen haben, findet ſich immer ein- und der andere, der die Laſt von ſeiner Seite wegwälzen will. Die Vorſchläge des Raths ſind an das bürgerliche Collegium gegangen; ich fürchte aber ſehr, daß man nicht einig werden wird, und daß, wenn man einig wäre, der Reichshofrath doch wieder anders ſentiren würde. Indeſſen bettelt man von Gutwilligen Beiträge, die künftig berechnet werden und, wenn man bei erfolgender Repartition zu viel gegeben hat, verintereſſirt werden ſollen, einſtweilen zuſammen, weil die Intereſſen doch bezahlt werden müſſen. Ich wünſche, daß ich mich irre, aber ich fürchte, daß dieſe Angelegenheit ſo leicht nicht in Ordnung kommen wird.

Für einen Reiſenden geziemt ſich ein ſkeptiſcher Realismus; was noch idealiſtiſch an mir iſt, wird in einem Schatullchen, wohlverſchloſſen, mitgeführt, wie jenes Undeniſche Pygmäenweibchen. Sie werden alſo von dieſer Seite Geduld mit mir haben. Wahrſcheinlich werde ich jenes Reiſegeſchichtchen auf der Reiſe zuſammenſchreiben können. Uebrigens will ich erſt ein paar Monate abwarten. Denn obgleich in der Empirie faſt alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, ſo thut doch das Ganze ſehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtſeyn ſeiner eigenen Beſonnenheit kommt.

Ich denke, etwa in acht Tagen weiter zu gehen und mich bei dem herrlichen Wetter, das ſich nun bald in den ächten mäßigen Zuſtand des Nachſommers ſetzen wird, durch die ſchöne Bergſtraße, das wohlbekannte gute Schwaben nach der Schweiz zu begeben, um auch einen Theil dieſes einzigen Landes mir wieder zu vergegenwärtigen.

Frankfurt, den 20. Auguſt 1797.

Die hieſige Stadt, mit ihrer Beweglichkeit und den Schauſpielen verſchiedener Art, die ſich täglich erneuern, ſo wie die mannichfaltige Geſellſchaft, geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung: ein jeder hat zu erzählen, wie es ihm in jenen gefährlichen und kritiſchen Tagen ergangen, wobei denn manche luſtige und abenteuerliche Geſchichten vorkommen. Am liebſten aber höre ich diejenigen Perſonen ſprechen, die ihrer Geſchäfte und Verhältniſſe wegen vielen der Hauptperſonen des gegenwärtigen Kriegsdramas

Und tiefem frommem Gefühle,
Von unauslöſchlichem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.

Wie übers Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle ſich wälzt und laſtet,
Die Welle die den Armen erſt
Emporhob, vorwärts rollte,
Daß er entfernte Gegenden
Umſonſt zuletzt erblickte;

So ward's dem Geiſt, der wogenhaft
Hinaufſtieg in der Erinnrung.
Ach! wie ſo oft den Künftigen
Wollt' er ſich ſelbſt erzählen.
Und kraftlos auf das ewige Blatt'
Sank die ermüdete Hand hin.

O, wie ſo oft beim ſchweigſamen
Sterben des Tags, des leeren,
Geſenkt den blitzenden Augenſtrahl
Die Arme übergefaltet,
Stand er, von Tagen vergangnen
Beſtürmt ihn die Erinnrung.

Da ſchaut er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuß,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteſte Herrſcherſchaft
Und das allerſchnellſte Gehorchen.

näher gekommen, auch besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt, und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen gelernt haben. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzose ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwatzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt oder in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich darin befinden, anstatt daß der Oesterreicher still, ruhig und ohne Aeußerung irgend einer Leidenschaft gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werfen sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich sogleich als bons enfans und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manches Erpressungsgeschichtchen unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Cavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahle. Als man sich dessen geweigert, setzten sie so viel Wagen in Requisition als nöthig waren, um diesen Mist nach Frankreich zu führen; da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man, der abreisende General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstecher nicht vergessen werden. Besonders ist jetzt der gemeine Mann, obgleich er genährt wird, sehr aufs Geld begierig, weil er keins erhält, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So hält zum Beispiel auf dem Wege nach den Bädern jeder ausgestellte Posten die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt; man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herum disputiren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartierung in der Stadt, haben sie sowohl das erste- als zweitemal gutes Lob, dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen alles was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generale wird die große Ordnung und Thätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach Einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben das Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nöthig sey. In Wiesbaden forderte ein Trierischer Officier einen französischen General heraus, dieser ließ ihn sogleich arretiren und über die Gränze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse, und daß eine solche Nation in mehr als Einem Sinne furchtbar sey.

Die Stadt kann von Glück sagen, daß sie nicht wieder in ihre Hände gekommen ist, weil sonst der Requisitionen, ungeachtet des Friedens, kein Ende gewesen wäre. Die Dörfer, in denen sie liegen, werden alle ruinirt, jede Gemeinde ist verschuldet und in den Wochenblättern stehen mehrere, welche Capitalien suchen; dadurch ist auch die Theurung in der Stadt sehr groß. Ich werde ehestens eine Liste der verschiedenen Preise überschicken. Ein Hase zum Beispiel kostet zwei Gulden und ist doch für dieses Geld nicht einmal zu haben.

Frankfurt, den 21. August 1797.

Es liegen drei Bataillons des Regiments Manfredini hier, unter denen sich, wie man an gar mancherlei Symptomen bemerken kann, sehr viel Recruten befinden. Die Leute sind fast durchaus von einerlei Größe, eine kleine, aber derbe und wohlgebaute Art. Verwunderlich ist die Gleichheit der Größe, aber noch mehr die Aehnlichkeit der Gesichter; es sind, so viel ich weiß, Böhmen. Sie haben meist lang geschlitzte kleine Augen, die etwas nach der ganzen Physiognomie zurück, aber nicht tief liegen; eingefaßte Stirnen, kurze Nasen, die doch keine Stumpfnasen sind, mit breiten, scharf eingeschnittenen Nasenflügeln; die Oberwange ist etwas stark und nach der Seite stehend, der Mund lang, die Mittellinie fast ganz gerad, die Lippen flach, bei vielen hat der Mund einen verständig ruhigen

Ausdruck, die Hinterköpfe ſcheinen klein, wenigſtens macht das kleine und enge Caskett das Anſehen. Sie ſind knapp und gut gekleidet; ein lebendiger grüner Buſch von allerlei täglich friſchem Laub auf dem Caskette giebt ein gutes Anſehen, wenn ſie beiſammen ſind. Sie machen die Handgriffe, ſo weit ich ſie auf der Parade geſehen, raſch und gut; am Deployiren und Marſchiren allein ſpürt man mitunter das Recrutenhafte. Uebrigens ſind ſie ſowohl einzeln als im Ganzen ruhig und geſetzt.

Die Franzoſen dagegen, die manchmal einzeln in der Stadt erſcheinen, ſind gerade das Gegentheil. Wenn die Kleidung der Oeſterreicher bloß aus dem Nothwendigen und Nützlichen zuſammengeſetzt iſt, ſo iſt die der Franzoſen reichlich, überflüſſig, ja beinahe wunderlich und ſeltſam. Lange blaue Beinkleider ſitzen knapp am Fuße, an deren Seite unzählige Knöpfe auf rothen Streifen ſich zeigen; die Weſte iſt verſchieden, der blaue lange Rock hat einen weißen artigen Vorſtoß; der große Hut, der in der Quere aufgeſetzt wird, iſt mit ſehr langen Litzen aufgeheftet, und entweder mit dem dreifarbigen Büſchel oder mit einem brennend rothen Federbuſch geziert; ihr Gang und ihr Betragen iſt ſehr ſicher und freimüthig, doch durchaus ernſthaft und gefaßt, wie es ſich in einer fremden noch nicht ganz befreundeten Stadt geziemt. Unter denen, die ich ſah, waren keine kleinen, und eher große als mittelgroße.

Frankfurt, den 23. Auguſt 1797.

Noch etwas von den Franzoſen und ihrem Betragen.

Als bei Cuſtine's Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachſenhauſen beſetzen ließ, hatten die Truppen kaum ihre Torniſter abgelegt, als ſie ſogleich ihre Angeln hervorrafften und die Fiſche aus dem Stadtgraben herausfiſchten.

In den Ortſchaften, die ſie noch jetzt beſetzen, findet man unter den Officieren ſehr verſtändige, mäßige und geſittete Leute, die Gemeinen aber haben nicht einen Augenblick Ruhe, und fechten beſonders ſehr viel in den Scheunen. Sie haben bei ihren Compagnien und Regimentern Fechtmeiſter, und es kam vor kurzem darüber, welcher der beſte Fechtmeiſter ſey, unter ſeinen Schülern zu großen Mißhelligkeiten. Es ſcheint im Kleinen wie im Großen: wenn der Franzoſe Ruhe nach außen hat, ſo iſt der häusliche Krieg unvermeidlich.

Von Frankfurt nach Heidelberg.

Den 25. Auguſt 1797.

Bei neblichtem, bedecktem, aber angenehmem Wetter früh nach ſieben Uhr von Frankfurt ab. Hinter der Warte war mir ein Kletterer merkwürdig, der mit Hülfe eines Strickes und zweier Eiſen an den Schuhen auf die ſtarken und hohen Buchen ſtieg. Auf der Chauſſee von Sprendlingen bis Langen findet ſich viel Baſalt, der ſehr häufig in dieſer flach erhobenen Gegend brechen muß; weiterhin ſandiges flaches Land, viel Feldbau, aber mager. Ich ſah ſeit Neapel zum erſtenmal wieder die Kinder auf der Straße die Pferdeexcremente in Körbchen ſammeln.

Um zwölf in Darmſtadt, wo wir in einer Viertelſtunde expedirt wurden. Auf der Chauſſee finden ſich nun Steine des Grundgebirges, Syenite, Porphyre, Thonſchiefer und andere Steinarten dieſer Epoche. Darmſtadt hat eine artige Lage vor dem Gebirge, und iſt wahrſcheinlich durch die Fortſetzung des Wegs aus der Bergſtraße nach Frankfurt in früheren Zeiten entſtanden. In der Gegend von Fechenbach liegen ſandige Hügel, gleichſam alte Dünen, gegen den Rhein vor, und hinterwärts gegen das Gebirg iſt eine kleine Vertiefung, wo ſehr ſchöner Feldbau getrieben wird. Bis Zwingenberg bleibt der Melibocus ſichtbar, und das ſchöne wohlgebaute Thal dauert fort. Die Weinberge fangen an ſich über die Hügel bis an das Gebirge auszubreiten. In der Gegend von Heppenheim iſt man mit der Ernte wohl zufrieden. Zwei ſchöne Ochſen, die ich beim Poſtmeiſter ſah, hatte er im Frühjahr für 23 Carolin gekauft, jetzt würden ſie für 18 zu haben ſeyn. Die Kühe ſind im Preiſe nicht gefallen. Wegen Pferdemangel fuhren wir erſt halb ſechs von Heppenheim weiter. Beim Purpurlichte des Abends waren die Schatten, beſonders auf dem grünen Graſe, wunderſam ſmaragdgrün. Man paſſirt zum erſtenmal wieder ein Waſſer von einiger Bedeutung, die Weſchnitz, die bei Gewittern ſehr ſtark anſchwillt. Schöne Lage von Weinheim. Abends halb zehn Uhr erreichten wir Heidelberg und kehrten, da der goldene Hecht beſetzt war, in den drei Königen ein.

Heidelberg, den 26. Auguſt 1797.

Ich ſah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt, in ihrer

Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, hat man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse vor sich. Sie ist in der Länge auf einem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse gebaut; das obere Thor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß die Landstraße nach Neckargemünd nur die nöthige Breite hat. Ueber dem Thore steht das alte verfallene Schloß in seinen großen und ernsten Halbruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche, und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Thürmen, über die sich ein völlig bewachsener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den rothen Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man einen großen Theil des Wassers zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem untern Thore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, indessen der übrige Strom über abgerundete Granitbänke in dieser Jahrszeit seicht dahin und nach der Brücke zufließt, welche, im ächten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, besonders in den Augen desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Rechte steht, so wie die Statue der Minerva von der andern Seite wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie am Anfang der horizontalen Brücke, um so viel höher, sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Construction möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nöthig sind; da denn die Schönheit wie billig der Nothwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege heraussteht, machte mir mit seinen Feldspathkrystallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, so geben

ſie uns eine erfreuliche Andeutung des ſtillen und großen Verhältniſſes der Grundlagen unſerer bewohnten Welt gegen einander. Daß der Granit noch ſo ganz kurz an einer großen Plaine hervorſpringt, und ſpätere Gebirgsarten im Rücken hat, iſt ein Fall, der mehr vorkommt; beſonders iſt der von der Roßtrappe merkwürdig. Zwiſchen dem Brocken und den ebengenannten ungeheuern Granitfelſen, die ſo weit vorliegen, finden ſich verſchiedene Arten Porphyre, Kieſelſchiefer u. ſ. w. Doch ich kehre vom rauhen Harz in dieſe heitere Gegend gern und geſchwind zurück, und ſehe durch dieſen Granit eine ſchöne Straße gebnet; ich ſehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der unterſten Weinberge zuſammenzuhalten, die ſich auf dieſer rechten Seite des Fluſſes, den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu beſuchen, und ſodann zum Oberthore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen maleriſchen, aber einen ſehr natürlich ſchönen Anblick. Gegenüber ſieht man nun die hohen gutgebauten Weinberge, an deren Mauer man erſt hinging, in ihrer ganzen Ausdehnung. Die kleinen Häuſer darin machen mit ihren Lauben ſehr artige Partien, und es ſind einige, die als die ſchönſten maleriſchen Studien gelten könnten. Die Sonne machte Licht und Schatten ſo wie die Farben deutlich; wenige Wolken ſtiegen auf.

Die Brücke zeigt ſich von hier aus in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt; durch die Bogen ſieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen, und über ihr die lichtblauen Gebirge jenſeits des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite ſchließt ein bewachſener Fels mit röthlichen Seiten, der ſich mit der Region der Weinberge verbindet, die Ausſicht.

Gegen Abend ging ich mit Demoiſelle Delf nach der Plaine, zuerſt an den Weinbergen hin, dann auf die große Chauſſee herunter, bis dahin, wo man Rohrbach ſehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg doppelt intereſſant, da man, die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche fruchtbare Plaine bis gegen den Rhein, und dann die überrheiniſchen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor ſich ſieht. Abends beſuchten wir Frau von Cathcart und ihre Tochter, zwei ſehr gebildete und würdige Perſonen, die im Elſaß und Zweibrücken großen Verluſt erlitten. Sie empfahl mir ihren Sohn, der gegenwärtig in Jena ſtudirt.

Heidelberg, den 26. Auguſt 1797.

An der Table d'hôte waren gute Bemerkungen zu machen; eine Geſellſchaft öſterreichiſcher Officiere, theils von der Armee, theils von der Verpflegung, gewöhnliche Gäſte, unterhielten ſich heiter und in ihren verſchiedenen Verhältniſſen des Alters und der Grade ganz artig. Sie laſen in einem Briefe, worin einem neuen Escadronchef von einem humoriſtiſchen Kameraden und Untergebenen zu ſeiner neuen Stelle Glück gewünſcht wird; unter andern ſehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichſte: „Officiere und Gemeine gratuliren ſich, endlich aus den Klauen der Demoiſelle Roſine erlöst zu ſeyn.“ Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unerträglichkeiten verſchiedener Chefs aus eigener Erfahrung zur Sprache. Einer fand grüne Schabracken mit rothen Borten bei ſeiner Escadron und erklärte dieſe Farben für ganz abſcheulich; er befahl alſo, in Gefolg dieſes Geſchmacksurtheils, ſogleich, daß man rothe Schabracken mit grünen Borten anſchaffen ſollte. Eben ſo befahl er auch, daß die Officiere Hals- und Hoſenſchnallen völlig überein tragen ſollten, und daß der Obriſt alle Monate genau danach zu ſehen habe.

Ueberhaupt bemerkte ich, daß ſie ſämmtlich ſehr geſchickt und ſogar mit Geiſt und Verwegenheit, mit mehr oder weniger Geſchmack die richtige und komiſche Seite der Sachen auffanden; doch zuletzt war das Sonderbare, daß ein einziges vernünftiges Wort die ganze Geſellſchaft aus der Faſſung brachte. Einer erzählte nämlich von dem Einſchlagen eines Gewitters, und ſagte bezüglich auf den alten Aberglauben, daß ſo ein Haus eben immer abbrenne. Einer von den Freunden, der, wie ich wohl nachher merkte, ein wenig in Naturwiſſenſchaften gepfuſcht haben mochte, verſetzte ſogleich: „Ja, wenn es nicht gelöſcht wird!“ worin er zwar ganz Recht hatte, allein zugleich zu vielem Hin- und Wiederreden Anlaß gab, bei dem der ganze Discurs in Confuſion gerieth, unangenehm wurde und zuletzt ſich in ein allgemeines Stillſchweigen verlor.

Unter andern ſkizzirten ſie auch einen Charakter, der wohl irgendwo zu brauchen wäre: ein ſchweigender, allenfalls trocken humoriſtiſcher Menſch, der aber, wenn er erzählt und ſchwört, gewiß eine Lüge ſagt, ſie aber ohne Zweifel ſelbſt glaubt.

Geſchichten vom General W. und ſeinem Sohne, der im Elſaß zuerſt zu plündern und zu veriren anfing. Ueberhaupt von der ſeltſamen Conſtitution der Armee: ein Wunſch des Gemeinen nach Krieg, des Officiers nach Frieden.

Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart.

Sinsheim, den 27. August 1797.

Aus Heidelberg um sechs Uhr, an einem kühlen und heitern Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckars hinaus zwischen Granitfelsen und Nußbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmuthig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Ueber dem Wasser, am Ende der Weinbergshöhe, die sich von Heidelberg heraufzieht, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Thäler an; man fährt durch Schlierbach. Ueber dem Wasser sieht man Sandsteinfelsen in horizontalen Lagen, diesseits am linken Ufer Frucht- und Weinbau. Man fährt an Sandsteinfelsen vorbei; es zeigt sich über dem Wasser eine schöne, sanft ablaufende wohlgebaute Erdspitze, um die der Neckar herumkommt. Der Blick auf Neckargemünd ist sehr schön; die Gegend erweitert sich und ist fruchtbar.

Neckargemünd ist eine artige reinliche Stadt. Das obere Thor ist neu und gut gebaut; ein scheinbarer Fallgatter schließt den obern Halbcirkel. Man hat hier den Neckar verlassen; man findet Maulbeerbäume, dann neben einer geraden Chaussee durch ein sanftes, nicht breites Thal, an beiden Seiten Feld-, Obst- und Gartenbau; die gleichen Höhen sind an beiden Seiten mit Wald bedeckt; man sieht kein Wasser. Der Wald verliert sich, die Höhen werden mannichfaltiger; man findet nur Fruchtbau, die Gegend sieht einer thüringischen ähnlich.

Wiesenbach, sauberes Dorf, alles mit Ziegeln gedeckt. Die Männer tragen blaue Röcke und mit gewirkten Blumen gezierte weiße Westen. Hier fließt wenig Wasser. Der Hafer war eben geschnitten, und das Feld fast leer. Der Boden ist lehmig, der Weg geht bergauf, man sieht wenig Bäume, die Wege sind leidlich reparirt.

Mauer liegt freundlich; eine artige Pappelallee führt vom Dorfe nach einem Lusthause. Die Weiber haben eine katholische, nicht unangenehme Bildung, die Männer sind höflich, keine Spur von Rohheit; man bemerkt eher eine sittliche Stille. Hinter dem Orte findet man eine Allee von Kirschbäumen an der Chaussee, die durch feuchte Wiesen, erhöht, durchgeht; sie wird mit Kalkstein gebessert.

Meckesheim liegt artig an einem Kalksteinhügel, der mit Wein bebaut ist; es hat Wiesen und Feldbau.

Zutzenhausen, auf Lehmhügeln; guter Fruchtbau an der rechten Seite, links Wiesen und anmuthige waldige Hügel.

Hoffenheim. Von da geht eine schöne alte Pappelallee bis Sinsheim, wo wir ein Viertel nach zehn Uhr ankamen, und in den drei Königen einkehrten.

Sinsheim hat das Ansehen eines nach der Landesart heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster ist nach dem Kriege nicht reparirt worden. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckargemünd auch sehen, doch in einem sehr viel geringeren Grade, gesehen hatte, daß nämlich Mist und Gassenkoth mehr oder weniger an die Häuser angedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Dung auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizei gequält, und wenn er den Unrath sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Publicum aber ist auf der Straße wenig oder gar nicht incommodirt.

Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau, und die Stallfütterung ist hier allgemein. Sie haben auch von der Viehseuche viel gelitten, die noch in der Nachbarschaft grassirt. Die Gemeinde hat das Recht, zusammen tausend Schafe zu halten, welches mit einer Anzahl Wiesen, diese zu überwintern, verpachtet ist. Die Schafe werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Sobald das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh darauf, die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat.

Es ist eine Administration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewissen Proportionen Theil nehmen.

Ein Klafter Holz, 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch, und die Scheite 4 Fuß lang, kostet bis ans Haus 18 Fl.; das Pfund Butter kostet gegenwärtig 30 Kreuzer, in Heidelberg 48 Kreuzer.

Um zwei Uhr von Sinsheim ab. Draußen links liegt ein artiges Kloster; eine alte schöne Pappelallee begleitet die Straße. Vorwärts und weiter rechts sieht man an einem schönen Wiesengrund Rohrbach und Steinfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo sie auf der Höhe aufhören, fangen Kirschbäume an, die aber traurig stehen. Der Feldbau ist auf den Höhen und den sanften Gründen

wie bisher; der Weg ſteigt aufwärts. Die Kirſchbäume zeigen ſich ſchöner gewachſen. Flötzkalk in ſchmalen horizontalen, ſehr zerklüfteten Schichten. Ueber der Höhe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchard. Der Weg geht wieder auf- und abſteigend. Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chauſſeen und ſchöner Fruchtbau bis

Fürfeld. Geringer Landort. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieſer ganzen Fahrt ſieht man wenig oder gar kein Waſſer. Man erblickt nun die Berge des Neckarthals.

Kirchhauſen liegt zwiſchen anmuthigen Gärten und Baumanlagen; dahinter iſt eine ſchöne Ausſicht nach den Gebirgen des Neckars: man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappelallee bis

Frankenbach. Die Kieshügel an der Chauſſee erleichtern ſehr die Erhaltung derſelben. Schöne Pappelallee bis Heilbronn, die hie und da wahrſcheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat, und deren baldige Recrutirung nach dem Frieden jeder Reiſende zum Vergnügen ſeiner Nachfolger wünſchen muß. Ueberhaupt ſind von Heidelberg hieher die Chauſſeen meiſt mit mehr oder weniger Sorgfalt gebeſſert.

Abends um ſechs Uhr erreichten wir Heilbronn und ſtiegen in der Sonne, einem ſchönen und, wenn er fertig ſeyn wird, bequemen Gaſthofe ab.

Heilbronn, den 28. Auguſt 1797.

Wenn man ſich einen günſtigen Begriff von Heilbronn machen will, ſo muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben ſind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Gräben ſind ſehr tief und faſt bis herauf gemauert, die Mauern hoch und aus Quaderſtücken gut gefugt und in neueren Zeiten genau verſtrichen. Die Steine waren als Ruſtica gehauen, doch ſind die Vorſprünge jetzt meiſtens verwittert. Das geringe Verhältniß der alten Defenſion kann man hier recht ſehen. Hier iſt bloß auf Tiefe und Höhe gerechnet, die freilich kein Menſch leicht überſteigen wird; aber die Mauer geht in geraden Linien und die Thürme ſpringen nicht einmal vor, ſo daß kein Theil der Mauer von der Seite vertheidigt iſt. Man ſieht recht, daß man das Sturmlaufen bei der Anlage dieſes großen Werks für unmöglich gehalten hat; denn jede Schießſcharte vertheidigt eigentlich gerade aus nur ſich ſelbſt. Die Thürme ſind viereckt und hoch; unten an der Mauer her geht ein gemauerter, bedeckter Weg. Die

Ach, bei ſo ſchrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entathmete Buſen,
Und er verzweifelte! — Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben,
In Lüfte leichter athembar,
Liebherzig trug ihn hinüber.

Und leitete ihn auf blühende
Fußpfade, die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchſten Lohn
Der alle Begierden beſchämet;
Er ſieht, wie auf Schweigen und Finſterniß,
Auf den Ruhm den er durchdrungen.

Schönſte, unſterblich wohlthätige
Glaubenskraft, immer triumphend!
Sprich es aus! erfreue dich
Daß ſtolzer-höheres Weſen
Sich dem berüchtigten Golgatha
Wohl niemals niedergebeugt hat.

Und alſo von müder Aſche denn
Entferne jedes widrige Wort;
Der Gott der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröſtung auch,
Auf der verlaßnen Lagerſtatt
Ihm ja zur Seite ſich fügte.

Thürme an den Thoren ſpringen vor, und es ſind daſelbſt die nöthigen Außenwerke angebracht; nirgends iſt ein Verſuch einer Befeſtigung nach neuer Art ſichtbar. Unterhalb des bedeckten Weges und an deſſen Stelle ſind an einigen Orten Baumſchulen und andere Pflanzungen angelegt. Eine ſchöne Allee führt um den größten Theil des Grabens. Sie beſteht aus Linden und Caſtanien, die als Gewölbe gehauen und gezogen ſind; die Gärten ſtoßen gleich daran, als größere und kleinere Beſitzungen.

Die Stadt iſt ihrer glücklichen Lage, ihrer ſchönen und fruchtbaren Gegend nach, auf Garten-, Frucht- und Weinbau gegründet, und man ſieht, wie ſie zu einer gewiſſen Zeit der Unruhe ſich entſchließen mußte, die ſämmtlichen Bewohner, ſowohl die gewerbetreibenden als ackerbauenden, in ihre Mauern einzuſchließen. Da ſie ziemlich auf der Plaine liegt, ſind ihre Straßen nicht ängſtlich, aber meiſt alt, mit überhängenden Giebeln. Auf die Straße gehen große hölzerne Rinnen, die das Waſſer über die Seitenwege, welche an den Häuſern her größtentheils erhöht gepflaſtert ſind, hinwegführen. Die Hauptſtraßen ſind meiſtens rein, aber die kleinern, beſonders nach den Mauern zu, ſcheinen hauptſächlich von Gärtnern und Ackerleuten bewohnt zu ſeyn. Die Straße dient jedem kleinen Hausbeſitzer zum Miſthof; Ställe und Scheune, alles iſt dort, jedoch nur klein und von jedem einzelnen Beſitzer zuſammengedrängt. Ein einziges großes ſteinernes Gebäude zu Aufbewahrung der Frucht bemerkte ich, das einen reichen Beſitzer ankündigte. Man ſieht nicht, wie an andern Orten verſchiedene Epochen der Bauart, beſonders keine Aemulation, die ſolche Epochen mit ſich führen. Ein einziges Gebäude zeichnet ſich aus, das durch die Bildſäule des Aesculap und durch die Basreliefs von zwei Einhörnern ſich als Apotheke ankündigt. Noch einige neue ſteinerne, aber ganz ſchlichte Häuſer finden ſich auch; das übrige iſt alles von altem Schlag, doch wird ſich das Gaſthaus der Sonne durch einen Sprung, wenn es fertig iſt, auszeichnen. Es iſt ganz von Stein und im guten, wenn ſchon nicht im beſten Geſchmack, ungefähr wie das Saraſiniſche auf dem Kornmarkt zu Frankfurt. Das Untergeſchoß hat recht wohnbare Mezzaninen, darüber folgen noch zwei Geſchoſſe. Die Zimmer, ſo weit ſie fertig, ſind geſchmackvoll und ſehr artig mit franzöſiſchem Papier ausgeſchmückt.

Was öffentliche Gemeindeanſtalten betrifft, ſo ſcheint man in einer ſehr frühen Zeit mit Mäßigkeit darauf bedacht geweſen zu ſeyn. Die alten Kirchen ſind nicht groß, von außen einfach und ohne Zierrath. Der Markt

mäßig, das Rathhaus nicht groß, aber schicklich. Die Fleischbänke, ein uraltes, ringsum frei auf Säulen stehendes, mit einer hölzernen Decke bedecktes Gebäude. Sie sind wenigstens viel löblicher als die Frankfurter, scheinen aber für die gegenwärtige Zeit zu klein, oder aus sonst einer Ursache verlassen. Ich fand wenig Fleischer darin; hingegen haben die Metzger an ihren in der Stadt zerstreuten Häusern ihre Waaren aufgelegt und ausgehängt; ein böser und unreinlicher Mißbrauch. Das weiße Brod ist hier sehr schön. Männer und Frauenzimmer gehen ordentlich, aber nicht sehr modisch gekleidet. Es werden keine Juden hier gelitten. Eine Beschreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten.

Was ich aus dem Erzählten und andern Symptomen durch das bloße Anschauen schließen kann, ist, daß die Stadt durch den Grund und Boden, den sie besitzt, mehr als durch etwas anderes wohlhabend ist; daß die Glücksgüter ziemlich gleich ausgetheilt sind; daß jeder still in seinem Einzelnen vor sich hinlebt, ohne gerade viel auf seine Umgebungen und aufs Aeußere verwenden zu wollen; daß die Stadt übrigens eine gute Gewerbsnahrung, aber keinen ansehnlichen Handel hat; daß sie auf gemeine bürgerliche Gleichheit fundirt ist; daß weder Geistlichkeit und Edelleute in früheren Zeiten großen Fuß in der Stadt gefaßt hatten; daß das öffentliche Wesen in früheren Zeiten reich und mächtig war, und daß es bis jetzt noch an einer guten mäßigen Verwaltung nicht fehlen mag. Der Umstand, daß der neuerbaute Gasthof auf einmal über alle Stufen der Architektur wegsprang, mag ein Zeugniß seyn, wie viel die Bürgerklasse in diesen Zeiten gewonnen hat.

Die Menschen sind durchaus höflich, und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart.

Die Mägde sind meist schöne, stark und fein gebildete Mädchen, und geben einen Begriff von der Bildung des Landvolks: sie gehen aber meistentheils schmutzig, weil sie mit zu dem Feldbau der Familie gebraucht werden.

Der Neckar ist oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verschiedener Mühlen durch Wehre gedämmt: die Schifffahrt von unten herauf geht also nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man lädt oberhalb wieder ein, und kann bis Cannstatt fahren. Diese Schiffe tragen bei hohem Wasser 800 Centner; auch wird hier viel ausgeladen, und weiter ins Land hinein zur Achse transportirt.

Vor dem Thor steht ein großes Gebäude, das ehemals ein Waisenhaus war: die Waisen sind aber gegenwärtig nach den bekannten Beispielen auf Dörfer vertheilt.

Das Wirthshausgebäude ist von einem Zweibrücker Baumeister, der sich in Paris aufgehalten, gebaut, und von ihm sowohl das Ganze als das Einzelne angegeben. Daß die Handwerker ihn nicht völlig secundirten, sieht man am Einzelnen.

An den Fensterscheiben fand ich eine Sonderbarkeit. Es sind länglich viereckte Tafeln, die in der Quere stehen, und unten eingebogen sind, so daß man von dem Fenster und dem Rahmen etwas abnehmen müßte. Der Hausherr sagte mir nur, daß der Glaser sich nach den Tafeln habe richten müssen; er glaubt, daß sie sich, wenn sie noch biegsam sind, so werfen. Ich kann auch nichts Zweckmäßiges darin finden. Uebrigens ist es Lohrer Glas.

An der Wirthstafel speiste außer der Hausfamilie noch der Oberamtmann von Möckmühl und die Seinen.

Abends um sechs Uhr fuhr ich mit dem Bruder des Wirths auf den Wartberg. Es ist, weil Heilbronn in der Tiefe liegt, eigentlich die Warte, und dient anstatt eines Hauptthurms. Die wesentliche Einrichtung oben aber ist eine Glocke, wodurch den Ackerleuten und besonders Weingärtnern ihre Feierstunde angekündigt wird. Der Thurm liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einer mit buschigem Holz oben bewachsenen Höhe, an deren Fuß Weinberge sich hinunterziehen. In der Nähe des Thurmes steht ein artiges Gebäude, mit einem großen Saale und einigen Nebenzimmern, wo die Woche einigemal getanzt wird. Wir fanden eben die Sonne als eine blutigrothe Scheibe in einem wahren Sciroccoduft rechts von Wimpfen untergehen. Der Neckar schlängelt sich ruhig durch die Gegend, die von beiden Seiten des Flusses sanft aufsteigt. Heilbronn liegt am Flusse, und das Erdreich erhöht sich nach und nach bis gegen die Hügel im Norden und Nordosten. Alles was man übersieht, ist fruchtbar; das nächste sind Weinberge, und die Stadt selbst liegt in einer großen grünen Masse von Gärten. Der Anblick erweckt das Gefühl von einem ruhigen, breiten, hinreichenden Genuß. Es sollen 12,000 Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr theuer, so daß wohl 1500 Fl. für einen Morgen gegeben werden.

Ich hatte sehr schönes Vieh gesehen und fragte danach. Man sagte

nur, daß vor dem Kriege 3000 Stück in der Stadt geweſen, die man aber aus Sorge vor der Viehſeuche nach und nach abgeſchafft und erſt wieder herbeiſchaffen werde; eine Kuh könne immer 12 bis 18 Carolin koſten und werth ſeyn. Viele halten ſie auf Stallfütterung; geringe Leute haben Gelegenheit ſie auf die Weide zu ſchicken, wozu die Gemeinde ſchöne Wieſen beſitzt.

Ich fragte nach dem Bauweſen. Der Stadtrath hat es vor dem Krieg ſehr zu befördern geſucht; beſonders wird der Burgemeiſter gerühmt, der ſchöne Kenntniſſe beſeſſen und ſich dieſes Theils ſehr angenommen. Vor dem Kriege hat man von Seiten der Stadt demjenigen, der nach Vorſchrift von Stein baute, die Steine umſonſt angefahren und ihm leicht verzinslichen Vorſchuß gegeben. Was dieſe Vorſorge gefruchtet und warum ſich die Bauluſt nicht mehr ausgebreitet, verdient einer nähern Unterſuchung.

Die Obrigkeit beſteht aus lauter Proteſtanten und Studirten: ſie ſcheint ſehr gut Haus zu halten; denn ſie hat die bisherigen Kriegslaſten ohne Aufborgung oder neue Auflagen beſtritten. Einer Contribution der Franzoſen iſt ſie glücklich entgangen. Sie war auf 140,000 Gulden angeſetzt, die auch ſchon parat lagen. Jetzt werden alle Vorſpanne, welche die Oeſterreicher verlangen, aus dem Aerarium bezahlt und die Bürger verdienen dabei. Das beſte Zeichen einer guten Wirthſchaft iſt, daß die Stadt fortfährt Grundſtücke zu kaufen, beſonders von fremden Beſitzern in der Nachbarſchaft. Hätten die Reichsſtädte in früherer Zeit dieſen großen Grundſatz von den Klöſtern gelernt, ſo hätten ſie ſich ſehr erweitern und zum Theil manchen Verdruß erſparen können, wenn ſie fremde Beſitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen.

Die Stadt hat eine Schneidemühle mit dem Rechte, allein Bauholz und Bretter zu verkaufen. Dieſe Befugniſſe ſind auf dreißig Jahre verpachtet. Der Einwohner kann zwar von einem vorbeifahrenden Flößer auch kaufen, muß aber dem Monopoliſten einen Batzen vom Gulden abgeben, ſo wie der Flößer dieſem auch eine Abgabe bezahlen muß.

Da nun der Pachter, indem er Holz im Großen kauft und ſelbſt floßt, das Holz ſo wohlfeil als der Flößer geben kann, ſo kann er ſich einen guten Vortheil machen. Dagegen wird er, wenn er es zu hoch treiben wollte, wieder durch die Concurrenz des Flößers balancirt. Unter dieſen Umſtänden ſcheint alſo nicht, wie ich anfangs glaubte, dieſe Art von bedingtem Alleinhandel dem Bauen hinderlich zu ſeyn.

Was die Abgaben betrifft, so sollen die Grundstücke sehr gering, das baare Vermögen hingegen und die Capitalien hoch belegt seyn.

Bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergessen. Oben auf dem Thurm steht ein hohler mit Kupferblech beschlagener, großer Knopf, der zwölf bis sechzehn Personen zur Noth fassen könnte. Diesen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und eben so unmittelbar wieder auf das Dach herablassen. So lange der Knopf in der Höhe stand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; sobald er niedergelassen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieses dauernde sichtbare Zeichen war zuverlässiger als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade daß dieses Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen ist.

In dem Hinfahren sah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wohl wie Bürger thut, fragen muß, da es sehr zwischen Hügel hineingedrückt ist, am Fuße des Berges, auf dem das durch Frauentreue berühmte, jetzt zerstörte Schloß liegt, dessen Ruinen ich denn auch, wie billig begrüßt habe. Auch hier ist man mit der Ernte sehr zufrieden.

Sie kam wie überall sehr lebhaft hinter einander, so daß die Winterfrüchte zugleich mit den Sommerfrüchten reif wurden. Der Feldbau ist auch hier in drei Jahresabtheilungen eingetheilt, obgleich kein Feld brach liegt, sondern im dritten Jahre mit Hafer bestellt wird. Außerdem benutzt ein jeder, in sofern er es mit der Düngung zwingen kann, seinen Boden in der Zwischenzeit, wie es angeht, zum Beispiel mit Sommerrüben.

Ludwigsburg, den 29. August 1797.

Von Heilbronn gegen fünf Uhr, vor Sonnenaufgang fort. Der Weg führt erst durch schöne Gärtnerei, verläßt dann die Allee und man kommt auf die alte Ludwigsburger Straße. Nebel bezeichneten den Gang des Neckars. Böckingen lag rechts im Nebel des Neckarthales; links auf der Fläche sah man Feldbau. Man kommt durch Sontheim, das deutschherrisch ist und sieht in der Ebene eine immer abwechselnde Fruchtbarkeit, bald Wein, bald Feldbau. Wir fuhren quer durch den obern Theil eines artigen Wiesenthals, an dem weiter unten Schloß und Dorf Thalheim liegt. Hier wird der horizontale Kalkstein wieder angetroffen.

Lauffen hat eine artige Lage, theils auf der Höhe, theils am Waſſer. Die Weinberge ſind wieder häufig und der Boden iſt ſo gut, daß ſie nach der Ernte noch Türkiſchkorn geſät hatten, das grün abgehauen und verfüttert wird. Durch eine ſchöne Allee von Obſtbäumen fahrend ſahen wir bald den Neckar wieder und kamen durch Kirchheim, genannt am Neckar. Wir ließen den Fluß links im Rücken, der zwiſchen engeren Hügeln durchgeht, aber hie und da an den ausſpringenden Winkeln ſchöne flache Rücken läßt zum Frucht- und Weinbau.

Halb ſieben Uhr kamen wir nach Beſigheim, wo wir ein wenig fütterten. Die Enz und der Neckar fließen hier zuſammen, und die horizontalen Kalkfelſen, mit Mauerwerk artig zu Terraſſen verbunden und mit Wein bepflanzt, gewähren einen erfreulichen Anblick. Brücke über die Enz. Hinter Bietigheim fuhren wir an mächtigen Kalklagern vorbei, durch eine ſchöne Allee von Fruchtbäumen. Man ſah ferne und nahe Wäldchen durch Alleen verbunden, und hatte den Asberg und Ludwigsburg vor Augen, wo wir, da der Tag ſehr heiß war, bis gegen Abend verweilten.

Das bekannte geräumige Schloß in Ludwigsburg iſt ſehr wohnbar, aber ſowohl das alte als das neue in verhältnißmäßig böſem Geſchmack ausgeziert und möblirt. Im neuen gefielen mir die egalen Parkets von eichenem Holze, die ſich ſehr gut gehalten hatten. Wahrſcheinlich waren ſie nicht geriſſen, weil die Etage an den Garten ſtößt und nur wenig über ihn erhoben iſt. Auf einer Galerie waren alte ſchlichte Gemälde von venetianiſchen Luſtbarkeiten, worunter auch die berühmte Brückenſchlacht von Piſa. Dieſe Bilder, beſonders dieß eine, ob es gleich gar kein Kunſtverdienſt hat, iſt dennoch ſehr merkwürdig; denn man ſieht, wie der unſinnigſte Streich zum Spaß der ganzen Welt gereicht, die alle Balkone füllt und mit Zujauchzen, Schnupftuchwinken und ſonſtigem Antheil lebhaft ergötzt iſt. Das Bild iſt nicht übel, zwar nach Art der Dutzendbilder, fabrikmäßig, aber doch charakteriſtiſch gemalt.

Das große Operntheater iſt ein merkwürdiges Gebäude, aus Holz und leichten Brettern zuſammengeſchlagen und zeugt von dem Geiſte des Erbauers, der viele und hohe Gäſte würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater iſt 18 Schritte breit, auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält; in ſeiner möglichen Länge hat es 76 Schritt. Das Proſcenium und das Orcheſter iſt ſehr groß, das Parterre dagegen ſehr

klein; man konnte überall gut sehen und höchst wahrscheinlich auch gut hören. Gegenwärtig ist es seit der Anwesenheit des Großfürsten zu einem Tanzsaale eingerichtet.

Von Ludwigsburg um fünf Uhr abgefahren. Herrliche Allee, vom Schloßweg an der langen Straße des Orts hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort ist mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt; links sieht man die Neckargebirge. Man kommt nach Kornwestheim; von da stehen Fruchtbäume an der Chaussee, die anfangs vertieft liegt, so daß die Aussicht wenig Abwechselung gewährt. Die Solitude sieht man in der Ferne. Herrlicher Fruchtbau. Der Weg geht über manche Hügel; ein Kalksteinbruch, zum Behuf der Chaussee, liegt ganz nahe an der Straße.

Nach Zuffenhausen hinabfahrend, sahen wir Feuerbach rechts in einem schönen Wiesengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, spielte darauf im Nachhausegehen — fast das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang sah man Stuttgart. Seine Lage, in einem Kreise von sanften Gebirgen, machte in dieser Tageszeit einen ernsten Eindruck.

Stuttgart, den 30. August 1797.

Ich machte meine erste gewöhnliche Tour um sechs Uhr früh allein, und recognoscirte die Stadt mit ihren Umgebungen. Eine Seite hat eine Befestigung nach der Heilbronner Art, nur nicht so stattlich; die Gräben sind auch in Weinberge und Gartenpflanzungen verwandelt. Bald nachher findet man die schönsten Alleen von mehreren Baumreihen und ganz beschattete Plätze. Zwischen diesen und einer Art von Vorstadt liegt eine schöne Wiese. Durch die Vorstadt kommt man bald auf den Platz vor das Schloß oder vielmehr vor die Schlösser. Der Platz ist seit der Anwesenheit des Großfürsten schön planirt, und die theils auf Rasen, in großen regelmäßigen Partien, theils als Alleen gepflanzten Kastanienbäume sind sehr gut gediehen. Das Schloß selbst ist von dem Geschmack der Hälfte dieses Jahrhunderts, das Ganze aber anständig frei und breit. Das alte Schloß wäre jetzt kaum zu einer Theaterdecoration gut. Die alte Stadt gleicht Frankfurt in ihren alten Theilen; sie liegt in der Tiefe, nach dem kleinen Wasser zu. Die neue Stadt ist in entschiedenen Richtungen meist geradlinig und rechtwinkelig gebaut, ohne Aengstlichkeit in der

Ausführung. Man ſieht Häuſer mit mehr oder weniger Ueberhängen, ganz perpendiculär, von verſchiedener Art und Größe; und ſo bemerkt man, daß die Anlage nach einem allgemeinen Geſetz und doch nach einer gewiſſen bürgerlichen Willkür, gemacht wird.

Nachdem ich mich umgekleidet, beſuchte ich nach zehn Uhr Herrn Handelsmann Rapp, und fand an ihm einen wohlunterrichteten verſtändigen Kunſtfreund. Er zeigte mir eine ſchöne Landſchaft von Both; er ſelbſt zeichnet, als Liebhaber, landſchaftliche Gegenſtände recht glücklich.

Wir beſuchten Profeſſor Dannecker in ſeinem Studium im Schloſſe, und fanden bei ihm einen Hektor, der den Paris ſchilt, ein etwas über Lebensgröße in Gyps ausgeführtes Modell, ſo wie auch eine ruhende nackte weibliche Figur im Charakter der ſehnſuchtsvollen Sappho, in Gyps fertig, und in Marmor angefangen; deßgleichen eine kleine trauernd ſitzende Figur zu einem Zimmer-Monument. Ich ſah ferner bei ihm das Gypsmodell eines Kopfes vom gegenwärtigen Herzog, der beſonders in Marmor ſehr gut gelungen ſeyn ſoll, ſo wie auch ſeine eigene Büſte, die ohne Uebertreibung geiſtreich und lebhaft iſt. Was mich aber beſonders frappirte, war der Original-Ausguß von Schillers Büſte, der eine ſolche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß er wirklich Erſtaunen erregt. Ich ſah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenſtandes. Dieſe Materie, die wir bisher ſo oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laokoon beſprochen haben, erſcheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künſtler dieſer letzten Zeiten uns zu dieſem Hauptbegriff erheben können!

Auch ſah ich eine Vaſe bei ihm, aus grangeſtreiftem Alabaſter, von Iſopi, von dem uns Wolzogen ſo viel erzählte. Es geht aber über alle Beſchreibung, und niemand kann ſich ohne Anſchauung einen Begriff von dieſer Vollkommenheit der Arbeit machen. Der Stein, was ſeine Farbe betrifft, iſt nicht günſtig, aber ſeiner Materie nach deſto mehr. Da er ſich leichter behandeln läßt als der Marmor, ſo werden hier Dinge möglich, wozu ſich der Marmor nicht darbieten würde. Wenn Cellini, wie ſich glauben läßt, ſeine Blätter und Zierrathen in Gold und Silber eben ſo gedacht und vollendet hat, ſo kann man ihm nicht übel nehmen, wenn er ſelbſt mit Entzücken von ſeiner Arbeit ſpricht.

Man fängt an, den Theil des Schlosses, der unter Herzog Carl, eben als er geendigt war, abbrannte, wieder auszubauen, und man ist eben mit den Gesimsen und Decken beschäftigt. Isopi modellirt die Theile, die alsdann von andern Stuccatoren ausgegossen und eingesetzt werden. Seine Verzierungen sind sehr geistreich und geschmackvoll; er hat eine besondere Liebhaberei zu Vögeln, die er sehr gut modellirt und mit andern Zierrathen angenehm zusammenstellt. Die Composition des Ganzen hat etwas Originelles und Leichtes.

In Professer Scheffauers Werkstatt fand ich eine schlafende Venus mit einem Amor, der sie aufweckt, von weißem Marmor, wohlgearbeitet und gelegt; nur wollte der Arm, den sie rückwärts unter den Kopf gebracht hatte, gerade an der Stelle der Hauptansicht keine gute Wirkung thun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle zu dem Monument, welches die Gemahlin des jetzigen Herzogs auf die durch Gebete des Volks und der Familie wieder erlangte Genesung des Fürsten aufrichten läßt. Der Obelisk steht schon auf dem Schloßplatze, mit den Gypsmodellen geziert.

In Abwesenheit des Professor Hetsch ließ uns dessen Gattin seinen Arbeitssaal sehen. Sein Familienbild in ganzen lebensgroßen Figuren hat viel Verdienst, besonders ist seine eigene höchst wahr und natürlich; es ist in Rom gemalt. Seine Porträte sind sehr gut und lebhaft, und sollen sehr ähnlich seyn. Er hat ein historisches Bild vor, aus der Messiade, da Maria sich mit Porcia, der Frau des Pilatus, von der Glückseligkeit des ewigen Lebens unterhält und sie davon überzeugt. Was läßt sich über die Wahl eines solchen Gegenstandes sagen? und was kann ein schönes Gesicht ausdrücken, das die Entzückung des Himmels vorausfühlen soll? Ueberdieß hat er zu dem Kopf der Porcia zwei Studien nach der Natur gemacht, das eine nach einer Römerin, einer geist- und gefühlvollen herrlichen Brünette, und das andere nach einer blonden guten weichen Deutschen. Der Ausdruck von beiden Gesichtern ist, wie sich's versteht, nichts weniger als überirdisch; und wenn so ein Bild auch gemacht werden könnte, so dürften keine individuellen Züge darin erscheinen. Indessen möchte man den Kopf der Römerin immer vor Augen haben. Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte!

Profeſſor Müller fand ich an dem Graff'ſchen Porträt, das Graff ſelbſt gemalt hat. Der Kopf iſt ganz vortrefflich; das künſtleriſche Auge hat den höchſten Glanz: nur will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken ſich herüber lehnt, nicht gefallen, um ſo weniger, da dieſer Rücken durchbrochen iſt, und das Bild alſo unten durchlöchert erſcheint. Das Kupfer iſt übrigens auf dem Wege gleichfalls ſehr vollkommen zu werden. Sodann iſt er auch an einem Tod eines Generals beſchäftigt, und zwar eines amerikaniſchen, eines jungen Mannes, der bei Bunkershill blieb. Das Gemälde iſt von einem Amerikaner Trumbul und hat Vorzüge des Künſtlers und Fehler des Liebhabers. Die Vorzüge ſind ſehr charakteriſtiſche und vortrefflich tockirte Porträtgeſichter, die Fehler, Disproportionen der Körper unter einander und ihrer Theile. Componir. iſt es, verhältnißmäßig zum Gegenſtande, recht gut, und für ein Bild, auf dem ſo viele rothe Uniformen erſcheinen müſſen, ganz verſtändig gefärbt; doch macht es im erſten Anblick immer eine grelle Wirkung, bis man ſich mit ihm wegen ſeiner Verdienſte verſöhnt. Das Kupfer thut im Ganzen ſehr gut, und iſt in ſeinen Theilen vortrefflich geſtochen. Ich ſah auch das bewundernswürdige Kupfer des letzten Königs von Frankreich, in einem vorzüglichen Abdruck aufgeſtellt.

Gegen Abend beſuchten wir Herrn Conſiſtorialrath Rueff, welcher eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern beſitzt, wovon ein Theil zur Freude und Bequemlichkeit der Liebhaber unter Glas aufgehängt iſt. Sodann gingen wir in Rapps Garten, und ich hatte abermals das Vergnügen, mich an den verſtändigen und wohlgefühlten Urtheilen dieſes Mannes über manche Gegenſtände der Kunſt, ſo wie über Dannekers Lebhaftigkeit zu erfreuen.

Stuttgart, den 31. Auguſt 1797.

Ueber das was ich geſtern geſehen, wären noch manche Bemerkungen zu machen. Beſonders traurig für die Baukunſt war die Betrachtung was Herzog Carl bei ſeinem Streben nach einer gewiſſen Größe hätte hinſtellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieſer Kunſt aufgegangen, und er ſo glücklich geweſen wäre, tüchtige Künſtler zu ſeinen Anlagen zu finden. Allein man ſieht wohl, er hatte nur eine gewiſſe vornehme Prachtrichtung, ohne Geſchmack, und in ſeiner frühern Zeit war die

Mode-Römerinnen.

Dieſe Federn, weiß' und ſchwarze,
Die ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzens-Königinnen,
Eure Schönheit mehren ſie.

Ihr erſcheinet unſern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen, die ſtolzirend
Auf der Wieſ' in Freiheit gehn.

Prächtig war's am Carnevale,
In der Oper euch zu ſehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Moguls Herrſcherin.

Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauſpiel ſehen konnte,
Zog die unbeſcheidnen Federn
Sotto voce weidlich durch.

Dieſe ſchöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien
Nicht aus Perſien noch Catay.

Unter unſre Römerinnen,
Schnell ſich vom Olympus ſtürzend,
Brachte ſie der Götter-Bote,
Der geflügelte Mercur.

Baukunst in Frankreich, woher er seine Muster nahm, selbst verfallen. Ich bin gegenwärtig voll Verlangen Hohenheim zu sehen.

Nach allem diesem muß ich noch sagen, daß ich unterwegs auf ein poetisches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit ähnliche recht artige Sachen, und es läßt sich in dieser Form manches sagen, man muß nur erst hineinkommen und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen, und hoffe es bald zu überschicken. Das Poetisch-Tropisch-Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo einem so viel Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre.

Auch bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig zu betrachten, was für Gegenstände sich zu dieser besondern Behandlungsart bequemen. Ich kann Ihnen nicht sagen, um meine obigen Klagelieder zu wiederholen, wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen; denn diese Künstler büßen offenbar den Fehler und den Unbegriff der Zeit am schwersten. Sobald ich mit Meyer zusammenkomme, und seine Ueberlegungen, die er mir angekündigt, nutzen kann, will ich gleich mich daran machen und wenigstens die Hauptmomente zusammenschreiben.

Ueber das Theatralisch-Komische habe ich auch verschiedenemal zu denken Gelegenheit gehabt, das Resultat ist: daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden kann, und daß wir leider ein Capital dieser Art, womit wir poetisch wuchern könnten, bei uns gar nicht finden.

Uebrigens hat man vom Kriege hier viel gelitten und leidet immerfort. Wenn die Franzosen dem Lande fünf Millionen abnahmen, so sollen die Kaiserlichen nun schon an sechzehn Millionen verzehrt haben. Dagegen erstaunt man denn freilich als Fremder über die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Landes, und begreift die Möglichkeit solche Lasten zu tragen.

Cotta hat mich freundlich eingeladen in Tübingen bei ihm zu logiren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher, besonders bei dem heißen Wetter in den Wirthshäusern mehr als auf dem Wege gelitten.

Ich habe nun auch die Vasen von Isopi gesehen, von welchen

Wolzogen auch nicht zu viel erzählt hat. Der Einfall, den Henkel und die Schnauze der Kanne durch Thiere verzustellen, ist sehr artig und sehr gut angebracht, besonders an der einen, da der Kranich der aus dem Gefäße trinkt, den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht. Die Arbeit aber in Hinsicht ihrer Feinheit und Zierlichkeit geht über alle Begriffe. Er verlangt für die beiden großen und noch drei oder vier kleinere 500 Ducaten. Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menschen immer an Cellini denken. Obgleich Isopi keine Spur von jener Rohheit hat, so ist er doch ein eben so fürchterlich passionirter Italiäner. Die Art wie er die Franzosen haßt, und wie er sie schildert, ist einzig; so wie er überhaupt eine höchst interessante Natur ist.

Als die Franzosen nach Stuttgart kamen, fürchtete man eine Plünderung. Er hatte seine Vasen wohl eingepackt im Dannecker'schen Hause stehen. Heimlich kauft er sich ein paar Taschenpistolen, Pulver und Blei, und trägt die Gewehre geladen mit sich herum, und da man in der ersten Nacht unvorsichtiger Weise einige Franzosen ins Haus läßt, die, nach der gewöhnlichen Marodeursmanier zu trinken forderten, sich aber nachher ziemlich unartig bezeigten, stand er immer dabei und hatte die Hände in der Tasche, entschlossen dem ersten der sich seinem Zimmer und dem Kasten genähert hätte, eine Kugel durch den Leib zu jagen und neben seinen Arbeiten zu sterben.

Stuttgart, den 1. September 1797.

Gestern Nachmittag war ich beim Mechanicus Tiedemann, einem unschätzbaren Arbeiter, der sich selbst gebildet hat. Mehrere Gesellen arbeiten unter ihm, und er ist eigentlich nur beschäftigt seine Ferngläser zusammenzusetzen — eine Bemühung, die wegen der Objectivgläser viel Zeit erfordert, indem diejenigen Gläser die eigentlich zusammengehören, jedesmal durch die Erfahrung zusammengesucht werden müssen. Ein Perspectiv, dessen erstes Rohr ungefähr 18 Zoll lang ist und durch das man eine Schrift von ungefähr einem Zoll hoch auf 600 Fuß sehr deutlich lesen, ja auf einer weißen Tafel kleine Punkte recht deutlich unterscheiden kann, verkauft er für 7 Carolin.

Wir besuchten Herrn Obristlieutenant Wing, der recht gute Gemälde besitzt. Wir sahen eins von Franz Floris, mehrere Frauen mit Säuglingen beschäftigt, ein besonders in einzelnen Theilen sehr gutes Bild. Ein

anderes von Hetsch, Achill von dem man die Briseis wegführt, würde vorzüglicher seyn wenn die Figur des Achill nicht in der Ecke zu sehr allein säße. Ueberhaupt haben die Hetschischen Bilder, so viel ich ihrer gesehen, bei ihren übrigen Verdiensten und bei glücklichen Apperçus, immer etwas, daß man sie noch einmal durchgearbeitet wünscht. Auch sah ich eine Landschaft mit Räubern, die für Rubens gegeben wird, die ich ihm aber nicht zuschreiben würde, ob sie gleich in ihrer natürlichen Behandlungsart vortrefflich ist. Ferner sah ich einige andere, mehr oder weniger kleine, ausgeführte Bilder von Rubens.

Darauf besuchten wir Herrn Professor Harper, einen geborenen Landschaftsmaler. Die Begebenheiten und Bewegungen der Natur, indem sie Gegenden zusammensetzt, sind ihm sehr gegenwärtig, so daß er mit vielem Geschmack landschaftliche Gemälde hervorbringt. Freilich sind es alles nur imaginirte Bilder, und seine Farbe ist hart und roh; allein er malt so aus Grundsätzen, indem er behauptet daß sein Colorit mit der Zeit Ton und Harmonie bekomme, wie denn auch einige dreißig- und vierzigjährige Bilder von ihm zu beweisen scheinen. Er ist ein gar guter, allgemein beliebter, wohlerhaltener Mann in den Sechzigen, und wird von hier bald nach Berlin abgehen.

Wir sahen die Aloe, die in einem herrschaftlichen Garten seit drei Monaten der Blüthe sich nähert. Der Stängel ist jetzt 23 Fuß hoch, die Knospen sind noch geschlossen und brauchen allenfalls noch vierzehn Tage zur völligen Entwickelung. Sie ist auch zufällig, indem man sie in ein engeres Gefäß gesetzt, zu dieser Blüthe genöthigt worden.

Hierauf gingen wir ein wenig spazieren und dann in das Schauspiel. Es ward Don Carlos von Schiller gegeben. Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen, das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit, eine Kälte, eine Geschmacklosigkeit, ein Ungeschick die Möbeln auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Declamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefühls oder höhern Gedankens, daß man sich eben zwanzig Jahre und länger zurückversetzt fühlt. Und was am merkwürdigsten ist, kein einziger findet sich unter ihnen, der auch nur irgend zu seinem Vortheil sich auszeichnete; sie passen alle auf das beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsene Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agiren, und doch wüßte ich nicht zu sagen ob von einem irgend für die Zukunft etwas zu hoffen wäre. Der

Entrepreneur Michelé wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat sowohl Schauspieler als Tänzer, die sich von dem alten Theater des Herzogs Carl herschreiben und auf Zeitlebens pensionirt sind, beizubehalten. Da er nun zugleich seinen Vortheil sucht und sich durch Abschaffung untauglicher Subjecte nicht Luft machen kann, so ist nicht zu denken, daß dieses Theater leicht verbessert werden könnte. Doch wird es besucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Stuttgart, den 2. September 1797.

Gestern war ich mit Herrn Professor Danneker in Hohenheim. Gleich vor dem Thore begegneten wir Oesterreichern, die ins Lager zogen. Häßlach liegt rechts der Straße in einem schön bebauten und waldigen Grunde. Wenn man höher kommt, sieht man Stuttgart sehr zu seinem Vortheil liegen.

Hohenheim selbst, der Garten sowohl als das Schloß, ist eine merkwürdige Erscheinung. Der ganze Garten ist mit kleinen und größeren Gebäuden übersät, die mehr oder weniger theils einen engen, theils einen Repräsentationsgeist verrathen. Die wenigsten von diesen Gebäuden sind auch nur für den kürzesten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie stecken in der Erde, indem man den allgemeinen Fehler derer die am Berge bauen, durchaus begangen hat, daß man den vordern oder untern Sockel zuerst bestimmt und sodann das Gebäude hinten in den Berg gesteckt hat, anstatt daß, wenn man nicht planiren will noch kann, man den hintern Sockel zuerst bestimmen muß; der vordere mag alsdann so hoch werden als er will.

Da alle diese Anlagen theils im Gartenkalender, theils in einem eigenen Werke beschrieben worden, so sind sie weiter nicht zu recensiren; doch wäre künftig, bei einer Abhandlung über die Gärten überhaupt, dieser in seiner Art als Beispiel aufzustellen. Bei diesen vielen kleinen Partien ist merkwürdig, daß fast keine darunter ist, die nicht ein jeder wohlhabende Particulier eben so gut und besser besitzen könnte. Nur machen viele kleine Dinge zusammen leider kein großes. Der Wassermangel, dem man durch gepflasterte schmale Bachbetten und durch kleine Bassins und Teiche abhelfen wollen, giebt dem Ganzen ein kümmerliches Ansehen, besonders da auch die Pappeln nur ärmlich da stehen. Schöne gemalte Fensterscheiben

an einigen Orten, so wie eine ſtarke Sammlung Majolica iſt für den Liebhaber dieſer Art von Kunſtwerken intereſſant. Ich erinnerte mich dabei verſchiedener Bemerkungen, die ich über Glasmalerei gemacht hatte, und nahm mir vor ſie zuſammenzuſtellen und nach und nach zu completiren; denn da wir alle Glasfritten ſo gut und beſſer als die Alten machen können, ſo käme es bloß auf uns an, wenn wir nur genau den übrigen Mechanismus beobachteten, in Scherz und Ernſt ähnliche Bilder hervorzubringen.

Außer einigen Bemerkungen in dieſem Fache fand ich nichts Wiſſens- und Nachahmungswerthes in dieſem Garten. Eine einzige altgothiſch gebaute, aber auch kleine und in der Erde ſteckende Capelle wird jetzt von Thouret, der ſich lange in Paris und Rom aufgehalten, und die Decoration ſtudirt hat, mit ſehr vielem Geſchmack ausgeführt; nur Schade, daß alles bald wieder beſchlagen und vermodern muß, und der Aufenthalt feucht und ungenießbar iſt.

Das Schloß, das mit ſeinen Nebengebäuden ein ausgebreitetes Werk darſtellt, gewährt den gleichgültigſten Anblick von der Welt, ſo wie auch ſämmtliche Gebäude ganz weiß angeſtrichen ſind. Man kann vom Aeußern der Gebäude ſagen, daß ſie in gar keinem Geſchmack gebaut ſind, indem ſie nicht die geringſte Empfindung weder von Neigung noch Widerwillen erregen. Eher iſt das völlig Charakterloſe einer bloßen, beinahe nur handwerksmäßigen Bauart auffallend.

Der Haupteingang iſt zu breit gegen ſeine Höhe, wie überhaupt der ganze Stock zu niedrig iſt. Die Treppen ſind gut angelegt, die Stufen jedoch gegen ihre geringe Höhe zu ſchmal. Der Hauptſaal, leider mit Marmor decorirt, iſt ein Beiſpiel einer bis zum Unſinn ungeſchickten Architektur. In den Zimmern ſind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unſichern und umherſchweifenden Geſchmack verrathen. Einiges ſind Nachzeichnungen, die aus Paris geſendet worden, in denen mehr Harmonie iſt. Ein artiger Einfall von kleinen ſeidenen Vorhängen, die mit Franſen verbrämt und, in ungleichen Wolken aufgezogen, von den Geſimſen herunterhängen, verdient mit Geſchmack nachgeahmt zu werden. Die Stuccaturarbeit iſt meiſtens höchſt ſchlecht.

Da ein Theil des Schloſſes noch nicht ausgebaut iſt, ſo läßt ſich hoffen, daß durch ein paar geſchickte Leute, die gegenwärtig hier ſind, die Decorationen ſehr gewinnen werden. Ein Saal, der auch ſchon wieder

auf dem Wege war in ſchlechtem Geſchmack verziert zu werden, iſt wieder abgeſchlagen worden, und wird nach einer Zeichnung von Thouret durch Iſopi ausgeführt.

Die Gypsarbeit des Iſopi und ſeiner Untergebenen zu ſehen, iſt höchſt merkwürdig, beſonders wie die freiſtehenden Blätter der Roſen und die hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Theilen zuſammengeſetzt werden, wodurch ſehr ſchöne und durch Schatten wirkſame Vertiefungen entſtehen. Auch war mir ſehr merkwürdig, wie er Dinge, die nicht gegoſſen werden können, zum Beiſpiel die Verzierungen einer ovalen Einfaſſung, deren Linien alle nach einem Mittelpunkte gehen ſollen, durch einen jungen Knaben ſehr geſchickt ausſchneiden ließ. Die Leute arbeiten, außer mit kleinen Federmeſſern, Flach- und Hohlmeißeln, auch mit großen Nägeln, die ſie ſich ſelbſt unten zuſchleifen, und oben mit einem Läppchen, um ſie bequemer anzufaſſen, umwickeln. Von den größern Roſen bringt ein geſchickter Arbeiter nur eine den Tag zu Stande. Sie arbeiten ſeit Iſopi's Direction mit großem Vergnügen, weil ſie ſehen, wie ſehr ſie in ihrer Geſchicklichkeit zunehmen. Iſopi macht, wie ſich's verſteht, die Modelle, die alsdann geformt und ausgegoſſen werden. Das Charakteriſtiſche von Iſopi's Arbeit ſcheint mir zu ſeyn, daß er, wie oben bemerkt, hauptſächlich auf die Vertiefungen denkt. So werden zum Beiſpiel die Eier in der bekannten architektoniſchen Zierrath beſonders gegoſſen und in die Vertiefungen eingeſetzt.

Ein Hauptfehler der alten Decken-Decoration iſt, daß ſie gleichſam für ſich allein ſteht, und mit dem Untern nicht rein correſpondirt, welches daher rühren mag, daß alles zu haſtig und zufällig gearbeitet worden, was nun bei Thouret und Iſopi nicht mehr vorkommen kann. Hier ward ich auch durch die Ausführung in einem Gedanken beſtärkt, daß man nämlich bei Säulendecorationen, die in Zimmern angebracht werden, nur den Architrav und nicht das ganze Gebälke anbringen dürfe. Die Ordnung wird dadurch höher, das Ganze leichter und iſt dem Begriffe der Conſtruction gemäß.

Iſopi will niemals eine Cornîche unmittelbar an der Decke haben; es ſoll immer noch eine leichte Wölbung vorhergehen, die der Geſchmack des Architekten nach der Länge und Breite des Zimmers, als das Verhältniß in dem ſie geſehen wird, beſtimmen ſoll.

Die rothe Damaſtfarbe ſah ich nirgends als in kleinen Cabinetten,

wo sie nur in schmalen Pameaux oder sonst unterbrochen vorkam. Die größern Zimmer waren alle mit sanfteren Farben decorirt, und zwar so, daß das Seidenzeug heller gefärbtes Laub als der Grund hatte. Die Parkets sind sämmtlich von Eichenholz, unabwechselnd, wie die in Ludwigsburg, aber sehr gut gearbeitet.

Auf dem Hause steht eine Kuppel, die aber nur eine Treppe enthält, um auf den obern Altan zu kommen.

Im Garten ist ein Häuschen, von den drei Kuppeln genannt, auch merkwürdig, das inwendig ganz flache Decken hat, so daß die Kuppeln eigentlich nur Decorationen nach außen sind.

Ich fand die Amaryllis Belladonna blühen, so wie in dem eisernen Hause manche schöne auswärtige Pflanze.

Artig nahm sich zu Fußdecken kleiner Cabinette ein bunter Flanell aus.

In den untern Zimmern des Schlosses ist eine Gemäldesammlung, worunter sich manches Gute befindet. Ein Frauenbild von Holbein, besonders aber eine alte Mutter, die mit Einfädelung der Nadel beschäftigt ist, indeß die Tochter sehr emsig näht, und ein Liebhaber, der bei ihr steht, ihr in dem Augenblick seine Wünsche zu offenbaren scheint, ist vortrefflich gedacht, componirt und gemalt. Das Bild hat halbe Figuren von fast Lebensgröße.

* * *

Einiges über Glasmalerei.

Bei der Glasmalerei ist vor allem das Clairobscur und die Farbengebung zu betrachten.

Das Clairobscur ist an der vordern Seite, d. h. nach dem Gebäude zu, eingeschmolzen, es mögen nun mit dem Pinsel die Umrisse aufgetragen oder Licht und Schatten in breiten Flächen angegeben seyn. Das zweite geschah dergestalt, daß man die Platte mit dem ganzen chemischen Grunde überdeckte, und mit einer Nadel die Lichter herausriß; es ist also, wenn man will, eine Art schwarzer Kunst, oder besser, es ward gearbeitet, wie man auf dunkelm Grunde die Lichter aufhöht. Dieses geschah mit der größten Feinheit und Accurateſſe. Ob sie nun diesen Grund zuerst einschmolzen, und die Farben auf die andere Seite brachten und nochmals einschmolzen, oder ob alles zugleich geschah, weiß ich noch nicht.

Es gibt, in Abſicht auf Färbung, auf Glas gemalte und aus Glas zuſammengeſetzte Bilder.

Die erſten haben nur gewiſſe Farben: Gelb bis ins Gelbrothe, Blau, Violett und Grün kommen darauf vor, aber niemals ein Purpur. Wahrſcheinlich braucht der Goldlack ein ſtärkeres Feuer, um in Fluß zu gerathen als die übrigen, und konnte daher nicht mit jenen Farben zugleich eingeſchmolzen werden.

War alſo Zeichnung und Clairobſcur eines Bildes fertig, ſo wurden auf der Rückſeite die Farben aufgetragen und eingeſchmolzen. Merkwürdig iſt die gelbe Farbe, die ſie durch ein trübes Mittel, nach dem bekannten optiſchen Geſetz, hervorbrachten; der Theil der Scheibe, welcher inwendig herrlich gelb ausſieht, erſcheint von außen als ein ſchmutziges Hellblau, das ins Grünliche oder Violette ſpielt.

Wenn ſie Schwarz hervorbringen wollten, ſo ließen ſie den chemiſchen Grund auf dem Glaſe unberührt. Weil derſelbe aber doch noch durchſcheinend und braun geweſen wäre, ſo bedeckten ſie ihn hinten mit irgend einem undurchſichtigen Schmelzwerk, wodurch das Schwarze ganz vollkommen wurde.

Bei der größern Unſchmelzbarkeit des rothen Glaſes wurde es, wie ſo viele Fälle zeigen, nur in einzelnen Stücken eingeſetzt. Bei dem artigen Fall, daß ein weißer Steinbock auf rothem Grunde erſcheinen ſollte, verfuhr man folgendermaßen. Man ſchmolz zuerſt einen purpurnen Ueberzug auf weißes Glas, ſo daß die ganze Tafel ſchön purpurn erſchien. Sodann brannte man die Figur, nach Zeichnung und Schattirung, auf die weiße Seite ein, und ſchliff zuletzt von der Hinterſeite die rothe Lage des Glaſes weg, ſo weit ſie die Figur des Steinbocks bedeckte, wodurch dieſer blendend weiß auf dem farbigen Grunde erſchien.

Sobald ich wieder eine Anzahl ſolcher Scheiben antreffe, werde ich meine Bemerkungen completiren und zuſammenſtellen.

Stuttgart, den 3. September 1797.

Geſtern beſuchte ich die Bibliothek, die ein ungeheures hölzernes Gebäude, das ehemals ein Kaufhaus war, einnimmt. Es ſteht am gewerbreichſten Theile der Stadt, zwar rings herum frei, jedoch nicht ſo, daß es vor aller Feuergefahr ſicher wäre. Die Sammlung zum Kunſt-

Antiquitäten- und Naturfach iſt beſonders ſchön, ſo wie auch die Sammlung der Dichter und des ſtatutariſchen Rechtes von Deutſchland. Bibliothekare ſind Peterſen und Hofrath Schott.

Vorher beſuchten wir den Profeſſor-Thouret, bei dem ich verſchiedene gute Sachen ſah. Eine Allegorie auf die Wiedergeneſung des Herzogs iſt ihm beſonders wohlgelungen. Dieſe ſowohl als eine Allegorie auf die franzöſiſche Republik, ſo wie Elektra mit Oreſt und Pylades, zeugen von ſeiner Einſicht in die einfachen ſymmetriſchen und contraſtirenden Compoſitionen; ſo wie die Riſſe zu einem fürſtlichen Grabe und zu einem Stadtthor ſein ſolides Studium der Architektur beurkunden. Ich werde nach dieſem und nach der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm geſehen, rathen, daß man bei Decorirung unſeres Schloſſes auch ſein Gutachten einhole.

Nach Tiſche ging ich zu dem preußiſchen Geſandten von Madeweiß, der mich mit ſeiner Gemahlin ſehr freundlich empfing. Ich fand daſelbſt die Gräfin Königseck, Herrn und Frau von Barchimont und einen Herrn von Wimpfen. Man zeigte mir ein paar vortreffliche Gemälde, die dem Legationsrath Abel gehören. Zunächſt eine Schlacht von Wouvermann. Die Cavallerie hat ſchon einen Theil der Infanterie überritten und iſt im Begriff ein zweites Glied, das eben abfeuert, anzugreifen. Ein Trompeter, auf ſeinem hagern Schimmel, ſprengt rückwärts, um Succurs herbeizublaſen. Das andere Bild iſt ein Claude Lorrain von Mittelgröße und beſonderer Schönheit, ein Sonnenuntergang, den er auch ſelbſt radirt hat. Es iſt faſt keine Vegetation auf dem Bilde, ſondern nur Architektur, Schiffe, Meer und Himmel.

Abends bei Herrn Capellmeiſter Zumſteeg, wo ich verſchiedene gute Muſik hörte. Er hat die Colma, nach meiner Ueberſetzung, als Cantate, doch nur mit Begleitung des Claviers componirt. Sie thut ſehr gute Wirkung und wird vielleicht für das Theater zu arrangiren ſeyn, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Fingal und ſeine Helden ſich in der Halle verſammeln ließe, Minona ſingend und Oſſian ſie auf der Harfe accompagnirend vorſtellte, und das Pianoforte auf dem Theater verſteckte, ſo müßte die Aufführung nicht ohne Effect ſeyn.

Heute fuhren wir ins kaiſerliche Lager. Wir kamen durch Berg, worauf die Hauptattaque von Moreau gerichtet war; dann auf Cannſtatt; Münſter ſahen wir im Grunde liegen. Wir kamen durch Schmieden

und fingen an das Lager zu überſehen. Der linke Flügel lehnt ſich an Mühlhauſen, alsdann zieht er ſich über Altingen bis gegen Hochberg. In Neckar-Rems wurden wir vom Hauptmann Jakardowsky, vom Generalſtabe, gut aufgenommen, der uns erſt früh das Lager überhaupt von dem Berge bei Hochberg zeigte, und uns gegen Abend an der ganzen Fronte bis gegen Mühlhauſen hinführte. Wir nahmen den Weg nach Kornweſtheim, da wir denn auf die Ludwigsburger Chauſſee kamen, und ſo nach der Stadt zurückfuhren.

Im Lager mögen etwa 25,000 Mann ſtehen; das Hauptquartier des Erzherzogs wird in Hochberg ſeyn.

Der Pfarrer in Neckar-Rems heißt Zeller, der Oberamtmann von Cannſtatt Seyffer und iſt ein Bruder des Profeſſors in Göttingen.

Stuttgart, den 4. September 1797.

Nachdem ich früh verſchiedenes zu Papiere gebracht und einige Briefe beſorgt hatte, ging ich mit Herrn Profeſſer Danneker ſpazieren und beredete hauptſächlich mit ihm meine Abſichten, wie Iſepi und Thouret auch für unſere Weimariſchen Verhältniſſe zu nutzen ſeyn möchten.

Zu Mittag ſpeiſte ich an der Table d'hôte, wo ſich ein junger Herr von Lieven, der ſich hier bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft befindet, als ein Sohn eines alten akademiſchen Freundes mir zu erkennen gab.

Hernach beſuchte ich Herrn Beiling, deſſen Frau ſehr ſchön Clavier ſpielte. Er iſt ein ſehr paſſionirter Liebhaber der Muſik, beſonders des Geſanges. Aus den brillanten Zeiten des Herzogs Carl, wo Jomelli die Oper dirigirte, iſt der Eindruck und die Liebe zur italiäniſchen Muſik bei älteren Perſonen hier noch lebhaft verblieben. Man ſieht, wie ſehr ſich etwas im Publicum erhält, das einmal feſt gepflanzt iſt. Leider dienen die Zeitumſtände den Obern zu einer Art von Rechtfertigung, daß man die Künſte, die mit wenigem hier zu erhalten und zu beleben wären, nach und nach ganz ſinken und verklingen läßt.

Von da zur Frau Legationsrath Abel, wo ich die beiden ſchönen Bilder, die ich bei Herrn von Matzweiß geſehen, nochmals wieder fand. Außer dieſen zeigte man mir noch eine vortreffliche und wohlerhaltene Landſchaft von Nikolas Pouſſin, und noch einen andern Claude aus einer frühern Zeit, aber unendlich lieblich.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn ſie ſich verſchönern will.

Daß Minerva, die beſcheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Dieſe Mode mitzumachen
Ihren armen Kauz gerupft.

Daß der Liebe ſchöne Mutter
Selbſt ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihrem Kriegesgott entwandt.

Und daß ſich die hohe ſtolze
Juno, Jupiters Gemahlin,
Von dem Schweife ihres Pfauen
Einen Federbuſch gemacht.

Billig reizt euch das Verlangen,
Holde Töchter unſrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Götterfrauen gleich zu ſeyn.

Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauſchen,
Der euch ins Geſichte lachend
Unterm Ziegenbarte knurrt,

Und euch zuruft: „Liebe Damen!
Dieſe Federn, die ihr traget,
Fliegen freilich; doch ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um."

Wir machten darauf einen Spaziergang auf die Weinbergshöhen, wo man Stuttgart in seinem Umfange und seinen verschiedenen Theilen liegen sieht. Stuttgart hat eigentlich drei Regionen und Charaktere: unten sieht es einer Landstadt, in der Mitte einer Handelsstadt, und oben einer Hof- und wohlhabenden Particulierstadt ähnlich.

Wir gingen ins Theater, wo man Ludwig den Springer gab. Das Ballet, dießmal ein bloßes Divertissement, war ganz heiter und artig. Madame Pauli, erst kurz verheirathet, zeigte sich als sehr hübsche und anmuthige Tänzerin.

Die Stuttgarter sind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hie und da darauf schielt. Merkwürdig war mir's auch heute, daß das Publicum, wenn es beisammen ist, es mag seyn, wie es will, durch sein Schweigen und seinen Beifall immer ein richtiges Gefühl verräth. Sowohl im heutigen Stücke als neulich im Carlos, wurden die Schauspieler fast nie, einigemal aber das Stück applaudirt; kaum aber trat diesen Abend die Tänzerin, mit ihren wirklich reizenden Bewegungen auf, so war der Beifall gleich da.

Stuttgart, den 5. September 1797.

Früh im großen Theater. Ich sah daselbst verschiedene Decorationen, welche sich noch von Colomba herschreiben. Sie müssen sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen; denn es ist alles sehr faßlich, und in großen Partien ausgetheilt und gemalt. Die Frankfurter Decorationen haben aber doch darin den Vorzug, daß ihnen eine solidere Baukunst zum Grunde liegt, und daß sie reicher sind, ohne überladen zu seyn; dahingegen die hiesigen in einem gewissen Sinne leer genannt werden können, ob sie gleich wegen der Größe des Theaters und wegen ihrer eigenen Grandiosität sehr guten Effect thun müssen.

Sodann bei Herrn Meyer, der verschiedene gute Gemälde hat. Er zeigte mir Blumen- und Fruchtstücke von einem gewissen Wolffermann, der erst mit naturhistorischen Arbeiten angefangen, sich aber darauf nach de Heem und Huysum gebildet, und sowohl in Wasser- als Oelfarbe Früchte und Insecten außerordentlich gut macht. Da er arm ist, und sich hier kaum erhält, so würde er leicht zu haben seyn und bei künftigen Decorationen vortrefflich dienen, um die Früchte, Insecten, Gefäße, und

was sonst noch der Art vorkäme, zu malen und andern den rechten Weg zu zeigen. Auch könnte man ihn zu der neuen Marmormalerei brauchen, wenn ihn Professor Thouret vorher darin unterrichten wollte.

Ich sah bei dem Hoftapezierer Stühle von Mahagoniholz gearbeitet; sie waren mit schwarzem gestreiftem Seidenzeug überzogen, das Pequin satiné heißt und eine sehr gute Wirkung thut. Besonders artig nehmen sich daran hochrothe seidene Litzen aus, mit denen die Kanten der Kissen bezeichnet sind.

Nachmittags war ich bei Regierungsrath Frommann, der mir einige schöne eigene, sowie andere dem Legationsrath Abel gehörige Gemälde vorzeigte. Unter den letzteren zeichnete sich besonders eine Faun aus, der eine am Baum gebundene Nymphe peischt. Dieselbe Idee ist in den Scherzi d'amore von Carracci vorgestellt, und mag dieses Bild, das vortrefflich gemalt ist, wohl von Lodovico seyn. Auch dieser Liebhaber hat manches aus den französischen Auctionen für einen sehr billigen Preis erhalten.

Abends bei Rapp. Vorlesung des Hermann und Dorothea.

Stuttgart, den 6. September 1797.

Früh besuchte mich Herr Professor Thouret, mit dem ich über die architektonischen Decorationen sprach. Dazu kam Professor Heideloff, der leider sehr an den Augen leidet; ferner ein Oberlieutenant von Koudelka, von den Oesterreichern, ein wohlgebildeter junger Mann und großer Liebhaber der Musik. Darauf ging ich mit Thouret, sein Modell zum Ovalsaal in Stuttgart zu sehen, das im Ganzen gut gedacht ist: nur wäre die Frage, ob man den Uebergang von den langen perpendicularen Wänden, der mir zu arm scheint, nicht reicher und anmuthiger machen könnte. Ich ging alsdann mit ihm, Scheffauer und einem würtembergischen Officier, der ganz artig malt, das Schloß zu besehen, wo ich nichts Nachahmungswerthes fand, vielmehr unzählige Beispiele dessen, was man vermeiden soll. Die Marmore, besonders aber die Alabaster (Kalkspäthe) des Landes nehmen sich sehr gut aus, sind aber nicht zur glücklichsten Decoration verwendet. Uebrigens sind die Zimmer, man möchte sagen, gemein vornehm: so zum Beispiel sieht man auf einem gemein angestrichenen weißen Gypsgrunde viele vergoldete Architektur, die Thüren bei ihren schnörkelhaften

Vergoldungen mit Leimfarbe angestrichen, die Guidal'schen Plafonds nach der bekannten Art.

In dem Wohnzimmer des jetzigen Herzogs sah ich eine halbe Figur, die auf Guercino hindeutet, einige Landschaften aus Biermanns früherer Zeit, ein gutes Bild von Hetsch, die Mutter der Gracchen im Gegensatz mit der eiteln Römerin vorstellend.

Ich ging mit Herrn Professor Theuret die verschiedenen Decorationen durch, die bei Verzierungen eines Schlosses vorkommen können, und bemerkte hierüber folgendes.

Das erste worin wir übereinkamen war, daß man sich, um eine Reihe von Zimmern zu decoriren, vor allen Dingen über das Ganze bestimmen solle, man möge es nun einem einzelnen Künstler übertragen, oder aus den Vorschlägen mehrerer nach eigenem Geschmacke für die verschiedenen Zimmer eine Wahl anstellen. Da ohnehin ein solches Unternehmen jederzeit großes Geld koste, so sey der Hauptpunkt, daß man stufenweise verfahre, das Kostbare nicht am unrechten Platze anbringe, und sich nicht selbst nöthige, mehr als man sich vorgesetzt zu thun.

So sey zum Beispiel bei dem Appartement unserer Herzogin, dessen Lage ich ihm bezeichnete, es hauptsächlich darum zu thun, aus dem Anständigen eines Vorsaals in das Würdigere der Vorzimmer, in das Prächtigere des Audienzzimmers überzugehen, das Rundel des Eckes und das darauf folgende Zimmer heiter und doch prächtig zu einer innern Conversation anzulegen, von da ins Stille und Angenehme der Wohn- und Schlafzimmer überzugehen, und die daran stoßenden Cabinette und Bibliothek mannichfaltig, zierlich und mit Anstand vergnüglich zu machen.

Wir sprachen über die Möglichkeit, sowohl durch das anzuwendende Material als durch die zu bestimmenden Formen einem jeden dieser Zimmer einen eigenen Charakter und dem Ganzen eine Folge durch Uebergänge und Contraste zu geben. Er erbot sich, wenn man ihm die Risse und Maße der Zimmer schickte, einen ersten Vorschlag dieser Art zu thun, den man zur Grundlage bei der künftigen Arbeit brauchen könnte.

Decken und Gesimse sind das erste, an deren Bestimmung und Fertigung man zu denken hat, allein diese hängen von der Decoration des Zimmers sowohl in Proportionen als Ornamenten ab.

Die Gesimse oder den Uebergang von der Wand zur Decke kann man auf zweierlei Art machen, einmal, daß man ein mehr oder weniger

vorspringendes Gesims in die Ecke anbringt und die Decke unmittelbar darauf ruhen läßt, oder auch, daß man durch eine größere oder kleinere Hohlkehle die Wand und Decke sanft verbindet. Jene Art würde in ihrer größern Einfachheit sich wohl für die Vorzimmer schicken und, wenn man Glieder und Theile mehr zusammensetzt, auch wohl den prächtigen Zimmern gemäß seyn. Doch haben die Hohlkehlen immer etwas Heiteres und sind mannichfaltiger Verzierungen fähig. Isepi will selbst über dem architektonischen Gesims noch jederzeit eine Hohlkehle haben, um dem Ganzen mehr Freiheit und Ansehen zu geben — eine Meinung die sich noch prüfen läßt.

Gesimse und Decken stehen in einer beständigen Correlation; die Einfalt des einen bestimmt die Einfalt des andern, und so theilen sie einander auch ihre mannichfaltigen Charaktere mit. Stuck, Vergoldung und Malerei können mit einander hier wetteifern und sich steigern. Wir haben hiervon in dem römischen Hause schon sehr schöne Beispiele.

Was die Wände selbst betrifft, so leiden sie die mannichfaltigsten Veränderungen. Eine sauber abgetünchte Wand, auf welcher die angebrachte Stuccatur durch einen leichten Thon abgesetzt wird, giebt für Versäle die angenehmste und heiterste Verzierung.

Sehr wichtig aber ist für Decoration die Kenntniß, Granit, Porphyr und Marmor auf verschiedene Weise nachzuahmen. Die bekannte Art des sogenannten Gypsmarmors thut zwar, nächst dem natürlichen Stein, den schönsten und herrlichsten Effect, allein sie ist sehr kostbar, und die Arbeit geht langsam; hingegen bedient man sich in Italien außerdem noch dreier anderer Arten, welche nach dem verschiedenen Gebrauch und Würde der Zimmer anzuwenden sind, und alle drei sehr guten Effect machen.

Die erste wird auf nassen Kalk gemalt, und hinterdrein vom Maurer verglichen, und von dem Maler wieder übergangen, so daß beide immer zusammen arbeiten; sie können auf diese Weise des Tages 6 Quadratschuh fertig machen. Der neue Saal von Hohenheim wird auf diese Weise decorirt, und man könnte daselbst im Frühjahre schon die Resultate sehen.

Die zweite ist was die Italiäner Scajola nennen, eine Art von nassem Mosaik. Der Pilaster oder die Füllung, die auf diese Art bearbeitet werden soll, wird mit einem einfärbigen beliebigen Gypsgrunde angelegt. Wenn er trocken ist, sticht der Künstler, der freilich darin Praktik haben muß, mit Eisen die Adern oder was man für Zufälligkeiten

anbringen will, heraus und füllt und streicht die entstandenen Vertiefungen mit einer andern Farbe wieder aus, wozu er sich kleiner Spateln bedient. Wenn dieses wieder trocken ist, übergeht er es abermals, und das so lange, bis der Effect erreicht ist, da denn das Ganze abgeschliffen wird. Man kann durch diese Art weit mehr, als durch das Mischen des Marmors, die Natur erreichen und es soll bei gehöriger Praktik um einen großen Theil geschwinder gehen.

Die dritte Art ist für Vorsäle und Zimmer, die man leicht behandeln will; sie soll sich aber auch sehr gut ausnehmen. Der Marmor wird nämlich mit Leimfarbe auf die abgetünchte Wand gemalt und mit einem Spiritusfirniß überstrichen.

Alle drei Arten offerirt Herr Thouret durch Beschreibung, noch lieber aber durch persönliche Anleitung mitzutheilen. Er widerräth das Malen des Marmors mit Oel auf die abgetünchte Wand, weil die Arbeit eine unangenehme der Natur widersprechende Bräune nach und nach erhält.

Der Gebrauch der Seide zur Verzierung der Wände ist auch wohl zu überlegen. Ganze Wände damit zu überziehen hat immer etwas Eintöniges, man müßte ihnen denn nach Größe und Verhältniß der Zimmer starke Bordüren geben, und auf die großen Räume wenigstens einige würdige Gemälde anbringen.

Uebrigens aber sind die kleinern seidenen Abtheilungen, mit Stuccatur und Marmor verbunden, immer das Angenehmste und Reichste, wie wir das Beispiel auch im römischen Hause sehen.

Da die Spiegel nunmehr jederzeit als ein Theil der Architektur angesehen, in die Wand eingelassen und niemals in mehr oder weniger barbarischen Rahmen aufgehängt werden, so fallen die Rahmen dazu meist in das Feld des Stuccaturers, wenigstens hat der Bildschnitzer nicht viel daran zu thun. Dagegen ist zu wünschen, daß das Schnitzwerk an den Thüren, die im Ganzen einerlei Form haben können, nach Verhältniß angebracht werde; wie sie denn überhaupt nur immer Holzfarbe seyn sollten, um so mehr, da man durch Fournirung verschiedener Hölzer, Schnitzwerk, Bronze, Vergoldung ihre Mannichfaltigkeit sehr hoch treiben kann, und eine weiße Thür immer etwas Albernes hat. Statt des kostbaren Schnitzwerks lassen sich auch bei Tapetenleisten die von Carton ausgedrückten vergoldeten Zierrathen sehr gut brauchen.

Wegen der Lambris hielt man dafür, daß bei hohen Zimmern

allenfalls die Höhe der Fensterbrüſtung beibehalten werden könne, ſonſt aber ſähe ein niedriger ſockelartiger Lambris immer beſſer aus, indem er die Wand niemals gedrückt erſcheinen laſſe.

Wegen der Fußböden kamen auch ſehr gute Vorſchläge zur Sprache, die nächſtens im weitern Umfang zu Papiere zu bringen ſind.

Einer von den Hauptfehlern bei der Decoration der Zimmer, der auch bei der frühern Conſtruction der Gebäude begangen wird, iſt, daß man die Maſſen, die man haben kann oder hat, trennt und zerſchneidet, wodurch das große ſelbſt kleinlich wird.

Wenn man zum Beiſpiel in einem Saal eine Säulenordnung, die nur einen Theil der Höhe einnimmt, anbringt und über derſelben gleichſam noch eine Attike bis an die Decke macht. Dieſer Fall iſt noch in dem ausgebrannten Schloſſe zu Stuttgart zu ſehen. Oder wenn man die Lambris verhältnißmäßig zu hoch macht, oder die Geſimſe oder Frieſen oben zu breit. Durch ſolche Operationen kann man ein hohes Zimmer niedrig erſcheinen machen, wie durch die umgekehrte richtige Behandlung ein niedriges hoch erſcheint. Dieſem Fehler ſind alle diejenigen ausgeſetzt, welche nur immer an mannichfaltige Verzierungen denken, ohne die Hauptbegriffe der Maſſen, der Einheit und der Proportionen vor Augen zu haben.

Den 6. September 1797.

Nach Tiſche ging ich mit Dannecker zu Rapp, wo ich ein ſehr merkwürdiges oſteologiſches Präparat fand.

Ein Frauenzimmer, deren Geſchwiſter ſchon an Knochenkrankheiten gelitten hatten, empfand in früher Jugend einen heftigen Schmerz, wenn die obere Kinnlade unter dem linken Auge berührt wurde. Dieſer erſtreckte ſich nach und nach abwärts bis in die Hälfte des Gaumens; es entſtand daſelbſt ein Geſchwür, in welchem man etwas Hartes fühlen konnte. Sie lebte 16 Jahre und ſtarb an der Auszehrung. Der Theil des Schädels, den man, nachdem ſie anatomirt, zurückbehalten, zeigt folgende Merkwürdigkeiten. Die linke Hälfte des Ossis intermaxillaris enthält zwei gute Schneidezähne; der Eckzahn fehlt und nach der kleinen Alveole ſieht man, daß er bald nach der zweiten Zahnung ausgefallen ſeyn müſſe; dann folgt ein Backzahn, dann eine kleine Lücke, jedoch ohne Alveole, ſondern mit dem ſcharfen Rand, dann ein ſtarker Backzahn, darauf ein noch nicht ganz

ausgebildeter sogenannter Weisheitszahn. Betrachtet man nun die Nasenhöhle des Präparats, so findet man die große Merkwürdigkeit: es sitzt nämlich ein Zahn unter dem Augenrande mit seiner Wurzel an einer kleinen runden faltigen Knochenmasse fest; er erstreckt sich in seiner Lage schief herab nach hinten zu, und hat den Gaumentheil der obern Maxille gleich hinter den Canalibus incisivis gleichsam durchbohrt, oder vielmehr es ist durch die widernatürliche Berührung der Theil cariös geworden, und eine Oeffnung, die größer als seine Krone, findet sich ausgefressen. Die Krone steht nur wenig vor der Gaumenfläche vor. Der Zahn ist nicht völlig wie andere Backzähne gebildet, seine Wurzel ist einfach und lang und seine Krone nicht völlig breit. Es scheint nach allem diesem ein gesunder Zahn mit lebhaftem Wachsthum zu seyn, dem aber der Weg nach seinem rechten Platze durch ein ungleiches und schnelleres Wachsthum der Nachbarzähne versperrt worden, so daß er sich hinterwärts entwickelt und das Unglück angerichtet hat. Wahrscheinlich ist es der fehlende Backzahn, von dessen Alveole keine Spur zu sehen ist. Im Anfange glaubte ich fast es sey der Eckzahn.

Wenn man diesen Fall hätte vermuthen können, so bin ich überzeugt, daß diese Person leicht zu operiren und der Zahn herauszuziehen gewesen wäre; ob man aber, bei ihrer übrigen unglücklichen Constitution, ihr das Leben dadurch gefristet hätte, ist fast zu zweifeln.

Schade, daß man nur das interessante Stück ausgeschnitten und nicht die andere Hälfte der Maxille, ja den ganzen Schädel verwahrt hat, damit man den Knochenbau noch an den Theilen, welche keine auffallende Unregelmäßigkeit zeigen, hätte beobachten können.

Abends im Theater wurden die **Due Litiganti** von Sarti gegeben. Die Vorstellung war äußerst schwach und unbedeutend.

Herr Brand gar nichts. Demoiselle Bambus unangenehme Nullität. Madame Kaufmann, kleine hagere Figur, steife Bewegung, angenehme, gebildete, aber schwache Stimme. Demoiselle Ferber nichts. Herr Krebs angenehmer Tenor, ohne Ausdruck und Action. Herr Reuter unbedeutend. Herr Weberling, eine gewisse Art von drolligem Humor, den man leiden mag, aber auch weiter nichts.

Ich habe mehrere, die das Theater öfters besuchen, darüber sprechen hören, und da kommt es denn meist auf eine gewisse Toleranz hinaus, die aus der Nothwendigkeit entspringt diese Leute zu sehen, wo denn doch

jeder in einer gewiſſen Rolle ſich die Gunſt des Publicums zu verſchaffen weiß.

Uebrigens hat das Theater ſo eine ſeltſame Conſtitution, daß eine Verbeſſerung deſſelben unmöglich wird.

Von Stuttgart nach Tübingen.

Tübingen, den 7. September 1797.

Früh halb ſechs Uhr von Stuttgart abgefahren. Auf der Höhe hinter Hohenheim ging der Weg durch eine ſchöne Allee von Obſtbäumen, wo man einer weiten Ausſicht nach den Neckarbergen genießt. Man kommt durch Echterdingen, ein wohlgebautes heiteres Dorf, und die Straße geht ſodann auf und ab, quer durch die Thäler, welche das Waſſer nach dem Neckar zuſchicken.

Ueber Waldenbuch, das im Thale liegt und wo wir um halb neun Uhr ankamen, hat man eine ſchöne Ausſicht auf eine fruchtbare, doch hügelige und rauhere Gegend, mit mehreren Dörfern, Feldbau, Wieſen und Wald. Waldenbuch ſelbſt iſt ein artiger zwiſchen Hügeln gelegener Ort mit Wieſen, Feld, Weinbergen und Wald, und einem herrſchaftlichen Schloß, der Wohnung des Oberforſtmeiſters.

Eine ähnliche Cultur dauert bis Dettenhauſen fort, doch iſt die Gegend rauher und ohne Weinberg. Wir ſahen Weiber und Kinder Flachs brechen. Weiterhin wird es etwas flächer. Einzelne Eichbäume ſtehen hie und da auf der Trift, und man hat die ſchöne Anſicht der nunmehr nähern Neckarberge, ſo wie einen Blick ins mannichfaltige Neckarthal. Wir ſahen bald das Tübinger Schloß und fuhren durch eine anmuthige Aue nach Tübingen hinein, wo wir bei Cotta einkehrten.

Ich machte bei ihm die Bekanntſchaft mit Herrn Dr. Gmelin und ging gegen Abend mit beiden die Gegend zu ſehen. Aus dem Garten des Dr. Gmelin hatte man die Ausſicht auf das Ammerthal und Neckarthal zugleich. Der Rücken eines ſchön bewachſenen Sandſteingebirges trennt beide Thäler, und Tübingen liegt auf einem kleinen Einſchnitt dieſes Rückens wie auf einem Sattel und macht Front gegen beide Thäler. Oberhalb liegt das Schloß, unterhalb iſt der Berg durchgraben, um die Ammer auf die Mühlen und durch einen Theil der Stadt zu leiten.

Der größte Theil des Wassers ist zu diesem Behuf weit über der Stadt in einen Graben gefaßt; das übrige Wasser, im ordentlichen Bette, so wie die Gewitterwasser, laufen noch eine weite Strecke, bis sie sich mit dem Neckar vereinigen.

Die Existenz der Stadt gründet sich auf die Akademie und die großen Stiftungen; der Boden umher liefert den geringsten Theil ihrer Bedürfnisse.

Die Stadt an sich selbst hat drei verschiedene Charaktere: der Abhang nach der Morgenseite, gegen den Neckar zu zeigt die großen Schul-, Kloster- und Seminariengebäude; die mittlere Stadt sieht einer alten zufällig zusammengebauten Gewerbstadt ähnlich; der Abhang gegen Abend, nach der Ammer zu, so wie der untere flache Theil der Stadt wird von Gärtnern und Feldleuten bewohnt; er ist äußerst schlecht, bloß nothdürftig gebaut, und die Straßen sind von dem vielen Mist äußerst unsauber.

Tübingen, den 8. September 1797.

Mittags lernte ich die Herren Ploucquet, die beiden Gmelin und Schott kennen. In dem Ploucquet'schen Garten, der auf der unterhalb der Stadt wieder aufsteigenden Berghöhe liegt, ist die Aussicht sehr angenehm; man sieht in beide Thäler, indem man die Stadt vor sich hat. An der Gegenseite des Neckarthals zeigen sich die höhern Berge nach der Donau zu, in einer ernsthaften Reihe.

Tübingen, den 9. September 1797.

Gegen Abend mit Cotta auf dem Schlosse. In den Zimmern finden sich sowohl an Decken als an Wänden und Fenstern artige Beispiele der alten Verzierungsmanier, oder vielmehr jener Art die Theile des innern Ausbaues nach gewissen Bedürfnissen oder Begriffen zu bestimmen. Da man denn doch bei einem Baumeister manchmal solche Angabe fordert, so wird er hier verschiedene Studien machen können, die mit Geschmack gebraucht gute Wirkung thun würden.

Abends die kleine Kantische Schrift gegen Schlosser, so wie den Gartenkalender und die würtembergische kleine Geographie durchgelesen und angesehen.

Tübingen, den 10. September 1797.

Früh mit Professor Kielmeyer, der mich besuchte, verschiedenes über Anatomie und Physiologie organischer Naturen durchgesprochen. Sein Programm zum Behuf seiner Vorlesungen wird ehestens gedruckt werden. Er trug mir seine Gedanken vor, wie er die Gesetze der organischen Natur an allgemeine physische Gesetze anzuknüpfen geneigt sey, zum Beispiel der Polarität, der wechselseitigen Stimmung und Correlation der Extreme, der Ausdehnungskraft expansibler Flüssigkeiten.

Er zeigte mir meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen, die nur des leichtern Verständnisses halber in Briefe eingezeichnet waren, von Georg Cuvier von Mömpelgard, der gegenwärtig Professor der vergleichenden Anatomie am Nationalinstitut in Paris ist. Wir sprachen verschiedenes über seine Studien, Lebensweise und Arbeiten. Er scheint durch seine Gemüthsart und seine Lage nicht der völligen Freiheit zu genießen, die einem Mann von seinen Talenten zu wünschen wäre.

Ueber die Idee, daß die höhern organischen Naturen in ihrer Entwickelung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die andern hinter ihnen zurückbleiben. Ueber die wichtige Betrachtung der Häutung, der Anastomosen, des Systems der blinden Därme, der simultanen und successiven Entwickelung.

Tübingen, den 11. September.

Dictirt an verschiedenen Aufsätzen nach Weimar bestimmt. In der Kirche Besichtigung der farbigen Fenster im Chor. Aufsatz darüber. Mittags Professor Schnurrer, nach Tische Visiten bei den Herren, die ich hier im Hause hatte kennen lernen, so wie bei Professor Majer. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Directoriums mit dem Rathe der Fünfhundert. Regnichter Tag.

An den Herzog von Weimar.

Tübingen, den 11. September 1797.

Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, habe ich langsam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereist und habe nun, vom schönen Wetter begünstigt, einen deutlichen Begriff

„Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Die ihr jeden Tag berupft.“

Unverſchämter Satyr ſchließe
Deine tückiſch bittre Lippe!
Unſre ſchönen Römerinnen
Sind ſo tugendreich als ſchön.

Jetzt noch wallt in ihrem Buſen
Der Lucretia alt Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Neugriechiſch-epirotiſche Heldenlieder.

I.

Sind Gefilde türkiſch worden,
Sonſt Beſitz der Albaneſen;
Stergios iſt noch am Leben,
Keines Paſcha's achtet er.
Und ſo lang es ſchneit hier oben
Beugen wir den Türken nicht.
Setzet eure Vorhut dahin,
Wo die Wölfe niſtend hecken!
Sey der Sklave Stadtbewohner;
Stadtbezirk iſt unſern Braven
Wüſter Felſen Klippenſpalte.
Eh' als mit den Türken leben
Lieber mit den wilden Thieren!

von den Gegenden die ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältnissen, Ansichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelassenheit womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas spät, noch reisen. Es giebt eine Methode, durch die man überhaupt in einer gewissen Zeit die Verhältnisse eines Orts und einer Gegend, und die Existenz einzelner vorzüglichen Menschen gewahr werden kann. Ich sage gewahr werden, weil der Reisende kaum mehr von sich fordern darf; es ist schon genug, wenn er einen saubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der schönen Stunden, die mich durch die Bergstraße führten, ward durch die sehr ausgefahrenen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wohl sagen mit Erstaunen. Die Ansichten nähern sich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehreren glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet. Der Weg von da nach Heilbronn ist theils fürs Auge sehr reizend, theils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich sehr interessirt, sowohl wegen seiner offenen, fruchtbaren, wohlgebauten Lage, als auch wegen des Wohlstandes der Bürger und der guten Administration ihrer Vorgesetzten. Ich hätte gewünscht diesen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Cultur beinahe trunken und ermüdet. In Ludwigsburg besah ich das einsame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die sich durch die Hauptstraßen des ganzen Ortes erstrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in seinem ernsthaften, wohlgebauten Thal sehr anmuthig, und seine Umgebungen, sowohl nach den Höhen als nach dem Neckar zu, sind auf mannichfaltige Weise charakteristisch.

Es ist sehr interessant zu beobachten, auf welchem Punkt die Künste gegenwärtig in Stuttgart stehen. Herzog Carl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation,

Effect arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höhern befördern.

In früherer Zeit begünstigte er das lyrische Schauspiel und die großen Feste; er suchte sich die Meister zu verschaffen, um diese Erscheinungen in größter Vollkommenheit darzustellen. Diese Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück, und zur Vollständigkeit seiner Akademie gehörte auch der Unterricht in Musik, Gesang, Schauspiel und Tanzkunst. Das alles erhält sich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut.

Musik kann sich am längsten erhalten. Dieses Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist viel schnellern Abwechselungen unterworfen, und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich lange neben einander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, so wie man zum Beispiel dem Stuttgarter Theater an einer gewissen Steifheit und Trockenheit seinen akademischen Ursprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjecte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu gewissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber; und so hat ein Publicum nur eine Art von kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dieß ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Constitution der Theateraufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Mihole ist abgegangen, und nun ist ein anderer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publicums einnimmt und darüber, so wie über die Ausgaben, Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen: sein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer bestimmten Summe steigen; was darüber gewonnen wird, muß er mit der herzoglichen Theaterdirection theilen. Man sieht, wie sehr durch eine solche Einrichtung alles, was zu einer Verbesserung des Theaters geschehen könnte, paralysirt wird. Ein Theil der ältern Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält sich überhaupt ungefähr wie die Musik. Figuranten dauern lange, wie Instrumentalisten, und sind nicht schwer zu ersetzen; so können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter

noch reizend seyn, unterdessen findet sich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieses ist auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt seinen alten Gang und sie haben eine junge, sehr reizende Tänzerin, der nur eine gewisse Mannichfaltigkeit der Bewegungen und mehr Charakteristisches in ihrem Thun und Lassen fehlt, um sehr interessant zu seyn. Ich habe nur einige Divertissements gesehen.

Unter den Particuliers hat sich viele Liebe zur Musik erhalten, und es ist manche Familie, die sich im stillen mit Clavier und Gesang sehr gut unterhält. Alle sprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen sich ihr Geschmack zuerst gebildet, und verabscheuen deutsche Musik und Gesang.

Bildhauer und Maler schickte der Herzog, wenn sie gewissermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben sich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier sind, zum Theil sich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat sich die Lust des Zeichnens, Malens und Bossirens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen sind entstanden, die ihren Besitzern eine angenehme Unterhaltung, so wie eine geistreiche Communication mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend ist es, daß der Herzog gerade die Kunst, die er am meisten brauchte, die Baukunst, nicht auf eben die Weise in jungen Leuten beförderte und sich die so nöthigen Organe bildete; denn es ist mir keiner bekannt, der auf Baukunst gereist wäre. Wahrscheinlich begnügte er sich mit Subjecten, die er um sich hatte und gewohnt war, und mochte durch sie seine eigenen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt sehen. Dafür kann man aber auch bei allem was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geschehen ist, nur das Material, das Geld, die Zeit, so wie die verlorene Kraft und Gelegenheit, was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit ist, verspricht endlich einmal geschmackvoll verziert zu werden. Isopi, ein trefflicher Ornamentist, den der Herzog kurz vor seinem Tode von Rom verschrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieses ist ein junger lebhafter Maler, der sich aber mit viel Lust auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferstechen steht wirklich hier auf einem hohen Punkte; Professor Müller ist einer der ersten Künstler in dieser Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die

geringern buchhändleriſchen Bedürfniſſe unter ſeiner Aufſicht befriedigt. Profeſſor Leybold, ſein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größeren Platten, und würde an einem andern Orte, in Abſicht der Wirkung auf eine Schule, das bald leiſten was Profeſſor Müller hier thut.

Ueberſieht man nun mit einem Blicke alle dieſe erwähnten Zweige der Kunſt und andere, die ſich noch weiter verbreiten, ſo überzeugt man ſich leicht, daß nur bei einer ſo langen Regierung durch eine eigene Richtung eines Fürſten dieſe Ernte gepflanzt und ausgeſäet werden konnte; ja man kann wohl ſagen, daß die ſpätern und beſſern Früchte jetzt erſt zu reifen anfangen. Wie ſchade iſt es daher, daß man gegenwärtig nicht einſieht, welch ein großes Capital man daran beſitzt, mit wie mäßigen Koſten es zu erhalten und weit höher zu treiben ſey. Aber es ſcheint niemand einzuſehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künſte, in Verbindung mit den Wiſſenſchaften, Handwerk und Gewerbe, in einem Staate hervorbringen. Die Einſchränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieſer Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten dieſe Epoche und eignet ſich um einen leidlichen Preis einen Theil der Cultur zu, die hier durch Zeit, Umſtände und große Koſten ſich entwickelt hat.

Eigentlich wiſſenſchaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; ſie ſcheint mit der Carlsakademie, wo nicht verſchwunden, doch ſehr vereinzelt worden zu ſeyn.

Den preußiſchen Geſandten v. Madeweiß beſuchte ich und ſah bei ihm ein paar ſehr ſchöne Bilder, die dem Legationsrath Abel, der gegenwärtig in Paris iſt, gehören. Die Sammlung dieſes Mannes, der für ſich und ſeine Freunde ſehr ſchätzbare Gemälde aus dem franzöſiſchen Schiffbruch zu retten gewußt hat, iſt aus Furcht vor den Franzoſen in den Häuſern ſeiner Freunde zerſtreut, wo ich ſie nach und nach aufgeſucht habe.

Den ſehr corpulenten Erbprinzen ſah ich in der Komödie; eine ſchwarze Binde, in der er den vor kurzem auf der Jagd gebrochenen Arm trug, vermehrte noch ſein Volumen. Die Erbprinzeß iſt wohlgebaut und hat ein verſtändiges, gefälliges Anſehen; ihr Betragen, ſowohl nach innen als nach außen, muß, wie ich aus den Reſultaten bemerken konnte, äußerſt klug und den Umſtänden gemäß ſeyn. Der regierende Herzog

ſcheint nach dem Schlagfluſſe, der ihn im Juni des vorigen Jahres traf, nur noch ſo leidlich hinzuleben. Die Wogen des Landtags haben ſich gelegt, und man erwartet nun was aus der Infuſion ſich nach und nach präcipitiren wird.

Ich machte in guter Geſellſchaft den Weg nach Cannſtatt und Neckar-Rems, um das Lager von den ungefähr 25,000 Mann Oeſterreichern zu ſehen, das zwiſchen Hochberg und Mühlhauſen ſteht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, alles ſauber und ordentlich zu.

Darauf ſah ich auch Hohenheim mit Aufmerkſamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit ſeinen Seitengebäuden äußerſt weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantaſie überſäte Garten gewähren, ſelbſt im Einzelnen, wenig Befriedigendes; nur hie und da findet man etwas, das beſſer behandelt eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohl unterrichteten Kunſtfreund, der viel Talent in eigenen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung ſchuldig geworden. Profeſſor Dannecker iſt, als Künſtler und Menſch, eine herrliche Natur, und würde in einem reichern Kunſtelemente noch mehr leiſten als hier, wo er zu viel aus ſich ſelbſt nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab, durch eine zwar noch fruchtbare, doch um vieles rauhere Gegend, und bin nun am Fuße der höhern Berge angelangt, welche ſchon verkündigen, was weiterhin bevorſteht. Ich habe hier ſchon den größern Theil von Profeſſoren kennen gelernt und mich auch in der ſchönen Gegend umgeſehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken zwiſchen zwei Thälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie unauslöſchlich die Züge der Gegenſtände im Gedächtniß ſeyen, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingens geblieben iſt, das wir doch auch auf jener ſonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition vor ſo viel Jahren berührten.

Die Akademie iſt hier ſehr ſchwach, ob ſie gleich verdienſtvolle Leute beſitzt und ein ungeheures Geld auf die verſchiedenen Anſtalten verwendet wird; allein die alte Form widerſpricht jedem fortſchreitenden Leben,

die Wirkungen greifen nicht in einander, und über der Sorge, wie die verschiedenen Einrichtungen im alten Gleise zu erhalten seyen, kann man nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weise bewirken könnte und sollte. Der Hauptsinn einer Verfassung wie die württembergische bleibt nur immer, die Mittel zum Zwecke recht fest und gewiß zu halten, und eben deßwegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden.

Ueber Glasmalerei.

Fortsetzung

Tübingen, den 11. September 1797.

In dem Chor der Tübinger Kirche befinden sich bunte Fenster, welche ich beobachtete und folgende Bemerkungen machte:

Den Grund betreffend.

Derselbe ist bräunlich, scheint gleich aufgetragen zu seyn und in einem trockenen Zustande mit Nadeln ausgerissen. Bei den hohen Lichtern ist der Grund scharf weggenommen, die übrige Haltung aber mit kleinen Strichlein hervorgebracht, wie man auf einem dunkeln Grund mit Kreide höhen würde. Auf diese Weise ist die Haltung bewirkt, und das Bild befindet sich auf der Seite, die nach innen gekehrt ist. Der Grund ist rauh und unschmelzbar und muß durch ein großes Feuer in das Glas gebrannt seyn; die feinsten Nadelzüge stehen in ihrer völligen Schärfe da; es konnte damit auf weißen und allen andern Gläsern operirt werden. Hier sind Vögel und Thierarten auf gelbem Grunde mit unglaublicher Geschicklichkeit radirt; sowohl die Umrisse als die tiefsten Schatten scheinen mit dem Pinsel gemacht zu seyn, so daß der erste Grund doch gleichsam schon als eine starke Mitteltinte anzusehen ist.

Die Färbung betreffend.

Man kann hierüber bei den Tübinger Scheiben wenig lernen, weil sie äußerst zusammengesetzt sind. Sie haben zwar sehr gelitten, und sind mitunter höchst ungeschickt geflickt; aber man sieht doch, daß sie gleich von Anfang aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt waren, zum Beispiel selbst die einzelnen Theile eines Harnisches, der doch völlig einfarbig ist.

Wenn hier auf einem Glas zwei, ja drei Farben vorkommen, so ist es durch das Ausschleifen geleistet. Es sieht sehr gut aus, wenn eine weiße Stickerei auf einem farbigen Kleide ausgeschliffen ist. Dieses Ausschleifen ist vorzüglich bei Wappen gebraucht. Die weiße Wäsche neben den Gewändern so auszuschleifen würde einen sehr guten Effect thun. Durch dieses Mittel können zum Beispiel viererlei Farben auf einmal dargestellt werden, ja mehrere. Eine Purpurschicht wird auf ein weißes Glas geschmolzen, das Schwarze wird auf den Purpur gemalt, das übrige wird herausgeschliffen und man kann auf der Rückseite des Weißen wieder Farben anbringen, welche man will. Sehr dünner Purpur thut einen herrlichen Effect und würde bei dem geschmackvollsten Colorit seinen Platz gehörig einnehmen. Eben so könnte Gelb auf Purpur geschmolzen und eine Farbe ausgeschliffen werden. Das Schwarze habe ich hier auf der innern Seite sehr dicht aufgemalt gesehen. Es sind auf diese Weise theils die schwarzen Theile der Wappen, theils große Zierrathen auf farbige Scheiben aufgetragen.

Zu Holz, Stein und anderem Nebenwesen gibt es sehr artige Töne, die aus dem Grünen, Rothen, Gelben und Violetten ins Braune spielen. Man müßte damit, bei geschmackvollerer Malerei, seine Gründe sehr sanft halten können.

Die Fleischfarbe ist nun freilich am wenigsten gut; sie steigt vom Gelben bis zum Rothgelben, ja ich habe an Nebenfiguren ein violettlich Braun bemerkt. Wollte man überhaupt wieder etwas in dieser Art versuchen, so müßte man sich einen gewissen Styl machen und nach den mechanischen Möglichkeiten die Arbeiten behandeln.

Die Hauptfarben sind alle da und zwar in ihrer höchsten Energie und Sattheit. Ein Dunkelblau ist vortrefflich. Ein Hellblau scheint neuer. Eine Art von Stahlblau, vielleicht von hinten durch eine graue Schmelzfarbe hervorgebracht. Gelb vom hellsten bis ins Orange, ja Ziegelroth, Smaragdgrün, Gelbgrün, Violett und zwar ein blauliches und ein röthliches, beides sehr schön. Purpur in allen Tönen, des hellen und dunkeln, von der größten Herrlichkeit.

Diese Hauptfarben können, wie schon oben gesagt, wenn man wollte, getödtet werden, und man müßte nicht allein diese lebhafte und heftige, sondern auch eine angenehme Harmonie hervorbringen können.

An Schiller.

Tübingen, den 14. September 1797.

Seit dem 4. September, an dem ich meinen letzten Brief abschickte, ist es mir durchaus recht gut gegangen. Ich blieb in Stuttgart noch drei Tage, in denen ich noch manche Personen kennen lernte und manches Interessante beobachtete. Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu Rapp und Dannecker im Wachsen war und beide manchen Grundsatz, an dem mir theoretisch so viel gelegen ist, aufzufassen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite sie mir manches Gute, Angenehme und Brauchbare mittheilten, so entschloß ich mich ihnen den Hermann vorzulesen, was ich denn auch in einem Abend vollbrachte. Ich hatte alle Ursache mich des Effects zu erfreuen, den er hervorbrachte, und es sind uns allen diese Stunden fruchtbar geworden.

Nun bin ich seit dem 7. in Tübingen, dessen Umgebungen ich die ersten Tage bei schönem Wetter mit Vergnügen betrachtete und nun eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluß betrüge. Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer und zwischen der alten Kirche und dem akademischen Gebäude einen freundlichen, obgleich schmalen Ausblick ins Neckarthal. Indessen bereite ich mich zur Abreise, und meinen nächsten Brief erhalten Sie von Stäfa. Meyer ist sehr wohl und erwartet mich mit Verlangen. Es läßt sich gar nicht berechnen, was beiden unsere Zusammenkunft seyn und werden kann.

Je näher ich Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handlungsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist. Ich habe mehrere von den hiesigen Professoren kennen lernen, in ihren Fächern, Denkart und Lebensweise sehr schätzbare Männer, die sich alle in ihrer Lage gut zu befinden scheinen, ohne daß sie gerade einer bewegten akademischen Circulation nöthig hätten. Die großen Stiftungen scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind; sie stehen wie ruhige Kolossen auf sich selbst gegründet und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überrascht, die Sie gewiß auch kennen werden: Verkündigung des nahen

Abſchluſſes eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philoſophie, ein ſehr ſchätzbares Product ſeiner bekannten Denkart, das ſo wie alles, was von ihm kommt, die herrlichſten Stellen enthält, aber auch in Compoſition und Styl Kantiſcher als Kantiſch iſt. Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn die vornehmen Philoſophen und die Prediger des Vorurtheils ſo ärgern konnten, daß er ſich mit aller Gewalt gegen ſie ſtemmt. Indeſſen thut er doch, wie mir ſcheint, Schloſſern Unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigſtens indirect beſchuldigen will. Wenn Schloſſer fehlt, ſo iſt es wohl darin, daß er ſeiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuſchreibt, und kraft ſeines Charakters und ſeiner Denkweiſe zuſchreiben muß; und wer iſt in Theorie und Praxis ganz frei von dieſer Anmaßung?

Zum Schluſſe laſſe ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abſchreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon! Es folgen auf dieſe Introduction noch drei Lieder in deutſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Art, die zuſammen einen kleinen Roman ausmachen.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Altenglisch.

Edelknabe.

Wohin? Wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Liese.

Edelknabe.

Wohin denn? wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein?

Müllerin.

Das Heu ſoll herein,

Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn' zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verſtecken.
Nicht wahr? im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Von Tübingen nach Schaffhauſen.

Den 16. September 1797.

Früh vier Uhr aus Tübingen abgefahren. Sobald man aus dem Würtembergiſchen kommt, wird der Weg ſchlecht. Zur Linken hat man

II.

Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle
Nächſt der Küſte von Kaſſandra,
Ueber ihm die ſchwarzen Segel,
Ueber ihnen Himmelsbläue.
Kommt ein Türken-Schiff entgegen,
Scharlach-Wimpel wehen glänzend,
„Streich die Segel unverzüglich,
Nieder laß die Segel du!“ —
Nein ich ſtreiche nicht die Segel,
Nimmer laſſ' ich ſie herab,
Droht ihr doch, als wär' ich Bräutchen,
Bräutchen, das zu ſchrecken iſt.
Jannis bin ich, Sohn des Stathas,
Eidam des Bukevallas.
Friſch Geſellen, friſch zur Arbeit!
Auf zum Vordertheil des Schiffes:
Türkenblut iſt zu vergießen,
Schont nicht der Ungläubigen.
Und mit einer klugen Wendung
Beut das Türken-Schiff die Spitze;
Jannis aber ſchwingt hinauf ſich,
Mit dem Säbel in der Fauſt,
Das Gebälke trieft vom Blute
Und geröthet ſind die Wellen.
Allah! Allah! ſchrein um Gnade
Die Ungläubigen auf den Knieen.
Traurig Leben! ruft der Sieger
Bleibe den Beſiegten nun.

Berge, an deren Fuß sich ein Thal bildet, in welchem die Steinlach fließt.

Wir erreichten Hechingen halb acht Uhr; es liegt zum Theil im Grunde, zum Theil mit dem Schlosse auf der Anhöhe, und man hat bei der Einfahrt eine sehr schöne Aussicht. Unten zwischen Wiesen und Feldern liegt ein Kloster und dahinter Hohenzollern auf dem Berge. Auf der Brücke traf ich seit langer Zeit den ersten heiligen Nepomuk, der aber auch wegen der schlechten Wege nöthig war. Sehr schöne Kirche. Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eigenen Angelegenheiten, und die Dumpfheit, die sie verbreiten. Von Philosophen könnte man beinahe das Umgekehrte sagen.

Hinter Hechingen schöne Gärten und Baumstücke, schöne Pappelanlagen, abhängige Wiesen und freundliches Thal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu schöne weite Aussicht. Die Berge links gehen immer fort, so wie das Thal zu ihren Füßen.

Weßingen. Auf der Chaussee, wie auch schon eine Weile vorher, sehr dichter, inwendig blauer Kalkstein mit splitterig muscheligem Bruche, fast wie der Feuerstein.

Steinhofen. Eine hübsche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei dem Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Wasser zum Waschen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau ist der einer rauhern Gegend; man sah Wiesen und Triften und noch viel Kartoffeln und Hanf.

Engschlatt, zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge.

Balingen. Gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Wir kamen um zehn Uhr an. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Theil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Enach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Balingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel: er ist fast nur eine lange und breite Straße; das Wasser läuft durch und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch

gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein nothdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich seyn. Ueberdieß legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrath von Brennholz gleichfalls auf die Straße, und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Uebel zu helfen wäre.

Endingen. Man behält die Berge noch immer links.

Dotternhausen. Bis dahin schwarze schöne Felder, die aber feucht und quellig scheinen.

Schemberg. Stark ansteigender Berg, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunter rutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist; er ist wie Balingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güterbesitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist; der Hafer ward hier erst hineingeschafft. Der Weg steigt immer höher; es zeigen sich Fichten, große flache Weideplätze, dazwischen Feldbau. Oben einzelner Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Wasser fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwäldchen.

Um drei Uhr in Wellendingen, wo wir anhielten. Gegen Friedingen geht es wieder stark bergauf. Boden und Cultur wird etwas besser. Links liegt Aldingen. Auch die undankbarsten Bergrücken und ehemaligen Triften findet man cultivirt. Man kommt auf eine schöne Fläche und fühlt, daß man hoch ist. Die Straße wendet sich durch Aldingen, einen heitern weitläufig gebauten Ort; links Gebirge. Höhen worauf eine Kirche liegt.

Hofen, Spaichingen, Balgheim, wo die höchste Höhe erreicht ist. Von Rietheim an fallen die Wasser der Donau zu. Wurmlingen. Wir fuhren durch ein enges Thal hinabwärts nach Tuttlingen, wo wir Abends halb neun Uhr ankamen.

Den 17. September 1797.

Von Tuttlingen um sieben Uhr. Der Nebel war sehr stark; ich ging noch vorher die Donau zu sehen. Sie scheint schon breit, weil sie

durch ein großes Wehr gedämmt iſt. Die Brücke iſt von Holz und, ohne bedeckt zu ſeyn, mit Verſtand auf die Dauer conſtruirt: die Tragewerke liegen in den Lehnen, und die Lehnen ſind mit Brettern verſchlagen und mit Schindeln gedeckt. Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf; man trifft wieder Kalkſtein mit Verſteinerungen. Ich bemerkte eine gute und wohlfeile Art einer Lehne am Wege: in ſtarke Hölzer waren viereckt längliche Löcher eingeſchnitten und lange dünne Stämme getrennt und durchgeſchoben; wo ſich zwei einander mit dem obern und untern Ende berührten, waren ſie verkeilt. Ueberhaupt muß man alle würtembergiſchen Anſtalten von Chauſſeen und Brücken durchaus loben.

Der Nebel ſank in das Donauthal, das wie ein großer See, wie eine überſchneite Fläche ausſah, indem die Maſſe ganz horizontal und mit faſt unmerklichen Erhebungen niederſank. Oben war der Himmel völlig rein.

Man ſteigt ſo hoch, daß man mit dem Rücken der ſämmtlichen Kalkgebirge, zwiſchen denen man bisher durchfuhr, beinahe gleich zu ſeyn ſcheint. Die Donau kommt vom Abend hergefloſſen; man ſieht weit in ihr Thal hinauf, und wie es von beiden Seiten eingeſchloſſen iſt, ſo begreift man, wie ihr Waſſer weder ſüdwärts nach dem Rhein noch nordwärts nach dem Neckar fallen könne. Man ſieht auch ganz hinten im Grunde des Donauthals die Berge quer vorliegen, die ſich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Waſſer nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.

Die neue Saat des Dinkels ſtand ſchon ſehr ſchön, man ſäet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.

Es thut ſich die Ausſicht auf, links nach dem Bodenſee und nach den Bergen von Graubündten, vorwärts nach Hohentwiel, Thaingen und dem Fürſtenbergiſchen. Man hat das Donauthal nunmehr rechts und ſieht jenſeits deſſelben die Schlucht, durch die man heruntergekommen; man erkennt ſie leicht an dem Schlößchen, das über Altdingen liegt.

Die Straße wendet ſich gegen Abend. Nachdem man lange kein Dorf geſehen, ſieht man in einem breiten fruchtbaren Thal, deſſen Waſſer nach dem kleinern Bodenſee zufallen, Haltingen liegen, einen Ort zu dem man ſich denn auch ſüdwärts wieder hinunter wendet. Die Anſicht iſt ſehr intereſſant und vorſchweizeriſch. Hinten charakteriſtiſche mit Wald bewachſene Berge, an deren ſanfteren Abhängen Fruchtbau ſich zeigt; dann im

Mittelgrunde lange über Hügel und Thäler sich erstreckende Waldungen, zunächst wieder wohlgebautes Feld.

Hier, so wie schon drüben über der Donau, sieht man viele abgerundete Geschiebe, aber alles Kalk wie die Felsen selbst. Man denkt sich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerströme und Strudel die losgewordenen Theile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden.

Hinter Haltingen guter Boden, anfangs stark mit Steinen gemischt, nachher weniger und dann meist rein. Einiges schien Neubruch und war es auch; denn die Aecker bleiben neun Jahre als Wiese liegen und werden dann wieder andere neun Jahre benutzt. Einige Steinbrüche zum Behuf der Chaussee zeigen, daß der Kalkfels nicht tief unter der fruchtbaren Erde liegt.

Man kommt durch gemischte Waldungen über Hügel und Thäler; es geht einen starken Stieg hinunter und angenehme Waldthäler setzen fort.

Wir fanden eine Pflanze, bei der, außer ihrer Gestalt, merkwürdig ist, daß viele Insecten aller Art sich in ihren Saamencapseln nähren. Attich mit reifen Früchten zeigte sich auch. Ein Holzschlag. Kohlenmeiler. Genzianen. Das waldige Thal geht neben einem Wiesengrunde angenehm fort; Schneidemühlen, einiger Fruchtbau. Astrantia. Epilobium. Genzianen in ganzen Massen. Campaneln dazwischen. Antirrhinum. Frage, ob die Genzianen und andere Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben?

Kleines, ziemlich steiles ehemaliges Waldamphitheater, auf dem die Stöcke der abgehauenen Bäume noch stehen, zum Kartoffelfelde mühsam umgearbeitet. Das Thal verbreitet sich und alle Lehden sind wo möglich zum Feldbau umgearbeitet.

Man nähert sich Engen. Ein charakteristischer, obgleich ganz bewachsener Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort, der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8. October 1796 von den Franzosen zum Theil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um eilf Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen giebt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel sich ins Thal verliert. Die Bürger des Orts thaten auf dem Rückzuge, in Verbindung mit den Kaiserlichen, den Franzosen Abbruch; diese letztern, als sie noch

die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuser vor der Stadt und betrohten die Stadt selbst mit einem gleichen Schicksal. Ich sah daselbst eine sehr gut gekleidete kaiserliche Garnison, in der Nähe ein starkes aufgefahrenes Proviantfuhrwesen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um zwölf Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erschien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die ersten Geschiebe des Gesteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen sich wieder, schöne Wiesen und Baumstücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wiese. Es öffnet sich eine schöne fruchtbare Fläche im Thal; die höheren Felsen scheinen nunmehr eine andere Steinart zu seyn, um die sich der Kalkstein herumlegt. Viele weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welschingen, einem leidlichen Ort. Man steigt wieder stark bis gegen Weiterdingen. Es finden sich hier viel Geschiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, rother Jaspis, Hornblende in Quarz.

Man übersieht nunmehr von Engen das schöne Thal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubündtner Berge in Dünsten am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesenthal, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große

Man übersieht nunmehr von Engen das schöne Thal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubündtner Berge in Dünsten am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesenthal, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große

Kette der Schweitzergebirge vor sich.

Hilzingen liegt in einem weiten Thale, zwischen fruchtbaren Hügeln; Feldbau, Wiesenwachs und Weinberg umher.

Die Päße wurden daselbst von einem österreichischen Wachtmeister unterzeichnet, und der Amtschreiber stellte einen Cautionsschein aus, daß die Pferde wieder kommen würden.

Man steigt lange und sieht immer das Thal von Hilzingen hinter und neben sich, so wie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmschuh nicht ungeschickt einen Schleiftrog.

Eberingen. Nun geht es weiter über verschiedene fruchtbare Hügel; die höhern Berge sind mit Wald und Büschen besetzt. Viel Weinbau am Fuße eines Kalkfelsens, meist blaue Trauben, sehr vollhängend.

Thaingen, der erste schweizerische Ort, guter Wein. Müller, Gastwirth zum Adler.

Herblingen. Starker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links. Kalkstein, mit einem muscheligen Bruche, fast feuersteinartig.

Vor Schaffhausen ist alles umzäunt; die Besitzungen sind immer abgetheilt und gesichert; alles scheint Gartenrecht zu haben, und hat es auch. Die Stadt selbst liegt in der Tiefe, ein schmaler, angenehmer Wiesengrund zieht sich hinab; man fährt rechts und hat auf derselben Hand Gartenhäuser und Weinberge neben sich. Links ist der Abhang mehr oder weniger steil. Bei einem großen Hause, das unten steht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchst anmuthige Abwechselung von großen und kleinen Gärten und Höfen. Man sieht das Schloß vor sich. Die Gartenhäuser vermehren sich und werden ansehnlicher. Nach der Stadt zu steigen die Weinberge weit hinauf; links wird der Abhang nach dem kleinen Thale zu sanfter.

Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen zu allem was wir sehen Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene

Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen zu allem was wir sehen Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene Gegend uns vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichtes, so gut oder so schlecht er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Eben so willkommen ist aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wieder beleben oder unsere Phantasie aufregen: ja wir erfreuen uns sogar, mit dem Buch in der Hand, eine wohlbeschriebene Gegend zu durchlaufen; unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters.

Kein Wunder also, daß in einer Zeit, da so viel geschrieben wird, auch so manche Schrift dieser Art erscheint, kein Wunder, daß Künstler und Dilettanten in einem Fache sich üben, dem das Publicum geneigt ist.

Als eine ſolche Uebung ſetzen wir die Beſchreibung des Waſſerfalls von Schaffhauſen hierher, freilich nur ſkizzenhaft, und ohne ſie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beſchrieben werden, es wird jeden Beſchauer in Erſtaunen ſetzen, manchen zu einem Verſuch reizen ſeine Anſchauung, ſeine Empfindung mitzutheilen, und von keinem wird es fixirt, noch weniger erſchöpft werden.

Schaffhauſen, den 17. September 1797. Abends.

Im Gaſthof zur Krone abgeſtiegen. Mein Zimmer war mit Kupferſtichen geziert, welche die Geſchichte der traurigen Epoche Ludwigs XVI. darſtellten. Ich hatte dabei mancherlei Betrachtungen, die ich mir vornahm weiter auszuführen.

Abends an der Table d'hôte verſchiedene Emigrirte. Eine Gräfin, Condé'ſche Officiere, Pfaffen, Oberſt Landolt.

Schaffhauſen, den 18. September 1797.

Früh um halb acht Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu ſehen. Grüne Waſſerfarbe. Urſache derſelben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar und man ſah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, Condé'ſche Officiere, Pfaffen, Oberſt Landolt.

Schaffhauſen, den 18. September 1797.

Früh um halb acht Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu ſehen. Grüne Waſſerfarbe. Urſache derſelben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar und man ſah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterſcheiden konnte, vermiſchte ſich mit dem Nebel und ſtieg mit ihm auf.

Gedanke an Oſſian. Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen.

Man kommt über Uwieſen, ein Dorf, das oben Weinberge, unten Feldbau hat.

Der Himmel klärte ſich langſam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man ſteigt hinab und ſteht auf Kalkfelſen.

Theile der ſinnlichen Erſcheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau geſehen. Felſen, in der Mitte ſtehende, von dem höhern Waſſer ausgeſchliffene, gegen die das Waſſer herabſchießt. Ihr Widerſtand, einer

oben, der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen, Lakengischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet, und brauset und zischt u. s. w.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpurgefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderem Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderem Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor dem feinern Dunste aus; ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner, verständige immer verständiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung, und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabsteigen nach dem flachern Ufer Gedanken an die neumodische Parksucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man schöne Motive hat, ist in jeder Gegend lobenswürdig; aber es ist bedenklich, gewisse Imaginationen realisiren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben.

Wir fuhren über.

Der Rheinfall von vorn, wo er faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannichfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiedenen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum Nützlichverwendeten links.

Ueber dem Sturz sieht man die schöne Felsenwand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich stand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen, und wahrscheinscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth.

Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippels Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehöre? Der Hausherr, Namens Gelzer, war mit Trippel verwandt, durch Mutter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her

Schlößchen Wörth.

Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippels Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehöre? Der Hausherr, Namens Gelzer, war mit Trippel verwandt, durch Mutter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupflehen, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster oder dessen jetzigen Successoren die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Nothdurft schlagen und nehmen; er hat die Nutzung des Weinberges und der Felder, und gibt jährlich überhaupt nur 30 Thaler ab. Und so ist er eine Art von Lehnmann und zugleich Verwalter. Das Lehn heißt Schupflehen deßwegen, weil man ihn, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehen herausschieben oder schuppen kann.

Er zeigte mir seinen Lehnbrief von Anno 1762, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthält. Ein solches Lehen geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Besitzer die ältern Briefe auch noch

aufbewahrt. Allein im Briefe selbst steht nichts davon, obwohl von einem Regreß an die Erben darin die Rede ist.

Um zehn Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder herüber. Der Rheinfall war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet; schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowohl von dem Laufen'schen Felsen als von den Felsen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, daß der vorige Eindruck schon verwischt war; denn es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie schnell die Nerve in ihren alten Zustand sich wieder herstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten, und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind eben so anzusehen. Mir fielen die Colonnen ein, wenn sie auf dem Marsche sind.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten, und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind eben so anzusehen. Mir fielen die Colonnen ein, wenn sie auf dem Marsche sind.

Man zieht nun links über die bebaute Gegend, und Weinhügel mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häusern wie besäet. Ein wenig vorwärts zeigen sich Hohentwiel und, wenn ich nicht irre, die verstehenden Felsen bei Engen und weiter herwärts; rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannichfaltigsten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Gestalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

In dem Dorf Unwissen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Maurerarbeit. Was sollen wir zu dieser Erscheinung sagen, da das Gegentheil der Grund aller Schönheit unserer Baukunst ist!

Auch sah ich wieder Mangelt und nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unsern Wieland damit zu tractiren.

III.

Beuge, Liakos, dem Paſcha,
Beuge dem Vezire dich.
Warſt du vormals Armatole,
Landgebieter biſt du nun.
„Bleibt nur Liakos am Leben,
Wird er nie ein Beugender.
Nur ſein Schwert iſt ihm der Paſcha,
Iſt Vezir das Schießgewehr.“
Ali Paſcha das vernehmend
Zürnt dem Unwillkommenen,
Schreibt die Briefe, die Befehle;
So beſtimmt er, was zu thun:
Veli Guekas, eile kräftig
Durch die Städte, durch das Land,
Bring mir Liakos zur Stelle,
Lebend ſey er, oder todt!
Guekas ſtreift nun durch die Gegend,
Auf die Kämpfer macht er Jagd,
Forſcht ſie aus und überraſcht ſie,
An der Vorhut iſt er ſchon.
Kontogiakupis, der ſchreit nun
Von des Bollwerks hohem Stand:
Herzhaft, Kinder mein! zur Arbeit
Kinder mein, zum Streit hervor!
Liakos erſcheint behende,
Hält in Zähnen feſt das Schwert.
Tag und Nacht ward nun geſchlagen,
Tage drei, der Nächte drei
Albaneſerinnen weinen,

Ich wurde abermals dran erinnert, wie eine ſentimentale Stimmung das Ideale auf einen einzelnen Fall anwendet, wo es denn meiſtens ſchief iſt.

Schaffhauſen lag mit ſeiner Dächermaſſe links im Thale.

Die Schaffhauſer Brücke iſt ſchön gezimmert und wird höchſt reinlich gehalten. In der Mitte ſind einige Sitze angebracht, hinter denen die Oeffnungen mit Glasfenſtern zugeſchloſſen ſind, damit man nicht im Zuge ſitze.

Unterm Thore des Wirthshauſes fand ich ein paar Franzoſen wieder, die ich auch am Rheinfall geſehen hatte. Der eine ſchien wohl damit zufrieden, der andere aber ſagte: C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit. Ich möchte die Ideen des Mannes und ſeinen Maßſtab kennen.

Bei Tiſche ſaß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, eine Engländerin, Namens Dillen, nach England zurückführte, deren Mutter, eine geborne d'Alſten, in Padua geſtorben war. Er konnte von der Theurung in Italien nicht genug ſagen. Ein Pfund Brod koſtet 20 franzöſiſche Sou und ein paar Tauben einen kleinen Thaler.

Macaroniſche Uniform franzöſiſcher edlen Cavaliersſten. Fürchterliches Zeichen der drei ſchwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

Nachmittags drei Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häuſern Erker und Fenſterchen zu haben. Sogar beſitzen ſie ein beſonderes Geſchick, ſolche Guckſcharten durch die Mauern zu bohren und ſich eine Ausſicht zu verſchaffen, die niemand erwartet. Wie nun dieſes die Luſt anzeigt, unbemerkt zu ſehen und zu beobachten, ſo zeugen dagegen die vielen Bänke an den Häuſern, welche an den vornehmen geſchnitzt, aufgeſchlagen und zugeſchloſſen ſind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zuſammenſeyns, wenigſtens voriger Zeit.

Viele Häuſer haben bezeichnende Inſchriften, auch wohl manche ſelbſt ein Zeichen, ohne gerade ein Wirthshaus zu ſeyn.

Ich fuhr am rechten Rheinufer hin; rechts ſind ſchöne Weinberge und Gärten, der Fluß ſtrömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauſchen.

Man fährt weiter hinauf. Schaffhauſen hat man nun in der Tiefe, und man ſieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts

liegen. Die Stadt selbst liegt wie eine Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz. Sie ist wahrscheinlich in dieser Gegend durch die Hemmung der Schifffahrt durch den Rheinfall entstanden. Ich habe in ihr nichts Geschmackvolles und nichts Abgeschmacktes bemerkt, weder an Häusern, Gärten, Menschen noch Betragen.

Der Kalkstein, an dem man vorbeifährt, ist sehr klüftig, so wie auch der drüben bei Laufen. Das wunderbarste Phänomen beim Rheinfall sind mir daher die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhalten, da sie doch wahrscheinlich von derselben Gebirgsart sind.

Da sich der Fluß wendet, so kommen nun die Weinberge an das entgegengesetzte Ufer, und man fährt diesseits zwischen Wiesen und Baumstücken durch. Sodann erscheinen drüben steile Felsen und hüben die schönste Cultur.

Bei der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Laufen, im Angesicht eine große herrliche, aber faßliche, in allen Theilen interessante, aber begreifliche Naturscene; man sieht den Fluß heranströmen und rauschen, und sieht wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorstehenden mancherlei Gebäuden wird selbst der kleine Abfall eines Mühlwassers interessant, und die letzten diesseitigen Ströme des Rheinfalls schießen aus grünen Büschen hervor.

Wir gingen weiter um das Schlößchen Wörth herum: der Sturz war zu seinem Vortheil und Nachtheil von der Abendsonne gerade beleuchtet; das Grün der tiefern Strömungen war lebhaft wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum erstenmal sähe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün, und aller Schaum und Dunst war lichtpurpur;

auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwickelung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenſpiel in dem Augenblick der ſinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung ſchien ſchneller, wilder und ſprühender zu werden. Leichte Windſtöße kräuſelten lebhafter die Säume des ſtürzenden Schaumes, Dunſt ſchien mit Dunſt gewaltſamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erſcheinung immer ſich ſelbſt gleich blieb, fürchtete der Zuſchauer dem Uebermaß zu unterliegen, und erwartete als Menſch jeden Augenblick eine Kataſtrophe.

Von Schaffhauſen nach Stäfa.

Zürich, den 19. September 1797.

Früh halb ſieben Uhr fuhren wir aus Schaffhauſen. Berg und Thäler waren klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt; im Abend zeigten ſich dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Theil des geſtrigen Wegs. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, gab Anlaß zur Elegie Amyntas.

Man ſah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen, ſchönes Fruchtfeld, bewachſene Berge rechts und links.

Jeſtetten mit fruchtbarer Umgebung. Hanf, Klee und Weinbau machten das Feld noch lebendig. Nach verſchiedenen Hügeln und Thälern kam man auf eine ſchöne fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Vorbergen.

In Rafz ward den Pferden Brod gegeben, und wir fuhren hinab nach Eglisau über die zierliche Brücke, die ſehr reinlich gehalten war. Ein paar Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren ſaßen am Zoll in einem artigen Cabinette und nahmen das Weggeld ein. Die jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indeß die andere Buch hielt. Schöne fruchtbare Fläche zwiſchen waldbewachſenen Bergen. Vorwärts Plaine und ein Eichwald, durch welchen die gerade Straße hindurchging.

Um eilf Uhr kamen wir nach Bülach, wo wir während der warmen Tageszeit ein paar Stunden verweilten. Ich hatte die Freude wieder gemalte Fenſter zu treffen, wo ich das Ausſchleifen auch bei andern Farben als der Purpurfarbe angewendet fand. Ich ſah eine ſehr lichte

eigentliche Purpurfarbe, die ins Violettliche fällt. Auch fand ich auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Mischung gebracht, als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entsteht; besonders nimmt sich das Gelbe auf dem ersigedachten lichten Purpur sehr schön aus. Uebrigens sind die Scheiben oft auf eine sehr wunderbare und unnöthig scheinende Weise zusammengesetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Ursache. Auch sind sie oft und schlimm genug reparirt. Sie sind sämmtlich von 1570, aber an der starken Stellung der gerüsteten Männer, an der Gewalt der heraldischen Thiere, an den tüchtigen Körpern der Zierrathen, an der Lebhaftigkeit der Farben sieht man den Kerngeist der Zeit, wie wakker jene Künstler waren, und wie derbständig und bürgerlich vernehm sie sich ihre Zeitgenossen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhausen, über dem der kaiserliche Adler in einem Schilde steht, ist vortrefflich gemacht, und an der Krone ist der herrlichen Zierrathen kein Ende.

Von Bülach, wo es kühl und anmuthig gewesen, fuhren wir um halb zwei Uhr weiter.

Betrachtung, daß der Mensch die Rede eigentlich für die höchste Handlung hält, so wie man vieles thun darf, was man nicht sagen soll.

Die Gegend hat im Ganzen nichts sonderlich Charakteristisches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden ist fruchtbar und gut gearbeitet, an verschiedenen Orten sehr kiesig und mit unzähligen Geschieben überäet.

Gegen sechs Uhr kamen wir nach Zürich bei sehr schönem Wetter, und kehrten ein bei Herrn Ott im Schwert. Einen Brief an Meyer schickte ich ab zu Frau Schultheß. Abends an der Table d'hôte mit Herrn Landvogt Imthurn von Schaffhausen, der vom Syndicate aus Paris zurückkehrte, und einem andern Züricher Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den jetzigen Umständen daselbst.

Zürich, den 20. September.

Früh bei schönem Wetter oberhalb der Stadt an den See gegangen. Auf dem Rückweg sah ich die Geistlichen zu und von einem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu.

Wenn nach gehaltenem Blutgerichte die gewöhnliche Eilfuhr-Glocke geläutet wird, so ist es ein Zeichen, daß der Verbrecher begnadigt worden; hält aber die Glocke inne, so ist das Todesurtheil gesprochen, und sie giebt um halb zwölf Uhr das Zeichen zu seiner Hinausführung. Dießmal ward er begnadigt. Der Verbrecher war ein falscher Münzer, der schon vorher wegen Diebstähle war gebrandmarkt worden.

Mittags bei Tische lernte ich Herrn Hauptmann Bürckli kennen. Das Wetter war sehr trüb; dessen ungeachtet ging ich nach Tisch ein wenig über die neuen Anlagen nach dem Schenehof spazieren.

Gegen vier Uhr kam Meyer; es fiel ein starker Regen. Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrath Müller von Wien.

Stäfa, den 21. September.

Wir fuhren zu Schiffe gegen acht Uhr ab und bei heiterm Wetter den See hinaufwärts. Zu Mittag wurden wir von Herrn Escher auf seinem Gute bei Herrliberg am See freundlich bewirthet, und gelangten Abends nach Stäfa.

Stäfa, den 22. September 1797.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, so wie wir auch einander verschiedene Ideen und Aufsätze mittheilten. Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts, welcher von der schönsten und höchsten Cultur einen reizenden und idealen Begriff giebt. Die Gebäude stehen weit auseinander: Weinberge, Felder, Gärten, Obstanlagen breiten sich zwischen ihnen aus, und so erstreckt sich der Ort wohl eine Stunde am See hin, und eine halbe bis nach dem Hügel ostwärts, dessen ganze Seite die Cultur auch schon erobert hat.

Stäfa, Sonnabend den 23. September.

Früh Meyers mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgesehen. Bekanntschaft mit Maler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg zu dem sogenannten Philosophen, die Anlagen seiner Cultivation zu sehen.

Stäfa, Sonntags den 24. September.

Gespräch mit Meyer über die vorhabende rhetorische Reisebeschreibung. Wechselseitige Theilnahme. Ueber die Nothwendigkeit die Terminologie zuerst festzusetzen, wonach man Kunstwerke beschreiben und beurtheilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Escher der Sohn von Zürich. Abends fuhren wir auf die kleine Insel Ufnau und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

Montag den 25. September.

Früh Briefe nach Hause.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Stäfa, den 25. September 1797.

Sie erhalten hierbei, wertheſter Freund, eine kurze Nachricht, wie es mir ſeit Tübingen ergangen, welche ich dem Herzog mitzutheilen und mich auf das beſte dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Profeſſor Meyer eine kleine Gebirgsreiſe anzutreten. Man kann ſich nicht verwehren, wenn man ſo nahe iſt, ſich auch wieder unter dieſe ungeheuern Naturphänomene zu begeben. Die mineralogiſche und geognoſtiſche Liebhaberei iſt auch erleichtert, ſeitdem ſo manche Schweizer ſich mit dieſem Studium abgegeben und durch ihre Reiſen, die ſie ſo leicht wiederholen können, den Fremden den Vortheil verſchafft haben, ſich leichter zu orientiren. Die Aufſätze eines Herrn Escher von Zürich haben mir eine geſchwinde Ueberſicht gegeben deſſen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das neueſte in dieſem Fache iſt ein biegſamer Stein, nach der Beſchreibung jenem Daniſchen ähnlich, wovon ich etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten ſehen in dieſem Lande wunderlich aus. Da ein Theil der ganzen Maſſe ſchon völlig demokratiſch regiert wird, ſo haben die Unterthanen der mehr oder weniger ariſtokratiſchen Cantone an ihren Nachbarn ſchon ein Beiſpiel deſſen, was jetzt der allgemeine Wunſch des Volks iſt; an vielen Orten herrſcht Unzufriedenheit, die ſich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Ueber alles dieß

kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht und sich mit in der sogenannten Verschwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzosen sich deßhalb an die Einzelnen, vielleicht gar ans Ganze halten möchten. Die Lage ist äußerst gefährlich, und es übersieht niemand was daraus entstehen kann.

Bei diesen selbst für die ruhige Schweiz so wunderbaren Aussichten werde ich um deste eher meinen Rückweg bald möglichst antreten, und geschwinder als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückkehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden versprechen kann.

Später.

So eben erhalte ich Ihr werthes Schreiben vom 11. September und werde Ihnen dadurch abermals, so wie in der Gegenwart, auch in der Abwesenheit unendlich viel schuldig. Daß ich meinen August wieder gesund und froh bei Ihnen denken kann, wie Sie die Güte haben seine Reise-Erinnerungen rege zu machen und ihm so zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, ist mir unschätzbar, und diese Vorstellung wird mich auf meiner kleinen Reise in die rauhen Gebirge begleiten.

Schon in Frankfurt schrieb ich auf einen erhaltenen Brief von Böckmann ein Blatt, wodurch ich Sie bat, das bewußte Kästchen der Ueberbringerin, welches Fräulein Staff seyn würde, zu übergeben, und wodurch ich sogleich jenen bei mir zu Hause aufgehobenen Archivschein amortisire, und vergaß, so oft ich an Sie schrieb, davon den schuldigen Avis zu geben. Ich denke, daß Sie mir ein Wort davon sagen; wahrscheinlich ist dieses Depositum nun schon in Carlsruhe glücklich angelangt. Dem Herzog bezeigen Sie mein Beileid und zugleich meinen Glückwunsch, daß der Unfall noch in Gränzen geblieben. Viel Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau, als dem ungezogensten Kinde in der Geschäftsfamilie!

Amyntas.

Elegie.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel ist hart.

Ach! die Kraft ſchon ſchwand mir dahin, dem Rathe zu folgen,
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Rast nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: Auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt!
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend und riß Ranke nach Ranken herab:
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich
Aus den Wipfeln zu mir, liſpelnd, die Klage ſich goß:
O, verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du als Knabe ſchon früh manche Genüſſe verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt, wie mein eigenes Laub, mir nicht das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Fafern, ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach! nur zur Hälfte hinauf:
Denn der gefährliche Gaſt, der geliebte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.

Ja, die Verrätherin iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück, o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

An Schiller.

Stäfa, den 25. September 1797.

Ihren erfreulichen Brief vom 7. September habe ich vorgeſtern hier erhalten. Da er länger ausblieb als ich hoffte, ſo mußte ich befürchten, daß Ihr Uebel ſich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in Ihrer Stille einer ſo guten Geſundheit genießen als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt, das beiliegt, ſagt Ihnen, wie es mir ſeit Tübingen ergangen iſt. Meyer, den ich nun zu unſerer wechſelſeitigen Freude wieder gefunden habe, befindet ſich ſo wohl als jemals, und wir haben ſchon was Ehrliches zuſammen durchgeſchwatzt; er kommt mit trefflichen Kunſtſchätzen und mit Schätzen in ſehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun überlegen, einer was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Abſichten wir den andern aufheben wollen.

Nun ſoll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldſtätter See gehen. Die großen Naturſcenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir ſo nahe ſind, wieder zum Anſchauen bringen; denn die Rubrik dieſer ungeheuern Felſen darf mir unter meinen Reiſecapiteln nicht fehlen. Ich habe ſchon ein paar tüchtige Actenfascikel geſammelt, in die alles was ich erfahren habe, oder was mir ſonſt vorgekommen iſt, ſich eingeſchrieben oder eingeheftet befindet, bis jetzt noch der bunteſte Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, etwas für die Horen herausheben könnte.

Ich hoffe dieſe Reiſeſammlung noch um vieles zu vermehren und kann mich dabei an ſo mancherlei Gegenſtänden prüfen. Man genießt

doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man so manches subsumiren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch seine früheren Unruhen und Frankreich durch seine neuesten den Fremden mehr oder weniger versperrt ist, so werden wir wohl vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers folgen und den Rhein hinab uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die schlimme Witterung einfällt. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsthurms vergnügt zusammen wohnen; ja ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämmtliche Caravane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der Jüngere hat die Absicht sich in diesem für ihn in mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. October von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

Aus meinen früheren Briefen werden Sie gesehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer ist viel und von vielen und immer aufs beste gedacht worden. Für uns beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.

Sagen Sie mir doch in dem nächsten Briefe, wie Sie sich auf künftigen Winter einzurichten gedenken? ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbach'sche Haus oder Weimar gerichtet ist? Ich wünsche Ihnen die behaglichste Stelle, damit Sie nicht bei Ihren andern Uebeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieses Briefes sogleich schreiben, so haben Sie die Güte den Brief unmittelbar nach Zürich mit dem bloßen Beisatz „bei Herrn Rittmeister Ott zum Schwert" zu adressiren. Ich kann rechnen, daß Gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort eben so lange gehen kann, und ich werde ungefähr in der Hälfte Octobers von meiner Bergreise in Zürich anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wieder hergestellt ist, danke ich Ihnen um so mehr, als ich keine directe Nachricht schon seit einiger Zeit erhalten hatte und die Briefe aus meinem Hause irgendwo stecken müssen. Diese Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht,

Schwarz in Trauerkleid gehüllt:
Beli Gurkas kehrt nur wieder
Hingewürgt im eignen Blut.

IV.

Welch Getöse? wo entſteht es?
Welch gewaltiges Erſchüttern?
Sind es Stiere vor dem Schlachtbeil,
Wild Gethier im grimmen Kampfe?
Nein! Bukovallas zum Kriege
Fünfzehnhundert Kämpfer führend
Streitet zwiſchen Kerasovon
Und dem groſen Stadtbezirk.
Flintenſchüſſe wie des Regens,
Kugeln, wie der Schloßen Schlag! —
Blondes Mädchen ruft herunter
Von dem Ueberpforten-Fenſter:
Halte Janny das Gefecht an,
Dieſes Laden, dieſes Schießen:
Laß den Staub hernieder ſinken,
Laß den Pulverdunſt verwehen,
Und ſo zählet eure Krieger,
Daß ihr wiſſet wer verloren.
Dreimal zählte man die Türken,
Und vierhundert Todte lagen,
Und wie man die Kämpfer zählte,
Dreie nur verblichen da.

indem ſich ſonſt alles gut und glücklich ſchickte. Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Frau und erfreuen Sie ſich der letzten ſchönen Herbſttage mit den Ihrigen, indeß ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anſtelle! Meine Correſpondenz wird nun eine kleine Pauſe machen, bis ich wieder hier angelangt ſeyn werde.

Bald hätte ich vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß der Vers: „Es wallet und ſiedet, und brauſet und ziſcht u. ſ. w.“ ſich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat. Es war mir ſehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente dieſer ungeheuern Erſcheinung in ſich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in ſeinen Theilen und im Ganzen, wie es ſich darſtellt, zu faſſen geſucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, ſo wie die Ideen die es erregt, abgeſondert bemerkt. Sie werden dereinſt ſehen, wie ſich jene wenigen dichteriſchen Zeilen gleichſam wie ein Faden durch dieſes Labyrinth durchſchlingen.

So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanachs durch Cotta, und hoffe nun auf meiner Rückkunft aus den Bergen und Seen wieder Briefe von Ihnen zu finden. Meyer wird ſelbſt ein paar Worte ſchreiben. Ich habe die größte Freude, daß er ſo wohl und heiter iſt; möge ich doch auch daſſelbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich ſchon wieder aufgefunden, auch einiges ſchon wirklich gemacht; ſo wie ich überhaupt noch niemals mit ſolcher Bequemlichkeit die fremden Gegenſtände aufgefaßt und zugleich wieder etwas producirt habe. Leben Sie recht wohl, und laſſen Sie uns theoretiſch und praktiſch immer ſo fortfahren.

Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilſt mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmal?

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell,

Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter ſoll,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt mit gelaßnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden,
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie einmal nur geſehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seitdem das ſchöne Mädchen ſchafft,
Hat auch das Waſſer beſſre Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie andre?

Sie lacht dich an und ſagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick.

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, ſag' ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Von Stäfa auf den Gotthard und zurück.

Donnerſtag den 28. September 1797.

Um 8 Uhr von Stäfa zu Schiffe, um nach Richtenſchwyl hinüberzufahren. Der Glanz der Wolken über dem Ende des Sees, ſo wie ein Sonnenblick auf Richtenſchwyl und den nächſten Höhen gewährte einen erfreulichen Anblick. Nebel und Wolken lagen über des Sees unterm Theile nach Zürich zu. In der Mitte des Sees hinaufwärts blickend hatte man Stäfa, Rapperſchwyl und die Berge von Glarus vor ſich, ſo wie die über einander greifenden Vorgebirge hinter und zwiſchen denen der Wallenſtätter See liegt, die kleine Inſel Ufnau auf der Waſſerfläche.

Richtenſchwyl hat eine ſehr artige Lage am See. Gleich hinter dem Ort ſteigen fruchtbare Höhen auf, und hinter dieſen einige Berge des Cantons Schwyz.

In drei Viertelſtunden fuhren wir hinüber. Ehe man landet, erſcheint der obere Theil des Sees ſehr weit und groß.

Der Ort ist hübsch gebaut, hat sehr große Wirthshäuser, unter denen ein neues mit Bädern. Die Rhede ist freundlich, die Schifffahrt lebhaft; denn die meisten Producte aus dem Canton Schwyz werden hierher geschafft und weiter transportirt, weil Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürich verhindert wird.

Auch hat Richtenschwyl durch die Pilger, die nach Einsiedeln wallfahrten, viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen; sehr viele aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübden in der Kriegsgefahr.

Wir gingen, unsere Wanderung fortsetzend, Richtenschwyl hinauf und sahen mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und rothen Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grünen Platten haben in ihren Abwechselungen viel Aehnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht; Feld- und Obstbau fährt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe, in einer flachen Vertiefung, die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, trafen wir guten Torf. Schöne reinliche Häuser standen zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein heiteres, gleichfalls fruchtbares Thal. Es ward von Windstürmen gesprochen, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen.

Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; man kommt auf einen Triftplatz und gewinnt eine herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Thäler.

Die Gegend wird etwas rauher; man trifft Binsen, Farrenkraut, doch auch noch schöne Kirschbäume. Die graue Wacke scheint die Hügel zu bilden. Wir kamen an ausgestochene Torfflächen, die durch Binsen, Heide und dergleichen sich nach und nach wieder ausfüllen und anwachsen. Der Weg, den man in der Mitte gelassen, zeugt von der Güte des ehemaligen Torfes. Wir fanden einen schönen Mandelstein als Stufe.

Rechter Hand liegt der Hüttener See, der gute Fische und Krebse hat. Sieht man darüber, so sieht das Gebirge, das man überstiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Züricher See aus.

Um halb eilf Uhr kamen wir in Hütten an. Man sprach von

der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien: es werden etwa 3000 ausgeführt, höchstens fünfjährige, das Stück von 10 zu 16 Louisd'or. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche sich zeigen soll. Es ward auch von der Weinausfuhr gesprochen, die gegenwärtig sehr stark nach Schwaben ist; es haben sich schon Käufer zu dem dießjährigen Wein am Stocke gemeldet.

Um zwölf Uhr gingen wir von Hütten weiter. Von der Höhe den Hüttener und Züricher See zu sehen, mit dem jenseitigen Ufer des letztern, und zunächst die mannichfaltigen, mit Wäldern, Frucht-, Obstbau und Wiesen geschmückten Höhen und Thäler, gewährte einen schönen Moment. Bis nach der Stadt zu war alles klar, so wie hinaufwärts gegen Stäfa, Rapperschwyl, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer Beyel von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er, daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm von der Dicke eines Mannesschenkels, etwa 12 Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Gränzstein zwischen Schwyz und Zürich. Man sagt, die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Züricher Wappens schlagen, daß es der ganze Canton Zürich übel fühle.

Rückwärts sahen wir die ganze Reihe des Albis, so wie, nach den freien Aemtern zu, die niedern Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu seyn, und die Kalkfelsen, die hie und da aus dem Grase herausſehen, herabgestürzt. Man sieht Utznach liegen, und die Aussicht nach dem obern Theil des Sees wird immer schöner. Rechts des Fußstieges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren, und so viel Wasser, als man wollte, zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten — ein Unternehmen, das freilich in einem demokratischen Cantone und bei der Complication der Grundstücke, die es betreffen würde, nicht denkbar ist.

Der Weg wendet sich nach Schindeleggi hinein; die Aussicht verbirgt sich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne Brücke; darauf in

ein wildes Thal, deſſen Seiten mit Fichten bewachſen ſind; der reißende, ſteinige Sihlfluß bleibt links.

Die Felſen ſind ein feiner Sandſtein, der in gröbere Breccie übergeht. Man iſt gleich in einer andern Welt. Rechts auf kahlen Triften erhebt man ſich über das Sihlthal und kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen ſeiner Friſche berühmt iſt. Triften, ferne Alpenhütten an ziemlich ſanften Höhen.

Wir kamen auf die Chauſſee, die von Wellrau heraufgeht, auf welcher die Waaren von Schwyz über Steinen und zum Thurm nach Richtenſchwyl und nach Bach gebracht werden; ſie iſt hier flach und gut.

Wir nahten uns wieder der Sihl. Rechts über dem Wege zeigen ſich Flußgeſchiebe in großer Höhe; links fand ſich ein ſchwarzes Quarzgeſtein von der größten Feſtigkeit, mit Schwefelkies durchſetzt, in großen Wacken. Man verläßt die Straße und wendet ſich links: eine Brücke führt über die Biber. Starker Stieg; die Gegend bleibt ſich ähnlich. Um fünf Uhr ſahen wir Einſiedeln, kamen gegen ſechs Uhr an und logirten zum Pfauen gegen der Kirche über.

Freitag, den 29. September, als am Michaelistage.

Am Morgen beſahen wir die Kirche, deren Chor unſinnig verziert iſt. Der Schatz wird nur zum Theil gezeigt, unter dem Vorwande, daß man nach einem Diebſtahle die beſten Sachen bei Seite gebracht habe.

In der Bibliothek ſtehen ſchöne bunte Glasſcheiben in Rahmen an den Fenſtern herum, wobei ich bemerken konnte, daß das farbige Glas in dem Fall des doppelten Glaſes nicht weggeſchliffen, ſondern mit dem Diamant weggekratzt war.

Im Naturalienkabinet iſt ein kleiner wilder Schweinskopf und einige andere Theile des Thiers, in Sandſtein bei Ulznach gefunden, merkwürdig. Ingleichen ſchöne Armarien, ein Granat mit natürlichen Facetten von Mittelgröße.

In dem Kupferſtichkabinet, unter der Bibliothek, hängen einige der beſten Kupferſtiche von Martin Schön.

Der Bibliothecarius führte uns nicht ſelbſt herum. Sein Kloſtername war Michael, und er hatte alſo das Recht, am Tage ſeines Patrons ein

feierliches Hochamt zu lesen. Wir wohnten einem Theil desselben bei, nicht sehr erbaut von der Musik.

Um eilf Uhr von Einsiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge; nur ein wenig blauer Himmel sah durch. Da wir kein Kyanometer bei uns hatten, so schätzten wir die Erscheinung nach Ultramarin; die gegenwärtige ward nur für die Ultramarinasche gehalten. Wir gingen das Dorf und moorige Thal hinauf; ein Fußpfad von Kiefeln war streckenweise nicht übel, ja in der Nachbarschaft von Sägemühlen mit Sägespänen bestreut. Das Nonnenkloster rechts sah wie ein Gut aus; das Gebäude war ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

So gingen wir im Thale der Alp am rechten Ufer derselben, auf einem leidlichen Fußwege hin, und kamen über das Bett des Flusses, das meist aus Kalk, wenigem Sandstein und einigen Stücken sehr festen und serpentinartigen Gesteins besteht. Das Alpthal erschien traurig, besonders weil kein Vieh zu sehen war, das noch auf den höheren Alpen weidet.

Wir sahen eine Schneidemühle mit schönem Bretter- und Bohlenvorrath; eine Kirche und Wirthshaus scheinen sich daran krystallisirt zu haben. Diese kleine Gruppe von Gebäuden heißt selbst Alpthal.

Nun steigt man rechts auf einem steilen Weg in die Höhe über Kalkfelstrümmer, Platten und Fichtenstämme und gelangt zum ersten Gießbach, wo es einen rauhen Knüppelsteig hinaufgeht. Alte Baumstämme stehen hier kahl von der Rinde entblößt und verwitternd, als Zeichen, daß man auf Brennholz eben keinen Werth legt. Beim Capellchen kamen wir auf einen Ruheplatz, welches wir als ein böses Augurium ansahen, daß uns noch ein starker Stieg bevorstehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüste Schlucht und Gießbach, daneben einige Trift und leidlicher Pfad. Röthliches Thongestein. Graues schieferiges Thongestein, mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer Hakens erstiegen, allein alle Aussicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die seltsamste Weise in der Tiefe und an den Höhen hin. Unten über dem Thale von Schwyz schwebte ein weißer wolkenartiger; ein graulicher ließ den gegenüberstehenden Berg halb durchsehen; ein anderer drang zu unserer linken Seite von den Mythen herunter und bedeckte sie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hause ein. Als wir nach der Weite des Wegs fragten, sagte man uns, daß wir wohl anderthalb Stunden brauchen würden. Wir aber, fuhr der Mann fort, knebeln ihn wohl in einer Stunde hinunter. Wir hatten Ursache uns dieses Ausdrucks zu erinnern; denn der Stieg war abscheulich, über schlüpfrige, feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann ist der Weg gepflastert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebelregion heraus, sahen den Lowerzer See, die Berge die ihn einschließen, den schönen Raum, in welchem die Häuser von Schwyz liegen und das angenehme Thal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, so daß ihre Massen selten durchblickten und meist nur geahnt werden konnten. Ein seltsamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Diese Hüllen lagen so gehäuft über einander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Sonnabend den 30. September 1797.

Wir übernachteten in Schwyz, und hatten am Morgen einen schönen Anblick des völlig grünen, mit hohen zerstreuten Fruchtbäumen und weißen Häusern übersäeten Landes, so wie der steilen dunkeln Felsen dahinter, an denen die Wolken sinkend hinstrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verschiedenen Stellen blau durch; einige Wolken glänzten von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Zweig des Vierwaldstätter Sees, beschneite Gebirge jenseits; der Eingang ins Muottathal aus dem Thal von Schwyz erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Anmuth entwickelte sich, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier und dahin streiften. Kein Bilderbuch ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Aufräume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Cantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Ein Viertel auf neun Uhr gingen wir bei heiterem Sonnenschein von Schwyz ab, und genossen eines herrlichen Rückblicks auf die ernsten

Muthen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst hatten wir gepflasterten Weg, dann einen schönen gleichen Fußpfad. Eine hölzerne Brücke führt über die Muotta; eine flache, große Weide mit Nußbäumen dehnte sich vor uns aus; rechts im Felde sahen wir hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knieen mit der Kartoffelernte beschäftigt. Die schöne eingeschlossene Fläche dauert fort, und ein kleiner vorliegender Hügel schließt das Thal nach dem See zu, von dessen Seiten ein fruchtbarer Abhang nach der Muotta hinuntergeht. Das Thal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard, beschlagen. Bei einer Sägemühle hatten wir einen schönen Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem heitern Moment und schifften uns ein. Man sieht nackte Kalkflötze, die nach Mittag und Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flöze theilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Theil des Sees nach Stanz zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmassen. Ein schwer mit Käse beladenes Schiff fuhr vorüber. Die Abhänge sah man mit Wald bewachsen, die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke streiften über die Gegend; man fühlte die gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flötze, gegen dem Grütli über. Links steile Felsen. Confusion der Flötze hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen correspondiren. Kleine Kirche, links Sisigen. Thal hineinwärts, erst gelinde ansteigende, dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Rauhesten; die Seelinie machte das Ganze so ruhig, die Bergbilder schwankten im See. Gegen die Tellenplatte ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steinrutsche, dann anmuthige, nicht allzusteile Matten mit schönen Bäumen und Büschen umgeben. Die Felsen sind bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportirt hatten; wir landeten und traten in Tells Capelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Capelle gleichsam als ein geschlossenes Bild sieht, so gewähren sie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird hier gepredigt und die Zuhörer sitzen in Schiffen.

Wir fuhren weiter an einer Felsenecke vorbei und blickten nun ins Urner Thal. Nach einem ungeheuern steilen Felsen folgen niedere Matten. Man sieht Flüelen, die schönste Alpe herwärts; hinterwärts sieht man ins flache Thal, von steilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altorf. Hinter Flüelen trafen wir schöne Wiesen, rastende Kühe, Plattenweg, Kieselbreccie mit Löchern, ingleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenversammlung auf den Weiden.

In Altorf angelangt logirten wir im schwarzen Löwen, bei Herrn Franz Maria Arnold. An den Zimmern waren artige Thürschlösser, die man von außen aufstößt und von innen aufzieht.

Castagnetten-Rhythmus der Kinder mit Holzschuhen.

Der Ort selbst mit seinen Umgebungen bildet einen Gegensatz von Schwyz; er ist schon stadtmäßiger, und alle Gärten sind mit Mauern umgeben. Ein italiänisches Wesen blickt durch, auch in der Bauart. So sind auch die untern Fenster vergittert, welche Vorsicht die starke Passage nothwendig zu machen scheint. Ich bemerkte eine hübsche Art das kurze Grummet in Netzen einzufassen.

Ton der großen Glocke der läutenden Kühe. Schellen der Maulthiere.

Sonntag den 1 October 1797.

Altorf. Morgens früh Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute trugen kleine hölzerne Gefäße, die Thiere einige Melkstühle; denn die Leute nähren sich unterwegs von der Milch.

Höflicher Abschied vom Wirth. Schein wechselseitiger Zufriedenheit. Weltgleichniß.

Halb neun gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelwesen. Man weiß nicht, ob sie steigen, sinken, sich erzeugen oder verzehren, wegziehen oder sich herabstürzen. Herrliche Felswände, Kalk.

Breite klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend, an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiesen herab, wie vorher bis auf die Oberfläche des Sees. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das Zickzack der Felslager erscheint wieder.

V.

Ausgeherrſchet hat die Sonne,
Zu dem Führer kommt die Menge:
Auf, Geſellen, ſchöpfet Waſſer,
Theilt euch in das Abendbrod!
Lamprakos du aber, Neffe,
Setze dich an meine Seite;
Trage künftig dieſe Waffen,
Du nun biſt der Kapitan,
Und ihr andern braven Krieger,
Faſſet den verwaiſ'ten Säbel,
Hauet grüne Fichtenzweige,
Flechtet ſie zum Lager mir;
Führt den Beichtiger zur Stelle,
Daß ich ihm bekennen möge,
Ihm enthülle, welchen Thaten
Ich mein Leben zugekehrt:
Dreißig Jahr bin Armatole,
Zwanzig Jahr ein Kämpfer ſchon;
Nun will mich der Tod erſchleichen,
Das ich wohl zufrieden bin.
Friſch nun mir das Grab bereitet,
Daß es hoch ſey und geräumig,
Aufrecht daß ich fechten könne,
Könne laden die Piſtolen.
Rechts will ich ein Fenſter offen,
Daß die Schwalbe Frühling künde,
Daß die Nachtigall vom Maien
Allerlieblichſtes berichte.

Wir kamen an die Reuß. Granitgeschiebe. Artig bemalte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. Sechzehn Stück kosten ungefähr einen Louisd'or des Tags.

Wir trafen zusammengestürzte Gneismassen. Man geht von der Straße ab und kommt auf einem meist angenehm bequemen Fußpfad bis Amsteg.

Bisher hatte das Thal meist gleiche Weite; nun schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab; es besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittags war das Wetter völlig schön. Gleich hinter Amsteg kommt das Wasser aus dem Maderaner Thal; man sieht einen Pilger- und Mineralegensteig den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an. Man trifft schieferiges Talkgestein. Etwas höher hat man einen schönen Rückblick nach Amsteg. Der Charakter der Gegend ist eigenthümlich; der Blick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb vier war die Sonne schon hinter dem Berge.

Wir kamen an einen Wasserfall, und bald an einen zweiten schönern. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit. Abermals schöner Wasserfall, etwas Baumtrockniß. Herrlicher Blick auf die Reuß, an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß. Die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg, flacheres Bett der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Es ward Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich, in der ungeheuern nächtlichen Schlucht, gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese. Wir erreichten Wasen, wo wir übernachteten.

Alte Wirthin, ihre Familiengeschichte, so wie ihre Geduldslehre.

Montag den 2. October 1797.

Früh sechs Uhr war es klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen; bald entwickelten sich Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um ſieben Uhr von Waſen ab; die Nebel zertheilten ſich, die Schatten der Berggipfel ſah man in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkenſtreifen; unter uns Waſen, grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Man kommt vor einen ſchönen mannichfaltigen Waſſerfall, der erſt kleine Abſätze macht, dann einen großen Sturz thut. Darauf theilt ſich das Waſſer in die Breite, ſammelt ſich wieder in der Mitte und trennt ſich wieder, bis es endlich zuſammen in die Reuß ſtürzt. Brücke; Waſſerfall über Felſen, die noch ganz ſcharfkantig ſind, ſchöne Austheilung des Waſſers darüber. Man iſt eigentlich in der Region der Waſſerfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldſtätter See auch darum einen ſehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Waſſer in denſelben hineinſtürzt.

Faſt alles umher ſieht von zerſtreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häuſern grau aus; man ſieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen. Granitwände, unzerſtörlich ſcheinend. Verwitterter Granit. Brücke. Die Steine derſelben, die Felſen, beſonders die, welche das Waſſer bei hohem Strome beſpült, ſind hellgrau. Nebel zogen gleichſam als Gehänge über das Thal hin, und die Sonne, an den Gipfeln hinſtreifend, erleuchtete rechts die Berge durch die leichten Nebel, die ſich an ihnen hinzogen. Pflanzen werden immer dürftiger. Man kommt noch vor einem anſehnlichen Waſſerfall vorbei, wo man an den Höhen durch den Nebel lange Waſſerſtreifen ſich herunterbewegen ſah. Granitfelſen wie aufgebaute Pyramiden; ganz glatte Wände der loſen Felsſtücke; Obeliskenform. Vorwärts ſteiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach acht Uhr kamen wir nach Göſchinen, wo es wieder einen ſtarken Stieg hinaufgeht. Ein Maulthierzug begegnete uns; der Weg war durch einen großen Sturz von Granitblöcken verſperrt geweſen, und man hatte ihn durch Sprengen und Wegſchaffen derſelben kaum wieder aufgeräumt. Holzſchleppende Weiber begegneten uns. Sie erhalten eben im Urſerner Thal 6 Gr. für die Laſt, die ſie bei Göſchinen für 3 Gr. kaufen; die andere Hälfte iſt ihr Tagelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Daneben in Granit war der Name Schricker eingehauen, wahrſcheinlich der Vorgeſetzte beim Brückenbau. Das Thal Urſern baut den Weg faſt bis Göſchinen. Sonderbare Ausſichten in die Tiefe rückwärts; Kühe und Holzträgerinnen ſtiegen herauf und Nebel zugleich mit ihnen.

Zu unserer Seite Granitwände, von denen die trockenen Stellen grau, die feuchten violett aussahen. Zum erstenmal beschien heute die Sonne unsern Weg, so wie die durch ungeheure Granitblöcke schäumende Reuß. Wir kamen abermals an eine aufgeräumte, vor kurzem verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg. Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz; man kommt zur Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers. Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. Starker Stieg, Wandsteile der ungeheuern Felsen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen; die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Das Urserner Thal, ganz heiter; die flache, grüne Wiese lag in der Sonne. Die Urserner Kirche, das Hospital mit seinem alten Thurme waren völlig wie vor Alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wiese herab. Weidendes Vieh. Die Berge hinter Realp waren ganz mit Schnee bedeckt, unten begränzt vom grünen vorstehenden Abhang, oben vom blauen Himmel. Schon war alle Mühe vergessen; der Appetit stellte sich ein. Ein Schlitten mit Käsen ging vorbei. Bächlein zur Wässerung der Matten. Granit mit viel Feldspath, aber noch immer sich zum Blättrigen neigend. Brücke über die Reuß. Wir erreichten das Hospital, wo wir zum goldenen Löwen oder der Post einkehrten.

Dienstag den 3. October 1797.

Um halb neun vom Hospital aufwärts. Wir sahen Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz, und den ersten Schnee neben uns. Ein schöner breiter gleichförmiger Wasserfall strömte über Glimmerschieferplatten herüber, die gegen den Berg eingestürzt waren. Schöne Sonne. Kahles leeres Thal; abhängige abgewitterte Seiten. Die Bläue des klaren Himmels schätzten wir nach Ultramarin zu 30 Scudi. Ungeheure ganz glatte Wände des blättrigen Granits. Ueber große Massen, Platten und Blöcke desselben Gesteins stürzte sich ein abermaliger Wasserfall. Wir nahten uns nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmersand, Schnee; alles quillt um einen herum. Seen.

Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und guten Muthes als vor zwanzig Jahren, und freute mich seiner verständigen und mäßigen

Urtheile über die gegenwärtigen Verhältniſſe in Mailand. Es war ſeit einigen Jahren ein Stammbuch eingeführt. Ein junger Menſch, Joſt Has von Luzern, zum künftigen Poſtboten beſtimmt, wohnte ſeit acht Monaten beim Pater. Mineralienhandel der Köchin. Sie zeigte uns eine große Menge Adularien. Erzählung wo ſie ſolche hernimmt. Wechſelnde mineralogiſche Moden: erſt fragte man nach Quarzkryſtallen, dann nach Feldſpäthen, darauf nach Adularien, und jetzt nach rothem Schörl (Titanit).

Nach der Obſervation eines gewiſſen Johnſton, die in des Capuziners Buch eingeſchrieben iſt, ſoll das Kloſter 46° 33'' 45''' nördlicher Breite liegen.

Nach Tiſche gingen wir wieder hinunter und waren ſo leicht und bald im Hoſpital, daß wir uns verwunderten und der Bergluft dieſe Wirkung, zuſchrieben.

Im Hinuntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entſtehen, wenn die oberſten Enden einiger Granitwände verwittern, die andern aber ſtehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reußſchlucht, von der Teufelsbrücke herauf, quollen ſtarke Nebel, die ſich aber gleich an den Berg anlegten.

Mittwoch den 4. October 1797.

Um halb neun vom Hoſpital ab zur Rückreiſe nach Stäfa. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war friſch; ein wenig Reif war gefallen. Ueber Urſern, wo die Sonne hinſchien, zog ein horizontaler leichter Duft.

In Urſern beſuchten wir die Cabinette des Landammann Nager und des Dr. Halter. Auch iſt ein Spezereihändler, Carl Andreas Chriſten, daſelbſt, der mit Mineralien handelt. Wollte man an ſie ſchreiben, ſo müßte man nicht verſäumen Urſern an der Matt auf die Adreſſe zu ſetzen. Wir kehrten in den drei Königen ein und aßen zu Mittag.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, ſtiegen feuchte Nebel uns entgegen die ſich mit dem Waſſerſtaub vermiſchten, ſo daß man nicht wußte, woher ſie kamen und wohin ſie gingen. Die Steinart iſt ſich gleich; denn das Ungeheure läßt keine Mannichfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt, deren unzählige hier gefangen

werden. Ein Zug Maulthiere begegnete uns, und der Ton des Kühhorns erklang zu uns aus dem Thale herauf.

Bei Göschinen belebte ein schöner Sonnenblick das Seitenthal; Nebel und Wolken vermehrten sich an den Gipfeln; unter Wasen hingen sie schon festtäglich. Dort angelangt kehrten wir wieder am Zoll ein, wo auch fünf Franzosen zu Nacht blieben.

Donnerstag den 5. October 1797.

Früh um sieben Uhr von Wasen ab. Oben an den Berggipfeln war der Nebel schon vertheilt; indem wir aber hinabstiegen, wurden wir davon eingehüllt. Die Gebirge erschienen im Nebel als ganz flache Massen. Ich sprach mit Meyer über die Idee, eine Reise als Halbroman zu schreiben, und wir scherzten über so viele halbe Genres. Wir kamen wieder in die Region der Nußbäume, und nachdem wir im Gasthofe zu Amstäg uns ein wenig erfrischt hatten, gingen wir den Fußweg gegen Altorf. Wasser und Brod-Gelübde der geizigen Wirthin.

Ich beobachtete die grüne Farbe des Wassers im Vergleich mit dem Grünen des durchschimmernden Talkes, so wie die Orangenfarbe des abgehauenen Erlenstockes.

Anmuthige Gegend an der Reuß. Es ist ein Fehler bei Fußreisen, daß man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert.

Wir kamen wieder an die bemalte Kirche an der Jagdmatt, wo Jäger und Hund vor dem Hirsch knieen, der eine Veronica zwischen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen und gut geputzt, aber es war niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hätte. Begriff von geistlicher und weltlicher Polizei.

Der Glimmerschiefer geht noch weit ins Thal herunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt. Beschneite höhere Gebirge in der Nähe veranlaßten die Frage, ob das Schnee-Niveau dieser Berge mit dem Urserner daſſelbe sey? Wir sprachen über Verkürzung des Wegs und Verbreiterung der Plätze in Gedanken.

Am Wege ward eine Gemse ausgehauen, bei welcher Gelegenheit man uns die Geschichte eines Jägers erzählte, der einen Mann statt der

Gemse erschoß, und dem zur Strafe verboten wurde zehn Jahre lang kein Gewehr zu führen. Gemsen kommen noch öfters vor, so wie auch Murmelthiere, wovon wir mehrere im Hospital sahen, die, noch im Felle, an der Luft trockneten.

Abends in Altorf verzehrten wir ein gutes und wohlbereitetes Berghuhn.

Freitag den 6. October 1797.

Unter verschiedenen theoretischen Gesprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen nach Flüelen zum Vierwaldstätter See, um hinab nach Beckenried zu fahren. Die Schiffe sind sehr leicht gebaut, so daß eins nur drei Jahre hält. Das Steuerruder ist, wie die andern, nur mit einem leichten Ringe von Schlinghelz befestigt. Die Bagage der Reisenden wird auf das Bordertheil der Schiffe gelegt, so wie man sich überhaupt mehr vorwärts setzt. Es ward von Gemsen, Lawinen und Stürmen gesprochen. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, besonders aber im Herbst über die Berge von Mittag kommt und große Wellen und Wirbel aufregt. Wir kamen dem Axenberg näher; ungeheure Felswände ragen aufwärts, man kommt an eine Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Tellenplatte. Die Beleuchtung war sehr schön, die Capelle lag im Schatten; die Krenalp, wegen der Krone von Flötzen auf ihrer Höhe so genannt, lag in der Sonne. Alles Menschenwerk, wie auch alle Vegetation, erscheint klein gegen die ungeheuern Felsmassen und Höhe.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landspitze zu, wo dann nordöstlich die Schwyzer Mythenberge bald wieder erschienen. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Grütli vorbei, wo man kurz vor der Ecke Flötze wie Mauerwerk und Thürme, so wie Brunnen gegenüber an der Ecke anmuthig überhängende Bäume sieht. Die Mythen lagen nun in völliger Breite vor uns; auch sah man einen Theil der Landschaft von Schwyz und die schönen nicht allzusteilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite fort und kamen an einem in Fels und Waldgebüsch am Ufer stehenden Wirthshause vorbei, wo wir Piemonteser Soldaten und Luzerner Frauen einnahmen. Man sah Beckenried von weitem am diesseitigen Ufer, in derselben Richtung den Pilatusberg gegen Westen in Wolken. Es entstand ein Gegenwind, und

wir kamen an der Gränze von Uri und Unterwalden vorüber, die sehr leicht bezeichnet ist.

Hier wird nun der Anblick, den See hinab, mannichfaltig groß und interessant: das linke Ufer ist waldig und schön bewachsen, man sieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, dessen steiler Gipfel nach und nach sanft bis in die Mitte des Bildes abläuft; hinter diesen schön bewachsenen Strichen ahnt man die Fläche von Stanz. Der wolkenbedeckte Pilatus blickte im Hintergrunde hervor; näher in derselben Richtung sieht man den mit Holz bewachsenen Bergrücken, der Unterwalden nordwärts gegen den Luzerner See begränzt. Rechts in der Nähe liegt Gersau und im Weiterfahren sieht man bald die Enge, durch die der See seine Wendung nordwestwärts nimmt.

Eine beliebte Apfelsorte wird in dieser Gegend Breitacher genannt: die Italiäner nennen sie Melaruzzi.

In der Nähe von Beckenried sahen wir den Gipfel des Rigi, der tiefer hinab mit Wolken bedeckt war. Den See in nordwestlicher Richtung hinabblickend, unterschieden wir in der Ferne Wäggis, einen Ort, der durch einen langsam vorschiebenden Kiesboden vor kurzer Zeit von der Stelle geschoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei alles zu Grunde ging, was sich auf der Oberfläche befand, dauerte vierzehn Tage, so daß die Leute ihre Häuser abtragen und das Holz wegschaffen konnten. Ein Haus wurde dergestalt herumgedreht, daß es, wie man uns sagte, jetzt nach einer andern Seite hinsieht.

Wir erreichten um halb ein Uhr Beckenried, wo wir ausstiegen und sogleich den Fußpfad nach Stanz weiter gingen, den angenehmsten Weg den man sich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin, sanft in die Höhe durch grüne Matten unter hohen Nuß- und andern Fruchtbäumen durch und an reinlichen Häusern vorbei, die an dem sanften Abhang liegen. Wir kamen nun über eine breite Steinrutsche, die durch einen Gießbach heruntergeschoben worden, welche Naturwirkung schon viel gutes Terrain weggenommen hat und noch mehr wegnehmen wird. Die Landleute haben ein fremdes Ansehen: sie sind wohlgebildet, aber blaß; der feuchte Boden setzt sie Scrophel- und Hautkrankheiten aus. Der See macht hier einen Busen gegen ein niedriges Land zu, das nordwärts durch die Mittagsseite eines sanftabhangenden Berges begränzt wird, welcher sehr gut bebaut ist. Die Bäume hingen voll Obst; die Nüsse

wurden abgeschlagen. Die Bucht endigt sich mit flachen sumpfigen Wiesen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für diese Seite ist, und sahen Landleute mit Hanf beschäftigt. Ein schön gepflasterter Weg führt über eine Höhe, zwischen Matten hin, auf welchen Kühe schwelgten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeätzt, und wenn das Heu gemacht ist, wachsen sie abermals stark genug, so daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein schmales Thal zwischen eingezäunten Matten und endlich auf die schöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz liegt, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben. Wir traten im Gasthof zur Krone ein, wo man, der Kirche gegenüber, auf einen hübschen Platz sieht. In der Mitte steht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried gestellt ist, mit den Speeren im Arme. Nicolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf gemalten Fensterscheiben waren über verschiedenen Wappen die Hauptmemente der Schweizerchronik aufgezeichnet. Wir lasen in einem Buche: Kleiner Versuch einer besondern Geschichte des Freistaates Unterwalden. Luzern 1789. In der Dedication fand sich der sonderbare Titel: Helvetisch großmächtige.

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geschichte des Landes.

Sonnabend den 7. October 1797.

Früh Nebel; doch der Schein der Morgensonne hie und da auf den Gipfeln der Berge. Gegen acht Uhr von Stanz ab auf dem Wege nach Stanzstade. Man kommt über flache Matten zwischen Bergen und glaubt zu bemerken, wie der ehemals höhere See hierher eingewirkt und das Erdreich zubereitet hat. Gegen Stanzstade wird es sumpfiger.

Es begegneten uns Mädchen, die auf den kleinen Strohhüten vier wechselsweise roth und grüne Schleifen trugen. In Stanzstade hielten wir uns nicht auf und waren bald am Landungsplatze am See, um von hier zu Schiffe nach Küßnacht zu gehen. Es lagen schöne Sand- oder Grauwackenplatten am Ufer, aus dem Luzernischen hierher transportirt. Hier nun ist rings umher der Anblick der Gegend gar angenehm, wegen der mannichfaltigen Berge, Buchten und Arme des Sees, die man deutlich sieht oder ahnt. Bei etwas Nebel fuhren wir ab.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, hat man höchst bedeutende Ansichten; denn der Charakter der Ufer variirt nach allen

Seiten. Luzern liegt links gegen Westen in seiner Bucht, umgeben von sanften fruchtbaren Höhen, welche sich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnacht hinreicht, erstrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnacht, so liegt rechts ein artiges Vorgebirg, von mannichfaltiger Gestalt, gut bewachsen und bebaut. Ostwärts ist das Wasser zwischen steilen und dunkelbewachsenen Wänden eingefaßt, und die Spitze von Gersau scheint nur einen geringen Durchgang in den obern Theil des Sees zu lassen. Nach Süden zurück sieht man nun den berühmten Wartthurm von Stanzstade, und den kleinen Ort auf seiner Fläche, umgeben von den mannichfaltigsten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen südwestlich der Pilatus hervorsieht.

Wir sahen uns überall nach dem Raynal'schen Monument um, aber vergebens; man wies uns den Felsen wo es gestanden hatte. Durch die Zuleitung des goldenen Knopfs auf der Spitze ward es vom Blitz getroffen, beschädigt und abgetragen.

Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei, das aus sehr neuen Kalk- und Thonflötzen besteht. In Stanz, so wie in Uri, ziehen sie Birnen an den Häusern, von denen wir einige von Stanz mitgenommen hatten, die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufgeschwollen waren, so daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben werden, ja sogar der Stiel saftige Exantheme an sich hatte.

In Küßnacht kehrten wir im Gasthof zum Engel ein, wo wir zu Mittag aßen, und bald nach Tisch auf der Straße nach Immensee weiter gingen. Wir hatten einen sanft in die Höhe steigenden angenehmen Weg; gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo sie wahrscheinlich als ungeheure Geschiebe liegen, herüber an die Straße geschafft hatte. Die Steinart ist die des Gotthard, nur weniger blättrig.

Wir erreichten die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldstätter und den Zuger See trennt, und wo eine Capelle zum Andenken von Geßlers Tode steht. Man sieht nun rückwärts von oben herunter eine anmuthig bebaute aufsteigende Bucht vom Luzerner See herauf. Wir fanden einige Kastanienbäume, sehr schön bestandene Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Etwas weiter erblickten wir auch den Zuger See, von sanftabhängigen Bergen umgeben, in dessen südöstlichem Winkel man Arth liegen sah.

In Immenſee gingen wir zu Schiff und fuhren in nördlicher Richtung nach Zug. Die Schiffe ſind klein, nur aus zwei Stücken zuſammengeſetzt, und gleichen alſo völlig einem großen ausgehöhlten Baumſtamme; die Bänke ſtehen durchaus quer und paſſen ſauber in die Fugen; an den Seiten ſind noch Bretter angeſetzt, an denen die kleinen Ruder angebracht ſind, womit ſie in geſchwindem Tact ſehr ſchnell fahren. Links ward ein Sandſtein gebrochen. Sobald man um die vorſtehende Ecke iſt, nimmt der See nordwärts einen ſehr heitern Charakter an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde beim Ausfluß ſieht man Chaam, worüber ein ferner, flacher Berg hervorragt. Rechts beſteht das Ufer aus Thonflötzen, über denen man einen mit artigen Gruppen bewachſenen Berg ſich hervorheben ſieht. Sodann erſcheint eine mit fruchtbaren Höhen begränzte angenehme Fläche am See, mit dem weitläufigen Dorf Oberwyl. Man ſieht wieder etwas Weinbau.

In Zug ans Land ſteigend, kehrten wir im Ochſen ein. Der Ort iſt alt, aber reinlich und gut gebaut und liegt an einer Anhöhe. Er iſt der Stapelort von den Gütern, die nach Zürich gehen und daher kommen, und liefert den kleinen Cantonen Töpferwaare, denen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Auch ſind verſchiedene Feuerhandwerke daſelbſt in guter Nahrung.

An den ſchönen eigentlich gemalten Scheiben im Wirthshaus bemerkte ich eine Farbe, die ſich dem Purpur nähert, eigentlich aber nur eine Granat- oder Hyacinthfarbe war. Man ſah daraus, daß ſie alles verſucht hatten, um den Purpur in dieſen Fällen zu erſetzen.

Sonntag den 8. October 1797.

Um acht Uhr aus Zug auf der Straße über Baar nach Horgen zu am Züricher See. Man kommt ſogleich durch ein angenehmes Thal, das hie und da an den Höhen etwas Fruchtbau hat; in den Tiefen und Flächen iſt Moorland.

Die Fläche um Baar herum erſchien höchſt mannichfaltig. Gute Wieſen wechſeln mit Baumſtücken, naſſen Wieſen, Weiden und Erlen. Auf den beſten Wieſen wächst viel Leontodon. Der Ort iſt artig gebaut: man ſieht eine geräumige Gaſſe, ſo wie zwiſchen Wieſen und Gärten

VI.

Der Olympos, der Kiſſavos,
Die zwei Berge haderten;
Da entgegnend ſprach Olympos
Alſo zu dem Kiſſavos:
„Nicht erhebe dich, Kiſſave,
Türken- du Getretener.
Bin ich doch der Greis Olympos,
Den die ganze Welt vernahm.
Zwei und ſechzig Gipfel zähl' ich
Und zweitauſend Quellen klar,
Jeder Brunn hat ſeinen Wimpel,
Seinen Kämpfer jeder Zweig.
Auf den höchſten Gipfel hat ſich
Mir ein Adler aufgeſetzt,
Faßt in ſeinen mächt'gen Klauen
Eines Helden blutend Haupt."
„Sage, Haupt! wie iſt's erganger?
Fieleſt du verbrecheriſch?"
Speiſe Vogel meine Jugend,
Meine Mannheit ſpeiſe nur!
Ellenlänger wächſ't dein Flügel,
Deine Klaue ſpannenlang.
Bei Louron, in Xeromeron
Lebt' ich in dem Kriegerſtand,
So in Chaſia, auf'm Olympos
Kämpft' ich bis ins zwölfte Jahr.
Sechzig Aga's ich erſchlug ſie,
Ihr Gefild verbrannt' ich dann;
Die ich ſonſt noch niederſtreckte

zerstreute Häuser. Gleich hinter dem Ort erstreckt sich eine große Gemeinweide mit Obstbäumen. Man kommt an einen Bach und steigt aufwärts, wo ich **Ilex aquifolium** fand. Der Weg geht sodann auf einem Knüppelsteig durch ein artiges Buschholz, hinter welchem auf der freien Höhe man wieder Fruchtbau findet auf magerem, doch gemischtem Boden. Rückwärts sieht man nun einen Theil des Zuger Sees. Weiterhin wird der Boden sumpfig und man findet keine Häuser mehr. Der Fahrweg ist abscheulich. Saures Gras und niederes Röhricht wird zum Streuen gehauen.

Man kommt über die Sihlbrücke. Der Aufstieg gegenüber im Züricher Gebiet ist steil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Ansicht des Züricher Sees, den man rechts hat, so wie links das nördliche Ende des Zuger Sees. Man steigt hinab: es entwickelt sich eine große Mannichfaltigkeit nach dem See zu, und man kommt den letzten Theil des Weges auf einem abscheulich unterhaltenen Pflaster nach Horgen, dem Stapelorte der Waaren, die von Zürich und Zug kommen.

Wir aßen im Löwen zu Mittag, wo wir zugleich einer schönen Aussicht genossen, und fuhren sodann gegen Abend bei anmuthigem Wetter in zwei Stunden zu Schiffe nach Stäfa.

Stäfa, Montag den 9. October 1797.

Früh am Tagebuch dictirt. Sodann die Schweizerchronik wegen der Geschichte des Tell gelesen, und mit Meyer über die Behandlung derselben, so wie über Behandlung im Allgemeinen bei Gelegenheit der Schiller'schen Briefe gesprochen.

Stäfa, Dienstag den 10. October.

Abschrift des Tagebuchs. Die Mineralien verzeichnet und eingepackt; darauf in Tschudi's Chronik weiter gelesen. Zeichnung Tells mit dem Knaben. Niobe, Vorlesung.

Stäfa, Mittwoch den 11. October.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Friese des Giulio Romano. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentinischen Kunstgeschichte. Ferneres Einpacken der Steine.

An Schiller.

Stäfa, den 14. October 1797.

An einem sehr regnichten Morgen bleibe ich, werther Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unserm Zustande zu geben, damit Sie wie bisher uns mit Ihrem Geiste begleiten, und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurückgekehrt. Der Instinct, der mich zu dieser Ausflucht trieb, war sehr zusammengesetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effects, den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloschen, und ich fühlte ein wunderfames Verlangen jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren. Ich war ein anderer Mensch geworden, und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen. Meyers Wohlbefinden und die Ueberzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig sind, wenn sie nach einigem Zwischenraum wieder erneut werden sollen, entschieden uns völlig, und wir reisten mit dem besten Wetter ab, das uns auch auf das vortheilhafteste eilf Tage begleitete. In der Beilage bezeichne ich wenigstens den Weg, den wir gemacht haben; ein vollständiges, obgleich apheristisches Tagebuch theile ich in der Folge mit; indessen wird Ihre liebe Frau, die einen Theil der Gegend kennt, vielleicht eins oder das andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unserer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen, die sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, welche wir auf dem Wege sehr eifrig geführt hatten, indem die Materie von den vorzustellenden Gegenständen, von der Behandlung derselben durch die verschiedenen Künste oft von uns in ruhigen Stunden vorgenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung sind; am meisten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyers Beschreibungen und Beurtheilungen so vieler Kunstwerke hören und lesen. Man erfährt wieder bei dieser Gelegenheit, daß eine vollständige Erfahrung die Theorie in sich enthalten muß. Um deste sicherer sind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von so vielen Seiten auf die Sache losgehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zuſtande ſprechen ſoll, ſo kann ich ſagen, daß ich bisher mit meiner Reiſe alle Urſache habe zufrieden zu ſeyn. Bei der Leichtigkeit, die Gegenſtände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu ſeyn; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzuſtellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard bis zu den herrlichen Kunſtwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthiſcher Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anſchauen die naturhiſtoriſchen, geographiſchen, ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe zu vergegenwärtigen, und ſich dann durch eine alte Chronik der vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch ſonſt manchen Aufſatz der arbeitſamen Schweizer zu nutzen, gibt, beſonders bei der Unſchriebenheit der helvetiſchen Exiſtenz, eine ſehr angenehme Unterhaltung, und die Ueberſicht ſowohl des Ganzen als die Einſicht ins Einzelne wird beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer hier zu Hauſe iſt, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kennt und ſie in einem treuen Gedächtniſſe bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zuſammengebracht, als ich mir vorſtellen konnte, und es iſt nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe ſind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit dieſem ſonderbaren Lande ſehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen ſich auch ein poetiſcher hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin faſt überzeugt, daß die Fabel von Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anſtatt daß man ſonſt, um etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr! Das beſchränkte, höchſt bedeutende Local, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſo wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden ſo gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus dieſem Unternehmen etwas werden kann.

Nun aber entsteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft ist, wo wir uns hinwenden sollen, um sowohl Meyers Collectaneen als meinen eigenen alten und neuen Vorrath aufs bequemste und baldigste zu verarbeiten. Leider sind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet; sonst läugne ich nicht, daß ich recht geneigt gewesen wäre hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde. Dazu kommt, daß es der geschickteste Platz gewesen wäre, um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich aufs künftige Frühjahr den Reisenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürich selbst kann ich mir keine Existenz denken, und wir werden uns wohl nunmehr sachte wieder nach Frankfurt begeben.

Ueberhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Gewohnheit mangelt: es würde nämlich nicht schwer werden sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte; denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die Langeweile ist demjenigen günstig, der manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel: es ist immer Gewinn und Verlust dabei, und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschleudern, und dann ist man wieder genöthigt sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die meine, die sich gern festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar: sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt, daß man recht gut nach Italien gehen könnte: denn alles setzt sich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Ueberschwemmung so geschwind als möglich in seine alte Lage, und ich würde persönlich die Reise ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen anhielten. Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder, und die Hoffnung mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größern theoretischen und praktischen Vereinigung zu gelangen, ist eine der schönsten, die mich nach Hause lockt. Wir wollen sehen, was wir noch alles unterwegs mitnehmen können. So hat Basel wegen der Nähe von Frankreich einen besondern Reiz für mich; auch sind schöne Kunstwerke, sowohl ältere als ausgewanderte, daselbst befindlich.

An Geheime-Rath Voigt.

Stäfa, den 17. October 1797.

Wir sind von unserer Reise auf den Gotthard glücklich zurück gekommen; das Wetter hat uns sehr begünstigt und ein ziemlich umständliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt ist man hier am See in der Weinlese begriffen, die um desto mehr die Menschen erfreut, als der Wein im hohen Preis ist und stark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend, und die Franzosen scheinen selbst an den Schweizern Händel zu suchen; sollte der Krieg wieder angehen, so ist ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balkon meines Zimmers in die äußerst cultivirten Besitzungen dieses Orts, den daran stoßenden See und die jenseitigen Ufer mit den heiteren Ortschaften, die sich daran hinziehen. Wenn man mit dem Perspectiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, während die ganze untere Landschaft noch grün ist und kaum einige Bäume durch roth und braune Tinten das Alter des Jahres verkündigen. Was man sonst von Oekonomen wünschen hört, den höchsten Grad von Cultur mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit, das sieht man hier vor Augen.

In acht Tagen wird sich's entscheiden, was wir wegen unserer Rückreise zu beschließen haben, da die ganze Welt ringsum sich wieder zu verwirren droht. Am Ende bleibt uns wohl nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hätte denken sollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr käme von Deutschland abgeschnitten zu werden!

Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Centnern von Adularien mitten inne sitzt! Unter mehreren bekannten Dingen bringe ich auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen mit. Ich wünschte, schon läge alles ausgepackt vor Ihnen und ich genösse Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen und wir wollen ihr ruhig

entgegen gehen. Leben Sie indeß mit den werthen Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, recht wohl! Meyer empfiehlt sich zum besten.

An den Herzog von Weimar.

Stäfa, den 17. October 1797.

Kaum sind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Cantone hinter ihren Felsen versenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien her das Kriegsgeschrei nach- und entgegenschallt. Bis dieser Brief Sie erreicht, wird manches entschieden seyn; ich spreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nächsten.

Die Franzosen haben an Bern einen Botschafter geschickt mit dem Begehren, man solle den englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an, man sehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu thun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen. Die Berner haben geantwortet, es hänge nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sämmtlichen Cantone accreditirt sey. Der französische Abgeordnete ist deßhalb nach Zürich gekommen. Das weitere steht zu erwarten. Mir will es scheinen, als suchten die Franzosen Händel mit den Schweizern. Die Ueberbliebenen im Directorium sind ihre Freunde nicht; in Barthelemy ist ihr Schutzpatron verbannt. Ein verständiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Scenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht sowohl der royalistischen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unsere eilftägige Reise, auf der wir die Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen, ist sehr vom Wetter begünstigt worden. Der Pater Lorenz ist noch so munter als wir ihn vor so viel Jahren kannten. Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten. Ich habe viel Freude gehabt diese Gegenstände wieder zu sehen und mich in mehr als Einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntniß der Mineralogie war ein sehr angenehmes Hülfsmittel der Unterhaltung. Die Cultur dieser Gegenden, die Benutzung der Producte gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes, und die Straße des Gotthard war mit Zügen sehr schönen Viehes belebt. Es

mögen dießmal wohl an 4000 Stück, deren jedes hier im Lande 10 bis 15 Louisd'or gilt, hinüber getrieben worden seyn. Die Kosten des Transports aufs Stück sind ungefähr 5 Laubthaler; geht es gut, so gewinnt man aufs Stück zwei Louisd'or gegen den Einkaufspreis und also die Kosten abgezogen 3 Laubthaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen ins Land kommt. Eben so hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben, und die Käse sind sehr gesucht, so daß ein undenkliches Geld einfließt.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balkon bei. Die Cultur ist um den Züricher See wirklich auf dem höchsten Punkt, und der Augenblick der Weinlese macht alles sehr lebhaft.

Meyer empfiehlt sich zu Gnaden; er ist fleißig mit dem Pinsel und der Feder gewesen. Der letzte Kasten von Rom, der die Aldobrandinische Hochzeit enthält, ist eben über Triest, Villach und Constanz angekommen. Nun sind alle unsere Schätze beisammen und wir können nun, auch von dieser Seite beruhigt und erfreut, unsern Weg antreten. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürich zu gehen, und erwarten was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Gesinnungen.

An Cotta in Tübingen.

Stäfa, den 17. October 1797.

Wir sind von unserer Fuß- und Wasserreise glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zürich gehen. Dürfte ich Sie bitten alles was von nun an bei Ihnen anlangt, bei sich liegen zu lassen, bis ich es entweder selbst abhole oder einen Ort, wohin es gesendet werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das sich überall wieder zu entzünden scheint, setzt einen Reisenden in eine sehr zweifelhafte Lage. Ich habe indessen von der kurzen Zeit den möglichsten Gebrauch gemacht. Von den Winterscenen des Gotthards, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weise fruchtbaren, genutzten und in ihren Einwohnern emsigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürich, wo uns nun besonders die Weinlese umgibt,

haben wir uns in ein Muſeum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und ſonſtige Acquiſitionen gebildet wird, und ſind alſo von dem Formleſeſten zu dem Geformteſten übergegangen. Beſonders wichtig iſt die Copie des antiken Gemäldes der ſogenannten Aldobrandiniſchen Hochzeit, die im eigentlichſten Sinne mit Kritik gemacht iſt, um darzuſtellen, was das Bild zu ſeiner Zeit geweſen ſeyn kann und was an dem jetzigen, nach ſo mancherlei Schickſalen, noch übrig iſt. Er hat dazu einen ausführlichen Commentar geſchrieben, der alles enthält, was noch über die Vergleichung des alten und leider ſo oft reſtaurirten Bildes mit ſeiner gegenwärtigen Copie und einer ältern Copie von Pouſſin, nach der die Kupferſtiche gemacht ſind, zu ſagen iſt. Das Bild ſelbſt, das von einem geſchickten Meiſter zu Titus' Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtſinn auf die Wand gemalt, nunmehr, ſo viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergeſtellt vor ſich zu ſehen, ſich daran erfreuen und ſich über ſeine Tugenden und Mängel beſprechen zu können, iſt eine ſehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild iſt 8 Fuß lang, 3½ Fuß hoch und die Figuren ſind nicht gar zwei Fuß Leipziger Maß; die Copie iſt in allem, ſowohl in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern dem Original möglichſt gleich gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinſt, wenn es bei mir aufgeſtellt ſeyn wird, das Vergnügen es zu beſchauen mit uns theilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein!

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der am toſenden Strom auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen wirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Tiefer holde Geſelle des Reiſenden. Taſt er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?

Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth!
Nenne, wenn du es darfſt vor ebnen Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen, wo nicht, rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus', und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied!
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinnrung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht,
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umſtands!
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt jegliches Kleine doch groß!
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüſte
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir brittiſches Dichtergebild,

Trobteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold, und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund,
Fragte: Warum, mein Vater, ſo ernſt? Und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo rieſt du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt!
Rühre ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz:
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet; es ſtürzt ſich das ewige Waſſer
Aus der bewölkten Kluft ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen im Winter ſchon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem Blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.

Türken, Albaneſer auch,
Sind zu viele, gar zu viele,
Daß ich ſie nicht zählen mag;
Nun iſt meine Reihe kommen,
Im Gefechte fiel ich brav.

VII.

Charon.

Die Bergeshöhn warum ſo ſchwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Iſt es der Sturm der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitſchend?
Nicht iſt's der Sturm der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitſchend;
Nein Charon iſt's, er ſauſ't einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor ſich hin,
Schleppt hinter ſich die Alten;
Die Jüngſten aber, Säuglinge,
In Reih' gehenkt am Sattel.
Da riefen ihm die Greiſe zu,
Die Jünglinge ſie knieeten:
„O Charon halt! halt am Gehege',
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken ſich,
Die Jugend ſchleudert Steine,
Die Knaben zart zerſtreuen ſich
Und pflücken bunte Blümchen."

Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Zieht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du, zur Leiche verſtellt, über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens die Kunſt!
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn!
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde:
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen;
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du vergeſſe mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt,
Wenn ſie Mühe nicht ſpart, noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt:
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott!

Stäfa, den 18. October 1797.

Eingepackt; kam zu Mittag der junge Eſcher. Wir gingen ſpazieren und beſchäftigten uns noch mit der Cultur des Ortes. Abends in Tſchudi's Chronik weiter geleſen.

Stäfa, Donnerſtag den 19. October 1797.

Mit Einpacken beſchäftigt. Verſchiedene Spaziergänge.

Stäfa, Freitag den 20. October 1797.

Der Vorſatz abzureiſen durch Gegenwind verhindert.

Stäfa, Sonnabend den 21. October 1797.

Früh zehn Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Eſcher.

Zürich, Sonntag den 22. October 1797.

Früh Herrn Eſchers Cabinet geſehen, das ſehr ſchöne Suiten des Schweizergebirges enthält.

Zürich, Montag den 23. October 1797.

Beſuch bei Profeſſor Fäſi und Hauptmann Bürckli; dann zu Chorherrn Rahn, deſſen Cabinet koſtbare Stücke der Schweizer Mineralien enthält. Nach Tiſche zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

Zürich, Dienſtag den 24. October 1797.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füßle im Rathhauſe geſehen; darauf in die Kunſthandlung. Nach Tiſche zu Mako, ſodann zu Herrn Antiſtes Heß.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Zürich, den 25. October 1797.

Ihre werthen Briefe vom 22. September bis den 6. October haben mich in Zürich aufs freundlichſte empfangen, als wir von den obern Gegenden des Züricher Sees in die Stadt kamen. Die Heiterkeit, womit Sie mich von den mancherlei Zuſtänden und Vorfällen, die Ihnen nahe ſind, unterrichten, vermehrt den Muth und die Luſt auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Baſel zu ſehen und alsdann über Schaffhauſen, Tübingen und wahrſcheinlich über Ansbach und Nürnberg unſere Rückreiſe zu nehmen. Die Herbſttage haben hier noch viel angenehme Stunden, und wir hoffen daß uns auch auf dem Wege die Jahrszeit günſtig ſeyn ſoll.

Nur einiges kürzlich über den Inhalt Ihrer gefälligen Briefe.

Dauthe iſt ein verdienſtvoller Mann: wie er ſich aus den Decorationen des Schloſſes ziehen wird, wollen wir abwarten; ich zweifle, daß er die Mannichfaltigkeit der Motive habe, die nöthig ſind um einen ſo großen Raum mit Glück zu decoriren. Ich würde hierzu unter der gehörigen Aufſicht und der regulirenden Einwirkung eher Perſonen wählen, die erſt ganz friſch Rom und Paris geſehen und ſich daſelbſt einen Reichthum der Mittel und einen Geſchmack der Zuſammenſetzung erworben haben. Indeſſen bin ich für meinen Theil zufrieden, wenn nur jemand die Sache in Theilen angiebt und im Ganzen dirigirt; denn auf- oder abgenommen iſt alles am Ende ganz einerlei was gemacht wird. Wenn man einen rechten Park ſehen will, ſo muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, ſo muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutſchland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunſt abgewinnen wollen, ſind alles vergebliche Bemühungen.

Verzeihen Sie mir dieſe gleichſam hypochondriſchen Reflexionen! Ich freue mich Ihres guten Humors der aus Ihren freundſchaftlichen Briefen hervorleuchtet, um deſto mehr, als ich immer ſelbſt vielleicht allzuſehr zum Ernſte geneigt bin.

Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen ſehr braven Mann in dieſer Kunſt habe kennen lernen. Heute kommen uns von Baſel wieder Friedensbeſtimmungen; es bleibt uns nichts übrig als daß wir abwarten.

Laſſen Sie ſich unſer Theater einigermaßen empfohlen ſeyn! Ich freue mich, wenn der Almanach Ihnen etwas Angenehmes gebracht hat. Sowohl dieſer als der Wieweg'ſche ſollte ſchon aufgewartet haben, wenn meine Beſtellungen alle richtig wären beſorgt worden. Leben Sie recht wohl! Es iſt eine der angenehmſten Hoffnungen, der ich entgegenſehe, Sie noch vor Ende des nächſten Monats zu umarmen.

An Herrn Oberconſiſtorialrath Böttiger.

Zürich, den 25. October 1797.

Es war unſerm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürich, auch einen Brief von Ihnen vorzufinden: denn beſonders ſeitdem die Aldobrandiniſche Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, ſo konnte der Wunſch nicht außen bleiben, dieſes dem Meder und den Franzoſen entriſſene Bild ſchon in Weimar aufgeſtellt und auch von Ihnen beleuchtet zu ſehen. Es wird, ſorgfältig eingepackt, auf der Reiſe mitgeführt, weil wir dieſem Schatz fremden Händen und neuen Zufällen nicht ausſetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder zuſammen bin, haben wir viel theoretiſirt und praktiſirt, und wenn wir dieſen Winter unſern Vorſatz ausführen und eine Epitome unſerer Reiſe und Nichtreiſe zuſammenſchreiben, ſo wollen wir abwarten, was unſere Verlagsverwandten für einen Werth auf unſere Arbeit legen; es ſoll keiner von der Concurrenz ausgeſchloſſen ſeyn. Unſere Abſicht iſt, ein paar allgemein lesbare Octavbände zuſammenzuſtellen, und im dritten dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein ſpecielleres Intereſſe erregen könnte. Davon ſoll denn bei unſerer nächſten Zurückkunft weiter gehandelt werden, und deſto ausführlicher, als wir uns Ihre Beihülfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugniß, das Sie unſerm Theater geben, hat mich ſehr beruhigt; denn ich läugne nicht, daß der Tod der Becker mir ſehr ſchmerzlich geweſen. Sie war mir in mehr als Einem Sinne lieb. Wenn ſich manchmal in mir die abgeſtorbene Luſt, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, ſo hatte ich ſie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und

Frauen bildeten ſich nach ihr und ihren Eigenſchaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; ſie überraſchte mich in den formloſen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünſchte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen ſeyn möchte.

Ueber die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunſtſchätze der alten und mittlern Zeit recenſirt hat, werden Sie erſtaunen und ſich freuen, wie eine Kunſtgeſchichte aus dieſen Trümmern gleichſam wie ein Phönix aus einem Aſchenhaufen aufſteigt. Wie wichtig ein ſolcher neuer Pauſanias ſey, fällt erſt in die Augen, wenn man recht deutlich anſchaut, wie die Kunſtwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereigniſſe zerſtreut und zerſtört werden. Wie manche Unterhaltung ſoll uns dieß und alles, was damit verwandt iſt, dieſen Winter geben! Gegenwärtig wollen wir nur noch von Baſel in das nicht gelobte Land hinüberſehen, und dann wahrſcheinlich über Schaffhauſen und durch Schwaben unſern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unſerer.

Das Exemplar des Baſenheftes ſoll von Frankfurt wieder zurückkommen. Den neuen Muſenalmanach habe ich noch nicht geſehen; da ihm das Gewürz der Bosheit und Verwegenheit mangelt, ſo fürchte ich, daß er ſich mit ſeinem vorjährigen Bruder nicht werde meſſen können.

Nochmals ein Lebewohl und die beſten Grüße an Freund Wieland, deſſen freundliche, wohlbehaltene Tochter ich geſtern mit Freuden geſehen habe; das Enkelchen ſchlief, ſonſt könnte ich von dem auch einige Nachricht geben.

An Schiller.

Zürich, den 25. October 1797.

Ehe ich von Zürich abgehe, nur einige Worte! denn ich bin ſehr zerſtreut und werde es wohl noch eine Weile bleiben. Wir gedenken auf Baſel, von da auf Schaffhauſen, Tübingen und ſo weiter zu gehen; wahrſcheinlich treffe ich am letzten Orte wieder etwas von Ihnen an. Meinen Muſenalmanach, keinen Hermann habe ich noch geſehen; alles das und mehreres wird mir denn wohl in Deutſchland begegnen.

Wäre die Jahreszeit nicht ſo weit, ſo ſähe ich mich wohl noch gern einen Monat in der Schweiz um, mich von den Verhältniſſen im Ganzen zu unterrichten. Es iſt wunderbar, wie alte Verfaſſungen, die bloß auf Seyn und Erhalten gegründet ſind, ſich in Zeiten ausnehmen, wo alles zum Werden und Verändern ſtrebt. Ich ſage heute weiter nichts als ein herzliches Lebewohl. Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

Wir hatten kaum in dieſen Tagen unſer Schema über die zuläſſigen Gegenſtände der bildenden Kunſt mit großem Nachdenken entworfen, als uns eine ganz beſondere Erfahrung in die Quere kam. Ihnen iſt die Zudringlichkeit des Vulcan gegen Minerva bekannt, wodurch Erichthonius producirt wurde. Haben Sie Gelegenheit, ſo leſen Sie dieſe Fabel ja in der ältern Ausgabe des Hederich nach, und denken dabei, daß Raphael daher Gelegenheit zu einer der angenehmſten Compoſitionen genommen hat. Was ſoll denn nun dem glücklichen Genie gerathen oder geboten ſeyn?

Späterer Zuſatz.

Ich habe vorhin über einen Fall geſcherzt, der uns unvermuthet überraſcht und erfreut hat; er ſchien unſere theoretiſchen Bemühungen umzuſtoßen und hat ſie aufs neue beſtärkt, indem er uns nöthigte die Deduction unſerer Grundſätze gleichſam umzukehren. Ich drücke mich alſo hierüber nochmals ſo aus:

Wir können einen jeden Gegenſtand der Erfahrung als einen Stoff anſehen, deſſen ſich die Kunſt bemächtigen kann, und da es bei derſelben hauptſächlich auf die Behandlung ankommt, ſo können wir die Stoffe beinahe als gleichgültig anſehen. Nun iſt aber bei näherer Betrachtung nicht zu läugnen, daß die einen ſich der Behandlung bequemer darbieten als die andern, und daß, wenn gewiſſe Gegenſtände durch die Kunſt leicht zu überwinden ſind, andere dagegen unüberwindlich ſcheinen. Ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entſcheiden; aber die Erfahrung lehrt uns, daß in ſolchen Fällen die größten Meiſter wohl angenehme und lobenswürdige Bilder gemacht, die

aber keineswegs in dem Sinne vollkommen ſind, als die bei welchen der Stoff ſie begünſtigte. Denn es muß ſich die Kunſt ja faſt ſchon erſchöpfen, um einem ungünſtigen Gegenſtande dasjenige zu geben, was ein günſtiger ſchon mit ſich bringt. Bei den ächten Meiſtern wird man immer bemerken, daß ſie da, wo ſie völlige freie Hand hatten, jederzeit günſtige Gegenſtände wählten und ſie mit glücklichem Geiſte ausführten. Gaben ihnen Religions- oder andere Verhältniſſe andere Aufgaben, ſo ſuchten ſie ſich zwar ſo gut als möglich herauszuziehen, es wird aber immer einem ſolchen Stück etwas an der höchſten Vollkommenheit, das heißt an innerer Selbſtſtändigkeit und Beſtimmtheit, fehlen. Wunderbar iſt es, daß die neueren, und beſonders die neueſten Künſtler, ſich immer die unüberwindlichen Stoffe ausſuchen und auch nicht einmal die Schwierigkeiten ahnen, mit denen ſie dann zu kämpfen haben; und ich glaube daher, es wäre ſchon viel für die Kunſt gethan, wenn man den Begriff der Gegenſtände, die ſich ſelbſt darbieten, und anderer, die der Darſtellung widerſtreben, recht anſchaulich und allgemein machen könnte.

Aeußerſt merkwürdig iſt mir bei dieſer Gelegenheit, daß auch hier alles auf die Erörterung der Frage ankäme, welche die Philoſophen ſo ſehr beſchäftigt, in wiefern wir nämlich einen Gegenſtand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenſtand an ſich anſehen dürfen, oder ihn als unſer Werk und Eigenthum anſehen müſſen. Denn wenn man der Sache recht genau nachgeht, ſo ſieht man, daß nicht allein die Gegenſtände der Kunſt, ſondern ſchon die Gegenſtände zur Kunſt eine gewiſſe Idealität an ſich haben; denn indem ſie bezüglich auf Kunſt betrachtet werden, ſo werden ſie durch den menſchlichen Geiſt ſchon auf der Stelle verändert. Wenn ich nicht irre, ſo behauptet der kritiſche Idealismus ſo etwas von aller Empirie, und es wird nur die Frage ſeyn, wie wir in unſerm Falle, in welchem wir wo nicht eine Erſchaffung, doch eine Metamorphoſe der Gegenſtände annehmen, uns ſo deutlich ausdrücken, daß wir allgemein verſtändlich ſeyn, und daß wir auf eine geſchickte Weiſe den Unterſchied zwiſchen Gegenſtand und Behandlung, welche beide ſo ſehr zuſammenfließen, ſchicklich bezeichnen können.

Schaffhausen, Donnerstag den 26. October 1797.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen fuhren wir früh acht Uhr von Zürich ab die Straße nach Schaffhausen. In der Gegend von Bülach fanden wir den Weinstock niedergelegt, welches am Züricher See nicht geschieht.

Um zwölf Uhr waren wir in Eglisau, wo wir im Gasthof zum Hirsch einkehrten, am vorbeifließenden Rhein, und um halb Zwei weiter fuhren.

Dunkler Streif zwischen dem Regenbogen sehr sichtbar. In der Nähe des Rheinfalles stiegen wir aus und gingen den Weg hinab. Die Dämmerung trat ein, und wir hatten einen bösen Fußweg nach Schaffhausen.

Tuttlingen, Freitag den 27. October 1797.

Früh von Schaffhausen ab, auf der Straße nach Tübingen. Seitwärts am Wege sieht man die drei Basaltfelsen: Hohentwiel, Hohenkräben und Hohenhöwen. Gegen Mittag in Engen. Geschichte des Bauern, der sein schlechtes Häuschen anmalen ließ, und darüber immer Einquartierung bekam. Abends in Tuttlingen.

Sonnabend den 28. October.

Bis Balingen.

Aeußerungen der Schalkheit.

Auf Fragen schiefe Antworten.
Nichts loben.
Alles, wo nicht tadeln, doch nicht recht finden und das Gegentheil wünschen.
Das Taubseyn.
Das Schweigen.
Temporär im Gegensatz der Gesprächigkeit des Mannes.
Perpetuirlich.
Ohnmacht, wobei man gut hört.
Negative durch übelplacirte Thätigkeit.

Sonntag den 29. October.

Bis Tübingen, wo wir zwei Tage verweilten.

An Schiller.

Tübingen, den 30. October 1797.

Wir haben die Tour auf Basel aufgegeben und sind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahrszeit, Wetter und Weg sind nun nicht mehr einladend, und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, so können wir uns nun nach Hause wenden; welchen Weg wir nehmen, ist noch unentschieden.

Viel Glück zum Wallenstein! Ich wünsche, daß, wenn wir kommen, ein Theil schon sichtbar seyn möge. Meyer grüßt bestens. Möchten wir Sie mit den Ihrigen recht gesund finden! Auf der Hälfte des Wegs, von Frankfurt oder Nürnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geschrieben: er geht nach Basel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiedersehens!

Stuttgart, Mittwoch den 1. November 1797.

Früh sechs Uhr von Tübingen über Echterdingen, wo wir im Gasthof zum Hirsch Mittag hielten. Nachts in Stuttgart logirten wir im schwarzen Adler.

Gmünd, Donnerstag den 2. November 1797.

Morgens fünf Uhr von Stuttgart abgefahren auf der Straße nach Nürnberg. Bei Cannstatt, wo wir über den Neckar gingen, und später bei Waiblingen trafen wir eine große Anzahl Wagen und Mehlfässer. Der Weg ging den ganzen Tag sehr angenehm an Hügeln vorbei und über Flächen mit Wiesen, Frucht- und Weinbau. Wir kamen durch manchen anmuthig gelegenen Ort und erreichten Abends Gmünd, die freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben.

Nicht am Gehege halt' ich ſtill
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu ſchöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen ſie,
Das Trennen wird unmöglich.

Neugriechiſche Liebe-Skolien.

1.

Dieſe Richtung iſt gewiß,
Immer ſchreite, ſchreite!
Finſterniß und Hinderniß
Drängt mich nicht zur Seite.

Endlich leuchteſt meinem Pfad
Lange! klar und golden;
Immer fort und immer grad
Geht mein Weg zur Holden.

Nun der Fluß die Pfade bricht,
Ich zum Nachen ſchreite,
Leite, liebes Himmelslicht!
Mich zur andern Seite.

Seh' ich doch das Lämpchen ſchon
Aus der Hütte ſchimmern,
Laß um deinen Wagenthron
Alle Sterne glimmern.

Die Stadt hat zwei Wälle und manche sehr alte Häuser. Wir logirten in der Post.

Ellwangen, Freitag den 3. November 1797.

Früh sechs Uhr aus Gmünd. Vor der Stadt große Wagenburg und Geschütz. Mittags in Aalen, wo wir schöne Mädchen sahen. Hinter Buch geht der Weg aufwärts nach Schwabsberg, wo man Ellwangen vor sich auf der Höhe sieht und die Jart unten im Thale fließt. Nachts in Ellwangen.

Großenriedt, Sonnabend den 4. November 1797.

Früh von Ellwangen ab. Man fährt den Weg nach dem Schloß hinauf, dann auf der fruchtbaren Höhe fort, wo man gegenüber einen schönen Berg liegen sieht. Später führt der Weg in eine Tiefe durch Tannenwald, auf rothem sandigem Boden. Man sieht einige Fischteiche mit Wald umgeben.

Mittags in Dinkelsbühl. Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich, und hat zwei Wälle. Nachts in Großenriedt.

Schwabach, Sonntag den 5. November.

Morgens sechs Uhr von Großenriedt weiter. Man kommt durch kleine Waldpartien und Tannenwäldchen, über fruchtbare Felder und durch ein Thal mit viel Hopfenbau und einigen Mühlen.

Gegen Abend in Schwabach. Die Stadt liegt in einem ganz flachen fruchtbaren Thale. Die innere Stadt ist alt, hat aber hie und da einige schöne neue Häuser. Besonders sind vor den Thoren viele meist ganz von Steinen aufgeführt. Wir logirten im Lamm.

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.

Und immer leise: dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle: klap, rap, rap:
So geht es stille, dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

Da saß sie wie ein Täubchen,
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten,
Die machten's teuflisch arg.

Nürnberg, Montag den 6. November.

Früh von Schwabach auf gutem Wege über Reichelsdorf, Eybach und Schweinau nach Nürnberg, wo wir Vormittags zehn Uhr ankamen und im rothen Hahn Logis nahmen.

An Schiller.

Nürnberg, den 10. November 1797.

Wir haben zu unserer besondern Freude Knebel hier angetroffen, und werden daher etwas länger, als wir gedachten, verweilen. Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an, alte Kunstwerke, mechanische Arbeiten, so wie sich auch über politische Verhältnisse manche Betrachtungen machen lassen. Ich sage Ihnen daher nur ein Wort des Grußes und sende ein Gedicht. Es ist das vierte zu Ehren der schönen Müllerin. Das dritte ist noch nicht fertig; es wird den Titel haben: Verrath,

und die Geſchichte erzählen, da der junge Mann in der Mühle übel empfangen wird.

Wir haben in dem freundlichen Cirkel der Kreisgeſandten bereits einige frohe Tage verlebt, und gedenken erſt den 15. von hier abzugehen. Wir werden den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Cronach nehmen, und ſo hoffe ich denn in wenig Tagen das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu umarmen und über hundert Dinge Ihre Gedanken zu erfragen.

Aus einer Reiſe

am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

An des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgeeigneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freund begleiten.

Sanct-Rochusfest zu Bingen.

Am 16. August 1814.

Vertraute gesellige Freunde, welche schon Wochen lang in Wiesbaden der heilsamen Cur genossen, empfanden eines Tages eine gewisse Unruhe, die sie durch Ausführung längst gehegter Vorsätze zu beschwichtigen suchten. Mittag war schon vorbei und doch ein Wagen augenblicklich bestellt, um den Weg ins angenehme Rheingau zu suchen. Auf der Höhe über Biebrich erschaute man das weite prächtige Flußthal mit allen Ansiedelungen innerhalb der fruchtbarsten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen so schön als man ihn am frühen Morgen schon öfters genossen, wenn die aufgehende Sonne so viel weiß angestrichene Haupt- und Giebelseiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Flusse und auf den Höhen, beleuchtete. In der weitesten Ferne glänzte dann vor allen das Kloster Johannisberg; einzelne Lichtpunkte lagen diesund jenseits des Flusses ausgesäet.

Damit wir aber sogleich erführen, daß wir uns in ein frommes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach ein italiänischer Gypsgießer, auf dem Haupte sein wohlbeladenes Brett gar künstlich im Gleichgewichte schwenkend. Die darauf schwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man sie werkstätts antrifft, farblose Götter- und Heldenbilder, sondern, der frohen und heitern Gegend gemäß, bunt angemalte Heilige. Die Muttergottes thronte über allen; aus den vierzehn Nothhelfern waren die vorzüglichsten auserlesen: der heilige Rochus, in schwarzer Pilgerkleidung, stand voran, neben ihm sein kreuztragendes Hündlein.

Nun fuhren wir bis Scherstein durch breite Kornfelder, die nur da und dort Nußbäumen gesäumt. Dann erstreckt sich das fruchtbare Land ins

an den Rhein, rechts an die Hügel, die sich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erscheint die Lage von Walluf, unter einem Rheinkufen wie auf einer Landzunge. Durch reich befruchtete, sorgfältig unterstützte Obstbäume hindurch sah man Schiffe segeln, lustig, doppelt begünstigt, stromabwärts.

Auf das jenseitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortschaften zeigen sich: aber bald muß der Blick wieder herüber; in der Nähe steht eine Capellenruine, die auf grüner Matte ihre mit Epheu begrünten Mauern wunderlam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun schieben Rebhügel sich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die Einquartierungskreide an den Hausthüren noch nicht ausgelöscht. Weiterhin erscheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbst auf flachem, wenig abhängigem Boden wechseln Rebstücke und Kornfelder, entferntere Hügel rechts, ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und so in freier, umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umkränzter Fläche liegt Eltfeld, gleichfalls nahe am Rhein, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Thürme einer alten Burg so wie der Kirche deuten schon auf eine größere Landstadt, die sich auch inwendig durch ältere, architektonisch verzierte Häuser und sonst auszeichnet.

Die Ursachen, warum die ersten Bewohner dieser Ortschaften sich an solchen Plätzen angesiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geschäft seyn. Bald ist es ein Bach, der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günstige Lage zum Landen und Ausladen, bald sonst irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man sieht schöne Kinder und erwachsen wohlgebildete Menschen; alle haben ein ruhiges, keineswegs ein hastiges Ansehen. Lustfuhren und Lustwandler begegneten uns fleißig, letztere öfters mit Sonnenschirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchst beschwerlich.

Unter Eltfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunstgärten umgebenes Landhaus. Noch sieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt sich. Orte drängen sich, Höfe fügen sich dazwischen, so daß sie, hinter einander gesehen, sich zu berühren scheinen.

Alles dieses Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem

Kiesboden, der mehr oder weniger mit Leimen gemischt den in die Tiefe wurzelnden Weinstock vorzüglich begünstigt. Die Gruben, die man zu Ueberschüttung der Heerstraße ausgegraben, zeigen auch nichts anderes.

Erbach ist wie die übrigen Orte reinlich gepflastert, die Straßen trocken, die Erdgeschosse bewohnt und, wie man durch die offenen Fenster sehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palastähnliches Gutsgebäude: die Gärten erreichen den Rhein, köstliche Terrassen und schattige Lindengänge durchschaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Charakter an: es ist nur ein Theil desselben, die vorliegende Aue beschränkt ihn und bildet einen mäßigen, aber frisch und kräftig strömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still; man erquickt sich an einem reichlich quellenden Röhrwasser: dieses ist der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflachen sich, ihre sanften Seiten und Rücken sind mit Weinstöcken überdrängt. Links Fruchtthürme, nahe am Fluß Weidichte, die ihn verstecken.

Durch Hattenheim steigt die Straße; auf der hinter dem Ort erreichten Höhe ist der Leimenboden weniger häufig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböscht. Reichartshausen, ehemaliges Klostergut, jetzt der Herzogin von Nassau gehörig. Die letzte Mauerecke, durchbrochen, zeigt einen anmuthig beschatteten Akaziensitz.

Reiche sanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht sich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Gartenbau benutzt, die mindeste Erhöhung zu Wein. Oestreich in einiger Entfernung vom Wasser, auf aufgeschwemmtem Boden, lieat sehr anmuthig: denn hinter dem Orte ziehen sich die Weinhügel bis an den Fluß und so fort bis Mittelheim, wo sich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen, Winkelhaftes läßt sich dagegen nichts bemerken.

Vor Geisenheim erstreckt sich ein flaches niederes Erdreich bis an

den Strom, der es wohl noch jetzt bei hohem Waſſer überſchwemmt; es dient zu Garten- und Kleebau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer ziehen ſich ſchön gegen einander; die Ausſicht jenſeits wird freier. Ein weites hügeliges Thal bewegt ſich, zwiſchen zwei anſteigenden Höhen, gegen den Hundsrück zu.

Wie man ſich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verſchloſſen geweſen, das hier aufgehaltene, zurückgeſtaute Waſſer dieſe Niederung ausgeglichen, und endlich, nach und nach ablaufend und forterömend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und ſo gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gaſthof zur Krone, unfern des Thores anmuthig gelegen, ſogleich anlockte. Er iſt an einen alten Thurm angebaut und läßt aus den vordern Fenſtern rheinabwärts, aus der Rückſeite rheinaufwärts blicken; doch ſuchten wir bald das Freie. Ein vorſpringender Steinbau iſt der Platz, wo man die Gegend am reinſten überſchaut. Flußaufwärts ſieht man von hier die bewachſenen Auen in ihrer ganzen perſpectiviſchen Schönheit, unterwärts am gegenſeitigen Ufer Bingen, weiter hinabwärts den Mäuſethurm im Fluſſe.

Von Bingen heraufwärts erſtreckt ſich nahe am Strom ein Hügel gegen das obere flache Land: er läßt ſich als Vorgebirg in den alten höheren Waſſern denken. An ſeinem öſtlichen Ende ſieht man eine Capelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche ſo eben vom Kriegsverderben wieder hergeſtellt wird. An einer Seite ſtehen noch die Rüſtſtangen; demungeachtet aber ſoll morgen das Feſt gefeiert werden. Man glaubte wir ſetzen deßhalb hergekommen und verſpricht uns viel Freude.

Und ſo vernahmen wir denn, daß während der Kriegszeiten, zu großer Betrübniß der Gegend, dieſes Gotteshaus entweiht und verwüſtet worden. Zwar nicht gerade aus Willkür und Muthwillen, ſondern weil hier ein vortheilhafter Poſten die ganze Gegend überſchaute und einen Theil derſelben beherrſchte. Und ſo war das Gebäude denn aller gottesdienſtlichen Erforderniſſe, ja aller Zierden beraubt, durch Bivouacs angeſchmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdeſtallung geſchändet.

Deßwegen aber ſank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Peſt und anſteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war

an Wallfahrten hierher nicht zu denken: denn der Feind, argwöhnisch und vorsichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge als gefährliche Zusammenkünfte, Gemeinsinn befördernd und Verschwörungen begünstigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Fest gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vortheilen örtlicher Wallfahrt sich überzeugt fühlten, durch große Noth gedrängt das Aeußerste zu versuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beispiel. In tiefer Winternacht erblickten sie einen Fackelzug, der sich ganz unerwartet von Bingen aus den Hügel hinauf bewegte, endlich um die Capelle versammelte, dort, wie man vermuthen konnen, seine Andacht verrichtete. In wiefern die damaligen französischen Behörden dem Drange dieser Gelobenden nachgesehen, da man sich ohne Vergünstigung dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, ist niemals bekannt geworden, sondern das Geschehene blieb in tiefer Stille begraben.

Alle Rüdesheimer jedoch, die, ans Ufer laufend, von diesem Schauspiel Zeugen waren, versichern seltsamer und schauderhafter in ihrem Leben nichts gesehen zu haben.

Wir gingen sachte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute sich über die Wiederherstellung der nachbarlichen heiligen Stätte; denn obgleich Bingen vorzüglich diese Erneuerung und Belebung wünschen muß, so ist es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für die ganze Gegend, und deshalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechselverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an diesen Heiligen unterhalten, soll glänzend wieder hergestellt werden. Die ganze umliegende Gegend ist in Bewegung, alte und neue Gelübte dankbar abzutragen. Dort will man seine Sünden bekennen, Vergebung erhalten, in der Masse so vieler zu erwartenden Fremden längst vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter solchen frommen und heitern Aussichten, wobei wir den Fluß und das jenseitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir, das weit sich erstreckende Rüdesheim hinab, in dem alten, romischen Castell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung sich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Besitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine schnell belebende und erfreuliche Uebersicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof: der Raum ist eng, hohe

2.

Immerhin und immerfort,
Allzuſchön erſcheinend,
Folgt ſie mir von Ort zu Ort
Und ſo hab' ich weinend

Ueberall umſonſt gefragt,
Feld und Flur durchmeſſen,
Auch dat Fels und Berg geſagt:
Kannſt ſie nicht vergeſſen.

Wieſe ſagte: geh nach Haus,
Laß dich dort bedauern;
Siehſt mir gar zu traurig aus,
Möchte ſelber trauern.

Endlich faſſe dir ein Herz
Und begreif'e geſchwinder:
Lachen, Weinen, Luſt und Schmerz
Sind Geſchwiſterkinder.

Einzelne.

Hebe ſelbſt die Hinderniſſe,
Neige dich herab, Cypreſſe!
Daß ich deinen Gipfel küſſe
Und das Leben dran vergeſſe.

schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzusehen — denn die Steine sind äußerlich unbehauen — eine kunstlose Rustica. Die steilen Wände sind durch neuangelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Contrast wohleingerichteter Zimmer und großer wüster, von Wachfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt, auf thurmartigen Zinnen, die herrlichste Aussicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indessen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken sind Thürme, Mauerhöhen und Flächen zusammengehängt, heitere Blumen und Strauchwerke dazwischen; sie waren diesmal regenbedürftig, wie die ganze Gegend.

Nun, im klaren Abendlichte, lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieser uralten. Dann ist die Aussicht reizend über die unschätzbaren Weinberge; sanftere und steilere Kiesbügel, ja Felsen und Gemäuer, sind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch sonst noch von geistlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrscht über alles.

Nun mußte denn wohl, im Angesicht so vieler Rebhügel, des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es ist mit diesem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; eben so ist auch ein gutes Weinjahr in aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenschaft des Trefflichen: er ist zugleich köstlich und reichlich.

In Dämmerung versank nach und nach die Gegend. Auch das Verschwinden so vieler bedeutenden Einzelnheiten ließ uns erst recht Werth und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geschieden seyn.

Unser Rückweg ward aufgemuntert durch fortwährendes Kanoniren von der Capelle her. Dieser kriegerische Klang gab Gelegenheit an der Wirthstafel des hohen Hügelpunktes als militärischen Postens zu gedenken. Man sieht von da das ganze Rheingau hinauf, und unterscheidet die meisten Ortschaften, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerksam, daß wir von der Höhe über Bieberich schon die Rochuscapelle, als weißen Punkt von der Morgensonne beleuchtet, deutlich öfters müßten gesehen haben, dessen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei allem diesem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenstand der Verehrung betrachtete, da er, durch das gefesselte Zutrauen, diesen Hader- und Kriegsposten augenblicklich wieder zum Friedens- und Versöhnungsposten umgeschaffen.

Indessen hatte sich ein Fremder eingefunden und zu Tische gesetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete, und deßhalb sich um so unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgesinnten Gesellschaft fand sich, daß er, obgleich Katholik, gewissermaßen ein Widersacher des Heiligen sey. Am sechzehnten August, als am Festtage, während so viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr am selbigen Tage wurde sein Sohn blessirt; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gast versetzte darauf, bei einzelnen Fällen komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den eigentlichen Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sey St. Florian beauftragt; den Wunden verschaffe St. Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht, ob St. Hubertus vielleicht Hülfe geschafft hätte. Im übrigen sey den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im Ganzen vierzehn heilige Nothhelfer aufgestellt worden. Man ging die Tugenden derselben durch und fand, daß es nicht Nothhelfer genug geben könne.

Um dergleichen, selbst in heiterer Stimmung, immer bedenkliche Betrachtungen loszuwerden, trat man heraus unter den brennend gestirnten Himmel, und verweilte so lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als Null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir treten sogleich heraus, nach den grauen Rheinschluchten hinabzublicken; ein frischer Wind blies von dorther uns ins Angesicht, günstig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt sind die Schiffer sämmtlich rege und beschäftigt; die Segel werden bereitet: man feuert von oben, den Tag anzufangen wie man ihn Abends angekündigt. Schon zeigen sich einzelne Figuren und Gesellgkeiten, als Schattenbilder am klaren Himmel, um die Capelle und auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer sind noch wenig belebt.

Leidenschaft zur Naturkunde reizt uns eine Sammlung zu betrachten, wo die metallischen Erzeugnisse des Westerwaldes, nach dessen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitbach vorliegen sollten.

Aber diese wissenschaftliche Betrachtung wäre uns fast zum Schaden gediehen: denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhaftester Bewegung. Massenweise strömen sie an Bord, und ein überdrängtes Schiff nach dem andern stößt ab.

Drüben, am Ufer her sieht man Schaaren ziehen, Wagen fahren; Schiffe aus den obern Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger jähen Fußpfaden die Höhe zu ersteigen bemüht. Fortwährendes Kanoniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortschaften.

Nun ist es Zeit! auch wir sind mitten auf dem Flusse; Segel und Ruder wetteifern mit hunderten. Ausgestiegen bemerken wir sogleich, mit geologischer Vorliebe, am Fuße des Hügels wunderbare Felsen. Der Naturforscher wird von dem heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Conglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein im Augenblicke des Werdens zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns mehr als kleine Bröckchen zu gewinnen. Möge bald ein reisender Naturforscher diese Felsen näher untersuchen, ihr Verhältniß zu den älteren Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, mir davon gefälligst Nachricht, nebst einigen belehrenden Musterstücken zukommen lassen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den steilsten, zickzack über Felsen springenden Steig erklommen wir mit hundert und aberhunderten, langsam, öfters rastend und scherzend. Es war die Tafel des Cebes im eigentlichsten Sinne, bewegt, lebendig; nur daß hier nicht so viel ableitende Nebenwege stattfanden.

Oben um die Capelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa 30 Fuß, das Chor im Grunde vielleicht 20. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlthätigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe, und die Capelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Hauptvierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dieß in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Hauptthüre gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete

sich und verweilte so lange man konnte; aber einer verdrängte den andern, und so ward auch ich im Strome vorbei- und zur Seitenpforte hinausgeschoben.

Aeltere Männer von Bingen treten zu uns, den herzoglich nassauischen Beamten, unsern werthen Geleitsmann, freundlich zu begrüßen; sie rühmen ihn als einen guten und hülfreichen Nachbar, ja als den Mann, der ihnen möglich gemacht das heutige Fest mit Anstand zu feiern. Nun erfahren wir, daß, nach aufgehobenem Kloster Eibingen, die innern Kircheneerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtstühle an die Gemeinde zu Bingen zu völliger Einrichtung der Rochuscapelle um ein Billiges überlassen worden. Da man sich nun von protestantischer Seite dergestalt förderlich erwiesen, gelobten sämmtliche Bürger Bingens, gedachte Stücke persönlich herüberzuschaffen. Man zog nach Eibingen: alles ward sorgfältig abgenommen, der einzelne bemächtigte sich kleinerer, mehrere der größern Theile, und so trugen sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab an das Wasser; dort wurden sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer ausgeschifft, und abermals auf frommen Schultern die mannichfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das alles zugleich geschah, so konnte man, von der Capelle herabschauend über Land und Fluß, den wunderbarsten Zug sehen, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackirtes in bunter Folgereihe sich bewegte; dabei genoß man des angenehmen Gefühls, daß jeder unter seiner Last und bei seiner Bemühung Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte noch nicht aufgestellte Orgel wird nächstens auf einer Galerie, dem Hauptaltar gegenüber, Platz finden. Nun löste sich erst das Räthsel, man beantwortet sich die aufgeworfene Frage, wie es komme, daß alle diese Zierden schon verjährt und doch wohlerhalten, unbeschädigt, und doch nicht neu in einem erst hergestellten Raum sich zeigen konnten.

Dieser jetzige Zustand des Gotteshauses muß uns um so erbaulicher seyn, als wir dabei an den besten Willen, wechselseitige Beihülfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß alles mit Ueberlegung geschehen, erhellt nicht weniger aus folgendem. Der Hauptaltar aus einer weit größern Kirche sollte hier Platz finden, und man entschloß sich die Mauern um mehrere Fuß zu erheben, wodurch man einen anständigen, so reich verzierten Raum gewann. Der

ältere Gläubige kann nun vor denselbigen Altar auf dem linken Rheinufer knieen, vor welchem er von Jugend an auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine schon längst herkömmlich. Diese Ueberreste des heiligen Ruprecht, die man sonst zu Eibingen gläubig berührt und hülfreich gepriesen hatte, fand man hier wieder. Und so manchen belebt ein freudiges Gefühl, einem längst erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hierbei bemerke man wohl, daß es sich nicht geziemt hätte diese Heiligthümer in den Kauf mit einzuschließen oder zu irgend einem Preis anzuschlagen: nein, sie kamen vielmehr durch Schenkung, als fromme Zugabe, gleichfalls nach St. Rochus. Möchte man doch überall in ähnlichen Fällen mit gleicher Schonung verfahren seyn!

Und nun ergreift uns das Gewühl: tausend und abertausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidertracht nicht auffallend verschieden, aber von der mannichfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich ins Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Capelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns sein Leben, Leisten und Leiden klar würde; Rosenkränze jedoch aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Processionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern; der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Resultate verliehen. Im Ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet; mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hat ihre Muttergottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden

Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinstrument freundlich anblickend. Ach! rief ein zartfühlender Zuschauer, ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinsieht, in demselben Falle! Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich, als Jugendfürstchen, gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet, nun komme die Hauptprocession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, der Ehrenfels, im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt!

Die Procession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu von gleichem Stoff einen langen goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubte ich Schiffer zu erkennen, Menschen die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beobachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidener Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von österreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dieß politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers, so wie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Processionen bei mir zurücklassen, so würde ich sagen, die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behaglich, als bei einem neuen, wunderlichen, heitern Ereigniß; die jungen Leute dagegen traten gleichgültig auf: denn sie, in böser Zeit geborene, konnte das Fest an nichts erinnern; und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren

alle geruht, als von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur in sofern etwas werth ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edlen und vielfachwürdigen Vorschreiten der Betrachter unschicklich abgezogen und weggestört durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches gemein heftiges Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unversehenes abgeschmacktes Ereigniß, als von einem lächerlichen Zwischenspiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen; es sind nicht Töne des Hasses, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wieder laufende Menge, rufend: halt! — hier! — da! — dort! — nun! — hier! — nun heran! So schallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beschäftigen sich laufend, springend, mit hastigem Ungethüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Bischof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Räthsel gelöst.

Ein flinker derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme schuldlose Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Bau, wird am schonungsreichsten Feste von den immer unbarmherzigen Menschen im segenvollsten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wiederhergestellt, und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Procession gelockt. Denn, indem der Bischof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Bidenheim so zahlreich als anständig heran. Auch hier mißlang der Versuch den Charakter dieser einzelnen Ortschaft zu erforschen. Wir, durch so viel Verwirrendes verwirrt, ließen sie in die immer wachsende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte sich nun gegen die Capelle und strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die mannichfaltigste, fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge thätige Wirthin, umgehend einen glühenden weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgerstochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinken Diener unablässige Bemühung wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genugzuthun.

Auch wir, mit fetter dampfender Speise nebst frischem trefflichem Brod reichlich versehen, bemühten uns Platz an einem geschirmten, langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Fest gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft, und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vortheil solcher Volksversammlung, wenn, durch irgend ein höheres Interesse, aus einem großen weitschichtigen Kreise so viele einzelne Strahlen nach Einem Mittelpunkt gezogen werden.

Hier unterrichtet man sich auf einmal von mehreren Provinzen. Schnell entdeckte der Mineralog Personen, welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberstein, den Achaten daselbst und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Quecksilber-Minern zu Muschellandsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntnisse thaten sich auf, und man faßte Hoffnung schönes krystallisirtes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch solche Gespräche nicht unterbrochen. Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Schenken, der uns ersuchen ließ Geduld zu haben, bis die vierte Dom angesteckt sey. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Muttermilch zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sey, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt acht rheinische Maas, das

heißt sechzehn unserer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen?

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte, man dürfe sich zu Beantwortung dieser Frage nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zur Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreut des Menschen Herz! Daraus erhellt, daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Maas Wein zu sich nähme, ohne deßhalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maas schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seines Gleichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuß von vier Maas, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im Stande findet, auch der genieße sein bescheiden Theil und nehme es mit Dank dahin! Er hüte sich aber ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemand die besondere Gnade verleiht acht Maas trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sey, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen, so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er, nach dem Willen des Gebers, am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Theil dahin! Und auf daß ein solches geschehe, alles Uebermaß dagegen verbannt sey, handelt sämmtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet!"

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gesprächs der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten; nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Aßmannshäuser Rothe vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Ober-Ingelheim hörte ich behaupten, der Ihrige gebe jenem wenig nach. Der Eilfer solle köstlich gewesen seyn; davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sey. Dieß wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rothe Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Menzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück, und als man die heitern weißen Namenszüge des Heiligen überall so wohlthätig beschäftigt sah, mußte man sich fast schämen die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut völlig verzichtend, bei Wartung von Pestkranken auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmuthige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern sich einander einhelfend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen, wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten, daß jedes Gemüth einen andern Antheil an der Begebenheit und den

Eure Gärtnerei zu lernen
Könnte nimmermehr verlangen;
Mein Jasmin iſt fortgegangen,
Meine Roſe weilt im Fernen.

Die Nachtigall ſie war entfernt
Der Frühling lockt ſie wieder;
Was Neues hat ſie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

Luna, ſolcher hohen Stelle
Weiten Umblick neid' ich dir,
Sey auch der Entfernten helle,
Aber äugle nicht mit ihr.

Liebevoll und frank und frei
Rief'ſt du mich heran;
Langſam geh' ich nun vorbei,
Siehſt du mich denn an?

Ringlein kauft! geſchwind ihr Frauen!
Möcht' nicht weiter wandeln;
Gegen Aug' und Augenbraun
Wollt' ich ſie verhandeln.

Ach Cypreſſe, hoch zu ſchauen,
Mögeſt du dich zu mir neigen;
Habe dir was zu vertrauen
Und dann will ich ewig ſchweigen.

---

einzelnen Verfällen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurück gesetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen so wie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten verwechselt wurde.

Ein Versuch die Geschichte, wie ich sie gehört, gesprächsweise aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag sie uns auf die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeschaltet stehen.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera. Und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten, und gab ihm seine Mutter an einem solchen Tag nur einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab, und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes that. Er bezeigte sich auch fleißig im Studiren und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn denn auch noch sein Vater auf seinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielt, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern gestorben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiste und zu einem Hospital kam, darinnen viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte. Und ob man ihn gleich nicht alsobald hineinließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so hielte er doch ferner an, und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom, befreite auch allda nebst vielen andern einen Cardinal von der Pest, und hielte sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Uebel befallen wurde, und man ihn in das Pesthaus zu den andern brachte, wo er wegen grausamer Schmerzen manchmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital und setzte sich außen vor die Thüre hin, damit er den andern durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele. Und als die

Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie, es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen; als sie aber hernach das Gegentheil vernahmen, hielte ihn jedermann für thöricht und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus. Da er denn unter Gottes Geleit durch Hülfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Ahornbaum und ruhete daselbst ein wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignete sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohlgezogener Jagdhund ein Brod vom Tische wegschnappt und davonläuft. Obgleich abgestraft ersieht er seinen Vortheil den zweiten Tag wieder, und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie ersucht sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht eher von sich zu lassen, als bis er genesen wäre, und versorgte ihn zum besten. Als nun Rochus wieder ein wenig zu Kräften kam, begab er sich vollends nach Florenz, heilte daselbst viele von der Pest und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wieder hergestellt. Er beredete auch Gotthardum dahin, daß dieser sich entschloß, mit ihm seine Wohnung in dem Wald aufzuschlagen, und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus versprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte; da sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten. Und nachdem endlich Rochus Gotthardum zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweiht, machte er sich abermals auf den Weg und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause, und zwar in seiner Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landesherrn geführet, der ihn wegen seiner großen Veränderung und armseligen Kleidung nicht mehr kannte, sondern in ein hart Gefängniß setzen ließ. Er aber dankte seinem Gotte, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal

annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu eſſen brachte, ſondern kreuzigte noch dazu ſeinen Leib mit Wachen und Faſten. Als er merkte, daß ſein Ende nahe ſey, bat er die Bedienten des Kerkermeiſters, daß ſie ihm einen Prieſter holen möchten. Nun war es eine ſehr finſtere Gruft, wo er lag: als aber der Prieſter kam, wurde es helle, darüber dieſer ſich höchlich verwunderte, auch, ſobald er Rochum anſahe, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erden fiel, auch ſich ſogleich zum Landesherrn begab, und ihm anzeigte was er erfahren, und wie Gott wäre ſehr beleidigt worden, indem man den frömmſten Menſchen ſo lange Zeit in einem ſo beſchwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als dieſes in der Stadt bekannt worden, lief jedermann häufig nach dem Thurm. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen, und gab ſeinen Geiſt auf. Jedermann aber ſahe durch die Spalten der Thüre einen hellen Glanz herverdringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgeſtreckt auf der Erde liegen, und bei ſeinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuz, ſo er auf der Bruſt mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentiren darüber entſtanden.

Solches geſchahe im Jahre 1327 den 16. Auguſt; und iſt ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr ſein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1414 zu Conſtanz ein Concilium gehalten wurde, und die Peſt allda entſtand, auch nirgend Hülfe vorhanden war, ließ die Peſt alſobald nach, ſobald man dieſen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Proceſſionen anſtellte.

Dieſe friedliche Geſchichte ruhig zu vernehmen war kaum der Ort. Denn in der Tiſchreihe ſtritten mehrere ſchon längſt über die Zahl der heute Wallfahrenden und Beſuchenden. Nach einiger Meinung ſollten zehntauſend, nach andern mehr und dann noch mehr auf dieſem Hügelrücken durch einander wimmeln. Ein öſterreichiſcher Officier, militäriſchem Blick vertrauend, bekannte ſich zu dem höchſten Gebote.

Noch mehrere Geſpräche kreuzten ſich. Verſchiedene Bauernregeln und ſprichwörtliche Wetterprophezeiungen, welche dieß Jahr eingetroffen ſeyn ſollten, verzeichnete ich ins Taſchenbuch, und als man Theilnahme bemerkte, beſann man ſich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden

mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will. — Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zufällt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es seyn soll. — Die Fischer haben von der Hechtsleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Theil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchstraße im December schön weiß und hell scheint, so bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis Dreikönig neblicht und dunkel ist, sollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergehen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, so hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachsen und die Eichbäume viel Frucht bringen, so gibt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlassen, und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so gibt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai gibt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. — Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte, ist es weiß, Schnee."

Ein Bergbewohner, welcher diese vielen, auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen gäng und gäbe wäre. Er versetzte darauf, mit so viel Abwechselung könne er nicht dienen; Räthsel rede und Segen sey bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittags gestumpft,
Abends in Scheiben,
Dabei soll's bleiben;
Es ist gesund.

Man freute ſich über dieſe glückliche Genügſamkeit und verſicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden ſey es eben ſo gut zu haben.

Indeſſen ſteht manche Geſellſchaft gleichgültig auf, den faſt unüberſehbaren Tiſch verlaſſend; andere grüßen und werden gegrüßt: ſo verliert ſich die Menge nach und nach. Nur die Zunächſtſitzenden, wenige wünſchenswerthe Gäſte zaudern; man verläßt ſich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines ſolchen Abſchiedes zu genießen, und verſpricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiederſehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne ſogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verſpricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume ſchonen, eine löbliche Bürgerſchaft von Bingen dieſe Anlage ſchirmen, durch eifriges Nachpflanzen und ſorgfältiges Hegen ihr zu Nutz und Freude ſo vieler Tauſende nach und nach in die Höhe helfen!

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß: man eilt zur Predigt; alles Volk drängt ſich nach der Oſtſeite. Dort iſt das Gebäude noch nicht vollendet, hier ſtehen noch Rüſtſtangen; ſchon während des Baues dient man Gott. Eben ſo war es als in Wüſteneien von frommen Einſiedlern mit eigenen Händen Kirchen und Klöſter errichtet wurden. Jedes Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienſt. Kunſtfreunde erinnern ſich der bedeutenden Bilder von Leſueur, des heiligen Bruno Wandel und Wirkung darſtellend. Alſo wiederholt ſich alles Bedeutende im großen Weltgange; der Achtſame bemerkt es überall.

Eine ſteinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragſteinen getragen, iſt nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geiſtlicher in den beſten Jahren. Die Sonne ſteht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er ſpricht mit klarer verſtändlicher Stimme einen rein verſtändigen Vortrag. Wir glaubten ſeinen Sinn gefaßt zu haben und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch iſt es möglich, daß wir bei ſolchen Ueberlieferungen von dem Urtext abwichen und von dem unſrigen mit einwebten. Und ſo wird man im Nachſtehenden einen milden, Thätigkeit fordernden Geiſt finden, wenn es auch nicht immer die kräftigen, ausführlichen Worte ſeyn ſollten, die wir damals vernahmen.

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl besteigt ihr an dem heutigen Tage diese Höhe, um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt das vor kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt, an euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen, so möchte wohl nichts besser an der Stelle seyn, als wenn wir zusammen beherzigen: wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sey vor Gottes Thron zu stehen, und für diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, vorbittend Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst erlangen könne?

„Er ist dieser Gnade würdig worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwiedern, gleich allen denen die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt, eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte Gott gleich oder demselben auch nur ähnlich zu werden, so bewirkt doch schon eine unbegränzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

„Sehen wir doch ein Beispiel an Vätern und Müttern, die, mit vielen Kindern gesegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle sträflich und beträgt sich dergestalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger, so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und Verbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmuth, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich menschlicher Weise das Verhältniß unseres Heiligen zu Gott, in welches er sich durch unbedingte Ergebung emporgeschwungen."

Wir Zuhörenden schauten indeß zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf: das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt; wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über uns, die Zuhörer vor ihm und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde steht, ist eine große unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künftig mit baumeisterlichem Sinne zweckmäßig herangemauert und eingerichtet, wäre das Ganze eine der schönsten Oertlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehreren tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sähen alle den Prediger und hörten deutlich; dießmal aber, bei unvollendeter Anlage, standen sie abwärts hinter einander, sich in einander schickend so gut sie konnten, eine von oben überschaute wundersame, stillschwankende Woge. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, ansehnlichen Platz anweisen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieser Umblick, diese dem geübten Kunstauge abgenöthigten Betrachtungen hinderten nicht aufmerksam zu seyn auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Theile schritt und etwa folgendermaßen zu sprechen fortfuhr.

„Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten so wie sich selbst, ja mehr wie sich selbst geliebt hätte. Denn ob er gleich, vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, sein Vermögen den Armen vertheilte, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so ließ er sich doch von diesem preiswürdigen Entschlusse unterwegs ablenken. Die große Noth, worin er seine Mitchristen findet, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf den gefährlichsten Kranken beizustehen, ohne an sich selbst zu denken. Er folgt seinem Beruf durch mehrere Städte, bis er endlich, selbst vom wüthenden Uebel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer Stand gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Thätigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen abermals genähert: denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte St. Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeindeprocessionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre

Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war nebenan in einem kleinen Hofchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sämmtlich herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Muttergottesbilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine; die langen rosenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter und lustig im lebhaftesten Zugwinde. Das Christuskind in Goldstoff blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, schaute seinem eigenen Feste geruhig zu, die Gestalt im schwarzen Sammetkleide wie billig eben an.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Theil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen seligen Folgen gewesen, wenn St. Rochus für so große Aufopferungen einen irrischen Lohn erwartet hätte. Solchen gottseligen Thaten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für gränzenlose Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchste Seligkeit gewährt, nämlich andern, wie er schon hienieden im Leben gethan, auch von oben herab für und für hülfreich zu seyn.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster ansehen, an welchem wir die Stufen unseres geistlichen Wachsthums abmessen. Habt ihr nun in traurigen Tagen euch an ihn gewendet und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so beseitigt jetzt allen Uebermuth und anmaßliches Hochfahren; aber fragt euch demüthig und wohlgemuth: Haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? Haben wir uns beeifert ihm nachzustreben? Ergaben wir uns zur schrecklichsten Zeit unter kaum erträglichen Lasten in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun so unerwartet als gnädig gewährt sey? Haben wir in den gräßlichsten Tagen festartig wüthender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unsrigen, näher oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widersachern in dieser Noth beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben dran gewagt?

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03821/185

„Könnt ihr nun diese Fragen im stillen Herzen mit Ja! beantworten, wie gewiß die meisten unter euch redlich vermögen, so bringt ihr ein löbliches Zeugniß mit nach Hause. Dürft ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen: Wir haben bei allem diesem an keinen irdischen Vortheil gedacht, sondern wir begnügten uns an der gottgefälligen That selbst, so könnt ihr euch um desto mehr erfreuen, keine Fehlbitte gethan zu haben, und ähnlicher geworden zu seyn dem Fürbittenden.

„Wachset und nehmt zu an diesen geistigen Eigenschaften auch in guten Tagen, damit ihr zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet.

„Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten hierher als erneute Erinnerungen, daß ihr dem Höchsten kein größeres Dankopfer darbringen könnt, als ein Herz gebessert und an geistlichen Gaben bereichert!"

Die Predigt endigte gewiß für alle heilsam; denn jeder hat die deutlichen Worte vernommen, und jeder die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Te-deum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt; das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Processionen reihten sich, um abzuziehen; die Bidenheimer, als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir sehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deßhalb mit der ruhigen und ernsten Binger Procession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegs-Wehetage. Die Stationen des Leidensganges unseres Herrn waren vermuthlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß jeder, er sey wer er wolle, diesen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten vielmehr nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen uns geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst besiegten, glitten wir hinab; der mährchenhafte Thurm, auf unverwüstlichem Quarzstein gebaut, blieb uns zur Linken, der Ehrenfels rechts; bald aber kehrten wir für dießmal zurück; das Auge voll von jenen abschließenden graulichen

Harre lieblich im Kyanenkranze,
Blondes Mädchen, bleib' er unverletzt
Auch wenn Luna in Orions Glanze
Wechſelſcheinend ſich ergötzt.

Weiß ich doch zu welchem Glück
Mädchen mir emporblüht,
Wenn der feurig ſchwarze Blick
Aus der Milch hervorſieht.

Von der Roſe meines Herzens
Pflückteſt Blätter nach Gefallen,
Sind vor Kluth des Scheideſchmerzens
All die andern abgefallen.

Liebt' ich dich als Kleine, Kleine,
Jungfrau warſt du mir verſagt:
Wirſt doch endlich noch die Meine
Wenn der Freund die Wittwe fragt.

Das Sträuschen.

Altböhmiſch.

Wehet ein Lüftchen
Aus fürſtlichen Wäldern;
Da läufet das Mädchen,
Da läuft es zum Bach,
Schöpft in beſchlagne
Eimer das Waſſer.

Gebirgsschluchten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurcharbeitete.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf diesem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufsteigende vorüberziehende Wolken zu einem ersehnten Regen Hoffnung gaben; und wirklich strömte endlich alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothhelfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen.

Im Rheingau Herbsttage.

Supplement des Rochusfestes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel, viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebäudes läßt nach allen Seiten die Blicke frei, und so können auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zählte, sich ringsumher, zu Wasser und Land, fröhlich bewegen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichsten, oft vermutheten, öfters unvermutheten Standpunkte. Hier zeigt sich die Welt mannichfaltiger als man sie denkt: das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug; wie sollte nunmehr ein schriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen? Mögen deßhalb diese Blätter wenigstens meinem Gefühl an jenen unschätzbaren Augenblicken und meinem Dank dafür treulich gewidmet seyn.

Den 1. September 1814.

Kloster Eibingen giebt den unangenehmsten Begriff eines zerstörten würdigen Daseyns. Die Kirche, alles Zubehörs beraubt, Zimmer und Säle ohne das mindeste Hausgeräth, die Zellenwände eingeschlagen, die Thüren nach den Gängen mit Riegeln verzimmert, die Fache nicht ausgemauert, der Schutt umherliegend. Warum denn aber diese Zerstörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Ursache. Hier sollte ein Lazareth angelegt werden, wenn der Kriegsschauplatz in der Nähe geblieben

wäre. Und so muß man sich noch über diesen Schutt und über die verlassene Arbeit freuen. Man scheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Montirkammern und Aufbewahrung älterer, wenig brauchbarer Kriegsbedürfnisse benutzen zu wollen. Im Chor liegen Sättel gereiht, in Sälen und Zimmern Tornister; an abgelegten Montirungsstücken fehlt es auch nicht, so daß wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Vorgesichts gehabt hätte, sie sich vor der künftigen Zerrüttung und Entweihung hätte entsetzen müssen. Die Wappen dieser ehemals hier beherbergten und ernährten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf besuchten wir in Rüdesheim das Brömser'sche Gebäude, welches zwar merkwürdige, aber unerfreuliche Reste aus dem sechzehnten Jahrhundert enthält. Nur ist ein Familiengemälde der Herren von Kronenburg, von 1549, in seiner Art besonders gut und der Aufmerksamkeit aller Freunde des Alterthums und der Kunst würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet sich das Wunderbild, das ehemals so viel Gläubige nach Nothgottes gezogen hatte. Christus knieend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrscheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer uralten Oelbergsgruppe. Kopf und Körper aus Holz geschnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, fest anliegend wo die Falten schon ins Holz geschnitzt waren, an den oberen Armen aber locker, die Aermel bildend und ausgestopft, das Ganze bekreidet und bemalt. Die angesetzten Hände zwar zu lang, die Gelenke und Nägel hingegen gut ausgedrückt. Aus einer nicht unfähigen, aber ungeschickten Zeit.

Den 2. September 1814.

Ungefähr in der Mitte von Winkel biegt man aus nach der Höhe zu, um Vollrath zu besuchen. Erst geht der Weg zwischen Weinbergen, dann erreicht man eine Wiesenfläche — sie ist hier unerwartet — feucht und mit Weiden umgeben. Am Fuß des Gebirges, auf einem Hügel liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von ansehnlichen Wohn- und Haushaltungsgebäuden umschlossen, zeugt von altem Wohlstande; der kleinere hintere Theil desselben ist den Feldbedürfnissen gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlhaben und gutsherrlicher Vorsorge zeugt, und jetzt, als eine belebte Ruine, uns eigenthümlich anspricht. Die sonst pyramiden- und fächerartig gehaltenen Obstbäume sind zu mächtigen Stämmen und Aesten kunstlos wild ausgewachsen, überschatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichem Obste reich behangen, den wundersamsten Anblick. Eine Lustwohnung, von dem Kurfürsten aus der Greifenklauschen Familie erbaut, empfängt mit sichtbarstem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume sind völlig entadelt; der Saal des ersten Stocks erweckt durch Familienbilder, die, ohne gut gemalt zu seyn, doch die Gegenwart der Persönlichkeiten aussprechen, das Andenken einer frühern blühenden Zeit. Lebensgroß sitzt ein behaglicher Greifenklau, der auf sich und seinen Zustand sich etwas einbilden durfte. Zwei Gattinnen und mehrere Söhne, Domherren, Soldaten und Hofleute stehen ihm zur Seite, und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten, auf ebenem Boden nicht Platz fand, erscheint als Gemälde im Gemälde oben im Bilde. So hängen auch Kurfürsten, Domherren und Ritter lebensgroß, in ganzen und halben Figuren umher, in dem nicht verwüsteten, aber wüsten Saale, wo alte reiche Stühle zwischen vernachlässigten Samenstauden und anderem Unrath unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern schlottern die Goldledertapeten an den Wänden; man scheint die Tapeziernägel, die sie festhielten, zu anderem Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet nun das Auge von diesem Gräuel sich weg gegen das Fenster, so genießt es, den verwilderten fruchtbaren Garten unter sich, der herrlichsten Aussicht. Durch ein sanftgeöffnetes Thal sieht man Winkel nach seiner Länge; überrheinisch sodann Unter- und Ober-Ingelheim in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachlässigten Garten, die Baumschulen aufzusuchen, die wir aber in gleichem Zustande fanden; der Gärtner, wollte man wissen, liebe die Fischerei.

Draußen unter dem Garten, auf der Wiese, zog eine große wohlgewachsene Pappel unsere Aufmerksamkeit an sich: wir hörten, sie sey am Hochzeitsfeste des vorletzten Greifenklau gepflanzt, dessen Wittwe noch zuletzt diese Herrlichkeiten mit ungebändigter Lust genossen habe. Nach dem frühzeitigen Tode eines Sohnes aber ging der Besitz dieses schönen Guts auf eine andere Linie hinüber, welche, entfernt wohnend, für dessen Erhaltung weniger besorgt zu seyn scheint. Einen wunderlichen, in einen

kleinen Teich gebauten Thurm gingen wir vorüber und verfügten uns in das ansehnliche Wohngebäude.

Hatten wir gestern im Kloster Eidingen die Zerstörung gesehen, welche durch Aenderung der Staatsverhältnisse, Religionsbegriffe, durch Kriegsläufte und andere Sorgen und Bedürfnisse mit Willen und Unwillen einreißt, sahen wir dort ein aufgehobenes Kloster, so fanden wir hier die Spuren einer alten Familie, die sich selbst aufhebt. Die ehrwürdigen Stammbäume erhielten sich noch an den Wänden der umherlaufenden Gänge. Hier sproßten Greifenklaue und Sickingen gegen einander über, und verzweigten sich ins vielfache; die vornehmsten und berühmtesten Namen schlossen sich weiblicherseits an die Greifenklauischen.

Auf einem andern dieser Bilder knieten Bischöfe, Aebte, Geistliche, Frauen unter dem Baume, von dem sie entsprossen, Heil erbittend. Ein drittes Gemälde dieser Art war muthwillig oder absichtlich entstellt; es hatte jemand den Stammvater herausgeschnitten, vielleicht ein Liebhaber solcher Alterthümer, denen nirgends zu trauen ist. Da schwebten nun Aeste und Zweige in der Luft, das Verdorren weissagend.

Wie unterhaltend übrigens in guten lebendigen Zeiten diese Galerien für Familienglieder, für Verwandte müssen gewesen seyn, kann man noch daraus ermessen, daß die Grundrisse mancher Besitzungen mit ihren Gränzen, Gerechtsamen, streitigen Bezirken und was sonst bemerklich seyn mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht sind.

Doch fehlte nunmehr manches, was Besuchende hier in früherer Zeit gekannt hatten, und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer sämmtliche Familienbilder, flözweise über einander geschichtet und dem Verderben geweiht. Einige sind werth erhalten zu seyn, allen hätte man wohl einen Platz an den Wänden gegönnt. In wenigen Zimmern finden sich noch Stühle und Bettstellen, Commoden und dergleichen, durch Zeit und Unordnung langsam verderben und unbrauchbar.

In der kleinen Capelle wird noch Gottesdienst gehalten; auch diese ist nur nothdürftig reinlich. Ein paar kleine griechische Bildchen verdienen kaum aus diesem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus solchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels, Weinberge links, frischgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Gränze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Gränze des aufgeschwemmten

Erdreichs; wo die Aecker anfangen, zeigt sich die ursprüngliche Gebirgsart. Es ist ein Quarz, dem Thonschiefer verwandt, der sich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlassen links hinterwärts nach dem Fluß und nach den ihn an beiden Ufern begleitenden Landschaften und Wohnlichkeiten umzuschauen, die, im Einzelnen schon bekannt, mit größerem Antheil im Ganzen überblickt werden.

Ueberrascht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle in der Festbeschreibung genannten Orte und Gegenstände wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtniß darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man, auf demselben Flecke stehend, den Kopf nur rechts und links wendet; denn von Bieberich bis Bingen ist alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar. Der Rhein, mit den daran gegürteten Ortschaften, mit Inselaun, jenseitigen Ufern und ansteigenden Gefilden. Links oben die blauen Gipfel des Altkönigs und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs. Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht wohin sich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendsonne beleuchtete diese mannichfaltigen Gegenstände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, seltsam, streifenweise vom Horizont nach dem Zenith strebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes; wechselnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerksamkeit bald da-, bald dorthin, und das Auge ward stellenweise mit einzelner frischer Anmuth ergötzt. Der Zustand des Schlosses selbst störte nicht diese angenehmen Eindrücke. Leer stehts, ohne Hausgeräth, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte sich der Himmel von allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont sich beziehenden, pfeilförmigen Streifen; sie verkündigten eine Wetterveränderung, über welche die Nacht entscheiden wird.

Den 3. September 1814.

Der Morgenhimmel, erst völlig umwölkt, erheiterte sich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geisenheim bei einem Handelsmanne ein altes Gemälde gesehen, ging der Weg aufwärts durch einen

Eichenbusch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet sich das Quarzgestein wieder und weiter oben eine Art von Todtliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrängtes Bergthal hinab; die Thürme und Dächer eines alten Klosters zeigen sich, von dem reichsten Grün ganz eingeschlossen, in wildem, einsamem Grunde — eine Lage, übereinstimmend mit dem Namen dieser heiligen Stätte: denn man nennt sie noch immer Nothgottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier seine Noth zujammerte, in die Kirche von Rüdesheim versetzt worden. Völlig unwirthbar erschiene diese Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen kleinen Theil der angränzenden Höhe geordnet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts dann, eine hochgelegene bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade, lange, breite Fahrstraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derselben steht ein Jagdschloß mit Nebengebäuden. Schon vor dem Hofraum, besser von einem Thürmchen, sieht man in der ungeheuern Schlucht den Rhein abwärts fließen. Lorch, Dreieckshausen, Bacharach sind hüben und drüben zu sehen, und mir war in diesem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abschluß des Rheingaues gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten, und endlich zu einem auf einer Felskuppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Uebersichten genossen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derselben den Mäusethurm. Die Nahe durch die Brücke von Bingen derfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochuscapelle und was dem angehört, eine große in allen Theilen mannichfaltige Ansicht. Wendet sich das Auge zurück und unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unsern Füßen.

Durch eine große wohlbestandene Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel. Hier blickt man von neuem rheinaufwärts, und findet Anlaß alles zu summiren, was man diese Tage gesehen und wieder gesehen hat. Wir sind mit den Gegenständen im Einzelnen wohlbekannt, und so läßt sich durch das Fernrohr, ja sogar mit bloßen Augen, manches Besondere nah und fern schauen und bemerken.

Wer sich in der Folge bemühte den Niederwald besser darzustellen,

müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die westliche Richtung drängt, und nun die Felsen des Niederwaldes die Gränzen sind, wo er seinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der steile Fußpfad nach Rüdesheim hinab führt durch die herrlichsten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen, wie mit wohlgewirkten Teppichen, manche sich an und über einander drängende Hügel bekleiden.

Den 4. September 1814.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienst, wegen einer Greifenklauischen Stiftung, feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Geputzte und bekränzte Kinder knieeten an den Seitenstufen des Altars und streuten in den Hauptmomenten des Hochamtes Blumenblätter aus ihren Körbchen; weil sie aber verschwenderisch damit umgingen und doch in dem feierlichsten Augenblick nicht fehlen wollten, rafften sie das Ausgestreute wieder in ihre Körbchen und die Gabe ward zum zweitenmal geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Capelle des heiligen Rhabanus. Sie soll das erste Gebäude in Winkel gewesen seyn; alt genug scheint es. Die Erde oder vielmehr der Schutt, aufgerafft an der Stelle wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben.

Nach Tische in einem mit Menschen überladenen Kahne von Mittelheim nach Weinheim, bei ziemlich lebhaftem Nordostwind. Der Stromstrich wirkt hier stark auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggerissen. Die Wurzeln der alten Weiden sind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet. Man hat einen Damm aufgeworfen, um die dahinter liegenden Felder vor Ueberschwemmung zu sichern.

Am Ende dieses Dammes, gegen Nieder-Ingelheim zu, fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den ältesten Zeiten vom Wasser abgesetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin und her getrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demselben vermengt, ein Theil davon den Turbiniten ähnlich, die sich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Daß dergleichen sich noch jetzt in diesem Sandbezirk vermehren, läßt sich folgern, da mir die aufmerksamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorgezeigt.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das sich bis Nieder-Ingelheim zieht. Dieser Ort, schon hoch an einer sanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem District, der sonst des heiligen römischen Reichs Thal genannt wurde. Carls des Großen Palast fanden wir halb zerstört, zerstückelt, in kleine Besitzungen vertheilt; den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht späteren Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorsäule findet sich an dem Thor eingemauert, mit folgender Inschrift aus dem dreißigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren ist dieser Saal des großen Kaisers Carl, nach ihm Ludwig des milden Kaisers Carlen Sohn, im Jahr 1044 aber Kaisers Heinrichs, im J. 1360 Kaisers Carlen Königs in Böhmen Palast gewesen, und hat Kaiser Carle d. Große neben andern gegassenen Säulen, diese Säule aus Italia von Ravenna anhero in diesen Palast fahren lassen, welche man bei Regierung Kaisers Ferdinandi des II. und Königs in Hyspania Philippi IV., auch derer verordneter hochlöblicher Regierung in der untern Pfalz, den 6. Aprilis Anno 1628 als der katholische Glauben wiederumb eingeführet worden ist, aufgerichtet.

Münstetus in Historia von Ingelheim des heilg. römisch. Reichs Thal fol. DCLXXXIX.«

Den Ort wo die Küche vor Alters gestanden, will man dadurch entdeckt haben, daß sehr viele Thierknochen, besonders Wildschweinszähne in dem nächsten Graben entdeckt werden. Während der französischen Herrschaft hat man verschiedene Nachsuchungen gethan; auch wurden einige Säulen nach Paris geschafft.

Neuerlich ward bei Gelegenheit des großen Chausseebaues Ingelheim vortrefflich gepflastert, das Posthaus gut eingerichtet. Frau Glöckle nennt sich die Postmeisterin, jetzt von Reisenden, besonders Engländern und Engländerinnen, fleißig besucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fähre, zwar nicht ohne Unbilden, aber doch glücklich nach Hause.

Den 5. September

fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, sodann im Kahne, bei einem starken stromaufwärts wehenden Winde, nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer. Gyps ausgeladen, viel mit grauem Thon vermischt. Woher derselbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im Gasthaus zum weißen Roß eingekehrt. Melancholische Wirthin, mit seltsamem Bewußtseyn ihres Zustandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirthung fuhren wir den Rochusberg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochuscapelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherstellung besorgt hatte, war gegenwärtig, froh über sein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, so viel als nöthig um den Hauptaltar von Eibingen gehörigen Raum zu verschaffen. Der Transport kostete nichts; denn die von Bingen hatten alles von drüben herab und hüben herauf getragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das Einzelne wohlerhalten geblieben und nur weniges zu repariren nöthig.

Man beschäftigte sich eben die Orgel aufzustellen. Als wir denjenigen, den wir für den Meister hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiederte er mit Bedeutsamkeit: Es ist eine weiche Orgel, eine Nonnenorgel! Man ließ uns einige Register hören; sie waren für den Umfang der Capelle stark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu schauenden Aussicht und untersuchten sodann das Gestein. Auf der Höhe besteht es aus einem dem Thonschiefer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art von Todtliegendem, welches aus scharfkantigen Quarzstücken, fast ohne Bindungsmittel besteht. Es ist äußerst fest und hat außen durch die Witterung den bekannten Chalcedonüberzug erlangt. Es wird billig unter die Urbreccien gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwärts, ließen Kempten links und gelangten auf die neue treffliche Chaussee, an deren beiden Seiten ein leicht zu bearbeitender Boden gesehen wird. Da wir nach Ober-Ingelheim verlangten, so verließen wir die Straße und fuhren rechts, auf einem sandigen Boden, durch junge Kiefernwäldchen; sanfte Anhöhen zeigten schon besseres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Ober-Ingelheim. Dieses Oertchen liegt an einer Anhöhe, an dessen Fuß ein Wasser, die Sulze genannt, hinfließt.

In dem reinlichen wohlgepflasterten Orte sind wenig Menschen zu sehen. Zu oberst liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloß, in dessen Bezirk eine noch gebrauchte, aber schlecht erhaltene

Vorſichtig, bedächtig
Verſteht ſie zu ſchöpfen.
Am Fluſſe zum Mädchen
Schwimmet ein Sträuschen
Ein drſtiges Sträuschen
Von Veilchen und Roſen.

Wenn ich, du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer dich gepflanzet
In lockeren Boden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Ein goldenes Ringlein.

Wenn ich, du holdes
Sträuschen, es wüßte,
Wer dich mit zartem
Baſte gebunden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Die Nadel vom Haare.

Wenn ich, du holdes
Blümchen es wüßte,
Wer in den kühlen
Bach dich geworfen,
Wahrlich! dem gäb' ich
Mein Kränzlein vom Haupte.

Und ſo verfolgt ſie
Das eilende Sträuschen,
Sie eilet vorauf ihm,

Kirche. Zur Revolutionszeit meißelte man die Wappen von den Rittergräbern. Uralte Glasscheiben brechen nach und nach selbst zusammen. Die Kirche ist protestantisch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der steinernen Ritterkolossen sah man bunte leichte Kronen von Draht, Papier und Band, thurmartig zusammengeflochten. Dergleichen standen auch auf Gesimsen, große beschriebene Papierherzen daran gehängt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verstorbener unverheiratheter Personen geschehe. Diese Todtengedächtnisse waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Weinhaus und fanden einen alten Wirth, der, ungeachtet seines kurzen Athems, uns von guten und bösen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landesstrich, den man die acht Ortschaften nannte, welche seit uralten Zeiten große Privilegien genossen. Die Abgaben waren gering, bei schöner Fruchtbarkeit. Unter französischer Botmäßigkeit hatte man große Lasten zu tragen.

Man baute sonst hier nur weißen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Nacheiferung von Aßmannshausen, auch rothen; man rühmte dessen Vorzüge, ob man uns gleich mit keinem rothen Eifer mehr dienen konnte; wir ließen uns daher den weißen genannten Jahres wohl schmecken.

Als wir nach Weinheim zurück ans Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten sich zwei Knaben uns überzufahren. Man zeigte einiges Mißtrauen gegen ihre Jugend: sie versicherten aber besser zu seyn als die Alten; auch brachten sie uns schnell und glücklich ans rechte Ufer.

Den 6. September 1814.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit daß eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, daß der Kalkstein, welcher fast ganz aus kleinen Schnecken besteht, an den jenseitigen Höhen und mehreren Orten gebrochen werde. Da diese Schnecken nach der neuesten Ueberzeugung Ausgeburten des süßen Wassers sind, so wird die ehemalige Restagnation des Flusses zu einem großen See immer anschaulicher.

Man zeigte mir am Rheine, zwischen einem Weidicht, den Ort wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzählung dieser

Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen welche in der Nähe gewesen und Theil genommen, gab das unangenehme Gefühl, das ein tragisches Local jederzeit erregt. Wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallensteins und seiner Gefährten uns umschweben.

Von diesen tragischen Gefühlen werden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberei. Der Stockausschlag eines abgetriebenen Eichenbusches braucht dreizehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geschält, entweder am Stamme oder schon umgeschlagen, dieß muß im Safte geschehen. Diese Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, von Trier u. s. w. Die Wasserfahrt erleichtert das Geschäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Häute, die nordamerikanischen, kommen während der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Häute, Zeit des Garwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vortheile, Gewinn, Verlust. Anno 1811 wurden in Winkel 800 Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weins hängt von der Lage ab, aber auch von der spätern Lese. Hierüber liegen die Armen und Reichen beständig im Streite; jene wollen viel, diese guten Wein. Man behauptet, es gebe um den Johannisberg bessere Lagen; weil aber jener, als eingeschlossener Bezirk, seine Weinlese ungehindert verspäten könne, daher komme die größere Güte des Erzeugnisses. In den Gemeindebezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Lese geschlossen; auch der Eigenthümer darf nicht hinein. Will er Trauben, so muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.

Und so hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geschlossen:

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen unsre Reben!

Kunstschätze
am
Rhein, Main und Neckar,
1814 und 1815.

Köln.

Nach einer glücklichen Rheinfahrt wurden wir in Köln von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten mit dem frohen Gruße überrascht, daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte, die Kreuzigung Petri vorstellende, der Kirche dieses Stadtpatrons gewidmete Bild von Paris zurückgebracht werde, und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle. Wir freuten uns, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfache große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sey, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen und ein schmählich vermißtes Eigenthum wieder zu erstatten kräftig genug wäre. Nun durfte man mit deste froherer Theilnahme Kunstliebhaber besuchen, die sich durch ihren wieder erscheinenden Heiligen doppelt getröstet und erquickt fühlten, und den allgemeinen Gewinn als Unterpfand betrachteten, daß ihrer eigensten Neigung Sicherheit und Förderniß gelobt sey.

Wenn nämlich im dreizehnten Jahrhundert die bildende Kunst am Niederrhein sich zu regen anfing, so schmückte sie vorzüglich Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude an Mauern und Wänden, oft auch auf großen Tafeln mit frommen und heiligen Gegenständen; die neuere Kunst verschaffte dagegen auch dem einzelnen Bürger kleinere Bilder, angemessen dem Innern der Wohnungen und häuslichen Gefühlen. Mit glänzender

Sinnlichkeit behandelte sie natürliche beliebte Gegenstände, und jedermann konnte in seiner eigenen Wohnung an herrlichen Werken ein stilles Behagen empfinden.

Solche kunstreiche Umgebungen gehörten nun zu den Bedürfnissen des Bemittelten, zum Anstande des Wohlhabenden. Einheimische Künstler wurden beschäftigt. Ein lebhafter Handel mit Brabant und Holland brachte eine Unzahl solcher Kunstwerke in Umtrieb. Liebhaberei und Gewinn waren zu verbinden, und Gewinn belebte die Neigung. Handelsleute thaten sich hervor, welche, in das ferne Ausland wirkend, Kunst und Künstler förderten. Unter solchen wird der Name Jabach mit Ehrfurcht genannt. Dieser vorzügliche Mann, umgeben von seiner wohlgebildeten und wohlhäbigen Familie, wird uns noch jetzt, lebensgroß, durch ein Bild von Lebrun vor Augen gestellt. Es ist vollkommen erhalten noch in Köln, und verdient als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden.

Nun müssen wir aber jener bedeutenden Richtung gedenken, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trüben Mittelalter hervorthat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöster aufgehoben, heilige Gemälde und Geräthschaften verkauft wurden. Nunmehr konnten die schätzbarsten Dinge, welche bisher der Gemeinde gehörten, in den Besitz des Privatmanns übergehen. Mehrere Personen in Köln fühlten sich daher veranlaßt dergleichen zu retten und zusammenzuhalten. Die Herren Boisserée, Gebrüder, und Bertram stellten mit Neigung, Kenntniß, Ausdauer, Aufwand und Glück eine Reihe solcher Bilder als unterrichtenden Kunstschatz zusammen, welcher, gegenwärtig in Heidelberg befindlich, in Köln ungern vermißt wird. Hier am Orte jedoch besitzen die Herren Wallraf, Lyversberg, Fochem nebst andern Personen höchst schätzbare Werke dieser Art.

Da nun aber fast alle solche Gemälde von Rauch und Staub mußten behutsam gereinigt, schadhafte Stellen sorgfältig ausgebessert und der Goldgrund vorsichtig hergestellt werden, so bildeten sich Restauratoren, unentbehrliche Personen für jeden Ort, wo sich ein lebhafter Kunstverkehr entwickelt. Ein herrliches Document solcher Bemühungen, wo Liebhaber und

Künſtler patriotiſch kunſtverſtändig zuſammengewirkt, iſt das große aus der Rathscapelle in den Dom verſetzte Altarbild. Die mittlere Tafel ſtellt die Anbetung der heiligen Dreikönige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutzpatrone der Stadt, ritterlich und jungfräulich, kühn und beſcheiden fromm alle mit einander. Der Künſtler lebte zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Alle jene dem Gottesdienſt gewidmeten Vorſtellungen und Zierden aber, welche durch die unruhige, zerſtückelnde Zeit von ihren geweihten Plätzen entfernt wurden, ſchienen in Privathäuſern nicht ganz an ihrer Stelle; daher der heitere, erfinderiſche Geiſt der Beſitzer und Künſtler an ſchickliche Umgebung dachte, um dem Geſchmack zu erſtatten, was der Frömmigkeit entriſſen war. Man erſann ſcheinbare Hauscapellen, um Kirchenbilder und Geräthſchaften in altem Zuſammenhang und Würde zu bewahren. Man ahmte die bunten Glasſcheiben auf Leinwand täuſchend nach; man wußte an den Wänden theils perſpectiviſche, theils halberhobene klöſterliche Gegenſtände als wirklich abzubilden.

Dieſe anmuthige Decorirkunſt blieb jedoch nicht lange im Düſtern, der muntere Geiſt der Einwohner führte ſie bald ins freie Tageslicht; wo denn der Künſtler auch ſolchen Forderungen genugzuthun verſtand, indem er den Hintergrund enger, an den Seiten mit Pflanzen und Blumen beſetzter Höfe durch wohlgerathene perſpectiviſche Gemälde ins unendliche zu erweitern glücklich unternahm. Alles dieſes und ſo manches andere, welches auf den Fremden höchſt angenehm, neu und bedeutend wirkt, zeugt von einer frohen, frommen, Genuß und Erhebung verlangenden Sinnlichkeit, die, wenn ſie zu Zeiten des Drucks und der Noth ſich ſo thätig und heiter bewies, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe, bei zunehmendem Wohlhaben, neu ermuntert gar bald hervortreten wird.

Betrachtet man alſo das viele in Köln Verbliebene, Erhaltene, Neubelebte mit Aufmerkſamkeit, ſo wird man gewahr, wie leicht eine Regierung hier einwirken kann, wenn die Obern und Vorgeſetzten zuerſt dasjenige freundlich anerkennen, was von Einzelnen aus freier Neigung und Liebhaberei bisher geſchah, und einen ſolchen frohen Willen auf alle Weiſe begünſtigen. Hierdurch wird den Obgeordneten, als Kennern und Liebhabern, nichts unbekannt bleiben, was am Orte von Kunſtwerken befindlich iſt, was zu- und abgeht oder den Beſitzer verändert. Zugleich werden ſie, die Thätigkeit des Einzelnen fördernd, auf den Fall merken,

wo lebenslängliche Bemühung eines Privatmannes dem Gemeinwesen auf einmal zu gute kommt; denn es geschieht nicht selten, daß eine Sammlung dem Liebhaber, der sich auf mancherlei Weise beengt fühlt, zur Last wird. Mangel an Raum, Wechsel der Wohnung, verändertes oder abgestumpftes Interesse vermindern oft den Kunstwerth in den Augen des Besitzers; und hier ist es, wo die Obern zu Gunsten beider Theile sich thätig erweisen können. Durch ehrenvolle Aufmerksamkeit findet sich der Wohlhabende schon dergestalt geschmeichelt, daß er, patriotisch aufgeregt, wo nicht schenkend, doch zu mäßigen Bedingungen sein Besitzthum einer öffentlichen Anstalt überläßt und einverleibt. Findet er in seinem Wohnorte nur Gleichgültigkeit, er wird sich in der Fremde des Danks erholen. So wäre z. B. die unübersehbare Sammlung des Baron von Hüpsch, die unter mancherlei Wust die schätzbarsten Gegenstände der Kunst und des Alterthums enthielt, nicht von Köln nach Darmstadt gezogen, nicht des Herrn Nose höchst bedeutende Zusammenstellung niederrheinischer Gebirgsarten von Godesberg nach Berlin gewandert, hätten diese Männer in Zeiten gelebt, wie diejenigen denen wir entgegensehen.

Forschen wir nun nach dergleichen Schätzen gegenwärtig in Köln, so werden wir zuerst auf die Sammlung des Herrn Professor und Canonicus Wallraf gewiesen, der, seiner Vaterstadt leidenschaftlich angeeignet, sein ganzes Leben, Hab und Gut verwendete, ja die ersten Bedürfnisse sich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwürdige seinem Geburtsort zu erhalten. Vorzüglich aufmerksam auf römische Alterthümer, Bildwerke, Münzen, geschnittene Steine und Inschriften, hat er zugleich neuere Kunstwerke aller Art, Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst sehr bedeutende Mineralien an sich gebracht. Dieser wegen Mannichfaltigkeit und Verwickelung schwer zu übersehende Vorrath konnte weder zu eigenem Genuß noch zum Unterricht anderer jemals geordnet werden, weil selbst die dem Sammler späterhin gestattete freie Wohnung nicht Raum hat so viel zu fassen, geschweige gesondert aufzustellen. Wünschenswerth wäre es daher, wenn man baldmöglichst dem gemeinen Wesen diesen Schatz zueignete, damit die Jahre, welche dem würdigen Besitzer gegönnt sind, benutzt werden könnten diese kostbaren Gegenstände mit Genauigkeit zu übernehmen, zu ordnen, genießbar und nutzbar zu machen.

Dieses aber setzt ein hinreichendes Local voraus, welches in der

weitläufigen Stadt gar wohl zu finden wäre. Hätte man ein solches bestimmt, so würden die vorhandenen Räume wohl beachtet, damit die verschiedenen Abtheilungen der Sammlung gehörig zu sondern wären. Dabei nähme man auf die Zukunft beständig Hinsicht: die Räume würden groß genug eingerichtet, nach Maßgabe einer zu hoffenden Vermehrung. Die Anleitung hierzu würde die Sammlung selbst geben, die, indem sie Gegenstände aller Art besitzt und nach allen Seiten hindeutet, vielerlei Rubriken veranlaßt, die sich in der Folge innerlich vermehren und ausdehnen. Denn auch deßhalb ist diese Sammlung so schätzbar, weil sie künftige Conservatoren nöthigt, alles Vorkommende nach seiner Art zu würdigen, und auch das Geringste als integrirenden Theil des Ganzen zu betrachten. Wie überraschend angenehm würde es alsdann seyn, wenn die Localitäten geschmackvoll und analog den Gegenständen verziert würden, wovon wir zwar einzelne Beispiele in verschiedenen Städten bewundern, jedoch kein ganzes allgemeines Museum in diesem Sinne verziert wissen. Es ist gar so angenehm unterrichtend, wenn Sarkophagen, Urnen und alle dazu gehörigen Leichen- und Grabgeräthe in nachgeahmten Columbarien aufgestellt sind; wenn der römische Denkstein, Altar und Cippus von einer Decoration eingefaßt werden, welche an die Appische Straße erinnert; wenn die Ueberreste des frühern Mittelalters von Verzierungen ihrer Art, die des spätern gleichfalls übereinstimmend bekleidet sind; wenn selbst den Naturreichen durch Abbildung des Nichtvorhandenen nachgeholfen wird. Wollte man diesen Gedanken verfolgen und Vorschläge gelten lassen, so würde gar manches bewirkt werden, welches voraus anzudeuten nur anmaßlich scheinen möchte. In einer Gegend wo das Wissen nur in so fern geschätzt werden kann, als es zugleich ins Leben tritt, wird eine solche Einrichtung schon gefordert. Hier wird der bloß neugierig Gleichgültige unterhalten und angeregt, ja, er mag sich stellen wie er will, belehrt; der Kenner aber läßt sich durch eine solche, der Ordnung noch hinzugefügte Täuschung eben so wenig irre machen, als durch die Confusion der alten Krambude eines Raritätenhändlers. In Köln würde man sich hierzu des Talents eines vorzüglichen Künstlers, Herrn Fuchs, bedienen, der in ähnlichen Fällen schon Erfindungsgabe, Geschmack und Fertigkeit bewiesen. Zugleich aber wird man mit Bedauern den in jugendlichem Alter schon vieles leistenden Joseph Hoffmann vermissen, welcher wohl verdient hätte bessere Zeiten zu erleben.

Jedermann, der das Gesagte beherzigt, wird sich überzeugen, daß bei weiser kräftiger Anregung von oben, tüchtiger Gründung und klarer Anlage eines Conservatoriums in Köln, Kunst, Geist und Fleiß sogleich sich vereinen werden, dasselbe zu schmücken; da es denn auch an patriotischer Thätigkeit nicht fehlen wird, dasselbige fortwährend zu vermehren und auszustatten. So sehen wir schon gegenwärtig, da ein allgemeiner Vereinigungspunkt nur erst gehofft wird, das rühmliche Beispiel, wie Herr General von Rauch alles dasjenige, was bei Anlage der neuen Festungswerke ausgegraben wird, bei sich sammelt, um solches dereinst dem öffentlichen Gewahrsam zu übergeben. Das Bedeutende, was schon gefunden worden, erregt die schönsten Hoffnungen und sichert diesem trefflichen Kriegsmanne auch von dieser Seite die immerdauernde Dankbarkeit einer wieder auflebenden Stadt.

In Köln jedoch an eine förmliche Kunstakademie zu denken, möchte nicht nöthig, noch räthlich seyn. Republicanische, von alten Zeiten her den Gemüthern eingeprägte Formen passen am besten in diesen Gegenden, wenigstens für die freien Künste. Einsichtige Kunstliebe und Gönnerschaft setzt sich überall an die Stelle der Direction; jeder Künstler zieht in seinem Fache sich seine eigenen Schüler, so wie jeder Schüler sich frei seinen Meister aufsucht. Hier kann jeder, uneingeschränkt von seinesgleichen, durch eigene Arbeiten, durch Restauration und Kunsthandel sich in eine Lage versetzen, die sehr angenehm werden muß, wenn die Regierung sein Talent auch zu ihren Zwecken benutzt, durch angemessene Pensionen sein Talent den ersten Nahrungssorgen überhebt, sodann aber durch billiges Honorar seine außerordentlichen Arbeiten belohnt.

Wird sich nach allgemeinem Wünschen und Hoffen ein zusammenhängender Kunstverkehr am Rhein und Main verbreiten, so wird auch die Theilnahme des Reisenden nicht fehlen. Der Kunstfreund verlangt nicht immer Originale; trifft und rührt ihn irgend ein merkwürdiges Bild, dessen Besitz nicht zu erlangen ist, so erfreut er sich an einer Copie. Dieses zeigt sich schon gegenwärtig bei der Freude an der altdeutschen Kunst, daß man Nachbildungen von Gemälden dieser Art verlangt und schätzt. Von jener großen Tafel im Dom hat Herr Lieutenant Raabe die Mittelgruppe in Miniatur höchst befriedigend nachgebildet. Herr Beckenkamp beschäftigt sich immerfort mit Copien derselben, die sogleich ihre Liebhaber finden. Wie viel Umstände treffen nicht zusammen, uns

zu verſprechen, daß ein freithätiges, uneingeſchränktes Kunſtleben in dieſen Gegenden ſich aus einer niemals ganz ausgeſtorbenen Vorzeit fröhlich entwickeln werde!

Ehe jedoch der Fremde ſo mannichfaltige Merkwürdigkeiten mit Ruhe genießen kann, wird er vor allem unwiderſtehlich nach dem Dom gezogen. Hat er nun dieſes leider nur beabſichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beſchaut, ſo wird er ſich von einer ſchmerzlichen Empfindung belaſtet fühlen, die ſich nur in einiges Behagen auflöſen kann, wenn er den Wunſch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu ſehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meiſterwerk erſt jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geiſt beabſichtigte, das Ungeheure faßlich zu machen. Bleibt aber ein ſolches Werk unausgeführt, ſo hat weder die Einbildungskraft Macht, noch der Verſtand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erſchaffen.

Mit dieſem leidigen Gefühl, welches einen jeden drückt, kämpften zu unſerer Zeit in Köln eingeborene Jünglinge, welche glücklicherweiſe den Muth faßten, eine Vollendung des Doms, nach der erſten Abſicht des Meiſters, wenigſtens in Zeichnungen und Riſſen zu Stande zu bringen. Dürfte auch ein ſolches bildliches Unternehmen gegen die wirkliche Ausführung gering ſcheinen, ſo gehörte doch ſchon hierzu ſo viel Einſicht als Unternehmungsgeiſt, ſo viel That als Beharren, ſo viel Selbſtſtändigkeit als Einwirkung auf andere, wenn die Gebrüder Boiſſerée zur ungünſtigſten Zeit ein Kunſt- und Prachtwerk ſo weit fördern ſollten, daß es von nun an heftweiſe wird erſcheinen können. Der Grundriß hatte ſich glücklicherweiſe im Original gefunden, ſo wie auch der Aufriß, ſpäter entdeckt, der bisherigen Bemühung, Ausmeſſung und Vermuthung glücklich zu Hülfe kam. In gehöriger Größe werden alſo Grundriß, Aufriſſe, Durchſchnitte, perſpectiviſche Zeichnungen nach und nach erſcheinen, wodurch ein Werk gebildet wird, das vermöge ſeines Inhalts, wie durch die Künſtler, die es gearbeitet, den lebhafteſten Antheil verdient. Denn daß die Zeichnungen vortrefflicher deutſcher Männer, Moller, Fuchs, Quaglio, auch in Deutſchland geſtochen werden konnten, dazu gehörte von Seiten der Unternehmer jene ſtille unverwüſtliche Vaterlandsliebe, die in den ſchlimmſten Zeiten dasjenige zu erhalten und zu fördern weiß, was glücklichen Tagen unentbehrlich iſt; und ſo ſind die trefflichen Kupferſtecher, die Herren

Duttenhofer in Stuttgart, Darnstedt in Dresden, zur Theilnahme an dieser wichtigen Arbeit herbeigerufen worden.

Sind wir nun durch Bemühungen von Privatpersonen dazu gelangt, uns einen deutlichen Begriff von jenem unschätzbaren Gebäude zu machen, so daß wir es als ein Wunderwerk, gegründet auf die höchsten christlich-kirchlichen Bedürfnisse, so genial als verständig gedacht, durch vollendete Kunst und Handwerk ausgeführt, in der Einbildungskraft fassen und seine wirklich vorhandenen Theile einsichtig genießen können: so wird man sich nicht verwehren jene kühne Frage nochmals aufzuwerfen, ob nicht jetzt der günstige Zeitpunkt sey an den Fortbau eines solchen Werks zu denken.

Hier treffen wir aber bei näherem Erwägen auf die traurige Entdeckung, daß der Dom seit zwanzig Jahren aller Hülfsmittel beraubt ist, um auch nur im baulichen Stand erhalten zu werden. Als Reichsstift, und weil die Güter für den Bauunterhalt mit den Pfründegütern zusammengeworfen waren, hatte die Kirche das eigene und einzige Schicksal, sie, die am meisten bedarf, die ärmste von allen zu werden, indessen andere Kirchen ihre Baugüter behalten oder zurückbekommen haben.

Das erste vor allen Dingen wäre daher, an eine Stiftung zu denken zu vollkommener Erhaltung des Gebäudes. Erhaltung ist aber nicht zu bewirken, wenn man den Vorsatz des Fortbauens gänzlich aufgiebt; denn nicht allein Baarschaft reicht hin zu solchen Bedürfnissen, sondern es will auch, bei gegenwärtiger vollkommener Einsicht in den Willen des Meisters, Kunst und Handwerk aufs neue erregt und belebt seyn. Was aber auch geschähe, so ist ein solcher Gegenstand mit Großheit zu behandeln, zu welcher man nur gelangt, wenn man sich die Schwierigkeiten nicht verbirgt, noch verläugnet.

Auf alle Weise aber steht der Dom schon jetzt als fester Mittelpunkt; er und die vielen andern Gebäude der Stadt und des Landes bilden im engen Kreise eine ganze Kunstgeschichte. Und auch diese ist literarisch und artistisch vorbereitet, indem jene so leidenschaftlich als gründlich arbeitenden Kunstliebhaber bei dem Fleiße, den sie dem Kölner Dom gewidmet, ihre Aufmerksamkeit zugleich auf die Vor- und Nachkunst richteten. Daher wurden alte Risse gesammelt, Durchzeichnungen veranstaltet, Kupferstiche und Zeichnungen der vorzüglichsten sogenannten gothischen Gebäude in allen Landen angeschafft, besonders von allen bedeutenden alten Bauwerken des ganzen Niederrheins von der Mosel abwärts. Hieraus könnte ein

Verſucht es zu ſangen:
Da fällt, ach! da fällt ſie
Ins kühlige Waſſer.

Klaggeſang.

Iriſch.

So ſinget laut den Pillalu
Zu mancher Thräne Sorg' und Noth:
Och orro orro ollalu,
O weh des Herren Kind iſt todt!

Zu Morgen als es tagen wollt',
Die Eule kam vorbeigeſchwingt,
Rohrdommel Abends tönt im Rohr.
Ihr nun die Todtenſänge ſingt:
Och orro orro ollalu.

Und ſterben du? warum, warum
Verlaſſen deinen Eltern Lieb'?
Verwandten Stammes weiten Kreis?
Den Schrei des Volkes hörſt du nicht.
Och orro orro ollalu.

Und ſcheiden ſoll die Mutter, wie,
Von ihrem Liebchen ſchön und ſüß?
Warſt du nicht ihres Herzens Herz,
Der Puls der ihm das Leben gab?
Och orro orro ollalu.

Werk entstehen, das, in mäßigem Format, die Epochen der ältern Baukunst in Deutschland, von den ersten christlichen Zeiten an bis zum Erscheinen des sogenannten gothischen Geschmacks im dreizehnten Jahrhundert, in belehrender Form zur Anschauung brächte.

Die dem Reisenden zugemessene Zeit war zu kurz, als daß man von allem Bedeutendem hätte völlige Kenntniß nehmen können; jedoch versäumte man nicht, den Herrn Domvicarius Hardy zu besuchen, einen merkwürdigen achtzigjährigen muntern Greis, der, bei angeborenem entschiedenem Talent und Kunsttrieb, von Jugend auf sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, vorzüglich aber von der bildenden Kunst angezogen Email zu malen unternahm, welches ihm aufs glücklichste gelang. Am meisten jedoch hat er sich dem Wachsbossiren ergeben, wo er dann schon in frühester Jugend die unendlich feinen perspectivisch-landschaftlichen, architektonisch-historischen kleinen Arbeiten verfertigte, dergleichen von mehreren Künstlern versucht, wir noch bis auf die neueste Zeit sogar in Ringen bewundern. Später beschäftigte er sich mit einer Art, die höchst gefällig ist: er bossirte nämlich halbe Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahrszeiten und sonst charakteristisch-gefällige Gegenstände wählte, von der lebenslustigsten Gärtnerin mit Frucht- und Gemüskorbe bis zum alten, vor einem frugalen Tisch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Diese Gegenstände, hinter Glas, in ungefähr fußhohen Kästchen, sind mit buntem Wachs harmonisch, dem Charakter gemäß colorirt. Sie eignen sich dereinst in einem Kölnischen Museum sorgfältig aufbewahrt zu werden; denn man wird hierdurch so deutlich angesprochen, daß wir uns in der Geburtsstadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von jeher die Kunstwerke beherrscht und verherrlicht hat. Die stille Wirkung eines solchen Mannes in seinem Kreise verdient recht deutlich geschildert zu werden, ein Geschäft, welches Herr Canonicus Wallraf mit Vergnügen übernehmen wird, da er, als ein Jüngerer, diesem würdigen Greis auf dem Lebens- und Kunstwege gewiß manche Anregung verdankt.

Ein Schüler dieses würdigen Mannes, Herr Hagbold, beschäftigt sich mit ähnlichen Arbeiten; doch hat er bisher nur Profilporträte geliefert, denen man eine glückliche Aehnlichkeit nicht absprechen kann. Die Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putzstücke an diesen Bildern ist

höchlich zu loben, und wenn er sie in der Folge, sowohl von vorn in voller Ansicht, ganz rund, als von der Seite, nur halb erhaben ausführen wird, so kann es ihm an Beifall und Kunden nicht fehlen.

Noch ist hier ein geschickter Miniaturmaler zu erwähnen, Herr Lützenkirchen, welcher sich, bei sehr schönen Talenten, als ein denkender Künstler erweist, und sich auch schon das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten erworben hat.

Indem man nun von dem Vergangenen und Gegenwärtigen spricht, was Köln merkwürdig, ehrwürdig und angenehm macht, und sodann fragt, was denn ferner wünschenswerth wäre, damit gebildete Personen aller Art ihren Aufenthalt hier gern wählten, so wird man die Antwort hören, daß Wissenschaft und diejenige Cultur, welche aus dem Studium der alten Sprachen hervorgeht, nebst allem was geschichtlich heißen kann, hier von frischem angeregt und begünstigt werden sollten; von frischem, sage ich; denn auch diese Vorzüge haben sich hier nicht ganz verloren. Man darf nur die im Lapidarstyl glücklich aufgestellten Inschriften, worin Herr Canonicus Wallraf sich besonders hervorthut, so wie seine heitern und gehaltreichen lateinischen Gelegenheitsgedichte betrachten; man darf die historischen Bemühungen, welche derselbe nebst andern Personen den vaterstädtischen kirchlichen Ereignissen widmet, näher ins Auge fassen: so findet man noch Verzahnungen genug, welche nur auf einen neuen Anbau zu warten scheinen.

Und hier wird man unmittelbar an jene ansehnliche Universität erinnert, welche ehemals hier ihren Sitz hatte. Ihre Lage war vortheilhaft, in der Mitte der Länder zwischen Mosel, Maas und Lippe, auch zur Verbindung mit verwandten Nachbarländern, woher noch bis zur französischen Umwälzung Studirende, meist von katholischer Religion, sich auf diese Universität wendeten, in solcher Anzahl, daß sie eine sogenannte Nation unter den Studenten ausmachten. Die medicinische Facultät zog durch ausgezeichnete Lehrer noch bis zu Ende des letzten Jahrzehnts holländische Studenten nach Köln, und noch jetzt genießt die Stadt in den angränzenden Ländern ihren alten Ruhm. Ja in den ersten Jahren der französischen Herrschaft wurde die Hoffnung rege zu Wiederbelebung der alten Universität, und bis in die letzten Zeiten nicht ganz aufgegeben, erhielt sie sich an der Aufmerksamkeit, welche die Centralschule genoß, die nachher in eine höhere Secundärschule verwandelt wurde. Ihr blieben

bedeutende Güter, Anstalten und Sammlungen, welche zum Theil sich noch vermehrten; wie denn ein wohlbestelltes physikalisches Cabinet angeschafft und ein botanischer Garten ganz neu angelegt wurde. Fänden nun in demselbigen, von den Jesuiten ehemals benutzten Raume die Kunstsammlungen gleichfalls ihren Platz, so würde sich alles Kennenswerthe hier vereinigen lassen. Hierauf, wie auf manches andere gründen die Kölner die Hoffnung, die alte Universität in ihren Mauern wieder erneuert zu sehen.

Alles was wir bisher an dieser Stadt gerühmt, schien diese Hoffnung zu begünstigen, da nicht mehr die Frage seyn kann, ob nicht auch in großen Städten eine Universität gedeihen könne. Ja man wollte behaupten, daß hier, wo die reichsten Schätze der großen Vorzeit zu finden sind, wo geistliche und weltliche Gebäude, Mauern und Thürme, und so mannichfaltige Kunstsammlungen eine anschauliche Geschichte der Vergangenheit liefern, wo Schifffahrt und Handel das gegenwärtige Leben darstellen, daß hier Lehrenden und Lernenden alles nützlich und förderlich seyn müsse, indem in unsern Tagen nicht mehr von Schul- und Parteiwissen, sondern von allgemeinen Weltansichten, auf ächte Kenntnisse gegründet, die Rede sey.

Man wolle jenen Universitäten, in kleinen Städten angelegt, gewisse Vortheile nicht streitig machen, es sey aber doch nicht zu läugnen, daß sie sich aus jenen Zeiten herschreiben, wo der Jugend, die aus einem dumpfen Schulzwange zu einem ängstlichen Geschäftszwange gebildet werden sollte, ein gewisser Zwischenraum gegönnt war, in welchem sie sich neben dem Lernen auch ahnden, und eine fröhliche Erinnerung vollbrachter Thorheiten gewinnen möchte. Gegenwärtig sey dieses aber unzulässig, schädlich und gefährlich: denn der deutsche Jüngling habe sich meist im Felde versucht, habe an großen Thaten Antheil genommen, und selbst der Nachwuchs sey schon ernster gesinnt; man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, sondern nach einer ausbildenden, reichen Begränzung. Wo sey nun eine solche schönere zu finden, als in einer Stadt, die eine Welt in sich enthalte, wo Thätigkeit aller Art sich musterhaft vor dem Geiste des Jünglings bewege, und wo junge Leute nicht an Kameradenselbstigkeit, sondern an höheren Weltansichten und an unzähligen Gewerbs- und Kunstthätigkeiten ihre Unterhaltung fänden; wo der Studirende nur über den Fluß zu setzen brauche, um seine

Fernen in dem reichsten Bergwerks-, Hütten, und Fabrikenlande nützlich zuzubringen?

Ferner behaupteten die Kölner, daß der Studirende nirgends mehr sich selbst achten und geachtet werden könne, als bei ihnen, indem er als Miterbauer einer großen, alten, durch Zeit und Schicksal zurückgekommenen Existenz angesehen werden müsse.

Bonn.

Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments, unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Canonicus Pick. Dieser heitere geistreiche Mann hat alles und jedes was ihm als alterthümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, welches schon ein großes Verdienst wäre; ein größeres aber hat er sich erworben, daß er mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne sein Haus, mit welchem diese Schätze zusammengewachsen sind, durchwandert zu haben, kann man sich hiervon keine Vorstellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Porträte von sehr verschiedenem Kunstwerth, alle jedoch vereinigt, die Trachten mancher Länder und Zeiten vor's Auge zu bringen. Verziert sind die Wohnzimmer mit Kupferstichen und Gemälden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländische Ereignisse hinweisend, auf Glück und Unglück eines übermüthigen Feindes anspielend. Ueber den Thüren erregt manche inschriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet sich die Sammlung selbst; man durchschaut sie mit immer verändertem Interesse, welches jederzeit eine historische Richtung zu nehmen genöthigt ist. Kupferstiche und Münzen, nach Jahren und Ländern geordnet, Geräthschaften aller Art, alles zierlich zusammengestellt.

Wir gedenken zum Beispiel einer ganzen Wand mit gemaltscheinenden Bildern, merkwürdig durch den Stoff, woraus sie verfertigt worden: Mosaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zusammengesetztes, aus gehackter Wolle Gestreutes, sammetartig Gewobenes, Gesticktes oder aus Läppchen Zusammengeflicktes. Durch solche Annäherungen werden hundert

Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunstkämmerer verlegen machte, dem Auge interessant; sie geben dem Geiste Nahrung, ja dem Geschmacksurtheil manchen Anlaß. Hierbei ist zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwissenschaftlich unterrichtet, eine schöne Mineraliensammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, systematisch aufgestellt hat.

Und so nach ergötzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherzgeräthe, nimmt man ernstern Antheil an einer würdig errichteten Scheincapelle. Geschmackvoll zusammengerahmte bunte alte Glasfenster verbreiten ein düsteres Licht über den beschränkten Raum; giebt man demselben dagegen die erforderliche Hellung, so sieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten frommen Bedürfnisse aller Art an schicklicher Stelle: geschnitzte Betschemel und Pulte, ein völlig hergestellter Altar, auf demselben ein Reliquienkasten, mit getriebenen Silberfigürchen geziert, mit Email reichlich bedeckt; ferner Crucifixe und Leuchter, alle ältern Ursprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkasten erinnernd, der in dem Kölnischen Dom die Gebeine der Dreikönige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemälden, welche sich hier, als hätten sie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarschaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuscripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einstweilen niedergelegt sind, so bedauert man, daß die Unruhe der Zeiten diesen würdigen Mann verhinderte von seinem ganzen Hause Gebrauch zu machen, um alles in gleichem Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Gartenterrasse, wo das Talent eines geistreichen Conservators sich in vollem Glanze zeigt. Hier sieht man unter freiem Himmel verschiedene architektonische Theile und Glieder, Säulen und Gesimstrümmer, so wie manche Zierathreste, zu Ruinen gruppirt, Inschriften zierlich eingemauert, halberhabene Arbeiten wohl vertheilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgestellt und, mit wenigen Worten, hie und da wahrhaft rege patriotische Gesinnungen beredtsam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beschreibung dieses glücklichen Unternehmens würde schon der Einbildungskraft und dem Gemüth eine angenehme Unterhaltung geben. Nur eins führe ich an, daß ein kleines wohlerhaltenes Basrelief,

die schlimmen Folgen der Trunkenheit vorstellend, unter einer Weinranke gesehen wurde, die so eben voller Trauben hing.

Denkt man sich Bonn als Residenz, und diesen Schatz unverrückt als Kunstkammer, so besitzt der Hof eine Sammlung, so allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünschen ist. Setzte man sie in gleichem Sinne fort, so würden Besitzer und Erhalter sich und andern zu großem Vergnügen bemüht seyn.

Während man nun diese Zeit über mit aufgeklärten und, im ächten Sinne, freidenkenden Personen umging, so kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Universität zur Sprache. Da man nämlich schon längst an der Wiederherstellung der veralteten hohen Schule in Köln verzweifelt, habe man den Versuch gemacht eine neue in Bonn zu gründen. Dieses Unternehmen sey deßhalb mißlungen, weil man, besonders in geistlichen Dingen, polemisch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Parteigeist zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen sey indessen beschwichtigt, und gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Katholiken und Protestanten könne nicht auf dogmatischem und philosophischem, sondern allein auf historischem Wege gefunden werden, in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrsamkeit. Eine bedeutende Universität am Niederrhein sey höchst wünschenswerth, da es der katholischen Geistlichkeit, und somit auch dem größten Theil der Gemeinde, an einer vielseitigern Geistesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrsamkeit sey früher daher entstanden, daß die Trennung der Christenheit durch Philologie und Kritik geschehen; dadurch sey die alte Kirche in Schrecken gesetzt, Entfernung und Stillstand verursacht worden. Bei veränderten Umständen und Ansichten jedoch könne dasjenige, was die Kirche getrennt, sie nun wieder vereinigen, und vielleicht wäre eine so schwer scheinende Aufgabe bei gegenwärtiger Gelegenheit, im oben angedeuteten Sinne, am sichersten zu lösen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Universität empfehlen, ist es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beschränktheit ihres Orts, die Ruhe desselben; sie betheuern die Achtung, welche dem Studirenden hier zu Theil würde, als nothwendigem und nützlichem Mitbewohner; sie schildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der herrlichsten Gegend, sowohl landwärts als rheinwärts und überrheinisch. Die Ursachen, warum der erste Versuch mißlungen,

kenne man nunmehr, und dürfe nur die ähnlichen Fehler vermeiden, so habe man die völlige Gewißheit dießmal zum Ziele zu gelangen.

Diese und ähnliche Gespräche wurden auf der Terrasse des Schloßgartens geführt, und man mußte gestehen, daß die Aussicht von demselben entzückend sey. Der Rhein und die Siebengebirge links, eine reich bebaute und lustig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügt sich so sehr an dieser Ansicht, daß man sich eines Versuchs, sie mit Worten zu beschreiben, kaum enthalten kann.

Neuwied.

Doch unser eigentlichster Zweck ruft uns stromaufwärts, um Neuwieds zu gedenken. Diese freundliche Stadt, erbaut auf einen von Bergen umstellten Raum, ist uns wegen der Alterthümer merkwürdig, welche man daselbst gefunden hat und findet. Die neuerdings von Deutschlands Feinden benutzte Gelegenheit hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern schon ergriffen, sodann aber der sichere und angenehme Raum Castellen und Wohngebäuden angeeignet. Die Spuren einer einfachen alten Befestigung fanden sich hinter Biber eine halbe Stunde von Neuwied, wobei die Ueberreste eines Bades entdeckt wurden. Die verschütteten Trümmer von städtischen Wohnungen finden sich bei Heddesdorf, wovon schon manches zu Tage gefördert worden. Möge die friedliche Ruhe, deren wir zu genießen hoffen, auch fernere Ausgrabungen begünstigen! Das sorgfältig angelegte Museum in dem Schlosse zu Neuwied würde dadurch bereichert, so wie die Sitten und Gebräuche der ältesten Feinde Deutschlands immer mehr aufgeklärt werden. Von alten Wegen und Schutzmauern, die sich am Main und Rhein weit erstrecken, haben mehrere Schriftsteller gehandelt, und es wird sich nach und nach bei fortgesetzter Bemühung der ganze Zusammenhang endlich vollkommen entwickeln.

Coblenz.

Ungern verlassen wir diese Gegenden und eilen, unseres Zweckes eingedenk, nach Coblenz. Auch hier würde sich ein Mittelpunkt zur Aufbewahrung der Alterthümer und zur Förderung der Kunst von selbst

bilden. Die herrliche Lage des Orts, die schönen Straßen und Gebäude, die günstigen Wohnräume sind für den Einheimischen erfreulich, für den Fremden einladend. Da diese Stadt zum beständigen Sitz einer Regierung bestimmt ist, so kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerksamkeit gar manches entdecken und versammeln wird; wie denn zum Anfange die wenigen, aber bedeutenden Reste der Abtei Laach mit Vorsicht und Sorgfalt hierher zu retten wären.

Die Juristenschule zu Coblenz ist eine neue Anstalt, die wohl schwerlich, isolirt wie sie steht, erhalten werden dürfte, dagegen die Güter der dortigen Secundärschule wohl zu einem höhern Gymnasium hinreichten, welches jener, dem Niederrhein zugedachten Universität vorarbeitete; und gewiß würden die Glieder solcher Anstalten sich einem Bunde, der Kunst und Alterthum zu fördern gedächte, willig und kräftig anschließen.

Ueberschaut man von der Karthaus die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, so bedauert man die unwiederherstellbaren Ruinen der Festung Ehrenbreitstein, welche nun im Sinne der neuern Kriegskunst wieder ausgebessert werden. Das schöne weitläufige, der Stadt sich verbindende Schloß hingegen sieht man gern, von außen wenigstens, unbeschädigt. Die Frage, in wie weit es als Residenz wieder herzurichten sey, liegt außer unserm Kreise, aber des traurigen Schicksals müssen wir gedenken, welches überhaupt den Niederrhein betroffen hat, daß, durch seltsame Fügung, weit und breit alle Fürstensitze verödet sind, während am Oberrhein noch die meisten geblieben. Welch einen schönen Sommeraufenthalt würden höchste und hohe Personen finden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlösser Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrath und andere wieder eingerichtet, und neue Lebenselemente von da aus in die Gegend verbreitet würden! Für die Zwecke, welche wir im Auge haben, könnte daraus die günstigste Wirkung entspringen.

Mainz.

Der Bewohner von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegsposten bewohnt: alte und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch diese wird der eifrige Forscher zu Vermehrung seiner Kenntnisse, zu Bildung des Geistes nutzen; und so sind wir einem

fleißigen und sorgfältigen Manne, Hrn. Professor Lehne, vielen Dank schuldig, daß er manches bekannte Alterthümliche mehr bezeichnet und bestimmt, anderes aber neu aufgefunden, gesammelt und geordnet hat. Seine Karte, worauf die Lage des römischen Mainz und der sich darauf beziehenden Castelle, in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Festungswerken, dargestellt ist, giebt einen freien Ueberblick über das Vergangene, welches, von dem Gegenwärtigen fast verschlungen, unsern Sinnen entzogen ist. Die Mauern des uralten Kriegspostens, die innerhalb desselben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt, so wie außerhalb das Denkmal des Drusus, die Wasserleitung, der künstliche Teich, die Gräber wieder an ihre Stelle treten: und schnell faßt der Reisende die Verhältnisse solcher Baulichkeiten gegen einander, die ihm sonst nur ein Räthsel geblieben.

Das Bibliotheksgebäude enthält in seinen unteren Hallen wohlgeordnete Alterthümer. In anschaulichster Ordnung sind die Grabsteine römischer Soldaten aufgestellt, die, aus allen Nationen zusammengefordert, hier in der Garnison ihren Tod fanden. Name, Geburtsort, Zahl der Legion ist auf jeder Tafel bezeichnet. Man fand sie reihenweise an Hügel angelehnt, hinter jedem die Urne, das Gebein enthaltend, zum Beweise, wie hoch in jener Zeit der Einzelne geschätzt wurde.

In derselben Halle finden sich Monumente anderer Art, welche, so wie die besonders aufbewahrten antiken Gefäße und Geräthschaften, in Kupfer gestochen und von einer Erklärung begleitet, ein Werk bilden, welches hoffentlich bald die Wünsche der Liebhaber befriedigen und unter denselbigen einen neuen Vereinigungspunkt stiften wird.

Außer der Büchersammlung enthält das Gebäude manches wissenschaftlich Brauchbare. Was von physikalischem Apparat, von mineralogischen und andern Gegenständen der vormaligen Universität angehörte, ist hier aufbewahrt und kann einer künftigen Lehranstalt zum Grunde dienen.

Eine Anzahl schätzbarer Gemälde, die aus Paris hierher gebracht worden, ist gleichfalls geräumig und genießbar aufgestellt, und wird immer beitragen die Kunstliebe in Stadt und Gegend zu beleben.

Herr Graf Kesselstädt, Freund und Erhalter von Gemälden und Alterthümern, versäumt keine Gelegenheit seine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemälde des Landschaftsmalers Caspar Schneider

vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künstler und Gemäldehändler, Namens Arbeiter, besitzt schöne Sachen und läßt sich billig finden. Genug, es steht hier so manches beisammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem rheinischen Kunstverein sich an seiner Stelle thätig und förderlich erweisen.

Zum Schlusse sey es vergönnt einen Wunsch auszusprechen, welcher der jetzigen und künftigen Lage von Mainz so ganz gemäß ist. Möge der militärische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen und gründen, hier, wo mitten im Frieden jeder, der die Augen aufschlägt, an Krieg erinnert wird. Thätigkeit allein verscheucht Furcht und Sorge, und welch ein Schauplatz der Befestigungs- und Belagerungskunst hat sich hier nicht schon so manchmal eröffnet! Jede Schanze, jeder Hügel würde lehrreich zu dem jungen Krieger sprechen und ihm täglich und stündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigste Punkt sey, wo die deutsche Vaterlandsliebe sich zu den festesten Vorsätzen stählen müsse.

Bieberich.

Nach so vielen Ruinen alter und neuer Zeit, welche den Reisenden am Niederrheine nachdenklich, ja traurig machen, ist es wieder die angenehmste Empfindung, ein wohlerhaltenes Lustschloß zu sehen, das, ungeachtet der gefährlichsten Nachbarschaft, in völligem Stande von seinem Fürsten bewohnt, durch einen Hof belebt wird, der den Fremden des liberalsten Empfanges genießen läßt. Die hier befindlichen Bibliotheken und Naturaliensammlungen, deren Ordnung durch die vieljährigen Unbilden des Kriegs gelitten, werden nun bald auch zum Nutzen und Vergnügen der Einheimischen und Vorübergehenden aufgestellt seyn; wie denn Herr Kammerherr von Rauendorf seine ansehnliche und wohlgeordnete Mineraliensammlung dem Liebhaber mit Vergnügen belehrend vorweist.

Wiesbaden.

Hier ist in gedachter Rücksicht schon viel geschehen und mehrere aus Klöstern gewonnene Bücher in guter Ordnung aufgestellt. Ein altes

Den Knaben läßt ſie weg von ſich,
Der bleibt und weſ't für ſich allein,
Das Frohgeſicht, ſie ſieht's nicht mehr,
Sie ſaugt nicht mehr den Jugendhauch.
Och orro orro ollalu.

Da ſehet hin an Berg und Steg,
Den Nierkreis am reinen See,
Von Waldesecke, Saatenland,
Bis nah heran zu Schloß und Wall.
Och orro orro ollalu.

Die Jammer-Nachbarn dringen her,
Mit hohlem Blick und Athem ſchwer;
Sie halten an und ſchlängeln fort
Und ſingen Tod im Todtenwort:
Och orro orro ollalu.

So ſinget laut den Pillalu
Und weinet was ihr weinen wollt!
Och orro orro ollalu
Des Herren einz'ger Sohn iſt fort.

Hochländiſch.

Matt und beſchwerlich,
Wandernd ermüdigt,
Klimmt er gefährlich,
Nimmer befriedigt;

Manuscript, die Visionen der heiligen Hildegart enthaltend, ist merkwürdig. Was neu in dieser Anstalt angeschafft wird, hat vorzüglich den Zweck die Staatsdiener mit dem Laufenden der literarischen und politischen Welt bekannt zu machen. Sämmtliche Zeitungen und Journale werden deßhalb vollständig und in bester Ordnung gehalten. Dieses geschieht unter der Aufsicht des Herrn Bibliothekar Hundeshagen, welcher dem Publicum schon durch die Bemühungen um den Palast Friedrichs I zu Gelnhausen rühmlich bekannt ist. Leider ist die ganze vollendete Ausgabe dieses Werks bei dem Bombardement von Hanau verbrannt, wiewohl die Kupfertafeln glücklich gerettet worden; deßhalb man die Hoffnung nähren kann, daß die günstigere Zeit auch die Reise dieses Werks befördern werde. Der Plan der Festung Mainz, von jenem talentvollen Manne herausgegeben, zeugt nicht weniger von dessen Fleiß und Geschicklichkeit. Unter ihm arbeiten beständig mehrere junge Leute an ähnlichen Unternehmungen.

Das Cabinet des Oberbergraths Cramer ist ein vorzüglicher Schmuck dieses Ortes. Es enthält eine vollständige systematische Folge der Mineralien, und außerdem belehrende Prachtstücke aus den wichtigen Bergwerken des Westerwaldes. Der gefällige, theoretisch und praktisch gebildete Besitzer, auch als Schriftsteller seines Faches geschätzt, widmet Curgästen und Durchreisenden jede freie Stunde zur Unterhaltung und Unterricht.

Dem Freunde der Baukunst wird der große Cursaal so wie die neu angelegten Straßen Vergnügen und Muster gewähren. Diese durch ansehnliche Befreiungen und Zuschüsse von höchsten Behörden entschieden begünstigten Anlagen zeugen von des Herrn Baudirectors Göz und des Herrn Bauinspectors Zais Talenten und Thätigkeit. Die großen Wohnräume, die in den neu angelegten schönen Häusern entstehen, beleben die Hoffnung, daß mancher Vorsatz auszuführen sey, den man hier im stillen nährt, um eine so viel besuchte, an Ausdehnung und Umfang täglich wachsende Stadt durch Sammlungen und wissenschaftliche Anstalten noch bedeutender zu machen. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums sich unterzeichnet, eine Gesellschaft zu bilden, welche sowohl überhaupt als besonders für diese Gegend um alles Merkwürdige bemüht wäre. Herr von Gerning, der das Taunusgebirg zum Gegenstand seiner Dichtungen und Betrachtungen vorzüglich gewählt,

möchte wohl zu bewegen seyn, seine reiche Sammlung hierher zu versetzen und einen Grund zu legen, worauf die Gunst des Fürsten und die Bereitwilligkeit manches dankbaren Fremden gewiß mit Eifer fortbauen würde.

Frankfurt.

Unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat sich diese Stadt auf das prächtigste und heiterste hervorgebaut. Ein Fremder, wenn er sie lange nicht besucht hat, erstaunt, und Einheimische bewundern täglich das Längstbekannte. Der mit großer Freiheit und Einsicht entworfene Plan bietet noch zum fernern Fortbau die schönsten Räume. Gesegnet ruhen daher an öffentlicher freundlicher Stelle die Reste des Senators Guiolett, welcher die ersten Entwürfe zu diesen weitausgreifenden Anlagen fürstlicher Begünstigung vorlegte und bis an sein Ende der folgerechten Ausführung vorstand. Die Liebe zu den bildenden Künsten im weitesten Sinne hat sich immerfort bei Privatpersonen lebendig erhalten, und es tritt nunmehr der Zeitpunkt ein, wo eine freie Bürgerschaft auch für öffentliche Annäherung und Zusammenordnung einzelner Schätze, durch glücklich zusammentreffende Umstände aufgefordert, gemeinsam Sorge tragen wird.

Gleich beim Beginn kommt uns die erwünschte Nachricht entgegen, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliotheksgebäude aufzuführen. Die ansehnliche Büchersammlung hatte der neu zu erbauenden Barfüßerkirche weichen müssen und ward bisher in verschiedenen ungünstigen Localitäten aufbewahrt. Nunmehr aber bestimmt man einen der noch freien großen Plätze zu diesem Zweck, wo noch Raum genug ist, daß auch andere öffentliche Anstalten sich würdig anschließen können. Herr Baumeister Heß, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters, durch ausbildende Reisen und das Anschauen der großen, geschmackvoll hier schon errichteten Gebäude geübt und erregt, hat den Auftrag die Risse zu verfertigen. Der einsichtige und thätige Bibliothekar, Herr Professor Schlosser, wird sowohl bei Einrichtung und Aufstellung als bei künftiger planmäßiger Vermehrung sich um die Stadt höchst verdient machen; denn man darf wohl sagen, daß mit diesem Gebäude der Grund zu allen übrigen wissenschaftlichen Bemühungen wird gelegt seyn.

Auch hat dieses wichtige Unternehmen sich schon ansehnlicher patriotischer Beiträge zu erfreuen, indem bei der Feier wiederhergestellter Stadtfreiheit eine sehr bedeutende Subscription zu Stande gekommen.

Und vielleicht schließt sich an dieses Local eine gegenwärtig schon blühende Anstalt, unter dem Namen Museum bekannt, nachbarlich an. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden hatte eine ausreichende Casse gestiftet, schöne weitläufige Räume gemiethet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln und am Kunstgenuß zu ergötzen. Um diesen Mittelpunkt vereinigte sich alsobald gar manches: eine Gemäldereihe füllte den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brönner, nebst ansehnlichem Capital vermacht, ja sogar alle den aufgehobenen Klöstern entnommenen Gemälde derselben zugeeignet.

Hauptsächlich um dieser Bilder willen ist zu wünschen, daß man an hinreichende Räume denke, um sie würdig aufzustellen, indem sie gegenwärtig über einander geschichtet dastehen und nicht ohne die Unbequemlichkeit des gefälligen Herrn Schütz von dem Kunstfreunde betrachtet werden. Diese Sammlung ist deßhalb merkwürdig, weil sie meist Gemälde von oberdeutschen, oberrheinischen Künstlern enthält, mit welchen Frankfurt mehr in Verkehr gestanden als mit den niederrheinischen, brabäntischen. Holbein der Aeltere ward einige Jahre von den Carmeliten bewirthet, dessen Talent man hier ganz zu überschauen und zu würdigen im Fall ist. Möge in einigen Jahren diese Sammlung zur Ergötzung des Liebhabers öffentlich aufgestellt und geordnet seyn! Wie schnell wird sie sich alsdann vermehren durch Ankauf, Geschenke und Vermächtnisse! Es werden daher diejenigen, welche dem neu aufzuführenden Bau vorstehen, keinen Tadel zu befürchten haben, daß sie sehr große Räume einrichteten, wenn sie auch für das augenblickliche Bedürfniß unverhältnißmäßig scheinen sollten; denn auch solche sind sogleich auf das fruchtbarste zu benutzen.

Sieht der Deutsche sich um, was zu der schlimmsten Zeit an vielen Orten Lobens- und Nachahmungswürdiges eingerichtet worden, so wird er gewiß der schönen Anstalt gedenken, welche die Stadt Prag den böhmischen Ständen schuldig geworden. Diese nämlich haben den Vorgang des würdigen Grafen Sternberg, der, als ein edler Kunstfreund und Patriot, seine eigene bedeutende Gemäldesammlung zur öffentlichen Betrachtung ausstellte, zu würdigen gewußt, und ihre Kunstschätze zu

demselbigen Zweck mit der seinigen vereinigt, und zwar dergestalt, daß das Eigenthum einem jeden Besitzer verbleibt, durch angeheftete Namen bezeichnet und die Freiheit darüber zu schalten unbenommen ist. Auch gelobte dieselbe Gesellschaft jährliche Beiträge zum Unterhalt einer Kunst und Zeichenschule, in welcher sich durch das belebende Talent des Herrn Director Bergler bewundernswürdige Schüler selbst in den höheren Ständen gebildet haben. Und warum sollte man in Frankfurt nicht ein ähnliches, ja ein gleiches hoffen können!

Denn schon gegenwärtig ist einem wichtigen, für sich bestehenden Institut eine sichere Gründung zugedacht. Der Decan aller hier lebenden ächten Kunstfreunde, Herr Städel, genießt in seinem hohen Alter noch immer der lebenslänglich mit Einsicht und Beharrlichkeit gesammelten Kunstschätze in dem wohlgelegensten Hause. Mehrere Zimmer sind mit ausgesuchten Gemälden aller Schulen geschmückt, in vielen Schränken sind Handzeichnungen und Kupferstiche aufbewahrt, deren unübersehbare Anzahl, so wie ihr unschätzbarer Werth, den öfters wiederkehrenden Kunstfreund in Erstaunen setzt. Man will wissen, daß dieser im stillen unablässig vaterländisch denkende treffliche Mann seine Kunstschätze sämmtlich, nebst geräumigem Local und ansehnlichen Capitalien, dem gemeinsamen Nutzen gewidmet habe, wodurch denn freilich Kunstfreunde und Kunstsinn hier für ewige Zeiten die gewisseste Anregung und die sicherste Bildung hoffen können.

Herr Dr. Grambs besitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle Erwartung übersteigt, an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen. Die entschiedene Kunstkenntniß des Besitzers hilft dem Besuchenden zu schneller Aufklärung und gründlicher Einsicht. Dieser unermüdliche Kunstfreund, bis auf die neuesten Zeiten an lebenden Künstlern theilnehmend, beschäftigt und begünstigt mehrere sich entwickelnde Talente, unter welchen Herr Wendelstädt ihm unmittelbar an Handen geht, und sich durch Geschicklichkeit zum Lehrer, durch historische Kenntnisse aber zum künftigen Conservator qualificirt.

Herr Franz Brentano hat in einem geräumigen wohlerleuchteten Saal, so wie in mehreren großen Zimmern eine treffliche Gemäldesammlung wohlgeordnet aufgestellt; sie ist durch dessen verewigten Schwiegervater, von Birkenstock, der, aus den Rheingegenden abstammend, in der gelehrten und Kunstwelt rühmlichst bekannt war, während seines

lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zusammengebracht. Hieran schließt sich eine reiche Kupferstichsammlung, wo unter andern die Werke Marc Antons und sonstiger älterer Italiäner in Abdrücken geschaut werden, wie sie dem Liebhaber selten vor Augen kommen.

Wer diese benannten Sammlungen zu benutzen das Glück hat, wird seine Kenntnisse, auf welcher Stufe der Einsicht er auch stehe, gewiß erweitert und belebt fühlen.

Herr von Gerning verwahrt ein Museum von vielartigen Schätzen, welche, in größere Räume vertheilt, die Freude und Bewunderung eines jeden Liebhabers und Kenners noch mehr erregen würden, als gegenwärtig, wo in einer Privatwohnung nicht jedem Gegenstande Gerechtigkeit widerfahren kann. So würde z. B. die Sammlung antiker Vasen, Bronzen und sonstiger Alterthümer schon allein, als integrirender Theil einer großen Sammlung, die Aufmerksamkeit überall auf sich ziehen.

Herr Becker, als Medailleur höchst schätzenswerth, hat eine bedeutende Folge von Münzen aller Zeiten, zu Aufklärung der Geschichte seines Fachs, einsichtig geordnet. Man findet bei demselben Gemälde von Bedeutung, wohlerhaltene Bronzen und alterthümliche Kunstwerke mancher Art.

Einzelne wichtige Gemälde befinden sich hie und da im Privatbesitz. Bei Herrn von Holzhausen auf der Oede ein schätzenswerthes Bild von Lucas Cranach: Christus, der die Mütter und Kinder um sich her versammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechselung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten. Wohlerhaltene Familiengemälde aus der ältern Zeit geben uns einen Begriff von der Würde des genannten Geschlechts und der Kunstliebe seiner Ahnherren.

Vorzügliche Gemälde zieren auch die Wohnungen des Herrn Leerse und der Frau de Neufville. Eins der schönsten Bilder von van der Neer besitzt Herr Ettling. Die Lausbergische Sammlung ist leider in alle Welt zerstreut.

Hier wollen wir nun einer Art und Weise vorläufig gedenken, wie in der Folge, wenn sich in Frankfurt alles mehr gestaltet und geordnet hat, ein dortiger Kunstfreund Einheimischen und Reisenden den größten Dienst erzeigen könnte. Die Venetianer besitzen nämlich von den Gemälden ihrer Stadt einen Katalog, nach den Epochen der Kunstgeschichte und nach den Jahren, in welchen die Künstler geblüht; sie sind sämmtlich

in historischer Folge aufgezählt und bei jedem Bilde bemerkt, wo es zu finden. Wenn ein junger Frankfurter Kunstfreund sich dieses Werk zum Muster nähme und im stillen die nöthigen Vorbereitungen machte, so könnte er zu rechter Zeit damit hervortreten und dadurch die lehrreichste Uebersicht befördern. Jede methodische Zusammenstellung zerstreuter Elemente bewirkt eine Art von geistiger Geselligkeit, welche denn doch das Höchste ist, wonach wir streben.

Ferner dürfen wir nicht verschweigen, wie die hiesigen Kunstfreunde noch auf mancherlei Weise gefördert sind. Herr Morgenstern fährt auch im hohen Alter fort Gemälde mit bewundernswürdigem Fleiß und Genauigkeit zu restauriren. Wie sehr er sich in Geist und Art eines jeden Künstlers zu versetzen weiß, davon zeugen mehrere Copien, die er im kleinen, nach den vorzüglichsten Meisterwerken, die durch seine Hände gegangen, gefertigt, und in einem Schränkchen gleichsam als einen Hausaltar zusammengeordnet. Auf diesen Schatz werden gewiß Vorsteher öffentlicher Anstalten aufmerksam bleiben, damit er nicht aus Frankfurt entfernt werde.

Herr Silberberg ist im Besitz der trefflichsten alten und neuen Kupferstiche, die er durch Tausch und Handel dem Liebhaber zu überlassen geneigt ist. Bei Herrn Boye findet man alle Arten von Kunst- und Naturproducten. Und wie mancher Name bleibt noch demjenigen zu nennen übrig, der eine Anleitung für Fremde, Frankfurt kennen zu lernen, aufsetzen wird!

Ueberhaupt kann die Lage eines Kunstfreundes nicht günstiger seyn, als an diesem Orte: man gedenke nur der Auctionen inländischer Verlassenschaften, so wie der Sammlungen, welche auf Speculation hierher gesendet werden. Der Liebhaber wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit vielen Meistern und ihren Vorzügen bekannt zu machen, ja, wenn er Neigung hat, gelegentlich um mäßige Preise durch treffliche Sachen seinen Kunstvorrath zu vermehren. Solche Ausstellungen finden sich jede Messe öfters doppelt und dreifach und künftig gewiß häufiger, da, bei der ungeheuern Weltbewegung, gar manches Kunstwerk seinen Herrn wechselte, gar mancher Liebhaber sich genöthigt sieht, einen werthen Besitz gegen Baarschaft umzutauschen. Und so läßt sich Frankfurt als kunstvermittelnd zwischen dem Ober- und Unterrhein, zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Deutschland, ja zwischen dem In- und Auslande denken.

Forschen wir nun nach dem was für den Unterricht in Künsten geschieht, so finden wir auch schon deßhalb vorläufig gesorgt. Eine der Zeichenschulen, wie sie in Deutschland mit Recht seit langer Zeit beliebt sind, wo man mehr das Auge des Privatmanns und des Handwerkers zu bilden und einen gewissen Geschmack zu verbreiten denkt, als daß man Künstler zu erziehen die Absicht hätte, ist auch hier schon eingerichtet. Hr. Reges steht derselbigen vor, unter der Direction des Herrn Dr. Grambs. Solche Schulen haben außer jenen Zwecken noch den besondern Vortheil, daß sie Noviziate fürs Talent sind, indem die Vorsteher gar bald unterscheiden, wo angeborne Fertigkeiten sich mit Aufmerksamkeit und Fleiß zusammenfinden, als woran der künftige eigentliche Künstler allein erkannt wird.

Um solche jedoch weiter zu bringen, würde ich hier so wenig als anderswo zu einer Kunstakademie rathen. Es gehört schon eine große Masse von gebildeten Künstlern, eine Menge von heranstrebenden Fähigkeiten dazu, wenn man sich entschließen soll, ihnen eine gesetzliche Form, ja ein Oberhaupt zu geben. Wir wissen jede Kunstakademie zu ehren, die in der Hauptstadt eines großen Reichs, in der Fülle von Kunstschätzen von trefflichen Männern geleitet wird; aber ehe man sich's versieht, schleicht sich die republicanische Form auch daselbst ein. So unterscheidet man in Dresden die Schüler der Herren Seidelmann, Graffi, Matthäi, Kügelgen und Hartmann, so wie diejenigen, welche sich an Zingg, Klengel oder Friedrich halten. Ein Unterricht im allgemeinen ist höchst schätzbar; der einzelne Jüngling hingegen will vom einzelnen Meister unterrichtet seyn, und wenn er dort nur gehorcht, so werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewisse stille Ueberzeugung höchst kräftig wirken.

Man würde also nach Frankfurt vorzügliche Männer wo nicht gerade berufen, doch ihnen leicht machen an solchem Orte zu leben: man setzte sie in die Lage ein schickliches Quartier miethen zu können, und verschaffte ihnen sonst einige Vortheile. Die Oberaufsicht städtischer Kunstanstalten gäbe nun solchen Meistern ein vielversprechendes Talent in die Lehre, und zahlte dagegen ein billiges Honorar. Ja der junge Mann dürfte seinen Lehrer selbst wählen, je nachdem er zu einer Kunstart oder zu einer Person Neigung und Zutrauen hätte. Wohlhabende Eltern zahlten für ihre Kinder, wohlwollende Liebhaber für Günstlinge, von denen sie etwas

hesften. Wäre ein solcher Meister verheirathet und sonst nicht einem größern Verhältnisse abgeneigt, so könnte er Jünglinge ins Quartier, an Tisch nehmen, und eine förmliche Pension errichten, wobei ihm die Gebildeten schon als Unterlehrer an Handen gingen. Steht nun eben dasselbe zu thun in einer freien Stadt mehreren frei, so wird man herrliche Wirkungen davon erfahren.

Daß man junge Männer praktisch bilde, fordert die neueste Zeit. Bei einem Meister, wie wir ihn voraussetzen, würden sie zeichnen, malen, copiren und restauriren lernen; ja auch mittlere Talente würden nicht, wie es oft geschieht, wo man im Unterricht allzu weit ausholt, in Verdruß und Stecken gerathen. Zeigt sich ein eminentes Individuum, so ist noch immer Zeit ihn einer auswärtigen höhern Anstalt anzuvertrauen.

Daß diejenigen, denen eine solche Uebersicht obliegt, auch durchaus dafür sorgen werden, daß den Meistern alles was sie selbst nicht beischaffen können, an Modellen, Gliedermännern und sonst, genugsam gereicht werde, darf man kaum erwähnen. So steht schon jetzt eine Sammlung von Gypsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt sich nicht alles von einem Manne erwarten, dessen Neigung und Thätigkeit durch ein so großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird.

Vorschläge dieser Art können wir um so eher thun, als sie dem Zeitgeist gemäß sind, und man bei allen Bildungsanstalten die erprobte Erfahrung hat, daß es viel vortheilhafter sey, sie auf eine liberale humane Weise auszusäen, als auf eine zwingende, klösterlich subordinirende Art ins Enge zusammenzuziehen. Der Frankfurter gehe in die Geschichte zurück, in die Zeiten, wo so viele Künstler neben einander und kurz nach einander blühten, ohne daß man sie irgend einem akademischen Zwange unterworfen hätte, wo der Familienkreis anstatt Schule und Akademie galt. Man erinnere sich von den älteren bis in die neuesten Zeiten der Feyerabend, Merian, Roos, Schütz, so wird der Weg vorgezeichnet seyn, auf welchem der freistädtische Künstler Ausbildung und Absicht am besten erreicht.

Und hier werden wir denn aufgefordert noch einiger vorzüglichen Künstler zu gedenken. Herr Schütz, durch den Beinamen der Better bezeichnet, setzt die landschaftlichen Arbeiten fort, welche seit Sachtleben sich ununterbrochen mit Nachbildung der Rheingegenden beschäftigen. Seine

Zeichnungen in Sepia sind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Wassers und des Himmels unübertrefflich. Die Darstellung der Ufer an beiden Seiten, der Auen und Felsen und des Stromes selbst ist so treu als anmuthig, und das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgetheilt oder wieder erweckt. Die Oelgemälde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit die Abänderung der Farbentöne, wie sie die Tags- und Jahreszeiten, nicht weniger die atmosphärischen Wirkungen hervorbringen, auf eine glückliche Weise nachzubilden.

Von Herrn Radl sind bei Gramb höchst schätzbare Aquarellzeichnungen zu sehen, Gegenden um Frankfurt so wie anmuthige Thäler des Taunusgebirges vorstellend, welche, obgleich nach der Natur gezeichnet, doch an geschmackvoller Wahl des Gegenstandes, an kunstmäßiger Austheilung von Licht und Schatten, so wie der Farbe, nichts zu wünschen übrig lassen.

Solche Künstler dem größern und auch auswärtigen Publicum bekannt zu machen, wird eine angenehme Pflicht der Kunstvorsteher seyn; uns sey es erlaubt hier einen Vorschlag zu thun, der, wenn er auch etwas wunderbar scheinen sollte, doch gewiß alle Prüfung verdient. Wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß wir alles, was einer Pfründe ähnlich sieht, bei unsern Kunstanstalten nicht lieben; dagegen wäre unser Vorschlag dieser. Bei einem geschickten Künstler, der nicht gerade Bestellungen hat oder aufs Gerathewohl arbeiten kann, bestelle man von Seiten der Vorsteher gewissenhaft gearbeitete Bilder; man bezahle sie ihm nach Billigkeit, und überlasse sie alsdann Liebhabern um einen geringern Preis. Der Verlust, der hieraus entspringt, wird eine größere Wohlthat für den Künstler, als wenn man ihm eine Pension ohne Bedingungen gäbe. Hat er wirklich Verdienst, und wird derselbe den Liebhabern allgemeiner bekannt, so werden sich die Bestellungen häufen, und er kann alsdann mit einiger Klugheit immer wieder auf seinen Preisen bestehen. Eine genugsam ausgestattete Casse könnte auf dieses Capitel eine gewisse Summe festsetzen, und die Vorsteher derselben könnten sich recht gut durch öffentliche Ausstellungen und Ausgebot solcher Arbeiten, vielleicht gar durch Auction, vor allem Vorwurfe der Parteilichkeit sichern. Und so werden Männer von anerkannter Redlichkeit und geprüfter Einsicht aufs neue Geist und Leben in die Epoche bringen, die wir gegenwärtig vorbereiten.

Indem wir nun bei diesen neuen Einrichtungen republicanische Formen begünstigen, so sey es uns erlaubt hinzuzufügen, daß es dagegen dem freien Bürger, der sich nicht leicht von jemand will meistern lassen, gar wohl anstehe an sich selbst gesellige Tugenden auszubilden; denn die Erfahrung von den ältesten bis in die neuesten Zeiten belehrt uns, daß der Bewohner einer freien Stadt sich schwer mit seines Gleichen vereinige. Es ist nichts natürlicher, als daß Unabhängigkeit uns in unserm eigenen Wesen bestärke, wodurch der Charakter in einer Folge von mehreren Jahren immer schroffer werden muß; und weil nun ein jeder sich so selbst gewähren läßt, müssen diejenigen am Ende sich öfters getrennt finden, welche durch die schönsten Bande verknüpft seyn könnten. Selbst gemeinsame Liebhaberei ist nicht mehr im Stande solche Gemüther auch nur für einen Moment zu vereinigen: Blumenfreunde werden sich über Blumen, Münzkenner bei Münzen entzweien, wenn der Geist gewohnt ist seinen Gefühlen und Leidenschaften unbedingt nachzuhängen.

Wie angenehm ist es daher zu vernehmen, daß in Frankfurt eine Gesellschaft von Kunstfreunden sich reihum versammelt, wo sie an Kupferstichen, im Besitz eines jeden, sich belehrend unterhalten. Hierdurch wird ein so weitläufiges und schwieriges Fach, wo alles auf dem Werthe des einzelnen Abdrucks beruht, nach und nach übersehbar. Der weit größere Vortheil aber wird daraus entspringen, daß auch was andern gehört, geistig unser eigen werde. Das Vortreffliche zu kennen und zu lieben, was man nicht besitzt, noch zu besitzen hofft, ist eigentlich der größte Vorzug des gebildeten Menschen, da der rohere, selbstige im Besitz oft nur ein Surrogat für Einsicht und Liebe, die ihm abgehen, zu erwerben sucht. Geschehen solche Mittheilungen künftig in allen Kunstfächern, so wird sich die neue Generation durch allgemeine heitere Friedensbande vereint fühlen, wie in schrecklicher Zeit die eine Hälfte sich zu Schutz und Trutz, die andere zu Rath und Hülfe, das Vaterland zu retten, musterhaft verbündete.

Haben wir nun von den höchsten Beweggründen gesprochen, die uns zu Belebung der Kunst und Wissenschaft treiben, von zart sittlichen und geistigen Mitteln, die dabei anwendenswerth sind, so müssen wir auch einem Vorurtheil begegnen, welches sich mitunter merken läßt. Der Liebhaber nämlich trennt sich oft zu streng von dem Kunsthändler. Es schreibt sich dieses aus älteren Zeiten her, wo der Wohlhabende dasjenige was

Felſen erſteigt er
Wie es die Kraft erlaubt,
Endlich erreicht er
Gipfel und Bergeshaupt.

Hat er mühſelig
Alſo den Tag vollbracht,
Nun wär' es thörig
Hätt' er darauf noch Acht.
Froh iſt's unſäglich
Sitzendem hier,
Athmend behäglich
An Geishirtens Thür.

Speiſ' ich und trinke nun
Wie es vorhanden,
Sonne ſie ſinket nun
Allen den Landen;
Schmeckt es heut Abend
Niemand wie mir,
Sitzend mich labend
An Geishirtens Thür.

An die Cicade,

nach dem Anakreon.

Selig biſt du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeiſtert,
Singend, wie ein König lebeſt!

er beſaß, eben deßwegen weil er es beſaß, hoch ſchätzte, ja oft überſchätzte. In der neuern, mehr belebten Welt aber kann ſich der Liebhaber nicht entbrechen durch Tauſch oder Handel ſo manches Kunſtwerk, dem er entwachſen iſt, oder für welches ſeine Liebhaberei ſich abſtumpfte, einem dritten zu überlaſſen, dem es Freude macht. Beſonders in Frankfurt läßt ſich, bei der großen Bewegung, bei dem Zu- und Abſtrömen von Kunſtwerken, kaum ein ſtationäres Cabinet denken, und man wird es in der Folge gewiß keinem Liebhaber verargen, wenn er, ſeine Kräfte berechnend, durch veränderten Beſitz ſeine Neigung lebendig zu erhalten ſucht.

Und ſo brauchen wir nicht weit umherzuſchauen, wenn wir Beiſpiele ſuchen, daß Gewerbsthätigkeit mit Liebe zu Wiſſenſchaft und Kunſt, wie vor Alters, ſo auch in unſern Tagen, recht wohl vereinbar ſey; denn wir finden, daß von Seiten des Buchhandels ſich für Kunſt erwünſchte Ausſichten hervorthun. Herr Brönner hat in einem anſtändigen, wohl angelegten und verzierten Local ſchön eingebundene Bücher aufgeſtellt, und außerdem, was ſich von ſelbſt verſteht, findet man bei ihm die neueſten Kupferwerke, ja Gemälde zur Unterhaltung und beliebigem Ankauf. Herr Wenner, auf ſeiner Reiſe nach Rom, erwies thätigen Antheil an den dortigen deutſchen Künſtlern, förderte die Herren Riepenhauſen, Overbeck und Cornelius, und übernahm den Verlag der von dieſem in Federzeichnungen dargeſtellten Scenen aus Fauſt. Sie ſind von Ferdinand Ruſcheweyh mit großer Liebe und Genauigkeit geſtochen, wie ſich Liebhaber an den Probedrücken überzeugen können. Auch verpflanzte Herr Wenner die vortrefflichen Kupferſtiche nach Canova und Thorwaldſen in ſeine Vaterſtadt, indem er die Betrachtung und Anſchaffung derſelben erleichterte. Herr Wilmans, gleichfalls Kunſtliebhaber, beſitzt ſchätzenswerthe Gemälde; ſeine Bemühungen um Literatur und Kunſt ſind allgemein bekannt. Möge doch je eher je lieber eine ausführlichere Nachricht, als der Reiſende geben kann, von allen Kunſtſchätzen und Kunſtthätigkeiten, welche dieſe wieder frei aufleben de Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erſcheinen.

Weil wir aber dieſes ſowohl von Frankfurt als von verſchiedenen ſchon genannten und noch zu nennenden Orten und Städten wünſchen, ſo erſuchen wir die Unternehmer, eine ſolche Arbeit nicht ängſtlich zu veranſtalten, vielmehr von einem leicht entworfenen Heft, welches der

Fremde gern für ein Billiges anschaffen wird, nur kleine Auflagen zu machen, und die nächste darauf erweitert, vermehrter und belebter zu geben. Alles was in den Tag eingreifen soll, muß ein frisches Ansehen haben, und hier wird kein Werk zum Aufbewahren, sondern nur zum Aufbrauchen verlangt.

Daß auch in den andern Künsten ein thätiger Geist sich zu regen anfange, davon gibt eine Singschule Zeugniß, welche Herr Düring aus eigenem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunst unternommen. Diese Anstalt ist schon so weit gediehen, daß junge Personen beiderlei Geschlechts, die sich seiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten in den Kirchen beider Confessionen Musiken aufgeführt, zu Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffentlichen Concerten ist dieses geschehen. Jeden Sonntag früh findet eine solche Uebung statt, zu welcher auf Anmeldung auch Zuhörer gelassen werden. Ein größeres Local wäre der Anstalt zu gönnen, wodurch sie auf einmal sehr viel gewinnen würde. Sie empfiehlt sich allen Musikfreunden, und es wird ihr auch weder an Unterstützung fehlen, noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmidt einen trefflichen Musikdirector besitzt, und die Oper mit Talenten geschmückt ist, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunst ergötzen, sondern auch dieselbe durch Lehre und Unterricht zu verbreiten und fortzupflanzen sich zur Pflicht machen.

Nachdem wir nun so manchen frommen Wunsch geäußert, von manchen bedeutenden Vorsätzen und weitaussehenden Planen gesprochen, so gelangen wir endlich zu einer Anstalt, die auf das sicherste gegründet ist, und bei welcher eben jetzt eine erneute Thätigkeit hervortritt, um bisherige Stockungen aufzulösen und zufällige Hindernisse zu beseitigen. Es ist hier von der Stiftung die Rede, welche Dr. Senckenberg, gesegneten Andenkens, ausübender Arzt und kenntnißreicher Mann, seiner Vaterstadt hinterlassen. Sie theilt sich in zwei Einrichtungen, die eine zu praktischem, die andere zu theoretischem Zweck. Die erste, ein Bürgerhospital, ist auf ein palastähnliches, von dem Stifter neuerrichtetes Gebäude gegründet, so wie durch ansehnliche Capitalien gesichert. Hierher flossen, von der ersten Zeit an, große Schenkungen und Vermächtnisse, woraus ein bedeutendes Vermögen entstand, welches durch Ueberschuß der Kasse sich jährlich vermehrt. Hier bleibt also nichts zu wünschen übrig.

Desto mehr Aufmerksamkeit und guten Willen haben wir dagegen

auf die zweite Abtheilung zu wenden, welche, in theoretisch wissenschaftlicher Absicht angelegt, nicht in gleichem Maße begünstigt ist. Sie umfaßt Haus-, Hof- und Gartenräume der ehemaligen Wohnung des Besitzers. Das Haus, darin einem von den Vorgesetzten ein Quartier bestimmt ist, hat freilich nur beschränkte Zimmer, welche für dasjenige, was sie fassen sollen, nur alsdann hinreichen, wenn alles Enthaltene in bester Ordnung aufgestellt ist. Hier findet sich eine treffliche Bibliothek, welche bis auf die unmittelbaren Nachfolger Hallers hinaufreicht; sie enthält die bedeutendsten ältern anatomischen und physiologischen Bücher, und würde, geordnet, fortgesetzt und zum Gebrauch eröffnet, der Stadtbibliothek ein bedeutendes Fach ersparen.

Ein mineralogisches Cabinet, das bis jetzt der Bibliothek nur eingeschoben war, wird so eben abgesondert und aufgeordnet, es enthält viel Vortreffliches, aber nur gruppenweise, ohne innern Zusammenhang. Die Versteinerungen, zur glücklichsten Zeit gesammelt, übertreffen alle Erwartung.

Der botanische Garten ist geräumig genug, um der Stiftung gemäß die officinellen Pflanzen zu enthalten, woneben sich noch Platz finden würde, um das physiologisch Bedeutende, das zur Einsicht in das Pflanzenleben führt und das ganze Studium krönt, weislich anzufügen.

Das ältere chemische Laboratorium ist auf der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaft nicht mehr brauchbar; ein neues hinreichendes ward, zum Behuf einer andern Schule, unmittelbar an der Senckenbergischen Gartenmauer erbaut, und steht gegenwärtig isolirt, einzeln, unbenützt.

Das anatomische Theater ist zweckmäßig und geräumig; die daselbst aufgestellten Präparate gehören nicht sämmtlich der Anstalt.

Nach dieser kurzen Erwähnung der einzelnen Theile, woraus das Ganze besteht, ist es Pflicht die Zustände nochmals vorzunehmen, dabei auch Wünsche und Hoffnungen auszusprechen und zu bezeichnen. Hier ist nun wohl vor allen Dingen die Absicht des Stifters zu bedenken, der, als wissenschaftlicher, kenntnißreicher Mann, sein Hospital nicht besser zu versorgen glaubte, als wenn er ihm eine Studien- und Lehranstalt an die Seite setzte. Er gedachte den Aerzten seiner Vaterstadt einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Mittheilung zu verschaffen; er lud einige nebst andern Bürgern zu Pflegern, rief sie sämmtlich zu monatlichen Zusammenkünften in sein Local und ermunterte sie, Vorlesungen in mehreren Fächern zu halten.

Sein früher unglücklicher Tod unterbrach eine von ihm selbst ausgehende Einleitung; und doch konnte sich dieses Institut einer thätigen und wahrhaft blühenden Periode rühmen, zu der Zeit als der verdiente Reichard, Verfasser der Frankfurter Flora, Stiftarzt war. Indessen nahmen die zu dieser Abtheilung bestimmten Capitalien nicht zu, aus dem Grunde, weil man in einer Handelsstadt dem Praktischen geneigter als dem Wissenschaftlichen ist und sich überhaupt mehr gedrängt fühlt einem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen, als einem künftigen vorzubeugen. Diesem nach wurde die Krankenanstalt mit Schenkungen und Vermächtnissen allein bedacht, und das Wissenschaftliche vorbeigegangen.

Dieses versank immer mehr in Staub und Verborgenheit, und erkrankte an äußern und innern Uebeln. Eine medicinische Schule, welche das Studium aufs neue beleben sollte, entstand und verging. Die Kriegslasten wurden und werden mitgetragen, so wie manches andere Unheil, das sich auflud; genug, das Institut ist gegenwärtig so arm, daß es nicht das geringste Bedürfniß aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Schon jetzt, bei Anschaffung der Schränke zu Sonderung und Ordnung der Mineralien, muß auf fremde Güte gerechnet werden.

Doch auch hier belebt sich die Hoffnung. Der kurz verstorbene Stiftarzt, Dr. Lehr, dem Frankfurt die Einimpfung der Kuhpocken verdankt, hat seine Bibliothek der Senckenbergischen einverleibt, eine Sammlung von Porträten berühmter Aerzte ihr vermacht, so wie ein Capital von neuntausend Gulden, dessen Zinsen dem jedesmaligen Arzte als Zulage dienen, mit der Bedingung, im Sommerhalbjahr unentgeltlich Botanik zu lesen.

Herr Dr. Neuburg, ärztlicher Pfleger dieser Anstalt, dessen Kenntnisse, Thätigkeit und Wohlwollen allgemein anerkannt sind, und welcher gegenwärtig das Ordnen der Naturaliensammlung eifrig betreibt, gedenkt, sobald man Besitz und Lücken übersieht, die Doubletten seiner Conchylien und Vögel hierher zu verehren, und gewiß wird Bibliothek und Naturmuseum, wenn es nur erst im Reinen den Frankfurter Patrioten vor Augen steht, manchen einzelnen Besitz und manche Wohlthat an sich ziehen.

Gedenken wir nun der Pflanzenkunde, so ist aus obigem ersichtlich, daß für diese vorläufig gesorgt sey. Herr Dr. Neeff wird, unter Assistenz der Gärtner Bäumert und Ifermann, die zweckmäßige Vollständigkeit des Gartens, so wie den Gebrauch desselben nächstes Frühjahr einzuleiten wissen.

Im Ganzen wäre jedoch für Botanik in Frankfurt schon viel geleistet, wenn die Pflanzenfreunde sich zu wechselseitigen Besuchen und Mittheilungen vereinigten, besonders aber sich darin verbänden, daß jeder ein einzelnes Fach vorzüglich übernähme. Holländer und Engländer gehen uns mit dem besten Beispiele vor, jene, daß sie eine Gesellschaft errichteten, deren Glieder sich die Aufgabe machten Prachtpflanzen in der größten Herrlichkeit darzustellen: diese, daß eine Anzahl Gartenfreunde sich verabredeten, ganz einzelnen Abtheilungen, wie zum Beispeil den Stachelbeeren, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wobei jeder Theilnehmende sich anheischig machte nur eine Spielart mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Sollte dieses manchem von der wissenschaftlichen Höhe herab kleinlich, ja lächerlich scheinen, so bedenke man, daß ein reicher Liebhaber etwas Seltenes und Augenfälliges zu besitzen wünscht, und daß der Obstgärtner auch für die Tafel seiner Kunden zu sorgen hat. Bei einem solchen Verein würde Frankfurt sogleich im botanischen Fache bedeutend erscheinen.

Bliebe der Senckenbergische Garten bloß medicinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert seyn, wenn er die Vergünstigung hätte, die Gärten der Herren Salzwedel, Jaffoy, Lehr, in und bei Frankfurt, die Anlage des Herrn Metzler über Oberrad, mit seinen Zuhörern zu besuchen. Den Besitzern wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung. In einer lebensreichen Stadt sollte sich alles aufsuchen, was mit einander einigermaßen verwandt ist, und so sollte Botaniker, Blumist, Kunstgärtner, Obst- und Küchengärtner sich nicht von einander sondern, da sie sich einander wechselsweise belehren und nützen können.

Was die Chemie betrifft, so wird dieser durch den einfachsten Entschluß leicht zu helfen seyn, da es weder an Local noch an Persönlichkeit fehlt. Das unmittelbar an den Senckenbergischen Stiftsgarten anstoßende Laboratorium, neu und zweckmäßig erbaut, steht, nach aufgehobener medicinischer Schule, herrenlos und unbenutzt, und es muß der allgemeine Wunsch seyn dasselbe dem Senckenbergischen Stifte einverleibt zu sehen. Die höchste obrigkeitliche Anordnung deßhalb wird, bei nunmehr beruhigten Zeiten, nicht länger außenbleiben. Herr Dr. Restner erwartet sehnlichst diese höchste Entscheidung, und darf hoffen, daß ihm bei seinen Bemühungen jede Unterstützung nicht fehlen werde. Gewiß sieht, durch eine chemische

regelmäßige Vorlesung, mancher gebildete Einwohner einen seiner schönsten Wünsche glücklich erfüllt. Denn die Gelegenheit mit dem Umfange der neuern Chemie, die schon den größten Theil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden, ist jedem größern Ort, besonders Frankfurt, zu gönnen. Hier fände der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner praktischen Laufbahn zur Seite liegen läßt, bequem überliefert. Der Pharmacent würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen, die in wichtigen Fabrikunternehmungen die Quellen ihres Reichthums finden, würden durch Uebersicht der neuesten Entdeckungen gefördert, andere nach höherer Bildung strebende würden in der chemischen Kenntniß wahre Geisteserhebung gewinnen, ja solche, welche den älteren chemisch-mystischen Vorstellungen nicht abgeneigt sind, würden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennten, daß so vieles, was unsere Vorfahren in dunkeln Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im Ganzen trübsinnig ahnten, jetzt sich immer mehr an und in einander schließt, sich aufklärt, so daß vielleicht in keinem Fache mehr als im chemischen wissenschaftliche Uebersicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzustellen vermag.

Wäre es möglich einen tüchtigen Physiker herbeizuziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heranbrächte, was so manches andere Capitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet; setzte man auch diesen in Stand die zur Versinnlichung der Phänomene nöthigen Instrumente anzuschaffen, ohne deßhalb einen weitläufigen, kostspieligen und platzraubenden Apparat aufzuhäufen: so wäre in einer großen Stadt für wichtige, insgeheim immer genährte Bedürfnisse gesorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben. Zum Local solcher physischen Anstalt könnte man mit gutem Gewissen das anatomische Theater bestimmen. Anstatt zu gedenken, daß Herr **Dr. Behrends**, der als ein würdiger Schüler Sömmerings bisher diesem Fache vorstand, seine Entlassung genommen, anstatt zu erwähnen, daß Herr **Dr. Lucä**, ein thätiger, in der vergleichenden Zergliederung geübter Mann, nach Marburg abgeht, sey uns vergönnt im allgemeinen von dem Verhältniß der Anatomie zu dem bestehenden Senckenbergischen Institut zu sprechen. Hier hat sich nämlich der Stifter, indem er sich ein Bild einer vollständigen medicinischen

Anstalt dachte, vielleicht vergriffen, da er die besondern Bedingungen, in der sich seine Anstalt befand, nicht beachtete. Kenner der Zergliederungskunst, Professoren dieses Fachs auf Akademien, werden gern zugestehen, daß es eine der schwierigsten Aufgaben sey, die Lehre der Zergliederung zu überliefern. Bibliothek, Zeichnungen, Präparate und hundert Vorrichtungen, Vorarbeiten, die vielen Aufwand erfordern, sollen zum Grunde liegen, und alsdann wird noch die menschliche Leiche, als unmittelbarer Gegenstand des Beobachtens und Belehrens, gefordert. Woher aber diese nehmen? Ueberall werden die deßhalb bestandenen Zwanggesetze lässiger beobachtet oder umgangen, und der Professor der Anatomie steht in einem humanen Zeitalter immer als unmenschlich gegen Leidende und Trauernde.

Möge alles dieses als Reflexion eines vorübereilenden Reisenden angesehen werden; der bleibende Geschäftsmann sieht vielleicht die Verhältnisse in einem andern Lichte.

Allein alles was wir gesagt, würde ganz vergeblich gewesen seyn, wenn wir uns nicht erkühnten auszusprechen, daß ein so wohl durchdachtes, dem Stifter wie der Stadt Ehre bringendes wissenschaftliches Institut nicht gedeihen, noch auch mit aller Bemühung der Angestellten nur im mindesten nützen könne, wenn seine Einkünfte nicht verbessert werden. Auch hierzu liegt die Möglichkeit nahe genug, und wir tragen kein Bedenken, sowohl die bürgerlichen als ärztlichen Herren Vorsteher aufzufordern, in Ueberlegung zu nehmen, in wiefern von dem Ueberfluß, dessen das Hospital genießt, ein Theil zur wissenschaftlichen Anstalt herübergewendet werden könne, und jene trefflichen Männer dringend zu ersuchen, daß sie hierüber, wenn sie bejahend einig geworden, um die höchste obrigkeitliche Billigung baldigst nachsuchen mögen. Die einer solchen Wendung entgegenstehenden Schwierigkeiten sind nicht unbekannt; es läßt sich ihnen aber mit Einem Wort begegnen, daß einer freien Stadt ein freier Sinn gezieme, und daß man bei einem erneuten Daseyn, um die Spuren ungeheurer Uebel auszulöschen, sich vor allen Dingen von veralteten Vorurtheilen zu befreien habe. Es geziemt Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin thätig zu seyn. Freilich gehört theoretische Betrachtung, wissenschaftliche Bildung den Universitäten vorzüglich an; aber nicht ausschließlich gehört sie ihnen. Einsicht ist überall willkommen. Man erkundige sich, welchen Einfluß die Universitäten in Berlin, Breslau, Leipzig auf das praktische Leben der Bürger haben: man sehe,

wie in London und Paris, den bewegtesten und thätigsten Orten, der Chemiker und Physiker gerade sein wahres Element findet; und Frankfurt hat gar wohl das Recht, nach seinem Zustand, seiner Lage seinen Kräften für so löbliche Zwecke mitzueifern.

Nachträgliches zu Frankfurt.

Die Senckenbergische Stiftung, eine höchst wichtige Anstalt, und zwar deren wissenschaftlicher Theil steht unter der Aufsicht des Herrn Dr. Neuburg, eines Mannes von unermüdlichem Eifer, eben so bereit sich für die Sache aufzuopfern, als für dieselbe zu streiten. Da wir in Jahresfrist durch seine Bemühungen und die eingreifende Thätigkeit der Angestellten schon so viel Wünschenswerthes erfüllt gesehen, so kann es nicht fehlen, daß man auch endlich von Seiten der Administration des Krankenhauses dem wissenschaftlichen Institut zu Hülfe kommen werde. Der Geist diese Nothwendigkeit einzusehen, die Nützlichkeit zu erkennen und die Ausführung zu bewerkstelligen, muß in Frankfurt schon lebendig seyn oder nächstens lebendig werden.

Der verewigte Senckenberg hinterließ eine Sammlung von Mineralien und fossilen Schalthieren, wovon die erste minder wichtig und nach dem frühern Standpunkt der Mineralogie unordentlich durch einander lag. Ueber vierzig Jahre lag diese Sammlung mit Staub bedeckt, ohne daß sich jemand darum bekümmerte, und nur erst in diesem Jahre verbanden sich einige Mineralogen, unter welchen Herr Dr. Buch sich besonders verdient gemacht hatte, und brachten dieselbe nach dem Werner'schen und Leonhard'schen Systeme in Ordnung, mit dem lebendigsten Vorsatze sie mit den vielen mangelnden Mineralkörpern zu bereichern und ein geordnetes Ganzes daraus zu machen. Es ist zu bedauern, daß der rege Eifer der Unternehmer wenig Unterstützung findet und sie, trotz ihres Aufwandes an Zeit, so wie an manchen, ob zwar geringen Geldausgaben, nur nach und nach ihren Zweck erreichen können. Diese Einrichtung wäre beinahe noch neulich erst durch den Vorschlag einiger Administratoren zu Grunde gegangen, der aber glücklicherweise zurückgewiesen wurde. Man wollte nämlich, um der Stiftung in etwas aufzuhelfen, das Stifthaus vermiethen; dem Uebel wäre dadurch eben so abgeholfen worden, wie mancher unheilbaren Krankheit durch den Tod.

Das anatomische Theater hat durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Dr. Creßschmar, der Vorlesungen darin hält, bedeutend gewonnen; auch sucht derselbe durch eigenen Fleiß und denjenigen seiner Schüler die Präparate zu ersetzen, die dasselbe in der letzten Zeit verloren hat. Mehrere gelungene Präparate eingespritzter Blutgefäße, Vogelskelette und andere Gegenstände der vergleichenden Anatomie, wohin vorzüglich einige sehr abweichende Theile des Testudo Mydas gehören, können hierzu als überzeugende Beweise dienen.

Auch der botanische Garten hat im letzten Sommer sehr viel gewonnen. Eine nicht geringe Zahl Pflanzen wurden, ohne daß der Stiftungsfonds sie anschaffte, in das Treibhaus gebracht und mehrere in der Wetterau'schen Flora nicht aufgenommene, in hiesiger Gegend wildwachsende Pflanzen wurden im Garten angepflanzt. Man hat sich es nämlich zum Gesetze gemacht, bei der Beschränktheit des botanischen Gartens hauptsächlich auf officinelle oder ökonomische Pflanzen oder auch auf solche Rücksicht zu nehmen, die als seltene Gewächse in unserer Gegend vorkommen, indem der geringe Raum des Locals keine große Menge aufzunehmen gestattet. Der hiesige sehr unterrichtete Herr Apotheker Stein hat mehrere von der Stadt entfernte Excursionen vorgenommen und mehrere seltene Gewächse, die er auf denselben fand, dem Garten geschenkt. Das Gewächshaus wurde mit mehreren seltenen ausländischen Pflanzen, wie mit Laurus Camphora, Epidendron Vanilla u. s. w. dotirt. Die Kürze der Zeit erlaubte nicht den bisher in seiner Einrichtung vernachlässigten Garten in dem letztverflossenen regnichten Sommer völlig in Ordnung zu bringen, jedoch ein Theil desselben wurde mit Beihülfe des sehr geschickten Botanikers, Herrn Becker aus Offenbach, der aus Liebe zur Wissenschaft mitwirkte, in systematische Ordnung gebracht, und es ist nicht zu zweifeln, daß der ganze Garten im Laufe des künftigen Sommers dahin gebracht werden wird.

Die Bibliothek erhielt eine ansehnliche Zahl der besten alten medicinischen Werke, konnte aber mit der neueren nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, bereichert werden, aus der schon erwähnten Beschränktheit des Fonds. Sie ist bis zur Periode, in der Senckenberg starb, ziemlich vollständig, da er sie selbst anschaffte und sie der Stiftung überließ. Nachher wurden zwar mehrere Werke angeschafft, auch Herr Dr. Lehr vermehrte dieselbe durch seinen hinterlassenen Büchervorrath; in den letzten

Jahren blieben aber manche Lücken der medicinischen Literatur in derselben unausgefüllt.

Das unter dem Fürsten Primas zum Behufe der medicinischen Specialschule aufgeführte chemische Laboratorium, das nun wieder stärtisches Eigenthum wurde, so wie der daran stoßende, auf dem ehemaligen Wall gelegene kleine Garten wurde auf Ansuchen der Administratoren der Stiftung vom Senate unentgeltlich überlassen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch hierin Senckenbergs Wille in Erfüllung gehen möchte, der die Wichtigkeit der Chemie zu würdigen wußte und sie in einem angewiesenen Local in dem Stiftshause betrieben wissen wollte, um so mehr, da diese Wissenschaft in unsern Tagen beinahe alle andern hinter sich läßt.

Die anfangende Baufälligkeit des Gewächshauses, so wie nicht minder das Alter der übrigen Gebäude, der Mangel an so manchen unentbehrlichen Gegenständen, sowohl wissenschaftlicher als anderer Art, dürften bei der Lauigkeit, womit die Sachen des Stifts betrieben werden, die mit des seligen Stifters Wünschen so grell absticht, uns eine traurige Prognose stellen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Kassen unserer reichen Mitbürger, wenn auch nur durch mäßige Beiträge, dem einbrechenden Verfall eines so nützlichen Instituts vorbauen möchten.

Für das Krankenhaus, dessen Fonds von demjenigen der Stiftung getrennt ist, ist bisher viel geschehen. Noch erst im verflossenen Jahre wurde eine bedeutende Summe zurückgelegt als Ueberschuß über die Ausgabe. So löblich diese Wohlthätigkeit der Frankfurter gegen das Krankenhaus seyn mag, so ist es doch traurig, so wenig Sinn für die medicinische Wissenschaft und Kunst, die der Stifter so sehr beabsichtigte und deren Beförderung so heilsam in ihren Folgen ist, bei ihnen zu bemerken. Man würde unfehlbar im Geiste des Stifters mehr handeln, wenn das mit der Stiftung verschwisterte Krankenhaus von seinem Ueberfluß, der jährlich zunimmt, nur einen kleinen Theil abgäbe, wenigstens in zweifelhaften Fällen, die nicht selten vorkommen, nicht so drückend gegen dasselbe verführe. Man sollte bedenken, daß der größte Verlust für beide Institute in der Unterlassung des Guten bestehe, und daß keine angeschafften Capitalien, so wichtig sie dem scheinen mögen der sich von Jugend auf sie zu häufen gewöhnt hat, dasselbe nur im geringsten zu ersetzen im Stande sind. Die Opfer, welche die Stiftung dem Institute bei seiner Entstehung brachte, diese allein sollten die Administratoren bewegen die

Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern ſieheſt,
Alles, was die Stunden bringen;
Liebeſt unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeſchädigt
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings ſüßer Bote!
Ja, dich lieben alle Muſen,
Phöbus ſelber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberſtimme;
Dich ergreifet nie das Alter,
Weiſe, zarte, Dichterfreundin,
Ohne Fleiſch und Blut Geborne,
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

erstere zu unterstützen, mit deren Zusammensinken den Frankfurter Aerzten, die wie Handwerker für jeden einzelnen Gang belohnt werden, und die weder Auszeichnung noch sonstige Beförderung für das Gefahrvolle und Beschwerliche ihres Standes zu erwarten haben, jede Aufmunterung mit der Zeit weiter zu kommen benommen wird.

Herr Städel, ein Kunstfreund wie wenige, ist in seinem neunundachtzigsten Jahre verstorben. Sein eröffnetes Testament bestimmt Haus, Sammlungen und Vermögen, nach einem mäßigen Anschlag auf dreizehnmal hunderttausend Gulden geschätzt, einer Stiftung für bildende Kunst. Herr Dr. Gramb, ein einsichtiger Sammler und Kunstfreund, ist zum Vollstrecker dieses letzten Willens bestimmt.

Offenbach.

An diesem wohlgebauten und täglich zunehmenden heiteren Orte verdient die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrath Meyer alle Aufmerksamkeit, indem dieser verdienstvolle Mann, als Bewohner einer glücklichen Gegend, sich zugleich als Jagdliebhaber und Naturforscher ausgebildet und eine vollständige Reihe inländischer Vögel aufgestellt hat. Er beschäftigt mehrere Künstler mit Abbildung dieser Geschöpfe, fördert und belebt dadurch einen in der Naturgeschichte sehr nothwendigen Kunstzweig, die genaue Nachbildung organischer Wesen, unter welchen die mannichfaltige Gestalt der Vögel, die abweichende Bildung ihrer Körpertheile, das leichte zarte buntfarbige Gefieder die feinste Unterscheidungsgabe des Künstlers und dessen größte Sorgfalt in Anspruch nimmt. Das von Herrn Meyer herausgegebene Werk hat die Verdienste dieses vorzüglichen Mannes längst dem Vaterlande bewährt, welcher sich durch die in diesem Jahre erschienene Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands abermals den Dank der Naturforscher erworben. Die von ihm sowohl in seinem Hause als außerhalb beschäftigten Künstler sind namentlich die Herren Gabler und Hergenröder. Die Schwester des letztern wird als Pflanzenzeichnerin gerühmt. Demoiselle Stricker in Frankfurt, welche gleichfalls ein schönes Talent hierin besitzt, kann sich nicht so viel damit beschäftigen als zu wünschen wäre.

Hanau.

Die neuere Zeit hat dieſer Stadt einen vortheilhaften und bewährten Ruf in naturgeſchichtlicher Hinſicht verſchafft. Es fanden ſich hier eifrige Forſcher aus allen Zweigen der herrlichen Scienz durch einen ſeltenen günſtigen Zufall vereinigt. So hatte Herr Dr. Gärtner, dieſer achtungswerthe Veteran unter Deutſchlands Botanikern, durch die Theilnahme an der Wetterau'ſchen Flora längſt ſchon ſeinen Meiſterbrief gelöst. Der geiſtvolle Leisler umfaßte die geſammte Zoologie, jedoch concentrirte er ſein Studium mehr auf die Vögel und Säugethiere. Chemie und Phyſik wurden von Herrn Hofrath Dr. Kopp, zumal in beſonderer Anwendung auf das mineralogiſche Wiſſen, mit dem beſten Erfolge getrieben. Der vorzugsweiſe als naturhiſtoriſcher Künſtler ſehr ſchätzbare Schaumburg, deſſen Sammlung unter den deutſchen Privatcabinetten ſonder Zweifel die erſte Stelle einnimmt, bot eine Fülle trefflicher Erfahrungen dar. Eben ſo hatten ſich in dem Herrn Geheimen Rath Leonhard und dem nun verſtorbenen Pfarrer Merz thätige Bearbeiter für Mineralogie gefunden. Das Publicum kennt das von beiden in Gemeinſchaft mit Dr. Kopp herausgegebene größere tabellariſche Werk. Geheime-Rath Leonhard, der fortdauernd durch ſeine Zeitſchrift wirkt, hat ferner eine topographiſche Mineralogie verfaßt und ehestens haben wir von ihm, Dr. Kopp und Gärtner dem jüngern, einem ſehr verſtändigen Chemiker und Phyſiker, eine Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie mit vielen illuminirten und ſchwarzen Kupfern zu erwarten. Dieſe Propädeutik für die Naturgeſchichte des unorganiſchen Reiches, die Frucht einer mehrjährigen mühevollen Arbeit, durch welche eine ſehr weſentliche Lücke unſerer Literatur ausgefüllt wird, darf von dem wiſſenſchaftlichen Publicum mit gerechtem Vertrauen erwartet werden.

Unterdeſſen ſchien es den genannten Männern zweckmäßig, die Bemühungen der Einzelnen auf Einen Punkt zu leiten, und mit gemeinſamen Kräften weiter zu ſtreben. Mitten in den Stürmen der Zeit, im ungeſchlichteten Zwiſte der Völker, 1808, wurde der Plan zu Begründung eines wiſſenſchaftlichen naturhiſtoriſchen Vereines gefaßt. Die kleine Zahl der Verbundenen gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit. Bald geſellten ſich ihnen andere verdiente Männer aus nahen und ferneren Gegenden bei, und ſo erweiterte ſich dieſer literariſche Bund weit über

die Gränzen der heimathlichen Provinz, nach allen Theilen des gelehrten Europa hinaus. Ein passendes Local, vom Gouvernement eingeräumt, bot zur Anlage eines Museums Gelegenheit. Von allen Seiten wurde die nützliche Anstalt durch Gaben bereichert. Indessen blieben die Mittel sehr beschränkt, bis der theilnehmende Carl von Talberg 1811 aus seiner Schatulle eine nicht unbedeutende Rente bewilligte, in deren Genuß die Gesellschaft mehrere Jahre verblieb. Die Epidemie, Folge des französischen Rückzugs, raubte der geschlungenen Kette manche der werthvollsten Glieder. Dagegen lebt man nun der angenehmen Hoffnung, das jetzige Gouvernement werde das Institut seiner Aufmerksamkeit gleichmäßig werth achten, die Bestätigung des Locals gewähren, und so der löblichsten Anstalt, die sonst unfehlbar zerstieben würde, Grund und Dauer verleihen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei dem regen Eifer der Hanauer Naturforscher auch mehrere wichtige Sammlungen hier zu finden seyn müssen.

Das Museum der Wetterau'schen Gesellschaft umfaßt alle Zweige dieses Wissens und war bisher in stetem Zunehmen; denn die meisten Mitglieder hatten, nach der klüglichen Vorschrift der Gesetze, die Wahl zu rechtfertigen gesucht, welche sie zu jener ehrenvollen Bestimmung rief. Im Ganzen aber gewährt das Beschauen dieses Museums in seiner Allgemeinheit weniger Interesse, als die einem jeden der hiesigen Gelehrten zugehörigen Privatsammlungen. Hier spricht sich das Individuelle mit mehr Lebendigkeit aus, so wie der Eifer und die Sorgfalt, womit solch ein Werk geschaffen wird, das nicht selten der Preis einer ganzen Lebenszeit ist.

Was die zoologischen Cabinete betrifft, so zeichnen sich darunter vorzüglich die Sammlung des verstorbenen Leisler und die Schaumburgische aus. Die letztere ist jedoch, seitdem der Besitzer den Ort seines Aufenthalts mit Cassel vertauschte, nicht mehr anwesend, und auch die Leisler'sche wird, da die Erben solche zu veräußern entschlossen sind, nicht lange mehr in Hanau verbleiben.

Das Andenken des genannten vorzüglichen Mannes einigermaßen hier zu feiern, bemerken wir folgendes. Er beschäftigte sich in früheren Jahren mit der Entomologie, späterhin aber widmete er sich mit ganzer Seele dem Studium der Säugethiere, Vögel und Fische; interessen blieb die Ornithologie für die längste Zeit der Gegenstand seiner Nachforschungen. Seine Verdienste um die Kenntniß vaterländischer Vögel nur im Vorbei

geben bemerkend, erwähnen wir, daß er die verschiedenen Farbenkleider der Vögel zu kennen und zu berichtigen bemüht war; denn die meisten Wasservögel mausen sich zweimal im Jahre und so erscheint derselbe Vogel im Frühling und im Herbste, in der Jugend und im Alter, in anderer Farbenhülle. Und so sammelte er mit regem Fleiß jede einzelne Art in den verschiedensten Farben und Uebergängen. Da er nun selbst Jäger und ihm die Kunst thierische Körper auszustopfen vorzüglich bekannt war, so erhält seine Sammlung von mehreren Seiten große Vorzüge, so daß man ihr, wenigstens in Deutschland, die Meyer'sche ausgenommen, keine andere an die Seite stellen kann.

In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Studium der Fledermäuse; da er aber, seinem trefflichen Gedächtniß vertrauend, nichts niederschrieb, so wären seine Erfahrungen für uns sämmtlich verloren, wenn nicht ein junger Mann, der letzte von seinen Schülern, sich so viel davon zu eigen gemacht hätte, um eine Monographie dieser seltsamen Geschöpfe zu schreiben, welche nächstens erscheinen wird.

Die Fische sind alle vortrefflich ausgestopft und von seltener Größe. Die Reihenfolge aus den süßen Gewässern Deutschlands ist beinahe vollständig, und aus der See findet man viele Exemplare von hoher Schönheit. Die Insectensammlung ist bedeutend. Von sechzehnhundert Nummern machen die Schmetterlinge die größte Hälfte aus.

Am Schlusse stehe die Bemerkung, daß Leisler, bevor er sich der Heilkunde widmete, die Rechte mit glücklichem Erfolg studirte und als philosophischer Schriftsteller durch Abfassung eines Naturrechts sich Beifall erwarb.

Dr. Gärtner, der eifrige und berühmte Pflanzenforscher, dem wir die Bildung mancher trefflichen Botanisten verdanken, hat sich durch die Mittheilung vieler schöngetrockneten Pflanzenmuster kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nach der Herausgabe der bereits erwähnten Wetterauischen Flora betrieb er fortdauernd und mit unermüdetem Fleiße das Studium der vaterländischen Vegetabilien. Er entdeckte viele Phänogamen und mehr als zweihundert Kryptogamen, deren Beschreibung durch seine Meisterhand gewiß höchst wünschenswerth ist. Sein Herbarium, vorzugsweise in kryptogamischer Hinsicht äußerst beträchtlich, ist auf das zierlichste geordnet. In der neuern Zeit hat sich Gärtner auch mit allem Fleiße der vaterländischen Zoologie gewidmet. Seine

Sammlungen von Säugethieren, Vögeln und Conchylien geben die Belege dazu. Obschon seine ausländischen Conchylien sehr zahlreich sind und unter der Menge Exemplare von großer Seltenheit bemerkt werden, so schätzt er dennoch seine in der Umgegend von Hanau gesammelten um vieles höher, indem dieser Zweig des naturgeschichtlichen Wissens zuerst durch ihn in der Wetterau cultivirt wurde. Er verbreitete jene einheimischen Producte im Kreise seiner Freunde und regte auf diese Art ein Studium von neuem an, das in Deutschland fast ganz vernachlässigt schien. In früheren Jahren beschäftigte sich Gärtner auch mit Chemie, Physik und Mineralogie, so daß er den Namen eines Naturforschers im umfassendsten Sinne des Wortes verdient. Bei dem Sammeln und Ordnen des Wetterauischen Museums, und bei der Redaction der von diesem naturhistorischen Verein herausgegebenen Annalen wirkte er auf das eifrigste. Zu bedauern ist, daß sein Alter und eine durch große Anstrengung geschwächte Gesundheit ihm in diesem Augenblick keine große Thätigkeit vergönnen.

Das Mineraliencabinet des Geheimen-Raths Leonhard, über siebentausend Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und in eine geognostische Hälfte. Die oryktognostische Sammlung findet sich nach der in der systematisch-tabellarischen Uebersicht und Charakteristik der Mineralkörper angenommenen Classificationsweise geordnet, wobei jedoch die durch das Fortschreiten der Scienz nothwendig gewordenen Veränderungen nicht unbeachtet blieben. Erfreulich ist das Methodische, welches sich in Anordnung und Aufstellung ausspricht. Bei allen Exemplaren ist das Charakteristische und die Frischheit berücksichtigt, und ein hoher Grad von Gleichmäßigkeit des Formats gewährt viel Gefälliges. Nächstdem ist diese Sammlung um der hohen Vollständigkeit willen bemerkenswerth. Man vermißt darin fast keine der neuesten Entdeckungen, und die Suiten, welche sie von sehr vielen Gattungen aufbewahrt, machen ihr Studium für die Verhältnisse des Vorkommens der Fossilien wichtig und belehrend — eine bisher viel zu sehr vernachlässigte und nun wieder hervorgeforderte Rücksicht.

Geheimer Rath Leonhard hat sich durch die Stiftung eines mineralogisch-mercantilischen Instituts Ansprüche auf den Dank des Publicums erworben. Es ist diese Anstalt förderlich für die Wissenschaft, indem sie die Mittel darbietet, um gegen Tausch oder billige Zahlung Fossilien aus

allen Gegenden und Ländern, einzeln oder zu systematischen Ganzen geordnet, zu erhalten. Gedoppeltes Vertrauen gebührt diesem Unternehmen darum, weil es nicht von Gewinnsucht, sondern ausschließlich von der Liebe zur Wissenschaft geleitet wird.

Unter den Bildungsanstalten zur Kunst verdient die Zeichenschule eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Herr Hofrath Westermayr, welcher diesem Institute, das vom Staate eine nur mäßige Unterstützung erhält, als erster Lehrer und Director vorsteht, hat um dasselbe sehr wesentliche Verdienste. Seit seiner Wiederkehr von Weimar ist der Sinn für die Kunst bedeutend geweckt worden, und man bemerkt mit Vergnügen, daß mancher der vermögenden Einwohner kleine Bildersammlungen anzulegen beginnt. In der Zeichenschule finden gegenwärtig zweihundert fünfzig bis dreihundert Zöglinge Belehrung. Das Institut besitzt Fonds, Früchte des Erwerbs der Lehrer, welche sehr nützlich zur Anschaffung von Gemälden und andern Kunstgegenständen verwendet werden könnten.

Auch die würdige Gattin des Hofraths Westermayr wirkt thätig für das Beste der Anstalt. Außer dieser Künstlerin verdienen unter den hiesigen Malern die Namen Tischbein, Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Deiker genannt zu werden; den genialen Krafft und den durch dieses Studium gebildeten Bury nicht zu vergessen, die auch in der Ferne ihrer Vaterstadt Ehre machen.

Mit der Emailmalerei beschäftigen sich vorzüglich Carteret und Berneaud, und beide haben auf den Künstlernamen die gerechtesten Ansprüche. Außer ihnen zeichnet sich auch Franz Nickel, ein geborener Hanauer, der viele Jahre in Madrid verlebt und daselbst bei der Akademie das Amt eines Adjuncten versehen, sehr vortheilhaft in jenem Zweige der Malerei aus.

Unter den hiesigen Gemäldesammlungen gebührt der des Kaufmanns Herrn W. Leisler, jüngern Bruders des Naturforschers, der Vorzug.

Die hiesigen Bijouteriefabriken sind ganz besonders merkwürdig. Sie bestehen seit dem Jahre 1670, und sind als die Pflanzschule ähnlicher Anstalten in mehreren europäischen und deutschen Hauptstädten anzusehen, die indessen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer Arbeiter genießen eines sehr vortheilhaften Rufes; überall werden sie gesucht. Die jetzigen bedeutendsten Chefs, Gebrüder Toussaint, Souchai und Collin, Bury, Müller und Jünger erhalten die Fabriken

nicht nur in ihrem Rufe, sondern sind zugleich bemüht solche mit jedem Tage zu vervollkommnen, und so läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß Hanau Arbeiten liefert, die man weder in Paris, noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht selten jene des industriösen Genf übertreffen. Dabei ist noch besonders das Umfassende der Ateliers genannter Goldarbeiter, von dem Rohen des Materials bis zur vollendeten Waare in der größten Mannichfaltigkeit zu bemerken.

Die Teppichfabrik von Herrn J. D. Leisler und Comp. verdient um deßwillen besondere Aufmerksamkeit, weil in derselben die unter dem Namen gezogene Wiltonteppiche bekannte Waare in ihrer größten Vollkommenheit bereitet wird. Man findet nicht allein eine umfassende Auswahl geschmackvoller Dessins in den schönsten und lebhaftesten Farben, sondern es kann auch jede besondere Zeichnung gefertigt werden. Außerdem liefert diese Fabrik nichtgeschorene und hochgeschorene Teppiche auf Sammetart, venetianische und schottländische Teppiche u. s. w. Die früherhin stattgehabte Vereinigung von Holland mit Frankreich war dem Absatz sehr nachtheilig, und die deutschen Höfe waren es fast allein, welche während dieser Frist der Fabrik Beschäftigung darboten.

Auch die Fabrik der seidenen Tapeten verdient Erwähnung, indem sie in früheren Zeiten die meisten deutschen Höfe mit den geschmackvollsten Ameublements versah. In der stürmischen Periode der letzten zehn Jahre aber fanden es die Unternehmer, die Brüder Blachierre, für rathsamer, nur solche Waaren bereiten zu lassen, die allen Klassen dienen. So sind überhaupt die Wollen- und Seidenfabriken in Hanau, welche dem Kunstsinn weniger als dem allgemeinen Bedürfniß entsprechen, von entschiedenem Nutzen auf Volksmenge und Exportation gewesen; und jetzt vermag man die Hoffnung zu fassen, daß der offene Seehandel auch dieser Fabrikstadt einen Theil ihres vormaligen Flores wieder verschaffen werde.

Aschaffenburg.

Auch hier befinden sich altdeutsche Gemälde aus aufgehobenen Klöstern, von Grünewald und andern, vielleicht auch von Dürer, und sonst noch wenige, aber schätzenswerthe Kunstwerke. Sollte von den fast bis zur Beschwerlichkeit zahlreichen Schätzen der Hauptstadt einiges hierher

gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgestellt werden, ſo erhielte dieſer wohlgelegene Ort wenigſtens einigen Erſatz für das, was er durch die Entfernung des Hofes verlor. Mancher Fremde würde hier gern verweilen.

Jetzt, da die in Paris aufgehäuften Schätze wieder das Freie ſuchen und, über Europa ausgeſäet, einzeln aufregen und nutzen, ſo wäre es groß, wenn die höchſten deutſchen Regierungen ſich beeiferten dasjenige mit Ueberzeugung und Willen zu thun, was die überwundene Nation ſich widerwillig muß gefallen laſſen; wir meinen, den Ueberfluß der Reſidenzen in die Provinzſtädte zu vertheilen. Nur kleinere Staaten thun wohl, ihre mäßigen Schätze beiſammen aufzubewahren, große können ihren Kunſtreichthum nicht weit genug umherſtreuen. Dadurch werden nicht allein Künſtler, ſondern auch Liebhaber hervorgerufen, und je häufiger dieſe ſind, deſto mehr iſt für jene geſorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Oſtens zu verlieren, und kehren an die Stelle zurück, wo der Main ſich dem Rheine nähert.

Darmſtadt.

Das hieſige großherzogliche Muſeum wird wohl immer unter den Anſtalten dieſer Gegenden zu den vorzüglichſten gezählt werden, und deſſen muſterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtſchnur dienen. In dem geräumigſten Local ſind die mannichfaltigſten Gegenſtände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgeſtellt, ſo daß man durchaus mit Bewunderung im Genuſſe belehrt wird.

Die herrlichſten Statuen in vortrefflichen Gypsabgüſſen verdienen wohl zuerſt genannt zu werden, an die ſich zahlreiche Büſten, Körpertheile, Basreliefs anſchließen, alles in anſtändigen Räumen, der Betrachtung ſo wie den Studien gleich günſtig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden römiſchen, ja italiäniſchen Monumenten, wozu ſich ältere deutſche geſellen, geben dem Baukünſtler zu den bedeutendſten Vergleichungen Anlaß.

Eine zahlreiche Gemäldeſammlung, in welcher jeder Liebhaber ſich

nach seinem besondern Interesse an älteren und neueren Meistern geschichtlich unterrichten oder gemüthlich ergötzen kann, ist durch mehrere Zimmer verbreitet.

Sucht man nun vergebens von den übrigen Schätzen einige Notiz zu liefern, so muß man wünschen, daß ein Katalog, wenn auch nur das Allgemeinste andeutend, dem Reisenden bald in die Hände gereicht werde: denn wie soll man sich sonst aus dem unendlichen, obgleich vortrefflich geordneten und zusammengestellten Reichthum herausfinden. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Musterstücke der Kunst und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert werden, hier anzutreffen sind. Vasen und Urnen aller Art, Trink- und Scherzgefäße, Bronzen aller Jahrhunderte, worunter man die köstlichsten Candelaber und mehrdochtige eherne Lampen bewundert, Reliquienkästchen der ältesten byzantinischen Zeit, von Erz und Schmelz, elfenbeinerne etwas später, Kirchengeräthe jeder Art, unschätzbare Handzeichnungen der größten Meister, so gut ältere als neuere chinesische und japanische Arbeiten, Glasgeschirre, durch Materie, Form und Schleifkunst kostbar. Und so müßte man fortfahren, ein allgemeines Bild einer musterhaften Kunstsammlung aufzustellen, und man würde dennoch das Ganze nicht ergründen. So finden sich z. B. eine große Anzahl altdeutscher Kirchengemälde, welche, restaurirt und aufgefrischt, einer Scheincapelle zur vorzüglichsten Zierde dienen würden.

Was jedoch beinahe noch mehr als die Schätze selbst den Beschauer anspricht, ist die Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung, als einer sich immer fortbildenden, anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung; überall schließt sich etwas Neues an; überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat. Selbst wenn man in Bezug auf Köln die Sammlung des Herrn von Hüpsch dem Darmstädtischen Museum mißgönnte, so freut man sich hier des glücklichen Geschicks, welches diesem Chaos zu Theil ward, entwickelt, gesondert und einer schon lebendig geordneten Welt einverleibt zu werden.

Eine naturhistorische Sammlung von gleichem Reichthum und Vollständigkeit steht dieser Kunstsammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet, finden sich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den

Beschauer vermehrt und die Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen immer klarer eingerichtet wird. Wenn auch hiervon nur im allgemeinen die Rede seyn kann, so darf man wenigstens insbesondere der Sammlung gedenken, welche, der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Fossilien, Reste der gigantischen Thiere aus der Urzeit, wie sie in dem weiten Rheinthale so oft ausgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen stellt. Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers hier gerettet und gesichert lagen.

Auch fand man jenen Wunsch schon erfüllt, daß nämlich seltene Naturgegenstände, die man schwerlich je mit Augen sehen wird, neben andern wirklichen Seltenheiten aufgestellt würden. Das ungeheure Geweih, wie man sie in Irland ausgräbt, ward zu Bewunderung des Anschauenden versuchsweise auf eine Papierfläche gemalt. Möge der gefaßte Vorsatz, diesen Gegenstand und ähnliche auf den großen Räumen über den Schränken abbilden zu lassen, baldigst erfüllt werden!

Eine höchst reiche, eben so würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden alsdann in Verwunderung, und erregt in ihm den Wunsch, längere Zeit von diesen Schätzen Gebrauch machen zu können. Wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geist, der einem solchen großen Körper Leben giebt und erhält, aufmerksam werden müßte. Ihm könnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürsten zu solchen Unterhaltungen groß und entschieden seyn müsse, daß er einem einsichtigen Manne, welcher planmäßig und thätig hierin ungestört wirken kann, das volle Vertrauen schenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgesetzten nur solche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pause und Uebereilung, in Einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine solche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erscheinen, aber doch auf unserm Weltboden, wo Trennung, Unordnung und Willkür so sehr begünstigt ist, möchte sie noch immer wunderbar bleiben. Erfreulich wird es alsdann jedem seyn zu sehen, daß Ihro königliche Hoheit der Großherzog so lange Jahre unter den ungünstigsten Umständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt, daß Herr Geheimer Cabinetsrath Schleiermacher

Noten.

das höchste Vertrauen in solchem Grade zu verdienen und sich zu erhalten gewußt, und unter seiner Leitung seine Herren Söhne den Kunstsammlungen und der Bibliothek vorstehen, ja einen physicalischen Apparat durch Vorlesungen nutzbar machen, daß Herr Münzmeister Fehr den mineralogischen und geologischen Theil, nicht weniger die Conchylienfammlung, so wie Herr Oberforstrath Bekker das übrige Thierreich besorgt. Findet man nun beim Durchschauen der vielen Säle alles wie aus Einem Gusse, bemerkt man, daß in Jahresfrist alles planmäßig zugenommen, so wird man wohl den Wunsch hegen, daß jeder Conservator diese Sammlung von der artistischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen, literarischen, am meisten aber von der ethischen Seite studiren und zum Vorbilde nehmen möchte.

Daß es auch an thätigen Künstlern nicht fehle, ist bei solchen Begünstigungen wohl zu erwarten. Herr Oberbaurath Moller findet in einer Residenz, deren Straßen sich täglich mehr ausdehnen, wo Privatgebäude aufgeführt, öffentliche projectirt werden, für sein architektonisches Talent erwünschte Gelegenheit. Ferner hat er sich seit mehreren Jahren auch mit Abbildung altdeutscher Bauwerke beschäftigt, und das Boisserée'sche Domwerk wird von seinem Fleiß und Genauigkeit, so wie von seinem Geschmack das unzweideutigste Zeugniß ablegen. Der neuentdeckte Originalriß des Kölner Doms ist in seinen Händen, und ein Facsimile desselben wird im Gefolge des Boisserée'schen Werks von ihm herausgegeben; und so wird ihm denn auch die Geschichte der deutschen Baukunst die schönsten Beiträge verdanken, indem er die alten Gebäude seines Bezirks in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier, Frankfurt u. s. w. zu zeichnen und in Kupfer stechen zu lassen beschäftigt ist.

Herr Primavesi, rühmlich bekannt durch eigenhändig radirte landschaftliche Darstellungen, arbeitet fleißig immer fort. Er hat die mühsame Arbeit unternommen, die Rheingegenden, von den beiden Quellen herab, nach der Natur zu zeichnen. Das daraus entstehende Werk wird heftweise nebst einer kurzen Beschreibung herauskommen, und so werden auch auf diesem Wege die an den deutschen Hauptfluß gränzenden Merkwürdigkeiten künstlerisch in Verbindung gebracht.

Heidelberg.

Diese Stadt, von so mancher Seite merkwürdig, beschäftigt und unterhält den Besuchenden auf mehr als Eine Weise. Der Weg jedoch, welchen wir zu unsern Zwecken eingeschlagen haben, führt uns zuerst in die Sammlung alter Gemälde, welche, vom Niederrhein heraufgebracht, seit einigen Jahren als besondere Zierde des Orts, ja der Gegend angesehen werden kann.

Indem ich nun die Boisserée'sche Sammlung nach einer jährigen Pause zum zweitenmal betrachte, in ihren Sinn und Absicht tiefer eindringe, auch nicht abgeneigt bin, darüber ein Wort öffentlich auszusprechen, so begegnen mir alle vorgefühlten Schwierigkeiten; denn weil aller Vorzug der bildenden Kunst darin besteht, daß man ihre Darstellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann, so weiß der Einsichtige, daß er in solchem Falle ein Unmögliches übernähme, wenn er sich nicht zu seiner Bahn selbst Maß und Ziel setzen wollte. Da erkennt er denn, daß auf historischem Wege hier das Reinste und Nützlichste zu wirken ist; er wird den Vorsatz fassen, eine so wohl versehene und wohl geordnete Sammlung dadurch zu ehren, daß er nicht sowohl von den Bildern selbst als von ihrem Bezug unter einander Rechenschaft zu geben trachtet; er wird sich vor Vergleichungen nach außen im Einzelnen hüten, ob er gleich die Kunstepoche, von welcher hier die Rede ist, aus entfernten, durch Zeit und Ort geschiedenen Kunstthätigkeiten ableiten muß. Und so wird er den kostbaren Werken, mit denen wir uns gegenwärtig beschäftigen, an ihrem Platz vollkommenes Recht widerfahren lassen und sie dergestalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geschichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreise der allgemeinen Kunstwelt anweisen mag.

Als Einleitung hierzu und damit das Besondere dieser Sammlung deutlicher hervortrete, ist vor allen Dingen ihre Entstehung zu bedenken. Die Gebrüder Boisserée, welche solche in Gesellschaft mit Bertram gegenwärtig besitzen und den Genuß derselben mit Kunstfreunden auf das offenste theilen, waren früher dem Kaufmannstande geweiht, und hatten auf diesen Zweck ihre Studien sowohl zu Hause als auswärts in großen Handelsstädten gerichtet. Indessen suchten sie zugleich einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen, wozu sie schöne Gelegenheit fanden, als auf die Kölner neuerrichtete Schule vorzügliche deutsche Männer zu

Lehrern berufen wurden. Dadurch gewannen sie eine jenen Gegenden seltenere Ausbildung. Und obgleich ihnen, die sich von Jugend auf von alten und neuen Kunstwerken umgeben gesehen, Freude daran und Liebe derselben angeboren und anerzogen seyn mußte, so war es doch eigentlich ein Zufall, der die Neigung dergleichen zu besitzen erweckte und zu dem lobenswürdigsten Unternehmen den Anlaß gab.

Man erinnere sich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen Ruderpfleck fand und, durch das Wohlgefallen an diesem einfachen Werkzeug bewogen, sich ein Ruder, darauf einen Kahn, hierzu Mast und Segel anschaffte und, sich erst an Uferfahrten vorübend, zuletzt muthig in die See stach und mit immer vergrößertem Fahrzeug endlich zu einem reichen und glücklichen Kauffahrer gedieh. Diesem gleich erhandelten unsere Jünglinge zufällig eines der auf den Trödel gesprengten Kirchenbilder um den geringsten Preis, bald mehrere; und indem sie durch Besitz und Wiederherstellung immer tiefer in den Werth solcher Arbeiten eindrangen, verwandelte sich die Neigung in Leidenschaft, welche sich mit wachsender Kenntniß im Besitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, so daß es ihnen keine Aufopferung schien, wenn sie durch kostspielige Reisen, neue Anschaffungen und sonstiges Unternehmen einen Theil ihres Vermögens, so wie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefaßten Vorsatzes verwendeten.

Jener Trieb die alten deutschen Baudenkmale aus der Vergessenheit zu ziehen, die bessern in ihrer Reinheit darzustellen und dadurch ein Urtheil über die Verschlimmerung dieser Bauart festzusetzen, wurde gleichermaßen belebt. Ein Bemühen schritt neben dem andern fort, und sie sind nun im Stande ein in Deutschland ungewöhnliches Prachtwerk herauszugeben und eine aus zweihundert Bildern bestehende Sammlung vorzuweisen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher Erhaltung und Wiederherstellung, besonders aber an reiner geschichtlicher Folge, ihres Gleichen schwerlich haben möchte.

Um nun aber, so viel als es mit Worten geschehen kann, hierüber verständlich zu werden, müssen wir in ältere Zeiten zurückgehen, gleichwie derjenige, der einen Stammbaum ausarbeiten soll, so weit als möglich von den Zweigen zur Wurzel dringen muß; wobei wir jedoch immer voraussetzen, daß dem Leser diese Sammlung entweder wirklich oder in Gedanken gegenwärtig sey, nicht weniger, daß er sonstige Kunstwerke,

deren wir erwähnen, gleichfalls kenne und mit nüchternem Sinn sich ernstlich mit uns unterrichten wolle.

Durch militärisches und politisches Unheil war das römische Reich auf einen Grad von Verwirrung und Erniedrigung gesunken, daß gute Anstalten jeder Art und also auch die Kunstfertigkeit von der Erde verschwanden. Die noch vor wenigen Jahrhunderten so hochstehende Kunst hatte sich in dem wilden Kriegs- und Heereswesen völlig verloren, wie uns die Münzen dieser so sehr erniedrigten Zeiten den deutlichsten Beweis geben, wo eine Unzahl Kaiser und Kaiserlinge sich nicht entehrt fanden, in der fratzenhaftesten Gestalt auf den schlechtesten Kupferpfennigen zu erscheinen und ihren Soldaten statt ehrenvollen Soldes ein bettelhaftes Almosen kümmerlich zu spenden.

Der christlichen Kirche dagegen sind wir die Erhaltung der Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, schuldig. Denn obgleich die neue innerliche, sittlich-sanftmüthige Lehre jene äußere kräftig-sinnliche Kunst ablehnen und ihre Werke, wo nicht zerstören, doch entfernen mußte, so lag doch in dem Geschichtlichen der Religion ein so vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern, und daß dieser, selbst ohne Wollen und Zuthun der neuen Bekenner, aufgehen würde, lag in der Natur.

Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu beiden gesellte sich eine flatternde unschuldige Taube, als eine gestaltete und gekühlte Flamme, und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliges Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugeborenen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.

Was nun beim Erwachsen und bei endlicher Thätigkeit dieses göttlich menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannichfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den

Einen versammeln, die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände, und von Stephanus an eine Reihe Märtyrer.

Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Ueberlieferungen bis zu Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind; bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist: so sehen wir wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und eins ohne das andere nicht zu bestehen schien.

Wenn daher die hellenische Kunst vom Allgemeinen begann und sich ganz spät ins Besondere verlor, so hatte die christliche den Vortheil, von einer Unzahl Individualitäten ausgehen zu können, um sich nach und nach ins Allgemeine zu erheben. Man thue nur noch einen Blick auf die hererzählte Menge historischer und mythischer Gestalten; man erinnere sich, daß von jeder bedeutend charakteristische Handlungen gerühmt werden, daß ferner der neue Bund zu seiner Berechtigung sich im alten symbolisch wiederzufinden bemüht war, und sowohl historisch irdische als himmlisch geistige Bezüge auf tausendfache Weise anspielten, so sollten freilich auch in der bildenden Kunst der ersten christlich-kirchlichen Jahrhunderte schöne Denkmäler übrig geblieben seyn.

Allein die Welt war im Ganzen zu sehr verworren und gedrückt; die immer wachsende Unordnung vertrieb die Bildung aus dem Westen; nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundene Kunst.

Jedoch hatte leider in dieser Epoche der Orient schon ein trauriges Ansehen, und was die Kunst betrifft, blühten jene obengenannten Individualitäten nicht sogleich auf, aber sie verhinderten doch, daß ein alter, starrer, mumienhafter Styl nicht alle Bedeutsamkeit verlor. Man unterschied immerfort die Gestalten; aber diesen Unterschied fühlbar zu machen schrieb man Namen für Namen auf das Bild oder unter dasselbe, damit man ja unter den immer häufiger und häufiger werdenden Heiligen und Märtyrern nicht einen statt des andern verehrte, sondern einem jeden sein Recht wie billig bewahrte. Und so ward es denn eine kirchliche Angelegenheit die Bilder zu fertigen. Dieß geschah nach genauer Vorschrift unter Aufsicht der Geistlichkeit, wie man sie denn auch durch Weihe und

Wunder dem einmal beſtehenden Gottesdienſte völlig aneignete. Und ſo werden bis auf den heutigen Tag die unter den Gläubigen der griechiſchen Kirche zu Hauſe und auf Reiſen verehrten Andachtsbilder in Susdal, einer Stadt des einundzwanzigſten Gouvernements von Rußland und deren Umgebung, unter Aufſicht der Geiſtlichkeit gefertigt; daher denn eine große Uebereinſtimmung erwachſen und bleiben muß.

Kehren wir nun nach Byzanz und in jene beſprochene Zeit zurück, ſo läßt ſich bemerken, daß die Religion ſelbſt durchaus einen diplomatiſch-pedantiſchen Charakter, die Feſte hingegen die Geſtalt von Hof- und Staatsfeſten annehmen.

Dieſer Begränzung und Hartnäckigkeit iſt es auch zuzuſchreiben, daß ſelbſt das Bilderſtürmen der Kunſt keinen Vortheil gebracht hat, indem die bei dem Siege der Hauptpartei wieder hergeſtellten Bilder den alten völlig gleich ſeyn mußten, um in ihre Rechte einzutreten.

Wie ſich aber die triſteſte aller Erſcheinungen eingeſchlichen, daß man, wahrſcheinlich aus ägyptiſchen, äthiopiſchen, abyſſiniſchen Anläſſen, die Muttergottes braun gebildet, und dem auf dem Tuche Veronica's abgedruckten Heilandsgeſicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag ſich bei beſonderer Bearbeitung der Kunſtgeſchichte jenes Theils genauer nachweiſen laſſen; alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zuſtand, deſſen völlige Auflöſung immer noch ſpäter erfolgte, als man hätte vermuthen ſollen.

Hier müſſen wir nun deutlich zu machen ſuchen, was die byzantiniſche Schule, von der wir wenig Löbliches zu ſagen wußten, in ihrem Innern noch für große Verdienſte mit ſich trug, die aus der hohen Erbſchaft älterer griechiſcher und römiſcher Verfahren kunſtmäßig auf ſie übergegangen, gildenmäßig aber in ihr erhalten worden.

Denn wenn wir ſie früher nicht mit Unrecht mumiſirt genannt haben, ſo wollen wir bedenken, daß bei ausgehöhlten Körpern, bei vertrockneten und verharzten Muskeln, dennoch die Geſtalt des Gebeins ihr Recht behaupte. Und ſo iſt es auch hier, wie eine weitere Ausführung zeigen wird.

Die höchſte Aufgabe der bildenden Kunſt iſt, einen beſtimmten Raum zu verzieren, oder eine Zierde in einen unbeſtimmten Raum zu ſetzen; aus dieſer Forderung entſpringt alles, was wir kunſtgerechte Compoſition heißen. Hierin waren die Griechen und nach ihnen die Römer große Meiſter.

Alles, was uns daher als Zierde ansprechen soll, muß gegliedert seyn, und zwar im höhern Sinne, daß es aus Theilen bestehe, die sich wechselsweise auf einander beziehen. Hierzu wird erfordert, daß es eine Mitte habe, ein Oben und Unten, ein Hüben und Drüben, woraus zuerst Symmetrie entsteht, welche, wenn sie dem Verstande völlig faßlich bleibt, die Zierde auf der geringsten Stufe genannt werden kann. Je mannichfaltiger dann aber die Glieder werden und je mehr jene anfängliche Symmetrie verflochten, versteckt, in Gegensätzen abgewechselt, als ein offenbares Geheimniß vor unsern Augen steht, deste angenehmer wird die Zierde seyn und ganz vollkommen, wenn wir an jene ersten Grundlagen dabei nicht mehr denken, sondern als von einem Willkürlichen und Zufälligen überrascht werden.

An jene strenge trockene Symmetrie hat sich die byzantinische Schule immerfort gehalten, und obgleich dadurch ihre Bilder steif und unangenehm werden, so kommen doch Fälle vor, wo durch Abwechselung der Gliederstellung bei Figuren, die einander entgegenstehen, eine gewisse Anmuth hervorgebracht wird. Diesen Vorzug also, ingleichen jene oben gerühmte Mannichfaltigkeit der Gegenstände alt- und neutestamentlicher Ueberlieferungen verbreiteten diese östlichen Kunst- und Handwerksgenossen über die damals ganze bekehrte Welt.

Was hierauf in Italien sich ereignet, ist allgemein bekannt. Das praktische Talent war ganz und gar verschwunden und alles, was gebildet werden sollte, hing von den Griechen ab. Die Thüren des Tempels St. Paul außerhalb der Mauern wurden im eilften Jahrhundert zu Konstantinopel gegossen, und die Felder derselben mit eingegrabenen Figuren abscheulich verziert. Zu eben dieser Zeit verbreiteten sich griechische Malerschulen durch Italien; Konstantinopel sendete Baumeister und Mussivarbeiter, und diese bedeckten mit einer traurigen Kunst den zerstörten Westen. Als aber im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, so ergriffen die Italiäner sogleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienste, die symmetrische Composition und den Unterschied der Charaktere. Dieses gelang ihnen um so eher, als sich der Sinn für Form schnell hervorthat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Alterthums standen Jahrhunderte vor ihren Augen, und die erhaltenen Theile der eingegangenen oder zerstörten wurden sogleich wieder zu

kirchlichen und öffentlichen Zwecken benutzt. Die herrlichsten Statuen entgingen dem Verderben, wie denn die beiden Kolossen niemals verschüttet worden. Und so war denn auch noch jede Trümmer gestaltet. Der Römer besonders konnte den Fuß nicht niedersetzen, ohne etwas Geformtes zu berühren, nicht seinen Garten, sein Feld bauen, ohne das Köstlichste an den Tag zu fördern. Wie es in Siena, Florenz und sonst ergangen, darf uns hier nicht aufhalten, um so weniger, als jeder Kunstfreund sich sowohl hierüber als über die sämmtlichen schon besprochenen Gegenstände aus dem höchst schätzbaren Werk des Herrn d'Agincourt auf das genaueste unterrichten kann.

Die Betrachtung jedoch, daß die Venetianer als Bewohner von Küsten und Niederungen den Sinn der Farbe bei sich so bald aufgeschlossen gefühlt, ist uns hier wichtig, da wir sie als Uebergang zu den Niederländern benutzen, bei denen wir dieselbe Eigenschaft antreffen.

Und so nähern wir uns denn unserm eigentlichen Ziele, dem Niederrhein, welchem zu Liebe wir jenen großen Umweg zu machen nicht angestanden.

Nur mit wenigem erinnern wir uns, wie die Ufer dieses herrlichen Flusses von römischen Heeren durchzogen, kriegerisch befestigt, bewohnt und kräftig gebildet worden. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Colonie den Namen von Germanicus' Gemahlin, so bleibt uns wohl kein Zweifel, daß in jenen Zeiten große Kunstbemühungen daselbst stattgefunden; denn es mußten ja bei solchen Anlagen Künstler aller Art, Baumeister, Bildhauer, Töpfer und Münzmeister mitwirken, wie uns die vielen Reste bezeugen können, die man ausgrub und ausgräbt. In wiefern in späterer Zeit die Mutter Constantins des Großen, die Gemahlin Otto's hier gewirkt, bleibt den Geschichtforschern zu untersuchen. Unsere Absicht fördert es mehr, der Legende näher zu treten und in ihr oder hinter ihr einen welthistorischen Sinn auszuspähen.

Man läßt eine britannische Prinzessin Ursula über Rom, einen afrikanischen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen, jene mit einer Schaar von edeln Jungfrauen, diesen mit einem Heldenchor umgeben. Scharfsinnige Männer, welche durch den Duft der Ueberlieferung hindurchschauen, theilten bei diesen Ueberlieferungen folgendes mit. Wenn zwei Parteien in einem Reiche entstehen und sich unwiderruflich von einander trennen, wird sich die schwächere von dem Mittelpunkte

entfernen und der Gränze zu nähern suchen. Da ist ein Spielraum für Factionen, dahin reicht nicht sogleich der tyrannische Wille. Dort macht allenfalls ein Präfect, ein Statthalter sich selbst durch Mißvergnügte stark, indem er ihre Gesinnungen, ihre Meinungen duldet, begünstigt und wohl gar theilen mag. Diese Ansicht hat für mich viel Reiz; denn wir haben das ähnliche, ja gleiche Schauspiel in unsern Tagen erlebt, welches in grauer Vorzeit auch mehr als einmal stattfand. Eine Schaar der edelsten und bravsten christlichen Ausgewanderten, eine nach der andern begibt sich nach der berühmten schön gelegenen Agrippinischen Colonie, wo sie, wohl aufgenommen und geschützt, eines heitern und frommen Lebens in der herrlichsten Gegend genießen, bis sie den gewaltsamen Maßregeln einer Gegenpartei schmählich unterliegen. Betrachten wir die Art des Märtyrthums, wie Ursula und ihre Gesellschaft dasselbe erlitten, so finden wir nicht etwa jene absurden Geschichten wiederholt, wie in dem bestialischen Rom zarte, unschuldige, höher gebildete Menschen von Henkern und Thieren gemartert und gemordet werden, zur Schaulust eines wahnsinnigen untern und obern Pöbels; nein, wir sehen in Köln ein Blutbad, das eine Partei an der andern ausübt, um sie schneller aus dem Wege zu räumen. Der über die edeln Jungfrauen verhängte Mord gleicht einer Bartholomäusnacht, einem Septembertage; eben so scheint Gereon mit den Seinen gefallen zu seyn. Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaische Legion niedergemetzelt, so finden wir uns in einer Epoche, wo nicht etwa die herrschende Partei eine heranwachsende zu unterdrücken, sondern eine ihr zu Kopf gewachsene zu vertilgen strebt.

Alles bisher Gesagte, obgleich in möglichster Kürze, doch umständlich ausgeführt, war höchst nöthig, um einen Begriff der niederländischen Kunstschule zu gründen. Die byzantinische Malerschule hatte in allen ihren Verzweigungen mehrere Jahre wie über den ganzen Westen auch am Rhein geherrscht und einheimische Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet; daher sich denn auch manches Trockene, jener düstern Schule völlig Aehnliche in Köln und in der Nachbarschaft findet. Allein der Nationalcharakter, die klimatische Einwirkung thut sich in der Kunstgeschichte vielleicht nirgend so schön hervor als in den Rheingegenden, deßhalb wir auch der Entwickelung dieses Punktes alle Sorgfalt gönnen und unserm Vortrag freundliche Aufmerksamkeit erbitten.

Wir übergehen die wichtige Epoche, in welcher Carl der Große die linke Rheinseite von Mainz bis Aachen mit einer Reihe von Residenzen bepflanzte, weil die daraus entspringende Bildung auf die Malerkunst, von der wir eigentlich reden, keinen Einfluß hatte. Denn jene orientalische düstere Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein frohes Naturgefühl auf einmal durch, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern es ist eine behagliche Augenlust, die sich im allgemeinen über die sinnliche Welt aufthut. Apfelrunde Knaben- und Mädchengesichter, eiförmiges Männer- und Frauenantlitz, wohlhäbige Greise mit fließenden oder gekrausten Bärten, das ganze Geschlecht gut, fromm und heiter, und sämmtlich, obgleich noch immer charakteristisch genug, durch einen zarten, ja weichlichen Pinsel dargestellt. Eben so verhält es sich mit den Farben. Auch diese sind heiter, klar, ja kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Die materiellen und technischen Kennzeichen der Gemälde, die wir hier charakterisiren, sind der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenscheinen ums Haupt, worin der Name zu lesen. Auch ist die glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gestempelt, oder durch braune Umrisse und Schattirungen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Daß man diese Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben könne, bezeugen diejenigen Kirchen und Capellen, wo man sie, ihrer ersten Bestimmung gemäß, noch aufgestellt gefunden. Den stärksten Beweis giebt aber, daß die Kreuzgänge und andere Räume mehrerer Kirchen und Klöster mit ähnlichen Bildern, an welchen dieselbigen Merkmale anzutreffen, ihrer Erbauung gleichzeitig gemalt gewesen.

Unter den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronica billig oben an, weil sie zum Beleg des Bishergesagten von mehreren Seiten dienen kann. Man wird vielleicht in der Folge entdecken, daß dieses Bild, was Composition und Zeichnung betrifft, eine herkömmliche byzantinische heilige Vorstellung gewesen. Das schwarzbraune, wahrscheinlich nachgedunkelte, dorngekrönte Antlitz ist von einem wunderſamen, edel schmerzlichen Ausdrucke. Die Zipfel des Tuchs werden von der Heiligen gehalten, welche kaum ein Drittel Lebensgröße dahinter steht und bis an die Brust davon bedeckt wird. Höchst anmuthig

sind Mienen und Gebärden: das Tuch stößt unten auf einen angedeuteten Fußboden, auf welchem in den Ecken des Bildes an jeder Seite drei ganz kleine, wenn sie stünden höchstens fußhohe, singende Engelchen sitzen, die in zwei Gruppen so schön und künstlich zusammengerückt sind, daß die höchste Forderung an Composition dadurch vollkommen befriedigt wird. Die ganze Denkweise des Bildes deutet auf eine herkömmliche, überlegte, durchgearbeitete Kunst: denn welche Abstraction gehört nicht dazu, die aufgeführten Gestalten in drei Dimensionen hinzustellen und das Ganze durchgängig zu symbolisiren? Die Körperchen der Engel, besonders aber Köpfchen und Händchen, bewegen und stellen sich so schön gegen einander, daß dabei nichts zu erinnern übrig bleibt. Begründen wir nun hiermit das Recht dem Bilde einen byzantinischen Ursprung zu geben, so nöthigt uns die Anmuth und Weichheit, womit die Heilige gemalt ist, womit die Kinder dargestellt sind, die Ausführung des Bildes in jene niederrheinische Epoche zu setzen, die wir schon weitläufig charakterisirt haben. Es übt daher, weil es das doppelte Element eines strengen Gedankens und einer gefälligen Ausführung in sich vereinigt, eine unglaubliche Gewalt auf die Beschauenden aus; wozu denn der Contrast des furchtbaren medusenhaften Angesichtes zu der zierlichen Jungfrau und den anmuthigen Kindern nicht wenig beiträgt.

Einige größere Tafeln, worauf mit eben so weichem, angenehmem Pinsel, heiteren und erfreulichen Farben Apostel und Kirchenväter halb Lebensgröße zwischen goldenen Zinnen und andern architektonisch gemalten Zierrathen, gleichsam als farbige Schnitzbilder inne stehen, geben uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß, deuten aber zugleich auf neue Bedingungen. Es ist nämlich gegen das Ende des sogenannten Mittelalters die Plastik auch in Deutschland der Malerei vorgeeilt, weil sie der Baukunst unentbehrlicher, der Sinnlichkeit gemäßer und dem Talente näher zur Hand war. Der Maler, wenn er aus dem mehr oder weniger Manierirten sich durch eigene Anschauung der Wirklichkeit retten will, hat den doppelten Weg, die Nachahmung der Natur oder die Nachbildung schon vorhandener Kunstwerke. Wir verkürzen daher in dieser malerischen Epoche dem niederländischen Künstler keineswegs sein Verdienst, wenn wir die Frage aufwerfen, ob nicht diese hier mit lieblicher Weichheit und Zartheit in Gemälden aufgeführten, reich, aber frei bemäntelten heiligen Männer Nachbildungen von geschnitzten Bildnissen seyen, die, entweder

ungefärbt oder gefärbt, zwischen ähnlichen vergoldeten architektonischen wirklichen Schnitzwerken gestanden. Wir glauben uns zu dieser Vermuthung besonders berechtigt durch die zu den Füßen dieser Heiligen in verzierten Fächern gemalt liegenden Schädel, woraus wir denn folgern, daß diese Bilder ein irgendwo aufgestelltes Reliquiarium mit dessen Zierathen und Figuren nachahmen. Ein solches Bild wird um desto angenehmer, als ein gewisser Ernst, den die Plastik vor der Malerei immer voraus hat, durch eine freundliche Behandlung würdig hindurchsieht. Alles, was wir hier behaupten, mag sich in der Folge noch mehr bestätigen, wenn man auf die freilich zerstreuten altkirchlichen Ueberreste eine vorurtheilsfreie Aufmerksamkeit wenden wird.

Wenn nun schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Wolfram von Eschenbach in seinem Parzival die Maler von Köln und Maestricht gleichsam sprichwörtlich als die besten von Deutschland aufführt, so wird es niemand wundern, daß wir von alten Bildern dieser Gegenden so viel Gutes gesagt haben. Nun aber fordert eine neue zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eintretende Epoche unsere ganze Aufmerksamkeit, wenn wir derselben gleichfalls ihren entschiedenen Charakter abzugewinnen gedenken. Ehe wir aber weiter gehen und von der Behandlungsweise sprechen, welche sich nunmehr hervorthut, erwähnen wir nochmals der Gegenstände, welche den niederrheinischen Malern vorzüglich gegeben waren.

Wir bemerkten schon oben, daß die Hauptheiligen jener Gegend edle Jungfrauen und Jünglinge gewesen; daß ihr Tod nichts von den widerlichen Zufälligkeiten gehabt, welche bei Darstellung anderer Märtyrer der Kunst so äußerst unbequem fallen. Doch zum höchsten Glück mögen es sich die Maler des Niederrheines zählen, daß die Gebeine der drei morgenländischen frommen Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden. Vergebens durchsucht man Geschichte, Fabel, Ueberlieferung und Legende, um einen gleich günstigen reichen, gemüthlichen und anmuthigen Gegenstand auszufinden, als den der sich hier darbietet. Zwischen verfallenem Gemäuer, unter kümmerlichem Obdach ein neugeborner und doch schon sich selbst bewußter Knabe, auf der Mutter Schooß gepflegt, von einem Greise besorgt. Vor ihm nun beugen sich die Würdigen und Großen der Welt, unterwerfen der Unmündigkeit [illegible]rung, der Armuth Schätze, der Niedrigkeit Kronen. Ein zahlreiches Gefolge steht verwundert über das seltsame Ziel einer langen und beschwerlichen Reise. Diesem allerliebsten

Gegenstande sind die niederländischen Maler ihr Glück schuldig, und es ist nicht zu verwundern, daß sie denselben kunstreich zu wiederholen Jahrhunderte durch nicht ermüdeten. Nun aber kommen wir an den wichtigen Schritt, welchen die rheinische Kunst auf der Gränze des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts thut. Schon längst waren die Künstler, wegen der vielen darzustellenden Charaktere, an die Mannichfaltigkeit der Natur gewiesen: aber sie begnügten sich an einem allgemeinen Ausdruck derselben, ob man gleich hie und da etwas Porträtartiges wahrnimmt. Nun aber wird der Meister Wilhelm von Köln ausdrücklich genannt, welchem in Nachbildung menschlicher Gesichter niemand gleichgekommen sey. Diese Eigenschaft tritt nun in dem Dombild zu Köln auf das bewundernswürdigste hervor, wie es denn überhaupt als die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte angesehen werden kann. Nur ist zu wünschen, daß sein wahres Verdienst historisch-kritisch anerkannt bleibe. Denn freilich wird es jetzt dergestalt mit Hymnen umräuchert, daß zu befürchten ist, es werde bald wieder so verdüstert vor den Augen des Geistes da stehen, wie es ehemals von Lampen- und Kerzenruß verdunkelt, den leiblichen Augen entzogen gewesen. Es besteht aus einem Mittelbilde und zwei Seitentafeln. Auf allen dreien ist der Goldgrund, nach Maßgabe der bisher beschriebenen Bilder, beibehalten. Ferner ist der Teppich hinter Maria mit Stempeln gepreßt und bunt aufgefärbt. Im übrigen ist dieses sonst so häufig gebrauchte Mittel durchaus verschmäht; der Maler wird gewahr, daß er Brocat und Damast, und was sonst farbenwechselnd, glänzend und scheinend ist, durch seinen Pinsel hervorbringen könne, und mechanischer Hülfsmittel nicht weiter bedürfe.

Die Figuren des Hauptbildes so wie der Seitenbilder beziehen sich auf die Mitte, symmetrisch, aber mit viel Mannichfaltigkeit, bedeutender Contraste an Gestalt und Bewegung. Die herkömmliche byzantinische Maxime herrscht noch vollkommen, doch mit Lieblichkeit und Freiheit beobachtet.

Einen verwandten Nationalcharakter hat die sämmtliche Menge, welche weiblich die heilige Ursula, ritterlich den Gereon, ins Orientalische maskirt, die Hauptgruppe umgiebt. Vollkommen Porträt aber sind die beiden knieenden Könige, und ein gleiches möchten wir von der Mutter behaupten. Weitläufiger über diese reiche Zusammensetzung und die Verdienste derselben wollen wir uns hier nicht aussprechen, indem das Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst uns eine

sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes vor Augen legt, nicht weniger eine ausreichende Beschreibung hinzufügt, welche wir mit reinerem Dank erkennen würden, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann.

Da dieses Bild eine große Uebung des Meisters voraussetzt, so mag sich bei genauerer Untersuchung noch ein und das andere der Art künftig vorfinden, wenn auch die Zeit manches zerstört und eine nachfolgende Kunst manches verdrängt hat. Für uns ist es ein wichtiges Document eines entschiedenen Schrittes, der sich von der gestempelten Wirklichkeit losmacht und von einer allgemeinen Nationalgesichtsbildung auf die vollkommene Wirklichkeit des Porträts losarbeitet. Nach dieser Ableitung also halten wir uns überzeugt, daß dieser Künstler, er heiße auch wie er wolle, ächt deutschen Sinnes und Ursprungs gewesen, so daß wir nicht nöthig haben italiänische Einflüsse zu Erklärung seiner Verdienste herbeizurufen.

Da dieses Bild 1410 gemalt ist, so stellt es sich in die Epoche wo Johann van Eyck schon als entschiedener Künstler blühte, und so dient es uns das Unbegreifliche der Eyck'schen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen der genannte vorzügliche Mann gehabt habe. Wir nannten das Dombild die Achse worauf sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht, und nun betrachten wir die Eyck'schen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunst gehörig. Schon in den älteren byzantinisch-niederrheinischen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perspectivisch, obgleich ungeschickt behandelt. Im Dombild erscheint keine Perspective, weil der reine Goldgrund alles abschließt. Nun wirft Eyck alles Gestempelte so wie den Goldgrund völlig weg; ein freies Local thut sich auf, worin nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Porträt sind, von Angesicht, Statur und Kleidung, so auch völlig Porträt jede Nebensache.

So schwer es immer bleibt Rechenschaft von einem solchen Manne zu geben, so wagen wir doch einen Versuch, in Hoffnung, daß die Anschauung seiner Werke dem Leser nicht entgehen werde, und hier zweifeln wir keinen Augenblick unsern Eyck in die erste Klasse derjenigen zu setzen, welche die Natur mit malerischen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück in der Zeit einer technisch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewisse Gränze gelangten Kunst zu leben.

Hierzu kam noch, daß er eines höhern, ja des höchsten technischen Vortheils in der Malerei gewahrte; denn es mag mit der Erfindung der Oelmalerei beschaffen seyn wie es will, so möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der erste gewesen, der ölige Substanzen, die man sonst über die fertigen Bilder zog, unter die Farben selbst gemischt, aus den Oelen die am leichtesten trocknenden, aus den Farben die klärsten, die am wenigsten deckenden ausgesucht habe, um beim Auftragen derselben das Licht des weißen Grundes und Farbe durch Farbe nach Belieben durchscheinen zu lassen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an sich ein Dunkles ist, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückscheint, sondern daß es durch sie durchscheint, so ward durch diese Entdeckung und Behandlung zugleich die höchste physische und artistische Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm, als einem Niederländer, die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie seinen Zeitgenossen bekannt, und so brachte er es dahin, daß er, um nur von Gewändern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob. Ein solches muß denn freilich die ächte Kunst leisten; denn das wirkliche Sehen ist, sowohl in dem Auge als an den Gegenständen, durch unendliche Zufälligkeiten bedingt, dahingegen der Maler nach Gesetzen malt, wie die Gegenstände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgesondert, in ihrer vollkommensten Sehbarkeit von einem gesunden frischen Auge geschaut werden sollen. Ferner hat sich Eyck in Besitz der perspectivischen Kunst gesetzt und sich die Mannichfaltigkeit der Landschaft, besonders unendlicher Baulichkeiten eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es sonderbar scheinen, wenn wir aussprechen, daß er, materielle und mechanische Unvollkommenheiten der bisherigen Kunst wegwerfend, sich zugleich einer bisher im stillen bewahrten technischen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der symmetrischen Composition. Allein auch dieses liegt in der Natur eines außerordentlichen Geistes, der, wenn er eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derselben noch eine ideelle geistige Gränze gezogen sey, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich ergeben, oder sie nach seinem Sinne erschaffen muß. Die Compositionen Eycks sind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob sie gleich die strengen Kunstforderungen nicht befriedigen, ja es scheint, als ob er von alle dem was seine Vorgänger

hierin besessen und geübt, vorsätzlich keinen Gebrauch machen wollen. In seinen uns bekannt gewordenen Bildern ist keine Gruppe, die sich jenen Engelchen neben der heiligen Veronica vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmeterie irgend ein Gesehenes keinen Reiz ausübt, so hat er sie, als ein Mann von Geschmack und Zartgefühl, auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas entstanden ist, welches anmuthiger und eindringlicher wirkt als das Kunstgerechte, sobald dieses die Naivetät entbehrt, indem es alsdann nur den Verstand anspricht und den Calcül hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört, und stimmen Kenner mit uns überein, daß jeder Vorschritt aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustand in die freie lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich ziehe, der erst nach und nach und oft in späteren Zeiten sich wieder herstellt, so können wir unsern Eyck nunmehr in seiner Eigenthümlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen sein individuelles Wesen unbedingt zu verehren. Schon die frühern niederländischen Künstler stellten alles Zarte, das sich in dem neuen Testament darbot, gern in einer gewissen Folge dar, und so finden wir in dem großen Eyckschen Werke, welches diese Sammlung schmückt, das aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern besteht, den denkenden Künstler, der mit Gefühl und Sinn eine fortschreitende Trilogie darzustellen unternimmt. Zu unserer Linken wird der mädchenhaftesten Jungfrau durch einen himmlischen Jüngling ein seltsames Ereigniß angekündigt. In der Mitte sehen wir sie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter, und zur Rechten erscheint sie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, schon beinah als Matrone, die im hohen Ernste vorfühlt, was dem vom Hohenpriester mit Entzücken aufgenommenen Knaben bevorstehe. Der Ausdruck aller drei Gesichter so wie die jedesmalige Gestalt und Stellung, das erstemal knieend, dann sitzend, zuletzt stehend, ist einnehmend und würdig. Der Bezug der Personen unter einander auf allen drei Bildern zeugt von dem zartesten Gefühl. In der Darstellung im Tempel findet sich auch eine Art von Parallelism, der ohne Mitte durch eine Gegenüberstellung der Charaktere bewirkt wird, eine geistige Symmetrie, so gefühlt und sinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maßstab der vollendeten Kunst nicht anlegen kann.

So wie nun Johann van Eyck als ein trefflich denkender und

empfindender Künstler gesteigerte Mannichfaltigkeit seiner Hauptfigur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Localitäten behandelt. Die Verkündigung geschieht in einem verschlossenen, schmalen, aber hohen, durch einen obern Fensterflügel erleuchteten Zimmer. Alles ist darin so reinlich und nett, wie es sich geziemt für die Unschuld, die nur sich selbst und ihre nächste Umgebung besorgt. Wandbänke, ein Betstuhl, Bettstätte, alles zierlich und glatt. Das Bett roth bedeckt und umhängt, alles so wie die brocatene hintere Bettwand auf das bewundernswürdigste dargestellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die freieste Aussicht; denn die edle, aber zerrissene Capelle der Mitte dient mehr zum Rahmen mannichfaltiger Gegenstände, als daß sie solche verdeckte. Links des Zuschauers eine mäßig entfernte straßen- und häuserreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin sich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieses, mit mancherlei ländlichen Gegenständen geziert, verläuft sich zuletzt in eine wasserreiche Weite. Rechts des Zuschauers tritt ein Theil eines runden Tempelgebäudes von mehreren Stockwerken in das Bild; das Innere dieser Rotonde aber zeigt sich auf dem daran stoßenden Thürflügel, und contrastirt durch seine Höhe, Weite und Klarheit auf das herrlichste mit jenem ersten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenstände der drei Bilder auf das vollkommenste mit meisterhafter Genauigkeit ausgeführt sind, so kann man sich im Allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser wohl erhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen, juwelenreichen Bechergeschenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur Ferne, alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewönne. Ein gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lucas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft.

Und hier kommt der wichtige Umstand zur Sprache, daß der Künstler die von uns so dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgültigen Goldgrundes ein künstlerisches und augengefälliges Mittel gestellt hat. Mögen nun auch seine Figuren nicht ganz kunstgerecht sich darin bewegen und gegen einander verhalten, so ist es doch eine gesetzliche Localität, die ihnen eine bestimmte Gränze

vorschreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichsam zufälligen Bewegungen auf das angenehmste geregelt erscheinen.

Doch alles dieses, so genau und bestimmt wir auch zu sprechen gesucht, bleiben doch nur leere Worte ohne die Anschauung der Bilder selbst. Höchst wünschenswerth wäre es deßhalb, daß uns die Herren Besitzer vorerst von den erwähnten Bildern, in mäßiger Größe, genaue Umrisse mittheilten, wodurch auch ein jeder, der das Glück nicht hat die Gemälde selbst zu sehen, dasjenige was wir bisher gesagt, würde prüfen und beurtheilen können.

Indem wir nun diesen Wunsch äußern, so haben wir um desto mehr zu bedauern, daß ein junger talentvoller Mann, der sich an dieser Sammlung gebildet, zu früh mit Tode abgegangen. Sein Name, Epp, ist noch allen denjenigen werth, die ihn gekannt, besonders aber den Liebhabern, welche Copien alter Werke von ihm besitzen, die er mit Treue und Fleiß aufs redlichste verfertigt hat. Doch dürfen wir auch deßhalb nicht verzweifeln, indem ein sehr geschickter Künstler, Herr Köster, sich an die Besitzer angeschlossen und der Erhaltung einer so bedeutenden Sammlung sich gewidmet hat. Dieser würde sein schönes und gewissenhaftes Talent am sichersten bethätigen, wenn er sich zu Ausführung jener gewünschten Umrisse und deren Herausgabe bemühte. Wir würden alsdann, voraussetzend daß sie in den Händen aller Liebhaber wären, noch gar manches hinzufügen, welches jetzt, wie es bei Wortbeschreibung von Gemälden gewöhnlich geschieht, die Einbildungskraft nur verwirren müßte.

Ungern bequeme ich mich hier zu einer Pause; denn gerade das was in der Reihe nun zu melden wäre, hat gar manches Anmuthige und Erfreuliche. Von Johann van Eyck selbst dürfen wir kaum mehr sagen, denn auf ihn kehren wir immer wieder zurück, wenn von den folgenden Künstlern gesprochen wird. Die nächsten aber sind solche, bei denen wir eben so wenig als bei ihm genöthigt sind fremdländischen Einfluß vorauszusetzen. Ueberhaupt ist es nur ein schwacher Behelf, wenn man bei Würdigung außerordentlicher Talente voreilig auszumitteln denkt, woher sie allenfalls ihre Vorzüge genommen. Der aus der Kindheit aufblickende Mensch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um sich her; denn die göttliche Kraft seiner Vorfahren hat eine zweite Welt in die Welt erschaffen. Aufgenöthigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte

Sitten, ehrwürdige Ueberlieferungen, schätzbare Denkmale, ersprießliche Gesetze und so mannichfache herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist. Er bedient sich der Welt wie er sie findet, und hat dazu ein vollkommenes Recht.

Den originalen Künstler kann man also denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt und zu einem gefugten Ganzen zusammenbildet. Wenn wir also von einem solchen sprechen, so ist es unsere Pflicht, zu allererst seine Kraft und die Ausbildung derselben zu betrachten, sodann seine nächste Umgebung, in sofern sie ihm Gegenstände, Fertigkeiten und Gesinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erst unsern Blick nach außen richten und untersuchen, nicht sowohl was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe. Denn der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen weht über die Welt oft Jahrhunderte hindurch, ehe man seinen Einfluß spürt. Man wundert sich oft in der Geschichte über den langsamen Fortschritt nur mechanischer Fertigkeiten. Den Byzantinern standen die unschätzbaren Werke hellenischer Kunst vor Augen, ohne daß sie aus dem Kummer ihrer ausgetrockneten Pinselei sich hervorheben konnten. Und sieht man es denn Albrecht Dürern sonderlich an, daß er in Venedig gewesen? Dieser Treffliche läßt sich durchgängig aus sich selbst erklären.

Und so wünsche ich den Patriotismus zu finden, zu dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt ist; denn wie wir den Charakter des Einzelnen erheben, welcher darin besteht, daß er sich nicht von den Umgebungen meistern läßt, sondern dieselben meistert und bezwingt, so erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabtheilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuschreiben, der sich in einem Künstler oder sonst vorzüglichen Manne veroffenbart. Und so werden wir zunächst handeln, wenn von schätzenswerthen Künstlern, von Hemmelinck, Israel van Mecheln, Lucas van Leyden, Quintin Messis u. a. die Rede seyn wird. Diese halten sich sämmtlich in ihrem heimischen Kreise, und unsere Pflicht ist, so viel als möglich fremden Einfluß auf ihre Vorzüge abzulehnen. Nun aber tritt Schorel auf, später Hemskerck und mehrere, die ihre Talente in Italien ausgebildet haben, dessen ungeachtet aber den Niederländer nicht verläugnen können. Hier mag

nun das Beispiel von Leonardo da Vinci, Correggio, Tizian, Michel Angelo hervorscheinen, der Niederländer bleibt Niederländer, ja die Nationaleigenthümlichkeit beherrscht sie dergestalt, daß sie sich zuletzt wieder in ihren Zauberkreis einschließen und jede fremde Bildung abweisen. So hat Rembrandt das höchste Künstlertalent bethätigt, wozu ihm Stoff und Anlaß in der unmittelbarsten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeste Kenntniß genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt gewesen.

Wäre uns nun eine solche beabsichtigte Darstellung gelungen, so müssen wir uns an den Oberrhein begeben, und uns an Ort und Stelle, so wie in Schwaben, Franken und Bayern, von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Schule zu durchdringen suchen. Auch hier würde es unsere vornehmste Pflicht seyn, den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen beiden herauszuheben, um zu bewirken, daß eine Schule die andere schätze, die außerordentlichen Männer beiderseitig anerkenne, die Fortschritte einander nicht abläugne, und was alles für Gutes und Edles aus gemeinsamen Gesinnungen hervortritt. Auf diesem Wege werden wir die deutsche Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts freudig verehren, und der Schaum der Ueberschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren. Mit Sicherheit können wir alsdann immer weiter ost- und südwärts blicken und uns mit Wohlwollen an Genossen und Nachbarn anreihen.

Bei Herausgabe dieser der Zeit gewidmeten Blätter darf man wohl wünschen, daß sie theils auf die Zeit einen freundlichen Einfluß ausüben, theils von derselben wieder gehoben und begünstigt werden; welches nur durch Erfüllung der billigen Wünsche, durch Vergleichung und Auflösung der problematischen Vorschläge, deren wir erwähnen, besonders aber durch fortschreitende Thätigkeit aller Unternehmenden bewirkt werden kann. So sind die Boisserée'schen Tafeln in der Zwischenzeit immer weiter vorgerückt; Moller hat die erste Platte des früher entdeckten Domrisses in dem genauesten Facsimile vollendet, zugleich auch zwei Hefte seiner schätzenswerthen Darstellung älterer deutschen Gebäude und Baudenkmale im genauesten und reinlichsten Stich herausgegeben. So haben sich denn auch, nach dem glücklichen Beispiel des uns zu Köln begrüßenden ersten Vorläufers der aus bisheriger Sklaverei erlösten Kunstschätze, unterdessen auch die übrigen nach allen Weltgegenden in ihre Heimath zurückbegeben,

Ueber Goethe's Harzreiſe im Winter.

Einladungsſchrift

von

Dr. **Kannegieſser,**
Rector des Gymnaſiums zu Prenzlau.

December 1820.

Dieſes kleine Heft, vom Verfaſſer freundlich zugeſandt, gab mir die angenehme Veranlaſſung die ſonderbaren Bilder früherer Jahre aus den letheiſchen Fluthen wieder hervorzurufen; wobei ich zu bewundern hatte, daß mein ſinniger Ausleger, dem die wunderlichen Beſonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt ſeyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältniſſes, die Weſenheit des Zuſtandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgeſprochen.

Nachdem ich mir nun jene für mich ſehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, ſo kann ich nicht unterlaſſen einiges zu erwiedern, und wie es bei mir aufgeregt worden niederzuſchreiben.

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geiſtreich nachſpürende Männer meine Gedichte zu entwickeln ſich

und es muß dadurch die über Länder und Reiche wieder verbreitete Kunst so der Kenntniß als dem Ausüben eine neue Wendung verleihen.

Nachträgliches zu Heidelberg.

Ueber die Boisserée'sche Gemäldesammlung fügen wir noch hinzu, daß sie seit einem Jahre ansehnlich vermehrt worden, besonders mit trefflichen Bildern aus der oberdeutschen Schule. Von Meistern, welche fehlten, sind eingerückt Wohlgemuth, Altdorfer, Benckelaer, und ein bisher ganz unbekannter vorzüglicher Kölner, Johann von Mekem, in der Art des Schoreel; bedeutende, ja zum Theil Hauptwerke. Sodann wurden angeschafft von Meistern, deren Werke sich schon in der Sammlung befanden, von Martin Schön, von J. J. Walch, ein mit Dürer gleichzeitiger Porträtmaler, von Dürer selbst und von Johann von Mabuse. Letzterer, als einer der vorzüglichsten alten niederländischen Maler, ist auch durch die Mannichfaltigkeit seiner Behandlungsweise merkwürdig; um so höher ist also das Glück zu schätzen, daß mehrere Hauptwerke, wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung, aus seinen verschiedenen Lebenszeiten der Sammlung hinzugefügt werden konnten. Vielleicht ist aber unter allem Neuangeschafften die Kreuzabnahme von Dürer am höchsten zu schätzen.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Besitzer durch weit verbreitete, höchst günstige Verbindungen die nächste Aussicht haben, ihre Sammlung zweckmäßig zu bereichern und immer vollständiger zu machen, da sie denn gegründete Hoffnung hegen, daß sie bald das Glück haben dürften mehrere seit Jahrhunderten in fernem Auslande zerstreute, für die Aufklärung der deutschen Kunstgeschichte höchst schätzbare Denkmale wieder zu gewinnen, und in den schon vorhandenen verwandten Kunstkreis einzuschließen.

Am Niederrhein bereitet man ausreichende Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und so viel mir bekannt, ist überall das Erwünschte fortgesetzt und emsig bethätigt worden. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung deutscher Alterthümer zu Erbach den schönsten Stoff, so wie auch Carlsruhe, wegen Gartenanlagen und botanischer Anstalten, schöner naturhistorischen und Kunstsammlungen und bedeutender neuer Gebäude,

Gelegenheit gibt zu den wichtigsten Betrachtungen. Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Cultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen: so werden wir durch die nach Heidelberg zurückkehrenden Manuscripte auf die Schätze älterer deutscher Zeit hingeleitet und wie bisher an frühere Bildkunst, so auch an frühere Dichtkunst erinnert, wo denn der gleiche Fall eintritt; denn auch hier ist Ueberschätzung, Mißdeutung und unglückliche Anwendung zu Hause. Aber auch hier scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt seyn, wahre Einsicht und wohlgerichtete Thätigkeit sehr schnell sich allgemein verbreiten werden.

Nach der ersten Absicht dieser freilich sehr zufällig entstandenen Blätter sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede seyn; doch wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und die drei ohne Natur denken? Und so fügte sich nach und nach alles an einander, was vor Augen und Hand kam. Möge eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute angesehen werden dürfte, die Fortsetzung befördern!

Und so kann ich denn schließlich nicht verschweigen, daß die Wünsche und Vorsätze der Kunstfreunde auch durch das Glück befördert werden. Es hat sich nämlich ein zweiter Originalriß des Kölner Doms in Paris gefunden, von welchem ich nun aus eigener Anschauung Rechenschaft geben und die frühern mir zugekommenen Nachrichten bestätigen kann.

Von demselben wie von ein paar andern ihn begleitenden Rissen wäre vorläufig folgendes zu sagen. Der größte ist in Rücksicht des Maßstabs und der Zeichnung durchaus ein Gegenstück zu dem Darmstädter Risse; dieser stellt jedoch den nördlichen, der unsrige aber den südlichen Thurm dar, nur mit dem Unterschied, daß er den ganzen sich daran schließenden mittlern Kirchengiebel mit der Hauptthüre und den Fenstern befaßt, wodurch also die Lücke ausgeglichen werden kann, welche durch einen

abgerissenen Streifen an dem Darmstädter entstanden ist. Der neuaufgefundene ist im Ganzen 3 Fuß 2 Zoll rheinländisch breit und 13 Fuß 2 Zoll lang.

Auf dem zweiten Blatt sieht man den Grundriß des südlichen, zur Rechten des Haupteingangs gelegenen Thurms in demselben Maßstab und von derselben Hand auf das sauberste gezeichnet; sodann auf dem dritten den Aufriß von der Ostseite des zweiten Geschosses dieses Thurms, mit dem Durchschnitt des an das Schiff der Kirche anschließenden Endes, in einem andern Maßstab, von einer andern Hand, weniger schön und sorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur, wie der Hauptriß, an einer wesentlichen Stelle von dem ausgeführten Gebäude, sondern auch noch einigermaßen von dem Hauptrisse selbst abweicht. Schon dem Gegenstand nach ist diese letzte Zeichnung bloß zum Behuf der Construction gefertigt, und besonders in dieser Hinsicht merkwürdig und lehrreich. Man darf sie für eine Arbeit des Aufsehers und Polirers der Bauhütte annehmen. Beide Blätter sind von gleicher Größe, über 3 Fuß lang und 2½ Fuß breit, ebenfalls Pergament und sehr gut und reinlich erhalten.

Was die Erhaltung des großen Risses betrifft, so findet man, außer ein paar kleinen Stellen, keine gewaltsame Verletzung. Dagegen ist er durch den Gebrauch abgenutzt und hie und da, wiewohl unnöthig, von späterer Hand überarbeitet. Aus diesem Grund und weil der Riß sammt den ihn begleitenden Blättern sich auf den Thurm bezieht, welcher am meisten ausgebaut ist, ferner weil man in Köln nie etwas von diesem zweiten, sondern immer nur von jenem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmstädter Aufriß gewußt hat, sieht zu vermuthen, daß er in der Bauhütte gewesen und schon vor Alters von Köln weggekommen, welches um so eher geschehen konnte, als die Baumeister dieser Stadt sehr oft an fremde Orte berufen worden.

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotischen Deutschen leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich zu erfreuen, die ganz oder halb vollendeten zu erhalten, ja das Zerstörte wieder herzustellen, finden wir an einigen Orten hierzu die gehörigen Renten, suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen, so beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern daß auch die Kunst- und Handwerksmittel beinahe

völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehrt uns die Geschichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten, in sich abgeschlossenen Innung unter den strengsten Formen und Regeln verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen sehr glücklichen Posten gefaßt indem sie sich zwischen der freien Kunst und dem Handwerke in die Mitte setzten. Sie nannten sich Brüderschaft; ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheure Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesäet, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschaar saßen in Köln, Straßburg, Wien und Zürich: jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte, erst im eigentlichen Sinne den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Document und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs genaueste bestimmt, und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen große Vortheile zugesagt, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Organisirt also denke man sich eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit, dem Meister an Handen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt: dann fängt man an zu begreifen, wie so ungeheure Werke concipirt, unternommen und, wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, daß es Gesetz und Bedingung

war diese gränzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genauesten Vollendung bis in die kleinsten Theile genug geschähe, so werden wir die Hand aufs Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun: welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unserer Zeit etwas ähnliches hervorzubringen?

Wenn wir in der Folge von der Steinmetzen Brüderschaft nähere Nachrichten geben können, so sind wir solches dem würdigen, geistreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt schuldig, welcher aus seinem antiquarischen Reichthum eine Sammlung von Urkunden und Nachrichten zu diesem Behuf, so wie die eigene Bemerkung und Bearbeitung gefällig mitgetheilt hat.

Unsern Bemühungen in Südwesten kommt ein wünschenswerthes Unternehmen in Nordosten zu gute, die von Herrn Dr. Büsching besorgten wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters, welche keinem, der sich für diesen Zeitraum interessirt, unbekannt bleiben dürfen. Auch sind dessen Abgüsse altschlesischer Siegel in Eisen überall empfehlbar und nachahmenswerth, wenn auch in anderer Materie; denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunstdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anspruch machen darf.

Höchsterfreulich und bedeutend muß es uns nun seyn, zum Schlusse noch die Nachricht einzurücken, daß auf allerhöchste Verwendung Ihre Majestäten des Kaisers von Oesterreich und Königs von Preußen Seine päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfälzischen Bibliothek überlassen, sondern nebst diesen noch 847 aus eben dieser Sammlung herrührende Bände, welche sich noch in der vaticanischen Bibliothek befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutsche fühlt den Werth dieser Gabe zu sehr, als daß wir noch etwas weiteres hinzusetzen dürften. Nur die Betrachtung sey uns vergönnt: wie viel Wünsche der Deutschen sind nicht erfüllt worden, seitdem den Reisenden die freudige Nachricht der Wiederkehr des Schutzpatrons von Köln zum erstenmal entgegenkam!

Goethe's

sämmtliche Werke.

Einundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Einundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Annalen oder Tag- und Jahreshefte von 1794 bis 1822	1
Rede bei Eröffnung des Ilmenauer Bergbaues	302
Rede zum Andenken der Herzogin Amalia	306
Rede zum Andenken Wielands	311
Rede über Friedrich den Großen	331
Biographische Einzelnheiten.	
Bedeutung des Individuellen	343
Leipziger Theater. 1768	345
Lenz	347
Wiederholte Spiegelungen	349
An den Consul Schönborn in Algier	351
An Frau von Voigts, geb. Möser	355
Das Louisenfest	356
Besuch von Iffland	363
An Mösers Tochter	364
Lord Bristol	367
Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller	368
Letzte Kunstausstellung	369
Jacobi	371
Lavater	373
Kotzebue	374
Aus meinem Leben. Fragmentarisches	377
Entstehung der biographischen Annalen	381
Aufenthalt in Dornburg im Sommer 1828	385
Vorschlag zur Güte	390

beſtrebten, ich nenne Moritz und Delbrück, welche beide in das Angedeutete, Verſchwiegene, Geheimnißvolle dergeſtalt eindrangen, daß ſie mich ſelbſt in Verwunderung ſetzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgeſpürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgeſprochenen Dank vertraulich erwiedere und, nach ſeinem Wunſch, über das genannte Gedicht auch meinerſeits einige Aufklärung verſuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und ſo auch von den kleineren Gedichten gilt, iſt, daß ſie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anſchauen irgend eines Gegenſtandes verfaßt worden, deßhalb ſie ſich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei beſondern äußern, oft gewöhnlichen Umſtänden, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorſchwebte.

Weil nun aber demjenigen der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten, Anläſſe nicht bekannt ſeyn können, ſo wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn vorwalten laſſen; ich habe auch hiezu, um die Poeſie nicht zur Proſe herabzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geſchwiegen.

Das Gedicht aber welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreiſe, iſt ſehr ſchwer zu entwickeln, weil es ſich auf die allerbeſonderſten Umſtände bezieht; und doch hat er ſehr viel geleiſtet, indem er das Angedeutete genugſam herausahnete, wodurch ich mich ſtellenweiſe in Verwunderung geſetzt und bewogen fühle folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

Annalen

oder

Tag- und Jahreshefte

als

Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse

von 1749 bis 1822.

Von 1749 bis 1764.

Bei zeitig erwachendem Talente, nach vorhandenen poetischen und prosaischen Mustern, mancherlei Eindrücke kindlich bearbeitet, meistens nachahmend, wie es gerade jedes Muster andeutete. Die Einbildungskraft wird mit heiteren Bildern beschäftigt, die sich selbstgefällig an Persönlichkeit und die nächsten Zustände anschlossen. Der Geist näherte sich der wirklichen, wahrhaften Natur durch Gelegenheitsgedichte; daher entstand ein gewisser Begriff von menschlichen Verhältnissen mit individueller Mannichfaltigkeit; denn besondere Fälle waren zu betrachten und zu behandeln. Vielschreiberei in mehreren Sprachen, durch frühzeitiges Dictiren begünstigt.

Von 1765 bis 1768.

Aufenthalt in Leipzig. Bedürfniß einer beschränkten Form zu besserer Beurtheilung der eigenen Productionen wird gefühlt; die griechisch-französische, besonders der Dramen, als anerkannt, ja gesetzlich, wird aufgenommen. Ernstere, unschuldige, aber schmerzliche Jugendempfindungen drängen sich auf, werden betrachtet und ausgesprochen, indessen der Jüngling mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft gewahrt. Von Arbeiten ersterer Art ist die Laune des Verliebten und einige Lieder, von der zweiten die Mitschuldigen übrig geblieben, denen man bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium der Molière'schen Welt nicht absprechen wird; daher aber auch das Fremdartige der Sitten, wodurch das Stück lange Zeit vom Theater ausgeschlossen blieb.

Von 1769 bis 1775.

Fernere Einsicht ins Leben. Ereigniß, Leidenschaft, Genuß und Pein. Man fühlt die Nothwendigkeit einer freiern Form und schlägt sich auf die englische Seite. So entstehen Werther, Götz von Berlichingen, Egmont. Bei einfacheren Gegenständen wendet man sich wieder zur beschränkteren Weise: Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, beide letztere prosaischer Versuch mit Gesängen durchwebt. Hieher gehören die Lieder an Belinden und Lili, deren manche, so wie verschiedene Gelegenheitsstücke, Episteln und sonstige gesellige Scherze verloren gegangen.

Inzwischen geschehen kühnere Griffe in die tiefere Menschheit; es entsteht ein leidenschaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beschränkte Theorien; man widersetzt sich dem Anpreisen falscher Muster. Alles dieses und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und ungerecht ausgesprochen. Nachstehende Productionen: Faust, die Puppenspiele, Prolog zu Bahrdt, sind in diesem Sinne zu beurtheilen; sie liegen jedermann vor Augen. Dagegen waren die Fragmente des ewigen Juden und Hanswursts Hochzeit nicht mitzutheilen. Letzteres erschien darum heiter genug, weil die sämmtlichen deutschen Schimpfnamen in ihren Charakteren persönlich auftraten. Mehreres dieser frechen Art ist verloren gegangen: Götter, Helden und Wieland erhalten.

Die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustand unserer Gesellschaft und Persönlichkeit. Ein unbedingtes Bestreben alle Begränzungen zu durchbrechen ist bemerkbar.

Die erste Schweizerreise eröffnete mir mannichfaltigen Blick in die Welt; der Besuch in Weimar umschlang mich mit schönen Verhältnissen, und drängte mich unversehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang.

Von 1776 bis 1780.

An allen vorgemeldeten nach Weimar mitgebrachten unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren, denn da der Dichter durch Anticipation die Welt vorweg nimmt, so ist ihm die auf ihn losdringende

wirkliche Welt unbequem und ſtörend: ſie will ihm geben, was er ſchon hat, aber anders, das er ſich zum zweitenmale zueignen muß.

Bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und feſtlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: Lila, die Geſchwiſter, Iphigenie, Proſerpina, letztere freventlich in den Triumph der Empfindſamkeit eingeſchaltet und ihre Wirkung vernichtet; wie denn überhaupt eine ſchale Sentimentalität, überhandnehmend, manche harte realiſtiſche Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernſt-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Feſten, mit unmittelbarem Bezug auf Perſönlichkeiten und das nächſte Verhältniß, wurden von mir und andern oft gemeinſchaftlich hervorgebracht. Das meiſte ging verloren; ein Theil, zum Beiſpiel Hans Sachs, iſt eingeſchaltet oder ſonſt verwendet. Die Anfänge des Wilhelm Meiſter wird man in dieſer Epoche auch ſchon gewahr, obgleich nur fetzenartig; die fernere Entwickelung und Bildung zieht ſich durch viele Jahre.

Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf den Verſuch, das Leben Herzog Bernhards zu ſchreiben, vergebens aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematiſiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereigniſſe des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des dreißigjährigen Krieges ſpielt er eine würdige Rolle, läßt ſich aber von jener Geſellſchaft nicht abſondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben; ich wollte das Leben ſchreiben wie einen erſten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch ſchon vorbereitend gedeutet wird; überall ſollten Verzahnungen ſtehen bleiben, damit jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeiſter verhindert habe, ſein Werk zu vollenden. Für mich war dieſe Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium zu Berlichingen und Egmont mir tiefere Einſicht in das fünfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert gewährte, ſo mußte mir dießmal die Verworrenheit des ſiebzehnten ſich mehr als ſonſt vielleicht geſchehen wäre, entwickeln.

Ende 1779 fällt die zweite Schweizerreiſe. Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände, Anordnung und Leitung unſerer geſelligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen. Uebrig geblieben iſt davon als Denkmal die Wanderung von Genf auf den Gotthard.

Die Rückreiſe, da wir wieder in die flächere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely erſinnen; ich ſchrieb das Gedicht ſogleich, und

konnte es völlig fertig mit nach Deutschland nehmen. Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten.

Von 1781 bis 1786.

Die Anfänge Wilhelm Meisters hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hiedurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wunderlichen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen — eine Ahnung, die sich im Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand."

Wer die kleine Oper: Scherz, List und Rache mit Nachdenken lesen mag, wird finden, daß dazu mehr Aufwand als billig gemacht worden. Sie beschäftigte mich lange Zeit: ein dunkler Begriff des Intermezzos verführte mich, und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Kreise viel zu wirken. Dadurch häuften sich aber die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermögen. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiäner und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten; bei uns aber kann die Kunst den Mangel des Gemüths nicht leicht entschuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen, gleichsam eingesperrt, ohne

die Möglichkeit eines Chors, dem Componisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen nicht genugsame Gelegenheit geben. Dessenungeachtet hatte mir mein Landsmann Kayser, in Zürich sich aufhaltend, durch seine Composition manchen Genuß verschafft, viel zu denken gegeben und ein gutes Jugendverhältniß, welches sich nachher in Rom erneuerte, immerfort lebendig erhalten.

Die Vögel und andere verloren gegangene Festspiele für Etersburg mögen hier noch genannt werden. Die zwei Acte von Elpenor wurden 1783 geschrieben. Zu Ende dieser Epoche reifte der Entschluß, meine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben. Die Redaction der vier ersten Bände war Michael 1786 vollendet.

1787 bis 1788.

Die vier letzten Bände sollten sodann nur meistens angelegte und unvollendete Arbeiten enthalten; auf Herders Anregung jedoch wird deren fernere Bearbeitung unternommen. Von Ausführung des Einzelnen findet sich viel in der italiänischen Reise. Iphigenie ward abgeschlossen noch vor der sicilianischen Fahrt. Als ich bei meiner Rückkehr nach Rom Egmont bearbeitete, fiel mir auf in den Zeitungen lesen zu müssen, daß in Brüssel die Scenen, die ich geschildert, sich fast wörtlich erneuerten, so daß auch hier die poetische Anticipation wieder in Betracht kam. In die eigentliche italiänische Opernform und ihre Vortheile hatte ich mich, bei meinem Aufenthalte in dem musikalischen Lande, recht eingedacht und eingeübt; deßhalb unternahm ich mit Vergnügen Claudine von Villa Bella metrisch zu bearbeiten, ingleichen Erwin und Elmire, und sie dem Componisten zu freudiger Behandlung entgegen zu führen. Nach der Rückkehr aus Italien im Jahr 1788 wurde Tasso erst abgeschlossen, aber die Ausgabe bei Göschen dem Publicum vollständig überliefert.

1789.

Kaum war ich in das Weimarische Leben und die dortigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Studien und literarische Arbeiten, wieder

eingerichtet, als sich die französische Revolution entwickelte und die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich zog. Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sey. Ich verfolgte den Proceß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen loszuwerden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: Der Groß-Cophta in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiele getaugt hätte. Capellmeister Reichardt griff sogleich ein, componirte mehreres Einzelne, als die Baßarien: Laßet Gelehrte sich zanken und streiten; Geh, gehorche meinen Winken.

Diese reine Opernform, welche vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt, war mir so eigen und geläufig geworden, daß ich manchen Gegenstand darin behandelte. Ein Singspiel: Die ungleichen Hausgenossen war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schloß zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegen standen, entgegen wirkten und doch einander nicht loswerden konnten. Arien, Lieder, mehrstimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen, und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich.

Gleich nach meiner Rückkunft aus Italien machte mir eine andere Arbeit viel Vergnügen. Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verleugnen, und das Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen.

Diesen Grundsatz befolgte ich getreulich, als ich dem römischen Carneval beiwohnte. Ausführlich ward ein Schema aller Vorkommenheiten aufgesetzt: auch fertigten gefällige Künstler charakteristische Maskenzeichnungen. Auf diese Vorarbeiten gründete ich meine Darstellung des römischen Carnevals, welche, gut aufgenommen, geistreiche Menschen veranlaßte, auf ihren Reisen gleichfalls das Eigenthümlichste der Völkerschaften und Verhältnisse klar und rein auszudrücken; wovon ich nur den talentvollen, früh verschiedenen Friedrich Schulz nennen und seine Beschreibung eines polnischen Reichstags in Erinnerung bringen will.

1790.

Meine frühern Verhältnisse zur Universität Jena, wodurch wissenschaftliche Bemühungen angeregt und begünstigt worden, eilte ich sogleich wieder anzuknüpfen. Die dortigen Museen fernerhin, unter Mitwirkung vorzüglicher sachkundiger Männer, vermehrt aufzustellen, zu ordnen und zu erhalten, war eine so angenehme als lehrreiche Beschäftigung, und ich fühlte mich beim Betrachten der Natur, beim Studium einer weitumhergreifenden Wissenschaft für den Mangel an Kunstleben einigermaßen entschädigt. Die Metamorphose der Pflanzen ward als Herzenserleichterung geschrieben. Indem ich sie abdrucken ließ, hoffte ich ein Specimen pro loco den Wissenden darzulegen. Ein botanischer Garten ward vorbereitet.

Malerische Farbengebung war zu gleicher Zeit mein Augenmerk, und als ich auf die ersten physischen Elemente dieser Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem großen Erstaunen, die Newton'sche Hypothese sey falsch und nicht zu halten. Genaueres Untersuchen bestätigte mir nur meine Ueberzeugung, und so war mir abermals eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte.

Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse geben mir Muth und Stimmung, die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren. Die Venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf. Ein längerer Aufenthalt in der wunderbaren Wasserstadt, erst in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, sodann aber ein längeres

In meinen biographiſchen Verſuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reiſe ward Ende Novembers 1777 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht ſelbſt leiſe angedeutet ſind.

Dem Geyer gleich,
Der, auf ſchweren Morgenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend,
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Der Reiſende verläßt am frühſten Wintermorgen ſeinen, im Augenblick behaglich-gaſtfreundlichen, thüringiſchen Wohnſitz, wo ihn ſpäter eine zweite Vaterſtadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein ſchwerer, ſchneedrohender Himmel wälzt ſich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beſchwerlichen Unternehmens ſtählt den Muth und erheitert den Geiſt. Der Dichter gedenkt ſeines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den ſchönſten Erfolg verſprechen darf.

Verweilen daselbst im Gefolge dieser alles um sich her, auswärts und zu Hause belebenden Fürstin, brachten mir die größten Vortheile. Eine historische Uebersicht der unschätzbaren venetianischen Schule ward mir anschaulich, als ich erst allein, sodann aber mit den römischen Freunden **Heinrich Meyer** und **Bury**, nach Anleitung des höchst schätzbaren Werkes: **Della pittura Veneziana** 1771, von den damals noch unverrückten Kunstschätzen, in sofern sie die Zeit verschont hatte, und wie man sie zu erhalten und herzustellen suchte, vollständige Kenntniß nahm.

Die verehrte Fürstin mit dem ganzen Gefolge besuchte Mantua, und ergötzte sich an dem Uebermaß dortiger Kunstschätze. Meyer ging nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury nach Rom zurück; die weitere Reise der Fürstin gab Genuß und Einsicht.

Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien gefordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Cantonnirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hie und da eingeschaltet sind. In Breslau hingegen, wo ein feldherrlicher Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die **vergleichende Anatomie**, weßhalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Theil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die venetianischen Lagunen von dem adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir nicht allein jene große, früher von mir erkannte Wahrheit, die sämmtlichen Schädelknochen seyen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigte, sondern auch den Uebergang innerlich ungeformter, organischer Massen durch Aufschluß nach außen zu fortschreitender Bereitung höchster Bildung und Entwickelung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte, und zugleich meinen alten, durch Erfahrung bestärkten Glauben wieder auffrischte, welcher sich fest darauf begründet, daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt.

Da ich nun aber einmal mitten in der bewegtesten Lebensumgebung zum Knochenbau zurückgekehrt war, so mußte meine Vorarbeit, die ich auf

den Zwischenknochen vor Jahren verwendet, abermals rege werden. Loder, deſſen unermüdliche Theilnahme und Einwirkung ich immerfort zu rühmen habe, gedenkt derſelben in ſeinem anatomiſchen Handbuch von 1788. Da aber die dazu gehörige kleine Abhandlung, deutſch und lateiniſch, noch unter meinen Papieren liegt, ſo erwähne ich kürzlich nur ſo viel. Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphoſe ſich erhebender Typus gehe durch die ſämmtlichen organiſchen Geſchöpfe durch, laſſe ſich in allen ſeinen Theilen auf gewiſſen mittleren Stufen gar wohl beobachten, und müſſe auch noch da anerkannt werden, wenn er ſich auf der höchſten Stufe der Menſchheit ins Verborgene beſcheiden zurückzieht. Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau gerichtet: die Aufgabe war intereſſen ſo groß, daß ſie in einem zerſtreuten Leben nicht gelöst werden konnte.

Eine Luſtfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. ſ. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet ſich aufgezeichnet.

1791.

Ein ruhiges, innerhalb des Hauſes und der Stadt zugebrachtes Jahr. Die freigelegenſte Wohnung, in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anſtoßenden Gärten, woſelbſt im Freien Verſuche jeder Art angeſtellt werden konnten, veranlaßten mich den chromatiſchen Unterſuchungen ernſtlich nachzuhängen. Ich bearbeitete vorzüglich die prismatiſchen Erſcheinungen, und indem ich die ſubjectiven derſelben ins unendliche vermannichfaltigte, ward ich fähig, das erſte Stück optiſcher Beiträge herauszugeben, die mit ſchlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geſchoben wurden.

Damit ich aber doch von dichteriſcher und äſthetiſcher Seite nicht allzu kurz kame, übernahm ich mit Vergnügen die Leitung des Hoftheaters. Eine ſolche neue Einrichtung ward veranlaßt durch den Abzug der Geſellſchaft Bellomo's, welche ſeit 1784 in Weimar geſpielt und angenehme Unterhaltung gegeben hatte. Sie war aus Oberdeutſchland gekommen, und man hatte ſich mit jenem Dialekt im Dialog, um des guten Geſangs willen, befreundet. Nun waren die Stellen der Abziehenden deſto leichter

zu ersetzen, weil man die Theater von ganz Deutschland zur Auswahl vor sich sah. Breslau und Hannover, Prag und Berlin sendeten uns tüchtige Mitglieder, die sich in kurzer Zeit in einander einspielten und einsprachen, und gleich von Anfang viele Zufriedenheit gewährten. Sodann blieben auch von jener abziehenden Gesellschaft verdienstvolle Individuen zurück, von welchen ich nur den unvergeßlichen Malkolmi nennen will. Kurz vor der Veränderung starb ein sehr schätzbarer Schauspieler, Neumann; er hinterließ uns eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte.

Nur wenig Vorstellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Gesellschaft hatte einen großen Vortheil, Sommers in Lauchstädt zu spielen; ein neues Publicum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarschaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nächst gelegenen Akademie und leidenschaftlich fordernden Jünglingen zusammengesetzt, sollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und so kehrte die Gesellschaft mit frischem Muthe im October nach Weimar zurück. Mit der größten Sorgfalt behandelte man nun die Stücke jeder Art; denn bei der neu zusammentretenden Gesellschaft mußte alles neu eingelernt werden.

Gar sehr begünstigte mich jene Neigung zur musikalischen Poesie. Ein unermüdlicher Concertmeister, Kranz, und ein immer thätiger Theaterdichter, Vulpius, griffen lebhaft mit ein. Einer Unzahl italiänischer und französischer Opern eilte man deutschen Text unterzulegen, auch gar manchen schon vorhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt. Fleiß und Lust, die man hierbei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verschwunden seyn mag, haben nicht wenig zur Verbesserung deutscher Operntexte mitgewirkt.

Diese Bemühungen theilte der aus Italien mit gleicher Vorliebe zurückkehrende Freund von Einsiedel, und so waren wir von dieser Seite auf mehrere Jahre geborgen und versorgt, und da die Oper immer ein Publicum anzuziehen und zu ergötzen das sicherste und bequemste Mittel bleibt, so konnten wir, von dieser Seite beruhigt, dem recitirenden Schauspiel desto reinere Aufmerksamkeit widmen. Nichts hinderte dieses auf eine würdige Weise zu behandeln und von Grund aus zu beleben.

Belleme's Repertorium war schon von Bedeutung. Ein Director

ſpielt alles, ohne zu prüfen; was fällt hat doch einen Abend ausgefüllt, was bleibt wird ſorgfältig benutzt. Dittersdorf'ſche Opern, Schauſpiele aus Iffland's beſter Zeit fanden wir und brachten ſie nach. Die theatraliſchen Abenteuer, eine immer erfreuliche Oper, mit Cimarosa's und Mozarts Muſik, ward noch vor Ende des Jahrs gegeben; König Johann aber, von Shakſpeare, war unſer größter Gewinn. Chriſtiane Neumann, als Arthur, von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung: alle die übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen mußte meine Sorge ſeyn. Und ſo verfuhr ich von vorn herein, daß ich in jedem Stück den vorzüglichſten zu bemerken und ihm die andern anzunähern ſuchte.

1792.

So war der Winter hingegangen und das Schauſpiel hatte ſchon einige Conſiſtenz gewonnen. Wiederholung früherer werthvoller und beliebter Stücke, Verſuche mit aller Art von neueren gaben Unterhaltung und beſchäftigten das Urtheil des Publicums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchſter Epoche mit Vergnügen anzuſchauen ſich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden ſorgfältig ausgeführt, und, in ſofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten. Dittersdorfs Opern, dem ſingenden Schauſpieler leicht, dem Publicum anmuthig, wurden mit Aufmerkſamkeit gegeben, Hagemann'ſche und Hagemeiſter'ſche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verſchmäht. Bedeutendes aber geſchah, als wir ſchon zu Anfang des Jahrs Mozarts Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entſprang aus dem Beitritt des jungen Vohs zu unſerm Theater. Er war von der Natur höchſt begünſtigt und erſchien eigentlich jetzt erſt als bedeutender Schauſpieler.

Das Frühjahr belebte meine chromatiſchen Arbeiten; ich verfaßte das zweite Stück der optiſchen Beiträge und gab es, von einer Tafel begleitet, heraus. In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, dießmal zu ernſteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28. Auguſt ſchon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, ſo wie auch

zurück bis Trier; sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraße zu vermeiden, die Mosel herab nach Coblenz. Mancherlei Naturerfahrungen schlangen sich für den Aufmerksamen durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Theile von Gehlers physikalischem Wörterbuche begleiteten mich. Manche Langeweile stockender Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten, wozu mich die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie sie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann. Papiere, Acten und Zeichnungen darüber häuften sich.

Bei meinem Besuch in Mainz, Düsseldorf und Münster konnte ich bemerken, daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Hubers Schriften ein Wahrzeichen übrig geblieben, dessen psychische Entwickelung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte.

1793.

Eben dieser widerwärtigen Art, alles Sentimentale zu verschmähen, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als wünschenswerthester Gegenstand für eine zwischen Uebersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine dieser unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blokade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Uebung im Hexameter vornahm, den wir freilich damals nur dem Gehör nachbildeten. Voß, der die Sache verstand, wollte, so lange Klopstock lebte, aus Pietät dem guten alten Herrn nicht ins Gesicht sagen, daß seine Hexameter schlecht seyen; das mußten wir jüngeren aber büßen, die wir von Jugend auf uns in jene Rhythmik eingeleiert hatten. Voß verläugnete selbst seine Uebersetzung der Odyssee, die wir verehrten, fand an seiner Luise auszusetzen, nach der wir uns bildeten, und so wußten wir nicht, welchem Heiligen wir uns widmen sollten.

Auch die Farbenlehre begleitete mich wieder an den Rhein, und ich gewann in freier Luft, unter heiterm Himmel immer freiere Ansichten über die mannichfaltigen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint.

Diese Mannichfaltigkeit, verglichen mit meiner beschränkten Fähigkeit des Gewahrwerdens, Auffassens, Ordnens und Verbindens, schien mir die Nothwendigkeit einer Gesellschaft herbeizuführen. Eine solche dachte ich mir in allen ihren Gliedern, bezeichnete die verschiedenen Obliegenheiten und deutete zuletzt an wie man, auf eine gleichwirkende Art handelnd, baldigst zum Zweck kommen müßte. Diesen Aufsatz legte ich meinem Schwager Schlosser vor, den ich nach der Uebergabe von Mainz, dem siegreichen Heere weiter folgend, in Heidelberg sprach: ich ward aber gar unangenehm überrascht, als dieser alte Praktikus mich herzlich auslachte und versicherte, in der Welt überhaupt, besonders aber in dem lieben deutschen Vaterlande, sey an eine reine, gemeinsame Behandlung irgend einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich dagegen, obgleich auch nicht mehr jung, widersprach als ein Gläubiger, wogegen er mir manches umständlich voraussagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber mehr als billig probat gefunden habe.

Und so hielt ich für meine Person wenigstens mich immer fest an diese Studien wie an einem Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei Jahre unmittelbar und persönlich das fürchterliche Zusammenbrechen aller Verhältnisse erlebt. Ein Tag im Hauptquartiere zu Hans und ein Tag in dem wiedereroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeschichte, wie sie es noch jetzt demjenigen bleiben, der sich synchronistisch jener Tage wieder zu erinnern sucht.

Einem thätigen productiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur beförderten Manne wird man es zu gute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstrecken und verrückte, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen. In diesem Sinne war der Bürgergeneral geschrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, sodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten — alles Productionen, die dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach meist in dieses und das folgende Jahr gehören.

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt. Ein im Fach der Schnärfe höchst gewandter Schauspieler, Beck, war erst zu unserm Theater getreten, auf dessen Talent und Humor

vertrauend ich eigentlich die Rolle schrieb. Er und der Schauspieler Malkolmi gaben ihre Rollen aufs vollkommenste: das Stück ward wiederholt, aber die Urbilder dieser lustigen Gespenster waren zu furchtbar als daß nicht selbst die Scheinbilder hätten beängstigen sollen.

Neu und frisch traten die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Verbildung zu unserm Vereine; die Eheleute Porth brachten uns eine liebenswürdige Tochter, die in muntern Rollen durchaus erfreulich wirkte und noch jetzt unter dem Namen Bohs bei allen Theaterfreunden geschätzt und beliebt ist.

1794.

Von diesem Jahre durfte ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Thätigkeit zerstreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte dessen gar sehr. Denn persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu seyn, das größte Unglück was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände getheilt zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Doch wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuern Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten. Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königin bedauert, in diesem das gleiche Schicksal der Prinzeß Elisabeth. Robespierre's Gräuelthaten hatten die Welt erschreckt, und der Sinn für Freude war so verloren, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute; am wenigsten da die äußern Kriegsthaten der im Innersten aufgeregten Nation unaufhaltsam vorwärts drängten, rings umher die Welt erschütterten und alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang bedrohten.

Indeß lebte man doch in einer traumartigen schüchternen Sicherheit im Norden, und beschwichtigte die Furcht durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältniß Preußens zu den Franzosen.

Bei großen Begebenheiten, ja selbst in der äußersten Bedrängniß, kann der Mensch nicht unterlassen mit Waffen des Wortes und der Schrift zu kämpfen. So machte ein deutsches Heft großes Aufsehen: Aufruf

an alle Völker Europens; es sprach den siedenden Haß gegen die Franzosen aus, in dem Augenblick da sich die ungebändigten Feinde mächtig gegen unsere Gränzen näherten. Um aber den Wechselstreit der Meinungen aufs höchste zu treiben, schlichen französische revolutionäre Lieder im stillen umher; sie gelangten auch zu mir, durch Personen denen man es nicht zugetraut hätte.

Der innere Zwiespalt der Deutschen in Absicht auf Vertheidigung und Gegenwirkung zeigte sich offenbar im Gange der politischen Anstalten. Preußen, ohne sich über die Absicht näher auszusprechen, verlangte Verpflegung für seine Truppen; es erschien ein Aufgebot, niemand aber wollte geben, noch sich gehörig waffnen und versehen. In Regensburg kam eine Unlust der Fürsten gegen Preußen zur Sprache, begünstigt von derjenigen Seite, welche Vergrößerungsabsichten in der einseitigen Friedensverhandlung vermuthete. Minister von Hardenberg versuchte dagegen die Reichsstände zu Gunsten seines Königs zu erregen, und man schwankte, in Hoffnung einen Halbfreund der Franzosen zu gewinnen, auch wohl auf diese Seite. Wer sich intessen von den Zuständen Rechenschaft gab, mochte wohl im Innern sich gestehen, daß man sich mit eiteln Hoffnungen zwischen Furcht und Sorge nur hinhalte.

Die Oesterreicher zogen sich über den Rhein herüber, die Engländer in die Niederlande, der Feind nahm einen größern Raum ein und erwarb reichlichere Mittel. Die Nachrichten von Flüchtigen aller Orten vermehrten sich, und es war keine Familie, kein Freundeskreis, der nicht in seinen Gliedern wäre beschädigt worden. Man sendete mir aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, während sie mir als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen.

Und so rückten denn auch, in so fern ich in Frankfurt angesessen war, die Besorglichkeiten immer näher und näher. Der schöne bürgerliche Besitz, dessen meine Mutter seit dem Ableben meines Vaters sich erfreute, ward ihr schon seit dem früheren Anfang der Feindseligkeiten zur Last, ohne daß sie sich es zu bekennen getraute; doch hatte ich bei meinem vorjährigen Besuch sie über ihren Zustand aufgeklärt und aufgemuntert sich solcher Bürde zu entledigen. Aber gerade in dieser Zeit war unräthlich zu thun was man für nothwendig hielt.

Ein bei unſern Lebzeiten neuerbautes, bürgerlich bequemes und anſtändiges Haus, ein wohlverſorgter Keller, Hausgeräth aller Art und der Zeit nach von gutem Geſchmack, Bücherſammlungen, Gemälde, Kupferſtiche und Landkarten, Alterthümer, kleine Kunſtwerke und Curioſitäten, gar manches Merkwürdige, das mein Vater aus Liebhaberei und Kenntniß bei guter Gelegenheit um ſich verſammelt hatte — es ſtand alles da und noch beiſammen, es griff durch Ort und Stellung gar bequem und nutzhaft in einander, und hatte zuſammen nur eigentlich ſeinen herkömmlichen Werth; dachte man ſich, daß es ſollte vertheilt und zerſtreut werden, ſo mußte man fürchten es verſchleudert und verloren zu ſehen. Auch merkte man bald, indem man ſich mit Freunden unterhielt, mit Mäklern unterhandelte, daß in der jetzigen Zeit ein jeder Verkauf, ſelbſt ein unvortheilhafter, ſich verſpäten müſſe. Doch der Entſchluß war einmal gefaßt, und die Ausſicht auf eine lebenslängliche Miethe in einem ſchön gelegenen, obgleich erſt neu zu erbauenden Hauſe gab der Einbildungskraft meiner guten Mutter eine heitere Stimmung, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart übertragen half.

Schwankende Gerüchte vom An- und Eindringen der Feinde verbreiteten ſchreckenvolle Unſicherheit. Handelsleute ſchafften ihre Waaren fort, mehrere das beweglich Koſtbare, und ſo wurden auch viele Perſonen aufgeregt, an ſich ſelbſt zu denken. Die Unbequemlichkeit einer Auswanderung und Ortsveränderung ſtritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung; auch ward mein Schwager Schloſſer in dieſem Strudel mit fortgeriſſen. Mehrmals bot ich meiner Mutter einen ruhigen Aufenthalt bei mir an, aber ſie fühlte keine Sorge für ihre eigene Perſönlichkeit: ſie beſtärkte ſich in ihrem altteſtamentlichen Glauben, und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Pſalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterſtadt, mit der ſie ganz eigentlich zuſammengewachſen war; weßhalb ſie denn auch nicht einmal einen Beſuch zu mir unternehmen wollte.

Sie hatte ihr Bleiben an Ort und Stelle entſchieden ausgeſprochen, als Frau von La Roche ſich bei Wieland anmeldete, und ihn dadurch in die größte Verlegenheit ſetzte. Hier waren wir nun in dem Fall, ihm und uns einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen. Angſt und Sorge hatten wir ſchon genug, dazu aber noch obendrein die Wehklage zu erdulden ſchien ganz unmöglich. Gewandt in ſolchen Dingen wußte meine Mutter,

ſelbſt ſo vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beſchwichtigen und ſich dadurch unſern größten Dank zu verdienen.

Sömmering mit ſeiner trefflichen Gattin hielt es in Frankfurt aus, die fortwährende Unruhe zu ertragen. Jacobi war aus Pempelfort nach Wandsbeck geflüchtet, die Seinigen hatten andere Orte der Sicherheit geſucht. Max Jacobi war in meiner Nähe als der Medicin Befliſſener in Jena.

Das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beſchäftigung; ich betrachtete es als eine Lehranſtalt zur Kunſt mit Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geſchäftslebens, wo es auch nicht immer ſanft hergeht, und übertrug was es Unerfreuliches haben mochte.

Schon zu Anfang des Jahres konnte die Zauberflöte gegeben werden, bald darauf Richard Löwenherz; und dieß wollte zu jener Zeit, unter den gegebenen Umſtänden, ſchon etwas heißen. Dann kamen einige bedeutende Iffland'ſche Schauſpiele an die Reihe, und unſer Perſonal lernte ſich immer beſſer und reiner in dieſe Vorträge finden. Das Repertorium war ſchon anſehnlich; daher denn kleinere Stücke, wenn ſie ſich auch nicht hielten, immer einigemal als Neuigkeit gelten konnten. Die Schauſpielerin Beck, welche in dieſem Jahre antrat, füllte das in Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schweſtern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus. Vohs hatte die höchſt anmuthige, zur Gurli geſchaffene Perth geheirathet, und es blieb in dieſer mittlern Region wenig zu wünſchen übrig. Die Geſellſchaft ſpielte den Sommer über einige Monate in Lauchſtädt; daher man wie immer den doppelten Vortheil zog, daß eingelernte Stücke fertgeübt wurden, ohne dem Weimariſchen Publicum verdrießlich zu fallen.

Nunmehr gegen Jena und die dortigen Lehrbühnen die Aufmerkſamkeit lenkend, erwähne ich folgendes.

Nach Reinholds Abgang, der mit Recht als ein großer Verluſt für die Akademie erſchien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an ſeine Stelle Fichte berufen worden, der in ſeinen Schriften ſich mit Großheit aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten- und Staatsgegenſtände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigſten Perſönlichkeiten, die man je geſehen, und an ſeinen Geſinnungen in höherm Betracht nichts

Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löſ't.

Aber ſogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um deſſentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geſchrieben, um ſich wenigſtens perſönlich von der damals herrſchenden Empfindſamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade dieſen Geſinnungen günſtig hielt. Er mußte manchen ſchriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm beſonders ein junger Mann auffiel, welcher ſchreibſelig-beredt und dabei ſo ernſtlich durchdrungen von Mißbehagen und ſelbſtiſcher Qual ſich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Perſönlichkeit zu denken, wozu dieſe Seel-Enthüllungen paſſen möchten. Alle ſeine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abſtoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper ſich ein ſo wunderlicher Geiſt gebildet habe? Ich wollte den Jüngling ſehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

In Dickichts-Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild.

Der Reiſende gelangt auf die nächſten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt ſich die Landſchaft, einſam und öde

anzusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werkeltagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fand. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der obern Behörden, getuscht und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zuzogen. In Kursachsen wollte man von gewissen Stellen der Fichte'schen Zeitschrift nicht das Beste denken, und freilich hatte man alle Mühe, dasjenige, was in Worten etwas stark verfaßt war, durch andere Worte leidlich auszulegen, zu mildern und wo nicht geltend, doch verzeihlich zu machen.

Professor Göttling, der nach einer freisinnigen Bildung durch wissenschaftliche Reisen unter die allerersten zu zählen ist, die den allerdings hohen Begriff der neuern französischen Chemie in sich aufnahmen, trat mit der Entdeckung hervor, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die deßhalb entstehenden Hin- und Wiederversuche beschäftigten uns eine Zeit lang.

Geheime Rath Voigt, ein getreuer Mitarbeiter auch im mineralogischen Felde, kam von Carlsbad zurück und brachte sehr schöne Tungsteine, theils in größeren Massen, theils deutlich krystallisirt, womit wir späterhin, als dergleichen seltener vorkamen, gar manchen Liebhaber erfreuen konnten.

Alexander von Humboldt längst erwartet, von Bayreuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeinere der Naturwissenschaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Interesse nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forschen und Unterricht.

Zu bemerken ist, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las, den höchst wichtigen Theil der Anatomie; denn was vermittelt wohl Muskeln und Knochen als die Bänder? Und doch ward durch eine besondere Verrücktheit der medicinischen Jugend gerade dieser Theil vernachlässigt. Wir Genannten, mit Freund Meyer, wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Verknüpfung aufs deutlichste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen.

Der treffliche, immerfort thätige, selbst die kleinsten Nachhülfen seines Bestrebens nicht verschmähende Batsch ward in diesem Jahre in einen mäßigen Theil des obern Fürstengartens zu Jena eingesetzt. Da aber ein dort angestellter, auf Nutzung angewiesener Hofgärtner im Hauptbesitz blieb, so gab es manche Unannehmlichkeiten, welche zu beseitigen man dießmal nur Pläne für die Zukunft machen konnte.

Auch in diesem Jahre, gleichsam zu guter Vorbedeutung, ward die Nachbarschaft des gedachten Gartens heiterer und freundlicher. Ein Theil der Stadtmauer war eingefallen, und um die Kosten der Wiederherstellung zu vermeiden, beschloß man die Ausfüllung des Grabens an dieser Stelle; dann sollte die gleiche Operation sich auf den übrigen Theil nach und nach erstrecken.

Gegen die großen, immer gesteigerten Forderungen der Chromatik fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit. Ich ließ daher nicht ab, fortwährend Gemüthsfreunde heranzuziehen. Mit Schlosser gelang es mir nicht: denn selbst in den friedlichsten Zeiten würde er diesem Geschäft seine Aufmerksamkeit nicht zugewendet haben; der sittliche Theil des menschlichen Wesens unterlag seinen Betrachtungen, und von dem Innern zu dem Aeußern überzugehen ist schwerer als man denkt. Sömmering dagegen setzte seine Theilnahme durch alle die verworrenen Schicksale fort. Geistreich war sein Eingreifen, fördernd selbst sein Widerspruch, und wenn ich auf seine Mittheilungen recht aufmerkte, so sah ich immer weiter.

Von allen Unbilden dieses Jahres nahm die Natur ihrer Gewohnheit gemäß nicht die geringste Kenntniß. Alle Feldfrüchte gediehen herrlich, alles reifte einen Monat früher, alles Obst gelangte zur Vollkommenheit; Aprikosen und Pfirsichen, Melonen und auch Kastanien boten sich dem Liebhaber reif und schmackhaft dar, und selbst in der Reihe vortrefflicher Weinjahre finden wir 1794 mit aufgezählt.

Von literarischen Arbeiten zu reden, so war der Reineke Fuchs nunmehr abgedruckt; allein die Unbilden, die aus Versendung der Freiexemplare sich immer hervorthun, blieben auch dießmal nicht aus. So verdarb eine Zufälligkeit mir die frische Theilnahme meiner Gotha'schen Gönner und Freunde. Herzog Ernst hatte mir verschiedene physikalische Instrumente freundlichst geborgt, bei deren Rücksendung ich die Exemplare des Scherzgedichtes beipackte, ohne derselben in meinem Briefe zu

erwähnen, ich weiß nicht ob aus Uebereilung oder eine Ueberraschung beabsichtigend. Genug, der mit solchen Geschäften Beauftragte des Fürsten war abwesend und die Kiste blieb lange Zeit unausgepackt; ich aber, eine theilnehmende Erwiederung so werther und sonst so pünktlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tausend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiste nur Entschuldigungen, Anklagen, Bedauernisse, wiederholt ausgedrückt, mir statt einer heitern Aufnahme unglücklicherweise zu Theil wurden.

Von der beurtheilenden Seite aber waren Vossens rhythmische Bemerkungen nicht tröstlich und ich mußte nur zufrieden seyn, daß mein gutes Verhältniß zu den Freunden nicht gestört wurde, anstatt daß es sich hätte erhöhen und beleben sollen. Doch setzte sich alles bald wieder ins Gleiche: Prinz August fuhr mit seinen literarischen Scherzen fort, Herzog Ernst gewährte mir unausgesetzt ein wohlgegründetes Vertrauen, indem ich besonders seiner Kunstliebhaberei gar manche angenehme Besitzung zuführte. Auch Voß konnte mit mir zufrieden seyn, indem ich, auf seine Bemerkungen achtend, mich in der Folge nachgiebig und bildsam erwies.

Der Abdruck des ersten Bandes von Wilhelm Meister war begonnen, der Entschluß, eine Arbeit, an der ich noch so viel zu erinnern hatte, für fertig zu erklären, war endlich gefaßt und ich war froh, den Anfang aus den Augen zu haben, wenn mich schon die Fortsetzung so wie die Aussicht auf eine nunmehrige Beendigung höchlich beträngte. Die Nothwendigkeit aber ist der beste Rathgeber.

In England erschien eine Uebersetzung der Iphigenie. Unger druckte sie nach; aber weder ein Exemplar des Originals noch der Copie ist mir geblieben.

An dem Bergbaue zu Ilmenau hatten wir uns schon mehrere Jahre herumgequält; eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen war nur einem jugendlichen, thätig frohen Uebermuth zu verzeihen. Innerhalb eines großen eingerichteten Bergwesens hätte sie sich fruchtbarer fortbilden können; allein mit beschränkten Mitteln, fremden, obgleich sehr tüchtigen, von Zeit zu Zeit herbeigerufenen Officianten konnte man zwar ins Klare kommen, dabei aber war die Ausführung weder umsichtig noch energisch genug und das Werk, besonders bei einer ganz unerwarteten Naturbildung, mehr als einmal im Begriff zu stecken.

Ein ausgeschriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir und selbst von meinem Collegen, dem geschäftsgewanderten Geheimen Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen: aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeist, dem man so viel Gutes und so viel Böses nachzusagen hat, zeigte sich als unser Alliirter: einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen eine Art von Convent zu bilden und sich der Führung und der Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß wir Commissarien also nöthig gehabt hätten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns schon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward sogleich beschlossen, daß die Repräsentanten selbst sich Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten.

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hülfsmittel, die man selbst erfand, so daß zuletzt alles, wie wir es nur wünschen konnten, beschlossen wurde: und da es denn endlich an Gelde nicht fehlen durfte, um diese weisen Rathschläge ins Werk zu setzen, so wurden auch die nöthigen Summen verwilligt und alles ging mit Wohlgefallen auseinander.

Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann hielt sich, durch meine Unterstützung, in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann, mehreres überlieferte, was ich selbst nicht hätte bis auf den Grad einsehen und mir zu eigen machen können.

Durch meine vorjährige Reise an den Niederrhein hatte ich mich an Fritz Jacobi und die Fürstin Gallitzin mehr angenähert: doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, dessen Art und Weise schwer auszusprechen und nur durch den Begriff der ganzen Klasse gebildeter oder vielmehr der sich erst bildenden Deutschen einzusehen.

Dem besten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das sie aus der öden, gehaltlosen, abhängigen Pedanterie, als einem kümmerlichen Streben, herauszuleiten versprach. Sehr viele waren zugleich von demselben Geist ergriffen: sie erkannten die gegenseitigen Verdienste, sie achteten einander, fühlten das Bedürfniß sich zu verbinden, sie suchten,

ſie liebten ſich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entſtehen. Das allgemeine Intereſſe, ſittlich, moraliſch, war doch ein vages, unbeſtimmtes, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu beſondern Thätigkeiten. Daher zerfiel der große unſichtbare Kreis in kleinere, meiſt locale, die manches Löbliche erſchufen und hervorbrachten; aber eigentlich iſolirten ſich die bedeutenden immer mehr und mehr. Es iſt zwar dieß die alte Geſchichte, die ſich bei Erneuerung und Belebung ſtarrer, ſteckender Zuſtände gar oft ereignet hat, und mag alſo für ein literariſches Beiſpiel gelten deſſen, was wir in der politiſchen und kirchlichen Geſchichte ſo oft wiederholt ſehen.

Die Hauptfiguren wirkten, ihrem Geiſt, Sinn und Fähigkeit nach, unbedingt; an ſie ſchloſſen ſich andere, die ſich zwar Kräfte fühlten, aber doch ſchon geſellig und untergeordnet zu wirken nicht abgeneigt waren.

Klopſtock ſey zuerſt genannt. Geiſtig wendeten ſich viele zu ihm; ſeine keuſche abgemeſſene, immer Ehrfurcht gebietende Perſönlichkeit aber lockte zu keiner Annäherung. An Wieland ſchloſſen ſich gleichfalls wenige perſönlich, das literariſche Zutrauen aber war gränzenlos — das ſüdliche Deutſchland, beſonders Wien, ſind ihm ihre poetiſche und proſaiſche Cultur ſchuldig; unüberſehbare Einſendungen jedoch brachten ihn oft zu heiterer Verzweiflung.

Herder wirkte ſpäter. Sein anziehendes Weſen ſammelte nicht eigentlich eine Menge um ihn her, aber Einzelne geſtalteten ſich an und um ihn, hielten an ihm feſt und hatten zu ihrem größten Vortheile ſich ihm ganz hingegeben. Und ſo hatten ſich kleine Weltſyſteme gebildet. Auch Gleim war ein Mittelpunkt, um den ſich viele Talente verſammelten. Mir wurden viele Sprudelköpfe zu Theil, welche faſt den Ehrennamen eines Genies zum Spitznamen herabgebracht hätten.

Aber bei allem dieſem fand ſich das Sonderbare, daß nicht nur jeder Häuptling, ſondern auch jeder Angeordnete ſeine Selbſtſtändigkeit feſthielt und andere deßhalb an und nach ſich in ſeine beſondern Geſinnungen heranzuziehen bemüht war; wodurch denn die ſeltſamſten Wirkungen und Gegenwirkungen ſich hervorthaten.

Und wie Lavater forderte, daß man ſich nach ſeinem Beiſpiel mit Chriſto transſubſtantiiren müſſe, ſo verlangte Jacobi, daß man ſeine individuelle, tiefe, ſchwer zu definirende Denkweiſe in ſich aufnehmen ſolle. Die Fürſtin hatte in der katholiſchen Sinnesart, innerhalb der Ritualitäten

der Kirche, die Möglichkeit gefunden ihren edlen Zwecken gemäß zu leben und zu handeln. Diese beiden liebten mich wahrhaft und ließen mich im Augenblick gewähren, jedoch immer mit stiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung mich ihren Gesinnungen völlig anzueignen: sie ließen sich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld und um mir gegen sie Luft zu machen, vorsätzlich ausübte.

Im Ganzen war jedoch jener Zustand eine aristokratische Anarchie, ungefähr wie der Conflict jener eine bedeutende Selbstständigkeit entweder schon besitzenden oder zu erringen strebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höhern Cultur voranging, wie wir jetzt wohl übersehen, da uns mehrere Einblicke in diesen nicht zu beschreibenden, vielleicht für Nachlebende nicht zu fassenden Zustand eröffnet worden. Hamanns Briefe sind hiezu ein unschätzbares Archiv, zu welchem der Schlüssel im Ganzen wohl möchte gefunden werden, für die einzelnen geheimen Fächer vielleicht nie.

Als Hausgenossen besaß ich nunmehr meinen ältesten römischen Freund, Heinrich Meyer. Erinnerung und Fortbildung italiänischer Studien blieb tägliche Unterhaltung. Bei dem letzten Aufenthalt in Venedig hatten wir uns aufs neue von Grund aus verständigt, und uns nur desto inniger verbunden.

Wie aber alles Bestreben, einen Gegenstand zu fassen, in der Entfernung vom Gegenstande sich nur verwirrt oder, wenn man zur Klarheit vorzudringen sucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerung fühlbar macht, und immerfort eine Rückkehr zur Quelle des Anschauens in der lebendigen Gegenwart fordert, so war es auch hier. Und wer, wenn er auch mit wenigerem Ernst in Italien gelebt, wünscht nicht immer dorthin zurückzukehren!

Noch aber war der Zwiespalt, den das wissenschaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämmtlich für sich zu fordern.

In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in spätern Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand

herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche die mich äußerst anwiderten; ich nenne nur Heinse's Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was sie unternommen und geleistet; denn der Mensch kann sich nicht versagen nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn so viel Treffliches und Albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, so wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet: ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gern völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen; und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam, und eine Zeit lang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen

Geſinnungen: ich vermied Schillern, der, in Weimar ſich aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen: alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab, und ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander fort.

Sein Aufſatz über Anmuth und Würde war eben ſo wenig ein Mittel mich zu verſöhnen. Die Kantiſche Philoſophie, welche das Subject ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte er mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt, und er, im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie als ſelbſtſtändig, lebendig, vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich direkt auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Lichte: dabei fühlte ich es ſey noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt worden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen ſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zuſammen fallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen ſtattfinde, erhellt aus folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht ſah. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei. Einſtmals fand ich Schillern daſelbſt; wir gingen zufällig beide zugleich heraus: ein Geſpräch knüpfte ſich an, er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig, und mir ſehr willkommen, wie eine ſo zerſtückelte Art die Natur zu behandeln den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne

Ich erwiederte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu seyn, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause; das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriffe stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht: keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne." Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß; alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten

mir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles frei neben einander keimte, und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.

1795.

Die Horen wurden ausgegeben, Episteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hiebei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend als ich, und mußte nachsichtig seyn als Herausgeber.

Bei allem diesem konnte ich mich nicht enthalten, Anfangs Juli nach Carlsbad zu gehen, und über vier Wochen daselbst zu verweilen. In jüngeren Jahren ist man ungeduldig bei den kleinsten Uebeln, und Carlsbad war mir schon öfters heilsam gewesen. Vergebens aber hatte ich mancherlei Arbeiten mitgenommen: denn die auf gar vielfache Weise mich berührende große Masse von Menschen zerstreute, hinderte mich, gab mir freilich aber auch manche neue Aussicht auf Welt und Persönlichkeiten.

Kaum war ich zurück, als von Ilmenau die Nachricht eintraf, ein bedeutender Stollenbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Ich eilte hin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Erheiternd war mir dagegen die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem, kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff,

ſtarrt alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zuſtand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Geſicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Wer ſeine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen die ſich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühſam Reiſende bedürfen gutes Muthes, der ſich leicht zu Uebermuth ſteigert. Unſer Reiſender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelaſſen und verachtet die Städter, deren Zuſtand er gleichnißweiſe ſchmählich herabſetzt.

Wahrſcheinlich iſt ein wunderſamer Druckfehler daher entſtanden, daß Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben ſchienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrſperlingen hindeuten möchten. In der vorletzten Ausgabe ſtehen jene, dieſe in der letzten.

Leicht iſt's folgen dem Wagen
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu ſeiner eigenen günſtigen Lebensepoche zurück, ohne ſich irgend ein Verdienſt anzumaßen, ja er ſpricht von den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringſchätzung.

und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folgte, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

Von da ward ich nach Eisenach gefordert: der Hof weilte daselbst mit mehreren Fremden, besonders Emigrirten. Bedenkliche Kriegsbewegungen riefen jedermann zur Aufmerksamkeit: die Oesterreicher waren 60,000 Mann über den Main gegangen, und es schien, als wenn in der Gegend von Frankfurt die Ereignisse lebhaft werden sollten. Einen Auftrag, der mich dem Kampfplatze genähert hätte, wußte ich abzulehnen; ich kannte das Kriegsunheil zu sehr, als daß ich es hätte aufsuchen sollen.

Hier begegnete mir ein Fall, an welchen ich öfters zu denken im Leben Ursache hatte. Graf Dumanoir, unter allen Emigrirten ohne Frage der am meisten Gebildete, von tüchtigem Charakter und reinem Menschenverstand, dessen Urtheil ich meist unbefangen gefunden hatte, er begegnete mir in Eisenach vergnügt auf der Straße und erzählte, was in der Frankfurter Zeitung Günstiges für ihre Angelegenheiten stehe. Da ich doch auch den Gang des Weltwesens ziemlich vor mir im Sinne hatte, so stutzte ich, und es schien mir unbegreiflich, wie dergleichen sich sollte ereignet haben. Ich eilte daher mir das Blatt zu verschaffen, und konnte beim Lesen und Wiederlesen nichts ähnliches darin finden, bis ich zuletzt eine Stelle gewahrte, die man allenfalls auf diese Angelegenheit beziehen konnte, da sie denn aber gerade das Gegentheil würde bedeutet haben.

Früher hatte ich schon einmal ein Stärkeres, aber freilich auch von einem Emigrirten, vernommen. Die Franzosen hatten sich bereits über der ganzen Oberfläche ihres Vaterlandes auf alle Weise gemessen: die Assignaten waren zu Mandaten, und diese wieder zu nichts geworden; von allerem war umständlich und mit großem Bedauern die Rede, als ein Marquis mit einiger Beruhigung versetzte, dieß sey zwar ein großes Unglück; nur befürchte er, es werde noch gar der bürgerliche Krieg ausbrechen, und der Staatsbankerutt unvermeidlich seyn.

Wem dergleichen von Beurtheilung unmittelbarer Lebensverhältnisse vorgekommen, der wird sich nicht mehr wundern, wenn ihm in Religion, Philosophie und Wissenschaft, wo des Menschen abgesondertes Inneres in Anspruch genommen wird, eben solche Verfinsterung des Urtheils und der Meinung am hellen Mittag begegnet.

In derselben Zeit ging Freund Meyer nach Italien zurück; denn

obgleich der Krieg in der Lombardei schon heftig geführt wurde, so war doch im übrigen alles noch unangetastet, und wir lebten im Wahn die Jahre von 87 und 88 wiederholen zu können. Seine Entfernung beraubte mich alles Gesprächs über bildende Kunst, und selbst meine Vorbereitung ihm zu folgen, führte mich auf andere Wege.

Ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen. Sie nahmen beiderseits in diesem Augenblick an Naturwissenschaften großen Antheil, und ich konnte mich nicht enthalten meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräche mitzutheilen. Da man meine Darstellungen zusammenhängend und ziemlich vollständig erachtete, ward ich dringend aufgefordert sie zu Papier zu bringen, welches ich auch sogleich besorgte, indem ich an Max Jacobi das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre, gegenwärtig wie es mir war, dictirte, den Freunden Genüge that, und mir selbst einen Anhaltepunkt gewann, woran ich meine weitern Betrachtungen knüpfen konnte.

Alexander von Humboldts Einwirkungen verlangen besonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema zu dictiren. Bei seinem Aufenthalt in Bayreuth ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant.

Gleichzeitig und verbunden mit ihm tritt Professor Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne, mit in unsern Kreis.

Die Versendung der Freiexemplare von Wilhelm Meisters erstem Theil beschäftigte mich eine Weile. Die Beantwortung war nur theilweise erfreulich, im ganzen keineswegs förderlich; doch bleiben die Briefe, wie sie damals einlangten, und noch vorhanden sind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Frau von Frankenberg daselbst, von Thümmel, meine Mutter, Sömmering, Schlosser, von Humboldt, von Dalberg in Mannheim, Voß, die meisten, wenn man es genau nimmt, se defendendo, gegen die geheime Gewalt des Werkes sich in Positur setzend. Eine geistreiche geliebte Freundin aber brachte mich ganz besonders in Verzweiflung, durch Ahnung manches Geheimnisses, Bestreben nach Enthüllung und ängstliche Deutelei, anstatt daß ich gewünscht hätte, man möchte die Sache nehmen wie sie lag und sich den faßlichen Sinn zueignen.

Indem nun Unger die Fortsetzung betrieb, und den zweiten Band zu beschleunigen suchte, ergab sich ein widerwärtiges Verhältniß mit Capellmeister Reichardt. Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden; er war der erste, der mit Ernst und Stätigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, durch herkömmliche Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzuruhen, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen: ich aber die gräulichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend, und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen.

Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meister mit Glück zu componiren angefangen, wie denn immer noch seine Melodie zu: Kennst du das Land als vorzüglich bewundert wird. Unger theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit; und so war er von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher; daher sich im stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltsam an den Tag kam.

Ueber das Verhältniß zu Jacobi habe ich hiernächst Besseres zu sagen, ob es gleich auch auf keinem sichern Fundament gebaut war. Lieben und Dulden und von jener Seite Hoffnung, eine Sinnesveränderung in mir zu bewirken, drücken es am kürzesten aus. Er war vom Rheine weggewandert nach Holstein gezogen, und hatte die freundlichste Aufnahme zu Emkendorf in der Familie des Grafen Reventlow gefunden; er meldete mir sein Behagen an den dortigen Zuständen aufs reizendste, beschrieb verschiedene Familienfeste zur Feier seines Geburtstags und des Grafen, anmuthig und umständlich, worauf denn auch eine wiederholte dringende Einladung dorthin erfolgte.

Dergleichen Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes waren mir immer widerwärtig, die Aussicht darauf stieß mich mehr ab als daß sie mich angezogen hätte; mehr aber noch hielt mich das Gefühl

zurück, daß man meine menſchliche und dichteriſche Freiheit durch gewiſſe conventionelle Sittlichkeiten zu beſchränken gedachte, und ich fühlte mich hierin ſo feſt, daß ich der dringenden Anforderung, einen Sohn, der in der Nähe ſtudirt und promovirt hatte, dorthin zu geleiten, keineswegs Folge leiſtete, ſondern auf meiner Weigerung ſtandhaft verharrte.

Auch ſeine Briefe über Wilhelm Meiſter waren nicht einladend: dem Freunde ſelbſt ſo wie ſeiner vernehmen Umgebung erſchien das Reale, noch dazu eines niedern Kreiſes, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches auszuſetzen, und nur ein einziger tüchtiger überſchauender Weltmann, Graf Bernſtorff, nahm die Partei des bedrängten Buches. Um ſo weniger konnte der Autor Luſt empfinden ſolche Lectionen perſönlich einzunehmen, und ſich zwiſchen eine wohlwollende liebenswürdige Pedanterie und den Theetiſch geklemmt zu ſehen.

Von der Fürſtin Gallitzin erinnere ich mich nicht etwas über Wilhelm Meiſter vernommen zu haben, aber in dieſem Jahre klärte ſich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwiſchen uns gewirkt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtſinnigem Scherz oder Vorſatz. Es war aber nicht löblich, und wäre die Fürſtin nicht ſo reiner Natur geweſen, ſo hätte ſich früh oder ſpät eine unerfreuliche Scheidung ergeben. Auch ſie war von Münſter vor den Franzoſen geflohen; ihr großer, durch Religion geſtärkter Charakter hielt ſich aufrecht, und da eine ruhige Thätigkeit ſie überall hinbegleitete, blieb ſie mit mir in wohlwollender Verbindung, und ich war froh in jenen verworrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäß manches Gute zu ſtiften.

Wilhelm von Humboldts Theilnahme war indeß fruchtbarer: aus ſeinen Briefen geht eine klare Einſicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte.

Schillers Theilnahme nenne ich zuletzt: ſie war die innigſte und höchſte; da jedoch ſeine Briefe hierüber noch vorhanden ſind, ſo darf ich weiter nichts ſagen, als daß die Bekanntmachung derſelben wohl eins der ſchönſten Geſchenke ſeyn möchte, die man einem gebildeten Publicum bringen kann.

Das Theater war ganz an mich gewieſen; was ich im Ganzen überſah und leitete, ward durch Kirms ausgeführt. Vulpius, dem es zu dieſem Geſchäft an Talent nicht fehlte, griff ein mit zweckmäßiger Thätigkeit. Was im Laufe dieſes Jahre geleiſtet wurde, iſt ungefähr folgendes.

Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren frühern Einfluß, und die Opern zogen mehr an als alles übrige. Don Juan, Doctor und Apotheker, Cosa Rara, das Sonnenfest der Braminen befriedigten das Publicum. Lessings Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schröder'sche, Iffland'sche, Kotzebue'sche Stücke an der Tagesordnung. Auch Hagemann und Großmann galten etwas. Abälline ward den Schiller'schen Stücken ziemlich gleichgestellt; unsere Bemühung aber, alles und jedes zur Erscheinung zu bringen, zeigte sich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Maier, den Sturm von Borberg, aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück; indessen hatte man doch ein solches merkwürdiges Stück gesehen und sein Daseyn, wo nicht beurtheilt, doch empfunden.

Daß unsere Schauspieler in Lauchstädt, Erfurt, Rudolstadt von dem verschiedensten Publicum mit Freuden aufgenommen, durch Enthusiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen sich selbst gesteigert wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unserer Bühne und zur Anfrischung einer Thätigkeit, die, wenn man dasselbe Publicum immer vor sich sieht, dessen Charakter, dessen Urtheilsweise man kennt, gar bald zu erschlaffen pflegt.

Wenden sich nun meine Gedanken von diesen kleinen, in Vergleich mit dem Weltwesen höchst unwichtigen Verhältnissen zu diesem, so muß mir jener Bauer einfallen, den ich bei der Belagerung von Mainz, im Bereich der Kanonen hinter einem auf Rädern vor sich hingeschobenen Schanzkorbe seine Feldarbeit verrichten sah. Der einzelne beschränkte Mensch giebt seine nächsten Zustände nicht auf, wie auch das große Ganze sich verhalten möge.

Nun verlauteten die Baseler Friedenspräliminarien und ein Schein von Hoffnung ging dem nördlichen Deutschland auf. Preußen machte Frieden, Oesterreich setzte den Krieg fort, und nun fühlten wir uns in neuer Sorge befangen; denn Kursachsen verweigerte den Beitritt zu einem besondern Frieden. Unsere Geschäftsmänner und Diplomaten bewegten sich nun nach Dresden, und unser gnädigster Herr, anregend alle und thätig vor allen, begab sich nach Dessau. Inzwischen hörte man von Bewegungen unter den Schweizer Landleuten, besonders am obern Zürchersee: ein deßhalb eingeleiteter Proceß regte den Widerstreit der Gesinnungen noch mehr auf; doch bald ward unsere Theilnahme schon

wieder in die Nähe gerufen. Das rechte Mainufer schien abermals unsicher, man fürchtete sogar für unsere Gegenden: eine Demarcationslinie kam zur Sprache; doppelt und dreifach traten Zweifel und Sorge hervor.

Clerfayt tritt auf; wir halten uns an Kursachsen: nun werden aber schon Vorbereitungen und Anstalten gefordert, und als man Kriegssteuern ausschreiben muß, kommt man endlich auf den glücklichen Gedanken, auch den Geist, an den man bisher nicht gedacht hatte, contribuabel zu machen; doch verlangte man nur von ihm ein don gratuit.

In dem Laufe dieser Jahre hatte meine Mutter den wohlbestellten Weinkeller, die in manchen Fächern wohlausgerüstete Bibliothek, eine Gemäldesammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, und was sonst nicht alles verkauft, und ich sah, indem sie dabei nur eine Bürde los zu seyn froh war, die ernste Umgebung meines Vaters zerstückt und verschleudert. Es war auf meinen Antrieb geschehen: niemand konnte damals dem andern rathen noch helfen. Zuletzt blieb das Haus noch übrig; dieß wurde endlich auch verkauft und die Möbeln, die sie nicht mitnehmen wollte, zum Abschluß in einer Auction vergeudet. Die Aussicht auf ein neues lustiges Quartier an der Hauptwache realisirte sich, und dieser Wechsel gewährte zur Zeit, da nach vorüberfliegender Friedenshoffnung neue Sorge wieder eintrat, ihr eine zerstreuende Beschäftigung.

Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familienereigniß habe ich zu bemerken, daß Nicolovius, zu Eutin wohnhaft, meine Nichte heirathete, die Tochter Schlossers und meiner Schwester.

Außer den gedachten Unbilden brachte der Versuch, entschiedene Idealisten mit den höchst realen akademischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, fortdauernde Verdrießlichkeiten. Fichtens Absicht, Sonntags zu lesen und seine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, mußte den Widerstand seiner Collegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studentenhaufen vors Haus zu treten erkühnte und ihm die Fenster einwarf — die unangenehmste Weise von dem Daseyn eines Nicht-Ichs überzeugt zu werden.

Aber nicht seine Persönlichkeit allein, auch die eines andern machte den Unter- und Oberbehörden viel zu schaffen. Er hatte einen denkenden jungen Mann Namens Weißhuhn nach Jena berufen, einen Gehülfen und Mitarbeiter an ihm hoffend; allein dieser wich bald in einigen Dingen,

das heißt für einen Philosophen in allen, von ihm ab, und ein reines Zusammenseyn war gar bald gestört, ob wir gleich zu den Hexen dessen Theilnahme nicht verschmähten. Dieser Wackere, mit den äußeren Dingen noch weniger als Fichte sich ins Gleichgewicht zu setzen fähig, erlebte bald mit Prorectur und Gerichten die unangenehmsten persönlichen Händel: es ging auf Injurienprocesse hinaus, welche zu beschwichtigen man von oben her die eigentliche Lebensweisheit hereinbringen mußte.

Wenn uns nun die Philosophen kaum beizulegende Händel von Zeit zu Zeit erneuerten, so nahmen wir jeder günstigen Gelegenheit wahr, um die Angelegenheiten der Naturfreunde zu befördern. Der geistig strebende und unaufhaltsam vordringende Batsch war denn im Wirklichen doch schrittweise zufrieden zu stellen; er empfand seine Lage, kannte die Mittel die uns zu Gebote standen und beschied sich in billigen Dingen. Daher gereichte es uns zur Freude, ihm in dem fürstlichen Garten einen festern Fuß zu verschaffen; ein Glashaus, hinreichend für den Anfang, ward nach seinen Angaben errichtet, wobei die Aussicht auf fernere Begünstigung sich von selbst hervorthat.

Für einen Theil der Jenaischen Bürgerschaft ward auch gerade in dieser Zeit ein bedeutendes Geschäft beendigt. Man hatte den alten Arm der Saale oberhalb der Rasenmühle, der durch mehrere Krümmungen die schönsten Wiesen des rechten Ufers in Kiesbette des linken verwandelte, ins Trockene zu legen einen Durchstich angeordnet, und den Fluß in gerader Linie abwärts zu führen unternommen. Schon einige Jahre dauerte die Bemühung, welche endlich gelang und den anstoßenden Bürgern, gegen geringe frühere Beiträge, ihre verlorenen Räume wieder gab, indem ihnen die alte Saale und die indeß zu nutzbaren Weidichten herangewachsenen Kiesräume zugemessen und sie auf diese Weise über ihre Erwartung befriedigt wurden; weßhalb sie auch eine seltene Dankbarkeit gegen die Vorgesetzten des Geschäftes ausdrückten.

Unzufriedene machte man jedoch auch bei dieser Gelegenheit: denn auch solche Anlieger, die im Unglauben auf den Erfolg des Geschäftes die frühern geringen Beiträge verweigert hatten, verlangten ihren Theil an dem eroberten Boden, wo nicht als Recht, doch als Gunst, die aber hier nicht Statt haben konnte, indem die herrschaftliche Kasse für ein bedeutendes Opfer einige Entschädigung an dem errungenen Boden zu fordern hatte.

Treier Werke von ganz verſchiedener Art, welche jedoch in dieſem Jahr das größte Aufſehen erregten, muß ich noch gedenken. Dumouriez' Leben ließ uns in die beſondern Verfallenheiten, worein uns das Allgemeine leider genugſam bekannt war, tiefer hineinſehen: manche Charaktere wurden uns aufgeſchloſſen und der Mann, der uns immer viel Antheil abgewonnen hatte, erſchien uns klarer und im günſtigen Lichte. Geiſtreiche Frauenzimmer, die denn doch immer irgendwo Neigung unterzubringen genöthigt ſind und den Tagesheldin wie billig am meiſten begünſtigen, erquickten und erbauten ſich an dieſem Werke, das ich ſorgfältig ſtudirte, um die Epoche ſeiner Großthaten, von denen ich perſönlich Zeuge geweſen, mir bis ins einzeln Geheime genau zu vergegenwärtigen. Dabei erfreute ich mich denn, daß ſein Vortrag mit meinen Erfahrungen und Bemerkungen vollkommen übereinſtimmte.

Das zweite, dem allgemeinen Bemerken ſich aufdringende Werk waren Balde's Gedichte, welche nach Herders Ueberſetzung, jedoch mit Verheimlichung des eigentlichen Autors, ans Licht kamen und ſich der ſchönſten Wirkung erfreuten. Von reichem Zeitgehalt, mit deutſchen Geſinnungen ausgeſprochen, wären ſie immer willkommen geweſen; kriegeriſch verworrene Zeitläufte aber, die ſich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in dieſem dichteriſchen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von geſtern, was unſere Urvorfahren gequält und geängſtigt hatte.

Einen ganz andern Kreis bildete ſich das dritte Werk. Lichtenbergs Hogarth und das Intereſſe daran war eigentlich ein gemachtes: denn wie hätte der Deutſche, in deſſen einfachem reinem Zuſtande ſehr ſelten ſolche excentriſche Fratzen vorkommen, hieran ſich wahrhaft vergnügen können? Nur die Tradition, die einen von ſeiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Continent hatte geltend gemacht, nur die Seltenheit, ſeine wunderlichen Darſtellungen vollſtändig zu beſitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung ſeiner Werke weder Kunſtkenntniß noch höhern Sinnes zu bedürfen, ſondern allein böſen Willen und Verachtung der Menſchheit mitbringen zu können, erleichterte die Verbreitung ganz beſonders, vorzüglich aber, daß Hogarths Witz auch Lichtenbergs Witzeleien den Weg gebahnt hatte.

Junge Männer, die von Kindheit auf, ſeit beinahe zwanzig Jahren an meiner Seite heraufgewachſen, ſahen ſich nunmehr in der Welt um,

und die von ihnen mir zugehenden Nachrichten mußten mir Freude machen, da ich sie mit Verstand und Thatkraft auf ihrer Bahn weiter schreiten sah. Friedrich von Stein hielt sich in England auf und gewann daselbst für seinen technischen Sinn viele Vortheile. August von Herder schrieb aus Neufchatel, wo er sich auf seine übrigen Lebenszwecke vorzubereiten dachte.

Mehrere Emigrirte waren bei Hof und in der Gesellschaft wohl aufgenommen, allein nicht alle begnügten sich mit diesen socialen Vortheilen. Manche von ihnen hegten die Absicht, hier wie an andern Orten, durch eine löbliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein wackerer Mann, schon vorgerückt in Jahren, mit Namen von Wendel, brachte zur Sprache, daß in Ilmenau, bei einem gesellschaftlichen Hammerwerke, der herzoglichen Kammer einige Antheile zustanden. Freilich wurde dieses Werk auf eine sonderbare Weise benutzt, indem die Hammermeister in einem gewissen Turnus arbeiteten, jeder für sich so gut er vermochte, um es nach kurzer Frist seinem Nachfolger abermals auf dessen eigene Rechnung zu überlassen. Eine solche Einrichtung läßt sich nur in einem altherkömmlichen Zustande denken, und ein höher gesinnter, an eine freiere Thätigkeit gewöhnter Mann konnte sich hierin nicht finden, ob man ihm gleich die herrschaftlichen Antheile für ein mäßiges Pachtgeld überließ, das man vielleicht nie eingefordert hätte. Sein ordnungsliebender, ins Ganze rege Geist suchte durch erweiterte Plane seine Unzufriedenheit zu beschwichtigen; bald sollte man mehrere Theile, bald das Ganze zu acquiriren suchen; beides war unmöglich, da sich die mäßige Existenz einiger ruhigen Familien auf dieses Geschäft gründete.

Nach etwas anderem war nun der Geist gerichtet: man baute einen Reverberirofen, um altes Eisen zu schmelzen und eine Gußanstalt ins Werk zu richten. Man versprach sich große Wirkung von der aufwärts concentrirten Gluth; aber sie war groß über alle Erwartung: denn das Ofengewölbe schmolz zusammen, indem das Eisen zum Fluß kam. Noch manches andere ward unternommen ohne glücklichen Erfolg; der gute Mann, endlich empfindend, daß er gänzlich aus seinem Elemente entfallen sey, gerieth in Verzweiflung, nahm eine übergroße Gabe Opium zu sich, die, wenn nicht auf der Stelle, doch in ihren Folgen seinem Leben ein Ende machte. Freilich war sein Unglück so groß, daß weder die Theilnahme des Fürsten, noch die wohlwollende Thätigkeit der beauftragten Räthe

ihn wieder herzuſtellen vermochte. Weit entfernt von ſeinem Vaterlande, in einem ſtillen Winkel des Thüringer Waldes, fiel auch er ein Opfer der gränzenloſen Umwälzung.

Von Perſonen, deren Schickſalen und Verhältniſſen bemerke folgendes. Schloſſer wandert aus und begiebt ſich, da man nicht an jedem Aſyl verzweifeln konnte, nach Ansbach und hat die Abſicht daſelbſt zu verbleiben.

Herder fühlt ſich von einiger Entfernung, die ſich nach und nach hervorthut, betreffen, ohne daß dem daraus entſtehenden Mißgefühl wäre zu helfen geweſen. Seine Abneigung gegen die Kant'ſche Philoſophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte ſich immer geſteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zuſammenwuchs. Daher war jeder Verſuch das alte Verhältniß herzuſtellen fruchtlos, um ſo mehr als Wieland die neuere Lehre ſelbſt in der Perſon ſeines Schwiegerſohns verwünſchte und als Latitudinarier ſehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, ſo wie es hieß, fixiren und allem humoriſtiſch-poetiſchen Schwanken ein Ende zu machen drohte.

Herder war von Natur weich und zart, ſein Streben mächtig und groß. Er mochte daher wirken oder gegenwirken, ſo geſchah es immer mit einer gewiſſen Haſt und Ungeduld; ſodann war er mehr von dialektiſchem als conſtructivem Geiſte. Daher der beſtändige heteros logos gegen alles was man vorbrachte. Ja er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Ueberzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als ſeine eigene Meinung gelehrt und mitgetheilt hatte.

Traurig aber war mir ein Schreiben des höchſt bedeutenden Carl von Moſer. Ich hatte ihn früher auf dem Gipfel miniſterieller Machtvollkommenheit geſehen, wo er den Ehecontrakt zwiſchen unſerm theuern fürſtlichen Ehepaar aufzuſetzen nach Carlsruhe berufen ward, zu einer Zeit, wo er mir manche Gefälligkeit erwies, ja einen Freund durch entſchiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieſer war nun ſeit zwanzig Jahren nach und nach in ſeinen Vermögensumſtänden dergeſtalt zurückgekommen, daß er auf einem alten Bergſchloſſe, Zwingenberg, ein kümmerliches Leben führte. Nun wollte er ſich auch einer ſeiner Gemäldeſammlung entäußern, die er zu beſſerer Zeit mit Geſchmack um ſich verſammelt hatte; er verlangte meine Mitwirkung und ich konnte ſein zartes dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlichen

Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

Das Bild des einſamen, menſchen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er malt ſich's aus.

Ach wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Er fährt fort ihn zu beklagen.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton,
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Seine herzliche Theilnahme ergießt ſich im Gebet. Die Auslegung dieſer Strophen iſt meinem freundlichen Commentator beſonders gelungen; er hat das Herzliche derſelben innigſt gefühlt und entwickelt.

herrlichen Brief erwiedern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen bedrängten und zugleich in sein Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rührt, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah solchem Bedürfnisse abzuhelfen.

Anatomie und Physiologie verlor ich dieses Jahr fast nicht aus den Augen. Hofrath Loder demonstrirte das menschliche Gehirn einem kleinen Feuerdescirkel, hergebrachterweise, in Schichten von oben herein, mit seiner ihn auszeichnenden Klarheit. Die Camper'schen Arbeiten wurden mit demselben durchgesehen und durchgedacht.

Sömmerings Versuch dem eigentlichen Sitz der Seele näher nachzuspüren, veranlaßte nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung.

Brandis in Braunschweig zeigte sich in Naturbetrachtungen geistreich und belebend; auch er wie wir versuchte sich an den schwersten Problemen.

Zeit jener Epoche, wo man sich in Deutschland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten sich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menschen heran. Da nun ihr Bestreben in einer dunkeln, düstern Region verfuhr und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günstiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, sie werde sich von einiger Vernünftigkeit, wenigstens im Verfolg doch, leiten lassen, so versagte man solchen Personen seinen Antheil nicht, bis sie denn zuletzt entweder selbst verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.

Ein solcher war von Sonnenberg, der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich erging. Klopstocks Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gericht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, energumenisch vorgetragen, keinen besondern Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang zu Beängstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich, bei immer vermehrtem Wahnsinn, sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte.

Auch thaten ſich in Staatsverhältniſſen hiernächſt die Folgen einer jugendlichen Gutmüthigkeit hervor, die ein bedeutendes Vertrauen auf einen Unwürdigen niedergelegt hatte. Die deßhalb entſtandenen Proceſſe wurden dieſſeits von einſichtsvollen Männern mit großer Gewandtheit einem glücklichen Ausgang entgegen geführt. Indeſſen beunruhigte eine ſolche Bewegung unſere geſelligen Kreiſe, indem nahverwandte, ſonſt tüchtig denkende, auch uns verbundene Perſonen Ungerechtigkeit und Härte ſahen, wo wir nur eine ſtätige Verfolgung eines unerläßlichen Rechtsganges zu erblicken glaubten. Die freundlichſten zarteſten Reclamationen von jener Seite hinderten zwar den Geſchäftsgang nicht, allein bedauerlich war es, die ſchönſten Verhältniſſe beinahe zerſtört zu ſehen.

1796.

Die Weimariſche Bühne war nun ſchon ſo beſetzt und befeſtigt, daß es in dieſem Jahre keiner neuen Schauſpieler bedurfte. Zum größten Vortheil derſelben trat Iffland im März und April vierzehnmal auf. Außer einem ſolchen belehrenden, hinreißenden, unſchätzbaren Beiſpiele wurden dieſe Vorſtellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums, und ein Anlaß das Wünſchenswerthe näher zu kennen. Schiller, der an dem Verbannten immer feſt hielt, redigirte zu dieſem Zweck den Egmont, der zum Schluß der Iffland'ſchen Gaſtrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutſchen Bühnen vorgeſtellt wird.

Ueberhaupt finden ſich hier, rückſichtlich auf das deutſche Theater, die merkwürdigſten Anfänge. Schiller, der ſchon in ſeinem Carlos ſich einer gewiſſen Mäßigkeit befliß und durch Redaction dieſes Stücks fürs Theater zu einer beſchränktern Form gewohnt, hatte nun den Gegenſtand von Wallenſtein aufgefaßt und den gränzenloſen Stoff in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges dergeſtalt behandelt, daß er ſich als Herrn dieſer Maſſe gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch dieſe Fülle ward eine ſtrengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge ſeyn konnte, weil er ſich über alles was er dichteriſch vorhatte, mit andern gern beſprach, und was zu thun ſeyn mochte, hin und wieder überlegte.

Bei dem unabläſſigen Thun und Treiben, das zwiſchen uns ſtattfand,

bei der entſchiedenen Luſt, das Theater kräftig zu beleben, ward ich angeregt den Fauſt wieder hervorzunehmen; allein was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater, als daß ich ihn herangebracht hätte.

Die Horen gingen indeſſen fort, mein Antheil blieb derſelbige; doch hatte Schillers gränzenloſe Thätigkeit den Gedanken eines Muſenalmanachs gefaßt, einer poetiſchen Sammlung, die jener, meiſt proſaiſchen, vortheilhaft zur Seite ſtehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen ſeiner Landsleute günſtig. Die guten ſtrebſamen Köpfe neigten ſich zu ihm. Er ſchickte ſich übrigens trefflich zu einem ſolchen Redacteur; den innern Werth eines Gedichts überſah er gleich, und wenn der Verfaſſer ſich zu weitläufig ausgethan hatte oder nicht enden konnte, wußte er das Ueberflüſſige ſchnell auszufeuern. Ich ſah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittheil Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend.

Ich ſelbſt ward ſeiner Aufmunterung viel ſchuldig, wovon die Horen und Almanache vollgültiges Zeugniß abgeben. Alexis und Dora, Braut von Korinth, Gott und Bajadere wurden hier ausgeführt oder entworfen. Die Xenien, die aus unſchuldigen, ja gleichgültigen Anfängen ſich nach und nach zum Herbſten und Schärfſten hinaufſteigerten, unterhielten uns viele Monate, und machten, als der Almanach erſchien, noch in dieſem Jahre die größte Bewegung und Erſchütterung in der deutſchen Literatur. Sie wurden als höchſter Mißbrauch der Preßfreiheit von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.

Einer höchſt lieb- und werthen, aber auch ſchwer laſtenden Bürde entledigte ich mich gegen Ende Auguſts. Die Reinſchrift des letzten Buches von Wilhelm Meiſter ging endlich ab an den Verleger. Seit ſechs Jahren hatte ich Ernſt gemacht dieſe frühe Conception auszubilden, zurecht zu ſtellen und dem Drucke nach und nach zu übergeben. Es bleibt daher dieſes eine der incalculabelſten Productionen, man mag ſie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um ſie zu beurtheilen fehlt mir beinahe ſelbſt der Maßſtab.

Kaum aber hatte ich mich durch ſucceſſive Herausgabe davon befreit, als ich mir eine neue Laſt auflegte, die jedoch leichter zu tragen, oder vielmehr keine Laſt war, weil ſie gewiſſe Vorſtellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszuſprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Hermann und Dorothea war gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt,

die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so viel Jahren noch immer geblieben.

Freund Meyer schrieb fleißig aus Italien gewichtige Blätter. Meine Vorbereitung, ihm zu folgen, nöthigte mich zu mannichfaltigen Studien, deren Actenstücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich faßte, um mich dort recht einzubürgern, gern den Entschluß, seine Selbstbiographie zu übersetzen, besonders weil sie Schillern zu den Horen brauchbar schien.

Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus. Den Sommer über fand ich die schönste Gelegenheit Pflanzen unter farbigen Gläsern und ganz im Finstern zu erziehen, so wie die Metamorphose der Insecten in ihren Einzelnheiten zu verfolgen.

Galvanismus und Chemismus drängten sich auf; die Chromatik ward zwischen allem durch getrieben; und um mir den großen Vortheil der Vergegenwärtigung zu gewähren, fand sich eine edle Gesellschaft, welche Vorträge dieser Art gern anhören mochte.

Im Auswärtigen beharrt Kursachsen auf seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, und will in diesem Sinne sein Contingent marschiren lassen. Auch unsere Mannschaft rüstet sich; die Kosten hiezu geben manches zu bedenken.

Im großen Weltwesen ereignete sich, daß die hinterbliebene Tochter Ludwigs XVI, Prinzessin Marie Therese Charlotte, bisher in den Händen der Republicaner, gegen gefangene französische Generale ausgewechselt wird, ingleichen daß der Papst seinen Waffenstillstand theuer erkauft.

Die Oesterreicher gingen über die Lahn zurück, bestehen bei Annäherung der Franzosen auf dem Besitz von Frankfurt; die Stadt wird bombardirt, die Judengasse zum Theil verbrannt, sonst wenig geschadet, worauf denn die Uebergabe erfolgt. Meine gute Mutter, in ihrem schönen neuen Quartiere an der Hauptwache bald gerade, die Zeil hinaufschauend,

den betroffen und beschädigten Theil vor Augen, sie rettet ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller, und flüchtet über die frei gelassene Mainbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deßhalb verdiente beigelegt zu werden.

Der Kurfürst von Mainz geht nach Heiligenstadt; der Aufenthalt des Landgrafen von Darmstadt bleibt einige Zeit unbekannt; die Frankfurter flüchten, meine Mutter hält aus. Wir leben in einer eingeschläferten Furchtsamkeit. In den Rhein- und Maingegenden fortwährende Unruhen und Flucht. Frau von Coudenhoven verweilt in Eisenach, und so durch Flüchtlinge, Briefe, Boten, Staffetten kommt der Kriegsallarm einund das anderemal bis zu uns; doch bestätigt sich nach und nach die Hoffnung, daß wir in dem Augenblick nichts zu fürchten haben, und wir halten uns für geborgen.

Der König von Preußen, bei einiger Veranlassung, schreibt von Pyrmont an den Herzog, mit diplomatischer Gewandtheit den Beitritt zur Neutralität vorbereitend und den Schritt erleichternd. Furcht, Sorge, Verwirrung dauert fort: endlich erklärt sich Kursachsen zur Neutralität, erst vorläufig, dann entschieden; die Verhandlungen deßhalb mit Preußen werden auch uns bekannt.

Doch kaum scheinen wir durch solche Sicherheit beruhigt, so gewinnen die Oesterreicher abermals die Oberhand. Moreau zieht sich zurück, alle königisch Gesinnten bedauern die Uebereilung, zu der man sich hatte hinreißen lassen; die Gerüchte vermehren sich zum Nachtheil der Franzosen. Moreau wird zur Seite verfolgt und beobachtet, schon sagt man ihn eingeschlossen; auch Jourdan zieht sich zurück, und man ist in Verzweiflung, daß man sich allzu frühzeitig gerettet habe.

Eine Gesellschaft hochgebildeter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, bestätigte sich mehr und mehr. Ich las einen Gesang der Ilias von Voß, erwarb mir Beifall, dem Gericht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer. Ein jedes Mitglied gab von seinen Geschäften, Arbeiten, Liebhabereien beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort die neuesten physisch-chemischen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeschlossen, und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde sogar in sich aufnahmen, hielt von selbst alles ab, was einigermaßen hätte lästig seyn können. Akademische Lehrer gesellten sich hinzu, und wie fruchtbar diese Anstalt selbst für die Universität gewerden, geht aus dem

einzigen Beispiel schon genugsam hervor, daß der Herzog, der in einer solchen Sitzung eine Vorlesung des Dr. Christian Wilhelm Hufeland angehört, sogleich beschloß, ihm eine Professur in Jena zu ertheilen, wo derselbe sich durch mannichfache Thätigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreise vorzubereiten wußte.

Diese Societät war in dem Grade regulirt, daß meine Abwesenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geheime Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinsamen geregelten Thätigkeit zu erfreuen.

Und so sahen wir denn auch unsern trefflichen Batsch dieses Jahr in thätiger Zufriedenheit. Der edle reine, aus sich selbst arbeitende Mann bedurfte, gleich einer saftigen Pflanze, weder vieles Erdreich noch starke Bewässerung, da er die Fähigkeit besaß, aus der Atmosphäre sich die besten Nahrungsstoffe zuzueignen.

Von diesem schönen stillen Wirken zeugen noch heute seine Schriften und Berichte, wie er sich an seinem mäßigen Glashause begnügt, und durch das allgemeine Zutrauen gleichzeitiger Naturforscher die Achtung seiner Societät wachsen und ihren Besitz sich erweitern sieht; wie er denn auch bei solchen Gelegenheiten seine Versätze vertraulich mittheilte, nicht weniger seine Hoffnungen mit bescheidener Zuversicht vertrug.

1797.

Zu Ende des vorigen Jahres machte ich eine Reise meinen gnädigsten Herrn nach Leipzig zu begleiten, besuchte einen großen Ball, wo uns die Herren Dyk und Compagnie, und wer sich sonst durch die Xenien verletzt oder erschreckt hielt, mit Appreheusien, wie das böse Princip, betrachteten. In Dessau ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten: die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühesten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern.

Schon in den ersten Monaten des Jahrs erfreute sich das Theater an dem Beitritt von Caroline Jagemann, als einer neuen Zierde. Oberon ward gegeben, bald darauf Telemach, und manche Rollen konnten

mit mehr Auswahl beſetzt werden. Aeußerlich führte man das Bühnenweſen zunächſt in ſeinem gewohnten Gange fort, innerhalb aber ward manches Bedeutende vorbereitet. Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernſtlich darauf, ſeine Stücke ſpielbarer zu machen, und als ihm hierin die große Breite, wie er Wallenſtein ſchon gedacht, abermals hinderlich war, entſchloß er ſich den Gegenſtand in mehreren Abtheilungen zu behandeln. Dieß gab, in Abweſenheit der Geſellſchaft, den ganzen Sommer über reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geſchrieben; Wallenſteins Lager wuchs heran.

Auch ich blieb meinerſeits in vollkommener Thätigkeit: Hermann und Dorothea erſchien als Taſchenbuch, und ein neues, epiſch-romantiſches Gericht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen ſeinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweiſe meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch, daß ich ihnen Folge leiſtete; denn der Dichter allein kann wiſſen, was in einem Gegenſtande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich ſchrieb den neuen Pauſias und die Metamorphoſe der Pflanzen in elegiſcher Form; Schiller wetteiferte, indem er ſeinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schillern beſuchte der Schlaf erſt gegen Morgen; Leidenſchaften aller Art waren in Bewegung; durch die Xenien hatten wir ganz Deutſchland aufgeregt, jedermann ſchalt und lachte zugleich. Die Verletzten ſuchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweiſen; alle unſere Gegenwirkung beſtand in unermüdet fortgeſetzter Thätigkeit.

Die Univerſität Jena ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen Menſchen und glücklichen Umſtänden wäre der treueſten lebhafteſten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre im philoſophiſchen Journal. Woltmann hatte ſich intereſſant gemacht, und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache. Mein oſteologiſcher Typus von 1795 gab nun Veranlaſſung, die öffentliche Sammlung ſo wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen. Ich ſchematiſirte die Metamorphoſe der Inſecten, die ich ſeit mehreren Jahren nicht aus den Augen ließ. Die Kraniſchen

Zeichnungen der Harzfelsen gaben Anlaß zu geologischen Betrachtungen. Galvanische Versuche wurden durch Humboldt angestellt. Scherer zeigte sich als hoffnungsvoller Chemicus. Ich fing an, die Farbentafeln in Ordnung zu bringen. Für Schiller fuhr ich fort am Cellini zu übersetzen, und da ich biblische Stoffe in Absicht, poetische Gegenstände zu finden, wieder aufnahm, so ließ ich mich verführen die Reise der Kinder Israel durch die Wüste kritisch zu behandeln. Der Aufsatz, mit beigefügter Karte, sollte jenen wunderlichen vierzigjährigen Irrgang zu einem, wo nicht vernünftigen, doch faßlichen Unternehmen umbilden.

Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus; Wieland hatte sich in Oßmannstädt angesiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Oberroßla ein kleines Gut verkäuflich; ich hatte Absichten darauf.

Als Besuch erfreuten uns Lerse und Hirt. Der seltsame Reisende, Lord Bristol, gab mir zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß. Ich bereite mich zu einer Reise nach der Schweiz, meinem aus Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Der Weimarische Schloßbau nöthigt zur Umsicht nach einem geistreichen Architekten und geschickten Handwerkern. Auch die Zeichenschule erhält neue Anregung.

Vor meiner Abreise verbrenne ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung. Schiller besucht mich noch in Weimar, und ich reise den 30. Juli ab. Da ein geschickter Schreiber mich begleitete, so ist alles, in Acten geheftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend seyn konnte. Da hieraus mit schicklicher Redaction ein ganz unterhaltendes Bändchen sich bilden ließe, so sey von dem ganzen Reiseverlauf nur das Allgemeinste hier angedeutet.

Unterwegs beschäftigte mich die genaue Betrachtung der Gegenden, hinsichtlich auf Geognosie und der darauf gegründeten Cultur. In Frankfurt belehrt mich Sömmering durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Ich werde mit manchen Persönlichkeiten bekannt, mit Oeffentlichem und Besonderem; ich beachte das Theater, und führe lebhafte Correspondenz mit Schiller und andern Freunden. Oesterreichische Garnisen, gefangene Franzosen als Gegensatz; jene von imperturbablem Ernst, diese immer von possenhafter Heiterkeit. Französische satyrische Kupferstiche.

Den 25. ab von Frankfurt; über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg kam ich den 29. in Stuttgart an. Kaufmann Rapp, Tannecker, Scheffauer werden besucht; Bekanntschaft mit Professor Theurer, mit geschickten Arbeitern von Zierrathen, Stukkateren, Quadrateren, die sich aus der bewegten Regierungszeit Herzog Carls herschrieben; Unterhandlungen mit denselben, sie bei dem Weimarischen Schloßbau anzustellen.

Anfang Septembers fällt der Junggesell und der Mühlbach, den Zumsteeg sogleich componirt, sodann der Jüngling und die Zigeunerin. Den 9. September in Tübingen; bei Cotta gewohnt; die verzüglichen dortigen Männer besprochen. Naturaliencabinet des Professor Storr besichtigt, das, vormals Pasquay in Frankfurt am Main gehörig, mit der liebevollsten Sorgfalt nach Tübingen transportirt worden. Den 16. September von dort weg. Schaffhausen, Rheinfall, Zürich. Den 21. in Stäfa. Zusammenkunft mit Meyer. Den 28. mit ihm die Reise angetreten über Maria Einsiedeln bis auf den Gotthard. Den 8. October waren wir wieder zurück. Zum drittenmal besuchte ich die kleinen Cantone, und weil die epische Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, ersann ich einen Tell unmittelbar in der Gegenwart der classischen Oertlichkeit. Eine solche Ableitung und Zerstreuung war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geschieden; ich widmete ihr die Elegie Euphrosyne. Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Todten zu geben vermögen.

Auf dem Gotthard hatte ich schöne Mineralien gewonnen: der Hauptgewinn aber war die Unterhaltung mit meinem Freunde Meyer; er brachte mir das lebendigste Italien zurück, das uns die Kriegsläufte leider nunmehr verschlossen. Wir bereiteten uns zum Trost auf die Propyläen vor. Die Lehre von den Gegenständen, und was denn eigentlich dargestellt werden soll, beschäftigte uns vor allen Dingen. Die genaue Beschreibung und kennerhafte Bemerkung der Kunstgegenstände alter und neuer Zeit verwahrten wir als Schätze für die Zukunft. Nachdem ich eine Beschreibung von Stäfa versucht, die Tagebücher revidirt und mundirt waren, gingen wir den 21. October von dort ab. Den 26. October von Zürich abreisend, langten wir den 6. November in Nürnberg an. In dem freundlichen Cirkel der Kreisgesandten durchlebten wir einige frohe

Tage. Den 15. November von dort ab. In Weimar hatte die Ankunft mehrerer bedeutender Emigrirten die Gesellschaft erweitert, angenehm und unterhaltend gemacht.

Nachzutragen ist noch, daß Oberappellationsrath Körner und seine liebe und hoffnungsvolle Familie uns im abgelaufenen Sommer mit ihrer Gegenwart erfreute; und doch bleibt noch manches Besondere dieses merkwürdigen Jahres zurück.

Millins antiquarische Thätigkeit begann zu wirken, den größten Einfluß aber übten Wolfs Prolegomena.

Auf dem Theater fand ich die große Lücke: Christiane Neumann fehlte, und doch war's der Platz noch wo sie mir so viel Interesse eingeflößt hatte. Ich war durch sie an die Bretter gewöhnt; und so wendete ich nun dem Ganzen zu, was ich ihr sonst fast ausschließlich gewidmet hatte.

Ihre Stelle war besetzt, wenigstens mit einer wohlgefälligen Schauspielerin. Auch Caroline Jagemann indessen bildete sich immer mehr aus, und erwarb sich zugleich im Schauspiel allen Beifall. Das Theater war schon so gut bestellt, daß die currenten Stücke ohne Anstoß und Rivalität sich besetzen ließen.

Einen großen und einzigen Vortheil brachte aber dieser Unternehmung, daß die vorzüglichsten Werke Iffands und Kotzebue's schon vom Theater gewirkt und sich auf neuen, in Deutschland noch nicht betretenen Wegen großen Beifall erworben hatten. Beide Autoren waren noch in ihrem Vigor; ersterer als Schauspieler stand in der Epoche höchster Kunstausbildung.

Auch gereichte zu unserm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genugsam gebildeten Publicum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten; ja wir durften manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höheren Sinne auszubilden.

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hülfe: er stand im Begriff sich zu beschränken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantischen zu entsagen; schon gelang ihm das wahrhaft Große und dessen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.

Der du der Freuden viel ſchafft,
Jedem ein überfließend Maaß,
Segne die Brüder der Jagd,
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Der Dichter wendet ſeine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert ſich ſeiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieſer Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewiſſer Gegend ſich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben dieſe Luſtpartie war es, welche jene vertraute Geſellſchaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu ſeiner Wanderung darbietend. Er trennte ſich, mit dem Verſprechen bald wieder unter ihnen zu ſeyn.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgieb mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Nun aber kehrt er zu ſich ſelbſt zurück, betrachtet ſeinen bedenklichen Zuſtand und ruft der Liebe, ihm zur Seite zu bleiben.

Hier iſt der Ort zu bemerken, daß man ſich bei Auslegung von Dichtern immer zwiſchen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der ſiebenten Strophe heißt

1798.

So arbeiteten wir unermüdet dem Besuche Iffands vor, welcher uns im April durch acht seiner Vorstellungen auffrischen sollte. Groß war der Einfluß seiner Gegenwart: denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte, und die nächste Folge davon war, daß auch diesmal unsere Gesellschaft gar löblich ausgestattet nach Landstädt zog.

Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch sich regte, in Weimar ein besseres Local für die Bühne einzurichten. Schauspieler und Publicum fühlten sich eines anständigern Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer solchen Veränderung ward von jedermann anerkannt, und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes, um die Ausführung zu bestimmen und zu beschleunigen.

Baumeister Theuret war von Stuttgart berufen, um den neuen Schloßbau weiter zu fördern; als Nebenzweck gab er einen sogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals, nach welchem sich zu richten er die größte Gewandtheit bewies. Und so ward auch an uns die alte Bemerkung wahr, daß Gegenwart eines Baumeisters Baulust errege. Mit Fleiß und Hast betrieb man die Arbeit, so daß mit dem 12. October Hof und Publicum zu Eröffnung des neuen Hauses eingeladen werden konnten. Ein Prolog von Schiller und Wallensteins Lager gaben dieser Feierlichkeit Werth und Würde.

Den ganzen Sommer hatte es an Vorarbeiten hierzu nicht gefehlt; denn der große Wallensteinische Cyclus, zuerst nur angekündigt, beschäftigte uns durchaus, obgleich nicht ausschließlich.

Von meinen eigenen poetischen und schriftstellerischen Werken habe ich so viel zu sagen, daß die Weissagungen des Bakis mich nur einige Zeit unterhielten. Zur Achilleis hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund schalt mich aus, daß ich etwas so klar vor mir sehen könnte, ohne solches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt schrieb ich den ersten Gesang; auch den Plan schrieb ich auf, zu dessen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen sollte.

Doch hiervon leitete mich ab die Richtung zur bildenden Kunst,

welche ſich bei Meyers Zurückkunft aus Italien ganz entſchieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beſchäftigt das erſte Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet theils geſchrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern. Cellini's Leben ſetzte ich fort, als einen Anhaltspunkt der Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts. Diderot von den Farben ward mit Anmerkungen begleitet, welche mehr humoriſtiſch als künſtleriſch zu nennen wären, und indem ſich Meyer mit den Gegenſtänden in dem Hauptpunkt aller bildenden Kunſt gründlich beſchäftigte, ſchrieb ich den Sammler, um manches Nachdenken und Bedenken in die heitere freie Welt einzuführen.

In der Naturwiſſenſchaft fand ich manches zu denken, zu beſchauen und zu thun. Schelling von der Weltſeele beſchäftigte unſer höchſtes Geiſtesvermögen. Wir ſahen ſie nun in der ewigen Metamorphoſe der Außenwelt abermals verkörpert. Alles Naturgeſchichtliche, das ſich uns lebendig näherte, betrachtete ich mit großer Aufmerkſamkeit; fremde merkwürdige Thiere, beſonders ein junger Elephant, vermehrten unſere Erfahrungen.

Hier muß ich aber auch eines Aufſatzes gedenken, den ich über pathologiſches Elfenbein ſchrieb. Ich hatte ſolche Stellen angeſchoſſener und wieder verheilter Elephantenzähne, die beſonders den Kammmachern höchſt verdrießlich ſind, wenn ihre Säge oft unvermuthet auf ſie ſtößt, ſeit mehreren Jahren geſammelt, an Zahl mehr denn zwanzig Stücke, woran ſich in gar ſchöner Folge zeigen ließ, wie eine eiſerne Kugel ins Innere der Zahnmaſſe eindringen, wohl die organiſche Lebendigkeit ſtören, aber nicht zerſtören kann, indem dieſe ſich hier auf eine eigene Weiſe wehrt und wieder herſtellt. Ich freute mich dieſe Sammlung, beſchrieben und ausgelegt, dem Cabinette meines Freundes Loder, dem ich ſo viel Belehrung ſchuldig geworden, dankbar einzuverleiben.

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geſchichte der Farbenlehre vorgetragen werden ſollte, ward epochenweiſe durchgedacht und die einzelnen Schriftſteller ſtudirt, auch die Lehre ſelbſt genau erwogen und mit Schiller durchgeſprochen. Er war es der den Zweifel löſte, der mich lange Zeit aufhielt, worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewiſſe Menſchen die Farben verwechſeln, wobei man auf die Vermuthung kam, daß ſie einige Farben ſehen, andere nicht ſehen, da er denn zuletzt

entſchied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gildemeiſter, der eben in Jena ſtudirte, war in ſolchem Falle, und bot ſich freundlich zu allem Hin- und Wiederverſuchen, woraus ſich denn zuletzt für uns jenes Reſultat ergab.

Ferner um das Mentale ſichtlich darzuſtellen, verfertigten wir zuſammen mancherlei ſymboliſche Schemata. So zeichneten wir eine Temperamentenroſe, wie man eine Windroſe hat, und entwarfen eine tabellariſche Darſtellung, was der Dilettantismus jeder Kunſt Nützliches und Schädliches bringe.

Gar manche Vortheile, die wir im Naturwiſſenſchaftlichen gewannen, ſind wir einem Beſuch ſchuldig geworden, den uns Herr van Marum gönnen wollte.

Damit aber auch von der andern Seite der Geiſt zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landſchaftlichen Grille. Der Beſitz des Freiguts zu Roßla nöthigte mich dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältniſſen näher zu treten, und verlieh gar manche Anſichten und Mitgefühle, die mir ſonſt völlig fremd geblieben wären. Hieraus entſtand mir auch eine nachbarliche Gemeinſchaft mit Wieland, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und ſeinen Wohnort in Oſmanſtädt aufſchlug. Er hatte nicht bedacht was ihm am erſten hätte einfallen ſollen, daß er unſerer Herzogin Amalia und ſie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entſtand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiederſenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewiſſe, kaum zu beſchwichtigende Unruhe.

Eine wunderbare Erſcheinung war in dieſem Sommer Frau von La Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingeſtimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommenen Widerſpruch ſich befand. Freilich war eine gutmüthige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren, zur Zeit wechſelſeitiger Schonung, noch ertragen werden konnte, nunmehr ganz außer der Jahrszeit, und einem Manne wie Wieland unerträglich. Ihre Enkelin, Sophie Brentano, hatte ſie begleitet und ſpielte eine entgegengeſetzte, nicht minder wunderliche Rolle.

1799.

Den 30. Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20. April von Wallenſtein. Indeſſen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir berietben uns über den Gedanken, die deutſchen Stücke, die ſich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu ſammeln, theils aber verändert und ins Enge gezogen der neueren Zeit und ihrem Geſchmacke näher zu bringen. Eben daſſelbe ſollte mit ausländiſchen Stücken geſchehen, eigene Arbeit jedoch durch eine ſolche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier iſt die Abſicht unverkennbar, den deutſchen Theatern den Grund zu einem feſten Repertorium zu legen, und der Eifer dieß zu leiſten ſpricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein ſolches Unternehmen ſey.

Wir waren ſchon gewohnt gemeinſchaftlich zu handeln, und wie wir dabei verfuhren, iſt in dem Aufſatz: Ueber das deutſche Theater (Br. XIII. ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaction von Macbeth und die Ueberſetzung von Mahomet.

Die Memoiren der Stephanie de Bourbon Conti erregen in mir die Conception der natürlichen Tochter. In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles was ich ſo manches Jahr über die franzöſiſche Revolution und deren Folgen geſchrieben und gedacht, mit geziemendem Ernſte niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke ſchematiſirte ich mit Schillern gemeinſchaftlich, wovon noch einiges, von Schiller eigenhändig geſchrieben, übrig iſt.

Die Propyläen wurden fortgeſetzt. Im September hielten wir die erſte Ausſtellung der Preisbilder; die Aufgabe war Paris und Helena. Hartmann in Stuttgart erreichte den Preis.

Erwarben nun auf dieſe Weiſe die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich einiges Zutrauen der Außenwelt, ſo war auch Schiller aufgeregt, unabläſſig die Betrachtung über Natur, Kunſt und Sitten gemeinſchaftlich anzuſtellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellariſcher und ſymboliſcher Behandlung. Wir zeichneten zuſammen jene Temperamentenreihe wiederholt; auch der nützliche und ſchädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künſte ward tabellariſch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beihändig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden ſolche

methodische Entwürfe durch Schillers philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

Und so konnte das Leben nirgends stocken in denjenigen Zweigen der Wissenschaft und Kunst, die wir als die unsrigen ansahen. Schelling theilte die Einleitung zu seinem Entwurf der Naturphilosophie freundlich mit; er besprach gern mancherlei Physicalisches; ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunst.

Im August und September bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondswechsel durch ein gutes Spiegeltelescop zu beobachten; und so ward ich denn mit diesem so lange geliebten und bewunderten Nachbar endlich näher bekannt. Bei allem diesem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele schwebte, durchaus im Hintergrunde.

Während meines Gartenaufenthalts las ich Herders Fragmente, ingleichen Winckelmanns Briefe und erste Schriften, ferner Miltons verlorenes Paradies, um die mannichfaltigsten Zustände, Denk- und Dichtweisen mir zu vergegenwärtigen. In die Stadt zurückgekehrt, studirte ich zu ob gemeldeten Theaterzwecken ältere englische Stücke, vorzüglich des Ben Jonson, nicht weniger andere, welche man Shakspeare zuschreibt. Durch guten Rath nahm ich Antheil an den Schwestern von Lesbos, deren Verfasserin mich früher als ein höchst schönes Kind, später als ein vorzüglichstes Talent angezogen hatte. Tieck las mir seine Genoveva vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann. Auch die Gegenwart Wilhelm August Schlegels war für mich gewinnreich. Kein Augenblick ward müßig zugebracht, und man konnte schon auf viele Jahre hinaus ein geistiges gemeinsames Interesse vorhersehen.

1800.

Dieses Jahr brachte ich halb in Weimar, halb in Jena zu. Den 30. Januar ward Mahomet aufgeführt, zu großem Vortheil für die Bildung unserer Schauspieler. Sie mußten sich aus ihrem Naturalisiren in eine gewisse Beschränktheit zurückziehen, deren Manierirtes aber sich gar

leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir gewannen eine Vorübung in jedem Sinne zu den ſchwierigeren reicheren Stücken, welche bald darauf erſchienen. Von den Opern will ich nur Tarare nennen.

Späterhin, am 24. October, als am Geburtstag der Herzogin Amalia, ward im engern Kreiſe Palaeophron und Neoterpe gegeben. Die Aufführung des kleinen Stücks durch junge Kunſtfreunde war muſterhaft zu nennen. Fünf Figuren ſpielten in Masken: der Dame allein war vergönnt uns in der eigenſten Anmuth ihrer Geſichtszüge zu ergötzen. Dieſe Darſtellung bereitete jene Maskenkomödien vor, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung Jahre lang gewährten.

Die Bearbeitung verſchiedener Stücke, gemeinſchaftlich mit Schiller, ward fortgeſetzt und zu dieſem Zwecke das Geheimniß der Mutter von Horace Walpole ſtudirt und behandelt, bei näherer Betrachtung jedoch unterlaſſen. Die neuern kleinen Gedichte wurden an Unger abgeliefert, die guten Frauen, ein geſelliger Scherz, geſchrieben.

Nun ſollte zum nächſten immer gefeierten 30. Januar ganz am Ende des Jahrs Tancred überſetzt werden; und ſo geſchah es auch, ungeachtet einer ſich anmeldenden krankhaften Unbehaglichkeit.

Als wir im Auguſt dieſes Jahrs die zweite Ausſtellung vorbereiteten, fanden wir uns ſchon von vielſeitiger Theilnahme begünſtigt. Die Aufgaben, der Tod des Rheſus und Hektors Abſchied von Andromache, hatten viele wackere Künſtler geleckt. Den erſten Preis erhielt Hoffmann zu Köln, den zweiten Nahl zu Caſſel. Der Propyläen dritter und letzter Band ward, bei erſchwerter Fortſetzung, ausgegeben. Wie ſich bösartige Menſchen dieſem Unternehmen entgegengeſtellt, ſollte wohl zum Troſt unſerer Enkel, denen es auch nicht beſſer gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.

Die Naturforſchung verfolgte ſtill ihren Gang. Ein ſechsfüßiger Herſchel war für unſere wiſſenſchaftlichen Anſtalten angeſchafft. Ich beobachtete nun einzeln mehrere Mondwechſel, und machte mich mit den bedeutendſten Lichtgränzen bekannt, wodurch ich denn einen guten Begriff von dem Relief der Mondoberfläche erhielt. Auch war mir die Haupteintheilung der Farbenlehre in die drei Hauptmaſſen, die didaktiſche, polemiſche und hiſtoriſche, querſt ganz klar geworden und hatte ſich entſchieden.

Um mir im Botaniſchen das Juſſieu'ſche Syſtem recht anſchaulich zu machen, brachte ich die ſämmtlichen Kupfer mehrerer botaniſchen

Octavwerke in jene Ordnung: ich erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, welches sonst nicht zu erlangen gewesen wäre.

1801.

Zu Anfang des Jahrs überfiel mich eine grimmige Krankheit; die Veranlassung dazu war folgende. Seit der Aufführung Mahomets hatte ich eine Uebersetzung des Tancred von Voltaire begonnen und mich damit beschäftigt; nun aber ging das Jahr zu Ende und ich mußte das Werk ernstlich angreifen; daher begab ich mich Hälfte Decembers nach Jena, wo ich in den großen Zimmern des herzoglichen Schlosses einer altherkömmlichen Stimmung sogleich gebieten konnte. Auch dießmal waren die dortigen Zustände meiner Arbeit günstig; allein die Emsigkeit, womit ich mich daran hielt, ließ mich den schlimmen Einfluß der Localität dießmal wie schon öfter übersehen. Das Gebäude liegt an dem tiefsten Punkt der Stadt, unmittelbar an der Mühllache; Treppe so wie Treppengebäude von Gyps, als einer sehr kalten und verkältenden Steinart, an die sich bei eintretendem Thauwetter die Feuchtigkeit häufig anwirft, machen den Aufenthalt besonders im Winter sehr zweideutig. Allein wer etwas unternimmt und leistet, denkt er wohl an den Ort wo es geschieht? Genug, ein heftiger Katarrh überfiel mich, ohne daß ich deßhalb in meinem Versatz irre geworden wäre.

Damals hatte das Brown'sche Dogma ältere und jüngere Mediciner ergriffen; ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß Peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in den höchsten Brustübeln einen augenblicklichen Stillstand verursache und dem gefährlichen Verlauf sich entgegen setze. Er rieth mir zu diesem Mittel, und in dem Augenblick war Husten, Auswurf und alles verschwunden. Wohlgemuth begab ich mich in Professer Schellings Begleitung nach Weimar, als gleich zu Anfange des Jahrs der Katarrh mit verstärkter Gewalt zurückkehrte, und ich in einen Zustand gerieth, der mir die Besinnung raubte. Die Meinigen waren außer Fassung, die Aerzte tasteten nur; der Herzog, mein gnädiger Herr, die Gefahr überschauend, griff sogleich persönlich ein und ließ durch einen Eilboten den

Hofrath Stark von Jena herüberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtseyn zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztlichen Hülfe mich selbst wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geschwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zustande. Der Fürst ließ in seiner sorgfältigen Leitung nicht nach, der hocherfahrene Leibarzt, im Praktischen von sicherm Griff, bot alles auf, und so stellte Schlaf und Transpiration mich nach und nach wieder her.

Innerlich hatte ich mich indessen schon wieder so gestaltet, daß am 19. Januar die Langeweile des Zustandes mir eine mäßige Thätigkeit abforderte, und so wendete ich mich zur Uebersetzung des Theophrastischen Büchleins von den Farben, die ich schon längst im Sinne gehabt. Die nächsten Freunde, Schiller, Herder, Voigt, Einsiedel und Loder, waren thätig, mich über fernere böse Stunden hinauszuheben. Am 22. war schon bei mir ein Concert veranstaltet, und Durchlaucht dem Herzog konnte ich am 24., als am Tage, wo er nach Berlin reiste, für die bis zuletzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiste danken: denn an diesem Tage hatte sich das Auge wieder geöffnet, und man durfte hoffen, frei und vollständig abermals in die Welt zu schauen. Auch konnte ich zunächst mit genesendem Blick die Gegenwart der durchlauchtigsten Herzogin Amalia und Ihrer freundlich geistreichen Umgebung bei mir verehren.

Am 29. durchging ich die Rolle der Amenaide mit Demoiselle Caspers, einer sich heranbildenden Schauspielerin. Freund Schiller leitete die Proben, und so gab er mir denn auch den 30. Abends nach der Aufführung Nachricht von dem Gelingen. So ging ich ferner dieselbe Rolle mit Demoiselle Jagemann durch, deren Naturell und Verdienst als Schauspielerin und Sängerin damals ein Verehrer nach unmittelbaren Eindrücken hätte schildern sollen.

Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauspieler und Sänger, besonders in dieser letzten Eigenschaft geselliger Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre, mit genauester Präcision der Textworte, ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im Studiren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin besteht, daß der Sänger nach Einer Melodie die verschiedenste Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und so die

Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hierzu durchcomponiren, ließ er sich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete mehrere Abendstunden, ja bis tief in die Nacht hinein, dasselbe Lied mit allen Schattirungen aufs pünktlichste zu wiederholen: denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er sich, wie verwerflich alles sogenannte Durchcomponiren der Lieder sey, wodurch der allgemein lyrische Charakter ganz aufgehoben und eine falsche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird.

Schon am 7. Februar regte sich in mir die productive Ungeduld: ich nahm den Faust wieder vor, und führte stellenweise dasjenige aus, was in Zeichnung und Umriß schon längst vor mir lag.

Als ich zu Ende vorigen Jahrs in Jena den Tancred bearbeitete, ließen meine dortigen geistreichen Freunde den Vorwurf laut werden, daß ich mich mit französischen Stücken, welche bei der jetzigen Gesinnung von Deutschland nicht wohl Gunst erlangen könnten, so emsig beschäftige, und nichts Eigenes vornähme, wovon ich doch so manches hatte merken lassen. Ich rief mir daher die natürliche Tochter vor die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema schon seit einigen Jahren unter meinen Papieren lag.

Gelegentlich dachte ich an das weitere: allein durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen sollte, verschwieg ich selbst Schillern diese Arbeit, und erschien ihm daher als untheilnehmend, glauben- und thatlos. Ende Decembers finde ich bemerkt, daß der erste Act der natürlichen Tochter vollendet worden.

Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen, so wie ins Philosophische und Literarische. Ritter besuchte mich öfters, und ob ich gleich in seine Behandlungsweise mich nicht ganz finden konnte, so nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte, und was er nach seinen Bestrebungen sich ins Ganze auszubilden getrieben war. Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges mittheilendes Verhältniß. Tieck hielt sich länger in Weimar auf; seine Gegenwart war immer anmuthig fördernd. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verhältniß: wie denn alle diese Verhältnisse durch die Nähe von Weimar und Jena sich immerfort lebendig erhielten, und durch meinen Aufenthalt am letztern Orte immer mehr bestätigt wurden.

Von Naturhiſtoriſchem berührte mich weniges; ein krummer Elephantenzahn ward nach einem großen Regenguß in der Gelmeröder Schlucht entdeckt. Er lag höher als alle die bisherigen Reſte dieſer früheren Geſchöpfe, welche, in den Tuffſteinbrüchen, eingehüllt in dieſes Geſtein, wenig Fuß über der Ilm gefunden werden; dieſer aber ward unmittelbar auf dem Kalkflötz unter der aufgeſchwemmten Erde im Gerölle entdeckt, über der Ilm etwa zweihundert Fuß. Er ward zu einer Zeit gefunden, wo ich, dergleichen Gegenſtänden entfremdet, daran wenig Antheil nahm. Die Finder hielten die Materie für Meerſchaum, und ſchicken ſolche Stücke nach Eiſenach; nur kleine Trümmer waren mir zugekommen, die ich auf ſich beruhen ließ. Bergrath Werner jedoch, bei einem abermaligen belehrenden Beſuche, wußte ſogleich die Sache zu entſcheiden, und wir erfreuten uns der von einem Meiſter des Fachs ausgeſprochenen Beruhigung.

Auch die Verhältniſſe, in die ich durch den Beſitz des Freiguts zu Roſla gekommen war, forderten aufmerkſame Theilnahme für einige Zeit, wobei ich jedoch die Tage, die mir geraubt zu werden ſchienen, vielſeitig zu benutzen wußte. Der erſte Pachter war auszuklagen, ein neuer einzuſetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg ſo fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.

Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt ſchon erquicklich genug. Oekonomen und Juriſten überließ man das Geſchäft, und ergötzte ſich einſtweilen in freier Luft, und weil die Concluſion ergo bibamus zu allen Prämiſſen paßt, ſo ward auch bei dieſer Gelegenheit manches herkömmliche und willkürliche Feſt gefeiert: es fehlte nicht an Beſuchen, und die Koſten einer wohlbeſetzten Tafel vermehrten das Deficit, das der alte Pachter zurückgelaſſen hatte.

Der neue war ein leidenſchaftlicher Freund von Baumzucht; ſeiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarſten Boden Gelegenheit zu ſolchen Anlagen. Die eine buſchige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geſchmückt, rief dagegen meine alte Parkſpielerei zu geſchlängelten Wegen und geſelligen Räumen hervor; genug, es fehlte nichts als das Nützliche, und ſo wäre dieſer kleine Beſitz höchſt wünſchenswerth geblieben. Auch die Nachbarſchaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortſchaften, durch verſtändige Beamte und tüchtige Pächter geſellig, gaben dem Aufenthalt beſondern Reiz; die ſchon entſchiedene Straßenführung nach Eckartsberga, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten

Liebe das unbefriedigte, dem Menſchen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewieſene Bedürfniß; in der achten Strophe iſt unter Vater der Liebe das Weſen gemeint, welchem alle übrigen die wechſelſeitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten iſt unter Liebe das edelſte Bedürfniß geiſtiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung ſetzt und, auf die ſchönſte Weiſe, in Freundſchaft, Gattentreue, Kinderpietät und außerdem noch auf hundert zarte Weiſen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen.

Er ſchildert einzelne Beſchwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überſtanden werden.

Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geiſterreichen
Kränzten ahnende Völker.

abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Lusthäuschen anlegen, und von dort an den belebenden Meßfuhren sich ergötzen wollte; so daß man sich auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerstreuungen mit Behagen vorbereitete.

Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit fiel jedoch im Innern des Hauses in diesen Tagen vor. Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edlen Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.

Unter diesen und andern Ereignissen war der Tag hingegangen; Aerzte sowohl als Freunde verlangten, ich solle mich in ein Bad begeben, und ich ließ mich, nach dem damaligen Stärkungssystem, um so mehr für Pyrmont bestimmen, als ich mich nach einem Aufenthalt in Göttingen schon längst gesehnt hatte.

Den 5. Juni reiste ich ab von Weimar, und gleich die ersten Meilen waren mir höchst erfrischend; ich konnte wieder einen theilnehmenden Blick auf die Welt werfen, und obgleich von keinem ästhetischen Gefühl begleitet, wirkte er doch höchst wohlthätig auf mein Inneres. Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechselung der Landesart bemerken, nicht weniger den Charakter der Städte, ihre ältere Herkunft, Erneuerung, Polizei, Arten und Unarten. Auch die menschliche Gestalt zog mich an und ihre höchst merkbaren Verschiedenheiten: ich fühlte, daß ich der Welt wieder angehörte.

In Göttingen bei der Krone eingekehrt bemerkte ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studirende kamen und gingen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verschwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seyen, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen. Gleich darauf erhielt ich ein Billet, unterzeichnet Schumacher aus Holstein, der mir auf eine anständig vertrauliche Art den Vorsatz meldet, den er und eine Gesellschaft junger Freunde gehegt, mich zu Michael in Weimar zu besuchen, und wie sie nunmehr hofften hier am Ort ihren Wunsch befriedigt zu sehen. Ich sprach sie

mit Antheil und Vergnügen. Ein ſo freundlicher Empfang wäre dem Geſunden ſchon wohlthätig geweſen, dem Geneſenden ward er es doppelt.

Hofrath Blumenbach empfing mich nach gewohnter Weiſe. Immer von dem Neueſten und Merkwürdigſten umgeben iſt ſein Willkommen jederzeit belehrend. Ich ſah bei ihm den erſten Aerolithen, an welches Naturerzeugniß der Glaube uns erſt vor kurzem in die Hand gegeben ward. Ein junger Keſtner und von Arnim, früher bekannt und verwandten Sinnes, ſuchten mich auf und begleiteten mich zur Reitbahn, wo ich den berühmten Stallmeiſter Aprer in ſeinem Wirkungskreiſe begrüßte. Eine wohlbeſtellte Reitbahn hat immer etwas Impoſantes; das Pferd ſteht als Thier ſehr hoch, doch ſeine bedeutende weitreichende Intelligenz wird auf eine wunderſame Weiſe durch gebundene Extremitäten beſchränkt. Ein Geſchöpf, das bei ſo bedeutenden, ja großen Eigenſchaften ſich nur im Treten, Laufen, Rennen zu äußern vermag, iſt ein ſeltſamer Gegenſtand für die Betrachtung, ja man überzeugt ſich beinahe, daß es nur zum Organ des Menſchen geſchaffen ſey, um geſellt zu höherem Sinne und Zwecke das Kräftigſte wie das Anmuthigſte bis zum Unmöglichen auszurichten. Warum denn auch eine Reitbahn ſo wohlthätig auf den Verſtändigen wirkt, iſt daß man hier, vielleicht einzig in der Welt, die zweckmäßige Beſchränkung der That, die Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls mit Augen ſchaut und mit dem Geiſte begreift. Menſchen und Thier verſchmelzen hier dergeſtalt in Eins, daß man nicht zu ſagen wüßte, wer denn eigentlich den andern erzieht. Dergleichen Betrachtungen wurden bis aufs höchſte geſteigert, als man die zwei Paare ſogenannter weißgeborener Pferde zu ſehen bekam, welche Fürſt Sanguszko in Hannover für eine bedeutende Summe gekauft hatte.

Von da zu der allerruhigſten und unſichtbarſten Thätigkeit überzugehen, war in oberflächlicher Beſchauung der Bibliothek gegönnt; man fühlt ſich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuſchlos unberechenbare Zinſen ſpendet.

Hofrath Heyne zeigte mir Köpfe Homeriſcher Helden von Tiſchbein in großem Maßſtabe ausgeführt; ich kannte die Hand des alten Freundes wieder, und freute mich ſeiner fortgeſetzten Bemühungen, durch Studium der Antike ſich der Einſicht zu nähern, wie der bildende Künſtler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Wie viel weiter war man nicht ſchon gekommen als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Aechte

vorahnende Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen, und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer mythologisch epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln habe.

Neue und erneuerte Bekanntschaften fanden sich wohlwollend ein. Unter Leitung Blumenbachs besah ich abermals die Museen, und fand im Steinreiche mir noch unbekannte außereuropäische Musterstücke.

Und wie denn jeder Ort den fremden Ankömmling zerstreuend hin und her zieht und unsere Fähigkeit, das Interesse mit den Gegenständen schnell zu wechseln, von Augenblick zu Augenblick in Anspruch nimmt, so mußte ich die Bemühung des Professor Ofiander zu schätzen, der mir die wichtige Anstalt des neu und sonderbar erbauten Accouchirhauses, so wie die Behandlung des Geschäftes erklärend zeigte.

Den Lockungen, mit denen Blumenbach die Jugend anzuziehen und sie unterhaltend zu belehren weiß, entging auch nicht mein eilfjähriger Sohn. Als der Knabe vernahm, daß von den vielgestaltigen Versteinerungen der Hainberg wie zusammengesetzt sey, drängte er mich zum Besuch dieser Höhe, wo denn die gewöhnlichen Gebilde häufig aufgepackt, die seltenern aber einer spätern emsigen Forschung vorbehalten wurden.

Und so entfernte ich mich den 12. Juni von diesem einzig bedeutenden Orte, in der angenehm beruhigenden Hoffnung mich zur Nachcur länger daselbst aufzuhalten.

Der Weg nach Pyrmont bot mir neue Betrachtungen dar: das Leinethal mit seinem milden Charakter erschien freundlich und wohnlich; die Stadt Eimbeck, deren hoch aufstrebende Dächer mit Sandsteinplatten gedeckt sind, machte einen wundersamen Eindruck. Sie selbst und die nächste Umgegend mit dem Sinne Zadigs durchwandelnd, glaubte ich zu bemerken, daß sie vor zwanzig, dreißig Jahren einen trefflichen Burgemeister müsse gehabt haben. Ich schloß dieß aus bedeutenden Baumpflanzungen von ungefähr diesem Alter.

In Pyrmont bezog ich eine schöne, ruhig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnencassirer, und es konnte mir nichts glücklicher begegnen als daß Griesbachs ebendaselbst eingemiethet hatten, und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, geprüfte Freunde, so unterrichtete als wohlwollende Personen trugen zur ergötzlichen Unterhaltung das Vorzüglichste bei. Prediger Schütz aus Bückeburg, jenen

als Bruder und Schwager, und nur als Gleichniß seiner längst bekannten Geschwister höchst willkommen, mochte sich gern von allem was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten.

Hofrath Richter von Göttingen, in Begleitung des augenkranken Fürsten Sanguszko, zeigte sich immer in den liebenswürdigsten Eigenheiten, heiter auf trockene Weise, neckisch und neckend, bald ironisch und sarkastisch, bald gründlich und offen.

Mit solchen Personen fand ich mich gleich anfangs zusammen; ich wüßte nicht, daß ich eine Badezeit in besserer Gesellschaft gelebt hätte, besonders da eine mehrjährige Bekanntschaft ein wechselseitig duldendes Vertrauen eingeleitet hatte.

Auch lernte ich kennen Frau von Weinheim, ehemalige Generalin von Bauer, Madame Scholin und Raleff, Verwandte von Madame Sander in Berlin. Anmuthige und liebenswürdige Freundinnen machten diesen Cirkel höchst wünschenswerth.

Leider war ein stürmisch-regnerisches Wetter einer öftern Zusammenkunft im Freien hinderlich; ich widmete mich zu Hause der Uebersetzung des Theophrast und einer weitern Ausbildung der sich immer mehr bereichernden Farbenlehre.

Die merkwürdige Dunsthöhle in der Nähe des Ortes, wo das Stickgas, welches, mit Wasser verbunden, so kräftig heilsam auf den menschlichen Körper wirkt, für sich unsichtbar eine tödtliche Atmosphäre bildet, veranlaßte manche Versuche, die zur Unterhaltung dienten. Nach ernstlicher Prüfung des Locals und des Niveau's jener Luftschicht konnte ich die auffallenden und erfreulichen Experimente mit sicherer Kühnheit anstellen. Die auf dem unsichtbaren Elemente lustig tanzenden Seifenblasen, das plötzliche Verlöschen eines flackernden Strohwisches, das augenblickliche Wiederentzünden und was dergleichen sonst noch war, bereitete staunendes Ergötzen solchen Personen, die das Phänomen noch gar nicht kannten, und Bewunderung, wenn sie es noch nicht im Großen und Freien ausgeführt gesehen hatten. Und als ich nun gar dieses geheimnißvolle Agens, in Pyrmonter Flaschen gefüllt, mit nach Hause trug, und in jedem anscheinend leeren Trinkglas das Wunder des auslöschenden Wachsstocks wiederholte, war die Gesellschaft völlig zufrieden, und der ungläubige Brunnenmeister so zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich bereit zeigte, nun einige dergleichen wasserleere Flaschen den übrigen gefüllten mit

reizenden, deren Inhalt sich auch in Weimar noch völlig wirksam offenbarte.

Der Fußpfad nach Lügde zwischen abgeschränkten Weideplätzen ward öfters zurückgelegt. In dem Oertchen, das einigemal abgebrannt war, erregte eine desperate Hausinschrift unsere Aufmerksamkeit; sie lautet:

Gott segne das Haus!
Zweimal rannt' ich heraus;
Denn zweimal ists abgebrannt.
Kommt' ich zum drittenmal gerannt,
Da segne Gott meinen Lauf!
Ich bau's wahrlich nicht wieder auf.

Das Franciscanerkloster ward besucht und einige dargebotene Milch genossen. Eine uralte Kirche außerhalb des Ortes gab den ersten unschuldigen Begriff eines solchen frühern Gotteshauses mit Schiff und Kreuzgängen unter Einem Dach, bei völlig glattem unverziertem Vordergiebel. Man schrieb sie den Zeiten Carls des Großen zu; auf alle Fälle ist sie für uralt zu achten, es sey nun der Zeit nach, oder daß sie die uranfänglichen Bedürfnisse jener Gegend ausspricht.

Mich und besonders meinen Sohn überraschte höchst angenehm das Anerbieten des Rector Werner, uns auf den sogenannten Krystallberg hinter Lügde zu führen, wo man bei hellem Sonnenschein die Aecker von tausend und aber tausend kleinen Bergkrystallen wiederschimmern sieht. Sie haben ihren Ursprung in kleinen Höhlen eines Mergelsteins, und sind auf alle Weise merkwürdig, als ein neueres Erzeugniß, wo ein Minimum der im Kalkgestein enthaltenen Kieselerde, wahrscheinlich kunstartig befreit, rein und wasserhell in Krystalle zusammen tritt.

Ferner besuchten wir die hinter dem Königsberge von Quäkern angelegte wie auch betriebene Messerfabrik, und fanden uns veranlaßt ihrem ganz nahe bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienst mehrmals beizuwohnen, dessen nach langer Erwartung für improvisirt geltenden Rhetorik kaum jemand das erstemal, geschweige denn bei wiederholtem Besuch für inspirirt anerkennen möchte. Es ist eine traurige Sache, daß ein reiner Cultus jeder Art, sobald er am Orte beschränkt und durch die Zeit bedingt ist, eine gewisse Heuchelei niemals ganz ablehnen kann.

Die Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwigs XVIII, unter dem Namen einer Gräfin Lille, erſchien auch am Brunnen, in weniger, aber abgeſchloſſener Umgebung.

Bedeutende Männer habe ich noch zu nennen: Conſiſtorialrath Horſtig und Hofrath Maranart, den letztern als einen Freund und Nachfolger Zimmermanns.

Das fortdauernde üble Wetter drängte die Geſellſchaft öfter ins Theater. Mehr dem Perſonal als den Stücken wendete ich meine Aufmerkſamkeit zu. Unter meinen Papieren finde ich noch ein Verzeichniß der ſämmtlichen Namen und der geleiſteten Rollen, der zur Beurtheilung gelaſſene Platz hingegen ward nicht ausgefüllt. Iffland und Kotzebue thaten auch hier das Beſte, und Eulalia, wenn man ſchon wenig von der Rolle verſtand, bewirkte doch durch einen ſentimental-tönend weichlichen Vortrag den größten Effect; meine Nachbarinnen zerfloſſen in Thränen.

Was aber in Pyrmont appreheniſive wie eine böſe Schlange ſich durch die Geſellſchaft windet und bewegt, iſt die Leidenſchaft des Spiels, und das daran bei einem jeden, ſelbſt wider Willen, erregte Intereſſe. Man mag, um Wind und Wetter zu entgehen, in die Säle ſelbſt treten, oder in beſſern Stunden die Allee auf- und abwandeln, überall ziſcht das Ungeheuer durch die Reihen; bald hört man, wie ängſtlich eine Gattin den Gemahl nicht weiter zu ſpielen anfleht, bald begegnet uns ein junger Mann, der in Verzweiflung über ſeinen Verluſt die Geliebte vernachläſſigt, die Braut vergißt; dann erſchallt auf einmal ein Ruf gränzenloſer Bewunderung, die Bank ſey geſprengt! Es geſchah dießmal wirklich in Roth und Schwarz. Der vorſichtige Gewinner ſetzte ſich alſobald in eine Poſtchaiſe, ſeinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es ſchien, mit mäßiger Börſe, denn er lebte ſtille fort, als wäre nichts geſchehen.

Nun aber kann man in dieſer Gegend nicht verweilen, ohne auf jene Urgeſchichten hingewieſen zu werden, von denen uns römiſche Schriftſteller ſo ehrenvolle Nachrichten überliefern. Hier iſt noch die Umwallung eines Berges ſichtbar, dort eine Reihe von Hügeln und Thälern, wo gewiſſe Heereszüge und Schlachten ſich hatten ereignen können. Da iſt ein Gebirgs-, ein Ortsname, der dorthin Winke zu geben ſcheint; herkömmliche Gebräuche ſogar deuten auf die frühеſten, roh feiernden Zeiten, und man mag ſich wehren und wenden wie man will, man mag noch ſo

viel Abneigung beweisen vor solchen aus dem Ungewissen ins Ungewissere verleitenden Bemühungen, man findet sich wie in einem magischen Kreise befangen, man identificirt das Vergangene mit der Gegenwart, man beschränkt die allgemeinste Räumlichkeit auf die jedesmal nächste und fühlt sich zuletzt in dem behaglichen Zustande, weil man für einen Augenblick wähnt, man habe sich das Unfaßlichste zur unmittelbaren Anschauung gebracht.

Durch Unterhaltungen solcher Art, gesellt zum Lesen von so mancherlei Heften, Büchern und Büchelchen, alle mehr oder weniger auf die Geschichte von Pyrmont und die Nachbarschaft bezüglich, ward zuletzt der Gedanke einer gewissen Darstellung in mir rege, wozu ich nach meiner Weise sogleich ein Schema verfertigte.

Im Jahre 1582 begab sich auf einmal aus allen Welttheilen eine lebhafte Wanderschaft nach Pyrmont, einer damals zwar bekannten, aber doch noch nicht hochberühmten Quelle — ein Wunder, das niemand zu erklären wußte. Durch die Nachricht hievon wird ein deutscher wackerer Ritter, der in den besten Jahren steht, aufgereizt; er befiehlt seinen Knappen alles zu rüsten und auf der Fahrt ein genaues Tagebuch zu führen; denn dieser, als Knabe zum Mönch bestimmt, war gewandt genug mit der Feder. Von dem Augenblick des Befehls an enthält sein Tagebuch die Anstalten der Abreise, die Sorge des Hauswesens in der Abwesenheit, wodurch uns denn jene Zustände ganz anschaulich werden.

Sie machen sich auf den Weg und finden unzählige Wanderer, die von allen Seiten herzuströmen. Sie sind hülfreich, ordnen und geleiten die Menge, welches Gelegenheit giebt diese Zustände der damaligen Zeit vor Augen zu bringen. Endlich kommt der Ritter als Führer einer großen Caravane in Pyrmont an; hier wird nun gleich, so wie bereits auf dem Wege, durchaus das Locale beachtet und benutzt. Es war doch von uralten Zeiten her noch manches übrig geblieben, das an Hermann und seine Genossen erinnern durfte. Die Kirche zu Lügde, von Carl dem Großen gestiftet, ist hier von höchster Bedeutung. Das Getümmel und Gewimmel wird vorgeführt; von den entlesen Krankheiten werden die widerwärtigen mit wenig Worten abgelehnt; die psychischen aber, als reinlich und wunderroll, ausführlich behandelt, so wie die Persönlichkeit

der damit behafteten Personen hervorgehoben. Bezüge von Neigung und mancherlei Verhältnisse entwickeln sich, und das Unerforschliche, Heilige macht einen wünschenswerthen Gegensatz gegen das Ruhmwürdige. Verwandte Geister ziehen sich zusammen, Charaktere suchen sich, und so entsteht mitten in der Weltwoge eine Stadt Gottes, um deren unsichtbare Mauern das Pöbelhafte nach seiner Weise wüthet und rast. Denn auch Gemeines jeder Art versammelte sich hier; Marktschreier, die besondern Eingang hatten; Spieler, Gauner, die jedermann, nur nicht unsern Verbündeten, drohten; Zigeuner, die durch wunderbares Betragen, durch Kenntnisse der Zukunft Zutrauen und zugleich die allerbänglichste Ehrfurcht erweckten, der vielen Krämer nicht zu vergessen, deren Leinwand, Tücher, Felle vom Ritter sogleich in Beschlag genommen und dem sittlichen Kreise dadurch ein gedrängter Wohnort bereitet wurde.

Die Verkäufer, die ihre Waare so schnell und nützlich angebracht sahen, suchten eilig mit gleichen Stoffen zurückzukehren; andere speculirten daraus sich und andern Schirm und Schutz gegen Wind und Wetter aufzustellen; genug, bald war ein weit sich erstreckendes Lager errichtet, wodurch bei stätigem Abgange der Nachfolgende die ersten Wohnbedürfnisse befriedigt fand.

Den Bezirk der edlen Gesellschaft hatte der Ritter mit Palissaden umgeben und so sich vor jedem physischen Andrang gesichert. Es fehlt nicht an mißwollenden, widerwärtig heimlichen, trotzig-heftigen Gegnern, die jedoch nicht schaden konnten: denn schon zählte der tugendsame Kreis mehrere Ritter, alt und jung, die sogleich Wache und Polizei anordnen; es fehlt ihm nicht an ernsten geistlichen Männern, welche Recht und Gerechtigkeit handhaben.

Alles dieses ward, im Style jener Zeit, als unmittelbar angeschaut, von dem Knappen täglich niedergeschrieben, mit naturgemäßen kurzen Betrachtungen, wie sie einem heraufkeimenden guten Geiste wohl geziemten.

Sodann aber erschienen, Aufsehen erregend, langfaltig, blendend weiß gekleidet, stufenweise bejahrt, drei würdige Männer, Jüngling, Mann und Greis, und traten unversehens mitten in die wohldenkende Gesellschaft. Selbst geheimnißvoll, enthüllten sie das Geheimniß ihres Zusammenströmens, und ließen auf die künftige Größe Pyrmonts in eine freundliche Ferne lichtvoll hinaussehen.

Dieser Gedanke beschäftigte mich die ganze Zeit meines Aufenthalts,

ingleichen auf der Rückreise. Weil aber, um dieses Werk gehaltvoll und lehrreich zu machen, gar manches zu studiren war und viel Zeit gehörte, dergleichen zersplitterten Stoff ins Ganze zu verarbeiten, so daß es würdig gewesen wäre von allen Badegästen nicht allein, sondern auch von allen deutschen, besonders niederdeutschen Lesern beachtet zu werden, so kam es bald in Gefahr Entwurf oder Grille zu bleiben, besonders da ich meinen Aufenthalt in Göttingen zum Studium der Geschichte der Farbenlehre bestimmt hatte, wovon an seinem Ort gehandelt werden.

Ich hatte die letzten Tage, bei sehr unbeständigem Wetter, nicht auf das angenehmste zugebracht und fing an zu fürchten, mein Aufenthalt in Pyrmont würde mir nicht zum Heil gedeihen. Nach einer so höchstentzündlichen Krankheit mich abermals im Brown'schen Sinne einem so entschieden anregenden Bade zuzuschicken, war vielleicht nicht ein Zeugniß richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, daß mich Nachts die heftigste Blutbewegung nicht schlafen ließ, bei Tage das Gleichgültigste in einen excentrischen Zustand versetzte.

Der Herzog, mein gnädigster Herr, kam den 9. Juli in Pyrmont an: ich erfuhr, was sich zunächst in Weimar zugetragen und was daselbst begonnen worden; aber eben jener aufgeregte Zustand ließ mich einer so erwünschten Nähe nicht genießen. Das fortdauernde Regenwetter verbitterte jede Geselligkeit im Freien; ich entfernte mich am 17. Juli, wenig erbaut von den Resultaten meines Aufenthalts.

Durch Bewegung und Zerstreuung auf der Reise, auch wohl wegen unterlassenen Gebrauchs des aufregenden Mineralwassers, gelangte ich in glücklicher Stimmung nach Göttingen. Ich bezog eine angenehme Wohnung bei dem Instrumentenmacher Krämer an der Allee im ersten Stocke. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daselbst war, die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich übergab solches dem Herrn Professor Reuß, und erfuhr von ihm so wie von allen übrigen Angestellten die entschiedenste Beihülfe. Nicht allein ward mir, was ich aufgezeichnet hatte, vorgelegt, sondern auch gar manches, was mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen.

Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hause gegeben; und so verbrachte ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeschichte von Göttingen, nach Pütter, studirte ich nun am Orte selbst mit größter Aufmerksamkeit und eigentlichster Theilnahme, ja ich ging die Lections-Katalogen vom Ursprung der Akademie sorgfältig durch, woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die sämmtlichen physikalischen Compendien, nach welchen gelesen worden, in den nach und nach auf einander folgenden Ausgaben, und in solchen besonders das Capitel von Licht und Farben.

Die übrigen Stunden verbrachte ich sodann in großer Erheiterung. Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen Fahrt nach Weende mit Professor Bouterwek zu Oberamtmann Westfeld, und einer andern von Hofrath Meiners veranstalteten, wo ein ganz heiterer Tag zuerst auf der Papiermühle, dann in Pöppelshausen, ferner auf der Pleße, wo eine stattliche Restauration bereitet war, in Gesellschaft des Professe Fiorillo zugebracht, und am Abend auf Mariaspring traulich beschlossen wurde.

Die unermüdliche, durchgreifende Belehrung Hofrath Blumenbachs, die mir so viel neue Kenntniß und Aufschluß verlieh, erregte die Leidenschaft meines Sohnes für die Fossilien des Hainberges. Gar manche Spazierwege wurden dorthin vorgenommen, die häufig vorkommenden Exemplare gierig zusammengesucht, den seltenern emsig nachgespürt. Hierbei ergab sich der merkwürdige Unterschied zweier Charaktere und Tendenzen: indeß mein Sohn mit der Leidenschaft eines Sammlers die Vorkommnisse aller Art zusammentrug, hielt Eduard, ein Sohn Blumenbachs, als geborener Militär, sich bloß an die Belemniten, und verwendete solche, um einen Sandhaufen, als Festung betrachtet, mit Palissaden zu umgeben.

Sehr oft besuchte ich Professer Hoffmann, und ward mit den Kryptogamen, die für mich immer eine unzugängliche Provinz gewesen, näher bekannt. Ich sah bei ihm mit Bewunderung die Erzeugnisse kolossaler Farrenkräuter, die das sonst nur durch Mikroskope Sichtbare dem gewöhnlichen Tagesblick entgegen führten. Ein gewaltsamer Regenguß überschwemmte den untern Garten, und einige Straßen von Göttingen standen

Ein wichtiger, völlig ideell, ja phantaſtiſch erſcheinender Punkt, über deſſen Realität der Dichter ſchon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein ſehr erfreuliches Document noch in ſeinen Händen iſt.

Ich ſtand wirklich am ſiebenten December in der Mittagsſtunde, gränzenloſen Schnee überſchauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwiſchen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarſten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltſam brannte, ſo daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branſtige Geruch erregt ward. Unter mir ſah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenſchichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erſcheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, iſt in meinem Entwurf der Farbenlehre im 73ſten §. umſtändlich beſchrieben.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

Hier iſt leiſe auf den Bergbau gedeutet. Der unerforſchte Buſen des Hauptgipfels wird den Adern ſeiner Brüder entgegengeſetzt. Die Metalladern ſind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewäſſert werden.

unter Waſſer. Hieraus erwuchs uns eine leuterbare Verlegenheit. Zu einem herrlichen, bei Hofrath Martens angeſtellten Gaſtmahl ſollten wir uns in Portechaiſen hinbringen laſſen. Ich kam glücklich durch, allein der Freund, mit meinem Sohne zugleich eingeſchachtelt, ward den Trägern zu ſchwer; ſie ſetzten, wie bei trockenem Pflaſter, den Kaſten nieder, und die gerupften Inſitzenden waren nicht wenig verwundert, den Strom zu ihnen hereindringen zu fühlen.

Auch Profeſſor Seyffer zeigte mir die Inſtrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umſtändlich vor. Mehrere bedeutende Freunde, deren man auf frequentirten Univerſitäten immer als Gäſte zu finden pflegt, lernte ich daſelbſt kennen, und mit jedem Tag vermehrte ſich der Reichthum meines Gewinnes über alles Erwarten. Und ſo habe ich denn auch der freundlichen Theilnahme des Profeſſor Sartorius zu gedenken, der in allem und jedem Berürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgeſetzt iſt, mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geſelligkeit die ſämmtlichen Ereigniſſe meines dortigen Aufenthaltes zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten.

Auch hatte derſelbe in Geſellſchaft mit Profeſſor Hugo die Geneigtheit einen Vortrag von mir zu verlangen, und was ich denn eigentlich bei meiner Farbenlehre beabſichtige, näher zu vernehmen. Einem ſolchen Antrage durfte ich wohl, halb Scherz halb Ernſt, zu eigener Faſſung und Uebung nachgeben; doch konnte bei meiner noch nicht vollſtändigen Beherrſchung des Gegenſtandes dieſer Verſuch weder mir, noch ihnen zur Befriedigung ausſchlagen.

So verbrachte ich denn die Zeit ſo angenehm als nützlich, und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es ſey ſich einer ſo großen Maſſe von Gelehrſamkeit zu nähern: denn indem ich, um einzelner in mein Geſchäft einſchlagender Diſſertationen willen, ganze Bände dergleichen akademiſcher Schriften vor mich legte, ſo fand ich nebenher allſeitig ſo viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Beſtimmbarkeit und Vorkenntniß in vielen Fächern, hie und da hingezogen ward und meine Collectaneen eine bunte Geſtalt anzunehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder ins Enge, und wußte zur rechten Zeit einen Abſchluß zu finden.

Indeß ich nun eine Reihe von Tagen nützlich und angenehm, wie

es wohl selten geschieht, zubrachte, so erlitt ich dagegen zur Nachtzeit gar manche Unbilden, die im Augenblick höchst verdrießlich und in der Folge lächerlich erscheinen.

Meine schöne und talentvolle Freundin Demoiselle Jagemann hatte kurz vor meiner Ankunft das Publicum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthusiasmus als den Frauen lieb war, und gleicherweise sah man eine erregbare Jugend hingerissen; aber mir hatte die Superiorität ihrer Natur- und Kunstgaben ein großes Unheil bereitet. Die Tochter meines Wirthes, Demoiselle Krämer, hatte von Natur eine recht schöne Stimme, durch Uebung eine glückliche Ausbildung derselben erlangt, ihr aber fehlte die Anlage zum Triller, dessen Anmuth sie nun von einer fremden Virtuosin in höchster Vollkommenheit gewahr worden; nun schien sie alles übrige zu vernachlässigen und nahm sich vor, diese Zierde des Gesanges zu erringen. Wie sie es damit die Tage über gehalten, weiß ich nicht zu sagen, aber Nachts, eben wenn man sich zu Bette legen wollte, erstieg ihr Eifer den Gipfel: bis Mitternacht wiederholte sie gewisse cadenzartige Gänge, deren Schluß mit einem Triller gekrönt werden sollte, meistens aber häßlich entstellt, wenigstens ohne Bedeutung abgeschlossen wurde.

Andern Anlaß zur Verzweiflung gaben ganz entgegengesetzte Töne. Eine Hundeschaar versammelte sich um das Eckhaus, deren Gebell anhaltend unerträglich war. Sie zu verscheuchen, griff man nach dem ersten besten Werkzeuge, und da flog denn manches Ammenshorn des Hainberges, von meinem Sohne mühsam herbeigetragen, gegen die unwillkommenen Ruhestörer, und gewöhnlich umsonst. Denn wenn wir alle verscheucht glaubten, bellte es immerfort, bis wir endlich entdeckten, daß über unsern Häuptern ein großer Hund des Hauses, am Fenster aufrecht gestellt, seine Cameraden durch Erwiederung hervorrief.

Aber dieß war noch nicht genug: aus tiefem Schlafe weckte mich der ungeheure Ton eines Hornes, als wenn es mir zwischen die Bettvorhänge hineinbliese. Ein Nachtwächter unter meinem Fenster verrichtete sein Amt auf seinem Posten, und ich war doppelt und dreifach unglücklich, als seine Pflichtgenossen an allen Ecken der auf die Allee führenden Straßen antworteten, um durch erschreckende Töne uns zu beweisen, daß sie für die Sicherheit unserer Ruhe besorgt seyen. Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizei in Unterhandlung

zu treten, welche die besondere Gefälligkeit hatte, erst eins, dann mehrere dieser Hörner um des wunderlichen Fremden willen zum Schweigen zu bringen, der im Begriff war die Rolle des Oheims in Humphry Clinker zu spielen, dessen ungeduldige Reizbarkeit durch ein paar Waldhörner zum thätigen Wahnsinn gesteigert wurde.

Belehrt, froh und dankbar reiste ich den 14. August von Göttingen ab, besuchte die Basaltbrüche von Transfeld, deren problematische Erscheinung schon damals die Naturforscher beunruhigte. Ich bestieg den hohen Hahn, auf welchem das schönste Wetter die weite Umsicht begünstigte, und den Begriff der Landschaft vom Harz her deutlicher fassen ließ. Ich begab mich nach Hannövrisch-Minden, dessen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch die Vereinigung der Werra und Fulda gebildet, einen sehr erfreulichen Anblick darbot. Von da begab ich mich nach Cassel, wo ich die Meinigen mit Professor Meyer antraf. Wir besahen unter Anleitung des wackern Nahl, dessen Gegenwart uns an den frühern römischen Aufenthalt gemahnen ließ, Wilhelmshöhe an dem Tage, wo die Springwasser das mannichfaltige Park- und Gartenlokal verherrlichten. Wir beachteten sorgfältig die köstlichen Gemälde der Bildergalerie und des Schlosses, durchwandelten das Museum und besuchten das Theater. Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Truchseß, der in früheren Jahren durch redliche Tüchtigkeit sich in die Reihe der Götze von Berlichingen zu stellen verdient hatte.

Den 21. August gingen wir über Hebeneichen nach Kreuzburg; am folgenden Tage, nachdem wir die Salinen besehen, gelangten wir nach Eisenach, begrüßten die Wartburg und den Mätelstein, wo sich manche Erinnerung von zwanzig Jahren her belebte. Die Anlagen des Hautelsmanns Rose waren zu einem neuen unerwarteten Gegenstand interessen herangewachsen.

Darauf gelangte ich nach Gotha, wo Prinz August mich nach altem freundschaftlichem Verhältniß in seinem angenehmen Sommerhause wirthlich aufnahm und die ganze Zeit meines Aufenthalts eine im Engen geschlossene Tafel hielt; wobei der Herzog und die theuern von Frankenbergischen Gatten niemals fehlten.

Herr von Grimm, der, vor den großen revolutionären Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig XVI. glücklicher als dieser von Paris

entwichen war, hatte bei dem altbefreundeten Hofe eine sichere Freistatt gefunden. Als geübter Weltmann und angenehmer Mitgast konnte er doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verlust nicht immer verbergen. Ein Beispiel, wie damals aller Besitz in nichts zerfloß, sey folgende Geschichte. Grimm hatte bei seiner Flucht dem Geschäftsträger einige hunderttausend Franken in Assignaten zurückgelassen. Diese wurden durch Mandate noch auf geringern Werth reducirt, und als nun jeder Einsichtige, die Vernichtung auch dieser Papiere voraus fürchtend, sie in irgend eine unzerstörliche Waare umzusetzen trachtete, wie man denn zum Beispiel Reis, Wachslichter und was dergleichen nur noch zum Verkaufe angeboten wurde, begierlich aufspeicherte, so zauderte Grimms Geschäftsträger wegen großer Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüsseler Manchetten und Busenkrause hingab. Grimm zeigte sie gern der Gesellschaft, indem er launig den Vorzug pries, daß wohl niemand so kostbare Staatszierden aufzuweisen habe.

Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zusammen gewesen, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch-literarischen Mittheilungen unterhalten, stach freilich sehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der andern verschwand, und man sich, wie bei einer Sündfluth, kaum auf den höchsten Gipfeln, so hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde gesichert glaubte. Indessen fehlte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen eintretenden Geburtstag wollte man mit gnädiger Aufmerksamkeit bei einem solchen geschlossenen Mahle feiern. Schon an den gewöhnlichen Gängen sah man einigen Unterschied; beim Nachtisch aber trat nun die sämmtliche Livrée des Prinzen in stattlich gekleidetem Zug herein, voran der Haushofmeister; dieser trug eine große von bunten Wachsstöcken flammende Torte, deren ins halbhundert sich belaufende Anzahl einander zu schmelzen und zu verzehren drohte, anstatt daß bei Kindesfeierlichkeiten der Art noch Raum genug für nächstfolgende Lebenskerzen übrig bleibt.

Auch mag dieß ein Beispiel seyn, mit welcher anständigen Naivetät man schon seit so vielen Jahren einer wechselseitigen Neigung sich zu erfreuen gewußt, wo Scherz und Aufmerksamkeit, guter Humor und Gefälligkeit, geistreich und wohlwollend, das Leben durchaus zierlich durchzuführen sich gemeinsam beeiferten.

In der besten Stimmung kehrte ich am 30. August nach Weimar zurück und vergaß über den neuandringenden Beschäftigungen, daß mir noch irgend eine Schwachheit, als Folge des erduldeten Uebels und einer gewagten Cur, möchte zurückgeblieben seyn. Denn mich empfingen schon zu der nunmehrigen dritten Ausstellung eingesendete Concurrenzstücke. Sie ward abermals mit Sorgfalt eingerichtet, von Freunden, Nachbarn und Fremden besucht, und gab zu mannichfaltigen Unterhaltungen, zu näherer Kenntniß mitlebender Künstler und der daraus herzuleitenden Beschäftigung derselben Anlaß. Nach geendigter Ausstellung erhielt der in der römisch antiken Schule zu schöner Form und reinlichster Ausführung gebildete Nahl die Hälfte des Preises, wegen Achill auf Skyros, Hoffmann aus Köln hingegen, der farben- und lebenslustigen niederländischen Schule entsprossen, wegen Achills Kampf mit den Flüssen die andere Hälfte; außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Verzierung der Schloßzimmer aufbewahrt.

Und hier ist wohl der rechte Ort eines Hauptgedankens zu erwähnen, den der umsichtige Fürst den Weimarischen Kunstfreunden zur Ueberlegung und Ausführung gab.

Die Zimmer des neu einzurichtenden Schlosses sollten nicht allein mit anständiger fürstlicher Pracht ausgestattet werden, sie sollten auch den Talenten gleichzeitiger Künstler zum Denkmal gewidmet seyn. Am reinsten und vollständigsten ward dieser Gedanke in dem von durchlauchtigster Herzogin bewohnten Eckzimmer ausgeführt, wo mehrere Concurrenz- und sonstige Stücke gleichzeitiger deutscher Künstler, meist in Sepia, unter Glas und Rahmen auf einfachen Grund angebracht wurden. Und so wechselten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hoffmann aus Köln und Nahl aus Cassel, von Heinrich Meyer aus Stäfa und Hummel aus Neapel, Statuen und Basreliefs von Tieck, eingelegte Arbeit und Flacherhobenes von Catel, in geschmackvoller, harmonischer Folge. Daß jedoch dieser erste Vorsatz nicht durchgreifender ausgeführt worden, davon mag der gewöhnliche Weltgang die Schuld tragen, wo eine löbliche Absicht oft mehr durch den Zwiespalt der Theilnehmenden, als durch äußere Hindernisse gefährdet wird.

Meiner Büste, durch Tieck mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einschaltend an dieser Stelle wohl gedenken.

Was den Gang des Schloßbaues in der Hauptsache betrifft, so konnte

man demſelben nur mit deſto mehr Beruhigung folgen, als ein paar Männer wie Gentz und Rabe darin völlig aufgeklärt zu wirken angefangen. Ihr zuverläſſiges Verdienſt überhob aller Zweifel in einigen Fällen, die man ſonſt mit einer gewiſſen Bangigkeit ſollte betrachtet haben; denn im Grunde war es ein wunderbarer Zuſtand. Die Mauern eines alten Gebäudes ſtanden gegeben, einige neuere, ohne genugſame Umſicht darin vorgenommene Anordnungen ſchienen überdachteren Planen hinderlich, und das Alte ſo gut als das Neue höheren und freieren Unternehmungen im Wege; weßhalb denn wirklich das Schloßgebäude manchmal ausſah wie ein Gebirg, aus dem man, nach indiſcher Weiſe, die Architektur herausbauen wollte. Und ſo leiteten dieſm[illegible] das Geſchäft gerade ein paar Männer, die freilich als geiſtreiche Künſtler mit friſchem Sinn herankamen, und von denen man nicht abermals abzuändernde Abänderungen, ſondern eine ſchließliche Feſtſtellung des Bleibenden zu erwarten hatte.

Ich wende nunmehr meine Betrachtungen zum Theater zurück. Am 24. October, als am Jahrstag des erſten Maskenſpieles, Paläophron und Neoterpe, wurden die Brüder, nach Terenz von Einſiedel bearbeitet, aufgeführt, und ſo eine neue Folge theatraliſcher Eigenheiten eingeleitet[illegible]e eine Zeit lang gelten, Mannichfaltigkeit in die Vorſtellungen bringen und zu Ausbildung gewiſſer Fertigkeiten Anlaß geben ſollten.

Schiller bearbeitete Leſſings Nathan, ich blieb dabei nicht unthätig. Den 28. November ward er zum erſtenmal aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die deutſche Bühne.

Schiller hatte die Jungfrau von Orleans in dieſem Jahr begonnen und geendigt; wegen der Aufführung ergaben ſich manche Zweifel, die uns der Freude beraubten ein ſo wichtiges Werk zuerſt auf das Theater zu bringen. Es war der Thätigkeit Iffands vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, durch eine glänzende Darſtellung dieſes Meiſterſtücks ſich für alle Zeiten in den Theaterannalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben.

Nicht geringen Einfluß auf unſere dießjährigen Leiſtungen erwies Madame Unzelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftreten ſollte. Gar manches Unbequeme, ja Schädliche hat die Erſcheinung von Gäſten auf dem Theater; wir lehnten ſie ſonſt möglich

ab, wenn sie uns nicht Gelegenheit gaben sie als neue Anregung und Steigerung unserer bleibenden Gesellschaft zu benutzen: dieß konnte nur durch vorzügliche Künstler geschehen. Madame Unzelmann gab acht wichtige Vorstellungen hinter einander, bei welchen das ganze Personal in bedeutenden Rollen auftrat, und schien an und für sich, zugleich aber im Verhältniß zu dem neuen Gaste, das Möglichste zu leisten hatte. Dieß war von unschätzbarer Anregung. Nichts ist trauriger als der Schlendrian, mit dem sich der Einzelne, ja eine Gesammtheit hingehen läßt; aber auf dem Theater ist es das allerschlimmste, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird, und nicht etwa ein durch die Zeit selbst sich einleitender Erfolg abzuwarten ist. Ein Schauspieler, der sich vernachlässigt, ist mir die widerwärtigste Creatur von der Welt; meist ist er incorrigibel; deßhalb sind neues Publicum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel; jenes läßt ihm seine Fehler nicht hingehen, dieser fordert ihn zu schuldiger Anstrengung auf. Und so möge denn nun auch das auf dem deutschen Theater unaufhaltsame Gastrollenspielen sich zum allgemeinen Besten wirksam erweisen!

Stolbergs öffentlicher Uebertritt zum katholischen Cultus zerriß die schönsten früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei nichts; denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte sich schon längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn, als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann, wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche.

Auch überraschte mich dieses Ereigniß keineswegs: ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und so konnte ich mit Ruhe dem Tumulte zusehen, der aus einer späten Manifestation geheimer Mißverhältnisse zuletzt entspringen mußte.

1802.

Auf einen hohen Grad von Bildung waren schon Bühne und Zuschauer gelangt. Ueber alles Erwarten glückten die Vorstellungen von Jon

4. Jan., Turandot 30. Jan., Iphigenie 15. Mai., Alarcos 29. Mai; ſie wurden mit größter Sorgfalt trefflich gegeben; letzterer konnte ſich jedoch keine Gunſt erwerben. Durch dieſe Vorſtellungen bewieſen wir, daß es Ernſt ſey, alles was der Aufmerkſamkeit würdig wäre, einem freien reinen Urtheil aufzuſtellen; wir hatten aber dießmal mit verdrängendem ausſchließendem Parteigeiſt zu kämpfen.

Der große Zwieſpalt, der ſich in der deutſchen Literatur hervorthat, wirkte, beſonders wegen der Nähe von Jena, auf unſern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schiller auf der einen Seite: wir bekannten uns zu der neuern ſtrebenden Philoſophie und einer daraus herzuleitenden Aeſthetik, ohne viel auf Perſönlichkeiten zu achten, die nebenher im beſondern ein muthwilliges und freches Spiel trieben.

Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenpartei am tiefſten beleidigt; deßhalb trat ſchon am Vorſtellungsabend Jons, deſſen Verfaſſer kein Geheimniß geblieben war, ein Oppoſitionsverſuch unbeſcheiden hervor: in den Zwiſchenacten flüſterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß gab. Ein ſowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufſatz war in das Modejournal projectirt, aber ernſt und kräftig zurückgewieſen: denn es war noch nicht Grundſatz, daß in demſelbigen Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt ſey das zu zerſtören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten.

Wir wollten ein- für allemal den Klatſch des Tages auf unſerer Bühne nicht dulden, indeß der andern Partei gerade daran gelegen war, ſie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deßhalb gab es einen großen Kampf, als ich aus den Kleinſtädtern alles ausſtrich, was gegen die Perſonen gerichtet war, die mit mir in der Hauptſache übereinſtimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre ſämmtlichen Productionen lobenswerth finden konnte. Man regte ſich von der Gegenſeite gewaltig, und behauptete, daß, wenn der Autor gegenwärtig ſey, man mit ihm Rath zu pflegen habe. Es ſey mit Schillern geſchehen, und ein anderer könne das gleiche fordern. Dieſe wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten: Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höhern Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematiſch Gute Entſtellendes und Vernichtendes herbei; und das iſt das Kunſtſtück ſolcher Geiſter, daß ſie jedes wahre reine Verhältniß

mißachtend, ihre Schlechtigkeiten in die läßige Nachsicht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wissen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und ich gab mir die Mühe alle entstandenen Lücken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir eben auch gelang, das Lachen der Menge zu erregen.

Dieses alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am 5. März zu feiernden Festes in der Weimarischen Societät sich ereignete. Die Sachen standen so, daß es früher oder später dazu kommen mußte; warum gerade gedachter Tag erwählt war, ist mir nicht erinnerlich; genug, an demselben sollte zu Ehren Schillers eine große Exhibiten von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeinde ganz neu decorirten Stadthaussaale Platz finden. Die Absicht war offenbar Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegenzustellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegenzusetzen, Schillers Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.

Schillern war nicht wohl zu Muthe bei der Sache: die Rolle, die man ihn spielen ließ, war immer verfänglich; unerträglich für einen Mann von seiner Art, wie für jeden Wohldenkenden, so als eine Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen in Person vor großer Gesellschaft da zu stehen. Er hatte Lust sich krank zu melden; doch war er, geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse mehr in die Societät verflochten, fast genöthigt diesen bittern Kelch auszuschlürfen. Wir setzten voraus, daß es vor sich gehen würde und scherzten manchen Abend darüber; er hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte.

So viel man vernehmen konnte, sollten manche Gestalten der Schiller'schen Stücke vertreten; von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß: Helm und Fahne, durch Bildschnitzer und Vergolder behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatte großes Aufsehen erregt, und das Geheimniß voreilig ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Chorführer selbst vorbehalten; eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen, nach gesprochenem geheimnißvollem Gruße, nach gelossener glühender Masse sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schillers Büste

hervortreten. Wir beluſtigten uns an dieſem nach und nach ſich verbreitenden Geheimniß, und ſahen den Handel gelaſſen vorwärts gehen.

Nur hielt man uns für allzu gutmüthig, als man uns ſelbſt zur Mitwirkung aufforderte. Schillers einzige Originalbüſte, auf der Weimariſchen Bibliothek befindlich, eine frühere herzliche Gabe Danneckers, wurde zu jenem Zwecke verlangt, und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeſchlagen, weil man noch nie eine Gypsbüſte unbeſchädigt von einem Feſte zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten her zufällig eintretende Verweigerungen erregten jene Verbündeten aufs höchſte; ſie bemerkten nicht, daß mit einigen diplomatiſch-klugen Schritten alles zu beſeitigen ſey, und ſo [illegible] nichts dem Erſtaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stellen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatiſche Gerüſt aufzuſchlagen, den Saal verſchloſſen fanden und die Erklärung vernehmen mußten, er ſey erſt ganz neu eingerichtet und decorirt; man könne daher ihm zu ſolchem tumultuariſchen Beginnen nicht einräumen, da ſich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.

Das erſte Finale des unterbrochenen Opferfeſtes macht nicht einen ſo entſetzlichen Spectakel als dieſe Störung, ja Vernichtung des löblichſten Vorſatzes, zuerſt in der obern Societät und ſodann ſtufenweiſe durch alle Grade der ſämmtlichen Population anrichtete. Da nun der Zufall unterſchiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hinderniſſe dergeſtalt geſchickt combinirt hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Princips zu erkennen glaubte, ſo war ich es, auf den der heftigſte Grimm ſich richtete, ohne daß ich es jemand verargen mochte. Man hätte aber bedenken ſollen, daß ein Mann wie Kotzebue, der durch vielfache Anläſſe nach manchen Seiten hin Mißwollen erregt, ſich gelegentlich feindſelige Wirkungen ſchneller da- und dorther zuzieht, als einer verabredeten Verſchwörung zu veranlaſſen jemals gelingen würde.

War nun eine bedeutende höhere Geſellſchaft auf der Seite des Widerſachers, ſo zeigte die mittlere Klaſſe ſich ihm abgeneigt und brachte alles zur Sprache, was gegen deſſen erſte jugendliche Unfertigkeiten zu ſagen war; und ſo wogten die Geſinnungen gewaltſam wider einander.

Unſere höchſten Herrſchaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem, freiem Umblick, dieſen Privathändeln keine Aufmerkſamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller ſagt, oft naiv iſt,

Eine vorläufige Anſchauung dieſer wichtigen Geſchäfts-Thätigkeit ſich zu verſchaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das ſeltſame Unternehmen, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings myſterioſe, ſchwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema deſſelben wäre alſo wohl folgendermaßen auszuſprechen: der Dichter, in doppelter Abſicht ein unmittelbares Anſchauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerſt hypochondriſchen Selbſtquäler zu beſuchen und aufzurichten, bedient ſich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdluſt ausziehn, um ſich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie ſie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach ſeiner Seite hin, jenen einſamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, ſondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anläſſen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beſchneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem, was ihm während dieſer Zeit durch den Sinn gezogen, ſchreibt er zuletzt kurz, fragmentariſch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmiſche Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg ſchließt er ſich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagtäglichen heroiſchen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer praſſelnden Kaminflamme, ſie durch Erzählung ſeiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eignem Vergnügen erſehen, wie er ſo vollkommen zum Verſtändniß

stellte dem ganzen Ereigniß die Krone aufsetzen, indem gerade in dem Moment der verschließende Burgemeister, als verdienter Geschäftsmann, durch ein Decret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an geistreichen, das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädicat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist.

Daß eine solche Erschütterung auch in der Folge auf unsern geselligen Kreis schädlich eingewirkt habe, läßt sich denken; was mich davon zunächst betroffen, möge hier gleichfalls Platz finden.

Schon im Lauf des vergangenen Winters hielt sich, ganz ohne speculative Zwecke, eine edle Gesellschaft zu uns, an unserm Umgang und sonstigen Leistungen sich erfreuend. Bei Gelegenheit des Pickenicks dieser geschlossenen Vereinigung, die in meinem Hause, unter meiner Besorgung, von Zeit zu Zeit gefeiert wurden, entstanden mehrere nachher ins allgemeine verbreitete Gesänge. So war das bekannte: „Mich ergreift ich weiß nicht wie“ zu dem 22. Februar gedichtet, wo der durchlauchtigste Erbprinz, nach Paris reisend, zum letztenmal bei uns einkehrte, worauf denn die dritte Strophe des Liedes zu deuten ist. Eben so hatten wir schon das neue Jahr begrüßt und im Stiftungsliede: „Was gehst du, schöne Nachbarin“ konnten sich die Glieder der Gesellschaft, als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen. Ferner ward ich noch andere durch Naivetät vorzüglich ansprechende Gesänge dieser Vereinigung schuldig, wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei, und zu alle dem Natürlichkeit ohne Rohheit, wechselseitig in einander wirkten.

Nun hatten wir freilich den Widersacher, ungeachtet mancher seiner anklopfenden klüglichen Versuche, nicht hereingelassen, wie er denn niemals mein Haus betrat; weßhalb er genöthigt war sich eine eigene Umgebung zu bilden, und dieß ward ihm nicht schwer. Durch gefälliges, bescheiden zudringliches Weltwesen wußte er wohl einen Kreis um sich zu versammeln: auch Personen des unsrigen traten hinüber. Wo die Geselligkeit Unterhaltung findet, ist sie zu Hause. Alle freuten sich an dem Feste des 5. März activen Theil zu nehmen; weßhalb ich denn, als vermeintlicher Zerstörer solches Freuden- und Ehrentages, eine Zeit lang verwünscht wurde. Unsere kleine Versammlung trennte sich, und Gesänge jener Art gelangen mir nie wieder.

Alles jedoch was ich mir mit Schiller und andern verbündeten thätigen Freunden vorgesetzt, ging unaufhaltsam seinen Gang; denn wir waren im Leben schon gewohnt den Verlust hinter uns zu lassen, und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um deste eher geschehen, als wir von den erhabenen Gesinnungen der allerobersten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Ansicht die Hof- und Stadtabenteuer als gleichgültig vorübergehend, sogar manchmal als unterhaltend betrachteten.

Ein Theater, das sich mit frischen jugendlichen Subjecten von Zeit zu Zeit erneuert, muß lebendige Fortschritte machen; hierauf nun war beständig unser Absehen gerichtet.

Am 17. Februar betrat Demoiselle Maas zum erstenmal unsere Bühne. Ihre niedliche Gestalt, ihr anmuthig natürliches Wesen, ein wohlklingendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann sogleich das Publicum. Nach drei Proberollen, als Mädchen von Marienburg, als Rosine in Jurist und Bauer, als Lottchen im Deutschen Hausvater, ward sie engagirt, und man konnte sehr bald bei Besetzung wichtiger Stücke auf sie rechnen. Am 29. November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Acquisition. Aus Achtung für Madame Unzelmann, aus Neigung zu derselben, als einer allerliebsten Künstlerin, nahm ich ihren zwölfjährigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufällig prüfte ich ihn auf eine ganz eigene Weise. Er mochte sich eingerichtet haben mir mancherlei vorzutragen; allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes orientalisches Mährchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geschichtchen las, mit so viel natürlichem Humor, Charakteristik im Ausdruck beim Personen- und Situationswechsel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat in der Rolle als Görge in den beiden Billets mit Beifall auf, und zeigte sich besonders in natürlich humoristischen Rollen aufs wünschenswertheste.

Indeß nun auf unserer Bühne die Kunst in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete sich ein Todesfall, dessen zu erwähnen ich für Pflicht halte.

Corona Schröter starb, und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, so schien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, das ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es

war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Meerings des Theaterdecorateurs, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts, auf schwarz gerändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Corenen war es keine Vorbedeutung: ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre: sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte.

Nachträglich zu den Theaterangelegenheiten ist noch zu bemerken, daß wir in diesem Jahr uns gutmüthig beigehen ließen, auf ein Intriguenstück einen Preis zu setzen. Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meist von so desperater und vertrakter Art, daß wir nicht genugsam uns wundern konnten, was für seltsame, falsche Bestrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei solchem Aufruf sich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unser Urtheil zurück, da eigentlich keins zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Productionen wieder aus.

Auch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach Zeit unseres Lebens kannten, sich zu nähern anfing, und uns gleich bei den ersten Musterstücken in Erstaunen setzte.

Zwischen alle diese vorerzählten Arbeiten und Sorgen schlangen sich gar manche unangenehme Bemühungen, im Gefolg der Pflichten, die ich gegen die Musen zu Jena seit mehreren Jahren übernommen und durchgeführt hatte.

Der Tod des Hofrath Büttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf. Die Eigenheiten dieses wunderlichen Mannes lassen sich in wenige Worte fassen: unbegränzte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeiste. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren, wendete er die Pension an, die man ihm jährlich für die schuldige Summe der Stammbibliothek darreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schlosses waren ihm zur Wohnung eingegeben, und diese sämmtlich besetzt und belegt. In allen Auctionen bestellte er sich Bücher, und als der alte Schloßvogt, sein Commissionär, ihm einstmals eröffnete, daß ein bedeutendes Buch schon zweimal vorhanden sey, hieß es dagegen, ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben.

Nach seinem Tode fand sich ein großes Zimmer, auf dessen Boden die sämmtlichen Auctionserwerbnisse, partienweise wie sie angekommen, neben einander hingelegt waren. Die Wandschränke standen gefüllt: in dem Zimmer selbst konnte man keinen Fuß vor den andern setzen. Auf alte gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie sie von der Messe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Füße knickten zusammen, und das Neue schob sich flötzweise über das Alte hin.

In einem andern Zimmer lehnten, an den Wänden umher gethürmt, planirte, gefalzte Bücher, wozu der Probeband erst noch hinzugelegt werden sollte. Und so erschien dieser wackere Mann, im höchsten Alter die Thätigkeit seiner Jugend fortzusetzen begierig, endlich nur in Velleitäten verloren. Denke man sich andere Kammern mit brauchbarem und unbrauchbarem physikalisch-chemischem Apparat überstellt, und man wird die Verlegenheit mitfühlen, in der ich mich befand, als dieser Theil des Nachlasses, von dem seiner Erben gesondert, übernommen und aus dem Quartiere, das schon längst zu andern Zwecken bestimmt gewesen, tumultuarisch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit; vieles kam zu Schaden, und mehrere Jahre reichten nicht hin die Verworrenheit zu lösen.

Wie nöthig in solchem Falle eine persönlich entscheidende Gegenwart sey, überzeugt man sich leicht. Denn da wo nicht die Rede ist das Beste zu leisten, sondern das Schlimmere zu vermeiden, entstehen unauflösliche Zweifel, welche nur durch Entschluß und That zu beseitigen sind.

Leider ward ich zu einem andern gleichfalls dringenden Geschäft abgerufen, und hatte mich glücklich zu schätzen, solche Mitarbeiter zu hinterlassen, die in besprochenem Sinne die Arbeit einige Zeit fortzuführen so fähig als geneigt waren.

Schon mehrmals war im Lauf unserer Theatergeschichten von dem Vortheil die Rede gewesen, welche der Lauchstädter Sommeraufenthalt der Weimarischen Gesellschaft bringe; hier ist aber dessen ganz besonders zu erwähnen. Die dortige Bühne war von Belleme so ökonomisch als möglich eingerichtet: ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Brettergiebel, von welchen zu beiden das Pulltach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar, der innere Raum war der Länge nach durch zwei Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. Nun aber, bei neuerer Belebung und Steigerung unserer

Anstalt, forderten sowohl die Stücke als die Schauspieler, besonders aber auch das Hallische und Leipziger theilnehmende Publicum ein würdiges Local.

Der mehrere Jahre lang erst sachte, dann lebhafter betriebene Schloßbau zu Weimar rief talentvolle Baumeister heran, und wie es immer war und seyn wird, wo man bauen sieht, regt sich die Lust zum Bauen. Wie sich's nun vor einigen Jahren auswies, da wir, durch die Gegenwart des Herrn Theuret begünstigt, das Weimarische Theater würdig einrichteten, so fand ich auch dießmal, daß die Herren Gentz und Rabe aufgefordert wurden, einem Landstärter Hausbau die Gestalt zu verleihen.

Die Zweifel gegen ein solches Unternehmen waren vielfach zur Sprache gekommen. In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz besondern Rücksichten der dort Angestellten, schienen die Hindernisse kaum zu beseitigen. Der Platz des alten Theaters war zu einem größeren Gebäude nicht geeignet, der schöne einzig schickliche Raum streitig zwischen verschiedenen Gerichtsbarkeiten, und so trug man Bedenken, das Haus dem strengen Sinne nach ohne rechtlichen Grund aufzuerbauen. Doch von dem Drang der Umstände, von unruhiger Thätigkeit, von leidenschaftlicher Kunstliebe, von unversiegbarer Productivität getrieben, beseitigten wir endlich alles Entgegenstehende; ein Plan ward entworfen, ein Modell der eigentlichen Bühne gefertigt, und im Februar hatte man sich schon über das was geschehen sollte, vereinigt. Abgewiesen ward vor allen Dingen die Hüttenform, die das Ganze unter Ein Dach begreift. Eine mäßige Vorhalle für Casse und Treppen sollte angelegt werden, dahinter der höhere Raum für die Zuschauer emporsteigen, und ganz dahinter der höchste fürs Theater.

Viel, ja alles kommt darauf an, wo ein Gebäude stehe. Dieß ward an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt bedacht, und auch nach der Ausführung konnte man es nicht besser verlangen. Der Bau ging nun kräftig vor sich: im März lag das accordirte Holz freilich noch bei Saalfeld eingefroren, demungeachtet aber spielten wir den 26. Juni zum erstenmal. Das ganze Unternehmen in seinem Detail, das Günstige und Ungünstige in seiner Eigenthümlichkeit, wie es unsere Thatlust drei Monate lang unterhielt, Mühe, Sorge, Verdruß brachte, und durch alles hindurch persönliche Aufopferung forderte, dieß zusammen würde einen kleinen Roman geben, der als Symbol größerer Unternehmungen sich ganz gut zeigen könnte.

Nun ist das Eröffnen, Einleiten, Einweihen solcher Anstalten immer bedeutend. In solchem Falle ist die Aufmerksamkeit gereizt, die Neugierde gespannt, und die Gelegenheit recht geeignet das Verhältniß der Bühne und des Publicums zur Sprache zu bringen. Man versäumte diese Epoche nicht, und stellte in einem Vorspiel auf symbolische und allegorische Weise dasjenige vor, was in der letzten Zeit auf dem deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimarischen geschehen war. Das Possenspiel, das Familiendrama, die Oper, die Tragödie, das Naive so wie das Maskenspiel producirten sich nach und nach in ihren Eigenheiten, spielten und erklärten sich selbst, oder wurden erklärt, indem die Gestalt eines Mercur das Ganze zusammenknüpfte, auslegte, deutete. Die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen theatralischen Palast, wobei zugleich die meisten Personen in eine höhere Sphäre versetzt worden, beförderte heiteres Nachdenken.

Den 6. Juni begab ich mich nach Jena und schrieb das Vorspiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchstädt selbst angelegt, und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine liebliche Wirkung, und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse.

Mein Lauchstädter Aufenthalt machte mir zur Pflicht, auch Halle zu besuchen, da man uns von dorther nachbarlich um des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen, mit öfterem Zuspruch beehrte. Ich nenne Professor Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt; Kanzler Niemeyer, der so thätigen Theil unsern Bestrebungen schenkte, daß er die Andria zu bearbeiten unternahm, wodurch wir denn die Summe unserer Maskenspiele zu erweitern und zu vermannichfaltigen glücklichen Anlaß fanden.

Und so war die sämmtliche gebildete Umgebung mit gleicher Freundlichkeit, mich und die Anstalt, die mir so sehr am Herzen lag, geneigt zu befördern. Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Frau, anmuthige, schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen, und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften. Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichardt meinen Liedern am

frühesten vergönnt, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

Uebrigens bliebe noch gar manches bei meinem Aufenthalte in Halle zu bemerken. Den botanischen Garten unter Sprengels Leitung zu betrachten, das Meckel'sche Cabinet, dessen Besitzer ich leider nicht mehr am Leben fand, zu meinen besondern Zwecken aufmerksam zu beschauen, war nicht geringer Gewinn; denn überall, sowohl an den Gegenständen als aus den Gesprächen, konnte ich etwas entnehmen, was mir zu mehrerer Vollständigkeit und Förderniß meiner Studien diente.

Einen gleichen Vortheil, der sich immer bei akademischem Aufenthalt hervorthut, fand ich in Jena während des Augustmonats. Mit Loder wurden früher angemerkte anatomische Probleme durchgesprochen; mit Himly gar vieles über das subjective Sehen und die Farbenerscheinung verhandelt. Oft verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herumwanderten. Voß war nach Jena gezogen und zeigte Lust sich anzukaufen; seine große umsichtige Gelehrsamkeit wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zog mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von seinen rhythmischen Grundsätzen zu überzeugen. Dadurch ergab sich denn ein höchst angenehmes und fruchtbares Verhältniß.

Umgeben von den Museen und von allem was mich früh zu den Naturwissenschaften angeregt und gefördert hatte, ergriff ich jede Gelegenheit auch hier mich zu vervollständigen. Die Wolfmilchsraupe war dieses Jahr häufig und kräftig ausgebildet; an vielen Exemplaren studirte ich das Wachsthum bis zu dessen Gipfel, so wie den Uebergang zur Puppe. Auch hier ward ich mancher trivialen Vorstellungen und Begriffe los.

Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich besonders mit mir immer in Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen beschäftigten Stunden.

Das Abscheiden des verdienstreichen Batsch ward, als Verlust für die Wissenschaft, für die Akademie, für die naturforschende Gesellschaft tief empfunden. Leider wurde das von ihm gesammelte Museum durch ein wunderliches Verhältniß zerstückt und zerstreut. Ein Theil gehörte der naturforschenden Gesellschaft; dieser folgte den Directoren, oder vielmehr einer höhern Leitung, die mit bedeutendem Aufwande die Schulden

der Societät bezahlte und ein neues unentgeltliches Local für die vorhandenen Körper anwies: der andere Theil konnte, als Eigenthum des Verstorbenen, dessen Erben nicht bestritten werden. Eigentlich hätte man das kaum zu trennende Ganze mit etwas mehrerem Aufwand herübernehmen und zusammen halten sollen, allein die Gründe warum es nicht geschah, waren auch von Gewicht.

Ging nun hier etwas verloren, so war in der spätern Jahrszeit ein neuer vorausgesehener Gewinn beschieden. Das bedeutende Mineraliencabinet des Fürsten Gallitzin, das er als Präsident der mineralogischen Societät derselben zugedacht hatte, sollte nach Jena geschafft und nach der von ihm beliebten Ordnung aufgestellt werden. Dieser Zuwachs gab dem ohnehin schon wohl versehenen Museum einen neuen Glanz. Die übrigen wissenschaftlichen Anstalten, meiner Leitung untergeben, erhielten sich in einem mäßigen, von der Casse gebotenen Zustand.

Belebt sodann war die Akademie durch bedeutende Studirende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Lehrern gleichen jugendlichen Muth gaben. Von bedeutenden, einige Zeit sich aufhaltenden Fremden nenne ich von Podmanitzky, der, vielseitig unterrichtet, an unserm Wollen und Wirken Theil nehmen und thätig mit eingreifen mochte.

Neben allem diesem wissenschaftlichen Bestreben hatte die Jenaische Geselligkeit nichts von ihrem heitern Charakter verloren. Neue heranwachsende, hinzutretende Glieder vermehrten die Anmuth und ersetzten reichlich, was mir in Weimar auf einige Zeit entgangen war.

Wie gern hätte ich diese in jedem Sinne angenehmen und belehrenden Tage noch die übrige schöne Herbstzeit genossen! allein die vorzubereitende Ausstellung trieb mich nach Weimar zurück, womit ich denn auch den September zubrachte. Denn bis die angekommenen Stücke sämmtlich ein- und aufgerahmt wurden, bis man sie in schicklicher Ordnung, in günstigem Lichte aufgestellt und den Beschauern einen würdigen Anblick vorbereitet hatte, war Zeit und Mühe nöthig, besonders da ich alles mit meinem Freunde Meyer selbst verrichtete, auch auf ein sorgfältiges Zurückfenden Bedacht zu nehmen hatte.

Perseus und Andromeda war der für die dießjährige vierte Ausstellung bearbeitete Gegenstand. Auch dabei hatten wir die Absicht, auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam zu machen; denn wo sollte man den

Gipfel der Kunst finden, als auf der Blüthenhöhe des Geschöpfs nach Gottes Ebenbilde!

Ludwig Hummeln, geboren in Neapel, wohnhaft in Cassel, war der Preis zuzuerkennen; er hatte mit zartem Kunstsinn und Gefühl den Gegenstand behandelt. Andromeda stand aufrecht in der Mitte des Bildes am Felsen; ihre schon befreite linke Hand konnte durch Heranziehen einiger Falten des Mantels Bescheidenheit und Schamhaftigkeit bezeichnen; ausruhend saß Perseus auf dem Haupte des Ungeheuers zu ihrer Seite, und gegenüber löste ein heraneilender Genius so eben die Fesseln der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgestalt erhöhte die Schönheit und Kraft des würdigen Paares.

Einer Landschaft von Rohden aus Cassel ward in diesem Fach der Preis zuerkannt. Die Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahr 1803 erhält durch einen Umriß des historischen Gemäldes das Andenken des Bildes, und durch umständliche Beschreibung und Beurtheilung der eingesendeten Stücke die Erinnerung jener Thätigkeit.

Indem wir nun aber uns auf jede Weise bemühten dasjenige in Ausübung zu bringen und zu erhalten, was der bildenden Kunst als allein gemäß und vortheilhaft schon längst anerkannt worden, vernahmen wir in unsern Sälen, daß ein neues Büchlein vorhanden sey, welches vielen Eindruck mache; es bezog sich auf Kunst, und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derselben festsetzen. Von dieser Nachricht waren wir wenig gerührt; denn wie sollte auch eine Schlußfolge gelten, eine Schlußfolge wie diese: einige Mönche waren Künstler; deßhalb sollen alle Künstler Mönche seyn! Doch hätte bedenklich scheinen dürfen, daß werthe Freunde, die unsere Ausstellung theilnehmend besuchten, auch unser Verfahren billigten, sich doch an diesen, wie man wohl merkte schmeichelhaften, die Schwäche begünstigenden Einflüsterungen zu ergötzen schienen, und sich davon eine glückliche Wirkung versprachen.

Die im October fleißig besuchte Ausstellung gab Gelegenheit, sich mit einheimischen und auswärtigen Kunstfreunden zu unterhalten; auch fehlte es, der Jahrszeit gemäß, nicht an willkommenen Besuchen aus der Ferne. Hofrath Blumenbach gönnte seinen Weimarischen und Jenaischen Freunden einige Tage; und auch dießmal wie immer verlieh seine Gegenwart den heitersten Unterricht. Und wie ein Gutes immer ein anderes zur Folge hat, so stellte sich das reine Vernehmen in der innersten Gesellschaft nach und nach wieder her.

Eine bedeutende Correspondenz ließ mich unmittelbare Blicke selbst in die Ferne richten. Friedrich Schlegel, der bei seiner Durchreise mit unsern Bemühungen um seinen Alarcos wohl zufrieden gewesen, gab mir von Pariser Zuständen hinreichende Nachricht. Hofrath Sartorius, der gleichfalls zu einem Besuch das lange bestandene gute Verhältniß abermals aufgefrischt, und eben jetzt mit den Studien der Hansestädte beschäftigt war, ließ mich an diesem wichtigen Unternehmen auch aus der Ferne Theil nehmen. Hofrath Rochlitz, der unser Theater mit zunehmendem Interesse betrachtete, gab solches durch mehrere Briefe, die sich noch vorfinden, zu erkennen.

Gar manches andere von erfreulichen Verhältnissen finde ich noch angemerkt. Drei junge Männer, Klaproth, Bode, Hain, hielten sich in Weimar auf und benützten mit Vergünstigung den Büttner'schen polyglottischen Nachlaß.

Wenn ich nun dieses Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde, und bald in Weimar, bald in Jena und Lauchstädt meine Geschäfte wie sie vorkamen, versah, so gab auch der Besitz des kleinen Freiguts Roßla Veranlassung zu manchen Hin- und Herfahrten. Zwar hatte sich schon deutlich genug hervorgethan, daß wer von einem so kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es selbst bebauen, besorgen und, als sein eigener Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müsse, da sich denn eine ganz artige Existenz darauf gründen lasse, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indessen hat das sogenannte Ländliche in einem angenehmen Thale an einem kleinen baum- und buschbegränzten Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer etwas, das mich Tage lang unterhielt und sogar zu kleinen poetischen Productionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterei ist hier wenigstens an ihrem einfachsten Ursprung; selbst Abneigung und Mißwollen scheinen reiner, weil sie aus den unmittelbaren Berührnissen der Menschheit hervorspringen.

Höchst angenehm war die Nachbarschaft von Osmanstädt, in demselbigen Thale aufwärts, nur auf der linken Seite des Wassers. Auch Wieland fing diesen Naturzustand an bedenklich zu werden; einmal setzte er sehr humoristisch auseinander, welches Umschweifes es bedürfe, um der

des Gedichtes gelangt ſey, als es ohne die Kenntniß der beſonders vorwaltenden Umſtände möglich geweſen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerſtreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beſchränken ſcheint, ſo wird doch dieſes wieder erfreulich gehoben und ins rechte Licht geſtellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Baſe emporgehoben worden. Giebt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beſchränkt ſeyn ſoll alles was er vorträgt aus dem Gedicht zu entwickeln, ſondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, ſo darf man dieſe kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umständlichkeiten des Erzeugnisses der Futterkräuter gründlich und heiter darzustellen; erst brachte er den sorgsam gebauten Klee mühsam durch eine theuer zu ernährende Magd zusammen und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben.

Wieland hatte sich in jenen Theater- und Festhändeln sehr wacker benommen, wie er denn, immer redlich, nur manchmal, wie es einem jeden geschieht, in augenblicklicher Leidenschaft, bei eingeflößtem Vorurtheil, in Abneigungen die nicht ganz zu schelten waren, eine launige Unbilligkeit zu äußern verführt ward. Wir besuchten ihn oft nach Tische, und waren zeitig genug über die Wiesen wieder zu Hause.

In meinen Weimarischen häuslichen Verhältnissen ereignete sich eine bedeutende Veränderung. Freund Meyer, der seit 1792, einige Jahre Abwesenheit ausgenommen, als Haus- und Tischgenosse mich durch belehrende, unterrichtende, berathende Gegenwart erfreute, verließ mein Haus in Gefolg einer eingegangenen ehelichen Verbindung. Jedoch die Nothwendigkeit sich ununterbrochen mitzutheilen, überwand bald die geringe Entfernung; ein wechselseitiges Einwirken blieb lebendig, so daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward.

Unter allen Tumulten dieses Jahres ließ ich doch nicht ab meinen Liebling, Eugenien, im stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und stand; daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt concentrirte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte.

Cellini gehörte schon mehr einer wilden zerstreuten Welt an; auch diesen wußte ich, jedoch nicht ohne Anstrengung, zu fördern; denn im Grunde war die unternommene Arbeit mehr von Belang, als ich anfangs denken mochte.

Reineke Fuchs durfte nun auch in jenem leidenschaftlich-leichtfertigen Momente hervortreten, so war er wohl empfangen und für gewisse Zeit ebenfalls gepflegt.

1803.

Zum neuen Jahr gaben wir Palaeophron und Neoterpe auf dem öffentlichen Theater. Schon war durch die Vorstellung der Terenzischen Brüder das Publicum an Masken gewöhnt, und nun konnte das eigentliche erste Musterstück seine gute Wirkung nicht verfehlen. Der frühere an die Herzogin Amalia gerichtete Schluß ward ins allgemeinere gewendet, und die gute Aufnahme dieser Darstellung bereitete den besten Humor zu ernsteren Unternehmungen.

Die Aufführung der Braut von Messina (19. März) machte viel Vorarbeit, durchgreifende Lese- und Theaterproben nöthig. Der bald darauf folgenden natürlichen Tochter erster Theil (2. April), sodann die Jungfrau von Orleans verlangten die volle Zeit: wir hatten uns vielleicht nie so lebhaft, so zweckmäßig und zu allgemeiner Zufriedenheit bemüht.

Daß wir aber alles Mißwollende, Verneinende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon sey nachstehendes ein Zeugniß. Zu Anfang des Jahrs war mir durch einen werthen Freund ein kleines Lustspiel zugekommen mit dem Titel: Der Schädelkenner, die respectablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als ins Ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient.

„Indem ich das kleine artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse, für Pflicht die nähern Ursachen anzugeben.

Wir vermeiden auf unserm Theater so viel möglich alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist, und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenblick erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben

sorgfältig alles was sich in einiger Breite auf philosophische oder literarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gall'sche wunderliche Lehre, der es denn doch so wenig als der Lavater'schen an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter preisgeben, besonders da wir fürchten müßten, manchen unserer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Weimar, den 24. Januar 1803."

Mit einem schon früher auslangenden und nun frisch bereicherten Repertorium kamen wir wohl ausgestattet nach Lauchstädt. Das neue Haus, die wichtigen Stücke, die sorgfältigste Behandlung erregten allgemeine Theilnahme. Die Andria des Terenz, von Herrn Riemeyer bearbeitet, ward ebenmäßig wie die Brüder mit Annäherung ans Antike aufgeführt. Auch von Leipzig fanden sich Zuschauer; sie sowohl als die von Halle wurden mit unsern ernsten Bemühungen immermehr bekannt, welches uns zu großem Vortheil gedieh. Ich verweilte dießmal nicht länger daselbst als nöthig, um mit Hofrath Kirms, meinem Mitcommissarius, die Bedürfnisse der Baulichkeiten und einiges Wünschenswerthe der Umgebung anzuordnen.

In Halle, Giebichenstein, Merseburg, Naumburg erneuerte ich gar manche werthe Verbindung. Professer Wolf, Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine, Niemeyer entgegneten mir mit gewohnter Freundlichkeit. Ich besah von Leyssers Mineraliencabinet, bestieg den Petersberg, um frische Porphyrstücke zu holen. Ehe ich abreiste, sah ich noch mit Freuden, daß unser theatralisches Ganzes sich schon von selbst bewegte und im Einzelnen nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die große Thätigkeit des Regisseur Genast gerühmt werden mußte. Ich nahm meinen Rückweg über Merseburg, das gute Verhältniß mit den dortigen oberen Behörden zu befestigen, sodann meinen Geschäften in Weimar und Jena weiter obzuliegen.

Als ich mir nun für diese Zeit das Theaterwesen ziemlich aus dem Sinne geschlagen hatte, ward ich im Geiste mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten sich, mit entschiedener Neigung für die Bühne, zwei junge Männer, die sich Wolff und Grüner nannten, von Augsburg kommend, jener bisher zum Handelsstande, dieser zum Militär zu

rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald daß beide dem Theater zur besondern Zierde gereichen würden und daß, bei unserer schon wohlbestellten Bühne, ein paar frische Subjecte von diesem Werth sich schnell heranbilden würden. Ich beschloß sie fest zu halten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Tiraskalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporstudirte, so daß ich selbst klarer über ein Geschäft ward, dem ich mich bisher instinctmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nachher mit mehreren jungen Schauspielern; einiges davon ist schriftlich übrig geblieben.

Nach jenen genannten beiden fügte sich's, daß noch ein hübscher junger Mann, Namens Grimmer, mit gleichmäßigem Antrag bei uns vortrat. Auch von ihm ließ sich nach Gestalt und Wesen das Beste hoffen; besonders war er Schillern willkommen, der seinen personenreichen Tell im Sinne hatte und auf schickliche Besetzung der sämmtlichen Rollen sein Augenmerk richtete. Wir hielten daher auch ihn fest, und fanden ihn bald an seinem Platze brauchbar.

Der erste Theil von Eugenie war geschrieben, gespielt und gedruckt; das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir, und ich kann wohl sagen, meine mehrjährige Neigung zu diesem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen. Der zweite Theil sollte auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Senett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben. Doch ich darf nicht weiter gehen, weil ich sonst das Ganze umständlich vortragen müßte.

Ich hatte mich der freundlichsten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wovon ich die wohlthätigsten Zeugnisse gesammelt habe, die ich dem Oeffentlichen mitzutheilen vielleicht Gelegenheit finde. Man empfand, man dachte, man folgerte was ich nur wünschen konnte; allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß wohl ganz vernünftig erklären läßt.

Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz

wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Mährchen, man müsse, bei wunderbarer Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman in entlegensten Bergwildnissen, unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Indessen war's geschehen, und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.

So wie schon einige Jahre machte der Zustand von Jena uns auch vielmal gar manche Sorge. Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten besonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verlockt werden; und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höhern Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreise sich versprechen konnte. Diese großweltlichen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im allgemeinen einen Begriff machen will von dem was um diese Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Akademie sich ereignete.

Der im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannichfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte Christian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimen Raths, welcher in einem großen Reiche schon zum bloßen Ehrentitel geworden war, indessen er in kleineren Staaten noch immer die ursprüngliche active Würde bezeichnete und ohne dieselbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine solche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelassenen nicht ohne Einfluß.

Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien: er ward in Anspruch genommen; seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung wie gut man diesseits

für ihn gesinnt sey, wie wohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse; welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben so wenig die Art und Weise, wie man ihm auf das gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Wiederreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsichern Reden auf der Akademie durch einander, man sprach von einem ministeriellen Verhalt, von nichts geringerem als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt ein heftiges Schreiben beim Ministerium einzureichen, worin er, jene Maßregel als gewiß voraussetzend, mit Ungestüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne weiteres von der Akademie abziehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einstimmig den Ort gleichzeitig zu verlassen gedächten.

Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig, und das gelindeste war ihm ohne weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.

Zu einer Verabredung jedoch, mit ihm die Akademie zu verlassen, wollte sich niemand bekennen, alles blieb für den Augenblick an seiner Stelle; doch hatte sich ein heimlicher Unmuth aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umthat und zuletzt Hufeland, der Jurist, nach Ingelstadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten.

Nach allem diesem vernahmen wir im August, die so hochgeschätzte Literaturzeitung solle auch von Jena weg und nach Halle gebracht werden. Der Plan war klug genug angelegt: man wollte ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und schließen, sodann als geschähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Ostern aber gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Manöver, mit Anstand und Bequemlichkeit, diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen.

Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit, und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung betrübte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung. Man war diesseits wirklich in Verlegenheit:

denn ob man gleich das Recht hatte die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gehässigen Sache nicht übereilt, noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erste Hälfte des Augusts war verstrichen und alles kam darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

Auf einmal kommt Hülfe, woher sie nicht zu erwarten war. Kotzebue, der sich seit den Scenen des vorigen Jahrs als Todfeind aller Weimarischen Thätigkeit erwiesen hatte, kann seinen Triumph nicht im stillen feiern; er giebt in dem Freimüthigen übermüthig an den Tag, mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sey es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literaturzeitung, in Gefolg großer, dem Redacteur verwilligter Begünstigungen, von da hinweg und nach Halle verlegt werde.

Von unserer Seite hörte nun alles Bedenken auf: wir hatten volle Ursache die Unternehmer zu fragen, ob dieß ihre Absicht sey. Und da solche nun nicht geläugnet werden konnte, so erklärte man ihren Vorsatz, die Anstalt bis Ostern in Jena hinzuhalten, für nichtig, und versicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die allgemeine Literaturzeitung selbst fortsetzen.

Diese Erklärung war kühn genug, denn wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu sehen geglaubt; doch rechtfertigte der Erfolg den wackern Entschluß. Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt; vielleicht ergötzen sich unsere Nachkommen an dem Hergang dieser für uns wenigstens höchst bedeutenden Begebenheit.

Nachdem also die Anstalt der Literaturzeitung in ihrem ganzen Gewichte gesichert war, hatte man sich nach Männern umzusehen, die erledigten Lehrfächer wieder zu besetzen. Von mehreren in Vorschlag gebrachten Anatomen wurde Ackermann berufen, welcher den Grund zu einem längst beabsichtigten stehenden anatomischen Museum legte, das der Akademie verbleiben sollte. Auch Schelver ward herangezogen und der botanischen Anstalt vorgesetzt. Man hatte von seiner Persönlichkeit, als eines zugleich höchst zarten und tiefsinnigen Wesens, die besten Hoffnungen für die Naturwissenschaft.

Die von Lenz gegründete mineralogische Societät erweckte das größte Vertrauen: alle Freunde dieses Wissens wünschten als Mitglieder

aufgenommen zu werden, und sehr viele beeiferten sich mit bedeutenden Geschenken das angelegte Cabinet zu vermehren.

Unter solchen zeichnete sich Fürst Gallitzin aus, welcher die Ehre der ihm übertragenen Präsidentenstelle durch das Geschenk seines ansehnlichen Cabinets anzuerkennen suchte, und da durch diesen wie durch andern Zuwachs die Anstalt höchst bedeutend geworden, so bestätigte der Herzog gegen Ende des Jahrs die Statuten der Gesellschaft, und gab ihr dadurch unter den öffentlichen Anstalten einen entschiedenen Rang.

Nach dem Verlust so mancher bedeutenden Personen hatten wir uns jedoch neumitwirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutschland zu verbleiben; wir hielten ihn fest. Herzogin Amalia gab ihm die seit Jagemanns Tode unbesetzte Bibliothekarstelle ihrer besondern Büchersammlung; seine gründliche Kenntniß der italiänischen Literatur, eine ausgesuchte Bibliothek dieses Faches und seine angenehmen geselligen Eigenschaften machten diesen Erwerb höchst schätzbar. Daneben führte er einen bedeutenden Schatz mit sich, die hinterlassenen Zeichnungen seines Freundes Carstens, dem er in seiner künstlerischen Laufbahn bis an sein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhülfe treulichst beigestanden hatte.

Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war und dort einige Zeit in dessen Familienkreis mitgewirkt hatte, war in Fernows Gesellschaft herausgereist, und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Er gesellte sich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete seine Sorgfalt meinem Sohne zu.

Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältniß: bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um vieles näher gekommen. Er befand sich in dem seltsamsten Drange zwischen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Existenz ökonomisch versicherte, und zwischen einem eingeborenen, kräftigen, unwiderstehlichen Kunsttriebe, der aus seinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von diesem getrieben, von jenem eine erworbene Fertigkeit besitzend, in diesem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit bestrebt, stand er nicht etwa wie Hercules am Scheidewege zwischen dem was zu ergreifen oder zu meiden sey

mochte, sondern er ward von zwei gleich werthen Musen hin und her gezogen, deren eine sich seiner bemächtigt, deren andere dagegen er sich anzueignen wünschte. Bei seinem verlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm eben so sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nah verwandt, ja ihr verkörpert ist, und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

Nur so konnte ein doppelt wechselseitiges Bestreben nicht außen bleiben, da die Weimarischen Kunstfreunde sich fast in demselben Falle befanden; wozu sie nicht geschaffen waren, hatten sie zu leisten, und was sie Angeborenes zu leisten wünschten, schien immerfort unversucht zu bleiben.

Die Angebäude der Bibliothek, nach dem Schlosse zu, wurden der freiern Aussicht wegen abgebrochen; nun machte sich statt ihrer ein neuer Gelaß nöthig, wozu die Herren Gentz und Rabe gleichfalls die Risse zu liefern gefällig übernahmen. Was sonst in jenen Platz gefunden hatte, stattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Gesellschaftszimmer wurden gewonnen, ferner im zweiten Steck nicht allein Stand für mehrere Bücherrepositorien, sondern auch einige Räume für Alterthümer, Kunstsachen und was dem anhängt; nicht weniger wurde das Münzcabinet, vollständig an sächsischen Medaillen, Thalern und kleineren Geldsorten, nebenher auch mit Denkmünzen, ingleichen römischen und griechischen versehen, besonders aufbewahrt.

Da ich mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und mir eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, an andern unerträglich, an mir unmöglich schien, so litt ich bei der Uebersetzung des Cellini, wozu durchaus unmittelbare Ansicht gefordert wird, wirkliche Pein. Ich bedauerte herzlich, daß ich meine erste Durchreise, meinen zweiten Aufenthalt zu Florenz nicht besser genutzt, mir von der Kunst neuerer Zeit nicht ein eindringlicheres Anschauen verschafft hatte. Freund Meyer, der in den Jahren 96 und 97 sich daselbst die gründlichsten Kenntnisse erworben hatte, half mir möglichst aus, doch sehnte ich mich immer nach dem eigenen, nicht mehr gegönnten Anblick.

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wenigstens Cellini'sche Münzen, auf die er sich so viel zu gute thut, noch zu finden seyn möchten, ob nicht anderes, was mich in jene Zeiten versetzen könnte, noch zu haben wäre.

Glücklicherweise vernahm ich von einer Nürnbergischen Auction, in welcher Kupfermünzen des fünfzehnten und sechzehnten, ja des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feil geboten wurden, und es gelang die ganze Masse zu erhalten. Die Originalfolge von Päpsten, seit Martin V bis auf Clemens XI, also bis zum ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wurde mir nicht allein zu eigen, sondern auch dazwischen Cardinäle und Priester, Philosophen, Gelehrte, Künstler, merkwürdige Frauen in scharfen unbeschädigten Exemplaren, theils gegossen, theils geprägt, aber verwunderlich und bedauerlich: unter so manchen Hunderten kein Cellini. Aufgeregt war man nun auch hier das Geschichtliche zu studiren; man forschte nach Venanni, Mazzuchelli und andern, und legte so den Grund zu ganz neuer Belehrung.

Das ältere Schießhaus vor dem Frauenthor war schon längst von den Parkanlagen überflügelt, der Raum, den es einnahm, bereits zwischen Gärten eingeschlossen und Spaziergängen, die Uebungen nach der Scheibe, besonders aber das eigentliche Vogelschießen, nach und nach unbequem und gefährlich.

Zum Tausch nahm der Stadtrath mit mehrfachem Gewinn einen großen schön gelegenen Bezirk vor dem Regelthor; die weit verbreiteten Aecker sollten in Gärten, Gartenländer verwendet und an dem schicklichsten Platz ein neues Schießhaus gebaut werden.

Die eigentliche Lage eines Gebäudes, sobald dem Architekten Freiheit gegeben ist, bleibt immer desselben Hauptangenmerk: ein ländliches Gebäude soll die Gegend zieren und wird von ihr geziert; und so war die sorgfältigste Berathung zwischen den Berliner Architekten und den Weimarischen Kunstfreunden nicht weniger dem Stadtrath und der Schützengesellschaft eine geraume Zeit im Schwange.

Bei einem neuen Lustgebäude mit seinen Umgebungen, zur Aufnahme einer großen Menge bestimmt, ist das Haupterforderniß Schatten, welcher nicht sogleich herbeigebannt werden kann. Hier war also ein angenehmes Hölzchen der nothwendige Punkt einen Flügel daran zu lehnen; für die Hauptrichtung entschied sodann eine oberhalb jenes Buschwerks hergehende uralte vierfache Lindenallee; man mußte den Flügel und also das ganze Gebäude rechtwinkelig darauf richten.

Ein mäßiger Plan, den Bedürfnissen allenfalls hinreichend, erweiterte sich nach und nach; die Schützengesellschaft, das Publicum, als die

Ueber das Fragment:

die Geheimnisse.

1816.

Eine Gesellschaft studirender Jünglinge, in einer der ersten Städte Nord-Deutschlands, haben ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eine gewisse Form gegeben, so daß sie erst ein dichterisches Werk vorlesen, sodann über dasselbe ihre Meinungen wechselseitig eröffnend, gesellige Stunden nützlich hinbringen. Derselbe Verein hat auch meinem Gedichte:

die Geheimnisse

überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen, und als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern es thulich sey diese Räthsel aufzuklären; wobei sie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mitgetheilt, worin die meisten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art desselben so viel guten Willen, Sinn und Anstand finde; so will ich hierauf um so lieber eine Erklärung geben, als jenes räthselhafte Product die Auslegungsgabe schon manches Lesers beschäftigt hat, und ich in meinen schriftstellerischen Bekenntnissen wohl sobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo diese Arbeit veranlaßt und sogleich auf einmal in so kurzer Zeit auf den Punkt gebracht worden, wie man sie kennt, alsdann aber

Tanzenden, die Genießenden, alle wollten bedacht seyn, alle verlangten ein schickliches und bequemes Local. Nun aber forderte die nahebei doch gesondert anzulegende Wirthschaft ebenfalls ihre mannichfaltigen Bedürfnisse, und so dehnte sich der Plan immer mehr aus. Zwar gab die Ungleichheit des Terrains, die man zu überwinden hatte, die schönste Gelegenheit aus der nothwendigen Bedingtheit des Locals die Forderungen des Zweckes zu entwickeln, am Ende aber konnte man sich nicht läugnen, bei ökonomischer Ausdehnung und nach ästhetischen Rücksichten über die Gränze des Bedürfnisses hinausgegangen zu seyn.

Doch ein Gebäude gehört unter die Dinge, welche nach erfüllten innern Zwecken auch zu Befriedigung der Augen aufgestellt werden, so daß man, wenn es fertig ist, niemals fragt, wie viel Erfindungskraft, Anstrengung, Zeit und Geld dazu erforderlich gewesen; die Totalwirkung bleibt immer das Tämenische, dem wir huldigen.

Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück mein Verhältniß zu den Erbschollen von Roßla völlig aufgehoben zu sehen. War der vorige Pachter ein Lebemann und in seinem Geschäft leichtsinnig und nachlässig, so hatte der neue, als bisheriger Bürger einer Landstadt, eine gewisse eigene kleinliche Rechtlichkeit, woron die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol seyn mag. Der gute Mann, in seinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das Höchste befindend, leitete das dort mäßig abfließende Wasser in engen Blechröhren an die niedrigste Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe sprang, aber statt des Wasserspiegels einen Sumpf bildete. Das idyllische Naturwesen jenes Spaziergangs war um seine Einfalt verkümmert, so wie denn auch andere ähnliche Anstalten ein gewisses erstes Gefallen nicht mehr zuließen.

Zwischen allem diesem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Besitzung für den, der sie persönlich benutze, ganz einträglich sey, und in dem Maße, wie mir der Besitz verleidete, mußte er ihm wünschenswürdig erscheinen; und so ereignete sich's, daß ich nach sechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Geld anschlagen, so war doch viel gewonnen, und nebenbei mancher heitere Tag im Freien gesellig zugebracht.

Frau von Staël kam Anfang December in Weimar an, als ich noch in Jena mit dem Programm beschäftigt war. Was mir Schiller über sie am 21. December schrieb, diente auf einmal über das wechselseitige, aus ihrer Gegenwart sich entwickelnde Verhältniß aufzuklären.

„Frau von Staël wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon construirt haben werden; es ist alles aus Einem Stück, und kein fremder, falscher pathologischer Zug in ihr. Dieß macht, daß man sich, trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit, und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erbeut sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen; sie statuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da sogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Französischreden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, so werden Sie, bei Ihrer größern Uebung, eine sehr leichte Communication mit ihr haben."

Da ich mich von Jena, ohne mein Geschäft abgeschlossen zu haben, nicht entfernen konnte, so gelangten noch gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu mir, wie Frau von Staël sich benehme und genommen werde, und ich konnte mir ziemlich die Rolle vorschreiben, welche ich zu spielen hätte. Doch sollte das alles ganz anders werden, wie in dem nächsten Jahr, wohin wir hinüber gehen, zu melden ist.

Wie unbequem aber ein so bedeutender Besuch mir gerade zu der Zeit seyn mußte, wird derjenige mit empfinden, der die Wichtigkeit des Geschäfts bedenkt, das mich damals in Jena festhielt. Der weltberühmten allgemeinen Literaturzeitung mit Aufkündigung des Dienstes zuvor zu kommen, und indem sie sich an einen andern Ort bewegte, sie an derselben Stelle fortsetzen zu wollen, war ein kühnes Unternehmen. Man bedenkt nicht immer, daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungemeinen durch gemeine Mittel nicht wohl auszulangen seyn möchte. Mehr als ein Verständiger, Einsichtiger gab mir das Erstaunen zu erkennen, wie man sich in ein solch unmögliches Unternehmen habe einlassen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hofrath Eichstädt sich zu Fortsetzung des Geschäfts entschloß, an dem er bisher so bedeutenden Theil genommen hatte.

Die Weimarischen Kunstfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, das was an ihrem Einfluß gewichtig seyn konnte, auch auf die Schale zu legen. Preisaufgaben für bildende Künstler, Recensionen der eingesendeten Blätter, Preisertheilung, sonstige verwandte Ausführungen, Ausschreiben einer neuen Preisaufgabe: dieser Complex von in einander greifenden Operationen, welcher bisher den Propyläen angehört hatte, sollte nunmehr der allgemeinen Literaturzeitung zu Theil werden. Das Programm hiezu beschäftigte mich in meiner dießmaligen Absonderung, indem ich mit dem Freund und eifrigen Mitarbeiter Heinrich Meyer in fortwährender Communication blieb.

Wer Gelegenheit hat den ersten Jahrgang der neuen oder Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung anzusehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit gewesen. Die Preisaufgabe von 1803 war auf verschiedene Weise gelöst, auch Professer Wagner aus Würzburg der Preis zuerkannt, nachdem vorher die verschiedenen Verdienste der Mitwerber gewürdigt sowohl als von freiwillig Eingesendetem Rechenschaft gegeben worden. Alsdann hatte man einen Versuch gemacht, Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi zu restauriren, und sich in Gedanken der Kunst dieses Urvaters, wie es sich thun ließe, zu nähern.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten diese fünf Jahre her, während welcher sie diese Anstalt durchgeführt, gar wohl bemerken können, daß eine allzu eng bestimmte Aufgabe dem Künstler nicht durchaus zusage, und

daß man dem freien Geiſt einigen Spielraum laſſen müſſe, um nach eigenem Sinn und Vermögen eine Wahl anſtellen zu können. Die dießjährige Aufgabe war daher: das Menſchengeſchlecht vom Elemente des Waſſers bedrängt, worven wir eine ganz beſondere Mannidfaltigkeit hoffen konnten.

Aus jenem Programm füge zum Schluß noch eine Stelle hier ein, die Gelegenheit giebt ein anmuthiges Ereigniß zu beſprechen. „Unter den Schätzen der Galerie zu Caſſel verdient die Charitas von Leonardo da Vinci die Aufmerkſamkeit der Künſtler und Liebhaber im höchſten Grad. Herr Riepenhauſen hatte den ſchönen Kopf dieſer Figur, in Aquarellfarben trefflich copirt, zur Ausſtellung eingeſandt. Die ſüße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die ſanfte, gleichſam bittende Neigung des Hauptes, ſelbſt der gedämpfte Farbenton des Originalbildes waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausſtellung beſuchten, haben dieſen Kopf mit vielem Vergnügen geſehen; ja derſelbe muß einen Kunſtliebhaber im höchſten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kuſſes von angenehmen Lippen auf dem Glaſe, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden."

Wie liebenswürdig aber das Facſimile eines ſolchen Kuſſes geweſen, wird man nur erſt ganz empfinden, erfährt man die Umſtände unter welchen ſolches möglich geworden. Unſere Ausſtellung kam dieſes Jahr ſpäter zu Stande; bei dem Antheil welchen das Publicum zeigte, ließen wir ſie länger als gewöhnlich ſtehen; die Zimmer wurden kälter und nur gegen die Stunden des eröffneten Einlaſſes geheizt. Eine geringe Abgabe für die einmalige Entrée zum Beſten der Anſtalt war genehmigt, beſonders von Fremden; für Einheimiſche war ein Abonnement eingerichtet, welches nach Belieben auch außer der beſtimmten Zeit den Eintritt gewährte. Indem wir alſo, nach Gewahrwerden dieſer lieberollen Theilnahme an einem vorzüglichen Kunſtwerk, uns in ſtiller Heiterkeit den Urheber zu entdecken bemühten, wurde folgendes erſt feſtgeſetzt. Jung war der Küſſende, das hätte man vorausſetzen können; aber die auf dem Glas fixirten Züge ſprechen es aus: er muß allein geweſen ſeyn, vor vielen hätte man dergleichen nicht wagen dürfen. Dieß Ereigniß geſchah früh bei ungeheizten Zimmern; der Sehnſüchtige hauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in ſeinen eigenen Hauch, der alsdann erſtarrend ſich

conſolidirte. Nur wenige wurden mit dieſer Angelegenheit bekannt, aber es war leicht auszumachen, wer bei Zeiten in den ungeheizten Zimmern allein ſich eingefunden, und da traf ſich's denn auch recht gut: die bis zur Gewißheit geſteigerte Vermuthung blieb auf einem jungen Menſchen ruhen, deſſen wirklich küßliche Lippen wir Eingeweihten nachher mehr als einmal freundlich zu begrüßen Gelegenheit hatten.

So viel wir wiſſen, iſt das Bild nach Dorpat gekommen.

Ein großer, jedoch leider ſchon vorausgeſehener Verluſt betraf uns am Ende des Jahres, Herder verließ uns, nachdem er lange gekränkelt hatte. Schon drei Jahre hatte ich mich von ihm zurückgezogen: denn mit ſeiner Krankheit vermehrte ſich ſein mißwollender Widerſpruchsgeiſt, und übertrübte ſeine unſchätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm, ohne ſich ſeiner Milde zu erfreuen; man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu ſeyn.

Wie leicht iſt es irgend jemand zu kränken oder zu betrüben, wenn man ihn in heiteren, offenen Augenblicken an eigene Mängel, an die Mängel ſeiner Gattin, ſeiner Kinder, ſeiner Zuſtände, ſeiner Wohnung, mit einem ſcharfen, treffenden, geiſtreichen Wort erinnert! Dieß war ein Fehler früherer Zeit, dem er aber nachhing, und der zuletzt jedermann von ihm entfremdete. Fehler der Jugend ſind erträglich, denn man betrachtet ſie als Uebergänge, als die Säure einer unreifen Frucht: im Alter bringen ſie zur Verzweiflung.

Sonderbar genug ſollte ich kurz vor ſeinem Ende ein Reſumé unſerer vieljährigen Freuden und Leiden, unſerer Uebereinſtimmung ſo wie des ſtörenden Mißverhältniſſes erleben.

Herder hatte ſich, nach der Vorſtellung von Eugenie, wie ich von andern hörte, auf das günſtigſte darüber ausgeſprochen, und er war freilich der Mann, Abſicht und Leiſtung am gründlichſten zu unterſcheiden. Mehrere Freunde wiederholten die eigenſten Ausdrücke; ſie waren prägnant, genau, mir höchſt erfreulich; ja ich durfte eine Wiederannäherung hoffen, wodurch mir das Stück doppelt lieb geworden wäre.

Hierzu ergab ſich die nächſte Ausſicht. Er war zu der Zeit, als ich mich in Jena befand, eines Geſchäfts wegen daſelbſt: wir wohnten im Schloß unter einem Dache und wechſelten anſtändige Beſuche. Eines

Abends fand er ſich bei mir ein und begann mit Ruhe und Reinheit das Beſte von gedachtem Stück zu ſagen. Indem er als Kenner entwickelte, nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren Anſchauen, ſo ſchien ich nun erſt dieſe Production recht zu kennen und einſichtig ſelbſt zu genießen. Dieſe innerlichſte, ſchöne Freude jedoch ſollte mir nicht lange gegönnt ſeyn: denn er endigte mit einem zwar heiter ausgeſprochenen, aber höchſt widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigſtens für den Augenblick, vor dem Verſtand vernichtet ward. Der Einſichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das ſchreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich ſah ihn an, erwiederte nichts, und die vielen Jahre unſeres Zuſammenſeyns erſchreckten mich in dieſem Symbol auf das fürchterlichſte. So ſchieden wir, und ich habe ihn nicht wiedergeſehen.

1804.

Der Winter hatte ſich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verſchneit, auf der Schnecke, einer ſteilen Anhöhe vor Jena, kein Fortkommen. Frau von Staël kündigte ſich immer dringender an; mein Geſchäft war vollendet, und ich entſchloß mich in mancherlei Betracht, nach Weimar zu gehen. Aber auch dießmal fühlte ich die Schärflichkeit des Winteraufenthaltes im Schloſſe. Die ſo theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerkſam, nicht klüger gemacht: ich kehrte mit einem ſtarken Katarrh zurück, der, ohne gefährlich zu ſeyn, mich einige Tage im Bette und ſodann Wochen lang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nun ein Theil des Aufenthaltes dieſer ſeltenen Frau hiſtoriſch, indem ich, was in der Geſellſchaft vorging, von Freunden berichtlich vernahm; und ſo mußte denn auch die Unterhaltung erſt durch Billete, dann durch Zwiegeſpräche, ſpäter in dem kleinſten Cirkel ſtattfinden — vielleicht die günſtigſte Weiſe, wie ich ſie kennen lernen und mich ihr, in ſofern dieß möglich war, auch mittheilen konnte.

Ihre Gegenwart hatte, wie in geiſtigem ſo in körperlichem Sinne, etwas Reizendes, und ſie ſchien es nicht übel zu nehmen, wenn man auch von dieſer Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte ſie Geſelligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenſchaft zuſammengeſchmolzen haben! Auch

sagte sie einst: „Ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt gewesen wäre.“ Die Bemerkung ist richtig: denn hat, wie in der Liebe geschieht, ein Mann sein Inneres aufgeschlossen und sich hingegeben, so ist das ein Geschenk, das er nicht zurücknehmen kann, und es würde unmöglich seyn ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen.

Mit entschiedenem Antrang verfolgte sie ihre Absicht unsere Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen so viel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeineren Verstellungsarten, und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und zu durchschauen. Ob ich nun gleich gar keine Ursache hatte mich gegen sie zu verstellen, wiewohl ich, auch wenn ich mich geben lasse, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde, so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick scheu machte. Ich erhielt so eben ein erst herausgekommenes französisches Buch, die Correspondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen scheuen Mann ganz eigentlich mystificirt, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihnen anzulocken gewußt, den sie, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen.

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Staël zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, sogar zu billigen schien, und nicht undeutlich zu verstehen gab, sie denke ungefähr gleicherweise mit uns zu verfahren. Weiter bedurfte es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen.

Die großen Vorzüge dieser hochdenkenden und empfindenden Schriftstellerin liegen jedermann vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet.

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen, und sich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt seyn, und suchte daher ihre Ansichten eben so geltend zu machen, als es ihr darum zu thun schien unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, aufs Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

Da sie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und zu welcher stillen, gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden.

Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit wo die französische Uebergewalt so allseitig drohte, und stillkluge Menschen das unausweichliche Unheil vorausahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte.

Auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Stael sich Kränze erwerben. Eine Vorlesung der Phädra, der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszusehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben. Den darunter verborgenen hübschen natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus so vieler nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmüthig herauslauben.

Philosophiren in der Gesellschaft heißt sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dieß war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlicherweise trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören was der andere sagte.

Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend, dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit im Denken und Erwiedern auf die glänzendste Weise darthat.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen eben so schnell bei der Hand seyn, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte.

Ein Geſchichtchen ſtatt vieler möge hier Platz nehmen. Frau von Staël trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein, und ſagte gleich zum Willkommen, mit heftiger Lebhaftigkeit: „Ich habe euch eine wichtige Nachricht anzukündigen. Moreau iſt arretirt mit einigen andern, und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt.“ Ich hatte ſeit langer Zeit, wie jedermann, an der Perſönlichkeit des Edlen Theil genommen, und war ſeinem Thun und Handeln gefolgt: ich rief im ſtillen mir das Vergangene zurück, um, nach meiner Art, daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu ſchließen oder doch wenigſtens zu ahnen. Die Dame veränderte das Geſpräch, daſſelbe wie gewöhnlich auf mannichfach gleichgültige Dinge führend, und als ich in meinem Grübeln verharrend ihr nicht ſogleich geſprächig zu erwiedern wußte, erneuerte ſie die ſchon oft vernommenen Vorwürfe, ich ſey dieſen Abend wieder einmal, gewohnterweiſe, mauſſade und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. Ich ward wirklich im Ernſt böſe, verſicherte, ſie ſey keines wahren Antheils fähig; ſie falle mit der Thüre ins Haus, betäube mich mit einem derben Schlag, und verlange ſodann, man ſolle alſobald ſein Liedchen pfeifen und von einem Gegenſtand zum andern hüpfen. Dergleichen Aeußerungen waren recht in ihrem Sinn; ſie wollte Leidenſchaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu verſöhnen, ſprach ſie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls gründlich durch und bewies dabei große Einſicht in die Lage der Dinge, wie in die Charaktere.

Ein anderes Geſchichtchen bezeugt gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weiſe nahm. An einem perſonenreichen Abendeſſen bei Herzogin Amalia ſaß ich weit von ihr, und war eben auch für dießmal ſtill und mehr nachdenklich. Meine Nachbarſchaft verwies es mir, und es gab eine kleine Bewegung, deren Urſache endlich bis zu den höheren Perſonen hinaufreichte. Frau von Staël vernahm die Anklage meines Schweigens, äußerte ſich darüber wie gewöhnlich, und fügte hinzu: „Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat.“ Ich ſagte darauf halb laut, ſo daß es nur meine Nächſten vernehmen konnten: „Da müſſen wir uns denn doch ſchon manchmal zuſammen beſpitzt haben.“ Ein mäßiges Gelächter entſtand darauf: ſie wollte den Anlaß erfahren, niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichſten Sinne franzöſiſch wieder geben, bis endlich Benjamin Conſtant, auch ein Nahſitzender,

auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen, um die Sache abzuſchließen, es unternahm ihr mit einer euphemiſtiſchen Phraſe genug zu thun.

Was man jedoch von ſolchen Verhältniſſen hinterher denken und ſagen mag, ſo iſt immer zu bekennen, daß ſie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge geweſen. Jenes Werk über Deutſchland, welches ſeinen Urſprung dergleichen geſelligen Unterhaltungen verdankte, iſt als ein mächtiges Rüſtzeug anzuſehen, das in die chineſiſche Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, ſogleich eine breite Lücke durchbrach, ſo daß man über dem Rhein und, in Gefolg deſſen, über dem Canal, endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Weſten zu gewinnen hatten. Segnen wollen wir alſo jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erſcheinen wollten.

Mit Benjamin Conſtant wurden mir gleichfalls angenehme belehrende Stunden. Wer ſich erinnert was dieſer vorzügliche Mann in den folgenden Zeiten gewirkt und mit welchem Eifer derſelbe ohne Wanken auf dem einmal eingeſchlagenen, für recht gehaltenen Wege fortgeſchritten, der würde ahnen können, was in jener Zeit für ein würdiges, noch unentwickeltes Streben in einem ſolchen Manne gewaltet. In beſondern vertraulichen Unterredungen gab er ſeine Grundſätze und Ueberzeugungen zu erkennen, welche durchaus ins Sittlich-Politiſch-Praktiſche auf einem philoſophiſchen Wege gerichtet waren. Auch er verlangte das gleiche von mir; und wenn ihm auch meine Art und Weiſe, Natur und Kunſt anzuſehen und zu behandeln, nicht immer deutlich werden konnte, ſo war doch die Art wie er ſich dieſelbe redlich zuzueignen, um ſie ſeinen Begriffen anzunähern, in ſeine Sprache zu überſetzen trachtete, mir ſelbſt von dem größten Nutzen, indem für mich daraus hervorging was noch Unentwickeltes, Unklares, Unmittheilbares, Unpraktiſches in meiner Behandlungsweiſe liegen dürfte.

Abendlich verweilte er einigemal mit Frau von Staël bei mir. Späterhin langte noch Johannes von Müller an, und es konnte an höchſt bedeutender Unterhaltung nicht fehlen, da auch der Herzog, mein gnädigſter Herr, an ſolchen engen Abendkreiſen Theil zu nehmen geneigt war. Freilich waren alsdann die wichtigen Ereigniſſe und Verhängniſſe des Augenblicks unaufhaltſam an der Tagesordnung, und um hiervon zu

unterbrochen, und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf voraussetzen, daß jenes Gedicht selbst dem Leser bekannt sey, doch will ich davon folgendes erwähnen: Man erinnert sich, daß ein junger Ordensgeistlicher in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daselbst zwölf Ritter, welche nach überstandenem sturmvollem Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr sich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreizehnter, den sie für ihren Obern erkennen, ist eben im Begriff von ihnen zu scheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen seinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geistlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterscheinung festlicher Jünglinge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beschluß.

Um nun die weitere Absicht, ja den Plan im Allgemeinen, und somit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippen-Höhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise im Stillen verehre.

zerstreuen, kam die von mir angelegte, gerade damals leidenschaftlich vermehrte Medaillensammlung aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts glücklich zu Hülfe, indem die Gesellschaft sich dadurch veranlaßt sah, aus dem Bedenklich-Politischen, aus dem Allgemein-Philosophischen in das Besondere, Historisch-Menschliche hinüberzugehen. Hier war nun Johannes Müller an seiner Stelle, indem er die Geschichte eines jeden, mehr oder weniger bedeutenden vor unsern Augen in Erz abgebildeten Mannes vollkommen gegenwärtig hatte, und dabei gar manches Biographisch-Erheiternde zur Sprache brachte.

Auch in den folgenden Wochen des ersten Jahresviertels fehlte es nicht an theilnehmenden Fremden. Professor Wolf, der mächtige Philolog, schien sich immer mehr in unserm Kreise zu gefallen und war von Halle dießmal auf kurze Zeit mich zu besuchen gekommen. Rehberg, verdienstvoller Maler, den die Kriegsläufte aus Italien vertrieben hatten, ließ uns preiswürdige Arbeiten sehen, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch vernahmen wir umständlich durch ihn, welchen Unbilden das schöne Land, besonders aber auch Rom, ausgesetzt sey. Fernows Gegenwart war höchst erfrischend und belehrend, indem er für Kunst und italiänische Sprache viel Anregendes mitgebracht hatte. Vossens Aufenthalt in Jena war nicht weniger einflußreich; sein gutes Verhältniß zu Hofrath Eichstädt ließ ihn für die Literaturzeitung thätig seyn, ob er gleich schon die Absicht Jena zu verlassen nicht ganz verbergen konnte.

Wie schwer es übrigens war mit den fremden trefflichen Gästen einigermaßen auszudauern, davon gebe ich nur folgendes Beispiel. Frau von Staël hatte eine Aufführung der natürlichen Tochter so gut wie erzwungen; was wollte sie aber bei der wenigen mimischen Bewegung des Stücks aus der ihr völlig unverständlichen Redefülle herausnehmen? Mir sagte sie, daß ich nicht wohlgethan diesen Gegenstand zu behandeln; das Buch das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt und das Original der Heldin die darin figurire, in der guten Societät nicht geachtet. Als ich nun solche Instanzen scherzhaft abzulehnen Humor genug hatte, versetzte sie, das sey eben der große Fehler von uns deutschen Autoren, daß wir uns nicht um's Publicum bekümmerten. Ferner verlangte sie dringend, das Märchen von Andros aufführen zu sehen. Ich erinnere mich aber nicht, wie sie dieses antikisirende Maskenwesen mochte aufgenommen haben.

Gegen Ende Juni begab ich mich nach Jena, und ward gleich an demselbigen Abend durch lebhafte Johannisfeuer munter genug empfangen. Es ist keine Frage, daß sich diese Lustflammen auf den Bergen, sowohl in der Nähe der Stadt, als wenn man das Thal auf- und abwärts fährt, überraschend freundlich ausnehmen.

Nach Verschiedenheit der vorhandenen Materialien, ihrer Menge, mehr oder weniger Schnelligkeit der Verwendung, züngeln sie bald obeliskenartig, bald pyramidenartig in die Höhe, scheinen glühend zu verlöschen und leben auf einmal ermuntert wieder auf. Und so sieht man ein solches feuriges Wechselspiel Thal auf Thal ab auf die mannichfaltigste Weise belebend fortsetzen.

Unter allen diesen Erscheinungen that sich eine zwar nur auf kürzere Zeit, aber bedeutend und auffallend hervor. Auf der Spitze des Hausbergs, welcher, von seiner Vorderseite angesehen, kegelartig in die Höhe steigt, flammte gleichmäßig ein bedeutendes Feuer empor, doch hatte es einen beweglichern und unruhigern Charakter; auch verlief nur kurze Zeit, als es sich in zwei Bächen an den Seiten des Kegels herunterfließend sehen ließ; diese in der Mitte durch eine feurige Querlinie verbunden zeigten ein kolossales leuchtendes A, auf dessen Gipfel eine starke Flamme gleichsam als Krone sich hervorthat und auf den Namen unserer verehrten Herzogin-Mutter hindeutete. Diese Erscheinung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen; fremde Gäste fragten verwundert über die Mittel, wodurch ein so bedeutendes und Festlichkeit krönendes Feuergebilde habe veranstaltet werden können. Sie erfuhren jedoch gar bald, daß dieses das Werk einer vereinigten Menge war, und einer solchen von der man es am wenigsten erwartet hätte.

Die Universitätsstadt Jena, deren unterste ärmste Klasse sich so fruchtbar erweist, wie es in den größten Städten sich zu ereignen pflegt, wimmelt von Knaben verschiedenen Alters, welche man gar füglich den Lazarenis vergleichen kann. Ohne eigentlich zu betteln, nehmen sie durch Vielthätigkeit das Wohlthun der Einwohner, besonders aber der Studirenden in Anspruch. Bei vorzüglicher Frequenz der Akademie hatte sich diese Erwerbsclasse besonders vermehrt; sie standen am Markte und an den Straßenecken überall bereit, trugen Botschaften hin und wieder, bestellten Pferde und Wagen, trugen die Stammbücher hin und her und sollicitirten das Einschreiben, alles gegen geringe Retributionen, welche

denn doch ihnen und ihren Familien bedeutend zu gute kamen. Man nannte sie Mohren, wahrscheinlich weil sie, von der Sonne verbrannt, sich durch eine dunklere Gesichtsfarbe auszeichneten.

Diese hatten sich schon lange her das Recht angemaßt, das Feuer auf der Spitze des Hausbergs anzuzünden und zu unterhalten, welches anzufachen und zu ernähren sie sich folgender Mittel bedienten. Eben so den weiblichen Dienstboten der bürgerlichen Häuser als den Studirenden willfährig, wußten sie jene durch manche Gefälligkeit zu verpflichten, dergestalt daß ihnen die Besenstumpfen das Jahr über aufbewahrt und zu dieser Festlichkeit abgeliefert wurden. Um diese regelmäßig in Empfang zu nehmen, theilten sie sich in die Quartiere der Stadt und gelangten am Abend des Johannistags schaarenweise zusammen auf der Spitze des Hausbergs an, wo sie dann ihre Reisfackeln so schnell als möglich entzündeten, und sodann mit ihnen mancherlei Bewegungen machten, welche sich dießmal zu einem großen A gestalteten, da sie denn still hielten und jeder an seinem Platze die Flamme so lange als möglich zu erhalten suchten.

Diese lebhafte Erscheinung, bei einem heitern Abendgelag von versammelten Freunden gewahrt und bewundert, eignete sich auf alle Fälle, einigen Enthusiasmus zu erregen. Man stieß auf das Wohl der verehrten Fürstin an, und da schon seit einiger Zeit eine immer ernstere Polizei dergleichen feurige Lustbarkeiten zu verbieten Anstalten machte, so bedauerte man, daß eine solche Seelenfreude künftig nicht mehr genossen werden sollte, und äußerte den Wunsch für die Dauer einer solchen Gewohnheit in dem heitern Toast:

Johannisfeuer sey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungens immer geboren.

Einer grünlichern Heiterkeit genoß man bei Untersuchung der dortigen wissenschaftlichen Anstalten, besonders hatte die Sammlung der mineralogischen Societät an Reichthum und Ordnung merklich zugenommen. Die Blipsinter, welche zu der Zeit erst lebhaft zur Sprache gekommen, gaben, wie es mit allem bedeutenden Neuen geschieht, dem Studium ein frisches Interesse. Geognostische Erfahrungen, geologische Gedanken in

ein folgerechtes Anſchauen einzuleiten gedachte man an ein Modell, das beim erſten Anblick eine anmuthige Landſchaft vorſtellen, deren Unebenheiten bei dem Auseinanderziehen des Ganzen durch die innerlich angedeuteten verſchiedenen Gebirgsarten rationell werden ſollten. Eine Anlage im Kleinen ward gemacht, anfänglich nicht ohne Erfolg, nachher aber durch andere Intereſſen beſeitigt und durch ſtreitige Vorſtellungsarten über dergleichen problematiſche Dinge der Vergeſſenheit übergeben.

Die von Hofrath Büttner hinterlaſſene Bibliothek gab noch immer manches zu thun, und das Binden der Bücher, das nachherige Einordnen manche Beſchäftigung.

Höchſt erfreulich aber bei allem dieſem war der Beſuch meines gnädigſten Herrn, welcher mit Geheime Rath von Voigt, einem in dieſen Geſchäften eifrig mitwirkenden Staatsmanne, herüberkam. Wie belohnend war es für einen ſolchen Fürſten zu wirken, welcher immer neue Ausſichten dem Handeln und Thun eröffnete, ſodann die Ausführung mit Vertrauen ſeinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinſah und ganz richtig beurtheilte, in wiefern man den Abſichten gemäß gehandelt hatte, da man ihn denn wohl ein- und das anderemal durch die Reſultate ſchnellerer Fortſchritte zu überraſchen wußte.

Bei ſeiner dießmaligen Anweſenheit wurde der Beſchluß reif, ein anatomiſches Muſeum einzurichten, welches, bei Abgang eines Profeſſors der Anatomie, der wiſſenſchaftlichen Anſtalt verbleiben müſſe. Es ward dieſes um ſo nöthiger, als bei Entfernung des bedeutenden Loder'ſchen Cabinets eine große Lücke in dieſem Fach empfunden wurde. Profeſſor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte ſich's zur Pflicht, ſogleich in dieſem Sinne zu arbeiten und zu ſammeln, und unter ſeiner Anleitung gedieh gar bald das Unternehmen, zuerſt im didaktiſchen Sinne, welcher durchaus ein anderer iſt als der wiſſenſchaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curioſes Aufmerkſamkeit und Bemühung richtet, und nur in Gefolg des erſten allerdings Platz finden kann und muß.

Je weiter ich in meinen chromatiſchen Studien vorrückte, deſto wichtiger und liebwerther wollte mir die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften überhaupt erſcheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einſicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wiſſen fortſchreiten und ſich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichſte Einſicht keineswegs in gleichem Maße vollkommener

wird, und zwar aus der ganz natürlichen Ursache, weil das Wissen unendlich und jedem neugierig Umherstehenden zugänglich, das Ueberlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewissen Kreises der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen ist; dergestalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenstände, vom Fixstern bis zum kleinsten lebendigen Lebepunkt, immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einsicht in die Natur dieser Dinge jedoch in sich selbst gehindert ist und dieses in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, sondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum sich in einem stätigen Kreise bewegen.

In diesem Jahre war ich bis zu der wichtigen Zeit gelangt, wo die nachher königlich genannte englische Gesellschaft sich erst in Oxford, dann in London zusammenthat, durch mannichfaltige wichtige Hindernisse aufgehalten, sodann durch den großen Brand in London in ihrer Thätigkeit unterbrochen, zuletzt aber immer mehr eingerichtet, geordnet und gegründet war.

Die Geschichte dieser Societät von Thomas Sprat las ich mit großem Beifall und bedeutender Belehrung, was auch strengere Forderer gegen diesen freilich etwas flüchtigen Mann mögen einzuwenden haben. Geistreich ist er immer und läßt uns in die Zustände recht eigentlich hineinblicken.

Die Protokolle dieser Gesellschaft, herausgegeben von Birch, sind dagegen unbestritten ganz unschätzbar. Die Anfänge einer so großen Anstalt geben uns genug zu denken. Ich widmete diesem Werke jede ruhige Stunde und habe von dem, was ich mir davon zugeeignet, in meiner Geschichte der Farbenlehre kurze Rechenschaft gegeben.

Hier darf ich aber nicht verschweigen, daß diese Werke von der Göttinger Bibliothek durch die Gunst des edeln Heyne mir zugekommen, dessen nachsichtige Geneigtheit durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verspäteter Zurücksendung mancher bedeutenden Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine desultorische Lebens- und Studienweise meistens Schuld, daß ich an tüchtige Werke nur einen Anlauf nehmen und sie wegen äußerer Zudringlichkeiten bei Seite legen mußte, in Hoffnung eines günstigern Augenblicks, der sich denn wohl auf eine lange Zeitstrecke verzögerte.

Winckelmanns frühere Briefe an Hofrath Berendis waren ſchon längſt in meinen Händen und ich hatte mich zu ihrer Ausgabe vorbereitet. Um das was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannichfaltige Weiſe dienen könnte, zuſammen zu ſtellen, zog ich die werthen Freunde, Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena, mit ins Intereſſe, und ſo bildete ſich nach und nach der Octavband, wie er ſodann in die Hände des Publicums gelangte.

Ein franzöſiſches Manuſcript, Diderots Neffe, ward mir von Schiller eingehändigt, mit dem Wunſche ich möchte ſolches überſetzen. Ich war von jeher, zwar nicht für Diderots Geſinnungen und Denkweiſe, aber für ſeine Art der Darſtellung als Autor ganz beſonders eingenommen, und ich fand das mir vorliegende kleine Heft von der größten, aufregenden Trefflichkeit. Frecher und gehaltener, geiſtreicher und verwegener, unſittlich-ſittlicher war mir kaum etwas vorgekommen; ich entſchloß mich daher ſehr gern zur Ueberſetzung, rief zu eigenem und fremdem Verſtändniß das früher Eingeſehene aus den Schätzen der Literatur hervor, und ſo entſtand, was ich unter der Form von Noten in alphabetiſcher Ordnung dem Werk hinzufügte, und es endlich bei Göſchen herausgab. Die deutſche Ueberſetzung ſollte vorausgehen und das Original bald nachher abgedruckt werden. Hievon überzeugt, verſäumte ich eine Abſchrift des Originals zu nehmen, woraus, wie ſpäter zu erzählen ſeyn wird, gar wunderliche Verhältniſſe ſich hervorthaten.

Die neue allgemeine Literaturzeitung bewegte ſich mit jedem Monat lebendiger vorwärts, nicht ohne mancherlei Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hinderniß. Alles Für und Wider, was hier durchgefochten werden mußte, im Zuſammenhang zu erzählen, würde keine unangenehme Aufgabe ſeyn, und der Gang eines wichtigen literariſchen Unternehmens wäre jedenfalls belehrend. Hier können wir uns jedoch nur durch ein Gleichniß ausdrücken. Der Irrthum jenſeits beſtand darin, man hatte nicht bedacht, daß man von einem militäriſch günſtigen Poſten wohl eine Batterie wegführen und an einen andern bedeutenden verſetzen kann, daß aber dadurch der Widerſacher nicht verhindert wird, an der verlaſſenen Stelle ſein Geſchütz aufzufahren, um für ſich gleiche Vortheile daraus zu gewinnen. An der Leitung des Geſchäftes nahm ich fortwährenden lebhaften Antheil; von Recenſionen, die ich lieferte, will ich nur die der Oſſiſchen Gedichte nennen und bezeichnen.

Im Jahr 1797 hatte ich mit dem aus Italien zurückkehrenden Freunde Meyer eine Wanderung nach den kleinen Cantonen, wohin mich nun schon zum drittenmal eine unglaubliche Sehnsucht anregte, heiter vollbracht. Der Vierwaldstätter See, der Schweizer Haken, Flüelen und Altorf auf dem Hin- und Herwege nur wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern; und welche stellten sich schneller dar als Tell und seine wackern Zeitgenossen? Ich ersann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, in dieser schönen Dichtart, in die sich nach und nach unsere Sprache zu finden wußte, wobei die Absicht war mich immer mehr durch Uebung und Beachtung mit Freunden darin zu vervollkommnen.

Von meinen Absichten meldete nur mit wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzustellen verhatte und ihn deßhalb als einen kolossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reicheren und höheren Landsleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Expositien, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward.

Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtlos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die ältern Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.

Diese Gedanken und Einbildungen, so sehr sie mich auch beschäftigt und sich zu einem reifen Ganzen gebildet hatten, gefielen mir, ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Die deutsche Prosodie, in so fern sie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit. Hierdurch ward das Zweifelhafte noch ungewisser; mir aber, wenn ich etwas vorhatte, war es unmöglich über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre; jene mußten mir schon bei der Hand seyn, wenn ich diesen nicht alsobald aufgeben sollte.

Ueber dieses innere Bilden und äußere Unterlassen waren wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten, dergestalt, daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt, und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte, und überließ ihm daher denselben gern und förmlich, wie ich schon früher mit den Kranichen des Ibycus und manchem andern Thema gethan hatte; da sich denn aus jener obigen Darstellung, verglichen mit dem Schiller'schen Drama, deutlich ergiebt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anschauung schuldig seyn mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können.

Eine Bearbeitung dieses Gegenstandes ward immerfort, wie gewöhnlich, unter uns besprochen, die Rollen zuletzt nach seiner Ueberzeugung ausgetheilt, die Proben gemeinschaftlich vielfach und mit Sorgfalt behandelt; auch suchten wir in Costüm und Decoration nur mäßig, wiewohl schicklich und charakteristisch, zu verfahren, wobei wie immer mit unsern ökonomischen Kräften die Ueberzeugung zusammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geistige so hoch als möglich steigern müsse. Ueberwiegt jenes, so erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugthuende Stoff alles das eigentlich höher Gefermte, dessentwegen das Schauspiel eigentlich nur zufällig ist. Den 17. März war die Aufführung, und durch diese erste wie durch die folgenden Vorstellungen, nicht weniger durch das Glück, welches dieses

Werk durchaus machte, die darauf gewendete Sorgfalt und Mühe vollkommen gerechtfertigt und belohnt.

Der Verabredung mit Schiller gemäß, ein Repertorium unseres deutschen Theaters nach und nach zu bilden, versuchte ich mich an Götz von Berlichingen, ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück blieb immer zu lang; in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende historische Gang hinderte durchaus ein stationäres Interesse der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indessen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverlust und sonstige Unbilden.

In diesen Zeiten meldete sich auch bei mir Graf Zenobio, um die funfzig Carolin wieder zu empfangen, die er vor einigen Jahren bei mir niedergelegt hatte; sie waren als Preis ausgesetzt für die beste Auflösung einer von ihm gestellten Frage, die ich gegenwärtig nicht mehr zu articuliren wüßte, die aber auf eine wunderliche Weise da hinausging: wie es eigentlich von jeher mit der Bildung der Menschen und menschlichen Gesellschaft zugegangen sey? Man hätte sagen mögen, die Antwort sey in Herders Ideen und sonstigen Schriften der Art schon enthalten gewesen; auch hätte Herder, in seinem früheren Vigor, um diesen Preis zu gewinnen, wohl noch einmal zu einem faßlichen Resumé seine Feder walten lassen.

Der gute wohldenkende Fremde, der sich's um die Aufklärung der Menschen etwas wollte kosten lassen, hatte sich von der Universität Jena eine Vorstellung gemacht, als wenn es eine Akademie der Wissenschaften wäre. Von ihr sollten die eingekommenen Arbeiten durchgesehen und beurtheilt werden. Wie sonderbar eine solche Forderung zu unsern Zuständen paßt, ist bald übersehen. Indessen besprach ich die Sache mit Schiller weitläufig, sodann auch mit Griesbach. Beide fanden die Aufgabe allzuweit umgreifend, und doch gewissermaßen unbestimmt. In wessen Namen sollte sie ausgeschrieben, von wem sollte sie beurtheilt werden, und welcher Behörde durfte man zumuthen die eingehenden Schriften, welche nicht anders als umfänglich seyn konnten, selbst von dem besten Kopfe ausgearbeitet, durchzuprüfen? Der Conflict zwischen den Anatoliern und Dekumeniern war damals lebhafter als jetzt; man fing an sich zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht überall unter gewissen Naturbedingungen habe entstehen können, und daß jede so entstehende Menschenrace sich ihre

Sprache nach organiſchen Geſetzen habe erfinden müſſen. Jene Frage nöthigte nun auf dieſe Anfänge hinzudringen. Entſchied man ſich für eine Seite, ſo konnte der Aufſatz keinen allgemeinen Beifall erwarten; ſchwanken zwiſchen beiden war nicht ein Leichtes. Genug, nach vielem Hin- und Wiederreden ließ ich Preis und Frage ruhen, und vielleicht hatte unſer Mäcen in der Zwiſchenzeit andere Gedanken gefaßt und glaubte ſein Geld beſſer anwenden zu können, welches aus meiner Verwahrung und Verantwortung los zu werden für mich ein angenehmes Ereigniß war.

1805.

Alſo ward auch dieſes Jahr mit den beſten Vorſätzen und Hoffnungen angefangen, und zumal Demetrius umſtändlich öfters beſprochen. Weil wir aber beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten geſtört wurden, ſo ſetzte Schiller die Uebertragung der Phädra, ich die des Rameau fort, wobei nicht eigene Production verlangt, ſondern unſer Talent durch fremde, ſchon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde.

Ich ward bei meiner Arbeit aufgemuntert, ja genöthigt, die franzöſiſche Literatur wieder vorzunehmen, und zu Verſtändniß des ſeltſamen frechen Büchleins manche für uns Deutſche wenigſtens völlig verſchollene Namen in charakteriſtiſchen Bildern abermals zu beleben. Muſikaliſche Betrachtungen rief ich auch wieder hervor, obgleich dieſe mir früher ſo angenehme Beſchäftigung lange geſchwiegen hatte. Und ſo benutzte ich manche Stunde, die mir ſonſt in Leiden und Ungeduld verloren gegangen wäre. Durch einen ſonderbar glücklichen Zufall traf zu gleicher Zeit ein Franzoſe hier ein, Namens Texier, welcher ſein Talent franzöſiſche Komödien mit abwechſelnder Stimme, wie ihre Schauſpieler ſie vortragen, munter und geiſtreich vorzuleſen, bei Hofe mehrere Abende hindurch zu bewundern gab; mir beſonders zu Genuß und Nutzen, da ich Molière, den ich höchlich ſchätzte, dem ich jährlich einige Zeit widmete, um eine wohl empfundene Verehrung immer wieder zu prüfen und zu erneuen, nunmehr in lebendiger Stimme von einem Landsmann vernahm, der, gleichfalls von einem ſo großen Talente durchdrungen, mit mir in Hochſchätzung deſſelben darſtellend wetteiferte.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leſer oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verſchiedenſten Denk- und Empfindungsweiſen, welche in dem Menſchen durch Atmoſphäre, Landſtrich, Völkerſchaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, ſich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzuſtellen und die Begier nach höchſter Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zuſammenleben würdig auszuſprechen berufen ſeyen.

Damit dieſes aber möglich werde, haben ſie ſich um einen Mann verſammelt, der den Namen Humanus führt; wozu ſie ſich nicht entſchloſſen hätten, ohne ſämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieſer Vermittler nun will unvermuthet von ihnen ſcheiden, und ſie vernehmen, ſo betäubt als erbaut, die Geſchichte ſeiner vergangnen Zuſtände. Dieſe erzählt jedoch nicht er allein, ſondern jeder von den Zwölfen, mit denen er ſämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieſes großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde ſich dann gefunden haben, daß jede beſondere Religion einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht erreiche, worin ſie jenem obern Führer und Vermittler ſich angenaht, ja ſich mit ihm vollkommen vereinigt. Dieſe Epochen ſollten in jenen zwölf Repräſentanten verkörpert und fixirt erſcheinen, ſo daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, ſie zeige ſich auch in noch ſo wunderbarer Geſtalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zuſammenleben Humanus gar wohl von ihnen ſcheiden, weil ſein Geiſt ſich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdiſchen Gewandes mehr bedarf.

Schiller, durch den 30. Januar gedrängt, arbeitete fleißig an Phädra, die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward, und hier am Orte, wie nachher auswärts, bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab sich hervorzuthun und ihr Talent zu steigern.

Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich betroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagte ich mich aus; ich fand ihn im Begriff ins Schauspiel zu gehen, woron ich ihn nicht abhalten wollte; ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre, um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eignen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am 9. verschieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreifach angefallen.

Als ich mich ermannt hatte, blickte ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war den Demetrius zu vollenden. Von dem Verfatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und auftrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallenstein'schen bald dem Orleans'schen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte, und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog,

hatte ich beiräthig und mitthätig eingewirkt; das Stück war mir ſo lebendig als ihm. Nun brannte ich vor Begierde, unſere Unterhaltung, dem Tode zu Trotz, fortzuſetzen, ſeine Gedanken, Anſichten und Abſichten bis ins Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zuſammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchſten Gipfel zu zeigen. Sein Verluſt ſchien mir erſetzt, indem ich ſein Daſeyn fortſetzte. Unſere gemeinſamen Freunde hoffte ich zu verbinden; das deutſche Theater, für welches wir bisher gemeinſchaftlich, er dichtend und beſtimmend, ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, ſollte, bis zur Herankunft eines friſchen ähnlichen Geiſtes, durch ſeinen Abſchied nicht ganz verwaiſt ſeyn. Genug, aller Enthuſiasmus den die Verzweiflung bei einem großen Verluſt in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet; es auf allen Theatern zugleich geſpielt zu ſehen, wäre die herrlichſte Todtenfeier geweſen, die er ſelbſt ſich und den Freunden bereitet hätte. Ich ſchien mir geſund, ich ſchien mir getröſtet. Nun aber ſetzten ſich der Ausführung mancherlei Hinderniſſe entgegen, mit einiger Beſonnenheit und Klugheit vielleicht zu beſeitigen, die ich aber durch leidenſchaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigenſinnig und übereilt gab ich den Vorſatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zuſtand denken, in welchen ich mich verſetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erſt entriſſen, ſein Umgang erſt verſagt. Meiner künſtleriſchen Einbildungskraft war verboten ſich mit dem Katafalk zu beſchäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Meſſina, das Begräbniß überdauern ſollte; ſie wendete ſich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeſchloſſen hatte. Nun fing er mir erſt an zu verweſen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Geſellſchaft trennten, ſo war ich in traurigſter Einſamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zuſtand, und was ſonſt noch an Nachrichten ſich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geſchäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anſtatt ſie zu leiten. Wie oft mußte ich nachher im Laufe der Zeit ſtill bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätte ich ihm und unſerem Zuſammenſeyn das erfreulichſte ſtiften können.

Die Ueberſetzung von Rameau's Neffe war noch durch Schiller nach Leipzig geſandt. Einige geſchriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach ſeinem Tode zurück. Was er bei angeſtrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnte ich mir in ſeinem Sinne deuten, und ſo wirkte ſeine Freundſchaft vom Todtenreiche aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen ſich gebannt ſah.

Die einſame Thätigkeit mußte ich nun auf einen andern Gegenſtand werfen. Winckelmanns Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich über dieſen herrlichen längſt vermißten Mann zu denken, und was ich über ihn ſeit ſo vielen Jahren im Geiſt und Gemüth herumgetragen, ins Enge zu bringen. Manche Freunde waren ſchon früher zu Beiträgen aufgefordert, ja Schiller hatte verſprochen nach ſeiner Weiſe Theil zu nehmen.

Nun aber darf ich es wohl als die Fürſorge eines gutgeſinnten Genius preiſen, daß ein vorzüglich geſchätzter und verehrter Mann, mit dem ich früher nur in den allgemeinen Verhältniſſen eines gelegentlichen Briefwechſels und Umgangs geſtanden, ſich mir näher anzuſchließen Veranlaſſung fühlte. Profeſſor Wolf aus Halle bewährte ſeine Theilnahme an Winckelmann und dem was ich für ſein Andenken zu thun gedachte, durch Ueberſendung eines Aufſatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Schon im März des Jahrs hatte er ſich bei uns angekündigt; die ſämmtlichen Weimariſchen Freunde freuten ſich, ihn abermals in ihrem Kreiſe zu beſitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert, und uns alle in tiefer Herzenstrauer fand, als er am 30. Mai in Weimar anlangte, begleitet von ſeiner jüngern Tochter, die in allen Reizen der friſchen Jugend mit dem Frühling wetteiferte. Ich konnte den werthen Mann gaſtfreundlich aufnehmen und ſo mit ihm höchſt erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in ſo vertraulichem Verhältniß jeder offen von demjenigen ſprach, was ihm zunächſt am Herzen lag, ſo that ſich ſehr bald die Differenz entſchieden hervor, die zwiſchen uns beiden obwaltete. Hier war ſie von anderer Art als diejenige, welche mich mit Schiller, anſtatt zu entzweien, innigſt vereinigte. Schillers ideeller Tendenz konnte ich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, ſo traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zuſammen. Wolf dagegen hatte ſein ganzes Leben den ſchriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums

gewidmet, ſie, in ſo fern es möglich war, in Handſchriften, oder ſonſt in Ausgaben genau unterſucht und verglichen. Sein durchdringender Geiſt hatte ſich der Eigenheiten der verſchiedenen Autoren, wie ſie ſich nach Orten und Zeiten ausſpricht, dergeſtalt bemächtigt, ſein Urtheil auf den höchſten Grad geſchärft, daß er in dem Unterſchied der Sprache und des Stils zugleich den Unterſchied des Geiſtes und des Sinnes zu entdecken wußte, und dieß vom Buchſtaben, von der Sylbe hinauf bis zum rhythmiſchen und proſaiſchen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannichfaltigen Verflechtung der Sätze.

War es daher ein Wunder, daß ein ſo großes Talent, das mit ſolcher Sicherheit in dieſem Elemente ſich erging, mit einer faſt magiſchen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem jeden ſeine Stelle nach Ländern und Jahren anzuweiſen verſtand, und ſo im höchſten Grade die Vergangenheit ſich vergegenwärtigen konnte — war es alſo ein Wunder, daß ein ſolcher Mann dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das höchſte ſchätzen und die daraus entſpringenden Reſultate für einzig halten mußte! Genug, aus ſeinen Unterhaltungen ging hervor, er achte das nur einzig für geſchichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen ſey.

Dagegen hatten die Weimariſchen Freunde mit denſelben Ueberzeugungen einen andern Weg eingeſchlagen: bei leidenſchaftlicher Neigung für bildende Kunſt mußten ſie gar bald gewahr werden, daß auch hier das Geſchichtliche ſowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer praktiſchen Nacheiferung werden könne. Sie hatten daher ſowohl alte als neuere Kunſt auf ihrem Lebenswege immer geſchichtlich zu betrachten ſich gewöhnt, und glaubten auch von ihrer Seite ſich gar manches Merkmals bemächtigt zu haben, woran ſich Zeit und Ort, Meiſter und Schüler, Urſprüngliches und Nachgeahmtes, Vergänger und Nachfolger füglich unterſcheiden ließen.

Wenn nun im lebhafteſten Geſpräche beide Arten die Vergangenheit ſich zu vergegenwärtigen zur Sprache kamen, ſo durften die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da ſie ſeinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihren Geſchmack an dem ſeinigen ſchärften, mit ihrem geiſtigen Vermögen ſeinem Geiſte nachzudringen ſuchten und ſich alſo im höhern Sinne auferbaulich bereicherten. Dagegen läugnete er hartnäckig die Zuläſſigkeit ihres

Verfahrens, und es fand ſich kein Weg ihn vom Gegentheil zu überzeugen: denn es iſt ſchwer, ja unmöglich, demjenigen der nicht aus Liebe und Leidenſchaft ſich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch auch nach und nach zur genauern Kenntniß und zur Vergleichungsfähigkeit gelangt iſt, auch nur eine Ahnung des zu Unterſcheidenden aufzuregen, weil denn doch immer zuletzt in ſolchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anſpruch gemacht werden muß. Wenn wir ihm nun ſehr willig zugaben, daß einige Reden Cicero's, vor denen wir den größten Reſpect hatten, weil ſie zu unſerm wenigen Latein uns behülflich geweſen waren, für ſpäter untergeſchobenes Machwerk und keineswegs für ſonderliche Redemuſter zu achten ſeyen, ſo wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewiſſen Zeitfolge zuverſichtlich ordnen könne.

Ob wir nun gleich gern einräumten, daß auch hier manches problematiſch möchte liegen bleiben, wie denn ja auch der Schriftforſcher weder ſich ſelbſt, noch andere jederzeit völlig befriedigen werde, ſo konnten wir doch niemals von ihm erlangen, daß er unſern Documenten gleiche Gültigkeit mit den ſeinigen, unſerer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth wie der ſeinigen zugeſtanden hätte. Aber eben aus dieſem hartnäckigen Conflict ging für uns der bedeutende Vortheil hervor, daß alle die Argumente für und wider auf das entſchiedenſte zur Sprache kamen, und es denn nicht fehlen konnte, daß jeder, indem er den andern zu erleuchten trachtete, bei ſich ſelbſt auch heller und klarer zu werden beſtrebt ſeyn mußte.

Da nun allen dieſen Beſtrebungen Wohlwollen, Neigung, Freundſchaft, wechſelſeitiges Bedürfniß zum Grunde lag, weil beide Theile während der Unterhaltung noch immer ein Unendliches von Kenntniß und Beſtreben vor ſich ſahen, ſo herrſchte in der ganzen Zeit eines längern Zuſammenſeyns eine aufgeregte Munterkeit, eine heftige Heiterkeit, die kein Stillſtehen duldete, und innerhalb deſſelben Kreiſes immer neue Unterhaltung fand.

Nun aber mußte, indem von der ältern Kunſtgeſchichte die Rede war, der Name Phidias oft genug erwähnt werden, der ſo gut der Welt als der Kunſtgeſchichte angehört: denn was wäre die Welt ohne Kunſt? Und ſo ergab ſich's ganz natürlich, daß der beiden Koloſſalköpfe der Dioskuren von Monte Cavallo, als in Rudolſtadt befindlich,

gedacht wurde. Der ungläubige Freund nahm hiervon Gelegenheit zu einer Spazierfahrt, als Beweis des guten Willens sich uns zu nähern, allein, wie vor uns zu sehen war, ohne sonderlichen Erfolg: denn er fand leider die beiden Riesenköpfe, für welche man bis jetzt keinen schicklichen Raum finden können, an der Erde stehen; da denn nur dem liebevollsten Kenner ihre Trefflichkeit hätte entgegen leuchten mögen, indem jedes faßliche Anschauen ihrer Vorzüge versagt war. Wohl aufgenommen von dem dortigen Hofe, vergnügte er sich in den bedeutend schönen Umgebungen, und so kam er, nach einem Besuch in Schwarzburg, mit seinem Begleiter, Freund Meyer, vergnügt und behaglich, aber nicht überzeugt zurück.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalt dieses höchst werthen Mannes so viel Fremdes zugeeignet, so viel Eigenes aufgeklärt und geordnet, daß sie in mehr als einem Sinne sich gefördert finden mußten, und da nun ihr Gast noch außerdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das schönste belebt, und auch er kehrte mit heiterm Sinne und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle, wohlgemuth nach Hause zurück.

Ich hatte daher die schönste Veranlassung abermals nach Lauchstädt zu gehen, obgleich das Theater mich eigentlich nicht hinforderte. Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden Worte zum erstenmal gar manchen unserer Anschläge zieren konnten. Möge hier den Freunden der Theatergeschichte zu Liebe die damalige Constellation vorgeführt werden, womit wir in jener Sphäre zu glänzen suchten. Als meistens neu, oder doch sehr beliebt, erschienen an Trauer- und Heldenspielen: Othello, Regulus, Wallenstein, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfaucon. Ebenmäßig führte man an Lust- und Gefühlspielen folgende vor: Lorenz Stark, beschämte Eifersucht, die Mitschuldigen, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hussiten und Pagenstreiche. An Singspielen wurden vorgetragen: Saalnixe, Cosa Rara, Fanchon, Unterbrochenes Opferfest, Schatzgräber, Soliman der Zweite, zum Schlusse sodann das Lied von der Glocke, als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten

Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feier sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten.

Bei einem kurzen Aufenthalt in Lauchstädt suchte ich daher vorzüglich dasjenige zu besorgen, was an Baulichkeiten und sonstigen Localitäten, nicht weniger was mit dortigen Beamten zu verabreden und festzustellen war, und begab mich darauf nach Halle, wo ich in dem Hause meines Freundes die gastlichste Aufnahme fand. Die vor kurzem abgebrochene Unterhaltung ward lebhaft fortgesetzt und nach vielen Seiten hin erweitert; denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann, mitten in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgenöthigten Thätigkeit fand, so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine verwandte Materie, irgend eine ins Leben eingreifende Handlung zum Text geistreicher Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte schnell vorüber gingen, aber bedeutenden Reichthum zurückließen.

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuern Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn alles was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand — eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.

Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, läßt sich nicht übersehen; wie einflußreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im Allgemeinen mitempfinden können.

Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. **Dr.** Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des Augusts, und ich gesellte mich zu den vielen sich an ihn heandrängenden Zuhörern. Seine Lehre mußte gleich so wie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählig die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun eben diese organische Operation sich in allen Systemen des Thiers von unten auf

wiederholt und ſich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren ſteigert, ſo war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und ſollte Gall, wie man vernahm, auch durch ſeinen Scharfblick verleitet zu ſehr ins Specifiſche gehen, ſo hing es ja nur von uns ab, ein ſcheinbar paradoreres Abſondern in ein faßlicher Allgemeines hinüber zu heben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebſinn ſo gut als die Kinder-, Freundes- und Menſchenliebe unter allgemeinere Rubriken begreifen, und alſo gar wohl gewiſſe Tendenzen mit dem Verwalten gewiſſer Organe in Bezug ſetzen.

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird ſich nicht leicht einer Anzahl wünſchenswerther Schüler zu erfreuen haben, das Beſondere hingegen zieht die Menſchen an, und mit Recht; denn das Leben iſt aufs Beſondere angewieſen, und gar viele Menſchen können im Einzelnen ihr Leben fortſetzen, ohne daß ſie nöthig hätten weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menſchenverſtand noch ihren fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Beim Anfang ſeiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphoſe der Pflanze Berührende zur Sprache, ſo daß der neben mir ſitzende Freund Loder mich mit einiger Verwunderung anſah; aber eigentlich zu verwundern war es, daß er, ob er gleich dieſe Analogie gefühlt haben mußte, in der Folge nicht wieder darauf zurückkam, da doch dieſe Idee gar wohl durch ſein ganzes Geſchäft hätte walten können.

Außer dieſen öffentlichen, vorzüglich kranielogiſchen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn ſelbſt vor unſern Augen, wodurch denn meine Theilnahme ſich ſteigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und daher das Hauptaugenmerk, da es ſich nicht nach der Hirnſchale, ſondern dieſe nach jenem zu richten hat, und zwar dergeſtalt, daß die innere Diploe der Hirnſchale vom Gehirn feſtgehalten und an ihre organiſche Beſchränkung gefeſſelt wird; dagegen denn, bei genugſamem Vorrath von Knochenmaſſe, die äußere Lamina ſich bis ins Monſtröſe zu erweitern und innerhalb ſo viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behauptet.

Galls Vortrag durfte man wohl als den Gipfel vergleichender Anatomie anerkennen; denn ob er gleich ſeine Lehre von dorther nicht ableitete und mehr von außen nach innen verfuhr, auch ſich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzuſetzen ſchien, ſo ſtand doch alles mit dem Rückenmark in ſolchem Bezug, daß dem Geiſt vollkommene Freiheit blieb, ſich nach ſeiner Art viele Geheimniſſe auszulegen. Auf

alle Weise war die Gall'sche Entfaltung des Gehirns in einem höhern Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man etagen- oder segmentweise von oben herein durch bestimmten Messerschnitt von gewissen unter einander folgenden Theilen Anblick und Namen erhielt, ohne daß auf irgend etwas weiter daraus wäre zu folgern gewesen. Selbst die Basis des Gehirns, die Ursprünge der Nerven, blieben Localkenntnisse, denen ich, so ernst mir es auch war, nichts abgewinnen konnte: weßhalb auch noch vor kurzem die schönen Abbildungen von Vicq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung gesetzt hatten.

Dr. Gall war in der Gesellschaft, die mich so freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit eingeschlossen; und so sahen wir uns täglich, fast stündlich, und das Gespräch hielt sich immer in dem Kreise seiner bewundernswürdigen Beobachtung: er scherzte über uns alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge, ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sey. Dergleichen gab nun zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Chrysostemus in Eine Reihe zu setzen beliebte.

Nun mochte freilich solche geistige Anstrengung, verflochten in geselliges Wohlleben, meinen körperlichen Zuständen nicht eben zusagen; es überfiel mich ganz unversehens der Paroxysmus eines herkömmlichen Uebels, das von den Nieren ausgehend sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte. Es brachte mir dießmal den Vortheil einer größern Annäherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelnd mir zugleich als Praktiker, als denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen seyn ließ, davon giebt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17. September dieses Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.

Dr. Galls ferneren Unterricht sollte ich denn auch nicht vermissen; er hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf mein Zimmer zu schaffen und mir, der ich durch mein Uebel an höherer Beschauung und Betrachtung nicht gehindert war, sehr auslangende Kenntniß und Uebersicht seiner Ueberzeugungen mitzutheilen.

Dr. Gall war abgegangen und besuchte Göttingen; wir aber wurden durch die Aussicht eines eigenen Abenteuers angezogen. Der wunderliche, in manchem Sinne viele Jahre durch schon bekannte problematische Mann, Hofrath Beireis in Helmstädt, war mir schon so oft genannt, seine Umgebung, sein merkwürdiger Besitz, sein sonderbares Betragen, so wie das Geheimniß, das über allem diesem waltete, hatte schon längst auf mich und meine Freunde beunruhigend gewirkt, und man mußte sich schelten, daß man eine so einzig merkwürdige Persönlichkeit, die auf eine frühere vorübergehende Epoche hindeutete, nicht mit Augen gesehen, nicht im Umgang einigermaßen erforscht habe. Professer Wolf war in demselbigen Falle, und wir beschlossen, da wir den Mann zu Hause wußten, eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnißvoller Greif über außerordentlichen und kaum denkbaren Schätzen waltete. Mein humoristischer Reisegefährte erlaubte gern, daß mein fünfzehnjähriger Sohn August Theil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieses gerieth zur besten geselligen Erheiterung; denn indem der tüchtige gelehrte Mann den Knaben unausgesetzt zu necken sich zum Geschäft machte, so durfte dieser des Rechts der Nothwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offensiv verfahren muß, sich bedienen und, wie der Angreifende, auch wohl manchmal die Gränze überschreiten zu können glauben; wobei sich denn wohl mitunter die wörtlichen Neckereien in Kitzeln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten. Nun machten wir Halt in Bernburg, wo der würdige Freund gewisse Eigenheiten in Kauf und Tausch nicht unterließ, welche der junge lose Vogel, auf alle Handlungen seines Gegners gespannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu bescherzen nicht ermangelte.

Der eben so treffliche als wunderliche Mann hatte auf alle Zöllner einen entschiedenen Haß geworfen und konnte sie, selbst wenn sie ruhig und mit Nachsicht verfuhren, ja wohl eben deßhalb nicht ungeprellt lassen, woraus denn unangenehme Begebenheiten beinahe entstanden wären.

Da nun aber auch dergleichen Abneigungen und Eigenheiten uns in Magdeburg vom Besuch einiger verdienten Männer abhielten, so beschäftigte ich mich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms, betrachtete die plastischen Monumente, vorzüglich die Grabmäler. Ich spreche nur von drei bronzenen derselben, welche für drei Erzbischöfe von Magdeburg errichtet waren. Adelbert II., nach 1403, steif und starr, aber sorgfältig

Wenn nun nach dieſem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiſte geführt, überall das Erfreulichſte, was die Liebe Gottes und der Menſchen unter ſo mancherlei Geſtalten hervorbringt, erfahren; ſo ſollte daraus die angenehmſte Empfindung entſpringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entſtellung, wodurch jede Religion in gewiſſen Epochen verhaßt wird, zur Erſcheinung gekommen wäre.

Ereignet ſich nun dieſe ganze Handlung in der Charwoche, iſt das Hauptkennzeichen dieſer Geſellſchaft ein Kreuz mit Roſen umwunden; ſo läßt ſich leicht vorausſehen, daß die durch den Oſtertag beſiegelte ewige Dauer erhöhter menſchlicher Zuſtände auch hier bei dem Scheiden des Humanus ſich tröſtlich würde offenbaret haben.

Damit aber ein ſo ſchöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperſon bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hohe Stelle eingeſetzt, der ohne ausgebreitete Umſicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreiſe, gar wohl verdient, einer wohlwollenden Geſellſchaft, ſo lange ſie auf der Erde verweilt, vorzuſtehen.

Wäre dieſes Gedicht vor dreißig Jahren, wo es erſonnen und angefangen worden, vollendet erſchienen, ſo wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich ſeit jener Epoche die Ideen ſich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Anſichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetiſchen Kleide vielleicht gerne ſehen, und ſich daran in den Geſinnungen befeſtigen, in welchen ganz allein der Menſch, auf ſeinem eigenen Montſerrat, Glück und Ruhe finden kann.

und einigermaßen natürlich, unter Lebensgröße. Friedrich, nach 1464, über Lebensgröße, natur- und kunstgemäßer. Ernst, mit der Jahrzahl 1499, ein unschätzbares Denkmal von Peter Vischer, das wenigen zu vergleichen ist. Hieran kennte ich mich nicht genug erfreuen; denn wer einmal auf die Zunahme der Kunst, auf deren Abnahme, Ausweichen zur Seite, Rückkehr in den rechten Weg, Herrschaft einer Hauptepoche, Einwirkung der Individualitäten gerichtet, Aug' und Sinn danach gebildet hat, der findet keine Zwiegespräche belehrender und unterhaltender als das Schweigsame in einer Folge von solchen Monumenten. Ich verzeichnete meine Bemerkungen sowohl zur Uebung als Erinnerung, und finde die Blätter noch mit Vergnügen unter meinen Papieren; doch wünschte ich nichts mehr in diesen Stunden, als daß eine genaue Nachbildung, besonders des herrlichen Vischer'schen Monuments, vorhanden seyn möge. (Ist späterhin lebenswürdig mitgetheilt worden.)

Statt, Festung und von den Wällen aus die Umgegend ward mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtet; besonders verweilte mein Blick lange auf der großen Baumgruppe, welche nicht allzufern die Fläche zu zieren ehrwürdig dastand. Sie beschattete Kloster Bergen, einen Ort, der mancherlei Erinnerungen aufrief. Dort hatte Wieland in allen concentrirten jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer literarischer Bildung den Grund gelegt; dort wirkte Abt Steinmetz in frommem Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsale zu erfrieren und zu verdursten.

Bei wiederholten Besuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, der von dem Küster umher geführt, sich mit seinen Gefährten sehr laut unterhielt, indessen wir als Eingewohnte unsere stillen Zwecke verfolgten. Wir erfuhren, es sey der Abbé Gregoire, und ob ich gleich sehr neugierig war mich ihm zu nähern und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so wollte doch mein Freund, aus Abneigung gegen den Gallier, nicht einwilligen, und wir begnügten uns, in einiger Ferne beschäftigt, sein Betragen genauer zu bemerken und seine Urtheile, die er laut aussprach, zu vernehmen.

Wir verfolgten unsern Weg, und da der Uebergang aus einer Flußregion in die andere immer der Hauptaugenmerk mein, des Geognosten, war, so fielen mir die Sandsteinhöhen auf, die nun statt nach der Elbe

nach der Weser hindeuteten. Helmstädt selbst liegt ganz freundlich: der Sand ist dort, wo ein geringes Wasser fließt, durch Gärten und sonst anmuthige Umgebung gebändigt. Wer nicht gerade den Begriff einer lebhaften deutschen Akademie mitbringt, der wird angenehm überrascht seyn, in einer solchen Lage eine ältere beschränkte Studienanstalt zu finden, wo auf dem Fundament eines frühern Klosterwesens Lehrstühle späterer Art gegründet worden, wo gute Pfründen einen behaglichen Sitz darbieten, wo alträumliche Gebäude einem anständigen Haushalt, bedeutenden Bibliotheken, ansehnlichen Cabinetten hinreichenden Platz gewähren, und eine stille Thätigkeit beste emsiger schriftstellerisch wirken kann, als eine geringe Versammlung von Studirenden nicht jene Hast der Ueberlieferung fordert, die uns auf besuchten Akademien nur überäubt.

Das Personal der Lehrer war auf alle Weise bedeutend; ich darf nur die Namen Henke, Pott, Lichtenstein, Crell, Bruns und Bredow nennen, so weiß jedermann den damaligen Cirkel zu schätzen, in welchem die Reisenden sich befanden. Gründliche Gelehrsamkeit, willige Mittheilungen, durch immer nachwachsende Jugend erhaltene Heiterkeit des Umgangs, frohe Behaglichkeit bei ernsten und zweckmäßigen Beschäftigungen, das alles wirkte so schön in einander, wozu noch die Frauen mitwirkten, ältere durch gastfreie Häuslichkeit, jüngere Gattinnen mit Anmuth, Töchter in aller Liebenswürdigkeit, sämmtlich nur einer allgemeinen einzigen Familie anzugehören scheinend. Eben die großen Räume altherkömmlicher Häuser erlaubten zahlreiche Gastmahle und die besuchtesten Feste.

Bei einem derselben zeigte sich auch der Unterschied zwischen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns beiden zwei schön geflochtene Kränze zugedacht. Ich hatte dem schönen Kinde, das mir ihn aufsetzte, mit einem lebhaft erwiederten Kuß gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniß zu lesen schien, daß ich ihr so geschmückt nicht mißfalle. Indessen sträubte sich mir gegenüber der eigensinnige Gast gegen seine lebensmuthige Gönnerin gar widerspenstig, und wenn auch der Kranz unter solchem Ziehen und Zerren nicht ganz entstellt wurde, so mußte doch das liebe Kind sich einigermaßen beschämt zurückziehen, daß sie ihn nicht losgeworden war.

Ueber so vieles Anmuthige hätten wir nun fast den Zweck vergessen können, der uns eigentlich hieher geführt hatte; allein Beireis belebte durch seine heitere Gegenwart jedes Fest. Nicht groß, wohl und beweglich

gebaut, konnte man eben die Legenden seiner Fechterkünste gelten lassen: eine unglaublich hohe und gewölbte Stirn, ganz in Mißverhältniß der untern fein zusammen gezogenen Theile, deutete auf einen Mann von besondern Geisteskräften, und in so hohen Jahren konnte er sich fürwahr einer besonders muntern und ungeheuchelten Thätigkeit erfreuen.

In Gesellschaften, besonders aber bei Tische, gab er seiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaliger Verehrer der Mutter, als jetziger Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darzustellen wußte; und man ließ sich dieses oft wiederholte Mährchen gern gefallen, weil zwar niemand auf den Besitz seiner Hand, wohl aber mancher gern auf einen Antheil an seinem Nachlaß Anspruch gemacht hätte.

Angemeldet wie wir waren, bot er uns alle Gastfreundschaft an; eine Aufnahme in sein Haus lehnten wir ab, dankbar aber ließen wir uns einen großen Theil des Tags bei ihm unter seinen Merkwürdigkeiten gefallen.

Gar manches von seinen früheren Besitzungen, das sich dem Namen und dem Ruhme nach noch lebendig erhalten hatte, war in den jämmerlichsten Umständen. Die Vaucanson'schen Automaten fanden wir durchaus paralysirt. In einem alten Gartenhause saß der Flötenspieler in sehr unscheinbaren Kleidern; aber er flötete nicht mehr, und Beireis zeigte die ursprüngliche Walze vor, deren erste einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweite Walze sehen, die er von Jahre lang im Hause unterhaltenen Orgelkünstlern unternehmen lassen, welche aber, da jene zu früh geschieden, nicht vollendet, noch an die Stelle gesetzt werden können, weßhalb denn der Flötenspieler gleich anfangs verstummte. Die Ente, unbefiedert, stand als Gerippe da, fraß den Hafer noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr. An alle dem ward er aber keineswegs irre, sondern sprach von diesen veralteten halbzerstörten Dingen mit solchem Behagen und so wichtigem Ausdruck, als wenn seit jener Zeit die höhere Mechanik nichts Frisches, Bedeutenderes hervorgebracht hätte.

In einem großen Saale, der Naturgeschichte gewidmet, wurde gleichfalls die Bemerkung rege, daß alles was sich selbst erhält, bei ihm gut aufgehoben sey. So zeigte er einen sehr kleinen Magnetstein vor, der ein großes Gewicht trug, einen ächten Phreniten vom Cap von größter Schönheit, und sonstige Mineralien in vorzüglichen Exemplaren.

Aber eine in der Mitte des Saals gedrängt stehende Reihe ausgestopfter

Vögel zerfielen unmittelbar durch Mottenfraß, ſo daß Gewürm und Federn auf den Geſtellen ſelbſt aufgehäuft lagen; er bemerkte dieß auch und verſicherte, es ſey eine Kriegsliſt; denn alle Motten des Hauſes zögen ſich hieher, und die übrigen Zimmer blieben von dieſem Geſchmeiße rein. In geordneter Folge kamen denn nach und nach die ſieben Wunder von Helmſtädt zu Tage, die Lieberkühn'ſchen Präparate, ſo wie die Hahn'ſche Rechenmaſchine. Von jenen wurden einige wirklich bewundernswürdige Beiſpiele vorgewieſen, an dieſem complicirte Exempel einiger Species durchgeführt. Das magiſche Orakel jedoch war verſtummt; Beireis hatte geſchworen die gehorſame Uhr nicht wieder aufzuziehen, die auf ſeine, des Entfernteſtehenden, Befehle bald ſtille hielt, bald fortging. Ein Officier, den man wegen Erzählung ſolcher Wunder Lügen geſtraft, ſey im Duell erſtochen worden, und ſeit der Zeit habe er ſich feſt vorgenommen, ſeine Bewunderer nie ſolcher Gefahr wieder auszuſetzen, noch die Ungläubigen zu ſo übereilten Gräuelthaten zu veranlaſſen.

Nach dem bisher Erzählten darf man nun wohl ſich einige Bemerkungen erlauben. Beireis, im Jahre 1730 geboren, fühlte ſich als trefflicher Kopf eines weit umfaſſenden Wiſſens fähig und zu vielſeitiger Ausübung geſchickt. Den Anregungen ſeiner Zeit zufolge bildete er ſich zum Polyhiſtor; ſeine Thätigkeit widmete er der Heilkunde, aber bei dem glücklichſten, alles feſthaltenden Gedächtniß konnte er ſich anmaßen in den ſämmtlichen Facultäten zu Hauſe zu ſeyn, jeden Lehrſtuhl mit Ehre zu betreten. Seine Unterſchrift in meines Sohnes Stammbuch lautet folgendermaßen: **Godofredus Christophorus Beireis, Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae Historiae naturalis. Helmstadii d. XVII. Augusti a. MDCCCV.**

Aus dem bisher Vorgezeigten jedoch ließ ſich einſehen, daß ſeine Sammlungen dem naturhiſtoriſchen Theile nach einen eigentlichen Zweck haben konnten, daß hingegen das, worauf er den meiſten Werth legte, eigentlich Curioſitäten waren, die durch den hohen Kaufpreis Aufmerkſamkeit und Bewunderung erregen ſollten; wobei denn nicht vergeſſen wurde, daß bei Ankauf deſſelben Kaiſer und Könige überboten worden.

Dem ſey nun wie ihm wolle, anſehnliche Summen mußten ihm zu Gebote ſtehen; denn er hatte, wie man wohl bemerken konnte, eben ſo ſehr eine gelegene Zeit zu ſolchen Ankäufen abgewartet, als auch mehr

nichts weiter als schwache, von mäßigen Künstlern gefertigte, auch wohl copirte Bilder. Hier verlangte er nun jederzeit Nachsicht gegen dergleichen Anfänge, rühmte aber mit Bewunderung in den folgenden die außerordentlichsten Fortschritte. Unter solchen der zweiten Epoche zugeschriebenen fand sich wohl manches Gute, aber von dem Namen, dem es zugeeignet werden, sowohl dem Talent als der Zeit nach himmelweit entfernt. Eben so verhielt es sich mit den letzten, wo denn auch die leersten Phrasen, deren anmaßliche Unkenner sich bedienen, gar wohlgefällig vom Munde flossen.

Zum Beweis der Aechtheit solcher und anderer Bilder zeigte er die Auctionskatalogen vor, und freute sich der gedruckten Lobpreisung jeder von ihm erstandenen Nummer. Darunter befanden sich zwar ächte, aber stark restaurirte Originale; genug, an irgend eine Art von Kritik war bei diesem sonst werthen und würdigen Manne gar nicht zu denken.

Hatte man nun die meiste Zeit alle Geduld und Zurückhaltung nöthig, so ward man denn doch mitunter durch den Anblick trefflicher Bilder getröstet und belohnt.

Unschätzbar hielt ich **Albrecht Dürers** Porträt, von ihm selbst gemalt, mit der Jahrzahl 1493, also in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, halbe Lebensgröße, Bruststück, zwei Hände, die Ellenbogen abgestutzt, purpurrothes Mützchen mit kurzen schmalen Nesteln, Hals bis unter die Schlüsselbeine bloß, am Hemde gestickter Obersaum, die Falten der Aermel mit pfirsichrothen Bändern unterbunden, blaugrauer mit gelben Schnüren verbrämter Ueberwurf, wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hätte, in der Hand bedeutsam ein blaublühendes Eryngium, im Deutschen Mannstreue genannt, ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeichnet, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Theilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürers würdig, obgleich mit sehr dünner Farbe gemalt, die sich an einigen Stellen zusammen gezogen hatte.

Dieses preiswürdige, durchaus unschätzbare Bild, das ein wahrer Kunstfreund in goldenen Rahmen eingefaßt im schönsten Schränkchen aufbewahrt hätte, ließ er, das auf ein dünnes Brett gemalte, ohne irgent einen Rahmen und Verwahrung. Jeden Augenblick sich zu spalten drohend, ward es unvorsichtiger als jedes andere hervorgeholt, auf- und wieder bei Seite gestellt, nicht weniger die dringende Theilnahme des Gastes,

rie um Schonung und Sicherung eines solchen Kleinods flehte, gleich gültig abgelehnt; er schien sich wie Hofrath Büttner in einem herkömmlichen Unwesen eigensinnig zu gefallen.

Ferner gedenke ich eines geistreich frei gemalten Bildes von Rubens, länglich, nicht allzugroß, wie er sich's für solche ausgeführte Skizzen liebte. Eine Höckenfrau sitzend in der Fülle eines wohlversorgten Gemüskrams, Kohlhäupter und Salat aller Arten, Wurzeln, Zwiebeln aller Farben und Gestalten; sie ist eben im Handel mit einer stattlichen Bürgersfrau begriffen, deren behagliche Würde sich gar gut ausnimmt neben dem ruhig anbietenden Wesen der Verkäuferin, hinter welcher ein Knabe, so eben im Begriff einiges Obst zu stehlen, von ihrer Magd mit einem unvorgesehenen Schlag bedroht wird. An der andern Seite, hinter der angesehenen Bürgersfrau, sieht man ihre Magd einen wohlgeflochtenen, mit Marktwaaren schon einigermaßen versehenen Korb tragen; aber auch sie ist nicht müßig, sie blickt nach einem Burschen und scheint dessen Fingerzeig mit einem freundlichen Blick zu erwiedern. Besser gedacht und meisterhafter ausgeführt war nicht leicht etwas zu schauen, und hätten wir nicht unsere jährlichen Ausstellungen abzuschließen festgestellt, so würden wir diesen Gegenstand, wie er hier beschrieben ist, als Preisaufgabe gesetzt haben, um die Künstler kennen zu lernen, die von der überhandnehmenden Verirrung auf Goldgrund noch unangesteckt, ins derbe frische Leben Blick und Talent zu wenden geneigt wären.

Im kunstgeschichtlichen Sinne hatte denn auch Bereis, bei Aufhebung der Klöster, mehr als ein bedeutendes Bild gewonnen; ich betrachtete sie mit Antheil und bemerkte manches in mein Taschenbuch. Hier finde ich nun verzeichnet, daß außer dem ersten vorgewiesenen, welches für ächt byzantinisch zu halten wäre, die übrigen alle ins fünfzehnte, vielleicht ins sechzehnte Jahrhundert fallen möchten. Zu einer genauern Würdigung mangelte es mir an durchgreifender Kenntniß, und bei einigem, was ich allenfalls noch hätte näher bestimmen können, brachte mich Zeitrechnung und Nomenclatur unseres wunderlichen Sammlers Schritt für Schritt aus der Richte.

Denn er wollte nun ein- für allemal, wie persönlich so auch in seinen Besitzungen, einzig seyn, und wie er jenes erste byzantinische Stück dem vierten Jahrhundert zuschrieb, so wies er ferner eine ununterbrochene Reihe aus dem fünften, sechsten u. s. w. bis ins fünfzehnte mit einer

Sicherheit und Ueberzeugung vor, daß einem die Gedanken vergingen, wie es zu geschehen pflegt, wenn uns das handgreiflich Unwahre, als etwas das sich von selbst versteht, zutraulich vorgesprochen wird, wo man denn weder den Selbstbetrug noch die Unverschämtheit in solchem Grade für möglich hält.

Ein solches Beschauen und Betrachten ward sodann durch festliche Gastmahle gar angenehm unterbrochen. Hier spielte der seltsame Mann seine jugendliche Rolle mit Behagen fort: er scherzte mit den Müttern, als wenn sie ihm auch wohl früher geneigt seyn mögen; mit den Töchtern, als wenn er im Begriff wäre ihnen seine Hand anzubieten. Niemand erwiederte dergleichen Aeußerungen und Anträge mit irgend einem Befremden; selbst die geistreichen männlichen Glieder der Gesellschaft behandelten seine Thorheiten mit einiger Achtung, und aus allem ging hervor, daß sein Haus, seine Natur- und Kunstschätze, seine Baarschaften und Capitalien, sein Reichthum, wirklich oder durch Großthun gesteigert, vielen ins Auge stach; weßhalb denn die Achtung für seine Verdienste auch seinen Seltsamkeiten das Wort zu reden schien.

Und gewiß es war niemand geschickter und gewandter Erbschleicherei zu erzielen als er; ja es schien Maxime zu seyn, sich dadurch eine neue künstliche Familie und die unfromme Pietät einer Anzahl Menschen zu verschaffen.

In seinem Schlafzimmer hing das Bild eines jungen Mannes, von der Art wie man hunderte sieht, nicht ausgezeichnet, weder anziehend noch abstoßend; diesen ließ er seine Gäste gewöhnlich beschauen und bejammerte dabei das Ereigniß, daß dieser junge Mann, an den er vieles gewendet, dem er sein ganzes Vermögen zugedacht, sich gegen ihn untreu und undankbar bewiesen, daß er ihn habe müssen fahren lassen und nun vergebens nach einem zweiten sich umsehe, mit dem er ein gleiches und glücklicheres Verhältniß anknüpfen könne.

In diesem Vortrag war irgend etwas Schelmisches: denn wie jeder bei Erblickung eines Lotterieplans das große Loos auf sich bezieht, so schien auch jedem Zuhörer, wenigstens in dem Augenblick, ein Hoffnungsgestirn zu leuchten; ja ich habe kluge Menschen gekannt, die sich eine Zeit lang von diesem Irrlicht nachziehen ließen.

Den größten Theil des Tages brachten wir bei ihm zu, und Abends bewirthete er uns auf chinesischem Porzellan und Silber mit fetter

Schafmilch, die er als höchst gesunde Nahrung pries und aufnöthigte. Hatte man dieser ungewohnten Speise erst einigen Geschmack abgewonnen, so ist nicht zu läugnen, daß man sie gern genoß, und sie auch wohl als gesund aussprechen durfte.

Und so besah man denn auch seine ältern Sammlungen, zu deren glücklichem Beischaffen historische Kenntniß genügt, ohne Geschmack zu verlangen. Die goldenen Münzen römischer Kaiser und ihrer Familien hatte er aufs vollständigste zusammengebracht, welches er durch die Kataloge des Pariser und Gothaischen Cabinets eifrig zu belegen und dabei zugleich sein Uebergewicht durch mehrere dort fehlende Exemplare zu bezeugen wußte. Was jedoch an dieser Sammlung am höchsten zu bewundern, war die Vollkommenheit der Abdrücke, welche sämmtlich als kämen sie aus der Münze, vorlagen. Diese Bemerkung nahm er wohl auf, und versicherte, daß er die einzelnen erst nach und nach eingetauscht und mit schwerer Zubuße zuletzt erhalten, und doch noch immer von Glück zu sagen habe.

Brachte nun der geschäftige Besitzer aus einem nebenstehenden Schrank neue Schieber zum Anschauen, so ward man sogleich der Zeit und dem Ort nach anders wohin versetzt. Sehr schöne Silbermünzen griechischer Städte lagen vor, die, weil sie lange genug in feuchter verschlossener Luft aufbewahrt worden, die wohlerhaltenen Gepräge mit einem bläulichen Anhauch darwiesen. Eben so wenig fehlte es sodann an goldenen Rosenobeln, päpstlichen älteren Münzen, an Bracteaten, verfänglichen satyrischen Gepräges und was man nur merkwürdig Seltsames bei einer so zahlreichen altherkömmlichen Sammlung erwarten konnte.

Nun war aber nicht zu läugnen, daß er in diesem Fache unterrichtet und in gewissem Sinne ein Kenner war: denn er hatte ja schon in früheren Jahren eine kleine Abhandlung, wie ächte und falsche Münzen zu unterscheiden seyen, herausgegeben. Indessen scheint er auch hier wie in andern Dingen sich einige Willkür vorbehalten zu haben; denn er behauptete hartnäckig und über alle Münzkenner triumphirend, die goldenen Lysimachen seyen durchaus falsch, und behandelte deßhalb einige vorliegende schöne Exemplare höchst verächtlich. Auch dieses ließen wir, wie manches andere, hingehen und ergötzten uns mit Belehrung an diesen wirklich seltenen Schätzen.

Neben allen diesen Merkwürdigkeiten, zwischen so vieler Zeit, die uns

Beireis widmete, trat immer zugleich seine ärztliche Thätigkeit hervor: bald war er Morgens früh schon vom Lande, wo er eine Bauersfrau entbunden, zurückgekehrt, bald hatten ihn verwickelte Consultationen beschäftigt und festgehalten.

Wie er nun aber zu solchen Geschäften Tag und Nacht bereit seyn könne, und sie doch mit immer gleicher äußerer Würde zu vollbringen im Stande sey, machte er auf seine Frisur aufmerksam: er trug nämlich rollenartige Locken, länglich, mit Nadeln gesteckt, fest gepicht über beiden Ohren; das Vorderhaupt war mit einem Toupet geschmückt, alles fest, glatt und tüchtig gepudert. Auf diese Weise, sagte er, lasse er sich alle Abend frisiren, lege sich, die Haare festgebunden, zu Bette, und welche Stunde er denn auch zu einem Kranken gerufen werde, erscheine er doch so anständig, eben als wie er in jede Gesellschaft komme. Und es ist wahr, man sah ihn in seiner hellblaugrauen vollständigen Kleidung, in schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen, überall ein- wie das anderemal.

Während solcher belebten Unterhaltung und fortdauernder Zerstreuung hatte er eigentlich von unglaublichen Dingen noch wenig vorgebracht; allein in der Folge konnte er nicht ganz unterlassen, die Litanei seiner Legenden nach und nach mitzutheilen. Als er uns nun eines Tags mit einem ganz wohl bestellten Gastmahle bewirthete, so mußte man eine reichliche Schüssel besonders großer Krebse in einer so bach- und wasserarmen Gegend höchst merkwürdig finden; worauf er denn versicherte, sein Fischkasten dürfe niemals ohne dergleichen Vorrath gefunden werden; er sey diesen Geschöpfen so viel schuldig, er achte den Genuß derselben für so heilsam, daß er sie nicht nur als schmackhaftes Gericht für werthe Gäste, sondern als das wirksamste Arzeneimittel in äußersten Fällen immerfort bereit halte. Nun aber schritt er zu einigen geheimnißvollen Einleitungen; er sprach von gänzlicher Erschöpfung, in die er sich durch ununterbrochene höchst wichtige, aber auch höchst gefährliche Arbeit versetzt gesehen, und wollte dadurch den schwierigen Proceß der höchsten Wissenschaft verstanden wissen. In einem solchen Zustande habe er nun ohne Bewußtseyn, in letzten Zügen hoffnungslos da gelegen, als ein junger ihm herzlich verbundener Schüler und Wärter, durch inspirationsmäßigen Instinct angetrieben, eine Schüssel großer gesottener Krebse seinem Herrn und Meister dargebracht und davon genugsam zu sich zu nehmen genöthigt; worauf denn dieser wundersam

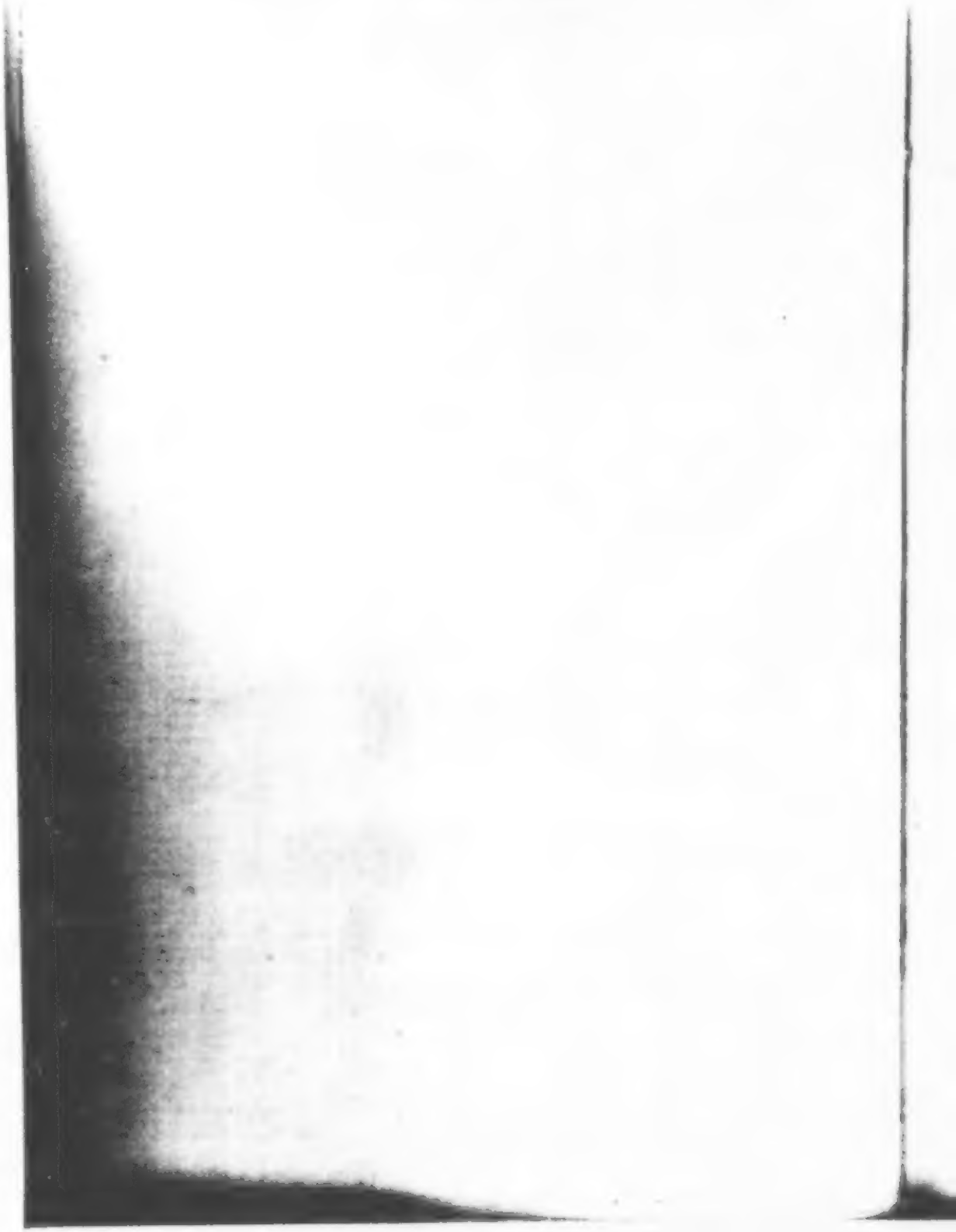

ins Leben zurückgekehrt, und die hohe Verehrung für dieses Gericht behalten habe.

Schalkhafte Freunde behaupteten, Beireis habe sonst auch wohl gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte, durch das Universale, ausgesuchte Maikäfer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere spagyrische Nahrung zu merkwürdiger Größe heraufzufüttern verstehe. Wir hielten dieß wie billig für eine im Geist und Geschmack des alten Wunderthäters erfundene Legende, dergleichen mehr auf seine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wohl Taschenspieler und sonstige Thaumaturgen auch gerathen finden, keineswegs abzuläugnen geneigt war.

Hofrath Beireisens ärztliches Ansehen war in der ganzen Gegend wohl gegründet, wie ihn denn auch die gräflich Veltheim'sche Familie zu Harbke als Hausarzt willkommen hieß, in die er uns daher einzuführen sich sogleich geneigt erklärte. Angemeldet traten wir dort ein. Stattliche Wirthschaftsgebäude bildeten vor dem hohen ältlichen Schlosse einen geräumigen Gutshof. Der Graf hieß uns willkommen und freute sich an mir einen alten Freund seines Vaters kennen zu lernen: denn mit diesem hatte uns andere durch mehrere Jahre das Studium des Bergwesens verbunden, nur daß er versuchte seine Naturkenntnisse zu Aufklärung problematischer Stellen alter Autoren zu benutzen. Mochte man ihn bei diesem Geschäft auch allzu großer Kühnheit beschuldigen, so konnte man ihm einen geistreichen Scharfsinn nicht absprechen.

Gegen den Garten hin war das alterthümlich aufgeschmückte ansehnliche Schloß vorzüglich schön gelegen. Unmittelbar aus demselben trat man auf ebene reinliche Flächen, woran sich sanft aufsteigende von Büschen und Bäumen überschattete Hügel anschlossen. Bequeme Wege führten sodann aufwärts zu heiteren Aussichten gegen benachbarte Höhen, und man ward mit dem weiten Umkreis der Herrschaft, besonders auch mit den wohlbestandenen Wäldern, immer mehr bekannt. Den Großvater des Grafen hatte vor funfzig Jahren die Forstcultur ernstlich beschäftigt, wobei er denn nordamerikanische Gewächse der deutschen Landesart anzueignen trachtete. Nun führte man uns in einen wohlbestandenen Wald von Weymouths-Kiefern, ansehnlich stark und hoch gewachsen, in deren stattlichen Bezirk wir uns, wie sonst in den Forsten des Thüringer Waldes, auf Moos gelagert an einem guten Frühstück erquickten, und

beſonders an der regelmäßigen Pflanzung ergötzten. Denn dieſer groß väterliche Forſt zeigte noch die Abſichtlichkeit der erſten Anlage, indem die ſämmtlichen Bäume, reihenweiſe geſtellt, ſich überall ins Gevierte ſehen ließen. Eben ſo konnte man in jeder Forſtabtheilung bei jeder Baumgattung die Abſicht des vorſorgenden Ahnherrn gar deutlich wahrnehmen.

Die junge Gräfin, ſo eben ihrer Entbindung nahe, blieb leider unſichtbar, da wir von ihrer gerühmten Schönheit ſelbſt doch gern Zeugniß abgelegt hätten. Indeſſen wußten wir uns mit ihrer Frau Mutter, einer verwittibten Frau von Lauterbach aus Frankfurt am Main, von alten reichſtädtiſchen Familienverhältniſſen angenehm zu unterhalten.

Die beſte Bewirthung, der anmuthigſte Umgang, belehrendes Geſpräch, worin uns nach und nach die Vortheile einer ſo großen Beſitzung im Einzelnen deutlicher wurden, beſonders da hier ſo viel für die Unterthanen geſchehen war, erregten den ſtillen Wunſch länger zu verweilen, dem denn eine freundlich dringende Einladung unverhofft entgegen kam. Aber unſer theurer Gefährte, der vortreffliche Weſt, der hier für ſeine Neigung keine Unterhaltung fand und deſto eher und heftiger von ſeiner gewöhnlichen Ungeduld ergriffen ward, verlangte ſo dringend wieder in Helmſtädt zu ſeyn, daß wir uns entſchließen mußten, aus einem ſo angenehmen Kreiſe zu ſcheiden; doch ſollte ſich bei unſerer Trennung noch ein wechſelſeitiges Verhältniß entwickeln. Der freundliche Wirth verehrte aus ſeinen foſſilen Schätzen einen köſtlichen Enkriniten meinem Sohn, und wir glaubten kaum etwas Gleichgefälliges erwiedern zu können, als ein forſtmänniſches Problem zur Sprache kam. Im Ettersberg nämlich bei Weimar ſolle, nach Ausweis eines beliebten Journals, eine Buche gefunden werden, welche ſich in Geſtalt und ſonſtigen Eigenſchaften offenbar der Eiche nähere. Der Graf, mit angeerbter Neigung zur Forſtcultur, wünſchte davon eingelegte Zweige und was ſonſt noch zu genauerer Kenntniß beitragen könne, beſonders aber wo möglich einige lebendige Pflanzen. In der Folge waren wir ſo glücklich dieß Gewünſchte zu verſchaffen, unſer Verſprechen wirklich halten zu können, und hatten das Vergnügen von dem zweideutigen Baume lebendige Abkömmlinge zu überſenden, auch nach Jahren von dem Gedeihen derſelben erfreuliche Nachricht zu vernehmen.

Auf dem Rückwege nun wie auf dem Hinwege hatten wir denn mancherlei von des alten uns geleitenden Zauberers Großthaten zu hören. Nun vernahmen wir aus deſſen Munde, was uns ſchon aus ſeinen

früheren Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war: doch genau beſehen fand ſich in der Legende dieſes Heiligen eine merkliche Menetonie. Als Knabe jugendlich muthiger Entſchluß, als Schüler raſche Selbſtvertheidigung: akademiſche Händel, Rapperfertigkeit, kunſtmäßige Geſchicklichkeit im Reiten, und ſonſtige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, Beſtändigkeit und Thatluſt — alles dieſes lag rückwärts in dunkeln Zeiten; dreijährige Reiſen blieben geheimnißvoll, und ſonſt noch manches im Vortrag, gewiß aber in der Erörterung unbeſtimmt.

Weil jedoch das auffallende Reſultat ſeines Lebensganges ein unüberſehlicher Beſitz von Koſtbarkeiten, ein unſchätzbarer Geldreichthum zu ſeyn ſchien, ſo konnte es ihm an Gläubigen, an Verehrern gar nicht fehlen. Jene beiden ſind eine Art von Hausgöttern, nach welchen die Menge andächtig und gierig die Augen wendet. Iſt nun ein ſolcher Beſitz nicht etwa ererbt und offenbaren Herkommens, ſondern im Geheimniß ſelbſt erworben, ſo giebt man im Dunkeln alles übrige Wunderbare zu, man läßt ihn ſein mährchenhaftes Weſen treiben: denn eine Maſſe gemünztes Gold und Silber verleiht ſelbſt dem Unwahren Anſehen und Gewicht; man läßt die Lüge gelten, indem man die Baarſchaft beneidet.

Die möglichen oder wahrſcheinlichen Mittel, wie Beireis zu ſolchen Gütern gelangt, werden einſtimmig und einfach angegeben. Er ſolle eine Farbe erfunden haben, die ſich an die Stelle der Cochenille ſetzen konnte; er ſolle vortheilhaftere Gährungsproceſſe als die damals bekannten an Fabrikherren mitgetheilt haben. Wer in der Geſchichte der Chemie bewandert iſt, wird beurtheilen, ob in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen Recepte umherſchleichen konnten, er wird wiſſen, in wiefern ſie in der neuern Zeit offenbar und allgemein bekannt geworden. Sollte Beireis zum Beiſpiel nicht etwa zeitig auf die Veredlung des Krapps gekommen ſeyn?

Nach allem dieſem aber iſt das ſittliche Element zu bedenken, worin und worauf er gewirkt hat, ich meine die Zeit, den eigentlichen Sinn, das Bedürfniß derſelben. Die Communication der Weltbürger ging noch nicht ſo ſchnell wie gegenwärtig, noch konnte jemand, der an entfernten Orten wie Swedenborg, oder auf einer beſchränkten Univerſität wie Beireis ſeinen Aufenthalt nahm, immer die beſte Gelegenheit finden, ſich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, Geiſter zu berufen und am Stein der Weiſen zu arbeiten. Haben wir nicht in den neueren Tagen Caglioſtro

geſehen, wie er große Räume eilig durchſtreifend, wechſelsweiſe im Süden, Norden, Weſten ſeine Taſchenſpielereien treiben und überall Anhänger finden konnte? Iſt es denn zuviel geſagt, daß ein gewiſſer Aberglaube an dämoniſche Menſchen niemals aufhören, ja daß zu jeder Zeit ſich immer ein Local finden wird, wo das problematiſch Wahre, vor dem wir in der Theorie allein Reſpect haben, ſich in der Ausübung mit der Lüge auf das allerbequemſte begatten kann!

Länger als wir gedacht hatte uns die anmuthige Geſellſchaft in Helmſtärt aufgehalten. Hofrath Beireis betrug ſich in jedem Sinne wohlwollend und mittheilend, doch von ſeinem Hauptſchatz dem Diamanten hatte er noch nicht geſprochen, geſchweige denſelben vorgewieſen. Niemand der Helmſtädter Akademieverwandten hatte denſelben geſehen, und ein oft wiederholtes Mährchen, daß dieſer unſchätzbare Stein nicht am Orte ſey, diente ihm, wie wir hörten, auch gegen Fremde zur Entſchuldigung. Er pflegte nämlich ſcheinbar vertraulich zu äußern, daß er zwölf vollkommen gleiche verſiegelte Käſtchen eingerichtet habe, in deren einem der Edelſtein befindlich ſey. Dieſe zwölf Käſtchen nun vertheile er an auswärtige Freunde, deren jeder einen Schatz zu beſitzen glaube; er aber wiſſe nur allein, wo er befindlich ſey. Daher mußten wir befürchten, daß er auf Anfragen dieſes Naturwunder gleichfalls verläugnen werde. Glücklicherweiſe jedoch kurz vor unſerm Abſchiede begegnete folgendes.

Eines Morgens zeigte er in einem Bande der Reiſe Tourneforts die Abbildung einiger natürlichen Diamanten, die ſich in Eiferm mit theilweiſer Abweichung ins Nieren- und Zitzenförmige unter den Schätzen der Indier gefunden hatten. Nachdem er uns die Geſtalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hoſentaſche das bedeutende Naturerzeugniß. In der Größe eines mäßigen Gänſeeies war es vollkommen klar, durchſichtig, doch ohne Spur daß daran geſchliffen worden; an der Seite bemerkte man einen ſchwachen Höcker, einen nierenförmigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abbildungen vollkommen ähnlich ward.

Mit ſeiner gewöhnlichen ruhigen Haltung zeigte er darauf einige zweideutige Verſuche, welche die Eigenſchaften eines Diamanten bethätigen ſollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierſchnitzchen an; die engliſche Feile ſchien ihm nichts anzuhaben; doch ging er eilig über dieſe Beweisthümer hinweg, und erzählte die oft wiederholte Geſchichte, wie er

den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöschen vergessen, so daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in kurzem verloren habe. Demungeachtet aber pries er sich glücklich, daß er ein Feuerwerk gesehen, welches Kaisern und Königen versagt worden.

Indessen er nun sich weitläufig darüber herausließ, hatte ich, chromatischer Prüfungen eingedenk, das Wunderei vor die Augen genommen, um die horizontalen Fensterstäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbensäume nicht breiter, als ein Bergkrystall sie auch gegeben hätte: weßhalb ich im stillen wohl einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeierten Schatzes fernerhin nähren durfte. Und so war denn unser Aufenthalt durch die größte Rodomontade unseres wunderlichen Freundes ganz eigentlich gekrönt.

Bei heitern vertraulichen Unterhaltungen in Helmstädt, wo denn vorzüglich die Beireisischen Eigenheiten zur Sprache kamen, ward auch mehrmals eines höchst wunderlichen Edelmanns gedacht, welchen man, da unser Rückweg über Halberstadt genommen werden sollte, als unsern vom Wege wohnend, auf der Reise gar wohl besuchen und somit die Kenntniß seltsamer Charaktere erweitern könne. Man war zu einer solchen Expedition desto eher geneigt, als der heitere geistreiche Probst Henke uns dorthin zu begleiten versprach; woraus wenigstens hervorzugehen schien, daß man über die Unarten und Unschicklichkeiten jenes berufenen Mannes noch allenfalls hinauskommen werde.

So saßen wir denn zu vier im Wagen, Probst Henke mit einer langen weißen Thonpfeife, die er, weil ihn jede andere Art zu rauchen anwiderte, sogar im Wagen, selbst, wie er versicherte, auf weiteren Reisen, mit besonderer Vorsicht ganz und unzerstückt zu erhalten wußte.

In so freher als belehrender Unterhaltung legten wir den Weg zurück und langten endlich an dem Gute des Mannes an, der unter dem Namen des tollen Hagen weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Cyklopen auf einer schönen Besitzung hauste. Der Empfang war schon charakteristisch genug. Er machte uns aufmerksam auf das an tüchtigem Schmiedewerk hangende Schild seines neuerbauten Gasthofes, das den Gästen zur Lockung dienen sollte. Wir waren jedoch nicht wenig verwundert, hier von einem nicht ungeschickten Künstler ein Bild ausgeführt zu sehen, welches das Gegenstück jenes Schildes vorstellt, an

welchem der Reisende in das südliche Frankreich sich so umständlich ergeht und ergötzt; man sah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umstehende Betrachter vorgestellt.

Ein solcher Empfang ließ uns freilich das Schlimmste vermuthen und ich ward aufmerksamer, indem mich die Ahnung anflog, als hätten die werthen neuen Freunde, nach dem edlen Helmstädter Drama, uns zu diesem Abenteuer beredet, um uns als Mitspieler in einer leidigen Satyrposse verwickelt zu sehen. Sollten sie nicht, wenn wir diesen Jocus unwillig aufnähmen, sich mit einer stillen Schadenfreude kitzeln?

Doch ich verscheuchte solchen Argwohn, als wir das ganz ansehnliche Gehöfte betraten. Die Wirthschaftsgebäude befanden sich im besten Zustand, die Höfe in zweckmäßiger Ordnung, obgleich ohne Spur irgend einer ästhetischen Absicht. Des Herrn gelegentliche Behandlung der Wirthschaftsleute mußte man rauh und hart nennen, aber ein guter Humor, der durchblickte, machte sie erträglich; auch schienen die guten Leute an diese Weise schon so gewöhnt zu seyn, da sie ganz ruhig, als hätte man sie sanft angesprochen, ihrem Geschäft weiter oblagen.

In dem großen, reinlichen, hellen Tafelzimmer fanden wir die Hausfrau, eine schlanke wohlgebildete Dame, die sich aber in stummer Leidensgestalt ganz untheilnehmend erwies und uns die schwere Duldung, die sie zu übertragen hatte, unmittelbar zu erkennen gab. Ferner zwei Kinder, ein preußischer Fähndrich auf Urlaub, und eine Tochter aus der Braunschweigischen Pension zum Besuche da, beide noch nicht zwanzig, stumm wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung drein sehend, wenn die Blicke jener ein vielfaches Leiden aussprachen.

Die Unterhaltung war sogleich einigermaßen soldatisch derb, der Burgunder, von Braunschweig bezogen, ganz vortrefflich; die Hausfrau machte sich durch eine so wohlbediente als wohlbestellte Tafel Ehre; daher wäre denn bis jetzt alles ganz leidlich gegangen, nur durfte man sich nicht weit umsehen, ohne das Fauneohr zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Landedelmanns durchstach. In den Ecken des Saales standen saubere Abgüsse des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber sah man sie aufgeputzt; denn er hatte sie mit Manschetten, von seinen abgelegten, wie mit Feigenblättern der guten Gesellschaft zu accommodiren geglaubt. Ein solcher Anblick gab nur um so mehr Appreheusion, da man versichert seyn kann, daß ein Abgeschmacktes gewiß auf

ein anderes bindeutet; und so fand sich's auch. Das Gespräch war noch immer mit einiger Mäßigung, wenigstens von unserer Seite geführt, aber doch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachsenden Kinder unschicklich genug. Als man sie aber während des Nachtisches fortgeschickt hatte, stand unser wunderlicher Wirth ganz feierlich auf, nahm die Manschettchen von den Statuen weg und meinte, nun sey es Zeit sich etwas natürlicher und freier zu benehmen. Wir hatten indessen der bedauernswerthen Leidensgestalt unserer Wirthin durch einen Schwank gleichfalls Urlaub verschafft; denn wir bemerkten, worauf unser Wirth ausgehen mochte, indem er noch schmackhaftern Burgunder versetzte, dem wir uns nicht abhold bewiesen. Dennoch wurden wir nicht gehindert nach aufgehobener Tafel einen Spaziergang vorzuschlagen. Dazu wollte er aber keinen Gast zulassen, wenn er nicht vorher einen gewissen Ort besucht hätte. Dieser gehörte freilich auch zum Ganzen. Man fand in einem reinlichen Cabinet einen gepolsterten Großvatersessel, und um zu einem längern Aufenthalt einzuladen, eine mannichfaltige Unzahl bunter, ringsumher aufgeklebter Kupferstiche, satyrischen, pasquillantischen, unsaubern Inhalts, neckisch genug. Diese Beispiele genügen wohl die wunderliche Lage anzudeuten, in der wir uns befanden. Bei eintretender Nacht nöthigte er seine bedrängte Hausfrau, einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, wodurch sie uns bei gutem Vortrag allerdings Vergnügen machte; zuletzt aber enthielt er sich nicht sein Mißfallen an solchen faden Gesängen zu bezeugen, mit der Anmaßung ein tüchtigeres vorzutragen, worauf sich denn die gute Dame gemüßigt sah, eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Nun fühlte ich, indignirt durch das Widerwärtige, inspirirt durch den Burgunder, es sey Zeit meine Jugendpferde zu besteigen, auf denen ich mich sonst übermüthig gern herum getummelt hatte.

Nachdem er auf mein Ersuchen die detestable Strophe noch einigemal wiederholt hatte, versicherte ich ihm, das Gedicht sey vortrefflich, nur müsse er suchen durch künstlichen Vortrag sich dem köstlichen Inhalt gleich zu stellen, ja ihn durch den rechten Ausdruck erst zu erhöhen. Nun war zuvörderst von Forte und Piano die Rede, sodann aber von feineren Abschattirungen, von Accenten, und so mußte gar zuletzt ein Gegensatz von Lispeln und Ausschrei zur Sprache kommen. Hinter dieser Tollheit lag jedoch eine Art von Didaskalie verborgen, die mir denn auch eine große Mannichfaltigkeit von Forderungen an ihn verschaffte, woran er sich

als ein geistreich barocker Mann zu unterhalten schien. Doch suchte er diese lästigen Zumuthungen manchmal zu unterbrechen, indem er Burgunder einschenkte und Backwerk anbot. Unser Wolf hatte sich, unendlich gelangweilt, schon zurückgezogen; Abt Henke ging mit seiner langen thönernen Pfeife auf und ab und schüttete den ihm aufgedrungenen Burgunder, seine Zeit ersehend, zum Fenster hinaus, mit der größten Gemüthsruhe den Verlauf dieses Unsinnes abzuwarten. Dieß aber war kein Geringes; denn ich forderte immer mehr, noch immer einen wunderlichern Ausdruck von meinem humoristisch gelehrigen Schüler, und verwarf zuletzt gegen Mitternacht alles bisherige. Das sey nur eingelernt, sagte ich, und gar nichts werth. Nun müsse er erst aus eigenem Geist und Sinn das Wahre, das bisher verborgen geblieben, selbst erfinden und dadurch mit Dichter und Musiker als Original wetteifern.

Nun war er gewandt genug um einigermaßen zu gewahren, daß hinter diesen Tollheiten ein gewisser Sinn verborgen sey, ja er schien sich an einem so frevelnden Mißbrauch eigentlich respectabler Lehren zu ergötzen; doch war er indessen selbst müde und so zu sagen mürbe geworden, und als ich endlich den Schluß zog, er müsse nun erst der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Aufklärung komme, gab er gern nach und entließ uns zu Bette.

Den andern Morgen waren wir früh wieder bei der Hand und zur Abreise bereit. Beim Frühstück ging es ganz menschlich zu; es schien als wolle er uns nicht mit ganz ungünstigen Begriffen entlassen. Als Landrath wußte er vom Zustand und den Angelegenheiten der Provinz sehr treffende, nach seiner Art barocke Rechenschaft zu geben. Wir schieden freundlich, und konnten dem nach Helmstädt mit unzerbrochener langer Pfeife zurückkehrenden Freunde für sein Geleit bei diesem bedenklichen Abenteuer nicht genugsam Dank sagen.

Vollkommen friedlich und vernunftgemäß ward uns dagegen ein längerer Aufenthalt in Halberstadt beschert. Schon war vor einigen Jahren der edle Gleim zu seinen frühesten Freunden hinüber gegangen; ein Besuch, den ich ihm vor geraumer Zeit abstattete, hatte nur einen dunkeln Eindruck zurückgelassen, indem ein dazwischen rauschendes, mannichfaltiges Leben mir die Eigenheiten seiner Person und Umgebung beinahe verlöschte. Auch konnte ich damals wie in der Folge kein Verhältniß zu ihm gewinnen, aber seine Thätigkeit war mir niemals fremd geworden;

ich hörte viel von ihm durch Wieland und Herder, mit denen er immer in Briefwechsel und Bezug blieb.

Dießmal wurden wir in seiner Wohnung von Herrn Körte gar freundlich empfangen; sie deutete auf reinliche Wohlhäbigkeit, auf ein friedliches Leben und stilles, geselliges Behagen. Sein vorüber gegangenes Wirken feierten wir an seiner Verlassenschaft; viel ward von ihm erzählt, manches vorgewiesen, und Herr Körte versprach, durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen.

Dem allgemeinen deutschen Wesen war Gleim durch seine Gedichte am meisten verwandt, worin er als ein vorzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erscheint. Seine Poesie von der technischen Seite besehen ist rhythmisch, nicht melodisch, weßhalb er sich denn auch meistens freier Sylbenmaße bedient; und so gewähren Vers und Reim, Brief und Abhandlung durch einander verschlungen den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung.

Vor allem aber war uns anziehend der Freundschaftstempel, eine Sammlung von Bildnissen älterer und neuerer Angehörigen. Sie gab ein schönes Zeugniß, wie er die Mitlebenden geschätzt und uns eine angenehme Recapitulation so vieler ausgezeichneten Gestalten, eine Erinnerung an die bedeutenden einwohnenden Geister, an die Bezüge dieser Personen unter einander und zu dem werthen Manne, der sie meistens eine Zeit lang um sich versammelte, und die Scheidenden, die Abwesenden wenigstens im Bilde festzuhalten Sorge trug. Bei solchem Betrachten ward gar manches Bedenken hervorgerufen; nur eines spreche ich aus: man sah über hundert Poeten und Literateren, aber unter diesen keinen einzigen Musiker und Componisten. Wie? sollte jener Greis, der seinen Aeußerungen nach nur im Singen zu leben und zu athmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben? von der Tonkunst, dem wahren Element, woher alle Dichtungen entspringen, und wohin sie zurückkehren?

Suchte man nun aber in einen Begriff zusammenzufassen, was uns von dem edlen Manne vorschwebt, so könnte man sagen, ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift

aufmunternd, ein allgemeines, rein menschliches Gefühl zu verbreiten bemüht, zeigte er sich als Freund von jedermann, hülfreich dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich. Ihm, als gutem Haushalter, scheint Wohlthätigkeit die einzige Liebhaberei gewesen zu seyn, auf die er seinen Ueberschuß verwendet. Das Meiste thut er aus eigenen Kräften; seltener und erst in späteren Jahren bedient er sich seines Namens, seines Ruhms, um bei Königen und Ministern einigen Einfluß zu gewinnen, ohne sich dadurch sehr gefördert zu sehen. Man behandelt ihn ehrenvoll, duldet und belobt seine Thätigkeit, hilft ihm auch wohl nach, trägt aber gewöhnlich Bedenken in seine Absichten kräftig einzugehen.

Alles jedoch zusammengenommen, muß man ihm den eigentlichsten Bürgersinn in jedem Betracht zugestehen; er ruht als Mensch auf sich selbst, verwaltet ein bedeutendes öffentliches Amt, und beweist sich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen deutsches Vaterland und Welt als ächten Liberalen. Alles Revolutionäre dagegen, das in seinen älteren Tagen hervortritt, ist ihm höchlich verhaßt, so wie alles was früher Preußens großem Könige und seinem Reiche sich feindselig entgegenstellt.

Da nun ferner eine jede Religion das reine ruhige Verkehr der Menschen unter einander befördern soll, die christlich-evangelische jedoch hierzu besonders geeignet ist, so konnte er die Religion des rechtschaffenen Mannes, die ihm angeboren und seiner Natur nothwendig war, immerfort ausübend, sich für den rechtgläubigsten aller Menschen halten und an dem ererbten Bekenntniß, so wie bei dem herkömmlichen einfachen Cultus der protestantischen Kirche, gar wohl beruhigen.

Nach allen diesen lebhaften Vergegenwärtigungen sollten wir noch ein Bild des Vergänglichen erblicken: denn auf ihrem Siechbette begrüßten wir die ablebende Nichte Gleims, die unter dem Namen Gleminde viele Jahre die Zierde eines dichterischen Kreises gewesen. Zu ihrer anmuthigen obschon kränklichen Bildung stimmte gar fein die große Reinlichkeit ihrer Umgebung, und wir unterhielten uns gern mit ihr von vergangenen guten Tagen, die ihr mit dem Wandeln und Wirken ihres trefflichen Oheims immer gegenwärtig geblieben waren.

Zuerst um unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten um das Grab des edlen Greises, dem nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden, umgeben von Denkmalen

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Dritter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.

Die öden feuchten Räume des Doms besuchten wir zu wiederholten malen; er stand, obgleich seines frühern religiösen Lebens beraubt, doch noch unerschüttert in ursprünglicher Würde. Dergleichen Gebäude haben etwas eigen Anziehendes: sie vergegenwärtigen uns tüchtige, aber düstere Zustände, und weil wir uns manchmal gern ins Halbdunkel der Vergangenheit einhüllen, so finden wir es willkommen, wenn eine ahnungsvolle Beschränkung uns mit gewissen Schauern ergreift, körperlich, physisch, geistig auf Gefühl, Einbildungskraft und Gemüth wirkt, und somit sittliche, poetische und religiöse Stimmung anregt.

Die Spiegelberge, unschuldig buschig bewachsene Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, jetzt durch die seltsamsten Gebilde ein Tummelplatz häßlicher Creaturen, eben als wenn eine vermaledeite Gesellschaft, vom Blocksberge wiederkehrend, durch Gottes unergründlichen Rathschluß hier wäre versteinert worden. Am Fuße des Aufstiegs dient ein ungeheures Faß abscheulichem Zwergengeschlecht zum Hochzeitsaal; und von da, durch alle Gänge der Anlagen, lauern Mißgeburten jeder Art, so daß der Mißgestalten liebende Prätorius seinen mundus anthropodemicus hier vollkommen realisirt erblicken könnte.

Da fiel es denn recht auf, wie nöthig es sey in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beseitigen, sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern? Die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind; sie hat von Natur einen unwiderstehlichen Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen mächtig wirkt und gegen alle Cultur die angestammte Rohheit fratzenliebender Wilden mitten in der anständigsten Welt wieder zum Vorschein bringt.

Von der übrigen Rückreise darf ich nur vorübereilend sprechen. Wir suchten das Bodethal und den längst bekannten Hammer. Von hier ging ich, nun zum drittenmal in meinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts so sehr veranlaßt werden über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene charakteristische Naturscenen, nach langen Zwischenräumen endlich wiedersehen und den

zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt, daß, wenn wir uns früher an den Gegenständen empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren lassen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenschaften, sofern wir sie durchdringen, in einem höhern Grade zu schätzen wissen. Jene Art des Anschauens gewährt der künstlerische Blick, diese eignet sich dem Naturforscher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preisen, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlassen drohte, dieser sich im Aug' und Geist desto kräftiger entwickelte.

1806.

Die Interimshoffnungen mit denen wir uns philisterhaft schon manche Jahre hingehalten, wurden so abermals im gegenwärtigen genährt. Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Gestalt genommen, zu Lande und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern, aber das mittlere, das nördliche Deutschland genoß noch eines gewissen fieberhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematischen Sicherheit hingaben. Das große Reich in Westen war gegründet, es trieb Wurzeln und Zweige nach allen Seiten hin. Indessen schien Preußen das Vorrecht gegönnt sich im Norden zu befestigen. Zunächst besaß es Erfurt, einen sehr wichtigen Haltepunkt, und wir ließen uns in diesem Sinne gefallen, daß von Anfang des Jahrs preußische Truppen bei uns einkehrten. Dem Regiment Ostin folgten Anfang Februars Füseliere, sodann trafen ein die Regimenter Bork, Arnim, Pirsch; man hatte sich schon an diese Unruhe gewöhnt.

Der Geburtstag unserer verehrten Herzogin, der 30. Januar, ward für diesmal zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Ahndungen gefeiert. Das Regiment Ostin rühmte sich eines Chors Trompeter, das seines Gleichen nicht hätte; sie traten in einem Halbkreis zum Willkommen auf das Theater, gaben Proben ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit, und begleiteten zuletzt einen Gesang, dessen allgemein bekannte Melodie, einem Inselkönig gewidmet und noch keineswegs von

dem patriotischen Festland überboten, ihre vollkommen herzerhebende Wirkung that.

Eine Uebersetzung oder Umbildung des Cid von Corneille ward hiernach aufgeführt, so wie auch Stella, zum erstenmal mit tragischer Katastrophe. Götz von Berlichingen kam wieder an die Reihe, nicht weniger Egmont. Schillers Glocke mit allem Apparat des Gießens und der fertigen Darstellung, die wir als Didaskalie schon längst versucht hatten, ward gegeben, und so daß die sämmtliche Gesellschaft mitwirkte, indem der eigentliche dramatische Kunst- und Handwerkstheil dem Meister und den Gesellen anheim fiel, das übrige Lyrische aber an die männlichen und weiblichen Glieder, von den ältesten bis zu den jüngsten, vertheilt und jedem charakteristisch angeeignet ward.

Aufmerksamkeit erregte im Ganzen der von Iffland zur Vorstellung gebrachte Dr. Luther, ob wir gleich zauderten, denselben gleichfalls aufzunehmen.

Bei dem verlängerten Aufenthalt in Carlsbad gedachte man der nächsten Theaterzeit, und versuchte Oelenschlägers verdienstliche Tragödie Hakon Jarl unserer Bühne anzueignen, ja es wurden sogar schon Kleider und Decoratienen aufgesucht und gefunden. Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden. Im vergangenen Frühjahr hatte man nicht mehr thun können als das bestehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren. Im Spätjahr als der Kriegsdrang jedes Verhältniß aufzulösen drohte, hielt man für Pflicht die Theateranstalt, als einen öffentlichen Schatz, als ein Gemeingut der Stadt zu bewahren. Nur zwei Monate blieben die Vorstellungen unterbrochen, die wissenschaftlichen Bemühungen nur wenige Tage, und Ifflands Theaterkalender gab der deutschen Bühne eine schwunghafte Aufmunterung.

Die projectirte neue Ausgabe meiner Werke nöthigte mich sie sämmtlich wieder durchzugehen, und ich widmete jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerksamkeit, ob ich gleich bei meinem alten Vorsatze blieb, nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern.

Die zwei Abtheilungen der Elegien, wie sie noch vorliegen, wurden eingerichtet und Faust in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt. So gelangte ich dieses Jahr bis zum vierten Theil einschließlich, aber

mich beſchäftigte ein wichtigeres Werk. Der epiſche Tell kam wieder zur Sprache, wie ich ihn 1797 in der Schweiz concipirt, und nachher dem dramatiſchen Tell Schillers zu Liebe bei Seite gelegt. Beide konnten recht gut neben einander beſtehen; Schillern war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines ſelbſtſtändigen von den übrigen Verſchworenen unabhängigen Tell benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung ſeines Talents zufolge; ſo wie nach den deutſchen Theaterbedürfniſſen, einen ganz andern Weg nehmen, und mir blieb das Epiſch-Ruhig-Grandioſe noch immer zu Gebot, ſo wie die ſämmtlichen Motive, wo ſie ſich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Geſtalt nahmen.

Ich hatte Luſt wieder einmal Hexameter zu ſchreiben, und mein gutes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, ließ mich hoffen auch in dieſer herrlichen Versart immer ſicherer vorzuſchreiten. Aber die Tage und Wochen waren ſo ahnungsvoll, die letzten Monate ſo ſtürmiſch und ſo wenig Hoffnung zu einem freiern Athemholen, daß ein Plan, auf dem Vierwaldſtätter See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängſtigten Deutſchland nicht wohl wäre auszuführen geweſen.

Wenn wir nun auch ſchon unſer öffentliches Verhältniß zur bildenden Kunſt aufgegeben hatten, ſo blieb ſie uns doch im Innern ſtets lieb und werth. Bildhauer Weißer, ein Kunſtgenoſſe von Friedrich Tieck, bearbeitete mit Glück die Büſte des hier verſtorbenen Herzogs von Braunſchweig, welche, in der öffentlichen Bibliothek aufgeſtellt, einen ſchönen Beweis ſeines vielverſprechenden Talents abgiebt.

Kupferſtiche ſind überhaupt das Kunſtmittel, durch welches Kenner und Liebhaber ſich am meiſten und bequemſten unterhalten, und ſo empfingen wir aus Rom von Gmelin das vorzügliche Blatt, unterzeichnet: Der Tempel der Venus, nach Claude. Es war mir um ſo viel mehr werth, als das Original erſt nach meinem Abgang von Rom bekannt geworden, und ich mich alſo zum erſtenmal von den Vorzügen deſſelben aus dieſer kunſtreichen Nachbildung überzeugen ſollte.

Ganz in einem andern Fache, aber heiter und geiſtreich, genug erſchienen die Riepenhauſiſchen Blätter zur Genoveva, deren Originalzeichnungen wir ſchon früher gekannt. Auch dieſe jungen Männer, die ſich zuvor an Polygnot geübt hatten, wandten ſich nun gegen die Romantik,

welche ſich durch ſchriftſtelleriſche Talente beim Publicum eingeſchmeichelt hatte, und ſo die Bemerkung wahr machte, daß mehr als man denkt, der bildende Künſtler vom Dichter und Schriftſteller abhängt.

In Carlsbad unterhielt mich belehrend eine Sammlung Kupfer, welche Graf Lepel mit ſich führte: nicht weniger große mit der Feder gezeichnete, aquarellirte Blätter von Ramberg bewährten das heitere glücklich auffaſſende, mitunter ertemporirende Talent des genannten Künſtlers. Graf Corneillan beſaß dieſelben nur nebſt eigenen Arbeiten noch ſehr ſchöne Landſchaften in Deckfarben.

Die hieſigen Sammlungen vermehrten ſich durch einen Schatz von Zeichnungen im höhern Sinne. Carſtens künſtleriſche Verlaſſenſchaft war an ſeinen Freund Fernow vererbt: man traf mit dieſem eine billige Uebereinkunft, und ſo wurden mehrere Zeichnungen des verſchiedenſten Formats, größere Cartone und kleinere Bilder, Studien in ſchwarzer Kreide, in Rothſtein, aquarellirte Federzeichnungen und ſo vieles andere, was den Künſtler das jedesmalige Studium, Bedürfniß oder Laune mannichfaltig ergreifen läßt, für unſer Muſeum erworben.

Wilhelm Tiſchbein, der nach ſeiner Entfernung von Neapel, von dem Herzog von Oldenburg begünſtigt, ſich in einer friedlichen glücklichen Lage befand, ließ auch gelegentlich von ſich hören, und ſendete dieſes Frühjahr manches Angenehme.

Er theilte zuerſt die Bemerkung mit, daß die flüchtigſten Bilder oft die glücklichſten Gedanken haben — eine Beobachtung, die er gemacht, als ihm viele hundert Gemälde von trefflichen Meiſtern, herrlich gedacht aber nicht ſonderlich ausgeführt, vor die Augen gekommen. Und es bewährt ſich freilich, daß die ausgeführteſten Bilder der niederländiſchen Schule, bei allem großen Reichthum womit ſie ausgeſtattet ſind, doch manchmal etwas an geiſtreicher Erfindung zu wünſchen übrig laſſen. Es ſcheint als wenn die Gewiſſenhaftigkeit des Künſtlers, dem Liebhaber und Kenner etwas vollkommen Würdiges überliefern zu wollen, den Aufflug des Geiſtes einigermaßen beſchränke, dahingegen eine geiſtreich gefaßte flüchtig hingeworfene Skizze außer aller Verantwortung das eigenſte Talent des Künſtlers offenbare. Er ſendete einige aquarellirte Copien, von welchen uns zwei geblieben ſind. Schatzgräber in einem tiefen Stadtgraben und Caſematten, bei Nachtzeit durch unzulängliche Beſchwörungen ſich die böſen Geiſter auf den Hals ziehend, der entdeckten und ſchon halb

ergriffenen Schätze verlustig. Der Anstand ist bei dieser Gelegenheit nicht durchaus beobachtet, Vorgestelltes und Ausführung einem Geheimbilde angemessen; das zweite Bild vielleicht noch mehr. Eine gräuliche Kriegsscene, erschlagene beraubte Männer, trostlose Weiber und Kinder, im Hintergrunde ein Kloster in vollen Flammen, im Vordergrund mißhandelte Mönche; gleichfalls ein Bild, welches im Schränkchen müßte aufbewahrt werden.

Ferner sendete Tischbein an Herzogin Amalia einen mäßigen Foliobaud aquarellirter Federzeichnungen. Hierin ist nun Tischbein ganz besonders glücklich, weil auf diese leichte Weise ein geübtes Talent Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr seine Zeit zu verlieren ausspricht. Solche Blätter sind fertig wie gedacht.

Thiere darzustellen war immer Tischbeins Liebhaberei; so erinnern wir uns hier auch eines Esels, der mit großem Behagen Ananas statt Disteln fraß.

Auf einem andern Bilde blickt man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz nah an dem Beschauer, im vordersten Vordergrunde sitzt ein schwarzer Essenjunge unmittelbar an dem Schornstein. Was an ihm noch Farbe annehmen konnte, war von der Sonne vergoldet, und man mußte den Gedanken allerliebst finden, daß der letzte Sohn des jammervollsten Gewerbes unter viel Tausenden der einzige sey, der eines solchen herzerhebenden Naturanblicks genösse.

Dergleichen Mittheilungen geschahen von Tischbein immer unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich-künstlerischen Träume möge zukommen lassen. Die kleinen Gedichte, die man ihm zur Erwiederung sendete, finden sich unter den meinigen. Herzogin Amalia und ihre Umgebung theilten sich darin nach Stand und Würden, und erwiederten so eigenhändig die Freundlichkeit des Gebers.

Auch ich ward in Carlsbad angetrieben die bedeutend abwechselnden Gegenstände mir durch Nachbildung besser einzuprägen; die vollkommenern Skizzen behielten einigen Werth für mich, und ich fing an sie zu sammeln.

Ein Medaillencabinet, welches von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an über den Weg, den die Bildhauerkunst genommen, hinlänglichen Aufschluß zu geben, schon reich genug war, vermehrte sich ansehnlich und lieferte immer vollständigere Begriffe.

Eben so wurde die Sammlung von eigenhändig geschriebenen Blättern

vorzüglicher Männer beträchtlich vermehrt. Ein Stammbuch der Batschischen Familie, seit etwa den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts, worin Massei voraussteht, war höchst schätzenswerth, und ich dankte sehr verpflichtet den freundlichen Gebern. Ein alphabetisches Verzeichniß des handschriftlichen Besitzes war gedruckt; ich legte solches jedem Brief an Freunde bei, und erhielt dadurch nach und nach fortdauernde Vermehrung.

Von Künstlern besuchte uns nun abermals Rabe von Berlin, und empfahl sich eben so durch sein Talent wie durch seine Gefälligkeit.

Aber betrüben mußte mich ein Brief von Hackert; dieser treffliche Mann hatte sich von einem apoplektischen Anfall nur in sofern erholt, daß er einen Brief dictiren und unterschreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die so viel sichere Charakterstriche geführt, nun zitternd und unvollständig den eigenen, so oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten berühmten Namen bloß andeuten zu sehen.

Bei den Jenaischen Museen drangen immer neue Gegenstände zu, und man mußte deßhalb Erweiterungen vornehmen, und in der Anordnung eine veränderte Methode befolgen.

Der Nachlaß von Batsch brachte neue Mühe und Unbequemlichkeit. Er hatte die naturforschende Gesellschaft gestiftet, auch in einer Reihe von Jahren durch und für sie ein unterrichtendes Museum aller Art zusammengebracht, welches dadurch ansehnlicher und wichtiger geworden, daß er demselben seine eigene Sammlung methodisch eingeschaltet. Nach seinem Hintritt reclamirten die Directoren und anwesenden Glieder jener Gesellschaft einen Theil des Nachlasses, besonders das ihr zustehende Museum: die Erben forderten den Rest, welchen man ihnen, da eine Schenkung des bisherigen Directors nur muthmaßlich war, nicht vorenthalten konnte. Von Seiten herzoglicher Commission entschloß man sich auch hier einzugreifen, und da man mit den Erben nicht einig werden konnte, so schritt man zu dem unangenehmen Geschäft der Sonderung und Theilung. Was dabei an Rückständen zu zahlen war, glich man aus und gab der naturforschenden Gesellschaft ein Zimmer im Schlosse, wo die ihr zugehörigen Naturalien abgesondert stehen konnten. Man verpflichtete sich die Erhaltung und Vermehrung zu begünstigen, und so ruhte auch dieser Gegenstand ohne abzusterben.

Als ich von Carlsbad im September zurückkam, fand ich das

mineralogische Cabinet in der schönsten Ordnung, auch das zoologische reinlich aufgestellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte nicht wenig unsere Einsicht in die Physik überhaupt, und besonders in die Farbenlehre. Wenn er zu jenen Zwecken sich um den Galvanismus bemühte, so waren seine übrigen Versuche auf Oxydation und Desoxydation, auf Erwarmen und Erkalten, Entzünden und Auslöschen, für mich im chromatischen Sinne von der größten Bedeutung.

Ein Versuch, Glasscherben trübe zu machen, wollte unserm wackern Göttling nicht gelingen, eigentlich aber nur deßhalb, weil er die Sache zu ernst nahm, da doch diese chemische Wirkung, wie alle Wirkungen der Natur, aus einem Hauch, aus der mindesten Bedingung hervorgehen.

Mit Professor Schelver ließen sich gar schöne Betrachtungen wechseln; das Zarte und Gründliche seiner Natur gab sich im Gespräch gar liebenswürdig hervor, wo es dem Mitredenden sich mehr anbequemte als sonst dem Leser, der sich immer, wie bei allzu tief gegriffenen Monologen, entfremdet fühlte.

Sömmerings Abbildungen der menschlichen Hörorgane führten uns zur Anatomie zurück. Alexander von Humboldts freundliche Sendungen riefen uns in die weit- und breite Welt. Steffens Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in uneiniger Einigkeit lebte.

Um so viel als mir gegeben seyn möchte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montucla's **Histoire des Mathématiques**, und nachdem ich die höhern Ansichten, woraus das Einzelne sich herleitet, abermals bei mir möglichst aufgeklärt und mich in die Mitte des Reichs der Natur und der Freiheit zu stellen gesucht, schrieb ich das Schema der allgemeinen Naturlehre, um für die besondere Chromatik einen sichern Standpunkt zu finden.

Aus der alten Zeit, in die ich so gern zurücktrete, um die Muster einer menschenverständigen Anschauung mir abermals zu vergegenwärtigen, las ich Agricola: **De ortu et causis subterraneorum**, und bemerkte hiebei, daß ich auf eben einer solchen Wanderung ins Vergangene die glaubwürdigste Nachricht von einem Meteorstein in der Tübinger Chronik fand.

Und so darf ich denn am Schlusse nicht vergessen, daß ich in der Pflanzenkunde zwei schöne Anregungen erlebte. Die große Charte botanique d'après Ventenat machte mir die Familienverhältnisse augenfälliger und eindrücklicher. Sie hing in einem großen Zimmer des Jenaischen Schlosses, welches ich im ersten Stock bewohnte und blieb, als ich eilig dem Fürsten Hohenlohe Platz machte, an der Wand zurück. Nun gab sie seinem unterrichteten Generalstab, so wie nachher dem Napoleon'schen gelegentliche Unterhaltung, und ich fand sie daselbst noch unversehrt, als ich nach so viel Sturm und Ungethüm meine sonst so friedliche Wohnung wieder bezog.

Cotta's Naturbeobachtungen über den Saft in Gewächsen, nebst beigefügten Musterstücken von durchschnittenen Hölzern, waren mir eine sehr angenehme Gabe. Abermals regte sie jene Betrachtungen auf, denen ich so viele Jahre durch nachhing, und war die Hauptveranlassung, daß ich von neuem zur Morphologie mich wendend den Versatz faßte, sowohl die Metamorphose der Pflanzen als sonst sich anschließendes wieder abdrucken zu lassen.

Die Bearbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigte, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach. Was ich nach meiner Weise an den physiologischen Farben thun konnte und wollte, war gethan; eben so lagen die Anfänge des Geschichtlichen bereits vor, und man konnte daher den Druck des ersten und zweiten Theils zugleich anfangen. Ich wendete mich nun zu den pathologischen Farben: und im Geschichtlichen ward untersucht, was Plinius von den Farben mochte gesagt haben.

Während nun das Einzelne vorschritt, ward ein Schema der ganzen Lehre immer durchgearbeitet.

Die physischen Farben verlangten nun der Ordnung nach meine ganze Aufmerksamkeit. Die Betrachtung ihrer Erscheinungsmittel und Bedingungen nahm alle meine Geisteskräfte in Anspruch. Hier mußte ich nun meine längst befestigte Ueberzeugung aussprechen, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln sehen, die Lehre vom Trüben, als dem allerzartesten und reinsten Materiellen, derjenige Beginn sey, woraus die ganze Chromatik sich entwickele.

Ueberzeugt daß rückwärts, innerhalb dem Kreise der physiologischen

Farben, ſich auch ohne mein Mitwirken eben daſſelbe nothwendig offenbaren müſſe, ging ich vorwärts und retigirte was ich alles über Refraction mit mir ſelbſt und andern verhandelt hatte. Denn hier war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzeſſin, welche im ſiebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum beſten hatte; hier lag der grimmig ſophiſtiſche Drache, einem jeden bedrohlich, der ſich unterſtehen wollte das Abenteuer mit dieſen Irrſalen zu wagen. Die Bedeutſamkeit dieſer Abtheilung und der dazu gehörigen Capitel war groß; ich ſuchte ihr durch Ausführlichkeit genug zu thun und ich fürchte nicht, daß etwas verſäumt worden ſey. Daß, wenn bei der Refraction Farben erſcheinen ſollen, ein Bild, eine Gränze verrückt werden müſſe, ward feſtgeſtellt. Wie ſich bei ſubjectiven Verſuchen ſchwarze und weiße Bilder aller Art durch Prisma an ihren Rändern verhalten, wie das Gleiche geſchieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an bunten jeder Farbe und Abſtufung, bei ſtärkerer oder geringerer Refraction, alles ward ſtreng aus einander geſetzt, und ich bin überzeugt, daß der Lehrer, die ſämmtlichen Erſcheinungen in Verſuchen vorlegend, weder an dem Phänomen noch am Vortrag etwas vermiſſen wird.

Die kataoptriſchen und paroptiſchen Farben folgten darauf, und es war in Betreff jener zu bemerken, daß bei der Spiegelung nur alsdann Farben erſcheinen, wenn der ſpiegelnde Körper geritzt oder fadenartig glänzend angenommen wird. Bei den paroptiſchen läugnete man die Beugung und leitete die farbigen Streifen von Doppellichtern her. Daß die Ränder der Sonne jeder für ſich einen eigenen Schatten werfen, kam bei einer ringförmigen Sonnenfinſterniß gar bekräftigend zum Vorſchein.

Die ſinnlich-ſittliche Wirkung der Farbe ward darauf ausgeführt, und im Geſchichtlichen nebenher Gautiers Chroagénésie betrachtet.

Mit dem Abdruck waren wir bis zum 13. Bogen des erſten Theils und bis zum 4. des zweiten gelangt, als mit dem 14. October das grimmigſte Unheil über uns hereinbrach, und die übereilt geflüchteten Papiere unwiederbringlich zu vernichten drohte.

Glücklich genug vermochten wir, bald wieder ermannt, mit andern Geſchäften auch dieſes von neuem zu ergreifen und in gefaßter Thätigkeit unſer Tagewerk weiter zu fördern.

Nun wurden vor allen Dingen die nöthigen Tafeln ſorgfältig bearbeitet. Eine mit dem guten und werthen Runge fortgeſetzte Correſponden;

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

gab uns Gelegenheit seinen Brief dem Schluß der Farbenlehre beizufügen, wie denn auch Seebecks gesteigerte Versuche dem Ganzen zu gute kamen.

Mit befreiter Brust dankten wir den Musen für so offenbar gegönnten Beistand; aber kaum hatten wir einigermaßen frischen Athem geschöpft, so sahen wir uns genöthigt, um nicht zu stecken, alsogleich den widerwärtigen polemischen Theil anzufassen und unsere Bemühungen um Newtons Optik, so wie die Prüfung seiner Versuche und der daraus gezogenen Beweise auch ins Enge und dadurch endlich zum Abschluß zu bringen. Die Einleitung des polemischen Theils gelang mit Ausgang des Jahrs.

An fremdem poetischem Verdienst war, wo nicht ausgedehnte, aber doch innig erfreuliche Theilnahme. Das Wunderhorn, alterthümlich und phantastisch, ward seinem Verdienste gemäß geschätzt, und eine Recension desselben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt. Hillers Naturdichtungen, gerade im Gegensatz ganz gegenwärtig und der Wirklichkeit angehörig, wurden nach ihrer Art mit billigem Urtheil empfangen. Aladdin von Oehlenschläger war nicht weniger wohl aufgenommen, ließ auch nicht alles, besonders im Verlauf der Fabel, sich gut heißen. Und wenn ich unter den Studien früherer Zeit die Perser des Aeschylus bemerkt finde, so scheint mir als wenn eine Ahnung dessen, was wir zu erwarten hatten, mich dahin getrieben habe.

Aber einen eigentlichen Nationalantheil hatten doch die Nibelungen gewonnen; sie sich anzueignen, sich ihnen hinzugeben, war die Lust mehrerer verdienten Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten.

Schillers Verlassenschaft blieb ein Hauptaugenmerk, ob ich gleich, jenes frühern Versuchs schmerzlich gedenkend, allem Antheil an einer Herausgabe und einer biographischen Skizze des trefflichen Freundes standhaft entsagte.

Adam Müllers Vorlesungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja studirte sie, jedoch mit getheilter Empfindung: denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geist erblickte, so ward man auch mancher unsichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beste Naturell auf falsche Wege führen mußten.

Hamanns Schriften wurden von Zeit zu Zeit aus dem mystischen Gewölbe wo sie ruhten, hervorgezogen. Der durch die sonderbare Sprachhülle hindurch wirkende rein kräftige Geist zog immer die Bildungslustigen wieder an, bis man, an so viel Räthseln müde und irre, sie bei Seite

legte und doch jedesmal eine vollſtändige Ausgabe zu wünſchen nicht unterlaſſen konnte.

Wielands Ueberſetzung der Horaziſchen Epiſtel an die Piſonen leitete mich wirklich auf eine Zeit lang von andern Beſchäftigungen ab. Dieſes problematiſche Werk wird dem einen anders vorkommen als dem andern, und jedem alle zehn Jahre auch wieder anders. Ich unternahm das Wagniß kühner und wunderlicher Auslegungen des Ganzen ſowohl als des Einzelnen, die ich wohl aufgezeichnet wünſchte, und wenn auch nur um der humoriſtiſchen Anſicht willen; allein dieſe Gedanken und Grillen, gleich ſo vielen tauſend andern in freundſchaftlicher Converſation ausgeſprochen, gingen ins Nichts der Lüfte.

Der große Vortheil mit einem Manne zu wohnen, der ſich aus dem Grunde irgend einem Gegenſtande widmet, ward uns reichlich durch Fernows dauernde Gegenwart. Auch in dieſem Jahre brachte er uns durch ſeine Abhandlung über die italiäniſchen Dialekte mitten ins Leben jenes merkwürdigen Landes.

Auch die Geſchichte der neuern deutſchen Literatur gewann gar manches Licht; durch Johannes Müller in ſeiner Selbſtbiographie, die wir mit einer Recenſion begrüßten, ferner durch den Druck der Gleim'ſchen Briefe, die wir dem eingeweihten Körte, Hubers Lebensjahre, die wir ſeiner treuen und in ſo vieler Hinſicht höchſt ſchätzenswerthen Gattin verdanken.

Von älteren geſchichtlichen Studien findet ſich nichts bemerkt, als daß ich des Lampridius Kaiſergeſchichte geleſen, und ich erinnere mich noch gar wohl des Grauſens, das bei Betrachtungen jenes Unregiments mich befiel.

An dem Höhern, Sittlich-Religiöſen Theil zu nehmen, riefen mich die Studien von Daub und Creuzer auf, nicht weniger der Halliſchen Miſſionsberichte zweiundſiebzigſtes Stück, das ich wie die vorigen der Geneigtheit des Herrn Dr. Knapp verdankte, welcher, von meiner aufrichtigen Theilnahme an der Verbreitung des ſittlichen Gefühls durch religiöſe Mittel überzeugt, mir ſchon ſeit Jahren die Nachrichten von den geſegneten Fortſchritten einer immer lebendigen Anſtalt nicht vorenthielt.

Von anderer Seite ward ich zu der Kenntniß des gegenwärtig Politiſchen geführt durch die Fragmente aus der Geſchichte des politiſchen Gleichgewichtes von Europa von Gentz, ſo wie mir

von Aufklärung einzelner Zeitereignisse noch wohl erinnerlich ist, daß ein bei uns wohnender Engländer von Bedeutung, Herr Osborn, die Strategie der Schlacht von Trafalgar, ihrem großen Sinn und kühner Ausführung nach, umständlich graphisch erklärte.

Seit 1801, wo ich nach überstandener großer Krankheit Pyrmont besucht hatte, war ich eigentlich meiner Gesundheit wegen in kein Bad gekommen; in Lauchstädt hatte ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht, und in Weimar der Kunstausstellung wegen. Allein es meldeten sich dazwischen gar manche Gebrechen, die eine dultende Indolenz eine Zeit lang hingehen ließ; endlich aber von Freunden und Aerzten bestimmt, entschloß ich mich Carlsbad zu besuchen, um so mehr, als ein thätiger und behender Freund, Major von Hendrich, die ganze Reisesorge zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr also mit ihm und Riemer Ende Mai ab. Unterwegs bestanden wir erst das Abenteuer, den Hussiten vor Naumburg beizuwohnen, und in eine Verlegenheit anderer Art geriethen wir in Eger, als wir bemerkten daß uns die Pässe fehlten, die vor lauter Geschäftigkeit und Reiseanstalt vergessen, durch eine wunderliche Complication von Umständen auch an der Gränze nicht waren abgefordert worden. Die Polizeibeamten in Eger fanden eine Form diesem Mangel abzuhelfen, wie denn dergleichen Fälle die schönste Gelegenheit darbieten, wo eine Behörde ihre Competenz und Gewandtheit bethätigen kann; sie gaben uns einen Geleitschein nach Carlsbad gegen Versprechen die Pässe nachzuliefern.

An diesem Curorte, wo man sich um zu genesen aller Sorgen entschlagen sollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angst und Bekümmerniß.

Fürst Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr gewesen, befand sich daselbst, und war geneigt mir mit diplomatischer Gewandtheit das Unheil zu entfalten, das unsern Zustand bedrohte. Gleiches Zutrauen hegte General Richter zu mir, der mich ins Vergangene gar manchen Blick thun ließ. Er hatte die harten Schicksale von Ulm mit erlebt, und mir ward ein Tagebuch vom 3. October 1805 bis zum 17., als dem Tage der Uebergabe gedachter Festung, mitgetheilt. So kam der Juli heran; eine bedeutende Nachricht verdrängte die andere.

Zu Förderniß geologischer Studien hatte in den Jahren, da ich Carlsbad nicht besucht, Joseph Müller trenlich vorgearbeitet. Dieser

wackere Mann, von Turnau gebürtig, als Steinſchneider erzogen, hatte ſich in der Welt mancherlei verſucht und war zuletzt in Carlsbad einheimiſch geworden. Dort beſchäftigte er ſich mit ſeiner Kunſt und gerieth auf den Gedanken die Carlsbader Sprudelſteine in Tafeln zu ſchneiden und reinlich zu poliren, wodurch denn dieſe ausgezeichneten Sinter nach und nach der naturliebenden Welt bekannt wurden. Von dieſen Productionen der heißen Quellen wendete er ſich zu andern auffallenden Gebirgserzeugniſſen, ſammelte die Zwillingskryſtalle des Feldſpathes, welche die dortige Umgegend vereinzelt finden läßt.

Schon vor Jahren hatte er an unſern Spaziergängen Theil genommen, als ich mit Baron von Racknitz und andern Naturfreunden bedeutenden Gebirgsarten nachging, und in der Folge hatte er Zeit und Mühe nicht geſpart, um eine mannichfaltige charakteriſtiſche Sammlung aufzuſtellen, ſie zu numeriren und nach ſeiner Art zu beſchreiben. Da er nun dem Gebirg gefolgt war, ſo hatte ſich ziemlich was zuſammengehörte, auch zuſammengefunden, und es bedurfte nur weniges, um ſie wiſſenſchaftlichen Zwecken näher zu führen, welches er ſich denn auch, obgleich hie und da mit einigem Widerſtreben, gefallen ließ.

Was von ſeinen Unterſuchungen mir den größten Gewinn verſprach, war die Aufmerkſamkeit, die er dem Uebergangsgeſtein geſchenkt hatte, das ſich dem Granit des Hirſchenſprungs vorlegt, einen mit Hornſtein durchzogenen Granit darſtellt, Schwefelkies und auch endlich Kalkſpath enthält. Die heißen Quellen entſpringen unmittelbar hieraus, und man war nicht abgeneigt, in dieſer auffallenden geologiſchen Differenz durch den Zutritt des Waſſers Erhitzung und Auflöſung und ſo das geheimnißvolle Räthſel der wunderbaren Waſſer aufgehellt zu ſehen.

Er zeigte mir ſorgfältig die Spuren obgedachten Geſteins, welches nicht leicht zu finden iſt, weil die Gebäude des Schloßbergs darauf laſten. Wir zogen ſodann zuſammen durch die Gegend, beſuchten die auf dem Granit aufſitzenden Baſalte über dem Hammer, nahe dabei einen Acker, wo die Zwillingskryſtalle ſich ausgepflügt finden. Wir fuhren nach Engelhaus, bemerkten im Orte ſelbſt den Schriftgranit und anderes vom Granit nur wenig abweichendes Geſtein. Der Klingſteinfelſen ward beſtiegen und beklopft, und von der weiten, obgleich nicht erheiternden Ausſicht der Charakter gewonnen.

Zu allem dieſem kam der günſtige Umſtand hinzu, daß Herr

Legationsrath von Struve, in diesem Fache so unterrichtet als mittheilend und gefällig, seine schönen mitgeführten Stufen belehrend sehen ließ, auch an unsern geologischen Betrachtungen vielen Theil nahm und selbst einen ideellen Durchschnitt des Lessauer und Hohdorfer Gebirges zeichnete, wodurch der Zusammenhang der Erdbrände mit dem unter und neben liegenden Gebirg deutlich dargestellt und vermittelst vorliegender Muster sowohl des Grundgesteins als seiner Veränderung durch das Feuer belegt werden konnte.

Spazierfahrten, zu diesem Zwecke angestellt, waren zugleich belehrend, erheiternd und von den Angelegenheiten des Tages ablenkend.

Späterhin traten Bergrath Werner und August von Herder, jener auf längere, dieser auf kürzere Zeit an uns heran. Wenn nun auch, wie bei wissenschaftlichen Unterhaltungen immer geschieht, abweichende, ja contrastirende Vorstellungsarten an den Tag kommen, so ist doch, wenn man das Gespräch auf die Erfahrung hinzuwenden weiß, gar vieles zu lernen. Werners Ableitung des Sprudels von fortbrennenden Steinkohlenflötzen war mir zu bekannt, als daß ich hätte wagen sollen ihm meine neuesten Ueberzeugungen mitzutheilen; auch gab er der Uebergangsgebirgsart vom Schloßberge, die ich so wichtig fand, nur einen untergeordneten Werth. August von Herder theilte mir einige schöne Erfahrungen von dem Gehalt der Gebirgsgänge mit, die verschieden ist, indem sie nach verschiedenen Himmelsgegenden streichen. Es ist immer schön, wenn man das Unbegreifliche als wirklich vor sich sieht.

Ueber eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Officieren und Unterofficieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, so weit es ihn in seinem Kreise fördert, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; dieß aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist dessenungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Raisonneurs nichts zu fürchten hatte.

Angst und Gefahr jedoch vermehrte der brave tüchtige Wille ächter deutscher Patrioten, welche in der ganz ernstlichen und nicht einmal verhohlenen Absicht einen Volksaufstand zu organisiren und zu bewirken, über

die Mittel dazu ſich leidenſchaftlich beſprachen, ſo daß, während wir von fernen Gewittern uns bedroht ſahen, auch in der nächſten Nähe ſich Nebel und Dunſt zu bilden anfing.

Indeſſen war der deutſche Rheinbund geſchloſſen und ſeine Folgen leicht zu überſehen; auch fanden wir bei unſerer Rückreiſe durch Hof in den Zeitungen die Nachricht, das deutſche Reich ſey aufgelöst.

Zwiſchen dieſe beunruhigenden Geſpräche jedoch traten manche ableitende. Landgraf Carl von Heſſen, tieferen Studien von jeher zugethan, unterhielt ſich gern über die Urgeſchichte der Menſchheit, und war nicht abgeneigt höhere Anſichten anzuerkennen, ob man gleich mit ihm einſtimmig auf einen folgerechten Weg nicht gelangen konnte.

Carlsbad gab damals das Gefühl als wäre man im Lande Goſen; Oeſterreich war zu einem ſcheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt, und in Böhmen ward man wenigſtens nicht wie in Thüringen durch Märſche und Wiedermärſche jeden Augenblick aufgeregt. Allein kaum war man zu Hauſe, als man das bedrohende Gewitter wirklich heranrollen ſah, die entſchiedenſte Kriegserklärung durch Herannarſch unüberſehlicher Truppen.

Eine leidenſchaftliche Bewegung der Gemüther offenbarte ſich nach ihrem verſchiedenen Verhältniß, und wie ſich in ſolcher Stimmung jederzeit Mährchen erzeugen, ſo verbreitete ſich auch ein Gerücht von dem Tode des Grafen Haugwitz, eines alten Jugendfreundes, früher als thätiger und gefälliger Miniſter anerkannt, jetzt der ganzen Welt verhaßt, da er den Unwillen der Deutſchen durch abgedrungene Hinneigung zu dem franzöſiſchen Uebergewicht auf ſich geladen.

Die Preußen fahren fort Erfurt zu befeſtigen; auch unſer Fürſt als preußiſcher General bereitet ſich zum Abzug. Welche ſorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geſchäftsfreunde, dem Staatsminiſter von Voigt, damals gewechſelt, möchte ſchwer auszuſprechen ſeyn; eben ſo wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürſten im Hauptquartier Niederroßla.

Die Herzogin Mutter bewohnte Tiefurt; Capellmeiſter Himmel war gegenwärtig, und man muſicirte mit ſchwerem Herzen; es iſt aber in ſolchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Vergnügungen und Arbeiten ſo gut wie Eſſen, Trinken, Schlafen, in düſterer Folge hinter einander fortgehen.

Die Carlsbader Gebirgsfolge war in Jena angelangt; ich begab mich am 26. September dahin, ſie auszupacken und unter Beiſtand des Directer Lenz verläufig zu katalegiſiren; auch ward ein ſolches Verzeichniß für das Jenaiſche Literatur-Intelligenzblatt fertig geſchrieben und in die Druckerei gegeben.

Indeſſen war ich in den Seitenflügel des Schloſſes gezogen, um dem Fürſten Hohenlohe Platz zu machen, der, mit ſeiner Truppenabtheilung widerwillig heranrückend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feind entgegen zu gehen gewünſcht hätte. Dieſer trüben Anſichten ungeachtet ward nach alter akademiſcher Weiſe mit Hegel manches philoſophiſche Capitel durchgeſprochen. Schelling gab eine Erklärung heraus, von Ths beantwortet. Ich war bei Fürſt Hohenlohe zu Tafel, ſah manche bedeutende Männer wieder, machte neue Bekanntſchaften; niemand war wohl, alle fühlten ſich in Verzweiflung, die keiner umhin konnte, wo nicht durch Worte, doch durch Betragen zu verrathen.

Mit Obriſt von Maſſenbach, dem Heißkopfe, hatte ich eine wunderliche Scene. Auch bei ihm kam die Neigung zu ſchriftſtellern der politiſchen Klugheit und militäriſchen Thätigkeit in den Weg. Er hatte ein ſeltſames Opus verfaßt, nichts geringeres als ein moraliſches Manifeſt gegen Napoleon. Jedermann ahnte, fürchtete die Uebergewalt der Franzoſen; und ſo geſchah es denn daß der Drucker, begleitet von einigen Rathsperſonen, mich anging und ſie ſämmtlich mich dringend baten den Druck des vorgelegten Manuſcripts abzuwenden, welches beim Einrücken des franzöſiſchen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen müſſe. Ich ließ mir es übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erſte mit den Worten anfing: Napoleon, ich liebte dich! die letzte aber: Ich haſſe dich! Dazwiſchen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgeſprochen, die man anfangs von der Großheit des Napoleoniſchen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne ſittlich-menſchliche Zwecke unterlegen zu müſſen wähnte, und zuletzt ward alles das Böſe, was man in der neuern Zeit von ihm erdulden müſſen, in geſchärften Ausdrücken vorgeworfen. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verdruß eines betrogenen Liebhabers über ſeine untreue Geliebte überſetzen können, und ſo erſchien dieſer Aufſatz eben ſo lächerlich als gefährlich.

Durch das Andringen der wackern Jenenſer, mit denen ich ſo viele Jahre her in gutem Verhältniß geſtanden, überſchritt ich das mir ſelbſt

gegebene Gesetz, mich nicht in öffentliche Händel zu mischen; ich nahm das Heft und fand den Autor in den weitläufigen antiken Zimmer der Wilhelmischen Apotheke. Nach erneuerter Bekanntschaft rückte ich mit meiner Protestation hervor, und hatte, wie zu erwarten, mit einem beharrlichen Autor zu thun. Ich aber blieb ein eben so beharrlicher Bürger, und sprach die Argumente, die freilich Gewicht genug hatten, mit berechter Heftigkeit aus, so daß er endlich nachgab. Ich erinnere mich noch daß ein langer stracker Preuße, dem Ansehen nach ein Adjutant, in unbewegter Stellung und unveränderten Gesichtszügen dabei stand und sich wohl über die Kühnheit eines Bürgers innerlich verwundern mochte. Genug, ich schied von dem Obristen im besten Vernehmen, verflocht in meinen Dank alle persuasorischen Gründe, die eigentlich an sich hinreichend gewesen wären, nun aber eine milde Versöhnung hervorbrachten.

Noch trefflichen Männern wartete ich auf; es war am Freitag den 3. October. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich; Generallieutenant von Grawert, Oberst von Massow, Hauptmann Blumenstein, letzterer jung, Halbfranzose, freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit allen bei Fürst Hohenlohe zur Tafel.

Verwunderlich schienen mir, bei dem großen Zutrauen auf preußische Macht und Kriegsgewandtheit, Warnungen die hie und da an meinen Ohren vorübergingen: man solle doch die besten Sachen, die wichtigsten Papiere zu verbergen suchen; ich aber, unter solchen Umständen aller Hoffnung quitt, rief, als man eben die ersten Lerchen speiste: Nun, wenn der Himmel einfällt, so werden ihrer viel gefangen werden.

Den 6. fand ich in Weimar alles in voller Unruhe und Bestürzung. Die großen Charaktere waren gefaßt und entschieden; man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen. Wer bleiben, wer sich entfernen sollte? das war die Frage.

1807.

Zu Ende des vorigen Jahrs war das Theater schon wieder eröffnet: Balkon und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten sich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichniß, daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen. Freilich hatten wir von Glück zu sagen, daß der

Kaiser seiner Hauptmaxime getreu blieb, mit allem was den sächsischen Namen führte, in Frieden und gutem Willen zu leben, ohne sich durch irgend einen Nebenumstand irre machen zu lassen. General Dentzel, der in Jena vor so viel Jahren Theologie studirt hatte und wegen seiner Localkenntnisse zu jener großen Expedition berufen ward, zeigte sich als Commandant zu freundlicher Behandlung gar geneigt. Der jüngere Meunier, bei uns erzogen, mit Freundschaft an manches Haus geknüpft, war als Commissaire Ordonnateur angestellt, und ein gelindes Verfahren beschwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüther. Jeder hatte von den schlimmen Tagen her etwas zu erzählen und gefiel sich in Erinnerung überstandenen Unheils; auch ertrug man gar manche Last willig, als die aus dem Stegreif einbrechenden Schrecknisse nicht mehr zu fürchten waren.

Ich und meine Nächsten suchten also dem Theater seine alte Consistenz wieder zu geben, und es gelangte, zwar vorbereitet aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche den innigsten Frieden herstellende Kunsterscheinung. Tasso ward aufgeführt, allerdings nicht erst unter solchen Stürmen, vielmehr längst im stillen eingelernt; denn wie bei uns antretende jüngere Schauspieler sich in manchen Rollen übten, die sie nicht alsobald übernehmen sollten, so verfuhren auch die ältern, indem sie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet schien. Hiernach hatten sie auch Tasso seit geraumer Zeit unter sich verabredet, vertheilt und einstudirt, auch wohl in meiner Gegenwart gelesen, ohne daß ich jedoch, aus verzeihlichem Unglauben und daran geknüpftem Eigensinn, die Vorstellung hätte ansagen und entscheiden wollen. Nun, da manches zu stocken schien, da sich zu anderem Neuen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feiernde Festtage sich drängten, da regte sich die freundliche Zudringlichkeit meiner lieben Zöglinge, so daß ich zuletzt dasjenige halb unwillig zugestand, was ich eifrig hätte wünschen, befördern und mit Dank anerkennen sollen. Der Beifall den das Stück genoß, war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium gewonnen hatte, und ich ließ mich gern beschämen, indem sie dasjenige als möglich zeigten, was ich hartnäckig als unmöglich abgewiesen hatte.

Mit beharrlicher treuer Sorgfalt ward auch die nächsten Monate das Theater behandelt, und junge Schauspieler in allem was ihnen nöthig war, besonders in einer gewissen natürlichen Gesetztheit und eigener

perſönlichen Ausbildung, die alle Manier ausſchließt, geleitet und unterrichtet. Eine höhere Bedeutung für die Zukunft gab ſodann der ſtandhafte Prinz, der, wie er einmal zu Sprache gekommen, im ſtillen unaufhaltſam fortwirkte. Auf ein anderes, freilich in anderem Sinne, problematiſches Theaterſtück hatte man gleichfalls ein Auge geworfen: es war der zerbrochene Krug, der gar mancherlei Bedenken erregte, und eine höchſt ungünſtige Aufnahme zu erleben hatte. Aber eigentlich erholte ſich das Weimariſche Theater erſt durch einen längern Aufenthalt in Halle und Lauchſtädt, wo man vor einem gleichfalls gebildeten, zu höheren Forderungen berechtigten Publicum das Beſte was man liefern konnte, zu leiſten genöthigt war. Das Repertorium dieſer Sommervorſtellungen iſt vielleicht das bedeutendſte was die Weimariſche Bühne, wie nicht leicht eine andere, in ſo kurzer Zeit gedrängt aufzuweiſen hat.

Gar bald nach Aufführung des Taſſo, einer ſo reinen Darſtellung zarter, geiſt- und liebevoller Hof- und Weltſcenen, verließ Herzogin Amalia den für ſie im tiefſten Grund erſchütterten, ja zerſtörten Vaterlandsboden, allen zur Trauer, mir zum beſondern Kummer. Ein eiliger Aufſatz, mehr in Geſchäftsform als in höherem innern Sinne abgefaßt, ſollte nur Bekenntniß bleiben, wie viel mehr ihrem Andenken ich zu widmen verpflichtet ſey. Indeſſen wird man jene Skizze zunächſt mitgetheilt finden.

Um mich aber von allen dieſen Bedrängniſſen loszureißen und meine Geiſter ins Freie zu wenden, kehrte ich an die Betrachtung organiſcher Naturen zurück. Schon waren mehrmals Anklänge bis zu mir gedrungen, daß die frühere Denkweiſe, die mich glücklich gemacht, auch in verwandten Gemüthern ſich entwickle; daher fühlte ich mich bewogen die Metamorphoſe der Pflanzen wieder abdrucken zu laſſen, manchen alten Heft- und Papierbündel durchzuſehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu ſchöpfen. Ich glaubte des Gelingens dergeſtalt ſicher zu ſeyn, daß bereits im Meßkatalog Oſtern dieſes Jahres eine Ankündigung unter dem Titel: Goethe's Ideen über organiſche Bildung dieſerwegen auftrat, als könnte zunächſt ein ſolches Heft ausgegeben werden. Die tiefern hierauf bezüglichen Betrachtungen und Studien wurden deßhalb ernſtlicher vorgenommen als je; beſonders ſuchte man von Caſpar Friedrich Wolfs Theoria generationis ſich immer mehr zu durchdringen. Die ältern oſteologiſchen Anſichten, vorzüglich die im Jahre 1790 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Schädel

Inhalt.

Sprüche in Reimen.

Gott, Gemüth und Welt 5
Sprichwörtlich 7
Sprüche 37
Zahme Xenien 45
Erste Abtheilung 45
Zweite Abtheilung 54
Dritte Abtheilung 69
Vierte Abtheilung 79
Fünfte Abtheilung 96
Sechste Abtheilung 115
Siebente Abtheilung 137

Sprüche in Prosa.

Maximen und Reflexionen. Sieben Abtheilungen 151
Verschiedenes Einzelne über Kunst 257
Naivität und Humor 259
Aphorismen ꝛc. 264
Jungen Künstlern 267
Deutsches Theater 271
Ueber Naturwissenschaft. Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.
Fünf Abtheilungen 275
Nachträgliches 327

aus Rückenwirbeln gebildet sey, ward näher belenchtet und mit zwei theilnehmenden Freunden, Voigt, dem jüngern, und Riemer verhandelt, welche beide mir mit Erstaunen die Nachricht brachten, daß so eben diese Bedeutung der Schädelknochen durch ein akademisches Programm ins Publicum gesprungen sey, wie sie, da sie noch leben, Zeugniß geben können. Ich ersuchte sie sich stille zu halten; denn daß in eben gedachtem Programm die Sache nicht geistreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geschöpft war, fiel dem Wissenden nur allzusehr in die Augen. Es geschahen mancherlei Versuche mich reden zu machen, allein ich wußte zu schweigen.

Nächstdem wurden die versammelten Freunde der organischen Metamorphosenlehre durch einen Zufall begünstigt. Es zeigt sich nämlich der monoculus apus manchmal, obgleich selten, in stehenden Wassern der Jenaischen Gegend; dergleichen ward mir dießmal gebracht, und nirgends ist wohl die Verhandlung eines Glieds, das immer dasselbige bleibt, in eine andere Gestalt deutlicher vor Augen zu sehen als bei diesem Geschöpfe.

Da nun ferner seit so vielen Jahren Berg um Berg bestiegen, Fels um Fels beklettert und beklopft, auch nicht versäumt wurde Stollen und Schächte zu befahren, so hatte ich auch die Naturerscheinungen dieser Art theils selbst gezeichnet, um ihre Weise und Wesen mir einzudrücken, theils zeichnen lassen, um richtigere Abbildungen zu gewinnen und festzuhalten. Bei allem diesem schwebte mir immer ein Modell im Sinne, wodurch das anschaulicher zu machen wäre, wovon man sich in der Natur überzeugt hatte; es sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die aus dem flachen Lande bis an das höchste Gebirg sich erhob; hatte man die Durchschnittstheile auseinander gerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was sonst verlangt werden mochte. Diesen ersten Versuch bewahrte ich lange, und bemühte mich ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollständigkeit zu geben. Freilich aber stieß ich dabei auf Probleme, die so leicht nicht zu lösen waren. Höchst erwünscht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforschers Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunsche, daß er sie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzu bald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinstimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch

die Anlage, auf ſeine weitere Bearbeitung hoffend, habe ſie aber, da er wegen meteorologiſcher Mißlehren ſich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergeſehen.

Hochgeehrt fand ich mich auch in der erſten Hälfte des Jahrs durch ein von Herrn Alexander von Humboldt in bildlicher Darſtellung mir auf ſo bedeutende Weiſe gewidmetes gehaltvolles Werk: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebſt einem Naturgemälde der Tropenländer.

Aus früheſter und immer erneuter Freundſchaft für den edlen Verfaſſer und durch dieſen neueſten mir ſo ſchmeichelhaften Anklang aufgerufen, eilte ich das Werk zu ſtudiren; allein die Profilcharte dazu ſollte, wie gemeldet ward, erſt nachkommen. Ungeduldig meine völlige Erkenntniß eines ſolchen Werkes aufgehalten zu ſehen, unternahm ich gleich, nach ſeinen Angaben, einen gewiſſen Raum mit Höhenmaßen an der Seite in ein landſchaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich der Vorſchrift gemäß die tropiſche rechte Seite mir ausgebildet, und ſie als die Licht- und Sonnenſeite dargeſtellt hatte, ſo ſetzte ich zur linken an die Stelle der Schattenſeite die europäiſchen Höhen, und ſo entſtand eine ſymboliſche Landſchaft, nicht unangenehm dem Anblick. Dieſe zufällige Arbeit widmete ich inſchriftlich dem Freunde, dem ich ſie ſchuldig geworden war. Das Induſtrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts ſo viel Gunſt erwarb, daß ein Nachſtich davon in Paris erſchien.

Zu der Farbenlehre wurden mit Genauigkeit und Mühe die längſt vorbereiteten Tafeln nach und nach ins Reine gebracht und geſtochen, indeſſen der Abdruck des Entwurfs immer vorwärts rückte und zu Ende des Januars vollendet ward. Nun konnte man ſich mit mehr Freiheit an die Polemik wenden. Da Newton durch Verknüpfung mehrerer Werkzeuge und Vorrichtungen einen experimentalen Unfug getrieben hatte, ſo wurden beſonders die Phänomene, wenn Prismen und Linſen auf einander wirken, entwickelt, und überhaupt die Newtoniſchen Experimente eins nach dem andern genauer unterſucht. Somit konnte denn der Anfang des polemiſchen Theils zum Druck gegeben werden; das Geſchichtliche behielt man zugleich immer im Auge. Nuguet über die Farben aus dem Journal de Trevoux war höchſt willkommen. Auch wandte man ſich zurück in die mittlere Zeit; Roger Bacon kam wieder zur

Sprache, und zur Vorbereitung ſchrieb man das Schema des fünfzehnten Jahrhunderts.

Freund Meyer ſtudirte das Colorit der Alten und fing an einen Aufſatz darüber auszuarbeiten: die Verdienſte dieſer nie genug zu ſchätzenden claſſiſchen Altvordern wurden in ihrer reinen Natürlichkeit redlich geachtet. Eine Einleitung zur Farbenlehre, dazu ein Vorwort war geſchrieben; auch verſuchte ein theilnehmender Freund eine Ueberſetzung ins Franzöſiſche, wovon mich die bis jetzt erhaltenen Blätter noch immer an die ſchönſten Stunden erinnern. Indeſſen mußte die Polemik immer fortgeſetzt und die gedruckten Bogen beider Theile berichtigt werden. Am Ende des Jahrs waren dreißig Aushängebogen des erſten, und fünf des zweiten Theils in meinen Händen.

Wie es nun geht, wenn man ſich mit Gegenſtänden lange beſchäftigt und ſie uns ſo bekannt und eigen werden, daß ſie uns bei jeder Gelegenheit vorſchweben, ſo gebraucht man ſie auch gleichnißweiſe im Scherz und Ernſt; wie ich denn ein paar glückliche Einfälle heiterer Freunde in unſern literariſchen Mittheilungen anführen werde.

Das Manuſcript zu meinen Schriften wird nach und nach abgeſendet: die erſte Lieferung kommt gedruckt an.

Ich vernehme Hackerts Tod; man überſendet mir nach ſeiner Anordnung biographiſche Aufſätze und Skizzen; ich ſchreibe ſein Leben im Auszuge, zuerſt fürs Morgenblatt.

Der vorjährige Aufenthalt in Carlsbad hatte mein Befinden dergeſtalt verbeſſert, daß ich wohl das Glück, dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterlegen zu ſeyn, ungezweifelt jener ſorgfältig gebrauchten Cur zuſchreiben durfte. Ich entſchloß mich daher zu einer abermaligen Reiſe, und zwar einer baldigen; und ſchon in der zweiten Hälfte des Mai war ich daſelbſt angelangt. An kleineren Geſchichten, erſonnen, angefangen, fortgeſetzt, ausgeführt, war dieſe Jahrszeit reich; ſie ſollten alle durch einen romantiſchen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meiſters Wanderjahre zuſammen geſchlungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden. Zu dieſem Zweck finden ſich bemerkt: Schluß der neuen Meluſine, der Mann von funfzig Jahren, die pilgernde Thörin.

Glücklich war ich nicht weniger mit Joſeph Müllers Carlsbader Sammlung. Die Vorbereitungen des verfloſſenen Jahres waren ſorgfältig

und hinreichend; ich hatte Beispiele der darin aufzuführenden Gebirgsarten zur Genüge mitgenommen und dieselben, meine Zwecke hartnäckig verfolgend, in dem Jenaischen Museum niedergelegt, mit Bergrath Lenz ihre Charakteristik und dem Vorkommen gemäße Anordnung besprochen.

Also ausgerüstet gelangte ich dießmal nach Carlsbad in die Fülle des Müller'schen Steinvorraths. Mit weniger Abweichung von der vorjährigen Ordnung, in welcher ich eine Mustersammlung noch beisammen fand, wurde mit gutem Willen und Ueberzeugung des alten Steinfreundes die entschiedene neue Ordnung beliebt, sogleich ein Aufsatz gefertigt und wiederholt mit Sorgfalt durchgegangen.

Ehe der kleine Aufsatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden; und so habe ich das Vergnügen auf einem meiner Manuscripte das Vidi der Prager Censur zu erblicken. Diese wenigen Bogen sollten mir und andern in der Folge zum Leitfaden dienen und zu mehr specieller Untersuchung Anlaß geben. Zugleich war die Absicht gewisse geologische Ueberzeugungen in die Wissenschaft einzuschwärzen.

Für den guten Joseph Müller aber war die erfreuliche Folge, daß die Aufmerksamkeit auf seine Sammlung gerichtet und mehrere Bestellungen darauf gegeben wurden. Doch so eingewurzelt war ihm die freilich wegen der Concurrenz so nöthige Geheimnißlust, daß er mir den Fundort von einigen Nummern niemals entdecken wollte, vielmehr die seltsamsten Ausflüchte ersann, um seine Freunde und Gönner irre zu führen.

In reiferen Jahren, wo man nicht mehr so heftig wie sonst durch Zerstreuungen in die Weite getrieben, durch Leidenschaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badezeit große Vortheile, indem die Mannichfaltigkeit so vieler bedeutenden Personen von allen Seiten Lebensbelehrung zuführt. So war dieses Jahr in Carlsbad mir höchst günstig, indem nicht nur die reichste und angenehmste Unterhaltung mir ward, sondern sich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausbildete. Ich traf mit dem Residenten von Reinhard zusammen, der mit Gattin und Kindern diesen Aufenthalt wählte, um von harten Schicksalen sich zu erholen und auszuruhen. In früheren Jahren mit in die französische Revolution verflochten, hatte er sich einer Folge von Generationen angeähnlicht, war durch ministerielle und diplomatische Dienste hoch empor gekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihn

noch zu gebrauchen, ſendete ihn aber zuletzt an einen unerfreulichen und gefährlichen Poſten, nach Jaſſy, wo er ſeiner Pflicht treulich vorſtehend eine Zeit lang verweilte, ſodann aber von den Ruſſen aufgehoben, durch manche Länderſtrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf dienſame Vorſtellungen wieder losgegeben wurde. Hievon hatte ſeine höchſtgebildete Gattin, eine Hamburgerin, Reimarus' Tochter, eine treffliche Beſchreibung aufgeſetzt, wodurch man die verwickelten, ängſtlichen Zuſtände genauer einſah und zu wahrer Theilnahme hingenöthigt wurde.

Schon der Moment, in welchem ſich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darſtellte, war bedeutend genug, um alſobald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutſch geſinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann ſchloß ſich um ſo mehr an mich an, als er, Repräſentant einer Nation die im Augenblick ſo vielen Menſchen wehe that, von der übrigen geſelligen Welt nicht wohlwollend angeſehen werden konnte.

Ein Mann vom Geſchäftsfache, gewohnt ſich die fremdeſten Angelegenheiten vortragen zu laſſen, um ſolche alſobald zurecht gelegt in klarer Ordnung zu erkennen, leiht einem jeden ſein Ohr, und ſo gönnte mir auch dieſer neue Freund anhaltende Aufmerkſamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlaſſen konnte. Er ward ſehr bald damit vertraut, übernahm die Ueberſetzung einiger Stellen, ja wir machten den Verſuch einer ſonderbaren wechſelſeitigen Mittheilung, indem ich ihm die Geſchichte und Schickſale der Farbenlehre, von den älteſten Zeiten bis auf die neueſten, und auch meine Bemühungen eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen ſeine Lebensgeſchichte am andern Tage gleichfalls ſummariſch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem was ihm begegnet, er mit dem was mich auf das lebhafteſte beſchäftigte, zugleich bekannt, und ein innigeres Eingreifen in die wechſelſeitigen Intereſſen erleichtert.

Zunächſt habe ich nun der Fürſtin Solms, einer geborenen Prinzeſſin von Mecklenburg, zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies. Sie veranlaßte mich jederzeit ihr etwas vorzuleſen, und ich wählte ſtets das Neueſte was mir aus Sinn und Herz hervorgequellen war, wodurch denn die Dichtung jedesmal als der Ausdruck eines wahren Gefühls auch wahr erſchien und, weil ſie

aus dem Innern hervortrat, wieder aufs Innerſte ihre Wirkung ausübte. Eine freundlich ſinnige Hofdame, Fräulein L'Eſtocq, war es welche mit gutem Geiſte dieſen vertraulichen Mittheilungen beiwohnte.

Sodann ſollte mir der Name Reinhard noch einmal theuer werden. Der königlich ſächſiſche Oberhofprediger ſuchte ſeine ſchon ſehr zerrüttete Geſundheit an der heißen Quelle wieder aufzubauen. So leid es that dieſen Wackern in bedenklichen Krankheitsumſtänden zu ſehen, ſo erfreulich war die Unterhaltung mit ihm. Seine ſchöne ſittliche Natur, ſein ausgebildeter Geiſt, ſein redliches Wollen, ſo wie ſeine praktiſche Einſicht, was zu wünſchen und zu erſtreben ſey, traten überall in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor. Ob er gleich mit meiner Art mich über das Vorliegende zu äußern, ſich nicht ganz befreunden konnte, ſo hatte ich doch die Freude in einigen Hauptpunkten gegen die herrſchende Meinung mit ihm vollkommen überein zu ſtimmen; woraus er einſehen mochte, daß mein ſcheinbarer liberaliſtiſcher Indifferentismus, im tiefſten Ernſte mit ihm praktiſch zuſammen treffend, doch nur eine Maske ſeyn dürfte, hinter der ich mich ſonſt gegen Pedanterie und Dünkel zu ſchützen ſuchte. Auch gewann ich in einem hohen Grade ſein Vertrauen, wodurch mir manches Treffliche zu Theil ward. Und ſo waren es ſittliche, das Unvergängliche berührende Geſpräche, welche das gewaltſame der auf einander folgenden Kriegsnachrichten ablehnten oder milderten.

Die erneuerte Bekanntſchaft mit dem verdienten Kreishauptmann von Schiller gewährte gleichfalls, ungeachtet der vielfachen Arbeiten dieſes überhäuften Geſchäftsmannes, gar manche angenehme Stunde. Auch überraſchte mich durch ſeine Gegenwart Hauptmann Blumenſtein, den ich vor einem Jahr in Jena am fruchtbaren Vorabend unſerer Unglückstage theilnehmend und aufrichtig gefunden. Voller Einſicht, Heiterkeit und glücklicher Einfälle war er der beſte Geſellſchafter, und wir trieben manchen Schwank zuſammen; doch konnte er als leidenſchaftlicher Preuße mir nicht verzeihen, daß ich mit einem franzöſiſchen Diplomaten zu vertraulich umgehe. Aber auch dieſes ward durch ein paar luſtige Einfälle bald zwiſchen uns in Freundſchaft abgethan.

Nun aber ſchloß ſich mir ein neuer Kreis auf: Fürſtin Bagration, ſchön, reizend, anziehend, verſammelte um ſich eine bedeutende Geſellſchaft. Hier ward ich dem Fürſten Ligne vorgeſtellt, deſſen Name mir ſchon ſo viele Jahre bekannt, deſſen Perſönlichkeit mir durch Verhältniſſe zu meinen

Freunden höchſt merkwürdig geworden. Seine Gegenwart beſtätigte ſeinen Ruf; er zeigte ſich immer heiter, geiſtreich, allen Verfällen gewachſen und als Welt und Lebemann überall willkommen und zu Hauſe. Der Herzog von Coburg zeichnete ſich aus durch ſchöne Geſtalt und anmuthig würdiges Betragen. Der Herzog von Weimar, den ich in Bezug auf mich zuerſt hätte nennen ſollen, weil ich ihm die ehrenvolle Aufnahme in dieſen Kreis zu verdanken hatte, belebte denſelben durch ſeine Gegenwart vorzüglich. Graf Corneillan war auch hier durch ſein ernſtes ruhiges Betragen und dadurch daß er angenehme Kunſtwerke zur Unterhaltung brachte, immer willkommen. Vor der Wohnung der Fürſtin, mitten auf der Wieſe, fanden ſich ſtets einige Glieder dieſer Kette zuſammen; unter dieſen auch Hofrath von Gentz, der mit großer Einſicht und Ueberſicht der kurzvergangenen Kriegsereigniſſe mir gar oft ſeine Gedanken vertraulich eröffnete, die Stellungen der Armeen, den Erfolg der Schlachten und endlich ſogar die erſte Nachricht von dem Frieden zu Tilſit mittheilte.

An Aerzten war dießmal Carlsbad gleichfalls geſegnet. Dr. Kapp von Leipzig nenne ich zuerſt, deſſen Anweſenheit im Bade mich immer glücklich machte, weil ſeine Unterhaltung überaus lehrreich und ſeine Sorgfalt für den der ſich ihm anvertraute, höchſt gewiſſenhaft war. Hofrath Sulzer von Ronneburg, ein treuer Naturforſcher und emſiger Mineralog, ſchloß ſich an. Dr. Mitterbacher, ſofern ſeine Geſchäfte erlaubten, war auch beiräthig. Dr. Florian, ein Böhme von Manetin, trat gleichfalls hinzu. Und ſo hatte man Gelegenheit mehr als eine der ärztlichen Denk- und Behandlungsweiſe gewahr zu werden.

Auch von Seiten der Stadt und Regierung ſchien man geneigt Anſtalt zu treffen, dieſe heißen Quellen beſſer als bisher zu ehren, und den herangelockten Fremden eine angenehmere Localität zu bereiten. Ein zur Seite des Bernhardfelſens angelegtes Hoſpital gab Hoffnungen für die unvermögende Claſſe, und die höhern Stände freuten ſich ſchon zum voraus, dereinſt am Neubrunnen einen bequemern und ſchicklichern Spaziergang zu finden. Man zeigte mir die Plane vor, die nicht anders als zu billigen waren: man hatte die Sache wirklich im Großen überdacht; und ich freute mich gleichfalls der nahen Ausſicht, mit ſo viel tauſend andern aus dem möglichſt unanſtändigen Gedränge in eine würdig geräumige Säulenhalle verſetzt zu ſeyn.

Meiner Neigung zur Mineralogie war noch manches andere förderlich.

Die Porzellanfabrik in Talwitz bestätigte mich abermals in meiner Ueberzeugung, daß geognostische Kenntniß im Großen und im Kleinen jedem praktischen Unternehmen von der größten Wichtigkeit sey. Was wir sonst nur diesem oder jenem Lande zugeeignet glaubten, wissen wir jetzt an hundert Orten zu finden: man erinnere sich der vormals wie ein Kleinod geachteten sächsischen Porzellanerde, die sich jetzt überall hervorthut.

Für ein näheres Verständniß der Edelsteine war mir die Gegenwart eines Juweliers, Zöllner von Prag, höchst interessant; denn ob ich ihm gleich nur weniges abkaufte, so machte er mich mit so vielem bekannt, was mir im Augenblick zur Freude und in der Folge zum Nutzen gereichte.

Uebergehen will ich nicht, daß ich in meinen Tagebüchern angemerkt finde, wie des Dr. Hausmann und seiner Reise nach Norwegen mit Ehren und Zutrauen der Gesellschaft gedacht worden.

Und so wurde mir auch noch, wie gewöhnlich in den spätesten Tagen des Carlsbader Aufenthalts, Bergrath Werners Anwesenheit höchst belebend. Wir kannten einander seit vielen Jahren, und harmonirten, vielleicht mehr durch wechselseitige Nachsicht, als durch übereinstimmende Grundsätze. Ich vermied seinen Sprudelursprung aus Kohlenflötzen zu berühren, war aber in andern Dingen aufrichtig und mittheilend, und er, mit wirklich musterhafter Gefälligkeit, mochte gern meinen dynamischen Thesen, wenn er sie auch für Grillen hielt, aus reicher Erfahrung belehrend nachhelfen.

Es lag mir damals mehr als je am Herzen, die porphyrartige Bildung gegen conglomeratische hervor zu heben, und ob ihm gleich das Princip nicht zusagte, so machte er mich doch in Gefolg meiner Fragen mit einem höchst wichtigen Gestein bekannt; er nannte es, nach trefflicher eigenartiger Bestimmung, dattelförmig-körnigen Quarz, der bei Prieborn in Schlesien gefunden werde. Er zeichnete mir sogleich die Art und Weise des Erscheinens, und veranlaßte dadurch vieljährige Nachforschungen.

Es begegnet uns auf Reisen, wo wir entweder mit fremden oder doch lange nicht gesehenen Personen, es sey nun an ihrem Wohnort oder auch unterwegs, zusammentreffen, daß wir sie ganz anders finden, als wir sie zu denken gewohnt waren. Wir erinnern uns, daß dieser oder jener namhafte Mann einem oder dem andern Wissen mit Neigung und Leidenschaft zugethan ist; wir treffen ihn und wünschen uns gerade in

dieſem Fache zu belehren, und ſiehe da, er hat ſich ganz wo anders hin gewendet, und das was wir bei ihm ſuchen, iſt ihm völlig aus den Augen gekommen. So ging es mir dießmal mit Bergrath Werner, welcher erykognoſtiſche und geognoſtiſche Geſpräche lieber vermied und unſere Aufmerkſamkeit für ganz andere Gegenſtände forderte.

Der Sprachforſchung war er dießmal ganz eigentlich ergeben: deren Urſprung, Ableitung, Verwandtſchaft gab ſeinem ſcharfſinnigen Fleiß hinreichende Beſchäftigung, und es bedurfte nicht viel Zeit, ſo hatte er uns auch für dieſe Studien gewonnen. Er führte eine Bibliothek von Pappenkaſten mit ſich, worin er alles was hierher gehörte, ordnungsgemäß, wie es einem ſolchen Mann geziemt, verwahrte und dadurch eine freie, geiſtreiche Mittheilung erleichterte.

Damit aber dieſes nicht allzu paradox erſcheine, ſo denke man an die Nöthigung, wodurch dieſer Treffliche in ein ſolches Fach hingedrängt worden. Jedes Wiſſen fordert ein zweites, ein drittes und immer ſofort; wir mögen den Baum in ſeinen Wurzeln oder in ſeinen Aeſten und Zweigen verfolgen, eins ergiebt ſich immer aus dem andern, und je lebendiger irgend ein Wiſſen in uns wird, deſto mehr ſehen wir uns getrieben es in ſeinem Zuſammenhange auf- und abwärts zu verfolgen. Werner hatte ſich in ſeinem Fach, wie er herankam, für die Einzelnheiten ſolcher Namen bedient, wie ſie ſeinem Vorgänger beliebt; da er aber zu unterſcheiden anfing, da ſich täglich neue Gegenſtände aufdrangen, ſo fühlte er die Nothwendigkeit ſelbſt Namen zu ertheilen.

Namen zu geben iſt nicht ſo leicht wie man denkt, und ein recht gründlicher Sprachforſcher würde zu manchen ſonderbaren Betrachtungen aufgeregt werden, wenn er eine Kritik der vorliegenden erykognoſtiſchen Nomenclatur ſchreiben wollte. Werner fühlte das gar wohl, und holte freilich weit aus, indem er, um Gegenſtände eines gewiſſen Fachs zu benennen, die Sprachen überhaupt in ihrem Entſtehen, Entwickelungs- und Bildungsſinne betrachten und ihnen das was zu ſeinem Zwecke gefordert ward, ablernen wollte.

Niemand hat das Recht einem geiſtreichen Manne vorzuſchreiben, womit er ſich beſchäftigen ſoll. Der Geiſt ſchießt aus dem Centrum ſeine Radien nach der Peripherie; ſtößt er dort an, ſo läßt er's auf ſich beruhen und treibt wieder neue Verſuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben iſt ſeinen Kreis zu überſchreiten, er ihn doch

möglichſt erkennen und ausfüllen möge. Und wenn auch Werner über dem Mittel den Zweck vergeſſen hätte, welches wir doch keineswegs behaupten dürfen, ſo waren wir doch Zeugen der Freudigkeit, womit er das Geſchäft betrieb, und wir lernten von ihm und lernten ihm ab, wie man verfährt, um ſich in einem Unternehmen zu beſchränken, und darin eine Zeit lang Glück und Befriedigung zu finden.

Sonſt ward mir weder Muße noch Gelegenheit in ältere Behandlungen der Naturgeſchichte einzugehen. Ich ſtudirte den Albertus Magnus, aber mit wenigem Erfolg. Man müßte ſich den Zuſtand ſeines Jahrhunderts vergegenwärtigen, um nur einigermaßen zu begreifen was hier gemeint und gethan ſey.

Gegen das Ende der Cur kam mein Sohn nach Carlsbad, dem ich den Anblick des Ortes, wovon ſo oft zu Hauſe die Rede war, auch gönnen wollte. Dieß gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den innern unruhigen Zuſtand der Geſellſchaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Pekeſchen Mode, grün, mit Schnüren von gleicher Farbe vielfach beſetzt, beim Reiten und auf der Jagd ſehr bequem, und deßhalb ihr Gebrauch ſehr verbreitet. Dieſe Hülle hatten ſich mehrere durch den Krieg verſprengte preußiſche Officiere zu einer Interimsuniform beliebt, und konnten überall unter Pächtern, Gutsbeſitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehen. Mein Sohn trug dergleichen. Indeſſen hatte man in Carlsbad einige dieſer verkappten Officiere ausgewittert, und nun deutete gar bald dieſes ausgezeichnete Coſtüm auf einen Preußen.

Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich ſtand mit Fräulein l'Estocq an der Tempelmauer vor dem ſächſiſchen Saale; er geht vorbei und grüßt; ſie zieht mich bei Seite und ſagt mit Heftigkeit: Dieß iſt ein preußiſcher Officier; und was mich erſchreckt, er ſieht meinem Bruder ſehr ähnlich. Ich will ihn herrufen, verſetzte ich, will ihn examiniren. Ich war ſchon weg als ſie mir nachrief: Um Gottes willen, machen Sie keine Streiche! Ich brachte ihn zurück, ſtellte ihn vor und ſagte: Dieſe Dame, mein Herr, wünſcht einige Auskunft. Mögen Sie uns wohl entdecken, woher ſie kommen und wer Sie ſind? Beide junge Perſonen waren verlegen, eins wie das andere. Da mein Sohn ſchwieg und nicht wußte was es bedeuten ſolle, und das Fräulein ſchweigend auf einen ſchicklichen Rückzug zu denken ſchien, nahm ich das Wort und

Ethisches.

Seite

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit . . . 335
Geistes Epochen 337
Urworte Orphisch 341
Bedenklichstes 348
Naturphilosophie 349

erklärte mit einer scherzhaften Wendung, daß es mein Sohn sey und wir müßten es für ein Familienglück halten, wenn er ihrem Bruder einigermaßen ähnlich sehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Mährchen endlich in Wahrscheinlichkeit zuletzt und in Wirklichkeit überging.

Das zweite Abenteuer war nicht so ergötzlich. Wir waren schon in den September gelangt, zu der Jahrszeit, in welcher die Polen häufiger sich in Carlsbad zu versammeln pflegen. Ihr Haß gegen die Preußen war schon seit langer Zeit groß, und nach den letzten Unfällen in Verachtung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als polnischen Ursprungs, recht eigentlich polnischen Jacke, dießmal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Häusern der Wiese; vier Polen begegnen ihm auf der Mitte des Sandwegs hergehend; einer löst sich ab, geht an ihm vorbei, sieht ihm ins Gesicht und gesellt sich wieder zu den andern. Mein Sohn weiß so zu manövriren, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Sandwegs auf sie losgeht und die vier durchschneidet, dabei sich auch ganz kurz erklärt wie er heiße, wo er wohne und zugleich daß seine Abreise auf morgen früh bestimmt sey und daß, wer was an ihn zu suchen habe, es diesen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend ohne beunruhigt zu seyn, und so reisten wir auch den andern Morgen ab. Es war als könnte diese Komödie von vielen Acten wie ein englisches Lustspiel nicht entigen ohne Ehrenhändel.

Bei meiner Rückkunft von Carlsbad brachten mir die Sänger ein Ständchen, woraus ich zugleich Neigung, guten Willen, Fortschreiten in der Kunst und manch anderes Erfreuliche gewahr werden konnte. Ich vergnügte mich nunmehr bekannten Melodien neue, aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen; Demoiselle Engels trug sie mit Geist und Leben vor, und so eigneten wir uns die beliebtesten Sangweisen nach und nach dergestalt an, als wenn sie für unsern Kreis wären gedichtet worden. Musikalische mehrstimmige Verübungen fanden fleißig statt, und am 30. December konnte der erste Sonntag vor großer Gesellschaft gefeiert werden.

Das Weimarische Theater gewann zu Michael einen angenehmen und hoffnungsvollen Tenoristen, Morhard. Seine Ausbildung beförderte ein älterer musikalischer Freund, dem eine gewisse concertmeisterliche Geschicklichkeit eigen war, mit der Violine dem Gesang nachzuhelfen und

dem Sänger Sicherheit, Muth und Luſt einzuflößen. Dieß gab Veranlaſſung zu muſikaliſchen Diaskalien nach Art jener dramatiſchen zu halten, als Vorübung, um den Sänger in Rollen einzuleiten, die ihm vielleicht nur ſpäter zugetheilt würden. Zugleich war die Abſicht Perſonen von weniger Stimme in leichten faßlichen Opern, die als Einſchub immer willkommen ſind, brauchbar und angenehm zu machen. Hieraus entſprang fernerhin eine Uebung mehrſtimmigen Geſanges, welches denn früher oder ſpäter dem Theater zum Nutzen, zu gute kommen mußte.

Auch als Dichter wollte ich für die Bühne nicht unthätig bleiben. Ich ſchrieb einen Prolog für Leipzig, wo unſere Schauſpieler eine Zeit lang auftreten ſollten; ferner einen Prolog zum 30. September, um die Wiedervereinigung der fürſtlichen Familie nach jener widerwärtigen Trennung zu feiern.

Als das wichtigſte Unternehmen bemerke ich jedoch, daß ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich that es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden zu Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll; beide von literariſchem Beſtreben dachten einen Muſenalmanach in Wien herauszufördern; er ſollte den Titel Pandora führen, und da der mythologiſche Punkt, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden, ſo griff ich ein, nicht ohne die ernſtlichſten Intentionen, wie ein jeder ſich überzeugen wird, der das Stück ſo weit es vorliegt, aufmerkſam betrachten mag.

Dem Bande meiner epiſchen Gedichte ſollte Achilleis hinzugefügt werden; ich nahm das Ganze wieder vor, hatte jedoch genug zu thun, nur den erſten Geſang ſo weit zu führen, um ihn anfügen zu können.

Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls aus freundſchaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes von Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrichs II. eine akademiſche Rede geſchrieben, und wurde deßhalb heftig angefochten. Nun hatte er ſeit den erſten Jahren unſerer Bekanntſchaft mir viele Liebe und Treue erwieſen und weſentliche Dienſte geleiſtet; ich dachte daher ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen und glaubte, es würde ihm angenehm ſeyn, wenn er von irgend einer Seite her ſein Unternehmen gebilligt ſähe. Ein freundlicher Wiederhall durch eine harmloſe Ueberſetzung ſchien mir das geeignetſte; ſie trat im Morgenblatt hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nichts geleiſtet wurde.

Pandorens Wiederkunft war schematisirt und die Ausführung geschah nach und nach. Nur der erste Theil ward fertig, zeigt aber schon wie absichtlich dieses Werk unternommen und fortgeführt worden.

Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen beschäftigten mich in heitern Stunden, und auch die Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Steff war allzu bedeutend und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können.

Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und konnten also neben einander gar wohl gedeihen. Pandorens erster Theil gelangte zu rechter Zeit gegen Ende des Jahrs nach Wien; das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht. Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre.

Ich kannte längst das Daseyn dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Christoph Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet; das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen, und ich in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumm dagegen wie die übrige deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite, die nach außen gekehrt war und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dieß traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden, ins Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte, obschon ich es nicht dazu brachte sie abzuschließen und zu vollenden.

Nun aber ward, wie alles seine Reife haben will, durch patriotische Thätigkeit die Theilnahme an diesem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erkundigten sich darnach, und ich säumte nicht, ihnen davon gewünschte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verständliche Uebersetzung vorlesen konnte. Es blieb der Ton, der Gang und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Am besten glückt ein solcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn sich beisammen halten und der Geist lebendig-kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improvisiren ist.

Doch indem ich in das Ganze des poetischen Werks auf diese Weise einzudringen dachte, so versäumte ich nicht mich auch dergestalt vorzubreiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenschaft zu geben im Stande wäre. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Personen und Charaktere, flüchtige Aufsätze über Localität und Geschichtliches, Sitten und Leidenschaften, Harmonie und Incongruitäten, und entwarf zugleich zum ersten Theil eine hypothetische Karte. Hiedurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernsten, anhaltenden Bemühungen deutscher Sprach- und Alterthumsfreunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte.

Zwei weit ausgreifende Werke wurden durch **Dr. Niethammer** angeregt, von München her; ein historisch-religiöses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Ergötzung der Deutschen. Beides wurde eine Zeit lang durchgedacht und schematisirt, das Unternehmen jedoch wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indessen wurden von beiden, weil doch in der Folge etwas ähnliches unternommen werden konnte, die gesammelten Papiere zurückgelegt.

Zu Hackerts Biographie wurde die Vorarbeit ernstlich betrieben. Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff, noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und wie es lag, nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher diese Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eigenes aus mir selbst entsprungenes Werk, und es gehörte einige Beharrlichkeit und die ganze dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, da die Erben des edlen Mannes, welche sich den Werth der Manuscripte sehr hoch vorstellten, mir nicht auf das allerfreundlichste begegneten.

Sowohl der polemische als der historische Theil der Farbenlehre rücken zwar langsam, aber doch gleichmäßig fort: von geschichtlichen Studien bleiben Roger Bacon, Aguillonius und Boyle die Hauptschriftsteller. Am Ende des Jahrs ist der erste Theil meist vollendet, der zweite nur zum 9. Revisionsbogen gelangt.

Die Jenaischen Anstalten hatten sich nach den kriegerischen Stürmen, aus denen sie glücklich und wie durch ein Wunder gerettet worden, völlig wieder erholt, alle Theilnehmenden hatten eifrig eingegriffen, und als man im September sie sämmtlich revidirte, ließ sich dem Schöpfer

derselben, unserm gnädigsten Herrn, bei seiner glücklichen Rückkehr davon genügsamer Vortrag abstatten.

1808.

Die geselligen Persönlichkeiten in Carlsbad hatten diesen Sommer für mich ein ganz ander Wesen; die Herzogin von Curland, immer selbst anmuthig, mit anmuthiger Umgebung, Frau von der Recke, begleitet von Tiedge, und was sich daran anschloß, bildeten höchst erfreulich eine herkömmliche Mitte der dortigen Zustände. Man hatte sich so oft gesehen, an derselben Stelle, an denselben Verbindungen, man hatte sich in seiner Art und Weise immer als dieselbigen gefunden; es war als hätte man viele Jahre mit einander gelebt; man vertraute einander ohne sich eigentlich zu kennen.

Für mich machte die Familie Ziegesar einen andern mehr entschiedenen, nothwendigern Kreis. Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen; für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstbar behagliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung niemand unbefriedigt. Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Trachendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswürdig herangewachsen hier entgegen. Bekannte und Verwandte schlossen sich an; einiger und zusammenstimmender wäre kein Cirkel zu finden. Frau von Seckendorf, geborne von Uechtritz, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieses Verhältnisses. Alles suchte zu gefallen und jedes gefiel sich mit dem andern, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete, und Scheelsucht und Mißhelligkeit zugleich ausschloß. Diese ungesuchten Verhältnisse brachten eine Lebensweise hervor, die bei bedeutenderen Interessen eine Novelle nicht übel gekleidet hätte.

Bei einem in der Fremde miethweise geführten Haushalt erscheinen solche Zustände ganz natürlich, und bei gesellschaftlichen Wanderungen sind sie ganz unvermeidlich. Das Leben zwischen Carlsbad und Franzensbrunn, im Ganzen nach gemessener Vorschrift, im Einzelnen immer zufällig veranlaßt, von der Klugheit der Aeltern zuerst angeordnet, von Leidenschaftlichkeit der Jüngern am Ende doch geformt, machte auch die aus solchem

Conflict hervorgehenden Unbilden immer noch ergötzlich, ſo wie in der Erinnerung höchſt angenehm, weil doch zuletzt alles ausgeglichen und überwunden war.

Von jeher und noch mehr ſeit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da ſind um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden es ſey nun daß den Redacteur eine äußere Gewalt hindere das Wahre zu ſagen, oder daß ein innerer Parteiſinn ihm eben daſſelbe verbiete, las ich keine mehr; denn von den Hauptereigniſſen benachrichtigten mich neuigkeitsluſtige Freunde, und ſonſt hatte ich im Laufe dieſer Zeit nichts zu ſuchen. Die Allgemeine Zeitung jedoch, durch Freundlichkeit Cotta's regelmäßig zugeſendet, häufte ſich bei mir an; und ſo fand ich durch die Ordnungsliebe eines Kanzleigenoſſen die Jahre 1806 und 1807 reinlich gebunden, eben als ich nach Carlsbad abreiſen wollte. Ob ich nun gleich der Erfahrung gemäß wenig Bücher bei ſolchen Gelegenheiten mit mir nahm, indem man die mitgenommenen und vorhandenen nicht benutzt, wohl aber ſolche lieſt die uns zufällig von Freunden mitgetheilt werden, ſo fand ich bequem und erfreulich, dieſe politiſche Bibliothek mit mir zu führen, und ſie gab nicht allein mir unerwarteten Unterricht und Unterhaltung, ſondern auch Freunde, welche dieſe Bände bei mir gewahr wurden, erſuchten mich abwechſelnd darum, ſo daß ich ſie am Ende gar nicht wieder zur Hand bringen konnte. Und vielleicht zeigte dieſes Blatt eben darin ſein beſonderes Verdienſt, daß es mit kluger Retardation zwar hie und da zurückhielt, aber doch mit Gewiſſenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht verſäumte, was dem ſinnigen Beobachter Aufſchluß geben ſollte.

Indeſſen war die Lage des Augenblicks noch immer bänglich genug, ſo daß die verſchiedenen Völkerſchaften, welche an einem ſolchen Heilort zuſammentreffen, gegen einander eine gewiſſe Apprehenſion empfanden und deßhalb ſich auch alles politiſchen Geſprächs enthielten. Um ſo mehr aber mußte die Lectüre ſolcher Schriften als ein Surrogat deſſelben lebhaftes Bedürfniß werden.

Des regierenden Herzogs Auguſt von Gotha darf ich nicht vergeſſen, der ſich als problematiſch darzuſtellen und, unter einer gewiſſen weichlichen Form, angenehm und widerwärtig zu ſeyn beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen; aber es war immer ängſtlich eine Einladung zu ſeiner Tafel anzunehmen, weil man nicht vorausſehen konnte,

welchen der Ehrengäste er schonungslos zu behandeln zufällig geneigt seyn möchte.

Sodann will ich noch des Fürstbischofs von Breslau und eines geheimnißvollen Schweden, in der Badeliste von Reiterhelm genannt, erwähnen. Ersterer war leidend, aber freundlich und zuthulich, bei einer wahrhaft persönlichen Würde. Mit letzterem war die Unterhaltung immer bedeutend, aber weil man sein Geheimniß schonte, und doch es zufällig zu berühren immer fürchten mußte, so kam man wenig mit ihm zusammen, da wir ihn nicht suchten und er uns vermied.

Kreishauptmann von Schiller zeigte sich wie immer, eher den Curgästen ausweichend als sich ihnen anschließend, ein an seiner Stelle sehr nothwendiges Betragen, da er bei vorkommenden polizeilichen Fällen alle, nur in sofern sie Recht oder Unrecht hatten, betrachten konnte und kein anderes Verhältniß, welches persönlich so leicht günstig oder ungünstig stimmt, hier obwalten durfte.

Mit Bergrath von Herder setzte ich die herkömmlichen Gespräche fort, als wären wir nur eben vor kurzem geschieden. So auch mit Wilhelm von Schütz, welcher, wie sich bald bemerken ließ, auf seinem Wege gleichfalls treulich fortschreiten mochte.

Auch Bergrath Werner trat nach seiner Gewohnheit erst spät herzu. Seine Gegenwart belehrte jederzeit, man mochte ihn und seine Denkweise betrachten oder die Gegenstände, mit denen er sich abgab, durch ihn kennen lernen.

Ein längerer Aufenthalt in Franzensbrunn läßt mich den problematischen Kammerberg bei Eger öfters besuchen. Ich sammle dessen Producte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt von der Reußischen Meinung, die ihn als pseudovulcanisch anspricht, abzugehen und ihn für vulcanisch zu erklären. In diesem Sinne schreib' ich einen Aufsatz, welcher für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöst, und eine Rückkehr zu der Reußischen Auslegung gar wohl räthlich seyn.

In Carlsbad war erfreulich zu sehen, daß die Joseph Müller'schen Sammlungen Gunst gewannen, obgleich die immerfort bewegten Kriegsläufte alle eigentlich wissenschaftlichen Bemühungen mit Ungunst verfolgten. Doch war Müller guten Muthes, trug häufig Steine zusammen und, an die neue Ordnung gewöhnt, wußte er sie so zierlich zurecht zu schlagen,

daß bei Sammlungen größern oder kleinern Formats alle Stücke von gleichem Maße ſauber und inſtructiv vor uns lagen. Denn weil aus den unter dem Hammer zerſprungenen Steinen immer der paſſende oder bedeutende ſich auswählen ließ und das Weggeworfene nicht von Werthe war, ſo konnte er immer den Liebhaber aufs beſte und treulichſte verſorgen. Aber zu bewegen war er nicht ſeinen rohen Vorrath zu ordnen; die Sorge ſein Monopol zu verlieren und Gewohnheit der Unordnung machten ihn allem guten Rath unzugänglich. Bei jeder friſchen Sammlung fing er an aus dem chaotiſchen Vorrath auszuklauben und nach der neuen Einrichtung, auf Brettern, die durch ſchwache Brettchen in Vierecke getheilt waren, und dadurch die Größe des Exemplars angaben, in der Nummerfolge die Steine zu vertheilen, und ſo die Caſen des Brettes nach und nach auszufüllen. Ich beſuchte ihn täglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen zu einer immer erfreulichen belehrenden Unterhaltung; denn ein ſolcher Naturkreis möge noch ſo beſchränkt ſeyn, es wird immer darin etwas Neues oder aus dem Alten etwas hervorſtehend erſcheinen.

Nach ſolchen vielleicht allzu trocken und materiell erſcheinenden Gegenſtänden ſollten mich erneuerte Verhältniſſe mit wackern Künſtlern auf eine eigene Weiſe anregen und beleben.

Die Gegenwart Kaazens, des vorzüglichen Dresdener Landſchaftsmalers, brachte mir viel Freude und Belehrung, beſonders da er meiſterhaft meine dilettantiſchen Skizzen ſogleich in ein wohl erſcheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantaſtiſchen Kritzeln zu einer reinern Behandlung. Und zum Belege, wie uns die Nähe des Meiſters gleich einem Elemente hebt und trägt, bewahre ich noch aus jener Zeit einige Blätter, die gleich Lichtpunkten andeuten, daß man unter ſolchen Umſtänden etwas vermag, was vor- und nachher als unmöglich erſchienen wäre.

Sodann hatte ich die angenehme Ueberraſchung von einem vieljährigen Freunde und Angeeigneten, nach altem Herkommen, mich leidenſchaftlich angegangen zu ſehen. Es war der gute, talentvolle Bury, der, im Gefolg der Frau Erbprinzeß von Heſſen-Caſſel, in und um Dresden, zu Kunſt- und Naturgenuß, ſich eine Zeit lang aufgehalten hatte und nun, beurlaubt, auf einige Tage hierher kam.

Ich schrieb ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame, welches, in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenden darstellend, durch welche sie gereist, die Gegenstände denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß gewährt hatten. Eine ausführliche Skizze ward erfunden und gezeichnet, und alles dergestalt mit Eifer vorbereitet, daß an glücklicher Ausführung nicht zu zweifeln war. Das Gedicht selbst findet sich unter den meinigen abgedruckt. Bei dieser Gelegenheit zeichnete Bury abermals mein Porträt in kleinem Format und Umriß, welches meine Familie als erfreuliches Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte. So bereicherte sich denn von Seiten der bildenden Kunst dieser Sommeraufenthalt, welcher einen ganz andern Charakter als der vorige, doch aber auch einen werthen und folgereichen angenommen hatte.

Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höherer Kunstbetrachtung aufgefordert. Die unschätzbaren Miennet'schen Pasten nach griechischen Münzen waren angekommen. Man sah in einen Abgrund der Vergangenheit und erstaunte über die herrlichsten Gebilde. Man bemühte sich in diesem Reichthum zu einer wahren Schätzung zu gelangen und fühlte voraus, daß man für viele Jahre Unterricht und Auferbauung daher zu erwarten habe. Geschnittene Steine von Bedeutung vermehrten meine Ringsammlung. Albrecht Dürers Federzeichnungen in Steindruck kamen wiederholt und vermehrt zu uns.

Runge, dessen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, sendete mir die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten, welche, obgleich so treu und sorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewiesen. Auch andere, meist halb vollendete Umrißzeichnungen von nicht geringem Werthe waren beigelegt. Alles wurde dankbar zurückgesandt, ob man gleich manches, wäre es ohne Indiscretion zu thun gewesen, gern bei unsern Sammlungen, zum Andenken eines vorzüglichen Talents, behalten hätte.

Auch wurden uns im Spätjahr eine Anzahl landschaftlicher Zeichnungen von Friedrich die angenehmste Betrachtung und Unterhaltung. Sein schönes Talent war bei uns gekannt und geschätzt, die Gedanken seiner Arbeiten zart, ja fromm, aber in einem strengern Kunstsinne nicht

durchgängig zu billigen. Wie dem auch ſey, manche ſchöne Zeugniſſe ſeines Verdienſtes ſind bei uns einheimiſch geworden. Am Schluſſe des Jahrs beſuchte uns der überall willkommene Kügelgen: er malte mein Porträt, und ſeine Perſönlichkeit mußte nothwendig auf den gebildet geſelligen Kreis die zarteſte Einwirkung ausüben.

Ein Ständchen, das mir die Sänger vor meiner Abreiſe nach Carlsbad brachten, verſicherte mich damals ihrer Neigung und beharrlichen Fleißes auch während meiner Abweſenheit; und dem gemäß fand ich auch bei meiner Wiederkehr alles in demſelben Gange. Die muſikaliſchen Privatübungen wurden fortgeſetzt, und das geſellige Leben gewann dadurch einen höchſt erfreulichen Anklang.

Gegen Ende des Jahrs ergaben ſich beim Theater mancherlei Mißhelligkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorſtellungen zu unterbrechen, doch den December verkümmerten. Nach mancherlei Discuſſionen vereinigte man ſich über eine neue Einrichtung, in Hoffnung auch dieſe werde eine Zeit lang dauern können.

Des perſönlich Erfreulichen begegnete mir in dieſem Jahre manches. Unſern jungen Herrſchaften ward Prinzeß Marie geboren, allen zur Freude, und beſonders auch mir, der ich einen neuen Zweig des fürſtlichen Baumes, dem ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorſproſſen ſah.

Mein Sohn Auguſt zog rüſtig und wohlgemuth auf die Akademie Heidelberg; mein Segen, meine Sorgen und Hoffnungen folgten ihm dahin. An wichtige, vormals Jenaiſche Freunde, Voß und Thibaut, von Jugend auf empfohlen, konnte er wie im elterlichen Hauſe betrachtet werden.

Bei der Durchreiſe durch Frankfurt begrüßte er ſeine gute Großmutter, noch eben zur rechten Zeit, da ſie ſpäter, im September, uns leider entriſſen ward. Auch gegen Ende des Jahrs ereignete ſich der Tod eines jüngern Mannes, den wir jedoch mit Bedauern ſegneten. Fernow ſtarb, nach viel beſchwerlichem Leiden: die Erweiterung der Halsarterie quälte ihn lange bedrängte Tage und Nächte, bis er endlich eines Morgens, aufrecht ſitzend, plötzlich, wie es bei ſolchen Uebeln zu geſchehen pflegt, entſeelt gefunden ward.

Sein Verluſt war groß für uns: denn die Quelle der italiäniſchen Literatur, die ſich ſeit Jagemanns Abſcheiden kaum wieder hervorgethan

Sprüche in Reimen.

hatte, verſiegte zum zweitenmal; denn alles fremde Literariſche muß gebracht, ja aufgedrungen werden, es muß wohlfeil, mit weniger Bemühung zu haben ſeyn, wenn wir darnach greifen ſollen, um es bequem zu genießen. So ſehen wir im öſtlichen Deutſchland das Italiäniſche, im weſtlichen das Franzöſiſche, im nördlichen das Engliſche wegen einer nachbarlichen oder ſonſtiger Einwirkung vorwalten.

Der im September erſt in der Nähe verſammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt iſt von ſo großer Bedeutung, auch der Einfluß dieſer Epoche auf meine Zuſtände ſo wichtig, daß eine beſondere Darſtellung dieſer wenigen Tage wohl unternommen werden ſollte.

Skizze.

September.

In der Hälfte des Monats beſtätigt ſich die Nachricht von der Zuſammenkunft der Monarchen in Erfurt.

Den 23. marſchirten franzöſiſche Truppen dahin.

Den 24. kommt Großfürſt Conſtantin in Weimar an.

Den 25. Kaiſer Alexander.

Den 27. die Herrſchaften nach Erfurt. Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen.

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends Andromache im Théâtre Français.

Den 30. bei dem Herzog große Tafel. Abends Britannicus. Sodann bei Frau Präſidentin von der Reck großer Thee. Miniſter Maret.

October.

Den 1.

Lever beim Kaiſer Napoleon.

Statthalterei. Treppe, Vorſaal und Zimmer.

Geſchwirre durchaus.

Das allbekannte Local und neues Perſonal.

Gemiſch.

Alte und neue Bekannte.

Dichter als Prophet.

Scherzhaft angeregt.

Der Fürſt von Deſſau blieb zur Audienz.

Viele verſammelten ſich im Geleitshauſe bei dem Herzog von Weimar.

Der Fürſt kommt zurück und erzählte eine Scene zwiſchen dem Kaiſer und Talma, welche Mißdeutung und Geklatſch veranlaſſen konnte.

Ich ſpeiſte bei dem Miniſter Champagny.

Mein Tiſchnachbar war Bourgoing, franzöſiſcher Geſandte zu Dresden.

Den 2.

Marſchall Lannes und Miniſter Maret mochten günſtig von mir geſprochen haben.

Erſterer kannte mich ſeit 1806.

Ich wurde um eilf Uhr Vormittags zu dem Kaiſer beſtellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen.

Die Menge entfernte ſich.

Präſentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde in das Cabinet des Kaiſers gerufen.

In demſelben Augenblick meldet ſich Daru, welcher ſogleich eingelaſſen wird.

Ich zaudere deßhalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiſer ſitzt an einem großen runden Tiſche frühſtückend; zu ſeiner Rechten ſteht etwas entfernt vom Tiſche Talleyrand, zu ſeiner Linken ziemlich nahe Daru, mit dem er ſich über die Contributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiſer winkt mir heranzukommen.

Ich bleibe in ſchicklicher Entfernung vor ihm ſtehen.

Nachdem er mich aufmerkſam angeblickt, ſagt er: Vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

Er fragt: Wie alt ſeyd ihr?

Sechzig Jahr.

Ihr habt euch gut erhalten.

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antwortete das nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen, denen er so wehe thun mußte, einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der lateinischen weltbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war.

Er sprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben; wenigstens erkannte ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu, daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiser versetzte: Es ist kein gutes Stück, und legte sehr umständlich auseinander wie unschicklich es sey, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle, und sagte: Warum habt ihr das gethan? Es ist nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln, daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet, und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über

die großen Contributionsangelegenheiten. Ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu ſtehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwiſchen mancher freuden auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu Berthier, Savary und ſonſt noch jemand ſtand. Tallenrand hatte ſich entfernt.

Marſchall Soult war gemeldet.

Dieſe große Geſtalt mit ſtark behaartem Haupte trat herein. Der Kaiſer fragte ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Polen, und ich hatte Zeit mich im Zimmer umzuſehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Porträte an den Wänden waren verſchwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Redouten anzug, eine ſchwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildniſſe von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiſer ſtand auf, ging auf mich los und ſchnitt mich durch eine Art Manöver von den übrigen Gliedern der Reihe ab, in der ich ſtand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir ſprach, fragte er, ob ich verheirathet ſey? Kinder habe? und was ſonſt Perſönliches zu intereſſiren pflegt. Eben ſo auch über meine Verhältniſſe zu dem fürſtlichen Hauſe, nach Herzogin Amalia, dem Fürſten, der Fürſtin und ſonſt. Ich antwortete ihm auf eine natürliche Weiſe. Er ſchien zufrieden und überſetzte ſich's in ſeine Sprache, nur auf eine etwas entſchiedenere Art als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Geſpräch die Mannichfaltigkeit ſeiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte; denn ſelten hörte er unbeweglich zu; entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe und ſagte Oui oder C'est bien oder dergleichen; auch darf ich nicht vergeſſen zu bemerken, daß wenn er ausgeſprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte: Qu'en dit Mr. Got?

Und ſo nahm ich Gelegenheit bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen, ob ich mich beurlauben könne, die er bejahend erwiederte, und ich dann ohne weiteres meinen Abſchied nahm.

Den 3.

Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abends Oedip.

Den 4.

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den 6.

große Jagd. Die franzöſiſchen Schauſpieler kommen an mit ihrem Director. Abends Tod des Cäſar. Miniſter Maret und Angehörige logirten bei mir.

Den 7.

Marſchall Lannes und Miniſter Maret. Umſtändliches Geſpräch wegen der bevorſtehenden ſpaniſchen Expedition. Von der Jena-Apoldiſchen Jagd alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau ſprechen bei mir ein.

Den 14.

Ich erhalte den Orden der Ehrenlegion. Talma und Frau und Miniſter Marets Secretär, de Lorgne d'Idonville, finden ſich bei mir zuſammen.

1809.

Dieſes Jahr muß mir in der Erinnerung ſchöner Reſultate wegen immer lieb und theuer bleiben; ich brachte ſolches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geſchloſſenheit gewann als andere, die meiſt in der Hälfte durch eine Badereiſe zerſchnitten, an mannichfaltiger Zerſtreuung zu leiden hatten.

Was ich mir aber in Jena zu leiſten vorgenommen, ſollte eigentlich durch einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt begünſtigt ſeyn: dieſer war

mir jedoch nicht gegönnt; unerwartete Kriegsläufte drangen zu und nöthigten zu einem mehrmaligen Ortswechsel.

Die ferneren und näheren Kriegsbewegungen in Spanien und Oesterreich mußten schon jedermann in Furcht und Sorgen setzen. Der Abmarsch unserer Jäger den 14. März nach Tyrol war traurig und bedenklich; gleich darauf zeigte sich Einquartierung. Der Prinz von Ponte-Corvo, als Anführer des sächsischen Armeecorps, wendete sich nach der Gränze von Böhmen und zog von Weimar den 25. April nach Kranichfeld. Ich aber längst, und besonders schon seit den letzten Jahren gewohnt, mich von der Außenwelt völlig abzuschließen, meinen Geschäften nachzuhangen, Geistesproductionen zu fördern, begab mich schon am 29. April nach Jena. Dort bearbeitete ich die Geschichte der Farbenlehre, holte das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert nach und schrieb die Geschichte meiner eigenen chromatischen Bekehrung und fortschreitender Studien, welche Arbeit ich am 24. Mai, vorläufig abgeschlossen, bei Seite legte und sie auch nur erst gegen Ende des Jahrs wieder aufnahm, als Runge's Farbenkugel unsere chromatischen Betrachtungen aufs neue in Bewegung setzte.

In dieser Epoche führte ich die Farbenlehre bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie denn auch zu gleicher Zeit der Druck des zweiten Theils ununterbrochen fortging und die Aufmerksamkeit zunächst sich auf die Controvers mit Newton richtete. Bei allem diesem war Dr. Seebeck theilnehmend und hülfreich.

Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich von Ende Mai an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz das zu genesen fürchtet. Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, vermannichfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgränze zu überschreiten. Endlich nach so vielen Vorarbeiten bestätigte sich der Entschluß, man wolle den Druck beginnen, über manchen Zweifel hinausgehen, das eine festhalten, das andere endlich bestimmen.

In diesem raschen Vorschritt ward ich jedoch auf einmal gestört; denn indem man die Nachrichten des gewaltsamen Vordringens der Franzosen in Oesterreich mit Bangigkeit vernommen hatte, begann der König von Westphalen einen Zug gegen Böhmen, weshalb ich den 13. Juni

nach Weimar zurückging. Die Nachrichten von dieser sonderbaren Expedition waren sehr ungewiß, als zwei dem Hauptquartier folgende diplomatische Freunde, von Reinhard und Wangenheim, mich unerwartet besuchten, einen unerklärlichen Rückzug räthselhaft ankündigend. Schon am 15. Juli kommt der König nach Weimar; der Rückzug scheint in Flucht auszuarten, und gleich am 20. ängstigt das umherstreifende Cellische Corps uns und die Nachbarschaft. Aber auch dieses Gewitter zieht schnell in nordwestlicher Richtung vorüber, und ich säume nicht am 23. Juli wieder nach Jena zu gehen.

Unmittelbar darauf werden die Wahlverwandtschaften in die Druckerei gegeben, und indem diese fleißig fördert, so reinigt und rundet sich auch nach und nach die Handschrift, und der 3. October befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.

In geselliger Unterhaltung wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romantische Vorzeit. Die nach dem Original aus dem Stegreif vorgetragene, und immer besser gelingende Uebersetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Fierabras und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Productionen gelenkt, als der wunderliche Fußreisende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte, durch persönliche Mittheilungen und Vorträge die Gesellschaft wo nicht für sich einnahm, doch sich ihr erträglich zu machen suchte. Dr. Majers nordische Sagen trugen das Ihrige bei, uns unter dem düstern Himmel wohlbehaglich zu erhalten; zugleich war nichts natürlicher als daß man deutsche Sprachalterthümer hervorhob und immer mehr schätzen lernte, wozu Grimms Aufenthalt unter uns mitwirkte, indeß ein gründlich grammatischer Ernst durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgefrischt wurde.

Die Ausgabe meiner Werke bei Cotta forderte gleichfalls manchen Zeitaufwand; sie erschien und gab mir Gelegenheit durch Versendung mancher Exemplare mich Gönnern und Freunden ins Gedächtniß zu rufen. Von derselben wird an einem andern Orte die Rede seyn.

Was aber bei meinen dießjährigen Bemühungen am entschiedensten

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03822/188

auf das künftige hinwies, waren Verarbeiten zu jenem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie: denn es mußte mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen. Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt, mit dem Entschluß gegen sich und andere aufrichtig zu seyn und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, in soweit die Erinnerung nur immer dazu behülflich seyn wollte.

Meinen dießjährigen längeren Aufenthalt in Jena forderte auch die neue Einrichtung, welche in Absicht des Hauptgeschäftes, das mir oblag, unlängst beliebt wurde. Unser gnädigster Herr nämlich hatte angeordnet, daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter Eine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Casse bestritten und in Einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden sollten. Höchstdieselben hatten das Zutrauen zu Geheime-Rath von Voigt und mir, daß wir diese Absichten treu und zweckmäßig erfüllen würden. Zu diesen Anstalten aber, welche, ohne mit ähnlichen Instituten verknüpft, und in ältere Verhältnisse verflochten zu seyn, bloß von dem Willen des Fürsten abhingen, indem er auch den Aufwand derselben aus eigenen Mitteln bestritt, gehörte in Weimar die Bibliothek und das Münzcabinet, ingleichen die freie Zeichenschule, in Jena die verschiedenen seit dem Regierungsantritt des Herzogs erst gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen höchsten Herren Erhalter der Akademie errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen. Bei nunmehrigem Verein aller dieser Institute, die bisher besondere Etats gehabt, hing es von den Vorgesetzten ab, zu ermessen wo jedesmal, nach Vorkommniß der Umstände, Gelder verwendet und diesem und jenem Zweige nachgeholfen werden sollte; welches bei lebendiger Uebersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowohl Vorschläge zu dem was geschehen sollte, verlangte, als vielmehr gern von dem was geschehen war, berichtlich und persönlich Kenntniß nahm.

Da die gedachten Jenaischen Anstalten, seit dreißig Jahren gegründet und fortgeführt, bei der französischen Invasion nur wenig gelitten hatten, so suchte man sie um desto muthiger vollkommen herzustellen und noch andere neu damit zu verbinden. Weil aber wegen Erweiterung beschränkter Localitäten und zweckmäßiger Umstellung des Vorhandenen alles dieses eine gewisse durchdringende individuelle Einsicht verlangte, so wurde die persönliche

Gegenwart desjenigen, der zu entscheiden berechtigt war, um so mehr erfordert, als hier kein Plan sich denken ließ, und nur eine die augenblicklichen Umstände benutzende Gewandtheit zum Ziele führen konnte.

Für Weimar dagegen machte sich eine Baulichkeit von Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an die herzogliche Bibliothek, wodurch sowohl Expeditionszimmer als andere Räume zu dem sich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferstichen und andern Kunstsachen gewonnen wurden. Die wegen Ausbau des Schlosses anwesenden preußischen Architekten Gentz und Rabe waren beirathig, und so entstand ein so nützliches als erfreuliches, auch innerhalb wohl verziertes Gebäude.

Doch nicht für Räume und Sammlungen allein ward gesorgt; eine durch Sparsamkeit in gutem Zustand erhaltene Kasse erlaubte gerade zur rechten Zeit einen jungen Naturforscher, den Professor Voigt, nach Frankreich zu senden, der, gut vorbereitet, in Paris und andern Orten seinen Aufenthalt sorgfältig zu nutzen wußte, und in jedem Sinne wohlausgestattet zurückkehrte.

Das Theater ging, nach überstandenen leichten Stürmen, ruhig seinen Gang. Bei dergleichen Erregungen ist niemals die Frage wer etwas leisten, sondern wer einwirken und befehlen soll? Sind die Mißverhältnisse ausgeglichen, so bleibt alles wie vorher, und ist nicht besser wo nicht schlimmer. Das Repertorium war wohl ausgestattet, und man wiederholte die Stücke, dergestalt daß das Publicum an sie gewöhnt blieb, ohne ihrer überdrüssig zu werden. Die neusten Erzeugnisse, Antigone von Rochlitz, Knebels Uebersetzung von Saul des Alfieri, die Tochter Jephta von Robert, wurden der Reihe nach gut aufgenommen. Werners bedeutendes Talent zu begünstigen bereitete man eine Aufführung des vierundzwanzigsten Februar mit großer Sorgfalt vor, indessen die gefälligen heitern Stücke von Steigentesch sich im Publicum einschmeichelten.

Demoiselle Häsler als vielversprechende Sängerin, Moltke als höchst angenehmer Tenor, traten zu unserer Bühne und nahmen Theil an den Tidaskalien, welche treulich und eifrig fortgesetzt wurden. Werner versuchte große und kleine Tragödien, ohne daß man hoffen konnte sie für das Theater brauchbar zu sehen.

Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewannen durch ernstere Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Sängerchor unter Anleitung

Eberweins leistete immer mehr. Donnerstag Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb, Sonntags Aufführung vor großer guter Gesellschaft, begleitet von irgend einem Frühstück. Diese durch den Sommer einigermaßen unterbrochenen Privatübungen wurden im Spätherbst sogleich wieder aufgenommen, indessen Theater und öffentliche Musik durch den antretenden Capellmeister Müller belebt und geregelt wurden. Auch ist nicht zu vergessen, daß im Laufe des Jahrs Fräulein aus dem Winckel uns durch die mannichfaltigsten Talente zu ergötzen wußte.

Auch die bildende Kunst, die wir freilich immerfort auf das herzlichste pflegten, brachte uns dieses Jahr die schönsten Früchte.

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Dürers herausgegeben, und man durfte wohl sagen, daß man erst jetzt das Talent des so hoch verehrten Meisters erkenne. Aus der gewissenhaften Peinlichkeit, die sowohl seine Gemälde als Holzschnitte beschränkt, trat er heraus bei einem Werke, wo seine Arbeit nur ein Beiwesen bleiben, wo er mannichfaltig gegebene Räume verzieren sollte. Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch; es war das schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks.

Von der Malerei wurden wir auch gar freundlich theilnehmend heimgesucht. Kügelgen, der gute, im Umgang allen so werthe Künstler, verweilte mehrere Wochen bei uns; er malte Wielands Porträt und meins nach der Person, Herders und Schillers nach der Ueberlieferung. Mensch und Maler waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten.

Wie nun er durch Menschengestalt die Aufmerksamkeit sowohl auf seine Arbeit als auf die Gegenstände hinzog, so zeigte Kaaz mehrere landschaftliche Gemälde vor, theils nach der Natur eigens erfunden, theils den besten Vorgängern nachgebildet. Die Ausstellung sowohl hier als in Jena gab zu sinnig geselligen Vereinen den heitersten Anlaß, und brachte auch solche Personen zusammen, die sich sonst weniger zu nähern pflegten.

Hirts Werk: Die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten forderte zu neuer Aufmerksamkeit und Theilnahme in diesem Fache; sodann nöthigte er uns durch die Restaurationen des Tempels der Diana zu Ephesus, ingleichen des Salomonischen, ins Alterthum zurück. Zu Geschichte und trümmerhafter Anschauung mußte die Einbildungskraft sich

gesellen; wir nahmen lebhaft Theil, und wurden zu ähnlichen Versuchen aufgeregt.

Ein vorzügliches für alterthümliche Kunst höchst wichtiges Geschenk ertheilte uns Herr Dr. Stieglitz, indem er Schwefelabgüsse seiner ansehnlichen Münzsammlung verehrte, und sowohl dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forschungen in dem Felde alterthümlicher Kunst nicht geringen Vorschub leistete.

Zugleich vermehrten sich unsere Münzfächer durch Medaillen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen darüber wurden zu Programmen der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung bestimmt: der kunstreiche Schwerdgeburth, mit gewissenhafter Genauigkeit, stach dazu einige Umrißtafeln.

Zu allen diesen fügte sich noch eine Sammlung Köstritzer Ausgrabungen metallener Geräthe von unbekannten Formen, denen ich viel Aufmerksamkeit schenkte. Ich forschte manches darüber in der ältern Geschichte, besonders jener Epoche wo Heiden und Christenthum in Franken und Thüringen gegen einander schwankten. Unter den Büchern, die ich damals aufschlug, waren mir die Antiquitates Nordgavienses besonders merkwürdig, und veranlaßten eine genaue Betrachtung der Paganien, d. h. der heidnischen Gebräuche, welche durch die ersten fränkischen Concilien verbannt wurden. Ich überzeugte mich aufs neue, daß unsere heidnischen Urväter zwar viele auf Naturahnungen sich beziehende düster abergläubische Gewohnheiten, aber keine fratzenhaften Götzenbilder gehabt. Ein schriftlicher Aufsatz über diese Gegenstände ward von dem fürstlich Reußischen Besitzer freundlich aufgenommen, und mir dagegen ein Exemplar der gefundenen räthselhaften Alterthümer verehrt.

Auch eine Sammlung von eigenen Handschriften bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundesgunst ansehnlich vermehrt. Und so bestärkte sich der Glaube, daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben könne; wie es ja bei aller Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte.

Von Naturereignissen erwähne ich des gewaltsamen Sturmes in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar, welcher weit und breit wüthete, und

auch mir einen empfindlichen Schaden brachte, indem er einen alten ehrwürdigen Wachholderbaum in meinem Garten am Stern niederwarf, und so einen treuen Zeugen glücklicher Tage von meiner Seite riß. Dieser Baum, der einzige in der ganzen Gegend, wo der Wachholder fast nur als Gestrüppe vorkommt, hatte sich wahrscheinlich aus jenen Zeiten erhalten, wo hier noch keine Gartencultur gewesen. Es hatten sich allerlei Fabeln von ihm verbreitet: ein ehemaliger Besitzer, ein Schulmann, sollte darunter begraben seyn; zwischen ihm und dem alten Hause, in dessen Nähe er stand, wollte man gespensterhafte Mädchen, die den Platz rein kehrten, gesehen haben; genug, er gehörte zu dem abenteuerlichen Complex jenes Aufenthalts, in welchem so manche Jahre meines Lebens hingeflossen, und der mir und andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn so herzlich lieb geworden.

Den umgestürzten Baum ließ ich durch einen jungen Künstler zeichnen, wie er noch auf herzoglicher Bibliothek zu sehen ist; die Unterschrift sagt von ihm folgendes:

„Oben gezeichneter Wachholderbaum stand in dem Garten des Herrn Geheimen Rath von Goethe am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin wo er sich in zwei Aeste theilte, war 12 hiesige Fuß, die ganze Höhe 43 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmesser, da wo er sich in die beiden Aeste theilte, 15 Zoll. Jeder Ast 11 Zoll, und nachher fiel es ab, bis sich die Spitzen ganz zart verzweigten.

Von seinem äußerst hohen Alter wagt man nichts zu sagen. Der Stamm war inwendig vertrocknet, das Holz desselben mit horizontalen Rissen durchschnitten, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gelblicher Farbe und von Würmern zerfressen.

Der große Sturm, welcher in der Nacht vom 30. zum 31. Januar wüthete im Jahr 1809, riß ihn um. Ohne dieses außerordentliche Ereigniß hätte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste, so wie die Enden der Zweige, waren durchaus grün und lebendig."

1810.

Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn; so daß ich mich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig ordnungsgemäß darstellen soll.

Vor allen Dingen verdient wohl das Wissenschaftliche einer nähern Erwähnung. Hier war der Anfang des Jahrs mühsam genug: man war mit dem Abdruck der Farbenlehre so weit vorgerückt, daß man den Abschluß vor Jubilate zu bewirken nicht für unmöglich hielt; ich schloß den polemischen Theil, so wie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts; die nach meinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln wurden illuminirt, die Recapitulation des Ganzen vollbracht, und man sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern.

Dieß geschah achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrthums, in Gefolg von unablässigen Bemühungen und dem endlich gefundenen Punkte, warum sich alles versammeln mußte. Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert und that wohl. Einer so vollkommenen Untheilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon, und erwähne lieber wie viel ich bei dieser und bei meinen übrigen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten einem mehrjährigen Hausgenossen, Reisegefährten, so gelehrten als gewandten und freundlichen Mitarbeiter, Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, schuldig geworden.

Weil man aber, einmal des Mühens und Bemühens gewohnt, sich immer sehr gern und neue Lasten auflegt, so entwickelt sich bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre der verwandte Gedanke, ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte? Und so entsprang eine ausführliche Tabelle, wo in drei Columnen Subject, Object und Vermittlung aufgestellt wurden.

Und wie keine unserer Gemüthskräfte sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege leicht irre machen läßt, es sey nun daß man zum Wahren oder zum Falschen hinschreite, so wurde jene Vorstellungsart auf die ganze Physik angewandt; das Subject in genauer Erwägung seiner auffassenden und erkennenden Organe, das Object als ein allenfalls Erkennbares gegenüber, die Erscheinung durch Versuche wiederholt und vermannichfaltigt in der Mitte; wodurch denn eine ganz eigene Art von Forschung bereitet wurde.

Der Versuch als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches ward verworfen; es entstand was man schon längst Anfrage an die Natur

genannt hat. Und wie denn alles Erfinden als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Schritt überzeugen, daß man auf dem rechten Wege sey, indem man überall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zur Seite sah.

Wie sehr ich aber auch durch glückliche Umgebung in diesem Fache festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß Dr. Seebeck sowohl zu Hause als auswärts fast immer in meiner Nähe blieb. Professer Voigt kam aus Frankreich zurück und theilte gar manche schöne Erfahrung und Ansicht mit; die wissenschaftlichen Zustände in Paris wurden uns durch einen Deutschen nach unserer Sprach- und Denkweise näher gebracht, und wir bekannten mit Vergnügen, daß er seine Zeit sowohl für sich als für uns gut angewendet hatte.

Was für Musik im Theater sowohl in den ersten als letzten Monaten des Jahrs geschah, vermelde kürzlich. Die Uebungen der freiwilligen Hauscapelle wurden regelmäßig fortgesetzt, Donnerstag Abends Probe vor einigen Freunden gehalten, Sonntags früh Aufführung vor großer Gesellschaft. Aeltere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil; Eberwein dirigirte meisterhaft. Mehrstimmige Sachen von Zelter und andern italiänischen Großen wurden ins Leben geführt und ihr Andenken gegründet, Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortschreiten in eins verbunden.

Dadurch daß die Probe von der Ausführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfuschen völlig entfernt, das gewöhnlich erst im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll. Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für jeden empfänglich und genußreich.

Gegen Ende des Jahres konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Unterhaltungen im Theater gegeben werden; man führte solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publicum sonst keine Gelegenheit findet, und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben. Als Beispiel nenne ich hier Johanna Sebus, componirt von Zelter, die einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurück ließ.

Ebenmäßig wurden mit den recitirenden Schauspielern die Dilettanten fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren

bei frischer Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist eigentlich der wichtigste Theil des Unterrichts; ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten wird ein ungestörtes Ensemble erhalten.

Zaire, übersetzt von Peucer, bewies abermals die Fertigkeit unseres Personals im reinen Recitiren und Declamiren. Die erste Leseprobe war so vollkommen, daß ein gebildetes Publicum durchaus dabei hätte gegenwärtig seyn können.

Der vierundzwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig.

Bewegte Plastik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendel-Schütz vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere scherzhafte, ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß.

Die Vorstellung der Oper Achill durch Brizzi in italiänischer Sprache eröffnete gegen Ende des Jahrs ein neues Feld, und zu gleicher Zeit näherte sich, unter den ernstesten und treuesten Bemühungen, bei hochgesteigertem Talent des Schauspielers Wolff, der standhafte Prinz der ersehnten Aufführung.

Bezüglich auf bildende Kunst ergab sich gleichfalls eine merkwürdige Epoche. Die Gebrüder Boisserée sandten mir durch den auf die Leipziger Messe reisenden Buchhändler Zimmer von Heidelberg ihre köstlichen ausgeführten Zeichnungen des Domgebäudes. Gern rief ich die Gefühle jener Jahre zurück, als der Straßburger Münster mir Bewunderung abnöthigte und mich zu seltsamen, aber tief empfundenen enthusiastischen Aeußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener ältern besondern Baukunst abermals ernstlich und gründlich aufgeregt, und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden theilnehmend in Betrachtung gezogen.

Eine Anwandlung landschaftliche Skizzen zu zeichnen wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nahe bei Jena, faßte ich irgend einen Gegenstand auf, der sich zum Bild qualificiren wollte, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papier zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen

trachtete. Dieſer wunderſame Trieb erhielt ſich lebhaft auf meiner ganzen Reiſe und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervor zu treten.

Auch fehlte es nicht im Laufe des Jahrs an Gelegenheit feſtlichen Tagen manches Gedicht und manche Darſtellung zu widmen. Die romantiſche Poeſie, ein großer Redoutenaufzug, war dem 30. Januar gewidmet, zum 16. Februar wiederholt, wobei zugleich eine charakteriſtiſche Reihe ruſſiſcher Völkerſchaften ſich anſchloß, gleichfalls von Gedicht und Geſang begleitet. Die Gegenwart der Kaiſerin von Oeſterreich Majeſtät in Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleinere Gedicht entwickelte ſich im ſtillen.

Hackerts Biographie ward indeſſen ernſtlich angegriffen, eine Arbeit die viel Zeit und Mühe koſtete; wobei uns das Andenken an den verewigten Freund zu Hülfe kommen mußte. Denn obgleich die vorliegenden Papiere von Bedeutung waren und genugſamen Gehalt lieferten, ſo blieb doch die verſchiedenartige Form deſſelben ſchwer zu gewältigen und in irgend ein congruentes Ganzes zuſammenzufügen.

Zerſtreuungen der Reiſe, vorübergehende Theilnahme begegnender Freunde an kleineren Aufſätzen erinnerte mich an die mancherlei Einzelnheiten, die auf eine Verbindung warteten, um dem Publicum ſich theils neu, theils zum zweitenmal wieder vorzuſtellen. Der Gedanke der Wanderjahre, der den Lehrjahren ſo natürlich folgte, bildete ſich mehr und mehr aus und beſchäftigte mich in einzelnen Stunden, die auf andere Weiſe nicht genutzt werden konnten.

Bezüglich auf die Rechte des Autors mußte man merkwürdig finden, daß Miniſter Portalis bei mir anfragte: ob es mit meiner Bewilligung geſchehen könne, daß ein Kölniſcher Buchhändler die Wahlverwandtſchaften abdrucke? Ich antwortete dankbar in Betreff meiner, verwies aber die Angelegenheit an den rechtmäßigen Verleger. So viel höher ſtanden ſchon die Franzoſen im Begriff von geiſtigem Beſitz und gleichem Recht des Höhern und Niedern, wozu ſich die guten Deutſchen wohl ſo bald nicht erheben werden.

In Carlsbad betrachtete ich die Verwüſtung, die der Sprudel angerichtet, mit großem Intereſſe. Aus den hintern Fenſtern des weißen Hirſches zeichnete ich dieſen ſeltſamen Zuſtand ſorgfältig nach der Wirklichkeit und überließ mich der Erinnerung vieljähriger Betrachtungen und Folgerungen, deren ich hier nur kürzlich erwähnen darf.

1811.

Dieses Jahr zeichnet sich durch anhaltende äußere Thätigkeit besonders aus. Das Leben Philipp Hackerts ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfniß sorgfältig redigirt. Durch diese Arbeit ward ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse die ich jener Zeit in Hackerts Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige was ich für einen andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme? Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene früheste Lebensgeschichte; hier fand sich nun freilich, daß ich zu lange gezaudert hatte. Bei meiner Mutter Lebzeiten hätte ich das Werk unternehmen sollen; damals hätte ich selbst noch jenen Kinderscenen näher gestanden, und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen, und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen. Ich hatte die Entwickelung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie sie sich unter gegebenen Umständen hervorgethan, aber doch wie sie im allgemeinen dem Menschenkenner und dessen Einsichten gemäß wäre, darzustellen. In diesem Sinne nannte ich bescheiden genug ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk: Dichtung und Wahrheit, innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart, ja viel mehr noch in der Erinnerung, die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele.

Dieses Geschäft, in so fern ich durch geschichtliche Studien und sonstige Local- und Personenvergegenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beschäftigte mich wo ich ging und stand, zu Hause wie auswärts dergestalt, daß mein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm, ob ich gleich überall wo ich durchs Leben hingefordert wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und vollem Sinne mich gegenwärtig erwies.

Für das Theater geschah sehr viel, wobei des trefflichen Wolff sich immer steigerndes Talent im besten Sinne hervortrat. Der standhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt, und so der Bühne eine ganz neue Provinz erobert. Auch erschien Wolff als Pygmalion, und seine Darstellung machte vergessen, wie unzulässig und unerfreulich dieß Stück eigentlich sey.

Von Knebels überſetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephta, Taſſo wurden wiederholt, Romeo und Julie fürs Theater bearbeitet, wobei ſowohl Riemer als Wolff eifrig mitwirkten; und ſo ward auch für die nächſte Folge Calderons das Leben ein Traum vorbereitet.

Demoiſelle Franck aus Mannheim erntete als Emmeline und Fanchon großen Beifall; Brizzi wiederholte ſeinen Beſuch, die Vorſtellung von Achill nahm wieder ihren glänzenden Gang. Die zweite große Oper Ginevra konnte ſich jener nicht gleich ſtellen; auch hier bewahrheitete ſich die alte Lehre, daß ein verfehlter Text der Muſik und Darſtellung insgeheim den Untergang vorbereite. Ein Böſewicht und Verräther nimmt ſich am Ende überall ſchlecht aus, am ſchlechteſten auf dem Theater, wo der Verlauf ſeiner Niederträchtigkeiten abgeſponnen und uns vor die Augen geführt wird.

Das neuerbaute Schauſpielhaus zu Halle verlieh die ſämmtlichen Vortheile der Lauchſtädter Bühne. Die Einweihung deſſelben gab Gelegenheit zu einem Prolog, welchem freundliche Theilnahme zu Theil ward.

Mit der Muſik gelang es mir nicht ſo glücklich; was ich vor einem Jahre meine Hauscapelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innerſten bedroht. Niemand merkte einige Veränderung, aber es hatten ſich gewiſſe Wahlverwandtſchaften eingefunden, die mir ſogleich gefährlich ſchienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte hindern können. Noch zu Anfang des Jahrs ward nach herkömmlicher Weiſe verfahren, doch ſchon nicht mehr in ſo regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir ächte alte Sachen vor, mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Luſt der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich ſchon in dieſen Verluſt ergeben, und als bei meiner bevorſtehenden Sommerreiſe zu Ende Aprils eine Pauſe eintreten mußte, ſo war ſchon mein Entſchluß gefaßt nie wieder zu beginnen. Ich verlor dabei ſehr viel, und mußte deßhalb ernſtlich bedacht ſeyn mich anderwärts zu entſchädigen.

Noch während dieſer auferbaulichen Unterhaltung ſchrieb ich die Cantate Rinaldo für des Prinzen Friedrich von Gotha Durchlaucht; ſie ward durch den verdienſtvollen Capellmeiſter Winter componirt, und gewährte, durch des Prinzen anmuthige Tenorſtimme vorgetragen, von Chören begleitet, einen ſchönen Genuß.

Was ſich auf ältere bildende Kunſt bezog, ward vorzüglich geachtet. Meyer bearbeitete unabläſſig die Kunſtgeſchichte, und alle deßhalb gepflogenen

Untersuchungen gaben Stoff zu belehrendem Gespräch. Riennetsche Pasten altgriechischer Münzen hatten, als die würdigsten Documente jener Zeit, die entschiedensten Aussichten eröffnet.

Die Lust sich Vergangenes zu vergegenwärtigen wirkte fort, und wir suchten mit Hülfe eines guten Rechners den Rogus des Hephästion, besonders aber das ungeheure Amphitheater wieder herzustellen, in dessen Mitte er aufgeführt war, und wozu die Mauer von Babylon Erde und Schutt hatte hergeben müssen, wie zum Rogus die Ziegeln. Das ganze griechische Heer sah mit Bequemlichkeit der Feier zu.

Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überschreiten, als Dr. Sulpiz Boisserée mit einer wichtigen Folge von Zeichnungen und Kupfern bei uns eintraf, und unsere Kunstbetrachtungen ins Mittelalter hinlenkte. Hier verweilten wir so gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinstimmender Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar düstere, aber durchaus ehren- und antheilwerthe Zeit versetzte. Das lebhafte Interesse des Vorzeigenden, die gründliche Erkenntniß jener Zustände und Absichten, alles theilte sich mit, und man ließ sich, wie bei einer veränderten Theaterdecoration, abermals gern in Zeiten und Localitäten versetzen, zu denen man in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen sollte. Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach.

Ferner hatte derselbe Federzeichnungen nach dem Gedichte: Die Nibelungen, von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich tapiern Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte.

Als Nachklang jener frühern Weimarischen Kunstausstellung, in Gefolg guter daraus sich herleitender Verhältnisse mit lebenden Künstlern, ward gar manches eingesendet. Der verdienstvolle Nauwerck zu Ratzeburg schickte Zeichnungen und Gemälde; des allzu früh abgeschiedenen Landschaftsmalers Kaaz hinterlassene Zeichnungen wurden vorgelegt. Prinzeß Caroline von Mecklenburg, selbst einen schönen Sinn für landschaftliche Zeichnungen besitzend, so wie anmuthig ausführend, verschaffte sich von beiden eine Auswahl.

So wurden wir auch mit einem hoffnungsvollen Talente eines jung abgeschiedenen Mannes Namens, Wehle, zum erstenmale bekannt, dessen Verlassenschaft Baron Schönberg-Rothschönberg käuflich an sich

Gott, Gemüth und Welt.

Wird nur erſt der Himmel heiter,
Tauſend zählt ihr und noch weiter.

In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut,
Iſt ſchon auferbaut.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betrügt, der iſt wohl betrogen.

Das Unſer Vater ein ſchön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen,
Wenn einer auch Vater Unſer ſteht,
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Ich wandle auf weiter bunter Flur,
Urſprünglicher Natur,
Ein holder Born, in welchem ich habe,
Iſt Ueberlieferung, iſt Gnade.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

---

gebracht hatte. Sowohl in Skizzen als ausgeführten Blättern nach der Natur offenbarte ſich ein glücklich künſtlicher Blick in die Welt, und das Intereſſe an dieſen Blättern war durch fremdartige ſeltſamliche Localität erhöht. Er war bis Tiflis vorgedrungen, und hatte Fernes ſo wie Nahes mit charakteriſtiſcher Leichtigkeit dem Papier anvertraut.

Vor der Naturbetrachtung war man einigermaßen auf der Hut; doch ſtudirte ich zwiſchendurch die Geſchichte der Phyſik, um das Herankommen dieſer höchſten Wiſſenſchaft mir möglichſt zu vergegenwärtigen: denn ganz allein durch Aufklärung der Vergangenheit läßt ſich die Gegenwart begreifen. Eine Wiſſenſchaft iſt, wie jede menſchliche Anſtalt und Einrichtung, eine ungeheure Contignation von Wahrem und Falſchem, von Freiwilligem und Nothwendigem, von Geſundem und Krankhaftem; alles was wir tagtäglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome anſehen, die, wenn wir uns wahrhaft ausbilden wollen, auf ihre phyſiologiſchen und pathologiſchen Principe zurückzuführen ſind.

Ich enthielt mich perſönlich von Verſuchen aller Art, aber ein indianiſches Weißfeuer auf dem Landgrafenberg, von Profeſſor Döbereiner abgebrannt, gab durch Erleuchtung des Thales, beſonders der gegenüber liegenden Berge, eine höchſt überraſchende Erſcheinung.

Nach dieſem aufblickenden Lichtglanze durfte ſich der herrliche langverweilende Komet wohl auch noch ſehen laſſen, unſere Augen entzücken und unſern innern Sinn in das Weltall hinausfordern.

Mein dießjähriger Aufenthalt in Carlsbad nahm einen ganz eigenen Charakter an: die Luſt des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar verlaſſen; nichts der Art wollte weiter gelingen, und ſo war ich auch des Durchſtöberns und Durchklopfens der allzu bekannten Felsmaſſen völlig müde. Müller, in hohen Jahren, war nicht mehr anregend, und ſo ſah ich denn auch die Bemühungen dem Sprudel ſeinen alten Weg wieder zu weiſen mit Gleichgültigkeit, getröſtet durch die Bemerkung, daß man zwar althergebrachten Vorurtheilen zu ſchmeicheln, aber doch einem ähnlichen Uebel zuvor zu kommen trachtete.

In Geſellſchaft von lebensluſtigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerſtreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug ſich nach allen Seiten zu bewegen; die nähern ſowohl als die entfernten Luſtorte wurden beſucht,

zu welchen sich noch ein neuer auf eine fast lächerliche Weise gesellt hatte. In Wehedits, einem Dorfe über der Eger gegen Talwitz gelegen, hatte sich ein Bauer, der als Fuhrmann bis Ungarn frachtete, auf dem Rückwege mit jungen geistig wohlschmeckenden Weinen beladen und in Hof und Haus eine kleine Wirthschaft errichtet. Bei dem niedrigen Stande des Papiergeldes, fast wie zehn gegen eins, trank man eine anmuthige Flasche Ungarwein für den Betrag von wenig Silbergroschen. Die Neuheit, das Seltsame, ja die Unbequemlichkeit des Aufenthalts fügten zur Wohlfeilheit einen gewissen Reiz; man zog hinaus, man lachte, spottete über sich und andere, und hatte immer mehr des einschmeichelnden Weins genossen als billig war. Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote. Drei bejahrte Männer gingen nach Wehedits zum Weine:

Obrist Otto, alt	87 Jahre.
Steinschneider Müller, alt .	84 —
Ein Erfurter, alt	82 —
	253 Jahre.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte beim Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung, die beiden andern griffen dem jüngern unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung.

Einen solchen allgemeinen Leichtsinn begünstigte jener niedere Stand des Papiers. Ein ergangenes Patent hatte alle Welt verwirrt gemacht: die vorhandenen Zettel hatten allen Werth verloren, man erwartete die neuen sogenannten Anticipationsscheine. Die Verkäufer und Empfänger konnten dem sinkenden Papierwerth nicht genug nachrücken; den Käufern und Ausgebenden gerieth es auch nicht zum Vortheil: sie verschleuderten Groschen und wurden so allmählig ihre Thaler los. Der Zustand war von der Art, daß er auch den Besonnensten zur Verrücktheit hinriß.

Doch ist der Tag so lang, daß er sich ohne nützliche Beschäftigung nicht hinbringen läßt, und so setzte ich mit Riemers Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Biographie fort, das Nächste ausführend, das Fernere schematisirend. Auch waren zum fortgesetzten Lesen und Betrachten die kleinern Schriften Plutarchs jederzeit bei der Hand, wie es denn auch an mancherlei Erfahrung und Belehrung in einem so großen Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die in geschäftsloser Freiheit sich gern von dem was ihnen lieb und werth ist, unterhalten, keineswegs fehlen konnte.

Von Perſonen, die dieſes Jahr in Weimar eingeſprochen, finde ich folgende bemerkt. Engelhard, Architekt von Caſſel, auf ſeiner Durchreiſe nach Italien. Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Muſterbild ſeines Kunſtgenoſſen in den Wahlverwandtſchaften im Auge gehabt. Der ſo geſchickte als gefällige Raabe hielt ſich einige Zeit bei uns auf, malte mein Bildniß in Oel auf Kupfer. Ritter O'Hara, ein trefflicher Geſellſchafter, guter Wirth und Ehrenmann, wählte Weimar für einige Zeit zu ſeinem Wohnort. Die Geſchichten ſeiner vieljährigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über ſich ſelbſt zu würzen verſtand, verbreiteten über ſeine Tafel einen angenehmen vertraulichen Ton. Daß ſeine Köchin die trefflichſten Beefſteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem ächteſten Mokkakaffee ſeine Gaſtmahle ſchloß, ward ihm nicht zum geringen Verdienſt angerechnet. Lefevre, franzöſiſcher Legationsſecretär von Caſſel kommend, durch von Reinhard angemeldet, regte im lebhafteſten Geſpräch franzöſiſche Rede, Poeſie und Geſchichte wieder auf, zu angenehmſter Unterhaltung. Profeſſor Thierſch ging, gute Eindrücke zurücklaſſend und hoffentlich mitnehmend, bei uns vorüber. Das Ehepaar von Arnim hielt ſich eine Zeit lang bei uns auf: ein altes Vertrauen hatte ſich ſogleich eingefunden; aber eben durch ſolche freie unbedingte Mittheilungen erſchien erſt die Differenz, in die ſich ehemalige Uebereinſtimmung aufgelöst hatte. Wir ſchieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung.

Von wichtigen Büchern, deren Einfluß bleibend war, las ich St. Croix Examen des Historiens d'Alexandre, Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt; de Gerando Histoire de la philosophie; ſie verlangten ſämmtlich, daß man ſeine Umſicht innerhalb der vergangenen Zeiten auszudehnen und zu erweitern ſich entſchließe.

Jacobi „von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines ſo herzlich geliebten Freundes willkommen ſeyn, worin ich die Theſe durchgeführt ſehen ſollte, die Natur verberge Gott! Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anſchauungsweiſe, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen, unverbrüchlich gelehrt hatte, ſo daß dieſe Vorſtellungsart den Grund meiner ganzen Exiſtenz machte, mußte nicht ein ſo ſeltſamer, einſeitig beſchränkter Ausſpruch mich dem Geiſte nach von dem edelſten Manne,

dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr.

Uwaroffs Project einer asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war. Hebels abermalige alemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden. Nicht so von Hagens Heldenbuch: hier hatte sich eine alles verwandelnde Zeit dazwischen gelegt. Eben so brachte mir Büschings armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schätzenswerthes Gericht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in einemfort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zum Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buchs schon angesteckt glaube.

Durch einen besondern Zufall kam mir sodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unsittliche Ansteckung hätte befürchten können; weil man sich aber vor geistigen Einwirkungen aus einem gewissen frevelhaften Dünkel immer sicherer hält, als vor körperlichen, so las ich die Bändchen mit Vergnügen und Eile, da sie mir nicht lange vergönnt waren: es sind die Novelle galanti von Verrocchio; sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Werth ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammengenommen und beherrscht seinen Stoff meisterhafter. Auf Erinnerung eines Freundes schloß ich die Novelle del Bandello unmittelbar an. Die Abenteuer des Ritter Grieux und Manon l'Escot wurden als nahe verwandt herbeigerufen; doch muß ich mir zuletzt das Zeugniß geben, daß ich nach allem diesem endlich zum Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurückkehrte.

1812.

Die Familie Kobler eröffnete mit höchst anmuthigen Balleten das Jahr. Romeo und Julie, sodann Turandot werden wiederholt, die Aufführung von: Leben ein Traum vorbereitet. Die zu würdiger Darstellung solcher Stücke erforderlichen Anstrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium und der ganzen Behandlung einen frischen Schwung. Ein junger Schauspieler trat hinzu, Namens Durand, mit allen Vorzügen die man im allgemeinen an einem jungen sogenannten Liebhaber wünschen kann, nur vermißte man an ihm ein gewisses inneres Feuer, oder auch nur jene Art von Enthusiasmus, der ihn aus sich selbst herausgetrieben, womit er sich dem Publicum aufgedrungen hätte, daß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch, daß er dieß Bedürfniß bald selbst empfinden werde.

Theodor Körner war als Theaterdichter hervorgetreten; dessen Toni, Zriny und Rosamunde, als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben, und eben so dem Publicum sinn- und artverwandt, von ihm günstig aufgenommen wurden. Zu höheren Zwecken ward die große Zenobia von Calderon studirt, und der wunderthätige Magus durch Griesens Uebersetzung uns angenähert.

Wolff und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des Faust, wodurch der Dichter verleitet ward mit diesem Gegenstand sich abermals zu beschäftigen, manche Zwischenscenen zu bedenken, ja sogar Decorationen und sonstiges Erforderniß zu entwerfen. Jene genannten, immer thätigen Freunde entwarfen gleichfalls den Versuch einer neuen Redaction des Egmont mit Wiederherstellung der Herzogin von Parma, die sie nicht entbehren wollten. Die Anwesenheit der Madame Schönberger veranlaßte die erfreulichsten Darstellungen. Iffland schloß das Jahr auf das erwünschteste, indem er mehrmals auftrat; vom 20. December an sehen wir folgende Vorstellungen: Clementine, Selbstbeherrschung, der Jude, Künstlers Erdewallen, Don Ranudo, der arme Poet, der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Polterer.

Neben ihm traten von unserm wohlbestellten Theater folgende Schauspieler auf, deren Gemeinschaft er seiner hohen Kunst nicht unwürdig fand. Es scheint uns der Sache gemäß ihre Namen hier aufzuführen —

die Herren: Durand, Deny, Graff, Genaft, Haide, Lorzing, Malkolmi, Oels, Unzelmann, Wolff; sodann die Damen: Beck, Eberwein, Engels, Lorzing, Wolff.

Der Biographie zweiter Band wurde gearbeitet und abgeschlossen, auch der dritte Band eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt. In Gefolg der Darstellung Mosaischer Geschichte im ersten Bande nahm ich den Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste aus alten Papieren wieder vor, die Arbeit selbst aber wurde zu andern Zwecken zurückgelegt.

Drei Gedichte für Kaiserliche Majestäten, im Namen der Carlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir walte.

In der bildenden Kunst ereignete sich manches Günstige: die Nachricht von dem Fund auf Aegina eröffnete der Kunstgeschichte neue Aussichten, an welchen wir uns mit Freund Meyer, der in seinen Bemühungen immer vorwärts ging, erbauten und ergötzten.

Der Gedanke aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorener Kunstwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergestalt soliden Grund, daß man nach dem Aufsatz über Myrons Kuh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno, und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete.

Ein kleiner Centaur von Silber, etwa spannenlang und bewundernswürdig gearbeitet, rief eine lebhafte Streitigkeit hervor, ob er antik oder modern sey. Die Weimarischen Kunstfreunde, überzeugt daß in solchen Dingen niemals an Uebereinstimmung und Entscheidung zu denken sey, bewunderten ihn, belehrten sich daran und traten zu derjenigen Partei, die ihn für alt und aus den ersten Kaiserzeiten hielt.

Ich acquirirte eine nicht gar elleuhohe altflorentinische Copie des sitzenden Moses von Michel Angelo, in Bronze gegossen und im Einzelnen durch Grabstichel und andere ciselirende Instrumente fleißigst vollendet, ein schönes Denkmal sorgfältiger, beinahe gleichzeitiger Nachbildung eines höchst geschätzten Kunstwerkes jener Epoche, und ein Beispiel wie man dem kleinen Bilde, welches natürlich die Großheit des Originals nicht darstellen konnte, durch eine gewisse Ausführlichkeit im Einzelnen einen eigenthümlichen Werth zu geben wußte.

Die Naturwissenschaft erfreute sich manchen Gewinnes. Ramdohr „von den Verdauungswerkzeugen der Insecten“ bestätigte unsere Denkweise über die allmählige Steigerung organischer Wesen. Uebrigens aber wandte sich die Aufmerksamkeit mehr gegen allgemeine Naturforschung.

Dr. Seebeck, der chromatischen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemühte sich um den zweiten Newton'schen Versuch, den ich in meiner Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart und es ergaben sich wichtige Resultate, wie jene Lehre, sobald man anstatt der anfänglichen Prismen zu Linsen übergeht, in eine fast unauflösliche Verfitzung verwickelt werde.

Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes eigneten sich die Schriften des Jordanus Brunus von Nola, aber freilich das gediegene Gold und Silber aus der Masse jener so ungleich begabten Erzgänge auszuscheiden und unter den Hammer zu bringen, erfordert fast mehr als menschliche Kräfte vermögen, und ein jeder dem ein ähnlicher Trieb eingeboren ist, thut besser, sich unmittelbar an die Natur zu wenden, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden vergangener Jahrhunderte herumzumühen.

In Carlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen geologischen Betrachtungen genöthigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein kühnes vielleicht in früherer Zeit nicht denkbares Vornehmen, bestärkte in den bisherigen Vorstellungen; ein merkwürdiges Gestein ward daselbst gewonnen, starkes Wasser der Tepl und heftiges Aufbrausen der heißen Quellen trafen zusammen — Umstände welche auf die Hypothese hinzudeuten schienen, die große Naturwirkung sey als ein ungeheures galvanisches Experiment anzusehen.

Von Teplitz aus besuchte man Dr. Stolz in Außig und belehrte sich an dessen trefflichen Kenntnissen und Sammlungen. Fossile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen.

Nach Hause zurückgekehrt verweilte man zuerst in Jena, um den dortigen Museen im Augenblick einer eintretenden günstigen Epoche eine freudige Aufmerksamkeit zu widmen. Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbprinzeß bestimmten eine ansehnliche Summe zu diesem Zwecke, und Mechanicus Körner verfertigte eine Luftpumpe für das physikalische Cabinet. Sonstige Instrumente und andere Anschaffungen dorthin werden gleichfalls eingeleitet, und um des Raumes mehr zu gewinnen, die obern

Zimmer im Jenaischen Schloß für die Aufnahme eines Theils der Muſeen eingerichtet. Von Trebra verehrte merkwürdige Granitübergangsplatten als Documente früherer geognoſtiſcher Wanderungen auf dem Harze; ſein Werk „Erfahrungen vom Innern der Gebirge“ wird aufs neue vorgenommen und dabei ältere und jüngere Vorſtellungsarten beſprochen.

Sogenannte Schwefelquellen in Berka an der Ilm, oberhalb Weimar gelegen, die Austrocknung des Teichs, worin ſie ſich manchmal zeigten, und Benutzung derſelben zum Heilbade gab Gelegenheit geognoſtiſche und chemiſche Betrachtungen hervorzurufen. Hierbei zeigte ſich Profeſſor Döbereiner auf das lebhafteſte theilnehmend und einwirkend.

1813.

Die erneuerte Gegenwart Brizzi's hatte der Oper einen eigenen Schwung gegeben, auch die Aufführung derſelben italiäniſch möglich gemacht. Keinem Sänger iſt dieſe Sprache ganz fremd; denn er muß ſein Talent mehrentheils in ſelbiger produciren: ſie iſt überhaupt für den, dem die Natur ein glückliches Ohr gegönnt, leicht zu erlernen. Zu größerer Bequemlichkeit und ſchnellerer Wirkung ward ein Sprachmeiſter angeſtellt. Eben ſo hatte Iffland's Gegenwart alle Aufmerkſamkeit unſerer Schauſpieler angeregt, und ſie wetteiferten allzuſammt würdig neben ihm zu ſtehen. Wer in die Sache tief genug hineinſah, konnte wohl erkennen, daß die Uebereinſtimmung, die Einheit unſerer Bühne dieſem großen Schauſpieler vollkommene Leichtigkeit und Bequemlichkeit gab, ſich wie auf einem reinen Element nach Gefallen zu bewegen. Nach ſeiner Abreiſe wurde alles wieder ernſtlich und treulich fortgeſetzt; aber jedes künſtleriſche Beſtreben durch Furcht vor immer näher herandringenden Kriegsereigniſſen dergeſtalt gelähmt, daß man ſich begnügen mußte mit den Vorräthen auszulangen.

Poetiſcher Gewinn war dieſes Jahr nicht reichlich; drei Romanzen, der Todtentanz, der getreue Eckart und die wandelnde Glocke verdienten einige Erwähnung. Der Löwenſtuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade „Die Kinder ſie hören es gerne“ ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Eſſex darf wohl auch erwähnt werden.

Der dritte Band meiner Biographie ward redigirt und abgedruckt, und erfreute ſich ungeachtet äußerer mißlicher Umſtände einer guten Wirkung. Das italiäniſche Tagebuch ward näher beleuchtet und zu deſſen Behandlung Anſtalt gemacht; ein Aufſatz zu Wielands Andenken in der Trauerloge vorgeleſen und zu vertraulicher Mittheilung dem Druck übergeben.

Im Felde der Literatur ward manches Aeltere, Neuere und Verwandte vorgenommen und, mehr oder weniger, durch Fortſetzung der Arbeit irgend einem Ziele näher gebracht; beſonders iſt das Studium zu erwähnen, das man Shakſpearen in Bezug auf ſeine Vorgänger widmete.

Geographiſche Karten zu ſinnlicher Darſtellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldts Theilnahme bearbeitet, begränzt und illuminirt; eben ſo ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landſchaftliches Bild zu bringen.

Hier iſt nun am Platze mit wenigem auszuſprechen, wie ich das Glück gleichzeitig mit den vorzüglichſten Männern zu leben mir zu verdienen ſuchte.

Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu ſetzen beliebt, und wo ich zunächſt den Umſtänden gemäß zu wirken nicht unterließ, ſah ich mich überall um, wo große Beſtrebungen ſich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht durch Studien, eigene Leiſtungen, Sammlungen und Verſuche ihnen entgegen zu kommen, und ſo auf den Gewinn deſſen was ich nie ſelbſt erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen, ohne Rivalität oder Neid, ganz friſch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den beſten Geiſtern dem Jahrhundert geboten ward. Und ſo zog ſich mein Weg gar manchen ſchönen Unternehmungen parallel, nahm ſeine Richtung grad auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr es mit Ueberraſchung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen.

Als Zeichen der Aufmerkſamkeit auf das Allerbeſonderſte brachte ich Durchzeichnungen von Bildern aus einer alten Handſchrift des Sachſenſpiegels Kennern und Liebhabern in die Hände, welche denn auch davon den löblichſten Gebrauch machten, und die Symbolik eines in Abſicht auf bildende Kunſt völlig kindiſchen Zeitalters gar ſinnig und überzeugend auslegten.

Des Allerneuesten hier zu erwähnen, sendete mir Abbate Monti, früherer Verhältnisse eingedenk, seine Uebersetzung der Ilias.

Als Kunstschätze kamen mir ins Haus: Gypsabguß von Jupiters Kolossalbüste, kleine Herme eines indischen Bacchus von rothem antiken Marmor, Gypsabgüsse von Peter Vischers Statuen der Apostel am Grabmal des heiligen Sebaldus zu Nürnberg. Vorzüglich bereicherten eine meiner liebwerthesten Sammlungen päpstliche Münzen, doppelt erwünscht theils wegen Ausfüllung gewisser Lücken, theils weil sie die Einsichten in die Geschichte der Plastik und der bildenden Kunst überhaupt vorzüglich beförderten. Freund Meyer setzte seine Kunstgeschichte fort; Philostrats Gemälde belebten sich wieder, man studirte Heyne's Arbeiten darüber; die kolossale Statue Domitians, von Statius beschrieben, suchte man sich gleichfalls zu vergegenwärtigen, zu restauriren und an Ort und Stelle zu setzen. Die Philologen Niemer und Hand waren mit Gefälligkeit beirathig. Visconti's Iconographie Grecque ward wieder aufgenommen, und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchst willkommenes Geschenk. Herr Bröndsted beschenkte mich im Namen der zu so bedeutenden Zwecken nach Griechenland Gereisten mit einem zum Spazierstabe umgeformten Palmenzweig von der Akropolis; eine bedeutende griechische Silbermünze vertrat die Stelle des Knopfes.

Damit man ja recht an solchen Betrachtungen festgehalten werde, fand sich Gelegenheit die Dresdener Sammlung der Originalien sowohl als der Abgüsse mit Muße zu betrachten.

Indessen zog denn doch auch die Meisterschaft mancher Art, die den Neueren vorzüglich zu Theil geworden, eine gefühlte Aufmerksamkeit an sich. Bei Betrachtung Ruysdael'scher Arbeiten entstand ein kleiner Aufsatz: Der Landschaftsmaler als Dichter.

Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit die Arbeiten Kerstings kennen zu lernen und Ursache sie werth zu schätzen.

Naturwissenschaften, besonders Geologie, erhielten sich gleichfalls in der Reihe. Von Teplitz aus besuchte ich die Zinnwerke von Graupen, Zinnwalde und Altenberg. In Bilin erfreute ich mich der Leitung des erfahrenen klar denkenden Dr. Reuß; ich gelangte unter seiner Führung bis an den Fuß des Bilmer Felsens, wo auf dem Klingstein in Masse der säulenförmige unmittelbar aufsteht; eine geringe Veränderung der Bedingungen mag die Veränderung dieses Gestaltens leicht bewirkt haben. Die

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch
Daß jeglicher, das Beſte was er kennt,
Er Gott, ja ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn furchtet, und wo möglich liebt.

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte dich ans Weil, und frage nicht Warum?

Willſt du ins Unendliche ſchreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willſt du dich am Ganzen erquicken;
So mußt du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter Schooß
Will manches dem Tage entgegen;
Doch ſoll das Kleine je werden groß,
So muß es ſich rühren und regen.

Da, wo das Waſſer ſich entzweit,
Wird zuerſt Lebendig's befreit.

Und wird das Waſſer ſich entfalten,
Sogleich wird ſich's lebendig geſtalten;

in der Nähe von Bilin sich befindenden Granaten, deren Sortiren und Behandlung überhaupt, ward mir gleichfalls ausführlich bekannt.

Eben so viel wäre von anderer Seite ein Besuch von Dr. Stolz in Außig zu rühmen; auch hier erschien das große Verdienst eines Mannes, der seinen Kreis zunächst durchprüft und dem ankommenden Gast gleich so viel Kenntnisse mittheilt, als ihm ein längerer Aufenthalt kaum hätte gewähren können.

Aus dem mannichfaltigen Bücherstudium sind hier abermals Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge und Charpentiers Werke zu nennen. Es war meine Art auf Ansichten und Ueberzeugungen mitlebender Männer vorzüglich zu achten, besonders wenn sie nicht gerade der Schnurre des Tags angemessene Bewegung machen konnten.

Das intentionirte Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei Discussionen Gelegenheit; man versuchte was man voraussehen konnte, und ließ bewenden, was man nicht hätte beabsichtigen sollen.

Die entoptischen Farben erregten Aufmerksamkeit; unabhängig hiervon hatte ich einen Aufsatz über den Doppelspath geschrieben.

Und so bemerke ich am Schlusse, daß die Instrumente für die Jenaische Sternwarte bestellt und Kluge's Werk über den animalischen Magnetismus beachtet wurde.

Bedeutende Personen wurden von mir gesehen. In Tharand Forstmeister Cotta; in Teplitz Dr. Kapp, Graf Brühl, General Thielmann, Rittmeister von Schwanenfeld, Professor Dittrich vom Gymnasium zu Kommothau, Großfürstinnen Catharina und Maria.

Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt, Graf Metternich, Staatskanzler von Hardenberg, Prinz Paul von Württemberg, Prinz August von Preußen, Kurprinzeß von Hessen; Professor John, Chemicus; Hofrath Rochlitz.

Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich widmete, und dazwischen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Essex im Auge, der Schauspielerin Wolff zu Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Essex schrieb gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig.

Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772 und 1773 die Recensionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten. Um in jene Zeiten noch mehr zu versetzen, studirte ich Mösers Phantasien, sodann aber auch Klingers Werke, die mich an die unverwüstliche Thätigkeit nach einem besondern eigenthümlichen Wesen gar charakteristisch erinnerten. An Absicht auf allgemeinern Sinn in Begründung ästhetischen Urtheils hielt ich mich immerfort an Ernesti's Technologie griechischer und römischer Redekunst, und bespiegelte mich darinnen scherz- und ernsthaft, mit nicht weniger Beruhigung, daß ich Tugenden und Mängel nach ein paar tausend Jahren als einen großen Beweis menschlicher Beschränktheit in meinen eigenen Schriften unausweichlich wieder zurückkehren sah.

Von Ereignissen bemerke ich vorläufig: der französische Gesandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen wir seyen unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein. Ich reise ab; Begegnisse unterwegs. In Dresden russische Einquartierung; Nachts mit Fackeln. Ingleichen der König von Preußen. In Teplitz Vertraulichkeiten. Vorläufige Andeutungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon. Schlacht von Lützen. Franzosen in Dresden. Waffenstillstand. Aufenthalt in Böhmen. Lustmanöver zwischen Bilin, Osseck und Duchs. Mannichfache Ereignisse in Dresden. Rückkehr nach Weimar. Die jüngste französische Garde zieht ein. General Travers, den ich als jenen Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wird bei mir zu seiner höchsten Verwunderung einquartiert. Die Franzosen ziehen alle vorwärts. Schlacht von Leipzig. Die Kosaken schleichen heran; der französische Gesandte wird hier genommen; die Franzosen von Apolda und Umpferstedt her andrängend. Die Stadt wird vom Ettersberg her überfallen. Die Oesterreicher rücken ein.

1814.

Auf dem Theater sah man die Schuld von Müllner. Ein solches Stück, man denke übrigens davon wie man wolle, bringt der Bühne den

großen Vortheil, daß jedes Mitglied sich zusammen nehmen, sein Möglichstes thun muß, um seiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erscheinen.

Die Lösung dieser Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorstellungen von Romeo und Julie, Egmont, Wallensteins Lager und Tod. Alle Rollenveränderungen, die in diesen Stücken vorfielen, wurden benutzt zu sorgfältigen Transkalien, um geübte und ungeübte Schauspieler mit einander in Harmonie zu setzen.

Indem man sich nun nach etwas Neuem, Fremdem und zugleich Bedeutendem umsah, glaubte man aus den Schauspielen Fouqué's, Arnims und anderer Humoristen einigen Vortheil ziehen zu können, und durch theatermäßige Bearbeitung ihrer öfters sehr glücklichen und bis auf einen gewissen Grad günstigen Gegenstände sie bühnengerecht zu machen — ein Unternehmen welches jedoch nicht durchzuführen war, so wenig als bei den früheren Arbeiten von Tieck und Brentano.

Der Besuch des Fürsten Radziwill erregte gleichfalls eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine genialische uns glücklich mit fortreißende Composition zu Faust ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen.

Unsere Schauspielergesellschaft sollte wie bisher auch dießmal der Gunst genießen in Halle den Sommer durch Vorstellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Entstehung verdankte, war gestorben; man wünschte ein Vorspiel, das zugleich als Todtenfeier für den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es beim Frühlingsaufenthalte zu Berka an der Ilm. Als ich aber, durch Iffland unerwartet aufgefordert, Epimenides Erwachen unternahm, so wurde jenes durch Riemer nach Verabredung ausgearbeitet. Capellmeister Weber besuchte mich wegen der Composition des Epimenides, über die wir uns verglichen.

Das Monodram Proserpina wurde, nach Eberweins Composition, mit Madame Wolff eingelernt, und eine kurze, aber höchst bedeutende Vorstellung vorbereitet, in welcher Recitation, Declamation, Mimik und edelbewegte plastische Darstellung wetteiferten, und zuletzt ein großes Tableau, Pluto's Reich vorstellend und das Ganze krönend, einen sehr günstigen Eindruck hinterließ.

Das Gastmahl der Weisen (Bd. II. S. 378 unter dem Titel: Die Weisen und die Leute), ein dramatisch-lyrischer Scherz, worin

die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten oder vielmehr ablehnen, war, wohl nicht fürs Theater, doch für gesellschaftliche Musik bestimmt, mußte aber wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena gelegt werden.

Musikalische Aufmunterung durch Zelters Gegenwart und durch Inspector Schützens Vortrag der Bachischen Sonaten.

Die Feierlichkeiten zur Ankunft des Herzogs aus dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Straßen. Redaction einer Gedichtsammlung, nachher unter dem Titel: Willkommen! herausgegeben.

Indessen war die neue Ausgabe meiner Werke vorbereitet. Der biographische dritte Band gelangte zu Jubilate ins Publicum. Die Italiänische Reise rückte vor, der westöstliche Divan ward gegründet. Die Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden gewährte eine große Ausbeute und reichlichen Stoff an Persönlichkeiten, Localitäten, Kunstwerken und Kunstresten.

In Heidelberg bei Boisserée's Studium der niederländischen Schule in Gefolg ihrer Sammlung. Studium des Kölner Doms und anderer alten Baulichkeiten nach Rissen und Planen. Letzteres fortgesetzt in Darmstadt bei Moller. Alte oberdeutsche Schule in Frankfurt bei Schütz. Von dieser Ausbeute und reichlichem Stoff an Menschenkenntniß, Gegenden, Kunstwerken und Kunstresten mitgetheilt in der Zeitschrift: Kunst und Alterthum am Rhein und Main.

Naturwissenschaft wurde sehr gefördert durch gefällige Mittheilung des Oberbergraths Cramer zu Wiesbaden an Mineralien und Notizen des Bergwesens auf dem Westerwald. Das Darmstädter Museum. Die Frankfurter Museen. Aufenthalt bei Geheime-Rath von Leonhard in Hanau. Nach meiner Rückkunft Sorge für Jena.

Von öffentlichen Ereignissen bemerke ich die Einnahme von Paris, und daß ich der ersten Feier des 18. Octobers in Frankfurt beiwohnte.

1815.

Schon im vorigen Jahre waren mir die sämmtlichen Gedichte des Hafis in der von Hammer'schen Uebersetzung zugekommen, und wenn

ich früher den hie und da in Zeitſchriften überſetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieſes herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, ſo wirkten ſie doch jetzt zuſammen deſto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen productiv verhalten, weil ich ſonſt vor der mächtigen Erſcheinung nicht hätte beſtehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft, die deutſche Ueberſetzung lag vor, und ich mußte alſo hier Veranlaſſung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir ähnliches verwahrt und gehegt worden, that ſich hervor, und dieß mit um ſo mehr Heftigkeit, als ich höchſt nöthig fühlte mich aus der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im ſtillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Luſt, Fähigkeit und Willen überlaſſen war.

Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Oſtens wandte ich mich zur Sprache, in ſofern es unerläßlich war jene Luft zu athmen, ſogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen. Ich rief die Moallakats hervor, deren ich einige gleich nach ihrer Erſcheinung überſetzt hatte. Den Beduinenzuſtand brachte ich mir vor die Einbildungskraft; Mohamed von Oelsner, mit dem ich mich ſchon längſt befreundet hatte, förderte mich aufs neue. Das Verhältniß zu v. Diez befeſtigte ſich; das Buch Kabus eröffnete mir den Schauplatz jener Sitten in einer höchſt bedeutenden Zeit der unſrigen gleich, wo ein Fürſt gar wohl Urſache hatte ſeinen Sohn in einem weitläufigen Werke zu belehren, wie er allenfalls bei traurigſtem Schickſale ſich doch noch in einem Geſchäft und Gewerbe durch die Welt bringen könne. Medſchnun und Leila, als Muſter einer gränzenloſen Liebe, ward wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet; die reine Religion der Parſen aus dem ſpätern Verfall hervorgehoben und zu ihrer ſchönen Einfalt zurückgeführt; die längſt ſtudirten Reiſenden, Pietro della Valle, Tavernier, Chardin abſichtlich durchgeleſen, und ſo häufte ſich der Stoff, bereicherte ſich der Gehalt, daß ich nur ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte ſogleich zu ergreifen und anzuwenden. Diez war die Gefälligkeit ſelbſt, meine wunderlichen Fragen zu beantworten; Lorsbach höchſt theilnehmend und hülfreich; auch blieb ich durch ihn nicht ohne Berührung mit Silveſtre de Sacy; und obgleich dieſe Männer kaum ahnen, noch weniger begreifen, konnten was ich eigentlich wolle, ſo trug doch ein jeder dazu bei mich aufs eiligſte in einem Felde aufzuklären,

in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernstlich umgesehen hatte. Und wie mir die von Hammer'sche Uebersetzung täglich zur Hand war, und mir zum Buch der Bücher wurde, so verfehlte ich nicht aus seinen Fundgruben mir manches Kleinod zuzueignen.

Indessen schien der politische Himmel sich nach und nach aufzuklären; der Wunsch in die freie Welt, besonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Lust und Antheil fassen konnte, drängte mich zu einer Reise. Heitere Lust und rasche Bewegung gaben sogleich mehreren Productionen im neuen östlichen Sinne Raum. Ein heilsamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geistreicher, liebender Freunde gedieh zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Divan darbieten muß.

Gegen Ende dieser Wallfahrt fand ich meine Sammlung so bereichert, daß ich sie schon nach gewisser Verwandtschaft sondern, in Bücher eintheilen, die Verhältnisse der verschiedenen Zweige ermessen, und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abschluß näher bringen konnte. Und so hatte ich in dieser Zerstreuung mehr gewonnen und gefunden, als mir eine gleiche Zeit in den ruhevollsten Tagen hätte gewähren können.

Vor meiner Abreise waren vier Bände der neuen Auflage meiner Werke fortgesendet; ich fing an die Sicilianische Reise zu redigiren, doch riß das orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort. Glücklich genug! denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt.

Wenig Fremdes berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Uebersetzung mitgetheilt wurden, und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die Herren von Ratzmer und Haxthausen hatten diese schöne Arbeit übernommen.

In literarischer Hinsicht förderten mich nicht wenig Göttinger Anzeigen, deren ich viele Bände auf der Wiesbadener Bibliothek antraf, und sie, der Ordnung nach, mit gemüthlicher Aufmerksamkeit durchlas. Hier ward man erst gewahr, was man erlebt und durchlebt hatte, und was ein solches Werk bedeute, das mit Umsicht aus dem Tage entsprungen in die Zeiten fortwirkt. Es ist höchst angenehm in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wirkende und Gewirkte schon im Zusammenhange, aller mindere Werth ist schon zerstoben, der

falſche Antheil des Augenblicks iſt verſchwunden, die Stimme der Menge verhallt, und das überbliebene Würdige iſt nicht genug zu ſchätzen.

Zunächſt wäre ſodann der ältern deutſchen Baukunſt zu gedenken, deren Begriff ſich mir immer mehr und mehr erweiterte und reinigte.

Eine Fahrt nach Köln in der ehrenden Geſellſchaft des Herrn Staatsminiſters von Stein drückte hierauf das Siegel. Ich ſah mit vorbereitetem Erſtaunen das ſchmerzenvolle Denkmal der Unvollendung, und konnte doch mit Augen das Maß faſſen von dem was es hätte werden ſollen, ob es gleich dem angeſtrengteſten Sinne noch immer unbegreiflich blieb. Auch von alterthümlicher Malerei fand ſich in Profeſſor Wallraf's Sammlung und anderer Privaten gar viel zu ſchauen, gar mancher Werth zu erkennen, und der Aufenthalt, ſo kurz er geweſen, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück. Dieſe wurden gehegt und erhöht durch die geſellige Nähe von Sulpiz Boiſſerée, mit dem ich von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt, Darmſtadt reiſend faſt nur ſolche Geſpräche führte. In Heidelberg angelangt, fand ich die zaſtfreundlichſte Aufnahme, und hatte die ſchönſte Gelegenheit die unſchätzbare Sammlung mehrere Tage zu betrachten, mich von ihrer charakteriſtiſchen Vortrefflichkeit im einzelnen zu überzeugen, und in eben dem Maße hiſtoriſch wie artiſtiſch zu belehren. Aufgezeichnet ward manches Bemerkte, dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauche zum Beſten.

Hinſichtlich auf Baukunſt, in Bezug auf meine Kölner Fahrt, ward gar manches in Gegenwart von Grund- und Aufriſſen älterer deutſcher, niederländiſcher und franzöſiſcher Gebäude beſprochen und verhandelt, wodurch man denn ſich nach und nach fähig fühlte aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Maſſe das Reine und Schöne, wohin der menſchliche Geiſt unter jeder Form ſtrebt, herauszufinden und ſich zuzueignen. Die zwei Moller'ſchen erſten Hefte, in dem Augenblick erſcheinend, gewährten hierbei erwünſchte Hülfe. Das Techniſche anlangend, gab ein altes gedrucktes Exemplar „Der Steinmetzen Brüderſchaft“ von der hohen Bedeutſamkeit dieſer Gilde ein merkwürdiges Zeugniß. Wie Handwerk und Kunſt hier zuſammentraf, ließ ſich recht gut einſehen.

So wurde ich denn auch auf dieſer Reiſe gewahr, wie viel ich bisher, durch das unſelige Kriegs- und Knechtſchaftsweſen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeſchränkt, leider vermißt und für eine fortſchreitende Bildung verloren hatte. In Frankfurt konnte ich die Städel'ſchen Schätze abermals bewundern, auch der patrietiſchen Abſichten des

Sammlers mich erfreuen; nur überfiel mich die Ungeduld so viel Kräfte ungenutzt zu sehen: denn meinem Sinne nach hätte man bei viel geringerem Vermögen die Anstalt gründen, errichten und die Künstler ins Leben führen können. Denn hätte die Kunst schon seit Jahren schöne Früchte getragen, und dasjenige hinreichend ersetzt, was dem Capital an Interessen vielleicht abgegangen wäre.

Die Brentano'sche Sammlung an Gemälden und Kupferstichen und andern Kunstwerken gab doppelten Genuß, bei dem lebhaften Antheil der Besitzer und ihrer freundlichen Aufforderung so viel Gutes mit zu genießen.

Dr. Grambs, der seine Kunstschätze den Städel'schen anzuschließen bedacht war, ließ mehrmals seine trefflichen Besitzungen theilweise beschauen; wobei denn gar manche Betrachtung einer gründlicheren Kenntniß den Weg bahnte.

Hofrath Becker in Offenbach zeigte bedeutende Gemälde, Münzen und Gemmen vor, nicht abgeneigt dem Liebhaber eins und das andere Wünschenswerthe zu überlassen.

Auf Naturgeschichte bezüglich sahen wir die Sammlung von Vögeln bei Hofrath Meyer, nicht ohne neue Belehrung über diesen herrlichen Zweig der Naturkunde.

Das Senckenbergische Stift in Frankfurt fand man in den besten Händen; die Thätigkeit des Augenblicks ließ voraussehen, daß eine neue Epoche dieser schönen Anstalt unmittelbar zu erwarten sey.

In Carlsruhe ward uns, durch Geneigtheit des Herrn Gmelin, eine zwar flüchtige, aber hinreichende Uebersicht des höchstbedeutenden Cabinets; wie wir denn überhaupt die kurze dort vergönnte Zeit eben so nützlich als vergnüglich anwendeten.

Bei so manchen Hin- und Wiederfahrten konnte die Geognosie auch nicht leer ausgehen. Von Hövels Gebirge der Grafschaft Mark wurden, besonders mit Beihülfe dortiger Beamten, auch in der Ferne belehrend. In Holzapfel, bei Gelegenheit des dortigen höchst merkwürdigen Ganges, kam Werners Theorie von der Entstehung der Gänge (von 1791) zur Sprache, ingleichen des dort angestellten Schmidt „Verschiebung der Gänge" (von 1810). Diese wichtige, von mir so oft betrachtete und immer geheimnißvoll bleibende Erscheinung trat mir abermals vor die Seele, und ich hatte das Glück im Lahnthal einer

aufgehobenen Abtei ungefähr gegenüber, auf einer verlaſſenen Halde Tonſchieferplatten mit kreuzweiſe laufenden ſich mehr oder weniger verſchiebenden Quarzgängen zu finden, wo das Grundphänomen mit Augen geſehen, wenn auch nicht begriffen, noch weniger ausgeſprochen werden kann.

Beſonderes Glück ereignete ſich mir auch zu Bieberich, indem des Herrn Erzherzogs Carl K. H. die Gnade hatte, nach einem intereſſanten Geſpräch, mir die Beſchreibung Ihrer Feldzüge mit den höchſt genau und ſauber geſtochenen Karten zu verehren. Auf dieſen überaus ſchätzbaren Blättern fand ſich gerade die Umgebung der Lahn von Wetzlar bis Neuwied, und ich machte die Bemerkung, daß eine gute Militärkarte zu geognoſtiſchen Zwecken die allerdienlichſte ſey: denn weder Soldat noch Geognoſt fragt, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre? ſondern jener, in wieſern es ihm zu ſeinen Operationen vortheilhaft? und dieſer, wie es für ſeine Erfahrungen ergänzend und nochmals belegend ſeyn möchte? Eine Fahrt in verſchiedene Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, mit Oberbergrath Cramer begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche ſchöne Kenntniß und Einſicht; auch verdiente ſie wohl unter die kleinen geognoſtiſchen Reiſen aufgenommen zu werden.

Auch meiner Rückreiſe werde ich mich immer mit vorzüglichem Antheil erinnern. Von Heidelberg auf Würzburg legte ich ſie mit Sulpiz Boiſſerée zurück. Da uns beiden der Abſchied wehe that, ſo war es beſſer auf fremdem Grund und Boden zu ſcheiden, als auf dem heimiſchen. Ich reiſte ſodann über Meiningen, den Thüringerwald, auf Gotha, und kam den 11. October in Weimar an, nachdem ich viele Wochen mich auswärts umgeſehen.

Zu Hauſe erwähne ich zuerſt den Beſuch des Dr. Stolz, des wackern Arztes aus Teplitz, wobei mineralogiſche und geognoſtiſche Unterhaltung, die uns früher in Böhmen belehrt und ergötzt, mit Leidenſchaft erneuert wurde. Bei dem nächſten Aufenthalte in Jena leitete mich Profeſſor Döbereiner zuerſt in die Geheimniſſe der Stöchiometrie; auch machte er zu gleicher Zeit wiederholte Verſuche mit dem Weißfeuer, welches von dem Landgrafenberg herunter das Jenaiſche Thal erhellend einen magiſch überraſchenden Anblick gewährte.

In der Farbenlehre ward fortſchreitend einiges gethan; die entoptiſchen Farben bleiben beſtändiges Augenmerk. Daß ich in Frankfurt Dr. Seebeck begegnet war, gerieth zu großem Gewinn, indem er, außer

allgemeiner, ins Ganze greifender Unterhaltung, besonders die Lehre des Doppelspaths, die er wohl durchdrungen hatte, und das Verhältniß der Achsen solcher doppelt refrangirenden Körper Naturfreunden vor Augen zu bringen wußte. Die Tonlehre ward weiter mit der Farbenlehre verglichen. Professer Voigt verfolgte seine Bemerkungen bezüglich auf Farben organischer Körper, und über meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebte die Howard'sche Wolkenlehre.

Nach so viel Natürlichem ist's doch wohl auch billig zur Kunst zurückzukehren. Auf dem Weimarischen Theater beschäftigte man sich immerfort mit Calderon; die große Zenobia ward aufgeführt. Die drei ersten Acte geriethen trefflich, die zwei letztern, auf national-conventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war.

Das Monodram Proserpina ward bei uns mit Eberweins Composition glücklich dargestellt; Epimenides für Berlin gearbeitet; zu Schillers und Iffands Andenken gemeinschaftlich mit Peucer ein kleines Stück geschrieben. In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das Weimarische Theater, in Absicht auf reine Recitation, kräftige Declamation, natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen auf einen bedeutenden Gipfel des innern Werths erhoben hatte. Auch das Aeußere mußte sich nach und nach steigern; so die Garderobe durch Nacheiferung, zuerst der Frauenzimmer, hierauf der Männer. Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Decorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künstler, der durch perspectivische Mittel unsere kleinen Räume ins Gränzenlose zu erweitern, durch charakteristische Architektur zu vermanichfaltigen, und durch Geschmack und Zierlichkeit höchst angenehm zu machen wußte. Jede Art von Styl unterwarf er seiner perspectivischen Fertigkeit, studirte auf der Weimarischen Bibliothek die ägyptische so wie die altdeutsche Bauart, und gab den sie fordernden Stücken dadurch neues Ansehen und eigenthümlichen Glanz.

Und so kann man sagen, das Weimarische Theater war auf seinem höchsten ihm erreichbaren Punkt zu dieser Epoche gelangt, der man eine erwünschte Dauer auch für die nächste und folgende Zeit versprechen durfte.

Hier wäre es nun wohl am Orte über ein Geschäft, welches mir so lange Jahre ernstlich obgelegen, noch einige wohlbedachte Worte hinzuzufügen.

Da wälzen ſich Thiere, ſie trocknen zum Flor,
Und Pflanzen-Gezweige ſie dringen hervor.

Durchſichtig erſcheint die Luft ſo rein
Und trägt im Buſen Stahl und Stein.
Entzündet werden ſie ſich begegnen;
Da wird's Metall und Steine regnen.

Denn was das Feuer lebendig erfaßt,
Bleibt nicht mehr Unform und Erdenlaſt.
Verflüchtigt wird es und unſichtbar,
Eilt hinauf, wo erſt ſein Anfang war.

Und ſo kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Urſprung gab.
Gleicherweiſe ſind wir auch gezüchtigt,
Einmal gefeſtet, einmal verflüchtigt.

Und wer durch alle die Elemente
Feuer, Luft, Waſſer und Erde rennte,
Der wird zuletzt ſich überzeugen,
Er ſey kein Weſen ihres Gleichen.

„Was will die Nadel nach Norden gekehrt?"
Sich ſelbſt zu finden, es iſt ihr verwehrt.

Die endliche Ruhe wird nur verſpürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Das Theater hat, wie alles was uns umgibt, eine doppelte Seite, eine ideelle und eine empiriſche: eine ideelle, in ſofern es ſeiner innern Natur gemäß geſetzlich fortwirkt; eine empiriſche, welche uns in der mannichfaltigſten Abwechſelung als ungeregelt erſcheint; und ſo müſſen wir daſſelbe von beiden Seiten betrachten, wenn wir davon richtige Begriffe faſſen wollen.

Von der ideellen Seite ſteht das Theater ſehr hoch, ſo daß ihm faſt nichts was der Menſch durch Genie, Geiſt, Talent, Technik und Uebung hervorbringt, gleichgeſtellt werden kann. Wenn Poeſie mit allen ihren Grundgeſetzen, wodurch die Einbildungskraft Regel und Richtung erhält, verehrenswerth iſt, wenn Rhetorik mit allen ihren hiſtoriſchen und dialektiſchen Erforderniſſen höchſt ſchätzenswerth und unentbehrlich bleibt, dann aber auch perſönlicher mündlicher Vortrag, der ſich ohne eine gemäßigte Mimik nicht denken läßt: ſo ſehen wir ſchon wie das Theater ſich dieſer höchſten Erforderniſſe der Menſchheit ohne Umſtände bemächtigt. Füge man nun noch die bildenden Künſte hinzu, was Architektur, Plaſtik, Malerei zur völligen Ausbildung des Bühnenweſens beitrage, rechne man das hohe Ingredienz der Muſik, ſo wird man einſehen was für eine Maſſe von menſchlichen Herrlichkeiten auf dieſen einen Punkt ſich richten laſſen.

Alle dieſe großen, ja ungeheuern Erforderniſſe ziehen ſich unſichtbar, unbewußt durch alle Repräſentationen, von der höchſten bis zu der geringſten, und es kommt bloß darauf an ob die Dirigirenden mit Bewußtſeyn und Kenntniß oder auch nur aus Neigung und Erfahrung, es ſey nun im Ganzen oder in den Theilen, ihre Bühne gegen den Willen des Publicums abſichtlich heben, oder hingegen durch Unkunde zufällig ſinken laſſen.

Daß ich immerfort, beſonders durch Schillers Einwirkung, unſere Bühne im Ganzen und in den Theilen nach Kräften, Verhältniſſen und Möglichkeiten zu heben geſucht hatte, davon war das Reſultat, daß ſie ſeit mehreren Jahren für eine der vorzüglichſten Deutſchlands geachtet wurde.

Und darin beſtünde eigentlich alle wahre Theaterkritik, daß man das Steigen und Sinken einer Bühne im Ganzen oder Einzelnen beachtete, wozu freilich eine große Ueberſicht aller Erforderniſſe gehört, die ſich ſelten findet, und bei der Mannichfaltigkeit der Einwirkungen und

Veränderungen, die das empirische Theater erleidet, für den Augenblick, der immer bestechen ist, für die Vergangenheit, deren Eindruck sich abstumpft, fast unmöglich wird.

Von der eingeschränkten Bretterbühne auf den großen Weltschauplatz hinaus zu treten möge nun auch vergönnt seyn. Napoleons Wiederkehr erschreckte die Welt; hundert schicksalschwangere Tage mußten wir durchleben. Die kaum entfernten Truppen kehrten zurück; in Wiesbaden fand ich die preußische Garde; Freiwillige waren aufgerufen, und die friedlich beschäftigten kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten sich wieder einem Zustande, dem ihre physischen Kräfte nicht gewachsen und ihre sittlichen nicht einstimmig waren. Die Schlacht von Waterloo, in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, sodann zu überraschender, ja betäubender Freude als gewonnen angekündigt. In Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen wie vormals über Provinzen und Länder, machten Badegäste schon Anstalten zum Einpacken, und konnten sich vom Schrecken erholend die unnütze Vorsicht keineswegs bedauern.

Von Personen habe noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen: Erzherzog Carl in Bieberich, Großfürstin Catharina in Wiesbaden, Herzog und Herzogin von Cumberland bei Frankfurt, den Erbgroßherzog von Mecklenburg eben daselbst; in Carlsruhe die Grafen von Hochberg, Herrn Weinbrenner und Hebel; nach Hause gelangt, Ihro der regierenden Kaiserin von Rußland Majestät sämmtliche Umgebung; Graf Barclay de Tolly.

1816.

Das mannichfaltig Bedeutende, das ich vor einem Jahr im eigentlichen Mutterlande gesehen, erlebt und gedacht hatte, mußte sich auf irgend eine Weise wiederspiegeln. Ein Heft: Kunst und Alterthum am Rhein und Main, ward unternommen, und dazu am Ende vorigen Jahrs mehr als Eine Vorarbeit durchgeführt; die ältern Niederländer, van Eyck und was sich von ihm herschrieb, gründlich erwogen; das frühere problematische Bild Veronica zu künftigem Gebrauch verkleinert und gestochen. Büschings wöchentliche Nachrichten arbeiteten zu gleichem Zweck, und in diesem Sinne wandte sich die Pietät der Weimarischen

Kunſtfreunde gegen alte Heiligenbilder, die wir von Heilsberg am Thüringerwald kommen und unter unſern Augen repariren ließen. Weil aber immer in neuerer Zeit eines ins andere wirkt, ja ſogar Gegenſeitiges durch Gegenſeitiges, ſo war auch ein Heldenbild, als Gleichniß von Blüchers Perſönlichkeit in Gefolg ſeiner großen Thaten zur Sprache gekommen.

Wenn der Held mit Gefahr ſeines Lebens und Ruhms die Schickſale der Welt aufs Spiel ſetzt und der Erfolg ihm glücklicherweiſe zuſagt, ſo ſtaunt der Patriot und nimmt gern den Künſtler zu Hülfe, um für ſein Bewundern, ſein Verehren irgend eine Sprache zu finden.

In hergebrachter Denkweiſe der Vorzeit heroiſche Geſtalt mit angenähertem Coſtüm der Neuwelt heranzubringen, war nach vorgängigem Schriftwechſel mit Herrn Director Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Beſchädigung des erſten Modells brachte der Künſtler ein zweites, worüber man nach lehrreichen Geſprächen zuletzt bis auf Veränderungen, welche das Vollenden immer herbeiführt, ſich treulich vereinigte. Und ſo ſteht dieſes Bild, wie auf dem Scheidepunkt älterer und neuerer Zeit, auf der Gränze einer gewiſſen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunſt ſelbſt wider Willen an eine oft beſchwerliche Wahrhaftigkeit bindet.

Von Berlin erfreuten mich transparente Gemälde nach meinem Hans Sachs. Denn wie mich früher Nachbildung der ältern treulich ernſten charakteriſtiſchen Dichtkunſt lange Zeit ergötzt hatte, ſo war mir es angenehm, ſie wieder als vermittelnd gegen neuere Künſtler auftreten zu ſehen. Zeichnungen zum Fauſt von Cornelius und Retzſch wirkten in ihrer Art das ähnliche; denn ob man gleich eine vergangene Vorſtellungsweiſe weder zurückrufen kann noch ſoll, ſo iſt es doch löblich, ſich hiſtoriſch praktiſch an ihr zu üben und durch neuere Kunſt das Andenken einer ältern aufzufriſchen, damit man ihre Verdienſte erkennend ſich alsdann um ſo lieber zu freieren Regionen erhebe.

In geſellſchaftlichen Kreiſen hatte die Luſt zu Bilderſcenen immer zugenommen und ward von mir, wenn auch nicht unmittelbar gefördert, doch gelegentlich mit einigen Strophen begleitet.

Im Nachklang der rheiniſchen Eindrücke ward von den Weimariſchen Kunſtfreunden das Bild des heiligen Rochus, wie er als völlig ausgedeutelt

von seinem Palast die Pilgerschaft antritt, erfunden und skizzirt, hierauf sorgfältig cartonnirt und zuletzt, von zarter Frauenzimmerhand gemalt, in der freundlichen Rochuscapelle günstig aufgenommen. Ein gestochener verkleinerter Umriß ist in dem zweiten Rhein- und Mainheft wie billig vorgebunden.

Von Offenbach erhielt ich schöne bronzene Münzen, die mich in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder zurück führten. Graf Cicognara's Storia della Scultura kam eben zu rechter Zeit diesen schönen Studien zu Hülfe. In höhere Regionen führte uns der Olympische Jupiter von Quatremère-de-Quincy; hier gab es viel zu lernen und zu denken. Die Ankunft der Elginischen Marmore erregte großes Verlangen unter allen Kunstliebhabern; interessen blieb auch Burtin, Connaissance des tableaux, das uns Einsicht in ein anderes bedeutendes Feld gewährte, nicht unbeachtet.

Die Restauration der Dresdener Gemälde kam in Anregung. Welch eine große Anstalt hiezu erforderlich sey, einigermaßen darzustellen, erzählte ich von der Restaurationsakademie in Venedig, die aus einem Director und zwölf Professoren bestand und große Räume eines Klosters zu ihren Arbeiten bezogen hatte. Eine solche Wiederherstellung und Rettung ist wichtiger als man denkt; sie kann nicht aus dem Stegreif unternommen werden.

Die Weimarische Zeichenschule hatte sich in eine große Veränderung zu fügen. Da das alte Local zu andern Zwecken bestimmt und kein gleich großes für sie zu finden war, so wurden die Klassen getheilt, für die erste ein Gebäude auf der Esplanade erkauft, die beiden andern aber vor dem Frauenther im sogenannten Jägerhaus eingerichtet. Auch diese Veränderung wie die vorhergehenden verdiente wohl eine besondere Schilderung, indem sie nicht ohne gute Folgen für die Anstalt selbst bleiben sollte.

Gleichzeitig ward ein vorzüglicher Bildhauer Namens Kaufmann von Rom berufen, der auch diese Kunst wieder neu zum Leben brachte.

Soll ich meiner eigenen Arbeiten gedenken, so habe ich wohl zuerst des Divan zu erwähnen. Er ward immer mehr supplirt, geordnet und einiges davon zum Damenkalender bestimmt. Für den historischen und erklärenden Theil sammelte ich immer mehr Vorarbeit. Von Diezs Denkwürdigkeiten, dessen Streitigkeit mit Hammer, des letzteren orientalische Fundgruben studirte ich mit Aufmerksamkeit und überall

ſchöpfte ich friſche öſtliche Luft. Knox Ceylon kam zu rechter Zeit mir in die Hände; beſonders werth jedoch erſchien mir Hyde's perſiſche Religion; und wie denn, ſobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denſelben unwillkürlich zu geſtalten aufgefordert wurde, ſo entwarf ich eine orientaliſche Oper und fing an ſie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da ſie wirklich eine Zeit lang in mir lebte, hätte ich einen Muſiker zur Seite und ein großes Publicum vor mir gehabt, um genöthigt zu ſeyn den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, ſo wie dem Geſchmack und den Forderungen des andern entgegenzuarbeiten.

Wunderliche Menſchen wie es giebt, verlangten, verführt durch die Schiller'ſche Ausgabe in chronologiſcher Folge, das gleiche von mir, und hätten beinahe den ſchon eingeleiteten Abdruck in Verwirrung gebracht. Meine Gründe dieſes abzulehnen wurden indeß gebilligt und das Geſchäft ging unbehelligt ſeinen Gang. Der 9. und 10. Band ward revidirt; die italiäniſche Reiſe, beſonders nach Neapel und Sicilien, geſtaltete ſich immer mehr, und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft, konnt' ich nicht unterlaſſen an dem 4., ſo lange verzögerten und erwarteten Bande von Wahrheit und Dichtung wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen. Das Rhein- und Mainheft zweites Stück ward gefördert, Reineke Fuchs durchgeſehen und das Rochusfeſt geſchrieben.

Die zweite Lieferung meiner Werke kommt an, die Paralipomena werden neuerdings beachtet, ein Lied für das Berliner Künſtlerfeſt geſchrieben, wogegen eine beabſichtigte große Cantate zum Lutherfeſt, wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung, bald nach der Conception aufgeſtelltem Schema und geringer Bearbeitung liegen blieb und für die Ausbildung verloren ging.

Mein Antheil an fremden Werken bezog ſich lebhaft auf Byrons Gedichte, der immer wichtiger hervortrat und mich nach und nach mehr anzog, da er mich früher durch hypochondriſche Leidenſchaft und heftigen Selbſthaß abgeſtoßen, und wenn ich mich ſeiner großen Perſönlichkeit zu nähern wünſchte, von ſeiner Muſe mich völlig zu entfernen drohte. Ich leſe den Corſaren und Lara nicht ohne Bewunderung und Antheil. Zu gleicher Zeit erſchienen Nelſons Briefe mit ſeinem Leben, gaben viel zu denken und viel zu trauern. Gries, durch die Ausgabe des zweiten Theils ſeines Calderon, machte uns im Spanien des ſiebzehnten

Jahrhunderts immer einheimischer. Anatole versetzte uns nach einem neuern Paris, und ließ uns einen schönen Roman bewundern. Die Friedensgefangenen von Lawrence, eine der seltsamsten Productionen, nöthigte uns alle Aufmerksamkeit einem ganz verwünschten Zustand zu schenken. Reisende Engländer, in Verdun festgehalten, nach neueren Völkerrechtsmaximen beim Ausbruch eines Krieges mit Albion, republicanische Franzosen, besonders Commandant und Commandantin von geringem Stande während der Revolution empergekommen, heimliche, für Engländer gehaltene Emigrirte, verkappte Vornehme und wer sonst noch zu bemerken wäre, machen ein barockes Bild, das auf die Nachwelt zu kommen verdient, weil es nur unter dieser Bedingung von einem geistreich anschauenden Leidensgenossen concipirt und mehr mit Haß als Liebe vollendet werden konnte.

Ruckstuhl schrieb über die deutsche Sprache, und das nicht zu erschöpfende Werk Ernesti's: Technologia rhetorica Graecorum et Romanorum lag mir immer zur Hand, denn dadurch erfuhr ich wiederholt, was ich in meiner schriftstellerischen Laufbahn recht und unrecht gemacht hatte. Noch aber muß ich einer höchst merkwürdigen, vielleicht einzigen Darstellung gedenken; es ist das Tag- und Stundenbuch der Leipziger Schlacht von Rochlitz, wovon ich anderswo gehandelt habe.

Die Jenaischen unmittelbaren Anstalten der Naturlehre im allgemeinen, der Naturgeschichte im besondern gewidmet, erfreuten sich der aufmerksamsten Behandlung. Fast in allen Abtheilungen war die innere Thätigkeit so herangewachsen, daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich bestreiten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Museumsetat nothwendig denken und einen neuen Maßstab feststellen mußte. Döbereiners Wohnhaus ward ausgebaut, ein Gartenstück bei der Sternwarte angekauft und zu diesem Besitz hinzugeschlagen. Die Veterinäranstalt in Jena bestätigte sich; Professor Renner begann seinen Cursus, und ich gab meine ältern zerfägten und sonst präparirten Pferdeschädel zum didaktischen Anfang hinüber, da sie früher mir auch zum Anfang gedient hatten.

Die lang unterbrochenen Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Romstedt wurden fortgesetzt und gaben uns mehrere Schädel; nicht weniger wurde durch besondere Aufmerksamkeit nach Jena ein ganzes Skelett geschafft und sorgfältig geordnet niedergelegt. Ein durch Knochenaufschwellung

merkwürdig monstroser Schädel kam in Gypsabgüssen von Darmstadt durch die Gewogenheit des Herrn Schleiermacher.

Ich rief mir das Andenken Caspar Friedrich Wolfs wieder hervor, durchdachte Jäger über die Mißbildungen der Gewächse, ingleichen Philiberts Pflanzenkrankheiten; von Humboldts Werk über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden war höchst willkommen, und Nees von Esenbecks ausführlichste Arbeit über Pilze und Schwämme ließ mich ein treffliches Mikroskop bedauern, das mir ein seltsames Schicksal in den angenehmsten Lebensaugenblicken zerstört hatte.

Aus dem Thierreiche wurde uns ein Wundergeschöpf, der Proteus anguinus, durch Herrn Professor Configliachi vorgezeigt, der ihn in einem Glase mit Wasser auf der Reise höchst sorgfältig im Busen verwahrt, lebendig bis zu uns gebracht hatte.

Im Mineralreiche waren wir sehr begünstigt. Geheime-Rath Heims zu Meiningen wichtige Sammlung gelangte durch sein Wohlwollen für unsere Anstalt nach Jena, wo sie nach seinem Sinne geordnet aufgestellt wurde. Von einzelnen Merkwürdigkeiten verdient der Kugelsyenit von Ballinco aus Corsica vorzüglich Erwähnung. In meine Sammlung gelangten in Gefolg eines vorjährigen Reisebesuchs Mineralien vom Westerwald und Rhein, auch ein Hyalit von Frankfurt als Ueberzug vielleicht der größten Fläche, an der er je sich vorgefunden, von sieben Zoll im Durchmesser. Geh. Rath von Leonhards „Bedeutung und Stand der Mineralien" bereicherte uns von theoretischer Seite.

Howards Wolken-Terminologie ward fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen angewendet, und man gelangte zu besonderer Fertigkeit sie mit dem Barometerstand zu parallelisiren.

Zu sonstigen physikalischen Aufklärungen war der Versuch einer Gasbeleuchtung in Jena veranstaltet; wie wir denn auch durch Döbereiner die Art durch Druck verschiedene Stoffe zu extrahiren kennen lernten.

Im Chromatischen waren die entoptischen Phänomene an der Tagesordnung. Ich nahm zusammen was ich bis jetzt erfahren hatte und trug es in einem kurzen Aufsatz vor, dessen bald gefühlte Unzulänglichkeit mich zu weitern Forschungen nöthigte und mich immer näher zu dem Wahrhaften hindrängte.

Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutschen angeborenen unartigen Zudringlichkeit. Ich legte es

zur Seite bis auf künftige Tage, wo ich mit mir selbst vollkommen abgeschlossen hätte. Seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt immer das Vortheilhafteste: denn dieser hat das Glückliche uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen.

Dr. Schoppenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.

Farbenversuche mit vegetabilischen Extracten dienten wiederholt die höchste Consequenz der Farbenlehre darzuthun.

Nun muß ich aber ein Zwischenspiel im Zusammenhange vortragen, worin mancherlei vorkommt, das ich unter die Rubriken nicht zersplittern mochte. Bei herannahender guter Witterung gedachte ich nach Wunsch und Neigung die schönen Tage des vorigen Jahrs im Mutterlande abermals zu genießen. Freund Meyer wollte mich begleiten; Natur und Kunst sollten uns mit ihren Schätzen überfüllen. Vorarbeiten waren gemacht, Plane entworfen wie alles zu genießen und zu nutzen wäre. Und so saßen wir wohl gepackt und eingerichtet in einem bequemen Wagen; aber die Hälfte des Erfurter Weges war noch nicht erreicht, als wir umgeworfen wurden, die Achse brach, der Freund sich an der Stirne beschädigte und wir umzukehren genöthigt wurden. Aus Unmuth und Aberglaube ward die vorgesetzte Reise vielleicht übereilt aufgegeben, und wir verfügten uns ohne langes Besinnen nach Tennstedt, wo ein Thüringer Schwefelwasser gute Wirkung versprach. Dort interessirte mich nach meiner Gewohnheit Localität und Geschichte; denn eigentlich bewegt sich die Thüringer Vorwelt viel an der Unstrut. Ich las daher die Thüringische Chronik, die an Ort und Stelle gar manches in deutlicher Localität erscheinen ließ. Die Lage der Stadt an ihrem Platz und der Umgegend ward beachtet, und man konnte wohl begreifen, wie hier in der frühesten Zeit sich Wohnungen gesammelt hatten. Wir besuchten Herbsleben an der Unstrut, Kleinwallhausen und andere nahgelegene Orte, und so fanden wir in der Ebene ausgetrocknete Seen, Tuffsteinbrüche und Conchylien des süßen Wassers in Menge. Fast bei allen Excursionen hatten wir die Rückseite des Ettersberg vor Augen und konnten uns leicht nach Hause denken.

Die Menge versammelte sich bei einem Vogelschießen, nicht weniger bei einem Brunnenfest, welches durch einen Kinderaufzug recht gemüthlich wurde.

Agamemnon übersetzt von Humboldt, war mir so eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte. Marcus Cornelius Fronto von Niebuhr suchte mich auf. Unerwartet erschien Geheimerath Wolf; die Unterhaltung war bedeutend und förderlich, und Meyer nahm daran eingreifenden künstlerischen Antheil. Zufällig jedoch verließen mich beide Freunde am 27. August, und so hatte ich Zeit genug meinen Geburtstag abermals in stiller Sammlung zu feiern, und den Werth der Kränze zu bedenken, womit ich mein Zimmer von der wohlwollenden Wirthin aufgeschmückt sah. Uebrigens war ich der mir an diesem Orte gegönnten Sammlung und Ruhe die ausführliche Darstellung des Rochusfestes schuldig geworden.

Ferner habe ich zu rühmen, welchen vorzüglichen Genuß mir ein Hermstedtisches Concert und Privatexhibition gegeben, da, von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, ich diesem herrlichen Kunst- und Naturelement beinahe entfremdet worden.

Oeffentliche Ereignisse, die mich in diesem Jahr nah genug berührten, erwähne ich mit freudiger und trauriger Erinnerung. Am 30. Januar war der Falkenorden gestiftet und mir zugleich das Großkreuz ertheilt. Herzog Bernhards Vermählung gab die schönsten Hoffnungen; dagegen versetzte mich der Tod der Kaiserin von Oesterreich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat. Der Staatsminister von Voigt, ein theurer vieljähriger Mitarbeiter und Beförderer meiner wohlgemeinten Unternehmungen, feierte sein Dienstjubiläum, das ich mit einem Gedicht und den treuesten Wünschen begrüßte.

Von Besuchen bemerke ich folgende, sämmtlich Erinnerungen früher und frühester Zeiten erweckend: Mellish, Dr. Huseland, Max Jacobi, von Laffert, Dr. Chladni, Zelter und Wilken, Graf und Gräfin O'Donell, Hofräthin Kestner aus Hannover.

Ein solcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit die Ankündigungen der Isis erschien und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren und die nicht zu berechnenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah.

Dieſes Jahr ward ich auf mehr als eine Weiſe zu einem längern Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich vorausſah und deßhalb an eigenen Manuſcripten, Zeichnungen, Apparaten und Sammlungen manches hin über ſchaffte. Zuvörderſt wurden die ſämmtlichen Anſtalten durchgeſehen, und als ich gar manches für Bildung und Umbildung der Pflanzen Merkwürdige vorfand, ein eigenes botaniſches Muſeum eingerichtet und darin ſowohl bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfänge einer Zuſammenſtellung von Sämereien, nicht weniger Beiſpiele deſſen was ſich auf Holzbildung bezog, angelegt und in Verbindung gebracht, Monſtroſitäten aber von beſonderer Wichtigkeit in einer großen Reihenfolge aufgeſtellt.

Die Verſetzung des Hofmechanikus Körner von Weimar nach Jena brachte einen geſchickt-gewandten, thätigen Mann den dortigen Anſtalten in die Nähe. Ein noch in Weimar von demſelben verfertigtes Paſſage-Inſtrument ward, wegen einiger an der Sternwarte zu beſorgenden Baulichkeiten, zuerſt in dem Schloſſe aufgeſtellt.

Ferner die mannichfaltigen Gaben, welche Sereniſſimus von der Mailändiſchen Reiſe mitgebracht, wurden in die verſchiedenen Fächer eingeordnet.

Die Ausgaben hatten ſich gemehrt, der Etat mußte abermals capitelweiſe durchgearbeitet werden; ich ſchrieb einen umſtändlichen Aufſatz deß halb und eine klare Ueberſicht war ſodann höchſten Ortes vorzulegen.

Allein es kam in dem letzten Viertel des Jahres eine mehrjährig beſprochene und wegen großer Schwierigkeiten immer verſchobene Angelegenheit wieder in Anregung. Unter allen theils auf Sereniſſimi Betrieb und Koſten allein, theils mit Zuziehung des Gothaiſchen Hofes, verbeſſerten oder gar neu gegründeten Anſtalten konnte man leider die akademiſche Bibliothek noch nicht zählen; ſie lag hoffnungslos im Argen, ohne daß man deßhalb jemand eigentlich die Schuld hätte geben können. Zu den vor dreihundert Jahren geſtifteten Anfängen hatte ſich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen Bücherſammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und ſonſtige Contracte, nicht weniger einzelne Bücher auf mannichfaltige Weiſe gehäuft, daß ſie ſtoßartig in dem ungünſtigſten Local bei der widerwärtigſten, großentheils zufälligen Einrichtung über und neben einander gelagert ſtanden. Wie und wo man ein Buch finden

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

Wirſt du deines Gleichen kennen lernen,
So wirſt du dich gleich wieder entfernen.

Warum tanzen Bübchen mit Mädchen ſo gern?
Ungleich dem Gleichen bleibet nicht fern.

Dagegen die Bauern in der Schenke
Prügeln ſich gleich mit den Beinen der Bänke.

Der Amtmann ſchnell das Uebel ſtillt,
Weil er nicht für ihres Gleichen gilt.

Soll dein Compaß dich richtig leiten,
Hüte dich vor Magnetſtein', die dich begleiten.

Verdoppelte ſich der Sterne Schein,
Das All wird ewig finſter ſeyn.

„Und was ſich zwiſchen beide ſtellt?"
Dein Auge, ſo wie die Körperwelt.

An der Finſterniß zuſammengeſchrunden,
Wird dein Auge vom Licht entbunden.

Schwarz und Weiß, eine Todtenſchau,
Vermiſcht ein niederträchtig Grau.

ſollte, war beinahe ein ausſchließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höhern Angeſtellten. Die Räume langten nicht mehr zu: die Buder'ſche Bibliothek ſtand verſchloſſen, kaum zugänglich; ſie ſollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetaſtet bleiben.

Aber nicht nur dieſe ſonderbaren Verhältniſſe ſollten entwickelt und dieſes Chaos geordnet werden, auch die im Schloß befindliche ehemals Büttner'ſche Bibliothek wollte man gleichfalls der Hauptmaſſe einverleibt ſehen. Ueberſchaute man die Sache im Ganzen, durchdrang man das Einzelne, ſo durfte man ſich nicht läugnen, daß bei völlig neu zu ſchaffenden Localitäten, vielleicht wenig Bände in der alten Ordnung neben einander würden zu ſtehen kommen. Unter dieſen Umſtänden war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geſchäfts zu beſchleunigen Anſtand nahm. Endlich aber erhielt ich am 14. October durch gnädigſtes Reſcript den Auftrag die Angelegenheit ungeſäumt zu behandeln. Hier blieb alſo nichts übrig als die Sache nochmals durchzudenken, die Hinderniſſe für Null zu erklären, wie man ja bei jedem bedeutenden Unternehmen thun muß, beſonders wenn es unter der Clauſel non obstantibus quibuscunque muthig anzugreifen iſt. Und ſo begann ich raſch und fuhr unaufhaltſam fort.

Die Feuchtigkeit des untern Saals hatte man Jahre lang bejammert; kein Vorſchlag aber war ins Werk geſetzt, noch weniger durchgeführt worden. Dieß war alſo zuerſt ins Auge zu faſſen. Die beſchränkende Mauer nach dem Graben zu wurde, trotz einer lebhaften, ſogar intriguirenden Proteſtation, abgetragen, die vorliegende Erde weggeſchafft, vor allen Dingen aber die Expeditionszimmer ſo eingerichtet, daß man darin gern arbeiten mochte. Indeſſen andere Baulichkeiten vorbereitet und accordirt wurden, verfloß das Jahr.

Für die Veterinärſchule mußte nun vorzüglich geſorgt werden. Die Einrichtung derſelben ging Schritt für Schritt. Von wiſſenſchaftlicher Seite brachte ich meine Portefeuille der vergleichenden Anatomie nach Jena, und ſtellte was von Zeichnungen am meiſten bedeutend gefunden wurde, unter Glas und Rahmen.

Profeſſor Renner demonſtrirte mir verſchiedenes, beſonders bezüglich auf das lymphatiſche Syſtem. Eine verendete Phoca wird dem herumziehenden Thierwärter abgekauft und ſecirt, bedeutende Präparate werden verfertigt.

Spix' Cephalogenesis erscheint: bei mannichfaltiger Benutzung derselben stößt man auf unangenehme Hindernisse. Methode der allgemeinen Darstellung, Nomenclatur der einzelnen Theile, beides ist nicht zur Reife gediehen; auch sieht man dem Text an, daß mehr Ueberliefertes als Eigengedachtes vorgetragen werde.

Herold von Marburg macht uns durch „Anatomie der Raupen und Schmetterlinge" ein angenehmes Geschenk. Wie viel weiter in sinniger Betrachtung organischer Naturwesen sind wir nicht seit dem fleißigen und übergenauen Lyonet gekommen!

Ich bearbeite mit Neigung das zweite Heft der Morphologie, und betrachte geschichtlich den Einfluß der Kantischen Lehre auf meine Studien.

Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges war an der Tagesordnung. Ich überdachte die Lehre von den Gängen überhaupt, vergegenwärtigte mir Werners und Charpentiers Ueberzeugungen. Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Lahnthal stelle ich als Tableau zusammen. Muster des Gerinnens der Felsmassen suchte ich überall auf, und glaubte vieles zu finden was für die porphyrartige Entstehung so mancher Breccien zeugte. Eine von Sereniſſimo angeschaffte Suite von Chamouny ward im Museum folgemäßig aufgestellt, nicht weniger manche Schweizer Gebirgsarten, Modelle und Panoramen jedes nach seiner Weise aufbewahrt, benutzt und zur Evidenz gebracht.

Die Umgegenden Badens erregten durch Gimbernats Untersuchung und Behandlung ein wachsendes Interesse, und seine geologische Karte jener Gegend, von hoher Hand mitgetheilt, war dem augenblicklichen Bedürfniß unserer Studien überaus willkommen. Brocchi's „Thal von Fassa" forderte uns auf, die Backenbildung nach ihm und andern zu studiren.

Herr Kammerherr von Preen hatte auf einer Reise dorthin auch für mich die schönsten Exemplare besorgt.

Mawe's Aufsatz über Brasilien und die dortigen Edelsteine gab uns von dieser Seite eine nähere Kenntniß jener Länder. Ich aber trat in ein unmittelbares Verhältniß zu ihm, und erhielt durch seine Vorsorge eine schöne Sammlung englischer Zinnstufen, wie immer unmittelbar vom Urgebirg gewonnen und zwar dießmal im Chloritgestein.

Geheimerath von Leonhards große Tabellenwerke, in Gesellschaft

mit andern Naturforſchern herausgegeben, erleichterten die Anordnung meines Privatcabinets.

Nicht geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie jedoch verdankte ich der europäiſchen Gebirgskarte Sorriots. So ward mir zum Beiſpiel Spaniens, für einen Feldherrn ſo chicanöſer, den Guerrillas ſo günſtiger Grund und Boden auf einmal deutlich. Ich zeichnete ſeine Hauptwaſſerſcheide auf meine Karte von Spanien, und ſo ward mir jede Reiſeroute, ſo wie jeder Feldzug, jedes regelmäßige und unregelmäßige Beginnen der Art klar und begreiflich; und wer gedachte koloſſale Karte ſeinen geognoſtiſchen, geologiſchen, geographiſchen und topographiſchen Studien mit Sinn zu Grunde legt, wird ſich dadurch aufs höchſte gefördert ſehen.

Die Chromatik beſchäftigte mich im ſtillen unausgeſetzt; ich ſuchte mir den Zuſtand derſelben in England, Frankreich, Deutſchland zu vergegenwärtigen, ich ſtudirte vier engliſche Schriftſteller, welche ſich in dieſem Fache hervorgethan, ſuchte mir ihre Leiſtungen und Sinnesweiſen deutlich zu machen; es waren Bancroft, Sowerby, Dr. Reade und Brewſter. Einerſeits bemerkte ich mit Vergnügen, daß ſie durch reine Betrachtung der Phänomene ſich dem Naturwege genähert, ja ihn ſogar manchmal berührt hatten; aber mit Bedauern wurde ich bald gewahr, daß ſie ſich von dem alten Irrthum, die Farbe ſey im Licht enthalten, nicht völlig befreien konnten, daß ſie ſich der herkömmlichen Terminologie bedienten und deßhalb in die größte Verwickelung geriethen. Auch ſchien beſonders Brewſter zu glauben, durch eine unendliche Ausführlichkeit der Verſuche werde die Sache gefördert, da vielmehr mannichfaltige und genaue Experimente nur Vorarbeiten der wahren Naturfreunde ſind, um ein reines, von allen Nebendingen befreites Reſultat zuletzt ausſprechen zu können.

Das Widerwärtigſte aber, was mir jemals vor Augen gekommen, war Biots Capitel über die entoptiſchen Farben, dort Polariſation des Lichts genannt. So hatte man denn, nach falſcher Analogie eines Magnetſtabs, das Licht auch in zwei Pole verzerrt und alſo, nicht weniger wie vorher, die Farben aus einer Differenzirung des Unveränderlichſten und Unantaſtbarſten erklären wollen.

Um nun aber einen falſchen Satz mit Beweiſen zu verdecken, ward hier abermals die ſämmtliche mathematiſche Rüſtkammer in Bewegung geſetzt, ſo daß die Natur ganz und gar vor dem äußern und innern Sinne

verschwand. Ich mußte das ganze Ereigniß als einen pathologischen Fall ansehen, als wenn ein organischer Körper einen Splitter finge und ein ungeschickter Chirurg, anstatt diesen zu augenblicklicher Heilung herauszuziehen, die größte Sorgfalt auf die Geschwulst verwendete, um solche zu mildern und zu vertheilen, indessen das Geschwür innerlich bis zur Unheilbarkeit fortarbeitete.

Und so war es mir denn auch ganz schrecklich, als ein akademischer Lehrer, nach Anleitung eines Programms des Hofrath Mayer in Göttingen, mit unglaublicher Ruhe und Sicherheit vor hohen und einsichtigen Personen den unstatthaftesten Apparat auskramte; da man denn nach Schauen und Wiederschauen, nach Blinzen und Wiederblinzen weder wußte was man gesehen hatte, noch was man sehen sollte. Ich war indessen bei den ersten Anstalten auf und davon gegangen und hörte den Verlauf dieser Demonstration, als vorausgesehen, bei meiner Rückkunft ohne Verwunderung. Auch erfuhr man bei dieser Gelegenheit, unter Vorweisung einiger Billardkugeln, daß die runden Lichttheilchen, wenn sie mit den Polen aufs Glas treffen, durch und durch gehen, wie sie aber mit dem Aequator ankommen, mit Protest zurückgeschickt werden.

Indessen vermannichfaltigte ich die entoptischen Versuche ins gränzenlose, da ich denn zuletzt den einfachen atmosphärischen Ursprung entdecken mußte. Zu völliger Ueberzeugung bestätigte sich der Hauptbegriff am 17. Juni bei ganz klarem Himmel, und ich machte nun Anstalt die vielen Einzelnheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen, und den Kern Natur- und Kunstfreunden mündlich und schriftlich mitzutheilen. Dabei entdeckte sich, daß ein dem Maler günstiges oder ungünstiges Licht von dem directen oder obliquen Widerschein herrühre. Professor Roux hatte die Gefälligkeit mir genaue Nachbildungen der entoptischen Farbenbilder zu liefern. Beide Seiten, die helle sowohl als die dunkle, sah man nun in gesteigerter Folge neben einander; jeder Beschauende rief aus, daß er die Chladnischen Figuren gefärbt vor sich sehe.

Der Aufsatz Leonardo da Vinci's über die Ursache der blauen Farbenerscheinung an fernen Bergen und Gegenständen machte mir wiederholt große Freude. Er hatte als ein die Natur unmittelbar anschauend auffassender, an der Erscheinung selbst denkender, sie durchdringender Künstler ohne weiteres das Rechte getroffen. Nicht weniger kam die Theilnahme einzelner aufmerkenden und denkenden Männer. Staatsrath Schultz in

Berlin überſandte mir den zweiten Aufſatz über phyſiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe ins Leben geführt ſah. Eben ſo erbaute mich Profeſſor Hegels Zuſtimmung. Seit Schillers Ableben hatte ich mich von aller Philoſophie im ſtillen entfernt, und ſuchte nur die mir eingeborene Methodik, indem ich ſie gegen Natur, Kunſt und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Werth mußte deßhalb für mich haben, zu ſehen und zu bedenken, wie ein Philoſoph von dem was ich meinerſeits nach meiner Weiſe vorgelegt, nach ſeiner Art Kenntniß nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt das geheimnißvoll klare Licht, als die höchſte Energie, ewig, einzig und untheilbar zu betrachten.

Für die bildende Kunſt näherten ſich dieſes Jahr große Aufſchlüſſe. Von Elgins Marmoren vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu ſehen, ward ſo lebhaft und heftig, daß ich an einem ſchönen ſonnigen Morgen, ohne Abſicht aus dem Hauſe fahrend, von meiner Leidenſchaft überraſcht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudolſtadt lenkte, und mich dort an den erſtaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herſtellte. Nähere Kenntniß der Aeginetiſchen Marmore ward mir gleichfalls durch Zeichnungen des in Rom mit der Reſtauration Beauftragten; und zu einem der herzlichſten Erzeugniſſe neuerer Kunſt wendete ich mich durch eine gleiche Veranlaſſung.

Boſſi's Werk über das Abendmahl von Leonardo da Vinci näher zu betrachten befähigten mich die Durchzeichnungen, welche unſer Fürſt aus Mailand mitgebracht hatte; Studium und Vergleichung derſelben beſchäftigten mich lange, und ſonſt war noch manches uns zur Betrachtung angenähert. Die architektoniſchen Ueberreſte von Eleuſis, in Geſellſchaft unſeres Oberbaudirectors Coudray betrachtet, ließen in eine unvergleichliche Zeit hinüber ſehen. Schinkels große bewundernswürdige Federzeichnungen, die neuſten Münchener Steindrücke, Skizzen zu Caſti's Thierfabeln von Menken, eine Kupferſtichſammlung aus einer Leipziger Auction, ein ſchätzenswerthes Oelbildchen von Rochlitz verehrt, hielten meine Betrachtung von vielen Seiten feſt. Zuletzt fand ich Gelegenheit eine bedeutende Sammlung Majolika anzuſchaffen, welche ihrem Verdienſt nach unter neueren Kunſtwerken ſich allerdings zeigen durften.

Von eigenen Arbeiten ſage ich folgendes. Um des Divan willen

setzte ich meine Studien orientalischer Eigenheiten immer fort, und wendete viele Zeit darauf: da aber die Handschrift im Orient von so großer Bedeutung ist, so wird man es kaum seltsam finden, daß ich mich, ohne sonderliches Sprachstudium, doch dem Schönschreiben mit Eifer widmete, und zu Scherz und Ernst orientalische mir vorliegende Manuscripte so nett als möglich, ja mit mancherlei herkömmlichen Zierrathen nachzubilden suchte. Dem aufmerksamen Leser wird die Einwirkung dieser geistig technischen Bemühungen bei näherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehen.

Die dritte Lieferung meiner Werke, 9. bis 12. Band, erscheint zu Ostern: das zweite Rhein- und Mainheft wird abgeschlossen, das dritte angefangen und vollbracht. Die Reise nach Neapel und Sicilien wird gedruckt, die Biographie überhaupt wieder vorgenommen. Ich verzeichne die Meteore des literarischen Himmels und beschäftige mich die Urtheilsworte französischer Kritiker aus der von Grimm'schen Correspondenz auszuziehen; einen Aufsatz über die Hohlmünzen, Regenbogenschüsselchen genannt, theile ich den Freunden solcher Curiositäten mit. Die berühmte Heilsberger Inschrift lasse ich mit einer von Hammer'schen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück macht.

Von Poetischem wüßte ich nichts vorzuzeigen als die Orphischen Urworte in fünf Stanzen, und einen irischen Todtengesang aus Glenarvon übersetzt.

Zur Naturkenntniß erwähne ich hier ein bedeutendes Nordlicht im Februar.

Uebereinstimmung des Stoffs mit der Form der Pflanzen belebte die Unterhaltung zwischen mir und Hofrath Voigt, dessen Naturgeschichte, als dem Studium höchst förderlich, dankbar anzunehmen war. An die Verstäubung der Berberisblume und der dorthin deutenden gelben Auswüchse älterer Zweigblätter wendete ich manche Betrachtung. Durch die Gefälligkeit Hofrath Döbereiners konnte ich mich der stöchiometrischen Lehre im allgemeinen fernerweit annähern. Zufällig machte ich mir ein Geschäft, eine alte Ausgabe des Thomas Campanella de sensu rerum von Druckfehlern zu reinigen — eine Folge des höchst aufmerksamen Lesens, das ich diesem wichtigen Denkmal seiner Zeit von neuem zuwendete. Graf Buquoy erfreute auch seine abwesenden Freunde durch fernere gedruckte Mittheilungen, in welchen seine geistreiche Thätigkeit uns um so mehr

anſprach, als ſie uns die perſönliche Unterhaltung deſſelben wieder vergegenwärtigte.

Da aus näherer Betrachtung der Howard'ſchen Wolkenformen hervorzugehen ſchien, daß ihre verſchiedenen Formen verſchiedenen atmoſphäriſchen Höhen eigneten, ſo wurden ſie verſuchsweiſe auf jene frühere Höhentafel ſorgfältig eingetragen, und ſo die wechſelſeitigen Bezüge im allgemeinen verſinnlicht und dadurch einer Prüfung angenähert.

Hier ſchließt ſich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Ueberſetzung des indiſchen Megha-Duta freundlichſt an. Man hatte ſich mit Wolken und Wolkenformen ſo lange getragen, und konnte nun erſt dieſem Wolkenboten in ſeinen tauſendfältig veränderten Geſtalten mit deſto ſicherer Anſchauung im Geiſte folgen.

Engliſche Poeſie und Literatur trat vor allen andern dieſes Jahr beſonders in den Vordergrund; Lord Byrons Gedichte, je mehr man ſich mit den Eigenheiten dieſes außerordentlichen Geiſtes bekannt machte, gewannen immer größere Theilnahme, ſo daß Männer und Frauen, Mägdlein und Junggeſellen faſt aller Deutſchheit und Nationalität zu vergeſſen ſchienen. Bei erleichterter Gelegenheit ſeine Werke zu finden und zu beſitzen, ward es auch mir zur Gewohnheit mich mit ihm zu beſchäftigen. Er war mir ein theurer Zeitgenoſſe, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen ſeines Lebens.

Der Roman Glenarvon ſollte uns über manches Liebesabenteuer deſſelben Aufſchlüſſe geben; allein das voluminöſe Werk war an Intereſſe ſeiner Maſſe nicht gleich, es wiederholte ſich in Situationen, beſonders in unerträglichen; man mußte ihm einen gewiſſen Werth zugeſtehen, den man aber mit mehr Freude bekannt hätte, wenn er uns in zwei mäßigen Bänden wäre dargereicht worden.

Von Peter Pindar wünſchte ich mir, nachdem ich ſeinen Namen ſo lange nennen gehört, endlich auch einen deutlichen Begriff; ich gelangte dazu, erinnere mich deſſen aber nur, daß er mir wie ein der Caricatur ſich zuneigendes Talent vorkam. John Hunters Leben erſchien höchſt wichtig, als Denkmal eines herrlichen Geiſtes, der ſich bei geringer Schulbildung an der Natur edel und kräftig entwickelte. Das Leben Franklins ſprach im allgemeinen denſelben Sinn aus, im beſondern himmelweit von jenem verſchieden. Von fernen bisher unzugänglichen Gegenden belehrte uns Elphinſtone's Kabul; das Bekanntere dagegen verdeutlichte

Raffles' Geſchichte von Java ganz ungemein. Zugleich traf das Prachtwerk indiſcher Jagden, beſorgt von Howett, bei uns an, und half durch treffliche Bilder einer Einbildungskraft nach, die ſich, ohne gerade dieſen Punkt der Wirklichkeit zu treffen, ins Unbeſtimmte würde verloren haben. Auf Nordamerika bezügliches ward uns vielfaches zu Theil.

Von Büchern und ſonſtigen Druckſchriften und deren Einwirkung bemerke folgendes. Hermann de mythologia Graecorum antiquissima intereſſirte die Weimariſchen Sprachfreunde auf einen hohen Grad. In einem verwandten Sinne Reynouards Grammatik der romaniſchen Sprache. Manuscrit venu de St. Helène beſchäftigte alle Welt. Aechtheit oder Unächtheit, halbe oder ganze Urſprünglichkeit wurde durchgeſprochen und durchgefochten. Daß man dem Heroen gar manches abgehorcht hatte, blieb offenbar und unzweifelhaft. Deutſchlands Urgeſchichte von Barth griff in unſere Studien der Zeit nicht ein; dagegen war der Pfingſtmontag von Profeſſor Arnold in Straßburg eine höchſt liebenswürdige Erſcheinung. Es iſt ein entſchieden anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut ſich nicht klares Bewußtſeyn zu geben, wenn ſich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder beſpiegelt; denn ja nur im beſondern erkennt man, daß man Verwandte hat, im allgemeinen fühlt man immer nur die Sippſchaft von Adam her. Ich beſchäftigte mich viel mit gedachtem Stück und ſprach mein Behagen daran aufrichtig und umſtändlich aus.

Von Ereigniſſen bemerke weniges, aber für mich und andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd, war ich niemals nach Paulinzelle gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode dieſe kirchlichen Ruinen als höchſt bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich ſo viel davon hören, die einheimiſche und reiſende junge Welt rühmte mir den großartigen Anblick, daß ich mich entſchloß meinen dreißigjährigen Geburtstag, den ich immer gern im ſtillen feierte, einſam dort zuzubringen. Ein ſehr ſchöner Tag begünſtigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundſchaft ein unerwartetes Feſt. Oberforſtmeiſter von Fritſch hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gaſtmahl veranſtaltet, wobei wir jenes von der Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Regierung aufgeräumte alte Bauwerk

mit heiterer Muße beſchauen konnten. Seine Entſtehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Halbcirkelbogen ſtattfand. Die Reformation verſetzte ſolches in die Wüſte worin es entſtanden war; das geiſtliche Ziel war verſchwunden, aber es blieb ein Mittelpunkt weltlicher Gerechtſame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerſtört ward es nie, aber zu ökonomiſchen Zwecken theils abgetragen, theils entſtellt; wie man denn auf dem Brauhauſe noch von den uralten Koloſſalziegeln einige hart gebrannt und glaſirt wahrnehmen kann; ja ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Angebäuden noch einiges von dem uralten Gebälke der flachen Decke und ſonſtiger urſprünglichen Contignation entdecken würde.

Aus der Ferne kam uns Nachricht von Zerſtörung und Wiederherſtellung. Das Berliner Schauſpielhaus war niedergebrannt; ein neues ward in Leipzig errichtet. Ein Symbol der Souverainetät ward uns Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Großherzog vom Thron den Fürſten von Thurn und Taxis in ſeinem Abgeordneten mit dem Poſtregal belieh, wobei wir ſämmtlichen Diener in geziemendem Schmuck nach Rangesgebühr erſchienen und alſo auch unſererſeits die Oberherrſchaft des Fürſten anerkannten, indeſſen im Lauf deſſelben Jahrs eine allgemeine Feier deutſcher Studirender am 18. Juni zu Jena, und noch bedeutender den 18. October auf der Wartburg, eine ahnungsvolle Gegenwirkung verkündigten.

Das Reformationsjubiläum verſchwand vor dieſen friſchen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun ſchienen ihre Großthaten veraltet, und man mochte ſich ganz anderes von den neueſten öffentlich-geheimen Beſtrebungen erwarten.

Perſönliche Erneuerung früherer Gunſt und Gewogenheit ſollte mich auch dieſes Jahr öfter beglücken. Die Frau Erbprinzeſſin von Heſſen wußte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben mich ihrer fortdauernden Gnade perſönlich zu verſichern. Herr Staatsminiſter von Humboldt ſprach auch dießmal wie immer belebend und anregend bei mir ein. Eine ganz eigene Einwirkung jedoch auf längere Zeit empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig ſtudirender junger Griechen. Der Wunſch, ſich beſonders deutſche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchſt lebhaft, ſo wie das Verlangen allen ſolchen Gewinn

dereinſt zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Beſtreben; nur war zu bemerken, daß ſie, was den Hauptſinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden.

Papadopulos, der mich in Jena öfters beſuchte, rühmte mir einſt im jugendlichen Enthuſiasmus den Lehrvortrag ſeines philoſophiſchen Meiſters. Es klingt, rief er aus, ſo herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland ſpricht. Als ich mich aber erkundigte, was denn dieſer treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort, das könne er ſo eigentlich nicht ſagen, aber Wort und Ton klängen ihm ſtets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.

Es iſt derſelbe, welcher zu jener Zeit meine Iphigenie ins Neugriechiſche überſetzte. Und wunderbar genug, wenn man das Stück in dieſer Sprache und in dieſer Beziehung betrachtet, ſo drückt es ganz eigentlich die ſehnſüchtigen Gefühle eines reiſenden oder verbannten Griechen aus; denn die allgemeine Sehnſucht nach dem Vaterlande iſt hier unter der Sehnſucht nach Griechenland, als dem einzig menſchlich gebildeten Lande, ganz ſpecifiſch ausgedrückt.

Eine neue angenehme Bekanntſchaft machte ich an einem Fellenbergiſchen Gehülfen, Namens Lippe, deſſen klare Ruhe, Entſchiedenheit ſeiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg ſeiner Wirkungen mir höchſt ſchätzbar entgegen traten, und mich zugleich in der guten Meinung ſo für ihn wie für das Inſtitut, dem er ſich gewidmet hatte, beſtärkten.

Gar mannichfaltig war ein erwünſchtes Wiederſehen. Wilhelm von Schütz von Ziebingen erneuerte frühere Unterhaltungen in Ernſt und Tiefe. Mit dieſem Freunde erging es mir indeſſen ſehr wunderlich: bei dem Anfange jedes Geſpräches trafen wir in allen Prämiſſen völlig zuſammen; in fortwährender Unterhaltung jedoch kamen wir immer weiter auseinander, ſo daß zuletzt an keine Verſtändigung mehr zu denken war. Gewöhnlich ereignete ſich dieß auch bei der Correſpondenz und verurſachte mir manche Pein, bis ich mir dieſen ſelten vorkommenden Widerſpruch endlich aufzulöſen das Glück hatte. Doch auch das Umgekehrte ſollte mir begegnen, damit es ja an keiner Erfahrung fehle. Hofrath Hirt, mit welchem ich mich, was die Grundſätze betraf, niemals hatte vereinigen können, erfreute mich durch einen mehrtägigen Beſuch, bei welchem ſo im

Will Licht einem Körper ſich vermählen,
Es wird den ganz durchſicht'gen wählen.

Du aber halte dich mit Liebe
An das Durchſcheinende, das Trübe.

Denn ſteht das Trübſte vor der Sonne,
Da ſiehſt die herrlichſte Purpur-Wonne.

Und will das Licht ſich dem Trübſten entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.

Und wie das Trübe verdunſtet und weicht,
Das Rothe zum hellſten Gelb erbleicht.

Iſt endlich der Aether rein und klar,
Iſt das Licht weiß, wie es anfangs war.

Steht vor dem Finſtern milchig Grau,
Die Sonne beſcheint's, da wird es Blau.

Auf Bergen, in der reinſten Höhe,
Tief Röthlichblau iſt Himmelsnähe.

Du ſtaunest über die Königspracht,
Und gleich iſt ſammetſchwarz die Nacht.

Und ſo bleibt auch, in ewigem Frieden,
Die Finſterniß vom Licht geſchieden.

---

ganzen Verlauf als im Einzelnen auch nicht die geringſte Differenz vorkam. Betrachtete ich nun das angedeutete Verhältniß zu beiden Freunden genau, ſo entſprang es daher, daß von Schütz aus dem Allgemeinen, das mir gemäß war, ins Allgemeinere ging, wohin ich ihm nicht folgen konnte, Hirt dagegen das beiderſeitige Allgemeine auf ſich beruhen ließ und ſich an das Einzelne hielt, worin er Herr und Meiſter war, wo man ſeine Gedanken gern vernahm und ihm mit Ueberzeugung zuſtimmte.

Der Beſuch von Berliner Freunden, Staatsrath Hufeland und Langermann, Varnhagen von Enſe blieb mir, wie die Frommen ſich auszudrücken gewohnt ſind, nicht ohne Segen; denn was kann ſegensreicher ſeyn als wohlwollende einſtimmende Zeitgenoſſen zu ſehen, die auf dem Wege ſich und andere zu bilden unaufhaltſam fortſchreiten?

Ein junger Batſch, an ſeinen Vater durch freundliches, thätiges Benehmen, ſo wie durch übereinſtimmende gefällig geiſtreiche Geſtalt erinnernd, kehrte von Cairo zurück, wohin er in Geſchäften europäiſcher Kaufleute gegangen war. Er hatte zwar treue, aber keineswegs kunſtgemäße Zeichnungen von dortigen Gegenden mitgebracht, ſo auch kleine Alterthümer ägyptiſcher und griechiſcher Abkunft. Er ſchien mit lebendiger Thätigkeit dasjenige im praktiſchen Handel wirken zu wollen, was ſein Vater theoretiſch in der Naturwiſſenſchaft geleiſtet hatte.

1818.

Der Divan war auch den Winter über mit ſo viel Neigung, Liebe, Leidenſchaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck deſſelben im Monat März anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immer fort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufſätze ein beſſeres Verſtändniß zu erreichen hoffen durfte; denn freilich mußte der Deutſche ſtutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit, ob es Ueberſetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen ſeyen, kam dem Unternehmen nicht zu gute; ich ließ es aber ſeinen Gang gehen, ſchon gewohnt das deutſche Publicum erſt ſtutzen zu ſehen, ehe es empfing und genoß.

Vor allen Dingen schien sodann nothwendig die Charaktere der sieben persischen Haupteichter und ihre Leistungen mir und andern klar zu machen. Dieß ward nur möglich, indem ich mich der von Hammer'schen bedeutenden Arbeit mit Ernst und Treue zu bedienen trachtete. Alles ward heran gezogen: Anquetils Religionsgebräuche der alten Parsen, Birpai's Fabeln, Freytags arabische Gedichte, Michaelis arabische Grammatik, alles mußte dienen mich dort einheimischer zu machen.

Indessen hatten die von unserm Fürsten aus Mailand mitgebrachten Seltenheiten, wovon sich der größere Theil auf Leonardo's Abendmahl bezog, im höchsten Grad meine Aufmerksamkeit erregt. Nach eifrigem Studium der Arbeit Bossi's über diesen Gegenstand, nach Vergleichung der vorliegenden Durchzeichnungen, nach Betrachtung vieler andern gleichzeitigen Kunstleistungen und Vorkommnisse, ward endlich die Abhandlung geschrieben wie sie im Druck vorliegt, und zugleich ins Französische übersetzt, um den Mailänder Freunden verständlich zu seyn. Zu gleicher Zeit ward uns von dorther ein ähnlicher Widerstreit des Antiken und Modernen, wie er sich auch in Deutschland rührt und regt, gemeldet; man mußte von dorther auch über Classisches und Romantisches polemische Nachrichten vernehmen.

Zwischen allem diesem bei irgend einer Pause nach dem Griechischen hingezogen, verfolgte ich einen alten Lieblingsgedanken, daß Myrons Kuh auf den Münzen Tyrrachiums dem Hauptsinne nach aufbehalten sey; denn was kann erwünschter seyn als entschiedenes Andenken des Höchsten aus einer Zeit, die nicht wieder kommt? Eben dieser Sinn ließ mich auch Philostrats Gemälde wieder aufnehmen, mit dem Vorsatz das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben. Womit ich mich sonst noch beschäftigt, zeigt Kunst und Alterthum viertes Stück.

Ein wundersamer Zustand bei hellem Mondenschein brachte mir das Lied: Um Mitternacht, welches mir desto lieber und werther ist, da ich nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte. Aufgefordert, und deßhalb in seiner Entstehung klarer, aber doch eben so wenig in der Ausführung berechenbar, erschien mir zu Ende des Jahrs ein Gedicht, in kurzer Zeit verlangt, erfunden, eingeleitet und vollbracht. Zu Verehrung Ihro Majestät der Kaiserin Mutter sollte ein Maskenzug die

vieljährigen poetiſchen Leiſtungen des Weimariſchen Muſenkreiſes in einzelnen Gruppen geſtalten und dieſe, einen Augenblick in höchſter Gegenwart verweilend, durch ſchickliche Gedichte ſich ſelbſt erklären. Er ward am 18. December aufgeführt, und hatte ſich einer günſtigen Aufnahme und dauernden Erinnerns zu erfreuen.

Kurz vorher war der 17. und 18. Band meiner Werke bei mir angelangt.

Mein Aufenthalt in Jena war dießmal auf mehr als Eine Weiſe fruchtbar. Ich hatte mich im Erker der Tamme zu Camsdorf einquartiert und genoß mit Bequemlichkeit, bei freier und ſchöner Aus- und Umſicht, beſonders der charakteriſtiſchen Wolkenerſcheinungen. Ich beachtete ſie nach Howard in Bezug auf den Barometer, und gewann mancherlei Einſicht.

Zugleich war das entoptiſche Farbencapitel an der Tagesordnung. Brewſters Verſuche dem Glaſe durch Druck, wie ſonſt durch Hitze, dieſelbe Eigenſchaft des regelmäßigen Farbenzeigens bei Spiegelung zu ertheilen, gelangen gar wohl, und ich meinerſeits, überzeugt vom Zuſammenwirken des Techniſch-Mechaniſchen mit dem Dynamiſch-Ideellen, ließ die Seebeck'ſchen Kreuze auf Damaſtart ſticken, und konnte ſie nun nach beliebigem Scheinwechſel hell oder dunkel auf derſelben Fläche ſehen. Dr. Seebeck beſuchte mich den 16. Juni, und ſeine Gegenwart förderte in dieſem Augenblick wie immer zur gelegenen Zeit.

In Carlsbad ſah ich voll Bedauern ein wohlgearbeitetes meſſingenes Rohr mit Gradbogen, wodurch die Polariſation des Lichtes erwieſen werden ſollte. Es war in Paris gefertigt; man ſah aber hier in der Beſchränkung nur theilweiſe, was wir ſchon längſt ganz und völlig in freier Luft darzuſtellen verſtanden. Deſto angenehmer war mir ein Apparat zu gleichem Zwecke, verehrt zu meinem Geburtstage, von Profeſſor Schweigger, welcher alles leiſtet was man in dieſem Capitel verlangen kann.

Zur Geognoſie waren uns auch die ſchönſten Beiträge gekommen, mit bedeutenden Exemplaren aus Italien. Brocchi's Werk über italiäniſche Foſſilien, Sömmerings foſſile Eidechſen und Fledermäuſe. Von da erhoben wir uns wieder in ältere Regionen, betrachteten Werners Gangtheorie und Freieslebens ſächſiſche Zinnformation. Eine angekündigte Mineralienſammlung aus Nerden kommt an, Verſteinerungen von der

Insel Rügen durch Kosegarten, Mineralien aus Sicilien und der Insel Elba durch Oeleben. Die Lage des Cölestins bei Tornburg wird erforscht. Durch besondere Gelegenheit kommt die Geognosie der Vereinigten Staaten uns näher. Was für Vortheil daher entspringt, wird auf freundliche und solide Weise erwidert.

In Böhmen war sogleich die allgemeine Geognosie um desto ernster gefördert, als ein junger weitschreitender Bergfreund, Namens Reupel, auf kurze Zeit mit uns zusammentraf, und eine Karte des Königreichs mir zu illuminiren die Gefälligkeit hatte, des Versatzes in einer eigenen Schrift dieses Bestreben weiter zu führen und öffentlich bekannt zu machen. Man besuchte Haidingers Porzellanfabrik in Elbogen, wo man außer dem Material des reinen verwitterten Feldspathes auch das ausgearbeitete Brennmaterial der Braunkohlen kennen lernte, und von dem Fundort der Zwillingskrystalle zugleich unterrichtet wurde. Wir besuchten Bergmeister Beschorner in Schlackenwalde, erfreuten uns an dessen instructiver Mineraliensammlung, und erlangten zugleich am Tage eine Art von Uebersicht der Localität des Steckwerks. Im Granit einbrechende, oder vielmehr im Granit enthaltene und sich durch Verwitterung daraus ablösende Theile, wie z. B. Glimmerkugeln, wurden bemerkt und aufgehoben. So wurden mir auch sehr belehrende krystallographische Unterhaltungen mit Professor Weiß. Er hatte einige krystallisirte Diamanten bei sich, deren Entwickelungsfolge er nach seiner höhern Einsicht mich gewahr werden ließ. Eine kleine Müller'sche Sammlung, besonders instructiv, ward zurecht gelegt; Rosenquarz von Königswart gelangte zu mir, so wie ich einige böhmische Chrysolithe gelegentlich anschaffte. Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hause Mineralien von Coblenz und sonstiges Belehrendes dieser Art.

Auf die Akademie Jena war die Aufmerksamkeit der höchsten Herren Erhalter ganz besonders gerichtet; sie sollte aufs neue ausgestattet und besetzt werden. Man unternahm die ältern Statuten der neuen Zeit gemäß einzurichten, und auch ich, in so fern die unmittelbaren Anstalten mit der Akademie sich berührten, hatte das Meinige durch dienſame Vorschläge beigetragen. Das Bibliotheksgeschäft jedoch heischte seit Anfang des Jahres fortgesetzte und erweiterte Thätigkeit. Das Local wurde in genaue Betrachtung gezogen, und hauptsächlich was an Räumlichkeiten ohne großen Aufwand zu gewinnen sey, artistisch und handwerksmäßig überlegt

auch in wiefern dem gemäß die Arbeit ſelbſt begonnen und fortgeſetzt werden könne, wohl überdacht. Die Vorſchläge zu ſicherem Gang der Angelegenheit werden durch die höchſten Höfe gebilligt und entſchieden, und Accorde mit den Handwerkern ſogleich geſchloſſen. Die Hauptſache blieb immer die Trockenlegung des untern großen Saals. Wie man von außen gegen Graben und Garten zu Luft gemacht hatte, ſo geſchah es nun auch von innen durch Vertiefung des Hofes. Alles andere was zur Sicherheit und Trockniß des Gebäudes dienen konnte, ward berathen und ausgeführt; daher die äußere Verappung ſogleich vorgenommen. Nachdem auch im Innern gewiſſe Hinderniſſe mit Lebhaftigkeit beſeitigt waren, ward nunmehr die Schloßbibliothek translocirt, welches mit beſonderer Sorgfalt und Vorſicht geſchah, indem man ſie in der bisherigen Ordnung wieder aufſtellte, um bis zur neuen Anordnung auch die Benutzung derſelben nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt iſt hier zu Ehren der Angeſtellten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek nach wie vor, ja noch viel ſtärker und lebhafter, benutzt werden konnte.

Hier finde ich nun eine Schuld abzutragen, indem ich die Männer nenne, welche mir in dieſem höchſt verwickelten und verworrenen Geſchäft treulich und jeder Anordnung gemäß mitwirkend ſich erwieſen haben. Profeſſer Güldenapfel, bisheriger Jenaiſcher Bibliothekar, hatte unter dem vorigen Zuſtand ſo viel gelitten, daß er zu einer Veränderung desſelben freudig die Hand bot, und eine gewiſſe hypochondriſche Sorgfalt auch auf die neue Anordnung mit Räthlichkeit hinwendete. Rath Vulpius, Bibliothekar in Weimar, hatte bisher der im Schloß verwahrten Büttner'ſchen Bibliothek vorgeſtanden, und verſagte zu der Translocation derſelben ſeine Dienſte nicht, wie er denn auch manche neue nöthig werdende Verzeichniſſe mit großer Fertigkeit zu liefern wußte. Dr. Weller, ein junger kräftiger Mann, übernahm die Obſorge über die oft mißlichen Baulichkeiten, indem ſowohl die Benutzung der Localitäten zu neuen Zwecken als auch der Wiedergebrauch von Repoſitorien und andern Holzarbeiten eine ſowohl gewandte als fortdauernde Aufſicht und Anleitung erforderten. Der Kanzliſt Compter, der bisherige Cuſtos der Schloßbibliothek Färber thaten jeder an ſeiner Stelle und auf ſeine Weiſe das Mögliche, ſo daß ich in dieſem Falle die Liebe zur Sache und die Anhänglichkeit an mich ſämmtlicher Angeſtellten nicht genugſam zu rühmen wüßte.

Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verkauf der Gruner'schen, so höchst bedeutenden Bibliothek angekündigt, und sogar der Antrag gethan solche im Ganzen anzukaufen und die Doubletten in der Folge wieder zu veräußern. Ich, als ein abgesagter Feind solcher Operationen, bei denen nichts zu gewinnen ist, ließ den Gruner'schen Katalog mit den Katalogen sämmtlicher Bibliotheken vergleichen und durch Buchstaben andeuten, was und wo es schon besessen werde. Durch diese mühselige und in der Zwischenzeit oft getadelte Sorgfalt erschien zuletzt, wie viel Vorzügliches die öffentlichen Anstalten schon besaßen; über das andere was noch zu acquiriren wäre, ward die medicinische Facultät gefragt, und wir gelangten dadurch mit mäßigem Aufwand zu dem Inhalt der ganzen Gruner'schen Bibliothek. Schon aber konnte sich diese neue nun eben erst Bestand gewinnende, in Gefolg ihres akademischen Rufes, einer auswärtigen Aufmerksamkeit erfreuen, indem mit freundlicher Anmerkung der Graf von Egerton die von ihm herausgegebenen Werke sämmtlich einsendete. Im November erstattete die Behörde einen Hauptbericht, welcher sich höchsten Beifalls um so mehr getrösten sollte, als der umsichtige Fürst persönlich von dem ganzen Geschäftsgange Schritt für Schritt Kenntniß genommen hatte.

Die Oberaufsicht über die sämmtlichen unmittelbaren Anstalten hatte sich im Innern noch einer besondern Pflicht zu entledigen. Die Thätigkeit in einzelnen wissenschaftlichen Fächern hatte sich dergestalt vermehrt, die Forderungen waren auf einen solchen Grad gewachsen, daß der bisherige Etat nicht mehr hinreichte. Dieß konnte zwar im Ganzen bei guter Wirthschaft einigermaßen ausgeglichen werden; allein das Unsichere war zu beseitigen, ja es mußten, mehrerer Klarheit wegen, neue Rechnungscapitel und eine neue Etatsordnung eingeführt werden. In diesem Augenblick war der bisherige Rechnungsführer, als Rentbeamter, von herzoglicher Kammer an eine andere Stelle befördert, und die beschwerliche Arbeit, die alte Rechnung abzuschließen, die Gewährschaft los zu werden und einen neuen Etat nebst Rechnungsformular aufzustellen, blieb mir dem Vorgesetzten, der wegen Eigenheit der Lage sich kaum der Mitwirkung eines Kunstverständigen bedienen konnte.

Auch in dieses Jahr fällt ein Unternehmen, dessen man sich vielleicht nicht hätte unterziehen sollen, das Abtragen des Löberthors. Als nämlich das heiter auch von außen hergestellte Bibliotheksgebäude den Wunsch

hervorrief, gleicherweise die nächste bisher vernachläſſigte Umgebung gereinigt und erheitert zu ſehen, ſo that man den Vorſchlag, ſowohl das äußere als innere Löberthor abzutragen, zu gleicher Zeit die Gräben auszufüllen und dadurch einen Marktplatz für Holz- und Fruchtwagen, nicht weniger eine Verbindung der Stadt in Feuersgefahr mit den Teichen zu bewirken. Das letztere ward auch bald erreicht; als man aber an die innern Gebäude kam, durch deren Wegräumung man einen ſtattlichen Eingang der Stadt zu gewinnen hoffte, that ſich eine Gegenwirkung hervor, gegründet auf die moderne Maxime, daß der Einzelne durchaus ein Recht habe gegen den Vortheil des Ganzen den ſeinigen geltend zu machen. Und ſo blieb ein höchſt unſchicklicher Anblick ſtehen, den, wenn es glückt, die Folgezeit den Augen unſerer Nachkommen entziehen wird.

Für die Einſicht in höhere bildende Kunſt begann dieſes Jahr eine neue Epoche. Schon war Nachricht und Zeichnung der äginetiſchen Marmore zu uns gekommen, die Bildwerke von Phigalia ſahen wir in Zeichnungen, Umriſſen und ausgeführteren Blättern vor uns, jedoch war das Höchſte uns noch fern geblieben; daher forſchten wir dem Parthenon und ſeinen Giebelbildern, wie ſie die Reiſenden des ſiebzehnten Jahrhunderts noch geſehen hatten, fleißig nach, und erhielten von Paris jene Zeichnung copirt, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichern Begriff von der Intention des Ganzen verſchaffte, als es in der neuern Zeit bei fortgeſetzter Zerſtörung möglich iſt. Aus der Schule des Londoner Malers Haydon ſandte man uns die Copien in ſchwarzer Kreide, gleich groß mit den Marmoren, da uns denn der Hercules und die im Schooß einer andern ruhende Figur, auch die dritte dazu gehörige ſitzende, im kleinern Maßſtab, in ein würdiges Erſtaunen verſetzte. Einige Weimariſche Kunſtfreunde hatten auch die Gypsabgüſſe wiederholt geſehen, und bekräftigten, daß man hier die höchſte Stufe der aufſtrebenden Kunſt im Alterthum gewahr werde.

Zu gleicher Zeit ließ uns eine koſtbare Sendung von Kupferſtichen aus dem ſechzehnten Jahrhundert in eine andere gleichfalls höchſt ernſthaft gemeinte Kunſtepoche ſchauen. Die beiden Bände von Bartſch XIV und XV wurden bezüglich hierauf ſtudirt, und was wir dahin Gehöriges ſchon beſaßen, durchgeſehen und nur einiges, wegen ſehr hoher Preiſe, mit beſcheidener Liebhaberei angekauft.

Gleichfalls höchſt unterrichtend, in einer neuern Sphäre jedoch, war

eine große Kupferstichsendung aus einer Leipziger Auction. Ich sah Jacksons holzgeschnittene Blätter beinahe vollständig zum erstenmal; ich ordnete und betrachtete diese Acquisition, und fand sie in mehr als Einem Sinne bedeutend. Eine jede Technik wird merkwürdig, wenn sie sich an vorzügliche Gegenstände, ja wohl gar an solche wagt, die über ihr Vermögen hinausreichen.

Aus der französischen Schule erhielt ich viele gute Blätter um den geringsten Preis. Die Nachbarnation war damals in dem Grade verhaßt, daß man ihr kein Verdienst zugestehen, und so wenig irgend etwas, das von ihr herkäme, an seinen Besitz heranziehen mochte. Und so war mir schon seit einigen Auctionen gelungen, für ein Spottgeld bedeutende, sogar in der Kunst und Kunstgeschichte wohl gekannte, durch Anekdoten und Eigenheiten der Künstler namhafte große wohlgestochene Blätter, eigenhändige Radirungen mehrerer im achtzehnten Jahrhundert berühmten und beliebten Künstler das Stück für zwei Groschen anzuschaffen. Das Gleiche gerieth mir mit Sebastian Bourdons geätzten Blättern, und ich lernte bei dieser Gelegenheit einen Künstler, den ich immer im Allgemeinen geschätzt, auch im Einzelnen werth achten.

Eine Medaille, welche die Mailänder zu Ehren unseres Fürsten als ein Andenken seines dortigen Aufenthalts prägen lassen, giebt mir Gelegenheit zur Plastik zurückzukehren. Ich acquirirte zu gleicher Zeit eine vorzüglich schöne Münze Alexanders; mehrere kleine Bronzen von Bedeutung wurden mir in Carlsbad theils käuflich, theils durch Freundesgeschenk, glücklich zu eigen. Graf Tolstoys Basreliefs, deren ich nur wenige kannte, überschickte mir der wohlwollende Künstler durch einen vorübereilenden Courier, und daß ich noch einiges Zerstreute zusammenfasse, das Kupferwerk vom Campo Santo in Pisa erneute das Studium jener ältern Epoche, so wie im wunderbarsten Gegensatz das Omaggio della Provincia Veneta alla S. M. l'Imperatrice d'Austria von dem wunderlichen Sinnen und Denken gleichzeitiger Künstler ein Beispiel vor Augen brachte. Von den in Paris bestellten zwei Pferdekörpen, einem venetianischen und athenischen, kam jener zuerst, und ließ uns seine Vorzüge empfinden, ehe uns der andere durch überschwengliche Größheit dafür unempfänglich gemacht hätte.

1819.

Von perſönlichen Verhältniſſen wäre folgendes zu ſagen. Die Königin von Würtemberg ſtirbt zu Anfang, Erbgroßherzog von Mecklenburg zu Ende des Jahrs. Staatsminiſter von Voigt verläßt uns den 22. März; für mich entſteht eine große Lücke, und dem Kreiſe meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip. Er fühlte ſich in der letzten Zeit ſehr angegriffen von den unaufhaltſam wirkenden revolutionären Potenzen, und ich pries ihn deßhalb ſelig, daß er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März verfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutſchland hierauf ergriff, ängſtlich beunruhigt wurde.

In dem übrigens ganz ruhigen Gang und Zug der Welt trafen Ihro Majeſtät die regierende Kaiſerin von Rußland in Weimar ein; ich ſah in dieſer Zeit den Grafen Stourdza und den Staatsrath von Köhler.

Erfreuliches begegnete dem fürſtlichen Hauſe, daß dem Herzog Bernhard ein Sohn geboren war, ein Ereigniß, das allgemeine Heiterkeit verbreitete. Der Aufenthalt in Dornburg und Jena gab zu mancherlei Vergnüglichkeiten Anlaß. Die Prinzeſſinnen hatten ihren Garten in Jena bezogen, wodurch denn hin und her viele Bewegung entſtand; auch wurde die hohe Geſellſchaft dadurch vermehrt, daß Herzog von Meiningen und Prinz Paul von Mecklenburg der Studien wegen in Jena einige Zeit verweilten.

In Carlsbad ſah ich Fürſt Metternich und deſſen diplomatiſche Umgebung, und fand an ihm wie ſonſt einen gnädigen Herrn. Graf Bernſtorff lernte ich perſönlich kennen, nachdem ich ihn lange Jahre hatte vortheilhaft nennen hören, und ihn wegen inniger treuer Verhältniſſe zu werthen Fremden auch ſchätzen lernen. Auch ſah ich Graf Kaunitz und andere, die mit Kaiſer Franz in Rom geweſen waren, fand aber keinen darunter, der von der deutſch-frommen Ausſtellung im Palaſte Caſſarelli hätte ein Günſtiges vermelden mögen. Den Grafen Carl Harrach, den ich vor ſo viel Jahren, als er ſich der Medicin zu widmen den Entſchluß faßte, in Carlsbad genau kannte, fand ich zu meinem großen Vergnügen gegen mich wieder wie ich ihn verlaſſen, und ſeinem Berufe nunmehr leidenſchaftlich treu. Seine ganz einfach lebhaften Erzählungen von der beweglichen Wiener Lebensweiſe verwirrten mir wirklich in den erſten Abenden Sinne und Verſtand, doch in der Folge ging es

besser; theils wurde ich die Darstellung eines so kreiselhaften Treibens mehr gewohnt, theils beschränkte er sich auf die Schilderung seiner praktischen Thätigkeit, ärztlicher Verhältnisse, merkwürdiger Berührungen und Einflüsse, die eine Person der Art, als Standes-, Welt- und Heilmann erlebt, und ich erfuhr in diesem Punkte gar manches Neue und Fremdartige.

Geheimer Rath Berends von Berlin, ein sogleich Vertrauen erweckender Medicus, ward mir und meinem Begleiter, dem Dr. Rehbein, einem jüngern, vorzüglich einsichtigen und sorgfältigen Arzte, als Nachbar lieb und werth. Die verwittwete Frau Berghauptmann von Trebra erinnerte mich an den großen Verlust, den ich vor kurzem in ihrem Gemahl, einem vieljährigen so nachsichtigen als nachhelfenden Freund erlitten; und so ward ich auch im Gespräch mit Professor Dittrich von Kommothau an frühere Teplitzer Momente hingewiesen, alte Freude, altes Leid wieder hervor gerufen.

Zu Hause so wie in Jena ward mir gar manches Gute durch bleibende und vorübergehende Personen. Ich nenne die Grafen Canicoff und Bombelles, und sodann ältere und neuere Freunde, theilnehmend und belehrend. Rees von Esenbeck, nach Berlin reisend und zurückkehrend, von Stein aus Breslau. Mannichfaltige Mittheilungen dieses thätigen rüstigen Mannes und frühern Zöglings erfreuten mich. Ein gleiches Verhältniß erneuerte sich zu Bergrath von Herder. Generalsuperintendent Krause erschien als tieffranker Mann, und man mußte vielleicht manche schwache Aeußerung einem inwohnenden unheilbaren Uebel zuschreiben. Er empfahl den obern Classen des Gymnasiums Tiedge's Urania als ein klassisches Werk, wohl nicht bedenkend, daß die von dem trefflichen Dichter so glücklich bekämpfte Zweifelsucht ganz aus der Mode gekommen, daß niemand mehr an sich selbst zweifle, und sich die Zeit gar nicht nehme an Gott zu zweifeln. Seine Gegenwart muthete mich nicht an; ich habe ihn nur einmal gesehen und bedauert, daß er seine gerühmte Einsicht und Thätigkeit nicht auch an Weimarischen Kirchen und Schulen habe beweisen können. Lebensheiterer war mir der Anblick der zahlreichen Seebeck'schen Familie, die von Nürnberg nach Berlin zog, den glücklichen Aufenthalt an jenem Orte mit innigem Bedauern rühmend, früherer Jenaischer Verhältnisse an Ort und Stelle sich lebhaft erinnernd, und nach Berlin mit freudiger Hoffnung hinschauend. Ein Besuch Dr. Schopen-

Daß ſie mit einander ſtreiten können,
Das iſt eine baare Thorheit zu nennen.

Sie ſtreiten mit der Körperwelt,
Die ſie ewig auseinander hält.

hauers, eines meiſt verkannten, aber auch ſchwer zu kennenden verdienſtvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechſelſeitigen Belehrung. Ein junger Angeſtellter von Berlin, der ſich durch Talent, Mäßigung und Fleiß aus bedenklichen Umſtänden zu einer anſehnlichen Stelle, einem bequemen häuslichen Zuſtande und einer hübſchen jungen Frau geholfen hatte. Major von Luck, der Mainzer Humoriſt, der ganz nach ſeiner Weiſe zum Beſuch bei mir unverſehens eintritt, ſein Bleiben ohne Noth verkürzt, und gerade aus Uebereilung die Reiſegelegenheit verſäumt. Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter, hielt ſich länger auf, und gab Raum eine vielverſprechende Jugend zu kennen und zu ſchätzen. Geheimer Rath von Willemer, der die Folgen einer für ihn höchſt traurigen Angelegenheit großmüthig abzulenken ſuchte, reiste nach Berlin, um von Ihro Majeſtät dem König Verzeihung für den Gegner ſeines Sohnes zu erflehen. Der Grieche Ghika beſuchte mich öfters; auch hatte ich ſeine Landsleute, die, um höhere Bildung zu gewinnen, nach Deutſchland gekommen waren, immer freundlich aufgenommen. Präſident von Welden aus Bayreuth, ſo ſehr wie jeder Vorgeſetzte von akademiſcher Turbulenz beunruhigt, beſuchte mich, und man konnte ſich über die damals ſo dringenden Angelegenheiten nichts Erfreuliches mittheilen. Die Weimar- und Gothaiſchen Regierungsbevollmächtigten von Conta und von Hoff ſprachen gleichfalls wegen akademiſcher Beſorgniſſe bei mir ein. Ein Sohn von Baggeſen erfreute mich durch heitere Gegenwart und unbewundenes Geſpräch. Ernſt von Schiller, dem es hier nicht glücken wollte, ging einer Anſtellung im Preußiſchen entgegen. Sodann lernte ich noch einen jungen Chemicus, Namens Runge, kennen, der mir auf gutem Wege zu ſeyn ſchien.

Des Antheils hab' ich nunmehr zu erwähnen, den man meinem ſiebzigſten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu ſchenken geneigt war. Durch eine wunderliche Grille eigenſinniger Verlegenheit ſuchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Dießmal hatte ich ihn zwiſchen Hof und Carlsbad auf der Reiſe zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beſchränktem Sinne glaubte ich überwunden zu haben. Allein am 29. Auguſt ſollte ich zu einem ſchon beſprochenen Gaſtmahl auf den Poſthof eingeladen werden, wovon ich mich, in Rückſicht meine Geſundheit, nicht ohne Grund entſchuldigen mußte. Auch überraſchte mich aus der Ferne noch gar

mannichfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28. August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert: die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt; die Ausfertigung deßhalb erhielt ich durch ministerielle Gelegenheit. Die Mecklenburgischen Herren Stände verehrten mir zu diesem Tage eine goldene Medaille, als Dankzeichen für den Kunstantheil, den ich bei Verfertigung der Blücher'schen Statue genommen hatte.

1820.

Nachdem wir den 29. März eine Mondverdunklung beobachtet hatten, blieb die auf den 7. September angekündigte ringförmige Sonnenfinsterniß unser Augenmerk. Auf der Sternwarte zu Jena wurden vorläufige Zeichnungen derselben verfertigt; der Tag kam heran, aber leider mit ganz überwölktem Himmel. In dem Garten der Prinzessinnen waren Einrichtungen getroffen, daß mehrere Personen zugleich eintreten konnten. Sereniſſimus besuchten ihre lieben Enkel zur guten Stunde; das Gewölk um die Sonne ward lichter, Anfang und Mitte konnten vollkommen beobachtet werden, und den Austritt, das Ende zu sehen, begab man sich auf die Sternwarte, wo Professor Posſelt mit andern Angestellten beschäftigt war. Auch hier gelang die Betrachtung, und man konnte vollkommen zufrieden seyn, während in Weimar ein bedeckter Himmel jede Ansicht vereitelte.

Auf einer Reise nach Carlsbad beobachtete ich die Wolkenformen ununterbrochen, und redigirte die Bemerkungen daselbst. Ich setzte ein solches Wolken-Diarium bis Ende Juli und weiter fort, wodurch ich die Entwickelung der sichtbaren atmosphärischen Zustände auseinander immer mehr kennen lernte, und endlich eine Zusammenstellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verschiedenen Feldern unternehmen konnte. Nach Hause zurückgekehrt besprach ich die Angelegenheit mit Professor Posſelt, welcher daran sehr verständigen Theil nahm. Auch wurden nunmehr von Eisenach Wetterbeobachtungen eingesendet. Von Büchern förderte mich am meisten Brandes' Witterungskunde und sonstige Bemühungen in diesem Fache. Dittmars Arbeiten wurden benutzt, freilich nicht in dem Sinne, wie es der gute Mann wünschen mochte.

Das Botaniſche ward nicht außer Augen gelaſſen; der Belvederiſche Katalog kam zu Stande, und ich ſah mich dadurch veranlaßt die Geſchichte der Weimariſchen Botanik zu ſchreiben. Ich ließ hierauf ein franzöſiſches Heft überſetzen, das in galantem Vortrag die Vermehrung der Eriken anrieth und anleitete. Jäger über Mißbildung der Pflanzen, de Candolle Arzneikräfte der Pflanzen, Henſchel gegen die Sexualität, Nees van Eſenbecks Handbuch, Robert Brown über die Synegeneſiſten wurden ſämmtlich beachtet, da ein Aufenthalt in dem botaniſchen Garten zu Jena mir dazu die erwünſchteſte Muße gab.

Bedeutender Honigthau wurde auf der Stelle beobachtet und beſchrieben. Herr Dr. Carus theilte von einem Kirchhof in Sachſen ein zartes Geflechte von Lindenwurzeln mit, welche zu den Särgen hinabgeſtiegen, dieſe ſowohl als die enthaltenen Leichname wie mit Filigranarbeit umwickelt hatten. Ich fuhr fort mich mit Wartung des Bryophyllum calycinum zu beſchäftigen, dieſer Pflanze, die den Triumph der Metamorphoſe im Offenbaren feiert. Indeſſen war durch die Reiſe öſterreichiſcher und bayeriſcher Naturforſcher nach Braſilien die lebhafteſte Hoffnung erregt.

Auf meiner Reiſe nach Carlsbad nahm ich den Weg über Wunſiedel nach Alexandersbad, wo ich die ſeltſamen Trümmer eines Granitgebirges nach vielen Jahren ſeit 1785 zum erſtenmal wieder beobachtete. Mein Abſcheu vor gewaltſamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulcanen, Waſſerfluthen und andern Titaniſchen Ereigniſſen geltend zu machen ſuchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick ſich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweiſe Auflöſung wie theilweiſe Beharrlichkeit des Urgeſteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuern Maſſen, dieſe ſtaunenswürdige Erſcheinung ganz naturgemäß ſich ergeben habe. Auch dieſer Gegenſtand ward in meinen wiſſenſchaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch, daß eine ſo ruhige Anſicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde.

In Carlsbad legte ich die alte geognoſtiſche Folge wieder in belehrenden Muſtern zuſammen, worunter ſchöne Stücke des Granits vom Schloßberg und Bernhardsfelſen, mit Hornſteinadern durchzogen, gar wohl in die Augen fielen. Eine neue ſpeciellere Folge, auf Porzellan- und

Steingutsfabricaten sich beziehend, zugleich die natürlichen unveränderten Stücke enthaltend, ward angefügt. Eine solche vollständigste Sammlung zeigte ich dem Fürsten von Thurn und Taxis und seiner Umgebung vor, welcher bei theilnehmendem Besuch mit dem Aufgewiesenen zufrieden schien.

Den pseudovulcanischen Gebirgen schenkte ich gleichfalls erneute Aufmerksamkeit, wozu mir einige behufs des Wegebaues neu aufgeschlossene Bergräume in der Gegend von Dalwitz und Lessau die beste Gelegenheit gaben. Hier war es augenfällig wie die ursprünglichen Schichten des frühern Flötzgebirges, ehemals innigst mit Steinkohlenmasse vermischt, nunmehr durchgeglüht, als bunter Porzellanjaspis in ihrer alten Lage verharrten, da denn zum Beispiel auch eine ganze Schicht stänglichten Eisensteins sich dazwischen deutlich auszeichnete; und Veranlassung gab sowohl die Müller'sche Sammlung als die eigenen und Freundescabinete mit großen und belehrenden Stücken zu bereichern.

Als ich nun hierauf den durch den Wegebau immer weiter aufgeschlossenen Kammerberg bei Eger bestieg, sorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten desselben genau ansah, so mußte ich freilich zu der Ueberzeugung des Bergrath Reuß wieder zurückkehren und dieses problematische Phänomen für pseudovulcanisch ansprechen. Hier war ein mit Kohlen geschichteter Glimmerschiefer wie dort spätere Thonflötzlager durchglüht, geschmolzen und dadurch mehr oder weniger verändert. Diese Ueberzeugung, einem frischen Anschauen gemäß, kostete mich nichts selbst gegen ein eigenes gedrucktes Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, ist es kein Wunder, wenn ein redlicher Forscher in seiner Meinung wechselt.

Die kleinen Basalte vom Horn, einem hohen Berge in der Nähe von Elbogen, denen man bei der Größe einer Kinderfaust oft eine bestimmte Gestalt abgewinnen kann. Der Grundtypus, woraus alle die übrigen Formen sich zu entwickeln schienen, ward in Thon nachgebildet, auch Musterstücke an Herrn von Schreibers nach Wien gesendet.

Auf den Jenaischen Museen revidire ich die Carlsbader Suite mit neuer Uebersicht, und da man denn doch immer vorsätzliche Feuer- und Gluthversuche anstellt, um zu den Naturbränden parallele Erscheinungen zu gewinnen, so hatte ich in der Flaschenfabrik zu Zwetzen dergleichen anstellen lassen, und es betrübt mich die chemischen Erfolge nicht in der eingeleiteten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben, besonders da

einige Gebirgsarten nach dem heftigſten Brande ſich äußerſt regelmäßig geſtalteten. Gleicherweiſe ſandte man von Coblenz aus natürlichen Thon und daraus übermäßig gebrannte Ziegeln, welche auch ſich ſchlackenartig und zugleich geſtaltet erwieſen.

Jüngere Freunde verſorgten mich mit Muſterſtücken von dem Urgeſchiebe bei Danzig, ingleichen bei Berlin, aus denen man eine völlig ſyſtematiſche Sammlung Geſteinarten, und zwar in ihren härteſten Fels- und Gangtheilen anreihen konnte.

Das Beiſpiel einer allerletzten Formation zeigte uns der Steinſchneider Facius. Er hatte in einem Tuffſteinconglomerat, welches mancherlei abgerundete Geſchiebe enthielt, auch einen geſchnittenen Chalcedon gefunden, worauf ein Obelisk mit allerlei nicht-ägyptiſchen Zeichen, ein knieend Betender an der einen, ein ſtehend Opfernder an der andern Seite von leidlicher Arbeit. Man ſuchte ſich dieſe offenbar zufällige Erſcheinung aus vorwaltenden Umſtänden zu erklären, die jedoch hier zu entwickeln nicht der Ort iſt. Der mecklenburgiſche Kammerherr Herr von Preen verehrte mir von einer Reiſe aus Tyrol mitgebrachte bedeutende Mineralien; Graf Bedemar, königlich däniſcher Kammerherr, ſchöne Opale von den Ferroe-Inſeln.

An Büchern waren mir ſehr angenehm: Roſe über Baſaltgeneſe, ein alter Gleichzeitiger, der auch noch an alten Begriffen hielt; ferner deſſen Symbola; einen Auszug des erſtern theilte ich im Drucke mit, einer des letztern liegt noch unter meinen Papieren. Herrn von Schreibers Aerolithen förderten uns auch in dieſem Capitel. Von England waren ſehr willkommen The first Principles of Geology, by G. B. Greenough. Lond. 1819. Die Werner'ſchen Anſichten, die man nun ſchon ſo viele Jahre gewohnt war, in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war aufregend ergötzlich. Eine große geologiſche Karte von England war durch beſondere Ausführung und Reinlichkeit einer ernſten Belehrung höchſt förderlich. Als ſelbſtthätig lieferte ich zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft des erſten Bandes drittes Heft.

Friſche Luſt zu Bearbeitung der Farbenlehre gaben die entoptiſchen Farben. Ich hatte mit großer Sorgfalt meinen Aufſatz im Auguſt dieſes Jahrs abgeſchloſſen und dem Druck übergeben. Die Ableitung, der ich in meiner Farbenlehre gefolgt, fand ſich auch hier bewährt; der entoptiſche Apparat war immer mehr vereinfacht worden. Glimmer- und

Gypsblättchen wurden bei Versuchen angewendet, und ihre Wirkung sorgfältig verglichen. Ich hatte das Glück mit Herrn Staatsrath Schultz diese Angelegenheit nochmals durchzugehen; sodann begab ich mich an verschiedene Paralipomena der Farbenlehre. Purkinje's Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht ward ausgezogen, und die Widersacher meiner Bemühungen nach Jahren aufgestellt.

Von theilnehmenden Freunden wurde ich auf ein Werk aufmerksam gemacht: Nouvelle Chroagénésie par le Prince, welches als Wirkung und Bestätigung meiner Farbenlehre angesehen werden könne. Bei näherer Betrachtung fand sich jedoch ein bedeutender Unterschied. Der Verfasser war auf demselben Wege wie ich dem Irrthum Newtons auf die Spur gekommen, allein er förderte weder sich noch andere, indem er, wie Dr. Reade auch gethan, etwas gleich Unhaltbares an die alte Stelle setzen wollte. Es gab mir zu abermaliger Betrachtung Anlaß, wie der Mensch, von einer Erleuchtung ergriffen und aufgeklärt, doch so schnell wieder in die Finsterniß seines Individuums zurückfällt, wo er sich alsdann mit einem schwachen Laternchen kümmerlich fortzuhelfen sucht.

Gar mancherlei Betrachtungen über das Herkommen in den Wissenschaften, über Vorschritt und Retardation, ja Rückschritt werden angestellt. Der sich immer mehr an den Tag gebende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phänomene auf einander ward mit Bescheidenheit betrachtet, und so die Chladni'schen und Seebeck'schen Figuren parallelisirt, als auf einmal in der Entdeckung des Bezugs des Galvanismus auf die Magnetnadel durch Professor Oersted sich uns ein beinahe blendendes Licht aufthat. Dagegen betrachtete ich ein Beispiel des fürchterlichsten Obscurantismus mit Schrecken, indem ich die Arbeiten Biots über die Polarisation des Lichtes näher studirte. Man wird wirklich krank über ein solches Verfahren; dergleichen Theorien, Beweis- und Ausführungsarten sind wahrhafte Nekrosen, gegen welche die lebendigste Organisation sich nicht herstellen kann.

Der untere große Jenaische Bibliothekſaal war nun in der Hauptsache hergestellt; die Repositorien, die sonst der Länge nach den Raum verfinsterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht gehörig auf. Ein buntes, von Serenissimo verehrtes altdeutsches Fenster ward eingesetzt, und daneben die Gypsbüsten der beiden Herren Nutritoren aufgestellt, in dem obern Saal ein geräumiger Pult eingerichtet, und so immer mehreren

Erfordernissen Genüge geleistet. Um in den allzueinfachen, unverzierten, dem Auge wenig Ergötzliches bietenden Sälen einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf symbolische, die verschiedenen geistigen Thätigkeiten bezeichnende Bilder, welche sonst so beliebt, mit Sinnsprüchen begleitet, in allen wissenschaftlichen Anstalten dem Besucher entgegen leuchteten. Einiges wurde ausgeführt, anderes durch Herrn Schinkels Gefälligkeit vorbereitet, das meiste blieb als Skizze, ja nur als bloßer Gedanke zurück. Die Buder'schen Deductionen wurden durch Vulpius katalogisirt, ein böhmisches Manuscript, auf Hussens Zeiten bezüglich, durch Dr. Wlokka übersetzt, ein Hauptbibliotheksbericht erstattet, eine übersichtliche Fortwirkung durch ausführliche Tagebücher und Dr. Wellers persönliche Berichterstattung möglich gemacht.

Bei der botanischen Anstalt beschäftigte uns die Anlage eines neuen Glashauses, nach dem Befehl Serenissimi und unter dessen besonderer Mitwirkung. Riß und Anschlag wurden geprüft, die Accorde abgeschlossen und zu gehöriger Zeit die Arbeit vollendet. Auch war der Ankauf der Stark'schen Präparatensammlung für das anatomische Cabinet gebilligt und abgeschlossen, der Transport derselben aber, welcher ein neues Local forderte, noch aufgeschoben. Der untere große Saal im Schlosse, der seit Entfernung der Büttner'schen Bibliothek noch im Wuste lag, ward völlig wieder hergestellt, um verschiedene Curiosa darin aufzubewahren. Ein bedeutendes Modell des Amsterdamer Rathhauses, das bei mehrmaligem Umstellen und Transportiren höchst beschädigt worden war, ließ sich nun reparirt ruhig wieder aufrichten.

In Weimar ging alles seinen Gang; das Münzcabinet war an Vulpius zu endlicher Unterordnung übergeben worden; auch kam die Actenrepositur völlig in Ordnung.

Zu meinem Geburtstagsfeste hatte voriges Jahr die angesehene Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde in Frankfurt am Main die Aufmerksamkeit, mich unter die Ehrenmitglieder aufzunehmen. Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete, und welche Theilnahme sie allenfalls auch von mir wünschen könnte, so ging mir der Gedanke bei, es möchte wohl auch ein Vortheil seyn, in späteren Jahren, bei höherer Ausbildung, in ein neues Fach gerufen zu werden. Es lag auf der Jenaischen Bibliothek ein geschätztes Manuscript von der Chronik des Otto von Freysingen, auch einige andere, welche nach dem Wunsch

jener Gesellschaft sollten beschrieben werden. Nun hatte der Bibliothekschreiber Compter ein besonderes Talent zu dergleichen Dingen, es glückte ihm die Nachahmung der alten Schriftzüge ganz besonders; deßwegen er auch die genaueste Aufmerksamkeit auf so etwas zu legen pflegte. Ich verfertigte ein sorgfältiges Schema, wonach die Codices Punkt für Punkt verglichen werden sollten. Hiernach fing er an gedachtes Manuscript des Otto von Freysingen mit dem ersten Straßburger Abdruck desselben zu vergleichen, eine Arbeit, die nicht fortgesetzt wurde. Im Ganzen ward jedoch die Beschäftigung eine Zeit lang fortgesetzt, so wie das Verhältniß zu Herrn Büchler in Frankfurt unterhalten.

Zu gleicher Zeit erkaufte die Frau Erbgroßherzogin aus der Auction des Canonicus Pick zu Köln eine wohlerhaltene silberne Schale, deren eingegrabene Darstellung sowohl als Inschrift sich auf einen Taufact Friedrichs I. beziehen, und auf einen Pathen Otto genannt. Es wurde in Steindruck für Frankfurt copirt, daselbst und an mehreren Orten commentirt; aber eben hieraus zeigte sich, wie unmöglich es sey antiquarische Meinungen zu vereinigen. Ein deßhalb geführtes Actenheft ist ein merkwürdiges Beispiel eines solchen antiquarisch-kritischen Dissensus, und ich läugne nicht, daß mir nach solcher Erfahrung weitere Lust und Muth zu diesem Studium ausging. Denn meiner gnädigsten Fürstin hatte ich eine Erklärung der Schale angekündigt, und da immer ein Widerspruch dem andern folgte, so ward die Sache dergestalt ungewiß, daß man kaum noch die silberne Schale in der Hand zu halten glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.

Der Triumphzug Mantegna's, von Andrea Andreani in Holz geschnitten, hatte unter den Kunstwerken des sechzehnten Jahrhunderts von jeher meine größte Aufmerksamkeit an sich gezogen. Ich besaß einzelne Blätter desselben, und sah sie vollständig in keiner Sammlung, ohne ihnen eine lebhafte Betrachtung ihrer Folge zu widmen. Endlich erhielt ich sie selbst und konnte sie ruhig neben und hinter einander beschauen; ich studirte den Vasari deßhalb, welcher mir aber nicht zusagen wollte. Wo aber gegenwärtig die Originale seyen, da sie, als auf Tafeln gemalt, von Mantua weggeführt worden, blieb mir verborgen. Ich hatte meine Blätter eines Morgens in dem Jenaischen Gartenhause vollständig aufgelegt, um sie genauer zu betrachten, als der junge Mellish, ein Sohn meines alten Freundes, hereintrat und sich alsobald in bekannter

Gesellschaft zu finden erklärte, indem er kurz vor seiner Abreise aus England sie zu Hamptoncourt wohlerhalten in den königlichen Zimmern verlassen hatte. Die Nachforschung ward leichter; ich erneuerte meine Verhältnisse zu Herrn Dr. Noehden, welcher auf die freundlichste Weise bemüht war allen meinen Wünschen entgegen zu kommen. Zahl, Maß, Zustand, ja die Geschichte ihres Besitzes von Carl I. her, alles ward aufgeklärt, wie ich solches in Kunst und Alterthum IV. Band 2. Heft umständlich ausgeführt habe. Die von Mantegna selbst in Kupfer gestochenen Originalblätter aus dieser Folge kamen mir gleichfalls durch Freundesgunst zur Hand, und ich konnte alle zusammen, mit den Nachweisungen von Bartsch verglichen, nunmehr ausführlich erkennen und mich über einen so wichtigen Punkt der Kunstgeschichte ganz eigens aufklären.

Von Jugend auf war meine Freude mit bildenden Künstlern umzugehen. Durch freie leichte Bemühung entstand im Gespräch und aus dem Gespräch etwas vor unsern Augen; man sah gleich, ob man sich verstanden hatte, und konnte sich um desto eher verständigen. Dieses Vergnügen ward mir dießmal in hohem Grade. Herr Staatsrath Schultz brachte mir drei würdige Berliner Künstler nach Jena, wo ich gegen Ende des Sommers in der gewöhnlichen Gartenwohnung mich aufhielt. Herr Geheimer Rath Schinkel machte mich mit den Absichten seines neuen Theaterbaues bekannt, und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise in Tyrol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, ersterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafte, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen. Nach vollbrachtem Modell in Thon sorgte Hofbildhauer Kaufmann für eine Gypsform. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte, und die angenehmsten Stunden wiederholt genoß. Es hatte sich in den wenigen Tagen so viel Productives, Anlage und Ausführung, Plane und Vorbereitung, Belehrendes und Ergötzliches zusammengedrängt, daß die Erinnerung daran immer wieder neu belebend sich erweisen mußte.

Von den Berlinischen Kunstzuständen ward ich nunmehr aufs vollständigste unterrichtet, als Hofrath Meyer mir das Tagebuch eines dortigen Aufenthaltes mittheilte; so wie die Betrachtung über Kunst und Kunstwerke im allgemeinen durch dessen Aufsätze in Bezug auf Kunstschulen

und Kunstsammlungen bis zu Ende des Jahrs lebendig erhalten wurde. Von moderner Plastik erhielt ich die vollständige Sammlung der Medaillons, welche Graf Tolstoy zu Ehren des großen Befreiungskrieges in Messing geschnitten hatte. Wie höchlich lobenswerth diese Arbeit angesprochen werden mußte, setzten die Weimarischen Kunstfreunde in Kunst und Alterthum mehr auseinander.

Leipziger Auctionen und sonstige Gelegenheiten verschafften meiner Kupferstichsammlung belehrende Beispiele. Braundrücke, nach Rafaelino da Reggio, einer Grablegung, wovon ich das Original schon einige Zeit besaß, gaben über die Verfahrungsart der Künstler und Nachbildner erfreulichen Aufschluß. Die Sacramente von Pouſſin ließen tief in das Naturell eines so bedeutenden Künstlers hineinschauen. Alles war durch den Gedanken gerechtfertigt, auf Kunstbegriff gegründet; aber eine gewisse Naivetät, die sich selbst und die Herzen anderer aufschließt, fehlte fast durchaus, und in solchem Sinne war eine Folge so wichtiger und verehrter Gegenstände höchst förderlich.

Auch kamen mir gute Abdrücke zu von Haldenwangs Aquatinta nach sorgfältigen Rahl'schen Zeichnungen der vier Caſſeler Claude Lorrains. Diese setzen immerfort in Erstaunen und erhalten um so größern Werth, als die Originale aus unserer Nachbarschaft entrückt, in dem hohen Norden nur wenigen zugänglich bleiben.

Der wackere, immer fleißige, den Weimarischen Kunstfreunden immer geneigt gebliebene Friedrich Gmelin sendete von seinen Kupfern zum Virgil der Herzogin von Devonshire die meisten Probeabdrücke. So sehr man aber auch hier seine Nadel bewunderte, so sehr bedauerte man, daß er solchen Originalen habe seine Hand leihen müssen. Diese Blätter, zur Begleitung einer Prachtausgabe der Aeneis von Annibale Caro bestimmt, geben ein trauriges Beispiel von der modernen realistischen Tendenz, welche sich hauptsächlich bei den Engländern wirksam erweist. Denn was kann wohl trauriger seyn, als einem Dichter aufhelfen zu wollen durch Darstellung wüster Gegenden, welche die lebhafteste Einbildungskraft nicht wieder anzubauen und zu bevölkern wüßte? Muß man denn nicht schon annehmen, daß Virgil zu seiner Zeit Mühe gehabt sich jenen Urzustand der lateinischen Welt zu vergegenwärtigen, um die längst verlassenen, verschwundenen, durchaus veränderten Schlösser und Städte einigermaßen vor den Römern seiner Zeit dichterisch aufzustutzen? Und

Sprichwörtlich.

Lebſt im Volke; ſey gewohnt,
Keiner je des Andern ſchont.

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſoll mich Niemand drum beſchämen;
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So werd' ich immer derſelbe bleiben.

Die Luſt zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ich ſah mich um, an vielen Orten,
Nach luſtigen geſcheidten Worten;
An böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß dieſe die beſten Worte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Willſt luſtig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzuſtecken.

bedenkt man nicht, daß verwüſtete, der Erde gleich gemachte, verſumpfte Localitäten die Einbildungskraft völlig paralyſiren und ſie alles Auf- und Nachſchwungs, der allenfalls noch möglich wäre, ſich dem Dichter gleich zuſtellen, völlig berauben?

Die Münchener Steindrücke ließen uns die unaufhaltſamen Fortſchritte einer ſo hochwichtigen Technik von Zeit zu Zeit anſchauen. Die Kupfer zum Fauſt, von Retzſch gezeichnet, erſchienen im Nachſtich zu London, höchſt reinlich und genau. Ein hiſtoriſches Blatt, die verſammelten Miniſter beim Wiener Congreſſe darſtellend, ein Geſchenk der Frau Herzogin von Curland, nahm in den Portefeuillen des größten Formats ſeinen Platz.

Der älteſte Grundſatz der Chromatik, die körperliche Farbe ſey ein Dunkles, das man nur bei durchſcheinendem Lichte gewahr werde, bethätigte ſich an den transparenten Schweizerlandſchaften, welche König von Bern bei uns aufſtellte. Ein kräftig Durchſchienenes ſetzte ſich an die Stelle des lebhaft Beſchienenen, und übermannte das Auge ſo, daß anſtatt des entſchiedenſten Genuſſes endlich ein peinvolles Gefühl eintrat.

Schließlich habe ich noch dankbar eines Steindrucks zu gedenken, welcher von Mainz aus, meinen dießjährigen Geburtstag feiernd, mit einem Gedicht freundlich geſendet wurde. Auch langte der Riß an zu einem Monument, welches meine theuern Landsleute mir zugedacht hatten. Als anmuthige Verzierung einer idylliſchen Gartenſcene, wie der erſte Freundesgedanke die Abſicht ausſprach, wäre es dankbar anzuerkennen geweſen, aber als große architektoniſche ſelbſtſtändige Prachtmaſſe war es wohl geziemender, ſie beſcheiden zu verbitten.

Aber zu höheren, ja zu den höchſten Kunſtbetrachtungen wurden wir aufgefordert, indem die Bau- und Bildwerke Griechenlands lebhafter zur Sprache kamen. An das Parthenon wurden wir aufs neue geführt, von den Elginiſchen Marmoren kam uns nähere Kunde, nicht weniger von dem Phigaliſchen. Die äußerſten Gränzen menſchlicher Kunſtthätigkeit im höchſten Sinne und mit natürlichſter Nachbildung wurden wir gewahr, und prieſen uns glücklich auch dieß erlebt zu haben.

Auch ein gleichzeitiger Freund feſſelte Trieb und Einbildungskraft am Alterthum; das neueſte Heft von Tiſchbeins Bildern zum Homer gab zu manchen Vergleichungen Anlaß. Der Mailändiſche Codex der Ilias, obgleich aus ſpäterer Zeit, war für die Kunſtbetrachtungen von großem

Belang, indem offenbar ältere herrliche Kunstwerke darin nachgebildet und deren Andenken dadurch für uns erhalten worden.

Der Aufenthalt Herrn Raabe's in Rom und Neapel war für uns nicht ohne Wirkung geblieben. Wir hatten auf höhere Veranlassung demselbigen einige Aufgaben mitgetheilt, wovon sehr schöne Resultate uns übersendet wurden. Eine Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, wie der Künstler sie verfand, ließ sich mit einer ältern, vor dreißig Jahren gleichfalls sehr sorgfältig gefertigten, angenehm vergleichen. Auch hatten wir, um das Colorit der Pompejischen Gemälde wieder ins Gedächtniß zu rufen, davon einige Copien gewünscht, da uns denn der wackere Künstler mit Nachbildung der bekannten Centauren und Tänzerinnen höchlich erfreute. Das chromatische Zartgefühl der Alten zeigte sich ihren übrigen Verdiensten völlig gleich; und wie sollte es auch einer so harmonischen Menschheit an diesem Hauptpunkte gerade gemangelt haben? wie sollte, statt dieses großen Kunsterfordernisses, eine Lücke in ihrem vollständigen Wesen geblieben seyn?

Als aber unser werther Künstler bei der Rückreise nach Rom diese seine Arbeit vorwies, erklärten sie die dortigen Nazarener für völlig unnütz und zweckwidrig. Er aber ließ sich dadurch nicht irren, sondern zeichnete und colorirte auf unsern Rath in Florenz einiges nach Pietro da Cortona, wodurch unsere Ueberzeugung, daß dieser Künstler besonders für Farbe ein schönes Naturgefühl gehabt habe, sich abermals bestätigte. Wäre seit Anfang des Jahrhunderts unser Einfluß auf deutsche Künstler nicht ganz verloren gegangen, hätte sich der durch Frömmelei erschlaffte Geist nicht auf ergrauten Moder zurückgezogen, so würden wir zu einer Sammlung der Art Gelegenheit gegeben haben, die dem reinen Natur- und Kunstblick eine Geschichte ältern und neuern Colorits, wie sie schon mit Worten verfaßt werden, in Beispielen vor Augen gelegt hätte. Da es aber einmal nicht seyn sollte, so suchten wir nur uns und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken, indeß jener wahnsinnige Sectengeist keine Scheu trug, das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen.

Mit eigenen künstlerischen Productionen waren wir in Weimar nicht glücklich. Heinrich Müller, der sich in München des Steindrucks befleißigt hatte, ward aufgemuntert, verschiedene hier vorhandene Zeichnungen, worunter auch Carstens'sche waren, auf Stein zu übertragen; sie

gelangen ihm zwar nicht übel, allein das unter dem Namen Weimarische Pinakothek ausgegebene erste Heft gewann, bei überfülltem Markt, wo noch dazu sich vorzüglichere Waare fand, keine Käufer. Er versuchte noch einige Platten, allein man ließ das Geschäft inne halten, in Hoffnung, bei verbesserter Technik in der Folge dasselbe wieder aufzunehmen.

Als mit bildender Kunst einigermaßen verwandt bemerke ich hier, daß meine Aufmerksamkeit auf eigenhändige Schriftzüge vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt worden, indem eine Beschreibung des Schlosses Friedland, mit Facsimile's von Wallenstein und andern bedeutenden Namen aus dem dreißigjährigen Kriege herauskam, die ich an meine Originaldocumente sogleich ergänzend anschloß. Auch erschien zu derselben Zeit ein Porträt des merkwürdigen Mannes in ganzer Figur, von der leichtgeübten Hand des Directors Bergler in Prag, wodurch denn die Geister jener Tage zwiefach an uns wieder herangebannt wurden.

Von gleicher Theilnahme an Werken mancher Art wäre so viel zu sagen. Hermanns Programm über das Wesen und die Behandlung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung, die ich den Arbeiten dieses vorzüglichen Mannes von jeher gewidmet hatte: denn was kann uns zu höherm Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen, daß die sprachersindenden Urvölker, bei Benamung der Naturerscheinungen und deren Verehrung als waltender Gottheiten, mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt worden, so daß sie eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende als ruhig schaffende Gottheiten gewahr wurden. Mir schienen, da sich denn doch dieses Menschengeschlecht in seinen Grundzügen niemals verändert, die neuesten geologischen Theoristen von eben dem Schlage, die ohne feuerspeiende Berge, Erdbeben, Klufttrisse, unterirdische Druck- und Quetschwerke (συσσαρα), Stürme und Sündfluthen keine Welt zu erschaffen wissen.

Wolfs Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studiren des gedachten Werkes merkte ich mir selbst und meinen innern Geistesoperationen auf. Da gewahrte ich denn, daß eine Systole und Diastole

immerwährend in mir verging. Ich war gewohnt die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf Einen Punkt zusammen, und eine gewisse Läßlichkeit, die uns bei allen wahren poetischen Productionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen.

Reifigs Bemerkungen über den Aristophanes erschienen bald darauf; ich eignete mir gleichfalls was mir gehörte daraus zu, obgleich das Grammatische an sich selbst außerhalb meiner Sphäre lag. Lebhafte Unterhaltungen mit diesem tüchtigen jungen Manne, geistreich wechselseitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem dießmaligen längern Aufenthalt in Jena die angenehmsten Stunden.

Die französische Literatur, ältere und neuere, erregte auch dießmal vorzüglich mein Interesse. Den mir zum Lesen fast aufgedrungenen Roman Anatole mußte ich als genügend billigen. Die Werke der Madame Roland erregten bewunderndes Erstaunen. Daß solche Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wohl der Hauptvortheil bleiben, welche unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unsern Augen einen so hohen Werth geben. Die Geschichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail thut eine gleiche Wirkung, nur daß sie in der Entfernung mehrerer Jahrhunderte noch ein gewisses abenteuerliches Helldunkel gewinnt. Eben so werden die Gedichte der Marie de France durch den Duft der Jahre, der sich zwischen uns und ihre Persönlichkeit hineinzieht, anmuthiger und lieber.

Von deutschen Productionen war mir Olfried und Lisena eine höchst willkommene Erscheinung, worüber ich mich auch mit Antheil aussprach. Das einzige Bedenken, das sich auch in der Folge einigermaßen rechtfertigte, war, der junge Mann möchte sich in solchem Umfang zu früh ausgegeben haben. Werners Mutter der Maccabäer und Houwalds Bild traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen. Auch enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Neuern, Genuß und Beurtheilung jüngeren Gemüthern

und Geiſtern überlaſſend, denen ſolche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch ſchmackhaft ſeyn konnten.

In eine frühere Zeit jedoch durch Blumauers Aeneis verſetzt, erſchrack ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine ſo gränzenloſe Nüchternheit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und gemäß hatte ſeyn können. Tenti Nameh von Iken zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Mährchen, beſonders nach der ältern Redaction, wovon Koſegarten in dem Anhange uns Beiſpiele gab, erhöhte ſich, oder vielmehr ſie friſchte ſich an: lebendige Gegenwart des Unerforſchlichen und Unglaublichen iſt es, was uns hier ſo gewaltſam erfreulich anzieht. Wie leicht wären ſolche unſchätzbare naive Dinge durch myſtiſche Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu zerſtören. Als völligen Gegenſatz erwähne ich hier einer ſchriftlichen Sammlung Lettiſcher Lieder, die eben ſo begränzt, wie jene gränzenlos, ſich in dem natürlichſten, einfachſten Kreiſe bewegten.

In ferne Länder ward mein Antheil hingezogen und in die ſchrecklichſten afrikaniſchen Zuſtände verſetzt, durch Dumont in „Maroccaniſcher Sklaverei“ in Verhältniſſe älterer und neuerer ſteigender und ſinkender Bildung durch Laborde's Reiſe nach Spanien. An die Oſtſee führte mich ein geſchriebenes Reiſetagebuch von Zelter, das mir aufs neue die Ueberzeugung bethätigte, daß die Neigung, die wir zum Reiſenden hegen, uns aufs allerſicherſte entfernte Localitäten und Sitten vergegenwärtigt.

Bedeutende Perſönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizerhauptmanns Landolt Biographie von Heß, beſonders mit einigen handſchriftlichen Zuſätzen, erneuerten Anſchauung und Begriff des wunderſamſten Menſchenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 perſönlich kennen gelernt, und als Liebhaber von Seltſamkeiten und Excentricitäten die tüchtige Wunderlichkeit deſſelben angeſtaunt, auch mich an den Mährchen, mit denen man ſich von ihm trug, nicht wenig ergötzt. Hier fand ich nun jene frühern Tage wieder hervorgehoben, und konnte ein ſolches pſychiſches Phänomen um ſo eher begreifen, als ich ſeine perſönliche Gegenwart und die Umgebung worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hülfe rief.

Näher berührte mich die zwiſchen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, welches zu mancherlei Betrachtung Anlaß gab.

Man erlebt wohl, daß nach einem zwanzigjährigen Ehestand ein im Geheimen mißhelliges Ehepaar auf Scheidung klagt, und jedermann ruft aus: Warum habt ihr das so lange getrieben, und warum duldet ihr's nicht bis ans Ende? Allein dieser Vorwurf ist höchst ungerecht. Wer den hohen würdigen Stand, den die eheliche Verbindung in gesetzlich gebildeter Gesellschaft einnimmt, in seinem ganzen Werthe bedenkt, wird eingestehen wie gefährlich es sey, sich einer solchen Würde zu entkleiden; er wird die Frage aufwerfen, ob man nicht lieber die einzelnen Unannehmlichkeiten des Tags, denen man sich meist noch gewachsen fühlt, übertragen und ein verdrießliches Daseyn hinschleifen solle, anstatt übereilt sich zu einem Resultat zu entschließen, das denn leider wohl zuletzt, wenn das Facit allzulästig wird, gewaltsam von selbst hervorspringt.

Mit einer jugendlich eingegangenen Freundschaft ist es ein ähnlicher Fall. Indem man sich in ersten, hoffnungsreich sich entwickelnden Tagen einer solchen Verbindung hingiebt, geschieht es ganz unbedingt; an einen Zwiespalt ist jetzt und in alle Ewigkeit nicht zu denken. Dieses erste Hingeben steht viel höher als das von leidenschaftlich Liebenden am Altar ausgesprochene Bündniß: denn es ist ganz rein, von keiner Begierde, deren Befriedigung einen Rückschritt befürchten läßt, gesteigert; und daher scheint es unmöglich einen in der Jugend geschlossenen Freundschaftsbund aufzugeben, wenn auch die hervortretenden Differenzen mehr als einmal ihn zu zerreißen bedrohlich obwalten.

Bedenkt man die Beschwerden von Voß gegen Stolberg genau, so findet sich gleich bei ihrem ersten Bekanntwerden eine Differenz ausgesprochen, welche keine Ausgleichung hoffen läßt. Zwei gräfliche Gebrüder, die sich beim Studentenkaffee schon durch besseres Geschirr und Backwerk hervorthun, deren Ahnenreihe sich auf mancherlei Weise im Hintergrunde hin und her bewegt, wie kann mit solchen ein tüchtiger, derber, isolirter Autochthon in wahre dauernde Verbindung treten? Auch ist der beiderseitige Bezug höchst lose; eine gewisse jugendliche liberale Gutmüthigkeit, bei obwaltender ästhetischer Tendenz, versammelt sie ohne sie zu vereinigen: denn was will ein bischen Meinen und Dichten gegen angeborene Eigenheiten, Lebenswege und Zustände!

Hätten sie sich indessen von der Akademie nach Norden und Süden getrennt, so wäre ein gewisses Verhältniß in Briefen und Schriften noch allenfalls fortzuhalten gewesen: aber sie nähern sich örtlich, verpflichten sich

wechſelsweiſe zu Dienſt und Dank; nachbarlich wohnen ſie, in Geſchäften berühren ſie ſich und, im Innern uneins, zerren ſie ſich an elaſtiſchen Banden unbehaglich hin und wieder.

Die Möglichkeit aber, daß eine ſolche Quälerei ſo lange geduldet, eine ſolche Verzweiflung perennirend werden konnte, iſt nicht einem jeden erklärbar; ich aber bin überzeugt, daß die liebenswürdig-vermittelnde Einwirkung der Gräfin Agnes dieſes Wunder geleiſtet. Ich habe mich ſelbſt in ihren blühenden, ſchönſten Jahren an ihrer anmuthigſten Gegenwart erfreut und ein Weſen an ihr gekannt, vor dem alſobald alles Mißwillige, Mißklingende ſich auflöſen, verſchwinden mußte. Sie wirkte nicht aus ſittlichem, verſtändigem, genialem, ſondern aus frei-heiterm, perſönlich-harmoniſchem Uebergewicht. Nie ſah ich ſie wieder, aber in allen Relationen, als Vermittlerin zwiſchen Gemahl und Freund, erkenne ich ſie vollkommen. Durchaus ſpielt ſie die Rolle des Engel-Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb, ob es nicht einen Calderon, den Meiſter dieſes Faches, in Verwunderung geſetzt hätte? Nicht ohne Bewußtſeyn, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität bewegt ſie ſich zwiſchen beiden Unfreunden und ſpiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, wo ſie innerlich ſchon die Verboten der Hölle gewahr werden.

Die Göttliche eilt zu ihrem Urſprung zurück; Stolberg ſucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rebe ſchlingt ſich zuletzt ums Kreuz. Voß dagegen läßt ſich von dem Unmuth übermeiſtern, den er ſchon ſo lange in ſeiner Seele gehegt hatte, und offenbart uns ein beiderſeitiges Ungeſchick als ein Unrecht jener Seite. Stolberg mit etwas mehr Kraft, Voß mit weniger Tenacität hätten die Sache nicht ſo weit kommen laſſen. Wäre auch eine Vereinigung nicht möglich geweſen, eine Trennung würde doch leidlicher und läßlicher geworden ſeyn.

Beide waren auf alle Fälle zu bedauern; ſie wollten den frühern Freundſchaftseindruck nicht fahren laſſen, nicht bedenkend, daß Freunde, die am Scheidewege ſich noch die Hand reichen, ſchon von einander meilenweit entfernt ſind. Nehmen die Geſinnungen einmal eine entgegengeſetzte Richtung, wie ſoll man ſich vertraulich das Eigenſte bekennen! Gar wunderlich verargt daher Voß Stolbergen eine Verheimlichung deſſen, was nicht auszuſprechen war und was, endlich ausgeſprochen, obgleich vorhergeſehen, die verſtändigſten, geſetzteſten Männer zur Verzweiflung brachte.

Wie benahm sich Jacobi und mancher andere! Und wird man die Sache künftig so wichtig finden, als sie im Augenblick erschien? Das weiß ich nicht; aber ein gleicher Skandal wird sich ganz gewiß ereignen, wenn Katholicismus und Protestantismus, wären sie auch noch so lange im Trüben neben einander hergeschlichen, plötzlich im einzelnen Falle in schreienden Conflict gerathen.

Aber nicht allein Religion wird solche Phänomene hervorbringen, politische, literarische unvermuthet entdeckte Differenzen werden das gleiche thun. Man erinnere sich nur an die unglückliche Entdeckung von Lessings geheimer Spinozistischer Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelssohn in buchstäblichem Sinne sich den Tod holte. Wie hart war es für die Berliner Freunde, die sich mit Lessing so innig zusammengewachsen glaubten, auf einmal erfahren zu sollen, daß er einen tiefen Widerspruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe!

Mich besuchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und werth machen, seine sinnige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte.

Eigene Arbeiten und Verarbeiten beschäftigten mich auf einen hohen Grad. Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italiänischen Reise einen nothwendigen Fortgang anzuschließen; sodann aber fand ich mich bestimmt die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epochen bezügliche Werke, und suchte manche Erinnerungen hervor. Ferner schrieb ich eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 98 und lieferte zwei Hefte von Kunst und Alterthum, als Abschluß des zweiten Bandes, und bereitete das erste des dritten vor, wobei ich einer abermaligen sorgfältigen Entwickelung der Motive der Ilias zu gedenken habe. Ich schrieb den Verräther sein selbst, die Fortsetzung des nußbraunen Mädchens, und förderte den ideellen Zusammenhang der Wanderjahre. Die freie Gemüthlichkeit einer Reise erlaubte mir dem Divan wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieses und

fand manches in die vorhergehenden einzuſchalten. Die ſo freundlich von vielen Seiten her begangene Feier meines Geburtstages ſuchte ich dankbar durch ein ſymboliſches Gedicht zu erwiedern. Aufgeregt durch theilnehmende Anfrage ſchrieb ich einen Commentar zu dem abſtrufen Gedichte: Harzreiſe im Winter.

Von fremder Literatur beſchäftigte mich Graf Carmagnol... Der wahrhaft liebenswürdige Verfaſſer, Aleſſandro Manzoni, ein geborener Dichter, ward wegen theatraliſcher Ortsverletzung von ſeinen Landsleuten des Romanticismus angeklagt, von deſſen Unarten doch nicht die geringſte an ihm haftete. Er hielt ſich an einem hiſtoriſchen Gange, ſeine Dichtung hatte den Charakter einer vollkommenen Humanität, und ob er gleich wenig ſich in Tropen erging, ſo waren doch ſeine lyriſchen Aeußerungen höchſt rühmenswerth, wie ſelbſt mißwollende Kritiker anerkennen mußten. Unſere guten deutſchen Jünglinge könnten an ihm ein Beiſpiel ſehen, wie man in einfacher Größe natürlich waltet; vielleicht dürfte ſie das von dem durchaus falſchen Tranſcendiren zurückbringen.

Muſik war mir ſpärlich, aber doch lieblich zugemeſſen. Ein Kinderlied, zum Nepomuksfeſte in Carlsbad gedichtet, und einige andere von ähnlicher Naivetät gab mir Freund Zelter in angemeſſener Weiſe und hohem Sinne zurück. Muſikdirector Eberwein wandte ſein Talent dem Divan mit Glück zu, und ſo wurde mir durch den allerliebſten Vortrag ſeiner Frau manche ergötzliche geſellige Stunde.

Einiges auf Perſonen Bezügliche will ich, wie ich es bemerkt finde, ohne weitern Zuſammenhang aufzeichnen. Der Herzog von Berry wird ermordet zum Schrecken von ganz Frankreich. Hofrath Jagemann ſtirbt zur Bedauerung von Weimar. Herrn von Gagerns längſt erſehnte Bekanntſchaft wird mir bei einem freundlichen Beſuche, wo mir die eigenthümliche Individualität des vorzüglichen Mannes entgegentritt. Ihro Majeſtät der König von Würtemberg beehren mich in Begleitung unſerer jungen Herrſchaften mit Ihro Gegenwart. Hierauf habe ich das Vergnügen auch ſeine begleitenden Cavaliere, werthe Männer, kennen zu lernen. In Carlsbad treffe ich mit Gönnern und Freunden zuſammen. Gräfin von der Recke und Herzogin von Curland finde ich wie ſonſt anmuthig und theilnehmend gewogen. Mit Dr. Schütze werden literariſche Unterhaltungen fortgeſetzt. Legationsrath Conta nimmt einſichtigen Theil an den geognoſtiſchen Excurſionen. Die auf ſolchen Wanderungen

und sonst zusammengebrachten Musterstücke betrachtet der Fürst von Thurn und Taxis mit Antheil, so wie auch dessen Begleitung sich dafür interessirt. Prinz Carl von Schwarzburg-Sondershausen zeigt sich mir gewogen. Mit Professer Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zusammen, und man gelangt wechselseitig zu näherer Aufklärung.

Und so darf ich denn wohl auch zuletzt in Scherz und Ernst einer bürgerlichen Hochzeit gedenken, die auf dem Schießhause, dem sogenannten kleinen Versailles, gefeiert wurde. Ein angenehmes Thal an der Seite des Schlackenwalder Weges war von wohlgekleideten Bürgern übersäet, welche sich theils als Gäste des jungen Paars unter einer alles überschallenden Tanzmusik mit einer Pfeife Taback lustwandelnd, oder bei oft wieder gefüllten Gläsern und Bierkrüglein sitzend, gar traulich ergötzten. Ich gesellte mich zu ihnen und gewann in wenigen Stunden einen deutlichern Begriff von dem eigentlich städtischen Zustande Carlsbads, als ich in vielen Jahren vorher mir nicht hatte zueignen können, da ich den Ort bloß als ein großes Wirths- und Krankenhaus anzusehen gewohnt war.

Mein nachheriger Aufenthalt in Jena wurde dadurch sehr erheitert, daß die Herrschaften einen Theil des Sommers in Dornburg zubrachten, wodurch eine lebhaftere Geselligkeit entstand, auch manches Unerwartete sich hervorthat; wie ich denn den berühmten indischen Gaukler und Schwertverschlucker Krtem Balahja seine außerordentlichen Künste mit Erstaunen bei dieser Gelegenheit vortragen sah.

Gar mancherlei Besuche beglückten und erfreuten mich in dem alten Gartenhause und dem daran wohlgelegenen, wissenschaftlich geordneten botanischen Garten. Madame Nodde, geborene Schlözer, die ich vor vielen Jahren bei ihrem Vater gesehen hatte, wo sie als das schönste, hoffnungsvollste Kind zur Freude des strengen, fast mißmuthigen Mannes glücklich emporwuchs. Dort sah ich auch ihre Büste, welche unser Landsmann Trippel kurz vorher in Rom gearbeitet hatte, als Vater und Tochter sich dort befanden. Ich möchte wohl wissen, ob ein Abguß davon noch übrig ist und wo er sich findet; er sollte vervielfältigt werden: Vater und Tochter verdienen, daß ihr Andenken erhalten bleibe. Von Both und Gemahlin aus Rostock, ein werthes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir näher verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und Nationaldichters, T. G. Babst, Produktionen, welche sich neben den Arbeiten seiner Gleichbürtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchst

Da gleichſt du Prinzen,
Plünderſt und beglückſt Provinzen.

Was in der Zeiten Bilderſaal
Jemals iſt trefflich geweſen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffriſchen und leſen.

Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du ſiehſt, die Spinnen bauen luſt'ge Wege.

Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachſen belieben,
Darin wird jeder Gärtner ſich üben;
Wo aber des Menſchen Wachsthum ruht,
Dazu jeder ſelbſt das Beſte thut.

Willſt du dir aber das Beſte thun,
So bleib nicht auf dir ſelber ruhn,
Sondern folg' eines Meiſters Sinn;
Mit ihm zu irren iſt dir Gewinn.

Benutze redlich deine Zeit!
Willſt was begreifen, ſuch's nicht weit.

Zwiſchen heut und morgen
Liegt eine lange Friſt,
Lerne ſchnell beſorgen,
Da du noch munter biſt.

ſchätzbar ſind ſeine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkömmlichen Zuſtand in feſtlichen Augenblicken neubelebt wieder darſtellen. Graf Paar, Adjutant des Fürſten von Schwarzenberg, dem ich in Carlsbad mich freundſchaftlich verbunden hatte, verſicherte mir durch unerwartetes Erſcheinen und durch fortgeſetzte vertrauliche Geſpräche ſeine unverbrüchliche Neigung. Anton Prokeſch, gleichfalls Adjutant des Fürſten, ward mir durch ihn zugeführt. Beide, von der Hahnemann'ſchen Lehre durchdrungen, auf welche der herrliche Fürſt ſeine Hoffnung geſetzt hatte, machten mich damit umſtändlich bekannt, und mir ſchien daraus hervorzugehen, daß wer auf ſich ſelbſt aufmerkſam einer angemeſſenen Diät nachlebt, bereits jener Methode ſich unbewußt annähert.

Herr von der Malsburg gab mir Gelegenheit ihm für ſo manches aufklärende Vergnügen und tiefere Einſicht in die ſpaniſche Literatur zu danken. Ein Fellenberg'ſcher Sohn brachte mir die menſchenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele. Frau von Helwig, geborene von Imhoff, erweckte durch ihre Gegenwart angenehme Erinnerungen früherer Verhältniſſe, ſo wie ihre Zeichnungen bewieſen, daß ſie auf dem Grund immer fortbaute, den ſie in Geſellſchaft der Kunſtfreunde vor Jahren in Weimar gelegt hatte. Graf und Gräfin Hopfgarten, ſo wie Förſter und Frau brachten mir perſönlich die Verſicherung bekannten und unbekannten treuen Antheils an meinem Daſeyn. Geheimer Rath Rudolphi von Berlin ſo wie Profeſſor Weiß gingen allzu ſchnell vorüber, und doch war ihre kurze Gegenwart mir zur aufmunternden Belehrung.

Für unſern Kreis erwarteten wir zu dieſer Zeit Herrn Generalſuperintendenten Röhr. Welche große Vortheile durch ihn für uns ſich bereiteten, war gleich bei ſeinem Eintritt zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszuſehen. Mir kam er zur glücklichen Stunde: ſeine erſte geiſtliche Handlung war die Taufe meines zweiten Enkels, deſſen unentwickeltes Weſen mir ſchon manches Gute vorzudeuten ſchien. Geheimer Hofrath Blumenbach und Familie erfreuten uns einige Tage durch ihre Gegenwart; er immer der heitere, umſichtige, kenntnißreiche Mann von unerloſchenem Gedächtniß, ſelbſtſtändig, ein wahrer Repräſentant der großen gelehrten Anſtalt, als deren höchſt bedeutendes Mitglied er ſo viele Jahre gewirkt hatte. Die lieben Verwandten, Rath Schloſſer und Gattin, von Frankfurt am Main kommend, hielten ſich einige Tage bei uns auf, und

das vieljährig thätige freundschaftliche Verhältniß konnte sich durch persönliche Gegenwart nur zu höherem Vertrauen steigern. Geheimer Rath Wolf belebte die gründlichen literarischen Studien durch seinen belehrenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, daß er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah. Dr. Küchelbecker von Petersburg, von Quandt und Gemahlin, von Arnim und Maler Ruhl brachten durch die interessantesten Unterhaltungen große Mannichfaltigkeit in unsere geselligen Tage.

Von Seiten unserer fürstlichen Familie erfreute uns die Gegenwart Herzog Bernhards mit Gemahlin und Nachkommenschaft; fast zu gleicher Zeit aber sollten durch eine unglückliche Beschädigung unserer Frau Großherzogin, indem sie bei einem unversehenen Ausgleiten den Arm brach, die sämmtlichen Ihrigen in Kummer und Sorgen versetzt werden.

Nachträglich will ich noch bemerken, daß Ende Septembers die Revolution in Portugal ausbrach; daß ich persönlich einem Geschäft entging, dessen Uebernahme bei großer Verantwortlichkeit mich mit unübersehbarem Verdruß bedrohte.

1821.

Zu eigenen Arbeiten fand sich manche Veranlassung. Vieljährige Neigung und Freundschaft des Grafen Brühl verlangte zu Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses einen Prolog, der denn wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte. Die gute Wirkung war auch mir höchst erfreulich: denn ich hatte die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben.

Ich faßte darauf die Paralipomena wieder an. Unter dieser Rubrik verwahre ich mir verschiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt vorhanden seyn mag. Sie zu ordnen, und da viel Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu commentiren pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann.

Auch zahme Xenien brachte ich zusammen; denn ob man gleich

ſeine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entſtellen ſoll, ſo wird man ſich doch im einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen auf dieſe Weiſe entſtehenden Productionen ſonderte ich die läßlichſten und ſtellte ſie in Pappen zuſammen.

Schon ſeit einigen Jahren hatte mich die Wolkenbildung nach Howard beſchäftigt, und große Vortheile bei Naturbetrachtungen gewährt. Ich ſchrieb ein Ehrengedächtniß in vier Strophen, welche die Hauptworte ſeiner Terminologie enthielten; auf Anſuchen Londoner Freunde ſodann noch einen Eingang von drei Strophen, zu beſſerer Vollſtändigkeit und Verdeutlichung des Sinnes.

Lord Byrons Invective gegen die Edinburger, die mich in vielfachem Sinne intereſſirte, fing ich an zu überſetzen, doch nöthigte mich die Unkunde der vielen Particularien bald inne zu halten. Deſto leichter ſchrieb ich Gedichte zu einer Sendung von Tiſchbeins Zeichnungen, und eben dergleichen zu Landſchaften nach meinen Skizzen radirt.

Hierauf ward mir das unerwartete Glück Ihre des Großfürſten Nicolaus und Gemahlin Alexandra kaiſerliche Hoheit, im Geleit unſerer gnädigſten Herrſchaften bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürſtin kaiſerliche Hoheit vergönnten einige poetiſche Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen.

Auf Anregung eines theilnehmenden Freundes ſuchte ich meine in Druck und Manuſcript zerſtreuten naturwiſſenſchaftlichen Gedichte zuſammen, und ordnete ſie nach Bezug und Folge.

Endlich ward eine indiſche mir längſt im Sinne ſchwebende von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig, und ich ſuchte ſie völlig zu gewältigen.

Gehe ich nun von der Poeſie zur Proſa hinüber, ſo habe ich zu erzählen, daß die Wanderjahre neuen Antheil erregten. Ich nahm das Manuſcript vor, aus einzelnen zum Theil ſchon abgedruckten kleinen Erzählungen beſtehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Geſtalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erſcheinen ſollten. Es war wenig daran zu thun, und ſelbſt der widerſtrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen und in der Hälfte Mai beendigt.

gleicher Zeit, und legte darin manches nieder was gebildeten Freunden angenehm seyn sollte.

Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb am vierten Bande von Dichtung und Wahrheit zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geschrieben, welches freilich einladen sollte das übrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und ausgezeichnet. Doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt.

Einige Novellen wurden projectirt, die gefährliche Nachlässigkeit, verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit, und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente, aus herkömmlicher Gleichgültigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.

In der Mitte Novembers ward an der Campagne von 1792 angefangen. Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen. Kunst und Alterthum III. Band 3. Heft verfolgte gleichfalls seinen Weg; auch leichtere Bemühungen, wie etwa die Vorrede zum deutschen Gil-Blas, kleinere Biographien zur Trauerloge, gelangen freundlich in ruhigen Zwischenzeiten.

Von außen, auf mich und meine Arbeiten bezüglich, erschien gar manches Angenehme. Eine Uebersetzung von Howards Ehrengedächtniß zeigte mir, daß ich auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochschätzung ihres Landsmannes Freude gemacht. Dr. Noehden, bei dem Museum in London angestellt, übersetzte commentirend meine Abhandlung über da Vinci's Abendmahl, die er in trefflicher Ausgabe auf das zierlichste gebunden übersendet. Rameau's Neffe wird in Paris übersetzt und einige Zeit für das Original gehalten; und so werden auch meine Theaterstücke nach und nach übertragen. Meine Theilnahme an fremder wie an deutscher Literatur kann ich folgendermaßen bewähren.

Man erinnert sich welch ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben sich verbreitete, als die Persönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Gedichte, auf eine so kühne und tüchtige Weise bestritten wurde. Die gebildete Menschheit war im tiefsten aufgeregt, und wenn sie schon die

Gründe des höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb, sich hier nur Eine Quelle zu denken, woher so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich auslöschen. Dieser Kampf währte nun schon über zwanzig Jahre und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgesinnung nöthig, um der alten Vorstellungsart wieder einigermaßen Luft zu machen.

Aus dem Zerstörten und Zerstückten wünschte die Mehrheit der classisch Gebildeten sich wieder herzustellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genuß wieder zu gelangen. Eine frische Jugend war herangewachsen, unterrichtet wie lebenslustig; sie unternahm mit Muth und Freiheit den Vortheil zu gewinnen, dessen wir in unserer Jugend auch genossen hatten, ohne die schärfste Untersuchung selbst den Schein eines wirksamen Ganzen als ein Ganzes gelten zu lassen. Die Jugend liebt das Zerstückelte überhaupt nicht, die Zeit hatte sich in manchem Sinne kräftig hergestellt, und so fühlte man schon den frühern Geist der Versöhnung wiederum walten.

Schubarths Ideen über Homer wurden laut; seine geistreiche Behandlung, besonders die herausgehobene Begünstigung der Trojaner, erregten ein neues Interesse und man fühlte sich dieser Art die Sache anzusehen geneigt. Ein englischer Aufsatz über Homer, worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weise zu behaupten suchte, kam zu gelegener Zeit, und ich, in der Ueberzeugung daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit solchen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber getrachtet habe ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern, suchte den Auszug der Ilias wieder vor, den ich zu schnellerer Uebersicht derselben vor vielen Jahren unternommen hatte.

Die Fragmente Phaethons, von Ritter Hermann mitgetheilt, erregten meine Productivität. Ich studirte eilig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professer Göttling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung.

Aristophanes von Voß gab uns neue Ansichten und ein frisches Interesse an dem seltsamsten aller Theaterdichter. Plutarch und Appian werden studirt, dießmal um der Triumphzüge willen, in Absicht Mantegna's Blätter, deren Darstellungen er offenbar aus den Alten geschöpft,

besser würdigen zu können. Bei diesem Anlaß ward man zugleich in den höchst wichtigen Ereignissen und Zuständen der römischen Geschichte hin und her geführt. Von Knebels Uebersetzung des Lucrez, welche nach vielfältigen Studien und Bemühungen endlich herauskam, nöthigte zu weiteren Betrachtungen und Studien in demselben Felde; man ward zu dem hohen Stande der römischen Cultur ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt und in das Verhältniß der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen genöthigt. Dionys von Halikarnaß konnte nicht versäumt werden, und so reizend war der Gegenstand, daß mehrere Freunde sich mit und an demselben unterhielten.

Nun war der Antheil an der englischen Literatur durch vielfache Bücher und Schriften, besonders auch durch die Hüttner'schen höchst interessanten handschriftlichen Berichte von London gesendet, immer lebendig erhalten. Lord Byrons früherer Kampf gegen seine schwachen und unwürdigen Recensenten brachte mir die Namen mancher seit dem Anfange des Jahrhunderts merkwürdig gewordenen Dichter und Prosaisten vor die Seele, und ich las daher Jacobsens biographische Chrestomathie mit Aufmerksamkeit, um von ihren Zuständen und Talenten das Genauere zu erfahren. Lord Byrons Marino Faliero, wie sein Manfred, in Dörings Uebersetzung, hielten uns jenen werthen außerordentlichen Mann immer vor Augen. Kenilworth von Walter Scott, statt vieler andern seiner Romane aufmerksam gelesen, ließ mich sein vorzügliches Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln, bemerken, und überhaupt als höchst gewandt in dieser Dicht- und Schreibart anerkennen.

Unter Vermittlung des Englischen, nach Anleitung des werthen Professer Rosegarten, wandte ich mich wieder eine Zeit lang nach Indien. Durch seine genaue Uebersetzung des Anfangs von Megha-Duta kam dieses unschätzbare Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele, und gewann ungemein durch eine so treue Annäherung. Auch Nala studirte ich mit Bewunderung und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweise so verschieden von jener östlichen Nation sich ausgebildet haben, daß ein so bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leser vom Fache sich gewinnen möchte.

Von spanischen Erzeugnissen nenne ich zuvörderst ein bedeutendes Werk: Spanien und die Revolution. Ein Gereister, mit den

Sitten der Halbinsel, den Staats-, Hof- und Finanzverhältnissen gar wohl bekannt, eröffnet uns methodisch und zuverlässig wie es in den Jahren, wo er selbst Zeuge gewesen, mit den innern Verhältnissen ausgesehen, und giebt uns einen Begriff von dem was in einem solchen Lande durch Umwälzungen bewirkt wird. Seine Art zu schauen und zu denken sagt dem Zeitgeist nicht zu; daher secretirt dieser das Buch durch ein unverbrüchliches Schweigen, in welcher Art von Inquisitionscensur es die Deutschen weit gebracht haben.

Zwei Stücke von Calderon machten mich sehr glücklich: der absurdeste Gegenstand in Aurora von Copacabana, der vernunft- und naturgemäßeste, die Tochter der Luft, beide mit gleichem Geist und überschwenglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genies in Beherrschung alles Widersprechenden daraus aufs kräftigste hervorleuchtet, und den hohen Werth solcher Productionen doppelt und dreifach beurkundet.

Eine spanische Blumenlese, durch Gefälligkeit des Herrn Perthes erhalten, war mir höchst erfreulich; ich eignete mir daraus zu, was ich vermochte, obgleich meine geringe Sprachkenntniß mich dabei manche Hinderung erfahren ließ.

Aus Italien gelangte nur wenig in meinen Kreis. Ildegonda von Grossi erregte meine ganze Aufmerksamkeit, ob ich gleich nicht Zeit gewann öffentlich darüber etwas zu sagen. Hier sieht man die mannichfaltigste Wirksamkeit eines vorzüglichen Talents, das sich großer Ahnherren rühmen kann, aber auf eine wundersame Weise. Die Stanzen sind ganz vortrefflich, der Gegenstand modern unerfreulich, die Ausführung höchst gebildet nach dem Charakter großer Vorgänger: Tasso's Anmuth, Ariosts Gewandtheit, Dante's widerwärtige, oft abscheuliche Großheit, eins nach dem andern wickelt sich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder lesen, um es näher zu beurtheilen, da ich genug zu thun hatte die gespensterhaften Ungeheuer, die mich bei der ersten Lesung verschlichterten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.

Desto willkommener blieb mir Graf Carmagnola, Trauerspiel von Manzoni, einem wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden, gemüthlichen Dichter.

Von der neuern deutschen Literatur durfte ich wenig Kenntniß nehmen; meist nur was sich unmittelbar auf mich bezog, konnte ich in meine

übrige Thätigkeit mit aufnehmen. Zaupers Grundzüge einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik brachten mich mir selbst entgegen und gaben mir, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich sagte mir: Da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chrestomathien anwendet, so ist es gar nicht übel gethan sich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schicksal denn aus Wahl und Vorsatz dahin gelangt selbst eine Chrestomathie zu seyn: denn da findet sich im ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geschmack. Dieses beschränkt keineswegs den jüngern Mann, der einen solchen Gang nimmt, sondern nöthigt ihn, wenn er sich lange genug in einem gewissen Kreise eigensinnig umher getrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth sehen kann, der sich eine ganze Weile in meinem Bezirk aufhielt, und sich dadurch nur gestärkt fand nunmehr die schwierigsten Probleme des Alterthums anzugreifen und eine geistreiche Lösung zu bewirken. Dem guten Zauper sagte ich manches was ihm förderlich seyn konnte, und beantwortete seine Aphorismen, die er mir im Manuscript zusendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und andere nicht ohne Nutzen.

Die Neigung, womit Dr. Kannegießer meine Harzreise zu entziffern suchte, bewog mich in meine früheste Zeit zurückzugehen und einige Aufschlüsse über jene Epoche zu geben.

Ein Manuscript aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die Legende der heiligen Dreikönige ins Mährchenhafteste dehnend und ausmalend, hatte mich, da ich es zufällig gewann, in manchem Sinne interessirt. Ich beschäftigte mich damit, und ein geistreicher junger Mann, Dr. Schwab, mochte es übersetzen. Dieses Studium gab Anlaß zu Betrachtung, wie Mährchen und Geschichten epochenweise gegen und durch einander arbeiten, so daß sie schwer zu sondern sind, und man sie durch ein weiteres Trennen nur weiter zerstört.

Jedesmal bei meinem Aufenthalt in Böhmen bemühte ich mich einigermaßen um Geschichte und Sprache, wenn auch nur im allgemeinsten. Dießmal las ich wieder Zacharias Theobaldus' Hussitenkrieg und ward mit Stransky respublica Bohemiae, mit der Geschichte des Verfassers selbst und dem Werthe des Werks, zu Vergnügen und Belehrung näher bekannt.

Durch die Ordnung der akademischen Bibliothek zu Jena wurde auch eine Sammlung fliegender Blätter des sechzehnten Jahrhunderts dem Gebrauch zugänglich: einzelne Nachrichten, die man in Ermangelung von Zeitungen dem Publicum mittheilte, wo man unmittelbar mit dem ursprünglichen Factum genauer bekannt wurde als jetzt, wo jedesmal eine Partei uns dasjenige mittheilt, was ihren Gesinnungen und Absichten gemäß ist; weßhalb man erst hinterdrein die Tagesblätter mit Nutzen und wahrer Einsicht zu lesen in den Fall kommt.

Die unschätzbare Boisserée'sche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früherer niederdeutscher Kunstmalerei gegeben, und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ziemlich ausgefüllt hat, sollte denn auch durch treffliche Steindrücke dem Abwesenden bekannt und der Ferne sogleich angelockt werden, sich diesen Schätzen persönlich zu nähern. Strixner, schon wegen seiner Münchener Arbeiten längst gerühmt, zeigte sich auch hier zu seinem großen Vortheil; und obgleich der auffallende Werth der Originalbilder in glänzender Färbung besteht, so lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnungen und Zusammensetzungen kennen, und werden, wie mit den oberdeutschen Künstlern durch Kupferstiche und Holzschnitte, so hier durch eine neuerfundene Nachbildungsweise auch mit den bisher unter und kaum genannten Meistern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferstichsammler wird sich diese Hefte gern anschaffen, da in Betracht ihres innern Werthes der Preis für mäßig zu achten ist.

So erschienen uns denn auch die Hamburger Steindrücke, meist Porträts, in Vortrefflichkeit von zusammen lebenden und arbeitenden Künstlern unternommen und ausgeführt. Wir wünschen einem jeden Liebhaber Glück zu guten Abdrücken derselben.

Vieles andere was die Zeit hervorbrachte, und was wohl für gränzenlos angesprochen werden kann, ist an andern Orte genannt und gewürdigt.

Nun wollen wir noch einer eigenen Bemühung gedenken, eines Weimarisch-lithographischen Heftes mit erklärendem Text, das wir unter dem Titel einer Pinakothek herausgaben. Die Absicht war manches bei uns vorhandene Mittheilungswerthe ins Publicum zu bringen. Wie es aber auch damit mochte beschaffen seyn, dieser kleine Versuch erwarb sich zwar manche Gönner, aber wenig Käufer, und ward nur langsam und

im ſtillen fortgeſetzt, um den wackern Künſtler nicht ohne Uebung zu laſſen und eine Technik lebendig zu erhalten, welche zu fördern ein jeder Ort, groß oder klein, ſich zum Vortheil rechnen ſollte.

Nun aber brachte die Kupferſtecherkunſt nach langem Erwarten uns ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird uns in ſchönſter Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphaels überliefert, aus den ſchönſten Jünglingsjahren; hier iſt bereits ſo viel geleiſtet als noch zu hoffen. Die lange Zeit, welche der überliefernde Kupferſtecher Longhi hierauf verwendet, muß als glücklich zugebracht angeſehen werden, ſo daß man ihm den dabei errungenen Gewinn gar wohl gönnen mag.

Von Berlin kamen uns faſt zu gleicher Zeit Muſterblätter für Fabricanten und Handwerker, die auch wohl einem jeden Künſtler höchſt willkommen ſeyn müßten. Der Zweck iſt edel und ſchön, einer ganzen großen Nation das Gefühl des Schönen und Reinen auch an unbelebten Formen mitzutheilen; daher iſt an dieſen Muſtern alles muſterhaft, Wahl der Gegenſtände, Zuſammenſtellung, Folge und Vollſtändigkeit — Tugenden welche zuſammen, dieſem Anfange gemäß, ſich in den zu wünſchenden Heften immer mehr offenbaren werden.

Nach ſo trefflichen ins Ganze reichenden Arbeiten darf ich wohl eines einzelnen Blattes gedenken, was ſich zunächſt auf mich bezieht, doch als Kunſtwerk nicht ohne Verdienſt bleibt; man verdankt es der Bemühung, welche ſich Dawe, ein engliſcher Maler, bei ſeinem längern hieſigen Aufenthalt um mein Porträt gegeben; es iſt in ſeiner Art als gelungen anzuſprechen, und war es wohl werth in England ſorgfältig geſtochen zu werden.

In die freie Welt wurden wir durch Landſchaftszeichnungen des Herrn David Heß aus Zürich hinausgeführt. Eine ſehr ſchön colorirte Aquatintenfolge brachte uns auf den Weg über den Simplon, ein Koloſſalbau, der zu ſeiner Zeit viel Redens machte.

In ferne Regionen verſetzten uns die Zeichnungen zu des Prinzen von Neuwied Durchlaucht Braſilianiſcher Reiſe: das Wunderſame der Gegenſtände ſchien mit der künſtleriſchen Darſtellung zu wetteifern.

Noch einer Künſtlerei muß ich gedenken, die aber als räthſelhaft jeden guten erfinderiſchen Kopf in Anſpruch nahm und beunruhigte: es war die Erfindung eine Kupfertafel nach Belieben größer oder kleiner

Die Dinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert ſie, wo ſie nicht hingehört.
Geſchrieben Wort iſt Perlen gleich;
Ein Dintenklecks ein böſer Streich.

Wenn man fürs Künftige was erbaut,
Schief wird's von vielen angeſchaut.
Thuſt du was für den Augenblick,
Vor allem opfre du dem Glück.

Mit einem Herren ſteht es gut,
Der, was er befohlen, ſelber thut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das Andre wird ſich von ſelber machen.

Wenn jemand ſich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, du haſt viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhneſt an.

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Der Vogel iſt froh in der Luft gemüthet,
Wenn es da unten im Neſte brütet.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt
Dann ſey es um ein Großes geſpielt;

abzudrucken. Ich ſah dergleichen Probeblätter bei einem Reiſenden, der ſolche ſo eben als eine große Seltenheit von Paris gebracht hatte, und man mußte ſich, ungeachtet der Unwahrſcheinlichkeit, doch bei näherer Unterſuchung überzeugen: der größere und kleinere Abdruck ſeyen wirklich als Eines Urſprungs anzuerkennen.

Um nun auch von der Malerei einiges Bedeutende zu melden, ſo verfehlen wir nicht zu eröffnen, daß, als auf höhere Veranlaſſung dem talentreichen Hauptmann Raabe nach Italien bis Neapel zu gehen Mittel gegönnt waren, wir ihm den Auftrag geben konnten, verſchiedenes zu copiren, welches zur Geſchichte des Colorits merkwürdig und für dieſen wichtigen Kunſttheil ſelbſt förderlich werden möchte. Was er während ſeiner Reiſe geleiſtet und ins Vaterland geſendet, ſo wie das nach Vollendung ſeiner Wanderſchaft Mitgebrachte, war gerade der lobenswürdige Beitrag, den wir wünſchten. Die Aldobrandiniſche Hochzeit in ihrem neueſten Zuſtande, die unſchätzbaren Tänzerinnen und Bacchiſchen Centauren, von deren Geſtalt und Zuſammenſetzung man allenfalls im Norden durch Kupferſtiche unterrichtet wird, ſah man jetzt gefärbt, und konnte auch hier den großen antiken Geſchmackſinn freudig bewundern. Solche Bemühung wollte freilich Deutſchen, von modernem Irrſal befangenen Kunſtjüngern nicht einſichtig werden; weßhalb man denn ſowohl ſich ſelbſt als den verſtändigen Künſtler zu beruhigen wußte.

Angenähert dem antiken Sinne erſchien uns darauf Mantegna's Triumphzug abermals höchſt willkommen: wir ließen, geſtützt auf den eigenhändigen Kupferſtich des großen Künſtlers, das zehnte hinter den Triumphwagen beſtimmte Blatt in gleicher Art und Größe zeichnen, und brachten dadurch eine höchſt lehrreich abgeſchloſſene Folge zur Anſchauung.

Mit größter Sorgfalt in Zeichnung und Farbe nachgebildete Copien alter Glasmalereien der St. Gereonskirche in Köln ſetzten jedermann in Verwunderung, und gaben einen merkwürdigen Beleg, wie ſich eine aus ihren erſten Elementen auftretende Kunſt zu Erreichung ihrer Zwecke zu benehmen gewußt.

Anderes dieſer niederdeutſchen Schule, weiter heraufkommend und ausgebildeter, ward uns durch die Freundlichkeit des **Boiſſerée**'ſchen Kreiſes zu Theil; wie uns denn auch ſpäter von Caſſel ein neueres zu dem Alten zurückſtrebendes Kunſtbemühen vor Augen kam, drei ſingende Engel von **Ruhl**, welche wir wegen ausführlicher Genauigkeit beſonderer Aufmerkſamkeit werth zu achten Urſache hatten.

Im Gegensatz jedoch von dieser strengen sich selbst retardirenden Kunst kam uns von Antwerpen ein lebenslustiges Gemälde, Rubens als Jüngling, von einer schönen stattlichen Frau dem alternden Lipsius vorgestellt, und zwar in dem unverändert aus jener Zeit her verbliebenen Zimmer, worin dieser auf seine Weise vorzügliche Mann als Reviser der Plantinischen Officin gearbeitet hatte.

Unmittelbar stimmte hierzu eine Copie nach den Söhnen Rubens in Dresden, welche Gräfin Julie von Egloffstein vor kurzem lebhaft und glücklich vollendet hatte. Wir bewunderten zu gleicher Zeit ihr höchst geübtes und ausgebildetes Talent in einem Zeichenbuche, worin sie Freundesporträte, so wie landschaftliche Familiensitze mit so großer Gewandtheit als Natürlichkeit eingezeichnet.

Endlich kam auch mein eigenes stockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewöhnt reinlichen Blättern in Einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letztenmal der Trieb, die Natur nach meiner Art auszusprechen, Monate lang belebte; sie durften für mich, des sonderbaren Umstands halber, einigen Werth haben.

In Bezug auf die Baukunst verhielt ich mich eigentlich nur historisch, theoretisch und kritisch. Oberbaudirector Coudray, gründlich, gewandt, so thätig als geistreich, gab mir Kenntniß von den bei uns zu unternehmenden Bauten, und das Gespräch darüber war mir höchst förderlich. Wir gingen manche bedeutende Kupferwerke zusammen durch, das neue von Durand: Partie graphique des Cours d'Architecture, an kurz vergangene Zeit erinnernd, Richardson: The New Vitruvius Britannicus, und im Einzelnen die stets musterhaften Zierrathen Albertolli's und Moreau's.

Höchst vollkommen in diesem Fache war eine Zeichnung, mir von Berlin durch das Wohlwollen des Herrn Theaterintendanten zugesendet, die Decoration innerhalb welcher bei Eröffnung des Theaters der von mir verfaßte Prolog gesprochen worden.

Boisserée's Abhandlung über den Kölner Dom rief mich in frühere Jahrhunderte zurück; man bedurfte aber das Manuscript eher als mir lieb war, und der mit augenblicklichem Interesse angesponnene Faden der

Reflexionen zerriß, deſſen eben ſo eifriges Anknüpfen jedoch manchen Zufälligkeiten unterworfen ſeyn möchte.

Hatte man nun dort die altdeutſche Baukunſt auf ihrem höchſt geregelten Gipfel erblickt, ſo ließen andere Darſtellungen, wie zum Beiſpiel die alten Baudenkmale im öſterreichiſchen Kaiſerthume, nur eine beim Hergebrachten ins Willkürliche auslaufende Kunſt ſehen.

An eine gute Zeit dieſer Bauart erinnerte jedoch eine uralte jüdiſche Synagoge in Eger, einſt zur chriſtlichen Capelle umgewandelt, jetzt verwaiſt vom Gottesdienſte des alten und neuen Teſtaments. Die Jahrzahl einer alten hebräiſchen Inſchrift hoch am Pfeiler war ſelbſt einem durchreiſenden ſtudirten Juden nicht zu entziffern. Dieſelbe Zweideutigkeit, welche ſowohl die Jahres- als Volkszahlen der Hebräer höchſt unſicher läßt, waltet auch hier, und hieß uns von fernerer Unterſuchung abſtehen.

In der Plaſtik zeigte ſich auch einige Thätigkeit, wenn nicht im Vielen, doch im Bedeutenden: einige Büſten in Gyps und Marmor vom Hofbildhauer Kaufmann erhalten Beifall, und eine kleinere Medaille mit Sereniſſimi Bild in Paris zu fertigen ward beſprochen und berathen.

Theorie und Kritik, auch ſonſtiger Einfluß verfolgte ſeinen Gang, und nützte bald im Engeren, bald im Breiteren. Ein Aufſatz des Weimariſchen Kunſtfreundes für Berlin, Kunſtſchulen und Akademien betreffend, ein anderer auf Muſeen rückſichtlich, nach Ueberzeugung mitgetheilt, wenn auch nicht aller Orten mit Billigung aufgenommen; eine Abhandlung über den Steindruck, die Meiſter ſolcher Kunſt belobend, ihnen gewiß erfreulich: alles dieſes zeugte von dem Ernſt, womit man das Heil der Kunſt von ſeiner Seite zu fördern mannichfaltig bedacht war.

Eine ſehr angenehme Unterhaltung mit auswärtigen Freunden gewährte, durch Vermittlung von Kupferſtichen, manche Betrachtung über Conception, höhere ſo wie techniſche Compoſition, Erfinden und Geltendmachen der Motive. Der hohe Werth der Kupferſtecherkunſt in dieſem hiſtoriſchen Sinne ward zugleich hervorgehoben und ſie für ein Glück gehalten.

Die Muſik verſprach gleichfalls in meinem häuslichen Kreiſe ſich wieder zu heben. Alexandre Boucher und Frau, mit Violine und Harfe, ſetzten zuerſt einen kleinen Kreis verſammelter Freunde in Verwunderung und Erſtaunen, wie es ihnen nachher mit unſerm und dem ſo großen und an alles Treffliche gewöhnten Berliner Publicum gelang. Director

Eberweins und seiner Gattin musikalisch-productive und ausführende Talente wirkten zu wiederholtem Genuß, und in der Hälfte Mai konnte schon ein größeres Concert gegeben werden. Recitation und rhythmischen Vortrag zu vernehmen und anzuleiten, war eine alte nie ganz erstorbene Leidenschaft. Zwei entschiedene Talente dieses Faches, Gräfin Julie Egloffstein und Fräulein Adele Schopenhauer, ergötzten sich den Berliner Prolog vorzutragen, jede nach ihrer Weise, jede die Poesie durchdringend und ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend. Durch die kenntnißreiche Sorgfalt eines längst bewährten Freundes, Hofrath Rochlitz, kam ein bedachtsam geprüfter Streicher'scher Flügel von Leipzig an; glücklicherweise! denn bald darauf brachte uns Zelter einen höchste Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können. Und so kam denn auch ein großes bedeutendes Concert zu Stande, wobei unser nicht genug zu preisender Capellmeister Hummel sich gleichfalls hören ließ, der sodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Ausübungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes ins Unschätzbare zu erheben verstand.

Ich wende mich zur Naturforschung, und da habe ich vor allem zu sagen, daß Purkinje's Werk über das Sehen in subjectiver Hinsicht mich besonders aufregte. Ich zog es aus und schrieb Noten dazu, und ließ, in Absicht Gebrauch davon in meinen Heften zu machen, die beigefügte Tafel copiren, welche mühsame und schwierige Arbeit der genaue Künstler gern unternahm, weil er in früherer Zeit durch ähnliche Erscheinungen geängstigt worden, und nun mit Vergnügen erfuhr, daß sie als naturgemäß keinen krankhaften Zustand andeuteten.

Da auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwickelung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden, so war es wohl der Mühe werth sich umzusehen, wie die verschiedenen Völker sich hierüber ausgedrückt, von wo sie ausgegangen und wie sie, roher oder zarter, in der Beziehung sich näherer oder entfernterer Analogien bedient. Man suchte gewisse Wiener Trinkgläser habhaft zu werden, auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schöner als irgendwo darstellte.

Verschiedenes Chromatische wurde zum vierten Hefte aus früheren

Papieren hervorgesucht, Bernardinus Telesius sowohl überhaupt als besonders der Farbe wegen studirt. Seebecks Vorlesung über die ungleiche Erregung der Wärme im prismatischen Sonnenbilde war höchst willkommen, und die früheren eigenen Vorstellungen über diese merkwürdigen Erscheinungen erwachten wieder.

Hofmechanicus Körner beschäftigte sich Flintglas zu fertigen, stellte in seiner Werkstatt nach französischen Vorschriften ein Instrument auf zu den sogenannten Polarisationsversuchen; das Resultat derselben war, wie man sich schon lange belehrt hatte, kümmerlich, und merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit eine Fehde zwischen Biot und Arago laut zu werden anfing, woraus für den Wissenden die Nichtigkeit dieser ganzen Lehre noch mehr an den Tag kam.

Herr von Henning von Berlin besuchte mich; er war in die Farbenlehre, dem zufolge was ich mit ihm sprach, vollkommen eingeweiht, und zeigte Muth öffentlich derselben sich anzunehmen. Ich theilte ihm die Tabelle mit, woraus hervorgehen sollte, was für Phänomene und in welcher Ordnung man bei einem chromatischen Vortrag zu schauen und zu beachten habe.

In der Kenntniß der Oberfläche unseres Erdbodens wurden wir sehr gefördert durch Graf Sternbergs Flora der Vorwelt, und zwar deren erstes und zweites Stück. Hierzu gesellte sich die Pflanzenkunde von Rhode in Breslau. Auch des Urstiers, der aus dem Haßleber Torfbruch nach Jena gebracht und dort aufgestellt wurde, ist wohl als eines der neuesten Zeugnisse der frühern Thiergestalten hier zu erwähnen. Das Archiv der Urwelt hatte schon eines gleichen gedacht, und mir ward das besondere Vergnügen, mit Herrn Körte in Halberstadt bei dieser Gelegenheit ein früheres freundliches Verhältniß zu erneuen.

Die Absicht Lesersteins, einen geologischen Atlas für Deutschland herauszugeben, war mir höchst erwünscht; ich nahm eifrig Theil daran und war gern, was die Färbung betrifft, mit meiner Ueberzeugung beirathig. Leider konnte durch die Gleichgültigkeit der ausführenden Techniker gerade dieser Hauptpunkt nicht ganz gelingen. Wenn die Farbe zu Darstellung wesentlicher Unterschiede dienen soll, so müßte man ihr die größte Aufmerksamkeit widmen.

Die Marienbader Gebirgsarten sammelte man mit Sorgfalt; in Jena geordnet wurden sie dann versuchsweise dem Publicum mitgetheilt,

sowohl um mich selbst bei Wiederkehr eines Anhaltens zu versichern, als auch Nachfolgern dergleichen an die Hand zu geben. Sartorius übergab dem Jenaischen Museum eine Folge der Gebirgsarten, von der Rhön sich herschreibend, als Beleg zu seiner dem Vulcan gewidmeten Abhandlung.

Auch in diesem Jahre lenkte ich die Aufmerksamkeit meiner schlesischen Freunde auf den Priebomer gegliederten Sandstein, oder wie man diese wundersame Gebirgsart nennen will, so wie auf die in früherer Zeit häufigen, aber nicht erkannten Blitzröhren bei Massel, an einem endlichen Gelingen nicht verzweifelnd.

Im allgemeinsten wurde ich gefördert durch d'Aubuisson de Voisins' Geognosie und durch Sorriots Höhencharte von Europa.

Meteorologie ward fleißig betrieben; Professor Posselt that das seinige; Conducteur Schrön bildete sein Talent immer mehr aus; Hofmechanicus Körner war in allen technischen Verrichtungen auf das sorgfältigste behülflich, und alles trug bei die Absichten und Anordnungen des Fürsten möglichst zu befördern. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen gezeichnet und gestochen. Die atmosphärischen Beobachtungen in der Mitte Aprils waren merkwürdig, so wie der Höherauch vom 27. Juni. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen ins Reine, und damit es an keinerlei Beobachtungen fehlen möge, beauftragte man den Jenaischen Thürmer, auf gewisse Meteore aufmerksam zu seyn. Indessen gaben die Tittmar'schen Prophezeiungen viel zu reden, woraus aber weder Nutzen noch Beifall hervorging.

Wollte man ausführlicher von der Belvedere'schen Thätigkeit in der Pflanzencultur sprechen, so müßte man hiezu ein eigenes Heft verwenden. Erwähnt sey nur daß ein Palmenhaus zu Stande kam, welches zugleich dem Kenner genügen und den Geschmack eines jeden Besuchenden befriedigen muß. Das entgegengesetzte Ende der tropischen Vegetation gaben getrocknete Pflanzenexemplare von der Insel Melville, welche durch Kummer und Dürftigkeit sich besonders auszeichneten und das letzte Verschwinden einer übrigens bekannten Vegetation vor's Auge setzten. Der Klotz eines beschädigten und wieder zusammen gewachsenen Baumstammes gab zu manchen Untersuchungen über die Wiederherstellungskraft der Natur Anlaß.

In Jena fing der botaniſche Garten an ſich neubelebt zu zeigen; der demſelben vorgeſetzte Hofrath Voigt, ingleichen der dabei angeſtellte Kunſtgärtner Baumann machten eine Reiſe nach Berlin, woher ſie nicht ohne Vortheil für ſich und die Anſtalt zurückkehrten.

Ich ließ mir angelegen ſeyn die beiden Bände zur Naturwiſſenſchaft und Morphologie durch das vierte Heft abzuſchließen, und behielt noch ſo viel Vorrath übrig, um auch wohl ein folgendes vorzubereiten.

1822.

Zur altdeutſchen Baukunſt, zu Prüfung ihres Charakters durch Schätzung ihres Sinnes, zum Begriff der Zeit, worin ſie entſtand, führten mich zwei bedeutende Werke. Mollers deutſche Baudenkmale, deren erſtes Heft nun geſchloſſen, lagen uns vor. Nach mehreren Probedrücken erſchien auch das erſte Heft des Boiſſerée'ſchen Domwerks. Ein großer Theil des Textes, den ich vorher im Manuſcript ſtudirt hatte, lag bei, und die Ueberzeugung beſtätigte ſich, daß zu richtiger Einſicht in dieſer Sache Zeit, Religion, Sitte, Kunſtfolge, Bedürfniß, Anlage der Jahrhunderte, wo dieſe Bauart überſchwenglich ausgedehnt in Anwendung blühte, alles zuſammen als eine große, lebendige Einheit zu betrachten ſey. Wie ſich nun an das Kirchthum auch das Ritterthum anſchloß, zu anderem Bedürfniß in gleichem Sinne, wollte ebenmäßig wohl erwogen ſeyn.

Die Plaſtik brachte wenig, aber Bedeutendes. Die kleinere Medaille mit Sereniſſimi Bild und der Inſchrift: Doctarum frontium praemia, ward in Paris von Barre geſchnitten. Ein kleiner Bachus von Bronze, ächt antik und von der größten Zierlichkeit, ward mir durch die Geneigtheit des Herrn Major von Staff. Er war auf dem Feldzuge nach Italien durch Wälſchland bis nach Calabrien gekommen, und hatte manches hübſche Kunſtwerk anzuſchaffen Gelegenheit. Meine Vorliebe für ſolche Werke kennend, verehrte er mir das kleine Bild, welches, wie ich es anſehe, mich zu erheitern geeignet iſt. Tiſchbein, aus alter guter Neigung, überraſchte mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit roh, Gedanke und Compoſition ganz vortrefflich.

Ich erhalte Howards The Climate of London, zwei Bände. Poſſelt

schreibt eine Recension. Die inländischen Beobachtungen gehen nach allen Rubriken fort und werden regelmäßig in Tabellen gebracht. Inspector Bischof von Dürrenberg dringt auf vergleichende Barometerbeobachtungen, denen man entgegen kommt. Zeichnungen der Wolkengestalten wurden gesammelt, mit Aufmerksamkeit fortgesetzt. Beobachten und Ueberlegen gehen gleichen Schrittes dabei wird durch symbolisch-graphische Darstellung der gleichförmige Gang so vieler, wo nicht zu sagen aller Barometer, deren Beobachtungen sich von selbst parallel stellten, zum Anlaß, eine tellurische Ursache zu finden und das Steigen und Fallen des Quecksilbers innerhalb gewisser Gränzen einer stätig veränderten Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben.

Bei meinem dießmaligen Aufenthalt in Böhmen ward die geologische Sammlung der Marienbader Gegend wieder aufgenommen und vervollständigt, in Bezug auf die Acten und das in den Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden solche wohlgeordnet bei der Abreise Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforscher. Das Tepeler Museum verehrt mir schönen Kalkschiefer mit Fischen und Pflanzen von der Herrschaft Walsch. Angenehmes und lehrreiches Einsprechen des Herrn von Buch. In Eger traf ich den für Naturkunde aufmerksamen Herrn Rath Grüner beschäftigt, eine uralte, kolossale Eiche, die quer über das Flußbett im Tiefen gelegen hatte, hervorziehen zu lassen. Die Rinde war völlig braunkohlenartig. Sodann besuchten wir den ehemaligen Kalkbruch von Dölitz, wo der Mammuthszahn sich herschrieb, der lange Zeit als merkwürdiges Erbstück der besitzenden Familie sorgfältig aufbewahrt, nunmehr für das Prager Museum bestimmt wurde. Ich ließ ihn abgießen, um ihn zur nähern Untersuchung an Herrn d'Alton mitzutheilen.

Mit durchreisenden Fremden wurde das Gesammelte betrachtet, wie auch der problematische Kammerberg wieder besucht. Bei allem diesem war Dlasks Naturgeschichte von Böhmen förderlich und behülflich.

Herr von Eschwege kommt aus Brasilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeutenden Ankauf. Bei dieser Gelegenheit wird mir die Edelsteinsammlung übergeben, welche früher aus der Brückmann'schen Erbschaft erkauft wurde. Mir war höchst interessant, eine solche von einem frühern passionirten Liebhaber und für seine Zeit treuen und umsichtigen Kenner zusammengestellte Folge zu

revidiren, das ſpäter Acquirirte einzuſchalten und dem Ganzen ein fröhliches Anſehen zu geben. Eine Zahl von 50 rohen Demantkryſtallen, merkwürdig einzeln, noch mehr der Reihe nach betrachtet, jetzt von Herrn Soret nach ihrer Geſtaltung beſchrieben und geordnet, gab mir eine ganz neue Anſicht über dieſes merkwürdige und höchſte Naturerzeugniß. Ferner theilte Herr von Eſchwege braſilianiſche Gebirgsarten mit, die abermals bewieſen, daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der erſten Urerſcheinung vollkommen übereinſtimmen; wie denn auch ſowohl ſeine gedruckten als handſchriftlichen Bemerkungen hierüber dankenswerthen Aufſchluß verleihen.

Zur Pflanzenkunde verfertigte ich das Schema zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Ein wunderbar gezeichnetes Buchenholz gewann ich als pathologiſches Phänomen. Ein geſpaltener Klotz war es von einem Buchſtamme in welchem ſich entdeckte, daß vor mehreren Jahren die Rinde regelmäßig mit einem eingeſchnittenen Kreuze bezeichnet worden, welches aber vernarbend überwachſen in den Stamm eingeſchloſſen, ſich nunmehr in der Spaltung als Form und Abdruck wiederholt.

Das Verhältniß zu Ernſt Meyer gab mir neues Leben und Anregung. Das Geſchlecht Juncus, von demſelben näher beſtimmt und durchgeführt, brachte ich mir mit Beihülfe von Hoſt: Gramina Austriaca zur Anſchauung.

Und ſo muß ich noch zum Schluß eines rieſenhaften Cactus melocactus, von Herrn Andreä zu Frankfurt geſendet, dankbar erwähnen.

Für das Allgemeine erſchienen mehrere bedeutende Werke. Die große naturgeſchichtliche Karte von Wilbrand und Ritgen, in Bezug auf das Element des Waſſers und auf Bergeshöhe, wie ſich die Organiſation überall verhalte. Ihr Werth ward ſogleich anerkannt, die ſchöne augenfällige Darſtellung an die Wand geheftet, zum täglichen Gebrauch vorgezeigt und commentirt in geſelligen Verhältniſſen, und immerfort ſtudirt und benutzt.

Keferſteins geognoſtiſches Deutſchland war in ſeiner Fortſetzung gleichfalls ſehr förderlich, und wäre es bei genauerer Färbung noch mehr geweſen. Man wird ſichs in ſolchen Fällen noch öfter wiederholen müſſen, daß da wo man durch Farben unterſcheiden will, ſie doch auch unterſcheidbar ſeyn ſollten.

Das vierte Heft meiner morphologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen

Bemühungen ward sorgfältig durchdacht und ausgeführt, da mit ihm die beiden Bände für dießmal geschlossen seyn sollten.

Die Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche von Herrn von Hoff gab neuen Reiz. Hier liegt ein Schatz, zu welchem man immer etwas hinzu thun möchte, indem man sich daran bereichert.

Ich erhielt zu Auffrischung der Berg- und Gesteinluft bedeutende Pflanzenabdrücke in Kohlenschiefer durch den sorgfältigen und diesen Studien ergebenen Rentamtmann Mahr. Fichtelbergische Mineralien erhalte ich von Retwitz, manches andere von Tyrol, wogegen ich den Freunden verschiedenes zusende. Herr Soret vermehrt meine Sammlung durch manches Bedeutende, sowohl aus Savoyen als aus der Insel Elba und ferneren Gegenden. Seine krystallographische Kenntniß war höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien; wobei er denn die von ihm in Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilte und besprach.

Im Chromatischen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erschien, daß ein Jüngerer die Pflicht über sich nehmen wolle dieses wichtige Capitel durchzuführen und durchzufechten. Herr von Henning besuchte mich und brachte höchst glücklich gerathene entoptische Gläser, auch schwarze Glasspiegel mit, welche verbunden durchaus alle wünschenswerthen Phänomene ohne viel weitere Umständlichkeit vor die Augen bringen. Die Unterhaltung war leicht; er hatte das Geschäft durchdrungen, und manche Frage, die ihm übrig blieb, konnte ich ihm gar bald beantworten. Er erzählte von seinen Vorlesungen, wie er es damit gehalten, und zu denen er mir schon die Einleitung mitgetheilt. Wechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen ältern Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im bisherigen Vortrag zu falschen Zwecken angewendet, überlieferte ich ihm, und er dagegen regte mich an, die chromatischen Acten und Papiere nunmehr vollkommener und sachgemäßer zu ordnen. Dieses alles geschah im Herbst und gab mir nicht wenig Beruhigung.

Ein entoptischer Apparat war für Berlin eingerichtet und fortgesendet, indessen die einfachen entoptischen Gläser mit schwarzen Glasspiegeln auf einen neuen Weg leiteten, die Entdeckungen vermehrten, die Ansicht erweiterten, und sodann zu der entoptischen Eigenschaft des schmelzenden Eises Gelegenheit gaben.

Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß sie das Große im Kleinen wählen.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der sieht man's am Gesicht wohl an.

Eine Frau macht oft ein bös Gesicht;
Der gute Mann verdient's wohl nicht.

Ein braver Mann! ich kenn' ihn ganz genau:
Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau.

Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
Nur geschwind! soll mir willkommen seyn.

Januar, Februar, Merz
Du bist mein liebes Herz.
May, Juny, July, August,
Mir ist nichts mehr bewußt.

Neu-Mond und geküßter Mund,
Sind gleich wieder hell und frisch und gesund.

Mir gäb' es keine größre Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

Die Farbentabelle wurde revidirt und abgedruckt; ein höchſt ſorgfältiges Inſtrument, die Phänomene der Lichtpolariſation nach franzöſiſchen Grundſätzen ſehen zu laſſen, ward bei mir aufgeſtellt, und ich hatte Gelegenheit deſſen Bau und Leiſtung vollkommen kennen zu lernen.

In der Zoologie förderte mich Carus von den Urtheilen des Schalen- und Knochengerüſtes, nicht weniger eine Tabelle, in welcher die Filiation ſämmtlicher Wirbelverwandlungen anſchaulich verzeichnet war. Hier empfing ich nun erſt den Lohn für meine früheren allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnte Ausführung bis ins Einzelne vor Augen ſah. Ein Gleiches ward mir, indem ich d'Altons frühere Arbeit über die Pferde wieder durchnahm, und ſodann durch deſſen Werk über die Faulthiere und die Dickhäutigen belehrt und erfreut wurde.

Der hinter dem Ettersberg im Torfbruche gefundene Urſtier beſchäftigte mich eine Zeit lang. Er ward in Jena aufgeſtellt, möglichſt reſtaurirt und zu einem Ganzen verbunden. Dadurch kam ich wieder mit einem alten Wohlwollenden in Berührung, Herrn Dr. Körte, der mir bei dieſer Gelegenheit manches Angenehme erwies.

Heinroths Anthropologie gab mir Aufſchlüſſe über meine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen, als ich eben bemüht war mein naturwiſſenſchaftliches Heft zu Stande zu bringen.

Herr Purkinje beſuchte uns und gewährte einen entſchiedenen Begriff von merkwürdiger Perſönlichkeit und unerhörter Anſtrengung und Aufopferung.

Indem ich zu meiner eigenen Aufklärung Kunckels Glasmacherkunſt, die ich bisher in düſterem Vorurtheil und ohne wahre Schätzung betrachtet hatte, genauer zu kennen und anſchaulicher zu machen wünſchte, hatte ich manche Communication mit Herrn Profeſſor Döbereiner, welcher mir die neueſten Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte. Gegen Ende des Jahrs kam er nach Weimar, um vor Sereniſſime und einer gebildeten Geſellſchaft die wichtigen Verſuche galvaniſch-magnetiſcher wechſelſeitiger Einwirkung mit Augen ſehen zu laſſen und erklärende Bemerkungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Beſuche des Herrn Profeſſor Oerſted nur um deſto erwünſchter ſeyn mußten.

Was geſellige Mittheilungen betrifft, war dieſes Jahr unſerm Kreiſe

gar wohl gerathen. Zwei Tage der Woche waren bestimmt unsern gnädigsten Herrschaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben. Hierzu fand sich denn jederzeit neuer Anlaß, und die Mannichfaltigkeit war groß, indem Altes und Neues, Kunstreiches und Wissenschaftliches jederzeit wohl aufgenommen wurde. Jeden Abend fand sich ein engerer Kreis bei mir zusammen, unterrichtete Personen beiderlei Geschlechts; damit aber auch der Antheil sich erweitere, setzte man den Dienstag fest, wo man sicher war eine gute Gesellschaft an dem Theetisch zusammen zu sehen; auch vorzügliche Geist und Herz erquickende Musik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an diesen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, so blieb ich zwar auf mein Haus eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung, vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerstreut hätte.

Ein junger Bibliothek- und Archivsverwandter macht ein Repertorium über meine sämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften, nachdem er alles sortirt und geordnet hatte.

Bei dieser Gelegenheit fand sich auch ein vorläufiger Versuch die Chronik meines Lebens zu redigiren, der bisher vermißt war, wodurch ich mich ganz besonders gefördert sah. Ich setzte gleich darauf mit neuer Lust die Arbeit fort, durch weitere Ausführung des Einzelnen.

Van Bree aus Antwerpen sendete seine Hefte zur Lehre der Zeichenkunst. Tischbeins Homer VII. Stück kam an. Die große Masse lithographischer Zeichnungen von Strixner und Pilotz sonderte ich nach Schulen und Meistern, wodurch denn die Sammlung zuerst wahrhaften Werth gewann. Steindrücke von allen Seiten dauerten fort, und brachten manches gute Bild zu unserer Kenntniß. Einem Freund zu Liebe erklärte ich ein paar problematische Kupfer, Polidors Manna und ein Tizianisches Blatt, Landschaft, St. Georg mit dem Drachen und [illegible]er ausgesetzten Schönheit. Mantegna's Triumphzug ward fernerweit redigirt.

Maler Kolbe von Düsseldorf stellte hier einige Arbeiten aus, und vollendete verschiedene Porträte; man freute sich diesen wackern Mann, den man schon seit den Weimarischen Kunstausstellungen gekannt, nunmehr persönlich zu schätzen und sich seines Talents zu freuen. Gräfin Julie Egloffstein machte bedeutende Vorschritte in der Kunst. Ich ließ

die Radirungen nach meinen Skizzen austuſchen und ausmalen, um ſie an Freunde zu überlaſſen.

Meyers Kunſtgeſchichte ward ſchließlich mundirt und dem Druck angenähert. Dr. Carus gab einen ſehr wohlgedachten und wohlgefühlten Aufſatz über Landſchaftsmalerei in dem ſchönen Sinne ſeiner eigenen Productionen.

Rede

bei

Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

am 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute diesen Tag. Sie zogen versammelt zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat, ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unseres gnädigsten Herrn bei dem Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet, wer von den Hindernissen nur einen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegen setzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flötz häuften und, wenn ich so sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so

vielen eifrigen Bemühungen, nach ſo manchem Aufwande erſt heute zu einer Handlung ſchreiten, die zum Wohl dieſer Stadt und dieſer Gegend nicht frühe genug hätte geſchehen können; er wird ſich vielmehr wundern, daß es ſchon heute geſchieht. Denn wie viele ſind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieſes Werk wieder werde aufnehmen, daß man dieſen Bergbau wieder in Umtrieb werde ſetzen können! Und nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit. Denn belebte unſern gnädigſten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anſtalt, hätten die höchſten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beiſtimmung das Geſchäft nicht erleichtert, wären die Kunſtverſtändigen, die wir um Rath gefragt, nicht ſo aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer, wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: ſo könnten wir unſern Weg auch gegenwärtig noch nicht zuſammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Platze zu, den unſere Vorfahren ſich ſchon auserſehen hatten, um daſelbſt einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den ſie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unſeres Geſchworenen beſtimmt iſt, denken wir heute einzuſchlagen und unſern neuen Johannisſchacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beiſtimmung der verſtändigſten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachläſſigten guten Rath. Denn man ſah von jeher, ſelbſt da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, dieſen Schacht für entbehrlich an; man wollte mit demſelben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchſten ins Tiefſte ging, verbeſſern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk ſich ſeinem Untergange näherte, erkannte man dieſen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlorenen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene erſoffene abgebaute Tiefen dem Waſſer und der Finſterniß auf immer überlaſſen, ſoll er uns zu einem neuen friſchen Felde führen, wo wir gewiſſe unangetaſtete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Laſſen Sie uns alſo die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen anſehen; laſſen Sie uns die erſten Hiebe der Keilhaue nicht als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieſer Handlung lebhaft empfindend, uns herzlich freuen, daß wir beſtimmt waren ſie zu begehen und Zeugen derſelben zu ſeyn.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sey aber auch unsere Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also niemand mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildere nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamten dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innere Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserem Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unseres Fürsten, unsere Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unserer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genugthun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsere Hände legen! Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publicum mit uns vereinigen.

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerk nutzen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringste, dasjenige was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzt, meine Herren, ist es Zeit dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken und dadurch zu dem gemeinen Besten

mitzuwirken. Kommt dereinſt der Bergbau zu einem lebendigern Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in dieſen Gegenden ſtärker, erhebt ſich Ilmenau wieder zu ſeinem alten Flor, ſo kann ein jeder, er ſey wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu ſich ſagen: Auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieſes Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift iſt, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen, ich habe es nähren, ſchützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenſchaft dauern. Ja, möge uns dieſe Nachkommenſchaft für das, was wir von heute an thun werden, ſegnen, und die Unſrigen dieſes Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, ſondern uns einem Orte, auf den alle unſere Wünſche gegenwärtig gerichtet ſind, nähern, vorher aber noch in dem Hauſe des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen, und dem Menſchen den Verſtand gegeben hat, ſie an das Licht des Tages hervorzubringen. Laſſen Sie uns ihn bitten, daß er unſerem Vorhaben beiſtehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Böſen als zum Guten angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menſchheit gefördert werde.

Rede

zum feierlichen Andenken

der

Durchlauchtigſten Fürſtin und Frau Anna Amalia,

verwittweten

Herzogin zu Sachſen-Weimar und Eiſenach,

gebornen Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg

1807.

Wenn das Leben der Großen dieſer Welt, ſo lange es ihnen von Gott gegönnt iſt, dem übrigen Menſchengeſchlecht als ein Beiſpiel vorleuchten ſoll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, ſo iſt die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Ueberſicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unſchätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürſtin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen andern ſich dem Gedächtniß einzuprägen, beſonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und ſpäter unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüſſen manches Guten theilhaftig geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit perſönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entſproſſen aus einem Hauſe (1739, Oct. 24.), das von den früheſten Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes ſeiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geſchwiſtern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Beſtreben kannten, als ein ſolches, das ruhmvoll und auch der

Zukunft bewundernswürdig wäre: in der Mitte eines regen, ſich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterſtadt, welche ſich durch mancherlei Anſtalten zur Cultur der Kunſt und Wiſſenſchaft auszeichnete, ward ſie bald gewahr, daß auch in ihr ein ſolcher Keim liege, und freute ſich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichſten Männer, welche ſpäterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrſamkeit glänzten, gegeben wurde.

Von dort wurde ſie früh hinweg gerufen (1756) zur Verbindung mit einem jungen Fürſten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, ſeiner ſelbſt und der Vortheile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entſprang 1757 aus dieſer Vereinigung, auf den ſich alle Freuden und Hoffnungen verſammelten; aber der Vater ſollte ſich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erſt nach ſeinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen (1758), ſelbſt noch minderjährig, fühlte ſie ſich bei dem einbrechenden ſiebenjährigen Kriege in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürſtin verpflichtet auf derjenigen Seite zu ſtehen, die ſich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen ſelbſt gedrängt, fand ſie eine Beruhigung in dem Beſuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte ſie.

Endlich zeigte ſich der erwünſchte Frieden, und ihre erſten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, ſelbſt wo es nicht etwa gleich Grund faſſen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth (1772). Gerechtigkeit und freier Edelmuth bezeichneten alle ihre Regentenbeſchlüſſe und Anordnungen.

Eben ſo war im Innern ihre herzlichſte Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienſtvolle Lehrer wurden angeſtellt, wodurch ſie zu einer Verſammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begründete, was ſpäter für dieſes beſondere Land, ja für das ganze deutſche Vaterland ſo lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, ſuchte ſie ſogleich, nach dem gegebenen Maß, um ſich zu verſammeln, und ſie war im Begriff, mit Freude und Zutrauen das gewiſſenhaft Verwaltete ihrem Durchlauchtigſten Sohn (1774 zu übergeben, als das unerwartete Unglück des

Weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingeborenen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten, und trat eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannichfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun, unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung alle ihre frühern Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Ehever bindung eine würdige frohe Nachkommenschaft sich entwickelte!

Das ruhige Bewußtseyn ihre Pflicht gethan, das was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft so wie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen (1788): denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höhern Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnt hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten mußte, eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die

Geht's in der Welt dir endlich ſchlecht,
Thu' was du willſt, nur habe nicht recht.

Züchtige den Hund, den Wolf magſt du peitſchen;
Graue Haare ſollſt du nicht reizen.

Am Fluſſe kannſt du ſtemmen und häkeln;
Ueberſchwemmung läßt ſich nicht mäkeln.

Tauſend Fliegen hatt' ich am Abend erſchlagen;
Doch weckte mich eine beim frühſten Tagen.

Und wärſt du auch zum fernſten Ort,
Zur kleinſten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findeſt dort
Tabak und böſe Zungen.

Wüßte nicht, was ſie Beſſers erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Lief' das Brod, wie die Haaſen laufen,
Es koſtete viel Schweiß, es zu kaufen.

Will Vogelfang dir nicht gerathen;
So magſt du deinen Schuhu braten.

Das wär' dir ein ſchönes Gartengelände,
Wo man den Weinſtock mit Würſten bände.

Du mußt dich niemals mit Schwur vermeſſen:
Von dieſer Speiſe will ich nicht eſſen.

Bekanntſchaft edler und gebildeter Menſchen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimiſche und Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete ſie nach ihrer Zurückkunft, als ſie, mit mancherlei Schätzen der Kunſt und der Erfahrung geſchmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels (1804) mit einer unvergleichlichen Prinzeſſin, die erwünſchten ehelichen Folgen gaben zu Feſten Anlaß, wobei ſie ſich des mit rathloſem Eifer, tiefem Kunſtſinn und wählendem Geſchmack wieder aufgerichteten und ausgeſchmückten Schloſſes erfreuen konnte, und uns hoffen ließ, daß, zum Erſatz für ſo manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben ſich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem alles Lenkenden anders vorgeſehen. Hatte ſie während dieſes gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verluſt zweier tapfern Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der ſich für andere aufopfernd, von den Fluthen verſchlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, ſpäter eines verehrten, als Gaſt bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, ſo hatte ſie ſich mit inwohnender Kraft immer wieder zu faſſen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in dieſen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unſer ſo lange geſchont, uns endlich und ſie ergriff, da ſie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme ſie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei dieſen Gefahren und Beſchwerden der Reiſe, bei dem Unglück, das ſich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da ſie alle ihre auf den feſteſten Beſitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verſchwinden ſah: da ſcheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geiſt gegen den Andrang irdiſcher Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb ſie noch immer ſich ſelbſt gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, ſie ſo geſchwind aufgelöſt zu ſehen. Sie zauderte, ſich für krank zu erklären; ihre Krankheit war kein Leiden, ſie ſchied aus der Geſellſchaft der Übrigen

(1807. April 10.), wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: Meine Leiden waren so groß als die ihrigen! Und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde: daß sie uns von dorther gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben: daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

Rede

zum Andenken des edlen

Dichters, Bruders und Freundes Wieland,

am 18. Februar 1813.

Durchlauchtigſter Protector,
Sehr ehrwürdiger Meiſter,
Verehrungswürdigſte Anweſende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen ſich entgegen zu ſtellen und das, was unſere weiſen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, ſo würde ich doch, ſtände mir der Zauberſtab wirklich zu Gebote, den die Muſe unſerm abgeſchiedenen Freunde geiſtig anvertraut, ich würde dieſe ganze düſtere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln, dieſes Finſtere müßte ſich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein feſtlich geſchmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, ſo froh und klar als das Leben unſeres Freundes, ſollte vor Ihnen erſcheinen. Da möchten die Schöpfungen ſeiner blühenden Phantaſie Ihre Augen, Ihren Geiſt anziehen, der Olymp mit ſeinen Göttern, eingeführt durch die Muſen, geſchmückt durch die Grazien, ſollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in ſo heiterer Umgebung gelebt, und dieſer Heiterkeit gemäß auch von uns geſchieden, unter die glücklichſten Menſchen zu zählen und keineswegs mit Klage, ſondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu beſtatten ſey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darſtellen kann, ſey den innern dargebracht! Achtzig Jahre! wie viel in wenigen Sylben! — Wer von uns wagt es in der Geſchwindigkeit zu durchlaufen und ſich zu

vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahrszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene. Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland so wie das Ausland sein Andenken feiert, wo sollte dieß früher und kräftiger geschehen als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt, und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund

der Schulkenntniſſe. Hierauf ward er nach Kloſter Bergen an der Elbe geſendet, wo eine Erziehungs- und Lehranſtalt, unter der Aufſicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe ſtand. Von da begab er ſich auf die Univerſität zu Tübingen; ſodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmer gezogen, den man in Süddeutſchland, wie Gleim nachher in Norddeutſchland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er ſich ganz der Luſt, welche das Selbſthervorbringen der Jugend verſchafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung ſich ausbildet, ohne daß die höhern Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältniſſen, kehrte in ſeine Vaterſtadt zurück und ward von nun an ſein eigener Lehrer und Bildner, indem er auf das raſtloſeſte ſeine literariſch-poetiſche Neigung fortſetzte. Die mechaniſchen Amtsgeſchäfte eines Vorſtehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Luſt und Muth, und damit ja ſein Geiſt in ſo engen Verhältniſſen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürſtlich Mainziſchem Miniſter, bekannt. In dieſem angeſehenen, wohleingerichteten Hauſe wehte ihn zuerſt die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältniſſe blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürſten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joſeph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden ſollte, ſo berief man unſern Freund dahin und bethätigte dadurch die duldſamen Geſinnungen, welche ſich über alle chriſtlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menſchheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreiteten.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin-Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute ſo thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürſtlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, ſelbſt höchſt gebildeten Mutter, und ſo ward er herüber berufen, damit er ſeine literariſchen Talente, ſeine ſittlichen Vorzüge zum Beſten des fürſtlichen Hauſes, zu unſerm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeſchäftes zugeſagte Ruhe wurde ihm ſogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugeſagte Erleichterung ſeiner häuslichen Umſtände zu Theil ward, führte er ſeit

beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen: ich gedenke nur dessen was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase: er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten,

so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborene Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wieder herzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorzurufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt ſich die Eigenthümlichkeit, die Energie ſeines Geiſtes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei ſo ſtarker Lebensluſt, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geiſtigen Wünſchen und Abſichten, fühlt er ſich von der Welt verletzt und um ſeine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was ſo viele Jahre ſein Glück gemacht hatte, ja der innigſte Beſtand ſeines Lebens geweſen war; aber er verzehrt ſich nicht in eiteln Klagen, deren wir in Proſa und Verſen von andern ſo viele kennen, ſondern er entſchließt ſich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was ſich in der Wirklichkeit nicht immer nachweiſen läßt, den Krieg an, zuvörderſt alſo der Platoniſchen Liebe, ſodann aller dogmatiſirenden Philoſophie, beſonders den beiden Extremen, der ſtoiſchen und Pythagoreiſchen. Unverſöhnlich arbeitet er ferner dem religiöſen Fanatismus und allem, was dem Verſtande excentriſch erſcheint, entgegen.

Aber ſogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge ſelbſt phantaſtiſch handeln; und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt ſich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philiſterei zu begreifen gewohnt ſind, gegen ſtockende Pedanterei, kleinſtädtiſches Weſen, kümmerliche äußere Sitte, beſchränkte Kritik, falſche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie dieſe Ungeiſter, deren Name Legion iſt, nur alle zu bezeichnen ſeyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialiſch, ohne Vorſatz und Selbſtbewußtſeyn. Er findet ſich in der Klemme zwiſchen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, ſo muß er ſelbſt an ſich halten, und, indem er gerecht ſeyn will, vielſeitig werden.

Die verſtändige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der ſittlichen Welt, eines Addiſon, eines Steele, hatten ihn ſchon längſt angezogen; nun findet er aber in dieſer Genoſſenſchaft einen Mann, deſſen Sinnesart ihm weit gemäßer iſt.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion ſeines Vaterlandes manche Bewegung vorging, wo die herrſchende Kirche mit Gewalt die Andersgeſinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was

einen Verſtändigen, Wohldenkenden in Sorge ſetzen muß. Gegen alles dieſes, glaubte er, ſey am beſten durch Frohſinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit anſehe, werde man recht ſehen, war ſeine Meinung. Wer mit Heiterkeit in ſeinen eigenen Buſen ſchauen könne, müſſe ein guter Mann ſeyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entſpringe daher. Geiſt, Witz, Humor ſeyen die ächten Organe, womit ein ſolches Gemüth die Welt anfaſſe. Alle Gegenſtände, ſelbſt die ernſteſten, müßten eine ſolche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn ſie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, ſondern einen ächten, die Probe nicht ſcheuenden Werth in ſich ſelbſt enthielten. Bei dieſem geiſtreichen Verſuch die Gegenſtände zu gewältigen, konnte man nicht umhin ſich nach entſcheidenden Behörden umzuſehen, und ſo ward einerſeits der Menſchenverſtand über den Inhalt, und der Geſchmack über die Art des Vortrags zum Richter geſetzt.

An einem ſolchen Manne fand nun unſer Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genoſſen, mit dem er arbeiten ſollte, ſondern einen wahrhaften ältern Zwillingsbruder im Geiſte, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu ſeyn; wie man denn von Menächmen nicht ſagen könnte, welcher das Original und welcher die Copie ſey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reiſen, Aemter, Weltumſicht mehr begünſtigt, in einem weiteren Kreiſe, zu einer ernſteren Zeit, in dem meerumfloſſenen England leiſtete, eben dieſes bewirkte unſer Freund von einem anfangs ſehr beſchränkten Punkt aus durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein ſtätiges Wirken in ſeinem überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Reſultat davon war, damit wir uns bei unſerm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verſtändlichen Wortes bedienen, jene Popularphiloſophie, wodurch ein praktiſch geübter Sinn zum Urtheil über den moraliſchen Werth der Dinge, ſo wie über ihren äſthetiſchen zum Richter beſtellt wird.

Dieſe, in England vorbereitet und auch in Deutſchland durch Umſtände gefordert, ward alſo durch dichteriſche und gelehrte Werke, ja durchs Leben ſelbſt von unſerm Freunde, in Geſellſchaft von unzähligen Wohlgeſinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, in ſofern von Anſicht, Geſinnung, Ueberſicht die Rede ſeyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden,

ie war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden: seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und freien Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernstern Deutschen ließen sie sich gefallen; denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höhern Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakspeare's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke ein lebhafter, reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakspeare zu übersetzen war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Wer aber recht bequem iſt und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
Er würde höchlich ſich's verbitten,
Wär' ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten.

Freigebig iſt der mit ſeinen Schritten,
Der kommt, von der Katze Speck zu erbitten.

Haſt deine Kaſtanien zu lange gebraten;
Sie ſind dir alle zu Kohlen gerathen.

Das ſind mir allzuböſe Biſſen,
An denen die Gäſte erwürgen müſſen.

Das iſt eine von den großen Thaten,
Sich in ſeinem eignen Fett zu braten.

Geſotten aber gebraten!
Er iſt ans Feuer gerathen.

Gebraten oder geſotten!
Ihr ſollt nicht meiner ſpotten.
Was ihr euch heute getröſtet,
Ihr ſeyd doch Morgen geröſtet.

Wer Ohren hat, ſoll hören;
Wer Geld hat, ſoll's verzehren.

Der Mutter ſchenk' ich,
Die Tochter denk' ich.

Dieſe Ueberſetzung, ſo eine große Wirkung ſie in Deutſchland hervorgebracht, ſcheint auf Wieland ſelbſt wenig Einfluß gehabt zu haben. Er ſtand mit ſeinem Autor allzu ſehr in Widerſtreit, wie man genugſam erkennt aus den übergangenen und ausgelaſſenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die franzöſiſche Sinnesart hervorblickt.

Anderſeits aber ſind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchſt ſchätzbare Muſter. Er fühlt ſich mit ihnen durch Geſchmack verbunden: Religion, Sitten, Verfaſſung, alles giebt ihm Anlaß ſeine Vielſeitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philoſophen, weder das Volk noch die Völker, ſo wenig als die Staats- und Kriegsleute ſich unter einander vertragen, ſo findet er überall die erwünſchteſte Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu ſcherzen ſcheint, ſeine billige, duldſame, menſchliche Lehre wiederholt einzuſchärfen. Zugleich gefällt er ſich, problematiſche Charaktere darzuſtellen, und es macht ihm zum Beiſpiel Vergnügen, ohne Rückſicht auf weibliche Keuſchheit, das Liebenswürdige einer Muſarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philoſophen zu erhöhen.

Aber auch unter dieſen findet er einen Mann, den er als Repräſentanten ſeiner Geſinnungen ausbilden und darſtellen kann, ich meine Ariſtipp. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitlebender in einem ſo ſchönen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menſchen in Verbindung, ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſeyn, wie ſie zu denken.

In dieſen Bezirken erhielt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Verübungen, welche dem Ueberſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind; und ſo entſtand der deutſche Lucian, der uns den griechiſchen um deſto lebhafter darſtellen mußte, als Verfaſſer und Ueberſetzer für wahrhafte Geiſtesverwandte gelten können.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, predige er auch noch ſo ſehr das Gebührende, wird ſich doch manchmal verſucht fühlen, die Linie des Anſtändigen und Schicklichen zu überſchreiten, da von jeher das Genie ſolche Wagſtücke unter ſeine Gerechtſame gezählt hat. Dieſen Trieb

befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegenen als geistreichen Scherze durch eigene angeborene Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig; und wie hatte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republicanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel ähnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst, Cicero Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger; und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es giebt zwei Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht

an uns die Forderung, daß wir uns dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe! Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelnheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung, sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eigenes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fach geregelten Gesinnungen den Vorzug gab; indeß gewann er doch solchen Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich aufs neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hierbei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender, theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift des Deutschen Merkur zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche

Werke verdankte, ſelbſt urtheilen, ſeine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch verſammelten ſich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieſer Verein vorzüglicher Literatoren wirkte ſo viel, daß man durch mehrere Jahre hin ſich des Merkur als Leitfadens in unſerer Literargeſchichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Leſen und Urtheilen über eine größere Maſſe ſich verbreitete, ſo ward auch die Luſt ſich augenblicklich mitzutheilen bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; ſein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitſchriften entſtanden, die erſt monatlich, dann wochen- und tagweiſe ſich ins Publicum drängten und endlich jene babyloniſche Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und ſind, und die eigentlich daher entſpringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Teutſchen Merkur viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber deſſelben angeborene Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geſchaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf ſich keiner Einſeitigkeit ſchuldig machen. Was ſeinen regen Geiſt aufreizte, ſuchte er durch Menſchenverſtand und Geſchmack bei ſich ſelbſt ins gleiche zu bringen, und ſo behandelte er auch ſeine Mitarbeiter, für die er ſich keineswegs enthuſiasmirte; und wie er die von ihm ſo hoch geachteten alten Autoren, indem er ſie mit Sorgfalt überſetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, ſo machte er auch oft geſchätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja ſogar abwendig.

Schon früher hatte unſer Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müſſen; um ſo weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitſchrift an literariſchen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweiſt er ſich als immer derſelbe. Ein ſolcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie ſich's einigermaßen in die Länge ziehen will, ſo läßt er dem Gegner das letzte Wort und geht ſeinen gewohnten Pfades.

Ausländer haben ſcharfſinnig bemerkt, daß deutſche Schriftſteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rückſicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menſchen der ſich ſelbſt ausbildet, den Menſchen der ſich ſelbſt etwas zu Danke machen

will und folglich den Charakter deſſelben gar bald abnehmen könne. Dieſe Eigenſchaft haben wir ſchon oben Wieland beſonders zugeſchrieben, und es wird um ſo intereſſanter ſeyn ſeine Schriften wie ſein Leben in dieſem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und ſpäter den Charakter unſeres Freundes aus eben dieſen Schriften verdächtig zu machen ſuchte. Gar viele Menſchen ſind noch jetzt an ihm irre, weil ſie ſich verſtellen, der Vielſeitige müſſe gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig ſeyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter ſich nur durchaus aufs Praktiſche beziehe. Nur in dem was der Menſch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter; und in dieſem Sinne hat es keinen feſtern, ſich ſelbſt immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er ſich der Mannichfaltigkeit ſeiner Empfindungen, der Beweglichkeit ſeiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrſchaft über ſich erlauben wollte, ſo zeigte er eben dadurch die Feſtigkeit und Sicherheit ſeines Sinnes. Der geiſtreiche Mann ſpielte gern mit ſeinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit ſeinen Geſinnungen. Und ſo erwarb er ſich viele Freunde und erhielt ſie. Daß er irgend einen entſchiedenen Feind gehabt, iſt mir nicht bekannt geworden. Im Genuß ſeiner dichteriſchen Arbeiten lebte er viele Jahre in ſtädtiſcher, bürgerlicher, freundlich-geſelliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollſtändigen Abdrucks ſeiner ſorgfältig durchgeſehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derſelben.

Aber er ſollte noch im Herbſt ſeiner Jahre den Einfluß des Zeitgeiſtes empfinden und auf eine nicht vorzuſehende Weiſe ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutſchland gewaltet; äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menſchlichen, weltbürgerlichen Geſinnungen gar ſchön zuſammen. Der friedliche Städter ſchien ſeiner Mauern nicht mehr zu bedürfen; man entzog ſich ihnen, man ſehnte ſich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbeſitzers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der geſellig geborene Menſch ſich öfters den ſüßen Trug vorbilden kann, als lebe er beſſer, bequemer, froher in der Abgeſondertheit, ſo ſchien auch Wieland, dem bereits die höchſte literariſche Muße gegönnt war, ſich nach einem noch muſenhaft ruhigern Aufenthalt umzuſehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar ſich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entſchluß

daſelbſt den Reſt ſeines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters beſucht, welche mit ihm gelebt, umſtändlich erzählen, wie er gerade hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſchien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, beſonders aber, weil er ſich den Menſchen wohl entziehen, die Menſchen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gaſtfreier Wirth ſeine geſelligen Tugenden am anmuthigſten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieſer idylliſchen Darſtellung auffordere, ſo muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie dieſe ländliche Heiterkeit durch das Hinſcheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod ſeiner werthen, ſorgſamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt dieſe theuern Reſte auf eigenem Grund und Boden nieder, und indem er ſich entſchließt die für ihn allzuſehr verflochtene landwirthſchaftliche Beſorgung aufzugeben, und ſich des einige Jahre froh genoſſenen Grundbeſitzes zu entäußern, ſo behält er ſich doch den Platz, den Raum zwiſchen beiden Geliebten vor, um dort auch ſeine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch ſeinen ſchönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen ſeinen Grabhügel in einem lebendigen Haine beſuchen und heiter verehren ſollten.

Nicht ohne höhere Veranlaſſung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu ſeiner großen Gönnerin, der Herzogin-Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüſtert. Er fühlte nur zu ſehr, was es ihm koſte, von ihr entfernt zu ſeyn; er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und deſſelben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unſtatten genießen. Und ſo, nachdem er ſeine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald verſammelt, bald zerſtreut geſehen, zieht die erhabene Fürſtin ihn in ihren nächſten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürſtlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet ſich nun als Glied des Hauſes und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Geſellſchaft geboren, ja die größte würde ſein eigentliches Element geweſen ſeyn; denn weil er nirgends obenan ſtehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte und über alles mit Mäßigung ſich zu äußern geneigt war, ſo mußte er nothwendig als angenehmer Geſellſchafter erſcheinen, ja er wäre es unter

einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Natur noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches so wie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er bei ausgebreiteten Kenntnissen stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erweitert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuen philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nahe genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drehburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und des sittlichen Handelns fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sage ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geſchah auch wirklich, und in der Poeſie that ſich eine neue Epoche hervor, welche mit unſerm Freunde, ſo wie er mit ihr in Widerſpruch ſtehen mußte. Von dieſer Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch ſehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieſes Umſtands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutſchen Literatur entſtandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen iſt, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienſt ſchätzen und ſein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen ſo wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Perſonen genau unterrichtet ſeyn müßte, die Kräfte, die Verdienſte beider Theile wohl kennen und, um unparteiiſch zu wirken, beiden Parteien gewiſſermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entſprungenen kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernſte Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlaſſen haben.

Die zwiſchen unſern Bergen und Hügeln, in unſern anmuthig bewäſſerten Thälern viele Jahre glücklich angeſiedelte Ruhe war ſchon längſt durch Kriegszüge, wo nicht verſcheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erſtaunen und Schrecken ſetzte, da das Schickſal der Welt in unſern Spaziergängen entſchieden ward, auch in dieſen ſchrecklichen Stunden, denen unſer Freund ſorglos entgegen lebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erſt durch die Vorſorge eines jungen entſchloſſenen Freundes, dann durch die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten, weltberühmten Schriftſteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wiſſenſchaftlichen Inſtituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den ſchmerzlichen Verluſt Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht ihm jeden Erſatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaiſern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in ſeinem langen Leben nicht geſucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber ſo wie am trüben, ſo auch am heitern Tage war er ſich ſelbſt gleich, und er bethätigte hierdurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem böſen Geſchick mäßig zu begegnen verſteht.

Am bewundernswürdigſten jedoch erſchien er, körperlich und geiſtig

betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde, als sich selbst durch die Aeußerung, es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung, noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien, des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogene Linie wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angeborenen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hierzu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch

Kleid' eine Säule,
Sie ſteht wie eine Fräule.

Schlaf' ich, ſo ſchlaf' ich mir bequem.
Arbeit' ich, ja, ich weiß nicht wem.

Ganz und gar
Bin ich ein armer Wicht.
Meine Träume ſind nicht wahr,
Und meine Gedanken gerathen nicht.

Mit meinem Willen mag's geſchehn! —
Die Thräne wird mir in dem Auge ſtehn.

Wohl unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Du trägſt ſehr leicht, wenn du nichts haſt
Aber Reichthum iſt eine leichtere Laſt.

Alles in der Welt läßt ſich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen.

Was räucherſt du nun deinen Todten?
Hätt'ſt du's ihm ſo im Leben geboten!

Ja! Wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm, baut ihr Monumente.

überliefert worden, ſteh er zwar nach ſeiner heitern klaren Sinnesart jene trüben Geheimniſſe, aber verläugnete ſich nicht, daß gerade unter dieſen, vielleicht ſeltſamen Hüllen zuerſt unter die rohen und ſinnlichen Menſchen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünſchenswerther dargeſtellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unſeres Daſeyns ſowohl von friſchen Schreckniſſen eines trüben Aberglaubens, als von den eben ſo falſchen Forderungen einer lebensluſtigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von ſo vielen werthen Freunden und Zeitgenoſſen auf der Erde zurückgelaſſen, ſich in manchem Sinne einſam fühlend, näherte er ſich unſerm theuern Bunde. Wie froh er in denſelben getreten, wie anhaltend er unſere Verſammlungen beſucht, unſern Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit gegönnt, ſich der Aufnahme vorzüglicher jungen Männer erfreut, unſern ehrbaren Gaſtmahlen beigewohnt, und ſich nicht enthalten über manche wichtige Angelegenheit ſeine Gedanken zu eröffnen, davon ſind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieſer altgegründete und nach manchem Zeitwechſel oft wieder hergeſtellte Bund eines Zeugniſſes bedürfte, ſo würde hier das vollkommenſte bereit ſeyn, indem ein talentreicher Mann, verſtändig, vorſichtig, umſichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns ſeines Gleichen zu finden glaubte, ſich bei uns in einer Geſellſchaft fühlte, die er, der beſten gewohnt, als Vollendung ſeiner menſchlichen und geſelligen Wünſche ſo gern anerkannte.

Vor dieſer ſo merkwürdigen und hochgeſchätzten Verſammlung, obgleich von unſern Meiſtern aufgefordert, über den Abgeſchiedenen wenige Worte zu ſprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzuſammenhängende Blätter, ſondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig ſind, um ſein Andenken rühmlich zu feiern neben dem Monumente, das er ſich ſelbſt in ſeinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich dieſe ſchöne Pflicht nur in der Betrachtung, es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier ſeines Andenkens, von andern beſſer zu leiſten wäre. Wird es unſern verehrten Meiſtern gefallen, mit dieſem Aufſatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über

unſern Freund erſcheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unſere Brüder, auf die er am meiſten und am eigenſten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genoſſen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, ſo würde hierdurch ein Schatz von Thatſachen, Nachrichten und Urtheilen geſammelt, welcher wohl einzig in ſeiner Art ſeyn dürfte, und woraus denn unſere Nachkommen ſchöpfen könnten, um mit ſtandhafter Neigung ein ſo würdiges Andenken immerfort zu beſchützen, zu erhalten und zu erklären.

Johannes von Müllers

Rede über Friedrich den Großen

am 29. Januar 1807.

Aus dem Franzöſiſchen.

Deutſch von Goethe.

Intaminatis fulget honoribus

Jener große König, Friedrich der Zweite, Ueberwinder, Geſetzgeber, der ſeinem Jahrhundert, ſeinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längſt nicht mehr unter den Sterblichen. Heute verſammelt ſich die Akademie, um ſeiner zu gedenken. Preußiſche Männer, die ſich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Geſetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechſelsweiſe von Sansſouci her ſich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menſchen Bewunderung einprägten, ſie ſind heute gekommen unſere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechſel, in der Erſchütterung, im Einſturz verlangen ausgezeichnete Fremde an dieſem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu ſagen haben, und ob die Empfindung ſeines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weiſe Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unſterblichen Ruhm eifrig und mühſam verfolgend, von einer wollüſtigen Ruhe ſich vorſätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienſtes durch keinen äußern Wechſel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird:

wenn ihr Name hinreicht ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verſchiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn, immer neu, niemals zum Ueberdruß eine ſolche Lobrede keiner Künſte bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröſtend abzuhalten, die im Begriff ſind ſich ſelbſt aufzugeben: dann iſt die Weiſe vollbracht; ein ſolcher Mann gehört, wie die unſterblichen Götter, nicht einem gewiſſen Land, einem gewiſſen Volk — dieſe können veränderliche Schickſale haben — der ganzen Menſchheit gehört er an, die ſo edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Dieſe Betrachtungen gründen ſich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beſchränkten Köpfe, einiger Freunde ſeltſamen Widerſpruchs, wer hat jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele dem erſten der Cäſaren ſtreitig gemacht? wer den ungeheuern Umfaſſungsgeiſt, die Kühnheit der Entwürfe dem großen Alexander? oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Conſtantin und Juſtinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erſte nicht Stärke des Geiſtes genug beſeſſen hatte, um die Parteien zu beherrſchen, und daß er, ſtatt ſich der Hierarchie zu bedienen, ſich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einſah, daß an dem Größten und Schönſten, was zu Juſtinians Zeiten geſchehen war, dieſer Kaiſer faſt ganz und gar keinen perſönlichen Antheil gehabt hatte, da verloren dieſe Fürſten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeichelei und Ränkeſpiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweiſen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römiſchen Reichs, der andere Herr der ſchönſten ſeiner Provinzen. Conſtantin erwarb Kriegslorbeern, Juſtinian war von glücklichen Feldherren und weiſen Rechtsgelehrten umgeben; doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläſſige Pfänder eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzuſtellen, dem Erfinder der ſchrägen Schlachtordnung, dem Beſieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt! Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipps; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen,

ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſchätzbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus ſeinem Schooße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniß werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn ſie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten oder auf das edelſte vergrößerten, wenn ſie uns als unvergleichliche Dämonen erſcheinen, die, ähnlich den höchſten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indeß hundert und hundert Menſchengeſchlechter augenblicklichen Ruhs nach und nach hinſchwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verſchlungen! Von jenem Hohen bleibt ein Eindruck, der Menſchencharakter eignet ſich ihn zu, durchdringt ſich davon und ſtählt ſich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; ſie kriegten mit den Illyriern wie die alten Bewohner unſerer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz; der Geiſt Philipps trat hervor und das Geſtirn Alexanders. In der zweiten Geſchlechtsreihe nach ihnen ſehen ſich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflöſung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als ſie nach ſo vielen und unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten ſie bis auf unſere Zeit den Ruf, die beſten Soldaten des Reichs zu ſeyn, dem ſie angehörten.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man ſich in der Geſichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer ſucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpengewand **Romanos rerum dominos!** An allen Italiänern ſtudirt man die Züge dieſes wunderhaften Volks, das zweimal die Welt überwand und länger als ein anderes beherrſchte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundſätze, jene unerſchütterliche Folge von Entwürfen, dieſe Kunſt, die Gewalt ſie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und ſo fordern wir von allen Franzoſen die Tüchtigkeit, das Selbſtgefühl, den Muth ihrer germaniſchen Väter, jene Vorzüge, veredelt durch die Anmuth **Franz I**, die edle Freimüthigkeit des großen Heinrich und das Zeitalter **Ludwigs XIV.** Ja was werden künftige Geſchlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetiſcher Tapferkeit zerſtören; immer noch würde die Welt mit Liebe ſich unter den Schweizern ein Bild Telliſcher

Einfalt, Winkelriedischer Aufopferung hervorzusuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anstatt sich gefangen zu geben, lieber gesammt umkam.

Dergleichen unzerstörliche höchst achtungswerthe Erinnerungen an die Voreltern sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräeus, keine Schätze mehr in der Cecropischen Burg besaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrscherin, zu kämpfen sich vermaß: was that der Sieger, was that Cornelius Sulla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute sich seiner Güte. Große Männer — und an Sulla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen — sie haben nicht, wie andere Menschen, in Leidenschaften und Verhältnissen etwas Besonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anstatt zu zerstören, bilden sie alle zusammen einen Geschlechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkennt; ja sie achten gegenseitig das Andenken ihres Ruhms. Fimbria's rohe Natur konnte Ilium zerstören; Alexander opferte daselbst. Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beschränkt sich im Kreise des Augenblicks: der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den besten. Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindars Haus; Pius V zerstreute Tacitus's Asche. Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euern Seelen sich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht: Was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einem solchen, wäre es nicht Thorheit? Diese fragen wir dagegen: War er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entschied? war er's durch Gewalt, die so oft zu Irrthümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er

ward so groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt: möchten wir es fühlen!

Das erste, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Ueberzeugung, er müsse, weil er König sey, der erste unter den Königen seyn durch die Art seine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künste des Friedens lieben mögen, und führte doch zwölf Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit vertheilt unter Studien, Musik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts einzelnes, womit er sich nicht während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung beschäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteste; und doch, wer hat sich in Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit besorglichen Anstalten? wer war fester entschlossen, eher zu sterben als zu weichen? Er besaß über sich selbst die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Diese Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er sich's nicht merken und überwand sie wieder. Er überzeugte sich, das Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes seyn, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens, sondern er müsse zugleich frei seyn von Parteigeist, von entnervenden Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt seyn, und fürchten sollte man ihn doch auch, und sich dabei mit Zutrauen auf seine Gerechtigkeit, auf seine Großmuth verlassen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderstehlich zu fesseln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majestät zu füllen wußte, die rein persönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben — wer wird es läugnen? — sehr große Vorzüge. Aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen Denkweise liegt die Möglichkeit, allgemein und fortschreitend vollkommener zu werden; so wie die Quelle der Entwürdigung des Menschen und des größten Unheils in der sogenannten weisen Mittelmäßigkeit zu finden ist. Der Mensch, überhaupt weit entfernt alles zu thun was er vermag, wenn er seinem Streben zu nahe Gränzen setzt, was wird er je seyn? Johann Chrysostomus, in seiner schönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ραθυμια) zu begreifen; denn nur die Anstrengung des

Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhängt.

Die sittliche Großheit entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tausendmal verglich man Friedrich mit Cäsarn, und noch hatte er nur einen Theil Schlesiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu seiner Zeit noch nicht geschlagen: aber wenn Europa sich gegen ihn sieben Jahre verschwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg däuchte nicht geringer als Pharsalus, und Torgau schien nicht weniger als Munda. Und so in allem. Jegliches wußte der große König zu schätzen. Er gab Leibnitz einen Platz neben sich, und indessen er über den größten Theil der Herrscher sich scherzhaft äußerte, deren Untergang zusammt dem Sturz ihrer Thronen er voraussah, bemühte er sich um die Freundschaft Voltaire's, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sanssouci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien; der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier an einem und demselben Tage erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe! Denn wir leben nur, in sofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Kanzleiverwandten: da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der furchtbare Geist, um das größte Thuliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der

den Staat rettet, der ein Geſetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einſame von Sansſouci, umgeben von ſeinen Claſſikern, in dieſem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligſten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er ſolchen Augenblick hervor, unvorhergeſehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden ſeine Arbeiten, vergegenwärtigt man ſich ſeine unendlichen Geiſtesſchöpfungen, ſo ſieht man, er hat keinen Tag verloren, als den wo er ſtarb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewundernswürdig. Jeder Gegenſtand hatte ſeine Zeit, ſeinen Platz; alles war abgemeſſen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Dieſe Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit ſeiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen ſeine lebhafte Einbildungskraft und ſeine feurige Seele, ſich hinreißen zu laſſen, ſich zu überſtürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenſtandes und ihre Beziehungen zu kennen ſuchte, ſo brachte er eben ſo viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, ſich an der Geſchichte zu bilden: höchlich wußte er dieſe geſammelten Erfahrungen zu ſchätzen, die dem lebendigen Geiſt für Staatsverwaltung und Kriegskunſt den Sinn aufſchließen. Er zog die Geſchichtſchreiber des Alterthums vor; denn die mittäglichen Völker ſind reicher an Ideen, ausgeſprochener und glühender in der Art zu empfinden. Dieſe Menſchen waren einer friſchen kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke ſollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodiſche Werke. Er wollte ſich in der Gewohnheit erhalten, ſeine Gedanken in Ordnung zu ſtellen. Die rhetoriſchen Vorſchriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geiſt ſich verwirre, trübe, ſchwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verſtand und Ordnung ſind, und las dazu leichte Schriften Voltaire's, in welchen Lebhaftigkeit herrſchend iſt. Auf alle Art und Weiſe wollte er ſich aufgeweckt erhalten, und ſo kämpfte er gegen das letzte Hinſchlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man ſtreitig machen: jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinſtert; und auch der große Ludwig ſah den Glanz der ſeinigen

verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unverlierbar: der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den Entschließungen die uns angehören; in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geschichtschreiber Tio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sey über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Gränzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigenthum schonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts, hier zeigt er sich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab, und die einzige Gelegenheit seine Macht zu gründen benutzte. Machte er aufmerksam wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich deste besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältniß seines Heeres zu den Hülfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Theil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus nothwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerther Vortheil. Da wo mittelmäßige und künstliche Reichthümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Leben könnte besser seyn, als der, in dem wir uns gewöhnen alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals genug zu thun hatte um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen, weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den erst aufkeimenden Künsten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Uebergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines

Willſt du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

Will Einer in die Wüſte pred'gen,
Der mag ſich von ſich ſelbſt erleb'gen;
Spricht aber Einer zu ſeinen Brüdern,
Dem werden ſie's oft ſchlecht erwiedern.

Laß Neid und Mißgunſt ſich verzehren,
Das Gute werden ſie nicht wehren.
Denn, Gott ſey Dank! es iſt ein alter Brauch:
So weit die Sonne ſcheint, ſo weit erwärmt ſie auch.

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm.
Wie viel Schälke muß es geben,
Da wir alle ad Interim leben.

Was fragſt du viel: wo will's hinaus,
Wo oder wie kann's enden?
Ich dächte, Freund, du bliebſt zu Haus,
Und ſprächſt mit deinen Wänden.

Viele Köche verſalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, geſteht es frei,
Ein Lazareth von Medicinern.

Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
Hab's aber nicht aus den Fingern geſogen.

---

großen Mannes machen sich wohlthätig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größern Theil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Capitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege, und seine Eroberungen nicht mit gerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volkes vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldenthaten zurückrufen, die ersten Kriege die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner werdenden Reiterei? bei Striegau der schrägen Schlachtordnung? bei Soor, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wieder hergestellt, die Wunderthaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa, und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals? Doch es sey genug! — Ich halte mich zurück — ungern. — O Erinnerungen! — Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmählig hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen verträte. Eben so muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen; selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sey, giebt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in

dem großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte: und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen was zerknirscht, was den Anfang lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit: nur Ein Uebel ist unheilbar: wenn der Mensch sich selbst aufgiebt.

Und du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, Dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Biographiſche Einzelnheiten.

Bedeutung des Individuellen.

Das Individuum geht verloren; das Andenken deſſelben verſchwindet, und doch iſt ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

Jeder iſt ſelbſt nur ein Individuum, und kann ſich auch eigentlich nur fürs Individuelle intereſſiren. Das Allgemeine findet ſich von ſelbſt, dringt ſich auf, erhält ſich, vermehrt ſich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntniſſen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeſchiedener, ſelbſt unbedeutender Menſchen.

Die Frage, ob einer ſeine eigene Biographie ſchreiben dürfe, iſt höchſt ungeſchickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichſten aller Menſchen.

Wenn ſich einer nur mittheilt, ſo iſt es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut.

Es iſt gar nicht nöthig, daß einer untadelhaft ſey oder das Vortrefflichſte und Tadelloſeſte thue, ſondern nur, daß etwas geſchehe, was dem andern nutzen oder ihn freuen kann.

Man hat es Lavatern nicht gut aufgenommen, daß er ſich ſo oft malen, zeichnen und in Kupfer ſtechen ließ und ſein Bild überall herumſtreute. Aber freut man ſich nicht jetzt, da die Form dieſes außerordentlichen Weſens zerſtört iſt, bei ſo mannichfaltigen, zu verſchiedener Zeit gearbeiteten Nachbildungen, im Durchſchnitt gewiß zu wiſſen, wie er ausgeſehen hat?

Dem ſeltſamen Aretin hat man es als ein halb Verbrechen angerechnet, daß er auf ſich ſelbſt Medaillen ſchlagen ließ und ſie an Freunde und Gönner verehrte; und mich macht es glücklich ein paar davon in

meiner Sammlung zu beſitzen und ein Bild vor mir zu haben, das er ſelbſt anerkannt.

Wir ſind überhaupt von einer Seite viel zu leichtſinnig, das individuelle Andenken in ſeinen wahrhaften Beſonderheiten als ein Ganzes zu erhalten und von der andern Seite viel zu begierig, das Einzelne, beſonders das Herunterſetzende, zu erfahren.

Leipziger Theater.

(1765–1768.)

Auf dem neuerbauten Theater erhielt natürlicherweiſe das Schauſpiel neue Aufmunterung und Belebung. Die Koch'ſche Geſellſchaft hatte Verdienſt genug, um das Publicum zu beſchäftigen und zu unterhalten. Man wollte ein deutſches Theater auch mit einem patrietiſchen Stück anfangen und wählte oder vielmehr man nahm hierzu den Hermann von Schlegel, der nun freilich, ungeachtet aller Thierhäute und anderer animaliſchen Attribute, ſehr trocken ablief; und ich, der ich gegen alles, was mir nicht gefiel oder mißfiel, mich ſogleich in eine praktiſche Oppoſition ſetzte, dachte nach, was man bei ſo einer Gelegenheit hätte thun ſollen. Ich glaubte einzuſehen, daß ſolche Stücke in Zeit und Geſinnung zu weit von uns ablägen, und ſuchte nach bedeutenden Gegenſtänden in der ſpätern Zeit, und ſo war dieſes der Weg, auf dem ich einige Jahre ſpäter zu Götz von Berlichingen gelangte. Koch, der Director, war durch ſein hohes Alter von der Bühne dispenſirt. Ich habe ihn nur zweimal in dem obgedachten Hermann, und dann einmal als Crispin geſehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine gewiſſe künſtleriſche Gewandtheit zu zeigen wußte. Brinkner, als erſter Liebhaber, hatte unſern ganzen Beifall, weniger Demoiſelle Steinberger, welche uns als Liebhaberin zu kalt ſchien. Eine Madame Starke war in den Mutterrollen wohl aufgenommen. Der übrigen Geſtalten erinnere ich mich nicht mehr, aber deſto beſſer des lebhaften Eindrucks, den eine Demoiſelle Schulz auf uns machte, die mit ihrem Bruder, dem Balletmeiſter, bei uns anlangte. Sie war nicht groß, aber nett: ſchöne ſchwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Recitation vielleicht zu ſcharf,

aber doch durch die Anmuth der Jugend gemildert. Sie zog uns in die Bühne, so oft sie spielte, und ihre Darstellung von Romeo und Julie von Weiße ist mir noch ganz gegenwärtig, besonders wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinn steigert. Wenn sie die Ottern, welche sie an sich hinaufkriechend wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern schien, war ein unendliches Beifallklatschen ihr Lohn: ja sie hatte durch ihre tragischen Tugenden uns dergestalt gewonnen, daß wir sie in keiner mindern Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollten, und sie haben sogar in kleinen, ausgestreuten Versen abzumahnen gedachten.

Die nachher als Mara so bekannt gewordene Schmehling befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig, und erregte allgemeine Bewunderung. Dagegen hatte Corona Schröter, ob sie gleich mit jener es nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten, anmuthigen Vortrags, eine allgemeine Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. Verschiedene ihrer Anbeter machten mich zum Vertrauten und erbaten sich meine Dienste, wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und ausstreuen lassen. Beide, die Schröter und Schmehling, habe ich oft in Hasse'schen Oratorien neben einander singen hören, und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth in Betrachtung kam.

Lenz.

Späte Bekanntſchaft mit ihm in Straßburg, in den letzten Monaten.
Seine Geſtalt, ſein Weſen.
Seine Beſtimmung in Straßburg.
Hofmeiſter von ein paar curländiſchen Edelleuten.
Seltſamſtes und indefinibelſtes Individuum.

Neben ſeinem Talent, das von einer genialen, aber barocken Anſicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin beſtand, alles, auch das Simpelſte, durch Intrigue zu thun, dergeſtalt daß er ſich Verhältniſſe erſt als Mißverhältniſſe vorſtellte, um ſie durch politiſche Behandlung wieder ins gleiche zu bringen. In dem Umgang mit ſeinen Freunden, Eleven und Bekannten war es ſeine Art ſich die närriſchesten Irrwege auszuſinnen, um aus nichts etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böſes oder Schädliches zu wollen, übte er ſich doch immer dergeſtalt, um in der Folge bei andern Zwecken, die er ſich vorſetzen mochte, auf die tollſte Weiſe zu einer Art von Schelmen zu werden. Wobei ihm, in Abſicht auf Beurtheilung und Imputation, immer ſeine Halbnarrheit, ein gewiſſer von jedermann anerkannter, bedauerter, ja geliebter Wahnſinn zu Statten kam.

Sein näher Verhältniß zu mir fällt in die folgende Epoche.

Ich beſuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde ſie wenig verändert, noch ſo gut, liebevoll, zutraulich, wie ſonſt, gefaßt und ſelbſtſtändig. Der gröſte Theil der Unterhaltung war über Lenz. Dieſer hatte ſich nach meiner Abreiſe im Hauſe introducirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren geſucht, bis ſie endlich dadurch, daß er ſich die

gröſte Mühe gab meine Briefe zu ſehen und zu erhaſchen, mißtrauiſch geworden. Er hatte ſich indeſſen nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe verliebt in ſie geſtellt, weil er glaubte, das ſey der einzige Weg hinter die Geheimniſſe der Mädchen zu kommen; und da ſie nunmehr gewarnt, ſcheu, ſeine Beſuche ablehnt und ſich mehr zurückzieht, ſo treibt er es bis zu den lächerlichſten Demonſtrationen des Selbſtmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt ſchaffen kann. Sie klärt mich über die Abſicht auf, die er gehabt, mir zu ſchaden und mich in der öffentlichen Meinung und ſonſt zu Grunde zu richten; weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken laſſen.

Noch ſpuckt der Babylon'ſche Thurm
Sie ſind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat ſeinen Wurm
Copernicus den ſeinen.

Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verſtehn;
Doch ohne Dollmetſch wird's auch nicht gehn.

Sie ſagen: das muthet mich nicht an!
Und meinen, ſie hätten's abgethan.

In meinem Revier
Sind Gelehrte geweſen;
Außer ihrem eignen Brevier
Konnten ſie keines leſen.

Viel Rettungsmittel bieteſt du! was heißt's?
Die beſte Rettung, Gegenwart des Geiſt's!

Laß nur die Sorge ſeyn,
Das giebt ſich alles ſchon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Dann iſt einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

Du treibſt mir's gar zu toll.
Ich fürcht', es breche!

Wiederholte Spiegelungen.

An Profeſſor Näke in Bonn.

Weimar, am 31. Januar 1823.

Um über die Nachrichten von Seſenheim meine Gedanken kürzlich auszuſprechen, muß ich mich eines allgemein-phyſiſchen, im beſondern aber aus der Entoptik hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede ſeyn.

1) Ein jugendlich ſeliges Wahnleben ſpiegelt ſich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2) Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3) Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgeſprochen und abermals abgeſpiegelt.

4) Dieſes Nachbild ſtrahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein ſchönes edles Gemüth mag an dieſer Erſcheinung, als wäre ſie Wirklichkeit, ſich entzücken und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5) Hieraus entfaltet ſich ein Trieb, alles was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre, zu verwirklichen.

6) Die Sehnſucht wächst, und um ſie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig an Ort und Stelle zu gelangen, um ſich die Oertlichkeit wenigſtens anzueignen.

7) Hier trifft ſich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild ſich gleichfalls eingedrückt hat.

8) Hier entſteht nun in der gewiſſermaßen verödeten Localität die Möglichkeit ein Wahrhaftes wieder herzuſtellen, aus Trümmern von

Daſeyn und Ueberlieferung ſich eine zweite Gegenwart zu verſchaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

So kann ſie nun, ungeachtet alles irdiſchen Dazwiſchentretens, ſich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abſpiegeln, und demſelben eine holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte ſittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, ſondern ſogar zu einem höhern Leben emporſteigern, ſo wird man der entoptiſchen Erſcheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, ſondern ſich erſt recht entzünden und man wird ein Symbol gewinnen deſſen, was in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, der Kirche, auch wohl der politiſchen Welt, ſich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

An den Conſul Schönborn in Algier.

Frankfurt, den 1. Juni 1774.

Am 25. Mai erhielt ich Ihren Brief, er machte uns allen eine längſt erwartete Freude; ich ſchnitt mir gleich dieſe reine Feder, um Ihnen einen äquivalenten Bogen voll zu pfropfen, kann aber erſt heut den 1. Juni zum Schreiben kommen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai kam Feuer aus in unſerer Judengaſſe, das ſchnell und gräßlich überhand nahm; ich ſchleppte auch meinen Tropfen Waſſers zu, und die wunderbarſten, innigſten, mannichfaltigſten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber- und abermal vergewiſſert worden, daß das doch die beſten Menſchen ſind.

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie ſo ins Einzelne Ihrer Reiſe mit mir gegangen ſind; dafür ſollen Sie auch allerlei hören aus unſerm Reiche. Ich habe Klopſtocken geſchrieben und ihm zugleich was geſchickt; brauchen wir Mittler, um uns zu communiciren?

Allerhand Neues hab' ich gemacht. Eine Geſchichte des Titels: Die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menſchen darſtelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, ſich in ſchwärmende Träume verliert, ſich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenſchaften, beſonders eine endloſe Liebe, zerrüttet, ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießt. Dann habe ich ein Trauerſpiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatiſirt, mit möglichſter Simplicität und Herzenswahrheit: mein Held ein unbeſtimmter, halb groß halb kleiner Menſch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen ſelbſt in der ganzen

Nuntheit einer Hauptperſen; auch finden ſich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptintereſſe nicht zu ſchwächen, nur andeuten konnte. Auf Wieland hab' ich ein ſchändlich Ding drucken laſſen, unterm Titel: Götter, Helden und Wieland, eine Farce. Ich travaſtire ihn auf eine garſtige Weiſe über ſeine mederne Mattherzigkeit in Darſtellung jener Rieſengeſtalten der markigen Fabelwelt. Ich will ſuchen euch nach und nach das Zeug durch Gelegenheit nach Marſeille zu ſpediren; über's Meer kann das Porto nicht viel tragen. Noch einige Plane zu großen Dramas hab' ich erfunden, das heißt, das intereſſante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäſar, der euch nicht freuen wird, ſcheint ſich auch zu bilden. Mit Kritik geb' ich mich gar nicht ab. Kleinigkeiten ſchick' ich an Claudius und Boie, davon ich dieſem Brief einige beifügen will. Aus Frankfurt bin ich nicht gekommen, doch hab' ich ein ſo verworren Leben geführt, daß ich neuer Empfindungen und Ideen niemals gemangelt habe. Von der Ladung vergangener Leipziger Meſſe morgen. Für heute Adieu!

Den 8. Juni.

Ich fahre fort. Herder hat ein Werk drucken laſſen: Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. Ich hielt meinen Brief inne, um Ihnen auch Ihr Theil übers Meer zu ſchicken, noch aber bin ich's nicht im Stande; es iſt ein ſo myſtiſch weitſtrahlſinniges Ganzes, eine in der Fülle verſchlungener Gräfte lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßſtab einigen Ausdruck der Rieſengeſtalt nachäffen, oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodiſch ſympathetiſchen Klang in der Seele anſchlagen kann. Er iſt in die Tiefen ſeiner Empfindung hinabgeſtiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der ſimpeln Natur aufgewühlt und führt ſie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hie und da morgenfreundlich lächelndem Orphiſchen Geſang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Laſterbrut der neuern Geiſter, De- und Atheiſten, Philologen, Textverbeſſerer, Orientaliſten ꝛc. mit Feuer und Schwefel und Fluthſturm ausgetilgt. Sonderlich wird Michaelis von Skorpionen getödtet. Aber ich höre das Magiſtervolk ſchon rufen: Er iſt voll ſüßen Weins! und der Landpfleger wiegt ſich auf ſeinem Stuhle und ſpricht: Du raſeſt!

Sonſt hab' ich nichts von der Meſſe kriegt, was der Worte unter uns werth wäre. Klopſtocks Republik iſt angekommen. Mein Exemplar hab' ich noch nicht. Ich ſubſcribirte außerhalb. Der Trödelkrämer Mercurius fährt fort ſeine philoſophiſch-moraliſch-poetiſche Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc. nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen ſeine Mitarbeiter ſchulmeiſterlich impertinenter, putzt ſie wie Buben in Noten und Nachreden ꝛc.

Nun auch ein vernünftig Wort aus dem Leben. Meine Schweſter iſt ſchwanger und grüßt euch, wie auch ihr Mann. Der Dechant war einige Zeit krank; jetzt ſind wir in dem Garten fleißig, ſäen, binden, gäten und eſſen; er will in der Apathie was vor ſich bringen, ich aber, der ich ſehe es geht nicht, übe mich täglich in der Anakataſtaſis. Unter den übrigen, die Sie haben kennen lernen, hat ſich nichts Merkwürdiges zugetragen. Höpfner iſt glücklich in ſeinem Eheſtande.

Lavater, der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen ſelbſtſtändigen Gefühls einflößen kann, ſoll mich's hoch freuen. Die beſte Seele wird von dem Menſchenſchickſal ſo innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein ſchweifender Geiſt ihm die collective Kraft entzogen und ſo der beſten Freude, des Wohnens in ſich ſelbſt, beraubt hat. Es iſt unglaublich, wie ſchwach er iſt und wie man ihm, der doch den ſchönſten ſchlichteſten Menſchenverſtand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Räthſel und Myſterien ſpricht, wenn man aus dem in ſich und durch ſich lebenden und wirkenden Herzen redet.

Den 10. Juni.

Klopſtocks herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegoſſen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich ſind! Das heißt Geſchichte des Gefühls, wie es ſich nach und nach feſtigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache ſich bildet, und die biederſten Aldermanns-Wahrheiten von dem was edel und knechtiſch iſt am Dichter. Das alles aus dem tiefſten Herzen, eigenſter Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeſchrieben! Doch was ſage ich das Ihnen, der's ſchon muß geleſen haben! Der unter den Jünglingen, den das Unglück unter die Recenſentenſchaar geführt hat,

und nun, wenn er das Werk las, nicht seine Federn wegwirft, alle Kritik und Krittelei verschwört, sich nicht geradezu wie ein Quietist zur Contemplation seiner selbst niedersetzt — aus dem wird nichts. Denn hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.

Den 4. Juli.

Lavater war fünf Tage bei mir, und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles! Er sagt so oft, daß er schwach sey, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt, so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen. Er ist im Emser Bade, wohin ich ihn begleitet habe. Mit Klopstocks Gelehrten-Republik ist die ganze Welt unzufrieden; es versteht sie kein Mensch. Ich sah wohl voraus, was für eine erbärmliche Figur das herrliche Buch in den Händen aller Welt machen würde.

Lavaters Physiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit viel Kupfern. Es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten und dem Historien- und Porträtmaler unentbehrlich seyn.

Heinse, den Sie aus der Uebersetzung des Petron kennen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse. Es ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben und läßt Wieland und Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt, in denen sich's herumdreht, mit den übrigen coincidirt. Hintenan sind Ottaven gedruckt, die alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt werden.

Leben Sie wohl aber- und abermal, und behalten mich lieb!

G.

An Frau von Voigt, geborene Möſer zu Osnabrück.

Frankfurt, den 28. December 1774.

Madame!

Man ergötzt ſich wohl, wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft: es unterhält uns; wir rufen, es antwortet: ſollte denn das Publicum härter, untheilnehmender als ein Fels ſeyn? Schändlich iſt's, daß die garſtigen Recenſenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat. Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotiſchen Phantaſien Ihres Vaters, die durch Sie erſt mir und hieſigen Gegenden erſchienen ſind. Ich trage ſie mit mir herum; wann, wo ich ſie aufſchlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünſche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten ſich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater! Nehmen Sie dieſen Gruß ſo mit ganzem Herzen auf wie ich ihn gebe, und laſſen ſich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern!

Das Louiſenfeſt

gefeiert zu Weimar am 9. Juli 1778.

Das genannte, hiernächſt umſtändlich zu beſchreibende Feſt gilt vor allen Dingen als Zeugniß, wie man damals den jungen fürſtlichen Herrſchaften und ihrer Umgebung etwas Heiteres und Reizendes zu veranſtalten und zu erweiſen gedachte. Sodann bleibt es auch für uns noch merkwürdig, als von dieſer Epoche ſich die ſämmtlichen Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm, wie ſie auch heißen mögen, datiren und beſchreiben.

Die Neigung der damaligen Zeit zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft iſt bekannt, und wie die ſich daraus entwickelnde Leidenſchaft eine Gegend zu verſchönern und als eine Folge von äſthetiſchen Bildern darzuſtellen, durch den Park des Herzogs von Deſſau angeregt, ſich nach und nach zu verbreiten angefangen habe.

In der Nähe von Weimar war damals nur der mit Bäumen und Büſchen wohl ausgeſtattete Raum, der Stern genannt, das einzige was man jenen Forderungen analog nennen und wegen Nähe der herrſchaftlichen Wohnung als angenehm geachtetes Local ſchätzen konnte. Es fanden ſich daſelbſt uralte geradlinige Gänge und Anlagen, hoch in die Luft ſich erhebende ſtämmige Bäume, daher entſpringende mannichfaltige Alleen, breite Plätze zu Verſammlung und Unterhaltung.

Begünſtigt nun durch heitere trockene Witterung beſchloß man hier zum Namenstag der regierenden Frau Herzogin ein heiter geſchmücktes Feſt, welches an die ältern italiäniſchen Wald- und Buſchfabeln (Favole boschereccie) geiſtreich erinnern ſollte. Dazu wurde denn auch ein Plan gemacht und manche Vorbereitung im ſtillen getroffen. Da ſollte es denn

an Nymphen und Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen nicht fehlen; glückliche wie verschmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergessen.

Unglücklicherweise trat, nach gewaltsamem Ungewitter, eine Wasserfluth ein, Wiesen und Stern überschwemmend, wodurch denn jene Anstalten völlig vereitelt wurden. Denn das Dramatische und die Erscheinung der verschiedenen verschränkten Paare war genau auf das Local berechnet; daher, um jene Absicht nicht völlig aufzugeben, mußte man auf etwas anders denken.

Damals führte schon, von dem Fürstenhause her, ein etwas erhöhter Weg, den die Fluth nicht erreichte, an dem linken Ufer der Ilm unter der Höhe weg; man bediente sich aber desselben nur, um an den schon eingerichteten Felsenplatz, sodann über die damalige Floßbrücke, welche nachher der sogenannten Naturbrücke Platz machen mußte, in den Stern zu gelangen.

An dem diesseitigen Ufer stand, ein wenig weiter hinauf, eine von dem Fluß an bis an die Schießhausmauer vorgezogene Wand, wodurch der untere Raum nach der Stadt zu, nebst dem Wälschengarten, völlig abgeschlossen war. Davor lag ein wüster, nie betretener Platz, welcher um so weniger besucht ward, als hier ein Thürmchen sich an die Mauer lehnte, welches, jetzt zwar leer und unbenutzt, doch immer noch einige Apprehension gab, weil es früher dem Militär zu Aufbewahrung des Pulvers gedient hatte.

Diesen Platz jedoch erreichte das Wasser nicht: der bisherige Zustand erlaubte hier etwas ganz Unerwartetes zu veranstalten; man faßte den Gedanken, die Festlichkeit auf die unmittelbar anstoßende Höhe zu verlegen, dahin wo hinter jener Mauer eine Gruppe alter Eschen sich erhob, welche noch jetzt Bewunderung erregt. Man ebnete unter denselben, welche glücklicherweise ein Oval bildeten, einen anständigen Platz und baute gleich davor in dem schon damals waltenden und auch lange nachher wirkenden Mönchssinne eine sogenannte Einsiedelei, ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete.

Alles dieses kam in drei Tagen und Nächten zu Stande, ohne daß man weder bei Hofe noch in der Stadt etwas davon vermuthet hätte. Der nahgelegene Bauplatz lieferte unserm Werk die Materialien, wegen

der Ueberſchwemmung hatte niemand Luſt ſich nach dem Stern zu begeben.

Nach jenen mönchiſchen, unter dieſen Umſtänden die Oberhand gewinnenden Anſichten kleidete ſich eine Geſellſchaft geiſtreicher Freunde in weiße, höchſt reinliche Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete ſich zum Empfange. Der Hof war zur geſetzlichen Tagesſtunde eingeladen; die Herrſchaften kamen jenen untern Weg am Waſſer her; die Mönche gingen ihnen bis an den erweiterten Felſenraum entgegen, wo man ſich anſtändig ausbreiten konnte, worauf denn nachſtehendes, vom Kammerherrn Siegmund von Seckendorf gefertigtes Dramolet geſprochen wurde.

Pater Orator.

Memento mori! Die Damen und Herrn
Gedachten wohl nicht uns zu finden am Stern,
Es ſey denn ſie hätten im voraus vernommen,
Daß eben am Tag wie das Waſſer gekommen,
Auch wir mit dem Kloſter hierher ſind geſchwommen.
Zwar iſt die Capelle, der ſchöne Altar,
Die heiligen Bilder, die Orgel ſogar
Erbärmlich beſchädigt, faſt alles zerſchlagen,
Die Stücke, Gott weiß wohin, abwärts getragen;
Doch Keller und Küche, zwar wenig verſchlemmt,
Hat auch ſich, Gottlob! mit uns feſte geſtemmt,
Als wir, durch brauſende Fluthen getrieben,
Hier dicht an der Mauer ſind ſtehen geblieben.

P. Proviſor.

Ja, das war für's Kloſter ein groß Glück,
Sonſt wären wir wahrlich geſchwommen zurück;
Und iſt man auch gleich reſignirt in Gefahren,
So mag doch der Teufel die Welt ſo durchfahren.

P. Guardian.

Ich meines Orts freu' mich der Nachbarſchaft,
Die uns unſre ſeltſame Reiſe verſchafft.
Und iſt auch das Kloſter hier gut etablirt —

P. Küchenmeiſter.

Ja, nur etwas kärglich und enge logirt —

Nicht jeden Wochenſchluß
Macht Gott die Zeche.

Du biſt ſehr eilig, meiner Treu!
Du ſuchſt die Thür und läufſt vorbei.

Sie glauben mit einander zu ſtreiten,
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

Haben's gekauft, es freut ſie baß;
Eh man's denkt, ſo betrübt ſie das.

Willſt du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Langeweile iſt ein böſes Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünſchen wir uns Langeweil.

Daß ſie die Kinder erziehen könnten,
Müßten die Mütter ſeyn wie Enten:
Sie ſchwämmen mit ihrer Brut in Ruh,
Da gehört aber freilich Waſſer dazu.

Das junge Volk, es bildet ſich ein,
Sein Taufſtag ſollte der Schöpfungstag ſeyn.
Möchten ſie doch zugleich bedenken
Was wir ihnen als Eingebinde ſchenken.

P. Decorator.

Nun 's Waſſer hat freilich uns viel ruinirt.

P. Florian.

Von Mücken und Schnaken ganz raſend geplagt.

P. Küchenmeiſter.

Und vielerlei, was mir noch ſonſt nicht behagt.

P. Decorator.

Ei! Ei! wer wird ewige Klaglieder ſtimmen.
Sey der Herr zufrieden nicht weiter zu ſchwimmen!

P. Florian.

Der dicke Herr iſt der Pater Guardian,
Ein überaus heilig- und ſtiller Mann,
Den wir, dem löblichen Kloſter zum beſten,
Mit allem was lecker und nährend iſt, mäſten.
Und dieſer hier Pater Decorator,
Der all unſern Gärten und Bauwerk ſteht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn wenn der was angreift, ſo hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Gänge,
Bald grad aus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den ſonſt niemand ernirt,
Hat er mit Lavendel und Roſen verziert.

P. Proviſor.

Ei! überhaupt von den Patern hier insgeſammt
Iſt keiner, der wohl nicht verwaltet ſein Amt.
Doch pranget freilich Pater Küchenmeiſter
Als einer der höchſt ſpeculirendſten Geiſter,
Weil ſchwerlich auf Erden eine Speiſ' exiſtirt,
Die er doch nicht wenigſtens hätte probirt.

P. Orator.

Ja der verſteht ſich aufs Sieden und Braten,
Der macht rechte Saucen und ſüße Panaten,
Und Torten von Zucker und Crêmen mit Wein:
Mit dem iſt's eine Wolluſt im Kloſter zu ſeyn.

Drum dächt' ich, ihr ließt euch drum eben nicht ſchrecken,
Wenn gleich rauhe Felſen unſre Wohnung bedecken,
Und eng ſind die Zellen und ſchlecht dieß Gewand,
So bergen ſie Reize, die nie ihr gekannt.
Laßt ab zu verſchwenden die köſtlichen Tage
Mit quirlenden Sinnen und ſtrebender Plage,
Mit ſchläfrigen Tänzen und ſchläfrigem Spiel,
In ſinnlicher Trägheit und dumpfem Gefühl!
Bekehrt euch von Kolik, von Zahnweh und Flüſſen,
Und lernet geſünder des Lebens genießen!
Ihr gähnet im Glanze von feſtlicher Pracht,
Wir ſchätzen den Tag und benutzen die Nacht:
Ihr ſchlaft noch beim Aufgang der lieblichen Sonne,
Wir ſchöpfen und athmen den Morgen mit Wonne;
Ihr taumelt im Hoffen und Wünſchen dahin,
Wir laſſen uns lieber vom Augenblick ziehn.
Und beichten wir unſere Sünden im Chor,
So ſind wir ſo heilig und ehrlich wie vor.

P. Proviſor.

Herr Guardian, die Glock' hat Zwei ſchon geſchlagen.

P. Guardian.

Gottlob! Ich fühlt' es ſchon längſtens im Magen.

P. Küchenmeiſter.

Ew. Hochwürden, die Speiſen ſind aufgetragen.

P. Orator.

Sie rechnen's uns allerſeits übel nicht an
Wenn keiner der Paters verweilen nicht kann:
Sie wiſſen, die Suppe verſäumt man nicht gern.

Alle.

O ſtünde doch unſre Tafel im Stern!

P. Guardian.

Doch will jemand ins Refectorium kommen,
So iſt er mir und dem Kloſter willkommen.

(Ab.)

Auf die einladenden Verbeugungen des Pater Guardian folgten die Herrſchaften mit dem Hofe in das kleine Zimmer, wo, um eine Tafel, auf einem reinlichen aber groben Tiſchtuche, um eine Bierkaltſchale, eine

Anzahl irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu ſehen waren, ſo daß man bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anſtalten nicht wußte was es heißen ſolle, auch die Frau Oberhofmeiſterin, Gräfin Gianini, ſonſt eine heitere humoriſtiſche Dame, ihr Mißbehagen nicht ganz verbergen konnte.

Hierauf ſprach

P. Guardian.

Herr Decorater, der Platz iſt ſehr enge,
Und unſre Clauſur iſt eben nicht ſtrenge:
Ich dächte wir führten die Damen ins Grüne.

P. Decorator.

Ja, wenn die Sonne ſo warm nur nicht ſchiene!

P. Guardian.

Es wird ja wohl Schatten zu finden ſeyn.

P. Küchenmeiſter.

Ich meines Orts eſſe viel lieber im Frei'n!

P. Guardian (zum P. Decorater).

Es fehlt ihm ja ſonſt nicht an guten Ideen.

P. Decorator.

Nun, wenn Sie's befehlen, ſo wollen wir ſehen. (Geht ab.)

P. Guardian.

Es iſt ein gar vortrefflicher Mann.

P. Küchenmeiſter.

Ich zweifle, daß er uns dießmal helfen kann;
Die Plätze ſind alle mit Waſſer verſchlemmt
Und noch nicht peignirt.

P. Orator.

Sag' Er doch gekämmt!
Daß Er doch ſein Frankreich, wo die Küch' Er ſtudirt,
Noch immer und ewig im Munde führt.

P. Decorator (kommt wieder).

Ew. Hochwürden, der Platz iſt erſehn;
Wenn's Ihnen gefällig iſt, wollen wir gehn. (Alle ab.)

In dieſem Augenblick eröffnete ſich die hintere Thüre, und es erſchien eine gegen den engen Vordergrund abſtechende prächtig-heitere Scene. Bei einer vollſtändigen ſymphoniſchen Muſik ſah man, hoch überwölbt

und beschattet von den Aesten des Eschenrundes, eine lange, wohlgeschmückte fürstliche Tafel, welche ohne weiteres schicklich nach herkömmlicher Weise besetzt wurde, da sich denn die eingeladenen übrigen Gäste mit Freuden und glückwünschend einfanden.

Den Mönchen ward die schuldigst angebotene Aufwartung verwehrt und ihnen die sonst gewohnten Plätze bei Tafel angewiesen. Der Tag erzeigte sich vollkommen günstig, die rings umgebende Grüne voll und reich. Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen, welches besonders dadurch erhöht wurde, daß man eine Scene der Art, in solcher Nähe, an so wüster Stelle keineswegs hatte vermuthen können. Das Ganze war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Mährchen glich. Genug, der Zustand that eine durchaus glückliche Wirkung, welche folgereich ward. Man liebte an den Ort wiederzukehren; der junge Fürst mochte sogar daselbst übernachten, für dessen Bequemlichkeit man die scheinbare Ruine und das simulirte Glockenthürmchen einrichtete. Ferner und schließlich aber verdient dieser Lebenspunkt unsere fortdauernde Aufmerksamkeit, indem die sämmtlichen Wege an dem Abhange nach Oberweimar zu von hieraus ihren Fortgang gewannen; wobei man die Epoche der übrigen Parkanlagen auf der obern Fläche bis zur Belvedere'schen Chaussee von diesem glücklich bestandenen Feste an zu rechnen billig befugt ist.

Beſuch von Iffland,

auf der Reiſe über Mannheim nach der Schweiz, im Jahre 1779.

Ich hatte lebhaft gewünſcht Iffland zu ſehen, und er hatte die Freundlichkeit mich zu beſuchen; ſeine Gegenwart ſetzte mich in ein angenehmes Erſtaunen. Er war etwas über zwanzig Jahre alt, von mittlerer Größe, wohl proportionirtem Körperbau, behaglich ohne weich zu ſeyn; ſo war auch ſein Geſicht rund und voll, heiter ohne gerade zuvorkommender Miene. Dabei ein paar Augen, ganz einzige! Ich konnte ihm meine Verwunderung nicht verbergen, daß er, mit ſolchen äußern Vorzügen, ſich als ein Alter zu maskiren beliebte und Jahre ſich anlöge, die noch weit genug von ihm entfernt ſeyen. Er ſolle der Vorzüge ſeiner Jugend genießen; im Fache junger Liebhaber, junger Helden müſſe er lange Zeit das Publicum entzücken und verdienten unabläſſigen Beifall ſich zueignen. Ob er gleich nicht meiner Meinung ſchien und ſie als allzu günſtig von ſich ablehnte, ſo konnten ihm meine Zudringlichkeiten doch nur ſchmeichelhaft ſeyn; darauf im ſinnigen Hin- und Wiederreden über ſein Talent, ſeine Denkweiſe, ſeine Vorſätze, verſchlang ſich das Geſpräch bis zum Ende, da wir denn beide, wohlzufrieden mit einander, für dießmal Abſchied nahmen.

An Mösers Tochter, Frau von Voigt zu Osnabrück.

König Friedrich II von Preußen äußerte sich in seiner Schrift: De la littérature Allemande folgendermaßen: Voilà un Goetz de Berlichingen, qui paroit à la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces Angloises. Der berühmte Möser zu Osnabrück vertheidigte hierauf Goethe mit Wärme in einem Aufsatze: „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur," den er durch seine Tochter, Frau von Voigt, Goethen zusandte.

Des letztern Antwort war folgende:

Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu thun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt, und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennt; denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreichen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht, was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen: denn wer aufs Publicum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen und verrückte Gesichtspunkte wieder zurecht stellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; verschiebt ein anderer den Brennpunkt und die Gegenstände erscheinen ihm trüblich, so werden

ſie irre, und wenn ſie auch das Rohr nicht verachten, ſo wiſſen ſie ſich's doch ſelbſt nicht wieder zurecht zu bringen, es wird ihnen unheimlich und ſie laſſen es lieber ſtehen.

Auch dießmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrod einlädt und ihm dazu einen Tiſch auserleſener Gerichte vorſtellt. Er hat bei dieſem Anlaſſe ſo viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutſche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun iſt, danken muß. Was er von meinen Sachen ſagt, dafür bleib' ich ihm verbunden; denn ich habe mir zum Geſetz gemacht, über mich ſelbſt und das Meinige ein gewiſſenhaftes Stillſchweigen zu beobachten. Ich unterſchreibe beſonders ſehr gern, wenn er meine Schriften als Verſuche anſieht, als Verſuche in Rückſicht auf mich, als Schriftſteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehnt, um nicht zu ſagen Jahrhundert unſerer Literatur. Gewiß iſt mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muſter aufzuſtellen oder eine Manier ausſchließlich zu begünſtigen, ſo wenig als individuelle Geſinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er ſolle verſichert ſeyn, daß ich mich noch täglich nach den beſten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden ſtrebe, und daß ich mich von Verſuch zu Verſuch leiten laſſe, demjenigen, was vor allen unſern Seelen als das Höchſte ſchwebt, ob wir es gleich nie geſehen haben und nicht nennen können, handelnd, ſchreibend und lebend, immer näher zu kommen. Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, iſt es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menſchen zu Tauſenden mit einem eiſernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Uebertrieß möchte ein billiger und toleranter Geſchmack wohl keine auszeichnende Eigenſchaft eines Königs ſeyn, ſo wenig ſie ihm, wenn er ſie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausſchließende zieme ſich für Große und Vornehme. Laſſen Sie uns darüber ruhig ſeyn, mit einander dem mannichfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf deſſen Gipfel ſteht!

Mein Schattenbild liegt hier bei; vielleicht kann ich Ihnen bald etwas ſchicken, das weniger Fläche iſt. Ich bitte auch um das Ihrige und um

das Ihres Herrn Vaters, doch am liebſten groß, wie es an der Wand gezeichnet iſt, und unausgeſchnitten. Leben Sie wohl! Haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu dieſem Brief gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünſcht wäre, die Sie mir oder mich Ihnen näher bringen könnte!

Weimar, den 21. Juni 1781.

Lord Briſtol, Biſchof von Derby.

Etwa dreiundſechzig Jahr alt, mittlerer, eher kleiner Statur, von ſeiner Körper- und Geſichtsbildung, lebhaft in Bewegungen und Betragen, im Geſpräch ſchnell, rauh, eher mitunter grob; in mehr als einem Sinne einſeitig und beſchränkt; als Britte ſtarr, als Individuum eigenſinnig, als Geiſtlicher ſtreng, als Gelehrter pedantiſch. Rechtſchaffenheit, Eifer für das Gute und deſſen unmittelbares Wirken ſieht überall durch das Unangenehme jener Eigenſchaften, wird auch balancirt durch große Welt-, Menſchen- und Bücherkenntniß, durch Liberalität eines vornehmen, durch Aiſance eines reichen Mannes. So heftig er auch ſpricht und weder allgemeine noch beſondere Verhältniſſe ſchont, ſo hört er doch ſehr genau auf alles was geſprochen wird, es ſey für oder gegen ihn; giebt bald nach, wenn man ihm widerſpricht; widerſpricht, wenn ihm ein Argument nicht gefällt, das man ihm zu Gunſten aufſtellt; läßt bald einen Satz fallen, bald faßt er einen andern an, indem er ein paar Hauptideen gerade durchſetzt. So ſcheinen ſich auch bei ihm ſehr viele Worte fixirt zu haben: er will nur gelten laſſen was das klare Bewußtſeyn des Verſtandes anerkennen mag, und doch läßt ſich im Streite bemerken, daß er viel zarterer Anſichten fähig iſt als er ſich ſelbſt geſteht. Uebrigens ſcheint ſein Betragen nachläſſig, aber angenehm, höflich und zuvorkommend. So iſts ungefähr wie ich dieſen merkwürdigen Mann, für und gegen den ich ſo viel gehört, in einer Abendſtunde geſehen habe.

Jena, den 10. Juni 1797.

Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller.

Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muß sich nach und nach eine Methode bilden, um nur zu leben. Er lernt sich allmählig kennen, auch die Zustände der Außenwelt; er fügt sich darein, setzt sich aber wieder auf sich selbst zurück und formt sich zuletzt Maximen des Betragens, womit er auch ganz gut durchkommend sich andern mittheilt, von andern empfängt, und je nachdem er Widerspruch oder Einstimmung erfährt, sich entfernt oder anschließt, und so halten wir's mit uns selbst und mit unsern Freunden. Selten ist es aber, daß Personen gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen.

Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß die nothwendigen Lebensmethoden von einander abweichen und daß im Decurs der Zeit niemand den andern übersieht.

Ich besaß die entwickelnde, entfaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende ordnende; mit den Erscheinungen neben einander wußte ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen.

Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte; deßhalb denn zu der Differenz unserer Individualitäten die Gährung sich gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte; weßwegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grad gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen.

„Nein! heut' iſt mir das Glück erboſ't!“ —
Du, ſattle gut und reite getroſt!

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich giebt ein böſes Muß
Der Sache widrig den Beſchluß.

Eine Breſche iſt jeder Tag,
Die viele Menſchen erſtürmen.
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten ſich niemals thürmen.

Wenn einer ſchiffet und reiſet,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was ſich am Leben, mit mancher Pein,
Wieder ausſchälet und weiſet.

Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirſt du die Krämer-Wage nehmen,
So wirſt du dich ſchämen und dich bequemen.

Haſt du einmal das Rechte gethan,
Und ſieht ein Feind nur Scheeles daran;
So wird er gelegentlich, ſpät oder früh,
Daſſelbe thun, er weiß nicht wie.

Letzte Kunstausstellung.

1805.

Die siebente und letzte Kunstausstellung war den Thaten des Hercules gewidmet. Hoffmann von Köln erhielt abermals den Preis. Hercules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt, war höchst geistreich gedacht, mit Luft und Freiheit vollendet. Um uns recht zur Beurtheilung vorzubereiten, studirten wir die Philostratischen Gemälde, deren lebensreiche Gegenstände wir im vierten Heft von Kunst und Alterthum den Liebhabern empfehlen.

Polygnots Lesche und sonstige alte Kunstwerke, von denen uns nur die Beschreibung übrig geblieben, wurde fleißig betracht und im antiken Sinn nach mannichfaltiger Prüfung so gut als möglich wieder hergestellt. Hiebei verlor man die frühere Mitwirkung der Gebrüder Riepenhausen, deren schönes Talent sich mit andern der Legende und dem Mittelalter zugewendet hatte.

Wenn die bisherigen Ausstellungen sowohl den Künstlern als uns gar manchen Vortheil brachten, so schieden wir nur ungern davon, und zwar auch aus dem Grunde, weil eine durch Frömmelei ihr unverantwortliches Rückstreben beschönigende Kunst deste leichter überhand nahm, als süßliche Reden und schmeichelhafte Phrasen sich viel besser anhören und wiederholen als ernste Forderungen auf die höchstmögliche Kunstthätigkeit menschlicher Natur gerichtet.

Das Entgegengesetzte von unsern Wünschen und Bestrebungen thut sich hervor, bedeutende Männer wirken auf eine der Menge behagliche Weise; ihre Lehre und Beispiel schmeichelt den meisten; die Weimarischen Kunstfreunde, da sie Schiller verlassen hat, sehen einer großen Einsamkeit entgegen.

Gemüth wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst, und so ist der Fähige wie der Unfähige gewonnen. Gemüth hat jedermann, Naturell mehrere; der Geist ist selten, die Kunst ist schwer.

Das Gemüth hat einen Zug gegen die Religion: ein religiöses Gemüth mit Naturell zur Kunst, sich selbst überlassen, wird nur unvollkommene Werke hervorbringen; ein solcher Künstler verläßt sich auf das Sittlich-Hehe, welches die Kunstmängel ausgleichen soll. Eine Ahnung des Sittlich-Höchsten will sich durch Kunst ausdrücken, und man bedenkt nicht, daß nur das Sinnlich-Höchste das Element ist, worin sich jenes verkörpern kann.

Jacobi.

In ſolchen Zuſtänden befand ich mich, als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi, auf ſeiner Rückreiſe aus dem nördlichen Deutſchland, bei mir einſprach und mehrere Tage verweilte. Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, ſeine Ankunft machte mich glücklich; Neigung, Liebe, Freundſchaft, Theilnahme, alles war lebendig wie ſonſt. Nur in der Folge der Unterhaltung that ſich ein wunderlicher Zwieſpalt hervor.

Mit Schiller, deſſen Charakter und Weſen dem meinigen völlig entgegen ſtand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unſer wechſelſeitiger Einfluß hatte dergeſtalt gewirkt, daß wir uns auch da verſtanden, wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann feſt an ſeiner Perſönlichkeit ſo lange bis wir uns wieder gemeinſchaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht geſehen; alles was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte jeder in ſich ſelbſt verarbeitet. Als wir uns wieder fanden, zeigte ſich das unbedingte liebevolle Vertrauen in ſeiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, ſo wie durch Geſinnung alſo auch durch Denken und Dichten. Allein es erſchien bald anders: wir liebten uns, ohne uns zu verſtehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache ſeiner Philoſophie; er konnte ſich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie ſehr hätte ich gewünſcht hier Schillern als dritten Mann zu ſehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung geſtanden und gewiß auch da eine ſchöne Vereinigung vermittelt hätte, die ſich zwiſchen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In dieſem Gefühl begnügten wir uns den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen und von

unſern Ueberzeugungen, philoſophiſchem und dichteriſchem Thun und Laſſen nur im allgemeinſten wechſelſeitige Kenntniß zu nehmen.

Jacobi hatte den Geiſt im Sinne, ich die Natur; uns trennte was uns hätte vereinigen ſollen. Der erſte Grund unſerer Verhältniſſe blieb unerſchüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beſtändig dieſelben, aber der lebendige Antheil verlor ſich nach und nach, zuletzt völlig. Ueber unſere ſpätern Arbeiten haben wir nie ein freundliches Wort gewechſelt. Sonderbar daß Perſonen, die ihre Denkkraft dergeſtalt ausbildeten, ſich über ihren wechſelſeitigen Zuſtand nicht aufzuklären vermochten, ſich durch einen leicht zu hebenden Irrthum, durch eine Spracheinſeitigkeit ſtören, ja verwirren ließen! Warum ſagten ſie nicht in Zeiten: Wer das Höchſte will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiſte handelt, muß die Natur, wer von der Natur ſpricht, muß den Geiſt vorausſetzen oder im ſtillen mit verſtehen! Der Gedanke läßt ſich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Bewegten trennen! Hätten ſie ſich auf dieſe oder auf jede andere Weiſe verſtändigt, ſo konnten ſie Hand in Hand durchs Leben gehen, anſtatt daß ſie nun am Ende der Laufbahn, die getrennt zurückgelegten Wege mit Bewußtſeyn betrachtend, ſich zwar freundlich und herzlich, aber doch mit Bedauern begrüßten.

Lavater

als ein vorzüglicher, ins allgemeine gehende Menſch, erlebte die Gegenwirkung der Bedingungen. Er wollte auf die Maſſe wirken, und ſo entgegnete ihm das Fratzenhafte der Maſſe fürchterlich. Er wäre ein Ueber-Hogarth geweſen, wenn er hätte ſo bilden können. Denn was iſt Hogarth und alle Caricatur auf dieſem Wege als der Triumph des Formloſen über die Form? Die Menſchengeſtalt, chemiſchen Philiſtergeſetzen anheim gegeben, gährend und in allen Graden verfaulend. Daher ſein zum Fliehen!

Der Engel Lavater war durch dieſen niederträchtigen Drang ſo gequetſcht, daß er auch ſeine trefflichen Charaktere nur negativ ſchildern konnte.

Kotzebue.

Betrachtet man die Geschichte der Literatur genau, so findet man, daß diejenigen, die durch Schriften zu Belehrung und Vergnügen wirksam zu seyn sich vornehmen, sich durchaus in einer übeln Lage befinden; denn es fehlt ihnen niemals an Gegnern, welche das Vergangene, was sie gethan, auszulöschen, den Effect des Augenblicks zu schwächen oder abzulenken und die Wirkung in die Zukunft zu verkümmern suchen. Daß dawider kein Gegenmittel sey, davon überzeugen uns ältere und neuere Controversen aller Art; denn es fehlt einem solchen Kampfe gerade an allem, an ritterlichem Schrankenraum, an Kreiswärteln und Kampfrichtern; und in jedem Schaukreise wirft sich, wie vor Alters im Cirkus, die ungestüme Menge parteiisch auf die Seite der Grünen oder Blauen; die größte Masse beherrscht den Augenblick, und ein kunstreicher Wettkampf erregt Aufstand, Erbitterung und endigt gewaltsam.

Bei so gestalteten Sachen kann jedoch der sittliche Mensch niemals ohne ein Hülfsmittel bleiben, wenn er es nur nicht zu weit sucht, da es ihm unmittelbar zur Seite liegt, ja sich ihm öfters ungestüm aufdrängt.

Mich meines biographischen Rechtes bedienend erwähne ich hier zum Beispiel, daß nebst gar manchen andern, die meiner Wirksamkeit widerstrebten, sich Einer besonders zum Geschäft macht auf jede Art und Weise meinem Talent, meiner Thätigkeit, meinem Glück entgegenzutreten; dagegen würde ich mich nach meiner Sinnesart ganz wehrlos und in einem unangenehmen Zustande finden, wenn ich nicht jenes eben gerühmte Hausmittel seit geraumer Zeit gegen diese Zudringlichkeit angewendet und mich gewöhnt hätte die Existenz desjenigen, der mich mit Abneigung und Haß verfolgt, als ein nothwendiges und zwar günstiges Ingrediens zu der meinigen zu betrachten.

Ich denke mir ihn gern als Weimaraner und freue mich, daß er der mir so werthen Stadt das Verdienst nicht rauben kann, sein Geburtsort gewesen zu seyn; ich denke mir ihn gern als schönen muntern Knaben, der in meinem Garten Sprenkel stellte und mich durch seine freie Thätigkeit sehr oft ergötzte; ich gedenke seiner gern als Bruder eines liebenswürdigen Frauenzimmers, die sich als Gattin und Mutter immer verehrungswerth gezeigt hat. Gehe ich nun seine schriftstellerischen Wirkungen durch, so vergegenwärtige ich mir mit Vergnügen heitere Eindrücke einzelner Stellen; obschon nicht leicht ein Ganzes, weder als Kunst- noch Gemüthsproduct, weder als das was es aussprach, noch was es andeutete, mich jemals anmuthen und sich mit meiner Natur vereinbaren konnte. Sehr großen Vortheil dagegen hat mir seine literarische Laufbahn in Absicht auf Uebung des Urtheils gebracht, welches wir am eigentlichsten durch die Productionen der Gegenwart zu schärfen vermögend sind. Er hat mir Gelegenheit gegeben, manche andere, ja das ganze Publicum kennen zu lernen; ja was noch mehr ist, ich finde noch öfters Anlaß, seine Leistungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen kann, gegen überfahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen.

Betrachte ich mich nun gar als Vorsteher eines Theaters und bedenke, wie viele Mittel er uns in die Hand gegeben hat die Zuschauer zu unterhalten und der Casse zu nutzen, so wüßte ich nicht wie ich es anfangen sollte, um den Einfluß den er auf mein Wesen und Vernehmen ausgeübt zu verachten, zu schelten oder gar zu läugnen; vielmehr glaube ich alle Ursache zu haben, mich seiner Wirkungen zu freuen und zu wünschen, daß er sie noch lange fortsetzen möge.

Eines solchen Bekenntnisses würde ich mich nun gar sehr erfreuen, wenn ich vernähme, daß mancher, der sich in ähnlichem Falle befindet, dieses weder hochmoralische noch viel weniger christliche, sondern aus einem verklärten Egoismus entsprungene Mittel gleichfalls mit Vortheil anwendete um die unangenehmste von allen Empfindungen aus seinem Gemüth zu verbannen, kraftloses Widerstreben und ohnmächtigen Haß.

Und warum sollte ich hier nicht gestehen, daß mir bei jener großen Forderung, man solle seine Feinde lieben, das Wort lieben gemißbraucht oder wenigstens in sehr uneigentlichem Sinne gebraucht scheine; wogegen ich mit viel Ueberzeugung gern jenen weisen Spruch wiederhole, daß man einen guten Haushälter hauptsächlich daran erkenne, wenn er sich auch des Widerwärtigen vortheilhaft zu bedienen wisse.

Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklave, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.

Aus meinem Leben.

Fragmentarisches.

Jugendepoche.

Es iſt wohl nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geiſt, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenſtände zu fragen die man gewahr wird; und in mir lag entſchieden und anhaltend das Bedürfniß, nach den Maximen zu forſchen aus welchen ein Kunſt- oder Naturwerk, irgend eine Handlung oder Begebenheit herzuleiten ſeyn möchte. Dieſes Bedürfniß fühlte ich freilich nicht in der Deutlichkeit wie ich es gegenwärtig ausſpreche; aber je unbewußter ich mir bei einer ſolchen Richtung war, deſto ernſtlicher, leidenſchaftlicher, unruhiger, emſiger ging ich dabei zu Werke; und weil ich nirgends eine Anleitung fand, die mich auf meiner Bildungsſtufe bequem gefördert hätte, ſo machte ich den Weg unzähligemal vor- und rückwärts, wie es uns in einem künſtlichen Labyrinth oder in einer natürlichen Wildniß wohl begegnen mag.

Das was ich hier Maxime nenne, nannte man damals Geſetze, und glaubte wohl, daß man ſie geben könne, anſtatt daß man ſie hätte aufſuchen ſollen.

Die Geſetze wonach Theaterſtücke zu ſchreiben und zu beurtheilen ſeyen, glaubte ich mir ziemlich eigen gemacht zu haben, und durfte mir es bei der Bequemlichkeit wohl einbilden, womit ich jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatraliſchen Plan zu verwandeln wußte. Mit dem Roman war ich ungefähr zu derſelbigen Fertigkeit gelangt; ich erzählte ſehr leicht und bequem alle Mährchen, Novellen, Geſpenſter- und Wundergeſchichten, und wußte manche Vorfälle des Lebens aus dem

Stegreife in einer solchen Form darzustellen. Ich hatte mir auch darüber eine Norm gemacht, die von der theatralischen wenig abwich. Was das Urtheil betraf, so reichten meine Einsichten ziemlich hin; daher mir denn alles Poetische und Rhetorische angenehm und erfreulich schien. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber quälte mich das Leben selbst, wo mir eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die mir um so nöthiger gewesen wäre, da ich jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr, und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief. Wie viel Trauriges, Aengstliches, Verdrießliches war mir schon begegnet; wie ich einigermaßen aufmerksam umherschaute, so fand ich mich keinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre her hatte mir das Glück mehr als Einen trefflichen Mentor zugesandt, und doch je mehr ich ihrer kennen lernte, deste weniger gelangte ich zu dem, was ich eigentlich suchte. Der Eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der andere in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn, der vierte in Frömmigkeit, der fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der folgende in eine imperturbable Heiterkeit und immer sofort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämmtlicher Moralphilosophen durchlaufen hatte. Diese Lehren widersprachen einander öfter, als daß sie sich unter einander hätten ausgleichen lassen. Durchaus aber war immer von einer gewissen Mäßigkeit die Rede, von der ich, meinem Naturell nach, am wenigsten begriff, und wovon man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn sie nicht angeboren ist, das klarste Bewußtseyn fordert — nichts begreifen kann, und bei allem Bestreben danach nur deste unmäßigere ungeschicktere Streiche macht. Alle diese Gedanken und Denkweisen waren aber nun einmal bei mir aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch so heiter, frei und lebhaft hinschritt, so ward man doch oft genug an jene wünschenswerthe und bekannte Norm erinnert. Je freier und ungebundener ich lebte, und je froher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sey das Beste uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen.

Willſt du das Gute thun, mein Sohn,
So lebe nur lange, da giebt ſich's ſchon;
Sollteſt du aber zu früh erſterben,
Wirſt du von Künftigen Dank erwerben.

Was giebt uns wohl den ſchönſten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu ſchmieden.

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Grosmama Natur
Manchmal einen närriſchen Einfall haben.

Ungebildet waren wir unangenehm;
Jetzt ſind uns die Neuen ſehr unbequem.

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
Erſt lebt' ich roh, jetzt unter den Rohen.
Den Fehler, den man ſelbſt geübt,
Man auch wohl an dem andern liebt.

Willſt du mit mir hauſen,
So laß die Beſtie draußen.

Wollen die Menſchen Beſtien ſeyn,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,

Spätere Zeit.

Ich habe niemals einen präſumtuöſern Menſchen gekannt als mich ſelbſt, und daß ich das ſage, zeigt ſchon daß wahr iſt was ich ſage.

Niemals glaubte ich daß etwas zu erreichen wäre, immer dachte ich, ich hätte es ſchon. Man hätte mir eine Krone aufſetzen können, und ich hätte gedacht das verſtehe ſich von ſelbſt. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Menſch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienſt Erhaltene zu verdienen ſuchte, dadurch unterſchied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnſinnigen.

Erſt war ich den Menſchen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernſt. Ich mochte mich ſtellen wie ich wollte, ſo war ich allein.

Die Vernunft in uns wäre eine große Macht, wenn ſie nur wüßte wen ſie zu bekämpfen hätte. Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Geſtalt an, und jede neue Geſtalt wird ein unerwarteter Feind für die gute ſich immer gleiche Vernunft.

Gelaſſen beobachtende Freunde pflegen gemeiniglich die genialiſchen Nachtwandler unſanft mitunter aufzuwecken, durch Bemerkungen, die gerade das innerſte myſtiſche Leben ſolcher begünſtigten oder, wenn man will, bevortheilten Naturkinder aufheben und zerſtören. In meiner beſten Zeit ſagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten, was ich lebte ſey beſſer als was ich ſpreche, dieſes beſſer als was ich ſchreibe, und das Geſchriebene beſſer als das Gedruckte.

Durch ſolche wohlgemeinte ja ſchmeichelhafte Reden bewirkten ſie jedoch nichts Gutes: denn ſie vermehrten dadurch die in mir ohnehin obwaltende Verachtung des Augenblicks, und es ward eine nicht zu überwindende Gewohnheit, das was geſprochen und geſchrieben ward, zu vernachläſſigen und manches, was der Aufbewahrung wohl werth geweſen wäre, gleichgültig dahinfahren zu laſſen.

Ich war mir edler, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen, unter denen ich wirkte; was mir mangelte, merkte

ich wohl, was an mir zuviel ſey, gleichfalls: deßhalb unterließ ich nicht mich zu bilden nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernſt, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft widerſpenſtige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch ſcheiterte ich daran, weil ich nachgeben und umgehen nicht lernen konnte. Und ſo ging mein Leben hin unter Thun und Genießen, Leiden und Widerſtreben, unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen anderer. Hieran ſpiegele ſich, dem das gleiche Schickſal geworden.

Entſtehung der biographiſchen Annalen.

1823.

Cellini ſagt, wenn ein Mann, der glaubt etwas geleiſtet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigſten Jahre ſteht, ſo ſoll er ſeine Lebensbeſchreibung beginnen, die ereignißvolle Zeit ſeiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge weiter fortfahren.

Cellini hat ganz Recht; denn es iſt keine Frage, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene erſten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erliſcht, daß die anmuthige Sinnlichkeit verſchwindet, und ein gebildeter Verſtand durch ſeine Deutlichkeit jene Anmuth nicht erſetzen kann.

Hierbei iſt aber noch ein bedeutender Umſtand wohl zu beachten: wir müſſen eigentlich noch nah genug an unſern Irrthümern und Fehlern ſtehen, um ſie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zuſtände wieder in uns hervorrufen, unſere Mängel mit Nachſicht betrachten und mancher Fehler uns nicht ſchämen mögen. Rücken wir weiter ins Leben hinein, ſo gewinnt das alles ein anderes Anſehen, und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterſtücks auszurufen: Was ſoll denn das aber beweiſen?

Doch wie man ſich aus jeder gegründeten oder grundloſen hypochondriſchen Anſicht nur durch Thätigkeit retten kann, ſo muß man den Antheil an der Vergangenheit wieder in ſich heraufrufen, und ſich wieder dahin ſtellen, wo man noch hofft ein Mangel laſſe ſich ausfüllen, Fehler vermeiden, Uebereilung ſey zu bändigen und Verſäumtes nachzuholen.

Was wir zu dieſem Zwecke verſucht und vorgearbeitet, um ihn ſicherer zu erreichen, was hierbei ein junger Zögling geleiſtet, davon gebe nachſtehendes nähere Kenntniß.

Mehr als einmal während meiner Lebenszeit ſtellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Leſſing'ſchen Werke vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des erſten erlebt, und freute mich des treuergebenen Bruders, der ſeine Anhänglichkeit an den Abgeſchiedenen nicht deutlicher ausſprechen konnte, als daß er, ſelbſt thätiger Literator, die hinterlaſſenen Werke, Schriften, auch die kleinern Erzeugniſſe, und was ſonſt das Andenken des einzigen Mannes vollſtändig zu erhalten geſchickt war, unermüdet ſammelte und unausgeſetzt zum Druck beförderte.

In ſolchem Falle iſt dem Menſchen wohl erlaubt, der einer ähnlichen Lage ſich bewußt iſt, auf ſich ſelbſt zurückzukehren und eine Vergleichung anzuſtellen, was ihm gelungen oder mißlungen ſey, was von ihm und für ihn geſchehen, und was ihm allenfalls zu thun noch obliege.

Und ſo habe ich mich denn einer beſondern Gunſt des leitenden Geiſtes zu erfreuen, ich ſehe zwanzig Bände äſthetiſcher Arbeiten in geregelter Folge vor mir ſtehen, ſo manchen andern, der ſich unmittelbar anſchließt, mehrere ſodann gewiſſermaßen im Widerſpruch mit dem poetiſchen Wirken, ſo daß ich den Vorwurf zerſtreuter und zerſtückelter Thätigkeit befürchten müßte, wenn derjenige getadelt werden könnte, der dem eigenen Triebe ſeines Geiſtes folgend, zugleich aber auch durch die Forderung der Welt angeregt, ſich bald hie bald da verſuchte, und die Zeit, die man einem jeden auszuruhen vergönnt, mit vermannichfaltigtem Beſtreben auszufüllen wußte.

Das Uebel freilich, das daher entſtand, war, daß bedeutende Vorſätze nicht einmal angetreten, manch löbliches Unternehmen im Stocken gelaſſen wurde. Ich enthielt mich manches auszuführen, weil ich bei geſteigerter Bildung das Beſſere zu leiſten hoffte, benutzte manches Geſammelte nicht, weil ich es vollſtändiger wünſchte, zog keine Reſultate aus dem Vorliegenden, weil ich übereilten Ausſpruch fürchtete.

Ueberſah ich nun öfters die große Maſſe, die vor mir lag, gewahrte ich das Gedruckte, theils geordnet theils ungeordnet, theils geſchloſſen theils Abſchluß erwartend, betrachtete ich wie es unmöglich ſey, in ſpäteren Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen laſſen, oder wohl gar ſolche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verſchwunden war, ſo fühlte ich mich in wehmüthige Verworrenheit verſetzt, aus der ich mich, einzelne Verſuche nicht abſchwörend, auf eine durchgreifende Weiſe zu retten unternahm. Die Hauptſache war

eine Sonderung aller der bei mir ziemlich ordentlich gehaltenen Fächer, die mich mehr oder weniger früher oder ſpäter beſchäftigten, eine reinliche ordnungsgemäße Zuſammenſtellung aller Papiere, beſonders ſolcher, die ſich auf mein ſchriftſtelleriſches Leben beziehen, wobei nichts vernachläſſigt noch unwürdig geachtet werden ſollte.

Dieſes Geſchäft iſt nun vollbracht: ein junger, friſcher in Bibliotheks- und Archivsgeſchäften wohlbewanderter Mann Bibliothekſecretär Kräuter hat es dieſen Sommer über dergeſtalt geleiſtet, daß nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Geſammeltes und Zerſtreutes vollkommen geordnet beiſammenſteht, ſondern auch die Tagebücher, eingegangene und abgeſendete Briefe in einem Archiv beſchloſſen ſind, worüber nicht weniger ein Verzeichniß nach allgemeinen und beſondern Rubriken, Buchſtaben und Nummern aller Art gefertigt, vor mir liegt, ſo daß mir ſowohl jede vorzunehmende Arbeit höchſt erleichtert als auch den Freunden, die ſich meines Nachlaſſes annehmen möchten, zum Beſten in die Hände gearbeitet iſt. Was ich aber größeres ſogleich nach jener Leiſtung zu unternehmen gedrungen war, ſagt nachſtehender Aufſatz umſtändlicher.

So oft ich mich entſchloß, den Wünſchen naher und ferner Freunde gemäß über einige meiner Gedichte irgend einen Aufſchluß, von Lebensereigniſſen auslangende Rechenſchaft zu geben, ſah ich mich immer genöthigt in Zeiten zurückzugehen, die mir ſelbſt nicht mehr klar vor der Seele ſtanden, und mich deßhalb manchen Vorarbeiten zu unterziehen, von denen kaum ein erwünſchtes Reſultat zu hoffen war. Ich habe es deſſenungeachtet einigemale gewagt, und man iſt nicht ganz unzufrieden mit dem Verſuch geweſen.

Dieſes freundliche Anſinnen dauert nun immer fort, indeſſen andere liebe Theilnehmende verſichern, daß ſie mehr würden befriedigt ſeyn, wenn ich in einer Folge ſowohl Arbeiten als Lebensereigniſſe, wie früher geſchehen, darbringen wollte, und künftig nicht, wie ich bisher manchmal gethan, treue Bekenntniſſe ſprungsweiſe mittheilte. Auch hierüber ſcheint mir gerade bei dieſer Gelegenheit eine nähere Erklärung nöthig.

Schon im Jahre 1819, als ich die Inhaltsfolge meiner ſämmtlichen Schriften ſummariſch vorlegen wollte, ſah ich mich zu tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen, und ich bearbeitete einen zwar lakoniſchen, doch

immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereigniſſe und der daraus hervorgegangenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr, ſonderte ſodann was ſich auf Autorſchaft bezieht, und ſo entſtand das nackte chronologiſche Verzeichniß am Ende des zwanzigſten Bandes.

Seit gedachtem Jahre habe ich von Zeit zu Zeit in ruhigen Stunden fortgefahren ſinnige Blicke ins vergangene Leben zu werfen und die nächſte Zeit auf gleiche Weiſe zu ſchematiſiren, wozu mir denn ausführlichere Tagebücher erwünſcht und hülfreich erſchienen; nun liegen nicht allein dieſe, ſondern ſo viel andere Documente, nach vollbrachter archivariſcher Ordnung aufs klarſte vor Augen, und ich finde mich gereizt jenen Auszug aus meiner ganzen Lebensgeſchichte dergeſtalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunſch nach fernerer Ausführung wenigſtens gewiſſer Theile lebhaft errege; woraus denn der Vortheil entſpringt, daß ich die gerade jedesmal mir zuſagende Epoche vollſtändig bearbeiten kann und der Leſer doch einen Faden hat, woran er ſich durch die Lücken folgerecht durchhelfen möge.

Denn mich wegen einer theilweiſen Behandlung zu rechtfertigen, darf ich mich nur auf einen jeden ſelbſt berufen, und er wird mir geſtehen, daß wenn er ſein eigenes Leben überdenkt, ihm gewiſſe Ereigniſſe lebhaft entgegentreten, andere hingegen vor- und nachzeitige in den Schatten zurückweichen, daß wenn jene ſich leuchtend aufdrängen, dieſe ſelbſt mit Bemühung kaum aus den Fluthen der Lethe wieder hervorzuheben ſind.

Es ſoll alſo vorerſt meine anhaltende Arbeit ſeyn, eine ſolche Bemühung, in ſofern ſie begonnen iſt, fortzuſetzen, in ſofern ich ſie ſkelettartig finde, mit Fleiſch und Gewand zu bekleiden und ſo weit zu führen, daß man ſie nicht bloß ſich zu unterrichten, ſondern auch ſich zu vergnügen leſen möge.

Aufenthalt in Dornburg

im Sommer 1828.

wo dem Dichter durch höchſte Gunſt in einem der dortigen Schlöſſer zu verweilen vergönnt war, um ſich nach dem Tode ſeines Fürſten von der Oede eines ſo großen Verluſtes in freier Natur zu erholen.

An Herrn Obriſt und Kammerherrn von Beulwitz,

zu Wilhelmsthal.

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
Hic, qui praetereunt, det bona cuncta Deus! 1608.

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Liebſt du, als Wandrer, vorbei, ſegne die Pfade dir Gott!

Da gewiß höchſten Ortes, ſo wie von Ew. Hochwohlgeboren, gnädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zuſtand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszuſprechen wage, dasjenige, was ſich von ſelbſt verſteht, beſcheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile, ſo eröffne mit obigen zwei lateiniſchen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand ſie als Ueberſchrift der Hauptpforte des Dornburger neuacquirirten Schlößchens, wo mir durch höchſte Nachſicht in den traurigſten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden.

Die Einfaſſung gedachter Thüre ſelbſt iſt nach Weiſe jener Zeit architektoniſch-plaſtiſch überreich verziert und giebt zuſammen mit der Inſchrift die Ueberzeugung, daß vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menſchen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hauſe geweſen, wogegen auch dieſe Wohnung durch ſo viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht beſtehend erhalten worden.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung rief ein solcher Anblick die Erinnerung in mir hervor, gerade ein so einladend segnendes Motto sey durch eine Reihe von mehr als funfzig Jahren der Wahlspruch meines verewigten Herrn gewesen, welcher, auf ein groß bedeutendes Daseyn gegründet, nach seiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden besorgt war als für sich selbst; der, wie der Anordner jener Inschrift weniger seiner Wohnung, seines Daches gedachte, als derjenigen welche da zu beherbergen, mit Gunst zu verabschieden oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier schien es also, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieses uralten Hauses, als dem Nachfolger und Repräsentanten aller vorigen gastfreien und also auch selbst behaglichen Besitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieser Stunden ließ mich den Werth solcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denselben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Lustortes still in mich aufzunehmen begann.

Da sah ich vor mir auf schroffer Felskante eine Reihe einzelner Schlösser hingestellt, in den verschiedensten Zeiten erbaut, zu den verschiedensten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende ein hohes, altes, unregelmäßig-weitläufiges Schloß, große Säle zu kaiserlichen Pfalztagen umschließend, nicht weniger genugsame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf starken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen später hinzugesellte Gebäude, haushältischer Benutzung des umherliegenden Feldbesitzes gewidmet.

Die Augen an sich ziehend aber steht weiter südlich, auf dem solidesten Unterbau, ein heiteres Lustschloß neuerer Zeit zu anständigster Hofhaltung und Genuß in günstiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, dasselbe welches mich so gastfreundlich einlud.

Auf diesem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwischenräume, einer steil abgestuften Lage gemäß, durch Terrassengänge zu einer Art von auf- und absteigendem Labyrinthe architektonisch auf das schicklichste verschränkt worden, indessen ich zugleich die sämmtlichen, über einander zurückweichenden Localitäten auf das vollkommenste grünen

und blühen sah. Weithin gestreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwärts, an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zusagenden Traubenbüscheln; hoch an Spalieren sodann eine sorgsam gepflegte, sonst ausländische Pflanzenart, das Auge nächstens mit hochfarbigen, an leichtem Gezweige herabspielenden Glocken zu ergötzen versprechend; ferner vollkommen geschlossen gewölbte Laubwege, einige in dem lebhaftesten Flor durchaus blühender Rosen höchlich reizend geschmückt; Blumenbeete zwischen Gesträuch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünschteres Symbol geboten werden, deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edeln Besitz gemeinschaftlich festhaltend, pflegend und genießend, sich von Geschlecht zu Geschlecht ein anständig bequemes Wohlbefinden emsig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge bestätigten Daseyns und genießenden Behagens einleiten und sichern?

Dieses mußte mir also zu einer eigenen Tröstung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier sprach vielmehr der Gegenstand selbst das alles aus, was ein bekümmertes Gemüth so gern vernehmen mag, die vernünftige Welt sey von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen. Wo nun der menschliche Geist diesen hohen, ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, so fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge selbst an- und abtretend, so Freude als Schmerz — wie in dem Wechsel der Jahrszeiten, so in dem Menschenleben — an anderen wie an sich selbst zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine fortgesetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zustandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von diesen würdigen landesherrlichen Höhen sehe ich ferner in einem anmuthigen Thale so vieles was, dem Bedürfniß der Menschen entsprechend, weit und breit in allen Landen sich wiederholt. Ich sehe zu Dörfern versammelte ländliche Wohnsitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen gesondert; einen Fluß der sich vielfach durch Wiesen zieht, wo eben eine reichliche Heuernte die Emsigen beschäftigt; Wehr, Mühle, Brücken folgen auf einander, die Wege verbinden sich auf- und absteigend. Gegenüber

erstrecken sich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die steilen Waldungen hinan, bunt anzuschauen, nach Verschiedenheit der Aussaat und des Reifegrades; Büsche, hie und da zerstreut, dort zu schattigen Räumen zusammengezogen. Reihenweise, auch den heitersten Anblick gewährend, sehe ich große Anlagen von Fruchtbäumen; sodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünschenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufsteigende, alljährlich neuangelegte Weinberge.

Das alles zeigt sich mir wie vor funfzig Jahren, und zwar in gesteigertem Wohlseyn, wenn schon diese Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgesucht worden. Keine Spur von Verderben ist zu sehen, schritt auch die Weltgeschichte, hart auftretend, gewaltsam über die Thäler. Dagegen deutet alles auf eine emsig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines sanft und gelassen regierten, sich durchaus mäßig verhaltenden Volkes.

Ein so geregeltes sinniges Regiment waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns seyn, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: Die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.

Nun aber sey vergönnt mich von jenen äußern und allgemeinern Dingen zu meinem Eigensten und Innersten zu wenden, wo ich denn aufrichtigst bekennen kann, daß eine gleichmäßige Folge der Gesinnungen daselbst lebendig sey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeschiedenen nicht besser zu bethätigen wüßte, als wenn ich, selbiger Weise dem verehrten Eintretenden gewidmet, alles was noch an mir ist, diesem wie seinem hohen Hause und seinen Landen von frischem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiederung gnädigsten Wohlwollens, fortgesetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachsicht mich beruhigend getrösten darf, indem ja das von Pawlowsk am 28. Juni dieses Jahres erlassene huldverkündende Schreiben mir ein so entschieden erfreuliches, fast beschämendes Zeugniß geworden.

Wie sehr dasselbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen mußte, solches von der Hand eines so werthen, längst geschätzten

Das Widerwärtige wird ſich mindern,
Wir ſind eben alle von Adams Kindern.

Mit Narren leben wird dir gar nicht ſchwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

Sag' mir, was ein Hypochondriſt
Für ein wunderlicher Kunſtfreund iſt.
In Bildergalerien geht er ſpazieren
Vor lauter Gemälden, die ihn veriren.

Der Hypochonder iſt bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.

Du ſollſt mit dem Tode zufrieden ſeyn,
Warum machſt du dir das Leben zur Pein?

Kein tolleres Verſehen kann ſeyn,
Giebſt einem ein Feſt, und lädſt ihn nicht ein.

Da ſiehſt du nun, wie's einem geht,
Weil ſich der Beſte von ſelbſt verſteht.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt,
So thu' als hätteſt du's nicht gezählt;
Er wird es in ſein Schuldbuch ſchreiben
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Suche nicht vergebne Heilung!
Unſrer Krankheit ſchwer Geheimniß

geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigeren Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge ich nur die Bitte hinzu, Ew. Hochwohlgeboren mögen sich eifrigst verwenden, daß verstehendes, wenn auch seltsam scheinend, jedoch aus den eigensten Zuständen und treuesten Gesinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unsern höchsten Herrschaften nachsichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges, frohes Wiedersehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichster Hochachtung

J. W. von Goethe.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorſchlag zur Güte.

Man hat einen Octavband herausgegeben: Goethe in den wohlwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden. Nun würde ich rathen ein Gegenſtück zu beſorgen: Goethe in den mißwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden.

Die dabei zu übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde ſie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten her guten Geruch bringt, ſichern Vortheil gewähren.

Zu dieſem Vorſchlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der beſondern deutſchen jetzt und künftig, wie es ſcheint, nicht loswerden wird, es jedem Geſchichtsfreunde gewiß nicht unangenehm ſeyn muß auf eine bequeme Weiſe zu erfahren, wie es in unſern Tagen ausgeſehen und welche Geiſter darinnen gewaltet.

Mir ſelbſt würde ein ſolches Unternommene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchſt intereſſant ſeyn; denn wie ſollte ich mir läugnen, daß ich vielen Menſchen widerwärtig und verhaßt geworden, und daß dieſe mich auf ihre Weiſe dem Publicum vorzubilden geſucht!

Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, ſondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und ſie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Zweiundzwanzigster Band

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Zweiundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

L 4. 70/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Benvenuto Cellini.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Was den Autor bewegen die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. — Urſprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtſchaft. — Urſache warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geſchmack für Nachbilden und Zeichnen; aber ſein Vater unterrichtet ihn in der Muſik. Aus Gefälligkeit obgleich mit Widerſtreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. begünſtigt — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldſchmied in die Lehre. Seite 5

Zweites Capitel.

Der Autor ſieht ſeinen Bruder in einem Gefecht beinahe erſchlagen und nimmt ſeine Partei; daraus entſpringen einige unangenehme Verfälle, und er wird deßhalb von Florenz verbannt. — Er begiebt ſich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunſt auf der Flöte zu blaſen zunimmt, mehr aber noch in der Profeſſion des Goldſchmieds. — Streit zwiſchen ſeinem Vater und Peter, einem Tonkünſtler, traurige Curve des letztern. — Der Autor begiebt ſich nach Piſa und geht bei einem tertigen Goldſchmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach ſeiner Geneſung tritt er bei ſeinem alten Meiſter Marcone in Arbeit. S. 14.

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein italiäniſcher Bildhauer, kommt nach Florenz und ſucht junge Künſtler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt ſich nach den Cartonen von Michel Agnolo und Leonardo da Vinci zu ſtudiren. — Um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Geſellen, Namens Taſſo. — Er findet in dieſer Hauptſtadt große Aufmunterung ſo wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwei Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er ſeine Kunſt mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünſtler werden eiferſüchtig über ſeine Geſchicklichkeit. — Streit zwiſchen ihm und Gerhard Guaſconti. — Verfolgt, weil er ſeinen Gegner geſchlagen und verwundet, flüchtet er ſich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom. S. 18.

Vierte Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Ghigi höchlich aufgemuntert. — Beſonderes Zutrauen dieſer Dame. — Eiferſucht

zwischen ihm und Lucagnolo von Jesi. — Er bläst vor Papst Clemens VII, der mit ihm wohl zufrieden ist und ihn wegen der doppelten Fähigkeit als Goldschmied und Musicus in Dienst nimmt. Der Bischof von Salamanca giebt ihm auf die Empfehlung des Franz Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltsame Abenteuer zwischen ihm und dem Bischof S. 2.

Fünftes Capitel.

Der Autor findet Handel und nimmt eine Ausforderung eines der Leute des Rienzo da Ceri an. — Er arbeitet große Cartinalssiegel nach Art des Lautizio. Die Pest bricht in Rom aus, während derselben hält er sich viel in den Minen auf und studirt kurz nach den architectonischen Zierrathen. — Geschichte des Herrn Jakob Garzi, berühmten Wundarztes. Begebenheiten mit einigen Basen, welche Benvenute gezeichnet. — Nachdem die Pestilenz vorbei war, treten mehrere Künstler zusammen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede, sich wöchentlich zu vergnügen. — Anzenehme Beschreibung eines tiefen Bankette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht. S. 30.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt türkische mit Silber damascirte Teiche nach. — Ableitung des Worts Arabeske, von Zierrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenschaft des Pulci zu Pantasilea und tragisches Ende desselben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und versöhnt sich mit Benvenute von Perugia. S. 46.

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon durch Büchsenschüsse von der Mauer. — Er flüchtet ins Castell St. Angelo, wo er als Bombardier angestellt wird, und sich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenschuß des Autors. — Der Papst erkennt die Dienste des Benvenute. — Das Castell St. Angelo geht über durch Vertrag. S. 54.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft seinen Bann ab. — Orazio Baglioni möchte ihn zum Soldatenstand bereden, aber auf seines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet seinen Freund Julius Romano daselbst, der seine Kunst dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorsichtige Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo sein Vater indeß und die meisten seiner Bekannten an der Pest gestorben. — Gutes Verhältniß zwischen ihm und Michel Agnolo Buonarotti, durch dessen Empfehlung er bei seinen Arbeiten sehr aufgemuntert wird. — Geschichte Friedrich Ginori's. — Bruch zwischen Papst Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom. S. 62.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papst vorgestellt. Unterredung zwischen ihm und seiner Heiligkeit. Der Papst überträgt ihm eine vortreffliche Goldschmied- und Juwelierarbeit. Nach des Papstes Wunsch wird er als Stempelschneider bei der Münze angestellt, ungeachtet sich die Hofleute und besonders Pompeo von Mailand

Schwankt zwiſchen Uebereilung
Und zwiſchen Verſäumniß.

Ja, ſchelte nur und fluche fort,
Es wird ſich Beßres nie ergeben;
Denn Troſt iſt ein abſurdes Wort:
Wer nicht verzweiflen kann, der muß nicht leben.

Ich ſoll nicht auf den Meiſter ſchwören,
Und immerfort den Meiſter hören!
Nein, ich weiß er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Mich freuen die vielen Guten und Tücht'gen,
Obgleich ſo viele dazwiſchen helfen.
Die Deutſchen wiſſen zu berich't'gen,
Aber ſie verſtehen nicht nachzuhelfen.

„Du kommſt nicht ins Ideen Land!"
So bin ich doch am Ufer bekannt.
Wer die Inſeln nicht zu erobern glaubt,
Dem iſt Ankerwerfen doch wohl erlaubt.

Meine Dichtergluth war ſehr gering,
So lang ich dem Guten entgegen ging;
Dagegen brannte ſie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

---

des Papſtes Günſtling, dagegen ſetzen. — Schöne Medaille nach ſeiner Erfindung. — Streit zwiſchen ihm und Bandinelli dem Bildhauer. S. 68

Zehntes Capitel.

Die Tochter des Raphael del Mere hat eine böſe Hand, der Autor iſt bei der Cur geſchäftig, aber ſeine Abſicht ſie zu heirathen wird vereitelt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens VII. — Trauriges Ende ſeines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der ſeinem Bruder ein Monument mit einer Inſchrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkſtatt wird beſtohlen. — Außerordentliches Beiſpiel von der Treue eines Hundes bei dieſer Gelegenheit. — Der Papſt ſetzt großes Vertrauen auf den Autor, und munteret ihn außerordentlich auf. S. 75

Eilftes Capitel.

Des Autors Feinde bedienen ſich der Gelegenheit, daß falſche Münzen zum Vorſchein kommen, um ihn bei dem Papſte zu verleumden, allein er beweiſt ſeine Unſchuld zu des Papſtes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der ſeine Werkſtatt beſtohlen, durch die Spürkräfte ſeines Hundes. — Ueberſchwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche für den Papſt. — Mißverſtand zwiſchen ihm und Seiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papſtes Abweſenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert dieſen, den Kelch zu endigen. — Der Papſt bei ſeiner Rückkunft iſt über ihn erzürnt. — Außerordentliche Scene zwiſchen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Uebeln, und wird durch das heilige Holz geheilt. S. 85

Zwölftes Capitel.

Geſchichte eines Geldſchmiedes von Mailand, der zu Parma als falſcher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieſer Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal ſendet ihn nach Rom, als einen geſchickten Künſtler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papſt in Arbeit geſetzt, welches dem Autor ſehr unangenehm iſt. Pompeo von Mailand verleumdet ihn, er verliert ſeine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwiſchen ihm und dieſer Magiſtratsperſon. — Der Gouverneur, durch einen Kunſtgriff, überredet ihn den Kelch dem Papſte auszuliefern, der ihn dem Autor zurückſchickt, mit Befehl das Werk fortzuſetzen. S. 93

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Der Autor verliebt ſich in eine ſicilianiſche Courtiſane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geſchwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten. — Er wird mit einem ſicilianiſchen Prieſter bekannt, der ſich mit Zauberei abgiebt. — Ceremonien, deren er ſich bedient. — Der Autor iſt bei der Beſchwörungen gegenwärtig, in Hoffnung ſeine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare

Wirkung der Beschwörung. — Ihm wird versprochen, er soll Angelica innerhalb eines Monats wiedersehen. — Streit zwischen ihm und Herrn Benevento, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papst, der Autor habe den Goldschmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu lassen. Er entflieht und begiebt sich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Soleomes den Bildhauer . . . . . S. 101

Zweites Capitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er seine geliebte Angelica und ihre Mutter. Sonderbare Zusammenkunft dieser Personen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günstig aufgenommen, welcher versuchte ihn in seinen Diensten zu behalten. — Angelica's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals Medicis nach Rom an, da der Papst den Irrthum wegen Tobias Tod schon entdeckt hat. — Besonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benevento von seiner Wunde genesen ist. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens und wartet Seiner Heiligkeit auf. — Was in dieser Audienz begegnet. — Der Papst vergiebt ihm und nimmt ihn in seine Dienste. . . . . S. 106.

Drittes Capitel.

Papst Clemens wird krank und stirbt. — Der Autor rettet Pompeo von Mailand. Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III. aus dem Hause Farnese wird Papst. Er setzt den Verfasser wieder an seinen Platz als Stempelschneider bei der Münze. — Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, wird Cellini's Feind. Ursache davon. — Peter Ludwig bestellt einen corsicanischen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Absicht erfährt und nach Florenz geht. . . . . S. 113

Viertes Capitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor sehr freundlich auf. — Dieser macht eine Reise nach Venedig mit Tribolo, einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit florentinischen Auswanderern. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren sie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geschichte wie der Autor sich an einem Gastwirthe rächt. — Nach seiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeister, und schenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papst Paul III. versichert ihm Begnadigung und läßt ihn wieder nach Rom in seine Dienste. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders. . . . . S. 130

Fünftes Capitel.

Der Autor, bald nach seiner Rückkunft, wird in seinem Hause bei Nacht von vielen Häschern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen sollen. — Er vertheidigt sich tapfer und zeigt ihnen des Papstes Freibrief. — Er wartet dem Papst auf, und seine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung dessen, was während dieser Krankheit vorfällt. — Musterhafte Treue seines Dieners Felix. . . . . S. 139

Sechstes Capitel.

Der Autor, nachdem er genesen, reist nach Florenz mit Felix, um der vaterländischen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern durch den Einfluß seiner Feinde sehr

gegen ſich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält ſich fleißig an ſein Geſchäft. — Feuriges Luſtzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hauſe kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papſt vernimmt, daß Carl V. nach ſeinem glücklichen Zuge gegen Tunis, nach Rom kommen werde, ſchickt nach unſerm Autor, ein koſtbares Werk zum Geſchenke für Ihre Kaiſerliche Majeſtät zu beſtellen. S. 139.

Siebentes Capitel.

Kaiſer Carl V. hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieſer Fürſt dem Papſte ſchenkt. — Herr Turante und der Autor werden von Seiner Heiligkeit beſtellt die Geſchenke dem Kaiſer zu bringen. — Dieſe waren zwei türkiſche Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiſer, der ſich mit ihm freundlich beſpricht. — Ihm wird aufgegeben den Diamanten zu faſſen, den der Kaiſer dem Papſte geſchenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geſchichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfaſſer einzunehmen, der, als er ſich vernachläſſigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entſchluß faßt. S. 145

Achtes Capitel.

Wunderbare Geſchichte ſeines Knaben Aſcanio. — Der Autor zieht mit Aſcanio nach Frankreich und kommt über Florenz, Bologna und Venedig nach Padua, wo er ſich einige Zeit bei dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Großmüthiges Betragen dieſes Herrn gegen Cellini. — Dieſer ſetzt bald ſeine Reiſe fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr ſchifft er über den Wallenſtädter See. — Er beſucht Genf auf ſeinem Wege nach Lyon, und nachdem er ſich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris. S. 150.

Neuntes Capitel.

Undankbares Betragen Roſſo's des Malers. — Der Autor wird dem Könige Franz I. zu Fontainebleau vorgeſtellt und ſehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienſte zu nehmen, er aber, da ihn eine ſchnelle Krankheit heimſucht, mißfällt ſich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwiſchen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er ſeinen treuen Diener Felix wiederfindet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals Ferrara über das Betragen des Cardinals Gadi. — Er wird fälſchlich von einem Geſellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelſteinen beſitze, den er damals entwandt, als ihm der im Caſtell belagerte Papſt die Krone auszubrechen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht. S. 160.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Schatz zu erhalten, überredet ſeinen Vater mit der äußerſten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Perſonen verhört. — Treffliche Rede zur Vertheidigung ſeiner Unſchuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indeſſen der König von Frankreich ſich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Caſtellcommandanten gegen ihn. — Geſchichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anſtalten zur Flucht. — Der Papſt, ungehalten über das Fürwort des Königs von Frankreich, beſchließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten. S. 167

Eilftes Capitel.

Streit zwiſchen dem Autor und Ascanio — Seltſame kranke Phantaſie des Schloßhauptmanns, wodurch ſein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieſer wird enger als jemand eingeſchloſſen und mit großer Strenge behandelt. — Er entflieht; Cardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang. S. 176

Zwölftes Capitel.

Allgemeines Erſtaunen über des Autors Entkommen. — Geſchichte einer ähnlichen Flucht Pauls III in ſeiner Jugend aus dem Caſtell. — Peter Ludwig thut ſein Möglichſtes, um ſeinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfaſſer nicht die Freiheit ſchenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papſt und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweitenmal in die Engelsburg gebracht, und von dem verrückten Schloßhauptmann mit äußerſter Strenge behandelt. S. 185

Dreizehntes Capitel.

Erzählung der grauſamen Mißhandlung, die er während ſeiner Gefangenſchaft erduldet. — Große Ergebung in ſein trauriges Schickſal. — Wunderbare Viſion, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er ſchreibt ein Sonett auf ſein Elend, wodurch das Herz des Caſtellans erweicht wird. — Der Caſtellan ſtirbt. — Durante verſucht den Cellini zu vergiften. Dieſer entkommt dem Tode durch den Geiz eines armen Juweliers. S. 194.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Cardinal Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb. S. 208.

Zweites Capitel.

Der Autor, nach ſeiner Befreiung, beſucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen ſchönen Becher für den Cardinal Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet ſich zu den Dienſten des Königs von Frankreich Franz I, und verreiſt mit dem Cardinal Ferrara nach Paris. — Böſes Abenteuer mit dem Poſtmeiſter von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei ſeiner Schweſter bleibt. S. 210.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profit von ihm beſſiren läßt. — Das Klima iſt ihm ſchädlich, und er wird krank. Er ſpeiſt junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet.

— Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub reiſt er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er ſich nach Fontainebleau begiebt, wo der Hof ſich eben aufhielt. S. 219

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor, darüber ſehr verdrießlich, entſchließt ſich aus dem Stegreife, eine Pilgrimſchaft nach Jeruſalem anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt giebt und ein großes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begiebt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber großen Widerſtand, indem er Beſitz von ſeiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt. S. 225.

Fünftes Capitel.

Der König beſtellt bei unſerm Autor lebensgroße Götterſtatuen von Silber. — Indeſſen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majeſtät Becken und Becher von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt ſeine Zufriedenheit auf das großmüthigſte aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein ſonderbares Betragen des Cardinals Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Eſtampes und dem ganzen Hof, beſucht unſern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Geldes zahlen. — Als er nach Hauſe geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückſchlägt. — Streit zwiſchen ihm und einigen franzöſiſchen Künſtlern bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entſcheidet für ihn. S. 233

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigener Bewegung naturaliſirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein-Nelle genannt, beliehen. — Der König beſucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Eſtampes, und beſtellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf dieſen Befehl verfertigt er zwei ſchöne Modelle, und zeigt ſie Seiner Majeſtät. — Beſchreibung dieſer Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieſer Gelegenheit. — Madame d'Eſtampes findet ſich beleidigt, daß der Autor ſich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um ſich bei ihr wieder in Gunſt zu ſetzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber ſchenken, aber er wird nicht vorgelaſſen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt ſich ſelbſt in große Verlegenheit, indem er einen Begünſtigten der Madame d'Eſtampes, der im Schlößchen Klein-Nelle eine Wohnung bezogen, herausreißt. — Sie verſucht ihm die Gunſt des Königs zu entziehen, aber der Dauphin ſpricht zu ſeinem Vortheil. S. 241

Siebentes Capitel.

Madame d'Eſtampes muntert den Maler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf durch Wetteifer den Autor zu ärgern. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt mit einer Perſon, die er aus Klein-Nelle geworfen. — Beſchreibung der franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe aufs Äußerſte gebracht, vermuthet die Gegenpartei und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betrügt den Meiſter und hält's mit Katharinen. — Der Meiſter

ertappt ſie auf der That, und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigene Sache und wird ehrenvoll entlaſſen. S. 249.

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwiſchen Cellini und Bologna dem Maler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers auszuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen in Furcht geſetzt, giebt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältnis fortſetzen und rächt ſich auf eine beſondere Weiſe. — Er bringt Seiner Majeſtät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben. — Er nimmt ein andres Mädchen in ſeine Dienſte, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König beſucht den Autor wieder, und da er ſeine Arbeiten ſehr zugenommen findet, beſtellt er ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt werden, und befiehlt ſeinem Miniſter, demſelben die erſte Abtei, welche ledig würde, zu übertragen. S. 257.

Neuntes Capitel.

Madame d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Diſtillateur die Erlaubnis das Ballhaus in Klein-Nello zu beziehen. — Cellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begiebt ſich nach Fontainebleau, mit der ſilbernen Statue des Jupiter. — Bologna der Maler, der eben Abgüſſe antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, verſucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteilichkeit der Madame d'Eſtampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Ascanio. S. 267.

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V bricht aus. — Der Verfaſſer ſoll zur Befeſtigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Eſtampes, durch fortgeſetzte Kunſtgriffe, ſucht den König gegen den Autor aufzubringen. Seine Majeſtät macht ihm Vorwürfe, gegen die er ſich vertheidigt. — Madame d'Eſtampes wirkt nach ihren ungünſtigen Geſinnungen weiter fort. — Cellini ſpricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verſchafft. S. 272.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorrede des italiäniſchen Herausgebers.

Wenn umſtändliche Nachrichten von dem Leben geſchickter Künſtler ſich einer guten Aufnahme bei ſolchen Perſonen ſchmeicheln dürfen, welche die Künſte lieben und treiben, dergleichen es in unſern gebildeten Zeiten viele giebt, ſo darf ich erwarten, daß man ein zweihundert Jahre verſäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meine die Herausgabe der Lebensbeſchreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der beſten Zöglinge der florentiniſchen Schule. Eine ſolche Hoffnung belebt mich um ſo mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunſtgeſchichten erzählt findet, welche doch ſonſt mit großem Fleiße geſchrieben und geſammelt ſind.

Zu dieſem Werthe der Neuheit geſellt ſich noch das höhere Verdienſt einer beſondern Urkundlichkeit: denn er ſchrieb dieſe Nachrichten ſelbſt, in reifem Alter, mit beſonderer Rückſicht auf Belehrung und Nutzen derjenigen, welche ſich nach ihm den Künſten, die er auf einen ſo hohen Grad beſaß, ergeben würden. Dabei finden ſich noch ſehr viele Umſtände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeſchichte Bezug haben, indem dieſer Mann theils durch Ausübung ſeiner Kunſt, theils durch fortdauernde Regſamkeit, Gelegenheit fand mit den berühmteſten Perſonen ſeines Jahrhunderts zu ſprechen oder ſonſt in Verhältniſſe zu kommen; wodurch dieſes Werk um ſo viel bedeutender wird. Denn man hat ſchon oft bemerkt,

daß ſich der Menſchen Art und wahrer Charakter aus geringen Handlungen und häuslichen Geſprächen beſſer faſſen läßt, als aus ihrem künſtlichen Betragen bei feierlichen Auftritten, oder aus der idealen Schilderung, welche die prächtigen Geſchichtsbücher von ihnen darſtellen.

Deſſen ungeachtet iſt nicht zu läugnen, daß unter dieſen Erzählungen ſich manches findet, das zum Nachtheil anderer gereicht, und keinen völligen Glauben verdienen dürfte. Nicht als wenn der Autor ſeine brennende Wahrheitsliebe hie und da verläugne, ſondern weil er ſich zu Zeiten, entweder von dem unbeſtimmten und oft betrügeriſchen Rufe oder von übereilten Vermuthungen hinreißen läßt, wodurch er ſich denn ohne ſeine Schuld betrogen haben mag.

Aber dieſe böſen Nachreden nicht allein könnten das Werk bei manchem verdächtig machen, ſondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, möchten viel hierzu beitragen, wenn man nicht bedächte, daß er doch alles aus Ueberzeugung geſagt haben könne, indem er Träume oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft als wahre und wirkliche Gegenſtände geſehen zu haben glaubte. Daher laſſen ſich die Geiſtererſcheinungen wohl erklären, wenn er erzählt, daß bei den Beſchwörungen betäubendes Räucherwerk gebraucht worden; ingleichen die Viſionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhafte ſchmerzliche Gedanken, am meiſten aber durch Einſamkeit und eine unveränderte elende Lage des Körpers der Unterſchied zwiſchen Wachen und Träumen völlig verſchwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein gleiches andern weiſen und geehrten Menſchen begegnet ſey, auf deren Erzählung und Verſicherung uns die Geſchichtsbücher ſo manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen unveränderlichen Geſetzen der Natur widerſprechen, ernſthaft überliefert haben.

Sodann erſuche ich meine Leſer, daß ſie mich nicht verdammen, weil ich eine Schrift herausgebe, worin einige Handlungen, theils des Verfaſſers, theils ſeiner Zeitgenoſſen, erzählt ſind, woran man ein böſes

Beispiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich sey, wenn jeder sobald als möglich sowohl mit den menschlichen Lastern als mit der menschlichen Tugend bekannt wird. Ein großer Theil der Klugheit besteht darin, wenn wir den Schaden vermeiden, der uns daher entspringt, wenn wir an die natürliche Güte des menschlichen Herzens glauben, die von einigen mit Unrecht angenommen wird. Besser ist es, nach meiner Meinung, dieses gefährliche Zutrauen durch Betrachtung des Schadens, welchen andere erlitten haben, bald möglichst los zu werden, als abzuwarten, daß eine lange Erfahrung uns davon befreie.

Dieses leisten vorzüglich die wahren Geschichten, aus denen man lernt, daß die Menschen bösartig sind, wenn sie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln bewegt. Ist nun diese Geschichte eine solche Meinung zu bestärken geschickt, so fürchte ich nicht, daß man mich, der ich sie bekannt mache, tadeln werde. Denn indem man so deutlich sieht, in welche Gefahr und Verdruß allzu offenes Reden, rauhe gewaltsame Manieren und ein unversöhnlicher Haß, welche sämmtlich unserm Verfasser nur allzu eigen waren, den Menschen hinführen können, so zweifle ich nicht, daß das Lesen dieses Buchs einer gelehrigen Jugend zur sittlichen Besserung dienen, und ihr eine sanfte, gefällige Handelsweise, wodurch wir uns die Gunst der Menschen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang, die sich nicht wohl verstehen ließen, den Bau der Schreibart beibehalten, den ich im Manuscripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor gesteht, daß ihm die Kenntniß der lateinischen Sprache mangle, durch welche man sich einen festen und sichern Styl zu eigen macht. Dessen ungeachtet aber, wenn man einige geringe Nachlässigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht versagen, daß er sich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt, und obgleich sein Styl sich keineswegs erhebt, noch anstrengt, so scheint er sich doch von

der gewöhnlichen Wohlredenheit der besten italiänischen Schriftsteller nicht zu entfernen — ein eigener und natürlicher Vorzug der gemeinen florentinischen Redeart, in welcher es unmöglich ist roh und ungeschickt zu schreiben, da sie schon einige Jahrhunderte her durch Uebereinstimmung aller übrigen Völker Italiens als eine ausgebildete und gefällige Sprache vor andern hervorgezogen, und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geadelt worden ist.

So viel glaubte ich nöthig anzuzeigen, um mir leichter euern Beifall zu erwerben. Lest und lebt glücklich!

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Kaum hatt' ich mich in die Welt geſpielt
Und fing an aufzutauchen,
Als man mich ſchon ſo vornehm hielt,
Mich zu mißbrauchen.

Wer dem Publicum dient, iſt ein armes Thier;
Er quält ſich ab, niemand bedankt ſich dafür.

Gleich zu ſeyn unter Gleichen,
Das läßt ſich ſchwer erreichen:
Du müßteſt ohne Verdrießen,
Wie der Schlechteſte zu ſeyn dich entſchließen.

Man kann nicht immer zuſammen ſtehn,
Am wenigſten mit großen Haufen.
Seine Freunde die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

Du magſt an dir das Falſche nähren,
Allein wir laſſen uns nicht ſtören;
Du kannſt uns loben, kannſt uns ſchelten,
Wir laſſen es nicht für das Rechte gelten.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. — Urſprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtſchaft. — Urſache warum er Benvenute genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geſchmack für Nachbilden und Zeichnen; aber ſein Vater unterrichtet ihn in der Muſik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerſtreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. begünſtigt. — Benvenute kommt zu einem Juwelier und Goldſchmied in die Lehre.

Alle Menſchen, von welchem Stande ſie auch ſeyen, die etwas Tugendſames oder Tugendähnliches vollbracht haben, ſollten, wenn ſie ſich wahrhaft guter Abſichten bewußt ſind, eigenhändig ihr Leben aufſetzen, jedoch nicht eher zu einer ſo ſchönen Unternehmung ſchreiten, als bis ſie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Dieſer Gedanke beſchäftigt mich gegenwärtig, da ich im achtundfunfzigſten ſtehe, und mich hier in Florenz mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wohl erinnern mag, da mich nicht, wie ſonſt, böſe Schickſale verfolgen, und ich zugleich eine beſſere Geſundheit und größere Heiterkeit des Geiſtes als in meinem ganzen übrigen Leben genieße.

Sehr lebhaft iſt die Erinnerung manches Angenehmen und Guten, aber auch manches unſchätzbaren Uebels, das mich erſchreckt, wenn ich zurückſehe, und mich zugleich mit Verwunderung erfüllt, wie ich zu einem ſolchen Alter habe gelangen können, in welchem ich ſo bequem durch die Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter ſolchen Betrachtungen beſchließe ich mein Leben zu beſchreiben.

Nun ſollten zwar diejenigen, die bemüht waren einiges Gute zu leiſten und ſich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen Tugenden erwähnen; denn deßhalb werden ſie als vorzügliche Menſchen von andern

anerkannt: weil man sich aber doch auch nach den Gesinnungen mehrerer zu richten hat, so kommt zum Anfange meiner Erzählung manches Eigene dieses Weltwesens vor, und zwar mag man gern vor allen Dingen jeden überzeugen, daß man von trefflichen Personen abstamme.

Ich heiße Benvenuto Cellini. Meinen Vater nannte man Meister Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Christoph Cellini. Meine Mutter war Maria Elisabetha, Stephan Granacci's Tochter. Ich stamme also väterlicher und mütterlicher Seits von florentinischen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unserer alten glaubwürdigen Florentiner, daß Florenz nach dem Muster der schönen Stadt Rom gebaut gewesen. Davon zeugen die Ueberbleibsel eines Coliseums und öffentlicher Bäder, welche letzte sich zunächst beim heiligen Kreuz befinden. Der alte Markt war ehemals das Capitol; die Rotonda steht noch ganz: sie ward als Tempel des Mars erbaut und ist jetzt unserm heiligen Johannes gewidmet. Man schenkt also gern jener Meinung Glauben, obgleich diese Gebäude viel kleiner als die römischen sind.

Julius Cäsar und einige römische Edelleute sollen, nach Eroberung von Fiesole, eine Stadt in der Nähe des Arno gebaut und jeder über sich genommen haben eines der ansehnlichen Gebäude zu errichten.

Unter den ersten und tapfersten Hauptleuten befand sich Florin von Cellino, der seinen Namen von einem Castell herschrieb, das zwei Miglien von Monte Fiascone entfernt ist. Dieser hatte sein Lager unter Fiesole geschlagen, an dem Orte wo gegenwärtig Florenz liegt; denn der Platz nahe an dem Flusse war dem Heere sehr bequem. Nun sagten Soldaten und andere, die mit dem Hauptmann zu thun hatten: Laßt uns nach Florenz gehen! theils weil er den Namen Florin führt, theils weil der Ort seines Lagers von Natur die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieser schöne Name Julius Cäsarn, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten schien eine gute Vorbedeutung, und auf diese Weise wurde sie Florenz genannt. Wobei der Feldherr zugleich seinen tapfern Hauptmann begünstigte, dem er um so mehr geneigt war, als er ihn von geringem Stande heraufgehoben, und selbst einen so trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte.

Wenn aber die gelehrten Unterfucher und Entdecker solcher Namens-

verwandtſchaften behaupten wollen, die Stadt habe zuerſt Fluenz geheißen, weil ſie am Fluſſe Arno liege, ſo kann man einer ſolchen Meinung nicht beitreten: denn bei Rom fließt die Tiber, bei Ferrara der Po, bei Lyon die Rhone, bei Paris die Seine vorbei, und alle dieſe Städte ſind aus verſchiedenen Urſachen verſchieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrſcheinlichkeit, daß unſere Stadt ihren Namen von jenem tugendſamen Manne herſchreibe.

Weiter finden wir unſere Cellini's auch in Ravenna, einer Stadt, die viel älter als Florenz iſt, und zwar ſind es dort vornehme Edelleute. Gleichfalls giebt es ihrer in Piſa, und ich habe denſelben Namen in vielen Städten der Chriſtenheit gefunden; auch in unſerm Land ſind noch einige Häuſer übrig geblieben.

Meiſtens waren dieſe Männer den Waffen ergeben, und noch iſt es nicht lange, daß ein unbärtiger Jüngling, Namens Lucas Cellini, einen geübten und tapfern Soldaten bekämpfte, der ſchon mehrmals in den Schranken gefochten hatte und Franz von Vicorati hieß. Dieſen überwand Lucas durch eigene Tapferkeit und brachte ihn um. Sein Muth ſetzte die ganze Welt in Erſtaunen, da man gerade das Gegentheil erwartete. Und ſo darf ich mich wohl rühmen, daß ich von braven Männern abſtamme.

Auf welche Weiſe nun auch ich meinem Hauſe durch meine Kunſt einige Ehre verſchafft habe, das freilich nach unſerer heutigen Denkart und aus mancherlei Urſachen nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an ſeinem Orte erzählen. Ja ich glaube, daß es rühmlicher iſt, in geringem Zuſtande geboren zu ſeyn, und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen Stamm durch ſchlechte Aufführung Schande machen. Zuerſt alſo will ich erzählen, wie es Gott gefallen mich auf die Welt kommen zu laſſen.

Meine Vorfahren wohnten in Val d'Ambra, und lebten daſelbſt bei vielen Beſitzungen wie kleine Herren. Sie waren alle den Waffen ergeben und die tapferſten Leute.

Es geſchah aber, daß einer ihrer Söhne, Namens Chriſtoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und Freunden anfing, ſo daß von einer ſowohl als der andern Seite die Häupter der Familien ſich der Sache annehmen mußten; denn ſie ſahen wohl, das Feuer ſey von ſolcher Gewalt, daß beide Häuſer dadurch hätten können völlig aufgezehrt werden. Dieſes betrachteten die Aelteſten und wurden einig, ſowohl gedachten

Chriſtoph als den andern Urheber des Streites wegzuſchaffen. Jene ſchickten den ihrigen nach Siena, die unſrigen verſetzten Chriſtoph nach Florenz und kauften ihm ein kleines Haus in der Straße Chiara des Kloſters St. Urſula, und verſchiedene gute Beſitzungen an der Brücke Nifredi. Er heirathete in Florenz und hatte Söhne und Töchter; dieſe ſtattete er aus, jene theilten ſich in das übrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße Chiara mit einigen andern wenigen Dingen an einen der Söhne, der Andreas hieß; auch dieſer verheirathete ſich und zeugte vier Söhne. Den erſten nannte man Hieronymus, den zweiten Bartholomäus, den dritten Johann, der mein Vater ward, und den vierten Franz.

Andreas Cellini, mein Großvater, verſtand ſich genugſam auf die Weiſe der Baukunſt, die in jenen Zeiten üblich war, und lebte von dieſer Beſchäftigung. Johannes, mein Vater, legte ſich beſonders darauf, und weil Vitruv unter andern behauptet, daß man, um dieſe Kunſt recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, ſondern auch etwas Muſik verſtehen müſſe, ſo fing Johannes, nachdem er ſich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Muſik zu ſtudiren an, und lernte, nächſt den Grundſätzen, ſehr gut Viole und Flöte ſpielen. Dabei ging er, weil er ſehr fleißig war, wenig aus dem Hauſe.

Sein Wandnachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, worunter, nach Gottes Willen, Johannes eine beſonders bemerkte, die Eliſabeth hieß und ihm ſo wohl gefiel, daß er ſie zur Frau verlangte.

Dieſe Verbindung war leicht zu ſchließen; denn beide Väter kannten ſich wegen der nahen Nachbarſchaft ſehr gut, und beiden ſchien die Sache vortheilhaft. Zuerſt alſo beſchloſſen die guten Alten die Heirath, dann fingen ſie an vom Heirathsgute zu ſprechen, wobei zwiſchen ihnen einiger Streit entſtand. Endlich ſagte Andreas zu Stephan: Johann, mein Sohn, iſt der trefflichſte Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längſt verheirathen wollen, ſo könnte ich wohl eine größere Mitgift erlangt haben, als unſeres Gleichen in Florenz finden mögen. Stephan verſetzte: Auf deine tauſend Gründe antworte ich nur, daß ich an fünf Töchter und faſt eben ſo viel Söhne zu denken habe. Meine Rechnung iſt gemacht, und mehr kann ich nicht geben.

Johann hatte indeß eine Zeit lang heimlich zugehört; er trat

unvermuthet hervor und ſagte: Ich verlange, ich liebe das Mädchen, und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der ſich an der Mitgift ſeiner Frau erholen will! Habt ihr nicht gerühmt, daß ich ſo geſchickt ſey! Sollte ich nun dieſe Frau nicht erhalten und ihr verſchaffen können, was ſie bedarf, wodurch zugleich euer Wunſch befriedigt würde? Aber wißt nur, das Mädchen ſoll mein ſeyn, und die Ausſteuer mag euer bleiben.

Darüber ward Andreas Cellini, ein etwas wunderlicher Mann, einigermaßen böſe, doch in wenigen Tagen führte Johann ſeine Geliebte nach Hauſe, und verlangte keine weitere Mitgift.

So erfreuten ſie ſich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen, Kinder zu beſitzen. Nach Verlauf dieſer Zeit gebar ſie zwei todte Knaben, woran die Ungeſchicklichkeit der Aerzte Schuld war. Als ſie zunächſt wieder guter Hoffnung ward, brachte ſie eine Tochter zur Welt, welche man Roſa nannte, nach der Mutter meines Vaters.

Zwei Jahre darauf befand ſie ſich wieder in geſegneten Umſtänden, und als die Gelüſte, denen ſie, wie andere Frauen in ſolchen Fällen, ausgeſetzt war, völlig mit jenen übereinſtimmten, die ſie in der vorigen Schwangerſchaft empfunden, ſo glaubten alle, es würde wieder ein Mädchen werden, und waren ſchon übereingekommen, ſie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Nun begab ſich's, daß ſie in der Nacht nach Allerheiligen niederkam um vier und ein halb Uhr im Jahr fünfzehnhundert. Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hauſe ein Mädchen erwartete, reinigte die Creatur und wickelte ſie in das ſchönſte weiße Zeug; dann ging ſie ſtille, ſtille, zu Johann meinem Vater, und ſagte: Ich bringe euch ein ſchönes Geſchenk, das ihr nicht erwartet.

Mein Vater, der ein Philoſoph war, ging auf und nieder und ſagte: Was mir Gott giebt, iſt mir lieb! und als er die Tücher auseinander legte, ſah er den unerwarteten Sohn. Er ſchlug die alten Hände zuſammen, hob ſie und die Augen gen Himmel und ſagte: Herr, ich danke dir von ganzem Herzen! dieſer iſt mir ſehr lieb: er ſey willkommen! Alle gegenwärtigen Perſonen fragten ihn freudig, wie ich heißen ſolle? Johannes aber antwortete ihnen nur: Er ſey willkommen (ben venuto)! Daher entſchloſſen ſie ſich mir dieſen Namen in der heiligen Taufe zu geben, und ich lebte mit Gottes Gnade weiter fort.

Noch war Andreas Cellini, mein Großvater, am Leben, als ich

etwa drei Jahre alt seyn mochte, er aber stand im hundertsten. Man hatte eines Tages die Röhre einer Wasserleitung verändert, und es war ein großer Skorpion, ohne daß ihn jemand bemerkte, heraus und unter ein Brett gekrochen. Als ich ihn erblickte, lief ich drauf los und haschte ihn. Der Skorpion war so groß, daß, wie ich ihn in meiner kleinen Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beiden Zangen zu sehen waren. Sie sagen, ich sey eilig zu dem Alten gelaufen, und habe gerufen: Seht, lieber Großvater, mein schönes Krebschen! Der gute Alte, der sogleich das Thier für einen Skorpion erkannte, wäre fast vor Schrecken und Besorgniß des Todes gewesen; er verlangte das Thier mit den äußersten Liebkosungen. Aber ich drückte es nur desto fester, weinte und wollte es nicht hergeben. Mein Vater lief auf das Geschrei herzu, und wußte sich vor Angst nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Thier werde mich tödten. Indessen erblickte er eine Scheere, begütigte mich, und schnitt dem Thiere den Schwanz und die Zangen ab, und, nach überstandener Gefahr, hielt er diese Begebenheit für ein gutes Zeichen.

Ungefähr in meinem fünften Jahr befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unseres Hauses, wo man gewaschen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichenen Kohlen übrig geblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer; denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Gluth ein Thierchen, wie eine Eidechse, das sich in diesen lebhaften Flammen ergötzte. Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich aufs freundlichste zu besänftigen und sagte: Lieber Sohn, ich schlage dich nicht, weil du etwas Uebles begangen hast, vielmehr daß du dich dieser Eidechse erinnerst, die du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, so viel ich weiß, noch keinen gesehen hat. Er küßte mich darauf und gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fing an mich die Flöte zu lehren, und unterwies mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder sich an einem Pfeifchen und anderem solchen Spielzeuge ergötzen, mißfiel mir's unsäglich, und ich sang und blies nur aus Gehorsam. Mein Vater machte zu selbiger Zeit wundersame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere, so schön und gut als man sie damals nur sehen konnte, Violen, Lauten und Harfen auf das beste.

Er war auch in der Kriegsbaukunſt erfahren, und verfertigte mancherlei Werkzeuge, als Modelle zu Brücken, Mühlen und andere Maſchinen; er arbeitete wunderſam in Elfenbein, und war der erſte, der in dieſer Kunſt etwas leiſtete. Aber da er ſich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er ſich mehr als billig mit der Flöte beſchäftigen, und ward von den Rathspfeifern erſucht mit ihnen zu blaſen. So trieb er es eine Weile zu ſeinem Vergnügen, bis ſie ihn endlich feſthielten, anſtellten und unter ihre Geſellſchaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter, ſein Sohn, die ihm ſehr günſtig waren, ſahen nicht gern, daß er, indem er ſich ganz der Muſik ergab, ſeine übrigen Fähigkeiten und ſeine Kunſt vernachläſſigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es ſehr übel, er glaubte, man thue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er ſich wieder zur Kunſt und machte einen Spiegel, ungefähr eine Elle im Durchmeſſer, von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren ſehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet; in der Mitte befand ſich der Spiegel, rings herum waren ſieben Rundungen angebracht und in ſolchen die ſieben Tugenden, aus Elfenbein und ſchwarzen Knochen geſchnitten. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, ſo daß, wenn man das Rad drehte, ſich die Figuren bewegten: denn ſie hatten ein Gegengewicht, das ſie gerade hielte, und da mein Vater einige Kenntniſſe der lateiniſchen Sprache beſaß, ſetzte er einen Vers umher, welcher ſagte, daß bei allen Umwälzungen des Glückrads die Tugend immer aufrecht bleibe:

Rota sum: semper, quoquo me verto, stat virtus.

Nachher ward ihm bald ſein Platz unter den Rathspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu dieſen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen; einige davon arbeiteten Wolle und Seide im Großen; daher verſchmähte mein Vater auch nicht ſich zu ihnen zu geſellen, und der größte Wunſch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Muſikus werden möchte. Dagegen war mir's äußerſt unangenehm, wenn er mir davon erzählte, und mich verſicherte, wenn ich nur wollte, könnte ich der erſte Menſch in der Welt werden.

Wie geſagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauſes Medicis, und da Peter vertrieben wurde (1494), vertraute er

meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere ward (1498), und mein Vater unter den Rathspfeifern sein Amt fortthat, erfuhr diese Magistratsperson, wie geschickt der Mann überhaupt sey, und bediente sich seiner zum Kriegsbaumeister in bedeutenden Fällen. Um diese Zeit ließ mein Vater mich schon vor dem Rathe mit den andern Musikern den Discant blasen, und da ich noch so jung und zart war, trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Soderino fand Vergnügen, sich mit mir abzugeben und mich schwatzen zu lassen; er gab mir Zuckerwerk und sagte zu meinem Vater: Meister Johann, lehre ihn, neben der Musik, auch die beiden andern schönen Künste. Mein Vater antwortete: Er soll keine andere Kunst treiben, als blasen und componiren, und auf diesem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum ersten Mann in der Welt zu machen. Darauf sagte einer von den alten Herren: Thue nur ja, was der Gonfaloniere sagt; denn warum sollte er nichts anders als ein guter Musicus werden?

So ging eine Zeit vorbei, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Cardinal, der nachher Papst Leo wurde, begegnete meinem Vater sehr freundlich. Aus dem Wappen am Mediceischen Palast hatte man die Kugeln genommen, sobald die Familie vertrieben war, und das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreuz, dagegen in das Feld malen lassen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldene Feld ward vortrefflich ausstaffirt.

Wenige Tage nachher starb Papst Julius II. (1513); der Cardinal Medicis ging nach Rom und ward, gegen alles Vermuthen, zum Papst erwählt. Er ließ meinen Vater zu sich rufen, und wohl hätte dieser gethan, wenn er mitgegangen wäre; denn er verlor seine Stelle im Palast, sobald Jakob Salviati Gonfaloniere geworden war.

Nun bestimmte ich mich ein Goldschmied zu werden, und lernte zum Theil diese Kunst, zum Theil mußte ich viel gegen meinen Willen blasen. Ich bat meinen Vater, er möchte nicht nur gewisse Stunden des Tages zeichnen lassen; die übrige Zeit wollte ich Musik machen, wenn er es beföhle. Darauf sagte er zu mir: So hast du denn kein Vergnügen am Blasen? Ich sagte: Nein! Denn diese Kunst schien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinne hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Verzweiflung, und that mich

in die Werkſtatt des Vaters des Cavalier Bandinelli, der Michel Agnolo hieß, trefflich in ſeiner Kunſt war, aber von geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich ſage das nicht, um den Bandinelli zu ſchelten, der ſein Haus zuerſt gegründet hat. Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! Doch wie es zugegangen iſt, davon habe ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daſelbſt, als mein Vater mich wieder wegnahm; denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um ſich zu haben, und ſo mußte ich wider Willen blaſen, bis ich fünfzehn Jahre alt war. Wollte ich die ſonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu dieſem Alter erlebt, und die Lebensgefahren, in welchen ich mich befunden, ſo würde ſich der Leſer gewiß verwundern.

Als ich fünfzehn Jahre alt war, begab ich mich wider den Willen meines Vaters in die Werkſtatt eines Goldſchmiedes, der Antonio Sandre hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, ſtolz und frei in ſeinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bei meiner freiwilligen Neigung zur Kunſt, auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir ſehr angenehm, und mein redlicher Meiſter hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, natürlichen Sohn bei ſich, dem er manches auftrug, um mich zu ſchonen. Meine Neigung war ſo groß, daß ich in wenig Monaten die beſten Geſellen einholte, und auch einigen Vortheil von meinen Arbeiten zog. Deſſen ungeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe, bald auf der Flöte bald auf dem Hörnchen zu blaſen, und ſo oft er mich hörte, fielen ihm unter vielen Seufzern die Thränen aus den Augen. Ich that mein Möglichſtes zu ſeiner Zufriedenheit, und ſtellte mich als wenn ich auch großes Vergnügen dabei empfände.

Zweites Capitel.

Der Autor liebt seinen Bruder in einem Gefecht beinahe erschlagen und nimmt seine Partei, daraus entspringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deßhalb von Florenz verbannt. — Er begiebt sich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunst auf der Klöte zu blasen zunimmt, mehr aber noch in der Profession des Goldschmieds. — Streit zwischen seinem Vater und Peter, einem Tonkünstler; trauriges Ende des letzteren. — Der Autor begiebt sich nach Pisa und geht bei einem vortrefflichen Goldschmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach seiner Genesung tritt er bei seinem alten Meister Marcone in Arbeit.

Ich hatte einen Bruder, der zwei Jahre jünger als ich und sehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der besten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet wurden. Dieser Knabe war ungefähr vierzehn Jahr alt und bekam eines Sonntags zwei Stunden vor Nacht zwischen den Thoren St. Gallo und Pinti mit einem Menschen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, setzte ihm tapfer zu und wollte nicht ablassen, ob er ihn gleich schon übel verwundet hatte. Viele Leute sahen zu, und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen Menschen. Da diese merkten, daß die Sache übel ging, griffen sie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen, er solle sich zurückziehen! Als er fiel, nahm ich seinen Degen und hielt mich, in seiner Nähe, gegen viele Degen und Steine. Einige tapfere Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreiten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hause; mit vieler Mühe ward er wieder zu sich selbst gebracht und geheilt. Die Herren Achte verbannten unsere Gegner auf einige Jahre, und uns auf sechs Monate zehn Miglien von der Stadt. So schieden wir von unserm armen Vater, der uns seinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Ich ging nach Siena, zu einem braven Manne, der Meister Franz Castero hieß. Ich war schon einmal meinem Vater entlaufen, und hatte dort gearbeitet; nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freies Quartier, so lange ich in Siena blieb, wo ich mich mit meinem Bruder mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Papst Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein

Man ſoll ſich nicht mit Spöttern befaſſen;
Wer will ſich für 'nen Narren halten laſſen!
Darüber muß man ſich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

Chriſtkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sanct Chriſtoph das Kind über Waſſer hält;
Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet ſich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verſchwinden.

Zierlich denken und ſüß Erinnern
Iſt das Leben im tiefſten Innern.

Ich träumt' und liebte ſonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich gewahr.

Wer recht will thun, immer und mit Luſt,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.

Wann magſt du dich am liebſten bücken?
Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.

Doch das iſt gar kein groß Verdienſt,
Denn Liebe bleibt der höchſte Gewinnſt.

---

gewiſſer Schüler meines Vaters ſagte aus böſer Abſicht zum Cardinal, er ſolle mich doch nach Bologna ſchicken, damit ich dort von einem geſchickten Meiſter das Blaſen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Cardinal verſprach meinem Vater, mir Empfehlungsſchreiben zu geben; mein Vater wünſchte nichts Beſſeres, und ich ging gerne, aus Verlangen die Welt zu ſehen.

In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meiſter Hercules, der Pfeifer, hieß. Ich fing an Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lectionen in der Muſik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blaſen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldſchmiedekunſt; denn da mir der Cardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneſer Miniaturmalers, der Scipio Cavalletti hieß, ich zeichnete und arbeitete für einen Juden, und gewann genug dabei.

Nach ſechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, ſehr verdrießlich war, aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in ſein Haus, und blies mit ſeinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin, um uns zu hören; er hatte große Freude an mir und ſagte: Ich will doch einen großen Muſicus aus dir machen, zum Trutz eines jeden, der mich daran zu verhindern denkt. Darauf antwortete Peter: Weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er ſich auf die Goldſchmiedekunſt legt, als von dieſer Pfeiferei. Das war nun freilich wahr geſprochen, aber es verdroß meinen Vater um deſto mehr, je mehr er ſah, daß ich auch derſelben Meinung war, und ſagte ſehr zornig zu Peter: Ich wußte wohl, daß du der ſeyſt, der ſich meinem ſo erwünſchten Zwecke entgegenſetzt. Durch dich habe ich meine Stelle im Palaſt verloren; mit ſolchem Undank haſt du meine große Wohlthat belohnt: dir habe ich ſie verſchafft, mir haſt du ſie entzogen. Aber merke dieſe prophetiſchen Worte: Nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbei gehen, und du wirſt wegen deines ſchändlichen Undanks umkommen. Darauf antwortete Peter: Meiſter Johann, viele Menſchen werden im Alter ſchwach und kindiſch, wie es euch auch geht; man muß euch nichts übel nehmen: denn ihr habt ja alles verſchenkt und nicht bedacht, daß eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun, und meinen Söhnen ſo viel zu hinterlaſſen, daß

ſie den euern allenfalls zu Hülfe kommen können. Darauf antwortete mein Vater: Kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich ſage dir, da du böſe biſt, werden deine Söhne arm und Narren werden, und werden bei meinen braven und reichen Söhnen in Dienſte gehen.

So eilten wir aus dem Hauſe, und es fielen noch manche heftige Worte. Ich nahm die Partie meines Vaters und ſagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich bei der Zeichenkunſt ließe, ſo wollte ich ihn an dem unartigen Menſchen rächen. Er ſagte darauf: Lieber Sohn, ich bin auch ein guter Zeichner geweſen, und habe es mir in meinem Leben ſauer werden laſſen. Willſt du nun nicht, um deinen Vater, der dich gezeugt und erzogen, und den Grund zu ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken, die Flöte und das allerliebſte Hörnchen in die Hand nehmen? Darauf ſagte ich: Aus Liebe zu ihm wollte ich's gerne thun. Der gute Vater verſetzte, mit ſolchen Geſchicklichkeiten und Tugenden würde man ſich am ſicherſten an ſeinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbei, und Peter hatte in ſeinem Hauſe ein Gewölbe machen laſſen, und war mit mehreren Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, ſprach über meinen Vater, ſeinen Meiſter, und ſcherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen ſolle. Kaum war es geſagt, ſo fiel das Gewölbe ein, entweder weil es ſchlecht angelegt war oder durch Gottes Schickung, der die Frevler beſtraft. Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabſtürzten, zerbrachen ihm beide Beine, aber alle die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Gewölbes, und niemand that ſich ein Leid. Sie waren erſtaunt und verwundert genug, beſonders da ſie ſich erinnerten, wie er kurz vorher geſpottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und ſagte, in Gegenwart ſeines Vaters: Peter, mein lieber Schüler, wie betrübt mich dein Unfall! Aber erinnerſt du dich, wie ich dich vor kurzem warnte? Und ſo wird auch das, was ich von deinen und meinen Söhnen geſagt habe, wahr werden. Bald darauf ſtarb der undankbare Peter an dieſer Krankheit; er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almoſen anſprach. Ich gab ſie ihm; denn es iſt in meiner Natur, und erinnerte mich mit Thränen an den glücklichen Zuſtand Peters, zur Zeit da mein Vater zu ihm die prophetiſchen Worte geſagt hatte.

Ich fuhr fort der Goldſchmiedekunſt mich zu ergeben, und ſtand

meinem Vater mit meinem Verdienſte bei. Mein Bruder Cecchino mußte anfangs Lateiniſch lernen: denn, wie der Vater aus mir den größten Tonkünſtler bilden wollte, ſo ſollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Juriſt werden; nun konnte er aber in uns beiden die natürliche Neigung nicht zwingen, ich legte mich aufs Zeichnen, und mein Bruder, der von ſchöner und angenehmer Geſtalt war, neigte ſich ganz zu den Waffen.

Einſt kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hauſe, wo ich mich eben nicht befand und, weil er ſehr ſchlecht mit Kleidern verſehen war, bewegte er unſere Schweſtern, daß ſie ihm ein ganz neues Kleid gaben, das ich mir hatte machen laſſen. Denn außerdem, daß ich meinem Vater und meinen guten Schweſtern durch meinen Fleiß beiſtand, hatte ich mir auch ein hübſches anſehnliches Kleid angeſchafft. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt; mein Bruder hatte ſich davon gemacht, und ich ſetzte meinen Vater zur Rede, warum er mir ſo großes Unrecht geſchehen ließe, da ich doch ſo gerne arbeitete, um ihm beizuſtehen. Darauf antwortete er mir: ich ſey ſein guter Sohn, was ich glaubte verloren zu haben, würde mir Gewinnſt bringen; es ſey Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas beſitzt, dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieſes Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, ſo würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weiſe vermehren.

Ich antwortete meinem armen bekümmerten Vater wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld, und ging gerade zu einem Stadtther hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, befand ich mich in Lucca. Von da ging ich nach Piſa — ich mochte ungefähr ſechzehn Jahr alt ſeyn — und blieb auf der mittelſten Brücke, wo ſie es zum Fiſchſtein nennen, bei einer Goldſchmiedewerkſtatt ſtehen, und ſah mit Aufmerkſamkeit auf das, was der Meiſter machte. Er fragte: wer ich ſey und was ich gelernt hätte? Darauf antwortete ich, daß ich ein wenig in ſeiner Kunſt arbeitete. Er hieß mich hereinkommen, und gab mir gleich etwas zu thun, wobei er ſagte: Dein gutes Anſehen überzeugt mich, daß du ein wackerer Menſch biſt. Und ſo gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in ſein Haus, wo er mit einer ſchönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden

mochte, und ſchrieb ihm, daß ich in dem Hauſe eines ſehr guten Mannes aufgenommen ſey, und mit ihm große und ſchöne Arbeit verfertige, er möchte ſich beruhigen; ich ſuche was zu lernen, und hoffe mit meiner Geſchicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geſchwind antwortete er mir: Mein lieber Sohn, meine Liebe zu dir iſt ſo groß, daß ich, wenn es nur ſchicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte zu dir zu kommen; denn gewiß, mir iſt es als wenn ich des Lichts dieſer Augen beraubt wäre, daß ich dich nicht täglich ſehe und zum Guten ermahnen kann. Dieſe Antwort fiel in die Hände meines Meiſters; er las ſie heimlich und geſtand es mir dann mit dieſen Worten: Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Anſehen betrog mich nicht! Ein Brief deines Vaters, der ein recht braver Mann ſeyn muß, giebt dir das beſte Zeugniß. Rechne als wenn du in deinem Hauſe und bei deinem Vater ſeyſt!

Ich ging nun den Gottesacker von Piſa zu beſehen, und fand dort beſonders antike Sarkophagen von Marmor, und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, ſo bald ich in der Werkſtatt frei hatte, beſtändig übte. Mein Meiſter faßte darüber große Liebe zu mir, beſuchte mich oft auf meiner Kammer und ſah mit Freuden, daß ich meine Stunden ſo gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich ſehr zu, arbeitete in Gold und Silber ſchöne und bedeutende Sachen, die meine Luſt weiter vorwärts zu gehen immer vermehrten.

Indeſſen ſchrieb mir mein Vater auf das liebreichſte, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabei ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blaſen nicht unterlaſſen ſollte, das er mich mit ſo großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Luſt, jemals wieder zu ihm zurückzukehren; dergeſtalt haßte ich das abſcheuliche Blaſen, und wirklich, ich glaubte das Jahr in Piſa im Paradieſe zu ſeyn, wo ich niemals Muſik machte.

Am Ende des Jahres fand mein Meiſter Urſache nach Florenz zu reiſen, und einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich in der böſen Luft ein kleines Fieber angewandelt hatte, ſo ging ich mit ihm nach meiner Vaterſtadt, wo ihn mein Vater insgeheim und auf das inſtändigſte bat, mich nicht wieder nach Piſa zu führen.

So blieb ich krank zurück, und mußte ungefähr zwei Monate das Bett hüten. Mein Vater ſorgte für mich mit großer Liebe, und ſagte

immer, es ſchienen ihm tauſend Jahre bis ich geſund wäre, damit er mich wieder könnte blaſen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte — denn er verſtand ſich ein wenig auf Medicin und auf die lateiniſche Sprache — ſo fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blaſen hörte, die größte Bewegung entſtand, und er ging ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun ſein großes Herzeleid ſah, ſagte ich zu einer meiner Schweſtern, ſie ſollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, ſo machte mir doch dieß Inſtrument, das keine große Anſtrengung erfordert, nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit: ich blies mit ſo glücklicher Disposition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tauſendmal ſegnete, und mich verſicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts geweſen, unendlich gewonnen habe; er bat mich, daß ich vorwärts gehen, und ein ſo ſchönes Talent nicht vernachläſſigen ſolle.

Als ich nun wieder geſund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldſchmied zurück, und mit dem, was er mir zu verdienen gab, unterſtützte ich meinen Vater und mein Haus.

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein italiäniſcher Bildhauer, kommt nach Florenz und ſucht junge Künſtler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt ſich nach den Cartonen von Michel Agnolo und Leonhard da Vinci zu ſtudiren. — Um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Geſellen, Namens Taſſo. — Er findet in dieſer Hauptſtadt große Aufmunterung ſo wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwei Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er ſeine Kunſt mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünſtler werden eiferſüchtig über ſeine Geſchicklichkeit. — Streit zwiſchen ihm und Gerhart Guaſconti. — Verfolgt, weil er ſeinen Gegner geſchlagen und verwundet, kleidet er ſich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom.

Zu dieſer Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani hieß. Er hatte ſich lange in England aufgehalten und beſuchte täglich meinen Meiſter, zu dem er große Freundſchaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angeſehen hatte, ſagte er: Ich bin zurückgekommen, um ſo viel junge Leute als möglich anzuwerben; und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, ſo will ich nur beſonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen. Deine Arbeiten

und eine Zeichnungen sind mehr eines Bildhauers als eines Goldschmieds, und da ich große Werke von Erz zu machen habe, so sollst du bei mir zugleich geschickt und reich werden.

Es war dieser Mann von der schönsten Gestalt und von dem kühnsten Betragen: er sah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich; seine entschiedenen Gebärden, seine klingende Stimme, das Runzeln seiner Augenbraunen hätten auch einen braven Mann erschrecken können, und alle Tage sprach er von seinen Händeln mit den Bestien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michel Agnolo Buonarotti zu reden, und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieses göttlichsten Mannes gemacht hatte.

Dieser Carton war das erste Werk, in welchem Michel Agnolo sein erstaunliches Talent zeigte; er hatte ihn in die Wette mit Leonhard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm; beide waren für das Zimmer des Conseils im Palast der Signorie bestimmt: sie stellten einige Begebenheiten der Belagerung von Pisa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonhard da Vinci hatte ein Treffen der Reiterei unternommen, dabei einige Fahnen erobert werden, so göttlich gemacht, als man sich's nur vorstellen kann. Michel Agnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolk vorgestellt, die bei dem heißen Wetter sich im Arno badeten; der Augenblick war gewählt, wie unverhofft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird, und diese nackten Völker schnell nach den Waffen rennen: so schön und vortrefflich waren die Stellungen und Gebärden, daß man weder von Alten noch Neuen ein Werk gesehen hatte, das auf diesen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre. So war auch die Arbeit des großen Leonhard höchst schön und wunderbar. Es hingen diese Cartone, einer in dem Palast der Medicis, einer in dem Saale des Papstes, und so lange sie ausgestellt blieben, waren sie die Schule der Welt. Denn obgleich der göttliche Michel Agnolo die große Capelle des Papstes Julius malte, so erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieses ersten Werks, und sein Talent erhob sich niemals zur Stärke dieser frühern Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und sagte: Dieser Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Capelle des Masaccio zu studiren, und Buonarotti hatte die Art alle zu foppen, die dort zeichneten.

Eines Tags machte er ſich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als ſonſt: ich ballte die Fauſt, und ſchlug ihn ſo heftig auf die Naſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate geweſen wäre; und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet.

Dieſe Worte erregten in mir einen ſolchen Haß, da ich die Arbeiten dieſes unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder anſehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort mich nach der ſchönen Manier des Michel Agnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die größte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied, und der Sohn des trefflichen Malers Philipp di Fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten; ſein Haus war voller ſchöner Studien, die ſein Vater nach den römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehreren Büchern aufbewahrt wurden. Von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen, und faſt zwei Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhobene Arbeit in Silber, ſo groß wie eine kleine Kindshand; ſie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, wie man ſie damals zu tragen pflegte. Es war auf demſelben, nach antiker Art, eine Verwickelung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Franz Salimbeni, und die Gilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweite ich mich wieder mit meinem Vater über das Blaſen, und ein gewiſſer Holzſchneider, den man Taſſo nannte, hatte ſich auch mit ſeiner Mutter überworfen. Ich ſagte zu ihm: Wenn du nur der Menſch wärſt, anſtatt vieler Worte etwas zu unternehmen! Er antwortete mir: Hätte ich nur ſo viel Geld um nach Rom zu kommen, ſo wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armſelige Werkſtatt zu verſchließen. Darauf ſagte ich, wenn ihn weiter nichts hindere, ſo hätte ich ſo viel bei mir, als wir beide bis Rom brauchten.

Da wir ſo im Gehen zuſammen ſprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini. Darauf ſagte ich: Mein Taſſo, das iſt göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dieß Thor

gekommen sind! Nun, da ich hier bin, ist mir's, als wenn ich schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und sprachen zusammen: Was werden unsere Alten diesen Abend sagen? Dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unsere Schurzfelle auf den Rücken und gingen stillschweigend nach Siena.

Tasso hatte sich wund gegangen, wollte nicht weiter, und bat mich, daß ich ihm Geld borgen sollte, um wieder zurückzukehren. Ich antwortete: Daran hättest du denken sollen, ehe du von Hause weggingst; ich habe nur noch so viel, um nach Rom zu kommen. Kannst du zu Fuße nicht fort, so ist da ein Pferd, das zurück nach Rom geht, zu haben, und du hast keine weitere Entschuldigung. Ich miethete das Pferd, und da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das römische Thor zu. Als er mich entschlossen sah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein. Am Thore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und sagte zu ihm: Was würden morgen unsere Freunde von uns sagen, wenn wir den Entschluß nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten festhalten können? Er gab mir Recht, und weil er ein froher Mensch war, fing er an zu lachen und zu singen; und so kamen wir immer lachend und singend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert, und begab mich gleich in die Werkstatt eines Meisters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchst geschickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schlosses, das ich gearbeitet hatte; es gefiel ihm außerordentlich, und er sagte zu einem Florentiner Gesellen, der schon einige Jahre bei ihm stand: Das ist ein Florentiner, der's versteht, und du bist einer von denen, die's nicht verstehen. Ich erkannte darauf den Menschen, und wollte ihn grüßen — denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet, und waren viel mit einander umgegangen — er aber, höchst mißvergnügt über die Worte seines Meisters, behauptete mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wissen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: O Giannotto, ehemals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zusammen gezeichnet, auf dessen Landhaus ich gegessen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugniß nicht bei diesem braven Manne, deinem Meister, und hoffe, daß meine Hände ohne deinen Beistand beweisen sollen, wer ich bin. Hierauf wendete sich Firenzuola, der ein lebhafter und wackerer

Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: Schlechter Menſch! ſchämſt du dich nicht einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen! Und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: Komm herein und thue, wie du geſagt haſt. Deine Hände mögen ſprechen wer du biſt! Und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Cardinal zu machen.

Es war ein Käſtchen nach dem porphyrnen Sarg vor der Thüre der Rotenda. Was ich von dem Meinen dazu that, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge ſchöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meiſter höchlich, der das Werk überall zeigte, und ſich rühmte, daß ein ſolches aus ſeiner Werkſtatt ausgegangen ſey. Das Käſtchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet das Salzfaß bei Tafel aufzunehmen.

Das war mein erſter Verdienſt in Rom. Einen Theil ſchickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indeſſen ich nach den Alterthümern ſtudirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt mich wieder an die Arbeit zu begeben. Taſſo aber, mein Geſelle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Luſt an, zu einem andern Meiſter zu gehen. Ein gewiſſer Mailänder, Paul Arſago, hatte mich an ſich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an, und ſagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meiſters an und verſetzte, daß ich frei geboren ſey und auch frei leben wolle: ich habe mich nicht über ihn, und er ſich nicht über mich zu beklagen; vielmehr habe er mir noch einiges herauszuzahlen, und als ein freier Arbeiter wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch niemand ein Leid thäte. Auch mein neuer Meiſter ſagte ungefähr daſſelbe und verſicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm ſeyn werde, wenn ich zu meinem erſten Meiſter zurückginge. Auf das ſagte ich, ich wollte niemand ſchaden: ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir ſelbſt und niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

Ich habe nichts mehr mit dir zu thun, verſetzte Firenzuola; du ſollſt mir nicht mehr unter die Augen kommen! Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir ſpöttiſch antwortete. Aber ich verſetzte: Habe ich Stahl und Eiſen gebraucht, um deine Arbeiten zu machen, ſo ſollen ſie mir auch zu meinem Lohn verhelfen. Als ich ſo ſprach, blieb ein alter

Mann am Laden ſtehen, der Meiſter Anton von St. Marino hieß, der erſte, der vortrefflichſte Goldſchmied von Rom und Meiſter des Firenzuola; er hörte meine Gründe an, gab mir Recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen ſolle.

Man ſtritt ſich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit beſſerer Fechter als Goldſchmied, wollte nicht nachgeben; doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz, und meine Feſtigkeit verſchaffte mir Recht; er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unſere Freundſchaft. Er bat mich ſogar, bei ihm Gevatter zu ſtehen.

Unter meinem neuen Meiſter verdiente ich genug und ſchickte den größten Theil meinem guten Vater. Deſſen ungeachtet lag dieſer mir immer an, nach Florenz zurückzukehren; und am Ende von zwei Jahren that ich ihm ſeinen Willen. Ich arbeitete wieder bei Salimbeni, verdiente viel, und ſuchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Franz di Fra Filippo, und ob mir gleich das verwünſchte Blaſen viel Zeit verdarb, ſo unterließ ich doch nicht gewiſſe Stunden des Tags und der Nacht zu ſtudiren.

Ich machte damals ein ſilbernes Herzſchloß — ſo nannte man einen Gürtel, drei Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten; er war in halberhobener Arbeit gemacht und einige runde Figuren dazwiſchen, und ob ich gleich äußerſt ſchlecht bezahlt ward, ſo war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unſchätzbar.

Indeſſen hatte ich bei verſchiedenen Meiſtern gearbeitet, und ſehr wohldenkende Männer, wie zum Beiſpiel Marcone, darunter gefunden. Andere hatten einen ſehr guten Namen und bevortheilten mich aufs äußerſte. Sobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen los und hütete mich vor dieſen Räubern. Als ich nun fortfuhr zu arbeiten und zu gewinnen, beſonders da ein Meiſter, Sogliani genannt, freundlich ſeine Werkſtatt mit mir theilte, waren jene gehäſſigen Leute neidiſch, und da ſie drei große Werkſtätten und viel zu thun hatten, drückten ſie mich auf alle mögliche Weiſe. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und ſagte, es ſollte ihnen genug ſeyn, daß ſie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und ſchwuren, ich ſollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des einen er hatte mich gerufen und wollte mich ſcheiten und gegen mich großthun;

Die Zeit ſie mäht ſo Roſen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Iſt Noth vorüber, ſind die Nöthe ſüß.

Glückſelig iſt, wer Liebe rein genießt,
Weil doch zuletzt das Grab ſo Lieb' als Haß verſchließt.

Viele Lieb' hab' ich erlebet,
Wenn ich liebelos geſtrebet;
Und Verdrießliches erworben,
Wenn ich faſt für Lieb' geſtorben.
So du es zuſammengezogen,
Bleibet Saldo dir gewogen.

Thut dir jemand was zu lieb,
Nur geſchwinde, gieb nur, gieb!
Wenige getroſt erwarten
Dankesblume, aus ſtillem Garten.

Doppelt giebt, wer gleich giebt,
Hundertfach, der gleich giebt
Was man wünſcht und liebt.

„Warum zauberſt du ſo mit deinen Schritten?"
Nur ungern mag ich ruhn,
Will ich aber was Gutes thun,
Muß ich erſt um Erlaubniß bitten.

---

dagegen ſagte ich, ſie möchten ſich's ſelbſt zuſchreiben; denn ich hätte von ihren Handlungen geſprochen wie ſie wären.

Indeſſen da ich ſo ſprach paßte ein Vetter, den ſie wahrſcheinlich angeſtiftet hatten, heimtückiſch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeigetrieben wurde, und ſchob mir den Korb ſo auf den Leib, daß mir ſehr wehe geſchah. Schnell kehrte ich mich um, ſah daß er lachte, und ſchlug ihn mit der Fauſt ſo tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel. Dann rief ich ſeinen Vettern zu: So behandelt man feige Spitzbuben euresgleichen! und da ſie Miene machten, ſo viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Meſſer und rief: Kommt einer zum Laden heraus, ſo laufe der andere zum Beichtvater! denn der Arzt ſoll hier nichts zu thun kriegen. Sie erſchraken hierüber ſo ſehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Väter und Söhne zu dem Collegium der Achte und klagten, ich habe ſie mit bewaffneter Hand angefallen, was in Florenz unerhört ſey. Die Herren Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, ſowohl weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren ſchon zu Hauſe einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich, als ein unerfahrener Knabe, verſäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich ſagte, daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gerhard nur eine Ohrfeige gegeben hätte, und deßhalb keinen ſo heftigen Auspuzer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stuffa, der von den Achten war, das Wort Ohrfeige ausſprechen, ſo rief er: Keine Ohrfeige, einen Fauſtſchlag haſt du ihm gegeben! Er zog darauf die Glocke, ſchickte uns alle hinaus und ſprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunſten. Betrachtet, ſagte er, ihr Herren, die Einfalt dieſes armen Menſchen! er klagt ſich an eine Ohrfeige gegeben zu haben, da ſeine Gegner nur von einem Fauſtſchlag reden. Eine Ohrfeige, auf dem neuen Markt, koſtet fünfundzwanzig Scudi, ein Fauſtſchlag wenig oder nichts. Er iſt ein braver Junge und erhält ſein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel ſolche in unſerer Stadt!

Es waren aber einige unter den Rothkappen durch Bitten und falſche Vorſtellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedieß von ihrer Partei, die mich gern ins Gefängniß geſchickt und mir eine ſtarke Strafe auferlegt

hätten; aber der gute Prinzwalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich, vier Maß Mehl als Almosen in ein Kloster zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen; er verbot mir, bei Strafe ihrer Ungnade, nicht zu reden und meine Buße sogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweis und schickten uns zum Actuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Faustschlag! so daß die Achte über mich lachen mußten. Der Actuarius befahl uns, daß wir einander Bürgschaft leisten sollten. So gingen die andern frei aus und mich allein verdammten sie in die vier Maß Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit schien. Ich schickte nach einem Vetter, der sich für mich verbürgen sollte, er aber wollte nicht kommen; darüber wurde ich ganz rasend, und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie sehr dieser Mann meinem Hause verbunden sey. Ich faßte mich in meiner Wuth so gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tische ging. Da ich nun allein war, und niemand von den Gerichtsdienern auf mich Acht gab, sprang ich wüthend aus dem Palast, lief nach meiner Werkstatt, ergriff einen Dolch und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich beim Essen fand. Gerhard, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her; ich stieß ihm aber den Dolch nach der Brust und durchbohrte Reck und Weste; sonst geschah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre schwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Geräusch in den Kleidern machte, und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus: heute sollt ihr alle sterben!

Vater, Mutter und Schwester glaubten der jüngste Tag sey gekommen; sie warfen sich auf die Kniee und flehten schreiend um Barmherzigkeit. Da sie sich nicht gegen mich vertheidigten und der andere für todt auf der Erde lag, schien es mir niedrig, sie zu verletzen. Wüthend sprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippschaft beisammen. Mehr als zwölf waren herbeigelaufen; einer hatte einen eisernen Stab, der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hämmer und Stöcke: ich fuhr unter sie hinein wie ein wüthender Stier, und warf vier oder fünf nieder, ich stürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen diesen, bald gegen jenen; die, welche noch standen, schlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten, nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die sie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuschlugen; dann wollten sie nach ihren Verwundeten und Todten sehen, aber es war niemand beschädigt.

Ich ging in das Kloſter St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexis Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn mir das Leben zu retten; denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater ſagte zu mir, ich ſollte mich nicht fürchten; denn wenn ich alles Uebel in der Welt angeſtellt hätte, wäre ich doch in ſeiner Kammer vollkommen ſicher. Ungefähr eine Stunde nachher hatten ſich die Achte außerordentlich verſammelt: ſie ließen einen ſchrecklichen Bann ausgehen, und drohten dem die größten Strafen, der mich verbärge oder von meinem Aufenthalt wiſſe, ohne Anſehen des Orts und der Perſon. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf ſich auf die Kniee und bat um Barmherzigkeit; da ſtand einer von ihnen auf und ſchüttelte die Quaſte ſeines Käppchens und ſagte unter andern beleidigenden Worten zu meinem Vater: Hebe dich weg und mache daß du fortkommſt! Morgenden Tags ſoll er ſeinen Lohn empfangen. Mein Vater antwortete: Was Gottes Wille iſt, werdet ihr thun, und nicht mehr. Aber der andere ſagte darauf: Das wird Gottes Wille ſeyn! Mein Vater verſetzte dagegen: Es iſt mein Troſt, daß ihr das gewiß nicht wißt.

Er kam ſogleich mich aufzuſuchen, mit einem jungen Menſchen von meinem Alter, der Peter Landi hieß; wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieſer hatte unter ſeinem Mantel einen trefflichen Degen und das ſchönſte Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte, wie es ihm bei den Achten ergangen ſey; dann küßte er mir die Stirne und beide Augen, ſegnete mich von Herzen und ſagte: Die Macht Gottes ſtehe dir bei! Und ſo reichte er mir Degen und Waffen und half mir, mit eigenen Händen, ſie anlegen. Dann fuhr er fort: Lieber Sohn! mit dieſen in der Hand leb' oder ſtirb!

Peter Landi hörte indeſſen nicht auf zu weinen, und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Barthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geiſtlichen und einen Laienbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloſter und längs der Mauer bis auf den Platz; nicht weit davon fand ich in einem Hauſe einen Freund, entmönchte mich ſogleich und ward wieder Mann. Wir beſtiegen zwei Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen ſey, hatte derſelbe eine unendliche

Freude, und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn ſo angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und ſagte: Seht, Anton! Gott wußte beſſer als ihr, was aus meinem Sohne werden ſollte. Jener antwortete: Er ſoll uns nur wieder unter die Hände kommen! Indeß, verſetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dießmal glücklich errettet hat.

In Siena erwartete ich die ordinäre römiſche Poſt und verdung mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neuerwählten Papſt Clemens ankündigte (1523).

Viertes Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Chigi höchlich aufgemuntert. — Beſonderes Zutrauen dieſer Dame. — Eiferſucht zwiſchen ihm und Lucagnolo von Jeſi. — Er läßt vor Papſt Clemens VII., der mit ihm wohl zufrieden iſt und ihn wegen der doppelten Fähigkeit als Goldſchmied und Muſicus in Dienſt nimmt. Der Biſchof von Salamanca giebt ihm, auf die Empfehlung des Franz Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltſame Abenteuer zwiſchen ihm und dem Biſchof.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkſtatt des Meiſters Santi, der verſtorben war, und deſſen Sohn das Gewerb fortſetzte, nicht ſelbſt arbeitete, ſondern alles durch einen jungen Menſchen beſorgen ließ, der ſich Lucagnolo von Jeſi nannte. Er war der Sohn eines mailändiſchen Bauern, und hatte von Jugend auf bei Meiſter Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieſer junge Menſch arbeitete beſſer als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und ſolche Dinge.

Ich übernahm für den Biſchof von Salamanca, einen Spanier, Leuchter zu machen; ſie wurden ſehr reich gearbeitet, wie es für ſolche Werke gehört. Ein Schüler Raphaels, Johann Franz Penni, mit dem Zunamen il Fattore, ein trefflicher Maler und Freund des gedachten Biſchofs, ſetzte mich bei ihm in Gunſt; man gab mir viel zu arbeiten, und ich ward gut bezahlt.

Zu derſelbigen Zeit ging ich an Feſttagen manchmal in die Capelle des Michel Agnolo und manchmal in das Haus des Auguſtin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die ſchönſten Arbeiten von der Hand

des vortrefflichen Malers Raphael von Urbine. Gismondo Chigi, der Bruder, wohnte daſelbſt. Sie waren ſtolz darauf, wenn junge Leute meinesgleichen bei ihnen zu ſtudiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche ſehr angenehm und äußerſt ſchön war, hatte mich oft in ihrem Hauſe geſehen; ſie trat eines Tages zu mir, beſah meine Zeichnungen und fragte, ob ich Maler oder Bildhauer ſey? Ich antwortete ihr, ich ſey ein Goldſchmied, worauf ſie verſetzte, daß ich zu gut für einen Goldſchmied zeichnete. Sie ließ ſich durch ihr Kammermädchen eine Lilie von ſchönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte, daß ich ſie ſchätzen ſollte. Ich ſchätzte ſie auf 800 Scudi; ſie ſagte, ich habe es getroffen, und fragte, ob ich Luſt hätte ſie recht gut nachzufaſſen? Ich verſicherte, daß ich es mit Freuden thun würde, und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um deſto beſſer ausführte, je mehr ich Luſt hatte mich mit dieſer ſchönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere ſchöne edle Römerin aus dem Hauſe herunter und fragte ihre Freundin, was ſie da mache? Porzia antwortete lächelnd: Ich ſehe dieſem wackern jungen Menſchen mit Vergnügen zu, der ſo ſchön als gut iſt. Ich ward roth und verſetzte halb verſchämt und halb muthig: Wie ich auch ſey, bin ich bereit euch zu dienen. Die ſchöne Frau erröthete auch ein wenig und ſagte: Du weißt, daß ich deine Dienſte verlange. Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die ſie in der Taſche hatte. Faſſe mir die Steine nach deiner Zeichnung, ſagte ſie, und bringe mir das alte Gold zurück. Ihre Freundin ſagte darauf: Wenn ich in dem jungen Menſchen ſtäke, ſo ging' ich in Gottes Namen durch. Porzia antwortete: Solche Talente ſind ſelten mit Laſtern verbunden; er wird das Anſehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen. Sie nahm ihre Freundin bei der Hand, und indem ſie ſich umwendete, ſagte ſie mit dem freundlichſten Lächeln: Lebe wohl, Benvenuto!

Ich vollendete noch erſt meine Zeichnung, die ich nach Raphaels Jupiter angefangen hatte; dann ging ich ein kleines Wachsmodell zu machen, um zu zeigen wie die Arbeit werden ſollte. Ich wies es den beiden Damen, die mich ſo ſehr lobten und mir ſo artig begegneten, daß ich kühn genug war zu verſprechen, die Arbeit ſolle doppelt ſo ſchön als das Modell werden. So machte ich mich daran, und endigte das Werk in zwölf Tagen; zwar wieder in Geſtalt einer Lilie, aber mit ſo

viel Masken, Kindern und Thieren geziert, und so sorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indessen ich daran arbeitete, war der geschickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und versicherte, es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an seinen silbernen Gefäßen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten wie die meine nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben so viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und sagte: Wir wollen sehen! Ich habe dieses Gefäß zugleich mit dir angefangen, und denke auch mit dir zu endigen; wir können alsdann vergleichen, was wir beide gewinnen. Ich sagte, es würde mich freuen, mit einem so geschickten Manne in die Wette zu arbeiten; und so bückten wir, ein wenig verdrießlich, unsere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beide so fleißig daran, daß in zehn Tagen ungefähr jeder, mit aller Kunst und Reinlichkeit, sein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo sollte dem Papst Clemens bei Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hineinzuwerfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwei schönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, so großen als kleinen, und mit den schönsten Blättern; alles von solcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünschen konnte. Ich versicherte in meinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben!

Lucagnolo glaubte, ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, sagte aber: den Unterschied werden wir bald sehen. Er trug sein Gefäß zum Papst, und ward nach dem Maßstab dieser großen Arbeiten bezahlt. Indessen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung versicherte, daß ich mein Versprechen weit übertreffen habe; ich solle für meine Arbeit, was ich wolle, verlangen: denn sie glaube nicht, mich belohnen zu können, auch wenn sie im Stande wäre, mir ein Landgut zu schenken. Ich versetzte, meine größte Belohnung sey ihr Beifall; ich verlange nichts weiter, und so wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia sagte darauf zu ihrer Freundin: Seht, wie sich in Gesellschaft seiner Talente auch die Tugenden befinden! Und so schienen beide Frauen verwundert zu seyn. Darauf sagte Porzia: Du hast wohl sagen hören, wenn der Arme dem Reichen schenkt, so lacht der Teufel. Ich versetzte, der Böse habe Verdruß genug; dießmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg, und sie riefen mir nach, er solle den Spaß nicht haben!

Als ich in die Werkſtatt zurückkam, zeigte mir Lucagnolo eine Rolle Geld und ſagte: Laß nun einmal deinen Verdienſt neben dem meinigen ſehen! Ich erſuchte ihn bis auf den nächſten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit ſo brav wie er in der ſeinigen gehalten hätte, auch in Abſicht der Belohnung nicht mit Schanden zu beſtehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeiſter der Frau Porzia, rief mich aus der Werkſtatt, und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, ſagte er, daß der Teufel ſich gar zu luſtig machen ſollte; doch ſey das, was ſie mir ſchicke, weder mein ganzes Verdienſt noch die ganze Belohnung. Er ſetzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine ſolche vortreffliche Dame ſich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten meine Rolle mit der ſeinigen zu vergleichen, und brachte dieſe, ſo bald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entſcheidung des Streits neugierig, herbeigekommen waren, hervor, lachte verächtlich, ſagte drei- oder viermal: Au! und goß mit vielem Lärm ſein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünfundzwanzig Scudi in Münze. Mich hatten ſein Geſchrei, ſeine Blicke, die Späße und das Gelächter der Umſtehenden ein wenig irre gemacht; ich ſchielte nur in meine Hülſe hinein, und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hob ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeſchlagenen Augen und ohne Geräuſch, mit beiden Händen meine Rolle ſtark in die Höhe und ließ das Geld, wie aus einem Mühltrichter, auf den Tiſch laufen. Da ſprangen noch die Hälfte ſo viel Stücke als bei ihm hervor, und alle Augen, die mich erſt mit einiger Verachtung angeblickt hatten, wendeten ſich auf ihn. Man rief: hier ſieht's viel beſſer aus; hier ſind Goldſtücke und die Hälfte mehr.

Ich dachte, er wollte für Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meiſter den dritten Theil meines Verdienſtes erhielt, ſo konnte er ſich doch nicht vor Bosheit. Auch ich war verdrießlich und ſagte: jeder Vogel ſinge nach ſeiner Weiſe. Er verfluchte darauf ſeine Kunſt und den, der ſie ihn gelehrt hatte und ſchwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, ſondern ſich auf ſolche Lumpereien legen, da ſie ſo gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf, er möchte es immer verſuchen, doch ich ſagte ihm voraus, ſeine Arbeiten wollte ich wohl auch machen, aber dieſe Lumpereien würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und ſchwur, ich wollte es ihm ſchon

zeigen. Die Umstehenden gaben ihm laut Unrecht, und schalten ihn, wie er's verdiente: von mir aber sprachen sie, wie ich mich erwiesen hatte.

Den andern Tag ging ich, Madame Porzia zu danken und sagte, daß sie, gerade umgekehrt, anstatt dem Teufel Gelegenheit zum Lachen zu geben, Ursache wäre, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zusammen, und sie bestellte bei mir noch mehr gute und schöne Arbeiten.

Zu derselben Zeit verschaffte mir Franz Penni abermals Arbeit beim Bischof von Salamanca. Dieser Herr wollte zwei große Wasserkessel von gleicher Größe auf die Credenztische haben; den einen sollte ich, den andern Lucagnolo machen und, wie es bei solchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in seiner Werkstatt gegeben; dabei überschlug ich mein Geld und schickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitgliede der Achte begegnete, dessen Söhne sich sehr schlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn sein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden schrieb, und mich dabei um Gottes Willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blasen und das schöne Talent, das er mich mit so vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachlässigen sollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor seinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut sollte blasen hören, in Betrachtung, daß ja Gott selbst, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indessen ich an dem Gefäß des Salamanca arbeitete, hatte ich zu meiner Beihülfe nur einen Knaben, den ich auf inständiges Bitten meiner Freunde, halb wider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahre alt, hieß Paulin, und war der Sohn eines römischen Bürgers, der von seinen Einkünften lebte. Paulin war so glücklich geboren, der ehrbarste und schönste Knabe, den ich im Leben gesehen hatte; sein gutes Wesen, sein angenehmes Betragen, seine unendliche Schönheit, seine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Ursachen, daß ich so große Liebe für ihn empfand, als die Brust eines Menschen fassen kann. Diese lebhafte Neigung bewog mich, um dieses herrliche Gesicht, das von Natur ernsthaft und traurig war, erheitert zu sehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte,

ſo lächelte er ſo ſchön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, ſo würde er die Menſchen ganz außer ſich gebracht haben. Er hatte eine Schweſter, die ſo ſchön war wie er und Fauſtina hieß: der Vater führte mich oft in ſeinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu ſeinem Schwiegerſohn gehabt hätte. Durch dieſe Veranlaſſung blies ich mehr als gewöhnlich.

Um dieſe Zeit ließ mich ein gewiſſer Jakob von Ceſena, ein trefflicher Muſikus, der bei dem Papſte in Dienſten war, fragen, ob ich ihnen am erſten Auguſt helfen und den Sopran blaſen wollte; ſie hätten auf dieſen Tag die ſchönſten Stücke zu des Papſtes Tafelmuſik ausgeſucht.

So ein großes Verlangen ich trug mein ſchönes angefangenes Gefäß zu endigen, ſo reizte mich doch die Muſik, als eine wunderbare Sache an ſich, wobei ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor, von der Geſellſchaft zu ſeyn. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwei Stunden und gingen ſodann am Feſttage ins Belvedere und bliſen bei Tage die geübten Motetten, ſo daß der Papſt ſagte, er habe keine angenehmere Muſik gehört. Er rief jenen Jakob von Ceſena zu ſich und fragte ihn, wie er es angefangen habe, um einen ſo guten Sopran zu finden? und fragte ihn genau, wer ich ſey. Als er meinen Namen erfuhr, ſagte er: Iſt das ein Sohn des Meiſters Johann? Den will ich in meine Dienſte haben! Jakob verſetzte: Er wird ſchwer zu bereden ſeyn: denn er iſt ein Goldſchmied, ſehr fleißig bei ſeiner Kunſt, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Muſik nicht thun würde. Deſto beſſer, verſetzte der Papſt, daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete! Er ſoll ſeine Beſoldung, wie die übrigen empfangen, und mir dienen: in ſeiner andern Profeſſion will ich ihm auch ſchon zu arbeiten geben. Darauf reichte ihm der Papſt ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jakob wiederholte uns des Papſtes Rede, und theilte das Geld unter uns acht. Als er mir meinen Theil gab, ſagte er: Ich will dich in unſere Zahl einſchreiben laſſen. Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen ſollte; denn ich ſah wohl, welchen Schaden meine Kunſt darunter leiden würde. Die folgende Nacht erſchien mir mein Vater im Traume,

und bat mich, mit den liebevollsten Thränen, daß ich, um Gott und seinetwillen, doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weise thun könne: schnell erschreckte mich seine fürchterliche Gestalt, er drohte mir mit seinem Fluch, wenn ich es ausschlüge, und versprach mir, wenn ich gehorchte, seinen ewigen Segen. Kaum war ich erwacht, so lief ich mich einschreiben zu lassen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beinahe den Tod gehabt hätte. Er schrieb mir, daß auch er beinahe dasselbe geträumt habe, und ich glaubte nun, daß ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müsse.

Inzwischen arbeitete ich mit großer Sorgfalt das angefangene Gefäß für den Bischof von Salamanca zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, sehr reich, aber schwer zu befriedigen; er schickte täglich, um zu erfahren, was ich machte, und ward, wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wüthend, und drohte, er wolle mir die Arbeit wegnehmen und sie durch einen andern endigen lassen. Daran war denn doch das verdammte Blasen Schuld; denn übrigens arbeitete ich Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, so daß ich dem Bischof das Gefäß wenigstens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht besser; denn nun ward erst seine Lust so groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drei Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit so[7] schönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man sich vorstellen kann. Sogleich schickte ich es durch meinen Paulin zu Lucagnolo, dem der Knabe mit seiner gewöhnlichen Zierlichkeit sagte: Hier schickt euch Benvenuto sein Versprechen und seine H.... eien; er hofft von euch bald auch eure Lumpereien zu sehen. Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand, und nachdem er es lang genug betrachtet hatte, sagte er zu Paulin: Schöner Knabe, sage deinem Herrn, daß er ein trefflicher Mann ist; er soll mein Freund seyn und das übrige auf sich beruhen lassen. Der gute Knabe brachte mir freudig die Botschaft; das Gefäß wurde zu Salamanca getragen, welcher verlangte, daß es geschätzt werden sollte. Lucagnolo kam dazu; seine Schätzung war ehrenvoll, und sein Lob weit größer, als ich's zu verdienen glaubte. Salamanca nahm das Gefäß und sagte in spanischer Manier: Bei Gott, er soll so lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten lassen! Hierüber ward ich äußerst verdrießlich; ich verfluchte ganz Spanien, und jeden der dem Volke wohlwollte.

Was willſt du lange vigiliren,
Dich mit der Welt herumveriren?
Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verſchafft dir endlichen Gewinn.

Wem wohl das Glück die ſchönſte Palme beut?
Wer freudig thut, ſich des Gethanen freut.

Gleich iſt alles verſöhnt,
Wer redlich ficht, wird gekrönt.

Du wirkeſt nicht, alles bleibt ſo ſtumpf.
Sey guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe.

In des Weinſtocks herrliche Gaben
Gießt ihr mir ſchlechtes Gewäſſer!
Ich ſoll immer Unrecht haben,
Und weiß es beſſer.

Was ich mir gefallen laſſe?
Zuſchlagen muß die Maſſe,
Dann iſt ſie reſpectabel,
Urtheilen gelingt ihr miſerabel.

Es iſt ſehr ſchwer oft zu ergründen,
Warum wir das angefangen;
Wir müſſen oft Belohnung finden,
Daß es uns ſchlecht ergangen.

Unter andern Zierrathen daran war ein Henkel von einem Stücke, auf das zarteste gearbeitet, der durch Hülfe einer gewissen Stahlfeder gerade über der Oeffnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Bischof mit großer Zufriedenheit einigen seiner Spanier dieses Gefäß; einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinste umgegangen seyn; die zarte Feder konnte seiner bäurischen Gewalt nicht widerstehen, und der Henkel brach ab. Der Bischof war schon weggegangen, und der Edelmann, äußerst erschrocken, bat den Mundschenken, er möchte doch geschwind das Gefäß zum Meister tragen, damit es schnell wieder hergestellt würde, es möchte kosten was es wollte. So kam mir dieß Gefäß wieder in die Hände: ich versprach es schnell zu ergänzen und that es auch: denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwei Stunden vor Nacht hatte ich es schon fertig. Nun kam der Mundschenk wieder, eilig und im Schweiß; denn der Herr hatte es nochmals verlangt, um es andern Gästen zu zeigen. Der Mundschenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: Nur schnell! schnell das Gefäß her! Ich, der ich keine Lust hatte es herauszugeben, sagte nur: Ich habe keine Eile.

Er kam darüber in solche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltsam in die Werkstatt eindringen wollte. Ich widersetzte mich ihm mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich gebe es nicht heraus! rief ich. Geh, sage deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kommt! Da er sah, daß sein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Kreuz anzurufen pflegt, und versprach, wenn ich es herausgäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorsatz nicht, und da ich ihm immer dasselbe antwortete, verzweifelte er endlich, und schwur mit so viel Spaniern wieder zu kommen, daß sie mich in Stücken hauen sollten: und so lief er fort. Da ich sie nun wohl solcher Mordthat fähig hielte, setzte ich mir vor mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchse zur Hand und dachte: Wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, so kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich so mit mir zu Rathe ging, erschienen viele Spanier, mit dem Haushofmeister, der auf ungestüm-spanische Weise befahl, sie sollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchse mit gespanntem Hahn und schrie mit lauter Stimme: Nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder!

Stürmt man so die Häuser und Läden in Rom? So viel sich von euch Spitzbuben dieser Thüre nähern, so viel will ich mit der Büchse todt hinstrecken. Ich zielte sogleich nach dem Haushofmeister und rief: Du Erzschelm, der du sie anstiftest, sollst mir zuerst sterben! Schnell gab er seinem Pferd die Sporen und floh mit verhängtem Zügel davon.

Ueber diesem großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige römische Edelleute, welche eben vorbeigingen, sagten zu mir: Schlag die Hunde nur todt! wir wollen dir helfen. Diese kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein: sie sahen sich genöthigt zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umständen zu erzählen. Der stolze Mann machte seine Bedienten und Officianten heftig herunter, theils weil sie einen solchen Exceß begangen, theils weil sie den Handel, den sie einmal angefangen hatten, nicht besser durchsetzten.

Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu, und Monsigner sagte zu ihm, er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geschwind brächte, so sollten meine Ohren das größte Stück seyn, das an mir bliebe; brächte ich das Gefäß gleich, so sollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs, und ließ ihm wissen, daß ich die Sache gleich an den Papst bringen würde.

Indessen waren wir beide kälter geworden; einige römische Edelleute schlugen sich ins Mittel, und verbürgten sich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die Zahlung meiner Arbeit leisten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg, in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche; so kam ich in das Haus des Bischofs, der sein ganzes Gesinde hatte auftreten lassen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß trug, und es war als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte: einer sah aus wie der Löwe, einer wie der Skorpion, andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen selbst kamen; der sprudelte äußerst pfäffische und über-spanische Worte hervor. Ich hob den Kopf nicht auf ihn anzusehen, und antwortete nicht; darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen, und befahl mir, ich sollte quittiren, daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden sey. Darauf hob ich den Kopf und sagte zu ihm, ich würde es gerne thun, wenn ich nur erst mein Geld hätte. Der Bischof ereiferte sich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu schreien; endlich zahlte man mir erst das Geld, dann schrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Papſt Clemens vernahm die Geſchichte und freute ſich ſehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt, und nun ſagte er öffentlich, daß er mir ſehr wohl wollte, ſo daß Monſignor Salamanca ſein übles Betragen bereute, und um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni ſagen ließ, daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich ſie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch dieſe Worte kamen zu den Ohren des Papſtes, der herzlich darüber lachte. Cardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Papſt die Händel zwiſchen mir und Salamanca erzählte; dann wandte er ſich zu ſeinen Leuten und befahl, daß man mir immer ſollte für den Palaſt zu thun geben. Cardinal Cibo ſelbſt ſchickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes geſagt hatte, beſtellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Cardinäle Carnaro und beſonders Ridolfi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich ſelbſt eine Werkſtatt eröffnen ſollte: ich folgte ihr und fuhr fort für dieſe treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht iſt ſie die Urſache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundſchaft des Herrn Gabriel Ceſarini, der Gonfaloniere von Rom war: für dieſen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen; darauf war Leda mit dem Schwane zu ſehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er ſie ſchätzen laſſen, um mich nach Verdienſt zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meiſter ſchätzten ſie viel höher als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte mich zu bezahlen. Faſt wäre mir's damit, wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

Fünftes Capitel.

Der Autor findet Händel und nimmt eine Aufforderung eines der Leute des Rienzo da Ceri an. — Er arbeitet große Cardinalssiegel nach Art des Lautizio. — Die Pest bricht in Rom aus; während derselben hält er sich viel in den Ruinen auf und studirt fort nach den architektonischen Zierrathen. — Geschichte des Herrn Jakob Cappi, berühmten Wundarztes. Begebenheiten mit einigen Vasen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Pestilenz vorbei war, treten mehrere Künstler zusammen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede, sich wöchentlich zu vergnügen. — Angenehme Beschreibung eines tiefen Bankette, welches der Autor durch einen gräßlichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beschreiben will, so muß ich andere Dinge, die sich zwar nicht auf meine Profession beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feste unseres Patrons, St. Johann, aßen viele Florentiner zusammen, von verschiedenen Professionen, Maler, Bildhauer und Goldschmiede; unter andern angesehenen Leuten war Rosso, der Maler, und Penni, Raphaels Schüler, dabei. Ich hatte sie eigentlich zusammengebracht. Sie lachten und scherzten, wie es geschieht wenn viele Männer beisammen sind, die sich eines gemeinsamen Festes erfreuen. Zufällig ging ein stattlicher junger Mensch vorbei, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns so lustig hörte, spottete er auf eine unanständige Weise über die florentinische Nation. Ich hielt mich für den Anführer so vieler geschickten und braven Leute, und konnte das nicht hingehen lassen; still, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit seiner Liebsten, und um sie zum Lachen zu bringen, setzte er sein albernes Geschwätze fort. Ich stellte ihn zur Rede und fragte ihn, ob er der Freche sey, der schlecht von der florentinischen Nation spreche? Er antwortete schnell: Ich bin's! Drauf schlug ich ihn ins Gesicht und sagte: Das bin ich! und sogleich waren unsere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als sich viele dazwischen legten, und da sie die Sache vernahmen, mir Recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm zugestellt: ich nahm sie freudig an und sagte, damit wollte ich wohl eher, als mit einem Werke meiner andern Kunst fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Bevilacqua hieß: er hatte den Ruf der erste Degen von Italien gewesen zu seyn; denn er hatte sich wohl zwanzigmal geschlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geschieden. Dieser brave Mann hatte viel Freundschaft für mich; er kannte mich und mein Talent in der Kunst, und hatte mir schon bei fürchterlichen Händeln beigestanden. Er

pflegte zu ſagen: Mein Benvenuto, wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hätteſt, ſo bin ich gewiß, du würdeſt mit Ehren beſtehen: denn ſo viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen ſehen. So nahm er Theil an meinen Unternehmungen, und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele ſchöne Geſchichten dieſer Art, um von meiner Kunſt zu reden, um derentwillen ich eigentlich ſchreibe, und ich werde darin nur zu viel zu ſagen haben.

Man weiß, wie ich mit einem löblichen Wetteifer die Art und Kunſt des Lucagnolo zu übertreffen ſuchte, und dabei die Geſchäfte eines Juweliers nicht verſäumte; eben ſo bemühte ich mich die Geſchicklichkeiten anderer Künſtler nachzuahmen. Es war zur ſelbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer, mit Namen Lautizie, der nur Eine Profeſſion trieb, in dieſer aber auch einzig war. Es iſt gewöhnlich, daß in Rom jeder Cardinal ſein Wappen im Siegel führt. Dieſe Siegel ſind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, ſo bezahlt man für ein ſolches hundert und mehr Scuti. Auch dieſem braven Manne wünſchte ich nachzueifern, obgleich ſeine Kunſt ſehr von den Künſten entfernt war, die ein Goldſchmied auszuüben hat; auch verſtand Lautizie nichts zu machen als nur dieſe Siegel. Ich aber befleißigte mich, nebſt andern Arbeiten, auch dieſes, und ſo ſchwer ich ſie auch fand, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand ſich in Rom ein anderer trefflicher Künſtler, von Mailand gebürtig, mit Namen Caradoſſo; er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieſer Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Crucifixe, einen Palm groß, von dem zarteſten Goldblech auf das vortrefflichſte gearbeitet, und ich wünſchte ihn mehr als jemand zu erreichen. Ueberdieß fanden ſich andere Meiſter, welche Stahlſtempel, wodurch man die ſchönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle dieſe verſchiedenen Arbeiten übernahm ich, und ſuchte ſie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die ſchöne Kunſt des Emaillirens ließ ich mir gleichfalls angelegen ſeyn, und nahm mir darin einen unſerer Florentiner, der Amerige hieß, den ich niemals perſönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat ſich, daß ich wüßte, ſeiner göttlichen Arbeit genähert. Auch dieſe ſchweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man ſein

Werk und die Frucht seines Fleißes zuletzt dem Feuer überlassen muß, das alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen ansah. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichste Gabe, eine so gute und wohl proportionirte Complexion gegeben, daß ich damit frei alles, was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte. Was ich in diesen so ganz verschiedenen Professionen geleistet habe, werde ich an seinem Orte anzeigen.

Zu dieser Zeit — ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahr alt — wüthete in Rom eine pestilenzialische Krankheit; viele Tausende starben jeden Tag und, dadurch geschreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewissen Lebensart, die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Festtagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus und studirte nach ihnen, entweder in Wachs oder mit Zeichnen. Weil sich nun viele schöne Sachen in den Ruinen finden und dabei viele Tauben nisten, fand ich Vergnügen meine Büchse gegen sie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Pest, und um allen menschlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hause. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr und vergnügte mich durch Kunst und Geschicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir selbst meine Büchse eingerichtet: sie war von außen und innen spiegelglatt; dazu machte ich mir selbst das feinste Schießpulver, wobei ich Geheimnisse fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur diesen Wink geben, daß ich mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel von meinem Pulver auf zweihundert Schritte einen weißen Punkt traf, worüber sich die, welche das Handwerk verstehen, gewiß verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieser Uebung, daß sie mich manchmal von meiner Kunst und von meinen Studien zu entfernen schien; allein ich zog von der andern Seite daraus wieder großen Vortheil: denn ich verbesserte dadurch meine Lebenskräfte und die Luft war mir sehr heilsam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieses Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geschickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte sich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Uebungen blieb, so daß mir am Ende meine Büchse mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntſchaft mit Antiquitätenſuchern gemacht, die den lombardiſchen Bauern aufpaßten, welche zu beſtimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Achate, Praſem, Carniole und Cameen fanden; manchmal hatten ſie ſogar das Glück, Edelſteine, zum Beiſpiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufſucher kauften gewöhnlich ſolche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich ſie öfters auf der Stelle auf[illegible], zahlte ich ihnen wohl ſo viele Goldgulden als ſie Julier gegeben hätten. Ich verhandelte dieſe Dinge wieder, und ob ich dabei gleich wieder zehn für eins gewann, ſo machte ich mir doch dadurch faſt alle Cardinäle zu Freunden.

Um nur von den ſeltenſten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß wie eine mächtige Bohne, in dem ſchön gefärbteſten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer ſtarken Nuß groß, einen Camee mit Hercules und Cerberus, ein Werk das unſer großer Michel Agnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geſchichte erzähle, die früher vorfiel! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meiſter Jakob da Carpi hieß. Dieſer treffliche Mann curirte unter andern beſonders desperate franzöſiſche Uebel; er verſtand ſich ſehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkſtatt vorbeiging, ſah er zufälligerweiſe einige Handriſſe, worunter ſich wunderliche Vaſen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; ſie waren ganz verſchieden von allem, was bis dahin geſehen worden war. Meiſter Jakob verlangte, ich ſollte ſie ihm von Silber machen, welches ich äußerſt gern that, weil ich dabei meinen Grillen folgen konnte: er bezahlte mir ſie gut; aber hundertfach war die Ehre, die ſie mir verſchafften. Denn die Goldſchmiede lobten die Arbeit über die Maßen, und ich hatte ſie nicht ſobald ihrem Herrn übergeben, als er ſie dem Papſt zeigte und den andern Tag verreiste. Er war ſehr gelehrt, und ſprach zum Erſtaunen über die Medicin. Der Papſt verlangte, er ſollte in ſeinen Dienſten bleiben, aber er ſagte, er wolle in keines Menſchen Dienſte treten, und wer ihn nöthig hätte, ſollte ihn aufſuchen. Es war ein verſchlagener Mann, und er that wohl von Rom wegzugehen: denn wenige

Monate darauf befanden sich alle, die er curirt hatte, viel schlimmer als vorher; sie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäße dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herren, auch unserm durchlauchtigsten Herzog, und sagte, er habe sie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm diese Gefäße abträte, habe curiren wollen; der Herr habe sich sehr geweigert, ihm versichert, daß sie antik seyen und ihn gebeten er möchte lieber alles andere verlangen; er aber sey darauf bestanden und habe die Cur nicht eher begonnen, als bis er die Gefäße erhalten.

Dieses erzählte mir Albert Bendidio, der mir mit großen Umständen einige Copien wies, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und sagte nichts weiter. Der stolze Mann erzürnte sich und rief: Du lachst und ich sage dir, seit tausend Jahren ist keiner geboren, der sie nur zeichnen könnte. Ich war still, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und schien sie selbst zu bewundern.

Viele Herren in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, sprachen mit Verwunderung von diesen Arbeiten, die sie selbst für alt hielten: ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete, daß ich sie gemacht habe; man wollte es nicht glauben, und zum Beweis machte ich neue Zeichnungen; denn die alten hatte Meister Jakob klüglich mitgenommen.

Die Pest war vorüber, und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meine Gesellen waren gestorben. Man suchte sich wieder auf und umarmte freudig und getröstet diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entstand in Rom eine Gesellschaft der besten Maler, Bildhauer und Goldschmiede, die ein Bildhauer von Siena, Namens Michel Agnolo, stiftete; er durfte in seiner Kunst sich neben jedem andern zeigen, und man konnte dabei keinen gefälligern und lustigern Mann finden. Er war der älteste in der Gesellschaft, aber der jüngste nach der Gesundheit seines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigstens zweimal zusammen; Julius Romano und Franz Penni waren von den Unsrigen.

Schon hatten wir uns öfters versammelt, als es unserm guten Anführer beliebte uns auf den nächsten Sonntag bei sich zu Tische zu laden; jeder sollte sich seine Krähe mitbringen: das war der Name, den er unsern Märchen gegeben hatte, und wer sie nicht mitbrächte, sollte zur Strafe die ganze Gesellschaft zunächst zu Tische laden. Wer nun von uns mit

solchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte, mit großen Kosten und Anstalten, eine für den Tag sich aufsuchen, um nicht beschämt bei dem herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte Wunder, wie gut versehen ich wäre: denn ein sehr schönes Mädchen, mit Namen Pantasilea, war sterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genöthigt sie meinem besten Freunde Bachiacca zu überlassen, der gleichfalls heftig in sie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß: denn das Mädchen, als sie sah, daß ich sie so leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe schlecht zu schätzen wisse; darüber entstand mir ein böser Handel in der Folge, dessen ich an seinem Ort gedenken will.

Schon nahte sich die Stunde, da jeder mit seiner Krähe in die treffliche Gesellschaft kommen sollte. Bei einem solchen Spaße mich auszuschließen, hielt ich für unschicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Ansehen irgend einen schlechten, gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entschlossen, rief ich einen Knaben von sechzehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines spanischen Messingarbeiters; er hieß Diego, studirte fleißig Latein, war schön von Figur, und hatte die beste Gesichtsfarbe. Der Schnitt seines Gesichts war viel schöner als des alten Antinous; ich hatte ihn oft gezeichnet und in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, so daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich sehr schlecht gekleidet, und nur in seine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daselbst vorfand. Er war willig, zog sich schnell an, und ich suchte mit allerlei Schmuck sein reizendes Gesicht zu verschönern; ich legte ihm zwei Ringe mit großen schönen Perlen an die Ohren; die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, so als wenn es durchstochen wäre; dann schmückte ich seinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelsteinen; auch seine Finger steckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beim Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel; er erstaunte über sich selbst und sagte mit Zufriedenheit: Ist's möglich! Das wäre Diego?

Ja! versetzte ich: das ist Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe; nur gegenwärtig bitte ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit diesen Kleidern zu jener vortrefflichen Gesellschaft zu Tische zu kommen, von der ich ihm so oft erzählt habe. Der ehrbare, tugendsame und kluge

Knabe ſchlug die Augen nieder und blieb eine Weile ſtille, dann hob er auf einmal ſein himmliſches Geſicht auf und ſagte: Mit Benvenuto komme ich! laß uns gehen! Darauf ſchlug ich ihm ein großes ſeidenes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen.

Als wir an dem Platz ankamen, waren ſchon alle beiſammen und gingen mir ſämmtlich entgegen. Michel Agnolo von Siena, zwiſchen Julius Romano und Penni, nahm den Schleier meiner ſchönen Figur ab, und wie er der allerluſtigſte und launigſte Mann von der Welt war, faßte er ſeine Freunde zu beiden Seiten an und nöthigte ſie, ſich ſo tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er ſelbſt fiel auf die Kniee, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zuſammen und ſagte: Seht nur, ſo ſehen die Engel im Paradieſe aus! Man ſagt immer nur Engel, aber da ſehet ihr, daß es auch Engelinnen giebt. Dann mit erhobener Stimme ſprach er: O ſchöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, ſegne mich! Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpſtlichen Segen. Michel Agnolo erhub ſich und ſagte, dem Papſt küſſe man die Füße, den Engeln die Wangen! Und ſo that er auch. Der Knabe ward über und über roth, und ſeine Schönheit erhöhte ſich außerordentlich.

Als wir uns weiter umſahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonette angeſchlagen, die jeder von uns gemacht und dem Michel Agnolo zugeſchickt hatte. Das ſchöne Kind fing an ſie zu leſen und las ſie alle mit ſo viel Ausdruck, daß jeder erſtaunen mußte. Auf dieſe Weiſe wurde viel geſprochen, und jedermann zeigte ſeine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anweſenden und beſonders die Frauen angeſehen hatte, ſagte er: Lieber Michel Agnolo, wenn ihr die Mädchen Krähen benennt, ſo habt ihr dießmal doppelt Recht: denn ſie nehmen ſich noch ſchlimmer aus, als Krähen neben dem ſchönen Pfau.

Die Speiſen waren aufgetragen, und Julius erbat ſich die Erlaubniß uns die Plätze anzuweiſen; als es ihm geſtattet war, nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ ſie alle an einer Seite, und die meinige in der Mitte niederſitzen, alsdann die Männer an der andern Seite, und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, worauf ſich die Geſtalten, und beſonders meiner Schönen, über

Seh' ich an Andern große Eigenſchaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich ſie in Liebe pflegen;
Geht's nicht, ſo thu' ich was anders dagegen.

Ich, Egoiſt! — Wenn ich's nicht beſſer wüßte!
Der Neid, das iſt der Egoiſte;
Und was ich auch für Wege geloffen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

Nicht über Zeit- noch Landgenoſſen
Mußt du dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andere Poſſen,
Und auch Künftige, über dich ſagen.

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da ſind Liebesbande,
Da iſt deine Welt.

Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hauſe nur iſt Maaß und Ziel.

Warum werden die Dichter beneidet?
Weil Unart ſie zuweilen kleidet,
Und in der Welt iſt's große Pein,
Daß wir nicht dürfen unartig ſeyn.

So kommt denn auch das Dichtergenie
Durch die Welt, und weiß nicht wie.

alle Begriffe herrlich ausnahmen, und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bei ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſo viel mehr als die andern, daß Julius und Michel Agnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern ernſthaft wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf fing ein gewiſſer Aurelius von Aſcoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hörten die beiden Frauen, die meine ſchöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf zu ſchwatzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die andere fragte mein Geſchöpfchen, wie ſie ſich geholfen hätte, wer ihre Freunde wären, wie lange ſie ſich in Rom befände? und andere Dinge der Art. Indeſſen hatte Pantaſilea, meine Liebſte, aus Neid und Verdruß, auch allerlei Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner ſchönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgeſchmackten Zudringlichkeiten zur Laſt, und ſie drehte ſich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob ſie ſich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen ſagte meine Schönheit: Ja! und ſetzte hinzu, ſie glaube ſeit einigen Monaten guter Hoffnung zu ſeyn, und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr und wollten ihr Luft machen: da ergab ſich's, daß es ein Knabe war; ſie ſchrieen, ſchalten und ſtanden vom Tiſche auf. Da erhob ſich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michel Agnolo verlangte die Erlaubniß mich beſtrafen zu dürfen, und erhielt ſie unter großem Geſchrei. Er ſoll leben! rief der Alte aus: wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er durch dieſen Scherz unſer Feſt vollkommen gemacht hat. So endigte dieſer Tag, von dem wir alle vergnügt nach Hauſe kehrten.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt türkische mit Silber damascierte Dolche nach. — Ableitung des Worts Groteske, von Zierrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenschaft des Pulci zu Pantasilea und tragisches Ende derselben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und versöhnt sich mit Benvenuto von Perugia.

Wollte ich umständlich beschreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Personen vollendete, so hätte ich genug zu erzählen; gegenwärtig ist aber nur so viel nothwendig zu sagen, daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß in allen den verschiedenen Künsten zu üben suchte, von denen ich oben gesprochen habe. Ich fuhr beständig fort mancherlei zu unternehmen, und weil ich meiner merkwürdigsten Arbeiten zu erwähnen gedenke, so soll es von Zeit zu Zeit am gehörigen Ort und zwar bald geschehen.

Obgedachter Michel Agnolo von Siena, der Bildhauer, verfertigte zu selbiger Zeit das Grabmal des letztverstorbenen Papstes Hadrian; Julius Romano, der Maler, war in des Marchese von Mantua Dienste getreten, und die andern Freunde begaben sich, nach und nach, dieser da-, der andere dorthin, je nachdem er zu thun hatte, so daß jene treffliche Gesellschaft fast ganz auseinander ging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine türkische Dolche in die Hände, wovon sowohl Griff und Scheide, als auch die Klinge von Eisen war; zugleich fand sich auf diesem Gewehr das schönste Blätterwerk nach türkischer Art eingegraben und auf das zierlichste mit Gold ausgelegt. Eine solche Arbeit reizte mich gewaltig, auch in dieser Profession etwas zu leisten, die doch so verschieden von meinen übrigen war; und als ich sah, daß sie mir aufs beste gelang, fuhr ich fort mehrere dergleichen Gewehre zu machen, welche schöner und dauerhafter als die türkischen selbst ausfielen, und zwar wegen verschiedener Ursachen. Erstlich, weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es die türkischen Arbeiter zu thun pflegen; zweitens, weil jenes türkische Laubwerk eigentlich nur aus Arumsblättern mit einigen ägyptischen Blümchen besteht, die, ob sie gleich etwas weniges Grazie haben, dennoch auf die Dauer nicht wie unser Laubwerk gefallen.

Denn wir haben in Italien gar verschiedene Arten, und die Künstler selbst arbeiten verschieden. So ahmen die Lombarden den Epheu und

wilden Wein nach, deren schöne Ranken sehr angenehm zu sehen sind; die Florentiner und Römer dagegen halten mit noch weit mehr Geschmack gewählt; denn sie bilden den Akanth mit seinen Blättern und Blumen, die sich auf verschiedene Weise herumschlingen, und zwischen gedachten Blättern werden gewisse Vögel und verschiedene Thiere angebracht, woran man erst sehen kann, wer guten Geschmack habe. Manches kann man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, zum Beispiel von denen die man Löwenmäuler nennt, und was dergleichen mehr seyn mag: da denn die trefflichen Goldschmiede ihre eigenen Erfindungen hinzufügen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen Grotesken genannt; welche Benennung sich von den Neueren herschreibt, indem die aufmerksamen Künstler in Rom in manchen unterirdischen Höhlen dergleichen Zierrathen fanden; weil diese Orte ehemals als Zimmer, Stuben, Studiensäle und sonst gebraucht wurden, nun aber, da durch den Ruin so großer Gebäude jene Theile in die Tiefe gekommen sind, gleichsam Höhlen zu seyn scheinen, welche in Rom Grotten genannt werden; daher denn, wie gesagt, der Name Grotesken sich ableitet. Die Benennung aber ist nicht eigentlich. Denn wie die Alten sich vergnügten Monstra zusammenzusetzen, indem sie die Gestalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden, so sollten auch diese Verbindungen verschiedener Pflanzen und Blätterarten Monstra und nicht Grotesken genannt werden. Auf diese Weise machte ich solche wunderſam zusammengesetzte Blätter, die viel schöner als die türkischen anzusehen waren.

Auch begab sich's, daß in dieser Zeit in einigen alten Graburnen unter der Asche gewisse eiserne Ringe gefunden wurden, von den Alten schön mit Gold eingelegt. In jedem war ein kleiner Onyx gefaßt. Die Gelehrten, die darüber Untersuchungen anstellten, behaupteten, daß man diese Ringe getragen habe, um in allen seltsamen Fällen des Lebens, sowohl glücklichen als unglücklichen, bei gesetztem Gemüthe zu bleiben. Darauf machte ich verschiedene solche Ringe auf Verlangen einiger Herren, die meine großen Freunde waren. Ich nahm dazu den reinsten Stahl, mit grub und legte die Zierrathen mit großer Sorgfalt ein; sie sahen sehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als vierzig Scudi bloß für meine Arbeit.

Ferner bediente man sich zu jener Zeit goldener Medaillen, worauf ein jeder Herr und Edelmann irgend eine Grille oder Unternehmung

verſtellen ließ und ſie an der Mütze trug. Dergleichen machte ich viele, ob es gleich eine ſehr ſchwere Arbeit war. Bisher hatte ſie der große geſchickte Meiſter Caradoſſo, den ich ſchon genannt habe, verfertigt, und da gewöhnlich mehr als eine Figur darauf beſtellt wurde, verlangte er nicht weniger als hundert Goldgulden. Nun empfahl ich mich gedachten Herren, nicht weil jener ſo theuer, ſondern weil er ſo langſam war, und arbeitete für ſie unter andern eine Medaille mit ihm in die Wette, worauf vier Figuren zu ſehen waren, an welche ich großen Fleiß wendete.

Als die Herren beide Arbeiten verglichen, gaben ſie meiner den Vorzug, und behaupteten, ſie ſey ſchöner und beſſer als die andere, verlangten den Preis zu wiſſen und ſagten, weil ich ihnen ſo ſehr Genüge geleiſtet habe, ſo wünſchten ſie mir auch ein Gleiches zu thun. Darauf antwortete ich, die größte Belohnung, nach der ich am meiſten geſtrebt habe, ſey, die Kunſt eines ſo vortrefflichen Mannes zu erreichen, und wenn mir, nach dem Urtheil der Herren, dieſe Abſicht geglückt ſey, ſo fände ich mich überflüſſig bezahlt. Als ich darauf fortging, ſchickten ſie mir ein ſo freigebiges Geſchenk nach, daß ich ſehr zufrieden ſeyn konnte, und meine Luſt zu arbeiten dergeſtalt zunahm, daß die Folgen daraus entſtanden, die man künftig vernehmen wird.

Nun muß ich mich aber ein wenig von meiner Profeſſion entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühſeligen Lebens zu erzählen.

Man wird ſich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener trefflichen Geſellſchaft und von den anmuthigen Scherzen ſprach, die bei Gelegenheit des verkleideten Knaben vorgekommen waren, auch einer Pantaſilea gedachte, die erſt eine falſche und beſchwerliche Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerſt erzürnt war, weil ſie glaubte, daß ich ſie damals höchlich beleidigt habe. Sie hatte geſchworen ſich zu rächen, und fand dazu Gelegenheit. Da ich denn beſchreiben will, wie ſich mein Leben in der größten Gefahr befand; und zwar verhielt es ſich damit folgendermaßen.

Als ich nach Rom kam, fand ich daſelbſt einen jungen Menſchen, der Ludwig Pulci hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man den Kopf abſchlug, weil er ſich ſeiner eigenen Tochter nicht enthielt. Dieſer junge Menſch hatte einen trefflichen poetiſchen Geiſt, ſchöne Kenntniſſe der lateiniſchen Literatur, ſchrieb ſehr gut und war über die Maßen ſchön und anmuthig. Er hatte ſich, ich weiß nicht von welchem Biſchof, getrennt

und ſtak tief in den franzöſiſchen Uebeln. Meine Bekanntſchaft mit ihm ſchrieb ſich noch aus Florenz her, wo man ſich in Sommernächten auf den Straßen häufig verſammelte, und woſelbſt dieſer Jüngling ſich mit den beſten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Geſang war ſo angenehm, daß der göttlichſte Michel Agnolo Buonarotti, der trefflichſte Bildhauer und Maler, immer ihn zu hören ging, ſobald er ihn nur anzutreffen wußte; dabei war ein gewiſſer Goldſchmied Pilotto und ich in ſeiner Geſellſchaft.

Da wir uns nun nach zwei Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir ſeinen traurigen Zuſtand und bat mich um Gottes Willen, ich möchte ihm helfen! Mich bewegten ſeine großen Talente, die Liebe des gemeinſamen Vaterlands und meine eigene mitleidige Natur; ich nahm ihn ins Haus und ließ ihn heilen, ſo daß er, als ein junger Menſch, ſehr bald wieder hergeſtellt war. Indeſſen ſtudirte er ſehr fleißig, und ich hatte ihn mit vielen Büchern, nach meinem Vermögen, verſehen. Für dieſe große Wohlthat dankte er mir oft mit Worten und Thränen und ſagte, wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, ſo wolle er ſich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort: Ich habe nur gethan, was ich gekonnt, nicht was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menſchlichen Geſchöpfe ſey, einander zu Hülfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigt, auch wieder einem andern erweiſen, der ſeiner gleichfalls bedürfen könne. Uebrigens ſolle er mein Freund ſeyn und mich für den ſeinigen halten.

Darauf bemühte er ſich um ein Unterkommen am römiſchen Hof, welches er auch bald fand. Er ſchloß ſich an einen Biſchof an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Biſchof von Urgenis nannte. Dieſer hatte einen Neffen, Herrn Johann, einen venetianiſchen Edelmann, welcher ſehr große Vorliebe für die Talente des Ludwig Pulci zeigte, und ihn unter dieſem Scheine ganz und gar an ſich zog, ſo daß beide zuſammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht verſchweigen, wie ſehr er mir wegen ſo vieler Wohlthaten verbunden ſey; deßhalb mich Herr Johann wollte kennen lernen.

Nun begab ſich's unter andern, daß ich eines Abends gedachter Pantaſilea ein kleines Eſſen gab, wozu ich viele meiner kunſtreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu Tiſche ſetzen wollten, trat Herr Johann mit gedachtem Ludwig herein und nach einigen Complimenten blieben ſie bei uns.

Als das unverſchämte Weib den ſchönen Jüngling ſah, warf ſie gleich die Augen auf ihn. Deßwegen rief ich, nach eingenommenem Eſſen, ſogleich Ludwig bei Seite und ſagte, wenn er bekenne, mir manches ſchuldig zu ſeyn, ſo ſolle er ſich auf keine Weiſe mit dieſem Weibsbild einlaſſen! Darauf verſetzte er: Wie, mein Benvenuto, haltet ihr mich denn für unſinnig? Nicht für unſinnig, ſagte ich, aber für jung! Dabei ſchwur ich, daß mir an ihr nichts gelegen ſey; aber wohl an ihm, und daß es mir leid thun ſollte, wenn er um ihrentwillen den Hals bräche. Darauf ſchwur er und bat Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er ſich mit ihr einließe! Dieſen Schwur mag er wohl von ganzem Herzen gethan haben; denn daſſelbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

Leider entdeckte man bald an Herrn Johann nicht eine tugendſame, ſondern eine unreine Liebe zu dem jungen Menſchen; denn dieſer erſchien faſt alle Tage in neuen ſammt- und ſeidenen Kleidern. Man konnte leicht erkennen, daß er ſeine ſchönen Tugenden abgeſchafft und ſich ganz dem Verbrechen ergeben hatte. So that er denn auch, als wenn er mich nicht ſähe, noch kenne; denn ich hatte ihn einmal zur Rede geſtellt und ihm ſeine Laſter vorgeworfen, worüber er nach ſeinen eigenen Worten den Hals brechen ſollte. Unter andern hatte ihm auch Herr Johann einen ſchönen Rappen gekauft und dafür 150 Scudi gegeben. Dieſes Pferd war trefflich zugeritten, und Ludwig ließ es alle Tage vor den Fenſtern der Pantaſilea ſeine Männchen machen. Ich bemerkte es wohl, bekümmerte mich aber nicht darum und ſagte vielmehr, jedes Ding wolle nach ſeiner Weiſe leben, und hielt mich an meine Arbeit.

Nun begab ſich's einen Sonntag Abends, daß uns Michel Agnolo von Siena, der Bildhauer, zu Tiſche lud; es war im Sommer, und Bachiacca, von dem ich ſchon geſprochen habe, war auch geladen. Dieſer hatte die Pantaſilea mitgebracht, als ihr alter Kunde. So ſaßen wir zu Tiſche. Auf einmal gab ſie Leibſchmerzen vor, ſtand auf und verſprach, ſogleich wieder zu kommen. Indeſſen wir nun aufs anmuthigſte ſcherzten und ſpeiſten, blieb ſie etwas länger als billig aus. Ich horchte zufälligerweiſe, und es kam mir vor, als wenn ich auf der Straße ganz leiſe wiſpern hörte; ich hatte eben das Tiſchmeſſer in der Hand.

Da ich nah an dem Fenſter ſaß, erhob ich mich ein wenig, ſah den Ludwig mit Pantaſilea zuſammen und hörte jenen ſagen: Wehe, wenn uns der Teufel Benvenuto ſehen ſollte! Darauf antwortete ſie: Seyd nur

ruhig! hört, welchen Lärm ſie machen! ſie denken an ganz was anders als an uns. Kaum hatte ich dieſe Worte gehört, als ich mich zum Fenſter hinaus auf die Straße warf, und Ludwig bei der Jacke erwiſchte, den ich gewiß würde mit meinem Meſſer ermordet haben, wenn er nicht ſeinen Schimmel geſpornt und mir die Jacke in der Hand gelaſſen hätte. So rettete er ſein Leben, und flüchtete mit Pantaſilea in eine benachbarte Kirche.

Sogleich ſtanden alle Gäſte vom Tiſche auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch weder mich, noch ſie um ſo einer Creatur willen beunruhigen ſollte. Da ſagte ich, um der Dirne willen würde ich mich nicht gerührt haben; aber der ſchändliche Jüngling bringe mich auf, der mir ſo wenig Achtung bezeige. Und ſo ließ ich mich durch die Worte dieſer trefflichen Männer nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wieſen; denn das Haus in dem wir ſpeiſten, war nahe am Thore des Caſtells, das dahinaus führt. Es dauerte nicht lange, ſo ging die Sonne unter, und ich kehrte mit langſamen Schritten nach Rom zurück.

Schon war es Nacht und dunkel, und die Thore von Rom noch nicht geſchloſſen. Gegen zwei Uhr ging ich an dem Hauſe der Pantaſilea vorbei und hatte mir vorgeſetzt, wenn ich Ludwig bei ihr fände, beiden etwas Unangenehmes zu erzeigen. Da ich aber daſelbſt nur eine Magd antraf, die Corida hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Jacke und die Scheide des Degens weg, und kehrte zu jenem Hauſe zurück, das hinter den Bänken an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines Wirthes, der ſich Romolo nannte, und zwar mit einer ſtarken Hagebuttenhecke eingefaßt; in dieſe verſteckte ich mich und wartete, daß das Mädchen mit Ludwig nach Hauſe kommen ſollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca; er mochte ſich's nun vorgeſtellt oder es mochte ihm jemand meinen Aufenthalt verrathen haben, genug er rief mich ganz leiſe: Gevatter! denn ſo nannten wir einander im Scherze. Er bat mich um Gottes willen, und ſagte faſt weinend: Lieber Gevatter, thue doch dem armen Mädchen nichts zu Leide; denn ſie hat nicht die mindeſte Schuld. Darauf verſetzte ich: Wenn ihr euch nicht ſogleich hinwegpackt, ſo ſchlage ich euch dieſen Degen um die Ohren. Mein armer Gevatter erſchrak, und es fuhr ihm in den Leib, ſo daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel ſtand voll Sterne, und die Hellung war ſehr groß. Auf einmal hörte ich einen Lärm von mehreren Pferden, die hüben und drüben vorwärts kamen. Es war Ludwig und Pantaſilea, begleitet von einem gewiſſen Herrn Benvenuto von Perugia, Kämmerer des Papſtes Clemens. Sie hatten noch vier tapfere Hauptleute aus gedachter Stadt bei ſich, nicht weniger einige brave, junge Soldaten; es mochten mehr als zwölf Degen ſeyn.

Da ich das merkte, betrachtete ich, daß kein Weg vor mir war, zu entkommen; ich wollte in der Hecke verborgen bleiben, aber die Dornen ſtachen und hetzten mich ſo, daß ich faſt einen Sprung zu thun und zu fliehen dachte. Zu gleicher Zeit hatte Ludwig die Pantaſilea um den Hals gefaßt und ſagte: Ich will dich doch in einem Zug fortküſſen, und wenn der Verräther Benvenuto darüber raſend werden ſollte. Nun ärgerten mich die Worte des Burſchen um deſto mehr, als ich ſchon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da ſprang ich hervor und rief mit ſtarker Stimme: Ihr ſeyd alle des Todes! Der erſte Hieb meines Degens traf die Schulter Ludwigs, und weil ſie den armen Jungen mit Harniſchen und anderem ſolchem Eiſenwerk überblecht hatten, that es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte ſich und traf die Pantaſilea an Naſe und Mund. Beide Perſonen fielen auf die Erde, und Bachiacca mit halbnackten Schenkeln ſchrie und floh. Sodann wendete ich mich mit Kühnheit gegen die andern. Dieſe wackern Leute, die den großen Lärm vernahmen, der im Wirthshaus indeſſen entſtanden war, glaubten es ſey ein Heer von hundert Mann daſelbſt, und legten tapfer die Hand an den Degen. Indeſſen wurden ein Paar Pferdchen unter der Truppe wild, und warfen ihre Reiter, die von den bravſten waren, herab und die übrigen ergriffen die Flucht. Ich erſah meinen Vortheil und entkam mit großer Schnelligkeit dieſem Handel, von dem ich Ehre genug davon trug, und das Glück nicht mehr als billig verſuchen wollte.

In dieſer unmäßigen Unordnung hatten ſich einige Soldaten und Hauptleute ſelbſt mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto der Kämmerer war von ſeinem Maulthiere herabgeſtoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit ſeinem Herrn, und verwundete ihn übel an der Hand. Das war Urſache, daß dieſer auf ſeine Peruginiſche Weiſe ſchwur: Bei Gott, Benvenuto ſoll den Benvenuto Lebensart lehren!

Nun trug er einem ſeiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieſer war vielleicht kühner als die andern; aber weil er zu jung war, wußte er ſich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hauſe eines neapolitaniſchen Edelmanns aufzuſuchen, der mir bei ſich gern eine Zuflucht erlaubte, theils weil er einige Sachen meiner Profeſſion geſehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geiſtes zu kriegeriſchen Thaten, wozu er auch ſehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun nach ſeiner großen Liebe Recht gab, und ich ſchon hartnäckig genug war, ertheilte ich jenem Hauptmann eine ſolche Antwort, daß es ihm wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu ſeyn.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwigs, der Pantaſilea und anderer ſich einigermaßen geſchloſſen hatten, wurde gedachter großer neapolitaniſcher Cavalier von Herrn Benvenuto, bei dem ſich die Wuth wieder mochte gelegt haben, erſucht, zwiſchen mir und Ludwig Frieden zu ſtiften. Dabei ward erklärt, daß die tapfern Soldaten, die nichts weiter mit mir zu thun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr antwortete darauf, er wolle mich hinbringen, wohin ſie verlangten, und würde mich gerne zum Frieden bewegen, aber man müſſe von beiden Seiten nicht viel Worte machen; denn eine umſtändliche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen, es ſey genug, zuſammen zu trinken und ſich zu umarmen; er wolle das Wort führen, und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So geſchah es auch.

Einen Donnerſtag Abends führte er mich in das Haus des Herrn Benvenuto, wo ſich alle die Kriegsleute befanden, die bei dieſer Niederlage geweſen waren; ſie ſaßen noch alle zu Tiſche. Im Gefolge meines Edelmanns waren dreißig tapfere, wohlbewaffnete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet war. Der Edelmann trat zuerſt in den Saal, und ich nach ihm; darauf ſagte er: Gott erhalte euch, meine Herren! Hier ſind wir, Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe. Wir kommen hierher, um alles zu thun, was euch beliebt. Herr Benvenuto, der den Saal nach und nach mit ſo vielen Perſonen gefüllt ſah, verſetzte darauf: Friede wollen wir und nichts weiter! Ferner verſprach er, daß der Gouverneur von Rom und ſeine Leute mir nichts in den Weg legen ſollten. So war der Friede gemacht, und ich kehrte ſogleich zu meiner Werkſtatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann leben:

entweder er ſchickte nach mir oder er kam, mich zu beſuchen. Indeſſen war Ludwig Pulci geheilt und ließ ſich alle Tage auf ſeinem Rappen ſehen. Einſt, als es ein wenig regnete, ſollte das Pferd ſeine Künſte vor Pantaſileens Thüre ſehen laſſen; es ſtrauchelte und fiel, und ſtürzte auf den Reiter: er brach den Schenkel des rechten Fußes und ſtarb im Hauſe der Pantaſilea in wenig Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er ſo ernſtlich vor Gott gethan hatte, und ſo ſieht man, daß der Höchſte die Guten ſo wie die Böſen bemerkt, und einem jeden nach ſeinen Verdienſten geſchehen läßt.

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon durch Büchſenſchüſſe von der Mauer. — Er flüchtet ins Caſtell St. Angelo, wo er als Bombardier angeſtellt wird, und ſich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenſchuß des Autors. — Der Papſt erkennt die Dienſte des Benvenuto. — Das Caſtell St. Angelo geht über durch Vertrag.

1527.

Schon war alles in Waffen! Papſt Clemens hatte ſich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; dieſe trieben ſo wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werkſtätten zu arbeiten. Deßwegen zog ich in ein gutes Haus hinter den Bänken und arbeitete daſelbſt für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel, und ich ſchweige deßhalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Muſik und andern ähnlichen Luſtbarkeiten.

Papſt Clemens hatte indeſſen, auf Anrathen des Herrn Jakob Salviati, die fünf Compagnien des Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardei umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr, daß keine Soldaten in Rom waren, drang mit ſeinem Heer gerade auf die Stadt. Bei dieſer Gelegenheit griff jedermann zu den Waffen, und Alexander del Bene, deſſen Freund ich war; und dem ich ſchon einmal, zu der Zeit als die Colonneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich, bei dieſer wichtigen Gelegenheit, daß ich funfzig bewaffnete Männer aufbringen, und an ihrer Spitze wie vormals ſein Haus bewachen ſolle. Ich brachte funfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bei ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Guten Vortheil bringt ein heitrer Sinn;
Andern zerstört Verdruß den Gewinn.

„Immer denk' ich: mein Wunsch ist erreicht,
Und gleich geht's wieder anders her!"
Zerstückle das Leben, du machst dir's leicht;
Vereinige es und du machst dir's schwer.

„Bist du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!"
Die Hoffnung ist's, die sinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer lustig seyn.

Nicht alles ist an eins gebunden,
Seyd nur nicht mit euch selbst im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Wer uns am strengsten kritisirt?
Ein Dilettant, der sich resignirt.

Durch Vernünfteln wird Poesie vertrieben,
Aber sie mag das Vernünftige lieben.

„Wo ist der Lehrer, dem man glaubt?"
Thu', was dir dein kleines Gemüth erlaubt.

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauern von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterwegs ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauern beim Campo Santo, und ſahen das mächtige Heer, das alle Gewalt anwendete, gerade an dieſem Flecke in die Stadt zu dringen. Die Feinde verloren viel; man ſtritt mit aller Macht, und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexander und ſagte: Laß uns ſo bald als möglich nach Hauſe gehen! Hier iſt kein Mittel in der Welt; jene kommen herauf, und dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen! und wendete ſich mit großer Heftigkeit, nach Hauſe zu gehen. Ich tadelte ihn und ſagte: Da ihr mich hergeführt habt, müſſen wir auch irgend etwas Männliches thun! Und ſo kehrte ich meine Büchſe gegen den Feind, und zielte in ein recht dichtes Gedräng nach einem, den ich über die andern erhoben ſah; der Nebel ließ mich aber nicht unterſcheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferde ſey. Ich wendete mich zu Alexander und Cecchino, und ſagte ihnen, wie ſie auch ihre Büchſen abſchießen, und ſich dabei vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen ſollten. So feuerten wir unſere Gewehre zweimal ab. Darauf ſchaute ich behutſam über die Mauer, und ſah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon von unſern Schüſſen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, ſo war es der geweſen, den ich über die andern erhoben geſehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter, und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri und Oratio Baglioni verwundeten und erſchlugen alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon aber war ein Theil der Feinde in Rom, und wir hatten ſie auf dem Leibe. Der Caſtellan wollte eben das Fallgatter niederlaſſen; es ward ein wenig Platz und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Capitän Palleone, von den Mediceern, an, als einen, der zum Hauſe des Papſtes gehörte, und führte mich hinauf auf die Baſtei, ſo daß ich wider Willen Alexandern verlaſſen mußte.

Zu gleicher Zeit war Papſt Clemens über die Galerien des Caſtells gekommen; denn er wollte nicht früher aus ſeinem Palaſte gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den andern eingeſperrt, und fand mich nicht weit von einigen

Kanonen, die ein Bombardier von Florenz, Namens Julian, in Aufsicht hatte. Dieser sah durch eine Oeffnung des Mauerkranzes sein Haus plündern, und Weib und Kinder herumschleppen; er unterstand sich nicht zu schießen, aus Furcht die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde und zerriß, heulend und schreiend, das Gesicht; eben so thaten einige andere Bombardiere. Deßwegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht solche Leidenschaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben diesen Morgen nach Rom hereinkamen, sich dem Castell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten sie sich dessen in diesem Augenblick bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geschütz entgegengestellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Cardinäle und Herren von Herzen segneten und aufeuerten, so daß ich, voller Muth und Eifer, das Möglichste zu thun fortfuhr. Genug, ich war Ursache, daß diesen Morgen das Castell erhalten wurde, und so hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleristen sich wieder zu ihren Diensten bequemten.

Papst Clemens hatte einem großen römischen Edelmann, Herrn Anton Santa Croce, die sämmtlichen Artilleristen untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Trastevera hereinkam, trat dieser treffliche Mann zu mir, war sehr freundlich, und stellte mich bei fünf Stücken auf den höchsten Ort des Schlosses, zunächst dem Engel; man kann daselbst rings herumgehen, und sieht sowohl nach Rom hinein- als hinauswärts. Er untergab mir so viele Leute als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mir Brod und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weise, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieser Profession mehr Lust, als zu der meinen gehabt, und jetzt that ich solche Dienste um so lieber, als sie mir sehr zu Statten kamen. Da es Nacht wurde, sah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein großes Verlangen trug, von der Zinne des Castells, wo ich war, den schrecklichen und erstaunlichen Brand von Rom, den so viele, die in den übrigen Winkeln des Castells steckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als so lange Zeit wir im Castell belagert waren, die Artillerie zu bedienen, und ich erzähle nur die merkwürdigsten Vorfälle, die mir dabei begegneten. Obgedachter Herr

Anton Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen, um nach Häusern in der Nachbarschaft des Castells zu schießen, in die man einige Feinde hatte schleichen sehen. Indem ich schoß, kam eine Kugel von außen, traf die Ecke einer Zinne und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber mir keinen großen Schaden that. Die ganze Masse schlug mir auf die Brust, nahm mir den Athem, so daß ich für todt zur Erde fiel; doch hörte ich alles, was die Umstehenden sagten. Unter diesen beklagte sich Herr Santa Croce am meisten, und rief: O wehe! sie haben uns unsere beste Hülfe genommen! Auf solchen Lärm kam einer meiner Gesellen herbeigelaufen, der Franz der Pfeifer hieß, aber mehr auf die Medicin als auf die Musik studirte; dieser machte einen Ziegel heiß, streute eine gute Handvoll Wermuth darauf, spritzte griechischen Wein darüber, und legte mir den Stein auf die Brust, da wo der Schlag sichtbar war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich sogleich meine verlorenen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht: denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft und glaubten mir dadurch die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig, sie hätten mich dadurch beinahe excommunicirt; denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienst. Papst Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geschickt, der sich bei dem venetianischen Heere befand; der Abgesandte hatte den Auftrag, Seiner Excellenz zu sagen, daß, so lange das Castell sich hielte, alle Abend drei Feuer auf dem Gipfel angezündet, und drei Kanonenschüsse dreimal wiederholt werden sollten. Ich hatte den Befehl die Feuer zu unterhalten und die Stücke loszubrennen. Unterdessen fuhren die Feinde fort übel zu hausen, und ich richtete bei Tage mein Geschütz dahin, wo es ihnen den meisten Schaden that. Der Papst wollte mir deßhalb besonders wohl, weil er sah, daß ich mein Geschäft mit der größten Aufmerksamkeit betrieb. Der Entsatz des Herzogs blieb außen, und es ist hier der Platz nicht, die Ursachen aufzuzeichnen.

Indessen ich das teuflische Handwerk trieb, kamen einige Cardinäle mich zu besuchen, am meisten der Cardinal Ravenna und Gaddi, denen ich öfters sagte, sie sollten nicht herauskommen, weil man ihre rothen Käppchen von weitem sähe, und man deßwegen von den benachbarten

Gebäuden, zum Beispiel von Torre de Benni, uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich sie ausſperren, welches ſie mir äußerſt übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglioni zu mir, der mir ſehr wohl wollte. Eines Tages ſah er, indem wir ſprachen, in einem Wirthshauſe vor dem Thor des Caſtells einige Bewegungen. An dieſem Gebäude war das Zeichen der Sonne zwiſchen zwei Fenſtern mit rother Farbe angemalt, die Fenſter waren zu, und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Geſellſchaft Soldaten bei Tiſche ſäße und ſchmauste. Deßwegen ſagte er: Benvenuto, wenn du Luſt hätteſt, einen Schuß auf dieſe Some zu richten, ſo würdeſt du gewiß ein gutes Werk thun: denn es iſt dort herum ein großer Lärm; es müſſen Leute von Bedeutung ſeyn. Ich antwortete darauf: Herr, es iſt was Leichtes, den Schuß zu thun, aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer ſteht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunter werfen. Beſinne dich nicht lange, antwortete er ſogleich, und der Korb wird, wie er ſteht, nicht fallen, und fiele er auch, und ſtünde der Papſt drunten, ſo wäre das Uebel kleiner als du denkſt. Schieße! ſchieße! Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich verſprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich geſagt hatte, und ſtürzte gerade zwiſchen den Cardinal Farneſe und Herrn Jakob Salviati hinein, und hätte ſie erſchlagen, wenn ſie ſich nicht eben glücklicherweiſe gezankt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jakob vor, er ſey Schuld an der Verheerung Roms; darüber ſchimpften ſie einander beide, und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entſtand, eilte Herr Oratio ſchnell hinab, und ich ſchaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte einige ſagen, man ſollte die Kanoniere gleich todt ſchlagen. Deßwegen rüſtete ich zwei Falconette gerade auf meine Treppe, feſt entſchloſſen, den erſten, der herauf käme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinal Farneſe und ſchienen Auftrag zu haben, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen. Deßwegen trat ich vor, mit der Lunte in der Hand. Einige davon kannte ich und rief: Beim Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht, und ſich einer unterſteht, dieſe Treppe herauf zu kommen, hier habe ich zwei Falconette ganz bereit; mit dieſen will ich euch ſchlecht bewillkommnen. Geht, ſagt dem Cardinal, ich habe

gethan, was meine Obern mir befohlen haben! Und was wir thun, geschieht zum Besten der Pfaffen, nicht um sie zu beleidigen.

Hierauf kam Oratio Baglioni gleichfalls heraufgelaufen; ich traute nicht, und rief ihm zu, er solle zurückbleiben oder ich würde nach ihm schießen. Er hielt an, nicht ohne Furcht, und sagte: Benvenuto, ich bin dein Freund! Ich versetzte: Wenn ihr allein seyd, so kommt nur dießmal, wenn ihr wollt.

Dieser Herr war sehr stolz, besann sich einen Augenblick und sagte mit Verdruß: Ich hätte Lust, nicht mehr zu dir hinauf zu kommen, und gerade das Gegentheil zu thun von dem, was ich für dich im Sinn hatte. Ich sagte, wie ich hierher gesetzt sey andere zu vertheidigen, so würde ich auch im Nothfall mich selbst zu schützen wissen. Darauf sagte er: Ich komme allein! Und als er heraufstieg, sah ich, daß er sich mehr als billig verfärbt hatte; deßwegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen; die Farbe kam in sein Gesicht zurück, und er sagte mir auf die freundlichste Weise von der Welt: Mein Benvenuto, ich will dir so wohl als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, sollst du es erfahren. Wollte Gott, du hättest die beiden Schurken erschlagen! Der eine ist Schuld an so großem Unheil, und von dem andern ist vielleicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten. Alsdann ersuchte er mich, ich solle nicht sagen, daß er im Augenblick, da der Korb hinabgestürzt, bei mir gewesen sey, und übrigens ruhig bleiben. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indessen that ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken, und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papstes. Er stand einst auf der runden Bastei, und sah auf den Wiesen einen spanischen Hauptmann, den er an einigen Merkmalen für einen ehemaligen Diener erkannte, und sprach darüber mit seinen Begleitern. Ich war oben beim Engel, und wußte nichts davon; aber ich sah einen Mann, der, mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ, und ganz rosenfarb gekleidet war. Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt, und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer spanischen Großsprecherei den Degen quer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen, und man sah den Mann, in zwei Stücke getheilt, niederfallen.

Der Papst, der so etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte,

daß eine Kugel so weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwei Stücke getheilt zu sehen, ließ mich rufen, und ich erzählte ihm umständlich, welche Sorgfalt ich beim Schießen gebraucht hatte: wie aber der Mann in zwei Theile getheilt worden, konnte ich so wenig als er erklären.

Ich kniete nieder und bat ihn, er möchte mir diesen Todtschlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienste der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhob er die Hand und machte ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, segnete mich, und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienste der apostolischen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu schießen und traf immer besser; aber mein Zeichnen, meine schönen Studien, meine angenehme Musik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle schönen Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in diesem grausamen Höllenwesen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, seine Ablösungen durch den Porten von St. Spirito zu führen, worauf er mit großer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drei Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papst Clemens, der die dreifachen Kronen und die sämmtlichen schönen Juwelen der apostolischen Kammer retten wollte, mich kommen lassen, und schloß sich mit mir und seinem Cavalier in sein Zimmer ein. Dieses Cavalierchen war ein Franzose und diente sonst im Stall des Herrn Philipp Strozzi; der Papst hatte ihn aber wegen großer Dienste sehr reich gemacht, und vertraute ihm, ob er gleich von der niedrigsten Herkunft war, wie sich selbst. Sie legten mir die Kronen und die sämmtlichen Edelsteine vor, und trugen mir auf, sie aus ihrer goldenen Fassung auszubrechen. Ich that es; dann wickelten wir jeden Edelstein in ein Stückchen Papier und nähten sie dem Papst und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ungefähr zweihundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es aufs heimlichste zu schmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verschließen konnte, und erbaute sogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich großen Aschenherd ein; oben lag das Gold auf Kohlen und fiel, so wie es schmolz, in den Herd herunter.

Indessen der Ofen arbeitete, paßte ich beständig auf, wie ich dem

Feinde einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Laufgräben großen Schaden an. Gegen Abend kam einer sehr schnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee sprach; ich und die Meinigen schossen so gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel, und der Reiter verwundet weggetragen wurde. Darauf entstand ein großer Tumult in den Laufgräben, und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien, den sie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen, und in kurzem versammelte sich daselbst der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Papst die That vernommen, als er mich rufen ließ und sich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müsse ein Mann von großer Bedeutung seyn, weil sich in dem gedachten Wirthshaus alles versammle. Der Papst, dem dieß zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und sagte, er solle uns andern Bombardieren befehlen, unser Geschütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir sollten auf das Zeichen eines Flintenschusses sämmtlich auf einmal losschießen, wodurch das Haus zusammenstürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden sich alsdann zerstreuen, und so würde Gott sein Gebet erhören, das er so eifrig thue, ihn von diesen Räubern zu befreien. Wir richteten unser Geschütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieses vernahm der Cardinal Orsino und fing an, sich mit dem Papste zu streiten. Man solle, sagte er, einen solchen Schlag nicht so leichtsinnig thun: sie wären eben im Begriff eine Capitulation zu schließen, und die Truppen, wenn sie keine Anführer hätten, würden erst recht unbändig werden und das Castell stürmen, darüber denn alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Papst, in Verzweiflung sich von innen und außen verrathen zu sehen, widerrief seinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den sich viele Personen lehnten: ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben; denn sie verließen das Haus. Der Cardinal Orsino schwur, daß er mich wollte hängen oder auf irgend eine Weise umbringen lassen, aber der Papst vertheidigte mich sehr lebhaft.

Sobald das Geld geschmolzen war, trug ich es zum Papste; er dankte mir aufs beste und befahl dem Cavalier, daß er mir 25 Scudi geben sollte, und entschuldigte sich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft seinen Baum ab. — Oratio Baglioni möchte ihn zum Soldatenstand bereden; aber auf seines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet seinen Freund Julius Romano daselbst, der seine Kunst dem Herzog empfiehlt. — Eine unverschämte Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo sein Vater todes und die meisten seiner Bekannten an der Pest gestorben. — Gutes Verhältniß zwischen ihm und Michel Agnolo Buonarotti durch dessen Empfehlung er bei seinen Arbeiten sehr aufgemuntert wird. — Geschichte Antonio Ginori's. — Bruch zwischen Papst Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Ruf nach Rom.

Wenig Tage darauf kam die Capitulation zu Stande, und ich machte mich mit Herrn Oratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derselbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte sie aber damals nicht annehmen, sondern verlangte meinen Vater zu besuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Oratio, der eben in florentinische Dienste getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten als einen von den Seinigen, und so eilte ich mit einigen andern Gesellen in die Stadt. Die Pest wüthete gewaltsam in derselben, und meine Ankunft machte dem alten Vater große Freude; er glaubte, ich sey bei der Verheerung Roms umgekommen, oder würde doch wenigstens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und steckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut soldatisch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkost, gingen wir zu den Achten, um den Baum abzukaufen. Es war derselbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte gesagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders stehe, und bezog sich auf die Protection des Herrn Oratio, mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Oratio mich zum Hauptmann erwählt habe, und daß ich nun daran denken müsse, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über diese Eröffnung bestürzt, bat mich um Gottes willen, von diesem Vorsatz abzulassen; er wisse zwar, daß ich hierzu, wie zu größern Dingen geschickt sey; sein anderer Sohn, mein Bruder, sey aber schon ein so braver Soldat, und ich möchte doch die schöne Kunst, die ich so viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintansetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich versprach ihm zu gehorchen: denn als ein kluger Mann sah er wohl ein, daß, wenn Herr Oratio käme, ich, sowohl um mein Versprechen zu erfüllen als auch aus eigener

Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und ſo ſuchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bei der entſetzlichen Peſt ſeine Angſt zu bedenken, er fürchte immer mich angeſteckt nach Hauſe kommen zu ſehen; er erinnerte ſich einiger vergnügter Jugendjahre in Mantua und der guten Aufnahme, die er daſelbſt gefunden; er beſchwur mich, je eher je lieber dorthin zu gehen und der anſteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua geweſen und mochte überhaupt gerne die Welt ſehen: daher entſchloß ich mich zu reiſen, ließ den größten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schweſter, die Coſa hieß, und die, da ſie ſich zum ehelichen Stand nicht entſchließen konnte, als Nonne in das Kloſter St. Urſula gegangen war: ſie ſorgte dabei für den alten Vater, und nahm ſich einer jüngern Schweſter an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Segen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beſchreiben wollte, wie es mir unterwegs gegangen iſt: denn die Welt war voll Peſt und Krieg, ſo daß ich dieſe kleine Reiſe nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte, ſah ich mich nach Arbeit um, und ward von Meiſter Nicolaus von Mailand, dem Goldſchmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich, den trefflichen Julius Romano zu beſuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das freundſchaftlichſte empfing und übel nahm, daß ich nicht bei ihm abgeſtiegen war. Er lebte als ein großer Herr, und baute für den Herzog außen vor der Stadt ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius ſäumte nicht, mit dem Herzog von mir aufs ehrenvollſte zu ſprechen, der mir auftrug, ein Modell zu machen zu einem Käſtchen, um das Blut Chriſti darin aufzunehmen, von welchem ſie ſagen, daß Longin es nach Mantua gebracht habe. Darauf wendete er ſich zu Herrn Julius und ſagte, er möchte mir eine Zeichnung gedachter Arbeit machen. Herr Julius aber antwortete: Benvenuto iſt ein Mann, der keine fremden Zeichnungen bedarf, und Sie werden es, gnädiger Herr, ſelbſt geſtehen, ſobald Sie ſein Modell ſehen werden. Ich machte alſo zuerſt eine Zeichnung zum Reliquienkäſtchen, in welches man die Ampulle bequem ſetzen konnte; dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben drauf: ſie ſtellte einen ſitzenden Chriſtus vor, der in der linken, erhöhten Hand ein Kreuz hielt, woran er ſich lehnte; mit der rechten ſchien er die Wunde

der Bruſt zu eröffnen. Dieſes Modell gefiel dem Herzog außerordentlich; er bezeigte mir darüber die größte Gunſt und gab mir zu verſtehen, daß er mich in ſeinem Dienſte zu behalten wünſche.

Indeſſen hatte ich ſeinem Bruder, dem Cardinal, meine Aufwartung gemacht; dieſer erbat ſich von dem Herzog, daß ich ihm ſein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber und der Paroxysmus machte mich jederzeit raſend; da verfluchte ich Mantua und ſeinen Herrn und jeden, der daſelbſt zu verweilen Luſt habe. Dieſe Worte wurden dem Herzog durch einen Goldſchmied hinterbracht, der ungern ſah, daß der Fürſt ſich meiner bediente; und über dieſe meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir. Ich war dagegen auf ſeine Reſidenz verdrießlich, und wir hegten alſo beide einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt, ſo wie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Namen des Cardinals. Dieſer bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom, in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erſt gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi reiste ich von Mantua und kam nach Governo, wo der tapfere Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reiſe nicht verhinderte; denn die Krankheit blieb an dem Ort und war mir nicht weiter beſchwerlich.

In Florenz eilte ich ſogleich nach meines Vaters Haus und klopfte ſtark an; da guckte ein tolles, buckeliges Weib aus dem Fenſter, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angeſteckt ſey. Ich ſagte darauf: Verruchter Buckel! iſt niemand anders im Hauſe als du, ſo ſoll's dein Unglück ſeyn. Laß mich nicht länger warten! rief ich mit lauter Stimme. Ueber dieſen Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir ſagte, mein Vater und alle vom Hauſe ſeyen geſtorben; meine jüngere Schweſter Liberata, die auch ihren Mann verloren habe, ſey nur noch allein übrig, und ſey von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte ſchon ſo etwas vermuthet und erſchrak deßwegen weniger.

Unterwegs nach dem Wirthshauſe fand ich zufälligerweiſe einen Freund, an deſſen Hauſe ich abſtieg. Wir gingen ſodann auf den Markt, wo ich erfuhr, daß mein Bruder noch lebte und ſich bei einem Bekannten aufhielt. Wir ſuchten ihn ſogleich und hatten beide unendliche Freude, uns

Wer Gott ahnet iſt hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Macht's einander nur nicht ſauer,
Hier ſind wir gleich, Baron und Bauer.

Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt.

Wie wollten die Fiſcher ſich nähren und retten,
Wenn die Fröſche ſämmtlich Zähne hätten?

Wie Kirſchen und Beeren behagen,
Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.

„Warum hat dich das ſchöne Kind verlaſſen?"
Ich kann ſie darum doch nicht haſſen:
Sie ſchien zu fürchten und zu fühlen,
Ich werde das Prävenire ſpielen.

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh,
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh.

Was ich nicht weiß
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

---

wieder zu ſehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bei der Hand und ſagte: Komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermutheſt: ich habe Schweſter Liberaten wieder verheirathet; ſie hält dich auch für todt. Unterwegs erzählten wir einander die luſtigſten Geſchichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schweſter kamen, war ſie über die unerwartete Neuigkeit dergeſtalt außer ſich, daß ſie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand ſprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verſtummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthſel; man kam der Schweſter zu Hülfe, die ſich bald wieder erholte, und nachdem ſie den Vater, die Schweſter, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte ſie das Abendeſſen zurecht. Wir feierten auf das anmuthigſte ihre Hochzeit und ſprachen nicht mehr von Todten, ſondern waren luſtig und froh, wie es ſich bei einem ſolchen Feſte geziemt.

Bruder und Schweſter baten mich gar ſehr, in Florenz zu bleiben, und mich von meiner Luſt nach Rom zu gehen nicht hinreißen zu laſſen. Auch mein alter Freund, Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten ſo treulich beigeſtanden hatte, rieth mir in meiner Vaterſtadt zu verweilen, um zu ſehen wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Medicis wieder verjagt, und zwar Herrn Hippolyt, der nachher Cardinal, und Herrn Alexander, der Herzog ward. Ich fing an auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein anſehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Sieneſer, Mazzetti genannt, aus der Türkei, wo er ſich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen. Er beſtellte bei mir eine goldene Medaille, am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geiſt und verlangte, ich ſolle ihm einen Hercules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich ſchritt zum Werke, und Michel Agnolo Buonarotti kam meine Arbeit zu ſehen, und theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte die Stellung der Figur und die Braveur des Löwen auf eine ganz andere Weiſe als meine Vorgänger abzubilden, theils auch weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michel Agnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein Werk aufs höchſte, ſo daß bei mir das Verlangen etwas Wichtiges zu machen, auf das äußerſte vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfaſſen verleidet, ſo viel Geld es auch eintrug.

Nach meinem Wunſche beſtellte bei mir ein junger Mann, Namens

Friedrich Gineri, gleichfalls eine Medaille. Er war von erhabenem Geiſte, war viele Jahre in Neapel geweſen, und hatte ſich daſelbſt, als ein Mann von ſchöner Geſtalt und Gegenwart, in eine Prinzeſſin verliebt. Er wollte den Atlas mit der Himmelskugel auf dem Rücken vorgeſtellt haben, und bat den göttlichen Michel Agnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieſer ſagte: Geht zu einem gewiſſen jungen Goldſchmied, der Benvenuto heißt, der euch gut bedienen wird, und einer Zeichnung nicht bedarf! Damit ihr aber nicht denkt, daß ich in einer ſolchen Kleinigkeit ungefällig ſeyn könne, will ich euch eine Zeichnung machen; Benvenuto mag indeſſen ein Modell boſſiren, und das beſte kann man alsdann ins Werk ſetzen.

Friedrich Gineri kam zu mir und ſagte mir ſeinen Willen, zugleich auch, wie ſehr Michel Agnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachsmodell machen ſollte, indeſſen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen ſolchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da ſie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michel Agnolo, der Maler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann wies ich ihm und Julian mein Modell, das ganz verſchieden von der Zeichnung des großen Mannes war, und beide beſchloſſen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden ſollte. So fing ich es an, Michel Agnolo ſah es und ertheilte mir und meinem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben, und hatte den Himmel als eine Kryſtallkugel auf dem Rücken, auf welche der Thierkreis eingeſchnitten war. Beides hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm ſich äußerſt reizend aus. Unten ſtanden die Worte: Summum tulisse juvat. Gineri war ſehr zufrieden, bezahlte mich aufs freigebigſte, und machte mir die Bekanntſchaft von Herrn Ludwig Alamanni, der ſich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Urſache, daß ich mir dieſes trefflichen Mannes Freundſchaft erwarb.

Indeſſen hatte der Papſt Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete ſich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentiniſchen von Adel um, die ſich ſehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden ſich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zuſammen, und man ſprach von nichts als von dieſen Anſtalten. Einmal um die Mittagsſtunde ſtand eine Menge Menſchen, worunter ſich die erſten jungen Edelleute befanden, um meine

Werkſtatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es ſchrieb mir ihn ein Mann, der Meiſter Jakob vom Kahn genannt wurde, weil er zwiſchen Ponte Siſto und St. Angelo die Leute überſetzte. Dieſer Meiſter Jakob war ein ſehr geſchickter Mann und führte die gefälligſten und geiſtreichſten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger beim Tuchmacherhandwerk geweſen; Papſt Clemens war ihm ſehr günſtig und hörte ihn gerne reden. Als er ſich eines Tages mit ihm unterhielt, kamen ſie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu ſprechen, der Papſt ſagte viel Gutes von mir, und fügte hinzu, wenn er wüßte, wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meiſter Jakob ſagte: ich ſey in Florenz. Der Papſt trug ihm auf, mich einzuladen, und nun ſchrieb er mir, ich ſollte wieder Dienſte beim Papſt nehmen, es würde mein Glück ſeyn.

Die jungen Leute wollten wiſſen, was der Brief enthalte; ich aber verbarg ihn, ſo gut ich konnte, ſchrieb an Meiſter Jakob und bat ihn, er möchte mir weder im böſen noch im guten ſchreiben, und mich mit ſeinen Briefen verſchonen. Darauf ward ſeine Begierde nur noch größer, und er ſchrieb mir einen andern Brief, der ſo ganz und gar das Maß überſchritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn jemand geſehen hätte. Es ward mir darin im Namen des Papſtes geſagt, daß ich ſogleich kommen ſollte. Meiſter Jakob meinte dabei, ich thäte wohl, wenn ich alles ſtehen und liegen ließe und mich nicht mit den raſenden Narren gegen den Papſt auflehnte.

Der Anblick dieſes Briefes erregte in mir eine ſolche Furcht, daß ich ſchnell meinen lieben Freund Landi aufzuſuchen eilte. Er ſah mich mit Verwunderung an und fragte was ich habe, da ich ihm ſo ſehr in Bewegung ſchien. Ich ſagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könne; ich bat ihn nur die Schlüſſel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelſteine und Gold dieſem und jenem, den er auf meinem Buch würde geſchrieben finden, zurückgeben ſollte. Dann möchte er meine Sachen zu ſich nehmen, und ſie nach ſeiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren; in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände.

Vielleicht ſtellte er ſich ſelbſt die Sache ungefähr vor und ſagte: Lieber Bruder, eile nur jetzt, dann ſchreibe mir; und wegen deiner Sachen ſey völlig unbeſorgt. So that ich denn auch und hatte Recht mich ihm zu vertrauen: denn er war der treueſte, weiſeſte, redlichſte, verſchwiegenſte, liebevollſte Freund, den ich jemals gehabt habe.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papst vorgestellt. Unterredung zwischen ihm und seiner Heiligkeit. Der Papst überträgt ihm eine vortreffliche Goldschmied- und Juwelierarbeit. Nach des Papstes Wunsch wird er als Stempelschneider bei der Münze angestellt, ungeachtet sich die Hofleute und besonders Pompeo von Mailand, des Papstes Günstling, dagegen setzen. — Schöne Medaille nach seiner Erfindung. — Streit zwischen ihm und Pantinelli dem Bildhauer.

Von Rom aus gab ich ihm sogleich Nachricht. Ich hatte daselbst einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich aufs beste aufgenommen ward. Ein alter Goldschmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in seiner Kunst, und übrigens ein braver Mann, lud mich ein in seiner Werkstatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entschloß und einen guten Verdienst fand.

Schon über zehn Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bei Meister Jakob sehen lassen; er begegnete mir von ungefähr, empfing mich sehr gut und fragte, wie lange ich in Rom sey. Als ich ihm sagte, ungefähr vierzehn Tage, nahm er es sehr übel und sagte mir, es schiene, daß ich mir aus einem Papste wenig mache, der mir schon dreimal habe angelegentlich schreiben lassen. Eben diese verwünschten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit gesetzt; ich war böse darüber und gab ihm keine Antwort. Dieser Mann war unerschöpflich in Worten, es strömte nur so aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war, und sagte dann ganz kurz, er möchte mich nur gelegentlich zum Papste führen. Darauf antwortete er, es sey immer Zeit, und ich versicherte ihn, daß ich immer bereit sey. So gingen wir nach dem Palaste — es war am grünen Donnerstage — und wir wurden in die Zimmer des Papstes, er als bekannt und ich als erwartet, sogleich eingelassen.

Der Papst, nicht ganz wohl, lag im Bette: Herr Jakob Salviati und der Erzbischof von Capua waren bei ihm. Er freute sich außerordentlich mich wieder zu sehen; ich küßte ihm die Füße, und so bescheiden als möglich trat ich etwas näher und gab ihm zu verstehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröffnen hätte. Er winkte mit der Hand und die beiden Herren traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligster Vater, seit der Plünderung habe ich weder beichten, noch communiciren können; denn man will mir die Absolution nicht ertheilen. Der Fall ist der. Als ich das Gold schmolz und die Mühe übernahm die Edelsteine auszubrechen, befahl Ew. Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas weniges

für meine Mühe reichen ſolle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich ging hinauf, wo ich das Gold geſchmolzen hatte, durchſuchte die Aſche, und fand ungefähr anderthalb Pfund Gold, in Körnern, ſo groß wie Hirſen. Nun hatte ich nicht ſo viel Geld, um mit Ehren nach Hauſe zu kommen; ich dachte mich dieſes Goldes zu bedienen und den Werth zurückzugeben, ſobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Ew. Heiligkeit, des wahren Beichtigers: erzeigen Sie mir die Gnade mich frei zu ſprechen, damit ich beichten und communiciren könne und durch die Gnade Ew. Heiligkeit auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf verſetzte der Papſt, mit einem ſtillen Seufzer — vielleicht daß er dabei ſeiner vergangenen Noth gedachte: Benvenuto, ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redeſt; ich kann dich von allem, was du irgend begangen haſt, freiſprechen, und ich will es auch; deßwegen bekenne mir frei und offenherzig, alles was du auf dem Herzen haſt, und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, ſo bin ich ganz bereit dir zu verzeihen.

Darauf antwortete ich: Mehr betrug es nicht, als was ich geſagt habe: denn es war nicht gar der Werth von 150 Ducaten; ſo viel zahlte man mir in der Münze von Perugia dafür, und ich ging damit meinen armen Vater zu tröſten.

Der Papſt antwortete: Dein Vater war ein geſchickter, guter und braver Mann, und du wirſt auch nicht ausarten; es thut mir leid, daß es nicht mehr war; aber das was du angiebſt, ſchenke ich dir und verzeihe dir. Sage das deinem Beichtvater, und wenn er Bedenken hat, ſo ſoll er ſich an mich ſelbſt wenden! Haſt du gebeichtet und communicirt, ſo laß dich wieder ſehen, es ſoll dein Schade nicht ſeyn.

Da ich mich vom Papſte zurückzog, traten Meiſter Jakob und der Erzbiſchof von Capua herbei. Der Papſt ſagte ſehr viel Gutes von mir und erzählte, daß er mich Beichte gehört und losgeſprochen habe; dann ſagte er dem Erzbiſchof, er ſolle nach mir ſchicken und hören, ob ich ſonſt noch etwas auf dem Herzen habe, auch mich in allem abſolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe, und ſolle mir überhaupt ſo freundlich ſeyn als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meiſter Jakob ſehr neugierig, was für Geheimniſſe und für lange Unterhaltung ich mit dem Papſt

gehabt hätte? worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder sagen wollte noch könnte, und daß er mich nicht weiter fragen sollte.

Ich that alles, was mir der Papst befohlen hatte, und als die beiden Festtage vorbei waren, ging ich ihn zu besuchen. Er war noch freundlicher als das erstemal und sagte: Wenn du ein wenig früher nach Rom kamest, so ließ ich dich die zwei Kronen machen, die wir im Castell ausgebrochen haben; aber außer der Fassung der Juwelen gehört wenig Geschicklichkeit dazu, und ich will dich zu einer andern Arbeit brauchen, wo du zeigen kannst, was du verstehst. Es ist der Kopf von dem Pluvial, der, in Gestalt eines mäßigen Tellers, von einer halben, auch einer Drittelelle im Durchschnitt, gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater in halb erhobener Arbeit sehen, und in der Mitte des Werks soll ein schöner Diamant mit vielen andern kostbaren Edelsteinen angebracht werden. Caradosso hat schon einen angefangen und wird niemals fertig: den deinigen mußt du bald enden; denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe nun und mache ein schönes Modell! Er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indessen daß Florenz belagert ward, starb Friedrich Gineri, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindsucht, und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und dasselbe, mit einigen seiner Schriften, dem Könige Franz I. verehrte. Die Medaille gefiel dem König außerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni sprach mit Seiner Majestät so günstig von mir, daß der König den Wunsch bezeigte mich kennen zu lernen.

Indessen arbeitete ich mit größter Sorgfalt an dem Modell, das ich so groß machte, wie das Werk selbst werden sollte. Nun rührten sich bei dieser Gelegenheit viele unter den Goldschmieden, die sich für geschickt hielten ein solches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewisser Micheletto nach Rom gekommen, sehr geschickt im Steinschneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte großen Ruf und war der Mittelsmann bei der Arbeit der zwei päpstlichen Kronen geworden. Als ich nun gedachtes Modell verfertigte, wunderte er sich sehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verstand und bei dem Papst viel zu gelten sich bewußt war. Zuletzt, da er sah, daß ich nicht zu ihm kam, besuchte er mich und fragte, was ich mache? Was mir der Papst

befohlen hat, antwortete ich. Nun verſetzte er: Der Papſt hat mir befohlen alles anzuſehen was für Seine Heiligkeit gemacht wird. Dagegen ſagte ich, ich würde den Papſt darüber fragen und von ihm ſelbſt erfahren, wem ich Red' und Antwort zu geben hätte. Er ſagte, es werde mich reuen, ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zuſammen. Sie wurden eins, daß er die Sache einleiten ſolle. Darauf ließ er, als ein kluger Mann von geſchickten Zeichnern über dreißig Zeichnungen machen, alle denſelben Gegenſtand, jedesmal mit Veränderungen darſtellend.

Weil er nun von ſeiner Seite das Ohr des Papſtes hatte, verband er ſich noch mit einem andern, der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des erſten und ſehr begünſtigten Kämmerers des Papſtes. Beide fingen an mit dem Papſt zu ſprechen. Sie hätten, ſagten ſie, mein Modell geſehen; aber es ſchien ihnen nicht, daß ich zu ſo einer wichtigen Unternehmung der Mann ſey. Darauf antwortete der Papſt, er wolle es auch ſehen, und wenn ich nicht fähig ſey, wolle er ſich nach einem Beſſern umthun. Sie ſagten, daß ſie ſchöne Zeichnungen von demſelbigen Gegenſtande beſäßen. Der Papſt ſagte darauf, das wäre ihm ſehr lieb; nur möchten ſie warten bis mein Modell geendigt wäre, dann wolle er alles zuſammen anſehen.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig, und trug es eines Morgens zum Papſt hinauf; Trajano ließ mich warten, und ſchickte ſchnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweiſung, ſie ſollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zuſammen hineingelaſſen. Sogleich legten beide dem Papſt die Zeichnungen ſehr emſig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldſchmiede waren, hatten die Juwelen nicht geſchickt angebracht, und die Goldſchmiede hatten ihnen darüber keine Anweiſung gegeben. Denn das iſt eben die Urſache, warum ein Goldſchmied ſelbſt muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden ſind, es mit Verſtand zu machen. Alle dieſe Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Bruſt Gott Vaters angebracht. Dem Papſte, der einen ſehr guten Geſchmack hatte, konnte das keineswegs gefallen, und da er ungefähr zehn Zeichnungen geſehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und ſagte zu mir, der ich an der Seite ſtand: Zeige einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich ſehe, ob du auch in demſelbigen Irrthum biſt wie dieſe.

Als ich herbeitrat und meine runde Schachtel öffnete, ſchien es, als

wenn eigentlich dem Papste etwas in die Augen glänzte; darauf er mit lebhafter Stimme sagte: Wenn du mir im Leibe gesteckt hättest, so hättest du es nicht anders machen können als ich's sehe; jene haben sich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele große Herren herbei, und der Papst zeigte den Unterschied zwischen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt und die andern beschämt hatte, wendete er sich zu mir und sagte: Es ist denn doch dabei noch eine Schwierigkeit zu bedenken: das Wachs ist leicht zu arbeiten, aber das Werk von Gold zu machen, das ist die Kunst. Darauf antwortete ich kecklich: Heiliger Vater, wenn ich es nicht zehnmal besser als mein Modell mache, so sollt ihr mir nichts dafür bezahlen. Darüber entstand eine große Bewegung unter den Herren, und sie behaupteten, daß ich zu viel verspräche. Unter ihnen aber war ein großer Philosoph, der zu meinen Gunsten sprach und sagte: Wie ich an diesem jungen Mann eine gute Symmetrie seines Körpers und seiner Physiognomie wahrnehme, so verspreche ich mir viel von ihm. Ich glaube es auch, sagte der Papst. Darauf rief er den Kämmerer Trajano und sagte, er sollte 500 Goldducaten bringen.

Indessen, als man das Geld erwartete, besah der Papst nochmals, mit mehr Gelassenheit, wie glücklich Gott Vater mit dem Diamanten zusammengestellt war. Den Diamanten hatte ich gerade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber saß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelstein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinstimmung sich zeigte. Die Gestalt hob die rechte Hand auf, um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drei Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterstützten; der mittelste war ganz, und die beiden andern nur halb erhoben, um sie her war eine Menge anderer Knaben mit schönen Edelsteinen in ein Verhältniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Daneben andere Zierrathen, die dem Ganzen ein sehr schönes Ansehen gaben. Die Arbeit war aus einer weißen Masse auf einem schwarzen Steine gearbeitet. Als das Geld kam, überreichte es mir der Papst mit eigener Hand, und ersuchte mich, ich sollte nach seinem Geschmack und seinem Willen arbeiten; das werde mein Vortheil seyn.

Ich trug das Geld und das Modell weg, und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam. Ich blieb mit großer Sorgfalt darüber, als

mir nach acht Tagen der Papſt durch einen ſeiner Kämmerer, einen Bologneſiſchen Edelmann, ſagen ließ, ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, ſo weit ſie wäre, mitbringen. Indeſſen wir auf dem Wege waren, ſagte mir dieſer Kämmerer, der die gefälligſte Perſon am ganzen Hofe war, daß der Papſt nicht ſowohl meine Arbeit ſehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden ſollten: ich möchte mich bereiten Seiner Heiligkeit zu antworten; deßwegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papſt, und zeigte ihm das Goldblech, worauf ſchon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur ſo angelegt, ſchon mehr bedeuten wollte als das Wachsmodell, ſo daß der Papſt erſtaunt ausrief: Von jetzt an will ich dir alles glauben, was du ſagſt, und ich will dir hierzu noch einen andern Auftrag geben, der mir ſo lieb iſt wie dieſer und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wollteſt. Haſt du jemals dergleichen gemacht, oder haſt du Luſt ſo etwas zu machen?

Ich ſagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch geſehen habe, wie man ſie arbeite, daß ich aber ſelbſt noch keine gemacht habe. Bei dieſem Geſpräch war ein gewiſſer Johann da Prato gegenwärtig, der Secretär bei Seiner Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er ſagte: Heiligſter Vater, bei der Gunſt, die Ew. Heiligkeit dieſem jungen Mann zeigen, wird er, der von Natur kühn genug iſt, alles Mögliche verſprechen. Ich ſorge, daß der erſte wichtige Auftrag, den ihm Ew. Heiligkeit gegeben, durch den zweiten, der nicht geringer iſt, leiden werde.

Der Papſt kehrte ſich erzürnt zu ihm und ſagte, er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern, und zu mir ſprach er, ich ſollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Chriſtus, mit gebundenen Händen ſehen, mit der Umſchrift: Ecce homo! Auf der Rückſeite ſollte ein Papſt und ein Kaiſer abgebildet ſeyn, die ein Kreuz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterſchrift: Unus spiritus et una fides erat in eis.

Als mir der Papſt dieſe ſchöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinelli, der Bildhauer, hinein; er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht, und ſagte mit ſeiner gewohnten anmaßlichen Unwiſſenheit: Dieſen

Goldſchmieden muß man zu ſolchen ſchönen Arbeiten die Zeichnungen machen. Ich kehrte mich ſchnell zu ihm und ſagte: Ich brauche zu meiner Kunſt keine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu ſeyn. Der Papſt, dem dieſe Worte ſehr zu gefallen ſchienen, wendete ſich zu mir und ſagte: Geh nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laſſe die Narren reden! So ging ich geſchwind weg und ſchnitt zwei Formen mit der größten Sorgfalt, prägte ſogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages — es war an einem Sonntag — nach Tiſche, trug ich die Münze und die Stempel zum Papſte. Da er ſie ſah, war er erſtaunt und zufrieden, ſowohl über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geſchwindigkeit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpſte Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun ſah, daß ihm die meinigen über die Maßen wohlgefielen, zog ich einen Aufſatz aus dem Buſen, in welchem ich bat, daß das Amt eines Stempelſchneiders bei der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich ſechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeiſter bezahlt. Der Papſt nahm meine Bittſchrift, gab ſie dem Secretär und ſagte, er ſolle ſie ſogleich ausfertigen. Dieſer wollte ſie in die Taſche ſtecken und ſagte: Ew. Heiligkeit eile nicht ſo ſehr! das ſind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen. Der Papſt verſetzte: Ich verſtehe euch ſchon; gebt das Papier mir her! Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und ſagte: Ohne Widerrede fertigt mir ſogleich aus! denn die Schuhe des Benvenuto ſind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel. Ich dankte Seiner Heiligkeit und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Oft, wenn dir jeder Troſt entflieht,
Mußt du im Stillen dich bequemen.
Nur dann, wenn dir Gewalt geſchieht,
Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
Ums Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Menſch den Blick zur Seite kehrt.

Was ärgerſt du dich über fälſchlich Erhobne!
Wo gäb' es denn nicht Eingeſchobne?

Worauf alles ankommt? das iſt ſehr ſimpel!
Vater verfüge, eh's dein Geſinde ſpürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.

Eigenheiten, die werden ſchon haften;
Cultivire deine Eigenſchaften.

Viel Gewohnheiten darfſt du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dieß Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an,
Aber das Falſche, das mir entſchlüpft,
Wie ein Geſpenſt mir vor Augen hüpft.

Gebt mir zu thun,
Das ſind reiche Gaben!

Zehntes Capitel.

Die Tochter des Raphael del More hat eine böſe Hand. der Autor iſt bei der Cur geſchäftig, aber ſeine Abſicht ſie zu heirathen wird vereitelt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens VII. — Trauriges Ende ſeines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der ſeinem Bruder ein Monument mit einer Inſchrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkſtatt wird beſtohlen. — Außerordentliches Beiſpiel von der Treue eines Hundes bei dieſer Gelegenheit. — Der Papſt ſetzt großes Vertrauen auf den Autor, und muntert ihn außerordentlich auf.

Noch arbeitete ich in der Werkſtatt des Raphael del More, deſſen ich oben erwähnte. Dieſer brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und ſie zu heirathen gedachte; ich ließ mir aber nichts merken, und war vielmehr ſo heiter und froh, daß ſie ſich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwei Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächſten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerkſam und ließ ſie von einem unwiſſenden Medicaſter curiren, der verſicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde ſteif werden, wenn nichts Schlimmeres daraus entſtünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit ſah, ſagte ich ihm, er ſolle nur nicht glauben, was der unwiſſende Menſch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verſchaffen. Ich ließ ſogleich den Meiſter Jakob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er ſah das arme Mädchen, das durch die Worte des unwiſſenden Menſchen in die größte Angſt verſetzt war, ſprach ihr Muth ein und verſicherte, daß ſie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten ſolle, wenn auch die zwei letzten Finger etwas ſchwächer, als die übrigen blieben. Da er nun zur Hülfe ſchritt und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bei der Operation gegenwärtig ſeyn. Ich ſah bald, daß die Eiſen des Meiſter Jakob zu ſtark waren; er richtete wenig aus, und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtelſtunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkſtatt und machte vom feinſten Stahl ein Eiſchen, womit er hernach mit ſolcher Leichtigkeit arbeitete, daß ſie kaum einigen Schmerz fühlte, und er in kurzer Zeit fertig war. Deßwegen, und um anderer Urſachen willen, liebte er mich mehr als ſeine beiden Söhne, und gab ſich viele Mühe das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte große Freundſchaft mit einem Herrn Gaddi, der Kämmerer

des Papſtes und ein großer Freund von Talenten war, wenn er auch ſelbſt keine hatte. Bei ihm fand man immer die gelehrten Leute, Johann Greco, Ludwig von Fano, Anton Allegretti und auch Hannibal Caro, einen jungen Fremden, Baſtian von Venedig, einen trefflichen Maler, und mich. Wir gingen gewöhnlich des Tages einmal zu ihm. Der gute Raphael wußte von dieſer Freundſchaft, und begab ſich deßwegen zum Herrn Johann Gadri und ſagte ihm: Mein Herr, ich kennt mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, ſo wüßte ich mich an niemand beſſer als an Eure Gnaden zu wenden. Darauf ließ der kurzſichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt, ſagte er zu ihm: Raphael, denkt mir daran nicht mehr! ihr ſeyd weiter von ihm entfernt, als der Januar von den Maulbeeren. Der arme niedergeſchlagene Mann ſuchte ſchnell das Mädchen zu verheirathen. Die Mutter und die ganze Familie machten mir böſe Geſichter. Ich wußte nicht, was das heißen ſollte; und verdrießlich, daß ſie mir meine treue Freundſchaft ſo ſchlecht belohnten, nahm ich mir vor, eine Werkſtatt in ihrer Nachbarſchaft zu errichten. Meiſter Johann ſagte mir nichts, als nach einigen Monaten, da das Mädchen ſchon verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen, und die Münze zu bedienen, als der Papſt aufs neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwei Carlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit ſtehen ſollte, und auf der andern Seite Chriſtus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umſchrift: Quare dubitasti? Die Münze gefiel ſo außerordentlich, daß ein gewiſſer Secretär des Papſtes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, ſagte: Ew. Heiligkeit kann ſich rühmen, daß ſie eine Art Münze hat, wie die alten Kaiſer mit aller ihrer Pracht nicht geſehen haben. Darauf antwortete der Papſt: Aber auch Benvenuto kann ſich rühmen, daß er einem Kaiſer meinesgleichen dient, der ihn zu ſchätzen weiß. Nun war ich unausgeſetzt mit der großen goldenen Arbeit beſchäftigt, und ich zeigte ſie oft dem Papſte, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden ſchien.

Auch mein Bruder war um dieſe Zeit in Rom, und zwar in Dienſten Herzog Alexanders, dem der Papſt damals das Herzogthum Penna verſchafft hatte, zugleich mit vielen jungen Leuten aus der Schule des außerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt ſo

viel auf ihn als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tiſche unter den Bänken in der Werkſtatt eines gewiſſen Baccino della Croce, wo alle rüſtigſten Brüder zuſammenkamen; er ſaß auf einem Stuhle und ſchlief. Zu der Zeit gingen die Häſcher mit ihrem Anführer vorbei, und führten einen gewiſſen Capitän Ciſti, der auch aus der Schule Johanns war, aber nicht bei dem Herzog in Dienſten ſtand. Als dieſer vorbeigeführt wurde, ſah er den Capitän Cattivanza Strozzi in der gedachten Werkſtatt, und rief ihm zu: So eben wollte ich euch das Geld bringen, das ich euch ſchuldig bin; wollt ihr es haben, ſo kommt, ehe es mit mir ins Gefängniß ſpaziert. Capitän Cattivanza hatte keine große Luſt ſich ſelbſt aufs Spiel zu ſetzen, deſto mehr andere vorzuſchieben; und weil einige von den tapferſten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu ſo großer Unternehmung hatten, ſagte er ihnen, ſie ſollten hinzutreten und ſich vom Hauptmann Ciſti das Geld geben laſſen. Wollten die Häſcher widerſtehen, ſo ſollten ſie Gewalt brauchen, wenn ſie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute. Der eine hieß Bertino Aldobrandi, der andere Anguillotto von Lucca; der übrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Maßen liebte. Gleich waren die braven Jungen den Häſchern auf dem Halſe, die, mehr als vierzig ſtark, mit Piken, Büchſen und großen Schwertern zu zwei Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen, und hätte ſich Capitän Cattivanza nur ein wenig gezeigt, ſo hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geſchlagen; aber ſo fanden ſie Widerſtand, und Bertino war tüchtig getroffen, ſo daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anguillotto war auf den rechten Arm geſchlagen, ſo daß er nicht mehr den Degen halten konnte, ſondern ſich ſo gut als möglich zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indeſſen dieſe Händel ſich ereigneten, waren wir andern zu Tiſche, denn man hatte dießmal eine Stunde ſpäter gegeſſen; der älteſte Sohn ſtand vom Tiſche auf, um die Händel zu ſehen. Ich ſagte zu ihm: Johann, ich bitte dich, bleibe da! In dergleichen Fällen iſt immer gewiß zu verlieren und nichts zu gewinnen. So vermahnte ihn auch ſein Vater, aber der Knabe ſah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickſte Getümmel war. Als er ſah, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn

fragte, was es gebe? Der unverſtändige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts ſagen ſollte, verſetzte doch ganz ohne Kopf, die Häſcher hätte Bertino umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weiſe, daß man es zehn Miglien hätte hören können, und ſagte zu Johann: Kannſt du mir ſagen, wer mir ihn erſchlagen hat? Der Knabe ſagte ja! es ſey einer mit dem Schwert zu zwei Händen, und auf der Mütze trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte ſogleich den Mörder am Zeichen, und mit ſeiner bewunderswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Menſch ſich's verſah, ſtach er dem Thäter den Wanſt durch und durch, und ſtieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er ſich gegen die andern mit ſolcher Gewalt, daß er ſie alle würde in die Flucht geſagt haben, hätte er ſich nicht gegen einen Büchſenträger gewendet, der zu ſeiner Selbſtvertheidigung losdrückte und den trefflichen unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten ſich die Häſcher davon; denn ſie fürchteten ſich vor einem andern dieſer Art.

Der Lärm dauerte immer fort, und ich ſtand endlich vom Tiſche auf, ſchnallte meinen Degen an, wie denn damals jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menſchen ſah; einige die mich kannten, machten mir Platz, und ich ſah, was ich, unerachtet meiner Neugierde, gerne nicht geſehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht: er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm geſehen hatte; deßwegen kannte er mich zuerſt und ſagte: Lieber Bruder, mein großes Uebel beunruhige dich nicht! denn mein Beruf verſprach mir ein ſolches Ende. Laſſe mich ſchnell hier wegnehmen! ich habe nur noch wenig Stunden zu leben. Nachdem ich ſeinen Fall in aller Kürze vernommen hatte, ſagte ich zu ihm: Das iſt der ſchlimmſte traurigſte Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber ſey zufrieden! denn ehe dir der Athem ausgeht, ſollſt du dich noch durch meine Hände an dem gerochen ſehen, der dich in dieſen Zuſtand verſetzt hat.

Solche kurze Worte wechſelten wir gegen einander. Die Häſcher waren fünfzig Schritte von uns; denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeſchickt, den Corporal zu holen, der meinen Bruder erſchlagen hatte. Ich erreichte ſie geſchwind, drängte mich, in meinen Mantel gewickelt, mit möglichſter Schnelligkeit durchs Volk, und war ſchon

zu der Seite des Maffio gelangt; und gewiß, ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick, als ich den Degen ſchon gezogen hatte, mir ein Berlinghiere in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling und mein großer Freund war. Vier ſeiner Geſellen waren mit ihm und ſagten zu Maffio: Mache, daß du wegkommſt! denn dieſer allein bringt dich um. Maffio fragte: Wer iſt es? Sie ſagten: Es iſt der leibliche Bruder von dem, der dort liegt. Da wollte er nichts weiter hören und machte, daß er ſich eilig nach Torre di Nona zurückzog. Die andern ſagten zu mir: Benvenuto, wenn wir dich gegen deinen Willen verhinderten, ſo iſt es aus guter Abſicht geſchehen. Laß uns nun dem zu Hülfe kommen, der nicht lange mehr leben wird. So kehrten wir um, und gingen zu meinem Bruder, den wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich traten die Aerzte zuſammen, und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten ſich nicht entſchließen, ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erſchien Herzog Alexander ſelbſt, der ſich ſehr freundlich und theilnehmend gegen ihn bezeigte. Mein Bruder war noch bei ſich und ſagte zu ihm: Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.

Der Herzog ſagte, er möge für ſein Leben ſorgen; er ſey ihm als ein wackerer und braver Mann bekannt. Dann kehrte er ſich zu ſeinen Leuten und ſagte, ſie ſollten es an nichts fehlen laſſen. Man konnte das Blut nicht ſtillen; er fing an irre zu reden und phantaſirte die ganze Nacht; außer da man ihm die Communion reichen wollte, ſagte er: Ich hätte wohl gethan, früher zu beichten; denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieſes ſchon zerſtörte Gefäß nicht aufnehmen; es ſey genug, daß ich es mit den Augen empfange, und durch dieſe ſoll meine unſterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anfleht.

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieſelben Thorheiten wieder an, die aus den ſchrecklichſten Dingen, der ungeheuerſten Wuth und den fürchterlichſten Worten, die ein Menſch ſich denken kann, zuſammengeſetzt waren; und ſo hörte er nicht auf, die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er ſich zu mir und ſagte: Mein Bruder, ich will nicht länger hier bleiben; denn ich würde etwas thun, das jene bereuen ſollten, die mir Verdruß gemacht

haben. Alsbald warf er sich mit beiden Füßen herum, ob wir ihm gleich den einen in einen schweren Kasten gesteckt hatten, und gleichsam in der Bewegung eines der zu Pferde steigen will, sagte er mir dreimal: Lebe wohl! Und so schied diese tapfere Seele von dannen.

Abends zu gehöriger Stunde ließ ich ihn mit den größten Ehren in der Kirche der Florentiner begraben und ihm nachher einen schönen Leichenstein von Marmor setzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Uebergehen kann ich nicht, daß ein Freund meinen Bruder fragte, ob er wohl den Mann, der ihn verwundet, kenne? worauf denn der Sterbende hinter mir her einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte, und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und die seine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Inschrift mit der Versicherung, daß der außerordentliche Jüngling sie wohl verdiene. Sie lautete folgendermaßen:

Francisco Cellino Florentino, qui, quod in teneris annis ad Joannem Medicem Ducem plures victorias retulit et Signifer fuit, facile documentum dedit quantae fortitudinis et consilii vir erat futurus, ni crudelis fati archibuso transfossus quinto aetatis lustro jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII. Maii M.D.XXIX.

Er war fünfundzwanzig Jahre alt, und ob er gleich Johann Franz Cellini hieß, so nannte man ihn doch unter seinen Kameraden Cecchino, den Pfeifer. Diesen Kriegsnamen ließ ich denn auch auf den Grabstein setzen, mit schönen antiken Buchstaben, die ich alle zerbrochen vorstellen lassen, außer dem ersten und letzten. Als mich nun die gelehrten Verfasser der Inschrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich durch diese zerbrochenen Buchstaben das wundersame Werkzeug seines Körpers, der nun zertrümmert sey, vorstellen wollen. Der erste ganze Buchstabe hingegen solle die von Gott uns geschenkte Seele bedeuten, welche unzerstört in Ewigkeit bleibe, so wie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verstorbenen anzeige. Dieser Gedanke fand Beifall, auch hat ihn ein und der andere in der Folge nachgeahmt.

Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini setzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer sehr alten Stadt, finden sich unsere Cellini's als die geehrtesten Edelleute, welche einen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETAE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03823/187

aufwärts gerichteten, zum Kampf geschickten goldenen Löwen mit vorwärts geworfenen Pranken, in deren rechter er eine rothe Lilie hält, im blauen Felde führen. Das Haupt des Schildes, von Silber, trägt einen rothen Turnierkragen von vier Lätzen, zwischen welchem drei rothe Lilien stehen. Unser Haus aber führt die Löwenpranke ohne Körper, mit allem Uebrigen, was ich vorher erzählt habe. Und so ließ ich auch das Wappen auf meines Bruders Grabstein setzen, nur daß ich statt der Lilie ein Beil anbrachte, um mich zu erinnern, daß ich ihn zu rächen habe.

Ich suchte nunmehr mit der größten Sorgfalt jene Arbeit in Gold, die der Papst so sehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwei-, dreimal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm besser. Oefters aber verwies er mir die große Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages, als er mich über die Maßen niedergeschlagen sah, sagte er: Benvenuto, ich glaubte nicht, daß du so gar thöricht wärest! Hast du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arzenei ist? Du bist auf dem Wege ihm nachzufolgen.

Indessen ich aber so an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenschaft gefaßt, den, der meinen Bruder geliefert, wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu lassen. Er war erst Cavalleriſt gewesen und hatte sich nachher als Büchsenschütze unter die Zahl der Häscher begeben, und was mich gegen ihn am grimmigsten machte, war, daß er sich seiner That noch berühmt und gesagt hatte: Wäre ich nicht gewesen, der den braven Kerl aus dem Weg räumte, so hätte er uns alle, zu unserm größten Schaden, in die Flucht geschlagen. Ich konnte nun wohl bemerken, daß meine Leidenschaft, ihn so oft zu sehen, mir Schlaf und Appetit nahm, und mich den Weg zum Grabe führte; ich faßte also meinen Entschluß und scheute mich nicht vor einer so niedrigen und keineswegs lebenswürdigen That: genug, ich wollte eines Abends mich von diesem Zustande befreien.

Er wohnte neben einem Hause, in welchem eine der stolzesten Courtisanen sich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt gesehen hatte. Man hieß sie Signora Antäa. Es hatte eben vierundzwanzig geschlagen, als er, nach dem Nachtessen, den Degen in der Hand, an seiner Thür lehnte. Ich schlich mich mit großer Gewandtheit an ihn heran, und mit einem großen pistojesischen Dolch holte ich rücklings dergestalt aus, daß ich ihm den Hals rein abzuschneiden gedachte. Er wendete sich

schnell um; der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beschädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen und entsprang, von Schmerzen betäubt. Mit wenig Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er sich niederbückte, traf die Klinge zwischen Hals und Nacken und drang so tief in die Knochen hinein, daß ich mit aller Gewalt sie nicht herausziehen konnte: denn aus dem Hause der Antäa sprangen viele Soldaten mit bloßen Degen heraus, und ich mußte also auch ziehen und mich vertheidigen. Ich ließ den Dolch zurück und machte mich fort, um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwischen Piazza Navona und der Rotenda wohnte. Ich ließ mit ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß, wenn ich verfolgt würde, sollte ich nur ruhig seyn und keine Sorge haben; ich sollte mich wenigstens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papst wünschte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geschichte gegangen war, und was sie für eine Mühe gehabt den Dolch aus dem Nacken und dem Halse des Verwundeten herauszubringen, den sie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und sagte: Das ist mein Dolch; ich habe ihn Benvenuto geborgt, der seinen Bruder rächen wollte. Da bedauerten die Soldaten, daß sie mich nicht ganz gewähren lassen, ob ich ihm gleich so schon in reichlichem Maße seinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papst mich nicht, nach seiner Gewohnheit, rufen ließ; endlich kam der bolognesische Kämmerer mich abzuholen, der mich mit vieler Bescheidenheit merken ließ, daß der Papst alles wisse, aber mir dessenungeachtet sehr wohl wolle. Ich solle nur ruhig seyn und fleißig arbeiten.

Der Papst sah mich mit einem grimmigen Seitenblick an; das war aber auch alles, was ich auszustehen hatte: denn als er das Werk sah, fing er wieder an heiter zu werden und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit so viel gethan hätte; alsdann sah er mir ins Gesicht und sagte: Da du nun geheilt bist, so sorge für dein Leben! Ich verstand ihn und sagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröffnete ich gleich eine schöne Werkstatt unter den Bänken, gerade gegen Raphael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oftgedachten Werks. Der Papst schickte mir alle Juwelen dazu, außer

dem Diamanten, den er wegen einiger Bedürfnisse an Genueser Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte. Durch fünf geschickte Gesellen, die ich hielt, ließ ich noch durchaus vieles arbeiten, so daß in meiner Werkstatt ein großer Werth an Juwelen, Gold und Silber sich befand.

Ich war eben neunundzwanzig Jahre alt, und hatte eine Magd zu mir ins Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmuth; sie diente mir zum Modell in meiner Kunst, und ich brachte die meisten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich sonst den leisesten Schlaf von der Welt hatte, so überfiel er mich doch unter solchen Umständen dergestalt, daß ich nicht zu erwecken war. Dieses begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bei mir einbrach, der unter dem Vorwand, er sey ein Goldschmied, meine Kostbarkeiten gesehen und den Plan gefaßt hatte mich zu berauben. Er fand zwar verschiedene Gold- und Silberarbeiten vor sich, doch erbrach er einige Kästchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geschenkt hatte, und der so brauchbar auf der Jagd als wachsam im Hause war, fiel über den Dieb her, der sich mit dem Degen so gut vertheidigte als er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bei der Sommerhitze offen standen, und weckte die Leute theils durch sein Bellen, theils indem er ihre Decken wegzog, ja bald den einen, bald den andern bei dem Arme packte. Dann lief er wieder mit erschrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte; sie wurden dieses Unfug müde, und weil sie auf meinen Befehl ein Nachtlicht brannten, so griffen sie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verschlossen ihre Thüren. Der Hund, von diesen Schelmen ohne Hülfe gelassen, blieb auf seinem Vorsatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkstatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße, und hatte ihm schon das Kleid vom Leibe gerissen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hülfe, die schon auf waren, und bat sie um Gottes willen, sie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; sie glaubten ihm, erbarmten sich seiner und verjagten den Hund mit großer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkstatt, und da sie die Thüre erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen sie an mit lauter Stimme Wehe über den Unfall zu schreien. Ich hörte es, erschrak und kam heraus. Sie riefen mir entgegen: Wir sind

Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu ſchaffen haben.

Ihrer viele wiſſen viel,
Von der Weisheit ſind ſie weit entfernt.
Andre Leute ſind euch ein Spiel;
Sich ſelbſt hat niemand ausgelernt.

Man hat ein Schimpf-Lied auf dich gemacht;
Es hat's ein böſer Feind erdacht.

Laß ſie's nur immer ſingen,
Denn es wird bald verklingen.

Dauert nicht ſo lang in den Landen
Als das: Chriſt iſt erſtanden.

Das dauert ſchon 1800 Jahr,
Und ein paar drüber, das iſt wohl wahr!

Wer iſt denn der ſouveräne Mann?
Das iſt bald geſagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Böſem jagt.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort;
Verein' und leite! Beßrer Hort.

Magſt du einmal mich hintergehen,
Merk' ich's, ſo laſſ' ich's wohl geſchehen;

bestohlen! alles ist fort, die Schubladen sind alle erbrochen. Diese Worte thaten eine so schreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu sehen, in welcher die Juwelen des Papstes waren. Mein Schrecken war so groß, daß mir fast das Sehen verging: ich sagte, sie sollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papstes fehle. Mit großer Freude fanden sie die sämmtlichen Edelsteine und die Arbeit in Goldte dabei; sie riefen aus: Nun ist weiter kein Uebel! genug, daß dieser Schatz unberührt ist, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelassen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn gestern Abend, da es so heiß war, zogen wir uns in der Werkstatt aus und ließen unsere Kleider daselbst.

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und sagte: Gehet nur und kleidet euch alle an! ich will es bezahlen. Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache so abgelaufen war; denn was mich so sehr, gegen meine Natur, erschreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geschichte mit dem Dieb nur ersonnen, um den Papst um seine Juwelen zu bringen. Gleich in den ersten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papst schon vor mir gewarnt worden war. Seine Vertrautesten hatten zu ihm gesagt: Wie könnt Ihr, heiligster Vater, die Juwelen von so großem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer ist, mehr an die Waffen als an die Kunst denkt, und noch nicht dreißig Jahre hat. Der Papst fragte, ob jemand von mir etwas wisse, das Verdacht erregen könne? Franz del Nero antwortete: Nein! er hat aber auch noch niemals solche Gelegenheit gehabt. Darauf versetzte der Papst: Ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann, und wenn ich selbst ein Uebel an ihm sähe, so würde ich es nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieses Gesprächs, brachte, so gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geschwind zum Papste, dem Franz del Nero schon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkstatt bestohlen sey, gesagt hatte. Der Papst warf mir einen fürchterlichen Blick zu und sagte mit heftiger Stimme: Was willst du hier? was giebt's? Seht hier eure Juwelen! sagte ich: es fehlt nichts daran. Darauf erheiterte der Papst sein Gesicht und sagte: So sey willkommen! Und indeß er die Arbeit ansah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in so große Angst gesetzt habe. Der Papst kehrte sich einigemal um, mir ins Gesicht zu sehen, und lachte

zuletzt über alle die Umstände, die ich ihm erzählte. Endlich sprach er: Geh und sey ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!

Eilftes Capitel.

Des Autors Feinde bedienen sich der Gelegenheit, daß falsche Münzen zum Vorschein kommen, um ihn bei dem Papste zu verleumden; allein er beweist seine Unschuld zu des Papstes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der seine Werkstatt bestohlen, durch die Spürkräfte seines Hundes. — Ueberschwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche für den Papst. — Mißverstand zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papstes Abwesenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert diesen, den Kelch zu endigen. — Der Papst bei seiner Rückkunft ist über ihn erzürnt. — Außerordentliche Scene zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt.

Indessen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen sich in Rom einige falsche Münzen sehen, die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man sie dem Papst und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er sagte darauf zu dem Münzmeister: Sucht mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken; denn wir wissen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann ist. Jener, der mein großer Feind war, antwortete: Wollte Gott, daß es so wäre! wir haben aber schon einige Spur. Darauf gab der Papst dem Gouverneur von Rom den Auftrag, wo möglich den Thäter zu entdecken; ließ mich kommen, sprach über mancherlei, endlich auch über die Münze, und sagte wie zufällig: Benvenuto, könntest du wohl auch falsche Münzen machen? Ich versetzte, daß ich sie besser machen wollte als alle die Leute, die so ein schändliches Handwerk trieben; denn es wären nur unwissende und ungeschickte Menschen, die sich auf solche schlechte Streiche einließen. Ich verdiente so viel mit meiner wenigen Kunst als ich nur brauchte, und könnte dabei vor Gott und der Welt bestehen, und wenn ich falsche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal so viel als bei meinem ordentlichen Gewerbe verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drei Scudi gewann; denn so hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeister feindete mich an, weil er sie gerne wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papst merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen

hatte, daß man auf mich Acht geben und mich nicht aus Rom lassen sollte, befahl er nunmehr, die Untersuchung weiter fortzusetzen und sich um mich nicht zu bekümmern; denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papst sie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bei der Münze selbst, und zugleich mit ihm wurde ein Mitschuldiger eingezogen.

An demselbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thüre des obersten Häschers kam, stürzte mein Hund mit großem Gebelle ins Haus und fiel einen jungen Menschen an, den ein gewisser Goldschmied von Parma, Namens Donnino, als des Diebstahls verdächtig, hatte einziehen lassen. Sie waren eben im Wortwechsel begriffen: der junge Mensch läugnete keklich alles ab, und Donnino schien nicht Beweise genug zu haben; nun fiel noch der Hund mit solcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häscher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen lassen, um so mehr, als unter diesen ein Genueser war, der seinen Vater kannte. Ich trat hinzu, und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf sich aufs neue dem Menschen an den Hals, so daß sie mir zuriefen: Wenn ich den Hund nicht wegnähme, so würden sie mir ihn todtschlagen.

Ich riß den Hund ab, so gut ich konnte, und als der Mensch weggehen wollte, fielen ihm einige Papiertüten aus der Jacke, die Donnino für sein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter; da rief ich aus: Das ist der Dieb, der meine Werkstatt erbrochen hat; mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich ihn zu schonen, und versprach mir alles das Meinige zurück zu geben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und Ringe wieder, und in der Verwirrung 25 Scudi darüber; dabei bat er um Gnade, ich aber sagte, er sollte Gott um Gnade bitten; ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und erlebte bald, daß der falsche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehenkt, sein Mitschuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der genuesische Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienst den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Wasserfluth

eintrat, durch welche ganz Rom überschwemmt wurde. Es war schon gegen Abend, als das Wasser noch immer wuchs; meine Werkstatt lag niedrig, wie die Bänke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Gesellen, stieg barfuß zu meinen hintersten Fenstern heraus, watete, so gut ich konnte, durch das Wasser und suchte auf Monte Cavallo zu kommen; daselbst bat ich Herrn Johann Gaddi, der mein großer Freund war, mir diesen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief sich das Wasser; ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte, durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes, großen Ruhm; denn man behauptete, es sey die schönste Arbeit, die noch jemals dieser Art in Rom gesehen worden.

Nun brachte ich sie dem Papst, der mich nicht genug rühmen und preisen konnte und ausrief: Wenn ich ein reicher Kaiser wäre, wollte ich meinem Benvenuto so viel Land geben, als er mit den Augen erreichen könnte: so aber sind wir heut zu Tage nur arme bankerutte Kaiser; doch soll er haben, so viel er bedarf.

Ich ließ den Papst seine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter seinen Leibtrabanten, die eben vacant war. Er versetzte, daß er mir was Besseres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir diese Stelle nur einstweilen zum Miethpfennig geben. Lachend versetzte der Papst, er sey es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienst thun solle, und um die übrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige Freiheiten zugestehen, um die sie ihn gebeten hätten. Dieser Trabantendienst brachte mir jährlich über 200 Scudi ein.

1532. 1533.

Nachdem ich dem Papst eine Weile mit verschiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich sogleich, nebst einem Modell, zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs; statt des Fußes hatte ich drei runde Figuren, Glauben, Hoffnung und Liebe, unter dem Kelche angebracht; sie standen auf einem Untersatze, auf welchem halb erhoben die Geburt und Auferstehung Christi, sodann die Kreuzigung Petri, wie man mir befohlen

hatte, zu sehen war. Indem ich an dieser Arbeit fortfuhr, wollte der Papst sie öfters sehen; allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte, mich irgend besser zu versorgen. Daher, als einst die Stelle eines Frate del Piombo vacant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papst, der sich nicht mehr der Entzückung erinnerte, in die er über mein voriges vollendetes Werk gerathen war, sagte zu mir: Eine Pfründe del Piombo trägt 800 Scudi ein; wenn ich dir sie gäbe, würdest du nur deinem Leibe wohlthun, deine schöne Kunst vernachlässigen, und man würde mich tadeln. Darauf antwortete ich sogleich: Die Katzen guter Art mausen besser, wenn sie fett, als wenn sie hungerig sind; so auch rechtschaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn sie eines reichlichen Lebens genießen, und ein Fürst, der solche Männer in Wohlstand versetzt, pflegt und nährt die Künste selbst, die, bei einer entgegengesetzten Behandlung, nur langsam und kümmerlich fortwachsen. Und ich will Ew. Heiligkeit nur gestehen, daß ich mir auf diese Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabantendienst erhielt. Geben Ew. Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten kunstreichen Manne, nicht einem unwissenden, der seinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beispiel an Papst Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren, er gab dem trefflichen Baumeister Bramante eine solche Pfründe. Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebastian, der venetianische Maler, hervor und sagte: Wenn Ew. Heiligkeit diese Pfründe jemand zu geben gedenken, der sich in den Künsten Mühe giebt, so darf ich bitten mich dadurch zu beglücken. Darauf antwortete der Papst: Läßt sich doch der verteufelte Benvenuto auch gar nichts sagen! Ich war geneigt sie ihm zu geben; er sollte aber mit einem Papste nicht so stolz seyn; doch weiß ich nicht, was ich thun soll. Hierauf bat der Bischof von Vasona für den gedachten Sebastian und sagte: Heiliger Vater! Benvenuto ist jung und der Degen an der Seite kleidet ihn besser als der geistliche Rock. Geben Ew. Heiligkeit diese Stelle dem geschickten Sebastian, und Benvenuto kann immer noch etwas Gutes, das vielleicht schicklicher ist, erhalten. Da wandte sich der Papst zu Herrn Bartholomäus Valori und sagte zu ihm: Wenn ihr Benvenuto begegnet, so sagt ihm, daß er dem Maler Sebastian die Pfründe verschafft hat; aber er soll wissen, daß die erste bessere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht ist. Inzwischen soll er sich gut halten und meine Arbeit endigen.

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße; zwei Fackelträger gingen vor ihm her; er eilte zum Papst, der ihn hatte rufen lassen. Er blieb stehen und sagte mit großer Freundlichkeit alles, was ihm der Papst aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: Mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich diese Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeste Hoffnung habe vom Papste etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwies mir, daß ich die Anträge eines Papstes nicht besser zu schätzen wisse. Ich antwortete: Da ich weiß, daß ich nichts haben werde, so wäre ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte. Und so schieden wir auseinander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papst meine kühnen Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht: denn ich ward in zwei Monaten nicht gerufen, und ich ging auf keine Weise nach dem Palaste.

Der Papst, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag nachzusehen, was ich mache. Das gute Männchen kam alle Tage und sagte mir etwas Freundliches; und so that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papst nach Bologna verreisen wollte und sah, daß ich von freien Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verstehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen solle; denn er wollte sehen, wie weit ich gekommen sey. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeiert hatte, und bat den Papst daß er mir 500 Scuti da lassen sollte, theils auf Rechnung meines Verdienstes, theils weil mir noch Geld fehlte, um das Werk zu vollenden. Der Papst sagte darauf: Mach's nur erst fertig. Und ich antwortete im Fortgehen, wenn er mir Geld ließe, so sollte es nicht fehlen.

Bei seiner Abreise nach Bologna ließ der Papst den Cardinal Salviati als Legaten von Rom zurück, und gab ihm den Auftrag die Arbeit bei mir zu betreiben, indem er sagte: Benvenuto ist ein Mann, der sich aus seinem Talent wenig macht, und eben so wenig aus uns; deßhalb müßt ihr ihn anfeuern, so daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wiederkomme. Da schickte nach Verlauf von acht Tagen diese Bestie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich sollte meine Arbeit mitbringen: ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf sagte er zu mir: Wo hast du dein Zwiebelmuß? ist's fertig? Darauf antwortete ich: Hochwürdigster Herr, mein Zwiebelmuß ist nicht fertig, und wird nicht fertig werden, wenn ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Esel als einem Menschen ähnlich sah, noch um

die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief: Ich werde dich auf die Galeere setzen, daß du Zeit hast deine Arbeit zu vollenden! Da ward ich denn mit dieser Bestie auch bestialisch und sagte: Gnädiger Herr! Wenn ich durch Uebelthaten die Galeere verdiene, dann werdet ihr mich darauf setzen; aber gegenwärtig fürchte ich sie nicht! Und was mehr ist, so betheure ich, daß ich, eben um Ew. Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir; denn ich komme nicht mehr her, ihr müßtet mich denn durch die Häscher holen lassen.

Darauf schickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im Guten zur Arbeit bereden zu lassen; dagegen ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ, er möchte mir Zwiebeln schicken, damit mein Zwiebelmuß fertig werden könnte, und so mußte er zuletzt an dieser Cur verzweifeln.

Der Papst kam von Bologna zurück und fragte sogleich nach mir; denn der Cardinal hatte schon das Schlimmste, was er konnte, von mir geschrieben. Der Papst war in unglaublicher Wuth und befahl, ich solle mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwischenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmste Ursache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können: ich fürchtete wirklich blind zu werden, und hatte darauf schon meine Rechnung gemacht. Da ich nun so zum Papst ging, dachte ich auf meine Entschuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich sie vorbringen wollte, indeß der Papst die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht: denn sobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und sagte: Gieb die Arbeit her! ist sie fertig? Schnell deckte ich sie auf, und er fuhr mit größerer Wuth fort: Bei dem wahrhaftigen Gott schwöre ich dir — denn du glaubst dich nicht um mich bekümmern zu dürfen — hielte mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließe dich und das Werk zu diesem Fenster hinauswerfen. Da ich nun sah, daß der Papst eine so schlimme Bestie geworden war, dachte ich darauf mich sachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu schelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und sagte murmelnd: Könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer solchen Arbeit nicht das Vermögen geben! Darauf erhob der Papst seine Stimme noch mehr und rief: Komm her! was sagst du? Ich war im Begriff fort- und die Treppe hinunterzuspringen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Kniee, und weil er zu schreien nicht aufhörte, schrie ich auch und rief: Wenn ich

zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten? Darauf antwortete er: Du haſt dich doch hierher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgeben wahr ſey. Da ich nun hörte, daß er ſeine Stimme mäßigte, verſetzte ich: Laſſen Sie es durch Ihren Arzt unterſuchen, und Sie werden die Wahrheit finden! Darauf ſagte er: Ich will ſchon erfahren, wie es mit dir ſteht. Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: An dieſem großen Uebel iſt nur der Cardinal Salviati Schuld; denn ſobald Ew. Heiligkeit verreist waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuß und drohte mir mit der Galeere. Die Gewalt dieſer niederträchtigen Worte war ſo groß, daß mir auf einmal vor heftiger Leidenſchaft das ganze Geſicht brannte, und mir eine ſo unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hauſe nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mir's wie ein Staar vor beide Augen: ich ſah faſt nichts und mußte die Arbeit ſtehen laſſen.

Nachdem ich alſo geſprochen, ſtand ich auf und ging in Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papſt habe geſagt: Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verſtand und Betragen! Ich habe dem Cardinal nicht befohlen, daß er ſo hart verfahren ſollte. Mein Leibarzt ſoll ſeine Augenkrankheit, unterſuchen, und wird ſie wahr befunden, ſo muß man Nachſicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papſtes und voller Verdienſte, war eben gegenwärtig; er fragte wer ich ſey? Heiliger Vater! ſagte er, ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in ſo großem Zorn und alsbald wieder in ſo großem Mitleiden und wahrer Theilnahme geſehen habe. Wer iſt der Mann? Und da Ew. Heiligkeit ſehr viel an ihm gelegen ſcheint, ſo kann ich ihm ein Geheimniß lehren, wodurch ſeine Augen geheilt werden ſollen. Der Papſt antwortete: Das iſt der größte Meiſter, der jemals in ſeiner Kunſt geboren worden iſt; ich will euch gelegentlich ſeine Arbeit zeigen, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn etwas zu ſeinem Beſten geſchehen kann.

Nach drei Tagen ließ mich der Papſt rufen, als er eben geſpeiſet hatte: jener Edelmann war gegenwärtig, und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber dieſer mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbeigebracht wurde, wuchs ſeine Verwunderung; er ſah mir ins Geſicht und ſagte: Er iſt jung genug und kann es noch weiter bringen. Darauf

erkundigte er sich nach meinem Namen. Benvenuto heiße ich, versetzte ich darauf. Er aber sagte: Dießmal bin ich für dich willkommen! Nimm Lilie, mit Stängel und Blume, und distillire sie bei gelindem Feuer; mit dem Wasser das du gewinnst, salbe dir die Augen mehrmals des Tages und du wirst gewiß von deinem Uebel genesen. Aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Wasser fortfahren. Der Papst sagte mir einige freundliche Worte, und ich ging halb getröstet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das schöne Mädchen Schuld seyn, das ich bei mir hatte, als ich bestohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, alsdann zeigte sie sich mit Gewalt auf einmal; sie äußerte sich aber nicht wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit rothen Bläschen, so groß wie Pfennige, überdeckt. Die Aerzte wollten das Uebel nicht anerkennen was es war, ob ich ihnen gleich die Ursache und meine Vermuthung angab. Eine Zeit lang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln; aber es half mir nichts; doch zuletzt entschloß ich mich das Holz zu nehmen, gegen den Willen dieser, welche man für die ersten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich diese Medicin eine Zeit lang mit großer Sorgfalt und Diät genommen hatte, fühlte ich große Linderung, so daß ich nach Verlauf von fünfzig Tagen mich geheilt und gesund wie ein Fisch fühlte.

Darauf, da es gegen den Winter ging und ich mich von dem was ich ausgestanden hatte, wieder einigermaßen erholen wollte, nahm ich meine Büchse hervor, und ging auf die Jagd, setzte mich dem Regen und dem Winde aus, und hielt mich in den Niederungen auf, so daß in wenig Tagen mich ein zehnfach größeres Uebel befiel als das erste gewesen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte, und ward von ihren Arzneien abermals viel schlimmer. Es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Aerzte widersetzten sich und versicherten, wenn ich die Cur während des Fiebers anfinge, so würde ich in acht Tagen todt seyn; ich that es aber doch mit derselbigen Ordnung und Vorsicht wie das erstemal. Nachdem ich vier Tage dieses heilige Wasser des Holzes getrunken hatte, verlor sich das Fieber ganz und gar, und ich spürte die größte Besserung.

Unter dieser Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Reichs, und es gelangen mir schönere Dinge und bessere Erfindungen in

den Wochen dieſer Faſten und Enthaltſamkeit als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt, und ſuchte nun meine Geſundheit recht zu befeſtigen; dabei verſäumte ich nicht, ſowohl an dem bewußten Werke als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Zwölftes Capitel.

Geſchichte eines Goldſchmieds von Mailand, der zu Parma als falſcher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieſer Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal ſendet ihn nach Rom, als einen geſchickten Künſtler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papſt in Arbeit geſetzt, welches dem Autor ſehr unangenehm iſt. Pompeo von Mailand verleumdet ihn, er verliert ſeine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwiſchen ihm und dieſer Magiſtratsperſon. — Der Gouverneur, durch einen Kunſtgriff, überredet ihn den Kelch dem Papſte auszuliefern, der ihn dem Autor zurückſchickt, mit Befehl das Werk fortzuſetzen.

Um dieſe Zeit ward Cardinal Salviati, der mich ſo ſehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daſelbſt wurde eben ein Mailändiſcher Goldſchmied, Tobias genannt, als ein falſcher Münzer eingezogen. Man hatte ihn zum Strick und Feuer verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, ſich dieſen trefflichen Mann vorſtellen ließ. Der Legat verſchob darauf die Vollziehung, ſchrieb den Verfall an den Papſt, rühmte gedachten Tobias als den erſten Goldſchmied von der Welt, und gab ihm das Zeugniß, er ſey ein einfältiger guter Mann, der durch ſeinen Beichtvater, den er um Rath gefragt und der ihm dieſe Handlung erlaubt, eigentlich falſch geführt worden ſey. Sodann könne der Papſt, wenn er einen ſo geſchickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am beſten demüthigen.

Der Papſt ließ gedachten Tobias ſogleich kommen, und nachdem er uns beide vor ſich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am beſten gefaßt werden könnte? Er beſaß ein ſolches von der größten Schönheit; es war für 17,000 Kammerducaten verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich ſchenken, aber vorher reich mit Golde verzieren laſſen.

Wir trugen beide unſere Zeichnungen, ſobald ſie fertig waren, zum

Geſtehſt du mir's aber ins Geſicht,
In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen
Als des Feindes Verdienſt erkennen.

„Hat man das Gute dir erwiedert?"
Mein Pfeil flog ab, ſehr ſchön befiedert,
Der ganze Himmel ſtand ihm offen,
Er hat wohl irgendwo getroffen.

„Was ſchnitt dein Freund für ein Geſicht?
Guter Geſelle, das verſteh' ich nicht.
Ihm iſt wohl ſein ſüß Geſicht verleidet,
Daß er heut ſaure Geſichter ſchneidet.

Ihr ſucht die Menſchen zu benennen,
Und glaubt am Namen ſie zu kennen.
Wer tiefer ſieht geſteht ſich frei,
Es iſt was Anonymes dabei.

Mancherlei haſt du verſäumet:
Statt zu handeln, haſt geträumet,
Statt zu denken, haſt geſchwiegen,
Solltest wandern, bliebeſt liegen.

Nein, ich habe nichts verſäumet!
Wißt ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Papste. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgestellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingesteckt werden sollte; statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten über diese schwache Erfindung auf eine bescheidene Weise zu lachen. Der Papst bemerkte es und sagte: Laß nur deine Zeichnung sehen! Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgestellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirsches genommen hatte; er war mit einer schönen Art von Schleier und andern gefälligen Zierrathen bereichert. Darauf sollte das Horn eingepaßt werden. Jedermann, der diese Erfindung sah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von großem Ansehen gegenwärtig, die dem Papst einredeten und vorstellten, er wolle ja das Werk nach Frankreich senden: die Franzosen sehen rohe Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einsehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung besser einleuchten, die auch geschwinder ins Werk gesetzt seyn würde; mittlerweile könne Benvenuto sich an den Kelch halten; zwei Arbeiten würden auf einmal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umsonst berufen worden. Der Papst, der Verlangen hatte seinen Kelch vollendet zu sehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir sagen, ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünsche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wäre, so wollte ich ihn wohl ohne weitere Beihülfe zu Stande bringen. Darauf versetzte der pöbelhafte Hofmann: Verlange nur kein Gold vom Papst; denn er geräth sonst in den größten Zorn, und wehe dir danach! Ich antwortete darauf: Lehrt mich ein wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieses Werk nicht fertig werden. Diese Worte verdrossen ihn: er drohte mir, dem Papst alles zu hinterbringen und that es auch; der Papst brach in eine bestialische Wuth aus und sagte, er wolle doch sehen, ob ich so toll sey, mich dieser Arbeit zu weigern. So gingen zwei Monate vorbei, in denen ich, ungeachtet meiner Drohung, mit großer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papst sah, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äußerst ungünstig und drohte mich auf jede Weise zu züchtigen.

Eben war ein gewisser mailändischer Goldschmied gegenwärtig, mit Namen Pompeo und ein Vetter Verwandter eines gewissen Herrn Trajans, eines sehr begünstigten Dieners des Papstes; beide sagten einstimmig: Wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen, so wird ihm die Lust schon

kommen den Kelch zu endigen. Darauf versetzte der Papst: Es würden vielmehr daraus zwei Uebel entstehen: ich würde bei der Münze übel bedient seyn, und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beiden Mailänder ließen aber doch nicht ab und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und sie einem jungen Menschen von Perugia gab.

Pompeo kam selbst, mir im Namen Seiner Heiligkeit zu sagen, daß ich die Münze verloren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, sollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: Sagt Seiner Heiligkeit, die Münze hat er sich, nicht mir genommen. Und so wird es auch mit den andern Dingen gehen. Und sagt nur, wenn er mir die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich sie nicht annehmen. Dieser abscheuliche mißgünstige Mensch eilte, was er konnte, alles dem Papste wieder zu sagen, wobei er gewiß von dem Seinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen schickte der Papst denselbigen Menschen zu mir und ließ mir sagen, er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit, so weit wie sie gegenwärtig gekommen sey. Darauf antwortete ich: Das ist nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann, wenn er will; 500 Scudi habe ich von ihm empfangen, und die will ich sogleich zurückzahlen; das Werk ist aber mein, und ich will damit nach Vergnügen schalten. Darauf sagte ich ihm noch einige beißende Worte, die sich auf ihn bezogen, und er eilte dem Papst alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreier Tage kamen zwei Kämmerlinge des Papstes zu mir, vornehme und von Seiner Heiligkeit sehr begünstigte Personen. Sie sagten zu mir: Benvenuto, du hast bisher gewagt den Papst aufzuziehen, und willst keinen vernünftigen Vorstellungen Gehör geben. Höre nun! Giebst du ihm sein Werk nicht heraus, so haben wir Befehl dich ins Gefängniß zu führen. Darauf sah ich ihnen fröhlich ins Gesicht und sagte: Meine Herren! Wenn ich dem Papste dieß Werk gäbe, so gäbe ich ihm mein Werk, und nicht das seinige; und ich habe nicht Lust es herauszugeben, denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt so weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwissenden Bestie gerathe, die es mit wenig Mühe verdürbe.

Es war bei dieser Unterredung auch jener Goldschmied Tobias gegenwärtig, der sich unterstand von mir sogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber sagte ihm, was solch ein elender Mensch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beiden Herren in mich drangen und verlangten, ich ſolle mich eilig entſchließen, ſagte ich ihnen, daß ich ſchon entſchloſſen ſey, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Crucifix und ſagte, mit der Mütze in der Hand: Gnädiger, unſterblicher, gerechter und heiliger Erlöſer! Alles was du thuſt und zuläſſeſt, geſchieht nach deiner großen, unvergleichbaren Gerechtigkeit. Du weißt daß ich ungefähr in das Lebensalter gelange, welches du auch erreicht haſt, und ich habe bis hierher um keiner Urſache willen mich ins Gefängniß begeben müſſen: iſt es aber gegenwärtig dein Wille, daß ich dieſe Schmach erdulde, ſo danke ich dir auch dafür und übernehme ſie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und ſagte mit einem ſpottenden Lächeln: Meinesgleichen verdiente wohl keine geringern Häſcher als ihr ſeyd, meine Herren! So nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich wohin ihr wollt.

Dieſe äußerſt artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Geſprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotti hieß. Wir fanden bei ihm den Fiscal; ſie hatten uns beide erwartet. Die beiden Herren Kämmerlinge ſagten lachend: Hier bringen wir euch dieſen Gefangenen; nehmt ihn wohl in Acht! Wir haben uns genug erluſtigt, indem wir euren Leuten ins Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dieß ſeine erſte Gefangenſchaft ſey, durch Häſcher unſerer Art abgeführt werden müſſe. Sie eilten darauf zum Papſt und erzählten ihm alle Umſtände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er ſich aber Gewalt an und lachte; denn es waren viele Herren und Cardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünſtigten.

Indeſſen beſchäftigten ſich der Gouverneur und der Fiscal mit mir; bald drohten ſie, bald ermahnten ſie, bald wollten ſie mir rathen. Sie ſagten, es ſey natürlich, daß, wenn einer von einem andern eine Arbeit machen laſſe, ſo könne er ſie auch, nach ſeinem Belieben, auf jede Weiſe wieder zurücknehmen. Dagegen verſetzte ich, daß das keineswegs gerecht ſey, und daß ein Papſt das nicht thun könne; denn er ſey nicht von der Art gewiſſer tyranniſcher Herrchen, die ihrem Volk das Schlimmſte, was ſie nur können, anzuthun fähig ſind, und weder Geſetz noch Gerechtigkeit beobachten; dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Chriſti nicht üben. Darauf ſagte der Gouverneur mit gewiſſen häſchermäßigen Gebärden und

Worten die ihm eigen waren: Benvenuto! Benvenuto! du gehſt darauf aus, daß ich dich nach Verdienſt behandeln ſoll. So werdet ihr mir alle Ehre und Höflichkeit widerfahren laſſen! Schicke ſogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweite Wort! Darauf ſagte ich: Meine Herren, erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe. Der Fiscal, der ein beſcheidenerer Büttel als der Gouverneur war, wendete ſich zu ihm und ſagte: Gnädiger Herr: vergönnt ihm hundert Worte. Wenn er nur das Werk herausgiebt, ſo haben wir genug. Darauf ſagte ich: Wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern ließe, ſo könnte er zum Meiſter, der ihn ſchlecht bediente, mit Gerechtigkeit ſagen: Gieb mir mein Haus, ich will nicht, daß du mir daran arbeiten ſollſt! er könnte ihm ſeine Arbeit bezahlen und ihn wegſchicken. Auch wenn einer einen koſtbaren Edelſtein wollte faſſen laſſen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach ſeinem Willen, der könnte ſagen: Gieb mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht. Aber hier iſt nicht von dieſer Art die Rede; denn es iſt weder ein Haus noch ein Edelſtein, und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die 500 Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe. Und ſo, gnädiger Herr, thut was ihr könnt, von mir erhaltet ihr nichts als die 500 Scudi; und das mögt ihr dem Papſt ſagen! Eure Drohungen machen mir nicht die mindeſte Furcht; ich bin ein ehrlicher Mann und bei meinen Handlungen wird mir nicht bange.

Der Gouverneur und Fiscal ſtanden auf und ſagten mir, daß ſie zum Papſte gingen, und der Auftrag, mit dem ſie wahrſcheinlich wieder kämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf und ab, und ſie verzogen faſt drei Stunden. Indeſſen beſuchten mich alle die vornehmſten florentiniſchen Kaufleute und baten mich inſtändig, ich ſolle nicht mit einem Papſte rechten; denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf, daß ich feſt entſchloſſen ſey und wiſſe was ich zu thun habe.

Sobald der Gouverneur mit dem Fiscal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und ſagte: Der Auftrag den ich vom Papſte habe, thut mir ſelbſt leid; ſchaffe das Werk ſogleich her, oder erwarte was dir begegnen kann! Darauf antwortete ich: Bis auf dieſe Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Chriſti eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es ſehe; thut daher was ihr nicht laſſen könnt. Der Gouverneur verſetzte nochmals: Ich habe dir vorerſt noch zwei

Bayerische Staatsbibliothek

Worte vom Papſte zu ſagen, und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papſt befiehlt, du ſollſt mir die Arbeit hierher bringen: ſie ſoll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und verſiegelt werden, ich ſoll ſie hinbringen, und er verſpricht, bei Treu und Glauben, daß er ſie nicht eröffnen, ſondern ſie dir ſogleich zurückgeben will; aber ſo ſoll es ſeyn um ſeiner eigenen Ehre willen. Darauf antwortete ich lächelnd: Herzlich gern will ich mein Werk auf dieſe Weiſe hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu und Glaube eines Papſtes beſchaffen iſt. So ſchickte ich nach meiner Arbeit, ſiegelte ſie, wie er's verlangte und gab ſie hin.

Als der Gouverneur zum Papſte zurückkam, nahm dieſer die Schachtel, wie jener mir nachher ſelbſt erzählte, wendete ſie einigemale um und fragte ſodann den Gouverneur, ob er die Arbeit geſehen habe. Darauf ſagte dieſer: Ja! ſie ſey in ſeiner Gegenwart verſiegelt worden, und verſicherte dabei, die Arbeit habe ihm höchſt bewundernswerth geſchienen. Darauf verſetzte der Papſt: Sage Benvenuto, die Päpſte haben Gewalt viel größere Dinge denn dieſes zu löſen und zu binden; und indem er dieſes mit einigem Verdruß zu ſagen ſchien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öffnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugſam betrachtet hatte, zeigte er ſie Tobias, dem Goldſchmied, der ſie ſehr lobte, und als der Papſt ihn fragte, ob er nunmehr, da er das Werk geſehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle, mit Ja antwortete und vom Papſte Befehl erhielt, ſich ganz danach zu richten. Darauf wendete ſich der Papſt zum Gouverneur und ſagte: Seht, ob Benvenuto euch das Werk überlaſſen will! Bezahlt es ihm ſo hoch als es ein Kenner ſchätzen mag; will er es ſelbſt endigen und einen Termin ſetzen, ſo ſucht mit ihm übereinzukommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf. Darauf ſagte der Gouverneur: Heiliger Vater! Ich kenne die fürchterliche Art dieſes jungen Mannes; erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weiſe zu Leibe gehe. Darauf erwiederte der Papſt, mit Worten ſollte er thun was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen die 500 Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen, und ſagte zu mir mit einem Häſcherblick: Die Päpſte haben Gewalt die ganze Welt zu binden und zu löſen, und das wird ſogleich im Himmel

gutgeheißen. Hier iſt dein Werk offen zurück; Seine Heiligkeit hat es geſehen. Darauf erhob ich die Stimme und rief: Nun weiß ich doch, wie Treu und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt! Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte, daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen, und ſagte mit einer etwas ſanftern Art: Benvenuto, es thut mir leid, daß du dein Beſtes nicht einſehen willſt. So gehe denn hin, und bringe die 500 Scudi dem Juwelier Pompeo. So trug ich mein Werk fort, und brachte ſogleich die 500 Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig den Faden meiner Knechtſchaft wieder anzuknüpfen, geheißt, ich ſollte nicht im Stande ſeyn ſogleich das Geld zu überliefern. Als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, ſchimpfte er und ärgerte ſich, daß die Sache ſo abgelaufen war; dann ſagte er: gehe und ſuche Benvenuto in ſeiner Werkſtatt auf; ſage ihm, er ſolle mir das Werk zu einer Monſtranz fertig machen, daß ich am Frohnleichnam das Hochwürdige darin in Proceſſion tragen kann; er ſoll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur ſoll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir, nach ſeiner Art, die ungeſchickteſten Eſelscareſſen, und ſagte mir die Worte des Papſtes wieder. Darauf antwortete ich ſchnell: Ich kann mir keinen größern Schatz in der Welt wünſchen, als wenn ich die Gnade eines ſo großen Papſtes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verloren habe, ſondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewiſſer neidiſcher Menſchen, denen es eine Freude macht Böſes zu ſtiften. Hat doch der Papſt eine Menge Diener! Er ſoll mir euch nicht mehr ſchicken, um eures Heils willen, und ihr könnt euch nur in Acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienſt des Papſtes denken und alles thun was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was ihr dem Papſt über mich geſagt habt, und miſcht euch nicht in meine Angelegenheiten; denn eure Fehler ſollen euch noch verdientermaßen gereuen. Alles dieſes hinterbrachte der Menſch dem Papſte auf eine beſtialiſche Weiſe, und ſo blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner Werkſtatt und trieb mein Geſchäft.

Tobias, der Goldſchmied, hatte indeſſen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach ſeiner Art vollendet; dann befahl ihm der Papſt, er ſolle einen Kelch, nach der Weiſe des meinen, den er geſehen hatte, ſogleich anfangen, und ließ nach einiger Zeit ſich die Arbeit zeigen, und als

ſie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich mit mir gebrochen zu haben; er ſchalt auf die Werke des Tobias und auf alle, die ihn empfohlen hatten. Mehrmals ſchickte er mir darauf den Baccino della Croce, und ließ mich wegen der Monſtranz mahnen. Ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur ſo lange ausruhen laſſen, bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt ſey, wieder erholt hätte; ich würde aber indeſſen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande ſey, bloß zu Ihrem Dienſte widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich porträtirt und arbeitete in meinem Hauſe heimlich an einer Medaille für ihn. In meiner Werkſtatt aber hielt ich zu der Zeit einen Geſellen, der ehemals mein Lehrkurſch geweſen war und ſich Felix nannte.

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Der Autor verliebt ſich in eine ſicilianiſche Courtiſane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geſchwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten. — Er wird mit einem ſicilianiſchen Prieſter bekannt, der ſich mit Zauberei abgiebt. — Ceremonien, deren er ſich bedient. — Der Autor iſt bei den Beſchwörungen gegenwärtig, in Hoffnung ſeine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beſchwörung. — Ihm wird verſprochen, er ſoll Angelica innerhalb eines Monats wiederſehen. — Streit zwiſchen ihm und Herrn Benevette, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papſt, der Autor habe den Goldſchmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu laſſen. Er entflieht und begiebt ſich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Soloſmeo den Bildhauer.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerin von der größten Schönheit verliebt; auch ſie zeigte, daß ſie mir ſehr wohl wolle; die Mutter aber, welche unſere Leidenſchaft bemerkt hatte, und ſich vor unſern Abſichten fürchtete — denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen — kam mir zuvor, ging Nachts aus Rom, und ließ mir vorſpiegeln, als wenn ſie nach Civitavecchia den Weg genommen hätte; ſie begab ſich aber auf Oſtia, und von da nach Neapel. Ich eilte gerade auf Civitavecchia, und beging unglaubliche Thorheiten, um ſie wieder zu finden. Es wäre zu umſtändlich dieſe Dinge hier zu erzählen; genug, ich war im Begriff toll zu werden oder zu ſterben. Sie ſchrieb mir nach zwei Monaten, daß ſie ſich in Sicilien ſehr mißvergnügt befinde. Indeſſen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene los zu werden.

Unter ſolchen Ausſchweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewiſſen ſicilianiſchen Geiſtlichen Freundſchaft gemacht; er war von dem erhabenſten Geiſte und wohl im Lateiniſchen und Griechiſchen erfahren. Einsmals,

durch eine besondere Wendung des Gesprächs, kamen wir auch auf die Zauberei zu reden, und ich sagte, wie sehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte irgend etwas von dieser Kunst zu sehen oder zu spüren. Darauf versetzte der Priester: Zu einem solchen Unternehmen gehört ein starkes und sicheres Gemüth. Ich versetzte, daß ich die Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn sich nur die Art und Weise fände ein solches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Priester: Wenn dir am Anschauen solcher Dinge genug ist, so will ich deine Neugierde sättigen. Wir wurden eins, das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte sich der Priester bereit, indem er mir sagte, ich solle einen, auch zwei Gefährten suchen. Da rief ich Vincenz Romoli, meinen besten Freund, welcher einen Pistolesel mit sich nahm, der sich auch auf die Schwarzkünstelei gelegt hatte. Wir gingen zusammen ins Coliseum; dort kleidete sich der Priester nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde mit den schönsten Ceremonien, die man sich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zassetika (Assa foetida) mitbringen lassen, kostbares Räucherwerk und Feuer, auch böses Räucherwerk.

Da alles in Ordnung war, machte er das Thor in den Cirkel und führte uns bei der Hand hinein; dem andern Schwarzkünstler befahl er das Räucherwerk nach Bedürfniß ins Feuer zu werfen; uns überließ er die Sorge das Feuer zu unterhalten und die Spezereien darzureichen; dann fing er seine Beschwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erschienen manche Legionen Teufel, so daß das Coliseum ganz voll ward. Ich ward mit den köstlichsten Specereien beschäftigt, und als der Priester eine so große Menge Geister bemerkte, wendete er sich zu mir und sagte: Verlange was von ihnen! Ich versetzte, sie sollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerin wieder zusammen komme.

Diese Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich sehr zufrieden über diese Begebenheit war. Der Nekromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen, und ich würde in allem was ich verlangte, völlig befriedigt werden: aber ich müßte einen unschuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ungefähr zwölf Jahre alt, und berief von neuem Vincenz Romoli, und da ein gewisser Agnolino Gaddi unser Hausfreund war, nahm ich auch diesen mit zu unserer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort; der Nekromant machte wieder seine Vorbereitung, und mit derselben, ja mit einer noch wundersameren Ordnung

brachte er uns in den Cirkel, den er von neuem mit mehr Kunst und Ceremonien bereitet hatte. Vincenz und Agnolino besorgten das Räucherwerk und das Feuer; mir gab er das Pentakel in die Hand und sagte, er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ich's zu wenden hätte. Nun fing der Nekromant die schrecklichsten Beschwörungen an: er rief bei ihren Namen eine Menge solcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beschwur sie, im Namen und Gewalt Gottes, des unerschaffenen, lebendigen und ewigen, und das in hebräischen Worten, auch mitunter in genugsamen griechischen und lateinischen, so daß in kurzer Zeit einhundertmal mehr als bei der ersten Beschwörung erschienen und das ganze Coliseum sich erfüllte. Vincenz Romeli und Gadi unterhielten das Feuer, und sparten das kostbare Räucherwerk nicht; mir aber gab der Nekromant den Rath abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelica seyn möchte. Ich that es, und er wendete sich zu mir und sagte: Hörst du, was sie sprechen? In Zeit eines Monats sollst du bei ihr seyn. Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur festhalten; denn es wären wohl eintausend Legionen mehr, als er verlangt habe, und sie seyen von der gefährlichsten Art: da sie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, so müßte man ihnen freundlich thun und sie geduldig entlassen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pentakel war, zu jammern an, und sagte, es seyen ein tausend der tapfersten Männer beisammen, die uns alle drohten; dann sah es noch vier ungeheure Riesen, bewaffnet und mit der Gebärde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indessen suchte der Nekromant, der vor Furcht zitterte, sie auf die sanfteste und gefälligste Art, so gut er konnte, zu entlassen. Vincenz Romeli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern: ich fürchtete mich so sehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken und sprach ihnen allen Muth zu. Gewiß, ich war halb todt, als ich den Nekromanten in so großer Angst sah. Das Kind hatte den Kopf zwischen die Kniee gesteckt und sagte: So will ich sterben! denn wir kommen um, alle zusammen. Da sagte ich zum Knaben: Diese Creaturen sind alle unter uns, und was du siehst ist Rauch und Schatten: hebe nur die Augen ohne Furcht auf! Das Kind blickte hin, und sagte von neuem: das ganze Coliseum brennt, und das Feuer kommt auf uns los. Es hielt die Hände vors Gesicht, rief, es sey todt und wollte nichts mehr sehen. Der Nekromant empfahl sich mir, bat, ich möchte nur festhalten und stark mit

Heute geh' ich. Komm' ich wieder,
Singen wir ganz andre Lieder.
Wo ſo viel ſich hoffen läßt,
Iſt der Abſchied ja ein Feſt.

Was ſoll ich viel lieben, was ſoll ich viel haſſen;
Man lebt nur vom leben laſſen.

Nichts leichter als dem Dürftigen ſchmeicheln;
Wer mag aber ohne Vortheil heucheln.

„Wie konnte der denn das erlangen?"
Er iſt auf Fingerchen gegangen.

Sprichwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erſt unter ihnen wohnen.

Erkenne dich! — Was ſoll das heißen?
Es heißt: ſey nur! und ſey auch nicht!
Es iſt eben ein Spruch der lieben Weiſen,
Der ſich in der Kürze widerſpricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, ſo muß ich gleich davon.

Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angeſicht nähme.

Andre zu kennen, das mußt du probiren,
Ihnen zu ſchmeicheln oder ſie zu vexiren.

Zaffetika räuchern. Ich wendete mich zu Vincenz, und sagte er möge schnell Zaffetika ausstreuen. Indem so betrachtete ich den Agnolino, der so erschrocken war, daß ihm die Augen in die Quere standen und er halb todt schien. Agnolo! rief ich: hier ist nicht Zeit sich zu fürchten: mache dir was zu thun, rühre dich und streue schnell die Zaffetika. Agnolo, indem er sich bewegen wollte, verunreinigte sich mit so heftigem Getöse, daß die Kraft der Zaffetika nur gering dagegen war; das Kind erhob bei diesem Schall und Gestank ein wenig das Gesicht, und da es mich lächeln sah, erholte es sich ein wenig von seiner Furcht und sagte, sie zögen sich mit Macht zurück.

So blieben wir bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind sagte, nur wenige seyen noch übrig geblieben, und sie stünden von ferne. Der Nekromant vollbrachte nun seine Ceremonien, zog sich aus, nahm seinen großen Pack Bücher zusammen, und wir verließen mit ihm auf einmal den Kreis; einer drückte sich an den andern, besonders hatte sich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Nekromanten bei der Weste und mich beim Ueberkleid hielt. Beständig, bis wir zu unsern Häusern unter den Bänken gelangt waren, versicherte es uns, zwei von denen, die es im Coliseum gesehen habe, spazierten mit großen Sprüngen vor uns her, und liefen bald über die Dächer, bald über die Straßen. Der Nekromant sagte, so oft er auch schon in dem Kreis gewesen, sey ihm doch niemals so etwas Außerordentliches begegnet; er bat mich, daß ich ihm beistehen sollte, denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sey, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden. Die Liebeshändel sehen Eitelkeit und Narrheit, wobei nichts herauskomme. Ich versetzte darauf, daß ich ihm gerne beistehen wollte, wenn ich nur Latein verstünde; er aber versicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne: er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber niemand von so gesetztem Gemüth wie mich, und ich solle mich nur nach seinem Rathe halten. So kamen wir nach Hause und träumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Nekromant des Tages darauf mich wieder sah, sprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen. Darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hätten? Er sagte mir, in weniger als einem Monat würden wir fertig seyn, und der geschickteste Ort wäre in den Bergen von

Norcia. Zwar habe sein Meister auch hier in der Nähe, in den Gebirgen der Abtei Fasta, eine solche Weihe vorgenommen; es hätten sich aber doch solche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen; auch sehen die Bauern daselbst in der Nachbarschaft zuverlässige Leute, nicht ganz unerfahren in diesen Dingen, und könnten uns im Nothfall wichtige Dienste leisten.

So überredete mich der Priester Nekromant um so leichter, als ich zu solchen Dingen schon geneigt war; aber ich sagte ihm, ich wollte zuerst die Medaille für den Papst fertig machen; denn er und niemand anders wußte um diese geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der bestimmten Zeit meine Sicilianerin sehen würde? denn der Termin kam näher heran, und es schien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Nekromant versicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zusammentreffen würde; denn jene hielten Wort, wenn sie auf solche Weise versprächen: ich sollte aber aufmerken und mich vor Händeln in Acht nehmen, die sich dabei ereignen könnten; ich sollte lieber etwas gegen meine Natur erdulden; denn es läge eine große Gefahr nicht weit, es wäre besser für mich, wenn ich mit ihm ginge das Buch zu weihen: auf diese Weise würde die Gefahr vorübergehen, und wir würden beide die glücklichsten Menschen werden.

Ich fing an mehr Lust zu empfinden als er selbst, und sagte zu ihm, es sey nur eben jetzt ein gewisser Meister nach Rom gekommen, Namens Johann da Castel, ein Bologneser, ein trefflicher Mann Medaillen in Stahl zu schneiden, wie ich sie auch machte, und ich wünschte nichts mehr, als mit ihm in die Wette zu arbeiten, mich auch so der Welt zu zeigen, und mit einem solchen Talente lieber als mit dem Schwerte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber sagen was ich wollte, so hörte doch der Priester nicht auf mir anzuliegen, und sagte: Mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die große Gefahr, die dir bevorsteht! Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meine Arbeit so verliebt, daß ich weder an Angelica noch an irgend etwas dachte.

Eines Abends hatte ich mich zur ungewöhnlichen Zeit von meinem Hause nach meiner Werkstatt begeben, woselbst Felix, mein Geselle, alle Arbeiten besorgte: ich blieb nur einen Augenblick dort; denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte. Da

machte ich mich auf, und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein sehr guter Freund, Herr Benedict; er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden der in den Kirchen betete, eines Sienesers. Dieser Benedict war lange in Neapel gewesen, hatte sich darauf in Rom niedergelassen, und besorgte die Geschäfte gewisser Handelsleute von Siena. Mein Geselle hatte ihn öfters gemahnt; denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe schuldig; an eben dem Tage waren sie einander wieder begegnet, und Felix hatte nach seiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herren des Benedict, die zufällig dabei standen. Da sie vernahmen, wie sich die Sache verhalte, schalten sie ihren Factor tüchtig aus und sagten, sie würden sich eines andern bedienen; denn dergleichen Händel wollen sie nicht haben. Benedict entschuldigte sich so gut er konnte, und behauptete, er habe den Goldschmied bezahlt, sagte aber dabei, er sey nicht im Stande, die Tollheit eines Wahnsinnigen zu bändigen. Diese Herren nahmen sein Betragen übel und jagten ihn sogleich weg. Darauf eilte er wüthend nach meiner Werkstatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab sich's, daß wir uns gerade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs freundlichste; er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich sogleich an alles, was mir der Nekromant gesagt hatte, und hielt an mich, was ich konnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu seine Worte mich nöthigten. Herr Benedict! sagte ich, Bruder! entrüstet euch nicht gegen mich! Habe ich euch doch nichts zu Leide gethan, weiß ich doch nichts von dem Vorfall. Habt ihr was mit Felix zu thun, so geht doch, ich bitte euch, und macht's mit ihm aus! er weiß am besten, was zu antworten ist. Ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergestalt anzugreifen, um so mehr, da ihr wißt, daß ich der Mann nicht bin Beleidigungen zu erdulden. Darauf antwortete Benedict: ich wisse um alles, er sey der Mann, mit mir schon fertig zu werden; Felix und ich seyen zwei große Lumpe.

Schon hatten sich viele Leute gesammelt, diesen Streit anzuhören, und, gezwungen durch seine groben Worte, bückte ich mich schnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth — denn es hatte geregnet — und holte aus, ihn ins Gesicht zu treffen; aber er bückte sich, und ich traf ihn mitten auf den Schädel. In dem Kothe stak ein frischer Stein mit

vielen scharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig, für todt auf die Erde, und jedermann, der das Blut so stark herabrieseln sah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwischen daß einige Anstalt machten ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, dessen ich schon öfters erwähnt habe; und als er diesen Mann so übel zugerichtet sah, fragte er, wer ihn geliefert habe? Man sagte, Benvenuto; aber diese Bestie habe es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papst kam, denn er ging wegen einiger Geschäfte dahin, sagte er: Heiligster Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erschlagen; ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen. Da wurde der Papst wüthend und sagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er solle mich fahen und am Orte, da der Todtschlag geschehen sey, sogleich aufhängen lassen.

Ich aber, da ich diesen Unglücklichen auf der Erde sah, dachte sogleich mich zu retten; denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde, und was mir bei dieser Gelegenheit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Gaddi, um mich so geschwind als möglich mit Gott davon zu machen. Herr Johann rieth mir, ich sollte nicht so eilig seyn; manchmal sey das Uebel so groß nicht als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bei ihm wohnte, und ersuchte ihn hinzugehen, um sich nach der Sache zu erkundigen. Indessen erschien ein römischer Edelmann, aus dem Gefolge des Cardinals Medicis, rief mich und den Herrn Johann bei Seite und sagte, sein Herr schicke ihn her, der selbst die Worte des Papstes gehört habe: es sey kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieser ersten Wuth nicht entränne; ich solle mich ja auf kein Haus in Rom verlassen. Der Edelmann entfernte sich sogleich, und Herr Johann sah mich mit thränenden Augen an und rief: Wie traurig, daß ich kein Mittel habe dir zu helfen! Darauf sagte ich: mit der Hülfe Gottes will ich mir schon selbst helfen; nur bitte ich euch, dient mir mit einem eurer Pferde.

Sogleich ließ er mir ein türkisches Pferd satteln, das schönste und beste, das in Rom war. Ich bestieg es und nahm eine Büchse vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen. Da ich nach Ponte Sisto kam, fand ich die sämmtlichen Häscher zu Pferde und zu Fuß: ich mußte aus der Noth eine Tugend machen; herzhaft frischte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frei durch, und so schnell ich konnte, eilte ich nach Palombara, zu Herrn

Savelli, und schickte von da das Pferd an Herrn Johann zurück, ohne ihm jedoch wissen zu lassen, wo ich mich befände. Herr Savelli bewirthete mich zwei Tage aufs freundlichste; dann rieth er mir, ich solle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erste Hitze vorüber sey. Er ließ mich begleiten und auf die neapolitanische Straße bringen. Auf derselben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Solosmeo hieß und nach St. Germano ging, um das Grab Peters von Medicis auf Monte Cassino fertig zu machen. Er sagte mir, daß noch selbigen Abend Papst Clemens einen seiner Kämmerer geschickt habe, um nachzufragen, wie sich gedachter Tobias befinde. Der Abgeordnete habe diesen Mann bei der Arbeit angetroffen, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieses dem Papst hinterbracht wurde, wendete er sich zu Pompeo und sagte: Du bist ein schlechter Mensch; aber ich versichere dich, du hast eine Schlange gekneipt, die dich beißen und dir dein Recht anthun wird! Dann sprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir sehen solle; denn um alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten singend auf Monte Cassino.

Zweites Capitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er seine geliebte Angelica und ihre Mutter. Sonderbare Zusammenkunft dieser Personen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günstig aufgenommen, welcher versuchte ihn in seinen Diensten zu behalten. — Angelica's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals Medicis nach Rom an, da der Papst den Irrthum wegen Tobias Tod schon entdeckt hat. — Besonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von seiner Wunde genesen ist. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens und wartet Seiner Heiligkeit auf. — Was in dieser Audienz begegnet. — Der Papst vergiebt ihm und nimmt ihn in seine Dienste.

Als nun Solosmeo die Arbeit daselbst durchgesehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ungefähr eine halbe Miglie vor der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in sein Gasthaus einlud und versicherte, er sey lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz gewesen; wenn wir bei ihm einkehrten, wolle er uns aufs beste bewirthen. Wir wiederholten öfters, daß wir mit ihm nichts wollten zu schaffen haben; dessen ungeachtet war er bald vor, bald hinter uns, und wiederholte seine Einladung immer mit denselbigen Worten. Endlich war ich seiner Zudringlichkeit

überdrüssig, und um ihn los zu werden, fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerin, Namens Beatrice, nachweisen könne, die eine Tochter habe, welche Angelica heiße; beide seyen Courtisanen. Der Wirth, welcher glaubte, ich hätte ihn zum besten, rief aus: Gott verdamme alle Courtisanen und jeden, der ihnen wohl will! Darauf gab er seinem Pferde die Sporen und eilte von uns weg. Ich freute mich auf so gute Weise die Bestie los geworden zu seyn; aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten, nicht ohne manchen verliebten Seufzer, von meinem Abenteuer sprach, sahen wir den Wirth im Galopp zurückkehren. Es sind zwei oder drei Tage, rief er aus, daß neben meinem Hause ein Weib und ein Mädchen eingezogen sind, die so heißen; ob sie Sicilianerinnen sind, kann ich nicht sagen. Darauf versetzte ich: Der Name Angelica hat so große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bei dir einkehren will. Wir folgten dem Wirth und stiegen bei ihm ab. Eiligst brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus, und fand meine Angelica wirklich daselbst, die mich mit unmäßigen Liebkosungen empfing; ich blieb bei ihr bis den andern Morgen und war glücklicher als jemals. Mitten in diesem Genusse fiel mir ein, daß an diesem Tage gerade der Monat um sey, und daß ich, nach dem Versprechen der bösen Geister, meine Angelica nun besitze. Da denke nun jeder, der sich mit ihnen einläßt, sich die großen Gefahren, durch die ich hatte gehen müssen.

Ob ich gleich noch jung war, so kannte man mich in Neapel doch auch schon als einen Menschen von Bedeutung, und empfing mich aufs beste, besonders Herr Domenico Fontana, ein trefflicher Goldschmied: er ließ mich die drei Tage, die ich in Neapel war, in seiner Werkstatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vicekönig aufwartete, der mich zu sehen verlangt hatte. Seine Excellenz empfingen mich sehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben am Finger hatte; zufälligerweise brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel; denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Vicekönig verlangte ihn zu sehen und wünschte ihn zu besitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich versetzte darauf, indem ich den Ring an seinen Finger steckte, der Diamant sey ihm angenehm, noch angenehmer würde es ihm aber seyn, wenn ich bei ihm bleiben wollte; er

wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden seyn würde. So ward viel Höfliches hin und wieder gesprochen; zuletzt verlangte er den Preis des Edelsteins mit einem Worte zu wissen: ich verlangte 200 Scudi, und Seine Excellenz fanden die Forderung billig und sagten, daß ihnen der Stein um so lieber sey, da ich ihn gefaßt habe; denn sonst könne er nicht eine so treffliche Wirkung thun. Ich versetzte darauf, der Stein sey nicht von mir gefaßt: ich getraute mir, ihm durch eine andere Fassung noch einen viel größern Werth zu geben. Ich drückte sogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Kästchen, putzte ihn und gab ihn dem Vicekönig; er war zufrieden und erstaunt, und gab mir eine Anweisung, worauf mir 200 Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hause kam, fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worin mir gesagt wurde, ich solle wieder nach Rom kommen und gleich bei Seiner Eminenz Palast absteigen. Als ich meiner Angelica den Brief gelesen hatte, bat sie mich mit herzlichen Thränen, ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder sie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn sie mit mir ginge, so wollte ich ihr die 200 Scudi, die ich vom Vicekönig erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter sah, daß wir Ernst machten, trat sie herbei und sagte: So laß mir hundert Scudi, damit ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen. Ich antwortete der Kupplerin, dreißig wolle ich ihr geben, wenn sie meine Angelica mit mir ließe. Diese Bedingung ging sie ein, und Angelica bat mich, ich solle ihr ein Kleid von schwarzem Sammet kaufen, der in Neapel wohlfeil war. Auch das war ich zufrieden; ich schickte nach dem Sammet und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich sey nun völlig gekocht und gar, und verlangte für sich ein Kleid von feinem Tuche, und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und sagte: Meine liebe Beatrice, ist dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe? Sie sagte Nein! Darauf versetzte ich: So ist es mir genug! nahm Abschied von meiner Angelica; sie weinte und ich lachte; wir trennten uns und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieselbe Nacht reiste ich von Neapel weg, damit man mir nicht auflauern und mich berauben sollte, wie es die Gewohnheit von Neapel ist. Und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und Geisteskräften gegen mehrere Räuber wehren, die mir

nachstellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bei seiner Arbeit auf Monte Cassino, und stieg bei dem Gasthause von Adananni ab, um zu Mittag zu essen. Nicht weit von dem Hause schoß ich nach einigen Vögeln und erlegte sie; aber ein Stückchen Eisen am Schloß meiner Büchse verletzte mir bei dieser Gelegenheit die rechte Hand, und so wenig es bedeutete, so gefährlich sah es aus, weil das Blut sehr stark aus der Wunde strömte. Ich stellte mein Pferd in den Stall und stieg auf einen Altan, wo ich viele neapolitanische Edelleute fand, die sich eben zu Tische setzen wollten, und mit ihnen ein junges Fräulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, so stieg hinter mir mein Diener, ein braver Bursche, mit einer großen Partisane in der Hand, herauf, so daß vor uns beiden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute so erschraken, da ohnedem dieser Ort für ein Spitzbubennest bekannt war, daß sie vom Tische aufsprangen und mit großem Entsetzen Gott um Hülfe anriefen. Lachend sagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen schon geholfen; denn ich sey der Mann, sie gegen jeden zu vertheidigen, der sie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beistand, meine Hand zu verbinden. Das schöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold gestickt war, und als ich damit nicht verbunden seyn wollte, riß sie es sogleich in der Mitte durch und verband mich mit der größten Anmuth; sie beruhigten sich einigermaßen, und wir speisten fröhlich. Nach Tische stiegen wir zu Pferde und reisten in Gesellschaft weiter. Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht und ließen mich kluger Weise durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er sollte auch hinten bleiben; ich ritt auf meinem schönen Pferdchen neben dem Fräulein her; wir sprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt. Und so gelangte ich auf die angenehmste Weise nach Rom.

Sogleich stieg ich bei dem Palast Medicis ab, wartete dem Cardinal auf, und dankte ihm für seine Vorsorge; dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß und wo möglich vor der Geldstrafe schützen. Dieser Herr empfing mich aufs beste und sagte mir, ich solle nur ruhig seyn; dann wendete er sich zu einem seiner Edelleute, der Pecci hieß, und sagte ihm, er habe dem Bargell von seinetwegen zu bedeuten, daß er sich nicht unterstehen solle mich anzurühren; dann fragte er wie sich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Pecci sagte, er befinde

sich schlimm und werde sich noch schlimmer befinden; denn er habe versichert, daß er mir zum Verdruß sterben wolle, sobald ich nach Rom käme. Darauf sagte der Cardinal mit großem Lachen: Konnte er uns denn auf keine andere Weise zeigen, daß er von Siena stamme? Alsdann wendete er sich zu mir und sagte: Beobachte, um meinet- und deinetwillen, den äußern Wohlstand, und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht sehen. Dann gehe hin, wohin du willst, und die Narren mögen nach Gefallen sterben. Ich ging nach Hause, um die angefangene Münze mit dem Bild des Papst Clemens fertig zu machen; dazu hatte ich eine Rückseite erfunden, worauf ein Friedensbild zu sehen war. Es war ein Weibchen mit den feinsten Kleidern angethan, welche mit der Fackel in der Hand vor einem Haufen Kriegsrüstungen stand, die wie eine Trophäe verbunden waren: auch sah man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefesselt war; umher stand die Inschrift: **Clauduntur belli portae.** Inzwischen als ich diese Medaille fertig machte, war der Verwundete genesen. Der Papst hörte nicht auf nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in Acht, den Cardinal Medicis zu besuchen, denn so oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas Bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Endlich nahm sich Herr Peter Carnesecchi, ein großer Günstling des Papstes, der Sache an und sagte mir auf eine geschickte Weise, wie sehr der Papst wünsche, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich, daß ich in wenig Tagen Seiner Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergessen, noch unterlassen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig, und ich prägte sie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte sie dem Herrn Peter, der mich sogleich bei dem Papste einführte. Es geschah nach Tische an einem schönen Tage im April; der Papst war im Belvedere, und ich überreichte ihm die Münzen so wie die Stempel; er nahm sie, und sah sogleich die große Gewalt der Kunst ein, zeigte sie Herrn Peter und sagte: Sind die Alten jemals so gut in Münzen bedient gewesen? Und indessen die Gegenwärtigen bald die Medaillen, bald die Stempel beschauten, fing ich mit der größten Bescheidenheit zu reden an und sagte: Wenn das Geschick, das mir unglücklicherweise Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieses Unwillens verhindert hätte, so verloren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener. Die böse lügenhafte Zunge meines größten Feindes

hat Ew. Heiligkeit in so großen Zorn versetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben mich zu fahen und hängen zu lassen; wäre das geschehen, so hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt; denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, soll auf seine Diener nicht so übereilt den schweren Arm fallen lassen, da hinterdrein die Reue nichts helfen kann. Gott hat dießmal den ungünstigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew. Heiligkeit erhalten; ich bitte, künftig nicht so leicht auf mich zu zürnen.

Der Papst fuhr immer fort die Medaillen zu besehen, und hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu; da aber viele große Herren gegenwärtig waren, schämte sich der Papst ein wenig, und um aus dieser Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem solchen Befehle nichts wissen. Da ich das merkte, fing ich von etwas anderem an zu reden, und Seine Heiligkeit sprach von den Münzen und fragte mich, wie ich sie so künstlich hätte prägen können, da sie so groß seyen, als er sie von den Alten niemals gesehen. Darüber ward eine Weile gesprochen; er aber schien zu fürchten, daß ich ihm noch einen schlimmern Sermon halten möchte, und sagte, die Medaillen seyen sehr schön und gefielen ihm wohl, nur möchte er noch eine andere Rückseite haben, wenn es anginge. Ich versetzte, daß solches gar wohl geschehen könne, und er bestellte sich die Geschichte Mosis, der Wasser aus den Felsen schlägt, mit der Umschrift: Ut bibat populus. Darauf sagte er: Gehe, Benvenuto! sobald du fertig bist, soll auch an dich gedacht seyn. Als ich weg war, versicherte der Papst vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nöthig hätte für andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückseite fertig zu machen.

Drittes Capitel.

Papst Clemens wird krank und stirbt. — Der Autor tödtet Pompeo von Mailand. Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III. aus dem Hause Farnese wird Papst. Er setzt den Verfasser wieder an seinen Platz als Stempelschneider bei der Münze. — Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, wird Gelinde's Feind. Ursache davon. — Peter Ludwig bestellt einen corsicanischen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Absicht erfährt und nach Florenz geht.

Indessen ward der Papst krank, und da die Aerzte den Zustand für gefährlich hielten, vermehrte sich die Furcht meines Gegners Pompeo

„Warum magſt du gewiſſe Schriften nicht leſen?“
Das iſt auch ſonſt meine Speiſe geweſen;
Eilt aber die Raupe ſich einzuſpinnen,
Nicht kann ſie mehr Blättern Geſchmack abgewinnen.

Was dem Enkel ſo wie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich verſäumet.

Verweile nicht und ſey dir ſelbſt ein Traum,
Und wie du reiſeſt, danke jedem Raum,
Bequeme dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, du wirſt ihr nie veralten.

Ohne Umſchweife
Begreife,
Was dich mit der Welt entzweit;
Nicht will ſie Gemüth, will Höflichkeit.

Gemüth muß verſchleifen,
Höflichkeit läßt ſich mit Händen greifen.

Was eben wahr iſt aller Orten
Das ſag' ich mit ungeſcheuten Worten.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Jene vermehrt die Schuld,
Dieſe ſchafft neue.

---

dergestalt, daß er einigen neapolitanischen Soldaten auftrug, mir nachzustellen; ich hatte viele Mühe mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich sie sogleich zum Papste, den ich im Bette und in sehr übeln Umständen fand; mit alle dem empfing er mich sehr freundlich und wollte Münzen und Stempel sehen. Er ließ sich Licht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf tastete er ein wenig mit den Fingern, seufzte tief und sagte zu denen, die zunächst standen: Benvenuto dauert mich! Wenn ich aber wieder gesund werde, so soll für ihn gesorgt seyn. In drei Tagen starb der Papst, und ich hatte meine Arbeit umsonst gethan; doch sprach ich mir Trost zu, denn ich war durch diese Medaillen so bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papst werde mich brauchen und vielleicht besser belohnen. So beruhigte ich mich selbst, und löschte in meinem Sinne alles das große Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter dem todten Papst die Füße zu küssen, welches nicht ohne Thränen abging; dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die große Verwirrung zu sehen, die bei solchen Gelegenheiten zu entstehen pflegt.

Ich saß daselbst mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehn wohlbewaffneten Männern einherkam. Er blieb gegen mir über stehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen sollte; ich bedachte aber sogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, großer Schaden auch für die entstehen könnte, die nicht die mindeste Schuld hätten, und ich dachte, es sey besser, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ungefähr zwei Ave Maria stehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die Seinigen auch, schüttelten die Köpfe und forderten uns durch noch mehr solche unartige Zeichen heraus. Meine Gesellen wollten sogleich Hand ans Werk legen; ich aber sagte ihnen erzürnt, um meine Händel auszumachen brauchte ich keinen Braven als mich selbst: ein jeder möchte sich um sich bekümmern; ich wüßte schon was ich zu thun hätte. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebster Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, der mich wie sich selbst liebte; dieser wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entschlossene Kühnheit sehr gut; deßwegen bat er mich im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem,

was ich vorhätte, Theil nehmen lassen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebtester unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hülfe bedarf; aber in diesem Falle, wenn du mich liebst, bekümmere dich nicht um mich und mache daß du fortkommst. Diese Worte sagte ich schnell. Indessen waren meine Feinde aus den Bänken langsam auf einen Kreuzweg gekommen, wo die Straße nach verschiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo, war in der Gasse die gerade nach Campo di Fiore geht; er war wegen einiger Geschäfte bei einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er sich seiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weise sein reines böses Schicksal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraustrat, seine Braven hatten sich aufgethan und ihn schon in die Mitte genommen. Da drang ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen spitzigen Dolch und faßte ihn bei der Brust mit solcher Schnelle und Sicherheit des Geistes, daß ihm keiner zu Hülfe kommen konnte. Ich stieß ihm nach dem Gesicht, das er vor Schrecken wegwendete; daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwei einzige Stiche versetzte, so daß er beim zweiten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freilich meine Absicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber, wie man sagt: Wunden lassen sich nicht messen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen. Da waren alle seine Begleiter mit dem todten Körper beschäftigt: keiner wendete sich gegen mich, keiner zeigte das mindeste Verlangen mit mir zu rechten; so zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreihundert Schritte gegangen, als mich Pilotto der Goldschmied, mein großer Freund, einholte und sagte: Lieber Bruder! da das Uebel geschehen ist, so laß uns sehen, wie wir dich retten können! Darauf sagte ich: Gehen wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem gesagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich seiner bedürfe. Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unschätzbaren Liebkosungen; und bald erschienen die vornehmsten Jünglinge aller Nationen, die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen die Mailänder, und alle erboten sich ihr Leben zu meiner Rettung dran zu setzen; auch Herr Ludwig Rucellai schickte dringend zu mir, ich solle mich seiner auf alle Weise bedienen. Eben so thaten mehrere Männer seinesgleichen, denn alle segneten mich; sie waren

sämmtlich überzeugt, daß mir der Mann allzu großen Schaden zugefügt habe, und hatten sich oft über die Geduld womit ich seine Feindschaft ertrug, verwundert.

In demselben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Handel erfahren und schickte mir, aus eigener Bewegung, dreißig Soldaten, mit Partisanen, Piken und Büchsen, die mich sicher in mein Haus begleiten sollten. Ich nahm das Erbieten an und ging mit ihnen fort, und wohl noch einmal so viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erster Kämmerer des Papstes, die Sache erfuhr, schickte er zum Cardinal Medicis einen mailändischen Edelmann, der das große Uebel, das ich angerichtet hatte, erzählen und Seine Eminenz auffordern sollte, mich nach Verdienst zu bestrafen. Der Cardinal antwortete sogleich, sehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun! Dankt Herrn Trajano, daß er mich von dem, was ich nicht wußte, benachrichtigt hat. Dann wandte er sich zu dem Bischof von Trulli und sagte: Seht euch sorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hierher! ich will ihn vertheidigen und schützen; und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu thun. Der Mailänder ging sehr beschämt weg, und der Bischof eilte mich aufzusuchen. Er ging zum Cardinal Cornaro und sagte, der Cardinal Medicis schicke nach Benvenuto und wolle ihn in seine Verwahrung nehmen. Der Cardinal Cornaro, der etwas seltsam und rauh wie ein Bär war, antwortete voll Zorn, daß er mich so gut als der Cardinal Medicis verwahren könne. Darauf sagte der Bischof, er wünsche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu sprechen; der Cardinal aber versicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne.

Der Cardinal Medicis war hierüber äußerst aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm, und bat ihn, er möchte gnädigst geruhen, mich in dem Haus des Cornaro zu lassen, da doch dieser sich so lebhaft meiner angenommen habe. Seine Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben; übrigens aber dächte ich Denenselben nichts vorzuschreiben. Er antwortete mir, ich möchte thun was ich für gut hielte. Und so kehrte ich in das Haus des Cornaro zurück.

1534.

Wenige Tage darauf ward Cardinal Farnese zum Papste erwählt, und als er die wichtigsten Sachen besorgt hatte, verlangte er nach mir

und sagte, ich allein solle ihm seine Münzen machen. Darauf sagte einer seiner Edelleute, ich sey wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabei die Ursachen, die mich zu dieser That bewogen hatten, sehr günstig vor. Ich wußte den Tod des Pompeo nicht, versetzte der Papst, aber die Ursachen des Benvenuto wußte ich wohl; deßwegen fertigt mir sogleich einen Freibrief aus, der ihn völlig sicher stelle. Dabei war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papst sagte: Es ist nicht rathsam, in den ersten Tagen Eurer Regierung solche Verbrechen zu begnadigen. Darauf wendete sich der Papst heftig zu ihm und sagte: Das versteht ihr nicht! Ihr müßt wissen, daß Männer, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunst sind, sich an die Gesetze nicht zu binden haben, um so mehr, als ich seine Ursachen weiß. So ward mir der Schutzbrief ausgestellt, und ich fing gleich an für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich solle die Münzen für den Papst machen. Da setzten sich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern; ich aber ließ mich nicht stören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterschrift: Vas electionis. Die Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir in die Wette gearbeitet hatte, so daß der Papst sagte, er wolle von keinem weiter hören; ich allein solle seine Münzen arbeiten. So war ich frisch daran, und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bei dem Papste. Ich hätte gern das Decret wegen der Münze wieder gehabt, allein da ließ er sich einreden und sagte, ich müßte erst wegen des Todtschlags begnadigt seyn und das könnte am Fest der heiligen Maria, im August, durch den Orden der Caporieni von Rom geschehen; denn man pflege diesem alle Jahre zu gedachtem Fest zwölf Verbannte zu schenken; indessen sollte mir ein anderer Freibrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig seyn könne.

Da meine Feinde sahen, daß sie mich auf keine Weise von der Münze abhalten konnten, so nahmen sie einen andern Ausweg. Pompeo hatte 3000 Ducaten Aussteuer einer natürlichen Tochter hinterlassen, und man wußte es dergestalt einzuleiten, daß ein gewisser Favorit des Herrn Peter Ludwig, des Sohns unseres neuen Papstes, sie zum Weibe nahm. Dieser Günstling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden, wenig erhielt er daher von diesen Geldern, denn der Herr hatte

Luſt ſich ihrer ſelbſt zu bedienen. Dagegen trieb die Frau ihren Mann, er ſollte ſeinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr verſprach es zu thun, ſobald nur die Gunſt des Papſtes ſich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwei Monate: der Diener verlangte ſeine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, ſagte aber deſto öfter zu ihm, und beſonders zu der Frau, daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht dem Herrn aufzuwarten, und er erzeigte mir die größte Gunſt. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen mich einzufangen, oder mich durch irgend jemand umbringen zu laſſen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen, übertrug der Bargell einem ſeiner Soldaten, einem gewiſſen corſiſchen Teufelchen, die Sache ſobald abzuthun als möglich; und meine andern Feinde, beſonders Herr Trajano, hatten dem kleinen Corſen ein Geſchenk von 100 Scudi verſprochen, der verſicherte, daß er nicht leichter ein friſches Ei austrinken wolle. Als ich dieſen Anſchlag vernahm, war ich auf meiner Hut, und ging meiſt in guter Geſellſchaft und im Harniſch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Corſe, geizig genug, dachte das Geld nur ſo einzuſtreichen, und die Sache für ſich abzuthun, ſo daß ſie mich eines Tages, im Namen des Herrn Ludwig, rufen ließen. Ich eilte, weil er von einigen ſilbernen Gefäßen geſprochen hatte, die er wollte machen laſſen; doch hatte ich meine gewöhnlichen Waffen angelegt und ging ſchnell durch die Strada Julia, wo ich um dieſe Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Palaſt Farneſe umwenden wollte, indem ich, nach meiner Gewohnheit, mich nach der mittlern Straße hielt, ſah ich den Corſen, der aufſtand ſich mir in den Weg zu ſtellen. Ich war gefaßt, nahm mich zuſammen, ging langſam und hielt mich nach der Mauer, um dem Corſen Platz zu machen und mich beſſer zu vertheidigen. Auch er zog ſich wieder gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah, und ich ſah in ſeinem ganzen Betragen, daß er mir etwas Unangenehmes erzeigen wollte, und daß er glaubte, weil er mich allein ſah, könne es ihm gelingen. Deßwegen fing ich an zu reden und ſagte: Tapferer Soldat! wenn es Nacht wäre, ſo könntet ihr ſagen, ihr hättet mich für einen andern genommen; da es aber Tag iſt, ſo wißt ihr wer ich bin. Einer der mit euch nichts zu thun gehabt hat, einer der euch nie etwas zu Leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blieb er mit kühner

Gebärde vor mir stehen und sagte, er verstehe nicht was ich sage. Darauf versetzte ich: Ich weiß recht gut, was ihr wollt und was ihr sagt; aber euer Vorhaben ist schwerer und gefährlicher als ihr glaubt, und könnte euch vielleicht mißlingen. Bedenkt, daß ihr mit einem Manne zu thun habt, der sich gegen hundert wehren würde, und daß euer Vorhaben sich für keinen braven Soldaten schickt. Indessen war ich auf meiner Hut, und wir hatten uns beide verfärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten, daß unsere Worte von Eisen waren; und da mein Gegner seine Gelegenheit nicht fand, sagte er: Wir sehen uns ein andermal wieder. Darauf versetzte ich: Brave Leute sehe ich immer gerne wieder, und den der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzusuchen, der aber nicht nach mir geschickt hatte.

Als ich in meine Werkstatt kam, ließ mir der Corse durch einen beiderseitigen Freund sagen, ich brauche mich vor ihm nicht mehr in Acht zu nehmen; denn wir wollten gute Freunde bleiben! Aber ich könnte mich nicht genug vorsehen; denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geschworen. Ich ließ ihm danken und nahm mich in Acht, so gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund, Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch diesen Abend gefangen nehmen solle. Darauf besprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um Ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen sollte, brach ich um drei und zwanzig auf, und eilte mit Postpferden nach Florenz.

Also hatte Herr Peter Ludwig, da dem Corsen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigener Macht und Gewalt den Befehl gegeben mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die sich nach ihrer Mitgift erkundigte; und da nun auch dieser letzte Anschlag nicht gelang, so ersann er einen andern, von dem wir zu seiner Zeit reden wollen.

Viertes Capitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor sehr freundlich auf. — Dieser macht eine Reise nach Venedig mit Tribolo, einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit florentinischen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren sie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geschichte wie der Autor sich an einem Gastwirthe rächt. — Nach seiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeister, und schenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papst Paul III. verspricht ihm Begnadigung und läßt ihn wieder nach Rom in seine Dienste. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir sehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bei ihm bleiben sollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Namens Tribolo, mein Gevatter; ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben; der sagte mir, daß ein gewisser Jakob del Sansovino, bei dem er in der Lehre gestanden, ihn verschrieben habe, und, weil er Venedig niemals gesehen, denke er hinzureisen, besonders weil er daselbst etwas zu verdienen hoffe; und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig gewesen sey, so bitte er mich, die Spazierreise mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieses schon versprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander, ich wünschte erst nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu seinen Diensten seyn. Er war es zufrieden, und des andern Tages ging ich, reisefertig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Palast der Pazzi, zu der Zeit als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo daselbst wohnten; ich ließ meine Absicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog ist, kam mit der Antwort zurück und sagte mir, ich solle Nicolaus da Monte Acuto aufsuchen: der würde mir fünfzig Goldgulden geben; diese schenke mir Seine Excellenz, der Herzog; ich solle sie auf seine Gesundheit verzehren und alsdann zu seinem Dienste zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich sagte ihm, wer zu Pferde sey, um zu verreisen, brauche den Degen nicht fest zu binden. Er versetzte darauf, in Florenz sey das nun der Gebrauch, denn ein gewisser Fra Maurizio sey ein sehr strenger Aufseher, und würde um einer Kleinigkeit willen St. Johann den Täufer selbst wippen lassen; wenigstens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducteur der ordinären Post von Venedig anschlossen, der Lamentone hieß, und so zusammen weiter zogen.

Unter andern kamen wir nach Ferrara, und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging einige Ausgewanderte aufzusuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte; denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen sprechen durfte, sonst niemand, bei Strafe gleicher Verbannung, als die in welche sie verfallen waren. Um die Zeit — es war ungefähr zweiundzwanzig Uhr — ging ich mit Tribolo, den Herzog von Ferrara auf seinem Rückwege zu sehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nöthigen wollten, mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtsamste Mensch von der Welt war, lispelte mir immer zu: Sieh sie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willst. So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolaus Benintendi mit Peter, seinem Bruder, und ein Alter — ich glaube, es war Jakob Nardi — und noch mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Conducteur sprach mit einem jeden von seinen Geschäften; Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolaus Benintendi an: Ich kenne die beiden recht gut. Haben sie Quark im Maule, daß sie nicht mit uns reden können? Tribolo hielt mich an, ich sollte stille seyn, und Lamentone sagte zu ihnen, er habe die Erlaubniß, mit ihnen zu reden, und nicht wir. Benintendi antwortete, das sey eine Eselei! der Teufel könne uns holen! und andere dergleichen schöne Dinge. Da hob ich das Haupt auf und sagte, so bescheiden als ich nur wußte und konnte: Meine liebe Herren, bedenkt, daß ihr uns viel schaden könnt und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unschickliche Wort gesagt, aber wir wollen deßhalb mit euch nicht zürnen. Der alte Nardi sagte, ich sey ein braver junger Mann und habe auch so gesprochen. Darauf versetzte Benintendi: Ich gebe nichts auf sie und ihren Herzog! Ich antwortete darauf, er habe sehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wissen. Der alte Nardi hielt es mit uns und stellte ihm seine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort, und ich sagte ihm, wenn er nicht aufhörte, so sollte er es bereuen. Darauf rief er, er verwünsche den Herzog und uns; er und wir wären eine Hand voll Esel.

Darauf schalt ich ihn einen Esel und zog den Degen. Der Alte,

der zuerſt die Treppe hinunter wollte, ſtolperte auf den erſten Stufen, ſtürzte hinab, und die andern über ihn her; ich ſprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden, und ſchrie wüthend: Ich bringe euch alle zuſammen um! Doch nahm ich mich wohl in Acht, jemand Leids zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth ſchrie Lamentone wollte mich abhalten; einige riefen: Wehe mein Kopf! andere: Laßt mich hinaus! Es war ein unſchätzbarer Handel: es ſchien eine Heerde Schweine durch einander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte, ich ging wieder hinauf und ſteckte den Degen ein; Lamentone verwies dem Benintendi ſein Unrecht, und auch der Wirth ſchalt ihn aus. Es ſteht das Leben darauf, ſagte dieſer, wenn hier jemand den Degen zieht, und wenn unſerm Herzog eure Inſolenzen bekannt wären, ſo ließ er euch alle aufhängen. Ihr verdientet wohl, daß ich es anzeigte; aber kommt mir nicht mehr ins Haus, ſonſt ſoll es euch übel gehen! Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entſchuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und ſagte, er wiſſe wohl daß ich tauſend Urſachen habe; ich ſolle mich nur auf der Reiſe vor ihnen in Acht nehmen.

Da wir abgegeſſen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frei für uns haben könnten? Er ſagte Ja! und darauf wurden wir einig.

Des Morgens, gut um Acht, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen, der einige Miglien von Ferrara entfernt iſt. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Nicolaus Benintendi mit drei Geſellen, die mir aufpaßten; zwei von ihnen waren mit Spießen bewaffnet; ich hatte mich aber auch wohl verſehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und ſo erſchrak ich nicht im mindeſten; Tribolo deſto mehr, der ausrief: Gott helfe uns! dieſe werden uns todtſchlagen. Lamentone kehrte ſich zu mir und ſagte: Du wirſt am beſten thun, nach Ferrara zurückzugehen, denn ich ſehe, die Sache iſt gefährlich. Mein Benvenuto, gehe der Wuth dieſer raſenden Beſtien aus dem Wege. Da ſagte ich: Nur getroſt vorwärts! Dem der Recht hat, hilft Gott, und du ſollſt ſehen, wie ich mir ſelbſt helfen will. Iſt dieſes Schiff nicht uns allein verſprochen? Lamentone ſagte Ja! und ich antwortete: So wollen wir auch allein darin abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich iſt. Ich trieb mein Pferd vorwärts, und da wir ungefähr zehn Schritte entfernt waren, ſtieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf ſie los. Tribolo

war zurückgeblieben und hatte sich auf seinem Pferde zusammengekauzt, daß er wie der Frost selbst aussah, und Lamentone schnaubte und blies, daß man einen Wind zu hören glaubte; denn es war seine Angewohnheit, und dießmal that er es stärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was diese Teufelei für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und sagte, daß diese florentinischen Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff steigen wollten. Darauf versetzte ich: Das Schiff ist für uns, nicht für andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich sie nicht einnehmen kann. Darauf sagte ein tapferer Jüngling, von den Magalotti: Benvenuto! du wirst wohl können, was wir wollen? Darauf antwortete ich: Wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, so werde ich wohl nicht wollen und können, was ihr wollt und meint. Mit diesen Worten sprang ich sogleich in das Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu, und sagte: Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Lust, zog den Degen und kam heran; da sprang ich auf den Rand des Schiffes und stieß so gewaltsam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch gestoßen hätte. Die andern Gesellen anstatt ihm zu helfen, zogen sich zurück: ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können, aber anstatt ihm eins zu versetzen, sagte ich: Stehe auf, Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort! Wohl hast du gesehen, daß ich nicht kann, was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein, und so fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns diese jungen Leute in einem Kahne nach, und als sie gegen uns über waren, sagte mir der dumme Peter Benintendi: Komm nur weiter, Benvenuto! Es ist jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wiedersehen. Darauf versetzte ich: Laßt es nur gut seyn! ich komme schon und ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig, und ich wartete dem Bruder des Cardinals Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verschaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er versetzte darauf, daß ich ihn nur frei und ohne Erlaubniß anstecken sollte; das Schlimmste was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizei den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und besuchten Jakob del Sansovino, den

Daß von dieſem wilden Sehnen,
Dieſer reichen Saat von Thränen
Gotterluſt zu hoffen ſey,
Mache deine Seele frei!

Der entſchließt ſich doch gleich,
Den heiß' ich brav und kühn!
Er ſpringt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehn.

Daß Glück ihm günſtig ſey,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren.

Die Welt iſt nicht aus Brei und Mus geſchaffen,
Deßwegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Biſſen giebt es zu kauen:
Wir müſſen erwürgen oder ſie verdauen.

Ein kluges Volk wohnt nah dabei,
Das immerfort ſein Beſtes wollte;
Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
Damit er größer werden ſollte.

Sechs und zwanzig Groſchen gilt mein Thaler!
Was heißt ihr mich denn einen Prahler?

Bildhauer, der den Tribolo verſchrieben hatte. Er begegnete mir äußerſt freundlich und behielt uns zum Eſſen. Da ſagte er zu Tribolo, er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen. Da fing ich an zu lachen und ſagte ſcherzend zu Sanſovino: Sein Haus iſt zu weit von dem eurigen, als daß er euch ſo ganz bequem beſuchen könnte. Der arme Tribolo erſchrak und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sanſovino: Wackere und kunſtreiche Männer meinesgleichen dürfen das und noch mehr thun. Tribolo zuckte die Achſeln und ſagte: Geduld, Geduld! Ich nahm darauf, ohne Rückſicht auf das herrliche Mittagseſſen, die Partie meines Geſellen, auf deſſen Seite das Recht war, und überdieß hatte Sanſovino bei Tiſche nicht aufgehört von ſeinen großen Werken zu ſprechen, von Michel Agnolo und allen Kunſtverwandten Uebels zu reden und ſich ganz allein übermäßig zu loben, ſo daß mir vor Verdruß kein Biſſen ſchmecken wollte. Da ſagte ich nur die paar Worte: Wackere Männer zeigen ſich durch wackere Handlungen, und die kunſtreichen, welche ſchöne und gute Werke machen, lernt man beſſer durch das Lob aus fremdem Munde, als aus ihrem eigenen kennen. Darauf ſtiegen wir verdrießlich vom Tiſche auf.

Noch ſelbigen Tag begegnete ich beim Rialto dem Peter Benintendi, der von verſchiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß ſie Händel ſuchten, trat ich bei einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehen. Darnach hörte ich daß der Junge von den Magalottl, dem ich artig begegnet war, ſie tüchtig ausgeſcholten hatte; und ſo ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz; wir kehrten in einem gewiſſen Ort ein, der dieſſeits Chioggia, auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt ſeyn, ehe wir uns ſchlafen legten; und da wir ihm ſagten, daß es an andern Orten gebräuchlich ſey des Morgens zu bezahlen, ſo ſagte er: Ich will des Abends das Geld; es iſt nun meine Art ſo. Darauf antwortete ich, die Leute, die alles nach ihrer Art haben wollten, müßten ſich auch eine beſondere Welt dazu ſchaffen; denn in dieſer gehe das nicht an. Er verſetzte, ich ſolle ihm den Kopf nicht warm machen; denn er wollte es nun einmal ſo haben. Tribolo zitterte vor Furcht, ſtieß mich und ſagte, ich ſollte ſtill ſeyn, damit es nicht noch ſchlimmer würde! Wir bezahlten alſo den Kerl und legten uns ſchlafen. Wir hatten vortreffliche Betten, alles neu und recht wie ſich's gehört; mit alle dem

aber schlief ich nicht, und dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mir's in Sinn ihm das Haus anzustecken, ein andermal ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht das zu thun war, so schwer hätte ich mich darnach mit meinem Gesellen retten können. Zuletzt ließ ich unsere Sachen und die übrigen Gefährten einschiffen, und als die Pferde schon ans Seil gespannt waren, sagte ich, sie sollten still halten, bis ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelassen. So ging ich ins Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe; der rührte sich nicht und sagte, er bekümmere sich nicht um uns; wir möchten zum Henker gehen. Es war noch ein Knäbchen im Hause, ein Stallbursche, der sagte ganz schlaftrunken zu mir: selbst um des Papstes willen würde sich sein Herr nicht in Bewegung setzen; daneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine venetianische Münzen und sagte ihm, er solle die Schiffleute noch so lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch den los, und ging hinauf und nahm ein scharfes Messerchen und zerschnitt die vier Betten so über und über, daß ich wohl einen Schaden von 50 Scudi mochte gethan haben, steckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, stieg in das Schiff und sagte eilig zu dem, der die Pferde führte, er möchte machen, daß er fortkäme. Kaum waren wir ein wenig von dem Wirthshaus entfernt, als Gevatter Tribolo sagte: er habe ein paar Riemchen zurückgelassen, womit er seinen Mantelsack aufs Pferd zu binden pflege: er wolle zurück; denn er könne sie nicht entbehren. Ich sagte ihm, er solle uns deßwegen nicht aufhalten; ich wollte ihm Riemen machen lassen, so groß und so viel er wollte. Er sagte, ich solle nicht spaßen, er wolle nun ein- für allemal seine Riemen wieder haben. Nun rief er, man solle halten, und ich rief, man solle fortfahren. Indessen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe versetzt hatte, und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein solches Schrecken, daß er nicht aufhörte zum Fuhrmann zu rufen: Nur zu! nur zu! Und die Angst verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da sagte Tribolo: Laßt uns um Gottes willen die Degen aufbinden und treibt's nur nicht weiter so fort! Mir war's die ganze Zeit, als wenn meine Eingeweide im Kessel kochten. Darauf sagte ich: Gevatter Tribolo! wie solltet ihr den Degen aufbinden, da ihr ihn niemals losgebunden habt? Und das sagte ich, weil er auf der ganzen Reise kein

Zeichen eines Mannes von sich gegeben hatte. Darauf sah er seinen Degen an und sagte: Bei Gott! ihr habt recht! Das Gehäng ist noch zu schlechten, wie ich es zu Hause zurecht machte. Und so mochte der Gevatter wohl glauben, daß ich ihm schlechte Gesellschaft geleistet habe, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas Unangenehmes erzeigen wollte. Mir schien aber, er habe sich eigentlich schlecht gehalten, daß er mir in solchen Fällen nicht beistand. Das mag nun jeder beurtheilen, wer ohne Leidenschaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geschenk der 50 Scudi, und sagte, ich sey auf alle Weise bereit Seiner Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich solle die Stempel zu seinen Münzen schneiden. Die erste, die ich darauf fertig machte, war von vierzig Soldi, mit dem Bilde des Herzogs auf der einen, und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach schnitt ich den Stempel für die halben Julier, ferner den Kopf des heiligen Johannes im Vollgesichte, die erste Münze der Art die in so dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einsehen können, die es in dieser Kunst auf den höchsten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgulden fertig. Auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubim, auf der andern das Wappen des Herzogs.

Da ich nun mit so vielerlei Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz, Sie möchten mir nun eine Besoldung auswerfen, und mich in die Zimmer auf der Münze einweisen lassen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf sagte er, er sey es zufrieden, und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz sprach mich damals in der Gewehrkammer; ich bemerkte eine vortreffliche Büchse, die aus Deutschland gekommen war, und als der Herzog sah, mit welcher Aufmerksamkeit ich das schöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und sagte, er wisse wohl, wie viel Vergnügen ich an solchen Dingen fände, und zum Gottespfennig seines Versprechens sollte ich mir eine Büchse nach meinem Belieben wählen, nur diese nicht; und er versicherte mich, es seyen viele schönere und eben so gute in seiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte, daß ich mit den Augen herumsuchte, befahl er dem Aufseher, der Peter von Lucca hieß, er solle mich was ich wolle, nehmen lassen. So ging er mit den gefälligsten Worten

weg, und ich wählte die schönste und beste Büchse, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und trug sie nach Hause.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten bestellt hatte; er wollte sie seiner Gemahlin schicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bei der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anstellung möge ausfertigen lassen. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm den Stempel von seinem Bilde machen, so schön wie das vom Papst Clemens. Ich fing sogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß, so oft ich käme ihn zu porträtiren, ich ohne weiteres eingelassen werden sollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit sich ins Weite zog, wählte ich einen gewissen Peter Paul von Monterotondo, der als kleiner Knabe in Rom bei mir gewesen war; er hielt sich gegenwärtig bei einem Goldschmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deßwegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen aufs beste verfertigen. Indessen porträtirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tische mit seinem Lorenz Medicis schlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft, daß ein solcher Fürst sich so vertrauen konnte.

Nun geschah es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren schien, gegen den Willen des Herzogs den alten Münzmeister begünstigen wollte; er hieß Bastian Cemini, ein altfränkischer Mann, der wenig verstand und beim Ausmünzen der Scudi seine dummen Stempel mit den meinigen durch einander schlagen ließ. Ich beklagte mich darüber beim Herzog, und legte ihm die Münzen vor, worüber er sehr verdrießlich war und sagte: Gehe zu Octavian und zeig' es ihm! Da ging ich schnell weg, und wies diesem, wie man meine schönen Münzen verschändet hatte. Darauf antwortete er mir, recht eselmäßig: Das beliebt uns so! Ich antwortete aber, das gehöre sich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf versetzte er: Und wenn es nun dem Herzog gefiele? Ich antwortete: Auch da würde es mir nicht gefallen; denn es ist weder gerecht noch vernünftig. Darauf sagte er, ich solle mich wegpacken, und sollte es hinunterschlucken, und wenn ich dran erwürgen sollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Gespräch und bat ihn, daß er meine schönen Münzen nicht so möchte schänden lassen. Darauf sagte er, Octavian will zu hoch hinaus: dein Wille soll geschehen; denn dadurch beleidigt man mich.

Denselben Tag — es war ein Donnerstag — erhielt ich von Rom

einen umständlichen Freibrief vom Papste, damit ich nach Rom gehen, und den Ablaß durch die heilige Maria im August erlangen, und mich von dem Flecken des Todtschlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette; ich brauchte noch zwei volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet, und es gefiel ihm gar sehr. Dann brachte ich den Freibrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papst mich zu gewissen Arbeiten bestellt habe: ich wolle deßwegen wieder die schöne Stadt Rom gewinnen und indessen an seiner Medaille arbeiten. Halb zornig sagte darauf der Herzog: Benvenuto, folge mir! verreise nicht, du sollst deine Besoldung und die Zimmer in der Münze haben, und mehr als du verlangen kannst; denn das, was du verlangst, ist gerecht und billig, und wer sollte mir die schönen Münzen prägen, die du gemacht hast? Darauf sagte ich: Gnädiger Herr, auch daran habe ich gedacht; denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler ist, den habe ich alles gelehrt, und der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer bei Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkstatt, Arbeiter und verschiedene Geschäfte. Habe ich nur einmal erst den Ablaß, so will ich das ganze römische Wesen einem meiner Zöglinge überlassen und, mit Ew. Excellenz Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurückkehren. Bei dieser Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig; der Herzog winkte ihm einigemal, er solle mir doch auch zureden, er sagte aber nichts als: Benvenuto, du thätest besser da zu bleiben! Ich sagte aber, daß ich auf alle Weise nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieselbigen Worte, und sah beständig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indessen mein Modell geendigt und in die Schachtel geschlossen. Darauf sagte ich: Gnädiger Herr, ich versichere Euch, Eure Medaille soll besser werden als die des Papstes Clemens; denn jene war die erste die ich machte, und ich verstehe es nun besser. Ich hoffe, Herr Lorenz giebt mir eine treffliche Rückseite: er ist gelehrt, und von schönem Geiste. Darauf antwortete Lorenz geschwind: Ich denke an nichts anders, als dir eine schöne Gegenseite zu geben, die Seiner Excellenz werth sey. Der Herzog lächelte spöttisch und sagte: Bring ihn auf die Gegenseite, und so verreist er nicht. Da sagte Lorenz: Ich will so geschwind als möglich fertig seyn; es soll etwas werden, worüber die Welt erstaunt.

Der Herzog, der ihn zum beſten hatte und ihn überhaupt nicht achtete, kehrte ſich im Bette herum, und lachte über das was er ihm geſagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umſtände, und ließ ſie allein. Der Herzog glaubte nicht, daß ich abreiſen würde, und ſagte nichts weiter. Da er aber erfuhr, daß ich weg war, ſchickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir 50 Golducaten im Namen ſeines Herrn überbrachte, mit den Worten, daß ich ſie auf ſeine Geſundheit verzehren, und ſo bald als möglich wieder kommen ſollte. Dann ſetzte er hinzu: Herr Lorenz läßt dir ſagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirſt, eine wunderſame Rückſeite im Sinne habe. Uebrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewieſen, wie er mit den Münzen verfahren ſollte; weil es aber außerordentlich ſchwer iſt, ſo konnte er niemals ganz damit zurecht kommen. Mir aber blieb das Münzamt über ſiebzig Scudi für einen Stempel ſchuldig.

Fünftes Capitel.

Der Autor, bald nach ſeiner Rückkunft, wird in ſeinem Hauſe bei Nacht von vielen Häſchern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen ſollen. — Er vertheidigt ſich tapfer und zeigt ihnen des Papſtes Freibrief. — Er wartet dem Papſt auf, und ſeine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank — Erzählung deſſen, was während dieſer Krankheit vorfällt — Muſterhafte Treue ſeines Dieners Felix.

So reiſte ich nach Rom und hatte meine ſchöne Büchſe mit dem Rade bei mir, die ich mit größtem Vergnügen unterwegs oft gebrauchte, und mehr als einen wunderswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, ſo ſtieg ich bei Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreiſe meine ſchönen Waffen und viele andere Dinge, die ich ſehr werth hielt, in Verwahrung gegeben hatte; denn an meiner Werkſtatt wollte ich nicht abſteigen, und ſchickte nach Felix, meinem Geſellen, er ſollte geſchwind meine Wohnung aufs beſte in Ordnung bringen. Den andern Tag ſchlief ich dort, machte meine Kleider und alles was ich bedurfte, zurecht; denn ich wollte den andern Tag zum Papſte gehen und ihm danken. Ich hatte zwei Knaben in meinem Dienſte, und unter mir wohnte eine Wäſcherin, die mir ſehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tische gehabt; wir waren sehr vergnügt gewesen, und ich legte mich schlafen. Kaum war die Nacht vorbei — es mochte eine Stunde vor Tage seyn — als ich mit entsetzlicher Wuth an meine Thüre schlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern; ich rief meinen ältesten Diener, der Vincenz hieß, eben den, der mit mir im Kreise des Nekromanten gewesen war, und sagte ihm, er solle sehen wer der Narr sey, der zu dieser Stunde so bestialisch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an — denn eins habe ich die Nacht immer brennen — warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weste, wie sie mir in die Hand fiel. Vincenz kam zurück und rief: O wehe, mein Herr! Der Bargell mit allen Häschern ist vor der Thüre und sagte, wenn ihr nicht geschwind macht, so werde er die Thüre niederrennen; sie haben Fackeln und tausend Dinge bei sich. Darauf sprach ich: Sage ihnen, daß ich mich ankleide und sogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig sey, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freibrief; dann lief ich an die hintern Fenster, die auf gewisse Gärten gingen; auch da sah ich mehr als dreißig Häscher, und begriff, daß ich auf dieser Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beiden Kinder vor mich und sagte, sie sollten die Thüre aufmachen, sobald ich's befähle; und so stellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der Rechten, den Freibrief in der Linken, vollkommen im Vertheidigungszustande. Dann sagte ich zu den Kindern: Fürchtet euch nicht und macht auf!

Sogleich sprang Victor, der Bargell, mit zwei andern herein; sie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen; da sie mich aber auf gedachte Weise bereit fanden, zogen sie sich zurück und sagten: Hier will's Ernst werden. Da sprach ich, indem ich den Freibrief hinwarf: Leset das! und da ihr mich nicht fangen könnt, so sollt ihr mich auch nicht einmal berühren. Der Bargell sagte darauf zu einigen, sie sollten mich greifen, und den Freibrief könnte man nachher sehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: Lebend entkomme ich, oder todt habt ihr mich! Der Platz war sehr enge; sie drohten jeden Augenblick gewaltsam auf mich einzudringen, und ich stand immer in Positur mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell sah, daß sie mich nur auf solche Weise haben könnten, wie ich gesagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indessen dieser den Freibrief las, einigemal das Zeichen, daß sie mich fahen sollten; deßwegen ich mich

nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben ſie ihren Vorſatz auf; ſie warfen mir den Freibrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich ſehr angegriffen und konnte nicht wieder einſchlafen. Als es Tag war, hatte ich mir vorgeſetzt zur Ader zu laſſen, und fragte nur erſt den Herrn Johann Gaddi um Rath, und der ließ ſo ein Hausärztlein rufen; das fragte mich, ob ich denn erſchrocken ſey? Nun ſage einer, was ſoll man von dem Verſtand eines Arztes denken, dem man einen ſo großen und außerordentlichen Fall erzählt, und der ſo eine Frage thut? Es war eben ein Kauz, der gleichſam beſtändig über nichts lachte, und mir auch lachend ſagte, ich ſollte einen guten Becher griechiſchen Weines trinken, mich luſtig machen, und weiter nicht erſchrocken ſeyn. Herr Johann ſagte: Meiſter, und wenn einer von Erz und Marmor geweſen wäre, ſo hätte er ſich bei dieſer Gelegenheit entſetzt, geſchweige ein Menſch. Darauf ſagte das Aerztlein: Monſigner, wir ſind nicht alle nach Einer Weiſe gebaut; dieſer Mann iſt nicht von Erz noch von Marmor, ſondern von reinem Eiſen. Somit legte er mir die Hand an den Puls und ſagte unter ſeinem unmäßigen Gelächter: Fühlt einmal hierher, Johann, kein Menſch, kein erſchrockener Menſch hat einen ſolchen Puls; das iſt ein Löwe, ein Drache. Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls ſtark und über das rechte Maß ſchlug, wie das Affengeſicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erſchrockener zu ſcheinen als ich war.

Man ging eben zur Tafel, und ich aß mit der ganzen Geſellſchaft. Sie war ſehr auserleſen, Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Grece, Herr Anton Allegretti, alles ſehr gelehrte Perſonen, auch Herr Hannibal Care, der noch ſehr jung war. Man ſprach von nichts als von meinem wackern Betragen, und dann ließen ſie ſich die Geſchichte von meinem Diener Vincenz, der ſehr geiſtreich, lebhaft und von ſchöner Geſtalt war, oftmals wiederholen, und ſo oft er die raſende Begebenheit erzählte, und dabei meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umſtand ein. Dabei fragten ſie ihn oft, ob er erſchrocken wäre? Er antwortete, ſie ſollten mich fragen; es wäre ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geſchwätz beſchwerlich, und da ich mich ſehr bewegt fühlte, ſtand ich vom Tiſche auf und ſagte, ich wollte gehen und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am

Feste der heiligen Maria in Procession zu gehen hätte, und Vincenz sollte mir die weiße brennende Kerze tragen. So ging ich und schnitt die blauen Tücher, sodann ein Westchen von blauem Ermisin und ein Ueberkleid von demselbigen; Vincenz aber sollte beides von blauem Taffet haben.

Da ich das alles zugeschnitten hatte, ging ich zum Papste, der mir sagte, ich sollte mit seinem Herrn Ambrosius reden; er habe befohlen, ich solle ein großes Werk von Gelt machen. Ich ging zu Ambrosius, der recht gut um die Geschichte des Bargells wußte; denn er war mit meinen Feinden einverstanden und hatte den Bargell tüchtig ausgescholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der sich entschuldigte, daß sich gegen einen solchen Freibrief nichts thun lasse. Herr Ambrosius fing an von den Arbeiten zu sprechen, wie ihm der Papst befohlen hatte; dann sagte er, ich sollte die Zeichnungen machen, dann wolle er alles besorgen.

Inzwischen kam der Tag der heiligen Maria heran, und weil es die Gewohnheit mit sich bringt, daß die, welche einen solchen Ablaß erlangen wollen, sich vorher ins Gefängniß begeben müssen, so ging ich abermals zum Papste und sagte Seiner Heiligkeit, ich hätte nicht Lust mich gefangen einzustellen; er möchte mir die Gnade erzeigen, bei mir eine Ausnahme zu machen. Der Papst antwortete mir, es sey die Gewohnheit so; da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freibrief, den er mir ausgestellt hatte, und sagte, daß ich nun mit demselben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit so viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete sich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und sagte: Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängniß haben; setzt das Rescript auf und so mag's gut seyn. Das geschah, der Papst unterzeichnete, auf dem Capitol ward es registrirt und am bestimmten Tage ging ich, zwischen zwei Edelleuten, ehrenvoll in der Procession und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein schreckliches Fieber, mit einem unglaublichen Frost. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödtlich. Ich ließ sogleich die ersten Aerzte zusammenberufen. Darunter war Meister Franz von Norcia, ein sehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm, was ich für die Ursache meines großen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut lassen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wäre, möchten sie es noch thun. Meister Franz antwortete, es sey jetzt nicht Zeit Ader

zu laſſen: hätte man es damals gethan, ſo hätte mich nicht das mindeſte Uebel befallen; jetzt müſſe man einen andern Weg nehmen.

So fingen ſie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie ſie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend ſchlimmer, und am Ende der Woche war das Uebel ſo groß, daß die Aerzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man ſolle mich nur zufrieden ſtellen und mir geben, was ich verlangte. Meiſter Franz ſagte: So lange Athem in ihm iſt, ruft mich zu jeder Stunde; denn es kann ſich niemand vorſtellen, was die Natur in einem jungen Mann dieſer Art zu thun vermag, und wenn er ohnmächtig werden ſollte, wendet mir dieſe fünf Mittel eines hinter dem andern an, und ruft mich. Ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen; ich möchte dieſen lieber durchbringen, als irgend einen Cardinal in Rom.

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi, zwei- oder dreimal, zu mir, und jedesmal nahm er meine ſchönen Büchſen in die Hand, meine Panzerhemden und Degen, und ſagte beſtändig: Wie iſt das ſo ſchön! wie iſt das noch ſchöner! und ſo machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, ſo daß er mir zuletzt recht zur Laſt ward. Mit ihm kam auch ein gewiſſer Matthäus, ein Franzoſe, der eben auch auf meinen Tod recht ſehnlich zu hoffen ſchien, nicht weil er von mir etwas zu erwarten hatte, ſondern wahrſcheinlich, weil er Herrn Gaddi's Verlangen befriedigt zu ſehen wünſchte.

Indeſſen ſtand Felix, mein Geſelle, mir auf alle Weiſe bei und that für mich, was ein Menſch für den andern thun kann. Meine Natur war äußerſt geſchwächt und ſo herunter, daß mir kaum ſo viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu ſchöpfen. Doch war mein Kopf ſo ſtark als in geſunden Tagen. Da ich nun ſo völlig bei mir war, kam ein ſchrecklicher Alter an mein Bett, der mich gewaltſam in ſeinen ungeheuern Kahn hineinreißen wollte. Deßwegen rief ich Felix, er ſollte zu mir treten und den abſcheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: Fort, alter Verräther! du ſollſt mir mein Glück nicht rauben. Herr Johann Gaddi, der auch gegenwärtig war, ſagte: Der arme Narr faſelt; es wird nicht lange mehr währen. Matthäus, der Franzoſe, verſetzte: Er hat den Dante geleſen, und vor großer Schwäche phantaſirt er. Darauf ſagte er lachend: Fort, du alter Schelm! laß unſern Benvenuto ungehudelt! Da ich ſah, daß

Habt ihr doch andre nicht geſcholten,
Deren Groſchen einen Thaler gegolten.

Niederträchtigers wird nichts gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh deinen Spiegel nicht ſo häßlich an.

Liebesbücher und Jahrgedichte
Machen bleich und hager;
Troſche plagten, ſagt die Geſchichte,
Pharaonem auf ſeinem Lager.

So ſchließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen,
Vernunft iſt hoch, Verſtand iſt ſtreng,
Wir raſſeln drein mit Schellen.

Dieſe Worte ſind nicht alle in Sachſen,
Noch auf meinem eignen Miſt gewachſen,
Doch, was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Und ſelbſt den Leuten du bon ton
Iſt dieſes Büchlein luſtig erſchienen:
Es iſt kein Globe de Compression,
Sind lauter Flatterminen.

---

man über mich ſpottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi und ſagte: Wiſſt nur, lieber Herr, daß ich nicht phantaſire, daß es mit dem Alten richtig iſt, der mir ſo zur Laſt fällt. Ihr thätet beſſer, mir den leidigen Matthäus zu entfernen, der über mein Unglück lacht; und da Ew. Gnaden mir die Ehre Ihres Beſuchs erzeigt, ſo wünſchte ich, ihr nähmt mit Herrn Anton Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit euern übrigen trefflichen Männern: das ſind Perſonen von anderer Lebensart und anderem Geiſt, als dieſe Beſtie. Darauf ſagte Herr Johann im Scherze zu Matthäus, er ſolle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus dieſem Scherz ward Ernſt; denn er ſah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herren Allegretti, Ludwig und Caro rufen. Ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung; ich ſprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich, was ich denn ſehe, und wie er geſtaltet ſey? Indeß ich ihn recht deutlich beſchrieb, nahm mich der Alte beim Arme und riß mich in ſeinen ſchrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel; mir ſchien als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe.

In dieſer Ohnmacht ſoll ich mich herumgeworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgeſtoßen haben, als wenn er mich zu berauben käme, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi ſehr beſchämt war. Alsdann blieb ich, wie ſie ſagten, als ein Todter, und verharrte in ſolchem Zuſtande eine völlige Stunde. Als es ihnen däuchte, daß ich kalt würde, ließen ſie mich für tott liegen, und als ſie nach Hauſe kamen, erfuhr es Matthäus, der Franzoſe; der ſchrieb ſogleich nach Florenz an Benedict Varchi, meinen liebſten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe ſterben ſehen. Auf dieſen vermeinten Tod machte dieſer treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonett, das ich an ſeinem Platz einrücken werde.

Drei lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene tauſ Mittel des Meiſter Franz nicht helfen wollten, und mein liebſter Felix ſah, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hauſe des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend, er möchte doch mitkommen; denn ich ſey wahrſcheinlich todt. Darauf ſagte Meiſter Franz, der ein heftiger Mann war: Sohn, wozu ſoll ich kommen? Iſt er todt, ſo ſchmerzt es mich mehr als dich. Denkſt du, daß ich mit meiner Medicin ihm in

den H..... blaſen kann, um ihn wieder lebendig zu machen? Da er ſah, daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewiſſes Oel, mit die Pulſe und das Herz zu ſalben; dann, ſagte er, ſollten ſie mir die kleinen Finger und Zehen recht feſt halten; käme ich wieder zu mir, ſo möchten ſie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun faſt Tag war und ihm alle Hoffnung verloren ſchien, machten ſie ſich dran, um mich zu waſchen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir ſo bald als möglich den läſtigen Alten wegjagen ſollte. Felix wollte zu Meiſter Franz laufen; da ſagte ich ihm, er ſolle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache ſich fort. Felix näherte ſich, ich berührte ihn und mir ſchien, daß der raſende Alte ſogleich ſich entfernte; deßwegen bat ich den Knaben, immer bei mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und ſagte, er wolle mir auf alle Weiſe durchhelfen; er habe ſeine Tage in einem jungen Mann ſo viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu ſchreiben und verordnete mir Bähungen, Pflaſter, Waſchwaſſer, Salben und andere unſchätzbare Dinge; inzwiſchen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H..... Ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferſtandenen Todten zu ſehen. Viele Männer von großer Bedeutung beſuchten mich, in deren Gegenwart ich ſagte, das wenige Gold und meine Baarſchaft — es konnte ungefähr an Gold und Silber, Juwelen und Gelde 800 Scudi ſeyn — ſolle meiner armen Schweſter in Florenz, Namens Liberata, hinterlaſſen bleiben; alle meine übrigen Sachen, ſowohl Waffen als was ich ſonſt beſäße, ſollten meinem armen Felix gehören und noch 50 Goldducaten, damit er ſich kleiden könne. Auf dieſe Worte warf ſich mir Felix um den Hals und ſagte, er verlange nichts als daß ich leben ſolle. Darauf ſagte ich ihm: Wenn du mich lebendig erhalten willſt, ſo halte mich auf dieſe Weiſe feſt und ſchilt auf den Alten da, der ſich vor dir fürchtet. Da erſchraken einige von den Gegenwärtigen; denn ſie ſahen, daß ich nicht phantaſirte, ſondern bei mir war und vernünftig ſprach. So ging es mit meinem großen Uebel, das nach und nach ſich ganz langſam beſſerte. Der vortreffliche Meiſter Franz kam vier- oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi ſchämte ſich und ließ ſich nicht wieder ſehen.

Auf einmal erſchien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber, als ein braver Mann, ſich außerordentlich

freute, mich lebendig zu finden. Ihn wieder zu sehen, war mir der größte Trost; er begegnete mir aufs freundlichste und versicherte mich, er sey nur gekommen, mich selbst zu warten. Das that er auch mehrere Tage, dann entließ ich ihn, als ich fast sichere Hoffnung zur Genesung hatte, und da gab er mir das Sonett des Herrn Benedict Varchi, dessen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns trösten, Freund? wer unterdrückt
Der Klagen Fluth bei so gerechtem Leide?
Ach, ist es wahr? ward unsers Lebens Weide
So grausam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,
Die nie die Welt vereint gesehn, vom Neide
Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,
Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

O liebt man in den seligen Gefilden
Noch Sterbliches, so blick' auf deinen Freund,
Der nur sein eignes Loos, nicht dich beweint!

Wie du den ew'gen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmst, mit weiser Hand,
So wird von dir sein Antlitz dort erkannt.

Indessen war meine Schwachheit außerordentlich, und es schien nicht möglich sie zu heben. Der brave Meister Franz gab sich mehr Mühe als jemals, und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verstimmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte; und bei allen diesen unschätzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wieder herstellen lassen, so daß alle Aerzte fast verzweifelten, und nicht wußten was sie thun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem äußerst daran gelegen war mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite; der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traume zu mir.

Eines Tages war Felix ausgegangen; zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich

fragte den Knaben, was aus Vincenz, meinem andern Diener, geworden sey? und was das heiße, daß er sich nicht sehen lasse? Das Kind sagte mir, Vincenz habe sich noch schlimmer befunden als ich, und liege am Tode; Felix habe ihm befohlen mir nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse; da rief ich die Magd und ersuchte sie, sie möchte mir helfen, und frisches Wasser in einem Kühlkessel bringen, der eben da stand. Gleich lief sie und brachte ihn ganz voll. Ich sagte, sie sollte mir ihn an den Mund heben, und wenn sie mich nach Herzenslust trinken ließe, wollte ich ihr eine Jacke schenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth gestohlen und hätte mich gerne todt gesehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe. So ließ sie mich auf zweimal trinken so viel ich nur wollte, so daß ich wohl ein Maas Wasser verschluckt hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudünsten und schlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen als Felix zurückkam und das Kind fragte, was ich mache? Dieses antwortete: Ich weiß es nicht. Beatrix hat ihm den Kühlkessel voll Wasser geholt, und er hat ihn fast ganz ausgetrunken; ich weiß nicht ob er todt oder lebendig ist.

Da wäre der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen. Er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz unbarmherzig auf die Magd los und rief: Verrätherin! du hast mir ihn umgebracht! Indessen Felix zuschlug und sie schrie, träumte mir, der Alte käme mit Stricken in der Hand und wolle mich binden; Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: Laß mich gehen! ich komme eine ganze Weile nicht wieder.

Beatrix war mit entsetzlichem Geschrei in meine Kammer gelaufen; ich erwachte und sagte zu Felix: Laß es gut seyn! Vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genützt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht im Stande warst. Helft mir jetzt, da ich so außerordentlich geschwitzt habe, und kleidet mich schnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröstete mich; ich fühlte große Erleichterung und fing an auf Gesundheit zu hoffen. Meister Franz war gekommen, sah meine große Besserung, wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief, und Felix lachte; da merkte der Arzt, daß etwas außerordentliches vorgefallen seyn müsse, wodurch ich auf einmal zu solcher Besserung hätte gelangen können. Indessen war auch Meister Bernardino angekommen, jener, der mir anfangs kein Blut lassen wollte. Meister Franz, der vortreffliche

Mann, rief aus: O Gewalt der Natur! sie kennt ihre Bedürfnisse, und die Aerzte verstehen nichts. Sogleich antwortete das andere Gehirnchen: Hätte er nur mehr als eine Flasche getrunken, so wäre er gleich völlig genesen. Meister Franz, dem sein Alter ein großes Ansehen gab, versetzte: Er wäre zum Henker gegangen, wohin ich euch wünsche. Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können; ich sagte Nein! denn mein Durst sey völlig gestillt. Da wandte er sich zu Meister Bernardino und sagte: Seht, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger. Und dasselbe forderte sie auch damals, als der junge Mann verlangte, daß ihr ihm Blut lassen solltet. Und hättet ihr wirklich eingesehen, daß er mit zwei Maas Wasser zu curiren wäre, so hättet ihr es eher sagen, und großen Ruhm dadurch erwerben können. Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf; er ging und kam nicht wieder. Darauf sagte Meister Franz, man solle mich aus meiner Stube auf einen von den römischen Hügeln bringen.

Als der Cardinal Cornaro von meiner Besserung hörte, ließ er mich in eine seiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen; es geschah noch selbigen Abend: ich saß in einem Tragsessel, wohl versorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine Viertelelle lang; die Haare waren groß, und der Wurm abscheulich, gefleckt, mit verschiedenen Farben, grünen, schwarzen und rothen. Man hob ihn für den Arzt auf, der versicherte, er habe so etwas nie gesehen. Dann sagte er zu Felix: Sorge für deinen Benvenuto, denn er ist genesen; und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu, denn wenn ihm die eine durchhalf, so könnte die andere dir ihn umbringen; war er doch schon so weit, daß man sich ihm die letzte Oelung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er, mit ein wenig Zeit und Geduld, sich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann. Darauf wandte er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, sey klug und halte dich ordentlich! Und wenn du wieder völlig genesen bist, sollst du mir eine Muttergottes machen, die ich dir zu Liebe immer anbeten will. Die versprach ich ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen lassen? Er sagte, daß ich erst ein wenig stärker werden müsse; man werde sehen, was die Natur thue.

Sechstes Capitel.

Der Autor, nachdem er genesen, reist nach Florenz mit Felix, um der vaterländischen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern durch den Einfluß seiner Feinde sehr gegen sich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält sich fleißig an sein Geschäft. — Heuriges Lustzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hause kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papst vernimmt, daß Carl V., nach seinem glücklichen Zuge gegen Tunis, nach Rom kommen werde, schickt nach unserm Autor, ein kostbares Werk zum Geschenke für Ihre Kaiserliche Majestät zu bestellen.

Acht Tage waren vorbei, und die Besserung so unmerklich, daß ich anfing mir selbst zur Last zu werden, denn ich hatte wohl dreißig Tage die große Noth ausgestanden; endlich entschloß ich mich, miethete ein paar Tragsessel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz in das Haus meiner Schwester tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu besuchen, unter andern Peter Landi, der beste und liebste, den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewisser Nicolaus da Monte Acuto, auch mein großer Freund, und erzählte, er habe den Herzog sagen hören, er hätte besser gethan zu sterben; denn ich werde ihm niemals verzeihen, und nun habe ich ihn am Stricke. Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer sich vor Bangigkeit war: Meister Nicolaus, erinnert Seine Excellenz, daß Papst Clemens mich auch einmal übereilt bestrafen wollte; er solle mich beobachten lassen und wenn ich gesund bin, will ich ihm zeigen, daß er nicht viel so treue Diener hat; irgend ein Feind hat mir bei ihm diesen bösen Dienst geleistet.

Dieser Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vasellai (Vasari), Maler von Arezzo. Wahrscheinlich verleumdete er mich aus Dank für die vielen Wohlthaten, die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das oberste zu unterst. Er hatte so einen gewissen trockenen Ausschlag, und seine Hände waren immer gewohnt zu kratzen. Da schlief er mit einem guten Knaben den ich hatte, der sich Manno nannte; er glaubte sich zu kratzen, und hatte mit seinen schmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abschnitt, seinem armen Schlafgesellen das ganze Bein abgeschunden. Manno ging aus meinen Diensten und schwur ihn todt zu schlagen; ich aber suchte die Sache beizulegen. So versöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit

gedachtem Georg, und half ihm auf alle Weise. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von Seiner Excellenz übel gesprochen habe; ich hätte mich vermessen, in Verbindung mit den Ausgewanderten zuerst die Mauer von Florenz zu ersteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Octavian Medicis, der sich an mir wegen des Verdrusses über die Münze rächen wollte, den er nach meiner Abreise von Florenz mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieser Nachrede nicht die mindeste Schuld, und fürchtete mich auch nicht im geringsten. Der geschickte Meister Franz da Monte Varchi sorgte für meine Gesundheit; ihn hatte mein liebster Freund Lucas Martini zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bei mir zubrachte. Indessen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geschickt, um meinen Sachen vorzustehen; und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen stehen konnte, ließ ich mich in den Palast Medicis, auf die Terrasse tragen, und setzte mich, um zu warten, bis der Herzog vorbeiging. Da versammelten sich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten sich, daß ich, ohne meine Genesung abzuwarten, mich dem Herzog verstellen wollte. Alle verwunderten sich nicht sowohl, weil sie mich für todt gehalten hatten, sondern weil ich wie ein Todter aussah. Da sprach ich in aller Gegenwart: Es hat mich ein nichtswürdiger Mensch beim Herzog verleumdet, als wenn ich Uebels von Seiner Excellenz gesprochen und mich vermessen hätte, zuerst Ihre Mauern zu übersteigen. Nun kann ich nicht leben noch sterben, ehe ich diese Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß, wer der Verräther ist.

Inzwischen hatten sich mehrere Edelleute versammelt, die mir alle großen Antheil bezeugten; der eine sagte dieß, der andere jenes, und ich versetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwischen sie alle Meister Augustin, der Schneider des Herzogs hinein und sagte: Wenn du weiter nichts wissen willst, das kannst du bald erfahren. In demselben Augenblick ging Meister Georg, der obgenannte Maler, vorbei. Da sagte Augustin: Hier ist dein Ankläger! Nun magst du dich weiter erkundigen! Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georg, ob es wahr sey? Dieser läugnete die ganze Sache. Augustin aber versetzte: Du

Galgenſchwengel, weißt du nicht, wie genau ich davon unterrichtet bin? Sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf ſeinem Läugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbei; ich ließ mich aufheben und unterſtützen, und er blieb ſtehen. Ich ſagte ihm, daß ich in dieſem Zuſtande nur gekommen ſey, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog ſah mich an und war verwundert, mich lebendig zu ſehen; dann ſagte er, ich ſollte redlich und brav ſeyn und an meine Geſundheit denken.

Da ich nach Hauſe kam, beſuchte mich Nicolaus da Monte Acuto und ſagte mir, ich ſey für dießmal einer der größten und denklichſten Gefahren entgangen: er habe mein Unglück mit unauslöſchlicher Dinte geſchrieben geſehen; ich ſollte nur ſuchen bald geſund zu werden, und alsdann mit Gott mich davon zu machen; denn es gedenke mir's ein Mann, der nicht leicht vergeſſe. Dann ſagte er: Bedenke nur, was du dem Octavian Medicis für Verdruß gemacht haſt! Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geſchichte von der Münze, worauf er mir ſagte: Gehe mit Gott ſo geſchwind als du kannſt, und ſey nur ruhig; denn geſchwinder als du denkſt wirſt du dich gerochen ſehen. Ich ſorgte für meine Geſundheit und unterrichtete Peter Paul weiters, wie er ſich in verſchiedenen Fällen wegen der Stempel zu verhalten habe. Dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog oder ſonſt jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergötzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an, und hatte ſchon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das ſchönſte Werk, was mir jemals in dieſer Art gelungen war. Da kam wenigſtens alle Tage einmal ein gewiſſer alberner Menſch, Franz Soderini, ein florentiniſcher Emigrirter, zu mir, und ſagte, da er meine Arbeit ſah: Grauſamer! ſo willſt du uns doch den raſenden Tyrannen unſterblich machen! An deiner vortrefflichen Arbeit ſieht man wohl, daß du unſer grimmiger Feind, und eben ſo ſehr Freund von jenem biſt. Hat dich der Papſt und er nicht zweimal ungerecht wollen aufhängen laſſen? Jenes war der Vater, das iſt der Sohn; nimm dich nun vor dem heiligen Geiſt in Acht! Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander ſey der Sohn vom Papſt Clemens. Dabei ſchwur Herr Franz, wenn er könnte, wollte er mir die Stempel und die Medaillen entwenden. Ich ſagte ihm darauf, es wäre gut, daß ich es wüßte; ich wolle mich vor ihm ſchon in Acht nehmen, und er ſolle ſie nicht wieder ſehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wissen, man möchte Lorenz Medicis an die Rückseite der Schaumünze erinnern, die er mir versprochen habe. Nicolaus da Monte Acuto, dem ich geschrieben hatte, antwortete mir, er habe den närrischen, hypochondrischen Philosophen, den Lorenz gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anders, und wolle so bald als möglich die Rückseite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich solle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückseite nach meiner Erfindung vollenden, und wenn ich fertig sey, dem Herzog Alexander die Arbeit freien Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entsetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar nichts von meiner Kunst verstand, weil wir aber Tag und Nacht beisammen waren, von einem jeden für einen großen und trefflichen Meister gehalten wurde. Er war sehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er sich erworben hatte. Besonders scherzte er manchmal mit einer Anspielung auf seinen Namen, indem er Felix Guadagni hieß, daß sein Gewinn gering seyn würde, wenn ich ihn nicht zu einem so großen Gewinner gemacht hätte. Ich sagte ihm darauf, es gäbe zwei Arten zu gewinnen, einmal für sich und dann für andere: an ihm hätte ich die zweite Art zu loben; denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf diese Weise unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feste Epiphanias (1537), da wir auf der Jagd waren, wo ich viel schoß und wieder recht krank hätte werden können, weil sich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus dem Graben holen wollte, mein rechter Stiefel mit Wasser füllte und mir bei der großen Kälte der Fuß erstarrt wäre, wenn ich nicht sogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war schon Nacht; und als wir auf eine kleine Höhe gelangten und nach der Gegend von Florenz hin sahen, riefen wir beide zugleich aus: Gott im Himmel! was ist das für ein Zeichen, das über Florenz steht? Es war wie ein großer Feuerbalken, der funkelte und den stärksten Glanz von sich gab. Ich sagte zu Felix: Wir werden bald hören, daß etwas Großes in Florenz vorgefallen ist. So kamen wir nach Rom in finsterer Nacht; ich stürzte noch über und über mit dem Pferde, das sehr brav war, und einen Schutthaufen hinaufsprang, den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir, durch Gottes Hülfe,

keinen Schaden, ſpeiste Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unſern Jagdſtückchen, beſonders auch von dem Feuerballen, geſprochen wurde. Jeder fragte was das wohl bedeuten möchte? worauf ich ſagte: Wir werden ſchon was Neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend ſpät kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs Alexander, und meine Bekannten wunderten ſich, wie wahr ich geſprochen hatte. Da kam auf einem Maulthiere, mit Bocksſprüngen, Franz Soderini herbeigehüpft, lachte unterwegs wie ein Narr und rief: Da haſt du die Rückſeite zur Medaille des ſchändlichen Tyrannen! Lorenz hat ſein Wort gehalten. Du wollteſt die Herzoge verewigen; wir wollen keine Herzoge mehr und ſo trotzte er mir ſpöttiſch, als wenn ich ein Haupt der Sieben geweſen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewiſſer Baccio Bettini dazu, der einen garſtigen dicken Kopf, wie ein Korb, hatte und mich auch aufziehen wollte. Haben wir ſie doch entherzogt! rief er; wir wollen keine Herzoge mehr, und du wollteſt ſie unſterblich machen!

Dieſe und andere verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt läſtig, und ich ſagte: O, ihr albernen Menſchen! Ich bin ein armer Goldſchmied; ich diene jedem der mich bezahlt, und ihr begegnet mir als wenn ich das Haupt einer Partei wäre. Wollte ich euch Auszewanderten jetzt eure ehemalige Unerſättlichkeit, eure Narrheiten und euer ungeſchicktes Betragen vorwerfen, ſo hätte ich viel zu thun. Aber ſo viel ſollt ihr, bei eurem albernen Lachen, nur wiſſen, ehe zwei oder höchſtens drei Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der viel ſchlimmer iſt als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkſtatt und ſagte: Wahrlich du brauchſt kein Geld für Couriere auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe ſie geſchehen; was für ein Geiſt offenbart dir das? Dann ſagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johann, Herzog geworden ſey; doch nur unter gewiſſen Bedingungen, die ihn abhalten würden nach Belieben zu ſchalten und zu walten. Da kam nun die Reihe über ſie zu lachen an mich, wobei ich ſagte: Die florentiniſchen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, ſie haben ihm die Sporen ſelbſt angeſchnallt und ihm den Zaum frei in die Hand gegeben; dann haben ſie ihn in das ſchönſte Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen ſind, und haben ihm dabei geſagt, er möchte nur

Sprüche.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts
Als was die gestrigen gebracht.

Wer geboren in böſ'ſten Tagen
Dem werden ſelbſt die böſen behagen.

Wie etwas ſey leicht
Weiß der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer fluthet immer,
Das Land behält es nimmer.

Prüft das Geſchick dich, weiß es wohl warum:
Es wünſchte dich enthaltſam! Folge ſtumm.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Was machſt du an der Welt, ſie iſt ſchon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

---

gewisse bestimmte Gränzen nicht überschreiten. Nun sagt mir, wer will ihn halten, wenn er Lust hat darüber hinauszugehen? Kann man dem Gesetze geben, den man so zum Herrn macht? Von der Zeit an ließen sie mich in Ruhe: ich war ihr verdrießlich Geschwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner Werkstatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherstellung meiner Gesundheit, die noch nicht ganz befestigt war.

Indessen kam der Kaiser siegreich von seiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papst schickte nach mir, um sich zu berathen, was er für ein würdiges Geschenk dem Kaiser machen könnte. Ich versetzte, daß ich für sehr schicklich hielte, Seiner Majestät ein gedenes Kreuz mit einem Christusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewissermaßen schon fertig hätte; dadurch würden mir Seine Heiligkeit auch eine besondere Gnade erzeigen; denn drei runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, stünden schon da. Es waren jene Figuren, die ich für den Kelch des Papsts Clemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorstellten. Sogleich fügte ich alles übrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Christusbilde, und andere sehr schöne Zierrathen. Der Papst war alles sehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns wie es gemacht werden sollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papst hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu lassen. Diesem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papst aufzudringen; und so zerstörte er alles was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, sagte er mit seinem bestialischen Dünkel: Uns gehört die Erfindung, und ihr mögt immerhin ausführen; ehe ich gestern Abend vom Papste wegging, haben wir uns besseres ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und versetzte: Weder ihr noch der Papst könnt was Besseres erdenken, als wo Christus und sein Kreuz gegenwärtig ist. So sagt denn aber euer höfisches Geträtsch nur heraus! Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und suchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papst ließ sich aber darauf nicht ein, schickte nach mir und sagte, daß ich wohl gesprochen hätte; sie wollten aber ein kleines Brevier zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemalt sey, dem Kaiser zum Geschenk

bestimmen. Dem Cardinal Medicis habe die Miniatur mehr als 2000 Scudi gekostet; man müsse sich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiser werde in sechs Wochen erwartet; nachher könne man ihm noch immer das Geschenk, das ich vorgeschlagen hätte, und das seiner würdig sey, verehren. Das Büchlein sollte einen Deckel von massivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelsteinen geziert; sie mochten ungefähr 6000 Scudi werth seyn. Ich erhielt sie und das Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erschien das Werk schon von solcher Schönheit, daß der Papst sich verwunderte und mir außerordentliche Gunst bezeigte. Besonders war ausgemacht, daß die Bestie, der Juvenale, mir nicht zu nahe kommen sollte.

Siebentes Capitel.

Kaiser Carl V hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieser Fürst dem Papste schenkt. — Herr Durante und der Autor werden von Seiner Heiligkeit befehligt die Geschenke dem Kaiser zu bringen. — Diese waren zwei türkische Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiser, der sich mit ihm freundlich bespricht. — Ihm wird aufgegeben den Diamanten zu fassen, den der Kaiser dem Papste geschenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geschichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfasser einzunehmen, der, als er sich vernachlässigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entschluß faßt.

Ich hatte das Werk fast vollendet, als der Kaiser eintraf, dem man die herrlichsten Triumphbogen erbaut hatte. Die Pracht seines Einzuges mögen andere beschreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich selbst angeht, einschränken. Gleich bei seiner Ankunft schenkte er dem Papst einen vortrefflichen Diamanten, den er für 12,000 Scudi gekauft hatte. Der Papst übergab mir ihn sogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maß des Fingers Seiner Heiligkeit fassen sollte; doch wollte er erst das Büchelchen sehen, und wie weit ich damit sey. Als ich es brachte, war der Papst sehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl für eine gültige Entschuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiser unvollendet überreichen müsse? Ich versetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Seine Majestät, wenn sie mich so blaß und mager sähen, würden diese Entschuldigung wohl gelten lassen. Darauf versetzte der Papst, das sey ganz recht, ich sollte aber, wenn ich dem Kaiser das Geschenk brächte, hinzusetzen, der Papst mache Seiner

Majestät ein Geschenk mit mir selbst. Und darauf sagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken sollte. Ich wiederholte sie ihm sogleich und fragte: ob es so recht sey? Er versetzte: Das wäre wohl gut und schön, wenn du auch das Herz hättest dich vor einem Kaiser so auszudrücken. Darauf antwortete ich, es solle mir nicht an Muth fehlen, noch viel mehreres zu sagen, denn der Kaiser sey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben mit einem Menschen von meiner Art zu reden. Aber so gehe es mir nicht, wenn ich mit Seiner Heiligkeit spräche, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, sowohl wegen der Würde der geistlichen Kleidung und Zierde als wegen des schönen Alters Seiner Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit gesetzt würde, als die Gegenwart des Kaisers jemals über mich vermöchte. Darauf sagte der Papst: Gehe, mein Benvenuto! du bist ein tüchtiger Mann. Mache uns Ehre, und es soll dir fruchten.

Der Papst bestimmte noch zwei türkische Pferde für den Kaiser, die seinem Vorfahren Clemens gehört hatten; keine schöneren waren jemals in die Christenheit gekommen. Er gab Durante, seinem Kämmerer, den Auftrag, er solle sie hinunter in die Galerie des Papstes führen, und sie dort dem Kaiser verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu sagen hatte. Wir gingen zusammen hinunter, und als wir vor den Kaiser kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit solcher Majestät und Geschick durch die Zimmer schritten, daß der Kaiser und jedermann darüber erstaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeschicktesten Manieren, und verwickelte sich mit gewissen brescianischen Redensarten die Zunge dergestalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hätte hören noch sehen können, und der Kaiser einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwischen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich merkte, daß der Kaiser auf die gefälligste Weise sich nach mir umsah, trat ich hervor und sagte: Geheiligte Majestät, unser heiligster Papst Paul läßt dieses Brevier Ew. Majestät überreichen; es ist geschrieben und gemalt von der Hand des größten Mannes, der jemals diese Kunst getrieben. Der reiche Deckel von Gold und Edelsteinen ist, wegen meiner Krankheit, unvollendet; deßwegen übergiebt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bei Ew. Majestät vollende, wie alles übrige, was Sie sonst zu befehlen haben möchte, und Ihr diene, so lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiser: Das Buch ist mir angenehm und

ihr ſeyd es auch; aber ihr ſollt es mir in Rom vollenden. Iſt es fertig und ſeyd ihr geheilt, ſo kommt und bringt mir's! Indem er nun weiter mit mir ſprach, nannte er mich beim Namen, worüber ich mich ſehr verwunderte: denn mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er ſagte darauf, er habe den Knopf des Pluvials geſehen, worauf ich für Papſt Clemens ſo wundernswürdige Figuren gemacht habe. So ſprachen wir umſtändlich eine ganze halbe Stunde, von verſchiedenen trefflichen und angenehmen Gegenſtänden uns unterhaltend; und da mir weit größere Ehre widerfahren war, als ich mir verſprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pauſe des Geſprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiſer ſoll geſagt haben: Man zahle ſogleich 500 Goldgulden an Benvenuto! Und der, der ſie hinauftrug, fragte, wo der Diener des Papſtes ſey, der mit dem Kaiſer geſprochen habe? Da zeigte ſich Herr Durante, und entwendete mir die 500 Gulden. Ich beklagte mich darüber beim Papſte, der mir ſagte, ich ſollte ruhig ſeyn. Er wiſſe, wie gut ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiſer gehalten habe, und von dem Gelde ſolle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkſtatt zurück, und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamanten zu faſſen. Da ſchickte mir der Papſt die vier erſten Juweliere von Rom zu, denn man hatte ihm geſagt, der Stein ſey durch den erſten Goldſchmied der Welt, Meiſter Miliano Targhetta in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig zart ſey, ſo müſſe man beim Faſſen mit vieler Vorſicht zu Werke gehen. Unter dieſen vier Meiſtern war ein Mailänder, Caſo genannt, eine eingebildete Beſtie. Was er am wenigſten verſtand, glaubte er eben am beſten zu verſtehen. Die übrigen waren beſcheidene und geſchickte Leute. So fing denn auch der Caſo vor allen andern an zu reden und ſagte: Bleibe ja bei der Folie des Miliane, denn vor der muſſt du die Mütze abnehmen. Beim Faſſen iſt es die größte Kunſt die rechte Folie zu finden. Miliano iſt der größte Juwelier, und das iſt der gefährlichſte Diamant. Darauf verſetzte ich: Deſto größer iſt die Ehre, in einer ſolchen Kunſt mit einem ſo trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meiſtern, und ſagte: Seht! hier verwahre ich die Folie des Miliane; ich will nun einige ſelbſt verſuchen, und ſehen, ob ich ſie beſſer machen kann. Gelingt es mir nicht, ſo will ich dieſe unterlegen. Nun, ſagte Caſo, wenn dir das geräth, ſo will ich gern ſelbſt die Mütze abziehen.

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verschiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß ist es, dieser Diamant war der bedenklichste, der mir vor- und nachher in die Hand kam, und die Folie des Miliano war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, schärfte die Werkzeuge meines Verstandes und erreichte jene nicht nur, sondern übertraf sie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus mich selbst zu übertreffen, und es gelang mir auf einem neuen Wege noch eine vollkommenere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldschmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Miliano, und hernach mit der meinen; darauf sagte Raphael del Moro, der geschickteste unter ihnen: Benvenuto hat die Folie des Miliano übertroffen! Cajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, so rief er: Der Stein ist zweitausend Ducaten mehr werth als vorher! Nun versetzte ich: Da ich einen solchen Meister übertroffen habe, laßt sehen, ob ich mich selbst übertreffen kann. Darauf bat ich, sie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und schob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: So etwas habe ich in meinem Leben nicht gesehen! Der Stein ist jetzt mehr als 18,000 werth, da wir ihn vorher nur auf 12,000 geschätzt hatten. Die andern Goldschmiede sagten darauf: Benvenuto ist die Ehre unserer Kunst, und wir müssen vor ihm und seinen Folien die Mütze wohl abnehmen. Cajo sagte: Jetzt will ich gleich zum Papste gehen; er soll tausend Goldgulden für die Fassung zahlen. Auch lief er wirklich sogleich hin und erzählte alles. Darauf schickte der Papst desselbigen Tages dreimal, ob der Ring nicht fertig wäre?

Um Dreiundzwanzig trug ich den Ring hinauf, und weil ich freien Eintritt hatte, so hob ich den Vorhang an der Thüre bescheiden auf. Ich sah den Papst mit dem Marchese del Guasto sprechen; sie schienen über gewisse Dinge nicht einig zu seyn, und ich hörte den Papst sagen: Es geht nun einmal nicht; ich muß neutral bleiben, sonst habe ich nichts zu thun. Ich zog mich sogleich zurück; der Papst rief mich. Schnell trat ich hinein, und da ich ihm den schönen Diamant überreichte, zog er mich ein wenig bei Seite und der Marchese entfernte sich. Indem der Papst den Diamanten ansah, sagte er leise: Benvenuto, fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig aussieht, und höre nicht auf, so lange der

Marchese im Zimmer ist. Nun ging er mit mir auf und ab: es gefiel mir, daß ich mich bei dieser Gelegenheit zeigen konnte, und ich fing nun an dem Papst zu erzählen, wie ich mich benommen hätte, dem Diamanten die schöne Folie zu geben.

Der Marchese lehnte sich zur Seite an die Tapeten und wiegte sich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Discurs ein solches Thema, daß ich drei ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papst hörte mir mit Vergnügen zu, und schien die unangenehme Gegenwart des Marchese zu vergessen. Ich hatte denn auch in meinen Vortrag den Theil von Philosophie gemischt, der zu dieser Kunst nöthig ist, und hatte so beinahe eine Stunde gesprochen; endlich fing es an den Marchese zu verdrießen, und er ging halb erzürnt hinweg. Da erzeigte mir der Papst die vertrautesten Liebkosungen und sagte: Sey nur fleißig, Benvenuto! Ich will dich anders belohnen, als mit den tausend Gulden, die mir Cajo vorgeschlagen hat.

Als ich weg war, lobte mich der Papst vor seinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale sich befand. Der war nun mein abgesagter Feind geworden, und suchte mir auf alle mögliche Weise zu schaden. Als er sah, daß der Papst mit so vieler Neigung und Kraft von mir sprach, versetzte er: Es ist kein Zweifel, Benvenuto ist ein Mann von außerordentlichen Talenten, und es ist ihm nicht zu verargen, daß er von seinen Landsleuten vortheilhaft denkt, nur sollte er auch wissen wie man von einem Papste spricht; denn es ist doch unvorsichtig, wenn er sagt: Clemens sey der schönste Fürst gewesen, und dabei der würdigste, nur habe er leider kein Glück gehabt; bei Ew. Heiligkeit sey es ganz umgekehrt, die Krone scheine sich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaube nur einen gekleideten Strohmann zu sehen und nur Ihr gutes Glück sey zu rühmen. Diese Worte brachte er mit einer so ungezwungenen Art vor, daß sie leider nur eine zu starke Wirkung thaten, und der Papst ihnen Glauben beimaß, da ich sie doch weder jemals gesagt, noch auch irgend so etwas gedacht hatte. Wäre es dem Papste möglich gewesen mir mit Ehren etwas Unangenehmes zu erzeigen, so hätte er es wohl gethan; aber als ein Mann von großem Geiste schien er darüber zu lachen. Dessenungeachtet behielt er einen unversöhnlichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte: denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da sah ich nun, als einer der an diesem Hofe viele Jahre gelebt hatte,

wohl ein, daß mir jemand einen schlechten Dienst geleistet habe. Ich erkundigte mich auf geschickte Weise danach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorstellen, wer es gewesen seyn könnte; hätte ich es gewußt, so hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaße zugemessen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papst, der, als er es erblickte, sich nicht enthalten konnte mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir versprochen, hinbringen lassen. Er versetzte, ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun was ihm gefiele. Und so befahl er, ich sollte gut bezahlt werden. Ich erhielt 500 Goldgulden: so viel hatte ich ungefähr in zwei Monaten verdient, und alles übrige, was er mir versprochen hatte, war zu nichte. Man rechnete den Ring für 150 Gulden; das übrige war für das Büchelchen, woran ich mehr als 1000 verdient hatte; denn die Arbeit war äußerst reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben was ich haben konnte, und setzte mir vor, mit Gott Rom zu verlassen. Der Papst schickte Herrn Sforza, einen seiner Nepoten, mit dem Büchelchen zum Kaiser, der es sehr lobte und äußerst zufrieden war, auch sogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man schon abgerichtet hatte, versetzte, wegen meiner Krankheit sey ich nicht selbst gekommen. Das erfuhr ich alles wieder.

Achtes Capitel.

Wunderbare Geschichte seines Knaben Ascanio. — Der Autor zieht mit Ascanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna und Venedig nach Padua, wo er sich einige Zeit bei dem nachbarlichen Cardinal Bembo aufhält. — Dieser setzt bald seine Reise fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr schifft er über den Wallenstädter See. — Er besucht Genf auf seinem Wege nach Lyon, und nachdem er sich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris.

Indessen machte ich Anstalt nach Frankreich zu gehen, und ich hätte die Reise wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Mensch, Namens Ascanio, gewesen, der sich schon eine Zeit lang in meinen Diensten befand. Er war sehr jung und der beste Diener von der Welt. Er hatte vorher bei einem gewissen spanischen Goldschmied, Namens Franz, gedient, und ich sagte ihm mehr als einmal, daß ich ihn nicht zu mir

nehmen wollte, um mit seinem Meister nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen nach mir hatte, trieb es so lange, bis mir sein Meister selbst ein Billet schrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bei mir, und war mager und eingefallen: wir nannten ihn nur unser Altchen, und man hätte wirklich denken sollen, daß er alt sey; denn er diente vortrefflich, war so vernünftig, und kaum schien es möglich, daß jemand im dreizehnten Jahre so viel Verstand haben könnte. In kurzer Zeit hatte sich der Knabe wieder erholt, und indem sein Körper zunahm, ward er der schönste Jüngling von Rom, und neben seinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunst vortrefflich; ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch so in der Kleidung. Als der Knabe sich wieder hergestellt sah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und ging oft seinem Meister zu danken, der sich in dieser Sache hatte so willig finden lassen. Nun hatte der Meister eine schöne junge Frau, die sagte zum Knaben: Wie bist du nur so schön geworden? Darauf antwortete Ascanio: Es ist mein Meister, der mich schön, der mich aber auch gut gemacht hat. Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da sie es mit ihrem guten Rufe gar nicht genau nahm, mochte sie den Jüngling mit allerlei Liebreizungen an sich locken, die eben nicht die ehrbarsten waren, und ich merkte wohl, daß er anfing mehr als gewöhnlich seine ehemalige Meisterin zu besuchen.

Nun begab sich's, daß er eines Tages einen meiner Lehrbursche ohne Ursache geschlagen hatte, der sich, als ich nach Hause kam, darüber beklagte und versicherte, Ascanio habe nicht die mindeste Ursache dazu gehabt. Darauf sagte ich zu diesem: Mit oder ohne Ursache sollst du niemand in meinem Hause schlagen, oder du sollst sehen, wie ich dich treffen will. Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her, und versetzte ihm mit Fäusten und Füßen so rauhe Stöße, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, lief er ohne Jacke und Mütze aus der Werkstatt, und ich wußte zwei Tage nicht, wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derselben kam ein spanischer Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalste Mann war, den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet, und noch einige unter der Hand, so daß er mein großer Freund war. Er

ſagte mir, Ascanio ſey zu ſeinem alten Meiſter zurückgekehrt und ich möchte doch ſo gut ſeyn, ihm ſeine Mütze und Weſte wieder zu geben. Ich antwortete, Meiſter Franz habe ſich übel betragen, und es ſey dieſes die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Ascanio ſich in ſeinem Hauſe befinde; ſo hätte ich ihm gern den Abſchied gegeben, da er ihn aber zwei Tage im Hauſe gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, ſo würde ich nicht leiden, daß er bei ihm bliebe, und ſie ſollten es nur nicht darauf ankommen laſſen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego, und Franz ſpottete nur darüber.

Den andern Morgen ſah ich Ascanio, der an der Seite ſeines Meiſters einige Lappalien arbeitete; er grüßte mich, da ich vorbeiging, der Meiſter aber ſchien mich beinahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego ſagen: wenn mir's beliebte, ſo möchte ich Ascanio die Kleider ſchicken, die ich ihm geſchenkt hätte; thäte ich's auch nicht, ſo hätte es nichts zu ſagen; Ascanio ſolle doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und ſagte: Mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtſchaffenern Mann gekannt als euch, und davon iſt der nichtswürdige Franz gerade das Gegentheil. Sagt ihm von meinetwegen, daß wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Ascanio hierher in meine Werkſtatt bringt, ſo ermorde ich ihn ohne Umſtände; und dem Ascanio ſagt: Wenn er nicht in der beſtimmten Stunde von ſeinem Meiſter weggeht, ſo ſoll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umſtändlich aus, was ich geſagt hatte, und Franz erſchrak dergeſtalt, daß er nicht wußte, was er thun ſollte. Inzwiſchen hatte Ascanio ſeinen Vater aufgeſucht, der nach Rom gekommen war, und nachdem er den Handel erfuhr, dem Franz gleichfalls rieth, den Ascanio zu mir zu führen. Darauf ſagte Franz: So gehe denn nur, Ascanio! dein Vater mag dich begleiten. Darauf verſetzte Don Diego: Franz, ich befürchte irgend ein großes Unglück. Du kennſt Benvenuto beſſer als ich, führe ihn ſicher zurück; ich gehe mit dir. Indeſſen hatte ich mich zu Hauſe vorbereitet, ging in meiner Werkſtatt auf und ab, und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entſchloſſen die fürchterlichſte Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Franz, Ascanio, und der Vater, den ich nicht kannte; ich ſah ſie alle mit einem fürchterlichen Blick an. Franz, ganz blaß, ſagte: Siehe, hier iſt Ascanio, den ich bisher

bei mir gehabt habe, ohne daß es meine Absicht war dir Mißvergnügen zu machen. Ascanio sagte voll Ehrfurcht: Meister, verzeiht mir! ich bin hier, alles zu thun was ihr befehlt. Darauf versetzte ich: Bist du gekommen, deine versprochene Zeit bei mir auszuhalten? Ja, sagte er, und ich will niemals wieder von euch weichen. Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrburschen, den er geschlagen hatte, das Bündel Kleider zu holen. Hier ist, sagte ich zu Ascanio, was ich dir geschenkt hatte; nimm zugleich deine Freiheit und gehe wohin du willst. Don Diego, der ganz etwas anders erwartete, stand verwundert; indessen bat mich Ascanio, ich möchte ihm verzeihen und ihn wieder nehmen; das gleiche that der fremde Mann, der dabei stand. Ich fragte ihn, wer er sey? Er sagte, daß er der Vater wäre, und fuhr zu bitten fort; endlich versetzte ich: Aus Liebe zu euch mag's geschehen.

Nun hatte ich mich, wie schon oben erwähnt ist, entschlossen nach Frankreich zu gehen. Da der Papst mich nicht, wie sonst, mit günstigen Augen ansah, durch böse Zungen mein gutes Verhältniß gestört worden war und ich sogar befürchten mußte, daß es noch schlimmer werden könnte, so wollte ich ein besseres Land, und mit Gottes Hülfe ein besseres Glück suchen, und gedachte mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reise für den andern Morgen beschlossen hatte, sagte ich meinem treuen Felix, er sollte sich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich außen bliebe, sollte alles sein gehören. Nachher setzte ich mich noch mit einem Peruginer Gesellen auseinander, der mir geholfen hatte die Arbeit für den Papst zu endigen: ich entließ ihn und bezahlte seine Arbeit, er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen; er wolle die Reise auf seine Kosten machen. Nun war er freilich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden sollte, der beste von den Italiänern die ich kannte, um mir zu helfen und beizustehen; da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit, auf die Bedingungen die er mir vorgeschlagen hatte. Ascanio, der bei diesem Gespräche gegenwärtig war, sagte halb weinend: Ihr habt mich wieder genommen: Ich habe versprochen lebenslang bei euch zu bleiben, und das will ich auch thun. Ich sagte ihm: Dießmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen. Darauf machte er Anstalt, mir zu Fuße zu folgen. Da ich diesen Entschluß sah, nahm ich ein Pf[illegible] auch für ihn, ließ ihn einen Mantelsack aufbinden; und so hatte er mich viel mehr belästigt, als zuerst meine Absicht war.

Wenn der ſchwer Gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung ſey verſagt,
Bleibet heilſam fort und fort:
Immer noch ein freundlich Wort.

„Wie ungeſchickt habt ihr euch benommen
Da euch das Glück ins Haus gekommen!“
Das Mädchen hat's nicht übel genommen,
Und iſt noch ein paarmal wiedergekommen.

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit iſt mein Beſitz, mein Acker iſt die Zeit.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Das überliefre deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe,
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

Euweri ſagt's, ein herrlichſter der Männer,
Des tiefſten Herzens, höchſten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit:
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.

Was klagſt du über Feinde?
Sollten ſolche je werden Freunde,
Denen das Weſen wie du biſt
Im Stillen ein ewiger Vorwurf iſt.

So zog ich auf Florenz, nach Bologna, Venedig, und von da nach Padua. Aus dem Wirthshause holte mich Herr Albertaccio del Bene, mein werther Freund. Den andern Tag ging ich Herrn Peter Bembo die Hand zu küssen, der damals noch nicht Cardinal war; er empfing mich mit außerordentlichen Liebkosungen; dann wendete er sich zu Albertaccio und sagte: Benvenuto soll mit allen seinen Leuten bei mir wohnen, und wenn es hundert wären. Auch ihr bleibt nur gleich in meinem Hause: denn auf andere Weise kann ich ihn euch nicht überlassen; und so genoß ich des Umgangs dieses trefflichsten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Cardinal gewesen wäre, und verlangte, daß ich beständig an Seiner Gnaden Seite speisen sollte; sodann zeigte er, auf die bescheidenste Weise, im Gespräche sein Verlangen von mir abgebildet zu seyn, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünschte, bereitete mir sogleich in ein Schächtelchen die weißeste Masse, und fing an diesen geistreichen Kopf mit so guter Art zu entwerfen, daß Seine Gnaden ganz erstaunt darüber waren.

Nun war er in den Wissenschaften der größte Mann und außerordentlich in der Poesie; aber von meiner Kunst verstanden Seine Gnaden auch gar nichts, so daß Sie glaubten, ich wäre fertig, als ich kaum angefangen hatte; und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um so etwas gut zu machen. Ich aber entschloß mich, so viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein solcher Mann verdiente; und da er einen kurzen Bart nach venetianischer Art trug, hatte ich viele Noth einen Kopf zu machen der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig, und es schien mir die schönste Arbeit, die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunst betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwei Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen; nun aber sah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweihundert brauchen würde, und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er sagen sollte und verlangte, daß ich nur noch zur Rückseite einen Pegasus innerhalb eines Myrtenkranzes, abbilden sollte. Das that ich in drei Stunden, und die Arbeit sah sehr gefällig aus. Er war äußerst zufrieden und sagte: Das Pferd scheint mir zehnmal schwerer zu machen als das Köpfchen, mit dem ihr euch so sehr gequält habt; ich kann die Schwierigkeit nicht einsehen. Dann bat er mich, ich solle ihm doch noch die Stempel schneiden. Ich weiß, sagte er, ihr

macht das so geschwind, als ihr nur wollt. Dagegen versetzte ich, daß ich sie hier nicht machen könne: sobald ich aber irgendwo eine Werkstatt errichtete, sollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drei Pferde gehandelt: er aber ließ alle meine Schritte beobachten; denn er stand zu Padua in dem größten Ansehen. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die man mir um 50 Ducaten überlassen hatte, sagte der Besitzer: Trefflicher Mann, ich verehre euch diese drei Pferde. Darauf antwortete ich: Du verehrst sie mir nicht, und von dem, der sie mir verehrt, darf ich sie nicht annehmen; denn ich habe ihm nichts leisten können. Darauf sagte der gute Mann: Wenn ihr diese Pferde nicht nehmt, so wird man euch gewiß in Padua keine andern geben, und ihr würdet genöthigt seyn zu Fuße wegzugehen. Darauf ging ich zu Herrn Peter, der von nichts wissen wollte, und mich aufs freundlichste ersuchte in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weise fort wollte, war genöthigt die Pferde anzunehmen; und so reiste ich weiter.

Ich nahm den Weg zu Land durch Graubündten; denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht sicher. Wir kamen über den Berg Alba und Merlina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es schon der achte Mai war, lag noch ein außerordentlicher Schnee. Jenseit der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenstatt hieß, und nahmen Quartier daselbst. Die Nacht kam ein florentinischer Courier zu uns, der sich Burbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in seiner Profession sehr tüchtig sey; ich wußte aber nicht, daß er durch seine Schelmstreiche heruntergekommen war. Als er mich im Wirthshause erblickte, nannte er mich beim Namen und sagte zu mir, er gehe in wichtigen Geschäften nach Lyon; ich solle ihm Geld zur Reise borgen. Darauf antwortete ich: Zum Verborgen habe ich kein Geld; wenn ihr aber mit mir in Gesellschaft kommen wollt, so werde ich bis Lyon für euch bezahlen. Darauf weinte der Schelm, verstellte sich aufs beste und sagte, daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Courier das Geld ausgehe, unser einer verbunden sey ihm zu helfen. Ferner setzte er hinzu, daß er die wichtigsten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei sich habe, zeigte mir eine lederne Kapsel eines Bechers und sagte mir ins Ohr, in diesem Becher sey ein Edelstein, viele tausend Ducaten an Werth, auch die wichtigsten Briefe

von gedachtem Herrn. Darauf sagte ich, ich wollte ihm die Edelsteine in seine Kleider verbergen, wo sie sicherer wären als in diesem Becher; den Becher aber solle er mir lassen, der ungefähr 10 Scudi werth war; ich wollte ihm mit 25 dienen. Darauf versetzte er, wenn es nicht anders gehe, so wollte er mit mir kommen; denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe, und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reisten von Wallenstatt nach Wesen, über einen See, der fünfzehn Miglien lang ist. Als ich die Kähne des Sees erblickte, fürchtete ich mich; denn sie sind von Tannenholz, weder groß noch stark noch verpicht, und wenn ich nicht in einem andern ähnlichen Schiffe vier deutsche Edelleute mit ihren vier Pferden gesehen hätte, so wäre ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen lassen einzusteigen. Ja ich mußte denken, als ich die Bestialität jener Reisenden sah, daß die deutschen Wasser nicht ersäuften wie unsere italiänischen.

Doch meine beiden jungen Leute sagten zu mir: Benvenuto, es ist eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu steigen. Darauf versetzte ich: Seht ihr nicht, ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingestiegen sind und lachend fortfahren! Wenn der See statt Wasser Wein wäre, so würde ich sagen, sie reisen so lustig, um darin zu ersaufen; da es aber Wasser ist, so seyd versichert, die Deutschen haben so wenig Lust davon zu schlucken als wir.

Der See war fünfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. An der einen Seite war ein hoher höhlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an stürmisch zu werden, so daß die Männer welche ruderten, uns um Beistand anriefen, wir sollten ihnen an der Arbeit helfen; und so thaten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, sie sollten uns auf jene Seite bringen; sie aber behaupteten, es sey unmöglich, denn es sey nicht Wasser genug das Schiff zu tragen, und es befänden sich dort einige Untiefen, an denen wir sogleich scheitern und alle ersaufen würden. Dann verlangten sie wieder, wir sollten ihnen rudern helfen, und riefen einander zu und ermunterten sich zur Arbeit. Da ich sie dergestalt verlegen sah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um dessen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich schien es, als verstehe mich das Thier, wie sie denn manchmal sehr gescheidt

sind, und wisse was ich thun wollte, denn ich hatte ihm das Gesicht gegen die frischen Wiesen gekehrt und meine Absicht war, daß es schwimmend mich mit sich fortziehen sollte. In diesem Augenblick kam eine große Welle, welche über das Schiff schlug. Ascanio schrie: Barmherzigkeit, lieber Vater, helft mir! und wollte sich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und sagte: sie sollten thun was ich ihnen gesagt habe, denn die Pferde würden ihnen eben so gut das Leben retten, als ich auf diese Weise hoffte davon zu kommen; wer sich aber an mir halten wollte, den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieser Todesgefahr einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen konnte, und ich sah daselbst die vier deutschen Edelleute ausgestiegen. Als wir ein Gleiches zu thun verlangten, wollte der Schiffer es keineswegs zugeben. Darauf sagte ich: Meine Kinder, nun ist es Zeit etwas zu versuchen! Zieht die Degen und zwingt sie, daß sie uns ans Land setzen! Das erlangten wir mit großer Beschwerde; denn sie widersetzten sich, was sie konnten. Als wir aber ans Land gestiegen waren, mußten wir zwei Miglien einen Berg hinauf, schlimmer als hätten wir über eine Leiter steigen sollen. Ich hatte ein schweres Panzerhemd an, starke Stiefeln, und es regnete, was Gott nur schicken konnte. Die Teufel von deutschen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden, aber die unsrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anstrengung umkommen, als wir sie diesen beschwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein wenig hinauf waren, strauchelte das Pferd des Ascanio, das ein trefflicher Ungar war. Ein wenig hinter ihm ging Burbacca, der Courier, dem Ascanio seinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und sich überschlug, war der Schurke von Courier nicht so behend die Spitze wegzuwenden; das Pferd stürzte vielmehr darauf und stach sich den Hals durch und durch und blieb für tort liegen.

Mein anderer Geselle wollte seinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er strauchelte gegen den See zu, und hielt sich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Thier trug ein paar Mantelsäcke, worin all mein Geld war; denn ich hatte es darein gethan, um es nicht bei mir zu tragen, und alles was ich nur von Werth mit mir führte, hatte ich dazu gesteckt. Ich rief dem Jüngling zu, er solle sein Leben retten und das Pferd zum Henker fallen lassen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über und es mußte in den See fallen, und gerade

da unten hatten unsere Schiffer angelegt, so daß, wenn das Pferd fiel, es stürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war allen voraus, wir sahen das Pferd straucheln und arbeiten, und es schien, als wenn es gewiß zu Grunde gehen müßte. Ich sagte aber zu meinen Gesellen: Bekümmert euch um nichts! wir wollen uns retten und Gott für alles danken. Nur jammert mich der arme Burbacca, der seine Edelsteine auch auf dem Pferde hat, in seinem Becher, die einige tausend Ducaten werth sind; er hat sie an den Sattel gebunden und glaubte, da seyen sie am sichersten: das meinige ist nicht viel über 100 Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe. Burbacca versetzte: Ums meine ist mir's nicht, wohl aber ums eure! Da sagte ich zu ihm: Warum betrübst du dich um mein weniges und nicht um dein vieles? Voller Verdruß versetzte er darauf: In Gottes Namen, da wir einmal in solchen Umständen und in solcher Lage sind, so muß ich die Wahrheit sagen. Ich weiß recht gut, daß eures wahrhafte Thaler sind, aber in meinem Becherfutteral, das so viel erlogener Juwelen enthalten sollte, ist nichts als Caviar. Da ich das hörte, mußte ich lachen; meine Gesellen lachten auch, und er weinte. Das Pferd half sich aber, weil es sich selbst überlassen war, und so kamen unter dem Lachen unsere Kräfte wieder und wir stiegen weiter bergauf.

Die vier deutschen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieses steilen Berges gekommen waren, schickten einige Personen, uns zu helfen, so daß wir endlich bei dem allereinsamsten und wildesten Wirthshause ankamen, durchweicht, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und stillten unsern Hunger; auch wurden dem verwundeten Pferde gewisse Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine solche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs, und sagte uns, daß wenn wir die Wunde immer damit vollstopfen, das Pferd nicht allein heilen, sondern uns auch indessen dienen würde, als wenn es kein weiteres Uebel hätte. Wir befolgten den Rath, dankten den Edelleuten und reisten weiter, recht wohl wieder hergestellt. So zogen wir hin und priesen Gott, daß er uns aus so großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenseit Wesen, wo wir die Nacht ruhten, und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm sang; weil aber daselbst die Häuser alle von Fichtenholz sind, so enthielt das Lied gar nichts anders, als daß man aufs Feuer Acht haben sollte.

Burbacca war noch vom Tage her in schreckenhafter Bewegung und schrie im Traume: O Gott! ich ersaufe! und da er sich, außer dem Schrecken des vergangenen Tages, noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutschen aufnehmen wollte, rief er manchmal: Ich brenne! Manchmal wieder glaubte er in der Hölle zu seyn, mit dem Caviar am Halse. So hatten wir eine sehr lustige Nacht, und alle unsere Noth war in Lachen verkehrt.

Des Morgens stiegen wir beim schönsten Wetter auf, und hielten Mittag in einem fröhlichen Oertchen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten, welche Zürich heißt. Der Bote, der uns führte, ritt auf einem Damm über den das Wasser ging, so daß der bestialische Führer strauchelte und mit dem Pferde ins Wasser stürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und sah die Bestie aus dem Wasser kommen. Er fing wieder an zu singen, als wenn nichts gewesen wäre, und machte mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen sollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewisse Zäune, und so führte ich meine Leute und den Burbacca.

Der Bote schrie und rief mir auf Deutsch: Wenn die Leute mich sähen, so würden sie mich todt schlagen. So ritten wir weiter und kamen auch durch diesen Sturm. Wir gelangten nach Zürich, einer wundernswürdigen Stadt, so nett wie ein Edelstein; wir ruhten daselbst einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bei Zeiten auf, und kamen in eine andere schöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lausanne, Genf und Lyon. Daselbst ruhten wir vier Tage. Wir waren singend und lachend hingekommen. Ich ergötzte mich sehr mit einigen meiner Freunde, und man bezahlte mir die Kosten, die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. Das war eine angenehme Reise, außer daß in der Gegend von La Paliße uns eine Bande Räuber anfiel, von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reisten wir nach Paris ohne ein Hinderniß, und immer lachend und singend gelangten wir in Sicherheit.

Neuntes Capitel.

Undankbares Betragen Rosse's des Malers. — Der Autor wird dem Könige Franz I zu Fontainebleau vorgestellt und sehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienste zu nehmen, er aber, da ihn eine schnelle Krankheit heimsucht, mißfällt sich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwischen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er seinen treuen Diener Felix wiederfindet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals Ferrara über das Betragen des Cardinals Gadi. — Er wird fälschlich von einem Gesellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelsteinen besitze, den er damals entwandt, als ihm der im Castell belagerte Papst die Krone auszubrechen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht.

Als ich ein wenig ausgeruht hatte, ging ich, Rosso den Maler aufzusuchen, der sich im Dienste des Königs Franciscus befand. Ich hielt diesen Mann für meinen größten Freund auf der Welt; denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt, die ein Mensch von dem andern erwarten kann, und weil sich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeiten schuldig war, so will ich nicht verfehlen es anzuzeigen, und die Undankbarkeit eines heimtückischen Freundes öffentlich darstellen. Als er in Rom war, hatte er so viel Uebels von den Werken des Raphael von Urbino gesagt, daß die Schüler dieses trefflichen Mannes ihn auf alle Weise ermorden wollten; davon errettete ich ihn und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Mühe. Ferner hatte er auch von Herrn Anton da San Gallo, einem herrlichen Architekten, Böses gesprochen, der ihm dagegen eine Arbeit nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo da Cesi aufgetragen hatte; und so fuhr gedachter Meister gegen Rosso fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen wäre; deßwegen borgte ich ihm manche zehn Scudi, um zu leben, die ich noch nicht wiedererhalten hatte.

Nun, da ich wußte daß er im Dienste des Königs war, ging ich ihn, wie gesagt, zu besuchen, nicht sowohl um mein Geld wieder zu haben, aber weil ich hoffte, er solle mir helfen und beistehen, daß ich in den Dienst des großen Königs käme. Als der Mann mich erblickte, verwirrte er sich sogleich und sagte: Benvenuto, du hast auf diese Reise zu großes Geld verwendet, besonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt, und nicht an Possen, wie wir machen können. Darauf versetzte ich, ich habe so viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben die Weise zurück zu kehren, wie ich nach Paris gekommen sey; ich habe für meine Mühe mit ihm eine andere Begegnung erwartet, und fast fange ich an zu glauben,

daß Herr Anton da San Gallo wahr von ihm gegen mich geredet habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren; denn er merkte, daß er ſich vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechſelbrief von 500 Scudi auf Richard del Bene. Da ſchämte ſich der Böſewicht, und wollte mich gleichſam mit Gewalt feſthalten; ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Maler weg, der eben gegenwärtig war; er hieß Sguazzella, war auch ein Florentiner und ich wohnte in ſeinem Hauſe, mit drei Pferden und Dienern, für ein Gewiſſes die Woche. Er verköſtigte mich gut und ich bezahlte ihn noch beſſer.

Darauf ſuchte ich den König zu ſprechen, bei welchem mich ein gewiſſer Herr Julian Buonaccorſi, ſein Schatzmeiſter, einführte. Ich eilte nicht damit, denn ich wußte nicht, daß Roſſo ſich mit allem Fleiß bemühte mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian dieſes bemerkte, führte er mich ſchnell nach Fontainebleau, und ſtellte mich vor den König, der mir eine ganze Stunde die gnädigſte Audienz gab; und weil er eben im Begriff war nach Lyon zu gehen, ſagte er zu Herrn Julian, er ſolle mich mit ſich nehmen; unterwegs wolle man von einigen ſchönen Werken ſprechen, die Seine Majeſtät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach, und unterwegs wartete ich dem Cardinal Ferrara beſtändig auf, der damals den Hut noch nicht hatte. Dieſer ließ ſich alle Abende in große Unterredungen mit mir ein und ſagte einsmals, ich möchte in Lyon in einer ſeiner Abteien bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme; er ſelbſt gehe nach Grenoble, und in ſeiner Abtei zu Lyon ſollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieſer Stadt anlangten, war ich krank geworden, und mein Geſelle Ascanio hatte das viertägige Fieber, ſo daß mir die Franzoſen und ihr Hof äußerſt zuwider waren, und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen.

Als der Cardinal meine feſte Entſchließung ſah wieder zurückzukehren, gab er mir ſo viel Geld, daß ich ihm in Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen ſollte. Und ſo reisten wir fort auf den beſten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplon kamen, geſellte ich mich zu gewiſſen Franzoſen, mit denen wir eine Zeit lang reisten, Ascanio mit ſeinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlaſſen ſchien. Ich hatte mir den Magen ſo verdorben,

daß ich kaum ein ganzes Brod die Woche verzehren mochte. Aeußerst verlangte ich nach Italien zu kommen. Ich wollte in meinem Vaterland und nicht in Frankreich sterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß, nahe bei einem Ort der Isdevetro hieß; das Wasser war sehr breit und tief, und darüber ging ein langer, schmaler Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein starker Reif gefallen und ich befand mich vor allen andern an der Brücke. Ich sah wie gefährlich sie war, und befahl meinen Gesellen, sie sollten absteigen und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging, mit einem Franzosen der ein Edelmann war, im Gespräch begriffen, weiter fort. Der andere, ein Notarius, war noch zurück und spottete über den Edelmann und mich, daß wir uns aus leerer Furcht die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich und als ich ihn mitten auf der Brücke sah, bat ich ihn, er möchte sachte kommen; denn er sey auf einer sehr gefährlichen Stelle. Dieser Mensch, der seine französische Natur nicht ablegen konnte, sagte mir in seiner Sprache, ich sey ein Mann von wenig Herz; hier sey gar keine Gefahr. Indessen er diese Worte sprach, wollte er das Pferd ein wenig anspornen, das sogleich strauchelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott sich oft der Narren erbarmt, so that diese Bestie mit der andern Bestie, seinem Pferde, einen großen Sturz, beide unters Wasser. Als ich das sah, eilte ich und lief und sprang mit großer Beschwerlichkeit auf den Felsen, hing mich an denselben und erwischte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann anhatte; daran zog ich ihn herauf, als er schon ganz vom Wasser bedeckt war. Er hatte viel geschluckt und wenig fehlte, so wäre er ersoffen. Als ich ihn außer Gefahr sah, bezeigte ich ihm meine Freude ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf Französisch und sagte, er danke mir nicht dafür; seine Schriften seyen die Hauptsache, die manche zehn Scudi werth wären. Er sagte das gleichsam im Zorn, ganz durchweicht, sprudelnd und triefend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die wir bei uns hatten und verlangte, sie sollten der Bestie helfen; ich wolle sie bezahlen. Einer davon bemühte sich recht eifrig und fischte ihm seine Schriften wieder auf, so daß nichts verloren ging, der andere aber wollte auf keine Weise zugreifen, so daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich nach Tische die Börse, die wir gemeinschaftlich gemacht hatten, aus der ich die

Auslage bestritt, und gab dem Boten, der jenem beigestanden hatte, einiges Geld aus diesem gemeinschaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius, ich sollte den Mann von dem Meinigen bezahlen und ihm aus der Kasse nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf schimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar nichts gethan hatte und verlangte, daß ich ihn auch bezahlen sollte. Ich sagte darauf: Jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat. Er antwortete, er wollte mir bald ein Kreuz zeigen, bei dem ich weinen sollte. Ich versetzte, daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle, wobei er wohl zuerst weinen würde. Wir waren auf der Gränze zwischen dem Venetianischen und Deutschen, so lief er nach Leuten und kam mit ihnen, einen großen Spieß in der Hand. Ich saß auf meinem guten Pferd und öffnete die Pfanne meiner Büchse. Darauf wendete ich mich zu meinen Gesellen und sagte: Diesen bringe ich zuerst um, und ihr andern thut eure Schuldigkeit; denn das sind Straßenräuber, welche nur diesen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen.

Der Wirth, bei dem wir gegessen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn er möchte einem so großen Uebel vorbeugen: denn, sagte er, das ist ein tapferer junger Mann und bis ihr ihn in Stücken haut, bringt er einen Theil von euch um; vielleicht entwischt er euch gar und schießt den Boten todt. Da ward alles ruhig, und der Alte, ihr Anführer, sagte zu mir: Gehe in Frieden! Du würdest mit uns zu thun haben, und wenn du hundert bei dir hättest. Ich wußte wohl, daß er die Wahrheit sagte; denn ich war schon entschlossen und hatte mich für todt gegeben; da ich aber nichts weiter Schimpfliches vernahm, schüttelte ich den Kopf und sagte: Ich würde mein Möglichstes gethan haben, um euch zu zeigen daß ich ein lebendiges Geschöpf und ein Mensch sey. Darauf reisten wir weiter. Abends in der ersten Herberge zählten wir unsere Casse, und ich trennte mich von dem bestialischen Franzosen, mit dem andern aber, dem Edelmann, hielt ich Freundschaft und kam mit meinen drei Pferden allein nach Ferrara.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich an den Hof des Herzogs, um Seiner Excellenz aufzuwarten; denn ich wollte Morgens nach Loretto verreisen. Ich wartete bis zwei Stunden in der Nacht, da erschien der Herzog und empfing mich aufs gnädigste. Er befahl, als er zur Tafel ging, man solle mir auch das Handwasser reichen. Darauf antwortete ich aufs

Dümmer iſt nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme ſagen den Weiſen:
Daß ſie ſich in großen Tagen
Sollten beſcheidentlich erweiſen.

Wenn Gott ſo ſchlechter Nachbar wäre,
Als ich bin und als du biſt,
Wir hätten beide wenig Ehre;
Der läßt einen jeden wie er iſt.

Geſteht's! die Dichter des Orients
Sind größer, als wir des Occidents.
Worin wir ſie aber völlig erreichen,
Das iſt im Haß auf unſres Gleichen.

Ueberall will jeder obenauf ſeyn,
Wie's eben in der Welt ſo geht.
Jeder ſollte freilich grob ſeyn,
Aber nur in dem was er verſteht.

Verſchon' uns Gott mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid ſich doch zerreißen,
Laß ihn ſeinen Hunger ſpeiſen.

Sich in Reſpect zu erhalten
Muß man recht borſtig ſeyn.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

anmuthigste: Gnädigster Herr! es sind über vier Monate, daß ich weniger gegessen habe als man zum Lebensunterhalt nöthig glauben sollte; deßwegen weiß ich wohl, daß mich auch selbst die königlichen Speisen Ihrer Tafel nicht stärken würden. Erlauben Sie mir unterdessen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte, und vielleicht haben wir beide davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel säße. So fingen wir das Gespräch an, das bis fünf Uhr dauerte; dann beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirthshause und fand einen trefflichen Tisch, den der Herzog mir hatte von seinen Speisen ablegen lassen, dabei viel guten Wein. Da ich nun mehr als zwei Stunden meine gewöhnliche Tischzeit ausgesetzt hatte, aß ich mit großem Appetit, das erstemal seit vier Monaten.

Morgens verreiste ich zur heiligen Mutter von Loretto, und als ich daselbst meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem ich meine Werkstatt mit allem Geräthe und Zierrathen überließ, und eine andere, weit größer und geräumiger, neben Sugherelle, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franciscus würde sich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an, und arbeitete indessen an dem Becher und Becken, die ich für den Cardinal Ferrara unternommen hatte.

Viele Gesellen arbeiteten bei mir; ich hatte viel in Gold und Silber zu thun. Indessen bekam ich mit meinem Peruginer Gesellen Verdruß, der mir alles, was er auf seine Kleidung und sonstige eigene Bedürfnisse verwendet hatte, auf meine Rechnung schrieb, so daß er mir mit den Reisekosten ungefähr 70 Scudi schuldig war. Wir hatten ausgemacht, er solle sich deßwegen 3 Scudi monatlich abziehen lassen, da ich ihn mehr als 8 Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwei Monaten ging dieser Schelm aus meiner Werkstatt, ließ mich mit vieler Arbeit beladen und sagte, er wolle mir nichts weiter zahlen. Deßhalb rieth man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf gesetzt ihm einen Arm abzuhauen, und ich hätte es gewiß gethan; doch meine Freunde sagten es wäre nicht gut: ich verlöre mein Geld und vielleicht Rom noch einmal; denn die Wunden lassen sich nicht abmessen, und ich könne ihn ja auf seine Schrift, die ich in Händen habe, sogleich einstecken lassen. Ich folgte ihrem Rathe, aber ich wollte die Sache großmüthiger behandeln: ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Proceß, nachdem er verschiedene Monate gedauert hatte; dann ließ ich den Burschen ins Gefängniß bringen.

Meine Werkstatt war nun mit den größten Arbeiten beladen; unter andern hatte ich allen Schmuck von Gold und Edelsteinen für die Gemahlin des Herrn Hieronymus Orsino in der Arbeit; dieser war der Vater des Herrn Paul, der gegenwärtig Schwiegersohn unseres Herrn Herzogs Cosmus ist. Diese Werke waren sämmtlich dem Ende nah, und immer wuchsen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anstellen, und so arbeitete ich, der Ehre und des Nutzens wegen, Tag und Nacht.

Indessen ich nun so aufs eifrigste meine Arbeiten zu befördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich mit besonderer Eile schickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! In diesen vergangenen Tagen hat sich der große, allerchristlichste König deiner erinnert und dich abermal in seine Dienste begehrt; worauf ich ihm antwortete, du habest mir versprochen, daß du, sobald ich dich zum Dienst Seiner Majestät verlangte, sogleich kommen wolltest. Seine Majestät antwortete darauf: Ich will, man solle ihm so viel Geld schicken als ein Mann seinesgleichen zu einer bequemen Reise braucht. Darauf befahl er dem Admiral, er solle mir 1000 Goldgulden aus dem Schatz der Ersparnisse zahlen lassen. Bei dieser Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der sogleich hervortrat und sagte, ein solcher Befehl sey nicht nöthig; denn er habe dir Geld genug angewiesen, und du müßtest auf dem Wege seyn. Verhielte sich nun die Sache nicht so, du hättest kein Geld erhalten, wärest nicht unterwegs, und es wäre dir von allem keine Nachricht zugekommen, sondern es wäre eine bloße Aufschneiderei des Cardinals, um zu zeigen daß er sich auch um geschickte Leute bekümmere, nach denen der König fragt, wie ich fast glaube, so antworte mir sobald du meinen Brief empfängst, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein andermal, wenn ich vor diesen großen König komme, in Gegenwart des Prahlhansen, das Gespräch nach und nach auf dich leiten und sagen kann, daß du das Geld, welches dir der Cardinal Gaddi geschickt haben wolle, nicht erhalten hast, daß du nicht auf der Reise, sondern in Rom bist. Es wird sich zeigen, daß der Cardinal dieß alles nur aus Eitelkeit gesagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeister auswirken, daß du das Geld zur Reise, welches dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögest."

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünstiges Geschick über uns Menschen vermag! Ich hatte nicht zweimal in meinem Leben mit dem närrischen Cardinälchen Gaddi gesprochen, und er prahlte auch dießmal nicht, um mir Schaden zu thun, sondern es war eine Wirkung seines leeren und ungeschickten Gehirns, weil es auch scheinen sollte, als bekümmere er sich um talentreiche Leute, die der König in seinen Dienst wünschte: er wollte darin dem Cardinal Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher so klug gewesen wäre und mir den Vorfall gemeldet hätte, so würde ich doch, um so einen dummen Strohmann nicht stecken zu lassen, aus Patriotismus irgend eine Entschuldigung gefunden und seiner thörichten Prahlerei einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigsten Cardinal Ferrara erhielt, antwortete ich sogleich, mir sey vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hätte bereden wollen, so würde ich mich ohne Vorwissen Seiner Hochwürden Gnaden nicht aus Italien bewegt haben, besonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde; indessen würde ich mich auf ein Wort Seiner allerchristlichsten Majestät, das mir durch so einen Herrn zukäme, sogleich auf den Weg machen und alles andere bei Seite werfen.

In dieser Zeit dachte mein Geselle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch sehr gut gelang; denn er erregte den Geiz des Papstes Paul Farneſe oder vielmehr seines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Castro nannte. Nun ließ mein gedachter Gesell einem der Secretäre des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahre bei mir gearbeitet habe, wohl wisse und sich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von 80,000 Ducaten besitze, davon der größte Theil in Juwelen bestehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe sie damals, bei der Verheerung Roms, im Castell St. Angelo bei Seite gebracht. Sie sollten mich nur einmal schnell und ohne Geräusch wegfangen lassen.

Ich hatte einmal eines Morgens sehr früh über drei Stunden an obgedachtem Brautschmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkstatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch die Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um, da begegnete mir Crispin, der Bargell, mit seiner ganzen Häscherei und sagte: Du bist ein Gefangener des Papstes! Darauf antwortete ich: Crispin, du irrst dich in der Person!

Nein, versetzte er, du bist der brave Benvenuto: ich kenne dich recht gut; ich habe dich nach Castell St. Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren deinesgleichen zu gehen pflegen.

Da nun hierauf viele seiner Leute sich auf mich warfen, und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reißen wollten, sagte er zu ihnen: keiner unterstehe sich ihn anzurühren! Genug, daß ihr eure Schuldigkeit thut und ihn nicht entwischen laßt. Dann trat er zu mir und verlangte mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich sie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derselben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten sie mich ins Castell, und schlossen mich in eines der Zimmer oben auf dem Thurm. Das war das erstemal, daß ich das Gefängniß schmeckte, und war eben siebenundvreißig Jahre alt.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Schatz zu erhalten, überredet seinen Vater mit der äußersten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Personen verhört. — Treffliche Rede zur Vertheidigung seiner Unschuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indessen der König von Frankreich sich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Castellcommandanten gegen ihn. — Geschichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anstalten zur Flucht. — Der Papst, ungehalten über das Fürwort des Königs von Frankreich, beschließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papstes, bedachte die große Summe, wegen welcher ich angeklagt war, und bat sogleich bei seinem Vater für mich um Gnade, unter der Bedingung, daß ich ihm ein Geschenk davon machte. Der Papst gewährte ihm seine Bitte und versprach zugleich, daß er ihm behülflich seyn wolle, das Geld zu erlangen. So hielten sie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derselben sie mich, um der Sache einige Gestalt zu geben, zum Verhör holen ließen. Man brachte mich in einen der Säle des Castells: der Ort war sehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daselbst den Gouverneur von Rom, Herrn Benedict Conversini von Pistoja, der nachher Bischof von Jesi wurde, sodann den Fiscal, dessen Namen ich vergessen habe, und den Criminalrichter, Herrn Benedict da Cagli. Diese drei fingen an mich zu befragen, erst mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen

Ausdrücken; denn ich hatte zu ihnen gesagt: Meine Herren, schon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge; ihr sprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß, was das heißen soll. Ich bitte euch, sagt, was ihr von mir verlangt? und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht eitel Fabeln und Geschwätze.

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Pistoja war, seine grimmige Natur nicht mehr verbergen und versetzte: Du sprichst sehr sicher, ja allzu kühn; dafür soll dein Stolz so klein wie ein Hündchen werden, wenn du meine gründlichen Worte hören wirst, die weder Geschwätz noch Mährchen sind, wie du sagst, sondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirst gründlich zu widerlegen. Und zwar wissen wir ganz gewiß, daß du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig in dem Castell St. Angelo warst, und man sich deiner als eines Artilleristen bediente. Da du nun eigentlich Goldschmied und Juwelier bist, und Papst Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieser Profession in der Nähe war, ließ er dich insgeheim rufen, vertraute dir dergestalt, daß er die Juwelen seiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch dich ausbrechen und in die Falten seiner Kleider nähen ließ. Bei dieser Gelegenheit hast du für 80,000 Scudi heimlich entwendet. Dieses hat uns einer deiner Gesellen gesagt, gegen den du dich dessen im Vertrauen gerühmt hast. Nun erklären wir dir freiwillig, schaffe die Juwelen und ihren Werth herbei, so magst du alsdann frei wieder hingehen.

Als ich diese Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erst, nachdem ich mich eine Weile ausgeschüttet, sagte ich: Gott sey gedankt, daß ich das erstemal, da es ihm gefallen hat mich gefänglich einziehen zu lassen, so glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr wäre, was ihr sagt, so ist dabei nicht die geringste Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper gestraft werden sollte; denn in jener Zeit hatte das Gesetz alle seine Kraft verloren, und ich könnte mich daher entschuldigen und sagen, daß ich, als Diener, diesen Schatz dem heiligen apostolischen Sitz aufgehoben habe, mit der Absicht, solche Kostbarkeiten einem guten Papste wieder zuzustellen, oder demjenigen, der mir sie wieder abfordern ließ, wie es nun durch euch geschähe, wenn sich die Sache so verhielte.

Hierauf ließ mich der rasende Pistojeser keine weitern Gründe

vorbringen, und versetzte wüthend: Verziere du die Sache wie du willst, Benvenuto! Uns ist genug, das Unsere wieder gefunden zu haben, und mache nur geschwind, wenn wir nicht auf andere Weise als mit Worten verfahren sollen. Zugleich wollten sie aufstehen und weggehen, worauf ich zu ihnen sagte: Meine Herren! mein Verhör ist nicht geendet; deßwegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefällt. Sogleich nahmen sie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn sie entschieden wären nichts zu hören was ich vorbringen könnte, ja sie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht; denn sie glaubten alles schon gefunden zu haben, was sie zu wissen verlangten.

Ich fing daher auf folgende Weise zu reden an: Wißt, meine Herren, daß ich ungefähr zwanzig Jahre in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin. Darauf sagte der Häscher von Gouverneur: Und du hast hier doch Menschen umgebracht! Darauf versetzte ich: Das sagt ihr, und nicht ich! Denn wenn einer käme euch umzubringen, so würdet ihr euch schnell genug vertheidigen, und wenn ihr ihn erschlügt, würden es die heiligen Gesetze euch nachsehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papst die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu sprechen gedenkt. Ich sage euch von neuem, es sind ungefähr zwanzig Jahre, daß ich das wundersame Rom bewohnt, und hier die größten Arbeiten meiner Profession vollendet habe; und weil ich weiß, daß Christus hier wohnt und regiert, so hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlassen, ja wenn ein weltlicher Fürst versucht hätte mir einigen Schaden zuzufügen, so würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Christi genommen haben, damit er mich beschützt hätte. Wehe mir, wo soll ich nun jetzt hingehen? Zu welchem Fürsten soll ich mich wenden, der mich vor diesen schändlichen Absichten rette? Hättet ihr nicht, ehe ihr mich gefangen nahmt, untersuchen sollen, wo ich denn auch diese 80,000 Scudi verwahren könnte? Hätter ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bei unserer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hätte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet ihr meine Bücher und mich nehmen, und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß euch nur sagen, die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles, was Papst Clemens

besessen hat, sorgfältig aufgeschrieben ist. Das einzige könnte seyn: als der arme Mann, Papst Clemens, sich mit jenen kaiserlichen Freibeutern vergleichen wollte, die in Rom geplündert und die Kirche geschmäht hatten, da kam einer zu dieser Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Iscatinaro hieß. Man hatte sich beinahe über alle Punkte mit dem bedrängten Papste vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas Angenehmes erzeigen wollte, und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ungefähr 4000 Scudi werth seyn konnte. Iscatinaro bückte sich ihn aufzuheben, worauf der Papst sagte: er möchte sich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bei diesem war ich gegenwärtig, und wenn dieser Diamant fehlen sollte, so sage ich euch, wo er hin ist, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieses wird bemerkt seyn. Und nun könnt ihr an eurer Stelle euch schämen, einen Mann meinesgleichen so behandelt zu haben, der so vieles ehrenvoll für diesen apostolischen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur, war ich jenen Morgen, als die Kaiserlichen in den Borgo drangen, nicht so thätig, so überrumpelten sie ohne Hinderniß das Castell. Niemand hatte mich dazu gedungen, und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardieren und Soldaten ganz verlassen da stand. Ich sprach noch dabei einem meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Montelupo hieß und ein Bildhauer war; auch er hatte seinen Posten verlassen und sich ganz erschrocken in eine Ecke verkrochen; ich weckte ihn aus seiner Unthätigkeit, und wir beide allein tödteten von oben herunter so viele Freunde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es selbst, der nach dem Iscatinaro schoß, weil er in der Conferenz mit dem Papste ohne die mindeste Ehrfurcht sprach, und, als ein Lutheraner und Ketzer wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papst Clemens ließ darauf eine Untersuchung anstellen, und wollte den Thäter hängen lassen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die Laufgräben visitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche so viel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen und so viel schöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das soll nun die freche pfäffische Belohnung seyn, die man einem Manne zudenkt, der euch mit so viel Treue und Anstrengung gedient und geliebt hat? Und geht nur, hinterbringt was ich gesagt habe, alles dem Papste, sagt ihm, daß er seine sämmtlichen Juwelen besitzt, und daß ich zur Zeit jener Verheerung von

der Kirche nichts anders erhalten habe, als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papst Paul mir versprochen hatte: nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, seine Diener.

Indessen ich so redete, hörten sie mir mit Erstaunen zu, sahen einander ins Gesicht und verließen mich mit Verwunderung. Alle drei zusammen gingen dem Papste alles zu hinterbringen, was ich gesagt hatte. Der Papst schämte sich und befahl eiligst, man solle die sämmtlichen Rechnungen der Juwelen durchsehen. Es fand sich, daß nichts fehlte, aber sie ließen mich im Castell sitzen, ohne etwas weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig besonders, als er sah, daß er so übel gehandelt hatte, suchte meinen Tod zu beschleunigen.

Diese Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz schon mit allen Umständen vernommen hatte, daß der Papst mich so widerrechtlich gefangen hielt, und er gab seinem Gesandten an diesem Hofe, Herrn de Montluc, in einem Schreiben den Auftrag, er solle mich, als einen Diener Seiner Majestät, vom Papste zurückfordern. Der Papst, der sonst ein verständiger und außerordentlicher Mann war, betrug sich doch in dieser meiner Sache sehr unüberlegt und albern. Er antwortete dem Gesandten: Seine Majestät möchten sich doch nicht weiter meiner annehmen, ich sey ein wilder und gefährlicher Mensch; er habe mich einziehen lassen wegen verschiedener Todtschläge und anderer solcher Teufeleien. Der König antwortete aufs neue, auch in seinem Reiche pflege man der besten Gerechtigkeit. Seine Majestät wisse die wackern Leute zu belohnen und zu begünstigen, und eben so die Uebelthäter zu bestrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen lassen, ohne nach dessen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, diesen Mann in seinem Reiche gesehen, habe er ihn mit Vergnügen in seine Dienste genommen, und verlange ihn nun als den Seinigen zurück.

Dieser Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden, so ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papst war in rasende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinginge, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die sie an mir begangen hatten; deßwegen sann er nach, wie er mich, ohne seine Ehre zu verletzen, aus der Welt schaffen könnte.

Der Castellan des Castells St. Angelo war einer von unsern

Florentinern, mit Namen Herr Georg Ugolini. Dieser brave Mann behandelte mich auf das gefälligste von der Welt, und weil er das große Unrecht kannte, das mir geschah, ließ er mich auf mein Wort frei umhergehen. Ich hatte ihm, um diese Erlaubniß zu erhalten, Bürgschaft leisten wollen, allein er versetzte, er könne sie nicht annehmen; denn der Papst sey über meine Sache gar zu sehr entrüstet; auf mein Wort hingegen wolle er trauen, denn er höre von jedem, was ich für ein zuverlässiger Mann sey. Da gab ich ihm mein Wort, und er verschaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieser Verdruß des Papstes, sowohl wegen meiner Unschuld als wegen der Gunst des Königs, doch vorüber gehen müsse, und erhielt meine Werkstatt offen. Ascanio, mein Gesell, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, das mir geschah, konnte ich zwar wenig thun, doch macht. ich aus der Noth eine Tugend und ertrug, so heiter als ich konnte, mein widriges Geschick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Castells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal speiste der Papst im Castell, und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, sondern standen einem jeden frei, wie an einem gewöhnlichen Palast. Man fand alsdann nöthig, die Gefängnisse mit mehr Sorgfalt zu verschließen; aber ich ward immer gleich gehalten, und konnte auch zu solchen Zeiten frei herumgehen. Oefters riethen mir einige Soldaten, ich solle mich davon machen; sie wollten mir durch die Finger sehen, weil ihnen das große Unrecht bekannt sey, das mir geschehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Castellan mein Wort gegeben, der ein so braver Mann sey, und der mir so viel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geistreicher Soldat, der zu mir sagte: Wisse, mein Benvenuto, daß ein Gefangener nicht verbunden ist, und sich auch nicht verbinden kann, sein Wort zu halten oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Thue, was ich dir sage! fliehe vor diesem Schurken von .... und vor dem Bastard, seinem Sohn, die dir auf alle Weise nach dem Leben stehen. Aber ich, der ich lieber sterben wollte, als daß ich dem würdigen Castellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug diesen ungeheuern Verdruß so gut ich konnte, in Gesellschaft eines Geistlichen aus dem Hause Pallavicini, der ein großer Prediger war. Man hatte ihn, als einen Lutheraner, eingezogen, er war ein sehr guter Gesellschafter, aber als Mönch der ruchloseste Kerl von der Welt, der zu allen Arten

von Lastern geneigt war. Seine schönen Gaben bewunderte ich, und seine häßlichen Laster mußte ich aufs höchste verabscheuen. Auch unterließ ich nicht ihn darüber ganz freimüthig zu tadeln und zu schelten, dagegen wiederholte er mir immer, ich sey als Gefangener nicht verbunden dem Castellan mein Wort zu halten. Darauf antwortete ich, als Mönch sage er wohl die Wahrheit, nicht als Mensch; denn wer Mensch und nicht Mönch wäre, müßte sein Wort unter allen Umständen halten, in die er gerathen könnte, und so wollte ich auch mein einfaches und tugendsames Wort nicht brechen. Da er hieraus sah, daß er mich durch seine feinen und künstlichen Argumente, so geschickt er sie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu versuchen. Er schwieg viele Tage ganz von dieser Sache, las mir indessen die Predigten des Bruder Hieronymus Savonarola, und machte so eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel schöner vorkam als die Predigten selbst, und mich ganz bezauberte. Ich hätte alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie schon gesagt, mein Wort gebrochen. Da er nun sah, daß ich vor seinen Talenten eine solche Ehrfurcht hatte, fing er an, mit guter Art mich zu fragen, auf welche Weise ich mich denn hätte flüchten wollen, wenn mir die Lust dazu gekommen wäre? und wie ich, wenn man mich enger eingeschlossen hätte, das Gefängniß hätte eröffnen wollen? Diese Gelegenheit wollte ich nicht vorbei lassen, um diesem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geschicklichkeit und Feinheit besitze; ich sagte ihm: daß ich jedes Schloß, selbst das schwerste, gewiß eröffnen wolle, und besonders die von diesem Gefängnisse sollten mich nicht mehr Mühe gekostet haben, als ein Stückchen frischen Käse zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünschte, verspottete mich und sagte: Die Menschen, die sich einmal in den Ruf gesetzt haben, daß sie geistreich und geschickt sind, rühmen sich gar vieler Dinge: wollte man sie immer beim Wort halten, so würde manches zurückbleiben, und sie würden einen guten Theil ihres Credits verlieren. So möchte es auch wohl euch gehen: ihr sagt so unwahrscheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung verlangte, würdet ihr wohl schwerlich mit Ehre bestehen.

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger versprächе, als ich auszuführen verstünde; das, was ich wegen der Schlüssel behauptet hätte, sey eine geringe Sache; mit wenig Worten solle er vollkommen einsehen, daß alles wahr sey. Darauf

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03749/113

zeigte ich ihm unbesonnener Weise mit großer Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich schien, als wenn er sich um die Sache nichts bekümmere, lernte mir, als ein fähiger Mann, alles in der Geschwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich schon oben erwähnt habe, der wackere Castellan des Tages frei herumgehen; auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeschlossen. Ich konnte dabei in Gold, Silber und Wachs arbeiten was ich wollte; und so hatte ich auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Cardinal Ferrara beschäftigt; zuletzt verlor ich über meinem eingeschränkten Zustande alle Lust, und arbeitete nur, um mich zu zerstreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von diesem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück und führte das alles wegen der Schlüssel damit aus, was ich ihn unbedachtsamer Weise gelehrt hatte. Er nahm zum Gesellen und Helfer einen Schreiber, Namens Ludwig, einen Paduaner; allein als man die Schlüssel bestellte, that der Schlosser sogleich die Anzeige. Der Castellan, der mich einigemal in meinem Zimmer besucht und meiner Arbeit zugesehen hatte, erkannte mein Wachs und sagte: Wenn man schon diesem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat, so hätte er sich doch gegen mich solche Handlungen nicht erlauben sollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß, ich will ihn fester halten und alle Nachsicht soll aufhören. So ließ er mich mit einigem Unmuth einschließen und mich verdrossen besonders die Worte, welche mir seine vertrautesten Diener hinterbrachten, deren einige mir sehr wohl wollten, und sonst von Zeit zu Zeit erzählten, wie sehr der Herr Castellan sich zu meinem Besten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten sie mir, daß er mich einen undankbaren, eiteln und treulosen Menschen schelte.

Da nun einer dieser Leute mir auf eine etwas harte und unschickliche Art diese Scheltworte ins Gesicht sagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unschuld und antwortete, ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder solche ungerechte Worte gegen mich brauchte, so würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen strafen. Er entrüstete sich darüber, lief in das Zimmer des Castellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüssels. Als ich das Wachs sah, sagte ich ihm, wir hätten beide Recht; allein er solle mir eine Unterredung mit dem Herrn Castellan verschaffen, und ich wollte ihm eröffnen, wie sich

die Sache befände, die von größerer Bedeutung sey, als sie glaubten. Sogleich ließ der Castellan mich rufen. Ich erzählte den ganzen Vorfall: der Mönch ward enger eingeschlossen, und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen sehr nahe kam. Doch unterdrückte der Castellan die Sache, die schon bis zu den Ohren des Papstes gekommen war, rettete seinen Schreiber von dem Strick, und ließ mir wieder so viel Freiheit als vorher.

Da ich sah, daß man sich bei diesem Falle mit so vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich selber zu denken und sagte bei mir: Wenn nun ein andermal eine solche Verwirrung entstünde und der Mann traute mir nicht mehr, so würde ich ihm auch nicht mehr verbunden seyn, und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß besser als jene Pfaffenunternehmung ausfallen sollten. So fing ich nun an mir neue starke Leintücher bringen zu lassen, und die alten schickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener danach fragten, so sagte ich, sie sollten still seyn; denn ich hätte sie einigen armen Soldaten geschenkt, die in Gefahr der Galeere geriethen, wenn so etwas herauskäme, und so hielten sie mir alle, besonders aber Felix, die Sache geheim. Indessen leerte ich einen Strohsack aus und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefängniß war und fing an von den Leintüchern Binden zu schneiden, ein Drittheil einer Elle breit; und als ich so viel gemacht hatte, als ich glaubte, daß genug sey mich von der großen Höhe des Thurms herunterlassen, sagte ich meinen Dienern, ich habe genug verschenkt; sie sollten nun, wenn sie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und so vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Cardinäle Santiquattro und Cornaro ließen mir die Werkstatt zuschließen und sagten frei heraus, der Papst wolle nichts von meiner Loslassung wissen: die große Gunst des Königs habe mir mehr geschadet als genutzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Montluc von Seiten des Königs dem Papste hinterbracht habe, seyen gewesen, er solle mich in die Hände der ordentlichen Hofrichter geben, und wenn ich gefehlt habe, solle man mich züchtigen, aber habe ich nicht gefehlt, so verlange die Vernunft, daß er mich loslasse. Diese Worte hatten den Papst so sehr verdrossen, daß er sich versetzte mich niemals wieder frei zu geben. Was den Castellan betrifft, der half mir von seiner Seite, so gut er konnte.

Eilftes Capitel.

Streit zwiſchen dem Autor und Ascanio. — Seltſame kranke Phantaſie des Schloßhauptmanns, wodurch ſein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieſer wird enger als jemand eingeſchloſſen und mit großer Strenge behandelt. — Er entflieht; Cardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang.

Als in dieſer Zeit meine Feinde ſahen, daß meine Werkſtatt verſchloſſen war, ſagten ſie alle Tage mit Verachtung irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden, die mich noch im Gefängniß beſuchten; unter andern begegnete mit Ascanio folgende Geſchichte. Er beſuchte mich alle Tage zweimal und verlangte eines Tages, ich ſolle ihm aus einer blauen Sammtweſte, die ich nicht mehr trug und die mir nur ein einzigesmal bei der Proceſſion gedient hatte, ein Weſtchen machen laſſen. Ich ſagte ihm dagegen, es ſey weder Zeit noch Ort ſolche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Menſch ſo übel, daß er zu mir ſagte, er wolle nun auch nach Tagliacozzo zu den Seinigen gehen. Ich ſagte ihm voll Verdruß, er mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen ginge. Darauf ſchwur er, mit heftiger Leidenſchaft, daß er mir niemals mehr vors Geſicht kommen wolle. Als wir dieſes ſprachen, gingen wir eben um den Thurm des Caſtells ſpazieren. Es begab ſich, daß der Caſtellan uns eben begegnete, als Ascanio zu mir ſagte: Nun gehe ich fort, leb' wohl für immer! Und ich antwortete ihm: So ſey es denn für immer! Und damit es wahr bleibe, will ich der Wache ſagen, daß ſie dich nicht mehr hereinlaſſen ſoll. Dann wendete ich mich zum Caſtellan und bat ihn von ganzem Herzen, er möge der Wache befehlen, daß Ascanio nicht wieder hereindürfe, und ſetzte hinzu: Dieſer Knabe vergrößert noch mein großes Uebel; deßwegen bitte ich euch, Herr Caſtellan, laßt ihn nicht wieder herein. Dem Caſtellan that das ſehr leid, denn er wußte, daß es ein Junge von viel Fähigkeiten war; dabei hatte er eine ſo ſchöne Geſtalt, daß jeder, der ihn nur einmal geſehen hatte, ihn ganz beſonders lieb gewann.

Der junge Menſch ging weinend fort und hatte einen kleinen Säbel bei ſich, den er manchmal heimlich unter ſeinen Kleidern trug. Als er aus dem Caſtell mit ſo verweintem Geſicht kam, begegnete er zwei meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia und einem gewiſſen Michael, zwei Goldſchmieden. Michael, weil er Freund von jenem Schelm von Perugia und Feind von Ascanio war, ſagte: Was will das

heißen, daß Ascanio weint? Vielleicht iſt ſein Vater geſtorben? ich meine den Vater im Caſtell. Ascanio verſetzte: Er lebt, aber du ſollſt ſterben! Und ſo hieb er ihn zweimal über den Kopf: mit dem erſtenmal ſtreckte er ihn auf die Erde, mit dem zweiten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für todt liegen. Sogleich erfuhr es der Papſt, der denn mit bedeutenden Worten ſagte: Weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, ſo gebt ihm drei Tage Zeit, ſeine Gründe beizubringen. Alsbald kamen ſie und beſorgten das Geſchäft, das ihnen der Papſt aufgetragen hatte. Der brave Caſtellan ging ſogleich zum Papſte und zeigte, daß ich von dieſer Sache nichts wiſſen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So vertheidigte mich der Mann mit aller Kraft, und rettete mir das Leben in dieſem wilden Augenblick. Ascanio entfloh nach Tagliacezzo zu den Seinigen, ſchrieb mir von da, und bat tauſendmal um Vergebung. Er bekannte ſein Unrecht, daß er mir, bei meinem großen Unglück, noch Verdruß gemacht habe: wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte, daß ich wieder aus dem Gefängniß käme, ſo wolle er mich nicht mehr verlaſſen. Ich ließ ihm wiſſen, daß er fortfahren ſollte etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freiheit gäbe, wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Caſtellan, der mich übrigens ſehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewiſſen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er ſehr viel zu ſchwatzen; und es waren ſeine grillenhaften Vorſtellungen alle Jahre verſchieden. Denn einmal glaubte er ein Oelkrug zu ſeyn, ein andermal ein Froſch, und da hüpfte er auch nach Art dieſes Thieres; hielt er ſich für todt, ſo mußte man ihn begraben, und ſo hatte er alle Jahre eine neue Einbildung. Dießmal ſtellte er ſich vor, er ſey eine Fledermaus, und wenn er ſo ſpazieren ging, zifchte er manchmal leiſe, wie dieſe Geſchöpfe, bewegte ſich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, ſo wie ſeine alten Diener ſuchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verſchaffen, und weil ſie glaubten, er habe großes Vergnügen mich discuriren zu hören, ſo holten ſie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei dieſem armen Manne bleiben, und durfte nicht aufhören zu reden. Er verlangte, daß ich an ſeiner Tafel gegen ihm über ſitzen ſollte; und dabei wurde von beiden Seiten

unaufhörlich gesprochen. Bei dieser Gelegenheit aß ich sehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und schlief nicht, und ermüdete mich dergestalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn ansah, konnte ich bemerken, daß seine Augen ganz falsch gerichtet waren: das eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter andern fing er auch an mich zu fragen, ob mir wohl niemals die Lust zu fliegen angekommen sey? Darauf versetzte ich, eben diejenigen Dinge, die dem Menschen am schwersten verkämen, hätte ich am liebsten zu vollbringen gewünscht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, so habe mir Gott und die Natur einen Körper, sehr geschickt zum Laufen, gegeben, und wenn ich nun noch einige mechanische Vortheile dazu thäte, so sollte mir das Fliegen sicher glücken. Darauf fragte er mich, auf welche Weise ich es anfangen wollte, und ich versetzte: Wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunst nachzuahmen, so finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muster dienen kann.

Kaum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als seine dießjährige Narrheit bei ihm aufwachte, und er mit lauter Stimme rief: Das ist wahr! das ist das rechte Thier! Und dann wendete er sich an mich und sagte: Benvenuto, nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäbe, so würdest du auch Muth haben zu fliegen? Ich versetzte, er solle mir nur die Erlaubniß geben, so getraute ich mich bis hinaus auf die Wiesen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von seiner gewichster Leinwand machen wollte. Darauf versetzte er: Das könnte ich wohl zugeben, aber der Papst hat mir befohlen dich aufs genaueste in Acht zu nehmen. Auch weiß ich, daß du ein künstlicher Teufel bist, und im Stand wärest mir zu entfliehen; darum will ich dich mit hundert Schlüsseln verschließen lassen, damit du aushalten mußt.

Nun fing ich an ihn zu bitten und brachte ihm ins Gedächtniß, daß ich also ihm ja schon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gotteswillen und bei allen den Gefälligkeiten, die er mir schon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedieß leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem ich also sprach, befahl er ausdrücklich, daß sie mich binden und mich in meinem Gefängnisse wohl einschließen sollten. Da ich nun sah, daß nichts anders zu hoffen war, sagte ich ihm in Gegenwart aller der Seinigen: So verschließt mich nur wohl; denn ich werde euch auf

alle Weise zu entkommen suchen. So führten sie mich weg und sperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an die Art und Weise zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeschlossen war, untersuchte ich das Gefängniß, und da ich sicher glaubte den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, so bedachte ich, wie ich von dem hohen Thurm herunter kommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie gesagt, schon zerschnitten hatte, nähte sie wohl zusammen, und bedachte, wie viel Oeffnung ich brauchte, um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoyarden genommen hatte, der sich unter der Schloßwache befand. Er sorgte für die Wasserfässer und Brunnen, und arbeitete dabei allerlei in Holz. Unter verschiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine sehr starke und große; ich überlegte, daß sie mir sehr nützlich seyn könnte, nahm sie weg und verbarg sie in meinem Strohsack. Als nun die Zeit herbeikam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, so fing ich an, damit die Nägel zu untersuchen, wodurch die Bänder der Thüre befestigt waren; weil aber die Thüre doppelt war, so blieb auch der umgeschlagene Theil der Nägel ganz verborgen, so daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich, wie ich's nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermischte ein wenig rostigen Eisenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nägelköpfe erhielt, die ich nun, so wie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befestigt, indem ich einige Nägel abstutzte und sie leicht wieder einsteckte, damit sie mir die Bänder nur fest halten sollten.

Dieses alles vollbrachte ich mit großer Schwierigkeit, denn der Castellan träumte jede Nacht, ich sey entflohen, und schickte alle Stunden ins Gefängniß. Der Mensch, der jedesmal kam, betrug sich wie ein Häscher: man nannte ihn Bezza, er brachte immer einen andern mit sich, der Johann hieß, mit dem Zunamen Pedignene; dieser war Soldat, jener Aufwärter. Johann kam niemals in mein Gefängniß, ohne mir etwas Beleidigendes zu sagen; der andere war von Prato, und daselbst bei einem Apotheker gewesen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß; und ich sagte zu ihm: Nehmt mich wohl in Acht! denn ich gedenke auf alle Weise zu entfliehen. Ueber diese Worte entstand

zwischen mir und ihm die größte Feindschaft, so daß ich mein Eisenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, sorgfältig in meinem Strohsack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältniß selbst, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötze, so trieb ich sie zu jener Zeit aufs äußerste. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett aufs zierlichste und putzte es mit Blumen, die mir fast alle Morgen vom Savoyarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bezza und Pertignene kamen, so sagte ich ihnen gewöhnlich, sie sollten mir vom Bette bleiben; ich wollte es weder beschmutzt noch eingerissen haben; und wenn sie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: Ihr schmutzigen Lumpen! werde ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen, und euch so zurichten, daß ihr euch verwundern sollt; glaubt ihr wohl werth zu seyn, das Bett von meinesgleichen anzurühren? Wahrhaftig, ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Ist es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch ärger quälen? Hört ihr nicht auf, so will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Mensch thun kann.

Das sagten sie alles dem Castellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl, sie sollten sich meinem Bette nicht nähern, und übrigens aufs beste für mich sorgen. Da ich nun mein Bett gesichert hatte, glaubte ich schon alles gethan zu haben, weil in demselben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um so mehr, weil ich schon Aufsehen erregt hatte.

Am Abend eines Festtages unter andern war der Castellan in einem sehr übeln Zustand: seine Krankheit hatte sich verschlimmert, und er wollte nun von nichts anders wissen, als daß er eine Fledermaus sey. Er befahl seinen Leuten, wenn sie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, sollten sie ihn nur gewähren lassen; er wolle mich gewiß wieder einholen: denn bei Nacht würde er stärker fliegen als ich. Benvenuto, pflegte er zu sagen, ist nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir ist er anbefohlen; ich will seiner schon wieder habhaft werden. So war es viele Nächte fortgegangen; er hatte alle seine Diener ermüdet: ich erfuhr, was vorging, auf verschiedenen Wegen, besonders durch den Savoyarden, der mir sehr wohl wollte.

An eben diesem Abend hatte ich mich entschlossen, es koste was es wolle, zu entfliehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat Seine göttliche Majestät, in so einem gefährlichen Unternehmen mich zu beschützen und mir beizustehen. Hernach legte ich Hand ans Werk, und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwei Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter, denn das Thürgewände und der Riegel hinderten mich dergestalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zersplittern; doch brachte ich sie endlich auf, und nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwei Hölzer nach Art der Hanfspindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum; deckte von innen zwei Ziegel des Daches auf, und hob mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtwestchen an, auch weiße Beinkleider und Halbstiefeln, und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch gesteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden, und hing es an ein Stück Ziegel, das in den Thurm gemauert war, und ungefähr vier Finger herausstand. Die Binde hatte ich auf Art eines Steigbügels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und sagte: Hilf mir nun, weil ich Recht habe, wie du weißt, und weil ich mir selbst zu helfen gedenke!

Nun ließ ich mich sachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenschein, aber eine schöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich so kühn heruntergekommen war, und ging vergnügt weg; denn ich glaubte befreit zu seyn. Es fand sich aber anders, denn der Castellan hatte an dieser Seite zwei hohe Mauern aufführen lassen, wo er seine Ställe und seinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen Riegeln verschlossen. Da ich sah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun sey. Unversehens stieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete sie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer, und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe; weil aber die Mauer sehr scharf war, so konnte ich nicht ganz hinaufkommen, und entschloß mich, ein Stück meiner neuen Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden; denn die andere war am Thurm des Schlosses hängen geblieben. Da ich sie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch diese Mauer hinunter, doch hatte ich dabei große Mühe, und

war sehr ermüdet; denn die Hände waren mir inwendig aufgeschunden und bluteten. Ich ruhte deßhalb ein wenig aus und wusch mir die Hände mit meinem eigenen Wasser. Als ich nun glaubte, meine Kräfte wären wieder hergestellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden, und wollte sie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, so auch von der kleinern herunter zu kommen. Da bemerkte mich eine Schiltwache, und in dieser Gefahr, meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgesetzt zu sehen, nahm ich mir vor, die Wache anzugreifen, die, als sie meinen entschiedenen Vorsatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte und mir auswich.

Ich kehrte schnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schiltwache sah, so wollte doch diese mich dießmal nicht sehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befestigt und ließ mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich schon nahe genug an der Erde sey, und die Hände aufthat, um hinabzuspringen, oder ob sie mir zu müde waren und die Anstrengung nicht mehr aushalten konnten, weiß ich nicht zu sagen; genug, ich fiel, verletzte mir den Kopf, und blieb betäubt liegen.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen seyn, als der Thau, der einige Stunden vor Sonnenaufgang fällt, mich wieder erfrischte und munter machte; doch war ich noch immer wie schlaftrunken, ob ich gleich einen Versuch machte mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir: es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeschlagen, und ich befände mich im Fegfeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne stellte sich her; dann sah ich, daß ich außerhalb des Castells war, und ich erinnerte mich alles dessen, was ich gethan hatte; vor allem andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes, und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich sie ganz blutig wieder herunter. Darauf betastete ich mich überall, und glaubte mich nicht sonderlich beschädigt zu haben; als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich, daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drei Finger über dem Knöchel, worüber ich sehr erschrak. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zusammt der Scheide, dieser hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Kügelchen, und da sich nun der Fuß deßhalb auf keine Weise biegen konnte, so war es die Ursache, daß er an dieser Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolchs weg, und schnitt mit demselben ein Stück von der Binde, die mir übrig geblieben

war, herunter, womit ich den Fuß, so gut ich konnte, zusammenband; dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verschlossen war. Genau unter demselben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für sehr stark hielt: ich gedachte ihn loszubringen; deßwegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein heraus und schlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte seyn vom Orte da ich herunterfiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedenemal mich zu quälen wieder kamen, stach ich mit meinem Dolche unter sie und traf einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davon lief. Die andern Hunde, wie es ihre Art ist, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächste Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man sich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorsatz und ging gegen St. Peter; und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in der ich schwebte. Da begegnete mir ein Wasserhändler mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen. Ich rief ihn zu mir und bat ihn, er sollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von St. Peter tragen; dabei sagte ich ihm: Ich bin ein armer Jüngling, der bei einem Liebeshandel sich zum Fenster herunter lassen wollte; ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung ist, so bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden; deßwegen bitte ich dich, hebe mich schnell auf; du sollst einen Goldgulden haben.

Ich griff sogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge sich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken, und trug mich auf die Stufen von St. Peter. Da sagte ich ihm, er solle mich nur lassen und zu seinem Esel zurücklaufen; alsdann kroch ich nach dem Hause der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaisers, die vorher Gemahlin Herzog Alexanders von Florenz gewesen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieser großen Fürstin viele von meinen Freunden sich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte sie schon gelegentlich Gutes von mir gesprochen.

Denn als sie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Ursache, daß ein Schade von mehr als 1000 Scudi verhindert wurde; es regnete sehr stark, und der Castellan war äußerst verdrießlich, ich aber sprach ihm Muth ein

Was hilft's dem Blassen Leben
Der mir den Weg versannt?
Was nicht gerade erlebt werden
Wird auch schief nicht erkannt.

Einen Helden mit Lust preisen und nennen
Wird jeder, der selbst als Rahner stritt.
Des Menschen Werth kann niemand erkennen
Der nicht selbst Hitze und Kälte litt.

Gutes thu' rein aus der Guten Liebe!
Was Du thust verbleibt dir nicht;
Und wenn es auch dir verbliebe,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

Soll man dich nicht aufs schmählichste berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

Wie kommt's daß man an jedem Orte
So viel Gutes, so viel Dummes hört?
Die Jüngsten wiederholen der Aeltesten Worte,
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten,
Weise fallen in Unwissenheit
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

„Warum ist die Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

und sagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die stärksten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfing die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte sich die Sonne, und so war ich Ursache daß dieses Fest aufs glücklichste vorbeiging. Das hatte der Castellan dem Papst erzählt, um etwas zu meinen Gunsten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, sagte sie: Der Benvenuto ist einer von den geschickten Leuten, die mit meinem seligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit giebt. Auch hatte sie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl gesprochen. Deßwegen ging ich gerade nach Seiner Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem sehr schönen Palaste war. Da wäre ich nun ganz sicher gewesen und der Papst hätte mich nicht angerührt; aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen sterblichen Menschen war, so wollte Gott nicht, daß ich mich dieses eigenen Ruhms überheben sollte, vielmehr sollte ich zu meinem Besten noch größere Prüfungen ausstehen, als jene waren, die ich schon erlitten hatte.

Daher begab sich, daß als ich so auf Händen und Füßen die Treppe hinunterkroch, ein Bedienter des Cardinals Cornaro mich erkannte; dieser lief sogleich zu seinem Herrn, der im Vaticanischen Palast wohnte, weckte ihn und sagte: Hochwürdigster Herr! da ist euer Benvenuto aus dem Castell geflohen, und kriecht ganz blutig auf allen Vieren; so viel sich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wissen nicht wo er hin will. Darauf sagte der Cardinal: Sogleich lauft und tragt mir ihn hierher, in mein Zimmer. Als ich vor ihn kam, sagte er, ich solle nur ruhig seyn, und schickte sogleich nach den ersten Aerzten von Rom, die mich in die Cur nahmen. Unter denselben war Meister Jakob von Perugia, der trefflichste Chirurgus; der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir selbst zur Ader; da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oeffnung etwas groß gemacht hatte, so fuhr eine Menge Bluts dergestalt gewaltsam heraus, ihm ins Gesicht, und bedeckte ihn über und über, daß er sich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böses Anzeichen und curirte mich mit großem Widerwillen, ja einigemal wollte er mich gar verlassen; denn er fürchtete diese Cur könnte ihm sehr übel bekommen. Der Cardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen, und ging in der Absicht weg, mich vom Papste zu erbitten.

Zwölftes Capitel.

Allgemeines Erſtaunen über des Autors Entkommen. — Geſchichte einer ähnlichen Flucht Pauls III in ſeiner Jugend aus dem Caſtell. — Peter Ludwig thut ſein Möglichſtes, um ſeinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfaſſer nicht die Freiheit ſchenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papſt und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweitenmal in die Engelsburg gebracht, und von dem verrückten Schloßhauptmann mit äußerſter Strenge behandelt.

Indeſſen war in der Stadt ein entſetzlicher Lärm entſtanden: man hatte die Binden am großen Thurme hängen ſehen, und ganz Rom lief, um dieſe unſchätzbare Begebenheit zu betrachten. Der Caſtellan war in ſeine größten Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt ſich von ſeinen Dienern losreißen und auch am Thurme herunterfliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Um dieſe Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er dieſe große Sache vernommen, ſelbſt gegangen um zu ſehen; er kam darauf in den Palaſt, wo er dem Cardinal Cornaro begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte, und wie ich mich in einem ſeiner Zimmer ſchon verbunden befände. Dieſe zwei braven Männer gingen zuſammen, ſich zu den Füßen des Papſtes zu werfen, der ſie nicht zum Worte kommen ließ, ſondern ſogleich ſagte: Ich weiß, was ihr von mir wollt. Herr Robert Pucci verſetzte: Heiligſter Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem ſo viel Muth und Verſtand gezeigt hat, daß es gar keine menſchliche Sache zu ſeyn ſcheint. Wir wiſſen nicht, wegen welcher Vergehungen er ſo lange im Gefängniß war; ſind ſie allzu groß und ſchwer, ſo wird Ew. Heiligkeit, heilig und weiſe wie ſie iſt, nach Gefallen verfahren; aber ſind es Dinge, die läßlich ſind, ſo bitten wir um Gnade für ihn. Der Papſt ſchämte ſich und ſagte, er habe mich auf Anſuchen einiger der Seinigen inne behalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen ſey. Da er aber meine guten Eigenſchaften kenne, ſo wolle er mich bei ſich behalten und mir ſo viel Gutes erzeigen, daß ich nicht Urſache haben ſollte wieder nach Frankreich zu gehen. Sein großes Uebel thut mir leid, ſetzte er hinzu: er ſoll für ſeine Geſundheit ſorgen, und wenn er geneſen iſt, gedenken wir ihn von ſeinen andern Uebeln zu heilen. Sogleich kamen die beiden wackern Männer und brachten mir dieſe gute Nachricht.

Mittlerweile nun der römiſche Adel mich beſuchte, Junge, Alte und

von aller Art, ließ sich der Castellan, noch ganz zerstört, zum Papste tragen, und als er vor ihn kam, schrie er, wenn Seine Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniß stellten, so geschehe ihm das größte Unrecht. Er ist, rief er aus, gegen sein gegebenes Wort geflogen; wehe mir! er ist davon geflogen, und hat mir doch versprochen nicht wegzufliegen. Der Papst sagte lachend: Geht nur, geht! ihr sollt ihn auf alle Fälle wieder haben. Dann bat noch der Castellan und sagte: Sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meiner Leuten ist, so soll er an der Zinne hangen, an der sich Benvenuto herunterließ.

Als der Castellan weg war, rief der Papst lächelnd den Gouverneur und sagte: Das ist ein braver Mann, und die Sache ist wundersam genug; doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben heruntergelassen.

Daran sagte er nun freilich die Wahrheit; denn er hatte gefangen im Castell gesessen, weil er, als Abbreviator, ein Breve verfälscht hatte. Papst Alexander ließ ihn lange sitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeste abschlagen lassen. Farnese wußte das alles, und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden bestellen, bestach einige der Wache, so daß am Frohnleichnamstage, indessen der Papst in Procession zog, Farnese in einem Korb an einem Seile zur Erde gelassen wurde. Damals war das Castell noch nicht mit Mauern umgeben, sondern der Thurm stand frei, und er hatte keineswegs die großen Hindernisse bei seiner Flucht, als ich; auch saß er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen. Genug, er wollte gegen den Gouverneur sich rühmen, daß er auch in seiner Jugend brav und lebhaft gewesen sey, und bemerkte nicht, daß er zu gleicher Zeit seine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf sagte er zu dem Gouverneur: Gehet und sagt ihm, er solle bekennen, wer ihm geholfen hat. Es mag seyn wer es will, genug, ihm ists verziehen: das könnt ihr ihm frei versprechen.

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Bischof von Jesi geworden war, kam zu mir und sagte: Mein Benvenuto, wenn schon mein Amt die Menschen erschreckt, so komme ich doch dießmal zu beruhigen, und ich habe dazu den eigensten Befehl und Auftrag vom Papste. Er hat mir gesagt, daß er auch von dort entflohen sey, und es wäre ihm nicht ohne viele Helfer und Gesellen möglich gewesen. Ich schwöre dir bei dem Eid, den ich auf mir habe — denn ich bin seit zwei Tagen Bischof — daß

dir der Papſt vergiebt und dich frei ſpricht, ja ſogar dein Uebel bedauert. Sorge für deine Geſundheit, und nimm alles zum beſten! Selbſt dieſes Gefängniß, in das du ohne die mindeſte Schuld gekommen biſt, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen; denn du wirſt der Armuth entgehen und nicht nöthig haben, wieder nach Frankreich zurückzukehren, und dir's dann dort ſauer werden zu laſſen. Daher geſtehe mir frei, wie die Sache zugegangen iſt, und wer dir beigeſtanden hat: dann ſey getroſt und ruhig und geneſe.

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geſchichte, wie ſie ſich ereignet hatte, und gab ihm die genaueſten Merkzeichen, ſogar von dem Waſſermanne, der mich getragen hatte. Darauf ſagte der Gouverneur: Wahrlich, das iſt zu viel für einen Mann, und keines Menſchen als deiner würdig. Darauf ließ er mich die Hand ausſtrecken und ſagte: Sey munter und getroſt! Bei dieſer Hand, die ich berühre, du biſt frei, und ſo lange du lebſt, wirſt du glücklich ſeyn.

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren, die ſo lange gewartet hatten; denn jeder wollte den Mann ſehen, der ſo viele Wunder thäte. Dieſer Beſuch blieb lange bei mir; manche boten mir Unterſtützungen an, manche brachten mir Geſchenke. Indeſſen war der Gouverneur zum Papſte gekommen und fing an die Geſchichte zu erzählen, wie er ſie von mir gehört hatte, und zufälligerweiſe war Herr Peter Ludwig, ſein Sohn, gegenwärtig. Alle verwunderten ſich höchlich, und der Papſt ſagte: Wahrhaftig, dieſe Begebenheit iſt allzu groß. Darauf verſetzte Herr Peter Ludwig: Heiligſter Vater! wenn ihr ihn befreit, ſo wird er euch noch größere ſehen laſſen; denn er iſt ein allzu kühner Mann; ich will euch etwas anderes erzählen, was ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen geſetzt wurde, hatte einen Wortwechſel mit einem Edelmanne des Cardinals Santa Fiore über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete ſo heftig und kühn, beinahe als wenn er ihn herausfordern wollte: alles das hinterbrachte der Edelmann dem Cardinal, welcher ſagte, wenn Benvenuto zu Thätlichkeiten käme, ſo wollte er ihm den Narren ſchon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen: gleich hielt er ſeine kleine Büchſe parat, mit der er jedesmal einen Pfennig trifft. Seine Werkſtatt iſt unter den Fenſtern des Cardinals, und als dieſer eines Tages herausſah, ergriff jener ſeine Büchſe, um nach dem Cardinal zu ſchießen, der, weil man ihn warnte, ſogleich zurücktrat.

Benvenuto, damit es keinen Anſchein haben ſollte, ſchoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Palaſtes in einer Oeffnung niſtete, und traf ſie an den Kopf, was kaum zu glauben iſt. Nun thue Ew. Heiligkeit mit ihm, was Ihnen beliebt; ich habe es wenigſtens ſagen wollen, denn es könnte ihm einmal die Luſt ankommen nach Ew. Heiligkeit zu ſchießen, da er glaubt, man habe ihn unſchuldig gefangen geſetzt. Es iſt ein zu wildes, ein allzu ſicheres Gemüth. Als er den Pompeo erwartete, gab er ihm zwei Stiche in den Hals, in der Mitte von zehn Männern, die ihn bewachten, und rettete ſich ſogleich, worüber jene, die doch brave und zuverläſſige Leute waren, nicht wenig geſchelten wurden. Der Edelmann des Cardinals Santa Fiore, der ſo eben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papſt alles, was ſein Sohn geſagt hatte: der Papſt ſchien verdrießlich und ſagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieſer Sache genau und treulich erzählen. Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir und zeigte mir einen kleinen goldenen Ring, der von Queckſilber ganz verunreinigt war und ſagte: Reinige mir den Ring und mach' geſchwind! Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelſteinen vor mir; und da mir jemand ſo geradezu befahl, den ich niemals weder geſprochen noch geſehen hatte, ſagte ich ihm, ich hätte das Putzzeug ſo eben nicht bei der Hand; er möchte zu einem andern gehen. Darauf ſagte er mir, ohne irgend einen Anlaß, ich ſey ein Eſel! Darauf antwortete ich, er rede nicht die Wahrheit: ich ſey in jedem Betracht mehr als er; wenn er mich aber anſtieße, ſo wollte ich ihm Tritte geben ärger als ein Eſel. Das hinterbrachte er dem Cardinal und malte ihm eine Hölle vor. Zwei Tage darauf ſchoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch an dem Palaſt; ſie hatte dort geniſtet, und ich hatte einen Goldſchmied, Johann Franz della Tacca, einen Mailänder, ſchon oft danach ſchießen ſehen, der ſie nie getroffen hatte. Dießmal ſah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man ſchon einigemal nach ihr geſchoſſen hatte. Franz und ich waren auf der Jagd mit der Büchſe Rebenhuhler, und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkſtatt lehnten, ſagten zu mir: Siehe, da droben iſt die Taube, nach der Franz ſo lange geſchoſſen und ſie niemals getroffen hat; ſiehe nur, wie das arme Thier in Furcht iſt; kaum läßt es den Kopf ſehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und ſagte, der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Thier

zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchse angelegt hätte, gewiß, ich wollte nicht fehlen. Darauf ſagten meine Freunde, dem Erfinder der Büchſe ſelbſt würde ein ſolcher Schuß nicht gelingen. Ich aber verſetzte: Wetten wir einen Becher griechiſchen Weins von dem guten des Wirthes Palombo! Wartet ſie auf mich, bis ich meinen wunderſamen Brocardo anlege — denn ſo nannte ich meine Büchſe — ſo will ich ſie auf das bißchen Kopf treffen, das ſie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freier Hand, ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an den Cardinal noch an irgend einen Menſchen, vielmehr hielt ich den Cardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun ſehen, was das Glück für mancherlei Wege nimmt, wenn es einen einmal beſchädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papſt innerlich voll Aerger und Verdruß und bedachte, was ihm ſein Sohn geſagt hatte. Nun begehrte zwei Tage nachher der Cardinal Cornaro ein Bisthum für einen ſeiner Edelleute, welcher Andreas Centano hieß. Der Papſt erinnerte ſich wohl, daß er gedachtem Manne das erſte zu erledigende Bisthum verſprochen hatte, und war auch bereit es ihm zu geben; nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar wollte er mich wieder in ſeine Hände haben. Darauf ſagte der Cardinal: Da Ew. Heiligkeit ihm ſchon verziehen haben, was wird die Welt ſagen? und da Sie ihn frei in meine Hände gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit und von mir denken? Darauf antwortete der Papſt: Ich verlange den Benvenuto, wenn ihr das Bisthum verlangt, und jeder denke, was er will! Der gute Cardinal verſetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken und übrigens nach Belieben verfahren! Darauf antwortete der Papſt, der ſich doch einigermaßen ſeines ſchändlich gebrochenen Wortes ſchämte: Ich werde den Benvenuto holen laſſen und zu meiner kleinen Satisfaction ſoll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig geneſen mag. Ich will nicht verbieten, daß ihn alle ſeine Freunde beſuchen können, und für ſeinen Unterhalt ſorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe ſind.

Der Cardinal kam nach Hauſe und ließ mir durch den, der das Bisthum erwartete, ſogleich ſagen, der Papſt wolle mich wieder in ſeine Hände haben: ich ſollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jedermann beſuchen könnte, ſo wie bisher in ſeinem

Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Cardinal ſagen, daß er mich dem Papſt doch ja nicht ausliefern ſollte. Wenn er mich gewähren ließe, ſo wollte ich mich, in eine Matraze gewickelt, außerhalb Rom an einen ſichern Ort bringen laſſen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papſtes geriethe, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, ſo glaube ich, er hätte es wohl gethan, aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache. Der Papſt ſchickte geſchwind nach mir und ließ mich, wie er geſagt hatte, in eines der unterſten Zimmer ſeines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir ſagen, ich ſollte nichts von den Speiſen eſſen, die mir der Papſt ſchicke; er wolle mir Eſſen ſenden. Was er gethan habe, ſey aus Nothwendigkeit geſchehen: ich ſollte gutes Muths ſeyn; er wolle mir ſchon beiſtehen und mich befreien helfen.

Während dieſes Aufenthalts hatte ich täglich Beſuch, und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papſt kam das Eſſen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Cardinal mir ſchickte; und ſo ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen griechiſchen Jüngling von fünfundzwanzig Jahren: derſelbe war ſehr munter, focht beſſer als irgend ein anderer in Rom, dabei war er kleinmüthig, äußerſt treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papſt von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil geſprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und ſagte zu ihm: Lieber Bruder, ſie wollen mich umbringen und es wird Zeit, daß ich mich rette; ſie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deßwegen ſolche beſondere Gunſt, was alles nur lauter Verrätherei iſt. Der gute Jüngling ſagte zu mir: Mein Benvenuto, in Rom erzählt man, der Papſt habe dir eine Stelle von 500 Scudi gegeben. Ich bitte dich, bringe dich nicht durch deinen Verdacht um ein ſolches Glück! Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Bruſt, er möchte mir forthelfen: ich wiſſe wohl, daß ein Papſt mir viel Gutes thun könne, es ſey aber leider nur zu gewiß, daß mir dieſer, in ſofern er es nur mit Ehren thun dürfe, heimlich alles mögliche Böſe zufügen werde. So beſchwur ich meinen Freund, er ſolle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, ſo würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben ſchuldig ſey, und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden. Der arme Jüngling ſagte weinend zu mir: Lieber Bruder, du willſt dein

eigenes Verderben, und doch kann ich dir das, was du befiehlst, nicht versagen. Zeige mir die Art und Weise, und ich will alles verrichten, obschon wider meinen Willen.

So waren wir entschlossen. Ich hatte ihm die Art gesagt, und alles bestellt, so daß es leicht hätte gehen müssen. Er kam und ich glaubte, er werde nun ins Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da sagte er, um meines eigenen Heils willen wolle er ungehorsam seyn: er wisse wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papst seyen, und denen mein wahres Verhältniß bekannt sey. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchst verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter diesem Zwist war der ganze Tag vergangen — es war Frohnleichnam 1539 — und man brachte mir aus der Küche des Papstes reichliches Essen, nicht weniger gute Speisen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verschiedene Freunde, und ich bat sie zu Tische, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette, und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach Ein Uhr hinweg; zwei meiner Diener brachten mich zu Bette, und legten sich darauf ins Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr so schwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente, und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreimal, er solle ihn hervorholen; denn das Thier heulte erschrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er sich auf sie und biß um sich; meine Leute fürchteten sich, sie glaubten der Hund sey toll, weil er beständig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht: wie die Stunde schlug, trat der Bargell mit vielen Gehülfen in mein Zimmer; da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über sie her, zerriß ihnen Jacke und Strümpfe, und jagte ihnen solche Furcht ein, daß sie ihn auch für wüthend hielten. Deßwegen sagte der Bargell, als ein erfahrener Mann: Das ist die Art der guten Hunde, daß sie das Uebel, das ihren Herren bevorsteht, rathen und voraussagen. Wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf diesen Tragsessel, und bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich schon sagte, am Frohnleichnamstage, ungefähr um Mitternacht. So trugen sie mich, verdeckt und versteyft, und vier gingen voraus, die wenigen Menschen, die noch auf der Straße waren, bei Seite zu weisen. Sie trugen mich nach Torre di Nona, und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten

mich auf eine schlechte Matraze und ließen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schicksal beklagte, und immer ausrief: Armer Benvenuto, was hast du diesen Leuten gethan! Da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen solchen Ort gebracht hatte, theils weil der Mensch solche Worte wiederholte.

Einen Theil dieser Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Ursache Gott mir eine solche Buße auflege? und da ich sie nicht finden konnte, war sie äußerst unruhig. Indessen bemühte sich die Wache, mich so gut sie wußte, zu trösten und zu stärken, ich aber beschwur sie um Gottes willen, sie sollte schweigen und nichts zu mir sprechen; denn ich würde selbst am besten einen Entschluß zu fassen wissen. Und sie versprach mir auch, meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott, und bat ihn inbrünstig, er möge mir beistehen; denn ich habe mich allerdings über mein Schicksal zu beklagen. Meine Flucht sey eine unschuldige Handlung nach den Gesetzen, wie die Menschen solche erkennten. Habe ich auch Todtschläge begangen, so habe mich doch sein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen, und mir, kraft der göttlichen Gesetze, verziehen; und was ich auch gethan habe, sey zur Vertheidigung des Leibes geschehen, den mir Seine göttliche Majestät geliehen habe, so daß ich nicht einsehe, wie ich nach den Einrichtungen, die wir auf der Welt befolgen, einen solchen Tod verdiene, vielmehr schien es, daß es mir wie unglücklichen Personen begegne, die auf der Straße von einem Ziegel todtgeschlagen werden. Daran sehe man eben die Macht der Gestirne, nicht daß sie sich etwa verbänden um uns Gutes oder Böses zu erzeigen, sondern weil sie durch ihr Zusammentreffen solches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freien Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht geübt wäre, die Engel des Himmels mich aus diesem Gefängnisse heraustragen, und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich einer solchen göttlichen Gnade nicht werth sey, so würden jene astralischen Einflüsse wohl ihre Bösartigkeit an mir beweisen. Nachdem ich das so ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und schlief sogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und sagte: Unglücklicher guter Mann, es ist nicht mehr Zeit zu schlafen; denn es ist einer gekommen, der dir eine böse Neuigkeit zu bringen hat. Darauf antwortete ich: Je geschwinder ich aus diesem irdischen Gefängniß befreit werde, desto

angenehmer iſt es mir, beſonders da ich ſicher bin, daß meine Seele gerettet iſt, und daß ich widerrechtlich ſterbe. Chriſtus, unſer herrlicher und göttlicher Erlöſer, geſellt mich zu ſeinen Schülern und Freunden, die auch unſchuldig den Tod erduldeten, und ich habe deßwegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf ſagte die Wache: Er bedauert dich gar zu ſehr und weint. Darauf nannte ich ihn beim Namen — er hieß Herr Benedict da Cagli und ſagte zu ihm: Kommt näher, mein Herr Benedict! denn ich bin gegenwärtig ſehr gut gefaßt und entſchloſſen. Es iſt mir rühmlicher, daß ich unſchuldig ſterbe, als wenn ich ſchuldig umkäme. Tretet herbei, ich bitte euch, und gebt mir einen Prieſter, mit dem ich wenige Worte reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich ſchon meinem Herrn und Gott abgelegt; allein ich möchte doch auch die Befehle unſrer heiligen Mutter der Kirche erfüllen, der ich von Herzen das abſcheuliche Unrecht, das ſie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedict, und vollzieht euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich dieſe Worte geſprochen, entfernte ſich der gute Mann und ſagte zur Wache, ſie ſollte die Thür verſchließen; denn ohne ihn könne nichts vorgehen. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei obgedachter Herzogin war und ſagte, indem er vor die Damen trat: Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade, den Papſt bitten zu laſſen, daß er einen andern ſchicke das Urtheil an Benvenuto zu vollſtrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entſage. Und ſo ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Geſicht und ſagte: Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt! Der Herzog, mein Gemahl, wollte dieſem Manne ſehr wohl wegen ſeiner Kunſt und ſeiner Tugenden und ſah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte; er hätte ihn viel lieber bei ſich behalten. Und ſo ging ſie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronyma hieß, ging ſogleich zum Papſte, warf ſich, in Gegenwart vieler Cardinäle, ihm zu Füßen, und ſagte ſo große Dinge, daß der Papſt ſich ſchämen mußte. Er verſetzte darauf: Euch zu Liebe mag es hingehen! Auch ſind wir niemals übel gegen ihn geſinnt geweſen. So äußerte ſich der Papſt, weil ſo viel Cardinäle die Worte dieſer kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Niemand verſtehet zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verſtünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Was willſt du unterſuchen
Wohin die Milde fließt!
Ins Waſſer wirf deine Kuchen,
Wer weiß, wer ſie genießt.

Als ich einmal eine Spinne erſchlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gefollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an dieſen Tagen!

„Dunkel iſt die Nacht, bei Gott iſt Licht."
Warum hat er uns nicht auch ſo zugericht?

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tiſch ſitzen Freund und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir was ich verpraſſen kann.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erſt das Dach beſteigen.

Wer ſchweigt hat wenig zu ſorgen,
Der Menſch bleibt unter der Zunge verborgen.

Ich aber befand mich in den schlimmsten Umständen. Das Herz schlug mir in einem fort, und auch diejenigen, die den bösen Auftrag verrichten sollten, waren mißbehaglich. Es ward immer später und endlich Tischzeit; da ging jeder seiner Wege, und mir brachte man auch zu essen. Darüber verwunderte ich mich und sagte: Hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der schlimme Einfluß der himmlischen Gestirne, und ich bitte Gott, daß er, nach seinem Gefallen, mich von diesem Unheil errette. Nun fing ich an zu essen, und wie ich mich vorher in mein großes Uebel ergeben hatte, schöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich speiste mit viel Appetit, und sah und hörte nichts weiter, bis in der ersten Stunde der Nacht, da kam der Bargell mit mehreren seiner Leute, setzte mich wieder in den Sessel, worauf sie mich Abends vorher an diesen Ort getragen hatten, und sagte mir mit vielen freundlichen Worten, ich sollte ruhig seyn; und den Häschern befahl er, sie sollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß stoßen. So trugen sie mich ins Castell wieder zurück; und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof ist, hielten sie still.

Dreizehntes Capitel.

Erzählung der grausamen Mißhandlung, die er während seiner Gefangenschaft erduldet. — Große Ergebung in sein trauriges Schicksal. — Wunderbare Vision, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er schreibt ein Sonett auf sein Elend, wodurch das Herz des Castellans erweicht wird. — Der Castellan stirbt. — Tyrannt versucht den Cellini zu vergiften. Dieser entkommt dem Tode durch den Geiz eines armen Juweliers.

Darauf ließ sich der Castellan, krank und elend wie er war, gleichfalls an diesen Ort tragen und sagte: Nicht wahr, ich habe dich wieder? Ja! versetzte ich: aber nicht wahr, ich bin euch entkommen? Und wäre ich nicht unter päpstlicher Treue, um ein Bisthum zwischen einem venetianischen Cardinal und einem Römer Farneſe verhandelt worden, welche beide den heiligen Gesetzen sehr das Gesicht zerkratzt haben, so hättest du mich nicht wieder erwischen sollen. Weil sie sich aber so schlecht betragen haben, so thue nun auch das Schlimmste, was du kannst; denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu schreien und rief: Wehe mir! dem ist Leben und Sterben einerlei, und er ist noch kühner als da er gesund war. Bringt ihn unter

den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er iſt Urſache an meinem Tode.

Man trug mich unter den Garten, in ein dunkles Behältniß, das ſehr feucht war, voll Tarantel- und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matraze von Werg auf die Erde, gab mir dieſen Abend nichts zu eſſen, und verſchloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehn Uhr des andern Tages; da brachte man mir zu eſſen und ich verlangte einige meiner Bücher zum Leſen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten ſie es dem Caſtellan, welcher gefragt hatte, was ich denn ſagte? Den andern Morgen reichten ſie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber ſie ſagten mir, daraus würde nichts werden; ich hätte an dieſen ſchon zu viel. So lebte ich, elend genug, auf der ganz verfaulten Matraze; denn in drei Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen, und wenn ich um einer Nothdurft willen aus dem Bette mußte, ſo hatte ich mit großer Noth auf allen Vieren zu kriechen, um den Unrath mir nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerſchein durch ein kleines Loch in die unglückſeligſte Höhle; nur dieſe kurze Zeit konnte ich leſen, übrigens war ich Tag und Nacht in der Finſterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unſere menſchliche Gebrechlichkeit. Ja es ſchien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben auf dieſe Weiſe endigen würde. Ich tröſtete mich, ſo gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es geweſen wäre, dieſes Leben durch den ſchmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, wie meine gute Natur ſich an dieſes Fegefeuer gewöhnte.

Da ich nun einmal ſo weit gekommen war, faßte ich Muth das unglaubliche Elend ſo lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an, und ſo fuhr ich täglich mit Leſen und frommen Betrachtungen fort, und ich war ſo verliebt darein, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber ſobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich ſo, daß ich mehr als einmal entſchloſſen war mich ſelbſt umzubringen. Weil ſie mir aber kein Meſſer gelaſſen hatten, ſo war die Sache ſchwer zu verrichten. Doch hatte ich

unter andern einmal ein großes Holz zurecht gestellt und wie eine Falle unterstützt, und wollte es auf meinen Kopf schlagen lassen, so daß ich gewiß gleich todt geblieben wäre. Als ich nun das Gestelle zurecht gemacht hatte und eben, um loszudrücken, die Hand hineinsteckte, ward ich von einem unsichtbaren Wesen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich so erschrack, daß ich für todt liegen blieb.

Dieser Zustand dauerte von Tagesanbruch bis neunzehn Uhr, da sie mir das Essen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen seyn, ehe ich sie bemerkte; denn zuletzt als ich zu mir kam, hörte ich den Capitän Sandrino Menaldi, der im Hereintreten sagte: Welches Ende haben so seltene Tugenden genommen! Als ich diese Worte vernahm, schlug ich die Augen auf und sah die Priester in ihren Chorhemden, welche ausriefen: Ihr habt ja gesagt, daß er todt sey. Darauf antwortete Bozza: Für todt habe ich ihn gefunden, und so sagte ich's auch. Schnell hoben sie mich auf, nahmen die Matraze weg, die ganz faul und wie Nudeln geworden war, warfen sie vor die Thüre und erzählten den Vorfall dem Castellan, der mir eine andere Matraze geben ließ.

Da ich nun überlegte was wohl gewesen seyn könnte, das mich von meinem Vorsatz abgehalten hatte, so konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft sey, die sich meiner annähme. Die Nacht darauf erschien mir eine wundersame Gestalt im Traume; es war der schönste Jüngling; er sagte mir mit zorniger Stimme: Weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wolltest? Mir schien als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur schuldig sey. Nun, versetzte er, du verachtest seine Werke, indem du sie zerstören willst? Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf seine Macht! Er fügte noch viele der herrlichsten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tausendsten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß diese Engelsgestalt mir die Wahrheit gesagt habe. Ich sah mich im Gefängniß um und erblickte einen verwitterten Ziegel: ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art Teig daraus; alsdann kroch ich an die Thüre und arbeitete mit den Zähnen so lange, bis ich einen Splitter ablöste, und erwartete die Stunde, da mir das Licht ins Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, so gut ich konnte, auf weiße Blätter die an die Bibel angebunden waren, zu schreiben. Ich schalt meine Seelenkräfte, daß sie nicht mehr in diesem Leben bleiben wollten; sie antworteten

meinem Körper, daß ſie ſo viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung beſſerer Tage; und ſo brachte ich ein Geſpräch in Verſen zu Stande.

Nachdem ich mich alſo ſelbſt geſtärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort meine Bibel zu leſen und hatte meine Augen ſo an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr ſtatt anderthalb Stunden ſchon drei leſen konnte. Ich betrachtete mit Erſtaunen die Gewalt des göttlichen Einfluſſes auf dieſe einfältigen Menſchen, die mit ſo großer Inbrunſt glaubten, daß Gott ihnen alles zu Gefallen thun würde, was ſie ſich nur ausgedacht hatten; und ſo verſprach ich mir auch die Hülfe Gottes, ſowohl weil er ſo erhaben und gnädig als auch weil ich ſo unſchuldig ſey. Beſtändig, bald mit Gebet bald mit Geſpräch, wendete ich mich zu Gott, und fühlte ein ſo großes Vergnügen bei dieſen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdruſſes erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So ſang ich auch den ganzen Tag Pſalmen und viele andere meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchſen, das größte Uebel. Ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß ſie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß ſie inwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verurſachten; auch fingen mir die Zähne an im Munde abzuſterben, und weil ſie ſich an den geſunden ſtießen, ſo wurden ſie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfaſſungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich ſie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut; und ſo hatte ich leider viele verloren. Indeſſen ſchickte ich mich auch in dieſe neuen Uebel; bald ſang ich, bald betete ich; auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängniſſes an, und erzählte in demſelben alle die Vorfälle, die mir begegnet waren.

Der gute Caſtellan ſchickte oft heimlich zu vernehmen, was ich mache? und ich hatte mich, eben den letzten Juli, mit mir ſelbſt ergötzt und mich des großen Feſtes erinnert, das man in Rom am erſten Auguſt feiert; ich ſagte zu mir: Alle vergangenen Jahre habe ich dieſes angenehme Feſt mit der vergänglichen Welt gefeiert; dießmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O, wie viel erfreulicher iſt dieſes als jenes! Die Abgeſchickten des Caſtellans hörten dieſe Worte und ſagten ihm alles wieder. Dieſer verſetzte mit unglaublichem Verdruſſe: Bei Gott, ſoll dieſer, der in ſo großem Elend lebt, noch triumphiren, indeſſen ich bei aller Bequemlichkeit mich abzehre und bloß um ſeinetwillen ſterbe? Geht geſchwind und

werft ihn in die unterſte Höhle, wo man den Prediger Fojano verhungern ließ: vielleicht wird ſich ihm alsdann in dieſem elenden Zuſtande der Muthwille aus dem Kopf verlieren.

Sogleich kam Capitän Santrino Monaldi, mit ungefähr zwanzig Dienern des Caſtellans, in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knieen, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten triumphirenden Chriſtus, die ich mit einem Stückchen Kohle an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen und ſo oft geträumt hatte, die Engel kämen mich zu heilen, ſo war ich zuletzt ganz geſund geworden, als wenn ich niemals beſchädigt geweſen wäre. Nun kamen ſo viele Bewaffnete zu mir und ſchienen ſich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf ſagte der Capitän: Du hörſt doch, daß wir Leute genug ſind, und mit großem Geräuſch zu dir kommen, und du wendeſt dich nicht zu uns. Als ich dieſe Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das ſchlimmſte was mir begegnen konnte, und indem ich mich ſogleich mit dem Uebel bekannt machte und mich dagegen ſtärkte, ſagte ich zu ihm: Zu dieſem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeiſter, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angehört. Was gut an mir iſt, ſeyd ihr nicht werth zu ſehen; deßwegen macht nun mit dem, was euer iſt, alles was ihr könnt!

Der Capitän, der nicht wußte was ich thun wollte, ſchien furchtſam und ſagte zu vier der ſtärkſten unter allen: Legt eure Waffen ab! Als ſie es gethan hatten, rief er: Schnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wäre, ſo ſollten wir uns ſo ſehr nicht vor ihm fürchten; haltet ihn feſt, daß er euch nicht entwiſche. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt, und dachte mir viel was Schlimmeres, als das was mir zubereitet war; da hob ich die Augen zu Chriſtus auf und ſagte: Gerechter Gott, der du auf dem hohen Holze alle unſere Schulden bezahlt haſt, warum ſoll meine Unſchuld für Schulden büßen, die ich nicht kenne? Doch dein Wille geſchehe!

Indeſſen trugen ſie mich fort, beim Scheine der Fackel, und ich glaubte ſie wollten mich in die Fallklappe des Samalo ſtürzen: ſo heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verſchlungen hat; denn ſie

fallen in den Grund des Caſtells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davon zu kommen, weil ſie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinſchleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verließen ſie mich und thaten mir weiter kein Leids. Da ſang ich ein de Profundis, ein Miserere, ein in te Domine, und feierte den ganzen erſten Auguſt mit Gott, und mein Herz jauchzte voll Hoffnung und Glauben.

Den zweiten Tag zogen ſie mich aus dieſem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich dieſe wieder ſah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor ſüßer Freude. Nun wollte der Caſtellan alle Tage wiſſen, was ich mache, und was ich zu ſagen hätte? Der Papſt hatte den ganzen Vorgang vernommen, nicht weniger, daß die Aerzte dem Caſtellan ſchon den Tod verkündigt hätten. Darauf ſagte er: Ehe mein Caſtellan ſtirbt, ſoll er auch den Benvenuto, der Schuld an ſeinem Tode iſt, nach ſeiner Art aus der Welt ſchaffen. Als der Caſtellan dieſe Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwig hörte, ſagte er zu dieſem: So will alſo der Papſt, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen ſoll? er ſchenkt mir ihn? Gut, er ſoll nur ruhig ſeyn und mich gewähren laſſen!

So ſchlimm nun die Geſinnungen des Papſtes gegen mich waren, ſo übel dachte auch der Caſtellan in dieſem Augenblick gegen mich, und ſogleich kam das Unſichtbare, das mich vom Selbſtmord abgehalten hatte, wieder unſichtbar zu mir, ließ ſich aber mit lauter Stimme vernehmen, ſtieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und ſagte ſodann: Wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! Wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und ſchreie heftig zu ihm. Ich erſchrak, warf mich auf die Kniee und ſagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Pſalm: Qui habitat in auditorio. Darauf ſprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal ſagte eine helle und deutliche Stimme: Ruhe nunmehr und fürchte dich nicht! Dieſer Vorfall aber deutete darauf, daß der Caſtellan, der den abſcheulichſten Auftrag wegen meines Todes ſchon gegeben hatte, augenblicklich ſeinen Entſchluß wieder veränderte und ausrief: Iſt das nicht Benvenuto, den ich ſo ſehr vertheidigt habe, von dem ich ſo gewiß weiß, daß er unſchuldig iſt, und dem alles dieſes Uebel widerrechtlich begegnet? Wie ſoll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe, die auch mich äußerſt beleidigen? Warum ſoll ich einen

guten und unschuldigen Mann verletzen, der mir Dienst und Ehre erwiesen hat? Nein, anstatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freiheit verschaffen, und in meinem Testamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen seines hiesigen Aufenthaltes abfordern soll; denn er hätte sonst eine große Zeche zu bezahlen. Das vernahm der Papst und war darüber sehr ungehalten.

Ich indessen setzte meine gewöhnlichen Gebete fort, und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, so daß sie alle Einbildungskraft überstiegen. Mir träumte immer, daß ich mich sichtlich bei dem befinde, den ich unsichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne sehen könnte: das sey das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. Auch war der Jammer mein Freund und Gesell geworden, und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Castellans, er solle mich nach seiner Drohung an den Mauerzacken hängen lassen, von dem ich mich heruntergelassen hatte. Da sie aber seine entgegengesetzte Entschließung sahen, waren sie verdrießlich, suchten mir auf alle Weise Furcht einzujagen, und mich in Besorgniß für mein Leben zu setzen. Das war ich aber, wie gesagt, alles so gewohnt, daß ich nichts fürchtete, nichts mich rührte. Das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenscheibe erblicken.

Darauf waren stets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Christum inbrünstig anrief und immer sagte: O wahrhaftiger Sohn Gottes, ich bitte dich bei deiner Geburt, bei deinem Tod am Kreuze, bei deiner herrlichen Auferstehung, daß du mich werth achtest die Sonne wieder zu sehen, wo nicht wirklich, wenigstens im Traume! Aber solltest du mich würdig halten, daß ich sie mit meinen sterblichen Augen wieder sähe, so verspreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu besuchen. Diesen Vorsatz faßte ich, und that unter großen Gebeten dieses Gelübde am 2. October 1539.

Den andern Morgen war ich, bei Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnenaufgang, von meinem unglückseligen Lager aufgestanden, und hatte ein schlechtes Kleid angezogen; denn es fing an kalt zu werden. Ich stand und betete andächtiger als sonst, und sagte zu Christo, er möchte mir wenigstens durch göttliche Eingebung wissen lassen, für welche

Sünde ich ſo ſchwer zu büßen hätte? denn da ſeine göttliche Majeſtät mich nicht einmal werth hielte die Sonne nur im Traume zu ſehen, ſo bäte ich ihn bei aller ſeiner Kraft und Macht, daß er mir wenigſtens die Urſache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als der Unſichtbare nach Art eines Windes mich ergriff und mich in ein Zimmer führte, wo er ſich mir ſichtbar in menſchlicher Geſtalt darſtellte, als ein Jüngling dem der Bart keimt, von wunderſamer und ſchöner Bildung, aber ernſt, nicht wollüſtig. Er deutete mir auf die vielen Menſchen in dem Saal und ſagte: Du ſiehſt hier, die bisher geboren und geſtorben ſind! Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe; er ſagte: Komm nur mit mir, und du wirſt es bald ſehen! Ich hatte in der Hand einen Dolch und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal, und zeigte mir diejenigen, die zu unendlichen Tauſenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thüre hinaus, und ich hinter ihm drein. Wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter ſich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwaffnet: ich hatte ein weißes Hemd an, nichts auf dem Haupte, und ſtand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf dieſe Weiſe fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht, und als ich die Augen erhob, ſah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne ſchien, es war als wenn ich nahe an einem großen Gebäude ſtünde. Da ſagte ich: O mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich ſo hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne ſelbſt ſehen kann? Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und ſagte mir: Steige du nur allein da hinauf. Ich entfernte mich von ihm ein wenig und ſtieg einige Stufen rückwärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; ſo eilte ich auf gedachte Art immer höher zu ſteigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu ſchließen, aber ich erholte mich bald, öffnete die Augen wieder, ſah unverwandt nach ihr und ſagte: O meine Sonne, nach der ich ſo lange mich geſehnt habe! Ich will nun nichts weiter ſehen, wenn auch deine Strahlen mich blind machen ſollten, und ſo blieb ich mit feſtem Blick ſtehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen ſich auf die linke Seite der Sonne warf, und die Scheibe ganz

rein und klar blieb. Ich betrachtete die besondere Gnade, welche Gott mir diesen Morgen erzeigte, und sagte mit starker Stimme: Wie wunderbar ist deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel größer ist deine Gnade, als ich nie erwartete! Mir schien die Sonne, ohne ihre Strahlen, vollkommen wie ein Bad des reinsten Goldes. Indessen ich diesen merkwürdigen Gegenstand betrachtete, sah ich, daß die Mitte des Kreises sich aufblähte und in die Höhe strebte; auf einmal erzeugte sich ein Christus am Kreuz aus derselben Materie, woraus die Sonne war, so schön und gefällig gebildet und von dem gütigsten Anblick, so daß der menschliche Geist ihn nicht den tausendsten Theil so schön hätte ersinnen können. Indessen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machst du mich würdig diesen Morgen zu sehen? Indessen ich nun so betrachtete und sprach, bewegte sich Christus nach der Gegend, wo sich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an sich aufzublähen. Diese Bewegung wuchs eine Weile, und verwandelte sich schnell in die Gestalt der schönsten heiligen Jungfrau. Sie saß erhaben, ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligsten Stellung und gleichsam lächelnd. An beiden Seiten standen zwei Engel von solcher Schönheit als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch sah ich in der Sonne zur rechten Hand eine Gestalt, nach Art eines Priesters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieses sah ich klar und wirklich, und dankte beständig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich diese wunderbaren Dinge etwas über den achten Theil einer Stunde vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: Die Kraft Gottes hat mich gewürdigt, mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin, und in der Gnade Gottes stehe, und ihr andern Bösewichter werdet unglücklich und in seiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß, am Allerheiligentage, als an meinem Geburtstage, genau den ersten November, Nachts um Vier, werdet ihr genöthigt seyn mich aus diesem finstern Kerker zu befreien. Weniger werdet ihr nicht thun können; denn ich habe es mit meinen eigenen Augen am Throne Gottes gesehen. Der Priester, welcher gegen den Herrn gekehrt stand und mir den Rücken wies, war St. Peter selbst,

der für mich sprach und sich schämte, daß man in seinem Hause Christen so schändlich begegne. Sagt es nur wem ihr wollt! Niemand hat Gewalt mir weiter ein Uebel anzuthun; sagt nur eurem Herrn, er soll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann, die ich gesehen habe! Wahrlich ich will es thun!

Der Castellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu seiner Genesung hatten, war doch wieder ganz zu sich gekommen, und die Launen seiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlassen. Da er nun allein für seine Seele besorgt war, machte ihm sein Gewissen Vorwürfe, und er überzeugte sich, daß man mir, sowohl vorher, als bis auf diesen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deßwegen den Papst von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papst, als einer der nichts glaubte, weder an Gott noch an sonst was, ließ ihm antworten, ich sey toll geworden, und er solle nur so gut er könne, für seine Gesundheit sorgen. Als der Castellan diese Antwort hörte, ließ er mich trösten, schickte mir Schreibzeug, Wachs und Bossirstäbchen mit vielen freundlichen Worten, die mir einer seiner Diener hinterbrachte, der mir wohl wollte. Dieser war ganz das Gegentheil von den andern sieben Schelmen, die mich gerne todt gesehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten und schrieb dabei folgendes Sonett, das ich an den Castellan richtete:

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen,
Welch Wunder diese Tage Gott mir schickte,
Welch herrliches Gesicht mich hoch entzückte,
Wünscht' ich die Kraft ein himmlisch Lied zu singen.

O möchte nur zum heiligen Vater dringen,
Wie mich die Macht der Gottheit selbst beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,
Er würde meine große Noth bezwingen.

Die Thore sprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhn, die grimmig wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern

Ach, laß mich nur das Licht des Tages sehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden'
Schon würden meine Schmerzen sich vermindern.

Ein Herre mit zwei Geſind
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus worin zwei Weiber ſind
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabei
Und ſagt nur: Autos cha!
Was ſagt ihr lange Man.. und Weil,
Adam, ſo heißt's, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wiſſen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

Närriſch, daß jeder in ſeinem Falle
Seine beſondere Meinung preiſ't!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und ſterben wir alle.

Wer auf die Welt kommt baut ein neues Haus,
Er gebt und läßt es einem zweiten.
Der wird ſich's anders zubereiten
Und niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt, der kann ſchelten
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Thür aber müßt' er paſſen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten laſſen.

Den andern Tag brachte mir derselbe Diener zu essen; ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Castellan überbrachte, der mich gern losgelassen hätte; denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, sey die eigentliche Ursache seines Todes. Er las das Sonett mehr als einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnsinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und sogleich befahl er seinem Secretär, es dem Papste zu bringen, es in seine eigenen Hände zu geben und ihn zugleich um meine Freiheit zu bitten.

Hierauf schickte mir der Castellan Licht für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Orte verlangen konnte; und so fing ich an das Ungemach meines Lebens zu verbessern, das auf das höchste gestiegen war. Der Papst las das Sonett und ließ dem Castellan sagen, er werde bald etwas thun, das ihm angenehm seyn würde. Und gewiß, der Papst hätte mich gerne gehen lassen, hätte ich nicht um Herrn Peter Ludwigs willen, selbst gegen die Neigung des Vaters, müssen verwahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und bossirt. Indessen nahte sich der Tod des Castellans, und er schickte mir am Allerheiligentage des Morgens durch Peter Ugolino, seinen Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich sogleich, das ist das Wahrzeichen meiner Freiheit! Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: Daran denke nur nicht, Benvenuto! Darauf versetzte ich: Trage deine Juwelen weg, denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dämmerung dieser finstern Höhle sehen kann, in welcher sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen läßt; aber ich werde bald aus diesem Gefängniß herausgehen; denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet ihr mich abholen: das soll und muß geschehen, und ihr werdet nicht weniger thun können. Da ging jener weg und ließ mich wieder einschließen. Nach Verlauf etwa zweier Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwei Knaben, die mich unterstützen sollten; und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nämlich im Jahr 1538, und verschaffte mir daselbst alle Bequemlichkeit, die ich verlangte.

Wenige Tage darauf unterlag der Castellan, der mich in Freiheit glaubte, seinem großen Uebel, und verließ das gegenwärtige Leben. An

seine Stelle kam Herr Anton Ugolini, sein Bruder, der ihm vorgespiegelt hatte, als habe er mich gehen lassen. Dieser Herr Anton, so viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papste, mich in diesem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm sagen würde, was mit mir geschehen sollte.

Obgedachter Herr Durante von Brescia hatte sich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker vom Prato, verabredet, mir irgend einen Saft in dem Essen beizubringen, der mich nicht gleich, sondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten sie sich aus, sie wollten mir gestoßenen Diamanten unter die Speise mischen, was an und für sich keine Art von Gift ist, aber wegen seiner unschätzbaren Härte die allerschärfsten Ecken behält, und nicht etwa, wie die andern Steine, wenn man sie stößt, gewissermaßen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speisen so scharf und spitzig in den Körper, so hängt er sich bei der Verdauung an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speisen darauf drücken, durchlöchert er die Theile mit der Zeit, und man stirbt daran, anstatt daß jede andere Art von Steinen oder Glas keine Gewalt hat sich anzuhängen und mit dem Essen fortgeht.

Wie gesagt, gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werthe einer Wache; die sollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewissen Lione von Arezzo, einem Goldschmied, meinem großen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieser Lione sehr arm war, und der Diamant doch manche zehn Scudi werth seyn mochte, gab er ein falsches Pulver anstatt des gestoßenen Steins, das sie mir denn auch sogleich zu Mittage an alle Essen thaten, an den Salat, an das Ragout und die Suppe. Ich speiste mit gutem Appetit — denn ich hatte den Abend vorher gefastet, und es war ein Sonntag — und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirschen fühlte, so dachte ich doch nicht an solche Schelmstücke. Nach Tische, als ein wenig Salat in der Schüssel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen, die sich daran befanden. Sogleich ergriff ich sie und brachte sie ans helle Fenster; ich erinnerte mich, indem ich sie betrachtete, wie außerordentlich die Speisen geknirscht hatten, und so viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich schnell, es sey gestoßener Diamant. Ich hielt mich nun entschieden für ein Kind des Todes, und wendete mich schmerzlich zum heiligen Gebete, und da ich mich in mein Schicksal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen so leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es

so bestimmt hatten, so schien es mir ein gutes Loos, auf eine so bequeme Weise aus der Welt zu gehen. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit gesegnet hatte, wendete ich mich mit meinen Gedanken zu dem besseren Reich, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in diesen Gedanken rieb ich einige sehr feine Körner zwischen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer stirbt, so regten sich auch bei mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiserne Fensterstange, und drückte stark mit dem flachen Messer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein sich zerrieb, und als ich recht genau darauf sah, fand ich auch, daß es sich also verhielt, und sogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindschaft des Herrn Durante sollte mir nicht schaden: es war ein schlechter Stein, der mir nicht das geringste Leid zufügen konnte, und wie ich vorher entschlossen war ruhig zu seyn und auf diese Weise in Frieden zu sterben, so machte ich nun aufs neue meine Plane und überlegte, was zu thun sey. Aber ich hatte vor allen Dingen Gott zu loben und die Armuth zu segnen, die, wie sie öfters den Menschen den Tod bringt, nun die Ursache meines Lebens war; denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch seyn mochte, hatte seinen Endzweck nicht erreicht. Liene hatte den Stein nicht gestoßen, sondern ihn aus Armuth für sich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Beryll von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein sey, thue er dieselbigen Dienste.

Zu der Zeit war der Bischof von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo, Monsignor de' Rossi, von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Castell; ich rief ihm mit lauter Stimme und sagte, daß die Schelmen mich umzubringen, mir einen gestoßenen Diamanten unter das Essen gemischt hätten. Ich ließ ihn durch einen seiner Diener etwas von dem überbliebenen Pulver zeigen, und sagte ihm nicht, daß ich es für keinen gestoßenen Diamanten erkenne, vielmehr daß sie mich gewiß nach dem Tode des guten Castellans vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tags eins von seinen Broden geben; denn ich hätte mir vorgenommen nichts zu essen, was von ihnen käme, und er versprach mir, von seinem Essen zu schicken. Dieser Bischof war gefangen wegen einer Art von Verschwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er so sehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Anton, der neue Caſtellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm, und auch er wollte den geſtoßenen Stein ſehen, den er gleichfalls für Diamant hielt; doch da er glaubte, der Anſchlag käme vom Papſte, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speiſen, welche mir der Biſchof ſandte, ſchrieb beſtändig an meinem Gedichte über das Gefängniß, und ſetzte täglich Punkt für Punkt die Begebenheiten hinzu, die ſich zutrugen. Inzwiſchen ſchickte mir der Caſtellan mein Eſſen durch jenen Johann, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war. Dieſer, mein größter Feind, hatte mir eben den geſtoßenen Diamanten gebracht, und ich ſagte ihm, daß ich nicht eher von ſeinen Speiſen eſſen würde, ehe er ſie mir credenzt hätte. Er ſagte darauf, das geſchehe wohl dem Papſte. Ich verſetzte ihm, wie eigentlich Edelleute verbunden ſeyen einem Papſt zu credenzen, ſo ſey er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, ſchuldig einem Florentiner meinesgleichen aufzuwarten. Darüber ſagte er mir harte Worte, und ich erwiederte ſie. Nun ſchämte ſich Herr Anton einigermaßen über das, was vorgegangen war, und weil er Luſt hatte mich alle Koſten zahlen zu laſſen, die mir von dem guten verſtorbenen Caſtellan ſchen geſchenkt waren, wählte er unter ſeinen Dienern einen andern, der mir wohl wollte, und ſchickte mir das Eſſen durch ihn, der mit vieler Gefälligkeit jedesmal credenzte. Auch ſagte er mir alle Tage, daß der Papſt beſtändig von Herrn de Montluc angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unabläſſig zurückverlangte, wobei der Papſt wenig Luſt zeige mich herauszugeben, ja daß ſogar Cardinal Farneſe, ſonſt mein ſo großer Freund und Patron, ſollte geſagt haben, ich würde wohl noch eine Weile mich gedulden müſſen. Worauf ich verſetzte: Und ich werde ihnen allen zum Trotz doch frei werden. Der gute Menſch bat mich, ich möchte ſtill ſeyn, daß niemand ſo etwas hörte; denn es könne mir großen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im ſtillen erhalten und mich damit ſtärken. Ich antwortete ihm darauf: Die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bösartigen Ungerechtigkeit.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Cardinal Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gericht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzoſereien ſprechen, weil man bei ſolchen Gelegenheiten ſich freier über viele Dinge als ſonſt herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freigebigen Art des Königs, die er genugſam kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte außerordentlich, der ſich, wie er alle Woche einmal that, bei dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreite, indem er alles wieder von ſich gab.

Da der Cardinal die gute Diſpoſition des Papſtes bemerkte, bei welcher wohl eine gnädige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich von Seiten des Königs auf das nachdrücklichſte und verſicherte, daß Seine Majeſtät auf das lebhafteſte nach mir begehre. Da nun der Papſt ſich nahe an der Zeit fühlte, wo er ſich zu übergeben pflegte, auch ſonſt der Wein ſeine Wirkungen äußerte, ſo ſagte er mit großem Lachen zum Cardinal: Nun ſollt ihr ihn gleich mit euch nach Hauſe führen! Darauf gab er ſeinen beſondern Befehl und ſtand vom Tiſche auf. Sogleich ſchickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erführe; denn der hätte mich auf keine Weiſe aus dem Gefängniß gelaſſen. Es kam der Befehl des Papſtes und zwei der erſten Edelleute des Cardinals Ferrara; nach

vier Uhr in der Nacht befreiten ſie mich aus dem Gefängniſſe, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unſchätzbarer Freundſchaft empfing, mich gut einquartieren und ſonſt aufs beſte verſorgen ließ. Herr Anton, der neue Caſtellan, verlangte, daß ich alle Koſten nebſt allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen ſollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wiſſen, was ſein Bruder, der Caſtellan, zu meinen Gunſten verordnet hatte. Das koſtete mich noch manche zehn Scudi.

Der Cardinal aber ſagte mir, ich ſolle nur gutes Muths ſeyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb ſey; denn wenn er mich nicht ſelbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, ſo wäre ich wohl niemals herausgekommen; er höre ſchon, daß der Papſt ſich beklage, mich losgelaſſen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verſchiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papſtes war, beſuchte mich unter andern werthen Freunden ein Caſſier des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papſtes, und wollte mir alles zurückgeben; ich aber verſetzte, ich wüßte meine Baarſchaft keinem liebern Freunde zu geben, noch ſie an einen Ort zu legen, wo ſie ſicherer ſtünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen, und ich hatte Noth ihn zu bewegen, daß er es behielt. Da ich nun aus dem Caſtell befreit wurde, fand ſich's, daß er verdorben war, und ich verlor meine Baarſchaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen ſchrecklichen Traum, als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn ſchrieb, und mir dreimal ſagte, ich ſollte ſchweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte, wer es war, alles was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete, ſo deutlich und genau, daß ich nicht anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbart.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklaſſen, die größer iſt, als daß ſie einem andern Menſchen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgeſprochen und mir ſeine Geheimniſſe ſelbſt offenbart hat. Denn ſeit

der Zeit, daß ich jene himmlischen Gegenstände gesehen, ist mir ein Schein ums Haupt geblieben, den jedermann sehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Diesen Schein sieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwei Stunden danach. Am besten sieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Grase liegt, ingleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln ist, so daß man den Schein viel ausdrücklicher sah, als in Italien wo die Nebel viel häufiger sind; dessen ungeachtet aber sehe ich ihn auf alle Weise, und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht so gut wie in jenen Gegenden.

Zweites Capitel.

Der Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und entgt einen schönen Becher für den Cardinal Ferrara. — Medell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I. und verreist mit dem Cardinal Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt.

Als ich nun so im Palast des Cardinals Ferrara mich befand, gern von jedermann gesehen, und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück, in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sey. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen meine Verse auszuarbeiten; denn um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein guter Cardinal Freiheit und Pferde gab, und so ritt ich mit zwei römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Ascanio zu besuchen. Ich fand ihn mit Vater, Geschwistern und Stiefmutter, welche mich zwei Tage auf das freundschaftlichste bewirtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Ascanio mit mir. Unterwegs fingen wir an von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an, und fand ein

silbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde: daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Pocal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden halb erhobenen Figuren geziert; desgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halb erhobener Arbeit vorgestellt, so daß jeder, der es sah, sich verwundern mußte, sowohl über die Gewalt des Geistes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei diesen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigstens alle Tage zweimal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwei Geschichten, einmal wie St. Johann in der Wüsten predigte, und dann wie St. Ambrosius die Arianer verjagte; er war auf einem Pferde vorgestellt mit der Geißel in der Hand, von so kühner und guter Zeichnung und so sauber gearbeitet, daß jedermann sagte, ich habe den großen Lautizio übertroffen, der sich nur allein mit dieser Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war stolz, sein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meister fast alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Cardinal und den zwei obgedachten Herren aufgetragen ein Salzgefäß zu machen; es sollte sich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig sagte bei Gelegenheit dieses Salzfasses viele verwundernswürdige Dinge, so wie auch Herr Gabriel Cesano die schönsten Gedanken über denselben Gegenstand vorbrachte; der Cardinal hörte gnädig zu und, sehr zufrieden von den Zeichnungen, welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, sagte er zu mir: Benvenuto, die beiden Vorschläge gefallen mir so sehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen soll; deswegen magst du entscheiden, der du sie ins Werk zu setzen hast. Darauf sagte ich: Es ist bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiser sind, und in was für einem göttlichen Glanz sie erscheinen. Dessenungeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu diesen Prinzen oder zu seinen eigenen Kindern? so

wird er gewiß gestehen, daß er diese letztern vorziehe. So habe ich auch eine große Verliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunst hervorbringe; daher was ich euch zuerst vorlegen werde, hochwürdigster Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung seyn, denn manche Sachen sind leicht zu sagen, die nachher, wenn sie ausgeführt werden, keineswegs gut lassen, und so wendete ich mich zu den beiden trefflichen Männern und versetzte: Ihr habt gesagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiederte mit der größten Anmuth viele treffliche Worte zu meiner Gunst, und es stand ihm sehr wohl an, denn er war schön anzusehen, von Körper wohlgestaltet, und hatte eine gefällige Stimme. Herr Gabriel Cesane war gerade das Gegentheil, so häßlich und ungefällig, und nach seiner Gestalt sprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorstellen sollte, mit allerlei Galanterien umher, und alles sehr schicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich solle eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwei Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwei Figuren einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegen einander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht. Das Meer als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte; darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreizack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum stattfinden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.

Als nun darauf der Cardinal mit seinen zwei trefflichen Begleitern

kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel und sagte: Das Werk ist in zehn Menschenleben nicht zu vollenden, und ihr wollt, hochwürdigster Herr, es doch in eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will euch von seinen Söhnen zeigen, nicht geben: wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten; er zeigt Dinge, die man nicht machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der Cardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes Unternehmen nicht einlassen. Da versetzte ich: Hochwürdigster Herr! ich sage voll Zuversicht, daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es bestellen wird. Ihr sollt es alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf versetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: Wenn du es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe, so glaube ich nicht, daß du es für einen andern zu Stande bringst. Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Absatze schrieb, er solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen. Da hob ich die Hände gen Himmel und rief: O, wann wird das Geschwinde doch kommen? Der Cardinal sagte, ich sollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehn Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeikam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tournon hieß, weil der Cardinal dieses Namens es ihm geschenkt hatte; auch Paul und Ascanio, meine Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Cardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen ehrern Theil nahm er mit sich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu besuchen und alsdann nach Ferrara, in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Florenz; das war der größte, und dabei seine schönste Reiterei. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher seyn wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen; wo nicht, so könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geschehen muß, was im Himmel beschlossen ist, so gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtissin, die andere Schaffnerin, so daß sie die reiche Abtei gleichsam beherrschten. Sie hatten auch um meinetwillen so viele schwere

Herr, laß dir gefallen
Dieſes kleine Haus,
Größre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Du biſt auf immer geborgen!
Das nimmt dir niemand wieder:
Zwei Freunde ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder.

„Was brachte Lokmann nicht hervor,
Den man den garſt'gen hieß!“
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker der iſt ſüß.

Herrlich iſt der Orient
Uebers Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weiß was Calderon geſungen.

„Was ſchmückſt du die eine Hand denn nun
Weit mehr als ihr gebührte?“
Was ſollte denn die linke thun,
Wenn ſie die rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mecca triebe
Chriſtus Eſel, würd' er nicht
Dadurch beſſer abgericht,
Sondern ſtets ein Eſel bliebe.

Leiden erduldet und für mich so viel gebetet, daß ich für gewiß glaube, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieser guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beschleß ich nach Florenz zu gehen, und statt daß ich auf diesem Wege, so wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals die Reise hätte umsonst machen können, so gefiel es mir noch besser, für mich und in anderer Gesellschaft zu gehen. Den heiligen Montag reisten wir zu drei von Rom ab; in Monterosi traf ich Meister Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen sehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich gesagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben, und doch hätte es mir bei Monterosi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeschickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bei Tische saßen, hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reiste, alle Anstalt gemacht mich zu beschädigen; da wollte Gott, daß das Gefolge so eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichsten unter diesen Truppen bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun so, durch Gottes Gnade, gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkosungen, so wie das ganze Kloster; dann reiste ich weiter mit meiner Gesellschaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, so daß wir am grünen Donnerstag um Zweiundzwanzig nur ungefähr eine Post von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen; der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Tournon, legte mein Kissen und meine Steigbügel auf die gedachte Poststute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, sowohl weil ich einen Freund besuchen, als auch weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geschwind genug, doch ritt ich keineswegs postmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, besprach Zimmer für fünf Personen und schickte das Pferd nach der Post, die vor dem Thor

zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergeſſen, mein Kiſſen und meine Steigbügel herunterzunehmen.

Wir brachten den Abend ſehr luſtig zu. Charfreitag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges, und als ich danach ſchickte, wollte der Poſtmeiſter es nicht wieder herausgeben, weil ich ſeine Stute zu Schanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her und er verſicherte beſtändig, daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da ſagte der Wirth, wo ich wohnte: Ihr kommt noch gut weg, wenn er euch nichts Schlimmeres anthut, als daß er Kiſſen und Steigbügel behält, denn einen ſolchen beſtialiſchen Mann hat es noch nicht in unſerer Stadt gegeben, und er hat zwei Söhne bei ſich, die tapferſten Leute, und als Soldaten noch weit beſtialiſcher denn er. Drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reitet eurer Wege, ohne euch weiter mit ihm einzulaſſen! Ich kaufte ein Paar Steigbügel und dachte mein Kiſſen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich ſehr gut beritten, mit Panzerhemd und Armſchienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchſe auf dem Sattel hatte, erregten die großen Beſtialitäten, die der tolle Menſch mir hatte ſagen laſſen, in mir nicht die geringſte Furcht: auch waren meine jungen Leute gewöhnt Panzerhemde und Aermel zu tragen, und auf meinen römiſchen Burſchen hatte ich ein beſonderes Vertrauen; denn ich wußte, daß er, ſo lange wir in Rom waren, die Waffenſtücke nicht abgelegt hatte. Auch Aſcanio, ungeachtet ſeiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreitag war, dachte ich, die Tollheit der Tollen ſollte doch auch ein wenig feiern.

So kamen wir auf die gedachte Poſt Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen, die man mir gegeben hatte, denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwei jungen Leute und die andere Geſellſchaft hinter mir, ritt auf ihn los und ſagte ganz gelaſſen: Poſtmeiſter, wenn ich euch verſichere, daß ich euer Pferd nicht zu Schanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kiſſen und Steigbügel, die doch mein ſind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir wirklich auf eine tolle beſtialiſche Weiſe, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich verſetzte: Wie? ſeyd ihr nicht ein Chriſt? und wollt am heiligen Charfreitage euch und mir ein ſolches Aergerniß geben? Er verſetzte, daß er ſich weder um Gottes noch um des Teufels Freitag bekümmere, und wenn

ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indessen ergriffen hatte, zusammt mit meinem Schießgewehr zu Boden schlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter sienesischer Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man sie an selbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzhaft hinzu, gedachten Postmeister zu tadeln, indem er meine Partei nahm. Er schalt auch auf die beiden Söhne, daß sie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne sagten nichts, schüttelten den Kopf und gingen ins Haus. Der rasende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter schimpflichen Flüchen seinen Spieß und schwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich diese bestialische Resolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas sehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur desto rasender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchse noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Person hätte thun können, sondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von selbst losging; die Kugel traf den Bogen des Thors, schlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, so daß er todt zur Erde fiel. Seine Söhne liefen schnell herbei, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partisane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere machte sich an einen Mailänder, der närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog — denn er hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihn nichts an — vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich damit nicht zum besten pariren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet, denn ob er gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele Pfründen von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Ascanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die beiden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporen gegeben und, indem

es geſchwind galoppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erſt aus dem Spaße Ernſt zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erſchlagen ſeyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids widerfahren wäre? Und Ascanio ſagte: Paul ſey tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf verſetzte ich: Paul, mein Sohn, ſo iſt der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er ſagte, ich habe es in den Mantelſack gethan. Da antwortete ich: Wohl erſt dieſen Morgen? So trägt man alſo die Panzerhemden in Rom, um ſich vor den Damen ſehen zu laſſen, und an gefährlichen Orten, wo man ſie eigentlich braucht, hat man ſie im Mantelſack! Alles Uebel, das dir widerfährt, geſchieht dir recht und du biſt Schuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich ſo ſprach, ritt ich immer raſch wieder zurück. Darauf baten Ascanio und er mich um Gottes willen, ich möchte ſie und mich erretten; denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailänder; jener ſchalt mich aus, daß ich ſo grimmig ſey: denn niemand ſey beſchädigt, Pauls Wunde ſey nicht tief, der alte Poſtmeiſter ſey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebſt andern Leuten ſeyen dergeſtalt in Bereitſchaft, daß ſie uns ſicher alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns beim erſten Angriffe gerettet hatte, nicht wieder verſuchen möchte; denn es könnte uns dießmal verlaſſen. Darauf verſetzte ich: Da ihr zufrieden ſeyd, ſo will ich mich auch beruhigen, und indem ich mich zu Paul und Ascanio wendete, fuhr ich fort: Gebt euern Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren, und da werden wir ſicher ſeyn. Darauf ſagte der Mailänder: Der Henker hole die Sünden! das Uebel begegnet mir nur, weil ich geſtern ein wenig Fleiſchſuppe gegeſſen habe, da ich nichts anders zu Mittage hatte. Darüber mußten wir, ungeachtet der großen Noth, in der wir uns befanden, laut lachen; denn die Beſtie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht: wir ſetzten uns darauf in Galopp und ließen Herrn Cherubin und den Mailänder nach ihrer Bequemlichkeit langſam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren ſogleich zu dem Herzog von Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reiterei gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr, daß wir dem Cardinal Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben.

Indeſſen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, ſo gut man ihn daſelbſt haben konnte, und ließ Paul beſichtigen, da ſich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu ſagen hatte, und wir beſtellten das Eſſen. Hierauf erſchien Meiſter Cherubin und der närriſche Mailänder, der nur immer ſagte: Hole der Henker alle Händel! Er betrübte ſich, daß er excommunicirt ſey, weil er dieſen heiligen Morgen ſeinen Roſenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erſtaunend garſtig, hatte von Natur ein ſehr großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drei Finger gewachſen; da nahm ſich erſt ſeine wunderliche mailändiſche Sprache, die abgeſchmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närriſch aus, und gaben uns ſo viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anſtatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem ſeiner Worte luſtig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derſelbe ſchon drei Stiche gethan hatte, ſagte der Patient, er möchte inne halten, und ſollte ihm nicht etwa gar aus böſem Willen das Maul ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel, und verlangte, gerade ſo viel ſollte man offen laſſen, daß der Löffel durchkönne, und er zu dem Seinigen käme.

Bei dieſen Worten, die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erſt das Lachen recht los, und ſo kamen wir mit der größten Luſt nach Florenz. Wir ſtiegen beim Hauſe meiner armen Schweſter ab, die uns ſowohl als ihr Mann aufs beſte empfing und bewirthete. Herr Cherubin und der Mailänder gingen ihren Geſchäften nach; wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die ſonderbarſte Sache, daß wir, ſo oft vom Mailänder geſprochen wurde, in eine ausgelaſſene Luſtigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle, die wir ausgeſtanden, äußerſt rührte, ſo daß wir mehr als einmal zugleich lachen und weinen mußten.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profit von ihm beſſiren läßt. — Das Klima iſt ihm ſchädlich, und er wird krank. Er heilt junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub reiſt er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er ſich nach Fontainebleau begiebt, wo der Hof ſich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Abenteuer gehört hatte, ſich darüber beſchwerte, und ſagte: Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem Könige bringe, wie ich es ihm verſprochen habe. Er wies mir darauf einen ſeiner Paläſte in Ferrara, den angenehmſten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daſelbſt zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anſtalt, nach Frankreich zu gehen, aber keine mich mitzunehmen, und als er ſah, daß ich darüber ſehr verdrießlich war, ſagte er: Benvenuto, alles was ich thue, geſchieht zu deinem Beſten. Denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erſt gewiß ſeyn, was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Caſſier, daß er dir geben ſoll, was du nöthig haſt. Nun verreiſte er, und ich blieb höchſt mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Luſt an, in Gottes Namen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papſtes befreit hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war ſein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deßwegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, ſuchte mich zur Geduld zu gewöhnen, und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten ſich immer mehr der Vollendung.

Unſere Wohnung, ſo ſchön ſie war, hatte ungeſunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten ſpazieren, der zu unſerer Wohnung gehörte, und ſehr groß war; man hatte faſt eine Miglie Landes dabei als Wildniß gelaſſen, wo ſich unzählige Pfauen aufhielten, und daſelbſt im Freien niſteten. Da machte ich meine Büchſe zurecht, und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte; dann paßte ich den jungen Pfauen auf und ſchoß alle zwei Tage einen. Dergeſtalt nährten wir uns reichlich, und fanden die Speiſe ſo geſund, daß unſere Krankheiten ſich gleich

verloren. Wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beiden Gefässen, als an eine Arbeit, die viel Zeit kostete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als 300,000 Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß; dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen: Herzog Alphens, der Vater, hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben; dabei rief er: Ich werde auf keine Weise zahlen. Endlich, als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wäre.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit so wie meine Unterhaltung sehr wohl; deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig; dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo eine Frau als Friede mit der Fackel in der Hand Trophäen verbrannte. Ich machte diese Figur in freudiger Stellung mit dem feinsten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr stellte ich die Wuth vor, traurig und schmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Diese Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt, und sie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken, wie zufrieden er sey, als er mir die Umschrift sowohl um den Kopf als um die Rückseite zustellte. Auf dieser stand: Pretiosa in conspectu Domini. (Kostbar vor den Augen des Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu stehen gekommen.

Zu der Zeit, als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geschrieben, ich solle mich bereit halten, denn der König habe nach mir gefragt und er, der Cardinal, habe seinen Leuten geschrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pocal einpacken; denn der Herzog hatte sie schon gesehen. Damals besorgte die

Geſchäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß. Dieſer Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hauſe geblieben. Er ſchickte eines Tages mit großer Eile zu mir, und ließ mir ſagen, ich ſollte geſchwind aufſitzen und nach Frankreich Poſt reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich ſchon in Frankreich ſey. Der Cardinal, ſich zu entſchuldigen, habe geſagt, ich ſey in einer ſeiner Abteien zu Lyon ein wenig krank geblieben, er wolle aber ſorgen, daß ich Seiner Majeſtät bald aufwartete; deßwegen ſey es nun nöthig, daß ich Poſt nehme. Herr Albert war ein ſehr redlicher Mann, aber dabei ſehr ſtolz, und ſeine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun ſagte, daß ich mich geſchwind fertig machen und die Poſt nehmen ſollte, ſo antwortete ich, meine Arbeit mache ſich nicht auf der Poſt, und wenn ich hingehen hätte, ſo wollte ich den Weg in bequemen Tagreiſen zurücklegen, auch Aſcanio und Paul, meine Kameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich ſchon von Rom gebracht habe; und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, ſo viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit ſtolzen Worten, auf die Art und nicht anders reisten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm, die Söhne meiner Kunſt reisten nun einmal ſo; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reiſen pflegten, wüßte ich nicht; denn ich ſey nie einer geweſen. Auf alle Weiſe würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Cardinal ſein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar ſolche unartige Reden hören ſollte, ſo entſchloß ich mich, mit den Ferrareſern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken, und ging brummend fort, indem er nicht nachließ, harte und unanſtändige Reden zu führen. Ich ging nun, dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen, und er begegnete mir mit den ehrenvollſten Liebkoſungen, und hatte Herrn Hieronymus Gigliole befohlen, er ſolle mir einen Ring von mehr als 200 Scudi kaufen, und ihn Fiaſchino ſeinem Kämmerer geben, der ihn mir bringen möchte. Und ſo geſchah es auch noch denſelben Abend. Um ein Uhr kam Fiaſchino und überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten, der viel Schein hatte, und ſagte von Seiten des Herzogs dieſe Worte: mit dieſem ſolle die einzig kunſtreiche Hand geziert werden, die ſo trefflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein von ungefähr

10 Scudi an Werth; und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte, die mir der Herzog hatte sagen lassen, mit so einer geringen Belohnung sollten verbunden seyn, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden gestellt. Auch dachte ich wohl, daß der Streich von dem Schelm, dem Schatzmeister, herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Namen Bernhard Saliti, der ihn dem Kämmerer wieder geben sollte, es möchte kosten was es wolle: und das Geschäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fiaschino eilig zu mir, in großer Bewegung und sagte, wenn der Herzog wissen sollte, daß ich ein Geschenk zurückschicke, das er mir so gnädig zugedacht habe, so möchte er es sehr übel nehmen, und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieser Ring sey ungefähr 10 Scudi werth, und meine Arbeit dürfte ich wohl auf 200 Scudi schätzen; mir sey bloß an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von den Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ungefähr einen Paul werth ist; den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, mich dabei jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ und ihn mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bei Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant aufzusuchen, der gegen 300 Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhalz fand einen aus, den er höchstens für 60 bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über 200 zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines bessern besonnen und mir alles gegeben, was ich nur verlangte, und ich wäre gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam nun eben ein ferraresischer Edelmann zu uns, der Herr Alphens de Trotti hieß; er war alt und sehr angenehm, dabei liebte er die Künste außerordentlich, war aber einer von den Personen, die schwer zu befriedigen sind, und wenn sie zufälligerweise sich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, so malen

sie sich's nachher so trefflich in ihrem Gehirn aus, daß sie niemals glauben wieder so etwas Herrliches sehen zu können. Als er hereintrat, sagte Herr Albert zu ihm: Es ist mir leid, daß ihr zu spät kommt; denn schon sind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich schicken. Herr Alphons antwortete, daß ihm nichts daran gelegen sey, und schickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man sie in Faenza macht, das sehr sauber gearbeitet sey, herbeiholen sollte. Indessen sagte Herr Alphons: Ich will euch sagen, warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu sehen: denn es ist mir einmal ein antikes silbernes zu Gesichte gekommen, so schön und wunderbar, daß der menschliche Geist so was Herrliches sich nicht vorstellen kann. Ein trefflicher Edelmann besaß es, der nach Rom wegen einiger Geschäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er bestach mit großem Gelde den, der es besaß, und so brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren sollte; denn der Besitzer war in großer Furcht es zu verlieren.

Indeß Herr Alphons seine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht Acht; denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatte ich es angesehen, als ich mich zu Herrn Albert kehrte und sagte: Wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben! Herr Alphons fing an zu schimpfen und sagte: Wer bist denn du? Du weißt nicht, was du sagst. Darauf versetzte ich: Hört mich an, es wird sich zeigen, wer von uns beiden besser weiß, was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne, und sagte: Dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktschreier Meister Jakob, Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Dutzend Herren und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes, verschieden von diesem. Er hat mir beide schlecht bezahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich versichere euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, so daß ich denke, das Gefäß, das ich nach Frankreich bringe, soll

Getretner Quark
Wird breit, nicht ſtark.

Schlägſt du ihn aber mit Gewalt
In feſte Form, er nimmt Gehalt.
Dergleichen Steine wirſt du kennen,
Europäer Piſé ſie nennen.

Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl wenn andre fehlen;
Allein wer fehlt der iſt erſt recht daran,
Er weiß nun deutlich wie ſie wohl getaan.

„Du haſt gar vielen nicht gedankt
Die dir ſo manches Gute gegeben!“
Da aber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mußt du dir machen,
Unterſcheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

Die Fluth der Leidenſchaft ſie ſtürmt vergebens
Ans unbezwungne feſte Land. —
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und das iſt ſchon Gewinn des Lebens.

ganz anders des Königs und des Cardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters.

Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alphens vor Verlangen nach meiner neuen Arbeit schier vergehen, ich aber bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er, er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war: Herr Alphens, ehe ihr von hier weggeht, sollt ihr die Arbeit sehen, ohne dazu die Gunst des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Ascanio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe gesagt hätte. Nun wollte Herr Alphons, daß ich sein Hausgenosse werden sollte, und eben deßwegen schienen mir's tausend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an diesem Orte genossen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salviati und des Cardinals Ravenna schuldig. Auch hatte ich Bekanntschaft mit einigen geschickten Tonkünstlern gemacht, und mit niemand sonst, denn die Ferrareser sind die geizigsten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; sie suchen es auf alle Weise zu erhaschen, und so sind sie alle.

Um zweiundzwanzig Uhr kam Fiaschino, überreichte mir den Ring von ungefähr 60 Scudi und sagte mit kurzen Worten, ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: Das will ich! und setzte sogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der sehr erzürnt war, und große Lust hatte mich zurückholen zu lassen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott, und war sehr froh den andern Tag aus dem Ferrareſischen zu seyn; denn außer den jungen Pfauen, die ich gegessen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs Mensanesische und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Ursache. Und so kamen wir glücklich und gesund nach Lyon, Paul, Ascanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unser Gepäck und die Gefäße waren und wohnten in einer Abtei des Cardinals. Als unsere Sachen

ankamen, packten wir ſie ſorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von groſſer Bedeutung.

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor, darüber ſehr verdrießlich, entſchließt ſich aus dem Stegreife, eine Pilgrimſchaft nach Jeruſalem anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt giebt und ein groſſes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begiebt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber groſſen Widerſtand, indem er Beſitz von ſeiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns beim Cardinal, der uns ſogleich Quartier anweiſen ließ; und dieſen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erſchien der Karren, und da wir nun unſere Sachen hatten, ſagte es der Cardinal dem König, der uns ſogleich ſehen wollte. Ich ging zu Seiner Majeſtät mit dem Pocal und Becken; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hob mich gnädig auf. Indeſſen dankte ich Seiner Majeſtät, daß er mich aus dem Kerker befreit habe, und ſagte, es ſey eigentlich die Pflicht eines ſo guten und einzigen Fürſten, nützliche Menſchen zu befreien und zu beſchützen, beſonders wenn ſie unſchuldig ſehen wie ich; ſolche Wohlthaten ſehen in den Büchern Gottes obenan geſchrieben, vor allem andern was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die ſeiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und ſagte: Wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine ſo ſchöne Art zu arbeiten geſehen haben: denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen ſind, und auch deſſen was die beſten neuern Meiſter gemacht haben; aber ich habe niemals ein Werk geſehen, das mich ſo höchlich bewegt hätte, als das gegenwärtige. Dieſe Worte ſagte der König auf franzöſiſch zum Cardinal von Ferrara, mit noch gröſſeren Ausdrücken. Dann wendete er ſich zu mir, ſprach mich italiäniſch an und ſagte: Benvenute, bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu; dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein ſchönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal Ferrara bemerkte wohl das groſſe

Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majestät sich aus meinen wenigen Arbeiten schon überzeugt hatte, von mir seyen noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Lust hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von zwölftausend Pferden her, und das ist das geringste: denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beisammen ist, so sind es achtzehntausend Mann, und darunter mehr als zwölftausend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwei Häuser waren: nun man schlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegschickte; ich erhielt aber zur Antwort, das Beste in einem solchen Falle sey, wenn der König selbst meiner gedächte: ich sollte mich manchmal sehen lassen, wenn Seine Majestät speiste. Das that ich denn eines Mittags: der König rief mich, und sprach italiänisch mit mir und sagte, er habe im Sinne große Werke durch mich arbeiten zu lassen: er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkstatt aufzuschlagen hätte, auch wolle er mich mit allem was ich bedürfe, versorgen; dann sprach er noch manches von angenehmen und verschiedenen Dingen.

Der Cardinal Ferrara war gegenwärtig; denn er speiste fast beständig Mittags an der kleinen Tafel des Königs: und da er alle die Reden vernommen, sprach er, als der König aufgestanden war, zu meinen Gunsten, wie man mir hernach wieder erzählte, und sagte: Heilige Majestät! Dieser Benvenuto hat große Lust zu arbeiten, und man könnte es fast eine Sünde nennen, wenn man einen solchen Künstler Zeit verlieren läßt. Der König versetzte, er habe wohl gesprochen, und solle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Noch denselben Abend nach Tische ließ mich der Cardinal rufen und sagte mir im Namen des Königs, Seine Majestät sey entschlossen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerst meine Besoldung bestimmt wissen. Der Cardinal fuhr fort: Ich dächte, wenn euch der König des Jahrs 300 Scudi Besoldung giebt, so könnt ihr recht gut auskommen. Und dann sage ich euch, überlaßt mir nur die Sorge! denn alle Tage kommt Gelegenheit in diesem großen Reiche etwas Gutes zu stiften, und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: Als ihr mich in Ferrara ließet, hochwürdigster

Herr! verſpracht ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weiſe wie ich mich bei dem König ſtehen ſolle, ſchon beſtimmt wäre. Anſtatt mich nun hiervon zu benachrichtigen, ſchicktet ihr beſondern Befehl, ich ſolle auf der Poſt kommen, als wenn eine ſolche Kunſt ſich poſtmäßig behandeln ließe. Hättet ihr mir damals von 300 Scudi ſagen laſſen, wo ich jetzt hören muß, ſo hätte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für 600! Aber ich gedenke dabei, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer ſo großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreiung aus dem Kerker war, und ich verſichere Ew. Hochwürden, daß, wenn ihr mir auch das größte Uebel zufügtet, ſo würde doch dadurch nicht der tauſendſte Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieſelben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch ſeyn werde, will ich, ſo lange ich lebe, Gott für euch bitten.

Der Cardinal verſetzte zornig: Gehe hin, wohin du willſt! denn mit Gewalt kann man niemand wohlthun. Darauf ſagten gewiſſe Hofleute, ſo einige von den Semmelſchindern: Der dünkt ſich auch recht viel zu ſeyn, da er 300 Ducaten Einkünfte verſchmäht! Die Verſtändigen und Braven dagegen ſagten: Der König wird nie ſeinesgleichen wieder finden, und unſer Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Laſt Holz wäre. Das ſagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaſſes vertrug. Er war ein ſehr gefälliger Mann und äußerſt liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herren und Hofleuten geſagt hatte. Das begab ſich in Dauphiné in einem Schloſſe, deſſen Name ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung, denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartiert; dießmal mochte es etwa drei Miglien betragen. Ich ritt in Geſellſchaft eines Mannes, der Secretär beim Cardinal und gleichfalls daſelbſt einquartiert war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen, was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückginge? und was ich denn allenfalls für eine Beſoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun 300 Scudi des Jahres anzubieten: daher antwortete ich nichts und wiederholte nur immer, ich wiſſe ſchon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Ascanio, die auf mich warteten. Sie sahen, daß ich sehr verstört war, und da sie mich kannten, fragten sie mich, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer sich. Deßwegen sagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch so viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hause kommen könnt, denn ich habe das wichtigste Geschäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange schon im Sinne und ihr braucht es nicht zu wissen. Neben unserer Kammer wohnte gedachter Secretär, und es ist möglich, daß er meine Gesinnung und meinen festen Entschluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß sagen kann.

Keinen Augenblick schlief ich die ganze Nacht und es schienen mir tausend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entschluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde besorgen und setzte mich schnell in Ordnung. Ich schenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als fünfzig Goldgulden; eben so viel behielt ich für mich und überließ den Diamanten, den mir der Herzog geschenkt hatte. Ich nahm nur zwei Hemden mit und einen schlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein- für allemal mit mir kommen wollten; daher schalt ich sie aus und sagte: der eine hat schon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachsen: ihr habt von mir diese arme Kunst gelernt, so gut als ich sie euch zeigen konnte, und so seyd ihr am heutigen Tage die ersten Gesellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! Soll es denn euch immer fortschleppen? das ist schimpflich! Und wenn ich euch gar ohne Geld gehen ließe, was würdet ihr sagen? Geht mir aus dem Gesichte! Gott segne euch tausendmal und so lebt wohl!

Ich wendete mein Pferd um und verließ sie weinend. Ich nahm den schönsten Weg durch einen Wald, und dachte mich diesen Tag wenigstens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekanntesten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwei Miglien zurücklegte, hatte ich mir fest vorgenommen mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wäre, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Christus von drei Ellen, wobei ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir selbst gezeigt hatte. So war ich völlig entschlossen nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte

ſchon ſo weit zu ſeyn, daß mich niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir, und ich war nicht ohne Sorgen; denn in jenen Gegenden ſchwärmten gewiſſe Haufen herum, die man Abenteurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, ſo ſcheint es doch, als wenn ſie ſich nicht darum bekümmern.

Da ſie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs ſey, der den Ascanio bei ſich hatte. Er ſagte zu mir: Im Namen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete: Du kommſt vom Cardinal Ferrara, und deßwegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann ſagte, wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, ſo habe er die Macht ſeinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Ascanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemand ins Gefängniß ſetzte, ſich wenigſtens fünf Jahre beſänne, ehe er ihn wieder losließe. Das Wort Gefängniß erſchreckte mich dergeſtalt — denn ich dachte an mein römiſches Unglück — daß ich geſchwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf franzöſiſch murmelte und auf der ganzen Reiſe nicht einen Augenblick ſtill war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald ſagte er dieſes, bald jenes, ſo daß ich der Welt hätte entſagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Cardinals vorbei. Dieſer ſtand unter der Thüre und ſagte: Unſer allerchriſtlichſter König hat aus eigener Bewegung euch dieſelbe Beſoldung ausgeſetzt, die er Leonardo da Vinci, dem Maler, gab, nämlich 700 Scuti des Jahrs; daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt ſchenkt er euch 500 Goldgulden, die euch ausgezahlt werden ſollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: Daß ſind Anerbieten, eines ſo großen Königs würdig! Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, dieſe großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tauſendmal um Vergebung. Paul und Ascanio ſagten: Gott hat uns geholfen in ein ſo ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich dem König zu danken, und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu ſilbernen Statuen machen ſolle, um als zwölf Leuchter um ſeinen Tiſch zu dienen; er wolle ſechs Götter und ſechs

Göttinnen vorgeſtellt haben, gerade ſo groß wie er ſelbſt; und er war beinahe drei Ellen hoch. Als er mir dieſen Auftrag gegeben hatte, wendete er ſich zum Schatzmeiſter der Erſparniſſe und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir 500 Goldgulden auszahlen ſolle? Dieſer antwortete darauf, es ſey nicht geſchehen. Das empfand der König ſehr übel; denn er hatte dem Cardinal aufgetragen dem Schatzmeiſter ſeinen Willen zu ſagen. Ferner befahl er mir, ich ſolle nach Paris gehen und mir eine Wohnung ausſuchen, die zu ſolchen Arbeiten bequem ſey, und ich ſollte ſie haben.

Da nahm ich meine 500 Goldgulden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinals Ferrara, woſelbſt ich, im Namen Gottes, zu arbeiten anfing und vier Modelle, jedes von einem Fuß, verfertigte. Sie ſtellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulkan vor. Indeſſen kam der König nach Paris und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Aſcanio und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich ſollte ihm zuerſt den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf ſtellte ich Seiner Majeſtät die beiden Jünglinge vor und ſagte, ich habe ſie zum Dienſte Seiner Majeſtät mit mir gebracht; denn da ich mir ſie auferzogen hätte, ſo würden ſie mir wohl mehr Dienſte leiſten als die, die ich in Paris finden könnte. Darauf ſagte der König, ich ſolle beiden eine Beſoldung anweiſen, die hinreichend wäre ſie erhalten zu können. Ich ſagte, daß 100 Goldgulden für jeden genug ſey. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkſtatt höchſt tauglich ſcheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majeſtät eigen und hieß Klein-Nello; der König hatte es dem Prevoſt von Paris eingegeben, der ſich aber deſſen nicht bediente, und ſo konnte mir's der König ja wohl einräumen, da ich es zu ſeinem Dienſte bedurfte. Darauf antwortete der König: Das Haus iſt mein und ich weiß recht gut, daß der dem ich es gegeben habe, daſſelbe nicht bewohnt noch gebraucht; deßwegen ſollt ihr euch deſſen zu unſerer Arbeit bedienen. Sogleich befahl er einem ſeiner Officiere, er ſolle mich in das gedachte Nello einführen. Dieſer weigerte ſich einen Augenblick und ſagte, er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele; jener bediene ſich deſſen nicht, und ich ſey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite; er wolle von keinem weitern Widerſpruch hören. Darauf verſetzte der Officier, es werde wohl nöthig ſeyn

ein bischen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: Jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, so gebraucht große! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Besitz zu setzen. Dann sagte er mir, ich sollte nun wohl sorgen, daß ich darin nicht todtgeschlagen würde.

Ich ging hinein, nahm sogleich Diener an, kaufte verschiedene Speisen und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß; denn mein Gegner war ein französischer Edelmann, und die übrigen Edelleute waren sämmtlich meine Feinde und insultirten mich auf alle Weise, so daß es mir unerträglich schien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Seiner Majestät Dienste ging, man 1540 schrieb, und ich also eben vierzig Jahre alt wurde. Nun ging ich, diese Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten lassen. Darauf sagte der König: Wer seyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äußerst erschrocken; denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich so still war, wiederholte er seine Frage; darauf versetzte ich, daß ich Benvenuto hieße. Da sagte der König: Seyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, so handelt nach eurer Weise, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich versetzte darauf, daß mir allein seine Gnade hinreichend sey; übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und sagte: So geht nur! an meiner Gnade soll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem seiner Secretäre, welcher Villeroi hieß, er solle mich mit allem versehen und meine Bedürfnisse vollkommen einrichten lassen. Dieser Mann war ein großer Freund vom Prevost von Paris, der zuerst Klein-Nello besessen hatte. Dieses Gebäude war in dreieckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe; man hielt aber keine Wache daselbst. Herr von Villeroi rieth mir, ich sollte mich ja nach einem andern Platz umsehen und diesen seinem alten Besitzer wieder einräumen; denn es sey ein sehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtschlagen lassen. Darauf sagte ich, ich sey aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um diesem wundersamen König zu dienen, und was das Todtschlagen betreffe, so wisse ich recht gut, daß ich sterben müsse; ein bischen früher oder später, daran sey nichts gelegen.

Dieser Villeroi war ein Mann von großem Geiste, bewundernswerth in allen Dingen und sehr reich; nun war nichts in der Welt, was er

nur nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ sich nichts merken. Es war ein ernsthafter Mann, von schönem Anblick und sprach langsam. Die Besorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr de Marmagna hieß, und Schatzmeister von Languedoc war; das erste was dieser that, war, daß er die besten Zimmer des Gebäudes für sich selbst einrichten ließ. Da sagte ich ihm, der König habe mir diesen Ort zu seinem Dienste gegeben, und ich wollte nicht, daß jemand außer mir und den Meinigen hier seine Wohnung haben sollte. Dieser stolze, kühne und heftige Mann sagte zu mir, er wolle thun, was ihm beliebte: ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerstehen wolle; er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen versetzte ich: Habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder ihr noch Villeroi so etwas unternehmen sollt. Hierauf sagte mir der stolze Mann in seiner französischen Sprache viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen versetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach seinem kleinen Dolch, und ich legte Hand an meinen großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Vertheidigung trug, und sagte zu ihm: Bist du kühn genug zu ziehen, so steche ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwei Diener mit sich und meine zwei Gesellen standen dabei. Marmagna schien einen Augenblick unentschlossen, doch eher zum Bösen geneigt, und sagte murmelnd: Das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das Schlimmste, und sagte entschlossen zu Paul und Ascanio: Sobald ihr seht, daß ich meinen Dolch ziehe, so werft euch gleich über die Diener her, und erschlagt sie, wenn ihr könnt! Dieser soll gewiß fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm diesen Entschluß, und war zufrieden nur lebendig vom Platze zu kommen. Diese Begebenheit schrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der sie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majestät war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufsicht über mich; dieser Mann sorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfnisse.

Fünftes Capitel.

Der König beſtellt bei unſerm Autor lebensgroße Götterſtatuen von Silber. — Indeſſen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majeſtät Becken und Becher von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt ſeine Zufriedenheit auf das großmüthigſte aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein ſonderbares Betragen des Cardinals Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Etampes und dem ganzen Hof, beſucht unſern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Geldes zahlen. — Als er nach Hauſe geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückſchlägt. — Streit zwiſchen ihm und einigen franzöſiſchen Künſtlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entſcheidet für ihn.

Da ich nun Haus und Werkſtatt vollkommen eingerichtet hatte, ſo daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte, und dabei ſehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich ſogleich an den drei Modellen, in der Größe, wie die Statuen von Silber werden ſollten, und zwar ſtellten ſie Jupiter, Vulkan und Mars vor: ich machte ſie von Erde, inwendig ſehr wohl mit eiſernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, 300 Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen könnte; indeſſen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verſchiedene Monate wegnahmen. Als ſie vollendet waren, ließ ich ſie trefflich vergolden, und man konnte wohl ſagen, daß es die ſchönſte Arbeit ſey, die man je in Frankreich geſehen hatte. Sogleich trug ich ſie zum Cardinal Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demſelben damit ein Geſchenk machte. Der König hielt ſie ſehr werth, und lobte mich übermäßiger als jemals ein Menſch meiner Art gelobt worden iſt, und machte dem Cardinal ein Gegengeſchenk mit einer Abtei, die 7000 Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Abſicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und ſagte, Seine Majeſtät verfahre zu geſchwind; denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da verſetzte der freigebigſte König, mehr als jemals entſchloſſen: Ich will ihm eben Luſt und Muth zu ſeiner Arbeit machen. Da ſchämte ſich der Cardinal und ſagte: Ich bitte, laßt mich gewähren; denn ſobald ich die Abtei in Beſitz genommen habe, will ich ihm eine Penſion von wenigſtens 300 Scudi ausſetzen. Davon iſt mir aber nie etwas geworden, und es wäre zu weitläufig alle Teufeleien dieſes Cardinals zu erzählen, beſonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück, und jedermann wunderte ſich über die

Zahme Xenien.

Ille, velut fidis arcana sodalibus, olim
Credebat libris: neque, si male cesserat, unquam
Decurrens alio; neque si bene: quo fit, ut omnis
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita senis.

Horat. Serm II, I. v. 30 etc.

I.

Ich rufe dich, verrufnes Wort,
Zur Ordnung auf des Tags:
Denn Wichte, Schelme solchen Schlags
Die wirken immer fort.

„Warum willst du dich von uns allen
Und unsrer Meinung entfernen?“
Ich schreibe nicht euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

„Ist denn das klug und wohlgethan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!“
Erwachsne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Gunſt, die mir der König bezeigte. Ich erhielt das Silber, und fing an die Statue des Jupiter zu bearbeiten. Ich nahm viele Geſellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulcan und Mars waren im Modell fertig, auch den erſten hatte ich in Silber ſchon weit gebracht, ſo daß meine Werkſtatt reich genug ausſah. Um dieſe Zeit erſchien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich ſah, rief er mir fröhlich zu, wenn ich ihm in meinem Hauſe etwas Schönes zu zeigen hätte, ſo wolle er hinkommen. Da erzählte ich alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte großes Verlangen die Arbeit zu ſehen. Gleich nach Tafel machte er ſich auf, mit Madame d'Eſtampes, dem Cardinal Lothringen, dem König von Navarra, ſeinem Vetter und der Königin, ſeiner Schweſter; auch kam der Dauphin und die Dauphine, ſo daß der ganze Adel des Hofes ſich in Bewegung ſetzte.

Ich war wieder nach Hauſe gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schloſſes kam, und ſo viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder ſollte ſtille ſeyn; ſo war in meinem Hauſe alles in Arbeit, und der König überfiel mich, ehe ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerſt mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters beſtimmt war; ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füße, ſo daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweiſe hatte mir eben in dieſem Augenblick ein franzöſiſcher Knabe, der bei der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht; deßwegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweiſe nur zwiſchen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggeſtoßen: der Knabe wollte fallen und hielt ſich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war ſehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in ſeiner Gegenwart arbeiten ſollte. Darauf ſagte er, es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht ſo anſtrengen wollte; ich ſollte doch ſo viel Leute nehmen als mir beliebte, und dieſe arbeiten laſſen und mich geſund erhalten, um ihm deſto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete; auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich ſie für Seine Majeſtät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einſehen und glaubte, es ſey nur Großſprecherei von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mir's noch mals wieder ſagen; dem ich aber ſo offen und umſtändlich meine Gründe,

vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur, viel oder wenig, nach meinem Belieben arbeiten lassen.

So zufrieden mit meinen Werken begab sich der König nach seinem Palaste zurück, und überhäufte mich dergestalt mit Gunst, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach der Tafel ließ er mich rufen; der Cardinal Ferrara speiste mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweiten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majestät fing sogleich mit mir zu reden an. Da er einen so schönen Becher und so ein vortreffliches Becken von mir besitze, so wünsche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben: ich sollte ihm eine Zeichnung machen, und zwar so geschwind als möglich. Darauf versetzte ich: Ew. Majestät sollen eine solche Zeichnung geschwinder sehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beiden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß diesen zur Gesellschaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müsse; darum habe ich so was dergleichen schon aufgestellt, und wenn Seine Majestät einen Augenblick warten wollten, so könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete sich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und sagte: Das ist wahrhaftig ein Mann, den alle Welt lieben und wünschen muß! Dann sagte er zu mir, er würde gerne die Zeichnung sehen, die ich zu einem solchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geschwind — denn ich hatte nur die Seine zu passiren — und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals schon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte sich der König und sprach: Das ist hundertmal göttlicher, als ich gedacht habe. Das ist ein großes Werk dieses Mannes; er sollte niemals feiern. Dann wendete er sich zu mir, mit sehr freundlichem Gesichte und sagte, das Werk gefalle ihm außerordentlich; er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal sah mir in die Augen und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne. Darauf sagte ich: Ich habe wohl von diesem Modell schon gesagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand bestellte. Der Cardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien, als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt; denn diese

braven Künstler, die so trefflicher Empfindungen fähig sind, fangen gar gerne an, sie ins Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können. Wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben sollte. Der König antwortete, wenn man sich so ängstlich um das Ende der Arbeit bekümmere, so würde man sie niemals anfangen. Das sagte er auf eine Weise, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein muthiger Geist. Ich versetzte darauf: Alle Fürsten, die, wie Ew. Majestät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern sich und ihnen die größten Unternehmungen; und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es! erwiederte der König und stand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf sein Zimmer rufen und fragte mich, wie viel ich Gold zu diesem Salzfasse brauchte? Tausend Scudi, versetzte ich sogleich. Da rief er seinen Schatzmeister, den Bicomte d'Orbec, und befahl ihm, er solle mir tausend alte, gewichtige Goldgulden auszahlen lassen. Ich ging weg und schickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte; dann holte ich zu Hause ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiste, geschenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, statt eines Sackes, und weil ich dieses Geschäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit stören mochte, nahm ich nicht einmal einer Diener mit.

Ich fand den Schatzmeister zu Hause, der schon das Geld vor sich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs aussuchte, und indem mir schien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drei Stunden in die Nacht verzögerte, so wollte ich mich auch versehen, und schickte nach einigen meiner Arbeiter, sie sollten kommen und mich begleiten; denn es sey eine Sache von Bedeutung. Als sie in einer gewissen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeschickt hatte; er versicherte mir, daß er sie gerufen habe, sie aber könnten nicht kommen, hingegen erbiete er sich mir das Geld zu tragen. Ich antwortete, das könne ich selbst.

Indessen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich schob den Arm durch die zwei Henkel; weil sie

nun sehr eng waren, so drückte mein Arm fest auf das Geld, und ich trug es bequemer und sicherer, als wenn es ein Säckchen gewesen wäre. Ich war gut bewaffnet, mit Panzerhemd und Aermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite, und machte mich schnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zusammen lispelten, gleichfalls das Haus verließen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging schnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Flusse, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Augustinern, an einem sehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schlosse entfernt war; weil aber inwendig die Wohnung fast noch einmal so weit ablag, so würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entschloß ich mich sogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als sie mir näher kamen: Bei Soldaten ist nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr sollt wenig gewinnen, wenn ihr mir sie abnehmt! Da stritt ich heftig gegen sie, und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn sie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich so vieles Geld empfangen habe, sie vermuthen sollten, es müsse ein anderer seyn, der ledig ging. Das Gefecht dauerte kurz, sie zogen sich nach und nach zurück, und sagten unter einander in ihrer Sprache: Das ist ein braver Italiäner, und gewiß der nicht, den wir suchen; und wenn er's ist, so hat er nichts bei sich. Ich sprach italiänisch, und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da sie sahen, daß ich den Degen sehr gut führte, glaubten sie, ich sey eher Soldat als was anders; sie hielten zusammen und entfernten sich langsam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewissen gleichgültigen Bescheidenheit, wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, solle sie theuer bezahlen. Ich fing an stärker zu gehen, und sie kamen immer langsam hinter mich drein: deßwegen vermehrte sich meine Furcht; denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, so daß sie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem Hause war, fing ich an zu laufen und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich sprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spießen aus dem Schlosse, und wollten jenen nach, die man

noch wohl sehen konnte. Da hielt ich sie an und sagte laut: Die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tausend Goldgulden abnehmen können, da mir doch dieser Schatz bald den Arm zerbrach: den wollen wir nur erst in Sicherheit bringen; dann will ich euch Gesellschaft leisten mit meinem Schwert zu zwei Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verschlossen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr, in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und sagten: Ihr traut euch selbst zu sehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber gestritten hatten, waren meine Widersacher verschwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendessen und lachten über die sonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Bösen zusendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war als wenn es nichts gewesen wäre. Zwar sagt man: Du wirst nun lernen ein andermal klüger seyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine so verschiedene Weise, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich sogleich den Anfang mit dem großen Salzfasse, und ließ sowohl an diesem als an andern Werken mit großer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Gesellen angenommen, Bildhauer und Goldschmiede; es waren Italiäner, Franzosen und Deutsche. Manchmal war eine große Menge beisammen, wenn ich sie gut und tauglich fand; doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die besten behielt; diese trieb ich lebhaft an, besonders durch mein Beispiel, denn ich hatte eine stärkere Natur als sie. Da wollten einige, von der großen Anstrengung ermüdet, sich durch vieles Essen und Trinken wieder herstellen; besonders verschiedene Deutsche, welches die besten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer mir nachzuahmen; allein sie konnten die Arbeit nicht ertragen, so daß sie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein silberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und ohne Vorwissen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwei Handhaben, ungefähr anderthalb Ellen hoch; auch kam mir die Lust an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu lassen.

Bei dieser neuen Unternehmung, da ich dergleichen selbst noch nicht

gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariſer Meiſtern, und ſagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei ſolchen Werken zu verfahren pflege. Sie antworteten mir darauf, dieſer Weg ſey ihnen unbekannt; aber wenn ich ſie auf ihre Weiſe gehen ließe, ſo wollten ſie mir das Bild ſo ſchön und glatt gießen, als es jetzt von Thon ſey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit ſie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderungen verſprach ich ihnen noch einige Scuti mehr. Sie legten Hand ans Werk, und als ich ſah, daß ſie auf einem falſchen Wege waren, fing ich die Büſte des Julius Cäſar mit bewaffneter Bruſt an, und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichſten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenkopf von derſelben Größe, nach einem außerordentlich ſchönen Mädchen, das ich zu meiner Luſt bei mir hatte. Ich nannte dieſes Bildniß Fontainebleau, gleichſam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bei welcher der König ſich ſeinen Luſtort ausgezählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war aufs beſte gebaut, alles in Ordnung, und unſere drei Formen ausgebrannt; da ſagte ich zu den Leuten: Ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelaſſen; die Circulation in euern Formen wird nicht gehörig vor ſich gehen und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeiſter und anderer Erelleute geſprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen und alles, was ſie ſahen und hörten, Seiner Majeſtät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche den Jupiter gießen wollten, verlangten, man ſolle mit der ganzen Anſtalt inne halten, weil ſie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten; denn auf die Art, wie ich ſie eingerichtet habe, ſey es nicht möglich, daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß ſo ſchöne Arbeit verloren ginge. Als ſie dieſes dem König beibringen ließen, antwortete Seine Majeſtät, ſie ſollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meiſter Lehren geben; da brachten ſie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweiſen, ſtellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiter. Als unſer Metall geſchmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiter füllte ſich aufs beſte, eben ſo meine beiden Köpfe: die Meiſter waren froh und ich zufrieden,

daß es besser gegangen war, als ein beiderseitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen lassen. Da verlangten sie auf französische Weise mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen sehr gerne einen guten Schmaus. Nun verlangten sie zunächst das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, sowie auch den versprochenen Ueberschuß. Darauf sagte ich: Ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in eure Form weit mehr Masse, als nöthig, geflossen ist; deßwegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause. Früh Morgens kamen sie stille, stille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil sie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerst meine Köpfe herauszunehmen, so brachten sie diese hervor: sie waren trefflich gerathen und als man sie aufstellte, hatten sie ein sehr gutes Ansehen. Da sie nun mit vier Arbeitern noch zwei Ellen tiefer gegraben hatten, thaten sie einen großen Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei; als ich näher kam, fand ich sie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Christi schauten, bekümmert und erschrocken. Ich tröstete mich, als ich meine beiden Köpfe so wohl gerathen erblickte, so mißvergnügt ich übrigens war; sie aber entschuldigten sich und sagten: da seht unser Unglück! Ich versetzte: Euer Glück war gut genug, aber schlecht euer geringes Wissen. Hätte ich gesehen, wie ihr den Kern in die Form brachtet, so hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt, und eure Figur wäre aufs beste gekommen; ich hätte große Ehre und ihr großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird durch diese Köpfe gerettet: aber euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden; deßwegen lernt ein andermal arbeiten und eure Späße laßt bei Seite! Dessenungeachtet empfahlen sie sich mir und sagten, ich habe Recht; wenn ich ihnen aber nicht beistünde und sie sollten allen Aufwand und Schaden tragen, so würden sie und ihre Familien zu Grunde gehen. Darauf antwortete ich, wenn die Schatzmeister des Königs ihnen den Ueberrest noch bezahlen wollten, so wollte ich ihnen auch mein Versprechen halten, denn ich hätte wohl gesehen, daß sie mit gutem Willen, nach ihrer besten Einsicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeister und die Diener des Königs dergestalt günstig, daß es nicht auszusagen war; man schrieb

alles Seiner Majeſtät, und dieſer einzig freigebigſte König befahl, daß man für mich alles thun ſollte, was ich nur verlangte.

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigener Bewegung naturaliſirt und mit dem Schloß werth er wohnt, Klein-Nello genannt, beliehen. — Der König beſucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Etampes, und beſtellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf dieſen Befehl verfertigt er zwei ſchöne Novelle, und zeigt ſie Seiner Majeſtät. — Beſchreibung dieſer Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieſer Gelegenheit. — Madame d'Etampes findet ſich beleidigt, daß der Autor ſich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um ſich bei ihr wieder in Gunſt zu ſetzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber ſchenken, aber er wird nicht vorgelaſſen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt ſich ſelbſt in große Verlegenheit, indem er einen Begünſtigten der Madame d'Etampes, der im Schlößchen Klein-Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie verſucht ihm die Gunſt des Königs zu entziehen, aber der Dauphin ſpricht zu ſeinem Vortheil.

Zu derſelben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfere Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe ſeiner Naturaliſation. Der König ließ ſolche ſogleich ausfertigen und ſagte: Laßt ſie auch zugleich für Benvenuto ſchreiben, bringt ſie ihm in ſein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den großen Strozzi koſteten die ſeinigen einige hundert Ducaten, die meinigen brachte einer der erſten Secretäre, der Herr Anton Maçon hieß. Dieſer Edelmann überreichte mir das Document mit außerordentlichen Gnadenbezeigungen von Seiten Seiner Majeſtät und ſagte: Dieſes verehrt euch der König, damit ihr mit deſto mehrerer Luſt ihm dienen möget; durch dieſes Document ſeyd ihr naturaliſirt. Er erzählte mir, daß nur nach langer Zeit und nur als eine beſondere Gunſt Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieſes aus eigener Bewegung ſchicke, und daß eine ſolche Gnade in dieſem Reiche unerhört ſey. Darauf erwiederte ich eine umſtändliche Dankſagung gegen den König, bat aber ſodann gedachten Secretär, mir zu ſagen, was dann endlich ein ſolcher Naturaliſationsbrief zu bedeuten habe? Dieſer Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war und gut italiäniſch ſprach, lachte zuerſt laut, dann nahm er ſeinen Ernſt wieder an und ſagte zu mir auf italiäniſch, was es zu bedeuten habe, daß es eine der größten Würden ſey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anderes heiße, als zum venetianiſchen Edelmann erhoben zu werden. Dieſes alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann ſprach:

Nun soll er erst erfahren, warum ich ihm diese Briefe geschickt habe. Geht und macht ihn sogleich zum Herrn von Klein-Nello, dem Schlosse, das er besitzt; denn es ist mein Eigenthum, da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es sey, naturalisirt zu werden! Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geschenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausschlug; denn der König habe es so befohlen. Beide Briefe, sowohl der Naturalisation als des Geschenkes, das mir der König mit dem Schlosse machte, nahm ich mit, als ich nach Italien zurückging, und wo ich auch seyn und mein Leben endigen werde, sollen sie immer bei mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geschichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwei Köpfe von Erz; auch schickte ich mich an, das Fußgestell zum Jupiter aus Erz zu gießen, aufs reichste verziert. Ich stellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhobene Arbeiten gelangen aufs beste. Zugleich machte ich ein anderes Fußgestell, um die Statue der Juno darauf zu setzen; denn ich dachte diese sogleich anzufangen, sobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der silberne Jupiter und das goldene Salzfaß zusammengesetzt, das silberne Gefäß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz schon geendigt; kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal Ferrara gemacht, und ein reichgearbeitetes kleines Gefäß, welches ich Madame d'Estampes schenken wollte. Sodann hatte ich für viele italiänische Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurückkam, besuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels seines Hofes; er verwunderte sich über so viele Werke, die ich vor mir hatte, und die schon so weit waren; seine Madame d'Estampes war bei ihm, und sie fingen an von Fontainebleau zu sprechen. Sie sagten, Seine Majestät solle mich etwas zur Zierde dieses Lustortes arbeiten lassen. Der König versetzte, das sey wohl gesprochen, und er wolle sich sogleich entschließen. Darauf wendete er sich zu mir und fragte mich, was ich wohl, um jene schöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor, und der König sagte auch seine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage

eine Reiſe nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag: in der Zeit ſollte ich ein Modell für ſeine ſchöne Quelle fertigen, ſo reich an Erfindungen, als es mir möglich ſey, denn dieſer Ort ſey die größte Luſt, die er in ſeinem Reiche habe; deßwegen befehle und wünſche er, daß ich mein Möglichſtes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen. Und ich verſprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal, und ſagte zu Madame d'Eſtampes: Ich habe niemand von dieſer Profeſſion geſehen, der mir beſſer gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieſer. Wir müſſen ſuchen ihn feſtzuhalten: er verzehrt viel Geld, iſt ein guter Geſelle, und arbeitet genug. Wir müſſen auch ſeiner gedenken, um ſo mehr, Madame, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das geringſte abgefordert hat; man ſieht wohl, ſein Gemüth iſt ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müſſen ihm bald etwas zu gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madame d'Eſtampes ſagte: Ich will euch an ihn erinnern. So gingen ſie weg, und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen, und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung, und brachte das Modell mit, ſo ſauber ausgeführt, daß man alles klärlich verſtehen konnte. Schon waren die Teufeleien zwiſchen ihm und dem Kaiſer wieder angegangen, ſo daß ich ihn ſehr verwirrt antraf, doch ſprach ich mit dem Cardinal Ferrara, und ſagte zu ihm, daß ich gewiſſe Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majeſtät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fände, ein Wort darüber fallen zu laſſen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt ſey, der König würde viel Vergnügen daran finden, wenn ich ſie ihm vorſtellen könnte. Der Cardinal that's und ſogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erſt hatte ich das Modell zu einem Portal des Schloſſes Fontainebleau gemacht, wobei ich ſo wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer franzöſiſchen Manier groß und doch zwergenmäßig, ſeine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedrückt, nach Art eines Korbhenkels. In dieſe Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorſtellen ſollte. Nun gab ich zuerſt dem obern Theil ein ſchönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbcirkel darein, und machte

Und ſollſt auch du und du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu',
Thu' ich euch allen.

Verzeiht einmal dem raſchen Wort
Und ſo verzeiht dem Plaudern;
Denn jetzo wär's nicht ganz am Ort
Wie bis hieher zu zaudern.

Wer in der Weltgeſchichte lebt,
Dem Augenblick ſollt' er ſich richten?
Wer in die Zeiten ſchaut und ſtrebt,
Nur der iſt werth zu ſprechen und zu dichten.

„Sag mir worauf die Böſen ſinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen:
Das, meinen ſie, heiße erwerben.

„Was iſt denn deine Abſicht geweſen
Jetzt neue Feuer anzubrennen?"
Diejenigen ſollen's leſen,
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lebt' ich ſchön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht.

gefällige Vorſprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Geſims, und weil wegen dieſer Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich ſchienen, machte ich anſtatt derſelben ein paar Satyren, höher als halb erhoben. Der eine ſchien mit der Hand das Gebälk zu tragen, und hielt im andern Arm einen großen Stab; ſein Geſicht war muthig und wild und konnte dem Anſchauenden Furcht einjagen; der zweite hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumſtände abgeändert; er hielt eine Geißel in der Hand mit drei Kugeln, die an eben ſo viel Ketten feſt hingen. Dieſe Figuren hatten ſonſt nichts vom Satyr, als ein Paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Geſichte; das übrige war alles menſchliche Geſtalt. In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur in angenehm liegender Stellung abgebildet; dieſe legte den linken Arm über den Hals eines Hirſches; ſo hatte es der König verlangt. Auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildbret vorgeſtellt, wie ſolches der ſchöne Wald, wo der Brunnen entſpringt, in großer Menge ernährt; auf der andern Seite ſah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieſes Werk hatte ich in ein Viereck eingeſchloſſen und in die beiden Ecken, über dem halben Rund, zwei Siegesgöttinnen von halberhobener Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verſchiedenen angenehmen Zierrathen, wie ſie ſich zum Werke ſchickten, das eigentlich der joniſchen Ordnung ſich näherte.

Als der König das Modell ſah, machte es ihn gleich vergnügt und zerſtreute ihn von dem verdrießlichen Geſpräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf dieſe Weiſe in guter Laune ſah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete; denn er dachte ſchon in der erſten Arbeit genug geſehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwei Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgeſtellt; umher waren die ſchönſten Treppen, die einander durchſchnitten, eine Art wie man ſie niemals in Frankreich und ſelten in Italien geſehen hatte. In der Mitte war ein Fußgeſtell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth ſtand; ſie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwertes von der ſchönſten Form; die Figur

ruhte auf dem linken Fuß, den rechten setzte sie auf einen Helm, der so reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich sitzende Figuren vorgestellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das für eine schöne Erfindung sey, die ich ihm gemacht habe. Alles was ich am Thore vorgestellt, sey ihm verständlich, aber das größere Modell, so schön es ihm vorkomme, wisse er nicht auszulegen, und ihm sey wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverständige Künstler, zu Werke gehe, die, wenn sie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verstünden, dennoch ihren Vorstellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zusammen; denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, so wollte ich, es sollte ihm auch meine Rede angenehm seyn, und sagte deßhalb zu ihm: Heilige Majestät! diese ganze kleine Arbeit ist sehr genau nach kleinen Fußen gemessen, so daß, wenn sie ausgeführt wird, sie eben auch im Großen die gefällige Wirkung thun wird; die mittelste Figur soll vierundfünfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen großer Verwunderung von sich. Sie ist, fuhr ich fort, bestimmt den Kriegsgott vorzustellen; diese vier übrigen Figuren stellen die Künste vor, an denen sich Ew. Majestät ergötzt und die bei Ew. Majestät alle Unterstützung finden. Diese zur Rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften: hier ist das Sinnbild, woran man die Philosophie erkennt, und alle die Eigenschaften, welche sie begleiten; die andere Figur stellt die bildenden Künste vor, nämlich Bildhauerkunst, Malerei und Baukunst; die dritte ist die Musik, welche sich gerne zu jenen Künsten und Wissenschaften gesellt; aber die letzte, welche so angenehm und gütig aussieht, stellt die Freigebigkeit vor, weil ohne diese keines jener verwundersamen Talente ausgeübt werden kann. Die Figur in der Mitte soll Ew. Majestät selbst abbilden, denn Ihr seyd der Kriegsgott und der einzige Tapfere in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr, gerecht und fromm, zur Erhaltung Eures Ruhmes an.

Kaum hatte der König so viel Geduld mich ausreden zu lassen, als er mit lauter Stimme sprach: Wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeister und befahl, sie sollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte so groß seyn, als er nur wollte. Dann schlug er mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: Mon ami (das heißt: Mein Freund), ich weiß nicht, wer das

größte Vergnügen haben mag, ein Fürſt, der einen Mann nach ſeinem Herzen gefunden hat, oder ein Künſtler, der einen Fürſten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, ſeine großen und ſchönen Gedanken auszuführen. Ich verſetzte darauf: wenn ich der ſey, den er meine, ſo ſey mein Glück immer das größte. Darauf verſetzte er: Wir wollen ſagen, es ſey gleich.

Ich ging mit großer Freudigkeit fort und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweiſe erinnerte mich niemand, daß ich eben dieſe Komödie mit Madame d'Eſtampes hätte ſpielen ſollen. Dieſe hörte alles, was vorgefallen war, Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte ſich ſo eine giftige Wuth in ihrem Buſen, daß ſie verdrießlich ſagte: Hätte mir Benvenuto ſeine ſchönen Arbeiten gezeigt, ſo hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden ſeiner zu denken. Der König wollte mich entſchuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erſt vierzehn Tage darauf, als ſie nach einer Reiſe durch die Normandie wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das ſchönſte Gefäßchen, das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte, und dachte, wenn ich es ihr ſchenkte, könne ich ihre Gunſt wieder erlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und ſagte derſelben, daß ich es als Geſchenk brächte; dieſe begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und verſprach mir, ihrer Frau ein Wort zu ſagen, die noch nicht angekleidet ſey, und ich würde ſodann gewiß eingelaſſen werden. Sie ſagte auch alles ihrer Dame, die verdrießlich antwortete: Sage ihm, er ſoll warten! Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerſt ſchwer ankam; und ſo wartete ich, bis ſie zur Tafel ging.

Weil es nun ſchon ſpät war, machte mich der Hunger ſo toll, daß ich nicht mehr widerſtehen konnte. Ich verwünſchte ſie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er, es ſey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, ſo wollte er es gerne thun. Dann rief er ſeinen Schatzmeiſter und ſagte ihm etwas ins Ohr. Der Schatzmeiſter wartete, bis ich vom Cardinal wegging; dann ſagte er zu mir: Benvenuto, kommt! ich will euch einen Becher guten Weines geben. Weil ich nicht wußte, daß er damit was anders ſagen wollte, verſetzte ich: Laßt mich um Himmels willen einen

Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu! Fürwahr, ich werde ohnmächtig, denn ich habe diesen Morgen von acht Uhr bis jetzt nüchtern an der Thüre der Madame d'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr alles hineinsagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich solle warten; nun kömmt der Hunger dazu und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte, der es weit mehr verdient. So gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas cholerisch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indessen ich nun mit Noth diese Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so daß ich mich völlig wieder herstellte, und da meine Lebensgeister wiederkamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgulden, die ich ein- für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschalt und ihm sagte, er solle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erzürnt zurück und sagte, so arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgescholten, und da ich noch immer ein wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruß, er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen seiner Secretäre sagen, er würde zu jeder Zeit gerne etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Estampes scherzend darüber, die nur deßhalb noch giftiger gegen mich ward und mich in große Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines trefflichen, liebevollen, geselligen und wackern Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun sollen; dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und florentinischer Edelmann. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend; da ich aber wohl sehe, daß mein Leben ohne ihn

nicht vollständig beſchrieben werden kann, ſo will ich hier zwiſchen meinen ſonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Troſt und Hülfe war, auch hier ſein Andenken aufbewahrt werde.

Als derſelbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Caſtell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Biſchof von Pavia, Monſignor de Roſſi, Sohn des Grafen San Secondo; dieſen Herrn nahm ich aus dem Gaſthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schloſſe freie Wohnung, wo er und ſeine Diener und Pferde mehrere Monate gut bewirthet wurden. Auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit ſeinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig ſeyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundſchaft ſo lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß jeder in ſeiner Kunſt auf Koſten eines ſo großen und wunderswürdigen Fürſten ſeine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft ſagen, was ich auch ſey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieſer außerordentliche König allein Urſache; deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu ſprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Caſtell auch ein Ballſpiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich dieſe Uebung verſtattete. Es waren auch dabei einige kleine Zimmer, worin verſchiedene Menſchen wohnten, darunter ein geſchickter Buchdrucker. Dieſer hatte faſt ſeinen ganzen Laden in meinem Schloſſe und druckte Herrn Guido's erſtes ſchönes Buch über die Medicin; da ich mich aber ſeiner Wohnung bedienen wollte, ſchickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeterfabricant, und als ich deſſen Wohnung für einige meiner guten deutſchen Arbeiter verlangte; wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal ſehr gelaſſen geſagt, er ſolle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte ſie für meine Arbeiter zum Dienſte des Königs. Je demüthiger ich ſprach, deſto kühner und ſtolzer antwortete mir die Beſtie. Zuletzt gab ich ihm drei Tage Zeit, worüber er lachte und ſagte, in drei Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht, daß dieſer Mann Zutritt zu Madame d'Eſtampes hatte; aber ich war überhaupt ſeit jenen Händeln mit dieſer Dame etwas vorſichtiger geworden, ſonſt hätte ich ihn gleich

fortgejagt. Nun hatte ich die drei Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine deutschen, italiänischen und französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu, die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zum Castell hinaus. Zu diesem in etwas strengem Verfahren bewegten mich seine unverschämten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italiäner so kühn seyn, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er herbeilief, sagte ich zu ihm: Ich bin der geringste Italiäner und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch große Lust hätte, und was du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst! So sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen als er konnte, lief sogleich zu Madame d'Estampes und malte ihr eine Hölle vor, und diese, meine Hauptfeindin, schilderte mit ihrer außerordentlichen Beredtsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff, äußerst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich, der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt worden, deßgleichen die Königin von Navarra, Schwester des Königs; diese beiden standen mir mit so vielem Ernste bei, daß der König zuletzt die Sache ins Lächerliche wendete, und so entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

Siebentes Capitel.

Madame d'Estampes muntert den Maler Primaticcio, sonst Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Autor zu ärgern. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt mit einer Person, die er aus Klein-Nesle gewerben. — Beschreibung der französischen Gerichtshöfe. — Der Verfasser, durch diese Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe aufs äußerste gebracht, verwundet die Gegenpartei und bringt sie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von seinen vier Gesellen und seiner Magd Katharine. — Ein heuchlerischer Geselle betrügt den Meister und hält's mit Katharinen. — Der Meister ertappt sie auf der That, und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hause. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er sich gefaßt und sich kühnlich dargestellt, verficht er seine eigene Sache und wird ehrenvoll entlassen.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denselben Fall, wobei ich aber das Haus nicht ruinirte, sondern ihm nur seine Sachen

hinauswarf. Bei dieser Gelegenheit war Madame d'Estampes so kühn dem Könige zu sagen: Ich denke, dieser Teufel wird euch einmal Paris umkehren. Darauf antwortete der König erzürnt: Er thut wohl, sich gegen jene Canaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienst verhindern wollen. Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raserei dieses grausamen Weibes immer mehr. Sie rief einen Maler zu sich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König sich immer aufhielt; es war ein Italiäner und Bolognefer und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu diesem sagte Madame d'Estampes, er solle von dem König die Arbeit verlangen, welche Seine Majestät mir zugedacht habe; sie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beistehen. Und so wurden sie einig.

Als Bologna diese Arbeit schon so gut als gewiß vor sich sah, erfreute er sich über die Maßen, ob es gleich seine Profession nicht war, sondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an sich gezogen hatte, die von unserm florentinischen Maler Rosso gebildet worden. Dieser wirklich sehr geschickte Künstler war schon todt, und was Bologna Gutes hatte, war aus der verwundernswürdigen Manier seines Vorgängers genommen.

Nun brachten sie Tag und Nacht dem König ihre künstlichen Argumente vor; bald lag ihm Madame, bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich zuletzt der König bewogen wurde, war die Geschicklichkeit, mit der sie einstimmig und wiederholt zu ihm sagten: Ew. Majestät will, daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen soll, und er hat noch nicht eine vollendet. Verwickelt Ihr ihn in ein so großes Unternehmen, so beraubt Ihr Euch aller übrigen Arbeiten, welche Ihr so sehr zu sehen wünscht. Hundert der geschicktesten Künstler könnten nicht so große Werke vollenden, als dieser wackere Mann begonnen hat, er ist voll vom besten Willen zu arbeiten; aber eben weil er so viel unternimmt, werden Ew. Majestät ihn und die Arbeit verlieren. Durch solche und ähnliche Worte ließ der König sich bewegen in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung, noch ein Modell zur Arbeit von Bologna's Hand gesehen.

In derselbigen Zeit erregte jener zweite Einwohner, den ich aus meinem Schlosse vertrieben hatte, einen Proceß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit, als ich ihn herauswarf, viele seiner

Sachen gestohlen. Dieser Proceß machte mir das größte Leiden und nahm mir so viel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wäre.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß sie einen Proceß für ein Capital halten, sie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie merken, daß sie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtsstreite bekannt ist. Sobald sie nun sich einigermaßen im Vortheil sehen, finden sie Gelegenheit den Proceß zu verkaufen, ja manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn sie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen Processe zu kaufen.

Ferner haben sie noch eine andere häßliche Gewohnheit. Der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß sie falsch Zeugniß geben, so daß diejenigen, die einen Proceß kaufen, sogleich vier oder sechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht dasselbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urtheil gegen sich. Mir begegnete beides, und indem ich die Sache für schändlich hielt, erschien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe selbst vorzubringen. Da sah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterstuhle; dieser Mann war groß, stark und dick, und von dem finstersten Ansehen. Zu seiner einen Seite standen viele Leute, zur andern Procuratoren und Advocaten, sämmtlich in Ordnung, zur Rechten und zur Linken; einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advocaten, die auf der Seite standen, redeten manchmal alle zusammen, und ich war höchst verwundert, daß dieser seltene Mann, der ein wahrhaft Plutonisches Ansehen hatte, mit merklicher Gebärde bald diesem, bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geschicklichkeiten gesehen und genossen habe, so schien mir dieser Mann so wundersam, daß ich für vieles seinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war sehr groß und voller Menschen, daher war man besorgt niemand herein zu lassen, als wer darin zu thun hatte; die Thüre war verschlossen und es stand Wache dabei. Nun geschah es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand, die sie nicht hereinlassen wollte, und durch ihren Lärm dem seltenen Richter beschwerlich ward, welcher äußerst zornig auf die Wache schimpfte. Dieser Fall kam öfters vor, und ich merkte besonders auf die Worte des Richters bei dieser Gelegenheit.

Als nun einmal zwei Edelleute bloß als Zuschauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den stärksten Widerstand. Da sah der Richter hin und rief: Stille, stille! Satan, fort, stille! und zwar klingen diese Worte im Französischen folgendermaßen: Paix, paix. Satan, allez, paix. Ich, der ich die französische Sprache sehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bei diesem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil, seinem Meister, in die Thore der Hölle tritt; und ich verstand nun den dunkeln Vers, denn Dante war mit Giotto, dem Maler, in Frankreich und am längsten in Paris gewesen, und wahrscheinlich hat er auch diesen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, besucht, und hat diesen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Französisch verstand, auch in seinem Gedichte angebracht. Nun schien es mir sonderbar, daß man diese Stelle niemals verstanden hat. Wie ihn denn überhaupt seine Ausleger wohl manches sagen lassen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten spreche, so wurde mir durch die Kunst dieser Advocaten mehr als ein ungünstiges Urtheil gegeben. Als ich nun keine Mittel sah mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß; denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Principal an, der einen so ungerechten Proceß gegen mich angefangen hatte, und indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann suchte ich den andern auf, der den Proceß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte; und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeit lang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italiänern, jeder solle um Gotteswillen sich zu seiner Arbeit halten und mir einige Zeit aufs beste beistehen, damit ich nur so bald als möglich die angefangenen Werke zu Stande brächte; alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren, denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italiänern, welche ich bei mir hatte, war der erste und

liebſte Aſcanio, aus dem neapolitaniſchen Städtchen Togliacozzo; der andere, Paul, ein Römer von ſehr geringer Geburt, man kannte ſeinen Vater nicht; dieſe hatte ich ſchon in Rom bei mir gehabt und ſie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzuſuchen nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hauſe der Macaroni; dieſer verſtand nicht viel von der Kunſt, hielt ſich aber äußerſt brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Farrareſer bei mir, mit Namen Bartholomäus Chioccia, ſodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Miccieri hieß. Ein Bruder von dieſem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines ſehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewiſſe Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchriſtlichſten Königs und anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Miccieri, nach Art und Weiſe ſeines Bruders, meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine ſehr gute Beſoldung, ſo ſchien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich ſah ihn immer ſehr andächtig, und da ich ihn bald Pſalmen, bald den Roſenkranz murmeln hörte, ſo verſprach ich mir viel von ſeiner verſtellten Güte.

Ich rief ihn bei Seite und ſagte zu ihm: Paul, liebſter Bruder, du ſiehſt, wie gut du bei mir ſtehſt, und weißt, daß du ſonſt keine Ausſicht hatteſt, auch biſt du ein Landsmann und ich vertraue dir, beſonders weil ich ſehe, du biſt andächtig und beobachteſt die Gebräuche der Religion; das gefällt mir ſehr wohl, und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deßwegen bitte ich dich, ſorge mir vor allem für dieſe beiden erſten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuvörderſt gieb wohl auf meine Sachen Acht, daß mir nichts entwendet wird, und du ſelbſt rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Katharine, die ich beſonders wegen meiner Kunſt bei mir habe; denn ohne ſie könnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein Menſch bin, auch ſinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geſchehen, daß ſie mir ein Kind von einem andern brächte, und mir einen Schimpf anthäte, den ich nicht ertragen würde. Wäre jemand in meinem Hauſe kühn genug, dergleichen zu unternehmen, ſo glaube ich gewiß, ich würde das eine wie das andere totſchlagen; deßwegen bitte ich dich, Bruder, ſtehe mir bei, und wenn du irgend etwas bemerkſt, ſo entdecke mir's, denn ich ſchicke ſie, die

Mutter und ihren Verführer an Galgen; deßwegen nimm dich vor allem selbſt in Acht!

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und ſagte: Gebenedeiter Jeſus! Gott bewahre mich, daß ich an ſo was denken ſollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne, die ich bei euch genieße? Dieſe Worte ſagte er auf eine einfache und liebevolle Weiſe, ſo daß ich ſie ihm buchſtäblich glaubte.

Zwei Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus del Nafaro, auch ein Italiäner, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunſt, mich und einige meiner Geſellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Proceſſen ein wenig zu erholen, und ich ſagte zu Paul, er ſolle auch mit mir gehen.

Dieſer Menſch ſagte zu mir: Wahrhaftig, es wäre ein großer Fehler, das Haus ſo allein zu laſſen! Seht, wie viel Gold, Silber und Juwelen darin ſind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, ſo muß man Tag wie Nacht Wache halten. Ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre; geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer dieſen Dienſt thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Ascanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daſelbſt ſehr luſtig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böſe Laune, und ich gedachte jener Worte, die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt geſagt hatte. Da ſtieg ich zu Pferde und begab mich mit zwei meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paul und die abſcheuliche Katharine faſt auf der That; denn als ich ankam, rief die franzöſiſche kupplériſche Mutter: Paul und Katharine, der Herr iſt da! Da ſie nun beide erſchrocken herankamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wußten, was ſie ſagten, noch wo ſie ſich hinwenden ſollten, ſo ſah ich ganz deutlich, daß ſie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt; ich zog den Degen und beſchloß ſie auf der Stelle beide zu ermorden. Er floh, und ſie warf ſich auf die Kniee und ſchrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gerne den Burſchen zuerſt getroffen, konnte ihn aber ſo bald nicht erreichen; indeſſen hatte ich denn doch überdacht, daß es beſſer ſey, beide wegzujagen, denn da ich kurz vorher verſchiedene andere Dinge der Art

vorgenommen hatte, so wäre ich dießmal schwerlich mit dem Leben davon gekommen. Deßwegen sagte ich zu Paul, als ich ihn erreichte: Hätten meine Augen gesehen, du Schelm, was ich glauben muß, so stäche ich dir den Degen zehnmal durch den Leib. Mache daß du fortkommst, und bete, du Heuchler, dein letztes Paternoster unter dem Galgen! Darauf jagte ich Mutter und Tochter weg, mit Stößen, Tritten und Faustschlägen.

Sie dachten darauf sich zu rächen, und hielten einen Rath mit einem normännischen Advocaten. Der gab an, sie solle sagen, ich habe mich mit ihr auf italiänische Weise vergnügt, das heißt gegen die Natur, und sagte dabei: Sobald der Italiäner das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, so gibt er euch ein paar hundert Scudi, damit ihr nur schweigt; denn die Strafe ist groß, die in Frankreich auf dieses Vergehen gesetzt ist. Und so wurden sie einig, verklagten mich, und ich ward gefordert.

Leider, je mehr ich ~~mir~~ Ruhe suchte, desto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verschiedene Weise zuwider war, überlegte ich, was ich thun sollte: ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals bräche. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studirzimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davon gehen, so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen, denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängniß bliebe, und dem Sturm ein wenig Platz machte, so konnte ich mich beim Könige besser entschuldigen, indem ich ihm diesen boshaft eingeleiteten Handel schriftlich erklärte, und so war ich, wie gesagt, auch entschlossen; aber als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bei der Schulter, und da ich mich umkehrte, sagte mir eine lebhafte Stimme: Benvenuto, thue wie du pflegst, und fürchte dich

nicht! Sogleich entſchloß ich mich anders und ſagte zu meinem italiäniſchen Geſellen: Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht allem, was ich euch ſage, und denkt an nichts anders, denn ich will erſcheinen. Wenn ich mich entfernte, ſo gingt ihr den andern Tag alle in Rauch auf; deßwegen gehorcht und kommt mit! Da ſagten meine Burſche mit Einer Stimme: Da wir hier ſind und von dem Seinigen leben, ſo müſſen wir mit ihm gehen und, ſo lange der Athem in uns iſt, ihm beiſtehen in allem was er gut findet; denn er hat es beſſer getroffen als wir. Fürwahr, ſobald er weg wäre, würden uns ſeine Feinde ſämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten, die er hier angefangen hat, Werke von ſo großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können, und ſeine Feinde würden ſagen, er habe ſich fortgemacht, weil er mit ſolchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können. Und ſo ſagten ſie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erſte aber, der ihnen Muth machte, war der römiſche Jüngling Macareni. Er rief noch einige Deutſche und Franzoſen, die mir wohl wollten, und wir waren zehn in allem. So machte ich mich auf den Weg, entſchloſſen mich nicht lebendig einfangen zu laſſen. Als ich vor die Criminalrichter kam, fand ich Katharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermuthet hinzutrat, ſah ich, daß ſie mit ihrem Advocaten lachten. Ich fragte unthig nach dem Richter, der, aufgeblaſen, dick und fett, höher als die andern, auf einem Tribunal ſtand. Der Mann ſah mich drohend an und ſagte mit leiſer Stimme: Zwar iſt dein Name Benvenuto, doch dießmal wirſt du übel ankommen. Ich vernahm's und ſagte noch einmal ſchnell: Fertigt mich ab! ſagt was ich hier zu thun habe! Darauf wendete er ſich zu Katharinen und ſagte: Katharine, nun erzähle alles, was du mit Benvenuto vorgehabt haſt. Sie ſagte darauf, ich habe auf italiäniſche Weiſe mit ihr gelebt. Hörſt du, Benvenuto, ſagte darauf der Richter, was Katharine ſagt? Ich verſetzte darauf, wenn es geſchehen wäre, ſo wäre meine Abſicht geweſen Kinder zu zeugen, wie es andere auch thäten. Der Richter aber ſagte: Keineswegs! denn ſie bekennt eben, daß es dir nicht um Kinder zu thun war. Darauf ſagte ich: Das muß alſo eine franzöſiſche und keine italiäniſche Manier ſeyn, da ihr ſie kennt und ich nicht. Zugleich verlangte ich, ſie ſolle genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun ſagte die liederliche, ſchändliche Dirne alles klar, wie ſie ſich's vorgenommen hatte. Ich ließ ſie dreimal alle Punkte

einen nach dem andern wiederholen; dann ſagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter, Stellvertreter des allerchriſtlichſten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Geſetz beide Theile zum Feuer verdammt. Dieſe bekennt das Verbrechen, und ich weiß nichts davon, und dieſe ihre kupplerische Mutter verdient wegen mehr als Einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit! Dieſe Worte wiederholte ich ſo oft und laut, und rief immer noch Feuer für ſie und die Mutter, und ſagte zum Richter, wenn er ſie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, ſo würde ich zum König laufen und ihm die Ungerechtigkeit ſeines Criminalrichters anzeigen. Da ich nun ſo lärmte, mäßigten ſie nach und nach ihre Stimmen, und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an, und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun dieſe dicke Memme ſah, daß die Sache nicht ſo ablief wie er gedacht hatte, ſo fing er mit ſanften Worten an die Schwäche des weiblichen Geſchlechts zu entſchuldigen. Da konnte ich mich rühmen eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murrend und drohend, aber ſehr zufrieden, in Gottes Namen weg; doch hätte ich gern 500 Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erſcheinen müſſen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieſer Noth entronnen war, und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Caſtell zurück.

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwiſchen Cellini und Bologna dem Maler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers anzuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen in Furcht geſetzt, giebt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortſetzen und rächt ſich auf eine beſondere Weiſe. — Er bringt Seiner Majeſtät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben. — Er nimmt ein armes Mädchen in ſeine Dienſte, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König beſucht den Autor wieder, und da er ſeine Arbeiten ſehr zugenommen findet, beſtellt er ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt ſeinem Miniſter, demſelben die erſte Abtei, welche leig würde, zu übertragen.

Wenn das feindſelige Geſchick oder, um eigentlich zu reden, unſer widriger Stern, ſich einmal vornimmt uns zu verfolgen, ſo fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weiſen uns zu quälen oder zu beſchädigen. Kaum dachte ich von einem unüberſehlichen Unheil mich befreit zu haben, kaum hoffte ich wenigſtens einige Zeit einer erwünſchten Ruhe zu genießen;

noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein feindseliger Stern mir zwei neue zubereitete; denn in Zeit von drei Tagen begegneten mir zwei Fälle, bei denen beiden mein Leben auf der Wagschale lag.

Es begab sich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte, in welchem sein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: Benvenuto, der Mater Bologna hat vom König den Auftrag erhalten euern großen Koloß zu machen, und die sämmtlichen schönen Aufträge, die der König für euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiäner sich sehr verwegen gegen euch beträgt; denn ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie euch dieser allein durch die Gunst der Madame d'Estampes weg, und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhalten hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt zur Arbeit machte. Ich verwunderte mich und sagte: Wie ist es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf versetzte er mir, jener habe die Sache äußerst geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emsigkeit der Madame d'Estampes sey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf solche Weise beleidigt, mir ein solches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte, so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging sogleich den Bologna aufzusuchen und fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und sagte mir, mit so gewissen lombardischen Manieren, was ich ihm Gutes brächte? Darauf versetzte ich: Etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann seinen Dienern, sie sollten zu trinken bringen und sagte: Ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammentrinken; denn

es ist die französische Art so. Darauf versetzte ich: Das was wir zu reden haben, bedarf nicht daß man erst trinke, vielleicht läßt sich's hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen und sagte: Jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten seyn will, beträgt sich auch auf die Weise rechtschaffener Leute; thut er das Gegentheil, so verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß euch wohl bekannt war, wie der König mir den Koloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder ihr, noch sonst jemand hervorgetreten wäre, um auch sein Wort dazu zu geben; deßwegen unternahm ich es dem König meine großen Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele Monate habe ich nichts anders gehört; nur diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und euch aufgetragen seyn solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verschafft habe, mit euern eiteln Worten nur so entreißen sollt.

Darauf antwortete Bologna: O Benvenuto, jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen und sie ist mein.

Darauf versetzte ich: Wisset, Meister Franz, daß ich viel zu sagen hätte und euch mit vielen wahren und vortrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie ihr euch betragt und sprecht, keineswegs gezieme; aber ich will mit kurzen Worten zum Punkt des Schlusses kommen! Oeffnet die Ohren und versteht mich wohl, denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufstehen, denn er sah, daß ich feuerroth im Gesicht wurde und höchlich verändert war; ich sagte aber, es sey noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und sagte: Meister Franz, ihr wißt, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen; dann wollen wir sie beide zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Ruhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Koloß zu übernehmen. Trifft es euch, so will ich das ganze Unrecht, das ihr mir angethan habt, vergessen und

eure Hände segnen, die würdiger als die meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde seyn, da wir auf andere Weise Feinde werden müßten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen seyd, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe.

Da sagte Meister Franz: Das Werk ist mein, und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen.

Darauf antwortete ich: Meister Franz, da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich euch den andern zeigen, der, wie der eure, häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage euch, sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß ihr von diesem meinem Werke nur wieder ein Wort sprecht, so schlage ich euch sogleich todt wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel oder Bologna sind, und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König sprecht, so ermorde ich euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den ersten guten, den ich euch vorschlug, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch sage.

Der Mann wußte nicht, was er reden oder thun sollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: Wenn ich wie ein rechtschaffener Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber versetzte: Ihr habt wohl gesprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten; denn alsdann betrifft's euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Seiner Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Räthe, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach französischer Manier, wie bisher, schlagen. Darauf antwortete ich, Seine Majestät hätten mich aus Italien kommen lassen, damit ich Ihnen Werke machte, die gut aussähen. Befohlen sie mir aber das Gegentheil, so würde ich niemals den Muth haben sie zu machen. Und so wurde die Sache aufgeschoben, bis man noch einmal davon gesprochen hätte. Und sogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgestiegen, so kam eine von den guten Personen, die Lust haben das Böse zu sehen und sagte mir, Paul Miccieri habe

ein Haus für das Dirnchen Katharine und ihre Mutter gemiethet; er liege beständig bei ihr, und wenn er mit ihr spreche, sage er mit Verachtung, Benvenuto hat den Bock zum Gärtner gesetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer so groß thut und denkt, ich fürchte mich vor ihm, so habe ich diesen Dolch und Degen angesteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl schneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Miccieri's sind besser als seine Cellini's.

Der Schelm, der mir diese Nachricht brachte, sagte sie mir mit so großer Lebhaftigkeit, daß ich sogleich einen Fieberanfall verspürte. Ich sage Fieber nicht etwa gleichnißweise, es fuhr eine solche bestialische Passion in mich, daß ich daran hätte sterben können. Nun suchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff sogleich die Gelegenheit dieser Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weise wie meine Leidenschaft es verlangte. Ich sagte meinem ferrareſiſchen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er solle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam, wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und sah, daß er Degen und Dolch an der Seite hatte und auf einem Kasten saß; er hatte den Arm um den Hals der Katharine und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß sie mit ihrer Mutter sich über meine Angelegenheiten lustig machte. Ich stieß die Thüre auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und setzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelassen hätte zu denken, daß er auch einen Degen an der Seite habe; dabei rief ich: Schlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du bist des Todes! Er rührte sich nicht und sagte dreimal: O, meine Mutter, hilf mir! Als ich nun, der ich die Absicht hatte ihn auf alle Weise zu ermorden, diese dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns verüber.

Ich hatte meinem Chioccia gesagt, er solle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslassen; denn wenn ich ihn einmal traf, so hätte ich es mit den beiden Menschen nicht besser gemacht. Ich hielt ihm beständig die Spitze an der Kehle und stach ihn manchmal ein wenig, und stieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun sah, daß er sich auch nicht im mindesten vertheidigte, so wußte ich nicht mehr, was ich machen sollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, so fiel mir ein, ihn wenigstens mit dem Mädchen zu verheirathen und mich

nachher an ihm zu rächen. Da sagte ich entschlossen: Nimm den Ring, den du am Finger hast, schlechter Mensch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienst. Darauf sagte er sogleich: Wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, so will ich gerne alles thun. Ich versetzte: Stecke Katharinen den Ring an den Finger! und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von seiner Kehle, damit er die Handlung deste bequemer verrichten könnte, und sich nicht fürchten sollte. So steckte er ihr den Ring an. Ich sagte: Das ist mir noch nicht genug, man muß zu zwei Notarien gehen, daß der Contract fest und gültig werde! und rief zu Chioccia, er solle die Notarien holen, wendete mich sogleich zu dem Mädchen und der Mutter und sagte zu ihnen auf französisch: Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die erste, die zu der Sache nur ein Wort spricht, ermorde ich auf der Stelle! ich ermorde auch alle drei; drum bedenkt euch und athmet nicht! Und zu ihm sagte ich auf italiänisch: Wenn du irgend etwas versetzest auf das, was ich vortragen werde, bei dem geringsten Worte, das du sprichst, leere ich dir sogleich dein Eingeweide aus. Er aber antwortete: Wenn ihr mich nur nicht umbringt, so will ich alles thun, was ihr nur wollt, und in nichts widersprechen. Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen gültigen und trefflichen Contract. Sogleich war Aerger und Wuth, die mich bei jener Erzählung überfallen hatten, vorbei, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Nasara rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen und bat mich, ich möchte ihn als einen Bruder halten; er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einsähe übel gehandelt zu haben, so würden die andern, deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden; daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Miccieri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte eine so vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich sie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paul Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich sie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur,

sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thüre klopfen. Es war Katharine, die mit freundlichem Gesicht zu mir sagte: Meister, ich bin gekommen mit euch zu frühstücken. Ich sagte: Komm nur! Dann gab ich ihr das Frühstück, modellirte sie, und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen. Und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten — eine Bequemlichkeit, die ich nicht beim Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Base von schwarzem Ebenholze gesetzt; diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben, in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhoben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor, auch die Morgenröthe war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emaillirt, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht satt werden das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen, er würde mir zu seiner Zeit befehlen, was ich damit machen solle. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speisten in der größten Lust; das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten, und an dem großen Gefäß, das mit den artigsten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Maler, dem Könige zu verstehen, es sey gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen ließe, und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Alterthümer, den Laokoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerin und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich sind auch das die schönsten Stücke, die sich in Rom befinden. Dabei sagte er dem König, daß wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst

Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,
Eine ſchöne Gemeinde;
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben ſie von mir gelernt
In Geſinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
Als Perſon komm' ich neu,
Wir haben kein Conto mit einander,
Sind wie im Paradies ſelbander.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig!

Von heiligen Männern und von weiſen
Ließ ich mich recht gern unterweiſen;
Aber es müßte kurz geſchehn,
Langes Reden will mir nicht anſtehn:
Wornach ſoll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und ſie nicht verachten.

Haſt du es ſo lange wie ich getrieben;
Verſuche wie ich das Leben zu lieben.

Ruhig ſoll ich hier verpaſſen
Meine Müh' und Fleiß;
Alles ſoll ich gelten laſſen
Was ich beſſer weiß.

würde urtheilen können; denn alles, was er von uns Neuen gesehen, sey sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden, und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie ins Teufels Namen fort, und da er sich nicht traute in der Kunst mit mir zu wetteifern, so nahm er den lombardischen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, so entstand doch eine ganz andere Wirkung, als er sich eingebildet hatte, wovon ich nachher an seinem Orte reden will.

Indessen hatte ich die Katharine völlig weggejagt, und der arme unglückliche Jüngling ging mit Gott von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die schon von Erz gegossen war; auch gedachte ich, die zwei Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund gut auszuarbeiten, deßhalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ungefähr fünfzehn Jahren, von Körper sehr schön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war scheu in ihrem Wesen, von wenig Worten, schnell im Gange und von düstern Blicken; ich nannte sie Scozzena (die Gebändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach diesem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwei gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den 17. Juni 1544 eine Tochter, und also in meinem vierundvierzigsten Jahre. Dieser gab ich den Namen Constanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein bester Freund, hielt sie bei der Taufe; er war, nach französischer Gewohnheit, der einzige Gevatter, und die beiden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin des Herrn Ludwig Alamanni, florentinischen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Richard del Bene, eines florentinischen Bürgers und großen Kaufmanns; sie stammte aus einer vornehmen französischen Familie. Dieses war das erste Kind, das ich jemals hatte, so viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich so viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich sie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte sie ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleichfalls, und die Thüre fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 geboren war, habe ich etwas zu früh

gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigeren Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestehen konnten, war er damit so zufrieden als nur jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe giebt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er sich von selber, daß der Cardinal Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte was mir doch versprochen war, und sagte murmelnd zu seinem Admiral, der Cardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sähe wohl, ich sey ein Mann von wenig Worten, und ehe man sich's versehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestät zum Cardinal, er solle im Namen Seiner Majestät dem Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir so bald als möglich 7000 Goldgulden in drei oder vier Zahlungen einhändige, so wie es ihm bequem sey, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte der König: Ich habe euch die Aufsicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergessen. Der Cardinal versetzte, er wolle gerne alles thun, was Seine Majestät befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu, und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog. Der Cardinal sah wohl, daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestät: Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann weil uns eine so große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zu ziehen könnte; denn er möchte sich reich scheinen, und sich Güter in Italien kaufen, und so hätte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gefehen, von hier zu scheiden. Wenn Ew. Majestät ihn bei sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besitzthum in Ihrem Reiche.

Der König ließ diese Gründe für gut gelten, weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Baarschaft fühlte; dessenungeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieser Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Nothwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hoch er denn die Nothdurft eines so großen Reiches

voraussehen können? Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam, besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wäre ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo sich verschiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen von Erz an, die er von solchem Werthe noch nicht gesehen hatte, dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter, beinahe fertig mit den schönsten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere gethan hätte: denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geschenk machen, das eines so großen Monarchen werth wäre: da ließ er einen Hercules von Silber treiben, von derselben Größe wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Hercules das häßlichste Werk gewesen sey, das er jemals gesehen, und diese seine Ueberzeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mußten gestehen, daß dieß alles sey, was sie in Silber machen könnten, und wollten dessenungeachtet 2000 Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit sah, und sie so sauber ausgeführt fand als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht, und wollte daß meine Arbeit am Jupiter auf 2000 Scudi sollte geschätzt werden, und sagte: Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich diesem schon jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für diesen Preis wohl zufrieden seyn. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf, und gab dem König zu verstehen, daß das alles sey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bei keiner andern Sache, und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß und sagte: Nachdem der Cardinal nicht für ihn gesorgt hat, und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken soll; denn für die Menschen, welche wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deßwegen gebt ihm die erste Abtei, die aufgeht, bis zu 2000 Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal seyn kann, so gebt es ihm in zwei oder drei Pfründen, denn das kann ihm einerlei seyn.

Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte sogleich, als wenn

ich die Wohlthat schon empfangen hätte, und sagte: Wenn Seine Majestät mich also versorgten, wollte ich ohne weitern Gehalt, Pension oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte, und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beschäftigt, einem so großen König gedient zu haben. Auf diese Worte wendete sich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und sagte: Dabei soll es bleiben! Und wie er zufrieden wegging, so ließ er mich auch zurück.

Neuntes Capitel.

Madame d'Estampes, in der Absicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Distillateur die Erlaubniß das Ballhaus in Klein-Nelle zu beziehen. — Cellini widersetzt sich und nöthigt den Mann den Ort zu verlassen. — Der Autor triumphirt, indem der König sein Betragen billigt. — Er begiebt sich nach Fontainebleau, mit der silbernen Statue des Jupiter. — Bologna der Maler, der eben Abgüsse antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, versucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteilichkeit der Madame d'Estampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Ascanio.

Madame d'Estampes erfuhr alles was geschehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem sie bei sich selbst sagte: Ich regiere gegenwärtig die Welt, und ein kleiner Mensch dieser Art achtet mich nicht. Nun setzte sie sich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Distillirer war, und ihr einige wohlriechende und wunderbare Wasser übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man sich niemals in Frankreich bedient hatte; sie stellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Wasser überreichte und diesem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem so günstigen Augenblick trieb sie den Mann an, vom König das Ballspiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebst einigen kleinen Zimmern, von denen sie sagte, daß ich mich derselben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einsah, woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Estampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weise durchzusetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch, denn sie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt was sie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeister Grollier, der sehr gut italiänisch

sprach, einem großen französischen Edelmann. Dieser fing erst an mit mir zu scherzen, dann kam er auf die Sache und sagte: Im Namen des Königs setze ich diesen Mann in Besitz des Ballspiels und der kleinen Häuser, die dazu gehören. Darauf versetzte ich: Der heilige König ist Herr von allem und alles kommt von ihm; deßwegen könnt ihr frei hineintreten: da man aber auf diese gerichtliche Weise durch Notarien den Mann einsetzt, so sieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich versichere euch, daß ich, anstatt mich beim Könige zu beklagen, mich selbst vertheidigen werde, wie Seine Majestät mir noch vor kurzem befohlen hat. Ich werde euch den Mann, den ihr mir hier hereinsetzt, zum Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigener Hand sehe.

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und that deßgleichen, denn ich wollte vorerst nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die diesen Mann in Besitz gesetzt hatten; sie waren meine guten Freunde, und sagten, es sey eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geschehen sey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerstanden hätte, so wäre der Mann gar nicht in Besitz gekommen; es seyen dieses Handlungen und Gewohnheiten des Gerichthofes, wobei das Ansehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Besitz werfen könne, wie er hingekommen sey, so wäre es wohlgethan und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieser Wink hinreichend, und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß daran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoß, so setzte ich sie doch in solchen Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte ihm beizustehen. Da ich nun eines Tages seine Partie schwach fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn, und warf alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und sagte, ich hätte alles nach dem Befehl Seiner Majestät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt, die mich an Seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter belästigen sollte.

Indessen endigte ich mit großer Sorgfalt den schönen Jupiter von Silber mit seiner vergoldeten Base, die ich auf einen hölzernen Untersatz

gestellt hatte, der wenig zu sehen war, und in denselben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt, die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles war so gut eingerichtet, daß ein kleines Kind sehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiter bewegen konnte. Da ich sie nun auf meine Weise zurecht gemacht hatte, brachte ich sie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und sie mit großer Sorgfalt in Erz gießen lassen; ich wußte nichts davon, theils weil er die Sache sehr heimlich hielt, theils weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ist; daher ich nichts erfuhr. Als ich beim König anfragen ließ, wo er den Jupiter zu sehen verlange, war Madame d'Estampes gegenwärtig, und sagte, es sey kein geschickterer Ort um ihn aufzustellen, als in seiner schönen Galerie. Das war, wie wir in Toscana sagen würden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang; denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen sind. Es war aber dieses Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert, mit Malereien von der Hand des trefflichen Rosso, eines unserer Florentiner; unter den Gemälden war viele Arbeit von Bildhauerkunst angebracht, einige rund, einige halb erhoben; es konnte ungefähr zwölf Schritte breit seyn. In dieser Galerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die sehr gut vollendet waren, in bester Ordnung aufgestellt, jede auf ihrem Piedestal, und es waren, wie ich schon oben sagte, die besten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich diese große Vorbereitung sah und erkannte, daß sie mit Fleiß gemacht sey, dachte ich bei mir selbst: Das ist, als wenn man durch die Piken laufen müßte: nun helfe mir Gott! Ich stellte die Statue an ihren Ort, so viel ich vermochte, aufs beste zurecht, und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in seiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung als wenn er ihn schleudern wollte; in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwischen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geschicklichkeit, ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d'Estampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käme, oder daß mein Werk in der Nacht sich weniger ausnehmen sollte. Wie aber Gott denjenigen beisteht, welche an ihn glauben, so geschah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde, zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der

Hand hielt, und weil sie etwas über den Kopf erhaben stand, fielen die Lichter von oben, und gaben der Statue ein schöneres Ansehen, als sie bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit seiner Madame d'Estampes, mit dem Dauphin, seinem Sohn, der gegenwärtig König ist; auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margareta, seine Tochter, dabei, nebst vielen großen Herren, die von Madame d'Estampes unterrichtet waren gegen mich zu sprechen.

Als ich den König hereintreten sah, ließ ich durch meinen Gesellen Ascanio ganz sachte den schönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich selbst in die Art, wie sie bei der Bewegung schwankte, einige Kunst gelegt hatte, so schien sie lebendig zu seyn. Die Gesellschaft ließ jene antiken Statuen hinter sich und betrachtete zuerst mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich sagte der König: Das ist eine schönere Arbeit, als jemals ein Mensch gesehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und sie verstehe, hätte mir sie nicht den hundertsten Theil so vorgestellt. Die Herren, die gegen mich sprechen sollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben. Madame d'Estampes sagte aber auf eine kühne Weise: Es scheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! Seht ihr nicht, wie viel schöner alle Figuren von Erz hier stehen, in welchen die wahre Kraft dieser Kunst besteht, und nicht in solchen modernen Aufschneidereien? Darauf machte der König eine Bewegung und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer standen, sich nicht gut ausnahmen. Darauf sagte der König: Wer diesen Mann herunterseßen wollte, hat ihn sehr begünstigt; denn eben bei diesen herrlichen Figuren sieht und erkennt man, daß die seinige viel schöner und wunderſamer ist, und man muß den Benvenuto sehr in Ehren halten, da seine Arbeiten nicht allein den alten gleich sind, sondern sie noch übertreffen. Madame d'Estampes sagte: Wenn man von diesem Werke sprechen wollte, so müßte man es bei Tage sehen, weil es alsdann nicht ein tausend Theil so schön als bei Nacht erscheinen würde; auch müsse man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein sehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majestätischer aussehen sollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhob, die schönen Zeugungsglieder entdeckte und, indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß.

Nun dachte sie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger, und daß ich, von der Leidenschaft hingerissen, anfangen wollte zu reden. Da sagte der weise König in seiner Sprache diese verständigen Worte: Benvenuto, ich schneide dir das Wort im Munde ab, und du sollst tausendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannst. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenschaftlichsten Bewegungen, und sie brummte immer auf eine verdrießliche Weise. Da ging der König, geschwinder als er sonst gethan hätte, weg und sagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommensten Mann gezogen habe, der jemals zu solchen Künsten geboren werden sey.

Ich ließ den Jupiter daselbst, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tausend Goldgulden. Zum Theil war es meine Besoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. Sogleich ergötzte ich mich in meinem Hause und ließ nach Tische meine Kleider herbeibringen, die von dem feinsten Pelzwerk waren, so wie von dem feinsten Tuche; davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geschenk, indem ich jedem nach seinem Verdienste gab, sogar den Mägden und den Stallburschen, und sprach ihnen allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz ich mit Eisen wohl befestigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruste von Gyps, ungefähr ein Achtel einer Elle stark und fleißig gearbeitet. Dann hatte ich veranstaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten, und sie zuletzt mit Schwalbenschwänzen zu verbinden, wie es die Kunst fordert und wie ich sehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer erzählen, das bei Gelegenheit dieses großen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth ist. Ich hatte allen, die in meinen Diensten waren, verboten, daß sie mir keine Mädchen ins Castell bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam, daß es nicht geschehe. Nun war Ascanio in ein außerordentlich schönes Mädchen verliebt, und sie in ihn; sie floh deßhalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Ascanio aufzusuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er sie verbergen sollte. Zuletzt, als ein erfinderischer Kopf, versteckte er sie in die Figur des

Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beinahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, so daß ihn wegen der Höhe, worauf er stand, ein großer Theil von Paris sehen konnte. Nun stiegen die Nachbarn auf die Dächer, und auf diese Art sahen ihn viele Menschen. Da man sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das geringste davon gespürt habe, so erhielt das Mährchen durch diesen Zufall neue Kraft; denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte sich doch manchmal regen, und weil die Augen sehr groß waren, so konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher sagte das dumme Volk, der Geist sey schon in die Figur gefahren, und bewege ihr Augen und Mund, als wenn sie reden wolle. Selbst einige klügere Zuschauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen und versicherten, es müßte ein Geist dahinter stecken; sie wußten aber nicht, daß wirklich ein guter Geist darin war, und ein guter Leib dazu.

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Estampes wirkt nach ihren ungünstigen Gesinnungen weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verschafft.

Indessen befleißigte ich mich, mein schönes Thor aus allen den schon beschriebenen Theilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heere angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris aufs geschwindeste befestigen könnte. Er kam eilends deßhalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt; und da er vernahm, mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das was ich gesagt hatte, auf das schnellste zu vollbringen. Er gebot seinem Admiral jedermann zu befehlen,

daß man mir, bei ſeiner Ungnade, in allem gehorchen ſollte. Der Admiral, der durch die Gunſt der Madame d'Eſtampes, und nicht durch ſein Verdienſt, zu dieſer Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf, und hieß eigentlich Herr Hannibal; die Franzoſen ſprechen aber den Namen anders aus, ſo daß er in ihrer Sprache faſt klingt, als wollte man Eſel und Ochs ſagen, wie ſie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Dieſe Beſtie erzählte Madame d'Eſtampes alles; da befahl ſie ihm, er ſolle eilig den Hieronymus Bellarmato rufen laſſen. Dieſer war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreiſe von Paris. Er kam ſogleich und fing auf dem längſten Wege an die Stadt zu befeſtigen; daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiſer damals mit ſeinem Heere angerückt wäre, ſo hätte er Paris mit großer Leichtigkeit erobert. Auch ſagte man, daß in dem Vertrag, der damals geſchloſſen wurde, Madame d'Eſtampes, die ſich mehr als jemand darein miſchte, den König verrathen und bloß geſtellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr ſagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thüre, an dem großen Gefäße und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eigenen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen, und hatte das verwünſchte Weib bei ſich, die gleichſam zum Verderben der Welt geboren war; und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß ſie ſich als meine Todfeindin bewies. Als ſie einſt mit dem König über meine Angelegenheiten zu ſprechen kam, ſagte ſie ſo viel Uebels von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu ſeyn, zu ſchwören anfing, er wolle ſich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Dieſe Worte ſagte mir eilig ein Page des Cardinals Ferrara, der Villa hieß, und mich verſicherte, er habe ſie ſelbſt aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich ſo ſehr, daß ich alle meine Eiſen und Arbeiten durcheinander warf und Anſtalt machte, mit Gott wegzugehen. Ich ſuchte ſogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majeſtät ſich mit wenig Perſonen befanden. Als er mich hereinkommen ſah und ich die gehörige Verbeugung, die man einem König ſchuldig iſt, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Geſichte mir ſogleich zu. Da faßte ich wieder einige Hoffnung und näherte mich langſam, weil er gewiſſe Arbeiten von meiner Profeſſion beſah. Als man

Hör' auf doch mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Bescheidenheit würde dir löblicher stehn:
Kaum hast du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leidet nicht Gesellen,
Aber Leiden sucht und hegt sie;
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt sie.

Einsam oder auch selbander,
Unter Lieben, unter Leiden,
Werden vor und nach einander
Einer mit dem andern scheiden.

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.

Ist's holde Leben wenn dich Götter senden,
Genieße wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich dich hinaus zu wenden,
Nimm dir's nicht übel: allen scheint es so.

Nichts vom Vergänglichen
Wie's auch geschah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weise verschuldet
Diese Strafe in alten Tagen?

nun eine Zeit lang darüber geſprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hauſe etwas Schönes zu zeigen hätte und wann ich wünſchte daß er käme? Darauf verſetzte ich, wann es ihm auch gefällig ſey, könne ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf ſagte er, ich ſolle nach Hauſe gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von Madame d'Eſtampes erſt Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wiſſen, wohin er gehe, und ſagte, daß ſie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne ſie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal anſetzen, um den König von ſeinem Vorhaben abzubringen, der denn auch dieſen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur ſelbigen Stunde zum König zurück, der denn ſogleich, als er mich ſah, ſchwur, daß er mich beſuchen wolle. Da er nun aber auch dießmal, nach ſeiner Gewohnheit, von Madame d'Eſtampes ſich zu beurlauben ging, und ſie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, ſagte ſie mit ihrer giftigen Zunge ſo viel Uebels von mir, als man nur von einem Manne ſagen könnte, der ein Todfeind dieſer würdigen Krone wäre. Darauf verſetzte der gute König, er wolle nur zu mir gehen, mich dergeſtalt auszuſchelten, daß ich erſchrecken ſollte. Und als er ihr dieſes zugeſichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewiſſe untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zuſammengeſetzt hatte, worüber der König ſo erſtaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand mich auszuſchelten, wie er es verſprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilaſſen und fing an: Es iſt doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß ihr andern, ſo geſchickt ihr ſeyd, nicht einſehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch ſelbſt zeigen könnt, ſondern daß ihr euch nur groß beweiſt durch Gelegenheiten, die wir euch geben; daher ſolltet ihr ein wenig gehorſamer ſeyn, nicht ſo ſtolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen ſolltet, und das war mein ganzes Verlangen. Nun wolltet ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich ſehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünſche, hintanſetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber ſo fortzufahren, ſo will ich euch zeigen, wie mein Gebrauch iſt, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln ſoll. Indeſſen ſage ich euch, befolgt, was man euch geſagt hat, denn wenn ihr auf euern Einfällen beharren wollt, ſo werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indem er also sprach, waren die Herren aufmerksam, und da sie sahen, daß er den Kopf schüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten sie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen mich nicht im mindesten zu fürchten; und als er, nach seinem Versprechen, den Verweis hergesagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und sagte: Heilige Majestät, ich bejahe, daß alles wahr ist was ihr sagt; das einzige nur darf ich versichern, daß mein Herz beständig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeistern, angespannt gewesen ist Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majestät scheinen, daß ich gegen diese meine Absicht etwas gefehlt hatte, so ist das nicht Benvenuto gewesen, sondern ein ungünstiges Geschick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswertheften Prinzen zu dienen, den je die Erde gesehen hat. Indessen bitte ich Sie mir zu verzeihen; denn Ew. Majestät gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da ich keines von mir selbst habe, konnte ich nicht mehr als diese machen. Von dem wenigen Metalle, das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieses Gefäß, um Ew. Majestät die schöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erste von dieser Art, das Sie je gesehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, so scheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majestät von selbst verlangten, bei Gelegenheit daß Sie ein ähnliches Gefäß gesehen hatten. Darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Modell vor, das ich schon aus Italien mitbrachte, und Sie ließen mir sogleich tausend Goldgulden zahlen, damit ich die Arbeit ungesäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und besonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich sie fertig überbracht.. Was das Thor betrifft, scheint mir daß Ew. Majestät deßhalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Secretäre Befehl ertheilten; welcher den Herren de Marmagna und Apa auftrug die Arbeit bei mir zu betreiben, und mir in allem beizustehen. Ohne diese Beihülfe wäre ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die französischen Erben, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich diese großen Köpfe nicht gegossen haben, wenn ich nicht hätte versuchen wollen, wie mir auch eine solche Arbeit gelänge. Die Piedestale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war daß sie nöthig seyen, um den Figuren ein Ansehen zu geben, und so habe ich in allem, was ich that, geglaubt das Beste zu thun, und mich niemals vom Willen Ew.

Majeſtät zu entfernen. Es iſt wahr, daß ich den großen Koloß bis zur Stufe, auf der er ſich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein ſo kleiner Künſtler in Dienſten eines ſo großen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber ſehe ich, daß es Gott nicht gefällt mich eines ſolchen Dienſtes werth zu achten, und bitte Ew. Majeſtät, ſtatt der ehrenvollen Beſtimmung die Sie meinen Arbeiten beſtimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde ſogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreiſen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienſte zugebracht habe.

Darauf faßte mich der König an, hob mich mit großer Anmuth auf und ſagte, ich ſollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er ſich zu den Herren und ſagte: Gewiß, wenn das Paradies Thore haben ſollte, ſo würden ſie nicht ſchöner ſeyn als dieſes. Da ich ſah, daß er dieſe Worte, die ganz zu meinen Gunſten waren, mit Lebhaftigkeit ausſprach, dankte ich ihm aufs neue mit größter Ehrfurcht; aber weil bei mir der Verdruß noch nicht vorbei war, ſo wiederholte ich die Bitte um meine Entlaſſung. Da der König ſah, daß ich ſeine außerordentlichen Liebkoſungen nicht zu ſchätzen wußte, befahl er mit ſtarker Stimme, ich ſollte kein Wort weiter reden; ſonſt würde es mich gereuen! Dann ſetzte er hinzu, er wolle mich in Geld erſticken, und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, ſo ſey er mit allem zufrieden, was ich aus eigenem Triebe mache. Ich ſolle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich ſolle mich nun auch bemühen ihn kennen zu lernen; wie es die Pflicht fordere. Ich ſagte, daß ich Gott und Seiner Majeſtät für alles dankbar ſey, bat ihn darauf, er möchte kommen die große Figur zu ſehen, und wie weit ich damit gelangt ſey. Ich führte ihn dahin, und als ich ſie aufdecken ließ, war er darüber aufs äußerſte verwundert, und befahl einem ſeiner Secretäre, er ſollte mir ſogleich alles Geld wiedergeben, was ich von dem Meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte ſeyn welche ſie wollte, genug, wenn ich ſie mit meiner Hand quittirte. Dann ging er weg und ſagte: Adieu, mon ami! — ein Ausdruck, deſſen ſich ſonſt ein König nicht bedient.

Als er nach ſeinem Palaſte zurückkam, erzählte er die ſo wunderſam

demüthigen und äußerst stolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte, und die ihm sehr aufgefallen waren, in Gegenwart der Madame d'Estampes und des Herrn Saint Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieser hatte sonst für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich zeigte er es trefflich auf französische Weise; denn als der König sich weitläufig über den Cardinal Ferrara beschwerte, dem er mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, so daß ich beinahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen wäre, fügte Seine Majestät hinzu, er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Saint Paul gleich an und sagte zum König, er solle mich in seine Gewahrsame geben, er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben solle mich aus dem Königreich zu entfernen. Darauf versetzte der König, er sey es wohl zufrieden, wenn ihm Saint Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich fest zu halten. Madame, die gegenwärtig war, zeigte sich äußerst verdrießlich, und Saint Paul machte Umstände dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestät fragte aufs neue, und jener, Madame d'Estampes zu gefallen, versetzte: ich würde ihn aufhängen lassen, und auf diese Weise könntet ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren. Darauf erhob Madame d'Estampes ein großes Gelächter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit und sagte, er sey wohl zufrieden, daß Saint Paul mich aufhängen lasse, wenn er ihm nur erst einen andern meinesgleichen schaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf diese Weise ging der Tag vorbei, und ich blieb frisch und gesund, dafür Gott gelobt und gepriesen sey.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestillt, aber nicht den mit den Engländern, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die englischen Meere führen, was eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit, und auch eben so einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gesellen fortschickte, außer den zwei Italiänern, die ich an den beiden Gefäßen von meinem

Silber arbeiten ließ; denn sie verstanden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt, die der Königin von Navarra gehörte; sie hieß Argentan, und liegt viele Tagreisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König krank, und als der Cardinal Ferrara zu ihm sagte, daß ich angekommen sey, antwortete der König nichts; daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beschwerlichkeit aushalten; und gewiß ich bin nicht leicht verdrießlicher gewesen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem Könige sehen und zeigte ihm die beiden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn so wohl aufgelegt sah, bat ich ihn, er möchte so gnädig seyn und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben: ich wollte sieben Monate Besoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklassen, die mir Seine Majestät, wenn ich zurückkehrte, möchte bezahlen lassen. Ich bäte um diese Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bilthauen sey; auch habe Seine Majestät Bologna, dem Maler, ein gleiches erlaubt, und ich bäte nur mir dieselbe Gnade zu erzeigen. Indessen ich diese Worte sprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerksamkeit die beiden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem seiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, so gut ich wußte und konnte. Auf einmal sah ich ihn erzürnt; er stand auf und sagte mir auf italiänisch: Benvenuto, ihr seyd ein großer Thor! Bringt diese Gefäße nach Paris, denn ich will sie vergoldet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort, und er ging weg. Ich näherte mich dem Cardinal Ferrara und bat ihn, da er mir so viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreit und mich so viele andere Wohlthaten genießen lassen, so möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Cardinal versicherte, daß er alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu seyn: ich sollte ihm nur die Sorge überlassen und könnte nur ganz frei hingehen; er wolle schon die Sache mit dem Könige ausmachen. Darauf versetzte ich, da Seine Majestät ihm die Aufsicht über mich anvertraut habe, so würde ich verreisen, sobald er mir Urlaub gäbe, jedoch auf den geringsten Wink Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Cardinal sagte darauf, ich solle nur nach Paris gehen und daselbst acht Tage bleiben; in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majestät es ja nicht zufrieden, so wolle er mich gleich davon benachrichtigen; wenn er aber weiter nichts schriebe, so könnte ich nur frei meines Weges gehen.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Dreiundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Benvenuto Cellini	1
Anhang	91
Rameau's Neffe	151
Anmerkungen	233
Nachträgliches zu Rameau's Neffe	269
Diderots Verſuch über die Malerei	283

Erſt hab ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ichs an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerſtehn?"
Ich widerſtreb' ihr nicht, ich laſſ' ſie gehn:
Sie ſchwebt und webt und ſchwankt und ſchwirrt,
Bis ſie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärſt du's nicht und läßt ſie gehn?"
Geht's mich denn an wenn ſie mich nicht verſtehn?

„Sag' nur wie trägſt du ſo behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Weſen?"
Fürwahr ſie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich geweſen.

Ich hör' es gern wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willſt du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge ſchlagen!"
Wär' ich nicht mit Ehren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

„Was wir denn ſollen?
Sag' uns in dieſen Tagen."
Sie machen was ſie wollen,
Nur ſollen ſie mich nicht fragen.

„Wie doch, betrügeriſcher Wicht,
Verträgſt du dich mit allen?"

Benvenuto Cellini.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeſchickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarſchaft von Lyon. — Der Verfaſſer wird in Italien von dem Grafen Galeotte von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterliſt des Cardinals Ferrara und ſeiner zwei Geſellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter mit ihren ſechs jungen Töchtern findet. Seite 1.

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis ſehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er ſich in des Herzogs Dienſte. — Der Herzog weiſt ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwiſchen ihm und dem Hausbeſmeiſter. S. 6.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Geſellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perſeus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli ſich eiferſüchtig und tückiſch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er gebeten wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er ſeine Rechnung mit dem König abgeſchloſſen. — Er antwortet und ſetzt eine umſtändliche Rechnung auf. — Geſchichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten ſpielen. — Des Herzogs Hausbeſmeiſter ſtiftet ein Weib an, den Verfaſſer wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen. S. 12.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen sich in einem höhern Fache zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.
S. 20

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.
S. 28.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. — Der Verfasser giebt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. — Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.
S. 37.

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michel Agnolo, betreffend eine Porträtbüste des Binde Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom, zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michel Agnolo um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michel Agnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei St. Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernarone setzt es beim Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin.
S. 46.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zur Ausbesserung der florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Handel mit

einem lombardiſchen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verſtümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergeſtellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hinderniſſe von Seiten der Herzogin findet. — Seltſamer Auftritt zwiſchen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verſagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzuſtellen, wodurch das Verhältniß zwiſchen beiden verſchlimmert wird. — Verdruß mit Bernardone, dem Goldſchmied. — Der Verfaſſer endigt ſeine berühmte Statue des Perſeus; ſie wird auf dem Platze aufgeſtellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog beſonders iſt ſehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienſte nicht verlaſſen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombroſa und Camaldoli . . . . . S. 54.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet auf ſeinem Wege einem alten Alchimiſten von Sagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von ſeiner eigenen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für den Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbittet ſich, zwei Pulte für den Chor zu machen, und ſie mit halberhobenen Arbeiten in Erz auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorſchlag. . . . . S. 64

Zehntes Capitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptun aus einem großen vorräthigen Stück Marmor machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli, aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunſt der Herzogin erhält Ammanati den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanati verdrängt . . . . . S. 73.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach ſeiner Geneſung, wird beſonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünſtigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, das er von dem Magiſtrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt ſich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm ſeine Angelegenheit vor. Findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anſtatt ihn zu zerſtören, reinigt ſeinen Körper und ſtärkt ſeine Leibesbeſchaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in ſeinem Rechtsſtreite mit Sbietta

durch den Verrath des Raphael Scheggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen, und ihrem Gemahl, Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal Medicis stirbt, worüber am florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa. S. 85

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeſchickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarſchaft von Lyon. — Der Verfaſſer wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterliſt des Cardinals Ferrara und ſeiner zwei Geſellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter mit ihren ſechs jungen Töchtern findet.

Auf dieſe Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwei tüchtige Kaſten zu meinen ſilbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anſtalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Biſchof von Pavia borgte, dem ich aufs neue die Wohnung in meinem Caſtell gegeben hatte. Und ſo machte ich mich auf, mit Herrn Hippolyt Gonzaga, der in dem Dienſte des Königs ſtand und zugleich vom Grafen Galeotte von Mirandola unterhalten wurde. In der Geſellſchaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonhard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Geſellen die Sorge für mein Caſtell und alle meine Sachen, worunter ſich einige Gefäße befanden, welche ſie endigen ſollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich ſehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl 1500 Scudi werth ſeyn. Da ſagte ich zu Ascanio, er ſolle ſich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt ſey er ein Knabe ohne Kopf geweſen, es ſey nun Zeit ſich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben; und meine Ehre zugleich, und wenn die Beſtien, die Franzoſen, ſich nur irgend etwas gegen mich vermeſſen

ſollten, ſo hätte er mir gleich Nachricht zu geben; denn ich möchte ſeyn wo ich wollte, ſo würde ich mit Poſt auf der Stelle zurückkommen, ſowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König als wegen meiner eignen Ehre.

Ascanio ſagte darauf unter verſtellten, ſchelmiſchen Thränen: Ich kannte nie einen beſſern Vater als euch, und alles was ein guter Sohn thun ſoll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreiste mit einem Diener und einem kleinen franzöſiſchen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeiſter auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieſes nichtswürdige Volk ſagte ſogleich zu Herrn Guido und dem Biſchof von Pavia, ſie ſollten ſchnell nach den Gefäßen des Königs ſchicken; wo nicht, ſo würden ſie es ſelbſt thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Biſchof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und ſchickten mir den Verräther Ascanio mit der Poſt nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich ſchlief nicht, ſondern lag in traurigen Gedanken. Wem laſſe ich, ſagte ich zu mir ſelbſt, meine Sachen und mein Caſtell? O welch ein Geſchick iſt das, das mich zu dieſer Reiſe zwingt! Wahrſcheinlich iſt der Cardinal mit Madame d'Eſtampes einverſtanden, die nichts mehr wünſcht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indeſſen ich ſo mit mir ſelbſt uneins war, hörte ich die Stimme des Ascanio, ſtand ſogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! ſagte der Schelm; nur müßt ihr die Gefäße zurückſchicken, denn die ſchelmiſchen Schatzmeiſter ſchreien und laufen, ſo daß der Biſchof und Herr Guido euch ſagen laſſen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weiſe zurückſchicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich dieſe Reiſe! Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderem Silber, und was ich ſonſt bei mir hatte, in die Abtei des Cardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob ſie mir gleich nachſagten, es ſey meine Abſicht geweſen ſie nach Italien zu ſchaffen, ſo weiß doch jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwei ſolche Gefäße, die mit ihren Kiſten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbringen wollen? Wahr iſt's, ſie waren ſchön und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich ſehr krank zurückgelaſſen hatte, und ich glaubte bei einem ſolchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals wäre.

Genug, ich ſchickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und ſetzte den andern Morgen mit gedachter Geſellſchaft meinen Weg fort, und zwar unter beſtändigem Seufzen und Weinen. Doch ſtärkte ich mich einigemal mit Gebet und ſagte: Gott, dir iſt die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reiſe allein zur Abſicht hat ſechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almoſen zu bringen, ſo auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schweſter; zwar haben ſie noch ihren Vater, er iſt aber ſo alt, und verdient nichts in ſeiner Kunſt, und ſo könnten ſie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieſes gute Werk thue, ſo hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majeſtät. Auf dieſe Weiſe ſtärkte und tröſtete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreiſe von Lyon befanden — es war ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang — that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerſchläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbruſt weit vor meinen Geſellen hergeritten. Nach dem Donnern entſtand am Himmel ein ſo großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngſte Gericht ſey nahe; als ich ein wenig ſtille hielt, fielen Schloſſen ohne einen Tropfen Waſſer, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir ſehr wehe thaten, als ſie auf mich fielen. Nach und nach wurden ſie größer, wie Armbruſtkugeln, und da mein Pferd ſehr ſcheu ward, ſo wendete ich es um, und ritt mit großer Haſt, bis ich wieder zu meiner Geſellſchaft kam, die, um ſich zu ſchützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloſſen wurden immer größer, und endlich wie dicke Citronen. Ich ſang ein Miſerere, und indeſſen ich mich andächtig zu Gott wendete, ſchlug der Hagel einen ſehr ſtarken Aſt der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, ſo daß es beinahe zur Erde gefallen wäre, mich ſtreifte ein ſolches Stück und hätte mich todtgeſchlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonhard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knieen lag, vor ſich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Aſt weder mich noch andere mehr beſchützen könne, und daß nebſt dem Miſerere man auch thätig ſeyn müſſe. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen, und ſagte zu Leonhard, der immer nur Jeſus! Jeſus! ſchrie, Gott werde ihm helfen, wenn er ſich ſelbſt hülfe; und ich hatte mehr Noth ihn als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeit lang gedauert hatte, hörte es auf, und

Ich läugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch mißfallen.

Wenn einer auch ſich überſchätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgeſetzt,
Da iſt denn alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort nach eurer Weiſe
Die Welt zu überſpinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreiſe
Weiß das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren ſollten erſt geſunden.

Zeig' ich die Fehler des Geſchlechts;
So heißt es: thue ſelbſt was rechts.

„Du Kräftiger ſey nicht ſo ſtill,
Wenn auch ſich andere ſcheuen."
Wer den Teufel erſchrecken will
Der muß laut ſchreien.

„Du haſt an ſchönen Tagen
Dich manchmal abgequält!"
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum allzumal,

wir, die wir alle zerstoßen waren, setzten uns, so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsern Quartieren ritten und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Miglie vorwärts ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, so daß es unmöglich scheint es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Thiere zerschlagen, so viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug solches Hagels, den man nicht mit zwei Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und daß unser Gebet und unser Miserere wirksamer gewesen war als alles, was wir zu unserer Rettung hätten thun können. Se dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Post vorbeifuhr, und da er bei uns stille hielt, mir sagte, ich habe Unrecht gehabt wegzugehen; ich solle nun nicht weiter reisen: denn wenn ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Feinden freies Feld und alle Gelegenheit mir Uebels zu thun; käme ich aber sogleich wieder, so würde ich ihnen den Weg verrennen, den sie zu meinem Schaden einschlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen setzte, seyen eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wußte, daß der Cardinal Ferrara mit den beiden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte dessenungeachtet mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine solche Beklemmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen oder nach Frankreich zurückzukehren; und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur desto geschwinder in Florenz zu seyn. Auf der ersten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir fest vor nach Florenz zu gehen und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolyt Gonzaga, der seinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farnese, der mich scharf anfah und erkannte; und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Castell St. Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung, als ich ihn sah. Da ich aber kein ander Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich ihn zu besuchen, und kam eben als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen, die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet ist, thut mir sehr leid; ich wußte, daß ihr unschuldig waret, aber ich konnte euch nicht helfen, denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu Gefallen, die ihm zu verstehen gaben, als wenn ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch sagte, und mir thut euer Unglück äußerst leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben diese Erklärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu, und war überhaupt so gefällig als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm, daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen; wären sie aber fertig, so würde ich jeden großen Herrn verlassen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieser Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menschen niemals ungestraft läßt, welche, stark und mächtig, die Unschuldigen ungerecht behandeln. Dieser Mann bat mich gleichsam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, so wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenste rächten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sey, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie einige thun, die ich kenne, und die mich so schändlich verletzt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöthen erlöst hat. Auch bei allem was mir täglich Uebels

begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm, als zu meinem Beschützer, und empfehle mich ihm. Ich helfe mir selbst, so viel ich kann; wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will, und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshause zurück und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte; ich genoß die Speisen mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und französische Kleinode für mehr als 2000 Ducaten an Werth geschickt, und ich hatte ungefähr für 1000 Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß, ob ich ihnen gleich vier Goldgulden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber alles versetzte und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit — wir waren eben im August 1545 — auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit ihm aufzuwarten, theils weil ich ein florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich

immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringste Absicht bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeigte, und sowohl als die Herzogin nach den Werken fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gerne alles und jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: Ich habe das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich so sehr lobst. Darauf erzählte ich den großen Dank, den ich Seiner Majestät schuldig sey, daß sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen, und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte so wundersame Arbeiten zu verfertigen, als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach, machte der Herzog allerlei Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, sagte er: Wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich dergestalt behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringsten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unserer wundersamen Schule zu zeigen, daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz machen wolle. Darauf versetzte er, daß er von mir, als erste Arbeit, einen Perseus begehre; ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbei, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehen noch gekannt hätte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tages nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte,

kam er mit der Herzogin und wenig andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: Wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell, in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit seyn, die auf dem Platze stünde. Darauf sagte ich: Gnädigster Herr, auf dem Platze stehen die Werke des großen Donatello und des verwunderſamen Michel Agnelo, welches die beiden größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreimal besser zu machen. Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir, und sagte, er verstehe sich recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zweifel über die Streitfrage auflösen, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten, als ich verspräche; er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben, denn ohne dieselbe wäre ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbände. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen, was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken; er wolle alsdann deßhalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß, wäre ich damals so verschmitzt gewesen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte; denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht, daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das freimüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günstig geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr, das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten noch in diesen Papieren, sondern alles kommt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe. Geschieht das, so kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde. Bezaubert von diesen Worten,

von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst, die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte, worin Platz genug sey um meine Oefen aufzustellen, und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten: denn da ich wisse, wie geneigt er sey auch von solcher Arbeit zu bestellen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können; und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange, bis Sie meine Werke gesehen hätten, so bäte ich, zwei Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht sie; du sollst dein Haus frei erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis; denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu seyn und war sicher, daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franz Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie und sagte ihr alles, was ich bedürfte; denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Cassirer den Auftrag, der ein trockener und spitzfindiger Mensch war, und Lactanz Gerini hieß. Dieses Menschchen, mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir mit genauer Noth nur so viele Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus

hätte bauen können. Da ich sah, daß die Sachen so höslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch sagte ich manchmal zu mir selbst: Kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tausend Ducaten der Herzog an gewisse häßliche Unformen von der Hand der bestialischen Baccio Bandinelli weggeworfen hatte. So machte ich mir selbst Muth, und blies dem Lactanz Gorini in den H....., und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Esel und einen Blinden, der sie führte.

Unter allen diesen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkstatt entworfen, hieb Weinstöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Tasso, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein wenig Gerippe von Holz machen, um gedachten Perseus im Großen anzufangen. Tasso war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von seiner Profession, dabei gefällig und froh, und so oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und sang ein Liedchen durch die Fistel, und ich, der ich schon halb verzweifelt war, sowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langsamen Wesen versprach, mußte doch wenigstens über die Hälfte seines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und suchte wenigstens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben gesagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um so schnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeister gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingesetzt habe, und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu lassen? Er verwunderte sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich seyn könne. Darauf antwortete ich, Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen, und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lactanz Gorini gegeben; dieser Lactanz habe Steine, Sand und Kalk anfahren lassen, und nach meinem Verlangen alles besorgt und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich thue.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und sagte, daß weder jener noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und sagte: O Haushofmeister, so lange Dieselben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franz del Riccio vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen, das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir mit einigen schimpflichen Worten, er verwundere sich nur, wie ich zu der Ehre komme mit einem Manne seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und sagte: Nun hört mich, Franz del Riccio, ich will euch sagen wer meinesgleichen sind; aber vorher sollt ihr wissen, euresgleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren. Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhob der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme und wiederholte seine Worte. Auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen, und weil er so groß that, so zeigte ich mich auch übermüthig und sagte, meinesgleichen seyen würdig mit Päpsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen; meinesgleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt, und von seiner Art durch die Thüre ein Dutzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen das im Saal war; dann sagte er mir, ich solle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte sie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner sagte ich, es kümmere mich gar nicht dem Herzog zu dienen; ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei stehe. So blieb die Bestie erstaunt und erdarb, und ich entfernte mich voller Verdruß, in der Absicht in Gottes Namen fortzugehen, und wollte Gott, ich hätte sie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht, daß der Herzog sogleich diese Teufelei erfahren sollte; deßwegen hielt ich mich einige Tage zu Hause, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schwester und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorsorge so gut als möglich eingerichtet hinterlassen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne schlagen wollte. Und so hatte ich mir vorgenommen

so geschwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs oder jemand anders davonzugehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeister von selbst auf das höflichste rufen, und fing an eine gewisse pedantische Rede herzusagen, in der ich weder Art noch Anmuth noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte, er wolle als ein guter Christ keinen Haß gegen jemand hegen, vielmehr fragte er mich im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange? Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht, fest entschlossen nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er so viel Verstand zu sagen: O Benvenuto, den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit dir. Darauf versetzte ich mit einiger Zufriedenheit, er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Haushofmeister: Bandinelli hat 200 Scudi Besoldung; bist du damit zufrieden, so ist auch die deinige gemacht. Ich sagte, daß ich zufrieden sey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke sähe, ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz alles überlassen. So knüpfte ich den Faden wider meinen Willen aufs neue fest, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog so unendliche Gunst bezeigte, als man sich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er gebeten wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und legt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treuesten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war nichts als alles Gute enthalten. Ascanio schrieb mir auch und bat mich, ich solle mir

einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: Warum kömmt Benvenuto nicht wieder? Und als er sich deßhalb besonders bei meinen Gesellen erkundigte, sagten beide zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich aufs beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge in Seiner Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: Da er sich von uns ohne irgend eine Ursache entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen; er bleibe wo er ist. So hatten die Erzschelme die Sache zu dem Punkte gebracht, den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wäre, hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigen Größe wie die Statue werden sollte, in der Absicht sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein bißchen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel, so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl als auch die Meduse vom Gerüpp an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon und brannte sie allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knaben zum Modell bedient; denn wir finden keine andern Bücher die Kunst zu lernen als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gerne gekommen wären, wenn sie Bandinelli nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte, ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen; denn mir selbst sey es nicht möglich eine große Figur zusammen zu setzen. Ich beklagte mich beim Herzog über den großen Verdruß, den mir die

Kommen wir wieder ins Freie!
Doch da iſt's gar zu weit und breit;
Nun ſuchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg aufs neue.

Giebt's ein Geſpräch, wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Köcherei die mir am beſten ſchmeckt.

Kennſt du das Spiel, wo man, im luſt'gen Kreis,
Das Pfeifchen ſucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ohn' daß er's weiß,
In ſeines Rockes hintre Falten bindet,
Daß heißt: an ſeinen Steiß?

Mit Narren leben wird dir gar nicht ſchwer,
Verſammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann — das macht dich gleich gelind —
Daß Narrenwärter ſelbſt auch Narren ſind.

Wo recht viel Widerſprüche ſchwirren
Mag ich am liebſten wandern;
Niemand gönnt dem andern —
Wie luſtig! — das Recht zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer was der andere kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde ſteckt ein Mann.

Beste machte und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugestehen möge. Diese Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinelli wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor alles so viel als möglich allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indessen ich mich nun so Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schwester krank, und als er in wenigen Tagen starb, hinterließ er mir meine jüngere Schwester mit sechs Töchtern, große und kleine, das war meine erste Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer solchen zerstörten Familie zu seyn.

Nun wollte ich aber, daß alles gut gehen sollte, und da mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwei Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von siebzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich sie drei Tage gehabt hatte, sagte mir der Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich thäte besser, ihn wegzuschicken; denn er sey nicht allein faul, sondern verhindere auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei versicherte er mich, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah, daß dieser Mensch, der Bernardino Mannellini von Mugello hieß, so ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden sogleich darüber einig. Dieser Jüngling besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten und gab sich alle Mühe mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich nie eine bessere Beihülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit diesem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinelli gelogen habe, und daß ich recht gut ohne seine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich gerne in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldschmieden, die Johann Paul und Dominicus Poggini hießen. Diese ließ ich ein goldenes Gefäßchen, ganz mit erhobenen Figuren und andern schönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; Seine Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wasserbecher bestellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen solle; und auch dieses Werk war aufs reichste mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen

vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf und ab ging, porträtirte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte, es werde ihm das größte Vergnügen seyn, wenn ich im Palast arbeiten wollte, und mir darin Zimmer aussuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich sonst bedürfte, aufs beste einrichten könnte; denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sey nicht möglich; denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebkosungen, und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus, noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieser eiteln Gunst nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel ich gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte; und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käme, freilich auf eine Art die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demüthigen, denn ich wußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt, ich sey der Sünder, und verschiedene Vorwürfe, die man mir fälschlich gemacht hatte, seyen gegründet. Deßwegen nahm ich mich zusammen und schrieb, als ein Mann von Verstande, in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätherischen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seyen.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König, und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Castell zu überlassen, auf die Weise wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden

Spitzbübchen verwilligen; denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir auf eine etwas zornige Weise durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Bonnaccorsi, ein florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt, daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sey ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne weiteres verbunden Rechenschaft von allem zu geben, was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt, und was ich für sie gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt; denn ich hätte selbst nicht mehr noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle, die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwei Notarien und eines Schatzmeisters gegangen, und alles von den Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu, daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sey man mir noch über 700 Goldgulden schuldig, die ich deßwegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben, aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs, und nicht um Geld zu thun; denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen und mit meinem eigenen Leben Rechenschaft ablegen. Da ich aber sehe, daß man so wenig aus

mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten; denn ich wisse, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Uebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas; dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter der Adresse des Cardinals Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als 35 Karat wog; auch hatte Anton Victor Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich, als Brillant, auch nicht sonderlich aus; unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schelm Bernardone gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardone allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Anton war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus und ein ging, so rief er mich eines Tages bei Seite — es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes — und sagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewissen Diamanten zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamanten sehen; helft zu dem Verkaufe! Ich kann ihn für 17,000 Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Anton zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen, was ich verstünde, ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Anton Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamanten, den ich an den Zeichen, die mir Anton gegeben hatte, sowohl der Gestalt als

dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war, und man die Spitzen deßhalb abgeschliffen hatte, so wollte mir diese Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, daß ich sagen solle? Denn es sey ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine bescheidene Weise das wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich solle die Schönheit der langen Facetten sehen, die der Stein habe; darauf sagte ich, es sey das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spitze. Darauf gab mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich, und sagte, ich solle den Werth des Edelsteins betrachten und sagen, was ich ihn schätze. Da nun Anton Landi den Stein für 17,000 Scudi angeboten hatte, glaubte ich, der Herzog habe höchstens 15,000 dafür bezahlt, und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten, und sagte, indem ich ihm den Diamanten zurückgab: 18,000 Scudi habt ihr bezahlt. Da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und sagte: Nun sehe ich, daß du dich nicht darauf verstehst! Ich versetzte: Gnädiger Herr, ihr seht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht, den Ruf eures Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht seyn mich drauf zu verstehen. Sagt mir wenigstens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weise Ew. Excellenz mich drauf verstehen lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg und sagte: 25,000 Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geschah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldschmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeigelaufen. Zu diesem sagte ich: Ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen; hätte er aber ja Lust dazu gehabt, so hat mir ihn Anton Landi vor acht Tagen für 17,000 Scudi angeboten, und ich glaube für 15,000, ja noch für weniger hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will seinen

Edelstein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen so abscheulichen Betrug gespielt hat; er wird es niemals glauben, wie die Sache sich eigentlich verhält. So sprachen wir unter einander und lachten über die Leichtgläubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte schon die Figur der Medusе, wie gesagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eisen war die Gestalt, gleichsam anatomisch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte sie aufs beste, dann brachte ich das Wachs drüber, um sie zu vollenden, wie sie dereinst in Erz werden sollte. Der Herzog, der oft gekommen war mich zu sehen, war so besorgt der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünschte, ich möchte einen Meister zu Hülfe nehmen, der diese Arbeit verrichtete. Diese Gunst des Herrn ward mir sehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung sprach, so dachte sein Haushofmeister nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte diesem schlechten Mann, der von Prato, und also ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewissen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Polizeidiener und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts Uebels thun und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu seinem Zweck zu gelangen. Er suchte die Mutter meines Lehrburschen auf, der Vincenz hieß, ein Weib der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbübin einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Bolognese war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem schelmischen pedantischen Narren, dem Haushofmeister, erhalten hatte, kam sie eine Sonnabendsnacht mit ihrem Sohn zu mir und sagte, sie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeschlossen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen solle sie ihn gehen lassen wohin er wolle. Ich lachte sie aus und fragte, warum sie ihn eingeschlossen habe? Sie antwortete, weil er mit mir gesündigt habe, so sey ein Befehl ergangen uns beide einzuziehen. Darauf sagte ich, halb erzürnt: Wie habe ich

gekündigt? fragt den Knaben selbst! Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr sey? Der Knabe weinte und sagte: Nein! Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: Du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie das zugeht. Dann wendete sie sich zu mir und sagte, ich sollte ihn im Hause behalten; denn der Bargell suche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: Ich habe bei mir eine verwittwete Schwester mit sechs frommen Töchtern, und ich will niemand bei mir haben. Darauf sagte sie, der Haushofmeister habe dem Bargell die Commission gegeben, man solle suchen mich auf alle Weise gefangen zu nehmen: da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr 100 Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeister sey ihr größter Freund, und sie werde mit ihm machen was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wüthend geworden und rief: Weg von hier, nichtswürdige Hure! Thäte ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätte ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nachdem ich zwei-, dreimal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufelei ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr 2000 Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardino von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub weggegangen sey, so wollte ich auch

ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene Weise mein grausames Schicksal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weise zu scharmuzziren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wundersamen Tizian, den Maler, und Meister Jakob del Sansovino, einen trefflichen Bildhauer und Baumeister, einen unserer Florentiner, den die venetianischen Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz in unserer Jugend genau gekannt. Diese beiden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkosungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich sogleich bei der Hand nahm und mir aufs freundlichste zusprach: denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er in dem Haus des Herrn Julian Buonaccorsi, und weil er, ohne seine größte Gefahr, sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem Schlößchen zu, und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten sich und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle? denn sie dachten, es sey meine Absicht nach Frankreich zurückzukehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sey, und daß ich in zwei, drei Tagen wieder zurückgehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: Du thätest besser nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist; was du da gewonnen hast, wirst du alles in Florenz verlieren, und daselbst nur Verdruß haben. Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreiste den andern Tag so geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Teufeleien meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Ursache geschrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernst und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien besuchen. Nach einer kurzen ernsthaften Stille redete er mich freundlich an und fragte, wo ich gewesen sey? Ich antwortete, mein

Herz sey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt gewesen, ob mich gleich die Umstände genöthigt hätten den Körper ein wenig spazieren zu lassen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und so discurirten wir ein wenig. Endlich sagte er zu mir, ich solle fleißig seyn und ihm seinen Perseus endigen.

So ging ich nach Hause, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schwester nämlich mit ihren sechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erste, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldschmiede bessirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieses Werk gefiel: ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu versuchen, welche zu den Formen geschickt seyen; denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei seinen Arbeiten in Erz sich auch der florentinischen Erden bedient hatte, dabei sehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich, ehe ich den Guß meines Perseus unternahm, keinen Fleiß sparen, um die beste Erde zu finden, welche der wundersame Donatello nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zuletzt auf künstliche Weise die Erde zusammen, die mir aufs beste diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meister Zanobi von Pagno, des Glockengießers, und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hause, das er mir geschenkt hatte, errichtet worden war, und sobald mein Ofen mit aller möglichen Sorgfalt sich in Ordnung befand, machte ich Anstalt die Statue der Meduse zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet. Da dieses nun ein sehr schweres Unternehmen war, so unterließ ich nichts von alle dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und so gerieth mir der erste Guß aus meinem Ofen auf das allerbeste; er war so rein, daß meine Freunde glaubten, ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verstanden es aber so wenig, als gewisse Deutsche und Franzosen, die sich der schönsten Geheimnisse rühmen, und behaupten dergestalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht

nöthig habe es auszuputzen. Das ist aber ein närrisches Vorgeben; denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wundersamen Alten gethan haben, und auch die Neuen, ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seinkr Excellenz gar sehr, als Sie in mein Haus kamen ihn zu sehen, wobei Sie mir großen Muth einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinelli zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag, und Ihr zu verstehen gab, daß, wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sey ich doch nie im Stande sie zusammenzusetzen: denn ich sey neu in der Kunst, und Seine Excellenz solle sich sehr in Acht nehmen Ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genöthigt war mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgendergestalt an: Gnädiger Herr, ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr und besorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir; deßwegen sage ich von neuem, ich halte mich für fähig das Werk dreimal besser zu machen als das Modell war, so wie ich gesprochen habe. Als ich bemerkte, daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt und fühlte eine unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs neue anging und sagte: Gnädiger Herr, diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente; wenn aber einer einmal bekannt ist und etwas gelernt hat, so thut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz ist bekannt, was Donatello und Leonhard da Vinci waren, und was jetzt der wundersame Michel Agnolo Buonarotti ist; diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und so hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun und bitte deßwegen mich gehen zu lassen; aber ich bitte euch sehr den Bandinelli festzuhalten und ihm immer mehr zu geben als er verlangt; denn wenn er auswärts geht, so wird seine Anmaßung und Unwissenheit dieser edeln Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub! denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Excellenz.

Hat Welſcher Hahn an ſeinem Kropf,
Storch an dem Langhals Freude;
Der Keſſel ſchilt den Ofentopf,
Schwarz ſind ſie alle beide.

Wie gerne ſäh' ich jeden ſtolziren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

„Warum nur die hübſchen Leute
Mir nicht gefallen ſollen?"
Manchen hält man für fett,
Er iſt nur geſchwollen.

„Da reiten ſie hin! wer hemmt den Lauf!"
Wer reitet denn? „Stolz und Unwiſſenheit."
Laß ſie reiten! da iſt gute Zeit,
Schimpf und Schade ſitzen hinten auf.

„Wie iſt din's doch ſo balde
Zur Ehr' und Schmach gediehn?"
Blieb' der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beſchrien.

Die Freunde.

O! laß die Jammer-Klagen:
Da nach den ſchlimmſten Tagen
Man wieder froh genießt.

Hiob.

Ihr wollet meiner ſpotten:
Denn, iſt der Fiſch geſotten,
Was hilft es daß die Quelle fließt?

Da der Herzog mich also entschieden sah, kehrte er sich halb zornig um und sagte: Benvenuto, wenn du Lust hast das Werk zu vollenden, soll dir's nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande sey das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, so daß ich genöthigt war in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini fortfuhren an dem goldenen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten; auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden sollte. Und ob ich gleich vermied so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmuth alle Abende bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit, und verlangte von mir auf die gefälligste Weise, daß ich sie bei Tage fortsetzen solle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verstehen, ob ich gleich voraus sah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen werde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas später als gewöhnlich hereintrat, sagte er zu mir: Du bist unwillkommen (mal venuto!). Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht; denn ich heiße Benvenuto; aber ich denke Ew. Excellenz scherzt nur; und ich will also weiter nichts sagen. Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sey sein völliger Ernst; ich sollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen; denn er höre, daß ich, im Vertrauen auf seine Gunst, dieses und jenes thue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen, dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und sagte: Gieb erst wieder, was du von Bernardone borgtest! Da hast du eins! Darauf versetzte ich: Gnädiger Herr, ich danke euch und bitte, daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt. Es ist wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwei Ambose und drei kleine Hämmer, und es sind schon fünfzehn Jahre, daß ich seinem Georg von Cortona sagte, er möge nach diesem Geräthe schicken. Da kam gedachter Georg selbst sie abzuholen; und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Person auf diese Weise etwas besitze, in Rom oder in Florenz, es sey von denen, die es Ihnen

selbst hinterbringen oder von andern, so strafen sie mich nach dem Kohlenmaße.

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: Wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich wie du versicherst, so werde ich dich immer gerne sehen wie vorher. Darauf versetzte ich: Die Schelmstreiche des Bernardone zwingen mich Ew. Excellenz zu fragen und zu bitten, daß Sie mir sagen, wie viel Sie auf den großen Diamanten mit der abgeschliffenen Spitze verwendet haben; denn ich hoffe die Ursache zu zeigen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht. Darauf antwortete der Herzog: Der Diamant kostet mich 25,000 Scudi: warum fragst du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Anton Landi gesagt, wenn ich suchen wollte diesen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, so wolle er ihn für 16,000 Scudi geben. Das war nun sein erstes Gebot und Ew. Excellenz weiß nun, was Sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr sey, fragen Sie den Dominicus Poggini und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe? Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wißt, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung: ich habe weiter nichts dabei, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackern Leute, die hier sind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glaube, was er sagt.

Sogleich stand der Herzog entrüstet auf und schickte nach Bernardone, der mit Anton Landi genöthigt wurde bis Venedig zu reisen. Anton behauptete, er habe nicht von diesem Diamanten gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: Gnädiger Herr, was ich gesagt habe, ist wahr, und was Bernardone wegen der Geräthschaften sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweist, will ich ins Gefängniß

gehen. Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: Benvenute, bleibe ein rechtschaffener Mann und sey übrigens ruhig! So verrauchte die Sache und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, sagte sie mir selbst, sie schätze meine Arbeit so hoch als den Diamanten, den ihr der Bernardaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr das Juwel selbst an die Brust stecken sollte und gab mir dazu eine große Stecknadel; darauf befestigte ich den Edelstein und ging, unter vielen Gnadenbezeugungen, die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen durch einen Deutschen oder einen andern Fremden; denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten, nach meinen Zeichnungen, gewisse goldene Gefäße mit halberhobenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen des Papstes Clemens VII gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Seiner Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie dem wunderbaren König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe, weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: Thue nur und ich werde sehen. Er gab mir aber weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: Das ist Silber aus meinem Bergwerk: mache mir ein schönes Gefäß! Weil ich aber meinen Perseus nicht zurücklassen wollte und doch großes Verlangen hatte ihm zu dienen, gab ich das Metall mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen einem Schelm, der Peter Martini, der

Goldschmied, hieß, der die Arbeit ungeschickt anfing und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor als wenn ich sie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich sah, daß er weder selbst noch durch andere die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich sie zurück, und ich hatte große Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen, und sagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch nach meinen Zeichnungen verschiedene Personen in Venedig und an andern Orten arbeiten lassen, und ward immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft, ich sollte Goldschmiedearbeiten für sie verfertigen. Darauf versetzte ich öfters, die Welt und ganz Italien wisse wohl, daß ich ein guter Goldschmied sey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende Bildhauer verspotteten mich und nennten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweipfennigtöpfchen, mit schönen Masken, auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das freundlichste, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beihülfe hätte, und daß er doch der bösen Zunge des Bandinelli nicht glauben solle, die mich verhindere meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen kläglichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: Fürwahr, der Herzog sollte nur endlich einsehen, daß sein Bandinelli nichts taugt.

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden, doch da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Gourmet restauriert. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast, und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lactanz Gerini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut gethan; nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lactanz, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit seinem Mückenstimmchen, indem er seine Spinnenfinger bewegte: Warum endigst du nicht das Werk? Man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst! Ich sagte darauf erzürnt: Hol' euch der Henker und alle, die glauben, daß ich es nicht vollenden könne! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Thränen; denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwundernswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in allem unterstützte; und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm 100 Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gesellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohl auf und küßte es in meinem Verdrusse. Da ich weg wollte, ließ es mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen, unter einem wüthenden Weinen und Geschrei, das, in dem Alter von ungefähr zwei Jahren, eine äußerst verwunderſame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte den Bandinelli, der alle Abend auf ein Gut über San Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fände, verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück und als ich auf den Platz von San Domenico gelangte,

kam Bandinelli eben an der andern Seite herein und ich, sogleich entschlossen das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier, wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte nichts, feige Memme, du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte eine solche Unordnung anzurichten, und fühlte mich befreit von der teuflischen Raserei. Ich faßte Muth und sagte zu mir selber: Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden und meine Rache wird größer und herrlicher seyn, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte. Und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erstickt hatte; worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Dessenungeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen: für alles danke ich dir von Herzen. Und obschon der große Schmerz mich fast ganz aus der Fassung gebracht hatte, so machte ich doch aus der Noth eine Tugend und schickte mich so gut als möglich in diesen Unfall.

Um diese Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinelli verlassen; er hieß Franz, Sohn Matthäus', des Schmiedes; dieser Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben. Ich war es zufrieden und stellte ihn an, die Figur der Medusе auszuputzen, die schon gegossen war. Nach vierzehn Tagen sagte mir dieser junge Mensch, er habe mit seinem vorigen Meister gesprochen, der mich fragen ließe, ob ich eine Figur von Marmor machen möchte; er wolle mir ein schönes Stück Stein dazu geben. Darauf versetzte ich: Sag' ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein beser Stein für ihn werden; denn er reizt mich immer und erinnert sich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze San Domenico entronnen ist. Nun sag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weise verlange. Ich rede niemals von dieser Bestie, und

er kann mich nicht ungehudelt lassen. Fürwahr, ich glaube, er hat dich abgeschickt bei mir zu arbeiten, nur um meine Handlungen auszuspähen; nun gehe und sage ihm, ich werde den Marmor, auch wider seinen Willen, abfordern, und du magst wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaste sehen lassen. Einst kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beinahe abgespeist, und wie ich hörte, so hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir gesprochen, besonders hatte er mich sehr über das Fassen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ sie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, ersuchte sie mich ihr eine kleine Rosette in einen Ring zu passen, und setzte hinzu, daß sie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß und den Diamanten, der ungefähr 100 Scudi werth war, und bat mich, ich solle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu sprechen und sagte: Gewiß war Benvenuto in dieser Kunst ohne Gleichen; jetzt, da er sie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen; deßwegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieser Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung ist, zu große Arbeit verursachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir diesen kleinen Dienst für seine Gemahlin erlauben solle. Alsbald legte ich Hand an, und in wenigen Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und bestand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebst Bändchen von Schmelz, so daß der Edelstein und die Fassung sich sehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten sagte, ich habe ihr eine sehr schöne Arbeit gemacht und sie werde an mich denken. Sie schickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geschenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar so liebevoll, daß ich mich immer anstrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Gesichte kam; und Gott weiß, daß ich es brauchte, denn ich wünschte nichts eifriger, als meinen Perseus zu endigen.

Es hatten sich gewisse Gesellen gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an, mich mehr im Palast sehen zu lassen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der

Uhr kam, sah ich die Garderobethüre offen, und als ich mich sehen ließ, rief der Herzog und sagte mir auf eine sehr freundliche Weise: Du bist willkommen! siehe, dieses Kästchen hat mir Herr Stephan von Palestrina zum Geschenke geschickt; eröffne es und laß uns sehen, was es enthält! Als ich das Kästchen sogleich eröffnet hatte, sagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das ist eine Figur von griechischem Marmor, die Gestalt eines Kindes, wundersam gearbeitet. Ich erinnere mich nicht, unter den Alterthümern ein so schönes Werk und von so vollkommener Manier gesehen zu haben; deßwegen biete ich mich an, zu dieser verstümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar schickt sich nicht für mich Statuen auszuflicken — denn das ist das Handwerk gewisser Pfuscher, die ihre Sache schlecht genug machen — indessen fordert mich die Vortrefflichkeit dieses Meisters zu solcher Arbeit auf. Der Herzog war sehr vergnügt, daß die Statue so schön sey, fragte mich viel darüber und sagte: Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Vortrefflichkeit dieses Meisters bestehe, worüber du dich so sehr verwunderst! Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, so gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten, und suchte ihm das Talent, die Kenntniß und die seltene Manier des Meisters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich sehr viel gesprochen, und es um so lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indessen ich nun den Herzog auf diese angenehme Weise unterhielt, begab sich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thüre aufmachte, kam Bandinelli herein. Der Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unruhig, und sagte mit ernsthaftem Gesichte: Was wollt ihr, Bandinelli? Ohne etwas zu antworten warf dieser sogleich die Augen auf das Kästchen, worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: Herr, das ist auch eins von den Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verstanden; deßwegen auch ihre Werke voller Fehler sind. Ich war still und merkte nicht auf das, was er sagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungefälliges Gewäsch geendigt hatte, sagte der Herzog zu mir: Das ist ganz das Gegentheil von dem, was du mit so viel schönen Gründen mir erst aufs beste

beweisen hast; vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: Ew. Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestalt, daß alles, was er auch ansieht, selbst Dinge die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher ist das, was ich Ew. Excellenz von dieser vortrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr, was aber Bandinelli von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach, verzerrte Bandinelli seine Gebärde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinelli; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke, und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam, wo er sich niedersetzte. Bandinelli und ich standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still und die Umstehenden, verschiedene Diener Seiner Excellenz, sahen den Bandinelli scharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing Bandinelli zu reden an und sagte: Als ich meinen Hercules und Cacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette darauf gemacht, die das Schlimmste enthielten, was man von einem solchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! versetzte ich dagegen: als euer Michel Agnolo Buonarotti seine Sacristei eröffnete, wo man so viele schöne Figuren sieht, machte diese wundersame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Besseres darüber sagen könnte. Und so wie jener das Gute verdiente, das man von ihm aussprach, so verdient dieser alles das Uebel, was über ihn ergangen ist. Auf diese Worte wurde Bandinelli so rasend, daß er hätte bersten mögen, kehrte sich zu mir und sagte: Und was wüßtest du noch mehr? Ich antwortete: Das will ich dir sagen, wenn du so viel Geduld hast mir zuzuhören. Er versetzte: Rede nur!

Der Herzog und die andern, die gegenwärtig waren, zeigten große

Aufmerkſamkeit, und ich fing an: Wiſſe, daß es mir unangenehm iſt, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir ſelbſt ſagen, vielmehr ſollſt du nur hören, was in dieſer trefflichen Schule von dir geſprochen wird.

Nun ſagte dieſer ungeſchickte Menſch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, ſo daß ich auf eine ſehr unangenehme Weiſe anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er ſich beſſer betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Dieſe treffliche Schule ſagt, daß wenn man dem Hercules die Haare abſchöre, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu faſſen, und was das Geſicht betrifft, ſo wiſſe man nicht, ob es einen Menſchen oder Löw-Ochſen vorſtellen ſolle. Er ſehe gar nicht auf das was er thue. Der Kopf hänge ſo ſchlecht mit dem Hals zuſammen, mit ſo wenig Kunſt und ſo übler Art, daß man es nicht ſchlimmer ſehen könne. Seine abſcheulichen Schultern glichen, ſagt man, zwei hölzernen Bogen von einem Eſelsſattel, die Bruſt mit ihren Muskeln ſehen nicht nach einem Menſchen gebildet, ſondern nach einem Melonenſacke, den man gerade vor die Wand ſtellt; ſo ſey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbiſſe modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einſehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch ſehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen ſtehe, wie es manchmal ſolche Meiſter gebildet haben, die etwas zu machen verſtanden; man ſehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein ſey der größte und unerträglichſte Fehler, den nur ein Dutzendmeiſter aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen ſagt man, ſie ſeyen beide ohne die mindeſte Zierlichkeit herunter geſtreckt, man ſehe daran keine Kunſt, eben als wenn ihr niemals lebendige nackte Menſchen erblickt hätte; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacus ſeyen die Waden, in einander verſenkt, daß, wenn ſich die Füße von einander entfernten, nicht einer, ſondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner ſagen ſie, einer der Füße des Hercules ſtecke in der Erde, und es ſcheine, als wenn Feuer unter dem andern ſey.

Nun hatten dieſe Worte den Mann ſo ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeigte. Denn ich ſagte nicht allein die Wahrheit, ſondern ich machte

Was willſt du mit den alten Tröpfen,
Es ſind Knöpfe die nicht mehr knöpfen.

Laß im Irrthum ſie gebettet,
Suche weislich zu entfliehn,
Biſt ins Freie du gerettet,
Niemand ſollſt du nach dir ziehn.

Ueber alles was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendſinn,
Sey belehrt, es ſey geſegnet!
Und das bleibe dir Gewinn.

Ins Sichere willſt du dich betten!
Ich liebe mir inneren Streit:
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

„Was willſt du daß von deiner Geſinnung
Man dir nach ins Ewige ſende?“
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.

„Triebſt du doch bald dieß bald das!
War es ernſtlich, war es Spaß?“
Daß ich redlich mich befliſſen,
Was auch werde, Gott mag's wiſſen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?“

sie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anschaulich, so daß sie die größte Verwunderung zeigten und einsahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Mensch an und sagte: O du böse Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen; deßwegen glaube ich, deine Zeichnung ist wie deine Werke. Da er nun das herzogliche Gesicht und die Gesichter der andern ansah, die ihn mit Blicken und Mienen zerrissen, ließ er sich zu sehr von seiner Frechheit hinreißen, kehrte sein häßlichstes Gesicht gegen mich und sagte mit Heftigkeit: O schweige still, du Sodomit!

Der Herzog sah ihn auf diese Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern schlossen den Mund und warfen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Thor! sagte ich: du überschreitest das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verstünde; denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber, als ein niedriges und geringes Menschlein, wüßte mich nicht in einen so wundersamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich niemand halten; der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, so wißt nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn seyn sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich; denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir todt auf der Erde liegen sollen.

Da der schmutzige dumme Schurke nun sah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Albernheit einzulassen, indem er sagte: Dieser Benvenuto rühmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte. Darauf sagte ich schnell: Wie? hast du mir nicht durch Franz, den Sohn Matthäus' des Schmiedes, deinen Gesellen, sagen lassen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu schenken bereit seyst? Ich habe es angenommen und verlang' es. Er versetzte darauf: Rechne nur, daß du es nicht sehen wirst! Noch voll

Raserei über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, so daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth versetzte: Ich sage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus schickst, so suche dir eine andere Welt; denn in dieser werde ich dich auf alle Weise erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines so großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und sagte: Gnädiger Herr, Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieses Menschen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich selbst vergessen; deßwegen verzeiht mir! Darauf sagte der Herzog zu Bandinelli: Ist es wahr, daß du ihm den Marmor versprochen hast? Dieser antwortete, es sey wahr. Der Herzog sagte darauf zu mir: Gehe in seine Werkstatt und nimm dir ein Stück nach Belieben! Ich versetzte, er habe versprochen, mir eins ins Haus zu schicken. Es wurden noch schreckliche Worte gesprochen, und ich bestand darauf, nur auf diese Weise den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinelli, und es sey das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell; denn so groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apoll und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: Laß das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zusehe! Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell; ich antwortete: Dieser Marmor ist voller Stiche; dessen ungeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entschließen können ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinelli war. Als das Stück

Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Stücke sey, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiwesen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderem Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwei Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwei Finger breit waren: deßhalb machte ich die Stellung, die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf geregnet hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arme überging, und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Untersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach, und als ich ihn wieder herstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust hat. So arbeitete ich an seiner Vollendung gewisse Stunden vor Tag, oder auch an Festtagen, nur um keine Zeit an meinem Perseus zu verlieren; und als ich unter andern eines Morgens gewisse kleine Eisen, um daran zu arbeiten, zurecht machte, sprang mir ein Splitter vom feinsten Stahl ins rechte Auge, und drang so tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weise herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieses Auges zu verlieren. Nach verschiedenen Tagen rief ich Meister Raphael de' Pilli, den Chirurgus, der zwei lebendige Tauben nahm und, indem er mich rückwärts auf den Tisch legte, diesen Thieren eine Ader durchstach, die sie unter dem Flügel haben, so daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn schnell wieder gestärkt fühlte. In Zeit von zwei Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei und mein Gesicht war verbessert. Als nun das Fest der heiligen Lucia herbeikam — es war nur noch drei Tage bis dahin — machte ich ein goldenes Auge aus einer französischen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner sechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch sie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Lust an gedachtem Narciß zu arbeiten; denn da ich den Perseus unter so vielen Hindernissen doch so weit gebracht hatte, so war ich entschlossen ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. — Der Verfasser giebt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. — Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduse so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus, und versprach mir, daß er eben so gut wie jene in Erz ausfallen solle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen, oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben; genug, er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter anderm: Benvenuto, die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht. Ueber diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: Ich weiß, daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen; und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zu viel glauben, die von mir Uebels reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden und versetzte: Ich gebe mir Mühe mich darauf zu verstehen, und verstehe es recht gut. Darauf antwortete ich: Ja, als Herr, aber nicht als Künstler; denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Porträt von Ew. Excellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor mit so großer Schwierigkeit restaurirt, und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe, was niemand vor mir in dieser verteufelten Kunst leistete. Seht, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn, außer manchen Abänderungen und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wäre, wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten, die ich in Frankreich unter dem

wunderſamen König Franciſcus gemacht habe, ſind mir trefflich gerathen, bloß weil dieſer gute König mir immer ſo großen Muth machte mit dem vielen Vorſchuß, und indem er mir ſo viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, ſo daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deßwegen habe ich in ſo kurzer Zeit ſo eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihülfe, deren ich bedarf, ſo hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen ſoll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geiſt erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, ſo iſt es unmöglich, daß weder ich noch irgend ein Menſch in der Welt etwas leiſten könne, das recht ſey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gerne, und wendete ſich bald da- bald dorthin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter betrübte mich äußerſt; denn ich erinnerte mich des ſchönen Zuſtands, den ich in Frankreich verlaſſen hatte. Darauf verſetzte der Herzog: Nun ſage, Benvenuto, wie iſt es möglich, daß der ſchöne Kopf der Meduſe da oben in der Hand des Perſeus jemals kommen könne? Sogleich verſetzte ich: Nun ſeht, gnädiger Herr, daß ihr es nicht verſteht; denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunſt hätte, wie Sie behauptet, ſo würde Sie keine Furcht für den ſchönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten ſo weit entfernt ſteht.

Auf dieſe meine Worte wendete ſich der Herzog halb erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerei, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er ſich ſchnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm alle die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: Ich will ſo viel Geduld haben die Urſache anzuhören, die du dir ausdenken kannſt, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: Ich will Ew. Excellenz ſo eine wahre Urſache angeben, daß Sie die Sache vollkommen einſehen ſoll. Denn wißt, gnädiger Herr, es iſt nicht die Natur des Feuers abwärts, ſondern aufwärts zu gehen; deßwegen verſpreche ich, daß der Kopf der Meduſe trefflich kommen ſoll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunſt ſechs Ellen hinabgetrieben werden muß, ſo ſage ich Ew. Excellenz, daß er ſich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubeſſern ſeyn wird. Da verſetzte der Herzog: Warum dachteſt du nicht dran es ſo einzurichten, daß er eben

so gut als der Kopf sich ausgießen möge. Ich sagte: Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast, der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwei Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles soll ausgebessert seyn; wenn aber meine Form halb voll seyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Medusе werden aufs beste gerathen, wie ich euch ganz sicher verspreche. Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte, nebst noch unendlich vielen andern, die ich nicht aufschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die sich mir stündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte, und nach Florenz meinem süßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freilich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir; dessenungeachtet versprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde, und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an; denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Montelupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit hätten vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs herauszuziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß, die ich gemacht hatte, denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die

Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form hereinzubringen, und bediente mich aller schönen Vortheile, die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hob ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanffeilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach heraufkam, vergaß ich nicht die Luftcanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah, daß die Form gut befestigt war, und meine Art sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging, so wendete ich mich, überzeugt daß ich ihnen trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstgemäß eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhizt würde und zusammenflösse, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicherweise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel so viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete mich dergestalt, daß meine starke Natur nicht widerstand. Es überfiel mich ein Fieber, so heftig als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte wegzugehen und mich ins Bett zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrießlich zu denen, die mir

beiſtanden, das ungefähr zehn oder mehrere waren, ſowohl Meiſter im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die beſondern Arbeiter meiner Werkſtatt, unter denen ſich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verſchiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu dieſem ſagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: Siehe, lieber Bernardino, beobachte die Ordnung die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannſt, denn das Metall wird bald gar ſeyn; du kannſt nicht irren: die andern braven Männer machen geſchwind die Canäle, und mit dieſen beiden Eiſen könnt ihr die Löcher aufſtechen, und ich bin gewiß, daß meine Form ſich zum beſten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchſt mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, ſie ſollten allen zu eſſen und zu trinken in die Werkſtatt bringen, und ſetzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und ſagten, dieſes große Uebel würde vorbeigehen, das mich nur wegen zu gewaltſamer Anſtrengung überfallen habe, und ſo litt ich zwei ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige, die meinem ganzen Hausweſen vorſtand und den Namen Frau Fiore von Caſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äußerſt liebevoll. Sie ſchalt mich, daß ich ſo außer mir ſey, und ſuchte mich dabei wieder auf das freundlichſte und gefälligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmäßigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich ſo viel als möglich in Acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war wie ein großes S. Dieſer fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen die den armen Sündern die zum Gericht geführt werden, zuſprechen, an zu reden und ſagte: Armer Benvenuto! euer Werk iſt verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt. Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer

sich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knaben, nach dem trat und schlug ich; dabei jammerte ich und sagte: O ihr neidischen Verräther, dieses Unheil ist mit Fleiß geschehen, und ich schwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als einer darüber erstaunen soll! Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: Nun versteht mich! Weil ihr die Art und Weise, die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorcht mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widersetze sich mir, denn in solchen Fällen braucht man Beistand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alexander Lastricati und sagte: Seht, Benvenuto, ihr besteht vergebens darauf ein Werk zu machen, wie es die Kunst nicht erlaubt und wie es auf keine Weise gehen kann. Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wuth zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die übrigen mit Einer Stimme riefen: Auf! befehlt uns nur! wir wollen euch in allem gehorchen und mit allen Leibes- und Lebenskräften beistehen. Diese freundlichen Worte, denk' ich, sagten sie nur, weil sie glaubten, ich würde in kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu besehen und fand das Metall stehend und zu einem Kuchen geronnen. Ich sagte zwei Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta dem Fleischer gehen, dessen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren; und als nur die ersten Trachten herankamen, fing ich an den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient sich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieses gewaltige Feuer empfand, fing er an zu schmelzen und zu blitzen. Von der andern Seite betrieb ich die Canäle; andere hatte ich auf das Dach geschickt, dem Feuer zu wehren, das, bei der großen Stärke des Windes, wieder aufs neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen aufbreiten, die mir das Wasser abhalten sollten. Nachdem ich nun alles dieses große Unheil so viel als möglich abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald diesem, bald jenem zu: Bringe dieß! nimm das! so daß die ganze Gesellschaft, als

ſie ſah daß der Kuchen zu ſchmelzen anfing, mir mit ſo gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drei verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr ſechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch friſches Feuer und Anſtoßen mit eiſernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüſſig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten und fühlte mir eine ſolche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöſe, mit einem gewaltſamen Leuchten des Feuers, ſo daß es ſchien als wenn ſich ein Blitz in unſerer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber dieſe unerwartete fürchterliche Erſcheinung war ein jeder erſchrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, ſahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und ſich in die Höhe hob, dergeſtalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufſtoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geſchwindigkeit lief, als es ſich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zuſatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden ſeyn, und ließ ſogleich meine Schüſſeln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeiſchaffen und brachte eine nach der andern vor die Canäle; zum Theil ließ ich ſie auch in den Ofen werfen, ſo daß jeder nunmehr das Erz auf das beſte geſchmolzen ſah und zugleich bemerken konnte, daß die Form ſich füllte. Da halfen ſie mir froh und lebhaft und geherchten mir; ich aber befahl und half bald da und bald dort, und ſagte: O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferſtanden und herrlich gen Himmel gefahren biſt, verſchaffe, daß meine Form ſich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüſſel, die nicht weit von mir auf einer Bank ſtand, aß und trank mit großem Appetit, und ſo auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und geſund zu Bette — es waren zwei Stunden vor Tag — und, als wenn ich nicht das mindeſte Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe ſanft und ſüß.

Indeſſen hatte mir jene wackere Magd, aus eigenem Antrieb, einen guten fetten Capaun zurecht gemacht, und als ich aufſtand, war es eben Zeit zum Mittageſſen. Sie kam mir fröhlich entgegen und ſagte: Iſt

Das Thun intereſſirt,
Das Gethane nicht.

„So ſtill und ſo ſinnig!
Es fehlt dir was, geſteh es frei.“
Zufrieden bin ich,
Aber mir iſt nicht wohl dabei.

Weißt du worin der Spaß des Lebens liegt?
Sey luſtig! — geht es nicht, ſo ſey vergnügt.

das der Mann, der ſterben wollte? Ich glaube, ihr habt das Fieber dieſe Nacht mit euern Stößen und Tritten vertrieben; denn als die Krankheit ſah, daß ihr in eurer Raſerei uns ſo übel mitſpieltet, iſt ſie erſchrocken und hat ſich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch ſo gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verſchwunden, und wir erholten uns wieder von ſo ſaurer Arbeit. Ich ſchickte geſchwind meine zinnernen Teller zu erſetzen nach Töpferwaare, wir aßen alle zuſammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit beſſerm Appetit geſpeist zu haben. Nach Tiſche kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten ſich und dankten Gott für alles was begegnet war und ſagten, ſie hätten Sachen geſehen und gelernt, die alle andern Meiſter für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig ſtolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang; dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte ſie alle.

Sogleich ſuchte mein tödtlicher Feind, der abſcheuliche Haushofmeiſter des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet ſey, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn ſie am Gerinnen des Metalls Schuld ſeyen, ſagten ihm, ich ſey kein Menſch, ſondern eigentlich ein großer Teufel, denn ich habe das verrichtet, was der Kunſt unmöglich ſey; das brachten ſie nebſt ſo viel andern großen Dingen vor, die ſelbſt für einen böſen Geiſt zu viel geweſen wären. So wie ſie nun wahrſcheinlich mehr als geſchehen war, vielleicht um ſich zu entſchuldigen, erzählten, ſo ſchrieb der Haushofmeiſter geſchwind an den Herzog, der ſich in Piſa befand, noch ſchrecklicher und noch wunderſamer als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwei Tage mein gegoſſenes Werk hatte verkühlen laſſen, fing ich an es langſam zu entblößen, und fand zuerſt den Kopf der Meduſe, der ſehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog ſagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort das übrige aufzudecken und fand den zweiten Kopf, nämlich den Perſeus, der gleichfalls ſehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern: denn wie man ſieht, iſt dieſer Kopf viel niedriger als das Meduſenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perſeus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß gerade auf dem Kopfe des

Perſeus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, ſo daß nicht das mindeſte drüber ſtand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich ſehr verwunderte, und dieſe ſeltſame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das beſte gekommen; und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferſe ausgegoſſen, ſo wie den Fuß ſelbſt, ſo daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden geſtellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, ſo war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog ſehen ſollte, daß ich verſtehe was ich vornehme. Und wenn viel mehr von dieſem Fuß gekommen war als ich geglaubt hatte, ſo war die Urſache, daß viele Dinge zuſammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunſt ſind, und weil ich auf die Weiſe, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weiſe, die von andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk ſo ſchön gerathen fand, ging ich geſchwind nach Piſa, um meinen Herzog zu finden, der mich ſo freundlich empfing als ſich's nur denken läßt; deßgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeiſter ihm die ganze Sache geſchrieben hatte, ſo ſchien es Ihren Excellenzien noch viel erſtaunlicher und wunderſamer, die Geſchichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perſeus kam, der ſich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz vorausſagte, ſo war er voll Erſtaunen und erzählte der Herzogin, was zwiſchen uns vorgefallen war. Da ich nun ſah, daß meine Herrſchaft ſo freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen laſſen; da gab er mir gnädigen Urlaub und ſagte mir, ich möchte bald zurückkommen ſeinen Perſeus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsſchreiben an ſeinen Geſandten, welcher Everhard Serriſtori hieß. Es war in den erſten Jahren der Regierung des Papſtes Julius III. (1550, 1551).

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michel Agnolo, betreffend eine Porträtbüſte des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom, zu Anfang der Regierung des Papſtes Julius III. — Nachdem er dieſem aufgewartet, beſucht er den Michel Agnolo, um ihn zum Dienſte des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michel Agnolo lehnt es ab mit der Entſchuldigung, weil er bei St. Peter angeſtellt ſey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Hausbeſtellers Urſache ſeyn mochten. — Er wird mit dem Fürſten wieder ausgeſöhnt, fällt aber ſogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beiſteht. — Umſtändliche Erzählung dieſer Begebenheit. — Bernardone ſetzt es beim Herzog durch, daß dieſer gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. Dieſe wird des Verfaſſers unverſöhnliche Feindin.

Ehe ich verreiste, befahl ich meinen Arbeitern, daß ſie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perſeus fortfahren ſollten. Die Urſache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Porträt in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geſchickt: er hatte dieſes Bild in ſein Schreibzimmer geſtellt, das ſehr reich mit Alterthümern und andern ſchönen Dingen verziert war; aber dieſer Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Malerei. Denn die Fenſter ſtanden zu tief, die Kunſtwerke hatten ein falſches Licht und zeigten ſich keineswegs auf die günſtige Weiſe, wie ſie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab ſich's, daß gedachter Bindo an ſeiner Thüre ſtand und den Michel Agnolo Buonarotti, der vorbeiging, erſuchte, er möchte ihn würdigen, in ſein Haus zu kommen, um ſein Schreibzimmer zu ſehen. Und ſo führte er ihn hinein. Jener, ſobald er ſich umgeſehen hatte, ſagte: Wer iſt der Meiſter, der euch ſo gut und mit ſo ſchöner Manier abgebildet hat? Wißt, daß der Kopf mir gefällt! Ich finde ihn beſſer als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu ſehen ſind; ſtünden die Fenſter oben, ſo würde ſich alles beſſer zeigen, und euer Bildniß würde ſich unter ſo ſchönen Kunſtwerken viel Ehre machen.

Als Michel Agnolo nach Hauſe kam, ſchrieb er mir den gefälligſten Brief, der folgendes enthielt: „Mein Benvenuto! ich habe euch ſo viele Jahre als den trefflichſten Goldſchmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich euch auch für einen ſolchen Bildhauer halten müſſen. Wißt, daß Herr Bindo Altoviti mir ſein Porträt von Erz zeigte, und mir ſagte, daß es von eurer Hand ſey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln, daß die Büſte in ſchlechtem Lichte

ſtand; denn wenn ſie vernünftig beleuchtet wäre, ſo würde ſie als das ſchöne Werk erſcheinen, das ſie iſt.“

Dieſen Brief, der ſo liebevoll und ſo günſtig für mich geſchrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und ſagte: Benvenuto, wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſuche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme! Ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen. Darauf ſchrieb ich ihm einen ſehr gefälligen Brief und ſagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr, als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt Seiner Excellenz, ehe ich ſiegelte, und fragte, ob ich vielleicht zu viel verſprochen habe? Er antwortete mir dagegen: Du haſt nach ſeinem Verdienſte geſchrieben: gewiß er verdient mehr als du ihm verſprochen haſt, und ich will ihm noch mehr halten. Auf dieſen Brief antwortete Michel Agnolo niemals, und deßwegen war der Herzog ſehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hauſe des gedachten Bindo Altoviti, der mir ſogleich erzählte, wie er ſein Bild von Erz dem Michel Agnolo gezeigt, und wie dieſer es außerordentlich gelobt habe; und wir ſprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir 1200 Goldgulden in Händen, die ſich mit unter den 5000 befanden, welche er unſerm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Intereſſen richtig. Das war die Urſache, daß ich ſein Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs ſah, ſchickte er mir zum Geſchenk 50 Goldgulden durch einen ſeiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denſelben Mann zurückſchickte. Dann ſagte ich zu gedachtem Bindo: Mir iſt's genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun ſah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich geſinnt ſey. Anſtatt mich liebzukoſen, wie er ſonſt gewohnt war, zeigte er ſich verſchloſſen gegen mich, und ob ich gleich in ſeinem Hauſe wohnte, ſah ich ihn doch niemals heiter, ſondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienſt an ſeinem Bildniſſe und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten laſſen wollte, und er ſollte mir, ſo lang' ich lebte, fünfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papſt den Fuß zu küſſen, und glaubte, nach der Art, wie er mit mir ſprach, würde ich leicht mit

ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzu große Hindernisse fand: aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michel Agnolo Buonarotti, und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angestellt sey und deßhalb sich nicht entfernen könne. Ich sagte darauf, da er sich entschlossen habe das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, so könne er nur seinen Urbine da lassen, der vortrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Versprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und sagte mit einem spöttischen Lächeln: Und ihr, wie seyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf versetzte, daß ich äußerst vergnügt sey und sehr wohl behandelt werde, so ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne, und antwortete mir, er werde sich unmöglich losmachen können. Darauf setzte ich hinzu, er würde besser thun nach Hause in sein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde, und von einem so großen Liebhaber der Künste, als die Welt niemals gesehen hätte.

Nun hatte er, wie oben gesagt, einen Knaben bei sich, der von Urbine war; dieser hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weise gedient, welches man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michel Agnolo mit so vielen guten Gründen festhielt, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu sage. Da rief dieser Mensch auf seine bäurische Weise und mit lauter Stimme: Ich lasse nicht von Michel Agnolo, bis ich ihn schinde oder er mich. Ueber diese dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Biudo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büste verlor, und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen mußte, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treu und Glaube sey, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach Seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Castell an der Brücke zu Rifredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter

Franz Ricci, den Haushofmeiſter, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, ſagte er mit unmäßiger Verwunderung: Wie? du biſt zurück gekommen? Darauf ſchlug er in die Hände und ſagte, noch immer voll Erſtaunen: Der Herzog iſt zu Caſtello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging, und ich konnte nicht begreifen, warum die Beſtie ſich ſo gebärdete. Sogleich ging ich nach Caſtello, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, ſah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verſtehen, daß ich mich wegbegeben ſollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz ſollten mich ſo freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als Sie mich entlaſſen hatten, mußte nun ſo ein wunderliches Betragen ſehen, kehrte ſehr verdrießlich nach Florenz zurück, und ſuchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu ſo einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen, welche zunächſt um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Luſt an, Herrn Sforza ſelbſt zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten ſollte? Er ſagte darauf lachend zu mir: Benvenuto, bleibe ein wackerer Mann, und bekümmere dich um weiter nichts! Erſt viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verſchaffen, der auf eine trübe Art freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, ſo gut ich nur wußte, meine Erzählung an, ſprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte. Gleichfalls ſagte ich ihm alles wegen Michel Agnolo Buonarotti, worüber er ſich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder ſehr über die Worte des Urbino und über die Schinderei, von der dieſer Burſche geſprochen hatte: allein er ſagte zu allem dem nichts weiter, als: Es iſt ſein eigener Schade! Ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeiſter wieder etwas Böſes gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit iſt und mich aus ſo unſäglichen Gefahren bis zu dieſem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch deſſen Mühſeligkeiten ich allein mit Beihülfe ſeiner Kraft muthig hindurchgehe und weder die Wuth des Glücks, noch ungünſtige Sterne befürchte, ſo lange mir Gott ſeine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leſer, einen ſchrecklichen Verfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich, mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldſchmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und faſt alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog ſah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu ſprechen; deßwegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach ſeiner Gewohnheit und beſonders da er wußte, daß ich zugegen ſey. Sogleich fing er an mit mir zu ſprechen, und ich hatte ihm dießmal ſo wohl gefallen, daß er ſich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von ſeinen Secretären eilig und ſagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog ſtand auf und ſie gingen zuſammen in ein anderes Zimmer. Indeſſen hatte die Herzogin geſchickt, um zu ſehen, was Seine Excellenz mache. Der Page ſagte zu ihr, er ſpricht und lacht mit Benvenuto, und iſt ſehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin ſelbſt in die Garderobe, und als ſie den Herzog nicht fand, ſetzte ſie ſich zu uns, und als ſie uns eine Weile zugeſehen hatte, wendete ſie ſich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich ſehr ſelten war und fragte mich, was ich davon hielte? Ich lobte ihr ihn. Darauf ſagte ſie: Ich will, daß mir ſie der Herzog kauft, darum, mein Benvenuto, lobe ſie ihm, ſo viel du kannſt! Darauf verſetzte ich mit aller Beſcheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dachte, dieſer Schmuck gehöre ſchon Ew. Excellenz; und da verlangt es die Vernunft von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu ſprechen; jetzt aber muß ich ſagen, daß ich, vermöge meiner Profeſſion, viele Fehler an dieſen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz ſie kaufte. Darauf ſagte ſie: Der Kaufmann giebt mir ſie für 6000 Scudi; wenn ſie ohne Mängel wären, würden ſie 12,000 werth ſeyn. Darauf verſetzte ich: Wäre dieſer Schmuck auch von unendlicher Güte, ſo würde ich doch niemand rathen, mehr als 5000 Scudi dafür zu geben; denn Perlen ſind keine Juwelen, ſie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelſtein altert nicht, und den ſollte man kaufen. Darauf ſagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: Ich will aber dieſe Perlen! Lobe ſie dem Herzog, ich bitte dich darum! Und wenn du ja zu lügen glaubſt, ſo thue es mir zu dienen! es ſoll dein Vortheil ſeyn. Ein ſolcher

Auftrag war mir, als einem beständigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte: Benvenuto, was willst du? Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: Ich komme, euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen! Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: Deßhalb solltet ihr sie kaufen! Darauf sagte der Herzog: Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind! Ich aber versetzte: Verzeiht! denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.

Die Herzogin stand hinten und mußte gehört haben, was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: Benvenuto, ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst; und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowohl um die Herzogin zufrieden zu stellen als auch um sie zu besitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widersprach allem, was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja, sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich 200 Scudi haben sollte; ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und sagte, ich verstünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre wie er überzeugt sey, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich sagte: Gnädiger Herr, wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen, und die Ehre meines Perseus, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutz Ew. Excellenz. Der Herzog sah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, versetzte: Wenn du mir traust, so sorge für nichts weiter. Darauf sagte ich: Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: Rechne, daß du deine Werte in ein Diamantenkästchen vergraben hast! Darauf sagte ich ihm, wie ich's verstand, und daß sie nicht mehr als 2000 Scudi werth seyen.

Als die Herzogin hörte, daß wir still wurden — denn wir redeten ziemlich leise — kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen, denn ich habe große Lust dazu und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schöneren gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: Ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: Warum will Ew. Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und diese Perlen anschaffen? Er antwortete: Weil ich nicht Lust habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? sagte die Herzogin von neuem: warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht so viel Vertrauen habt, mir versichert, daß über 3000 Scudi noch ein wohlfeiler Preis ist. Darauf sagte der Herzog: Signora, mein Benvenuto hat mir gesagt, daß ich, wenn ich sie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn diese Perlen sind weder rund noch gleich, und es sind auch genug alte darunter; und daß das wahr ist, so seht nur diese, seht jene, seht hier, seht da! das ist keine Waare für mich. Auf diese Worte sah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, so daß ich versucht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren; weil aber mein Perseus beinahe geendigt war, so wollte ich doch nicht verfehlen ihn aufzustellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte seinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, sie sollten mich immer durch die Zimmer lassen, wo sich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hat ebendenselbigen aufgegeben, so oft ich in den Palast käme, sollten sie mich wegjagen. Wenn sie mich nun sahen, verließen sie ihren Posten und jagten mich weg; sie nahmen sich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, so daß, wenn er mich eher als diese Schelme erblickte, er mir entweder zurief oder mir winkte, daß ich hereinkommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr beklagt hatte, und empfahl ihm, so wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte, er solle sich wegheben! Der Schelm sagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch seine Eselsnase klang: O gnädiger Herr, kauft doch den Schmuck der armen Dame, die vor Verlangen

danach ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann! Da er nun noch andere ſeiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: Entweder du gehſt oder du kriegſt Ohrfeigen! Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut was er that: denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchämtheiten die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und ſich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Proviſion, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und ſo blies er aus Poſſen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn loszuwerden, und zwar ein bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und ſo fing er an Ach, gnädiger Herr, ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird. Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äußerſt zur Laſt und ſowohl wegen der Ohrfeigen als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! Gehe und mache den Handel; ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünſcht.

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann, und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs, jener dagegen gewann ſich die große Proviſion und ihre Gnade. So iſt es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu ſeyn, wenn das Glück uns übel will.

Zahme Xenien.

II.

Mit Vatis Weissagen vermischt.

Wir sind vielleicht zu antik gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen.

„Sonst warst du so weit vom Prahlen entfernt,
Wo hast du das Prahlen so grausam gelernt?“
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch seit ich zurück bin, im westlichen Land,
Zu meiner Beruhigung sind' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menschen meinen
Das ist mir einerlei;
Möchte mich mir selbst vereinen,
Allein wir sind zu zwei;
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier, ein Dort,
Das eine liebt zu bleiben,
Das andere möchte fort;
Doch zu dem Selbst Verständniß
Ist auch wohl noch ein Rath:
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge rasche That.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfaſſer wird mit andern zu Ausbeſſerung der florentiniſchen Feſtungswerke angeſtellt. — Wortſtreit zwiſchen ihm und dem Herzog über die beſte Befeſtigungsart. — Cellini's Händel mit einem lombardiſchen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verſtümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergeſtellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er hinterniſſe von Seiten der Herzogin findet. — Seltſamer Auftritt zwiſchen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verſagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzuſtellen, wodurch das Verhältniß zwiſchen beiden verſchlimmert wird. — Verdruß mit Bernardone, dem Goldſchmied. — Der Verfaſſer entgeht ſeine berühmte Statue des Perſeus; ſie wird auf dem Platze aufgeſtellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog deſſenthalb iſt ſehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienſte nicht verlaſſen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombroſa und Camaldoli.

Zu der Zeit entſtand der Krieg von Siena, und der Herzog, der Florenz befeſtigen wollte, vertheilte die Thore unter geſchickte Bildhauer und Baukünſtler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen geht, dem Cavalier Bandinelli das Thor bei San Friano; Pasqualino von Ancona ward bei dem Thor San Pier Gattolini angeſtellt; Julian di Baccio d'Agnolo, der Zimmermeiſter, bei San Giorgio; Particino, der Zimmermeiſter, bei San Niccolo; Franz da San Gallo, der Bildhauer, Margella genannt, beim Kreuze, und Johann Baptiſt, Taſſo genannt, bei dem Thore Pinti. Und ſo wurden andere Baſtionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geſchichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die beſten Einſichten zeigte, ging ſelbſt um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl überlegt und ſich entſchloſſen hatte, rief er Lactanz Gorini, ſeinen Caſſirer, der ſich auch ein wenig mit dieſer Profeſſion abgab, und ließ ihn alle die Art und Weiſe zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befeſtigt werden ſollten, und ſchickte einem jeden ſein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Riſſe betrachtete, die man mir zugeſchickt hatte, ſchien es mir, daß ſie keineswegs nach den Umſtänden eingerichtet, ſondern äußerſt fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich, mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzuſuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieſer Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog ſich ergrimmt zu mir wendete und ſagte: Wenn

die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich dir nachgeben, aber in dieser Kunst mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe! Auf diese kurzen Worte antwortete ich so gelind, als ich in der Welt nur wußte, und sagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art Figuren zu machen habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber gestritten; nun ist die Rede von der Befestigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen; deßhalb bitte ich Ew. Excellenz, mich anzuhören, und wenn ich so mit Ihnen spreche, werden Sie mir die Art und Weise zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Diese meine gefälligen Worte nahm der Herzog sehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte sodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art, die man mir vorgeschrieben hatte, nicht gut sey. Darauf sagte der Herzog: Nun gehe und mache selbst eine Zeichnung! und ich will sehen, ob sie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befestigt werden mußten, und brachte sie ihm; er unterschied das Wahre vom Falschen und sagte mir sehr freundlich: Nun gehe und mache es nach deiner Art! ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein lombardischer Capitän von schrecklicher starker Gestalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerst unwissend; dieser fragte mich sogleich, was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da und dort hin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte seinen ungeheuern Knebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und sagte nur immer: Zum Henker, ich verstehe das alles nicht! Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: So laßt es mich machen, der ich's verstehe! Dabei wendete ich ihm den Rücken, was er höchst übel nahm und sagte: Du willst gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten soll. Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: Es sollte mir lieber seyn mit dir, als mit der Bastien zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele wackere Leute von unsern Florentinern und andern Hofleuten dazwischen legten. Der große Theil schalt ihn aus und sagte, er habe Unrecht;

ich sey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er sich um seine Geschäfte, und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitän von Cesena fand, den artigsten Mann, den ich jemals von dieser Profession gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er sich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravsten und tödtlichsten Menschen, die man sich denken kann. Dieser Edelmann beobachtete mich so genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünschte meine Arbeit zu verstehen; und ich zeigte ihm alles aufs gefälligste. Genug, wir wetteiferten, wer sich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, so daß ich diese Bastion weit besser als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Festungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande gestreift, und das ganze Gebiet von Prato war so in Furcht gesetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen sie mit allen ihren Karren herbei, und jeder fuhr seine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun solche Unordnung sah, sagte ich zur Thorwache, sie sollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne, wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem solchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und seinen Dienst nicht leisten konnte. Als das Ungeheuer von Capitän diese meine Worte hörte, wendete er sich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm sogleich zurückgab, so daß es zwischen uns hätte schlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perseus zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann; und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen, sie selbst mit gewissen Grabsticheln rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Excellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meißelchen, die er in der Hand hielt, schlug, so daß

die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herstellte; und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meißeln hatte, so ließ er mich auch des Tags arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Perseus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geschah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur beim Einbruche der Nacht in den Palast kommen sollte. Seine Excellenz war äußerst sanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkosungen zu.

In diesen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, so daß Seine Excellenz, um abgesondert zu seyn, sich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen, ich sollte durch seine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewisse Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um diese Zugänge, und ließ alle diese Thüren verschließen, so daß ich alle Abende, wenn ich in den Palast kam, eine Weile warten mußte, weil sie sich selbst in diesen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil sie nicht wohl war, so kam ich niemals, ohne sie zu stören. Nun warf sie deßwegen, und wegen der schon bekannten Ursache, den äußersten Groll auf mich, und konnte mich auf keine Weise weder sehen noch leiden. Doch mit aller dieser großen Noth und diesem unendlichen Verdruß fuhr ich gelassen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thüre pochte, sogleich aufmachen sollte; und so ließen sie mich, ohne mir etwas weiter zu sagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bei ihrer Bequemlichkeit fand, die sich denn mit einem so wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte. Sie sagte mir immer: Wann wirst du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig seyn! dein Kommen

wird mir allzu lästig. Darauf antwortete ich mit der größten Gelassenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerin, ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich, wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen, daß ich krank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wiedersehen. Darauf versetzte sie: Ich sage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen sollst, aber mir scheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hiervon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weise veranlaßt worden seyn, genug, wenn vierundzwanzig Uhr herbeikam, so ließ er mich rufen und der Bote sagte jederzeit: Verfehle nicht zu kommen! der Herzog erwartet dich, und so fuhr ich fort, mit eben denselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Herzog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin, und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaßen erschreckt eilig zurückgehen wollte; er aber sagte schnell zu mir: Komm herein, mein Bewenute! gehe an deine Arbeit, und ich werde bald bei dir seyn. Indessen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Gracia, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Jacke, und trieb so artige Scherze, als ein solches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte sich darüber und sagte: Was ist das für eine anmuthige Freundschaft, die meine Kinder zu dir haben?

Indessen ich nun an diesen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Gracia den ganzen Abend um mich herum, und stachen mich, ohne daß es der Herzog sah; ich aber bat sie ruhig zu seyn. Sie antworteten: Wir können nicht! Und ich versetzte: Was man nicht kann, will man auch nicht; darum laßt mich ruhen! Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Base des Perseus angebracht sind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perseus, mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich sie zusammen in gedachtes Zimmer bringen lassen, wo ich Abends arbeitete, und sie in Eine Reihe, ein wenig höher als das Auge, gestellt, wo sie sich wirklich sehr gut ausnahmen. Der Herzog,

der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Personen, die ihm die Nachricht brachte, diese Arbeiten über Verdienst gerühmt und gesagt hatte, sie seyen besser als die alten, und mehr solche Dinge, so kam nun der Herzog und die Herzogin, und sprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber stand geschwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach seiner fürstlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birne hielt, so groß und schön, als man sie nur sehen kann, und sagte dabei: Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe diese Birne in den Garten deines Hauses! Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr, ist es Ihr Ernst, daß ich die Birne in den Garten meines Hauses legen soll? Der Herzog sagte von neuem: In den Garten des Hauses, das dein ist! Verstehst du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den besten Ceremonien, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann setzten sie sich gegen die Figuren über, und sprachen über zwei Stunden von nichts als von denselben, so daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen danach empfand und zu mir sagte: Ich will nicht, daß du diese schönen Figuren da unten auf dem Platz verschwendest, wo sie in Gefahr kämen, verdorben zu werden, vielmehr sollst du sie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich sie aufs beste will halten lassen, wie ihre seltene Tugend verdient. Gegen diese Worte setzte ich mich mit unendlichen Gründen; weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figuren nicht an die Base, wo sie sich jetzt befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab, und ging um zweiundzwanzig Uhr in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunterstragen, und weil ich an der Base schon alles zurecht gemacht hatte, so löthete ich sie sogleich ein, wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so zornig, daß sie mir, wenn ihr Gemahl nicht gewesen wäre, gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen, und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam also Abends nicht mehr hin; denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perseus schon hingebracht hatte, und arbeitete an seiner Vollendung unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter so vielen andern

Vorfällen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamanten zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag, das Werk zu sehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er sich zu gewissen Herren, die mit ihm waren, und sagte: Ob uns gleich dieses Werk sehr schön vorkommt, so muß es doch auch dem Volke gefallen; deßwegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegst, wünschte ich, daß du mir zu Liebe diese vordere Thüre nach meinem Palaste zu öffnetest, um zu sehen, was das Volk dazu sagt; denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied seyn muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf diese Worte sagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehen. Erinnern sich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte. Ja sogar Bandinelli, der es daselbst sah, war genöthigt, ungeachtet seiner bösen Natur, Gutes davon zu reden, er, der sein ganzes Leben lang von niemand Gutes gesprochen hat; und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel. Darauf sagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung!

Als er weg war, machte ich mich daran die Statue aufzudecken; weil aber ein wenig Gold fehlte und ein gewisser Firniß und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, schalt und betrübte mich und verwünschte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust, den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte; denn alles, was ich von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so, mit größtem Verdrusse, deckte ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß so bald als sie gesehen wurde, sich ein unmäßiges Geschrei zum Lobe des Werks erhob, wobei ich mich ein wenig getröstet fühlte. Die Leute hörten nicht auf immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demselben

Tage daran; an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und griechische Verse; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa, und alle die vortrefflichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Gesinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunst, nämlich Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte; und unter andern der geschickte Maler Jakob von Pontormo; am höchsten aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Malers, dem es nicht genug war verschiedene Gedichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes auf seine seltene und angenehme Weise sagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und so hatte ich das Werk wieder bedeckt und suchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunst erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei diesem kurzen Anblick erzeigt hatte, sagte er: Ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden; aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler, die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun; so mag er sich mit Geduld waffnen. An diesen Reden war Bandinelli Schuld, denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andreas del Verrocchio angeführt, der den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orsanmichele sieht, und noch andere Werke, sogar den verwundernswürdigen David des göttlichen Michel Agnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Hercules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch so ablaufen; denn der neidische Bandinelli hörte nicht auf Uebels zu reden. So sagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardone, der Mäkler, nur um dem Bandinelli zu schmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen ist eine andere Kunst als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen,

die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald — es war noch nicht ganz Tag — vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes, das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza, gehe zu Benvenuto und sage ihm von meinetwegen, daß er mich mehr, als ich hoffte, befriedigt hat. Ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern; und sage ihm, er solle gutes Muths seyn. Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies und mich dem und jenem als eine neue und wundersame Sache zeigte. Unter andern waren zwei Excelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen sie heftig auf mich los und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wäre. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Platze wegzugehen, weil die Leute bei uns still standen und mich schärfer ansahen als unsern Perseus selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprachen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann Fra Agnolo von den Serviten habe ihnen einen Brunnen gemacht mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perseus, und er sey dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles, was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt als irgend ein anderer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wäre ich in

Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franciscus, der mir tausend Goldgulden für meinen Unterhalt gab und dazu die Arbeit meiner sämmtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgulden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten und versicherte sie, das sey die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust gut zu arbeiten so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm sogleich von ihnen Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorübergehen, und als ich sah, daß das große Lob immer zunahm, entschloß ich mich meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte: Mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk zufrieden gestellt; aber ich verspreche dir, daß ich dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du dich verwundern sollst, und ich sage dir, der morgende Tag soll nicht vorüber gehen. Auf diese herrlichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in einem Augenblick zu Gott und dankte ihm aufrichtig; zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen, die sie ausüben, ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hülfe bewegen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, worauf ich versetzte: Morgen früh will ich weggehen, auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Vätern der heiligen Maria, und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über San Francesco della Vernia zurück-

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas anders bringt,
So laßt uns das ereilen
Was unverhofft gelingt.

Wie ihr denkt, oder denken sollt,
Geht mich nichts an;
Was ihr Guten, ihr Besten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun,
Möge nur keiner lässig ruhn! —
Was ich sag' ist Bekenntniß,
Zu meinem und eurem Verständniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So machts denn auch vollkommner und bisser!
Besser sollt' es heißen und vollkommner;
So sey denn jeder ein Willkommner.

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

Ich bin so guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner seyn.

Ja das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß

kehren, unter beſtändigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunſch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf ſagte mir der Herzog mit heiterem Geſichte: Gehe und kehre zurück! Wirklich, ſo gefällſt du mir; laſſe mir zwei Verſe zum Andenken und ſey unbeſorgt.

Sogleich machte ich vier Verſe, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab ſie Herrn Sforza, der ſie dem Herzog in meinem Namen über[illegible]te. Dieſer empfing ſie, gab ſie ſodann zurück und ſagte: Lege ſie nur täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäme und ſeine Z[illegible] nicht ausgefertigt fände, ich glaube, er brächte mich um. Auf dieſe [illegible]erzhafte Weiſe verlangte der Herzog erinnert zu werden. Dieſe beſtimmten Worte ſagte mir Herr Sforza noch ſelbigen Abend, verwunderte ſich über die große Gunſt, und ſagte mir auf eine ſehr gefällige Weiſe: Gehe, Benvenuto, und komme bald wieder! Ich beneide dich.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet auf ſeinem Wege einem alten Alchimiſten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von ſeiner eigenen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für den Chor von Santa Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltung giebt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbietet ſich, zwei Pulte für den Chor zu machen, und ſie mit halberhobenen Figuren in Erz auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorſchlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Pſalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reiſe ſingend und ausſprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die ſchönſte Sommerzeit und die Ausſicht in ein Land wo ich nie geweſen war, ſchien mir ſo reizend, daß ich erſtaunte und mich ergötzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebzig Jahre, vom gefälligſten

Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsar, eine Art von chirurgischem Arzt, der ein wenig nach der Alchymie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise mit mir bekannt geworden war, sagte er unter anderem eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergestalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über San Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaste und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palast des Podestà zurückkehrte, bei der Abtei. Als er mich sah, empfing er mich aufs freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: Warum bist du so geschwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich: Zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gerne wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? sagte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig, daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige, und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Daselbst führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden: deßwegen sey gutes Muths!

Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jakob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepfählt und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog, sagte er, will von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich, es sey meine Art nicht, den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was anders versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: Ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst, was du verlangst, bei Strafe, völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebkosungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich, wenn der Herzog mir 10,000 Scudi gäbe, so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wäre ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that deßgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige baut man mit zehntausend Ducaten. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte, Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden, die ihr Städte und Paläste zu vollenden verständen, aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg, ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen; denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs. Seine

Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich vergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd: Du würdest am besten thun, wenn du meinem Rathe folgtest. Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demüthige Worte brauchte; denn ob sie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter anderem sagte: O Benvenuto, es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog hast, ins gleiche zu bringen. Hättest du Vertrauen in mich, so glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse, so wirst du dich dabei sehr übel befinden; das sey dir genug! ich kann dir nicht alles sagen. Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauisch gemacht; denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: Er will ja für weniger als zwei Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt seyn.

Wegen dieses Verdachtes sagte ich Herrn Albizzi: Ich überlasse ihm alles, und ich würde mit dem was er thue, völlig zufrieden seyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann, der sich recht gut auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerei und verstand auch deßwegen nicht das mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog: Auch ich will euch die Entscheidung übertragen, und mit allem was ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte, der Herzog solle mir 3500 Goldgulden reichen lassen,

wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sey, und womit ich zufrieden seyn konnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie, es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte; ich würde ihm wenigstens 5000 Goldgulden verschafft haben, und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanne Salviati; sie lachte mich aus und sagte, das Uebel das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen, mir sollten 100 Goldgulden monatlich bezahlt werden; nachher fing Herr Antonio de' Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur 50 zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur 25, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich aufs höflichste an ihn und bat ihn, mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir so gütig, und es schien mir, daß er sich gar zu weit herausließe: denn er sagte, er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortsetzen, weil man im Palast nicht zum besten mit Geld versehen sey; er verspreche aber, daß er mich bezahlen welle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: Ich müßte ein großer Schelm seyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein solches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich so bald als möglich befriedigt sehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich so aufziehen sah, erzürnte ich mich mit ihm und sagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an seine eigenen Ausdrücke. Indessen starb er und man blieb mir 500 Goldgulden schuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 sind.

Auch war ein Theil meiner Besoldung rückständig geblieben, und ich dachte nicht, diesen Rest jemals zu erhalten; denn es waren schon drei Jahre verflossen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in achtundvierzig Stunden das Wasser nicht lassen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er sich vielleicht zu Gott und beschloß, daß jeder seinen Rückstand erhalten solle; da wurde ich denn auch bezahlt, aber für meinen Perseus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mir vorgesetzt, dem Leser von meinem unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden seyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht, mich wieder allmählig in Gunst zu setzen und bei dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen; denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alphons Quistelli, Herrn Jakob Polverini, dem Fiscal, und besonders von Baptist Bandini von Volterra dulden mußte, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen, als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: Das ist ein Fall, wie mit deinem Perseus, für den du mir 10,000 Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schätzen lassen, und was man recht findet, sollst du haben. Hierauf antwortete ich, ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann! Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte; unter andern rief er aus: Ja, es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deßwegen wird er es auch zu beurtheilen wissen! Er meinte den Bandinelli, Cavalier von St. Jakob. Darauf versetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand gesetzt, in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie zum Beispiel Bronzino, der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieser wundersame Mann war Schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Malerei abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk

vollenden können. Auch gestehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meister Michel Agnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit niemand bekannt sey, der sie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie mehr als ein anderer lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß, Ew. Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlichern Münze bezahlen; denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen. Darauf antwortete der Herzog: Du denkst nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen; aber ich sage dir, du sollst mehr haben als sie werth ist. Darauf versetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bei San Felice — denn der Herzog ging nach dem Palaste zurück — und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! Hüte dich wohl wegzugehen! Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast; dort gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartolini, und Herrn Pandolfo della Stufa den Auftrag, sie sollten Baccio Bandinelli von seinetwegen sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beiden wackern Männer gingen sogleich zum Bandinelli und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte sehr gut was sie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: Der Herzog hat uns gesagt, daß er, bei Strafe seiner Ungnade, euch befiehlt, ihm den Preis zu bestimmen. Wollt ihr zwei, drei Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt euch die Zeit, und dann sagt uns, was die Arbeit verdiene! Darauf antwortete jener, er habe sie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen: das Werk

ſey reich und ſchön gerathen, ſo daß es wohl 16,000 Goldgulden und mehr werth ſey. Dieſe Worte hinterbrachten ſogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher ſich ſehr darüber erzürnte. Auch ſagten ſie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weiſe das Lob des Bandinelli annehmen wolle, da er nur Uebels von jedermann ſpreche. Dieſe meine Worte ſagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlaſſen ſollte. Das iſt nun alles die reine Wahrheit; genug, ich hätte beſſer gethan, die Herzogin walten zu laſſen, denn ich wäre in kurzem bezahlt geweſen und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli, ſeinen Auditor, ſagen, er verlange daß ich gewiſſe Geſchichten in halberhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen ſolle. Weil aber dieſer Chor ein Unternehmen des Bandinelli war, ſo wollte ich ſein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er ſelbſt die Zeichnung dazu nicht gemacht — denn er verſtand nichts in der Welt von Architektur — vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb; genug, es iſt nicht die mindeſte Kunſt daran. Aus dieſer doppelten Urſache wollte ich das Werk nicht machen; doch hatte ich immer auf das ergebenſte den Herzog verſichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir beföhle. Nun hatte der Herzog den Werkmeiſtern von Santa Maria del Fiore befohlen, ſie ſollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Beſoldung von 200 Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit ſollten ſie mir aus der Baukaſſe bezahlen. So erſchien ich vor gedachten Werkmeiſtern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen ſicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß ſo viele Geſchichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wäre; dabei führte ich meine Urſachen an, welche ſie alle ſehr wohl begriffen. Die erſte war, die Zeichnung des Chors ſey ganz falſch und ohne die mindeſte Vernunft gemacht; man ſehe weder Kunſt noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweite Urſache war, weil gedachte Geſchichten ſo niedrig zu ſtehen kämen, daß ſie unter dem Auge blieben, von Hunden beſudelt und immer von Staub und allem Unrath voll ſeyn würden; deßwegen wollte ich ſie nicht machen: denn ich möchte nicht gern den Ueberreſt

meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen lassen; dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerem Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß, wenn ich sie nicht besser machte, als die schönste Thüre von St. Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit; wenn ich aber sie nach meinem Versprechen vollende, so wäre ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann 1000 Scudi weniger geben, als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmste zu sagen glaubte; es war aber gerade das Gegentheil, denn dieser versetzte, ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und so ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entschieden worden wäre.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen seyn, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu, wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke seyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhobener Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen. Dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste

zum Dienſt und das ſchönſte zur Anſicht ſey. Der Herzog antwortete mir, daß ihm das zu vier Seiten beſſer gefalle, und daß er es ſo haben wolle, und ſprach lange auf eine freundliche Weiſe mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunſt zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einſah, daß ich wahr redete, und es doch auf ſeine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter geſagt wurde.

Zehntes Capitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptun aus einem großen verunſtalteten Stück Marmor machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Unguſt der Herzogin erhält Ammanati den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanati verdrängt.

Zu dieſer Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht; man fuhr ihn ſodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn beſſer auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu beſehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin aus ganz beſonderer Gunſt ihn dem Cavalier Bandinelli zugedacht hatte, ſo jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die beſten Abſichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der Herrſchaft eines böſen Geſchicks liegt, auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen; denn wenn er ſie auch aus einem offenbaren Uebel gerettet, ſo wird ſie doch in ein viel ſchlimmeres fallen, ſo wie dieſer Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanati kam, wie ich zu ſeiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den ſchönen Marmor geſehen hatte, nahm ich ſogleich ſeine Höhe und ſeine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verſchiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo ſich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen, ihrem Sohn, befanden. Sie waren ſämmtlich bei Tafel, jene aber ſpeiſten allein, und ich ſuchte dieſen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile

Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles iſt als wie geſchenkt.

„Warum man ſo manches leidet
Und zwar ohne Sünde? —
Niemand giebt uns Gehör.“
Wie das Thätige ſcheidet,
Alles iſt Pfründe
Und es lebt nichts mehr.

„Manches können wir nicht verſtehn.“
Lebt nur fort, es wird ſchon gehn.

„Wie weißt du dich denn ſo zu faſſen?“
Was ich tadle muß ich gelten laſſen.

„Bakis iſt wieder auferſtanden!“
Ja! wie mir ſcheint in allen Landen.
Ueberall hat er mehr Gewicht,
Als hier im kleinen [illegible]imgedicht.

Gott hat den Menſchen gemacht
Nach ſeinem Bilde;
Dann kam er ſelbſt herab,
Menſch, lieb und milde.

Barbaren hatten verſucht
Sich Götter zu machen;
Allein ſie ſahen verflucht,
Garſtiger als Drachen.

mit dem Prinzen geſprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer ſaß, und ließ mich mit ſehr günſtigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Geſpräch auf den ſchönen Marmor, den ich geſehen hatte, und ſagte, wie ihre Vorfahren dieſe edelſte Schule nur dadurch ſo vollkommen gemacht hätten, daß ſie den Wetteifer aller Künſtler unter einander zu erregen gewußt; auf dieſe Weiſe ſey die wunderſame Kuppel und die ſchönen Thüren von St. Johann, und ſo viel andere ſchöne Tempel und Statuen fertig, und ihre Stadt durch Talente ſo berühmt geworden, als ſeit den Alten keine bisher geweſen. Sogleich ſagte die Herzogin mit Verdruß, ſie wiſſe recht gut alles was ich ſagen wolle; ich ſolle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor ſprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber verſetzte: Alſo mache ich euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz beſorgt bin, und alles bedenke, damit Sie beſſer bedient ſeyn mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptun machte, wenn ihr auch ſchon entſchloſſen ſeyd, daß Bandinelli denſelben machen ſoll, ſo würde dieſer, um ſeiner Ehre willen, mit größerem Fleiße arbeiten, ein ſchönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitbewerber hat. Auf dieſe Weiſe werdet ihr beſſer bedient ſeyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten ſtrebt, ich meine nach der ſchönen Art dieſer wunderſamen Kunſt; ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergötzt und ſie verſteht. Darauf ſagte die Herzogin in großem Zorne, meine Worte wären umſonſt; ſie wolle, daß Bandinelli den Marmor haben ſolle. Frage den Herzog, ſetzte ſie hinzu, ob dieß nicht auch ſein Wille ſey? Darauf ſagte der Herzog, der bisher immer ſtill geweſen war: Es ſind zwanzig Jahre, daß ich dieſen ſchönen Marmor ausdrücklich für Bandinelli brechen ließ, und ſo will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten ſoll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und ſagte: Ich bitte Ew. Excellenz, mir die Gnade zu erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eigenen Vortheil ſage. Der Herzog verſetzte, ich ſolle ſagen, was ich wolle; er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Wißt, mein Herr, der Marmor, woraus Bandinelli ſeinen Hercules und Cacus machte, ward für den trefflichen Michel Agnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simſon mit

vier Figuren gemacht hatte, woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinelli brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt; deßwegen schreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht, das man jenem Marmor angethan. Ich glaube, daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeiten angeschlagen werden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieses Vorfalls sich sehr gut erinnert. Deßwegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten, dem Michel Agnolo seinen schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinelli zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht, könntet ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinelli zugedacht ist, von ihm verdorben werde? Und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt sie vor der Schule sämmtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beste wählen. Auf diese Weise werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen, was Bandinelli gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth. Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und

als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie, was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen; ein Crucifix von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wißt, gnädige Frau, daß ich es nicht für 2000 Goldgulden hingäbe: denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht; auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen; deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwei Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu der Arbeitslohn, so kommt er mich über 300 Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für 2000 Goldgulden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle, die zum Neptun befohlen sind, weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: Also schätzest du weder meine Hülfe noch meinen Widerstand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich 2000 Goldgulden werth halte: aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke; und wenn der große Michel Agnolo Buonarotti selbst gegenwärtig wäre, von welchem und von sonst niemand ich das was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu beſehen und mit ihm zwei Geſandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel ſehr wohl, und der Herzog ſagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's! Da begünſtigten mich beide gar ſehr, am meiſten der Geſandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit ſie alles ſagen möchten, was ihnen gefiele. Als ich aber vernahm, daß ich begünſtigt wurde, trat ich ſogleich näher, wendete mich zum Herzog und ſagte: Ew. Excellenz ſollte noch eine andere wunderſame Vorſicht brauchen und befehlen, daß jeder ein Modell von Erde, und gerade ſo groß als es der Marmor fordert, verfertigen ſolle. Dadurch würden Sie ſich am beſten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn ſollte der Marmor unrecht zugeſprochen werden, ſo werden Sie nicht dem verdienten Manne, ſondern ſich ſelbſt großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerſt den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einſichtsvolle Perſonen werden ſich überzeugen, daß Sie an der Kunſt Freude haben und ſich darauf verſtehen. Auf dieſe Worte zog der Herzog die Achſeln, und indem er wegging, ſagte der Lucheſiſche Abgeſandte zu ihm: Herr, euer Benvenuto iſt ein ſchrecklicher Menſch! Der Herzog ſagte darauf: Er iſt viel ſchrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht geweſen wäre; denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen ſind. Dieſe ausdrücklichen Worte ſagte mir derſelbe Geſandte, und ſchien mich über meine Handlungsweiſe zu tadeln. Worauf ich verſetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es iſt mir nicht möglich zu ſchmeicheln.

Verſchiedene Wochen hernach ſtarb Bandinelli, und man glaubte, daß, außer ſeiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben wohl die Urſache ſeines Todes geweſen ſey. Denn als er vernommen hatte, daß ich obgedachtes Crucifix in der Arbeit habe, ſo legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung ſieht. Nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella beſtimmt und ſchon die Haken befeſtigt, um es anzuhängen; nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine

Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlangtet ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufstellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Verbereitungen anbringe? Deßhalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf sogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen und mein Grab auf alle Weise, wie es mir gefalle, darin zurichten sollte. Bandinelli hatte dieses gemerkt und eilte, sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle, welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin, sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen, den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäkler, eines Tages, als ich ihm begegnete, die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinelli wärest du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanati wird dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken, daß ich ihn von Marmor machen wollte, denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 03824/188

selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuern Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle, Johann Fiammingo, im Kloster Santa Croce, Vincenz Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Octavian Medicis; der Sohn des Moschino zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomäus Ammanati in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden, und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Georg, dem Maler, der ihn in den Raum des Ammanati geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Georg mehrere Tage nebst Ammanati und allen seinen Gesellen gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: Gehe und frage den Benvenuto, ob sein Koloß so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzogs aus und sagte mir dazu, wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen; denn der Herzog wisse wohl, daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sey, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrenste Künstler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren, und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: Das kleine Modell, das ich in seinem Hause gesehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben

und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Bicchio, der Peter Maria d' Anterigoli hieß und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzte, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptun zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Scheffel Korn, so viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Kastanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit, in der wir lebten, mir sehr zu Statten kamen; denn diese Dinge waren wohl 100 Goldgulden werth, und ich gab ihm 160 Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift, daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien mir, wie ich sagte, nicht nöthig das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur aufs beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte. Und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge seyn.

Nun ersuchten wir beide Herrn Peter Franz Bartoldi, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführt werden müßte; aber der Notar hörte nur auf zweiundzwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorsagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indessen als der Notar schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden dar t zubrachte, so machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptun. Da nun also der Contract geschlossen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkosungen, und ich that ihm ein gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Capaunen, weichen Käse und viele Früchte, so daß ich anfing mich zu schämen und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, so wie auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an, es sey nicht erlaubt, daß ich vor so viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entschließen könnte meine Arbeiten, nur auf drei Tage

ruhen zu lassen; ich solle doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiste. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundsätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile, bis sie das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien, denn er begegnete mir aufs freundlichste, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strohhut, weil sie versicherte keinen schöneren gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speisten wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu besehen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht so ganz gefunden hättet, wie man es euch beschrieben hat, seyd versichert, man wird euch über das Versprochene befriedigen; denn ihr habt es mit rechtschaffenen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist. Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Roselli, und sagte mir mehr als einmal: Seht nur zu euern Sachen, es wird sich zeigen, wer von uns der traurigste seyn wird. Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse

unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwei Miglien von Bicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Liebkosungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und alle Einwohner sahen mich mit Verwunderung, wie einen seltenen Gegenstand an, besonders aber ein wackerer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brod auf den Verkauf bäckt: was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Miglie weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Dieser gute Mann nun wohnte zur Miethe in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: Ich bin in eurem Hause, und ihr sollt zur rechten Zeit euren Zins erhalten; oder wollt ihr ihn voraus? denn ich wünschte, daß ihr auf jede Weise mit mir zufrieden seyn möget. Indeß wir so sprachen, bemerkte ich, daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel und ich zu ihm sagte: Sagt mir, lieber Johann, warum ihr mich so stark anseht? Darauf sagte der wackere Mann: Ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverläßig wie ihr seyd, versprecht mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich versprach's ihm, und er fuhr fort: So wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Sbietta für ein gescheidter Mann sey! Er habe sein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen eingelassen: drum lebt nur so lange es gehen will! Thut die Augen auf! denn ihr habt's Ursache; ich sage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptist Santini, und gedachter Priester führte uns beide zu Tische. Es war ungefähr zwanzig Uhr, und man speiste meinetwegen so früh, weil ich gesagt hatte, ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geschwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Cecchino Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mit so einer gewissen vertrakten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht speisen kann, denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen,

Wer wollte Schand' und Spott
Nun weiter steuern?
Verwandelte sich Gott
Zu Ungeheuern.

Und so will ich, ein für allemal,
Keine Bestien in dem Götter-Saal!
Die leidigen Elephanten-Rüssel,
Das umgeschlungene Schlangen-Genüssel,
Tief Ur-Schildkröt' im Welten-Sumpf,
Viel Königs-Köpf auf Einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird sie nicht reiner Ost verschlingen.

Der Ost hat sie schon längst verschlungen:
Kalidas und andere sind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichter-Zierlichkeit
Von Pfaffen und Fratzen uns befreit.
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es' nur keine Steinhauer gegeben.
Was will man denn vergnüglicher wissen!
Sakontala, Nala die muß man küssen,
Und Mega-Dhuta, den Wolkengesandten,
Wer schickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

„Willst du, was doch Genesene preisen,
Das Eisen und handhabende Weisen
So ganz entschieden fliehen und hassen?"
Da Gott mir höhere Menschheit gönnte,
Mag ich die täppischen Elemente
Nicht verkehrt auf mich wirken lassen.

---

und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten und man anfing das gesottene Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für Einen Mann. Santini, der mir gegenüber saß, sagte darauf: Habt ihr jemals so gute Kost gesehen? und euch geben sie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tische rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz außerordentlich beschäftigt. Endlich bat ich das Weib so sehr, daß sie zu uns kam, aber sie beklagte sich, und sagte: Meine Speisen schmecken euch nicht; denn ihr eßt so wenig. Ich lobte aber ihr Gastmahl über die Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich nöthigte. Als wir aufstanden, waren schon die einundzwanzig vorbei, und ich wünschte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiste fort. Ich war nicht drei Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich, und mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daselbst an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen: es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tische bleiben wollte, ja daß er sollte gesagt haben, sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht und angenehm zu essen war, eine Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so aß ich auch nur ein paar Bissen

hierven, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte, daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholemäus Ammanati frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ, ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinelli betragen, der in Reden ausbrach, die einem Künstler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten, ich habe es immer vermuthet; er solle nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franz da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts mehr bei mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franz sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tages: Benvenuto, danke Gott! du hast gewonnen, zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdrusse der Schelme, welche dir zu Schaden gedachten, durchbringen. Darauf versetzte Meister Raphael, das wird eine von den besten und schwersten Curen seyn; denn du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franz, und sagte: Es war vielleicht ein giftiges Insect. Da versetzte ich: Ich weiß recht wohl, daß es Gift ist, und wer mir es gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen, und ihrem Gemahl, Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal Medicis stirbt, worüber am florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanati schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptun, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco, dem Sohn des Herzogs, zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeigte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wäre, so hätte es mir gleichgültig seyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit unzufriedener Miene: Benvenuto, bekümmert euch nicht, daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eigenen Schaden gethan; wollt ihr aber, daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagte Seine Excellenz noch manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren; ich aber versetzte, er möge doch die Gnade haben, und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte; denn ich wünschte, sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereien und anderen Schelmstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Sbietta selbst noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir vor Zeugen die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Everhard Serristori und Friedrich Ricci waren. Alphons Quistelli war Fiscal und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandri darunter; genug, alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben. Der einzige Friedrich Ricci widersprach; denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte, und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Everhard Serristori und die andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata, und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns andere vermocht, daß du wider unsern Willen bist verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen, denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden; genug, mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintan zu setzen. Mit diesen Entschließungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich aufs beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gerne, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tages, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria d'Anterigoli, zu sprechen, und sagte: Ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptun, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genaueste und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an das Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta oder diejenigen, welche mir das Gift gegeben, eher belohnen als bestrafen, weil das Gift, indem es nicht so stark gewesen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel, das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs mit Aufmerksamkeit zu, und sagte nur: O die bösen Menschen! Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sey, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tages trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr schien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Concino, einer von den ersten Secretären des Herzogs, und sagte mir halb trotzig: Der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben; willst du aber arbeiten, so sollst du auch zu thun finden, mehr als du gedenkst. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König seyn. Ja, viel lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten. Dann sagte er: Wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne weiteres.

Drum gehet nach Florenz zurück und seyt gutes Muthes, denn der Herzog will euch wohl. Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken, und alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden sehen, der kommen wollte. Nun geschah es nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beide Herrschaften sowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun sah, daß ihre Excellenzen so wohl zufrieden mit dem Werke waren und es so sehr lobten, auch ich niemand gewußt hätte, der würdiger gewesen wäre es zu besitzen, so machte ich ihnen gern ein Geschenk damit, und bat nur, daß sie mit mir in das Erdgeschoß gehen möchten. Auf diese Worte standen sie gefällig auf, und gingen aus der Werkstatt in das Haus. Dort sah die Herzogin mein Modell des Neptun und des Brunnens zum erstenmal, und es fiel ihr so sehr in die Augen, daß sie sich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und sagte: Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht, daß dieses Werk den zehnten Theil so schön seyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verschiedenemal: Hab' ich's euch nicht gesagt? So sprachen sie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und schienen mich gleichsam um Vergebung zu bitten. Darauf sagte der Herzog, ich solle mir einen Marmor nach Belieben aussuchen und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf diese gütigen Worte versetzte ich: wenn Sie mir dazu die Bequemlichkeit verschaffen wollen, so würde ich Ihnen zu Liebe gern ein so schweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog schnell: Du sollst alle Bequemlichkeit haben, die du verlangst, und was ich dir von selbst geben werde, soll noch viel mehr werth seyn. Mit so gefälligen

Worten gingen sie weg, und ließen mich höchst vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah, daß man zu nichts Anstalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man sagt. Gedachter Abgesandter war mein genauer Freund, und wir sahen uns oft. Als er mir nun die Gunst erzählte, die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber sagte mir im Namen der Königin: Ihro Majestät wünsche sehr, das Grab Heinrichs (II.) ihres Gemahls geendigt zu sehen; Daniel da Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, sein Termin aber sey verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Zierrathen kommen; wollte ich nun nach Frankreich in mein Castell zurückkehren, so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte ihr zu dienen. Darauf versetzte ich gedachtem Baccio, er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden sey, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr Baccio fröhlich: So gehen wir zusammen! und nahm die Sache als schon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog sprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn sagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, so würde sich die Königin meiner bedienen. Darauf versetzte der Herzog sogleich: Benvenuto ist der geschickte Mann, wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten, worauf er sogleich das Gespräch veränderte. Den andern Tag sagte mir Herr Baccio alles wieder; ich aber konnte mich nicht halten und sagte: Wenn ich, seitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der schwersten Werke vollendet habe, das mich mehr als 200 Scudi von meiner Armuth kostet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beschäftigt hätte! Ich sage, man thut mir sehr Unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieser aber sagte, das sey nur Scherz; er wolle mich behalten. Auf diese Weise stand ich verschiedene Tage an, und wollte mit Gott davongehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen lassen, weil es ihm unangenehm zu seyn schien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen, der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Piſa. Das Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Cardinal zuerſt; er verfiel in ein peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete: er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbeigehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet ſeyen; dann ging ich nach Piſa.

Anhang

zur

Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunst und Technik.

Als hätte, da wär' ich sehr erstaunt,
Der Nabel mir was ins Ohr geraunt,
Ein Rad zu schlagen, auf'm Kopf zu stehn,
Das mag für lustige Jungen gehn;
Wir aber lassen es wohl beim Alten
Den Kopf wo möglich oben zu halten.

Die Deutschen sind ein gut Geschlecht,
Ein jeder sagt: will nur was recht;
Recht aber soll vorzüglich heißen
Was ich und meine Gevattern preisen;
Das übrige ist ein weitläufig Ding,
Das schätz' ich lieber gleich gering.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Seit sechzig Jahren seh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein;
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo soll euch Ariadne seyn?

„Wie weit soll das noch gehn!
Du fällst gar oft ins Abstruse,
Wir können dich nicht verstehn."
Deßhalb thu' ich Buße!
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Prophete!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

Inhalt.

I. Vorwort.

II. Gleichzeitige Künstler.

III. Näherer Einfluß.

IV. Cartone.

1. Des Michel Angelo.
2. Des Leonardo da Vinci.

V. Antike Zierrathen.

VI. Vorzügliches technisches Talent.

VII. Tractate über den technischen Theil der Goldschmiedekunst und Sculptur.

VIII. Goldschmiedegeschäft.

1. Kenntniß der Edelsteine.
2. Fassen derselben.
   Folien.
   Tinten.
   Spiegel.
3. Nielle.
4. Filigran.
5. Email.
6. Getriebene Arbeit.
7. Große Spiegel.
8. Münzen und Medaillen.
9. Grosserie.
   Gefäße.
   Statuen.

IX. Sculptur.

1. Erzguß.
2. Marmorarbeit
   Steine

Statuen.
Koloſſen.
X. Flüchtige Schilderung florentiniſcher Zuſtände.
XI. Stammtafel der Medicis.
XII. Schilderung Cellini's.
XIII. Letzte Lebensjahre.
XIV. Hinterlaſſene Werke.
1. Goldſchmiedearbeit.
2. Plaſtiſche.
Perſeus.
Crucifix.
Ganymed.
Cosmus' I. Büſte.
Bronzen von Fontainebleau.
Reſtaurirter Camée.
3. Zeichnungen.
XV. Hinterlaſſene Schriften.
1. Lebensbeſchreibung.
Ueberſetzung derſelben.
2. Zwei Discurſe.
Ueber Goldſchmiedekunſt.
Ueber Sculptur.
3. Kleine Aufſätze.
4. Poetiſche Verſuche.
5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
XVI. Ueber die Grundſätze, wonach man das Zeichnen lernen ſoll.
XVII. Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Malerei.

I.

Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhaftern Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber, dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir für dießmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II.

Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten und andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammengefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen; wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deßhalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor und überlassen ihm sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hierbei drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten im fünfzehnten Jahrhundert geborenen Künstler auch das sechzehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genossen; durch welches Zusammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunsterscheinungen jener Zeiten mochten

bewirkt werden, um so mehr, als man die Anfänge, deren sich schon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellini,
Johann Bellini,
Lucas Signorelli,
Leonhard da Vinci,
Peter Perugino,
Andreas Mantegna,
Sanfovino,
Fra Bartolommeo,
Franz Ruſtici,
Albrecht Dürer,
Michel Angelo,
Balthaſar Peruzzi,
Tizian,
Giorgione,
Raphael,
Andreas del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Romano,
Correggio,
Polidoro von Caravaggio,
Roſſo,
Holbein,

der erſte in einem Alter von einundachtzig, der letzte von zwei Jahren. Ferner wurden in dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,
Parmegianino,
Daniel da Volterra,
Jacob Baſſano,
Bronzino,
Franz Salviati,
Georg Baſari,

Andreas Sciavone und
Tintoretto.

In einer so reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem solchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leser rufe sich die Eigenschaften dieser Männer summarisch in Gedanken zurück, und er wird über das Gedränge von Verdiensten erstaunen, welches jene Epoche verschwenderisch hervorbrachte.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Vaterstadt des Künstlers, so finden wir in derselben eine höchst lebendige Kunstwelt.

Ohne umständlich zu wiederholen, was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der florentinischen Schule von mehreren, besonders auch von unsern Freunden, in dem ersten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Masaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier, eine summarische Uebersicht zu geben.

Cimabue ahmt die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen sey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur, versucht sich also hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von seinem Meister, ist aber ein außerordentlicher Mensch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunst.

Seine Nachfolger, Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt sich höher und schließt sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drei große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunst vor. Der erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspective, wenigstens benutzt er sie früh und befördert diesen Theil der Kunst, worauf denn aber leider eine Art technischer Raserei, das Eine Gefundene durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, fast hundert Jahre dauert und das ächte Kunststudium sehr zurücksetzt.

Masaccio steht groß und einzig in seiner Zeit, und rückt die

Malerei vor. Alles drängt sich nun, in der von ihm gemachten Capelle zu studiren, weil die Menschen, wenn sie auch das Rechte nicht deutlich verstehen, es doch allgemein empfinden.

Masaccio wird nachgeahmt, in sofern er sich der Natur in Gestalt und Wahrheit der Darstellung nähert, ja sogar an Kunstfertigkeit übertreffen vom Aelteren, Lippi, Botticelli, Ghirlandajo; welche aber alle in der Naturnachahmung stecken bleiben.

Endlich treten die großen Meister auf, Leonardo da Vinci, Fra Bartolommeo, Michel Angelo und Raphael.

IV.

Cartone.

So stark auch die Eindrücke dieser frühern meisterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künstlers mögen gewesen seyn, wie er selbst hie und da zu bezeugen nicht unterläßt, so war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwei gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten, Cartone des Leonardo da Vinci und des Michel Angelo, die sogleich bei ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunstwelt erregten.

Von jeher hatten sowohl die Vorsteher des florentinischen Staats als einzelne Gilden und Gesellschaften sich zur Ehre gerechnet, durch Architektur, Sculptur und Malerei die Zeiten ihrer Administrationen zu verherrlichen und besonders geistlichen Gebäuden durch bildende Kunst einen lebendigen Schmuck zu verschaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben, und das schöne Kunstcapital, das Lorenz, besonders in seinem Stadtgarten, gesammelt hatte, woselbst er eine Bildhauerschule unter der Aufsicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution durch das leidenschaftliche Ungestüm der Menge zerstreut und vergeudet. Eine neue republicanische Verfassung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, dessen Wände durch Veranstaltung Peter Soderini's, des Gonfaloniere's und seiner Regimentsgenossen, von den würdigsten Künstlern jener Zeit belebt werden sollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im siebenundvierzigsten Jahre, hatte sich von Mailand, nach dem Einmarsch der Franzosen, auf Florenz

zurückgezogen, woselbst Michel Angelo, ungefähr im sechsundzwanzigsten, mit größter Anstrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künstlern Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgestellten Thaten und Ereignisse in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Pisaner führten, der sich mit der Eroberung von Pisa endigte. Die Gründe warum wir von dieser Meinung abgehen, werden wir zunächst anzeigen, wenn wir vorher eine Darstellung jener Kunstwerke mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuerer Nachrichten im allgemeinen versucht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Tuscien weggenommen und stand gegen die päpstlichen und florentinischen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen sorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinini, um bei seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

1.

Carton des Michel Angelo.

Die florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hut, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil, um sich zu erfrischen oder zu ergötzen, das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinini herangezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind und ruft die zerstreuten Krieger zusammen. Wir glauben ihn in dem Manne zu sehen, der fest im Centrum des Bildes steht und, indem er vorschreitet, mit seiner kriegerischen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern scheint.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geschichte vorgefunden oder aus seinem Geiste geschöpft haben, wir finden dieses

gehörigste Motiv hier angewendet. Das Baden steht, als das höchste Symbol der Abspannung, entgegengesetzt der höchsten Kraftäußerung im Kampfe, zu der sie aufgefordert werden.

„In dieser, durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge ist beinahe jede Behendigkeit des menschlichen Alters, jede Bewegung, jeder Gesichtszug, jede Pantomime von Bestürzung, Schreck, Haß, Angst, Eile und Eifer dargestellt. Wie Funken aus einem glühenden Eisen unter dem Hammer, gehen alle diese Gemüthszustände aus ihrem Mittelpunkte heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen, noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felsensprung: hier tauchen zwei Arme aus dem Wasser auf, die dem Felsen zutappen, dort flehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich vorwärts zum Beistand. Oft nachgeahmt ist das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Sehne in ungeheurer Anstrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er zürnend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurchfährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem edlen Unmuth, hat der sinnvolle Künstler die langsam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht ist sich die Buckeln seiner Rüstung unterwärts der Knöchel zuzuschnallen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Eilen, aber es ist Methode darin. Ein dritter schwingt seinen Küraß auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anführer zu seyn scheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geschwungenem Speer einen Vormann über den Haufen rennt, der sich eben gebückt hat eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegskameraden herum, und dieser, gegen den Feind gekehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in sich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur Ein Motiv beseelt diese ganze Scene des Tumults, Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen."

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinini das verbündete Heer der

päpstlich-florentinischen Truppen zu wiederholtenmalen an: hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michel Angelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Composition dargestellt, so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn in einer künstlichen gedrängten Gruppe vor, die wir, in sofern sie sich aus der Beschreibung des Vasari und anderer entwickeln läßt, unsern Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Conflict gesetzt; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie alle angefaßt haben. Zwei widerstreben einander von beiden Seiten, sie heben die Schwerter empor, sich zu verwunden oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrscheinlich im Vordergrunde, wendet sein Pferd gleichsam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Körper und ausgestrecktem Arm die Stange festhält und durch diese gewaltsame Bewegung das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen strebt, indessen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwärts dringt und, indem er die Stange selbst gefaßt hat, mit aufgehobenem Schwert die Hände derer, die sie ihm streitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieses letzten, als eines entschieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erscheint, wird besonders gerühmt, so wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier in Gebärden und Mienen der übrigen, zu denen die Streitlust der Pferde sich gesellt; deren zwei mit verschränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen Waffen, wie ihre Reiter mit künstlichen, sich bekämpfen. Wobei der Meister, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte diese geschlossene, in allen ihren Theilen aufs künstlichste angeordnete Handlung den dringenden letzten Moment eines unaufhaltsamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwei Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam aushelt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten, und höher als andere Arbeiten dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen. Wahrscheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen so groß gefaßten Gedanken ausführen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medicis geneigt, als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten, andere Sorgen, sowohl für Künstler als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsern Tagen das mit großem Sinne und Enthusiasmus entworfene, mit schätzbarem Kunstverdienst begonnene revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß, was von diesem Werke in drei Jahrhunderten übrig seyn wird?

Doch was überhaupt so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johanns von Medicis zum römischen Papste. Ihm, der unter dem Namen Leo X so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war oder werth zu seyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen, in welchen sie aufgehängt gewesen, unversehrt geblieben, ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, versendet oder zerstört worden, ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Bandinelli wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michel Angelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand

Was ich ſagen wollt'
Verbietet mir keine Cenſur!
Sagt verſtändig immer nur
Was jedem frommt,
Was ihr und andere ſollt;
Da kommt,
Ich verſichr' euch, ſo viel zur Sprache
Was uns beſchäftigt auf lange Tage.

O Freiheit ſüß der Preſſe!
Nun ſind wir endlich froh;
Sie zecht von Meſſe zu Meſſe
In dulci jubilo.
Kommt laßt uns alles drucken,
Und walten für und für;
Nur ſollte keiner mucken
Der nicht ſo denkt wie wir.

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewiſſe Erſcheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Nicht jeder kann alles ertragen:
Der weicht dieſem, der jenem aus;
Warum ſoll ich nicht ſagen
Die indiſchen Götzen die ſind mir ein Graus?

Nichts ſchrecklicher kann den Menſchen geſchehn
Als das Abſurde verkörpert zu ſehn.

---

des Zufalls zuſchreiben müßten. Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente ſcheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung, einen Originalzug wieder davon zu erblicken, iſt für Liebhaber verloren. Der Carton des Leonardo da Vinci ſoll erhalten und nach Frankreich geſchafft worden ſeyn, wo er denn aber auch verſchwunden iſt.

Deſto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieſer Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, ſondern auch noch in nachgebildeten Kunſtwerken übrig iſt.

Von der Leonardiſchen Gruppe findet ſich eine nicht allzu große Copie im Poggio Imperiale, wahrſcheinlich von Bronzin. Ferner iſt ſie in dem Gemälde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorſtellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch ſoll davon ein Kupfer von Gerhard Edelinck, jedoch nach einer ſchlechten-manierirten Zeichnung eines Niederländers, in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michel Angelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßli, ein würdiger Bewunderer des großen Michel Angelo, eine Beſchreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche ſich zu Holkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt, und wünſchen nichts mehr, als daß Füßli in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer beſorgen und befördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein großes Verdienſt erwerben, ſo wie ſolches von dem letzten durch den Stich des Mailändiſchen Abendmahls bereits geſchehen iſt.

Möge doch die Kupferſtecherkunſt, die ſo oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchſten Pflicht gedenken und uns die würdigſten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltſam zu zerſtören in Bewegung ſind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten ſuchen!

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Compoſition des Michel Angelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht dargeſtellt, mit der Compoſition des jüngſten Gerichtes große Aehnlichkeit habe, indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Perſon augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deßhalb dereinſt höchſt intereſſant werden, und die Huldigung, die wir dem großen Geiſte des Verfaſſers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit wenigem, daß wir in Darstellung der historischen Gegenstände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone solche Kriegsbegebenheiten vorstellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Pisa, zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts vorgefallen: Vasari hingegen deutet nur den Einen Gegenstand, welchen Michel Angelo behandelt, dorthin, erzählt aber daß Leonardo auf dem seinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwischen den verbundenen florentinisch-päpstlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinni, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche seiner florentinischen Geschichte mit folgenden Worten umständlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, alles entfernt vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Luft zu schöpfen — denn die Hitze war groß — oder sonst zum Vergnügen sich verlieren mochte."

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michel Angelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchsten Symbols einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa von Palmerius, so wie in den Pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wäre durch Kunstwerke den alten Groll gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die Ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, so läßt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall, wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte, anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg über Piccinini keine sinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfte.

Was hierbei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerksamkeit bald seine Auflösung.

V.

Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menſchliche Geſtalt und ihre Darſtellung im höchſten Sinne geführt worden, ſo zog ihn doch ſein Metier und vielleicht auch eine gewiſſe ſubalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und ſonſt ſehr häufig vor ſich fand und ſtudirte.

Er gedenkt ſeines Fleißes auf dem Campo Santo zu Piſa und an einer nachgelaſſenen, unüberſehlichen Sammlung des Philipp Lippi, welcher dergleichen Gegenſtände ſorgfältig nachahmte, um ſie in ſeinen Gemälden anzubringen.

VI.

Vorzügliches techniſches Talent.

Das allgemeine techniſche Talent, das unſerm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldſchmiedezunft, die ſich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und ſehr viel Geſchicklichkeit und Anſtrengung von ihren Geſellen forderte, genugſamen Anlaß zur Thätigkeit finden und ſich ſtufenweiſe, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter ſeinen Zeitgenoſſen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwei Abhandlungen über Goldſchmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in ſeiner Lebensbeſchreibung nächſt ſeinen Schickſalen auch ſeine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, ſo hat er in ein paar Abhandlungen uns das einzelne Techniſche dergeſtalt beſchrieben, daß ihm unſere Einbildungskraft auch in die Werkſtatt folgen kann.

Aus dieſen Schriften machen wir einen ſummariſchen Auszug, durch welchen der Leſer, der ſich bisher am Leben und an der Kunſt ergötzt, ſich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und ſo zu einem vollſtändigern Anſchauen, wenn ihm darum zu thun iſt, gelangen kann.

VII.

Goldschmiedegeschäft.

1.

Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Wasser, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl, doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht Edelsteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt: man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte sie Karfunkel.

2.

Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind dieses gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienst, wie zum Beispiel Cellini durch feingeschnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkasten gefüttert, einen Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu gute. Er tadelt bei gefärbten Steinen die allzu dunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht Licht durch sie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinsten Lampenruß bereitet; schwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figuren in Kupfer oder Silber wurden mit einer schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu

arbeiten war schon zu Cellini's Zeiten abgekommen, wahrscheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder der sich bemüht hatte kunstreiche Striche ins Metall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie einfür allemal mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber, zwei Theilen Kupfer und drei Theilen Blei, welche zusammengeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zusammengeschüttelt worden, wodurch eine schwarze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird. Zum Gebrauch wurde sie gestoßen, und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche dergestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguera war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

4.

Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern wurden Zierathen zusammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht, sodann auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

Email.

In Gold und Silber wurden flach erhobene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit wohlgeriebenen Emailfarben gemalt und mit großer Vorsicht ins Feuer gelegt, da denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmolzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu — eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Dieſe war nicht allein halb erhoben, ſondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meiſter, unter denen Caradeſſe vorzüglich genannt wird, machten erſt ein Urbild von Wachs, goſſen dieſes in Erz, überzogen das Erz ſodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Geſtalt hervor, bis ſie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zuletheten. Auf dieſe Weiſe wurden Medaillen von ſehr hohem Relief, um ſie am Hut zu tragen, und kleine, ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

7.

Große Siegel.

wurden beſonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und drückte in dieſe Form eine feine, im Feuer nicht ſchmelzende Erde. Dieſes letzte Modell ward zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorſchein kam, welches, mit dem Grabſtichel und ſtählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inſchriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff verſehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerſt wurden Figuren, Zierrathen, Buchſtaben theilweiſe wie es ſich zum Zweck am beſten ſchickt erhöht in Stahl geſchnitten, gehärtet, und ſodann mit dieſen erhobenen Punzen der Münzſtempel nach und nach eingeſchlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geſchwind hervorzubringen. Die Medaillenſtempel wurden nachher noch mit dem Grabſtichel ausgearbeitet, und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man ſchon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9.

Graferie.

Hierunter begriff man alle große getriebene Arbeit, beſonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen, und zwar bediente man sich dabei eines Ofens mit einem Blasebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Fäden zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Oel und auswendig mit Thon bestrichen.

Die also gegossene Platte wird im allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann erhitzt, und mit dem dünnen Theile des Hammers aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus, bis sie rund wird, geschlagen. In der Mitte bleibt sie am stärksten. Im Centrum wird ein Punkt gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punkt aus in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß seine bestimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger ist als der Körper, werden auf besondern Amboßen, die man von ihrer Form Kuhzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit schwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und leicht eingestochen, und die Umrisse mit verschieden geformten Meißeln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und auf langen, an dem Ende besonders geformten Amboßen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgefetten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meißeln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausschmelzen des Pechs und das Ausstieden des Gefäßes wird so oft wiederholt, bis es beinahe vollendet ist.

Sodann, um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden sie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da sich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunst kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem vorigen bekannt ist, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bei diesem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I bestellte einen solchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Carl V, als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein, obschon in Frankreich die Grosserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zusammenlöthen der Glieder äußerst schwierig bleibt. Die Art solche Werke zu verfertigen ist verschieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden soll; diese wird in mehrere Theile getheilt und theilweise geformt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten drüber gezogen und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen, wobei vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammentreffen sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, so wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil besteht, so werden diese erst zusammengelöthet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Einbildungskraft so wie auf seine Hand verlassen konnte, goß das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene obgenannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meißeln, so wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgesotten und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich ist. Dann werden jene Theile mit Silberfäden an einander befestigt, die löthende Materie aufgestrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißsieden hat auch bei so großen Werken seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei seinem Jupiter in einem Färbekessel.

Hierauf giebt Cellini noch Rechenschaft von verschiedenen Arbeiten, die hierher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewassers und dergleichen.

IX.

Sculptur.

1.

Erzguß.

Um in Erz zu gießen, macht man zweierlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausbossirt, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält. Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende.

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieß geschieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gypsform gemacht wird. Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Haupttheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedrückte Oberhaut berührt; weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen. Nun wird die Gypsform wieder abgenommen, und das neue wächserne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu circuliren hat, indem alles was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete wächserne Gestalt wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das sorgfältigste getrocknet, und ist alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erste Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meister und den Gesellen bei künftiger Ausarbeitung des Gusses, welcher folgendermaßen veranstaltet wird.

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug. In diese wird die Form mit Flaschenzügen hineingelassen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgeflossen, werden thönerne Röhren angesetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit festgestampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelassenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und solche nach den Forderungen der Kunst mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu stehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflastert und das im Ofen geschmolzene Erz in die Form gelassen, wobei es denn sehr viel auf das Glück ankommt, ob sie sich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unsern Zwecken entfernt; wie denn überhaupt die technischen Kunstgriffe in diesem Fache in den neueren Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem gröbsten Korn bis zum feinsten. Er spricht alsdann von härteren Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkstein, welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt, besonders in der Gegend von Fiesole, brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch ſchreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird alles beim Alten bleiben;
Dummes aber vors Auge geſtellt,
Hat ein magiſches Recht:
Weil es die Sinne gefeſſelt hält,
Bleibt der Geiſt ein Knecht.

Auch dieſe will ich nicht verſchonen
Die tollen Höhl-Excavationen,
Das düſtre Troglodyten-Gewühl,
Mit Schnauz und Rüſſel ein albern Spiel;
Verrückte Zierrath-Brauerei,
Es iſt eine ſaubre Bauerei.
Nehme ſie niemand zum Exempel
Die Elephanten- und Fraßen-Tempel!
Mit heiligen Grillen trieben ſie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Auf ewig hab' ich ſie vertrieben,
Vielköpfige Götter trifft mein Bann,
So Wiſchnu, Cama, Brama, Schiven,
Sogar den Affen Hannemann.
Nun ſoll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpfige Götter heißen groß:
O, wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Iſis und Oſiris los!

Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete, theils aus Ungeduld, theils im Gefühl ſeiner Meiſterſchaft, öfters gleich nach dieſem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus. Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große Modelle verfertigt und dieſe bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtſinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptanſicht der Statue mit Kohle aufzeichnete, und ſofort dieſelbe nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten her zuerſt ins Runde zu bringen; er mißbilligt ſie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maß bei beiden Arten Fehler entſtehen, die man bei der erſten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbeſſern konnte.

Ein Fehler ſolcher Art iſt der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden ſo zuſammenſchmelzen, daß, wenn ſie die Füße auseinanderthäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michel Angelo ſelbſt iſt von ſolchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art alſo nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, ſcheint zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts unbekannt geweſen zu ſeyn. Wenigſtens will Cellini ſie ſelbſt erfunden haben, als er in Frankreich nach kleineren Modellen einen ungeheuern Koloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erſt machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, ſodann ein größeres von drei Ellen. Um ſolches ſchlug er einen wage- und ſenkrechten Kaſten, in welchem das Maß der vierzig Ellen, als ſo groß der Koloß werden ſollte, in verjüngtem Maßſtab aufgezeichnet war. Um ſich nun zu verſichern, daß auf dieſem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden ſeines Saals ein Profil des Koloſſes, indem er jemand die Maße innerhalb des Kaſtens nehmen und ausſprechen ließ. Als auf dieſe Weiſe eine Silhouette gut gelang, ſchritt er weiter fort und verfertigte zuerſt ein Gerippe in der Größe des eingekaſteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufſtellte und an dieſen, wie ihm ſein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befeſtigte.

Er ließ darauf einen Baumſtamm, vierzig Ellen hoch im Hofe

aufrichten und vier gleiche Stämme ins Gevierte um ihn her; dieſe letzten wurden mit Brettern verſchlagen, woraus ein ungeheurer Kaſten entſtand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes, das große Gerippe innerhalb des Kaſtens ausgemeſſen und aufgebaut. Die Figur ſtand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß ſetzte ſie auf einen Helm, welcher ſo eingerichtet war, daß man in denſelben hineingehen und ſodann die ganze Figur hinaufſteigen konnte.

Als nun das Gerippe auf dieſe Weiſe zu Stande war, überzog man ſolches mit Gyps, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kaſtens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieſes ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und ſodann die vordere Brettwand weggenommen, um das Werk überſehen zu können.

Daß der Kopf dieſes Koloſſes völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeſchreibung unſeres Verfaſſers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen und die Leidenſchaften des Künſtlers von innen ſich ſolchen Unternehmungen entgegenſetzten.

X.

Flüchtige Schilderung florentiniſcher Zuſtände.

Können wir uns nun von dem ſonderbaren Manne ſchon eine lebhaftere Vorſtellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denſelben in ſeine Werkſtatt begleitet, ſo werden diejenigen ſeinen Charakter in einem weit helleren Lichte ſehen, die mit der Geſchichte überhaupt und beſonders mit der florentiniſchen bekannt ſind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menſchen als einen Theil eines Ganzen ſeiner Zeit oder ſeines Geburts- und Wohnorts betrachtet, ſo laſſen ſich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche ſonſt ewig ein Räthſel bleiben würden. Daher entſteht bei jedem Leſer ſolcher frühern eigenen Lebensbeſchreibungen ein unwiderſtehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es iſt ein großes Verdienſt lebhaft geſchriebener Memoiren, daß ſie uns durch ihre

zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einigermaßen hinzudeuten, wagen wir eine flüchtige Schilderung florentinischer Zustände, die, je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fiesole, und versetzen mit altrömischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verstößt, in zwei Parteien und kann drei volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis sie, durch äußere Macht genöthigt, sich einem Alleinherrscher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti wegen verletzter Familienehre streiten, gegenseitig bei Kaiser und Papst Hülfe suchen und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen, oder schnell reich gewordene, derbgrobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich verunreinigen und so die Cerci und Donati und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albizzi

einander entgegen arbeiten: durchaus erblickt man nur ein hin und wieder schwankendes, unzulängliches, parteiisches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Persönlichkeit gegen Menge oder Aristokratie findet man in beständigem Conflict. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterspaltungen, alle Arten von Coalitionen und Neutralisationen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht. Ja sogar werden Versuche gemacht die oberste Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meisten Städte, sagt Machiavelli, besonders aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich nicht weil Freiheit und Knechtschaft, wie viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gesetzlosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei so mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteigewalten entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigene Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigen auf mehrerlei Weise Florenz lange Zeit, und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden, bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf diesen oder jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja, bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lucchesern fort.

Wie bei ihrer erſten Entſtehung, ſo auch in den ſpätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schickſal des übrigen Italiens, in ſofern es durch in- oder ausländiſche große Mächte beſtimmt wird.

Der Papſt und die Herrſcher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden machen ihr auf mancherlei Weiſe zu ſchaffen und wirken auf ihre politiſchen und kriegeriſchen Anſtalten mächtig ein, und dieß um ſo mehr und ſo ſchlimmer, als kein Verhältniß, groß oder klein, Feſtigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles, was ſich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünſchte, Päpſte, Könige, Fürſten, Republiken, Geiſtlichkeit, Barone, Kriegshelden, Uſurpatoren, Baſtarde, alle ſchwirren in fortwährendem Streite durch einander. Hier iſt an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Intereſſe des Augenblicks, perſönliche Gewalt oder Unmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung beſtimmen das Schickſal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menſchen, und nur ſelten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein deutſcher Kaiſer oder ein anderer Prätendent an der Spitze von ſchlecht beſoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch ſeine Gegenwart das Verworrene aufs höchſte, ohne für ſich ſelbſt etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwieſpalt die Kirche, und geſellen ſich zu dieſen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Peſtilenz, ſo werden die Gebrechen eines übel regierten und ſchlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Lieſt man nun in den florentiniſchen Geſchichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur ſolche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil ſie das breite Fundament bürgerlicher Exiſtenz, wodurch alles getragen wird, als bekannt vorausſetzen, ſo begreift man kaum, wie eine ſolche Stadt entſtehen, zunehmen und dauern könne. Wirft man aber einen Blick auf die ſchöne Lage, in einem reichen und geſunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, ſo überzeugt man ſich, wie ein ſolches Local, von einer Geſellſchaft Menſchen einmal in Beſitz genommen, nie wieder verlaſſen werden konnte.

Man denke ſich dieſe Stadt zu Anfang des eilften Jahrhunderts hergeſtellt, und ihre genugſame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fieſole anſehnlich vermehrt; man vergegenwärtige ſich, was

jede wachsende bürgerliche Gesellschaft, nur um ihren eigenen nächsten Bedürfnissen genug zu thun, für technische Thätigkeiten ausüben müsse, wodurch neue Thätigkeiten aufgeregt, neue Menschen herbeigezogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit an diese oder jene Partei angeschlossen, bald selbst als Partei, nach dem Regimente strebend oder an dem Regimente theilnehmend. Die Zunft der Wollwirker treffen wir schnell in vorzüglicher Aufnahme und besonderem Ansehen, und erblicken alle Handwerker, die sich mit Bauen beschäftigen, in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden; was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung, und man kann sagen, welchen Zuwachs von Bevölkerung gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit, ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste! Ja das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Punkten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltenere Vorzug, daß sich aus den Handwerken die Künste früher und allmählig entwickelten. Der Baumeister dirigirte den Maurer, der Tüncher arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höheren Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk, in Gesellschaft des Handels, mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon frühe Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger, mitten in fortdauernden Kriegsunruhen, friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff, und gelegentlich bei dieser oder jener

Expedition ſich hervorzuthun und Beute zu machen ſuchte, ſo ward der Krieg zu gewiſſen Epochen doch eigentlich durch eine beſondere Zunft geführt, die, in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hauſe, um einen mäßigen Sold bald da, bald dort Hülfe leiſtete oder ſchadete. Sie ſuchten mit der wenigſten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenſchaft, waren vorzüglich aufs Plündern geſtellt und ſchonten ſowohl ſich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort daſſelbige Schauſpiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten ſie gut; nur wurden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil ſie von den Abſichten der Krieger gewöhnlich verſchieden waren, und die Herrführer mehrerer zuſammenberufenen Banden ſich ſelten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieſes waren die Florentiner klug und thätig genug geweſen, an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob ſie gleich in der Mitte des Landes eingeſchloſſen lagen, ſich an der Küſte Gelegenheit zu verſchaffen. Sie nahmen ferner durch mercantiliſche Colonien, die ſie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geiſt der Italiäner über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungsregiſter, die Zauberſprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechſelgeſchäftes, alles finden wir ſowohl in der Mutterſtadt thätig und ausgeübt als in den europäiſchen Reichen durch unternehmende Männer und Geſellſchaften verbreitet. Immer aber brachte über dieſe rührige und unzerſtörliche Welt die dem Menſchen angeborene Ungeſchicklichkeit, zu herrſchen oder ſich beherrſchen zu laſſen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechſel und die ſeltſamen, mitunter beinahe lächerlichen Verſuche, eine Conſtitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte ſich wohl kaum ein Einheimiſcher, dem die Geſchichte ſeines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern ins Gedächtniß zurückrufen; wir eilen um ſo mehr, nach unſern Zwecken, darüber hin, und kommen zu dem Punkte, wo, bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmaſſe, aus dieſer Maſſe ſelbſt Männer entſtanden, die mit großem Vater- und Bürgerſinn nach innen und mit klarem Handels- und Weltſinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieſer Art hatten die

Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgersinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann. Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltsamen Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteien den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen gehen gleichen Schrittes, und in diesem lebendigen Ebenmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johann Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlstandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen sind bei ihm Natur. Niemand zu schaden, jedem zu nutzen! bleibt sein Wahlspruch; unaufgefordert eilt er den Bedürfnissen anderer zu Hülfe, seine Milde, seine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundschaft; sogar aufgefordert mischt er sich nicht in die brausenden Parteihändel, nur dann tritt er standhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und so erhält er sich sein Leben durch, bei wachsenden Glücksgütern, ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus steht schon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Person wird angefochten, Gefangenschaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn; er bedarf hoher Klugheit zu seiner Rettung und Erhaltung.

Schon sehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt sich in Freigebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende, die an Bestechung gränzt; so wächst sein Anhang, seine Partei, deren leidenschaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt diese selbstsüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann, und so wie der Finanzminister doch eigentlich die erste Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch andere an Rang vorgehen, so verhält sich der

Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu, als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung, sein großer, derber Haus- und Weltsinn, bei einer ausgebreiteten Uebung in Geschäften, diente ihm statt aller andern Beihülfe. Selbst vieles, was er für Literatur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der köstliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architektur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise genugzuthun, so hoffte seine tiefe Natur in der aufstrebenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthsels, über welches er, im Laufe seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens, mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen war ihm das Glück, als Genosse einer nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen, anstatt daß wohl andere in ähnlichen Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug, sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen.. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Darlehen, welche der Vater freiwillig selbst Wohlhabenden aufdrang, und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partei seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt; er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereist die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt. Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partei.

Die Ermordung seines Bruders durch die Pazzi und seine eigene Lebensgefahr erhöhen das Interesse an ihm, und er gelangt stufenweise zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um seinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf seine Person gerichtet ist; dagegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen; ja man erwartet einigemal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Vorsteher seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bevortheilt und beschädigt, zieht er nach und nach seine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbesitzungen den Grund des fürstlichen Daseyns. Schon steht er mit den Großen seiner Zeit auf Einer Stufe des Ansehens und der Bedeutung. Er sieht seinen zweiten Sohn im dreizehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpstlichen Thron, und hat dadurch seinem Hause für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich-ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergötzte, so war er früh zu literarischen Neigungen und poetischen Versuchen gebildet. Seine zärtlichen enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an höhere Arbeiten dieser Art erinnern; aber unter seinen Scherzen giebt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung geselliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert; wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über den dunkeln Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben. Ja, man könnte eine der katholischen Kirche, dem Papstthume drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen, und trübt pfäffisch die in dem Mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die dessen Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen Mediceischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß.

Ihr guten Dichter ihr,
Seyd nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakſpeare
Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen ſeyd friſch und munter!
Legt ihr's nicht aus, ſo legt was unter.

Was dem einen widerfährt
Widerfährt dem andern;
Niemand wäre ſo gelehrt
Der nicht ſollte wandern;
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle:
Frauen wiſſen was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

„Ich zieh ins Feld!
Wie macht's der Held?"
Vor der Schlacht, hochherzig,
Iſt ſie gewonnen, barmherzig;
Mit hübſchen Kindern liebherzig.
Wär' ich Soldat
Das wär' mein Rath.

„Gieb eine Norm zur Bürger-Führung!"
Hienieden,
Im Frieden,
Kehre jeder vor ſeiner Thüre;

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortschreitende stufenhafte Ausbildung des gegründeten Zustandes statt haben können, so würde die Geschichte von Florenz eins der schönsten Phänomene darstellen; allein wir sollen wohl im Lauf der irdischen Dinge die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweiter Sohn Johann, nachmals Leo X, im Regimente seinem Vater gefolgt, so hätte wahrscheinlich alles ein anderes Ansehen gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geist konnte die verworrenen Verhältnisse auffassen und die gefährlichen beherrschen; allein leider ward zum zweitenmal der Mediceischen Familie der Name Peter verderblich, als dieser Erstgeborene bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufgeregten Menge sich überwältigt und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen das aufgespeicherte Capital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republicanische Regierung dauerte etwa sechzehn Jahre. Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis hatten nach wieder erlangter Herrschaft mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als Eine Weise die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII die Herrschaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswechsel entschieden.

Schließen sie sich ferner durch Heirath an das österreichische, an das französische Haus, so bleibt Cosimus, den ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartei in mehreren Städten Italiens einen ohnmächtigen Haß verkochen.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unsern Cellini finden, dessen Charakter und Handlungsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowohl als im schwer zu regierenden Parteigänger darstellt.

Kann sich der Leser nunmehr einen solchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären, so wird er diese flüchtig entworfene Schilderung florentinischer Begebenheiten und Zustände mit Nachsicht aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauses Medicis.

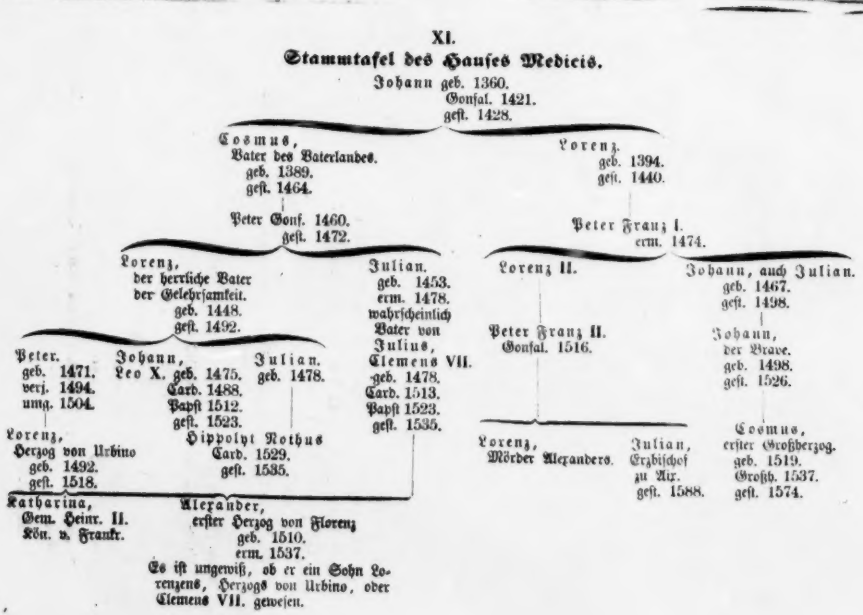

XII.

Schilderung Cellini's.

In einer so regsamen Stadt zu einer so bedeutenden Zeit erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämmtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist.

Bestimmter jedoch zeigt er sich als Repräsentanten der Künstlerklasse durch die Allgemeinheit seines Talents. Musik und bildende Kunst streiten sich um ihn, und die erste, ob er sie gleich anfangs verabscheut, behauptet in fröhlichen und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend ist seine Fähigkeit zu allem Mechanischen. Er bestimmt sich frühe zum Goldschmied und trifft glücklicherweise den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um mit technischen handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgestattet sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. Ein Geist wie der seinige mußte bald gewahr werden, wie sehr die Einsicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen subalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichsten florentinischen Bildhauer und Baumeister, Donatello, Brunelleschi, Ghiberti, Verocchio, Pollajuolo, aus der Werkstatt der Goldschmiede ausgegangen, hatten unsterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es ächte und große Kunst zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt, so läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit anderer, so wie der eigene baare Nutzen zu erzwecken ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks verwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine spätern Zeitgenossen: sie producirten leicht ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunst als Helferin, nicht als Meisterin.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nährt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitssinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern und

das gültigste Zeugniß ohne große Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben, ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu seyn, sich selbst beherrschen müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannichfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit bei einem immer productiven, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger, als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist, mit Bequemlichkeit ausführt.

Dessenungeachtet war er doch keineswegs der Mann, sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinern Maßstabs beschäftigt; jedoch sich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michel Agnolo als Muster vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Kolosses aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlicher gelegenen, damals nur einigermaßen cultivirten

Nation, verführte, ward er als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Maß zusammen, wendete sich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte, auf dem Platze von Florenz, im Angesicht der Arbeiten des Michel Angelo und Bandinelli aufgestellt, neben jenen geschätzt und diesen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er sich nun durchaus genöthigt die Natur fleißig zu studiren; denn nach je größerem Maßstabe der Künstler arbeitet, desto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er besonders die schöne weibliche Natur immer in seiner Nähe zu besitzen gesucht, und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Gestalten an seiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in seine Wirthschaft, und eine Menge so abenteuerlicher als gefährlicher Romane entspringen aus diesem Verhältnisse.

Wenn nun von der einen Seite die Kunst so nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt ist, so leitet sie auf der entgegengesetzten ihre Jünger zu den höchsten, zartesten Gefühlen. Nicht leicht giebt es ein so hohes, heiteres, geistreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi, und kein sanfteres, liebevolleres, leiseres, als das zu der Tochter des Goldschmieds Raphael del More.

Bei dieser Empfänglichkeit für sinnliche und sittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunst Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr, es sind die anmuthigsten Stellen seines Werks, wenn er hierüber seine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poesie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt, als wir an dem Gastmahl finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem Vorsitz des Michel Angelo von Siena, vereinigen, und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt? Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt, ist die entschieden ausgesprochene allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit

einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen, und erregt alle Stürme, die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besitzes oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umstände schon wieder loser geworden, und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß Carls V und Franz I, das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuern Zweikampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der italiänische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Cardinäle einem, der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchse, so wie mit der Kanone sich zu vertheidigen und andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg, und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint in diesen wüsten, sinnlichen Welträumen an unserm Helden so wie an seinen Umgebungen ein sittliches und religiöses Streben, das erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit, als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von andern fordert, eben so verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Läßlichkeit menschlicher Fehler und Laster immer aufmerksam erhalten wird. Sehr

merkwürdig iſt es, wie er in der Beſonnenheit, mit welcher er ſein Leben ſchreibt, ſich durchgehends zu rechtfertigen ſucht, und ſeine Handlungen mit den Maßſtäben der äußern Sitte, des Gewiſſens, des bürgerlichen Geſetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre ſeiner Kirche, ſo wie die drang- und ahnungsvolle Zeit zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er ſich in ſeiner Gefangenſchaft, weil er ſich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er ſich auf die künſtlichſte und fähnſte Weiſe; zuletzt, da er ſich hülflos eingekerkert ſieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere ſeiner Natur zurück. Empfindung, Leidenſchaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunſtſinn, Sittlichkeit, Religioſität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwiſchen Verzweiflung und Hoffnung ſchwankenden Bewegung, und bringen bei großen körperlichen Leiden die ſeltſamſten Erſcheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben ſich Viſionen, geiſtigſinnliche Gegenwarten treten auf, wie man ſie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erſcheint die Gewalt, ſich innere Bilder zu wirklich gewiſſen Gegenſtänden zu realiſiren, mehrmals in ihrer völligen Stärke, und tritt manchmal ſehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunſtausübung. Wie er ſich zum Beiſpiel gegen die ihm als Viſion erſcheinende Sonne völlig als ein plaſtiſcher Metallarbeiter verhält.

Bei einem feſten Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geiſtigen Welt, in welchem wir das Künftige vorauszuempfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren, in denen das ſonſt ſo ſtumme Weltall bei Schickſalen außerordentlicher Menſchen ſeine Theilnahme zu äußern ſcheint. Ja, damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, ſo legte er den Limbus, der bei aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten ſeines Haupts auf feuchten Wieſen ſichtbar wird, mit demüthigem Stolz als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Perſonen aus, die er von Angeſicht zu Angeſicht in ſeliger Wirklichkeit glaubte geſchaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn ſein wunderbares Geſchick in Verhältniß; Leidenſchaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geiſtern der Hölle in Berührung geſetzt.

Zauberei, ſo hoch ſie verpönt ſeyn mochte, blieb immer für aben teuerlich geſinnte Menſchen ein höchſt reizender Verſuch, zu dem man ſich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch ſich es auch die Berge von Nercia, zwiſchen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten, noch heut zu Tage heißen ſie die Sibyllenberge. Aeltere Romanſchreiber bedienten ſich dieſes Locals, um ihre Helden durch die wunderlichſten Ereigniſſe durchzuführen und vermehrten den Glauben an ſolche Zaubergeſtalten, deren erſte Linien die Sage gezogen hatte. Ein italiäniſches Mährchen, Guerino Meſchino, und ein altes franzöſiſches Werk erzählen ſeltſame Begebenheiten, durch welche ſich neugierige Reiſende in jener Gegend überraſcht gefunden; und Meiſter Cecco von Aſceli, der wegen nekromantiſcher Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält ſich durch den Antheil, den Chroniſchreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in friſchem Andenken. Auf jenes Gebirg nun iſt der Wunſch unſeres Helden gerichtet, als ihm ein ſicilianiſcher Geiſtlicher Schätze und andere glückliche Ereigniſſe im Namen der Geiſter verſpricht.

Kaum ſollte man glauben, daß, aus ſolchen phantaſtiſchen Regionen zurückkehrend, ein Mann ſich wieder ſo gut ins Leben finden würde; allein er bewegt ſich mit großer Leichtigkeit zwiſchen mehreren Welten. Seine Aufmerkſamkeit iſt auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet, was zu ſeiner Zeit hervortritt, und ſeine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit ſo viel Parteilichkeit er dieſen oder jenen ſchelten kann, ſo klar und unbefangen nimmt dieſer leidenſchaftlich-ſelbſtiſche Mann an allem Theil, was ſich ihm als außerordentliche Gabe oder Geſchicklichkeit aufdringt; und ſo beurtheilt er Verdienſte in verſchiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf dieſem Wege erwirbt er ſich nach und nach, obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke, den gefaßten Anſtand eines Weltmanns; wie er ſich denn gegen Päpſte, Kaiſer, Könige und Fürſten auf das beſte zu betragen weiß.

Der Verſuch, ſich bei Hofe zu erhalten, will ihm deſto weniger gelingen, wobei er, beſonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch ſeine Eigenheiten, die er in ſolchen Verhältniſſen

ausübt, den Obern lästig wird, und bequemeren, obgleich an Talent und Charakter viel geringeren Menschen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth; und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Aeußerungen genauer kennen lernen!

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wohl unstreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unschätzbaren florentinischen Kunstkreise geboren worden, so konnte er als Florentiner, ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern zu der Fähigkeit gelangen, durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meißel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII.

Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen, was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben, bei seinem ungebändigten Naturwesen, durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß sich sein Geist in Zeiten der Noth zu religiösen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine solche Sinnesweise bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu bestärken und den Menschen ausschließlicher zu beherrschen pflegt, so stand es seiner bestigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geistige, wornach er sich sehnte, recht gewiß und vollständig zu besitzen, endlich den zerstreuten und gefährlichen Laienstand verließ, und in geistlicher

Beschränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete. Er nahm auch wirklich die Tonsur an, wodurch er den Entschluß, seine Leidenschaften völlig zu bändigen und sich höheren Regionen anzunähern, entschieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher stärker in ihm, als eine jede besondere Richtung und Bildung geherrscht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bei seinem mannichfaltigen lebhaften Verhältniß zu dem andern Geschlecht, woraus er uns in seiner Geschichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernsten Vorsatz gefaßt habe sich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweier natürlichen Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und sich verliert, das andere ihm auf eine ungeschickte Weise durch einen gewaltsamen Tod entrissen wird.

Nun aber, in einem Alter von mehr als sechzig Jahren, wird es ihm erst klar, daß es löblich sey, eheliche Kinder um sich zu sehen; alsobald thut er auf seine geistlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 stirbt, zwei Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch existirte ein geschickter, geistreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuster kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen seiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höchlich geschätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlassene Werke.

1.

Goldschmiedarbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben seyn, wenigstens wüßten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Bekriegt,
Besiegt,
Vertrage man sich mit der Einquartirung.

Wenn der Jüngling absurd ist,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte soll nicht absurd seyn,
Weil das Leben ihm kurz ist.

„Was hast du uns absurd genannt!
Absurd allein ist der Pedant.“

Will ich euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erst besinnen können.

Titius, Cajus die Wohlbekannten! —
Doch wenn ich's recht beim Licht besah,
Einer steht dem andern so nah,
Am Ende sind wir alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thust deine Sache und thust sie recht,
Halt fest und ehre deinen Orden;
Hältst du aber die Andern für schlecht,
So bist du selbst ein Pedant geworden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Kloster- und Familienschätze gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergoldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indessen findet sich in Albertolli's drittem Bande, auf der zwanzigsten Tafel, der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundene Horn, die geknüpfte Binde mit einer zwar modernen, jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode sowohl im Ganzen dargestellt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Base des großen Hornes, das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte, vorschlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstliebhaber, daß jenes goldene Salzfaß, welches in Cellini's Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey, und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belvedere's, nebst andern Schätzen, welche von dem Schlosse Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieses wundersamen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausspricht, befinden sich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwei Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen bis ins Kleinste ausgeführten Nebenwerke dem Beschauer vors Gesicht zu bringen. Ebenso verfuhr man mit den halberhobenen Arbeiten der ovalen Base, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweise vorgestellt sind.

So viel bekannt, war dieses Werk für Franz I bestimmt, und kam als Geschenk Carls IX an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, und wurde nebst andern unübersehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neuesten Zeiten bewahrt. Nun können Kunstfreunde sich glücklich schätzen, daß dieses Werk, welches die Verdienste und Seltsamkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in sich schließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich ist.

2.

Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und bestätigen das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Perseus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, läßt sich manches erinnern, wenn man ihn mit den höheren Kunstwerken, welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit, und ist den Werken des Bandinelli und Ammanati vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße, auf einem schwarzen Kreuze, ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt. Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeit lang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befinde, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen, welche die Merkwürdigkeiten des Escorial beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße, und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II. zum Geschenk gesandt. Der Name des Künstlers ist auf dem Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Siguenza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt, und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden, und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in seinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593 als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Crucifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldschmiedekunst und Sculptur, indem sie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Capelle der Kirche St. Lorenz gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit (1731) befinde.

Die neuesten Nachrichten aus Florenz melden, es sey ein solches Crucifix aus gedachter unterirdischer Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche St. Lorenz gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet stehe. Es sey wesentlich von dem spanischen verschieden, und keins als eine Copie des andern anzusehen.

Das spanische sey durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende oder vielmehr gestorbene Christus trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der florentinische hingegen sey viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sey der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler, der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die meisten schreiben es dem Michel Angelo zu, dem es gar nicht angehören kann, einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt sich künftig durch Vergleichung mit dem Perseus einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unseres Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed restaurirter vortrefflicher Apoll befand sich zu Florenz, an welchem freilich die neuen ins Manierirte und Vielfache sich neigenden Theile von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Brustbild in Bronze von Cosmus I steht wahrscheinlich auch noch zu Florenz, dessen sehr gezierter Harnisch als ein Beispiel der großen Liebhaberei unseres Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in

Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte, wohin nur wenige Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuilerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien, welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweispänniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

3.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der florentinischen Zeichnungsammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangene Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlassene Schriften.

1.

Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben, daß eine allgemeinere Ausbildung, als gewöhnlich dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur durch Uebung eines mannichfaltigen Talents hervorgegangen, so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm

fast mehr seinen Schriften, als seinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeschreibung, ob sie gleich beinahe zweihundert Jahre im Manuscript verweilte, ward von seinen Landsleuten höchlich geschätzt, und im Original, wovon er den Anfang selbst geschrieben, das Ende aber dictirt hatte, so wie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Parteilichkeit vorwerfen könnte, ein sehr schätzbares Document, worin sich ein bedeutendes und gleichsam unbegränztes Individuum und in demselben der gleichzeitige sonderbare Zustand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen, die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die englische voran. Ihrer Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung, seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste und, so viel ich weiß, einzige Ausgabe der Cellini'schen Lebensbeschreibung. Sie ist, unter dem Schild eines geheuchelten Druckorts, Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bediente sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leser, das Derbe, Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können. Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Versatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt; aber niemals Zeit gehabt habe seine Arbeit herauszugeben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzose in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwei Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben und 1568, also noch bei seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmal herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unsern Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

3.

Kleine Aufsätze.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion von sich selbst in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenschaft gegeben, mußte sich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln seiner Kunst, in sofern er sie einsehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger, dessen fragmentarischer Tractat im Manuscript circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedener man mit der Methode ist, durch die man gebildet worden, desto lebhafter entsteht in uns der Wunsch, einer Folgewelt den nach unserer Einsicht bessern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen ist. Es enthält eine Anleitung, wie man sich das Skelett bekannt machen soll, mit so vieler Liebe zum Gegenstand geschrieben, daß der Leser den Knochenbau von unten herauf entstehen und wachsen sieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen, sich hervorthut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit diejenigen, die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Zustand erblicken, wo er sich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zuläßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen

Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, giebt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Malerei und Sculptur; wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der italiänischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Verseprunks bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu seyn, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den ernsten tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann. Wenige findet der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstfreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, so wie ein langes, sogenanntes Capitolo in Terzinen zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bizarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch eine neue Ansicht der Begebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

5.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verschiedene seiner Landsleute bewahrten sorgfältig andere Manuscripte, davon sich in Florenz noch manches, besonders in der Bibliothek Riccardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschätzt, welche über die Lebensweise jener Zeiten besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht bemüht sich darum einmal ein deutscher Reisender,

aufgefordert durch das Interesse, das denn auch wohl endlich unsere Nation an einem so bedeutenden Menschen und durch ihn aufs neue an seinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten, welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin sie nicht allein die alten erreicht, sondern gar übertroffen hat, kann man die edelsten Künste der Sculptur, Malerei und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird beweisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist über die Kunst, ihre wahren Grundsätze und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können einem so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben, so will ich, obgleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so faßlich als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat. Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen, und deßhalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von den Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten. Deßhalb wir auch ohne weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herren, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortrefflichen Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wißt für gewiß, daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, daß das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb scheint mir die Gewohnheit, die man bis auf den heutigen Tag beibehält, sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird andern auch so gegangen seyn.

Aus oben angeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sey, und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige stöckische Pedanten oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände giebt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen, so könnte ich gar vieles dagegen auf das schönste versetzen; allein das wäre doch in den Wind gesprochen, und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich, ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das Wichtigste eines solchen Talentes immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, so muß derjenige, der so etwas gut machen und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast du dieses Gebäude gut im Gedächtniß, so wirst du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verschaffst; es ist hier die Rede sie ohne Fehler zu machen, und dieses, kann ich dich versichern, wirst du auf meinem Weg erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter sey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbei verlange ich, daß du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest; denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr, in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Städchen, wo nicht auf das erste, doch auf das zweitemal nachzuahmen sich verspräche, wie

solches bei einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammenfügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden setzest du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist als die beiden vorhergehenden.

Dann fügst du die Kniescheibe zwischen ein und lässest den Schüler diese vier Knochen sich recht ins Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirst du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sey, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird sich ergeben, daß wenn sich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kömmt, ihm alle andern Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schönste Instrument zusammen setzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Lasse nachher den Schüler einen der schönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden, da wo dessen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Gränzen hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sehnen und andern schönen Einrichtungen zurückhält.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, so kommt die Reihe an einen sehr schönen Knochen, welcher zwischen den beiden Hüftknochen befestigt ist. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Sehnen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zusammenhält. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückgrates, welcher als ein Schwänzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwänzchen wendet sich in unsern warmen Gegenden nach innen; aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Iberni nennen und als Monstra erscheinen; es verhält sich aber damit nicht anders, als wie ich gesagt habe.

Wie einer denkt iſt einerlei,
Was einer thut iſt zweierlei;
Macht er's gut ſo iſt es recht,
Geräth es nicht ſo bleibt es ſchlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebſt und leidſt,
Daß du nur immer derſelbe bleibſt.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich ging nicht wieder heraus.

„Sey deinen Worten Lob und Ehre,
Wir ſehn daß du ein Erfahrner biſt."
Sieht aus als wenn es von geſtern wäre,
Weil es von heut iſt.

Das Beſte möcht' ich euch vertrauen:
Sollt erſt in eignen Spiegel ſchauen.

Seyd ihr, wie ſchön geputzte Braut,
Bei dieſem Anblick froh geblieben,
Fragt: ob ihr alles, was ihr ſchaut,
Mit redlichem Geſicht mögt lieben.

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern iſt es und euch ein Gift.

Sodann lässest du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vierundzwanzig Knochen besteht. Sechzehn zählt man bis dahin, wo die Schultern anfangen, und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf sich trefflich bewegt.

Von diesem Knochen mußt du einige mit Vergnügen zeichnen, denn sie sind sehr schön; sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieses Knochenwerk des Rückens schließen sich vierundzwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, so daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu sehen glaubt. Dieses Rippenwesen mußt du oft zeichnen und dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirst finden, daß sie sich am sechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzusetzen anfangen. Die vier ersten stehen frei. Von diesen sind die beiden ersten klein und ganz knöchern: die erste ist klein, die zweite größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte ist auch noch nicht mit dem Brustknochen verbunden, wie die übrigen sieben. Dieser Knochen ist porös wie ein Bimsstein, und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieser sieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel, und dieser Knorpel ist nichts anderes als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weise läßt er sich mehr einem Knochen als einer Sehne vergleichen; denn der Knochen ist zerbrechlich, der Knorpel auch, die Sehne aber nicht.

Nun verstehe wohl! Wenn du dieses Rippenwesen gut im Gedächtniß hast und dazu kommst, Fleisch und Haut darüber zu ziehen, so wisse, daß die fünf untersten freien Rippen, wenn sich der Körper dreht, oder vor- und rückwärts biegt, unter der Haut viele schöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die schönen Dinge sind, welche an dem Körper des Menschen unfern des Nabels erscheinen.

Diejenigen, welche nun diese Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildische Maler, ja Schmierer vorgekommen sind, die sich auf ihr Gedächtnißlein verlassen und ohne ander Studium als schlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und sich dergestalt gewöhnen, daß sie, wenn sie auch wollten, nichts

Tüchtiges leisten können. Mit diesem Handwerkswesen, wobei sie noch der Geiz bethört, schaden sie denen, die auf dem guten Wege der Studien sind, und machen den Fürsten Schande, die, indem sie sich von solcher Behendigkeit bethören lassen, der Welt zeigen, daß sie nichts verstehen. Die trefflichen Bildhauer und Maler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre, zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwei oder drei Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, so kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber diesem Rippenbau befinden sich noch zwei Knochen außer der Ordnung, die sich beide auf den Brustknochen auflegen und, mit einiger Wendung, sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst sie nicht besonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten mußt du dir sie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es sind dieses die Schlüsselbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweier Schaufeln. Es sind sehr schöne Knochen, die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen und daher von deinem Schüler anstatt des Auges zu zeichnen sind. Es kömmt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner sind. Wenn du dich mit diesen beschäftigst, so brauchst du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten hast. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt bist, so kannst du diese alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künstliche und schöne Sache ist. Auch diese Theile mußt du genugsam, nach allen Seiten hin, zeichnen, und zwar sowohl die rechte als die linke.

Bist du so weit gelangt, so kannst du dich gleichsam zum Vergnügen an dem wundersamen Knochen des Schädels versuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast du ihn nun von irgend einer Seite gezeichnet, und deine Arbeit gefällt dir, so mußt du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieses von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das Beste wäre, daß du während der Zeit, wenn du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun mußt du noch dieses wissen, daß du auch das Maß aller dieser Theile dir bekannt zu machen hast, auf daß du mit mehr Sicherheit Sehnen und Muskeln darüber ziehen könnest, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn du nun diese Knochen messen willst, so mußt du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch wäre, zum Beispiel der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannst du daher kühnlich zurecht rücken, daß er auf zwei Beinen stehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannst du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magst du das Gerippe, hoch oder niedrig, sitzen lassen und ihm verschiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirst du dir ein wundersames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unserer göttlichen Kunst erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beispiel zeige und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michel Agnole Buonarotti, dessen hohe Weise, die von allen andern und von allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hiervon zu überzeugen betrachte alle seine Werke, sowohl der Sculptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum so viel Ehre machen, als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sehnen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschieden Gestalt, Maß und Verbindung erhält.

XVII.

Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Malerei.

Man zeichnet mit verſchiedenen Materien und auf verſchiedene Weiſe, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchſchneidet und mehr Linien auffetzt, wo man die Schatten verſtärken will; ſoll er ſchwächer ſeyn, ſo läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art iſt ſehr ſchwer, und nur wenige Künſtler haben ſie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf dieſem Wege ſind die Kupferſtiche erfunden worden, in welchen ſich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meiſter bewieſen hat, ſowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weiſe, indem man, nach vollendetem Umriß mit der Feder, den Pinſel nimmt und mit mehr oder weniger in Waſſer aufgelöster und verdünnter Tuſche nach Bedürfniß helleren und dunkleren Schatten anbringt. Dieſe Art nennt man Aquarell.

Ferner färbt man mit verſchiedenen Farben das Papier, und bedient ſich der ſchwarzen Kreide, den Schatten, und des Bleiweißes, das Licht anzugeben. Dieſes Weiß wird auch gerieben, mit etwas arabiſchem Gummi vermiſcht und in Stäbchen, ſo ſtark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothſtein und ſchwarzer Kreide. Mit dieſen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm, und beſſer als auf die vorige Weiſe. Alle guten Zeichner bedienen ſich derſelben, wenn ſie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn ſie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf dieſe oder jene Weiſe geſtellt haben, und ſie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück, ſo können ſie es leicht thun, weil ſich mit ein wenig Brodkrume die Striche leicht wegwiſchen laſſen, und deßwegen wird dieſe Weiſe für die beſte gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, ſo ſage ich nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung ſey nichts anders, als der Schatten des Runden, und ſo kann man ſagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung ſey;

die Malerei aber ist eine Zeichnung mit Farben gefärbt, wie sie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweierlei Weise, einmal daß man die sämmtlichen Farben nachahmt, wie wir sie in der Natur vorfinden; sodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unsern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidoro und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens', unendliche Werke darin verfertigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet, zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, so erzähle ich, daß wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten, ließen wir einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter in einer geweißten Kammer, entweder sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobei man die schwersten Verkürzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Rückseite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur, und befestigten es, sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsobald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriß hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen, und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unserm außerordentlichen Michel Agnolo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Malerei so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen Malerei geben, als wenn man sagt, sie trete dergestalt hervor, daß sie als erhoben erscheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Malerei, einer angenehmen und reizenden Tochter angesehen werden müsse.

Der Maler stellt nur eine der acht vornehmsten Ansichten dar, welche der Bildhauer sämmtlich leisten muß. Daher wenn dieser eine Figur, besonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und stellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vorderen Ansichten

anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Ist er nun mit der vordern Ansicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptansichten, so findet er oft, daß sie weniger gefällig erscheint; deßwegen er die erste Ansicht, die er bei sich schon festgesetzt hatte, wieder verderben muß, um sie mit der zweiten in Uebereinstimmung zu setzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegensetzt. Ja, man kann sagen, daß es nicht etwa nur acht, sondern mehr als vierzig Ansichten gibt: denn wie er nur seine Figur im geringsten wendet, so zeigt sich eine Muskel entweder zu sehr oder zu wenig, und es kommen die größten Verschiedenheiten vor. Daher muß der Künstler von der Anmuth der ersten Ansicht gar manches aufopfern, um die Uebereinstimmung rings um die ganze Figur zu leisten; welche Schwierigkeit so groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich recht vorstellen, so kann man die Arbeiten des Michel Agnolo zum Maßstabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein solches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunstfleiß vollenden sehen; dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wundersamer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im allgemeinen sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michel Agnolo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen; denn für Eine Figur in Marmor brachte er hundert gemalte zu Stande, und bloß deßwegen, weil die Malerei nicht an der Schwierigkeit so vieler Ansichten haftet. Wir dürfen daher wohl schließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerei nicht bloß von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den größeren Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bei der Malerei nicht der Fall ist. Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können, daß die Bildhauerkunst der Malerei weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maßen am besten verstehen, auch die bessern Architekten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nöthigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maßen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderem Fleiß zu arbeiten; daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne; denn Bramante, Raphael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen, doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder andere eine Statue zu machen verstand. Deßwegen finden wir so viel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architektonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können. Dieses habe ich nicht sowohl um des Streites der Bildhauerkunst und der Malerei willen hier anführen wollen, sondern weil es viele giebt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die, als völlige Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meister Terzo, einem ferraresischen Krämer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher, die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerb verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen, die vollkommensten Meister dieser Kunst seyen Bramante und Anton da San Gallo gewesen; außer diesen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er sich den Spitznamen Terzo (der dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunelleschi der erste gewesen, der die Baukunst nach so vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker völlig erloschen! Wohl haben sich nachher Bramante, Anton da San Gallo und Balthasar Peruzzi hervorgethan, aber zuletzt ist sie auf den höchsten Grad der Vortrefflichkeit durch Michel Agnolo gelangt, welcher, da er die lebhafteste Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunst erlangt, vieles an dem Tempel von St. Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobei er sich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu sprechen, da ich denn auch die Perspective abhandeln und nächst dem, was ich aus mir selbst mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer schönen Schrift desselben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger säumen und dasjenige, was ich bisher gesagt habe, denen übergeben, die mit größern und bessern Gründen ohne Leidenschaft diese Dinge abzuhandeln werden im Stande seyn.

Rameau's Neffe.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuscript übersetzt.

Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.

HORAT. *Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14.*

Er hat ſich nie des Wahren befliſſen,
Im Widerſpruche fand er's;
Nun glaubt er alles beſſer zu wiſſen,
Und weiß es nur anders.

„Du haſt nicht recht!" das mag wohl ſeyn;
Doch das zu ſagen iſt klein,
Habe mehr recht als ich! das wird was ſeyn.

Da kommen ſie von verſchiedenen Seiten,
Nord, Oſt, Süd, Weſt und anderen Weiten,
Und klagen dieſen und jenen an:
Er habe nicht ihren Willen gethan!
Und was ſie dann nicht gelten laſſen,
Das ſollen die Uebrigen gleichfalls haſſen;
Warum ich aber mich Alter betrübe?
Daß man nicht liebt, — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden ſo im Denken
Wie wir ſchöne Frauenzimmer
Mehr als garſtige beſchenken.

Bleibt ſo etwas dem wir huld'gen,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen;
Wir erkennen, wir entſchuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt! wie könnten wir das Wahre
Denn es iſt uns ungelegen —
Niederlegen auf die Bahre
Daß es nie ſich möchte regen."

Es mag schön oder häßlich Wetter seyn, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie, und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sey weise oder thöricht! So sieht man in der Allée de Foi unsere jungen Liederlichen einer Courtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sich sämmtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Légal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge; da hört man die gemeinsten Reden. Denn, kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich seyn, wie Légal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich seyn, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personnagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch einander gehen, denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten

gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und seine Originalität hält euch nicht fest, so verstopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern oder ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger als er selbst. Manchmal ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man würde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen oder er käme aus la Trappe. Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Finanziers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Almosen zu geben. Morgen, gepudert, chaussirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er zeigt sich und ihr würdet ihn beinahe für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist sich zu bekümmern wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Scheuke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brod und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die sechs Sous Schlafgeld nicht in der Tasche, was ihm wohl manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matraze in den Haaren. Ist die Jahreszeit gelind, so spaziert er die ganze Nacht auf dem Cours oder den elysesischen Feldern hin und wieder; mit dem Tag erscheint er sogleich in der Stadt, gekleidet von gestern für heute, und von heute manchmal für den Ueberrest der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht schätzen; andere machen sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu Freunden. Des Jahrs können sie

mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absticht und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsere Erziehung, unsere gesellschaftlichen Conventionen, unsere hergebrachten Anständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein solcher eine Gesellschaft, so ist er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt, und jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurückgiebt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannte ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese zuckten die Achseln, lachten ihm ins Gesicht und versicherten ihm, er sey närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand, aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit; es war lustig, ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte den Tractat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr waret neugierig den Namen des Mannes zu wissen; da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Lulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren, ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat, in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Gesangs, unzusammenhängende Ideen, Lärm, Aufflüge, Trummhe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch italiänische Virtuosen wird begraben werden, wie er vorausfühlte, und deßhalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward; denn niemand hat bösere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf

der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich berechtigt sieht seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: Ah, mein Herr Philosoph, treffe ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtsen? verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.

Ich. Nein, aber wenn ich nichts besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzusehen die gut schieben.

Er. Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus, die übrigen verstehen nichts.

Ich. Und Herr de Bussi, was sagt Ihr zu dem?

Er. Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; beide wissen von diesem Spiele alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr seyd schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er. Ja im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich. Beinahe gebe ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir das gut seyn! Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das was Ihr, und ich und alle die andern machen, Gutes, Böses und Nichts. Dann habe ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatte ich Durst und manchmal habe ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da habe ich mich rasiren lassen.

Ich. Daran habt Ihr übel gethan; denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

Er. Freilich, meine Stirn ist groß und runzelig, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbraunen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen, und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wohl, dieses ungeheure Kinn, wäre es

von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich. Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

Er. Nein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich wie der eine, und die andere besuche ich gern.

Ich. Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

Ich. Und wie, mit Eurem Silenenbauch, mit einem Gesicht —

Er. Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel austrocknet, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich. A propos! den Onkel, seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehen.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er jemand Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgsnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wenn sie wollen; nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu seyn. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsere Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins Rock! . . . Nein! die Weisheit des Mönchs in Rabelais, das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehen will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und die Welt gehen lassen, wie sie Lust hat: sie geht ja gut; denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hierunten ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber

ich weiß keine Geſchichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht ſchlechter deßhalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Miniſters, der Verſtand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, ſo klar wie zweimal zwei vier iſt, daß nichts den Völkern nützlicher ſey als die Lüge, nichts aber ſchädlicher als die Wahrheit. Ich beſinne mich nicht mehr auf ſeine Beweiſe, aber es folgte ſonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abſcheulich ſind, und daß man ein Kind, wenn es bei ſeiner Geburt ein Charakterzeichen dieſes gefährlichen Naturgeſchenks an der Stirn trüge, ſogleich erſticken oder ins Waſſer werfen ſollte.

Ich. Und doch, dieſe Perſonen, die vom Genie ſo übel ſprechen, behaupten alle Genie zu haben.

Er. Im ſtillen ſchreibt ſich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß ſie ſich unterſtünden es zu bekennen.

Ich. Das geſchieht aus Beſcheidenheit. Und alſo habt Ihr einen ſchrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ich. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Menſch zu ſeyn. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine wie das andere quält. Man ſollte ſeine Partei ergreifen und daran feſthalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialiſchen Menſchen gewöhnlich ein wenig ſonderbar ſind, oder, wie das Sprichwort ſagt, kein großer Geiſt ſich findet ohne einen Gran von Narrheit, ſo läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks ſeyn, bei dem ſie lebten. Früh oder ſpät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet ſie als Wohlthäter des Menſchengeſchlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Miniſter, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nutzen kann, ſo ſchadet ſie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn ſie auch im Augenblick ſchadet. Daher käme ich in Verſuchung den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verſcheucht, oder einer großen Wahrheit Eingang verſchafft, immer ein Weſen iſt das unſere Verehrung verdient. Es kann geſchehen, daß dieſes Weſen ein Opfer des Vorurtheils und der Geſetze wird, aber es giebt zwei Arten Geſetze: die einen ſind unbedingt

billig und allgemein, die andern wunderlich; nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umſtände beſtätigt. Dieſe bedecken den, der ſie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden iſt nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Iſt er deßwegen weniger verdammt worden? Iſt ſein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein ſchlechtes Geſetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und ſeyt Ihr nicht ganz nah an einem Geſtändniß, das den Männern von Genie wenig günſtig iſt?

Ich. Hört mich, lieber Mann! Eine Geſellſchaft ſollte keine ſchlechten Geſetze haben. Hätte ſie nur gute, ſie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden ſey, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor iſt öfter ein Böſewicht, als ein Mann von Geiſt. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, ſchwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Böſewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn erſäufen ſollte.

Ich. Sachte, lieber Freund! So ſagt mir doch! Nun ich will nicht Euern Onkel zum Beiſpiel nehmen: das iſt ein harter und roher Mann, ohne Menſchlichkeit; geizig, ein ſchlechter Vater, ſchlechter Gatte, ſchlechter Onkel; und dabei iſt es noch nicht einmal ganz entſchieden, daß er ein Mann von Genie ſey, daß er es in ſeiner Kunſt ſehr weit gebracht habe, daß man ſich in zehn Jahren noch um ſeine Werke bekümmern werde. Aber Racine? der hatte doch Genie und galt nicht für den beſten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht, denn ich weiß zu folgern.

Ich. Was würdet ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann geweſen wäre, völlig eins mit ſeinem Comptoir, wie Briaſſon, oder mit ſeiner Elle wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre ſeiner Frau ein rechtmäßig Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er ſchelmiſch, verrätheriſch, ehrgeizig, neidiſch geweſen wäre, aber Verfaſſer von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen seyn.

Ich. Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst empfindet.

Er. Ja, so seyd ihr andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr andern nur versteht euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und verstehe mich eben so gut, als Ihr Euch versteht.

Ich. Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht 20,000 Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honeré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Bewohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nun werdet Ihr doch zugeben, so wäre es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß! Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler mußte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Jaherren, alle diese Windbeutel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln mußte er durch seine Lehrburschen den dienstbaren Gefälligen todtschlagen lassen, der durch eine saubere Mannichfaltigkeit den Ehemann von dem Abgeschmack einer einförmigen Bewohnung zu retten sucht.

Er. Todtschlagen? Herr, todtschlagen? Niemand schlägt man todt in einer wohl policirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu ins Teufels Namen! soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein

Bettler ſeyn, als ein großes Vermögen ohne dieſe Genüſſe beſitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieſer Mann tangte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böſe! In tauſend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menſchlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war? woher gebürtig? man wird Frankreich beneiden. Einige Weſen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr ſind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von ſeinen Laſtern noch von ſeinen Fehlern. Beſſer wäre es freilich geweſen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Geſinnungen des Rechtſchaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in ſeiner Nachbarſchaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erſtickte, die zu ſeinen Füßen wuchſen; aber ſeinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, ſeine Aeſte ſind weit verbreitet, ſeinen Schatten hat er denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an ſeinem majeſtätiſchen Thron zu ruhen; Früchte des feinſten Geſchmacks hat er hervorgebracht und die ſich immer erneuern. Freilich könnte man wünſchen, auch Voltaire wäre ſo ſanft wie Ducles, ſo offen wie der Abbé Trublet, ſo gerade wie der Abbé d'Olivet; aber, da das nun einmal nicht ſeyn kann, ſo laßt uns die Sache von der wahrhaft intereſſanten Seite betrachten, laßt uns einen Augenblick den Punkt vergeſſen, wo wir im Raum und in der Zeit ſtehen. Verbreiten wir unſern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker, denken wir an das Wohl unſerer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug ſind, verzeihen wir wenigſtens der Natur, daß ſie weiſer war als wir! Gießt auf Grenzens Kopf kaltes Waſſer, vielleicht löſcht ihr ſein Talent mit ſeiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Mercopens hinabzuſteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur ſo mächtig als weiſe war, warum machte ſie dieſe Männer nicht eben ſo gut als groß?

Ich. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit ſolchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft; denn wäre hier unten alles vortrefflich, ſo gäbe es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt Recht! denn darauf kommt es doch hauptſächlich an,

daß wir beide da seyen, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seyen; das andere mag gehen, wie es kann! Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei seyn sollte! Lieber will ich seyn, und selbst ein impertinenter Schwätzer seyn, als nicht seyn.

Ich. Jeder denkt wie Ihr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Daseyn Verzicht thut.

Er. Das ist wahr!

Ich. Nehmen wir darum die Sachen wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es nothwendig ist, wie viele Leute sich einbilden!

Er. Von allem, was Ihr da vorbringt, verstehe ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer seyn, selbst auf die Gefahr ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, gestehe ichs nur, hier ist etwas, das mir es sagt! Ich habe niemals einen dergleichen loben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie heruntersetzt, das höre ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: Freilich du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupeou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß mittelmäßig zu seyn. Ja, ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouverture der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: **Profonds abîmes du Ténare, Nuit, éternelle nuit,** ohne mir mit Schmerzen zu sagen, dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Clavierstücke in seinem Portefeuille, so würde ich mich nicht bedenken Ich zu bleiben und Er zu seyn.

Ich. Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts, nichts! das sind die Augenblicke die vorübergehen.

Dieſe Rübe wird nicht groß ſeyn
Cultivirten deutſchen Orten;
Wollt ihr es auf ewig loß ſeyn,
So erſtickt es nur mit Worten.

Immer muß man wiederholen:
Wie ich ſage, ſo ich denke!
Wenn ich dieſen, jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverholen.

Störet ja — mir ſagt's die Zeitung, —
Unverletzten würd'gen Ortes,
Dieſer jenem, beſt'gen Wortes,
Die beliebige Bereitung.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten;
Hüben, drüben muß man ſchelten:
Das iſt nun der Geiſt der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich
Oder die andern verrückt ſind.

„Sag' nur warum du in manchem Falle
So ganz untröſtlich biſt?"
Die Menſchen bemühen ſich alle
Umzuthun was gethan iſt.

(Dann ſang er die Oper der galanten Indien, die Arie: Profonds abimes, und fuhr fort:) Da ſeht! das Etwas, das hier an mich ſpricht, ſagt mir: Rameau, du möchteſt gerne die beiden Stücke gemacht haben; hätteſt du die beiden Stücke gemacht, du machteſt mehr dergleichen. Hätteſt du eine gewiſſe Anzahl gemacht, ſo ſpielte man dich, ſo ſänge man dich überall. Du könnteſt mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewiſſen würde von deinem eigenen Verdienſte zeugen. Die andern wieſen mit Fingern auf dich. Das iſt der, ſagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun ſang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude ſchwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er ſich die Hände und ſprach:) Du hätteſt ein gutes Haus (er ſtreckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), ein gutes Bett (er ſank nachläſſig darauf hin), gute Weine (er ſchien ſie zu koſten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatſchte), Kutſch' und Pferde (er hob den Fuß auf, hineinzuſteigen), hübſche Weiber (er umfaßte ſie ſchon und blickte ſie wollüſtig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich mich zu beräuchern. (Er glaubte ſie um ſich zu ſehen. Er ſah Paliſſot, Poinſinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte; er hörte ſie an, brüſtete ſich, billigte, lächelte, verſchmähte, verachtete ſie, jagte ſie fort und rief ſie zurück. Dann ſprach er weiter:) So ſagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann biſt, ſo läſeſt du in der Geſchichte der drei Jahrhunderte, daß du ein großer Mann biſt: du wärſt Abends überzeugt, daß du ein großer Mann biſt, und der große Mann Rameau, der Vetter, ſchliefe bei dem ſanften Geräuſch des Lobes ein, das um ſein Ohr ſäuſelte. Selbſt ſchlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, ſeine Bruſt erweiterte ſich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er ſchnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das ſagte, ließ er ſich weichlich auf einen Sitz nieder, ſchloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er ſich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines ſolchen ſüßen Ruhegenuſſes wachte er auf, ſtreckte die Arme, gähnte, rieb ſich die Augen, und ſuchte ſeine abgeſchmackten Schmeichler noch um ſich her.)

Ich. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig ſchläft?

Er. Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachſtübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zuſammengeſchroben bin, dann iſt meine Bruſt enge, das Athemholen ſchwach; es iſt eine Art von leiſer Klage, die man

kaum vernimmt, anſtatt daß ein Finanzier ſein Schlafgemach erſchüttert und die ganze Straße in Erſtaunen ſetzt. Aber was mich heute betrübt, iſt nicht, daß ich nur kümmerlich ſchlafe und ſchnarche.

Ich. Traurig iſt's immer.

Er. Was mir begegnet, iſt noch viel trauriger.

Ich. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich. Das iſt wahr.

Er. So laßt Euch ſagen! (Ehe er anfängt, ſeufzt er tief, bringt ſeine beiden Hände vor die Stirn, dann beruhigt er ſeine Geſichtszüge und ſagt:) Ihr wißt, ich bin unwiſſend, thöricht, närriſch, unverſchämt, gaunerisch, gefräßig.

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie iſt durchaus wahr. Kein Wort iſt abzudingen; keinen Widerſpruch deßhalb, ich bitt' Euch! Niemand kennt mich beſſer als ich ſelbſt, und ich ſage nicht alles.

Ich. Euch nicht zu erzürnen, ſtimme ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Perſonen, die mich eben ſehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad dieſe Eigenſchaften ſämmtlich beſaß.

Ich. Das iſt doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbärge ſie vor ſich ſelbſt, oder man verziehe ſie ſich, aber man verachte ſie an andern.

Er. Sie ſich verbergen, könnte man das? Seyd gewiß, wenn Paliſſot allein iſt und ſich ſelbſt betrachtet, ſagt er ſich ganz andere Sachen! Seyd gewiß, ſein College und er, einander gegenüber, bekennen ſich offenherzig, daß ſie zwei gewaltige Schurken ſind. An andern dieſe Eigenſchaften verachten? Meine Leute waren viel billiger und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abweſend ward ich gleich vermißt; man hätſchelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverſchämte, der Unwiſſende, der Faule, der Freſſer, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieſer Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkoſung, einen kleinen Schlag auf die Achſel, eine Ohrfeige; einen Fußtritt, bei

Tafel einen guten Biſſen, den man mir auf den Teller warf, nach Tiſche eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete; denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geſchenke, die mir zuregneten — Dummer Hund, der ich bin! das habe ich alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menſchenverſtand hatte, ein einzigesmal in meinem Leben. Ach, wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Rameau, Rameau! hatte man dich deßhalb aufgenommen? welche Narrheit, ein bischen Geiſt, ein bischen Vernunft zu haben! Rameau, mein Freund, das wird dich lehren das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat und wie deine Beſchützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und geſagt: Fort, Schuft! laß' dich nicht wieder ſehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Dergleichen haben wir übrig! Nun gingſt du und biſſeſt in die Finger. In die verfluchte Zunge hätteſt du vorher beißen ſollen. Warum warſt du nicht klüger? Nun biſt du auf der Gaſſe ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warſt genährt; Mund, was begehrſt du? Und nun halte dich wieder an die Höken. Gut logirt und überglücklich wirſt du nun ſeyn, wenn man dich wieder ins Dachſtäbchen läßt: wohl gebettet warſt du, und Stroh erwartet dich wieder zwiſchen dem Kutſcher des Herrn von Soubiſe und Freund Robbé. Statt eines ſanften und ruhigen Schlafs hörſt du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tauſendmal unerträglichere Geräuſch trockener, harter, barbariſcher Verſe. Unglücklich, übelberathen, von tauſend Teufeln beſeſſen!

Ich. Aber gäb' es denn kein Mittel Euch wieder zurückzuführen? Iſt denn Euer Fehler ſo groß, ſo unverzeihlich? An Euerm Platz ſuchte ich meine Leute wieder auf. Ihr ſeyd ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich ſie nicht lachen mache, haben ſie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ ihnen keine Zeit mich entbehren zu lernen, ſich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen; denn wer weiß, was geſchehen kann.

Er. Das fürchte ich nicht; das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch seyn mögt, ein anderer kann Euch ersetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das sey! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals Menschenverstand zu haben, und ich verspreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. Lustig war es anzusehen, wie er, unterdessen ich so sprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt; er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er schluchzte, er sagte: Ja, meine kleine Königin, ja das verspreche ich, in meinem ganzen Leben soll mir's nicht wieder begegnen. Dann sprang er auf und sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt recht! das ist wohl das Beste. Herr Vieillard sagt, sie sey so gut; ich weiß wohl, daß sie es ist; aber sich vor einer solchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzuflehen, eine Creatur, die dem Pfeifen des Parterre's nicht ausweichen kann! — Ich Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Vetter dessen, den man den großen Rameau nennt, dessen, der nun gerade und strack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontel gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockschößen, sonst einherschlich, ich, der ich Stücke fürs Clavier gesetzt habe, die niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird, ich, genug ich! Gehen sollte ich? Nein, Herr, das geschieht nicht! (Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort:) Hier fühle ich etwas, das sich regt, das mir sagt: Rameau, das thust du nicht! Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft seyn, die niemand ersticken kann. Das wacht nun einmal auf, um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts:

denn es giebt andere Tage, da mich's gar nichts koſtete ſo niederträchtig zu ſeyn, als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H..... geküßt hätte.

Ich. Ei, mein Freund! ſie iſt weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu ſo einer Demuthshandlung könnte ſich wohl einer entſchließen, der delicater wäre als Ihr.

Er. Verſtehen wir uns! Es iſt ein Unterſchied zwiſchen H..... küſſen. Es giebt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den dicken Bergier! er küßt Madame de la M— den H..... im eigentlichen und figürlichen Sinne; und wahrhaftig das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich ſchlecht gefallen.

Ich. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, ſo habt doch den Muth ein Bettler zu ſeyn!

Er. Es iſt hart ein Bettler ſeyn, indeſſen es ſo viel reiche Thoren giebt, auf deren Unkoſten man leben kann; und dann ſich ſelbſt verachten zu müſſen, iſt doch auch unerträglich.

Ich. Und kennt Ihr denn dieſes Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir geſagt: Wie, Rameau, Es giebt zehntauſend gute Tafeln zu Paris, zu fünfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede; und von allen dieſen Gedecken iſt keines für dich? Tauſend kleine Schöngeiſter ohne Talent, ohne Verdienſt, tauſend kleine Creaturen ohne Reize, tauſend platte Intrigants ſind gut gekleidet; und du liefeſt nackend herum, ſo unfähig wärſt du? Wie? du ſollteſt nicht ſchmeicheln können wie ein anderer, nicht lügen, ſchwören, falſch ſchwören, verſprechen, halten oder nicht halten wie ein anderer? Sollteſt du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein anderer? Sollteſt du nicht den Liebeshandel der Frau begünſtigen und das Briefchen des Mannes beſtellen können wie ein anderer? Sollteſt du nicht einem hübſchen Bürgermädchen begreiflich machen, daß ſie übel angezogen iſt, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spitzen und ein Kleid nach polniſchem Schnitt ſie zum Entzücken kleiden würden? daß dieſe kleinen Füßchen nicht gemacht ſind über die Straße zu gehen, daß ein hübſcher Mann jung und reich ſich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, ſechs großen Lakaien, der ſie im Vorbeigehen geſehen habe, der ſie liebenswürdig finde, der ſeit dem Tage weder eſſen noch trinken könne, der nicht mehr ſchlafe, der daran ſterben werde? — Aber mein Vater? — Nun

nun, euer Vater, der wird anfangs ein wenig böse seyn — Und meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt! — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen! — Und mein Beichtvater? — Den seht ihr nicht mehr, oder wenn ihr auf der Grille besteht ihm die Geschichte eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es euch einige Pfund Zucker und Kaffee. — Es ist ein strenger Mann, der mir schen wegen des Liedchens: „Komm in meine Zelle" die Absolution verweigert hat. — Nur weil ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn ihr vor ihm in Spitzen erscheint ... — Spitzen also soll ich haben? — Gewiß und von aller Art! ... — mit brillantenen Ohrgehängen ... — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Völlig so! ... in einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Laufer voraus, Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen ... — Zum Ball? ... — zum Ball, zur Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun spiele ich mit einem Papier zwischen den Fingern. Was ist das? — Nichts, gar nichts! — Ich dächte doch! — Ein Billet. — Und für wen? — Für euch, wenn ihr ein bischen neugierig seyd. — Neugierig? ich bin es gar sehr! Laßt sehen (Sie lieſt.) Eine Zusammenkunft? Das geht nicht! — Wenn ihr in die Messe geht ... — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein bischen früh käme! ich stehe immer zuerst auf, und bin von allen zuerst im Comptoir. — Er kommt, er gefällt, und ehe man sich's versieht, zwischen Licht und Dunkel verschwindet die Kleine; man bezahlt mir meine zwei tausend Thaler. Und ein solch Talent besitzest du eben so gut! und dir fehlt's an Brod? Schämst du dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, strotzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan; sie waren mit Sammet bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? Die elendesten Lumpenhunde; jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange; denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen können. Dem sey wie ihm wolle, dieß ist der Text zu meinen öfteren

Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen lassen! Es wäre fast eben so gut nicht geboren zu seyn. (Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte? Ich litt: ich war betroffen von so viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer so völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer so vollkommenen Schändlichkeit und einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte:) Was habt Ihr?

Ich. Nichts.

Er. Ihr scheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas anderem zu reden. Unglücklicher! zu welchem verwerfenen Zustand seyd Ihr geboren oder verleitet!

Er. Ich gesteh's. Aber laßt Euch meinen Zustand nicht allzu sehr zu Herzen gehen: indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Absicht nicht, Euch weh zu thun! Ich habe mir bei diesen Leuten etwas gespart. Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch so viel zulegte....

Hier findet sich im Manuscript eine Lücke. Die Scene ist verändert, und die Sprechenden sind in eins der Häuser bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an die Stirne sich mit der Faust zu schlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzusehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache ist richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht; die Zeit ist vergangen, und das ist so viel gewonnen.

Ich. Verloren wollt Ihr sagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben oder ein Thaler mehr ist ganz eins. Der Hauptpunkt im Leben ist doch nur, frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtstuhl zu gehen. O stercus pretiosum! das ist das große Resultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat einer so viel als der andere, Samuel Bernard, der mit Rauben,

Plündern, Bankerottmachen, siebenundzwanzig Millionen in Gold zusammenbringt und zurückläßt, so gut als Rameau, der nichts zurückläßt: Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch schaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um deinetwillen; umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinterher; seine Seele schreitet nicht neben dem Ceremonienmeister. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde ist immer faulen. Um seinen Sarg rothe und blaue Kinder oder niemand haben, was ist daran gelegen? Und dann seht diese Faust an — sie war strack wie ein Teufel — diese zehn Finger, zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befestigt, diese Sehnen, alte Darmsaiten, trockener, straffer, unbiegsamer als die an einem Drechslersrad gedient haben! Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich sage dir, gehen sollst du, und so soll's werden. (Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der linken gefaßt; er riß sie herauf und herunter, die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht! Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts! das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren hab' ich ihnen schon anderes aufzurathen gegeben. So wenig sie dran wollten, haben die Schufte sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen, die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's. (Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinspielers an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu seyn, daß der Ton rein ist; dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache, an demjenigen nur die Marter zu schauen, der bemüht ist, uns das

Vergnügen auszudrücken? Zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß! Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschreis veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er beherchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Accorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den andern. (Alsobald kauerte er, wie ein Tonkünstler, der sich vors Clavier setzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, sagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man giebt, ohne zu wissen, warum? Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schüler mehr.

Ich. Ich habe so wenig Bekanntschaft, und Ihr ermüdet Euch ganz umsonst.

Er. Ich ermüde niemals! (Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte — denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt — so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Claviere, mit gebogenen Knieen, das Gesicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben sähe er eine Partitur. Nun sang er, präludirte, executirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem? Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er

gefehlt hätte, sich ärgerte, das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich sagte er:) Nun seht Ihr (und wandte sich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen herunterlief), Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit überflüssigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig ist. Diese enharmonischen Passagen, von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind eben keine Hexerei. Wir wissen uns auch herauszuziehen.

Ich. Ihr habt Euch viele Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr sehr geschickt seyd. Ich war der Mann, Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das versteh' ich ungefähr, und das ist mehr als nöthig; denn ist man denn in diesem Lande verbunden das zu wissen, was man lehrt?

Ich. Nicht mehr, als das zu wissen, was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philosoph, die Hand auf's Gewissen, redlich gesprochen, es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gefüttert wart, wie jetzt.

Ich. Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxembourg gehen — erinnert Ihr Euch? — im...

Ich. Laßt das gut seyn! Ja, ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüsch...

Ich. Ja doch!

Er. Verschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarzwollenen Strümpfen, hinten mit weißen Fäden geflickt.

Ich. Ja doch, ja! alles, wie's Euch gefällt!

Er. Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich. Eine sehr traurige Gestalt.

Er. Und von da ging's über's Pflaster.

Ich. Ganz recht!

Er. Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich andere unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik wie mit

„Und wenn was umzuthun wäre,
Das würde wohl auch gethan;
Ich frage dich bei Wort und Ehre,
Wo fangen wir's an?"

Umstülpen führt nicht ins Weite;
Wir kehren, frank und froh,
Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn so.

Und sollen das Falsche sie umthun,
So fangen sie wieder von vornen an;
Sie lassen immer das Wahre ruhn
Und meinen, mit Falschem wär's auch gethan.

Da steht man denn von neuem still,
Warum das auch nicht gehen will.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den besten Gaben;
Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

---

der Algebra oder, Geometrie. Jetzt, da Ihr ein ſtattlicher Herr ſeyd . . .

Ich. Nicht ſo gar ſtattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt...

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeiſter.

Ich. Noch nicht; denn ihre Mutter beſorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hauſe haben.

Er. Frieden im Hauſe, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr iſt, und Herr muß man ſeyn. Ich hatte eine Frau, Gott ſey ihrer Seele gnädig! aber wenn ſie manchmal ſtöckiſch wurde, ſetzte ich mich auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und ſagte wie Gott: Es werde Licht! und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unſere Stimmen erhoben. Wie alt iſt Euer Kind?

Ich. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt iſt euer Kind?

Ich. Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und ſein Alter! Reden wir von den Lehrmeiſtern, die ſie haben wird.

Er. Bei Gott! ſo iſt doch nichts ſtörriger als ein Philoſoph! Wenn man Euch nun ganz gehorſamſt bäte, könnte man von dem Herrn Philoſophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiſelle ſeine Tochter iſt?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre ſollte ſie die Finger auf den Taſten haben.

Ich. Aber vielleicht iſt mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein ſolches Studium einzuflechten, das ſo lange beſchäftigt und ſo wenig nutzt.

Er. Und was ſoll ſie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich. Vernünftig denken, wenn's möglich iſt — eine ſeltene Sache bei Männern und noch ſeltener bei Weibern!

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt ſie hübſch, unterhaltend, kokett ſeyn.

Ich. Keineswegs! Die Natur war ſtiefmütterlich genug gegen ſie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich ſollte ſie den Mühſeligkeiten des Lebens ausſetzen, eben als wenn ſie derb

gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehre ich sie das Leben mit Muth ertragen.

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben, wie die andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und kokett ist! Wie? keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen, sich anständig zu betragen, sich vortheilhaft darzustellen und ungezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um gut auszusprechen.

Er. Keine Musik?

Ich. Gäbe es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt . . .

Ich. Setze ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wäre es mir Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt, wie die unsrige, sind. Was sage ich unnütz? vielleicht gefährlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß!

Er. Ah, da sind wir wieder! Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen! Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen seyn, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sey, die Elemente zu lehren? Nach dreißig oder vierzig

Jahren Uebung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich. O Narr! Erznarr! rief ich aus: wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?

Er. Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drin. So viel ist gewiß, wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andere herkommt, wohin diese oder jene geordnet seyn will, welche vorausgehen oder folgen soll? Unterrichtet man gut ohne Methode? Und die Methode, woher kommt sie? Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft seyn würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig es wäre besser gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich. Ich denke, daß alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut seyn! Ihr unterwieset, sagtet Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er. Ja.

Ich. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! und deßwegen waren jene viel schlimmer, als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verderb' ich weder das Urtheil, noch die Hände der Kinder. Kamen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie sie's alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist! wie das Pflaster ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiselle Lemière sollte eine Vestalin in der neuen Oper machen: sie ist aber zum zweitenmal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer sie dupliren wird? Mademoiselle Arnoud hat ihren kleinen Grafen fahren lassen. Man sagt, sie unterhandelt mit Bertin. Unterdessen hat sich der kleine Graf mit dem Porzellan des Herrn von Montamy entschädigt. Im letzten Liebhaberconcert war eine Italiänerin, die

wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein seltener Körper, der Préville. Man muß ihn in dem galanten Mercur sehen. Die Stelle des Räthsels ist unbezahlbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr was sie sagt, noch was sie thut. — Frisch, Mademoiselle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiselle sich gar nicht übereilt, das Buch sucht, das sie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man spricht von einer sehr abgeschmackten Heirath der Mademoiselle — wie heißt sie doch? — einer kleinen Creatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so mancher unterhalten hatte. — Geht, Rameau! das ist nicht möglich! — Genug, man sagt, die Sache ist gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt ist. Desto besser — Warum desto besser? — Da giebt er uns gewiß wieder was Neckisches zum besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage ehe er stirbt .... Was soll ich weiter sagen? Da sagte ich nun einiges Unanständige aus den Häusern, wo ich gewesen war; denn wir sind alle große Klätscher. Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: Er ist doch immer allerliebst! Unterdessen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeschleppt, zerkaut, zerrissen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind ans Clavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. — Nun, das geht so übel nicht, sagt die Mutter — man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwatzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seyd, wird es aufgeschlagen. Auch höre ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. — Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. Ich that böse, ich schrie: Sol, sol, sol, Mademoiselle; es ist ein sol. Die Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren. Ich stehe nicht am Clavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es seyn. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts. — Nun fing ich diese Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein wenig studirte; aber so ganz übel geht es doch nicht. — An Eurer Stelle hielt ich sie

ein ganzes Jahr an einem Stücke feſt. — Was das betrifft, ſoll ſie mir nicht los, bis ſie über alle Schwierigkeiten hinaus iſt; und das dauert nicht ſo lange, als Mademoiſelle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr ſchmeichelt ihr; Ihr ſeyd zu gut. Das iſt von der Lection das einzige, was ſie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie ſie der Tanzmeiſter gelehrt hatte. Ich ſteckte es in meine Taſche und die Mutter ſagte: Recht ſchön, Mademoiſelle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren. Ich ſchwatzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verſchwand ich. Und das hieß man damals eine Lection in der Begleitung.

Ich. Und heut zu Tage iſt es denn anders?

Er. Bei Gott! das ſollt' ich denken. Ich komme, bin ernſthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, verſuche die Taſten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, ſo ſchreie ich als wenn man mir einen Thaler ſtähle. In einer Stunde muß ich da und dort ſeyn, in zwei Stunden bei der Herzogin ſo und ſo, Mittags bei einer ſchönen Marquiſe, und von da giebt's ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich. Und indeſſen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das iſt wahr!

Ich. Und wozu alle dieſe kleinen niederträchtigen Künſte?

Er. Niederträchtig? und warum, wenn's beliebt? In meinem Stand ſind ſie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie jedermann. Ich habe ſie nicht erfunden, und ich wäre ſehr wunderlich und ungeſchickt mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewiſſe allgemeine Grundſätze anführen werdet von einer gewiſſen Moral, die ſie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag ſich denn finden, daß Schwarz Weiß, und Weiß Schwarz iſt. Aber, Herr Philoſoph, wenn es ein allgemeines Gewiſſen giebt, wie eine allgemeine Grammatik, ſo giebt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt ſie, denke ich, Ihr Gelehrten — und nun, ſo helft mir doch! —

Ich. Idiotismen.

Er. Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewiſſen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich. Richtig! Fontenelle ſpricht gut, ſchreibt gut, und ſein Styl wimmelt von franzöſiſchen Idiotismen.

Er. Und der Fürſt, der Miniſter, der Financier, die Magiſtratsperſonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Bankier, der Handwerker, der Singmeiſter, der Tanzmeiſter ſind ſehr rechtſchaffene Leute, wenn ſich gleich ihr Betragen auf mehreren Punkten von dem allgemeinen Gewiſſen entfernt und voll moraliſcher Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten ſind, um ſo viel vermehren ſich die Idiotismen. Was der Menſch werth iſt, iſt ſein Handwerk werth, und wechſelſeitig am Ende was das Handwerk taugt, taugt der Menſch. Und ſo ſucht man denn das Handwerk ſo viel als möglich geltend zu machen.

Ich. So viel ich merken kann, ſoll alle das Redegeflechte nur ſagen, ſelten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute ſind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut! die giebt's nicht. Aber dagegen giebt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkſtatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, ſtreng ihre Pflichten erfüllend, ernſt, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkſtätten ihre Handwerke treibend, von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch ſind ſie die einzigen, die reich werden und die man ſchätzt.

Ich. Der Idiotismen willen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verſtanden. Alſo der Idiotismus faſt aller Stände, denn es giebt ihrer, die allen Ländern gemein ſind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten giebt; genug, ein allgemeiner Idiotismus iſt, ſich ſo viel Kunden zu verſchaffen als möglich, eine gemeinſame Albernheit iſt's, zu glauben, daß der Geſchickteſte die meiſten habe. Das ſind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Credit; nichts an ſich, aber die Meinung macht es zu was. Sonſt ſagte man: Guter Ruf iſt goldenen Gürtel werth. Indeſſen nicht immer hat der einen goldenen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das iſt heut zu Tage gewiß, wer den goldenen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich iſt, den Ruf und den Gürtel haben. Das iſt mein Zweck, wenn ich mich geltend

mache, und zwar durch das, was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunſtgriffe ſcheltet. Ich gebe meine Stunde, gebe ſie gut; das iſt die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euern Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja, nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat das alles ſehr vereinfacht. Sonſt ſtahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich ſtahl's, das iſt ausgemacht. Jetzt verdiene ich's wenigſtens ſo gut als ein anderer.

Ich. Und Ihr ſtahlt es ohne Gewiſſensbiſſe?

Er. Was das betrifft, man ſagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, ſo lacht der Teufel dazu. Die Eltern ſtrotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Bankiers, Mäkler. Ich und viele andere, die ſie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererſtattens. In der Natur freſſen ſich alle Gattungen, alle Stände freſſen ſich in der Geſellſchaft; wir ſtrafen einer den andern, ohne daß das Geſetz ſich drein miſche. Die Deschamps ſonſt, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezierer, die Wäſcherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indeſſen iſt's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand verkürzt zu haben; und das geſchieht ihm Recht, und daran ſeht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, alle dieſe moraliſchen Idiotismen, über die man ſo viel Lärm macht und ſie Schelmſtreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Euern bewundere ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewiſſens und der Ehre iſt ſehr ſchwach, wenn die Eingeweide ſchreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wieder erſtatten, und ich bin feſt entſchloſſen, wieder zu erſtatten, auf alle mögliche Weiſe, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnt auch ſo was.

Ich. Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt' ich's, wie alle glücklichen Bettler: der insolenteste Schuft wollt' ich seyn, den man jemals gesehen hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was sie mir Leids gethan, und ich wollt' ihnen die schlechte Behandlung redlich wieder erstatten. Ich mag gern befehlen, und befehlen werd' ich. Ich will geliebt seyn, und man wird mich leben. Das sämmtliche Klatschpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frisch, ihr Schurken, man unterhalte mich! und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute! und man wird sie zerreißen, wenn's ihrer noch giebt. Dann wollen wir Märchen haben, wir wollen uns putzen, wenn wir betrunken sind, wir wollen uns betrinken und Mährchen erfinden: an allerlei Schiefheiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich seyn! Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sey; daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen declamire; daß Montesquieu nur ein schöner Geist sey; d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik, und gehen solchen kleinen Catonen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, sehe ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seyd. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's verhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes vorstelle. Unsere Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt oder haben sich's nicht gesagt, dasselbe was ich Euch so eben vertraute. So viel ist aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seyd ihr nun, ihr andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sey für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewisse romanhafte Wendung des Geistes, die wir nicht haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese Grillen verziert ihr mit dem Namen der Tugend; ihr nennt es Philosophie: aber die Tugend, die

Philosophie, sind sie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es wie er will; aber denkt Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, gesteht nur, verteufelt traurig würde sie seyn. Leben soll mir dagegen Salomons Philosophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köstliche Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens ist alles eitel.

Ich. Wie? sein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es giebt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern sehe ich nur Tyrannen und Sklaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, sollte man sie in Undankbare verwandeln? Besehn's genau, und Ihr werdet finden, fast immer ist's Undank, was man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Ich. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt seyn?

Er. Eitelkeit! Das ist die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er. Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich. Aber wenn sie sich ins liederliche Leben, ins Laster stürzen?

Er. Das ist standesmäßig.

Ich. Wenn sie sich entehren?

Er. Man mag sich stellen wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Ich. Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er. Deste schlimmer für sie.

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er. Verzeiht, es ist manchmal schwer Geld zu finden, und drum ist es klug sich von weitem vorzusehen.

Ich. Und um eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer das zu thun, was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen, was Ihr wünscht, so würde die Gesellschaft sehr langweilig seyn, wenn jeder nur darin an sich und sein Gewerb dächte.

Ich. Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute so delicat in ihrem Zeitvertreib macht, das ist ihr tiefer Müßiggang.

Er. Glaubt's nicht. Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich. Da sie niemals müde werden, so erholen sie sich niemals.

Er. Glaubt's nicht. Sie sind immer außer Athem.

Ich. Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Deste besser. Das Bedürfniß ist immer beschwerlich.

Ich. Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich, und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur den Theil kennen, der sich am schnellsten abstumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollust aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude vergehen; manchmal mißfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ein ausgelassener: aber ich kann Euch nicht verhalten, mir ist's unendlich süßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weisen Rath gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zärtliche, sanfte

Zahme Xenien.

III.

Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade:
Des Propheten tiefſtes Wort
Oft iſt's nur Charade.

Willſt du dich als Dichter beweiſen,
So mußt du nicht Helden noch Hirten preiſen;
Hier iſt Rhodus! Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit ſchaff' ein Gedicht!

Man mäkelt an der Perſönlichkeit,
Vernünftig ohne Scheu;
Was habt ihr denn aber was euch erfreut,
Als eure liebe Perſönlichkeit?
Sie ſey auch wie ſie ſey.

Wer etwas taugt, der ſchweige ſtill,
Im Stillen giebt ſich's ſchon;
Es gilt, man ſtelle ſich wie man will,
Doch endlich die Perſon.

Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hingäbe, was ich besitze. Mahomet ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wieder hergestellt haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborener Sohn aus einem Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem ältesten zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborener, ein verzogener Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem Schlosse verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzstadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieser Nachgeborene, der, in seiner Jugend hart von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt ihnen Hülfe, er eilt seine Geschäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet seine Schwestern. Ach, mein lieber Rameau, diesen Theil seines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichsten! Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz vor Freude, und das Vergnügen versagt mir die Stimme.

Er. Ihr seyd wunderliche Wesen!

Ich. Ihr seyd bedauernswerthe Wesen, wenn Ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann, und daß es unmöglich ist, unglücklich zu seyn unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte; denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen seyn?

Ich. Um glücklich zu seyn, gewiß!

Er. Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffene Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu seyn.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachtessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte!

Ich. Keineswegs, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte unabhängig von Knechtschaft zu seyn.

Er. Unabhängig oder nicht, meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Charakter eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen!

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschützer sind; übereinstimmender mit ihren kleinen besondern Bedürfnissen, als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts; denn darf wohl ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben: denn warum sind die Frommen, die Andächtigen so hart, so widerlich, so ungesellig? Sie haben sich zu leisten auferlegt, was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andere leiden. Das ist weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich seyn, ungezwungen, neckisch, närrisch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht ist unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich seyn. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich kurz und gut so scheinen. Glücklicherweise brauche ich kein Heuchler zu seyn. Es giebt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen. Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut aufs Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern

scheint, was thut er? Alles was er kann, um sich zu überreden, daß er herzhaft ist; aber feig ist er. Bietet ihm einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmüthig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Eurigen, zeigt ihm Euern Stock, oder gebt ihm einen Tritt in H.....! Ganz erstaunt sich so feig zu finden, wird er Euch fragen, wer's Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sey; denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine lang gewohnte Nachäffung muthvollen Betragens hatte er sich selbst überzeugt: er machte so lange die Gebärden, daß er glaubte die Sache zu haben. Und jene Frau, die sich kasteit, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt: brennt ihr Herz deßhalb weniger? entwischen ihr nicht Seufzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt, um einer Gebieterin Hülfe zu leisten, die gefährlich krank scheint. O, gute Justine, lege dich wieder zu Bette, dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn. Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müssiggang zu verachten, zu catonisiren, was wäre er? ein Heuchler. Rameau sey was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Krüstchen Brod allein verzehrt oder in Gesellschaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht was es ist, und seyd nicht einmal im Stande es kennen zu lernen.

Er. Desto besser für uns, desto besser! Ich stürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich. So rath' ich Euch denn, ein- für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verjagen lassen.

Er. Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im Figürlichen ein wenig zuwider ist?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl

wegwerfen, aber ohne Zwang: ich will von meiner Würde heruntersteigen ... Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die seinige. Ich will die meine vergessen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir sagen: krieche! und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide so fort, wenn man uns gehen läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten und ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem confusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide, und die noch neckischeren Sprünge meines Witzes! Denn, unter uns, der Pater Noel, der häßliche Benedictiner, so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um meine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist! Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhinge. Man paßt, der Faden solle gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt und alle Eure Affereien seyen verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen, die Muscularfeder spannt sich ab, und die Maschine schließt sich. (Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbraunen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend wie ein Automat. Er sagte:) Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht! das muß mit Feinheit behandelt werden! Und so entscheidet unser Mann, entscheidet

immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Putztisch, bei Tafel, beim Kaffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron. Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig thut, der man wohl sagen möchte, sie sey hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige Flecken hat und sich dem Umfang der Madame Beuvillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item sie will Witz haben; item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als jemand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidung beklatschen, mit Händen und Füßen Beifall geben, vor Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach, wie ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? Ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben! Das gränzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei! — und mehr solche Albernheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Elende, der zwei- oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann. Was soll man aber von andern denken, von solchen wie Palissot, Fréron, Poinsinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Vorbergmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser; denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamme ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab. (Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses

Eingeweides zu geben, fing er an ſo gewaltig zu huſten, daß die Gläſer des Kaffeezimmers zitterten, und die Schachſpieler die Aufmerkſamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich. Aber wozu ſoll das Talent?

Er. Rathet ihr's nicht?

Ich. Nein! ich bin ein wenig beſchränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Ganz ſeyn, den Sieg ungewiß. Ich ſtehe auf, entfalte meinen Donner und ſage: Die Sache verhält ſich völlig wie Mademoiſelle behauptet! Das heißt urtheilen! Hundert von unſern ſchönen Geiſtern ſollen es beſſer machen. Der Ausdruck iſt genialiſch. Aber man muß nicht immer auf gleiche Weiſe Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeſchmackt. Dieß läßt ſich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß dieſe mächtigen und abſchließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wiſſen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beiſpiel die Meinungen getheilt ſind, wenn der Streit ſich bis zum höchſten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man ſich nicht mehr verſteht, wenn alle zuſammenreden, ſo muß man ſich beſonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillſchweigen vorbereitet haben und dann ſchnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand verſteht dieſe Kunſt beſſer als ich; aber wo ich überraſche, das iſt im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite; eine unendliche Menge Beifallsmienen beſitze ich. Bald bringe ich die Naſe, den Mund, die Stirn, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art den Rückgrat zu drehen, die Achſeln auf und ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu ſchließen, und mich ſo verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine engliſche und göttliche Stimme vernommen. Das iſt es, was ſchmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieſer letzten Stellung einſeht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, ſeht her!

Ich. Das iſt wahr, es iſt einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn giebt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich. Nein! man muß geſtehen, Ihr habt das Talent Narren zu machen und ſich zu erniedrigen ſo weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, alle so viel ihrer sind, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, zum Beispiel Palissot, wird höchstens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet sich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seltenen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff giebt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen; das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie? im Ernste; Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von sich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir ist's nicht bekannt.

Er. Deste besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfsinn, laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Thier erschreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er. Hört (sagte er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achsel gab; denn er ist zudringlich), hört und bewundert! Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, giebt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Decoration.

Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpächter fliehen, und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seyd ein Ungläubiger, der nicht verdient die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Dessenungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaster! das wird Euch solche Dinge erzählen; und benutzt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß als ich.

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es giebt Ludwigskreuze, die das Brod nicht haben: was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man, sich ums Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Muth; man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber, mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genius, habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Verzeiht! Zum Beispiel die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die sehe ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sey, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren Liebesbriefe zuzustecken verachtete. Ich habe zehn Mittel mir sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln giebt's manche neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent, junge schlichterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geist

noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube, man würde mir wohl Genie zugestehen.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle wirf' ich das alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder, den Cardinal, und seinen Secretär, den Abbé Trublet — und Bouret! Wer hat Bouret Lection gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sey?

Ich. Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten.

Er. Ich will darauf denken. Besser ist's große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publicums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publicums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magerer, zugestutzter, studirter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein wenig zu; aber was thut's? haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang der nicht leicht ist, doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindungen betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Ich. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufelsempfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der

mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art. Seht mir, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wissen, die sich einigermaßen vom schuldigen Respect entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sage ich, ganz voll Gefühl und würde . . . Nun! wie sieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seyd? Nicht wahr?

Ich. Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weise redet. Ich bin ein gerader Mann: seyd so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite!

Er. So sprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch könnte im Ernst so viel Albernheiten vorbringen.

Ich. Und wie entschließt man sich sie zu sagen?

Er. Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Ich. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch scheinen mag, jene sind mehr gewohnt dergleichen zu hören, als wir es zu sagen.

Ich. Ist denn einer, der sich untersteht Eurer Meinung zu seyn?

Er. Was heißt Ihr einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Ich. Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwör' Euch, es ist nur einer darunter, und zwar jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum besten haben sollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber so grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehen.

„Was heißt du denn Sünde?“ —
Wie jedermann,
Wo ich finde
Daß man's nicht laſſen kann.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er ſchon winken.

An unſers himmliſchen Vaters Tiſch,
Greift wacker zu und bechert friſch:
Denn Gut' und Böſe ſind abgeſpeiſ't,
Wenn's: **Jacet ecce Tibullus!** heißt.

Sage mir keiner:
Hier ſoll ich hauſen!
Hier, mehr als draußen,
Bin ich alleiner.

Die ächte Converſation
Hält weder früh noch Abend Stich;
In der Jugend ſind wir monoton,
Im Alter wiederholt man ſich.

„Alter Mond in deinen Phaſen
Biſt du ſehr zurückgeſetzt.“

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwischt seyn, von solchen die verletzen; denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen hab' ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter frisch, wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist wahr zu seyn, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde falsch zu seyn. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen: vernünftig, desto besser; ungehörig, man merkt nicht darauf. Ich spreche frei vor mich hin: ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für Euch so viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut; das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgesuchteste Gesellschaft; es ist eine Schule der Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zara, Bret nach dem Faux généreux, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepfiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erstemal, wenn sie sich zeigen, munt're ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungeriger, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger alles was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Bertin, Méseuge und Villemorin; dann giebt es erst einen schönen Lärm

im Thiergarten. Niemals ſah man ſo viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Beſtien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geiſt, wenn er nicht ſo abgeſchmackt iſt wie wir. Und ſo iſt der Plan des Schauſpiels: Die Philoſophen, erfunden worden. Die Scene des Büchertrödlers habe ich ſelbſt geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr ſeyd nicht mehr geſchont als ein anderer.

Ich. Deſto beſſer! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre, als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn ſie, die ſo viel Uebels von geſchickten und ehrlichen Leuten ſprechen, ſich einfallen ließen von mir Gutes zu reden.

Er. Wir ſind viele und jeder muß ſeine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert ſind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wiſſenſchaft und Tugend angreifen um zu leben, das iſt ſehr theures Brod.

Er. Ich ſagt es Euch ſchon, wir ſind ohne Conſequenz. Wir läſtern alle Menſchen und betrüben niemand. Manchmal findet ſich auch bei uns der ſchwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé iſt nur boshaft vor Tafel: nach dem Caffee wirft er ſich in einen Seſſel, die Füße gegen den Kaminſockel geſtemmt; da ſchläft er ein, wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltſam, dann gähnt er, dehnt ſich, reibt die Augen und ſagt: Nun, nun, was giebt's? — Es fragt ſich, ob Piron mehr Geiſt habe als Voltaire? — Verſtehen wir uns, Geiſt ſagt Ihr, von Geſchmack iſt nicht die Rede. Denn vom Geſchmack ahnt Piron nicht das mindeſte. — Nicht das mindeſte? — Nein... Und nun geht eine Abhandlung über den Geſchmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre, denn auf Geſchmack glaubt er ſich beſonders zu verſtehen. Der Geſchmack, ſagt er... der Geſchmack iſt ein Ding... Fürwahr, ich weiß nicht für welch ein Ding er es ausgab; er wußte es ſelbſt nicht. Manchmal haben wir Freund Robbé: der tiſcht uns ſeine cyniſchen Mährchen auf von convulſionären Wundern, wovon er Augenzeuge war, manchmal auch einen Geſang ſeines Gedichtes über einen Gegenſtand, den er gründlich kennt. Ich haſſe ſeine Verſe, aber ich hör' ihn gern leſen; er hat das Anſehen eines Beſeſſenen; alle ſchreien

um ihn her: Das heißt doch ein Poet! Unter uns, dieſe Poeſie iſt nichts als ein Charivari von allerlei confuſen Klängen, ein barbariſches Tongemiſch der Erbauer des babyloniſchen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinſelgeſicht von plattem und dummem Anſehen, der aber Verſtand wie ein Teufel hat, und boshafter iſt als ein alter Affe. Es iſt eine von den Figuren, die zu Spöttereien und Naſenſtübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menſchen geſchaffen hat, die nach der Geſichtsbildung urtheilen, und die ihre Erfahrung hätte belehren ſollen, daß es eben ſo leicht iſt, ein Mann von Geiſt zu ſeyn, und das Anſehen eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geiſtreichen Phyſiognomie zu verbergen. Es iſt eine gemeine Niederträchtigkeit, andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf dieſen. Dieß iſt eine Falle, die wir dem Neuankommenden legen, und ich habe faſt niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre. (Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieſes Narren über Menſchen und Charaktere, und gab es ihm zu verſtehen.) Aus der ſchlechten Geſellſchaft, antwortete er mir, läßt ſich Vortheil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier entſchädigt uns der Verluſt der Vorurtheile wegen des Verluſtes der Unſchuld; in der Geſellſchaft der Böſen, wo das Laſter ſich ohne Maske zeigt, lernt man ſie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig geleſen.

Ich. Was habt Ihr geleſen?

Er. Geleſen habe ich und leſe, und unaufhörlich leſe ich wieder Theophraſt, La Bruyère und Molière.

Ich. Das ſind vortreffliche Bücher.

Er. Sie ſind viel beſſer als man denkt: aber wer verſteht ſie zu leſen?

Ich. Jedermann, nach dem Maß ſeines Geiſtes.

Er. Faſt niemand. Könnt Ihr mir ſagen, was man darin ſucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß ſeiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Laſters.

Er. Ich aber lerne daraus alles was man thun ſoll, und alles was man nicht ſagen ſoll. Alſo wenn ich den Geizigen leſe, ſo ſage ich mir: Sey geizig, wenn du willſt; nimm dich aber in Acht, wie ein

Geiziger zu reden. Lese ich den Tartuffe, so sage ich mir: Sey ein Heuchler, wenn du willst; aber sprich nicht wie ein Heuchler! Behalte die Laster, die dir nützlich sind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die dich lächerlich machen würden. Und dich vor diesem Ton, diesen Aeußerungen zu bewahren, mußt du sie kennen. Nun haben sie dir diese Autoren vortrefflich geschildert. Ich bleibe was ich bin, aber ich handle und rede, wie sich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es besser, insolent zu seyn, als so auszusehen. Ein so insolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein insolentes Ansehen verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sey. Ich habe hier kein anderes Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht, das geleistet zu haben, was andere aus Instinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht als mich, und daß sie dazu noch lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse; denn dieselbe Kunst, die mich lehrt bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwischen. Dann erinnere ich mich an alles, was andere gesagt haben, an alles was ich gelesen habe; und dann füg' ich noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan, mir diese Geheimnisse zu eröffnen; sonst hätte ich glauben müssen, Ihr widerspräcbt Euch selber.

Er. Ich widerspreche mir nicht: denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, giebt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. Es giebt keine bessere Rolle bei den Großen, als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertins und mehrerer andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick; vielleicht seyd Ihr der meine. Wer weise wäre, hätte keine Narren; wer einen Narren hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten

sind, nichts absolut, wesentlich und allgemein wahr oder falsch ist, außer daß man sey, was unser Vortheil gebietet, gut oder böse, weise oder närrisch, anständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälligerweise die Tugend zum Glück geführt hätte, so wäre ich tugendhaft gewesen oder hätte die Tugend geheuchelt wie ein anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich lasterhaft sage, so rede ich nur Eure Sprache; denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wohl möglich, Ihr hießet Laster was ich Tugend nenne, und was ich Laster nenne, Tugend. — Sie kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Motté, alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten. — Ach, ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant-coureur, les petites Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blätter.

Ich. Die Année littéraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich, die verabscheue ich.

Er. Das ist wahr! aber alle Bettler versöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der Teufel ihn und seine Blätter geholt hätte! Das ist der Hund, der kleine geizige Priester, der stinkende Wucherer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum erstenmal an unserm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich derjenige unter uns, der ein Vierundzwanzigsousstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen genetzt erscheint, und kömmt Abends doch wohl selbst eben so zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja, es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander: der Gläubiger wollte bezahlt seyn, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf, ohne durch jenes Hände gegangen zu seyn. Es wird aufgetragen: man erzeigt dem Abbé die Ehre ihn obenan zu setzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, sagte ich, Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenn's

Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palissot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armen, platten Schuft euresgleichen, che siedo sempre come un maestoso c—o fra duoi c—i.

Der Ablé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu; auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. Rameau, Ihr seyd ein impertinenter Bursche! — Ich weiß es: denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — Ein Schuft! — Wie ein anderer. — Ein Bettler! — Wäre ich sonst hier? — Ich werde Euch hinauswerfen lassen. — Nach Tische werde ich von selbst gehen. — Das rath' ich Euch! — Man speiste und ich verlor keinen Bissen. Nachdem ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte — denn im Ganzen wäre es nicht mehr, noch weniger gewesen; Messer Gaster ist eine Person, mit der ich niemals getrotzt habe — jetzt entschloß ich mich, und schickte mich an zum Weggehen; denn ich hatte doch in Gegenwart von so vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfwörtern auslassen, jemand würde als Mittelsperson auftreten und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich; denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düsterer und schwärzer als Apoll beim Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mütze noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: Aber, Mademoiselle, was giebts denn besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort! — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und ... — Der Patron hat gefehlt, daß er den Ablé einlud, daß er mich aufnahm, und mit mir

so viele schöne Wesen als ich bin. — Frisch, kleiner Rameau, ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten! — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich alles geben! — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé. Abbé, sage ich, das ist alles doch sehr lächerlich; nicht wahr? Und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von Einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete. Mein Herr, hier ist der Narr... — Schon zu lange ist er mir beschwerlich; ich will nichts mehr von ihm wissen! — Man ist erzürnt... — Ja sehr erzürnt! — Das soll nicht mehr begegnen! — Beim ersten Schuft... — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammethandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufel! kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Linder bin, und daß es Umstände giebt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trotz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sey.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seyd, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sey im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sey eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde. — Und wer denn, wenn's beliebt! — Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit . . . — Mademoiselle Dangeville wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht. — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen. — Sie! — Ja sie, versetzte ich ein wenig beschämt, denn manchmal habe ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal wie man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer schwerfälliger Bursche, zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam, und ich unerschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publicums, das richtig urtheilt, man mag sagen was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hörte ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann; man glaubt es sey Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen und sagte: O es ist Rameau. Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war den Ton zu geben. Begegnete es mir sie zu vergessen oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Koppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir alberner Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Miceu mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reibe ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, jemand lästig zu seyn. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit: ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun habe ich Euch den Patron zum besten gegeben. Mademoiselle fängt an ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Mährchen.

Ich. Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es ist wenigstens unanständig, seine Wohlthäter lächerlich zu machen.

Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben, den Begünstigten zu erniedrigen?

Ich. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäbe es keine hübschen Mährchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Koth schleift? Entschließt man sich mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles gethan.

Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird, und daß wir, früher oder später, das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagei? Was erhebt Lebrun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenosse, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat! Palissot hat Spottreime machen müssen und Lebrun hat Unrecht. Poinsinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Lebrun aufbürdet. Palissot hat Poinsinet die Reime aufbürden müssen, die er gegen Lebrun gemacht hat, und Poinsinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich gleich entschließen sie zu verlieren. Palissot hat seine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei erheben, daß Palissot ihn als einen schlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Palissot noch Geld schuldig ist, das er ihm borgte, um sich curiren zu lassen, sich zu nähren, sich zu kleiden. Sollte sich der Wohlthäter eine andere Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit befleckt ist, der zum Zeitvertreib seinen Freund die Religion abschwören läßt, der sich der Güter seiner Gesellen bemächtigt, der weder Treue, noch Gesetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der seine Tage nach seinen Verbrechen zählt, der sich selbst auf dem Theater als einen der gefährlichsten Schelmen dargestellt hat — eine Unklugheit, wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftig finden wird. Nein, es ist also nicht Palissot, es ist Helvetius, der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burschen aus der Provinz in den Thiergarten von Versailles bringt, und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter zum Tiger oder Panther hineinstreckt, und der Bursche seinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles ist im stillschweigenden Vertrag enthalten. Desto schlimmer für den, der ihn nicht kennt oder vergißt. — Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen allgemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die man der Bosheit anklagt, indessen daß man nur sich der Dummheit anklagen sollte. Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk versammelt, das man in Eurer Sprache Especes nennt. Wenn diese

Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben nichts als Phraſen.

„Du haſt dich dem allerverdrießlichſten Trieb
In deinen Xenien übergeben.“
Wer mit XXII den Werther ſchrieb
Wie will der mit LXXII leben!

Erſt ſingen wir: der Hirſch ſo frei
Fährt durch die Wälder — Falla bei —
Mit vollem Wohlbehagen;
Doch ſieht es ſchon bedenklich aus,
Wird aus dem Hirſch ein Hirſche L,
Hat viel mehr Enden zu tragen!
In Lebens-Wald und Dickicht Graus
Er weiß nicht da noch dort hinaus,
Das geht auf einen Hirſche LL hinaus —
Heil unſern alten Tagen!!!

Habt ihr das alles recht bedacht?
So wie der Tag iſt wohl vollbracht,
Iſt keiner überzählig;
Verſtand und Sinn iſt hehr und weit,
Doch wird euch, zu gelegener Zeit,
Auch das Abſurde fröhlich.

Fehlſt du; laß dich's nicht betrüben:
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannſt dich nicht vom Fehl befrein,
Wirſt du andern gern verzeihn.

Especes Euch Schlechtigkeiten begehen, und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen was sie sollen und die Especes auch, Ihr aber habt Unrecht sie aufzunehmen. Lebte Bertin ruhig und still mit seiner Geliebten, hätten sie sich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntschaften erworben, hätten sie um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten sie einer kleinen erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Süßigkeit zusammen zu seyn, sich zu lieben und sich's im stillen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Mährchen auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt Gerechtigkeit zu üben an den Wésenges und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, weggeworfener und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es giebt zwei Generalprocuratoren, einer der Euch auffrißt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft; die Natur ist der andere: diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wassersüchtig. Seyd Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungensüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verrathen, ausgepfiffen und verachtet seyn. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbessere sich, oder man bleibe was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Uebrigens, was die bösen Mährchen betrifft, ich erfinde keines. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen vor einiger Zeit ... (Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Ich. Ihr seyd ein Polisson. Laßt uns von was anderem reden. Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er. Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich. Weil ich fürchtete zudringlich zu seyn.

Er. Nach dem was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich. Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er. Keineswegs. Ich bin in Euern Augen ein sehr verwerfenes Wesen, ich bin es auch in den meinigen; aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deßhalb tadle. Ihr seyd beständiger in Eurer Verachtung.

Ich. Es ist wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er. Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil, und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich. Und wie das, wenn's beliebt?

Er. Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu seyn, so ist es besonders im Bösen. Man spuckt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich. Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr bösartig von Natur oder durch Bemühung seyd, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er. Ihr mögt Recht haben, aber ich habe mein Bestes 'gethan. Bin ich nicht bescheiden genug vollkommenere Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich. Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr?

Er. Nein!

Ich. Also Palissot.

Er. Freilich Palissot, aber nicht Palissot allein.

Ich. Und wer kann wohl werth seyn, die zweite Stelle mit ihm zu theilen?

Er. Der Renegat von Avignon.

Ich. Dem Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören, aber es muß ein erstaunlicher Mann seyn.

Er. Das ist er auch.

Ich. Die Geschichte großer Personen hat mich immer interessirt.

Er. Ich glaube es wohl. Dieser lebte bei einem guten redlichen Abkömmling Abrahams, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl versprochen ward.

Ich. Bei einem Juden.

Er. Bei einem heimlichen Juden. Erst hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verstanden. Wir zählen dergestalt auf unsere Wohlthaten, daß wir selten unser Geheimniß dem verschweigen, den wir mit Güte überfüllten. Wie soll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menschen der Versuchung aussetzen, es ungestraft seyn zu können? Das ist eine richtige Betrachtung, die unser Jude nicht anstellte. Er vertraute deßhalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewissen kein Schweinefleisch essen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geist aus diesem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei und unser Renegat verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Als er nun seinen Juden durch so viel Mühe genugsam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein besserer Freund in allen Stämmen Israels zu suchen sey . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen. Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt; zu viel Lebhaftigkeit konnte das Project zerstören, denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich. Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen; fahrt in der Geschichte fort.

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu: auf was sinnt Ihr?

Ich. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? — Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochener Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd. — Was habt Ihr? — Wir sind verloren! — Verloren und wie? —

Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung! — Erklärt Euch! — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole! — So erholt Euch, sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen: Du bist ein abgefeimter Spitzbube. Ich weiß nicht, was du für Nachricht bringst; aber du bist ein Spitzbube, du spielst den Erschrockenen.

Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter! Wir sind verloren, verloren ohne Rettung! — Fühlt Ihr nicht die Affectation dieses wiederholten verloren? — Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht, wie der Spitzbube nicht erröthet, sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen! Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen!

Ich. Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er. Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häscher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein Auto-da-fé bereitet. — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam; benutzt die Frist, um alles zu verkaufen. Ich miethe oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethen; ja durch einen Dritten, das wird das Beste seyn. Wir bringen Euer Vermögen dahin; denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehen. Und so wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen, unserm Gott zu dienen und in Sicherheit dem Gesetz Abrahams und unseres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unkluges zu begehen. — Gesagt, gethan! Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begiebt sich an Bord und weg ist er. Und Ihr denkt wohl, das ist alles. Denkt Ihr? Ich sehe, Ihr seyd der Sache

nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich euch verschwieg, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan, ein ehrlicher Mann zu seyn; denn Ihr wäret nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter; es ist ein verächtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte. Und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsetzen soll, vor der Verruchtheit des Renegaten, oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er. Das ist, was ich euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sey, und solltet mich in Euerm Kopf in die Reihe der großen Taugenichtse setzen; dann wollte ich rufen: **Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!** Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! **Vivat Mascarillus, fourbum Imperator!** Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugirten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltenen Stellen, componirte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik als auf gute Sitten verstand. Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb in der Absicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte, wie ein Kenner der Malerei oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich finster. Er bemerkte es und sagte: Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich. Ein wenig! Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das gräuliche Ansehen eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So ist's auch! (Nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und singend auf und nieder ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen:) Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das ist sehr ermüdend.

Er. Ich war schon dumm genug; nun habe ich diese Musik von Duni und andern jungen Componisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich. Billigt Ihr denn diese Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gesängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott! dafür stehe ich Euch. Wie ist das declamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich. Gesteh' ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So sind wir alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Spreche ich das Wort Gesang aus, so habe ich davon keinen bestimmtern Begriff, als Ihr und die meisten Euresgleichen, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er. Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunst erfundenen, oder wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne; und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Sculptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: Was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Declamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Declamation wie eine Linie ansehen und den Gesang wie eine andere Linie,

die sich um die erste herschlängelt. Je mehr diese Declamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, an je mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto schöner wird er seyn. Und das haben unsere jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: Je suis un pauvre diable, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: O terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet sie loszulassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken giebt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation; das ist vortrefflich, ich sage es euch. Geht, geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: Mon coeur s'en va! Hört den Gesang, hört die Begleitung, und sagt mir nachher, welch ein Unterschied sey zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieses Gesangs. Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: Musices seminarium accentus, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es giebt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte, kein schönes Recitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn der, der gut singt, nicht gut recitiren sollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch da sage, denn es ist wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und diese Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns gesagt, des lieben Onkels ein wenig platt seyn.

Er (sich meinem Ohre nähernd). Ich wollte nicht, daß man mich hörte — denn hier sind viele Leute, die mich kennen — sie ist's auch. Ich

rede leise, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein ist er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halse hinge, so gäbe er mir kein Glas Wasser. Nun mag er's auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur le tutu, und dem sämmtlichen Teufelslärm. Alle die anfangen sich darauf zu verstehen, und die das Getöse nicht mehr für Musik nehmen, werden sich niemals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine Polizeiverordnung den Personen aller Art und Standes verbieten könnte das Stabat von Pergolese singen zu lassen! Das Stabat sollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig diese verfluchten Schalksnarren mit ihrer servante maitresse, mit ihrem Tracolle haben uns einen gewaltigen Rippenstoß gegeben. Ehemals gingen Tancrède, Iphé, Europe galante, les Indes, Castor, les talens lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Vorstellungen Armidens wollten gar nicht endigen: jetzt fällt das alles über einander wie Kartenmänner. Auch speien Rebel und Francoeur deßhalb Feuer und Flammen. Sie sagen, alles gehe verloren, sie seyen zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktfänger dulde, so sey die Nationalmusik zum Teufel, und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken, die seit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben Langeweile und gähnen, ohne zu wissen warum? sie fragen sich und wissen nicht warum? Warum wenden sie sich nicht an mich? Duni's Weissagung wird erfüllt werden, und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen sind. Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben, um italiänische Symphonien zu spielen; sie haben geglaubt, ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocalmusik Eintrag geschähe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Instruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl verleiten kann, wie sich der Gesang zur natürlichen Declamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der erste, der etwas von Locatelli spielte, war

der Apostel der neuen Musik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Naturaccente durch Gesang und Stimme und durchs Instrument gewöhnen; denn das ist der ganze Umfang musikalischer Gegenstände. Und wir sollten unsern Geschmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphe, Victorien behalten? Va-t' en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen, in musikalischen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des italiänischen oder französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren Ragonde und Platé zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein, sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der italiänischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergessen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht Langeweile haben würden bei ihrer Feerei, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten, als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht seyn! Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt nach Bequemlichkeit und laßt Euch nicht stören! Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen giebt er mit dem Ellenbogen seinem Kameraden einen Schub, und Bauz!

Baradauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten des Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beste.

Ich. Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er. Vernunft? desto besser. Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff' ich's, meinetwegen! Ein Köhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen, als eine Akademie und alle Tubamels der Welt.

Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des fous, dem Peintre amoureux de son modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaideuse und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus, ob das schön ist? Bei Gott! ob das schön ist? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine solche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe wie er sich mehr passionirte, dann kamen die Gebärden, das Verziehen des Gesichts und das Verzerren des Körpers. Nun sagte ich: Gut! er verliert den Kopf und eine neue Scene ist zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal singend los: Je suis un pauvre misérable ... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir ... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre ... Le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire ... A Zerbina penserete ... Sempre in contrasti con te si sta ... Er häufte und verwirrte dreißig Arien, italiänische, französische, tragische, komische von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß stieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zusammen und mit einem Fistelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verschiedenen singenden Personen nach, wechselsweise rasend, besänftigt, gebieterisch und spöttisch. Da ist ein kleines Mädchen, das weint, und er stellt die ganze kleine Ziererei vor; nun ist er Priester, König, Tyrann, er droht, befiehlt, erzürnt sich; nun ist er Sklave und gehorcht. Er besänftigt sich, verzweifelt, beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens. Alle die Schachspieler hatten ihre Bretter verlassen und sich

Die Jugend verwundert ſich ſehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen;
Sie läßt ſich, ſie denkt zu bereuen!
Im Alter erſtaunt und bereut man nicht mehr.

„Wie mag ich gern und lange leben?“
Muß immer nach dem Trefflichſten ſtreben:
Das unerkannt Trefflichen wirket ſo viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Alt-Thümer ſind ein böſes Ding,
Ich ſchätze ſie aber nicht gering;
Wenn nur Neu-Thümer, in allen Ehren,
Auch um ſo vieles beſſer wären.

„Ihr-Thümer ſollen uns plagen?
Iſt nicht an unſer Heil gedacht?“
Halb-Thümer ſolltet ihr ſagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Auf Pergament Lieb' und Haß geſchrieben
Iſt was wir heute haſſen und lieben;
Wo käme Lieb' und Haß denn her,
Wenn er nicht ſchon von Alters wär'!

Sagt nur nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre ſpricht ſich rein.

---

um ihn versammelt; die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade ins Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentation des Jomelli singt. Hier wiederholte er mit einer Präcision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung; das schöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerstörung Jerusalems malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor und kein Auge blieb trocken; mehr war nicht zu verlangen an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell um zur Stimme zurückzukehren, eins ins andere verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unserer Seelen und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen und nahm ihnen ihre Natur. Aber ihr wäret in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen strotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Thon stellte er Hörner und Fagott vor, einen schreienden, näselnden Ton ergriff er für das Hautbois; mit unglaublicher Geschwindigkeit übereilte er seine Stimme die Saiteninstrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs genaueste anzunähern suchte; er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, schrie, sang mit Gebärden eines Rasenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orchester, ein ganzes Operntheater, sich in zwanzig verschiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäumendem Munde. Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln seiner Stirn, der Länge seiner Wange folgte, vermischte sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und befeuchte den Obertheil

seines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglücklicher, seiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel der sich erhebt, Vögel die beim Untergang der Sonne sich im Schweigen verlieren; bald Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln oder als Gießbäche von Bergen herabstürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermischt mit dem Gezisch der Winde, dem Lärm des Donners; es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der Schatten und das Schweigen; denn selbst das Schweigen bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Erschöpft von Anstrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerstreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, stumpf, erstaunt. Nun kehrt er seine Blicke um sich her, wie ein verwirrter Mensch, der den Ort, wo er sich befindet, wieder zu erkennen sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines Bewußtseyns; er trocknet maschinenmäßig sein Gesicht. Gleich einem, der beim Erwachen sein Bett von einer großen Menge Personen umgeben fände, so in einem völligen Vergessen, in einem tiefen Unbewußtseyn dessen, was er gethan hat, ruft er im ersten Augenblick: Nun, meine Herren, was giebt's, was lacht Ihr? was erstaunt Ihr? was giebt's denn? (Dann setzte er hinzu:) Das heißt man eine Musik, einen Musiker. Indessen verachte man nicht gewisse Gesänge des Lulli! Die Scene: **l'attendrai l'aurore** mache man besser, ohne die Worte zu verändern! Ich fordere jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinstücke meines Onkels, seine Gavotten, seine kriegerischen Märsche, seine Priester und Opferzüge! **Pâles flambeaux, nuit plus affreuse que les ténèbres!!... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli....** (Da verstärkte er seine Stimme und hielt die Töne gewaltsam aus. Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die Fenster, wir steckten unsere Finger in die Ohren. Er sagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt ist da, Fasten und Dreikönige sind vorbei, und sie wissen noch nicht, was sie in Musik setzen sollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünstler frommt. Die lyrische Poesie soll noch geboren werden, aber sie kommen schon noch dazu! Hören sie nur genug den Pergolese, den Sachsen, Terradeglias, Traetta, und andere, lesen sie nur Metastasio wiederholt, so kommen sie schon dazu.

Ich. Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verſtanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es ſind nicht ſechs Verſe hinter einander, in allen ihren allerliebſten Gedichten, die man in Muſik ſetzen könnte. Es ſind geiſtreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wiſſen, wie leer das von Hülfsmitteln für unſere Kunſt iſt, für die gewaltſamſte der Künſte, ſelbſt die Kunſt des Demoſthenes nicht ausgenommen, laßt Euch ſolche Stücke vorleſen, und ſie erſcheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig; nichts iſt darin, was dem Geſang zur Unterlage dienen könnte. Eben ſo gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thieriſche Schrei der Leidenſchaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Dieſe Ausdrücke müſſen über einander gedrängt ſeyn, die Phraſe muß kurz ſeyn, der Sinn abgeſchnitten, ſchwebend, damit der Muſiker über das Ganze ſowohl wie über die Theile herrſche, ein Wort auslaſſe oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerſtören. Das macht die franzöſiſche lyriſche Poeſie viel ſchwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulaſſen und von ſelbſt dieſe Bequemlichkeiten darbieten. Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose! ... Ah! je languis, je meurs! ... Un feu secret s'allume dans mes sens! ... Cruel amour que veux-tu de moi? Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui! ... Rends-moi la raison! ... Die Leidenſchaften müſſen ſtark ſeyn. Die Zärtlichkeit des lyriſchen Poeten und des Muſikus muß extrem ſeyn. Die Arie iſt faſt immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspenſionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir ſchreien, wir ſeufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübſchen Gedanken, das iſt zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünſtler und ihre Declamation uns zum Muſter dienen könne. Pfui doch! Wir müſſen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Geſpräche, die gemeine Stimme der Leidenſchaft ſind uns um ſo nöthiger, als unſere Sprache monotoner iſt und weniger Accent hat. Der thieriſche Schrei, der Schrei des leidenſchaftlichen Menſchen bringt ihn hervor. (Indeſſen er ſo zu mir ſprach, hatte ſich die Menge

verlaufen, die uns erſt umgab, entweder weil ſie nicht verſtand oder wenig Theil an ſeiner Rede nahm; denn gewöhnlich mag das Kind ſich lieber unterhalten als ſich unterrichten; und ſo waren ſie denn wieder an ihrem Spiel, und wir in unſerm Winkel allein. Auf einer Bank ſitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geſchloſſen, ſagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir iſt. Als ich hierher kam, war ich friſch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerſchlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte; das hat mich ſchnell angepackt.

Ich. Wollt Ihr etwas Erfriſchungen?

Er. Recht gern! Ich bin heiſer, die Kraft entgeht mir, und ich fühle einige Bruſtſchmerzen. Das begegnet mir faſt alle Tage, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt mir alles gefallen zu laſſen. (Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei- oder dreimal. Dann wie ein erquickter Menſch huſtet er ſtark, ruckt ſich zuſammen und fährt fort:) Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philoſoph, iſt es nicht ein recht ſonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Duni kommen muß, uns erſt zu lehren, wie unſerer Muſik ein Ausdruck zu geben ſey, wie unſer Geſang ſich allen Bewegungen, allen Tactarten, allen Pauſen, allen Declamationen fügen könne, und das ohne die Proſodie zu verletzen! Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almoſen angeſprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingeriſſen, ein eiferſüchtiges, raſendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der ſeinen Ton ſanft macht, ſeine Sylben zieht, mit einer Honigſtimme, genug, jede Leidenſchaft, es ſey welche es wolle, wenn ſie nur durch ihre Kraft verdiente ein Vorbild des Muſikus zu ſeyn: ein ſolcher hätte zwei Dinge gewahr werden ſollen, einmal, daß die langen und kurzen Sylben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer, daß die Leidenſchaft mit der Proſodie verfährt, faſt wie es ihr gefällt, daß ſie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichem! die ausrufende Sylbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und alsdann in tieferen und ſchwächeren Tönen herabſteigt in die

Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität giebt, die der Wendung der Melodie zuspricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Gesprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, seitdem wir die Parenthese Armidens, das vainqueur im Rinaldo, das quelqu'un le peut-être, das entschlossene obéissons, die galanten Indien als Wunder musikalischer Declamation anführten? Jetzt zucke ich bei diesen Wundern die Achseln. Bei dem Schwunge, wie die Kunst vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin sie gelangen kann. Indessen trinken wir eins! (Er trank zwei-, dreimal, ohne zu wissen, was er that, und war auf dem Wege sich zu ersäufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm:) Wie kommt's, daß mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten musikalischer Kunst, Ihr so blind gegen sittliche Schönheit seyn könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er. Wahrscheinlich weil es für diese einen Sinn giebt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben ist, eine erschlaffte Fiber, die man immer kneipen mag, und die nicht schwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf, und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles übrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faser zu hemmen?

Er. Das würde, däucht mir, eine sehr unnütze Arbeit seyn. Ist er bestimmt ein rechtlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Urfaser, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, so wäre die sämmtliche Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen ihm sehr schädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaser durchkreuzt, so würde er, wie durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, wie man deren so viele sieht,

die sich gleich linkisch im Guten, wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Especes; von allen Spitznamen ist dieß der fürchterlichste, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit, und drückt die höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer Taugenichts, aber er ist keine Espece. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Quere, so verlöre er seine schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts, ich lasse ihn gehen, ich betrachte ihn; er ist schon gefräßig, zudringlich, schelmisch, faul, verlogen, ich fürchte, er wird nicht aus der Art schlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Musikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er. Einen Musikus, einen Musikus! Manchmal betrachte ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage: Solltest du jemals eine Note kennen, ich glaube ich drehte dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenn's beliebt?

Er. Das führt zu nichts.

Ich. Das führt zu allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich seyn wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler?

Ich. Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Liederlichkeit und Aufwand verlorenen Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espece von Beschützer und einer Espece von Beschütztem. Dieser war an jenen, als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne. — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich. — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmutzt haben, so habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben. — Ich habe das Recht studirt und bin ziemlich darin bewandert. — Kämen Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prallstein. — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie. — Gäbe es Eltern, denen

die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wäre Euer Glück gemacht, aber es giebt keine. — Ich bin ein guter Musikus. — Und warum saget Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter; kommt alle Abende von halbsieben bis neun Uhr, gebt ihr Unterricht, und ich gebe Euch 25 Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrod mit uns. Der Ueberrest Eures Tages gehört Euch und Ihr verwendet ihn zu Euerm Vortheil.

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wäre er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das einzige, was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist alles und das übrige ohne Gold ist nichts. Auch hüte ich mich meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupfropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte; dagegen sobald ich einen Louisd'or besitze, was mir nicht oft begegnet, stelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küsse das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück sey, so lalle ich ihm, so zeige ich mit dem Finger alles, was man sich anschaffen kann, ein hübsches Röckchen, ein hübsches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann stecke ich den Louisd'or in die Tasche, ich spaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schooß meiner Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche und so mache ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er an mir bemerkt, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich. Man kann's nicht besser. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldstücke, gelegentlich eines Tages ....

Er. Ich verstehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es giebt ja auch keinen moralischen Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es eine böse Viertelstunde, und dann ist alles vorbei.

Ich. Auch nach so muthigen und weisen Ansichten bestehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre, ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern zu dienen und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es ist wahr. Aber ich habe Projecte, die noch schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach, wenn's nur eben so wohl ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, so muß man nehmen was kommt, den besten Vortheil daraus ziehen, und nicht deßhalb auf dumme Weise, wie die meisten Väter, die nichts Schlimmeres thun könnten, wenn sie aufs Unglück ihrer Kinder studirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die lacedämonische Erziehung geben. Ist unsere Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld dran, nicht ich. Verantworte es wer kann! Mein Sohn soll glücklich seyn, oder was auf eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig! Ich kenne ein wenig die leichtesten Wege zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich lossprechen. Er wird Gold besitzen, ich sag's Euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich. Ihr könntet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie andre mehr. (Hierin war nun freilich gar viel von dem, was man denkt, wonach man sich beträgt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhingen, die auch andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte; denn gewiß bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.) O fürchtet nichts! Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die sämmtlichen Laster überliefere, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch, wie ich, doch nach Beispiel und einzelnem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen: das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist

so platt, als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralisten.

Er. Und doch stehe ich in der Musik sehr untergeordnet, und sehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er. Desto schlimmer für Euch! Ach, besäß' ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente und gedenken wir der Euern.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr! Aber ich spreche einen verteufelten Mischmasch, halb wie Weltleute und Gelehrte, und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen; und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wüßt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienste trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln.

Ich. Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth Euer Schüler zu seyn.

Er. Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich. Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er. Wäre das wahr, so trügt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollenen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perrücke.

Ich. Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt seyn, wenn man nicht reich ist, und sich doch alles erlaubt, um es zu werden. Aber es giebt Leute, wie ich, die den Reichthum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man giebt sie sich; denn sie ist nicht in der Natur.

Ich. Des Menschen?

Er. Des Menschen. Alles, was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlseyn auf Kosten dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Ich. Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräche er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuß führt, ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich. Beinahe könnt' ich Euch beipflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ich. Weil ich fürchte, die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehen wir uns nicht mehr.

Er. Und was thut's denn?

Ich. Lassen wir das! Was ich davon weiß, werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Musik versteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Musik reden, und sagt mir, wie kommt's, daß Ihr mit der Leichtigkeit die schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wiederzugeben und andere wieder zu entzücken, wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth sey? (Anstatt mir zu antworten, zuckte er mit dem Kopfe, hob den Finger gen Himmel und rief:) Und das Gestirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergolese, Duni bildete, da lächelte sie: ein ernsthaftes und gebieterisches Gesicht machte sie, als sie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr sprechen wird. Als sie aber seinen Vetter zusammenraffte, da schnitt sie eine Fratze, und wieder eine Fratze, und noch eine Fratze. (Als er das sagte, schnitt er verschiedene Gesichter; es war Verachtung, Geringschätzung,

„Entferne dich nicht ganz und gar,
Beruhige dich in unſerm Orden!“
Es iſt alles noch wie es war,
Nur iſt es verworrner geworden.
Und was man für bedeutend hält,
Iſt alles auf ſchwache Füße geſtellt.

Was mich tröſtet in ſolcher Noth:
Geſcheidte Leute ſie finden ihr Brod,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübſche Mädchen verſchlingen das Band;
Wird dergleichen noch ferner geſchehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

„Wie haſt du an der Welt noch Luſt,
Da alles ſchon dir iſt bewußt?“
Gar wohl! Das Dümmſte was geſchicht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte dieß und das betrüben,
Hätt' ich's nicht ſchon in Verſen geſchrieben.

Zum ſtarren Brei erweitert
Sah ich den See gar eben,
Ein Stein hineingeſchleudert
Konnte keine Ringe geben.

Ein Wuth-Meer ſah ich: ſchwellend,
Giſchend zum Strand es fuhr;
Der Fels, hinab zerſchellend,
Ließ eben auch keine Spur.

Ironie. Er schien ein Stück Teig zwischen seinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die seltsame Pagode weg, und sagte:) So machte sie mich und warf mich neben andere Pagoden, einige mit dicken, wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Hälsen, glotzenden, vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehen. Auch krumme Hälse gab's, und dann trockene Figuren mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen, und ich setzte meine Fäuste in die Seite und wollte mich zu Tode lachen, als ich sie sah; denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, sie suchen sich, sie ziehen sich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprichwort schon fertig gefunden: Das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheidten! mir wäre man's schuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel, um es wieder zu erhaschen.

Ich. Ich kenne diese Mittel; Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk?

Er. Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc sagte. Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadours nimmt mich auf die Hand, und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie; da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammennehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen. Der Abbé versetzte: Das habe ich eben versucht; und wißt Ihr, was ich davontrug? Eine Beule an der Stirn. (Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhob Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzte er hinzu:) Mir scheint, es ist doch was da drinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln, wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte:) Entweder ist niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten. (Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehen, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und sagte:) Ich fühle, ja ich fühle ... (Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird,

befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer erstaunenden Wahrheit. Dann setzte er hinzu:) So ist's recht, glaub' ich! Nun kommt's! Da sieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beschleunigt, und eilig das Kind bringt. Bin ich allein, und nehm' ich die Feder, will ich schreiben, so zerbeiß' ich mir die Nägel, nutze die Stirn ab. Geheorsamer Diener, guten Abend! der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben: am Ende der Zeile lese ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, sich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die sind, denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gewattergeklatsch: Heute war der Boulevard allerliebst. — Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört? er spielt scharmant. — Herr so und so hat das schönste graugeapfelte Gespann, das man sich nur denken mag. — Die schöne Madame N. N. ist auch auf dem Rückweg. — Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen solchen Aufsatz? — Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten. — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlorenen und wiedergefundenen Harlekin. Die Scene der Verzweiflung ist gespielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. — Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gekriegt. — So kann doch jeder Vater zu dem seinigen greifen. — Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Ich. Nein! man schlösse sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speiste trockenes Brod und suchte sich selbst.

Er. Vielleicht! Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und sein ganzes Daseyn an etwas Ungewisses wagen? und der Name den ich führe, Rameau! Rameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten, wie mit dem Adel, der sich fortpflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte Stamm ästet sich

Ich. Unter dem löcherigen Faß?

Er. Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verschwenderischer Jude, der die Musik und meine Thorheiten liebte. Ich musicirte wie es Gott gefiel, und spielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Gesetz kannte, der es streng und schroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß. In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne; die Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler mit einem starken Wechsel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten; der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann sagte: Warum betrübt Ihr Euch so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leichter, und zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr trachtet. Es ist meine Frau, ich trete sie Euch ab für denselbigen Preis. Gesagt, gethan! Der Mittelsmann behält den Wechsel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechsel wird fällig; der Jude läßt ihn protestiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude sagt zu sich selbst: Niemals wird dieser Mann sich zu sagen unterstehen, um welchen Preis er meinen Wechsel besitzt; und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Diesen Wechsel von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld geborgt? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir Dienste geleistet? — Nein! aber davon ist die Rede nicht. Ihr habt den Wechsel unterzeichnet und werdet bezahlen. — Ich habe ihn nicht unterzeichnet. — So wäre ich also ein Verfälscher? — Ihr oder ein anderer, dessen Werkzeug Ihr seyd. — Ich bin ein Schuft, aber Ihr seyd ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs äußerste! Ich gestehe sonst alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde. — Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geschichte bei der nächsten Sitzung. Sie wurden beide beschimpft und der Jude zu Zahlung des Wechsels verdammt, dessen Summe man zum Besten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hierher. Was sollte ich thun? denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorschläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen, und taugte weder für's Theater noch für's Orchester. Bald wollt' ich mir ein Bild malen lassen, wie man's an der Stange herumträgt, und auf einer

Kreuzstraße hinpflanzt. Dabei hätt' ich mit lauter Stimme meine Geschichte erzählt: Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier nimmt er Abschied von seinem Vater dem Apotheker. Hier kommt er in die Hauptstadt und sucht die Wohnung seines Onkels. Hier liegt er seinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen mich mit den Gassenfängern zu verbinden; und das würde ich nicht am schlimmsten gemacht haben. Unsere Uebungen hätten wir unter den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel. (Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes, der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verscheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brod zuwürfe. Er bezeichnet sein äußerstes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.) Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder vier Hungerige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich. Das ist schwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus, und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen, und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht. (Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:) Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seyd kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch. Das sind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau zur Mühle, zur Mühle — dort gehörst du hin!

Ich. Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo alles einerlei aussieht.

Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insecten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilt von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischler, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger! das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt, und bleibe drin; aber wenn es natürlich ist Appetit zu haben — denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig ist — so finde ich, daß es keine gute Ordnung sey, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufelseinrichtung! Menschen, die alles übervoll haben, indessen andere, eben auch wie sie, mit ungestümen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Zahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfniß hält, das allerschlimmste. Der bedürftige Mensch geht nicht wie ein anderer: er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schleppt sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was sind denn Positionen?

Er. Fragt Noverre! und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Ich. So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen, und betrachtet von da herab die verschiedenen Pantomimen der Menschengattung?

Er. Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und setze mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den Positionen, die ich andere nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr sollt urtheilen. (Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen; er setzte den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf andere Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort ist er wie ein Pfeil, er ist wieder da; es ist gethan, er giebt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter; er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen; er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen und dann sagt er:) Das ist

nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarotzer und Dürftigen. (Die Thorheiten dieses Menschen, die Mährchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehe, die ich den ernsthaftesten Personen aufs Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Secretär.)

Ich. Aber nach Eurer Rechnung giebt es auf dieser Welt viel Dürftige, und ich kenne niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme.

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche giebt es nur Einen Menschen, der gerade vor sich hingeht, den Souverän, das übrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Souverän? Und dabei ließe sich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen andern braucht, ist bedürftig, und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor dem, der die Beneficien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er. Das tröstet mich. (Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen. Zum Beispiel als kleiner Abbé hielt er den Hut unter dem Arm, das Brevier in der linken Hand; mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der Generalcontrole.)

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen. Aber doch giebt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist: der Philosoph, der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er; bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogenes, der über die Bedürfnisse spottete.

Er. Aber man will gekleidet seyn!

Ich. Nein! Er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man speiste.

Ich. Ganz gewiß!

Er. Auf wessen Kosten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? Zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie ist groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besetzen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Industrie unserer Köche, Pastetenbäcker und Zuckerbäcker ein weniges von dem Ihrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät mußte euer Diogenes wohl keine störrischen Organe besitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals, was jetzt unsere Mönchskleidung, und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliter und Capuziner von Athen.

Er. Da hab' ich Euch! Diogenes hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigstens vor Lais oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andere bezahlten sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte . . . ?

Ich. So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr rietet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuwerfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer, und mehr andere Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig seyn, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seyd, eine Kothseele.

Er. Das habe ich Euch, glaube ich, schon alles gestanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt, und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet, und deßwegen wird mir's künftig nichts kosten; und deßhalb thät' ich übel einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreife ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brod, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen; da zerbrach ich mir den Kopf den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich ans Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht, daß man Euch bewundere! Entwickelt Euer Talent, Eure Reize! entführt, überwindet! Wir kamen an; sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach, ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen — kaum ging der kleine Finger hinein — Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Medelliren! Früh oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften! ach Gott! was für Hüften! — (Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte: es war die Caricatur unserer kleinen Koketten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:) Ueberall führte ich sie hin, in die Tuilerien, in's Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich,

daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, Ihr wäret stehen geblieben sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwängen. Kam jemand hinter ihr drein, und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los, und jeder blieb betroffen stehen; denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach! ich habe sie verloren und alle unsere Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen. (Nun schluchzte er, nun weinte er, nun rief er aus:) Nein, nein! darüber tröste ich mich niemals. Und darauf habe ich Umschlag und Käppchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Uhr es ist! Ich muß in die Oper.

Ich. Was giebt man?

Er. Von d'Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten giebt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege sind. Was hilft's! **Quisque suos patimur manes.** Aber es ist Halbsechs. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Canaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl! Ist's nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer derselbe!

Ich. Ja wohl, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht wohl, der zuletzt lacht!

Dreihundert Jahre sind vorbei,
Werden auch nicht wieder kommen,
Sie haben Böses, frank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von beiden ist auch euch
Der Fülle genug geblieben:
Entzieht euch dem verstorbnen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!

Nichts ist zarter als die Vergangenheit;
Rühre sie an wie ein glühend Eisen:
Denn sie wird dir sogleich beweisen
Du lebest auch in heißer Zeit.

Dreihundert Jahre sind vor der Thüre,
Und wenn man das alles mit erführe,
Erführe man nur in solchen Jahren
Was wir zusammen in dreißig erfahren.

Lieb' und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.

„Entfernst du dich, du liebe Seele,
Wie viel ist uns entrissen!"
Wenn ich euch auch nicht fehle,
Werdet ihr mich immer vermissen.

Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

Anmerkungen

über

Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog: Rameau's Neffe erwähnt wird.

Vorerinnerung.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr ins Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man, in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung, das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinelli's Eifersucht erregte; zugleich ein guter Clavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant, zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen, anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

---

d'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm als Mathematiker niemals streitig gemacht worden; als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen. Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine

vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen. Als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit Aehnlichgesinnten, durch ernste Theilnahme an dem was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte! Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweisen wir in seine Mathematik.

d'Anvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper: Les Troqueurs sich dem italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

Baculard sonst Arnaud.

Geb. 1718.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Cominge und Euphemie, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein deutscher oder brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch andere genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja seine Bemühungen und seine Concerte, allgemein gekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspielen scheint.

Batteux.

Geb. 1713. Geſt. 1780.

Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen ſo willkommen iſt, die bloß ihren Sinnen vertrauen und deſſen, was dahinter liegt, ſich nicht bewußt ſind. Warum er hier als Heuchler geſcholten wird, davon wiſſen wir keine Rechenſchaft zu geben.

Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1707. Geſt. 1781.

Wenn durch die Gunſt der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, ſo entſteht eine wunderbare Bewegung unter ſeinesgleichen. Alles was ſich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andere ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienſtlos zu halten, endlich kommen müſſe und ſolle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück ſein Majeſtätsrecht und nimmt ſich der Mittelmäßigen ſo wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Ablé Le Blanc, ein freilich ſehr mittelmäßiger Mann, mußte ſo manchen ſeinesgleichen in der Akademie ſehen, die, ungeachtet einer freilich nur vorübergehenden Gunſt des Hofes, für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß ſehr geiſtreich aus.

Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Oberdirector der Poſten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunſt des Hofes und der Großen, denen er alſo wohl ein Hündchen abtreten konnte, zuſammen brachte. Aber weder ſein Glück noch ſeine Erniedrigungen, die ihm Diderot ſehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang ſchützen, da er in ſich ſelbſt kein Maß hatte und ſein Geiſt im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle

Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig XV unvermuthet starb und er seinen königlichen Gönner, so wie durch die Regierungsveränderung manche andere Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten. Sein Stück: **Le faux généreux** fällt in das Jahr 1758.

Carmontel.

Verfasser der dramatischen Sprüchwörter und anderer angenehmen kleinen theatralischen Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Gest. 1754.

Literator und Geschäftsmann. Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publicums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Dorat.

Geb. 1734. Gest. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größeren, ernsteren, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt

sich auch darin, daß es so manchen productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menschen nach dem Glück, sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören; und es ist niemand zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußern Vortheile eines schnellen, allgemeinen, günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde fürs Theater zu arbeiten bei dem stillen, mehr in sich gekehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt seyn muß sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr, da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer: er ward herabgesetzt, und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegefeuer besetzen könnte. (Siehe Marivaux.)

Duni.

Geb. im Neapolitanischen den 9. Februar 1709. Gest. den 11. Juni 1775.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andere Nationen an hergebrachten Formen zu hangen, und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Einförmigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art das Publicum zu unterhalten, sich daneben stellte. Indessen die große französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen,

faſt ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodiſchen Geſang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande ſeyen. Dieſe eigentlichen Intermezziſten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufſehen und erregten Parteien für und wider ſich.

Duni, der ſich in Italien an der Buona figliola ſchon geübt hatte, ſchrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und ſpäter das Milchmädchen, das auch auf dem deutſchen Theater die komiſche Oper beinahe zuerſt einführte. Jene erſten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog ſchrieb. Er hatte ſich, nebſt ſeinen Freunden, ſchon früher zur Partei der heitern Productionen geſchlagen und ſo weiſſagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Geſt. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geiſt, von ſchönen Studien und mancherlei Kenntniſſen, der aber, weil er manches einſah, alles zu überſehen glaubte, und als Journaliſt ſich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er ſuchte ſich beſonders durch ſeine Oppoſition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und ſeine Kühnheit ſich dieſem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widerſetzen, behagte einem Publicum, das einer heimlichen Schadenfreude ſich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute ſchuldig iſt, herabgeſetzt werden, da es ſich von der andern Seite einer ſtrenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Frérons Blätter hatten Glück und Gunſt, und verdienten ſie zum Theil. Unglücklicherweiſe hielt er ſich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzuſtellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewiſſen das Vortreffliche herunterzieht, iſt nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm ſelbſt am nächſten liegt, heraufzuheben und ſich dadurch ein ſchönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrſcher behaglich walten könne. Dergleichen

Nivelleurs befanden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Frélon in der Schottländerin aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er auch in diesem Falle das Publicum mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar: Fréron verlor seinen Credit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Fréróns dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von dem was der Mann leistete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geschmack.

„Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab? er wußte es selbst nicht.“

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem sie ihr den Mangel an Geschmack verwerfen, herunterſetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Wort Geschmack noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere Bestimmung; sie sagten: ein böser, ein

guter Geschmack, und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die französischen Schriftsteller besitzen alles, nur keinen Geschmack."

Wenn man die französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann; und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais' verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet ins unendliche auszudehnen; sie nehmen gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und sind oft glücklich genug sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genöthigt die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehen sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten Dubartas, den sie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in seinen Werken, deren Titel ihn als den Fürsten der französischen Dichter preist, die sämmtlichen Elemente der französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammenfinden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenstände, wie zum Beispiel die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand eine naive Anschauung der Welt und mannichfaltige Kenntnisse, die er sich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzählende, beschreibende, didaktische Weise zu Markte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämmtlich gutmüthigen Parodien, und sind wegen ihres bunten Ansehens dem Franzosen auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten Cultur äußerst verhaßt, anstatt daß, wie der Kurfürst von Mainz das Rad, ein französischer Autor die sieben Tagwerke des Dubartas, irgend symbolirt, im Wappen führen sollte.

Damit wir aber, bei einer aphoristischen Behandlung unserer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei parador erscheinen, so fragen wir, ob

„Du haſt Unſterblichkeit im Sinn;
Kannſt du uns deine Gründe nennen?“
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin
Daß wir ſie nicht entbehren können.

Der Sinn ergreift und denkt ſich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild, es iſt gefaßt,
Allein es läßt ſich nicht erhalten.

All unſer redliches Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente;
Wie möchte denn die Roſe blühn,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Lög' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tauſend Büchern dir erſcheint,
Das alles iſt ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Das Beſte in der Welt
Iſt ohne Dank;
Geſunder Menſch ohne Geld
Iſt halb krank.

Wohl! wer auf rechter Spur
Sich in der Stille ſiedelt;

nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von Dubartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder französischen Mustersammlung zu stehen verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schätzenswerthen neuern Product aushalten? Deutsche Kenner werden uns bestimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig XIV Zeiten zur Reife gediehende Verstandescultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andere dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind; und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Producte des Geistes von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, in wiefern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusetzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigene Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weiteren Lichtkreis in den

Brennpunkt seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespears und Calderons! Vor dem höchsten ästhetischen Richterstuhle bestehen sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie klagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deßhalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Absonderung der Dicht- und Redearten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt, denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausschließend, und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klasse Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschießlich hinweisen: wir haben uns anderer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsere Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige, was andere denken, urtheilen und glauben, was sie hervorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Geſt. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perſpectivmalerei und Maſchinerie ſich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Muſik aber noch weit zurückſtand. An einem ſolchen Urſprung hat dieſe Schauſpielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entſtanden iſt, kann nicht zur Kunſt zurückkehren; was ſich vom Scheine herſchreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts kam die italiäniſche Oper nach Frankreich, franzöſiſche Dichter und Componiſten machten bald darauf den Verſuch ſie zu nationaliſiren, welcher mit abwechſelndem Glück eine Zeit lang fortgeſetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der franzöſiſchen Oper, die unter dem Namen **Académie Royale de musique 1669** errichtet wurde, an ſich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erſt ihre eigentliche Conſiſtenz gab. Von dieſem Zeitpunkt fing die franzöſiſche theatraliſche Muſik an, durch mannichfaltige Verſchiedenheiten ſowohl in der poetiſchen Einrichtung der Dramen und der muſikaliſchen Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile, der Arien, Chöre, des mehr ſingenden oder eigentlich pſalmodiſchen Recitativs, der Ballete, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigeren Modulationen, der Liebe zu den weicheren Tonarten als auch in Abſicht vieler Fehler der Execution, ſich zu trennen und zu einer Nationalmuſik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componiſten nahmen ihn ganz zu ihrem Muſter, und ſo konnte es geſchehen, daß eine Muſik eine Art Epoche von ſo langer Dauer in den Annalen der franzöſiſchen Kunſtgeſchichte bildete.“

An dem ſchönen Talente Quinaults fand Lulli eine große Unterſtützung. Er war für dieſe Dichtungsart geboren, declamirte ſelbſt vortrefflich, und arbeitete ſo dem Componiſten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zuſammen und ſtarben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der franzöſiſchen Oper und die lange dauernde Gunſt für dieſelbe der Vereinigung zweier ſo glücklichen Talente zuſchreiben.

Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Geſt. 1763.

Die Geſchichte ſeines erworbenen und wiederverlorenen Rufes iſt die Geſchichte ſo vieler andern, beſonders bei dem franzöſiſchen Theater. Es gibt ſo viele Stücke, die zu ihrer Zeit ſehr gut aufgenommen worden, bei denen die franzöſiſchen Kritiker ſelbſt nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch iſt die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als ſolches ſchon eine beſondere Gunſt. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der ſich durch Beſcheidenheit Gunſt zu erwerben weiß, um ſo leichter, als er nicht den höchſten Kranz davonzutragen, ſondern nur Hoffnungen zu erregen verſpricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt anſieht, worauf man Gunſt oder Ungunſt nach Befinden ſchreiben kann, und man denke ſich ein Stück, mit einigem Talent geſchrieben, von vorzüglichen Schauſpielern aufgeführt, warum ſollte es nicht günſtig aufgenommen werden? warum ſollte es nicht ſich und ſeinen Autor durch Gewohnheit empfehlen? Selbſt ein erſter Mißgriff iſt in der Folge zu verbeſſern, und wem es zuerſt nicht ganz geglückt, kann ſich durch fortdauerndes Beſtreben in Gunſt ſetzen und erhalten. Von jenem ſowohl als dieſem Fall kommen in der franzöſiſchen Theatergeſchichte mannichfaltige Beiſpiele vor.

Aber was unmöglich iſt, zeigt ſich auch. Unmöglich iſt es, die Gunſt der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erſchöpft ſich, um ſo mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt ſelbſt ſeine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunſt werden gemacht, die Zeit ſchreitet vor, eine friſche Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftſteller, der nicht ſelbſt bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, ſieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den ſcheidenden Reizen nicht Abſchied nehmen will.

In dieſe traurige Lage kam Marivaux: er mochte ſich mit der Allgemeinheit ſeines Geſchicks nicht tröſten, zeigte ſich übellaunig, und wird hier um deßwillen von Diderot verſpottet.

Montesquieu.

Geb. 1689. Geſt. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein ſchöner Geiſt ſey.“ Eine ähnliche Redensart iſt oben ſchon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch ſeine Lettres persannes machte ſich Montesquieu zuerſt bekannt. Die große Wirkung, welche ſie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung deſſelben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfaſſer ſeine Nation auf die bedeutendſten, ja die gefährlichſten Materien aufmerkſam zu machen, und ſchon ganz deutlich kündigt ſich der Geiſt an, welcher den Esprit des loix hervorbringen ſollte. Weil er ſich nun aber bei dieſem ſeinem erſten Eintritt einer leichten Hülle bedient, ſo will man ihn denn auch nur, da er ſie ſchon abgeworfen, nach ihr ſchätzen und ihm das weitere größere Verdienſt halbkennerisch abläugnen.

Muſik.

Ein großer Theil des vorliegenden Geſprächs handelt von Muſik, und es iſt nöthig, hier einiges Allgemeine über dieſe Kunſt zu ſagen, damit jeder Leſende in den Stand geſetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Muſik wird auf zweierlei Weiſe behandelt, entweder daß man ſie als eine ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, ſie in ſich ſelbſt ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußern Sinn genießt, wie es der Italiäner zu thun pflegt, oder daß man ſie in Bezug auf Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft ſetzt und ſie dergeſtalt bearbeitet, daß ſie mehrere menſchliche Geiſtes- und Seelenkräfte in Anſpruch nehmen könne, wie es die Weiſe der Franzoſen, der Deutſchen und aller Nordländer iſt und bleiben wird.

Nur durch dieſe Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneiſchen Faden, kann man ſich aus der Geſchichte der neuern Muſik und aus dem Gewirr parteiiſcher Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo ſie getrennt erſcheinen, wohl bemerkt und ferner unterſucht, wie ſie ſich an gewiſſen Orten, zu gewiſſen Zeiten, in den Werken

gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt, und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder auseinander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiäner wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung, als solchen, ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehen, und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannichfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben, und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber den Vorwurf des beleidigten Ohrs, in sofern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz Theil nehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvollern Componisten verdrängt gesehen — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit

der Inſtrumentalmuſik. Er betrachtete ſie auch eine Zeit lang als eine beſondere, für ſich beſtehende Kunſt, vervollkommnete ihr Techniſches und übte ſie, faſt ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte, lebhaft aus, da ſie denn bei einer dem Deutſchen wohl gemäßen, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker muſterhaften Grade gelangt iſt.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Muſik geäußert, nur die Abſicht haben kann einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, ſo müſſen wir bemerken, daß ſich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem ſich Diderot befindet, einſehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die ſämmtlichen Künſte in Frankreich auf eine ſonderbare, ja für uns faſt unglaubliche Weiſe manierirt und von aller eigentlichen Kunſtwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur ſtarrer und ſteifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken geſpielt, und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meiſterwerke vor. Dieſes ging ſo weit, daß der außerordentliche Voltaire bei Verleſung ſeiner eigenen Stücke in einen ausdrucksloſen, eintönigen, gleichfalls pſalmodirenden Bombaſt verfiel und ſich überzeugt hielt, daß auf dieſe Weiſe die Würde ſeiner Stücke, die eine weit beſſere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben ſo verhielt ſich's mit der Malerei. Durchaus war das Fratzenhafte eines gewiſſen Herkömmlichen ſo hoch geſtiegen, daß es den aus innerer Naturkraft ſich entwickelnden trefflichen Geiſtern der damaligen Zeit höchſt auffallend und unerträglich ſcheinen mußte. Sie fielen daher ſämmtlich darauf, das was ſie Natur nannten, der Cultur und der Kunſt entgegenzuſetzen. Wie hierin Diderot ſich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen dieſen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Muſik befand er ſich in einer beſondern Lage. Die Compoſitionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Muſik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einſchmeichelndes als Bedeutendes, und doch ſchlägt ſich Diderot, der ſo lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieſer letzten Partei, und glaubt ſeine Wünſche durch ſie befriedigt zu ſehen. Aber es war wohl mehr, weil dieſes neue, bewegliche jenes alte, verhaßte, ſtarre Zimmerwerk zu zerſtören und eine friſche Fläche für neue

Bemühungen zu ehren schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten französische Componisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise, melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zur Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genutzt; doch ward er nun, als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist, den Dichtern und Schriftstellern höchlich verhaßt, denen er — man muß es freilich gestehen — öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Palissot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht los werden. Will man billig seyn, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandesklarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie alles nach einem gewissen kleineren Maßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel, von ihrem ersten Ursprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig XV eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6. November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in

seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edlen und würdigen Darstellung nicht unbenutzt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein kurzes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwind loszuwerden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, der Cirkel, folgen ließ, worin er das, was seiner literarischen Kleinheit am nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis ins Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es immer schon dankenswerth ist, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rechten und Guten Theil nimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater, als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm andere gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln seyn.

Nicht genug, daß Palissot seine litarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fratzenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar parador, aber doch würdig genug angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyklopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet und

d'Alembert war ein bedeutendes Glied derſelben. Er fühlte was ein ſolcher Ausfall, an einem ſolchen Tage, bei einer ſolchen Gelegenheit für Folgen haben könne. Er lehnte ſich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Paliſſot nicht weiter beikommen konnte, ſo ward er doch als ein entſchiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weiſe das Leben ſauer zu machen. Dagegen blieb er von ſeiner Seite nicht müßig.

Nichts iſt natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer, wegen deſſen was ſie waren und was ſie wollten, viele Widerſacher finden mußten. Zu dieſen ſchlug ſich Paliſſot und ſchrieb das Luſtſpiel: Die Philoſophen, worüber der folgende Artikel nachzuſehen.

Die Philoſophen.

Ein Luſtſpiel von Paliſſot, zum erſtenmal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftſteller ſich ankündigt, fährt er meiſtentheils fort, und bei mittleren Talenten ſind oft im erſten Werke all die übrigen enthalten; denn der Menſch, der in ſich ſelbſt eins und rund iſt, kann auch in ſeinen Werken nur einen gewiſſen Kreis durchlaufen.

So waren auch Paliſſots Philoſophen nur eine Amplification jenes Feſtſtückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er ſieht nicht weiter. Als ein beſchränkter Widerſacher eines gewiſſen Zuſtandes erblickt er keineswegs, worauf es ihm allgemein ankommt, und bringt auf ein beſchränktes, leidenſchaftliches Publicum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, ſo bleibt uns nicht verborgen, daß ein falſcher Schein gewöhnlich Kunſt und Wiſſenſchaft begleitet, wenn ſie in den Gang der Welt eintreten; denn ſie wirken auf alle vorhandenen Menſchen und nicht etwa allein auf die vorzüglichſten des Jahrhunderts. Oft iſt die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja ſchädlich. Der gemeine Sinn erſchrickt über die falſche Anwendung höherer Maximen, wenn man ſie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewiſſes Geſchäft wirkſamen Menſchen vor der Welt ein fremdes Anſehen, das man gern

Im Offnen tanzt ſich's nur
So lang Fortuna fiedelt.

Du irreſt Salomo!
Nicht alles nenn' ich eitel:
Bleibt doch dem Greiſe ſelbſt
Noch immer Wein und Beutel.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefaß genügt dem Zecher;
Doch ſoll es mit Wonne getrunken ſeyn,
So wünſch' ich mir künſtlichen griechiſchen Becher.

Künſtler! zeiget nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seyd geſund und wirkt geſund.

Entweicht, wo düſtre Dummheit gerne ſchweift,
Inbrünſtig aufnimmt was ſie nicht begreift,
Wo Schreckens-Mährchen ſchleichen, ſtutzend ſtieren,
Und unermeßlich Maaße lang ſich ziehn.

Modergrün aus Dante's Hölle
Bannet fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

Und ſo halte, liebe Söhne,
Einzig euch an eurem Stand;

lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen dem, der die Bemühungen nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt, keine Nachsicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Uebeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde, und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu schreiben, und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden. Und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Acte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der französischen Komödie. Nichts ist neu, als die Kühnheit ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackerer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte. Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt sich etwa über sie, oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hierzu in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das plumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur ins Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem letzten aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten

auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst nach, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versification ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte als schrieb, giebt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein Paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist eine sehr beschränkte, rechthaberische subalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen und untersuchen, ob Ihr gerecht seyd, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten!

Noch einmal, sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keineswegs ins komische Genre paßt. Ich rede geradezu. Die Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig, ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm

bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keineswegs ein schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit Einem Wort, diese Herren haben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise? Ich kenne Herrn Diderot gar nicht; ich habe ihn niemals gesehen: ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyklopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, sondern auch von vielen andern Personen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, sich ein Vergnügen machten an diesem Werke zu arbeiten.

Es giebt auch freilich jämmerliche Artikel darin und vielleicht sind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Encyklopädie. Die ersten Bände sind schon in mehreren Sprachen übersetzt, warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menschen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich ist?

Ihr macht mich rasend, mein Herr! Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen in meiner stillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundschaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl, daß ich bessere Verse mache wie sie, und daß ich ungefähr eben so viel Geschichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem übrigen, so alt als ich bin. Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unsterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man übersetzt es in drei bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet sich nun gegen dieses der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet was sie gesagt haben, und gegen das argumentirt was sie noch sagen werden. Er citirt die Kirchenväter so falsch, als er das Dictionnär citirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir, Molière habe Cotin und Menage durchgezogen. Sey's! aber er sagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt alle diese Herren abscheulicher Maximen, in Eurem Stück und Eurer Vorrede. Ihr versichert mich, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Theu und Grotius werth ist. Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den Jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr: Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochure, die den Titel führt: La vie heureuse. Ein Narr, Namens Lamettrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergessen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyklopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte; und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wohl Zeit flüchtig Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

Piron.

Geb. 1689. Geſt. 1773.

Piron war einer der beſten, geiſtreichſten Geſellſchafter, und auch in ſeinen Schriften zeigt ſich der heitere, freie Ton anziehend und belebend.

Die franzöſiſchen Kritiker beklagen ſich, daß man bei Sammlung ſeiner Werke nicht ſtreng genug verfahren. Man hätte, meinen ſie, manches davon der Vergeſſenheit übergeben ſollen.

Dieſe Anmaßung der Kritik erſcheint ganz lächerlich, wenn wir die große Maſſe unbedeutender Bücher aufgeſtellt ſehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Uebungsſtücke, die geiſtreichen und leichten Compoſitionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade dieſe leichtern Arbeiten ſind es, wodurch man Piron am erſten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzſtadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, ſich mehr aus ſich ſelbſt entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu ſeiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet ſich bei ſeinen erſten Arbeiten immer etwas wegzuwünſchen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da faſt am meiſten intereſſirt, wo er ſein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum beſten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit ſolcher Macht und in ſolcher Breite, nimmt er ſich bedrängter oder beſchränkter Theater an, arbeitet für ſie, macht ihnen Ruf, und iſt vergnügt etwas Unerwartetes geleiſtet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauſpiele ſcharf von einander geſondert waren; jedes Theater hatte ein beſtimmtes, umſchriebenes Privilegium auf dieſe oder jene Darſtellungsart. So erlangte noch ein Künſtler, da alle übrigen Formen ſchon vergeben waren, die Erlaubniß Monodramen im ſtrengſten Sinne aufzuführen. Andere Figuren durften wohl noch auf dem Theater erſcheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für dieſen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank ſey es den Herausgebern, daß wir dieſe Kleinigkeiten noch beſitzen, deren uns die phariſäiſchen und ſchriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten!

Auch in den Vaudevilleſtücken zeigte ſich Piron ſehr geiſtreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erſter Text mit dem neuen

Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich, und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das elle Publicum durch keines seiner für das regelmäßige französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molière'schen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der, bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent, in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verläugnete er nie ganz; seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Denn vom Geschmack ahnt Piron auch nicht das mindeste." (Siehe Geschmack.)

Poinsinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Gest. 1769.

Es giebt in der Literatur wie in der Gesellschaft solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind, und indem sie leicht von jedem übersehen werden,

Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei: sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung: sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Rousseau's über die Rameau'schen Verdienste trifft mit Diderots Aeußerungen genau zusammen, und ist geschickt unsern Lesern die Uebersicht der Hauptfrage zu erleichtern.

„Die theoretischen Werke Rameau's haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten, ohne daß man sie gelesen hatte; und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Alembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt entschädigt finden, daß wir sie keineswegs vermissen. Diese verschiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbasses; aber es ist kein kleines Verdienst, einen Grundsatz, wäre er auch willkürlich, in einer Kunst festzusetzen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Composition, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältigt. Man sah von allen Seiten kleine zweitägige Componisten, die meisten ohne Talente, welche nun, auf Unkosten ihres

Meisters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Rameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil jeder schon glaubte alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erheben. Er hat kühn den kleinen Cirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich, seit dem Tode des großen Lulli, immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug seyn wollte, Herrn Rameau außererdentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt; seine Nachfolger pflücken die Rosen.

Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte componirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt, oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er vieles widersinnig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er, von Seiten des Geists und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm von Seiten des Ausdrucks fast vorzuziehen ist.

Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent erkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als

Genie, oder wenigstens ein Genie erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dieß eben so sehr der Fehler der Gattung, als der seinige; denn sehr oft, weil er sich der Declamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

Er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden: er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu seyn, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unseres Opernorchesters.

Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sey wie es will, mißbraucht: er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will; und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu kratzen.

Ein anderer noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich

beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seyen, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen sind nur ungestalte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll; dort mag ihre letzte Zuflucht seyn!

Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, niemand hat besser als er den Geist des Einzelnen gefaßt, niemand hat besser die Kunst der Contraste verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen."

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem deutschen Publicum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderots zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques le Fataliste nicht gelesen; und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganzes zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftsteller von ihm denken wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannichfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre

Denn das Gute, Liebe, Schöne,
Leben iſt's dem Lebens-Band.

„Denkſt du nicht auch an ein Teſtament?"
Keineswegs! Wie man vom Leben ſich trennt,
So muß man ſich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.

„Geht dir denn das von Herzen
Was man von dir hört und lieſ't?"
Sollte man das nicht beſcherzen
Was uns verdrießt?

Sie ſchelten einander Egoiſten;
Will jeder doch nur ſein Leben friſten.
Wenn der und der ein Egoiſt,
So denke daß du es ſelber biſt.
Du willſt nach deiner Art beſtehn,
Mußt ſelbſt auf deinen Nutzen ſehn!
Dann werdet ihr das Geheimniß beſitzen
Euch ſämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern ſchadet um etwas zu ſeyn.

Bei ſo verworrnem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!
Es giebt der Menſchen ſo viele
Und es iſt der Tag ſo lang.

Volle ſechsundſiebzig Jahre ſind geſchieden,
Und nun dächt' ich wäre Zeit zum Frieden:

Patrone keineswegs geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser seine literarischen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit seine Meinung und Gesinnung über französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingredienz zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt; denn indem sich in der Person von Rameau's Neffen eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht, und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musikus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Composition gewährt dieses der Hauptfigur angeborene Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche köstliche Abwechselung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtseyn. Möge dem Besitzer des französischen Originals gefallen, dem Publicum auch dieses baldigst mitzutheilen; als das classische Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger unberührter Gestalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze stehen. Von dem Lustspiele Palissots: Die Philosophen, wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum erstenmal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der lebhaften Stadt groß genug gewesen seyn.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch

Flugschriften, theils vom Theater herab, andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Aechte, es mag angefochten werden wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern wenn er von der Nation früher oder später begriffen seyn will, so kann er dieß auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unseres Vaterlandes, jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine französische, bedeutende Societät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt, und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu giebt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem andern anzulegen. Deßhalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der

Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an, und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sey in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich niemand gern des löblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sey nun wie ihm wolle, so finden wir, indem wir zu unsern französischen Streitern zurückkehren, daß wenn Palissot nichts versäumte seine Gegner im moralischen Sinne herabzusetzen, Diderot in vorliegender Schrift alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels: Die Philosophen geschrieben worden, um so mehr, als noch von dem älteren Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß der Faux généreux des Bret, dessen als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften wie die gegenwärtige mögen damals vielfach erschienen seyn, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellt. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'sche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt Palissot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackerer

Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, selbst über das schreckliche Fratzenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten. Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick in weltlichen Dingen zu wirken. Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Desessarts, Dudeffant, Mademoiselle de l'Espinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosenkenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geleistet.

Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Gest. 1758.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Geſt. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geiſt, jedoch mehr zur Proſa, als zur Poeſie geneigt, gedachten die erſtere auf Koſten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der ſich ſelbſt äußerſt proſaiſch fühlt, ſo wenig er auch die Poeſie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literariſchen Verdienſten, ſchlug ſich auf ihre Seite, und brachte überhaupt ſein Leben in Beſchauung und Anbetung dieſer beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindſeligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünſtigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Geſt. 1778.

Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherren in ſich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig XIV ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und eben ſo in Voltaire der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.

Die Eigenſchaften ſind mannichfaltig, die man von einem geiſtvollen Manne fordert, die man an ihnen bewundert, und die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als die anderer Nationen.

Wir ſetzen den bezeichneten Maßſtab, vielleicht nicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug gereiht, zu heiterer Ueberſicht hierher.

Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, guter Geiſt, Gefühl, Senſibilität,

Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hoften, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioſes, Styl, Verſification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtesäußerungen kann man vielleicht Voltaire nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es iſt ſehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzoſen in ihrer Sprache, ſtatt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in dieſem oder jenem Falle anwenden. Eine hiſtoriſche Darſtellung der franzöſiſchen Aeſthetik von einem Deutſchen wäre daher höchſt intereſſant, und wir würden auf dieſem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewiſſe Regionen deutſcher Art und Kunſt, in welchen noch viel Verwirrung herrſcht, zu überſehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine deutſche Aeſthetik, die jetzt noch ſo ſehr an Einſeitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Nachträgliches

zu

Rameau's Neffe.

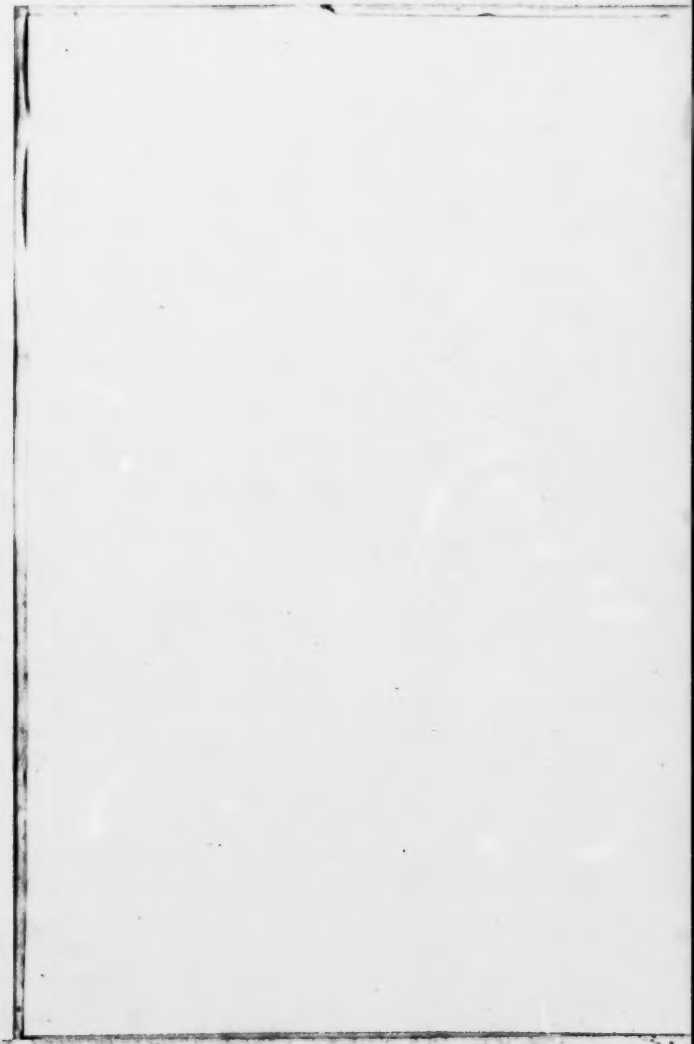

Zu Ende des Jahrs 1804 vertraute mir Schiller, es sey ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sey geneigt dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung ins Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publicum nicht greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich, ja unthunlich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderot's an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte, und deßhalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, nach dessen deutscher Uebersetzung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kann noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern

Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: **Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit par Diderot**, und machte wie billig großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen.

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, **maître des requêts au Conseil du Roi**, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Geniés, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse, so wie eingeschaltete, den Uebersetzern eigene Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang, das Original zu besitzen, bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezüchtigen lassen, und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Contestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Brière wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile.

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots habe ich auch einen von Ew. ꝛc. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich **den Neffen Rameau's** in meiner Ausgabe mitaufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre deutsche Uebersetzung dieser merkwürdigen Production ist so treu, wie der Sohn des Colmar'schen, Pfeffel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um danach Diderots Arbeit originalmäßig wiederherstellen zu können.

Indessen aber habe ich, um der französischen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Uebersetzung gemacht, sondern den Abdruck nach einer Copie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfassers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderots einziger Tochter, empfing, welche noch lebt, und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxembourg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet,

Tag für Tag wird wider Willen träger,
Amor jubilirt und Mars den Krieger.

Was laſſen ſie denn übrig zuletzt
Jene unbeſcheidnen Weſen?
Behauptet doch Heute ſteif und feſt,
Geſtern ſey nicht geweſen.

Es mag ſich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe ſtumm;
Und wenn ſie dir die Bewegung läugnen,
Geh' ihnen vor der Naſ' herum.

Vieljähriges durft' ich euch wohl vertrauen!
Das Offenbare wäre leicht zu ſchauen,
Wenn nicht die Stunde ſich ſelbſt verzehrte,
Und immer warnend wenig belehrte.
Wer iſt der Kluge, wer iſt der Thor?
Wir ſind eben ſämmtlich als wie zuvor.

„Was haſt du denn? Unruhig biſt du nicht
Und auch nicht ruhig, machſt mir ein Geſicht
Als ſchwankteſt du, magnetiſchen Schlaf zu ahnen.“
Der Alte ſchlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menſchen ſind
Wir ſchlafen ſämmtlich auf Vulcanen.

und indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zuſchickt, gar bedeutende Beweiſe von franzöſiſcher Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächſt aber zeigt ſich erſt die Wichtigkeit ſeiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Ueberſetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterei erklärt. An die innern Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgewieſen haben, und eine würdige Dame ſo gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet ſich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht ſprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, ſey es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen geſendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwiſchendurch erinnern muß, iſt dieß, daß das Manuſcript nicht nach Gotha gekommen ſeyn kann, weil ich bei meinen dortigen beſonders literariſch vertrauten Verhältniſſen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung ausſprechen, ſo iſt das Manuſcript nach Petersburg an Ihro Majeſtät die Kaiſerin Katharina gelangt; die Copie, nach der ich überſetzte, ſchien dort genommen, und für mich hatte dieſe Filiation die höchſte Wahrſcheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen.

„Hochgeehrteſter Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung ſehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor ſo viel Jahren den Diderot'ſchen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenſchaft überſetzte, ſo konnte ich demſelben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken, hiermit meine Ueberzeugung auszuſprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie ſey, wonach ich überſetzt. Schon empfand ich dieß gleich beim erſten Leſen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer ſo langen Pauſe das franzöſiſche Werk mit meiner Ueberſetzung zuſammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich ſie weiter darnach ausbilde.

Eine ſolche Erklärung ſcheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich

gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen.

Weimar, den 16. October 1823."

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersetzlichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er besteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen, reinen Leitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen in einander einsichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Juwel, als das schon anerkannte und noch allgemein anzuerkennende, sich doch endlich wiedergefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig, etwas über die Noten zu äußern, welcher ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zuwendete, entsprang wohl aus der frühern Bekanntschaft mit Diderots Werken in dem Augenblick, da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respectable Correspondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchlich gesteigert. Stückweise kamen **La Religieuse** so wie **Jacques le Fataliste** in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander folgenden Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben, und in jenem Kreise, zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsere Tagblätter bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen, und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschähe. Uns aber wurden jene gehaltschweren Abtheilungen nach und nach zugezählt, und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun, den Gehalt dieser successiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzusprechen; wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der spätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographischen Heften schon gestanden habe, mit der französischen Literatur durchaus bekannt worden; weßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren, und mir dadurch diese sehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele stand.

Betrachte ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnte ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig seyn. Die Regierungsjahre Ludwigs XV waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht: von solchen Frechheiten eines müßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr seyn.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem deutschen Leser wieder entgegen zu heben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne dieß konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben, und faßten den Entschluß, eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werks, und dadurch dem französischen Publicum angemessener, zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe; traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Géniès; et suivi de notes des traducteurs, destinées à developper et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur. Paris, chez Antoine Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als

wohl zusammengestellt gelten lassen. In einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetische Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire steht oben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Uebersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrastisch, jedoch ungeachtet einer solchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen sie genugsam eingedrungen sind; deßwegen sich auch auf diese Weise der Text, als zusammenhängend und übereinstimmend, ganz bequem lesen läßt.

Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient, und bald im Einklang, bald in einigem Widerspruch sich zu vernehmen gegeben. Bald lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie, wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen sind; deßwegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur französischen Literatur, wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaire's an Palissot wiederzufinden, worin er diesen wegen des Schauspiels: Die Philosophen, bestraft, ein bewundernswerthes Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich aufs anmuthigste und heiterste benehmen kann. Eine Art jedoch, die vielleicht niemand als Voltaire gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hätte kleiden können.

Nachdem die französische Uebersetzung des Diderot'schen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln, ob dieser Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glücklicherweise fand man in Merciers Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Daseyn außer Zweifel setzt, und sowohl vom Oheim als vom Neffen charakteristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir übersetzt hier bei; es ist Mercier, der spricht.

„Ich habe," sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, „in meiner Jugend Rameau, den Musikus, gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeschrumpften Unterleibes, der, gebückt wie er war, im Palais Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Stecken statt der Beine und eine schnarrende Stimme. Er schien unzugänglichen Humors, und nach Art der Poeten sprach er unsinnig über seine Kunst.

Man sagte damals, die ganze musikalische Harmonie sey in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerst. Doch wurden sie mir von jedermann als das non plus ultra der Musik vordemonstrirt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine schlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich später bedünken, als hätte ich nicht so ganz unrecht gehabt.

Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und dieser jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

Derselbige Rameau, eines Tages eine schöne Dame besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schooß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erschrockene Dame ruft: Was macht Ihr, mein Herr! Er bellt falsch, sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr höchlich beleidigt worden.

Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war, der in den Kaffeehäusern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genie's, alle edle Selbstverläugnung, kurz alles Große und Gute, was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt, als um etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Gebärde und einer höchst malerischen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze,

so sagte er: Alles dieses, vom Marschall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geschieht bloß um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue, und woran man die Gesetze der Mastication erfülle.

Eines Tages im Gespräch sagte er mir: Mein Onkel, der Musikus, ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war noch ein größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zähne zu bringen verstand!

Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit; denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu seyn. Ich hatte mein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir sagte: Wie lange willst du noch so in deiner faulen Art hinleben? Seit zwei Jahren erwarte ich Werke von dir. Weißt du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zustand hatte?

Da ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: Das nenne ich einen Zustand, gehangen zu seyn! Aber wie geschah es, daß ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

Höre! sagte er. Ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten, wie er sollte, oder vielmehr, wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen, weil es löcherig war. Husaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschnitten sie den Strick, und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht; die Frische brachte mich wieder zu mir, und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke; ich sage zur Frau: Erschreckt euch nicht, mich im Hemde zu sehen! mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach! Jetzt bitte ich um nichts, als eine Feder, Dinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: **Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiäner, die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweiten zu drei. Jedermann tritt herein, wenn er bezahlt.**

Ich verschanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt

mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Dinte und ein wenig von meinem Blute bemalte; und so war ich fertig, um wechselsweise meine Puppen reden zu lassen und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

Ich hatte im Präludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuschauer strömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Horaz begeisterte, inspirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorstellungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiserkeit, durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war und meinen Zustand hatte. Du bist zweiundzwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken, und nun packe dich!

So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden, und öffentlich Marionetten spielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Mastication ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.

Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leiermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größern Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen."

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Rameau's Neffen denselbigen Ton hat wie Diderots Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sey, wonach beide Maler, ohne von einander zu wissen, ihr Porträt mit so großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals überſehend, ſcheint es mir dem allgemeinen Intereſſe gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des franzöſiſchen Verlegers im Original beizufügen; er verſetzt uns lebhafter in jene Tage, wo dieſe Angelegenheit mit Leidenſchaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futures vous avez consacrés au culte des Muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public Français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait.

Éditeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition *le Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres Françaises l'ouvrage de Diderot, je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son

livre comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition *du Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint Geniès, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature,

mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France, est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts N.o 68

Paris le 27. Juillet 1823.

Zahme Xenien.

IV.

Laßt zahme Xenien immer walten,
Der Dichter nimmer gebückt iſt.
Ihr ließt verrückten Werther ſchalten,
So lernt nun wie das Alter verrückt iſt.

Den Vortheil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde prüft und probt,
So iſt ſie auch ſein Richter;
Da wird er nun geſcholten, gelobt,
Und bleibt immer ein Dichter.

Es ſchnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender:
Nichts ſchreibt ſich leichter voll
Als ein Kalender.

„Ruf' ich, da will mir keiner hören;
Hab' ich das um die Leute verdient?"
Es möchte niemand mehr gehorchen,
Wären aber alle gern gut bedient.

Diderots

Versuch über die Malerei.

Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geständniß des Uebersetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammenhangende Abhandlung zu schreiben, eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtigt, ihn so gut man nur konnte geordnet, man hat sich aus allen Zerstreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man anzufangen.

In demselbigen Augenblick tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns gestört, und von unserm Gegenstande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt sich das Gespräch auf denselben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Gesinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unserer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollständig vor, das wir besser zu übersehen glauben, oder erhöht unsere eigene Vorstellung, unser eigenes Gefühl durch tiefere Einsicht, durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben, wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwiedern. Bald gehen die Meinungen, gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich; das Gespräch schwankt so lange hin und her, kehrt so lange in sich selbst zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man sich für dießmal nichts weiter zu sagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft; man wünscht, daß ein Geschwindschreiber das vorüberrauschende Gespräch aufgefaßt haben möchte Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie durch

Widerspruch und Einstimmung, durch Zweiseitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege so wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt werden, und jeder einseitige Vortrag, er sey noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor.

Daher mag es kommen! Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! Und so ist auch diese Uebersetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entstanden.

Eben als ich in Begriff war eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst nach unserer Ueberzeugung zu entwerfen, fällt mir Diderots Versuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm aufs neue, ich tadle ihn, wenn er sich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zusammentreffen, ich eifere über seine Paradoxen, ich ergötze mich an der Lebhaftigkeit seiner Ueberblicke, sein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeschiedenen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst. Ich bemerke, daß diese Schrift schon vor dreißig Jahren geschrieben ist, daß die paradoxen Behauptungen vorsätzlich gegen pedantische Manieristen der französischen Schule gerichtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr stattfindet, und daß diese kleine Schrift mehr einen historischen Ausleger verlangt, als einen Gegner aufforbert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß seine Grundsätze, die er mit eben so viel Geist als rhetorisch-sophistischer Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen, und eine Revolution zu veranlassen, als ein neues Kunstgebäude zu errichten, daß seine Gesinnungen, die nur zu einem Uebergang von Manierirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen sollten, in der neuern Zeit als theoretische Grundmaximen fortspuken, und sehr willkommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünstigen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeschiedenen Diderot, nicht mit seiner in gewissem Sinne schon veralteten Schrift, sondern mit denen zu thun, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mitbewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und

der Pfuſcherei, zwiſchen Kunſt und Natur hinſchleifen, und eben ſo wenig geneigt ſind eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunſt zu befördern.

Möge denn alſo dieſes Geſpräch, das auf der Gränze zwiſchen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf ſeine Weiſe wirken, und die Geſinnungen und Grundſätze, denen wir ergeben ſind, bei allen, denen es Ernſt iſt, befeſtigen helfen!

Erſtes Capitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung

„Die Natur macht nichts Incorrectes. Jede Geſtalt, ſie mag ſchön oder häßlich ſeyn, hat ihre Urſache, und unter allen exiſtirenden Weſen iſt keins, das nicht wäre wie es ſeyn ſoll."

Die Natur macht nichts Inconſequentes. Jede Geſtalt, ſie ſey ſchön oder häßlich, hat ihre Urſache, von der ſie beſtimmt wird, und unter allen organiſchen Naturen die wir kennen, iſt keine, die nicht wäre wie ſie ſeyn kann.

So müßte man allenfalls den erſten Paragraphen ändern, wenn er etwas heißen ſollte. Diderot fängt gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirren, damit er künftig, nach ſeiner Art, Recht behalte. Die Natur iſt niemals correct! dürfte man eher ſagen. Correction ſetzt Regeln voraus, und zwar Regeln die der Menſch ſelbſt beſtimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen, und danach mehr den äußern Schein als das innere Daſeyn eines Geſchöpfes beurtheilt; die Geſetze hingegen, nach denen die Natur wirkt, fordern den ſtrengſten innern organiſchen Zuſammenhang. Hier ſind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Urſache als Folge und die Folge als Urſache betrachten kann. Wenn eins gegeben iſt, ſo iſt das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daſeyn, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchöpfes, unbekümmert, ob es ſchön oder häßlich erſcheine. Eine Geſtalt, die von Geburt an ſchön zu ſeyn beſtimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in einem Theile verletzt werden; ſogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur

Kräfte, den verletzten Theil wieder herzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwickelung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nicht mehr, was es seyn sollte, sondern was es seyn kann. Nimmt man in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Seht diese Frau an, die in der Jugend ihre Augen verloren hat. Das allmählige Wachsthum der Augenhöhle hat die Lieder nicht ausgedehnt, sie sind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entstanden ist, sie haben sich zusammengezogen. Die obern haben die Augenbraunen mit fortgerissen, die untern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie dieser Bewegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen; und so sind alle Theile des Gesichts gestört worden, je nachdem sie näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß diese Entstellung sich bloß in das Oval eingeschlossen habe? Glaubt ihr, daß der Hals völlig frei geblieben sey? und die Schultern und die Brust? Ja freilich für eure Augen und für die meinen! Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr diesen Hals, diese Schultern, diese Brust, und sie wird sagen: Dieß sind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

„Wendet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen haben. Indessen die Knorpel des Halses vorn auseinander gingen, drückten sich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf ist zurückgeworfen, die Hände haben sich an den Gelenken des Arms verschoben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemeinschaftlichen Schwerpunkt gesucht, der einem so verschobenen System zukam; das Gesicht hat darüber einen Zug von Zwang und Mühseligkeit angenommen. Bedeckt diese Gestalt, zeigt der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne zu stocken, wird euch antworten: Es sind die Füße eines Buckeligen."

Vielleicht scheint manchem die vorstehende Behauptung übertrieben, und doch ist es im schärfsten Sinne wahr, daß die Consequenz der organisirenden Natur, im gesunden Zustande sowohl als im kranken, über alle unsere Begriffe geht. Wahrscheinlich hätte ein Meister der Semiotik die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beschreibt, besser dargestellt, doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müssen sehen, wozu er seine Beispiele brauchen will.

„Wenn die Urſachen und Wirkungen uns völlig anſchaulich wären, ſo hätten wir nichts Beſſeres zu thun, als die Geſchöpfe darzuſtellen, wie ſie ſind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Urſachen, deſto zufriedener würden wir ſeyn.“

Hier kommen die Grundſätze Diderots, die wir beſtreiten werden, ſchon einigermaßen zum Vorſchein. Die Neigung aller ſeiner theoretiſchen Aeußerungen geht dahin, Natur und Kunſt zu confundiren, Natur und Kunſt völlig zu amalgamiren; unſere Sorge muß ſeyn, beide in ihren Wirkungen getrennt darzuſtellen. Die Natur organiſirt ein lebendiges, gleichgültiges Weſen, der Künſtler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künſtler ein ſcheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beſchauer erſt Bedeutſamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth ſelbſt hinbringen, im Kunſtwerke will und muß er das alles ſchon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur iſt in keinem Sinne möglich; der Künſtler iſt nur zur Darſtellung der Oberfläche einer Erſcheinung berufen. Das Aeußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unſeren geiſtigen und ſinnlichen Kräften ſpricht, unſer Verlangen reizt, unſern Geiſt erhebt, deſſen Beſitz uns glücklich macht, das Lebensvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin iſt der Künſtler angewieſen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehen: er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerſtören, das Nothwendige kennen lernen, und wenn er es fähig iſt, die Labyrinthe des organiſchen Baues, wie den Grundriß eines Irrgartens, in deſſen Krümmungen ſich ſo viele Spaziergänger abmüden, vor ſeiner Seele feſthalten.

Der lebendig genießende Menſch ſo wie der Künſtler fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforſcher als in ſeinem Vaterlande herumwandelt; dagegen hat der reine Naturforſcher wenig Reſpect vor dem Künſtler, er ſieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menſchen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das ſchmackhafte Fleiſch des Pfirſichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft. So ſtehen Natur und Kunſt, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne ſich wechſelsweiſe aufzuheben, aber ohne ſonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unseres Autors genau an, so verlangt er eigentlich vom Künstler, daß er für Physiologie und Pathologie arbeiten solle, eine Aufgabe, die das Genie wohl schwerlich übernehmen würde.

Nicht besser ist der folgende Periode, ja noch schlimmer: denn diese leidige, groß- und schwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl schwerlich in einem Kunstwerke dulden, wenn sie auch noch so organisch consequent wäre. Ueberdieß kann sie auch der Physiolog nicht brauchen; denn sie stellt die menschliche Gestalt nicht im Durchschnitte vor: der Pathолog eben so wenig; denn sie ist nicht krankhaft noch monströs, sondern nur schlecht und abgeschmackt.

Wunderlicher, trefflicher Tiderot, warum wolltest du deine großen Geisteskräfte lieber brauchen, um durch einander zu werfen, als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich, ohne Grundsätze, in der Erfahrung abmühen, nicht ohnehin schon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen des organischen Baues nicht kennen, und aus eben dieser Unwissenheit uns an conventionelle Regeln gebunden haben, so würde doch ein Künstler, der diese Regeln vernachlässigte, und sich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geschwollener Kniee, lästiger und schwerer Köpfe entschuldigt werden müssen."

Zu Anfang des vorstehenden Perioden legt der Verfasser schon seine sophistischen Schlingen, die er hinterher fester zuziehen will. Er sagt, wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfährt, und wir sind deßwegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermangelung einer bessern Einsicht, zu richten pflegen. Hier ist es, wo sich gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Ob wir die Gesetze der organisirenden Natur kennen oder nicht, ob wir sie besser kennen als vor dreißig Jahren, da unser Gegner schrieb, ob wir sie künftig besser kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimnisse dringen können? danach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl, daß eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig sey, und besonders im Gefühl, was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig

ſey, damit er ſich nicht zu weit aus ſeinem Kreiſe entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige verſäume.

Ein ſolcher Künſtler, eine Nation, ein Jahrhundert ſolcher Künſtler bilden durch Beiſpiel und Lehre, nachdem die Kunſt ſich lange empiriſch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunſt. Aus ihrem Geiſte und ihrer Hand entſtehen Proportionen, Formen, Geſtalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; ſie conveniren nicht über dieß und jenes, das aber anders ſeyn könnte, ſie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeſchicktes für das Rechte gelten zu laſſen, ſondern ſie bilden zuletzt die Regeln aus ſich ſelbſt, nach Kunſtgeſetzen, die eben ſo wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allgemeine Natur die organiſchen Geſetze ewig thätig bewahrt.

Es iſt hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man dieſe Regeln entdeckt und befolgt habe. Es iſt die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umſtänden davon abgewichen ſey? ob man hie und da etwas Conventionelles dem Geſetzmäßigen ſubſtituirt habe? Ja es iſt nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden ſind; ſondern man muß kühn behaupten, daß ſie gefunden werden müſſen, und daß, wenn wir ſie dem Genie nicht vorſchreiben können, wir ſie von dem Genie zu empfangen haben, das ſich ſelbſt in ſeiner höchſten Ausbildung fühlt, und ſeinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was ſollen wir aber zu dem folgenden Perioden ſagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüſſige; ſie iſt paradox hingeſtellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Naſe beleidigt nicht in der Natur, weil alles zuſammenhängt; man wird auf dieſen Uebelſtand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Naſe, indem das übrige an ſeinem Platze bliebe, ſo würde es übel ausſehen. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochene Naſe."

Wir dürfen wohl nochmals fragen: Was ſoll das hier bedeuten? was beweiſen? und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Geſicht wird entſtellt, wenn man die Naſe auf die Seite biegt. Und warum? Weil die Symmetrie geſtört wird, auf welcher die gute Bildung des Menſchen beruht. Von einem Geſichte, das im Ganzen

verſchoben iſt, dergeſtalt daß man gar keine Forderung einer ſymmetriſchen Stellung der Theile an daſſelbe macht, ſollte gar nicht die Rede ſeyn, wenn man auch von Kunſt nur zum Scherz ſpräche.

Bedeutender iſt folgende Periode; hier geht der Sophiſt ſchon mit vollen Segeln.

„Wir ſagen von einem Menſchen, den wir vorbeigehen ſehen, er ſey übel gemacht. Ja nach unſern armen Regeln! aber nach der Natur beurtheilt, wird es anders klingen. Wir ſagen von einer Statue, ſie habe die ſchönſten Proportionen. Ja nach unſern armen Regeln, aber was würde die Natur ſagen?“

Mannichfaltig iſt die Complication des Halben, Schiefen und Falſchen in dieſen wenigen Worten. Hier iſt wieder die Lebenswirkung der organiſchen Natur, die ſich in allen Störungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewiſſes Gleichgewicht zu ſetzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das kräftigſte beweiſt, der vollendeten Kunſt entgegengeſetzt, die auf ihrem höchſten Gipfel keine Anſprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, ſondern die Natur auf dem würdigſten Punkte ihrer Erſcheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um ſie ihr ſelbſt wieder vorzuſchreiben.

Die Kunſt übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, ſie hält ſich an die Oberfläche der natürlichen Erſcheinungen; aber ſie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt; ſie fixirt die höchſten Momente dieſer oberflächlichen Erſcheinungen, indem ſie das Geſetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenſchaft.

Die Natur ſcheint um ihrer ſelbſt willen zu wirken; der Künſtler wirkt als Menſch, um des Menſchen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, leſen wir uns im Leben das Wünſchenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künſtler dem Menſchen entgegenbringt, ſoll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geiſt nährend, bildend und erhebend ſeyn; und ſo giebt der Künſtler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menſchlich vollendete zurück.

„Wann wird der Herr seine Freude sehn?"
Wenn er befiehlt, mit Sinnen,
Ehrlichen Leuten, die's recht verstehn,
Und läßt sie was gewinnen.

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?"
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

„Sage, warum dich die Menschen verlassen?"
Glaubet nicht daß sie mich deßhalb hassen;
Auch bei mir will sich die Lust verlieren
Mit irgend jemand zu conversiren.

So hoch die Nase reicht, da mag's wohl gehn
Was aber drüber ist, können sie nicht sehn.

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zu Spott.

Geh' ich, so wird der Schade größer;
Bleib' ich, so wird es auch nicht besser.

„Sey einmal ehrlich nur:
Wo findest du in deutscher Literatur
Die größte Verfänglichkeit?"
Wir sind von vielen Seiten groß,
Doch hie und da giebt sich bloß
Bedauerlichste Unzulänglichkeit.

Ins Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!

Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufene Künstler nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil er dadurch sowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum seines Gemüths beherrschen und brauchen lernt.

„Es sey mir erlaubt, den Schleier von meinem Buckligen auf die mediceische Venus überzutragen, so daß man nur die Spitze ihres Fußes gewahr werde. Uebernähme nun die Natur zu dieser Fußspitze eine Figur auszubilden, so würdet ihr vielleicht mit Verwunderung unter ihrem Griffel ein häßliches und verschobenes Ungeheuer entstehen sehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil geschähe."

Der flache Weg, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personificirte göttliche Gestalt für so täppisch halten sollten, in die Schlingen eines Sophisten einzugehen und, um seinen Scheingründen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Fratze zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage, ob der Sperling lebendig oder todt sey? hier auch diese ungeschickte Zumuthung beschämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht die Fußspitze, und vernimmt warum der Sophist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen ruft sie ihm zu: Du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit! Laß den Schleier hängen, oder hebe ihn weg, ich weiß, was drunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht, denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das du mir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Uebereinstimmung sey. Ich sage dir, diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht! Auf einem andern Fuße würde die würdigste der Frauen, die Götterkönigin ruhen, auf einem andern eine leichtsinnige Bachantin schweben. Doch dieses merke: der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu gehen; und so ist der

Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die thörichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen, dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkst: aber du hast ihn nicht gekannt, oder ihn mißverstanden; kein ächter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturproduct oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbsthervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen läßt: das giebt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition sagt, daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art, sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, gesprochen hat! Einen verworrenen Knaul kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menschliche Figur ist ein System, so mannichfaltig zusammengesetzt, daß die Folgen einer in ihren Anfängen unmerklichen Inconsequenz das vollkommenste Kunstwerk auf tausend Meilen von der Natur wegwerfen müssen."

Ja, der Künstler verdiente diese Demüthigung, daß man ihm sein vollkommenstes Kunstwerk, die Frucht seines Geistes, seines Fleißes, seiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabsetzte, wenn er es neben oder an die Stelle eines Naturproducts hätte setzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unserer supponirten Göttin, weil unser Gegner sich auch wiederholt, und weil gerade dieses Vermischen von Natur und Kunst die Hauptkrankheit ist, an der unsere Zeit

daniederliegt. Der Künstler muß den Kreis seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bilden; er hört aber auf, ein Künstler zu seyn, wenn er mit in die Natur verfließen, sich in ihr auflösen will.

Wir wenden uns abermals zu unserm Autor, der eine geschickte Wendung nimmt, um von seinen seltsamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählig zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht wäre, so wüßte ich vielleicht, wie weit der Künstler sich den angenommenen Proportionen unterwerfen soll; und ich würde es euch sagen."

Wenn es der Fall seyn kann, daß der Künstler sich Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nöthigendes, etwas Gesetzliches haben, sie dürfen nicht willkürlich angenommen seyn, sondern die Masse der Künstler muß hinreichende Ursache, bei Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rücksicht auf Kunstbedürfniß gefunden haben, sie anzunehmen. Das ist's, was wir behaupten, und wir sind schon zufrieden, daß unser Verfasser es einigermaßen zugesteht. Nur geht er leider zu geschwind über das, was gesetzlich seyn soll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Bestimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerksam zu machen. Denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß sie gegen den Despotismus der Natur sich nicht halten können, daß das Alter, der Zustand auf hunderterlei Art Aufopferungen bewirken."

Dieß ist keineswegs ein Gegensatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künstlergeist sich erhoben hat, den Menschen auf der Höhe seiner Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch sind ja die Proportionen entstanden. Niemand wird die Ausnahmen läugnen, wenn man sie gleich erst bei Seite setzen muß; wer würde eine Physiologie durch pathologische Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn sie ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit tägliche Beschäftigungen auszuüben, wohl ausgedrückt ist."

Wenn eine Figur ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden, so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische Proportionen, und kann in einem Kunstwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Diese Beschäftigungen bestimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen; daher sehe ich das Kind entspringen, den erwachsenen Mann und den Greis, den wilden so wie den gebildeten Menschen, den Geschäftsmann, den Soldaten und den Lastträger."

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit, zu diesem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Lastträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

„Wenn eine Figur schwer zu erfinden wäre, so müßte es ein Mensch von fünfundzwanzig Jahren seyn, der schnell auf einmal aus der Erde entstanden wäre, und nichts gethan hätte; aber dieser Mensch ist eine Chimäre."

Dieser Behauptung kann man nicht geradezu widersprechen, und doch muß man sich gegen das Caskiöse, das in ihr liegt, verwahren. Freilich lassen sich keine Glieder eines Erwachsenen denken, die sich ohne Uebung in einer absoluten Ruhe ausgebildet hätten; und doch denkt sich der Künstler, indem er seinen Idealen nachstrebt, einen menschlichen Körper, welcher durch die mäßigste Uebung zu seiner größten Ausbildung gekommen ist; allen Begriff von Mühe, von Anstrengung, von Ausbildung zu einem gewissen Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine solche Gestalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunst hervorgebracht werden, und ist alsdann keineswegs eine Chimäre, sondern ein Ideal.

„Die Kindheit ist beinahe eine Caricatur; dasselbe kann man von dem Alter sagen: das Kind ist eine unförmliche flüssige Masse, die sich zu entwickeln strebt, so wie der Greis eine ungestaltete und trockene Masse wird, die in sich selbst zurückkehrt, um sich nach und nach auf nichts zu reduciren."

Wir stimmen mit dem Verfasser völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der schönen Kunst zu verbannen sind. In sofern der Künstler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Versuch machen, diese zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Cyclus schöner und bedeutender Kunst aufzunehmen.

„Nur in dem Zwischenraum der beiden Alter, vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit, unterwirft der Künstler seine Gestalten der Reinheit, der strengen Genauigkeit der Zeichnung; da ist es, wo das poco più und poco meno eine Abweichung hinein- oder heraus-, Fehler oder Schönheiten hervorbringen."

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begränzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen, es ist nur ein Augenblick! die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit; und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Centauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen; ja es ist ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserm Autor weiter führen: er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter und die Functionen verhalten mögen, indem sie die Formen verändern, zerstören sie doch die Organe nicht. — Das gebe ich zu. — So muß man sie also kennen? — Das will ich nicht läugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie zu studiren hat.

Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel seine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten seyn, daß dieser Geschundene beständig in der Einbildungskraft bleiben, daß der Künstler auf der Eitelkeit beharren werde, sich immer gelehrt zu zeigen, daß sein verwöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne, daß er, trotz der Haut und des Fettes, immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine

Befestigung, sein Einschmiegen! Wird er nicht alles zu stark ausdrücken? wird er nicht hart und trocken arbeiten? werde ich nicht den verwünschten Geschundenen auch in Weiberfiguren wieder finden?

Weil ich denn doch einmal nur das Aeußere zu zeigen habe, so wünschte ich, man lehrte mich das Aeußere nur recht gut sehen, und erließe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergessen soll."

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leichtsinnigen Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele spricht. Nein, werther Diderot, drücke dich, da dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus! Ja, das Aeußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Aeußere einer organischen Natur anders, als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Aeußere, diese Oberfläche ist einem mannichfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Daseyn so wie in der stärksten Bewegung, stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll, damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht auszumachen; aber so viel kann man im Allgemeinen sagen: Du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lernetest, beleben, nicht vergessen. Der musikalische Componist wird bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz; dieses mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler seyn, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen; denn es hält schwer das Unnütze wegzuwerfen, so wie eine falsche Richtung zu verändern.

„Man studirt die Muskeln am Leichnam nur deßhalb, sagt man, damit man lerne, wie man die Natur ansehen soll; aber die Erfahrung lehrt, daß man nach diesem Studium gar viel Mühe hat die Natur nicht anders zu sehen, als sie ist."

Auch diese Behauptung beruht nur auf schwankend gebrauchten Worten.

Der Künſtler, der an der Oberfläche nur herumkrabbelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bei ſchönem Talente, immer angenehm erſcheinen: der Künſtler, der ſich ums Innere bekümmert, wird freilich auch das ſehen, was er weiß, er wird, wenn man will, ſein Wiſſen auf die Oberfläche übertragen; und hier iſt auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entſcheidet, ob er wohl oder übel thut.

Hat nun bisher unſer Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, ſo zieht er nun gleichfalls gegen das akademiſche Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariſer akademiſchen Anſtalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu dieſem Punkte bewegt er ſich durch einen raſchen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet dieſen Aufſatz allein leſen, und darum darf ich ſchreiben, was mir beliebt. Die ſieben Jahre, die man bei der Akademie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut angewendet? Und wollt ihr wiſſen, was ich davon denke? Eben während dieſen ſieben mühſeligen und grauſamen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine Manier an; alle dieſe akademiſchen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt, wie ſie ſind, alle die Handlungen, die kalt und ſchief durch einen armen Teufel ausgedrückt werden, und immer durch ebendenſelben armen Teufel, der gedungen iſt dreimal die Woche zu kommen, ſich auszukleiden und ſich durch den Profeſſor wie eine Gliederpuppe behandeln zu laſſen, was haben ſie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? Der Mann, der in euerm Hofe Waſſer aus dem Brunnen zieht, wird er durch jenen richtig vorgeſtellt, der nicht dieſelbe Laſt zu bewegen hat und mit zwei Armen in der Höhe auf dem Schulgerüſt dieſe Handlung ungeſchickt ſimulirt? Wie verhält ſich der Menſch, der vor der Schule zu ſterben ſcheint, zu dem, der in ſeinem Bette ſtirbt, oder den man auf der Straße todtſchlägt? Was für ein Verhältniß hat der Ringer in der Akademie zu dem auf meiner Kreuzſtraße? welches der Mann, der auf Erfordern bittet, bettelt, ſchläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit ſich auf die Erde ſtreckt, zu dem Philoſophen, der neben ſeinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten, erſtickten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund, gar keins!“

Von dem Modelle gilt im allgemeinen, was von dem Muskelkörper

verhin geſagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung deſſelben iſt theils eine Stufe, die der Künſtler zwar nicht überſpringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen ſollte, theils iſt es eine Beihülfe bei Ausführung ſeiner Werke, die er, ſelbſt als vollendeter Künſtler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell iſt für den Künſtler nur ein roher Stoff, von dem er ſich nicht muß einſchränken laſſen, ſondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unſer Freund von dem freilich ewigen Studium des Modells in der Akademie geſehen, verdrießen ihn ſo ſehr, daß er fortfährt:

„Eben ſo gut möchte man die Künſtler, um ja das Abgeſchmackte zu vollenden, wenn man ſie dort entläßt, zu Beſtris oder Gardel, oder zu irgend einem andern Tanzmeiſter ſchicken, damit ſie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergeſſen; die Einbildungskraft füllt ſich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falſcher, zugeſchnittener, lächerlicher und kälter ſeyn könnten. Da ſtecken ſie im Magazin, und nun kommen ſie heraus, um ſich ans Tuch zu hängen. So oft der Künſtler ſeinen Stift oder ſeine Feder nimmt, erwachen dieſe verdrießlichen Geſpenſter und treten vor ihn; er wird ſie nicht los, und nur ein Wunder kann ſie aus ſeinem Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menſchen, voll Geſchmack, der, ehe er den mindeſten Zug auf die Leinwand that, Gott auf ſeinen Knieen anrief und vom Modell befreit zu werden bat. Wie ſelten iſt es gegenwärtig ein Gemälde zu ſehen, das aus einer gewiſſen Anzahl Figuren beſteht, ohne hie und da einige dieſer Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die akademiſch ſind, einem Mann von Geſchmack unerträglich mißfallen, und nur denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd iſt. Daran iſt denn doch das ewige Studium des Schulmodells Schuld.

„Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Uebereinſtimmung der Bewegungen, die Uebereinſtimmung, die man ſieht und fühlt, die ſich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und ſchlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf ſinken läßt, ſo werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen; ſie hebe den Kopf wieder auf und halte ihn gerade, ſogleich gehorcht die ganze übrige Maſchine.“

Durch die Behandlung bei der franzöſiſchen Akademie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man ſich von dem erſten

Zweck des Modells, den Körper phyſiſch kennen zu lernen, und um der Mannichfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen auszudrücken. Da denn unſer Freund freilich ganz im Vortheil ſteht, wenn er dieſe erzwungenen und falſchen Darſtellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann: er kann ſich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich iſt es eine Kunſt, eine große Kunſt, das Modell zu ſtellen; man darf nur ſehen, was der Herr Profeſſor ſich darauf zu gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen, gedungenen Teufel ſagen könnte: Mein Freund, ſtelle dich ſelbſt! mache was du willſt! viel lieber giebt er ihm eine ſonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indeſſen iſt das nun einmal nicht anders!

„Hundertmal war ich verſucht, den jungen Kunſtſchülern, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Porteſeuille unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen: Freunde, wie lange zeichnet ihr da? — Zwei Jahre. — Das iſt mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den Karthäuſern! dort werdet ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und Innigkeit ſehen. Heute iſt Abend vor dem großen Feſte; geht in die Kirche, ſchleicht euch zu den Beichtſtühlen! dort werdet ihr ſehen, wie der Menſch ſich ſammelt, wie er bereut. Morgen geht in die Landſchenke! dort werdet ihr wahrhaft erzürnte Menſchen ſehen. Miſcht euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten, in Häuſern, und ihr werdet richtige Begriffe faſſen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen! Seht gleich hier zwei von euern Kameraden ſtreiten! Schon dieſer Wortſtreit giebt, ohne ihr Wiſſen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet ſie wohl, und wie erbärmlich wird euch die Lection eures geſchmackloſen Profeſſors und die Nachahmung eures geſchmackleeren Modells vorkommen! Was werdet ihr nicht zu thun haben, wenn ihr künftig an dem Platz aller dieſer Falſchheiten, die ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des Lefueur ſetzen ſollt! Und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu ſeyn verlangt."

Dieſer Rath wäre an ſich gut, und nicht genug kann ſich ein Künſtler unter den Volksmaſſen umſehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erſt wiſſen, was er zu

ſuchen hat, was der Künſtler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunſtzwecken brauchen ſoll. Sind ihm dieſe Vorübungen fremd, ſo helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unſerer Zeitgenoſſen, das Gewöhnliche, Halbintereſſante oder das auf ſentimentalen Abwegen falſch Intereſſante darſtellen.

„Etwas anders iſt eine Attitude, etwas anders eine Handlung. Alle Attitude iſt falſch und klein, jede Handlung iſt ſchön und wahr.“

Diderot braucht das Wort Attitude ſchon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung überſetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben ſchien; hier iſt es aber nicht überſetzlich, denn es führt ſchon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei ſich. Ueberhaupt bedeutet Attitude in der franzöſiſchen akademiſchen Kunſtſprache eine Stellung, die eine Handlung oder Geſinnung ausdrückt und in ſofern bedeutend iſt. Weil nun aber die Stellungen akademiſcher Modelle dieſes, was von ihnen gefordert wird, nicht leiſten, ſondern, nach der Natur der Aufgaben und Umſtände, gewöhnlich anmaßlich leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müſſen, ſo gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein deutſches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademiſche Stellung ſagen wollen, wobei wir aber um nichts gebeſſert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contraſt über, und mit Recht: denn aus der mannichfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, ſo wie aus mannichfaltigen Richtungen der Glieder zuſammengeſtellter Figuren entſteht der Contraſt. Wir wollen den Verfaſſer ſelbſt hören.

„Der übel verſtandene Contraſt iſt eine der traurigſten Urſachen des Manierirten. Es giebt keinen wahren Contraſt, als den, der aus dem Grunde der Handlung entſpringt, aus der Mannichfaltigkeit der Organe oder des Intereſſes. Wie geht Raphael, wie Leſueur zu Werke? Manchmal ſtellen ſie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andere, und die Wirkung iſt herrlich. Bei den Karthäuſern, in der Meſſe oder der Veſper, ſieht man in zwei langen parallelen Reihen vierzig bis fünfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Verrichtung, gleiche Bekleidung, und doch ſieht keiner aus wie der andere. Sucht mir nur keinen andern Contraſt als den, der dieſe Mönche unterſcheidet! Hier iſt das Wahre! alles andere iſt kleinlich und falſch.“

Auch hier iſt er, wie bei der Lehre von den Gebärden, ob er gleich

Im deutſchen Merkur
Iſt keine Spur
Von Vater Wieland,
Der ſteht auf dem blauen Einband;
Und hinter dem verfluchteſten Reim
Der Name Gleim.

„Vergebe mir, du gefällſt mir nicht,
Und ſchiltſt du nicht, ſo ſchneid'ſt ein Geſicht,
Wo Sämmtliche loben und preiſen!"
Daß wenn man das Eine von vornen bedeckt,
Das Andre bleibt hinten hinaus geſtreckt,
Das ſoll ein Anſtand heißen!

„Sage, wie es dir nur gefällt
Solch zerſtückeltes Zeug zu treiben?"
Seht nur hin: Für gebildete Welt
Darf man nichts anders beginnen und ſchreiben.

„Warum willſt du das junge Blut
So ſchnöde von dir entfernen?"
Sie machens alle hübſch und gut,
Aber ſie wollen nichts lernen.

Die holden jungen Geiſter
Sind alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meiſter
Und gehn der Naſe nach.

---

im Ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunstmittel und empirisch dilettantisch in seinem Rath. Aus ein paar symmetrischen Mönchsreihen hat Raphael gewiß manches Motiv zu seinen Compositionen genommen, aber es war Raphael, der es nahm, das Kunstgenie, der fortschreitende, sich immer mehr ausbildende und vollendende Künstler. Man vergesse nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunstanleitung zur Natur hinstößt, von Natur und Kunst zugleich entferne!

Nun geht Diderot, wie er schon oben gethan, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über: er will den Kunstschüler, besonders den Maler, aufmerksam machen, daß eine Figur rund und vielseitig sey, daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihnen ferner sagen: Ist es nicht lange genug, daß ihr nur die eine Seite des Gegenstandes seht, die ihr nachbildet? Versucht, meine Freunde, euch die Figur als durchsichtig zu denken, und euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen! Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, indessen andere sich verkürzen, wie diese zusammensinken, jene sich aufblähen, und ihr werdet, immer von dem Ganzen durchdrungen, in der einen Seite des Gegenstandes, die euer Gemälde mir zeigt, die schickliche Uebereinstimmung mit der andern fühlen lassen, die ich nicht sehe; und ob ihr mir gleich nur Eine Ansicht darstellt, so werdet ihr doch meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte zu sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erstaunlicher Zeichner seyd."

Indem Diderot Künstlern den Rath giebt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichsam nur von Einer Seite gefällig zu seyn suchen solle. Denn gewiß schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten, erscheint rund, so wie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowohl die Vorder- als Rückseite der Figur hineinzeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unseres Verfassers Rath nicht ganz deutlich seyn

ſollte, mache den eben angezeigten Verſuch mit der Silhouette, und ſein Auge, von zwei Seiten auf denſelben Conteur gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abſtraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zuſammengezeichnet iſt, ſo erinnert der Verfaſſer nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen ſchaden, ſondern daſſelbe vollenden möge. Wir ſind mit ihm überzeugt, daß die höchſten Geiſteskräfte ſo wie der geübteſte Mechanismus des Künſtlers hierbei aufgerufen werden müſſen.

„Aber es iſt nicht genug, daß ihr das Ganze gut zuſammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Maſſe zerſtört werde. Das iſt das Werk der Begeiſterung, des Gefühls, des auserleſenen Gefühls.“

„Und ſo würde ich denn eine Zeichenſchule folgendermaßen eingerichtet wünſchen. Wenn der Schüler mit Leichtigkeit nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, ſo halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademiſchen Modell des Mannes und der Frau. Dann ſtelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachſene, ferner ausgebildete Männer, Greiſe, Perſonen von verſchiedenem Alter und Geſchlecht, aus allen Ständen der Geſellſchaft genommen, genug alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen: wenn ich ſie gut bezahle, ſo werden ſie ſich in Menge bei meiner Akademie melden; lebte ich in einem Sklavenlande, ſo hieße ich ſie kommen.“

„Der Profeſſor bemerkt bei den verſchiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter in den Formen Veränderung bewirken.“

„Ein Schüler ſieht das akademiſche Modell nur alle vierzehn Tage, und dieſem überläßt der Profeſſor ſich ſelbſt zu ſtellen. Nach der Zeichnungsſitzung erklärt ein geſchickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam, und wendet ſeine Lection auf das lebendige, belebte Nackende an. Höchſtens zwölfmal des Jahrs zeichnet er nach der todten Zergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleiſch und Knochen und freies Fleiſch ſich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund und dort gleichſam winkelig ſeyn müſſe; er wird einſehen, daß, wenn man dieſe Feinheiten vernachläſſigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blaſe oder wie ein Wollſack ausſieht.“

Daß der Vorſchlag zu einer Zeichenſchule unzulänglich, die Intention des Verfaſſers nicht klar genug, die Epochen, wie die verſchiedenen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen ſollen, nicht beſtimmt genug angegeben ſeyen, fällt jedem in die Augen; doch iſt hier der Ort nicht, mit dem Verfaſſer zu hadern. Genug daß er im Ganzen den einſchränkenden Pedantismus verbannt, und das beſtimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künſtlern unſerer Zeit, ſowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunſenen Blaſen und keine ausgeſtopften Wollſäcke wieder ſehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung, noch in der Farbe, wenn man die Natur gewiſſenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meiſter, von der Akademie, von der Schule, ja ſogar von der Antike.“

Fürwahr, ſo ſchlimm du angefangen haſt, endigſt du, wackerer Diderot, und wir müſſen zum Schluſſe des Capitels in Unfrieden von dir ſcheiden. Iſt die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht ſchon aufgeblaſen genug, ſchmeichelt ſich nicht jeder ſo gern, ein unbedingter, dem Individuum gemäßer, ſelbſtergriffener Weg ſey der beſte und führe am weiteſten? Und du willſt deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Profeſſoren der Pariſer Akademie vor dreißig Jahren werth, ſo geſcholten und discreditirt zu werden — das kann ich nicht entſcheiden — aber im allgemeinen genommen iſt in deinen Schlußworten keine wahre Sylbe.

Der Künſtler ſoll nicht ſo wahr, ſo gewiſſenhaft gegen die Natur, er ſoll gewiſſenhaft gegen die Kunſt ſeyn. Durch die treueſte Nachahmung der Natur entſteht noch kein Kunſtwerk, aber in einem Kunſtwerke kann faſt alle Natur erloſchen ſeyn, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe, du abgeſchiedener Geiſt, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch das wirſt du im Ernſte ſelbſt nicht läugnen, von dem Meiſter, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagſt, daß ſie das Manierirte veranlaſſe, kann eben ſo gut, durch eine richtige Methode, ein ächter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl ſagen: Welches Genie der Welt wird auf einmal, durch das bloße Anſchauen der Natur, ohne Ueberlieferung, ſich zu Proportionen entſcheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und ſich ſelbſt eine alles umfaſſende Methode erſchaffen? Ein ſolches Kunſtgenie iſt ein

weit leereres Traumbild, als oben dein Jüngling, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß entstünde, und vollendete Glieder hätte, ohne sie jemals gebraucht zu haben.

Und so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßtest, zu streiten, zu schwatzen, uns zu ereifern und wieder kühl zu werden. Die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche sehen wir uns wieder!

Zweites Capitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er sich bei Behandlung dieser Materie seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sey. Schon in der Ueberschrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.

Wenn er in dem ersten Capitel uns mit wunderlichen Gedanken über die Zeichnung drohte, so war er sich seiner Uebersicht, seiner Kraft und Fertigkeit bewußt; und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache hatten alle unsere Kräfte aufzubieten: hier aber kündigt er selbst, mit einer bescheidenen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an. Jedoch näher betrachtet thut er sich Unrecht; sie sind nicht klein, sondern meistentheils richtig, den Gegenständen angemessen und seine Bemerkungen treffend; aber er flicht in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug, und selbst das Naheliegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu sondern; ich konnte mich auf etwas anerkannt Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rückhalt, an den ich mich anlehnen konnte, hier aber wäre die Aufgabe, einen engen Kreis zu erweitern, seinen

Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künstlern, von wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, gesetzt auch man wäre fähig dazu, eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fremden, unvollständigen Aufsatzes wohl schwerlich bequem finden würde, so habe ich einen andern Weg eingeschlagen, um meine Arbeit bei diesem Capitel Freunden der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach seiner bekannten sophistischen Tücke, die verschiedenen Theile seiner kurzen Abhandlung durcheinander, er führt uns wie in einem Irrgarten herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. Ich habe daher seine Perioden getrennt, und sie unter gewisse Rubriken in eine andere Ordnung zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes Capitel keinen innern Zusammenhang hat, und vielmehr dessen aphoristische Unzulänglichkeit nur durch eine desultorische Bewegung versteckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse Uebersicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenigen, was zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

„Hohe Wirkung des Colorits. Die Zeichnung gibt den Dingen die Gestalt, die Farbe das Leben; sie ist der göttliche Hauch, der alles belebt."

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf das Auge macht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erscheinungen nur durch das Gesicht gewahr werden. Man muß die Farbe gesehen haben, ja man muß sie sehen, um sich von der Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

„Seltenheit guter Coloristen. Wenn es mehrere treffliche Zeichner gibt, so gibt es wenig große Coloristen. Eben so verhält sich's in der Literatur: hundert kalte Logiker gegen Einen großen Redner, zehn große Redner gegen Einen vortrefflichen Poeten. Ein großes Interesse kann einen beredten Menschen schnell entwickeln, und Helvetius mag sagen, was er will, man macht keine zehn gute Verse ohne Stimmung, und wenn der Kopf darauf stünde."

Hier spielt Diderot nach seiner Art, um das Mangelhafte seiner besondern Kenntnisse zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, ins Allgemeine, und blendet mit einem falsch angewendeten Beispiel aus den redenden Künsten. Immer wird alles dem guten Genie zugeschoben, immer soll die Stimmung alles leisten. Freilich sind Genie und Stimmung zwei unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll; aber beide sind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung wie zur Färbung und zum Ausdruck, so wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, so muß man das genialische Leben in allen seinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und sagen: Es gibt mehr gute Coloristen als Zeichner, oder, wenn wir anders billig seyn wollen: Es ist in einem Fall so schwer als in dem andern, vortrefflich zu seyn. Stelle man übrigens den Punkt, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloristen gelten soll, so hoch oder so tief als man will, so wird man immer zum wenigsten gleiche Zahl der Meister finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloristen antrifft. Man darf nur an die niederländische Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturalisten genannt werden.

Hat es damit seine Richtigkeit und gibt es wirklich eben so viel gute Coloristen als Zeichner, so führt uns dieß zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigstens gewisse Grundsätze, gewisse Regeln und Maße, die sich überliefern lassen; bei dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundsätze noch irgend etwas, das sich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beispiele, er wird auf seinen eigenen Geschmack verwiesen. Und warum ist es denn doch eben so schwer gut zu zeichnen, als gut zu colorirem? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung sehr viel Kenntnisse erfordert, viel Studium voraussetzt, weil die Ausübung derselben sehr verwickelt ist, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewisse Strenge fordert; das Colorit hingegen ist eine Erscheinung, die nur ans Gefühl Anspruch macht, und also auch durchs Gefühl instinctmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück daß es sich also verhält! Denn sonst würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundsätzen, noch weniger gut colorirte Bilder

haben. Daß es ihrer nicht mehr gibt, hat mancherlei Urſachen. Diderot bringt in der Folge verſchiedenes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieſer Rubrik in unſeren Lehrbüchern ausſehe, kann man ſich überzeugen, wenn man zum Beiſpiel den Artikel Colorit in Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte mit den Augen eines Künſtlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo iſt da nur eine theoretiſche Spur? wo iſt da nur eine Spur, daß der Verfaſſer auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigſtens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewieſen: er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen ſetzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt geſtoßen; dort ſoll er die Sonne, den Duft, die Wolken und wer weiß was alles betrachten, da ſoll er beobachten, da ſoll er lernen, da ſoll er, wie ein Kind das man ausſetzt, ſich in der Fremde durch eigene Kräfte forthelfen. Schlägt man deßwegen das Buch eines Theoriſten auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unſicherheit einzelner, zerſtreuter Beobachtungen, in die Verwirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewieſen zu werden? Freilich iſt das Genie im allgemeinen zur Kunſt, ſo wie im beſondern zu einem beſtimmten Theile der Kunſt unentbehrlich; wohl iſt eine glückliche Dispoſition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewiſſes Gefühl für die Harmonie derſelben von Natur erforderlich; freilich muß das Genie ſehen, beobachten, ausüben und durch ſich ſelbſt beſtehen: dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja, wenn man will, über ſich ſelbſt erhoben zu werden. Dann nähert es ſich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung ſeines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. Nur die Meiſter der Kunſt ſind die wahren Richter der Zeichnung; die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen.“

Hierin können wir keineswegs einſtimmen. Zwar iſt die Farbe in doppeltem Sinne, ſowohl in Abſicht auf Harmonie im Ganzen als auf Wahrheit des Dargeſtellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, in ſofern ſie unmittelbar an geſunde Sinne ſpricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunſtproducte, kann doch nur der Meiſter, ſo wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, eine durch eine

gewiſſe Allgemeinheit oder ein im beſondern harmoniſches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meiſter oder ein entſchiedener Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menſchen Fehler in der Zeichnung; Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildniſſes frappirt, es giebt gar vieles, was ein geſundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverläſſig zu ſeyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians Colorit ſelbſt nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demſelben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muſter des Colorits anführt.

„Ein Halbkenner überſieht wohl in der Eile ein Meiſterſtück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zuſammenſetzung; das Auge hat niemals den Coloriſten vernachläſſigt.“

Von Halbkennern ſollte eigentlich gar die Rede nicht ſeyn! Ja, wenn man es ſtreng nimmt, giebt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunſtwerke angezogen oder abgeſtoßen wird, macht auf Kennerſchaft keinen Anſpruch; der ächte Liebhaber wächst täglich und erhält ſich immerfort bildſam. Es giebt halbe Töne, aber auch dieſe ſind harmoniſch im Ganzen: der Halbkenner iſt eine falſche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und gerade beharrt er auf dieſem falſchen Ton, da ſelbſt ächte Meiſter und Kenner ſich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Coloriſten. Aber warum giebt es ſo wenig Künſtler, die das hervorbringen könnten was jedermann begreift?“

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falſchen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben iſt. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben ſo wenig, als die Ordnung einer ſchönen Zuſammenſetzung. Freilich werden beide nur deſto leichter gefaßt, je vollkommener ſie ſind, und dieſe Faßlichkeit iſt eine Eigenſchaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunſt, dieſe Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieſes reizlos, ja abgeſchmackt ſeyn kann, Langeweile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menſchen auf die höchſten Stufen ſeiner Exiſtenz erhöht, ihn dort gleichſam ſchwebend erhält und um das Gefühl ſeines Daſeyns ſo wie um die verfließende Zeit betrügt.

Homers Geſänge werden ſchon ſeit Jahrtauſenden gefaßt, ja mitunter begriffen; und wer bringt etwas ähnliches hervor? Was iſt faßlicher,

was iſt begreiflicher, als die Erſcheinung eines trefflichen Schauſpielers? Er wird von tauſenden und aber tauſenden geſehen und bewundert, und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenſchaften eines ächten Coloriſten.

„Wahrheit und Harmonie. Wer iſt denn für mich der wahre, der große Coloriſt? Derjenige, der den Ton der Natur und wohlerleuchteter Gegenſtände gefaßt hat und der zugleich ſein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.“

Ich würde lieber ſagen: Derjenige, welcher die Farben der Gegenſtände am richtigſten und reinſten, unter allen Umſtänden der Beleuchtung, der Entfernung u. ſ. w., lebhaft faßt und darſtellt und ſie in ein harmoniſches Verhältniß zu ſetzen weiß.

An wenig Gegenſtänden erſcheint die Farbe in ihrer urſprünglichen Reinheit, ſelbſt im vollſten Lichte; ſie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen ſie erſcheint, ſchon modificirt, und überdieß ſehen wir ſie noch durch ſtärkeres oder ſchwächeres Licht, durch Beſchattung, durch Entfernung, ja endlich ſogar durch mancherlei Trug, auf tauſenderlei Weiſe, beſtimmt und verändert. Alles das zuſammen kann man Wahrheit der Farbe nennen; denn es iſt diejenige Wahrheit, die einem geſunden, kräftigen, geübten Künſtlerauge erſcheint. Aber dieſes Wahre wird in der Natur ſelten harmoniſch angetroffen; die Harmonie iſt in dem Auge des Menſchen zu ſuchen; ſie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewiſſe Farbe eine andere fordert, und man kann eben ſo gut ſagen: Wenn das Auge eine gewiſſe Farbe ſieht, ſo fordert es die harmoniſche, als man ſagen kann: Die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, iſt die harmoniſche. Dieſe Farben, auf welchen alle Harmonie und alſo der wichtigſte Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Phyſikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde ſpricht uns mehr an, als die wahre Farbe; ſie iſt dem Unwiſſenden wie dem Unterrichteten verſtändlich.“

Dieſes iſt in jedem Sinne wahr, doch iſt es nöthig zu unterſuchen, was denn dieſe wenigen Worte eigentlich ſagen wollen? Bei allem, was nicht menſchlicher Körper iſt, bedeutet die Farbe faſt mehr als die Geſtalt,

und die Farbe ist es also wodurch wir viele Gegenstände eigentlich erkennen, oder wodurch sie uns interessiren. Der einfarbige, der unfarbige Stein will nichts sagen; das Holz wird durch die Mannichfaltigkeit seiner Farbe nur bedeutend; die Gestalt des Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine individuelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoffe sind nach Verschiedenheit derselben verschieden, anders erscheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taffet, Atlas, Sammet, obgleich alle von seidenem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das Bestimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch; die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

„Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, die schönste Farbe in der Welt sey die liebenswürdige Röthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Bescheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt; denn das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu seyn, diese Mischung von Roth und Blau, die unmerklich durch (das Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben bringen den Coloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, das Uebrige ist nichts dagegen. Tausend Maler sind gestorben, ohne das Fleisch gefühlt zu haben, tausend andere werden sterben, ohne es zu fühlen.“

Diderot stellt sich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden, wie alle andern Stoffe der Natur, veredelt, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisirte Wesen ist der Mensch; und man erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenracen innerlich und äußerlich vollkommenen organisirte

Mit ſeltſamen Gebärden
Giebt man ſich viele Pein,
Kein Menſch will etwas werden,
Ein jeder will ſchon was ſeyn.

„Willſt dich nicht gern vom Alten entfernen?
Hat denn das Neue ſo gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Sag' uns Jungen doch auch was zu Liebe.“
Nun! daß ich euch Jungen gar herzlichen liebe!
Denn als ich war als Junge geſetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Ich neide nichts, ich laſſ' es gehn,
Und kann mich immer manchem gleich erhalten;
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzuſehn,
Das iſt die größte Prüfung mein, des Alten.

Künſtler! dich ſelbſt zu adeln
Mußt du beſcheiden prahlen;
Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Und immer bezahlen.

Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
Welt ſey ein allerliebſter Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das.

---

gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas ähnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannichfaltige und zarte Operationen, des Auges sowohl als des Geistes und der Hand, ein frisches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu seyn scheint. Eben so ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form emporgehoben hat, wird alles übrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen sogenannten Historienmaler sich herabließen, Landschaften, Thiere und unorganische Beiwerke zu malen.

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben, daß, um sich im Colorit zu bestärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht schaden könnte. Nein mein Freund! niemals wird euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier, wenn er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelke aus dem Auge verliert? Laßt Madame Vien ein Porträt malen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; aber bewegt ihn, der Fleisch zu malen versteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zart wollige Pfirsche zu malen, ihr werdet sehen wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? Eben deßwegen, weil er das Fleisch hervorbringt, wann er will."

Man kann sich nicht munterer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbenkünstlers; er ist ein bunt übertriebener oder vielmehr manierirter Maler aus Richards Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so

schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen innerste, geheimste, leichteste Veränderungen sich blitzschnell über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmuth und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Coloristen noch endlich ganz den Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches, das sich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indessen der Künstler sich an sein Tuch heftet, indem sein Pinsel mich darzustellen beschäftigt ist, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht wieder. Ist mir der Abbé Le Blanc in die Gedanken gekommen, so mußte ich vor langer Weile gähnen; zeigte sich der Abbé Trublet meiner Einbildungskraft, so sehe ich ironisch aus. Erscheint mir mein Freund Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet sich über mein Gesicht, die Freude scheint mir durch die Haut zu dringen, die kleinsten Blutgefäße werden erschüttert und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssigen hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte schon verändern sich vor dem aufmerksamen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual ist nicht für sie das Gesicht des Menschen! Diese Leinwand, die sich rührt, sich bewegt, sich ausdehnt und so bald erschlafft, sich färbt und mißfärbt, nach unendlichen Abwechselungen dieses leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele nennt."

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe; und gewiß, sie wäre unüberwindlich, wenn der Maler nicht das besäße, was ihn zum Künstler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwischen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verstünde, als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlergenie, das ist das Künstlertalent, daß es anzuschauen, festzuhalten, zu verallgemeinen, zu symbolisiren, zu charakterisiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunst, in Form sowohl als Farbe. Dadurch ist es eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine sowohl geistige als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand fest zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

Aber bald hätte ich vergeſſen, euch von der Farbe der Leidenſchaft zu reden; und doch war ich ganz nahe dran. Hat nicht jede Leidenſchaft ihre eigene Farbe? verändert ſie ſich nicht auf jeder Stufe der Leidenſchaft? Die Farbe hat ihre Abſtufungen im Zorn: entflammt er das Geſicht, ſo brennen die Augen; iſt er auf dem höchſten Grad, ſo verengt er das Herz, anſtatt es auszudehnen; dann verwirren ſich die Augen, die Bläſſe verbreitet ſich über die Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, ſüßer Genuß, glückliche Befriedigung, färbt nicht jeder dieſer Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?"

Von dieſem Perioden gilt was von dem vorigen geſagt worden; auch hier iſt Diderot zu loben, daß er dem Künſtler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt iſt, wenn er ihn auf die Mannichfaltigkeit der Naturerſcheinungen aufmerkſam macht, und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten ſucht. Ein gleiches hat er im folgenden zur Abſicht.

„Die Mannichfaltigkeit unſerer gewirkten Stoffe, unſerer Gewänder hat nicht wenig beigetragen das Colorit vollkommener zu machen."

Schon oben iſt in einer Anmerkung hierüber etwas geſagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn ohne falſch zu ſeyn."

Daß die Localfarbe, ſowohl in einem ganzen Bilde als durch die verſchiedenen Gründe eines Bildes, gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den Gegenſtänden gemäß bleiben kann, daran iſt nicht der mindeſte Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir ſchon oben einiges geäußert, der aber nicht hier, ſondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man ſagt, daß es freundliche und feindliche Farben gebe, und man hat Recht, wenn man darunter verſteht, daß es ſolche giebt, die ſich ſchwer verbinden, die dergeſtalt neben einander abſetzen, daß Licht und Luft, dieſe beiden allgemeinen Harmoniſten, uns kaum die unmittelbare Nachbarſchaft erträglich machen können.

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte, und doch harmoniſche und disharmoniſche Farben eingeſtehen mußte,

zugleich aber bemerkte, daß ſtärkeres oder ſchwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewiſſe Vermittlung zu machen ſchien, da man bemerkte, daß die Luft, indem ſie die Körper umgiebt, gewiſſe mildernde und ſogar harmoniſche Veränderungen hervorbringt, ſo ſah man beide als die allgemeinen Harmoniſten an, man vermiſchte das von dem Colorit kaum getrennte Helldunkel auf eine unzuläſſige Weiſe wieder mit demſelben, man brachte die Maſſen herbei, man redete von Luftperſpective, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man ſehe das Sulzer'ſche Capitel vom Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben ſey? nicht herausgehoben, ſondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verſchüttet wird. Dieſe Arbeit iſt alſo noch zu thun, und vielleicht zeigt es ſich, daß eine ſolche Harmonie, wie ſie unabhängig und urſprünglich im Auge, im Gefühl des Menſchen exiſtirt, auch durch Zuſammenſtellung von gefärbten Gegenſtänden äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Maler dieſe Partie beſſer verſtehe als eine Frau, die ein wenig eitel iſt, oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk verſteht."

Alſo ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen verſtehen ſich auf die Harmonie der Farben! die eine weiß was ihr wohl anſteht, die andere, wie ſie ihre Waare gefällig machen ſoll. Und warum begiebt ſich der Philoſoph, der Phyſiolog nicht in dieſe Schule? warum nimmt er ſich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geſchöpf verfährt, um dieſen Elementarkreis zu ihren Gunſten zu ordnen? warum beobachtet er nicht was ſie ſich zueignet und was ſie verſchmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben iſt zugeſtanden, der Maler iſt darauf hingewieſen, jeder fordert ſie von ihm und niemand ſagt ihm was ſie ſey. Was geſchieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in anderen weiß er ſich nicht zu helfen. Und wie benimmt er ſich? Er weicht der Farbe ſelbſt aus, er ſchwächt ſie und glaubt ſie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn, ohne daß die Harmonie zerſtört werde, im Gegentheil läßt ſich die Stärke des Colorits mit der Harmonie ſchwer verbinden."

Man giebt keineswegs zu, daß es leichter ſey ein ſchwaches Colorit

harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich wenn das Colorit stark ist, wenn Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter: wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmonisches oder disharmonisches Bild sieht; das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es unbedeutend sey.

„Weiß malen und hell malen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn unter zwei verschiedenen Compositionen übrigens alles gleich ist, so wird euch die lichteste gewiß am besten gefallen; es ist wie der Unterschied zwischen Tag und Nacht."

Ein Gemälde kann allen Anforderungen ans Colorit genugthun, und doch vollkommen hell und licht seyn. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieselben Farben, in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen, werden einen ernsten, ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich ist es ein anderes hell malen als ein weißes, kreidenhaftes Bild darstellen.

Noch Eins! Die Erfahrung lehrt daß helle, heitere Bilder nicht immer den starken, kraftvollen Effectbildern vorgezogen werden. Wie hätte sonst Spagnoletto zu seiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es giebt eine Zauberei vor der man sich schwer verwahren kann: es ist die, welche der Maler ausübt, der seinem Bilde eine gewisse Stimmung zu geben versteht. Ich weiß nicht wie ich euch deutlich meine Gedanken ausdrücken soll! Hier auf dem Gemälde steht eine Frau in weißen Atlaß gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und seht das Kleid allein! vielleicht erscheint euch dieser Atlaß schmutzig, matt und nicht sonderlich wahr. Aber seht diese Figur wieder in der Mitte der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, und alsobald wird der Atlaß und seine Farbe ihre Wirkung wieder leisten. Das macht, daß das Ganze gemäßigt ist, und indem jeder Gegenstand verhältnißmäßig verliert, so ist nicht zu bemerken, was jedem einzelnen gebricht; die Uebereinstimmung rettet das Werk. Es ist die Natur bei Sonnenuntergang gesehen."

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Uebereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde mich wohl hüten in

der Kunſt die Ordnung des Regenbogens umzuſtoßen. Der Regenbogen iſt in der Malerei was der Grundbaß in der Muſik iſt."

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie: er will es im Regenbogen finden und beruhigt ſich dabei was die franzöſiſche Malerſchule darüber ausgeſprochen haben mag. Indem der Phyſiker die ganze Farbentheorie auf die prismatiſchen Erſcheinungen und alſo gewiſſermaßen auf den Regenbogen gründet, ſo nahm man wohl hie und da dieſe Erſcheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmoniſchen Geſetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müſſe, um ſo mehr, als man eine auffallende Harmonie in dieſer Erſcheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Phyſiker beging, verfolgte mit ſeinen ſchädlichen Einflüſſen auch den Maler. Der Regenbogen ſo wie die prismatiſchen Erſcheinungen ſind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfaſſenden, tiefer zu begründenden harmoniſchen Farbenerſcheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma ſie uns zeigen, ſondern dieſe genannten Phänomene ſind harmoniſch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie giebt, unter deren Geſetzen auch ſie ſtehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Muſik verglichen werden: jener umfaßt ſogar nicht einmal alle Erſcheinungen, die wir bei der Refraction gewahr werden; er iſt ſo wenig der Generalbaß der Farben, als ein Dur-Accord der Generalbaß der Muſik iſt; aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, ſo iſt ein Dur-Accord harmoniſch. Forſchen wir aber weiter, ſo finden wir auch einen Moll-Accord, der keineswegs in dem Dur-Accord, wohl aber in dem ganzen Kreiſe muſikaliſcher Harmonie begriffen iſt.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beſchränktes Phänomen und deſſen allenfallſige Erklärung gezwängt werden kann, ſondern daß jedes einzelne ſich in den Kreis mit allen übrigen ſtellen, ſich ordnen, ſich unterordnen muß, ſo wird auch dieſe Unbeſtimmtheit, dieſe Verwirrung in der Kunſt dauern, wo man im Praktiſchen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anſtatt daß der Theoretiker die Frage nur ſtille bei Seite lehnen und eigenſinnig behaupten darf, alles ſey ja ſchon erklärt.

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Maler davon ausgegangen ſind, um auf eine armſelige Weiſe die Gränzen der Kunſt zu verengen und

ſich eine leichte und beſchränkte Manier zu bereiten, das was wir ſo unter uns ein Protokoll nennen.“

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verſchiedene Maler verfallen ſeyn mögen, welche ſich an die beſchränkte Lehre des Phyſikers zu nahe anſchloſſen. Sie ſtellten, ſo ſcheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie ſie im Regenbogen vorkommen, und es entſtand daraus eine unläugbare harmoniſche Folge; ſie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichſam alles verzeichnet war, was geſchehen konnte und ſollte. Allein da ſie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatiſchen Geſpenſtes kannten, ſo wagten ſie es nicht, bei der Arbeit dieſe Reihe zu zerſtören, oder ſie dergeſtalt zu behandeln, daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, ſondern man konnte das Protokoll durchs ganze Bild wiederfinden; die Farbe blieb auf dem Gemälde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element, und ward nicht durch eine wahre genialiſche Behandlung in ein harmoniſches Ganzes organiſch verwebt. Diderot greift dieſe Künſtler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine ſolche Gemälde geſehen, aber ich glaube mir nach Diderots Worten wohl vorzuſtellen was er meint.

„Fürwahr, es giebt ſolche Protokolliſten in der Malerei, ſolche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man beſtändig errathen kann, was ſie machen werden. Wenn ein Gegenſtand dieſe oder jene Farbe hat, ſo kann man gewiß ſeyn, dieſe oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Iſt nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, ſo weiß man alles übrige. Ihr ganzes Leben lang thun ſie nichts weiter, als dieſe Ecke verſetzen; es iſt ein beweglicher Punkt, der auf einer Fläche herumſpaziert, der ſich aufhält und bleibt, wo es ihm beliebt, der aber immer daſſelbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit ſeinem Hof immer in einerlei Kleidern erſchiene.“

Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet, nicht Chardin. Ihr unerſchrockener Pinſel weiß mit der größten Kühnheit die größte Mannichfaltigkeit und die vollkommenſte Harmonie zu verbinden, und ſo alle Farben der Natur mit allen ihren Abſtufungen darzuſtellen.“

Hier fängt Diderot an die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine ſolche Behandlung verliert ſich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künſtler die mannichfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer ſchön verbundenen Harmonie

des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu den Hauptpunkten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punkt, über den wir erst Diderot hören, und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und demungeachtet hatte Vernet und Chardin eine eigene und beschränkte Art der Farbenhandlung! Ich zweifle nicht daran und würde sie wohl entdecken, wenn ich mir Mühe geben wollte. Das macht, daß der Mensch kein Gott ist und daß die Werkstatt des Künstlers nicht die Natur ist."

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Vernet und Chardin, entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punkt, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eigenes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht, wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen seyn eben dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch, daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder ins allgemeine gehoben, und kann so bis an die Gränzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erhoben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen; und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werthe einen gewissen

gemeinſamen Eindruck? Doch wohl nur daher, weil ſie der einen, wahren Methode im Vorſchreiten folgten, welche ſie ſelbſt beim Rückſchritt nicht ganz verlaſſen konnten.

Das Reſultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegenſatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchſten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig iſt; deßwegen nähern ſich alle großen Künſtler einander in ihren beſten Werken. So hat Raphael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am glücklichſten gerieth. Die Manier hingegen individualiſirt, wenn man ſo ſagen darf, noch das Individuum. Der Menſch, der ſeinen Trieben und Neigungen unaufhaltſam nachhängt, entfernt ſich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja ſogar von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich ſeyn könnten; er macht keine Anſprüche an die Menſchheit, und ſo trennt er ſich von den Menſchen. Dieſes gilt ſo gut vom Sittlichen als vom Künſtlichen; denn da alle Handlungen des Menſchen aus einer Quelle kommen, ſo gleichen ſie ſich auch in allen ihren Ableitungen.

Und ſo, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausſpruch beruhen, indem wir ihn verſtärken! Der Menſch verlange nicht Gott gleich zu ſeyn, aber er ſtrebe ſich als Menſch zu vollenden! Der Künſtler ſtrebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunſtwerk hervorzubringen.

Irrthümer und Mängel.

„Caricatur. Es giebt Caricaturen der Farbe wie der Zeichnung, und alle Caricatur iſt im böſen Geſchmack."

Wie eine ſolche Caricatur möglich ſey, und worin ſie ſich von einer eigentlich disharmoniſchen Farbengebung unterſcheide, läßt ſich erſt deutlich auseinander ſetzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf ſie beruht, einig geworden; denn es ſetzt voraus, daß das Auge eine Uebereinſtimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle, und daß man, woher die beiden entſtehen, unterrichtet ſey. Alsdann ſieht man erſt ein, daß es eine dritte Art geben könne, die ſich zwiſchen beide hineinſetzt. Man kann mit Verſtand und Vorſatz von der Harmonie abweichen und dann bringt man das Charakteriſtiſche hervor; geht man aber weiter, übertreibt man dieſe Abweichung oder wagt man ſie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, ſo entſteht die

Caricatur, die endlich Fratze und völlige Disharmonie wird, und wovor sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

„Individuelles Colorit. Warum giebt es so vielerlei Coloristen, indessen es nur Eine Farbenmischung in der Natur giebt?"

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur Ein Colorit in der Natur gebe: denn beim Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menschen, der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raisonnements zu gerathen, daß alle gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr übereinsehen; denn auf diesem Glauben der Uebereinstimmung solcher Apperception beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am besten bei dem Maler sehen, der etwas ähnliches mit dem, was er sieht, hervorbringen soll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen und mit Diderot sagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften und starken Farben nicht befreunden, und ein Maler wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen, die ihn in der Natur verletzen; er wird das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tönen färben, und gewöhnlich durch eine gewisse Harmonie ersetzen was er euch an Kraft entzog."

Dieses schwache, sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angiebt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde, starke Nationen, daß das Volk überhaupt, das Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre, wagte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht

Die klugen Leute gefallen mir nicht: —
Ich tadle mich ſelbſt auch wohl zuweilen —
Sie heißen das Vorſicht,
Wenn ſie ſich übereilen.

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Grotius.“
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß.

„So widerſtrebe! Das wird dich adeln;
Willſt vor der Feierſtunde ſchon ruhn?“
Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
Doch immer jung genug etwas zu thun.

„Du biſt ein wunderlicher Mann,
Warum verſtummſt du vor dieſem Geſicht?“
Was ich nicht leben kann
Davon ſprech' ich nicht.

„Bei mancherlei Geſchäftigkeit
Haſt dich ungeſchickt benommen.“
Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht ſo weit gekommen.

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!“
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

eine Caricatur hervor, die er, in soferu er Geschmack hat, vermeiden wird: daher also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in ein Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des Malers nicht auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und schwarz ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf und in seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt, wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt, wenn er Einsamkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr nicht eine Darstellung zu erwarten haben, die wohl kräftig, aber zugleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Gelbsüchtiger, der alles gelb sieht, wie soll der nicht über sein Bild denselben Schleier werfen, den sein krankes Organ über die Gegenstände der Natur zieht und der ihm selbst verdrießlich ist, wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen sieht?

„Seyd gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke eben so sehr, ja noch mehr, als ein Schriftsteller in dem seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus seinem Charakter, überwindet die Natur und den Hang seines Organs. Er ist wie ein verschlossener, schweigender Mann, der doch auch einmal seine Stimme erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen Zustand, in das Stillschweigen zurück. Der traurige Künstler, der mit einem schwachen Organ geboren ist, wird wohl einmal ein Gemälde von lebhafter Farbe hervorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem natürlichen Colorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht ihm entgegen zu arbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher, und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft ist, auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat, was

er an ſich zu bekämpfen habe, ſo zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorſtehen.

„Einfluß des Meiſters. Was den wahren Coloriſten ſelten macht, iſt daß der Künſtler ſich gewöhnlich Einem Meiſter ergiebt. Eine unendliche Zeit copirt der Schüler die Gemälde des Einen Meiſters, ohne die Natur anzublicken; er gewöhnt ſich durch fremde Augen zu ſehen, und verliert den Gebrauch der ſeinigen. Nach und nach macht er ſich eine gewiſſe Kunſtfertigkeit, die ihn feſſelt, und von der er ſich weder befreien noch entfernen kann; die Kette iſt ihm um's Auge gelegt, wie dem Sklaven um den Fuß, und das iſt die Urſache, daß ſich ſo manches falſche Colorit verbreitet. Einer der nach Lagrénée copirt, wird ſich ans Glänzende und Solide gewöhnen; wer ſich an Le Prince hält, wird roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violett; wer Chardin ſtudirt, iſt wahr! Und daher kommt dieſe Verſchiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung und Farbe ſelbſt unter Künſtlern; der eine ſagt, daß Pouſſin trocken, der andere, daß Rubens übertrieben iſt, und ich, der Liliputaner, klopfe ihnen ſanft auf die Schulter und bemerke, daß ſie eine Albernheit geſagt haben."

Es iſt keine Frage, daß gewiſſe Fehler, gewiſſe falſche Richtungen ſich leicht mittheilen, wenn Alter und Anſehen beſonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweiſen, daß man lernen könne mit andern Augen ſehen; aber ſo gut ein falſcher Unterricht böſe Früchte bringt und das Manierirte fortpflanzt, eben ſo gut wird auch durch dieſe Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer ächten Methode begünſtigt. Wir rufen dir alſo, wackerer Diderot, abermals, ſo wie beim vorigen Capitel zu: Indem du deinen Jüngling vor den Afterſchulen warnſt, ſo mache ihm die ächte Schule nicht verdächtig!

„Unſicherheit im Auftragen der Farben. Der Künſtler, indem er ſeine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer welche Wirkung ſie in dem Gemälde hervorbringen wird. Und freilich, womit vergleicht er dieſe Farbe, dieſe Tinte auf ſeiner Palette? Mit andern einzelnen Tinten, mit urſprünglichen Farben! Er thut mehr, er betrachtet ſie an dem Orte, wo er ſie bereitet hat, und überträgt ſie in Gedanken an den Platz, wo ſie angewendet werden ſoll. Wie oft begegnet es ihm nicht, daß er ſich bei dieſer Schätzung betrügt! Indem er von der Palette auf die volle Scene ſeiner Zuſammenſetzung übergeht, wird die Farbe

modificirt, geſchwächt, erhöht, ſie verändert völlig ihren Effect. Dann tappt der Künſtler herum, hantiert ſeine Farbe hin und wieder und quält ſie auf alle Weiſe. Unter dieſer Arbeit wird die Tinte eine Zuſammenſetzung verſchiedener Subſtanzen, welche mehr oder weniger (chemiſch) auf einander wirken, und früher oder ſpäter ſich verſtimmen."

Dieſe Unſicherheit kommt daher, wenn der Künſtler nicht deutlich weiß, was er machen ſoll und wie er es zu machen hat. Beides, beſonders aber das letzte, läßt ſich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen ſind, die Folge, in welcher ſie zu brauchen ſind, von der erſten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wiſſenſchaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmaler ganz falſche Tinten auftragen muß und nur im Geiſte die Wirkung ſieht, die erſt durchs Feuer hervorgebracht wird, ſo ſollte doch der Oelmaler, von dem hauptſächlich hier die Rede iſt, wohl eher wiſſen, was er vorzubereiten und wie er ſtufenweiſe ſein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen daß wir unter dieſer Rubrik das Betragen eines Künſtlers, den er lebt und begünſtigt, aufführen müſſen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heftet ſeine Augen feſt auf das Tuch, ſein Mund iſt halb geöffnet, er ſchnaubt (ächzt, lechzt), ſeine Palette iſt ein Bild des Chaos. In dieſes Chaos taucht er ſeinen Pinſel und zieht das Werk ſeiner Schöpfung hervor. Er ſteht auf, entfernt ſich, wirft einen Blick auf ſein Werk; er ſetzt ſich wieder, und ihr werdet ſo die Gegenſtände der Natur lebendig auf ſeiner Tafel entſtehen ſehen."

Vielleicht iſt es nur der deutſchen Geſetztheit lächerlich einen braven Künſtler hinter ſeinem Gegenſtande, gleichſam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offenem Munde ſchnauben zu ſehen. Vergebens ſuchte ich das franzöſiſche Wort haleter in ſeiner ganzen Bedeutung auszudrücken, ſelbſt die mehrern gebrauchten Worte faſſen es nicht ganz in die Mitte; aber ſo viel ſcheint nur doch höchſt wahrſcheinlich, daß weder Raphael bei der Meſſe von Bolſena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veroneſe vor einer Hochzeit zu Cana mit offenem Munde geſeſſen, geſchnaubt, geächzt, geſtöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl ſo ein franzöſiſcher Fratzenſprung ſeyn, vor dem ſich dieſe lebhafte Nation in den ernſteſten Geſchäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes iſt nicht viel beſſer.

„Mein Freund! geht in eine Werkſtatt und ſeht den Künſtler arbeiten. Wenn er ſeine Tinten und Halbtinten recht ſymmetriſch rings um die Palette geordnet hat, oder wenn nicht wenigſtens nach einer Viertelſtunde Arbeit die ganze Ordnung durch einander geſtrichen iſt, ſo entſcheidet kühn, daß der Künſtler kalt iſt und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird. Er gleicht einem unbehülflichen ſchweren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der ſteigt auf ſeine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt zum Schreibetiſch, copirt die Zeile die er braucht, ſteigt die Leiter wieder hinan und ſtellt das Buch an den Platz zurück. Das iſt fürwahr nicht der Gang des Genie's.“

Wir ſelbſt haben dem Künſtler oben zur Pflicht gemacht die materiellen Farbenerſcheinungen der abgeſonderten Pigmente durch wohlverſtandene Miſchung zu tilgen, die Farbe, ſeinen Gegenſtänden gemäß, zu individualiſiren und gleichſam zu organiſiren; ob aber dieſe Operation ſo wild und tumultuariſch vorgenommen werden müſſe, daran zweifelt wie billig ein bedächtiger Deutſcher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes deſto dauerhafter ſeyn, je ſicherer der Maler von der Wirkung ſeines Pinſels; je kühner, je freier ſein Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und wieder gehantirt und gequält, je einfacher und kecker er ſie angewendet hat. Man ſieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Uebereinſtimmung verlieren, man ſieht alte, die ſich, ungeachtet der Zeit, friſch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieſer Vortheil ſcheint mir nicht ſowohl eine Wirkung der beſſern Eigenſchaften ihrer Farben, als eine Belohnung des guten Verfahrens bei der Arbeit zu ſeyn.“

Ein ſchönes und ächtes Wort von einer wichtigen und ſchönen Sache. Warum ſtimmſt du, alter Freund, nicht immer ſo mit dem Wahren und mit dir ſelbſt überein? Warum nöthigſt du uns, mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoxen Perioden zu ſchließen?

„O mein Freund, welche Kunſt iſt die Malerei! Ich vollende mit einer Zeile was der Künſtler in einer Woche kaum entwirft, und zu ſeinem Unglück weiß er, ſieht er, fühlt er wie ich, und kann ſich durch

seine Darstellung nicht genugthun. Die Empfindung, indem sie ihn vorwärts treibt, betrügt ihn über das was er vermag, er verdirbt ein Meisterstück; denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Gränze seiner Kunst."

Freilich ist die Malerei sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher ächte Künstler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das was dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde, der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten, ihm auch das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt wie das Beste zu machen sey, und uns zugleich warnt nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sey auch für dießmal diese Unterhaltung geschlossen! Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt als über das malerische Colorit im besondern, das Beste was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung mittheilen und überliefern können.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Vierundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Vierundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Gb/50/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Winckelmann	1
Hackert	37
Einleitung in die Propyläen	205
Ueber Laokoon	223
Der Sammler und die Seinigen	235
Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke	287
Philostrats Gemälde	295
Antik und Modern	341
Nachträgliches zu Philostrats Gemälden	348

„Willst du uns denn nicht auch was gönnen:
Kannst ja was mancher andre kann.“
Wenn sie mich heute verbrauchen können,
Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Das alles ist nicht mein Bereich,
Was soll ich mir viel Sorge machen?
Die Fische schwimmen glatt im Teich
Und kümmern sich nicht um den Nachen.

Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,
Sollt' er sich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun was sie will.

„Was lehr' ich dich vor allen Dingen?“
Möchte über meinen eignen Schatten springen!

Sie möchten gerne frei seyn,
Lange kann das einerlei seyn;
Wo es aber drunter und drüber geht
Ein Heiliger wird angefleht,
Und wollen die alten uns nicht befreien
So macht man sich behend einen neuen;
Im Schiffbruch jammert jedermann,
Daß keiner mehr als der andre kann.

Gränzlose Lebenspein
Fast, fast erdrückt sie mich!
Das wollen alle Herren seyn,
Und keiner ist Herr von sich.

Winckelmann.

1804 — 1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ihro der Herzogin Anna Amalia

von

Sachsen-Weimar und Eisenach

Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin!
Gnädigste Frau!

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunst und Wissenschaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigste Erlaubniß vermehrt, Winckelmanns Briefe an Berendis dem Druck übergeben zu dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte sich unter Höchstihro Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann sich in der ängstlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme lesen kann.

Wären diese Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer sollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unser fördernder und mittheilender Fürst Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünstigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige schon

die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen; und um so mehr verdient die höhere Cultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verloschen sind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtseyn anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätzbaren Gnade, wodurch Höchstdieselben mein Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen so wie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besondern Ganzen einen wahren Werth hätte; und doch versucht man immer aufs neue durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hierzu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsere erneuerte Betrachtung über Winckelmann, seinen Charakter und sein Geleistetes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen; und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn

kam. Die Winckelmann'schen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerthen Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war, so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, beängstet, verworren, zweifelnd und zauderne, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltenem Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmann'scher Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Societäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigener Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer charakterisiren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Daßdorf'schen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte seiner Briefe an Berendis. Sie sind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Kameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden unüberwindlichen Wünschen in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück.

Die andere Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben losgebundenen Charakter, doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beseelt sie. Ueberdieß geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr für Menschenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern, und fügen einiges über den Mann, an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studirte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich preußischen Regiment Husaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmann, mit dem er sich freundschaftlich verband, und später durch dessen Empfehlung bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Weimarischer Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatoullier bei der Herzogin-Mutter stand. Er starb 1783 am 26. October zu Weimar.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb von Kindheit an die äußere Welt mit Luft zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig zu allem was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so kann man versichert seyn, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Daseyn sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendet er sein ganzes Leben ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes und was in einer solchen Laufbahn Aengstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Aegypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich: unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius ergriff er endlich die Idee sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sey. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Menſch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leiſtet er nur, wenn ſich die ſämmtlichen Eigenſchaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, beſonders der Griechen in ihrer beſten Zeit; auf die beiden erſten ſind wir Neuern vom Schickſal angewieſen.

Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchſtraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn ſich nicht zuletzt ein glücklicher Menſch unbewußt ſeines Daſeyns erfreut?

Wirft ſich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, faſt bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beſchränkten Punkt wieder zurückzukehren, ſo fühlten die Alten ohne weitern Umweg ſogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der ſchönen Welt. Hierher waren ſie geſetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenſchaft Gegenſtand und Nahrung.

Warum ſind ihre Dichter und Geſchichtſchreiber die Bewunderung des Einſichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Perſonen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbſt, an dem engen Kreiſe ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen ſowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen ſo tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgeſinnten Darſteller nicht ſchwer fallen konnte, eine ſolche Gegenwart zu verewigen. Das was geſchah, hatte für ſie den einzigen Werth, ſo wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen ſcheint.

Nach einerlei Weiſe lebte der Dichter in ſeiner Einbildungskraft, der Geſchichtſchreiber in der politiſchen, der Forſcher in der natürlichen Welt.

Und wenn man auch den Tyrannen erflicht,
Iſt immer noch viel zu verlieren.
Sie gönnten Cäſarn das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren.

Warum mir aber in neuſter Welt
Anarchie gar ſo wohl gefällt?
Ein jeder lebt nach ſeinem Sinn,
Das iſt nun alſo auch mein Gewinn.
Ich laſſ' einem jeden ſein Beſtreben,
Um auch nach meinem Sinne zu leben.

Da kann man frank und fröhlich leben,
Niemanden wird Recht gegeben,
Dafür giebt man wieder niemand Recht,
Macht's eben gut, macht's eben ſchlecht;
Im Ganzen aber, wie man ſieht,
Im Weltlauf immer doch etwas geſchieht.
Was Kluges, Dummes auch je geſchah
Das nennt man Welt-Hiſtoria:
Und die Herrn Bredow's künft'ger Zeiten
Werden daraus Tabellen bereiten,
Darin ſtudirt die Jugend mit Fleiß
Was ſie nie zu begreifen weiß.

Wie es in der Welt ſo geht —
Weiß man was geſchah?
Und was auf dem Papiere ſteht
Das ſteht eben da.

Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am werthesten geachtet, und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Uebel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wieder herstellt, so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen.

Eine solche antike Natur war, in sofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht!

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannichfaltigen außermenschlichen Gegenstände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist, so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannichfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kommt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerthen herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Alterthum, besonders zum griechischen zurück, mit er sich so nahe verwandt

fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des alterthümlichen auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seyen. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganzes, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmanns Handlungen und Schriften hervor und spricht sich besonders in seinen früheren Briefen aus, wo er sich noch im Conflict mit neueren Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er seiner Natur nach niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig

geworden, erhob sich kaum über die Gränze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältniß der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu seyn. Statt aller Empfindungen aber galten ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden; für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel reich zu seyn, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Daseyn, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann selbst mitten in Druck und Noth groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüberschwindet, so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfniß sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem Alterthümlichgesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere

Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte; wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst: denn das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben; denn genau genommen kann man sagen, es sey nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sey.

Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf, und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zu Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde, und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung aussprachen, es sey ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig; er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit

zugleich an Einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Gränzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Winckelmann oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholicismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen fröhnte Winckelmann lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand. Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdener Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte Winckelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu seyn, um sich innig mit dem dortigen Daseyn zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeinde sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er ohne diesen frühern Entschluß seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte; und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn, als einen gründlich geborenen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Ueberzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unaufweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen: ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Ueberzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch Winckelmann bei seinem vorgehabten Schritt besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie schön, tief und rechtlich sind seine vertraulichen Aeußerungen über diesen Punkt! Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel besprißt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie sämmtlich in Parteien getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern soll man, da wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deßhalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieses nun die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehen, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsere Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit wie mit dem Wildbret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschickene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns

nun als wundersam, und es ist nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Leben und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für Winckelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten, ja vielleicht gar durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben; wenigstens ist hie und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

Von allem Literarischen, ja selbst von dem Höchsten was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, in wiefern dieses Winckelmann gelungen, liegen der Documente nunmehr genugsam vor uns.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigiren und aufzustellen wußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, nebst zwei Anhängen, entstanden ist.

So sehr Winckelmann schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so köstliche Grundstellen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgedeckt ist, so sind sie doch, sowohl dem Stoff als der Form nach, dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet ist; weßhalb diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt

haben, bald entſchließen ſollten, eine Schilderung der damaligen Zuſtände, in ſofern es noch möglich iſt, zu geben oder zu veranlaſſen.

. Lippert, Hagedorn, Oeſer, Dietrich, Heinecken, Oeſterreich liebten, trieben, beförderten die Kunſt, jeder auf ſeine Weiſe. Ihre Zwecke waren beſchränkt, ihre Maximen einſeitig, ja öfters wunderlich. Geſchichten und Anekdoten curſirten, deren mannichfaltige Anwendung nicht allein die Geſellſchaft unterhalten, ſondern auch belehren ſollte. Aus ſolchen Elementen entſtanden jene Schriften Winckelmanns, der dieſe Arbeiten gar bald ſelbſt unzulänglich fand, wie er es denn auch ſeinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugſam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, ſeinen Weg an und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenſte Bildungsepoche beginnt, welche ſich über deſſen ganzes Weſen verbreitet und ſolche Wirkungen äußert, die eben ſo reell als harmoniſch ſeyn müſſen, weil ſie ſich in der Folge als ein feſtes Band zwiſchen höchſt verſchiedenen Menſchen kräftig erweiſen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom; und wer konnte würdiger ſeyn die Wirkung zu fühlen, die jener große Zuſtand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande iſt. Er ſieht ſeine Wünſche erfüllt, ſein Glück begründet, ſeine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert ſtehen ſeine Ideen um ihn her; mit Staunen wandert er durch die Reſte eines Rieſenzeitalters; das Herrlichſte was die Kunſt hervorgebracht hat, ſteht unter freiem Himmel; unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments wendet er ſeine Augen zu ſolchen Wunderwerken empor, und jeder verſchloſſene Schatz öffnet ſich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling ſchleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher; dem Herrlichſten und Heiligſten naht er ſich in unſcheinbarem Gewand; noch läßt er nichts Einzelnes auf ſich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und ſchon fühlt er die Harmonie voraus, die aus dieſen vielen, oft feindſelig ſcheinenden Elementen zuletzt für ihn entſtehen muß. Er beſchaut, er betrachtet alles und wird, auf daß ja ſein Behagen vollkommener werde, für einen Künſtler gehalten, für den man denn doch am Ende ſo gern gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand

ausübt, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit.

„Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das meiste von diesem Eindruck uns und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindende Gedanke zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sey es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andere Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist wie in noch südlicheren Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt: so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu seyn wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen: wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halb versunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phantasie seyn. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein

Menſch mehr Meſſer trüge. Kommt je ein ſo ordentlicher Papſt, was denn die zweiundſiebzig Cardinäle verhüten mögen, ſo ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt als die ganze Geſchlecht."

Mengs.

Aber Winckelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreiſen alterthümlicher Ueberbleibſel nach den wertheſten, ſeiner Betrachtung würdigſten Gegenſtänden umhergetaſtet, hätte das Glück ihn nicht ſogleich mit Mengs zuſammengebracht. Dieſer, deſſen eigenes großes Talent auf die alten und beſonders die ſchönen Kunſtwerke gerichtet war, machte ſeinen Freund ſogleich mit dem Vorzüglichſten bekannt, was unſerer Aufmerkſamkeit werth iſt. Hier lernte dieſer die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen, und ſah ſich ſogleich aufgeregt, eine Schrift: Ueber den Geſchmack der griechiſchen Künſtler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunſtwerken aufmerkſam umgehen kann, ohne zu finden, daß ſie nicht allein von verſchiedenen Künſtlern, ſondern auch aus verſchiedenen Zeiten herrühren, und daß ſämmtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienſtes zugleich angeſtellt werden müſſen, alſo fand auch Winckelmann mit ſeinem Geradſinne, daß hier die Achſe der ganzen Kunſtkenntniß befeſtigt ſey. Er hielt ſich zuerſt an das Höchſte, was er in einer Abhandlung: Ueber den Styl der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias darzuſtellen gedachte. Doch bald erhob er ſich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geſchichte der Kunſt und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange geahntes, gedeutetes und beſprochenes, ja man kann ſagen, ein früher ſchon gekanntes und wieder verlorenes Land.

Traurig iſt immer die Betrachtung, wie erſt durch die Römer, nachher durch das Eindrängen nordiſcher Völker, und durch die daraus entſtandene Verwirrung das Menſchengeſchlecht in eine ſolche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortſchritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht werden.

Man mag in eine Kunſt oder Wiſſenſchaft hineinblicken, in welche man will, ſo hatte der gerade richtige Sinn dem alten Beobachter ſchon

Das Weltregiment — über Nacht
Seine Formen hab' ich durchgedacht.
Den hehren Despoten lieb' ich im Krieg,
Verständigen Monarchen gleich hinter dem Sieg;
Dann wünscht' ich jedoch, daß alle die Frauen
Sich nicht gleich neben und mit ihm erbauten.
Und wie ich das hoffe, so kommt mir die Menge,
Nimmt hüben und drüben mich derb ins Gedränge;
Von da verlier' ich alle Spur. —
Was will mir Gott für Lehre daraus gönnen?
Daß wir uns eben alle nur
Auf kurze Zeit regieren können.

Ich tadl' euch nicht,
Ich lob' euch nicht;
Aber ich fraße;
Dem klugen Wicht
Fährt's ins Geſicht
Und in die Naſe.

Und wenn er ganz gewaltig nieſ't,
Wer weiß was dann daher entſprießt
Und was er alles mache;
Beſinnung aber hinterdrein,
Verſtand, Vernunft, wo möglich rein,
Das iſt die rechte Sache.

Soll nun euch immer und immer beplappern?
Gewinnt ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern
Das heißen ſie nachher Kritik.

manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimniß ward, blieb, und für die Menge noch lange ein Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam ins allgemeine wirken kann. Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunstgeschichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges (ζῶον) anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen, nothwendig darstellen muß. Er giebt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeit verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunst von dem engsten Zeitraume umschlossen. Wärum nun mehrere, ähnliche, fähige Menschen in sich einen gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Nacheiferung nährt die Talente; bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und schnell erhebt sich das mit großem Fleiß Geförderte auf die höchste Stelle. Schwer verweilt sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, schreitet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vordermännern nachzukommen bemüht; dann aber, wenn wir sie übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr; man strebt nicht mehr nach

dem Besitz, den andere schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das worin wir nicht glänzen können, fahren und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entsteht das größte Hinderniß vollkommene Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunstgeschichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in diesem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit römischen Kunstliebhabern, eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Charakter der griechischen bildenden Künstler mit dem der römischen Redner gefunden und sich bei Kennern und Kunstfreunden deßhalb näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichnißweisen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeitcharakter zusammenfällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen genöthigt ist.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen besucht, seyen Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise.

Nachher haben Zeuxis und Parrhasius, die nicht weit auseinander lebten, beide ungefähr um die Zeit des Peloponnesischen Kriegs, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt, und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmuth Apelles von niemand übertroffen werden. Euphranor bewundert man, daß er in Rücksicht der

Kunsterfordernisse überhaupt unter die Besten gerechnet werden muß, und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toscanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja er soll sogar das ernstere Alter vermieden, und sich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Also würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommenen Religion, wie man sagt, zu Statten kam; so sehr hat die Majestät des Werkes dem Gotte sich gleichgestellt.

Lysippus und Praxiteles sollen nach der allgemeinen Meinung sich der Wahrheit am besten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Aehnlichkeit der Schönheit vorgezogen."

Literarisches Metier.

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbst wer das Beste zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und so war auch die literarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das Winckelmann früher dem Grafen Bünau und später dem Cardinal Passionei empfahl.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust merkwürdige und rare Bücher zu sammeln, lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich: sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter

Hausgenoſſe, und konnte ſich auch da gleich wieder als zu Hauſe finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anſtatt daß man ſie jetzt, bei dem ſchnellen Fortſchreiten der Wiſſenſchaften, bei dem zweckmäßigen und zweckloſen Anhäufen der Druckſchriften, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzuſehen hat, ſo daß ein Bibliothekar, weit mehr als ſonſt, ſich von dem Gange der Wiſſenſchaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Urſache hat, und ein deutſcher Bibliothekar Kenntniſſe beſitzen muß, die fürs Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit, und nur ſo lange als es nöthig war um ſich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verſchaffen, blieb Winckelmann ſeiner eigentlichen literariſchen Beſchäftigung getreu, ſo wie er auch bald das Intereſſe an dem was ſich auf kritiſche Unterſuchungen bezog, verlor, weder Handſchriften vergleichen, noch deutſchen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede ſtehen wollte.

Doch hatten ihm ſeine Kenntniſſe ſchon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiäner überhaupt, beſonders aber der Römer, hat aus mancherlei Urſachen etwas Geheimnißvolles. Dieſes Geheimniß, dieſe Abſonderung, wenn man will, erſtreckte ſich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrte widmete ſein Leben im ſtillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erſcheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden ſich häufiger als in irgend einem Lande Männer, welche, bei mannichfaltigen Kenntniſſen und Einſichten, ſich ſchriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu ſolchen fand Winckelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani, und erwähnt ſeiner zunehmenden Bekanntſchaften, ſeines wachſenden Einfluſſes mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenoſſe des Cardinals Albani geworden zu ſeyn. Dieſer, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entſchiedene Kunſtliebhaberei, die beſte Gelegenheit ſie zu befriedigen, und ein bis ans Wunderbare gränzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in ſpäteren Jahren in dem Geſchäft dieſe Sammlung würdig aufzuſtellen, und ſo mit jenen römiſchen

Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth ſolcher Schätze aufmerkſam geweſen, ſein höchſtes Vergnügen, ja den dazu beſtimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war ſein Geſchmack und ſeine Luſt. Gebäude drängten ſich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinette die merkwürdigſten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weiſe gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich ſcheint alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, ſo daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menſchenmaſſe in dieſen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen ſehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichſam nur als Modell zu Gebäuden ihre Gebäude angelegt ſind. Dieſe Bemerkung gilt ſogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem ſolchen überfüllten Zuſtande verließ Winckelmann die Villa ſeines Herrn und Freundes, den Ort ſeiner höhern und erfreulichſten Bildung. So ſtand ſie auch lange noch nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis ſie in der alles bewegenden und zerſtreuenden Zeit ihres ſämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Niſchen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgeriſſen, und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den ſonderbarſten Wechſel der Dinge führte man dieſe Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man ſie dem Beſitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet ſich wieder an der alten Stelle. Jenes erſte traurige Schickſal dieſes Kunſt-Elyſiums und deſſen Wiederherſtellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdiſchen Leid, ſo wie der zum Erſatz nicht immer hinreichenden Freude, ſchon entwachſen war!

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf ſeinem Wege, nicht allein daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von ſtatten ging, ſondern es waren auch die Herculaniſchen und Pompejiſchen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Verheimlichung und Langſamkeit unbekannt geblieben; und ſo kam er in eine Ernte, die ſeinem Geiſte und ſeiner Thätigkeit genugſam zu ſchaffen gab.

Traurig iſt es, wenn man das Vorhandene als fertig und abgeſchloſſen anſehen muß. Rüſtkammern, Galerien und Muſeen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Geſpenſterartiges; man beſchränkt ſeinen Sinn in einem ſo beſchränkten Kunſtkreis, man gewöhnt ſich ſolche Sammlungen als ein Ganzes anzuſehen, anſtatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden ſollte, daß in der Kunſt wie im Leben kein Abgeſchloſſenes beharre, ſondern ein Unendliches in Bewegung ſey.

In einer ſo glücklichen Lage befand ſich Winckelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunſthandel bewegten ſich manche alte Beſitzungen ans Tageslicht, gingen vor ſeinen Augen vorbei, ermunterten ſeine Neigung, erregten ſein Urtheil und vermehrten ſeine Kenntniſſe.

Kein geringer Vortheil für ihn war ſein Verhältniß zu dem Erben der großen Stoſchiſchen Beſitzungen. Erſt nach dem Tode des Sammlers lernte er dieſe kleine Kunſtwelt kennen, und herrſchte darin nach ſeiner Einſicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieſer äußerſt ſchätzbaren Sammlung gleich vorſichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler verdient hätte. Manches ward verſchleudert; doch um die treffliche Gemmenſammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm Winckelmann mit dem Erben Stoſch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geſchäft und deſſen übereilter und doch immer geiſtreicher Behandlung uns die überbliebene Correſpondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei dieſem auseinanderfallenden Kunſtkörper, wie bei der ſich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albaniſchen Sammlung, zeigte ſich unſer Freund geſchäftig, und alles was zum Sammeln oder Zerſtreuen durch ſeine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in ſeinem Geiſte angefangen hatte aufzuſtellen.

Unternommene Schriften.

Schon als Winckelmann zuerſt in Dresden der Kunſt und den Künſtlern ſich näherte, und in dieſem Fach als Anfänger erſchien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er überſah die Vorzeit ſo wie die Wiſſenſchaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum, ſo wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters ſelbſt in ſeinem tiefgekränkten Zuſtande. Er hatte ſich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, ſondern als ein gelehrter Jünger ſeinen Meiſtern zu, er horchte ihnen ihre beſtimmten Kenntniſſe leicht ab, und fing ſogleich an alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der ſich ihm geöffnet hatte, blieb er derſelbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei ſich, ließ den friſchen Moſt nicht etwa gähren und klar werden, ſondern, wie man ſagt, daß man durch Lehren lerne, ſo lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlaſſen, wie manche Gegenſtände benannt, über die ein Werk erfolgen ſollte; und dieſem Anfang glich ſeine ganze antiquariſche Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beſchäftigt, ihn dergeſtalt ergreifend und feſthaltend, als wenn der Augenblick vollſtändig und befriedigend ſeyn könnte; und ebenſo ließ er ſich wieder vom nächſten Augenblick belehren. Dieſe Anſicht dient zur Würdigung ſeiner Werke.

Daß ſie, ſo wie ſie da liegen, erſt als Manuſcript auf das Papier gekommen und ſodann ſpäter im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannichfaltigen kleinen Umſtänden ab. Nur einen Monat ſpäter, ſo hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, beſtimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich ſeinen frühzeitigen Tod, weil er ſich immer wieder umgeſchrieben und immer ſein ferneres und neueſtes Leben in ſeine Schriften eingearbeitet hätte.

Und ſo iſt alles was er uns hinterlaſſen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchſtaben Todten geſchrieben. Seine Werke, verbunden mit ſeinen Briefen, ſind eine Lebensdarſtellung, ſind ein Leben ſelbſt. Sie ſehen, wie das Leben der meiſten Menſchen nur eine

Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß selbst ausgesetzt seyn möchte; denn Beschränkung ist überall unser Loos.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbart, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände einer dem andern vorellen und ein allgemeineres Interesse erregen muß, so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannichfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissene beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde; denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervor treten und wir wollten ihm ein Uebermaß von Ehre und Reichthum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler und ihre Thätigkeit ästet wieder ins Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderungen macht, so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verläugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen, und was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen, so wird sie von

denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit vor der Welt selbst schmälern, so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

Winckelmann beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß Winckelmann die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christs Anleitung und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu seyn scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen.

Auch Winckelmann gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poesie.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke:

wie denn ſeine Vorliebe für alte gewohnte lutheriſche Kirchenlieder und ſein Verlangen, ein ſolches unverfälſchtes Geſangbuch ſelbſt in Rom zu beſitzen, wohl von einem tüchtigen wackern Deutſchen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunſt zeugt.

Die Poeten der Vorzeit ſchienen ihn früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, ſpäter als Zeugniſſe für bildende Kunſt intereſſirt zu haben. Deſto wunderbarer und erfreulicher iſt es, wenn er ſelbſt als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer, in ſeinen Beſchreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in ſeinen ſpätern Schriften. Er ſieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unausſprechliche Werke; und doch fühlt er den unwiderſtehlichen Drang mit Worten und Buchſtaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus dieſe Geſtalt entſprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, ſoll dem Hörer, dem Leſer mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüſtkammer ſeiner Fähigkeiten muſtert, ſieht er ſich genöthigt nach dem Kräftigſten und Würdigſten zu greifen, was ihm zu Gebote ſteht. Er muß Poet ſeyn, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einſicht.

So ſehr Winckelmann überhaupt auf ein gewiſſes Anſehen vor der Welt achtete, ſo ſehr er ſich einen literariſchen Ruhm wünſchte, ſo gut er ſeine Werke auszuſtatten und ſie durch einen gewiſſen feierlichen Styl zu erheben ſuchte, ſo war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das ſchnellſte bemerkte, wie ſich's bei ſeiner fortſchreitenden, immer neue Gegenſtände faſſenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufſatze dogmatiſch und didaktiſch zu Werke gegangen war, dieſe oder jene Erklärung eines Monuments, dieſe oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und feſtgeſetzt hatte, deſto auffallender war ihm der Irrthum, ſobald er durch neue Data ſich davon überzeugt hielt, deſto ſchneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weiſe zu verbeſſern.

Hatte er das Manuſcript noch in der Hand, ſo ward es umgeſchrieben; war es zum Druck abgeſendet, ſo wurden Verbeſſerungen und Nachträge hinterdrein geſchickt, und von allen dieſen Neuſchritten machte

„Du ſagſt gar wunderliche Dinge!“
Beſchaut ſie nur, ſie ſind geringe;
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Proſa das Tollſte ſagt?

„Du gehſt ſo freien Angeſichts,
Mit muntern offnen Augen!“
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum ſollt' Ich was taugen?

„Warum biſt du ſo hochmüthig?
Haſt ſonſt nicht ſo die Leute geſcholten!“
Wäre ſehr gerne demüthig,
Wenn ſie mich nur ſo laſſen wollten.

Wenn ich dumm bin, laſſen ſie mich gelten;
Wenn ich recht hab', wollen ſie mich ſchelten.

Ueberzeugung ſoll mir niemand rauben,
Wer's beſſer weiß, der mag es glauben.

Dem iſt es ſchlecht in ſeiner Haut,
Der in ſeinen eignen Buſen ſchaut.

„Wohin wir bei unſern Gebreſten
Uns im Augenblick richten ſollen?“
Denke nur immer an die Beſten,
Sie mögen ſtecken wo ſie wollen.

Den Reichthum muß der Neid betheuern:
Denn er kreucht nie in leere Scheuern.

---

er seinen Freunden kein Geheimniß; denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein ganzes Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That selbst klar, das Unternehmen seiner Monumenti inediti.

Man sieht wohl, daß jene Lust neue Gegenstände bekannt zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Alterthumskunde in so großem Maße zu erweitern ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorsatz sich entwickelte, in der vorausgeschickten Abhandlung das Werk über die Kunstgeschichte, das ihm schon im Rücken lag, stillschweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrängen und vielleicht sogar theilweise aufzuheben.

Im Bewußtseyn früherer Mißgriffe, über die ihn der Nichtrömer kaum zurechtweisen durfte, schrieb er ein Werk in italiänischer Sprache, das auch in Rom gelten sollte. Nicht allein befleißigt er sich dabei der größten Aufmerksamkeit, sondern wählt sich auch freundschaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, sich ihrer Einsicht, ihres Urtheils auf das klügste bedient und so ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es, und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre machen würde.

Papst.

Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigstens mittelbar manches Gute zufließen lassen!

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedicts XIV. Lambertini, der, als ein heiterer, behaglicher Mann, lieber regieren ließ als regierte; und so mögen auch die verschiedenen Stellen, welche Winckelmann bekleidete, ihm durch die Gunst seiner

hohen Freunde mehr als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden seyn.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die besondere Auszeichnung dem Papste aus den Monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten dasjenige was sie leisten, als die Hauptsache erscheint und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige was er hervorbringt, hauptsächlich deßwegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen, vom Schönheits- und Freundschaftssinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen, so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

Winckelmann war durchaus eine Natur, die es redlich mit sich selbst und mit andern meinte; seine angeborene Wahrheitsliebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbstständiger und unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Literatur so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in sich selbst zurück kehren, doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich, ihm liegt im Sinne, was er vorhat, er interessirt sich für sein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens und hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessiren werden. Wir finden daher in seinen Briefen, vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Räthsel und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen was er war und was er geworden ist. Doch so

kann man überhaupt jeden Menſchen als eine vielſylbige Charade anſehen, worin er ſelbſt nur wenige Sylben zuſammenbuchſtabirt, indeſſen andere leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgeſprochenen Grundſätze; ſein richtiges Gefühl, ſein gebildeter Geiſt dienen ihm im Sittlichen wie im Aeſthetiſchen zum Leitfaden. Ihm ſchwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menſchen ſonſt bezügliches Weſen erſcheint. Sehr ſchön beträgt ſich Winckelmann innerhalb der Gränzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorſorge für ſich ſelbſt iſt mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indeſſen arbeitet er aufs fleißigſte ſich eine Exiſtenz aufs Alter zu ſichern. Seine Mittel ſind edel; er zeigt ſich ſelbſt auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, ſogar trotzig, und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Inſtinct und mit Leidenſchaft. Seine Freude an jedem Gefundenen iſt heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Verſchreiten eben ſo geſchwind zurück nimmt als einſieht. Auch hier bewährt ſich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unſicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, ſo wie die Unvollſtändigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, ſobald ſie eine anſehnliche Breite gewinnt.

Geſellſchaft.

Wenn er ſich, durch ſeine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Geſellſchaft anfangs nicht ganz bequem befand, ſo trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte ſehr ſchnell ſich den Umſtänden gemäß betragen. Die Luſt am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen geſchätzt zu werden, dringt überall durch, und in Abſicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er ſich in keinem beſſern Elemente als in dem römiſchen befinden können.

Er bemerkt ſelbſt, daß die dortigen, beſonders geiſtlichen Großen, ſo ceremoniös ſie nach außen erſcheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenoſſen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieſer Vertraulichkeit ſich doch das orientaliſche Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle ſüdlichen Nationen würden eine unendliche

Langeweile finden, wenn ſie gegen die Ihrigen ſich in der fortdauernden wechſelſeitigen Spannung erhalten ſollten, wie es die Nordländer gewohnt ſind. Reiſende haben bemerkt, daß die Sklaven ſich gegen ihre türkiſchen Herren mit weit mehr Aiſance betragen als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten; allein wenn man es genau betrachtet, ſo ſind dieſe Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunſten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt. Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehen läßt, und dieſe kommen ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert Winckelmann mit großem Behagen; ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit und nähren ſeinen Freiheitsſinn, der mit Scheu auf jede Feſſel hinſieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn Winckelmann durch den Umgang mit Einheimiſchen ſehr glücklich ward, ſo erlebte er deſto mehr Pein und Noth von Fremden. Es iſt wahr, nichts kann ſchrecklicher ſeyn als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann ſich der Reiſende eher ſelbſt ſuchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer ſich aber nicht nach Rom bequemt, iſt den wahrhaft Römiſchgeſinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß ſie ihren Theekeſſel überall mitführen und ſogar bis auf den Aetna hinaufſchleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekeſſel, worin ſie, ſelbſt auf Reiſen, ihre von Hauſe mitgebrachten getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßſtab urtheilende, nicht um ſich her ſehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünſcht Winckelmann mehr als einmal, verſchwört ſie nicht mehr herumzuführen, und läßt ſich zuletzt doch wieder bewegen. Er ſcherzt über ſeine Neigung zum Schulmeiſtern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienſte bedeutender Perſonen gar manches Gute zuwächſt. Wir nennen hier nur den Fürſten von Deſſau, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunſchweig, ſo wie den Baron von Riedeſel, einen Mann, der ſich in der Sinnesart gegen Kunſt und Alterthum ganz unſeres Freundes würdig erzeigte.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03825/189

Welt.

Wir finden bei Winckelmann das unnachlassende Streben nach Aestimation und Consideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Connexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeugungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document seines Verdienstes; ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich ins Französische übersetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt: das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen; die Menschen erstaunen, wie sie auf einmal gefördert werden, dahingegen eine kältere Nachkommenschaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winckelmann den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofs, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfniß einschränkte, um nicht abhängig oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das tüchtigste bemüht sich für die

Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt wegen seiner Subsistenz bald hierhin bald dorthin zu sehen, bald sich mit geringen Vortheilen im Hause eines Cardinals, in der Vaticana und sonst unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Aussicht vor sich sah, großmüthig seinen Platz aufzugeben, indessen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Reiselust nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunkt der alten Welt, und die für den Alterthumsforscher interessantesten Länder nah um sich her. Großgriechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten, und erregt in einem, der wie Winckelmann mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unser Winkelmann auch überallhin, theils aus eigenen Kräften, theils in Gesellschaft solcher wohlhabenden Reisenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre: es ist das unwiderstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammenverlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz; den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigenschaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften that,

persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen — solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wieder, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem italiänischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergige und felsige Tyrol interessirt, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine Cimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet, und mit der Unmöglichkeit seinen Weg fortzusenden behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Aeußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Werth legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden; die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie ein Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Trang, das was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.

Philipp Hackert.

1810—1811.

Soll der Neider zerplatzen,
Begieb dich deiner Gnaden.

Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.

„Ist dein Geschenk wohl angekommen?"
Sie haben es eben nicht übel genommen.

Der Teufel! sie ist nicht gering,
Wie ich von weitem spüre;
Nun schelten sie das arme Ding,
Daß sie euch so verführe.
Erinnert euch, verfluchtes Pack,
Des paradiesischen Falles!
Hat euch die Schöne nur im Sack,
So gilt sie euch für alles.

Wenn dir's bei uns nun nicht gefällt,
So geh' in deine östliche Welt.

Ich wünsche mir eine hübsche Frau
Die nicht alles nähme gar zu genau;
Doch aber zugleich am besten verstände
Wie ich mich selbst am besten befände.

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.

Der Durchlauchtigſten Fürſtin und Frauen

Maria Paulowna Großfürſtin von Rußland

Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar und Eiſenach

Kaiſerlichen Hoheit.

Durchlauchtigſte Fürſtin!
Gnädigſte Frau!

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günſtige Sterne. Dieſe höchſten Perſonen erfreuen ſich an dem Talent eines vorzüglichen Künſtlers, beſchäftigen, begünſtigen ihn, und gründen ſein zeitliches Glück. Sollte ich mich hierdurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiſerlichen Hoheit Namen dieſer Lebensdarſtellung vorzuſetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchſtdieſelben mit gleicher Geſinnung die Werke ſo wie die Kenntniſſe verdienter Künſtler ſchätzen, und ſie auf mannichfaltige Weiſe aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der ſchönen Künſte, wozu Ew. Kaiſerlichen Hoheit neben ſo vielen andern Gaben die herrlichſten Talente verliehen ſind. Wie beglückt muß ich mich ſchätzen, daß die Zeit mich aufſparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner ſolcher Vorzüge zu ſeyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die ſich Höchſtihre Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer ſich in tiefſter Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

unterthänigſter Diener

Weimar, den 16. Februar 1811. J. W. v. Goethe.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm I.

Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet, und sollte deßhalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand, oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde in verjüngtem Maßstabe in Oel copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterieregiment in Prenzlau commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der ferneren Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig seyn;

weßwegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch, denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edleren Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt getreue Copien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam, und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Lesueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Lesueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach

eigenen Grundsätzen und Erfahrungen und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Hackert theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit; und da Herr Lesueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er auf die verbindlichste Weise die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondere Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich II. durch den Director Oesterreich und den Handelsmann Gotzkowsky eine Sammlung anschaffte, und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte Landschaften copirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Lesueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie eben so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete sich vorzüglich und ausschließend der Landschaftsmalerei zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Hackert für diese Gattung, und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Claude Lorrain, Schwanenfeld, Moucheron, Berghem, Asselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publicum zerstreut wurden und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Lesueurs verständiger Rath, einige Jahre im stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall und nicht bloß auf precäre Nachsicht im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen fünfhundert französische Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Lesueur Bekanntschaft machten und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranstaltete jener, daß alles was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Hackert in den Stand die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück mit Herrn Gleim, Ramler und, was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja, er war gewohnt sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen

großen Theil seiner frühern Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddik mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Lesueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gotzkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu seyn; denn eine solche Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten, und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf das Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf eben derselben Reise den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes, demselben die Erlaubniß bewirkt persönlich aufwarten zu dürfen.

Hackert trat also im Julius 1762, in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vortheil; denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein, und decorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Oltheff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er als unverheirathet bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannichfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte Hackert zugleich zum Zeitvertreibe sechs kleine Landschaften, welche Ansichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: De la manière de graver à l'eau forte et au burin, und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gyps gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Oltheff in mehr als Einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Oltheff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Ansicht vom Carlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und ging mit Aufträgen vom Baron Oltheff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher, zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide, und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen

Saal und ein Cabinet in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, Balthasar Anton Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium mit Bewilligung des Onkels gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reisten beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen, denn unausgesetzt conträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert aus Mangel anderer Gegenstände Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend oder in mannichfaltigen Verrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im August 1765 langte Hackert mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam Anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals

zu Herrn Hallé; wobei er jedoch immer unter Hackerts Aufsicht blieb, indem er fortfuhr bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen, armseligen Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumen ängstlich auf ein Quartblatt zusammen zu stoppeln, konnte Hackert, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; deßwegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Perignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Olthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges gemeinschaftlich mit dem Kammerrath Giese für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich; daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans, aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Ivri kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm sehr gut bezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigemälde nach den von Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon

zu Anfange des zweiten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählig immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV, eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Producte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sey von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publicums durch ihre Talente klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouachefarben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinet ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Bestellungen als sie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte die so berühmten Vernet'schen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug Hackert zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermuthlich aus Eifersucht, heimlicher Weise das

So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

„Sie betrog dich geraume Zeit,
Nun siehst du wohl sie war ein Schein.“
Was weißt du denn von Wirklichkeit;
War sie drum weniger mein?

„Betrogen bist du zum Erbarmen,
Nun läßt sie dich allein!“
Und war es nur ein Schein;
Sie lag in meinen Armen,
War sie drum weniger mein?

Gern hören wir allerlei gute Lehr,
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Glaube dich nicht allzu gut gebettet;
Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.

Wein macht munter geistreichen Mann,
Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann.

Willst du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Wem ich ein besser Schicksal gönnte?
Es sind die erkünstelten Talente;
An diesem, an jenem, am Besten gebricht's,
Sie mühen und zwängen und kommen zu nichts.

Bild der Tempête mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt, den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honorirt; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war Hackert so glücklich seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahr 1768 die ihm gleichfalls vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons de Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, eben so wenig Glück als ehemals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von 100 Louisd'or bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiederersatz dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig bestimmt, und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibsel des Alterthums zu beschauen, über Marseille, Toulon, Antibes nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im December 1768 glücklich und gesund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der

Kunst und des Alterthums besehen hatten, setzten sie ihre Studien sowohl in der französischen Akademie nach den Antiken als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Cardinal Orsini, nach dem Tode Papst Clemens XIII, Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu benutzen; welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergel und des vom französischen Hofe pensionirten Malers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi u. s. w., um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war die Zeit bloß zur Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum erstenmal Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert; die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte,

so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um nebst andern Studien die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Oel-, Leim- und Wasserfarben auf mannichfaltige Weise nachzubilden.

Hackert malte unter andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im October machten sie beide, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Fußreise nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich nach der Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zum Wahren als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines schönen Ganzen unvollständig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur skizzirt, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe, und selbst Gemälde ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausstaffirt waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton, nebst einem paar kleinen Gouache-Gemälden, drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für

den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnueli, nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi Flegrei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo wieder hergestellt und zu einer jedem Reconvalescenten heilsamen Veränderung der Luft nach Pietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannichfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde, reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabend von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten durch seinen Freund Cirillo, besonders mittelst der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina II, den Befehl erhalten zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre (1770) den 5. Juli bei Tschesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit mit dem Beding, daß man ihm alle

zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaftes und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Hackert den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin, fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden, keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attake und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen seyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das einzige was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commenthur des Maltheserordens, Maffimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als Hackert gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contreadmirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Maffimi, zwei theils geometrisch aufgerissene, theils in die Perspective gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweier, sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende seyn sollten.

Das erste: die am 5. Juli 1770 von der in Linie geordneten russischen Flotte gemachte Attake auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein

feindliches Viceadmiralschiff von einem russischen Viceadmiralschiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7. Juli.

Das sechste endlich: die triumphirende russische Flotte, wie sie, beim Anbruch des Tags, von Tschesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Plane vorgeschlagen, und diese durch einen Courier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, so wie Hackert schon vorher, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Liverno von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein: der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt, und der Preis für jedes derselben auf 375 römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12,000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beide Viceadmiralschiffe brannten, und die Schlacht im heftigsten entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Januars 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Liverono kam, so versäumte Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow als von dem Contreadmiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit

des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe. Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde, sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeofficieren, auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen, vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der Seeofficiere, zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich auch dieses Hinderniß auf eine ganz eigene grandiose Weise zu heben, und die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden russischen Fregatte dem Künstler zu geben, wenn er sich anheischig machen würde, diesen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubniß dazu sowohl von seinem eigenen Hofe als auch vom Großherzog von Toscana erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mai's gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen, in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert — zuverlässig

das theuerste und kostbarste Modell, das je einem Künstler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den oberen Theilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erst durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunstfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch, und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über der Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte, zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte während derselben sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen fürs Postgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die russische Monarchin sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht und der Breite von zwölf französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein von einer russischen Escadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der russischen Escadre mit den Dulcignoten, das fünfte einen Seevorfall in Aegypten, das sechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tschesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Porträt Peters des Großen, als des Stifters der russischen Seemacht, und sodann das Porträt von Katharina II sich befindet, unter deren Regierung die russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen eben so frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familienverhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen von den Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London; und als diese im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich solche wiederherzustellen begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerin, Angelica Kauffmann, die Güte, für die Uebersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp an Talent und Ruhm würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwarteten frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahres eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Daselbst hatte er Gelegenheit, im Januar 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien nach

einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuvs zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größeren Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerei gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeister einer Akademie, im 32. Jahre seines Alters starb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte sich nachmals (1778) in Genf, und als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte Hackert, in Gesellschaft des Raths Reiffenstein, eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des Emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von sechzig italiänischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar."
Gute Leute, wißt ihr denn
Ob ich mir's selber war?

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrthums Banden."
Wie manches verständliche Wort
Habt ihr mißverstanden.

Einem unverständigen Wort
Habt ihr Sinn geliehen;
Und so geht's immer fort:
Verzeiht, euch wird verziehen.

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Besser betteln als borgen!
Warum sollen zwei denn sorgen?
Wenn einer sorgt und redlich denkt,
Kommt andrer wohl und heiter und schenkt.
Das sind die besten Interessen
Die Schuldner und Gläubiger vergessen.

Ich bin ein armer Mann,
Schätze mich aber nicht gering:
Die Armuth ist ein ehrlich Ding,
Wer mit umgehn kann.

unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius VI, und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als Hackert demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Card Antinori, ein Toscaner, präsentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnlichen Ceremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Hackert erwiederte, daß es auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig seyn könnten. Hackert antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist, und erst anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferstichdruckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“ Der Papst schenkte Hackert für das Bild eine massiv goldene Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen, und sagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, so kommt gerade zu uns! Ihr findet alle Protection.“ Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich, und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl!“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von Hackert. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paolo Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villeggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche

Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papstes verheirathet wurde, an den Duca di Remi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborene Dame di Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtniß die ganze Melin'sche Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. Hackert fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht, und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen; welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villeggiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Messe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Voreltern lesen mußte, Befehl, Hackert die ganze Villa nebst allem, was er nöthig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit malte er in Gouache die Aussicht von Rom, und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte.

Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Frieß kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius VI zugeeignet werden, theils weil der Papst, noch als Prälat, öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngeren Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war, auch Hackert, der lange in Rom gelebt, und viel mit der römischen Noblesse Umgang hatte, den römischen Styl sehr genau kannte, so ließ er durch seinen Freund, den Balì Antinori, anfragen, wann es Seiner Heiligkeit gefällig wäre die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war

außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind, sagte er, von allem genau unterrichtet, was Ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte; Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich seyn! Ihr zeichnet Euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andere suchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer, und gehen davon; Ihr hingegen sucht, ohne Ansehen der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künstler Copien bei Fremden anzubringen." Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Neffe, jetzt Cardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatican logirte; desgleichen dem Cardinal Secretario di stato, welches Pallavicini war, den Hackert schon längst kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Cardinal, ob sie zur allein seligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten? Der Cardinal sagte: „Das ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt seyn müssen." Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sey. Der Cardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und sich zum wahren Glauben bekennen." Da konnte es Hackert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Seine Eminenz und sagte: „Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag

glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Secte er sich bekenne: wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert seyn, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie eben so gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Abscheu ist, und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sey es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch." Da Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Cardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Hackert, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem guten Verstand, der auch gelesen hatte; der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Commission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig sey; denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der E—e: „Der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget." Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Hackert antwortete und bat, Seiner Eminenz seinen

Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Hackert den Hafen von Ancona und Civitavecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört; er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden.“ Es geschah. Den Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war auch gesprächig und angenehm; an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Richard Payne Knight.

Hackerts großes Talent die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb die Natur zu schauen und nachzubilden wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte; es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Richard Payne Knight, vereinigte sich

Hackert zu einer Reise nach Sicilien auf gemeinschaftliche Kosten, welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

Tagebuch einer Reise nach Sicilien

von

Richard Payne Knight.

Abfahrt.

Den 3. April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12. von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sicilien zu machen und im Vorbeigehen Pästum und die Liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben raucht; Sorrento, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Capo Misene und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perlten, der Claude Lorrains Gemälde so sehr auszeichnet und diesem köstlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr zwanzig englische Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offenen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken; sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und alles in Finsterniß hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, fünf Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

Päſtum.

Den 13. April.

Die erſte Anſicht derſelben iſt äußerſt überraſchend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten ſind, ſtehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und ſchönen Thales, umgeben von romantiſchen Hügeln, welche mit blühenden Büſchen und immergrünen Eichen bedeckt ſind. Einer derſelben iſt der mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachſen, deren Virgil im dritten Buche ſeiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans, cui nomen Asilo
Romanum est, oestron Graji vertere vocantes.

Er heißt nun Monte Postiglione und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Wäldern beſetzt, die während des Sommers durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architektur von Päſtum iſt die alte doriſche, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus einer Art poröſer Steinmaſſe verfertigt, wie die von Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn ſie ſchon aufgerichtet waren; denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zuſammengeſetzt, und zwar auf die Weiſe wie die trefflichen Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe iſt ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue ſpielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er iſt mit Moos und Kräutern bewachſen und nicht von Rauch geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt, wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten ſehr harmoniſch, angenehm und maleriſch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieſer Tempel in der Nähe, ſo erſcheinen ſie roh, maſſiv und ſchwer; aber in der gehörigen Entfernung geſehen, iſt die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erſcheint

dann als eine künstliche Nachlässigkeit und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilika halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach korinthischer Ordnung cannelirt, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflächt. Auch sind die Capitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu seyn scheint; aber sie sind so zerfressen und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun ist die Frage, ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen? Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt das erste zu glauben; denn die korinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen, und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl sey durch einen korinthischen Architekten erfunden worden, indem er eine Akanthstaude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der korinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen seyn, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte; denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungesund zu seiner Zeit gewesen sey, und die Geschichtschreiber der römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern römischen Zeiten, als die Architektur

schon verdorben war, in einem ganz verschiedenen Styl von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen seyn. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig; denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt: man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des versteinernden Stroms, 500 Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Rosengärten nicht unwerth, von welchen die römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

Porto Palinuro.

Den 15. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Ueberbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Felucke zurück und fuhren während der Nacht an Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas' Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet,

Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künſtler und Philoſophen genannt;
Doch wüßt' ich niemand, ungeprahlt,
Der ſeine Zeche beſſer bezahlt.

„Was hat dich nur von uns entfernt?"
Hab' immer den Plutarch geleſen.
„Was haſt du denn dabei gelernt?"
Sind eben alles Menſchen geweſen.

Cato wollte wohl andre ſtrafen;
Selbander mocht' er gerne ſchlafen.

Deshalb er ſich zur Unzeit
Mit Schwiegertochter und Sohn entzweit,
Auch eine junge Frau genommen,
Welches ihm gar nicht wohl bekommen;
Wie Kaiſer Friedrich der letzte
Väterlich auseinander ſetzte.

„Was willſt du, redend zur Menge,
Dich ſelbſt fürtrefflich preiſen?"
Cato ſelbſt war ruhmredig, der Strenge,
Plutarch will's ihm gar ernſt verweiſen.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären.

Was ich in meinem Hauſ' ertrag',
Das ſieht ein Fremder am erſten Tag;
Doch ändert er ſich's nicht zu Liebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen gleiches Namens aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wozwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle Weise begränzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen durch die üble Witterung und die Feigheit neapolitanischer Seeleute aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen Sicilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besonderer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke liegt. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo an dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Ofere, im adriatischen Meere, ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen seyn mögen, zu äußern, würde unnütz seyn, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unserer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer

unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als in Ordnung gewesen seyn, welche immer wechselsweise aus einander entspringen.

Stromboli.

Den 23. April

Wir verließen Porto Palinuro den 22. um zwei Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Aetna erschien, an welchem der Dampf herunterrollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar wegen der Dichtheit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Palinuro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein conischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulcanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwestseite hervor, nahe am Gipfel, welcher, unfruchtbar, aus loser Asche besteht. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu, und kamen Morgens früh daselbst an.

Lipari.

Den 24. April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht; alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dieses war sonst der Krater des Vulcans, und da das Ganze mit porösen Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämmtlichen Liparischen Inseln, so wie die Küsten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Insel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen; doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Fazello nimmt an, es sey diese Insel zwischen dem zweiten und dritten punischen Krieg entstanden, unter dem Consulat des Labeo und

Marcellus. Doch rührt dieß von einer mißverstandenen Stelle des Oroſius her, welcher auf Vulcanello anſpielt. Volcano hingegen wird ſchon vom Thucydides erwähnt, als ſeiner Zeit angehörig und gleichfalls vom Ariſtoteles, der einer großen Eruption dieſer Inſel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Aſche gedeckt habe. Ehemals hieß ſie Thermiſſa und Hiera, und die Poeten ſetzten dahin die Schmiede des Vulcan. Strabo ſagt, ſie habe zu ſeiner Zeit an drei Orten gebrannt; gegenwärtig brennt ſie nur an einem, und zwar ſehr wenig. In dem Laufe von einigen tauſend Jahren mag ſie, bei der langſamen Verwitterung vulcaniſcher Materien, wohl ſo wie die übrigen fruchtbar werden; denn dieſe müſſen ſich ſeit Cicero's Zeit ſehr gebeſſert haben, der den Boden derſelben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano ſind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari iſt ſeit den Zeiten des Strabo erloſchen; die warmen Bäder daſelbſt aber ſind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, ſehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet ſich ein ſchwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforſcher isländiſchen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieſer Inſeln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt ſind, möglich die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszuſagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meiſten ausgeſetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnſitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beſtändige Getös dieſes Berges und ſchreibt es den raſenden Winden zu, welche darin eingekerkert ſind:

> Illi indignantes, magno cum murmure montis,
> Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. 1, 379) giebt noch eine genauere Beſchreibung:

> Aequore Trinacrio refugique a parte Pelori
> Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
> Molibus, infernas totiens demissa sub undas.
> Nec scopulos aut antra minor juxta altera tellus
> Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Aeolischen giebt, habe die Höhle des Aeolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren sie alle dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser Inseln, gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drei kleinen Felsen, welche die Ueberzahl machen, in späterer Zeit durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schliefen wir auf unserer Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25. April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die montetorischen Berge, sonst die heräischen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begränzt wird. Die Citadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu seyn.

Tindaro.

Den 26. April.

Indem wir nun, an der Küste hin, den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr 20 Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort, Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibsel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu seyn, und ein großer Theil des Hügels, auf dem sie stand, ist

wahrscheinlich in die See gefallen. Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten hier nach Alterthümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine Thiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, was einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns sämmtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht ohne Erlaubniß zu zeichnen gewagt haben. Er sey aber so entfernt gewesen jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sey ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sey unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche und ersuchte die Herren sie durchzulesen; und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vicekönig und mehrere der

vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Proceß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sey. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die heräischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Cap. 84) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen, und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannichfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Acqua dolce.

Zu Nacht blieben wir in Acqua dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Acqua dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materien besteht, wie die oben bei Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden sich, wie mir die Landleute sagten,

auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 300 Yards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drei Meilen wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Festung Tusa nach Lusinali, einem elenden Wirthshause, wo wir genöthigt waren die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speisten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alesa und Cephaloedis sollen vorhanden gewesen seyn; allein ich konnte nichts davon sehen, noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt wäre, nicht wohl einzunehmen seyn würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden noch immer sehr gebraucht; aber es giebt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war, und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf seinem Zug durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV. Cap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siciliens; als es aber durch die Carthager, 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters

zu rächen, der hier geſchlagen und getödtet ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's verſammelte Scipio die zerſtreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä, und gab ihnen die Statuen und andere ſolche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter dieſen waren zwei köſtliche Kunſtwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine ſtellte den aus dieſer Stadt gebürtigen Poeten Steſichorus vor; das andere, ein allegoriſches Bildniß der Stadt ſelbſt.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo ſind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Luſtſchloß, La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Pallagenia erbaut. Es iſt von der ſeltſamſten Bauart, die ich jemals ſah, und ſowohl in- als auswendig mit den ungereimteſten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten ſind in derſelben Art, und es möchte wohl ſchwer ſeyn ſich die Vorſtellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil iſt aus einer rauhen Steinart gehauen, einige ſind von Gyps, andere von Marmor. Es ſind deren viele Hunderte, und ſie würden ſich immer vermehren, wenn nicht des Fürſten Verwandte die Regierung vermocht hätten ſein Vermögen unter Obſorge zu nehmen, damit er ſich nicht völlig durch dieſe abſurde Liebhaberei zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1. Mai.

Die Lage von Palermo iſt ſehr ſchön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von ſteilen Gebirgen. Die Straßen ſind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohl bewohnt, aber die Architektur iſt außerordentlich ſchlecht. Der Geſchmack des Prinzen Pallagenia ſcheint in der ganzen Stadt zu herrſchen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unſeres hieſigen Aufenthaltes, außerordentlich höflich; ſie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der römiſche und neapolitaniſche Adel annimmt, ſondern ſie ſcheinen mehr an

die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde ſind gewiß, hier eine aufmerkſame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligſte Weiſe. Denn die Lebensart der Einwohner iſt bequem und höflich. Sie haben ihre Converſationen oder Aſſembléen wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavalière Servente gepaart ſind. Eine ſolche Geſellſchaft findet ſich im Palaſt des Vicekönigs alle Abende, außer Donnerſtags und Freitags, wo man nur ſeine nächſten Bekannten annimmt. Ehe ſie die Aſſembléen beſuchen, fahren ſie auf dem Kai hin und wieder, wie die Römer im Corſo. Während des Sommers wird der ganze Abend auf dieſe Weiſe zugebracht. Man findet Muſik, Erfriſchungen u. ſ. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz ſonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöſcht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrſcheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier ſo wunderlich ſeyn, von ihren Frauen eine ſtrenge Treue zu erwarten, ſo würden ſie ſich wahrſcheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen iſt zu warm, als daß ſie der Gelegenheit widerſtehen ſollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen ſind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen ſo liebenswürdig ſind. Sie heirathen ſehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben ſich den brennenden Sonnenſtrahlen auszuſetzen, ſind ſchön genug. Ihre Manieren ſind nicht äußerſt fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzoſen verderbt, wodurch die Italiäner von Stande ſo lächerlich werden, und wovon unſere eigenen Landsleute nicht völlig frei ſind.

Während des Maimonats haben ſie eine Meſſe auf der Piazza del Demo, die einen ſonderbaren Anblick gewährt. Der Platz iſt erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielſachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet ſich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt verſammelt ſich hier, und es herrſcht die vollkommenſte Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzeſſinnen und Galanteriehändler ſtehen auf gleichem Fuß und miſchen ſich ohne Unterſchied im Gedränge. Man kann ſich wohl vorſtellen, daß eine ſo treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen bei einem ſo lebhaften Volk, wie die Sicilianer ſind, nicht werde verſäumt werden.

Wie auch die Welt ſich ſtellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Dagegen man auch nicht gerne hört,
Wenn der Tag den Tag zerſtört.

Ich bin euch ſammtlichen zur Laſt,
Einigen auch ſogar verhaßt;
Das hat aber gar nichts zu ſagen:
Denn mir behagt's in alten Tagen,
So wie es mir in jungen behagte,
Daß ich nach Alt und Jung nicht fragte.

Mit ſich ſelbſt zu Rathe gehn,
Immer wird's am beſten ſtehn:
Gern im Verein, gern zu Haus,
Lauſche da und dort hinaus
Und controlire dich für und für,
Da horchen Alt und Jung nach dir.

Die Xenien ſie wandeln zahm,
Der Dichter hält ſich nicht für lahm;
Belieben euch aber geſchärftere Sachen,
So wartet, bis die wilden erwachen.

Sibylliniſch mit meinem Geſicht
Soll ich im Alter prahlen!
Jemehr es ihm an Fülle gebricht,
Deſto öfter wollen ſie's malen!

Bemerkenswerthe Gegenstände giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pellegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung etrurischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen seyn, sind von den Vätern vor ihrer Aufhebung hinweggeschafft worden.

Des Vicekönigs Palast ist ein altes unregelmäßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Capelle scheint unter den griechischen Kaisern erbaut; denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sicilien, seit Roger I, vom Normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syracus hierher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachläßigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andere. Fazello sagt, Georg Maniaces, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seyen von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Monreale.

Den 5. Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr 30 Meilen entfernt ist. Bis Monreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuern Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten, und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Monreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser zu seyn; denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen in einem halbgothischen Styl vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelms I, Königs von Sicilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Theil dessen, den sie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er sey sämmtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie gefertigt worden, nachdem die Saracenen diesen Theil des römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Egesta.

Den 6. Mai.

Zu Alcamo kehrten wir im Schlosse ein, und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Egesta oder Segesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von

hohen Bergen umgeben iſt. Er hat ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollſtändigem Geſims. Die Bauart iſt die alte doriſche, aber das Gebäude ſcheint nie fertig geworden zu ſeyn: denn die Säulenſchäfte ſind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß ſie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderſtücke in der Nähe, die wahrſcheinlich dazu beſtimmt waren. Die Säulen haben ungefähr ſechs Fuß im Durchmeſſer; da ſie aber nicht vollendet worden, ſo kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Geſims konnte ich nicht meſſen, indem ich mir keine Leiter zu verſchaffen wußte, und keine Bruchſtücke deſſelben an dem Boden lagen. Dieſer Tempel ſtand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengeſetzten Hügel nach Weſten lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchſtücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerſtörtes Theater. Es iſt aus gehauenen Steinen errichtet ohne Mörtel, und wie alle griechiſchen Theater an einem Abhang, ſo daß die hintern Sitze in den Felſen gearbeitet ſind. So gut ich es durch die Büſche und Ruinen, die es bedeckten, meſſen konnte, iſt es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen ſind alle weggeſchafft oder herumgeſtürzt; auch ſieht man keine Ueberbleibſel von dem Podium oder Proſcenium. Die Ausſicht geht nach der See und iſt ſehr ſchön; denn ſie beherrſcht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Egeſta, oder wie ſie die Römer nennen Segeſta, war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

> Interea Aeneas urbem designat aratro,
> Sortiturque domos: hoc Ilium et haec loca Trojae
> Esse jubet.

Aeneas benannte ſie zu Ehren ſeines Wirthes Aceſtes, und die kleinen Waſſer die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segeſtaner ſelbſt nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte ſich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerſtört. Als die Römer Meiſter von Sicilien wurden, ſtellten ſie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinſamen Urſprung, und begünſtigten ſie mit mancherlei Privilegien; doch ſcheint ſie niemals wieder zu beſonderem Glanze gelangt zu ſeyn; denn die

noch übrigen Gebäude schreiben sich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolommeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Selinus.

Den 8. und 9. Mai.

Nachdem wir den Tag in Egesta zugebracht, kamen wir den 6. Mai zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den geraden Weg auf Castel veterano, und von da am selbigen Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung außerhalb der Mauern in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größte war, nach Herodot, dem Zeus Agoraios gewidmet, und nach Pausanias dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte 8 Säulen in der Fronte, 17 in der Tiefe, jede 10 Fuß Diameter an der Base und 6 am Capitäl, und ungefähr 50 Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als 8 Stücken und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist 12 Fuß 10 Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen 4 Fuß lang, und jedes andere Maß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durcheinander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu seyn, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des

Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs 20½ Fuß lang, 7 Fuß hoch und 5 breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur 6 Säulen in der Fronte hat und 14 in der Tiefe, welche nicht über 5 Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer und die Capitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, 6 Säulen in der Fronte und 14 in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr 7 Fuß 6 Zoll an der Base und ungefähr 5 Fuß 6 Zoll am Capitäl; die Höhe etwa 4 Diameter. In allen drei Tempeln hat jede Säule 20 Cannelirungen nach Art aller alten dorischen Tempel. Einige hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Kai's sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die Reste von drei andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat 6 Säulen in der Fronte und 15 in der Tiefe, und nur 16 Cannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenser gebaut, ungefähr 640 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sicilien. Doch da sie in Krieg mit den Egestanern verfiel, riefen die letztern sich die Carthager zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals sendeten. Die durch Wohlleben und Prachtluft entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Afrika zu halten; aber in der Vertheidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sklaven verkauft. Die Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sicilien, wurden niedergestürzt, und als die

Syracusaner Gesandte abschickten um zu bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwortete Hannibal, die Götter, wie er gewiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den ägyptischen Pyramiden, am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewaltsamkeit nicht ganz zerstören: noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Carthago schon längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Start wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daseyn, ungefähr 150 Jahre, bis die Carthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sey zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden seyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie über einander liegen, vermuthet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen seyn; und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach Einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untere Stück einer jeden Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch seyn mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar,

obgleich flach. Wahrscheinlich iſt ſie ſeit den griechiſchen Zeiten ſehr verändert, indem die Waſſer eine verſteinernde Eigenſchaft haben. Virgil ſagt: **Palmosa Selinus**; gegenwärtig ſieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend iſt **terra delle Pulci**, und wir fanden, daß ſie ihn nicht mit Unrecht trägt; denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war ſo voll von ſolchen Thieren, daß ſie uns faſt auffraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu meſſen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehemals **Thermae Selinuntiae**.

Sciacca.

Den 10. Mai.

Die heißen und mineraliſchen Bäder ſind noch ſehr im Gebrauch; doch was dieſen Ort von allen Theilen Siciliens her ſehr beſucht macht, iſt ein Sudatorium oder Stufa auf dem Gipfel eines Berges nahe bei der Stadt. Dieß iſt eine natürliche Höhle in dem Felſen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftſtrom dringt, welcher ſehr heilſam in gichtiſchen und rheumatiſchen Fällen gefunden worden. Der Kranke ſitzt ungefähr eine halbe Stunde darin und geht dann zu Bette, und wiederholt dieſes jeden Tag bis er geneſen iſt. Die Höhle iſt durch Kunſt ſehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze verſehen. Sonſt hielt man ſie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern ſchreiben ſolche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß ſie offenbar ſchon manche Jahrhunderte da geweſen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Den 11. bis 16. Mai.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciscaner ſehr freundlich annahmen. Dieſe Stadt liegt ſehr hoch auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg von Agrigent ſtand. Er beherrſcht eine ſchöne Ausſicht nach Nordweſten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und andern Gewächſen bepflanzt und mit Ruinen geſchmückt iſt, welche hier in größerer Menge und beſſer

erhalten als irgent andere in ganz Sicilien gefunden werden. Es sint Ueberbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am Boden und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Selinus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgenti sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feinern Theile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Junotempels ist so malerisch als man sie wünschen kann. Er liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen; denn das Material ist so gering, daß niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verschieden. Ein Theil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt und alle Säulen mit dem größten Theil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angefressen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle wo sie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe 5 Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte 8 Halbsäulen in der Fronte und siebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß

2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken; denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkſtücken, wie die von der Vorderſeite St. Peters zu Rom, zuſammen geſetzt waren, ſind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwei erſten betrifft, ſo ſcheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er ſich gerade um 100 Fuß geirrt, wie ſich deutlich aus den Fundamenten erſehen läßt. In dem Giebel der öſtlichen Anſicht war die Schlacht der Giganten, in dem weſtlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichſten Sculptur, wie ſie eine der reichſten und prächtigſten griechiſchen Städte zu einer Zeit hervor bringen konnte, als die Künſte auf dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit ſtanden. Dieſer Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geiſt war immer auf das Erhabene gerichtet; aber ſie beſaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Pläne durchzuführen. Außerdem waren ſie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu ſolchen Unternehmungen durch wechſelſeitige Eiferſucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären ſie geweſen, hätten ſie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten ſie nicht in Kriege ſich eingelaſſen, welche den Ueberwundenen nöthigten fremde Völker um Beiſtand anzurufen, die denn in kurzer Zeit ſowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtſchaft verſetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels ſtand noch bis in das Jahr 1191; da er denn auf einmal, ohne ſichtbare Urſache, zuſammenſtürzte.

Von dem Tempel des Vulcan ſind noch zwei verſtümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man ſieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich geweſen. So ſtehen auch noch zwei Halbſäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeſculap außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apoll, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln iſt kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beſchriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man ſie gegenwärtig bezeichnet; denn ächt und gewiß ſind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Aeſculap, die übrigen werden nur nach ſehr zweifelhaften Gewährsmännern alſo genannt.

Zwiſchen der alten Stadt und dem Fluß Hypſa iſt ein kleines,

pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle und hat eine jenische cannelirte Säule an jeder Ecke, aber das Gesims ist dorisch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sicilien aufgeführt worden, so bin ich von der letzten Meinung; denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus römischen Zeiten, besonders ein reiches korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun, ausgehöhlt, zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt seyn; an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche fürs Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu seyn, indem sie in den festen Felsen gehauen sind und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurch gehen kann. Uebrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele viereckige Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einst, nach Syracus, die größte Stadt in Sicilien, und man giebt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte der freien Menschen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohlleben, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit; deßwegen Empedokles von ihnen sagte, sie äßen und tränken als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten als ob sie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang; denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt

„Iſt's in der Nah? kam's aus der Ferne?
Was beugt dich Heute ſo ſchwer?"
Ich ſpaßte wohl am Abend gerne,
Wenn nur der Tag nicht ſo ernſthaft wär'.

Spricht man mit jedermann,
Da hört man keinen;
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen;
Was wäre Rath ſodann,
Sie zu verſtehen?
Kennſt du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehen.

Gott hat die Gradheit ſelbſt ans Herz genommen,
Auf gradem Weg iſt niemand umgekommen.

Wirſt du die frommen Wahrheits-Wege gehen,
Dich ſelbſt und andere trügſt du nie.
Die Frömmelei läßt Falſches auch beſtehen,
Derwegen haſſ' ich ſie.

Du ſehnſt dich weit hinaus zu wandern,
Bereiteſt dich zu raſchem Flug;
Dir ſelbſt ſey treu und treu den andern,
Dann iſt die Enge weit genug.

Halte dich im Stillen rein,
Und laß es um dich wettern;
Jemehr du fühlſt ein Menſch zu ſeyn,
Deſto ähnlicher biſt du den Göttern.

---

nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten punischen Kriege ward sie von den Römern genommen und hart behandelt, weil sie die Carthager begünstigt hatte. Nach der Zerstörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre alten Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Carthager und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit; denn sobald Carthago zerstört war und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Consuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga pauca boum, grex parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus.

Dieß sind die Worte eines Dichters (Juven. VIII. 104), auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sey es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr bis zur Zeit der Königin Constantia, da denn die neue Stadt Girgenti aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr 12,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 20,000 Pfd. Sterling, welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist; denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute sicilianische und punische Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor,

welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgenti verursacht. Einige behaupten, es sey das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verursacht, worin sie mit eben so nichtigen als geistreichen Gründen vertheidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur ist ganz in demselben Styl, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten, und dieß auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Consuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgenti sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, in sofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht seyn mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem als daß sie ihm wahrhaft beistänben. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben uns zu unterhalten, noch Kenntnisse uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl, als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgenti ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles sicilianische Oel ist wegen Mangel an gehöriger Bereitung

höchſt ſchlecht. Auch werden daſelbſt vortreffliche Pferde gezogen; deßwegen es auch ſonſt berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia, magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17. Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterwegs konnten wir keine Ueberbleibſel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon ſichtbar geweſen. Die Geloiſchen Felder, welche ſich den ganzen Weg zwiſchen Alicata und Terra nuova erſtrecken, ſind ſehr fruchtbar, aber wie dieſe ganze Küſte ſehr ſchlecht angebaut. Der See, welcher ſonſt Camarina ungeſund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerſt fruchtbar iſt. Er ward ſonſt Palus Camarina genannt, und als die Stadt einſtmals an einer grauſamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apoll, ob ſie den See ablaſſen ſollten? Aber ſie erhielten zur Antwort, ſie ſollten Camarina nicht rühren. Da ſie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten ſie den See aus, wodurch ſich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht ſich die Stelle Virgils (Aen. III. 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul.

Wir fanden den Hipparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan ſie in ſeinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18. Mai.

Bei Biscari wurden wir eine ſehr angenehme Veränderung der Gegent gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt,

die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehen von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sey. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick als wir seine Gränze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Oekonomie haben mehr beigetragen, Sicilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europens Künste und Manufacturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer, ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich schwach und unfähig waren einander beizustehen. Die ungeheuern Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen Theil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern, und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieses kommt natürlich wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles; denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Ueberfluß verschaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufacturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syracus.

Den 20. bis 22. Mai.

Nun gelangten wir zu der ſonſt ſo berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Inſel Ortygia beſchränkt iſt, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinſte ihrer vier Abtheilungen war; und ſelbſt hier iſt ein großer Theil des Bodens zu Feſtungswerken verwendet, welche ſtark und weitläufig ſind, ja wenn man betrachtet, daß ſie dem Könige von Neapel gehören, ſehr wohl erhalten. Wir gingen ſogleich die Quelle Arethuſa zu beſuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgils (Eclog. X. 4):

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam,

iſt nicht erhört worden; denn ſeit dem Erdbeben von 1693 iſt ſie verſumpft und dient nur zu einem Waſchtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen beſucht, einigermaßen unterſchieden von denen, welche Theokrit und Virgil beſchreiben; es war nichts als eine Geſellſchaft der ſchmutzigſten alten Waſchweiber, die ich jemals geſehen.

Die Kathedralkirche iſt ein alter doriſcher Tempel. Man hält ſie, ohne genugſame Gewährſchaft, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht ſo gerühmt worden. Er iſt noch leidlich erhalten, aber ſo bedeckt und entſtellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren iſt. Vom Theater und Amphitheater iſt nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felſen gehauene Sitze. Auf einem derſelben im Theater ſteht eine Inſchrift, welche ſich auf eine Königin Philiſtis beziehen ſoll, von welcher jedoch die Geſchichte nichts meldet. Zu Beſtätigung dieſer Meinung bringen ſie auch einige Münzen zum Vorſchein. Andere aber behaupten, die Buchſtaben jener Inſchrift ſeyen von zu neuer Geſtalt, als daß ſie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geſchichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieſer Art giebt auch dieſer Umſtand eine unſchuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forſchluſtigen, an welchen Sicilien ſehr fruchtbar iſt.

Nicht weit von dem Theater ſind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängniſſe waren. Es ſind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgeſunken und an einigen Stellen zu

unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun, mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt, den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Alaunsiederei, wodurch ihre natürliche Düsterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Punkte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr 70 Yards, in der Gestalt eines lateinischen S, und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sey, um die Geheimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung; denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt; denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philoxenus, des Poeten, genannt worden, der sein Gedicht von den Cyklopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war; und ich bin sogar geneigt die vorerwähnte Höhle für die des Philoxenus zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Acradina sind näher an der See und dienen nunmehr als Gärten eines Capuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et

multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias nec fieri nec cogitari potest. Und ſo ſind dieſe ſchrecklichen Wohnungen der Rache, einſt der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmſten Luſtorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin ſo mancher Elende ſein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantiſche Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verſtümmelte Säulen, welche für Ueberreſte des Tempels, der dem olympiſchen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienſer, nachdem ſie von Syracus abgeſchlagen worden, ſich zurückzogen. Die Säulen haben ſechzehn Cannelirungen und ſind die erſten der alten doriſchen Ordnung, die ich mit Baſen geſehen habe. Vor kurzem fanden ſich noch dieſe Ueberreſte viel bedeutender, aber bald wird ſogar ihre Spur verſchwunden ſeyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Dieſe Säulen, nebſt einigen unterirdiſchen Waſſerleitungen und Grabhöhlen, ſind alles was von der ſo mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einſt ſo außerordentlich ſchön war, daß ſelbſt Marcellus, in dem Laufe ſeiner Siege, ſich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückſelige Herrſchſucht verwünſchen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerſtören. Die reichen Paläſte des Dionyſius und Hiero, mit allen edeln Werken der Bildhauer- und Malerkunſt, welche ſie zierten, ſind zerſtört und nicht eine Spur derſelben zurückgeblieben. Selbſt die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erſtaunen ſetzte, ſind ſo völlig verſchwunden, daß man auch den Grund derſelben nicht einmal mehr entdecken kann. Lieſt man die Erzählung von allen dieſen weit ausgedehnten Werken, ſo verwundert man ſich, wie ſie faſt ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannichfaltige Ungemach, welches dieſe Stadt erduldet, wie oft ſie geplündert, verwüſtet und verbrannt worden, ſo muß man ſich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das mindeſte davon übrig iſt. Die Einwohner waren ſo berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Feſtigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feſte des Dionyſius und Hiero überſteigen allen Glauben; aber aller dieſer Reichthum und

Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus ist nicht so weit als ich erwartete, in Betrachtung daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syracuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen seyn, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als 2 Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als 3 Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen, und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen seyn.

Catania.

Den 23. bis 26. Mai.

Wir reisten den 23. Mai von Syracus ab, ließen Agosta und Lentini liegen; denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber

ich vermuthe, es ſey ein Grabmal geweſen. Die Gegend der Leontiner, ſonſt wegen ihrer Fruchtbarkeit ſo berühmt, iſt gegenwärtig durchaus während des Sommers unbewohnbar; denn die Luft iſt ſehr ſchlecht. An verſchiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von ſelbſt an unbebauten Stellen wächſt. Er iſt kleiner als der gemeine Weizen und ſchwerer aus der Hülſe zu bringen; aber ſeine nährenden Eigenſchaften ſind genau dieſelben. Wahrſcheinlich iſt daher die Fabel von der Ceres entſtanden, welche zuerſt den Anbau des Weizens in dieſem Lande ſoll gelehrt haben. Die Ebene von Catania iſt ſehr reich, aber unbewohnt wegen der böſen Luft. Wir ſetzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche dieſe Ebene in zwei Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alſobald die ſchrecklichſten Verwüſtungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben ſo friſch ausſieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieſer geſchah 12 Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavaſtrom floß herunter, unvermeidliche Verwüſtung, wo er nur hinreichte, mit ſich bringend. Anſtatt einige Anſtalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneſer den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hiervon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerſtört, der Hafen verſchüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeugte ſich, dieſes Unglück habe ſich wegen ſeines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld ſeiner himmliſchen Beſchützer, zugetragen.

Bald nach unſerer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erſtemal das Vergnügen einen edlen Vaſallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, deſſen Bekanntſchaft immer höchſt ſchätzbar ſeyn würde, in welchen Stand ihn auch das Glück geſetzt haben möchte. Das Anſehen ſeines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit ſeiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der ſie von ihm ſprachen, und der allgemeine Geiſt der Thätigkeit, der im Ganzen herrſchte, gab mir den günſtigſten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung ſeines Hauſes beobachtete und den Geiſt und die Großheit kennen lernte, die er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde ſeines

Bayerische Staatsbibliothek

Landes die Rede iſt. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geſchicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hierzu kommt ferner die von Natur eiferſüchtige Geſinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung ſich geſellt, welches alles den Gedanken an Verbeſſerung nicht aufkommen läßt. Wer nur aber Kraft und Geiſt hat dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und ſtößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, welches ſehr reich iſt und für die Studirenden immer offen ſteht. In dem erſten Zimmer befinden ſich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büſten und der Torſo eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu ſeyn ſcheint, der ſich in dem Muſeo Pio-Clementino zu Rom befindet. Dieſer koſtbare Ueberreſt iſt vollkommen erhalten und von der vortrefflichſten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majeſtät, welche die Griechen beſonders zu erreichen wußten, wenn ſie den Vater der Götter und Menſchen vorſtellten, omnia supercilio moventem. Es ſind noch andere ſchöne Werke der Sculptur in dem Muſeum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene geſehen hat, ſo kann ſich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringeren wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, etruriſchen Vaſen, natürlichen Merkwürdigkeiten, beſonders aber von Münzen. Die ſicilianiſchen ſind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums ſind: denn der Geſchmack und die Ausführung daran iſt ſo vortrefflich, daß ſie, ſchon als Werke der Sculptur betrachtet, höchſt anziehend ſind.

Des Prinzen Palaſt iſt ein großes unregelmäßiges Gebäude, der ältere Theil deſſelben in barbariſch ſicilianiſchem Geſchmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürſt ſelbſt gebaut hat, iſt einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt iſt faſt ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit, aber die Häuſer in einem ſchlechten Geſchmack und der größte Theil derſelben unvollendet. Die Kirchen ſind alle im Styl der neuen Baukunſt, indem

Was hatte man vom Zeitungstraum,
Der leidigen Ephemere,
Wenn es uns nicht im ſtillen Raum
Noch ganz behaglich wäre!

Das Schlimmſte, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Geſtern Heute ſah
Dem geht das Heute nicht allzunah,
Und wer im Heute ſieht das Morgen,
Der wird ſich rühren, wird nicht ſorgen.

Liegt dir Geſtern klar und offen,
Wirkſt du Heute kräftig frei;
Kannſt auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich ſey.

Jedem redlichen Bemühn
Sey Beharrlichkeit verliehn.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Iſt auch recht in jeder Strecke.

Wer mit dem Leben ſpielt,
Kommt nie zurecht;
Wer ſich nicht ſelbſt befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt raſch dich beſinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!

ſie ſeit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerſtört war. Mehrere derſelben, beſonders die Hauptkirche, ſind ſehr reich verziert und mit bunten Steinarten geſchmückt, welche man in die ſeltſamſten Figuren gebracht hat. Es läßt ſich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden ſollte. Das Benedictinerkloſter iſt ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Koſten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es iſt nicht geendigt, und wird es wahrſcheinlich niemals werden; denn dieſe Stadt kann ſich wegen der Nähe des Aetna keine lange Dauer verſprechen. Die Kirche iſt edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz beſonders iſt, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man ſcheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet iſt, dem Palaſt des Prinzen Pallagenia nicht viel nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloſter findet ſich eine ſchöne Sammlung etruriſcher Gefäße, beinahe alle ſo gut als die welche Prinz Biscari beſitzt, und in Sicilien gefunden — ein Beweis, daß dieſe Waare nicht allein von den Etruriern verfertigt worden. Uebrigens iſt in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer ſtecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforſchungen angeſtellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet ſind, läßt ſich ſchließen, daß das Theater ſehr prächtig geweſen. Eine Baſe, nebſt dem Piedeſtal von einer derſelben, ſteht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie ſind von weißem Marmor, ſehr überladen mit Zierrathen, und ſcheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Beſonderes, denn es ſind bloß Maſſen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektoniſche Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterſcheiden können.

Die Einwohner von Catania ſind, gleich den übrigen Sicilianern, ſehr geneigt ihre Alterthümer den Griechen zuzuſchreiben, aber ohne Grund; denn die griechiſche Stadt war ganz und gar durch Sextus Pompejus zerſtört, bald nachher zwar wieder hergeſtellt, aber aufs neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüſtet. Durch den Beiſtand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann ſich nicht genug verwundern, daß

nach solchen wiederholten Zerstörungen die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agatha lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deßwegen wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern sicilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Theile des Mittelmeeres geworden; aber, wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

Aetna.

Den 27. und 28. Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen,

bis zum Dorfe Nicolosi, ſteigt man allmählig durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch dieſe ſind von dem letzten Lavaſtrom durchbrochen und vielfach zerſtört. Die Sicilianer nennen ſolche Plätze mit einem verdorbenen ſpaniſchen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher iſt noch mit trockener ſchwarzer, damals ausgeworfener Aſche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, ſind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch geſtern geſchehen wäre, und werden wahrſcheinlich noch lange ſo bleiben, bis der Witterungswechſel die verbrannte Materie genugſam gemildert hat, um ſie der Vegetation fähig zu machen. Ich ſtieg auf den Gipfel dieſer Erhöhungen, und ſah um mich her eine unendliche Anzahl derſelben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachſen, noch andere durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuern Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloſter von Nicolosi und verfolgten unſere Reiſe, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blaſio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbeſuchenden dient. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Stieg iſt den ganzen Weg über ſteil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen ſchrecklichen Anblick muß verurſacht haben, als ſie 4 Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klima's ſehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernte, zu Nicolosi befand ſich alles in der Maienblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erſte Laub, und die Luft war ſehr kalt und ſchneidend. Wir machten Feuer an in dieſer kleinen Höhle, raſteten bis Mitternacht, und ſtiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Aſche und Lavaſtücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg ſo ſteil, daß wir uns genöthigt fanden unſere Maulthiere zu verlaſſen, und den übrigen Weg zu Fuße zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar, und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenſtände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrſcht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöſe des Berges, welches laut und feierlich klang,

als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem rothen düstern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildet die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anstrengung durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen und kann deßwegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sicilien, Malta, Calabrien und die Liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem, wie auf einer Karte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben, und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu seyn.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt; die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählig deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten; dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus mit einem guten Telescop die Küste von Afrika und Epirus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dolland'schen Taschentubus die Küste von Apulien zu sehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche

doch nichts sind gegen die Zahl derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreise hat und, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, 5000 Yards senkrechte Höhe, ist durchaus von Lava aufgeführt. Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lavaschichten besteht, die über einander nach langen Zeiträumen geflossen sind; denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dicke, von 6 Zoll bis 10 Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist und am leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann; daher sich denken läßt, was für zahllose Zeitalter nöthig gewesen, um diese ungeheuern Naturwirkungen hervor zu bringen. Aber was müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt, und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit; denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sey anfangs konischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig ist, so muß alles was über dieser Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Untersatz eines kleinern Berges erscheint, muß ehedem in Einem Aufstieg bis zum Gipfel fortgegangen seyn, so daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der gewaltsamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen und wie öfters die hohl überhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten,

daß sie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines stürmischen Feuers, welche unten rasten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun in so weit unserer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends von Müdigkeit ganz erschöpft anlangten.

Aci Reale.

Den 1. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Kastanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde sollte beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gekappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sicilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebautesten Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blüht in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert, und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehemals höher gewesen; denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Asines. Es ist ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalus, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschichte war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulcanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naxus, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer, schlecht gebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Ueberrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter und von anderer Bauart als das zu Egesta. Der äußere Corridor ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Egesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art, vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tauromenische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verstümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köstlichen Bausteinen umher, mit Capitälen und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen korinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Aetna

und die ganze Küste von Sicilien, ſogar bis Syracus hin, beherrſcht. Da dieſe Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für ſich allein ſtehen, ſo haben ſie ein ehrwürdiges Anſehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche ſie erlitten haben, noch erhöht wird: denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, iſt es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechſen geworden.

Außer dem Theater finden ſich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie ſoll geweſen ſeyn, wie auch Waſſerbehälter, aber keins von dieſen beſonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine Malteſiſche Sperenara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Meſſina.

Meſſina.

Den 4. Juni.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, iſt die Anſicht ſehr ſchön und romantiſch; denn die Küſten ſind hoch und felſig, geziert mit Städten und Dörfern, die ſich ſtufenweiſe an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen iſt noch auffallender. Ein ſchöner See eröffnet ſich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuſer bekränzt, welche, obgleich von ſchlechter Bauart, dennoch einen ſehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter ſteigen nun die heräiſchen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wo zwiſchen Kirchen, Villen und Klöſter zerſtreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht ſich eine ſchmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel geſtaltet, daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier ſteht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Feſtung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, ſondern ſie zu beherrſchen erbaut zu ſeyn ſcheint. Kommt man aber der Stadt näher, ſo verliert dieſe liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenſtand zeigt ein melancholiſches und niedergeſchlagenes Anſehen. Mehrere Häuſer ſind unbewohnt, gar manche fallen ſchon zuſammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kai, der prächtigſte und ausgedehnteſte in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen

Fiſchern zum Aufenthalt. Alles ſcheint das traurige Geſchick anzudeuten, welches dieſe unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchſten Zuſtand des Reichthums und der Glückſeligkeit zu der niedrigſten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir, ausgeſtiegen, nunmehr die Stadt betraten, verdüſterte ſich immer die Anſicht. Die Einwohner ſind arm und zerlumpt, und die Häuſer, die ſonſt der Aufenthalt der Großen und Reichen geweſen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europens iſt vielleicht keine glücklicher gelegen als Meſſina. Die Luft iſt mild und geſund, und die Gegend umher ſchön und fruchtbar. Der Hafen iſt weit und bequem im Centrum des Mittelmeeres, und ſowohl für den öſtlichen als weſtlichen Handel günſtig gelegen. Dieſe natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verſchiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den normänniſchen, deutſchen und arragoniſchen Königen verliehen worden. Da ſie die erſte war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Inſel von den Saracenen eroberte, ſo ſcheint ſie ein beſonderes Recht auf Gunſt und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweiſe erhoben ſie ſo manche glückliche Umſtände zu Reichthum und Größe. Meſſina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für dieſe Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, ſo wurde den Einwohnern das ſpaniſche Joch zur Laſt, und im Jahre 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten ſie ſich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten ſie ſich eine Zeit lang und begaben ſich zuletzt unter den Schutz Ludwig XIV, der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, ſie nach treu und wirkſam geleiſteten Dienſten ſchimpflich im Jahre 1678 verließ. Seit der Zeit iſt es der Zweck der ſpaniſchen Staatskunſt geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu laſſen. Der Hafen iſt beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel ſtreng beſchränkt und jede Nothwendigkeit des Lebens ſchwer beſchatzt. Dieſen traurigen Zuſtand noch aufs äußerſte zu bringen, raffte die Peſt im Jahre 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl ſich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Beſichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts beſonders Merkwürdiges. Die Gebäude ſind alle in dem modernen ſicilianiſchen Styl, und, die Kirchen ausgenommen, droht faſt alles den Einſturz. Die Kathedrale iſt ein ſehr mäßiges Gebäude und

hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein Manuscript befindet, die Geschichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin so viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu seyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gesinnungen von oben herein nicht billigen kann.

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen seyn, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neueren, sehr verächtliche Seeleute. Doch ist die Beschreibung desselben in der Aeneis (III. 420.) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem stürmischsten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch sieht man keinen Grund zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

(Beschluß des Tagebuchs.)

Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute ſich anders beſinnen.
Muth verloren — alles verloren!
Da wär' es beſſer nicht geboren.

Willſt du dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren,
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, ſollſt du fragen,
Was jeder Tag will, wird er ſagen;
Mußt dich an eignem Thun ergötzen,
Was andre thun, das wirſt du ſchätzen;
Beſonders keinen Menſchen haſſen,
Und das Uebrige Gott überlaſſen.

Oberitalien und die Schweiz.

Im Jahre 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Come, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes nach Lausanne und Genf, wo Hackert seinen Bruder Carl nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beider, der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Hackert ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Oelgemälde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastixfirniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannichfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Altobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana eine ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier

kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch verhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardei, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland öfter auf sechs bis sieben Jahre Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze eines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beim Rath Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete sie und den Prinzen Friedrich von Würtemberg, nachmaligen König, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Bajä und Caserta, bei ihm zu machen geruhten; so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge

zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Dießmal aber mußte er es beiden, und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Viceadmiral Czernitscheff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackert'schen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen." Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke; denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta, nebst der Campagna Felice, von San Leucio her genommen, abgebildet werden.

Hackert kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Hackert zeichnete. Da nun die Studien in San Leucio sechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sey ihn zu

besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Hackert schon vieles für Katharina II gemalt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an Hackert das Verlangen des Königs; und da der Hof im Mai nach Castel a mare ging, leitete man die Sache so ein, daß Hackert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Hackert gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr seyn mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Hackert seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrento und Castel a mare.

Der König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guiseana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs, und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Conteur, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweitenmal mit vieler Zufriedenheit und sagte, so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber sechs Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchenjagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer

Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Hackert erwiederte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest in Boschette Abends mit Illumination und anderem Erfreulichen gab, so ließ er Hackert einladen auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche eine Aussicht von seinem Jagdhause zu San Leocio zu haben, und fügte hinzu, er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sey; allein da dieser Ort ihm stets gefallen, und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb seyn davon ein gutes Bild zu sehen. Hackert machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten — denn die Ernte ist hier später als in Caserta, wegen der höhern Lage — und während er zeichnete, kam der König und sah zu; da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit, ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. Hackert antwortete, daß es sehr schicklich sey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinete des Königs.

Während nun Hackert zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter anderem sagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäbe ich, nur den zehnten Theil von dem zu wissen, was Ihr wißt! Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt, wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! sie sind jetzt im Paradies."

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten Gouachen waren sehr malerisch: Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a mare zu verfertigen mit seinen Galeeren. Er mußte deßhalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen; denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seeleute verfertigt seyn. Zu Anfang Septembers sendete Hackert die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Casino von Posilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm und hernach im Schreibcabinete zu Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Octobers nach Caserta und brachte dem König das große Oelgemälde von Castel a mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte, und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von 14 Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforcejagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph II. kam nach Neapel, und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte Hackert, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit. Der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal in al Fusaro, welche die vier Jahreszeiten abbilden sollten, neapelitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch ausfällt. Der

König lud Joseph II. nach al Fusare ein; Hackert mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Hackert sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geschickt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken." Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

Hackert blieb in Neapel bis Anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte, so mußte Hackert versprechen den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahreszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Hackert und sah malen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahreszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen; der Frühling zu San Leocio, gegen Pie di monte Alifa zu, mit dem Voltarno; der Sommer zu Santa Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazareni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie finden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Hackert bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Palliesser. Zu diesem Bilde gehörten viel Studien, sowohl der Personen als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Porträt auf diesem Bilde haben und saß dem Künstler ein

und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele Cavaliere saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit, denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumewsky wurde zurückberufen, und der König gab Hackert ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß Hackert zuletzt deutlich erklärte, wenn ihm Seine Majestät nicht 100 neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um sechs Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ Hackert kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst sechs Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um zwölf Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffre, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer versprechen, im October wieder in Caserta zu seyn.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Hackert, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagiren wolle, und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, stellte Hackert die Conditionen für sich und seinen Bruder, und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorstellen sollte. Dieß geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Condition approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsecretarie, wo die Pensien sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom und machten Anstalt nach Neapel zu ziehen, welches im Juli geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da Hackert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide; auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Cavalier aber sagte einst zum König, ob Seine Majestät wohl wüßten, daß Hackert nicht zur römisch-katholischen Kirche gehöre? Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl; wißt aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient. Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen wie er."

Familiarität des Königs.

Einst wollte Hackert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta; und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten; der König kannte ihn sogleich, grüßte ihn sehr freundlich, nach seiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditelle und speiste gewöhnlich um ein Uhr. Hackert eilte nach, und

sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen als sich sogleich dem König zu präsentiren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder! Ich bin der erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, Hackert sollte sich völlig ankleiden und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht Ihr morgen?“ Hackert sagte: Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen frühe,“ sagte der König, „komme ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen seyn; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. Hackert, der die Gnade hatte von ihm eines Tages eingeladen zu werden und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der frischen Luft zu seyn, was ihn gesund erhielt. Hackert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts commandirte seine Corvette der Capitän, des Tages der König so gut als der beste Seeofficier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von Alters her durch einen Canal Zusammenhang mit der See hat und deßwegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren, welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte.

Zahme Xenien.

V.

Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze was dir widerfahren.
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß,
Wenn man es recht zu ſondern weiß.

Gott grüß' euch, Brüder,
Sämmtliche Oner und Aner!
Ich bin Weltbewohner,
Bin Weimaraner,
Ich habe dieſem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa beſſer weiß,
Der mag's wo anders holen.

„Wohin willſt du dich wenden?"
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat.

Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R ist, als von Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunst ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt seyn, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Hackert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar als ihm der König aufgegeben hatte verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannthiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um zwölf Uhr; also wollte Hackert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert um zu sehen was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen mit Schweinefleisch vermischt geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder, denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag als etwas kalte Küche. Während er also die Salsicie

aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, ruft mir den Hackert! er soll kommen so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geschah sogleich. Die Königin befand sich beim König; er sah alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune.“

Hackert sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ew. Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen seyn.“

„Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?“

„Gefrühstückt,“ erwiederte Hackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sey um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studiren.“

„Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Borelli! sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole.“

Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gebe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Hackert erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: „Ihr müßt oder Ihr sollt das thun!“ sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: „Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun;“ oder gar: „Ich bitte Euch das zu thun.“ Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür und macht Wildbret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildbret geschenkt bekommen.

Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildbret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieses geschieht in des Königs Beiseyn. Nun folgt erst die Note der Austheilung. Zuvörderst steht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekommt, welche sie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf diese Weise bekommt jedermann richtig was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermaler, und seine Klasse bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeister der Musik, wie Paisiello, mit welchen diese Klasse aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die besten waren. Oefters schoß der König, wenn die Fasten früh anfingen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein nebst einem Korb voll Becassinen, deren über hundert waren. Da die Jahreszeit schon warm war, so verschenkte er einen großen Theil in Neapel an seine protestantischen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft katholische Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasanenjagd war, wo sechs- bis siebenhundert geschossen wurden, bekam ein jeder von seiner Klasse einen Fasanen: Hackert aber bekam zwei. Der König sagte: „Alles was von Hackerts Bekannten nach Caserta kommt, geht bei ihm zu speisen: er muß zwei haben." Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicher Weise vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König in Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, Pesce Spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem

Archipelagus ins mittelländische Meer, im Mai, hat seinen Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon essen; denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft 7 bis 8 Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so theilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen schönen Fisch sehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: Das ist für uns! hernach ein großes Stück für die Königin, welches sogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spedirt wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischof von Caserta, für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beschenkte und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch, ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt wie das Fleisch mortificirt seyn. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Rost in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genossen. Hackert bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige; im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte, und die das Beste waren, was die See giebt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dieß ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andern Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdauung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, ſagte er zu Hackert: „Morgen früh um zehn Uhr werde ich auf dem Palaſt in Caſerta ſeyn. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreibcabinets treffen!“ Wenn der Hof nicht auf dem Palaſte wohnt, ſo ſtehen keine Wachen vor den Thüren im Palaſte, daß alſo ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verſchloſſen ſind; die Treppen u. ſ. w. bloß ſind mit Schildwachen beſetzt. Der Ritter Hamilton nebſt einer anſehnlichen vornehmen Geſellſchaft hatten Hackert erſucht, ihnen einen Mittag zu eſſen zu geben, weil ſie den engliſchen Garten ſehen wollten. Dieſer hatte den Ritter gebeten ihm wenn ſie kommen wollten, den Tag zu beſtimmen, weil die Hitze ſehr groß in Caſerta des Sommers iſt, und man keine Proviſion von Fleiſch nur einen Tag halten kann; ſonſt würden ſie eine ſehr ſchlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geſchrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam die ganze Geſellſchaft von acht Perſonen in ſeiner Wohnung an und ließen ihm aufs Schloß ſagen, wenn er ihnen in den engliſchen Garten nachkommen wollte, ſo ſollte es ihnen lieb ſeyn; wo nicht, ſo würden ſie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war ſehr beſtürzt und ſchickte zu Hackert auf den Palaſt. Der König ſagte: „Don Filippo, da iſt Joſeph, Euer Kutſcher — der König kannte genau alle ſeine Leute — geht hin, er hat Euch gewiß was zu ſagen.“ Der Kutſcher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurückkam, fragte dieſer: „Was will der Joſeph von Euch haben?“ Hackert mußte dem König alles ſagen. Zugleich ſetzte er hinzu: „Ich habe dem Koch ſagen laſſen, er ſolle machen was er kann und was zu haben iſt! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben! Der König lachte herzlich und ſagte: „Hamilton wird ſehr unzufrieden ſeyn, wenn das Mittageſſen nicht gut iſt. Es ſchadet ihm aber nichts; warum hat er nicht aviſirt?“ Hackert ſagte: „Ew. Majeſtät wiſſen, daß in Caſerta nichts anders als gutes Rindfleiſch iſt, gute Butter von Cardi-telle; das übrige kommt aus Neapel.“ Der König ſagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fiſch ſchicken; denn ich habe heute früh ein Geſchenk von Fiſchen bekommen. Sonſt kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wißt, daß alle Morgen meine Proviſion, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ Der Koch hatte indeſſen doch

etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittageſſen, wovon der Fiſch die Hauptſchüſſel war.

Kochkunſt.

Der König iſt immer gutherzig, giebt gerne und freut ſich, wenn andere es mitgenießen. Einſt auf einer großen Faſanenjagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu ſehen, ſo daß die Faſanen in Reih' und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geſchoſſen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger — während ſie nun gezählt wurden und der Jagdſchreiber ſie aufſchrieb, und wie viel ein jeder geſchoſſen hatte, nahm der König einen alten Faſanhahn auf, unterſuchte ihn und ſagte: „Dieſer iſt recht fett!“ Er ſuchte einen zweiten und ſo den dritten. Darauf ſagte er zu ſeinem Laufer: „Der iſt für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reis gekocht in Caſerta zu Mittag ſpeiſen.“ Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten, mit dem Beding, daß man den Faſan allein ſollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und dieſen mit Brühe und Faſan zuſammen kochen laſſen. Der Reis zieht das Fett des Faſans an ſich und bekommt einen vortrefflichen Geſchmack. Der König machte ein ſolch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. „Ihr müßt ihn aber, ſagte er, morgen friſch kochen laſſen, ſonſt iſt er nicht mehr ſo gut, und ich will wiſſen, wie es Euch geſchmeckt hat?“ In der That war es eine geſunde und delicate Schüſſel, woran man ſich allein völlig ſatt eſſen konnte. Hackert ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn ſpielen zu ſehen, weil er es ſehr gut ſpielte. So wie der König ihn ſah, fragte er gleich: „Wie hat der Faſan geſchmeckt?“ „Außerordentlich gut!“ erwiederte er. Der König ſagte: „Meiner war auch ſehr gut. Seht Ihr, daß ich auch weiß, daß ſimple Speiſen die beſten und geſundeſten ſind.“ Der König hatte ſehr gute franzöſiſche Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzoſen ſo abgelernt, daß ſie eben ſo geſchickt waren wie dieſe. Hackert geſtand oft, daß er nie einen Hof geſehen, wo alles ſo gut und ordentlich bedient war als der neapolitaniſche.

In Caſerta hatte Hackert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreiſen, Jagden, wozu er vom König gebeten war,

hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück was er aus der Conditorei verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Capitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wo man dem König servirt. So wie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre, rare Sachen eben so gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andere, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltenen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert und sagte: „Er verdient es und versteht es." Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut, und sagte: „Bringt es dem Hackert! der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack." Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war: nur wenn er um drei Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brod. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Hackert

war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das übrige sagen," so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter für 12,000 Ducaten in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuitengüter will nichts nachlassen: also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducaten; die will ich geben. Das mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducaten. Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu seyn. Der König frug ihn: „Habt ihr die 6000 Ducaten bei euch?"

Er antwortete: „Ja!"

„Kommt herein!"

In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, das ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde euch ein Billet geben, daß ihr uns die Pacht bezahlt habt." In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist.

Tages wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König steht vor einem Tische und erwiedert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem commandirenden Pascha gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König eines Processes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen.“ Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche: das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen.“ Der König sagte ihm: „Gebt's dem Hund!“ Nachdem er dem König alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von hundert Unzen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre, damit er zu leben hätte; sein Proceß sollte bald geendigt seyn. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salsicia in der Tasche haben für den Bassa.“ So hieß der Hund. „Nein!“ sagte der Priester; „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihre Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.“

Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um eilf Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldiger Weise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um eilf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt deßgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo di Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroficier nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen und noch wäre keins ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die

Gar nichts neues ſagt ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es beſſer, als Ihr!

„Sag' mir doch! von deinen Gegnern
Warum willſt du gar nichts wiſſen?"
Sag' mir doch! ob du dahin trittſt
Wo man in den Weg .....?

Jude.

Sie machen immerfort Chauſſeen,
Bis niemand vor Wegegeld reiſen kann!

Student.

Mit den Wiſſenſchaften wird's auch ſo gehen;
Eine jede quält ihren eignen Mann.

„Was iſt denn die Wiſſenſchaft?"
Sie iſt nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben erſt muß Leben geben.

„Wie iſt denn wohl ein Theaterbau?"
Ich weiß es wirklich ſehr genau:
Man pfercht das Brennlichſte zuſammen,
Da ſteht's denn alſobald in Flammen.

„Wie reizt doch das die Leute ſo ſehr?
Was laufen ſie wieder ins Schauſpiel-Haus?"
Es iſt doch etwas weniges mehr,
Als ſäh' man grade zum Fenſter hinaus.

jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; leset die übrigen!“ und ging zum Billard. Die Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo sie die Eier genommen hätte; die denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern mache. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Den Domenico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Ducaten jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele andere kamen Zeitlebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihre Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Hackert stand bei dem König in sehr großem Credit, weil er offen und freimüthig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut; dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König und er sagte: „Macht, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles approbirt und, wie ihr seht, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir

unangenehm sind. Der einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und seht, wie alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen."

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di San Leucio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war, und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Seht, ich habe hier an die 100,000 Ducaten verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden! Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden: beständig habe ich Recurs von Arbeitern; das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Alſo muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seyd." Damit wurde der Fiscal abgefertigt. Hackert wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwischen kommen, so wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!" Dieß ist wahr: wenn der König allein dirigirt, so geht es gut; denn er kennt seine Leute und wählt einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

Factotum.

Der König war ſo gewohnt Hackert bei ſich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verſchiedene Sachen, wenn ſie die Perſonen, die er um ſich hatte, nicht machen konnten, ſagte er gleich: „Bringt es zum Hackert!“ Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, ſo wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergeſtellt und reparirt werden. Es geſchah gewöhnlich. Oefters ſagte Hackert: „Ew. Majeſtät haben die Gnade und ſchicken mir die Sache in mein Quartier, ſo werden Sie bedient ſeyn.“ Dieß geſchah. Oefters hatte der König die Sache ſchon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm ſehr gefiel. Zum Beiſpiel, der König hatte ſich zwei Argandiſche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen laſſen. Weil ſie an Hackert adreſſirt waren, ſo zeigte dieſer dem Aufſeher darüber, ſie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen ſollte, auf welche Weiſe er ſie täglich putzen müßte u. ſ. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caſerta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caſerta kam, ſo war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König ſelbſt den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beſchmutzte ſich ſo ſehr mit dem ſtinkenden Oele, wie auch ſein Kammerherr, daß er endlich ſagte: „Bringt ſie zum Hackert! der wird gleich wiſſen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß ſie unrein und voller Grünſpan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ ſie mit kochendem Waſſer rein machen, und zeigte dem Manne zum zweitenmal die Methode ſie anzuzünden und rein zu halten. So brannten ſeine Lampen wieder ſo gut wie vorher. Bei der Königin war es deßgleichen: es wurde zu Hackert geſchickt, wenn man dieſes oder jenes fragen oder haben wollte.

Farneſe'ſche Verlaſſenſchaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Intereſſes. Dieſer Herr hatte das Princip alles durchzuſetzen, und ſich nie ein Dementi zu geben; und ſo zog ſich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam

der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahre 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farneseschen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seyen: diese könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und Hackert förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Commission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farneſe, eine Venus und viele andere mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restauriren lassen, in Beiseyn des Raths Reiffenstein und der Angelica Kauffmann geschätzt, damit alles unparteiisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht, sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert, daß Seine Majestät Herr wären so viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Seine Majestät verkaufen wollen, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caracciolì, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rath vorlegte, so antwortete er: „Schickt gleich die 1200 Scudi nach

Rom, daß Albacini bezahlt werde, denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße: und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat." Als Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt von Sicilien, wo der Vicekönig war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können, da sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Benuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliane gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Kataloq noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farnesiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich beim Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

Gemälderestauration.

Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmtesten und besten Gemälderestaurateur nach Neapel hatte kommen lassen, auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta, unter den Augen Seiner Majestät, die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welche unter dem Namen eines Raphael bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Karthäusern zu San Martino in Neapel, welche von einem neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war, und Anlaß gab daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt."

Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu Hackert und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen, und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducaten Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducaten jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig seyn würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapelitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducaten monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

Karthause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Karthäusern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wiederzugeben, so schickte doch der Majordomo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte, und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Hackert zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Karthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Karthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Capelle verlieren sollte. Hackert beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Karthause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas schwer.

Hackert klopfte gelegentlich bei dem Könige an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Karthäuser aufgebracht: Hackert sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf

vom König einen besondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Commission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: „Ich habe zum erstenmal das Gemälde der Karthäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht wahr, es ist schön?“ Hackert erwiederte sogleich: „Um Vergebung, Ew. Majestät! es macht einen schlechten Effect, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Majestät! das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemalt; er hat die Verkürzung des Leichnams Christi in den Punkt der Perspective gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effect machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Capelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Ueberhaupt scheint es unbillig, daß die Karthäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Karthause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben.“ Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig; Ihr habt vollkommen Recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen.“ Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Caraccieli, daß er es im nächsten Rath vorträgt. Die Sache ist gemacht.“ Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Karthäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducaten betrugen. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt wiederzuhaben, verehrte den Custoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinem Platz mit großer Solennität gestellt, als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagsmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignaz Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der Pater Prior nebst drei Procuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien

an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva il Re. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deßhalb durch ihren Advocaten Den Giovanni Riccardi sendiren ließen. Hackert, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht von keinem Menschen, er sey wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr gemeine Sache ist. Der Pater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Karthause und Sie, Pater Prior, besuche, so geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen." Die Karthäuser haben das beste, feinste und wohlgebackenes Brod. Dieses geschah so oft er sie besuchte: denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmente Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht: der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducaten.

Hackert hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Karthäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch; besonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Malerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram nebst andern sieben neapolitanischen Malern zu Hackert nach Caserta, um sich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Ursache des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht die ganze Galerie stechen zu lassen. Deßwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin

kommen, der ſchon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er ſich nie mit den Leuten abgab. Alſo hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, ſo könnte man anderswo die Bilder ſtechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Hackert hielt die acht Maler zurück, beredete ſie, daß Ram allein, den der König kannte, demſelben an der Treppe eben das Memorial geben möchte, mit ihm ſprechen und ſich auf Hackert berufen ſollte, der es Seiner Majeſtät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil ſchon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, ſo wollte Hackert nicht, daß ſie alle gingen. Ram ſprach den König; dieſer hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn ſie nicht billig wäre, ſollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Hackert des Morgens um ſieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen geſprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram und ſtellte Seiner Majeſtät die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und beſtand darauf. Endlich ſagte er zu ihm: Ew. Majeſtät es ſind acht Maler geſtern bei mir geweſen, die daſſelbe Anliegen haben. Sie ſind von mir abgehalten, um Ew. Majeſtät in dieſen Zeiten nicht zu erſchrecken. (Der König ſagte ſogleich: „Ich danke Euch für Eure Vorſicht.“) Es ſind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein ſich von Copien ernähren. Dieſe Menſchen ſind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Majeſtät ſind übel von der Beſchaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erſtlich daß die ganze Galerie geſtochen werde, dazu gehören ſo viele Jahre, und wenn Ew. Majeſtät auch noch zehn Kupferſtecher kommen laſſen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen iſt noch weit zurück mit der ſeinigen. Welcher Particulier kann ſolche Werke unternehmen, wozu ſo viele Tauſende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur ſchwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferſtecher hernehmen? Wenn es jemand einfallen ſollte, einige Bilder von Capo di Monte zu ſtechen, ſo ſind ſchon ſo viele tauſend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat erſt neue machen zu laſſen. Außerdem, ſo ſind viele Gemälde repetirt, finden ſich in Frankreich und

in andern Galerien Italiens. Deßwegen also den armen Copisten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben in der Galerie zu studiren, Ew. Majestät sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publicum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu studiren wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Majestät als Souverain können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht. Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch den Ram fürs erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig seyn; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rath. Geht gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt!" Marchese di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, sagte er, er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sey. Hackert erwiederte: Wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles schriftlich geben. Er fand es nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mit vorkam. Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schändlich betrogen. Hackert hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sey, solche Dinge zu unternehmen, woven ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er selbst eingreife

Converſations-Lexicon heißt's mit Recht,
Weil, wenn die Converſation iſt ſchlecht,
Jedermann
Zur Converſation es nutzen kann.

Wie ſollen wir denn da geſunden?
Haben weder Außen noch Innen geſunden.

Was haben wir denn da geſunden?
Wir wiſſen weder oben noch unten.

Mit dieſem Verſatilen
Scheint nur das Wort zu ſpielen;
Doch wirkt ein Wort ſo mächtig,
Iſt der Gedanke trächtig.

Wenn ſie aus deinem Korbe naſchen,
Behalte noch etwas in der Taſchen.

Sollen dich die Dohlen nicht umſchrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchthurm ſeyn.

Man zieht den Todten ihr ehrenvolles Gewand an
Und denkt nicht, daß man zunächſt auch wohl balſamirt wird;
Ruinen ſieht man als maleriſch intereſſant an
Und fühlt nicht, daß man ſo eben auch ruinirt wird.

Und wo die Freunde faulen,
Das iſt ganz einerlei,
Ob unter Marmor-Saulen
Oder im Raſen frei.

und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten ihn zu betrügen; welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle einrichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen; denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bankpolizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Director der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Hackert ihn öfter sah und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht drauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern

in Neapel. Nachdem er eben bei Philipp alles geſehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu ſehen, was er und ſeine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es ſtand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu ſehen und zu wiſſen, fragte ſogleich, wozu die große Menge Papier dienen ſollte? Die Antwort war ſehr kurz: „Zu unſern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen laſſen.“

„Was!“ ſagte der König; „von des Stefano Merola Papier?“

„Ja, Ew. Majeſtät!“

„Wie iſt es möglich, daß Ihr ſo viel Papier kommen laßt; denn heute früh iſt der Director Carcani bei mir geweſen und hat mich verſichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier ſchlecht iſt.“

Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und ſagte: „Ich ſehe, daß es egal iſt und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und ſagte: „Es iſt rein, weiß und ſchön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg ſagte: „Wenn es nicht gut iſt, ſo muß Merola den Ausſchuß zurücknehmen.“ Der König ward auf das heftigſte aufgebracht über den Director ſeiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren ſich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preiſe und ſeinen Namen eigenhändig geſchrieben hatte. Als der König das ſchlechte und noch einmal ſo theure Papier ſah, ward er noch zorniger und ſagte: „Carcani iſt ein S.....“ Endlich beſänftigte er ſich und ſagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Miniſter Acton war gleichfalls falſch berichtet und ſagte zu Philipp: „Das Papier iſt noch nicht gerathen.“ Dieſer antwortete: „Ew. Excellenz, es iſt gut und wir laſſen darauf drucken.“ Der Miniſter kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, ſah den Betrug ein und bat ſogleich einige Rieß zu ſeinen See- und Landkarten kommen zu laſſen, die in ſeine Secretarie gebracht werden mußte. Alsdann machte er damit den Carcani ſchamroth, und alles wurde nunmehr auf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge immer beſſer wurde.

Fortsetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Chicanen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Hackert ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffener Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Neapolitaner, der auch so Neapolitanisch sprach. Alle drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. Hackert sollte die Sache zu Stande bringen. Er sagte ihm oft: Was denken Sie, das Sie wohl haben möchten? Geld, sagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Constantinerorden machen." Hackert verbat es; denn es schien ihm nicht am Platz zu seyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns gewesen, im adeligen Cadettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf Cadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall. Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagt zu niemand Don, wenn er nicht aus der Klasse solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna

Luiſa u. ſ. w.; ſonſt bedient er ſich des italiäniſchen Ser, welches nicht ſo viel als Signor iſt. So ſpricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derſelbe ſehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei, hingegen alle Künſtler die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeiſter, der Kammerchirurgus, alle Kammeriſtinnen Donna u. ſ. w. Die Kammeriſtinnen, wenn ſie verheirathet ſind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erſte Kupferdrucke.

Als Hackert dem König die erſten zwei Drucke brachte, die Georgs Schüler geſtochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, ſo ſagte der König zu ihm: „Ihr wißt und habt geſehen daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habt, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieſesmal kann ich Euch meine Freude nicht genug beſchreiben über die beiden Kupfer, denn ſie ſind von Neapelitanern geſtochen und auf neapolitaniſch Papier gedruckt. (Er ging ſogleich zur Königin, die auch ſelbſt kam, um ihre außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßt Euern Bruder, Don Giorgio! Wenn ich ihn ſehe, ſo werde ich ihm ſelbſt danken, daß er uns gute Schüler erzieht.“ Ein Blatt war von Del Grado, und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienſt genommen hatte, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemand wohl will und die Idee eines rechtſchaffenen Mannes von ihm hat, ſetzt einen oft in Verlegenheit. In dieſem Fall befand ſich Hackert ſehr oft. Eines Morgens in Caſerta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Miniſtern ſtanden und ſprachen. Da der König Hackert ins erſte Zimmer eintreten ſah, ſo winkte er und ſchrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit geſagt, Ihr werdet mir ſie jetzt auch ſagen.“ Hackert fand

sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Appulien bis Taranto gewesen seyd. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?" Hackert sagte: „Ew. Majestät, da wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken die man gebaut hat sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar seyn. Für den Sommer wäre es unnütz sie so lang zu bauen; hingegen im Winter wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig." Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Laßt immer fortfahren!" Hackert sprach hierauf von anderen Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Hackert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir! wir müssen zusammen sprechen." Da der Wegebau zu seinem Departemente gehörte, so war er sehr dabei interessirt, denn es waren Recurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert und die Wege wären liegen geblieben." Hackert erwiederte: „Das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte." „Nein!" sagte jener, „das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben."

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordome auf den Palast

kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marchese Caraccioli, er möchte in seine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König bereintrat, Hackert sollte zwischen eilf und zwölf Uhr zum König kommen. Venuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dieß begegnete, so wäre ich halb tort." Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig seyn sollte. Wenn man ein reines, unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen; so verliere ich weniger Zeit." Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Secretär sagte ihm, er wäre schon oben zum Könige gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei seyn sollen." Hackert sagte: „Wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit." „Andres, als Inspector, soll auch mit dabei seyn." — Hackert schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache fürs erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. Marchese Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm Hackert freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist, und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekommt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen." Hackert lachte herzlich und sagte: „Das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann." „Nein!" sagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verstehe: wenn Sie es thun, so glaubt es der König." Hackert bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er alles thun, was in seinen Kräften stünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz

gut; dem König gefiel es und Eranti bekam die Penſion, vier Jahre in Rom zu ſtudiren.

Wie Hackert zum König kam, fand er daſelbſt den Ritter Santaſila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Commiſſionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr geht morgen mit Santaſila nach Caſerta. Ihr kennt die Kiſte, worin die Kupfer ſind. Sucht nach Eurem Geſchmack die beſten davon aus und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſagte: „In dem Cabinet, wo Borelli ſchläft, wißt Ihr, iſt ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüſſel finden, worunter auch der zu den Kupferſtichen iſt.“ Indem der König den Schlüſſel hielt, ſo wollte Santaſila den Schlüſſel nehmen, wie es ſich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüſſel zurück und ſagte zu Hackert: „Ich gebe Euch den Schlüſſel; laßt ihn nicht aus Euren Händen! Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, ſo bringt mir den Schlüſſel wieder; wo nicht, ſo händigt mir ihn morgen früh ein.“ Hackert war ſehr verlegen und hat nie die Urſache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüſſel anvertraute. Indeſſen richtete er die Sache ſo ein, daß Santaſila mit dabei ſeyn mußte, wie er den Schlüſſel aus dem Schranke nahm, und eben ſo auch bei dem Kupferausſuchen. Alſo vor den Cuſtoden des Palaſtes in Caſerta hatte dem Anſchein nach Santaſila alle Ehre.

Der König ſetzte Hackert ſo oft in Verlegenheit durch ſein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte wie er es anfangen ſollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er ſich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, ſo war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte; welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majeſtät öfters um die Gnade ihn mit dergleichen Aufträgen zu verſchonen; es half alles nichts: denn wenn der König einmal es ſo will, ſo hilft kein Bitten, er geht ſeinen geraden Weg fort.

Zeichenſtunden.

Hackert war in der Geſellſchaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei ſich hatte, die Kammeriſtinnen

bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter der Königs, jetzigen römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeichneten, so fiel es ihr ein, daß Hackert beiden Prinzessinnen Lection geben möchte. Hackert erwiederte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und andern Commissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da seyn und sie zeichnen alle zusammen." Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen." Es ist beinahe unmöglich der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducaten monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Therese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzessin Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lection war. Oft wann Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor, unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen; welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art Lection zu geben sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kennerangen selbst urtheilen zu können, wenn sie künftig im Stande wären die Künste zu unterstützen. Je länger dieß dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten,

denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm: die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten genirt seyn, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber; indessen war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gesparnt; denn jedes Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht seyn; sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave, wackere Frau war, es dahin brachte, der Prinzessin Marie Therese Lectien im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffre der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die mehrste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen, sowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiste, war aber bei Tische zugegen, aß wohl einen gefrorenen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des

Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing, und den zärtlichsten Danksagungsbrief an seine Kinder schrieb.

Directorstelle.

Da Benito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Constantinerordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 400 Ducaten jährlich, sich bei dem Profeß in der Kirche so sehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient, und des Directer Benito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten, sowohl wegen seines Talents als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben, und miethete sich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Directorstelle bei der Akademie. Es wurde mit Hackert davon gesprochen; er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie De Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen seyn würde, daß es aber unmöglich wäre ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sey. Hackert wurde nicht weiter gefragt; also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bei Caserta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Monti, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich, und hatte sich durch seine Satyre viele Feinde gemacht. Die

Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault,
Daß er den Freunden schenke
Was nie und nimmer fault.

„Haſt du das alles nicht bedacht?
Wir haben's doch in unſerm Orden."
Ich hätt' es gern euch recht gemacht,
Es wäre aber nichts geworden.

Noch bin ich gleich von euch entfernt,
Haſſ' euch Cyklopen und Sylbenfreſſer!
Ich habe nichts von euch gelernt,
Ihr wußtet's immer beſſer.

Die Jugend iſt vergeſſen
Aus getheilten Intereſſen;
Das Alter iſt vergeſſen
Aus Mangel an Intereſſen.

„Brich doch mit dieſem Lump ſogleich,
Er machte dir einen Schelmenſtreich;
Wie kannſt du mit ihm leben?"
Ich mochte mich weiter nicht bemühn;
Ich hab' ihm verziehn,
Aber nicht vergeben.

„Schneide ſo kein Geſicht!
Warum biſt du der Welt ſo ſatt?"
Das weiß alles nicht
Was es neben und um ſich hat.

Erbſchaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, ſo daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm ſein Vater als Fideicommiß gelaſſen, nichts mehr beſaß. Durch den Danielle, unter deſſen Departement die Sache fiel, weil er der erſte Secretär bei dem Miniſter Marcheſe di Marco war, wurde es ſo weit getrieben, daß Monti Director der Malerakademie werden ſollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tiſchbein haben. Hackert bekümmerte ſich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So ſtritten ſie ſich fort.

Einen Morgen kam Tiſchbein zu Hackert und ſprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, ſo viel als in ſeinen Kräften ſtünde, und wo er könnte, behülflich zu dieſem Poſten ſeyn; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducaten und als Kammermaler die gewöhnlichen 400 Ducaten, zuſammen alſo 600 Ducaten. Hackert ſtellte dem Tiſchbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducaten, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es ſchon der Mühe werth, mit 600 Ducaten jährlich den Poſten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducaten zu rechnen wäre. Er verſicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen ſeyn würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorſchlagen könnte. Tiſchbein ſagte: „Der König giebt Ihnen 1200 Ducaten jährlich Penſion und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König ſind, wenn er will; wie iſt es möglich, daß ich als Director mit ſo wenigem beſtehen kann?“ Hackert erwiederte ihm: „Mein Poſten iſt ein neuer, der nie bei Hof exiſtirt hat: er iſt vom Könige geſchaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören.“ Tiſchbein ſagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten laſſen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directorſtelle der Akademie annehmen.“ Hackert ſagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle ſogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin ſind ſo gut als 1600 Ducaten in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk ſo, daß Tiſchbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen hiſtoriſchen Sujet, welches jeder allein für ſich zu machen hatte: wer es am beſten machte, ſollte die Stelle haben. De Angelis, als ein

geſchickter und ſolider Mann, wollte ſich dazu nicht verſtehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tiſchbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Den Ciccio Danielle und ſein Miniſter Marcheſe di Marco, beide verſtanden nichts von der Malerei. Danielle wollte ſeinen Monti zum Director haben, die Königin den Tiſchbein; alſo zog ſich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, ſo daß es Tiſchbein ſehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorſchlag durch ſeinen Miniſter, daß ſie beide Directoren würden, daß der König die 600 Ducaten, die Benito hatte, zuſammen laſſen möchte, daß ein jeder Director 300 Ducaten erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man ſchon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tiſchbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducaten jährlich. Tiſchbein bezahlte allein 300 Ducaten jährliche Miethe für ſein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erſt vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geſchickter Mann erwarb er ſich Verdienſte um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, ſondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Styl ein, ſo daß ſeine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus ſeiner Schule, die nachher als Penſionärs in Rom ſtudirten, ſehr geſchickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er ſehr gut und verſprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchſichtig, wahr und angenehm. Auch mit verſchiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er ſich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte ſich aufs Zeichnen, beſonders etruriſcher Vaſen, wodurch er vielleicht ſeinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.

Enkauſtik.

Da der Rath Reiffenſtein in Caſerta bei ihm war, ſo machte Hackert einige Verſuche à l'encauſtique, ſowohl auf feine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer oder auf große Tavolezze, die er tünchen ließ, daß ſie alſo wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in ſein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen ſelbſt mit anſehen, und ſagte: „Morgen früh werde ich kommen.“ Hackert

vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr seyn würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren schon die Bedienten auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah, und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: „Ihr müßt mir mein Bad in Belvedere enkaustisch malen lassen!“ welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art Malerei, und wollte genau davon unterrichtet seyn. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erst sieht was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzt, und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retuschiren. Hackert gestand es ein. „Aber,“ sagte er, „man tappt bei der Retusche eben so im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben sind blaß. Es kommt also, mit aller Praktik, auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten, daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün Blau u. s. w., daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkaustisch verfertigen könnte. Ueber dem so ist er der Meinung, daß ein Oelgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann, als ein enkaustisches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in Acht genommen werden, wenn es sich conserviren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da ist diese Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clairobscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Decorationsmalerei angenehm und gut

werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien ist diese Malerei sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen; denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab, und reibt es mit einem wollenen Lappen über, wie man einen gebohnten Tisch abreibt, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insecten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang stinkt. Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Frösten die Wände, wenn sie aufthauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht seyn, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach so ist sie gegen die Leimfarbenmalerei theuer. Da bei der Decoration viele Mode herrscht, und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarbenmalerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet, und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wonach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten, die sämmtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König stundenlang mit Hackert und Santarelli alles untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren 500,000 neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehlen konnte, und wenn die Galeerensklaven, wie gewöhnlich, beim Abtragen des Bergs und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; Hackert verlangte

jährlich 50,000 Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung seyn.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzerei verdarb alles; denn die Secretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte die Farnese'schen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Hackert bewilligte; und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kammeristinnen machte man die Königin glauben, Hackert würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin. Da Hackert dieß merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren 350,000 Ducaten, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marchese Vivenzio bekam die Commission. Verschiedene starben während des Processes, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedenemale Hackert zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: der Hof will betrogen seyn; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahre 1787 wurde in Castel a mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebzig Kanonen, La Partenope. Das Schiff, im Moment als es von Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war

die ihm Geſellſchaft geleiſtet hatten, auf eine ſehr verbindliche und ſchmeichelhafte Weiſe. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Niario, der Arzt Beiro und Hackert.

Der König hatte indeſſen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern, ſowohl wegen ſeiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verſchiedene Florentiner hatte kommen laſſen, als auch wegen des alten Palaſtes von Belvedere, nebſt der Kirche, die ſo zu ſagen ein Palaſt war, welche aufs neue befeſtigt und hergeſtellt werden ſollten. Dieſen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu beſorgen. Er war ein Schüler vom alten Banvitelli, ſehr ſolid im Bauen, aber dem unglücklichen Borominiſchen Geſchmack ergeben; und in dieſer Art hatte gedachter Architekt ſchon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Hackert in Neapel vielmals im Hauſe geweſen war, gefiel der dort angebrachte Geſchmack, zu möbliren und ein Zimmer zu verzieren, gar ſehr. „Es iſt ſimpel," ſagte er, „und ſchön, und doch iſt ein Luxus darunter verſteckt." Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen ſelbſt machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Hackert ganz unverſehens nach San Leocio rufen und ſagte: „Ihr müßt mir helfen, ſonſt werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können; aber ich ſehe, daß ich nicht einmal dazu komme meine Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianno Roſſi hier, er ſoll mir einen Plafond malen; Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." Hackert antwortete: „Laſſen mich Ew. Majeſtät ein wenig darauf denken."

Der König, der in allem was ihn perſönlich angeht, ſehr feurig iſt, machte zehn Schritte und frug gleich: „Was iſt Eure Meinung?" Jener verſetzte: „Da dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſchicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafs vorgeſtellt. Das übrige würde ganz ſimpel verziert, damit man ruhig die ſchöne Ausſicht der Campagna felice genießen könne. Indeſſen findet ſich vielleicht noch was Beſſeres, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen zu denken." Der König ſagte: „Beſſer kann es nicht werden!" Und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. „Hier,"

sagte er, „will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellt Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitz bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denkt Ihr hier für den Plafond anzugeben?“ Hackert antwortete: „Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufacturen angelegt werden, so finde ich schicklich im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehrt spinnen, weben und dergleichen.“ Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Cabinete und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt, und dienten bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „Es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbeln, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herunterreißen lassen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben von 80 Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es Hackert enkaustisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also ward Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Mina pazza per Amore von Paisiello zum erstenmal aufgeführt wurde. Hackert hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Cavaliere an den Tafeln sitzen konnten, die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend soupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei bliebe. Als das Theater geendigt war, wurde soupirt. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich 48 Personen, und da

eben zu der Zeit eine spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabsofficiere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Hackert mit einer goldenen Dose und Repetiruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals." Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100, auch 200 Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und die nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brod für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirthschaft und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben; denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödtlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über 40 bis 45 Jahre.

Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello, nebst der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf englische Art gegeben, in einem Oval, das rings um den Palast und die Gebäude hergeht und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Hackert für seine Mühe und sagte: „Das ist der einzige Palast, den ich habe, der fertig und völlig möblirt ist."

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden ſich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indeſſen immer noch fort ſich für die Künſte zu intereſſiren. Im Jahre 1790 wurde Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Feluke, mit zwölf Mann wohl bewaffnet abgeſchickt, die Küſte von Calabrien und Sicilien zu beſuchen und alle maleriſchen Seehäfen zu zeichnen und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reiſe ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieſer Jahrszeit ungewöhnlich iſt, verlor Hackert viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küſte Calabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halt machen mußte. Er ging darauf nach Meſſina, Syracus, Auguſta und Palermo, wo er zur Zeit des Feſtes der heiligen Roſalia ankam und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verſchiedene Ausſichten des Hafens und der Rhede.

Der Vicekönig, Prinz Caramanica, der ſein Freund ſchon ſeit langer Zeit in Neapel geweſen war, nahm ihn ſehr günſtig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palaſt und war aufs beſte verſorgt. Den erſten Abend des Feſtes ſtellte der Prinz ihn ſelbſt der ganzen Nobleſſe vor; denn der Prinz hatte oft in Neapel geſehen, daß ſowohl der König als die Königin Hackert bei Hoffeſten an Souveräne vorſtellten, welche damals Neapel beſuchten; auch fiel dieſes den palermitaniſchen Cavalieren, die Hackert kannten und ihn in Neapel, als erſten Kammermaler, bei allen königlichen Feſten geſehen hatten, nicht auf; hingegen die nie von ihrer Inſel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vicekönig vorgeſtellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vicekönig den Künſtler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erſter Secretär des Vicekönigs, führte ihn in alle übrigen Aſſembleen, wo Feſte gegeben wurden.

Da der König den Vorſatz gefaßt hatte nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzeſſinnen begleiten ſollten, ſo wollte Hackert noch vor der Abreiſe des Königs im Auguſt in Neapel ſeyn. Er verließ daher ſein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen

„Wie ſoll ich meine Kinder unterrichten,
Unnützes, Schädliches zu ſichten?
Belehre mich!“
Belehre ſie von Himmel und Erden,
Was ſie niemals begreifen werden!

Tadle nur nicht! Was tadelſt du nur!
Biſt mit Laternen auf der Spur
Dem Menſchen, den ſie nimmer finden;
Was willſt ihn zu ſuchen dich unterwinden!

Die Böſen ſoll man nimmer ſchelten,
Sie werden zur Seite der Guten gelten;
Die Guten aber werden wiſſen,
Vor wem ſie ſich ſorglich hüten müſſen.

„In der Urzeit ſeyen Menſchen geweſen,
Seyen mit Beſtien zuſammen geweſen.“

Freund, wer ein Lump iſt, bleibt ein Lump,
Zu Wagen, Pferd' und Fuße;
Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für 'ne Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen;
Doch welch ein Grauel muß mir erſcheinen,
Wenn Lumpe ſich wollen mit mir vereinen.

Packetboot, il Tartaro, zurück. Wäre Hackert nicht noch mit Carditello und deſſen Möblirung beſchäftigt geweſen, ſo hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei ſeiner Zurückkunft fertig finden, und ſo ließ er den Künſtler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen ſich immer mehr und mehr verbreiteten, ſo ging doch alles ſeinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam und die beiden Tanten Ludwigs XVI aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu ſtocken. Hackert mußte ſein Quartier im alten Palaſt zu Caſerta räumen, ſo wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daſelbſt angewieſen war; die Prinzeſſinnen ſollten ihn beziehen. Hackert wohnte noch ein Jahr in Caſerta für ſich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun ſehr oft nach Caſerta gerufen, welches dem König am Ende mehr koſtete, und Hackert verlor viele Zeit dabei. Indeſſen ging es noch ſo ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel ſeltener als ſonſt. Hackert ſah wohl, daß das Ganze ſchief ging; aber er durfte ſichs nicht merken laſſen; denn alle Wohlgeſinnten, die nicht in den Ton ſtimmten, den Haß und Parteigeiſt angegeben hatten, ſondern vernünftig und ohne Leidenſchaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu ſchmachten. Hackert, um ſich zurückzuziehen und um nur die großen Feſttage, wo es ſeine Stelle erforderte, bei Hofe zu erſcheinen, oder wenn er gerufen wurde, ſich zum König zu begeben, miethete ſich ein klein Caſino ſul Vomero, welches die ſchönſte Ausſicht vom ganzen Meerbuſen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anſtalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er ſetzte ſich in den Wagen und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palaſt des Königs ſeyn. Alſo war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um ſich von den traurigen Ahnungen zu zerſtreuen, die er von den bevorſtehenden Schickſalen hatte, machte er in den heißen Monaten maleriſche Reiſen nach Monte forte, Monte Virgine, zu den weißen Benedictinern,

wo der General und viele Aebte seine Freunde waren, so wie auch zu den Camaldulensern all' Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cujazze, Pie di Monte, Alifa, Sal Matteſe. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Capitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 Procent verlor. Doch würde er dieſes nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufſehen zu machen; der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelſon und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Hackert lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten; jenes aber wurde bei angedrohter Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 Procent verloren. Der König zog alles baare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieſer Lage befand sich Hackert mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavilliſchen Palaſtes wohnten.

Nachdem der königliche Palaſt ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Jalouſie am Fenſter, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müſſen den Francavilliſchen Palaſt plündern, denn die Königin hat viele schöne Sachen daſelbſt. Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle mit Papieren und Cameen, und was sie sonst Pretioſes hatten, um sich durch den Garten zu retten, zu deſſen Genuß

ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Casino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann; jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Hackert einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Commissarien bei ihm wohnen solle. Hackert widersetzte sich heftig und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Commissärs blieben die Nacht da, und schliefen gekleidet auf Matrazen; denn Hackert hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissärs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Hackert in seinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläufigkeiten rettete; denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe, und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championnet zum Commandanten von Neapel

ernannt war, kam an, logirte sich in Philipps Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengeräthschaften und alles was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirthen sollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden; denn das besondere Verhältniß, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud Hackert den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborene Preußen seyen, wurde der General ihr Freund; und wie Hackert im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Officieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß Hackert sogleich 1200 neapolitanische Ducaten Contribution bezahlen sollte. Baar Geld war nicht vorhanden; also wendete er sich an General Rey um guten Rath. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war dießmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirecte Weise von derselben befreit.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde Hackert in große Verlegenheit gesetzt; denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne, und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte,

seitdem er den Francavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner seyn könnt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich 6000 Livres Pension verliert, nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge seyn; aber Ihr seyd ruhige Leute, und habt Euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Artisten und respectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange aufs dringendste, daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris geht; denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir schon angesonnen hat, Euch als Royalisten arretiren zu lassen. Zieht weg! Männer und Künstler, wie Ihr seyd, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben."

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher schon vom General Rey etwas ähnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher sich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu Hackert: „Wann geht Ihr?" Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält; mit dem will ich gehen." Der General versetzte: „Thut es so geschwind als möglich; denn ich habe meine Ursachen." Er rief sogleich seinem Secretär und gab jedem einen Paß, mit der Weisung, ihn beständig in der Tasche zu tragen und die französische Cocarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jakobiner ausgeschrieen, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantäne des däniſchen Capitäns zu Ende, und Hackert mußte bis Livorno über 300 Piaſter bezahlen für ſich, ſeinen Bruder, einige zwanzig Kiſten und einen engliſchen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts was ihnen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der däniſche Generalconſul, Chriſtian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbein und andere mehr, in allem 43 Paſſagiere. Bei Monte Chriſto ward das Schiff von einem franzöſiſchen Caper beſucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, ſo wurde das Schiff genommen. Hackert widerſetzte ſich mit Heftigkeit, zeigte ſeinen franzöſiſchen Paß, und wurde als Preuße reſpectirt. Indeſſen wollten ſie das Schiff nach Baſtia in Corſica bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Baſtia keine Gerechtigkeit ſey; alſo da die Caper das Schiff verlaſſen hatten, handelten ſie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und ſtellten ihnen vor, der Großherzog von Toscana habe ſchon das Land verlaſſen und die Franzoſen ſeyen im Beſitze deſſelben. Sie möchten das Schiff anſtatt nach Baſtia nach Livorno bringen laſſen. Dieſes koſtete 200 Piaſter, welche Hackert mit den beiden obengenannten bezahlte, weil ſie die beſten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungeſtüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reiſe von dreizehn Tagen kamen ſie in der Nacht auf der Rhede daſelbſt an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich beſucht, und weil ein Caper darauf geweſen war, 25 Tage Quarantäne declarirt, welche auch im Hoſpital St. Jakob gehalten wurde.

Hackert ließ gleich ſeinen engliſchen Wagen wegbringen; da es aber an die Kiſten kam, wollte man ſie viſitiren, ob auch engliſche Waaren darin wären. Durch den preußiſchen Agenten und den General Miollis aber wurde alles ſogleich vermittelt, und die Kiſten ohne Viſitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erſt lange hernach in Paris entſchieden wurde.

General Miollis war durch General Rey ſchon unterrichtet, daß

die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen sey. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich still, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahre 1803 kaufte Hackert sich eine Villa mit zwei Poderi, welches so viel sagen will, als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Hackert hatte seine Wohnung in Florenz, und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte, und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4. November 1805, noch nicht 50 Jahre alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glücks Schmiede ſind. Sein angeborenes Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im mindeſten biegſam zu ſeyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er ſeine Kunſt, ſo wie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem ſein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geſchätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er ſelbſt ſeyn, ohne den Menſchen läſtig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beſchützer. Sein Aeußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er ſich ſtrack, ohne ſteif zu ſeyn, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtand. Man hätte wohl in ſeinem Weſen etwas Diplomatiſches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute beſteht, ohne das Submiſſe von dieſen zu haben, weil der Diplomate ſich immer auch gegen die vornehmſten Perſonen, mit denen er umgeht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht iſt, doch ihres Gleichen vorzuſtellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergeſſen, daß er ein Preuße von Geburt war, und ſeinen Theil von der Glorie des großen Königs ſich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Beſten, die uns aus dieſer Nation bekannt geworden — eine Vergleichung, die, indem ſie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Hackerts eigener Hand; und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst lesen und ungezwungenen Styl, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar seyn würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen seyn ließ; und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen seyn.

Diese durch unsere Redaction entstandene Sammlung besteht in drei Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unseres Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält, die zweite aus dem Reisejournal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz

mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unseres Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reisejournal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sey, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer ältern Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedesel, einen heitern, mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights

„Sie maltraitiren dich ſpät und früh,
Sprichſt du denn gar nicht mit?“
† † † Seliger Erben und Compagnie
Die Firma hat immer Credit.

„Warum bekämpfſt du nicht den Kotzebue,
Der ſcharfe Pfeile, dir zu ſchaden, richtet?“ —
Ich ſehe ſchadenfroh im Stillen zu,
Wie dieſer Feind ſich ſelbſt vernichtet.

Das Zeitungs-Geſchwiſter
Wie mag ſich's geſtalten,
Als um die Philiſter
Zum Narren zu halten?

Dem Arzt verzeiht! Denn doch einmal
Lebt er mit ſeinen Kindern.
Die Krankheit iſt ein Capital,
Wer wollte das vermindern!

„Mit unſern wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publikum gaben,
Sie haben es immer bezahlt.“

Frömmigkeit verbindet ſehr;
Aber Gottloſigkeit noch viel mehr.

Verſtändige Leute kannſt du irren ſehn,
In Sachen nämlich, die ſie nicht verſtehn.

Meſſina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beſchwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anſtatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel ſelbſt ausbrach, das Erklimmen deſſelben beinahe unmöglich ward. Von Schlüſſen, die aus ſolchen Vergleichungen können gezogen werden, giebt uns Spallanzani ein intereſſantes Beiſpiel, indem er zuſammenſtellt, was ſeine Vorgänger von der innern Beſchaffenheit des Aetnäiſchen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die ſich mit der Erdbeſchreibung ernſtlich beſchäftigen, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weiſe verfahren? Die Bekanntſchaft, die wir bei dieſer Gelegenheit mit ſo bedeutenden Männern machen, iſt faſt eben ſo viel werth, als die Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden ſelbſt: denn wo zeichnen ſich die Nationen und die Individuen derſelben wohl mehr aus als auf Reiſen? Jeder bringt eine gewiſſe einheimiſche Urtheilsweiſe mit; jeder hat einen gewiſſen Maßſtab des Guten, Würdigen, Wünſchenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reiſenden an ſich tragen, ſpricht ſich aus. Hackert mit ſeinen beiden engliſchen Freunden erſcheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen beſtimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menſchen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirkſam und förderlich iſt, beſonders im Staatsfache, ſo wie im Oekonomiſchen, Mercantiliſchen, Techniſchen, erſcheint an dieſen wenigen Männern theils in der Reiſebeſchreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen ſich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir ſehen einen Papſt, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu ſchätzen wiſſen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein ſolcher Mann angehöre. Der Widerwille Knights gegen alles, was Faulheit und Tagedieberei begünſtigt, bricht überall hervor, und ſo ſcheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen ſich ſeine Reiſebeſchreibung datirt.

Zu dieſer Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt ſich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichſam gefordert wird, in dem Leben eines Landſchaftsmalers auch einmal die Landſchaft ſelbſt zu ſehen: welches eigentlich nur durch einen dritten geleiſtet werden kann, der, indeſſen der Künſtler zeichnet, die wörtliche und ſchriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieſer Art ſind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So ſind es denn auch nur wenige Bogen, die man ſogar, nach Belieben, überſchlagen könnte.

Uebrigens iſt er als ein Mann von Kenntniſſen, beſonders in der griechiſchen Literatur, bekannt, und Verfaſſer eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: An analytical Essay on the Greek Alphabet. by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunſt: denn Downton-Caſtel in Shropſhire, ſein Geburtsort, enthält viele Gegenſtände der Sculptur und Malerei, die er auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Hackerts zweitem Reiſe gefährten, Herrn Gore, umſtändlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Horketow in Yorkſhire, ſtammte aus einer würdigen Familie, und einer ſeiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London geweſen. Sein Vater, ein ſehr rechtſchaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngſte von drei Brüdern. Die älteſten wurden Parlamentsglieder, und ihn beſtimmte man zur Handelſchaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngeren Söhnen des erſten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn ſie ihr Glück auf dieſem Wege ſuchen wollten. Er war eine Zeit lang als Director der engliſchen Factorei in Hamburg angeſtellt, und gerade in der Epoche, als die engliſchen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough ſich auf dem feſten Lande befanden. Der Herzog war ihm ſehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete ſich dergeſtalt der Perſon und dem Intereſſe dieſes großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Miniſters Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich ſich von ſeiner Familie trennte und ſich nach Yorkſhire begab, wo er eine Beſitzung kaufte und bei ſchon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte ſieben Kinder von ſeiner Gattin, darunter unſer Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Weſtminſter Schule erzogen, und weil ſein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannſchaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bankcomptoir ſeines Onkels John Gore arbeitete; als er

aber einſt ſeine Familie in Yorkſhire beſuchte, machte er Bekanntſchaft mit einer jungen Erbin, die bei anſehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit beſaß. Als er durch die Heirath mit dieſem Frauenzimmer unabhängig ward, ſo verließ er alſobald ſeine kaufmänniſche Laufbahn, die ihm von jeher ſehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite ſehr zeitig ſtarb; er aber blieb mit ſeiner Familie in Yorkſhire bis zu ſeines Vaters Tode, und beſchäftigte ſich dieſe Zeit über, ſo gut als die Lage ſeines Wohnortes zuließ, ſich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei ſich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunſt. Nach dem Tode ſeines Vaters konnte er nunmehr ſeiner überwiegenden Leidenſchaft für die Schifffahrt vollkommenen Lauf laſſen, welche bis zum größten Enthuſiasmus anwuchs, als er in Hampſhire die angenehme Stadt Southampton an dem Fluſſe gleiches Namens zu ſeinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit ſeinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich ſtationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung ſeines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieſes trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet indem er verſchiedene Schiffe nach ſeinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen ſeiner zierlichen Geſtalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in dieſem Schiffe die Brüder Seiner Majeſtät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Inſel Wight und ſonſt umherzuführen. Gewöhnlich brachte er ſeinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küſte von England befuhr, auch die Küſten von Frankreich, die Inſel Guernſey, Jerſey und andere beſuchte, und auf dieſe Weiſe die Kenntniß des Schiffbaues und des Seeweſens ſich eigen machte, wodurch ſeine Zeichnungen ſo außerordentlich ſchätzbar werden. Er hatte beſtändig zwei Matroſen im Dienſte, und ſtand ſelbſt immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannſchaft.

Erſt in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt, dieſe ſeine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm ſo äußerſt angenehm war; doch der ſchlimme Geſundheitszuſtand ſeiner Gattin, und die Meinung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Geneſung entgegenſtehe, bewogen ihn, um

ihrentwillen einen milderen Himmelsstrich zu suchen, und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissaben zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen, commandirte, und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissaben ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Capitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten, und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansäßig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahre 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Castel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studirten und zeichneten; welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannichfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen standen, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein italiänischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen italiänischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen, aber guten Tafel beschlossen, und die Träume dieser kleinen Societät sollen oft besonders malerisch gewesen seyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore, in Gesellschaft seiner Freunde

Hackert und Knight, die Reise nach Sicilien, woran er sich Zeitlebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahre 1785 die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so werth und theuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman daniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüthsbedrängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück, hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Theil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzen Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen keinen

Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu seyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er sich der Prospectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu seyn, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Rath Krans, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine frühern Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Aussichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen so wie die ganze Technik, wodurch sie bewegt werden, aufs genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältniß blieb und ihr

seine Betrachtungen mittheilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlassen möge. Eben so verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte: welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzog von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Ueberresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhestätte gefunden. Ihm daselbst ein vollständiges Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beschreibung

der

sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

S. oben S. 52—57.

Erstes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nöthigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbcirkel am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet. Das türkische Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Mast commandirte der Capudan Pascha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Mast war des Contreadmirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Contreadmiral; alle andern türkischen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Landtruppen, 30,000 Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern, und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulösen. Hiervon sieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind; so wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft nur einige vorgestellt sieht.

Der Obergeneral der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünstigte, anzugreifen, und rückte um eilf Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Eustafi und Trifwetitele befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast

des zweiten Schiffes St. Eſtafi, worauf er ſich befand, zu ſehen. Dieſe ganze Diviſion hat blaue Windfahnen. Das erſte Schiff, Europa, wendet ſich, indem es auf den Feind ſeine Ladung abfeuert, welcher ſchon die ruſſiſche Flotte eine Zeit lang beſchoſſen hatte. Die zweite Diviſion, gleichfalls von drei Schiffen, St. Jannarius, Trierarcha und Rastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Obergeneral, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Trierarcha ſich befindet, auf deſſen großem Maſt man die große Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe ganze Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte Diviſion beſteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinſtone, der ſich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmiralsflagge auf dem Beſanmaſt. Die ganze Diviſion hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die ſich bei der zweiten Diviſion nach vorn zu befindet, wirft beſtändig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Treffen von Tſchesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Eſtafi, welches das Schiff des türkiſchen Contreadmirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Maſt deſſelben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer deſſelben ſieht man im Vordergrund. Man erblickt Ruſſen, welche die türkiſche Flagge retten, um dieſes Zeichen ihres Siegs zu erhalten, an der andern Seite mehrere Türken und Ruſſen, die ſich um die Wette auf einem Theil der Trümmer zu retten ſuchen. Weiterhin erblickt man eine ruſſiſche Schaluppe, die eine Menge ruſſiſcher Soldaten und Matroſen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demſelben Zweck, aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmaſt des Admiralſchiffs Trierarcha. Daſſelbe Schiff hat Anker geworfen, und ſchlägt ſich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Rastislaw hält an der Windſeite, um ſich mit Vortheil zu ſchlagen. Das Schiff Triſmetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkiſchen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige

Januarius fahren fort zu manövriren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Contreadmirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Contreadmirals, das durch den St. Estafi genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer: einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Contreadmiral hat sein Ankertau gekappt, seine Flaggen gesenkt und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten Flaggen. Das Schiff Trierarcha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maste unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Rastislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche beschligt waren die Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Eureya, Rastislaw, Netron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Afrika, Nadegda und eine Bombarde machen die Escadre

Der Achse wird mancher Stoß verſetzt,
Sie rührt ſich nicht — und bricht zuletzt.

Johannis-Feuer ſey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungen immer geboren.

Das Schlechte kannſt du immer loben;
Du haſt dafür ſogleich den Lohn:
In deinem Pfuhle ſchwimmſt du oben
Und biſt der Pfuſcher Schutzpatron.

Das Gute ſchelten? — Magſt's probiren!
Es geht, wenn du dich frech erkühnſt;
Doch treten, wenn's die Menſchen ſpüren,
Sie dich in Quark, wie du's verdienſt.

Jeder ſolcher Lumpenhunde
Wird vom zweiten abgethan;
Sey nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat dir etwas an.

Komm her! wir ſetzen uns zu Tiſch,
Wen möchte ſolche Narrheit rühren!
Die Welt geht aus einander wie ein fauler Fiſch,
Wir wollen ſie nicht balſamiren.

Sage mir ein weiſer Mann,
Was das Mick-Mack heißen kann?
Solch zweideutig Achſeltragen
Nutzen wird's nicht, noch behagen.

---

aus, die den Feind angreifen ſollte. Sie war vom Contreadmiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw ſich befand. Auf dem Gipfel des großen Maſtes ſieht man die Cornette und auf dem Flaggenmaſte drei angezündete Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff ſind. Um den Angriff, zu maskiren ſcheint die übrige Flotte ſich ſegelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beſtändig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert ſich der türkiſchen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beſtändigen Feuers. Die Fregatte Afrika nähert ſich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkiſchen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tſchesme, fangen, indem ſie die Annäherung der ruſſiſchen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkiſchen Flotte im Hafen von Tſchesme.

Die drei Schiffe Europa, Rastislaw und Netron Menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche ſie immerwährend beſchießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieſer Schiffe zu erſetzen. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Afrika fährt fort die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind ſich völlig gelegt hatte, ſendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um ſie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier ſchon abgeſendeten Brander haben die türkiſche Flotte in Brand geſteckt, wovon ein Theil ſchon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet geweſen. Man hat die beiden Effecte eines Schiffes, welches auffliegt, vorgeſtellt. Der erſte iſt der wo man die Feuerſäule ſieht, die ſich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert, und ſich alsdann, wie man auf den zweiten Effect ſieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in deſſen Mitte eine Rauchſäule aufſteigt, welche ſich nach oben verbreitet und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden zwei Schiffe vorzuſtellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verſchiedenen Wirkungen einer

ſolchen Exploſion ſehen zu laſſen. Zugleich ſieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte ſich einem Theil der Stadt und den nächſten Landhäuſern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemälde.

Rückkehr der ſiegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770

Die Escadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Priſen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit geſenkter Flagge unter der ruſſiſchen, ſodann vier Galeeren, die einzigen Ueberbleibſel der türkiſchen Flotte. Das Schiff Raſtislaw, indem es ſich dem Schiff Trierarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, deſſen Schiff antwortet. Im Vordergrund ſieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken die ſich zu retten ſuchen.

Hackerts Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke

von

Heinrich Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigenthümliche seiner Werke klar auseinander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen höchstachtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem siebzehnten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Caspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunsttheil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht; denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich malerischen Ganzen hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospectmalerei, deren Ursprung bei den bildnißliebenden Engländern zu suchen seyn dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die

Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben; und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Prospecte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den verstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospectmalerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieses nimmt man bei Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder, wenn man will, des Schönheitssinnes wahr. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der malerische Effect wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Uebersicht von Hackerts Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es nothwendig eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospectmalerei, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist aus den wenigen frei erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospectmaler nicht frei überlassen, und in sofern war Hackerts Verdienst von dieser Seite nur ein beringtes. Da er aber, wie ihm vorhin schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpunkte bewiesen, so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremd gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospectmalerei aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Erstlich in wiefern der Maler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinewand überzutragen versteht, und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens in wiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannichfaltig; der Künstler drückt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hierbei oft größer als es dem malerischen Effect des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackerts früheren Gemälden Mangel an Uebereinstimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackert'schen Gemälde mit den Meisterstücken der älteren großen Künstler entspringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche seiner spätern Arbeiten etwas bunt seyen, läßt sich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, scheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an sich löbliche Bemühen dieselbe recht treu nachzuahmen verleitet worden zu seyn. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren, und er sich zu Uebertreibungen genöthigt sah. Hackerts Colorit ist deswegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in diesen einzelnen Theilen auch wirklich unübertrefflich. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Accord, das Verhältniß der

Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich milden Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Haupteigenschaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen ältern Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vortheile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch sey, Hackerts Gemälde geben zwar in Hinsicht auf Licht und Schatten zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, doch haben sie auch eben so wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück; wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr heraustreten und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinsel mit ununschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größeren wie in kleineren Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet, der vernachläßigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemälde sind, wie es für Prospecten schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt; und als Staffage betrachtet können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen,

weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente im hohen Grade besessen, hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet oder in wiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der obern Stelle verdrängen werde. Den ersten Theil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Gunst sey es gesagt!) Aussichten nach der Natur im Ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solches in Hackerts Bildern wirklich geleistet sehen. Ueber den zweiten Theil kann man zwar nicht entscheidend sprechen — denn die Gränzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen — absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es jemand gelingen sollte, gegebene landschaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich einer mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit ans Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten, geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zusetzen und Weglassen, so wie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten, wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größern malerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten, so würde er schon in das Gebiet der höhern, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert seyn, aber diesem doch seinen Rang als erstem Maler des bedingten Faches der Prospecte nicht streitig machen können.

Ueber Landschaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtseyn lebte, Betrachtungen über die Kunst im allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzer'sche Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand, so wünschte man natürlich diese fruchtbaren Lehren auch aufs Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sey etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen, mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte, Häuser, Thürme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lumachellmarmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowohl Caricaturen als schöne Gesichter. Dieß hängt aber mehr

von unſerer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in ſolchen Dingen zu ſehen glaubt. Unter ſolchen zufälligen Naturerſcheinungen ſind gar oft die unbeſtimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißrathene Hiſtorienmaler legten ſich auf das Landſchaftsmalen, weil ſie es für leicht hielten; ja ſie glaubten ſich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn ſie ſich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verſchafft hätten; ja ſie ſprachen ſelbſt mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben ſich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch iſt ihr Name unbekannt geblieben.

Es iſt beinahe nicht möglich zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man dieſe Kunſt der Landſchaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange ſtudirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menſchliche Leben zu kurz iſt, wie zu allen andern Künſten. Jetzt da ich ſechzig Jahre alt bin, fange ich erſt an wahr zu ſehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem ſechzehnten Jahre an ſie belauſcht und mit Eifer und Fleiß ſtudirt habe.

Es gehört zu der Landſchaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geſchmack und ein feines Gefühl, ſondern es iſt auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die ſo mannichfaltig ſind, daß man ſich kaum vorſtellt, wie viele Gegenſtände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Geſundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landſchaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menſchenhänden noch nicht verſtümmelt iſt. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine maleriſchen Gegenſtände, obgleich viele Liebhaber dieſe Landſchaften vorziehen. Sie denken an das ſchöne angebaute Land, das ſo ergiebig iſt und ſo manche reiche Ernten verſchafft, an Oel, Wein, Obſt und andern Früchten mehr, die in dem italiäniſchen Klima nahe bei einander wachſen, ſo daß man zum Beiſpiel Toscana einen wahren Garten nennen kann. Dieſe Vorſtellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus ſolchem Geſichtspunkte betrachtet ſchön; und obgleich die Gegenſtände in dieſem Sinne auch mögen ſchön genannt werden, ſo ſind ſie doch für den Landſchafter ſelten brauchbar, außer in der Ferne und in mittleren

Planen; da können sie gut und dienlich seyn, selten aber nahe, und im Vorgrund ganz und gar nicht. Die Natur ist zu sehr gekümmert, selten malerisch: je weniger die Gegenden cultivirt sind, je malerischer sind sie. An Vorgründen ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sey, daß er Architektur, Optik und Perspective kenne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura und rathen an, daß man viel darin zeichnen solle. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig seyn kann. Außer dem Focus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie aufs Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Lufttон so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele Künstler Spectton nennen, und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt ist es in der Kunst schwierig das Ungewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um

Ihr ſeht uns an mit ſcheelem Blick,
Ihr ſchwanket vor, ihr ſchwankt zurück,
Und häufet Zeil' auf Zeile.
So zerret Leſers dürſtig Ohr
Mit vielgequirltem Phraſen-Flor,
Uns habt ihr nicht am Seile!
Die W. K. Fs,
Mit ihren Treffs,
Sie wirken noch eine Weile.

Der trockne Verſemann
Weiß nur zu tadeln;
Ja wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

„So laß doch auch noch dieſe gelten,
Biſt ja im Urtheil ſonſt gelind!"
Sie ſollen nicht die ſchlechten Dichter ſchelten,
Da ſie nicht vielmal beſſer ſind.

Deinen Vortheil zwar verſtehſt du,
Doch verſtehſt nicht aufzuräumen;
Haß und Widerwillen ſä'ſt du,
Und dergleichen wird auch keimen.

Will einer ſich gewöhnen,
So ſey's zum Guten, zum Schönen.
Man thue nur das Rechte,
Am Ende buckt, am Ende dient der Schlechte.

---

die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen', und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen grossen Styl, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich pronoucirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannichfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach einem Princip theile ich im allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Klassen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Kastanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht den Nußbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen; denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht alle Arten von Eichen, Tannen, Weinreben u. s. w., genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welches ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeste Acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannichfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die

Tausende geben, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzurathen viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Contour, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hierbei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich seyn.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über den untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variirten Aesten bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd seyn. Da alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, so sind sie doch aus bekannten Gegenständen entstanden, wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtniß, bei der großen Mannichfaltigkeit der Eindrücke, sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Localgedächtniß hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt seyn von so mannichfaltigen Gegenständen, die er theils selbst gezeichnet oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben ist zu kurz: kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hinschreiben kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten; denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang steif

wird, ſo laſſe er ſich doch nicht abſchrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er ſie mit Richtigkeit und Geſchmack nach; wenn ſie im Schatten undeutlich und in Maſſe ſind, behandle er ſolche auf gleiche Weiſe. Er ſuche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun verſteht, und ſeine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang ſo fortgefahren, ſo wage er es große ſchöne Bäume zu zeichnen, und wähle ſtets die ſchöne Natur ſo viel nur möglich iſt. Er muß ſeinen Standpunkt wenigſtens zweimal ſo weit vom Baume nehmen, als dieſer hoch iſt. Erlaubt es das Terrain, ſo iſt es beſſer drei- oder viermal ſo weit entfernt zu ſeyn; denn ſein Auge kann das Ganze faſſen, und er ſieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es iſt nöthig ſich in den verſchiedenen Arten zu üben; ſonſt geſchieht es leicht, daß der Künſtler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig iſt, und es ihm hernach ſchwer wird ſich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig ſind. Auf dieſe Weiſe kommt er nach und nach dahin alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumſchlag zu lernen, aus dem der Charakter eines Baumes erſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler citiren hören, daß nämlich einer und der andere einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Vieles iſt hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſeyn, er war aber immer derſelbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum ſogleich erkenne, ſo wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſtlichen Studium der Bäume; denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieſes läßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen Baum gezeichnet hat, ſo ſuche er ſich einige Schritte weiter einen Fond dazu,

der sich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulcanischen haben einen ganz besondern Charakter, sowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vorgrunde dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkt: darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genöthigt viele wegzulassen und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freilich eine gewisse Uebung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden und doch alles Nöthige darstellen soll. Beim Malen ist dieses leichter als beim Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug stehen und dabei angenehme Gruppen im Detail machen, er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effect macht, es sey früh Morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege, und sodann nach seinem Gedächtniß

ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß seyn wie sie wollen, es kommt endlich auf den Punkt, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hierbei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen und nach einer kleinen Promenade nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen, so daß wir des andern Tages, nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Composition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sey, wie solches Nicolas und Caspar Poussin, Carracci und Domenichino geleistet haben. Diese Meister formirten einen großen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Composition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrentheils aus großen Massen: doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sey und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, das Colorit möchte wahrer seyn; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart, der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspective, und die Vorgründe und andere Plane zu

ſchwarzgrün, Felſen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die ſie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit ſey, weil ſie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die ſie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caſpar Pouſſin nie harmoniſch geweſen ſeyn kann, auch da ſeine Bilder neu waren. Im Palaſt des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landſchaften geſehen, ſowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmoniſch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne dieſe Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorherſah, daß ſie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach fünfundzwanzig Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meiſter, welche die Regeln des großen Styls aus der ſchönen italiäniſchen Natur geſchöpft haben, nehmen uns ein, ſowohl wenn ſie ſchöne als wenn ſie ſchreckliche Gegenſtände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter ſind ſo ſchrecklich ſchön, daß ſie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenſtände ſind reizend durch die großen und mannichfaltigen Linien, auch da wo die Landſchaft gleichſam in der Vogelperſpective vorgeſtellt iſt, wie zum Beiſpiel an der großen Landſchaft von Caſpar im Palaſt Colonna, wo Abraham ſeinen Sohn zum Opfer führt. Dieſes Bild iſt weniger ſchwarz geworden als die andern, iſt harmoniſcher und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient ſich in vielen Fällen des Pouſſin'ſchen Styls. Seine Compoſition iſt angenehm, die Gruppirung der verſchiedenen Bäume reizend, und man ſieht überhaupt, daß ſein Gefühl für die ſchöne Natur außerordentlich fein geweſen, ob man wohl tadeln könnte, daß ſeine Perſpective fehlerhaft iſt, und man öfters wünſcht, daß bei ſo vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was ſein Colorit betrifft, ſo iſt, meiner Meinung nach, keiner dahin gekommen es ſo vollkommen zu machen. Sein Dunſt in verſchiedenen Tageszeiten, ſowohl in der Fernung als der Luft, iſt außerordentlich. Man findet den ſanften Nebel des Morgens und die Ausdünſtungen des Abends nicht allein in der fernſten Entfernung, ſondern alle Grade durch

bis auf den Mittelgrund, wo der ſanfte Nebel herrſcht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt und ohne das Detail zu alteriren. Alles iſt ſehr deutlich und macht auf den Zuſchauer die angenehmſte Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der ſchönen Gruppirung, ſind öfters ſchwer, öfters hat auch die Terra verde ſie ſchwarz und undeutlich gemacht, ſo daß es nur eine Maſſe geworden iſt, und man keine Partien im Baum, ſondern nur deſſen Silhouette ſehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, ſind ſie beſſer erhalten.

Zu ſeiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein ſehr ſchöner Baum iſt, der aber, wenn er nicht gut ſtudirt wird, leicht ſchwer ausſieht. Dieſer Bäume hat er ſich viel bedient.

Indeſſen bei allem, was man noch in ſeinen Landſchaften wünſcht, iſt er beſtändig ſchön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man ſeine Werke anſchaut.

Pouſſin iſt einnehmend bei dem erſten Anblick, ſo wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht geſehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und ſieht es mit Gleichgültigkeit an. Pouſſins Figuren ſind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder ſtaffirt hat, ſind gemeiniglich ſehr mittelmäßig, ſo wie auch das Vieh. Claude ſagte ſelbſt: „Die Landſchaft laſſe ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein.“ Man kann mit Gewißheit ſagen, hätte Claude in ſeiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung deſſen, was man Mechanismus der Kunſt nennt, ſo würden ſeine Vorgründe eben ſo ſchön als Fernungen und Mittelgründe geworden ſeyn. Es iſt zu bewundern, daß ein Menſch, der ſich ſo ſpät der Kunſt gewidmet hat, ſo zu ſagen der größte Landſchafter geworden iſt. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beiſpiele anführen, woraus man die Beſchaffenheit der Landſchaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzoſen, ſowohl die Penſionärs der franzöſiſchen Akademie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein Büchlein in der Taſche, und zeichneten mit Rothſtein oder ſchwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manierirt. Ich ſah Zeichnungen von mehreren Künſtlern, und alle ſchienen ſie mir, als wären ſie von Einer Hand. Der Malteſiſche Ambaſſadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künſtlern, die

damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sey, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Volaire im Jahre 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sey, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie manierirt sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Vesurs und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspective, noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tik. Sie studirten nichts nach der Natur. Delane imitirte die schwarzen Gemälde von Caspar Poussin, und malte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das gleiche, zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unsere Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur, oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen, und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claude'schen Styl. Ich kann nicht läugnen, daß ich Reiffenstein, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menſchen giebt, welche eine Landſchaft ohne Gefühl anſehen können. Das kommt aber daher, daß ſie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches jene vorſtellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landſchaft nicht allein wahre Nachahmung und die Kunſt, ſondern es giebt noch eine ſittliche Illuſion, welche ſie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob ſie gleich nicht die ſchönſten ſind, indem andere Vorſtellungen des Zuſchauers ſich damit verbinden. Es kommt ſehr viel auf die Gemüthsbeſchaffenheit an, und wie der Menſch geſtellt iſt; und ſo kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell ſchöne. Oefters hat derjenige, der ſie anſchaut, daſelbſt mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen ſchließen ſich an, kurz er fühlt ſich in dem Augenblick glücklich.

Eine ſchöne Gegend mit Waſſer, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren ſieht, erregt gemeiniglich den Wunſch, darin ſpazieren zu gehen, in der Einſamkeit ſich ſelbſt überlaſſen ſeinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an ſolchen Stellen Figuren gemalt, ſo macht ſie nicht mehr den Effect, ſondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochſen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil ſie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt ſind, ſo tragen ſie auf Spaziergängen zu unſerm Vergnügen bei. Wünſchen wir hingegen eine völlige Einſamkeit, ſo verhindern ſie uns auch an den ſchönen Ideen, und man wünſcht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchſtens kann ein Hirt oder ein paar Hirten ſitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Dieſe, weil ſie unſchuldig ſind, und bloß in der Abſicht das Vieh zu hüten auf der Stelle ſitzen, verhindern uns nicht an unſerm Vergnügen, ſondern erregen wohl eher eine unſchuldige Freude.

Viele Landſchaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn ſie uns Gegenden vorſtellen, wo große Thaten geſchehen ſind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geſchichte. Wenn Reiſende ſolche Gegenden geſehen haben, und finden ſie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgeſtellt, ſo erweckt es ihnen eine ganze

Reihe hiſtoriſcher und anderer bedeutenden Vorſtellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, Licenza, Vaucluſe, wo Petrarca ſich aufhielt, ſolche Landſchaften intereſſiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im ſchrecklichen Styl iſt es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und ſchrecklich ſey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landſchaft des Nicolas Pouſſin, wo die Perſon bei der Quelle von der großen Waſſerſchlange umwunden wird.

Ueber Oelmalerei.

Zu der Zeit als die Kunſt mit Oelfarben zu malen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künſtler ſelbſt nach, ſtudirte ſeine Oele und ſeine Farben, und ließ ſie ſich zu Hauſe reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, ſo iſt die Kunſt in Anſehung der Dauer der Farben ſehr zurückgekommen, weil wenig Maler ſelbſt darauf nachgedacht haben, und andere an dieſem Haupterforderniß zu ſparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläſſig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügeriſcher Habſucht verfälſcht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wiſſen konnten, zum Beiſpiel daß die Terra verde in Oel mit der Zeit ſchwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermiſcht, durchs Weiß zerfreſſen wird, daß alle Farbe, worin ſich Bitriol oder Kupfer gemiſcht findet, ſchwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Unterſuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich vieles gelernt; beſonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meiſter habe ich bei genauer Unterſuchung vieles geſehen. Ich will mich hier in keine beſondere Beſchreibung, wie die alten Meiſter ihr Malen behandelt, einlaſſen, ſondern bloß beſchreiben, wie ich es behandle, und was ich am beſtändigſten und dauerhafteſten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unſern Voreltern überliefert erhielt, welche ſämmtlich Maler waren. Das übrige habe ich nach meiner eigenen Art und Nachdenken zugeſetzt.

Es darf ſich einer wenig bücken,
So hockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf den Rücken.

Schilt nicht den Schelmen, der eifrig bemüht
Bald ſo, bald ſo ſich zu wenden:
Wenn er den Teufel am Schwanze zieht,
Ihm bleibt ein Haar in den Händen.
So ſehr es auch widert, ſo ſehr es auch ſtinkt —
Man kann es immer nicht wiſſen —
Es wird vielleicht, wenn es glückt und gelingt,
Für Moſchus gelten müſſen.

„Der Mond ſoll im Kalender ſtehn;
Doch auf den Straßen iſt er nicht zu ſehn!
Warum darauf die Polizei nicht achtet!“

Mein Freund, urtheile nicht ſo ſchnell!
Du thuſt gewaltig klug und hell,
Wenn es in deinem Kopfe nachtet.

O ihr Tags- und Splitterrichter,
Splittert nur nicht alles klein!
Denn, fürwahr! der ſchlechtſte Dichter
Wird noch euer Meiſter ſeyn.

Habe nichts dagegen, daß ihm ſo ſey;
Aber daß mich's erfreut,
Das müßt' ich lügen.
Eh ich's verſtand, da ſprach ich frei,
Und jetzt verſteh' ich mancherlei.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Luft, sage ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schön Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo, wie gesagt, die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern, wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können.

Leider bricht hier der Aufsatz ab, und ist wahrscheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen seyn, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restauriren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch ins Teutsche durch den Galerieinspector Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 133 ff. erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief an den Herausgeber.

Datirt vom 4 März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Liverno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4. November verwichenen Jahres. Die

Stütze meines Alters ist verloren; indeß bin ich gesund, und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studire fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk: Winckelmann und sein Jahrhundert habe ich gelesen, welches mir unser Prediger Schultheßius in Livorno geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind? Ich würde es gleich abgeändert haben; deßwegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des übrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit malt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich, denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. s. w. ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon. Dietrichs Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckten oder Rauchten, der vielmals in niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfters dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Biesterluft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige

Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Biesterluft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will. Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Styl Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Carracci, Domenichino u. s. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respectabeln Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarbengemälde im Palast Colonna und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borgheſe beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen, monotonen Bäume, die allzu gelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen seyn. Diese Wasserfarbengemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Oelgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Boguet hat in Pistoja einen Saal gemalt, und des Poussin gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitirt, daß einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Styl, den Silberton der schönen Natur, die neblichten Dünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Charakter zu vernachlässigen, kurz, alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, das den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gäbe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen und die großen Meister zu bestehlen oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gemalt, die wirklich schon den Stempel des großen Styls an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Giebt es für diesen neuen Styl nicht im allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen; die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Basseville'schen Geschichte aus Rom hieher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussin'schen Styl, welche besser seyn würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Director der Akademie. Des Marés ist hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, compact, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Compositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön; die Sujets aber immer grausam, Mord und Todtschlag. Noch sehe ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst, und hatte sich sein Lebelang gequält ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er.

Hinterlaſſenes.

Nach Hackerts Ableben ſind ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an die in Berlin ſich befindenden Erben gekommen, darunter zuerſt mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Abſicht dieſe Kunſtwerke auszuſpielen, und wird deßhalb zu ſeiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen; weßwegen wir auch eine beſchreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunſthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verſpricht. Wahrſcheinlich wird er zunächſt ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunſt noch mehr zu intereſſiren. Dieſe Arbeiten ſind um ſo mehr zu empfehlen, als ſie einen großen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunſtfreunde darſtellen, und einen Begriff geben, wie er ſich in der von ihm ſo hoch gehobenen Proſpectmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geſchnittener Steine hinterlaſſen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umſtändlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt von der erſten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommenſten was man in Steinſchneidekunſt ſehen kann. Unter dem Halſe ſteht ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ. Man vergleiche Geſchichte der Kunſt des Alterthums von Joh. Winckelmann, Wiener Ausgabe S. 552 und 778; wie auch Bracci, **Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25—33.** wo zugleich Tafel V. eine ganz leidliche Abbildung, in Kupfer geſtochen, beigebracht iſt. Dabei findet ſich noch der antike goldene Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulyſſes, in Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein, mehr ins Hellgelbe ſchimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze iſt mit einem Kranze umgeben. Am Halſe ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit iſt höchſt fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Anſehen, die Arbeit vortrefflich. Oberwärts iſt ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beſchädigt.

4) Fragment einer Camee. Der Charakter iſt junoniſch. Der noch vorhandene Grund iſt ſchwärzlich grau. Das Relief beſteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halſe. Das Weiße hat das Anſehen vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Naſe hin ſitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit iſt die trefflichſte.

5) Jupiter auf ſeinem Thron mit niedriger Lehne ſitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgeſtreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgeſtreckt hält. Einſchnitt in Lapis Lazuli. Leichte, geiſtreiche Arbeit.

Dieſe Steine würden ſämmtlich zur größten Zierde auch ſelbſt eines reich ausgeſtatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine ſind von mehreren bekannten Künſtlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Innsbruck; von Johann und Ludwig Pichler, ſeinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachſen; von Aleſſandro Cades; von Bartolommeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amaſtini aus Foſſombrone; Johannes Wedder; Betrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Conſtanzi; Camillo Piaſtrini aus Rom; Johann Mugnai; Lodovico Tarricelli; Lodovico Siries aus Florenz; Tereſe Talani, geborene Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaſpare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Raſaelli aus Rom.

Man ſieht hieraus, daß dieſe Sammlung für die Geſchichte der neuern Steinſchneidekunſt ſehr unterrichtend ſeyn muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlaſſen.

Einleitung in die Propyläen.

1798.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeußern, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle seyn, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch besonders bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dieß nicht gegen unsere Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können, man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint? Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und in gewissen Fächern welche mehr als die deutsche?

So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn sie ja nöthig seyn sollte. Er stehe uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom classischen Boden entfernen, er erleichtere durch seine

Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst enthalten soll.

Derjenige, der zum Künstler berufen ist, wird auf alles um sich her lebhaft Acht geben, die Gegenstände und ihre Theile werden seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, und indem er praktischen Gebrauch von solchen Erfahrungen macht, wird er sich nach und nach üben immer schärfer zu bemerken, er wird in seiner frühern Zeit alles so viel möglich zu eigenem Gebrauch verwenden, später wird er sich auch andern gern mittheilen. So gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was unter mancherlei Umständen von uns seit mehreren Jahren aufgezeichnet worden, unsern Lesern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer bescheidet sich nicht gern, daß reine Bemerkungen seltener sind als man glaubt? Wir vermischen so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urtheil mit dem was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als in so fern wir uns auf die Natur und Ausbildung unseres Geistes einigermaßen verlassen möchten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehreren stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn andere gerade das Gegentheil von unserer Ueberzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewährt hat.

Wenn mehrere vereint auf diese Weise zusammenleben, daß sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein gleiches Interesse haben sich fortschreitend auszubilden, und auf nahverwandte Zwecke losgehen, dann werden sie gewiß seyn, daß sie sich auf den vielfachsten Wegen wieder begegnen, und daß selbst eine Richtung, die sie von einander zu entfernen schien, sie doch bald wieder glücklich zusammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in solchen Fällen das

Warum ſollt' ich nun ſchweigen,
Uns neuen Weg zu zeigen?

Das iſt doch nur der alte Dreck,
Werdet doch geſcheidter!
Tretet nicht immer denſelben Fleck,
So geht doch weiter!

Viel Wundercuren giebt's jetzunder,
Bedenkliche, geſteh' ich's frei!
Natur und Kunſt thun große Wunder;
Und es giebt Schelme nebenbei.

Mit dieſen Menſchen umzugehen
Iſt wahrlich keine große Laſt:
Sie werden dich recht gut verſtehen,
Wenn du ſie nur zum Beſten haſt.

O Welt, vor deinem [illegible]lichen Schlund
Wird guter Wille [illegible]zunichte.
Scheint das Licht auf einen ſchwarzen Grund,
So ſieht man nichts mehr von dem Lichte.

Mit Liebe nicht, nur mit Reſpect
Werden wir uns mit dir vereinen.
O Sonne, thäteſt du deinen Effect
Ohne zu ſcheinen!

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn dieſe nur auch zugleich Lumpe wären.

Geſpräch gewährt! Allein es iſt vorübergehend, und indem die Reſultate einer wechſelſeitigen Ausbildung unauslöſchlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt iſt.

Ein Briefwechſel bewahrt ſchon beſſer die Stufen eines freundſchaftlichen Fortſchrittes; jeder Moment des Wachsthums iſt fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, ſo iſt ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unabläſſiges Fortſchreiten hoffen läßt.

Kurze Aufſätze, in die man von Zeit zu Zeit ſeine Gedanken, ſeine Ueberzeugungen und Wünſche niederlegt, um ſich nach einiger Zeit wieder mit ſich ſelbſt zu unterhalten, ſind auch ein ſchönes Hülfsmittel eigener und fremder Bildung, deren keines verſäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemeſſenen Zeit und die vielen Hinderniſſe bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege ſtehen.

Daß hier beſonders von einem Ideenwechſel ſolcher Freunde die Rede ſey, die ſich im allgemeinen zu Künſten und Wiſſenſchaften auszubilden ſtreben, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich ein Welt- und Geſchäftsleben auch eines ſolchen Vortheils nicht ermangeln ſollte.

Bei Künſten und Wiſſenſchaften aber iſt nicht allein eine ſolche energiſche Verbindung, ſondern auch das Verhältniß zu dem Publicum eben ſo günſtig als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder leiſtet, gehört der Welt an, und das, was ſie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt ſie auch ſelbſt zur Reife. Der Wunſch nach Beifall, welchen der Schriftſteller fühlt, iſt ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherem anzulocken; er glaubt den Kranz ſchon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühſamere Ausbildung jeder angeborenen Fähigkeit nöthig iſt, um die öffentliche Gunſt feſtzuhalten, die wohl auch durch Glück und Zufall auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend iſt für den Schriftſteller in einer früheren Zeit ſein Verhältniß zum Publicum, und ſelbſt in ſpäteren Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch beſtimmt ſeyn mag, andere zu belehren, ſo wünſcht er doch ſich denen mitzutheilen, die er ſich gleich geſinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerſtreut iſt; er wünſcht ſein Verhältniß zu den älteſten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzuſetzen und in der letzten Generation ſich wieder andere für

seine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünscht der Jugend die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nutzt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In diesem ernsten Sinne verband sich eine kleine Gesellschaft; eine heitere Stimmung möge unsere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren!

Die Aufsätze, welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob sie gleich von mehreren verfaßt sind, in Hauptpunkten hoffentlich niemals mit einander in Widerspruch stehen, wenn auch die Denkart der Verfasser nicht völlig die gleiche seyn sollte. Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verschiedene Charaktere werden oft einen Grundsatz, den sie sämmtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch ist sich in seinen Anschauungen und Urtheilen nicht immer selbst gleich; frühere Ueberzeugungen müssen späteren weichen. Möge immerhin das Einzelne was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf seinem Wege gegen sich selbst und gegen andere wahr bleibt!

So sehr nun auch die Verfasser unter einander und mit einem großen Theil des Publicums in Harmonie zu stehen wünschen und hoffen, so dürfen sie sich doch nicht verbergen, daß ihnen von verschiedenen Seiten mancher Mißton entgegenklingen wird. Sie haben dieß um so mehr zu erwarten, als sie von den herrschenden Meinungen in mehr als Einem Punkte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend eines dritten meistern oder verändern zu wollen, werden sie ihre eigene Meinung fest aussprechen, und, wie es die Umstände geben, einer Fehde ausweichen oder sie aufnehmen, im Ganzen aber immer auf einem Bekenntnisse halten, und besonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künstlers unerläßlich scheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun ist, der muß Partei zu nehmen wissen, sonst verdient er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen versprechen, so müssen wir zugleich anzeigen, daß es besonders solche seyn werden, die sich zunächst auf bildende Kunst, so wie auf Kunst überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künstlers beziehen.

Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die, daß er sich an die Natur halten, sie studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

Wie groß, ja wie ungeheuer diese Anforderung sey, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst, ohne äußere Hülfsmittel, zu überschreiten nicht vermag.

Alles was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff; und wenn sich das schon selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinct und Geschmack, durch Uebung und Versuche dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere schöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen, und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt, so ist es, besonders in der neuern Zeit, noch viel seltener, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände als in die Tiefe seines eigenen Gemüths zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht- oder oberflächlich Wirkendes, sondern wetteifernd mit der Natur, etwas Geistig-organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst! Um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie zum Beispiel Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren, allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er sich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers dasjenige mühsam aussuchen sollte, was zu seinem Zwecke dient; ja es ist die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigste seyn muß, finden würde. Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß sie an das eingeschränkte, besondere Bedürfniß des Künstlers denken sollten. Deßhalt ist unsere Absicht hier ins Mittel zu treten, und, wenn wir gleich nicht voraussehen, die nöthige Arbeit selbst vollenden zu können, dennoch theils im Ganzen eine Uebersicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten

kennen, ſich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erſcheinung ſich einprägen, wenn man dasjenige wirklich ſchauen und nachahmen will, was ſich als ein ſchönes ungetrenntes Ganzes in lebendigen Wellen vor unſerem Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Weſens verwirrt den Beobachter, und man darf wohl hier, wie in andern Fällen, den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, ſieht man erſt! Denn wie derjenige, der ein kurzes Geſicht hat, einen Gegenſtand beſſer ſieht, von dem er ſich wieder entfernt, als einen, dem er ſich erſt nähert, weil ihm das geiſtige Geſicht nunmehr zu Hülfe kommt, ſo liegt eigentlich in der Kenntniß die Vollendung des Anſchauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeſchichte, der zugleich Zeichner iſt, die Gegenſtände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, woraus der Charakter des Ganzen entſpringt, einſieht und den Nachdruck darauf legt!

So wie nun eine genauere Kenntniß der einzelnen Theile menſchlicher Geſtalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künſtler äußerſt fördert, ſo iſt auch ein Ueberblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenſtände höchſt nützlich, vorausgeſetzt, daß der Künſtler fähig iſt ſich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtſchaft entfernt ſcheinender Dinge zu faſſen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organiſche Naturen verbreitet: ſie führt uns von Geſtalt zu Geſtalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über ſie alle, um ihre Eigenſchaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir daſſelbe feſt, ſo finden wir erſt, daß unſere Aufmerkſamkeit bei Beobachtung der Gegenſtände eine beſtimmte Richtung nimmt, daß abgeſonderte Kenntniſſe durch Vergleichung leichter gewonnen und feſtgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunſtgebrauche nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie ſie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigſtens einigermaßen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künſtler auf, auch von unorganiſchen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, ſo kennen wir es um ſo eher thun, als man ſich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und ſchnell unterrichtet. Der Maler bedarf einige Kenntniß der Steine, um ſie charakteriſtiſch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeiſter, um ſie zu nutzen;

der Steinschneider kann eine Kenntniß der Edelsteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls danach streben.

Haben wir nun zuletzt dem Künstler gerathen, sich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen, die ihn besonders interessiren, theils um sich nach mehr Seiten auszubilden, theils um das, was ihn betrifft, besser zu verstehen, so wollen wir auch über diesen bedeutenden Punkt noch einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Maler die Lehre des Physikers von den Farben nur anstaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine praktische Nothwendigkeit führte ihn auf einen eigenen Weg: er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bezeichnete gewisse Eigenschaften derselben durch annähernde Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben, die eine Nähe, andere, die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind, durch welche er diese Phänomene den allgemeinsten Naturgesetzen auf seine Weise näher brachte. Vielleicht bestätigt sich die Vermuthung, daß die farbigen Naturwirkungen so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Diese Lehre umständlich und für den Künstler faßlich vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können um so mehr hoffen, hierin etwas zu thun, das ihm willkommen sey, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Instinct gethan, auszulegen und auf Grundsätze zurückzuführen bemüht seyn werden.

So viel von dem, was wir zuerst in Absicht auf Natur mitzutheilen hoffen; und nun das Nothwendigste in Absicht auf Kunst.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werks von der Art ist, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieselben sogar theilweise, vorlegen werden, dabei aber unser Wunsch ist, nicht ein Ganzes zu zerstücken, sondern aus mannichfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zusammenzusetzen, so wird es nöthig seyn, bald möglichst allgemein und summarisch dasjenige vorzulegen, worüber der Leser nach und nach im Einzelnen unsere Ausarbeitungen erhalten wird. Daher wird uns zunächst ein Aufsatz über bildende Kunst beschäftigen, worin die bekannten Rubriken nach unserer Vorstellungsart

und Methode vorgetragen werden sollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht seyn, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunst vor Augen zu stellen, und zu zeigen, daß der Künstler keinen derselben zu vernachlässigen habe, wie es leider so oft geschehen ist und geschieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo sich zeigt, wie die Kunst ihre Stoffe sich selbst näher zubereite.

Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Werth hineinlegt.

Auf diese Weise werden der menschlichen Gestalt die schöneren Proportionen, die edleren Formen, die höheren Charaktere gleichsam erst aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gern niederlegt, wenn sie übrigens, in ihrer großen Breite, leicht in Häßlichkeit ausartet und sich ins Gleichgültige verliert.

Eben dasselbe gilt von zusammengesetzten Kunstwerken, ihrem Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sey Fabel oder Geschichte.

Wohl dem Künstler, der sich bei Unternehmung des Werkes nicht vergreift, der das Kunstgemäße zu wählen oder vielmehr dasselbe zu bestimmen versteht!

Wer in den zerstreuten Mythen, in der weitläufigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu suchen, ängstlich herumirrt, mit Gelehrsamkeit bedeutend oder allegorisch interessant seyn will, der wird in der Hälfte seiner Arbeit oft bei unerwarteten Hindernissen stecken oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüth, und wir achten diesen Punkt so wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies

beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechanische zuletzt wäre diejenige die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Daseyn, ihre Wirklichkeit verschafft.

Indem wir nun auf solche Art dem Künstler nützlich zu seyn hoffen, und lebhaft wünschen, daß er sich manches Rathes, mancher Vorschläge bei seinen Arbeiten bedienen möge, so dringt sich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen, so wie jeder Mensch von seinem Zeitalter eben so wohl leide als man davon gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall ist; und wir können bei uns selbst die Frage nicht ganz ablehnen, welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten?

Alles ist einem ewigen Wechsel unterworfen, und da gewisse Dinge nicht neben einander bestehen können, verdrängen sie einander. So geht es mit Kenntnissen, mit Anleitungen zu gewissen Uebungen, mit Vorstellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menschen bleiben ziemlich immer dieselben; man will jetzt noch ein guter Künstler und Dichter seyn oder werden wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, sind nicht jedem klar; und warum sollte man läugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Vorsatz spielend ausführen könnte?

Natürlicherweise hat das Publicum auf die Kunst großen Einfluß, indem es für seinen Beifall, für sein Geld ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genießen sey; und meistens wird sich der Künstler gern darnach bequemen; denn er ist ja auch ein Theil des Publicums; auch er ist in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselbigen Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt und die er belebt.

Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künstlern entzückt, so wie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter bespiegelt, ohne daß beide nur den mindesten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geschmack wenigstens

einseitig, ihre Kunst auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falschen Seite gerichtet seyn.

Anstatt uns hierüber ins allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die sich besonders auf bildende Kunst bezieht.

Dem deutschen Künstler, so wie überhaupt jedem neuen und nordischen, ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen, und, wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu erhalten.

Jeder Künstler, der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage sich, ob nicht die Gegenwart der besten Werke alter und neuer Kunst in ihm das unablässige Streben erregt habe, die menschliche Gestalt in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu studiren und nachzubilden, sich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um sich jenen Kunstwerken, die ganz auf sich selbst ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das sinnliche Anschauen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen erhebt. Er gestehe aber auch, daß er nach seiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben heruntersinken müsse, weil er wenig Personen findet, die das Gebildete eigentlich sehen, genießen und denken mögen, sondern meist nur solche, die ein Werk obenhin ansehen, dabei etwas Beliebiges denken und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und genießen.

Das schlechteste Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht und sich selbst überläßt; das beste Kunstwerk spricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unsere Willkür; wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen, wir sind genöthigt uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhöht und verbessert, wieder zu erhalten.

Daß dieß keine Träume sind, werden wir nach und nach im Einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen suchen, besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neuern so oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu und entfernen sich, in Theorie und Praxis, doch von den Maximen, die jene beständig ausübten.

Indem wir nun von diesem wichtigen Punkte ausgehen und oft wieder auf denselben zurückkehren werden, so finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen ist.

Eines der vorzüglichſten Kennzeichen des Verfalles der Kunſt iſt die Vermiſchung der verſchiedenen Arten derſelben.

Die Künſte ſelbſt, ſo wie ihre Arten ſind unter einander verwandt, ſie haben eine gewiſſe Neigung ſich zu vereinigen, ja ſich in einander zu verlieren; aber eben darin beſteht die Pflicht, das Verdienſt, die Würde des ächten Künſtlers, daß er das Kunſtfach, in welchem er arbeitet, von andern abzuſondern, jede Kunſt und Kunſtart auf ſich ſelbſt zu ſtellen und ſie aufs möglichſte zu iſoliren wiſſe.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunſt zur Malerei, alle Poeſie zum Drama ſtrebe, und es kann uns dieſe Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der ächte geſetzgebende Künſtler ſtrebt nach Kunſtwahrheit, der geſetzloſe, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunſt zum höchſten Gipfel, durch dieſen auf ihre niedrigſte Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunſt, eben ſo verhält es ſich auch mit den Arten derſelben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flacherhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren ablöste, zuletzt Gebäude und Landſchaften anbrachte, und ſo halb Malerei, halb Puppenſpiel darſtellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunſt; und leider haben treffliche Künſtler der neuern Zeit ihren Weg auf dieſe Weiſe genommen.

Wenn wir nun künftig ſolche Maximen, die wir für die rechten halten, ausſprechen werden, wünſchten wir, daß ſie, wie ſie aus den Kunſtwerken gezogen ſind, von dem Künſtler praktiſch geprüft werden. Wie ſelten kann man mit dem andern über einen Grundſatz theoretiſch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar ſey, iſt viel geſchwinder entſchieden. Wie oft ſieht man Künſtler bei der Wahl ihrer Gegenſtände, bei der für ihre Kunſt paſſenden Zuſammenſetzung im allgemeinen, bei der Anordnung im beſondern, ſo wie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit! Dann iſt es Zeit einen Grundſatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entſcheiden ſeyn, ob wir durch ihn den großen Muſtern und allem was wir an ihnen ſchätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empiriſchen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung ſtecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künstlers, zur Leitung desselben in mancher Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwickelung, Schätzung und Beurtheilung alter und neuer Kunstwerke dienen und wieder wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja es ist um so nöthiger sich auch hier daran zu halten, weil, ungeachtet der allgemein gepriesenen Vorzüge des Alterthums, dennoch unter den Neueren sowohl einzelne Menschen als ganze Nationen oft eben das verkennen, worin der höchste Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am meisten vor diesem Uebel bewahren. Deßhalb sey hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Kritik der ältern sowohl als der neuern Kunstwerke sey, wenn sie einigermaßen Nutzen bringen soll.

Auf jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommener Gypsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine große Wirkung thun; denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das Allgemeinste noch übrig, so viel als man mit schlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden könnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung ist dem Gegenstande gleich; es wird mehr ein dunkles unbestimmtes Gefühl erregt als daß eigentlich der Gegenstand, in seinem Werth und in seiner Würde, solchen angehenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern, daß eine allzu genaue kritische Untersuchung den Genuß zerstöre, solche sind es, die sich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bei weiterer Erfahrung und Uebung, ein scharfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelegt wird, dann wächst mit der Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne so wie das Ganze vollkommen ist, ja man lernt einsehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, in

Wie mancher auf der Geige fiedelt,
Meint er, er habe sich angesiedelt;
Auch in natürlicher Wissenschaft
Da übt er seine geringe Kraft,
Und glaubt auf seiner Violin
Ein anderer, dritter Orpheus zu syn.
Jeder streicht zu, versucht sein Glück,
Es ist zuletzt eine Katzen-Musik.

Alles will reden,
Jeder will wandeln.
Ich allein soll nicht sprechen
Noch wandeln.

Sie bauen längst an dem schlechten Bissen
Wir spaßen, die wir's besser wissen.

Das ist eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen das sey Erfinden.

Und weil sie so viel Recht gehabt,
Sey ihr Unrecht mit Recht begabt.

Und weil ihre Wissenschaft exact,
So sey Keiner von ihnen vertract.

Man soll nicht lachen!
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen alle machen,
Was sie nicht können.

ſofern man das Mangelhafte einzuſehen im Stande iſt. Die Reſtauration von den urſprünglichen Theilen, die Copie von dem Original zu unterſcheiden, in dem kleinſten Fragmente noch die zerſtörte Herrlichkeit des Ganzen zu ſchauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners; und es iſt ein großer Unterſchied, ein ſtumpfes Ganzes mit dunklem Sinne oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beſchauen und zu faſſen.

Wer ſich mit irgend einer Kenntniß abgiebt, ſoll nach dem Höchſten ſtreben! Es iſt mit der Einſicht viel anders als mit der Ausübung; denn im Praktiſchen muß ſich jeder bald beſcheiden, daß ihm nur ein gewiſſes Maß von Kräften zugetheilt ſey; zur Kenntniß, zur Einſicht aber ſind weit mehrere Menſchen fähig, ja man kann wohl ſagen, ein jeder der ſich ſelbſt verläugnen, ſich den Gegenſtänden unterordnen kann, der nicht mit einem ſtarren, beſchränkten Eigenſinn ſich und ſeine kleinliche Einſeitigkeit in die höchſten Werke der Natur und Kunſt überzutragen ſtrebt.

Um von Kunſtwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für ſich und andere zu ſprechen, ſollte es freilich nur in Gegenwart derſelben geſchehen. Alles kommt aufs Anſchauen an; es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunſtwerk zu erläutern hofft, das Beſtimmteſte gedacht werde, weil ſonſt gar nichts gedacht wird.

Daher geſchieht es ſo oft, daß derjenige, der über Kunſtwerke ſchreibt, bloß im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Leſern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der mit dem Buche in der Hand vor das Kunſtwerk hintritt.

Aber eben deßwegen werden wir in mehreren Abhandlungen vielleicht in dem Falle ſeyn, das Verlangen der Leſer mehr zu reizen als zu befriedigen; denn es iſt nichts natürlicher, als daß ſie ein vortreffliches Kunſtwerk, das genau zergliedert wird, ſogleich vor Augen zu haben wünſchen, um das Ganze, von dem die Rede iſt, zu genießen, und was die Theile betrifft, die Meinung, die ſie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfaſſer für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils geſehen haben, theils künftig ſehen werden, ſo hoffen ſie für ſolche, die ſich in keinem der beiden Fälle befinden, dennoch das Mögliche zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen wo Abgüſſe von alten Kunſtwerken, alte Kunſtwerke ſelbſt beſonders den Deutſchen ſich näher befinden, und ſo ächter Liebhaberei und Kunſtkenntniß, ſo viel an uns liegt, zu begegnen ſuchen.

Denn nur auf dem höchſten und genaueſten Begriff von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichſte kennt, was der Menſch hervorzubringen im Stande war, kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt werden, den man in der Kunſt, ſo wie in andern Fächern nahm, wo erſt eine beſchränkte Thätigkeit in einer trockenen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden, ſo wie des Bedeutenden verweilte, ſich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann, begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernſt und Strenge, unter günſtigen Umſtänden, die Kunſt bis zum Höchſten hinaufſtieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das ſich von allen dieſen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunſtwerke, die mit ſolcher Leichtigkeit ſich ausſprechen, die dem Menſchen ein bequemes Gefühl ſeiner ſelbſt, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachſtrebenden Künſtler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem ſey. Da der Gipfel deſſen, was Kunſt und Genie darſtellen, eine leichte Erſcheinung iſt, ſo werden die Nachkommenden gereizt ſich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten.

So verliert die Kunſt ſich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen ſo wie im Einzelnen. Wenn wir uns nun aber hiervon einen anſchaulichen Begriff bilden wollen, ſo müſſen wir ins Einzelne des Einzelnen hinabſteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beſchäftigung iſt, wofür aber der ſichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entſchädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunſtwerke gewiſſe Maximen bewährt hat, ſo bedürfen wir ihrer am meiſten bei Beurtheilung der neuen und neueſten Arbeiten; denn da bei Würdigung lebender oder kurz verſtorbener Künſtler ſo leicht perſönliche Verhältniſſe, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge ſich einmiſchen, ſo brauchen wir Grundſätze um ſo nöthiger, um über unſere Zeitgenoſſen ein Urtheil zu äußern. Die Unterſuchung kann alsdann ſogleich auf doppelte Weiſe angeſtellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundſatz ſelbſt, ſo wie deſſen Anwendung prüfen, und wenn man ſich auch nicht vereinigen ſollte, ſo kann der ſtreitige Punkt doch ſicher und deutlich bezeichnet werden.

Beſonders wünſchten wir, daß der lebende Künſtler, bei deſſen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern hätten, unſere Urtheile auf dieſe Weiſe bedächtig prüfte. Denn jeder der dieſen Namen verdient, iſt zu unſerer Zeit genöthigt ſich aus Arbeit und eigenem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewiſſen Inbegriff theoretiſcher Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er ſich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf dieſem Wege ſich ſolche Maximen als Geſetze aufſtellt, die ſeinem Talent, ſeiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß ſind. Er unterliegt einem allgemeinen menſchlichen Schickſal. Wie viele handeln nicht in andern Fächern auf eben dieſe Weiſe! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung ſetzen. Jeder Künſtler wie jeder Menſch iſt nur ein einzelnes Weſen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Deßwegen hat der Menſch auch das was ſeiner Natur entgegengeſetzt iſt, theoretiſch und praktiſch, in ſo fern es ihm möglich wird, in ſich aufzunehmen. Der Leichte ſehe nach Ernſt und Strenge ſich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Weſen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird ſeine eigene Natur nur deſto mehr ausbilden, je mehr er ſich von ihr zu entfernen ſcheint. Jede Kunſt verlangt den ganzen Menſchen, der höchſtmögliche Grad derſelben die ganze Menſchheit.

Die Ausübung der bildenden Kunſt iſt mechaniſch, und die Bildung des Künſtlers fängt in ſeiner früheſten Jugend mit Recht vom Mechaniſchen an; ſeine übrige Erziehung hingegen iſt oft vernachläſſigt, da ſie doch weit ſorgfältiger ſeyn ſollte, als die Bildung anderer, welche Gelegenheit haben aus dem Leben ſelbſt Vortheil zu ziehen. Die Geſellſchaft macht einen rohen Menſchen bald höflich, ein geſchäftiges Leben den offenſten vorſichtig; literariſche Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publicum kommen, finden überall Widerſtand und Zurechtweiſung: nur der bildende Künſtler allein iſt meiſt auf eine einſame Werkſtatt beſchränkt: er hat faſt nur mit dem zu thun, der ſeine Arbeit beſtellt und bezahlt, mit einem Publicum, das oft nur gewiſſen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit ſolchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichſte ſchon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit dieſe Einleitung zu ſchließen, damit ſie nicht,

anstatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigstens den Punkt bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reisen, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, soll nicht ausgeschlossen seyn; und so sey denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks gesprochen.

Für die Bildung des Künstlers, für den Genuß des Kunstfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte sich Kunstwerke befanden; es war eine Zeit, in der sie, geringere Dislocationen abgerechnet, meistens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat sich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunst im Ganzen sowohl als im Besondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzt mehr Ursache als jemals Italien als einen großen Kunstkörper zu betrachten, wie er vor kurzem noch bestand. Ist es möglich, davon eine Uebersicht zu geben, so wird sich alsdann erst zeigen, was die Welt in diesem Augenblicke verliert, da so viele Theile von diesem großen und alten Ganzen abgerissen wurden.

Was in dem Act des Abreißens selbst zu Grunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben; allein eine Darstellung jenes neuen Kunstkörpers, der sich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode wie ein Künstler und Kunstliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird sich angeben lassen, so wie dabei noch eine wichtige und schöne Frage zu erörtern ist: was andere Nationen, besonders Deutsche und Engländer thun sollten, um in dieser Zeit der Zerstreuung und des Verlustes mit einem wahren weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften stattfinden kann, die mannichfaltigen Kunstschätze, die bei ihnen zerstreut niedergelegt sind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit für das, was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte.

So viel im allgemeinen von der Absicht eines Werkes, dem wir recht viel ernsthafte und wohlwollende Theilnehmer wünschen.

Ueber Laokoon.

1797.

Ein ächtes Kunſtwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unſern Verſtand immer unendlich: es wird angeſchaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger ſein Weſen, ſein Verdienſt mit Worten ausgeſprochen werden. Was alſo hier über Laokoon geſagt iſt, hat keineswegs die Anmaßung dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen, es iſt mehr bei Gelegenheit dieſes trefflichen Kunſtwerks als über daſſelbe geſchrieben. Möge dieſes bald wieder ſo aufgeſtellt ſeyn, daß jeder Liebhaber ſich daran freuen und darüber nach ſeiner Art reden könne!

Wenn man von einem trefflichen Kunſtwerke ſprechen will, ſo iſt es faſt nöthig von der ganzen Kunſt zu reden, denn es enthält ſie ganz, und jeder kann, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, auch das Allgemeine aus einem ſolchen beſondern Fall entwickeln; deßwegen ſey hier auch etwas Allgemeines vorausgeſchickt.

Alle hohen Kunſtwerke ſtellen die menſchliche Natur dar; die bildenden Künſte beſchäftigen ſich beſonders mit dem menſchlichen Körper: wir reden gegenwärtig nur von dieſen. Die Kunſt hat viele Stufen; auf jeder derſelben können vorzügliche Künſtler erſcheinen: ein vollkommenes Kunſtwerk aber begreift alle Eigenſchaften, die ſonſt nur einzeln ausgetheilt ſind.

Die höchſten Kunſtwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganiſirte Naturen. Man erwartet von allem Kenntniß des menſchlichen Körpers in ſeinen Theilen, Maßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinen.

Charaktere. Kenntniß des Abweichens dieſer Theile in Geſtalt und Wirkung. Eigenſchaften ſondern ſich ab und ſtellen ſich einzeln dar: hierdurch entſtehen die Charaktere, und es können die verſchiedenen Kunſtwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, ſo wie auch, wenn ein Werk zuſammengeſetzt iſt, ſeine Theile ſich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenſtand iſt:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Daseyn anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und ihn alse aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt Maß, Gränze, Realität und Würde zu geben.

Anmuth. Der Gegenstand aber und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung u. s. w., wodurch er für das Auge schön, das heißt, anmuthig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsere Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntniß des menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben so wie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sey, wird sich aus dem folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird manchem paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmuthig sey. Hierüber also nur einige Worte.

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward

ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben dieſe Symmetrie und durch Gegenſtellungen wurden in leiſen Abweichungen die höchſten Contraſte möglich. Die Sorgfalt der Künſtler, mannichfaltige Maſſen gegen einander zu ſtellen, beſonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegen einander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerſt überlegt und glücklich, ſo daß ein jedes Kunſtwerk, wenn man auch von dem Inhalt abſtrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinſten Umriſſe ſieht, noch immer dem Auge als ein Zierrath erſcheint. Die alten Vaſen geben uns hundert Beiſpiele einer ſolchen anmuthigen Gruppirung, und es würde vielleicht möglich ſeyn, ſtufenweiſe von der ruhigſten Vaſengruppe bis zu der höchſt bewegten des Laokoon die ſchönſten Beiſpiele einer ſymmetriſch künſtlichen, den Augen gefälligen Zuſammenſetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen: daß die Gruppe des Laokoon, neben allen übrigen anerkannten Verdienſten, zugleich ein Muſter ſey von Symmetrie und Mannichfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegenſätzen und Stufengängen, die ſich zuſammen, theils ſinnlich, theils geiſtig, dem Beſchauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorſtellung eine angenehme Empfindung erregen, und den Sturm der Leiden und Leidenſchaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es iſt ein großer Vortheil für ein Kunſtwerk, wenn es ſelbſtſtändig, wenn es geſchloſſen iſt. Ein ruhiger Gegenſtand zeigt ſich bloß in ſeinem Daſeyn; er iſt alſo durch und in ſich ſelbſt geſchloſſen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schooß, eine Juno, die auf ihrer Majeſtät und Frauenwürde ruht, eine in ſich verſenkte Minerva ſind Gegenſtände, die gleichſam nach außen keine Beziehung haben, ſie ruhen auf und in ſich und ſind die erſten, liebſten Gegenſtände der Bildhauerkunſt. Aber in dem herrlichen Cirkel des mythiſchen Kunſtkreiſes, in welchem die einzelnen ſelbſtſtändigen Naturen ſtehen und ruhen, giebt es kleinere Cirkel, wo die einzelnen Geſtalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet ſind. Zum Beiſpiel die neun Muſen mit ihrem Führer Apoll, da iſt jede für ſich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannichfaltigen Chor wird ſie noch intereſſanter. Geht die Kunſt zum leidenſchaftlich Bedeutenden über, ſo kann ſie wieder auf dieſelbe Weiſe handeln: ſie ſtellt uns entweder einen Kreis von Geſtalten dar, die unter einander einen leidenſchaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana, oder ſie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer

Urſache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der ſich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweier Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunſt wird mit Recht ſo hoch gehalten, weil ſie die Darſtellung auf ihren höchſten Gipfel bringen kann und muß, weil ſie den Menſchen von allem, was ihm nicht weſentlich iſt, entblößt. So iſt auch bei dieſer Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von ſeiner Prieſterſchaft, von ſeinem trojaniſch-nationellen, von allem poetiſchen und mythologiſchen Beiweſen haben ihn die Künſtler entkleidet; er iſt nichts von allem wozu ihn die Fabel macht: es iſt ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Thieren unterzuliegen. So ſind auch hier keine göttergeſandten, ſondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug einige Menſchen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Geſtalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, ſtrafende Weſen. Ihrer Natur gemäß ſchleichen ſie heran, umſchlingen, ſchnüren zuſammen, und die eine beißt erſt gereizt. Sollte ich dieſe Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derſelben bekannt wäre, erklären, ſo würde ich ſie eine tragiſche Idylle nennen. Ein Vater ſchlief neben ſeinen beiden Söhnen; ſie wurden von Schlangen umwunden und ſtreben nun, erwachend, ſich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Aeußerſt wichtig iſt dieſes Kunſtwerk durch die Darſtellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunſt ſich wirklich vor dem Auge bewegen ſoll, ſo muß ein vorübergehender Moment gewählt ſeyn; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen ſich in dieſer Lage befunden haben, kurz hernach muß jeder Theil genöthigt ſeyn dieſe Lage zu verlaſſen; dadurch wird das Werk Millionen Anſchauern immer wieder neu lebendig ſeyn.

Um die Intention des Laokoon recht zu faſſen, ſtelle man ſich in gehöriger Entfernung, mit geſchloſſenen Augen davor; man öffne ſie und ſchließe ſie ſogleich wieder, ſo wird man den ganzen Marmor in Bewegung ſehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte ſagen, wie ſie jetzt da ſteht, iſt ſie ein fixirter Blitz, eine Welle, verſteinert im Augenblicke da ſie gegen das Ufer anſtrömt. Dieſelbe Wirkung entſteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel ſieht.

Der Zuſtand der drei Figuren iſt mit der höchſten Weisheit ſtufenweiſe

Wenn du haſt das iſt wohl ſchön,
Doch du mußt es auch verſtehn:
Können, das iſt große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.

Hier liegt ein überſchlechter Poet!
Wenn er nur niemals auferſteht.

Hätt' ich gezaudert zu werden,
Bis man mir's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden,
Wie ihr begreifen könnt,
Wenn ihr ſeht, wie ſie ſich gebärden,
Die, um etwas zu ſcheinen,
Mich gerne möchten verneinen.

Mag's die Welt zur Seite weiſen,
Wenig Schüler werden's preiſen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelſte von allen Gaben,
Das iſt mir alle Reime werth.

Allerliebſte Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und ſchwerfälligſte Spondeen
An die Stelle zu verleiben,

dargestellt: der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweite öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt; durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie; der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowohl im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vortheilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt, und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben; glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten. Wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbingt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen: der Körper flieht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich nun noch in den Füßen, die gefesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Ueberrest der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Weisheit der Künstler, wenn man versucht den Biß an einer andern Stelle anzubringen; die ganze Gebärde würde verändert seyn, und auf keine Weise ist sie schicklicher denklich. Es ist also dieses ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punkt des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der

Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts sehe ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sey es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken abläugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen; in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gestehe ich, daß mit dem sinnlichen auch das geistige Leiden auf der höchsten Stufe dargestellt sey: nur trage man die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk selbst über, besonders sehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erst im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man sehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, sterbenden, gesunden, kaum verwundeten Körper. Hier sey mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunst von Wichtigkeit ist: der höchste pathetische Ausdruck den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den andern. Man sehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Lust des Lebens rennt, springt und sich ergötzt, dann aber etwa unverhofft von einem Gespielen hart getroffen oder sonst physisch oder moralisch heftig verletzt wird; diese neue Empfindung theilt sich wie ein elektrischer Schlag allen Gliedern mit; und ein solcher Uebersprung ist im höchsten Sinne pathetisch, es ist ein Gegensatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geistige sowohl als der physische Mensch. Bleibt alsdann bei einem solchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zustande, so entsteht der herrlichste Gegenstand für die bildende Kunst, wie beim Laokoon der Fall ist, wo Streben und Leiden in Einem Augenblick vereinigt sind. So würde zum Beispiel Eurydice, die im Moment, da sie mit gesammelten Blumen fröhlich über die Wiese geht, von einer getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nur die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und sichern Blicke hinsehen.

Der gewählte Gegenſtand iſt einer der glücklichſten, die ſich denken laſſen. Menſchen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Maſſen oder Gewalten, ſondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zuſammengefaßten Widerſtand fordern, ſondern die nach ihrer ausgedehnten Organiſation fähig ſind drei Menſchen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralyſiren. Durch dieſes Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung, über das Ganze ſchon eine gewiſſe Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen ſind ſtufenweiſe angegeben. Die eine umſchlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner.

Die drei Menſchen ſind gleichfalls äußerſt weiſe gewählt. Ein ſtarker wohlgebauter Mann, aber ſchon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz und Leiden zu widerſtehen. Man denke ſich an ſeiner Statt einen rüſtigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwei Knaben, die, ſelbſt dem Maße nach, gegen ihn klein gehalten ſind; abermals zwei Naturen empfänglich für Schmerz. Der jüngere ſtrebt ohnmächtig; er iſt geängſtigt, aber nicht verletzt: der Vater ſtrebt mächtig aber unwirkſam, vielmehr bringt ſein Streben die entgegengeſetzte Wirkung hervor; er reizt ſeinen Gegner und wird verwundet. Der älteſte Sohn iſt am leichteſten verſtrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz; er erſchrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung ſeines Vaters, er ſchreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzuſtreifen ſucht; hier iſt alſo noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk iſt abgeſchloſſen.

Was ich ſchon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch beſonders bemerken, daß alle drei Figuren eine doppelte Handlung äußern, und ſo höchſt mannichfaltig beſchäftigt ſind. Der jüngſte Sohn will ſich durch Erhöhung des rechten Arms Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück; er will ſich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verhindern — der höchſte Grad von Thätigkeit, der ihm in ſeiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater ſtrebt ſich von den Schlangen loszuwinden, und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Biſſe. Der älteſte Sohn entſetzt ſich vor der Bewegung des Vaters, und ſucht ſich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben iſt der Gipfel des vorgeſtellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieſes Kunſtwerks gerühmt, und hier iſt noch beſonders davon zu ſprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit ſeinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns ſähen. Die erſten Augenblicke des Umwindens im Schlafe ſind ahnungsvoll, aber für die Kunſt unbedeutend. Man könnte vielleicht einen ſchlafenden jungen Hercules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, deſſen Geſtalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von ſeinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der ſich mit ſeinen Kindern, es ſey nun wie es ſey, von Schlangen umwunden fühlt, ſo giebt es nur Einen Moment des höchſten Intereſſes; wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht iſt, wenn der andere zwar wehrhaft, aber verletzt iſt, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem erſten Falle iſt der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man verſuche noch einen andern Fall zu finden, man ſuche die Rollen anders als ſie hier ausgetheilt ſind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß ſie gegenwärtig auf dem höchſten Punkt ſteht, ſo werden wir, wenn wir die nächſtfolgenden und ferneren Momente bedenken, ſogleich gewahr werden, daß ſich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der dieſem an Kunſtwerth gleich ſey. Der jüngſte Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erſtickt, oder wenn er ſie reizen ſollte, in ſeinem völlig hülfloſen Zuſtande noch gebiſſen. Beide Fälle ſind unerträglich, weil ſie ein Letztes ſind, das nicht dargeſtellt werden ſoll. Was den Vater betrifft, ſo wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebiſſen, wodurch die ganze Lage ſeines Körpers ſich verändern muß und die erſten Biſſe für den Zuſchauer entweder verloren gehen, oder wenn ſie angezeigt werden ſollten, ekelhaft ſeyn würden, oder die Schlange kann auch ſich umwenden und den älteſten Sohn anfallen; dieſer wird alsdann auf ſich ſelbſt zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung iſt aus der Gruppe verſchwunden, es iſt keine tragiſche, es iſt eine grauſame Vorſtellung. Der Vater, der jetzt in ſeiner Größe und in ſeinem

Leiden auf ſich ruht, müßte ſich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Menſch hat bei eigenen und fremden Leiden nur drei Empfindungen, Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Vorausſehen eines ſich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens, und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drei werden durch dieſes Kunſtwerk dargeſtellt und erregt, und zwar in den gehörigſten Abſtufungen.

Die bildende Kunſt, die immer für den Moment arbeitet, wird, ſobald ſie einen pathetiſchen Gegenſtand wählt, denjenigen ergreifen, der Schrecken erweckt, dahingegen Poeſie ſich an ſolche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken, und zwar im höchſten Grad; an ihm hat die Bildhauerkunſt ihr Höchſtes gethan; allein theils um den Cirkel aller menſchlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt ſie Mitleiden für den Zuſtand des jüngern Sohns und Furcht für den ältern, indem ſie für dieſen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künſtler durch Mannichfaltigkeit ein gewiſſes Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen, und vollendeten ſowohl ein geiſtiges als ein ſinnliches Ganzes.

Genug, wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieſes Kunſtwerk ſeinen Gegenſtand erſchöpfe und alle Kunſtbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns, daß wenn der Meiſter ſein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenſtänden einflößen kann, ſich doch eigentlich daſſelbe in ſeiner höchſten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannichfaltiger Charaktere ſeine Kraft beweiſt und die leidenſchaftlichen Ausbrüche der menſchlichen Natur in der Kunſtnachahmung zu mäßigen und zu bändigen verſteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beſchreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt ſind, ſo wie auch der Gruppe des Farneſe'ſchen Stiers; ſie gehören unter die wenigen pathetiſchen Darſtellungen, welche uns von alter Sculptur übrig geblieben ſind.

Gewöhnlich haben ſich die Neuern bei der Wahl ſolcher Gegenſtände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumſpalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, ſo wird die Kunſt ſich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme

erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anstrengung, ein hülfloser Zustand, ein gewisser Untergang können nur Abscheu erregen, wenn sie nicht ganz kalt lassen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenstandes zur Poesie!

Man ist höchst ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas selbst erzählen soll, daß er und seine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sey. Alles ist auch darauf angelegt, und die Geschichte des Laokoon steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn sie nur zweckmäßig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln sie, beißen sie, begeifern sie, umwinden und umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Wendungen vergebens um Hülfe schreit. Das Volk entsetzt sich und flieht beim Anblick; niemand wagt es mehr ein Patriot zu seyn; und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geschichte erschreckt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So steht also die Geschichte Laokoons im Virgil bloß als ein Mittel zu einem höhern Zwecke, und es ist noch eine große Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sey.

Der Sammler und die Seinigen.

1798—1799.

Erſter Brief.

Wenn Ihr Abſchied, nach den zwei vergnügten, nur zu ſchnell verfloſſenen Tagen, mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, ſo hat Ihr Brief, den ich ſo bald erhielt, ſo haben die beigefügten Manuſcripte mich wieder in eine behagliche Stimmung verſetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unſeres Geſprächs wieder erinnert, ich habe die ähnlichen Geſinnungen in Ihren Papieren wieder angetroffen und mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in ſo vielen Fällen als Kunſtbeurtheiler zuſammentreffen.

Dieſe Entdeckung iſt mir doppelt ſchätzbar, indem ich Ihre Meinung ſo wie die meinige täglich prüfen kann, ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unſern theoretiſchen und praktiſchen Aphorismen zuſammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter, manchmal ſtoße ich an, manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir ſelbſt einig werden. Indeſſen bewährt ſich doch, daß man ſchon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptſachen mit einander übereintrifft, wenn das Kunſturtheil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder ſchwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befeſtigt iſt, und nicht, wenn ich im Gleichniß verharren darf, Wage und Wagſchalen zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herauszugeben gedenken, durch dieſe Probeſtücke meine Hoffnungen und meine ſtille Theilnahme verſtärkt, und gern will ich auch auf irgend eine Weiſe, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Abſichten mit beitragen. Theorie iſt nie meine Sache geweſen; was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, ſteht von Herzen zu Dienſten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich ſogleich an Ihren Wunſch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die

Geſchichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente ſchon manchen überraſcht haben, wenn er gleich, durch den Ruf ſchon genugſam vorbereitet, zu mir kam. Auch Ihnen iſt es alſo gegangen. Sie wunderten ſich über den ſeltſamen Reichthum in den verſchiedenſten Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch geſtiegen ſeyn, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte von allem Kenntniß zu nehmen, was ich beſitze.

Von meinem Großvater brauche ich am wenigſten zu ſagen; er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir ſelbſt Ihre Aufmerkſamkeit auf alles das was ſich von ihm herſchrieb. Sie hefteten ſich vorzüglich an dieſen Pfeiler unſeres ſeltſamen Familiengebäudes, mit einer ſolchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig ſind. Freilich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebildeten, wohin der Sammlungsgeiſt, zwei Neigungen, die ſich oft im Menſchen finden, ihre Richtung nehmen ſollen; und eben ſo viel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umſtänden, unter denen er ſich befindet, von gleichzeitigen Künſtlern und Kunſthändlern, von den Ländern, die er zuerſt beſucht, von den Nationen, mit denen er in irgend einem Verhältniß ſteht. Gewiß von tauſend dergleichen Zufälligkeiten hängt er ab. Was kann nicht alles zuſammentreffen, um ihn ſolid oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weiſe beſchränkt, überſchauend oder einſeitig zu machen!

Dem Glücke ſey es gedankt, daß mein Großvater in die beſte Zeit, in die glücklichſte Lage kam, um das an ſich zu ziehen, was einem Privatmanne gegenwärtig faſt unmöglich ſeyn würde. Rechnungen und Briefe über den Ankauf ſind noch in meinen Händen, und wie unverhältnißmäßig ſind die Preiſe gegen die jetzigen, die eine allgemeinere Liebhaberei aller Nationen ſo hoch geſteigert hat.

Ja die Sammlung dieſes würdigen Mannes iſt für mich, für meine übrigen Beſitzungen, für mein Verhältniß und mein Urtheil, was die Dresdener Sammlungen für Deutſchland ſind, eine ewige Quelle ächter Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundſätze, und für einen jeden, ſelbſt für den flüchtigſten Beſchauer

Bis zuletzt ein Vers entsteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Reime lieblich fließen,
Laß mich des Gesangs genießen
Und des Blicks der mich versteht!

„Ein Schnippchen schlägst du doch im Sack,
Der du so ruhig scheinest,
So sag' doch frank und frei dem Pack,
Wie du's mit ihnen meinest."

Ich habe mir mit Müh' und Fleiß
Gefunden was ich suchte,
Was schiert es mich, ob jemand weiß,
Daß ich das Volk verfluchte.

Für mich hab' ich genug erworben,
Soviel auch Widerspruch sich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und sagen sie hätten mich widerlegt.

Nu stille! nur bis Morgen früh:
Denn niemand weiß recht, was er will.
Was für ein Lärm! was für eine Müh'!
Ich sitze gleich und schlummre still.

Alles auch Meinende
Wird nicht vereint,
Weil das Erscheinende
Nicht mehr erscheint.

---

heilſam; denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausſpruch, meine Herren, daß keines dieſer Werke, die ſich von meinem guten Alten herſchreiben, ſich neben jenen königlichen Schätzen ſchämen dürfte, hat mich nicht ſtolz, er hat mich nur zufrieden gemacht; denn in der Stille hatte ich dieſes Urtheil ſchon ſelbſt gewagt.

Ich ſchließe dieſen Brief, ohne meinen Vorſatz erfüllt zu haben. Ich ſchwatze anſtatt zu erzählen. Zeigt ſich doch in beiden die gute Laune eines Alten ſo gern! Kaum habe ich noch Platz Ihnen zu ſagen, daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen, und daß Julie beſonders ſich öfter und lebhafter nach der lange verzögerten Dresdener Reiſe erkundigt, weil ſie hoffen kann unterwegs ihre neuen und ſo lebhaft verehrten Freunde wieder zu ſehen. Und fürwahr, auch keiner ihrer alten Freunde ſoll ſich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu verbundenen.

Zweiter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der ſich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorſtellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von Sich, Ihrem Zuſtande, Ihren Arbeiten und Vorſätzen verſchafften.

Dieſe lebhafte Unterhaltung über Sie, in den erſten Augenblicken ſeiner Wiederkunft, verbarg mir wie ſehr er ſich in ſeiner Abweſenheit verändert hat. Als er auf Akademien zog, verſprach er viel. Er trat aus der Schule, ſtark im Griechiſchen und Lateiniſchen, mit ſchönen Kenntniſſen beider Literaturen, bewandert in der alten und neuen Geſchichte, nicht ungeübt in der Mathematik, und was noch alles erfordert wird, um dereinſt ein tüchtiger Schulmann zu werden; und nun kommt er zu unſerer größten Betrübniß als Philoſoph zurück. Der Philoſophie hat er ſich vorzüglich, ja ausſchließlich gewidmet, und unſere kleine Societät, mich eingeſchloſſen, die wir denn freilich keine ſonderlichen philoſophiſchen Anlagen zu haben ſcheinen, iſt ſämmtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verſtehen, intereſſirt ihn nicht, und was ihn intereſſirt, verſtehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache, und wir ſind zu alt ſie ihm abzulernen.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst hineinzugehen, seinen eigenen Geist über seinen Operationen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen, ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist sieht er die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und sich untergräbt? Gewiß diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu seyn, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem praktischen Arzte!

Doch hiervon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es soll der Philosophie gewiß auch nicht gelingen: also geschwind ins Asyl der Kunst! geschwind zur Geschichte, die ich versprochen habe, damit nicht diesem Briefe gerade das mangele, weßwegen er angefangen ist!

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erst, daß er nur für eine gewisse Art von Kunstwerken eine entschiedene Liebhaberei habe; ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Wasserfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erst schaffte er nur solche Blätter an, dann hielt er sich einige Maler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muscheln mit der größten Genauigkeit malen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinsel aufs Papier fixirt worden wäre. Und so hat er manche Abweichungen verschiedener Geschöpfe bewahrt, die, wie ich sehe, den Naturforschern interessant sind.

Nach und nach ging er weiter, er erhob sich zum Porträt. Er liebte seine Frau, seine Kinder; seine Freunde waren ihm werth; daher die Anlage jener Sammlung von Porträten.

Sie erinnern sich auch wohl der vielen kleinen Bildnisse in Oel auf Kupfer gemalt. Große Meister hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundschaft dergleichen verfertigt; es war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigene Art Malerei geworden, auf welche sich besondere Künstler legten.

Dieses Format hatte seine eigenen Vortheile. Ein Porträt in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf oder ein Kniestück, nimmt für das Interesse, das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder

fühlende wohlhabende Mann ſollte ſich und ſeine Familie, und zwar in verſchiedenen Epochen des Lebens malen laſſen. Von einem geſchickten Künſtler bedeutend, in einem kleinen Raume vorgeſtellt, würde man wenig Platz einnehmen; man könnte auch alle ſeine guten Freunde um ſich her verſammeln, und die Nachkommen würden für dieſe Geſellſchaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Porträt hingegen macht gewöhnlicher Weiſe, beſonders in den neueren Zeiten, zugleich mit dem Beſitzer den Erben Platz, und die Moden verändern ſich ſo ſehr, daß eine ſelbſt gutgemalte Großmutter zu den Tapeten, den Möbeln und dem übrigen Zimmerſchmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr paſſen kann.

Indeſſen hängt der Künſtler vom Liebhaber ſeiner Zeit, ſo wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künſtler ab. Der gute Meiſter, der jene kleinen Porträte faſt noch allein zu machen verſtand, war geſtorben; ein anderer fand ſich, der die lebensgroßen Bilder malte. Mein Vater hatte ſchon lange einen ſolchen in der Nähe gewünſcht: ſeine Neigung ging dahin, ſich ſelbſt und ſeine Familie in natürlicher Größe zu ſehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Inſect, das vorgeſtellt wurde, genau ausgemeſſen ward und, außer ſeiner übrigen Wahrheit, auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenſtand übereinſtimmen mußte, ſo wollte er auch accurat wie er ſich im Spiegel ſah, auf der Leinwand dargeſtellt ſeyn. Sein Wunſch ward ihm endlich erfüllt; ein geſchickter Mann fand ſich, der ſich auch eine Zeit lang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater ſah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schweſter übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es an ein Malen, und man hatte nicht an einer Vorſtellung genug. Beſonders wurde meine Schweſter, wie Sie geſehen haben, in mehr als Einer Maske vorgeſtellt. Man machte auch Anſtalt zu einem großen Familiengemälde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man ſich weder über Erfindung noch Zuſammenſetzung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künſtler hatte ſich in der franzöſiſchen Schule gebildet: die Gemälde waren harmoniſch, geiſtreich und ſchienen natürlich; doch genau mit dem Urbilde verglichen, ließen ſie vieles wünſchen, und einige derſelben wurden, da der Künſtler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermuthet ward endlich meinem Vater sein Wunsch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unseres Künstlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben sollte, einem Deutschen, von Jugend auf in der Lehre gewesen war, besuchte seinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent, das ihn völlig befriedigte. Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden, und es geschah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geschmackvolles, aber ein natürliches und wahres Bild entsprang. Da stand sie nun wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare theils um die Stirne fallend, theils in starken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den schönsten Nelken, die der Vater besonders schätzte, ausgefüllt, und eine Pfirsche in der Hand, von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicherweise fanden sich diese Umstände sehr wahr zusammen ohne abgeschmackt zu seyn; mein Vater war entzückt, und der alte Maler machte seinem Sohne gern Platz, mit dessen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unserm Hause sich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. Jede Person ward nun gemalt, mit allem womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen; Sie haben gewiß die neckische Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemälde, in so fern sich die Requisiten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabaksdose, seine große silberne Taschenuhr, sein Stock mit dem Topasknopfe, die Nähdade der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemälde als Kind in der Hand hat; sie stellte sich mit eben der Gebärde neben das Bild: das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr, und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war in Zeit von einem Jahre nun auch fast der ganze Hausrath abgemalt, und der junge Künstler mochte, bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit, sich öfters durch einen Blick auf meine Schwester stärken — eine Cur, die um desto heilsamer war, als er in ihren Augen das was er suchte, zu finden schien. Genug, die jungen Leute wurden einig' mit einander zu leben und zu sterben. Die Mutter

begünstigte diese Neigung; der Vater war zufrieden ein solches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in seiner Familie zu fixiren. Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erst eine Reise durch Deutschland thun, die Einwilligung seines Oheims und Vaters beibringen und sodann auf immer der unsere werden sollte.

Das Geschäft war bald vollzogen, und ob er gleich sehr schnell zurückkam, so brachte er doch eine schöne Summe Geldes mit, die er sich an verschiedenen Höfen bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden, und unsere Familie erlebte eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein sehr wohlgebildeter, im Leben sehr bequemer Mann; sein Talent genügte meinem Vater, seine Liebe meiner Schwester, mir und den Hausgenossen seine Freundlichkeit. Er reiste den Sommer durch, kam wohlbehalt wieder nach Hause, der Winter war der Familie gewidmet; er malte seine Frau, seine Töchter gewöhnlich des Jahres zweimal.

Da ihm alles bis auf die geringste Kleinigkeit so wahrhaft, ja so täuschend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine sonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beschreiben muß, weil das Bild selbst, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden ist; sonst würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die besten Porträte hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer ist, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen scheint; allein sie ist blind, und wenn man sie sonst eröffnete, zeigte sich ein mehr überraschender als erfreulicher Gegenstand. Mein Vater trat mit meiner Mutter am Arme gleichsam heraus, und erschreckte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umstände, theils durch die Kunst hervorgebracht war. Er war abgebildet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gastmahl, aus einer Gesellschaft nach Hause kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte mit aller Sorgfalt gemalt, die Figuren aus einem gewissen Standpunkte genau perspectivisch gehalten, und die Kleidungen mit der größten Sorgfalt zum entschiedensten Effecte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward ein Fenster verrückt und alles so gestellt, daß die Täuschung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunstwerk, das sich der Wirklichkeit möglichst

näherte, auch gar bald die Schickſale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in der Thürbekleidung befeſtigt, und ſo den Einflüſſen einer feuchten Mauer ausgeſetzt, die um ſo heftiger wirkten, als die verſchloſſene Thür alle Luft abhielt; und ſo fand man nach einem ſtrengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet worden war, Vater und Mutter völlig zerſtört, worüber wir uns um ſo mehr betrübten, als wir ſie ſchon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück; denn ich habe noch von den letzten Vergnügungen meines Vaters im Leben zu reden. Nachdem gedachtes Bild vollendet war, ſchien nichts weiter ſeine Freude dieſer Art vermehren zu können, und doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künſtler meldete ſich und ſchlug vor, die Familie über die Natur in Gyps abzugießen und ſie alsdann in Wachs, mit natürlichen Farben, wirklich aufzuſtellen. Das Bildniß eines jungen Gehülfen, den er bei ſich hatte, zeigte ſein Talent, und mein Vater entſchloß ſich zu der Operation. Sie lief glücklich ab; der Künſtler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Geſicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perrücke, ein damaſtener Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet, und ſo ſitzt der gute Alte noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zuſammen. Meine Schweſter ſtarb noch jung und ſchön; ihr Mann malte ſie im Sarge. Seine Töchter, die, wie ſie heranwuchſen, die Schönheit der Mutter, gleichſam in zwei Portionen, darſtellten, konnte er vor Wehmuth nicht malen. Oft ſtellte er die kleinen Geräthſchaften, die ihr angehört hatten und die er ſorgfältig bewahrte, in Stillleben zuſammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte ſie den liebſten Freunden, die er ſich auf ſeinen Reiſen erworben hatte.

Es ſchien, als wenn ihn dieſe Trauer zum Bedeutenden erhöbe, da er ſonſt nur alles Gegenwärtige gemalt hatte. Den kleinen, ſtummen Gemälden fehlte es nicht an Zuſammenhang und Sprache. Auf dem einen ſah man in den Geräthſchaften das fromme Gemüth der Beſitzerin, ein Geſangbuch mit rothem Sammet und goldenen Buckeln, einen artigen geſtickten Beutel mit Schnüren und Quaſten, woraus ſie ihre Wohlthaten zu ſpenden pflegte, den Kelch, woraus ſie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing und den er gegen einen beſſern der Kirche abgetauſcht hatte. Auf

einem andern Bilde ſah man neben einem Brode das Meſſer, womit ſie den Kindern gewöhnlich vorzuſchneiden, ein Samenkäſtchen, woraus ſie im Frühjahr zu ſäen pflegte, einen Kalender, in den ſie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einſchrieb, einen gläſernen Becher, mit eingeſchnittenem Namenszug, ein frühes Jugendgeſchenk vom Großvater, das ſich ungeachtet ſeiner Zerbrechlichkeit länger als ſie ſelbſt erhalten hatte.

Er ſetzte ſeine gewöhnlichen Reiſen und übrigens ſeine gewohnte Lebensart fort. Nur fähig das Gegenwärtige zu ſehen und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verluſt erinnert, konnte ſein Gemüth ſich nicht wieder herſtellen; eine Art von unbegreiflicher Sehnſucht ſchien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Stillleben, das er malte, beſtand aus Geräthſchaften, die ihm angehörten und die, ſonderbar gewählt und zuſammengeſtellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieſer Arbeit einigemal nachdenkend und pauſirend, was ſonſt ſeine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zuſtande — und Sie verzeihen mir wohl, wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Faſſung zu ſetzen, aus der mich dieſe Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unverſehens gerückt hat.

Und doch ſoll dieſer Brief mit einem ſo traurigen Schluſſe nicht in Ihre Hand kommen; ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu ſagen —

Mein Oheim giebt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu ſagen, wie ſehr er Ihnen ergeben ſey. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit getreu, wo man es für Pflicht hielt, am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu ſcheiden. Uns andern iſt das nun ſchon nicht gelehrt worden; ein ſolcher Knicks ſcheint uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wir's nun, um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorſamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie verſichere, daß Ihnen die Nichten ſo ergeben ſind wie der

Onkel? Er hat mir verboten sein letztes Blatt zu lesen; ich weiß nicht was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel, wenn ich denke, daß er von mir gesprochen hat. Genug, er hat mir erlaubt den Anfang seines Briefes zu lesen; und da finde ich, daß er unsern guten Philosophen bei ihnen anschwärzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim, einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln, weil er so ernsthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Sehen Sie aufrichtig und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deßwegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich gesprächig und gesellig. Er spricht auch mit mir, und wenn ich gleich seine Philosophie keineswegs verstehe, so verstehe ich doch, wie mir däucht, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken; denn die Rolle mit den Kupfern, begleitet von den freundlichen Worten, die er mir von Ihnen brachte, verschafften ihm freilich sogleich die beste Aufnahme.

Wie ich für dieses Andenken, für diese Güte meinen Dank einrichten soll, weiß ich selbst nicht recht; denn es scheint mir, als wenn hinter diesem Geschenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorsamen Dienerin spotten, als Sie ihr diese elfenhaften Luftbilder, diese seltsamen Feen und Geistergestalten aus der Werkstatt meines Freundes Füßli zusendeten? Was kann die arme Julie dafür, daß etwas Seltsames, Geistreiches sie aufreizt, daß sie gern etwas Wunderbares vorgestellt sieht, und daß diese durch einander ziehenden und beweglichen Träume, auf dem Papier fixirt, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl sehe, daß ich mir eine neue Ruthe aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweiten Oheim annahm. Als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! denn auch der kann es nicht lassen, die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen.

Dagegen verhält sich meine Schwester besser als ich; diese läßt sich gar nicht einreden. Und weil in unserer Familie denn doch eine Kunstliebhaberei seyn muß, so liebt sie nur das was anmuthig ist, und was man immer gern um sich herum sehen mag.

Ihr Bräutigam — denn alles iſt nun richtig, was bei Ihrer Durchreiſe noch nicht ganz entſchieden war — hat ihr aus England die ſchönſten gemalten Kupfer geſchickt, womit ſie äußerſt zufrieden iſt; aber was ſind das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blaßrothen Schleifen und blaßblauen Schleiern! was ſind das nicht für intereſſante Mütter mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern! Wenn das alles einmal unter Glas und Mahagonirahmen, geziert mit den metallenen Stäbchen, die auch bei der Sendung waren, auf einem Lilagrund, das Cabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Titanien mit ihrem Feengefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beſchäftigt, nicht in die Geſellſchaft bringen.

Nun ſieht es aus, als ob ich mich über meine Schweſter aufhalte! Denn das iſt ja wohl das Klügſte was man thun kann, um ſich Ruhe zu verſchaffen, daß man gegen die andern ein wenig unverträglich iſt. Und ſo wäre ich denn mit dieſen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre ſo nahe an den untern Rand unverſehens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Name Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl ſagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachſchrift dem Philoſophen das Wort geredet; leider ſtimmt der Oheim noch nicht mit ein, denn der junge Mann hält nicht nur auf einer beſondern Methode, die mir keineswegs einleuchtet, ſondern ſein Geiſt iſt auch auf ſolche Gegenſtände gerichtet, über die ich weder viel denke, noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung ſogar, durch die ich faſt mit allen Menſchen in ein Verhältniß komme, ſcheint ſich nicht einmal ein Berührungspunkt zu finden. Selbſt den hiſtoriſchen, den antiquariſchen Antheil, den er ſonſt daran zu nehmen ſchien, hat er völlig verloren. Die Sittenlehre, von der ich außerhalb meines Herzens wenig weiß, beſchäftigt ihn beſonders; das Naturrecht, das ich nicht vermiſſe, weil unſer Tribunal gerecht und unſere Polizei thätig iſt, verſchlingt ſeine nächſten Forſchungen; das Staatsrecht, das mir in meiner früheſten Jugend ſchon durch meinen Oheim verleidet wurde, ſteht als das Ziel ſeiner Ausſichten. Da iſt es nun um die Unterhaltung, von der ich mir ſo viel verſprach, beinahe gethan, und es hilft mir nichts,

daß ich ihn als einen edeln Menschen schätze, als einen guten liebe, als einen Verwandten zu befördern wünsche; wir haben einander nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemälde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der deutschen Komödie, meinen Unmuth auslasse, so zupft mich die Erfahrung wieder und erinnert mich, daß es der Weg nicht sey sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenschaften exaggeriren, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten, wie sich das künftig machen kann, und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Officier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiedenen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschenke, die mit ihren Bildnissen in Email und Miniatur verziert waren, eine Liebhaberei zu solchen Kunstwerken gewonnen. Er verschaffte sich nach und nach die Porträte verstorbener sowohl als lebender Potentaten, wenn die goldenen Dosen und brillantenen Einfassungen zu den Goldschmieden und Juwelenhändlern wieder zurückkehrten; und so besaß er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel reiste, wollte er seinen Schatz immer bei sich haben; und es war möglich die Sammlung in einen sehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er sie vor, ohne daß ihm das Bildniß eines lebenden oder verstorbenen aus irgend einem Schmuckkästchen zugeflogen wäre; denn das Eigene hat eine bestimmte Sammlung, daß sie das Zerstreute an sich zieht und selbst die Affection eines Besitzers gegen irgend ein einzelnes Kleinod durch die Gewalt der Masse gleichsam aufhebt und vernichtet.

Von den Porträten, unter welchen sich auch ganze Figuren, zum Beispiel allegorisch als Jägerinnen und Nymphen vorgestellte Prinzessinnen fanden, verbreitete er sich zuletzt auf andere kleine Gemälde dieser Art, wobei er jedoch mehr auf die äußerste Feinheit der Ausführung, als auf die höhern Kunstzwecke sah, die freilich auch in dieser Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beste dieser Sammlung selbst bewundert: nur weniges ist gelegentlich durch mich hinzugekommen.

Reuchlin! wer will ſich ihm vergleichen,
Zu ſeiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürſten- und das Städteweſen
Durchſchlängelte ſein Lebenslauf,
Die heiligen Bücher ſchloß er auf;
Doch Pfaffen wußten ſich zu rühren
Die alles breit ins Schlechte führen,
Sie finden alles da und hie,
So dumm und ſo abſurd wie ſie.
Dergleichen will mir auch begegnen;
Bin unter Dache, laſſ' es regnen:
„Denn gegen die obſcuren Kutten,
Die mir zu ſchaden ſich verquälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen."

Am Lehrling mäkelten ſie,
Nun mäkeln ſie am Wandrer;
Jener lernte ſpät und früh,
Dieſer wird kein andrer.
Beide wirken im ſchönen Kreiſe
Kräftig, wohlgemuth und zart;
Lerne doch jeder nach ſeiner Weiſe,
Wandle doch jeder in ſeiner Art.

Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Warum ich Royaliſte bin,
Das iſt ſehr ſimpel:

Um nun endlich von mir, als dem gegenwärtigen, vergnügten Besitzer, doch auch oft genug incommodirten Custoden der wohl bekannten und wohl belobten Sammlung zu reden, so war meine Neigung von Jugend auf der Liebhaberei meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengesetzt.

Ob die etwas ernsthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es so oft bei Kindern fürchtet, aus Geist des Widerspruchs, mit vorsätzlicher Unart mich auf dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entscheiden; genug, wenn jener durch die genaueste Nachahmung, durch die sorgfältigste Ausführung das Kunstwerk mit dem Naturwerke völlig auf Einer Linie sehen wollte, wenn dieser eine kleine Tafel nur in sofern schätzte, als sie durch die zartesten Punkte gleichsam ins unendliche getheilt war, wenn er immer ein Vergrößerungsglas bei der Hand hielt, und dadurch das Wunder einer solchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte, so konnte ich kein ander Vergnügen an Kunstwerken finden, als wenn ich Skizzen vor mir sah, die mir auf einmal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen legten.

Die trefflichen Blätter von dieser Art, welche sich in meines Großvaters Sammlung befanden, und die mich hätten belehren können, daß eine Skizze mit eben so viel Genauigkeit als Geist gezeichnet werden könnte, dienten meine Liebhaberei anzufachen, ohne sie eben zu leiten. Das Kühnhingestrichene, Wildausgetuschte, Gewaltsame reizt mich, selbst das, was mit wenigen Zügen nur die Hieroglyphe einer Figur war, wußte ich zu lesen, und schätzte es übermäßig; von solchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortsetzte.

Auf diese Weise blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beständig im Widerspruch, der sich um so mehr verlängerte und befestigte, als keiner die Art sich mir oder mich ihm zu nähern verstand.

Ob ich gleich, wie gesagt, nur meistens die geistreiche Hand schätzte, so konnte es doch nicht fehlen, daß nicht auch manches ausgeführte Stück in meine Sammlung gekommen wäre. Ich lernte, ohne es selbst recht gewahr zu werden, den glücklichen Uebergang von einem geistreichen Entwurf zu einer geistreichen Ausführung schätzen; ich lernte das Bestimmte verehren, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung that, daß der bestimmteste Strich zugleich auch empfunden seyn sollte.

Hiezu trugen die eigenhändigen Radirungen verſchiedener italieniſchen Meiſter, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das Ihrige treulich bei, und ſo war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter brachte.

Ordnung und Vollſtändigkeit waren die beiden Eigenſchaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünſchte; ich las die Geſchichte der Kunſt, ich legte meine Blätter nach Schulen, Meiſtern und Jahren, ich machte Katalogen, und muß zu meinem Lobe ſagen, daß ich den Namen keines Meiſters, die Lebensumſtände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer ſeiner Arbeiten zu bemühen, um ſein Verdienſt nicht nur in Worten nachzuſprechen, ſondern es wirklich und anſchaulich vor mir zu haben.

So ſtand es um meine Sammlung, um meine Kenntniſſe und ihre Richtung, als die Zeit heran kam die Akademie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wiſſenſchaft, welches nun einmal die Medicin ſeyn ſollte, die Entfernung von allen Kunſtwerken, die neuen Gegenſtände, ein neues Leben drängten meine Liebhaberei in die Tiefe meines Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit mein Auge an dem Beſten zu üben, was wir von Abbildungen anatomiſcher, phyſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Gegenſtände beſitzen.

Noch vor dem Ende meiner akademiſchen Laufbahn ſollte ſich mir eine neue und für mein ganzes Leben entſcheidende Ausſicht eröffnen; ich fand Gelegenheit Dresden zu ſehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligthum der Galerie! Wie manche Ahnung ward zum Anſchauen! Wie manche Lücke meiner hiſtoriſchen Kenntniß ward nicht ausgefüllt, und wie erweiterte ſich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunſt! Ein ſelbſtgefälliger Rückblick auf die Familienſammlung, die einſt mein werden ſollte, war von den angenehmſten Empfindungen begleitet, und da ich nicht Künſtler ſeyn konnte, ſo wäre ich in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht ſchon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler beſtimmt geweſen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich ſonſt noch gethan, um in der Kenntniß nicht ſtehen zu bleiben, und wie dieſe Liebhaberei neben allen meinen Beſchäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeiſt begleitet, davon will ich Sie nicht unterhalten; genug, daß ich alle meine übrigen Fähigkeiten auf meine Wiſſenſchaft, auf ihre Ausübung

verwendete, daß meine Praxis faſt meine ganze Thätigkeit verſchlang, und daß eine ganz heterogene Beſchäftigung meine Liebe zur Kunſt, meine Leidenſchaft zu ſammeln nur zu vermehren ſchien.

Das übrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzuſetzen. Als mein Vater ſtarb, und dieſer Schatz nun zu meiner Dispoſition gelangte, war ich gebildet genug, um die Lücken, die ich fand, nicht als Sammler nur auszufüllen, weil es Lücken waren, ſondern einigermaßen als Kenner, weil ſie ausgefüllt zu werden verdienten. Und ſo glaube ich noch, daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meinung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte, übereinſtimmend finde. Ich bin nie in Italien geweſen, und doch habe ich meinen Geſchmack, ſo viel es möglich war, ins allgemeine auszubilden geſucht. Wie es damit ſteht, kann Ihnen nicht verborgen ſeyn. Ich will nicht läugnen, daß ich vielleicht meine Neigung hie und da mehr hätte reinigen können und ſollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben!

Für dießmal und für immer genug von mir ſelbſt. Möge ſich mein ganzer Egoismus innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit ſey übrigens das Loſungswort, das Ihnen von niemand lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann, als von dem, der ſich unterzeichnet

Ihren aufrichtig ergebenen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundſchaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie mir die erſten Stücke der Propyläen nicht nur ſo bald zugeſendet, ſondern mir außerdem noch manches im Manuſcripte mitgetheilt, das mir, bei mehrerer Breite, Ihre Abſichten deutlicher, ſo wie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zuruf am Schluſſe meines vorigen Briefes recht ſchön und freundlich erwiedert, und ich danke Ihnen für die günſtige Aufnahme, womit Sie die kurze Geſchichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geſchriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verſchafften, als Sie, der übeln Jahreszeit ungeachtet, einen ziemlichen Umweg machten, um die Sammlung eines Privatmannes kennen zu lernen,

die Ihnen in manchen Fächern genug that, und deren Beſitzer von Ihnen, ohne langes Bedenken, mit einer aufrichtigen Freundſchaft beglückt ward. Die Grundſätze, die Sie damals äußerten, die Ideen, womit Sie ſich vorzüglich beſchäftigten, finde ich in dieſen Blättern wieder; ich ſehe, Sie ſind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben, Sie ſind vorgeſchritten, und ſo darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Intereſſe vernehmen werden, wie es mir in meinem Kreiſe ergangen iſt und ergeht. Ihre Schrift muntert, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geſchichte meiner Sammlung iſt in Ihren Händen; auch darauf kann ich weiter bauen, denn nun habe ich Ihnen einige Wünſche, einige Bekenntniſſe vorzulegen.

Bei Betrachtung der Kunſtwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurtheilung deſſen, was der Künſtler geleiſtet hat, den großen Maßſtab anzuſchlagen, der nach dem beſten, was wir kennen, eingetheilt iſt, eifrig das Vollkommenſte aufzuſuchen, den Liebhaber ſo wie den Künſtler immer an die Quelle zu weiſen, ihn auf hohe Standpunkte zu verſetzen, bei der Geſchichte wie bei der Theorie, bei dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichſam auf ein Letztes zu dringen, iſt löblich und ſchön, und eine ſolche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weiſe die edlern Metalle zu reinigen, um ein beſtimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entſchiedenen Maßſtab aller Vermiſchungen, die ihm vorkommen, feſtzuſetzen! Man bringe alsdann ſo viel Kupfer als man will, wieder dazu, man vermehre das Gewicht, man vermindere den Werth, man bezeichne die Münzen, die Silbergeſchirre nach gewiſſen Conventionen: alles iſt recht und gut! Die ſchlechteſte Scheidemünze, ja das Gemünder Silber ſelbſt, mag paſſiren; denn der Probirſtein, der Schmelztiegel iſt gleich bereit eine entſchiedene Probe des innern Werthes anzuſtellen.

Ohne Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernſtes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich, in Bezug auf mein Gleichniß, Sie auf gewiſſe mittlere Fächer aufmerkſam machen, die der Künſtler ſo wie der Liebhaber fürs gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu dieſen Wünſchen und Vorſchlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen; ich habe noch etwas in Gedanken, eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntniß gethan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundſchaft völlig unwerth zu fühlen.

Beleidigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen; es ſey daher gewagt! Jeder Fortſchritt iſt ein Wageſtück, und nur durch Wagen kommt man entſchieden vorwärts. Und nun hören Sie geſchwind, damit Sie das, was ich zu ſagen habe, nicht für wichtiger halten als es iſt.

Der Beſitzer einer Sammlung, der ſie, wenn er ſie auch noch ſo gern verweiſt, doch immer zu oft vorweiſen muß, wird nach und nach, er ſey übrigens noch ſo gut und harmlos, ein wenig tückiſch werden. Er ſieht ganz fremde Menſchen bei Gegenſtänden, die ihm völlig bekannt ſind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meinungen über politiſche Verhältniſſe gegen einen Fremden herauszugehen, findet ſich nicht immer Veranlaſſung und die Klugheit verbietet es; Kunſtwerke reizen auf und vor ihnen genirt ſich niemand: niemand zweifelt an ſeiner eigenen Empfindung, und daran hat man nicht Unrecht; niemand zweifelt an der Richtigkeit ſeines Urtheils, und daran hat man nicht ganz Recht.

So lange ich mein Cabinet beſitze, iſt mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat zu glauben, daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wiſſe; er ſagte zu mir: Ich habe nur kurze Zeit; laſſen Sie mich in jedem Fache das Beſte, das Merkwürdigſte, das Seltenſte ſehen! Ich dankte ihm, indem ich ihn verſicherte, daß er der erſte ſey, der ſo verfahre; und ich hoffe ſein Zutrauen hat ihn nicht gereut, wenigſtens ſchien er äußerſt zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht ſagen, daß er ein beſonderer Kenner oder Liebhaber geweſen wäre; auch zeugte vielleicht eben ſein Betragen von einer gewiſſen Gleichgültigkeit, ja vielleicht iſt uns ein Mann intereſſanter der einen einzelnen Theil liebt, als der der, das Ganze nur ſchätzt; genug, dieſer verdiente erwähnt zu werden, weil er der erſte war und der letzte blieb dem meine heimliche Tücke nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur geſtehe, haben meiner ſtiller Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein daß ich Ihnen die Märchen aus dem Geſichte brachte — verzeihen Sie, ich mußte heimlich lächeln, wenn Sie von dem Antikenſchrank, von den Bronzen, die wir eben durchſahen, immer nach der Thüre ſchielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Kinder waren verſchwunden und hatten den Frühſtückswein mit den Zwiebacken ſtehen laſſen; mein Wink hatte ſie entfernt;

denn ich wollte meinen Alterthümern eine ungetheilte Aufmerksamkeit verschaffen. Verzeihen Sie dieses Bekenntniß, und erinnern Sie sich daß ich Sie des andern Morgens möglichst entschädigte, indem ich Ihnen im Gartenhause nicht einmal die gemalten, sondern auch die lebendigen Familienbilder vorstellte und Ihnen, bei einer reizenden Aussicht auf die Gegend, das Vergnügen einer fröhlichen Unterhaltung verschaffte. — Nicht allein sagte ich, und muß wohl, da mir diese lange Einschaltung meinen Periodus verderben hat, ihn wieder anders anfangen.

Sie erzeigten mir bei Ihrem Eintritt auch eine besondere Ehre, indem Sie anzunehmen schienen, daß ich Ihrer Meinung sey, daß ich diejenigen Kunstwerke, welche Sie ausschließlich schätzen, auch vorzüglich zu schätzen wisse; und ich kann wohl sagen, meistens treffen unsere Urtheile zusammen; hie und da glaubte ich eine leidenschaftliche Vorliebe, auch wohl ein Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Aufmerksamkeit auf verschiedene unscheinbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge übersehen hatte.

Nach Ihrer Abreise blieben Sie ein Gegenstand unserer Gespräche; wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingesprochen hatten, und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unserer Besuche geleitet. Wir fanden eine große Verschiedenheit der Liebhabereien und Gesinnungen, doch zeigten sich gewisse Neigungen mehr oder weniger in verschiedenen Personen wieder; wir fingen an die ähnlichen wieder zusammenzustellen, und das Buch worin die Namen aufgezeichnet sind, half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unsere Tücke in Aufmerksamkeit verwandelt; wir beobachteten unsere Gäste genauer und rangirten sie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer wir gesagt; denn ich zog meine Mädchen dießmal, wie immer, mit ins Geschäft. Julie war besonders thätig, und hatte viel Glück ihre Leute gleich recht zu placiren; denn es ist den Frauen angeboren, die Neigungen der Männer genau zu kennen. Doch gedachte Caroline solcher Freunde nicht zum besten, welche die schönen und seltenen Stücke englischer schwarzer Kunst, womit sie ihr stilles Zimmer ausgeschmückt hatte, nicht recht lebhaft preisen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieser Mangel der Empfänglichkeit bei dem guten Kinde viel geschadet hätte.

Liebhaber von unserer Art — denn es ist doch natürlich, daß wir

von denen zuerſt ſprechen — finden ſich, genau betrachtet, gar manche, wenn man ein wenig Vorurtheil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Bedacht, Biegſamkeit oder Strenge nicht eben in Anſchlag bringt; und deßwegen hoffe ich günſtig für Ihre Prophläen, nicht allein weil ich gleich geſinnte Perſonen vermuthe, ſondern weil ich wirklich gleichgeſinnte Perſonen kenne.

Wenn ich alſo in dieſem Sinne Ihren Ernſt in der Kunſt, Ihre Strenge gegen Künſtler und Liebhaber nicht tadeln kann, ſo muß ich doch, in Betracht der vielerlei Menſchenkinder, die Ihre Schrift leſen ſollen, und wenn ſie nur von denen geleſen würde, die meine Sammlung geſehen haben, noch einiges zum Beſten der Kunſt und der Kunſtfreunde wünſchen, und zwar einestheils, daß ſie eine gewiſſe heitere Liberalität gegen alle Kunſtfächer zeigten, den beſchränkteſten Künſtler und Kunſtliebhaber ſchätzten, ſobald jeder nur ohne ſonderliche Anmaßung ſein Weſen treibt; anderntheils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerſtand gegen diejenigen empfehlen, die von beſchränkten Ideen ausgehen und mit einer unheilbaren Einſeitigkeit einen vorgezogenen und beſchützten Theil der Kunſt zum Ganzen machen wollen. Laſſen Sie uns zu dieſen Zwecken eine neue Art von Sammlung ordnen, die dießmal nicht aus Bronzen und Marmorſtücken, nicht aus Elfenbein noch Silber beſtehen ſoll, ſondern worin der Künſtler, der Kenner und beſonders der Liebhaber ſich ſelbſt wiederfinde.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichteſten Entwurf ſenden: alles was Reſultat iſt, zieht ſich ins Enge zuſammen, und mein Brief iſt ohnehin ſchon lang genug. Meine Einleitung iſt ausführlich, und meinen Schluß ſollen Sie mir ſelbſt ausführen helfen.

Unſere kleine Akademie richtete, wie es gewöhnlich geſchieht, erſt ſpät ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und bald fanden wir in unſerer Familie faſt für alle die verſchiedenen Gruppen einen Geſellſchafter.

Es giebt Künſtler und Liebhaber, welche wir die Nachahmer genannt haben; und wirklich iſt die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und ſchätzbaren Punkt getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchſte Freude: mein Vater und mein Schwager gehörten dazu, und die Liebhabereien des einen, ſo wie die Kunſt des andern, ließ in dieſem Fache faſt nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen, bis ſie die Abbildung wo möglich an die Stelle des Abgebildeten ſetzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinheit erfordert wird, ſo ſteht ihnen eine andere Klaſſe nah, welche wir die Punktirer genannt

haben; bei diesen ist die Nachbildung nicht das Vorzüglichste, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, bei dem sie die meisten Punkte und Striche anbringen können. Bei diesen wird ihnen die Liebhaberei meines Oheims sogleich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt, gleichsam den Raum ins unendliche zu füllen und uns sinnlich zu überzeugen, daß man die Materie ins unendliche theilen könne. Sehr schätzbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bildniß einer würdigen, einer werthen Person dergestalt ins Kleine bringt, daß wir das, was unser Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinodien erscheinen sehen. Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Klasse sprachen, mußte ich mir wohl selbst einfallen, der ich mit meiner frühern Liebhaberei eigentlich ganz im Gegensatze mit jenen stand. Alle diejenigen, die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die vorigen mit vielen Strichen und Punkten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die Rede von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden soll, zu eigener und fremder Beurtheilung erst hinschreiben, denn diese machen erst eine Skizze; Skizzisten nennt man aber diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und also nie das Ende der Kunst, die Ausführung, erreichen; so wie der Punktirer den wesentlichen Anfang der Kunst, die Erfindung, das Geistreiche oft nicht gewahr wird. Der Skizzist hat dagegen meist zu viel Imagination: er liebt sich poetische, ja phantastische Gegenstände, und ist immer ein bischen übertrieben im Ausdruck. Selten fällt er in den Fehler, zu weich oder unbedeutend zu seyn; diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Rubrik, in welcher das Weiche das Gefällige, das Anmuthige herrschend ist, hat sich Caroline sogleich erklärt, und feierlich protestirt, daß man dieser Klasse keinen Spitznamen geben möge; Julie hingegen überläßt sich und ihre Freunde, die poetisch geistreichen Skizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengern oder liberalen Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweise auf die Holzschnitte und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke, ungeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit, uns durch einen gewissen derben und sichern Charakter noch immer erfreuen.

Dann fielen uns noch verſchiedene Arten ein, die aber vielleicht ſchon in die vorigen eingetheilt werden können, als da ſind Caricaturzeichner, die nur das bedeutend Widerwärtige, phyſiſch und moraliſch Häßliche herausſuchen, Improviſatoren, die mit großer Geſchicklichkeit und Schnelligkeit alles aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künſtler, deren Werke man nicht ohne Commentar verſteht, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachſte natürlichſte Werk nicht ohne Commentar laſſen können, und was noch andere mehr waren, davon ich künftig mehr ſagen will; für dießmal aber ſchließe ich mit dem Wunſche, daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit giebt ſich über meine Anmaßung luſtig zu machen, Sie mit dem Anfange deſſelben verſöhnen möge, wo ich mich vermaß einige liebenswürdige Schwachheiten geſchätzter Freunde zu belächeln. Geben Sie mir das gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unterfangen nicht widerwärtig ſcheint! Schelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel! Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit Ihres

ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir, daß Sie mein Brief in der beſten Stimmung angetroffen und Ihnen dieſe herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geſchenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel öfter allein und viel ſeltener in Geſellſchaft kommt als das Unglück, ſo habe ich dießmal eine Ausnahme von der Regel erfahren: erwünſchter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können, und Ihre Anmerkungen zu meinen wunderlichen Claſſificationen hätten nicht leicht geſchwinder Frucht gebracht, als eben in dem Augenblick, da ſie, wie ein ſchon keimender Same, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Laſſen Sie mich alſo die Geſchichte des geſtrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren, was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Geſtirn Ihres Briefs in eine ſo glückliche Conjunction tritt.

Geſtern meldete ſich bei uns ein Fremder an, deſſen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freute mich bei ſeinem Eintritt, machte ihn mit meinen Beſitzungen im allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein ſehr

gebildetes Auge für Kunstwerke, besonders für die Geschichte derselben. Er erkannte die Meister so wie ihre Schüler, bei zweifelhaften Bildern wußte er die Ursachen seines Zweifels sehr gut anzugeben, und seine Unterhaltung erfreute mich sehr.

Vielleicht wäre ich hingerissen worden mich gegen ihn lebhafter zu äußern wenn nicht der Vorsatz meinen Gast auszuhorchen mir gleich beim Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele seiner Urtheile trafen mit den meinigen zusammen, bei manchen mußte ich sein scharfes und geübtes Auge bewundern. Das erste was mir an ihm besonders auffiel, war ein entschiedener Haß gegen alle Manieristen. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid, und ich war um desto mehr aufgefordert zu untersuchen, aus welcher Quelle eine solche Abneigung wohl fließen möchte.

Mein Gast war spät gekommen und die Dämmerung verhinderte uns weiter zu sehen; ich zog ihn zu einer kleinen Collation, zu der unser Philosoph eingeladen war, denn dieser hat sich mir seit einiger Zeit genähert; wie das kommt, muß ich Ihnen im Vorbeigehen sagen.

Glücklicherweise hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer voraussah, ein Mittel bereitet, das sie eben so oft verbindet als entzweit: mein Philosoph ward von Juliens Anmuth, die er als Kind verlassen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf, den Oheim so wie die Nichte zu unterhalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften des Menschen.

Ehe wir noch alle beisammen waren, ergriff ich die Gelegenheit meine Manieristen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der glücklichen Uebung ihrer Hand und ihrer Anmuth; doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: Dieß will ich alles nur sagen, um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Princip und der höchste Zweck der Kunst freilich noch etwas ganz anderes sey.

Mit einem Lächeln, das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiederte er darauf: Sie sind denn also auch den hergebrachten Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sey?

Mir ist kein höheres bekannt, versetzte ich darauf.

Können Sie mir sagen, was Schönheit sey? rief er aus.

Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel;
Mußt' aber alles selber thun,
Konnt' niemand fragen:
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm niemand was sagen.

„Sie wollten dir keinen Beifall gönnen,
Du warst niemals nach ihrem Sinn!"
Hätten sie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht was ich bin.

Das Unvernünftige zu verbreiten
Bemüht man sich nach allen Seiten;
Es täuschet eine kleine Frist,
Man sieht doch bald wie schlecht es ist.

„Was will von Quedlinburg heraus
Ein zweiter Wandrer traben!" —
Hat doch der Wallfisch seine Laus,
Muß ich auch meine haben.

„Der Pseudo-Wandrer, wie auch dumm,
Versammelt sein Geschwister."
Es giebt manch Evangelium,
Hab' es auch der Philister!

Für und wider zu dieser Stunde
Quängelt ihr schon seit vielen Jahren:
Was ich gethan, ihr Lumpenbunde!
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

Vielleicht nicht! versetzte ich; aber ich kann es Ihnen zeigen. Lassen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen sehr schönen Gypsabguß des Apoll, einen sehr schönen Marmorkopf des Bacchus, den ich besitze, noch geschwind anblicken, und wir wollen sehen, ob wir uns nicht vereinigen können, daß sie schön seyen.

Ehe wir an diese Untersuchung gehen, versetzte er, möchte es wohl nöthig seyn, daß wir das Wort Schönheit und seinen Ursprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein; sie ist ein Schein und kann als das höchste Ziel der Kunst nicht gelten: das vollkommen Charakteristische nur verdient schön genannt zu werden; ohne Charakter giebt es keine Schönheit.

Betroffen über diese Art sich auszudrücken, versetzte ich: Zugegeben, aber nicht eingestanden, daß das Schöne charakteristisch seyn müsse, so folgt doch nur daraus, daß das Charakteristische dem Schönen allenfalls zu Grunde liegen, keineswegs aber, daß es eins mit dem Charakteristischen sey. Der Charakter verhält sich zum Schönen wie das Skelett zum lebendigen Menschen. Niemand wird läugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organisirten Gestalt liege; er begründet, er bestimmt die Gestalt: er ist aber nicht die Gestalt selbst und noch weniger bewirkt er die letzte Erscheinung, die wir, als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen.

Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen, versetzte der Gast, und aus Ihren Worten selbst erhellt, daß die Schönheit etwas Unbegreifliches oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem sey. Was man nicht begreifen kann, das ist nicht; was man mit Worten nicht klar machen kann, das ist Unsinn.

Ich. Können Sie denn die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrücken?

Er. Das ist wieder eine Instanz, auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug, was Charakter sey, läßt sich nachweisen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter; denn sonst würde sie leer und unbedeutend seyn. Alles Schöne der Alten ist bloß charakteristisch, und bloß aus dieser Eigenthümlichkeit entsteht die Schönheit.

Unser Philosoph war gekommen und hatte sich mit den Nichten unterhalten; als er uns eifrig sprechen hörte, trat er hinzu, und mein Gast, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichsam angefeuert, fuhr fort:

Das ist eben das Unglück, wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienst solche falsche Grundsätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen; niemand spricht sie lieber nach, als wer den Gegenstand nicht kennt und versteht. So hat uns Lessing den Grundsatz aufgebunden, daß die Alten nur das Schöne gebildet: so hat uns Winckelmann mit der stillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeschläfert, anstatt daß die Kunst der Alten unter allen möglichen Formen erscheint, aber die Herren verweilen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verhehlen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die struppigen Haare, den schmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzelige Haut des entstellten Alters, die vorliegenden Adern und die schlappen Brüste.

Um Gottes willen! rief ich aus; giebt es denn aus der guten Zeit der alten Kunst selbstständige Kunstwerke, die solche abscheuliche Gegenstände vollendet darstellen? oder sind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunst, die sich nach äußern Absichten bequemen muß, die im Sinken ist?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß, und Sie mögen selbst untersuchen und urtheilen. Aber daß Laokoon, daß Niobe, daß Circe mit ihren Stiefsöhnen selbstständige Kunstwerke sind, werden Sie mir nicht läugnen. Treten Sie vor den Laokoon, und sehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erstickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Gifts, heftige Gährung, stockenden Umlauf, erstickende Pressung und paralytischen Tod.

Der Philosoph schien mich mit Verwunderung anzusehen, und ich versetzte: Man schaudert, man erstarrt nur vor der bloßen Beschreibung. Fürwahr, wenn es sich mit der Gruppe Laokoons so verhält, was will aus der Anmuth werden, die man sogar darin so wie in jedem ächten Kunstwerke finden will! Doch ich will mich darein nicht mischen: machen Sie das mit den Verfassern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengesetzten Meinung sind.

Das wird sich schon geben, versetzte mein Gast: das ganze Alterthum spricht mir zu; denn wo wüthet Schrecken und Tod entsetzlicher als bei den Darstellungen der Niobe?

Ich erschrak über eine solche Assertion; denn ich hatte noch kurz

vorher freilich nur die Kupfer im Fabroni geſehen, den ich ſogleich herbeiholte und aufſchlug. Ich finde keine Spur vom wüthenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchſte Subordination der tragiſchen Situation unter die höchſten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich ſehe hier überall den Kunſtzweck die Glieder zierlich und anmuthig erſcheinen zu laſſen. Der Charakter erſcheint nur noch in den allgemeinſten Linien, welche durch die Werke, gleichſam wie ein geiſtiger Knochenbau, durchgezogen ſind.

Er. Laſſen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden.

Wir ſchlugen ſie auf.

Ich. Von allem Entſetzlichen, aufrichtig geſagt, ſehe ich auch hier nicht das mindeſte. Wo wüthen Schrecken und Tod? Hier ſehe ich nur Figuren mit ſolcher Kunſt durch einander bewegt, ſo glücklich gegen einander geſtellt oder geſtreckt, daß ſie, indem ſie mich an ein trauriges Schickſal erinnern, mir zugleich die angenehmſte Empfindung geben. Alles Charakteriſtiſche iſt gemäßigt, alles natürlich Gewaltſame iſt aufgehoben, und ſo möchte ich ſagen: das Charakteriſtiſche liegt zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde; das höchſte Ziel der Kunſt iſt Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteriſtiſchen verbunden werden kann, fällt beſonders bei dieſem Sarkophagen in die Augen. Sind die todten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Zierrathen geordnet? Es iſt die höchſte Schwelgerei der Kunſt! ſie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten, ſie verziert mit menſchlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor ſich hingerafft zu ſehen. Ja, der ſchöne Genius, der mit geſenkter Fackel bei dem Grabe ſteht, hat hier bei dem erfindenden, bei dem arbeitenden Künſtler geſtanden und ihm zu ſeiner irdiſchen Größe eine himmliſche Anmuth zugehaucht.

Mein Gaſt ſah mich lächelnd an und zuckte die Achſeln. Leider, ſagte er, als ich geendigt hatte, leider ſehe ich wohl, daß wir nicht einig werden können. Wie Schade, daß ein Mann von Ihren Kenntniſſen, von Ihrem Geiſt nicht einſehen will, daß das alles nur leere Worte ſind, und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verſtand als ein Traum

erſcheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit verſetzen mag, ſondern vielmehr widerſtrebend findet.

Mein Philoſoph ſchien während des letzten Theiles unſeres Geſpräches etwas unruhig zu werden, ſo gelaſſen und gleichgültig er den Anfang anzuhören ſchien; er rückte den Stuhl, bewegte ein paarmal die Lippen und fing, als es eine Pauſe gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte, mag er Ihnen ſelbſt überliefern! Er iſt dieſen Morgen beizeiten wieder da; denn ſeine Theilnahme an dem geſtrigen Geſpräch hat auf einmal die Schalen unſerer wechſelſeitigen Entfernung abgeſtoßen, und ein paar hübſche Pflanzen im Garten der Freundſchaft zeigen ſich.

Dieſen Morgen geht noch eine Poſt, womit ich die gegenwärtigen Blätter abſchicke, über denen ich ſchon einige Patienten verſäumt habe; weßhalb ich Verzeihung vom Apoll, in ſofern er ſich um Aerzte und Künſtler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Dieſen Nachmittag haben wir noch ſonderbare Scenen zu erwarten. Unſer Charakteriſtiker kommt wieder; zugleich haben ſich noch ein halb Dutzend Fremde anmelden laſſen; die Jahreszeit iſt reizend und alles in Bewegung.

Gegen dieſe Geſellſchaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philoſoph und ich; es ſoll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erſt den Schluß unſerer geſtrigen Disputation, und empfangen nur noch einen lebhaftern Gruß von

Ihrem
zwar dießmal eilfertigen, doch immer
beſtändigen treuen Freund und Diener.

Sechster Brief.

Unſer würdiger Freund läßt mich an ſeinem Schreibtiſch niederſitzen, und ich danke ihm ſowohl für dieſes Vertrauen als für den Anlaß, den er mir giebt, mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philoſophen; er würde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte, wie ſehr ich mich zu bilden, wie ſehr ich zu lernen wünſche. Doch leider hat man ſchon vor den Menſchen, wenn man ſich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Anſehen.

Daß ich geſtern Abend mich in ein Geſpräch über bildende Kunſt lebhaft einmiſchte, da mir das Anſchauen derſelben fehlt und ich nur einige literariſche Kenntniſſe davon beſitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus erſehen, daß ich bloß im allgemeinen geblieben bin, daß ich meine Befugniß mitzureden mehr auf einige Kenntniß der alten Poeſie gegründet habe.

Ich will nicht läugnen, daß die Art, wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr, mich entrüſtete. Ich bin noch jung, entrüſte mich vielleicht zur Unzeit, und verdiene um deſto weniger den Titel eines Philoſophen. Die Worte des Gegners griffen mich ſelbſt an, denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunſt das Schöne nicht aufgeben darf, ſo muß der Schüler der Philoſophie ſich das Ideal nicht unter die Hirngeſpinnſte verweiſen laſſen.

Nun, ſo viel ich mich erinnere, wenigſtens den Faden und den allgemeinen Inhalt des Geſprächs!

Ich. Erlauben Sie, daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gaſt (etwas ſchnöde). Von Herzen gern, und wo möglich nichts von Luftbildern!

Ich. Von der Poeſie der Alten kann ich einige Rechenſchaft geben, von der bildenden Kunſt habe ich wenige Kenntniß.

Der Gaſt. Das thut mir leid! So werden wir wohl ſchwerlich näher zuſammenkommen.

Ich. Und doch ſind die ſchönen Künſte nahe verwandt; die Freunde der verſchiedenſten ſollten ſich nicht mißverſtehen.

Oheim. Laſſen Sie hören!

Ich. Die alten Tragödienſchreiber verfuhren mit dem Stoff, den ſie bearbeiteten, völlig wie die bildenden Künſtler, wenn anders dieſe Kupfer, welche die Familie der Niobe vorſtellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gaſt. Sie ſind leidlich genug; ſie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falſchen Begriff.

Ich. Nun! dann können wir ſie in ſofern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödienſchreiber?

Ich. Sie wählten ſehr oft, beſonders in der erſten Zeit, unerträgliche Gegenſtände, unleidliche Begebenheiten.

Gaſt. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! ungefähr wie Ihre Beſchreibung des Laokoon.

Gaſt. Dieſe finden Sie alſo unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! nicht Ihre Beſchreibung, ſondern das Beſchriebene.

Gaſt. Alſo das Kunſtwerk?

Ich. Keineswegs! aber das was Sie darin geſehen haben, die Fabel, die Erzählung, das Skelett, das was Sie charakteriſtiſch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich ſo vor unſern Augen ſtünde, wie Sie ihn beſchreiben, ſo wäre er werth, daß er den Augenblick in Stücken geſchlagen würde.

Gaſt. Sie drücken ſich ſtark aus.

Ich. Das iſt wohl einem wie dem andern erlaubt.

Oheim. Nun alſo zu dem Trauerſpiele der Alten.

Gaſt. Zu den unerträglichen Gegenſtänden.

Ich. Ganz recht! aber auch zu der alles erträglich, leidlich, ſchön, anmuthig machenden Behandlung.

Gaſt. Das geſchähe denn wohl durch Einfalt und ſtille Größe?

Ich. Wahrſcheinlich!

Gaſt. Durch das mildernde Schönheitsprincip?

Ich. Es wird wohl nicht anders ſeyn!

Gaſt. Die alten Tragödien wären alſo nicht ſchrecklich?

Ich. Nicht leicht, ſo viel ich weiß, wenn man den Dichter ſelbſt hört. Freilich wenn man in der Poeſie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grunde liegt, wenn man vom Kunſtwerke ſpricht, als hätte man an ſeiner Statt die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann laſſen ſich wohl ſogar Sophokleiſche Tragödien als ekelhaft und abſcheulich darſtellen.

Gaſt. Ich will über Poeſie nicht entſcheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunſt.

Gaſt. Ja, es iſt wohl das Beſte, daß jeder in ſeinem Fache bleibt.

Ich. Und doch giebt es einen allgemeinen Punkt, in welchem die Wirkungen aller Kunſt, redender ſowohl als bildender, ſich ſammeln, aus welchem alle ihre Geſetze ausfließen.

Gaſt. Und dieſer wäre?

Ich. Das menſchliche Gemüth.

Gaſt. Ja, ja! es iſt die Art der neuen Herren Philoſophen, alle Dinge auf ihren eigenen Grund und Boden zu ſpielen; und bequemer iſt es freilich die Welt nach der Idee zu modeln, als ſeine Vorſtellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es iſt hier von keinem metaphyſiſchen Streite die Rede.

Gaſt. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal zugeben, laſſe ſich unabhängig von dem Menſchen denken; die Kunſt bezieht ſich nothwendig auf denſelben: denn die Kunſt iſt nur durch den Menſchen und für ihn.

Gaſt. Wozu ſoll das führen?

Ich. Sie ſelbſt, indem Sie der Kunſt das Charakteriſtiſche zum Ziel ſetzen, beſtellen den Verſtand, der das Charakteriſtiſche erkennt, zum Richter.

Gaſt. Allerdings thue ich das. Was ich mit dem Verſtand nicht begreife, exiſtirt mir nicht.

Ich. Aber der Menſch iſt nicht bloß ein denkendes, er iſt zugleich ein empfindendes Weſen. Er iſt ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundener Kräfte; und zu dieſem Ganzen des Menſchen muß das Kunſtwerk reden, es muß dieſer reichen Einheit, dieſer einigen Mannichfaltigkeit in ihm entſprechen.

Gaſt. Führen Sie mich nicht in dieſe Labyrinthe; denn wer vermöchte uns herauszuhelfen?

Ich. Da iſt es denn freilich am beſten, wir heben das Geſpräch auf und jeder behauptet ſeinen Platz.

Gaſt. Auf dem meinigen wenigſtens ſtehe ich feſt.

Ich. Vielleicht fände ſich noch geſchwind ein Mittel, daß einer den andern auf ſeinem Platze wo nicht beſuchen, doch wenigſtens beobachten könnte.

Gaſt. Geben Sie es an!

Ich. Wir wollen uns die Kunſt einen Augenblick im Entſtehen denken!

Gaſt. Gut.

Ich. Wir wollen das Kunſtwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gaſt. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen! Die ſteilen Pfade der Speculation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben, daß ich ganz von vorn anfange!

Gaſt. Recht gern!

Ich. Der Menſch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenſtand, ſey es ein einzelnes belebtes Weſen —

Gaſt. Alſo etwa zu dieſem artigen Schooßhunde.

Julie. Komm, Bello! es iſt keine geringe Ehre als Beiſpiel zu einer ſolchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr, der Hund iſt zierlich genug, und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, ſo würde er dieſes Geſchöpf auf irgend eine Weiſe darzuſtellen ſuchen. Laſſen Sie aber auch ſeine Nachahmung recht gut gerathen, ſo werden wir doch nicht ſehr gefährdet ſeyn; denn wir haben nun allenfalls nur zwei Bello's für einen.

Gaſt. Ich will nicht einreden, ſondern erwarten was hieraus entſtehen ſoll.

Ich. Nehmen Sie an, daß dieſer Mann, den wir wegen ſeines Talentes nun ſchon einen Künſtler nennen, ſich hierbei nicht beruhigte, daß ihm ſeine Neigung zu eng, zu beſchränkt vorkäme, daß er ſich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umthäte dergeſtalt, daß zuletzt nicht mehr das Geſchöpf, ſondern der Begriff des Geſchöpfs vor ihm ſtünde, und er dieſen endlich durch ſeine Kunſt darzuſtellen vermöchte.

Gaſt. Bravo! Das würde mein Mann ſeyn. Das Kunſtwerk würde gewiß charakteriſtiſch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel!

Gaſt. Und ich würde mich dabei beruhigen und nichts weiter fordern.

Ich. Wir andern aber ſteigen weiter.

Gaſt. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Verſuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Canon entſtanden ſeyn, muſterhaft, wiſſenſchaftlich ſchätzbar, aber nicht befriedigend fürs Gemüth.

Gaſt. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieſes lieben Gemüths genug thun?

Ich. Es iſt nicht wunderlich, es läßt ſich nur ſeine gerechten Anſprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns, daß die Elohim einſt unter einander geſprochen: Laßt uns den Menſchen machen, ein Bild,

das uns gleich ſey! Und der Menſch ſagt daher mit vollem Recht: Laßt uns Götter machen, Bilder, die uns gleich ſeyen!

Saſt. Wir kommen hier ſchon in eine ſehr dunkle Region.

Ich. Es giebt nur Ein Licht uns hier zu leuchten.

Saſt. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Saſt. In wiefern ſie ein Licht oder ein Irrlicht ſey, iſt ſchwer zu beſtimmen.

Ich. Nennen wir ſie nicht, aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geiſt an ein Kunſtwerk macht. Eine beſchränkte Neigung ſoll nicht nur ausgefüllt, unſere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unſere Kenntniß nur geordnet und beruhigt werden; das Höhere, was in uns liegt, will erweckt ſeyn, wir wollen verehren und uns ſelbſt verehrungswürdig fühlen.

Saſt. Ich fange an nichts mehr zu verſtehen.

Oheim. Ich aber glaube einigermaßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe, will ich durch ein Beiſpiel zeigen. Nehmen wir an, daß jener Künſtler einen Adler in Erz gebildet, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den Scepter Jupiters ſetzen. Glauben Sie, daß er dahin vollkommen paſſen würde?

Saſt. Es käme darauf an.

Oheim. Ich ſage: Nein! Der Künſtler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Saſt. Was denn?

Oheim. Das iſt freilich ſchwer auszudrücken.

Saſt. Ich vermuthe.

Ich. Und doch ließe ſich vielleicht durch Annäherung etwas thun?

Saſt. Nur immer zu!

Ich. Er müßte dem Adler geben, was er dem Jupiter gab, um dieſen zu einem Gott zu machen.

Saſt. Und das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Menſch nicht fühlte und ſelbſt hervorbrächte.

Saſt. Ich behaupte immer meinen Platz, und laſſe Sie in die Wolke ſteigen. Ich ſehe recht wohl, Sie wollen den hohen Styl der griechiſchen Kunſt bezeichnen, den ich aber auch nur in ſofern ſchätze, als er charakteriſtiſch iſt.

Ich. Für uns iſt er noch etwas mehr; er befriedigt eine hohe Forderung, die aber doch noch nicht die höchſte iſt.

Gaſt. Sie ſcheinen ſehr ungenügſam zu ſeyn.

Ich. Dem der viel erlangen kann, geziemt viel zu fordern. Laſſen Sie mich kurz ſeyn. Der menſchliche Geiſt befindet ſich in einer herrlichen Lage, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenſtand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in dieſem Zuſtand nicht lange verharren; der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über ſich ſelbſt; nun aber möchte er in ſich ſelbſt wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die es zum Individuum gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beſchränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geiſterhebende nicht fahren laſſen. Was würde aus ihm in dieſem Zuſtande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthſel glücklich löſte! Sie giebt dem Wiſſenſchaftlichen erſt Leben und Wärme, und indem ſie das Bedeutende, Hohe mildert und himmliſchen Reiz darüber ausgießt, bringt ſie es uns wieder näher. Ein ſchönes Kunſtwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen; es iſt nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfaſſen, das wir uns zueignen können.

Gaſt. Sind Sie fertig?

Ich. Für dießmal! Der kleine Kreis iſt geſchloſſen; wir ſind wieder da wo wir ausgegangen ſind; das Gemüth hat gefordert, das Gemüth iſt befriedigt, und ich habe weiter nichts zu ſagen.

Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.

Gaſt. Es iſt die Art der Herren Philoſophen, daß ſie ſich hinter ſonderbaren Worten, wie hinter einer Aegide, im Streite einher bewegen.

Ich. Dießmal kann ich wohl verſichern, daß ich nicht als Philoſoph geſprochen habe; es waren lauter Erfahrungsſachen.

Gaſt. Das nennen Sie Erfahrung, wovon ein anderer nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gaſt. Wohl ein beſonderes?

Ich. Kein beſonderes, aber eine gewiſſe Eigenſchaft muß es haben.

Gaſt. Und die wäre?

Ich. Es muß produciren können.

Gaſt. Was produciren?

„So ſey doch höflich!“ — Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Wie mancher Mißwillige ſchnuffelt und wittert
Um das von der Muſe verliehne Gedicht;
Sie haben Leſſing das Ende verbittert,
Mir ſollen ſie's nicht! —

Ihr edlen Deutſchen wißt noch nicht
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu beſtehen;

Zu zeigen was moraliſch ſey,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falſum zu begehen.

Hiezu haben wir Recht und Titel,
Der Zweck heiligt die Mittel.

Verdammen wir die Jeſuiten,
So gilt es doch in unſern Sitten.

Der freudige Werther, Stella dann
In Criminal-Verhören,
Vom Libanon der heilige Mann
Sind göttlich zu verehren.
So iſt von Quedlinburg auch der
Falſchmünzer hoch zu preiſen:
Gemünder Silber präget er,
Uns Korn und Schrot zu weiſen.

Ich. Die Erfahrung! Es giebt keine Erfahrung, die nicht producirt, hervorgebracht, erſchaffen wird.

Gaſt. Nun, das iſt arg genug!

Ich. Beſonders gilt es von dem Künſtler.

Gaſt. Fürwahr, was wäre nicht ein Porträtmaler zu beneiden, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er ſeine ſämmtlichen Kunden produciren könnte, ohne ſie mit ſo mancher Sitzung zu incommodiren.

Ich. Vor dieſer Inſtanz fürchte ich mich gar nicht; ich bin vielmehr überzeugt, kein Porträt kann etwas taugen, als wenn es der Maler im eigentlichſten Sinne erſchafft.

Gaſt (aufſpringend). Das wird zu toll! Ich wollte, Sie hätten mich zum beſten und das alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen, wenn das Räthſel ſich dergeſtalt auflöste! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie ſind, die Hand reichen!

Ich. Leider iſt es mein völliger Ernſt, und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gaſt. Nun, ſo dächte ich, wir reichten einander zum Abſchied wenigſtens die Hände; beſonders da unſer Herr Wirth ſich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präſidenten bei unſerer lebhaften Disputation machen konnte. Leben Sie wohl, Mademoiſelle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich laſſe morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf.

So ſtürmte er zur Thüre hinaus, und Julie hatte kaum Zeit ihm die Magd, die ſich mit der Laterne parat hielt, nachzuſchicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte ſich ſchon früher entfernt. Ich glaube, es war nicht lange hernach, als mein Gegner die reine Schönheit, ohne Charakter, für fade erklärt hatte.

Sie haben es arg gemacht, mein Freund, ſagte Julie nach einer kurzen Pauſe. Wenn er mir nicht ganz Recht zu haben ſcheint, ſo kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben, denn es war doch wohl bloß um ihn zu necken, als Sie zuletzt behaupteten, der Porträtmaler müſſe das Bildniß ganz eigentlich erſchaffen.

Schöne Julie, verſetzte ich darauf, wie ſehr wünſchte ich, mich Ihnen hierüber verſtändlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit! Aber Ihnen, deren lebhafter Geiſt ſich in alle Regionen bewegt, die den Künſtler nicht allein ſchätzt, ſondern ihm gewiſſermaßen zuvoreilt, und ſelbſt das, was Sie nicht mit Augen geſehen, ſich, als ſtünde es vor ihr,

zu vergegenwärtigen weiß, Sie sollten am wenigsten stutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede ist.

Julie. Ich merke, Sie wollen mich bestechen. Es wird Ihnen leicht werden; denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Lassen Sie uns vom Menschen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht, ob es ein wenig bizarr klingt, was wir von ihm sagen. Giebt doch jedermann zu, daß der Poet geboren werden müsse! Schreibt nicht jedermann dem Genie eine schaffende Kraft zu, und niemand glaubt, dadurch eben etwas Paradoxes zu sagen! Wir läugnen es nicht von den Werken der Phantasie: aber wahrlich der unthätige, untaugende Mensch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an sich, noch an andern gewahr werden! Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns selbst entspränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! Ist nicht die Handelsweise zugleich mit dem Handeln ihm eingeboren? Ist es nicht die Fähigkeit zur guten That, die sich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft, ohne den Wunsch, das Gefühlte darzustellen? und was stellen wir denn eigentlich dar, was wir nicht erschaffen? und zwar nicht etwa nur ein- für allemal, damit es da sey, sondern damit es wirke, immer wachse und wieder werde und wieder hervorbringe. Das ist ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu singen und zu sagen, daß sie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes neu hervorbringt, in den kleinsten Theilen ausbildet, im Ganzen umfaßt, bei Tage nicht rastet, bei Nacht nicht ruht, sich an ihrem eigenen Werke entzückt, über ihre eigene rege Thätigkeit erstaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem süßesten aller Geschäfte wieder neu erzeugt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden; denn jeder Moment ist seine Geburtsstunde. — Ich habe heute sehr gesündigt: ich handelte gegen meinen Vorsatz, indem ich über eine Materie sprach, die ich nicht ergründet habe, und in diesem Augenblicke bin ich auf dem Wege noch strafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menschen, der sich nicht vollendet fühlt; Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf glücklich zu seyn. Lassen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt scheltenswerth sey!

Ich ergriff Juliens Hand; ich war sehr bewegt, sie hielt mich freundlich fest. Ich darf es sagen. Gebe der Himmel, daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort. Der Oheim kam zurück. Er war freundlich genug, das an mir zu loben, was ich an mir tadelte, war zufrieden, daß meine Ideen über bildende Kunst mit den seinigen zusammentrafen. Er versprach, mir in kurzer Zeit die Anschauung zu verschaffen, deren ich bedürfen könnte. Julie sagte mir scherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich gesprächiger, wenn ich mittheilender werden wollte. Und ich fühle schon recht gut, daß sie alles aus mir machen kann, was sie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte; sie war sehr vergnügt über seine Freigebigkeit, denn er hatte ihr ein ansehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte sie seine Artigkeit; er hatte sie mit freundlichen Worten entlassen, und sie obendrein schönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor, ihn zu schonen, und rief aus: O ja! das kann einem leicht passiren, der das Ideal verläugnet, daß er das Gemeine für schön erklärt!

Julie erinnerte mich scherzend, daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal sey, wonach der Mensch zu streben habe.

Es war spät geworden; der Oheim bat mich um einen Dienst, durch den ich mir zugleich selbst dienen sollte; er gab mir eine Abschrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verschiedenen Liebhabereien zu bezeichnen suchte; er gab mir Ihre Antwort, verlangte, daß ich beides geschwind studiren, meine Gedanken darüber zusammenfassen und alsdann gegenwärtig seyn möchte, wenn die angemeldeten Fremden sein Cabinet besuchten, um zu sehen, ob wir noch mehr Klassen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Ueberrest der Nacht damit zugebracht, und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigstens lustig ist, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke, daß dieser Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtische liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geschriebene wieder überlesen dürfen. Wie manches wäre anders zu sagen, wie manches besser zu bestimmen gewesen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, so sollten diese Blätter eher ins Feuer als auf die Post. Aber wenn nur das Vollendete mitgetheilt werden sollte, wie schlecht würde es überhaupt um Unterhaltung

aussehen! Indessen soll unser Gast gesegnet seyn, daß er mich in eine Leidenschaft versetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir diese Unterhaltung mit Ihnen verschaffte, und zu neuen, schönen Verhältnissen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Juliens Hand! Sie sehen diese Federzüge wieder, von denen Sie einmal physiognomisirten, daß sie einen leicht fassenden, leicht mittheilenden, über die Gegenstände hinschwebenden Geist andeuteten. Gewiß, diese Eigenschaften sind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen soll, die mir im eigentlichsten Sinne aufgedrungen worden; denn ich fühle mich weder dazu bestimmt noch fähig; aber die Herren wollen es so, und da muß es ja wohl geschehen.

Die Geschichte des gestrigen Tages soll ich aufzeichnen, die Personen schildern, die gestern unser Cabinet besuchten, und zuletzt Ihnen Rechenschaft von dem allerliebsten Fachwerk geben, worin künftig alle und jede Künstler und Kunstfreunde, die an einem einzelnen Theile festhalten, die sich nicht zum Ganzen erheben, eingeschachtelt und aufgestellt werden sollen. Jenes erste, in sofern es historisch ist, will ich wohl übernehmen; an das letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich schon sehen, wie ich diesen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wissen, wie ich gerade dießmal dazu komme, Sie zu unterhalten, so will ich Ihnen nur kürzlich erzählen, was gestern Abend beim Abschied vorgefallen.

Wir hatten lange beisammen gesessen — versteht sich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philosoph aufgeführt seyn will, und die beiden Schwestern — wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, uns selbst so wie auch alle bekannten Freunde in die verschiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir auseinander gehen wollten, fing der Oheim an: Nun wer giebt unsern abwesenden Freunden, die wir heute so oft zu uns gewünscht, deren wir so oft gedacht haben, nunmehr auch schnell Nachricht von den heutigen Vorfällen, und von den Vorschritten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung sowohl unserer selbst als anderer gemacht haben? An dieser Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten, und so der Schneeball sich immer fortwälze und vergrößere.

Ich verſetzte darauf: Mich ſollte dünken, daß dieſes Geſchäft nicht in beſſern Händen ſeyn könnte, als wenn unſer Oheim die Geſchichte des Tages aufzeichnete, und unſer Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufſatz zu machen ſich entſchlöſſe.

Eben da Sie das Wort Theorie nennen, verſetzte der Freund, muß ich ſchon mit Entſetzen zurücktreten und mich losſagen, ſo gern ich Ihnen auch in allem gefällig ſeyn wollte. Ich weiß nicht, was mich dieſe Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kaum habe ich mein Stillſchweigen gebrochen und über bildende Kunſt geſchwatzt, die ich erſt ſtudiren ſollte, ſo laſſe ich mich bereden, etwas das theoretiſch ſcheinen könnte, über einen Gegenſtand aufzuſetzen, den ich nicht überſehe. Laſſen Sie mir das ſüße Gefühl, daß ich dieſe Schwachheiten aus Neigung gegen meine wertheſten Freunde begangen habe; aber ſparen Sie mir die Beſchämung, mich mit dieſen Unvollkommenheiten vor Perſonen ſehen zu laſſen, vor denen ich als ein Fremder nicht ſo ganz im Nachtheil erſcheinen möchte.

Hierauf verſetzte ſogleich der Oheim: Was mich betrifft, ſo bin ich nicht im Stande, unter den erſten acht Tagen an einen Brief zu denken, meine einheimiſchen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerkſamkeit; ich muß beſuchen, Conſultationen ſchreiben, aufs Land fahren. Seht, liebe Kinder, wie ihr zuſammen übereinkommt! Ich dächte, Julie ergriffe kurz und gut die Feder, finge mit dem Hiſtoriſchen an und endigte mit dem Speculativen. Sie erinnert ſich des Geſchehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich geſehen, daß ſie auch im Raiſonnement uns manchmal zuvorläuft. Es kommt nur auf guten Willen an, und den hat ſie meiſt.

So ward von mir geſprochen, und ſo muß ich von mir ſchreiben. Ich vertheidigte mich ſo gut ich konnte, doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich läugne nicht, daß ein paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt über mich ausübt, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun ſind alſo meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren, meine Feder eilt gleichſam zu Ihnen hin; es ſcheint mir als wenn ich, indem ich ſchreibe, nach und nach den Weg zurücklege, der uns trennt. Schon bin ich bei Ihnen; laſſen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden.

Wir hatten geſtern Mittag kaum abgegeſſen, als man uns ſchon zwei

Fremde meldete: es war ein Hofmeister mit seinem jungen Herrn. Schalkhaft gesinnt und begierig auf die Beute des Tags, eilten wir sogleich sämmtlich nach dem Cabinette. Der junge Herr war ein hübscher stiller junger Mann, der Hofmeister hatte nicht eben feine, aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen allgemeinen Eingang sah er sich unter den Gemälden um, bat sich die Erlaubniß aus, die vorzüglichsten schriftlich anzumerken. Mein Oheim zeigte ihm gutmüthig die besten Stücke jedes Zimmers; der Fremde notirte sich mit einigen Worten den Namen des Malers und den Gegenstand; dabei wünschte er zu wissen wie viel das Stück gekostet haben möchte? wie viel es wohl allenfalls an baarem Gelde werth sey? worin man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte. Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerksam; er schien bei einsamen Landschaften, felsigen Gegenden und Wasserfällen am meisten zu verweilen.

Nun kam auch der Gast des vorigen Tages, den ich künftig den Charakteristiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, scherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den gestrigen Streit, und versicherte, daß er sie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich gesprächig vor ein interessantes Gemälde; der Freund schien düster und verdrießlich, worüber er von mir ausgescholten wurde. Er gestand, daß ihn die Behaglichkeit seines Gegners einen Augenblick verstimmt habe, und versprach mir heiter zu seyn.

Wir konnten bemerken, daß der Oheim mit seinem Gaste sich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat, mit zwei Reisegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieses Besuches, zum besten geputzt hatten, eilten ihr sogleich entgegen und hießen sie willkommen. Sie war freundlich und gesprächig, und ein gewisser Ernst befremdete uns nicht, der ihrem Stand und ihrem Alter angemessen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schwester und ich, schien sie doch auf uns herabzusehen und sich der Superiorität ihres Geistes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten sie, was sie zu sehen beliebe? Sie versicherte, daß sie in einer Galerie, in einem Cabinet am liebsten allein herum gehe, sich ihren Gefühlen zu überlassen. Wir überließen sie ihren Gefühlen, und hielten uns in einer anständigen Entfernung.

Als ich hörte, daß sie über einige niederländische Bilder und deren unedle Gegenstände sich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte

ich meine Sache recht gut zu machen, indem ich ein Kästchen auf die Staffelei hob, worin sich eine köstliche liegende Venus befindet. Man ist über den Meister nicht einig, aber einig, daß sie vortrefflich sey. Ich öffnete die Thüren, und bat sie ins rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte sie einen Blick auf die Tafel geworfen, als sie die Augen niederschlug und mich alsdann sogleich mit einigem Unwillen ansah.

Ich hätte, rief sie aus, von einem jungen bescheidenen Mädchen nicht erwartet, daß sie mir einen solchen Gegenstand gelassen vor die Augen stellen würde.

Wie so? fragte ich.

Und Sie können fragen! versetzte die Dame.

Ich nahm mich zusammen und sagte mit scheinbarer Naivetät: Gewiß, gnädige Frau, ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen dieses Bild nicht vorstellen sollte; vielmehr indem ich diesen Schatz unserer Sammlung, den man gewöhnlich nur erst spät zeigt, gleich vom Anfang vorstelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen.

Dame. Also diese Nacktheit beleidigt Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht, wie mich das Schönste beleidigen sollte was das Auge sehen kann; und überdieß ist mir der Gegenstand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf gesehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben, die solche Gegenstände nicht vor Ihren Augen verheimlichten.

Julie. Um Vergebung! wie hätten sie das sollen? und wie hätten sie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fische nicht; und man hätte mir sollen ein Geheimniß aus der Gestalt des Menschen machen, wohin alles weist, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich gewesen seyn? Gewiß, hätte man alle Menschen mit Kutten zugedeckt, mein Geist hätte nicht eher gerastet und geruht, bis ich mir eine menschliche Gestalt selbst erfunden hätte. Und bin ich nicht auch ein Mädchen? wie kann man den Menschen vor dem Menschen verheimlichen? Und ist es nicht eine gute Schule der Bescheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübsch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiselle,

und die reine Bescheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man seine Neugierde bezähmen lernt, wenn man seinen Vorwitz zu bändigen weiß und ihn wenigstens von Gegenständen ablehnt, die in so manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menschen geben, gnädige Frau, die zu solchen negativen Tugenden bildsam sind. Was meine Erziehung betrifft, so müßten Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er sagte mir oft, da ich anfangen konnte über mich selbst zu denken: Gewöhne dich ans freie Anschauen der Natur! sie wird dir immer ernsthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunst möge die Empfindungen heiligen, die daraus entstehen.

Die Dame wendete sich um und sprach englisch zu ihrem stummen Begleiter. Sie schien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden; sie kehrte sich um, und da sie nicht weit von einer Verkündigung stand, so begleitete ich sie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerksamkeit, und bewunderte zuletzt die Flügel des Engels und deren besonders natürliche Abbildung.

Nachdem sie sich lange dabei aufgehalten, eilte sie endlich zu einem Ecce Homo, bei dem sie mit Entzücken verweilte. Da mir aber diese leidende Miene keineswegs wohlthätig ist, suchte ich Carolinen an meine Stelle zu schieben; ich winkte ihr und sie verließ den jungen Baron, mit dem sie im Fenster stand und der eben ein Blatt Papier wieder einsteckte.

Auf meine Frage, womit sie dieser junge Herr unterhalten habe, versetzte sie: Er hat mir Gedichte an seine Geliebte vorgelesen, Lieder, die er auf Reisen aus der größten Entfernung an sie gerichtet. Die Verse sind recht hübsch, sagte Caroline; laß dir sie nur auch zeigen!

Ich fand keine Ursache ihn zu unterhalten, denn er war eben zur Dame getreten und hatte sich ihr als ein weitläufiger Verwandter vorgestellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Christus sogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu begrüßen; die Kunst schien auf eine Weile vergessen zu seyn, und es entspann sich ein lebhaftes Welt- und Familiengespräch.

Unser junger philosophischer Freund hatte sich indessen an den einen Begleiter der Dame angeschlossen; er hatte an ihm einen Künstler entdeckt

und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung etwas zu lernen, wie er nachher versicherte; allein er fand seine Wünsche nicht befriedigt, obgleich der Mann schöne Kenntnisse zu haben schien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im Einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perspective nicht richtig; hier fehlte die Haltung, hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinsel nicht loben; eine Schulter saß nicht gut am Rumpf; hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth; hier stand eine Figur nicht auf dem rechten Plan, und was für Bemerkungen noch alles den Genuß der Bilder störten.

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht sehr erbaut war, rief ich den Hofmeister herbei und sagte zu ihm: Sie haben die vorzüglichsten Bilder und ihren Werth bemerkt; hier ist ein Kenner, der Sie auch mit den Fehlern bekannt machen kann, und es ist wohl interessant auch diese zu notiren. Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt, als wir fast in einen schlimmern Zustand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher ernst und einsam in den Zimmern auf und ab gegangen war, und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu sprechen und bedauerte, daß in so wenig Bildern das Costüm beobachtet sey! Besonders, sagte er, seyen ihm die Anachronismen unerträglich: denn wie könne man ausstehen daß der heilige Joseph in einem gebundenen Buche lese, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Katharina mit dem Christkinde auf Einem Bilde stehen! Dergleichen Fehler kämen zu oft vor, als daß man in einer Gemäldesammlung sich mit Behaglichkeit umsehen könnte.

Der Oheim hatte sich zwar, der Höflichkeit gemäß, sowohl mit der Dame als den übrigen von Zeit zu Zeit unterhalten, allein mit dem Charakteristiker schien er sich doch am besten zu vertragen. Dieser erinnerte sich dann auch der Dame schon in irgend einem Cabinet begegnet zu seyn. Man fing an auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu sprechen, die Mannichfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, so daß man zuletzt, mitten unter Kunstwerken, sich von der Kunst um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die größte Aufmerksamkeit zog endlich gar unser alter Bedienter auf sich. Diesen könnte man wohl den Untercustode unserer Sammlung nennen. Er zeigt sie vor, wenn der Oheim verhindert ist, oder wenn man gewiß weiß, daß die Leute bloß aus Neugierde kommen. Dieser hat

sich bei Gemälden gewisse Späße ausgedacht, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preise der Bilder in Erstaunen zu setzen, er führt die Gäste zu den Bezirbildern, zeigt einige merkwürdige Reliquien, und ergötzt die Zuschauer besonders durch die Künste der Automaten.

Dießmal hatte er die Dienerschaft der Dame herumgeführt, mit noch einigen Personen dieses Schlags, und sie auf seine Art besser unterhalten als unsere Weise uns bei den übrigen Gästen gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künstlichen Trommelschläger, den mein Oheim schon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor seinem Publicum ein Stückchen aufspielen; die vornehme Gesellschaft versammelte sich auch umher, das Abgeschmackte setzte jedermann in einen behaglichen Zustand und so ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung gesehen hatte. Die Reisenden konnten sich nicht einen Tag länger aufhalten, eilten sämmtlich ins Wirthshaus zurück, und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Recapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unsere Gäste nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, so will ich nicht läugnen, daß wir dafür mit den Beschauern ziemlich liebles umgingen.

Caroline besonders ward sehr geplagt, daß sie die Aufmerksamkeit des jungen Herrn nicht von seiner entfernten Geliebten ab und auf sich zu ziehen gewußt. Ich behauptete, es könne einem Mädchen nichts schrecklicher seyn als ein Gedicht auf eine andere vorlesen zu hören. Sie aber versicherte das Gegentheil, und behauptete, daß es ihr schön, ja erbaulich vorgekommen sey: sie habe auch einen abwesenden Liebhaber, und wünsche nichts mehr als daß sich derselbe in Gegenwart anderer Mädchen auch so musterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Collation, bei der wir Ihre Gesundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert seine Uebersicht über Künstler und Liebhaber vorzulegen, und er that es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt, kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger sind müde geworden und mein Geist ist abgespannt. Auch muß ich sehen, ob ich nicht etwa dieses Geschäft von mir abschütteln kann. Die Erzählung der Eigenheiten unseres Besuches mochte hingehen, allein mich tiefer einzulassen finde ich bedenklich, und für heute erlauben Sie, daß ich ganz stille aus Ihrer Gegenwart wegschlüpfe.

Julie.

Der Weihrauch, der euch Göttern glüht,
Muß Prieſtern lieblich duften;
Sie ſchufen euch, wie jeder ſieht,
Nach ihrem Bild zu Schuften.

Iſt dem Gezücht Verdienſt ein Titel?
Ein Falſum wird ein heilig Mittel,
Das ſchmeichelt ja, ſie wiſſen's ſchon,
Der frommen deutſchen Nation,
Die ſich erſt recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges iſt verſpielt.
Doch gegen die obſcuren Kutten,
Die mir zu ſchaden ſich verwünſchen,
Auch mir ſoll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

So iſt denn Tieck aus unſrer Mitten
In die Schranken hervorgeritten.
Heil ihm! — Es gilt nicht Wanderjahre,
Noch eines Dichters graue Haare,
Noch ſeine Meiſter und ſeine Geſellen,
Die ſich vor Mit- und Nachwelt ſtellen;
Es gilt, ihr mögt es leicht erproben,
Die Paare, wie ſie ſich verloben.

Ihr ſchmähet meine Dichtung;
Was habt ihr denn gethan?
Wahrhaftig, die Vernichtung
Verneinend fängt ſie an.
Doch ihren ſcharfen Beſen
Strengt ſie vergebens an;

Achter Brief.

Und noch einmal Juliens Hand! Heute iſt's mein freier Wille, ja gewiſſermaßen ein Geiſt des Widerſpruchs, der mich antreibt Ihnen zu ſchreiben. Nachdem ich mich geſtern ſo ſehr geſperrt hatte die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem was noch übrig iſt, Rechenſchaft zu geben, ſo ward feſtgeſetzt, daß heute Abend eine ſolenne akademiſche Sitzung gehalten werden ſollte, in welcher man die Sache durchſprechen wollte, um ſie ſchließlich an Sie gelangen zu laſſen. Nun ſind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf das allein zu übernehmen, wozu ſie mir ihren Beiſtand großmüthig zuſagten, und ich hoffe ſie dieſen Abend angenehm zu überraſchen. Denn wie manches unternehmen die Männer was ſie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit eingriffen, und das leicht Begonnene, ſchwer zu Vollbringende großmüthig beförderten.

Es trat ein ſonderbarer Umſtand ein, als wir die Liebhaber, die uns geſtern beſuchten, auch mit in unſere Eintheilung einrangiren wollten: ſie paßten nirgends hin, wir fanden eben gar kein Fach für ſie.

Als wir darüber unſern Philoſophen tadelten, verſetzte er: Meine Eintheilung kann andere Fehler haben; aber das gereicht ihr zur Ehre, daß außer dem Charakteriſtiker niemand Ihrer übrigen dießmaligen Gäſte in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einſeitigkeiten, welche als Mängel anzuſehen ſind, wenn die Natur den Künſtler dergeſtalt beſchränkte, als Fehler, wenn er mit Vorſatz in dieſer Beſchränkung verharrt. Das Falſche, Schiefe, fremd Eingemiſchte aber findet hier keinen Platz. Meine ſechs Claſſen bezeichnen die Eigenſchaften, welche, alle zuſammen verbunden, den wahren Künſtler, ſo wie den wahren Liebhaber, ausmachen würden, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir mitgetheilten Papieren ſehe, nur leider zu oft einzeln erſcheinen.

Nun zur Sache!

Erſte Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieſes Talent als die Baſe der bildenden Kunſt anſehen. Ob ſie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künſtler damit an, ſo kann er ſich bis zu dem Höchſten erheben; bleibt

er dabei bleiben, so darf man ihn einen Copisten nennen und mit diesem Wort gewissermaßen einen ungünstigen Begriff verbinden. Hat aber ein solches Naturell das Verlangen immer in seinem beschränkten Fache weiter zu gehen, so muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entstehen, die der Künstler zu leisten, der Liebhaber zu erfahren strebt. Wird der Uebergang zur ächten Kunst verfehlt, so findet man sich auf dem schlimmsten Abwege: man gelangt endlich dahin, daß man Statuen malt und sich selbst, wie es unser guter Großvater that, im damastenen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schattenrissen hat etwas, das sich dieser Liebhaberei nähert. Eine solche Sammlung ist interessant genug, wenn man sie in einem Portefeuille besitzt. Nur müssen die Wände nicht mit diesen traurigen, halben Wirklichkeitserscheinungen verziert werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte, ohne etwas hinzu zu thun oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchst beschränkte Daseyn hinein; wir erstaunen über die Möglichkeit dieser Operation, wir empfinden ein gewisses Ergötzen; aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen, denn es fehlt ihm die Kunstwahrheit als schöner Schein. Sobald auch dieser nur einigermaßen eintritt, so hat das Bildniß schon einen großen Reiz, wie wir bei manchen deutschen, niederländischen und französischen Porträten und Stillleben empfinden.

(Notabene! Daß Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand sehen, glauben, daß das alles aus meinem Köpfchen komme. Ich wollte erst unterstreichen was ich buchstäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; doch dann wäre zu viel unterstrichen worden. Sie werden am besten sehen wo ich nur referire; ja Sie finden die eigenen Worte Ihres letzten Briefs wieder.)

Zweite Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieser Gesellschaft sind unsere Freunde gar zu lustig umgesprungen. Es schien als wenn der Gegenstand sie reizte ein wenig aus dem Gleise zu treten, und ob ich gleich dabei saß, mich zu dieser Classe bekannte, und zur Gerechtigkeit und Artigkeit aufforderte, so konnte ich doch nicht verhindern, daß ihr eine Menge Namen aufgebürdet wurden, die nicht durchgängig ein Lob anzudeuten scheinen. Man nannte sie Poetisirer, weil sie, anstatt den poetischen Theil der bildenden Kunst zu kennen und

sich danach zu bestreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen desselben nachjagen und ihre eigenen Vortheile verkennen und versäumen. Man nannte sie Scheinmänner, weil sie so gern dem Scheine nachstreben, der Einbildungskraft etwas vorzuspielen suchen, ohne sich zu bekümmern, in wie fern dem Anschauen genug geschieht. Sie wurden Phantomisten genannt, weil ein hohles Gespensterwesen sie anzieht; Phantasmisten, weil traumartige Verzerrungen und Incohärenzen nicht ausbleiben; Nebulisten, weil sie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verschaffen. Ja zuletzt wollte man nach deutscher Reim- und Klangweise sie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete, sie seyen ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Daseyn, und ihnen fehle Kunstwahrheit als schöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falsche Natürlichkeit zuschrieb, so blieben die Imaginanten von dem Vorwurf einer falschen Natur nicht befreit, und was dergleichen Anschuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar, daß man darauf ausging mich zu reizen, und doch that ich den Herren den Gefallen wirklich böse zu werden.

Ich fragte sie, ob denn nicht das Genie sich hauptsächlich in der Erfindung äußere, und ob man den Poetisirern diesen Vorzug streitig machen könne? Ob es nicht auch schon dankenswerth sey, wenn der Geist durch ein glückliches Traumbild ergötzt werde? Ob nicht in dieser Eigenschaft, die man mit so vielen wunderlichen Namen anschwärze, der Grund und die Möglichkeit der höchsten Kunst begriffen sey? Ob irgend etwas mächtiger gegen die leidige Prosa wirke, als eben diese Fähigkeit neue Welten zu schaffen? Ob es nicht ein seltenes Talent, ein seltener Fehler sey, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht sprechen müßte?

Die Herren ergaben sich bald. Sie erinnerten mich, daß hier nur von Einseitigkeit die Rede sey, daß eben diese Eigenschaft, weil sie ins Ganze der Kunst so trefflich wirken könne, dagegen so viel schade, wenn sie sich als einzeln, selbstständig und unabhängig erkläre. Der Nachahmer schadet der Kunst nie, denn er bringt sie mühsam auf eine Stufe, wo sie ihm der ächte Künstler abnehmen kann und muß; der Imaginant hingegen schadet der Kunst unendlich, weil er sie über alle ihre Gränzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genies, sie aus ihrer

Unbestimmtheit und Unbedingtheit gegen ihren wahren Mittelpunkt in ihren eigentlichen, angewiesenen Umkreis zurück zu führen.

Es ward noch einiges hin und wieder gestritten; zuletzt sagten sie, ob ich nicht gestehen müsse, daß auf diesem Wege die satyrische Caricaturzeichnung, als die kunst-, geschmack- und sittenverderblichste Verirrung, entstanden sey und entstehe?

Diese konnte ich denn freilich nicht in Schutz nehmen: ob ich gleich nicht läugnen will, daß mich das häßliche Zeug manchmal unterhält, und der Schadenfreude, dieser Erb- und Schooßsünde aller Adamskinder, als eine pikante Speise nicht ganz übel schmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Charakteristiker.

Mit diesen sind Sie schon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuum dieser Art hinreichend unterrichtet sind.

Wenn dieser Klasse an meinem Beifall etwas gelegen ist, so kann ich ihr denselben versichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakterzügen spielen sollen, so muß erst etwas Charakteristisches da seyn; wenn mir das Bedeutende Spaß machen soll, so kann ich wohl leiden, daß jemand das Bedeutende ernsthaft aufführt. Wenn uns also ein solcher Charaktermann vorarbeiten will, damit meine Poetisirer keine Phantasmisten werden oder sich gar ins Schwebeln und Nebeln verlieren, so soll er mir gelobt und gepriesen bleiben.

Der Oheim schien auch, nach der letzten Unterhaltung, mehr für seinen Kunstfreund eingenommen, so daß er die Partei dieser Klasse nahm. Er glaubte, man könne sie auch in einem gewissen Sinne Rigoristen nennen. Ihre Abstraction, ihre Reduction auf Begriffe begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künstler und Kunstfreunde gehalten, sey der Charakteristiker besonders schätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philosoph aber zeigt auch hier wieder seinen Zahn, und behauptete, daß ihre Einseitigkeit, eben wegen ihres scheinbaren Rechtes, durch Beschränkung der Kunst weit mehr schade, als das Hinausstreben des Imaginanten, wobei er versicherte, daß er die Fehde gegen sie nicht aufgeben werde.

Es ist eine curiose Sache um einen Philosophen, daß er in gewissen

Dingen ſo nachgiebig ſcheint und auf andern ſo feſt beſteht. Wenn ich nur erſt einmal den Schlüſſel dazu habe, wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachſehe, daß er ſie mit allerlei Unnamen verfolgt. Er nennt ſie Skelettiſten, Winkler, Steife, und bemerkt in einer Note, daß ein bloß logiſches Daſeyn, bloße Verſtandesoperation in der Kunſt nicht ausreiche, noch aushelfe. Was er damit ſagen will, darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner ſoll den Charaktermännern die ſchöne Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunſt zu denken ſey. Das will ich denn auch wohl gelten laſſen!

Vierte Abtheilung.

Unduliſten.

Unter dieſem Namen wurden diejenigen bezeichnet, die ſich mit den vorhergehenden im Gegenſatz befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchſtens eine gleichgültige Anmuth entſteht. Sie wurden auch Schlängler genannt, und man erinnerte ſich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen, und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Dieſe Schlängelei und Weichheit bezieht ſich, ſowohl beim Künſtler als Liebhaber, auf eine gewiſſe Schwäche, Schläfrigkeit und, wenn man will, auf eine gewiſſe kränkliche Reizbarkeit. Solche Kunſtwerke machen bei denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts ſehen wollen, denen eine Seifenblaſe, die bunt in die Luft ſteigt, ſchon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunſtwerke dieſer Art kaum einen Körper oder andern reellen Gehalt haben können, ſo bezieht ſich ihr Verdienſt meiſt auf die Behandlung und auf einen gewiſſen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft, und deßwegen ſind ſie im allgemeinen willkommen, ſo wie die Nullität in der Geſellſchaft. Denn von Rechts wegen ſoll eine geſellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts ſeyn.

Sobald der Künſtler, der Liebhaber einſeitig ſich dieſer Neigung überläßt, ſo verklingt die Kunſt wie eine ausſchwirrende Saite, ſie verliert ſich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und ſchwächer werden. Aus den Gemälden verſchwinden die Farben; die Striche des Kupferſtichs verwandeln ſich in Punkte, und ſo wird alles nach und nach, zum Ergötzen der zarten Liebhaber, in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schwester, die, wie Sie wissen, über diesen Punkt keinen Spaß versteht, und gleich verdrießlich ist, wenn man ihre duftigen Kreise stört, gingen wir im Gespräch kurz über diese Materie hinweg. Ich hätte sonst gesucht dieser Klasse das Nebulistische aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreien. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden bei Revision dieses Processes vielleicht hierauf Bedacht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Kleinkünstler.

Diese Klasse kam noch so ganz gut weg. Niemand glaubte Ursache zu haben ihnen auffässig zu seyn, manches sprach für sie, wenig für sie.

Wenn man auch nur den Effect betrachtet, so sind sie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punktiren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren. In sofern ihre Arbeit lobenswürdig ist, mag man sie wohl Miniaturisten nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geist, haben sie kein Gefühl fürs Ganze, wissen sie keine Einheit ins Werk zu bringen, so mag man sie Pünktler und Punktirer schelten.

Sie entfernen sich nicht von der wahren Kunst, sie sind nur im Fall der Nachahmer, sie erinnern den wahren Künstler immer daran, daß er diese Eigenschaft, welche sie abgesondert besitzen, auch zu seinen übrigen haben müsse, um völlig vollendet zu seyn, um seinem Werk die höchste Ausführung zu geben.

So eben erinnert mich der Brief meines Oheims an Sie, daß auch dort schon gut und leidlich von dieser Klasse gesprochen worden, und wir wollen daher diese friedlichen Menschen auch nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechste Abtheilung.

Skizzisten.

Der Oheim hat sich zu dieser Klasse schon bekannt, und wir waren geneigt nicht ganz übel von ihr zu sprechen, als er uns selbst aufmerksam machte, daß die Entwerfer eine eben so gefährliche Einseitigkeit in der Kunst befördern könnten, als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunst soll, durch den äußern Sinn, zum Geiste nicht nur sprechen, sie soll den äußern Sinn selbst befriedigen; der Geist mag sich alsdann

hinzugesellen und seinen Beifall nicht versagen. Der Skizzist spricht aber unmittelbar zum Geiste, besticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrenen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich, und nur gleichsam symbolisch dargestellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geist, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraschte Liebhaber sieht, was nicht da steht. Hier ist nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zusammenstellung, Uebereinstimmung, Ausführung die Rede, sondern ein Schein von allem tritt an die Stelle. Der Geist spricht zum Geiste, und das Mittel, wodurch es geschehen sollte, wird zu nichte.

Verdienstvolle Skizzen großer Meister, diese bezaubernden Hieroglyphen, veranlassen meist diese Liebhaberei, und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der gesammten Kunst, von der er, sobald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurückkehren wird. Der angehende Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Entwerfens anhaltend herumdreht; denn wenn er durch diese Pforte am raschesten in den Kunstkreis hineintritt, so kommt er dabei gerade am ersten in Gefahr, an der Schwelle haften zu bleiben.

Dieß sind ungefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künstler vergessen, die, bei einem schönen Talent, das sehr viel versprach, sich auf dieser Seite beschränkt, und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel besaß in seiner Sammlung ein besonderes Portefeuille von Zeichnungen solcher Künstler, die es nie weiter als bis zum Skizzisten gebracht, und behauptet, daß dabei sich besonders interessante Bemerkungen machen lassen, wenn man diese mit den Skizzen großer Meister, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Als man so weit gekommen war, diese sechs Klassen von einander abgesondert eine Weile zu betrachten, so fing man an sie wieder zusammen zu verbinden, wie sie oft bei einzelnen Künstlern vereinigt erscheinen, und wovon ich schon im Lauf meiner Relation einiges bemerkte. So fand sich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünstler zusammen, auch manchmal mit dem Charakteristiker; der Skizzist konnte sich auf die Seite des Imaginanten, Skelettisten oder Unduliſten werfen, und dieser konnte sich bequem mit dem Phantomisten verbinden.

Jede Verbindung brachte ſchon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einſeitigkeit, welche ſogar, wenn man ſie in der Erfahrung aufſuchte, nur in ſeltenen Beiſpielen aufgefunden werden konnte.

Auf dieſem Wege gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück, daß nämlich nur durch die Verbindung der ſechs Eigenſchaften der vollendete Künſtler entſtehe, ſo wie der ächte Liebhaber alle ſechs Neigungen in ſich vereinigen müſſe.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernſt, ſtreng und ängſtlich, die andere zu leicht und loſe. Nur aus innig verbundenem Ernſt und Spiel kann wahre Kunſt entſpringen, und wenn unſere einſeitigen Künſtler und Kunſtliebhaber je zwei und zwei einander entgegenſtehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Charakteriſtiker dem Unduliſten,
der Kleinkünſtler dem Skizziſten,

ſo entſteht, indem man dieſe Gegenſätze verbindet, immer eins der drei Erforderniſſe des vollkommenen Kunſtwerks, wie zur Ueberſicht das Ganze folgendermaßen kurz dargeſtellt werden kann.

Ernſt allein.	Ernſt und Spiel verbunden.	Spiel allein.
Individuelle Neigung, Manier.	Ausbildung ins Allgemeine, Styl.	Individuelle Neigung, Manier.
Nachahmer.	Kunſtwahrheit.	Phantomiſten.
Charakteriſtiker.	Schönheit.	Unduliſten.
Kleinkünſtler.	Vollendung.	Skizziſten.

Hier haben Sie nun die ganze Ueberſicht! Mein Geſchäft iſt vollendet, und ich ſcheide abermals um ſo ſchneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein beiſtimmendes oder abſtimmendes Geſpräch eben da anfangen muß, wo ich aufhöre. Was ich noch ſonſt auf dem Herzen habe, eine Confeſſion, die nicht gerade ins Kunſtfach einſchlägt, will ich nächſtens beſonders thun, und mir dazu eigens eine Feder ſchneiden, indem die gegenwärtige ſo abgeſchrieben iſt, daß ich ſie umkehren muß, um Ihnen ein Lebewohl zu ſagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja dießmal, wie immer, freundlich anſehen mögen.

Julie.

Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit

der

Kunstwerke.

Ein Gespräch.

1798.

Ihr ſeyd gar nicht geweſen!
Wo trafe ſie euch an?

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu häkeln,
Machen mir den kleinen Krieg.
Doch ihr ſchadet eurem Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längſt ſchon überſtieg!

„Die Feinde ſie bedroben dich,
Das mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das ſeh' ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngſt ich abgelegt.
Und iſt die nächſte reif genung,
Abſtreif' ich die ſogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im friſchen Götterreich.

Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zupft mir am Mantel —
Laßt nur den Handel!
Ich werde wallen
Und laß ihn fallen;
Wer ihn erwiſchet,
Der iſt erfriſchet.

Auf einem deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemalt sind, als wenn sie an dem was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden und wollten übel nehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwalt des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können.

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.

Anwalt. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß alles was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich seyn soll?

Zuschauer. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigstens alles wahr und wirklich scheinen solle.

Anwalt. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigene Seele läugne und behaupte, Sie verlangen das keineswegs.

Zuschauer. Das wäre doch sonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe sich denn der Decorateur die Mühe alle Linien aufs genaueste nach den Regeln der Perspective zu ziehen, alle Gegenstände nach der vollkommensten Haltung zu malen? Warum studirte man aufs Costüm? warum ließe man sich es so viel kosten ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu versetzen? Warum rühmt man den Schauspieler am meisten, der die Empfindungen am wahrsten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächsten kommt, der mich täuscht, daß ich nicht eine Nachahmung, sondern die Sache selbst zu sehen glaube?

Anwalt. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur ist es schwerer als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzusehen, was man empfindet. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatralischen Darstellungen keineswegs wahr scheinen, daß sie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuschauer. Ich werde sagen, daß Sie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortspiel seyn könnte.

Anwalt. Und ich darf Ihnen darauf versetzen, daß, wenn wir von Wirkungen unseres Geistes reden, keine Worte zart und subtil genug sind, und daß Wortspiele dieser Art selbst ein Bedürfniß des Geistes anzeigen, der, da wir das was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegensätze zu operiren, die Frage von zwei Seiten zu beantworten und so gleichsam die Sache in die Mitte zu fassen sucht.

Zuschauer. Gut denn! nur erklären Sie sich deutlicher und, wenn ich bitten darf, in Beispielen.

Anwalt. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Zum Beispiel also, wenn Sie in der Oper sind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes, vollständiges Vergnügen?

Zuschauer. Wenn alles wohl zusammenstimmt, eines der vollkommensten, deren ich mir bewußt bin.

Anwalt. Wenn aber die guten Leute da droben singend sich begegnen und becomplimentiren, Billets absingen, die sie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenschaften singend darlegen, sich singend herumschlagen und singend verscheiden, können Sie sagen, daß die ganze Vorstellung oder auch nur ein Theil derselben wahr scheine? Ja, ich darf sagen, auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuschauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, so getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwalt. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuschauer. Ohne Widerrede. Ich erinnere mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher dessenungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommener sie geworden ist.

Anwalt. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zuſchauer. Getäuſcht, das Wort möchte ich nicht brauchen! -- Und doch ja! -- und doch nein!

Anwalt. Hier ſind Sie ja auch in einem völligen Widerſpruch, der noch viel ſchlimmer als ein Wortſpiel zu ſeyn ſcheint.

Zuſchauer. Nur ruhig, wir wollen ſchon ins Klare kommen.

Anwalt. Sobald wir im Klaren ſind, werden wir einig ſeyn. Wollen Sie mir erlauben auf dem Punkt, wo wir ſtehen, einige Fragen zu thun?

Zuſchauer. Es iſt Ihre Pflicht, da Sie mich in dieſe Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder herauszufragen.

Anwalt. Sie möchten alſo die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper verſetzt werden, nicht gern Täuſchung nennen.

Zuſchauer. Nicht gern, und doch iſt es eine Art derſelben, etwas das ganz nahe verwandt iſt.

Anwalt. Nicht wahr, Sie vergeſſen beinahe ſich ſelbſt?

Zuſchauer. Nicht beinahe, ſondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut iſt.

Anwalt. Sie ſind entzückt?

Zuſchauer. Es iſt mir mehr als einmal geſchehen.

Anwalt. Können Sie wohl ſagen unter welchen Umſtänden?

Zuſchauer. Es ſind ſo viele Fälle, daß es mir ſchwer ſeyn würde ſie aufzuzählen.

Anwalt. Und doch haben Sie es ſchon geſagt; gewiß am meiſten, wenn alles zuſammenſtimmte.

Zuſchauer. Ohne Widerrede!

Anwalt. Stimmte eine ſolche vollkommene Aufführung mit ſich ſelbſt oder mit einem andern Naturproduct zuſammen?

Zuſchauer. Wohl ohne Frage mit ſich ſelbſt!

Anwalt. Und die Uebereinſtimmung war doch wohl ein Werk der Kunſt?

Zuſchauer. Gewiß!

Anwalt. Wir ſprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß ſie keineswegs das was ſie nachahmt, wahrſcheinlich darſtelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Conſequenz eines Kunſtwerks entſpringt, abläugnen?

Zuſchauer. Wenn die Oper gut iſt, macht ſie freilich eine kleine

Welt für sich aus, in der alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eigenen Gesetzen beurtheilt, nach ihren eigenen Eigenschaften gefühlt seyn will.

Anwalt. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden seyn, und daß der Künstler keineswegs streben sollte noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer. Aber es erscheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

Anwalt. Ich darf es nicht läugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig seyn?

Zuschauer. Warum das nicht! Es ist ja doch unter uns dießmal nicht auf Complimente angesehen.

Anwalt. So getraue ich mir zu sagen: Nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen; und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden seyn, niemals wird er sich mit dem ächten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuschauer. Es ist sonderbar, doch läßt sich's hören.

Anwalt. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht schon selbst eine höhere Stufe erstiegen hätten.

Zuschauer. Lassen Sie mich nun selbst einen Versuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu gehen, lassen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwalt. Desto lieber!

Zuschauer. Nur dem Ungebildeten, sagen Sie, könne ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen.

Anwalt. Gewiß! Erinnern Sie sich der Vögel, die nach des großen Meisters Kirschen flogen.

Zuschauer. Nun beweist das nicht, daß diese Früchte vortrefflich gemalt waren?

Anwalt. Keineswegs! vielmehr beweist mir, daß diese Liebhaber ächte Sperlinge waren.

Zuschauer. Ich kann mich doch deßwegen nicht erwehren, ein solches Gemälde für vortrefflich zu halten.

Anwalt. Soll ich Ihnen eine neuere Geschichte erzählen?

Zuschauer. Ich höre Geschichten meistens lieber als Raisonnement.

Anwalt. Ein großer Naturforscher besaß unter seinen Hausthieren einen Affen, den er einst vermißte und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort saß das Thier an der Erde und hatte die Kupfer eines ungebundenen naturgeschichtlichen Werkes um sich her zerstreut. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreundes, nahte sich der Herr und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der genäschige Affe die sämmtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgespeist habe.

Zuschauer. Die Geschichte ist lustig genug.

Anwalt. Und passend hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illuminirten Kupfer dem Gemälde eines so großen Künstlers an die Seite setzen?

Zuschauer. Nicht leicht!

Anwalt. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuschauer. Wohl, und unter die gierigen dazu! Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deßwegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sey, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anwalt. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zuschauer. Und Sie behaupten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anwalt. Es ist meine feste Ueberzeugung!

Zuschauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch sonst schon die Ehre, mich wenigstens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwalt. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege sind Kenner zu werden.

Zuschauer. Nun so sagen Sie mir: warum erscheint auch mir ein vollkommenes Kunstwerk als ein Naturwerk?

Anwalt. Weil es mit Ihrer bessern Natur übereinstimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich ist. Ein vollkommenes Kunstwerk ist ein Werk des menschlichen Geistes, und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in eins gefaßt und

ſelbſt die gemeinſten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, ſo iſt es über die Natur. Es will durch einen Geiſt, der harmoniſch entſprungen und gebildet iſt, aufgefaßt ſeyn, und dieſer findet das Vortreffliche, das in ſich Vollendete auch ſeiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff; er behandelt ein Kunſtwerk wie einen Gegenſtand, den er auf dem Markte antrifft: aber der wahre Liebhaber ſieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, ſondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geiſtreiche der Zuſammenſtellung, das Ueberirdiſche der kleinen Kunſtwelt; er fühlt, daß er ſich zum Künſtler erheben müſſe, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er ſich aus ſeinem zerſtreuten Leben ſammeln, mit dem Kunſtwerke wohnen, es wiederholt anſchauen und ſich ſelbſt dadurch eine höhere Exiſtenz geben müſſe.

Zuſchauer. Gut, mein Freund! Ich habe bei Gemälden, im Theater, bei andern Dichtungsarten wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ungefähr geahnt, was Sie fordern. Ich will künftig noch beſſer auf mich und auf die Kunſtwerke Acht geben; wenn ich mich aber recht beſinne, ſo ſind wir ſehr weit von dem Anlaß unſeres Geſprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die gemalten Zuſchauer in unſerer Oper zuläſſig finden ſolle; und noch ſehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch dieſe Licenz vertheidigen, und unter welcher Rubrik Sie dieſe gemalten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwalt. Glücklicherweiſe wird die Oper heute wiederholt; und Sie werden ſie doch nicht verſäumen wollen?

Zuſchauer. Keineswegs!

Anwalt. Und die gemalten Männer?

Zuſchauer. Werden mich nicht verſcheuchen, weil ich mich für etwas beſſer als einen Sperling halte.

Anwalt. Ich wünſche, daß ein beiderſeitiges Intereſſe uns bald wieder zuſammenführen möge.

Philoſtrats Gemälde

und

Antik und Modern.

1818.

Philostrats Gemälde.

Was uns von Poesie und Prosa aus den besten griechischen Tagen übrig geblieben, giebt uns die Ueberzeugung, daß alles was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder schriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anschauen der äußern und innern Welt hervorgegangen sey. Ihre älteste Mythologie personificirt die wichtigsten Ereigniſſe des Himmels und der Erde, individualisirt das allgemeinste Menschenschicksal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Duldungen eines immer sich erneuenden seltsamen Geschlechts. Poesie und bildende Kunst finden hier das freieste Feld, wo eine der andern immer neue Vortheile zuweist, indem beide in ewigem Wettstreit sich zu befehden scheinen.

Die bildende Kunst ergreift die alten Fabeln und bedient sich ihrer zu den nächsten Zwecken: sie reizt das Auge, um es zu befriedigen, sie fordert den Geist auf, um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Ohr nichts mehr überliefern, was der Bildkünstler nicht schon dem Auge gebracht hätte. Und so steigern sich wechselsweise Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis sie endlich das höchste Ziel erreichen: sie kommen der Religion zu Hülfe, und stellen den Gott, dessen Wink die Himmel erschüttert, der anbetenden Menschheit vor Augen.

In diesem Sinn haben alle neueren Kunstfreunde, die auf dem Wege, den uns Winckelmann vorzeichnete, treulich verharrten, die alten Beschreibungen verlorener Kunstwerke mit übrig gebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derselben immer gern verglichen und sich dem geistreichen Geschäft ergeben völlig Verlorenes im Sinne der Alten wieder herzustellen, welches schwieriger oder leichter seyn mag, als der neue Zeitsinn von jenem abweicht oder ihm sich nähert.

So haben denn auch die Weimarischen Kunstfreunde, früherer Bemühungen um Polygnots Gemälde nicht zu gedenken, sich an der Philostrate Schilderungen vielfach geübt, und würden eine Folge derselben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schicksale der Welt und der Kunst das Unternehmen nur einigermaßen begünstigt hätten: doch jene waren zu rauh und diese zu weich, und so mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückstehen.

Damit nun aber nicht alles verloren gehe, werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir sie schon seit mehreren Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerst also wird vorausgesetzt, daß die Gemäldegalerie wirklich existirt habe, und daß man den Kenner loben müsse wegen des zeitgemäßen Gedenkens, sie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An historisch-politischen Gegenständen seine Kunst zu üben, war schon längst dem Sophisten untersagt; moralische Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erschöpft; nun blieb das Gebiet der Kunst noch übrig, wohin man sich mit seinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmlosen Darstellungen seine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entsteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu sondern, was jene heitere Gesellschaft wirklich angeschaut und was wohl rednerische Zuthat seyn möchte. Hierzu sind uns in der neuern Zeit sehr viele Mittel gegeben. Herculanische, Pompejische und andere neuentdeckte Gemälde, besonders auch Mosaiken machten es möglich, Geist und Einbildungskraft in jene Kunstepoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienstlich ist diese Bemühung, da neuere Künstler in diesem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der ersten florentinischen Künstler ließen sich Beispiele anführen, daß sie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken gestrebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Romano allein in seinen Werken deutlich, daß er die Philostrate gelesen; weßhalb auch von seinen Bildern manches angeführt und eingeschaltet wird. Jüngere talentvolle Künstler der neuern Zeit, die sich mit diesem Sinne vertraut machten, trügen zu Wiederherstellung der Kunst ins kraftvolle, anmuthige Leben, worin sie ganz allein gedeihen kann, gewiß sehr vieles bei.

Aber nicht allein die Schwierigkeit, aus rednerischen Ueberlieferungen sich das eigentlich Dargestellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung

Ueber Moſes Leichnam ſtritten
Selige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten ſie doch kein Verſchonen!
Greift der ſtets bewußte Meiſter
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Puſtrichs-Geiſter;
Engel brachten ihn zu Grabe.

der Philostratischen Gemälde gehindert: eben so schlimm, ja noch schlimmer ist die Verworrenheit, in welcher diese Bilder hinter einander aufgeführt werden. Braucht man dort schon angestrengte Aufmerksamkeit, so wird man hier ganz verwirrt. Deßwegen war unsere erste Sorgfalt die Bilder zu sondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge. Und so bringen wir nach und nach zum Vortrag: I. Hochheroischen tragischen Inhalts, zielen meist auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran schließt sich, damit die Welt nicht entvölkert werde: II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt: III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Hercules kräftig entgegen, welcher ein besonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ohne dieß, daß die Poesie von diesem Helden ausgegangen sey. „Denn die Dichtkunst beschäftigte sich vorher nur mit Götterspruchen, und entstand erst mit Hercules, Alkmenens Sohn.“ Auch ist er der herrlichste, die mannichfaltigsten Abwechselungen darbietende und herbeiführende Charakter. Unmittelbar verbindet sich: V. Kämpfen und Ringen aufs mächtigste. VI. Jäger und Jagden drängen sich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Ableitung tritt: VII. Poesie, Gesang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darstellungen von Gegenden folgt sodann: wir finden VIII. viele See- und Wasserstücke, wenig Landschaften. IX. Einige Stillleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenstände zur Uebersicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt sich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten römischen Zahlen deuten auf das erste und zweite Buch Philostrats. Jun. weist auf die Ueberlieferung des Jüngern. Eben so deuten die arabischen Zahlen auf die Folge wie die Bilder im griechischen Text geordnet sind. Was den Herculanischen Alterthümern und neuern Künstlern angehört, ist gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemäldegalerie.

I. Hochheroischen, tragischen Inhalts

1. Antilochus; vor Troja getödteter Held, von Achill beweint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgesellen. II. 7.

2. Memnon; von Achill getödtet, von Aurora der Mutter liebevoll beſtattet. I. 7.

3. Skamander; das Gewäſſer durch Vulcan ausgetrocknet, das Ufer verſengt, um Achill zu retten. I. 1.

4. Menöceus; ſterbender Held, als patriotiſches Opfer. I. 4.

5. * Hippolyt und Phädra: werbende, verſchmähte Stiefmutter. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 15.

5. Hippolyt; Jüngling, unſchuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 4.

6. Antigone; Schweſter, zu Beſtattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 29.

7. Evadne; Heldenweib, dem erſchlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 30.

8. Panthia; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten ſterbend. II. 9.

9. Ajax, der Lokrier; unbezwungener Held, dem grauſeſten Untergange trotzend. II. 13.

10. Philoktet; einſam, gränzenlos leidender Held. III. 17.

11. Phaethon; verwegener Jüngling, ſich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

11. a) Ikarus; geſtrandet, bedauert vom geretteten Vater, beſchaut vom nachdenklichen Hirten. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 63.

11. b) Phryxus und Helle; Bruder, der die Schweſter, auf dem magiſchen Flug übers Meer, aus den Wellen nicht retten kann. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. Hyacinth; ſchönſter Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunſt. I. 24.

13. a) Cephalus und Prokris; Gattin durch Eiferſucht und Schickſal getödtet. Julius Romanz.

14. Amphiaraus; Prophet auf der Orakelſtätte prangend. I. 26.

15. Kaſſandra; Familienmord. II. 19.

16. Rhodogyne; Siegerin in voller Pracht. II. 5.

16. a) Sieger und Siegesgöttin, an einer Trophäe. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 39.

17. Themiſtokles; hiſtoriſch erle Darſtellung. II. 32.

II. Liebesannäherung, Bewerbung, deren Gelingen, Mißlingen.

18. * Venus; dem Meer entſteigend, auf der Muſchel ruhend, mit der Muſchel ſchiffend. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Vorſpiele der Liebesgötter. I. 6.

19. Neptun und Amymone; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um ſich Waſſer aus dem Fluſſe zu holen, an den Inachus herankam. I. 7.

19. a) Theſeus und die geretteten Kinder. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 5.

19. b) Ariadne; verlaſſen, einſam, dem fortſegelnden Schiffe beſtürzt nachblickend. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 14.

19. c) Ariadne; verlaſſen, dem abſegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend, unter dem Beiſtand von Genien. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 15.

20. Ariadne; ſchlafende Schönheit, vom Liebenden und ſeinem Gefolge bewundert. I. 15.

a) Vollkommen derſelbe Gegenſtand, buchſtäblich nachgebildet. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 16.

20. b) Leda, mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 8.

20. c) Leda, am Eurotas; die Doppelzwillinge ſind den Eierſchalen entſchlüpft. Julius Romano.

21. Pelops, als Freiersmann. I. 30.

22. Derſelbe Gegenſtand, ernſter genommen. Jun. 9.

23. Pelops führt die Braut heim. I. 17.

24. Vorſpiel zu der Argonautenfahrt. Jun. 8.

25. Glaucus weiſſagt den Argonauten. II. 15.

26. Jaſon und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

27. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

28. Perſeus verdient die Andromeda. I. 29.

29. Cyklop vermißt die Galatee. II. 18.

29. a Cyklop, in Liebeshoffnung. Hercul. Alterth. T. I. p. 10.

30. Paſiphae; Künſtler, dem Liebeswahnſinn dienend. I. 16.

31. Meles und Crithei's; Homer entſpringt. II. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. Minervens Geburt; ſie entwindet ſich aus dem Haupte Zeus' und wird von Göttern und Menſchen herrlich empfangen. II. 27.

33. Semele; des Bachus Geburt. Die Mutter kommt um, der Sohn tritt durchs Feuer ins lebendigſte Leben. I. 14.

33. a) Bachus' Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Mercur. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 12.

34. Hermes' Geburt; er tritt ſogleich als Schelm und Schalk unter Götter und Menſchen. I. 26.

35. Achills Kindheit; von Chiren erzogen. II. 2.

35. a) Daſſelbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 8.

36. Achill, auf Scyrus; der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. 1.

37. Centauriſche Familienſcene. Höchſter Kunſtſinn. II. 4.

IV. Hercules.

38. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.

38. a) Daſſelbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 7.

39. Achelous; Kampf wegen Delanira. Jun. 4.

40. Neſſus; Errettung der Delanira. Jun. 16.

41. Antäus; Sieg durch Ringen. II. 21.

42. Heſione; befreit durch Hercules. Jun. 12.

42. a) Derſelbe Gegenſtand. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 61.

43. Atlas; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf ſeine Schultern. II. 20.

43. a) Hylas; untergetaucht von Nymphen. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 6.

43. b) Hylas; überwältigt von Nymphen. Julius Romano.

44. Abderus; deſſen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

44. a) Hercules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 6.

45. Hercules, raſend; ſchlecht belohnte Großthaten. II. 23.

45. a) Hercules, bei Admet; ſchwelgender Gaſt im Trauerhauſe. Weimariſcher Kunſtfreund.

46. Thiodamas; der speisegierige Held beschmaust einen widerwilligen Ackersmann. II. 24.

47. Hercules und die Pygmäen; köstlicher Gegensatz. II. 22.

47. a) Derselbe Gegenstand; glücklich aufgefaßt von Julius Romane.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Palästra; überschwenglich großes Bild; wer den Begriff des selben fassen kann, ist in der Kunst sein ganzes Leben geborgen. II. 33.

49. Arrhichion; der Athlet, im dritten Siege verscheidend. II. 6.

50. Pherkas; grausam Beraubter, unterliegt dem Phöbus. II. 19.

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroische Jagd. Jun. 15.

51. a) Das gleiche, von Julius Romane.

52. Abermals Schweinsjagd; von unendlicher Schönheit. I. 28.

53. Gastmahl nach der Jagd; höchst liebenswürdig. Jun. 3.

54. Narcissus; der Jäger in sich selbst verirrt. I. 23.

VII. Poesie, Gesang und Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mittagsschlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.

56. Midas; der weichliche lydische König, von schönen Mädchen umgeben, freut sich einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen sich deßhalb auch; der eine aber liegt betrunken, seiner ohnmächtig. I. 22.

57. * Olympus; als Knabe von Pan unterrichtet. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. Olympus; der schönste Jüngling, einsam sitzend, bläst auf der Flöte; die Oberhälfte seines Körpers spiegelt sich in der Quelle. I. 21.

57. a) Olympus flötet; ein silenartiger Pan hört ihm aufmerksam zu. Hannibal Carracci.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und singt; er sitzt auf blumigem Rasen; Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. Marsyas besiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf zierlichſter Leyer ſpielend; die Steine wetteifern ſich zur Mauer zu bilden. I. 10.

61. Aeſop; die Muſe der Fabel kommt zu ihm, krönt, bekränzt ihn; Thiere ſtehen menſchenartig umher. I. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felſen heranziehend. Jun. 6.

62. a) Orpheus; entſetzt ſich, jenem Zauberlehrling ähnlich, vor der Menge von Thieren, die er herangezogen. Ein unſchätzbarer Gedanke für den engen Raum des geſchnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Neugeborene liegt auf Lorbeer- und Myrtenzweigen unter dem Schutz der Rhea; die Nymphen ſind gegenwärtig, Pan tanzt; ein Bienenſchwarm umſchwebt den Knaben. II. 12.

64. Sophokles; nachdenkend, Melpomene Geſchenke anbietend; Aeſculap ſteht daneben, Bienen ſchwärmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig ſingende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See-, Waſſer- und Landſtücke.

66. Bacchus und die Tyrrhener; offene See, zwei Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bachantinnen in Zuverſicht und Behagen, die Seeräuber gewaltſam, ſogleich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. Andros; Inſel von Bacchus begünſtigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein ſtatt Waſſers; ſein Fluß durchſtrömt das Land; Schmauſende verſammeln ſich um ihn her. Am Ausfluß ins Meer ziehen ſich Tritonen heran zur Theilnahme. Bacchus mit großem Gefolg beſucht die Inſel. I. 25.

68. Palämon; am Ufer des korinthiſchen Iſthmus im heiligen Haine opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin ſchlafend in eine für ihn göttlich bereitete Uferhöhle geführt. II. 16.

69. Bosporus; Land und See aufs mannichfaltigſte und herrlichſte belebt. I. 12.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a) Der Nil im Sinken; Moſaik von Paleſtrina.

71. Die Inſeln; Waſſer und Land mit ihren Charakteren, Erzeugniſſen und Begebenheiten. II. 17.

72. Theſſalien; Neptun nöthigt den Peneus zu ſchnellerem Lauf. Das Waſſer fällt, die Erde grünt. II. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Waſſer und Land in wechſelſeitigem Bezug freundlich dargeſtellt. I. 9.

74. Die Fiſcher; bezüglich auf 69. Fang der Thunfiſche. I. 13.

74. a) Delphinsfang. Julius Romano.

74. b) Aehnliches um jene Vorſtellung zu beleben. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 50.

75. Dodona; Götterhain mit allen heiligen Geräthſchaften, Bewohnern und Angeſtellten. II. 34.

76. Nächtlicher Schmaus; unſchätzbares Bild, ſchwer einzuordnen, ſtehe hier als Zugabe. I. 2.

IX. Stillleben.

77. Lenien. I. 31.

78. Lenien. II. 26.

78. a) Beiſpiele zu vollkommener Befriedigung. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 56. sqq.

79. Gewebe; Beiſpiele der zarteſten, ſicherſten Pinſelführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberſehen wir nunmehr die Philoſtratiſche Galerie als ein geordnetes Ganzes, wird uns klar, daß durch entdeckte wahrhaft antike Bilder wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetoriſchen Beſchreibungen überzeugen dürfen, ſehen wir ein, daß es nur von uns abhängt einzuſchalten und anzufügen, damit der Begriff einer lebendigen Kunſt ſich mehr und mehr bethätige, finden wir daß auch große Neuere dieſer Sinnesart gefolgt und uns dergleichen muſterhafte Bilder hinterlaſſen, ſo wird Wunſch und Verpflichtung immer ſtärker, nunmehr ins Einzelne zu gehen, und eine Ausführung, wo nicht zu leiſten, doch vorzubereiten. Da alſo ohnehin ſchon zu lange gezaudert werden, ungeſäumt ans Werk!

I.

Antilochus.

Das Haupterforderniß einer großen Compoſition war ſchon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere ſich um Einen

Mittelpunkt vereinigen müssen, der, wirksam genug, sie anrege bei einem gemeinsamen Interesse ihre Eigenheiten auszusprechen. Im gegenwärtigen Fall ist dieser Lebenspunkt ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er seinen Vater Nester in der Schlacht zu schützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erschlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne: das Gefühl, seinen Vater gerettet zu haben, umschwebt noch heiter die Gesichtszüge. Sein Bart ist mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingestreckt, der Körper, zur Geschwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzusehen, aus der Brustwunde nun von purpurnem Blut durchrieselt.

Achill, grimmig-schmerzhaft, warf sich über ihn, Rache schwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröster seines Jammers, als Patroklus unterlag, seinen letzten, besten Freund und Gesellen geraubt.

Die Feldherren stehen umher theilnehmend, jeder seinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomedes am Freikühnen. Ajax, der Lokrier, steht finster und trotzig, als tüchtiger Mann. Ulysses fällt auf als nachdenklich und bemerkend. Nestor scheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf seine Speere gelehnt, mit über einander geschlagenen Füßen, umringt die Versammlung, einen Trauergesang anzustimmen.

Skamander.

In schneller Bewegung stürmt aus der Höhe Vulcan auf den Flußgott. Die weite Ebene, wo man auch Troja erblickt, ist mit Feuer überschwemmt, das, wassergleich, nach dem Flußbette zuströmt.

Das Feuer jedoch, wie es den Gott umgiebt, stürzt unmittelbar in das Wasser. Schon sind alle Bäume des Ufers verbrannt; der Fluß, ohne Haare, fleht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erscheint, sondern gold- und sonnenfarben.

Menöceus.

Ein tüchtiger Jüngling ist vorgestellt, aufrecht noch auf seinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehen; er fängt schon an zu wanken und erwartet

den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie Schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kräftiger Körperbau, im Kampfſpiel tüchtig ausgearbeitet, bräunlich geſunde Farbe. Seine hochgewölbte Bruſt möchte man betaſten, die Schultern ſind ſtark, der Nacken feſt, nicht ſteif, ſein Haarwuchs gemäßigt; der Jüngling wollte nicht in Locken weibiſch erſcheinen. Vom ſchönſten Gleichmaß Rippen und Lenden. Was uns durch Bewegung und Beugung des Körpers von der Rückſeite ſichtbar wird, iſt ebenfalls ſchön und bewundernswürdig.

Fragſt du nun aber, wer er ſey? ſo erkenne in ihm Kreons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebteſten Sohn. Tireſias weiſſagte, daß nur, wenn er beim Eingang der Drachenhöhle ſterben würde, die Stadt befreit ſeyn könne. Heimlich begiebt er ſich heraus und opfert ſich ſelbſt. Nun begreifſt du auch, was die Höhle, was der verſteckte Drache bedeutet. In der Ferne ſieht man Theben und die Sieben, die es beſtürmen. Das Bild iſt mit hohem Augpunkt gemalt, und eine Art Perſpective dabei angebracht.

Antigone.

Heldenſchweſter! Mit einem Knie an der Erde umfaßt ſie den todten Bruder, der, weil er, ſeine Vaterſtadt bedrohend, umgekommen, unbegraben ſollte verweſen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat, der Mond erleuchtet das Vorhaben. Mit ſtummem Schmerz ergreift ſie den Bruder; ihre Geſtalt giebt Zutrauen, daß ſie fähig ſey einen rieſenhaften Helden zu beſtatten. In der Ferne ſieht man die erſchlagenen Belagerer, Roß und Mann hingeſtreckt.

Ahnungsvoll wächst auf Eteokles' Grabhügel ein Granatbaum; ferner ſiehſt du zwei als Todtenopfer gegen einander über brennende Flammen; ſie ſtoßen ſich wechſelſeitig ab, jene Frucht, durch blutigen Saft das Mordbeginnen, dieſe Feuer, durch ſeltſames Erſcheinen den unauslöſchlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

Evadne.

Ein wohlgeſchmückter, mit geopferten Thieren umlegter Holzſtoß ſoll den rieſenhaften Körper des Kapaneus verzehren. Aber allein ſoll er nicht

abſcheiden! Evadne, ſeine Gattin, Heldenweib, des Helden werth, ſchmückte ſich als höchſtes Opfer mit Kränzen. Ihr Blick iſt hochherrlich; denn indem ſie ſich ins Feuer ſtürzt, ſcheint ſie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie ſchwebt mit geöffneten Lippen.

Wer aber auch hat dieſes Feuer angeſchürt? Liebesgötter mit kleinen Fackeln ſind um den dürren Schragen verſammelt; ſchon entzündet er ſich, ſchon dampft und flammt er, ſie aber ſehen betrübt auf ihr Geſchäft. Und ſo wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax, der Lokrier.

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundſatz griechiſcher bildender Kunſt, Vertheilung der Eigenſchaften in einem hohen geſelligen Kreis, er ſey göttlich oder menſchlich. Wenn nun den Helden mehr als andern Frömmigkeit geziemt, und die Beſſern vor Theben, wie vor Troja, als Gottergebene ſich darſtellen, ſo bedurfte doch dort, wie hier, der Lebenskreis eines Gottloſen. Dieſe Rolle war dem untergeordneten Ajax zugetheilt, der ſich weder Gott noch Menſchen fügt, zuletzt aber ſeiner Strafe nicht entgeht.

Hier ſehen wir ſchäumende Meereswogen den unterwaſchenen Felſen umgäſchen; oben ſteht Ajax, furchtbar anzuſehen; er blickt umher wie ein vom Rauſche ſich Sammelnder. Ihm entgegnet Neptun, fürchterlich, mit wilden Haaren, in denen der anſtrebende Sturm ſauſt.

Das verlaſſene, im Innerſten brennende Schiff treibt fort; in die Flammen, als wie in Segel, ſtößt der Wind. Keinen Gegenſtand faßt Ajax ins Auge, nicht das Schiff, nicht die Felſen; dem Meer ſcheint er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den eindringenden Poſeidon; immer noch wie zum Angriff bereit ſteht er; die Arme ſtreben kräftig, der Nacken ſchwillt wie gegen Hektor und die Troer. Aber Poſeidon ſchwingt den Dreizack, und ſogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund ſtürzen.

Ein hochtragiſch prägnanter Moment: ein eben Geretteter vom feindſeligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles iſt ſo augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß dieſer Gegenſtand unter die höchſten zu rechnen iſt, welche die bildende Kunſt ſich aneignen darf.

Zahme Xenien.

VI.

Wiſſe daß mir ſehr mißfällt
Wenn ſo viele ſingen und reden!
Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten! —

So wie der Papſt auf ſeinem Thron,
So ſitzt X-Y auf ſeinem Lohn:
Er iſt bepfründet, hat er mehr zu hoffen?
Die Welt iſt weit, den Narren ſteht ſie offen.
Wir ſind behäglich, können thätig ruhn;
Macht euch, ihr Thoren, Tag für Tag zu thun.

Autochthoniſch, autodidaktiſch
Lebſt du ſo hin, verblendete Seele!
Komm nur heran, verſuche dich! praktiſch
Merkſt du verdrießlich wie's überall fehle.

„Ich hielt mich ſtets von Meiſtern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' alles von mir ſelbſt gelernt.“ —
Es iſt auch darnach! —

Philoktet.

Einſam ſitzend auf Lemnus leidet ſchmerzhaft Philoktet an der unheilbaren dämoniſchen Wunde. Das Antlitz bezeichnet ſein Uebel. Düſtere Augenbrauen drücken ſich über tiefliegende, geſchwächte, niederſchauende Augen herüber; unbeſorgtes Haar, wilder, ſtarrer Bart bezeichnen genugſam den traurigen Zuſtand; das veraltete Gewand, der verbundene Knöchel ſagen das übrige.

Er zeigte den Griechen ein verpöntes Heiligthum, und ward ſo geſtraft.

Rhodogyne.

Kriegeriſche Königin! Sie hat mit ihren Perſern die bundbrüchigen Armenier überwunden, und erſcheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegeriſch bewaffnet und königlich geſchmückt ſteht ſie auf dem Schlachtfeld; die Feinde ſind erlegt, Pferde verſcheucht, Land und Fluß von Blute geröthet. Die Eile, womit ſie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet, daß die eine Seite ihres Haares aufgeſchmückt iſt, die andere hingegen in Locken frei herunter fällt. Ihr Pferd Niſäa ſteht neben ihr, ſchwarz auf weißen Beinen, auch iſt deſſen erhaben gerundete Stirne weiß und weiße Naſenlöcher ſchnauben. Edelſteine, koſtbares Geſchmeide und vielen andern Putz hat die Fürſtin dem Pferd überlaſſen, damit es ſtolz darauf ſey, ſie muthig einhertrage.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majeſtätiſches Anſehen gewinnt, ſo erhöht auch der Fürſtin Purpurgewand alles, nur nicht ſie ſelbſt. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt über die Kniee herabzufallen, iſt ſchön, auch ſchön das Unterkleid, auf welchem du geſtickte Figuren ſiehſt. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhängt, iſt unter der Halsgrube zuſammengeheftet: daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieſer Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Bruſt bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen geſteckt, hält eine Lanze und von dem Buſen den Schild ab. Dieſer iſt nun durch die Kunſt des Malers mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, ſo daß wir ſeine äußere, obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte ſehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt, und ſind nicht Thiere

hineingegraben? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, iſt Purpur, deſſen Reiz vom Arm überboten wird.

Wir ſind durchdrungen von der Siegerin Schönheit, und mögen gern weiter davon ſprechen. Hört alſo! Wegen des Siegs über die Armenier bringt ſie ein Opfer, und möchte ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allezeit ſo beſiegen zu können wie jetzt; denn das Glück der Liebe und Gegenliebe ſcheint ſie nicht zu kennen. Uns aber ſoll ſie nicht erſchrecken noch abweiſen; wir werden ſie nur um deſto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgeſteckt iſt, mildert durch weibliche Zierlichkeit ihr ſprödes Anſehen, dagegen der herabhängende das Männlich-Wilde vermehrt. Dieſer iſt goldener als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung geflochtener Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrauen entſpringen höchſt reizend gleich über der Naſe wie aus Einer Wurzel, und lagern ſich mit unglaublichem Reiz um den Halbcirkel der Augen. Von dieſen erhält die Wange erſt ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Anſehen; denn der Sitz der Heiterkeit iſt die Wange. Die Augen fallen vom Grauen ins Schwarze; ſie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majeſtät von der Fürſtin. Der Mund iſt weich, zum Gemüß der Liebe reizend, die Lippen roſeblühend und beide einander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich; ſie ſpricht das Opfergebet zum Siege.

Vermagſt du nun den Blick von ihr abzuwenden, ſo ſiehſt du Gefangene hie und da, Siegeszeichen und alle Folgen einer gewonnenen Schlacht; und ſo überzeugſt du dich, daß der Künſtler nichts vergaß, ſeinem Bild alle Vollſtändigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorſpiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieſes belebten, heitern Bildes laßt euch zuerſt nicht irre machen, weder durch die Schönheit des Fruchthaines, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, ſondern beſchaut vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felſen, dem die munterſte Quelle unausgeſetzt entſpringt. Dort haben die Nymphen ſie

aufgerichtet aus Dankbarkeit, daß die Göttin ſie zu ſo glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter beſtimmt hat.

Als Weihgeſchenke ſtifteten ſie daneben, wie dieſe Inſchrift ſagt, einen ſilbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haften, alles zum Putz der Venus gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihre Erſtlingsäpfel zum Geſchenk; ſie ſtehen herum und bitten, der Hain möge ſofort immerdar blühen und Früchte tragen.

Abgetheilt iſt der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchſchnitten von zugänglichen Wegen; im Graſe läßt ſich ein Wettlauf anſtellen; auch zum Schlummern finden ſich ruhige Plätze. Auf den hohen Aeſten hangen goldene Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwärme der Liebesgötter an ſich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf ſchimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und gold. Goldene Köcher und Pfeile haben ſie an die Aeſte gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren. Bunte, tauſendfarbige Kleider liegen im Graſe; der Kränze bedürfen ſie nicht; denn mit lockigen Haaren ſind ſie genugſam bekränzt. Nicht weniger auffallend ſind die Körbe zum Einſammeln des Obſtes; ſie glänzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meiſterſtücke Vulcans.

Laſſen wir nun die Menge tanzen, laufen, ſchlafen oder ſich der Aepfel erfreuen; zwei Paare der ſchönſten Liebesgötter fordern zunächſt unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Hier ſcheint der Künſtler ein Sinnbild der Freundſchaft und gegenſeitiger Liebe geſtiftet zu haben. Zwei dieſer ſchönen Knaben werfen ſich Aepfel zu; dieſe fangen erſt an ſich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen; dieſer faßt ihn auf, und man ſieht, daß er ihn wieder küſſen und zurückwerfen wird. Ein ſo anmuthiger Scherz bedeutet, daß ſie ſich erſt zur Liebe reizen. Das andere Paar ſchießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken, vielmehr ſcheint einer dem andern die Bruſt zu bieten, damit er deſto gewiſſer treffen könne. Dieſe ſind bedacht, in das tiefſte Herz die Leidenſchaft zu ſenken. Beide Paare beſchäftigten ſich zur Seite frei und allein.

Aber ein feindſeliges Paar wird von einer Menge Zuſchauer umgeben; die Kämpfenden erhitzt, ringen mit einander. Der eine hat ſeinen Widerſacher ſchon niedergebracht, und fliegt ihm auf den Rücken ihn zu binden und zu erdroſſeln; der andere jedoch faßt noch einigen Muth, er ſtrebt ſich aufzurichten, hält des Gegners Hand von ſeinem Hals ab,

indem er ihm einen Finger auswärts dreht, so daß die andern folgen müssen und sich nicht mehr schließen können. Der verdrehte Finger schmerzt aber den Kämpfer so sehr, daß er den kleinen Widersacher ins Ohr zu beißen sucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuschauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhaftesten Bewegung aber giebt ein Hase die Veranlassung. Er saß unter den Apfelbäumen und speiste die abgefallenen Früchte; einige, schon angenagt, mußte er liegen lassen; denn die Muthwilligen schreckten ihn auf mit Händeklatschen und Geschrei, mit flatterndem Gewand verscheuchen sie ihn. Einige fliegen über ihm her; dieser rennt nach, und als er den Flüchtling zu haschen denkt, dreht sich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwischen, und alle Gespielen lachen darüber. Indem nun die Jagd so vorwärts geht, sind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung, wie sie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum schießen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein! sie wollen ihn lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihgeschenk; denn dieses brünstige, fruchtbare Geschlecht ist Liebling der Göttin.

Neptun und Amymone.

Danaus, der seine funfzig Töchter streng zu Hausgeschäften anhielt, damit sie in eng abgeschlossenem Kreise ihn bedienten und sich erhielten, hatte, nach alter Sitte, die mannichfaltigen Beschäftigungen unter sie vertheilt. Amymone, vielleicht die jüngste, war befehligt das tägliche Wasser zu holen; aber nicht etwa bequem aus einem nahe gelegenen Brunnen, sondern dorthin mußte sie wandern, fern von der Wohnung, wo sich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam sie wieder. Der Künstler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Gestalt, wie sie der Riesentochter ziemt. Braun ist die Haut des kräftigen Körpers, angehaucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen sie sich auf mühsamen Wegen immerfort auszusetzen genöthigt ist. Aber heute findet sie nicht die Wasser des Flusses sanft in

das Meer übergehen. Wellen des Oceans ſtürmen heran; denn die Pferde Neptuns haben mit Schwimmfüßen den Gott herbeigebracht.

Die Jungfrau erſchrickt, der Eimer iſt ihrer Hand entfallen; ſie ſteht ſcheu, wie eine die zu fliehen denkt. Aber entferne dich nicht, erhabenes Mädchen! ſiehe, der Gott blickt nicht wild, wie er wohl ſonſt den Stürmen gebietet; freundlich iſt ſein Antlitz, Anmuth ſpielt darüber wie auf beruhigtem Ocean die Abendſonne. Vertraue ihm! ſcheue nicht den umſichtigen Blick des Phöbus, nicht das ſchattenloſe, geſchwätzige Ufer! bald wird die Woge ſich aufbäumen, unter ſmaragdenem Gewölbe der Gott ſich deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt ſollſt du nicht bleiben!

Von der Trefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, ſo erlauben wir uns eine Bemerkung außerhalb deſſelben. Die Härte, womit Danaus ſeine Töchter erzieht, macht jene That wahrſcheinlich, wie ſie, mehr ſklavenſinnig als grauſam, ihre Gatten in der Brautnacht ſämmtlich ermorden. Amymone, mit dem Liebesglück nicht unbekannt, ſchont des ihrigen, und wird, wegen dieſer Milde ſowohl als durch die Gunſt des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schweſtern für ewig auferlegt iſt. Dieſe verrichten nun das mägdehafte Geſchäft des Waſſerſchöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schweſter ſind ihnen zerbrochene und zerbrechende Scherben in die kraftloſen Hände gegeben.

Theſeus und die Geretteten.

Glücklicherweiſe, wenn ſchon durch ein großes Unheil, ward uns dieſes Bild nicht bloß in redneriſcher Darſtellung erhalten; noch jetzt iſt es mit Augen zu ſchauen unter den Schätzen von Portici, und im Kupferſtich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe ſteht der junge Held, kräftig und ſchlank, mächtig und behend vor unſern Augen. Er dünkt uns rieſenhaft, weil die Unglücksgefährten, die nunmehr Geretteten, als Kinder gebildet ſind, der Hauptfigur ſymboliſch untergeordnet durch die Weisheit des Künſtlers. Keins derſelben wäre fähig die Keule zu ſchwingen und ſich mit dem Ungeheuer zu meſſen, das unter den Füßen des Ueberwinders liegt.

Eben dieſem hülfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit; ihm ziemt es die rettende Hand zu ergreifen, zu küſſen, die Kniee des Kräftigen zu umfaſſen, ihm vertraulich zu ſchmeicheln. Auch eine zwar nur halb kenntliche Gottheit iſt in dem obern Raume ſichtbar, anzuzeigen, daß nichts Heroiſches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geſchehe.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirkſamkeit der Poeſie, ſo wie der bildenden Kunſt liegt darin, daß ſie Hauptfiguren ſchafft, und alles was dieſe umgiebt, ſelbſt das Würdigſte, untergeordnet darſtellt. Hierdurch lockt ſie den Blick auf eine Mitte, woher ſich die Strahlen über das Ganze verbreiten; und ſo bewährt ſich Glück und Weisheit der Erfindung, ſo wie der Compoſition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geſchichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; ſie darf, ja ſie ſoll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deßhalb vertheilt ſie Licht und Schatten über alle; ſelbſt den geringſten unter den Mitwirkenden zieht ſie hervor, damit auch ihm ſeine gebührende Portion des Ruhms zugemeſſen werde.

Fordert man aber, aus mißverſtandener Wahrheitsliebe, von der Poeſie, daß ſie gerecht ſeyn ſolle, ſo zerſtört man ſie alsbald, wovon uns Philoſtrat, dem wir ſo viel verdanken, in ſeinem Heldenbuche das deutlichſte Beiſpiel überliefert. Sein dämoniſcher Proteſilaus tadelt den Homer deßhalb, daß er die Verdienſte des Palamedes verſchwiegen und ſich als Mitſchuldigen des verbrecheriſchen Ulyſſes erwieſen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedenshelden heimtückiſch bei Seite geſchafft.

Hier ſieht man den Uebergang der Poeſie zur Proſa, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Einbildungskraft entzügelt und ihr vergönnt geſetzlos umherzuſchweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verſtand, wie es ſich ſchicken mag, zu dienen. Eben unſerer Philoſtrate ſämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es iſt keine Poeſie mehr, und ſie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Begebenheitsfolge dargeſtellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theſeus

entfernt ſich, Ariadne ſchläft ruhig, und ſchon tritt Bacchus heran zu liebevollem Erſatz des Verluſtes, den ſie noch nicht kennt. Welche charakteriſtiſche Mannichfaltigkeit, aus Einer Fabel entwickelt!

Theſeus mit ſeinen heftig rudernden Athenern gewinnt ſchon, heimathſüchtig, das hohe Meer; ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke ſind von uns abgewendet, nur die Rücken ſehen wir; es wäre vergebens ſie aufzuhalten.

Im ruhigſten Gegenſatz liegt Ariadne auf bemoostem Felſen; ſie ſchläft, ja ſie ſelbſt iſt der Schlaf. Die volle Bruſt, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig vermittelt Hals und Kehle das zurückgeſenkte Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten ſich gleichfalls dem Beſchauenden, dagegen die linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieſes jugendlichen Mundes, wie ſüß mag er ſeyn! Ob er dufte wie Trauben oder Aepfel, wirſt du, herannahender Gott, bald erfahren.

Dieſer auch verdient es; denn nur mit Liebe geſchmückt läßt ihn der Künſtler auftreten; ihn ziert ein purpurenes Gewand und ein roſenes Kranz des Hauptes. Liebetrunken iſt ſein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erſtaunt, in ſie verſunken. Alles andere Beiweſen, wodurch Dionyſos leicht kenntlich gemacht wird, beſeitigte der kluge, fähige Künſtler. Verworfen ſind als unzeitig das blumige Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrſen; hier iſt nur der zärtlich Liebende. Auch die Umgebung verhält ſich gleichermaßen; nicht klappern die Bacchantinnen dießmal mit ihren Blechen, die Faune enthalten ſich der Flöten, Pan ſelbſt mäßigt ſeine Sprünge, daß er die Schläferin nicht frühzeitig erwecke. Schlägt ſie aber die Augen auf, ſo freut ſie ſich ſchon über den Erſatz des Verluſtes; ſie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe ſie noch die Entfernung des Ungetreuen erfährt. Wie glücklich wirſt du dich halten, wohlverſorgtes Mädchen, wenn über dieſem dürr ſcheinenden Felſenufer dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhügel führt, wo du, in Rebengängen, von der munterſten Dienerſchaft umringt, erſt des Lebens genießeſt, welches du nicht enden, ſondern von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwärtigen Himmel genießen wirſt.

Prolog der Argonautenfahrt.

Im Vorſaal Jupiters ſpielen Amor und Ganymed, dieſer an der phrygiſchen Mütze, jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Charakter unterſcheidet ſie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er ſich beim Würfelſpiel, das ſie am Boden treiben. Amor ſprang ſchon auf, den andern übermüthig verſpottend. Ganymed hingegen, von zwei übriggebliebenen Knöchelchen das eine ſo eben verlierend, wirft furchtſam und beſorgt das letzte hin. Seine Geſichtszüge paſſen trefflich zu dieſer Stimmung, die Wange traurig geſenkt, das Auge lieblich, aber getaucht in Kummer. Was der Künſtler hierdurch andeuten wollte, bleibt Wiſſenden keineswegs verborgen.

Nebenbei ſodann ſtehen drei Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angeborenen Rüſtung, ſchaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Wange jungfräulich geröthet. Auch die zweite kennt man ſogleich: ſie verdankt dem unverwüſtlichen Gürtel ein ewig ſüßes, entzückendes Lächeln, auch im Gemälde bezaubernd. Juno dagegen wird offenbar am Ernſt und majeſtätiſchen Weſen.

Willſt du aber wiſſen, was die wunderſame Geſellſchaft veranlaſſe, ſo blicke vom Olymp, wo dieſes vorgeht, hinab auf das Ufer, das unten dargeſtellt iſt. Dort ſiehſt du einen Flußgott liegend im hohen Rohr, mit wildem Antlitz; ſein Haupthaar dicht und ſtraubig, ſein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt keiner Urne, ſondern, ringsum hervorbrechend, deutet er auf die vielen Mündungen, womit er ſich ins Meer ſtürzt.

Hier, am Phaſis, ſind nun die funfzig Argonauten gelandet, nachdem ſie den Bosporus und die beweglichen Felſen durchſchifft; ſie berathen ſich unter einander. Vieles iſt geſchehen, mehr noch zu thun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und werth iſt, ſo kommen in aller Namen drei Göttinnen den Amor zu bitten, daß er, der Beförderer und Zerſtörer großer Thaten, ſich dießmal günſtig erweiſe und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunſten Jaſons wende. Amorn zu bereden und ihn vom Knabenſpiel abzuziehen, beut ihm nun die Mutter, den eigenen Sohn mit ihren Reizen bezwingend, einen köſtlichen Spielball und verſichert ihn, Jupiter ſelbſt habe ſich als Kind damit ergötzt. Auch iſt der Ball keines Gottes unwerth, und mit beſonderer

Ueberlegung hat ihn der denkende Künſtler dargeſtellt, als wäre er aus Streifen zuſammengeſetzt. Die Naht aber ſiehſt du nicht, du mußt ſie rathen. Mit goldenen Kreiſen wechſeln blaue, ſo daß er, in die Höhe geworfen und ſich umſchwingend, wie ein Stern blinkt. Auch iſt die Abſicht der Göttinnen ſchon erfüllt: Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hängt am Kleide der Mutter; die Gabe wünſcht er gleich und betheuert, dagegen ihre Wünſche augenblicklich zu vollführen.

Glaucus, der Meergott.

Schon liegt der Bosporus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchſchneidet des Pontus mittelſte Bahn. Orpheus beſänftigt durch ſeinen Geſang das lauſchende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs iſt koſtbar; denn es führt die Dioskuren, Hercules, die Aeaciden, Boreaden und was von Halbgöttern blühte zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes iſt zuverläſſig, ſicher und ſolcher Laſt geeignet; denn ſie zimmerten ihn aus dodonäiſcher, weiſſagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Prophetengeiſt. Nun im Schiffe ſeht ihr einen Helden, als Anführer ſich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutendſten und Stärkſten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und gunſterwerbend. Es iſt Jaſon, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern ſchifft, des Wundergeſchöpfs, das die Geſchwiſter Phryxus und Helle durch die Lüfte übers Meer trug. Schwer iſt die Aufgabe, die dem jungen Helden aufliegt; ihm geſchieht Unrecht, man verdrängt ihn vom väterlichen Thron und nur unter der Bedingung, daß er dem umſichtigſten Wächterdrachen jenen Schatz entreiße, kehrt er in ſein angeerbtes Reich zurück. Deßhalb iſt die ganze Heldenſchaft aufgeregt, ihm ergeben und untergeben. Typhis hält das Steuer; der Erfinder dieſer Kunſt, Lynceus, auf dem Vordertheil, dringt, mit kräftigeren Strahlen als die Sonne ſelbſt, in die weiteſte Ferne, entdeckt die hinterſten Ufer und beobachtet unter dem Waſſer jede gefahrdrohende Klippe. Und eben dieſe durchdringenden Augen des umſichtigen Mannes ſcheinen uns ein Entſetzen zu verrathen; er blickt auf eine fürchterliche Erſcheinung, die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden, ſämmtlich erſtaunt, feiern von der Arbeit. Hercules allein fährt fort das Meer zu ſchlagen: was den übrigen als

Wunder erſcheint, ſind ihm bekannte Dinge. Raſtlos gewohnt zu arbeiten, ſtrebt er kräftig vor wie nach, unbekümmert um alles nebenbei.

Alle nun ſchauen auf Glaucus, der ſich dem Meer enthebt. Dieſer, ſonſt ein Fiſcher, genoß vorwitzig Tang und Meerpflanze; die Wellen ſchlugen über ihm zuſammen und führten ihn hinab als Fiſch zu den Fiſchen. Aber der übrig gebliebende menſchliche Theil ward begünſtigt: zukünftige Dinge kennt er, und nun ſteigt er herauf den Argonauten ihre Schickſale zu verkünden. Wir betrachten ſeine Geſtalt: aus ſeinen Locken, aus ſeinem Bart trieft, gießt das Meerwaſſer über Bruſt und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit, womit er ſich hervorhob.

Seine Augenbrauen ſind ſtark, in eins zuſammengewachſen; ſein mächtiger Arm iſt kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter ſich zwingt. Dicht mit Haaren iſt ſeine Bruſt bewachſen; Moos und Meergras ſchlangen ſich ein. Am Unterleibe ſieht man die Andeutungen der ſchuppigen Fiſchgeſtalt, und wie das übrige geformt ſey, läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meer herausſchlägt, ſich um ſeine Lenden ſchlingt und am gekrümmten, halbmondförmig auslaufenden Theil die Farbe des Meers abglänzt. Um hin her ſchwärmen Alcyonen. Auch ſie beſingen die Schickſale der Menſchen: denn auch ſie wurden verwandelt, auf und über die Wellen zu niſten und zu ſchweben. Das Meer ſcheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauſchen.

Jaſon und Medea.

Das Liebespaar, das hier gegen einander ſteht, giebt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen beſorgt: Sollten dieſe beiden wohl auch glücklich gegattet ſeyn? Wer iſt ſie, die ſo bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet, das Haar prieſterlich geſchmückt, in dem Blick, ich weiß nicht ob einen verliebten oder begeiſterten Ausdruck. An ihr glaube ich eine der Heliaden zu erkennen! Es iſt Medea, Tochter des Aeetes; ſie ſteht neben Jaſon, welchem Amor ihr Herz gewann. Nun aber ſcheint ſie wunderbar nachdenklich. Worauf ſie leidenſchaftlich ſinnt? wüßte ich nicht zu ſagen; ſo viel aber läßt ſich behaupten, ſie iſt im Geiſte unruhig, in der Seele bedrängt. Sie ſteht ganz nach innen

Anſchaun wenn es dir gelingt,
Daß es erſt ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.

Niemand wird ſich ſelber kennen
Sich von ſeinem Selbſt Ich trennen;
Doch probir' er jeden Tag
Was nach außen endlich, klar,
Was er iſt und was er war,
Was er kann und was er mag.

Wie ſind die Vielen doch befliſſen!
Und es verwirrt ſie nur der Fleiß.
Sie möchten's gerne anders wiſſen
Als einer der das Rechte weiß.

Verfahre ruhig, ſtill,
Brauchſt dich nicht anzupaſſen;
Nur wer was gelten will
Muß andre gelten laſſen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reiſ't er die Natur zu ergründen!
Er reiſe durch die ganze Welt,
Seine Meinung wird er finden.

Denk' an die Menſchen nicht,
Denk' an die Sachen!
Da kommt ein junger Menſch,
Wird was draus machen;

gekehrt, in tiefer Bruſt beſchäftigt; zur Einſamkeit aber nicht geneigt: denn ihre Kleidung iſt nicht jene, deren ſie ſich bei zauberiſchen Weihegebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höheren Gewalten ſich zu erfreuen; dießmal erſcheint ſie wie es einer Fürſtin ziemt, die ſich der Menge darſtellen will.

Jaſon aber hat ein angenehmes Geſicht, nicht ohne Manneskraft; ſein Auge blickt ernſt unter den Augenbrauen hervor; es deutet auf hohe Geſinnungen, auf ein Verſchmähen aller Hinderniſſe. Das goldgelbe Haar bewegt ſich um das Geſicht, und die feine Wolle ſproßt um die Wange; gegürtet iſt ſein weites Kleid, von ſeinen Schultern fällt eine Löwenhaut, er ſteht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck ſeines Geſichtes iſt nicht übermüthig, vielmehr beſcheiden, doch voll Zutrauen auf ſeine Kräfte. Amor zwiſchen beiden maßt ſich an dieſes Kunſtſtück ausgeführt zu haben. Mit über einander geſchlagenen Füßen ſtützt er ſich auf ſeinen Bogen; die Fackel hat er umgekehrt zur Erde geſenkt, anzudeuten, daß Unheil dieſe Verbindung bedrohe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieſes Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auslegung; du machſt dir ſie, ohne dich anzuſtrengen, ſelbſt: denn das iſt der Vortheil bei cykliſchen Darſtellungen, daß eine auf die andere hinweiſt, daß man ſich in bekannter Gegend mit denſelben Perſonen, nur unter andern Umſtänden, wiederfinde.

Du erkennſt hier Phaſis, den Flußgott, wieder; ſein Strom ſtürzt ſich wie vormals ins Meer. Dießmal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts, der Mündung zu. Die Perſonen, die es trägt, kennſt du ſämmtlich. Auch hier iſt Orpheus, der mit Saitenſpiel und Sang die Geſellen antreibt zu kräftigem Ruderſchlag. Doch kaum bedarf es einer ſolchen Anreizung: aller Arme ſtreben ja ſchon kräftigſt den hinabeilenden Fluß zu übereilen, aller Gefahren wohl bewußt, die ſie im Rücken bedrohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes ſteht Jaſon, mit ſeiner ſchönen Beute; er hält, wie immer ſeinen Spieß zur Vertheidigung ſeiner Geliebten bewaffnet; ſie aber ſteht nicht wie wir ſie ſonſt gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz; ihre Augen, niederblickend, ſtehen voll Thränen;

Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft scheinen sie zu beschäftigen. Auf ihren Zügen ist Ueberlegung ausgedrückt, als wenn sie jeden der streitenden Gedanken in ihrer Seele besonders betrachtete, den Blick auf jeden einzelnen heftete.

Am Lande siehst du die Auflösung dessen, was dir räthselhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte ist ein Drache vielfach gewunden und geschlungen, das schwere Haupt jedoch auf den Boden gesenkt; diesen hat Medea eingeschläfert, und das goldene Vließ war erobert.

Aber schon hat Aeetes den Verrath entdeckt; du erblickst den zornigen Vater auf einem vierspännigen Kriegswagen. Der Mann ist groß, über die andern hervorragend, mit einer riesenhaften Rüstung angethan. Wüthend glüht sein Gesicht; Feuer strömt aus den Augen. Entzündet ist die Fackel in seiner Rechten und deutet auf den Willen, Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf dem Hinterwagen ward sein Spieß gesteckt, auch diese verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieses Heranstürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Nasenlöcher stehen weit offen, den Nacken werfen sie in die Höhe, die Blicke sind voll Muths, wie allezeit, jetzt besonders, da sie aufgeregt sind; sie keuchen aus tiefer Brust, weil Absyrtus, der seinen Vater Aeetes führt, ihnen schon Blutstriemen geschlagen hat. Der Staub, den sie erregen, verdunkelt über ihnen die Luft.

Perseus und Andromeda.

Und sind diese das Ufer bespielenden Wellen nicht bluthroth? die Küste wäre dieß Indien oder Aethiopien? Und hier im fremdesten Lande, was hat wohl der griechische Jüngling zu thun? Ein seltsamer Kampf ist hier vorgefallen, das sehen wir. Aus dem äthiopischen Meere stieg oft ein dämonischer Seedrache ans Land, um Heerden und Menschen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königstochter, die deßhalb nackt an den Felsen angeschlossen erscheint; aber sie hat nichts mehr zu fürchten: der Sieg ist gewonnen, das Ungeheuer liegt ans Ufer herausgewälzt, und Ströme seines Blutes sind es, die das Meer färben.

Perseus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Begünstigung

wunderſam bewaffnet herbei, aber doch vertraute er ſich nicht allein; den Amor rief er heran, daß er ihn beim Luftkampf umſchwebte und ihm beiſtünde, wenn er bald auf das Unthier herabſchießen, bald ſich wieder von ihm vorſichtig entfernen ſollte. Beiden zuſammen, dem Gott und dem Helden, gebührt der Siegespreis. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglingsgröße, die Feſſeln der Andromeda zu löſen, nicht wie ſonſt göttlich beruhigt und heiter, ſondern wie aufgeregt und tief athmend vom überwundenen großen Beſtreben.

Andromeda iſt ſchön, merkwürdig wegen der weißen Haut als Aethiopierin; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Geſtalt. Nicht ſind die lydiſchen Mädchen weicher und zärter, die von Athen nicht ſtolzeres Anſehens, noch die von Sparta kräftiger. Beſonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher ſie ſich befindet. Sie kann es nicht glauben, daß ſie ſo glücklich befreit iſt, doch blickt ſie ſchon dem Perſeus zu lächeln.

Der Held aber liegt unfern in ſchön duftendem Graſe, worein die Schweißtropfen fallen. Den Meduſenkopf beſeitigt er, damit niemand, ihn erblickend, verſteine. Eingeborene Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es iſt für uns ein fremder luſtiger Anblick dieſe Aethiopier ſchwarz gefärbt zu ſehen, wie ſie zähneblecken lachen und von Herzen ſich freuen, an Geſichtszügen meiſt einander ähnlich. Perſeus läßt es geſchehen, ſtützt ſich auf den linken Arm, erhebt ſich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde; dieſer iſt von hoher Purpurfarbe, beſprengt mit dunkleren Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufſpritzten.

Seine Schulter ſo trefflich zu malen hat der Künſtler die elfenbeinerne des Pelops zum Muſter genommen, aber nur der Form nach: denn dieſe hier, vorher ſchon lebendig fleiſchfarben, ward im Kampf nur noch erhöhter. Die Adern ſind nun doppelt belebt: denn nach dem erhitzteſten Streite fühlt eine neue liebliche Regung der Held im Anblick Andromeda's.

Cyklop und Galatee.

Du erblickſt hier, mein Sohn, das Felſenufer einer zwar ſteilen und gebirgigen, aber doch glücklichen Inſel, denn du ſiehſt in Thälern und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03826/190

auf abhängigen Räumen Weinlese halten und Weizen abernten. Diese Männer aber haben nicht gepflanzt noch gesäet, sondern ihnen wächst nach dem Willen der Götter, so wie durch dichterische Gunst, alles von selbst entgegen. Auch siehst du an höheren schroffen Stellen Ziegen und Schafe behaglich weiden; denn auch Milch, sowohl frische als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speise.

Fragst du nun, welches Volk wir sehen? so antworte ich dir: Es sind die rauhen Cyklopen, die keine Häuser auferbauen, sondern sich in Höhlen des Gebirges einzeln unterthun; deßwegen betreiben sie auch kein gemeinsames Geschäft, noch versammeln sie sich zu irgend einer Berathung.

Lassen wir aber alles dieses bei Seite, wenden wir unsern Blick auf den wildesten unter ihnen, auf den hier sitzenden Polyphem, den Sohn Neptuns! Ueber seinem einzigen Auge dehnt sich ein Brauenbogen von Ohr zu Ohr; über dem aufgeworfenen Mund steht eine breite Nase; die Eckzähne ragen aus dem Lippenwinkel herab; sein dichtes Haar starrt umher wie Fichtenreis; an Brust, Bauch und Schenkeln ist er ganz rauch. Innerlich hungert er, löwengleich, nach Menschenfleisch; jetzt aber enthält er sich dessen: er ist verliebt, möchte gar zu gern gesittet erscheinen, und bemüht sich, wenigstens freundlich auszusehen. Sein Blick aber bleibt immer schrecklich, das Drohende desselben läßt sich nicht mildern, so wie reißende Thiere, wenn sie auch gehorchen, doch immer grimmig umherblicken.

Den deutlichsten Beweis aber, wie sehr er wünscht, sich angenehm zu machen, giebt sein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt sie ruhen, besingt aber Galateen, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Welle spielt; dorthin blickt er sehnsuchtsvoll, singt ihre weiße Haut, ihr munteres, frisches Betragen. An Süßigkeit überträfe sie ihm alle Trauben. Auch mit Geschenken möchte er sie bestechen; er hat zwei Rehe und zwei allerliebste Bären für sie aufgezogen. Solch ein Drang, solch eine Sehnsucht verschlingt alle gewohnte Sorgfalt; diese zerstreuten Schafe sind die seinigen, er achtet sie nicht, zählt sie nicht, schaut nicht mehr landwärts; sein Blick ist aufs Meer gerichtet.

Ruhig schwankt die breite Wasserfläche unter dem Wagen der Schönen; vier Delphine, neben einander gespannt, scheinen, zusammen fortstrebend, von Einem Geiste beseelt; jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und

Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber steht auf dem Muschelwagen; das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, schwillt segelartig über ihrem Haupte und beschattet sie zugleich; deßhalb ein röthlicher Durchschein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überbietet. Mit ihren Haaren versucht Zephyr nicht zu spielen; sie scheinen feucht zu seyn. Der rechte Arm, gebogen, stützt sich mit zierlichen Fingern leicht auf die weiche Hüfte; der Ellenbogen blendet uns durch sein röthlich Weiß; sanft schwellen die Muskeln des Arms, wie kleine Meereswellen; die Brust dringt hervor; wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen! Bein und Fuß sind schwebend über das Meer gewendet; die Sohle berührt ganz leise das Wasser, eine steuernde Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber, die Augen, ziehen uns immer wieder und wieder an: sie sind bewundernswürdig; sie verrathen den schärfsten, unbegränztesten Blick, der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend ist es für unsere Zwecke, wenn wir mit dieser Beschreibung zusammenhalten, was Raphael, die Carracci und andere an demselben Gegenstand gethan. Eine solche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beide nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufschließen.

Meles und Crithe's.

Die Quellnymphe Crithe's liebt den Flußgott Meles; aus beiden, jonischen Ursprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgestellt. Von seiner Quelle, deren Auslauf ins Meer man zugleich sieht, trinkt die Nymphe ohne Durst; sie schöpft das Wasser und scheint mit der rieselnden Welle zu schwatzen, indem ihr liebevolle Thränen herabrinnen. Der Fluß aber liebt sie wieder und freut sich dieses zärtlichen Opfers.

Die Hauptschöne des Bildes ist in der Figur des Meles. Er ruht auf Crocus, Lotus und Hyacinthen, blumenliebend, früheren Jahren gemäß; er selbst ist als Jüngling dargestellt, zartgebildet und gesittet; man möchte sagen, seine Augen sännen auf etwas Poetisches.

Am anmuthigsten erweist er sich, daß er nicht heftiges Wasser ausströmt, wie ein rohes ungezogenes Quellgeschlecht wohl thun mag, sondern, indem er mit seiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er

das sanftquellende Wasser durch die Finger rauschen, als ein Wasser, geschickt Liebesträume zu wecken.

Aber kein Traum ist's, Crithels! denn deine stillen Wünsche sind nicht vergebens: bald werden sich die Wellen bäumen, und unter ihrem grün purpurnen Gewölbe dich und den Gott, Liebe begünstigend, verbergen.

Wie schön das Mädchen ist, wie zart ihre Gestalt, jonisch in allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung, und gerade diese Röthe ist hinlänglich für die Wangen. Das Haar hinter das Ohr gezogen, ist mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so süß und einfach, daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner ist der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erscheint; so zeigt sich auch eine wohlgebildete Brust.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie nicht fremd: denn schon geleiteten sie, in Bienengestalt, die Flotte der athenienſischen Colonien hierher. Wenn sie aber gegenwärtig am Ort leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einstehende Geburt Homers zu feiern.

III.

Minervens Geburt.

Sämmtliche Götter und Göttinnen siehst du im Olymp versammelt: sogar die Nymphen der Flüsse fehlen nicht. Alle sind erstaunt die ganz bewaffnete Pallas zu sehen, welche so eben aus dem Haupte des Zeus gesprungen ist. Vulcan, der das Werk verrichtet, steht und scheint um die Gunst der Göttin sich zu bemühen, sein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude, wie einer, der eine große Arbeit um großen Nutzens willen übernommen, und stolz auf eine solche Tochter, betrachtet er sie mit Aufmerksamkeit. Auch Juno, ohne Eifersucht, sieht sie mit Neigung an, als ob sie ihr eigen Kind wäre.

Ferner sind unten die Athener und Rhodier vorgestellt, auf zwei

Hochburgen, im Land und auf der Insel, der Neugeborenen ſchon Opfer bringend: die Rhodier nur unvollkommen, ohne Feuer, aber die Athener mit Feuer und hinreichender Anſtalt, wovon der Rauch hier glänzend gemalt iſt, als wenn er mit gutem Geruch aufſtiege. Deßwegen ſchreitet auch die Göttin auf ſie zu, als zu den weiſeſten. Aber zugleich hat Zeus die Rhodier bedacht, weil ſie ſeine Tochter zuerſt mit anerkannt: denn man ſagt, er habe eine große Wolke Goldes über ihre Häuſer und Straßen ausgeſchüttet. Deßwegen ſchwebt auch hier Plutus von den Wolken herab über dieſen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen, den er ausſpendet.

Geburt des Dionyſos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt, und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Palaſt des Cadmus; denn Zeus hat ſeinen tödtlichen Beſuch bei Semele vollbracht. Sie iſt ſchon verſchieden, und Dionyſos inmitten des Feuers geboren. Ihr Bildniß, gleich einem dunkeln Schatten, ſteigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft ſich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth, daß ſie finſter und trüb erſcheint. Wunderbar theilt ſich die Flamme, ſie bildet ſich nach Art einer angenehmen Grotte, denn der Epheu, reich von Trauben, wächst rings umher; der Weinſtock um Thyrſusrohre geſchlungen, ſteigt willig aus der Erde, er ſproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man ſich nicht verwundern muß: denn zu Gunſten des Gottes wird zunächſt hier alles wunderbar zugehen.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Cithärons Berggipfel, den Dionyſos verehrt, tanzend und ſpringend, das Wort Evoe im Munde. Aber Cithäron in menſchlicher Geſtalt betrübt ſich ſchon über das Unglück, das bevorſteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen; er mag zu Ehren des Dionyſos nicht gern gekränzt ſeyn. Denn ſchon pflanzt die raſende Megäre eine Fichte nächſt bei ihm, und dort entſpringt jene Quelle, wo Pentheus Blut und Leben verlieren ſoll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olymp ist Hermes, der Schalk, geboren. Die Jahreszeiten nahmen ihn auf: sie sind alle mit gehöriger Schönheit vorgestellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche sie mit den ausgesuchtesten Blumen bestreuen. Die Mutter ruht neben an auf einem Lager.

Sogleich aber hat er sich aus seinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut sich sein und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geschmückten Kühe, Phöbus' Eigenthum, in eine Höhle.

Phöbus ist zur Maja geeilt, um sich über diesen Raub zu beklagen. Sie aber sieht ihn verwundert an und scheint ihm nicht zu glauben. Während solches Gespräches hat sich Hermes schon hinter Phöbus geschlichen. Leicht springt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den schelmischen Räuber entdeckend, erheitert sein Gesicht. Dieser Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künstlers viel Ehre.

IV.

Hercules.

Um diesen ungeheuern Gegenstand nur einigermaßen übersehen zu können, fassen wir uns kurz und sagen, daß Hercules der Alkmene Sohn, dem Künstler hinreiche, und er sich um alles übrige, was nach und nach auf diesen Namen gehäuft worden, keineswegs umzuthun braucht.

Götter und gottähnliche Wesen sind gleich nach der Geburt vollendet: Pallas entspringt dem Haupte Jupiters geharnischt, Mercur spielt den diebischen Schalk, ehe sich's die Wöchnerin versieht. Diese Betrachtung müssen wir festhalten, wenn wir folgendes Bild recht schätzen wollen.

Hercules in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, sondern ausgewindelt, wie oben Mercur. Kaum ist Alkmene, durch List der Galanthis, vom Hercules genesen, kaum ist er in Windeln, nach löblicher Ammenweise, beschränkt, so schickt die betrogene,

unversöhnliche Juno unmittelbar bei eintretender Mitternacht zwei Schlangen auf das Kind. Die Wöchnerin fährt entsetzt vom Lager; die beihelfenden Weiber, nach mehrtägiger Angst und Sorge nochmals aufgeschreckt, fahren hülflos durch einander. Ein wildes Getümmel entsteht in dem so eben hochbeglückten Hause.

Trotz diesem allem wäre der Knabe verloren, entschlösse er sich nicht kurz und gut. Rasch befreit er sich von den lästigen Banden, faßt die Schlangen mit geschicktem Griff unmittelbar unter dem Kopf an der obersten Kehle, würgt sie; aber sie schleppen ihn fort, und der Kampf entscheidet sich zuletzt am Boden. Hier kniet er: denn die Weisheit des Künstlers will nur die Kraft der Arme und Fäuste darstellen. Diese Glieder sind schon göttlich; aber die Kniee des neugeborenen Menschenkindes müssen erst durch Zeit und Nahrung gestärkt werden; dießmal brechen sie zusammen, wie jedem Säugling, der aufrecht stehen sollte. Also Hercules am Boden. Schon sind, von dem Druck der kindischen Faust, Lebens- und Ringelkräfte der Drachen aufgelöst; schlaff ziehen sich ihre Windungen am Estrich, sie neigen ihr Haupt unter Kindesfaust und zeigen einen Theil der Zähne scharf und giftvoll, die Kämme welk, die Augen geschlossen, die Schuppen glanzlos. Verschwunden ist Gold und Purpur ihrer sonst ringelnden Bewegung und, anzudeuten ihr völliges Verlöschen, ward ihre gelbe Haut mit Blut bespritzt.

Alkmene, im Unterkleide, mit fliegenden Haaren, wie sie dem Bette entsprang, streckt aus die Hände und schreit. Dann scheint sie, über die Wunderthat betroffen, sich zwar vom Schrecken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geschäftigen Weiber möchten, bestürzt, sich gegen einander verständigen. Auch der Vater ist aufgeregt: unwissend, ob ein feindlicher Ueberfall sein Haus ergriff, sammelt er seine getreuen Thebaner und schreitet heran zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert ist zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet Unentschlossenheit; ob er staunt oder sich freut, weiß ich nicht; daß er als Retter zu spät komme, sieht er glücklicherweise nur allzu deutlich.

Und so bedarf denn dieser unbegreifliche Vorgang einer höhern Auslegung; deßhalb steht Tiresias in der Mitte, uns zu verkündigen die überschwengliche Größe des Helden. Er ist begeistert, tief und heftig Athem holend, nach Art der Wahrsagenden. Auch ist in der Höhe, nach löblichem dichterischen Sinn, die Nacht als Zeuge dieses großen Ereignisses

Das alte Volk es iſt
Ja ſelbſt nur Sache;
Ich bin nur immer jung,
Daß ich was mache;
Wer jung verbleiben will,
Denk' daß er mache,
Und wenn's nicht * * * ſind,
Im andern Fache.

Anſtatt daß ihr bedächtig ſteht,
Verſucht's zuſammen eine Strecke;
Wißt ihr auch nicht wohin es geht,
So kommt ihr wenigſtens vom Flecke.

Sage mir, mit wem zu ſprechen
Dir genehm, gemüthlich iſt;
Ohne mir den Kopf zu brechen
Weiß ich deutlich wie du biſt.

Jeder geht zum Theater hinaus,
Dießmal war es ein volles Haus;
Er lobt und ſchilt was er gefühlt,
Er denkt, man habe für ihn geſpielt.

Ob ich liebe, ob ich haſſe!
Nur ſoll ich nicht ſchelten.
Wenn ich die Leute gelten laſſe,
Läßt man mich gelten.

Du Narr! begünſtige die Pfuſcherei,
So biſt du überall zu Hauſe.

in menschlicher Gestalt beigesellt; sie trägt eine Fackel in der Hand, sich selbst erleuchtend, damit auch nicht das Geringste von diesen großen Anfängen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft stellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verschwistert äußere That und tiefern Sinn vereinigen, so begegnet uns in den Herculanischen Alterthümern derselbe Gegenstand, freilich nicht in so hochsinnlicher Sphäre, aber dennoch sehr schätzenswerth. Es ist eigentlich eine Familienscene, verständig gedacht und symbolisirt. Auch hier finden wir Hercules am Boden; nur hat er die Schlangen ungeschickt angefaßt, viel zu weit abwärts; sie können ihn nach Belieben beißen und ritzen. Die bewegteste Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein; sie ist herrlich, von den Alten bei jeder schicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitryo auf einem Thronsessel — denn bis zu seinen Füßen hat sich der Knabe mit den Schlangen herangebalgt — eben im Begriff aufzustehen, das Schwert zu ziehen, befindet sich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Pädageg. Dieser alte Hausfreund hat den zweiten Knaben auf den Arm genommen und schützt ihn vor Gefahr. Dieses Bild ist jedermann zugänglich und höchlich zu schätzen, ob es gleich, schwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieser liebenswürdigen Wirklichkeit hat sich nun ein dritter Künstler in das Höchste gehoben, der, wie Plinius meldet, eben den ganzen Himmel um Zeus versammelte, damit Geburt und That des kräftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten bestätigt sey. Zu diesem hohen geistigen Sinne, daß ohne Bezug des Obern und Untern nichts dämonisch Großes zu erwarten sey, haben die Alten, wie wir schon öfters rühmen müssen, ihre künstlerischen Arbeiten hingelenkt. Auch war bei Minervens Geburt derselbige Fall; und wird nicht noch bis auf diesen Tag bei Geburt eines bedeutenden Kindes, um sie zu bewahrheiten, zu bekräftigen und zu verehren, alles was Großes und Hohes den Fürsten umgiebt, herbeigerufen?

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Hauptmoment herauszuheben und einzeln darzustellen das Glück gehabt, erwähnen wir einer sehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind mit den Schlangen im Conflict bis

an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken!

Wir schreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf seine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geschieht, wenn eine bestimmte Zahl und Folge ausgesprochen ist, da man denn wohl immer ein Dutzend ähnlicher Gegenstände in einem Kreise beisammen sehen mag. Doch gewiß finden sich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen oder auf zufällige Anregung unternahm, noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicherweise giebt unsere Galerie hiervon die schönsten Beispiele.

Hercules und Achelous.

Um dieses Bild klar ins Anschauen zu fassen, mußt du, mein Sohn, dich wohl zusammennehmen und voraus erfahren, daß du auf ätolischem Grund und Boden seyest. Diese Heroine, mit Buchenlaub bekränzt, von ernstem, ja widerwilligem Ansehen, ist die Schutzgöttin der Stadt Calydon; sie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlassen und einen Kreis geschlossen hätte, dem ungeheuersten Ereigniß zuzusehen.

Denn du siehst hier den König Oeneus in Person, traurig, wie es einem König ziemt, der zu seiner und der Seinen Errettung kein Mittel sieht. Wovon aber eigentlich die Rede sey, begreifen wir näher, wenn wir seine Tochter neben ihm sehen, zwar als Braut geschmückt, jedoch gleichfalls niedergeschlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was sie zu sehen vermeidet, ist ein unwillkommener, furchtbarer Freier, der gefährliche Gränznachbar, Flußgott Achelous. Er steht in derbster Mannesgestalt, breitschulterig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf; zu beiden Seiten stehen ihm die Truggestalten, wodurch er die Calydonier schrecket. Ein Drache in fürchterlichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit strotzendem Kamm, von der andern Seite ein munteres Pferd von schönster Mähne, mit dem Fuß die Erde schlagend, als wenn es zum Treffen sollte. Betrachtest du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, so entsetzest du dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervortriefen. So steht nun alles in größter Erwartung, als ein tüchtiger

Jüngling herantritt, die Löwenhaut abwerfend und eine Keule in der Hand behaltend.

Hat man nun bisher das Vergangene deutungsweise vorgeführt, so siehst du, nun verwandelte sich Achelous in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Hercules losrennt. Dieser aber faßt mit der linken Hand das Horn des dämonischen Ungeheuers und schlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, woraus du siehst, daß der Gott in seiner innersten Persönlichkeit verwundet ist. Hercules aber, vergnügt über seine That, betrachtet nur Deianiren; er hat die Keule weggeworfen, und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.

Hercules und Nessus.

Diese brausenden Fluthen, welche, angeschwollen, Felsen und Baumstämme mit sich führend, jedem Reisenden die sonst bequeme Fahrt versagen, es sind die Fluthen des Evenus, des calydonischen Landstroms. Hier hat ein wundersamer Fährmann seinen Posten genommen, Nessus, der Centaur, der einzige seines Gelichters, der aus Pholoe den Händen des Hercules entrann. Hier aber hat er sich einem friedlichen nützlichen Geschäft ergeben: er dient mit seinen Doppelkräften jedem Reisenden, diese will er auch für Hercules und die Seinigen verwenden.

Hercules, Deianira und Hyllus kamen im Wagen zum Flusse; hier machte Hercules, damit sie sicherer überkämen, die Eintheilung, Nessus sollte Deianiren übersetzen, Hyllus aber auf dem Wagen sich durchbringen; Hercules gedachte watend zu folgen. Schon ist Nessus hinüber. Auch Hyllus hat sich mit dem Wagen gerettet, aber Hercules kämpft noch gewaltig mit dem Flusse. Indessen vermißt sich der Centaur gegen Deianiren; der Hülfe rufenden gleich gewärtig, faßt Hercules den Bogen und sendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er schießt; der Pfeil trifft: Deianira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dieß ist der Augenblick, den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erheitert die gewaltsame Scene: ans Ufer gelangt hat er sogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden; und nun steht er droben, klatscht in die Hände, und freut sich einer That, die er selbst nicht verrichten konnte. Nessus aber scheint das tödtliche Geheimniß Deianiren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten feſt im Auge, daß bei Hercules auf Perſönlichkeit alles gemeint ſey; nur unmittelbare That ſollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fäuſten zu zerſchmettern, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen, das war ſeine Beſtimmung und ſein Geſchick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken; als Nahwaffe gebrauchte er die Keule, und ſelbſt dieſe öfters nur als Wanderſtab. Denn gewöhnlich um die That zu beginnen wirft er ſie weg; eben ſo auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen, denn für ein Gewand trägt. Und ſo finden wir ihn immer auf ſich ſelbſt geſtützt, im Zweikampf, Wettſtreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß ſeine Geſtalt von dem Künſtler jedesmal nach der nächſten Beſtimmung modificirt worden, können wir weiſſagen, wobei die köſtlichſten claſſiſchſten Reſte uns zu Hülfe kommen, nicht weniger Zeugniſſe der Schriftſteller, wie wir ſogleich ſehen werden.

Hercules und Antäus.

Der libyſche Wegelagerer verläßt ſich auf ſeine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verluſt durch die mindeſte Berührung wieder erſtattet werden. Er iſt im Begriff die Erſchlagenen zu begraben, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Bodens halten; denn er gleicht einer roh gebildeten Erdſcholle. Er iſt faſt eben ſo breit als lang, der Hals mit den Schultern zuſammengewachſen; Bruſt und Hals ſcheinen ſo hart als wenn der Erzarbeiter ſie mit Hämmern getrieben hätte. Feſt ſteht er auf ſeinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet ſind.

Dieſem vierſchrötigen Boxer ſteht ein gelenker Held entgegen, geſtaltet als wenn er zu Fauſtkämpfen ganz allein geboren und geübt ſey. Ebenmaß und Stärke der Glieder geben das beſte Zutrauen; ſein erhabenes Anſehen läßt uns glauben, daß er mehr ſey als ein Menſch. Seine Farbe iſt rothbraun, und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn, ob er ſich gleich zuſammennimmt, um, als ein von beſchwerlicher Wanderung Angegriffener, nicht etwa hier den kürzern zu ziehen. Solchen Verzug fühlt Antäus nicht; ſchwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem

Helden entgegen, nur daß er sich die Ohren verwahrt, weil dorthin die ersten mächtigsten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch ist nicht unbewußt, daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gäa, die Mutter, stellt ihren Liebling, wie er sie nur im mindesten berührt, in allen Kräften wieder her. Deßhalb faßt Hercules den Antäus in der Mitte, wo die Rippen sind, hält ihm die Hände hinterwärts zusammen, stemmt den Ellenbogen gegen den keuchenden Bauch und stößt ihm die Seele aus. Du siehst, wie er winselnd auf die Erde herabblickt, Hercules hingegen voller Kraft bei der Arbeit lächelt. Daß auch Götter diese That beobachten, kannst du an der goldenen Wolke sehen, die, auf den Berg gelagert, sie wahrscheinlich bedeckt. Von dorther kommt ja Mercur, als Erfinder des Faustkampfes, den Sieger zu bekränzen.

Hercules und Atlas.

Dießmal treffen wir unsern Helden nicht kämpfend noch streitend, nein, der löblichste Wetteifer hat ihn ergriffen: im Dulden will er hülfreich seyn. Denn auf seinem Wege zu den libyschen Hesperiden, wo er die goldenen Aepfel gewinnen sollte, findet er Atlas, den Vater jener Heroinen, unter der ungeheuern Last des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, fast erliegend. Wir sehen die riesenhafte Gestalt auf ein Knie niedergedrückt; Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und dessen Darstellung bewundern wir; er scheint wirklich eine Höhle, aber nicht finster: denn er ist, durch Schatten und Widerscheine, die sich begegnen, genugsam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunststück anzurechnen. Die Brust dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte; sie ist kräftig, doch scheint sie gewaltsam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; so scheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmlischen Kreise stützt. Was aber in diesen sich bewegt, ist nicht körperlich gemalt, sondern als in Aether schwimmend; die beiden Bären sieht man, so wie den Stier; auch Winde blasen theils gemeinsam, theils widerwärtig, wie es sich in der Atmosphäre begeben mag.

Hercules aber tritt hinzu, im stillen begierig auch dieses Abenteuer zu bestehen; er bietet nicht geradezu dem Riesen seine Dienste, aber

bedauert den gewaltsamen Zustand, und erweist sich nicht abgeneigt, einen Theil der Last zu übertragen; der andere dagegen ist es wohl zufrieden und bittet, daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun sehen wir die Freudigkeit des Helden zu solcher That: aus seinem Angesicht leuchtet Bereitwilligkeit; die Keule ist weggeworfen; nach Bemühung streben die Hände. Diese lebhafte Bewegung ist durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick, die ungeheure Last von den Schultern des einen auf die Schultern des andern herübergewälzt zu sehen.

Untersuchen wir uns recht, so können wir den Hercules nicht als gebietend, sondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entschiedensten Verhältnisse gesetzt hat. Er verlebt seine Tage als Diener, als Knecht; er freut sich keiner Heimath; theils zieht er auf Abenteuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern ist er unglücklich, so wie mit schönen Günstlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert sind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen schönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieser, knabenhaft, Wasser zu holen, steigt in Mysien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir wie es ihm ergangen: denn als er unklug von einem abschüssigen Ufer herab die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht ihn hinabzustoßen. Noch kniet sie oben in derselben Handlung und Bewegung. Zwei andere, aus dem Wasser erhoben, verbünden sich mit ihr; vier Hände, glücklich verschlungen, sind beschäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit so ruhiger schmeichelnder Bewegung, wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt den Krug ins Wasser zu tauchen; seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den holdseligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen,

welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen auf den Gesichtszügen des Knaben würde das Lieblingswürdigste seyn, was ein Künstler uns darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drei Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige, gleichsam spielende Theilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beifall der sämmtlichen Kunstwelt Anspruch machen dürfte.

Aber noch ist das Gemälde nicht vollendet, noch schließt sich ein herrlicher unentbehrlicher Theil daran. Hercules als liebender Jüngling drängt sich durchs Dickicht; er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald, und so antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügerische Antwort vernehmend steht der Held stille; sein Horchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar schön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnsucht des getäuschten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünschen.

Hercules und Abderus.

Hier hat der Kräftige das Viergespann des Diomedes mit der Keule bezwungen: eine der Stuten liegt todt, die andere zappelt, und wenn die dritte wieder aufzuspringen scheint, so sinkt die vierte nieder, rauchhaarig und wild sämmtlich anzusehen. Die Krippen aber sind mit menschlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie sie Diomed seinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbarische Rossenährer selbst liegt erschlagen bei den Bestien, wilder anzuschauen als diese.

Aber ein schwereres Geschäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Obertheil eines schönen Knaben schlottert in der Löwenhaut. Wohl, wohl! daß uns die untere Hälfte verdeckt scheint! denn nur einen Theil seines geliebten Abderus trägt Hercules hinweg, da der andere schon, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Ungeheuern aufgezehrt ist.

Darum blickt der Unbezwingliche so bekümmert vor sich hin, Thränen scheint er zu vergießen, doch er nimmt sich zusammen und sinnt schon auf

eine würdige Grabstätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur soll den Geliebten verewigen: eine Stadt soll gebaut werden, jährliche Feste gewidmet, herrlich an allerlei Arten Wettspiel und Kampf, nur ohne Pferderennen; das Andenken dieser verhaßten Thiere sey verbannt!

Die herrliche Composition, welche zu dieser Beschreibung Anlaß gegeben, tritt sogleich vor die Phantasie, und der Werth solcher zur Einheit verknüpften mannichfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird sogleich anerkannt.

Wir lenken daher unsere Betrachtungen nur auf die bedenkliche Darstellung der zerfleischten Glieder, welche der Künstler, der uns die Verstümmelung des Abderus so weislich verbarg, reichlich in den Pferdekrippen ausspendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, so konnten freilich die Ueberreste des barbarischen Futters nicht vermißt werden; man beruhige sich mit dem Ausspruch: alles Nothwendige ist schicklich!

In den von uns dargestellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, sondern vielmehr dem Zuschauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Trophäen aufgehängt; eben so wenig fehlen die Köpfe der Freier Hippodamia's am Palaste des Vaters aufgesteckt, und wie sollen wir uns bei den Strömen Blutes benehmen, die in so manchen Bildern mit Staub vermischt hin und wieder fließen und stecken. Und so dürfen wir wohl sagen: Der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne. Und ist es bei uns Neueren nicht derselbe Fall? Denn wo wollten wir in Kirchen und Galerien die Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollendete Meister so manches widerwärtige Märtyrthum dankbar und behaglich anzuschauen!

Wenn wir uns in dem vorigen für unfähig erklärt haben, die Gestalt des Hercules als eines Herrschenden, Gebietenden, Antreibenden in unserer Einbildungskraft hervorzubringen, und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leistend anerkennen wollten, so gestehen wir doch gegenwärtig ohne Beschämung, daß der Genius alter Kunst unsere

Fähigkeiten weit überflügelt, und dasjenige was jene für unthulich hielten, schon längst geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreißig Jahren sich in Rom der Abguß eines nach England gewanderten Kopfes befand, den Hercules vorstellend, von königlichem Ansehen. In der ganzen Form des Hauptes, so wie in der Bestimmung einzelner Gesichtszüge, war der höchste Friede ausgedrückt, den Verstand und klarer Sinn allein dem Antlitz des Menschen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltsame war verschwunden und jeder Beschauende fühlte sich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Diesem huldigte man unbedingt als seinem Herrn und Gebieter; ihm vertraute man als Gesetzgeber, ihn hätten wir in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und so finden wir den Helden auch in dem zartesten Verhältnisse als Vater zum Sohn; und hier bewährt sich abermals die große Beweglichkeit griechischer Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menschheit. Leider hat die neuere Kunst durch religiöse Zufälligkeiten verhindert die köstlichsten Verhältnisse nachzubilden: den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunst die herrlichsten Documente dieser Art hinterließ. Glücklicherweise darf jeder Kunstfreund nur die Herculanischen Alterthümer aufschlagen, um sich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier steht Hercules, heldenhaft geschmückt; ihm fehlt keines jener bekannten Beizeichen. Die Keule, vom Löwenfell behangen und bepolstert, dient ihm zur bequemen Stütze; Köcher und Pfeile ruhen unter dem sinkenden Arm. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, die Füße über einander geschlagen, steht er beruhigt, vom Rücken anzusehen, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend, und zugleich den kleinen am Reh säugenden Knaben betrachtend.

Reh und Knabe führen uns wieder auf Myrons Kuh zurück. Hier ist eine eben so schöne, ja mehr elegante, sentimentale Gruppe, nicht so genau in sich geschlossen wie jene; denn sie macht den Antheil eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er säugt, blickt nach dem Vater hinauf: er ist schon halbwüchsig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewundere wie die Tafel ausgefüllt ſey; vorn in der Mitte ſteht ein Adler feierlich, eben ſo zur Seite liegt eine Löwengeſtalt, anzudeuten daß durch dämoniſche und heroiſche Gegenwart dieſe Bergeshöhen zum friedlichen Paradies geworden. Wie ſollen wir aber dieſe Frau anſprechen, welche dem Helden ſo mächtig ruhig gegenüber ſitzt? Es iſt die Heroine des Berges; maskenhaft ſtarr blickt ſie vor ſich hin, nach Dämonenweiſe untheilnehmend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fröhlichen Wieſen der Landſchaft, Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, ſo wie ein Faun über ihr uns bezeugt, daß zu geſunder Weide die beſte Gelegenheit auf den Höhen ſey. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Ortes, ohne Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beſchwingte Göttin, bekränzt wie er; ſie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, ſie deutet ihm nun auf den wunderſam erhaltenen und glücklich herangewachſenen Sohn. Wir benamſen ſie nicht, aber die Kornähren, die ſie führt, deuten auf Nahrung und Vorſorge. Wahrſcheinlich iſt ſie es, die den Knaben der ſäugenden Hinde untergelegt hat.

An dieſem Bilde ſollte ſich jeder Künſtler in ſeinem Leben einmal verſucht haben, er ſollte ſich prüfen, um zu erfahren wie fern es möglich ſey, das was dieſes Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag, wieder herzuſtellen, ohne daß dem Hauptbegriff der in ſich vollendeten Compoſition geſchadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erhöhen ſeyn möchten? Ferner könnte dieſes Bild, in allen ſeinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geſchicklichkeit des Künſtlers auf das unwiderſprechlichſte bewähren.

Hercules und Thiodamas.

Dem Helden, deſſen höchſtes Verdienſt auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl einen ſeiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen; und ſo iſt Hercules auch von dieſer Seite berühmt und dargeſtellt. Heißhungerig findet er einſt gegen Abend auf dem ſchroffſten Theil der Inſel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann, den kümmerlichſten Bodenraum mit der Pflugſchar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere;

Was waren das für schöne Zeiten:
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jegliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten.

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urtheilen und meinen
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, zierlich, fein;
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So dünkt sie sich ein Mensch zu seyn.

Todtengräbers Tochter sah ich gehn,
Ihre Mutter hatte sich an keiner Leiche versehn.

Was helfen den Jungfern alle Gaben!
Weder Augen noch Ohren sollten sie haben.

Sich läßt die junge Frau als Heloise malen,
Will sie mit ihrem Manne prahlen?

Die schönen Frauen, jung und alt,
Sind nicht gemacht sich abzuhärmen;
Und sind einmal die edlen Helden kalt,
So kann man sich an Schluckern wärmen.

---

gutwillig will sie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umstände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verschaffen, und fängt an sich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier steht er, aufmerksam auf das Fleisch, das über den Kohlen bratend schmort. Er scheint mit großem Appetit zu erwarten, daß es bald gar werde, und beinahe mit dem Feuer zu hadern, daß es zu langsam wirke. Die Heiterkeit, welche sich über seine Gesichtszüge verbreitet, wird keineswegs gestört, als der in seinen nützlichsten Thieren höchst beschädigte Ackersmann ihn mit Verwünschungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott steht in seinen großen Formen, der Landmann als ein alter, schroffer, strauchwilder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Kniee, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort, zum Andenken dieses Ereignisses, den Hercules an hohen Festtagen mit Verwünschungen und Steinwerfen, und er, in seiner unverwüstlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu gute.

Die Kunst, wenn sie lange mit Gegenständen umgeht, wird Herr über dieselben, so daß sie den würdigsten eine leichte, lustige Seite wohl abgewinnt. Auf diesem Wege entsprang auch gegenwärtiges Bild.

Es ist zur Bearbeitung höchst anlockend. Im schönen Gegensatz steht eine große heitere Heldennatur gegen eine roh andringende, kräftige Gewalt. Die erste ruhig, aber bedeutend in ihren Formen, die zweite durch heftige Bewegung auffallend. Man denke sich die Umgebung dazu! Ein zweiter Stier, noch am Pfluge, geringes aufgerissenes Erdreich, Felsen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre dieß nicht ein schönes Gegenstück zum Ulysses bei dem Cyklopen, im heitersten Sinne ein glücklicher Gegensatz?

Hercules bei Admet.

Und so mag denn dieses heitere Bild unsere dießmalige Arbeit beschließen. Ein traulich mitwirkender Kunstfreund entwarf es vor Jahren, zum Versuch in wiefern man sich der antiken Behandlungsweise solcher Gegenstände einigermaßen nähern könne. Der Raum ist wohl das Doppelte so breit als hoch, und enthält drei verschiedene Gruppen, welche

kunstreich zusammen verbunden sind. In der Mitte ruht Hercules riesenhaft, auf Polster gelehnt, und kommt durch diese Lage mit den übrigen stehenden Figuren ins Gleichgewicht. Der vor ihn gestellte Speisetisch, das unter ihm umgestürzte Weingefäß deuten schon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem sich jeder andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber soll sich das Gastmahl immerfort erneuern. Deßhalb sind zu seiner Rechten drei Diener beschäftigt. Einer, die Treppe heraufsteigend, bringt auf mächtiger Schüssel den fettesten Braten, ein anderer ihm nach, die schweren Brodkörbe kaum erschleppend; sie begegnen einem dritten, der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel schwenkt und, mit dem Deckel klappernd, über die Trinklust des mächtigen Gastes ungehalten scheint. Alle drei mögen sich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden besprechen, dessen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgseligkeit, so beliebten Act des Schnalzens auszuüben bewegt sind. Zur Linken aber steht Admet, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichsten Wirthes. Und so verbirgt er dem Gast die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beschriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuschauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus diesem dunkeln Winkel, wo eine Anzahl trostloser Frauen ihre abgeschiedene Herrin bedauern, trat ein Knabe hervor, der, den Vater beim Mantel fassend, ihn hereinzuziehen und ihm Theilnahme an dem unseligen Familiengeschick aufzunöthigen gedenkt. Durch Gestalt und Handlung dieses Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden, und das Auge kehrt gern über Gast und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus und in den Feldraum vor demselben, wo man noch einen Hausgenossen beschäftigt sieht ein aufgehängtes Schwein zu zerstücken, um die entschiedene Speiselust des Gastes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit scherzhaft hinzuweisen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Composition noch die Anmuth der Einzelheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet, einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschen wir gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die frühern Absichten durch ein Beispiel auszusprechen und wo möglich zu rechtfertigen.

Mag nun unſer Leſer zurückſchauen auf das Verzeichniß, worin wir ſämmtliche Philoſtratiſche Gemälde vorausgeſchickt, ſo wird er gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchſt ungern uns in der Hälfte von einer ſo erfreulichen Aufſtellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt; ein glücklicher Augenblick vergönnte ſie wieder vorzunehmen.

Möge das, was wir vorgetragen haben, nicht bloß geleſen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, ſondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen! Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt, können ſolche Beiſpiele wirken; denn ſie tragen den Sinn mit ſich, worauf alles ankommt, und beleben, wo noch zu beleben iſt.

Antik und modern.

Da ich in Verſtehendem genöthigt war zu Gunſten des Alterthums, beſonders aber der damaligen bildenden Künſtler, ſo viel Gutes zu ſagen, ſo wünſchte ich doch nicht mißverſtanden zu werden, wie es leider gar oft geſchieht, indem der Leſer ſich eher auf den Gegenſatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung ſich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit, um beiſpielweiſe zu erklären, wie es eigentlich gemeint ſey, und auf das ewig fortdauernde Leben des menſchlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunſt, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Carl Ernſt Schubarth, in ſeinem Hefte: Zur Beurtheilung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu ſchätzen und dankbar anzuerkennen habe, ſagt: „Ich bin nicht der Meinung, wie die meiſten Verehrer der Alten, unter die Goethe ſelbſt gehört, daß in der Welt für eine hohe vollendete Bildung der Menſchheit nichts ähnlich Günſtiges ſich hervorgethan habe, wie bei den Griechen.“ Glücklicherweiſe können wir dieſe Differenz mit Schubarths eigenen Worten ins gleiche bringen, indem er ſpricht: „Von unſerm Goethe aber ſey es geſagt, daß ich Shakſpeare ihm darum vorziehe, weil ich in Shakſpeare einen ſolchen tüchtigen, ſich ſelbſt unbewußten Menſchen gefunden zu haben glaube, der mit höchſter Sicherheit, ohne alles Raiſonniren, Reflectiren, Subtiliſiren, Claſſificiren und Potenziren, den wahren und falſchen Punkt der Menſchheit überall ſo genau, mit ſo nie irrendem Griff und ſo natürlich hervorhebt, daß ich zwar am Schluß bei Goethe immer das nämliche Ziel erkenne, von vorn herein aber ſtets mit dem Entgegengeſetzten zuerſt zu kämpfen, es zu überwinden und mich ſorgfältig in Acht

zu nehmen habe, daß ich nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was doch nur als entschiedener Irrthum abgelehnt werden soll."

Hier trifft unser Freund den Nagel auf den Kopf; denn gerade da, wo er mich gegen Shakspeare im Nachtheil findet, stehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, dessen Entwickelung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird, so daß es sich vielmehr erst durch vielfache Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten muß, steht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet sich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag, ohne Widerstand auszuüben.

Bejahrten Personen fällt aus der Fülle der Erfahrung oft bei Gelegenheit ein, was eine Behauptung erläutern und bestärken könnte; deßhalb sey folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte, nachdem er mich bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehen und gesprochen, zu seinen Freunden: Voilà un homme qui a eu de grands chagrins! Diese Worte gaben mir zu denken. Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, gerader Deutscher hätte vielleicht gesagt: „Das ist auch einer der sich's hat sauer werden lassen!"

Wenn sich nun in unsern Gesichtszügen die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöschen läßt, so ist es kein Wunder, wenn alles, was von uns und unserm Bestreben übrig bleibt, dieselbe Spur trägt und dem aufmerksamen Beobachter auf ein Daseyn hindeutet, das in einer glücklichsten Entfaltung, so wie in der nothgedrungensten Beschränkung sich gleich zu bleiben und, wo nicht immer die Würde, doch wenigstens die Hartnäckigkeit des menschlichen Wesens durchzuführen trachtete.

Lassen wir also Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren, und sagen im allgemeinen: Jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand; war sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns gleichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bei einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede sey; Stoff und Gehalt kommt nicht in

Betracht. Schauen wir sodann diesem gemäß in der Kunstwelt frei umher, so gestehen wir, daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, das dem Künstler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber besitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathene Zeichnung oder Radirung unseres Chodowiecki? Hier sehen wir eine solche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus seinem Kreise, nicht aus seinem Format herausgehen, wenn nicht alle seiner Individualität gegönnten Vortheile sollen verloren seyn.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieristen sogar, wenn sie es nur nicht allzu weit treiben, uns viel Vergnügen machen, und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten sehr gern besitzen. Künstler, die man mit diesem Namen benennt, sind mit entschiedenem Talente geboren; allein sie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage so wie der Schule, worein sie gekommen, nicht zu Federlesen Raum bleibt, sondern daß man sich entschließen und fertig werden müsse. Sie bilden sich daher eine Sprache, mit welcher sie ohne weiteres Bedenken die sichtbaren Zustände leicht und kühn behandeln und uns, mit mehr oder minderem Glück, allerlei Weltbilder vorspiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getäuscht werden, bis zuletzt einer oder der andere wieder zur Natur und höhern Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bei den Alten auch zuletzt auf eine solche Art von Manier hinauslief, sehen wir an den Herculanischen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu frisch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzendmaler sich hätten ganz ins Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunkt und betrachten das einzige Talent Raphaels. Dieser, mit dem glücklichsten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichste Bemühung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue der Kunst widmete. Vorausgehende Meister führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben, um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugino zur sorgfältigsten Ausführung angehalten, entwickelt sich sein Genie an Leonardo da Vinci und Michel Angelo. Beide gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der höchsten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens; jener hatte sich, genau besehen, wirklich müde gedacht, und sich allzu sehr am Technischen abgearbeitet, dieser, anstatt uns zu dem was wir ihm schon verdanken, noch

Ueberschwengliches im Plastischen zu hinterlassen, quält sich die schönsten Jahre durch in Steinbrüchen, nach Marmorblöcken und Bänken, so daß zuletzt von allen beabsichtigten Heroen des alten und neuen Testamentes der einzige Moses fertig wird, als ein Musterbild dessen, was hätte geschehen können und sollen. Raphael hingegen wirkt seine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft stehen bei ihm in so entschiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künstler habe so rein und vollkommen gedacht als er und sich so klar ausgesprochen. Hier haben wir also wieder ein Talent, das uns aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegen sendet. Er gräcisirt nirgends, fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir sehen hier das schönste Talent zu eben so glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umständen, zu Perikles' Zeit geschah.

Und so muß man immer wiederholen: Das geborene Talent wird zur Production gefordert; es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunstgemäße Entwickelung für sich; es kann sich seiner Vorzüge nicht begeben, und kann sie ohne äußere Zeitbegünstigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci! Hier lag Talent, Ernst, Fleiß und Consequenz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem sich schöne Talente natur- und kunstgemäß entwickeln konnten. Wir sehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künstler von dort ausgehen, jeden in gleichem, allgemeinem Sinn sein besonderes Talent üben und bilden, so daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erscheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuern Schritte, welche der talentreiche Rubens in die Kunstwelt hineinthun! Auch er ist kein Erstgeborener; man schaue die große Erbschaft in die er eintritt, von den Urvätern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts durch alle die trefflichen des sechzehnten hindurch, gegen dessen Ende er geboren wird.

Betrachtet man eben und nach ihm die Fülle niederländischer Meister des siebzehnten, deren große Fähigkeiten sich bald zu Hause, bald südlich, bald nördlich ausbilden, so wird man nicht läugnen können, daß die unglaubliche Sagacität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit sie ihr eigenes gesetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geneigt sey. Ja, in so fern wir dergleichen besitzen, beschränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und

Liebe ſolcher Erzeugniſſe, und verargen es Kunſtfreunden keineswegs, die ſich ganz allein im Beſitz und Verehrung dieſes Faches begnügen.

Und ſo könnten wir noch hundert Beiſpiele bringen, das was wir ausſprechen, zu bewahrheiten. Die Klarheit der Anſicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das iſt es was uns entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieſes alles finden wir in den ächt griechiſchen Werken, und zwar geleiſtet am edelſten Stoff, am würdigſten Gehalt, mit ſicherer und vollendeter Ausführung, ſo wird man uns verſtehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweiſen. Jeder ſey auf ſeine Art ein Grieche, aber er ſey's!

Eben ſo iſt es mit dem ſchriftſtelleriſchen Verdienſte. Das Faßliche wird uns immer zuerſt ergreifen und vollkommen befriedigen; ja wenn wir die Werke eines und deſſelben Dichters vornehmen, ſo finden wir manche, die auf eine gewiſſe peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachſen war, wie freie Naturerzeugniſſe hervortreten. Und ſo iſt unſer wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit verſagt ſey das ſchönſte Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben iſt, es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und ſo führen wir noch zum Schluſſe einen neuern Künſtler vor, um zu zeigen, daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, ſondern auch mit bedingten Werken und Zuſtänden zufrieden ſind. Sebaſtian Bourdon, ein dem ſiebzehnten Jahrhundert angehöriger Künſtler, deſſen Name wohl jedem Kunſtliebhaber mehrmals um die Ohren geſummt, deſſen Talent jedoch in ſeiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung genoſſen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollſtändig vorführt.

Man muß zuvörderſt den Gegenſtand wohl gelten laſſen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürſtenſtamme, dem beſchieden iſt künftig auf die Welt ungeheuern Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerſtört und ganz Erneutes dagegen herangeführt wird, daß ein ſolcher Knabe in den Armen der liebevollſten Mutter, unter Obhut des bedächtigſten Greiſes geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verſchiedenen Momente dieſer bedeutenden Handlung ſind hundertmal vorgeſtellt, und

manche hiernach entsprungene Kunstwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch folgendes zu sagen, damit ein Liebhaber, der sie nicht selbst vor Augen schaut, einigermaßen unsern Beifall beurtheilen möge. In diesen Bildern erscheint Joseph als die Hauptperson; vielleicht waren sie für eine Capelle dieses Heiligen bestimmt.

I.

Das Local mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drei frommen Magier, gehalten werden; denn in der Tiefe sieht man noch die beiden bewußten Thiere. Auf einem erhöhtern Hausraum ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter daneben ist in frommem Gebete begriffen. Mit diesem ruhigen Tagesanbruch contrastirt ein höchst bewegter gegen Joseph heranschwebender Engel, der mit beiden Händen nach einer Gegend hindeutet, die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermannshandwerkzeug liegt vernachlässigt am Boden.

II.

Zwischen Ruinen hat sich die Familie, nach einer starken Tagreise, niedergelassen. Joseph, an das beladene lastbare, aus einem Steintroge sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe stehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Frist für das milde Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kind beschäftigte, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräch herum; denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar seyn.

III.

Drückt eine eilende Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergstadt zur Rechten hinter sich. Knapp am Zaum führt Joseph das Thier einen Pfad hinab, welchen sich die Einbildungskraft um deste steiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem

Vordergrunde das Meer ſehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr; ihre Blicke ſind völlig in das ſchlafende Kind verſenkt. Sehr geiſtvoll iſt die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß ſie ſchon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff ſind auf der linken Seite zu verſchwinden.

IV.

Ganz im Gegenſatz des vorigen ruhen Joſeph und Maria in der Mitte des Bildes auf der Gemäuer eines Röhrbrunnens. Joſeph, dahinter ſtehend und herübergelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgeſtürztes Götzenbild und ſcheint der heiligen Mutter dieſes bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Bruſt, ſchaut ernſt und horchend, ohne daß man wüßte wonach ſie blickt. Das entbürdete Thier ſchmaust hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne ſehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Aegypten ſchon angelangt ſind.

Alles dieſes hat der bildende Künſtler in ſo engen Räumen mit leichten, aber glücklichen Zügen dargeſtellt. Durchdringendes, vollſtändiges Denken, geiſtreiches Leben, Auffaſſen des Unentbehrlichſten, Beſeitigung alles Ueberflüſſigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen, dieß iſt es was wir an unſern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier ſo gut als irgendwo die Höhe der Kunſt erreicht. Der Parnaß iſt ein Montſerrat, der viele Anſiedelungen, in mancherlei Etagen erlaubt; ein jeder gehe hin, verſuche ſich und er wird eine Stätte finden, es ſey auf Gipfeln oder in Winkeln!

Ich ehre mir die Würde der Frauen;
Aber damit ſie Würde hätten,
Sollten ſie ſich nicht alleine betten,
Sollten ſich an Männerwürde erbauen.

„Wir haben dir Klatſch auf Geklatſche gemacht,
Wie ſchief!
Und haben dich ſchnell in die Patſche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilf dir heraus!
Ade.“

Und red' ich dagegen, ſo wird nur der Klatſch
Verſchlimmert.
Mein liebliches Leben, im nichtigen Patſch,
Verkümmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach' mir nichts draus.
Ade.

Ich habe nie mit euch geſtritten,
Philiſter-Pfaffen! Neider-Brut!
Unartig ſeyd ihr wie die Britten,
Doch zahlt ihr lange nicht ſo gut.

Der Gottes-Erde lichten Saal
Verdüſtern ſie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geſchwind
Wie jämmerlich ſie ſelber ſind.

Nachträgliches zu Philostrats Gemälden.

Cephalus und Prokris.

Nach Julius Romano.

Cephalus, der leidenschaftliche Jäger, nachdem er das Unglück, welches er unwissend in der Morgendämmerung angerichtet, gewahr worden, erfüllte mit Jammergeschrei Felsen und Wald. Hier auf diesem nicht genug zu schätzenden Blatte, nachdem er sich ausgetobt, sitzt er, brütend über sein Geschick, den Leichnam seiner Gattin entseelt im Schooße haltend.

Indessen hat sein Wehklagen alles was in den waldigen Bergeshöhen lebt und webt, aus der morgendlichen Ruhe aufgeregt. Ein alter Faun hat sich heran gedrängt, und repräsentirt die Leidklagenden mit schmerzlichen Gesichtszügen und leidenschaftlichen Gebärden. Zwei Frauen, schon mäßiger theilnehmend, deren eine die Hand der Verblichenen faßt, als ob sie sich ihres wirklichen Abscheidens versichern wollte, gesellen sich hinzu, und drücken ihre Gefühle schon zarter aus. Von oben herab, auf Zweigen sich wiegend, schaut ein Dryas, gleichfalls mit betrübt; unten hat sich der unausweichliche Hund hingelagert und scheint sich nach frischer Beute lechzend umzuschauen. Amor, mit der linken Hand der Hauptgruppe verbunden, zeigt mit der rechten den verhängnißvollen Pfeil vor.

Wem zeigt er ihn entgegen? Einer Caravane von Faunen, Waldweibern und Kindern, die, durch jenes Jammergeschrei erschreckt, herangefordert, die That gewahr werden, sich darüber entsetzen, und in die Schmerzen der Hauptperson heftig einstimmen. Daß ihnen aber noch mehrere folgen und den Schauplatz beengen werden, dieß bezeugt das letzte Mädchen des Zugs, welches von der Mutter mit heraufgerissen wird,

indem es sich nach den wahrscheinlich Folgenden umsieht. Auf dem Felsen über ihren Häuptern sitzt eine Quellnymphe traurig über der ausgießenden Urne; weiter oben kommt eine Oreas eilig, sich verwundernd umschauend hervor; sie hat das Geschrei gehört, aber sich nicht Zeit genommen ihre Haarflechten zu endigen; sie kommt, das Langhaar in der Hand hebend, neugierig und theilnehmend. Ein Rehböcklein steigt gegenüber ganz gelassen in die Höhe und zupft, als wenn nichts vorginge, sein Frühstück von den Zweigen. Damit wir aber ja nicht zweifeln, daß das alles mit Tagesanbruch sich zutrug, eilt Helios auf seinem Wagen aus dem Meere hervor. Sein Hinschauen, seine Gebärden bezeugen, daß er das Unheil vernommen, es nun erblicke und mitempfinde.

Uns aber darf es bei aufmerksamer Betrachtung nicht irren, daß die Sonne gerade im Hintergrunde aufgeht und das ganze oben beschriebene Personal wie vom Mittag her beleuchtet ist. Ohne diese Fiction wäre das Bild nicht, was es ist, und wir müssen eine hohe Kunst verehren, die sich gegen alle Wirklichkeit ihrer angestammten Rechte zu bedienen weiß.

Noch eine Bemerkung haben wir über den Vordergrund zu machen. Hier findet sich die Spur benutzender Menschenhände. Die Hauptgruppe ist vor dem tiefsten Walddickicht gelagert; der Vordergrund ist als ein einjähriger Schlag behandelt; Bäume sind, nicht weit von der Wurzel, abgesägt, die lebendige Rinde hat schon wieder ihren Zweig getrieben. Diesen forstmäßigen Schlag legte der Künstler weislich an, damit wir bequem und vollständig sähen, was die Bäume, wenn sie aufrecht stünden, uns verdecken müßten. Eben so weislich ist im Mittelgrund ein Baum abgesägt, damit er uns Fluß und hintere Landschaft nicht verberge, wo Gebäude, Thürme, Aquäducte und eine Mühle, als Dienerin der allernährenden Ceres thätig, uns andeuten, daß menschliche Wohnungen zwar fern seyen, daß wir uns aber nicht durchaus in einer Wüste befinden.

Aesop.

So wie die Thiere zum Orpheus kamen, um der Musik zu genießen, so zieht sich ein anderes Gefühl zu Aesop, das Gefühl der Dankbarkeit, daß er sie mit Vernunft begabt.

Löwe, Fuchs und Pferd nahen sich.

Die Thiere nahen sich zu der Thüre des Weisen, ihn mit Binden und Kränzen zu verehren.

Aber er selbst scheint irgend eine Fabel zu dichten, seine Augen sind auf die Erde gerichtet und sein Mund lächelt.

Der Maler hat sehr weislich die Thiere, welche die Fabel schildert, vorgestellt, und gleich als ob es Menschen wären, führen sie einen Chor heran, von dem Theater Aesops entnommen. Der Fuchs aber ist Chorführer, den auch Aesop in seinen Fabeln oft als Diener braucht, wie Lustspieldichter den Davus.

Orpheus.

Zu den großen Vorzügen der griechischen Kunst gehörte, daß Bildner und Dichter einen Charakter, den sie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, sondern durch alle denkbaren Fälle durchführten. Orpheus war ihnen das Gefäß, in welches sie alle Wirkungen der Dichtkunst niederlegten: rohe Menschen sollte er der Sittlichkeit näher führen, Flüsse, Wälder und Thiere bezaubern, und endlich gar dem Hades eine Verstorbene wieder abzwingen.

Orpheus ist in der Mitte von Lebendigen und leblosen Geschöpfen vorgestellt, die sich um ihn versammeln; Löw und Keuler stehen zunächst und horchen, Hirsch und Hase sind durch die fürchterliche Gegenwart ihres Erbfeindes nicht erschreckt; auch andere, denen er sonst feindselig nachzujagen pflegt, ruhen in der Gegenwart des Ruhenden. Von Geflügel sind nicht die Singvögel des Waldes allein, sondern auch der krächzende Häher, die geschwätzige Krähe und Jupiters Adler gegenwärtig. Dieser, mit ausgespannten Flügeln schwebend, schaut unverwandt auf Orpheus, und, des nahen Hasens nicht gewahrend, hält er den Schnabel geschlossen — eine Wirkung der besänftigenden Musik. Auch Wölfe und Schafe stehen vermischt und erstaunt. Aber noch ein größeres Wagstück besteht der Maler; denn Bäume reißt er aus ihren Wurzeln, führt sie dem Orpheus zu und stellt sie im Kreise umher. Diese Fichte, Cypresse, Erle, Pappel und andere dergleichen Bäume, mit händegleich verschlungenen Aesten, umgeben den Orpheus; ein Theater gleichsam bilden sie um ihn her, so daß die Vögel als Zuhörer auf den Zweigen sitzen mögen, daß Orpheus in frischem Schatten singe.

Er aber sitzt, die keimende Bartwolle um die Wange, die glänzende Goldmütze auf dem Haupte; sein Auge aber ist geistreich, zartblickend, von dem Gott voll, den er besingt. Auch seine Augenbrauen scheinen den Sinn seiner Gesänge auszudrücken, nach dem Inhalt beweglich.

Der linke Fuß, der auf der Erde steht, trägt die Zither, die auf dem Schenkel ruht, der rechte hingegen deutet den Tact an, indem er den Boden mit der Sohle schlägt; die rechte Hand hält das Plectrum fest und ragt über die Saiten hin, indessen der Ellenbogen anliegt und die Handwurzel inwärts gebeugt ist; die Linke dagegen berührt die Saiten mit geraden Fingern.

Die Andrier.

Seht den Quellgott auf einem wohlgeschichteten Bette von Trauben, aus denen durch seinen Druck eine Quelle zu entspringen scheint. Sie gewährt den Andriern Wein, und sie sind im Genuß dieser Gabe vorgestellt. Der Gott hat ein rothes aufgeschwollenes Gesicht, wie es einem Trinker geziemt, und Thyrsen wachsen um ihn her, wie sonst die Rohre an wasserreichen Orten. An beiden Ufern seht ihr die Andrier singend und tanzend; Mädchen und Knaben sind mit Epheu gekrönt, einige trinken, andere wälzen sich schon an der Erde.

Seht ihr weiter hinaus über diese verbreiteten Feste, so seht ihr den Bach schon ins Meer fließen, wo an der Mündung die Tritonen mit schönen Muscheln ihn auffassen, zum Theil trinkend und zum Theil blasend versprühen. Einige schon trunken tanzen und springen so gut es ihnen gelingen will. Indessen ist Dionysus mit vollen Segeln angekommen, um an seinem Feste Theil zu nehmen. Schon hat das Schiff im Hafen Anker geworfen, und vermischt folgen ihm Satyre, Silenen, das Lachen und Comus, zwei der besten Trinker unter den Dämonen.

Natürliche, naive und doch weit ausdeutende Behandlung griechischer Mythologie findet sich in den alten Kunstwerken.

Theseus, als Knabe, der auf des Hercules Löwenhaut kühn losgeht, indeß die andern Kinder schüchtern fliehen, ist ein schöner und erfreulicher Gedanke.

Orpheus, auf einem bezweigten Baumstamm sitzend, hat durch seine Melodien manche Thiere herbeigezogen, deren herandringende Menge ihn zu ängstigen scheint. Die Hand ist ihm von den Saiten herabgefallen, er stützt sich auf sie. Gebückt und gleichsam zurückweichend drückt er sich gegen die linke Seite des geschnittenen Steines. Das Angesicht ist scheu, die Haare wild. Seine zusammengezogene Stellung ziert den Raum aufs vollkommenste, und giebt Gelegenheit, daß Leyer und Thiere das übrige Leere geschmack- und bedeutungsvoll ausfüllen. Die Thiere sind klein gehalten, und höchst geistreich ist der Gedanke, daß ein Schmetterling gleichfalls angezogen, wie nach einem Lichte, so nach den Augen des Sängers hinflattert.

Von neuerer Kunst, aber doch auch zu beachten und zu schätzen, ist eine geschnittene Muschel: der junge Hercules von der Tugend, als einer Matrone, die Keule empfangend. Dieser Gedanke scheint uns glücklich: denn, wohl überlegt, so ist ein Hercules, der schon mit der Keule an den Scheideweg kommt, von selbst entschieden etwas Tüchtiges vorzunehmen; denken wir ihn aber daß er frank und frei, als muthiger Wanderer, den Thyrsus, die Blumenkränze und Weinkrüge der lockenden Wollust verschmähe, und sich die Keule von der ernsten derben Tugend erbitte, so möchte dieß wohl mehr folgerecht seyn. Auf unserer Camée componiren nur die zwei Figuren mit einander; wie allenfalls die dritte hinzuzufügen, davon kann die Rede seyn, wenn wir auf diesen Gegenstand zurückkehren, der alle Betrachtung verdient, indem er, eigentlich rhetorischen Ursprungs, gleichfalls der Poesie und bildenden Kunst gewissermaßen zusagt.

Peneus, der Flußgott, über den Verlust seiner Tochter Daphne betrübt, wird von seinen untergeordneten Quellen und Bächen getröstet. Wenn man fragt, wie denn eigentlich ein Flußgott traure? so wird jedermann antworten: indem er seicht fließt; getröstet wird er dagegen,

wenn ihm frische Wasser zugeführt werden. Das erste, als nicht bildnerisch, vermied Julius Romano. Peneus liegt, traurig ausgestreckt über seiner noch reichlich fließenden Urne; aber das zweite Motiv des Tröstens, des Ermuthigens, Frischbelebens ist dadurch, so köstlich als deutlich, ausgedrückt, daß vier untergeordnete Flußgötter, zunächst hinter ihm, ihre Urnen reichlich ausgießen, so daß ihre Wasser ihm selbst über die Füße schwellen und er also aufgefordert ist, stolzer und muthiger als sonst, sich strömend zu ergießen. Der eminente Geist des Julius Romano zeigt sich hier auch in seiner Glorie.

Die fromme, liebevolle Freude einer Mutter an ihrem jungen Knaben ist schon tausendmal, mehr oder weniger ehrwürdig und heilig, vorgestellt und kann in Ewigkeit variirt werden.

Die heitere, muntere Lust einer jungfräulichen Wärterin an einem Kinde, dessen erste menschliche Bewegungen sie leitet und fördert, giebt zu den mannichfaltigsten, anmuthigsten Darstellungen Anlaß.

Der Jüngling, der Mann, der Greis sey von diesem hohen Lebensgenuß nicht ausgeschlossen! Mercur, der einen Knaben eilig wegträgt und, zurückgewendet, ihn freundlich betrachtet, Hercules und Telephus, den wir schon gerühmt, Chiron und Achill, Phönix und Achill, Pan und Olympus, Niobe's Knabe und der ihn vor den Pfeilen des Apoll schützende Pädagog, und was sonst noch Väterliches und Lehrhaftes dieser Art gefunden werden kann, geben köstliche kunstgerechte und zugleich den sittlichen Sinn rein ansprechende Bilder.

Das Höchste dieser Art vielleicht ist Simeon, entzückt über das ihm dargebrachte Jesuskind. Ein schön motivirtes Bild davon ist uns vorgekommen. Der Priester überläßt sich seinem prophetischen Entzücken; das Kind, gleichsam davon erregt, wendet sich von ihm ab, und indem es naiv die Hand ausstreckt, scheint es die Gemeinde zu segnen. Die knieende

Mutter biegt sich vor und breitet die Arme aus, den Wunderknaben wieder zu empfangen. Die reiche Umgebung erlaubt, von den ernst betrachtenden Priestern und Leviten bis zur gleichgültigsten Gegenwart Geschenke tragender Kinder, eine vollkommene Stufenreihe darzustellen. Glücklicherweise hat Raphael diesen Gegenstand nicht behandelt und so bleibt dem Künstler die Gelegenheit ohne Vorbild nach dem Höchsten zu streben.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Fünfundzwanzigster Band.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Fünfundzwanzigſter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1851.

Den vereinigten Staaten.

Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, das alte,
Haſt keine verfallene Schloſſer
Und keine Baſalte.
Dich ſtört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre ſie ein gut Geſchick
Vor Ritter-, Räuber- und Geſpenſtergeſchichten.

Da leben ſie den Fauſt
Und was noch ſunſten
In meinen Schriften brauſ't
Zu ihren Gunſten;
Das alte Mick und Mack
Das freut ſie ſehr;
Es meint das Lumpenpack
Man wär's nicht mehr!

„Wie biſt du ſo ausgeartet?
Sonſt warſt du am Abend ſo herrlich und hehr!"
Wenn man kein Liebchen erwartet,
Giebt's keine Nacht mehr.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Ferneres über Kunst.

Inhalt

	Seite
Von deutscher Baukunst 1771	1
Verschiedenes über Kunst ꝛc.	9
Baukunst	17
Material der bildenden Kunst	20
Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl	22
Von Arabesken	27
Ueber Christus und die zwölf Apostel nach Raphael von Marc Anton	31
Joseph Bossi über das Abendmahl Leonardo's da Vinci	36
Triumphzug von Mantegna	66
Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi	87
Kupferstich nach Tizian	107
Tischbeins Idyllen	110
Handzeichnungen von Goethe	128
Skizzen zu Gasti's redenden Thieren	133
Blumenmalerei	137
Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände	142
Ruysdael als Dichter	150
Altdeutsche Gemälde in Leipzig	155
Gérards historische Porträts	159
Galerie zu Shakspeare von Retzsch	171
Glasmalerei	172
Charon, als Preisaufgabe	173
Zahns Ornamente und Gemälde	183
Jacob Roux über die Farben	197
Myrons Kuh	198
Anforderung an den modernen Bildhauer	205
Blüchers Denkmal	208

	Seite
Die Externsteine	212
Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeschlagen	216
Verein der deutschen Bildhauer	223
Denkmale	227
Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen	229
Rauchs Basrelief am Piedestal von Blüchers Statue	234
Granitarbeiten in Berlin	236
Der Markgrafenstein	237
Plastische Anatomie	238
Vorbilder für Fabricanten und Handwerker	245
Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbsschule	248
Verzeichniß der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin	249
Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung	252
Notice sur le Cabinet des Médailles etc.	255
Münzfunde der deutschen Mittelzeit	260
Von deutscher Baukunst	262
Herstellung des Straßburger Münsters	267
Pentazonium Vimariense vom Oberbaudirector Coudray	274
Architektur in Sicilien	277
Kirchen, Paläste und Klöster in Italien von Ruhl	280
Das altrömische Denkmal bei Igel unweit Trier	283
Der Tänzerin Grab	291
Homers Apotheose	298
Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano	299
Zwei antike weibliche Figuren	301
Reizmittel in der bildenden Kunst	303
Tischbeins Zeichnungen des Ammazzaments der Schweine in Rom	305
Danaë	307
Beispiele symbolischer Behandlung	308
Rembrandt der Denker	310
Georg Friedrich Schmidt	312
Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, welcher sich zu einem Bildhauer in die Lehre begäbe	314
Zu malende Gegenstände	316
Ueber den Dilettantismus	317

Von deutſcher Baukunſt.

D. M. Ervini a Steinbach. 1771.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: Anno domini 1318. xvi. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoſſen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thörichter und beſſer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ich's vermöchte.

Was braucht's dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die drum krabbeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchön, wie Bäume Gottes; wenigeren, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Höhen drauf zu zaubern, und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen: Ich bleibe bei euch in den Werken meines Geiſtes; vollendet das Begonnene in die Wolken!

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſt's Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wird's immer ſchwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, ehe ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrſcheinlicher dem Tod, als dem Gewinnſt

entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneide ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich schlank aufsteigende Buche, hänge an seinen vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf — nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen ward, voll reiner und unreiner Thiere; so auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschossene Schwämme, das alles ich, auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden kalt, zu meinem Zeitvertreib botanisirend, eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe.

Es ist im kleinen Geschmack, sagt der Italiäner, und geht vorbei. Kindereien! lallt der Franzose nach, und schnellt triumphirend auf seine Dose à la Grecque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Wälscher! Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern dir Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst. Hättest du mehr gefühlt als gemessen, wäre der Geist der Massen über dich gekommen, die du anstaunetest, du hättest nicht so nur nachgeahmt, weil sie's thaten, und es schön ist; nothwendig und wahr hättest du deine Plane geschaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So hast du deinen Bedürfnissen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich; du wolltest auch ihrer brauchen und mauertest sie ein, wolltest auch Säulenreihen haben, und umzirkeltest den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnöthige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb jene Herrlichkeit zu öffentlichen Cloaken zu prostituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Nasen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun so alles seinen Gang: die Grille des Künstlers dient dem Eigensinne des Reichen; der Reisebeschreiber gafft, und unsere schönen Geister, genannt Philosophen, erdrechseln aus protoplastischen Mährchen Principien und Geschichte der Künste bis auf den heutigen Tag, und ächte Menschen ermordet der böse Genius im Vorhof der Geheimnisse.

Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben; er ist der erste, aus dessen Seele die Theile, in Ein ewiges Ganzes zusammen gewachsen, hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll uns das, du neufranzösischer philosophirender Kenner, daß der erste zum Bedürfniß erfindsame Mensch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband, und Aeste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das Gehörige unserer heutigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest.

Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vornen, zwei hinten und eine Stange quer über zum First ist und bleibt, wie du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primävere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinställe abstrahiren könntest.

So vermag keiner deiner Schlüsse sich zur Region der Wahrheit zu erheben, sie schweben alle in der Atmosphäre deines Systems. Du willst uns lehren, was wir brauchen sollen, weil das, was wir brauchen, sich nach deinen Grundsätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir sehr am Herzen, und in anderer Weltgegend wärst du Prophet. Da sagst: Die Säule ist der erste, wesentliche Bestandtheil des Gebäudes, und der schönste. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannichfaltige Größe, wenn sie in Reihen dastehen! Nur hütet euch, sie ungehörig zu brauchen; ihre Natur ist freizustehen. Wehe den Elenden, die ihren schlanken Wuchs an plumpe Mauern geschmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieser Unschicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern sogar antiker Tempel Intercolumnia mit Mauerwerk ausstopften, dir einiges Nachdenken erregen können; wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, diese Steine würden sie dir gepredigt haben.

Säule ist mit nichten ein Bestandtheil unserer Wohnungen; sie widerspricht vielmehr dem Wesen all unserer Gebäude. Unsere Häuser entstehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; sie entstehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die statt aller Säulen sind, alle Säulen ausschließen, und

wo ihr sie anflickt, sind sie belastender Ueberfluß. Eben das gilt von unsern Palästen und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude stellen euch also Flächen dar, die, je weiter sie sich ausbreiten, je kühner sie zum Himmel steigen, mit desto unerträglicherer Einförmigkeit die Seelen unterdrücken müssen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: Vermannichfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen sollst, daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Aesten, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters.

Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrte ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Ueberladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsere bürgerlichen Exelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der ältern deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mir's im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten, krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu

ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit! Schwer iſt's dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattendes Auge mit freundlicher Ruhe gelabt, wenn durch ſie die unzähligen Theile zu ganzen Maſſen ſchmolzen, und nun dieſe, einfach und groß, vor meiner Seele ſtanden, und meine Kraft ſich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte ſich mir in leiſen Ahnungen der Genius des großen Werkmeiſters. Was ſtaunſt du? liſpelt er mir entgegen. Alle dieſe Maſſen waren nothwendig; und ſiehſt du ſie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen habe ich zum ſtimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zu'n Seiten beherrſcht, ſich der weite Kreis des Fenſters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und ſonſt nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenſter forderte! — das all war nothwendig, und ich bildete es ſchön. Aber ach, wenn ich durch die düſtern erhabenen Oeffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehen ſcheinen! In ihre kühne ſchlanke Geſtalt habe ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach, nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptſchmuck, den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten! Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnte ich ihm meine Arme entgegenſtrecken, ſchauen die großen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt, wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringſte Zäſerchen, alles Geſtalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete, ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt, wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht danke ich's, Genius, daß mir's nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt der Wonneruhe des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen, und Gott gleich ſprechen kann: Es iſt gut!

Unbeſonnenheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärts leben;
Der Fehler wird zur Tugend,
Im Alter muß man auf ſich Acht geben.

„Meinſt du es redlich mit ſolchem Schmerz? —
Geh! Heuchleriſch iſt dein Bemühn.“
Der Schauſpieler gewinnt das Herz,
Aber er giebt nicht ſeines hin.

Welch ein wunderlich Exempel! —
Hör' ich, daß man ſich moquire
Wie man mir den hehren Tempel,
Veſta's Tempel, dedicire;
Doch ich übergehe dieſen
Vorwurf mit gefaßter Miene:
Denn es muß mich ſehr verdrießen,
Daß ich's nur zu wohl verdiene.

„Zu Goethe's Denkmal was zahlſt du jetzt?“
Fragt dieſer, jener und der. —
Hätt' ich mir nicht ſelbſt ein Denkmal geſetzt,
Das Denkmal wo käm' es denn her?

Ihr könnt mir immer ungeſcheut,
Wie Blüchern, Denkmal ſetzen;
Von Franzen hat Er euch befreit,
Ich von Philiſter-Netzen.

Was iſt ein Philiſter?
Ein hohler Darm,

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Worte Gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiäner sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzose. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweise uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwierigkeiten erheben werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthust, ein Homer sey schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungener und mißlungener Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließe dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen und eile herbei, daß du schauest sein herrliches Werk! Macht es dir einen widrigen Eindruck oder keinen, so gehab' dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris!

Aber zu dir, theurer Jüngling, geselle ich mich, der du bewegt da stehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelei dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seyen entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern. Das ist nicht wahr! denn in dem Sinne, darin es wahr seyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.

Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist; sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen,

gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Cocos, seine Federn und seinen Körper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen; denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus roher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptaccorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt; je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu seyn scheint, daß ihm nichts genugthut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk: tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des **medii aevi**.

Und unser **aevum**? hat auf seinen Genius verziehen, hat seine Söhne umhergeschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stoppelt, hat wenigstens eine Art von Witz, seine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt, aus griechischen Säulen und deutschen Gewölben seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unserer Künstler, als er ersucht ward zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab' ich gesehen ein Modell fertigen stattlichen antiken Säulenwerks.

Wie sehr unsere geschminkten Puppenmaler mir verhaßt sind, mag ich nicht declamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener!

Und ihr selbst, treffliche Menschen, denen die höchste Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirges ausseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttin, werth an ihrem Busen zu fühlen, was den vergötterten Hercules neu gebar — nimm ihn auf, himmlische Schönheit, du Mittlerin zwischen Göttern und Menschen, und mehr als Prometheus leite er die Seligkeit der Götter auf die Erde!

Verſchiedenes über Kunſt.

Aus der nächſten Zeit nach dem Götz von Berlichingen und Werther.

Folgende Blätter ſtreu' ich ins Publicum mit der Hoffnung, daß ſie die Menſchen finden werden, denen ſie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks über verſchiedene Kunſt, und ſind alſo für eine beſondere Klaſſe von Leſern nicht geeignet. Sey's alſo nur denen, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunſt von Kunſt geſondert wird, als salto mortale nicht fürchten, und ſolchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloſer Zutraulichkeit hinreicht.

I.

Dramatiſche Form.

Es iſt endlich einmal Zeit, daß man aufgehört hat über die Form dramatiſcher Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß, und daß man nunmehr ſtracks auf den Inhalt losgeht, der ſich ſonſt ſo von ſelbſt zu geben ſchien.

Deßwegen giebt's doch eine Form, die ſich von jener unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſeyn will. Unſer Kopf muß überſehen, was ein anderer Kopf faſſen kann; unſer Herz muß empfinden, was ein anderes fühlen mag. Das Zuſammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit; und wenn ja das Beiſpiel gefährlich ſeyn ſollte, ſo iſt's doch im Grunde beſſer ein verworrenes Stück machen als ein kaltes.

Freilich, wenn mehrere das Gefühl dieſer innern Form hätten, die

alle Formen in sich begreift, würden uns weniger verschobene Geburten des Geistes anekeln; man würde sich nicht einfallen lassen, jede tragische Begebenheit zum Drama zu strecken, nicht jeden Roman zum Schauspiel zerstückeln. Ich wollte, daß ein guter Kopf dieß doppelte Unwesen parodirte und etwa die Aesopische Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerspiel in fünf Acten umarbeitete.

Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben ist, wird's nicht erjagen; es ist, wie der geheimnißvolle Stein der Alchymisten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad, so einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und so ein wunderbar Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinewand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort, und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Brettern, zwischen Latten, Pappendeckel und Leinewand, durch Puppen vor Kindern ausführen läßt.

II.

Nach Falconet und über Falconet.

— Aber, möchte einer sagen, diese schwebenden Verbindungen, diese Glanzkraft des Marmors, die die Uebereinstimmung hervorbringen, diese Uebereinstimmung selbst, begeistert sie nicht den Künstler mit der Weichheit, mit der Lieblichkeit, die er nachher in seine Werke legt? Der Gyps dagegen, beraubt er ihn nicht einer Quelle von Annehmlichkeiten, die sowohl die Malerei als die Bildhauerkunst erheben? Diese Bemerkung ist nur obenhin. Der Künstler findet die Zusammenstimmung weit stärker in den Gegenständen der Natur, als in einem Marmor, der sie vorstellt. Das ist die Quelle wo er unaufhörlich schöpft, und da hat er nicht, wie bei der Arbeit nach dem Marmor, zu fürchten ein schwacher Colorist zu werden. Man vergleiche nur, was diesen Theil betrifft, Rembrandt und Rubens mit Poussin, und entscheide nachher, was ein Künstler mit allen den

sogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt. Auch sucht der Bildhauer die Stimmung nicht in der Materie, woraus er arbeitet, er versteht sie in der Natur zu sehen, er findet sie so gut in dem Gyps als in dem Marmor;[1] denn es ist falsch, daß der Gyps eines harmonischen Marmors nicht auch harmonisch sey, sonst würde man nur Abgüsse ohne Gefühl machen können; das Gefühl ist Uebereinstimmung und vice versa. Die Liebhaber, die bezaubert von diesen tons, diesen feinen Schwingungen sind, haben nicht Unrecht; denn es zeigen sich solche an dem Marmor so gut wie in der ganzen Natur, nur erkennt man sie leichter da, wegen der einfachen und starken Wirkung, und der Liebhaber, weil er sie hier zum erstenmal bemerkt, glaubt, daß sie nirgends oder wenigstens nirgends so kräftig anzutreffen seyen. Das Auge des Künstlers aber findet sie überall. Er mag die Werkstätte eines Schusters betreten oder einen Stall; er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel oder die Antike ansehen, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritt eröffnet sich ihm die magische Welt, die jene großen Meister innig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländische und inländische, studirte und unstudirte, im Zaum halten, und den reichen Sammler in Contribution setzen werden.

Jeder Mensch hat mehrmal in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, die den Künstler allgegenwärtig faßt, und durch die ihm die Welt rings umher belebt wird. Wer ist nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grausen geschüttelt? Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollsten Harmonien zusammenfließen?

Davon fühlt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick,

[1] Warum ist die Natur immer schön? überall schön? überall bedeutend sprechend? Und der Marmor und Gyps, warum will der Licht, besonder Licht haben? Ist's nicht, weil die Natur sich ewig in sich bewegt, ewig neu erschafft, und der Marmor, der leichteste, da steht todt, erst durch den Zauberstab der Beleuchtung zu retten von seiner Leblosigkeit?

da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht. Darum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heiße: das Gefühl ist die Harmonie und vice versa.

Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verständensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu seyn. Ach! dieser Zauber ist's, der aus den Sälen der Großen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchstreifen, nur zum Schauplatz der an einander hinwischenden Eitelkeit ausstaffirt und beschnitten sind. Nur da wo Vertraulichkeit, Bedürfniß, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern! Denn wie geschrieben steht, es sey schwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, eben so schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen modischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergötzt, ein gefühlvoller Künstler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unserer Väter offen waren, schließen sich ihm. Die papierene Tapete, die an seiner Wand in wenig Jahren verbleicht, ist ein Zeugniß seines Sinns und ein Gleichniß seiner Werke.

Ueber das Uebliche sind schon so viel Blätter verdorben worden; mögen diese mit drein gehen. Mich dünkt das **Schickliche** gelte in aller Welt fürs **Uebliche**; und was ist in der Welt **schicklicher** als das **Gefühlte**? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geistlichen Geschichten wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde gegenwärtig fühlen, und nicht der umständlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren. Ich setze da drei Meister zusammen, die man fast immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt; aber ich dürfte mich wohl getrauen noch manche große Namen herzusetzen, und zu beweisen, daß sie sich alle in diesem wesentlichen Stücke gleich waren.

Ein großer Maler wie der andere lockt durch große und kleine empfundene Naturzüge den Zuschauer, daß er glauben soll, er sey in die Zeiten der vorgestellten Geschichte entrückt, während er nur in die Vorstellungsart, in das Gefühl des Malers versetzt wird. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geschichte der Menschheit mit und zu wahrer menschlicher Theilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt seine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländische Bäuerin vorstellt, sieht freilich jedes Herrchen, daß entsetzlich gegen die Geschichte geschlägelt ist, welche vermeldet, Christus sey zu Bethlehem im jüdischen Lande geboren worden. Das haben die Italiäner besser gemacht! sagt er. Und wie? Hat Raphael was anders, was mehr gemalt, als eine liebende Mutter mit ihrem Ersten, Einzigen? und war aus dem Sujet etwas anders zu malen? Und ist Mutterliebe in ihren Abschattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler in allen Zeiten? Aber es sind die biblischen Stücke alle durch kalte Veredlung und die gesteifte Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen worden, um gaffende Augen des Dumpfsinns zu blenden. Sitzt nicht Maria zwischen den Schnörkeln aller Altareinfassungen vor den Hirten mit dem Knäblein da, als ließ sie's um Geld sehen, oder habe sich, nach ausgeruhten vier Wochen, mit aller Kindbettsmuße und Weibseitelkeit auf die Ehre dieses Besuchs vorbereitet? Das ist nun schicklich! das ist gehörig! das stößt nicht gegen die Geschichte!

Wie behandelt Rembrandt diesen Vorwurf? Er versetzt uns in einen dunkeln Stall; Noth hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Brust mit dem Vieh das Lager zu theilen; sie sind beide bis an Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist alles düster, außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchelchen dasitzt und Marien einige Gebete vorzulesen scheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein; der vorderste, der mit einer Stalllaterne vorangeht, guckt, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. War an diesem Platze die Frage deutlicher auszudrücken: Ist hier der neugeborene König der Juden?

Und so ist alles Costüm lächerlich, denn auch der Maler, der's euch am besten zu beobachten scheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Mannes Stengelgläser setzte, würde übel angesehen werden, und drum hilft er sich mit abenteuerlichen Formen, belügt euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelschranke er nur immer mag, und zwingt euch durch den marklecren Akel überirdischer Wesen in stattlich gefalteten Schleppmänteln zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern. Ihr findet Rubens Weiber zu fleischig? Ich sage euch, es waren *seine* Weiber, und hätte er Himmel und Hölle, Luft,

Erde und Meer mit Idealen bevölkert, so wäre er ein schlechter Ehemann gewesen, und es wäre nie kräftiges Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein geworden.[1]

Es ist thörig von einem Künstler zu fordern, er soll viel, er soll alle Formen umfassen. Hatte doch oft die Natur selbst für ganze Provinzen nur Eine Gesichtsgestalt zu vergeben. Wer allgemein seyn will, wird nichts; die Einschränkung ist dem Künstler so nothwendig, als jedem der aus sich etwas Bedeutendes bilden will. Das Haften an ebendenselben Gegenständen, an dem Schrank voll alten Hausraths und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er ist. Denn ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob sich gleich auf Zeichnung eben das anwenden läßt. Das Haften an eben der Gestalt unter Einer Lichtart muß nothwendig den, der Augen hat, endlich in alle Geheimnisse leiten, wodurch sich das Ding ihm darstellt, wie es ist. Nimm jetzo das Haften an Einer Form, unter allen Lichtern, so wird dir dieses Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich Du selbst werden. Aber bedenke, daß jeder Menschenkraft ihre Gränzen gegeben sind. Wie viel Gegenstände bist du im Stande so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frage dich, geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt.

III.

Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe im Juli 1775.

Vorbereitung.

Wieder an deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in dir über deinem Grabe, heiliger Erwin! fühle ich, Gott sey Dank, daß ich bin, wie ich war; noch immer so kräftig gerührt von dem Großen,

[1] In dem Stücke von Gondt nach Elzheimer: Philemon und Baucis, hat sich Jupiter auf einem Großvaterstuhl niedergelassen. Mercur ruht auf einem niedern Lager aus, Wirth und Wirthin sind nach ihrer Art beschäftigt sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen und just fallen seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Liebesschwänke, durch Mercurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet sieht. Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.

und o Wonne! noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren, als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seyst lichtscheu und entfliehend im Nebel.

Gebet.

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard! wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes unauslöschliches Gefühl deß, was da ist und da war und da seyn wird.

Erste Station.

Ich will schreiben, denn mir ist's wohl, und so oft ich da schrieb, ist's auch andern wohl worden, die's lasen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Möge es euch wohl seyn, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf diesem Umgange entgegenweht.

Zweite Station.

Höher in der Luft, hinabschauend, schon überschauend die herrliche Ebene, vaterlandwärts, lieblwärts, und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich schrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das wenige lasen, buchstabenweise nicht verstanden, und worin gute Seelen nur Funken wehen sahen deß, was sie unaussprechlich und unausgesprochen glücklich macht. Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatsachen in Räthsel hüllen, und von Maßverhältnissen poetisch lallen! Und doch

Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm!

Bist undankbar, so hast nicht recht,
Bist du dankbar, so geht dir's schlecht:
Den rechten Weg wirst nie vermissen,
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

Wen die Dankbarkeit genirt
Der ist übel dran;
Denke, wer dich erst geführt,
Wer für dich gethan!

„Ein neu Project ward vorgebracht,
Willst du dich nicht damit befassen?"
Habe schon 'mal bankrott gemacht,
Nun will ich's andern überlassen.

Wie's aber in der Welt zugeht
Eigentlich niemand recht versteht,
Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand gerne verstehen mag.
Gehabe du dich mit Verstand,
Wie dir eben der Tag zur Hand;
Denk' immer: ist's gegangen bis jetzt,
So wird es auch wohl gehen zuletzt.

Der Pantheist.

Was soll mir euer Hohn
Ueber das All und Eine?

geht mir's jetzt nicht beſſer. So ſey es denn mein Schickſal, wie es dein Schickſal iſt, himmelanſtrebender Thurm, und deins, weitverbreitete Welt Gottes! angegafft und läppchenweiſe in den Gehirnchen der Wälſchen aller Völker auftapezirt zu werden.

Dritte Station.

Hätt' ich euch bei mir, ſchöpfungsvolle Künſtler, gefühlvolle Kenner! deren ich auf meinen kleinen Wanderungen ſo viele fand, und auch euch, die ich nicht fand, und die ſind! Wenn euch dieß Blatt erreichen wird, laßt es euch Stärkung ſeyn gegen das flache unermüdete Anſpülen unbedeutender Mittelmäßigkeit, und ſolltet ihr an dieſen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe!

Tauſend Menſchen iſt die Welt ein Raritätenkaſten, die Bilder gaukeln vorüber und verſchwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele; drum laſſen ſie ſich ſo leicht durch fremdes Urtheil leiten; ſie ſind willig, die Eindrücke anders ordnen, verſchieben und ihren Werth auf und ab beſtimmen zu laſſen.

Hier ward durch Lenzens Ankunft die Andacht des Schreibenden unterbrochen, die Empfindung ging in Geſpräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man ſich mehr, daß Schöpfungskraft im Künſtler ſey, aufſchwellendes Gefühl der Verhältniſſe, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch dieſe ein ſelbſtſtändig Werk, wie andere Geſchöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden.

Baukunſt.

1788.

Es war ſehr leicht zu ſehen, daß die Steinbaukunſt der Alten, in ſofern ſie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunſt ihr Muſter genommen habe.. Vitruv bringt bei dieſer Gelegenheit das Mährchen von der Hütte zu Markte, das nun auch von ſo vielen Theoriſten angenommen und geheiligt worden iſt; allein ich bin überzeugt, daß man die Urſachen viel näher zu ſuchen habe.

Die doriſchen Tempel der älteſten Ordnung, wie ſie in Großgriechenland und Sicilien bis auf den heutigen Tag noch zu ſehen ſind, und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken, daß nicht eine hölzerne Hütte zuerſt den ſehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die älteſten Tempel waren von Holz, ſie waren auf die ſimpelſte Weiſe aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigſte geſorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieſer wieder die Köpfe der Balken, welche von innen heraus lagen, und das Geſims ruhte oben drüber. Die ſichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht laſſen kann, ein wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwiſchen denſelben, die ſogenannten Metopen, nicht einmal verſchlagen, ſo daß man die Schädel der Opferthiere hineinlegen, daß Pylades, in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurchzukriechen den Vorſchlag thun konnte. Dieſe ganz ſolide, einfache und rohe Geſtalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, ahmte man ſie, ſo gut man konnte, im doriſchen Tempel nach.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man bei hölzernen Tempeln auch die ſtärkſten Stämme zu Säulen genommen habe, weil man ſie, wie es ſcheint,

ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunst dem Hauptbalken nur gerad untersetzte. Als man diese Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die festesten Steine zur Hand: man mußte die Säulen aus Stücken zusammensetzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte sie also sehr stark in Verhältniß zur Höhe, und ließ sie spitzer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Pästum, Segeste, Selinunt, Girgenti sind alle von Kalkstein, der mehr oder weniger sich der Tuffsteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird; ja die Tempel von Girgenti sind alle von dem losesten Muschelkalkstein, der sich denken läßt; sie waren auch deßhalb von der Witterung so leicht anzugreifen, und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerstören.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt, daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines dorischen Tempels den Marmor beisammengehabt, seine Gedanken geändert, und daraus einen jonischen gebaut habe. Vitruv giebt zwar zur Ursache an, daß dieser Baumeister sowohl als andere mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefällt mir mehr, zu glauben, daß dieser Mann, als er die schönen Blöcke Marmor vor sich gesehen, solche lieber zu einem gefälligeren und reizenderen Gebäude bestimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die dorische Ordnung selbst immer schlanker gemacht, so daß zuletzt der Tempel des Hercules zu Cora acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das, was ich sage, es nicht gerne mit denjenigen verderben, welche für die Form der altdorischen Tempel eingenommen sind. Ich gestehe selbst, daß sie ein majestätisches, ja einige ein reizendes Ansehen haben, allein es liegt in der menschlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fortzuschreiten; und so war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe das Auge immer das Schlankere suchte, und der Geist mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden glaubte, besonders da man von so mannichfaltigem schönem Marmor sehr große Säulen aus einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Gesteins, der alte Granit, aus Aegypten herüber nach Asien und Europa gebracht ward und seine großen und schönen Massen zu jedem

ungeheuern Gebrauche darbot. So viel ich weiß, sind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die jonische Ordnung unterschied sich bald von der dorischen nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulenhöhe, durch ein verzierteres Capitäl, sondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Friese ließ, und den immer unvermeidlichen Brüchen in der Eintheilung derselben entging. Auch würden, nach meinem Begriff, die Triglyphen niemals in die Steinbaukunst gekommen seyn, wenn die ersten nachgeahmten Holztempel nicht so gar roh gewesen, die Metopen verwahrt und zugeschlossen und der Fries etwa abgetüncht worden wäre. Allein ich gestehe es selbst, daß solche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren, und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich ist Gebäude nur wie einen Holzstoß über einander zu legen.

Daß nun ein solches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muster ward, wonach ein anderes von einer ganz andern Materie aufgeführt wurde, ist ein Schicksal, welches unser Menschengeschlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit näher lagen und weit schlimmer auf dasselbe wirkten, als Metopen und Triglyphen.

Ich überspringe viele Jahrhunderte und suche ein ähnliches Beispiel auf, indem ich den größten Theil so genannter gothischer Baukunst aus den Holzschnitzwerken zu erklären suche, womit man in den ältesten Zeiten Heiligenschränkchen, Altäre und Capellen auszuzieren pflegte, welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchsen, mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leisten an die Außenseiten der nordischen Mauern anheftete, und Giebel und formenlose Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider suchten alle nordischen Kirchenverzierer ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit. Wenige verstanden diesen kleinlichen Formen unter sich ein Verhältniß zu geben; und dadurch wurden solche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuern Kosten versetzt und in die elendesten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzusetzen, das nie geendigt werden kann, indem der erfindungslose Unsinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte einen gleichsam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunst.

1788.

Kein Kunstwerk ist unbedingt, wenn es auch der größte und geübteste Künstler verfertigt: er mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste seyn, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieses ist einer der großen Vorzüge der alten Kunst; und wie Menschen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn sie in der Beschränkung ihrer Natur und Umstände mit der möglichsten Freiheit leben, so verdienen auch jene Künstler unsere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollen, als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch so viel machten, daß wir mit einer angestrengten und ausgebildeten Geisteskraft ihr Verdienst kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beispiele anführen, wie die Menschen durch das Material zur Kunst geführt und in ihr selbst weiter geleitet worden sind. Für dießmal ein sehr einfaches.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter zu der Aufrichtung so vieler Obelisken durch die Form des Granits selbst sind gebracht worden. Ich habe bei einem sehr genauen Studium der sehr mannichfaltigen Formen, in welchen der Granit sich findet, eine meist allgemeine Uebereinstimmung bemerkt, daß die Parallelepipeden, in welchen man ihn antrifft, öfters wieder diagonal getheilt sind, wodurch sogleich zwei rohe Obelisken entstehen. Wahrscheinlich kommt diese Naturerscheinung in

Oberägypten, im Syenitiſchen Gebirge, koloſſaliſch vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen anſehnlichen Stein aufrichtete, ſo hat man dort zu öffentlichen Monumenten die größten, vielleicht ſelbſt in dortigen Gebirgen ſeltenen Granitkeile ausgeſucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit ſolcher Sorgfalt hineinzuarbeiten und das Ganze zu glätten; aber doch nicht ſo viel, als wenn die ganze Geſtalt ohne einigen Anlaß der Natur aus einer ungeheuern Felsmaſſe hätte herausgehauen werden ſollen.

Ich will nicht zur Befeſtigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben ſind, daß nämlich erſt eine Vertiefung in den Stein gehauen iſt, in welcher die Figur dann erſt erhaben ſteht. Man könnte dieſes noch aus einigen andern Urſachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten, daß man die meiſten Seiten der Steine ſchon ſo ziemlich eben gefunden, dergeſtalt, daß es viel vortheilhafter geweſen die Figuren gleichſam zu incaſſiren, als ſolche erhaben vorzuſtellen und die ganze Oberfläche des Steins um ſo viel zu vertiefen.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl.

1788.

Es scheint nicht überflüssig zu seyn, genau anzuzeigen, was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man sich gleich auch derselben schon lange in Schriften bedient, wenn sie gleich durch theoretische Werke bestimmt zu seyn scheinen, so braucht denn doch jeder sie meistens in einem eigenen Sinne und denkt sich mehr oder weniger dabei, je schärfer oder schwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden soll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künstler, bei dem man das natürliche Talent voraussetzen muß, in der frühesten Zeit, nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Mustern geübt, sich an die Gegenstände der Natur wendete, mit Treue und Fleiß ihre Gestalten, ihre Farben auf das genaueste nachahmte, sich gewissenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemälde, das er zu fertigen hätte, wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete, ein solcher würde immer ein schätzenswerther Künstler seyn; denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen Grade wahr würde, daß seine Arbeiten sicher, kräftig und reich seyn müßten.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß eine zwar fähige, aber beschränkte Natur angenehme, aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne. Solche Gegenstände müssen leicht und immer zu haben seyn; sie müssen bequem gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt, und in einem mäßigen Genuß genügsam seyn.

Diese Art der Nachbildung würde also bei sogenannten todten oder stilliegenden Gegenständen von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden. Sie schließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art zu verfahren zu ängstlich oder nicht hinreichend. Er sieht eine Uebereinstimmung vieler Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann, indem er das Einzelne aufopfert; es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchstaben im Zeichnen nur gleichsam nachzubuchstabiren; er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande, den er öfters wiederholt hat, eine eigene bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich geradezu ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden unmittelbar ausdrückt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über sittliche Gegenstände sich in der Seele eines jeden, der selbst denkt, anders reihen und gestalten, so wird auch jeder Künstler dieser Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden; er wird ihre Erscheinungen bedächtiger oder leichter fassen, er wird sie gesetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir sehen, daß diese Art der Nachahmung am geschicktesten bei Gegenständen angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine subordinirte Gegenstände enthalten. Diese letztern müssen aufgeopfert werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenstandes erreicht werden soll, wie zum Beispiel bei Landschaften der Fall ist, wo man ganz die Absicht verfehlen würde, wenn man sich ängstlich beim Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr festhalten wollte.

Styl.

Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegenstände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen

lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Styl der höchste Grad wohin sie gelangen kann, der Grad wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daseyn und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, in sofern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

Die Ausführung des Obengesagten würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon manches darüber in Büchern finden: der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu, und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben uns dieser Blätter zu erinnern.

Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drei hier von einander getheilten Arten, Kunstwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt sind und daß eine in die andere sich zart verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leichtfaßlicher Gegenstände — wir wollen hier zum Beispiel Blumen und Früchte nehmen — kann schon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es ist natürlich, daß einer, der Rosen nachbildet, bald die schönsten und frischesten Rosen kennen und unterscheiden, und unter Tausenden, die ihm der Sommer anbietet, heraussuchen werde. Also tritt hier schon die Wahl ein, ohne daß sich der Künstler einen allgemeinen bestimmten Begriff von der Schönheit der Rose gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannichfaltige Bestimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirsche, die fein bestaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirsche, die blendende Rose, die mannichfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunsch im höchsten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in seinem stillen Arbeitszimmer vor sich haben; er wird ihnen die günstigste Beleuchtung geben; sein Auge wird sich an die Harmonie der glänzenden Farben, gleichsam spielend, gewöhnen; er wird alle Jahre dieselben Gegenstände zu erneuern im Stande seyn, und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des simpeln Daseyns die Eigenschaften

dieſer Gegenſtände ohne mühſame Abſtraction erkennen und faſſen: und ſo werden die Wunderwerke eines Huyſum, einer Rachel Ruyſch entſtehen, welche Künſtler ſich gleichſam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es iſt offenbar, daß ein ſolcher Künſtler nur deſto größer und entſchiedener werden muß, wenn er zu ſeinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker iſt, wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verſchiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Beſtimmung und wechſelſeitigen Wirkungen erkennt, wenn er die ſucceſſive Entwickelung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einſieht und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl aus den Erſcheinungen ſeinen Geſchmack zeigen, ſondern er wird uns auch durch eine richtige Darſtellung der Eigenſchaften zugleich in Verwunderung ſetzen und belehren. In dieſem Sinne würde man ſagen können, er habe ſich einen Styl gebildet, da man von der andern Seite leicht einſehen kann, wie ein ſolcher Meiſter, wenn er es nicht gar ſo genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken befliſſen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet alſo gleichſam im Vorhofe des Styls. Je treuer, ſorgfältiger, reiner ſie zu Werke geht, je ruhiger ſie das, was ſie erblickt, empfindet, je gelaſſener ſie es nachahmt, je mehr ſie ſich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr ſie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzuſondern und einzelne Gegenſtände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernt, deſto würdiger wird ſie ſich machen die Schwelle des Heiligthums ſelbſt zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, ſo ſehen wir, daß ſie im höchſten Sinne und in der reinſten Bedeutung des Worts ein Mittel zwiſchen der einfachen Nachahmung und dem Styl ſeyn könne. Je mehr ſie bei ihrer leichtern Methode ſich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger ſie von der andern Seite das Charakteriſtiſche der Gegenſtände zu ergreifen und faßlich auszudrücken ſucht, je mehr ſie beides durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet, deſto höher, größer und reſpectabler wird ſie werden. Unterläßt ein ſolcher Künſtler ſich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, ſo wird er ſich immer mehr von der Grundfeſte der Kunſt entfernen, ſeine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter ſie ſich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Der Profeſſor iſt eine Perſon,
Gott iſt keine.

Es lehrt ein großer Phyſicus
Mit ſeinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius!“ —
Ja wohl! für Obſcuranten.

Ich wollte gern ſie gelten laſſen,
Wenn nur auch andre ſie gelten ließen;
Das will aber doch nirgend greifen und faſſen
Warum befaſſ' ich mich mit dieſen!

Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre,
Können's aber nicht von außen haben;
Sie ſehen endlich doch ihre Lehre
In Caſſarelli begraben.

„Sag uns doch warum deine Galle
Immerfort ins Ferne weiſ't?“ —
Gefühl habt ihr alle,
Aber keinen Geiſt.

„Warum, o Steuermann, deinen Kiel
Wendeſt du gerad nach dem Riffe?“ —
Man begriffe nicht der Thoren Ziel
Wenn man ſich nicht ſelbſt begriffe.

Nicht Augenblicke ſteh' ich ſtill
Bei ſo verſtockten Sündern,
Und wer nicht mit mir ſchreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respectabeln Sinne nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten nach unserer Meinung in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns bloß angelegen, das Wort Styl in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe, um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verständigen unterhalten ein edles Vergnügen, das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

Von Arabesken.

1788.

Wir bezeichnen mit dieſem Namen eine willkürliche und geſchmackvolle maleriſche Zuſammenſtellung der mannichfaltigſten Gegenſtände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir dieſe Art Malerei mit der Kunſt im höhern Sinne vergleichen, ſo mag ſie wohl tadelnswerth ſeyn und uns geringſchätzig vorkommen; allein wenn wir billig ſind, ſo werden wir derſelben gern ihren Platz anweiſen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am beſten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunſtfache unſere Meiſter ſind und bleiben. Wir wollen ſuchen unſeren Leſern anſchaulich zu machen, auf welche Weiſe die Arabesken von den Alten gebraucht worden ſind.

Die Zimmer in den Häuſern des ausgegrabenen Pompeji ſind meiſtentheils klein; durchgängig findet man aber, daß die Menſchen, die ſolche bewohnten, alles um ſich her gern verziert und durch angebrachte Geſtalten veredelt haben. Alle Wände ſind glatt und ſorgfältig abgetüncht, alle ſind gemalt; auf einer Wand von mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meiſtens einen mythologiſchen Gegenſtand vorſtellt. Es iſt oft nur zwiſchen zwei und drei Fuß lang und proportionirlich hoch, und hat als Kunſtwerk mehr oder weniger Verdienſt. Die übrige Wand iſt in einer Farbe abgetüncht; die Einfaſſung derſelben beſteht aus ſogenannten Arabesken. Stäbchen, Schnörkel, Bänder, aus denen hie und da eine Blume oder ſonſt ein lebendiges Weſen hervorblickt, alles iſt meiſtentheils ſehr leicht gehalten, und alle dieſe Zierrathen, ſcheint es, ſollen nur dieſe einfarbige Wand freundlicher machen und, indem ſich

ihre leichten Züge gegen das Mittelstück bewegen, daſſelbe mit dem Ganzen in Harmonie bringen.

Wenn wir den Urſprung dieſer Verzierungsart näher betrachten, ſo werden wir ſie ſehr vernünftig finden. Ein Hausbeſitzer hatte nicht Vermögen genug, ſeine ganzen Wände mit würdigen Kunſtwerken zu bedecken, und wenn er es gehabt hätte, wäre es nicht einmal rathſam geweſen, denn es würden ihn Bilder mit lebensgroßen Figuren in ſeinem kleinen Zimmer nur geängſtigt, oder eine Menge kleiner neben einander ihn nur zerſtreut haben. Er verziert alſo ſeine Wände nach dem Maße ſeines Beutels auf eine gefällige und unterhaltende Weiſe; der einfarbige Grund ſeiner Wände mit den farbigen Zierrathen auf demſelben giebt ſeinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für ſich zu denken und zu thun hat, zerſtreuen und beſchäftigen ſie ihn nicht, und doch iſt er von angenehmen Gegenſtänden umgeben. Will er ſeinen Geſchmack an Kunſt befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergötzen, ſo ſieht er ſeine Mittelbildchen an, und erfreut ſich an ihrem Beſitz.

Auf dieſe Weiſe wären alſo Arabesken jener Zeit nicht eine Verſchwendung, ſondern eine Erſparniß der Kunſt geweſen. Die Wand ſollte und konnte nicht ein ganzes Kunſtwerk ſeyn, aber ſie ſollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und fröhlicher Gegenſtand werden, und in ihrer Mitte ein proportionirliches gutes Kunſtwerk enthalten, welches die Augen anzöge und den Geiſt befriedigte.

Die meiſten dieſer Stücke ſind nunmehr aus den Wänden herausgehoben und nach Portici gebracht; die Wände mit ihren Farben und Zierrathen ſtehen noch meiſtentheils freier Luft ausgeſetzt und müſſen nach und nach zu Grunde gehen. Wie wünſchenswerth wäre es, daß man nur einige ſolche Wände im Zuſammenhang, wie man ſie gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte; ſo würde das was ich hier ſage, einem jeden ſogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die beſſern Künſtler damaliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegen gearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob ſie gleich auch auf Tünche gemalt ſind, ſcheinen doch nicht an dem Orte, wo ſie ſich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu ſeyn; es ſcheint als habe man ſie erſt herbeigebracht, an die Wand befeſtigt, und ſie daſelbſt eingetüncht und die übrige Fläche umher gemalt.

Es ist sehr leicht, aus Kalk und Puzzolane feste und transportable Tafeln zu fertigen. Wahrscheinlich hatten gute Künstler ihren Aufenthalt in Neapel, und malten mit ihren Schülern solche Bilder in Vorrath; von daher holte sich der Bewohner eines Landstädtchens, wie Pompeji war, nach seinem Vermögen ein solches Bild; Tüncher und subordinirte Künstler, welche fähig waren Arabesken hinzuzeichnen, fanden sich eher, und so ward das Bedürfniß eines jeden Hausbesitzers befriedigt.

Man hat in dem Gewölbe eines Hauses zu Pompeji ein paar solche Tafeln los und an die Wand gelehnt gefunden; und daraus hat man schließen wollen, die Einwohner hätten bei der Eruption des Vesuv Zeit gehabt, solche von den Wänden abzusägen, in der Absicht sie zu retten. Allein es scheint mir dieses in mehr als einem Sinne höchst unwahrscheinlich, und ich bin vielmehr überzeugt, daß es solche angeschaffte Tafeln gewesen, welche noch erst in einem Gebäude hätten angebracht werden sollen.

Fröhlichkeit, Leichtsinn, Lust zum Schmuck scheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben, und in diesem Sinn mag man sie gerne zulassen, besonders wenn sie, wie hier, der bessern Kunst gleichsam zum Rahmen dienen, sie nicht ausschließen, sie nicht verdrängen, sondern sie nur noch allgemeiner, den Besitz guter Kunstwerke möglicher machen.

Ich würde deßwegen nie gegen sie eifern, sondern nur wünschen, daß der Werth der höchsten Kunstwerke erkannt würde. Geschieht das, so tritt alle subordinirte Kunst, bis zum Handwerk herunter, an ihren Platz, und die Welt ist so groß und die Seele hat so nöthig ihren Genuß zu vermannichfaltigen, daß uns das geringste Kunstwerk an seinem Platz immer schätzbar bleiben wird.

In den Bädern des Titus zu Rom sieht man auch noch Ueberbleibsel dieser Malerei. Lange gewölbte Gänge, große Zimmer sollten gleichsam nur geglättet und gefärbt, mit so wenig Umständen als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Festigkeit sie der Tünche zu geben wußten. Diese reine Fläche malten sie mit Wachsfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verloren haben und in ihrer ersten Zeit wie mit einem glänzenden Firniß überzogen waren. Schon also, wie gesagt,

ergötzte ein solcher gewölbter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck contrastirte gleichsam mit den großen, einfachen, architektonischen Massen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunkeln Saal zur bunten Welt. Wo sie solid verzieren sollten und wollten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein andermal die Rede seyn wird.

Die berühmten Arabesken, womit Raphael einen Theil der Logen des Vatican ausgeziert, sind freilich schon in einem andern Sinne; es ist als wenn er verschwenderisch habe zeigen wollen, was er erfinden, und was die Anzahl geschickter Leute, welche mit ihm waren, ausführen konnte. Hier ist also schon nicht mehr jene weise Sparsamkeit der Alten, die nur gleichsam eilten mit einem Gebäude fertig zu werden, um es genießen zu können, sondern hier ist ein Künstler, der für den Herrn der Welt arbeitet, und sich sowohl als jenem ein Denkmal der Fülle und des Reichthums errichten will. Am meisten im Sinne der Alten dünken mich die Arabesken in einem Zimmerchen der Villa, welche Raphael mit seiner Geliebten bewohnte. Hier findet man an den Seiten der gewölbten Decke die Hochzeit Alexanders und Rexanens und ein ander geheimnißvoll allegorisches Bild, wahrscheinlich die Gewalt der Begierden vorstellend. An den Wänden sieht man kleine Genien und ausgewachsene männliche Gestalten, die auf Schnörkeln und Stäben gaukeln, und sich heftiger und munterer bewegen. Sie scheinen zu balanciren, nach einem Ziel zu eilen, und was alles die Lebenslust für Bewegungen einflößen mag. Das Brustbild der schönen Fornarina ist viermal wiederholt, und die halb leichtsinnigen, halb soliden Zierrathen dieses Zimmerchens athmen Freude, Leben und Liebe. Er hat wahrscheinlicherweise nur einen Theil davon selbst gemalt, und es ist um so reizender, weil er hier viel hätte machen können, aber weniger, und eben was genug war, machen wollte.

Ueber Christus und die zwölf Apostel.

Nach Raphael von Marc-Anton gestochen, und von Herrn Professor Langer in Düsseldorf copirt.

1789.

Indem wir die Meisterwerke Raphaels bewundern, bemerken wir gar leicht eine höchst glückliche Erfindung und eine dem Gedanken ganz gemäße bequeme und leichte Ausführung. Wenn wir jenes einem glücklichen Naturell zuschreiben, so sehen wir in diesem einen durch vieles Nachdenken geübten Geschmack und eine durch anhaltende Uebung unter den Augen großer Meister erlangte Kunstfertigkeit.

Die dreizehn Blätter, welche Christum und die zwölf Apostel vorstellen, und welche Marc-Anton nach ihm gestochen, Herr Professor Langer in Düsseldorf aber neuerdings copirt hat, geben uns die schönste Gelegenheit jene Betrachtung zu erneuern.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an seinen Worten und an seinem Daseyn hingen, und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrertode krönten, gebührend vorzustellen, hat er mit einer solchen Einfalt, Mannichfaltigkeit, Herzlichkeit und mit so einem reichen Kunstverständniß aufgelöst, daß wir diese Blätter für eins der schönsten Monumente seines glücklichen Daseyns halten können.

Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beschäftigung, Wandel und Tode in ihren Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das zarteste benutzt, und dadurch eine Reihe von Gestalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben. Wir wollen sie einzeln durchgehen, um unsere Leser auf diese interessante Sammlung aufmerksam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerade von vorne gestellt und ihm eine feste gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz, und die kurzen Haare sind unter allen dreizehn Figuren am stärksten gekraust. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen, das Gesicht sieht man, wie die übrige Gestalt, ganz von vorn. Die Figur ist in sich selbst zusammengenommen und steht da wie ein Pfeiler, der eine Last zu tragen im Stande ist.

Paulus ist auch stehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer der gehen will und nochmals zurücksieht; der Mantel ist aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geschlagen; die Füße sind frei, es hindert sie nichts am Fortschreiten; Haare und Bart bewegen sich wie Flammen, und ein schwärmerischer Ernst glüht auf dem Gesichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krausen Haaren. Er scheint zufrieden, ruhig, die Zeugnisse der Religion, das Buch und den Kelch, zu besitzen und vorzuzeigen. Es ist ein sehr glücklicher Kunstgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand zugleich mit in die Höhe bringt, und durch dieses Mittel die schön angelegten Falten in die vollkommenste Lage gesetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf seinem Daseyn ruhender Mann. Die allzu große Ruhe und Bequemlichkeit ist durch einen ernsthaften, beinahe scheuen Blick ins Gleichgewicht gebracht: die Falten, die über den Leib geschlagen sind, und der Geldbeutel geben einen unbeschreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas ist eine der schönsten, in der größten Einfalt ausdrucksvollsten Figuren. Er steht, in seinen Mantel zusammengenommen, der auf beiden Seiten fast symmetrische Falten wirft, die aber durch ganz leise Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht worden sind. Stiller, ruhiger, bescheidener kann wohl kaum eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmoniren auf das schönste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Außenseite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus major. Eine sanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrimsgestalt.

Philippus. Man lege diesen zwischen die beiden vorhergehenden, und betrachte den Faltenwurf aller drei neben einander, und es wird auffallen, wie reich, groß und breit die Falten dieser Gestalt, gegen jene gehalten sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so sicher steht er, so fest hält er das Kreuz, so scharf sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkost sein Kreuz mehr als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels sind mit großem Verstande geworfen.

Thaddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reise zu thun pflegen, sein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieser einfachen Handlung entstehen sehr schöne Falten. Er trägt die Partisane, das Zeichen seines Märtyrertodes, als einen Wanderstab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch höchst verstandene Falten vermannichfaltigten einfachen Kleide, lehnt sich auf einen Spieß; sein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels sowohl als des übrigen Gewandes, womit diese mehr von hinten, als von der Seite zu sehende Figur bekleidet ist, gehören mit unter die schönsten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchse eine unbeschreibliche Harmonie zu bewundern ist.

Bartholomäus steht in seinen Mantel wild und mit großer Kunst kunstlos eingewickelt; seine Stellung, seine Haare, die Art, wie er das Messer hält, möchte uns fast auf die Gedanken bringen, er sey eher bereit, jemand die Haut abzuziehen, als eine solche Operation zu dulden.

Christus zuletzt wird wohl niemand befriedigen, der die Wundergestalt eines Gottmenschen hier suchen möchte. Er tritt einfach und still hervor, um das Volk zu segnen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen ist, in schönen Falten das Knie sehen läßt und wider den Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es sich keinen Augenblick so erhalten könne, sondern gleich herunter fallen müsse. Wahrscheinlich hat Raphael supponirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten und lasse es in dem Augenblick, in dem sie den Arm zum Segnen aufhebt, los, so daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieses ein Beispiel von dem schönen Kunstmittel, die kurz

vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zustand der Falten anzudeuten.

Alles dieses Bishergesagte sind immer nur Noten ohne Text, und wir würden uns wohl schwerlich entschlossen haben, sie aufzuzeichnen, noch weniger sie abdrucken zu lassen, wenn es nicht unsern Lesern möglich wäre, sich wenigstens einen großen Theil des Vergnügens zu verschaffen, welches man beim Anblick dieser Kunstwerke genießt.

Herr Professer Langer in Düsseldorf hat von diesen seltenen und schätzbaren Blättern uns vor kurzem Copien geliefert, welche für das, was sie leisten, um einen sehr geringen Preis zu haben sind.

Die Centeure im allgemeinen, sowohl der ganzen Figuren als der einzelnen Theile, sind sorgfältig und treu gearbeitet: auch sind Licht und Schatten, im Ganzen genommen, harmonisch genug behandelt, und der Stich thut, besonders auf lichtgrauem Papier, einen ganz guten Effect. Diese Blätter gewähren also unstreitig einen Begriff von dem Werth der Originale in Absicht auf Erfindung, Stellung, Wurf der Falten, Charakter der Haare und der Gesichter, und wir dürfen wohl sagen, daß kein Liebhaber der Künste versäumen sollte sich diese Langer'schen Copien anzuschaffen, selbst in dem seltenen Falle, wenn er die Originale besäße; denn auch alsdann würden ihm diese Copien, wie eine gute Uebersetzung, noch manchen Stoff zum Nachdenken geben. Wir wollen hingegen auch nicht bergen, daß, in Vergleichung mit den Originalen, uns diese Copien manches zu wünschen übrig lassen. Besonders bemerkt man bald, daß die Geduld und Aufmerksamkeit des Copirenden durch alle dreizehn Blätter sich nicht gleich geblieben ist. So ist zum Beispiel die Figur des Petrus mit vieler Sorgfalt, die Figur des Johannes dagegen sehr nachlässig gearbeitet, und bei genauer Prüfung findet man, daß die übrigen sich bald diesem, bald jenem am Werthe nähern. Da alle Figuren bekleidet sind, und der größere Kunstwerth in den harmonischen, zu jedem Charakter, zu jeder Stellung passenden Gewändern liegt, so geht freilich die höchste Blüthe dieser Werke verloren, wenn der Copirende nicht überall die Falten auf das zarteste behandelt. Nicht allein die Hauptfalten der Originale sind meisterhaft gedacht, sondern von den schärfsten und kleinsten Brüchen bis zu den breitesten Verflächungen ist alles überlegt, und mit dem verständigsten Grabstichel jeder Theil nach seiner Eigenschaft ausgedrückt. Die verschiedenen Abschattungen, kleine Vertiefungen, Erhöhungen, Ränder, Brüche, Säume

sind alle mit einer bewundernswürdigen Kunst nicht angedeutet, sondern ausgeführt; und wenn man an diesen Blättern den strengen Fleiß und die große Reinlichkeit der Albrecht-Dürer'schen Arbeiten vermißt, so zeigen sie dagegen, bei dem größten Kunstverstand, ein so leichtes und glückliches Naturell ihrer Urheber, daß sie uns wieder unschätzbar vorkommen. In den Originalen ist keine Falte, von der wir uns nicht Rechenschaft zu geben getrauen, keine, die nicht, selbst in den schwächeren Abdrücken, welche wir vor uns haben, bis zu ihrer letzten Abstufung zu verfolgen wäre. Bei den Copien ist das nicht immer der Fall, und wir haben es nur deste mehr bedauert, da, nach dem was schon geleistet ist, es Herrn Professor Langer gar nicht an Kunstfertigkeit zu fehlen scheint, das mehrere gleichfalls zu leisten. Nach allem diesem glauben wir mit gutem Gewissen wiederholen zu können, daß wir wünschen, diesen geschickten, auf ernsthafte Kunstwerke aufmerksamen und — welches in unserer Zeit selten zu seyn scheint — Aufmerksamkeit erregenden Künstler, durch gute Auf- und Abnahme seiner gegenwärtigen Arbeit aufgemuntert zu sehen, damit er in der Folge etwa noch ein und das andere ähnliche Werk unternehmen, und mit Anstrengung aller seiner Kräfte uns eine Arbeit vorlegen möge, welche wir mit einem ganz unbedingten Lobe den Liebhabern anpreisen können.

Ja! ich rechne mir's zur Ehre,
Wandle fernerhin allein;
Und wenn es ein Irrthum wäre,
Soll es doch nicht eurer seyn!

Nichts wird rechts und links mich kränken,
Folg' ich kühn dem raschen Flug;
Wollte jemand anders denken,
Ist der Weg ja breit genug.

„Wirst nicht bei jedem Wander-Schritt
Wie sonst wohl angezogen." –
Ich bringe den Betrug nicht mit,
Drum werd' ich nicht betrogen.

Der Dichter freut sich am Talent,
An schöner Geistesgabe;
Doch wann's ihm auf die Nägel brennt,
Begehrt er irdischer Habe.
Mit Recht soll der reale Witz
Urenkeln sich erneuern,
Es ist ein irdischer Besitz,
Muß ich ihn doch versteuern! —

Was Alte lustig sungen
Das zwitschern muntre Jungen;
Was tüchtige Herren thaten
Wird Knechten auch gerathen;
Was einer kühn geleistet
Gar mancher sich erdreistet.

Joseph Bossi.

Ueber Leonardo's da Vinci Abendmahl zu Mailand.

Großfolio. 264 Seiten. 1810

1817—1818.

Der Verfasser dieses bedeutenden Werkes, ein Mailänder, geboren 1777, von der Natur begabt mit schönen Fähigkeiten, die sich früh entwickelten; vor allem aber mit Neigung und Geschick zur bildenden Kunst ausgestattet, scheint aus sich selbst und an Leonardo's da Vinci Verlassenschaft sich herangebildet zu haben. So viel wissen wir übrigens von ihm, daß er nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Rom und seiner Rückkunft ins Vaterland als Director einer neu zu belebenden Kunstakademie angestellt ward.

So zum Nachdenken als wie zum Arbeiten geneigt, hatte er die Grundsätze und Geschichte der Kunst sich eigen gemacht, und durfte daher das schwere Geschäft übernehmen, in einer wohldurchdachten Copie das berühmte Bild Leonardo's da Vinci, das Abendmahl des Herrn, wieder herzustellen, damit solches in Mosaik gebracht, und für ewige Zeiten erhalten würde. Wie er dabei verfahren, davon giebt er in genanntem Werke Rechenschaft, und unsere Absicht ist eine kurze Darstellung seiner Bemühungen zu liefern.

Allgemein wird dieses Buch von Kunstfreunden günstig aufgenommen, solches aber näher zu beurtheilen ist man in Weimar glücklicherweise in den Stand gesetzt, denn indem Bossi ein gänzlich verdorbenes, übermaltes Original nicht zum Grund seiner Arbeit legen konnte, sah er sich genöthigt, die vorhandenen Copien desselben genau zu studiren; er zeichnete von drei Wiederholungen die Köpfe, wohl auch Hände durch, und suchte möglichst in den Geist seines großen Vorgängers einzudringen und dessen Absichten zu errathen, da er denn zuletzt, durch Urtheil, Wahl und Gefühl geleitet,

seine Arbeit vollendete, zum Vorbild einer nunmehr schon fertigen Mosaik. Gedachte Durchzeichnungen finden sich sämmtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reise Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei; von wie großem Werth sie aber seyen, wird sich in der Folge dieser Darstellung zeigen.

Aus dem Leben Leonardo's.

Vinci, ein Schloß und Herrschaft im Val d'Arno, nahe bei Florenz, hatte in der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen Besitzer Namens Pierro, dem ein natürlicher Sohn von einer uns unbekannt gebliebenen Mutter geboren ward. Dieser, Leonardo genannt, erwies gar bald als Knabe sich mit allen ritterlichen Eigenschaften begabt; Stärke des Körpers, Gewandtheit in allen Leibesübungen, Anmuth und gute Sitten waren ihm verliehen, mächtig aber zeigte sich Leidenschaft und Fertigkeit zur bildenden Kunst; deßhalb man ihn sogleich nach Florenz zu Verrocchio, einem denkenden, durchaus theoretisch begründeten Manne, in die Lehre that, da denn Leonardo seinen Meister praktisch bald übertraf, ja demselben das Malen verleidete.

Die Kunst befand sich damals auf einer Stufe, wo ein großes Talent mit Glück antreten und sich im Glanze seiner Thätigkeit zeigen kann; sie hatte sich schon seit zwei Jahrhunderten von der magern Steifheit jener byzantinischen Schule losgesagt, und sogleich durch Nachahmung der Natur, durch Ausdruck frommer sittlicher Gesinnungen ein neues Leben begonnen; der Künstler arbeitete trefflich, aber unbewußt, ihm gelang, was ihm sein Talent eingab, wohin sein Gefühl ihn trug, so weit sein Geschmack sich ausbildete, aber keiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten, was er leistete, und von seinen Mängeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat jeder im Auge, aber eine lebendige Einheit fehlt; man findet die herrlichsten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusammengedacht; überall trifft man auf etwas Zufälliges, Fremdes; noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wonach man seine eigene Arbeit beurtheilt hätte.

In solche Zeit kam Leonardo, und wie ihm bei angeborener Kunstfertigkeit die Natur nachzuahmen leicht war, so bemerkte sein Tiefsinn gar bald, daß hinter der äußern Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimniß verborgen liege, nach dessen Erkenntniß

er sich unermüdet bestreben sollte; er suchte daher die Gesetze des organischen Baus, den Grund der Proportion, bemühte sich um die Regeln der Perspective, der Zusammenstellung, Haltung und Färbung seiner Gegenstände im gegebenen Raum, genug, alle Kunsterfordernisse suchte er mit Einsicht zu durchdringen; was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Verschiedenheit menschlicher Gesichtsbildung, in welcher sich sowohl der bestehende Charakter, als die momentane Leidenschaft dem Auge darstellt, und dieses wird der Punkt seyn, wo wir, das Abendmahl betrachtend, am längsten zu verweilen haben.

Dessen öffentliche Werke.

Die unruhigen Zeiten, welche der unzulängliche Peter Medicis über Florenz heranzog, trieben Leonardo in die Lombardei, wo eben nach dem Tode des Herzogs Franz Sforza dessen Nachfolger Ludwig, mit dem Zunamen il Moro, seinem Vorgänger und sich selbst durch gleiche Großheit und Thätigkeit Ehre machen, auch die eigene Regierung durch Kunstwerke zu verherrlichen gedachte. Hier nun erhielt Leonardo sogleich den Auftrag eine riesenhafte Reiterstatue vorzubereiten. Das Modell des Pferdes war nach mehreren Jahren zur allgemeinen Bewunderung fertig. Da man es aber bei einem Feste, als das Prächtigste was man aufführen konnte, in der Reihe mit hinzog, zerbrach es, und der Künstler sah sich genöthigt das zweite vorzunehmen; auch dieses ward vollendet. Nun zogen die Franzosen über die Alpen; es diente den Soldaten als Zielbild, sie schoßen es zusammen: und so ist uns von beiden, die eine Arbeit von sechzehn Jahren gekostet, nichts übrig geblieben. Daran erkennen wir, daß eitle Prunksucht eben so wie roher Unverstand den Künsten zum höchsten Schaden gereiche.

Nur im Vorübergehen gedenken wir der Schlacht von Anghiari, deren Carton er zu Florenz, mit Michel Angelo wetteifernd, ausarbeitete, und des Bildes der heiligen Anna, wo Großmutter, Mutter und Enkel, Schooß auf Schooß, kunstreich zusammen gruppirt sind.

Das Abendmahl.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unserer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloster alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemalt war. Möchten unsere Leser Morghens Kupferstich vor sich nehmen, welcher hinreicht uns sowohl über das Ganze als wie das Einzelne zu verständigen.

Die Stelle, wo das Bild gemalt ist, wird allervörderst in Betrachtung gezogen: denn hier thut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpunkte vollkommen hervor. Konnte für ein Refectorium etwas schicklicher und edler ausgedacht werden, als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht; und nun wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand über den nicht allzuhohen Thüren den vierten Tisch gemalt, an demselben Christum und seine Jünger, eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen seyn, wenn die Tische des Priors und Christi, als zwei Gegenbilder, auf einander blickten, und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und eben deßhalb mußte die Weisheit des Malers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten, gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen, Schüsseln, Teller, Becher und sonstiges Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, deren sich die Mönche bedienten.

Hier war also keineswegs die Rede von Annäherung an ein unsicheres, veraltetes Costüm. Höchst ungeschickt wäre es gewesen, an diesem Orte die heilige Gesellschaft auf Polster auszustrecken. Nein, sie sollte der Gegenwart angenähert werden, Christus sollte sein Abendmahl bei den Dominicanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreizehn Figuren, sämmtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von achtundzwanzig Pariser Fuß der Länge nach ein. Nur zwei derselben sieht man ganz an den entgegengesetzten Enden der Tafel, die übrigen sind Halbfiguren, und auch hier fand der Künstler in der Nothwendigkeit seinen Vortheil. Jeder sittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße sind in solchen Fällen überall im Wege: der Künstler schuf sich hier eilf Halbfiguren, deren Schooß und Knie von Tisch und Tischtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im bescheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich seyn sollten.

Nun versetze man sich an Ort und Stelle, denke sich die sittliche äußere Ruhe, die in einem solchen mönchischen Speisesaale obwaltet, und bewundere den Künstler, der seinem Bilde kräftige Erschütterung, leidenschaftliche Bewegung einhaucht und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Contrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verräth! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verräth!

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonardo dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dieß konnte aber auch nur ein Italiäner finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Komm her! — Dieß ist ein Schelm! nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dieß ist ein Hauptpunkt. — Dieß merkt besonders wohl, meine Zuhörer!“ Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonardo sein forschendes Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist die Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drei und drei zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in Eins gedacht, in Verhältniß gestellt, und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich,

erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum, und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräther sey? Einen Messergriff in der Rechten, setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschrockene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß umschüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden; sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner Linken lebhaftes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrath. Jacobus, der ältere, beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin wie einer, der das Ungeheure, das er durchs Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor und, sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie aufs lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drei letztern dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister und verbindet so, durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden. Thadäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn: er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt, und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen — eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Hab' ich's nicht immer vermuthet! Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er,

der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sey betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen, was Johannes vom Herrn ausfragen wird: denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jacobus, der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus' Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jacobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jacob, der jüngere, hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Technisches Verfahren.

Indem uns nun noch manches über Gestalten und Gesichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu sagen übrig bleibt, wenden wir uns zu einem andern Theil des Vortrags, von welchem wir nur Betrübniß erwarten können: es sind nämlich die mechanischen, chemisch-physischen und technischen Kunstmittel, welche der Künstler anwendete, das herrliche Werk zu verfertigen. Durch die neuesten Untersuchungen wird es nur allzu klar, daß es auf die Mauer mit Oelfarbe gemalt gewesen; dieses Verfahren, schon längst mit Vortheil ausgeübt, mußte einem Künstler wie Leonardo höchst willkommen seyn, der, mit dem glücklichsten Blick die Natur anzuschauen geboren, sie zu durchschauen trachtete, um ihr Inneres im Aeußern vorzustellen.

Wie groß diese Unternehmung, ja wie sie anmaßend sey, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken, daß die Natur von innen heraus arbeitet und sich selbst erst unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe sie, nach tausendfältigen Versuchen, die Organe aus und an einander zu entwickeln

fähig wird, um eine Gestalt wie die menschliche hervorzubringen, welche zwar die höchsten innerlichen Vollkommenheiten äußerlich offenbart, das Räthsel aber, wohinter die Natur sich verbirgt, mehr zu verwickeln als zu lösen scheint.

Das Innere nun im Aeußern gewissenhaft darzustellen, war nur der größten Meister höchster und einziger Wunsch; sie trachteten nicht nur den Begriff des Gegenstandes treffend wahr nachzubilden, sondern die Abbildung sollte sich an die Stelle der Natur selbst setzen, ja, in Absicht auf Erscheinung sie überbieten. Hier war nun vor allem die höchste Ausführlichkeit nöthig; und wie sollte diese anders als nach und nach zu leisten seyn? Ferner war unerläßlich, daß man irgend einen Reuezug anbringen und aufsetzen könne. Diese Vortheile und noch so viele andere bietet die Oelmalerei.

Und so hat man denn nach genauer Untersuchung gefunden, daß Leonardo ein Gemisch von Mastix, Pech und andern Antheilen mit warmen Eisen auf den Mauertünch gezogen. Ferner, um sowohl einen völligen glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Ueberzug von Bleiweiß, auch gelben und feinen Thonerden. Aber eben diese Sorgfalt scheint dem Werke geschadet zu haben; denn wenn auch dieser letzte zarte Oeltünch im Anfange, als die darauf getragenen Farben des Bildes genugsame Nahrung hatten, seinen Theil davon aufnahm und sich eine Weile gut hielt, so verlor er doch, als das Oel mit der Zeit austrocknete, gleichfalls seine Kraft und fing an zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerst den Moder erzeugte, durch welchen das Bild nach und nach unscheinbar ward.

Ort und Platz.

Was aber noch mehr traurige Betrachtungen erregt, ist leider, daß man, als das Bild gemalt wurde, dessen Untergang aus der Beschaffenheit des Gebäudes und der Lage desselben weissagen konnte. Herzog Ludwig, aus Absicht oder Grille, nöthigte die Mönche ihr verfallenes Kloster an diesem widerwärtigen Orte zu erneuern, daher es denn schlecht und wie zur Frohne gebaut ward. Man sieht in den alten Umgängen elende, liederlich gearbeitete Säulen, große Bogen mit kleinen abwechselnd, ungleiche angegriffene Ziegel, Materialien von alten abgetragenen Gebäuden. Wenn

man nun so an äußerlichen, dem Blick des Beobachters ausgesetzten Stellen verfuhr, so läßt sich fürchten, daß die innern Mauern, welche übertüncht werden sollten, noch schlechter behandelt worden. Hier mochte man verwitternde Backsteine und andere von schädlichen Salzen durchdrungene Mineralien verwenden, welche die Feuchtigkeit des Locals einsogen und verderblich wieder aushauchten. Ferner stand die unglückliche Mauer, welcher ein so großer Schatz anvertraut war, gegen Norden und überdieß in der Nähe der Küche, der Speisekammer, der Anrichten. Und wie traurig, daß ein so vorsichtiger Künstler, der seine Farben nicht genugsam wählen und verfeinern, seine Firnisse nicht genug klären konnte, durch Umstände genöthigt war gerade Platz und Ort, wo das Bild stehen sollte, den Hauptpunkt, worauf alles ankommt, zu übersehen oder nicht genug zu beherzigen.

Wäre aber doch, trotz allem diesem, das ganze Kloster auf einer Höhe gestanden, so würde das Uebel nicht auf einen solchen Grad erwachsen seyn. Es liegt aber so tief, das Refectorium tiefer als das übrige, so daß im Jahre 1800, bei anhaltendem Regen, das Wasser darin über drei Palmen stand, welches uns zu folgern berechtigt, daß das entsetzliche Gewässer, welches 1500 niederging und überschwoll, sich auf gleiche Weise hierher erstreckt habe. Denke man sich auch, daß die damaligen Geistlichen zur Austrocknung gethan, so blieb leider noch genug eingesogene Feuchtigkeit zurück. Und dieß ereignete sich sogar schon zu der Zeit, als Leonardo noch malte.

Etwa zehn Jahre nach beendigtem Bilde überfiel eine schreckliche Pest die gute Stadt; und wie kann man bedrängten Geistlichen zumuthen, daß sie, von aller Welt verlassen, in Todesgefahr schwebend, für das Gemälde ihres Speisezimmers Sorge tragen sollten?

Kriegsunruhen und unzählig anderes Unglück, welches die Lombardei in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts betraf, verursachten gleichfalls die gänzliche Vernachlässigung solcher Werke, da denn das unsere bei den schon angeführten innern Mängeln, besonders der Mauer, des Tünchgrundes, vielleicht der Malweise selbst, dem Verderben schon überliefert war. In der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sagt ein Reisender, das Bild sey halb verdorben; ein anderer sieht darin nur einen blinden Flecken; man beklagt das Bild als schon verloren, versichert, man sehe es kaum und schlecht; einer nennt es völlig unbrauchbar, und so sprechen alle spätern Schriftsteller dieser Zeit.

Aber das Bild war doch immer noch da, und wenn auch gegen seine erste Zeit nur ein Schatten, es war noch vorhanden. Jetzt aber nach und nach tritt die Furcht ein, es völlig zu verlieren: die Sprünge vermehren sich, sie laufen zusammen, und die große kostbare Fläche, in unzählige kleine Krusten zersprengt, droht Stück vor Stück herabzufallen. Von diesem Zustande gerührt, läßt Cardinal Friedrich Borromeo 1612 eine Copie fördern, deren wir nur vorläufig dankbar gedenken.

Zunehmendes Bedürfniß.

Allein nicht nur der Zeitverlauf, in Verbindung mit gedachten Umständen, nein, die Besitzer selbst, die seine Hüter und Bewahrer hätten seyn sollen, veranlaßten sein größtes Verderben und bedeckten dadurch ihr Andenken mit ewiger Schande. Die Thüre schien ihnen zu niedrig, durch die sie ins Refectorium gehen sollten; sie war symmetrisch mit einer andern im Sockel angebracht, worauf das Bild fußte: sie verlangten einen majestätischen Eingang in dieses ihnen so theure Gemach.

Eine Thüre, weit größer als nöthig, ward in die Mitte gebrochen und ohne Pietät, weder gegen den Maler noch gegen die abgebildeten Verklärten, zerstörten sie die Füße einiger Apostel, ja Christi selbst. Und hier fängt der Ruin des Bildes eigentlich an! Denn da, um einen Bogen zu wölben, eine weit größere Lücke als die Thüre in die Mauer gebrochen werden mußte, so ging nicht allein mehr von der Fläche des Bildes verloren, sondern die Hammer- und Hackenschläge erschütterten das Gemälde in seinem eigenen Felde; an vielen Orten ging die Kruste los, deren Stücke man wieder mit Nägeln befestigte.

Späterhin war das Bild durch eine neue Geschmacklosigkeit verfinstert, indem man ein landesherrliches Wappenschild unter der Decke befestigte, welches, Christi Scheitel fast berührend, wie die Thüre von unten, so nun auch von oben des Herrn Gegenwart beengte und entwürdigte. Von dieser Zeit an besprach man die Wiederherstellung immer aufs neue; unternommen wurde sie später, denn welcher ächte Künstler mochte die Gefahr einer solchen Verantwortung auf sich nehmen? Unglücklicherweise endlich im Jahre 1726 meldet sich Bellotti, arm an Kunst, und zugleich, wie gewöhnlich, mit Anmaßungen überflüssig begabt; dieser, marktschreierisch, rühmte sich eines besondern Geheimnisses, womit er das verblichene Bild ins Leben zu rufen sich unterfange. Mit einer kleinen Probe bethört er

„Wohl kamſt du durch; ſo ging es allenfals.“
Mach's einer nach und breche nicht den Hals.

Was viele ſingen und ſagen
Das müſſen wir eben ertragen!
Ihr Guten — groſſer und kleiner, —
Ihr ſingt euch müde und matt;
Und ſingt doch keiner
Als was er zu ſagen hat.

„Wie haſt du's denn ſo weit gebracht?
Sie ſagen du habeſt es gut vollbracht!“ —
Mein Kind! ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
Das Wahre klären ſie an den Dingen,
Bis niemand mehr dran glaubt.

Ein bißchen Ruf, ein wenig Ehre,
Was macht es euch für Noth und Pein!
Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
So möcht' ich doch nicht .... ſeyn.

„Sag', was enthält die Kirchengeſchichte?
Sie wird mir in Gedanken zu nichte;
Es giebt unendlich viel zu leſen,
Was iſt denn aber das alles geweſen?“ —

die kenntnißlosen Mönche; seiner Willkür wird solch ein Schatz verdungen, den er sogleich mit Bretterverschlägen verheimlicht, und nun, dahinter verborgen, mit kunstschänderischer Hand das Werk von oben bis unten übermalt. Die Mönchlein bewunderten das Geheimniß, das er ihnen, um sie völlig zu bethören, in einem gemeinen Firniß mittheilte; damit sollten sie, wie er sie versicherte, sich künftig aus allen Verlegenheiten erretten.

Ob sie bei einer neuen, bald eintretenden Uebernebelung des Bildes von diesem köstlichen Mittel Gebrauch gemacht, ist nicht bekannt, aber gewiß ward es noch einigemal theilweise aufgefrischt, und zwar mit Wasserfarbe, wie sich noch an einigen Stellen bemerken läßt.

Indessen verdarb das Bild immer und weiter, und aufs neue ward die Frage, in wiefern es noch zu erhalten sey, nicht ohne manchen Streit unter Künstlern und Anordnenden besprochen. De Giorgi, ein bescheidener Mann von mäßigem Talent, aber einsichtig und eifrig, Kenner der wahren Kunst, lehnte beharrlich ab, seine Hand dahin zu führen, wo Leonardo die seinige gehalten habe.

Endlich 1770, auf wohlmeinenden, aber Einsicht ermangelnden Befehl, durch Nachgiebigkeit eines hofmännischen Priors, ward einem gewissen Mazza das Geschäft übertragen; dieser pfuschte meisterhaft: die wenigen alten Originalstellen, obschon durch fremde Hand zweimal getrübt, waren seinem freien Pinsel ein Anstoß; er beschabte sie mit Eisen, und bereitete sich glatte Stellen, die Züge seiner frechen Kunst hinzufudeln, ja mehrere Köpfe wurden auf gleiche Weise behandelt.

Dawider nun regten sich Männer und Kunstfreunde in Mailand; öffentlich tadelte man Gönner und Clienten. Lebhafte, wunderliche Geister schürten zu, und die Gährung ward allgemein. Mazza, der zu der Rechten des Heilandes zu malen angefangen hatte, hielt sich dergestalt an die Arbeit, daß er auch zur Linken gelangte, und nur unberührt blieben die Köpfe des Matthäus, Thaddäus und Simon. Auch an diesen gedachte er Bellotti's Arbeit zuzudecken, und mit ihm um den Namen eines Herostratus zu wetteifern. Dagegen aber wollte das Geschick, daß, nachdem der abhängige Prior einen auswärtigen Ruf angenommen, sein Nachfolger, ein Kunstfreund, nicht zauderte den Mazza sogleich zu entfernen, durch welchen Schritt genannte drei Köpfe in so fern gerettet worden, daß man das Verfahren des Bellotti danach beurtheilen kann. Und zwar gab

dieſer Umſtand wahrſcheinlich zu der Sage Gelegenheit, es ſeyen noch drei Köpfe des ächten Originals übrig geblieben.

Seit jener Zeit iſt, nach mancher Berathſchlagung, nichts geſchehen; und was hätte man denn an einem dreihundertjährigen Leichnam noch einbalſamiren ſollen? Im Jahre 1796 überſtieg das franzöſiſche Heer ſiegreich die Alpen; der General Bonaparte führte ſie an. Jung, ruhmbegierig und Gerühmtes aufſuchend, ward er vom Namen Leonardo's an den Ort gezogen, der uns nun ſo lange feſthält. Er verordnete gleich, daß hier keine Kriegswohnung ſeyn, noch anderer Schaden geſchehen ſolle, unterſchrieb die Ordre auf dem Knie, ehe er zu Pferde ſtieg. Kurz darauf mißachtete dieſe Befehle ein anderer General, ließ die Thüre einſchlagen und verwandelte den Saal in Stallung.

Der Aufputz des Mazza hatte ſchon ſeine Lebhaftigkeit verloren, und der Pferdebrudel, der nunmehr, ſchlimmer als der Speiſedampf von mönchiſcher Anrichte, anhaltend die Wände beſchlug, erzeugte neuen Moder über dem Bilde, ja die Feuchtigkeit ſammelte ſich ſo ſtark, daß ſie freifenweiſe herunterlief und ihren Weg mit weißer Spur bezeichnete. Nachher iſt dieſer Saal bald zum Heumagazin, bald zu andern immer militäriſchen Bedürfniſſen mißbraucht worden.

Endlich gelang es der Adminiſtration den Ort zu ſchließen, ja zu vermauern, ſo daß eine ganze Zeit lang diejenigen die das Abendmahl ſehen wollten, auf einer Sproſſenleiter von der außerhalb zugänglichen Kanzel herabſteigen mußten, von wo ſonſt der Vorleſer die Speiſenden erbaute.

Im Jahre 1800 trat die große Ueberſchwemmung ein, verbreitete ſich, verſumpfte den Saal und vermehrte höchlich die Feuchtigkeit; hierauf ward 1801, auf Boſſi's Veranlaſſung, der ſich hierzu als Secretär der Akademie berechtigt fand, eine Thüre eingeſetzt, und der Verwaltungsrath verſprach fernere Sorgfalt. Endlich verordnete 1807 der Vicekönig von Italien, dieſer Ort ſolle wiederhergeſtellt und zu Ehren gebracht werden. Man ſetzte Fenſter ein, und einen Theil des Bodens, errichtete Gerüſte, um zu unterſuchen, ob ſich noch etwas thun laſſe. Man verlegte die Thüre an die Seite, und ſeit der Zeit findet man keine merkliche Veränderung, obgleich das Bild dem genauern Beobachter, nach Beſchaffenheit der Atmoſphäre, mehr oder weniger getrübt erſcheint. Möge, da das Werk ſelbſt ſo gut als verloren iſt, ſeine Spur, zum traurigen, aber frommen Andenken künftigen Zeiten aufbewahrt bleiben!

Copien überhaupt.

Ehe wir nun an die Nachbildungen unseres Gemäldes, deren man fast dreißig zählt, gelangen, müssen wir von Copien überhaupt einige Erwähnung thun. Sie kamen nicht in Gebrauch als bis jedermann gestand, die Kunst habe ihren höchsten Gipfel erreicht, da denn geringere Talente, die Werke der größten Meister schauend, an eigener Kraft, nach der Natur oder aus der Idee ähnliches hervorzubringen verzweifelten, womit denn die Kunst, welche sich nun als Handwerk abschloß, anfing ihre eigenen Geschöpfe zu wiederholen. Diese Unfähigkeit der meisten Künstler blieb den Liebhabern nicht verborgen, die, weil sie sich nicht immer an die ersten Meister wenden konnten, geringere Talente aufriefen und bezahlten, da sie denn, um nicht etwas ganz Ungeschicktes zu erhalten, lieber Nachahmungen von anerkannten Werken bestellten, um doch einigermaßen gut bedient zu seyn. Nun begünstigten das neue Verfahren sowohl Eigenthümer als Künstler durch Kargheit und Uebereilung, und die Kunst erniedrigte sich vorsätzlich, aus Grundsatz zu copiren.

Im fünfzehnten Jahrhundert und im vorhergehenden hatten die Künstler von sich selbst und von der Kunst einen hohen Begriff, und bequemten sich nicht leicht Erfindungen anderer zu wiederholen; deßwegen sieht man aus jener Zeit keine eigentlichen Copien — ein Umstand, den ein Freund der Kunstgeschichte wohl beachten wird. Geringere Künste bedienten sich wohl zu kleineren Arbeiten höherer Vorbilder, wie bei Niello und andern Schmelzarbeiten geschah; und wenn ja aus religiösen oder sonstigen Beweggründen eine Wiederholung verlangt wurde, so begnügte man sich mit ungenauer Nachahmung, welche nur ungefähr Bewegung und Handlung des Originals ausdrückte, ohne daß man auf Form und Farbe scharf gesehen hätte. Deßhalb findet man in den reichsten Galerien keine Copie vor dem sechzehnten Jahrhundert.

Nun kam aber die Zeit, wo durch wenige außerordentliche Männer — unter welche unser Leonardo ohne Widerrede gezählt und als der früheste betrachtet wird — die Kunst in jedem ihrer Theile zur Vollkommenheit gelangte; man lernte besser sehen und urtheilen, und nun war das Verlangen um Nachbildungen trefflicher Werke nicht schwer zu befriedigen, besonders in solchen Schulen, wohin sich viele Schüler drängten und die Werke des Meisters sehr gesucht waren. Und doch beschränkte sich zu jener

Zeit dieß Verlangen auf kleinere Werke, die man mit dem Original leicht zusammenhalten und beurtheilen kann. Bei großen Arbeiten verhielt es sich ganz anders damals wie nachher, weil das Original sich mit den Copien nicht vergleichen läßt, auch solche Bestellungen selten sind. Also begnügte sich nun die Kunst so wie der Liebhaber mit Nachahmungen im kleinen, wo man dem Copirenden viel Freiheit ließ, und die Folgen dieser Willkür zeigten sich übermäßig in den wenigen Fällen, wo man Abbildungen im Großen verlangte, welche fast immer Copien von Copien waren, und zwar gefertigt nach Copien im kleineren Maßstab, fern von dem Original ausgeführt, oft sogar nach bloßen Zeichnungen, ja vielleicht aus dem Gedächtniß. Nun mehrten sich die Dutzendmaler, und arbeiteten um die geringsten Preise: man prunkte mit der Malerei, der Geschmack verfiel; Copien mehrten sich, und verfinsterten die Wände der Vorzimmer und Treppen; hungrige Anfänger lebten von geringem Solde, indem sie die wichtigsten Werke in jedem Maßstab wiederholten, ja viele Maler brachten ganz ihr Leben bloß mit Copiren zu; aber auch da sah man in jeder Copie einige Abweichung, sey's Einfall des Bestellers, Grille des Malers, und vielleicht Anmaßung man welle Original seyn.

Hierzu trat noch die Forderung gewirkter Tapeten, wo die Malerei nicht würdig als durch Gold bereichert scheinen wollte, und man die herrlichsten Bilder, weil sie ernst und einfach waren, für mager und armselig hielt; deßwegen der Copist Baulichkeiten und Landschaften im Grunde anbrachte, Zierrathen an den Kleidern, goldene Strahlen oder Kronen um die Häupter, ferner wunderlich gestaltete Kinder, Thiere, Chimären, Grotesken und andere Thorheiten. Oft auch kam wohl der Fall vor, daß ein Künstler, der sich eigene Erfindung zutraute, nach dem Willen eines Bestellers, der seine Fähigkeiten nicht zu schätzen wußte, ein fremdes Werk zu copiren den Auftrag erhielt, und indem er es mit Widerwillen that, doch auch hie und da als Original erscheinen wollte, und nun veränderte oder hinzufügte, wie es Kenntniß, vielleicht auch Eitelkeit eingab. Dergleichen geschah auch wohl wie es Zeit und Ort verlangten. Man bediente sich mancher Figuren zu ganz anderem Zweck, als sie der erste Urheber bestimmt hatte. Weltliche Gegenstände wurden durch einige Zuthaten in geistliche verwandelt; heidnische Götter und Helden mußten sich bequemen Märtyrer und Evangelisten zu seyn. Oft auch hatte der Künstler zu eigner Belehrung und Uebung irgend eine Figur aus einem berühmten

Werk copirt, und setzte nun etwas von seiner Erfindung hinzu, um ein verkäufliches Bild daraus zu machen. Zuletzt darf man auch wohl der Entdeckung und dem Mißbrauch der Kupferstiche einen Theil des Kunstverderbens zuschreiben, welche den Dutzendmalern fremde Erfindungen häufig zubrachten, so daß niemand mehr studirte, und die Malerei zuletzt so weit verfiel, daß sie mit mechanischen Arbeiten vermischt ward. Waren doch die Kupferstiche selbst schon von den Originalen verschieden, und wer sie copirte vervielfachte, die Veränderung nach eigener und fremder Ueberzeugung oder Grille. Eben so ging es mit den Zeichnungen: die Künstler entwarfen sich die merkwürdigsten Gegenstände in Rom und Florenz, um sie, nach Hause gelangt, willkürlich zu wiederholen.

Copien des Abendmahls.

Hiernach läßt sich nun gar wohl urtheilen was mehr oder weniger von den Copien des Abendmahls zu erwarten sey, obgleich die frühesten gleichzeitig gefertigt wurden; denn das Werk machte großes Aufsehen, und andere Klöster verlangten eben dergleichen.

Unter den vielen von dem Verfasser aufgeführten Copien beschäftigen uns hier nur drei, indem die zu Weimar befindlichen Durchzeichnungen von ihnen abgenommen sind; doch liegt diesen eine vierte zum Grund, von welcher wir also zuerst sprechen müssen.

Marcus d'Oggiono, ein Schüler Leonardo's da Vinci, ohne weitumgreifendes Talent, erwarb sich doch das Verdienst seiner Schule, vorzüglich in den Köpfen, ob er sich schon auch hier nicht immer gleich bleibt. Er arbeitete ungefähr 1510 eine Copie im Kleinen, um sie nachher im Großen zu benutzen. Sie war, herkömmlicher Weise, nicht ganz genau, er legte sie aber zum Grunde einer größern Copie, die sich an der Wand des nun aufgehobenen Klosters zu Castelazzo befindet, gleichfalls im Speisesaal der ehemaligen Mönche. Alles daran ist sorgfältig gearbeitet, doch herrscht in den Beiwerken die gewöhnliche Willkür. Und obgleich Bossi nicht viel Gutes davon sagen mochte, so läugnet er doch nicht, daß es ein bedeutendes Monument, auch der Charakter mehrerer Köpfe, wo der Ausdruck nicht übertrieben worden, zu loben sey. Bossi hat sie durchgezeichnet, und wir werden bei Vergleichung der drei Copien aus eigenem Anschauen darüber urtheilen können.

Eine zweite Copie, deren durchgezeichnete Köpfe wir ebenfalls vor

uns haben, findet sich in Fresco auf der Wand zu Ponte Capriasca; sie wird in das Jahr 1565 gesetzt, und dem Peter Lovino zugeschrieben. Ihre Verdienste lernen wir in der Folge kennen; sie hat das Eigene, daß die Namen der Figuren hinzugeschrieben worden, welche Vorsicht uns zu einer sichern Charakteristik der verschiedenen Physiognomien verhilft.

Das allmählige Verderbniß des Originals haben wir leider umständlich genug aufgeführt, und es stand schon sehr schlimm um dasselbe, als 1612 Cardinal Friedrich Borromeo, ein eifriger Kunstfreund, den völligen Verlust des Werkes zu verhüten trachtete und einem Mailänder Andreas Bianchi, zugenannt Bespino, den Auftrag gab eine Copie in wirklicher Größe zu fertigen. Dieser Künstler versuchte sich anfangs nur an einigen Köpfen; diese gelangen, er ging weiter, und copirte die sämmtlichen Figuren, aber einzeln, die er denn zuletzt mit möglichster Sorgfalt zusammenfügte; das Bild findet sich noch gegenwärtig in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, und liegt der neuesten von Bossi verfertigten Copie hauptsächlich zum Grund. Diese aber ward auf folgende Veranlassung gefertigt.

Neueste Copie.

Das Königreich Italien war ausgesprochen, und Prinz Eugen wollte den Anfang seiner Regentschaft, nach dem Beispiel Ludwigs Sforza, durch Begünstigung der Künste verherrlichen. Ludwig hatte die Darstellung des Abendmahls dem Leonardo aufgetragen: Eugen beschloß das durch dreihundert Jahre durch verdorbene Bild so viel als möglich in einem neuen Gemälde wiederherzustellen; dieses aber sollte, damit es unvergänglich bliebe, in Mosaik gesetzt werden, wozu die Vorbereitung in einer schon vorhandenen großen Anstalt gegeben war.

Bossi erhält sogleich den Auftrag und beginnt Anfangs Mai 1807. Er findet räthlich einen Carton in gleicher Größe zu fertigen, nimmt seine Jugendstudien wieder auf und wendet sich ganz zu Leonardo, beachtet dessen Kunstnachlaß und Schriften, besonders letztere, weil er überzeugt ist, ein Mann, der so vortreffliche Werke hervorgebracht, müsse nach den entschiedensten und vortheilhaftesten Grundsätzen gehandelt haben. Er hatte die Köpfe der Copie von Ponte Capriasca und einige andere Theile derselben nachgezeichnet, ferner die Köpfe und Hände der Copie von Castelazzo und

der von Bianchi. Nun zeichnet er alles nach was von Vinci selbst, ja sogar was von einigen Zeitgenossen herstammt. Ferner sieht er sich nach allen vorhandenen Copien um, deren er siebenundzwanzig näher oder ferner kennen lernt; Zeichnungen, Manuscripte von Vinci werden ihm von allen Seiten freundlichst mitgetheilt.

Bei der Ausführung seines Cartons hält er sich zunächst an die Copie der Ambrosiana, sie allein ist so groß wie das Original: Bianchi hatte durch Fadennetze und durchscheinend Papier eine genaueste Nachbildung zu geben gesucht und unabläßig unmittelbar in Gegenwart des Originals gearbeitet, welches, obgleich schon sehr beschädigt, doch noch nicht übermalt war.

Ende Octobers 1807 ist der Carton fertig, Leinewand an Einem Stück gleichmäßig gegründet, alsobald auch das Ganze aufgezeichnet. Sogleich, um einigermaßen seine Tinten zu reguliren, malte Bossi das Wenige von Himmel und Landschaft, das wegen der Höhe und Reinheit der Farben im Original noch frisch und glänzend geblieben. Er untermalt hierauf die Köpfe Christi und der drei Apostel zu dessen Linken; und was die Gewänder betrifft, malte er diejenigen zuerst, über deren Farben er schneller gewiß geworden, um fortan, nach den Grundsätzen des Meisters und eigenem Geschmack, die übrigen auszuwählen. So deckte er die ganze Leinewand, von sorgfältigem Nachdenken geleitet, und hielt seine Farben gleich hoch und kräftig.

Leider überfiel ihn an diesem feuchten und verödeten Ort eine Krankheit, die ihn seine Bemühungen einzustellen nöthigte; allein er benutzte diesen Zwischenraum, Zeichnungen, Kupferstiche, schriftliche Aufsätze zu ordnen, theils auf das Abendmahl selbst, theils auf andere Werke des Meisters bezüglich; zugleich begünstigte ihn das Glück, das ihm eine Sammlung Handzeichnungen zuführte, welche, sich vom Cardinal Cäsar Monti herschreibend, unter andern Kostbarkeiten auch treffliche Sachen von Leonardo selbst enthält. Er studirte sogar die mit Leonardo gleichzeitigen Schriftsteller, um ihre Meinungen und Wünsche zu benutzen, und blickte auf das was ihn fördern konnte, nach allen Seiten umher. So benutzte er seinen krankhaften Zustand und gelangte endlich wieder zu Kräften, um aufs neue ans Werk zu gehen.

Kein Künstler und Kunstfreund läßt die Rechenschaft ungelesen, wie er im Einzelnen verfahren, wie er die Charaktere der Gesichter, deren

Ausdruck, ja die Bewegung der Hände durchgedacht, wie er sie hergestellt. Eben so bedenkt er das Tischgeräthe, das Zimmer, den Grund, und zeigt, daß er über keinen Theil sich ohne die triftigsten Gründe entschieden. Welche Mühe giebt er sich nicht, um unter dem Tisch die Füße gesetzmäßig herzustellen, da diese Region in dem Original längst zerstört, in den Copien nachlässig behandelt war.

Bis hierher haben wir von dem Werke des Ritters Bossi im allgemeinen Nachricht, im einzelnen Uebersetzung und Auszug gegeben; seine Darstellung nahmen wir dankbar auf, theilten seine Ueberzeugung, ließen seine Meinung gelten, und wenn wir etwas einschalteten, so war es gleichstimmig mit seinem Vortrag; nun aber, da von Grundsätzen die Rede ist, denen er bei Bearbeitung seiner Copie gefolgt, von dem Wege, den er genommen sind wir veranlaßt einigermaßen von ihm abzuweichen. Auch finden wir, daß er manche Anfechtung erlitten, daß Gegner ihn streng behandelt, Freunde sogar ihm abgestimmt, wodurch wir wenigstens in Zweifel gesetzt werden, ob wir denn alles billigen sollen, was er gethan. Da er jedoch, schon von uns abgeschieden, sich nicht mehr vertheidigen, nicht mehr seine Gründe verfechten mag, so ist es unsere Pflicht, ihn, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch möglichst zu entschuldigen, indem wir das was ihm zur Last gelegt wird, den Umständen, unter welchen er gearbeitet, aufbürden, und darzuthun suchen, daß ihm Urtheil und Handlung mehr aufgenöthigt worden, als daß sie sich aus ihm selbst entwickelt hätten.

Kunstunternehmungen dieser Art, welche in die Augen fallen, Aufsehen, ja Staunen erregen sollen, werden gewöhnlich ins Kolossale geführt. So überschritt schon bei Darstellung des Abendmahls Leonardo die menschliche Größe um eine völlige Hälfte; die Figuren waren auf neun Fuß berechnet, und obgleich zwölf Personen sitzen, oder sich doch hinter dem Tisch befinden, daher als Halbfiguren anzusehen sind, auch nur eine und zwar gebückt steht, so muß doch das Bild, selbst in ansehnlicher Ferne, von ungeheurer Wirkung gewesen seyn. Diese wollte man, wenn auch nicht im besondern charakteristisch zart, doch im allgemeinen kräftig wirksam wieder hervorbringen.

Für die Menge war ein Ungeheures angekündigt: ein Bild von

gemacht, und müſſen auf die Ferne tüchtig wirken. Boſſi fand ſie vor ſich; die Arbeit der Vergrößerung, die er nach kleinen Copien mit eigener Gefahr hätte unternehmen müſſen, war gethan: warum ſollte er ſich nicht dabei beruhigen? Er hatte, als ein Mann von lebhaftem Charakter, ſich für das, was ihm oblag, entſchieden, was zur Seite ſtand oder gar ſich entgegenſetzte, völlig abgewieſen; daher ſeine Ungerechtigkeit gegen die Copie von Caſtellazzo und ein feſtes Zutrauen auf Grundſätze, die er ſich aus den Werken und Schriften des Meiſters gebildet hatte. Hierüber gerieth er mit Graf Berri in öffentlichen Widerſtreit, mit ſeinen beſten Freunden, wo nicht in Uneinigkeit, doch in Zwieſpalt.

Blick auf Leonardo.

Ehe wir aber weiter gehen, haben wir von Leonardo's Perſönlichkeit und Talenten einiges nachzuholen. Die mannichfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgeſtattet, concentrirten ſich vorzüglich im Auge; deßhalb er denn, obgleich zu allem fähig, als Maler am entſchiedenſten groß erſchien. Regelmäßig, ſchön gebildet, ſtand er als ein Muſtermenſch der Menſchheit gegenüber, und wie des Auges Faſſungskraft und Klarheit dem Verſtande eigentlichſt angehört, ſo war Klarheit und Verſtändigkeit unſerm Künſtler vollkommen zu eigen; nicht verließ er ſich auf den innern Antrieb ſeines angeborenen, unſchätzbaren Talentes, kein willkürlicher, zufälliger Strich ſollte gelten, alles mußte bedacht und überdacht werden. Von der reinen erforſchten Proportion an bis zu den ſeltſamſten, aus widerſprechenden Gebilden zuſammengehäuften Ungeheuern ſollte alles zugleich natürlich und rationell ſeyn.

Dieſer ſcharfen, verſtändigen Weltanſchauung verdanken wir auch die große Ausführlichkeit, womit er verwickelter Erdenbegegniſſe heftigſte Bewegung mit Worten vorzuführen weiß, eben als wenn es Gemälde werden könnten. Man leſe die Beſchreibung der Schlacht, des Ungewitters, und man wird nicht leicht genauere Darſtellungen gefunden haben, die zwar nicht gemalt werden können, aber dem Maler andeuten, was man von ihm fordern dürfte.

Und ſo ſehen wir aus ſeinem ſchriftlichen Nachlaß, wie das zarte ruhige Gemüth unſeres Leonardo geneigt war die mannichfaltigſten und bewegteſten Erſcheinungen in ſich aufzunehmen. Seine Lehre dringt zuerſt auf allgemeine Wohlgeſtalt, ſodann aber auch zugleich auf ſorgfältiges

Zwei Gegner ſind es, die ſich boren,
Die Arianer und Orthodoxen.
Durch viele Saecla daſſelbe geſchicht,
Es dauert bis an das jüngſte Gericht.

Mit Kirchengeſchichte was hab' ich zu ſchaffen?
Ich ſehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Chriſten ſteht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erſcheinen.

Ich hätt' auch können Gemeinde ſagen,
Eben ſo wenig wäre zu erfragen.

Glaubt nicht, daß ich faſele, daß ich dichte,
Seht hin und findet nur andre Geſtalt!
Es iſt die ganze Kirchengeſchichte
Miſchmaſch von Irrthum und von Gewalt.

Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen, wir glauben auch wie ihr;
Der Forſcher läßt ſich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt — und mir.

Ein Sadducäer will ich bleiben! —
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Daß von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre doch nur der alte Patſch,
Droben gäb's nur verklärten Klatſch.

Beachten aller Abweichungen bis ins Häßlichſte; die ſichtbare Umwandelung des Kindes bis zum Greis auf allen Stufen, beſonders aber die Ausdrücke der Leidenſchaft, von Freude zur Wuth, ſollen flüchtig, wie ſie im Leben vorkommen, aufgezeichnet werden. Will man in der Folge von einer ſolchen Abbildung Gebrauch machen, ſo ſoll man in der Wirklichkeit eine annähernde Geſtalt ſuchen, ſie in dieſelbe Stellung ſetzen, und mit obwaltendem allgemeinem Begriff genau nach dem Leben verfahren. Man ſieht leicht ein, daß, ſo viel Vorzüge auch dieſe Methode haben mag, ſie doch nur vom allergrößten Talente ausgeübt werden kann; denn da der Künſtler vom Individuellen ausgeht und zu dem Allgemeinen hinanſteigt, ſo wird er immer, beſonders wenn mehrere Figuren zuſammenwirken, eine ſchwer zu löſende Aufgabe vor ſich finden.

Betrachte man das Abendmahl, wo Leonardo dreizehn Perſonen, vom Jüngling bis zum Greiſe, dargeſtellt hat. Einen ruhig ergeben, einen erſchreckt, eilf durch den Gedanken eines Familienverraths an- und aufgeregt. Hier ſieht man das ſanfteſte, ſittlichſte Betragen bis zu den heftigſten leidenſchaftlichen Aeußerungen. Sollte nun alles dieſes aus der Natur genommen werden, welches gelegentliche Aufmerken, welche Zeit war nicht erforderlich, um ſo viel Einzelnes aufzutreiben und ins Ganze zu verarbeiten! Daher iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß er ſechzehn Jahre an dem Werke gearbeitet, und doch weder mit dem Verräther, noch mit dem Gottmenſchen fertig werden können, und zwar weil beides nur Begriffe ſind, die nicht mit den Augen geſchaut werden.

Zur Sache!

Ueberlegen wir nun das Vorgeſagte, daß das Bild nur durch eine Art von Kunſtwunder ſeiner Vollendung nahe gebracht werden konnte, daß, nach der beſchriebenen Behandlungsart, immer in manchen Köpfen etwas Problematiſches blieb, welches durch jede Copie, auch durch die genaueſte, nur problematiſcher werden mußte, ſo ſehen wir uns in einem Labyrinth, in welchem uns die vorliegenden Durchzeichnungen wohl erleuchten, nicht aber aus demſelben völlig erlöſen können.

Zuerſt alſo müſſen wir geſtehen, daß uns jene Abhandlung, wodurch Boſſi die Copien durchaus verdächtig zu machen ſucht, ihre hiſtoriſche Richtigkeit unangetaſtet, zu dem redneriſchen Zweck geſchrieben zu ſeyn ſcheint, die Copie von Caſtellazzo herunter zu ſetzen, die, ob ſie gleich

viele Mängel haben mag, doch in Abſicht der Köpfe, welche vor uns liegen, gegen die von Beſpino, deren allgemeinen Charakter wir oben ausgeſprochen, entſchiedene Vorzüge hat. In den Köpfen des Marcus d'Oggiono iſt offenbar die erſte Intention des Vinci zu ſpüren, ja Leonardo könnte ſelbſt daran Theil genommen und den Kopf Chriſti mit eigener Hand gemalt haben. Sollte er da nicht zugleich auf die übrigen Köpfe, wo nicht auf das Ganze, lehrenden und leitenden Einfluß verbreiten! Durften auch die Dominicaner zu Mailand ſo unfreundlich ſeyn, den weitern Kunſtgebrauch des Werkes zu unterſagen, ſo fand ſich in der Schule ſelbſt ſo mancher Entwurf, Zeichnung und Carton, womit Leonardo, der ſeinen Schülern nichts vorenthielt, einem begünſtigten Lehrling, welcher unſern der Stadt eine Nachbildung des Gemäldes ſorgfältig unternahm, gar wohl aushelfen konnte.

Von dem Verhältniß beider Copien — das Verdienſt der dritten iſt nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geiſt zu ſtellen — hier nur mit wenigem das Nöthigſte, das Entſchiedenſte, bis wir vielleicht ſo glücklich ſind Nachbildungen dieſer intereſſanten Blätter Freunden der Kunſt vorzulegen.

Vergleichung.

St. Bartholomäus, männlicher Jüngling, ſcharf Profil, zuſammengefaßtes, reines Geſicht, Augenlied und Braue niedergedrückt, den Mund geſchloſſen, als wie mit Verdacht horchend, ein vollkommen in ſich ſelbſt umſchriebener Charakter. Bei Beſpino keine Spur von individueller, charakteriſtiſcher Geſichtsbildung, ein allgemeines Zeichenbuchsgeſicht, mit eröffnetem Munde horchend. Boſſi hat dieſe Lippenöffnung gebilligt und beibehalten, wozu wir unſere Einſtimmung nicht geben könnten.

St. Jacobus, der jüngere, gleichfalls Profil, die Verwandtſchaftsähnlichkeit mit Chriſto unverkennbar, erhält durch vorgeſchobene, leicht geöffnete Lippen etwas Individuelles, das jene Aehnlichkeit wieder aufhebt. Bei Beſpino nahezu ein allgemeines, akademiſches Chriſtusgeſicht, der Mund eher zum Staunen, als zum Fragen geöffnet. Unſere Behauptung, daß Bartholomäus den Mund ſchließen müſſe, wird dadurch beſtätigt, daß der Nachbar den Mund geöffnet hält; eine ſolche Wiederholung würde ſich Leonardo nie erlaubt haben, vielmehr hat der nachfolgende

St. Andreas den Mund gleichfalls geſchloſſen. Er drückt, nach

Art älterer Personen, die Unterlippe mehr gegen die Oberlippe. Dieser Kopf hat in der Copie von Marcus etwas Eigenes, mit Worten nicht Auszusprechendes; die Augen in sich gekehrt, der Mund, obgleich geschlossen, doch naiv. Der Umriß der linken Seite gegen den Grund macht eine schöne Silhouette; man sieht von jenseitiger Stirne, von Auge, Nasenfläche, Bart so viel, daß der Kopf sich rundet, und ein eigenes Leben gewinnt; dahingegen Bespino das linke Auge völlig unterdrückt, doch aber von der linken Stirn- und Bartseite noch so viel sehen läßt, daß ein derber kühner Ausdruck bei aufwärts gehobenem Gesichte entspringt, welcher zwar ansprechend ist, aber mehr zu geballten Fäusten, als zu vorgewiesenen flachen Händen passen würde.

Judas verschlossen, erschrocken, ängstlich auf und rückwärts sehend, das Profil ausgezackt, nicht übertrieben, keineswegs häßliche Bildung; wie denn der gute Geschmack in der Nähe so reiner und redlicher Menschen kein eigentliches Ungeheuer dulden könnte. Bespino dagegen hat wirklich ein solches dargestellt, und man kann nicht läugnen, daß, abgesondert genommen, dieser Kopf viel Verdienst hat; er drückt eine boshaft kühne Schadenfreude lebhaft aus, und würde unter dem Pöbel der über ein Ecce Homo jubelt, und „Kreuzige! kreuzige!“ ruft, sich vortrefflich hervorheben. Auch für einen Mephistopheles im teuflischsten Augenblick müßte man ihn gelten lassen. Aber von Erschrecken und Furcht, mit Verstellung, Gleichgültigkeit und Verachtung verbunden, ist keine Spur, die borstigen Haare passen gut zum Ganzen, ihre Uebertriebenheit jedoch kann nur neben Kraft und Gewaltsamkeit der übrigen Bespinischen Köpfe bestehen.

St. Petrus, sehr problematische Züge. Schon bei Marcus ist es bloß schmerzlicher Ausdruck; von Zorn aber und Bedräuung kann man nichts darin sehen; etwas Aengstliches ist gleichfalls ausgedrückt, und hier mag Leonardo selbst mit sich nicht ganz einig gewesen seyn, denn herzliche Theilnahme an einem geliebten Meister und Bedrohung des Verräthers sind wohl schwerlich in Einem Gesichte zu vereinigen. Indessen will Cardinal Borromeo zu seiner Zeit dieses Wunder gesehen haben. So gut seine Worte auch klingen, haben wir Ursache zu glauben, daß der kunstliebende Cardinal mehr seine Empfindung, als das Bild ausgesprochen; denn wir wüßten sonst unsern Bespino nicht zu vertheidigen, dessen Petrus einen unangenehmen Ausdruck hat. Er sieht aus wie ein harter Capuziner, dessen Fastenpredigt die Sünder aufregen soll. Wunderlich, daß Bespino

ihm sträubige Haare gegeben hat, da der Petrus des Marcus ein schön kurz gelocktes Kräuselhaupt darstellt.

St. Johannes ist von Marcus ganz in Vinci'schem Sinne gebildet: das schöne rundliche, sich aber doch nach dem Länglichen ziehende Gesicht, die vom Scheitel an schlichten, unterwärts aber sanft sich kräuselnden Haare, vorzüglich wo sie sich an Petrus' eindringende Hand anschmiegen, sind allerliebst. Was man vom Schwarzen des Auges sieht, ist von Petrus abgekehrt — eine unendlich feine Bemerkung, indem wer mit innigstem Gefühl seinem heimlich sprechenden Seitenmanne zuhört, den Blick von ihm abwendet. Bei Bespino ist es ein behaglicher, ruhender, beinahe schlafender, keine Spur von Theilnahme zeigender Jüngling.

Wir wenden uns nun auf Christi linke Seite, um von dem Bilde des Erlösers selbst erst am Schlusse zu reden.

St. Thomas' Kopf und rechte Hand, deren aufgehobener Zeigefinger etwas gegen die Stirne gebogen ist, um Nachdenken anzudeuten. Diese dem Argwöhnischen und Zweifelnden so wohl anstehende Bewegung hat man bisher verkannt, und einen bedenklichen Jünger als drohend angesprochen. In Bespino's Copie ist er gleichfalls nachdenklich genug; da aber der Künstler wieder das fliehende rechte Auge weggelassen, so entsteht ein perpendiculares, gleichförmiges Profil, worin von dem Vorgeschobenen, Aufspürenden der ältern Copie nichts mehr zu sehen ist.

St. Jacob, der ältere. Die heftigste Gesichtsbewegung, der aufgesperrteste Mund, Entsetzen im Auge, ein originelles Wagestück Leonardo's; doch haben wir Ursache zu glauben, daß auch dieser Kopf dem Marcus vorzüglich gerathen sey. Die Durchzeichnung ist vortrefflich, in der Copie des Bespino dagegen alles verloren: Stellung, Haltung, Miene, alles ist verschwunden, und in eine gewisse gleichgültige Allgemeinheit aufgelöst.

St. Philipp, liebenswürdig unschätzbar, gleicht vollkommen den Raphael'schen Jünglingen, die sich auf der linken Seite der Schule von Athen um Bramante versammeln. Bespino hat aber unglücklicherweise das rechte Auge abermals unterrückt, und da er nicht verläugnen konnte, hier liege etwas mehr als Profil zum Grunde, einen zweideutigen, wunderlich übergebogenen Kopf hervorgebracht.

St. Matthäus, jung, argloser Natur, mit krausem Haar, ein ängstlicher Ausdruck in dem wenig geöffneten Munde, in welchem die sichtbaren Zähne eine Art leisen Grimmes aussprechen, zu der heftigen

Bewegung der Figur passend. Von allem diesem ist bei Bespino nichts übrig geblieben; starr und geistlos blickt er vor sich hin; niemand ahnt auch nur im mindesten die heftige Körperbewegung.

St. Thaddäus des Marcus ist gleichfalls ein ganz unschätzbarer Kopf; Aengstlichkeit, Verdacht, Verdruß kündigt sich in allen Zügen. Die Einheit dieser Gesichtsbewegung ist ganz köstlich, paßt vollkommen zu der Bewegung der Hände, die wir ausgelegt haben. Bei Bespino ist alles abermals ins Allgemeine gezogen; auch hat er den Kopf dadurch undeutender gemacht, daß er ihn zu sehr nach dem Zuschauer wendet, anstatt daß bei Marcus die linke Seite kaum den vierten Theil beträgt, wodurch das Argwöhnische, Scheelsehende gar köstlich ausgedrückt wird.

St. Simon, der ältere, ganz im Profil, dem gleichfalls reinen Profil des jungen Matthäus entgegenstellt. An ihm ist die vorgeworfene Unterlippe, welche Leonardo bei alten Gesichtern so sehr liebte, am übertriebensten, thut aber, mit der ernsten, überhangenden Stirn, die vortrefflichste Wirkung von Verdruß und Nachdenken, welches der leidenschaftlichen Bewegung des jungen Matthäus scharf entgegengesetzt. Bei Bespino ist es ein abgelebter, gutmüthiger Greis, der auch an dem wichtigsten, in seiner Gegenwart sich ereignenden Vorfall keinen Antheil mehr zu nehmen im Stande ist.

Nachdem wir nun dergestalt die Apostel beleuchtet, wenden wir uns zur Gestalt Christi selbst. Hier begegnet uns abermals die Legende, daß Leonardo weder Christus noch Judas zu endigen gewußt, welches wir gerne glauben, da nach seinem Verfahren es unmöglich war an diese beiden Enden der Darstellung die letzte Hand zu legen. Schlimm genug also mag es im Original, nach allen Verfinsterungen, welche dasselbe durchaus erleiden müssen, mit Christi nur angelegter Physiognomie ausgesehen haben. Wie wenig Bespino vorfand, läßt sich daraus schließen, daß er einen kolossalen Christuskopf, ganz gegen den Sinn Vinci's, aufstellte, ohne auch nur im mindesten auf die Neigung des Hauptes zu achten, die nothwendig mit der des Johannes zu parallelisiren war. Vom Ausdruck wollen wir nichts sagen; die Züge sind regelmäßig, gutmüthig, verständig, wie wir sie an Christo zu sehen gewohnt sind, aber auch ohne die mindeste Sensibilität, daß wir beinahe nicht wüßten, zu welcher Geschichte des neuen Testaments dieser Kopf willkommen seyn könnte.

Hier tritt nun aber zu unserm Vortheil der Fall ein, daß Kenner

behaupten, Leonardo habe den Kopf des Heilandes in Castellazzo selbst gemalt, und innerhalb einer fremden Arbeit dasjenige gewagt, was er bei seinem eigenen Hauptbilde nicht unternehmen wollen. Da wir das Original nicht vor Augen haben, so müssen wir von der Durchzeichnung sagen, daß sie völlig dem Begriff entspricht, den man sich von einem edlen Manne bildet, dem ein schmerzliches Seelenleiden die Brust beschwert, wovon er sich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern suchte, dadurch aber die Sache nicht besser, sondern schlimmer gemacht hat.

Durch diese vergleichenden Vorschritte haben wir uns denn dem Verfahren des außerordentlichen Künstlers, wie er solches in Schriften und Bildern umständlich und deutlich erklärt und bewiesen hat, genugsam genähert, und glücklicherweise finden wir noch eine Gelegenheit, einen ferneren Schritt zu thun. Auf der Ambrosianischen Bibliothek nämlich wird eine von Leonarde unwidersprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier mit wenig weiß und farbiger Kreide. Von dieser hat Ritter Bossi das genaueste Facsimile verfertigt, welches gleichfalls vor unsern Augen liegt. Ein edles Jünglingsangesicht, nach der Natur gezeichnet, offenbar in Rücksicht des Christuskopfes zum Abendmahl. Reine, regelmäßige Züge, das schlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite gesenkt, die Augen niedergeschlagen, den Mund halbgeöffnet, und die ganze Bildung durch einen leisen Zug des Kummers in die herrlichste Harmonie gebracht. Hier ist freilich nur der Mensch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne diese Zusage auszulöschen, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, ist eine Aufgabe, die auch selbst dem geistreichsten irdischen Pinsel schwer zu lösen seyn möchte. In dieser Jünglingsphysiognomie, welche zwischen Christus und Johannes schwebt, sehen wir den höchsten Versuch sich an der Natur festzuhalten, da wo vom Ueberirdischen die Rede ist.

Die ältere florentinische und sieneſische Schule entfernten sich von den trockenen Typen der byzantinischen Kunst dadurch, daß sie überall in ihren Bildern Porträte anbrachten. Dieß ließ sich nun sehr gut thun, weil bei den ruhigen Ereignissen ihrer Tafeln die theilnehmenden Personen gelassen bleiben konnten. Das Zusammenseyn heiliger Männer, Anhörung einer Predigt, Einsammeln von Almosen, Begräbniß eines verehrten Frommen fordert von dem Umstehenden nur solchen Ausdruck, der in jedes natürlich sinnliche Gesicht gar wohl zu legen ist; sobald nun aber Leonarde

Lebendigkeit, Bewegung, Leidenschaft forderte, zeigte sich die Schwierigkeit, besonders da nicht etwa ähnliche Personen neben einander stehen, sondern die entgegensetzesten Charaktere mit einander contrastiren sollten. Diese Aufgabe, welche Leonardo mit Worten so deutlich ausspricht und beinahe selbst unauflöslich findet, ist vielleicht Ursache, daß in der Folgezeit große Talente die Sache leichter machten, und zwischen der besondern Wirklichkeit und der ihnen eingeborenen allgemeinen Idee ihren Pinsel schweben ließen, und sich so von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde mit Freiheit bewegten.

Noch manches wäre zu sagen über die höchst verwickelte und zugleich höchst kunstgemäße Composition, über den Lokalbezug der Köpfe, Körper, Arme, Hände unter einander. Von den Händen besonders würden wir einiges zu sprechen das Recht haben, indem Durchzeichnungen nach der Copie des Bespino gleichfalls gegenwärtig sind. Wir schließen aber billig diese Verarbeit, weil wir vor allen Dingen die Bemerkungen der Transalpinischen Freunde abzuwarten haben. Denn diesen kommt allein das Recht zu, über manche Punkte zu entscheiden, da sie alle und jede Gegenstände, von denen wir nur durch Ueberlieferung sprechen, seit vielen Jahren selbst gekannt, sie noch vor Augen haben, nicht weniger den ganzen Hergang der neuesten Zeit persönlich mit erlebten. Außer dem Urtheil über die von uns angedeuteten Punkte werden sie uns gefällig Nachricht geben, in wie fern Bossi von den Köpfen der Copie zu Castellazzo doch noch Gebrauch gemacht? welches um so wahrscheinlicher ist, als dieselbe überhaupt viel gegolten, und das Kupfer von Morghen dadurch so großes Verdienst erhält, daß sie dabei sorgfältig benutzt worden.

Nun aber müssen wir noch, ehe wir scheiden, dankbarlich erkennen, daß unser mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenosse, den wir noch immer so gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Maler Müller bezeichnen, uns von Rom aus mit einem trefflichen Aufsatz über Bossi's Werk in den Heidelberger Jahrbüchern December 1816 beschenkt, der, unserer Arbeit in ihrem Laufe begegnend, dergestalt zu gute kam, daß wir uns an mehreren Stellen kürzer fassen konnten, und nunmehr auf jene Abhandlung hinweisen, wo unsere Leser mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit jenem geprüften Künstler und Kenner verwandt, ja übereinstimmend gesprochen haben. In Gefolg dessen machten wir uns zur Pflicht, hauptsächlich diejenigen Punkte hervorzuheben, welche

jener Kunſtkenner, nach Gelegenheit und Abſicht weniger, ausführlich behandelte.

Eben indem wir ſchließen, wird uns dargebracht: **Trattato della Pittura di Leonardo da Vinci; tratto da un Codice della Biblioteca Vaticana. Roma 1817.** Dieſer ſtarke Quartband enthält viele bisher unbekannte Capitel, woraus tiefe; neue Einſicht in Leonardo's Kunſt und Denkweiſe gar wohl zu hoffen iſt. Auch ſind zweiundzwanzig Kupfertafeln, klein Folio, beigelegt, Nachbildungen bedeutender, leichter Federzüge völlig nach Sinn und Art derjenigen, womit Leonardo gewöhnlich ſeine ſchriftlichen Aufſätze zu erläutern pflegte. Und ſo ſind wir denn verpflichtet bald wieder aufzunehmen, was wir niedergelegt haben, welches denn unter Beiſtand der höchſt gefälligen Mailändiſchen Kunſtfreunde uns und andern möge zu gute kommen!

Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper. By Goethe. Translated, and accompanied with an introduction. By Noehden. London 1821.

Herr Dr. Noehden, in Göttingen geboren und eine gelehrte Erziehung daſelbſt genieſſend, widmete ſich nachher in England dem Geſchäft einer Familienerziehung. Seine Lebensereigniſſe ſo wie ſeine Verdienſte ſind durch eine Biographie im 5. Bande der Zeitgenoſſen dem Vaterlande allgemein bekannt geworden, und iſt derſelbe gegenwärtig bei dem Brittiſchen Muſeum angeſtellt. Er verweilte den Winter von 1818—19 in Weimar, und gegenwärtige Schrift iſt als Denkmal ſeines Aufenthalts daſelbſt höchſt erfreulich; er erinnert ſich der ſeinen Verdienſten und Charakter angemeſſenen, zutrauensvollen, freundſchaftlichen Aufnahme, ſeines, obgleich leider nur vorübergehenden Einfluſſes in die dortigen Cirkel.

Seine gründlichen Sprachkenntniſſe ſind durchaus willkommen, und weil die Bemühung ſie zu erlangen den denkenden und forſchenden Mann zur allgemeinen Bildung treibt, muß eine vielſeitige Cultur daher entſtehen. Seine Bekanntſchaft mit Altem und Neuem, hiſtoriſche Kenntniſſe aller Art, die Einſicht in den Zuſtand von England gaben Stoff genug zu unterhaltenden Geſprächen; ſodann war ſeine Theilnahme an den ſchönen Künſten vorzüglich geeignet, um die Unterhaltung der Geſellſchaft zu beleben.

Denn überzeugt, daß Kunſtwerke die ſchönſte Unterlage geiſtreicher Geſpräche ſeyen, das Auge ergötzend, den Sinn auffordernd, iſt es in Weimar herkömmlich, Kupferſtiche und Zeichnungen vereinigten Freunden vorzulegen. In ſofern nun eine ſolche Sammlung nach Schulen geordnet iſt oder vielmehr nach wechſelſeitigem Einfluß der Meiſter und Mitſchüler, ſo iſt ſie deſto wirkſamer und gründet das Geſpräch, indem ſie es belebt. Gedachten Winter jedoch war die Betrachtung Leonardo's da Vinci an der

Tagesordnung, weil von Mailand bedeutende, auf diesen Künstler bezügliche Kunstschätze so eben anlangten, und der über das Abendmahl verfaßte Aufsatz Herrn Dr. Noehden mitgetheilt wurde. Daß er diese Arbeit billige, ließ sich bald bemerken, ja er bethätigte seine Theilnahme durch begonnene Uebersetzung.

Eine Reise nach Italien, wenn sie schon seine Gegenwart entzieht, wird einem so unterrichteten Manne sodann gern gegönnt; er benutzt sogleich in Mailand die Gelegenheit gedachtes Kunstwerk nochmals zu untersuchen. Nun aber giebt er, in vorausgesendeter Einleitung, Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande desselben, und erweitert unsere Kenntniß davon auf mancherlei Weise; das bisher Bekannte bestimmt er näher, berichtigt Erfahrung und Urtheil; ferner benachrichtigt er uns von einigen Copien und schätzt sie. Die von Castellazzo sah er nicht, jedoch die aus der Karthause von Pavia 1818 in London. Er gedenkt ferner der Tapete in St. Peter am Frohnleichnamstage aufgehängt, rühmt eine Originalskizze in der königlichen Sammlung, tadelt aber die Copie Rylands als höchst unvollkommen, und spricht auslangend von Kupferstichen nach dem merkwürdigen Bilde.

Auf diese Einleitung folgt die Uebersetzung selbst, mit Bedacht, Genauigkeit und doch mit Freiheit behandelt; Druck und Papier ist Englands werth, und es kommt dem Deutschen wunderlich vor, seine Gedanken so anständig vorgetragen zu sehen; freilich um hiezu zu gelangen, mußten sie übers Meer wandern und durch Freundes Vermittlung in einer fremden Sprache sich hervorthun.

Eine Miniaturnachbildung des kolossalen Gemäldes von Joseph Mochetti findet sich in den Prachtexemplaren dem Titel gegenüber, welchen als Vignette eine auf Seine des Großherzogs von Weimar königliche Hoheit in Mailand geprägte Medaille zum Andenken der Acquisition dortiger bedeutender Kunstschätze ziert. Die dem Ganzen vorausgeschickte Dedication an Ihro der Frau Erbgroßherzogin kaiserliche Hoheit ist sowohl für den Verfasser als für den hohen bedeutenden Kreis ein erfreuliches Denkmal.

Abschließen können wir nicht, ohne Herrn Dr. Noehden für eine freundlich fortgesetzte Theilnahme zu danken, wovon bei Gelegenheit einer Entwickelung des Triumphzugs von Mantegna nächstens umständlicher zu handeln seyn wird.

Sey nicht so heftig, sey nicht so dumm!
Da drüben bildet sich alles um.

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie ist zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben:
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den andern,
Und freilich auch dabei vertraun:
Gott werde wohl auf ihn niederschaun.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Niemand soll ins Kloster gehn,
Als er sey denn wohl versehn
Mit gehörigem Sünden-Vorrath;
Damit es ihm so früh als spat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen
Sich mit Reue durchzuquälen.

Laßt euch nur von Pfaffen sagen
Was die Kreuzigung eingetragen!
Niemand kommt zum höchsten Flor
Von Kranz und Orden,
Wenn einer nicht zuvor
Derb gedroschen worden.

Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna.

Erster Abschnitt. 1820.

Des Meisters Kunst im allgemeinsten.

An den Werken dieses außerordentlichen Künstlers, vorzüglich auch an dem Triumphzug Cäsars, einer Hauptarbeit, wovon wir näher zu handeln gedenken, glauben wir einen Widerstreit zu fühlen, welcher beim ersten Anblick nicht aufzulösen scheint.

Zuvörderst also werden wir gewahr, daß er nach dem strebt, was man Styl nennt, nach einer allgemeinen Norm der Gestalten: denn sind auch mitunter seine Proportionen zu lang, die Formen zu hager, so ist doch ein allgemein Kräftiges, Tüchtiges, Uebereinstimmendes durchaus wahrzunehmen an Menschen und Thieren, nicht weniger in allen Nebensachen von Kleidern, Waffen und erdenklichem Geräth. Hier überzeugt man sich von seinem Studium der Antike; hier muß man anerkennen, er sey in das Alterthum eingeweiht, er habe sich darein völlig versenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarste und individuellste Natürlichkeit bei Darstellung der mannichfaltigsten Gestalten und Charaktere. Die Menschen, wie sie leiden und leben mit persönlichen Vorzügen und Mängeln, wie sie auf dem Markte schlendern, in Processionen einhergehen, sich in Haufen zusammendrängen, weiß er zu schildern; jedes Alter, jedes Temperament wird in seiner Eigenthümlichkeit vorgeführt, so daß, wenn wir erst das allgemeinste ideellste Streben gewahr wurden, wir sodann, nicht etwa neben an, sondern mit dem Höhern verkörpert auch das Besonderste, Natürlichste, Gemeinste aufgefaßt und überliefert sehen.

Dieſe beinahe unmöglich ſcheinende Leiſtung erklärt ſich nur durch Ereigniſſe ſeines Lebens. Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Franz Squarcione, gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh ſich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihm nicht allein den treueſten und entſchiedenſten Unterricht gönnt, ſondern ihn ſogar an Kindesſtatt annimmt, und alſo mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieſer herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellini bekannt wird und ſie an ihm gleichfalls den Künſtler wie den Menſchen anzuerkennen und zu ſchätzen weiß, in ſolchem Grade, daß ihm eine Tochter Jakobs, die Schweſter von Johann und Gentile angetraut wird, da verwandelt ſich die eiferſüchtige Neigung des erſten väterlichen Meiſters in einen gränzenloſen Haß, ſein Beiſtand in Verfolgung, ſein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künſtlern, denen im fünfzehnten Jahrhunderte der hohe Werth antiker Kunſt aufgegangen war; er ſelbſt arbeitete in dieſem Sinne nach Vermögen und ſäumte nicht ſeine Schüler unverrückt dahin zu weiſen. Es ſey ſehr thöricht, war ſein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur ſuchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unſere großen griechiſchen Vorfahren ſich ſchon längſt des Edelſten und des Darſtellenswertheſten bemächtigt und wir alſo aus ihren Schmelzöfen ſchon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Grus der Natur nur mühſelig auslaubend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müſſen.

In dieſem Sinne hatte ſich denn der hohe Geiſt des talentvollſten Jünglings unabläſſig gehalten, zu Freude ſeines Meiſters und eigenen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindſelig zerfallen, vergißt jener ſeines Leitens und Strebens, ſeines Lehrens und Unterweiſens; widerſinnig tadelt er nunmehr, was der Jüngling auf ſeinen Rath, auf ſein Geheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet ſich mit der Menge, welche einen Künſtler zu ſich herabziehen will, um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit, damit ſie einen Vergleichungspunkt habe, nicht den höhern, der im Geiſte ruht, ſondern den gemeinern äußern, wo ſich denn Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Copie allenfalls in Anſpruch nehmen läßt. Nun ſoll Mantegna

nicht mehr gelten: er vermag, so heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen; seine herrlichsten Arbeiten werden als steinern und hölzern, als starr und steif gescholten. Der edle Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm, eben vom Standpunkt der Antike, die Natur nur deste natürlicher, seinem Kunstblick verständlicher geworden, er fühlt sich ihr gewachsen und wagt auch auf dieser Woge zu schwimmen. Von dem Augenblick an ziert er seine Gemälde mit den Ehrenbildnissen vieler Mitlürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt, und so den edelsten würdigsten Menschen das erfreulichste Denkmal setzt, so verschmäht er nicht, auch seltsam ausgezeichnete, allgemein bekannte, wunderlich gebildete, ja, den letzten Gegensatz, mißgebildete darzustellen.

Jene beiden Elemente nun fühlt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verflochten. Das Ideelle, Höhere zeigt sich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein, und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht, wie er angekommen, wieder ganz vom Ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier. Das Studium der Antike giebt die Gestalt, sodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber selbst das größte Talent, welches in seiner Bildung einen Zwiespalt erfuhr, indem es sich zweimal und zwar nach entgegengesetzten Seiten auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend ist diesen Widerspruch ganz auszugleichen, das Entgegengesetzte völlig zu vereinigen, so wird jenes Gefühl, von dem wir zuerst gesprochen, das uns vor Mantegna's Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelösten Widerstreit erregt. Indessen möchte es der höchste Conflict seyn, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, da er ein solches Abenteuer zu bestehen zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte.

Dieses Doppelleben also, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet, und wovon noch viel zu sagen wäre, manifestirt sich besonders in seinem Triumphzuge Cäsars, wo er alles, was ein großes Talent vermochte, in höchster Fülle verüberführt.

Hiervon giebt uns nun einen genugsam allgemeinen Begriff die

Arbeit, welche Andreas Andreani gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts unternommen, indem er die neun Bilder Mantegna's auf eben so viel Blättern mit Holzstöcken in bedeutender Größe nachgebildet, und also die Ansicht und den Genuß derselben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen sie vor uns und beschreiben sie der Reihe nach.

1.

Posaunen und Hörner, kriegerische Ankündigung, pausbäckige Musikanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Feld-, Kriegs- und Glückszeichen auf Stangen hoch emportragend. Roma's Büste voran, Juno, die Verleiherin, der Pfau besonders, Abundantien mit Fruchthorn und Blumenkorb, sie schwanken über fliegenden Wimpeln und schwebenden Tafeln. Dazwischen in den Lüften flammende, dampfende Fackelpfannen, den Elementen zur Ehre, zu Anregung aller Sinne.

Andere Krieger, vorwärts zu schreiten verhindert, stehen still, den unmittelbar nachfolgenden gewaltsamen Drang abzuwehren; je zwei und zwei halten senkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man hüben und drüben angeheftet Gemälde lang und schmal ausgespannt erblickt. Diese Schildereien, in Felder abgetheilt, dienen zur Exposition; hier wird dem Auge bildlich dargebracht, was geschehen mußte, damit dieser überschwengliche Triumphzug stattfände.

Feste Städte von Kriegsheeren umringt, bestürmt durch Maschinen, eingenommen, verbrannt, zerstört; weggeführte Gefangene, zwischen Niederlage und Tod. Völlig die ankündigende Symphonie, die Introduction einer großen Oper.

2.

Hier nun die nächste und höchste Folge des unbedingten Sieges. Weggeführte Götter, welche die nicht mehr zu schützenden Tempel verlassen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweispännigem, Kolossalbüste der Cybele auf einspännigem Wagen, sodann eine kleine tragbare Gottheit in den Armen eines Knechtes. Der Hintergrund überhaupt von hoch aufgethürmten Wagengerüsten, Tempelmodellen, baulichen Herrlichkeiten angefüllt, zugleich Belagerungsmaschinen, Widder und Balisten. Aber ganz gränzenlos mannichfaltig aufgeschichtet gleich hinterdrein Waffen aller Heeresarten, mit großem ernstem Geschmack zusammen und über einander gestellt und gehängt. Erst in der folgenden Abtheilung

3.

wird jedoch die größte Masse aufgehäuft vorübergeschafft. Sodann sieht man, von tüchtigen Jünglingen getragen, jede Art von Schätzen: dickbäuchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen, und auf denselben Traggestellen Basen und Krüge; auf den Schultern lasten diese schon schwer genug, aber nebenbei trägt jeder noch ein Gefäß oder sonst etwas Bedeutendes. Dergleichen Gruppen ziehen sich auch noch ins folgende Blatt fort.

4.

Die Gefäße sind von der mannichfaltigsten Art, aber die Hauptbestimmung ist gemünztes Silber heranzubringen. Nun schieben sich über dieses Gedränge überlange Posaunen in die Luft vor; an ihnen spielen herabhängende Bänder, mit inschriftlicher Widmung: Dem triumphirenden Halbgott Julius Cäsar; geschmückte Opferthiere; zierliche Camillen und fleischermäßige Popen.

5.

Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drei andern perspectivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe flammende Candelaber; schöne Jünglinge leicht bewegt, aufreichend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt.

6.

Auf die beschwerliche Masse der ungeheuern Thiere folgt mannichfaltige Bewegung; das Kostbarste, das höchste Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger schlagen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten ins Bild schreitend. Was aber tragen sie? Wahrscheinlich lauteres Gold, Goldmünzen in kleinerem Geschirr, kleinere Basen und Gefäße. Hinter ihnen folgt noch eine Beute von größerem Werth und Wichtigkeit, die Beute der Beuten, die alle vorhergehenden in sich begreift: es sind die Rüstungen der überwundenen Könige und Helden, jede Persönlichkeit als eigene Trophäe. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürsten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangenlast kaum heben können, sie nah am Boden herschleppen oder gar niedersetzen, um, einen Augenblick ausruhend, sie wieder frischer fortzutragen.

7.

Doch sie werden nicht sehr gedrängt; hinter ihnen schreiten Gefangene einher; kein Abzeichen unterscheidet sie, wohl aber persönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachsenen Töchtern. Zunächst gegen den Zuschauer geht ein Fräulchen von acht bis zehn Jahren an der Mutter Seite, so schmuck und zierlich als bei dem anständigsten Feste. Treffliche tüchtige Männer folgen hierauf, in langen Gewändern, ernst, nicht erniedrigt; es ist ein höheres Geschick, das sie hinzieht. Auffallend ist daher im folgenden Glied ein großer, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem, beinahe fratzenhaftem Gesicht rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir lassen ihn vorüber, denn ihm folgt eine Gruppe von anziehenden Frauen. Eine junge Braut in ganzer Jugendfülle, im Vollgesicht dargestellt — wir sagen Braut, weil sie auch ohne Kranz in den Haaren so bezeichnet zu werden verdiente — steht hinterwärts, vor dem Zuschauer zum Theil verdeckt von einer ältern kinderbeläſtigten Frau; diese hat ein Wickelkind auf dem rechten Arme, und ihre linke Hand nimmt ein stillstehender Knabe in Anspruch, der den Fuß aufgereckt; weinend will er auch getragen seyn. Eine ältere sich über ihn hinneigende Person, vielleicht die Großmutter, sucht ihn vergebens zu begütigen.

Höchlich rühmen müssen wir indeß den Künstler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Sie sind nicht mehr, ihre Rüstungen trug man hohl vorbei; aber die eigentlichen Staaten, die uralten edlen Familien, die tüchtigen Rathsherren, die behäbigen, fruchtbar sich fortpflanzenden Bürger führt man im Triumph auf; und so ist es denn alles gesagt: die einen sind todtgeschlagen und die andern leiden.

Zwischen diesem und dem folgenden Bilde werden wir nun gewahr, warum der stattliche Gefangene so grimmig zurückblickt. Mißgestaltete Narren und Pestenreißer schleichen sich heran und verhöhnen die edlen Unglücklichen, diesem Würdigen ist das noch zu neu, er kann nicht ruhig vorübergehen; wenn er dagegen nicht schimpfen mag, so grinst er dagegen.

8.

Aber der Ehrenmann scheint noch auf eine schmählichere Weise verletzt: es folgt ein Chor Musikanten in contrastirenden Figuren. Ein wohlbehaglicher, hübscher Jüngling, in langer, fast weiblicher Kleidung, singt

zur Leyer, und scheint dabei zu springen und zu gesticuliren. Ein solcher durfte beim Triumphzug nicht fehlen; sein Geschäft war sich seltsam zu gebärden, neckische Lieder zu singen, die überwundenen Gefangenen frevelhaft zu verspotten. Die Schalksnarren deuten auf ihn, und scheinen mit albernen Gebärden seine Worte zu commentiren, welches jenem Ehrenmann allzu ärgerlich auffallen mag.

Daß übrigens von keiner ernsthaft edlen Musik die Rede sey, ergiebt sich sogleich aus der folgenden Figur, denn ein himmellanger, schafbepelzter, hochgemützter Dudelsackpfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellentrommeln scheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts blickende Soldaten aber und andere Andeutungen machen uns aufmerksam, daß nun bald das Höchste erfolgen werde.

9.

Und nun erscheint auch, auf einem übermäßig, obgleich mit großem Sinn und Geschmack, verzierten Wagen, Julius Cäsar selbst, dem ein tüchtig gestalteter Jüngling auf einer Art Standarte das: Veni, Vidi, Vici entgegenhält. Dieses Blatt ist so gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwischen Pferden und Rädern nur mit Angst ansieht; in der Wirklichkeit müßten sie längst zerquetscht seyn. Trefflicher war jedoch ein solches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend ist, bildlich nicht darzustellen.

10.

Ein zehntes Bild aber ist für uns nun von der größten Bedeutung: denn das Gefühl, der Zug sey nicht geschlossen, wandelt einen jeden an, der die neun Blätter hinter einander legt. Wir finden nicht allein den Wagen steil, sondern sogar hinter demselben durch den Rahmen abgeschnittene Figuren; das Auge verlangt einen Nachklang und wenigstens einige der Hauptgestalt nahe tretende, den Rücken deckende Gestalten.

Zu Hülfe kommt uns nun ein eigenhändiger Kupferstich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichsten Werken des Meisters dieser Art zu rechnen ist. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, sämmtlich charakteristischer Personen. Daß es der Senat sey, ist keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumphzug am schicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben, aber auch diese

konnte ihm nicht weiter entgegengehen, als nöthig war umzukehren und vorauszuschreiten, und den versammelten Vätern die Ankömmlinge vorzuführen.

Doch sey diese Untersuchung dem Alterthumsforscher vorbehalten. Nach unserer Weise dürfen wir nur das Blatt aufmerksam betrachten, so spricht es sich, wie jedes vortreffliche Kunstwerk, selbst aus; da sagen wir denn geradezu: es ist der Lehrstand, der gern dem siegenden Wehrstand huldigt, weil durch diesen allein Sicherheit und Förderniß zu hoffen ist. Den Nährstand hatte Mantegna in den Triumphzug als Tragende, Bringende, Feiernde, Preisende vertheilt, auch in der Umgebung als Zuschauer aufgestellt. Nun aber freut sich der Lehrstand, den Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Staat und Cultur wieder gesichert ist.

In Absicht auf Mannichfaltigkeit der Charakteristik ist das beschriebene Blatt eines der schätzbarsten, die wir kennen, und Mantegna hat gewiß diesen Zug auf der hohen Schule von Padua studirt.

Voran im ersten Glied, in langen faltigen Gewändern, drei Männer, mittlern Alters, theils ernsten, theils heitern Angesichts, wie beides Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweiten Gliede zeichnet sich zunächst eine alte, kolossale, behaglich dicke, kräftige Natur aus, die hinter alle dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartlose Kinn läßt einen fleischigen Hals sehen, die Haare sind kurz geschnitten; höchst behaglich hält er die Hände auf Brust und Bauch, und macht sich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen habe ich niemand gesehen, der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottsched; dieser würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung eben so einher geschritten seyn: er sieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatisch didaktischen Anstalt gleich. Wie er ohne Bart und Haupthaare, sind auch seine Collegen, wenn gleich behaart, doch ohne Bärte; der vorderste, etwas ernster und grämlicher, scheint eher dialektischen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden sind sechs, welche in Haupt und Geist alles mit sich zu tragen scheinen; dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere leichtere Gestalten bezeichnet sind, sondern auch dadurch, daß sie gebundene Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß sie, sowohl hörend als lesend, sich zu unterrichten geneigt seyen.

Zwischen jene ältesten und mittlern ist ein Knabe von etwa acht Jahren eingeklemmt, um die ersten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind sich

anzuschließen geneigt ist, sich einzumischen Lust hat; es hängt ein Pennal an seiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege sey, wo dem Herankömmling manches Unangenehme begegnet. Wunderlicher und anmuthig natürlicher ist nichts zu ersinnen, als dieß Figürchen in solcher Lage. Die Lehrer gehen jeder vor sich hin, die Schüler unterhalten sich unter einander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militär, von welchem denn doch zuerst und zuletzt die Herrlichkeit des Reiches nach außen erworben und die Sicherheit nach innen erhalten werden muß. Diese ganze große Forderung aber befriedigt Mantegna mit ein paar Figuren; ein jüngerer Krieger, einen Oelzweig tragend, den Blick aufwärts gerichtet, läßt uns im Zweifel, ob er sich des Sieges erfreue oder ob er sich über das Ende des Kriegs betrübe; dagegen ein alter, ganz abgelebter, in den schwersten Waffen, indem er die Dauer des Krieges repräsentirt, überdeutlich ausspricht, dieser Triumphzug sey ihm beschwerlich, und er werde sich glücklich schätzen heute Abend irgendwo zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieses Blattes nun, anstatt daß wir bisher meistens freie Aussichten gehabt, drängt sich, dem Menschendrang gemäß, gleichfalls zusammen; rechter Hand sehen wir einen Palast, zur Linken Thurm und Mauern; die Nähe des Stadtthors möchte damit angedeutet seyn, angezeigt, daß wir uns wirklich am Ende befinden, daß nunmehr der ganze Triumphzug in die Stadt eingetreten, und innerhalb derselben beschlossen sey.

Sollten auch dieser Vermuthung die Hintergründe der vorhergehenden Blätter zu widersprechen scheinen, indem landschaftliche Aussichten, viel freie Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläste, doch auch Ruinen gesehen werden, so läßt sich doch auch annehmen, daß der Künstler hierbei die verschiedenen Hügel von Rom gedacht, und sie so bebaut und so ruinenhaft, wie er sie zu seiner Zeit gefunden, vorgestellt habe. Diese Auslegung gewinnt um so mehr Kraft, als doch wohl einmal ein Palast, ein Kerker, eine Brücke, die als Wasserleitung gelten kann, eine hohe Ehrensäule da steht, die man denn doch auf städtischem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir halten inne, weil wir sonst ins Gränzenlose geriethen, und man mit noch so viel gehäuften Worten den Werth der flüchtig beschriebenen Blätter doch nicht ausdrücken könnte.

Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna.

Zweiter Abschnitt. 1822.

1) Ursprung, Wanderung, Beschaffenheit der Bilder.
2) Fernere Geschichte derselben. Sammlungen Carls I von England.
3) Mantegna's eigene Kupferstiche in Bezug auf den Triumph.
4) Zeugniß von Vasari mit Bemerkungen darüber.
5) Allgemeine Betrachtung und Mißbilligung seiner falschen Methode, von hinten hervor zu beschreiben.
6) Emendation der Vartschischen Auslegung.
7) Schwerdgeburths Zeichnung.

1.

Mantegna lebte 1451 bis 1517 und malte in seiner besten Zeit, auf Anregen seines großen Gönners, Ludwig Gonzaga, Herzogs von Mantua, gedachten Triumphzug für den Palast in der Nähe des Klosters St. Sebastian. Der Zug ist nicht auf die Wand, nicht im unmittelbaren Zusammenhange gemalt, sondern in neun abgesonderten Bildern, vom Platze beweglich; daher sie denn auch nicht an Ort und Stelle geblieben. Sie kamen vielmehr unter Carl I, welcher, als ein großer Kunstfreund die köstlichsten Schätze zusammenbrachte und also auch den Herzog von Mantua auskaufte, nach London und blieben daselbst, obgleich nach seinem unglücklichen Tode die meisten Besitzungen dieser Art durch eine Auction verschleudert wurden.

Gegenwärtig befinden sie sich, hochgeehrt, im Palaste Hamptoncourt, neun Stücke, alle von gleicher Größe, völlig quadrat, jede Seite neun Fuß, mit Wasserfarben auf Papier gemalt, mit Leinwand unterzogen, wie die Raphaelschen Cartone, welche denselben Palast verherrlichen.

Den deutſchen Mannen gereichts zum Ruhm,
Daß ſie gehaßt das Chriſtenthum,
Bis Herrn Carolus leidigem Degen
Die edlen Sachſen unterlegen.
Doch haben ſie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen ſie bezwungen
Und ſie ſich unters Joch geduckt;
Doch haben ſie immer einmal gemuckt.
Sie lagen nur im halben Schlaf
Als Luther die Bibel verdeutſcht ſo brav.
Sanct Paulus, wie ein Ritter derb,
Erſchien den Rittern minder herb.
Freiheit erwacht in jeder Bruſt,
Wir proteſtiren alle mit Luſt.

„Iſt Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?“ —
Ja fangt einmal mit Rom nur an,
Da ſeyd ihr angeführt.

Ein lutheriſcher Geiſtlicher ſpricht:

Heiliger, lieber Luther,
Du ſchabteſt die Butter
Deinen Collegen vom Brod!
Das verzeihe dir Gott!

„Meinſt du denn alles was du ſagſt?“
Meinſt du denn ernſtlich was du fragſt?
Wen kümmert's was ich meine und ſage:
Denn alles Meinen iſt nur Frage.

Die Farben dieser Bilder sind höchst mannichfaltig, wohl erhalten und lebhaft, die Hauptfarben in allen ihren Abstufungen, Mischungen und Uebergängen zu sehen: dem Scharlach steht anderes Hell- und Tiefroth entgegen; an Dunkel- und Hellgelb fehlt es nicht, Himmelblau zeigt sich, Blaßblau, Braun, Schwarz, Weiß und Gold.

Die Gemälde sind überhaupt in gutem Zustande, besonders die sieben ersten; die zwei letztern, ein wenig verbleicht, scheinen von der Zeit gelitten zu haben oder abgerieben zu seyn; doch ist dieß auch nicht bedeutend. Sie hangen in vergoldeten Rahmen neun Fuß hoch über dem Boden, drei und drei auf drei Wände vertheilt; die östliche ist eine Fensterseite, und folgen sie, von der südlichen zur nördlichen, völlig in der Ordnung, wie sie Andreas Andreani numerirt hat.

Erwähnung derselben thut Hamptoncourt-Guide, Seite 19, mit wenigen Worten; nicht viel umständlicher das Prachtwerk: The History of the Royal Residences of Windsor Castle, St. James's Palace p. p. By W. H. Pyne. In three Volumes. London 1819, welches gerade diesem Zimmer keine bildliche Darstellung gegönnt hat.

Verstehende nähere Nachricht verdanken wir der Gefälligkeit eines in England wohnenden deutschen Freundes, des Herrn Dr. Roehden, welcher nichts ermangeln läßt, das in Weimar angeknüpfte schöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechselwirkung zu erhalten. Auf unser zutrauliches Ansuchen begab er sich wiederholt nach Hamptoncourt, und alles was wir genau von Maß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufstellung und so weiter angeben, ist die Frucht seiner aufmerksamen Genauigkeit.

2.

Die früheste Neigung der Engländer zur Kunst mußte sich, in Ermanglung inländischer Talente, nach auswärtigen Künstlern und Kunstwerken umsehen. Unter Heinrich VIII arbeitete Holbein viel in England. Was unter Elisabeth und Jakob I geschehen, wäre noch zu untersuchen. Der hoffnungsvolle Kronprinz Heinrich, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts geboren, hatte viel Sinn für die Künste und legte bedeutende Sammlungen an. Als er vor dem achtzehnten Jahre mit Tode abging, erbte Carl I mit der Krone die Sammlung des Bruders und seine

Liebhaberei. Rubens und van Dyk werden als Künstler beschäftigt, als Kunstkenner zu Sammlungen behülflich.

Die Sammlung des Herzogs von Mantua wird angekauft, mit ihr also die neun Tafeln Triumphzug. Ueber das Jahr sind wir nicht genau belehrt; es muß aber zwischen 1625 und 1642 fallen, indem nachher, während der Bürgerkriege, Geldmangel dem König dergleichen Acquisitionen untersagte.

„Nach des Königs Ermordung wurde sowohl sein als seiner Gemahlin und Prinzen Vermögen der Nation heimgefallen erklärt und, durch einen Parlamentsbeschluß vom März 1649, auctionsweise zum Verkauf angeboten, worunter auch sämmtliche Kunstwerke und Gemälde. Aber erst den folgenden Juni faßte die Gemeine, um ihr neues Gemeingut desto kräftiger zu befestigen, über die Verwendung des persönlichen Vermögens des letzten Königs, der Königin und Prinzen einen Beschluß. Sie erließ einen Befehl, alles zu verzeichnen, zu schätzen und zu verkaufen, ausgenommen solche Theile, welche zum Gebrauch des Staates vorzubehalten seyen; jedoch mit solcher Vorsicht, um alle Nachrede einzelnen Interesses zu vermeiden, daß kein Glied des Hauses sich damit befasse. In diese Schätzung und Verkauf waren eingeschlossen, heu dolor! die ganze Sammlung von edlen Gemälden, alten Statuen und Büsten, welche der letzte König mit gränzenlosen Kosten und Mühen von Rom und allen Theilen Italiens herbeigeschafft hatte."

Ein Verzeichniß dieser höchst kostbaren Merkwürdigkeiten, wovon jetzt gar manche den Palästen des Louvre und Escurial, auch mancher ausländischen Fürsten zur Verherrlichung dienen, mit Schätzungs- und Verkaufspreisen, ward unter folgendem Titel 1757 in London gedruckt: A Catalogue and Description of King Charles the First's Capital Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities.

Nun heißt es auf der fünften Seite: Gemälde zu Hamptoncourt Nro. 332, geschätzt 4675 Pfund 10 Schilling; darunter waren:

1) Neun Stück, der Triumphzug des Julius Cäsar, gemalt von Andreas Mantegna, geschätzt 1000 Pfund.
2) Herodias, St. Johannis Haupt in einer Schüssel haltend, von Tizian, geschätzt 150 Pfund.

Die größere Anzahl der Gemälde, welche den übrigen Werth von 3525 Pfund 10 Schilling ausmachte, ist nicht einzeln aufgeführt.

Da nun aber hieraus hervorgeht, daß Carl I die Gemälde Mantegna's beſeſſen, ſo wird noch zum Ueberfluß dargethan, woher ſie zu ihm gekommen; folgendes diene zur Erläuterung:

„König Carls Muſeum war das berühmteſte in Europa; er liebte, verſtand und ſchätzte die Künſte. Da er nicht das Glück hatte, große Malergeiſter unter ſeinen Unterthanen zu finden, ſo rief er die geſchickteſten Meiſter anderer Nationen herbei, mit rühmlicher Vorliebe, um ſein eigenes Land zu bereichern und zu unterrichten. Auch beſchränkte er ſeinen Aufwand keineswegs auf lebende Künſtler; denn außer einzelnen Stücken kaufte er die berühmte Sammlung des Herzogs von Mantua, nachdem er vorher eine Grundſtiftung gelegt hatte von dem, was er von ſeinem Bruder erbte, dem liebenswürdigen Prinzen Heinrich, der, wie man aus dem Katalog ſieht, auch außer andern würdigen Eigenſchaften, Geſchmack für Gemälde beſaß, und einen edlen Eifer die Künſte zu ermuntern.

„Glücklicherweiſe ſind dieſe ſo oft belobten Bilder in England geblieben, und wohl auch noch andere, die wir dort bewundern. Ob zufällig, wollen wir nicht entſcheiden; denn die Clauſel des republicaniſchen Beſchluſſes, daß man zurückhalten könne was zum Gebrauch des Staates dienlich ſey, ließ ja gar wohl zu, daß jene zwar gewaltſamen, aber keineswegs rohen und unwiſſenden Machthaber das Beſte auf den nunmehr republicaniſchen Schlöſſern zurückbehielten.“

Dem ſey nun wie ihm ſey, der Engländer, dem wir die bisherige Aufklärung ſchuldig ſind, äußert ſich folgendermaßen: „Der Streich, der die Königswürde ſo tief niederlegte, zerſtreute zugleich die königliche tugendſame Sammlung. Die erſten Cabinette von Europa glänzen von dieſem Raube; die wenigen guten, in den königlichen Paläſten zerſtreuten Stücke ſind bei uns nur kümmerliche Ueberreſte von dem was geſammelt oder wieder verſammelt war von König Carls glänzenden Galerien. Man ſagt die Holländer hätten vieles angekauft und einiges ſeinem Sohne wieder überlaſſen. Der beſte Theil aber bleibt begraben in der Düſternuß, wenn er nicht gar untergeht in den Gewölben des Escurial.“

3.

Mantegna's Kupferſtiche werden hochgehalten wegen Charakter und meiſterhafter Ausführung, freilich nicht im Sinne neuer Kupferſtecherkunſt. Bartſch zählt ihrer ſiebenundzwanzig, die Copien mitgerechnet; in England

befinden ſich nach Roehden ſiebzehn, darunter ſind auf den Triumphzug bezüglich nur vier, Nro. 5, 6 und 7, die ſechste doppelt, aber umgekehrt, worauf ein Pilaſter.

Ein engliſcher noch lebender Kenner hegt die Ueberzeugung, daß nicht mehr als genannte vier Stücke vorkommen, und auch wir ſind der Meinung, daß Mantegna ſie niemals alle neun in Kupfer geſtochen habe. Uns irrt keineswegs, daß Strutt in ſeinem biographiſchen Wörterbuche der Kupferſtecher, Band II. Seite 120, ſich folgendermaßen ausdrückt: „Der Triumph des Julius Cäſar, geſtochen nach ſeinen eigenen Gemälden, in neun Platten mittlerer Größe, beinahe viereckig. Eine vollſtändige Sammlung dieſer Kupfer iſt äußerſt rar; copirt aber wurden ſie von Andreas Andreani."

Wenn denn nun auch Baldinucci in ſeiner Geſchichte der Kupferſtecherkunſt ſagt, Mantegna habe den Triumphzug des Julius Cäſar während ſeines Aufenthaltes in Rom in Kupfer geſtochen, ſo darf uns dieſes keineswegs zum Wanken bringen; vielmehr können wir denken, daß der außerordentliche Künſtler dieſe einzelnen Vorarbeiten in Kupfer, wahrſcheinlich auch in Zeichnungen, die verloren oder unbekannt ſind, gemacht, und bei ſeiner Rückkehr nach Mantua das Ganze höchſt wunderſam ausgeführt.

Und nun ſollen die aus der innern Kunſt entnommenen Gründe folgen, die uns berechtigen dieſer Angabe kühnlich zu widerſprechen. Die Nummern fünf und ſechs (Bartſch 12, 13.), von Mantegna's eigener Hand, liegen, durch Glück und Freundesgunſt, neben den Platten von Andreani uns vor Augen. Ohne daß wir unternehmen mit Worten den Unterſchied im beſondern auszudrücken, ſo erklären wir im allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Urſprüngliches durchaus hervorleuchte; man ſieht darin die große Conception eines Meiſters, der ſogleich weiß was er will, und in dem erſten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptſache nach darſtellt und einander folgen läßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, iſt es wunderſam zu beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. Jene erſten Anfänge ſind völlig unſchuldig, naiv, obſchon reich, die Figuren zierlich, ja gewiſſermaßen nachläſſig, und jede im höchſten Sinne ausdrucksvoll; die andern aber, nach den Gemälden gefertigt, ſind ausgebildet, kräftig, überreich, die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunſtvoll, ja mitunter künſtlich; man erſtaunt über die

Beweglichkeit des Meisters bei entschiedenem Beharren; da ist alles dasselbe und alles anders; der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig gleich, im Abändern nirgends gemäkelt noch gezweifelt, sondern ein anderes, höhern Zweck Erreichendes ergriffen.

Daher haben jene ersten eine Gemüthlichkeit ohne Gleichen, weil sie unmittelbar aus der Seele des großen Meisters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunstzwecke gedacht zu haben scheint. Wir würden sie einem liebenswürdigen häuslichen Mädchen vergleichen, um welche zu werben ein jeder Jüngling sich geneigt fühlen müßte; in den andern aber, den ausgeführten, würden wir dieselbe Person wieder finden, aber als entwickelte, erst verheirathete junge Frau, und wenn wir jene einfach gekleidet, häuslich beschäftigt gesehen, finden wir sie nun in aller Pracht, womit der Liebende das Geliebte so gern ausschmückt; wir sehen sie in die Welt hervorgetreten, bei Festen und Tänzen, wir vermissen jene, indem wir diese bewundern. Doch eigentlich darf man die Unschuld nicht vermissen, wo sie einem höhern Zwecke aufgeopfert ist.

Wir wünschen einem jeden wahren Kunstfreunde diesen Genuß und hoffen, daß er dabei unsere Ueberzeugung gewinnen solle.

In dieser werden wir nur um so mehr bestärkt durch das, was Herr Dr. Noehden von dem dritten Kupfer des Mantegna, welches Bartsch nicht hat, in Vergleichung mit der siebenten Tafel des Andreas Andreani meldet: „Wenn auf den beiden andern Blättern, Nummer fünf und sechs, gegen die Gemälde Abänderungen vorkommen, so sind sie noch stärker bei der gegenwärtigen Nummer. Die edlen Gefangenen werden zwar vorgeführt, allein die höchst liebliche Gruppe der Mutter mit Kindern und Aeltermutter fehlt ganz, welche also später von dem Künstler hinzugedacht worden. Ferner ist ein gewöhnliches Fenster auf dem Kupferstiche dargestellt, aus welchem drei Personen herausſehen: in dem Gemälde ist es ein breites gegittertes Fenster, als welches zu einem Gefängniß gehört, hinter welchem mehrere Personen, die man für Gefangene halten kann, stehen. Wir betrachten dieß als eine übereinstimmende Anspielung auf den vorübergehenden Zug, in welchem ebenfalls Veränderungen Statt gefunden."

Und wir von unserer Seite sehen hier eine bedeutende Steigerung der künstlerischen Darstellung, und überzeugen uns, daß dieses Kupfer, wie die beiden andern, dem Gemälde vorgegangen.

4.

Vaſari ſpricht mit großem Lobe von dieſem Werke, und zwar folgendermaßen: „Dem Marcheſe von Mantua, Ludwig Gonzaga, einem großen Gönner und Schätzer von Andreas' Kunſtfertigkeit, malte er, bei St. Sebaſtian in Mantua, Cäſars Triumphzug, das Beſte, was er jemals geliefert hat. Hier ſieht man in ſchönſter Ordnung den herrlich verzierten Wagen (*), Verwandte, Weihrauch und Wohlgerüche, Opfer, Prieſter, bekränzte geweihte Stiere, Gefangene, von Soldaten eroberte Beute, geordneten Heereszug, Elephanten, abermals Beute, Victorien, Städte und Feſtungen auf verſchiedenen Wagen; zugleich auch abgebildet gränzenloſe Trophäen auf Spießen und Stangen, auch mancherlei Schußwaffen für Haupt und Rumpf, Ausputz, Zierrath, unendliche Gefäße. Unter der Menge bemerkt man ein Weib, das einen Knaben an der Hand führt, der weinend einen Dorn im Füßchen ſehr anmuthig und natürlich der Mutter hinweiſt. (**)

In dieſem Werke hat man auch abermals einen Beweis von ſeiner ſchönen Einſicht in die perſpectiviſchen Künſte; denn indem er ſeine Bodenfläche über dem Auge anzunehmen hatte, ſo ließ er die erſten Füße an der vordern Linie des Planums vollkommen ſehen, ſtellte jedoch die folgenden deſſelben Gliedes mehr perſpectiviſch, gleichſam ſinkend vor, ſo daß nach und nach Füße und Schenkel dem Geſetz des Augpunktes gemäß ſich verſtecken.

Eben ſo hält er es auch mit Beute, Gefäßen, Inſtrumenten und Zierrathen; er läßt nur die untere Fläche ſehen, die obere verliert ſich ebenfalls nach denſelben Regeln. Wie er denn überhaupt Verkürzungen darzuſtellen beſonders geſchickt war."

(*) Mit einem ſolchen Sternchen haben wir vorhin eine Lücke angedeutet, die wir nunmehr ausfüllen wollen. Vaſari glaubt in einem nahe vor dem Triumphwagen ſtehenden Jüngling einen Soldaten zu ſehen, der den Sieger mitten in der Herrlichkeit des Feſtzuges mit Schimpf- und Schmähreden zu demüthigen gedenkt, welche Art von übermüthiger Gewohnheit aus dem Alterthume wohl überliefert wird. Allein wir glauben die Sache anders auslegen zu müſſen: der vor dem Wagen ſtehende Jüngling hält auf einer Stange, gleichſam als Feldzeichen einen Kranz, in welchem die Worte: Veni, Vidi, Vici, eingeſchrieben ſind; dieß möchte

wohl also dem Schluß die Krone aufsetzen. Denn wenn vorher auf mancherlei Bändern und Banderolen an Zinken und Posaunen, auf Tafeln und Täfelchen schon Cäsar genannt und also diese Feierlichkeit auf ihn bezogen wird, so ist doch hier zum Abschluß das höchste Verdienst einer entscheidenden Schnelligkeit verkündet und ihm von einem frohen Anhänger vorgehalten, woran bei genauerer Betrachtung wohl kein Zweifel übrig bleiben möchte.

(**) Das zweite Zeichen deutet abermals auf eine vom Vasari abweichende Meinung. Wir fragten nämlich, da auf dem Andreani'schen Blatte Nr. 7 dieser von Vasari gerühmte Dorn nicht zu entdecken war, bei Herrn Dr. Noehden in London an, in wiefern das Gemälde hierüber Auskunft gebe; er eilte, dieser und einiger andern Anfragen wegen, gefälligst nach Hamptoncourt und ließ nach genauer Untersuchung sich folgendermaßen vernehmen:

„An der linken Seite der Mutter ist ein Knabe — vielleicht drei Jahre alt — welcher an dieselbe hinaufklimmen will. Er hebt sich auf der Zehe des rechten Fußes, seine rechte Hand faßt das Gewand der Mutter, welche ihre linke nach ihm herabgestreckt, und mit derselben seinen linken Arm ergriffen hat, um ihm aufzuhelfen. Der linke Fuß des Knaben hat sich vom Boden gehoben, dem Anscheine nach bloß zufolge des aufstrebenden Körpers. Ich hätte es nie errathen, daß ein Dorn in diesen Fuß getreten oder der Fuß auf irgend eine andere Weise verwundet wäre, da das Bild, wenn meine Augen nicht ganz wunderlich trügen, gewiß nichts von der Art zeigt. Das Bein ist zwar steif aufgezogen, welches sich freilich zu einem verwundeten Fuße passen würde; aber dieß reimt sich eben so gut mit dem bloß in die Höhe strebenden Körper. Der ganz schmerzenlose Ausdruck des Gesichtes bei dem Knaben, welcher heiter und froh, obgleich begierig, hinaufsieht, und der ruhige Blick der herabsehenden Mutter scheinen mir der angenommenen Verletzung ganz zu widersprechen. An dem Fuße selbst müßte man doch wohl eine Spur der Verwundung, z. B. einen fallenden Blutstropfen bemerken; aber durchaus nichts ähnliches ist zu erkennen. Es ist unmöglich, daß der Künstler, wenn er ein solches Bild dem Zuschauer hätte eindrücken wollen, es so zweifelhaft und versteckt gelassen haben könnte. Um ganz ohne Vorurtheil bei der Sache zu verfahren, fragte ich den Diener, welcher die Zimmer und Gemälde im Schlosse zu Hamptoncourt zeigt, und der mehrere Jahre

lang dieſes Geſchäft verwaltet hat, einen ganz mechaniſchen kenntnißloſen Menſchen, ob er etwas von einem verwundeten Fuße oder einem Dornſtich an dem Knaben bemerkte. Ich wollte ſehen, welchen Eindruck die Darſtellung auf das gemeine Auge und den gemeinen Verſtand machte. Nein! war die Antwort; davon läßt ſich nichts erkennen: es kann nicht ſeyn; der Knabe ſieht ja viel zu heiter und froh aus, als daß man ihn ſich verwundet denken könnte. Ueber den linken Arm der Mutter iſt, ſo wie bei dem rechten, ein rothes Tuch oder Shawl geworfen, und die linke Bruſt iſt ebenfalls ganz entblößt.

Hinter dem Knaben, zur linken Seite der Mutter, ſteht gebückt eine ältliche Frau, mit rothem Schleiertuche über dem Kopfe. Ich halte ſie für die Großmutter des Knaben, da ſie ſo theilnehmend um ſie beſchäftigt iſt. In ihrem Geſichte iſt auch nichts von Mitleiden, welches doch wahrſcheinlich ausgedrückt worden wäre, wenn das Enkelchen an einer Dornwunde litte. In der rechten Hand ſcheint ſie die Kopfbedeckung des Knaben — ein Hütchen oder Käppchen — zu halten, und mit der linken berührt ſie den Kopf deſſelben."

5.

Sieht man nun die ganze Stelle, wodurch uns Vaſari über dieſen Triumphzug hat belehren wollen, mit lebendigem Blick an, ſo empfindet man alſobald den innern Mangel einer ſolchen Vortragsweiſe; ſie erregt in unſerer Einbildungskraft nur einen wüſten Wirrwarr und läßt kaum ahnen, daß jene Einzelnheiten ſich klar in eine wohlgedachte Folge reihen würden. Schon darin hat es Vaſari gleich anfangs verſehen, daß er von hinten anfängt und vor allem auf die ſchöne Verziertheit des Triumphwagens merken läßt; daraus folgt denn, daß es ihm unmöglich wird, die vorausſtretenden gedrängten, aber doch geſonderten Schaaren ordnungsgemäß auf einander folgen zu laſſen; vielmehr greift er auffallende Gegenſtände zufällig heraus, daher eine nicht zu entwirrende Verwickelung entſteht.

Wir wollen ihn aber deßhalb nicht ſchelten, weil er von Bildern ſpricht, die ihm vor Augen ſtehen, von denen er glaubt, daß jedermann ſie ſehen wird. Auf ſeinem Standpunkte konnte die Abſicht nicht ſeyn, ſie den Anweſenden oder gar Künftigen, wenn die Bilder verloren gegangen, zu vergegenwärtigen.

Ist dieses doch auch die Art der Alten, die uns oft in Verzweiflung bringt. Wie anders hätte Pausanias verfahren müssen, wenn er sich des Zweckes hätte bewußt seyn können, uns durch Worte über den Verlust herrlicher Kunstwerke zu trösten! Die Alten sprachen als gegenwärtig zu Gegenwärtigen, und da bedarf es nicht vieler Worte. Den absichtlichen Redekünsten Philostrats sind wir schuldig, daß wir uns einen deutlichern Begriff von verlorenen köstlichen Bildern aufzubauen wagen.

6.

Bartsch in seinem Peintre graveur, Band XIII. Seite 234, spricht unter der eilften Nummer der Kupferstiche des Andreas Mantegna: „Der römische Senat begleitet einen Triumph. Die Senatoren richten ihren Schritt gegen die rechte Seite; auf sie folgen mehrere Krieger, die man zur Linken sieht, unter welchen einer besonders auffällt, der mit der Linken eine Hellebarde faßt, am rechten Arme ein ungeheures Schild tragend. Der Grund läßt zur Rechten ein Gebäude sehen, zur Linken einen runden Thurm. Mantegna hat dieses Blatt nach einer Zeichnung gestochen, die er bei seinem Triumphzug Cäsars wahrscheinlich benutzen wollte, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat."

Wie wir dieses Blatt auslegen, ist in dem ersten Abschnitte zu ersehen; deßhalb wir unsere Ueberzeugung nicht wiederholen, sondern nur bei dieser Gelegenheit den Dank, den wir unserm verewigten Bartsch schuldig sind, auch von unserer Seite gebührend abstatten.

Hat uns dieser treffliche Mann in den Stand gesetzt, die bedeutendsten und mannichfaltigsten Kenntnisse mit weniger Mühe zu gewinnen, so sind wir, in einem andern Betracht, auch schuldig ihn als Vorarbeiter anzusehen und hie und da, besonders in Absicht auf die gebrauchten Motive, nachzuhelfen; denn das ist ja eben eins der größten Verdienste der Kupferstecherkunst, daß sie uns mit der Denkweise so vieler Künstler bekannt macht, und wenn sie uns die Farbe entbehren lehrt, das geistige Verdienst der Erfindung auf das sicherste überliefert.

7.

Um nun aber sowohl uns als andern theilnehmenden Kunstfreunden den vollen Genuß des Ganzen zu verschaffen, ließen wir durch unsern

geschickten und geübten Kupferstecher Schwerdgeburth diesen abschließenden Nachzug, völlig in der Dimension der Andreani'schen Tafeln und in einer den Holzstock sowohl in Umrissen als Haltung nachahmenden Zeichnungsart, ausführen, und zwar in umgekehrter Richtung, so daß die Wandelnden nach der Linken zu schreiten. Und so legen wir dieses Blatt unmittelbar hinter den Triumphwagen Cäsars, wodurch denn, wenn die zehn Blätter hinter einander gesehen werden, für den geistreichen Kenner und Liebhaber das anmuthigste Schauspiel entsteht, indem etwas, von einem der außerordentlichsten Menschen vor mehr als dreihundert Jahren intentionirt, zum erstenmal zur Anschauung gebracht wird.

Wartet nur! Alles wird ſich ſchicken
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken.

Den Heim-Collegen.

Möchte gern luſtig zu euch treten,
Ihr macht mir's ſauer und wißt nicht wie.
Giebt's denn einen modernen Poeten,
Ohne Heautontimorumenie?

Wer hätte auf deutſche Blätter Acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle ſeine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht,
Und wär' ums ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar ſehr verdacht.

Was reimt der Junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren!
Die Zeit iſt wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren.

Seyd ihr verrückt? was fällt euch ein,
Den alten Fauſtus zu verneinen!
Der Teufelskerl muß eine Welt ſeyn
Dergleichen Widerwärt'ges zu vereinen.

Ein jeder denkt in ſeinem Dunſt
Andrer Verdienſt ſey winzig klein.

Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi.

Nach der Beschreibung des Pausanias restaurirt von den Gebrüdern Riepenhausen.

Bleistiftumrisse auf weißem Papier. Zwölf Blätter.

Die unwiderstehliche Begierde nach unmittelbarem Anschauen, die in dem Menschen durch Nachrichten von entfernten Gegenständen erregt wird, das Bedürfniß allem demjenigen, was wir geistiger Weise gewahr werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen, sind ein Beweis der Tüchtigkeit unserer Natur, die das Einseitige flieht und immerfort das Innere durchs Aeußere, das Aeußere durchs Innere zu ergänzen strebt.

Wenn wir daher dem einen Dank wissen, der uns Gegenstände der Kunst und Natur, denen wir in der Wirklichkeit nicht begegnen würden, durch Nachahmung vor die Augen bringt, so haben andere allerdings auf unsere Erkenntlichkeit größern Anspruch, die bemüht sind verlorene Monumente wiederherzustellen und, so unterrichtet als geistreich, nach geringen Andeutungen das Zerstörte in einem gewissen Grade wieder zu beleben.

Einen solchen Dank bringen wir zunächst den obengenannten trefflichen Künstlern, die uns durch ihre zwölf nach der Beschreibung des Pausanias entworfenen Zeichnungen in den Stand setzen, von den längst untergegangenen Gemälden des Polygnot in der Lesche zu Delphi eine Art Anschauung zu gewinnen; so wie sie uns zugleich Veranlassung geben, unsere Gedanken über jene bedeutenden Werke des Alterthums im Nachstehenden mitzutheilen.

Ueber Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi.

1803.

An dieſem Verſammlungsorte, einem Porticus, den man um einen länglich viereckten Hof herum gezogen und nach innen zu offen denken kann, fanden ſich, noch zu Pauſanias Zeiten wohl erhalten, einige Werke Polygnots.

Das an der rechten Seite befindliche Gemälde beſtand aus zwei Abtheilungen, wovon die eine der Eroberung Troja's, die andere, nach unſerer Ueberzeugung, der Verherrlichung Helena's gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zuſammenſtellung unter ſich, ſo wie die Nachbarſchaft beider Vorſtellungen, kann unſere erſte Tafel vergegenwärtigen.

Pauſanias beſchreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, ſo wie die Gruppen dem Hereintretenden und an dem Bilde Hergehenden vor die Augen kamen, in welcher Ordnung ſie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet werden, obgleich eine andere Betrachtungsweiſe, die wir in der Folge darlegen werden, ſtattfinden möchte.

Zur Linken ſah man ein einzelnes großes Bild, den Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt vorſtellend.

Wir nehmen an, daß Pauſanias, nach Beſchreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurückgekehrt ſey, ſich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daſelbſt befindliche Gemälde von der Linken zur Rechten beſchrieben habe; wie es denn auch auf unſerer zweiten Tafel vorgeſtellt iſt.

Wir erſuchen unſere Leſer, ſich zuerſt mit dieſer unſerer Darſtellung, ſo wie mit der Beſchreibung des Pauſanias, die wir im Auszuge liefern,

bekannt zu machen, ehe sie zu unsern Muthmaßungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieser Kunstwerke anzudeuten gedenken.

Dabei werden sie durchaus im Auge behalten, daß die Gruppen keineswegs perspectivisch, sondern, nach Art damaliger Kunst, neben, über und unter einander, jedoch nicht ohne Weisheit und Absicht, gestellt gewesen.

Nach dem Pausanias.

I.

Eroberung von Troja.

X.

Epeus, nackend vorgestellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit seinem Haupte über dieselben hervor.

Polypoites, Sohn des Peirithoos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas, Sohn des Theseus, ist neben ihm. Odysseus steht in seinem Harnisch.

XI.

Ajas, Sohn des Oileus, hält sein Schild, und naht sich dem Altar, als im Schwur begriffen, daß er Kassandren, wider Willen der Göttin, entführen wolle.

Kassandra sitzt auf der Erde, vor der Statue des Pallas; sie hält das Bild umfaßt, welches sie von dem Fußgestelle hob, als Ajas sie, die Schutzflehende, wegriß.

Die zwei Söhne des Atreus sind auch gehelmt, und überdieß hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen sieht, der bei dem Opfer zu Aulis als ein Wunderzeichen erschien. Die Atreiden scheinen den Ajas abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verscheidet Klassos, unter den Streichen des Neoptolemos: er ist sterbend vorgestellt. Astynoos kniet, nach ihm haut Neoptolemos. Dieser ist der einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Gemälde auf der rechten Seite der Lesche.

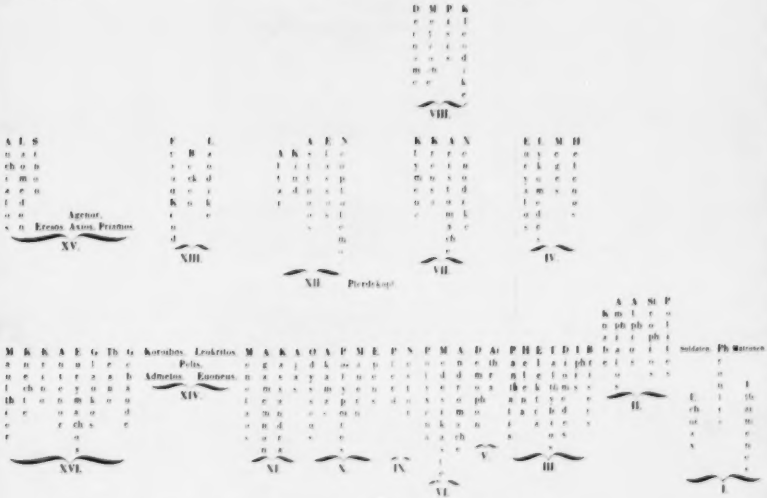

Ferner iſt ein Altar gemalt, wohin ſich ein furchtſames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harniſch, wie man ſie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hintertheil zuſammengeſetzt und durch Spangen befeſtigt.

XIII.

Laodike ſteht jenſeit des Altares; ſie befindet ſich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken auf einem ſteinernen Fußgeſtell.

Meduſa, eine Tochter Priamos, liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben ſeht ihr eine alte Frau, mit geſchorenem Kopf, ein Kind auf ihren Knieen haltend, welches furchtſam ſeine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Maler hat nachher todte Körper vorgeſtellt. Der erſte, den man erblickt, iſt Pelis, ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Euoneus und Admetos, welche noch geharniſcht ſind; höher ſeht ihr andere. Leokritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Euoneus und Admetos ſieht man den Körper des Koroibos, der um Kaſſandra freite.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Axios und Agenor.

Ferner ſeht ihr Simon, den Gefährten des Odyſſeus und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt ſich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieſes Haus zu verſchonen haben.

Theano wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgeſtellt. Der erſte ſitzt auf einem Harniſch von der alten Art, der zweite auf einem Stein. Neben dieſem ſieht man Antenor, mit Krino, ſeiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Maler hat allen dieſen Figuren ſolche Mienen und Gebärden gegeben, wie man ſie von Perſonen erwartet, welche von Schmerz gebeugt ſind.

An der Seite sieht man Diener, die einen Esel mit Körben beladen und sie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind sitzt auf dem Thiere.

II.

Verherrlichung der Helena.

I.

Hier wird alles für Menelaos Rückkehr bereitet. Man sieht ein Schiff; die Bootsleute sind, untermischt, Männer und Kinder.

In der Mitte steht Phrontis, der Steuermann, die Fährstangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Echoiax steigt, mit einem ehernen Wassergefäß, die Schiffstreppe hinab.

II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, sind Polites, Strophios und Alphios beschäftigt das Gezelt des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos sitzt ein Kind, ohne Namensbeischrift.

Phrontis ist der einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann steht Briseis, etwas höher Diomedes und Iphis zunächst; beide als wenn sie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena sitzt; bei ihr steht ein junger Mann, wahrscheinlich Eurybates, der Herold des Odysseus, zwar unbärtig.

Helena hat ihre zwei Frauen neben sich, Pantalis und Elektra; die erste steht bei ihr, die andere bindet ihr die Schuhe.

IV.

Ueber ihr sitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, sehr traurig; es ist Helenos, der Sohn des Priamos. Neben ihm steht Meges, mit verwundetem Arm; neben diesem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Eurypalos hat zwei Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

Gemälde auf der linken Seite der Lesche.

V.

Neben ihr ſieht man Aithra, die Mutter des Theſeus, mit geſchorenem Haupte, als Zeichen der Knechtſchaft, und Demophon, den Sohn des Theſeus, in nachdenklicher Stellung. Wahrſcheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freiheit ſetzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es ohne Beiſtimmung der Helena nicht gewähren wollte. Vermuthlich ſteht Eurybates bei Helena, dieſen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derſelben Linie ſieht man gefangene, höchſt betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Buſen, auch Medeſikaſte, eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheirathet. Dieſe beide Fürſtinnen ſind verſchleiert.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Perſonen.

IX.

Neſtor ſteht zunächſt; er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd iſt bei ihm, das ſich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieſeln um das Pferd her; ſonſt bemerkt man nichts, was die Nachbarſchaft des Meers bezeichnete.

VII.

Ueber jenen Frauen, die ſich zwiſchen Neſtor und Aithra befinden, ſieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreuſa, Ariſtomache und Xenodike.

VIII.

Ueber ihnen befinden ſich abermals vier Gefangene, auf einem Bette: Demome, Metioche, Peiſis und Kleodike.

Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt.

Hier ſieht man den Acheron, ſchilficht, und Schatten von Fiſchen im Waſſer. In einem Schiffe iſt der greiſe Fährmann mit den Rudern abgebildet.

Bewahre jeder die Vergunſt
Auf ſeine Weiſe toll zu ſeyn.

Nach Lord Byron.

Nein! für den Poeten iſt's zuviel
Dieſes entſetzliche Strafgericht!
Verdammt iſt mein Trauerſpiel
Und die alte Tante nicht.

Geburt und Tod betrachtet' ich
Und wollte das Leben vergeſſen;
Ich armer Teufel konnte mich
Mit einem König meſſen.

„Der alte reiche Fürſt
Blieb doch vom Zeitgeiſt weit,
Sehr weit!" —
Wer ſich aufs Geld verſteht,
Verſteht ſich auf die Zeit,
Sehr auf die Zeit!

„Geld und Gewalt, Gewalt und Geld,
Daran kann man ſich freuen,
Gerecht- und Ungerechtigkeit
Das ſind nur Lumpereien."

Iſt der Vater auf Geld erſeſſen
Und nutzt ſogar die Lampenſchnuppen,
Kriegen ſie den Sohn in die Kluppen,
Juden und Huren die werden's freſſen.

Die im Fahrzeug Sitzenden sind keine berühmten Personen. Tellis, ein reifender Knabe und Kleoboia, noch Jungfrau. Diese hält ein Kästchen auf den Knieen, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charons Nachen wird ein vatermörderischer Sohn von seinem eigenen Vater erdrosselt.

Zunächst wird ein Tempelräuber gestraft. Das Weib, dem er überliefert ist, scheint sowohl jede Arzeneimittel, als alle Gifte, mit denen man die Menschen schmerzlich tödtet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen Benannten sieht man den Eurynomos, welcher unter die Götter der Unterwelt gezählt wird. Man sagt, er verzehre das Fleisch der Todten und lasse nur die Knochen übrig. Hier ist er schwarzblau vorgestellt. Er zeigt die Zähne und sitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächst sieht man die Arkadierin Auge und Iphimedeia. Die erste hat unter allen Weibern, welche Hercules erkannt, den vaterähnlichsten Sohn geboren. Der zweiten aber hat Mylassis, eine Stadt in Carien, große Verehrung erwiesen.

Höher, als die erwähnten Figuren, sieht man die Gesellen des Odysseus, Perimedes und Eurylochos, welche schwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächst sitzt ein Mann, mit dem Namen Oknos bezeichnet: er flicht einen Strick aus Schilf; dabei steht eine Eselin, die das, was er flicht, sogleich aufzehrt.

Nun sieht man auch den Tityos, dergestalt abgebildet, daß er nicht mehr Strafe zu leiden, sondern durch die langwierige Strafe verzehrt zu seyn scheint; denn es ist ein dunkelnder Schatten.

Zunächst bei Oknos findet sich Ariadne, die auf einem Felsen sitzt, und ihre Schwester Phaidra ansieht. Diese schwebt an einem Strick, welchen sie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwei zärtliche Freundinnen zu sehen.

Neben Thyia steht Prokris, die Tochter des Erechtheus, und nachher Klymene, die ihr den Rücken zukehrt.

Weiterhin sehet ihr Megara von Theben, die verstoßene Frau des Hercules.

Ueber dem Haupte dieser Weiber sitzt auf einem Stein die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächſt ſteht Eriphyle, welche die Fingerſpitzen durchs Gewand am Halſe hervorzeigt, wobei man in den Falten das berüchtigte Halsband vermuthen kann.

Ueber der Eriphyle iſt Elpenor, in einem geflochtenen Baſtkleide, wie es die Schiffer tragen, dann Odyſſeus, kauernd, der das Schwert über der Grube hält; zu dieſer tritt der Wahrſager Teireſias; hinter demſelben ſitzt Antikleia, die Mutter des Odyſſeus.

Unter dem Odyſſeus ſitzen Theſeus und Peirithoos auf Thronen, auf denen ſie durch unſichtbare Macht feſtgehalten werden. Theſeus hat die Schwerter beider in Händen. Peirithoos ſieht auf die Schwerter.

Sodann ſind die Töchter des Pandaros gemalt, Kameiro und Klytie, mit Blumenkränzen geziert und mit Knöchelchen ſpielend.

Dann ſieht man den Antilochos, der, mit einem Fuß auf einen Stein tretend, Geſicht und Haupt mit beiden Händen hält.

Zunächſt ſteht Agamemnon, der die linke Schulter mit einem Zepter unterſtützt, in Händen aber eine Ruthe trägt.

Proteſilaos, ſitzend, betrachtet den gleichfalls ſitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus ſteht Patroklos. Alle ſind unbärtig, außer Agamemnon.

Höher iſt Pholos gemalt, unmündigen Alters, mit einem Siegelring an der linken Hand, die er dem Jaſeus hinreicht, welcher den Ring betrachtet, und ihn abzunehmen im Begriff iſt.

Ueber dieſen ſitzt Maira auf einem Stein, die Tochter des Proitos.

Zunächſt ſitzt Aktaion und ſeine Mutter Autonoe, auf einem Hirſchfelle. Sie halten ein Hirſchkalb. Auch liegt ein Jaghund bei ihnen.

Kehrſt du nun zu den untern Theilen des Bildes wieder deine Augen, ſo ſiehſt du nach dem Patroklos den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmales ſitzen. Mit der Linken berührt er die Zither, mit der andern die Zweige einer Weide, an die er ſich lehnt. Er iſt griechiſch gekleidet; weder ſein Gewand noch ſein Hauptſchmuck hat irgend etwas Thraciſches. An der entgegengeſetzten Seite des Baums lehnt Prometheon, der, nach einigen, die Sänger überhaupt, beſonders aber den Orpheus zu hören Freude gehabt.

In dieſem Theile des Bildes iſt auch Schedios, der die Phocenſer nach Troja führte, nach ihm Pelias, auf einem Throne ſitzend, mit grauem Bart und Haupthaar. Dieſer betrachtet den Orpheus. Schedios hält einen kleinen Dolch, und iſt mit Gras bekränzt.

Nächſt dem Pelias ſitzt Thamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Anſehens, mit ſtarkem Haupt- und Barthaar. Vor ſeinen Füßen liegt die Leyer, mit zerbrochenen Hörnern und zerriſſenen Saiten.

Etwas höher ſitzt Marſyas, welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendeſt du wieder deine Augen nach dem obern Theile des Gemäldes, ſo folgt auf Aktaion der ſalaminiſche Ajas; ſodann Palamedes und Therſites, mit Würfeln ſpielend. Der andere Ajas ſieht zu. Dieſer hat das Anſehen eines ſchiffbrüchigen, mit ſchäumender Meeresfluth beſprengten Mannes.

Etwas höher als Ajas ſteht des Oineus Sohn, Meleager, und ſcheint jenen anzuſehen. Alle haben Bärte, der einzige Palamedes iſt ohne Bart.

Zu unterſt an der Tafel, hinter Thamyris, ſitzt Hektor, und hält mit beiden Händen das linke Knie umſchloſſen, ſehr traurig von Anſehen.

Nach Hektor ſitzt Memnon, auf einem Steine, zunächſt Sarpedon, welcher ſein Geſicht in beide Hände verbirgt. Auf ſeiner Schulter liegt die eine Hand Memnons, in deſſen Kleid Vögel gewirkt ſind. Zunächſt bei Memnon ſteht ein äthiopiſcher Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon ſteht Paris, ſehr jugendlich abgebildet; er ſchlägt in die Hände. Durch dieſes Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesileia zu ſich locken. Dieſe ſchaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringſchätzung hervorblickt. Sie iſt auf Jungfrauenart geziert. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwei Frauen Waſſer, in zerbrochenen irdenen Gefäſſen; eine ſchön und jung, die andere ſchon bejahrt. Kein Name iſt beigeſchrieben; eine gemeinſchaftliche Inſchrift zeigt jedoch, daß ſie nicht eingeweiht waren.

Ueber ihnen ſieht man Kalliſto, Nomia und Pero; die erſte hat ein Bärenfell zum Teppich, und berührt mit den Füßen die Kniee der zweiten.

Ueber dieſen Frauen ſteigt ein Fels in die Höhe, auf deſſen Gipfel Siſyphos den Stein zu wälzen trachtet.

Derſelbe Theil des Bildes zeigt auch das große Waſſergefäß.

Auf dem Felſen befinden ſich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bei dem Alten ein altes Weib; andere tragen Waſſer, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefäß gießt aus der Scherbe das übrige Waſſer wieder in das Faß.

Unter dem Faſſe befindet ſich Tantalos, mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederſtürzenden Steine.

Polygnots Kunſt überhaupt.

Polygnot, Aglaophons Sohn, von Thaſus, lebte vor der neunzigſten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plaſtik ſich ſchon beinahe völlig ausgebildet hatte, die Malerei aber ihr nur mühſam nacheiferte.

Den Gemälden fehlte damals faſt alles, was wir jetzt an ſolchen Kunſtwerken vorzüglich ſchätzen: Richtigkeit der Perſpective, Einheit einer reichen Compoſition, Maſſen von Licht und Schatten, liebliche Abwechſelung des Helldunkels, Harmonie des Colorits. Auch Polygnot befriedigte, ſo viel ſich vermuthen läßt, keine dieſer Forderungen; was er beſaß, war Würde der Geſtalt, Mannigfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Keuſchheit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die ſinnliche Anſchauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verſtand, für die Empfindung durch eine geiſtreiche, faſt dürfte man ſagen, witzige Zuſammenſtellung zu verbinden. Dieſe Vorzüge, wodurch er den älteren Meiſtern der in unſerem Mittelalter aufiebenden Kunſt, beſonders den florentiniſchen, verglichen werden kann, verſchafften ihm bis zu der Römer Zeiten lebhafte Bewunderer, welches wir um ſo eher begreifen, als jene Naivetät, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bei uns noch enthuſiaſtiſche Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzuſtellen am beſten vergegenwärtigen, wenn wir die Vaſengemälde, beſonders die des älteren Styls, vor uns nehmen. Hier ſind auch nur umriſſene Figuren und bedeutende Geſtalten in gewiſſen Verhältniſſen zuſammengeſtellt, manchmal in Reihen, manchmal über einander. Von einem Local iſt gar die Rede nicht: wenn eine Perſon ſitzen ſoll, wird ein Fels zugegeben; ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenſter, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Gefäſſe, Altäre ſind nur Zugaben. Die Pferde ziehen ohne Geſchirr, und werden ohne Zaum gelenkt. Kurz, was nicht Geſtalt iſt, was man nicht zur nothwendigſten Bezeichnung bedurfte, wird übergangen oder höchſtens angedeutet.

Sehen wir ein rothe Figur auf schwarzem Grunde, so können wir uns von der monochromatischen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Ist die Gestalt genau umrissen, und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet, so darf sie sich nur vom Grund ablösen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert sich der Fleischfarbe, und kann mit einigen Schattirungen ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Bärte und Haare, dunkle Säume der Kleider hatten schon auf die Localfarbe aufmerksam gemacht, und nun strich Polygnot die Kleider farbig an, besonders gelb; er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfputz, unternahm noch andere Darstellungen, die ihn zu Abwechselung der Farbe nöthigten, und so war ein Weg eröffnet, der nach und nach weiter führen sollte.

Was er nun an Gedanken, sowohl im Ganzen als Einzelnen, an Gestalt, Bedeutsamkeit der Motive, Mannichfaltigkeit der Charaktere, Absonderung des Ausdrucks, Anmuth des Beiwesens und sonst geleistet haben mag, werden unsere Leser sich schon zum Theil aus dem Vorhergehenden entwickelt haben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzufügen, die sich uns bei Behandlung dieser Gegenstände aufgedrungen.

Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche sich in den neueren Zeiten die Malerei geschwungen hat, wieder zurück auf ihre ersten Anfänge zu sehen, sich die schätzbaren Eigenschaften der Stifter dieser Kunst zu vergegenwärtigen, und die Meister solcher Werke zu verehren, denen gewisse Darstellungsmittel unbekannt waren, welche doch unsern Schülern schon geläufig sind, dazu gehört schon ein fester Vorsatz, eine ruhige Entäußerung und eine Einsicht in den hohen Werth desjenigen Styls, den man mit Recht den wesentlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Wesen der Gegenstände, als um ihre Erscheinung zu thun ist.

Indem wir nun bei Behandlung der Polygnotischen Gemälde und manchem deßhalb geführten vertraulichen Gespräch, besonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am schwersten falle, sich die aufgeführten Gruppen, nicht perspectivisch hinter einander, sondern plastisch über einander

zu denken, ſo hielten wir eine Darſtellung des wechſelſeitigen Bezuges auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieſelben nur mit typographiſchen Mitteln auszuführen im Stande waren, ſo glauben wir doch einem jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, beſonders aber dem Künſtler, der ſich mit dieſen Gegenſtänden weiter zu beſchäftigen gedenkt, dadurch ſchon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Eben ſo denken wir auch durch unſern Auszug aus dem Pauſanias, wobei wir alles weggelaſſen, was die Beſchreibung des Gemäldes nicht unmittelbar betrifft, die Ueberſicht des Ganzen um vieles erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemühungen nur ein mageres Intereſſe bewirken, wenn wir nicht auch dasjenige, was uns wegen ſittlicher und poetiſcher Beziehung der Gruppen unter einander bedeutend geſchienen, dem Leſer mitzutheilen, und die Künſtler dadurch zu Bearbeitung des Einzelnen ſowohl als des Ganzen aufzumuntern gedächten.

Schon aus der bloßen Beſchreibung leuchtet hervor, daß Polygnot eine große Mannichfaltigkeit von Zuſtänden dargeſtellt; wir finden die verſchiedenen Geſchlechter und Alter, Stände, Beſchäftigungen, gewaltiges Wirken und großes Leiden, alles, in ſo fern es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter und Schönheit er wahrſcheinlich dadurch auf das Höchſte zu ſteigern vermochte, daß er die Vorſtellung der höhern Götter auf dieſen Gemälden durchaus vermieden.

Wenn nun auf dieſe Weiſe ſchon eine große und würdige Mannichfaltigkeit in die Augen ſpringt, ſo ſind doch die Bezüge der Gruppen unter einander nicht ſo leicht aufgefunden. Wir wollen daher die ſchon oben erwähnte glückliche Art des Künſtlers, das Ganze ſeiner Werke, das für die ſinnliche Anſchauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für den Verſtand, für das Gefühl zu verbinden, nach unſerer Ueberzeugung vortragen.

Die Gemälde der Lesche überhaupt betrachtet.

Die drei Gemälde machen unter ſich ein Ganzes; in dem einen iſt die Erfüllung der Ilias und die Auflöſung des zehnjährigen Räthſels dargeſtellt, in dem andern der bedeutendſte Punkt der Rückkehr griechiſcher Helden; denn muß nicht, ſobald Troja erobert iſt, die erſte Frage ſeyn: Wie wird es Helenen ergehen? In dem dritten ſchließt ſich durch Odyſſeus

und die vor seinem Besuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner diese große Weltepoche an die heroische Vergangenheit bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns schon auf die Zeit, wenn durch Bemühung tüchtiger deutscher Künstler alle diese Schatten, die wir jetzt mühsam vor die Einbildungskraft rufen, vor unsern Augen in bedeutenden und schönen Reihen dastehen werden.

Ueber die Eroberung Troja's.

Das erste Gemälde, ob sich gleich in demselben auch manche feine Bezüge, der Denkart des Künstlers gemäß, aufweisen lassen, kann doch eigentlich unter die historischen gezählt werden. Alles geht unter unsern Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein; das unglückbringende Pferd, durch dessen Hülfe er solches bewirkt, ist dabei angedeutet. Polypoites und Akamas folgen dem klugen Anführer Odysseus.

Ueber und neben ihnen erscheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolemos den Tod seines Vaters, hier vermögen die Atreiden selbst eine heilige Jungfrau nicht zu schützen.

Doch unsern dieser gewaltsamen Ereignisse ist eine Verschonte zu sehen. Laodike, es sey nun als Geliebte des Akamas oder als Schwiegertochter des Antenor, steht ruhig unter so vielen Gräueln. Vielleicht ist das Kind auf dem Schooße der alten Frauen ihr Sohn, den sie von Akamas empfing. Auch liegt ein trostloses Mädchen, Medusa, an dem Fuße des dabei stehenden Beckens.

Unter und neben dieser Gruppe sieht man gehäufte Todte liegen; dort Jünglinge, hier Greise. Die feinern Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden, entdeckt uns künftig der Alterthumsforscher.

Nach diesen stummen Trauerscenen wendet sich das Gemälde zum Schluß: man beginnt die Leichname zu begraben; der Verräther Simon erzeigt den Abgeschiedenen diesen Liebesdienst, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gastfreie Antenor, verschont, mit den Seinigen.

Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erste Gemälde mit Pausanias von der Rechten zur Linken betrachtet, so gehen wir dieses lieber von der Linken zur Rechten

durch. Hier iſt von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weiſe Neſtor, noch in ſeinem höchſten Alter als Pferdebändiger angedeutet, iſt am Ufer, als Vorſteher einer mit Vorſicht vorzunehmenden Einſchiffung geſtellt; neben ihm, in drei Stockwerken über einander gehäuft, gefangene trojaniſche Frauen, ihren Zuſtand mehr oder weniger bejammernd; nicht mehr, wie ſonſt, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, ſondern zuſammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Maſſe behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten geſehen.

Aber nicht ſchwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zuſtande der Gefangenſchaft, auch Männer ſieht man, meiſt ſchwer verwundet, unfähig zu widerſtehen.

Und alle dieſe geiſtigen und körperlichen Schmerzen, um weſſentwillen werden ſie erduldet? Um eines Weibes willen, des Sinnbildes der höchſten Schönheit.

Hier ſitzt ſie, wieder als Königin bedient und umſtanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freier, und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieſer letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden ſogleich auf eine benachbarte Gruppe gewieſen. Hinter Helenen ſteht Aithra, Theſeus Mutter, die ſchon um ihrentwillen ſeit langen Jahren in der Gefangenſchaft ſchmachtet, und ſich nunmehr wieder als Gefangene unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel Demophon ſcheint, neben ihr, auf ihre Befreiung zu ſinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumſchränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Beiſtimmung die Aithra loszugeben nicht geneigt iſt, ſo erſcheint jene im höchſten Glanze, da ſie, mitten unter der Maſſe von Gefangenen, als eine Fürſtin ruht, von der es abhängt zu binden oder zu löſen. Alles, was gegen ſie verbrochen wurde, hat die traurigſten Folgen; was ſie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöſcht.

Von Jugend auf ein Gegenſtand der Verehrung und Begierde, erregt ſie die heftigſten Leidenſchaften einer heroiſchen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienſtbarkeit auf, wird geraubt, geheirathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem ſie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaffnet den rachgierigen Gemahl; und, vorher das Ziel eines

verderblichen Krieges, erscheint sie nunmehr als der schönste Zweck des Sieges, und erst über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben thront sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles ist vergeben und vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige sieht die Lebendige wieder und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem idäischen Schäfer einzustimmen, der Macht und Gold und Weisheit neben der Schönheit gering achtete.

Mit großem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseis, die zweite Helena, die nach ihr das größte Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiß mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung am Rande des Bildes bezeichnet, indem des Menelaos Feldwohnung niedergelegt, und sein Schiff zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sey uns noch eine Bemerkung erlaubt. Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Karl XII. den schädlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich hie und da ein billiger Unwille über das Unsittliche ihres Wandels entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahl übel behandeln, sie sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließ, so finden wir sie doch schon im Homer als behagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt; und so verdiente, nach vieljähriger Controvers, Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig darstellte, und so die unerläßliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen, befriedigte.

Ueber den Besuch des Odysseus in der Unterwelt.

Wenn in dem ersten Bilde das Historische, im zweiten das Symbolische vorwaltete, so kommt uns im dritten, ohne daß wir jene beiden

Eigenſchaften vermiſſen, ein hoher poetiſcher Sinn entgegen, der, weitumfaſſend, tiefeingreifend, ſich anmaßungslos mit unſchuldigem Bewußtſeyn und heiterer, naiver Bequemlichkeit darzuſtellen weiß.

Dieſes Bild, das gleichfalls aus drei Stockwerken über einander beſteht, beſchreiben wir nunmehr, den Pauſanias auf einige Zeit vergeſſend, nach unſern eigenen Einſichten.

Oben, faſt gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odyſſeus, als den frommen, nur um ſein Schickſal bekümmerten Beſucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen; aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdiſchen Mächte, ſondern die Erſtlinge des blutigen Opfers dem Teireſias zu bewahren, der gegen ihm über ſteht, indeß die Mutter Antikleia, ihren Sohn noch nicht gewahrend, weiter zurückſitzt.

Hinter Odyſſeus ſtehen ſeine Gefährten: Elpenor, der kaum verſtorbene, noch nicht begrabene, zunächſt; entfernter Perimedes und Eurylochos, ſchwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun dieſem klugen Helden ſein Beſuch, ſo iſt frevelhaften Stürmern der Unterwelt früher ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm ſieht man Theſeus und Peirithoos, mit Betrachtung ihrer Schwerter beſchäftigt, die ihnen, als irdiſche Waffen, im Kampfe mit dem Geiſterreich wenig gefruchtet. Sie ſitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alten, ſieht man völlig unähnliche Nachbarinnen, Kameiro und Klytie, die zur Unterwelt allzufrüh entführten anmuthigen Töchter des Pandaros, bekränzt, den unſchuldigſten Zeitvertreib, das Kinderſpiel der Knöchelchen, gleichſam ewig fortſetzend.

An der andern Seite des Theſeus und Peirithoos befindet ſich eine ernſtere Geſellſchaft; unglückliche Gattinnen, theils durch eigene Leidenſchaft, theils durch fremde beſchädigt: Eriphyle, Tyro, Phaidra und Ariadne, die erſte und dritte ſonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freundinnen, eine der andern im Schooße liegend. Sodann Prokris und Klymene, Nebenbuhlerinnen; dieſe wendet von jener ſich weg. Etwas entfernt, für ſich allein, ſteht Megara, die erſte würdige, aber leider in ihren Kindern unglückliche, verſtoßene Gattin des Hercules.

Hat nun vielleicht der Künſtler dadurch, daß er den Odyſſeus und

„Mephiſto ſcheint ganz nah zu ſeyn!“
Es däucht mich faſt er ſpricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er ſich ſelbſt das Maul verbunden,
Doch blickt er über die Binde her
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.

Wenn auch der Held ſich ſelbſt genug iſt,
Verbunden geht es doch geſchwinder;
Und wenn der Ueberwund'ne klug iſt,
Geſellt er ſich zum Ueberwinder.

Die reitenden Helden vom feſten Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch ſtünd es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten.

Hatte ſonſt einer ein Unglück getragen,
So durft' er es wohl dem andern klagen;
Mußte ſich einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.
Jetzt ſind ſie allgemein die Plagen,
Der Einzelne darf ſich nicht beklagen;
Im Felde darf nun niemand fehlen,
Wer ſoll denn hören wenn ſie erzählen?

Die Franzoſen verſtehn uns nicht;
Drum ſagt man ihnen deutſch ins Geſicht
Was ihnen wär' verdrießlich geweſen,
Wenn ſie es hätten franzöſiſch geleſen.

---

seine Gefährten in die obere Reihe gesetzt, die höhere Region des Hades bezeichnen wollen? Da Odysseus, nach Homerischer Dichtung, keineswegs in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie heranwagt, so ist wohl nicht ohne Absicht der Acheron und jener den abgeschiedenen Seelen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiffe befindet sich Charon, neben ihm zwei junge Personen, weder durch sich noch durch ihre Verwandtschaft berühmt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Tellis scheinet dem Alterthum als ein gegen seine Eltern frommes Kind bekannt gewesen zu seyn, indem außerhalb des Schiffes, unter ihm wahrscheinlich auf einer vorgestellten Landzunge, ein unfrommer Sohn von seinem eigenen Vater gequält wird.

Kleoboia trägt das heilige Kistchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimnisse, mit sich, und unter ihr, außer dem Schiffe, wird zum deutlichen Gegensatz ein Frevler gereinigt.

Ueber dem Charon sehen wir ein Schreckbild, den Dämon Eurynomos, und in derselben Gegend den zum Schatten verschwindenden Tityos. Diesen letzten würden wir den Künstlern rathen noch etwas weiter herunter zu setzen, als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Rücken frei gehalten werde.

Warum Auge und Iphimedeia zunächst am Schiffe stehen, wagen wir nicht zu erklären; desto mehr finden wir bei der sonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eselin die Arbeit des beschäftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten scheinen, und zwar mit Recht, ein fruchtloses Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben. Der immer zurückstürzende Stein des Sisyphos, die fliehenden Früchte des Tantalos, das Wassertragen in zerbrechenden Gefäßen, alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier ist nicht etwan eine dem Verbrechen angemessene Wiedervergeltung oder specifische Strafe! Nein, die Unglücklichen werden sämmtlich mit dem schrecklichsten der menschlichen Schicksale belegt, den Zweck eines ernsten, anhaltenden Bestrebens vereitelt zu sehen.

Was nun dort als Strafe gewaltsamer Titanen und sonstiger Schuldigen gedacht wird, ist hier durch Oknos und seine Eselin als ein Schicksal, ein Zustand auf das naivste dargestellt. Er flicht eben von Natur, wie

sie von Natur frißt, er könnte lieber aufhören zu flechten; aber was alsdann sonst beginnen? Er flicht lieber um zu flechten, und das Schilf, das sich auch ungeflochten hätte verzehren lassen, wird nun geflochten gespeist. Vielleicht schmeckt es so, vielleicht nährt es besser? Dieser Oknos, könnte man sagen, hat auf diese Weise doch eine Art von Unterhaltung mit seiner Eselin.

Doch indem wir unsern Lesern die weitere Entwicklung dieses profunden Symbols überlassen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich ins Leben zurückschaut, darin den Zustand eines fleißigen Mannes, dem eine verschwenderische Frau zugesellt ist, zu finden glaubte.

Haben wir nun diese Seite des Bildes vollendet, wo wir fast nur frühere heroische Gestalten erblickten, so treffen wir bei fernerem Fortblick auf Gegenstände, die zu Odysseus einen näheren Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odysseus, Antilochos, Agamemnon, Protesilaos, Achilleus und Patroklos. Sie dürfen sich nur in den freien Raum, der über ihnen gelassen ist, erheben, und sie befinden sich mit Odysseus auf Einer Linie.

Weiterhin sehen wir des Odysseus Gegner versammelt, die beiden Ajanten nebst Palamedes, dem edelsten der Griechen, der sein erfundenes Würfelspiel mit dem sonst so verschmähten Thersites zu üben beschäftigt ist.

In der Höhe zwischen beiden, sich der Gesinnung nach widerstrebenden, durch einen Zwischenraum abgesonderten Gruppen der Griechen finden sich Liebende versammelt: Phokos und Iaseus, mit einem Ringe, dem zartesten Zeichen der Freundschaft, beschäftigt; Aktaion und seine Mutter, mit gleicher Lust am Waidwerke theilnehmend; Maira, einsam zwischen beiden, könnte räthselhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater diesen Platz unter den anmuthig und naiv Liebenden verschaffte.

Man wende nun seinen Blick nach dem untern Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterwelt, vortrefflich geschildert, beisammen. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grabe seiner zweimal Verlorenen: als berühmtester Dichter, hat er seine Hörer bei sich, Schedios und Pelias, deren Bezeichnung, so wie das Recht, in dieser Gesellschaft zu seyn, noch zu erklären wäre. Thamyris, das schönste Talent, in dem traurigsten Zustande der verwelkenden Abnahme. Gleich dabei Lehrer und Schüler, Marsyas und Olympos, auf ein frisches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden sich nun über dieser Dichterwelt die abgeschiedenen Griechen, so sind neben ihnen, als wie in einem Winkel, die armen Trojaner vorgestellt: Hektor, sein Schicksal immerfort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber um diesen düstern Winkel zu erheitern, hat der Künstler den lüsternen, weiberschätzenden Knaben Paris in ewiger Jugend dargestellt. Noch als roher Waldbewohner, doch seiner Macht über Frauen sich bewußt, schlägt er in die Hände, um, das Gegenzeichen erwartend, irgend einer horchenden Schönen anzudeuten, wo er zu finden sey.

Aber Penthesileia, die Heldin, im kriegerischen Schmuck, steht vor ihm, ihre Gebärden und Mienen zeigen sich abstoßend und verachtend, und so wäre denn auch der peinliche Zustand eines anmaßlichen Weiberbesiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verschmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager, und ferner Kallisto, Pero, Nemia in der höhern Regien einen Platz einnehmen, sey künftigen Auslegern anheim gestellt.

Wir betrachten nur noch, am Schlusse des Bildes, jene Gesellschaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen giebt, wo wir uns befinden. Sisyphos, Tantalos, Unbenannte, welche sich in die höhern Geheimnisse einweihen zu lassen verabsäumt, zeigen sich hier. Kennten wir noch über Oknos lächeln, so sind nun die Motive ähnlicher Darstellungen ins Tragische gesteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb solcher trostlosen Zustände Heroen und Heroinen zusammengedrängt und eingeschlossen.

Bei den Todten ist alles ewig. Der Zustand, in welchem der Mensch zuletzt den Erdbewohnern erschien, fixirt sich für alle Zukunft. Alt oder jung, schön oder entstellt, glücklich oder unglücklich, schwebt er immer unserer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künstler immer mehr Trieb zeigen sich dem Alterthume zu nähern, so wird es Pflicht ihnen zweckmäßig vorzuarbeiten, damit eine höchst lobenswerthe Absicht rascher gefördert werde. Wir wünschen, daß man dasjenige, was wir an den Gemälden der Lesche zu leisten

gesucht, als eine Probe dessen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, günstig aufnehme.

Pausanias ist ein für den heitern Künstlersinn beinahe unzugänglicher Schriftsteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen soll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerker insbesondere, als Erklärer und Schriftsteller ist gar viel einzuwenden, dazu kommt noch ein an vielen Stellen verdorbener Text, wodurch sein Werk noch trüber vor unsern Augen erscheint; daher wäre zu wünschen, daß Freunde des Alterthums und der Kunst sich vereinigten, diese Decke wegzuziehen, und besonders alles, was den Künstler zunächst interessirt, vorerst ins Klare zu stellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Ernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit seines weiten Feldes und seine eigene Thätigkeit berechtigt, selbst auseinander sondere; er hat zu viel Rücksichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte; und so ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pausanias erging, daß ein Kunstwerk, oder sonst ein Gegenstand, ihn mehr an sein Wissen erinnert, als daß es ihn aufforderte sich des großen Umfangs seiner Kenntnisse zu Gunsten dieses besondern Falles zu entäußern. Deßhalb möchte der Kunstfreund wohl ein verdienstliches Werk unternehmen, wenn er sich zwischen dem Gelehrten und Künstler in die Mitte stellte, und aus den Schätzen des ersten für die Bedürfnisse des andern auszuwählen verstünde.

Die Kunst überhaupt, besonders aber die deutsche, steht auf dem bedeutenden Punkte, daß sich Künstler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit starken Schritten genähert. Man vergleiche die Riepenhausischen Blätter mit Versuchen des sonst so verdienten Grafen Caylus, und man wird mit Vergnügen einen ungeheuern Abstand gewahr werden.

Fahren unsere Künstler nun fort, die Restauration verlorener Kunstwerke nach Beschreibungen zu unternehmen, so läßt sich gar nicht absehen, wie weit sie solches führen werde. Sie sind genöthigt, aus sich selbst, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen, und indem sie sich eine Aufgabe vergegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit sie gelöst haben würde. Sie werden auf die einfach hohen und profund naiven Gegenstände aufmerksam, und fühlen sich gedrungen Bedeutung und Form im höchsten Sinne zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde schon

seit geraumer Zeit einschlägt, so bemerkt man, daß auch sie dem wünschenswerthen Ziele nachstrebt, die Vorzeit überhaupt, besonders aber die Kunst der Vorzeit, zur Anschauung zu bringen.

Setzt sich nun zugleich die Manier, bloß durch Umrisse eine geistreiche Composition auszudrücken und ganze epische und dramatische Folgen darzustellen, beim Publicum in Gunst, so werden die höhern Kunstzwecke gewiß mehr gefördert, als durch die endlose Qual, womit Künstler oft unglücklich erfundene Bilder auszuführen Jahre lang bemüht sind. Das, was ein glücklicher Gedanke sey, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunstwerth zu allgemeinem Behagen geben können.

Um zu diesem schönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unsere künftigen Aufgaben dahin lenken, und indessen, durch successive Bearbeitung des Pausanias und Plinius, besonders auch der Philostrate, die Künstler zu fördern suchen.

Auch würde die Vergleichung der Homerischen, Virgilischen und Polygnotischen Höllenfahrten dereinst, wenn die letztere vor den Augen des Publicums aufgestellt seyn wird, erfreuliche Gelegenheit geben, Poesie und bildende Kunst als verwandt und getrennt zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weise wird sich eine Vorstellung der Eroberung von Troja, wie sie auf einer antiken Vase vorkommt, mit der Polygnotischen Behandlung vergleichen und dergestalt benutzen lassen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vasengemäldes neben den Riepenhausischen Blättern aufgestellt. Hier ist nichts, das mit der Polygnotischen, von uns oben entwickelten Darstellungsweise übereinstimmte; alles scheint mehr ins Kurze zusammengezogen, Thaten und Handlungen werden mit voller Wirklichkeit neben einander aufgezählt; woraus sich, wie uns dünkt, ohne die übrigen, von Geschmack, von Anordnung u. s. w. hergenommenen Gründe in Anschlag zu bringen, schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine jüngere Entstehung schließen läßt.

Wir wünschen, diese Abbildung gedachten Vasengemäldes künftig der Riepenhausischen Arbeit beigefügt zu sehen; denn obgleich, so viel wir wissen, Herr Tischbein solches bereits in Kupfer stechen lassen, so ist es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Kupferſtich nach Tizian, wahrſcheinlich von C. Cort.

1822.

Wenn man problematiſche Bilder wie das fragliche von Tizian verſtehen und auslegen will, ſo hat man folgendes zu bedenken. Seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo man anfing den zwar noch immer reſpectabeln, aber zuletzt doch ganz mumienhaft vertrockneten byzantiniſchen Styl zu verlaſſen und ſich an die Natur zu wenden, war dem Maler nichts zu hoch und nichts zu tief, was er nicht unmittelbar an der Wirklichkeit nachzubilden getrachtet hätte; die Forderung ging nach und nach ſo weit, daß die Gemälde als eine Art von Muſterkarte alles dem Auge Erreichbare enthalten mußten. Eine ſolche Tafel ſollte bis an den Rand bedeutend und ausführlich gefüllt ſeyn; hierbei blieb nun unvermeidlich, daß fremde, zum Hauptgegenſtand nicht gehörige Figuren und ſonſtige Gegenſtände als Beweiſe allgemeiner Kunſtfertigkeit mit aufgeführt wurden. Zu Tizians Zeiten unterwarf ſich der Maler noch gern ſolchen Forderungen.

Wenden wir uns nunmehr zum Bilde ſelbſt! In einer offenen mannichfaltigen Landſchaft ſehen wir zu unſerer linken Hand, faſt am Rande nächſt Felſen und Baum, das ſchönſte nackte Mädchen liegen, bequem, gelaſſen, impaſſible, wie auf dem einſamſten Polſter. Schnitte man ſie heraus, ſo hätte man ſchon ein vollkommenes Bild und verlangte nichts weiter; bei gegenwärtigem Muſterbilde aber ſollte vorerſt die Herrlichkeit des menſchlichen Körpers in ſeiner äußerlichen Erſcheinung dargethan werden. Ferner ſteht hinter ihr ein hohes enghalſiges Gefäß, wahrſcheinlich des Metallglanzes willen; ein ſanfter Rauch zieht aus ihm hervor. Sollte das vielleicht auf die Frömmigkeit dieſer ſchönen Frau, auf ein ſtilles Gebet oder worauf ſonſt deuten? Denn daß hier eine höchſt merkwürdige Perſon

vorgestellt sey, werden wir bald gewahr. Rechts gegenüber am Rande liegt ein Todtenkopf, und aus der Kluft daneben zeigt sich der Arm eines Menschen noch von Fleisch und Muskeln nicht entblößt.

Wie das zusammenhänge, sehen wir bald; denn zwischen gedachten Eywien und jenem Götterbilde krümmt sich ein kleiner beweglicher Drache, begierlich nach der anlockenden Beute schauend. Sollten wir nun aber, da sie selbst so ruhig liegt und wie durch einen Zauber den Lindwurm abzuhalten scheint, für sie einigermaßen besorgt seyn, so stürmt aus der düstersten Gewitterwolke ein geharnischter Ritter, auf einem abenteuerlichen feuerspeienden Löwen hervor, welche beide wohl dem Drachen bald den Garaus machen werden. Und so sehen wir denn, obgleich auf eine etwas wunderbare Weise, St. Georg, der den Lindwurm bedroht und die zu erlösende Dame vorgestellt.

Fragen wir nunmehr nach der Landschaft, so hat diese mit der Begebenheit gar nichts gemein; sie ist nur, nach oben ausgesprochenem Grundsatz, für sich so merkwürdig als möglich, und doch finden die beschriebenen Figuren in ihr glücklichen Raum.

Zwischen zwei felsigen Ufern, einem steilern stark bebuschten, einem flächern der Vegetation weniger unterworfenen, strömt ein Fluß erst rauschend, dann sanft zu uns heran; das rechte steile Ufer ist von einer mächtigen Ruine gekrönt, gewaltige unförmliche Massen von überbliebenem Mauerwerk deuten auf Macht und Kraft, die sich beim Erbauen bewiesen. Einzelne Säulen, ja eine Statue noch in einer Nische deuten auf die Anmuth eines solchen königlichen Aufenthalts; die Gewalt der Zeit hat aber alle Menschenbemühungen unnütz und unbrauchbar gemacht.

Auf dem gegenüber liegenden Ufer werden wir auf neuere Zeiten gewiesen; da stehen mächtige Thürme, frisch errichtete oder völlig wiederhergestellte Vertheidigungsanstalten, neue, wohlausgenauerte Schießscharten und Zacken. Ganz hinten aber im Grunde verbindet die beiden Ufer eine Brücke, die uns an die Engelsbrücke, so wie der dahinter stehende Thurm an die Engelsburg erinnert. Bei jener Wahrheits- und Wirklichkeitsliebe ward eine solche Ort- und Zeitverwechselung dem Künstler nicht angerechnet. Denke man aber ja nicht das Ganze ohne die genaueste Congruenz; man könnte keine Linie verändern ohne der Composition zu schaden. Höchst merkwürdig preisen wir die vollkommen poetische Gewitterwolke die den Retter hervorbringt; doch läßt sich ohne Gegenwart des Blattes davon

nicht ausführlich sprechen. An der einen Seite scheint sie sich von jener Ruine gleich einem Drachenschwanz loszulösen, im Ganzen kann man aber mit allem Zoomorphismus keine eigentliche Gestalt herausdeuten; an der andern Seite entsteht zwischen Brücke und Festungswerken ein Brand, dessen Rauch, still wallend, bis zu dem feuerspeienden Rachen des Löwen hinaufsteigt und mit ihm in Zusammenhang tritt. Genug, ob wir gleich diese Composition erst als collectiv ansprachen, so müssen wir sie zuletzt als völlig zur Einheit verschlungen betrachten und preisen.

Zum Schlusse jedoch ganz genau besehen, nach befragten Legendenbüchern, ist es eine christliche Parodie der Fabel von Perseus und Andromeda. Eines heidnischen Königs Land wird durch einen Drachen verwüstet, welcher nur durch Menschenopfer zu beschwichtigen ist. Endlich trifft seine Tochter das Loos, welche jedoch durch den hereinstürmenden Ritter St. Georg befreit, und der Lindwurm getödtet wird. Sie geht zum Christenthum über; ihr Name jedoch blieb uns unbekannt.

Wilhelm Tischbeins Idyllen.

1821.

Wilhelm Tischbein bildete sich in der glücklichen Zeit, wo dem zeichnenden Künstler noch objectives Wahre von außen geboten ward, wo er die reinern Dichterwerke als Vorarbeit betrachten, sie, nach seiner Weise belebt, wieder hervorbringen konnte.

Wenn Homer ihn zur heroisch kriegerischen Welt heranzog, wendete er sich eben so gern mit Theokrit zum unschuldigen golden-silbernen Zeitalter ländlichen Wesens und Treibens, und wenn die Phantasie, welche alles mit Bildern bevölkert, ins weite zu führen drohte, so kehrte er schnell zum Charakteristischen zurück, das er, Gestalt um Gestalt, bis zu den Thieren verfolgte.

Und so vorbereitet begab er sich nach Italien, da er denn schon auf der Reise das Vorgefühl einer heroisch bedeutenden Landschaft an Skizzen gar anmuthig auszudrücken wußte.

Seines wackern Lebensganges haben wir früher schon gedacht, so wie des wechselseitig freundschaftlich-belehrend fortdauernden Verhältnisses. Gegenwärtig sey von leicht entworfenen Blättern die Rede, durch deren Sendung er bis auf den heutigen Tag eine höchst erquickliche Verbindung auch aus der Ferne zu erhalten weiß.

Vor uns liegt ein Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe, die Mannichfaltigkeit des künstlerischen Sinnes und Denkens enthaltend. Einem jeden Blatte haben wir, auf des Freundes Verlangen, einige Reime hinzugefügt; er liebt seine sinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu sehen. Als Titelschrift sandten wir voran:

Wie seit seinen Jünglingsjahren
Unser Tischbein sich ergeht,
Wie er Berg und Thal befahren,
Stets an rechter Stelle steht;
Was er sieht, weiß mitzutheilen,
Was er dichtet, ebenfalls;
Faunen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Zeilen
Des poetisch-plastischen Alls.
Also war es an der Tiber,
Wo dergleichen wir geübt,
Und noch wirkt dieselbe Fiber,
Fremd, dem Freunde gleich geliebt.

I.

Substructionen zerstörter ungeheurer Lust- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wiederbelebt worden.

Gar manche bedeutende Stelle unserer Erdoberfläche erinnert, mitten in herrlicher Gegenwart, an eine größere Vergangenheit, und vielleicht ist nirgends dieser Contrast sichtbarer, fühlbarer, als in Rom und dessen Umgegend; das Zerstörte ist ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, und doch auch erscheint das Wiederhergestellte, unsern Augen sich Darbietende gleichfalls ungeheuer.

Nun aber zu unserm Blatt! Die weitläufigsten, von der Baukunst eroberten Räume sollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Substructionen, die Last kaiserlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlassen nunmehr einen ebenen gleichgültigen Boden dem Weizenbau; Schlinge- und Hängepflanzen senken sich in diese halbverschütteten finstern Räume; Früchte des Granatbaumes, Kürbisranken erheitern, schmücken diese Einöde; und wenn dem Auge des Wanderers ein so uneben zerrissener Boden als gestalteter Naturhügel erschien, so wunderte es einen Herabsteigenden deste mehr, in solchen Schluchten statt Ursels Mauerwerk, statt Gebirgslagern, Spalten und Gängen gerade anstrebende Mauerpfeiler, mächtige Gewölbsbogen zu erblicken, und wollte er sich wagen, ein unterirdisches Labyrinth von düsteren Hallen und Gängen vor sich zu finden.

Gott Dank! daß uns ſo wohl geſchah
Der Tyrann ſitzt auf Helena!
Doch ließ ſich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die ſchmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-Syſtem.
Deutſchland ſoll rein ſich iſoliren,
Einen Peſt-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einſchleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir ſollen auf unſern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken als was wir thun.

Verflucht ſey wer nach falſchem Rath,
Mit überfrechem Muth,
Das was der Corſe-Franke that
Nun als ein Deutſcher thut.
Er fühle ſpät, er fühle früh
Es ſey ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen ſchlecht.

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürſten, ſie ſind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage die himmliſchen Stunden
Wir haben voraus ſie genommen,
So geht es wahrſcheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyriſchen Siebenſachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu ſpät zu früh erwachen.

Einem ſolchen gefühlvollen Anſchauen war Tiſchbein mehr als andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeſchiedenen gepaart. Noch beſitze ich ſolche unſchätzbare Blätter, die den innigen Sinn eines wunderſamen hingeſchwundenen und wieder neu belebten Zuſtandes verkünden.

Dem eben beſchriebenen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Würdige Prachtgebäude ſtürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß nach tauſendjähr'gem Treiben
Thor und Pfeiler ſich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden miſcht ſich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke ſenkt ſich nieder;
Der Natur iſt's wohlgerathen.

Das in ſolchem Falle uns überraſchende Gefühl ſprach ich in früher Jugend, ohne den ſinnlichen Eindruck erfahren zu haben, folgendermaßen aus:

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniß
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern!

II.

Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe ſtehend, von den letzten Strahlen

beleuchtet, überſchauen die reiche Gegend und erquicken ſich mit und an einander.

Für dergleichen Naturſcenen hatte Tiſchbein ſtets reinen Sinn und offene freie Bruſt. Ich beſitze noch eine ältere Zeichnung, wo er ſich, als Reiſender in unwirthbarem Gebirg, am Sonnenaufgang und herrlichen, ſich zuſammendrängenden Zufälligkeiten entzückt. In dieſem Betracht ſchrieb ich zu obigem Bilde folgende Zeilen:

Schön und menſchlich iſt der Geiſt,
Der uns in das Freie weiſt,
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im ſteilen Berggehänge,
Sonnenauf- und Untergänge
Preiſen Gott und die Natur.

Der Geſchichtsmaler, der eigentliche Menſchendarſteller, hat in Bezug auf Landſchaft große Vortheile; aus dem Wirklichen zieht er das Bedeutende, findet das Merkwürdige unter jeder Bedingung, weiß ihm Geſtalt und Adel zu verleihen. Schroffe Felſen, deren bewaldeter Fuß in bebaute Hügel ſich ſenkt, die endlich gegen den Fluß zu in fette Trift auslaufen. Hier begleiten grüne Wieſen mit bebuſchten Ufern den Strom ins Meer. Und was da alles von fernen Vorgebirgen, Buchten und ſichern Landungen erſcheinen mag, das war dem Künſtler um Rom und Neapel auf mannichfachen Reiſen ſo zu eigen geworden, daß dergleichen Umriſſe leicht und bequem aus ſeiner Feder floſſen, ſtets anmuthig, ſtets bedeutend.

Auch auf das ſtärkſte drückten ſich einzelne Vorfallenheiten der lebloſen Natur in ſein Gedächtniß; er wiederholte ſie gern, wie man eine Geſchichte, die uns beſonders getroffen, uns Antheil abzugewinnen vermocht, erzählend gern öfters wiederholen mag. Baum- und Felsgruppen, eigene, ſeltene Oertlichkeiten, Meteore jeder Art, die Verbindung irdiſcher Wirkungen mit himmliſchen, das Wechſelſpiel unterer und oberer Erſcheinungen ward er nicht müde darzuſtellen.

Seltenes und Außerordentliches verliſcht noch weniger in ſeiner Einbildungskraft. Den vollen Mond neben dem feuerſprühenden furchtbaren Spiel des Veſuv, beides im Meere ſich abſpiegelnd, wagt er ſogar mit Federſtrichen nachzubilden; fließende Laven, wie die erſtarrten, faßt er

gleich charakteriſtiſch auf. Solche flüchtige Blätter, deren ich noch gar manche ſorgfältig verwahre, ſind geiſtreiche Luft.

III.

Wie man ſonſt angehenden Kunſtjüngern eine reiche vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimniſſe der Compoſition, Gruppirung, Licht, Schatten und Haltung zu verſinnlichen, ſo ſtanden zu Frascati in dem Aldobrandiniſchen Garten, zu einer Einheit verſammelt, die verſchiedenartigſten Bäume, ein Wanderziel allen Künſtlern und Kunſtfreunden.

In der Mitte hob ſich die Cypreſſe hoch empor, links ſtrebte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem ſie zugleich jenen ſchlanken Baum hie und da mit zierlichen Aeſten umfaßte, eine reiche Lichtſeite. Rechts in freier Luft zeigten ſich der Pinien horizontale Schirmgipfel und die Schattenſeite war mit leichterem Geſträuche abgeſchloſſen; ſodann nahmen, weiter hervor, die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf und das Ganze rundete ſich befriedigend.

Von dieſer muſterhaften Gruppe beſitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau Papier, jedermann zur Bewunderung. Nun hatte er dieſes Gebilde unverrückt im Sinne behalten, ſolches in gegenwärtigem Kunſt- und Muſterbüchlein abermals vorgeſtellt, nur, dem Format gemäß, um vieles kleiner und mit einiger Veränderung. Folgenden Reim ſchrieb ich zur Seite:

Wenn in Wäldern Baum an Bäumen,
Bruder ſich mit Bruder nähret,
Sey das Wandern, ſey das Träumen
Unverwehrt und ungeſtöret:
Doch wo einzelne Geſellen
Zierlich mit einander ſtreben,
Sich zum ſchönen Ganzen ſtellen,
Das iſt Freude, das iſt Leben.

IV.

Abermals aus der vegetabilen Welt eine ſeltene, vielleicht einzige Erſcheinung, ſchwer, unmöglich zu beſchreiben! Da ſich jedoch die wunderlichſte

Zufälligkeit unſerm Freunde ſo tief eingeprägt hat, daß er den Gegenſtand oft wiederholen mochte, ſo ſey auch von unſerer Seite der Verſuch gewagt.

Inmitten eines von düſteren Bäumen umſchatteten Waſſerſpiegels zeigt ſich, auf geringer Erderhöhung, eine alte Eiche im Volllichte, ihre zackigen Aeſte umher verbreitend und niederſenkend, ſo daß die letzten Blätterbüſchel beinahe das Waſſer erreichen und ſich darin gar freundlich beſpiegelnd wiederholen. Ebenſo iſt der wenige abgeſteilte Erdgrund, worauf der Baum ſteht, auch Stamm und Aeſte, in ſofern es der Raum zuließ, im Abglanz wiederholt.

Der alte, in feuchter Einſamkeit erwachſene, ausdauernde Baum, in düſterer Umgebung erleuchtet, in der Wüſte ſich ſelbſt beſpiegelnd, veranlaßte folgenden anthropomorphiſchen Reim:

Mitten in dem Waſſerſpiegel
Hob die Eiche ſich empor,
Majeſtätiſch Fürſtenſiegel
Solchem grünen Wald'sflor:
Sieht ſich ſelbſt zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Flut:
So des Lebens zu genießen
Einſamkeit iſt höchſtes Gut.

V.

In belebte und angenehme Geſellſchaft verſetzt uns aus jener Einſamkeit geſchwinde dieſes Blatt. Auf Raſen gelagert ſehen wir anmuthige Jungfrauen, deren ſchöne Körper, der Sitte früherer Zeitalter gemäß, nur theilweiſe verhüllt ſind; der Anblick von derben, gefälligen Gliedern iſt uns gegönnt.

Nun aber fragen wir: Was verſammelt ſie an dieſen Platz? was erwarten ſie? Denn gegenwärtig ſcheint nichts vorhanden, was ihnen Unterhaltung gewähren könnte. Doch, näher beſehen, ſchauen wir hüben und drüben zwei männliche Figuren. Links, erhöht unter einem Baume ſitzend, einen lieblichen Jüngling, die Flöte in der Hand, als erklärte er vor Beginnen ſeines Vortrages, auf was für Melodien er ſich bereite, was für Lieder ſollten gehört werden. Auf ihn ſind viele Blicke gerichtet; wohl

die Hälfte der Hörerinnen scheint ihm zu vertrauen, von ihm angezogen zu seyn.

Aber an der andern Seite hat sich eine Faun unter die Nymphen gemischt; er zeigt eine vielrohrige Pfeife, verspricht die muntersten Tänze, die lustigste Unterhaltung; auch mag er sich wohl die Hälfte der Hörerschaft gewonnen haben.

Mit wenig Reimen suchten wir dieß auszudrücken:

Harren seht ihr sie, die Schönen,
Was durchs Ohr das Herz ergreife?
Flöte wird für diese tönen,
Für die andern Pans Gepfeife.

Nun aber laßt uns schweigen, damit beide den Wettstreit zu beginnen nicht weiter gehindert seyen.

VI.

Alle kunstreichen idyllischen Darstellungen erwerben sich deßhalb die größte Gunst, weil menschlich natürliche, ewig wiederkehrende, erfreuliche Lebenszustände einfach wahrhaft vorgetragen werden, freilich abgesondert von allem Lästigen, Unreinen, Widerwärtigen, worin wir sie auf Erden gehüllt sehen. Mütterliche, väterliche Verhältnisse zu Kindern, besonders zu Knaben, Spiel und Naschlust der Kleinen, Bildungstrieb, Ernst und Sorge der Erwachsenen, das alles spiegelt sich gar lieblich gegen einander. Diesem Sinne gemäß finden wir in der sogenannten heiligen Familie einen idyllischen Gegenstand, erhoben zu frommer Würde, und deßhalb doppelt und dreifach ansprechend.

Hiernach also haben wir dem sechsten Bilde folgenden Vers zur Seite geschrieben:

Heute noch im Paradiese
Weiden Lämmer auf der Wiese,
Hüpft von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Obst nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt' und Jungen Speise.
Mutterarm ist Kinderwiege,
Vaterflöte spricht ans Ohr,
Une Natur ist's nach wie vor.

Wo ihr huldiget der Holden,
Erd' und Himmel silbern, golden.
Darum Heil dem Freunde sey,
Der sich fühlt so treu und frei!

Nun zur nähern Beschreibung des Dargestellten! Eine junge, im blauen Gewand knieende Frau schaut, eine Ziege melkend, aus dem Bilde heraus, mit vollem freundlichem Angesicht. Es ist aber keineswegs der Zuschauer, nach welchem sie sich umsieht; ihr Geschäft verrichtend, horcht sie vielmehr auf die Bitte des Kindes, das, an ihrem Rücken, nach der eben quillenden unschuldigen Nahrung verlangt. Vorwärts liegen und sitzen drei Knaben um eine Schale, eben gemolkene Milch schlürfend, ohne weiteres Hülfsmittel als begierige Lippen. Hinterwärts am Baume sitzt ein Faun, den Schlauch unter dem rechten Arme, mit linker Hand hinaufreichend, als wolle er Früchte von den Knaben, die auf dem Aste schweben, empfangen, und der Familie einen willkommenen Nachtisch bereiten.

In der Ferne sieht man vor einer Höhle Feuer angezündet, um den heitern kühlen Morgen für die Umsitzenden zu erwärmen; die Felsengrotte aber zunächst ist hoch, tief und geräumig, wie sie vor Stürmen und unfreundlicher Jahreszeit zu schützen hinreichend seyn möchte. Und so ist auch das Troglodytische anzudeuten nicht vergessen, als nächstes Hauptbedingniß eines solchen halb wahren, halb poetischen Naturzustandes.

VII.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen;
Was die Väter sungen,
Das zwitschern muntre Jungen.
O, möchten sie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären sie geboren
Den ziegenfüßigen Ohren!

Mit dieser Strophe begleiteten wir ein Bild, das, nach des Künstlers liebster Weise, bei natürlichen, selbst ans Rohe gränzenden Gegenständen

zugleich auf höhere Bildung deutend, die Anfänge der Sittlichkeit zur Sprache bringt.

Auf einer hohen, freien Hügelgruppe haben sich drei Figuren zusammengekauert. Faun, der Vater, seinem ziegenfüßigen, von einer halbbekleideten, sittigen Mutter auf dem Schooß gehaltenen Knaben die Töne der Rohrpfeife vortudelnd; begierig greift der Knabe darnach, ein Gleiches zu versuchen. Alle drei Gesichter sind glücklichen Ausdrucks: der Vater scheint sein Bestes thun zu wollen, das Kind greift täppisch wacker zu, die Miene der Mutter hat eher etwas Schmerzliches, sie scheint gerührt, entzückt, wie es solchen Naturen im Augenblicke wohl ziemen mag.

Hier ist zu bemerken, daß der zartfühlende Künstler sich nicht überwinden könne, den weiblichen Gliedern solcher Faunenfamilien Ziegenfüße zu verleihen, welches im Plastischen bei Darstellung wilder Bacchantenchöre wohl zulässig, ja nothwendig seyn möchte, in der Malerei aber, selbst von großen Meistern kunstreich ausgeführt, immer etwas Anstößiges hat. Wenn auch der Vater allenfalls mit thierischem Huf und Ohr gelten kann, da wir ja ohnehin in der gesitteten Welt die Männer gestiefelt zu sehen gewohnt sind, nicht weit von jenem Faunencostüm entfernt, so können die Frauen hingegen ohne lange würdige Kleider nicht gedacht werden. Durch diese vom Künstler beliebte Wendung ergiebt sich eine merkliche Annäherung an unsere Sitten, an das Schickliche, ohne welches ein Kunstwerk nicht leicht glücklichen Eingang finden würde.

Zu wiederholen ist hier noch, daß jener Gipfel, welcher die Gruppe trägt, in großer Höhe gedacht sey; Pinienschirme reichen hinabwärts, wodurch denn auch die kolossalen Fichtenzapfen motivirt sind, welche neben jenen Gestalten, zu andern Früchten gehäuft, an der Erde liegen.

VIII.

Hier ist nun eines Geschlechtes zu gedenken, welches in dem Tischbein'schen Idyllenkreis eine bedeutende Rolle spielt: ich meine die Centauren, die er, als Pferd- und Menschenkundiger, sehr gut vorzustellen weiß.

Wenn wir der menschlichen Gestalt Bocksfüße hinzufügen, sie mit Hörnchen und Großohren begaben, so ziehen wir sie zum Thiere herunter, und nur auf der niedrigsten Stufe schöner Sinnlichkeit dürfen wir sie erscheinen lassen. Mit der Centaurenbildung ist es ganz ein anderes. Wie der Mensch sich körperlich niemals freier, erhabener, begünstigter fühlt,

als zu Pferde, wo er, ein verſtändiger Reiter, die mächtigen Glieder eines ſo herrlichen Thiers, eben als wären es die eigenen, ſeinem Willen unterwirft, und ſo über die Erde hin als höheres Weſen zu wallen vermag, eben ſo erſcheint der Centaur beneidenswerth, deſſen unmögliche Bildung uns nicht ſo ganz unwahrſcheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verſchmolzen zu ſeyn ſcheint. Denken wir uns dieſes Geſchlecht nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forſtgeſchöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen ſich ſtählend, ihre Halbſohlen zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir ſie erfahren in der Sternkunde, die ihnen ſichere Wegesrichtung verleiht, ferner einſichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben ſind, ſo läßt ſich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich ſinnende, Erfahrung verbindende Männer ſich hervorthun, denen man wohl die Erziehung eines Fürſten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geſchildert, den man hier ausgeſtreckt ruhend, alſo den thieriſchen Leib an der Erde findet. Der obere menſchliche Theil deutet aber auf Höheres, mehr als Menſchliches, denn das Haupt wird durch den Arm unterſtützt, Angeſicht und Augen ſind aufwärts gerichtet; edle Form, ernſter Blick, auf ſinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel geſetzt werden, was ſo eine wunderſame Perſon im Sinne trage, ſehen wir hinterwärts, halb verſteckt ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu, und ſpielt mit einem muntern, beinahe unbändigen Menſchenknaben. Sollte das nicht Achill ſeyn, einem Chiron, als dem tüchtigſten Pädagogen, übergeben, welcher jedoch einen ſolchen Auftrag wohl bedenklich finden darf.

Wir haben dieſem Bilde deßhalb folgende Strophe hinzugefügt:

Edelernſt, ein Halbthier liegend,
Im Beſchauen, im Beſinnen,
Hin und her im Geiſte wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.
Ach! er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, ſolcher Bürde:
Einen Helden zu erziehen,
Wird Centauren ſelbſt zur Bürde.

IX.

Diese sämmtlichen sowohl sittlich menschlichen, als natürlich animalischen Elemente der Tischbein'schen Idylle haben wir bisher beherzigt und dargestellt: nun da wir genug in dieser Region gewandelt, müssen wir noch zum Abschluß einer tragischen Situation gedenken.

Das Grundmotiv aber aller tragischen Situationen ist das Abscheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert; das Scheiden aus einem gewohnten, geliebten rechtlichen Zustand, veranlaßt durch mehr oder mindern Nothzwang, durch mehr oder weniger verhaßte Gewalt, ist auch eine Variation desselben Thema's, und so hat auch unser Künstler nicht unterlassen die Scheidescene von Hirt und Hirten gemüthlich darzustellen.

Unter einem alten, in der Zeit unverwüstlich fortwachsenden Eichbaum sitzen sie neben einander, die Holden, erst lebensanfänglich Jüngern. Der Knabe, die Füße über einander geschlagen, sieht vor sich hin; er wüßte nichts zu sagen, er vermag nicht über den Verlust zu denken. Verlust denkt sich nicht, er fühlt sich nur. Die schlanke, tüchtige, wohlgebaute, schöne Hirtin aber lehnt sich trostlos auf seine Schulter; ihr ist wohler, sie kann weinen, sie bezahlt der Gegenwart, was mit schweren Zinsen künftigen Stunden abzutragen wäre. Und so sehen wir die beiden allein, aber nicht einsam, denn neben ihnen hat der Künstler sinnig die spiralendenden Hirtenstäbe umgekehrt zur Erde gesenkt, in einander greifend; auch sieht man zunächst verschiedenartige Schafe, als wenn sie beiderlei Heerden angehörten, sich mit den düstern Köpfchen gegen einander unschuldig bethun. Mit einem Waldgebüsch ist das Ganze geschlossen.

Und so schließen wir auch unsere Idyllenregion, oder vielmehr, ehe wir aus derselben herausgetreten, befreunden wir uns mit etwas Höherem, Uebermenschlichem, das uns desto erfreulicher aufnimmt, als wir an der sinnigen Behandlung des Untermenschlichen, dem Künstler dankend, Freude genossen. Und an der Schwelle dieses Ueberganges sprechen wir aus, wie folgt:

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lechzen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:

Heitre Gegend, groß gebildet,
Jugendſchritt an Freundesbruſt,
Wechſelſeitig abgemildet,
Holder Liebe Schmerzensluſt;
Alles habt ihr nun empfangen,
Irdiſch war's und in der Näh';
Sehnſucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
An der Quelle ſind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmelsduft;
Und das Plätſchern und das Wallen,
Ein und andres zieht euch an:
Laſſet Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern iſt's gethan!

X.

In dem ernſt lieblichen Fels- und Waldgebüſch liegt, den Rücken gegen uns gekehrt, ausgeſtreckt auf Moos und Kräutern, über der Urne gelehnt, die ſchlankſte Geſtalt, nackende Reize dem Auge darbietend. Des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes geringe Wendung läßt uns ein unbefangenes jugendliches Geſicht ſehen, völlig zu der untadeligen Geſtalt paſſend; ſie ſcheint auf einen Vogel zu achten, der aus dem Rohr, auf dem Rohr ſein Neſt vertheidigend, mit leidenſchaftlichem Geſchrei gegen ſie anſtrebt; es ſcheint, als habe das zarte Thierchen die Halbgöttin jetzt erſt gewahrt, und die Störung ſeines ſtillen, ſichern Anſiedelns furchtſam lebhaft empfunden. Aber ſo ganz einſam iſt unſere Schöne nicht hier oben; nur etwas höher und rückwärts, im Dunkel einer Felsgrotte, ruht in der Dämmerung des Widerſcheines eine ältere, obgleich nicht weniger anmuthige Geſpielin. So dürfen wir ſie nennen: denn die beiden überfließenden Urnen ſenden ihre ſpielenden Wellen Einem Bett zu; vereint fließen ſie hin, und ſcheinen das mädchenhafte Geſpräch in ihrem Laufe fortzuführen.

Wie aber zwei vertraute Freundinnen ſich wohl einmal entzweien, und eben auch ſo zuſammengefloſſene Bäche nach Umſtänden wieder ſich

Ich war vom reinen Gefühl durchdrungen;
Bald ſchein' ich ein ſchmeichelnder Lober!
Ich habe der Deutſchen Juni geſungen,
Das hält nicht bis in October.

An die C.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum biſt du frei
So brichſt du dich in dir ſelbſt entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutſch oder Teutſch du wirſt nicht klug.

Sagſt du: Gott! ſo ſprichſt du vom Ganzen,
Sagſt du: Welt! ſo ſprichſt du von Schranzen.
Hofſchranzen ſind noch immer die beſten,
Volkſchranzen fürchte, die allerletzten.

Calan empfahl ſich Alexandern,
Um jenen Rogus zu beſteigen;
Der König fragte, ſo die Andern
Des Heeres auch: Was willſt du zeigen? —
„Nichts zeigen will ich, aber zeigen,
Daß vor dem Könige, dem Heere,
Vor blinkend blitzendem Gewehre,
Dem Weiſen ſich's geziemt zu ſchweigen."

Was die Großen Gutes thaten
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weiſen
Nun zuſammen ſich berathen,
Mögen unſre Enkel preiſen
Die's erleben.

---

trennen, das haben wir in wenigen Reimen doppelsinnig auszudrücken gesucht:

Jetzo wallen sie zusammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen:
Tiefer unten werden Hirten
Sich zum Wonnebad entgürten:
Um den Schönsten von den dreien
Werden beide sich entzweien.
Diese fließt in offner Schwülle,
Jene zu gewohnter Kühle,
Sucht den Liebsten in der Mühle.

XI.

Sehen wir doch in der Wirklichkeit auf unmerklichem Draht, auf schwankem Seil wandelbare Bewegungen, kühnen Sprung auf Sprung, Blick verwirrenden Körperwechsel; über solcher Kraftentäußerung und Anmuthserscheinung vergessen wir die geringen Hülfsmittel, welche diese wundersame Welt flüchtig begründen; nur auf das Bild schauen wir, das uns entzückt, den Begriff eines neuen Handwerks mittheilt und eine liebliche Kunstwerk eröffnet.

Und so haben auch die antiken Maler beim anschaulichen Nachbilden Tanzender, die des Bodens nicht zu bedürfen scheinen, da sie ihn kaum berühren, diesen Boden sowohl als jedes irdische Hülfsmittel, Sprung- und Flugwerk beseitigt, ihre Gestalten in der Luft schwebend auf einfachem Grunde gehalten, wie sie der Einbildungskraft, die sich ihrer, von allem Nebenwerk abgesondert, am liebsten erinnern mag, frei und unbedingt vorschweben. Auf solche Weise steigert auch Tischbein sein idyllisches Bestreben; auf leichtem Rohrgezweige hebt er seine Muse empor, wie wir begleitend auszudrücken suchten:

Was sich nach der Erde senkte,
Was sich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Seht, wie es empor sich schwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken spielt!
Künstlerwille macht es leicht.

XII.

Durch dieſen Uebergang jedoch werden wir in die Lufthöhe geführt, und in ätheriſcher Weite uns zu bewegen eingeladen. Hoch im finſtern Luftraum ſchwebt im weiten Mantel, der ſich um und über ſie wolkenartig faltet, eine ſchlanke Geſtalt; im Fortſchweben ſieht ſie ſich um nach dem ſanften Lichte, das von unten zu ihr hinaufblickt, ihr holdes Angeſicht ſo wie die nackten Sohlen erleuchtet.

Nicht lange bleiben wir über die Bedeutung der Schwebenden unaufgeklärt; um ihr Haupt winden ſich Roſen an Roſen in unbekränzten Cirkeln; Auroren erkennen wir da. Der Gedanke, ſie ſo vorzuſtellen, iſt freundlich genug. Denn wie wir ſonſt auf heiligen Bildern um das Haupt der verklärten Mutter Gottes Kreiſe von Engelsköpfchen ſehen, die ſich nach und nach in glänzende Wölkchen auflöſen, eben ſo iſt es hier mit den Roſen gemeint, zu welchen die roth geſäumten Wölkchen der Morgendämmerung bedeutungsvoll geſtaltet ſind. Wir begrüßten ſie mit folgendem Reim:

Wenn um das Götterkind Auroren
In Finſterniß werden Roſen geboren,
Sie feucht, ſo leicht, ſo hoch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Ferſen ſcheint.
Das iſt denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen ſchweben.

XIII.

Eine noch lieblichere Geſtalt ſchwebt näher an uns heran, obgleich verſchleiert, doch ſo gut wie nackt. Die Art ihres Erſcheinens drücken wir folgendermaßen aus:

Ohne menſchliche Gebrechen,
Göttergleich mit heiterm Sinn,
Thauig Moos und Waſſerflächen
Ueberſchreitend ſchwebt ſie hin.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenſtunde gedenken; denn auf dieſe ſcheint ſie uns zu deuten, wo ſich leichte Nebel von feuchter Stelle augenblicklich hervorheben, um als Thau die benachbarten Hügelflächen ſonnenſchen

zu erquicken, und zu verſchwinden. Eben ſo wenig dürfen wir hoffen, dieſe liebenswürdige Geſtalt anzuhalten, uns ihrer zu bemächtigen. Sie zieht vorüber, und läßt uns traurig zurück, ſo wie die Morgenſtunde, wenn wir ſie auch treulich genützt, immer zu früh enteilt, um uns der Mühe des Tages zu überlaſſen. Deßhalb fügten wir hinzu:

Heute floh ſie, floh wie geſtern,
Riß der Muſe ſich vom Schooß:
Ach! ſie hat ſo läſtige Schweſtern,
Peinlich werden wir ſie los.

XIV.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Geſtaltenpaars erinnert uns an die heiterſten geſellig feſtlichen Stunden. Zwei leicht gekleidete Feenmädchen ſcheinen ſich im Fluge zu begegnen; ſo eben vor einander vorbeiſchwebend, ſehen beide ſich um, als wollten ſie die liebliche Geſpielin ſo ſchnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichſte Biegung der Körper, anmuthigſte Bewegung der äußerſten Glieder, augenblickliche Verſchlungenheit zweier gleich lieblicher Weſen erinnerten uns an unſchätzbare Zeiten, wo die frohe Hora weichend uns der frohern übergibt, und das Leben, einem Tanzreihen gleich, ſich auf das anmuthigſte wiederholend dahinſchwebt.

Alles was uns bewegſam beglückte, Muſik, Tanz, und was ſonſt noch aus mannichfaltigen, lebendig bewegkichen Elementen ſich entwickelt, im Contraſte ſich trennt, harmoniſch wieder zuſammenfließt, mag uns wohl beim Anblick dieſes Bildes in Erinnerung treten. Dieß ſind gerade die ſchönſten Symbole, die eine vielfache Deutung zulaſſen, indeß das dargeſtellte Bildliche immer daſſelbe bleibt.

Dießmal entließen wir ſie mit dem einfachen Ausruf:

Wirket Stunden leichten Webens,
Lieblich lieblichen begegnend,
Zettel, Einſchlag längſten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, ſegnend!

XV.

Und wie denn der kluge Feuerwerker ſeine blendenden Darſtellungen gewöhnlich mit einer Raketengarbe zu enden pflegt, ſo hat auch unſer Freund,

was bisher einzeln oder paarweise, an der Erde, in der Mittelhöhe erschien, nun zur Dreiheit erhoben, und in die höchste Atmosphäre gelüftet. Ein überhängender Felsgipfel tritt zur rechten Seite ins Bild hinein, ohne Rechenschaft von dem Fuße zu geben, worauf die Masse ruhen könnte; er hängt, von Rosen und wildem Wein bekränzt, über dem weiten Meer, welches, bis vorn an den Rahmen herantretend, aus seinem erleuchteten Horizonte die Sonne hervorläßt, die sich in den Wellen bespiegelt, und den Himmel aufklärt. Da schweben denn um jenes Felshaupt drei frische, leichte Sylphiden, die unterste flach, wie eine Streifwolke einherziehend, die zweite sich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter- und aufwärts sich in den Aether verlierend. Es ist, als wenn der Künstler die Howard'sche Terminologie anthropomorphisch auszudrücken den Vorsatz gehabt, und es bedürfte nur noch weniges, so wäre die Zeichensprache vollkommen. Sehr anmuthig schwebt die unterste, mit Schale und Krug, an die Rosen heran, und spürt, ob durch linde Befeuchtung der Morgenduft sich möchte entwickelt haben. Die zweite erhebt sich in diagonaler Richtung, die dritte senkrecht steigt empor. Mit wenigen Pinselzügen wäre hier die Streifwolke, die geballte, die zerstiebende vorgestellt. Wir werden den wackern Freund ersuchen, in diesem Sinne ein Gegenbild zu erfinden, und bringen deßhalb kein Gedicht hier bei, weil solches nur als Wiederholung von Howards Ehrengedächtniß erscheinen dürfte.

Wir schlagen um und wenden uns zu

XVI.

wo der Künstler auf einmal den Vorhang fallen, und uns vor einer Scene stehen läßt, welche Bezug auf das erste Bild zu haben scheint, mit welchem sie jedoch einen auffallenden Gegensatz bildet. Dort sahen wir mächtige, ernstlich gründliche Kunst, durch Natur und Zeit überwältigt, ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben, und mit Frucht-, Feld- und Ackerboden ausgeglichen, der Vegetation anheim gegeben; hier aber finden wir Natur, wie sie gebirgisch auf sich selbst ruht, ohne der Pflanzenwelt irgend einen Antheil einzuräumen. Wir bezeichneten den Gegenstand mit folgenden Worten:

Ruhig Waſſer, grauſe Höhle,
Bergeshöh' und ernſtes Licht,

Seltſam, wie es unſerer Seele
Schauderhafte Laute ſpricht!
So erweiſt ſich wohl Natur;
Künſtlerblick vernimmt es nur.

Nun laſſe man dieſe proſaiſch rhythmiſchen Darſtellungen abermals als einen Verſuch gelten, weit entfernte oder wohl gar aus der Wirklichkeit verſchwundene Bilder in der Einbildungskraft hervorzuwecken. Möge dieſe Bemühung freundlich aufgenommen werden, wie es derjenigen gelang, die wir der Philoſtratiſchen Galerie gewidmet. Glücklicherweiſe werden die gegenwärtig beſprochenen noch von deutſchem Tageslicht beſchienen, und welche Ausführung der Künſtler ſo bedeutenden Intentionen verliehen, wird derjenige beurtheilen, der Glück und Gelegenheit hat, das Vorzimmer des Großherzogs von Oldenburg Hoheit im Schloſſe neben deſſen Cabinet zu betreten.

XVII.

In dem lieblichſten Gewirre,
Wo das Bild um Bilder ſummt,
Dichterblick wird ſcheu und irre,
Und die Leyer, ſie verſtummt.

XVIII.

Die Lieblichen ſind hier zuſammen;
Es iſt doch gar zu viel der Flammen.
Der Ueberfluß erregt nur Pein;
Es ſollten alle nur Eine ſeyn.

XIX.

„Was trauern denn die guten Kinder?
Sie ſind ſo jung, da hilft's geſchwinder.“
Habt ihr's vergeſſen, alte Kinder?
Es ſchmerzt im Augenblick nicht minder.

XX.

Glücklicher Künſtler! in himmliſcher Luſt
Bewegen ſich ihm ſchöne Weiber.
Verſteht er ſich doch auf Roſenduft
Und appetitliche Leiber.

XXI.

Hier hat Tiſchbein, nach ſeiner Art,
Striche gar wunderlich gepaart;
Sie ſind nicht alle deutlich zu leſen,
Sind aber alles Gedanken geweſen.

XXII.

Wie ſo herrlich iſt die Welt! wie ſchön!
Heil ihm, der je ſie ſo geſehn!

Radirte Blätter, nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe, herausgegeben von Schwerdgeburth. Weimar 1821.

Das Unternehmen einiger verdienten Künstler, nach meinen Entwürfen radirte Blätter herauszugeben, muß mir in mehr als Einem Sinne erwünscht seyn; denn wie dem Dichter die Melodie willkommen ist, wodurch der Tonkünstler sein Lied für ihn und andere belebt, so freut es auch hier, ältere längst verklungene Bilder aus dem Lethefischen Strome wieder hervorgehoben zu sehen.

Anderntheils aber habe ich längst bedacht, daß in den Bekenntnissen, in den Nachrichten, die ich von meinem Lebensgange gegeben, des Zeichnens öfters erwähnt wird, wobei man wohl nicht mit Unrecht fragen könnte, warum denn aus wiederholter Bemühung und fortdauernder Liebhaberei nicht auch etwas künstlerisch Befriedigendes habe hervortreten können.

Da läßt sich nun vor allen Dingen von den Vortheilen flüchtiger Entwürfe nach der Natur für den Einzelnen so manches erwähnen; denn wie man von Leibnitz erzählt, daß er beim Lesen, Sprechen, Denken gar vieles angemerkt, ohne die Blätter jemals wieder anzusehen, und dennoch dadurch jene bedeutenden Momente seinem Gedächtniß eingeprägt: also ist es auch mit flüchtigen Skizzen nach der Natur, wodurch uns Bilder, Zustände, an denen wir vorüber gegangen, festgehalten werden und die Reproduction derselben in der Einbildungskraft glücklich erleichtert wird. Nun kommt hinzu, daß der Liebhaber, dessen Hand nicht fertig genug ist allen und jeden Gegenständen eine anmuthige Nachbildung zu verleihen, aufs Bedeutende hinstreben und dasjenige sich zueignen wird, was einen auffallenden, sich besonders aussprechenden Charakter hat. Dergleichen glaubten freundschaftlich gesinnte Künstler schon längst unter meinen Blättern zu finden; wie denn der uns allzufrüh entrissene Kaaz sich eine Sammlung

ausſuchte, davon aber Gebrauch zu machen durch tödtliche Krankheit verhindert ward.

So iſt denn auch der ſchönſte Gewinn, den der Liebhaber bei ſeinem unerreichten Streben dennoch genießt, daß ihm die Geſellſchaft des Künſtlers lieb und werth, unterhaltend und nützlich bleibt; und wer auch nicht ſelbſt hervorzubringen im Stande iſt, wird, wenn er ſich nur kennt und zu beurtheilen weiß, im Umgang mit productiven Menſchen immer gewinnen, und wo auch nicht gerade von dieſer Seite, doch von einer andern ſich ausbilden und auferbauen.

Im Gefühl übrigens, daß dieſe Skizzen, ſelbſt wie ſie gegenwärtig vorgelegt werden, ihre Unzulänglichkeit nicht ganz überwinden können, habe ich ihnen kleine Gedichte hinzugefügt, damit der innere Sinn erregt und der Beſchauer löblich getäuſcht werde, als wenn er das mit Augen ſähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zuſtand, in welchem der Zeichner ſich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.

Ein Gleiches haben wir ſchon oben bei flüchtigen Zeichnungen eines Freundes gethan; denn wenn man von einem jeden Kunſtgebilde zwar verlangen kann, daß es ſich ſelbſt ausſpreche, ſo gilt dieß doch eigentlich nur von gewählten, der größten Ausführung ſich eignenden Werken; andern hingegen, welche etwas zu denken und zu wünſchen übrig laſſen, mag man wohl mit guten Worten eine ſchickliche Nachhülfe gönnen.

Mannichfaltiges, was hier noch zu ſagen wäre, bleibe verſpart auf den Fall, daß die Unternehmung begünſtigt würde, und mehrere Blätter, über die man ſich äußern könnte, den Freunden der Kunſt und der Sitte vorgelegt wären.

I.

Einſamſte Wildniß.

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich, wir ſchwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle
Bracht' oft den Stift, den Pinſel bracht'o zu Falle:
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom beſten Wollen halb und halbe Spur.

Ihr Jüngern aber, die ihr unverzagt
Unausgesprochenes auszusprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand sich stetternd maß,
Das Unvermögen liebevoll vergaß,
Ihr seyd es, die, was ich und ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunstwelt nicht verhehlt.
Und wie dem Walde, geht's den Blättern allen,
Sie knospen, grünen, welken ab und fallen.

II.

Hausgarten.

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus:
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

III.

Freie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund:
Wir waren jung, hier waren wir gesund,
Und schlenderten den Sommerabend lang
Mit halber Hoffnung mannichfalt'gen Gang.
Und wie man kam, so ging man nicht zurück:
Begegnen ist ein höchstes Liebesglück.
Und zwei zusammen sehen Fluß und Bahn,
Und Berg und Busch sogleich ganz anders an.
Und wer dieselben Pfade wandernd schleicht,
Sey ihm des Zieles holder Wunsch erreicht.

IV.

Geheimſter Wohnſitz.

Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag:
Denn vieles wirkte, hielt am ſel'gen Fleiß,
Wovon die Welt noch keine Sylbe weiß.
Der Tempel ſteht, dem höchſten Sinn geweiht,
Auf Felſengrund in hehrer Einſamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerſchaar;
Sie wechſeln, gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geſchlecht,
Geſchützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht;
Und wer ſich dort ſein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand:
Wir hofften ſelbſt uns ein Aſyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unübertrefflich ſchön:
Ach, wollte Gott! ein Künſtler hätt's geſehn.

V.

Bequemes Wandern.

Hier ſind, ſo ſcheint es, Wanderer wohlbedacht:
Denn jeder fände Pfad um Mitternacht.
Wir ſagen nicht, wir hätten's oft geſehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn;
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben,
Da kann der Waller jede Stunde loben;
Er geht beherzt — denn Schritt für Schritt iſt leicht —
So daß er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O ſelige Jugend, wie ſie, Tag und Nacht,
Den Ort zu ändern, innigſt angefacht,
Durch wilden Bergriß höchſt behaglich ſteigt,
Und auf dem Gipfel Nebeldunſt erreicht.

Sonſt wie die Alten ſungen
So zwitſcherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen ſingen
Solls bei den Alten klingen.
Bei ſolchem Lied und Reigen
Das Beſte — ruhn und ſchweigen.

„Warum denn aber bei unſern Sitzen
Biſt du ſo ſelten gegenwärtig?“
Mag nicht für Langerweile ſchwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Was doch die größte Geſellſchaft beut?
Es iſt die Mittelmäßigkeit.

Conſtitutionell ſind wir alle auf Erden;
Niemand ſoll beſteuert werden
Als wer repräſentirt iſt.
Da dem alſo iſt,
Frag' ich und werde kühner:
Wer repräſentirt denn die Diener?

Wie alles war in der Welt entzweit,
Fand jeder in Mauern gute Zeit;
Der Ritter duckte ſich hinein,
Bauer in Noth fand's auch gar fein.
Wo kam die ſchönſte Bildung her
Und wenn ſie nicht vom Bürger wär'?
Wenn aber ſich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden ſie freilich die Bürger ſchinden.

Man ſchelt' es nicht, denn wohl genießt ſie rein,
Auch über Wolken, heitern Sonnenſchein.

VI.

Gehinderter Verkehr.

Wie ſich am Meere Mann um Mann befeſtigt
Und am Geſtade Schiffer überläſtigt,
Die engen Pfade völlig weglos macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewalt bedacht:
Bald Recht, bald Plackerei, ſein ſelbſt gewiß,
Sey, wie es ſey, und immer Hinderniß,
So Tag und Nacht den Reiſenden zur Laſt:
Es iſt vielleicht zu düſter aufgefaßt.

Skizzen zu Casti's Fabelgedicht: Die redenden Thiere.

1817.

Dieſe, von einem vorzüglichen Künſtler an die Weimariſchen Kunſtfreunde geſandt, gaben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Das Fabelgedicht von Caſti bietet zu maleriſcher Darſtellung weniger günſtigen Stoff, als Reineke Fuchs und andere einzelne Apologen. Was gebildet werden ſoll, muß ein Aeußerliches mit ſich führen; wo nichts geſchieht, hat der Künſtler ſeine Vortheile verloren. In genanntem Gedichte ſind innerliche Zuſtände die Hauptſache, lebhafte, heftige, kluge, revolutionäre Geſinnungen einer ſchwachen und doch gewaltſamen und in ihrer Klugheit ſelbſt unklugen, beſorgten und ſorgloſen Deſpotie entgegengeſtellt. Als Werk eines geiſtreichen Mannes hat es große Vorzüge, dem bildenden Künſtler aber gewährt es wenige bedeutende Momente. In ſolchen Fällen betrachtet man ein Bild, und man weiß nicht was man ſieht, wenn man uns gleich ſagt, was dabei zu denken wäre.

I. Berathſchlagen der Thiere über künftige Regierungsform, ob monarchiſch oder republikaniſch? Macht eine gute Thiergruppe; wer könnte aber dabei errathen, daß ſie berathſchlagen?

II. Rede des Löwen als erwählten Königs. Bildet ſich gut zuſammen, auch drückt ſich das Herriſche des Löwen, die Nachgiebigkeit der übrigen untergeordneten Geſchöpfe deutlich aus.

III. Die Krönung des Löwen durch den Ochſen. Ein ſinnlicher Act, macht ein gutes Bild; nur iſt die Plumpheit des Krönenden keineswegs erfreulich; man fürchtet, den neuen Monarchen auf der Stelle erdrückt zu ſehen.

IV. Das Tatzenlecken; wird ſpöttiſch dadurch der Handkuß

vorgestellt. Wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß das Gedicht, mit allen seinen Verdiensten, nicht sowohl poetisch ironisch als direct satyrisch ist. Hier sind nicht Thiere, die wie Menschen handeln, sondern völlige Menschen, und zwar moderne, als Thiere maskirt. Das Tatzenlecken kann im beabsichtigten Sinne nicht deutlich werden. Man glaubt, des Löwen Pfote sey verletzt, das Lecken eine Cur, und man wird durch den leidenden Blick des Löwen, gegen Affen und Kater gerichtet, in diesen Gedanken bestärkt. Kein Künstler vermöchte wohl auszudrücken, daß der Löwe Langeweile hat.

Diese Bilder würden durch das Gedicht klar, und da sie gut componirt und wohl beleuchtet sind, von bekannter geschickter Hand dem Liebhaber wohl erfreulich seyn. Das sechste und siebente hingegen ist nicht zu entziffern; wenn man den Zweck nicht schon weiß, so versteht man sie nicht, und wird uns das Verständniß eröffnet, so befriedigen sie nicht. Von bildlichen Darstellungen, welche zu einem geschriebenen Werke gefertigt werden, darf man freilich nicht so streng verlangen daß sie sich selbst aussprechen sollen; aber daß sie an und für sich gute Bilder seyen, daß sie nach gegebener Erklärung den Beifall des Kunstfreundes gewinnen, läßt sich wohl erwarten.

Was jedoch solchen Productionen eigentlich den höchsten Werth giebt, ist ein guter Humor, eine heitere, leidenschaftslose Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thierische im Menschen hervorhebt, gemildert und für geistreiche Leser ein geschmackvoller Beigenuß bereitet wird. Musterhaft sind hierin Jost Ammon und Albert van Everdingen in den Bildern zu Reineke Fuchs, Paul Potter in dem berühmten weiland Casseler Gemälde, wo die Thiere den Jäger richten und bestrafen.

Vorstehendes gab zu weitern Betrachtungen Anlaß.

Die Thierfabel gehört eigentlich dem Geiste, dem Gemüth, den sittlichen Kräften, indessen sie uns eine gewisse derbe Sinnlichkeit vorspiegelt. Den verschiedenen Charakteren, die sich im Thierreich aussprechen, borgt sie Intelligenz, die den Menschen auszeichnet, mit allen ihren Vortheilen, dem Bewußtseyn, dem Entschluß, der Folge, und wir finden es

wahrſcheinlich, weil kein Thier aus ſeiner beſchränkten, beſtimmten Art herausgeht, und deßhalb immer zweckmäßig zu handeln ſcheint.

Wie die Fabel des Fuchſes ſich durch lange Zeiten durchgewunden und von mancherlei Bearbeitern erweitert, bereichert und aufgeſtutzt worden, darüber giebt uns eine einſichtige Literargeſchichte täglich mehr Aufklärung.

Daß wir ſinnliche Gegenſtände, wovon wir hören, auch mit Augen ſehen wollen, iſt natürlich, weil ſich alles, was wir vernehmen, dem innern Sinn des Auges mittheilt und die Einbildungskraft erregt. Dieſe Forderung hat aber der bildenden Kunſt, ja allen äußerlich darſtellenden, großen Schaden gethan und richtet ſie mehr oder weniger zu Grunde. Die Thierfabel ſollte eigentlich dem Auge nicht dargeſtellt werden, und doch iſt es geſchehen; unterſuchen wir an einigen Beiſpielen, mit welchem Glück?

Joſt Ammon, in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, gab zu einer lateiniſchen metriſchen Ueberſetzung des Reineke Fuchs kleine allerliebſte Holzſchnitte. In dem großen Kunſtſinne der damaligen Zeit behandelt er die Geſtalt der Thiere ſymboliſch, flügelmämiſch, nach heraldiſcher Art und Weiſe, wodurch er ſich den größten Vortheil verſchafft, von der naivſten Thierbewegung bis zu einer übertriebenen, fratzenhaften Menſchenwürde gelangen zu können. Jeder Kunſtfreund beſitzt und ſchätzt dieſes kleine Büchelchen.

Albert van Everdingen zog als vortrefflicher Landſchaftsmaler die Thierfabel in den Naturkreis herüber, und wußte, ohne eigentlich Thiermaler zu ſeyn, vierfüßige Thiere und Vögel dergeſtalt ans gemeine Leben heran zu bringen, daß ſie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geſchieht, zu Reiſenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl paſſend, einer und eben derſelben Welt unbezweifelt angehören. Everdingens außerordentliches Talent bewegte ſich auch hier mit großer Leichtigkeit; ſeine Thiere, nach ihren Zuſtänden, paſſen vortrefflich zur Landſchaft und componiren mit ihr aufs anmuthigſte. Sie gelten eben ſo gut für verſtändige Weſen, als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüſte, der Wolf ans Glockenſeil gebunden, einer wie der andere, ſind an ihrem Platz. Darf man nun hinzuſetzen, daß Everdingens landſchaftliche Compoſition, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmaſſen trefflich gedacht, dem vollkommenſten Helldunkel Anlaß geben, ſo bleibt wohl nichts weiter zu wünſchen übrig.

Diese Sammlung, in guten Abdrücken, ist jedem Liebhaber werth. Im Nothfall kann man sich aus der Gottschedischen Quartausgabe, wozu man die schon geschwächten Platten benutzte, immer noch einen Begriff von dem hohen Verdienst dieser Arbeit machen.

Von allen Künstlern, welche die Thierfabel zum Gegenstand ihrer Bemühungen erkoren, hat wohl keiner so nahe den rechten Punkt getroffen, als Paul Potter in einem Gemälde von mehreren Abtheilungen, so sich ehemals in der Galerie zu Cassel befunden. Die Thiere haben den Jäger gefangen, halten Gericht, verurtheilen und bestrafen ihn; auch des Jägers Gehülfen, Hunden und Pferd, wird ein schlimmes Loos zu Theil. Hier ist alles ironisch, und das Werk scheint uns als gemaltes Gedicht außerordentlich hoch zu stehen. Wir sagen absichtlich als gemaltes Gedicht: denn obgleich Potter der Mann war, daß alles von ihm Herrührende von Seite der Ausführung Verdienste hat, so gehört doch gerade das erwähnte Stück nicht unter diejenigen, wo er uns als Maler Bewunderung abnöthigt. Hingegen wird schwerlich ein anderes, selbst das vollendete Meisterstück der pissenden Kuh nicht ausgenommen, dem Beschauer größeres Vergnügen gewähren, sich seinem Gedächtniß so lebhaft und ergötzend einprägen.

Giebt Potters Gemälde ein Beispiel, in welchem Geist Thierfabeln, wofern der bildende Künstler sich dieselben zum Gegenstande wählt, zu behandeln seyen, so möchte hingegen die bekannte Folge von Fabeln, welche der sonst wackere Elias Riedinger eigenhändig radirt hat, als Beispiel durchaus fehlerhafter Denkweise und mißlungener Erfindung in dieser Art angeführt werden. Verdienst der Ausführung ist ihnen wohl nicht abzusprechen; allein sie sind so trocken ernsthaft, haben einen moralischen Zweck, ohne daß die Moral aus dem Dargestellten errathen werden kann; es gebricht ihnen gänzlich an jener durchaus geforderten ironischen Würze; sie sprechen weder das Gemüth an, noch gewähren sie dem Geist einige Unterhaltung.

Wer sich jedoch in diesem Fache bemüht, wie denn dem geistreichen Talente sein Glück nirgends zu versagen ist, dem wäre zu wünschen, daß er die radirten Blätter des Benedict Castiglione immer vor Augen habe, welcher die doch mitunter allzubreiten, halbgeformten, unerfreulichen Thiergestalten so zu benutzen gewußt, daß einige das Licht in großen Massen aufnehmen, andere wieder durch kleinere Theile, so wie durch Localtinten die Schattenpartien mannichfaltig beleben. Dadurch entspringt der ästhetische Sinnenreiz, welcher nicht fehlen darf, wenn Kunstzwecke bewirkt werden sollen.

Blumenmalerei.

1818.

Wenn gleich die menſchliche Geſtalt, und zwar in ihrer Würde und Geſundheitsfülle, das Hauptziel aller bildenden Kunſt bleibt, ſo kann doch keinem Gegenſtande, wenn er froh und friſch in die Augen fällt, das Recht verſagt werden gleichfalls dargeſtellt zu ſeyn, und im Nachbild ein großes, ja größeres Vergnügen zu erwecken, als das Urbild nur immer erregen konnte. Wir ſchränken uns hier auf die Blumen ein, die ſehr frühe als Vorbilder vom Künſtler ergriffen werden mußten. Der alten Kunſt waren ſie Nebenſache: Pauſias von Sicyon malte Blumen zum Schmuck ſeines geliebten Sträußermädchens; dem Architekten waren Blätter, Knospen, Blumen und von daher abgeleitete Geſtalten als Zierde ſeiner ſtarren Flächen und Stäbe höchſt willkommen, und noch ſind uns hiervon die köſtlichſten Reſte geblieben, wie Griechen und Römer bis zum Uebermaß mit wandelbaren Formen der vegetirenden Welt ihren Marmor belebt.

Ferner zeigt ſich auf den Thüren des Ghiberti die ſchönſte Anwendung von Pflanzen und des mit ihnen verwandten Geflügels. Lucas della Robbia und ſeine Sippſchaft umgaben mit bunt verglaſten, hoch erhabenen Blumen- und Fruchtkränzen anbetungswerthe, heilige Bilder. Gleiche Fruchtfülle bringt Johann da Udine dar, in den köſtlich gedrängten Obſtgehängen der Vaticaniſchen Logen, und noch manche dergleichen, ſelbſt ungeheuer laſtende Feſtone verzieren, Fries an Fries, die Säle Leo X. Zu gleicher Zeit finden wir auch koloſſale und niedliche Pergamentblätter, heiligen und frommen Inhalts, zum Beginn und am Rande mit bewundernswürdig nachgebildeten Blumen und Früchten reichlich verziert.

Und auch später war Vegetation wie Landschaft nur Begleiterin menschlicher Gestalten, bis nach und nach diese untergeordneten Gegenstände durch die Machtgewalt des Künstlers selbstständig erschienen, und das Hauptinteresse eines Bildes zu bewirken sich anmaßten.

Manche Versuche vorbeigehend wenden wir uns zu den Künstlern, die in den Niederlanden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr Glück auf die Blumenliebe reicher Handelsherren gründeten, auf die eigentliche Blumisterei, welche, mit unendlicher Neigung, ausgesuchte Floren durch Cultur zu vervielfältigen und zu verherrlichen trachtete. Tulpe, Nelke, Aurikel, Hyacinthe wurden in ihrem vollkommensten Zustande bewundert und geschätzt; und nicht etwa willkürlich gestand man Vollkommenheiten zu, man untersuchte die Regeln, wonach etwas gefallen konnte, und wir wagen die Schätzung der Blumenliebhaber als wohl überdacht anzuerkennen, und getrauen uns durchaus etwas Gesetzliches darin nachzuweisen, wonach sie gelten ließen oder forderten.

Wir geben hier die Namen der Künstler, deren Arbeit wir bei Herrn Dr. Gramb's in Frankfurt am Main in farbigen Aquarellzeichnungen mit Augen gesehen.

Morel aus Antwerpen blühte um 1700.
Maria Sibylla Merian deßgleichen.
Johann Bronkhorst, geb. 1648.
Hermann Henstenburgh, geb. 1667.
Johann van Huysum, geb. 1682, gest. 1749.
Oswald Wyne.
Vanloo.
Robb.
Roedig.
Johann van Os.
Van Brüssel, um 1780.
Van Leen.
Wilhelm Hendricus.

Nähere Nachrichten von den neueren Künstlern würden sehr willkommen seyn.

Ob nun schon Sibylla Merian, wahrscheinlich angeregt durch des hochverdienten, viel jüngern Carl Plumier Reiseruf und Ruhm, sich nach Surinam wagte und in ihren Darstellungen sich zwischen Kunst und

Wissenschaft, zwischen Naturbeschauung und malerischen Zwecken hin und her bewegte, so blieben doch alle folgenden großen Meister auf der Spur, die wir angedeutet: sie empfingen die Gegenstände von Blumenliebhabern; sie vereinigten sich mit ihnen über den Werth derselben, und stellten sie in dem vollsten ästhetischen Glanze dar. Wie nur Licht und Schatten, Farbenwechsel und Widerschein irgend spielen wollten, ließ sich hier kunstreich und unerschöpflich nachbilden. Diese Werke haben den großen Vortheil, daß sie den sinnlichen Genuß vollkommen befriedigen. Blumen und Blüthen sprechen dem Auge zu, Früchte dem Gaumen, und das beiderseitige Behagen scheint sich im Geruch aufzulösen.

Und noch lebt in jenen wohlhäbigen Provinzen derselbe Sinn, in welchem Huysum, Rachel Ruysch und Seghers gearbeitet, indessen die übrige Welt sich auf ganz andere Weise mit den Pflanzen beschäftigte, und eine neue Epoche der Malerkunst vorbereitete. Es lohnt wohl der Mühe gerade auf dem Wendepunkt diese Bemerkung zu machen, damit auch hier die Kunst mit Bewußtseyn ans Werk schreite.

Die Botanik huldigte in früher Zeit dem Apotheker, Blumisten und Tafelgärtner: diese forderten das Heilsame, Augenfällige, Geschmackreiche, und so war jedermann befriedigt; allein die Wissenschaft, begünstigt vom rastlosen Treiben des Handels und Weltbewegens, erwarb sich ein Reich, das über Unendlichkeiten herrschte. Nun waren ihr Geschöpfe sogar verächtlich die nur nützlich, nur schön, wohlriechend und schmackhaft seyn wollen; das Unnützeste, das Häßlichste umfaßte sie mit gleicher Liebe und Antheil.

Diese Richtung mußte der Künstler gleichfalls verfolgen; denn obgleich der Gesetzgeber Linné seine große Gewalt auch dadurch bewies, daß er der Sprache Gewandtheit, Fertigkeit, Bestimmungsfähigkeit gab, um sich an die Stelle des Bildes zu setzen, so kehrte doch immer die Forderung des sinnlichen Menschen wieder zurück, die Gestalt mit einem Blick zu übersehen, lieber als sie in der Einbildungskraft erst aus vielen Worten aufzuerbauen.

Welchem Naturfreund wäre nun vorzuerzählen nöthig, wie weit die Kunst Pflanzen, sowohl der Natur als der Wissenschaft gemäß, nachzubilden in unsern Tagen gestiegen sey? Will man treffliche Werke vorzählen, wo soll man anfangen, wo soll man enden?

Hier sey uns eins für alle gegeben.

A Description of the Genus Pinus by Lambert. London 1803

Der in seiner Kunst vollendete und sie zu seinen Zwecken geistreich anwendende Ferdinand Bauer stellt die verschiedenen Fichtenarten und die mannichfaltigen Umwandlungen ihrer Aeste, Zweige, Nadeln, Blätter, Knospen, Blüthen, Früchte, Fruchthülle und Samen zu unserer größten Zufriedenheit durch das einfache Kunstmittel dar, daß er die Gegenstände in ein volles freies Licht setzt, welches dieselben in allen ihren Theilen nicht allein umfaßt, sondern ihnen auch durch lichte Widerscheine überall die größte Klarheit und Deutlichkeit verleiht. Eine solche Behandlungsart gilt hauptsächlich bei diesem Gegenstand: Zweige, Nadeln, Blüthen haben in genanntem Geschlecht eigentlich keinen Körper, dagegen sind alle Theile durch Localfarben und Tinten so unendlich von einander abgesetzt und abgestuft, daß die reine Beobachtung solcher Mannichfaltigkeit und das Abgebildete als wirklich vor Augen bringt. Jede Farbe, auch die hellste, ist dunkler als das weiße Papier worauf sie getragen wird, und es bedarf also hier weder Licht noch Schatten, die Theile setzen sich unter einander und vom Grunde genugsam ab; und doch würde diese Darstellung noch immer etwas Chinesisches behalten, wenn der Künstler Licht und Schatten aus Unkunde nicht achtete, anstatt daß er hier aus Weisheit beides vermeidet; sobald er aber dessen bedarf, wie bei Aesten und Zapfen, die sich körperlich hervorthun, weiß er mit einem Hauch, mit einem Garnichts nachzuhelfen, daß die Körper sich runden, und doch eben so wenig gegen den Grund abstechen. Daher wird man beim Anblick dieser Blätter bezaubert: die Natur ist offenbar, die Kunst versteckt, die Genauigkeit groß, die Ausführung mild, die Gegenwart entschieden und befriedigend, und wir müssen uns glücklich halten, aus den Schätzen der großherzoglichen Bibliothek dieses Musterwerk uns und unsern Freunden wiederholt vorlegen zu können.

Denke man sich nun, daß mehrere Künstler im Dienste der Wissenschaft ihr Leben zubringen, wie sie die Pflanzentheile, nach einer sich ins unendliche vermannichfaltigenden und doch noch immer fürs Anschauen nicht hinreichenden Terminologie, durchstudiren, wiederholt nachbilden und ihrem scharfen Künstlerauge noch das Mikroskop zu Hülfe rufen, so wird man sich sagen: es muß endlich einer aufstehen, der diese Abgesondertheiten vereinigt, das Bestimmte fest hält, das Schwebende zu fassen weiß; er hat so oft, so genau, so treu wiederholt was man Geschlecht, Art, Varietät nennt, daß er auswendig weiß was da ist, und ihn nichts irrt was werden kann.

Ein ſolcher Künſtler habe nun auch denſelben innern Sinn, den unſere groſſen niederländiſchen Blumenmaler befaſſen, ſo iſt er immer in Nachtheil, denn jene hatten nur Liebhaber des auffallend Schönen zu befriedigen, er aber ſoll im Wahren und durchs Wahre das Schöne geben; und wenn jene im beſchränkten Kreiſe des Gartenfreundes ſich behaglich ergingen, ſo ſoll er vor einer unüberſehbaren Menge von Kennern, Wiſſenden, Unterſcheidenden und Aufſtechenden ſich über die Natürlichkeit controliren laſſen.

Nun verlangt die Kunſt, daß er ſeine Blumen nach Form und Farbe glücklich zuſammenſtelle, ſeine Gruppen gegen das Licht zu erhöhe, gegen die Seiten ſchattend und halbſchattig abrunde, die Blüthen erſt in voller Anſicht, ſodann von der Seite, auch nach dem Hintergrunde zu fliehend ſehen laſſe, und ſich dabei dergeſtalt bewähre, daß Blatt und Blättchen, Kelch und Anthere eine Specialkritik aushalte, und er zugleich im Ganzen, Künſtler und Kunſtkenner zu befriedigen, den unerläßlichen Effect dargeben und leiſten ſoll!

Daß irgend jemand eine ſolche Aufgabe zu löſen unternähme, würden wir nicht denken, wenn wir nicht ein paar Bilder vor uns hätten, wo der Künſtler geleiſtet hat, was einem jeden, der ſich's bloß einbilden wollte, völlig unmöglich ſcheinen müßte.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Populariſchen! Entſchied' es,
Wellington und Ariſtides
Werden bald bei Seite ſeyn.

Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall' hinein, dich frißt's mit Haut und Haar.

Ich bin ſo ſehr geplagt
Und weiß nicht was ſie wollen,
Daß man die Menge fragt
Was Einer hätte thun ſollen.

Mir iſt das Volk zur Laſt,
Meint es doch dieß und das:
Weil es die Fürſten haßt,
Denkt es, es wäre was.

„Sage mir was das für Pracht iſt?
Aeußere Größe, leerer Schein! —"
O! zum Henker! Wo die Macht iſt,
Iſt doch auch das Recht zu ſeyn.

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum ſind ſie an das Licht gebracht,
So frißt er ſeine Kinder.

Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände

1831.

(Die mit Häkchen bezeichneten Ergänzungen ſind von H. Meyer.)

I.

Landſchaftliche Malerei.

Schematiſches.

Der Künſtler peinliche Art zu denken.

Woher abzuleiten?

Der ächte Künſtler wendet ſich aufs Bedeutende; daher die Spuren der älteſten landſchaftlichen Darſtellungen alle groß, höchſt mannichfaltig und erhaben ſind.

Hintergrund in Mantegna's Triumphzug.

Tizians Landſchaften.

Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe:

Daher das Steile.

Das Anmuthige beruht auf der Ferne;

Daher von oben herab das Weite.

Hiedurch zeichnen ſich aus alle die in Tyrol, im Salzburgiſchen und ſonſt mögen gearbeitet haben.

„Breughel, Jodocus Momper, Roland Savery, Iſaac Major haben alle dieſen Charakter."

Albrecht Dürer und die übrigen Deutſchen der ältern Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem ſie gegen die ungeheuern Gegenſtände die Freiheit des Wirkens verlieren, oder ſolche behaupten, in ſofern ihr Geiſt groß und denſelben gewachſen iſt.

Daher ſie bei allem Anſchauen der Natur, ja Nachahmung derſelben, ins Abenteuerliche gehen, auch manierirt werden.

Bei Paul Brill mildert ſich dieſes, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrunde an Gebirgsmaſſen und in dem übrigen an Mannichfaltigkeit nie fehlen läßt.

„Das beſte der uns bekannt gewordenen Oelgemälde des Paul Brill — er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt — befindet ſich in der Florentiniſchen Galerie und ſtellt eine Jagd von Reben und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in dieſem Bilde möchten wir kühl nennen; er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus, und ſtimmt daher vortrefflich zu den ſtaffirenden Figuren. Das Landſchaftliche, die Gegend, iſt ſchön gedacht, einfach, großartig und gleichwohl gefällig; Licht und Schatten wußte der Künſtler zweckmäßig zu vertheilen, und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung iſt zwar fleißig, doch weder geleckt noch peinlich; ein ſanfter Lufthauch ſcheint durch die Bäume zu ziehen und ſie leicht zu bewegen. Das Gegenſtück iſt, wiewohl geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdienſten, und ſtellt eine wilde Gegend dar, wo ein Waldſtrom zwiſchen Felſen und Geſtein ſich ſchäumend durchdrängt.“

Eintretende Niederländer.

Vor Rubens.

Rubens ſelbſt.

Nach Rubens.

Er, als Hiſtorienmaler, ſuchte nicht ſowohl das Bedeutende, als daß er es jedem Gegenſtand zu verleihen wußte; daher ſeine Landſchaften einzig ſind. Es fehlt auch nicht an ſteilen Gebirgen und gränzenloſen Gegenden; aber auch dem ruhigſten, einfachſten, ländlichen Gegenſtand weiß er etwas von ſeinem Geiſte zu ertheilen und das Geringſte dadurch wichtig und anmuthig zu machen.

„Wir gedenken hier einer ſchätzbaren Landſchaft deſſelben im Palaſt Pitti zu Florenz. Sie ſtellt die Heuernte dar, iſt keck, meiſterhaft behandelt, ſchön erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beſchauer nehmen indeſſen mit Erſtaunen, in dem Werk eines Künſtlers wie Rubens, die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr; denn auf eine Baumgruppe vorn rechter Hand im Bilde fällt ſolches rechts ein; alles übrige, die ſtaffirenden Figuren nicht ausgenommen, iſt von der entgegengeſetzten Seite beleuchtet.“

Rembrandt's Realism in Abſicht auf die Gegenſtände.

Licht, Schatten und Haltung ſind bei ihm das Ideelle.

Bologneſiſche Schule.

Die Carracci.

Grimaldi.

Im Claude Lorrain erklärt sich die Natur für ewig.

Die Poussins führen sie ins Ernste, Hohe, sogenannte Heroische.

Anregung der Nachfolger.

Endliches Auslaufen in die Porträtlandschaften.

„Nach dem heroischen Styl, welchen Nicolaus und Gaspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, wäre auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Johann Both, des Auvergni, des du Jardin, Potter, Berghem, van der Neer und anderer zu gedenken."

II.

Landschaftliche Malerei.

Schematisches.

In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geschichtlichen.

„Sehr einfach, oft sogar bloß symbolisch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orcagna und andern."

Durchaus einen steilen Charakter, weil ja ohne Höhen und Tiefen keine Ferne interessant dargestellt werden kann.

„Das Steile, Schroffe herrscht selbst in Tizians Werken, da wo er Felsen und Gebirge malt, noch vor; so ebenfalls bei Leonardo da Vinci.

Männlicher Charakter der ersten Zeit.

Die erste Kunst durchaus ahnungsreich; deßhalb die Landschaft ernst und gleichsam drohend.

Forderung des Reichthums.

Daher hohe Standpunkte, weite Aussichten.

Beispiele.

Breughel.

Paul Brill; dieser schon höchst gebildet, geistreich und mannichfaltig. Man sehe seine zwölf Monate in sechs Blättern und die vielen andern nach ihm gestochenen Blätter.

Jodocus Momper, Roland Savery.

Einsiedeleien.

„In den Einsiedlern oder Einsiedeleien sind auch wohl Hieronymus Muzians Heilige, in Bildnissen dargestellt, zu rechnen, welche Cornelius Cort in sechs bekannten schönen Blättern in Kupfer stach."

Nach und nach ſteigende Anmuth.

Die Carracci.

Domenichino.

„Albani, Guercino, Grimaldi und ihnen an poetiſchem Verdienſt im landſchaftlichen Fach nicht nachſtehend, Peter Franz und Johann Baptiſt Mola; auch wäre Johann Baptiſt Viola hier noch zu nennen.“

Claude Lorrain.

Ausbreitung über eine heitere Welt, Zartheit. Wirkung der atmoſphäriſchen Erſcheinungen aufs Gemüth.

„Johann Both.“

„Hermann Schwanenfeld.“

„Poelemburg.“

Nicolaus Pouſſin.

Caſpar Pouſſin.

Heroiſche Landſchaft.

Genau beſehen eine nutzloſe Erde. Abwechſelndes Terrain ohne irgend einen gebauten Boden.

Ernſte, nicht gerade idylliſche, aber einfache Menſchen.

Anſtändige Wohnungen ohne Bequemlichkeit.

Sicherung der Bewohner und Umwohner durch Thürme und Feſtungswerke.

In dieſem Sinn eine fortgeſetzte Schule, vielleicht die einzige, von der man ſagen kann, daß der reine Begriff, die Anſchauungsweiſe der Meiſter ohne merkliche Abnahme überliefert worden.

„Felix Meyer von Winterthur iſt zwar keiner der hochberühmten Meiſter, allein wir nehmen Anlaß deſſelben hier zu gedenken, weil mehrere ſeiner Landſchaften mit wahrhaft Pouſſineskem Geiſt erfunden ſind; doch iſt die Ausführung meiſtens flüchtig, das Colorit nicht breiter genug. Auch eines wenig bekannten Malers aus derſelben Zeit, oder etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zürich; ſeine höchſt ſeltenen Arbeiten halten in Hinſicht auf Reichthum und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwiſchen denen des Peter Franz Mola, Grimaldi und Claude Lorrain, und wenn ſie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der letztern reichen, ſo ſind ſie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigſtens gleich zu ſchätzen.“

„Meiſter, welche in landſchaftlichen Darſtellungen dem Geſchmack der beiden Pouſſins gefolgt ſind

Glauber.

Franz Milet.

Franz van Neve.

Sebastian Bourdon.

Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.

Merians weitumherschauende Arbeiten.

Beide Arten gehen noch neben einander.

Endlich, besonders durch Engländer, der Uebergang zu den Veduten.

So wie beim Geschichtlichen zur Porträtform.

Neuere Engländer, an der großen Liebhaberei zu Claude und Pouſſin noch immer verharrend.

Sich zu den Veduten hinneigend, aber immer noch in der Compoſition an atmoſphäriſchen Effecten ſich ergötzend und übend.

Die Hackert'ſche klare ſtrenge Manier ſteht dagegen; ſeine merkwürdigen, meiſterhaften Bleiſtift- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß Papier, um ihnen mit Sepia Kraft und Haltung zu geben.

Studien der Engländer auf blau und grau Papier, mit ſchwarzer Kreide und wenig Paſtellfarbe, etwas nebuliſtiſch; im Ganzen aber gut gedacht und ſauber ausgeführt.

„Der Verfaſſer zielt hier auf einige ſchätzbare Zeichnungen engliſcher Landſchaftmaler, welche er während ſeines Aufenthaltes in Rom an ſich brachte und die noch gegenwärtig unter ſeinen Kunſtſchätzen ſich befinden.“

III.

Landſchaftliche Malerei.

Ausgeführtes.

1.

Als ſich die Malerei in Weſten, beſonders in Italien von dem öſtlichen byzantiniſchen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war, bei ihren ernſten großen Anfängen, die Thätigkeit bloß auf menſchliche Geſtalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Gottähnliche vorgeſtellt ward. Eine capellenartige Einfaſſung ward den Bildern allenfalls zu Theil, und zwar ganz der Sache angemeſſen, weil ſie ja in Kirchen und Capellen aufgeſtellt werden ſollten.

Wie man aber bei weiterem Fortrücken der Kunſt ſich in freier Natur umſah, ſollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite ſtehen; deßhalb denn auch hohe Augpunkte gewählt, auf ſtarren

Felsen vielfach über einander gethürmte Schlösser, tiefe Thäler, Wälder und Wasserfälle dargestellt wurden. Diese Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren ins Engere und Kleinere, bis sie zuletzt in dasjenige, was wir Staffage nennen, zusammenschrumpften. Diese landschaftlichen Tafeln aber sollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus interessant seyn, und man überfüllte sie deßhalb nicht allein mit dem, was eine Gegend liefern konnte, sondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beschauer etwas zu sehen hätte und der Liebhaber für sein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von den höchsten Felsen, worauf man Gemsen umherklettern sah, stürzten Wasserfälle zu Wasserfällen hinab, durch Ruinen und Gebüsch. Diese Wasserfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen; tiefer hinunter bespülten sie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung und verloren sich endlich in den Ocean. Daß dazwischen Jäger und Fischer ihr Handwerk trieben, und tausend andere irdische Wesen sich thätig zeigten, läßt sich denken; es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirsche und Rehe weideten auf den Waldblößen, und man würde nicht endigen dasjenige herzuzählen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überschauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erste Bestimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einsiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten selten.

2.

Tizian, mit großartigem Kunstgeschmack überhaupt, fing, in sofern er sich zur Landschaft wandte, schon an mit dem Reichthum sparsamer umzugehen; seine Bilder dieser Art haben einen ganz eigenen Charakter. Hölzerne wunderlich über einander gezimmerte Häuser, mittelgebirgige Gegenden, mannichfaltige Hügel, anspülende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menschliche, thierische. Auch legte er seine schönen Kinder ohne Bedenken ganz nackt unter freien Himmel ins Gras.

3.

Breughels Bilder zeigen die wundersamste Mannichfaltigkeit: gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Wasser hinab bis zum Meere; aber der Verlauf seiner Gebirge, obgleich rauh genug, ist

doch weniger steil, besonders aber durch eine seltenere Vegetation merkwürdig. Das Gestein hat überall den Vorrang, doch ist die Lage seiner Schlösser, Städte höchst mannichfaltig und charakterisch; durchaus aber ist der ernste Charakter des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In seinen Werken läßt sich die eben beschriebene Herkunft noch wohl verspüren, aber es ist alles schon freier, weitherziger, und die Charaktere der Landschaft schon getrennt: es ist nicht mehr eine ganze Welt, sondern bedeutende, aber immer noch weit greifende Einzelnheiten.

Wie trefflich er die Zustände der Localitäten, des Bewohnens und Benutzens irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine zwölf Monate in sechs Blättern das schönste Beispiel. Besonders angenehm ist zu sehen, wie er immer zwei auf zwei zu paaren gewußt, und wie ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollständiges Bild darzustellen gelungen sey.

Der Einsiedeleien des Martin de Vos, von Johann und Raphael Sadeler in Kupfer gestochen, ist auch zu gedenken. Hier stehen die Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beide sind mit großem Ernst und tüchtiger Kunst vorgetragen.

4.

Das siebzehnte Jahrhundert befreit sich immer mehr von der zudringlichen ängstigenden Welt: die Figuren der Carracci erfordern weitern Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, schön bedeutende Welt mit den Figuren ins Gleichgewicht, und überwiegt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten.

Domenichino vertieft sich bei seinem bolognesischen Aufenthalt in die gebirgigen und einsamen Umgebungen; sein zartes Gefühl, seine meisterhafte Behandlung und das höchst zierliche Menschengeschlecht, das in seinen Räumen wandelt, sind nicht genug zu schätzen.

Von Claude Lorrain, der nun ganz ins Freie, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaft-Architektonische sich ergeht, ist nur zu sagen, daß er ans Letzte einer freien Kunstäußerung in diesem Fache gelangt. Jedermann kennt seine Werke, jeder Künstler strebt ihm nach, und jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug lassen muß.

5.

Damals entſtand auch die ſogenannte heroiſche Landſchaft, in welcher ein Menſchengeſchlecht zu hauſen ſchien von wenigen Bedürfniſſen und von großen Geſinnungen. Abwechſelung von Feldern, Felſen und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und ſteilen Bergen, Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernſt und anſtändig, Thürme und Befeſtigungen, ohne eigentlichen Kriegszuſtand auszudrücken, durchaus aber eine unnütze Welt, keine Spur von Feld- und Gartenbau, hie und da eine Schafheerde, auf die älteſte und einfachſte Benutzung der Erdoberfläche hindeutend.

Ruysdael als Dichter.

1816.

Jakob Ruysdael, geboren zu Harlem 1635, fleißig arbeitend bis 1681, ist als einer der vortrefflichsten Landschaftsmaler anerkannt. Seine Werke befriedigen vorerst alle Forderungen, die der äußere Sinn an Kunstwerke machen kann. Hand und Pinsel wirken mit größter Freiheit, zu der genauesten Vollendung. Licht, Schatten, Haltung und Wirkung des Ganzen läßt nichts zu wünschen übrig. Hiervon überzeugt der Anblick sogleich jeden Liebhaber und Kenner. Gegenwärtig aber wollen wir ihn als denkenden Künstler, ja als Dichter betrachten; und auch hier werden wir gestehen, daß ein hoher Preis ihm gebühre.

Zum gehaltreichen Texte kommen uns hierzu drei Gemälde der königlich sächsischen Sammlung zu Statten, wo verschiedene Zustände der bewohnten Erdoberfläche mit großem Sinn dargestellt sind, jeder einzeln, abgeschlossen, concentrirt. Der Künstler hat bewundernswürdig geistreich den Punkt gefaßt, wo die Productionskraft mit dem reinen Verstande zusammentrifft, und dem Beschauer ein Kunstwerk überliefert, welches, dem Auge an und für sich erfreulich, den innern Sinn aufruft, das Nachdenken anregt und zuletzt einen Begriff ausspricht, ohne sich darin aufzulösen oder zu verfühlen. Wir haben wohlgerathene Copien dieser drei Bilder vor uns, und können also darüber ausführlich und gewissenhaft sprechen.

I.

Das erste Bild stellt die successiv bewohnte Welt zusammen dar. Auf einem Felsen, der ein begränztes Thal überschaut, steht ein alter Thurm, nebenan wohlerhaltene neuere Baulichkeiten; an dem Fuße des Felsen eine ansehnliche Wohnung behaglicher Gutsbesitzer. Die uralten

hohen Fichten um dieselbe zeigen uns an, welch ein langer friedlich vererbter Besitz einer Reihe von Abkömmlingen an dieser Stelle gegönnt gewesen. Im Grunde, am Abhange eines Berges, ein weithingestrecktes Dorf, gleichfalls auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieses Thals hindeutend. Ein stark strömendes Wasser stürzt im Vordergrunde über Felsen und abgebrochene schlanke Baumstämme, und so fehlt es denn nicht an dem allbelebenden Elemente, und man denkt sich sogleich, daß es ober- und unterhalb durch Mühlen und Hammerwerke werde benutzt seyn. Die Bewegung, Klarheit, Haltung dieser Massen beleben köstlich das übrige Ruhende. Daher wird auch dieses Gemälde der Wasserfall genannt. Es befriedigt jeden, der auch nicht gerade in den Sinn des Bildes einzudringen Zeit und Veranlassung hat.

II.

Das zweite Bild, unter dem Namen des Klosters berühmt, hat bei einer reichern, mehr anziehenden Composition die ähnliche Absicht, im Gegenwärtigen das Vergangene darzustellen, und dieß ist auf das bewunderungswürdigste erreicht, das Abgestorbene mit dem Lebendigen in die anschaulichste Verbindung gebracht.

Zu seiner linken Hand erblickt der Beschauer ein verfallenes, ja verwüstetes Kloster, an welchem man jedoch hinterwärts wohlerhaltene Gebäude sieht, wahrscheinlich den Aufenthalt eines Amtmanns oder Schössers, welcher die ehemals hierher fließenden Zinsen und Gefälle noch fernerhin einnimmt, ohne daß sie von hier aus, wie sonst, ein allgemeines Leben verbreiten.

Im Angesicht dieser Gebäude steht ein vor alten Zeiten gepflanztes, noch immer fortwachsendes Lindenrund, um anzudeuten, daß die Werke der Natur ein längeres Leben, eine größere Dauer haben, als die Werke der Menschen: denn unter diesen Bäumen haben sich schon vor mehreren Jahren, bei Kirchweihfesten und Jahrmärkten, zahlreiche Pilgrime versammelt, um sich nach frommen Wanderungen zu erquicken.

Daß übrigens hier ein großer Zusammenfluß von Menschen, eine fortdauernde Lebensbewegung gewesen, darauf deutet die an und in dem Wasser übrig gebliebenen Fundamente von Brückenpfeilern, die gegenwärtig malerischem Zwecke dienen, indem sie den Lauf des Flüßchens hemmen und kleine rauschende Cascaden hervorbringen.

Daß du die gute Sache liebst,
Das iſt nicht zu vermeiden,
Doch von der ſchlimmſten iſt ſie nicht
Bis jetzt zu unterſcheiden.

Ich kann mich nicht bereden laſſen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl den alle Menſchen haſſen,
Der muß was ſeyn!

„Warum denn wie mit einem Beſen
Wird ſo ein König hinausgekehrt?“
Wären's Könige geweſen
Sie ſtünden alle noch unverſehrt.

Grabſchrift,
geſetzt von A. v. J.

Verſtanden hat er vieles recht,
Doch ſollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürſtenknecht?
Hätt' unſer Knecht ſeyn ſollen.

Aber daß dieſe Brücke zerſtört iſt, kann den lebendigen Verkehr nicht hindern, der ſich durch alles durch ſeine Straße ſucht. Menſchen und Vieh, Hirten und Wanderer ziehen nunmehr durch das ſeichte Waſſer und geben dem ſanften Zuge deſſelben einen neuen Reiz.

Auch reich an Fiſchen ſind noch bis auf den heutigen Tag dieſe Fluthen, ſo wie zu jener Zeit, als man bei Faſtentafeln nothwendig ihrer bedurfte: denn Fiſcher waten dieſen unſchuldigen Grundbewohnern noch immer entgegen und ſuchen ſich ihrer zu bemächtigen.

Wenn nun die Berge des Hintergrunds mit jungen Büſchen umlaubt ſcheinen, ſo mag man daraus ſchließen, daß ſtarke Wälder hier abgetrieben und dieſe ſanften Höhen dem Stockausſchlag und dem kleinern Geſträuch überlaſſen werden.

Aber dieſſeits des Waſſers hat ſich, zunächſt an einer verwitterten, zerbröckelten Felspartie, eine merkwürdige Baumgruppe angeſiedelt. Schon ſteht veraltet eine herrliche Buche da, entblättert, entäſtet, mit geborſtener Rinde. Damit ſie uns aber durch ihren herrlich dargeſtellten Schaft nicht betrübe, ſondern erfreue, ſo ſind ihr andere noch vollebendige Bäume zugeſellt, die dem kahlen Stamme durch den Reichthum ihrer Aeſte und Zweige zu Hülfe kommen. Dieſen üppigen Wuchs begünſtigt die nahe Feuchtigkeit, welche durch Moos und Rohr und Sumpfkräuter genugſam angedeutet wird.

Indem nun ein ſanftes Licht von dem Kloſter zu den Linden und weiterhin ſich zieht, an dem weißen Stamm der Buche wie im Widerſcheine glänzt, ſodann über den ſanften Fluß und die rauſchenden Fälle, über Heerden und Fiſcher zurückgleitet und das ganze Bild belebt, ſitzt nahe am Waſſer im Vordergrunde, uns den Rücken zukehrend, der zeichnende Künſtler ſelbſt; und dieſe ſo oft mißbrauchte Staffage erblicken wir mit Rührung hier am Platze ſo bedeutend als wirkſam. Er ſitzt hier als Betrachter, als Repräſentant von allen, welche das Bild künftig beſchauen werden, welche ſich mit ihm in die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart, die ſich ſo lieblich durch einander webt, gern vertiefen mögen.

Glücklich aus der Natur gegriffen iſt dieß Bild, glücklich durch den Gedanken erhöht, und da man es noch überdieß nach allen Erforderniſſen der Kunſt angelegt und ausgeführt findet, ſo wird es uns immer anziehen, es wird ſeinen wohlverdienten Ruf durch alle Zeiten erhalten und auch

in einer Copie, wenn ſie einigermaßen gelang, das größere Verdienſt des Originals zur Ahnung bringen.

III.

Das dritte Bild dagegen iſt allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofs. Es iſt auch einer. Die Grabmale ſogar deuten, in ihrem zerſtörten Zuſtande, auf ein mehr als Vergangenes; ſie ſind Grabmäler von ſich ſelbſt.

In dem Hintergrunde ſieht man, von einem vorüberziehenden Regenſchauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ungeheuern in den Himmel ſtrebenden Doms. Eine freiſtehende ſpindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange halten. Die ganze ſonſt gewiß fruchtbare Kloſterumgebung iſt verwildert, mit Stauden und Sträuchen, ja mit ſchon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe bringt dieſe Wildniß ein, von deſſen ehemaliger frommer Befriedigung keine Spur mehr zu ſehen iſt. Bedeutende wunderſame Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchſprengels, und was für edle und wohlhabende Geſchlechter an dieſem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber ſelbſt iſt mit großem Geſchmack und ſchöner Künſtlermäßigung ausgeführt; ſehr gern verweilt der Blick an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überraſcht, wenn er weit hinten neue beſcheidene Monumente mehr ahnt als erblickt, um welche ſich Trauernde beſchäftigen — als wenn uns das Vergangene nichts außer der Sterblichkeit zurücklaſſen könnte.

Der bedeutendſte Gedanke dieſes Bildes jedoch macht zugleich den größten maleriſchen Eindruck. Durch das Zuſammenſtürzen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, ſonſt wohlgeleiteter Bach verſchüttet, geſtemmt und aus ſeinem Wege gedrängt worden ſeyn. Dieſer ſucht ſich nun einen Weg ins Wüſte bis durch die Gräber. Ein Lichtblick, den Regenſchauer überwindend, beleuchtet ein paar aufgerichtete, ſchon beſchädigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumſtamm und Stock, vor allem aber die heranfluthende Waſſermaſſe, ihre ſtürzenden Strahlen und den ſich entwickelnden Schaum.

Dieſe ſämmtlichen Gemälde, ſo oft copirt, werden vielen Liebhabern vor Augen ſeyn, wer das Glück hat die Originale zu ſehen, durchdringe ſich von der Einſicht, wie weit die Kunſt gehen kann und ſoll.

Wir werden in der Folge noch mehr Beiſpiele aufſuchen, wo der reinfühlende, klardenkende Künſtler, ſich als Dichter erweiſend, eine vollkommene Symbolik erreicht, und durch die Geſundheit ſeines äußern und innern Sinnes uns zugleich ergötzt, belehrt, erquickt und belebt.

Nachricht von altdeutſchen, in Leipzig entdeckten Kunſtſchätzen.

Es befindet ſich wohl keine Kirche in der Chriſtenheit, deren frühere Gemälde, Statuen oder ſonſtige Denkmale nicht neueren Bedürfniſſen oder verändertem Kunſtgeſchmack einmal weichen müſſen. Glücklich, wenn ſie nicht völlig zerſtört, ſondern, wenn gleich ohne ſorgfältigen Bedacht, jedoch durch günſtiges Geſchick einigermaßen erhalten werden.

Dieſes Letztere iſt der Fall mit einer Anzahl alter Gemälde, welche ſonſt die Zierden der Leipziger Kirchen geweſen, aber herausgenommen und auf die Gewölbe dieſer Gebäude geſtellt worden. Sie befinden ſich freilich in einem traurigen Zuſtande; doch an ihrer Wiederherſtellung iſt nicht durchaus zu verzweifeln. Die Entdeckung dieſer bedeutenden Schätze ſind wir Herrn Quandt ſchuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthuſiasmus für die Kunſt ſchöne Kenntniſſe derſelben verbindet, auch Geſchmack und Einſichten auf Reiſen geläutert hat. Unter dem Schutz und mit Begünſtigung der hohen Behörden, dem Beiſtande des Herrn Dr. Stieglitz und thätiger Mitwirkung der Herren Hillig und Lehmann, hat derſelbe mehrere koſtbare Bilder vom Untergange gerettet, und man hofft durch Reinigung und Reſtauration ſie wieder genießbar zu machen. Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, bringen wir um ſo ſchneller ins Publicum, als, bei bevorſtehender Jubilatemeſſe, gewiß jeder Kunſtfreund und Kenner ſich nach dieſen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen befördern wird.

Vorläufig können wir folgendes mittheilen.

Sechs Gemälde auf Goldgrund.

Die Lichter in den Gewändern mit Gold gehöht.

1. Ein Ecce homo, mit der Jahrzahl 1498.

2. Eine Krönung Mariä, viel älter. Zu aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung ist sehr viel zartes Gefühl gesellt.

3. Eine Dreifaltigkeit. Gott Vater, die Leiche des Sohns im Schooße haltend. Unzählige Engel umgeben die erhabene Gruppe. Auf der Erde ruhen drei Verstorbene. Auf der einen Seite kniet Maria, auf der andern der heilige Sebastian, welche betend den Todesschlummer der Schlafenden bewachen.

4. Verfolgung der ersten Christen. Die Köpfe so schön und gefühlvoll, daß sie an Holbein erinnern.

5. Geschichte des Lazarus. Hände und Füße nicht zum besten gezeichnet, die Köpfe hingegen von der größten Schönheit, dem edelsten und rührendsten Ausdruck.

Bilder des ältern Cranach.

1. Die Verklärung. Christus ist eine wahre Vergötterung des Menschen. Die erhabenen Gestalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer und über ein reichbebautes Vorgebirge. Das Bild ist Ein Moment, Ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, gunstreichste Augenblick in Cranachs Leben.

2. Die Samariterin. Christus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, spricht wohlwollend und ernst zu dem jugendlich sorglosen Weibe, welche, ohne Beschamung, das Leben genußreich auf sich einwirken ließ, und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum erstenmal sich in ihr Inneres.

3. Die Kreuzigung. Auf der einen Seite stehen, in tiefen Schmerz versunken, die Freunde des Heilandes, auf der andern, in unerschütterlich roher Kraft, die Kriegsknechte. Der Hauptmann allein blickt gedankenvoll zu dem Gekreuzigten empor, so wie auch einer von den Priestern. Diese drei Bilder sind von beträchtlicher Größe.

4. Der Sterbende. Ungefähr zwanzig Zoll breit und einige dreißig Zoll hoch. Die größte Figur im Vordergrunde hat ungefähr vier Zoll. Die Composition ist reich und erfordert eine weitläufige Beschreibung; daher nur so viel zur Einleitung. Unten liegt der Sterbende, dem die letzte Oelung ertheilt wird; an dessen Bette kniet die Gattin; die Erben hingegen untersuchen Kisten und Kasten. Ueber dem Sterbenden erhebt sich

dessen Seele, welche sich auf der einen Seite von Teufeln ihre Sünden vorgehalten sieht, auf der andern von Engeln Vergebung vernimmt. Oben zeigt sich in Wolken die Dreieinigkeit mit Engeln und Patriarchen umgeben. Noch höher befindet sich ein Abschnitt, auf dem eine Kirche vorgestellt ist, zu welcher sich Betende nahen. Nicht zu beschreiben ist die Zartheit, womit dieses Bild ausgeführt ist, und vorzüglich haben die größten wie die kleinsten Köpfe eine musterhafte Vollendung und Ausführung; auch findet sich sehr selten hier etwas Verschobenes, das in Cranachs Köpfen oft vorkommt.

Dieses Bild diente zur Zierde des Grabmals eines Herrn Schmidburg, der nach der Inschrift im Jahre 1518 starb. Aus dieser Zeit muß also auch dieses Bild seyn, worauf Cranachs Monogramm steht.

Bilder des jüngern Cranach.

1. Allegorisches Bild. Auf die Erlösung deutend. Es hat dasselbe im Allgemeinen der Anordnung, in den Gruppen und in der einnehmenden Idee große Aehnlichkeit mit dem Altargemälde in Weimar, das wir durch Kupferstich und Beschreibung kennen; es ist jedoch kleiner.

Im Vordergrunde der Heiland am Kreuze, diesem zur Linken der aufgestandene Heiland und der mit der Gottheit versöhnte Mensch. Christus deutet mit seiner rechten Hand nach seiner Leidensgestalt, und der Mann an seiner Seite faltet verehrend die Hände. Beide sind überaus edle, schöne Köpfe, das Nackende besser als gewöhnlich gezeichnet, und das Colorit zart und warm. Die Gruppe der Hirten, die Erhöhung der Schlange, das Lager, Moses und die Propheten sind fast ganz so wie zu Weimar. Unter dem Kreuze ist das Lamm; doch steht ein wunderschönes Kind daneben, mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten sehen wir im Hintergrunde das erste Menschenpaar in Eintracht mit der Natur; das scheue Wild weidet noch vertraulich neben den Menschen.

Weiter vorn wird ein Mann von Tod und Teufel verfolgt. Im Vordergrunde steht der Heiland zum drittenmal. Unter seinen Füßen bricht das Gerippe des Todes zusammen, und ohne Haß, ohne Zorn, ohne Anstrengung stößt Christus dem gekrönten Ungeheuer den krystallenen Speer, auf welchem die Fahne des Sieges weht, in den Rachen. Unzählige Verdammte, worunter wir größtentheils Mönche, Nonnen und Geistliche vom höchsten Rang erblicken, gehen befreit hervor, und preisen

den Herrn und Retter. Dieſer Chriſtus iſt jenem auf dem Bilde in Weimar ſehr ähnlich, nur in entgegengeſetzter Richtung gezeichnet. Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemälde. Auf dem Stamme des Kreuzes iſt Cranachs Monogramm und die Jahrzahl 1557, woraus zu folgen ſcheint, da Cranach 1553 geſtorben, dieſes Bild, ſo wie das folgende, ſeyen von ſeinem Sohne gemalt.

2. Die Auferſtehung mit der Jahrzahl 1559. Es wäre werth zu unterſuchen, wodurch die Werke des jüngern Cranach ſich von denen ſeines Vaters unterſcheiden. Es ſcheint mir das Bild mit der Jahrzahl 1557 im eigentlichſten Sinne mehr gemalt als die andern. Es iſt darin eine Untermalung unter den Laſuren zu bemerken; dahingegen die ältern Bilder mehr in Oel laſirte Zeichnungen zu nennen ſind. Und ſo wäre es denn nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe letztern Gemälde ſich von Cranach, dem Sohn, jene erſtern hingegen von Cranach, dem Vater, herſchreiben.

Im März 1815.

Collection des portraits historiques de M. le Baron Gérard, premier peintre du roi, gravés à l'eauforte par M. Pierre Adam: précédée d'une notice sur le pórtrait historique. I. et II. livraison. Paris. Urbain Canel, éditeur, rue Saint-Germain-des-Prés. No. 9. 1826.

Da uns die auf dem Titel verſprochene Notiz über das hiſtoriſche Porträt nicht zugleich mit den Kupfern zugekommen, ſo müſſen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden ſuchen.

Unter einem hiſtoriſchen Porträte kann man verſtehen, daß Perſonen, die zu ihrer Zeit bedeutend ſind, abgebildet werden, und dieſe können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zuſtandes oder auch in außerordentlichen Fällen vorgeſtellt ſeyn; und ſo möchten wohl von jeher viele hiſtoriſche Porträte einzeln gemalt worden ſeyn, wenn nur der Künſtler treu an dem Zuſtand geblieben iſt, um einen ſolchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwei Hefte vorliegen, denen noch vielleicht ein Dutzend folgen ſollen, ſcheint auf etwas Ganzes und Zuſammenhängendes zu deuten.

Der Künſtler nämlich, Herr Gérard, im Jahre 1770 geboren, anerkannt tüchtigſter Schüler Davids, gefälliger als ſein Meiſter, kam in die bewegteſte Weltepoche, welche jemals eine geſittete Menſchheit aufregte; er bildete ſich zur wilden Zeit, ſein zartes Gemüth aber ließ ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künſtler zuletzt allein ſich das Publicum verpflichtet. In Paris als Künſtler von Rang anerkannt, malte er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimiſchen und Fremden, hielt von jeder ſeiner Arbeiten eine Zeichnung zurück, und fand ſich nach und nach im Beſitz eines wahrhaft hiſtoriſchen Bildersaales. Bei einem ſehr treuen Gedächtniß zeichnete er außerdem auch die Beſuchenden, die ſich nicht malen ließen, und ſo vermag er uns eine wahrhaft

weltgeſchichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Intereſſe an dieſer Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann, iſt der große Verſtand des geiſtreichen Künſtlers, der einer jeden Perſon ihre Eigenthümlichkeit zu verleihen und faſt durchaus auch ihre Umgebung individuell charakteriſtiſch anpaſſend und mitwirkend zu bilden gewußt hat.

Wir gehen ohne weiteres Verwort zu den Gemälden ſelbſt, dasjenige, was wir noch im Allgemeinen zu ſagen hätten, bis zum Schluſſe verſparend. Nur eines haben wir zu erinnern. Wer, an die Leiſtungen des Pariſer Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der Bildniſſe gleichzeitiger Männer oder der Galerie der Herzogin von Berry erwartet, wird ſich nicht befriedigt, vielleicht abgeſtoßen finden. Hier iſt, was man ſonſt ſo ſehr zu ſchätzen wußte und noch von der Hand älterer niederländiſcher Meiſter theuer bezahlt, eine meiſterhaft geiſtreiche Nadel, welche alles leiſtet was ſie will und nur will, was zum Zwecke dient. Wer dieſes erkennt und zugeſteht, wird ſich auch in dieſem Kreiſe gleich einheimiſch finden.

Alexander I.

Kaiſer von Rußland, gemalt 1814.

Das Auftreten oder vielmehr das auf ſich ſelbſt Stehen (pose) dieſer allgemein gekannten, verehrten, majeſtätiſchen Perſon iſt gar trefflich ausgedrückt: das Wohlverhältniß der Glieder, der natürliche Anſtand, das ruhige Daſeyn, ſicher und ſelbſtbewußt, ohne mehr zu zeigen, als es iſt und war; die glücklich ausgedrückten Localtinten des frei nach der rechten Hand blickenden Antlitzes, der dunkeln Uniform, des klareren Ordensbandes, der ſchwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zuſammen dem Bilde viel Anmuth giebt.

Eben dieſen Hut, flammenartig bebuſcht, hält die Hand des rechten niederſinkenden Armes, die Linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens, und betrachtet man das Haupt nochmals, ſo iſt es gar ſchön durch militäriſchen Schmuck des Kragens, der Achſel- und Ordenszierden begleitet. Mit entſchiedenem Geſchmack iſt das Ganze behandelt, und wir müſſen uns die Landſchaft oder vielmehr Unlandſchaft gefallen laſſen. Die Figur iſt auf großer Höhe gedacht, die hinterſten Berge gehen

nur ein weniges über den Ferſen hin, und der Vordergrund iſt kümmerlich an Erdboden und Pflanzengewächs.

Doch wüßten wir nichts dagegen zu ſagen, denn dadurch ſteht die Figur ganz auf dem Wolken- und Himmelsgrunde, und es ſcheint, als wenn die Baſtität der Steppe uns an das unermeßliche Reich, das er beherrſcht, erinnern ſollte.

Carl X.

König von Frankreich.

Ein höchſt merkwürdiger Gegenſatz, eine wohlgebaute edelmänniſche Figur, hier im Krönungsornate, zur Erinnerung eines einzigen, freilich höchſt bedeutenden Lebensmomentes.

Der obere Theil dieſer edlen Wohlgeſtalt, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Poſament, Ordenskette und Spange verziert, aber nicht überladen, läßt noch die Figur gut durchſehen, nachher aber umhängt ein koſtbarer Mantel den untern Theil, außer den linken Fuß, und reicht als ſchwere Wolke weit nach beiden Seiten zum Boden hin. Den Federhut in der Linken, den umgekehrten Scepter in der Rechten, ſteht der Fürſt neben Stuhl und Kiſſen, worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbeſchlagenen Stufen ein Thron mit geflügelten Löwenköpfen, faltenreiche Vorhänge, unter und neben welchen Säulen, Pilaſter, Bogen und Bogengänge uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes hinblicken laſſen. Beide beſchriebene Bilder, neben einander gelegt, geben zu wahrhaft großen hiſtoriſchen Betrachtungen Anlaß.

Ludwig Napoleon,

König von Holland, gemalt 1806.

Ungern nehmen wir dieß Bild vor uns und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns ſehen, den wir perſönlich hochzuſchätzen ſo viel Urſache hatten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Geſichte blickt er uns an; aber in ſolcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht können mögen. In einer Art von ſogenannter ſpaniſcher Tracht, in Weſte, Schärpe, Mantel und Krauſe, mit Stickerei, Quaſten und Orden geſchmackvoll aufgeputzt, ſitzt er ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles hellbefiedertes

Zahme Xenien.

VII.

Laſſet walten, laſſet gelten
Was ich wunderlich verkündigt!
Dürftet ihr den Guten ſchelten,
Der mit ſeiner Zeit geſündigt?

Niemand will der Dichter kränken,
Folgt er kühn dem raſchen Flug;
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

Schwärmt ihr doch zu ganzen Schaaren
Lieber als in wenig Paaren,
Laßt mir keine Seite leer!
Summſ't umher, es wird euch glücken!
Einzeln ſtechen auch die Mücken,
Braucht nicht gleich ein ganzes Heer.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu ſagen;
Da ich aber gerne ſchreibe,
Mögen's meine Leſer tragen!

Barett in der rechten Hand, in der linken auf einem starken Polster ein kurzes Schwert haltend, dahinter ein Turnierhelm; alles vortrefflich componirt. Mag es nun für die Augen ein schönes harmonisches Bild seyn, aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir diesen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen diesen Aeußerlichkeiten entsagte und sein sittliches Zartgefühl, seine Neigung zu ästhetischen Arbeiten sich im Privatstande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber seine kleinen höchst anmuthigen Gedichte, so wie über seine Tragödie Lucretia kam ich schon oft in Versuchung einige Bemerkungen niederzuschreiben, aber die Furcht ein mir so freundlich geschenktes Vertrauen zu verletzen, hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich August,

König von Sachsen, gemalt 1809.

Stellte das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräsentation dar, so giebt das vorliegende den entschiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, charakteristisch sichere Gestalt eines bejahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebildeten Herrn zeigt sich in herkömmlicher Kleidung; er steht vor uns, wie er lange vor seinem Hofe von den Seinigen und unzähligen Fremden gesehen worden: in Uniform, mehr der Hoffitte, als militärischen Bestimmungen gemäß, in Schuh und Strümpfen, den Federhut unter dem Arm, Brust und Schultern mäßig mit Orden und Achselzierden geschmückt, ein regelmäßiges uns ernst und treu anschauendes Gesicht, das Haar nach älterer Weise in Seitenlocken gerollt. Mit Zutrauen würden wir uns einem solchen Fürsten ehrerbietig darstellen, seiner klaren Uebersicht vertrauend, unsere Angelegenheit vortragen und, wenn er unsere Wünsche gerecht und billig fände, einer wohlüberdachten Gewährung völlig sicher seyn.

Der Grund dieses Bildes ist einfach würdig gedacht; aus einem anständigen Sommerpalast scheint der Fürst so eben ins Freie zu treten.

Ludwig Philipp,

Herzog von Orleans, gemalt 1817.

Ein würdiges Gesicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann, wie er dasteht, zeigt sich in seinen besten Jahren, Ebenmaß der Glieder,

ſtark und muskelhaft, breite Bruſt, wohlhäbiger Körper, vollkommen geſchickt als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erſcheinen, die wir längſt an Huſaren, Uhlanen, in der neuern Zeit aber unter mancherlei Abweichungen gewohnt geworden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Poſament und Quaſten, an Riemen und Schnallen, an Gürteln und Haken, an Knöpfen und Dörnern. In der rechten Hand eine herrliche orientaliſche Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weitabſtehenden, durch lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Taſche verkundenen Säbel. Ebenfalls iſt die Figur ſehr glücklich geſtellt, und componirt vortrefflich; die großen Flächen der weißen Aermel und Beinkleider nehmen ſich gar hübſch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünſchen eine ſolche Figur auf der Parade geſehen zu haben, und indem wir dieſes ſagen, wollen wir gerade den landſchaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant; auch wird ein geſatteltes Pferd, das ſich nach ſeinem Herrn umſieht, dort gehalten. Die Ausſicht nach der Tiefe hin iſt rauh und wild, auch das wenige vom Vorder-, Mittel- und Hintergrund iſt mit großem Geſchmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Malers erkennen; aber freilich die Figur tritt eigentlich nur auf, um ſich ſehen zu laſſen, ſie beobachtet nicht, ſie gebietet nicht; deßwegen wir ſie denn als auf der Parade ſich zeigend nach unſerer Art betrachten mußten.

Herzog von Monte Bello,

Marſchall Lannes, gemalt 1810.

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier: ein ſchlanker, wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geſchmückt als nöthig iſt, um ihn an ſeiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger Gemüths- und Körperbewegung iſt er dargeſtellt; und wer ſollte in ſolcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerſte Gefahr ſich unbewegt erhalten dürfen? Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden: er ſteht zwiſchen den Trümmern einer Batterie, die zuſammengeſchoſſen iſt und zuſammengeſchoſſen wird; noch ſauſen die Splitter umher, Laffetten krachen und berſten, Kanonenröhren wälzen ſich am Boden, Kugeln und zerſchmetterte Waffen ſind in Bewegung.

Ernsthaft, aufmerksam blickt der Mann nach der Gegend, wo das Unheil herkommt; die geballte linke Faust, der scharf in den Hut eingreifende Daumen der Rechten geben, wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten, den Eindruck von zusammengehaltener, zusammenhaltender Kraft, von Anspannung, Anstrengung und innerer Sicherheit; es ist auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier gemeint sey, wissen wir nicht; aber es ist immer dieselbe Lage, in die er sich so oft versetzt gesehen, und die ihm denn endlich das Leben kostete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde sehr viel älter als im Jahr 1806, wo wir seiner anmuthigen Persönlichkeit, ja man dürfte wohl sagen schnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrscheinliche Rettung verdankten.

Carl Moritz von Talleyrand,

Prinz von Benevent ꝛc., gemalt 1808.

Je weiter wir in Betrachtung dieser Sammlung vorwärts schreiten, desto wichtiger erscheint sie uns. Jedes einzelne Blatt ist von großer Bedeutung, welche zunimmt, indem wir eines mit dem andern, vor- und rückwärts vergleichen.

In dem vorigen sahen wir einen der ersten Helden des französischen Heeres, heroisch gefaßt mitten in der größten augenblicklichsten Lebensgefahr; hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe sitzend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelassen erwartend.

Umgeben von einem höchst anständigen, aber nicht prunkhaften Zimmer finden wir ihn im schicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Canapé liegend, eben als erwarte der Geschäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Conferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tischecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geschlagen, erscheint er vollkommen impassibel. Wir erwehrten uns nicht des Andenkens an die Epikurischen Gottheiten, welche da wohnen „wo es nicht regnet noch schneit, noch irgend ein Sturm weht;“ so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her sausen. Begreifen läßt sich, daß er so aussieht, aber nicht, wie

er es aushält. Sein Blick iſt das Unerforſchlichſte; er ſieht vor ſich hin, ob er aber den Beſchauer anſieht, iſt zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in ſich hinein, wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts, wie der eines Beſchauenden; das Auge ruht in und auf ſich, wie die ganze Geſtalt, welche, man kann nicht ſagen ein Selbſtgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier phyſiognomiſiren und deuten wie wir wollen, ſo finden wir unſere Einſicht zu kurz, unſere Erfahrung zu arm, unſere Vorſtellung zu beſchränkt, als daß wir uns von einem ſolchen Weſen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrſcheinlicherweiſe wird es künftighin dem Hiſtoriker auch ſo gehen, welcher dann ſehen mag, in wiefern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu annähernder Vergleichung gab uns das Porträt dieſes wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Congreß zu Wien, nach Iſabey, jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken dieß um forſchender Liebhaber willen.

Ferdinand von Jmécourt,

Ordonnanzofficier des Marſchalls Lefebvre, umgekommen vor Danzig 1807, gemalt 1808.

Alſo, wie das Datum beſagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemalt.

Einen merkwürdigen Contraſt giebt uns auch dieſes Bild. Die militäriſche Laufbahn des Mannes deutet auf einen brauchbaren Thätigen, ſein Tod auf einen Braven; aber in dem Jncognito des Civilkleides iſt jeder charakteriſtiſche Zug verſchwunden. Gentlemanartig in Stellung und Kleidung, iſt er eben im Begriff die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzuſteigen; den Hut in der herabhängenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand geſtützt, hält er einen Augenblick inne, als ſich umſehend, ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Geſichts ſind die eines verſtändigen gelaſſenen Mannes; die Geſtalt von mittlerer Größe, anſtändiger Zartheit. Jn der Societät würden wir ihn für einen Diplomaten angeſprochen haben; und es iſt wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommene edle Proſa einer vorübergegangenen Gegenwart hier zwiſchen ſo bedeutenden welthiſtoriſchen Männern zu finden.

Graf und Gräfin Frieß,

gemalt 1804.

Dieſes Familienbild paßt recht gut zum vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten und er wäre willkommen geweſen.

Der Gemahl hat ſich auf die Ecke eines ausgeſchweiften dreiſeitigen Tiſches geſetzt, und zeigt ſich in einer ſehr natürlichen glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und ſo paßt das augenblickliche nachläſſige Hinſitzen auf einer ſolchen Stelle gar wohl. Die Gemahlin, einfach weiß gekleidet, einen bunten Shawl über dem Schooß, ſitzt und ſchaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichſam nach einem Eintretenden. Dießmal ſind wir es, die Anſchauenden, die wir glauben können auf eine ſo freundlich höfliche Weiſe empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafſtätte eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer ſich ganz wohl zu behagen ſcheint. Wand und Pilaſter, die freie Durchſicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannichfaltigen, anmuthigen, offenen und doch wohnlichen Hintergrund. Das Bild componirt ſehr gut und mag in Lebensgröße, der Andeutung nach colorirt, eine ſehr erfreuliche Wirkung thun.

Katharina,

Königliche Prinzeſſin von Würtemberg, Königin von Weſtphalen, gemalt 1813.

Dieſes Bild ſpricht uns am wenigſten an, wie man in der Conſervationsſprache zu ſagen pflegt. Eine mit Geſchmack, der ans Prächtige hinneigt, gekleidete, wohlgeſtaltete Dame ſitzt auf einem architektoniſch mäßig verzierten Marmorſeſſel, dem es nicht an Teppich und Kiſſen fehlt; die niedergeſenkte Rechte hält ein Büchlein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu leſen; der linke Arm, auf ein Polſter geſtützt, zeigt die Hand in einer Wendung, als hätte das nun erhobene Haupt noch erſt eben darauf geruht. Geſicht und Augen ſind nach dem Beſchauer gerichtet, aber in Blick und Miene iſt etwas Unbefriedigtes, Entfremdetes, dem man nicht beikommen kann. Die Ausſicht nach Berg und Thal, See und Waſſerfall, Fels und Gebüſch mag auf die Anlagen von Wilhelmshöhe deuten, aber das Ganze iſt doch zu hereiſch

und wild gedacht, als daß man recht begreifen könnte, wie dieſe ſtattliche Dame hier zu dieſem feenhaften Ruheſitz gelangt.

Sodann entſteht noch die Frage über ein höchſt wunderliches Beiweſen. Warum ſetzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storchs, der von einigen leichten Zweigen umgeben in dem Teppich oder Fußboden ſkizzenhaft gebildet iſt. Dieß alles jedoch beſeitigt, mag dieß Bild als trefflich componirt gelten, und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommenen wohl colorirten Gemälde zugeſtehen.

Eliſa,

ehemalige Großherzogin von Toscana

und ihre Tochter

Napoleon Eliſa,

Prinzeſſin von Piombino, gemalt 1811.

Das reichſte Bild von allen, welches zu dem mannichfaltigſten Farbenwechſel Gelegenheit gab. Eine ſtattliche Dame, orientaliſcher Phyſiognomie, blickt euch an mit verſtändigem Behagen; Diadem, Schleier, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Obertheil Würde und Fülle, wodurch er hauptſächlich über das Ganze dominirt: denn ſchon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf deſſen rechter Schulter von hinten her die mütterliche rechte Hand ruht. Das liebliche Kind hält am Bande ein zierliches, nettes, ſeltſam ſchlank geſtaltetes Hündchen, das unter dem linken Arm der Mutter ſich behaglich fühlt. Das breite mit Löwenköpfen und Tatzen architektoniſch verzierte weißmarmorene Canapé, deſſen wohlgepolſterter, geräumiger Sitz von der Hauptfigur bequem eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein ſtattliches Anſehen; Fußkiſſen und herabgeſunkene Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Vegetation zunächſt deuten auf die mannichfaltigſte Färbung. Der Hintergrund, wahrſcheinlich in mildem Luftton gehalten, zeigt hoher dichter Bäume überdrängtes Wachsthum; wenige Säulen ruinenartig, eine wilde Treppe, die ins Gebüſche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantiſchen Kunſtanlage, aber bereits von langherkömmlicher Vegetation überwältigt, und ſo geben wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem großherzoglich florentiniſchen Landſitz befinden.

Madame Recamier,

gemalt 1805.

Zum Abſchluß dieſer Darſtellungen ſehen wir nun das Bild einer ſchönen Frau, das uns ſchon ſeit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von ſtillem Waſſer angeſpülten Säulenhalle, hinten durch Verhang und blumiges Buſchwerk geſchloſſen, hat ſich die ſchönſte, anmuthigſte Perſon, wie es ſcheint nach dem Bade, in einen gepolſterten Seſſel gelehnt: Bruſt, Arme und Füße ſind frei, der übrige Körper leicht, jedoch anſtändig bekleidet; unter der linken Hand ſenkt ſich ein Shawl herab zu allenfallſigem Ueberwurf. Mehr haben wir freilich von dieſem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu ſagen. Da die Schönheit untheilbar iſt und uns den Eindruck einer vollkommenen Harmonie verleiht, ſo läßt ſie ſich durch eine Folge von Worten nicht darſtellen. Glücklich ſchätzen wir die, welche das Bild, das gegenwärtig in Berlin ſeyn ſoll, beſchauen und ſich daran erfreuen können. Wir begnügen uns an dieſer Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert; und was macht denn am Ende den Werth eines Kunſtwerkes aus? Es iſt und bleibt die Intention, die vor dem Bilde vorausgeht und zuletzt, durch die ſorgfältigſte Ausführung, vollkommen ins Leben tritt. Und ſo müſſen wir denn auch dieſes Bild, wie die ſämmtlichen vorhergehenden, wohlgedacht, in ſeiner Art bedeutend, charakteriſtiſch und gehörig anſprechend anerkennen.

Steht es nun freilich nicht in unſerm Vermögen, die äußern Vorzüge einer ſchönen Perſon mit Worten auszudrücken, ſo iſt doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtniß ſittlicher und geſelliger Bezüge zu erhalten; deßwegen wir uns nicht verſagen können, mitzutheilen wie ſich über dieſe merkwürdige Frau, nach zwanzig Jahren, die neueſten Tagesblätter vernehmen laſſen.

„Die letzte und lieblichſte dieſer Geſtalten iſt Madame Recamier. Niemand wird ſich wundern, dieſes Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenoſſen beigeſellt zu ſehen. Eine Freundin der Frau von Staël, eines Camille Jordan, des Herrn von Chateaubriand wäre zu ſolchen Ehren berechtigt, wüßte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unabläſſig die verzüglichſten Männer aller Parteien bei ihr verſammelt hat. Man darf ſagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dämpfen des Haſſes, durch Annähern

der Meinungen sie die Unbeständigkeit der Welt gefesselt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe sich von ihr entfernen können. Diejenigen, welche glauben möchten, ihr Geist sey die Wirkung eines anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichsten Menschen, der Widerschein eines andern Gestirns, der Wohlgeruch einer andern Blume, solche sind ihr niemals näher getreten. Wir wollen zwar nicht untersuchen, ob nicht mit sechzehn Jahren die Sorge für den Putz und sonstige Hauptgeschäfte desselbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern können andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu lassen; aber jetzt wäre es unmöglich so viel Geschmack, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu gestehen, daß sie immer Elemente dieser Eigenschaften besessen habe.

„Ohne etwas herausgegeben, vielleicht ohne etwas niedergeschrieben zu haben, übte diese merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwei unserer größten Schriftsteller. Ein solcher ungesuchter Einfluß entspringt aus der Fähigkeit das Talent zu lieben, es zu begeistern, sich selbst zu entzünden beim Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen, welche wissen, wie der Gedanke sich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen derer ist, die euch zuhören, daß der zu Ausführung eines Werkes nöthige Muth aus dem Antheil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in andern erweckt, solche Personen werden niemals erstaunen über Corinna's und des Verfassers der Märtyrer leidenschaftliche Freundschaft für die Person, welche sie außerhalb Frankreich begleitete oder ihnen in der Ungunst treu blieb. Es giebt edle Wesen, die mit allen hohen Gedanken sympathisiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um sie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dieß ist das Geheimniß des Einflusses der Madame Recamier. Vor ihr hatte man niemals so viel Uneigennutz, Bescheidenheit und Berühmtheit vereinigt. Und wie sollte man sich nicht freuen, ein durch die Kunst so wohl überliefertes Bild einer Frau zu besitzen, welche niemals auf mächtige Freundschaften sich lehnte, als um das unbekannte Verdienst belohnt zu sehen, die nur dem Unglück schmeichelte, und nur dem Genie den Hof machte."

Ueberliefert nun werden uns dieſe Bilder durch eine höchſt geiſtreiche Radirnadel. Man kann ſich denken, daß Herr Gerard zu einem Werke, das eigentlich ſeinen Ruf als denkender Künſtler begründen ſoll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es iſt von großem Werthe, wenn der Autor ſeines Ueberſetzers gewiß iſt, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam allen Beifall zu gewähren. Es iſt ein ſolches Sentiment in ſeiner Nadel und der Abwechſelung derſelben, daß der Charakter des zu behandelnden Gegenſtandes nirgends vermißt wird, es ſey nun in den zarteſten Punkten und Strichlein, mit welchen er die Geſichter behandelt, durch die gelinden, womit er die Localtinten andeutet, bis zu den ſtarken und ſtärkeren, womit er Schatten und mehr oder minder dunkle Localfarben auszudrücken weiß; wie er denn auch auf eine gleichſam zauberiſche Weiſe die verſchiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet, und ſo einen jeden, der Auge und Sinn für ſolche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir ſtimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war dieſe geiſtreich ſkizzenhafte, obſchon genugſam ausführliche Radirungsart dem Steindruck vorzuziehen; nur wünſchen wir, daß man beim Abdruck die Platten ſorgfältig behandeln möge, damit ſämmtliche Kunſtliebhaber auf eine wünſchenswerthe Weiſe befriedigt werden können.

Galerie zu Shakſpeare's dramatiſchen Werken

von

Moritz Retzſch.

Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1828

Wir verwendeten auf dieſes Werk gern mehrere Seiten, wenn ſie uns gegönnt wären; da wir aber doch nur loben könnten und das Werk ſelbſt den Meiſter am beſten lobt, ſo wollen wir nur den Wunſch äußern, daß die Vorſteher aller Leſegeſellſchaften, ſie mögen ſeyn von welcher Art ſie wollen, dieſes Werk anſchaffen, wodurch ſie ihre Mitglieder gewiß ſämmtlich verbinden werden, indem dieſe, nebſt einem einſichtigen Vorworte, die Hauptſtellen im Original und in zwei anderen Sprachen mitgetheilt erhalten. Die Hauptſtellen ſagen wir, weil der Künſtler den Geiſt gehabt hat, die ganze Folge eines Stücks in allen bedeutenden Einzelnheiten uns nach und nach anzuführen, und ſo raſchen Ganges das Ganze an uns vorbeizuleiten.

Hier aber müſſen wir ſchließen, um nicht hingeriſſen zu werden umſtändlich aufzuführen, wie charakteriſtiſch und anmuthig, mit Geſchmack und Glück, ſinn- und kunſtgemäß der Künſtler verfahren, um ein Stück wie Hamlet, das denn doch, man mag ſagen was man will, als ein düſteres Problem auf der Seele laſtet, in lebendigen und reizenden Bildern unter erheiternden Geſtalten und bequemen Umſtänden anmuthig vorzuführen.

Sollte heißen: gern dictire,
Und das iſt doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Wie im Auge mit fliegenden Mücken
So iſt's mit Sorgen ganz genau;
Wenn wir in die ſchöne Welt hinein blicken,
Da ſchwebt ein Spinneweben-Grau;
Es überzieht nicht, es zieht nur vorüber,
Das Bild iſt geſtört, wenn nur nicht trüber;
Die klare Welt, bleibt klare Welt:
Im Auge nur iſt's ſchlecht beſtellt.

Trage dein Uebel, wie du magſt,
Klage niemand dein Mißgeſchick;
Wie du dem Freunde ein Unglück klagſt,
Giebt er dir gleich ein Dutzend zurück!

In keiner Gilde kann man ſeyn,
Man wiſſe denn zu ſchultern fein;
Das, was ſie lieben, was ſie haſſen,
Das muß man eben geſchehen laſſen;
Das, was ſie wiſſen, läßt man gelten,
Was ſie nicht wiſſen, muß man ſchelten,
Althergebrachtes weiter führen,
Das Neue klüglich retardiren:
Dann werden ſie dir zugeſtehn,
Auch nebenher deinen Weg zu gehn.

Glasmalerei.

Zu Köln am Rheine befand ſich eine ſehr anſehnliche Sammlung gemalter Fenſter und einzelner Scheiben, welche am 3. Juni des vergangenen Jahres verauctionirt werden ſollte. Ihr weiteres Schickſal, und ob ſie partieweiſe beiſammen geblieben oder ſich gänzlich zerſtreute, iſt uns unbekannt. Hier ſoll auch vornehmlich von dem auf 36 Seiten in Quarto gedruckten Katalog die Rede ſeyn, welcher in ſeiner Art für muſterhaft gelten kann. Der Verfaſſer ſondert die Fenſter und einzelnen Scheiben der Sammlung in fünf verſchiedene Abtheilungen, und nimmt für jede Abtheilung eine beſondere Epoche der Glasmalerei an, von deren Unterſchied und Eigenthümlichkeiten er mit Sachkenntniß und Kunſtverſtand kurze Erläuterungen giebt. Die ganze Sammlung beſtand aus 247 Nummern, und das Verzeichniß giebt genaue Nachricht von dem was jede darſtellt, wie ſie ausgeführt ſey, über die Zeiten denen ſie angehören, über die Beſchädigungen, die Geſtalt und Größe einer jeden. Für die Geſchichte der Glasmalerei wird dieſes Verzeichniß einen bleibenden Werth behalten.

Mit den ſo fleißig als ſchön nachgebildeten bunten Glasfenſtern hat Herr Müller den Kunſtfreunden ein angenehmes Geſchenk gemacht, und kann ihres Dankes gewiß ſeyn: es iſt ein löbliches Trachten, dergleichen vergängliche, mannichfaltigen Zufällen ausgeſetzte Denkmale durch vervielfältigte Nachbildung geſichert, der Zukunft aufzubewahren. Sie ſind in doppelter Beziehung ſchätzbar, einmal in geſchichtlicher, da ſie Bildniſſe andenkenswürdiger Perſonen, auch Wappenſchilde vormals blühender Familien enthalten; ſodann hat nicht ſelten auch die Kunſt ſich an dergleichen gemalten Fenſtern auf eine ſehr ehrenwerthe Weiſe gezeigt, und mitunter ſogar Vortreffliches geleiſtet.

Charon,

neugriechiſches Gedicht; bildenden Künſtlern als Preisaufgabe vorgelegt.

1825.

Die Bergeshöhn warum ſo ſchwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Iſt es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitſchend?
Nicht iſt's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitſchend:
Nein Charon iſt's, er ſauſt einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor ſich hin,
Schleppt hinter ſich die Alten;
Die Jüngſten aber, Säuglinge,
In Reih' gehängt am Sattel.
Da riefen ihm die Greiſe zu,
Die Jünglinge ſie knieten:
„O Charon, halt! halt! am Geheg',
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken ſich,
Die Jugend ſchleudert Steine,
Die Knaben zart zerſtreuen ſich,
Und pflücken bunte Blümchen."
Nicht am Gehege halt' ich ſtill,
Ich halte nicht am Brunnen:

Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie;
Das Trennen wird unmöglich.

So oft ich dieses Gedicht verlas, ereignete sich, was vorauszusehen war: es that eine außerordentliche Wirkung; alle Seelen-, Geist- und Gemüthskräfte waren aufgeregt, besonders aber die Einbildungskraft: denn niemand war der es nicht gemalt zu sehen verlangt hätte, und ich ertappte mich selbst über diesem Wunsche.

Wenn es nun seltsam scheinen wollte, das Allerflüchtigste, in höchster Wildheit vorüber Eilende vor den Augen festhalten zu wollen, so erinnerte man sich, daß von jeher die bildende Kunst auch eins ihrer schönsten Vorrechte, im gegenwärtigen Momente den vergangenen und den künftigen und also ganz eigentlich die Bewegung auszudrücken, niemals aufgegeben habe. Auch im genannten Falle behauptete man, sey ein hoher Preis zu erringen, weil nicht leicht eine reichere, mannichfaltigere Darstellung zu denken sey: die Jünglinge die sich niederwerfen; das Pferd, das einen Augenblick stutzt und sich bäumt, um über sie, wie der Sieger über Besiegte, hinauszusetzen; die Alten, die gerade diese Pause benutzen, um heranzukommen; der Unerbittliche, tartar- und baschkirenähnliche, der sie schilt und das Pferd anzutreiben scheint. Die Kinder am Sattel wollte man zierlich und natürlich angeschnallt wissen.

Man dachte sich die Bewegung von der Rechten zur Linken, und in dem Raume rechts, den die Vorüberstürmenden so eben offen lassen, wollte man das Gehege, den Brunnen, wasserholende Frauen, welche den vorbeieilenden Sturm, der in ihren Haaren saust, schreckhaft gewahren, in einer symbolischen Behandlung angedeutet sehen.

Wichtig aber schien, daß beinahe sämmtliche Freunde diese Vorstellung gern basreliefartig ausgeführt, und daher auch, gezeichnet oder gemalt, Farb' in Farbe vor Augen gebracht wünschten; welches bei näherer Erwägung auch für das Schicklichste gehalten ward, indem ja hier von Form und Charakter, keineswegs aber von Farbe die Rede seyn konnte, deren die Abgeschiedenen ermangeln. Nur die Landschaftsmaler verwahrten ihre Rechte und glaubten sich auch hieran versuchen zu dürfen.

Wir sind nicht mehr im Falle wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeit lang herkömmlich war zu Ausarbeitung gewisser Aufgaben förmlich und bestimmt einzuladen; aber ganz unterlassen können wir nicht, aufmerksam zu machen auf einen Gegenstand, wo die höhern Kunstforderungen zu leisten seyn möchten.

Vorstehendes, im 2. Stück des 4. Bandes von Kunst und Alterthum abgedruckt, hatte sich der guten Wirkung zu erfreuen, daß das Stuttgarter Kunstblatt vom 19. Januar 1824 sowohl Gedicht als Nachschrift aufnahm mit beigefügter Erklärung des Herrn von Cotta, der sich geneigt erwies, ihm zugesendete Zeichnungen dieses Gegenstandes nach Weimar zu befördern, auch die welche für die beste erkannt würde, dem Künstler zu honoriren, und durch Kupferstich vervielfältigen zu lassen.

Einige Zeit darauf erhielten die Weimarischen Kunstfreunde unmittelbar von einem längstgeprüften Genossen eine colorirte Oelskizze, jene fabelhafte Erscheinung vorstellend, jedoch mit ausdrücklicher Aeußerung, daß keine Concurrenz beabsichtigt sey, und man erklärte sich deßhalb gegen den werthen Mann vertraulich folgendermaßen: „Das beweglichste Lied führen Sie uns im belebtesten Bilde vor die Augen; man wird überrascht, so oft man die Tafel aufs neue ansieht, eben wie das erstemal. Die bald entdeckte Ordnung in der Unruhe fordert sodann unsere Aufmerksamkeit; man entziffert sich gern den Totaleindruck aus einer so wohlüberdachten Mannichfaltigkeit, und kehrt öfter mit Antheil zu der seltsamen Erscheinung zurück, die uns immer wieder aufregt und befriedigt.“ Eine solche allgemeine Schilderung des Effects möge denn auch hier genügen.

Denn nun werden von Stuttgart sechs Zeichnungen verschiedener Künstler eingesendet, welche mir vergleichend gegen einander zu stellen aufgefordert sind, und indem wir in aufsteigender Reihe von ihren Verdiensten Bericht geben, legen wir zugleich dem kunstliebenden Publicum die Gründe vor, die unser schließliches Urtheil bestimmen.

Nr. 1.

Zeichnung auf gelbem Papier, Federumriß mit Sepia angetuscht und weiß aufgehöht, hoch 13 Zoll, breit 22½ Zoll.

Redliches Bestreben äußert sich in dieser Zeichnung überall, der Ausdruck in den Köpfen ist gemüthvoll und abwechselnd; einiges, z. B. die Gruppe,

bestehend aus drei jugendlich männlichen Figuren und einem Kinde, welche das Pferd eben niederzuwerfen und über sie wegzusetzen scheint, ist glücklich geordnet; eben so die in den Mähnen des Pferdes hängenden Kinder u. a. m. Wir bedauern, daß die ganze Darstellung nicht völlig im Geiste des Gedichtes und mit der dem Künstler zustehenden, ja nothwendigen poetischen Freiheit aufgefaßt ist. Es ist nicht der neugriechische Charon oder der Begriff vom Schicksal, nicht der Gewaltige, Strenge, unerbittlich alles Niederwerfende — nach des Gedichtes Worten: Einherfausende — der die Jugend vor sich hertreibt, hinter sich nach die Alten schleppt: hier erscheint der Reitende vielmehr selbst der Angegriffene, er droht mit geballter Faust, vertheidigt sich gegen die, so ihn aufhalten wollen, mit einem hoch über dem Haupte geschwungenen Ruder.

Zu dieser Gebärde, zu diesem Attribut ist der Künstler wahrscheinlich durch Erinnerung an den griechischen Fährmann verleitet worden, den man aber nicht mit dem gegenwärtigen wilden, späterer Einbildungskraft angehörigen Reiter vermischen muß, welcher ganz an und für sich und ohne Bezug auf jenen zu denken und darzustellen ist.

Von allen übrigen Zeichnungen jedoch unterscheidet sich gegenwärtige durch den Umstand, daß nichts auf Erscheinung hindeutet, nichts Geisterhaftes oder Gespenstermäßiges darin vorkommt: alles geschieht an der Erde, so zu sagen auf freier Straße. Das Pferd regt sogar Staub auf, und die Weiber welche zur Seite am Brunnen Wasser schöpfen, nehmen an der Handlung unmittelbaren Antheil. Dagegen haben die andern fünf concurrirenden Künstler den Charon und die Figuren um ihn auf Wolken, gleichsam als Erscheinung vorüberziehend sich gedacht, und auch wir sind aus erheblichen Gründen geneigt solches für angemessener zu halten.

Nr. II.

Große Zeichnung auf grauem Papier, mit der Feder schraffirt. Breit 44 Zoll, hoch 31 Zoll.

In den Figuren, welche vor dem Reiter her, zum Theil schwebend, entfliehen, und in denen, welche bittend und klagend ihm folgen, vermißt man wissenschaftliche Zeichnung der nackten Glieder. Störend sind ferner einige nicht recht passend bewegte, gleichsam den Figuren nicht angehörige Hände. Charon sitzt schwach und gebückt auf seinem Pferde, sieht sich mitleidig um, die linke Hand ist müßig, und die rechte hält, ebenfalls ohne

alle Bedeutung, den Zügel hoch empor; hingegen iſt der Kopf des Pferdes gut gezeichnet und von lebendigem Ausdruck. So finden ſich auch einige weibliche Köpfe mit angenehmen Zügen und zierlichem Haarputz; ebenfalls ſind mehrere in gutem Geſchmack angelegte Gewänder zu loben.

Luft und Licht, Wolken, deßgleichen der landſchaftliche Grund, welchen man unter dem Wolkenzuge, worauf die Darſtellung erſcheint, wahrnimmt, laſſen vermuthen, der Zeichner dieſes Stücks beſitze mehr Uebung im landſchaftlichen Fache als in dem der Figuren: denn die Waldgegend, wo zwiſchen Hügeln ſich ein Pfad hinzieht, im Vordergrunde die Weinlaube, in deren Schatten zwei Figuren ruhen, weidende Schafe u. ſ. w. ſind nicht allein lieblich gedacht, ſondern auch mit ſicherer Hand ausgeführt. Befremdend iſt es, daß die Berggipfel, welche über dem Gewölk zum Vorſchein kommen, nicht paſſen, oder beſſer geſagt, in keinem Zuſammenhange ſtehen mit dem landſchaftlichen Grunde unter der Erſcheinung — ein Verſehen, welches noch zwei andere von den wetteifernden Künſtlern ebenfalls begangen haben.

Nr. III.

Zeichnung, eben ſo wie die vorhergehende mit der Feder ſchraffirt, jedoch auf weißem Papier. 32 Zoll breit, 22½ Zoll hoch.

Uebertrifft dieſes Werk hinſichtlich auf das Wiſſenſchaftliche in den Umriſſen das vorige nur wenig, ſo muß man doch dem Künſtler bei weitem größere Gewandtheit zugeſtehen: ihm gelingt der Ausdruck, die Figuren ſind glücklich zu Gruppen geordnet, haben alle wohl durchgeführten Charakter, paſſende Stellungen und ſind lebhaft bewegt; von dieſer Seite iſt ganz beſonders ein dem Charon eiligſt an Krücken nachhinkender Alter zu loben. Charon möchte am meiſten der Nachſicht bedürfen, theils weil er verhältnißmäßig zu den übrigen Figuren etwas gigantiſcher hätte gehalten werden ſollen, theils weil in ſeiner Gebärde, der Dichtung ganz entgegen, ſich Beſorgniß, ja Furcht ausſpricht, er möchte die Jünglinge vor ihm überreiten, die Alten hinter ihm möchten nicht nachkommen können. Unter der Wolkenſchicht, auf welcher Charon erſcheint, ſind die Mädchen am Brunnen gar anmuthig gedacht, drei andere weibliche Figuren, von denen eine jung, mit lebhafter Bewegung die Erſcheinung wahrnimmt, eine Alte ſitzend ein Kind hält, dem die dritte einen Apfel darreicht, bilden eine hübſche Gruppe. So verdient auch ein Mann, der vom Feigenbaume

Früchte pflückt, wegen der malerischen Stellung und Bekleidung nicht übersehen zu werden.

Die hohen, von Wolken umschwebten Berggipfel, welche oben im Bilde über dem Charon sichtbar sind, haben auch in dieser Zeichnung nicht den erforderlichen Zusammenhang mit dem landschaftlichen Grunde unten im Bilde.

Nr. IV.

Das jetzt folgende Stück ist das kleinste von allen, die eingesendet worden; nur etwa 1 Fuß hoch und 16 Zoll breit, sauber mit der Feder umrissen, kräftig getuscht und weiß aufgehöht.

Lobenswürdige Sorgfalt und die Hand eines geübten Künstlers sind in allen Theilen zu erkennen. Charon stürmt auf ungebändigtem zaumlosem Pferde wildrennend vorüber; vom Sattel herab hängen, vor und hinter ihm, kleine Kinder; eine Gruppe alter Männer, Patriarchen gleichend, zieht er mit Gewalt nach sich an einer sie umschlingenden Binde; eine andere Gruppe, meist zarte Jünglingsgestalten, kommen ihm entgegen, schwebend, gehend und auf die Kniee niedersinkend; sie bewundern ehrfurchtsvoll, flehen, beten an. Ein Wolkenstreif dient als Basis, unter welchem hin sich die Landschaft aufthut; großartige Gebirgsgegend; den Weg herauf kommen drei gar niedliche weibliche Figuren, Krüge in den Händen, am überwölbten Borne Wasser zu schöpfen. Eine derselben richtet den Blick aufwärts nach dem, was über dem Gewölbe vorgeht.

In dieser Zeichnung sind die Figuren viel besser als in den vorigen verstanden: die Glieder haben Wohlgestalt, die Köpfe gemüthlichen sanften Ausdruck; der Faltenschlag ist sehr zierlich, die Anordnung des Ganzen sowohl als der einzelnen Gruppen gut, wenn auch vielleicht zu symmetrisch; Charon vornehmlich dürfte, wenn ein Werk von so vielen Verdiensten nach aller Strenge sollte beurtheilt werden, von zu weichlichem Ausdruck, die Motive überhaupt zu sentimental erscheinen. Gegen die Gruppe der Jünglinge möchte man alsdann auch einwenden, daß sie durch Gestalten, Stellung und Faltenwurf etwas zu auffallend an Raphaels Disputa erinnern.

Nr. V.

Der wackere Künstler, der diese sehr fleißig braun ausgetuschte, nur hie und da ein wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung, 23 Zoll breit und

beinahe 18 Zoll hoch, verfertigt hat, entwickelte darin ein großes ehrenwerthes Talent: die Umrisse sind wohl verstanden, die Figuren kühn bewegt, zum Theil von ausgearbeiteten kräftigen Formen, die Köpfe geistreich; auch fehlt es nicht an schönem Faltenschlag; selbst die im ganzen beachtete Haltung ist zu loben.

Wie aus dunkeln, sich gegen die Erde senkenden Wetterwolken hervor sprengt Charon: die vordersten Figuren auf diesen Wolken, Jünglinge, stürzen nieder, vom Pferde übersprungen; mehrere fliehen, mehrere werden vom grimmigen Reiter mit geschwungener Geißel bedroht; nach sich schleppt er einen Mann, der, um den Hals gebunden, schon halb erwürgt, rücklings niederstürzt und jammernd die Hände über dem Kopfe ringt; Alte, würdige Greise stehen kniefällig; aus dem düstern Gewölk fahren Blitze, Regengüsse stürzen nieder, Sonnenstrahlen brechen durch, und unter dem Wolkensamme sieht man in landschaftlichem Grund am Felsborn liebliche Frauengestalten verschieden beschäftigt; mehrere derselben sehen bestürzt nach der Erscheinung; eine, welche raschen Schrittes nach dem Brunnen hinschreitet, ist hinsichtlich auf schöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswerth.

In der Anordnung des Ganzen nimmt man großartige Intention wahr; nur wenige einzelne Glieder stoßen nicht völlig kunstgerecht auf einander, so daß theils scharfe Winkel entstehen, und man auf den ersten Blick ungewiß bleibt, welcher Figur ein Arm oder ein Bein eigentlich angehört.

Die große Ausführung jedoch, wodurch der Künstler sein Blatt hervorgehoben, setzt ihn in den Stand die Köpfe höchst belebt und geistreich darzustellen; wie denn auch Hände und Füße sehr gut gezeichnet, zierlich und mit größter Sorgfalt vollendet sind. Als schön drapirte Figur nimmt sich vornehmlich unter der Gruppe der stehenden Alten der, welcher ganz zu vorderst kniet, vortheilhaft aus.

In Erwägung der so eben erzählten vielen Verdienste könnte die Frage entstehen, ob dieses Blatt nicht geeignet sey sich mit dem nächstfolgenden auf Eine Linie zu stellen.

Nr. VI.

Dieser Nummer jedoch gebührt nach unserer Ueberzeugung der Preis. Die Zeichnung 3 Fuß breit, 25 Zoll hoch, ist auf gelblichem Papier,

Federumriß, braun angetuscht, und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen. Herr Leybold, der Erfinder, hat den Gegenstand am glücklichsten erfaßt, und künstlerisch, mit bester Einheit des Ganzen, in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist leicht und meisterhaft, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler sich den Michel Angelo zum Muster genommen.

Charon, ein gewaltiger, rüstiger Alter, sitzt, an Brust und Körper nackt, auf ungezäumtem Rosse, welches im schnellsten reißendsten Laufe keichend dahin eilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von sehr gutem Faltenschlage verbirgt und zeigt zum Theil drei kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwei aber von ihm mit der Linken gehalten werden; mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bei der linken Hand, welcher, ungern folgend, sich zu retten, nach dem dürren Aste eines Baumsturzes in der wirklichen Landschaft greift, den er doch bald hinter sich lassen wird. Andere Alte schweben, bittend und flehend, dumpf gleichgültig und kümmerlich müde dem vorübereilenden Charon nach.

Auf der entgegengesetzten Seite scheuen und fliehen das daherstürmende Pferd mehrere jugendliche Gestalten verschiedenen Alters und Geschlechts. Das eiligste jüngste Paar, Knabe und Mädchen, so jung und schon gesellig umschlungen, läuft, halb spielend, halb furchtsam, voraus; ein wackerer, gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jüngern Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Gestalt wirft sich dem Pferde entgegen, und scheint es beiseite drängen zu wollen. Auf dem vordersten Wolkensaume, mit allen den andern im Vorübereilen, bückt sich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich sprossenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur Rechten ein junger Mann, halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Gebärde der Ueberredung herunter auf den erquicklich strömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landschaftlichen Grundes steigen drei junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Wasser zu schöpfen. Die größte, vorderste, mit niedergeschlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Wittwe des eben genannten jungen Mannes, der also, nach unserer

Auslegung, nicht bloß auf die dritte Quelle, sondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet; die zweite ist eine bloß mägdehafte, gleichgültige Gestalt; die dritte richtet erstaunt den Blick nach oben, als wenn sie in dem über ihrem Haupte sausenden Sturm etwas Bängliches ahnte.

Alles dieß zusammen betrachtet, müssen wir also Herrn Leybold das meiste Kunstverdienst zugestehen. Die Aufgabe ist von ihm am besten gefaßt, die Darstellung am vollständigsten gedacht worden; er hat sich der mannigfaltigsten Motive bedient, und keins derselben wiederholt. Angemessen sind die Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edlen Styl, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künstler verständig: er trachtete nicht nach frappantem Effect, und doch hat seine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung; alle Theile sondern sich richtig, ohne Unruhe, ohne Verwirrung auseinander, und erscheinen deutlich.

Auch ist zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeschlossenen Gestalten eine charakteristisch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landschaftliche Grund läßt sich in Betreff der Anlage ebenfalls loben, und stimmt vermöge seiner Einfalt und Großartigkeit mit dem Ernst der Darstellung überein, aber doch begegnet uns auch hier der Umstand, welcher uns oben schon bei Nr. II. und III. wiederholt Bedenken abnöthigte, nämlich daß zwischen den Berggipfeln über der Erscheinung, und der Durchsicht mit Ferne unter derselben, kein rechter Zusammenhang stattfindet.

Bei diesem Punkte jedoch haben wir der Einrede eines unserer Freunde zu gedenken, welcher sich der Künstler annahm und zu ihrer Rechtfertigung behauptete, da die obere und untere Landschaft durch einen Wolken- und Geisterzug getrennt sey, so dürfe der Künstler wohl, eben als wäre hier eine Fata Morgana im Spiel, die Berggipfel verrücken, und sie an einem andern Orte, als ihnen die Natur angewiesen, hervortreten lassen.

An diese hohen, ernsten Bemühungen schließt sich, wie ein leichtes heiteres Nachspiel, ein kleines, in schwarzem Papier artig ausgeschnittenes Bildchen, von einer mit Geschmack und Kunstfertigkeit begabten Dame. Sie hat den Gegenstand, wie wir beifällig erkennen, als Erscheinung über Wolken dahinziehend gedacht. Charon sitzt auch hier auf einem zügellos

Doch würden ſie, könnt' es gelingen,
Zum Widerruf dich pfäffiſch zwingen.

Iſt erſt eine dunkle Kammer gemacht,
Und finſter als eine ägyptiſche Nacht.
Durch ein gar winzig Löchlein bringe
Den feinſten Sonnenſtrahl herein,
Daß er dann durch das Prisma dringe,
Alsbald wird er gebrochen ſeyn.
Aufgedröſelt bei meiner Ehr'
Siehſt ihn als ob's ein Stricklein wär,
Siebenfarbig ſtatt weiß, oval ſtatt rund,
Glaube hierbei des Lehrers Mund:
Was ſich hier auseinander reckt,
Das hat alles in Einem geſteckt.
Und dir, wie manchem ſeit hundert Jahr,
Wächſ't darüber kein graues Haar.

Hemmet ihr verſchmähten Freier
Nicht die ſchlechtgeſtimmte Leier,
So verzweifl' ich ganz und gar;
Iſis zeigt ſich ohne Schleier,
Doch der Menſch er hat den Staar.

Die geſchichtlichen Symbole —
Thörig, wer ſie wichtig hält;
Immer forſchet er ins Hohle
Und verſäumt die reiche Welt.

---

rennenden Pferde, die Jungen vor sich hertreibend, die Alten nach sich ziehend. Auf dem Pferde vor und hinter ihm kauern einige Kinder; ein etwas größeres schwebt sogar unter dem Pferde.

Ferner ist sehr glücklich erfunden, daß ein Regenbogen den Wolkenzug zusammt der Erscheinung, gleichsam als Brückenbogen, über den der Weg führt, zu tragen dient, indessen im Raum darunter ein Röhrbrunnen, an dem die Frauen Wasser holen, hervorströmt. Bei ihnen sitzt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang andeutet; das nämliche geschieht von einem Knaben, indeß ein anderer einem sitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieses Kunstwerks sind alle lebhaft bewegt, großentheils von anmuthiger Gebärde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gebührt der Anordnung des Ganzen alles Lob: denn der Raum ist sehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen, und keine leer. Es versteht sich, daß ein Werk dieser Art engverschränkte Gruppen nicht erlaubt, sondern alle Figuren der Deutlichkeit wegen bis auf wenige Berührung von einander abgesondert zu halten sind.

Indem wir nun diese Betrachtungen den Kunstfreunden zu geneigter Prüfung übergeben, enthalten wir uns nicht auszusprechen, wie viel Vergnügen uns die Behandlung einer so bedeutenden Aufgabe verschafft, und zwar auch durch Erinnerung an vergangene Zeiten; denn es sind eben zwanzig Jahre, daß wir die siebente und letzte Ausstellung in Weimar vorbereiteten, und eine bis dahin fortgesetzte Zusammenwirkung mit deutschen Künstlern abschlossen. Was sich seit jener Zeit erhalten und entwickelt, davon giebt gegenwärtige Concurrenz ein gültiges Zeugniß. Möchten redlich strebende Künstler von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden, die Resultate ihrer stillen Bemühungen dem ganzen deutschen Publicum vor Augen zu bringen!

Zahns Ornamente und Gemälde

aus

Pompeji, Herculanum und Stabia.

1830.

Ob man schon voraussetzen darf, daß gebildete Leser, welche Gegenwärtiges zur Hand nehmen, mit demjenigen genugsam bekannt sind, was uns eigentlich die oben benannten, nach langen Jahren wieder aufgefundenen Städte in so hohem Grade merkwürdig macht, auch schon beinahe ein ganzes Jahrhundert den Antheil der Mitlebenden erregt und erhält, so sey doch besonders von einer der dreien, von Pompeji, deren Ruinen eigentlich dem hier anzuzeigenden Werke den Gehalt geliefert, einiges zum voraus gesprochen.

Pompeji war in dem südöstlichsten Winkel des Meerbusens gelegen, welcher von Bajä bis Sorrento das tyrrhenische Meer in einem unregelmäßigen Halbkreise einschließt, in einer so reizenden Gegend, daß weder der mit Asche und Schlacken bedeckte Boden, noch die Nachbarschaft eines gefährlichen Berges von einer dortigen Ansiedelung abmahnen konnte. Die Umgebung genoß aller Vortheile des glücklichen Campaniens, und die Bewohner, durch überströmende Fruchtbarkeit angelockt und festgehalten, zogen noch von der Nähe des Meeres die größten Vortheile, indem die geographische Lage der Stadt überhaupt sich zu einem bedeutenden Handelsplatz eignete. Wir sind in der neueren Zeit mit dem Umfange ihrer Ringmauern bekannt worden, und konnten nachfolgende Vergleichung anstellen.

Im ersten Abschnitte der Wanderungen Gere's durch

Pompeji (Wien 1825), ist der Quadratinhalt der Stadt und der ausgegrabenen Stellen, nach Pariser Klaftern gemessen, angegeben. Unter diesen Pariser Klaftern sind wahrscheinlich die Pariser Toisen zu verstehen; denn die Pariser Toise ist ein Maß von sechs Schuhen, wie die Wiener Klafter. Nach diesem Abschnitte beträgt nun der Flächeninhalt des ausgegrabenen Theiles der Vorstadt mit der Gräberstraße 3147 Wiener Quadratklaftern; der Umfang der Stadt 1621½ W. laufende Kl.; der Flächeninhalt der Stadt 171,114 W. O. Kl.; der Flächeninhalt der ausgegrabenen Theile der Stadt 32,938 W. O. Kl.; die Stadt mißt vom Amphitheater bis zum entgegengesetzten Theile 884 W. laufende Kl.; dieselbe mißt vom Theater bis zur entgegengesetzten Seite 380 W. laufende Kl.

Wenn man von der Wiener Altstadt den Paradeplatz, den kaiserlichen Hofgarten und den Garten fürs Publicum, welche an der einen Seite der Stadtmauer neben einander liegen, abzieht, so ist dieselbe noch einmal so groß als Pompeji; denn dieser Theil der Stadt hält 307,500 W. O. Kl. Nimmt man hiervon die Hälfte, so ist dieselbe 168,750 Kl., welcher Flächenraum um 2368 W. O. Kl. kleiner als der Flächenraum von Pompeji ist. Diese 2368 Kl. machen aber ungefähr den 72sten Theil des Flächenraums von Pompeji aus, sind also, wenn nicht eine zu große Genauigkeit gefordert wird, außer Acht zu lassen.

Der Theil der Vorstadt zwischen der Alsergasse und der Kaiserstraße hält 162,855 W. O. Kl., ist also um 8259 O. Kl. kleiner als Pompeji. Diese 8259 O. Kl. machen aber ungefähr den 21sten Theil des Flächeninhaltes von Pompeji aus, sind also gleichfalls kaum beachtenswerth.

Eben so ist der Raum zwischen der Donau, der Augartenstraße und der Taborstraße etwas zu klein, wenn man bloß das Quartier, so weit die Häuser stehen, mißt, und etwas zu groß, wenn man die Gränze an dem Ufer der Donau nimmt. Ersterer Flächenraum enthält 161,950 W. O. Kl. und letzterer 189,700 O. Kl.

Die Stadt mochte nach damaliger Weise fest genug seyn, wovon die nunmehr ausgegrabenen Mauern, Thore und Thürme ein Zeugniß geben; ihre bürgerlichen Angelegenheiten mochten in guter Ordnung seyn, wie denn die mittlern für sich bestehenden Städte nach einfacher Verfassung sich gar wohl regieren konnten.

Aber auch an nachbarlichen Feindseligkeiten konnte es ihnen nicht fehlen: mit den nahen Bergbewohnern, den Nocerinern, kamen sie in Streit; einer so kräftig überwiegenden Nation vermochten sie nicht zu widerstehen; sie riefen Rom um Hülfe an, und da sie hierdurch ihr Daseyn behaupteten, blieben sie mit jenem sich immer vergrößernden Staate meist in ununterbrochenem Verhältnisse, wahrscheinlich dem einer Bundesstadt, die ihre eigene Verfassung behielt, und niemals nach der Ehre geizte, durch Erlangung des Bürgerrechts in jenen größern Staatskreis verschlungen zu werden.

Bis zum Jahre Roms 816 meldet die Geschichte weniges und nur im Vorübergehen von dieser Stadt; jetzt aber ereignete sich ein gewaltsames Erdbeben, welches große Verwüstung mag angerichtet haben. Nun finden wir sie aber bei den gegenwärtigen Ausgrabungen wieder hergestellt, die Häuser planmäßig geregelt, öffentliche und Privatgebäude in gutem Zustande. Wir dürfen daher vermuthen, daß dieser Ort, dem es an Hülfsmitteln nicht fehlte, alsobald nach großem Unglück sich werde gefaßt, und mit lebhafter Thätigkeit wieder erneuert haben. Hierzu hatte man sechzehn Jahre Zeit, und wir glauben auf diese Weise die große Uebereinstimmung erklären zu können, wie die Gebäude bei all ihrer Verschiedenheit in Einem Sinn errichtet und in Einem Geschmack, man darf wohl sagen, modisch verziert seyen. Die Verzierungen der Wände sind wie aus Einem Geiste entsprungen und aus demselben Topfe gemalt. Wir werden jene Annahme noch wahrscheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Masse von Künstlern in dem römischen Reiche sich während des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergestalt, daß ganze Colonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künstlern und Handwerkern da heranzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Steinmetzen, welche sich in dem mittlern Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernstreligiöse Denkweise sich über die christliche Kirche verbreitet hatte.

So viel möge zu einiger Einleitung für dießmal genug seyn, um die durchgängige Uebereinstimmung der sowohl früher als auch nunmehr durch die Zahn'schen Tafeln mitgetheilten Wandverzierungen ihrem Ursprunge gemäß zu beurtheilen.

I.

Ansichten und Uebersichten der ausgegrabenen Räume, auch wohl mit deren landschaftlicher Umgebung.

Vier Platten.

Alles, was sich auf die Gräberstraße im allgemeinen und auf jedes Grab insbesondere bezieht, erregt unsere Bewunderung. Der Gedanke, jeden Ankömmling erst durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Verfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch sein Wesen treibt, aus welchem jene sich entfernt haben, ist ein stattlicher, geisterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballast das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu halten geeignet ist, wenn das bewegliche Leben, es sey nun stürmisch oder leichtfertig, uns dessen zu berauben droht.

Eine mannichfaltige, großentheils verdienstliche Architektur erheitert den Blick; und wendet man sich nun gar gegen die reiche Aussicht auf ein fruchttragendes, weinreiches Land bis an das Meer hin, so fehlt nichts, was den Begriff von den glücklichen Tagen jener Völkerschaft verdüstern könnte.

Betrachten wir ferner die noch aufstehenden Reste der öffentlichen Plätze und Gebäude, so werden wir, nach unserer gewohnten Schauweise, die wir breite und gränzenlose Straßen, Plätze, zu Uebung zahlreicher Mannschaft eingerichtet, zu erblicken gewohnt sind, uns nicht genug über die Enge und Beschränktheit solcher Localitäten verwundern können. Doch dem Unterrichteten wird sogleich das römische Forum in die Gedanken kommen, wo bis auf den heutigen Tag noch niemand begreifen kann, wie alle die von den alten Schriftstellern uns genau bezeichneten Gebäude in solcher Beschränkung haben Platz finden, wie daselbst vor so großen Volksmassen habe verhandelt werden können.

Es ist aber die Eigenschaft der Imagination, wenn sie sich ins Ferne und ins Vergangene begiebt, daß sie das Unbedingte fordert, welches dann meist durch die Wirklichkeit unangenehm beschränkt wird. Thut ja doch manchem Reisenden die Peterskirche nicht Genüge; hört man nicht auch bei mancher ungeheuern Naturscene die Klage: sie entspreche der Erwartung nicht, und wäre vielleicht auch der Mensch wohl deßhalb so gebildet, damit er sich in alles, was ihm die Sinne berührt, zu finden wisse?

So viel man übrigens die noch stehen gebliebene Architektur beurtheilen kann, so ist sie zwar nicht in einem strengen, aber doch sinnigen Style gedacht und ausgeführt; es erscheint an ihr nichts Willkürliches, Phantastisches, welches man den verschlossenen Räumen des Innern scheint vorbehalten zu haben.

II.

Ganze Wände.

Vierzehn Platten (davon sieben colorirt).

Die Enge und Beschränktheit der meisten Häuser, welche mit unsern Begriffen von bequemer und stattlicher Wohnung nicht wohl vereinbar ist, führt uns auf ein Volk, welches, durchaus im Freien, in städtischer Geselligkeit zu leben gewohnt, wenn es nach Hause zurückzukehren genöthigt war, sich auch daselbst einer heiter gebildeten Umgebung gewärtigte.

Die vielen hier mitgetheilten colorirten Zeichnungen ganzer Wände schließen sich dem in dieser Art schon Bekannten auf eine bedeutende und belehrende Weise glücklich an. Was uns bisher vielleicht irre machte, erscheint hier wieder. Die Malerei producirt phantastische, unmögliche Architekturversuche, an deren Leichtsinn wir den antiken Ernst, der selbst in der äußern Baukunst waltet, nicht wieder erkennen. Helfen wir uns mit der Vorstellung, man habe nur eigentlich ein leichtes Sparren- und Lattenwerk andeuten wollen, woran sich eine nachherige Verzierung, als Draperie oder als sonstiger willkürlicher Auszutz, humoristisch anschließen sollte.

Hierbei kommt uns denn Vitruv im siebenten Buche in dessen fünftem Capitel entgegen, und setzt uns in den Stand mit Klarheit hierüber zu denken. Er, als ein ächter Realist, der Malerei nur die Nachbildung wirklicher Gegenstände vergönnend, tadelte diese der Einbildungskraft sich hingebenden Gebilde; doch verschafft er uns Gelegenheit, in die Veranlassung dieser neueren Leichtfertigkeiten hineinzusehen.

Im höheren Alterthume schmückte man nur öffentliche Gebäude durch malerische Darstellungen; man wählte das Würdigste, die mannichfaltigsten Heldengestalten, wie uns die Lesche des Polygnot deren eine Menge vorführt. Freilich waren die vorzüglichsten Menschenmaler nicht immer so bei der Hand, oder auch lieber mit beweglichen Tafeln beschäftigt; und so wurden nachher wohl auch an öffentlicher Stelle Landschaften angebracht,

Häfen, Vorgebirge, Geſtade, Tempel, Haine, Gebirge, Hirten und Heerden. Wie ſich aber nach und nach die Malerei in das Innere der Gebäude zog, und engere Zimmer zu verzieren aufgefordert wurde, ſo mußte man dieſe Malereien, welche Menſchen in ihrer natürlichen Größe vorſtellten, ſowohl in der Gegenwart läſtig, als ihre Verfertigung zu koſtbar, ja unmöglich gefunden haben.

Daher denn jene mannichfaltigen phantaſtiſchen Malereien entſtanden, wo ein jeder Künſtler, was es auch war das er vermochte, willkommen und anwendbar erſchien. Daher denn jenes Rohrwerk von ſchmächtigen Säulchen, lattenartigen Pfoſtchen, jene geſchnörkelten Giebel, und was ſich ſonſt von abenteuerlichem Blumenweſen, Schlingranken, wiederkehrenden ſeltſamen Auswüchſen daraus entwickeln, was für Ungeheuer zuletzt daraus hervortreten mochten.

Deſſenungeachtet aber fehlt es ſolchen Zimmern nicht an Einheit, wie es die colorirten Blätter unſerer Sammlung unwiderſprechlich vor Augen ſtellen. Ein großes Wandfeld ward mit Einer Farbe rein angeſtrichen, da es denn von dem Hausherrn abhing, in wiefern er hierzu ein koſtbares Material anwenden und dadurch ſich auszeichnen wollte; welches denn auch dem Maler jederzeit geliefert wurde.

Nun mochten ſich auch wohl fertige Künſtler finden, welche eine leichte Figur auf eine ſolche einfärbige Wand in die Mitte zeichneten, vielleicht kalkirten und alsdann mit techniſcher Kunſtfertigkeit ausmalten.

Um nun auch den höhern Kunſtſinn zu befriedigen, ſo hatte man ſchon, und wahrſcheinlich in beſondern Werkſtätten, ſich auf die Fertigung kleinerer Bilder gelegt, die, auf getünchte Kalktafeln gemalt, in die weite getünchte Wand eingelaſſen und, durch ein geſchicktes Zuſtreichen, mit derſelben völlig ins gleiche gebracht werden konnten.

Und ſo verdient keineswegs dieſe Neuerung den harten Tadel des ſtrengen, nur Nachbildung wirklicher und möglicher Gegenſtände fordernden ernſten Baumeiſters. Man kann einen Geſchmack, der ſich ausbreitet, nicht durch irgend ein Ausſchließen verengen; es kommt hier auf die Fähigkeit und Fertigkeit des Künſtlers, auf die Möglichkeit an, einen ſolchen zur gegebenen Arbeit anzulocken; und da wird man denn bald finden, daß ſelbſt Prunkzimmer nur als Einfaſſung eines Juwels angeſehen werden können, wenn ein Meiſterwerk der Malerei auf ſammtenen und ſeidenen Tapeten uns vor Augen gebracht wird.

III.

Ganze Decken.

Vier Platten (ſämmtlich gefärbt).

Deren mögen wohl ſo wenige gegeben werden, weil die Dächer eingedrückt und die Decken daher zerſtört worden. Dieſe mitgetheilten aber ſind merkwürdig: zwei derſelben ſind an Zeichnung und Farbe ernſthafter, wie ſich es wohl zu dem Charakter der Zimmer gefügt haben mag, zwei aber in dem leichteſten heiterſten Sinne, als wenn man über ſich nur Latten und Zweige ſehen möchte, wodurch die Luft ſtrich, die Vögel hin und wieder flatterten, und woran allenfalls die leichteſten Kränze aufzuhängen wären.

IV.

Einzelne, gepaarte und ſonſt neben einander geſtellte Figuren.

Dreiunddreißig Platten.

Dieſe ſind ſämmtlich in der Mitte von farbigen Wandflächen, Körper und Gewänder kunſtmäßig colorirt zu denken.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob man ſchwebende Figuren abbilden könne und dürfe. Hier nun ſcheint ſie glücklich beantwortet. Wie der menſchliche Körper in verticaler Stellung ſich als ſtehenden erweiſt, ſo iſt eine gelinde Senkung in die Diagonale ſchon hinreichend, die Figur als ſchwebend darzuſtellen; eine hierbei entwickelte, der Bewegung gemäße Zierlichkeit der Glieder vollendet die Illuſion.

Sogar dergleichen ſchwebende fliegende Figuren tragen hier noch andere auf den Rücken, ohne daß ſie eigentlich belaſtet ſcheinen; und wir machen dabei die Bemerkung, daß wir, bei Darſtellung des Graziöſen, den Boden niemals vermiſſen, wie uns alles Geiſtige der Wirklichkeit entſagen läßt.

So dankenswerth es nun auch iſt, daß uns hier ſo viele angenehme Bilder überliefert werden, die man mit Bequemlichkeit nur auf die Wand durchzeichnen und mit Geſchmack coloriren dürfte, um ſie wieder ſchicklich anwendbar zu machen, ſo erinnere ſich doch nur der Künſtler, daß er mit der Maſſe der Bevölkerung großer Städte gerade dieſem ächt lebendigen antiken Kunſtſinne immerfort ſchon treu bleibt. Wen ergötzt nicht der Anblick großer theatraliſcher Ballete? wer trägt ſein Geld nicht Seiltänzern, Luftſpringern und Kunſtreitern zu? und was reizt uns, dieſe flüchtigen

Erscheinungen immer wiederholt zu verlangen, als das anmuthig vorübergehende Lebendige, welches die Alten an ihren Wänden festzuhalten trachteten.

Hierin hat der bildende Künstler unserer Tage Gelegenheit genug, sich zu üben: er suche die augenblicklichen Bewegungen aufzufassen, das Verschwindende festzuhalten, ein Vorhergehendes und Nachfolgendes simultan vorzustellen, und er wird schwebende Figuren vor die Augen bringen, bei denen man weder nach Fußboden, so wenig als nach Seil, Drath und Pferd fragt. Doch was das letzte betrifft, dieses edle Geschöpf muß auch in unsern Bildkreis herangezogen werden. Durchdringe sich der Künstler von den geistreichen Gebilden, welche die Alten so meisterhaft im Centaurengeschlechte darstellten. Die Pferde machen ein zweites Volk im Kriegs- und Friedenswesen aus; Reitbahn, Wettrennen und Revuen geben dem Künstler genugsame Gelegenheit, Kraft, Macht, Zierlichkeit und Behendigkeit des Thieres kennen zu lernen; und wenn vorzügliche Bildner den Stallmeister und Cavalleristen zu befriedigen suchen, wenigstens in Hauptsachen, wo ihre Forderungen naturgemäß sind, so ziehe der vollkommene Decorationsmaler auch dergleichen in sein Fach. Jene allgemeinen Gelegenheiten wird er nicht meiden; dabei aber lasse er alle die einer aufgeregten Schaulust gewidmeten Stunden für seine Zwecke nicht verüber.

Gedenken wir an dieser Stelle eines vor Jahren gegebenen, hierher deutenden glücklichen Beispiels, der geistreich aufgefaßten anmuthigen Bewegungen der Biganos, zu denen sich das ernste Talent des Herrn Director Schadow seiner Zeit angeregt fühlte, deren manche sich, als Wandgemälde im antiken Sinne behandelt, recht gut ausnehmen würden. Lasse man den Tänzern und andern, durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Personen ihre technisch herkömmlichen, mitunter dem Auge und sittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen, fasse und fixire man das, was lobenswürdig und musterhaft an ihnen ist, so kommt auch wohl hier eine Kunst der andern zu gute, und sie fügen sich wechselseitig in einander, um uns das durchaus Wünschenswerthe vor Augen zu bringen.

V.

Vollständige Bilder.

Sieben Platten.

Es ist allgemein bekannt und jedem Gebildeten höchst schätzenswerth, was gründliche Sprachforscher seit so langer Zeit zur Kenntniß des

Alterthums beigetragen; es iſt jedoch nicht zu läugnen, daß gar vieles im Dunkeln blieb, was in der neuern Zeit enthüllt worden iſt, ſeit die Gelehrten ſich auch um eine nähere Kunſtkenntniß bemüht, wodurch uns nicht allein manche Stelle des Plinius in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange, ſondern auch nach allen Seiten hin anderes der überlieferten Schriftſteller klar geworden iſt.

Wer unterrichtet ſeyn will, wie wunderlich man in der Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich jene rhetoriſch beſchriebenen Bilder vorgeſtellt hat, welche uns durch die Philoſtrate überliefert worden, der ſchlage die franzöſiſche Ueberſetzung dieſer Autoren nach, welche von Arthus Thomas Sieur d'Embry mit ſchätzenswerthen Notizen, jedoch mit den unglücklichſten Kupferſtichen verſehen; man findet ſeine Einbildungskraft widerwärtig ergriffen, und weit von dem Ufer antiker Einfalt, Reinheit und Eigenthümlichkeit verſchlagen. Auch in dem achtzehnten Jahrhunderte ſind die Verſuche des Grafen Caylus meiſtens mißrathen zu nennen; ja wenn wir uns in der neuern Zeit berechtigt finden, jene in dem Philoſtratiſchen Werke freilich mehr beſprochenen als beſchriebenen Bilder als damals wirklich vorhandene zuzugeben, ſo ſind wir ſolches Urtheil den Herculaniſchen und Pompejiſchen Entdeckungen ſchuldig, und ſowohl die Weimariſchen Kunſtfreunde, als die in dieſem Fache eifrig gebildeten Gebrüder Riepenhauſen werden gern geſtehen, daß, wenn ihnen etwas über die Polygnotiſche Lesche in Worten oder bildlichen Darſtellungen zu äußern gelungen iſt, ſolches eigentlich erſt in gedachten ausgegrabenen antiken Bildern Grund und Zuverläſſigkeit gefunden habe.

Auch die vom Referenten vorgetragenen Studien über die Philoſtratiſchen Bilder, wodurch er das Wirkliche vom Rhetoriſchen zu ſondern getrachtet hat, ſind nicht ohne die genaueſte und wiederholteſte Anſchauung der neu aufgefundenen Bilder unternommen worden.

Hierüber etwas Allgemeines mitzutheilen, welches ausführlich geſchehen müßte, um nicht verwegen zu ſcheinen, gehörte ein weit größerer als der hier gegönnte Raum. So viel aber ſey kürzlich ausgeſprochen. Die alte Malerei, von der Bildhauerkunſt herſtammend, iſt in einzelnen Figuren höchſt glücklich; zwei, gepaart und verſchlungen, gelingen ihr aufs beſte: eine dritte hinzukommende giebt ſchon mehr Anlaß zu Nebeneinanderſtellung als zu Vereinigung; mehrere zuſammen darzuſtellen, glückt dieſen Künſtlern auf unſere Weiſe nicht; da ſie aber doch das innige Gefühl haben, daß

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier laß das Starre!
Willſt du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich ins Freie.

Einheit ewigen Lichts zu ſpalten,
Müſſen wir für thörig halten,
Wenn euch Irrthum ſchon genügt.
Hell und Dunkel, Licht und Schatten,
Weiß man klüglich ſie zu gatten,
Iſt das Farbenreich beſiegt.

Die beiden lieben ſich gar fein
Mögen nicht ohne einander ſeyn.
Wie eins im andern ſich verliert,
Manch buntes Kind ſich ausgebiert;
Im eignen Auge ſchaue mit Luſt,
Was Plato von Anbeginn gewußt:
Denn das iſt der Natur Gehalt,
Daß außen gilt was innen galt.

Freunde flieht die dunkle Kammer
Wo man euch das Licht verzwickt,
Und mit kümmerlichſtem Jammer
Sich verſchrobnen Bilden bückt.
Abergläubiſche Verehrer
Gab's die Jahre her genug,
In den Köpfen eurer Lehrer
Laßt Geſpenſt und Wahn und Trug.

ein jeder beschränkte Raum ganz eigentlich durch die dargestellten Figuren verziert seyn müsse, so kommt, besonders bei größeren Bildern, eine gewisse Symmetrie zum Vorschein, welche, bedingter oder freier beobachtet, dem Auge jederzeit wohl thut.

Dieß so eben Gesagte entschuldige man damit, daß ich mir Gelegenheit wünschte, vom Hauptzweck der im Raum bedingten Malerei, den ich nicht anders als durch ort- und zweckgemäße Verzierung des Raumes in kurzem auszusprechen wüßte, vom Alterthum herauf bis in die neuesten Zeiten ausführlich vorzulegen.

VI

Einzeln vertheilte malerische Zierrathen.

Dreizehn Platten.

Haben wir oben dieser Art die Wände zu beleben alle Freiheit gegönnt, so werden wir uns wegen des Einzelnen nunmehr nicht formalisiren. Gar vieles der künstlerischen Willkür Angeeignete wird aus dem Pflanzenreiche entnommen seyn. So erblicken wir Candelaber, die, gleichsam von Knoten zu Knoten, mit verschieden gebildeten Blättern besetzt, uns eine mögliche Vegetation vorspiegeln. Auch die mannichfaltigst umgebildeten gewundenen Blätter und Ranken deuten unmittelbar dahin, endigen sich nun aber manchmal, statt abschließender Blumen und Fruchtentwickelungen, mit bekannten oder unbekannten Thieren; springt ein Pferd, ein Löwe, ein Tiger aus der Blättervolute heraus, so ist es ein Zeugniß, daß der Thiermaler, in der allgemeinen Verzierergilde eingeschlossen, seine Fertigkeiten wollte sehen lassen.

Wie denn überhaupt, sollte je dergleichen wieder unternommen werden, nur eine reiche Gesellschaft von Talenten, geleitet von einem übereinstimmenden Geschmacke, das Geschäft glücklich vollenden könnte. Sie müssen geneigt seyn sich einander zu subordiniren, so daß jeder seinen Platz geistreich einzunehmen bereit wäre.

Ist doch zu unsern Zeiten in der Villa Borghese ein höchst merkwürdiges Beispiel hiervon gegeben worden, wo in den Arabesken des großen Saales das Blättergeranke, Stängel- und Blumengeschnörkel von geschickten, in diesem Fache geübten römischen Künstlern, die Thiergestalten vom Thiermaler Peters, und, wie man sagt, einige kleine,

mit in den Arabeskenzierrathen angebrachte Bilder von Hamilton herrühren.

Bei solchen Willkürlichkeiten jedoch ist wohl zu merken, daß eine geniale phantastische Metamorphose immer geistreicher, anmuthiger und zugleich möglicher sich darstelle, je mehr sie sich den gesetzlichen Umbildungen der Natur, die uns seit geraumer Zeit immer bekannter geworden sind, anzuschließen, und sich von daher abzuleiten das Ansehen hat.

Was die phantastischen Bildungen und Umbildungen der menschlichen oder thierischen Gestalt betrifft, so haben wir zu vollständiger Belehrung uns an die Vorgänge der Alten zu wenden, und uns dadurch zu begeistern.

VII.

Andere sich auf Architektur näher beziehende malerische Zierrathen.

Sie sind häufig in horizontalen Baugliedern und Streifen durch abwechselnde Formen und Farben höchst anmuthig auseinandergesetzt. Sodann finden sich aber auch wirklich erhabene Bauglieder, Gesimse und dergleichen, durch Farben vermannichfaltigt und erheitert.

Wenn man irgend eine Kunsterscheinung billig beurtheilen will, so muß man zuvörderst bedenken, daß die Zeiten nicht gleich sind. Wollte man uns übel nehmen, wenn wir sagen: Die Nationen steigen aus der Barbarei in einen hochgebildeten Zustand empor, und senken sich später dahin wieder zurück, so wollen wir lieber sagen: Sie steigen aus der Kindheit in großer Anstrengung über die mittlern Jahre hinüber, und sehnen sich zuletzt wieder nach der Bequemlichkeit ihrer ersten Tage. Da nun die Nationen unsterblich sind, so hängt es von ihnen ab, immer wieder von vorn anzufangen; freilich ist hier manches im Wege Stehende zu überwinden. Verzeihung diesem Allgemeinen! Eigentlich war hier nur zu bemerken, daß die Natur in ihrer Rohheit und Kindheit unwiderstehlich nach Farbe dringt, weil sie ihr den Eindruck des Lebens giebt, das sie denn auch da zu sehen verlangt, wo es nicht hingehört.

Wir sind nun unterrichtet, daß die Metopen der ernstesten sicilischen Gebäude hie und da gefärbt waren, und daß man selbst im griechischen Alterthume einer gewissen Wirklichkeitsforderung nachzugeben sich nicht enthalten kann. So viel aber möchten wir behaupten, daß der köstliche Stoff

des Pentelischen Marmors, so wie der ernste Ton ehrner Statuen einer höher und zarten gesinnten Menschheit den Anlaß gegeben, die reine Form über alles zu schätzen, und sie dadurch dem innern Sinne, abgesondert von allen empirischen Reizen, ausschließlich anzueignen.

So mag es sich denn auch mit der Architektur und dem, was sich sonst anschließt, verhalten haben.

Später aber wird man die Farbe immer wieder hervortreten sehen. Rufen wir ja doch auch schon, um Hell und Dunkel zu erzwecken, einen gewissen Ton zu Hülfe, durch den wir Figuren und Zierrathen vom Grunde abzusetzen und abzustufen geneigt sind.

So viel sey gesagt, um das Vorliegende, wo nicht zu rechtfertigen, doch demselben seine eigenthümliche Stelle anzuweisen.

Von Mosaik ist in diesen Heften wenig dargeboten, aber dieses Wenige bestätigt vollkommen die Begriffe, die wir uns seit langen Jahren von ihr machen konnten. Die Willkür ist hier, bei Fußbodenverzierung, beschränkter, als bei den Wandverzierungen, und es ist, als wenn die Bestimmung eines Werks, „mit Sicherheit betreten zu werden," den musivischen Bildner zu mehr Gefaßtheit und Ruhe nöthigte. Doch ist auch hier die Mannichfaltigkeit unsäglich, in welcher die vorhandenen Mittel angewendet werden, und man möchte die kleinen Steinchen den Tasten des Instruments vergleichen, welche in ihrer Einfalt vorzuliegen scheinen, und kaum eine Ahnung geben, wie, auf die mannichfaltigste Weise verknüpft, der Tonkünstler sie uns zur Empfindung bringen werde.

VIII.

Landschaften.

Wir haben schon oben vernommen, daß in den älteren Zeiten die Wände öffentlicher Gebäude auch wohl mit Landschaften ausgeziert wurden; dagegen war es eine ganz richtige Empfindung, daß man in der Beschränkung von Privathäusern dergleichen nur untergeordnet anzubringen habe. Auch theilt unser Künstler keine im Besondern mit, aber die in Farben abgedruckten Wandbilder zeigen uns genugsam die in abgeschlossenen Rahmen gar zierlich daselbst eingeschalteten ländlichen, meist phantastischen Gegenstände. Denn wie konnte auch ein in der herrlichsten Weltumgebung sich befindender und fühlender Pompejaner die Nachbildung

irgend einer Aussicht, als der Wirklichkeit entsprechend, an seiner Seite wünschen!

Da jedoch in den Kupfern nach Herculanischen Entdeckungen eine Unzahl solcher Nachbildungen anzutreffen ist, auch zugleich ein in der Kunstgeschichte interessanter Punkt zur Sprache kommt, so sey es vergönnt, hierbei einen Augenblick zu verweilen.

Die Frage, ob jene Künstler Kenntniß der Perspective gehabt, beantworte ich mir auf folgende Weise. Sollten solche mit den herrlichsten Sinnen, besonders auch dem des Auges, begabte Künstler, wie so vieles andere, nicht auch haben bemerken können und müssen, daß alle unterhalb meines Auges sich entfernenden Seitenlinien hinauf-, dagegen die oberhalb meines Blickes sich entfernenden hinabzuweichen scheinen? Diesem Gewahrwerden sind sie auch im Allgemeinen gefolgt.

Da nun ferner, in den älteren Zeiten sowohl als in den neueren, bis in das siebzehnte Jahrhundert, jedermann recht viel zu sehen verlangte, so dachte man sich auf einer Höhe, und in sofern mußten alle dergleichen Linien aufwärts gehen, wie es denn auch damit in den ausgegrabenen Bildern gehalten wird, wo aber freilich manches Schwankende, ja Falsche wahrzunehmen ist.

Eben so findet man auch diejenigen Gegenstände, die nur über dem Auge erblickt werden, als in jener Wandarchitektur die Gesimsen und was man sich an deren Stelle denken mag, wenn sie sich als entfernend darstellen sollen, durchaus im Sinken gezeichnet, so wie auch das, was unter dem Auge gedacht wird, als Treppen und dergleichen aufwärts sich richtend vorgestellt.

Wollte man aber diese nach dem Gesetze der reinen subjectiven Perspectivlehre untersuchen, so würde man sie keineswegs zusammenlaufend finden. Was eine scharfe, treue Beobachtung verleihen kann, das besaßen sie; die abstracte Regel, deren wir uns rühmen, und welche nicht durchaus mit dem Geschmacksgefühl übereintrifft, war, mit so manchem andern Späterentdeckten, völlig unbekannt.

Durch alles Vorgesagte, welches freilich noch viel weiter hätte ausgeführt werden sollen, kann man sich überzeugen, daß die vorliegenden Zahn'schen Hefte gar mannichfaltigen Nutzen zu stiften geeignet sind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden sie förderlich seyn, dem Studium der alterthümlichen Kunstgeschichte besonders. Ferner werden sie,

theils weil die Nachbildungen vieler Gegenstände in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet sind, theils weil sie im ganzen Zusammenhange und sogar farbig vorgeführt werden, eher in das praktische Leben eingehen, und den Künstler unserer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch dem Begriff, wie man am schicklichen Platze sich eine heitere, geschmackvolle Umgebung schaffen könne und solle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.

Anschließlich mag ich hier gern bemerken, daß meine alte Vorliebe für die Abbildung des Säuglings mit der Mutter, von Myrons Kuh ausgehend, durch Herrn Zahns Gefälligkeit abermals belohnt worden, indem er mir eine Durchzeichnung des Kindes Telephus, der in Gegenwart seines Heldenvaters und aller schützenden Wald- und Berggötter an der Hinde saugt, zum Abschied verehrte. Von dieser Gruppe, die vielleicht alles übertrifft, was in der Art je geleistet worden, kann man sich Band I. Seite 31 der Herculanischen Alterthümer einen allgemeinen, obgleich nicht genügenden Begriff machen, welcher nunmehr durch den gedachten Umriß, in der Größe des Originals, vollkommen überliefert wird. Die Verschränkung der Glieder eines zarten saugenden Knaben mit dem leichtfüßigen Thiergebilde einer zierlichen Hinde, ist eine kunstreiche Composition, die man nicht genug bewundern kann.

Undankbar aber wäre es, wenn ich hier, wo es Gelegenheit giebt, nicht eines Oelbildes erwähnte, welches ich täglich gern vor Augen sehe. In einem still-engen, doch heiter-mannichfaltigen Thal, unter einem alten Eichbaume säugt ein weißes Reh einen gleichfalls blendend weißen Abkömmling unter liebkosender Theilnahme.

Auf diese Weise bildet sich denn um mich, angeregt durch jene früheren Bemerkungen, ein heiterer Cyclus dieses anmuthigen Zeugnisses ursprünglichster Verwandtschaft und nothwendigster Neigung. Vielleicht kommen wir auf diesem Wege am ersten zu dem hohen philosophischen Ziel, das göttlich Belebende im Menschen mit dem thierisch Belebten auf das unschuldigste verbunden gewahr zu werden.

Dr. Jacob Nour über die Farben in technischem Sinne.

(1. Heft 1824. 2. Heft 1828.)

Die Zahn'schen colorirten Nachbildungen der Pompejischen Wandgemälde setzen uns, außer den glücklichen Gedanken, auch noch durch eine wohlerhaltene Färbung in Erstaunen. Erwägen wir nun, daß jener Farbenschmuck sich durch so manche Jahrhunderte, durch die ungünstigsten Umstände klar und augenfällig erhalten, und finden dagegen Bilder der neuern Zeit, ja der neuesten geschwärzt, entfärbt, rissig und sich ablösend; treffen wir ferner auch bei Restaurationen dieser Mängel auf gar mancherlei Fehler der ersten Anlage; dann haben wir allerdings den Künstler zu loben, welcher hierüber forschend und nachdenkend einen Theil seiner edlen Zeit anwendet.

Wir empfehlen obgenannte Hefte den Künstlern um desto mehr, als man in der neuern Zeit völlig zu vergessen scheint, daß die Kunst auf dem Handwerk ruht, und daß man sich aller technischen Erfordernisse erst zu versichern habe, ehe man ein eben so würdiges als dauerndes Kunstwerk hervorzubringen Anstalt macht.

Die Bemühungen des sorgfältigen Verfassers noch höher zu schätzen, sehen wir uns dadurch veranlaßt, daß Palmaroli, der sich durch seine Restauration in Dresden so viel Verdienste erworben, in Rom leider mit Tode abgegangen ist; da denn Uebung und Nachdenken sowohl über ältere Bilder, wie solche allenfalls wieder herzustellen, als über die Art den neu zu verfertigenden dauernde Kraft und Haltung zu geben, im allgemeinen bestens zu empfehlen steht.

Myrons Kuh.

1812.

Myron, ein griechischer Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im siebenten Jahrhundert zu Rom sah, also daß über tausend Jahre dieses Kunstwerk die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Es sind uns von demselben mancherlei Nachrichten übrig geblieben, allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorstellung des eigentlichen Gebildes machen; ja, was noch sonderbarer scheinen muß, Epigramme, sechsunddreißig an der Zahl, haben uns bisher eben so wenig genutzt, sie sind nur merkwürdig geworden als Verirrungen poetisirender Kunstbeschauer. Man findet sie eintönig, sie stellen nicht dar, sie belehren uns nicht; sie verwirren vielmehr den Begriff, den man sich von der verlorenen Gestalt machen möchte, als daß sie ihn bestimmten.

Genannte und ungenannte Dichter scheinen in diesen rhythmischen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunstwerke; sie wissen nichts davon zu sagen, als daß sie sämmtlich die große Natürlichkeit desselben anzupreisen beflissen sind. Ein solches Dilettantenlob ist aber höchst verdächtig. Denn bis zur Verwechselung mit der Natur Natürlichkeit darzustellen, war gewiß nicht Myrons Bestreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyklet, in einem höhern Sinne verfuhr, beschäftigt war Athleten, ja sogar den Hercules zu bilden, und gewiß seinen Werken Styl zu geben, sie von der Natur abzusondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung gewesen wäre: denn diese ist's doch, die am Ende den Kenner wie die Menge entzückt.

Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerksamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die sämmtlichen Epigramme preisen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit, und wissen die mögliche Verwechselung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier sie bespringen, ein Kalb an ihr saugen, die übrige Heerde schließt sich an sie an; der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um sie von der Stelle zu bewegen, er schlägt nach ihr, er peitscht sie, er butet sie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug sie einzuspannen, ein Dieb will sie stehlen, eine Bremse setzt sich auf ihr Fell, ja Myron selbst verwechselt sie mit den übrigen Kühen seiner Heerde.

Offenbar strebt hier ein Dichter den andern mit leeren rednerischen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Gestalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun soll sie zuletzt gar noch brüllen; dieses fehlte freilich noch zum Natürlichen. Aber eine brüllende Kuh, in sofern sie plastisch vorzustellen wäre, ist ein so gemeines und noch dazu unbestimmtes Motiv, daß es der hochsinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es sey, fällt jedermann in die Augen, aber unbestimmt und unbedeutend ist es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Heerde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerin, und wer weiß nach was allem? Auch sagen die Epigramme keineswegs, daß sie gebrüllt habe, nur daß sie brüllen würde, wenn sie Eingeweide hätte, so wie sie sich fortbewegen würde, wenn sie nicht an das Piedestal angegossen wäre.

Sollten wir aber nicht trotz aller dieser Hindernisse doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunstwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falschen Umstände, welche in den Epigrammen enthalten sind, ablösen und den wahren Umstand übrig zu behalten suchen?

Niemand wird in der Nähe dieser Kuh, oder als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Heerde, den Ackersmann, den Dieb oder die Bremse denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künstler ihr zugesellen, und zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Es war eine säugende Kuh: denn nur in sofern sie säugt, ist es erst eine Kuh, die uns, als Heerdenbesitzern, dadurch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter,

und vielleicht manche derſelben ohne eigene Anſchauung, das Kunſtwerk zu ſchmücken glaubten, ſo ſagen mehrere Epigramme ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine ſäugende Kuh geweſen.

Myron formte, Wandrer, die Kuh; das Kalb ſie erblickend
Nahet lechzend ſich ihr, glaubet die Mutter zu ſehn.

Armes Kalb, was nahſt du dich mir mit bittendem Blöken?
Milch ins Euter hat mir nicht geſchaffen die Kunſt.

Wollte man jedoch gegen die Entſchiedenheit dieſer beiden Gedichte einigen Zweifel erregen und behaupten, es ſey hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Weſen auch nur eine poetiſche Figur, ſo erhalten ſie doch durch nachſtehendes eine unwiderſprechliche Bekräftigung:

Vorbei Hirt bei der Kuh, und deine Flöte ſchweige,
Daß ungeſtört ihr Kalb ſie ſäuge!

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte ſtößt, um die Heerde in Bewegung zu ſetzen. Er ſoll in ihrer Nähe nicht duten, damit ſie ſich nicht rühre; das Kalb iſt hier nicht ſupponirt, ſondern wirklich bei ihr, und wird für ſo lebendig angeſprochen als ſie ſelbſt.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plaſtiſche Beiwerk von dem poetiſchen abzuſondern gewußt, ſo haben wir uns noch mehr zu freuen, daß zu Vollendung unſerer Abſicht, zum Lohne unſeres Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden; ſie iſt auf den Münzen von Tyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptſache ſich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon hier bei, und ſähen gern durch geſchickte Künſtler die flacherhobene Arbeit wieder zur Statue verwandelt.

Da nun dieß herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, abermals vor den Augen der Kenner ſteht, ſo darf ich die Vortrefflichkeit der Compoſition wohl nicht umſtändlich herausheben. Die Mutter, ſtramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Niſche, einer Zelle, einem

Heiligthum, iſt das kleine nahrungsbedürftige Geſchöpf eingefaßt, und füllt den organiſch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbkniende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anſtrengung, die zarte Heftigkeit, alles iſt in den beſten dieſer Copien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet geweſen ſeyn. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen, und die Gruppe ſchließt ſich auf die vollkommenſte Weiſe ſelbſt ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beſchauenden, und er mag, er kann ſich nichts draußen, nichts daneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunſtwerk alles übrige ausſchließen und für den Augenblick vernichten ſoll.

Die techniſche Weisheit dieſer Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegenſatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles was mit Worten kaum ausgeſprochen werden kann, verehre der bildende Künſtler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen iſt eine thieriſche Function und bei vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das ſtarre bewußtloſe Staunen des ſäugenden Geſchöpfes, die bewegliche bewußte Thätigkeit des Geſäugten ſtehen in dem herrlichſten Contraſt. Das Fohlen, ſchon zu ziemlicher Größe erwachſen, kniet nieder, um ſich dem Euter zu bequemen, aus dem es ſtoßweiſe die erwünſchte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verletzt, halb erleichtert, ſchaut ſich um, und durch dieſen Act entſpringt das vertraulichſte Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken ſeltener die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bei jedem Frühlingsſpaziergang können wir dieſen Act an Schafen und Lämmern mit Ergötzung gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunſt auf, ſolchen über Wieſe und Feld zerſtreuten Gruppen mehr Aufmerkſamkeit als bisher zu ſchenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunſtwerk, ſo werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thieriſche Geſtalten, einzeln oder geſellt, ſich hauptſächlich zu Darſtellungen qualificiren, die nur von einer Seite geſehen werden, weil alles Intereſſe auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet iſt; deßhalb eignen ſie ſich zu Riſchen- und Wandbildern

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Siroc der Sonnenwagen
Purpurroth ſich niederſenkt,
Da gebt der Natur die Ehre,
Froh, an Aug' und Herz geſund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund.

Das wirſt du ſie nicht überreden,
Sie rechnen dich ja zu den Blöden,
Von blöden Augen, blöden Sinnen;
Die Finſterniß im Lichte drinnen,
Die kannſt du ewig nicht erfaſſen;
Mußt das den Herren überlaſſen,
Die's zu beweiſen ſind erbötig.
Gott ſey den guten Schülern gnädig!

Mit widerlegen, bedingen, begrimmen,
Bemüht und brüſtet mancher ſich;
Ich kann daraus nichts weiter gewinnen,
Als daß er anders denkt wie ich.

Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgeſetzt;
Und Gneiß der Sohn iſt nun Papa!
Auch deſſen Untergang iſt nah:
Denn Pluto's Gabel drohet ſchon
Dem Urgrund Revolution;

ſo wie zum Basrelief, und gerade dadurch konnte uns Myrons Kuh, auch flacherhoben, ſo vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig ſo ſehr geprieſenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preiswürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem griechiſchen plaſtiſchen Künſtler geweſen eine Göttin ſäugend vorzuſtellen. Juno, die dem Hercules die Bruſt reicht, wird dem Poeten verziehen, wegen der ungeheuern Wirkung, die er hervorbringt, indem er die Milchſtraße durch den verſpritzten göttlichen Nahrungsſaft entſtehen läßt. Der bildende Künſtler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein einen Sohn zuzugeſellen, wäre für dieſe Majeſtäten höchſt erniedrigend geweſen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höhern Alterthum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido ſelbſt erſcheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wohl zugeſellt, aber nicht ſo nahe verwandt.

Untergeordnete Weſen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienſte der Ammen, der Erzieher zugetheilt ſind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erſcheinen, da Jupiter ſelbſt von einer Nymphe, wo nicht gar von einer Ziege genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung im Verborgenen genoſſen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chiron und ſo mancher andern?

Bildende Künſtler jedoch haben ihren großen Sinn und Geſchmack am höchſten dadurch bethätigt, daß ſie ſich der thieriſchen Handlung des Säugens an Halbmenſchen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beiſpiel jene Centaurenfamilie des Zeuris. Die Centaurin, auf das Gras hingeſtreckt, giebt der jüngſten Ausgeburt ihres Doppelweſens die Milch der Mutterbruſt, indeſſen ein anderes Thierkind ſich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hintenherein zeigt. So iſt uns auch ein ſchönes Familienbild von Waſſergöttern auf einem geſchnittenen Stein übrig geblieben, wahrſcheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Skopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht geruhig durch die Fluthen; ein kleiner Fiſchknabe ſchwimmt munter voraus, ein anderer, dem das ſalzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht ſchmecken mag, ſtrebt an ihr hinauf; ſie hilft ihm nach, indeſſen ſie ein jüngſtes an die Bruſt geſchloſſen trägt. Anmuthiger iſt nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches ähnliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten

belehrt, wie höchst schätzbar die Natur auf allen ihren Stufen sey, da wo sie mit dem Haupte den göttlichen Himmel und da wo sie mit den Füßen die thierische Erde berührt.

Noch einer Darstellung jedoch können wir nicht geschweigen; es ist die römische Wölfin. Man sehe sie wo man will, auch in der geringsten Nachbildung, so erregt sie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieser wilden Bestie sich zwei Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen, und sich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Thiere auf das zärtlichste in Contact kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt, so kann man wohl einem solchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künstler zuerst entsprungen seyn, der einen solchen Gedanken plastisch am besten zu schätzen wußte.

Wie schwach erscheint aber, mit so großen Conceptionen verglichen, eine **Augusta Puerpera**, — — — — — —!

Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthromorphism! Ferner soll nicht das Thierische am Menschen geadelt werden, sondern das Menschliche des Thiers werde hervorgehoben, damit wir uns in höherem Kunstsinne daran ergötzen, wie wir es ja schon, nach einem unwiderstehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeschöpfen thun, die wir uns so gern zu Gesellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myrons Kuh zurück, so bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgestellt, welche zum erstenmal gekalbt, ferner, daß sie vielleicht unter Lebensgröße gewesen.

Wir wiederholen sodann das oben zuerst Gesagte, daß ein Künstler wie Myron nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung gesucht haben könne, sondern daß er den Sinn der Natur aufzufassen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter ist zu verzeihen, wenn er das, was im Bilde die höchste absichtliche Kunst ist, nämlich den harmonischen Effect, welcher Seele und Geist des Beschauers auf Einen Punkt concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es sich als höchste Natur mittheilt; aber unverzeihlich wäre es, nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger

des Phidias, dem Vorfahren des Praxiteles, bei der Vollendung seines Werks das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schlusse sey uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beizubringen, und zwar das erste von Menage, welcher Juno auf diese Kuh eifersüchtig seyn läßt, weil sie ihr eine zweite Io vorzubilden scheint. Diesem braven Neuern ist also zuerst beigegangen, daß es im Alterthum so viele ideelle Thiergestalten giebt, ja daß sie, bei so vielen Liebeshändeln und Metamorphosen, sehr geeignet sind das Zusammentreffen von Göttern und Menschen zu vermitteln. Ein hoher Kunstbegriff, auf den man bei Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat!

Als sie das Kühlein ersah, dein ehernes, eiferte Juno,
Myron! sie glaubte fürwahr, Inachos' Tochter zu sehn.

Zuletzt aber mögen einige rhythmische Zeilen stehen, die unsere Ansicht gedrängt darzustellen geeignet sind.

Daß du die Herrlichste bist, Admetos' Heerden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst;
Alles reißet zum Staunen mich hin, zum Preise des Künstlers!
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Jena, den 20. November 1812.

Anforderung an den modernen Bildhauer.

1817.

In der neueſten Zeit iſt zur Sprache gekommen, wie denn wohl der bildende Künſtler, beſonders der plaſtiſche, dem Ueberwinder zu Ehren, ihn als Sieger, die Feinde als Beſiegte darſtellen könne, zu Bekleidung der Architektur, allenfalls im Fronton, im Fries, oder zu ſonſtiger Zierde, wie es die Alten häufig gethan? Dieſe Aufgabe zu löſen hat in den gegenwärtigen Tagen, wo gebildete Nationen mit gebildeten kämpfen, größere Schwierigkeit, als damals, wo Menſchen von höheren Eigenſchaften mit rohen thieriſchen oder mit thierverwandten Geſchöpfen zu kämpfen hatten.

Die Griechen, nach denen wir immer als unſern Meiſtern hinaufſchauen müſſen, gaben ſolchen Darſtellungen gleich durch den Gegenſatz der Geſtalten ein entſchiedenes Intereſſe. Götter kämpfen mit Titanen, und der Beſchauende erklärt ſich ſchnell für die edlere Geſtalt; eben derſelbe Fall iſt, wenn Hercules mit Ungeheuern kämpft, wenn Lapithen mit Centauren in Händel gerathen. Zwiſchen dieſen letztern läßt der Künſtler die Schale des Siegs hin und wieder ſchwanken, Ueberwinder und Ueberwundene wechſeln ihre Rollen, und immer fühlt man ſich geneigt dem rüſtigen Heldengeſchlecht endlich Triumph zu wünſchen. Faſt entgegengeſetzt wird das Gefühl angeregt, wenn Männer mit Amazonen ſich balgen; dieſe, obgleich derb und kühn, werden doch als die ſchwächern geachtet, und ein heroiſch Frauengeſchlecht fordert unſer Mitleid, ſobald es beſiegt, verwundet oder todt erſcheint. Ein ſchöner Gedanke dieſer Art, den man als den heiterſten ſehr hoch zu ſchätzen hat, bleibt doch immer jener Streit der Bachanten und Faunen gegen die Tyrrhener. Wenn jene, als ächte Berg- und Hügelweſen, halb reh-, halb bocksartig, dem räuberiſchen Seevolk dergeſtalt zu Leide gehen, daß es in das Meer ſpringen muß

und im Sturz noch der gnädigen Gottheit zu danken hat, in Delphine verwandelt, seinem eigenen Elemente auch ferner anzugehören, so kann wohl nichts Geistreicheres gedacht, nichts Anmuthigeres den Sinnen vorgeführt werden.

Etwas schwerfälliger hat römische Kunst die besiegten und gefangenen faltenreich bekleideten Dacier ihren geharnischten und sonst wohlbewaffneten Kriegern auf Triumphsäulen untergeordnet, der spätere Polidor aber und seine Zeitgenossen die bürgerlich gespaltenen Parteien der Florentiner auf ähnliche Weise gegen einander kämpfen lassen. Hannibal Carracci, um die Kragsteine im Saale des Palastes Alexander Fava zu Bologna bedeutend zu zieren, wählt männlich rüstige Gestalten, mit Sphinxen oder Harpyien im Faustgelag, da denn letztere immer die Unterdrückten sind — ein Gedanke, den man weder glücklich noch unglücklich nennen darf. Der Maler zieht große Kunstvortheile aus diesem Gegensatz, der Zuschauer aber, der dieses Motiv zuletzt bloß als mechanisch anerkennt, empfindet durchaus etwas Ungemüthliches, denn auch das Ungeheuer will man überwunden, nicht unterdrückt sehen.

Aus allem diesem erhellt jene ursprüngliche Schwierigkeit, erst Kämpfende, sodann aber Sieger und Besiegte charakteristisch neben einander zu stellen, daß ein Gleichgewicht erhalten und die sittliche Theilnahme an beiden nicht gestört werde.

In der neuern Zeit ist ein Kunstwerk, das uns auf solche Art anspräche, schon seltener. Bewaffnete Spanier mit nackten Amerikanern im Kampfe vorgestellt zu sehen, ist ein unerträglicher Anblick; der Gegensatz von Gewaltsamkeit und Unschuld spricht sich allzu schreiend aus, eben wie beim Bethlehemitischen Kindermord. Christen, über Türken siegend, nehmen sich schon besser aus, besonders wenn das christliche Militär im Costüm des siebzehnten Jahrhunderts auftritt. Die Verachtung der Mahomedaner gegen alle Sonstgläubigen, ihre Grausamkeit gegen Sklaven unseres Volkes berechtigt sie zu hassen und zu tödten.

Christen gegen Christen, besonders der neuesten Zeit, machen kein gutes Bild. Wir haben schöne Kupferstiche, Scenen des amerikanischen Krieges vorstellend; und doch sind sie, mit reinem Gefühl betrachtet, unerträglich. Wohl uniformirte, regelmäßige, kräftig bewaffnete Truppen, im Schlachtgemenge mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, worunter man Priester als Anführer, Kinder als Fahnenträger schaut, können das

Auge nicht ergötzen, noch weniger den innern Sinn, wenn er sich auch sagt, daß der Schwächere zuletzt noch siegen werde. Findet man auch gar bald nackte Wilde mit im Conflict, so muß man sich gestehen, daß es eine bloße Zeitungsnachricht sey, deren sich der Künstler angenommen. Ein Panorama von dem schrecklichen Untergange des Tippo Saib kann nur diejenigen ergötzt haben, die an der Plünderung seiner Schätze Theil genommen.

Wenn wir die Lage der Welt wohl überdenken, so finden wir, daß die Christen durch Religion und Sitten alle mit einander verwandt und wirklich Brüder sind, daß uns nicht sowohl Gesinnung und Meinung als Gewerb und Handel entzweien. Dem deutschen Gutsbesitzer ist der Engländer willkommen, der die Wolle vertheuert, und aus eben dem Grunde verwünscht ihn der mittelländische Fabrikant.

Deutsche und Franzosen, obgleich politisch und moralisch im ewigen Gegensatze, können nicht mehr als kämpfend bildlich vorgestellt werden; wir haben zu viel von ihrer äußern Sitte, ja von ihrem Militärputz aufgenommen, als daß man beide fast gleich costümirte Nationen sonderlich unterscheiden könnte. Wollte nun gar der Bildhauer — damit wir dahin zurückkehren, wo wir ausgegangen sind — nach eigenem Recht und Vortheil seine Figuren aller Kleidung und äußern Zierde berauben, so fällt jeder charakteristische Unterschied weg, beide Theile werden völlig gleich: es sind hübsche Leute, die sich einander ermorden, und die fatale Schicksalsgruppe von Eteokles und Polynices müßte immer wiederholt werden, welche bloß durch die Gegenwart der Furien bedeutend werden kann.

Russen gegen Ausländer haben schon größere Vortheile: sie besitzen aus ihrem Alterthume charakteristische Helme und Waffen, wodurch sie sich auszeichnen können; die mannichfaltigen Nationen dieses unermeßlichen Reichs bieten auch solche Abwechselungen des Costüms dar, die ein geistreicher Künstler glücklich genug benutzen möchte.

Solchen Künstlern ist diese Betrachtung gewidmet; sie soll aber- und abermals aufmerksam machen auf den günstigen und ungünstigen Gegenstand; jener hat eine natürliche Leichtigkeit und schwimmt immer oben, dieser wird nur mit beschwerlichem Kunstapparat über Wasser gehalten.

Blüchers Denkmal.

1817.

Daß Roſtock, eine ſo alte und berühmte Stadt, durch die Großthaten ihres Landsmannes ſich friſch belebt und erhoben fühlte, war ganz naturgemäß; daß die Stellvertreter des Landes, dem ein ſo trefflicher Mann angehört, ſich berufen hielten demſelben am Orte ſeiner Geburt ein bedeutendes Denkmal zu ſtiften, war eine von den erſten Wirkungen eines lang erſehnten Friedens. Die Verſammlung der mecklenburgiſchen Stände im December 1814 faßte den einſtimmigen Beſchluß, die Thaten ihres hochberühmten Landsmanns auf eine ſolche Weiſe zu verehren. Die Sanction der beiden Großherzoge königliche Hoheiten erfolgte darauf, ſo wie die Zuſage eines bedeutenden Beitrags. Alle Mecklenburger wurden ſodann zu freiwilligen Beiträgen gleichfalls eingeladen, und die Stände bewilligten den allenfalls abgehenden Theil der Koſten. Die hochgebildete Erbgroßherzogin Caroline, alles Gute und Schöne befördernd, nahm lebhaften Antheil an dieſem Vorhaben, und wünſchte, im Vertrauen auf ihre Vaterſtadt, daß die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich bei der Ausführung nicht unthätig verhalten möchten. Der engere Ausſchuß der Ritter- und Landſchaft ward beauftragt Ideen und Vorſchläge zu ſammeln: hieraus entſtand eine Concurrenz mehrerer verdienten Künſtler; verſchiedene Modelle, Zeichnungen und Entwürfe wurden eingeſendet. Hier aber that ſich die Schwierigkeit hervor, woran in den neueſten Zeiten mancher Plan geſcheitert iſt, wie nämlich die verſchiedenen Wünſche ſo vieler Intereſſenten zu vereinigen ſeyn möchten. Dieſes Hinderniß ſuchte man dadurch zu beſeitigen, daß ein landesherrlicher und ſtändiſcherſeits genehmigter Vorſchlag durch Herrn Kammerherrn von Preen an den Herausgeber gegenwärtiger Hefte gebracht wurde, wodurch man denſelben aufforderte, der Berathung

in dieſer wichtigen Angelegenheit beizuwohnen. Höchſt geehrt durch ein ſo unerwartetes Vertrauen, erneute derſelbe ein früheres Verhältniß mit Herrn Director Schadow in Berlin; verſchiedene Modelle wurden gefertigt und das letzte, bei perſönlicher Anweſenheit gedachten Herrn Directors in Weimar, nochmals mit den dortigen Kunſtfreunden bedacht und beſprochen, ſodann aber durch Vermittelung des in dieſer Angelegenheit immer thätigen Herrn von Preen die Ausführung höchſten und hohen Orts beſchloſſen, und dem bereitwilligen Künſtler übertragen.

Das Piedeſtal aus vaterländiſchem Granit wird auf der Schweriner Schleifmühle, von der ſo ſchöne Arbeiten in dem härteſten Stein bekannt ſind, auf Koſten Ihro königlichen Hoheit des Großherzogs bearbeitet. Auf dieſen Unterſatz, von neun Fuß Höhe, kommt die aus Erz gegoſſene, gleichfalls neun Fuß hohe Statue des Helden zu ſtehen. Er iſt abgebildet mit dem linken Fuß vorſchreitend, die Hand am Säbel; die Rechte führt den Commandoſtab. Seine Kleidung kunſtgemäß, doch erinnernd an eine in den neueren Zeiten nicht ſeltene Tracht. Der Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, wovon der Rachen auf der Bruſt das Heft bildet. Das entblößte Haupt läßt eine prächtige Stirn ſehen; die höchſt günſtigen Züge des Geſichts ſprechen einen bedeutenden Charakter aus, wie denn überhaupt die ſchlanke Geſtalt des Kriegers dem Künſtler ſehr willkommen entgegentritt.

Zu bedeutenden halberhobenen Arbeiten an das Piedeſtal ſind auch ſchon Zeichnungen und Vorſchläge eingereicht, deren nähere Beſtimmung noch zu erwarten ſteht.

Die am Schluſſe des Jahres 1815 verſammelten Stände benutzten den 16. December, als den Geburtstag des Fürſten, ihre dankbare Verehrung nebſt der Anzeige des von ſeinem Vaterlande ihm zu errichtenden Monuments überreichen zu laſſen; die darauf erfolgte Antwort geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl, daß die That ſelbſt ſpreche, ein Denkmal derſelben eher ablehnen als begünſtigen möchte.

Auszug eines Schreibens.

Berlin den 29. Auguſt 1818.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Koloſſalſtatue des Fürſten Blücher

trefflich gerathen ist. Außer dem Kopf ist es die ganze Höhe vom Halse an bis herunter mit der Plinthe. Den 21. d. M., Abends gegen 6 Uhr, wurde dem Ofen Feuer gegeben, und des andern Morgens um 4 Uhr abgestochen. Einhundert und vier Centner waren eingesetzt worden. Der größere Theil hiervon diente dem eigentlich in die Form Einfließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein, und setzte sich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Gusses abzunehmen. Gestern haben wir den Guß bis unter die Plinthe von Form freigemacht, und uns überzeugt, daß von oben bis unten alles dicht und rein ausgefallen. Sonst geschieht bei dergleichen großen Güssen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimsstein, porös vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmasse gemischt sind, welches alles hier nicht der Fall ist.

Der Guß geschah in der königlichen Kanonengießerei beim Zeughause, und man ist, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einsicht des französischen Formers und Gießers, so wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten schuldig, ohne welches Einverständniß man nicht sicher gearbeitet und einen so wichtigen Zweck schwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die sonderbare Eigenschaft, daß man den Augenblick der höchsten Flüssigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbei ist, man durch das stärkste Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Diesen Augenblick zu erkennen, haben unsere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

Ich habe schon gemeldet, daß eine solche Form aus horizontalen Schichten besteht, und wie gut das Metall mag geflossen seyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derselben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen ist.

Nun haben wir den Kern herauszuschaffen, welches eine schwierige Arbeit ist, da uns nur drei Oeffnungen zu Gebote stehen, nämlich unten durch die beiden Fußsohlen, inwendig der Plinthe und oben am Hals. Um den Mantel schwebend zu erhalten, sind künstliche Vorrichtungen angebracht; metallene Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewande hervorstehen, und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was jemanden, der in Rußland gießen sah, neu war, ist die hier angewendete größere Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort sah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß sie einem Ballen von

Wurzeln glichen. Man iſt in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch ſo viele Veräſtungen gleichſam abgefangen wird, und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig iſt auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches ſonſt die Dicke des Metalles beſtimmte, entbehren kann. Jetzt, wenn über das fertige Modell die Form gemacht, und dieſe wieder abgenommen iſt, wird die ganze Oberfläche beſchabt, und zwar um ſo viel, als die Metalldicke künftighin betragen ſoll. In dieſem Zuſtande gab unſere Statue einen ſonderbaren Anblick; die Figur ſchien ſehr lang und dünn, und daher außer aller Proportion."

Von dieſem und anderem wird Herr Director Schadow dem Publicum hoffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk ſelbſt vor aller Augen ſteht. Man hofft, daß dieſes Standbild an Ort und Stelle auf den 18. Juni 1819 wird zu ſchauen ſeyn. Die zwei Relieftafeln werden in dießjähriger Ausſtellung erſcheinen. Die erſte ſtellt vor den Helden, ſich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend, und zu gleicher Zeit den Feind bedrohend; der Genius des Vaterlandes ſchützt ihn mit der Aegide; die zweite zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämoniſche Geſtalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beiſtand der guten Geiſter.

Folgende Inſchriften ſind genehmigt:

Dem Fürſten
Blücher
von Wahlſtadt
Die Seinen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Baſalt, der ſchwarze Teufels-Mohr,
Aus tiefſter Hölle bricht hervor,
Zerſpaltet Fels, Geſtein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.
Und ſo wäre denn die liebe Welt
Geognoſtiſch auch auf den Kopf geſtellt.

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerſtört man das Poſeidaoniſche Reich;
Wenn alle ſich vor Hephäſtos bücken,
Ich kann es nicht ſogleich:
Ich weiß nur in der Folge zu ſchätzen.
Schon hab' ich manches Credo verpaßt;
Mir ſind ſie alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Natürlich mit Verſtand
Sey du befliſſen;
Was der Geſcheidte weiß
Iſt ſchwer zu wiſſen.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß
Erkennt man: alles dreht im Kreis,
Erſt lehrt man jenes, lehrt man dieß,
Nun aber waltet ganz gewiß

Die Externsteine.

1824.

An der südwestlichen Gränze der Grafschaft Lippe zieht sich ein langes, waldiges Gebirg hin, der Lippische Wald, sonst auch der Teutoburger Wald genannt, und zwar in der Richtung von Südost nach Südwest; die Gebirgsart ist bunter Sandstein.

An der nordöstlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn am Ausgange eines Thales, stehen, abgesondert vom Gebirg, drei bis vier einzelne senkrecht in die Höhe strebende Felsen; ein Umstand, der bei genannter Gebirgsart nicht selten ist. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühesten Zeiten Ehrfurcht; sie mochten dem heidnischen Gottesdienst gewidmet seyn, und wurden sodann dem christlichen geweiht. Der compacte, aber leicht zu bearbeitende Stein gab Gelegenheit Einsiedeleien und Capellen auszuhöhlen: die Feinheit des Korns erlaubte sogar Bildwerke darin zu arbeiten. An dem ersten und größten dieser Steine ist die Abnahme Christi vom Kreuz, in Lebensgröße, halb erhoben, in die Felswand eingemeißelt.

Eine treffliche Nachbildung dieses merkwürdigen Alterthums verdanken wir dem königlich preußischen Hofbildhauer Herrn Rauch, welcher dasselbe im Sommer 1823 gezeichnet, und erwehrt man sich auch nicht des Vermuthens, daß ein zarter Hauch der Ausbildung dem Künstler des neunzehnten Jahrhunderts angehöre, so ist doch die Anlage selbst schon bedeutend genug, deren Verdienst einer frühern Epoche nicht abgesprochen werden kann.

Wenn von solchen Alterthümern die Rede ist, muß man immer voraussagen und setzen, daß von der christlichen Zeitrechnung an die bildende

Kunſt, die ſich im Nordweſten niemals hervorthat, nur noch im Südoſten, wo ſie ehemals den höchſten Grad erreicht, ſich erhalten, wiewohl nach und nach verſchlechtert habe. Der Byzantiner hatte Schulen oder vielmehr Gilden der Malerei, der Moſaik, des Schnitzwerks; auch wurzelten dieſe und rankten um ſo feſter, als die chriſtliche Religion eine von den Heiden ererbte Leidenſchaft, ſich an Bildern zu erfreuen und zu erbauen, unabläſſig forthegte, und daher dergleichen ſinnige Darſtellungen geiſtiger und heiliger Gegenſtände auf einen ſolchen Grad vermehrte, daß Vernunft und Politik empört ſich dagegen zu ſträuben anfingen, wodurch denn das größte Unheil entſchiedener Spaltungen der morgenländiſchen Kirche bewirkt ward.

Im Weſten war dagegen alle Fähigkeit irgend eine Geſtalt hervorzubringen, wenn ſie je da geweſen, völlig verloren. Die eindringenden Völker hatten alles, was in früherer Zeit dahin gewandert ſeyn mochte, weggeſchwemmt; eine öde bildloſe Landweite war entſtanden; wie man aber, um ein unausweisliches Bedürfniß zu befriedigen, ſich überall nach den Mitteln umſieht, auch der Künſtler ſich immer gern dahin begiebt, wo man ſein bedarf, ſo konnte es nicht fehlen, daß nach einer Beruhigung der Welt, bei Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens, zu Beſtimmung der Einbildungskraft die Bilder im nördlichen Weſten gefordert, und öſtliche Künſtler dahin gelockt wurden.

Ohne alſo weitläufiger zu ſeyn, geben wir gern zu, daß ein mönchiſcher Künſtler unter den Schaaren der Geiſtlichen, die der erobernde Hof Carls des Großen nach ſich zog, dieſes Werk könne verfertigt haben. Solche Techniker, wie noch jetzt unſere Stuckatoren und Arabeskenmaler, führten Muſter mit ſich, wonach ſie auch deßhalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Geſtalt ſich zu ſicherem andächtigen Behuf immerfort identiſch eindrücken, und ſo ihre Wahrhaftigkeit beſtärken ſollte.

Wie dem nun auch ſey, ſo iſt das gegenwärtig in Frage ſtehende Kunſtwerk ſeiner Art und Zeit nach gut, ächt und ein öſtliches Alterthum zu nennen, und da die treffliche Abbildung jedermann im Steindruck zugänglich ſeyn wird, ſo wenden wir unſere Aufmerkſamkeit zuerſt auf die geſtauchte Form des Kreuzes, die ſich der gleichſchenkeligen des griechiſchen annähert; ſodann aber auf Sonne und Mond, welche in den oberen Winkeln zu beiden Seiten ſichtbar ſind, und in ihren Scheiben zwei Kinder ſehen laſſen, auf welchen beſonders unſere Betrachtung ruht.

Es ſind halbe Figuren mit geſenkten Köpfen, vorgeſtellt wie ſie große

herabsinkende Vorhänge halten, als wenn sie damit ihr Angesicht verbergen und ihre Thränen abtrocknen wollten.

Daß dieses aber eine uralte sinnliche Vorstellung der orientalischen Lehre, welche zwei Principien annimmt, gewesen sey, erfahren wir durch Simplicius' Auslegung zu Epiktet, indem derselbe im vierunddreißigsten Abschnitt spottend sagt: „Ihre Erklärung der Sonn- und Mondfinsternisse legt eine zum Erstaunen hohe Gelehrsamkeit an den Tag: denn sie sagen, weil die Uebel, die mit dem Bau der Welt verflochten sind, durch ihre Bewegungen viel Verwirrung und Aufruhr machen, so ziehen die Himmelslichter gewisse Vorhänge vor, damit sie an jenem Gewühl nicht den mindesten Theil nehmen, und die Finsternisse seyen nichts anders, als dieses Verbergen der Sonne oder des Mondes hinter ihrem Vorhang."

Nach diesen historischen Grundlagen gehen wir noch etwas weiter, und bedenken, daß Simplicius, mit mehreren Philosophen aus dem Abendlande, um die Zeit des Manes nach Persien wanderte, welcher ein geschickter Maler, oder doch mit einem solchen verbündet gewesen zu seyn scheint, indem er sein Evangelium mit wirksamen Bildern schmückte, und ihm dadurch den besten Eingang verschaffte. Und so wäre es wohl möglich, daß sich diese Vorstellung von dort herschriebe, da ja die Argumente des Simplicius gegen die Lehre von zwei Principien gerichtet sind.

Doch da in solchen historischen Dingen aus strenger Untersuchung immer mehr Ungewißheit erfolgt, so wollen wir uns nicht allzu fest hierauf lehnen, sondern nur andeuten, daß diese Vorstellung des Externsteins einer uralten orientalischen Denkweise gemäß gebildet sey.

Uebrigens hat die Composition des Bildes wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablassender Theilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum getreten zu seyn, der sich durch die Schwere des Mannes umbeg, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufnehmende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechte stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird — ein schönes würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schooß ihrer Frauen ohnmächtig liegend, bis sie zuletzt bei Daniel

da Volterra rücklings quer hingeſtreckt unwürdig auf dem Boden geſehen wird.

Aus einer ſolchen das Bild durchſchneidenden horizontalen Lage der Mutter jedoch haben ſich die Künſtler wahrſcheinlich deßhalb nicht wieder herausgefunden, weil eine ſolche Linie, als Contraſt des ſchroff in die Höhe ſtehenden Kreuzes, unerläßlich ſcheint.

Daß eine Spur des Manichäismus durch das Ganze gehe, möchte ſich auch noch durch den Umſtand bekräftigen, daß, wenn Gott der Vater ſich über dem Kreuze mit der Siegesfahne zeigt, in einer Höhle unter dem Boden ein paar hart gegen einander knieende Männer von einem löwenklauigen Schlangendrachen, als dem böſen Princip, umſchlungen ſind, welche, da die beiden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, durch das obere große Opfer kaum zu retten ſeyn möchten.

Und nun vergeſſen wir nicht anzuführen, daß in d'Agincours Werk: **Histoire des Arts par les Monumens**, und zwar auf deſſen 163. Tafel, eine ähnliche Vorſtellung vorhanden iſt, wo auf einem Gemälde, die Kreuzabnahme vorſtellend, oben an der einen Seite der Sonnenknabe deutlich zu ſehen iſt, indeſſen der Mondknabe durch die Unbilden der Zeit ausgelöſcht worden.

Nun aber zum Schluß werde ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithra-Tafeln zu ſehen ſeyen, weßhalb ich denn die erſte Tafel aus Thomas Hyde's **Historia religionis veterum Persarum** bezeichne, wo die alten Götter Sol und Luna noch aus Wolken oder hinter Gebirgen in erhobener Arbeit hervortreten, ſodann aber die Tafeln **XIX** und **XX** zu Heinrich Seels Mithra-Geheimniſſen, Aaran 1823, noch anführe, wo die genannten Gottheiten in flach vertieften Schalen wenig erhöht ſymboliſch gebildet ſind.

Christus

nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeschlagen.

1830.

Wenn wir den Malern abgerathen sich vorerst mit biblischen Gegenständen zu beschäftigen, so wenden wir uns, um die hohe Ehrfurcht, die wir vor jenem Cyclus hegen, zu bethätigen, an die Bildhauer, und denken hier die Angelegenheit im Großen zu behandeln.

Es ist uns schmerzlich zu vernehmen, wenn man einen Plastiker auffordert Christus und seine Apostel in einzelnen Bildnissen aufzustellen: Raphael hat es mit Geist und Heiterkeit einmal malerisch behandelt, und nun sollte man es dabei bewenden lassen. Wo soll der Plastiker die Charaktere hernehmen, um sie genugsam zu sondern? Die Zeichen des Märtyrerthums sind der neuern Welt nicht anständig genügend, der Künstler will die Bestellung nicht abweisen, und da bleibt ihm dann zuletzt nichts übrig, als wackern wohlgebildeten Männern Ellen auf Ellen Tuch um den Leib zu drapiren, mehr als sie je in ihrem ganzen Leben möchten gebraucht haben.

In einer Art von Verzweiflung, die uns immer ergreift, wenn wir mißgeleitete oder mißbrauchte schöne Talente zu bedauern haben, bildete sich bei mir der Gedanke, dreizehn Figuren aufzustellen, in welchen der ganze biblische Cyclus begriffen werden könnte; welches wir denn mit gutem Wissen und Gewissen hierdurch mittheilen.

I.

Adam,

in vollkommen menschlicher Kraft und Schönheit; ein Canon, nicht wie der Heldenmann, sondern wie der fruchtreiche, weichstarke Vater der

Menschen zu denken seyn möchte: mit dem Fell bekleidet, das, seine Nacktheit zu decken, ihm von oben gegeben ward. Zu der Bildung seiner Gesichtszüge würden wir den größten Meister auffordern. Der Urvater sieht mit ernstem Blick, halb traurig lächelnd, auf einen derben tüchtigen Knaben, dem er die rechte Hand aufs Haupt legt, indem er mit der linken das Grabscheit, als von der Arbeit ausruhend, nachlässig sinken läßt.

Der erstgeborene Knabe, ein tüchtiger Junge, erwürgt mit wildem Kindesblick und kräftigen Fäusten ein paar Drachen, die ihn bedrohen wollten, wozu der Vater, gleichsam über den Verlust des Paradieses getröstet, hinsieht. Wir stellen bloß das Bild dem Künstler vor die Augen: es ist für sich deutlich und rein; was man hinzu denken kann, ist gering.

II.

Noah,

als Winzer, leicht gekleidet und geschürzt, aber doch schon gegen das Thierfell anmuthig contrastirend, einen reich behangenen Rebestock in der linken Hand, einen Becher, den er zutraulich hinweist, in der rechten. Sein Gesicht edel heiter, leicht von dem Geiste des Weins belebt. Er muß die zufriedene Sicherheit seiner selbst andeuten, ein behagliches Bewußtseyn, daß, wenn er auch die Menschen von wirklichen Uebeln nicht zu befreien vermöge, er ihnen doch ein Mittel, das gegen Sorge und Kummer, wenn auch nur augenblicklich, wirken solle, darzureichen das Glück habe.

III.

Moses.

Diesen Heroen kann ich mir freilich nicht anders als sitzend denken, und ich erwehre mich dessen um so weniger, als ich, um der Abwechslung willen, auch wohl einen Sitzenden und in dieser Lage Ruhenden möchte dargestellt sehen. Wahrscheinlich hat die überkräftige Statue des Michel Angelo, am Grabe Julius' II., sich meiner Einbildungskraft dergestalt bemächtigt, daß ich nicht von ihr loskommen kann; auch sey deßwegen das fernere Nachdenken und Erfinden dem Künstler und Kenner überlassen.

IV.

David

darf nicht fehlen, ob er mir gleich auch als eine schwierige Aufgabe erscheint. Den Hirtensohn, Glücksritter, Helden, Sänger, König und Frauenlieb in Einer Person, oder eine vorzügliche Eigenschaft derselben glücklich hervorgehoben, darzustellen, möge dem genialen Künstler glücken.

V.

Jesaias.

Fürstensohn, Patriot und Prophet, ausgezeichnet durch eine würdige warnende Gestalt. Könnte man durch irgend eine Ueberlieferung dem Costüme jener Zeiten beikommen, so wäre das hier von großem Werthe.

VI.

Daniel.

Diesen getraue ich mir schon näher zu bezeichnen. Ein heiteres längliches wohlgebildetes Gesicht, schicklich bekleidet, von langem lockigem Haar, schlanke zierliche Gestalt, enthusiastisch in Blick und Bewegung. Da er in der Reihe zunächst an Christum zu stehen kommt, würde ich ihn gegen diesen gewendet vorschlagen, gleichsam im Geiste den Verkündeten vorausschauend.

Wenn wir uns vorstellen, in eine Basilika eingetreten zu seyn und im Vorschreiten links die beschriebenen Gestalten betrachtet zu haben, so gelangen wir nun in der Mitte vor

VII.

Christus selbst

welcher als hervortretend aus dem Grabe darzustellen ist. Die herabsinkenden Grabestücher werden Gelegenheit geben, den göttlich aufs neue Belebten in verherrlichter Mannesnatur und schicklicher Nacktheit darzustellen, zur Versöhnung, daß wir ihn sehr unschicklich gemartert, sehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam sehen mußten. Es wird dieses eine der schönsten Aufgaben für den Künstler werden, welche unseres Wissens noch niemals glücklich gelöst worden ist.

Gehen wir nun an der andern Seite hinunter und betrachten die sechs folgenden neutestamentlichen Gestalten, so finden wir

VIII.

den Jünger Johannes.

Diesem würden wir ein rundliches Gesicht, krause Haare und durchaus eine derbere Gestalt als dem Daniel geben, um durch jenen das sehnsüchtige Liebestreben nach dem Höchsten, hier die befriedigte Liebe in der herrlichsten Gegenwart auszudrücken. Bei solchen Contrasten läßt sich auf eine zarte, kaum den Augen bemerkbare Weise die Idee darstellen, von welcher wir eigentlich ergriffen sind.

IX.

Matthäus, der Evangelist.

Diesen würden wir vorstellen als einen ernsten stillen Mann von entschieden ruhigem Charakter, ein Genius, wie ihm ja immer zugetheilt wird, hier aber in Knabengestalt, würde ihm beigesellt, der in flacherhobener Arbeit eine Platte ausmeißelt, auf deren sichtbarem Theil man die Verehrung des auf der Mutter Schooße sitzenden Jesuskindleins durch einen König, im Fernen durch einen Hirten, mit Andeutungen von folgenden, zu sehen hätte. Der Evangelist, ein Täfelchen in der Linken, einen Griffel in der Rechten, blickt heiter aufmerksam nach dem Vorbilde, als einer, der augenblicklich niederschreiben will. Wir sehen diese Gestalt mit ihrer Umgebung auf mannichfaltige Weise freudig im Geiste.

Wir betrachten überhaupt diesen dem Sinne nach als das Gegenbild von Moses und wünschen, daß der Künstler diesen Geistes hier Gesetz und Evangelium in Contrast bringe; jener hat die schon eingegrabenen starren Gebote im Urstein, dieser ist im Begriff das lebendige Ereigniß leicht und schnell aufzufassen. Jenem möchte ich keinen Gesellen geben, denn er erhielt seine Tafeln unmittelbar aus der Hand Gottes; bei diesem aber kann, wenn man allegorisiren will, der Genius die Ueberlieferung vorstellen, durch welche eine dergleichen Kunde erst zu dem Evangelisten mochte gekommen seyn.

X.

Diesen Platz wollen wir dem Hauptmann von Capernaum gönnen; er ist einer der ersten Gläubigen, der von dem hohen Wundermanne Hülfe fordert nicht für sich, noch einen Blutsverwandten, sondern für den treuesten willfährigsten Diener. Es liegt hierin etwas so Zartes, daß wir wünschten, es möchte mitempfunden werden.

Da bei dem ganzen Vorschlag eigentlich Mannichfaltigkeit zugleich beabsichtigt ist, so haben wir hier einen römischen Hauptmann in seinem Costüme, der sich trefflich ausnehmen wird. Wir verlangen nicht gerade, daß man ihm ansehe, was er bringt und will: es ist uns genug, wenn der Künstler einen kräftig verständigen und zugleich wohlwollenden Mann darstellt.

XI.

Maria Magdalena.

Diese würde ich sitzend oder halb gelehnt dargestellt wünschen, aber weder mit einem Todtenkopf noch einem Buche beschäftigt; ein zu ihr gesellter Genius müßte ihr das Salbfläschchen vorweisen, womit sie die Füße des Herrn geehrt, und sie sähe es mit frommem wohlgefälligem Behagen an. Diesen Gedanken haben wir schon in einer allerliebsten Zeichnung ausgeführt gesehen, und wir glauben nicht, daß etwas Frommanmuthigeres zu denken sey.

XII.

Paulus.

Der ernste gewaltige Lehrer! Er wird gewöhnlich mit dem Schwerte vorgestellt, welches wir aber, wie alle Marterinstrumente ablehnen und ihn lieber in der beweglichen Stellung zu sehen wünschten eines, der seinem Wort, mit Mienen sowohl als Gebärde, Nachdruck verleihen und Ueberzeugung erringen will. Er würde, als Gegenstück von Jesaias, dem vor Gefahr warnenden Lehrer, dem die traurigsten Zustände voraus erblickenden Seher nicht gerade gegenüber stehen, aber doch in Bezug zu denken seyn.

XIII.

Petrus.

Diesen wünschte ich nun auf das geistreichste und wahrhafteste behandelt.

Wir sind oben in eine Basilika hereingetreten, haben zu beiden Seiten in den Intercolumnien die zwölf Figuren im allgemeinen erblickt; in der Mitte, in dem würdigsten Raum, den Einzelnen, Unvergleichbaren. Wir fingen historisch auf unserer linken Hand an, und betrachteten das Einzelne der Reihe nach.

In der Gestalt, Miene, Bewegung St. Peters aber wünschte ich folgendes ausgedrückt. In der Linken hängt ihm ein kolossaler Schlüssel, in der Rechten trägt er den Gegenpart, eben wie einer der im Begriff ist auf- oder zuzuschließen. Diese Haltung, diese Miene recht wahrhaft auszudrücken, müßte einem ächten Künstler die größte Freude machen. Ein ernster forschender Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet seyn, ob er denn auch sich hierher zu wagen berechtigt sey. Und dadurch würde zugleich dem Scheidenden die Warnung gegeben, er möge sich in Acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Thüre für immer zugeschlossen werde.

Wiederaufnahme.

Ehe wir aber wieder hinaustreten, drängen sich uns noch folgende Betrachtungen auf. Hier haben wir das alte und neue Testament, jenes vorbildlich auf Christum deutend, sodann den Herrn selbst in seine Herrlichkeit eingehend, und das neue Testament sich in jedem Sinne auf ihn beziehend. Wir sehen die größte Mannichfaltigkeit der Gestalten und doch immer, gewissermaßen paarweise, sich auf einander beziehend, ohne Zwang und Anforderung: Adam auf Noah, Moses auf Matthäus, Jesaias auf Paulus, Daniel auf Johannes; David und Magdalena möchten sich unmittelbar auf Christum selbst beziehen, jener stolz auf solch einen Nachkommen, diese durchdrungen von dem allerschönsten Gefühle, einen würdigen Gegenstand für ihr liebevolles Herz gefunden zu haben. Christus steht allein im geistigsten Bezug zu seinem himmlischen Vater. Den Gedanken, ihn darzustellen, wie die Grabestücher von ihm wegsinken, haben wir schon benutzt gefunden, aber es ist nicht die Frage, neu zu seyn, sondern das Gehörige zu finden, oder wenn es gefunden ist, es anzuerkennen.

Im innern Erdenſpatium
Pyro-Hydrophylacium,
Damit's der Erden-Oberfläche
An Feuer und Waſſer nicht gebreche.
Wo käme denn ein Ding ſonſt her,
Wenn es nicht längſt ſchon fertig wär'?
So iſt denn, eh' man ſich's verſah,
Der Pater Kircher wieder da.
Will mich jedoch des Worts nicht ſchämen:
Wir taſten ewig an Problemen.

Keine Gluthen, keine Meere
Geb' ich in dem Innern zu;
Doch allherrſchend waltet Schwere;
Nicht verdammt zu Tod und Ruh.
Vom lebendigen Gott lebendig,
Durch den Geiſt, der alles regt,
Wechſelt ſie, nicht unbeſtändig,
Immer in ſich ſelbſt bewegt.

Seht nur hin! Ihr werdet's faſſen!
Wenn Mercur ſich hebt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlaſſen,
Atmoſphäre ſchwer und leicht.

Mir genügt nicht eure Lehre:
Ebb' und Fluth der Atmoſphäre
Denk' ſich's jeder wie er kann!

Es ist offenbar, daß bei der Fruchtbarkeit der Bildhauer sie nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Gegenstände sind; hier werden ihnen viele Figuren geboten, deren jede einzeln werth ist des Unternehmens; und sollte auch das Ganze, im Großen ausgeführt, nur der Einbildungskraft anheim gegeben werden, so wäre doch in Modellen mäßiger Größe mancher Ausstellung eine annuthige Mannichfaltigkeit zu geben. Der Verein, der dergleichen billigte, würde wahrscheinlich Beifall und Zufriedenheit erwerben.

Würden mehrere Bildhauer aufgerufen sich, nach ihrer Neigung und Fähigkeit in die einzelnen Figuren zu theilen, sie in gleichem Maßstab zu modelliren, so könnte man eine Ausstellung machen, die in einer großen bedeutenden Stadt gewiß nicht ohne Zulauf seyn würde.

Verein der deutſchen Bildhauer.

Jena, den 27. Juli 1817.

Da von allen Zeiten her die Bildhauerkunſt das eigentliche Fundament aller bildenden Kunſt geweſen und mit deren Abnahme und Untergang auch alles andere Mit- und Untergeordnete ſich verloren, ſo vereinigen ſich die deutſchen Bildhauer in dieſer bedenklichen Zeit, ohne zu unterſuchen, wie die übrigen verwandten Künſte ſich vorzuſehen hätten, auf ihre alten, anerkannten, ausgeübten und niemals widerſprochenen Rechte und Satzungen dergeſtalt, daß es für Kunſt und Handwerk gelte, wo erhobene, halb und ganz runde Arbeit zu leiſten iſt.

Der Hauptzweck aller Plaſtik, welches Wortes wir uns künftighin zu Ehren der Griechen bedienen, iſt, daß die Würde des Menſchen innerhalb der menſchlichen Geſtalt dargeſtellt werde. Daher iſt ihr alles außer dem Menſchen zwar nicht fremd, aber doch nur ein Nebenwerk, welches erſt der Würde des Menſchen angenähert werden muß, damit ſie derſelbigen diene, ihr nicht etwa in den Weg trete, oder vielleicht gar hinderlich und ſchädlich ſey. Dergleichen ſind Gewänder und alle Arten von Bekleidungen und Zuthaten; auch ſind die Thiere hier gemeint, welche diejenige Kunſt ganz allein würdig bilden kann, die ihnen ihren Theil von dem im Menſchen wohnenden Gottesgebilde in hohem Maße zuzutheilen verſteht.

Der Bildhauer wird daher von früheſter Jugend auf einſehen, daß er eines Meiſters bedarf und aller Selbſtlernerei, d. h. Selbſtquälerei zeitig abſagen. Er wird das geſunde menſchliche Gebilde vom Knochenbau herauf, durch Bänder, Sehnen und Muskeln, aufs fleißigſte durchüben; welches ihm keine Schwierigkeit machen wird, wenn ſein Talent, als ein Selbſtgeſundes, ſich im Geſunden und Jugendlichen wieder anerkennt.

Wie er nun das vollkommene, obſchon gleichgültige Ebenmaß der

menschlichen Gestalt, männlichen und weiblichen Geschlechts, sich als einen würdigen Canon anzueignen und denselben darzustellen im Stande ist, so ist alsdann der nächste Schritt zum Charakteristischen zu thun. Hier bewährt sich nun jener Typus auf und ab zu allem Bedeutenden, welches die menschliche Natur zu offenbaren fähig ist, und hier sind die griechischen Muster allen andern vorzuziehen, weil es ihnen glückte den Raupen- und Puppenzustand ihrer Vergänger zur höchstbewegten Psyche hervorzuheben, alles wegzunehmen, und ihren Nachfolgern, die sich nicht zu ihnen bekennen, sondern in ihrer Unmacht Original seyn wollen, in dem Sanften nur Schwäche und in dem Starken nur Parodie und Caricatur übrig zu lassen.

Weil aber in der Plastik zu denken und zu reden ganz unzulässig und unnütz ist, der Künstler vielmehr würdige Gegenstände mit Augen sehen muß, so hat er nach den Resten der höchsten Vorzeit zu fragen, welche denn ganz allein in den Arbeiten des Phidias und seiner Zeitgenossen zu finden sind. Hiervon darf man gegenwärtig entschieden sprechen, weil genugsame Reste dieser Art sich schon jetzt in London befinden, so daß man also einen jeden Plastiker gleich an die rechte Quelle weisen kann.

Jeder deutsche Bildhauer verbindet sich daher, alles was ihm von eigenem Vermögen zu Gebote steht, oder was ihm durch Freunde, Gönner und sonstige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reise nach England mache und daselbst so lange als möglich verweile; indem allhier zuvörderst die Elginschen Marmore, sodann aber auch die übrigen dort befindlichen, dem Museum einverleibten Sammlungen eine Gelegenheit geben, die in der bewohnten Welt nicht weiter zu finden ist.

Daselbst studire er vor allen Dingen aufs fleißigste den geringsten Ueberrest des Parthenons und des Phigalischen Tempels; auch der kleinste, ja beschädigte Theil wird ihm Belehrung geben. Dabei bedenke er freilich, damit er sich nicht entsetze, daß es nicht gerade nöthig sey ein Phidias zu werden.

Denn obgleich in höherem Sinne nichts weniger von der Zeit abhängt, als die wahre Kunst, sie auch wohl überall immer zur Erscheinung kommen könnte, wenn selbst der talentreiche Mensch sich nicht gewöhnlich gefiele albern zu seyn, so ist in unserer gegenwärtigen Lage wohl zu betrachten, daß ja die Nachfolger des Phidias selbst schon von jener strengen

Höhe herabstiegen, theils in Junonen und Aphroditen, theils in ephebischen und Herculischen Gestalten, und was der Zwischenkreis alles enthalten mag, sich jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem eigenen Charakter zu ergehen wußte, bis zuletzt das Porträt selbst, Thiere und Phantasiegestalten von der hohen Würde des Olympischen Jupiters und der Pallas des Parthenon participirten.

In diesen Betrachtungen also erkennen wir an, daß der Plastiker die Kunstgeschichte in sich selbst repräsentiren müsse; denn an ihm wird sogleich merklich, von welchem Punkte er ausgegangen. Welch ein lebender Meister dem Künstler beschieden ist, hängt nicht von ihm ab; was er aber für Muster aus der Vergangenheit sich wählen will, das ist seine Sache, sobald er zur Erkenntniß kommt, und da wähle er nur immer das Höchste: denn er hat alsdann einen Maßstab, wie schätzenswerth er noch immer sey, wenn er auch hinter jenem zurückbleibt. Wer unvollkommene Muster nachahmt, beschädigt sich selbst: er will sie nicht übertreffen, sondern hinter ihnen zurückbleiben.

Sollte aber dieser gegenwärtige Vereinsvorschlag von den Gliedern der edlen Zunft gebilligt und mit Freuden aufgenommen werden, so ist zu hoffen, daß die deutschen Gönner auch hierhin ihre Neigung wenden. Denn obgleich ein jeder Künstler, der sich zum Plastischen bestimmt fühlt, sich diese Wallfahrt nach London zuschwören und mit Gefahr des Pilgerund Märtyrthums ausführen muß, so wird es doch der deutschen Nation viel anständiger und für die gute Sache schneller wirksam werden, wenn ein geprüfter junger Mann von hinreichender Fertigkeit dorthin mit Empfehlungen gesendet und unter Aufsicht gegeben würde. Denn gerade, daß deutsche Künstler nach Italien, ganz auf ihre eigene Hand, seit dreißig Jahren gegangen und dort, nach Belieben und Grillen, ihr halb künstlerisches, halb religiöses Wesen getrieben, dieses ist Schuld an allen neuen Verirrungen, welche noch eine ganze Weile nachwirken werden.

Haben die Engländer eine afrikanische Gesellschaft, um gutmüthige, dunkel strebende Menschen in die widerwärtigen Wüsten zu Entdeckungen abzusenden, die man recht gut voraussehen konnte, sollte nicht in Deutschland der Sinn erwachen, die uns so nahe gebrachten über alle Begriffe würdigen Kunstschätze auch wie das Mittelland zu benutzen?

Hier wäre eine Gelegenheit, wo die Frankfurter ungeheure und wirklich disponentionirte Städel'sche Stiftung sich auf dem höchsten bedeutenden

Punkt entschieden sehen lassen könnte. Wie leicht würde es den dortigen großen Handelshäusern seyn, einen jungen Mann zu empfehlen und durch ihre mannichfaltigen Verbindungen in Aufsicht halten zu lassen!

Ob freilich ein ächtes plastisches Talent in Frankfurt geboren sey, ist noch die Frage, und die noch schwerer zu beantworten, ob man die Kunst außerhalb der Bürgerschaft befördern dürfe.

Genug, die Sache ist von der Wichtigkeit, besonders in dem gegenwärtigen Augenblick, daß sie wohl verdiente zur Sprache gebracht zu werden.

Denkmale.

Da man in Deutſchland die Neigung hegt, Freunden und beſonders Abgeſchiedenen Denkmale zu ſetzen, ſo habe ich lange ſchon bedauert, daß ich meine lieben Landsleute nicht auf dem rechten Wege ſehe.

Leider haben ſich unſere Monumente an die Garten- und Landſchaftsliebhaberei angeſchloſſen, und da ſehen wir denn abgeſtumpfte Säulen, Baſen, Altäre, Obelisken und was dergleichen bildloſe allgemeine Formen ſind, die jeder Liebhaber erfinden und jeder Steinhauer ausführen kann.

Das beſte Monument des Menſchen aber iſt der Menſch. Eine gute Büſte in Marmor iſt mehr werth als alles Architektoniſche, was man jemand zu Ehren und Andenken aufſtellen kann; ferner iſt eine Medaille, von einem gründlichen Künſtler nach einer Büſte oder nach dem Leben gearbeitet, ein ſchönes Denkmal, das mehrere Freunde beſitzen können und die auf die ſpäteſte Nachwelt übergeht.

Bloß zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben, wobei denn aber freilich tüchtige Künſtler vorausgeſetzt werden. Was hat uns nicht das fünfzehnte, ſechzehnte und ſiebzehnte Jahrhundert für köſtliche Denkmale dieſer Art überliefert, und wie manches ſchätzenswerthe auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden ſich gewiß die Künſtler vermehren, welche etwas Vorzügliches leiſten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, würdig anzuwenden wiſſen.

Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erſt nach dem Tode einer geliebten Perſon, dann erſt, wenn ihre Geſtalt vorübergegangen, und ihr Schatten nicht mehr zu haſchen iſt.

Nicht weniger haben ſelbſt wohlhabende, ja reiche Perſonen Bedenken, hundert bis zweihundert Ducaten an eine Marmorbüſte zu wenden, da

es doch das Unschätzbarste ist, was sie ihrer Nachkommenschaft überliefern können.

Mehr weiß ich nicht hinzuzufügen, es müßte denn die Betrachtung seyn, daß ein solches Denkmal überdieß noch transportabel bleibt, und zur edelsten Zierde der Wohnungen gereicht, anstatt daß alle architektonischen Monumente an den Grund und Boden gefesselt, vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Besitzer zerstört und, so lange sie stehen, durch das An- und Einkritzeln der Namen geschändet werden.

Alles hier Gesagte könnte man an Fürsten und Vorsteher des gemeinen Wesens richten, nur im höhern Sinne. Wie man es denn, so lange die Welt steht, nicht höher hat bringen können, als zu einer ikonischen Statue.

Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen.

Was in der Abhandlung über Akademien hierüber gesagt worden.
Meister und Schüler sollen sich in Kunstwerken üben können.
Wer sie nehmen und bezahlen soll.
Könige, Fürsten, Alleinherrscher.
Wie viel schon von ihnen geschieht.
Wie jedoch, wenn sie persönlich keine Neigung zu den Künsten haben, manches auf ein Menschenalter stocken kann.
Die Neigung, das Bedürfniß ist daher weiter auszubreiten.
Kirchen.
Katholische.
Lutherische.
Reformirte.
Local wo die Kunstwerke zu placiren.
Regenten und Militärpersonen, deren öffentliches Leben gleichsam unter freiem Himmel, stehen billig auf öffentlichen Plätzen.
Minister in den Rathssälen, andere verdiente Staatsbeamte in den Sessionsstuben.
Gelehrte auf Bibliotheken.
In wiefern schon etwas ähnliches existirt.
Eine solche allgemeine Anstalt setzt Kunst voraus, und wirkt wieder zurück auf Kunst.
Italien auch hierin Muster und Vorgängerin.
Bilder in den Sessionsstuben zu Venedig.
Vom Saal der Signoria an bis zum Bilde der Schneidergilde.
Gemälde im Zimmer der Zehn.

Wie die Sache in Deutschland steht.

Leerheit des Begriffs eines Pantheons für eine Nation, besonders wie die deutsche.

Es würde dadurch allenfalls eine Kunstliebhaberei auf eine Stadt concentrirt, die doch eigentlich über das Ganze vertheilt und ausgedehnt werden sollte.

Unschicklichkeit architektonischer Monumente.

Diese schreiben sich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunst.

Doppelter Vorschlag, einmal für die Bildhauerei, dann für die Malerei.

Warum der Bildhauerkunst die Porträte zu vindiciren?

Pflicht und Kunst des Bildhauers, sich ans eigentliche Charakteristische zu halten.

Dauer des Plastischen.

Pflicht die Bildhauerkunst zu erhalten, welches vorzüglich durchs Porträt geschehen kann.

Gradation in Absicht auf den Werth und Stoff der Ausführung.

1) Erstes Modell allenfalls in Gyps abgegossen.
2) In Thon ausgeführt.
3) In Marmor ausgeführt.

Eine gute Gypsbüste ist jede Familie schon schuldig von ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derselben zu haben.

Selbst in Thon ist der Aufwand nicht groß, und hat in sich eine ewige Dauer, und es bleibt den Nachkommen noch immer übrig sie in Marmor verwandeln zu lassen.

An größeren Orten, so wie selbst an kleineren, gibt es Clubs, die ihren bedeutenden Mitgliedern, besonders wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, diese Ehre zu erzeigen schuldig wären.

Die Collegia wären ihren Präsidenten, nach einer gewissen Epoche der geführten Verwaltung, ein gleiches Compliment schuldig.

Die Stadträthe, selbst kleiner Städte, würden Ursache haben bald jemand von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß aufs gemeine Wesen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eigenen Mitte oder einen ihrer Eingeborenen, der sich auswärts berühmt gemacht, in dem besten Zimmer ihres Stadthauses aufzustellen.

Anstalten, daß dieses mit guter Kunst geschehen könne.

Die Bildhauerzöglinge müßten bei der Akademie neben dem höhern Theile der Kunst auch im Porträt unterrichtet werden.

Was hierbei zu bemerken?

Ein sogenanntes natürliches Porträt.

Charakteristisches mit Styl.

Von dem letzten kann nur eigentlich die Rede seyn.

Die Akademie soll selbst auf bedeutende Personen, besonders durchreisende, Jagd machen, sie modelliren lassen, und einen Abdruck in gebranntem Thon bei sich aufstellen.

Was auf diese Weise sowohl als durch Bestellung das ganze Jahr von Meistern und Schülern gefertigt würde, könnte bei der Ausstellung als Concurrenzstück gelten.

In einer Hauptstadt würde dadurch nach und nach eine unschätzbare Sammlung entstehen, indem, wenn man sich nur einen Zeitraum von zehn Jahren denkt, die bedeutendsten Personen der In- und Außenwelt aufgestellt seyn würden.

Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Collegien, Corporationen bestellten Büsten ohne großen Aufwand geschlagen werden, und eine unversiegbare Welt für die Gegenwart und die Nachzeit, für das In- und Ausland entstehen.

Die Malerei hingegen müßte auf Bildniß keine Ansprüche machen. Die Porträtmalerei müßte man ganz den Particuliers und Familien überlassen, weil sehr viel dazu gehört, wenn ein gemaltes Porträt verdienen soll öffentlich aufgestellt zu werden.

Allein um den Maler auch von diesem Vortheile genießen zu lassen, so wäre zu wünschen, daß der Begriff von dem Werth eines selbstständigen Gemäldes, das ohne weitern Bezug vortrefflich ist, oder sich dem Vortrefflichen nähert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Gesellschaft, jede Gemeinheit müßte sich überzeugen, daß sie etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunst thut, wenn sie die Ausführung eines selbstständigen Bildes möglich macht.

Man müßte den Künstler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit trockenen historischen oder schwachen sentimentalen Gegenständen plagen, sondern aus der ganzen akademischen Masse von dem, was dort für die Kunst heilsam und für den Künstler schicklich gehalten wird, sich irgend ein Werk nach Vermögen zueignen.

Will mich nur an Hermes halten;
Denn des Barometers Walten
Iſt der Witterung Tyrann.

Weſten mag die Luft regieren
Sturm und Fluth nach Oſten führen,
Wenn Mercur ſich ſchläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben,
Oſther iſt es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer ſteigt.

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit den andern gerne
Die ſelbſterwählte reine Bahn;
Im innern Erdenball pulſiren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen daſſelbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tauſendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander ſchließt;
Strömt Lebensluſt aus allen Dingen,
Dem kleinſten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Iſt ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Nachts, wann gute Geiſter ſchweifen,
Schlaf dir von der Stirne ſtreifen,

Niemand müßte sich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungssessionsstube, oder irgend einen Homerischen Gegenstand in einer Kammersession anzutreffen.

Italiänische Behandlung.

Hülfe durch Charakterbilder.

Zimmer der Dieci in Venedig.

Wirkung hiervon.

In großen Städten schließt sich's an das übrige Merkwürdige.

Kleine Orte macht es bedeutend.

Guercinische Werke in Cento.

Anhänglichkeit an die Vaterstadt.

Freude, dorthin aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.

Möglichkeit hierbei überhaupt ohne Parteigunst zu handeln.

Die Akademien sollen überhaupt alle ihre Urtheile wegen der ausgetheilten Preise öffentlich motiviren.

So auch, warum diesem und jenem eine solche Bestellung zur Ausführung übergeben worden.

Bei der jetzigen Publicität und bei der Art über alles, selbst auch über Kunstwerke mitzureden und zu urtheilen, mögen sie strenge, ungerechte, ja unschickliche Urtheile erwarten.

Aber sie handeln nur nach Grundsätzen und Ueberzeugung.

Es ist hier nicht von Meßproducten die Rede, deren schlechtestes immer noch einen Lobpreiser findet, mehr zu Gunsten des Verlegers, als des Verfassers und Werkes. Ist das Werk verkauft, so lacht man das betrogene Publicum aus, und die Sache ist abgethan. Wäre hingegen ein schlechtes Bild an einem öffentlichen Orte aufgestellt, so würde es an manchem Reisenden immerfort einen strengen Censor finden, so sehr man es auch anfangs gelobt hätte, und manches, was man anfangs hätte heruntersetzen wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.

Die Hauptsache beruht doch immer darauf, daß man von oben herein nach Grundsätzen handle, um, unter gewissen Bedingungen, das möglich Beste hervorzubringen; denn daß gegen Kunstarbeiten, die auf diese Weise zu unsern Zeiten hervorgebracht werden, immer manches zu erinnern seyn würde, versteht sich von selbst.

Was also aus einem solchen Mittelpunkt ausginge, müßte immer aus einem allgemeinen Gesichtspunkt mit Billigkeit beurtheilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Absicht aufs Oekonomische.

Hier ist besonders von Gemeinheiten die Rede, die theils unabhängig, theils vom Consens der Obern abhängig sind.

Thätigkeit junger Leute.

Bemühungen zu unmittelbar wohlthätigen Zwecken, um das Uebel zu lindern.

Höhere Wohlthätigkeit durch Circulation, in welche eine geistige Operation mit eingreift.

Lob der Künste von dieser Seite.

Rauchs Basrelief am Piedestal von Blüchers Statue.

1828.

Es war als eine schöne Belohnung ernstlich und unausgesetzt strebender Künstler anzusehen, daß zu der Zeit, wo ihre Landsleute sich im Krieg durch große Thaten verherrlicht hatten, auch sie in den Fall kamen durch meisterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für so große Verdienste schuldig zu seyn mit fröhlichem Enthusiasmus aussprach. Denn kaum hatte sich Deutschland von dem beschwerlichsten Druck erholt, kaum war es zu dem Wiederbesitz mancher geraubten Kunstschätze gelangt, als man schon in Rostock und Breslau den Gedanken verfolgen konnte, den gefeierten Helden der Zeit im Bilde aufzustellen.

Was zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorst geschehen, ist uns bekannt, wobei wir, unsern nächsten Zweck im Auge, nur bemerken wollen, daß in den diesen Statuen beigefügten Basreliefs im antiken Sinne ideale allegorische Gestalten dem neuern Leben angeeignet worden.

Hier aber haben wir sogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunst auch gut ansteht, und von einem großen Basrelief zu reden, welches am Piedestal der nunmehr in Berlin aufgestellten Blücher'schen Statue sich befindet, und durch die besondere Gunst des Künstlers uns in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht ist.

Wer in Darstellungen solcher Art immer ein alterthümliches Costüm vor sich zu sehen gewohnt war, dem mag das völlig Moderne dieses Basreliefs beim ersten Anblick auffallend erschienen seyn. Wer jedoch eine Zeit lang daran hin und her gegangen, wird sich gar bald überzeugen, wie sehr eine solche Darstellung der Denkweise des Volks gemäß sey, das nicht sowohl fragt, was die Figuren bedeuten, als was und wer sie seyen:

das ſich erfreut Porträte und National-Phyſiognomien darauf zu finden, das ſich die Geſchichte vorerzählt oder erzählen läßt, und das Symboliſche, das dergleichen Kunſtwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und faßlich findet.

Es ſtellt nun dieſe reich ausgeſtattete Tafel den nach einem zaudernden unentſchiedenen Feldſtreit kühn beſchloſſenen Marſch nach Paris vor. Die Ungewißheit, worin das Kriegsſchickſal bisher ſchwebte, wird durch einen Fragenden angedeutet, welcher ſich bei einem Begegnenden erkundigt, in wiefern hier abermals von einem Marſch und Gegenmarſch die Rede ſey? Er wird berichtet, daß das große Unternehmen ſeiner Entſcheidung entgegenſehe. In der Mitte iſt anmuthig und natürlich ein Bivouac angebracht; man ſchläft und ruht, man ſiedet und liebelt, als wenn die ungeheuern Kriegswogen nicht umher brauſten und ſtrömten. Die Reiterei ſtrebt um dieſen Mittelpunkt herum, von ſchlechtem Boden auf die Chauſſee, wird aber wieder herab beordert, um der Infanterie Platz zu machen. Das Auf- und Abſtrebende dieſer Maſſen giebt nun dem Ganzen eine ſymmetriſche gleichſam Cirkelbewegung, indeß die Infanterie und Artillerie im Grunde horizontal einherzieht. Am Ende zur rechten Seite der Zuſchauer ſteht, an das Pferd gelehnt, ein meiſterlicher Mann, dießmal die Lanze in der Hand, einen jüngern belehrend; am entgegengeſetzten Ende zur Linken liegt, wohlgebildet, halb nackt, ein Erkrankter oder Todter, damit die Erinnerung an Gefahr und Leiden mitten in dieſem Lebensgewühl nicht fern bleibe.

Gewiß ſind auf den drei übrigen Basreliefs correſpondirende, zum Ganzen ſich einende Darſtellungen mannichfaltig ausgeführt. Es iſt nicht möglich ein anmuthigeres Räthſel aufzuſtellen. Offenbar erkennt man abſichtliche Porträte; und wie viele mögen ſich noch daraus vermuthen und ahnen laſſen! Warum ſollte ein damals Mitwirkender nicht ſich ſelbſt erkennen, oder warum nicht ihn ein Freund, beſonders wenn die Montur oder irgend eine Abzeichnung die Vermuthung unterſtützt? In dieſem Sinne wünſchten wir wohl ſelbſt umherzugehen, um den ganzen Verlauf gehörig zu betrachten und zuerſt und zuletzt jenem vorwärts herrſchenden Helden unſere Verehrung mitzubezeigen.

Granitarbeiten in Berlin.

1828.

Die Granitgeſchiebe mannichfaltiger Art, welche ſich bald mehr, bald weniger zahlreich in den beiden Marken beiſammen oder vertheilt finden, wurden ſeit ungefähr acht Jahren bearbeitet und architektoniſch angewendet, und der Werth dieſer edlen Gebirgsart, wie ſie von den Alten hochgeſchätzt worden, auch nunmehr bei uns anerkannt. Der erſte Verſuch ward bei dem Piedeſtal von Luthers Standbilde gemacht; ſodann verfertigte man daraus die Poſtamente an der in Berlin neuerbauten Schloßbrücke. Man fing nun an weiter zu gehen, große Geſchiebe zu ſpalten und aus den gewonnenen Stücken Säulenſchäfte zu bearbeiten, zugleich Becken von ſechs Fuß Diameter; welches alles dadurch möglich ward, daß man ſich zur Bearbeitung nach und nach der Maſchine bediente. Die beiden Steinmetzmeiſter Wimmel und Trippel haben ſich bis jetzt in dieſen Arbeiten hervorgethan. Piedeſtale, Grabmonumente, Schalen und dergleichen wurden theils auf Beſtellung, theils auf den Kauf gefertigt.

Vorgemeldete Arbeiten waren meiſtens aus den Granitmaſſen, welche ſich um Oderberg verſammelt finden, gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bauinſpector Cantian eine wichtigere Arbeit. Der große Granitblock auf dem Rauhiſchen Berge bei Fürſtenwalde, der Markgrafenſtein genannt, zog die Aufmerkſamkeit der Künſtler an ſich, und man trennte von demſelbigen ſolche Maſſen, daß eine für das königliche Muſeum beſtimmte Schale von 22 Fuß Durchmeſſer daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derſelben wird man hinreichende Maſchinen anwenden, und durch die Vervollkommnung derſelben es dahin bringen, daß die zu edler

Meublirung so nothwendigen Tischplatten um einen billigen Preis können gefertigt werden.

Von allem diesem liegen umständliche Nachrichten in unsern Händen; wir enthalten uns aber solche abdrucken zu lassen, weil wir hoffen können, daß das Berliner Kunstblatt uns hiervon nach und nach in Kenntniß setzen werde. Indessen fügen wir zu näherem Verständniß des Vorhergehenden folgendes hinzu.

Der Markgrafenstein auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde, von Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeltei lithographirt.

Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß uns dieser Granitfels in seiner ganzen kolossalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geschieht, zu obgedachten Arbeiten benutzte. Er liegt auf dem linken Spreeufer, sechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürstenwalde gegenüber, und, verhältnißmäßig zu jenen Gegenden hoch genug, bei 400 Fuß über der Meeresfläche, und zwar nicht allein, sondern es finden sich in dessen Nähe noch zwei andere, ein schon bekannter und ein erst neuerlich entdeckter. Der Gipfel der Rauhischen Berge, ungefähr dreihundert Schritte nördlich von dem Markgrafenstein, erhebt sich 450 Fuß über das Meer.

Das Dorf liegt niedriger, auf einem lettenreichen Plateau, dessen Boden gegen den Fluß nicht allmählig abhängend ist, sondern ungefähr auf halbem Wege sehr bestimmt und scharf über dem mittlern Wasserstand des Flusses absetzt. Die untere Ebene besteht aus ächt märkischem Sand; das linke Ufer ist auf- und abwärts reich an kleineren Granitblöcken.

Diese Gegend ist höchst merkwürdig, da eine so bedeutende Höhe hier vorwaltet, und die Spree von ihrem Weg nach der Oder zu dadurch abgelenkt scheint.

Hierüber dürfen wir nun von Herrn Director Klöden, in Fortsetzung seiner Beiträge zur mineralogischen und geognostischen Kenntniß der Mark Brandenburg, die sichersten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegenden ersuchen möchten. Glücklich würden wir uns schätzen, wenn Granit hier wirklich in seiner Urlage anstehend gefunden würde, und wir uns der bescheidenen Auflösung eines bisher allzu stürmisch behandelten wichtigen geologischen Problems näher geführt sähen.

Plaſtiſche Anatomie.

(Aus einem Schreiben an Herrn Geheimerath Beuth in Berlin vom 4. Februar 1832.)

Die Weimariſchen Kunſtfreunde erfreuen ſich mit mir der herrlichen Wirkungen wohlangewendeter großer Mittel; ich aber, jene bedeutende Sendung dankbar anerkennend, möchte dergleichen Kräfte zu einem Zweck in Anſpruch nehmen, der ſchon lange als höchſt würdig und wünſchenswerth mir vor der Seele ſchwebt. Möge es Ihnen jedoch nicht wunderlich vorkommen, daß ich vorerſt meine gedruckten Schriften anführe: ich habe dort unter Parodoxie und Fabel gar manches verſteckt oder problematiſch vorgetragen, deſſen frühere oder ſpätere Ausführung mir längſt am ſtillen Herzen lag. In dieſem Sinne wage ich alſo zu bitten, dasjenige nachzuleſen, was ich im dritten Buch der Wanderjahre im 3. Capitel niedergeſchrieben habe; iſt dieſes geſchehen, ſo darf ich mich nicht wiederholen, ſondern ganz unbewunden erklären, daß ich die Ausführung jener Halbfiction, die Verwirklichung jenes Gedankens ganz ernſtlich von Ew. Hochwohlgeboren Mitwirkung zu hoffen, zu erwarten mich längſt gedrängt fühlte, nun aber gerade durch das Anſchauen eines ſo ſchönen Gelingens mich veranlaßt ſehe ſie endlich als ein Geſuch auszuſprechen.

Es iſt von der plaſtiſchen Anatomie die Rede: ſie wird in Florenz ſeit langen Jahren in einem hohen Grade ausgeübt, kann aber nirgends unternommen werden noch gedeihen, als da, wo Wiſſenſchaften, Künſte, Geſchmack und Technik, vollkommen einheimiſch, in lebendiger Thätigkeit ſind. Sollte man aber bei Forderung eines ſolchen Locals nicht unmittelbar an Berlin denken, wo alles jenes beiſammen iſt und daher ein höchſt wichtiges, freilich complicirtes Unternehmen ſogleich durch Wort

und Willen ausgeführt werden könnte? Einsicht und Kräfte der Vorgesetzten sind vorhanden; zur Ausführung Fähige bieten sich gewiß alsobald an.

In dieser wahrhaft nationalen, ja ich möchte sagen, kosmopolitischen Angelegenheit ist mein unmaßgeblicher Vorschlag der. Man sende einen Anatomen, einen Plastiker, einen Gypsgießer nach Florenz, um sich dort in gedachter besondern Kunst zu unterrichten. Der Anatom lernt die Präparate zu diesem eigenen Zweck auszuarbeiten. Der Bildhauer steigt von der Oberfläche des menschlichen Körpers immer tiefer ins Innere und verleiht den höhern Styl seiner Kunst Gegenständen, um sie bedeutend zu machen, die ohne eine solche Idealnachhülfe abstoßend und unerfreulich wären. Der Gießer, schon gewohnt seine Fertigkeit verwickelten Fällen anzupassen, wird wenig Schwierigkeit finden sich seines Auftrags zu entledigen; es ist ihm nicht fremde mit Wachs von mancherlei Farben und allerlei Massen umzugehen, und er wird alsobald das Wünschenswerthe leisten. Drei Personen, jeder nach seiner Weise in Wissen, Kunst und Technik schon gebildet, werden in mäßiger Zeit sich unterrichten und ein neues Thun nach Berlin bringen, dessen Wirkungen nicht zu berechnen sind.

Dergleichen gelungener Arbeiten kann sich die Wissenschaft zum Unterricht, zu immer wieder erneuter Auffrischung von Gegenständen, die kaum festzuhalten sind, bedienen. Der praktische Arzt wie der Chirurg werden sich das nothwendige Anschauen leicht und schnell jeden Augenblick wieder vergegenwärtigen; dem bildenden Künstler treten die Geheimnisse der menschlichen Gestalt, wenn sie schon einmal durch den Künstlersinn durchgegangen sind, um so viel näher. Man lasse alles gelten, was bisher in diesem Fache geschah und geschieht, so haben wir in unserer Anstalt ein würdiges Surrogat, das auf ideelle Weise die Wirklichkeit ersetzt, indem sie derselben nachhilft.

Die Florentinischen Arbeiten sind theuer, und wegen der Zerbrechlichkeit kaum zu transportiren. Einzelne deutsche Männer haben uns in Braunschweig das Gehirn, in Dresden das Ohr geliefert. Man sieht hierin ein stilles Wollen, eine Privatüberzeugung; möge sie bald unter die großen Staatsangelegenheiten gezählt werden! Die Vorgesetzten solcher allgemeinen Institute sind Männer, die, besser als ich kannte, den vielfach durchdringenden Einfluß eines solchen Wirkens sich vergegenwärtigen. Ich will nur noch von der Verpflichtung sprechen, ein solches Unternehmen zu begünstigen.

In obengenannter Stelle meiner Werke iſt auf die immer wachſende Seltenheit von Leichen, die man dem anatomiſchen Meſſer darbieten könnte, gedeutet und geſprochen; ſie wird noch mehr zunehmen, und in wenig Jahren daher muß eine Anſtalt, wie die obengewünſchte, willkommen ſeyn.

Diejenigen freien Räume, welche das Geſetz der Willkür überläßt, hat ſich die Menſchlichkeit erobert und engt nunmehr das Geſetz ein. Die Todesſtrafe wird nach und nach beſeitigt, die ſchärfſten Strafen gemildert. Man denkt an die Verbeſſerung des Zuſtandes entlaſſener Verbrecher, man erzieht verwilderte Kinder zum Guten, und ſchon findet man es höchſt unmenſchlich, Fehler und Irrthümer auf das grauſamſte nach dem Tode zu beſtrafen. Landesverräther mögen geviertheilt werden, aber gefallene Mädchen in tauſend Stücke anatomiſch zu zerſetzen, will ſich nicht mehr ziemen. Dergleichen hat zur Folge, daß die alten harten Geſetze zum Theil ſchon abgeſchafft ſind, und jedermann die Hände bietet, auch die neuern milderen zu umgehen.

Das Furchtbare der Auferſtehungsmänner in England, in Schottland die Mordthaten, um den Leichenhandel nicht ſtocken zu laſſen, werden zwar mit Erſtaunen und Verwunderung geleſen und beſprochen, aber gleich andern Zeitungsnachrichten, wie etwas Wildfremdes das uns nichts angeht.

Die akademiſchen Lehrer beklagen ſich, die emſige Wißbegierde ihrer Secanten nicht befriedigen zu können, und bemühen ſich vergebens, dieſe Unterrichtsart in das alte Gleis wieder zurückzuweiſen. So werden denn auch die Männer vom Fach unſere Vorſchläge mit Gleichgültigkeit behandeln: dadurch dürfen wir aber nicht irre werden; das Unternehmen komme zu Stande, und man wird im Verlauf der Zeit ſich einrichten. Es bedarf nur einiger geiſtreicher talentvoller Jünglinge, ſo wird ſich das Geſchäft gar leicht in Gang ſetzen.

So weit hatte ich geſchrieben, als mir in dem erſten Hefte der Brandſchen Miscellen ein merkwürdiger Beleg zur Hand kam, wovon ich einen Auszug beizulegen nicht ermangele.

Die Erſticker in London.

(Siehe Brans Miscellen. Erſtes Heft 1822.)

„Keinen größern Schrecken brachte die Nachricht von der Annäherung der Cholera in London hervor, als die Furcht, im Schooße der Hauptſtadt

die Erneuerung von Mordthaten zu erleben, welche vor kurzem in Edinburg und deſſen Umgegend aus dem ſchmutzigſten Eigennutz von einer Bande unter Anführung eines gewiſſen Burke verübt worden waren.

„Durch folgende Thatſache kündigte ſich die Wiedererſcheinung dieſer ſo gefürchteten Geißel an. Ein kleiner Italiäner, der zu einer in London wohlbekannten Geſellſchaft wandernder Sänger gehörte, war ſeit einigen Tagen verſchwunden. Vergeblich ſtellten ſeine Verwandten Nachforſchungen nach ihm an, als man auf einmal ſeinen Leichnam in einem Hoſpitale wieder erkannte, durch Hülfe einiger Zöglinge aus demſelben, an welche die Reſurrectioniſten (Auferſtehungsmänner, Leichendiebe) ihn als einen friſch aus dem Grabe aufgeſcharrten Leichnam verkaufen wollten. Da man an der Leiche des unglücklichen Kindes faſt keine Spur eines gewaltſamen Todes entdecken konnte, ſo lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Erſticker gefallen ſey und daß es ſo der Gegenſtand der furchtbarſten Speculation geworden war.

„Man verſicherte ſich ſogleich der muthmaßlichen Schuldigen und unter andern auch eines gewiſſen Biſhop, eines alten Seemanns, der an den Ufern der Themſe wohnte. Bei einer in ſeiner Abweſenheit angeſtellten Hausunterſuchung wurde die Frau verleitet zu bekennen, ihr Haus ſey der Aufenthaltsort einer Reſurrectioniſtenbande, und täglich bringe man dahin Leichname, um ſie an die Hoſpitäler zu verkaufen.

„Ein Brief Biſhops an einen Zögling des Hoſpitals, an den ſie ihre Leichen zu verkaufen pflegten, ward gefunden; darin heißt es: Hätten Sie wohl die Güte, mein Herr, uns in Gemeinſchaft mit Ihren Herren Collegen einige Hülfe zukommen zu laſſen? Vergeſſen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine ſehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten Gefahren ausſetzten, die Mittel geliefert haben Ihre Studien zu vervollkommnen.

„Aus näheren Nachforſchungen ging hervor, daß der junge Italiäner nicht der einzige Menſch ſey, welcher plötzlich verſchwunden. Von ihren Eltern verlaſſene Kinder, die von Betteln oder Spitzbübereien lebten, kamen nicht wieder an die Orte, die ſie gewöhnlich beſuchten. Man zweifelt nicht daran, daß auch ſie als Opfer der Habgier jener Ungeheuer gefallen ſind, die ſich um jeden Preis zu Lieferanten der Sectionsſäle machen wollen. Ein Kirchenvorſteher aus dem Pfarrſprengel St. Paul verſprach vor dem Polizeibureau von Bow-Street demjenigen eine Belohnung von 200 Pf. Sterl., der die Gerichte auf die Spur dieſer Verbrecher führen würde.

Mondenlicht und Sternenflimmern
Dich mit ewigem All umſchimmern,
Scheinſt du dir entkörpert ſchon,
Wageſt dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße ſtellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe beſtem Willen;
Zu Mittag ſchon wandelt ſich
Morgentraum gar wunderlich.

Sey du im Leben wie im Wiſſen
Durchaus der reinen Fahrt befliſſen;
Wenn Sturm und Strömung ſtoßen, zerr'n,
Sie werden doch nicht deine Herrn;
Compaß und Pol-Stern, Zeitenmeſſer
Und Sonn' und Mond verſtehſt du beſſer,
Vollendeſt ſo nach deiner Art
Mit ſtillen Freunden deine Fahrt.
Beſonders wenn dich's nicht verdrießt,
Wo ſich der Weg im Kreiſe ſchließt;
Der Weltumſegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeſchifft.

Wie fruchtbar iſt der kleinſte Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

„Frau King, die Bishops Haus gerade gegenüber wohnt, in dem Viertheil, welches unter dem Namen: die Gärten von Neuschottland bekannt ist, sagt aus, sie habe den kleinen Italiäner am 4. November früh in der Nähe von Bishops Wohnung gesehen. Er hatte eine große Schachtel mit einer lebendigen Schildkröte, und auf dieser Schachtel hatte er einen Käfig mit weißen Mäuschen. Die Kinder der Frau King sagen aus, sie hätten ihre Mutter um zwei Sou gebeten, um sich vom kleinen Savoyarden die närrischen Thierchen zeigen zu lassen; ihre Mutter habe aber nicht gewollt. Auf die umständlichste Weise bezeichnete die Mutter und die Kinder die Tracht des kleinen Savoyarden, der eine blaue Weste oder Jacke, einen schlechten, ganz durchlöcherten und verschossenen Pantalon und große Schuhe anhatte, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe.

„Die Frau Auguſtine Brun, eine Savoyardin, der der Italiäner Peragalli zum Dolmetſcher diente, ſagte folgendes aus: Vor ungefähr zwei Jahren wurde mir in dem Augenblicke, wo ich von Piemont abreiste, vom Vater und der Mutter des kleinen Italiäners dieß Kind anvertraut, welches Joſeph Ferrari heißt. Ich brachte es mit nach England, wo ich es neun oder zehn Monate bewachte. Ich that es dann zu einem Schornſteinfeger auf drittehalb Jahre in die Lehre; aber es lief weg und wurde Straßenſänger. Joſeph Ferrari war ein ſehr kluges Kind. Vom Profit ſeiner Arbeit kaufte er eine große Schachtel, einen Käfig, eine Schildkröte und weiße Mäuschen, und verdiente ſich ſo recht gut auf dem Pflaſter von London ſein Brod.

„Die Art und Weiſe, wie ſie ihr Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burke'ſchen Methode. Sie bedienten ſich narkotiſcher Mittel, die ſie in den Wein miſchten, um ſich ſo des Individuums zu bemächtigen, nach deſſen Leichnam ſie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo ſie ihn an den Füßen über dem Waſſer aufhingen, bis ihn das in den Kopf ſteigende Blut erſtickte. Auf dieſe Weiſe brachten ſie ums Leben einen jungen Menſchen aus Lincolnſhire, die Frau Frances Pigburn und dieſen kleinen italiäniſchen Sänger Ferrari.

„Seit dem ausgeſprochenen Todesurtheil war im Aeußern der Gefangenen eine große Veränderung vorgegangen. Sie waren äußerſt niedergeſchlagen; nur mit Schaudern konnten ſie ſich mit dem Gedanken befaſſen, daß ihr Körper zur Section überliefert werden würde — ein höchſt

fremdartiges Gefühl für Menſchen, die mit dem Verbrechen ſo vertraut und beſtändige Lieferanten der anatomiſchen Säle waren.

„Nicht zu beſchreiben iſt die Scene, welche nach der Erſcheinung der Verbrecher auf dem Gerüſt erfolgte. Der Haufe ſtürzte ſich gegen die Barrieren; aber ſie widerſtanden dem wüthenden Anlauf, und es gelang den Conſtablern der Bewegung Einhalt zu thun. Ein wüthendes Geſchrei, mit Pfeifen und Hurrahrufen begleitet, erhob ſich plötzlich aus dieſer ungeheuern Menſchenmaſſe, und dauerte ſo lange bis der Henker mit ſeinen Vorbereitungen fertig war. Eine Minute ſpäter wurde der Strick in die Höhe gezogen, die Verurtheilten hauchten den letzten Lebensathem aus, und das Volk jauchzte Beifall zu dem furchtbaren Schauſpiel. Man ſchätzt die Zahl der bei Old-Bailey verſammelten Menſchenmenge auf 100,000."

Dieſes Unheil trug ſich in den letzten Monaten des vorigen Jahres zu, und wir haben noch mehr dergleichen zu fürchten, wohin die hohe Prämie deutet, welche der wackere Kirchenvorſteher deßhalb anbietet. Wer möchte nicht eilen da vorzuſchreiten, wenn er auch nur die mindeſte Hoffnung hat, ſolche Gräuelthaten abzuwehren? In Paris ſind dergleichen noch nicht vorgekommen; die Morgue liefert vielleicht das Bedürfniß, ob man gleich ſagt, die anatomirenden Franzoſen gehen mit den Leichnamen ſehr verſchwenderiſch um.

Indem ich nun hiermit zu ſchließen gedachte, überlege ich, daß dieſe Angelegenheit zu manchem Hin- und Wiederreden werde Veranlaſſung geben, und es daher möchte wohl gethan ſeyn, an dasjenige zu erinnern, was bereits auf dem empfohlenen Wege für die Wiſſenſchaften geſchehen. Schon ſeit Romé de Liſle hat man für nöthig gefunden, die Mannichfaltigkeit der Kryſtalle mit den gränzenloſen Abweichungen und Ableitungen ihrer Geſtalten durch Modelle vor die Augen zu bringen. Und dergleichen ſind auf mancherlei Weiſe von dem verſchiedenſten Material in jeder Größe nachgebildet und dargeboten worden. In Petersburg hat man den großen am Ural gefundenen Goldklumpen gleichfalls in Gyps ausgegoſſen, und er liegt vergoldet vor uns, als wenn es das Original ſelbſt wäre. In Paris verfertigt man gleichfalls ſolche in Gyps gegoſſene und nach der Natur colorirte Copien der ſeltenen vorgeſchichtlichen foſſilen organiſchen Körper, welche zuerſt durch Baron Cuvier entſchieden zur Sprache gekommen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03827/191

Doch hiervon finden sich gewiß in den Berliner Museen, mineralogischen, zoologischen, anatomischen, gar manche Beispiele, die meinen Wunsch, dasjenige nun im Ganzen und in voller Breite zu liefern, was bisher nur einzeln unternommen worden, vollkommen rechtfertigen.

Schon vor zwanzig Jahren und drüber lebte in Jena ein junger und thätiger Docent, durch welchen wir jenen Wunsch zu realisiren hofften, indem er freilich besonders pathologische Curiosa, vorzüglich auch syphilitische Krankheitsfälle, aus eigenem Trieb und ohne entschiedene Aufmunterung ausarbeitete und in gefärbtem Wachs mit größter Genauigkeit darzustellen bemüht war. Bei seinem frühen Ableben gelangten diese Exemplare an das Jenaische anatomische Museum, und werden dort zu seinem Andenken und als Muster zu einer hoffentlich dereinstigen Nacheiferung, im stillen, da sie öffentlich nicht gut präsentabel sind, aufbewahrt.

Vorbilder für Fabricanten und Handwerker.

Auf Befehl des Miniſters für Handel, Gewerbe und Bauweſen herausgegeben von der techniſchen Deputation der Gewerbe. Berlin, 1821. Drei Abtheilungen. (Nicht im Handel.)

Wenn die Künſte aus einem einfachen Naturzuſtande oder aus einer barbariſchen Verderbniß nach und nach ſich erheben, ſo bemerkt man, daß ſie ſtufenweiſe einen gewiſſen Einklang zu erhalten bemüht ſind; deßwegen denn auch die Producte ſolcher Uebergangszeiten im Ganzen betrachtet, obgleich unvollkommen, uns doch eine gewiſſe Zuſtimmung abgewinnen.

Ganz unerläßlich aber iſt die Einheit auf dem Gipfel der Kunſt: denn wenn der Baumeiſter zu dem Gefühl gelangt, daß ſeine Werke ſich in edlen einfachen faßlichen Formen bewähren ſollen, ſo wird er ſich nach Bildhauern umſehen, die gleichmäßig arbeiten. An ſolchen Verein wird der Maler ſich anſchließen, und durch ſie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tiſchler, Töpfer, Schloſſer und wer nicht alles geleitet, ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden geſellig bemüht ſind.

Es giebt Zeiten, wo eine ſolche Epoche aus ſich ſelbſt erblüht; allein nicht immer iſt es räthlich die Endwirkung dem Zufall zu überlaſſen, beſonders in Tagen wo die Zerſtreuung groß iſt, die Wünſche mannichfach, der Geſchmack vielſeitig. Von oben herein alſo, wo das anerkannte Gute verſammelt werden kann, geſchieht der Antrieb am ſicherſten; und in dieſem Sinne iſt obgenanntes Werk unternommen, und zur Bewunderung vorwärts geführt, auf Befehl und Anordnung des königl. preußiſchen Staatsminiſters Herrn Grafen von Bülow Excellenz.

Im Vorbericht des Herrn Beuth iſt ausgeſprochen, daß der Techniker, in ſofern er ſeiner Arbeit die höchſte Vollendung giebt, alles Lob

verdiene, daß aber ein Werk erst vollkommen befriedige, wenn das Ausgearbeitete, auch in seinen ersten Anlagen, seinen Grundformen wohl gedacht und dem wahren Kunstsinn gemäß erfunden werde.

Damit also der Handwerker, der nicht, wie der Künstler, einer weitumfassenden Bildung zu genießen das Glück hat, doch sein hohes Ziel zu erreichen ermuthigt und gefördert sey, ward vorliegendes Werk unternommen, den Kunstschulen der ganzen preußischen Monarchie als Muster vor Augen zu bleiben. Es wird diejenigen, die es von Jugend auf ansichtig sind, gründlich belehren, so daß sie unter den unzählbaren Resten der alten Kunst das Vorzüglichste auffinden, wählen, nachbilden lernen, sodann aber in gleichem Sinne, worauf alles ankommt, selbst hervorzubringen sich angeregt fühlen.

Ein Werk wie dieses wäre nun durch mercantilische Speculation schwer zu fördern: es gehörte dazu königliche Munificenz, einsichtige, kräftige, anhaltende, ministerielle Leitung; sodann müßten gelehrte Kenner, eifrige Kunstfreunde, geist- und geschmackreiche Künstler, fertige Techniker, alle zusammen wirken, wenn ein solches Unternehmen begonnen werden und zur Vollendung desselben gegründete Hoffnung erscheinen sollte.

Genannt haben sich, als Zeichner zugleich und Kupferstecher Mauch, Moses und Funke, als Kupferstecher Sellier, Wachsmann, Lesnier, Ferdinand Berger jun., und bei Einem Blatte Anderloni als leitender Meister. Als Kupferdrucker nennt sich Prêtre. Wenn nun der vorzüglichen Reinlichkeit und Zierlichkeit, welche Zeichner und Kupferstecher an diesem Werk bewiesen, rühmlich zu gedenken ist, so verdient endlich auch die große Sauberkeit des Abdrucks billige Anerkennung, zumal da mehrere Blätter mit zwei Platten gedruckt sind. Ungemein sauber, nach der in England erfundenen Weise, in Holz geschnitten erscheint ferner auf dem Haupttitelblatt der preußische gekrönte Adler, Reichsapfel und Scepter haltend. Ein gleiches ist von den großen Buchstaben der sämmtlichen Aufschriften zu sagen, welche mit Sinn und Geschmack älteren deutschen Schriftzügen nachgebildet worden. Mit Vergnügen finden wir sodann bemerkt, daß Herr Geheimer Oberbaurath Schinkel auch in das Unternehmen mit Geist und Hand eingreift.

Und so liegen denn vor uns in gr. Fol. Format mehrere Platten des Ganzen, das in drei Abtheilungen bestehen wird. Von der ersten, welche architektonische und andere Verzierungen enthalten soll, bewundern

wir acht Blätter; von der zweiten, Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente vorstellend, fünf; von der dritten, Verzierungen von Zeugen und für die Wirkerei insbesondere vier Blätter, oder vielmehr sechs, weil zwei einmal schwarz und einmal colorirt vorhanden.

Der Text kl. Fol. Format, gleichfalls höchst elegant gedruckt, enthält kurz und klar nöthige Anleitung, Andeutung, Hinweisen auf elementare, theoretische Grundsätze, welche, einmal gefaßt, zu ferneren Fortschritten sichern Weg bahnen.

Uns aber bleibt nichts zu wünschen übrig, als von Zeit zu Zeit vom Wachsen und Gedeihen eines so wichtigen und einflußreichen Werkes Zeuge zu werden.

Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule,

von Director Klöden. Berlin 1828.

Schon mehrere Jahre bewundern und benutzen wir die durch Herrn Beuth herausgegebenen Musterblätter, welche mit so viel Einsicht als Aufwand zum Vortheil der preußischen Gewerbschulen verbreitet worden; nun erfahren wir, daß abermals 37 Kupfertafeln für Zimmerleute, 9 Vorlegeblätter für angehende Mechaniker, beide Werke mit Text, ausgegeben werden. Gedachtes Programm belehrt uns von der umfassenden Sorgfalt, womit jener Staat sich gegen die unaufhaltsam fortstrebende Technik unserer Nachbarn ins Gleichgewicht zu stellen trachtet, und wir haben die Wirksamkeit eines solchen Unterrichts auch an einigen der Unsern erfahren, welche man dort gastlich aufzunehmen die Geneigtheit hatte.

In der Kürze, wie wir uns zu fassen genöthigt sind, dürfen wir sodann aussprechen, daß von jenen Anstalten um desto mehr zu hoffen ist, als sie auch auf Kunst gegründet sind; denn nur dadurch kann das Handwerk immer an Bedeutung wachsen, indem es alles und jedes hervorzubringen in Stand gesetzt, zu dem Nützlichen durchaus befähigt wird, verherrlicht es sich selbst, wenn es nach und nach auch das Schöne zu erfassen, solches auszudrücken und darzustellen sich kräftig beweist.

In Berlin ist nunmehr eine so große Masse guten Geschmacks, daß der falsche Noth haben wird sich irgend hervorzuthun; und eben jene Gewerbsanstalt, auf höhere Kunstanstalten gegründet, selbst höhere Kunstanstalt, ist durchaus in dem Falle den reinern Sinn durch vollendete technische Darstellung zu begünstigen.

Verzeichniß

der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin.
1827.

Unter vorstehendem Titel ist eine im Auszug abgefaßte deutsche Uebersetzung der von Winckelmann französisch herausgegebenen: **Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Florence 1749.** erschienen, nach welcher gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet ist, und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Carl Gottlieb Reinhardt gefertigt worden und in zierlichen Kasten, auf das schicklichste angeordnet, zu nicht geringer Erbauung vor uns stehen.

Der große Werth geschnittener Steine überhaupt ist so allgemein anerkannt, daß hiervon etwas zu sagen als überflüssig angesehen werden möchte. Nicht allein von dem kunstkennenden, fühlenden höhern Alterthum wurden sie geschätzt, gebraucht, gesammelt, sondern auch zu einer Zeit, wo es nur auf Pracht und Prunk angesehen war, als Juwel betrachtet, und so wurden sie ganz zuletzt, ohne Rücksicht auf die eingegrabene Darstellung, zur Verzierung der heiligen Schreine, womit hochverehrte Reliquien umgeben sind, in Gesellschaft anderer Edelsteine, verwendet; wie denn in einem solchen die Gebeine der heiligen drei Könige zu Köln verwahrt werden, ungeachtet so manchen Glückswechsels.

Von der größten Mannichfaltigkeit ist ferner der Nutzen, den der Kunstfreund und Alterthumsforscher daraus zu ziehen vermag. Hiervon werde nur Ein Punkt hervorgehoben. Die Gemmen erhalten uns das Andenken verlorener wichtiger Kunstwerke. Der höhere gründliche Sinn der Alten verlangte nicht immer ein anderes, neues, nie gesehenes Gebilde.

War der Charakter bestimmt, aufs Höchste gebracht, so hielt man an dem Gegebenen fest, und wenn man auch, das Gelungene wiederholend, aus- und abwich, so strebte man doch immer theils zu der Natur, theils zu den Hauptgedanken zurückzukehren.

Wenn man denn nun auch die Behandlung der besondern Darstellungsarten dem Zufall, dem Material anzueignen verstand, so benutzte man das Gegebene als Copien und Nachahmung der Statuen, selbst im kleinsten, auf Münzen und geschnittenen Steinen. Deßwegen denn auch beide einen wichtigen Theil des Studiums der Alten ausmachen und höchst behülflich sind, wenn von Darstellung ganz verlorener Kunstwerke oder von Restauration mehr oder weniger zertrümmerter die Rede ist. Mit aufmerksamer Dankbarkeit ist zu betrachten, was besonders in den letzten Zeiten auf diesem Wege geschehen ist; man fühlt sich aufgefordert daran selbst mitzuwirken, durch Beifall erfreut, unbekümmert um den Widerspruch, da in allen solchen Bemühungen es mehr um das Bestreben als um das Gelingen, mehr um das Suchen als um das Finden zu thun ist.

Auf die Person des Sammlers, Philipp Baron von Stosch, aufmerksam zu machen, ist wohl hier der Ort. Der Artikel des Conversationslexikons wird hier, wie in vielen andern Fällen, theils befriedigen, theils zu weiterem Forschen veranlassen. Wir sagen hier lakonisch nur so viel. Er war zu seiner Zeit ein höchst merkwürdiger Mann. Als Sohn eines Geistlichen studirt er Theologie, geht freisinnig in die Welt, mit Kunstliebe begabt, so wie persönlich von Natur ausgestattet; er ist überall wohl aufgenommen und weiß seine Vortheile zu benutzen. Nun erscheint er als Reisender, Kunstfreund, Sammler, Weltmann, Diplomat und Wagehals, der sich unterwegs selbst zum Baron constituirt hatte, und sich überall etwas Bedeutendes und Schätzenswerthes zuzueignen wußte. So gelangt er zu Seltenheiten aller Art, besonders auch zu gedachter Sammlung geschnittener Steine.

Es wäre anmuthig, näher und ausführlicher zu schildern, wie er in den Frühling einer geschichtlichen Kunstkenntniß glücklicherweise eingetreten. Es regt sich ein frisches Beschauen alterthümlicher Gegenstände; noch ist die Würdigung derselben unvollkommen, aber es entwickelt sich die geistreiche Anwendung classischer Schriftsteller auf bildende Kunst; noch vertraut man dem Buchstaben mehr als dem lebendig geformten Zeugniß. Der Name des Künstlers auf dem geschnittenen Steine steigert seinen Werth.

Wenn Kindesblick begierig ſchaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut;
Und wenn das Ohr ſich erſt vertraut,
Ihm tönt der Mutterſprache Laut;
Gewahrt es dieß und jenes nah,
Man fabelt ihm was fern geſchah,
Umſittigt ihn, wächſ't er heran;
Er findet eben alles gethan,
Man rühmt ihm dieß, man preiſ't ihm das:
Er wäre gar gern auch etwas;
Wie er ſoll wirken, ſchaffen, lieben,
Das ſteht ja alles ſchon geſchrieben
Und, was noch ſchlimmer iſt, gedruckt.
Da ſteht der junge Menſch verduckt
Und endlich wird ihm offenbar:
Er ſey nur was ein andrer war.

Gern wär' ich Ueberliefrung los
Und ganz original;
Doch iſt das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchſten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbſt Ueberliefrung wäre.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.

Aber schon keimt die erste, wahrhaft entwickelnde, historisch folgerechte Methode, wie sie durch Mengs und Winckelmann zu Heil und Segen auftritt.

Von den ferneren Schicksalen der Gemmensammlung, die uns hier besonders beschäftigt, bemerken wir, daß nach dem Tode des Barons ein Neffe, Philipp Muzell-Stosch, mit vielem andern auch das Cabinet ererbt; es wird eingepackt und versendet, ist durch Unaufmerksamkeit der Spediteurs eine Zeit lang verloren, wird endlich in Livorno wieder gefunden und kommt in Besitz Friedrichs des Großen, Königs von Preußen.

Es gab frühere Abgüsse der Sammlung, aber die Versuche, gestochen und mit Anmerkungen herauszukommen, mißlingen. Einzelne Steine kommen im Abdruck in verschiedene Daktyliotheken, in Deutschland in die Lippert'sche, in Rom in die Dehn'sche, und fanden sich auch wohl einzeln hie und da bei Händlern und in Cabineten. Der Wunsch, sie im Ganzen zu besitzen und zu übersehen, war ein vieljähriger bei uns und andern Kunstfreunden; er ist gegenwärtig auf das angenehmste erfüllt und dieser angebotene Schatz mit allgemeiner Theilnahme zu begrüßen. Wir eilen zur Bekanntmachung des Nächsten und Nöthigen.

Schema der Fortsetzung.

Geschichte des Künstlers Reinhardt.

Welcher jetzt sowohl Glaspasten als Massenabdrücke den Liebhabern gegen billige Preise überliefert.

Die Sammlung im Einzelnen sorgfältig durchzugehen.

Die vorzüglichsten Stücke, schon bekannt, kürzlich hervorzuheben.

Weniger bekannte gleichfalls ins Licht zu stellen.

Aufmerksamkeit auf Nachbildungen wichtiger alter Kunstwerke.

Auf geistreiche Vermannichfaltigung mythologischer Gegenstände.

Auf geschmackvolle Scherze.

Dergleichen in Kinderspielen.

Emblemen.

Und sonstigen Darstellungen aller Art.

Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung.

Den Freunden meiner literarischen Thätigkeit ist aus der Geschichte meiner Campagne in Frankreich bekannt, daß ich nach überstandenem traurigem Feldzug von 1792 eine frohere Rheinfahrt unternommen, um einen lange schuldigen Besuch bei Freunden zu Pempelfort, Duisburg und Münster abzustatten; wie ich denn auch nicht verfehlte ausführlich zu erzählen, daß ich mich zu gewünschter Erheiterung überall einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Von dem Aufenthalte zu Münster berichtete ich umständlich und machte besonders bemerklich, wie eine von Hemsterhuis hinterlassene Gemmensammlung den geistig ästhetischen Mittelpunkt verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten.

Aus jenem Erzählten geht gleichfalls hervor, wie gedachte Sammlung beim Abschied mir liebevoll aufgedrungen worden, wie ich sie, durch Ordnung gesichert, mehrere Jahre treulich aufbewahrte und in dem Studium dieses bedeutenden Kunstfachs die Weimarischen Freunde entschieden förderte; daraus entstand sodann der Aufsatz, welcher vor der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung des Januars 1807 als Programm seine Stelle nahm, worin die einzelnen Steine betrachtet, beschrieben und gewürdigt, nebst einigen beigefügten Abbildungen zu finden sind.

Da die Besitzerin diesen Schatz verkäuflich abzulassen und das Erlöste zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden geneigt war, suchte ich eine Uebereinkunft deßhalb mit Herzog Ernst von Gotha zu vermitteln. Dieser Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, reich genug seine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, war aufs höchste versucht sich unsere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt seine schwankenden

Entſchließungen zu Gunſten des Ankaufs entſchieden glaubte, überraſchte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts:

„So lebhaft er auch den Beſitz der vorliegenden von ihm als köſtlich anerkannten Gemmen wünſche, ſo hindere ihn doch daran, nicht etwa ein innerer Zweifel, ſondern vielmehr ein äußerer Umſtand. Es ſey ihm keine Freude etwas für ſich allein zu beſitzen, er theile gern den Genuß mit andern, der ihm aber ſehr oft verkümmert werde. Es gebe Menſchen, die ihre tiefblickende Kennerſchaft dadurch zu beweiſen ſuchen, daß ſie an der Aechtheit irgend eines vorgelegten Kunſtwerks zu zweifeln ſcheinen und ſolche verdächtig machen. Um ſich nun dergleichen nicht wiederholt auszuſetzen, entſage er lieber dem wünſchenswerthen Vergnügen.“

Wir enthalten uns nicht, bei dieſer Gelegenheit noch folgendes hinzuzuſetzen. Es iſt wirklich ärgerlich mit Zweifeln das Vorzüglichſte aufgenommen zu ſehen, denn der Zweifelnde überhebt ſich des Beweiſes, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden. Worauf beruht denn aber in ſolchen Fällen der Beweis anders als auf einem innern Gefühl, begünſtigt durch ein geübtes Auge, das gewiſſe Kennzeichen gewahr zu werden vermag, auf geprüfter Wahrſcheinlichkeit hiſtoriſcher Forderungen und auf gar manchem andern, wodurch wir, alles zuſammengenommen, uns doch nur ſelbſt, nicht aber einen andern überzeugen?

Nun aber findet die Zweifelſucht kein reicheres Feld ſich zu ergehen, als gerade bei geſchnittenen Steinen: bald heißt es eine alte, bald eine moderne Copie, eine Wiederholung, eine Nachahmung; bald erregt der Stein Verdacht, bald eine Inſchrift, die von beſonderem Werth ſeyn ſollte; und ſo iſt es gefährlicher ſich auf Gemmen einzulaſſen, als auf antike Münzen, obgleich auch hier eine große Umſicht gefordert wird, wenn es zum Beiſpiel gewiſſe Paduaniſche Nachahmungen von den ächten Originalen zu unterſcheiden gilt.

Die Vorſteher der königlichen franzöſiſchen Münzſammlung haben längſt bemerkt, daß Privatcabinete, aus der Provinz nach Paris gebracht, gar vieles Falſche enthalten, weil die Beſitzer in einem beſchränkten Kreiſe das Auge nicht genugſam üben konnten, und mehr nach Neigung und Vorurtheil bei ihrem Geſchäft verfahren. Beſehen wir aber zum Schluß die Sache genau, ſo gilt dieß von allen Sammlungen, und jeder Beſitzer wird gern geſtehen, daß er manches Lehrgeld gegeben, bis ihm die Augen aufgegangen.

Jedoch wir kehren in Hoffnung, dieses Abschweifen werde verziehen seyn, zu unserm eigentlichen Vortrage wieder zurück.

Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürstliche Freundin und zuletzt an den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte, zu erfahren, wo nunmehr das theure, so genau geprüfte Pfand befindlich sey; wie ich mich denn hierüber auch an gedachtem Worte andringlich vernehmen ließ.

Diesen Wunsch einer Aufklärung werth zu achten, hat man höchsten Orts gewürdigt und mir zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung unzertrennt unter den Schätzen Ihro Majestät des Königs der Niederlande einen vorzüglichen Platz einnehme; welche nachrichtliche Beruhigung ich mit dem lebhaftesten Danke zu erkennen habe, und es für ein Glück achte, gewiß zu seyn, daß so vortreffliche Einzelnheiten von anerkanntem Werth, mit Kenntniß, Glück und Aufwand zusammengebracht, nicht zerstreut, sondern auch für die Zukunft beisammen gehalten werden. Vielleicht befinden sie sich noch in denselbigen Kästchen, in welche ich sie vor so viel Jahren zusammengestellt. Da man bei einem langen Leben so vieles zersplittert und zerstört sieht, so ist es ein höchst angenehmes Gefühl, zu erfahren, daß ein Gegenstand, der uns lieb und werth gewesen, sich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen diese Kunstedelsteine den höchsten einsichtigen Besitzern und allen ächten Freunden schöner Kunst immerfort zur Freude und Belehrung gereichen; wozu vielleicht eine französische Uebersetzung jenes Neujahrsprogramms der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung, mit beigefügten charakteristischen Umrissen, nicht wenig beitragen, und ein angenehmes Geschenk für alle diejenigen seyn würde, welche sich in diesen Regionen mit Ernst und Liebe zu ergehen geneigt sind, worauf hinzudeuten ich mir zur dankbaren Pflicht mache.

Notice sur le Cabinet des Médailles et des Pierres gravées de Sa Majesté le Roi des Pays-Bas; par J. C. de Jonge. Directeur. A la Haye 1823.

In der Geſchichte meiner Campagne in Frankreich ſprach ich den dringenden Wunſch aus, zu erfahren, wo ſich die Hemſterhuis-Gallitzinſche Gemmenſammlung wohl befinden möchte. Er gelangte glücklicherweiſe dahin, woher mir der beſte Aufſchluß zu Theil werden konnte. Ihro des Königs der Niederlande Majeſtät ließen allergnädigſt durch des Herrn Landgrafen Ludwig Chriſtian von Heſſen Hochfürſtliche Durchlaucht mir vermelden, daß gedachte Sammlung in Allerhöchſt Ihro Beſitz, gut verwahrt und zu andern Schätzen hinzugefügt ſey. Wie ſehr ich dankbarlichſt hierdurch beruhigt worden, verfehlte ich nicht gebührend auszuſprechen. Nach kurzer Zeit jedoch wird mir auf eben die Weiſe vorgenannte ausführliche Schrift, durch welche nunmehr eine vollkommene Ueberſicht der im Haag aufgeſtellten Koſtbarkeiten dieſes Fachs zu erlangen iſt. Wir überſetzen aus der Vorrede ſo viel als nöthig, um unſern Leſern, vorzüglich den Reiſenden, die Kenntniß eines ſo bedeutenden Gegenſtandes zu überliefern.

Die Sammlung verdankt ihren Urſprung dem Statthalter Wilhelm IV. der, in einer friedlichen Zeit lebend, die Künſte liebend, ſich mit Sammeln beſchäftigte. Er kaufte unter andern die Alterthümer, Medaillen und geſchnittenen Steine des Grafen de Thoms, Schwiegerſohns des berühmten Boerhave. Prinz Wilhelm V. ſein Sohn, folgte dieſem Beiſpiel, und vermehrte den Schatz unter Beirath der Herren Bosmaer und Friedrich Hemſterhuis. Die Revolution trat ein, und der Statthalter verließ das

Land. Umstände hinderten ihn die ganze Sammlung mitzunehmen; ein großer Theil fiel den Franzosen in die Hände und ward nach Paris gebracht, wo er sich noch befindet. Glücklicherweise war nicht alles verloren; der Fürst hatte Mittel gefunden den größten Theil der Gold-, Silber- und Kupfermünzen, so wie die Mehrzahl der hoch- und tiefgeschnittenen Steine zu retten.

Von gleichem Verlangen wie seine glorreichen Vorfahren beseelt, faßte der gegenwärtig regierende Monarch im Jahr 1816 den Gedanken, aus den Resten der Oranischen Sammlung ein königliches Cabinet zum öffentlichen Gebrauch zu bilden, und befahl dieser ersten Grundlage die bedeutende Reihenfolge griechischer und römischer Münzen anzuschließen, welche vor dessen Thronbesteigung, bei Vereinzelung des berühmten Cabinets des Herrn van Damme, waren angeschafft worden. Herr de Jonge erhielt die Stelle eines Directors, und den Auftrag das Ganze einzurichten.

Die königliche Sammlung vermehrte sich von Tag zu Tage; unter dem Angeschafften zeichnen sich aus:

1) Eine herrliche Sammlung tiefgeschnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen Franz Hemsterhuis, aus dessen Händen sie an den verstorbenen Prinzen Gallitzin, kaiserlich russischen Gesandten bei Ihro Hochmögenden gelangte, und von seiner Tochter, Gemahlin des Prinzen Salm-Reifferscheid-Krautheim, an den König verkauft ward; sie ist merkwürdiger durch das Verdienst als durch die Menge der Steine, aus denen sie besteht. Man findet darin Arbeiten des ersten Rangs, einen Dioskorides, Aulus, Gnajus, Hyllus, Nicomachus, Hellen und mehrere andere Meisterstücke berühmter Künstler des Alterthums.

2) Eine kleine Sammlung hoch- und tiefgeschnittener Steine, welche Herr Hultmann, sonst Gouverneur des nördlichen Brabant, zurückließ; sie ward an den König verkauft durch Frau van Griethuysen. Diese Sammlung, wenn schon viel geringer als die vorhergehende, enthält doch einige sehr schätzbare Stücke.

3) Eine zahl- und werthreiche Sammlung neuerer Münzen, die meisten inländisch, Belagerungs- und andere currente Münzen, verkauft durch verwittwete Frau van Schuylenburch van Bommenede im Haag.

4) Das herrliche Cabinet geschnittener Steine, so alter als neuer, des verstorbenen Herrn Theodor van Smeth, Präsidenten der Schöffen der Stadt Amsterdam. (Es ist derselbe, an welchen Franz Hemsterhuis den

bedeutenden Brief ſchrieb über einen alten geſchnittenen Stein, vorſtellend eine Meernymphe an einem Meerpferd herſchwimmend, von herrlicher Kunſt.) Baron van Smeht van Demme verkaufte ſolches an Ihro Majeſtät.

5) Eine Sammlung griechiſcher, römiſcher, kufiſcher und arabiſcher Münzen, auch einige geſchnittene Steine, welche Major Humbert von den afrikaniſchen Küſten mitbrachte, als Früchte ſeiner Reiſe über den Boden des alten Karthago und ſeines fünf und zwanzigjährigen Aufenthalts zu Tunis. Darunter finden ſich mehrere afrikaniſche ſeltene Münzen mit einigen unbekannten.

6) Eine ſchöne Thalerfolge, abgelaſſen durch Herrn Stiels, ehemaligen Pfarrer zu Maſtricht.

7) Die reiche Sammlung geſchnittener Steine, aus dem Nachlaß des Herrn Baron van Hoorn van Bloosswyck, deſſen Erben abgekauft.

8) Sammlung von Medaillen, Jettons und neueren Münzen, welche ehemals dem reichen Cabinet des Herrn Dibbetz zu Leyden angehörte, und welche die Erben des Herrn Byleveld, eines der Präſidenten des hohen Gerichtshofes zu Haag, Ihro Majeſtät überließen.

Außer jenen großen Ankäufen wurden auf Befehl Ihro Majeſtät mit dieſem Cabinet noch vereinigt die Gold- und Silbermedaillen, aus dem Nachlaß Ihro verwittweten königlichen Hoheiten der Prinzeß von Oranien und der Herzogin von Braunſchweig, Mutter und Schweſter des Königs. Von Zeit zu Zeit wurden auch einzeln, beſonders durch Vertauſch des Doppelten, einige ſchöne geſchnittene Steine hinzugefügt, und eine große Anzahl Medaillen und Münzen aller Art.

Vorſtehende Nachricht giebt uns zu manchen Betrachtungen Anlaß, wovon wir einiges hier anſchließen.

Zuvörderſt begegnet uns das herzerhebende Gefühl, wie ein ernſtlich gefaßter Entſchluß nach dem größten Glückswechſel durch den Erfolg glücklich begünſtigt und ein Zweck erreicht werde, höher als man ſich ihn hätte vorſtellen können. Hier bewahrheitet ſich abermals, daß wenn man nur nach irgend einer Niederlage gleich wieder einen entſchiedenen Poſten faßt, einen Punkt ergreift, von dem aus man wirkt, zu dem man alles wieder zurückführt, alsdann das Unternehmen ſchon geborgen ſey, und man ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen dürfe.

Eine fernere Betrachtung dringt ſich hier auf, wie wohl ein Fürſt

handelt, wenn er das was Einzelne mit leidenschaftlicher Mühe, mit Glück, bei Gelegenheit gesammelt, zusammenhält, und dem unsterblichen Körper seiner Besitzungen einverleibt. Zum einzelnen Sammeln gehört Liebe, Kenntniß und gewisser Muth den Augenblick zu ergreifen, da denn ohne großes Vermögen, mit verständig mäßigem Aufwand eine bedeutende Vereinigung manches Schönen und Guten sich erreichen läßt.

Meist sind solche Sammlungen den Erben zur Last; gewöhnlich legen sie zu großen Werth darauf, weil sie den Enthusiasmus des ersten Besitzers, der nöthig war so viel treffliche Einzelnheiten zusammen zu schaffen und zusammen zu halten, mit in Anschlag bringen, dergestalt daß oft, von einer Seite durch Mangel an entschiedenen Liebhabern, von der andern durch überspannte Forderungen dergleichen Schätze unbekannt und unbenutzt liegen, vielleicht auch als zerfallender Körper vereinzelt werden. Trifft sich's nun aber, daß hohe Häupter dergleichen Sammlungen gebührend Ehre geben, und sie andern schon vorhandenen anzufügen geneigt sind, so wäre zu wünschen, daß von einer Seite die Besitzer ihre Forderungen nicht zu hoch trieben, von der andern bleibt es erfreulich zu sehen, wenn große, mit Gütern gesegnete Fürsten zwar haushälterisch zu Werke gehen, aber zugleich auch bedenken, daß sie oft in den Fall kommen großmüthig zu seyn, ohne dadurch zu gewinnen; und doch wird beides zugleich der Fall seyn, wenn es unschätzbare Dinge gilt, wofür wohl alles das angesehen werden darf, was ein glücklich ausgebildetes Talent hervorbrachte und hervorbringt.

Und so hätten wir denn zuletzt noch zu bemerken, welcher großen Wirkung ein solcher Besitz in rechten Händen fähig ist.

Warum sollte man läugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunstbesitz oft unbequem sey? Weder Zeit noch Zustand erlauben ihm treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es sey nun auf Productivität oder auf Kenntniß, auf That oder Geschichtseinsicht kräftig wirken sollten, dem Künstler so wie dem Liebhaber öfter vorzulegen, und dadurch eine höhere, freigesinnte, fruchtbare Bildung zu bezwecken. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anstalt einverleibt, sind Männer dabei angestellt, deren Liebe und Leidenschaft es ist ihre schöne Pflicht zu erfüllen, die ganz durchdrungen sind von dem Guten, das man stiften, das man fortpflanzen wollte, so wird wohl nichts zu wünschen übrig bleiben.

Sehen wir doch schon im gegenwärtigen Falle, daß der werthe Vorgesetzte genannter Sammlung sich selbst öffentlich verpflichtet die höchsten Zwecke in allem Umfang zu erreichen, wie das Motto seiner sorgfältigen Arbeit auf das deutlichste bezeichnet: „Die Werke der Kunst gehören nicht Einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an.“ Heeren, Ideen 3. Theil, 1. Abthl.

Münzkunde der deutschen Mittelzeit.

(Auf Anfrage.)

1817.

Ueber die zwar nicht seltenen, doch immer geschätzten problematischen Goldmünzen, unter dem Namen Regenbogenschüsselchen bekannt, wüßte ich nichts zu entscheiden, wohl aber folgende Meinung zu eröffnen.

Sie stammen von einem Volke, welches zwar in Absicht auf Kunst barbarisch zu nennen ist, das sich aber einer wohlersonnenen Technik bei einem rohen Münzwesen bediente. Wenn nämlich die frühern Griechen Gold- und Silberküchelchen zu stempeln, dabei aber das Abspringen vom Ambos zu verhindern gedachten, so gaben sie der stählernen Unterlage die Form eines Kronenbohrers, worauf das Küchelchen gelegt, der Stempel aufgesetzt und so das Obergebilde abgedruckt ward; der Eindruck des untern viereckten zackigen Hülfsmittels verwandelte sich nach und nach in ein begränzendes, mancherlei Bildwerk enthaltendes Viereck, dessen Ursprung sich nicht mehr ahnen läßt.

Das unbekannte Volk jedoch, von welchem hier die Rede ist, vertiefte die Unterlage in Schüsselform, und grub zugleich eine gewisse Gestalt hinein; der obere Stempel war convex und gleichfalls ein Gebild hineingegraben. Wurde nun das Küchelchen in die Stempelschale gelegt, und der obere Stempel drauf geschlagen, so hatte man die schüsselförmige Münze, welche noch öfters in Deutschland aus der Erde gegraben wird; die darauf erscheinenden Gestalten aber geben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Die erhobenen Seiten der drei mir vorliegenden Exemplare zeigen barbarische Nachahmungen bekannter, auf griechischen Münzen vorkommender

Urahnherr war der Schönſten hold,
Das ſpukt ſo hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was iſt denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hauſen.
Immer hab' ich nur geſchrieben
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und ſo ſpalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Gegenstände, einmal einen Löwenrachen, zweimal einen Taschenkrebs, Gebilde der Unfähigkeit, wie sie auch häufig auf silbernen dacischen Münzen gesehen werden, wo die Goldphilippen offenbar kindisch pfuscherhaft nachgeahmt sind. Die hohle Seite zeigt jedesmal sechs kleine halbkugelförmige Erhöhungen; hierdurch scheint mir die Zahl des Werthes ausgesprochen.

Das Merkwürdigste aber ist auf allen dreien eine sichelförmige Umgebung, die auf dem einen Exemplar unzweifelhaft ein Hufeisen vorstellt, und also da, wo die Gestalt nicht so entschieden ist, auch als ein solches gedeutet werden muß. Diese Vorstellung scheint mir Original; fände sie sich auch auf andern Münzen, so käme man vielleicht auf eine nähere Spur; jedoch möchte das Bild immer auf ein berittenes kriegerisches Volk hindeuten.

Ueber den Ursprung der Hufeisen ist man ungewiß; das älteste, das man zu kennen glaubt, soll dem Pferde des Königs Childerich gehört haben, und also um das Jahr 481 zu setzen seyn. Aus andern Nachrichten und Combinationen scheint hervorzugehen, daß der Gebrauch der Hufeisen in Schwung gekommen zu der Zeit, als Franken und Deutsche noch für Eine Völkerschaft gehalten wurden, die Herrschaft hinüber und herüber schwankte, und die kaiserlich königlichen Gebieter bald diesseits, bald jenseits des Rheins größere Macht aufzubieten wußten. Wollte man sorgfältig die Orte verzeichnen, wo dergleichen Münzen gefunden worden, so gäbe sich vielleicht ein Aufschluß. Sie scheinen niemals tief in der Erde gelegen zu haben, weil der Volksglaube sie da finden läßt, wo ein Fuß des Regenbogens auf dem Acker aufstand, von welcher Sage sie denn auch ihre Benennung gewonnen haben.

Von deutscher Baukunst.

1823.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italiäner und Spanier schon von alten Zeiten her, wir aber erst in der neuesten, die deutsche (tedesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward sie zu kleineren und zu ungeheuern Gebäuden angewendet; der größte Theil von Europa nahm sie auf; tausende von Künstlern, abertausende von Handwerkern übten sie; den christlichen Cultus förderte sie höchlich und wirkte mächtig auf Geist und Sinn: sie muß also etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhältnisse verbergen und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderstehlich ist.

Merkwürdig war uns daher das Zeugniß eines Franzosen, eines Mannes, dessen eigene Bauweise der gerühmten sich entgegensetzte, dessen Zeit von derselben äußerst ungünstig urtheilte; und dennoch spricht er folgendermaßen:

„Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunstschönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet sey; unser Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Ist hieran Mangel, so mag man noch so viel äußere Zierrath anwenden; Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht ersetzt; ja man kann sagen, daß ihre Häßlichkeit nur verhaßter und unerträglicher wird, wenn man die äußern Zierrathen durch Reichthum der Arbeit oder der Materie steigert."

„Um diese Behauptung noch weiter zu treiben, sage ich, daß die Schönheit, welche aus Maß und Proportion entspringt, keineswegs kostbarer Materien und zierlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen; sie glänzt vielmehr und macht sich fühlbar, hervorblickend aus dem Wuste

und der Verworrenheit des Stoffes und der Behandlung. So beschauen wir mit Vergnügen einige Massen jener gothischen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entsprungen erscheint und bemerklich ist, ungeachtet der häßlichen Zierrathen, womit sie verdeckt sind und zum Trotz derselben. Was uns aber am meisten überzeugen muß, ist, daß wenn man diese Massen mit Genauigkeit untersucht, man im Ganzen dieselben Proportionen findet wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunst erbaut, uns beim Anblick so viel Vergnügen gewähren."

François Blondel, Cours d'Architecture. Cinquième partie. Liv. V. Chap. XVI. XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münster so große Wirkung auf uns ausübte, daß wir unberufen unser Entzücken auszusprechen nicht unterlassen konnten. Eben das, was der französische Baumeister nach gepflogener Messung und Untersuchung gesteht und behauptet, ist uns unbewußt begegnet, und es wird ja auch nicht von jedem gefordert, daß er von Eindrücken, die ihn überraschen, Rechenschaft geben solle.

Standen aber diese Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da, ohne sonderlichen Eindruck auf die größere Menschenmasse, so ließen sich die Ursachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erschien ihre Wirksamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Jüngere und Aeltere beiderlei Geschlechts waren von solchen Eindrücken übermannt und hingerissen, daß sie sich nicht allein durch wiederholte Beschauung, Messung, Nachzeichnung daran erquickten und erbauten, sondern auch diesen Styl bei noch erst zu errichtenden, lebendigem Gebrauch gewidmeten Gebäuden wirklich anwendeten, und eine Zufriedenheit fanden, sich gleichsam uroäterlich in solchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an solchen Productionen der Vergangenheit erregt worden, so verdienen diejenigen großen Dank, die uns in den Stand setzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt historisch zu fühlen und zu erkennen, wovon ich nunmehr einiges zur Sprache bringe, indem ich mich durch mein näheres Verhältniß zu so bedeutenden Gegenständen aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg sah ich kein wichtiges

impoſantes Werk dieſer Art. Der Eindruck erloſch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zuſtandes, wo mich ein ſolcher Anblick zum lebhafteſten Enthuſiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte ſolche Geſinnungen nicht wieder beleben, um ſo weniger als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen ließen; und ſo lebte ich viele Jahre ſolchem Kunſtzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahre 1810 jedoch trat ich, durch Vermittelung eines edlen Freundes, mit den Gebrüdern Boiſſerée in ein näheres Verhältniß. Sie theilten mir glänzende Beweiſe ihrer Bemühungen mit; ſorgfältig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Köln, theils im Grundriß, theils von mehreren Seiten, machten mich mit einem Gebäude bekannt, das, nach ſcharfer Prüfung, gar wohl die erſte Stelle in dieſer Bauart verdient: ich nahm ältere Studien wieder vor, und belehrte mich durch wechſelſeitige freundſchaftliche Beſuche und emſige Betrachtung gar mancher aus dieſer Zeit ſich herſchreibenden Gebäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, ſo daß ich mich endlich wieder in jenen Zuſtänden ganz einheimiſch fand.

Allein der Natur der Sache nach, beſonders aber in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geſchichtliche dieſer ganzen Angelegenheit das Wichtigſte werden, wozu mir denn die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die beſten Förderniſſe darreichten.

Nun fand ſich glücklicherweiſe, daß Herr Moller, ein höchſt gebildeter, einſichtiger Künſtler, auch für dieſe Gegenſtände entzündet ward und auf das glücklichſte mitwirkte. Ein entdeckter Originalriß des Kölner Doms gab der Sache ein neues Anſehen; die lithographiſche Copie deſſelben, ja die Contrabrücke, wodurch ſich das ganze zweithürmige Bild durch Zuſammenfügen und Austuſchen den Augen darſtellen ließ, wirkte bedeutſam; und was dem Geſchichtsfreunde zu gleicher Zeit höchſt willkommen ſeyn mußte, war des vorzüglichen Mannes Unternehmen, eine Reihe von Abbildungen älterer und neuerer Zeit uns vorzulegen, da man denn zuerſt das Herankommen der von uns dießmal betrachteten Bauart, ſodann ihre höchſte Höhe, und endlich ihr Abnehmen vor Augen ſehen und bequem erkennen ſollte. Dieſes findet nun um deſto eher ſtatt, da das erſte Werk vollendet vor uns liegt, und das zweite, das von einzelnen Gebäuden dieſer Art handeln wird, auch ſchon in ſeinen erſten Heften zu uns gekommen iſt.

Mögen die Unternehmungen dieſes eben ſo einſichtigen als thätigen Mannes möglichſt vom Publicum begünſtigt werden: denn mit ſolchen Dingen ſich zu beſchäftigen iſt an der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn für uns und unſere Nachkommen ein vollſtändiger Begriff hervorgehen ſoll.

Und ſo müſſen wir denn gleiche Aufmerkſamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Gebrüder Boiſſerée wünſchen, deſſen erſte Lieferung wir früher ſchon im allgemeinen angezeigt.

Mit aufrichtiger Theilnahme ſehe ich nun das Publicum die Vortheile genießen, die mir ſeit dreizehn Jahren gegönnt ſind, denn ſo lange bin ich Zeuge der eben ſo ſchwierigen als anhaltenden Arbeit der Boiſſerée'ſchen Verbündeten. Mir fehlte es nicht dieſe Zeit her an Mittheilung friſch gezeichneter Riſſe, alter Zeichnungen und Kupfer, die ſich auf ſolche Gegenſtände bezogen; beſonders aber wichtig waren die Probedrücke der bedeutenden Platten, die ſich durch die vorzüglichſten Kupferſtecher ihrer Vollendung näherten.

So ſchön mich, aber auch dieſer friſche Antheil in die Neigungen meiner frühern Jahre wieder zurück verſetzte, fand ich doch den größten Vortheil bei einem kurzen Beſuche in Köln, den ich an der Seite des Herrn Staatsminiſters von Stein abzulegen das Glück hatte.

Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des Kölner Doms von außen eine gewiſſe Apprehenſion in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wüßte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, ſehen wir in ihr den Conflict eines würdigen Menſchenwerks mit der ſtillmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit, ſo tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieſes Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menſchen erinnert, ſobald er ſich unterfängt etwas Uebergroßes leiſten zu wollen.

Selbſt der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig ſeyn wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmoniſchen Effect; nur wenn wir ins Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraſchender Harmonie anſpricht, da erſtaunen wir fröhlich, da erſchrecken wir freudig, und fühlen unſere Sehnſucht mehr als erfüllt.

Ich aber hatte mich längſt ſchon beſonders mit dem Grundriß beſchäftigt, viel darüber mit den Freunden verhandelt, und ſo konnte ich, da beinahe zu allem der Grund gelegt iſt, die Spuren der erſten Intention an Ort und Stelle genau verfolgen. Eben ſo halfen mir die Probedrücke der Seitenanſicht und die Zeichnung des vordern Aufriſſes einigermaßen

das Bild in meiner Seele auferbauen; doch blieb das, was fehlte, immer noch so übergroß, daß man sich zu dessen Höhe nicht aufschwingen konnte.

Jetzt aber, da die Boisserée'sche Arbeit sich ihrem Ende naht, Abbildung und Erklärung in die Hände aller Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunstfreund auch in der Ferne Gelegenheit sich von dem höchsten Gipfel, wozu sich diese Bauweise erhoben, völlig zu überzeugen; da er denn, wenn er gelegentlich sich als Reisender jener wundersamen Stätte nähert, nicht mehr der persönlichen Empfindung, dem trüben Vorurtheil oder, im Gegensatz, einer übereilten Abneigung sich hingeben, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen wird. Ich wenigstens wünsche mir Glück zu dieser Klarheit nach fünfzigjährigem Streben durch die Bemühungen patriotisch gesinnter, geistreicher, emsiger, unermüdeter junger Männer gelangt zu seyn.

Daß ich bei diesen erneuten Studien deutscher Baukunst des dreizehnten Jahrhunderts öfters meiner frühern Anhänglichkeit an den Straßburger Münster gedachte, und des damals, 1772, im ersten Enthusiasmus verfaßten Druckbogens mich erfreute, da ich mich desselben beim spätern Lesen nicht zu schämen brauchte, ist wohl natürlich: denn ich hatte doch die innern Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwickelung der einzelnen Zierrathen eben aus diesem Ganzen eingesehen, und nach langem und wiederholtem Anschauen gefunden, daß der eine hoch genug auferbaute Thurm doch seiner eigentlichen Vollendung ermangele. Das alles traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen ganz wohl überein, und wenn jener Aufsatz etwas Amphigurisches in seinem Styl bemerken läßt, so möchte es wohl zu verzeihen seyn, da wo etwas Unaussprechliches auszusprechen ist.

Wir werden noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen, und schließen hier dankbar gegen diejenigen, denen wir die gründlichsten Vorarbeiten schuldig sind, Herrn Moller und Büsching, jenem in seiner Auslegung der gegebenen Kupfertafeln, diesem in dem Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Baukunst; wozu mir denn gegenwärtig als erwünschtes Hülfsmittel die Darstellung zu Handen liegt, welche Herr Sulpiz Boisserée als Einleitung und Erklärung der Kupfertafeln mit gründlicher Kenntniß aufgesetzt hat.

Herstellung des Straßburger Münsters.

1816.

Während die Wünsche der Kunst- und Vaterlandsfreunde auf die Erhaltung und Herstellung der alten Baudenkmale am Niederrhein gerichtet sind und man über die dazu erforderlichen Mittel rathschlägt, ist es höchst erfreulich und lehrreich zu betrachten, was in der Hinsicht am Oberrhein für den Münster zu Straßburg geschieht.

Hier wird nämlich schon seit mehreren Jahren mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg daran gearbeitet, die durch Vernachlässigungen und Zerstörungen der Revolution entstandenen Schäden auszubessern.

Denn ist freilich der Vorschlag der Gleichheitsbrüder, den stolzen Münster abzutragen, weil er sich über die elenden Hütten der Menschen erhebt, in jenen Zeiten nicht durchgegangen, so hat doch die bilder- und wappenstürmende Wuth dieser Fanatiker die vielen Bildwerke an den Eingängen, ja sogar die Wappen der bürgerlichen Stadtvorgesetzten und Baumeister oben an der Spitze des Thurms keineswegs verschont.

Es würde zu weitläufig seyn alles anzuführen, was durch diese und andere muthwillige frevelhafte Zerstörungen, und wieder was in Folge derselben das Gebäude gelitten hat.

Genug, man beschäftigt sich jetzt unausgesetzt damit, alles nach und nach auf das sorgfältigste wiederherzustellen. So ist bereits das bunte Glaswerk der großen, über 40 Fuß weiten Rose wieder in neues Blei gesetzt; so sind eine Menge neue Platten und steinerne Rinnen gelegt, durchbrochene Geländer, Pfeiler, Baldachine und Thürmchen nach alten Mustern ersetzt worden. Die fast lebensgroßen Equesterstatuen der Könige Chlodwig, Dagobert und Rudolph von Habsburg sind, ganz neu verfertigt,

mit vieler Mühe und Kosten wieder an den großen Pfeilern bei der Rose aufgestellt. Und auch an den Eingängen kehren nun von den hundert und aberhundert Bildwerken schon manche nach alten Zeichnungen ausgeführte an ihre Stelle zurück.

Man erstaunt billig, daß alle diese eben so viel Uebung und Geschicklichkeit als Aufwand erfordernden Arbeiten in unsern Tagen zu Stande kommen; und man begreift es nur, wenn man die weise Einrichtung der noch von Alters her für den Straßburger Münster bestehenden Baustiftung und Verwaltung kennt.

Schon im dreizehnten Jahrhundert waren die zum Bau und Unterhalt dieses großen Werks bestimmten Güter und Einkünfte von den rein geistlichen Zwecken gehörigen getrennt und der Obhut der Stadtvorgesetzten anvertraut worden. Diese ernannten einen eigenen Schaffner und wählten aus ihrer Mitte drei Pfleger, worunter immer ein Stadtmeister seyn mußte, beides zur Verwaltung der Einnahme und Ausgabe, so wie zur Aufsicht über den Werkmeister, als welcher, vom Rath bloß zu diesem Zweck gesetzt und von der Stiftung besoldet, wieder den Steinmetzen und Werkleuten in der Bauhütte vorstand.

Auf diese Weise wurde die Sorge für den Münster eine städtische Angelegenheit; und dieß hatte vor vielen andern Vortheilen die überaus glückliche Folge, daß die beträchtlichen Güter und Gelder der Stiftung als Gemeindeeigenthum selbst in der verderblichsten aller Staatsumwälzungen gerettet werden konnten.

Auch mußte eine Verwaltung, von welcher alle Jahre öffentlich Rechenschaft abgelegt wurde, nothwendig das größte Vertrauen einflößen, und immerfort neue Wohlthäter und Stifter zu Gunsten eines prachtvollen Denkmals gewinnen, welches eine zahlreiche vermögende Bürgerschaft großentheils als ihr eigenes betrachten durfte.

Daher sah sich denn die Anstalt im Stande, nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch außerordentliche Bedürfnisse, wie z. B. nach einer großen Feuersbrunst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die sehr beträchtlichen Kosten neuer Bedachung und vielfachen damit zusammenhängenden reich verzierten Steinwerks zu bestreiten, ja vor wenigen Jahren noch sogar eine große Summe zum Ankauf von Häusern zu verwenden, welche niedergerissen wurden, um dem Gebäude einen weitern offenern Zugang zu verschaffen.

Mit den Geldmitteln aber wurden nun zugleich auch die Kunst- und Handwerksmittel mannichfach erhalten; denn der alte Gebrauch, die Steinmetzenarbeit im Taglohn fertigen zu lassen, blieb bei diesem Gebäude stets bestehen, und man wich in der Herstellung der beschädigten Theile nie von der ursprünglichen Gestalt und Construction ab.

Gerade aus diesem Grunde bedurfte man besonders geübte und geschickte Werkleute, und diese bildeten sich dann auch immer von selbst, einer durch den andern, weil die Arbeit nie ausging.

Zudem blieben die einmal in dieser Bauart geübten Leute gern an einem Ort, wo sie zu allen Jahreszeiten auf sichern anständigen Lohn zählen konnten. Endlich ist der Straßburger Münster auch nicht das einzige Denkmal in Deutschland, bei welchem sich solche vortreffliche Einrichtung erhalten hat, sondern es besteht nach dem Beispiel derselben eine ähnliche, gleichfalls unter städtischer Verwaltung, beim Münster zu Freiburg im Breisgau und bei St. Stephan in Wien, vielleicht auch noch anderwärts, ohne daß es uns bekannt geworden.

Hier hätten wir also im eigenen Vaterlande hinlänglich Muster für Erhaltungsanstalten und Pflanzschulen, aus welchen wir fähige Arbeiter zur Herstellung unserer in Verfall gerathenen großen Baudenkmale ziehen könnten; und wir brauchten nicht unsere Zuflucht nach England zu nehmen, wo freilich seit einer Reihe von Jahren für Erhaltung und Herstellung der Gebäude dieser Art am meisten geschehen ist.

Die neuen Arbeiten am Straßburger Münster lassen wirklich weder in Rücksicht der Zweckmäßigkeit, noch der schönen treuen Ausführung irgend etwas zu wünschen übrig. Ganz besonders aber muß der treffliche Stand und die Ordnung gerühmt werden, worin hier alles zur Bedeckung und zum Wasserlauf dienende Steinwerk gehalten wird.

Außer den Dächern ist nicht eine Hand breit Kupfer oder Blei zur Bedeckung angewandt. Alle die vielen Gänge und Rinnen findet man von Stein verfertigt und die große Terrasse, ja sogar sämmtliche Gewölbe in den beiden Thürmen, welche wegen den offenen Fenstern der Witterung ausgesetzt, sind mit Platten belegt. Dieß Steinwerk ist nun alles abschüssig und so sorgfältig zugerichtet, daß nirgends ein Tropfen Wasser stehen bleiben kann; und wie nur ein Stein schadhaft wird, ersetzt man ihn durch einen neuen. Im September des vorigen Jahres hatten wir Gelegenheit den großen Nutzen dieser weisen Vorkehrung im vollsten

Maß zu bewundern. Es war nach den unaufhörlichen beispiellosen Regengüssen des Sommers, ja selbst nach den Regengüssen des vorigen Tages auch nicht eine Spur von Feuchtigkeit auf allen den offenen Stiegen, Gewölben, Gängen und Bühnen zu entdecken.

Man sieht leicht ein, wie eng diese Einrichtung des Wasserlaufs mit der ursprünglichen Anlage solcher Gebäude zusammenhängt und wie hingegen die Blei- und Kupferbedeckung für alle die mannichfaltigen, viele Winkel darbietenden Theile nicht ausreichen, sondern wegen des ewigen Flickwerks in vielen Fällen nur Veranlassung zu großem nutzlosem Kostenaufwand geben kann.

Der Kölner Dom bietet hierüber Erfahrungen genug dar; man wird darum bei Herstellung desselben jene in Straßburg befolgte, für die Erhaltung so höchst zweckmäßige Weise ohne Zweifel desto mehr beherzigen.

Den Freunden des Alterthums muß es sehr angenehm seyn zu vernehmen, daß für dieses und andere Denkmale am Niederrhein bereits die ersten nothwendigsten Maßregeln getroffen sind.

Die im vorigen Sommer mit in dieser Hinsicht unternommene Reise des geheimen Oberbaurath Schinkel war hier von sehr günstigem Einfluß. Die Regierung hat vor der Hand eine beträchtliche Summe zur Ausbesserung eines großen gefährlichen Bauschadens am Dachstuhl des Kölnischen Doms bewilligt, und die Arbeiten sind schon in vollem Gang.

Außerdem ist zur Niederlegung einer neben dem Dom stehenden verfallenen Kirche Befehl gegeben, wodurch eine freiere Ansicht gerade des vollendeten Theils jenes Denkmals gewonnen wird. Dann sorgte man auch für die Rettung der gleichzeitig mit dem Kölner Dom und nach einem ähnlichen, aber verkleinerten Plan gebauten Abteikirche Altenberg in der Nähe von Köln. Eine Feuersbrunst hatte vor kurzem dieß schöne, ganz vollendete Gebäude seines Dachwerks beraubt. Man war einstweilen auf die nothdürftigste Bedeckung bedacht, und hofft im Lauf des Jahres ein neues Dach herstellen zu können.

Anderseits bemüht man sich in Trier sorgsam für die dortigen bedeutenden römischen Alterthümer; und mehr oder weniger zeigt sich in dieser Hinsicht an vielen Punkten der niederrheinischen Länder die schützende Hand einer wohlwollenden Regierung, von welcher Kunst- und Vaterlandsfreunde die Erfüllung ihrer gerechten Wünsche nicht vergebens erwarten werden.

Wir können dieſe Nachricht nicht ſchließen, ohne noch ein Wort in Bezug auf den Straßburger Münſter beizufügen.

Wir bemerkten mit großer Freude, wie ſorgfältig dieß wunderwürdige Werk in Ehren gehalten wird; deſto mehr aber befremdete uns, dieß nicht auf die Ruheſtätte des großen Meiſters ausgedehnt zu finden, welchem das Gebäude ſeine Entſtehung verdankt.

Die außen an einem Pfeiler bei der Sacriſtei angebrachte Grabſchrift des Erwin von Steinbach iſt nämlich durch eine kleine Kohlenhütte verdeckt, und man ſieht mit Unwillen die Züge eines Namens von den Anſtalten zu den Rauchfäſſern verunreinigt, welchem vor vielen andern Sterblichen der Weihrauch ſelbſt gebührte.

Möchten doch die ſo ſehr ruhmwürdigen Stadtbehörden und Vorſteher des Münſterbaues dieſer leicht zu hebenden Verunehrung ein Ende machen, und den Ort anſtändig einfaſſen, oder die Inſchriften herausnehmen und an einem beſſern Ort im Innern des Gebäudes, etwa beim Eingang unter den Thürmen aufſtellen laſſen.

Auf dieſe Weiſe erfahren wir nach und nach durch die Bemühungen einſichtiger, thätiger junger Freunde, welche Anſtalten und Vorkehrungen ſich nöthig machten, um jene ungeheuern Gebäude zu unternehmen, wo nicht auszuführen.

Zugleich werden wir belehrt, in welchem Sinn und Geſchmack die nördlichere Baukunſt vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert ſich entwickelte, veränderte, auf einen hohen Grad von Trefflichkeit, Kühnheit, Zierlichkeit gelangte, bis ſie zuletzt durch Abweichung und Ueberladung, wie es den Künſten gewöhnlich geht, nach und nach ſich verſchlimmerte. Dieſe Betrachtungen werden wir bei Gelegenheit der Meller'ſchen Hefte, wenn ſie alle beiſammen ſind, zu unſerer Genugthuung anſtellen können. Auch ſchon die vier, welche vor uns liegen, geben erfreuliche Belehrung. Die darin enthaltenen Tafeln ſind nicht numerirt; am Schluſſe wird erſt das Verzeichniß folgen, wie ſie nach der Zeit zu legen und zu ordnen ſind.

Schon jetzt haben wir dieſes vorläufig gethan und ſehen eine Reihe von ſechs Jahrhunderten vor uns. Wir legten dazwiſchen was von Grund- und Aufriſſen ähnlicher Gebäude zu Handen war, und finden ſchon einen

Leitfaden, an dem wir uns gar glücklich und angenehm durchwinden können. Sind die Moller'schen Hefte dereinst vollständig, so kann jeder Liebhaber sie auf ähnliche Weise zum Grund einer Sammlung legen, woran er für sich und mit andern über diese bedeutenden Gegenstände täglich mehr Aufklärung gewinnt.

Alsdann wird, nach abgelegten Vorurtheilen, Lob und Tadel gegründet seyn, und eine Vereinigung der verschiedensten Ansichten aus der Geschichte auf einander folgender Denkmale hervorgehen.

Auch muß es deßhalb immer wünschenswerther seyn, daß das große Werk der Herren Boisserée, den Dom zu Köln darstellend, endlich erscheine. Die Tafeln, die schon in unsern Händen sind, lassen wünschen, daß alle Liebhaber bald gleichen Genuß und gleiche Belehrung finden mögen.

Der Grundriß ist bewundernswürdig und vielleicht von keinem dieser Bauart übertroffen. Die linke Seite, wie sie ausgeführt werden sollte, giebt erst einen Begriff von der ungeheuern Kühnheit des Unternehmens. Dieselbe Seitenansicht, aber nur so weit als sie zur Ausführung gelangte, erregt ein angenehmes Gefühl, mit Bedauern gemischt. Man sieht das unvollendete Gebäude auf einem freien Platz, indem die Darsteller jene Reihe Häuser, welche niemals hätte gebaut werden sollen, mit gutem Sinne weggelassen. Daneben war es gewiß ein glücklicher Gedanke, die Bauleute noch in voller Arbeit und den Krahnen thätig vorzustellen, wodurch der Gegenstand Leben und Bewegung gewinnt.

Kommt hierzu nun ferner das Facsimile des großen Originalaufrisses, welchen Herr Moller gleichfalls besorgt, so wird über diesen Theil der Kunstgeschichte sich eine Klarheit verbreiten, bei der wir die in allen Landen aufgeführten Gebäude solcher Art, früher und späterer Zeit, gar wohl beurtheilen können; und wir werden alsdann nicht mehr die Producte einer wachsenden, steigenden, den höchsten Gipfel erreichenden und sodann wieder versinkenden Kunst vermischen und eins mit dem andern entweder unbedingt loben oder verwerfen.

Köln.

Zu unserer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daselbst eine ansehnliche Stiftung zu gründen beschäftigt sey, wodurch es auf lange

Jahre möglich wird den Dom wenigſtens in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zu erhalten.

Auch iſt durch Vorſorge des Herrn Generalgouverneurs Grafen von Solms-Laubach die Wallrafiſche Sammlung in das geräumige Jeſuitengebäude gebracht, und man ſieht einer methodiſchen Aufſtellung und Katalogirung derſelben mit Zutrauen entgegen.

Und ſo wären denn zwei bedeutende Wünſche aller deutſchen Kunſtfreunde ſchon in Erfüllung gegangen.

Pentazonium Vimariense,

dem dritten September 1825 gewidmet,

vom Oberbaudirector **Coudray** gezeichnet, gestochen vom Hofkupferstecher **Schwerdgeburth**.

Das seltene und mit dem reinsten Enthusiasmus gefeierte Fest der fünfzigjährigen Regierung des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach königlichen Hoheit zu verherrlichen, fühlten auch die Künste eine besondere Verpflichtung; unter ihnen that sich die Baukunst hervor, in einer Zeichnung, welche, nunmehr in Kupferstich gefaßt, dem allgemeinen Anschauen übergeben ist.

Zu seiner Darstellung nahm der geistreiche Künstler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebäuden, wo man zonenweise, Stockwerk über Stockwerk, in die Höhe ging und, den Durchmesser der Area nach Stufenart zusammenziehend, einer Pyramiden- oder sonst zugespitzten Form sich zu nähern trachtete. Wenig ist uns davon übrig geblieben, von dem Trizenium des Quintilius Varus nur der Name, und was wir noch von dem Septizonium des Severus wissen, kann unsere Billigung nicht verdienen, indem es vertical in die Höhe stieg und also dem Auge das Gefühl einer geforderten Solidität nicht eindrücken konnte.

Bei unserm Pentazonium ist die Anlage von der Art, daß erst auf einer gehörig festen Rustica-Basis ein Säulengebäude dorischer Ordnung errichtet sey, über welchem abermals ein ruhiges Massiv einer jonischen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn also schon vier Zonen absolvirt wären, worauf abermals ein Massivaufsatz folgt, auf welchem korinthische Säulen, zum Tempelgipfel zusammengedrängt, den höhern Abschluß bilden.

Die erste Zone sieht man durch ihre Bildwerke einer kräftig-thätigen Jugendzeit gewidmet, geistigen und körperlichen Uebungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweite soll das Andenken eines mittlern Mannslebens bewahren, in That und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht, auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone giebt einem reich gesegneten Familienleben Raum. Die vierte deutet auf das, was für Kunst und Wissenschaft geschehen. Die fünfte läßt uns die Begründung einer sichern Staatsform erblicken, worauf sich denn das Heiligthum eines wohlverdienten Ruhms erhebt.

Ob nun gleich zu unserer Zeit Gebäude dieser Art nicht leicht zur Wirklichkeit gelangen dürften, so achtete der denkende Künstler doch für Pflicht zu zeigen, daß ein solches Prachtgerüste nicht bloß phantastisch gefabelt, sondern auf einer innern Möglichkeit gegründet sey; weßhalb er denn in einem zweiten Blatte die vorsichtige Construction desselben, sowohl in Grundrissen als Durchschnitten, den Kenneraugen vorlegte; woneben man auch, umständlicher als hier geschieht, durch eine gedruckte Erklärung erfahren kann, worauf theils durch reale, theils durch allegorische Darstellungen gedeutet worden.

Und so wird denn endlich an dem Aufriß, welchen die Hauptplatte darstellt, der einsichtige Kennerblick geneigt unterscheiden und beurtheilen, in wiefern die schwierige Uebereinanderstellung verschiedener Säulenordnungen, von der derbsten bis zu der schlankesten, gelungen, in wiefern die Profile dem jedesmaligen Charakter gemäß bestimmt und genügend gezeichnet worden.

Kehrt nun das Auge zu dem beim ersten Anschauen empfangenen Eindruck nach einer solchen Prüfung des Einzelnen wieder zurück, so wünschen wir die Frage günstig beantwortet, ob der allgemeine Umriß des Ganzen, der so zu nennende Schattenriß, dem Auge gefällig und nebst seinem reichen Inhalte dem Geiste faßlich sey, indem wir von unserer Seite hier nur eine allgemeine Anzeige beabsichtigen konnten.

Wenn nun der Künstler in einer genauen, zum saubersten ausgeführten Zeichnung das Seinige geleistet zu haben hoffen durfte, so kann die Arbeit des Kupferstechers sich gleichfalls einer geneigten Aufnahme getrösten. Herr Schwerdgeburth, dessen Geschicklichkeit man bisher nur in kleineren, unsere Taschenbücher zierenden Bildern liebte und bewunderte, hat sich hier in ein Feld begeben, in welchem er bisher völlig fremd gewesen; deßhalb

eine Unbekanntſchaft eines Kupferſtechers mit dem architektoniſchen Detail vom Kenner mit Nachſicht zu beurtheilen ſeyn dürfte. Ferner iſt zu bedenken, daß bei einer ſolchen Arbeit die geſchickteſte Hand ohne Beihülfe von mitleiſtenden Maſchinen ſich in Verlegenheit fühlen kann.

Eines ſolchen Vortheils, welcher dem Künſtler in Paris und andern in dieſer Art vielthätigen Städten zu Hülfe kommt, ermangelt die unſrige ſo gut wie gänzlich: alles iſt hier die That der eigenen freien Hand, es ſey daß ſie die Radirnadel oder den Grabſtichel geführt. Hiedurch aber hat auch dieſes Blatt ein gewiſſes Leben, eine gewiſſe Anmuth gewonnen, welche gar oft einer ausſchließlich angewandten Technik zu ermangeln pflegt.

Eben ſo waren bei dem Abdruck gar manche Schwierigkeiten zu überwinden, die bei größeren, den Fabrikanſtalten ſich nähernden Gelegenheiten gar leicht zu beſeitigen ſind, oder vielmehr gar nicht zur Sprache kommen.

Schließlich iſt nur noch zu bemerken, daß dieſes Blatt für die Liebhaber der Kunſt auch dadurch einen beſondern Werth erhalten wird, daß der löbliche Stadtrath zu Weimar dem Kupferſtecher die Platte honorirt und die ſorgfältig genommenen Abdrücke, als freundliche Gabe, den Verehrern des gefeierten Fürſten zur Erinnerung an jene ſo bedeutende Epoche zugetheilt hat, welches allgemein mit anerkennendem Danke aufgenommen worden. Sie ſind erfreut dem Lebenden als Lebendige ein Denkmal errichtet zu ſehen, deſſen Sinn und Bedeutung von ihnen um ſo williger anerkannt wird, als man ſonſt dergleichen dem oft ſchwankenden Ermeſſen einer Nachkommenſchaft überläßt, die, mit ſich ſelbſt allzuſehr beſchäftigt, ſelten den reinen Enthuſiasmus empfindet, um rückwärts dankbar zu ſchauen und gegen edle Vorgänger ihre Pflicht zu erfüllen, wozu ihr denn auch wohl Ernſt, Mittel und Gelegenheit oft ermangeln mögen.

Architektur in Sicilien.

1828.

Architecture moderne de la Sicile, par J. Hittorf et Zanth. A Paris.

Wie uns vor Jahren die modernen Gebäude Roms durch Fontaine und Percier, die Florentiniſchen durch Grandjean und Famin, die Gemeſiſchen durch Gautier belehrend dargeſtellt worden, ſo haben ſich, um gleichen Zweck zu erreichen, ausgebildete Männer, Hittorf und Zanth, nach Sicilien begeben und liefern uns die dortigen, beſonders von Zeitgenoſſen Michel Angelo's errichteten, öffentlichen und Privatgebäude, ſo wie auch dergleichen aus früheren chriſtlich-kirchlichen Zeiten.

Von dieſem Werke liegen uns 49 Tafeln vor Augen, und wir können ſolches, ſowohl in Gefolg obgenannter Vorgänger als auch um der eigenen Verdienſte willen, Künſtlern und Kunſtfreunden auf das nachdrücklichſte empfehlen. Ein reicher Inhalt, ſo charakteriſtiſch als geiſtreich dargeſtellt, auf das ſicherſte und zarteſte behandelt. Es ſind nur Linearzeichnungen, aber durch zarte und ſtarke Striche iſt Licht- und Schattenſeite hinreichend ausgedrückt; daher befriedigen ſie mit vollkommener Haltung.

Bei gewiſſen baulichen Gegenſtänden fanden die Künſtler perſpectiviſche Zeichnung nöthig, und dieſe machen den angenehmſten Eindruck; etwas eigenthümlich Charakteriſtiſches der ſicilianiſchen Baukunſt tritt hier hervor; wir wagen es nicht näher zu bezeichnen, und bemerken nur Einzelnes.

Beim Eintritt in die dießmal gelieferten Meſſiniſchen Paläſte ſieht man ſich in einem Hofe von hohen Wohnungen umkränzt; wir empfinden ſogleich Reſpect und Wohlgefallen: der Baumeiſter ſcheint dem Hausherrn

einen anständigen Lebensgenuß zugesichert zu haben; man ist in einer grandiosen, aber nicht allzu ernsten Umgebung. Das gleiche gilt von den Klöstern und andern öffentlichen Gebäuden; man ist von allem Düstern, Drückenden durchaus befreit, und diese Gebäude sind ihrem Zweck völlig angemessen.

Noch eine zweite allgemeine Bemerkung stehe hier. Nicht leicht hat irgendwo eine edle Bildhauerkunst der Einbildungskraft so viel Antheil an ihren Werken gestattet, als wie in Sicilien; deßwegen sie auch schwer zu beurtheilen sind.

Statuen von Menschen, Halbmenschen, Thieren und Ungeheuern, Basreliefs mythologischer und allegorischer Art, Verzierungen architektonischer Glieder, alles überschwenglich angebracht, besonders bei Brunnen, die bei ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit auch den größten Schmuck zu verdienen schienen. Wer an Einfalt und ernsthafte Würde gewöhnt ist, der wird sich in diesen mannichfaltigen Reichthum kaum zu finden wissen; wir aber konnten ihm an Ort und Stelle nicht ungünstig seyn, und so erfreut es uns, mit ganz außerordentlicher Sorgfalt hier diese sonderbaren Werke dargestellt zu sehen und die architektonische Zierlichkeit ihrer Profile sowohl als die übrige Fülle ihrer Verzierungen zu bewundern. Denn so lange die Einbildungskraft von der Kunst gebändigt wird, giebt sie durchaus zu erfreulichen Gebilden Anlaß; dahingegen wenn Kunst sich nach und nach verliert, der regelnde Sinn entweicht und das Handwerk mit der Imagination allein bleibt; da nehmen sie unaufhaltsam den Weg, welcher, wie schon in Palermo der Fall ist, zum Pallagonischen Unsinn nicht Schritt für Schritt, sondern mit Sprüngen hinführt.

Architecture antique de la Sicile, par J. Hittorf et Zanth. A. Paris.

Von diesem Werke sind 31 Tafeln in unsern Händen: sie enthalten die Tempel von Segeste und Selinunt, geographische und topographische Karten, die genauesten architektonischen Risse und charakteristische Nachbildungen der wundersamen Basreliefs und Ornamente, zugleich mit ihrer Färbung, und erheben uns zu ganz eigenen neuen Begriffen über alte Baukunst. Früheren Reisenden bleibe das Verdienst die Aufmerksamkeit erregt zu haben, wenn diese letztern, begabt mit mehr historisch-kritischen

und artistischen Hülfsmitteln, endlich das Eigentliche leisten, was zur wahren Erkenntniß und gründlichen Bildung zuletzt erfordert wird.

Mit Verlangen erwarten wir die Nachbildungen der Tempel zu Girgenti, besonders aber hinlängliche Kenntniß von den letzten Ausgrabungen, wovon uns einige Blätter in Osterwalds Sicilien schon vorläufige Kenntniß gegeben und ein einzelner Theil in einem landschaftlichen Gemälde dargestellt die angenehmsten Eindrücke verleiht, die wir in folgendem näher aussprechen.

Südöstliche Ecke des Jupitertempels von Girgenti, wie sie sich nach der Ausgrabung zeigt. Oelbild von Herrn von Klenze, königlich bayerischem Oberbaudirector.

Ein Gemälde, nicht nur des Gegenstandes wegen für den Alterthumsforscher belehrend, sondern auch befriedigend, ja erfreulich dem Kunstfreund, wenn er das Werk bloß als Landschaft betrachtet.

Die Luft mit leichtem Gewölk ist recht schön, klar, gut abgestuft; die Behandlung desselben beweist des Meisters Kunstfertigkeit; nicht weniger Lob verdient auch die gar zierlich, fleißig und geschmackvoll ausgeführte weite Küstenstrecke des Mittelgrundes. Vorn im Bilde liegen die kolossalen Tempelruinen mit solcher Präcision der Zeichnung, solcher auf das Wesentliche im Detail verwendeten Sorgfalt ausgeführt, wie es nur von einem im Fach der Architekturzeichnung vielgeübten Künstler zu erwarten ist. Der so glücklich in dem geschmackvollen Ganzen restaurirt aufgestellte Koloß giebt der mächtigen Ruine eine ganze originelle Anmuth. Ein schlanker, an der Seite der Tempelruine aufgewachsener Oelbaum, charakteristisch, sehr zart und ausführlich in seinem Blätterschlag, eine Aloe und in der Ecke rechts noch verschiedene Fragmente von der Architektur des Tempels, staffiren durchaus zweckmäßig den nächsten und allernächsten Vordergrund.

Das Verdienstliche verschiedener Theile dieser Malerei wird am besten gelobt und am treffendsten bezeichnet, wenn man sagt, daß es an Elsheimers Arbeiten erinnere.

Kirchen, Paläſte und Klöſter in Italien,

nach den Monumenten gezeichnet, von J. Eugenius Ruhl, Architekten in Caſſel. gr. Fol. 3 Lieferungen, jede zu 6 Blättern, ſauber radirte Umriſſe.

Ein durch merkwürdigen Inhalt, wie durch Verdienſt der Ausführung gleich achtbares, vor kurzem erſchienenes Werk.

Das erſte oder Titelblatt jeder Lieferung enthält antike Fragmente, mit Geſchmack und Kunſt zum Ganzen geordnet, die fünf übrigen aber Anſichten, bald vom Aeußern, bald vom Innern anſehnlicher Gebäude, von Conſtantin des Großen Zeit das ganze Mittelalter herab bis an die neuere Baukunſt, wie ſie unter den großen Meiſtern des ſechzehnten Jahrhunderts zur fröhlichen Blüthe gelangt war. Einige wenige dürften vielleicht bloß als pittoreske Anſichten aufgenommen ſeyn.

Von Seiten der künſtleriſchen Behandlung finden wir an den Blättern dieſes Werks theils die Genauigkeit und den bis auf das kleinſte Detail ſich erſtreckenden Fleiß, theils die vom Zeichner mit nicht weniger Geſchmack als Ueberlegung gewählten Standpunkte zu loben; unbeſchadet der Wahrheit ſtellen ſich die ſämmtlichen Gegenſtände dem Auge von einer gefälligen Seite in maleriſcher Gruppirung dar.

Auch hat der Verfaſſer Sorge getragen, für die meiſten ſeiner Blätter ſolche Gegenſtände auszuwählen, die zugleich ſchöne Anſichten gewähren, wenig bekannt und in kunſtgeſchichtlicher Beziehung merkwürdig ſind. Unſere Leſer werden ſelbſt davon urtheilen können, wenn wir ihnen den Inhalt aller drei bis jetzt erſchienenen Lieferungen kurz anzeigen.

Erſte Lieferung.

1) Verſchiedene antike Fragmente, zierlich zuſammengeſtellt. 2) Der innere Hofraum und Säulengänge um denſelben im Palaſt der Cancellaria

Sprüche in Prosa.

zu Rom, nach einigen Architektur des San Gallo, wahrscheinlicher aber des Bramante. 3) Hof bei der Kirche Santi Apostoli zu Rom. 4) Bestibul eines Gebäudes in der Via Sistina zu Rom. 5) Ansicht der Kirche San Feliciano zu Fuligno. 6) Ansicht der Kirche San Giorgio in Velabro und des Bogens der Goldschmiede zu Rom.

Zweite Lieferung.

1) Wiederum gar zierliche Zusammenstellung antiker Fragmente. 2) Klosterhof zu San Giovanni in Laterano zu Rom. 3) Ansicht des Innern der Kirche Santa Costanza vor der Porta Pia zu Rom. 4) Façade und vorliegende große Treppe der Kirche Santa Maria in Ara Cöli, auf dem Capitolium zu Rom. 5) Eingang zur Kirche Santa Prassede zu Rom. 6) Palast des Grafen Giraud in Via di Borgo nuovo zu Rom, Architektur von Bramante.

Dritte Lieferung.

1) Ansicht der Kirche San Salvatore zu Fuligno. 2) S. Giacomo zu Vicovaro. 3) Ansicht des Doms zu Spoleto. 4) Cortile eines Palastes nahe bei dem Capitol zu Rom. 5) Sacristei zu San Martino a Monti in Rom. 6) Mittlere Ansicht des Klosterhofs zu San Giovanni in Laterano.

Ferner sind wir des Vergnügens theilhaft geworden, von eben demselben Künstler einen mit Aquarellfarben gemalten und zum Verwundern fleißig ausgeführten Prospect des Platzes zu Assisi, mit dem darauf liegenden noch sehr wohl erhaltenen Minerventempel, jetzt in eine Kirche verwandelt und Madonna della Minerva genannt, zu sehen. Der gute Ton im Ganzen, die heitere Luft, die natürliche Farbe der verschiedenen Architekturgegenstände, der höchst löbliche Fleiß, der auch die geringsten Kleinigkeiten nicht übersehen, sondern mit Sorgfalt und Liebe nachgebildet hat, endlich die wohlgezeichneten Figuren in den eigenthümlichen Landestrachten, womit das Bild reichlich und zweckmäßig staffirt ist — alles zusammen kann unmöglich verfehlen, jeden der Kunst kundigen Beschauer zu befriedigen, zu erfreuen. Auf uns wenigstens hat es diese Wirkung gethan, und mehrere Tage hindurch, da

das Anſchauen deſſelben uns gegönnt war, zu einer heitern Gemüthsſtimmung beigetragen.

Wenn nun meine Freunde an der vollkommenen Ausführung eines ſo wohl ſtudirten Werkes ihre Freude hatten, ſo war mir dabei noch ganz anders zu Muthe, indem ich mich der abenteuerlich flüchtigen Augenblicke lebhaft erinnerte, wo ich vor dieſem Tempel geſtanden, und mich zum erſtenmal über ein wohlerhaltenes Alterthum innig erfreute. (Italiäniſche Reiſe Bd. XIX. S. 105.) Wie gern werden wir dem Künſtler folgen, wenn er uns, wie er verſpricht, nächſtens wieder an Ort und Stelle führt, und von ſeinen anhaltenden gründlichen Studien daſelbſt bildlich und ſchriftlich den Mitgenuß vergönnt!

Das altrömiſche Denkmal bei Igel, unweit Trier.

Eine mit ausgezeichneter Sorgfalt gemachte, ungefähr 18 Zoll hohe bronzene Abbildung dieſes merkwürdigen römiſchen Denkmals veranlaßt nachfolgende Betrachtungen über daſſelbe.

Das alte Denkmal iſt einigen Gliedern der römiſchen Familie der Secundiner zu Ehren errichtet; es beſteht aus einem feſten grauen Sandſtein, hat im Ganzen thurmartige Geſtalt und über 70 Fuß Höhe.

Die architektoniſchen Verhältniſſe der verſchiedenen Theile, an ſich ſowohl als in der Uebereinſtimmung zum geſammten Ganzen, verdienen großes Lob, und es möchte ſchwerlich ein anderes römiſches Monument ſich dem Auge gefälliger und zierlicher darſtellen.

Ueber die Zeit, wann das Werk errichtet worden, giebt weder die Inſchrift Auskunft, noch läßt ſich dieſelbe aus andern Nachrichten genau beſtimmen; jedoch ſcheint die reiche Fülle der Zierrathen und Bilder, womit es gleichſam überdeckt iſt, ſo wie der Geſchmack, in welchem ſie gearbeitet ſind, auf die Zeit der Antonine hinzudeuten.

Die verzierten Bilder ſind gemiſchter Art, theils Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, auf Stand, Geſchäfte, Verwaltung und Pflichten derer, denen das Denkmal errichtet worden, ſich beziehend, theils der Götter- und Heldenſage angehörend.

Die vor uns befindliche bronzene Copie iſt mit ausnehmender Sorgfalt gemacht; den Styl der Antike, gefälligen Geſchmack und angemeſſene Haltung erkennt man überall nicht nur in den unzähligen, flach erhobenen, doch immer hinreichend deutlich gearbeiteten Figuren, ſondern auch in den Blätterverzierungen der Geſimſe. Der nachbildende Künſtler hat ſeinen Fleiß dergeſtalt weit getrieben, daß bloß verwitterte Stellen des Monuments deutlich von ſolchen Beſchädigungen zu unterſcheiden ſind, die es durch

Menſchenhände gewaltſam erlitten, ja daß ſogar eine Anzahl neu eingefügter Steine ohne Schwierigkeit zu erkennen ſind.

Auch der Abguß verdient großes Lob; er iſt ungemein reinlich, und ohne ſichtbare Spuren ſpäterer Nachhülfe.

An die Künſtler Heinrich Zumpft und C. Oſterwald, Verfertiger der bronzenen Abbildung.

Bei dem erfreulichen Anblick des mir überſendeten löblichen Kunſtwerkes eilte ich zuvörderſt mich jener Zeit zu erinnern, in welcher mir es, und zwar unter ſehr bedenklichen Umſtänden, zuerſt bekannt geworden. Ich ſuchte die Stelle meines Tagebuchs, der Campagne 1792, wieder auf und füge ſie hier bei, als Anleitung zu demjenigen, was ich jetzt zu äußern gedenke.

Den 23. Auguſt 1792.

„Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu ſetzen wußten, warf ich in Gedanken ſogleich die ſämmtlichen Dorfhütten weg, und nun ſtand es an dem würdigſten Platze. Die Moſel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher ſich gegenüber ein anſehnliches Waſſer, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewäſſer, das Auf- und Abſteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

„Das Monument ſelbſt könnte man einen architektoniſch-plaſtiſch verzierten Obelisk nennen. Er ſteigt in verſchiedenen, künſtleriſch über einander geſtellten Stockwerken in die Höhe, bis er ſich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert iſt, und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft ſich abſchloß.

„Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in dieſe Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang feſthalten, ſich die Mühe nicht verdrießen laſſen das Denkmal auszumeſſen und, in ſofern er Zeichner iſt, auch die Figuren der vier Seiten, wie ſie noch kenntlich ſind, uns überliefern und erhalten.

„Wie viel traurige bildloſe Obelisken ſah ich nicht zu meiner Zeit

errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es iſt freilich ſchon aus einer ſpätern Zeit, aber man ſieht immer noch die Luſt und Liebe, ſeine perſönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugniſſen von Thätigkeit ſinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier ſtehen Eltern und Kinder gegen einander, man ſchmauſt im Familienkreiſe; aber damit der Beſchauer auch wiſſe, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumroſſe einher; Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weiſe vorgeſtellt. Denn eigentlich ſind es Kriegscommiſſarien, die ſich und den Ihrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals, wie jetzt, an ſolcher Stelle genugſamer Wohlſtand zu erringen ſey.

„Man hat dieſen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felſen, die architektoniſch-plaſtiſchen Gebilde herausgehauen. Die ſo manchem Jahrhunderte widerſtehende Dauer dieſes Monuments mag ſich wohl aus einer ſo gründlichen Anlage herſchreiben.“

Den 22. October 1792.

„Ein herrlicher Sonnenblick belebte ſo eben die Gegend, als mir das Monument von Igel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.

„Vielleicht war die Nacht des Alterthums nie ſo gefühlt worden, als an dieſem Contraſt; ein Monument, zwar auch kriegeriſcher Zeiten, aber doch glücklicher, ſiegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menſchen in dieſer Gegend.

„Obgleich in ſpäter Zeit, unter den Antoninen, erbaut, behält es immer von trefflicher Kunſt noch ſo viel Eigenſchaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig-ernſt zuſpricht, und aus ſeinen, obgleich ſehr beſchädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich-thätigen Daſeyns mittheilt. Es hielt mich lange feſt; ich notirte manches, ungern ſcheidend, da ich mich nur deſto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zuſtande fühlte.“

Seit der Zeit verſäumte ich nicht, jenen Eindruck, und war es auch nur einigermaßen, vor der Seele zu erneuern. Auch unvollſtändige und unzulängliche Abbildungen waren mir willkommen; z. B. ein engliſcher Kupferſtich, eine franzöſiſche Lithographie nach General de Howen, ſo wie auch die lithographirte Skizze der Herzogin von Rutland. Jene erſten beiden erinnerten wenigſtens an die wunderbare Stelle dieſes Alterthums in nordiſcher ländlicher Umgebung. Viel näher brachte ſchon den erwünſchten

Augenſchein die Bemühung des Herrn Duednow, ſowie der Herren Hawich und Neurohr: letzterer hatte ſich beſonders auch über die Literatur und Geſchichte, in ſofern ſie dieſes Denkmal behandelt, umſtändlich ausgebreitet, da denn die verſchiedenen Meinungen über daſſelbe, welche man hierbei erfuhr, ein öfteres Kopfſchütteln erregen mußten. Dieſe zwar dankenswerthen Vorſtellungen ließen jedoch manches zu wünſchen übrig: denn obgleich auf die Abbildungen Fleiß und Sorgfalt verwendet war, ſo gab doch der Totaleindruck die Ruhe nicht, welche das Monument ſelbſt verleiht, und im Einzelnen ſchien die Lithographie das Verwitterte roher und das Ueberbliebene ſtumpfer vorgeſtellt zu haben, dergeſtalt daß zwar Kenntniß und Ueberſicht mitgetheilt, das eigentliche Gefühl aber und eine wünſchenswerthe Einſicht nicht gegeben ward.

Beim erſten Anblick Ihrer höchſt ſchätzenswerthen Arbeit jedoch trat mir gerade das Erwünſchteſte entgegen. Dieſes bronzene Facſimile in Miniatur bringt uns jene Eigenthümlichkeiten ſo vollkommen vor die Seele, daß ich geneigt war Ihrem Werke unbedingtes enthuſiaſtiſches Lob zuzurufen. Weil ich aber auf meiner langen Laufbahn gewarnt bin, und oft gemerkt habe, daß man Gegenſtänden der Kunſt, ſo wie auch Perſonen, für die man ein günſtiges Vorurtheil gefaßt hat, alles nachſieht und in Gefahr kommt ihre Vorzüge zu überſchätzen, ſo verlangte ich eine Autorität für meine Gefühle und eine Sicherheit für dieſelben in dem Ausſpruch eines unbeſtechbaren Kenners.

Glücklicherweiſe ſtand mir nun ein längſt geprüfter Freund zur Seite, deſſen Kenntniſſe ich ſeit vielen Jahren ſich immer vermehren, ſein Urtheil dem Gegenſtande immer angemeſſen geſehen. Es iſt der Director unſerer freien Zeichenſchule, Herr Heinrich Meyer, Hofrath und Ritter des weißen Falkenordens, der, wie ſo oft, mir auch dießmal die Freude machte meine Neigung zu billigen und meine Vorliebe zu rechtfertigen. Mehrmalige Geſpräche in Gegenwart des allerliebſten Kunſtwerkes, verſchiedene daraus entſprungene Aufſätze verſchafften nun die innigſte Bekanntſchaft mit demſelben. Nachſtehendes möge als Reſultat dieſer Theilnahme angeſehen werden, ob wir es gleich auch nur aufſtellen als unſere Anſicht unter den vielen möglichen, vorausſehend, daß über dieſes Werk, in ſofern es problematiſch iſt, die Meinungen ſich niemals vereinigen, vielmehr, wo nicht im Gegenſatz, doch im Schwanken und Zweifeln nach menſchlicher Art erhalten werden.

A.

Amtsgeſchäfte.

1) **Hauptbasrelief** im Baſement der Vorderſeite: An zwei Tiſchen mehrere Verſammelte, Wichtiges verhandelnd. Ein dirigirender Sitzender, Vortragende, Einleitende, Ankömmlinge.

2) Seitenbild in der Attika, zwei Sitzende, zwei im Stehen Theilnehmende, kann als Rentkammer, Comptoir und dergleichen angeſehen werden.

B.

Fabrication.

3) Hauptbild in der Attika, eine Färberei darſtellend. In der Mitte heben zwei Männer ein ausgebreitetes, wahrſcheinlich ſchon gefärbtes Tuch in die Höhe; der Ofen, worin der Keſſel eingefügt zu denken iſt, ſieht unten hervor. Auf unſerer linken Seite tritt ein Mann heran, ein Stück Tuch über der Schulter hängend, zum Färben bringend; zur Rechten ein anderer im Weggehen, ein fertiges davon tragend.

4) Langes Basrelief im Fries mag irgend eine chemiſche Behandlung vorſtellen, vielleicht die Bereitung der Farben und ſonſt.

C.

Transport

ſieht man am vielfachſten und öfterſten dargeſtellt, wie denn ja auch das Beiſchaffen aller Bedürfniſſe das Hauptgeſchäft der Kriegscommiſſarien iſt und bleibt.

5) Waſſertransport, ſehr bedeutend in den Stufen des Sockels, die er, nach den Ueberbliebenen zu ſchließen, ſämmtlich ſcheint eingenommen zu haben. Häufige ſogenannte Meerwunder, hier wohl bloß im allgemeinen als Waſſerwunder gedacht. Die Schiffe werden gezogen, welches auf Flußtransport einzig deutet.

6) Seitenbild in der Baſe: Ein ſchwer beladener Wagen mit drei Maulthieren beſpannt, aus einem Stadtthor nach Bäumen hin lenkend.

7) Seitenbild in der Attika: Ein Jüngling lehrt einen Knaben, der auf ſeinem Schooße ſitzt, den Wagen führen, beide nackt. Ein allerliebſtes Bild, hindeutend, daß dieſe Geſchäfte erblich in der Familie geweſen, und daß man die Jüngſten gleich in dem Metier unterrichtet, welches für ſie das Wichtigſte blieb.

8) Bergtransport, gar artige halbſymbolische Wirklichkeit. Rechts und links zwei Gebäude, zwiſchen denſelben ein Hügel. Von unſerer Linken ſteigt ein beladenes Maulthier mit ſeinem Führer die Höhe hinan, während ein anderes Laſtthier, ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabſteigt. Oben auf dem Gipfel in der Mitte ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend.

D.

Familien- und häusliche Verhältniſſe.

9) Großes Bild der Vorderſeite, eigentlich das Hauptbild des Ganzen: Drei männliche Figuren; die eine rechts, leicht bekleidet, ſcheint wegzugehen und von der in der Mitte ſtehenden kleinern, welche des obern Theils ermangelt, durch Händedruck Abſchied zu nehmen; die größere männliche, links, hält in beiden Händen einen Mantel, als wollte ſie ſolchen der ſcheidenden um die Schultern ſchlagen. Ueber dieſen Figuren ſind drei Medaillons, aus Schildern oder Tellern hervorſchauende Büſten angebracht, vielleicht die Hauptperſonen der Familie.

10) Schmales und langes Bild im Fries: Ein Angeſehener, welcher unter einem Vorhang heraustritt, erhält von ſechs Figuren Naturalabgaben, Wildpret, Fiſche u. ſ. w.; andere Männer ſtehen, mit Stäben, als bereite Boten gegenwärtig, alles wohl auf Frohnen und Zinſen deutend; ein hinterſter bringt Getränke.

11) Langes Basrelief in der Vorderſeite des Frieſes: An beiden Seiten eines Tiſches auf Lehnſeſſeln ſitzen zwei Perſonen, etwas entfernt von der Tafel; zwei dienende, oder vielleicht unterhaltende Figuren beſchäftigt hinter dem Tiſche. In einer Abtheilung rechts die Küche mit Herd und Schüſſeln; ein Koch bereitet Speiſen, ein anderer ſcheint aufzutragen zu wollen. Links, in einer Abtheilung, der Schenktiſch mit Gefäßen: ein Mann iſt beſchäftigt einen Krug herabzuheben; ein anderer gießt Getränk in eine Schale.

E.

Mythologiſche Gegenſtände.

Sie ſind gewiß ſämmtlich auf die Familie und ihre Zuſtände im allgemeinen zu deuten, wenn dieſes auch im einzelnen durchzuführen nicht gelingen möchte.

12) Hauptbild der Rückſeite: In der Mitte eines Zodiaks Hercules auf einem Viergeſpann, ſeine Hand einer aus der Höhe ſich herunter neigenden Figur hinreichend. Außerhalb dieſes Kreiſes, in den Ecken des Quadrats, vier große Köpfe, herausſchauend, Vollgeſichter, jedoch ſehr flach gehalten, von verſchiedenem Alter, die vier Winde vorſtellend. Man beſchaue dieſe ganze Abtheilung recht aufmerkſam und frage ſich: Könnte man wohl eine thätige, durch glücklichen Erfolg belohnte Lebensweiſe reicher und entſchiedener ausdrücken?

13) Iſt nun hierdurch der Jahr- und Witterungslauf angedeutet, ſo erſcheint im Giebel das Haupt der Luna, um die Monden zu bezeichnen. Ein Reh ſpringt zur Seite hervor. Nur die Hälfte des Bildes iſt übrig geblieben.

14) Daneben, gleichfalls im Giebelfelde, Helios, Beherrſcher des Tages, mit frei und frohem Antlitz. Die hinter dem Haupt hervorſpringenden Pferde ſind zu beiden Seiten erhalten. Darunter

15) Hauptbild in der Attika der Rückſeite: Ein Jüngling, zwei hochbeinige Greife am Zaume haltend, eben als wenn er der Sonne Relais gelegt hätte.

16) Im Fronton der Hauptſeite: Hylas, von den Nymphen geraubt.

17) Auf dem Gipfel des Ganzen eine Kugel, von der ſich ein Adler, den Ganymed entführend, erhob. Dieſes, wie das vorige Bild, wahrſcheinlich auf früh verſtorbene Lieblinge der Familie deutend, ganz im antiken claſſiſchen Sinn, das Vorübergehende immerfort lebend und blühend zu denken.

18) Endlich möchte wohl im Giebelfelde Mars, zur ſchlafenden Rhea herantretend, auf den römiſchen Urſprung der Familie und ihren Zuſammenhang mit dem großen Weltreiche zu deuten ſeyn.

19) und 20) Zu Erklärung und Rangirung der beiden ſehr beſchädigten hohen Nebenſeiten der Hauptmaſſe des Monuments werden umſichtige Kenner das Beſte beitragen, welche ſich wohl ähnlicher Bilder des Alterthums erinnern, woran man mit einiger Sicherheit dieſe Lücken reſtauriren und ihren Sinn erforſchen könnte. Es ſind allerdings mythologiſche Gegenſtände, welche hier höchſt wahrſcheinlich in Beziehung auf die Schickſale und Verhältniſſe der Familie abgebildet ſind. Denn daß nicht alle hier vorhandenen Bilder, beſonders die poetiſchen, von Erfindung der ausführenden Künſtler ſeyen, läßt ſich vermuthen; ſie mögen, wie ja alle

decorirenden Künſtler thun, ſich einen Vorrath von trefflichen Muſtern gehalten haben. Die Zeit, in welche die Errichtung dieſes Monuments fällt, iſt nicht mehr productiv; man nahm ſchon längſt zum Nachbilden ſeine Zuflucht, wie ſpäterhin immer mehr.

Ein Werk dieſer Art, das in einem höhern Sinne collectiv iſt, aus mancherlei Elementen, aber mit Zweck, Sinn und Geſchmack zuſammengeſtellt iſt, läßt ſich nicht bis auf die geringſten Glieder dem Verſtande vorzählen; man wird ſich immer bei Betrachtung deſſelben in einer gewiſſen Läßlichkeit erhalten müſſen, damit man die Vorzüge des Einzelnen ſcharf und genau kenne, dagegen aber Abſicht und Verknüpfung des Ganzen eher behaglich als genau ſich in der Seele wieder erſchaffe.

Offenbar ſind hier die realſten und ideellſten, die gemeinſten und höchſten Vorſtellungen auf eine künſtleriſche Weiſe vereinigt, und es iſt uns kein Denkmal bekannt, worin gewagt wäre einen ſo widerſprechenden Reichthum mit ſolcher Kühnheit und Großheit der betrachtenden Gegenwart und Zukunft vor die Augen zu ſtellen. Ohne uns durch die Schwierigkeit einer vielleicht geforderten Darſtellung abſchrecken zu laſſen, haben wir die einzelnen Bilder unter Rubriken zu bringen geſucht, und wie überdem dieſe niedergeſchriebenen Worte ohne die Gegenwart des ſo höchſt gelungenen Modells auch nicht im mindeſten befriedigen können, ſo haben wir an manchen Stellen mehr angedeutet als ausgeführt. Denn in dieſem Falle beſonders gilt: Was man nicht geſehen hat, gehört uns nicht, und geht uns eigentlich nichts an. Hiernach beurtheile man die verſuchte Darſtellung der einzelnen Bilder unter gewiſſen Rubriken.

Weimar, den 1. Juni 1829.

Der Tänzerin Grab.

1812.

Das entdeckte Grab iſt wohl für das Grab einer vortrefflichen Tänzerin zu halten, welche, zum Verdruß ihrer Freunde und Bewunderer, zu früh von dem Schauplatz geſchieden. Die drei Bilder muß ich cykliſch, als eine Trilogie, anſehen. Das kunſtreiche Mädchen erſcheint in allen dreien, und zwar im erſten die Gäſte eines begüterten Mannes zum Hochgenuß des Lebens entzückend; das zweite ſtellt ſie vor, wie ſie im Tartarus, in der Region der Verweſung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künſte fortſetzt; das dritte zeigt ſie uns, wie ſie, dem Schein nach wieder hergeſtellt, zu jener ewigen Schattenſeligkeit gelangt iſt. Das erſte und letzte Bild erlauben keine andere Auslegung; die des mittlern ergiebt ſich mir aus jenen beiden.

Es wäre kaum nöthig, dieſe ſchönen Kunſtproducte noch beſonders durchzugehen, da ſie für ſich zu Sinn, Gemüth und Kunſtgeſchmack ſo deutlich reden. Allein man kann ſich von etwas Liebenswürdigem ſo leicht nicht loswinden, und ich ſpreche daher meine Gedanken und Empfindungen mit Vergnügen aus, wie ſie ſich mir bei der Betrachtung dieſer ſchönen Gebilde immer wieder erneuern.

Die erſte Tafel zeigt die Künſtlerin als den höchſten lebendigſten Schmuck eines Gaſtmahls, wo Gäſte jedes Alters mit Erſtaunen auf ſie ſchauen. Unverwandte Aufmerkſamkeit iſt der größte Beifall, den das Alter geben kann, das eben ſo empfänglich als die Jugend, nicht eben ſo leicht zu Aeußerungen gereizt wird. Das mittlere Alter wird ſchon ſeine Bewunderung in leichter Handbewegung auszudrücken angeregt, ſo auch der Jüngling; doch dieſer beugt ſich überdieß empfindungsvoll zuſammen,

und ſchon führt der Jüngſte der Zuſchauer auf und beklatſcht die wahrgenommenen Tugenden wirklich.

Vom Effecte, den die Künſtlerin hervorgebracht und der uns in ſeinen Abſtufungen zuerſt mehr angezogen als ſie ſelbſt, wenden wir uns nun zu ihr und finden ſie in einer von jenen gewaltſamen Stellungen, durch welche wir von lebenden Tänzerinnen ſo höchlich ergötzt werden. Die ſchöne Beweglichkeit der Uebergänge, die wir an ſolchen Künſtlerinnen bewundern, iſt hier für einen Moment fixirt, ſo daß wir das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich erblicken und ſchon dadurch in einen überirdiſchen Zuſtand verſetzt werden. Auch hier erſcheint der Triumph der Kunſt, welche die gemeine Sinnlichkeit in eine höhere verwandelt, ſo daß von jener kaum eine Spur mehr zu finden iſt.

Daß die Künſtlerin ſich als ein bachiſches Mädchen darſtellt und eine Reihe Stellungen und Handlungen dieſes Charakters abzuwickeln im Begriff iſt, daran läßt ſich wohl nicht zweifeln. Auf dem Seitentiſche ſtehen Geräthſchaften, die ſie braucht, um die verſchiedenen Momente ihrer Darſtellung mannichfaltig und bedeutend zu machen, und die hinten über ſchwebende Büſte ſcheint eine helfende Perſon anzudeuten, die der Hauptfigur die Requiſiten zureicht und gelegentlich einen Statiſten macht; denn mir ſcheint alles auf einen Solotanz angelegt zu ſeyn.

Ich gehe zum zweiten Blatt. Wenn auf dem erſten die Künſtlerin uns reich und lebensvoll, üppig, beweglich, graciös, wellenhaft und fließend erſchien, ſo ſehen wir hier, in dem traurigen lemuriſchen Reiche, von allem das Gegentheil. Sie hält ſich zwar auf einem Fuße, allein ſie drückt den andern an den Schenkel des erſtern, als wenn er einen Halt ſuchte. Die linke Hand ſtützt ſich auf die Hüfte, als wenn ſie für ſich ſelbſt nicht Kraft genug hätte; man findet hier die unäſthetiſche Kreuzesform, die Glieder gehen im Zickzack, und zu dem wunderlichen Ausdruck muß ſelbſt der rechte aufgehobene Arm beitragen, der ſich zu einer ſonſt graciös geweſenen Stellung in Bewegung ſetzt. Der Standfuß, der aufgeſtützte Arm, das angeſchloſſene Knie, alles giebt den Ausdruck des Stationären, des Beweglich-Unbeweglichen — ein wahres Bild der traurigen Lemuren, denen noch ſo viel Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß ſie ſich kümmerlich bewegen können, damit ſie nicht ganz als durchſichtige Gerippe erſcheinen und zuſammenſtürzen.

Aber auch in dieſem widerwärtigen Zuſtande muß die Künſtlerin auf

ihr gegenwärtiges Publicum noch immer belebend, noch immer anziehend und kunstreich wirken. Das Verlangen der herbeieilenden Menge, der Beifall, den die ruhig Zuschauenden ihr widmen, sind hier in zwei Halbgespenstern sehr köstlich symbolisirt. Sowohl jede Figur für sich als alle drei zusammen componiren vortrefflich und wirken in Einem Sinne zu Einem Ausdruck. Was ist aber dieser Sinn, was ist dieser Ausdruck?

Die göttliche Kunst, welche alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abscheuliche nicht ablehnen. Eben hier will sie ihr Majestätsrecht gewaltig ausüben; aber sie hat nur Einen Weg, dieß zu leisten: sie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn sie es komisch behandelt; wie denn ja Zeuxis sich über seine eigene, ins Häßlichste gebildete Hecuba zu Tode gelacht haben soll.

Eine Künstlerin, wie diese war, mußte sich bei ihrem Leben in alle Formen zu schmiegen, alle Rollen auszuführen wissen, und jedem ist aus Erfahrung bekannt, daß uns die komischen und neckischen Exhibitionen solcher Talente oft mehr aus dem Stegreife ergötzen, als die ernsten und würdigen, bei großen Anstalten und Anstrengungen.

Bekleide man dieses gegenwärtige lemurische Scheusal mit weiblich jugendlicher Muskelfülle, man überziehe sie mit einer blendenden Haut, man statte sie mit einem schicklichen Gewand aus, welches jeder geschmackvolle Künstler unserer Tage ohne Anstrengung ausführen kann, so wird man eine von den komischen Posituren sehen, mit denen uns Harlekin und Colombine unser Leben lang zu ergötzen wußten. Verfahre man auf dieselbe Weise mit den beiden Nebenfiguren, und man wird finden, daß hier der Pöbel gemeint sey, der am meisten von solcherlei Vorstellungen angezogen wird.

Es sey mir verziehen, daß ich hier weitläuftiger, als vielleicht nöthig wäre, geworden; aber nicht jeder würde mir gleich auf den ersten Anblick diesen antiken humoristischen Geniestreich zugeben, durch dessen Zauberkraft zwischen ein menschliches Schauspiel und ein geistiges Trauerspiel eine lemurische Posse, zwischen das Schöne und Erhabene ein Fratzenhaftes hineingebildet wird. Jedoch gestehe ich gern, daß ich nicht leicht etwas Bewundernswürdigeres finde, als das ästhetische Zusammenstellen dieser drei Zustände, welche alles enthalten, was der Mensch über seine Gegenwart und Zukunft wissen, fühlen, wähnen und glauben kann.

Das letzte Bild, wie das erste, spricht sich von selbst aus. Charon

hat die Künſtlerin in das Land der Schatten hinübergeführt, und ſchon blickt er zurück, wer allenfalls wieder abzuholen drüben ſtehen möchte. Eine den Todten günſtige und daher auch ihr Verdienſt in jenem Reiche des Vergeſſens bewahrende Gottheit blickt mit Gefallen auf ein entfaltetes Pergament, worauf wohl die Rollen verzeichnet ſtehen mögen, in welchen die Künſtlerin ihr Leben über bewundert werden: denn wie man den Dichtern Denkmale ſetzte, wo zur Seite ihrer Geſtalt die Namen der Tragödien verzeichnet waren, ſollte der praktiſche Künſtler ſich nicht auch eines gleichen Vorzugs erfreuen?

Beſonders aber dieſe Künſtlerin, die, wie Orion ſeine Jagden, ſo ihre Darſtellungen hier fortſetzt und vollendet. Cerberus ſchweigt in ihrer Gegenwart: ſie findet ſchon wieder neue Bewunderer, vielleicht ſchon ehemalige, die ihr zu dieſen verborgenen Regionen vorausgegangen. Eben ſo wenig fehlt es ihr an einer Dienerin; auch hier folgt ihr eine nach, welche, die ehemaligen Functionen fortſetzend, den Shawl für die Herrin bereit hält. Wunderſchön und bedeutend ſind dieſe Umgebungen gruppirt und disponirt, und doch machen ſie, wie auf den vorigen Tafeln, bloß den Rahmen zu dem eigentlichen Bilde, zu der Geſtalt, die hier, wie überall, entſcheidend hervortritt. Gewaltſam erſcheint ſie hier, in einer Mänadiſchen Bewegung, welche wohl die letzte ſeyn mochte, womit eine ſolche Bacchiſche Darſtellung beſchloſſen wurde, weil drüber hinaus Verzerrung liegt. Die Künſtlerin ſcheint mitten durch den Kunſtenthuſiasmus, welcher ſie auch hier begeiſtert, den Unterſchied zu fühlen des gegenwärtigen Zuſtandes gegen jenen, den ſie ſo eben verlaſſen hat. Stellung und Ausdruck ſind tragiſch, und ſie könnte hier eben ſo gut eine Verzweifelnde als eine vom Gott mächtig Begeiſterte vorſtellen. Wie ſie auf dem erſten Bilde die Zuſchauer durch ein abſichtliches Wegwenden zu necken ſchien, ſo iſt ſie hier wirklich abweſend; ihre Bewunderer ſtehen vor ihr, klatſchen ihr entgegen, aber ſie achtet ihrer nicht, aller Außenwelt entrückt, ganz in ſich ſelbſt hineingeworfen. Und ſo ſchließt ſie ihre Darſtellung mit den zwar ſtummen, aber pantomimiſch genugſam deutlichen, wahrhaft heidniſch tragiſchen Geſinnungen, welche ſie mit dem Achill der Odyſſee theilt, daß es beſſer ſey, unter den Lebendigen als Magd einer Künſtlerin den Shawl nachzutragen, als unter den Todten für die Vortrefflichſte zu gelten.

Sollte man mir den Vorwurf machen, daß ich zu viel aus dieſen Bildern herausläſe, ſo will ich die clausulam salutarem hier anhängen,

daß wenn man meinen Aufſatz nicht als eine Erklärung zu jenen Bildern wollte gelten laſſen, man denſelben als ein Gedicht zu einem Gedicht anſehen möge, durch deren Wechſelbetrachtung wohl ein neuer Genuß entſpringen könnte.

Uebrigens will ich nicht in Abrede ſeyn, daß hinter dem ſinnlich äſthetiſchen Vorhange dieſer Bilder noch etwas anderes verborgen ſeyn dürfte, das den Augen des Künſtlers und Liebhabers entrückt, von Alterthumskennern entdeckt, zu tieferer Belehrung dankbar von uns aufzunehmen iſt.

So vollkommen ich jedoch dieſe Werke dem Gedanken und der Ausführung nach erkläre, ſo glaube ich doch Urſache zu haben an dem hohen Alterthum derſelben zu zweifeln. Sollten ſie von alten griechiſchen Cu[illegible]ern verfertigt ſeyn, ſo müßten ſie vor die Zeiten Alexanders geſetzt [illegible]n, wo die Kunſt noch nicht zu dieſer Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit in allen Theilen ausgebildet war. Betrachtet man die Eleganz der Herculaniſchen Tänzerin, ſo möchte man wohl jenen Künſtlern auch dieſe neugefundenen Arbeiten zutrauen, um ſo mehr, als unter jenen Bildern ſolche angetroffen werden, die in Abſicht der Erfindung und Zuſammenbildung, den gegenwärtigen wohl an die Seite geſtellt werden können.

Die in dem Grabe gefundenen griechiſchen Wortfragmente ſcheinen mir nicht entſcheidend zu beweiſen, da die griechiſche Sprache den Römern ſo geläufig, in jenen Gegenden von Alters her einheimiſch und wohl auch auf neueren Monumenten im Brauch war. Ja, ich geſtehe es, jener lemuriſche Scherz will mir nicht ächt griechiſch vorkommen, vielmehr möchte ich ihn in die Zeiten ſetzen, aus welchen die Philoſtrate ihre Halb- und Ganzfabeln, dichteriſche und redneriſche Beſchreibungen hergenommen.

Homers Apotheose.

Ein antikes Basrelief, gefunden in der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zu Marino, auf den Gütern des Fürsten Colonna, in den Ruinen der Villa des Kaisers Claudius, zu unserer Zeit in dem Palast Colonna noch vorhanden, stellt den alten Homer dar, wie ihm göttliche Ehre bewiesen wird. Wir sind aufs neue aufmerksam darauf geworden durch einige Figuren dieser Vorstellung, deren Abgüsse uns durch Freundeshand zugekommen.

Um sich den Sinn dessen, was wir zu sagen gedenken, sicherer zu entwickeln, betrachte man eine Abbildung von dem Florentiner Gallestruzzi, im Jahr 1656 gezeichnet und gestochen. Sie findet sich in Kirchers Latium, bei der 80. Seite, und in Cupers Werke gleich zu Anfang; sie giebt uns einen hinreichenden Begriff von diesem wichtigen Alterthum; denn Gallestruzzi hatte für solche Nachbildungen genugsame Geschicklichkeit, welche dem Kunstliebhaber schon bekannt ist durch ähnliche nach Polidor radirte Blätter, z. B. den Untergang der Familie Niobe, nicht weniger durch die Kupfer zu Agostini Gemme antiche figurate.

Da in einem problematischen Falle eines jeden Meinung sich nach Belieben ergehen darf, so wollen wir, ohne weitläuftige Wiederholung dessen, was hierüber bisher gedacht und gestritten worden, unsere Auslegung kürzlich vortragen. Und hierbei sondern wir, was nach prüfender Betrachtung des Bildes, nach Lesung der darüber vorhandenen Schriften völlig klar geworden, und was zu erörtern allenfalls noch übrig geblieben wäre.

Klar ist, mit beigefügten Worten bestimmt und ausgelegt, die vor einem abgeschlossenen Vorhangsgrunde, als in einem Heiligthum, abgebildete göttliche Verehrung Homers auf dem untern Theile des Bildes. Er

ſitzt, wie wir ſonſt den Zeus abgebildet ſehen, auf einem Seſſel, jedoch ohne Lehnen, die Füße auf einem Schemel ruhend, den Scepter in der Linken, eine Rolle in der Rechten. Die Ilias und Odyſſee knieen fromm an ſeiner Seite, hinter ihm Eunomia, die ihn bekränzt, Kronos zwei Rollen in Händen; unter dem Schemel ſind die Mäuslein nicht vergeſſen; Mythos als bekränzter Opferknabe mit Gießgefäß und Schale; ein gebuckelter Stier im Hintergrunde; Hiſtoria ſtreut Weihrauch auf den Altar; Poeſis hält ein paar Fackeln freudig in die Höhe; Tragödia, alt und würdig, Comödia, jung und anmuthig, heben ihre rechte Hand begrüßend auf, alle vier gleichſam im Vorſchreiten gebildet: hinter ihnen eine Turba ſtehend, aufmerkſam, deren einzelne Figuren mehr durch die Inſchriften, als durch Geſtalt und Beiweſen erklärt werden; und wo man Buchſtaben und Schrift ſieht, läßt man ſich wohl das übrige gefallen.

Aber von oben herunter darf man, auch ohne Namen und Inſchrift, die Vorſtellung nicht weniger für klar halten.

Auf der Höhe des Berges Zeus ſitzend, den Zepter in der Hand, den Adler zu Füßen; Mnemoſyne hat eben von ihm die Erlaubniß zur Vergötterung ihres Lieblings erhalten: er, mit rückwärts über die Schulter ihr zugewandtem Geſicht, ſcheint mit göttlicher Gleichgültigkeit den Antrag bejaht zu haben; die Mutter alles Dichtens aber, im Begriff ſich zu entfernen, ſchaut ihn mit auf die Hüfte geſtütztem rechtem Arm, gleichfalls über die Schulter an, als wenn ſie ihm nicht beſonders dankte für das, was ſich von ſelbſt verſtehe.

Eine jüngere Muſe, kindlich munter hinabſpringend, verkündet's freudig ihren ſieben Schweſtern, welche, auf den beiden mittleren Planen ſitzend und ſtehend, mit dem, was oben vorging, beſchäftigt ſcheinen. Sodann erblickt man eine Höhle, daſelbſt Apollo Muſagetes in herkömmlich langem Sängerkleide, welcher ruhig aufmerkſam da ſteht, neben ihm Bogen und Pfeile über ein glockenförmiges Gefäß gelehnt.

So weit nun können wir uns für aufgeklärt halten und ſtimmen mit den bisherigen Auslegern meiſtentheils hierin überein. Von oben herein wird nämlich das göttliche Patent ertheilt und den beiden mittleren Reihen publicirt; das unterſte vierte, von uns ſchon beſchriebene Feld aber ſtellt die wirkliche, obgleich poetiſch-ſymboliſche Verleihung der zugeſtandenen hohen Ehre dar.

Problematiſch bleiben uns jedoch noch zwei Figuren in dem rechten

Winkel der zweiten Reihe von unten. Auf einem Piedestal steht eine Figur, gleichsam als Statue eines mit gewöhnlichem Unterkleid und vierzipfeligem Mantel angethanen Mannes von mittlerem Alter; Füße und Hände sind nackt; in der Rechten hält er eine Papier- oder Pergamentrolle und über seinem Haupte zeigt sich der obere Theil eines Dreifußes, dessen Gestell jedoch, ganz gegen die Eigenthümlichkeit einer solchen Maschine, bis zu den Füßen des Mannes heruntergeht.

Die früheren Erklärungen dieser Figur können in einigen diesem Gegenstand gewidmeten Schriften nachgelesen werden; wir aber behaupten, es sey die Abbildung eines Dichters, der sich einen Dreifuß durch ein Werk, wahrscheinlich zu Ehren Homers, gewonnen, und zum Andenken dieser für ihn so wichtigen Begebenheit sich hier als den Widmenden vorstellen lasse.

Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano.

Vorgemeldetes Buch ſchlugen wir nach, um zu erfahren, in wiefern die perſönliche Geſtalt des Widmenden oder ſonſt Betheiligten mit in die bildlichen Darſtellungen eingreife, welche ſowohl an Sarkophagen als an Grabeswänden plaſtiſch und maleriſch uns aufbewahrt ſind.

Eben ſo wie wir bei den römiſch-heidniſchen Gräbern geſehen haben, finden ſich Halbfiguren mit beiden Armen, entweder allein oder zu zweien, Mann und Frau, Vater und Sohn, ſodann auch, nach alter heidniſcher Weiſe an Familientiſchen mit beſonders großen Weingefäßen.

Mit ausgeſtreckten Armen, als Betende, kommen beſonders Frauen vielfach vor, meiſt allein, ſodann aber auch mit Aſſiſtenten.

Vielleicht ſind ſie auch als Mithandelnde in den bibliſchen Geſchichten dargeſtellt, als Theilnehmende an den heilſamen Wundern, wie denn hie und da knieende und dankende Figuren vorkommen. Offenbar aber ſind ſie perſönlich als widmende vorgeſtellt in kleinen Manns- und Frauensfiguren zu Chriſti Füßen, der auf einem Berge ſteht, aus welchem die vier paradieſiſchen Quellen entſpringen. Dergleichen ſind zu ſehen Seite 67. 69. 75. 85 und 87.

Gleichfalls offenbar kommen ſie als Handwerker und Arbeitende vor, am oftenſten als Cavatori, als Grabhöhlengräber, welche wahrſcheinlich als Handarbeiter mitunter zugleich Architekten waren; wie man aus den kunſtgemäß ausgehauenen Grabgewölben gar wohl zu erkennen hat. Mag nun ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt auch ihre Grabhöhlen aushöhlten, und nicht allein andern, ſondern auch ſich und den Ihrigen dieſen frommen Dienſt leiſten wollten, oder daß ihnen aus ſonſt einer Urſache erlaubt geweſen ſich dieſes Denkmal in fremden Grabwohnungen zu ſtiften: genug, ſie erſcheinen mit Piken, Hacken und Schaufeln, und die Lampe fehlt nicht.

Bedenken wir nun, wie groß die Innung dieser Cavatori muß gewesen seyn, da sie denn doch immerfort als Bewohner und Erbauer dieser unterirdischen Stadt anzusehen sind; ferner daß sie mit Architekten, Bildhauern, Malern in fortwährender thätiger Berührung blieben: so überzeugt man sich leicht, daß das Handwerk, welches nur für die Todten lebte, sich den Vorzug der Erinnerung vor den übrigen Lebendigen wohl anmaßen durfte. Wir bemerken deßhalb nur im Vorübergehen und ohne Gewicht darauf zu legen, daß vielleicht hie und da ein Musiker, ein Fischer, ein Gärtner auch wohl auf seine Person und sein Geschäft habe anspielen lassen.

Maximen und Reflexionen.

In sieben Abtheilungen.

Erste Abtheilung.

Alles Gescheidte ist schon gedacht worden, man muß nur versuchen es noch einmal zu denken.

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich was an dir ist.

Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menschen sehe, der eigentlich auf seiner höchsten Stelle da ist um der Natur zu gebieten, um sich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien;

Zwei antike weibliche Figuren,

welche, in ihrem vollkommenen Zustand, nicht gar einen römischen Palm hoch mögen gewesen seyn, gegenwärtig des Kopfes und des untern Theils der Füße ermangelnd, von gebranntem Thon, in meinem Besitz. Von diesen wurden Zeichnungen nach Rom an die dortigen Alterthumsforscher gesendet mit nachstehendem Aufsatz:

Die beiden Zeichnungen mit schwarzer Kreide sind Nachbildungen von zwei, wie man sieht, sehr beschädigten antiken Ueberbleibseln, aus gebranntem Thon, beinahe völlig Relief, von gleicher Größe, aber ursprünglich schon nur zur Hälfte gebildet, indem die Rückseite fehlt, wie sie denn scheinen in die Wand eingemauert gewesen zu seyn. Sie stellen Frauen vor in anständiger Kleidung, die Gewänder von gutem Styl. Die eine hält ein Thierchen im Arm, welches man mit einiger Aufmerksamkeit für ein Ferkelchen erkennt, und wenn sie es als ein Lieblingshündchen behandelt, so hat die andere ein gleiches Geschöpf bei den Hinterbeinen gefaßt und läßt es vor sich herunterhängen, wodurch schon eher die Vermuthung erregt wird, es seyen diese Thiere zu irgend einem Opferfest aufgefaßt.

Nun ist bekannt, daß bei den der Ceres geweihten Festen auch Saugschweinchen vorkamen, und man kennte, daß diese beiden Figuren auf solche Umstände und Gelegenheiten hindeuten, wohl den Gedanken fassen.

Herr Baron von Stackelberg hat sich hierüber näher geäußert, indem er die Erfahrung mittheilte, daß wenn wirklich Ferkelchen der Göttin dargebracht wurden, wohl auch solche von unvermögenderen Personen im Bilde möchten angenommen worden seyn. Ja er bezeugte, daß man in Griechenland Reste von solchen Fabriken entdeckt habe, wo noch dergleichen fertige Votivbilder mit ihren Formen seyen gefunden worden.

Ich erinnere mich nicht im Alterthum einer ähnlichen Vorstellung,

außer daß ich glaube, es sey auf dem braunschweigischen berühmten Onyxgefäße die erste darbringende Figur gleichfalls mit einem Schweinchen, welches sie an den Hinterfüßen trägt, vorgestellt.

Die römischen verbundenen Alterthumskenner werden sich, bei ihrer weiten Umsicht, wohl noch manchen andern Falls erinnern und uns darüber aufzuklären wissen. Ich bitte nur um Verzeihung, wenn ich Känze nach Athen zu tragen mir diesmal sollte angemaßt haben.

Ein drittes Blatt, welches ich beifüge, ist eine Durchzeichnung nach einem Pompejanischen Gemälde. Mir scheint es eine festliche Tragbahre zu seyn aus irgend einem Feierzuge, wo die Handwerker nach ihren Hauptabtheilungen aufgetreten. Hier sind die Holzarbeiter vorgestellt, wo sich sowohl der gewöhnliche Tischer, der Brettspalter, als der Bildschnitzer hervorthun. Die auf dem Boden liegende Figur mag ich mir als ein unvollendetes Schnitzwerk einer menschlichen Gestalt vorstellen; der hinterwärts gestreckte linke Arm möchte noch nicht eingerichtet seyn; der über dem Kopf hervorragende Stift ist vielleicht zu dessen Befestigung bestimmt. Der über dem Körper stehende nachdenkende Künstler hat irgend ein schneidendes Instrument zu seinen Zwecken in der Hand. Es kommt nun darauf an, ob erfahrene Kenner unter den vielen festlichen Aufzügen des Alterthums eine solche Art Handlung auffinden werden oder schon aufgefunden haben.

In der neuern Zeit ergab sich etwas ähnliches, daß in einer nordamerikanischen Stadt, ich glaube Boston, die Handwerker mit großem Festapparat vor einigen Jahren einen solchen Umzug durchgeführt.

Reizmittel in der bildenden Kunst.

Wenn wir uns genau beobachten, so finden wir daß Bildwerke uns vorzüglich nach Maßgabe der vorgestellten Bewegung interessiren. Einzelne ruhige Statuen können uns durch hohe Schönheit fesseln, in der Malerei leistet dasselbe Ausführung und Prunk: aber zuletzt schreitet doch der Bildhauer zur Bewegung vor, wie im Laokoon und der neapolitanischen Gruppe des Stiers; Canova bis zur Vernichtung des Lichas und der Erdrückung des Centauren. Diese folgereiche Betrachtung deuten wir nur an, um überzugehen zu Bemerkungen über die Schlange als Reizmittel in der bildenden Kunst.

Hiezu geben uns die Abgüsse der Stoschischen Sammlung Gelegenheit. Ohne weiteres zählen wir die Beispiele her:

1) Ein Adler; er steht auf dem rechten Fuße, um den sich eine Schlange gewickelt hat, deren oberer Theil drohend hinter dem linken Flügel hervorragt; der edle Vogel schaut nach derselben Seite und hat auch die linke Klaue aufgehoben im Vertheidigungszustand. Ein köstlicher Gedanke und vollkommene Compositien.

2) Eine geistreiche Darstellung, eine Art von Parodie auf die erste. Ein Hahn, so anmaßlich als ihn die Alten darzustellen pflegen, tritt mit dem linken Fuße auf den Schwanz einer Schlange, die sich parallel mit ihm als Gegnerin drohend emporhebt. Er scheint nicht im mindesten von der Gefahr gerührt, sondern trotzt dem Gegner mit geschwollenem Kamm.

3) Ein Storch, der sich niederbückend eine kleinere Schlange zu fassen, zu verschlingen bereitet, wo also dieß Gewürm nur als Nahrungsmittel Appetit und Bewegung erregt.

4) Ein Stier im vollen Lauf, gleichsam fliehend; mitten von der

Erde erhebt sich eine Schlange seine Weichen bedrohend. Köstlich gedacht und allerliebst ausgeführt.

5) Ein uralt griechischer geschnittener Stein in meinem Besitz. Ein gehelmter Held, dessen Schild an der Seite steht, dessen rechter Fuß von einer Schlange umwunden ist, beugt sich, um sie zu fassen, sich von ihr zu befreien.

Alterthumsforscher wollten hierin den Hercules sehen, welcher wohl auch gerüstet vorgestellt würde, ehe er den Nemeischen Löwen erlegt und sich alsdann halbnackt als kunstgemäßer Gegenstand dem bildenden Künstler darbot.

Unter den mir bekannten Gemmen findet sich dieser, oder ein ähnlicher Gegenstand nicht behandelt.

6) Das Höchste dieser Art möchte denn wohl der Laokoon seyn, wo zwei Schlangen sich mit drei Menschengestalten herumkämpfen; jedoch wäre über ein so allgemein Bekanntes wohl nichts weiter hinzuzufügen.

Tischbeins Zeichnungen

des Ammazzaments der Schweine in Rom.

Tischbein, der sich viel mit Betrachtung von Thieren, ihrer Gestalt, ihrer Eigenheiten, ihrer Bewegungen abgab, hat uns immer viel von dem Ammazzament der Schweine, von einem allgemeinen Schweinemord, zu erzählen gewußt, der in den Ruinen jenes Tempels vorgehe, die am Ende der Via Sacra wegen der schönen Basreliefs berühmt sind, den Einfluß der Minerva auf weibliche Arbeiten sehr anmuthig darstellend.

In die Höhlungen und Gewölbe dieses zusammengestürzten Gebäudes werden zur Winterszeit in großen Heerden vom Lande herein schwarze wildartige Schweine getrieben und daselbst an die Kauflustigen nicht etwa lebendig, sondern todt überlassen. Das Geschäft aber wird folgendermaßen betrieben.

Der Römer darf sich mit Schweinschlachten nicht abgeben; wer aber das Blut, welches bei dem Schlachten verloren ginge, auch nicht entbehren will, verfügt sich dorthin und feilscht um eines der in jenen Räumen zusammengedrängten Schweine. Ist man des Handels einig, so wirft sich einer der wild genug anzuschauenden Heerdebesitzer mit Gewalt über das Thier, stößt ihm einen starken, spitzen, oben umgebogenen und gleichsam zum Handgriff gekrümmten Drath ins Herz, und drillt ihn so lange darin herum, bis das Thier kraftlos niederfällt und sein Leben aushaucht. Hierbei wird nun kein Tropfen Bluts vergossen; es gerinnt im Innern, und der Käufer schafft es mit allem innern und äußern Zubehör vergnügt nach Hause.

Daß eine solche Operation nicht ohne Kampf sich entwickele, läßt sich denken: der einzelne kräftige Mann, der sich über ein solches wildstarkes

Thier hinwirft, es beim Ohre faßt, zur Erde niederdrückt, die Stelle des Herzens sucht, und den tödtlichen Drath einstößt, hat gar manchen Widerstand, Gegenwirkung und Zufälle zu erwarten. Er wird oft selbst niedergerissen und zertreten, und seine Beute entspringt ihm; die Jagd geht von neuem an, und weil mehr als Ein Handel der Art zu gleicher Zeit im Gange ist, so entsteht ein vielfacher Tumult in den theils zusammenhängenden, theils durch Latten und Pfahlwerk abgesonderten Gewölben, welcher mit dem entsetzlichsten, scharftönenden und grunzenden Zetergeschrei die Ohren beleidigt, so wie das Auge von dem wüsten Getümmel im innersten verletzt wird.

Freilich ist es einem humoristischen Künstlerauge, wie Tischbein besaß, nicht zu verargen, wenn es sich an dem Gewühl, den Sprüngen, an der Unordnung des Rennens und Stürzens, der heftigsten Gewalt wilder Thierheit und dem ohnmächtigen Dahinsinken entseelter Leichname zu ergötzen Lust findet. Es sind noch die flüchtigsten Federzeichnungen hiervon übrig, wo eine geübte Künstlerhand, als wetteifernd mit einem wilden unfaßlichen Getümmel, sich auf dem Papier mit gutem Humor zu ergehen scheint.

Danae.

Eine wohlgegliederte weibliche Gestalt liegt nackt, den Rücken uns zukehrend, uns über die rechte Schulter anschauend, auf einem wohlgepolsterten, anständigen Ruhebette; ihr rechter Arm ist aufgehoben, der Zeigefinger deutet, man weiß nicht recht worauf. Rechts vom Zuschauer, in der Höhe, zieht aus der Ecke eine Wolke heran, welche auf ihrem Wege Goldstücke spendet, deren einen Theil die alte Wärterin andächtig in einem Becken auffängt. Hinter dem Lager, zu den Füßen der Schönen, tritt ein Genius heran; er hat auch ein paar begeistete Goldstücke aufgefangen und scheint sie dem Oertchen näher bringen zu wollen, wohin sie sich eigentlich sehnen. Nun bemerkt man erst wohin die Schöne deutet. Ein in Karyatidenform den Bettvorhang tragender, zwar anständig drapirter, doch genugsam kenntlicher Priap ist es, auf welchen sie hinweist, um uns anzuzeigen wovon eigentlich die Rede sey. Eine Rose hat sie im Haar stecken, ein paar andere liegen schon unten auf dem Fußbänkchen und neben dem Nachtgeschirr, das, wie auch der sichtbare Theil des Bettgestelles, von goldenen Zierrathen glänzt.

Das muß man beisammen sehen, mit welchem Geschmack und Geschick der geübteste Pinsel, allen Forderungen der Maler- und Farbenkunst genugthuend, dieses Bildchen ausgefertigt hat. Man stellt es gern kurz nach Paul Veronese; es mag's ein Venetianer oder auch ein Niederländer gemalt haben. Freilich unsern Meistern, welche sich mit trauernden Königspaaren beschäftigen, ist dergleichen ein Aergerniß und den Schülern, die sich in heiligen Familien wohlgefallen, gewiß eine Thorheit. Glücklicherweise ist das Bildchen gut erhalten und beweist überall einen markigen Pinsel.

Beiſpiele ſymboliſcher Behandlung.

Folgendes ſind Beiſpiele von demjenigen, was die Kunſt nur auf ihrer höchſten Stufe erreichen kann, von der Symbolik, die zugleich ſinnliche Darſtellung iſt: und zwar ſollte dieſer hohe Gewinn einem jeden geiſtreichen Menſchen fühlbar und einſichtlich ſeyn; denn hier beſtrebte ſich die Darſtellung des möglichſten Lakonismus.

Diana und Aktäon.

Aus der Ferne ſchaut ein junger Jäger unter einem durchbrochenen Felsbogen ein nacktes weibliches dämoniſches Weſen von der größten Schönheit. Schon iſt er herbeigeeilt, hat ſie lüſtern in der Nähe beſchaut; ſie beſprengt ihn mit zauberiſchem Waſſer, er nimmt ſogleich die Hirſchnatur an. Einer ſeiner getreuen Hunde iſt ſchon an ihm aufgeſprungen und hat ſich im Schenkel eingebiſſen; auf der andern Seite iſt er von einem zweiten heranſtürmenden bedroht, und indem er ſich mit ſeinem aufgehobenen Krummſtabe zu wehren trachtet, wird er durch die aufſproſſenden Geweihe am Zuſchlagen gehindert.

Wer dieſes Bild zu ſchauen das Glück hat, möge von dem hohen Sinne deſſelben durchdrungen werden.

Ein zweites:

Iphigenia in Aulis,

auch erſt neuerlich ausgegraben, wird uns durch Reiſende mitgetheilt.

Im Mittelgrunde tragen zwei Opferdiener die ohnmächtige Jungfrau gegen eine Statue der Artemis. Links vom Zuſchauer eilt der behende,

in ſeinen Mantel ſich verhüllende Agamemnon davon. An der rechten erſcheint Kalchas mit entblößtem Stahl, dem Vater mit dem Blick, der Tochter mit der Schärfe drohend.

Hier ſtellt ſich noch reiner, in einfacher Handlung, die Abſicht hin, nur das Nothwendigſte dieſes ungeheuern Ereigniſſes vor die Augen zu bringen, und zwar ſo, daß es durch Mannichfaltigkeit der Charaktere, durch ſymmetriſche wohlgefällige Stellung, und durch Farbengebung ein angenehmes Wandbild erzwecken mag.

Rembrandt der Denker.

Auf dem Bilde, der gute Samariter (Bartsch Nr. 90), sieht man vorn ein Pferd fast ganz von der Seite; ein Page hält es am Zaum. Hinter dem Pferde hebt ein Hausknecht den Verwundeten so eben herab, um ihn ins Haus zu tragen, in welches eine Treppe durch einen Balkon hineinführt. Unter der Thüre sieht man den wohlgekleideten Samaritaner, welcher dem Wirth einiges Geld gegeben hat, und ihm den armen Verwundeten ernstlich empfiehlt. Gegen den linken Rand zu sieht man aus einem Fenster einen jungen Mann herausblicken, mit einer durch eine Feder verzierten Mütze. Zur Rechten, auf geregeltem Grund, sieht man einen Brunnen, aus welchem eine Frau das Wasser zieht.

Dieses Blatt ist eines der schönsten des Rembrandt'schen Werkes; es scheint mit der größten Sorgfalt gestochen zu sein, und ungeachtet aller Sorgfalt ist die Nadel sehr leicht.

Die Aufmerksamkeit des vortrefflichen Longhi hat besonders der Alte unter der Thüre sich aufgezogen, indem er sagt: „Mit Stillschweigen kann ich nicht vorübergehen das Blatt vom Samaritaner, wo Rembrandt den guten Alten unter der Thüre in solcher Stellung gezeichnet hat, wie sie demjenigen eigen ist, der gewöhnlich zittert, so daß er durch die Verbindung der Erinnerungen wirklich zu zittern scheint, welches kein anderer Maler, weder vor ihm noch nach ihm, durch seine Kunst erlangen konnte."

Wir setzen die Bemerkungen über dieses wichtige Blatt weiter fort: Auffallend ist es, daß der Verwundete, anstatt sich dem Knechte, der

wenn ich sehe wie er aus irgend einem vorgefaßten falschen Begriff gerade das Gegentheil thut von dem was er will, und sich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben ist, im Einzelnen kümmerlich herum pfuschet.

Tüchtiger thätiger Mann verdiene dir und erwarte:
von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunst,
von Thätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Sage mir mit wem du umgehst, so sage ich dir wer du bist; weiß ich, womit du dich beschäftigst, so weiß ich was aus dir werden kann.

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken, denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem die ihm durchs Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen; er muß sich controliren; der bloße nackte Instinct geziemt nicht dem Menschen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sey, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menschen, wie in denen der Natur, sind eigentlich die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit werth.

Die Menschen werden an sich und andern irre, wei sie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor laute

Georg Friedrich Schmidt,

geboren Berlin 1712,
abgegangen daselbst 1775.

Der Künstler, dessen Talent wir zu schätzen unternehmen, ist einer der größten, dessen sich die Kupferstecherkunst zu rühmen hat; er wußte die genaueste Reinlichkeit und zugleich die Festigkeit des Grabstichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche sowohl kühn als abwechselnd und manchmal mit Willen unzusammenhängend war, immer aber vom höchsten Geschmack und Wissen.

Von dem regelmäßigen Schnitt, worin er den ernstesten Chalkographen nacheiferte, ging er nach Belieben zur freien Behandlung über, indem er sich jenes spielenden Punktirens der geistreichsten Radirkünstler bediente, und das Urtheil ungewiß ließ, ob er sich in einer oder der andern Art vorzüglicher bewiesen habe. Doch es ist kein Wunder, daß er sich in diesen einander so entgegengesetzten Arten des Stiches vollkommen gleich erwies, da ihm die gefühlteste Kenntniß der Zeichnung und des Helldunkels, die feinste Beurtheilung und ein unbegränzter Geist beständig zum Führer dienten.

In der ersten Art zog er vor Porträte zu behandeln, ob er gleich auch einige geschichtliche Gegenstände gestochen hat, und alles was er gestochen, vorzüglich ist. Aber jenes Porträt von Latour, welches dieser Maler von sich selbst gefertigt hatte, ist bewundernswürdig durch die Vorzüge, welche in allen übrigen sich finden, mehr aber durch die Seele und die freie Heiterkeit, die in diesem Gesichte so glücklich ausgedrückt sind. Sehr schön ist auch das Bildniß von Mounsey und außerordentlich die der Grafen Rasumowsky und Esterhazy. Auch die Kaiserin von Rußland,

Elisabeth, gemalt von Tocqué, ist vorzüglich, wo besonders die Beiwerke mit erstaunender Meisterschaft behandelt sind. Nicht weniger schätzenswerth ist das Porträt von Mignard nach Rigaud; welches ich jedoch nicht, wie andere wollen, für sein Hauptstück halte.

In der zweiten Art behandelt er eben so gut Porträte als historische Vorstellungen, worunter einige von eigener Erfindung sind, die ihm zu großem Lobe gereichen.

Er ahmte, doch nicht knechtisch, die weise malerische Unordnung Rembrandts und Castiglione's nach, und wußte sich sehr oft mit der kalten Nadel der geistreichen und bezaubernden Leichtigkeit des Stefano della Bella anzunähern. Bei ihm ist alles Wissen, alles Feuer, und was vielmehr bedeuten will, alles der Wahrheit Stempel.

Man kann von diesem wundersamen Manne sagen, daß zwei der trefflichsten Stecher in ihm verbunden seyen. Wie er auch irgend die Kunstart eines andern nachahmt, tritt er immer, von seinem außerordentlichen Geiste begleitet, als Original wieder hervor.

Hätte er die Geschichte im großen Sinne, wie das Porträt behandelt, und hätte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so könnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm dieß nicht gelungen, so bleibt er doch, wie gesagt, einer der trefflichsten Meister und der erfahrenste Stecher.

Wer seine schönen Kupferstiche zu Rathe zieht, wird von vielen Seiten in seiner Profession gewinnen.

Uebersetzt aus der Calcographia da Giuseppe Longhi. Milano 1830. Vol. pag. 185.

Vortheile,

die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.

1797.

Der sogenannte Historienmaler hat in Hinsicht des Gegenstandes mit dem Bildhauer einerlei Interesse. Er soll den Menschen kennen lernen, um ihn dereinst in bedeutenden Augenblicken darzustellen.

Beim Bildhauer lernt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er sich auch nur unter dessen Anleitung im Zeichnen übte; allein er findet auch Unterricht in Modelliren, welches ihm künftig bei seiner Kunst vom größten Nutzen seyn wird. Denn wie der Maler es mit der Richtigkeit seiner Theile oft nicht so genau nimmt, so pflegt er auch nur die eine Seite der Erscheinung zu betrachten: beim Modelliren hingegen, besonders des Runden, lernt er den körperlichen Werth des Inhalts schätzen; er lernt die einzelnen Theile nicht nach dem auffuchen, was sie scheinen, sondern nach dem, was sie sind; er wird auf die unzähligen kleinen Vertiefungen und Erhöhungen aufmerksam, die über die Oberfläche des Körpers gleichsam ausgesäet sind, und die er bei einem einfachen malerischen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt sowohl den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aussuchen, als auch sich selbst die feststehenden Figuren von Thon modelliren, um seine Gewänder darüber zu legen und sein Bild danach auszuführen. Er lernt die vielen Hülfsmittel kennen, die nöthig sind um etwas Gutes hervorzubringen, und eine solche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn sein Genie irgend hinreicht, wahr

und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn seinen Gemälden wird die Basis nicht fehlen, und wenn er von Einem Punkte mit dem Bildhauer ausgeht, so wird er nicht, wie es öfters geschieht, sich nur desto weiter zurückführen, je weiter er vorwärts kommt; besonders wird er die Richtigkeit dieser Grundsätze einsehen, wenn ihn sein Geschick nach Rom führen sollte.

Zu malende Gegenstände.

Nachdem ich über vieles gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer, und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf ungünstige, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung gäbe jene jugendlich-unverdorbene reife Jungfrau Thisbe, die an der gesprungenen Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behagen eines blühenden, in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft ins Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gepriesen werden.

Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdrucksvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen, und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht besser mit wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weise zu Hülfe kommt, und deßhalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fischer, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig sey, hervorruft, ist selten gemalt worden, so wie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vortheil ist, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich als mit Phanuel. (1. B. Mos. XXXII.)

Ueber den ſogenannten Dilettantismus

oder

die praktiſche Liebhaberei in den Künſten.

1799.

Einleitendes und Allgemeines.

Die Italiäner nennen jeden Künſtler Maestro.

Wenn ſie einen ſehen, der eine Kunſt übt ohne davon Profeſſion zu machen, ſagen ſie: Si diletta. Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung womit ſie ſich ausdrükken, zeigt dabei ihre Geſinnungen an.

Das Wort Dilettante findet ſich nicht in der ältern italiäniſchen Sprache. Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca.

Bei Jagemann allein findet ſich's. Nach ihm bedeutet es einen Liebhaber der Künſte, der nicht allein betrachten und genießen, ſondern auch an ihrer Ausübung Theil nehmen will.

Spuren der ältern Zeiten.

Spuren nach Wiederaufleben der Künſte.

Große Verbreitung in der neuern Zeit.

Urſache davon.

Kunſtübungen gehen als ein Haupterforderniß in die Erziehung über.

Indem wir von Dilettanten ſprechen, ſo wird der Fall ausgenommen, daß einer mit wirklichem Künſtlertalent geboren wäre, aber durch Umſtände wäre gehindert worden es als Künſtler zu excoliren.

Wir ſprechen bloß von denen, welche, ohne ein beſonderes Talent zu dieſer

oder jener Kunst zu besitzen, bloß den allgemeinen Nachahmungstrieb bei sich walten lassen.

Ueber das deutsche Wort pfuschen.

Ableitung desselben.

Ein später erfundenes Wort.

Bezieht sich auf Handwerk.

Es setzt voraus, daß irgend eine Fertigkeit nach Regeln gelernt, auf die bestimmteste Weise nach der Vorschrift und unter dem Schutze des Gesetzes ausgeübt werde.

Einrichtungen der Innungen, vorzüglich in Deutschland.

Die verschiedenen Nationen haben kein eigentlich Wort dafür.

Anführung der Ausdrücke.

Der Dilettant verhält sich zur Kunst, wie der Pfuscher zum Handwerk.

Man darf bei der Kunst voraussetzen, daß sie gleichfalls nach Regeln erlernt und gesetzlich ausgeübt werden müsse, obgleich diese Regeln nicht wie die eines Handwerks durchaus anerkannt und die Gesetze der sogenannten freien Künste nur geistig und nicht bürgerlich sind.

Ableitung der Pfuscherei.

Gewinn.

Der Dilettantismus wird abgeleitet.

Dilettant mit Ehre.

Künstler verachtet.

Ursache.

Sicherheit eines ausgebreiteten Lebensgenusses ist gewöhnlich der Grund aller empirischen Achtung.

Wir haben solche Sicherheitsmaximen, ohne es zu bemerken, in die Moral aufgenommen.

Geburt, Tapferkeit, Reichthum.

Andere Arten von Besitz, der Sicherheit des Genusses nach außen gewährt.

Genie und Talent haben zwar das innere Gewisse, stehen aber nach außen äußerst ungewiß.

Sie treffen nicht immer mit den Bedingungen und Bedürfnissen der Zeit zusammen.

In barbarischen Zeiten werden sie als etwas Seltsames geschätzt.

Sie sind des Beifalls nicht gewiß.

Er muß erschlichen oder erbettelt werden.

Daher ſind diejenigen Künſtler übler daran, die perſönlich um den Beifall des Moments buhlen.

Rhapſoden, Schauſpieler, Muſici.

Künſtler leben, außer einigen ſeltenen Fällen, in einer Art von freiwilliger Armuth.

Es leuchtete zu allen Zeiten ein, daß der Zuſtand in dem ſich der bildende Künſtler befindet, wünſchenswerth und beneidenswerth ſey.

Entſtehen des Dilettantismus.

Allgemein verbreitete, ich will nicht ſagen Hochachtung der Künſte, aber Vermiſchung mit der bürgerlichen Exiſtenz und eine Art von Legitimation derſelben.

Der Künſtler wird geboren,

Er iſt eine von der Natur privilegirte Perſon.

Er iſt genöthigt etwas auszuüben, das ihm nicht jeder gleich thun kann.

Und doch kann er nicht allein gedacht werden.

Möchte auch nicht allein ſeyn.

Das Kunſtwerk fordert die Menſchen zum Genuß auf.

Und zu mehrerer Theilnahme daran.

Zum Genuß der Kunſtwerke haben alle Menſchen eine unſägliche Neigung.

Der nähere Theilnehmer wäre der rechte Liebhaber, der lebhaft und voll genöſſe.

So ſtark wie andere, ja mehr als andere.

Weil er Urſache und Wirkung zugleich empfände.

Uebergang zum praktiſchen Dilettantismus.

Der Menſch erfährt und genießt nichts, ohne ſogleich productiv zu werden.

Dieß iſt die innerſte Eigenſchaft der menſchlichen Natur. Ja man kann ohne Uebertreibung ſagen, es ſey die menſchliche Natur ſelbſt.

Unüberwindlicher Trieb daſſelbige zu thun.

Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angeborenes Genie zu dieſer Sache.

Erfahrung an Kindern.

Sie werden durch alles in die Augen fallende Thätige gereizt.

Soldaten, Schauſpieler, Seiltänzer.

Sie nehmen ſich ein unerreichbares Ziel vor, das ſie durch geübte und verſtändige Alte haben erreichen ſehen.

Ihre Mittel werden Zweck.
Kinderzweck.
Bloßes Spiel.
Gelegenheit ihre Leidenschaft zu üben.
Wie sehr ihnen die Dilettanten gleichen.
Dilettantismus der Weiber,
— der Reichen,
— der Vornehmen.
Ist Zeichen eines gewissen Vorschrittes.
Alle Dilettanten greifen die Kunst von der schwachen Seite an. Vom schwachen Ende.
Phantasiebilder unmittelbar vorstellen zu wollen.
Leidenschaft statt Ernst.
Verhältniß des Dilettantismus gegen Pedantismus, Handwerk.
Dilettantistischer Zustand der Künstler.
Worin er sich unterscheidet.
Ein höherer oder niederer Grad der Empirie.
Falsches Lob des Dilettantismus.
Ungerechter Tadel.
Rath wie der Dilettant seinen Platz einnehmen könnte.

Geborene Künstler, durch Umstände gehindert sich auszubilden, sind schon oben ausgenommen.
Sie sind eine seltene Erscheinung.
Manche Dilettanten bilden sich ein dergleichen zu seyn.
Bei ihnen ist aber nur eine falsche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.
Sie nutzen sich, dem Künstler und der Kunst wenig.
Sie schaden dagegen viel.
Doch kann der Mensch, der Künstler und die Kunst eine genießende, einsichtsvolle und gewissermaßen praktische Theilnahme nicht entbehren.
Absicht der gegenwärtigen Schrift.
Schwierigkeit der Wirkung.
Kurze Schilderung eines eingefleischten Dilettantismus.
Die Philosophen werden aufgefordert.

Thätigkeit gar nichts geschieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, sollte schon vollkommen so rein und schön seyn, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vortheil, das Verschobene zurecht zu rücken, das Zerstörte wieder herzustellen.

Ganze, Halb- und Viertels-Irrthümer sind gar schwer und mühsam zurecht zu legen, zu sichten und das Wahre daran dahin zu stellen wohin es gehört.

Es ist nicht immer nöthig, daß das Wahre sich verkörpere; schon genug wenn es geistig umher schwebt und Uebereinstimmung bewirkt; wenn es wie Glockenton ernst-freundlich durch die Lüfte wogt.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege entsetzliches Unglück anzurichten.

„Blasen ist nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen."

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es incomplete, unvollständige Menschen giebt. Es sind diejenigen deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportionirt ist.

Der geringste Mensch kann complet seyn, wenn er sich innerhalb der Gränzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten

Die Pädagogen.
Wohlthat für die nächste Generation.

Dilettantismus ſetzt eine Kunſt voraus, wie Pfuſchen das Handwerk.
Begriff des Künſtlers im Gegenſatz des Dilettanten.
Ausübung der Kunſt nach Wiſſenſchaft.
Annahme einer objectiven Kunſt.
Schulgerechte Folge und Steigerung.
Beruf und Profeſſion.
Anſchließung an eine Kunſt- und Künſtlerwelt.
Schule.
Der Dilettant verhält ſich nicht gleich zu allen Künſten.
In allen Künſten giebt es ein Objectives und Subjectives, und je nachdem das eine oder das andere darin die hervorſtechende Seite iſt, hat der Dilettantismus Werth oder Unwerth.
Wo das Subjective für ſich allein ſchon viel bedeutet, muß und kann ſich der Dilettant dem Künſtler nähern: z. B. ſchöne Sprache, lyriſche Poeſie, Muſik, Tanz.
Wo es umgekehrt iſt, ſcheiden ſich der Künſtler und Dilettant ſtrenger, wie bei der Architektur, Zeichenkunſt, epiſchen und dramatiſchen Dichtkunſt.

Die Kunſt giebt ſich ſelbſt Geſetze und gebietet der Zeit.
Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.
Wenn die Meiſter in der Kunſt dem falſchen Geſchmack folgen, glaubt der Dilettant deſto geſchwinder auf dem Niveau der Kunſt zu ſeyn.
Weil der Dilettant ſeinen Beruf zum Selbſtproduciren erſt aus den Wirkungen der Kunſtwerke auf ſich empfängt, ſo verwechſelt er dieſe Wirkungen mit den objectiven Urſachen und Motiven, und meint nun den Empfindungszuſtand in den er verſetzt iſt, auch productiv und praktiſch zu machen: wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume ſelbſt hervorzubringen gedächte.
Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetiſchen Organiſationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunſt ſelbſt vorausſetzt, ſieht der Dilettant als das Weſen derſelben an und will damit ſelbſt hervorbringen.

Ueberhaupt will der Dilettant in seiner Selbstverkennung das Passive an die Stelle des Activen setzen, und weil er auf eine lebhafte Weise Wirkungen erleidet, so glaubt er mit diesen erlittenen Wirkungen wirken zu können.

Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, constituirt. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen ist, wodurch eine Täuschung entsteht, als wenn das Vorhandene zu existiren werth sey. Ebenso ist es mit der Accuratesse und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche eben so gut die Unform begleiten können.

Allgemeiner Grundsatz, unter welchem der Dilettantismus zu gestatten ist:

Wenn der Dilettant sich den strengsten Regeln der ersten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will; welches er um so mehr kann, da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird, und da er 2) wenn er abtreten will, sich den sichersten Weg zur Kennerschaft bereitet.

Gerade der allgemeinen Maxime entgegen, wird also der Dilettant einem rigoristischeren Urtheil zu unterwerfen seyn, als selbst der Künstler, der, weil er auf einer sichern Kunstbasis ruht, mit minderer Gefahr sich von den Regeln entfernen, und dadurch das Reich der Kunst selbst erweitern kann.

Der wahre Künstler steht fest und sicher auf sich selbst; sein Streben, sein Ziel ist der höchste Zweck der Kunst. Er wird sich immer noch weit von diesem Ziele finden und daher gegen die Kunst oder den Kunstbegriff nothwendig allemal sehr bescheiden seyn und gestehen, daß er noch wenig geleistet habe, wie vortrefflich auch sein Werk seyn mag und wie hoch auch sein Selbstgefühl im Verhältniß gegen die Welt steigen möchte. Dilettanten oder eigentlich Pfuscher scheinen im Gegentheil nicht nach einem Ziele zu streben, nicht vor sich hin zu sehen, sondern nur das, was neben ihnen geschieht. Darum vergleichen sie auch immer, sind meistens im Lob übertrieben, tadeln ungeschickt, haben eine unendliche Ehrerbietung vor ihresgleichen, geben sich dadurch ein Ansehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem sie doch bloß sich selbst erheben.

Beſonderes.

Dilettantismus in der Malerei.

Der Dilettant ſcheut allemal das Gründliche, überſteigt die Erlernung nothwendiger Kenntniſſe, um zur Ausübung zu gelangen; verwechſelt die Kunſt mit dem Stoff.

So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden, der gut zeichnete; denn alsdann wäre er auf dem Wege zur Kunſt: hingegen giebt es manche, die ſchlecht zeichnen und ſauber malen.

Dilettanten erklären ſich oft für Moſaik und Wachsmalerei, weil ſie die Dauer des Werks an die Stelle der Kunſt ſetzen.

Sie beſchäftigen ſich öfters mit Radiren, weil die Vervielfältigung ſie reizt.

Sie ſuchen Kunſtſtücke, Manieren, Behandlungsarten, Arcana, weil ſie ſich meiſtens nicht über den Begriff mechaniſcher Fertigkeiten erheben können, und denken, wenn ſie nur den Handgriff beſäßen, ſo wären keine weitern Schwierigkeiten für ſie vorhanden.

Eben um deßwillen, weil der wahre Kunſtbegriff den Dilettanten meiſtentheils fehlt, ziehen ſie immer das Viele und Mittelmäßige, das Rare und Köſtliche dem Gewählten und Guten vor. Man trifft viel Dilettanten mit großen Sammlungen an, ja man könnte behaupten, alle großen Sammlungen ſetzen vom Dilettantismus entſtanden. Denn er artet meiſtens, und beſonders, wenn er mit Vermögen unterſtützt iſt, in die Sucht aus, zuſammenzuraffen. Er will nur beſitzen, nicht mit Verſtand wählen und ſich mit wenigem Guten begnügen.

Dilettanten haben ferner meiſtens eine patriotiſche Tendenz; ein deutſcher Dilettant intereſſirt ſich darum nicht ſelten ſo lebhaft für deutſche Kunſt ausſchließlich; daher die Sammlungen von Kupferſtichen und Gemälden bloß deutſcher Meiſter.

Zwei Unarten pflegen bei Dilettanten oft vorzukommen, und ſchreiben ſich ebenfalls aus dem Mangel an wahrem Kunſtbegriff her. Sie wollen erſtens conſtituiren, d. h. ihr Beifall ſoll gelten, ſoll zum Künſtler ſtempeln. Zweitens der Künſtler, der ächte Kenner, hat ein unbedingtes ganzes Intereſſe und Ernſt an der Kunſt und am Kunſtwerk: der Dilettant immer nur ein halbes; er treibt alles als ein Spiel, als Zeitvertreib; hat meiſt noch einen Nebenzweck, eine Neigung zu ſtillen, einer Laune

nachzugeben und sucht der Rechenschaft gegen die Welt und den Forderungen des Geschmacks dadurch zu entgehen, daß er bei Erstehung von Kunstwerken auch noch gute Werke zu thun sucht. Einen hoffnungsvollen Künstler zu unterstützen, einer armen Familie aus der Noth zu helfen, das war immer die Ursache, warum Dilettanten dieß und das erstanden. So suchen sie bald ihren Geschmack zu zeigen, bald ihn vom Verdacht zu reinigen.

Liebhaberei im Landschaftsmalen. Sie setzt eine schon cultivirte Kunst voraus.

Porträtmalerei.

Sentimentalisch-poetische Tendenz regt auch den Dilettantismus in der zeichnenden Kunst an. Mondscheine. Shakspeare. Kupferstiche zu Gedichten.

Silhouetten.

Urnen.

Kunstwerke als Meubles.

Alle Franzosen sind Dilettanten in der Zeichenkunst, als integrirendem Theil der Erziehung.

Liebhaber in der Miniatur.

Werden bloß auf die Handgriffe angewiesen.

Liebe zur Allegorie und zur Anspielung.

Dilettantismus in der Baukunst.

Mangel an ächten Baumeistern in Verhältniß gegen das Bedürfniß schöner Baukunst treibt zum Dilettantismus, besonders da die wohlhabenden Baulustigen zu zerstreut leben.

Reisen nach Italien und Frankreich, und besonders Gartenliebhaberei, haben diesen Dilettantismus sehr befördert.

Dilettanten suchen mehr zum Ursprung der Baukunst zurückzukehren. a) Rohes Holz, Rinden ꝛc. b) Schwere Architektur, dorische Säulen. c) Nachahmung gothischer Baukunst. d) Architektur der Phantasmen und Empfindungen. e) Kleinliche Nachäffung großer Formen.

Wegen ihrer scheinbaren Unbedingtheit scheint sie leichter als sie ist, und man läßt sich leichter dazu verführen.

In der Gartenkunst.

Französische Gartenkunst von ihrer guten Seite, und besonders vis à vis des neuesten Geschmacks betrachtet.

Englischer Geschmack hat die Basis des Nützlichen, welches der französische aufopfern muß.

Nachgeäffter englischer Geschmack hat den Schein des Nützlichen.

Chinesischer Geschmack.

Dilettantismus in der lyrischen Poesie.

Daß die deutsche Sprache durch kein großes Dichtergenie, sondern durch bloße mittelmäßige Köpfe anfing zur Dichtersprache gebraucht zu werden, mußte dem Dilettantismus Muth machen sich gleichfalls darin zu versuchen.

Die Ausbildung der französischen Literatur und Sprache hat auch den Dilettanten kunstmäßiger gemacht.

Franzosen waren durchaus rigoristischer, drangen auf strengere Richtigkeit, und forderten auch vom Dilettanten Geschmack und Geist im Innern und ein fehlerloses Aeußeres der Diction.

In England hielt sich der Dilettantismus mehr an das Latein und Griechische.

Sonette der Italiäner.

Impudenz des neuesten Dilettantismus, durch Reminiscenzen aus einer reichen cultivirten Dichtersprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechanischen Aeußern geweckt und unterhalten.

Belletristerei auf Universitäten, durch eine moderne Studirart veranlaßt.

Frauenzimmergedichte.

Schöngeisterei.

Musenalmanache.

Journale.

Aufkommen und Verbreitung der Uebersetzungen.

Unmittelbarer Uebergang aus der Klasse und Universität zur Schriftstellerei.

Balladen und Volksliederepoche.

Geßner; poetische Prosa.

Carlsruher ꝛc. Nachdrücke schöner Geister.

Bardenwesen.

Bürgers Einfluß auf das Geleier.
Reimloſer Vers.
Klopſtockiſches Odenweſen.
Claudius.
Wielands Laxität.
In der ältern Zeit:
Lateiniſche Verſe.
Pedantismus.
Mehr Handwerk.
Fertigkeit ohne poetiſchen Geiſt.

Dilettantismus in der pragmatiſchen Poeſie.

Urſache, warum der Dilettant das Mächtige, Leidenſchaftliche, Starkcharakteriſtiſche haßt und nur das Mittlere, Moraliſche darſtellt.
Der Dilettant wird nie den Gegenſtand, immer nur ſein Gefühl über den Gegenſtand ſchildern.
Er flieht den Charakter des Objects.
Alle dilettantiſchen Geburten in dieſer Dichtungsart werden einen pathologiſchen Charakter haben und nur die Neigung und Abneigung ihres Urhebers ausdrücken.
Der Dilettant glaubt mit dem Witz an die Poeſie zu reichen.
Dramatiſche Pfuſcher werden bis zum Unſinn gebracht, um ihr Werk auszuſtellen.

Dilettantismus in der Muſik.

In der ältern Zeit größerer Einfluß aufs leidenſchaftliche Leben durch tragbare Saiteninſtrumente, welche, Empfindungen einfacher auszudrücken, mehr Raum geben.
Medium der Galanterie.
In der neuern Zeit Flügel und Violine.
Mehr Werth gelegt auf mechaniſche Fertigkeit, Schwierigkeit und Künſtlichkeit; weniger Zuſammenhang mit Leben und Leidenſchaft.
Geht in Concerte über.
Mehr Nahrung der Eitelkeit.

Lieder- und Opernwesen.

Falsche Hoffnung, durch componirte Volkslieder Nationalsinn und ästhetischen Geist zu pflanzen.

Gesellschafts-, Tisch-, Trink-, Freimaurerlieder.

Dilettantismus im Tanz.

In der ältern Zeit Pedanterie und Gleichgültigkeit. Einförmigkeit.

In der neuern Zeit Formlosigkeit und daraus hervorgehende Wildheit, Heftigkeit, Gewaltsamkeit.

Unterschied der repräsentativen, naiven und charakteristischen Tänze:

Repräsentative machen die Schönheit der Gestalt und Bewegung geltend und haben Würde. (Menuet.) — Fallen gern ins Steife.

Naive begleiten den belebten Zustand und haben mehr Anmuth und Freiheit. (Englische Tänze.) — Fallen gern ins Ausgelassene.

Charakteristische gränzen an eine objective Kunst. — Gehen leicht in die Caricatur.

Dilettantismus in der Schauspielkunst.

Französische Komödie ist auch bei Liebhabern obligat und ein Institut der Geselligkeit.

Italiänische Liebhaberkomödie bezieht sich auf eine Puppen- und puppenartige Repräsentation.

Deutschland, ältere Zeit: Jesuiterschulen.

Neuere Zeit: Französische Liebhaberkomödie zur Bildung der Sprache in vornehmen Häusern.

Vermischung der Stände bei deutschen Liebhaberkomödien.

Bedingung, unter welcher allenfalls eine mäßige Uebung im Theaterwesen unschuldig und zulässig, ja einigermaßen zu billigen seyn möchte.

Permanenz derselben Gesellschaft.

Vermeidung passionirter, und Wahl verstandesreicher und geselliger Stücke.

Abhaltung aller Kinder und sehr junger Personen.

Möglichster Rigorismus in äußern Formen.

Nutzen des Dilettantismus im Allgemeinen.

Er steuert der völligen Rohheit

Dilettantismus ist eine nothwendige Folge schon verbreiteter Kunst, und kann auch eine Ursache derselben werden.

Er kann unter gewissen Umständen das ächte Kunsttalent anregen und entwickeln helfen.

Das Handwerk zu einer gewissen Kunstähnlichkeit erheben.

Macht gesitteter.

Regt, im Fall der Rohheit, einen gewissen Kunstsinn an, und verbreitet ihn da, wo der Künstler nicht hinkommen würde.

Beschäftigt die productive Kraft und cultivirt also etwas Wichtiges am Menschen.

Die Erscheinungen in Begriffe verwandeln.

Totaleindrücke theilen.

Besitz und Reproduction der Gestalten befördern.

Nutzen des Dilettantismus.

In der Zeichenkunst.

Sehen lernen.

Die Gesetze kennen lernen, wonach wir sehen.

Den Gegenstand in ein Bild verwandeln, d. h. die sichtbare Raumerfüllung, in sofern sie gleichgültig ist.

Die Formen erkennen, d. h. die Raumerfüllung, in sofern sie bedeutend ist.

Unterscheiden lernen. Mit dem Totaleindruck ohne Unterscheidung fangen alle an. Dann kommt die Unterscheidung, und der dritte Grad ist die Rückkehr von der Unterscheidung zum Gefühl des Ganzen, welches das Aesthetische ist.

Diese Vortheile hat der Dilettant mit dem Künstler im Gegensatz des bloßen unthätigen Betrachters gemein.

In der Baukunst.

Sie weckt die freie Productionskraft.

Sie führt am schnellsten und unmittelbarsten von der Materie zur Form,

vom Stoff zur Erſcheinung, und entſpricht dadurch der höchſten Anlage im Menſchen.

Sie erweckt und entwickelt den Sinn fürs Erhabene, zu dem ſie ſich überhaupt mehr neigt als zum Schönen.

Sie führt Ordnung und Maß ein, und lehrt auch im Nützlichen und Nothdürftigen nach einem ſchönen Schein und einer gewiſſen Freiheit ſtreben.

Der allgemeine Nutzen des Dilettantismus, daß er geſitteter macht, und im Fall der Rohheit einen gewiſſen Kunſtſinn anregt und ihn da verbreitet, wo der Künſtler nicht hinkommen würde, gilt beſonders auch von der Baukunſt.

In der Gartenkunſt.

Ideales im Realen.

Streben nach Form in formloſen Maſſen.

Wahl.

Schöne Zuſammenſtellung.

Ein Bild aus der Wirklichkeit machen, kurz erſter Eintritt in die Kunſt.

Eine reinliche und vollends ſchöne Umgebung wirkt immer wohlthätig auf die Geſellſchaft.

In der lyriſchen Poeſie.

Ausbildung der Sprache im Ganzen.

Vervielfältigteres Intereſſe an Humanioribus, im Gegenſatz der Rohheit des Unwiſſenden, oder der pedantiſchen Bornirtheit des bloßen Geſchäftsmannes und Schulgelehrten.

Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdrucks derſelben.

Jeder gebildete Menſch muß ſeine Empfindungen poetiſch ſchön ausdrücken können.

Idealiſirung der Vorſtellungen bei Gegenſtänden des gemeinen Lebens.

Cultur der Einbildungskraft, beſonders als integrirenden Theils bei der Verſtandesbildung.

Erweckung und Stimmung der productiven Einbildungskraft zu den höchſten Functionen des Geiſtes auch in Wiſſenſchaften und im praktiſchen Leben.

Ausbildung des Sinnes für das Rhythmiſche.

Da es noch keine objectiven Geſetze weder für das Innere, noch für das Aeußere eines Gedichtes giebt, ſo müſſen ſich die Liebhaber ſtrenger noch als die Meiſter an anerkannte gute Muſter halten, und eher das Gute, das ſchon da iſt, nachahmen, als nach Originalität ſtreben, im Aeußern und Metriſchen aber die vorhandenen allgemeinſten Geſetze rigoriſtiſch befolgen.

Und da der Dilettant ſich nur nach Muſtern bilden kann, ſo muß er, um der Einſeitigkeit zu entgehen, ſich die allgemeinſt mögliche Bekanntſchaft mit allen Muſtern erwerben, und das Feld der poetiſchen Literatur noch vollkommener ausmeſſen, als es der Künſtler ſelbſt nöthig hat.

In der Muſik.

Tiefere Ausbildung des Sinnes.

Mathematiſche Beſtimmungen des Organs werden kennen gelernt und zu Empfindungs- und Schönheitszwecken gebraucht.

Geſellige Verbindung der Menſchen, ohne beſtimmtes Intereſſe, mit Unterhaltung.

Stimmt zu einer idealen Exiſtenz, ſelbſt wenn die Muſik nur den Tanz aufregt.

Im Tanz.

Gelenkigkeit und Möglichkeit ſchöner Bewegungen.

Gefühl und Ausübung des Rhythmus durch alle Bewegungen.

Bedeutſamkeit, äſthetiſche, der Bewegungen.

Geregeltes Gefühl der Frohheit.

Ausbildung des Körpers, Stimmung des Körpers zu allen möglichen körperlichen Fertigkeiten.

Muſikaliſche Körperſtimmung.

Maß der Bewegungen zwiſchen Ueberfluß und Sparſamkeit.

Möglichkeit eines ſchönen Umgangs.

Mögliche Geſelligkeit in einem exaltirten Zuſtand.

bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugthun können?

Nur klugthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maaß und Gescheidtigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt als man ist und sich weniger schätzt als man werth ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling an dem ich nichts verändert noch gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen; und hier ist's wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelnswerth und schädlich anzusehen was jedermann treibt, billigt und fördert? warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin gehen lassen?

Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeis't, den Tag im Tage verthut, und

In der Schauſpielkunſt.

Gelegenheit zu mehrerer Ausbildung der Declamation.
Aufmerkſamkeit auf die Repräſentation ſeiner ſelbſt.
Particizirt von den angeführten Vortheilen der Tanzkunſt.
Uebung der Memorie.
Sinnliches Aufpaſſen und Accurateſſe.

Schaden des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Der Dilettant überſpringt die Stufen, beharrt auf gewiſſen Stufen, die er als Ziel anſieht, und hält ſich berechtigt von da aus das Ganze zu beurtheilen, hindert alſo ſeine Perfectibilität.

Er ſetzt ſich in die Nothwendigkeit nach falſchen Regeln zu handeln, weil er ohne Regeln auch nicht dilettantiſch wirken kann und er die ächten objectiven Regeln nicht kennt.

Er kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenſtände ab und verliert ſich auf ſubjectiven Irrwegen.

Der Dilettantismus nimmt der Kunſt ihr Element und verſchlechtert ihr Publicum, dem er den Ernſt und den Rigorismus nimmt.

Alles Fürliebnehmen zerſtört die Kunſt, und der Dilettantismus führt Nachſicht und Gunſt ein. Er bringt diejenigen Künſtler, welche dem Dilettantismus näher ſtehen, auf Unkoſten der ächten Künſtler in Anſehen.

Beim Dilettantismus iſt der Schaden immer größer als der Nutzen.

Vom Handwerk kann man ſich zur Kunſt erheben, vom Pfuſchen nie.

Der Dilettantismus befördert das Gleichgültige, Halbe und Charakterloſe.

Schaden, den Dilettanten der Kunſt thun, indem ſie den Künſtler zu ſich herabziehen:

Keinen guten Künſtler neben ſich leiden können.

Ueberall, wo die Kunſt ſelbſt noch kein rechtes Regulativ hat, wie in der Poeſie, Gartenkunſt, Schauſpielkunſt, richtet der Dilettantismus mehr Schaden an und wird anmaßender. Der ſchlimmſte Fall iſt bei der Schauſpielkunſt.

Schaden des Dilettantismus.

In der Baukunst.

Wegen der großen Schwierigkeit, in der Architektur den Charakter zu treffen, darin mannichfaltig und schön zu seyn, wird der Dilettant, der dieß nicht erreichen kann, immer nach Verhältniß seines Zeitalters entweder ins Magere und Ueberladene oder ins Plumpe und Leere verfallen. Ein Architekturwerk aber, das nur durch die Schönheit Existenz hat, ist völlig null, wenn es diese verfehlt.

Wegen ihrer idealen Natur führt sie leichter als eine andere Kunst zum Phantastischen, welches hier gerade am schädlichsten ist.

Weil sich nur die wenigsten zu einer freien Bildung nach bloßen Schönheitsgesetzen erheben können, so verfällt der Baudilettant leicht auf sentimentalische und allegorische Baukunst und sucht den Charakter, den er in der Schönheit nicht zu finden weiß, auf diesem Wege hineinzulegen.

Bau-Dilettantismus, ohne den schönen Zweck erfüllen zu können, schadet gewöhnlich dem physischen Zweck der Baukunst, der Brauchbarkeit und Bequemlichkeit.

Die Publicität und Dauerhaftigkeit architektonischer Werke macht das Nachtheilige des Dilettantismus in diesem Fach allgemeiner und fortdauernder und perpetuirt den falschen Geschmack, weil hier, wie überhaupt in Künsten, das Vorhandene und überall Verbreitete wieder zum Muster dient.

Die ernste Bestimmung der schönen Bauwerke setzt sie mit den bedeutendsten und erhöhtesten Momenten des Menschen in Verbindung, und die Pfuscherei in diesen Fällen verschlechtert ihn also gerade da, wo er am perfectibelsten seyn könnte.

In der Gartenkunst.

Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt.

Die Gartenliebhaberei geht auf etwas Endloses hinaus, 1) weil sie in der Idee nicht bestimmt und begränzt ist; 2) weil das Materiale, als ewig zufällig, sich immer verändert, und der Idee ewig entgegen strebt.

Die Gartenliebhaberei läßt sich oft die edlern Künste auf eine unwürdige Art dienen, und macht ein Spielwerk aus ihrer soliden Bestimmung.

Befördert die ſentimentale und phantaſtiſche Nullität.

Sie verkleinert das Erhabene in der Natur, und hebt es auf, indem ſie es nachahmt.

Sie verewigt die herrſchende Unart der Zeit, im Aeſthetiſchen unbedingt und geſetzlos ſeyn zu wollen, und willkürlich zu phantaſiren, indem ſie ſich nicht, wie wohl andere Künſte, corrigiren und in der Zucht halten läßt.

Vermiſchung von Kunſt und Natur.

Fürlieknehmen mit dem Schein.

Die dabei vorkommenden Gebäude werden leicht, ſpindelartig, hölzern, brettern aufgeführt, und zerſtören den Begriff ſolider Baukunſt, ja ſie heben das Gefühl für ſie auf. Die Strohdächer, bretternen Blendungen, alles macht eine Neigung zur Kartenhaus-Architektur.

In der lyriſchen Poeſie.

Belletriſtiſche Flachheit und Leerheit, Abziehung von ſoliden Studien oder oberflächliche Behandlung.

Es iſt hier eine größere Gefahr als bei andern Künſten, eine bloße dilettantiſche Fähigkeit mit einem ächten Kunſtberufe zu verwechſeln, und wenn dieß der Fall iſt, ſo iſt das Subject übler daran, als bei jeder andern Liebhaberei, weil ſeine Exiſtenz völlige Nullität hat: denn ein Poet iſt nichts, wenn er es nicht mit Ernſt und Kunſtmäßigkeit iſt.

Dilettantismus überhaupt, beſonders aber in der Poeſie, ſchwächt die Theilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm, und indem er einem unruhigen Productionstriebe nachgibt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, beraubt er ſich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachſen könnte.

Der poetiſche Dilettantismus kann doppelter Art ſeyn. Entweder vernachläſſigt er das (unerläßliche) Mechaniſche, und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geiſt und Gefühl zeigt, oder er ſucht die Poeſie bloß im Mechaniſchen, worin er ſich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und iſt ohne Geiſt und Gehalt. Beide ſind ſchädlich, doch ſchadet jener mehr der Kunſt, dieſer mehr dem Subject ſelbſt.

Alle Dilettanten ſind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original ſchon in der Sprache und im Gedanken, indem ſie es nachſprechen,

nachäffen, und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stylisirt sind und gar nichts enthalten. Kurz, alles wahrhaft Schöne und Gute der ächten Poesie wird durch den überhand nehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeschleppt und entwürdigt.

In der pragmatischen Poesie.

Alle Nachtheile des Dilettantismus im Lyrischen sind hier noch in weit höherem Grad; nicht nur die Kunst erleidet mehr Schaden, auch das Subject.

Vermischung der Gattungen.

In der Musik.

Wenn die Bildung des Musik-Dilettanten autodidaktisch geschieht und die Composition nicht unter der strengen Anleitung eines Meisters, wie die Applicatur selbst, erlernt wird, so entsteht ein ängstliches, immer ungewisses, unbefriedigtes Streben, da der Musik-Dilettant nicht, wie der in andern Künsten, ohne Kunstregeln Effecte hervorbringen kann.

Auch macht der Musik-Dilettantismus noch mehr, als ein anderer, untheilnehmend und unfähig für den Genuß fremder Kunstwerke, und beraubt und beschränkt also das Subject, das er in seiner einseitigen und charakteristischen Form gefangen hält.

Im Tanz.

Zerbrochenheit der Glieder und Affectation.
Steifigkeit und Pedanterie.
Caricatur.
Eitelkeit.
Falsche Ausbildung des Körpers.
Charakterlosigkeit und Leerheit.
Zerflossenes, schlaffes Wesen.

Manierirtes Weſen in Uebertreibung ſchöner Bewegung.
Entweder ſteif und ängſtlich oder unmäßig und roh.
(Beides wird durch das Gefällige und Bedeutende verhindert.)
Neigt die Geſellſchaft zu einer ſinnlichen Leerheit.
Eitelkeit und einſinnige Richtung auf die körperliche Erſcheinung.
Man muß es in der Tanzkunſt deßwegen zur Meiſterſchaft bringen, weil der Dilettantismus entweder unſicher und ängſtlich macht, alſo die Freiheit hemmt und den Geiſt beſchränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt.

In der Schauſpielkunſt.

Caricatur der eigenen fehlerhaften Individualität.
Ableitung des Geiſtes von allem Geſchäft durch Vorſpiegelung einer phantaſtiſchen Ausſicht.
Aufwand alles Intereſſes und aller Paſſion ohne Furcht.
Ewiger Zirkel in einer einförmigen, immer wiederholten und zu nichts führenden Thätigkeit.
(Dilettanten wiſſen ſich nichts Anziehenderes als die Komödienproben, Schauſpieler von Metier haſſen ſie.)
Vorzugsweiſe Schonung und Verzärtelung des Theater-Dilettanten durch Beifall.
Ewige Reizung zu einem leidenſchaftlichen Zuſtand und Betragen, ohne ein Gegengewicht.
Nahrung aller gehäſſigen Paſſionen, von den ſchlimmſten Folgen für die bürgerliche und häusliche Exiſtenz.
Abſtumpfung des Gefühls gegen die Poeſie.
Exaltirte Sprache bei gemeinen Empfindungen.
Ein Trödelmarkt von Gedanken, Stellungen und Schilderungen in der Reminiscenz.
Durchgängige Unnatur und Manier auch im übrigen Leben.
Höchſt verderbliche Nachſicht gegen das Mittelmäßige und Fehlerhafte in einem öffentlichen und ganz perſönlichen Fall.
Die allgemeine Toleranz für das Einheimiſche wird in dieſem Fall eminenter.

Höchſt verderblicher Gebrauch der Liebhaberſchauſpiele zur Bildung der Kinder, wo es ganz zur Fratze wird. Zugleich die gefährlichſte aller Diverſionen für Univerſitäten ꝛc.

Zerſtörte Idealität der Kunſt, weil der Liebhaber, der ſich nicht durch Aneignung der Kunſtbegriffe und Traditionen erheben kann, alles durch eine pathologiſche Wirklichkeit erreichen muß.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Sechsundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

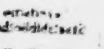

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Sechsundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

ſo immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor ſich zu bringen. Haben wir doch ſchon Blätter für ſämmtliche Tageszeiten! ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere intercaliren. Dadurch wird alles was ein jeder thut, treibt, dichtet, ja was er vor hat, ins Oeffentliche geſchleppt. Niemand darf ſich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen, und ſo ſpringt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, alles velociferiſch.

So wenig nun die Dampfmaſchinen zu dämpfen ſind, ſo wenig iſt dieß auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauſchen des Papiergeldes, das Anſchwellen der Schulden um Schulden zu bezahlen, das alles ſind die ungeheuren Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann geſetzt iſt. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt iſt, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr ſich beſtimmen zu laſſen.

Aber in einem jeden Kreiſe bedroht ihn der Tagesgeiſt, und nichts iſt nöthiger, als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin ſein Wille zu ſteuern hat.

Die Bedeutſamkeit der unſchuldigſten Reden und Handlungen wächſ't mit den Jahren, und wen ich länger um mich ſehe, den ſuche ich immerfort aufmerkſam zu machen, welch ein Unterſchied ſtattfinde zwiſchen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiscretion, ja daß eigentlich kein Unterſchied ſey, vielmehr nur ein leiſer Uebergang vom Unverfänglichſten zum

Inhalt

Seite

Deutsche Literatur.

Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Theorie der schönen Künste von Sulzer 3
Ueber den Werth einiger deutschen Dichter 7
Ueber den Homer, von Seybold 9
Franken, zur griechischen Literatur 12
Robert Wood, über das Originalgenie des Homer 13
Die schönen Künste von Sulzer 15
Empfindsame Reisen durch Deutschland 20
Die Jägerin, ein Gedicht 21
Lyrische Gedichte von Blum 21
Brauns Fabeln und Erzählungen 22
Gedichte von einem polnischen Juden 24
Cymbeline, ein Trauerspiel 26
Neue Schauspiele zu Wien 27
Zwei schöne neue Mährlein 29
Geschichte des Fräuleins von Sternheim 29
Der goldene Spiegel 31
Musenalmanach, Göttingen 1773 34
Lustspiele ohne Heirathen 36
Beiträge zur deutschen Lectur 37
Theateralmanach für das Jahr 1773 38
Die Lieder Sineds des Barden 41
Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung 45
Betrachtungen über das Paradies 47

	Seite
Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee	49
Aussichten in die Ewigkeit	51
Predigten über das Buch Jonas von Lavater	55
Alexander von Joch über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen	57
Hellands philosophische Anmerkungen	60
Ueber die Liebe des Vaterlandes von Sonnenfels	60
Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen	63
J. Jakob Mosers neueste kleine Staatsschriften	64
Zustand der Wissenschaften und Sitten in Deutschland	65
Leben und Charakter Herrn Chr. Ad. Klotzens	66
Lobrede auf Herrn Carl Casimir von Creuz	67
Gedanken über eine alte Aufschrift	68
Recensionen in die Jenaische allgemeine Literatur zeitung.	
Vertraute Briefe aus Paris, von Reichardt	69
Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat	70
Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien	72
Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse von Humboldt	75
Gedichte von Johann Heinrich Voß	80
Allemannische Gedichte von Hebel	91
Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart	98
Des Knaben Wunderhorn	102
Regulus, Trauerspiel von Collin	115
Ugoline Gherardesca, Trauerspiel von Böhlendorf	118
Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel	120
Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen	122
Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen	123
Bekenntnisse einer schönen Seele	124
Melanie, das Findelkind	124
Wilhelm Dumont, ein Roman von Eleutherie Helberg	124
Livlands Almanach für Theater und Theaterfreunde	134
Hillers Gedichte und Selbstbiographie	136
Ferneres über deutsche Literatur.	
Literarischer Sansculottismus	142
Ueber das Lehrgedicht	146
Ueber epische und dramatische Dichtung	148
Wirkungen in Deutschland	150
Deutsche Sprache	152

	Seite
Zu vermeidende Redensarten	157
Urtheilswerte französischer Kritiker	159
Hör-, Schreib- und Druckfehler	165
Der Pfingstmontag	169
Die heiligen Dreikönige	183
Das Nibelungenlied	193
Von Knebels Uebersetzung des Lucrez	196
Gedichte von Johanna Schopenhauer	200
Otfried und Lisena	203
Deutscher Naturdichter	207
Der deutsche Gil-Blas	210
Der junge Feldjäger	223
Des jungen Feldjägers Kriegskamerad	225
Memoiren Robert Guillemards	227
Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense	231
Varnhagen von Ense's Biographien deutscher Dichter	233
Für Freunde der Tonkunst von Fr. Rochlitz	235
Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel	237
F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel	239
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck	240
Justus Möser	241
Lorenz Sterne	243
Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schulz	244
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren	247
Neue Liedersammlung von Zelter	249
Oestliche Rosen von Fr. Rückert	249
Die drei Paria	250
Die Hofdame, Lustspiel von Fr. von Globelz	254
Briefe eines Verstorbenen	258
Krummachers Predigten	263
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen	265
Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reiches	287
Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Brontner	288
Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schlosser	289
Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber	290
Ferienschriften von Carl Zell	292

Seite

Geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. von Raumer 293
Tauſend und Ein Tag 293
Epochen deutſcher Literatur 294
Epoche der forcirten Talente 295
Epochen geſelliger Bildung 296
Stellung der Deutſchen zum Auslande 298
Ferneres über Weltliteratur 299
Verſchiedenes Einzelne:
Den Philologen empfohlen 303
Nichts anders als 304
Jugend der Schauſpieler 305
Das Mailändiſche Tageblatt l'Eco 305
Die Pariſer Zeitſchrift le Globe 306
Caroline von Weltmann, Spiegel der großen Welt 306
Die Erbſchaft, ein Luſtſpiel 306
Fr. von Raumer, Geſchichte der Hohenſtaufen 307
Wachler 308
Windiſchmann 308
Heinroths Anthropologie 309
Converſationsblatt 310
Neueſte deutſche Poeſie 312
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeſchlagen 313
Für junge Dichter 315
Noch ein Wort für junge Dichter 317

Auswärtige Literatur und Volkspoeſie.

I. Altgriechiſche Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten 323
Die tragiſchen Tetralogien der Griechen 326
Nachleſe zu Ariſtoteles' Poetik 329
Plato, als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung 331
Phaëthon, Tragödie des Euripides 336
Zum Phaëthon des Euripides 347
Euripides' Phaëthon 350

Seite
Die Bacchantinnen des Euripides 352
Homer noch einmal 356

II. Franzöſiſche Literatur.

Don Alonzo ou l'Espagne 359
Oeuvres dramatiques de Goethe 365
Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Stapfer 378
Aus dem Franzöſiſchen des Globe 381
La Guzla 384
Le Tasse par A. Duval 386
Bezüge nach Außen 390
Engliſches Schauſpiel in Paris 392
Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin 394
Histoire de la vie et des ouvrages de Molière 396
Richelieu, comédie par Lemercier 396
Franzöſiſches Hoftheater 398
Faust, Tragedie de Goethe 401
Elisabeth de France, Tragedie par Soumet 404
Perkins Warbeck, par Fontan 405
Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder 405
Einzelnheiten 406
Le livre des Cent-et-un 409
Die Athenerinnen, Oper von Jeun 416

III. Engliſche Literatur.

Byrons Don Juan 425
Manfred 428
Cain by Lord Byron 431
Lebensverhältniſſe zu Byron 434
Leben Napoleons von Walter Scott 437
The life of Fr. Schiller 439
Verwerf zu Schillers Leben von Carlyle 440
German Romance 453
Wallenstein, from the German 455
Edinburgh Reviews 456
The Foreign Quarterly Review 458
Whims and Oddities 460

Seite

IV. Italienische Literatur.

Den Goethe . . . 463
Dante . . . 467
Klassiker und Romantiker . . . 470
Il conte di Carmagnola di A. Manzoni . . . 476
Indicazione etc. . . . 488
Graf Carmagnola noch einmal . . . 492
Manzoni an Goethe . . . 498
Adelchi . . . 501
L'Eco. Giornale di Scienze etc. . . . 507

V. Orientalische Literatur.

Toutinameh von Iken und Rosegarten . . . 511
Lied der Liebe von C. Umbreit . . . 513
Indische Dichtung . . . 514

VI. Volkspoesie.

Volkspoesie . . . 519
Frithiofs Saga . . . 520
Serbische Lieder . . . 525
Volkslieder der Serben von Fräulein von Jakob . . . 535
Serbische Gedichte . . . 538
Das Neueste serbischer Literatur . . . 539
Nationelle Dichtkunst . . . 541
Servian popular poetry by Bowring . . . 543
Böhmische Poesie . . . 543
Amazonen in Böhmen . . . 544
Litérature grecque moderne par J. Rizo-Néroulos . . . 545
Leukothea von Iken . . . 553
Neugriechische Volkslieder von Kind . . . 554
Dainos von L. J. Rhesa . . . 555
Spanische Romanzen von Beauregard Vandin . . . 557
Chinesisches . . . 559
Individualpoesie . . . 562

Deutsche Literatur.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen

der Jahre 1772 und 1773.

Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erster Theil von A bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem den Kräften des Verfassers, aber nicht der Natur seines Stoffs angemessenen Plan ist bearbeitet worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein mageres Ganzes darstellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Urhebers bleiben. Herr Sulzer umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach: er sonderte also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eigenen Ruhmes sorgte.

Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereist ist; allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Experimente hat er angestellt. Es ist Polybius, der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon, der General, Hume, der Scribent, und nicht Burnet, der Staatsmann, der schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von seinem Plane sagt:

„Ich habe über die schönen Künste als Philosoph und gar nicht

als ein sogenannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenigen, die mehr curiöse als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstsachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammeln, und dem Künstler, so zu sagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künstler, und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiösen Liebhaber oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht, sondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urtheil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute und einen Ekel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann."

Dieses war der Plan, den sich Herr Sulzer vorgeschrieben hatte; allein war es der einzige und beste zur Fortschreitung der Kunst? Und war dieses Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes, der mit Scharfsicht des Geistes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld übersieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die wesentlichen Mängel entspringen wohl aus der ersten und wahrsten Quelle, weil es unmöglich ist, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntnisse in sich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutschland, das den bildenden Geist Plato's mit der tastenden Erfahrungsphilosophie und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunstrichterwissens vereinigt; und doch glauben wir, dieser Mann würde die Theorie der Kunst nur in Gesellschaft eines Lessing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Füßli und Heinecken zu Rathe ziehen. Nächstdem ist das Auditorium des Verfassers zu klein gewählt. Warum darf der Kunstliebhaber nicht über die Kunst zuhören? Wir, die wir, nach des Verfassers Ausdruck, mit den Künsten Unzucht treiben, hätten immer gewünscht, daß er, als Philosoph, uns aus allgemeinen Grundsätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuose sagt: Das muß so seyn! das läßt! das thut Wirkung!

Schadlichſten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müſſe.

Hierauf haben wir unſern Tact zu üben, ſonſt laufen wir Gefahr auf dem Wege, worauf wir uns die Gunſt der Menſchen erwarben, ſie ganz unverſehens wieder zu verſcherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von ſelbſt, aber erſt nach bezahltem theurem Lehrgelde, das man leider ſeinen Nachkommenden nicht erſparen kann.

Das Verhältniß der Künſte und Wiſſenſchaften zum Leben iſt, nach Verhältniß der Stufen worauf ſie ſtehen, nach Beſchaffenheit der Zeiten und tauſend andern Zufälligkeiten, ſehr verſchieden; deßwegen auch niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poeſie wirkt am meiſten im Anfang der Zuſtände, ſie ſeyen nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, beim Gewahrwerden einer fremden Cultur; ſo daß man alſo ſagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus ſtatt.

Muſik im beſten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter ſie iſt, je gewohnter man ſie iſt, deſto mehr wirkt ſie.

Die Würde der Kunſt erſcheint bei der Muſik vielleicht am eminenteſten, weil ſie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie iſt ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles was ſie ausdrückt.

Immer ein bischen mehr Dogma und dafür weniger moralische Predigt über unsere Unzucht!

Die psychologischen Erklärungen abstracter Ideen machen beinahe zwei Drittheile des Werks aus; sie sind meist nach dem einmal festgesetzten Plane gut geschrieben, und sind Beilagen zu dem Ruhme des Verfassers, als eines unserer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in diesen Artikeln wünschten wir nicht bloße Darzählung der Markſteine, sondern Bemerkungen der Plätze, wie sie verstellt werden können; auch immer ein wenig Baconische Bilderstürmerei, Fingerzeig und Ahnung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns, daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Malerei und Sculptur in Einem Topf gerüttelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst sortirte, besonders die der Sculptur und Malerei eigenen Grundsätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchstein Erfahrung hinzukommt. Wir vermissen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetischer Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich stattfinden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteristik einzelner Künstler. Der Recensent weiß aus eigener Erfahrung, wie undankbar es ist, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunst das Porträt eines großen Mannes an das andere zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung seyn mag, so ermüdet sie doch den Geist des Lesers; allein wenn er sie unter jeden Buchstaben vertheilt antrifft, so gefällt es. Der Verfasser hat es mit einigen Büsten des Alterthums versucht, allein den Muth sinken lassen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indessen ist die Mannichfaltigkeit noch nicht Entschuldigung genug für die gänzliche Abwesenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine so sparsame Erscheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Masse geworden seyn würde. S. 459 spricht Herr Sulzer selbst für dieses unser pium desiderium. „Es würde angenehm seyn und zu näherer Kenntniß des menschlichen Genies ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmtesten Werken der Kunst das besondere Gepräge des

Genies der Künstler mit psychologischer Genauigkeit zu bestimmen suchten." Man hat es zwar mit einigen Genien der ersten Größe versucht; aber was man in dieser Art hat, ist nur noch als ein schwacher Anfang der Naturhistorie des menschlichen Geistes anzusehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneensammler alter und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter Einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinander gerückt ist; und dadurch geht der Augenpunkt verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte Einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar seyn, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Komödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. a. m. In allem bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltsten Ideen der Empfindung auseinanderzusetzen, und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt seyn auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt und nicht conversirt seyn; zum Beispiel bei dem Artikel Abdruck hätte man für den Gelehrten, der kein Kunstkenner ist, der Pasten gedenken sollen; denn sonst glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippert'sche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweimal der pyramidalischen Gruppirung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck so getroffen, daß dieser sonderbare Lehrsatz des Michel Angelo für den Unwissenden anschaulich wird. Der Artikel Allegorie ist lang, allein wir fürchten, daß bei dieser Reise um die Welt die kleine Insel vorbeigeschifft worden, wo die ersten Bestandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komischer und ernster Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike.

Hier ist ein wenig Literatur, aber alles so unter einander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmer'schen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können. Wäre Herr Sulzer selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heiterer Glaube seyn, der nie schmählt. Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziele führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserem Publicum beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsere jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller; nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verfasser die Regeln

einer Erbauungsschrift verkannt und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzenden Theil des Publicums curiren, und sie fangen dabei an, daß sie ihm seine Puppe nehmen. Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert ist bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakspeare und Milton stehen, nach dem Maßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloise nicht geschrieben hätte; allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu seyn, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben? Und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen und wenigstens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er, bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens, die Stärke des Helden für Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth nichts von diesen Männern zu sagen.

Wir wünschten, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären; die Redensarten dethronisiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publicum hat aus

den Händen raisonniren wollen. Unter der nachläſſigen Weitſchweifigkeit dieſer Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journaliſten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterſchied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Miltons gegen die Ausmeſſungen des Herrn Profeſſor Käſtner S. 164, über das Lehrgedicht S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wielands Verdienſt als Lehrdichter in der Muſarion S. 196, die Rangordnung Gellerts mit Duſch und Uz, S. 200, den Augenpunkt, woraus ſie die Gellert'ſche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden ſieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deßwegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die beſten gewählt, und bei den Erzählungen die ſchwache Seite Gellerts, das iſt, die Malerei unterſucht, und ihn am Ende gar mit Arioſto gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Production mit allen ihren ſauern Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutſchen Geſchmack, deutſches Gefühl nennen würden.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechiſchen Literatur. Von Seybold, Profeſſor in Jena. Eiſenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch längſt nach dem Anſchauen Homers geſehnt, euch iſt ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marſchall, einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der ſein Handwerk meiſterlich treibt! Erſt Klagen über dieſe letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und ſprechen: Siehe Homer iſt hier! Homer iſt da! „Ich aber," ruft er, „bring' euch ins Heiligthum: nicht nur zu ihm, auf ſeinen Schooß ſetz' ich euch, in ſeine Arme leg' ich euch! Herbei, ihr Kindlein!"

Wär's nur eine Büſte des Altvaters, vor die er euch inzwiſchen ſtellte, euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdiſchen Geſtalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Muth

euch entzündete! welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: Warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanständig mit einer Perrücke?

Hinaus mit ihm! daß er Professor Seybolds Fingerzeige folge, herumgetrieben werde in Wüsten, wo kein Wasser ist.

Also den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf anzugeben, was und wie Homer gedichtet hat, den Maßstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Für's erste denn Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den trojanischen Krieg zur Ilias, dessen Folgen zur Odyssee.

Der trojanische Krieg Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberschrift; aber der Herr Professor haben's gelesen; schlimmer, studirt! immer schlimmer! Wer interessirt sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt oder von was anderem? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen dießmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das Hauptinteresse des Kampfs bei den Schiffen? Und dann die Handelnden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achilles? Wenn Homer seiner Nation schmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigensinn eines Einzigen bestimmen zu lassen? Wo ist Nationalzweck im ganzen Gedicht? Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen, woran die Nation Theil nehmen mußte als Nation, ist hie und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyssee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegensten der Griechen, dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindesten Einfluß auf die Nation haben könnte? Und auch hier wieder sucht der Herr Professor das Interesse in der gänzlichen Revolution dieser zwanzig Jahre in der entferntesten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art den Stoff zu behandeln, und fragt, nach Anlaß seiner trefflichen Prämissen: Wer gab Homeren ein, den trojanischen Krieg und die Rückkehr der Griechen besonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias und Odyssee? Und mehr solche

Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res geriſſen? Wohl nach dem Herrn Profeſſor, da res der trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! Da fängt der Herr Profeſſer wieder von außen an; auch iſt das bischen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honnet und ordentlich zuging, wie bei uns, dann einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Profeſſer ſpricht: „Aus dieſer Beſchreibung, die ich, wie man ſieht, aus dem Homer ſelbſt zuſammengetragen habe — wohl zuſammengeſcharrt, geſtoppelt! — läßt ſich der Einfluß, den die Zeit des trojaniſchen Kriegs auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben.“ Da iſt's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers inventiren: Durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Käſten, leere Töpfe und Lumpen!

Sitten! Und da, anſtatt Gefühls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Würde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Humor, daß ſeine Zeit Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deraiſonniren hören. Und wirft über das noch hie und da ſo fein ſpöttelnde Vorwürfe an unſere Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten noch unſere, noch irgend welche Zeiten berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. So wenig, was junge Freunde herbeilocken könnte, als bisher. Allotria, kritiſche Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn das der Geſichtspunkt zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken und wahren Schönheiten Homers urtheilen ſoll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professer seyn sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Liebloſigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil." Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4 dieses Abschnittes erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb."

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredtsamkeit, und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden

ohne Zweifel vorausgeschickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir sonst damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch so übersetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, so sehr verwundet, gestoßen, zerfleischt, durch Steine, Staub, Pfützen geschleift, getrieben, gerissen —

Οὐδέ τι οἱ χροὸς σήπεται, οὐδέ μιν σκὼλ
Ἐδδουσ'. — —
Ὡς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ
Καὶ νεκύος περ ἐόντος — —

(Berührt nicht Verwesung sein Fleisch, nagt nicht ein Wurm an ihm: denn für ihn sorgen die seligen Götter auch nach dem Tode.)

Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homer. Aus dem Englischen. Frankfurt am Main. In der Andreä'schen Buchhandlung. 8. 314 S.

Außer der brittischen besitzt keine der jetzigen europäischen Nationen den Enthusiasmus für die Ueberbleibsel des Alterthums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzustellen. Wenn neulich der französische Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen verglich, so war dieß nur eine spielende Unterhaltung gegen das Verdienst, das sich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieses Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Aristoteles noch Bossu Dienste leisten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram suchen, den Blair zur Erläuterung des Ossian und eine Dame zur Apologie des Shakspeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dieß nie möglich seyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst, und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schaar seiner Ausleger bisher ganz vernachlässigt. Wood studirte seinen Homer

mit philosophischen Augen, und stellte hierauf mehr denn eine Reise in die Gegenden an, die durch die Iliade und die Odyssee berühmt geworden, und deren physikalische Lage im Ganzen unverändert geblieben ist. Er war einer von der Reisegesellschaft, die sich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den größten Theil seines Lebens, das leider schon geendigt ist. Was wir hier davon lesen, sind nur Bruchstücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter schreiben wollte, und der einzig in seiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Ansehen des Unvollendeten. Indessen sind es die schätzbarsten Fragmente, die uns den Verlust des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfassers, Herr Bryant, es unter seiner Verlassenschaft geendigt gefunden hat. Mit den scharfsichtigsten Blicken dringt er durch die Nebel eines so fernen Abstandes bis zur eigentlichen Cultur des Homerischen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philosophischen Standpunkte der Geschichte der Menschheit betrachten. Man sehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der griechischen Sprache nach. Die Unwissenheit in diesen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewissen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt worden sind. Woods Localeinsichten haben ihn zum Beispiel in den Stand gesetzt, über die Homerischen Maschinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Pope'schen Karte auseinanderzusetzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Insel Pharus vom Lande zu entscheiden u. s. w.

Auch Virgils Genie wird bei mehreren Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbst in so kühnen Muthmaßungen, in die sich der geschäftige Geist des Verfassers verliert, als die über Homers Vaterland, über die Chronologie der Homerischen Epoche und dergleichen sind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgerissen, muß es eine stolze Behauptung scheinen, wenn er sagt, daß selbst die Alten ihren Homer nicht so local und temporell studirt haben als es sich gehört. Liest man aber das ganze Buch selbst, so wird man einräumen, daß die kritischen

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung aufs Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter seyn.

Eine Musik die den heiligen und profanen Charakter vermischt ist gottlos, und eine halbschürige, welche schwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu seyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweis't sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschmächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergleichen wenden, so wird sie kalt.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre als daß sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muß sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig seyn will.

Die Malerei ist die läßlichste und bequemste von allen Künsten. Die läßlichste, weil man ihr um des Stoffes und

Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Aussichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indessen muthmaßen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden sind.

Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuscript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Göttingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, dessen Recension hier der Vorrede des Uebersetzers eingeschalten worden ist. Das Heyne'sche Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche übersetzungsbegierige Hand danach zu trachten, aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meistbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Uebersetzer es habhaft geworden sey, hat er nicht für gut befunden zu entdecken.

Druck und Papier machen der Andreä'schen Buchhandlung Ehre.

Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem ins Französische zu übersetzen; könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt seyn. Herr Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unserer berühmten Männer ein eben so großer Philosoph ist, als irgend einer aus dem Alterthume, scheint in seiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoterischen Lehre das arme Publicum abzuspeisen, und diese Bogen sind, wo möglich, unbedeutender als alles andere.

Die schönen Künste, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier besonders ans Licht, um die Liebhaber und Kenner desto eher in Stand zu setzen vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze, worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verworfenen Lexikensglieder zusammen beleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt, hier sey für niemand nichts gethan als für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit seyn möchte, haben wir schon ehemals unsere Gedanken gesagt. Wir bescheiden uns wohl, daß eine solche Meinung die Ausgabe eines solchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müssen wir unsere guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen? weil es so Mode ist? Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genusse versperrt: denn ein schädlicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste, der Grundartikel Sulzer'scher Theorie! Da sind sie denn, versteht sich, wieder alle beisammen, verwandt oder nicht. Was steht im Lexikon nicht alles hinter einander? was läßt sich durch solche Philosophie nicht verbinden? Malerei und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche, durch das magische Licht eines philosophischen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Athem.

Daß einer, der ziemlich schlecht raisonnirte, sich einfallen ließ gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungenialischen, gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste classificiren, zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind, als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr Sulzer, wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt, und höchstens durch Declamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: die Verschönerung der Dinge. Er will nach hergebrachter Weise von Natur auf Kunst herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden." Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan

der Natur, als ihr Lieblichſtes? Sind die wüthenden Stürme, Waſſerfluthen, Feuerregen, unterirdiſche Gluth, und Tod in allen Elementen nicht eben ſo wahre Zeugen ihres ewigen Lebens, als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur ſagen, wenn ſie ihm eine Metropolis, die er mit allen ſchönen Künſten, als Handlangerinnen erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterſchlänge?

Eben ſo wenig beſteht die Folgerung: „Die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuſtrömenden Annehmlichkeiten unſere Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindſamkeit bilden.“ Ueberhaupt thut ſie das nie: ſie härtet vielmehr, Gott ſey Dank! ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die ſie ihnen unabläſſig bereitet, ſo daß wir den den glücklichſten Menſchen nennen können, der der ſtärkſte wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von ſich zu weiſen, und ihm zum Trotz den Gang ſeines Willens zu gehen. Das iſt nun einem großen Theil der Menſchen zu beſchwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchiren ſich die meiſten, feinerlich die Philoſophen; deßwegen ſie denn auch überhaupt ſo adäquat disputiren.

Wie particular und eingeſchränkt iſt folgendes, und wie viel ſollte es beweiſen! „Vorzüglich hat dieſe zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenſtände gelegt, die uns zur Glückſeligkeit am nöthigſten ſind, beſonders die ſelige Vereinigung, wodurch der Menſch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, ſind für ihre Attraction nie unfühlbar geweſen; allein ſie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahnt, durch die jedes zu ſeines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne ſich paart und glücklich iſt.

Wäre es nun alſo auch wahr, daß die Künſte zu Verſchönerung der Dinge um uns wirken, ſo iſt's doch falſch, daß ſie es nach dem Beiſpiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehen, iſt Kraft: die Kraft verſchlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tauſend Keime zertreten, jeden Augenblick tauſend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig ins unendliche; ſchön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander exiſtirend. Und die Kunſt iſt gerade das Widerſpiel; ſie entſpringt aus den Bemühungen des Individuums ſich gegen die zerſtörende Kraft des

Ganzen zu erhalten. Schon das Thier, durch seine Kunsttriebe *scheidet*, *verwahrt* sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maß vom Guten zu genießen, bis es ihm endlich gelingt die Circulation aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläsernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen.

Herr Sulzer geht nun seinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's ihm so nicht fehlen, denn er setzt Milch vor und nicht starke Speise, redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck, und ihrer hohen Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermaßen kennt, und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen: es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß. Denn wenn es nur auf Kennerschaft angesehen ist, wenn der Mensch nicht mitwirkend genießt, müssen bald Hunger und Ekel, die zwei feindlichsten Triebe, sich vereinigen, den elenden *Pococurante* zu quälen.

Hierauf läßt er sich ein auf eine Abbildung der Schicksale schöner Künste und ihres gegenwärtigen Zustandes, die denn mit recht schönen Farben hin imaginirt ist, so gut und nicht besser, als die Geschichten der Menschheit, die wir so gewohnt worden sind in unsern Tagen, wo immer das Mährchen der vier Weltalter sufficienter ist, und im Ton der zum Roman umpragmatisirten Geschichte.

Nun kommt Herr Sulzer auf unsere Zeiten und schilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf sein Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die schönen Künste mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil sie aber zum großen Zweck, zur *moralischen Besserung* des Volks noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können, und was dergleichen mehr ist.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur

wahren Theorie eröffnen soll: „Wie ist es anzufangen, daß der dem Menschen angeborene Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung seiner Sinnesart angewendet, und in besondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderstehlich zu seiner Pflicht zu reizen?“ So halb und mißverstanden, und in den Wind, als der Wunsch Cicero's, die Tugend in körperlicher Schönheit seinem Sohne zuzuführen! Herr Sulzer beantwortet auch die Frage nicht, sondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag sein Publicum von Schülern und Kennerchen getreu bleiben; wir wissen, daß alle wahren Künstler und Liebhaber auf unserer Seite sind, die so über den Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschwert haben. Und zu diesen noch ein paar Worte, auf einige Künste eingeschränkt, was auf so viele gelten mag als es kann.

Wenn irgend eine speculative Bemühung den Künsten nutzen soll, so muß sie den Künstler gerade angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer einer besser als der andere, den sogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte, daß die Seele mit einflösse ins Instrument, der hätte mehr gethan, als alle psychologischen Theoristen. Die Herren sind ja hoch droben im Empyreum transcendenter Tugendschöne, daß sie sich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdensöhnen hingegen sieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Musik an ängstlicher mechanischer Ausübung hangen bleiben, drunter erliegen?

Gott erhalte unsere Sinnen und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben seyn soll, so gebe uns Künstler und Liebhaber ein περὶ αὐτοῦ seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn man meisten aufgehalten,

der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechanischen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künste auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie versammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. Zweiter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 8. 22 Bogen.

Alas, poor Yorick! Ich besuchte dein Grab und fand, wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur Schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Yorick empfand, und dieser setzte sich hin zu empfinden; Yorick ward von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber steht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem Sacke was vor.

Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweiten Ritt nicht wagen, allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt, er soll schwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit denen er so viel im ersten Capitel seines Traumes zu thun hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Polizeidiener des Literaturgerichts sprechen anders, und lassen den Herrn

Präcepter noch eine Weile beim Leben. Aber ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und schwatzenden Schriftsteller morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, tironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisiren es zum deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unserer Aelterväter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trotz Titel und Vignette nicht einmal Waidmannskraft, das ist zu wenig! Des Dichters Wälder sind licht wie ein Forst unserer Cameralzeiten, und das Abenteuer verpflanztet ihr so glücklich in ein Besuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Accorde nicht mit Bardengewalt ans Herz reißen. Die spröde Kunigunde, der er lange sein Leidenschäftchen vorgeklimpert, schmilzt endlich und spricht: Ich liebte dich geheim schon längst! Nothwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwickelung, nur kein Compliment für die Harfe! Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat: er ist nicht für Wälder geboren. Und so wenig wir das Verfahren seines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied, mit leidiger Grabmisanthropie, ihm die Harfe zertritt, so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient, so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Zither vertauschen, um uns, an einem schönen Abend, in freundlicher Watteauscher Versammlung, von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er würde unsere Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

Lyrische Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeit es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigstens idealische freiere Atmosphäre eröffnen; aber eben

diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter, mit dem glücklichsten Genie, bald sich bloß durch seine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien.

Wir sind zu diesen Beobachtungen durch die lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — wir reden nach unserm Gefühl — selten anders gebraucht wird, als wo die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazische Duett: **Donec gratus eram**, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgends so schön versificirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage, und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition ans Publicum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

Brauns, H., Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8. 187 S.

Diesen Fabeln hat der Herr Verfasser für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er nicht ohne Selbstgefälligkeit, vielleicht etliche junge Leute sich hervorthun, und ihm Fabeln nachschreiben könnten,

so wie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen waren, seitdem er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte. Diesen jungen Leuten nun, meint er, wären die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig.

Nöthig sind sie freilich, sowohl den bösen jungen Leuten, die Herrn Brauns Fabeln nachschreiben, als allen andern, die sich ohne Genie in dieses Feld wagen; aber durch Herrn Brauns Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt, die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meistentheils thierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege. Unbestimmter kann man wohl nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander gesetzt. Wir glauben, daß sie im Anfang nichts war, als eine Art von Inductien, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beispielen. Wahre Beispiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so ging man aus der menschlichen Natur hinaus, und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und so fabulirte man fort, bis die Menschen mehr anfingen zu raisonniren, als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundsätze, Systeme u. dgl. und mochte die Inductien nicht mehr leiden; zugleich entstand das Unding der honnetten Compagnie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Inductien gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amüsiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte; man wollte zu ihr zurückkehren und schnitt die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit der Inductien nicht fortkommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beispiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn Brauns Fabeln antreffen. Wir würden aber schwerlich

welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden oder abgenutzt, oder falsch, oder alltäglich. Herr Braun verspricht noch eine weitläufigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten; aber liceat perire poetis! Und warum sollte Herr Braun auch nicht so viel Recht haben, zu dichten und zu theoretisiren als andere?

Gedichte von einem polnischen Juden. Mietau und Leipzig 1772. 8. 96 S.

Zuvörderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsere Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist? Auch nur das flache, bürgerliche, gesellige und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf euch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo ihr an Langerweile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reißen, euch mit euern eigenen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr so gut seyn laßt, unerträglich seyn. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet, dann seine Gefühle, seine Gedanken in freien Liedern der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mittheilen, und wenn er nichts Neues sagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir und griffen — — in Wind.

In den fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erscheint er in einer Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht löblich, ein polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Etudiant en belles Lettres auch, so ist es, däucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehen zu machen.

Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger

des Gegenſtandes willen, auch da wo ſie nur Handwerk oder kaum eine Kunſt iſt, vieles zu gute hält und ſich an ihr erfreut; theils weil eine techniſche obgleich geiſtloſe Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung ſetzt, ſo daß ſie ſich alſo nur einigermaßen zur Kunſt zu ſteigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu ſeyn. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der ſichtbaren Gegenſtände auf einander, iſt ſchon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt iſt alles zu ſehen, ſo iſt ihm eine Mißgeſtalt, und alſo auch ein Mißbild nicht ſo zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die ſchlechteſte Abbildung gelten, weil man noch ſchlechtere Gegenſtände zu ſehen gewohnt iſt. Der Maler darf alſo nur einigermaßen Künſtler ſeyn, ſo findet er ſchon ein größeres Publicum als der Muſiker, der auf gleichem Grade ſtünde; wenigſtens kann der geringere Maler immer für ſich operiren, anſtatt daß der mindere Muſiker ſich mit andern ſociiren muß, um durch geſellige Leiſtung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunſtleiſtungen vergleichen ſolle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: Der ausgebildete Kenner ſoll vergleichen; denn ihm ſchwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt was geleiſtet werden könne und ſolle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert ſich am beſten wenn er nicht vergleicht, ſondern jedes Verdienſt einzeln betrachtet; dadurch bildet ſich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner iſt eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die ſich gern des Urtheils überheben möchte.

Mensch, gepudert und mit glattem Kinn, und grünem, goldbesetztem Rock (s. S. 11. 12.), der die schönen Wissenschaften eine Zeit lang getrieben hat, und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sey, Melodiechen nachzutrillern. Seine Mädchen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in der Societät und auf der Promenade kennen lernt, sein Lebenslauf unter ihnen der Gang von Tausenden; er ist an den lieblichen Geschöpfen so hingestrichen, hat sie einmal amüsirt, einmal ennuyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Ueber diese wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehrerbietig kosten, sie nicht beim Kopf nehmen und weitlich anschmatzen darf; und das alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen was er will.

Laß, o Genius unseres Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sey; dessen Eitelkeit durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genugthun.

Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sey an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt

ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mit geborenem Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm, wie sie, mit ihr nach ferneren, verhüllteren Seligkeiten dieser Welt ahnte, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammenseyn, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte. Laß die beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lalle er ahnend und hoffend und genießend, „was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin." Wahrheit wird in seinen Liedern seyn, und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch ob's solche Mädchen gibt? ob's solche Jünglinge geben kann? Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten; auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! Durchgehends die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf den Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder und geistiger begegnen möge.

Cymbeline, ein Trauerspiel, nach einem von Shakspeare erfundenen Stoffe. Danzig.

Der Verfasser, da er sich, laut dem Vorbericht, nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakspeare's Werken. Das, hätten wir ihm nun gleich sagen wollen, war für einen Reconvalescenten keine Lectüre. Wer an dem Leben, das durch Shakspeare's Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und

Seele gesund seyn. Da bedauerten nun der Herr Verfasser, aus innigem Gefühl einer kühlen, schwächlichen, kritischen Sittigkeit, die vielen incongruités, durch die — wie der treffliche Johnsen ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat — many just sentiments und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beschloß also das Gold von Schlacken zu scheiden — denn das ist ja seit undenklichen Jahren vox populi critici über Shakspeare — wenigstens einen Versuch zu machen, nichts weniger dem ehrsamen Publicum vorzulegen, als wie ungefähr Sophokles, wenn er diesen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestirten sie also — nicht travestirten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Originals — parodirten — auch nicht! da läßt sich wenigstens aus dem Gegensatz ahnen — also denn? — welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakspeare's Reichthum aus!

Shakspeare, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gefudelte Coulissen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, das Shakspeare's Stücke, deren Wesen Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakspeare's — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den kaiserlich königlichen Theatern zu Wien. Preßburg. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Dramen, oder Schauspiele, oder Lustspiele, oder Trauerspiele — — die Verfasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen — — aus der Wiener Manufactur. In allen hat tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu

schwagen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben.

Die Kriegsgefangenen. Wenn nicht die Festung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre, so hätte ein entlaufener Feldwebel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit an den Galgen gebracht.

Gräfin Tarnow. Zwei entsetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalschaubühne erhört worden sind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stande gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hannchen. Ein Herzog, ein Graf und ein Kammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erstochen; der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Onkel ist, doch, ohne es zu wissen, versteht sich wegen des decorum. der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttausend Dinge gehindert die Decke zu beschreiten; und da also das Mädchen nach deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, so heirathet sie den Grafen. Man schießt, sticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Kniee, spricht Sentenzen, versöhnt sich und, wie am Schluß versichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder gescheit.

Der Tuchmacher von London. Einen Augenblick später und Lord Falkland und Wilson lagen in der Themse; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Heinrich, Betsi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweite Theil nachfolgen: denn seitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kupplerin mit dem Nonsens Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!

Zwei schöne neue Mährlein: als 1) Von der schönen Melusinen, einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen soll. Der lieben Jugend und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig in der Jubilatemesse 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerksburschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu hören. Denn die Verfasser dieser Lieder und Mährlein schrieben doch wenigstens nicht fürs Publicum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen, als unsere neueren zierlichen Versuche. Meistens ist's ein munterer Geselle, der den andern versingt oder den Reihen anführt, und also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension und Affectation.

Der Herr Student, der diese Mährlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber demungeachtet keine Mährlein mehr versificiren; denn ihm fehlt der Bänkelsängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todtschlag sieht, just wie alles in den Quadraten seiner gemalten Leinwand steht. Weder naive Freude noch naive Wehklage der Menschen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken und mit ihren Fäusten zuschlagen, bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakspeare's Haupt- und Staatsactionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unserm Auge verrückt — sondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt seyn.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverläßigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben sich bei der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er

überließ also schon lange das gute Kind ihrem Schicksal, und gedachte ihrer so wenig als ein Kammerherr seiner Schwester, die einen Priester geheirathet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Solöcismen und baute sie zu Haufen, wie das Thier Kaliban bei unserm Freund Shakspeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer, und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Aesthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derby'n in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexanders betrachten, da er seinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungssucht; und mischten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländischen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir ungefähr den Schlüssel zu der sogenannten Sottise. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Composition für das Publicum ist, und Wieland hat es so sehr gefühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze ist gewiß ein Selbstgespräch, eine Familienunterredung, ein Aufsatz für den engern Cirkel der Freundschaft; denn bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt. Das Journal im Bleigebirge ist für uns die Ergießung des edelsten Herzens in den Tagen des Kummers; und es scheint uns der Augenpunkt zu seyn, woraus die Verfasserin ihr ganzes System der Thätigkeit und des Wohlwollens wünscht betrachtet zu sehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem sie den Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun und ihn das niederschreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben; und also betrachtet sie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüste zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr sagen, daß die Fugen des Gerüstes grob in einander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt sey, so antworten wir

dem Herrn: Es ist ein Gerüste. Denn wäre der Maschinist Derby so fein ausgezeichnet, wie Richardsons Lovelace, so wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübtern Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian. Eine wahre Geschichte. Aus dem Scheschianischen übersetzt. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1. 2. 3. 4. Theil. 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wieland'sche Muse gewandelt, drei Ruhepunkte angeben, wo sie stille gestanden, zurückgesehen und ihre Richtung geändert. Der Grundstoff der ältesten Manier war Platonisches System, in dichterischer Diction dargestellt, die Charaktere, die sie in Handlung setzte, einzelne Ausflüsse aus der ersten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes Empyreum. Sie stieg herunter zu den Menschen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moralische Welt als ein Paradies im Anschauen durchwandelt hatte, anfing den Baum des Erkenntnisses selbst zu kosten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menschenkinder, wie sie vor unsern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böse; der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inconsequenz der meisten und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß, und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durchs Anschauen und halb durch eigene Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur ins Griechen- oder Feenland versetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Musarion fällt. Die Enkratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die ellen Moralisten, die nichts als gute und böse Gesichter sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern. Dieß, glauben wir, mag

den Dichter bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen. Zu dieser letzten Klasse rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weisen Art, womit er die Speise zubereitet und austheilt, scheint er sein Auditorium genau angesehen und kurz begriffen zu haben. Unsere Leser kennen das Buch, und unsere Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät.

Man erlaube uns also über die Composition des Ganzen und das Besondere einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan ist ungefähr folgender. Schach Gebal, ein König von Scheschian, regierte bald so übel, bald so gut, daß weder die Guten noch die Bösen mit ihm zufrieden waren. Zu gesunder Einschläferung seiner Majestät wird jemand im Königreich aufgesucht, ihm die Geschichte des Landes vorzutragen, und dieser findet sich in der Person des Danischmende. Die Scene ist am Bette des Königs, in Beisein der Sultanin Nurmahal, und sobald der Philosoph in eine gewisse Wärme geräth und die edelsten und größten Wahrheiten mit Ueberzeugung verträgt, so schläft der König, wie sich's gebührt, ein. Der Dichter scheint bei dieser Verkehrung sein Auditorium besser gekannt zu haben, als Danischmende; denn er hat für seine Leser, damit sie sich beim Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit stehen lassen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem ersten Theil geht die Absicht des Verfassers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie sie für ihre eigene Person glücklich seyn könnten, in dem Beispiele eines Völkchens, das er durch Pfammis, einen Philosophen seiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung seines Vorbildes des Ah quel Conte! verliert dieses Werk etwas in Ansehung der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So caricaturartig als die Crebillon'schen Figuren seyn mögen, so sind sie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber ist alles Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldenen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren sind herum gemalt. Wir wollen den Verfasser nicht journalistenmäßig darüber chikaniren. Es scheint nun einmal, er hat in dieser Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt ist, so steht es einem frei, seinen Aufwand einzurichten wie man will. Lord Clive spielt ja auch gerne kleines Spiel. Auch das Ideal des Völkchens im ersten Theil steht nur wegen der Moral des Pfammis da; und von einer Verzierung, von Eifen

gezeichnet und von Gravelot gestochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius oder Lebrun. Der Verfasser lacht mit Recht über die schiefen Ausleger dieses Ideals; wir machen in Ansehung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung, daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann, daß die Zeit sich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Mischung von Tugend und Laster, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns also nicht die Eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Volkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht voraus! Welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist!

Wir danken dem Verfasser für die Moral des Pfammis, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die gute Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine Gattung moralischer Giftmischer, nämlich die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei hat brandmarken wollen. Da die Societät diesen Heuchlern keine eigenen Farben und Kragen gegeben hat, woran man sie von weitem erkennen könnte, so sind sie doppelt gefährlich.

Der zweite Theil zeigt in dem Exempel Azors, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfasser immer noch voll von seinem edlen Enthusiasmus an, der ihn allezeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei einer so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt, und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden ersten wegen der meistervaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Eblis Gestalt erscheint. Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Kader abgebildet zu haben: denn alle schiefen Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von seinen

Grundsätzen fallen hören, sind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeit verwandten Katers von ihm behauptet.

Der Despot Jekandiar geht endlich so weit, daß er alle seine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn seines Bruders, Tikan, den ihm sein Wessir Tschengis entzieht und dafür seinen eigenen Sohn den abgeschickten Mördern preisgiebt. Die Erziehung des jungen Tikan geschieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Mensch und lernt gute Menschen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundsätze dieser Erziehung sind vortrefflich. Nicht so leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umständen hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zusammentreffen, die beinahe unvermeidlich sind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dieß die größte Schutzschrift für sie gegen alle Declamationen der Dichter und Philosophen gewesen. Tikan wird im vierten Theil Regent von Scheschian, und wir lassen uns nicht in die Grundsätze seiner Regierung ein. Sie sind so allgemein gut und anerkannt, als sie jemals auf dem Papier gestanden haben, und wir freuen uns abermals, daß ein Mann von Wielands Talenten und Herablassung sich mit einer neuen Ausgabe hat beschäftigen wollen. Wir würden uns und unsern Lesern ein schlechtes Compliment machen, wenn wir ihnen sagten, was sie schon lange wissen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile und des lichten und geordneten Colorits hier nichts zu wünschen übrig bleibt.

Musenalmanach. Göttingen 1773. Bei Dietrich. 12. Ohne das Register, die in Musik gesetzten Lieder und Kupfer, 234 S.

Herr Boie hat uns mit seinem Musenalmanach aufs künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenk gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal, durch seine gewissenhafte Wahl, das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen.

Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens

Wahrheitsliebe zeigt ſich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu ſchätzen weiß.

Ein hiſtoriſches Menſchengefühl heißt ein dergeſtalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienſte und Verdienſtlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anſchlag bringt.

Das Beſte was wir von der Geſchichte haben iſt der Enthuſiasmus den ſie erregt.

Eigenthümlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menſchen gar viele ſind, die doch auch etwas Bedeutendes ſagen wollen, ohne productiv zu ſeyn, und da kommen die wunderlichſten Dinge an den Tag.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publicum einen böſen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören ſoll, ſo muß ſie poſitiv ausgeſprochen werden; problematiſches hab' ich in mir ſelbſt genug.

Der Aberglaube gehört zum Weſen des Menſchen und flüchtet ſich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichſten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen ſicher zu ſeyn glaubt, wieder hervortritt.

---

allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin gehören Herr Clamer Eberhard Carl Schmidt zu Halberstadt, dessen petrarchische Versuche unsere Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neueren Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat.

Das Gedicht auf Selmars Tod in dieser Sammlung, von Herrn Schmidt, ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsere empfindsamen Dichterlinge mit ihren geldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Decoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meißen nachempfunden hat, so bilde er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. s. w. bei Shakspeare. Das andere Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu beträmen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gotter ist eine Epistel an Madame Henfel eingerückt, die stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligen Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen O. und H. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33. Aus den N. Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben deutschen Vater- und Dichterlande in der wahren Inschriftsprache giebt, sind so wichtig, daß sie als Motto vor künftige Dunciaden und kritische Wälzer gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eigenen Laune über alle Systeme lacht, doch

aber das seinige oder Aristippische von neuem als etwas empfiehlt, das nicht ganz und gar Endymions Traum sey. Wir dächten, weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt, und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi seyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist, und also die Taille gewaltig versteckt.

Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons: er steht nämlich mit der Goldfibel unter dem heiligen Eichenstamm und initiirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Telynhard. Er giebt ihm in der vierten Strophe S. 44 förmlich seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopstocks und Gerstenbergs wegen verweisen könnte!

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unzer ist eingelegte Arbeit, mit ihrem chinesischen Schnickschnack auf Theebrettern und Toilettkästchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkuchen möchte, die Klopstocks Glorie säumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freih. v. R. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren sammt und sonders figuriren als Figuranten, wie sich's gebührt.

Hinten sind einige Lieder in Musik gesetzt, worunter Klopstocks Wir und Sie, das auch von neuem hier abgedruckt ist.

Die Materie zu den Kupfern ist aus dem Agathon genommen, allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, da sie Meilen zum Verfasser haben — sehr schlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allezeit ungemein für seine Bemühungen um die deutsche Anthologie verbunden.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als empfindsame Reisen zu schreiben,

hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu seyn, will er doch noch immer mitmeistern. Da steht er nun vor dem Theater, und seufzt nach der Ehre seine Rolle zu spielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmack und Anstand.

Ohne die Fackel des Hymen hat er drei Lustspiele verfertigt. Das erste heißt: die unschuldige Frau oder Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Troste verlesen lassen. Die Herren Raufbolde finden in dem Duell in drei Aufzügen, welcher das zweite Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirath heißt: der Würzkrämer und sein Sohn, und soll eine Schulkomödie seyn. Nun, da heirathet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet stehet, daß man schon beim ersten Anblick desselben genug hat.

Beiträge zur deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büschels. 8. 298. S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald aufs Canapé, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abendstunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreisen, Tagreisen, Brunnenreisen genug bekommen haben, so war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lectüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung verschlagen, in welcher man diese Beiträge lesen könnte, so wäre es stehend, und zwar auf Einem Beine; denn so würde man mit eben der Geschwindigkeit lesen, mit welcher der Verfasser gearbeitet hat. Das Mozewort Lectüre heißt ohne dem weiter nichts, als eben so gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren.

Der größte Theil dieser Beiträge sind, wie gewöhnlich, Uebersetzungen, und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat sich Prior sehr oft müssen mißhandeln lassen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfassers ersuchen wir, bloß die Uebersetzung der Kirchhofselegie

mit denen beiden prosaischen Uebersetzungen, die man schon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue prosaische, da wir die vortreffliche poetische von Götter haben? Am Chaucer S. 129 hätte sich der Verfasser auch nicht versündigen sollen, da Schiebeler schon dieß Stück übersetzt hatte.

Seine eigenen prosaischen Zusammenschmierungen haben wir nicht auslesen können, nur so viel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermoderte Wochenschrift von Mylius, den Freigeist, erhebt. Die Verse sind ungefähr von folgendem Caliber:

Holde Nacht
Unbewacht
Laß mich deinen Vortheil kennen!
Stelle nur
Lebhaft für,
Was die Liebe macht!
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie alsdann feurig herzen,
Eh der Neid erwacht.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müllers Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweiten Theile.

Theatralalmanach für das Jahr 1773, verfasset von einigen Liebhabern der deutschen Schaubühne, zu finden in dem kaiserl. königl. priv. Realzeitungscomptoir. Wien. Zweiter Theil. 12. 195 S.

So lange der Philosoph kein Lampedusse findet, wo ihn die unverfälschte Natur in Schauspielen und Schauspielern ergötzt, so lange wird er sich begnügen, das rohe Possenspiel des täglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbesondere die deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publicums, und dem Muthwillen der Schreiber- und Uebersetzerzunft ausgesetzt bleibt; so lange in ganz Deutschland nur eine tragische Schauspielerin existirt, so lange die Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und gelobt werden —

wer wird es dem Philosophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Brahmine, den ganzen Tag in Einer Positur unthätig säße, als sich in den Schauplatz erbüke? Aber um der Philosophen willen allein Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakspeare, Ugolino's und Hermannsschlachten und von Schauspielern aufgeführt wissen wollen, wie sie sich die griechischen und brittischen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich seyn. Also laßt uns zufrieden seyn, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigstens nicht rückwärts gehen, wenn wir, wie in allen menschlichen Künsten, nur unmerklich vorwärts gegangen sind; laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der deutschen Bühne, über den sogar ein Universalalmanach zu wünschen wäre — aus Patriotismus nicht verachten; laßt uns zufrieden seyn, daß an einem Orte, wo vor kurzem noch Barbarei herrschte, jetzt jährlich zwei Theatralkalender erscheinen können.

Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieses Jahr schon angezeigt. Der Verfasser derselben, Herr Müller, der sich auch die Ehre des ersten Gedankens anmaßt, hat vieles vor den Almanachsverfassern voraus. Beide sind für auswärtige gute historische Quellen, wenn sie schon zu einer eigentlichen Geschichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß summarische Anzeigen die seichten Raisonnements im Theatralalmanach sollten ganz wegbleiben und man darf daher keine pragmatische Entwickelung der Ursachen, keine philosophische Charakteristrung suchen, sondern sich begnügen, die Sachen in einer gewissen Ordnung übersehen zu können.

Der dießmalige erste Artikel im Almanach ist aus dem guten Gedanken entstanden, die zerstreuten Bemerkungen über die dramatische Kunst zu sammeln. Wenn die Sammlung eine Quintessenz aus der Menge dramatischer Blätter wäre, die seit vier Jahren in Deutschland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht suchte, so wäre sie löblich. Aber aus einem so bekannten Buche, wie Sulzers Theorie, fast fünf Bogen abdrucken zu lassen, das heißt den Käufer ums Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr bestritten werden können, als die dramatischen. Der Artikel über die italiänischen Schauspiele hat uns am besten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünstler werden mit Recht bedauert, die solche nugas canoras bearbeiten müssen. „Es sind Niederländer Spitzen auf Sackleinwand genäht; man besetze sie noch so häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand."

Leider erhalten wir dießmal nur einen einzigen Plan von einem Neoverrschen Ballete.

Mit Freuden lasen wir, daß die französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt werden.

Du lächelst,
Muse der gaukelnden Aterschwester,
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer ist noch nur dreimal deutsches Schauspiel, und dreimal Opera bussa. Wenn die Verfasser nicht gewohnt wären den Mund meist ein wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiselle Delphin für das Ballet ein unersetzlicher Verlust sey. Sie soll das bewundernswürdigste Subject gewesen seyn, das je in Europa für das Große und Ernsthafte erschienen.

Das Verzeichniß der deutschen Theatraldichter, das ist, aller derer, die sich mit dreister Faust ans Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus vergessen können, der doch im vorjährigen Kalender stand. Derschau hat ja auch einen Orest und Pylades geschrieben. Hudemann ist, dem Himmel sey Dank! längst tot. Herrn Pfeufers fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben als Carl und Eleonore, zum Beispiel Wendeline. Scheibe ist auch der Ueberseger von den Lustspielen der Biehl. Sturzens Amt konnten die Verfasser aus den politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatraldichter haben dießmal einen besondern Abschnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gerne sehe, so schlecht sie auch zusammen geleimt seyn mögen; daß man einerlei Stücke zu Wien öfter als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder seyn sollten; daß man sogar anfange sich an Shakspeare zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urtheile rathen wir jedem zu überschlagen. Ueber Stücke wie Emilia Galotti wissen die Herren nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzückt!“ Geblers Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so daß die Verfasser selbst zu den posaunenden

Theatraltrompetern gebören, deren sie S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schirachs Fahne scheinen den Verfassern gar große Riesen. In Weißens Haushälterin soll zu viel Locales seyn. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie so sehr habe bewundern können, da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es sogar mit einem fünften Acte von Wiener Fabrik und mit fröhlichem Ausgange gespielt. Von Zeit zu Zeit geschehen verdeckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herren Heufeld und Klemm, wovon sich ersterer in Kupfer stechen lassen, dieses par nobile. die Hauptverfasser wären, se dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 162 bemerken, die Geschichte der Fräulein von Sternheim sey genothzüchtigt worden.

Das Register der Schauspieler erinnerte uns von neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Henfel zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht geflohen hat

das undankbare Land,
Wo Kaltsinn und Kabale wohnen.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis aus der G. J. bei Trattnern. Wien 1773. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem schon manches gründlich gegen unsere Bardenpoesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Kunstrichterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu schmähen, und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch seine Gedanken zu sagen, und tritt dann wieder ab.

Wir sind weder die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem oder dem Tone der Gleim'schen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und

antike griechische Schilderungen mit deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Bardenpoesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Kabale und der Laster unseres Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unseres Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indeß bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unserer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur weniges sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gäbe diese Gesänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie! Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An Ossians Geist. Ein Stück, Ossians vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossian'schen Gedichte, und zuletzt eine Klage über den verderbten Geschmack unserer Zeit in einem sanften klagenden Tone gesagt:

Seit diesem Gesichte bewohn' ich
Die Vorwelt, und lerne die Weisen
Der Barden, und rette der Töne
Zurück in mein Alter so viel ich vermag.

Zwar haben mich viele verlassen,
Die vormal mir horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sned jetzt wandelt,
Ermüden, wer wollte sie wandeln mit ihm!

Doch Seelen dem Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

2) Lehren der Vola. 3) Hagbard und Signa. 4) Odins Helafahrt. 5) Asbiörns Prudas Sterbelied. 6) Hakons Leichengesang. 7) Regner

und Kraka. 8) Egills Lösegesang. Sind Ueberſetzungen alter Barden, deren Werth man, ohne Schmeichelei, hochſchätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Ueberſetzung eines ſolchen Stücks aus dem barbariſchen Latein den guten Sined gekoſtet hat. Möchte er bald mehr ſolche Ueberſetzungen mittheilen!

9) Auf die Geneſung Thereſiens. War, ſoviel der Recenſent ſich erinnert, ſchon vorher bekannt. Der Vers fließt in dieſem Stück ſo ſanft, ſo voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und beſonders ſind dem Herrn Denis die Reime ſehr gut gerathen, die ſonſt eben den beſondern Beifall unſerer Barden nicht haben.

10) Bardenfeuer am Tage Thereſiens, iſt bekannt genug. 11) Auf Joſephs Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmoniereichen lyriſchen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reiſen Joſephs, wovon die drei erſtern ſchon lange bewundert worden ſind, und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in dieſem iſt nicht Joſeph der Held, ſondern Joſeph der Vater, der Steurer des Mangels, beſungen:

Sein Herz
Vaterempfindungen voll
Flügelt ſich, Elbe! zu dir vom thürmenden Wien,
Flügelt ſich, Moldau, zu dir. –
Harre nach Boten nicht,
Die dir dein Herrſcher ſchickt!
Joſeph iſt Herrſcher! Kein Bot', er ſelber, er kommt.

16) Die Seele des Pflügers. Auch ſchon lange bekannt.

17) An den Oberdruiden an der Ruhr. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Oberſten der Barden Teuts (Klopſtock). 21) An den Bardenführer der Brennenheere (Gleim). 22) An Friedrichs Barden (Ramler). 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße). 24) An den beredteſten der Donaudruiden (Wurz). 25) Rhingulphs Lied an Sined. 26) Sineds Geſicht (beide ſchon aus den Almanachen bekannt). 27) An einen Jüngling. Wie vieles müßten wir ſagen, wenn wir von jedem beſonders reden wollten. Die meiſten ſind ganz vortrefflich; dagegen ſtoßen wir aber auch hie und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünſchten. Bei einem Barden,

der ſonſt ſo erhaben ſingt, wird man unter dem Leſen ſchwacher Stellen etwas unwillig, da überdieß dieſe Flecken ſich ſo leicht abwiſchen laſſen. Doch iſt das Gute auch deſto vollkommener, und dieſer kleine Tadel ſoll keinen Leſer abſchrecken dieſe dennoch vortrefflichen Stücke zu leſen.

28 Vaterlandslieder. a) Die Vorzüge ſeines Vaterlandes. b) Freude über den Ruhm der vaterländiſchen Weiſen. c) Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in deutſchen Geſängen. d) Freude über den Frieden und Ruhe ſeines Vaterlandes. 29 Morgenlied. 30 Abendlied. 31 Gruß des Frühlings. 32 Das Donnerwetter. 33 Klagen. a) Auf Gellerts Tod. b) Ueber den Geſchmack einiger ſeines Volkes. c) Ueber die Erziehungsart vieler deutſchen Kinder. d) Ueber den Tod des Untervorſtehers am Thereſianum Hohenwart. e) Ueber die Arme ſeines Volks. f) Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Dieſe Elegie darf weder mit Catulls noch Ramlers Ränie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges, aber den Recenſenten däucht auch manches ſehr gezwungen darin. Deſto ſtärker und eindringender aber ſind die vorhergehenden Klagen geſchrieben, von welchen nur die über Gellerts Tod uns bekannt war. O Deutſchland, höre doch einmal deine frommen Barden, und folge ihnen! Sie ſingen jetzt noch immer Mitleid — aber ſie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34 Urlaub von der ſichtbaren Welt. In allen dieſen Gedichten athmet menſchliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Laſters und der Weichlichkeit, und Liebe der Heldeneinfalt. Oft ſpricht der Barde kühn, oft eindringend, oft ſanft und zärtlich — oft thränend.

Er hat ſeinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bellenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopſtocks Oden und die Dunkelheit darin ſo ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Conſorten werden freilich auch jetzt noch nicht zufrieden ſeyn, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit ſich oft genug herabgelaſſen hat.

Wir können Herrn Denis verſichern, daß wir ſeine Lieder mit vielem Vergnügen geleſen haben.

Nun wird nächſtens Herr Maſtalier auch eine Sammlung ſeiner Gedichte veranſtalten, welcher wir mit Freuden entgegenſehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geſchmacks durch die Bemühungen ſo vieler wackern Männer die Oberhand.

Wir würden gar vieles beſſer kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenſtand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erſt faßlich.

Mikroſkope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menſchenſinn.

Ich ſchweige zu vielem ſtill, denn ich mag die Menſchen nicht irre machen, und bin wohl zufrieden, wenn ſie ſich freuen da wo ich mich ärgere.

Alles was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich.

Das Was des Kunſtwerks intereſſirt die Menſchen mehr als das Wie; jenes können ſie einzeln ergreifen, dieſes im Ganzen nicht faſſen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunſt, beſonders durch Poeſie geregelt. Es iſt nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geſchmack.

Das Manierirte iſt ein verfehltes Ideelle, ein ſubjectivirtes Ideelle, daher fehlt ihm das Geiſtreiche nicht leicht.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung, Bern 1772. 8. 223 S.

Diese Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Usong bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter nicht ihn suchen sollten. „Diese beiden Namen hat man beibehalten," sagt er, „weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind. — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche."

Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unseres Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sey kein Ungeheuer; diese Welt sey in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Herr Verfasser bestreitet diese, nach seiner Meinung der Moralität so nachtheiligen Sätze mit allem Eifer. „Dieser Stolz," sagt er S. 18, „ist der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz." S. 20. „Bei Gott ist kein Vergessen: das Vergeben ist eben so wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangene Böse behält ewig seine Stärke, und ewig seine Folgen." S. 22. „Der Mensch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieser Eigenwille herrscht in einem Kinde unumschränkt, noch ehe als es andere Beispiele gesehen hat; es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang." Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder. „Denn (S. 24) eine neue Philosophie hat es gerade heraus gesagt: Wenn Wünsche tödten könnten, die Besitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens gewesen." Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Verdienst verkleinern, das dem

ihrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte; wie sie mit bitterem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser, die getrübt werden können, Lethlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die Dinge dieser Welt haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191 sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftigen Geschöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung." Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: „Hasse deinen Bruder nicht!" so würde mein Haß keine schädlichen Folgen gehabt haben. Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet, und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismus wissen, aus Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über" (S. 192). Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Geld ist. Aber der Stolz geht über." Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200. „der von Gott durch einen Mittler erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht."

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Luftstreiche sind, die Raisonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlösers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen, fordern darf, daß sie alle gleich stark seyn sollen. Auch gegen Ordnung und Compositien darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen seyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteien zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm zur Sache Gottes machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sey,

oder ob das, was in zwei Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in Einen Lichtstrahl für ihn zurückfließen könne. Zürnen und vergeben sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahrlich nichts als Vorstellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Kothlache oder ein Spiegel der schönen Natur seyn, er mag Kräfte haben seinen Weg fortzuwandeln, oder siech seyn und eine Krücke nothwendig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug!

Eden, das ist Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Carl Friedrich Bahrdt, Professer zu Gießen. Frankfurt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neueren menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Weltersahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publicum — und das größte glauben sie doch vor Augen zu haben — ungern erlauben, auch nur Terminologie-Pagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe.

Auch dieser Tractat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräsonniren — ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet; denn, wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche,

Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Secten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte, als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt werden; und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten zu bestimmen, wieviel Wahrheit sie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz, welches doch nie zu erweisen seyn wird: wäre es dem großen Haufen nur Vorstellungsart von einem Principium des Uebels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken. Oder wäre er auch nur ein in die trüben Canäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen und Katechismusnahrung geworden, so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so vieler zu stören, die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verfasser sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer hemiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Scribent, wie dieser, unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorsteht, und sehe, was er nicht alles lehren will! Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorsetzt, und dadurch den Leser noch aufmerksamer auf den Beweis macht! Unsere Leser erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzusetzen. „§. 45. Das menschliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgestellt; §. 46. diesem Blut kann eine List beigelegt werden; §. 47. und eben sowohl eine Rede. §. 50. Der Fluch der Schlange schickt sich auch ganz wohl auf das menschliche Blut: §. 51. hieraus erhellet, warum das

Blutvergießen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist. §. 85. Man kann gar wohl sagen, das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt." Mit dieser Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht von der Art wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drei Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der Neugierige, der nur immer fragt: Was hat der gesagt, und was sagte jener? der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn einer vor seinem Tode schön gebetet hat: und der ehrliche ebene Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen ist, und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre. Der denkende Theolog und der Philosoph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens eine Festigkeit oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freunde durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern, wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben, wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen, wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen, wird wenig von ihm fordern, um viel zu

erhalten, und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis ans Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleste Flamme in der Phantasie aufzutreiben suchen. Wir fanden uns aber betrogen. Struensee war so wenig Philosoph, als Herr Dr. Münter zu seyn scheint: und wahrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen seyn. Struensee eröffnet §. 10 seine Begriffe von der Metaphysik des Menschen: er hält ihn für eine Maschine, will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seyen nur unmoralisch, in sofern sie der Gesellschaft schadeten; an sich sey alles gleichgültig. Ein so übel zusammenhängendes Gewebe war leicht zerrissen. Herr Dr. Münter setzte Hypothese gegen Hypothese, und so sehr die seinige mit willkürlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht oder wenigstens nicht so wie sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struensee'sche, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalems Betrachtungen gelesen, und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Herrn Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen, und ihn zu zwingen, Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Herr Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beiden Händen zugriff, und sich alles gefallen ließ, was ihn trösten und ihm ein Glück jenseits des Grabes versprechen konnte, da diesseits keins mehr für ihn da war.

Man lese diese ganze Schrift, und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden, den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüstenei geräth, so lange herumschleudert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen strengt er seine Phantasie an mit tröstenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrundes, seinen Fall zu erleichtern, oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklicheren Gefilden tragen werde.

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münter menschenfreundliche

Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wußte wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag; wie sollte es Herr Dr. Münter wissen? Und da sich der Proselyte immer im allgemeinen auf Bücher berief, und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte seyn müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen.

Das ist unser Urtheil über diese Bogen, die wir dem ungeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichst empfehlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden, daß allzu strenge und über die Gränzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rousseau und ihre ganze Schule, haben der Moralität und der Religion lange nicht so geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann: dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 382 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientale bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen. Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen

Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Theil S. 23 erklärt er sich schon, wie er sein Gericht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen bestimme. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte: wenigstens ist mit allzu großer Vorliebe für diese gesorgt; sie stehen überall vornen an, und Newton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familien habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die, von Speculation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung letzt die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, wovon die ersten Erkenntnißlinien nur schwebend vordämmern; eine Seele die, in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Leib versetzt, für die mikromegischen Gesichte Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreizehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unserer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach, ausgegossene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und statt allem diesem finden wir Raisonnement und Perioden, zwar wohl gedacht und wohl gesprochen, aber was soll uns das!

Schon da wir vor dem ersten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchsahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geistes-, sittlichen und politischen Kräfte in Briefe abgetheilt zu sehen. Was heißt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben haben, auf wissenschaftliche Classificationen eine Menschenseele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe selbst durchschauen, finden wir, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger als wir vermutheten. Im dreizehnten Brief, von Erhöhung der Geisteskräfte, logisch-metaphysische Zergliederung der Geschäftigkeit unseres Geistes, durch Multiplication jenes Lebens würdig gemacht. Er schließt wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier Eins, so heben wir dort tausend," als wenn nicht eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend dieser Erde bestünde. Doch das geht durchs ganze Buch durch! Denn auch in diesem Briefe tritt Erkenntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das systematisirende Erfahrungsammeln. Hat er nie bedacht, was Christus den großen Haufen ans Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet wie diese Kindlein," und was Paulus spricht: das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben. Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erst auf den Schauplatz; und wie? Ueber unsere sittlichen Kräfte, nach Anlaß theologischer Moral mit einiger Wärme homiletisirt er, daß Phrase die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meist so einwickelt, daß alles zusammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht besser ist's im fünfzehnten und siebzehnten Briefe. In jenem sind uns die Knechtschaft und Herrschaft anstößig gewesen; biblisch-bildlich mögen sie seyn, der Empfindung zusagend sind sie nicht, und die Analogie aus diesem Leben nicht gedacht. Haben hier funfzig Lässige nöthig durch Einen Wirksamen ermuntert zu seyn, muß es dort Menschen geben, die Mittelpunkt sind und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Trägheit, wegfallen soll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Verdrängen unserer Meinungen einlassen. In dem siebzehnten Brief von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels ist viel Wärme, auch Güte des Herzens, doch zu wenig um unsere Seele mit Himmel zu füllen. Dem sechzehnten Brief von der Sprache des Himmels wollen wir sein Wohlgedachtes nicht ableugnen, doch quillt auch da nichts

aus der Seele, es ist so alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief, von Vergebung der Sünden und den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilsame Wirkung haben, gewisse Menschen über diese Materie zu beruhigen. Wir sagen gern von den übrigen nichts; über das Einzelne haben wir nichts zu sagen, wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus der Herr Lavater schreibt, vertraut, als daß wir ihn von den Seiten chikaniren sollten, von denen er schon so viel hat leiden müssen. Und aus unserm Gesichtspunkt haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten; der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte Lavater für den empfindenden Theil der Menschen zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für alle; die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte alle mit fortgerissen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspunkte variiren, Scrupel aus dem Wege räumen; und dazu bestimmt er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gesinnungen auch, trotz allem Widerspruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen, und zu wagen was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zuviel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf diesen Gedankenvorrath, wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall, und nur in andern sein Ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten; dessen Herrlichkeit umleuchte ihn, wenn's möglich ist, durchglühe ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ahne, was sey das Lallen der Propheten, wenn ἄῤῥητα ῥήματα den Geist füllen!

Der Philolog iſt angewieſen auf die Congruenz des Geſchriebenüberlieferten. Ein Manuſcript liegt zum Grunde, es finden ſich in demſelben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was ſonſt alles an einem Manuſcript zu tadeln ſeyn mag. Nun findet ſich eine zweite Abſchrift, eine dritte; die Vergleichung derſelben bewirkt immer mehr, das Verſtändige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von ſeinem innern Sinn, daß derſelbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer beſſer zu begreifen und darzuſtellen wiſſe. Weil nun hiezu ein beſonderer Tact, eine beſondere Vertiefung in ſeinen abgeſchiedenen Autor nöthig und ein gewiſſer Grad von Erfindungskraft gefordert wird, ſo kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er ſich auch ein Urtheil bei Geſchmacksſachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter iſt angewieſen auf Darſtellung. Das höchſte derſelben iſt, wenn ſie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geiſt dergeſtalt lebendig ſind, daß ſie als gegenwärtig für jedermann gelten können. Auf ihrem höchſten Gipfel ſcheint die Poeſie ganz äußerlich; jemehr ſie ſich ins Innere zurückzieht, iſt ſie auf dem Wege zu ſinken. — Diejenige die nur das Innere darſtellt, ohne es durch ein Aeußeres zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu laſſen, ſind beides die letzten Stufen, von welchen aus ſie ins gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunſt iſt angewieſen auf alle Vortheile der Poeſie, auf alle ihre Rechte; ſie bemächtigt ſich derſelben und

Predigten über das Buch Jonas von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waisenhause. Winterthur 1773. Die erste Hälfte. gr. 8. 254 S.

Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eigenen Ton, sein eigenes System, und sogar sein eigenes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavater'schen Schrift mit der andern den seltsamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Erlem und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist bloß scheinbar, so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Contrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen, auf und neben einander gestellt, lächerlich und abgeschmackt vorkommt. Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es, seiner Natur nach, seinen eigenen Gang, sein eigenes Costüm, wie wir eben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn nicht mehr Contrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen, jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maßstabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen; oder, wenn er so demüthig seyn kann, anstaunen, und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen, daß er zu sich selbst sage: So denkt, so spricht nur — ein Lavater! Und also nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recensent vielleicht würde gerügt haben.

Herr Lavater hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rector am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet, und uns von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungrünlichkeit mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt lassen können. „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte

Menschenmuthend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dieß, lieber Bruder, sey dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten Christi mit dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein Lavater! also nur geduldig darüber hin, lieber Leser!, aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: Sey weise, sey ein Mann! Widersetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend: ich meine das emporbrausende christusleere Christenthum auf der einen, und die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite." Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht vortrefflich denkt? aber, sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die meisten kennen? Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was vernunftlose Schwärmerei? welches sind ihre Gränzlinien, welche die Mahlzeichen des Thiers? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürsehung. Vorn erzählt Herr Lavater schön und ungekünstelt den sonderbaren Ruf des Jonas aus der Geschichte des Textes. Wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr Lavater sagen konnte: „Das ist schwer zu begreifen, daß er auf den tollen Einfall gerieth, vor dem Angesichte des Herrn zu fliehen und seiner allgegenwärtigen Hand gleichsam zu entlaufen," da doch die Anmerkung so alt als richtig ist, welche die besten Ausleger zu Ablehnung dieses Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalverurtheil bei den Juden war, als ob (פני יהוה) das Angesicht Gottes nur über die Juden leuchte: das heißt, daß Gott nur unter seinem Volke seine Specialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere besondere Wirkungen äußere, ja daß er sich um die Heiden gar nicht bekümmere und sie seiner Vorsorge würdige. Unfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man sagt) aus dem Gesichte, das heißt aus Palästina, wäre, so würde er von so unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben. Und läßt nicht selbst der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr Lavater in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser vermuthen, daß eine solche durch ein allgemeines Vorurtheil gestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22

iſt der Gedanke: „Mir ſcheint unter allen (heiligen Verfaſſern) keiner ſo ganz ausdrücklich, ſo ganz durchaus, und mit dem größten Fleiße dieß nämlich die allwaltende Vorſehung Gottes glaubwürdig und ſo viel wie möglich, handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, wie der Verfaſſer dieſes Buchs," unfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Herrn Lavater nur an das Buch Hiob erinnern, um ſeine Beiſtimmung zu erhalten. Im Buch Hiob iſt unfehlbar der Satz: „Gottes Vorſehung iſt unergründlich, aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig," die offenbare Hauptabſicht des Verfaſſers geweſen, ſo wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes jüdiſches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß ſich Gottes Vorſehung auch auf die Heiden erſtrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Vorſehung iſt die Stimme Gottes, den Herr Lavater S. 64 u. f. ausführt, iſt ſeit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recenſenten geweſen, und er hat ſich immer wohl dabei befunden. Kurz, wir haben alle Predigten dieſes erſten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfaſſer geleſen, und empfehlen ſie unſern Leſern aus Ueberzeugung.

Alexander von Joch über Belohnungen und Strafen nach türkiſchen Geſetzen. Andere, durchgehends verbeſſerte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigſten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der erſten Ausgabe, daß dieſes Buch die Lehre von der moraliſchen Freiheit geradezu widerlegt.

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Voliére. Ein Buchfink ſagte zu ſeinem Nachbar Zeiſig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig ſtecken? — Was Käfig, ſagte der Zeiſig; ſiehe, wie wir herumfliegen! Dort iſt ein Käfig, wo der Kanarienvogel ſitzt. — Aber ich ſage dir, wir ſind auch im Käfig. Siehſt du dort nicht das Gegitter von Drath? — Das iſt dort: aber ſiehe, ſo weit ich auf allen Seiten ſehen kann, ſieht kein's! — Du kannſt die Seiten nicht alle überſehen. — Das kannſt du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort,

bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Treg Wasser, streut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner? Würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davonfliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davonfliegen! — So stritten sie noch lange; bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr streiten müßt, ob ihr im Käfig seyd oder nicht, so ist's so gut, als wäret ihr nicht darinnen!

Seitdem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Zänkerei weniger gründlich behandelt worden, als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geschaffen, und meist auf der andern Einwürfe aus schiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Drama's.

Herr Alexander von Joch ist nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er geht aus von dem allgemeinen Schicksal, geht alsdann auf den Menschen und seinen Willen über, zeigt, daß sein Verstand nicht frei sey, weil er von den Gegenständen und seinem physischen Gesetze abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtischen Verstand regiert würde.

Umsonst widerstrebt das Gefühl. Wir werden erstaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick, wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber diese Idee? Gewiß nicht um der Moral und um der Lehre von Verdienst und Strafe willen. Die Schönheit ist gefällig, ob sie gleich ein Geschenk des Himmels und kein selbst erworbener Werth ist. So auch moralischer Werth. Belohnungen und Strafe aber sind immer unentbehrlich, weil sie eben die Mittel sind, wodurch der Wille gezwungen wird.

Das ist ungefähr so der Hauptinhalt von dem System des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige sehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünschten, daß er seiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für weit leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges

Raisonnement die Sache ausmachte; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Wesen und die erste Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?

Insbesondere aber dünkt uns, hat man den wahren Punkt des Streits fast immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handeln müsse? Wer sollte das läugnen? Doch haben's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl vertheidigen wollen. Laßt die sich drehen, wie sie können! Die eigentliche Frage sollte, dünkt uns, so vorbereitet und festgesetzt werden: Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinauslaufen; gezwungen aber ist's, wenn sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken. Freiheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch seyn: denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang, ist nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit drückt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist: es heißt da eben so viel als seyn und nicht seyn. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist, ohne welches das Wesen existiren könnte. Sieht man die Lehre von der Freiheit in diesem Lichte, so kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Herr von Joch sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Aussicht breitet auch Licht über die darniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Joch, sich bloß auf die tausend kleinen Gelegenheitsursachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht stattfinden — das weiß ich, oder glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Cirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung, nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in sofern Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm.

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unserer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Wetzel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. 8. Erster Theil 358 S. Zweiter Theil 334 S. Bern 1773.

Gegen einen leicht gerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Parteigänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen; und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzers, Kants, Mendelsohns, Garve's Schriften, konnte er schon den französischen Weltweisen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Sammlers; und wir glauben auch, daß er selbst seine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht französisch und für Franzosen geschrieben, und also die Citationen gescheut hätte. Nur haben wir uns bei seiner ausgebreiteten Lectüre darüber gewundert, daß er nicht zu wissen scheint, was Voltaire gegen das Système de la nature geschrieben, und was unser Herz gegen dasselbe und gegen Voltaire's Widerlegung erinnert hat. Herr Wetzel hat — wenn nun einmal die französische Schrift ins Deutsche übersetzt werden sollte — das Verdienst eines sorgfältigen Uebersetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die deutsche Grammatik übersieht. Er that wohl, daß er das Système zugleich mit übersetzte; denn so kann man zugleich beide Parteien hören. Aber bei seinen Invectiven gegen die Franzosen hätte er sich Herrn Hollands Billigkeit zum Muster vorstellen sollen. Man muß niemand, der zu irren scheint, Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit absprechen, und Eigensinn und Tücke aufbürden, so lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorsatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels. Wien 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an sich wäre schon ein schlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Uebersichtigkeit der Menschen nicht dafür bekannt wäre, daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift unter dem Vorsitze J. von S. in der k. k. Theresianischen adeligen Akademie, nebst 75 Lehrsätzen aus der Polizeihandlung und Finanz, vertheidigt von vier bis sechs Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet: das hätte auch ihr Lebensziel seyn sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie, bis an jüngsten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes in Form eines Tractats fürs deutsche Publicum! Die ewigen mißverstandenen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht tausend und tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den zwei ersten Hauptstücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Anhänglichkeit und dergleichen mit Nationalzügen mancherlei Völkerschaft wohl durcheinander gerührt und mit historischen Bonmots und Chronikenmährchen, à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Cameralanschlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnt:

Was trägt { Jagd, Fischerei, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgig Land, unfruchtbar Land } zur Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und streifenden Völkerschaften am übelsten zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß Herr S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu sehr als glebae adscriptus discurirt, und wir halten's noch immer mit dem Themistokles: nicht der Boden, sondern die Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus

dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. Sie haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigene Geschlechter.

Im vierten Hauptstück werden den Gesetzgeber Handgriffe gelehrt: Lykurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler exercitia dictiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen, mit der Klarheit und Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! Von Geheimnissen — denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse? — an welchen nur der tieffühlendste Geist mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren! Es wird alle Tage schlimmer. Ehemals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften preis; an der war noch nichts fürs Menschengeschlecht verloren: jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt, alle Nationen und Zeiten durcheinander geworfen, unserer Zeit solche Gesetze gewünscht und geheißt, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redet und ausgezischt zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen vorpanegyrisiren wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen, nach wohl skelettirter tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt, im sechsten Hauptstück, geben die Mitbürger so drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, diesen Hauptstamm, auf den alles ankommt, dessen Boden nur das Vaterland ist, Regierungsart, die Luft, die ihn umgiebt, davon alle andern Empfindungen Zweige sind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das Gemeinste zu sagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege steht und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß Herr S. das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt,

da das doch gerade dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meister den reinen Hauch ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider müssen wir hier auf unser Gewissen betheuern, daß wir, wie in den Gemälden des Verfassers, nichts denn willkürlich hingefudelte Striche haben wahrnehmen können. Porträts! Freilich immer noch so charakteristisch, als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerabeln Verzerrung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwerten, Kreuzen und Sägen unterscheidet.

Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen. Aus dem Englischen. Leipzig. 8. Erster Theil 16 Bogen. Zweiter Theil 14 Bogen.

Das Werk ist aus dem brittischen Museum. Nun für ein Museum war das kein Stück! Ins Hinterstübchen damit! in die Küche! da ist sein Platz; je mehr beräuchert, deste besser! Charakter polirter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wissen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt ist, so bald hat sie conventionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, so bald hört sie auf, Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirksamkeit, die sich alle auf diese eigenen Empfindungen beziehen, das sind die Züge der Charakteristik lebender Wesen. Und wie viel von alle dem ist uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen auf das engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polirten Menschen und die polirte Nation nie ein eigenes Geschöpf seyn, betäuben den Wink der Natur und verwischen jenen Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt also nun Charakter einer polirten Nation? Was kann's anders heißen, als Gemälde von Religion und bürgerlicher Verfassung, in die eine Nation gestellt worden ist, Draperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nation anstehe. Und hätte uns der Verfasser

dieses Werkchens nur so viel gesagt, nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen diesen Lasten und Fesseln lebt, ob sie sie geduldig erträgt, wie Isaschar, oder ob sie dagegen anstrebt, sie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht oder gar andere Auswege sucht, wo sie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hie und da unter der Politur der Naturstoff hervorblickt; ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte? ob die Nation wenigstens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat, oder nicht, und dergleichen. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zu Stande bringen. Aber der Verfasser reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blickte in seinen Pufendorf, conversirte mit schönen Herren und Damen, und nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer, als die schönen Herren und Damen, und so wurden seine Gemälde gerade eben so schief: den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen; jener ist nur stark, dieser nur tändelnd, der Italiäner prächtig und feierlich; der Deutsche säuft und zählt Ahnen. Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden seine Urtheile ausgefallen seyn, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen! Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa feines französisches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinauskommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein und wieder heraus; und das war alles!

Johann Jakob Mosers, königl. dänischen Etatsraths, neueste kleine Staatsschriften. Bei Metzler. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage

mißbraucht ſie, um gewiſſe äußere, ſittliche oder unſittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent iſt Lord Byron, und deßwegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichſter Werth der ſogenannten Volkslieder iſt der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen ſind. Dieſes Vortheils aber könnte der gebildete Dichter ſich auch bedienen, wenn er es verſtünde.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menſchen ſich beſſer auf den Laconismus verſtehen als eigentlich Gebildete.

Shakſpeare iſt für aufkeimende Talente gefährlich zu leſen; er nöthigt ſie, ihn zu reproduciren, und ſie bilden ſich ein, ſich ſelbſt zu produciren.

Ueber Geſchichte kann niemand urtheilen als wer an ſich ſelbſt Geſchichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutſchen können erſt über Literatur urtheilen, ſeitdem ſie ſelbſt eine Literatur haben.

Man iſt nur eigentlich lebendig, wenn man ſich des Wohlwollens andrer freut.

Frömmigkeit iſt kein Zweck, ſondern ein Mittel, um durch die reinſte Gemüthsruhe zur höchſten Cultur zu gelangen.

kennen, die im Jahre 1768 erschien, und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Ausführung des päpstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pestels bekannte Schrift gerichtet ist und gleich bei ihrer ersten Erscheinung begierig aufgesucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorschlag wegen Verfertigung einer Reichsusualmatricul, der wegen der mühsamen Ausarbeitung dem berühmten Verfasser so viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten seyen. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht die Besteurungsart zu bestimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geistlichen Gut im Württembergischen, und die Verbindlichkeit landesherrlicher, den Landständen ertheilten Resolutionen.

Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehreren Journalen, z. B. in der allgemeinen deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf ersten Bänden, S. 797 u. f., längst angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Compliment für unsere Leser seyn, wenn wir ihnen den Werth desselben erst noch anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17. Stück der gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angesehen, und sich die Mühe genommen hätte dem Publicum den Inhalt eines Buchs weitläufig vorzuzählen, welches das Publicum schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Recensent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zustande unserer lieben Zeitungskritik hat noch das Abenteuer gefehlt, daß Leute ohne alle literarische Kenntnisse sich zu Kunstrichtern aufwerfen; und — Dank sey es der Haufen'schen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Teutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulschrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrene Verfasser kennt die Welt nur nach den vier Facultäten, und muß wo von einem stolzen Haltgelehrten gehört haben, daß wir in

erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweiset er, daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Processe und so viele Processe ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele Verse schreiben und dergleichen. Unsere Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen, und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darin verborgen liegen, meditiren, sondern bloß so hinzeugen.

Laß doch solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationssystems S. 171 ist blasphemer Unsinn, den wir uns scheuen, hierher zu setzen; alles übrige ist flaches Gewäsch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntniß, ohne Laune.

Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben; oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amtsmiene zu antworten, so zu declamiren! Hätte doch der Mensch über den Mann im Mond, oder den weißen Bär geschrieben! das war sein Beruf.

Wer sich noch unterfängt unsere Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar deßwegen dafür hält, weil er darin lebt, der soll sie auswendig lernen!

Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viele Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfasser nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andere den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publicum hingelegt!

Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhafte Einbildungskraft, anderer

Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? Unbedeutende Tractätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? **Acta literaria.** Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern.

Und als Professor, keine Intention auf seine Leseſtunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beifall.

In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inconsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge anderer, also Mißtrauen. Wir mögen nicht weiter ausschreiben; wir haben mehr christliche Liebe denn Herr Hausen, und sind Recensenten.

Mußten sie denn das Wort — gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seligen Geheimenraths, und wenn's zur Stunde der Empfindung gesagt war, deſto schlimmer! — mußten sie das Wort: Wenn ich tot bin, müssen Sie mein Leben beschreiben — wie ich bin, in wahrem Bilde — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: Macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände! Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht, und seine mißgestalte Nacktheit, an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publicums prostituirt und Vögeln und Hunden preisgiebt? Freilich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Personen, die Herr Hausen selbst in diesem Stücke spielt; uns könnte er's übel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Carl Casimir von Creutz ꝛc. Frankfurt am Main 1772. gr. 8. 68 S.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahnung, was so ein Mann seyn können, schreibt hier einer die schlechteste Parentation.

Der Gang dieſes ſonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch ſo viele Hinderniſſe, die düſtere Unzufriedenheit bei allem Gelingen, wird in der Feder unſeres Scribenten recht ordnungsgemäßer cursus humaniorum et honarum artium, und der ſehr eigen charakteriſtiſche Kopf wohl gefaltete honnette Alletagsmaske.

Das iſt immer das Schlimmſte, was den Menſchen, wie Creuz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil ſie nicht ſind wie andere, daß man, um ſie nach dem Tode wenigſtens in ehrbare Geſellſchaft introduciren zu können, ihre Geſtalten verwiſcht und betheuert: Sie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Gedanken über eine alte Aufſchrift. Bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden was ſie wollen; mögen ſie doch reden! was kümmert's mich? So heißt die Aufſchrift.

Zwei Arten von Menſchen leben nach dieſer Maxime, ſagt der Verfaſſer, die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker: jene, weil ſie glauben, die andern Menſchen wären nur Fröſche; dieſe, entweder weil ſie kein Verdienſt haben, und ſich weder über dieſen Mangel ärgern, noch ungerecht genug ſind Belohnungen für etwas zu verlangen, das ſie nicht haben, oder weil ſie ſehen, daß ſie es doch niemand recht machen können. Dieſe, ſagt der Verfaſſer, handeln am klügſten, und zum Beweis zeigt er in einer philoſophiſchen Laune, an welcher man den Dichter der Muſarion und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich ſchließt er mit der Grundmaxime ſeiner menſchenfreundlichen Moral, daß man die Menſchen ertragen ſoll, ohne ſich über ſie zu ärgern.

Dieſe wenigen Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünſcht, daß der Verfaſſer, dem man ſo gerne zuhört, uns auch den Wachspuppenzuſtand vorgeſtellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Maxime ſeiner Inſchrift zu folgen. Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter tauſenden haben ſie kaum zwei.

Recenſionen in die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung

der Jahre 1804, 1805 und 1806.

Hamburg, bei Hoffmann: Vertraute Briefe aus Paris, geſchrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. I. Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (Gedruckt, Braunſchweig bei Fr. Vieweg.)

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Perſonen nach Paris gerichtet iſt, müſſen diejenigen, welche einen ſolchen Weg zu machen verhindert ſind, jedem Reiſenden Dank wiſſen, der ſeine Anſichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen kann und mag; beſonders wenn er vieles Gutgeſehene lebhaft darzuſtellen fähig iſt — ein Lob, das man dem Verfaſſer gedachter Briefe nicht verſagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der ſchnellen Reiſe zur Hauptſtadt, wo dann, wie er ſelbſt bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche der Inbegriff aller Wünſche ſind. Gleicherweiſe findet man Frühſtück und Mittageſſen, Oper, Schauſpiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Muſik und Oper verhält ſich der Reiſende als denkender Künſtler, gegen das Theater überhaupt als einſichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künſte und Wiſſenſchaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältniſſe in früheren Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präſentation beim erſten Conſul an, die Zuſtände des höhern, mittlern und niedern Lebens zu beobachten, da er ſeine Bemerkungen mit Kühnheit auszuſprechen wagt, ſo haben ſeine Mittheilungen meiſtens einen hohen Grad von Intereſſe. Viele Geſtalten und Charaktere namhafter

Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verfasser auch hie und da die Lineamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart; sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeit gestört würde. So wird zum Beispiel das Wort fein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort letzt ließe sich gleichfalls öfters entbehren, oder durch neulich, letztens, letzthin ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsere Officinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwei Bändchen sind 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt; wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Corrector zu Schulden kommt; und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Officin bemerkten, und die Anzahl der eingestandenen Druckfehler angeben wollten.

Germanien: Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate. 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Verfasser sich auf einen höhern Standpunkt erhebe, und als völlig unparteiischer Geschichtschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitmeinenden, und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt iſt der Verfaſſer mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neueſten Zuſtände mit Augen geſehen. Er iſt von manchen Privatverhältniſſen gut unterrichtet, ob ſich ſchon hie und da eine Lüge mit einſchleichen mochte, dergleichen in einer großen Maſſe von theilnehmenden, erzählenden, wieder erzählenden, leidenſchaftlich bewegten Menſchen nothwendig entſtehen müſſen.

Die Schrift iſt, ohne Abtheilungen, in einem fort gehenden Styl, nicht ohne Methode geſchrieben. Es findet ſich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichſten Materien einigermaßen erſetzen wollen, um den Leſer mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erſte Schritte, bis S. 12. Thaten, Conſulat, b. S. 28. Redner und Schriftſteller wirken gegen ihn, b. S. 42. Krieg, Schlacht von Marengo, ſeine Wiederkehr, b. S. 54. Redner und Schriftſteller gegen und für die Alleinherrſchaft, b. S. 63. Erſte Bewegung der Emigrirten, b. S. 68. Nothdürftige Popularität, b. S. 69; Mordanſchläge. Der Conſul zieht ſich mehr zurück. Friede b. S. 97. Einleitung der katholiſchen Religion, b. S. 109. Schulen, b. S. 116. Geſetzbuch, b. S. 118. Veränderung im Tribunat, b. S. 124. Italiäniſche Verhältniſſe, b. S. 128. Oeffentliche und Privatverhältniſſe bis zur Conſtitution der italiäniſchen Republik, b. S. 142. Oeffentliche Blätter, b. S. 148. Lebenslängliches Conſulat. Neues Senatsconſult deßhalb, b. S. 169. Verweiſungen, b. S. 178. Oppenirende Schriftſteller. Redner. Camille Jordan, b. S. 189. Hofumgebung, b. S. 207. Talleyrand, b. S. 216. Carrara, b. S. 229. Militär, b. S. 252. Familienglieder. Begünſtigte, b. S. 263. Verhältniß zu England, b. S. 278. Engliſcher Geſandter, b. S. 300. Wiſſenſchaftliche Inſtitute, b. S. 320. Aeltere und neuere Schilderung der Nation, b. S. 339. Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350. Krieg mit England. Beſetzung von Hannover, b. S. 369. Charakter der Nation. Gegenwärtige Lebensweiſe, b. S. 405. Künſte. Theater. Lotterie. Pachtungen. Reichthümer der Privatperſonen. Lieferanten. Induſtrie, b. S. 435. Special-Tribunale, b. S. 442. Schluß und verſprochene Fortſetzung, b. S. 447.

Der Verfaſſer verſpricht Unparteilichkeit. Läßt ſich auch dieſe ſchöne Pflicht unter den gegebenen Umſtänden wohl ſchwerlich leiſten, ſo wird er ſchon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerkſam folgt, und ſeine Ueberzeugung aufrichtig ausſpricht.

Berlin, bei Quien: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit Selbstbiographien, herausgegeben von S. M. Lowe. 1806. 49 S. gr. 8. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht, das Publicum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne, und verstehen alle diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen: denn der eigentlich weltthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Herrn Lowe den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Versuchstück schon alles Dankes werth ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst, und führt uns auf eine zutrauliche Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an andern gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wir finden ihn, so wie vormals in andern, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben, das ist von ihm, so wollen wir nur, um der übrigen willen, die gerade nicht Historiker sind, und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn Lowe's Vorsatz begünstigen werden, einige Bemerkungen aufzeichnen, damit so bald und so leicht als möglich das Beste geschehe.

Es giebt zweierlei Arten die Geschichte zu schreiben, eine für die Wissenden, die andere für die Nichtwissenden. Bei der ersten setzt man voraus, daß dem Leser das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt sey. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geistreiche Weise, durch Zusammenstellungen und Andeutungen an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerstreut Bekannte eine große Einheit der Ansicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art ist die, wo wir, selbst bei der Absicht, eine große Einheit darzustellen, auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet sind.

Sollten zu unserer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben stehen und wirken, ihre Biographie schreiben, so würden wir ihnen rathen, die letzte Art ins Auge zu fassen. Denn außerdem, daß man sich gerade um das Nächstvorhergehende am wenigsten bekümmert, so

iſt unſere Zeit ſo reich an Thaten, ſo entſchieden an beſonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich ſchreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da geweſen iſt. Alles, was ſich alſo in eines Menſchen Leben dorther ſchreibt oder dorthin bezieht, muß aufs neue gegeben werden.

Wir läugnen gar nicht, daß wir in dieſem Sinn ſelbſt unſeres trefflichen Müller Biographie gewiſſermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um ſo freier und ſo lieber, als es noch Zeit iſt, und wir ihn erſuchen können, dasjenige, was er hier, theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Reſultaten, in wenigen Bogen aufgeſtellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er ſich ſchon des großen Vortheils eines Selbſtbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menſchen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Geſpielen, namentlich vorführte, und ſie, als ein vorzüglicher Menſch, ins Gefolge ſeines bedeutenden Daſeyns mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner ſchon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in beſonderem Bezug auf ihn ſich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Millern, Schlözern, Schlieffen, den Kurfürſten von Mainz wieder! Wie ſtellt ſich das ganze Bild, das man von ſolchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Gefiele es unſerm Schriftſteller, ſeine Lebensgeſchichte ausführlicher zu ſchreiben, wie oft würden wir noch dieſen doppelten Fall eintreten ſehen; wobei es höchſt angenehm ſeyn müßte, um ihn, als um einen Mittelpunkt, ſo manche Menſchen verſammelt zu erblicken, die wir ſonſt ſelbſt als Mittelpunkte zu betrachten gewohnt ſind.

Gegenwärtig hat er ſich, nach unſerer Ueberzeugung, viel zu iſolirt dargeſtellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein ſo empfängliches Gemüth nicht genugſam ausgedrückt. Paoli's und der Corſen iſt gar nicht gedacht, des amerikaniſchen Kriegs nur in ſofern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur, indem ſie als Zündkraut einer ungeheuern Exploſion erſcheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereigniſſen, welche Aufmerkſamkeit mußte es einer ſolchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte ſich an dieſem Aeußern aus ſeinem Innern entwickeln!

Von der andern Seite erscheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publicum, auf die Welt wirkender Mensch, wie er sich doch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, darstellen konnte und sollte.

Bescheidenheit gehört eigentlich nur für persönliche Gegenwart. In guter Gesellschaft ist es billig, daß niemand verlaut werde, ist es nothwendig, daß der Gemeinste mit dem Vortrefflichsten in einen gewissen Zustand der Gleichheit gerathe. In alle freien schriftlichen Darstellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenstand oder in Bezug auf das Gefühl des Darstellenden, und, so Gott will, auf beides. Wer einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun also unser Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publicum geleistet, nicht gehörig darstellt, so erscheint auch seine erste mißlungene Anstellung in Berlin, seine kärgliche in Cassel, das Zaudern der Berner Obern nicht im vollkommenen Lichte, und die für sein Leben so wichtige Berufung nach Mainz, späterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns sehr irren, durch seine großen anerkannten Vorzüge in der Wirklichkeit weit motivirter, als sie es in der Schrift sind.

Wem es sonderbar scheinen möchte, daß wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbstbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünschen nichts mehr, als daß Herrn Lewe's Unternehmen begünstigt werde, ja daß sich ähnliche Unternehmungen über das ganze industriöse Deutschland verbreiten mögen, um einigermaßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämmtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen was von außen, es sey nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leser gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu versetzen. Es ist ja nur von Gelehrten und Künstlern die Rede, von Menschen deren ganzes Leben und Treiben sich in einem harmlosen Kreise herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Tractaten, obgleich unblutig, doch immer interessant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und

Deßwegen läßt ſich bemerken, daß diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufſtecken, meiſtens Heuchler werden.

„Wenn man alt iſt muß man mehr thun als da man jung war."

Erfüllte Pflicht empfindet ſich immer noch als Schuld, weil man ſich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deßhalb, um ſie einzuſehen, muß man auch lieblos werden, aber nicht mehr als hiezu nöthig iſt.

Das höchſte Glück iſt das, welches unſere Mängel verbeſſert und unſere Fehler ausgleicht.

Kannſt du leſen, ſo ſollſt du verſtehen; kannſt du ſchreiben, ſo mußt du etwas wiſſen; kannſt du glauben, ſo ſollſt du begreifen; wenn du begehrſt wirſt du ſollen; wenn du forderſt wirſt du nicht erlangen, und wenn du erfahren biſt, ſollſt du nutzen.

Man erkennt niemand an als den der uns nutzt. Wir erkennen den Fürſten an, weil wir unter ſeiner Firma den Beſitz geſichert ſehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältniſſe.

Der Bach iſt dem Müller befreundet dem er nutzt, und er ſtürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durchs Thal hinzuſchleichen.

---

für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der so bedeutenden Schrift das ihr vorgesetzte Bildniß vergessen. Es ist in punktirter Manier, sehr zart gearbeitet und ähnlich, sonst aber im kleinlichen Geschmack ordinärer Miniaturporträte, und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten tüchtigen, Charakter darstellenden Wesen und Styl der Kunst.

Noch sey uns der Wunsch erlaubt, daß der Künstler, zumal da das Format des Werks, ein groß Octav, es ihm zuläßt, künftig die darzustellenden Bildnisse nach einem beträchtlich größern Maßstabe zeichne und steche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Gesichter gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildniß angebrachten Figürchen — hier die drei Eidgenossen — deßhalb wegbleiben müßten.

Berlin: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1806. 29 S. 8.

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefahrvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so mußte der zweite sogleich lebhaft entstehen, und jedermann höchst begierig seyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns ins Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um deste ausgerüsteter ins Leben wiederzukehren: und so erscheint uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll.

Nachdem Linné ein Alphabet der Pflanzengestalten ausgebildet, und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniß hinterlassen; nachdem die Juſſieu das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige

Männer immerfort, mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge, die unterscheidenden Kennzeichen aufs genaueste bestimmen, und die Philosophie uns eine belebte Einheit einer höhern Ansicht verspricht, so thut hier der Mann, dem die über die Erdfläche vertheilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon verauseilend den letzten Schritt, und deutet an, wie das einzeln Erkannte, Eingesehene, Angeschaute in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß durch einen ästhetischen Hauch zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicherweise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengedrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wohl sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt, dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55. Grade nördlicher und dem 12. Grade südlicher Breite beobachtet habe.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker — und die früheste Menschenbildung war in der asiatischen Palmenwelt oder in dem Erdstriche, der zunächst an die Palmenwelt gränzt — den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachelige Schäfte, mit anstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananenform — die Scitamineen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia — ein niedriger, aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisanggebüsche sind der Schmuck

feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malvenform (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Ochroma). Kurze aber kolossalisch dicke Stämme mit zartwolligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmesser hat, und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserm Planeten ist. In Italien fängt die Malvenform bereits an der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zart gefiederten Blätter, die Form der Mimosen (Gleditsia, Poleria, Tamarindus). Den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannichfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den italiänischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklimas, durch die zart gefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus malerischem Effecte.

Eine meist afrikanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Andromeda, Passerinen und Gnidien, eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deßhalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen deste reizender contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere afrikanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Wälschland und die Cistusgebüsche des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend habe ich sie auf den afrikanischen Inseln, am Abhange des Pics von Tende gesehen.

Dem neuen Continent ist eigenthümlich die Cactusform, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Contrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen.

Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenritzen. Die Vanillenform zeichnet sich durch hellgrüne saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Bau

aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

Blattlos, wie fast alle Cactusarten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt bloß der Südsee und Ostindien eigen. Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in andern Weltgegenden Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus.

So wie in den Pflanzengewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Casuarinen und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt außer den Orchideen auch die Pothosgewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald pfeilförmigen, bald gefingerten, bald länglichen, aber stets dicknervigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieser Arumform gesellt sich die Form der Lianen, beide in heißen Erdstrichen von Südamerika in vorzüglicher Kraft der Vegetation. Paullinia, Banisteria, Bignonien. Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab; theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt, und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün contrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloegewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, enggeringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, langzugespitzte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen Aloegewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebenden Pflanzen. Sie stehen einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholischen, man möchte sagen afrikanischen Charakter.

Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher

Schlankheit. Bambusbüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der **Farrenkräuter** in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farrenkräuter haben ein palmenartiges Ansehen; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppig-rauher, als der der Palmen. Das Laub ist zarter, lockerer gewebt, durchscheinend, und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese kolossalen Farrenkräuter sind oft ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor.

Noch nenne ich die Form der **Liliengewächse** (**Amaryllis-, Pancratium**) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Afrika ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch; und wo Salix fehlt, in den Banksien und einigen Proteen wiederholt; **Myrtengewächse** (**Metrosideros Eucalyptus, Escalonia**), **Melastomen-** und **Lorbeerform**.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anakardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Tracentien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jedermann wird nunmehr lebhaft bemüht seyn, diese kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen, und mit ungeduldigster Sehnsucht dem nächst versprochenen ersten Theil jener Reisebeschreibung, der das Naturgemälde der Tropenwelt umfassen soll, entgegensehen.

Königsberg, bei Nicolovius: Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voß. 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1 Thlr. 3 Gr. Buch. 340 S. — Zweiter Band, Oden und Lieder. 1 Thlr. 3 Gr. Buch. 326 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 1 Thlr. 6 Gr. Buch. 346 S. — Vierter Band, Oden und Lieder. 7. Buch. — Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 1 Thlr. 8 Gr.

Indem wir die Verzeichnisse sämmtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleinern Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweise erfolgte Bildung, und giebt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer andern, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen selbst: der gegenwärtige bringt uns verfänglich Inneres und Aeußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen mit freundlichem Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn, und versprechen uns im voraus reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseyns freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis; ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser,

durch Geſang beleben, und ſich einen geiſtigen Sommer zu verſchaffen wiſſen.

Dann finden wir ihn auch perſönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achſe mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn ſelbſt die Fußtritte des Wanderes tönen, ſehen wir ihn bald raſch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge geſellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberſtarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäſte begrüßt, Tanz, Chorgeſang und mancher erwärmende Genuß der Jugend ſowohl als dem Alter genugthut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit ſich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieſer läſtigen Decke, ſo eilt mit den Seinen der Dichter alſobald ins Freie, ſich an dem erſten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerſt erſcheinenden Blumen aufzuſuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hauſe gebracht, wo dieſe Verboten künftigen Genuſſes ein hoffnungsvolles Familienfeſt zu krönen gewidmet ſind.

Tritt ſodann der Frühling ſelbſt herein, ſo iſt von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf ſanften Pfaden, um ſeinen See herſtreichen. Jeder Buſch entwickelt ſich im Einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in ſeiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenſchein um ihn her, Gras und Kraut ſo gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des ſtillen Waſſers fehlt weder das Rohr noch irgend eine ſchwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantaſie, durch deren ungeduldiges Bilden ſich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgeſtaltet, der Baum ſeine Aeſte zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken ſcheint. Einſam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Prieſter der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiſer Hand, und weiht ſie zu Gliedern einer liebevoll übereinſtimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, ſpielen harmloſe Geſchöpfe, das Lamm auf der Wieſe, das Reh im Walde. Zugleich verſammelt ſich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tages mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenschickt; wenn der Kahn sanft dahinwallt, das Ruder im Tacte rauscht, und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie bis zu jener stillen, anmuthigen, schüchternen Flüsternheit, wie sie aus den engeren Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maß; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäste zu Bette gebracht. Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied; Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift; keine der verschiedenen Ernten versäumt der Dichter, alle feiert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner sich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte, wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung schärft: so

darf man ſagen, daß er ſeiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erſte Grad einer wahren Aufklärung iſt, wenn der Menſch über ſeinen Zuſtand nachzudenken und ihn dabei wünſchenswerth zu finden gewöhnt wird. Man ſinge das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforſcher ſelbſt zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, ſtillem Weben und Wirken vegetabiliſcher Kräfte zum Vorſchein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt, ſo wird man erſt das Verdienſt dieſer und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtſinnigen, zerſtreuten, alles für bekannt annehmenden Menſchen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerkſam zu machen unternimmt.

Kaum aber iſt alles dieſes Gute in des Menſchen Gewahrſam gebracht, ſo ſchleicht auch der Herbſt ſchon wieder heran, und unſer Dichter nimmt rührenden Abſchied von einer, wenigſtens in der äußern Erſcheinung hinfälligen Natur. Doch ſeine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und auch in dieſer Jahreszeit kein Feſt ohne Blumen und Kränze zu laſſen. Selbſt iſt geſorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, friſchem Dache ſeiner Käfiglaube fehle.

Nun iſt es die ſchönſte Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Geſpräch an ſchaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundſchaftliche Sehnſucht vermehrt ſich, das Bedürfniß der Muſik läßt ſich lebhafter fühlen, und nun mag ſich der Kranke ſelbſt gern an den traulichen Cirkel anſchmiegen, und ein verſcheidender Freund kleidet ſich in die Farbe der ſcheidenden Jahreszeit.

Denn ſo gewiß nach überſtandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, ſo gewiß werden ſich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiederſehen; ſie werden ſich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erſt unter ſich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wonach ſie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinſtrebten. Eben ſo ruht auch ſchon hier des Dichters Glückſeligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorſorge eines weiſen Gottes ſich zu erfreuen habe, der mit ſeiner Kraft jeden erreicht, und ſein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieſes Weſens im Dichter die höchſte Klarheit und Vernünftigkeit, und zugleich eine Verſicherung, daß jene

Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind — ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbstständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den innern Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu seyn, solche Vortheile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höhern Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdieß mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich launcht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feierlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angeborene Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher

Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

Die Theorie an und für sich ist nichts nütze, als in so fern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

Alles Abstracte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genähert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraction.

Wer zuviel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verirrungen ausgesetzt.

Nach Analogien denken ist nicht zu schelten; die Analogie hat den Vortheil daß sie nicht abschließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.

Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbtheil des allgemeinen Menschenverstandes.

Reines Anschauen des Aeußern und Innern ist sehr selten.

Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich,

wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besondern, doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte, so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserm Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen, und kehrt ohne Harm in den Schooß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmuth sehen; besonders äußert er sich kräftig, ja man kann sagen hart gegen jene vielfachen unsichern Versuche, durch die das deutsche Dichterwesen eine Zeit lang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammniß zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnißweise gefaßt, und ohne Schlüssel kaum verständlich; deßwegen man des Dichters sonstige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt sich wohl vermuthen. Doch wer kann sagen, daß ihm ein solches Loos gefallen sey! Und so finden wir schon in manchen früheren Gedichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesangs wie durch die heitere Feier der Freundschaft und Liebe unvermuthet hindurchblickt, und manches

herrliche Gedicht stellenweise einer allgemeinern Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir spätere Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmertes Wachsthum, gestörtes Erscheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig, wie um sein eigenes Daseyn, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heitern Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen andern das eigentliche Glück seines Daseyns schuldig sey? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche, dreist genug, fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant seyn? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene düstern Uebermächte drohen; sie drohen ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu

erwiedern vermag, wie muß er ſich erſt ans Theilnehmende, an Menſchen, an ſeinesgleichen, an vorzügliche Naturen anſchließen, und ſie zu ſeinen koſtbarſten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung ſtrebende Männer ſucht frühe ſein Geiſt, ſein Gefühl auf. Schon ſchweben Hagedorn und Kleiſt, die erſt verſchiedenen, gleichſam ſelig geſprochenen deutſchen Dichtergeſtalten, in die ätheriſchen Wohnungen voraus; auf ſie iſt der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger ſieht man die lebendig vorſtehenden, vorantretenden gebildeten Meiſter und Kenner, Klopſtock, Leſſing, Gleim, Gerſtenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufſprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbſtſchätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erſcheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty in freundſchaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald beſtätigen ſollte.

In dieſem Chor von Freunden, von Verehrten ſetzt der Dichter ohne bedeutenden Verluſt lange ſein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademiſcher Frühzeit durch Freundſchaft, Liebe, Verwandtſchaft, eheliche Verbindung, durch fortgeſetzte Theilnahme, durch Reiſen, Beſuch und Briefwechſel in ſeinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten ſchmerzen, wenn nicht der Tod, ſondern abweichende Meinung, Rückſchritt in jenes alte, von unſern Vätern mit Kraft bekämpfte, ſeelenbedrückende Weſen ihm einen der geliebteſten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuths; der Schmerz iſt gränzenlos, den er bei ſo trauriger Zerſtückelung ſeiner ſchönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde ſich aus Kummer und Gram nicht zu retten wiſſen, verliehe ihm die Muſe nicht auch zu dieſem Falle die unſchätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl am Buſen eines theilnehmenden Freundes harmoniſch gewaltig auszuſtürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unſer Dichter als allgemeines und beſonderes Gefühl ausſpricht, wieder zurück zu ſeinem darſtellenden Talent, ſo drängen ſich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine vorzüglich der Natur und man kann ſagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweiſe nimmt ſchon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetiſche Menſch dem, was er beſitzt, dem, was ihn unmittelbar

umgiebt, einen besondern Werth aufzuprägen geneigt ist. Diese liebenswürdige Aeußerung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des eigenen Grundes und Bodens am besten schmecken, wenn wir glauben, durch Früchte, die in unserm Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht, und sein Eigenthum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tieffühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Abänderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen schaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an innern Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft aufs höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes, behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er ans Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundsylben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deßhalb mehr, als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angränzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen seyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches Gehaltvolle wieder her, setzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch

derſelben entſteht eine gefaßte Sprache, die ſich, von der Proſa weg, unmerklich in die höhern Regionen erhebt, und daſelbſt poetiſch für ſich zu ſchalten vermögend iſt. Hier erſcheinen die dem Deutſchen ſich darbietenden Wortfügungen, Zuſammenſetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl ſagen, daß ſich darunter unſchätzbare Beiſpiele finden.

Und nicht bloß dieſen ans Licht geförderten Reichthum einer im tiefſten Grunde edlen Sprache bewundern wir, ſondern auch, was der Dichter bei ſeiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der ſtrengſten Regeln geleiſtet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt iſt, keines einen Nebenbegriff zuläßt, ſondern beſtimmt und einzig ſeinen Gegenſtand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie ſie der gebildete Geiſt aus ſeinem Innern entwickelt, um einen Gegenſtand, ein Empfundenes völlig entſprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir ſein unſterbliches Verdienſt um die deutſche Rhythmik, die er aus ſo manchen ſchwankenden Verſuchen einer für den Künſtler ſo erwünſchten Gewißheit und Feſtigkeit entgegenhebt. Aufmerkſam horchte derſelbe den Klängen des griechiſchen Alterthums, und ihnen fügte ſich die deutſche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte ſich ihm das Geheimniß der Sylbenmaße, ſo fand er die innigſte Vereinigung zwiſchen Poeſie und Muſik, und ward, unter dem Einfluſſe eines freundſchaftlichen Zuſammenlebens mit Schulze, in den Stand geſetzt, ſolche Früchte einer gemeinſamen Anſtrengung ſeinem Vaterlande auf praktiſchem und theoretiſchem Wege mitzutheilen.

Beſonders angenehm iſt das Studium jener Gedichte, die ſich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend iſt es, zu beobachten wie der Dichter verfährt. Hier zeigt ſich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper, nothdürftig wieder hergeſtellt; derſelbe Geiſt vielmehr ſcheint eben dieſelbe Geſtalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer beſtimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei ſeinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat, ſo wendet er eben dieſe Forderung auch gegen ſeine frühern Gedichte, und bearbeitet ſie muſterhaft nach den Geſetzen einer in ihm ſpäter gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen, so liegt uns ob, daß wir das übernommene Geschäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der dießmal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Uebersetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, oben gepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches von äußerer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei stehe, das Wirkliche zu verlassen und ins Mögliche zu gehen, das Nahe wegzureißen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, daß neben dem römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, so läßt sich von unserm Dichter gleichfalls aussprechen, daß in ihm zu einer ächt deutschen wirklichen Umgebung eine recht antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahrsten Verhältnissen; er vergegenwärtigte sich das Entfernte und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz, die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt; er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann, aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und aufbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert werden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hin gewirkt und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an

den Urbarden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigenthümlichkeit, wußte er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen, und reichte die ältern Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftig die deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unsäglicher Arbeit und die Einladung zum Genusse des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden
Weinrebe Sprößling, als, dem Verstürmten gleich
Auf ödem Eiland' ich mit Sehnsucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligen
Rebschoß, und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit
Unter dem Glas' in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, siehe! beschleuniget,
Stieg Rankenwaldung übergewölbt, mich bald
Mit Blüthe, bald mit grünem Herling,
Bald mit gerötheter Traub' umschwebend.

Im süßen Anhauch träumt' ich, der Zeit entflohn,
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgesang.
Wer lauter ist, der koste freundlich,
Ob die Ambrosiafrucht gereift sey.

Carlsruhe, bei Macklot: Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. Zweite Auflage. 1804. VIII. und 232 S. 8.

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eigenen Platz auf dem deutschen

Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort seine Körper für einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch ideale Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphismus. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oesterreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden

wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig beisammen, wie in Hans und Berene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind der Winter, der Jenner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Das Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht, so giebt es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit großer Anmuth

der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Wanderer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht, noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höhern Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganzes erfahren und so in einem höhern Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

tropiſch, als Poeſie des Genie's, als Sprüchwörtlichkeit des Menſchenverſtandes.

Das Abweſende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche iſt hiſtoriſch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, iſt mythiſch. Sucht man hinter dieſer noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, ſo verwandelt ſie ſich in Myſtik. Auch wird ſie leicht ſentimental, ſo daß wir uns nur was gemüthlich iſt aneignen.

Die Wirkſamkeiten auf die wir achten müſſen, wenn wir wahrhaft gefördert ſeyn wollen, ſind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verſtärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

Im Betrachten, wie im Handeln, iſt das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterſcheiden; ohne dieß läßt ſich im Leben wie im Wiſſen wenig leiſten.

»Le sens commun est le Génie de l'humanité.«

Der Gemein-Verſtand, der als Genie der Menſchheit gelten ſoll, muß vorerſt in ſeinen Aeußerungen betrachtet werden. Forſchen wir wozu ihn die Menſchheit benutzt, ſo finden wir folgendes:

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick ins Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssage sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwei Volkssagen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein gleiches kann man von der zweiten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail, in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopöien und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herübergenommen, Worte von einem, zwei Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußern technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische

Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen giebt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen! Haben doch die Italiäner ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu giebt es verschiedene Mittel, theils durch Vorlesen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt — eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar fölli müed und schlöfrig gsi,
und's geht mer schier gar selber so,
i cha fast uf kei Bei me steh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür;
er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus:
sie schloft im stille Chämmerli!
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sonne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderne!"

Und lisli uf die Zeche geht,
und fründli uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schlost alles ne:
es sieht und hört en niemes geh:
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganz Nacht,
se steht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und guet,
und mittem Meyen uffem Huet.

Drum meint er's treu, und was i sag,
es freut en wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitre Himmel lacht;
drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weht e frische Maieluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
Und d'Immli sammle flink und frisch,
se wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,

Bayerische Staatsbibliothek

Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblueme nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeibig und so froh!
me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Guete Tag! und Dank der Gott!
und 's git gottlob e schöne Tag!
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili je!
Potz tausig, je, er isch scho do:
er bringt mer scho im Himmels-Glast
dur Bluest und Laub in Hurst und Rast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
bets 'Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarrer, schint's, well zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Ehüngeli, leg di weidli a,
de mueich derno ne Meje ha!

Nürnberg, Selbſtverlag: Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. Erſter Band 1798. 222 S. Zweiter Band 1800. 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzoſen. Der ſechzehnwöchige Aufenthalt der Franzoſen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübel'ſchen Gedichte verdienen wohl neben den Hebel'ſchen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich ſchon länger gedruckt, ſcheinen ſie doch den Liebhabern nicht, wie ſie verdienen, bekannt zu ſeyn.

Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen, seine alten, großen städtischen Anstalten, Kirchen, Rath- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze, und was sonst Oeffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von Alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter; selten ist es eine ländliche Scene, die ihn interessirt; und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als das, was er wirklich ist, als rechtlichen Bürger und Klempnermeister, der sich freut, mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu seyn.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtseyn ein Mensch ist, so kann man von Grübel sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seinesgleichen, daß er mit Bewußtseyn ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, theils die reinen Zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung das Gericht an die Stelle des Wirklichen zu setzen und uns ohne Reflexion die Sache selbst zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrburschc, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Bademeumsgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigenthümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es,

daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigener als dritter Person, sich öfters zum besten giebt.

Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt seyn möchte diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent.

Hat man nun so einen wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit bald in, bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen, so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, so wie über die gemeineren, sich erhaben fühlt.

Ohne daß sein Styl einen höhern Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theuerung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während eines Krieges vor; selbst die Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, giebt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Sylbenmaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beispiel setzen wir eins der kürzern hierher:

Der Rauchtoback.

Zu bald ih fröih vom Schlauf erwach,
Souch ih mei Pfeifla scho;
Und Oabends, wenn ih schlauf'n geih,
So hob ih's Pfeifla noh.
Denn wos ih denk und treih'n will,
Und alles wos ih theu,
Dös geiht mer alles niht su geut,
Mei Pfeifla meuß derzeu.

Ih brauch ka rara Pfeiff'n ih,
Su eit'l bin ih niht.
A Pfeiff'n döi fu theuer iß,
Wos thät ih denn nau mit?
Dau möist ih je, fu lang ih rauch,
Ner immer puz'n droh;
Und zehamaul in aner Stunt
Nau wieder schana oh.

Doch meuß mei Pfeifla reinlih sey,
Und innawendi puzt;
A schöina Pfeiff'n, und verstopft,
Döi sich ih niht, wos nuzt.
Verlöihern ken ih kana niht,
Dös ko sche goar niht sey:
Denn kamm iß leer und kolt a weng,
So füll' ih's wieder eih.

Wenn ih a Beier trink'n hellt,
Und rauchet niht derzeu,
Ih kount ka Mauß niht trink'n ih,
Su langa offt niht zwou.
Und wenn ih fröih mein Kaffee trink,
Und zünd mei Pfeifla oh,
Dau glab ih, daß ka Mensch niht leicht
Wos Bessers hob'n koh.

Und wenn ih af der Gass'n geih,
Su freih und Abendszeit,
Rauch ih mei Pfeifla a derzeu,
Und scher mih nix um d'Leut.
Denn kurz, wenn ih niht rauch'n thet,
So wörd's mer angst und bang.
Drum wörd's mer a, verzeih mer's Gott!
Offt in der Kirch glang.

Heidelberg, bei Mohr und Zimmer: **Des Knaben Wunderhorn.** Alte deutsche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserm Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden seyn, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

Würden dann diese Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton und Klangelement von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählig, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Theil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geschrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neuern Zeit, besonders in Deutschland, nichts zu existiren und zu wirken scheint, wenn nicht darüber geschrieben und wieder geschrieben und geurtheilt und gestritten wird, so mag denn auch über diese Sammlung hier einige Betrachtung stehen, die, wenn sie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigstens ihm nicht entgegenwirken soll.

Was man entschieden zu Lob und Ehren dieser Sammlung sagen kann, ist, daß die Theile derselben durchaus mannichfaltig charakteristisch sind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, sämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und

Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingiebt, zu charakterisiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Christlich zart, anmuthig.

Tell und sein Kind. (18.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, räthselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.

Jesaias' Gesicht. (20.) Barbarisch groß.

Das Feuerbesprechen. (21.) Räuberisch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Vagabuntisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todtentanzart, holzschnittmäßig, lobenswürdig.

Nachtmusikanten. (29.) Närrisch, ausgelassen, köstlich.

Widerspenstige Braut. (30.) Humoristisch, etwas fratzenhaft.

Klosterschen. (32.) Launenhaft verworren, und doch zum Zweck.

Der verlaute Ritter. (32.) Im real-romantischen Sinn gar zu gut.

Die schwarzbraune Hexe. (34.) Durch Ueberlieferung etwas confus, der Grund aber unschätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantisch.

Gastlichkeit des Winters. (39.) Sehr zierlich.

Die hohe Magd. (40.) Christlich pedantisch, nicht ganz unpoetisch.

Liebe spinnt keine Seide. (42.) Lieblich confus, und deßwegen Phantasie erregend.

Husarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit musterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Zuckt aufs Bänkelsängerische, aber nicht unfein.

Schürz dich Gretlein. (46.) Im Vagabundensinn. Unerwartet epigrammatisch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantisch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel-romantisch, gewaltsam.

Der Schreiber im Nord. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Erntelied. 55.) Katholisches Kirchentodesslied. Verdiente protestantisch zu seyn.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker, aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realistisch, wahrscheinlich modernisirt.

Liebesprobe. 61.) Im besten Handwerksburschensinne, und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Christlich, etwas zu historisch; aber dem Gegenstande gemäß und recht gut.

Das Rautensträuchelein. (69.) Eine Art Trümmer, sehr lieblich.

Die Nonne. (70.) Romantisch, empfindungsvoll und schön.

Reveille. (72.) Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann.

Fastnacht. (74.) Liebehaft, leise.

Diebsstellung. (75.) Holzschnittartig, sehr gut.

Wassersnoth. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung, überall das Rechte.

Tamboursgesell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes. Ein Gedicht, dem der Einsehende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. 79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. 80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderlich restaurirten Zustande.

Liebesdienst. (83.) Deutsch-romantisch, frommsinnig und gefällig.

Geht dir's wohl, so denk' an mich. (84.) Anmuthiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser. 86.) Großes christlich-katholisches Motiv.

Mißheirath. (90.) Treffliche, räthselhafte Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem anschaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmuthig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lebenswerth.

Kriegslied gegen Carl V. 97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweis't sie sich ungeduldig; sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgültig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen; und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand wird er anwenden seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beschränkt sich dieses in die nächsten und nothwendigsten Gränzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des Gemeinen heraus, so ist der Gemein-Verstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Region des Irrthums ist der Menschheit aufgethan.

Es geschieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vortheile die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachtheile verwandeln. Man kann deßhalb eine jede Institution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß alles was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Lessing, der mancherlei Beschränkung unwillig fühlte, läßt eine seiner Personen sagen: niemand muß müssen. Ein geistreicher frohgesinnter Mann sagte: wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müssens abgeschlossen zu

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabundensinne, gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abschied. (102.) Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Reidhard und seine Mönche. (103.) Ein Tillstreich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurze Weile. (110.) Deutsch-romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Bettelei der Vögel. (115. Gar liebenswürdig.

Die Gräuelhochzeit. (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lebenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (120.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (121.) Schön, sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prosa nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend, und doch herzinniglich.

Lindenschmidt. (125.) Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, ans Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

Drei Schwestern. (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der englische Gruß. (140.) Die anmuthige, bloß katholische Art christliche Mysterien ans menschliche, besonders deutsche, Gefühl herüberzuführen.

Vertraue. 141.) Seltsam, tragisch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation ins Gemeine gezogen; in diesem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. 145.) Recht gut, sentimentaler, aber lange nicht so gut, als der Tambourisgesell (78).

Pura. (146.) Schöne Fabel, nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei- und frohmuthig.

Ritter St. Georg. 151.) Ritterlich, christlich, nicht ungeschickt dargestellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage, hier fragmentarisch, ungenießbar.

Xaver. (157.) Sehr wacker, dem Charakter nach, doch zu wort- und phrasenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

Das Todaustreiben. (161.) Gar lustig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wer's Lieben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund aus.

Des Herrn Weingarten. 165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Cedrons Klage. (166.) Nicht eben so glücklich. Man sieht dieser Klage zu sehr den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Besser als das vorige, doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Lobgesang auf Maria. (174.) Auch diesem läßt sich vielleicht ein Geschmack abgewinnen.

Abschied von Maria. (178.) Interessante Fabel und anmuthige Behandlung.

Ehestand der Freude. (181.) Derblustig, muß gesungen werden, wie irgend eins.

Amor. (182.) Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahnungsvoll dem Gegenstande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

Husarenbraut. (188.) Nicht eben schlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein lieblich Begebniß zum Grund, zart und phantastisch behandelt.

Zwei Röselein. (190.) Ein Ereignen zwischen Liebesleuten, von der zartesten Art, dargestellt wie es besser nicht möglich ist.

Das Mädchen und die Hasel. (192.) Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.

Königstochter aus Engelland. (193.) Nicht zu schelten: doch spürt man zu sehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird gesungen herzerfreulich seyn.

Große Wäsche. (201.) Feenhaft und besonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht vom Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Pfauenart. (204.) Gute Neigung, bescheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) Aus Quodlibet streifend, dem tiefen und dunklen Sinne der Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten. 206. Süße Neigung.

Hüt' du dich. 207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville sehr gut.

Die mystische Wurzel. (208.) Geistreich, wobei man sich doch des Lächelns über ein falsches Gleichniß nicht enthalten kann.

Räthsel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß du so traurig bist. (210.) Streift ans Quodlibet, wahrscheinlich Trümmer.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der besten Art.

Der Wirthin Töchterlein. (213.) Höchst lieblich, aber nicht so recht ganz.

Wer hat dieß Liedlein erdacht. (213.) Eine Art übermüthiger Frage, zur rechten Zeit und Stunde wohl lustig genug.

Doctor Faust. (214.) Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt seyn.

Müllerstücke. (218.) Bedeutende Mordgeschichte, gut dargestellt.

Der unschuldig Hingerichtete. (220.) Ernste Fabel, lakonisch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein. (223.) Sehr gefällig romantisch. Das Reimgeklingel thut der Darstellung Schaden, bis man sich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (225.) Bedeutendes Motiv, kurz abgefertigt.

Martinsgans. (226.) Bauerburschenschaft, luſtig losgebunden.

Die Mutter muß gar seyn allein. (227.) Nicht recht von Grund und Bruſt aus, ſondern nach einer ſchon vorhandenen Melodie geſungen.

Der ſtolze Schäfersmann. (229.) Tiefe ſchöne Fabel, durch den Wiederklang des Vaudeville ein ſonderbarer, aber für den Geſang ein bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär. (231.) Einzig ſchön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig luſtig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bischen plump.

Käuzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernſtem, köſtlichem Sinn.

Weinſchröterlied. (235.) Unſinn der Beſchwörungsformel.

Maikäferlied. (235.) Deßgleichen.

Marienwürmchen. (235.) Deßgleichen, mehr ins Zarte geleitet.

Der verlorene Schwimmer. (236.) Anmuthig und voll Gefühl.

Die Prager Schlacht. (237.) Raſch und knapp, eben als wenn es drei Huſaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blumen nicht ſo entſetzlich ſatt hätte, ſo möchte dieſer Kranz wohl artig ſeyn.

Kuckuck. (241.) Neckiſch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weiſſenburg. (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht in Frieden und beim Ausmarſch erbaulich zu ſingen ſeyn. Im Krieg und in der erſten Nähe des Unheils wird ſo etwas gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg iſt gut.

Die Roſe. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Paſſender, ſeltſamer Vortrag zu confuſem und zerrüttetem Gemüthsweſen.

Drei Reiter. (253.) Ewiges und unzerſtörliches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu ſingen.

Herr von Falkenſtein. (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzenart.

Das römische Glas. (257.) Deßgleichen. Etwas räthselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick ins Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Ueber der Erde wird's einem zu dunkel dabei.

Herr Olof. (261 b.) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen confus machen will, so ist dieß ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter. (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moriz von Sachsen. (270.) Ein ahnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Aennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276. Sehr tüchtig, dem Lindenschmied zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) „Christ Gottes Sohn allhie" hätte durch sein Leiden wohl einen bessern Poeten verdient.

Dusle und Babely. Köstlicher Abdruck des schweizerbäuerischen Zustandes und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwei Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe. (282.) Das Weben und Weben der räthselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Oelberg. (283.) Diesem Gedichte geschieht Unrecht, daß es hier steht. In dieser, meist natürlichen Gesellschaft wird einem die Allegorie der Anlage, so wie das poetisch Blumenhafte der Ausführung unbillig zuwider.

Abschied von Bremen. (289.) Handwerksburschenhaft genug, doch zu prosaisch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind. (291.) Ein schönes Motiv, pfaffenhaft verschoben.

Der ernsthafte Jäger. (292.) Ein bischen barsch, aber gut.

Der Werkknecht. (294.) Bedeutend, seltsam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu schelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts, der so oft vorkommt: Così fan tutte und tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Gesang.

Das Weltende. (300.) Deutet aufs Quodlibet, läßt was zu wünschen übrig.

Bayerisches Alpenlied. (301.) Allerliebst, nur wird man vorherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint ist. Mit einem Dutzend solcher Noten wäre wohl manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen gewesen.

Jäger Wohlgemuth. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine christliche Cocagne, nicht ohne Geist.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübsch und sittig.

Jagdglück. (306.) Zum Gesang erfreulich, im Sinne nicht besonders. Ueberhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechseln.

Kartenspiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für fünfzehn Pfennige. (309.) Von der allerbesten Art einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschossene Kuckuck. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Kuckuck von einer viel bessern Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süße. Wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehen am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haßlocher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyrisch-episch-dramatischen Art.

Der Scheintod. (322.) Sehr schöne, weblausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde verirt werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten, aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschätzbarer sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pfluge. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drei Winterrosen. (339.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der schon in Bejarde vorkommt.

Der beständige Freier. (341. Echo, versteckter Todtentanz, wirklich sehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es scheint, falsche Ueberschrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann noch mag.

Lied beim Heuen. (345.) Köstliches Vaudeville, das unter mehreren Ausgaben bekannt ist.

Fischpredigt. (347. Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349. Wahr und derb, doch nahezu chronikenhaft prosaisch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger seyn.

Manschettenblume. (355.) Wunderlich, romantisch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358. Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen angethan, müssen ausgedrückt werden; sonst hat es keinen Sinn, daß er hängen soll.

Gegen die Schweizerbauern. (360.) Tüchtige und doch poetische Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in dessen Farbenspiel den Pfauenschwanz zu sehen glaubt, ist höchst revolutionär und treffend.

Kinder still zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Gesellschaftslied. (363. In Tillenart capital.

Das Gnadenbild. (366. Ist hübsch, wenn man sich den Zustand um einen solchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin. 371.) Frank und frech.

Verlorene Mühe. (372.) Treffliche Darstellung weiblicher Bethulichkeit und täppischen Männerwesens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum fest zuhalten.

Die schlechte Liebste. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reise. (375.) Hübsch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologischen Figuren das gläubige Publicum gar zweckmäßig zu beschäftigen und zu belehren wissen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut gesehen und mit Verdruß launisch dargestellt.

Abschiedszeichen. (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

Petrus. (382.) Scheint uns gezwungen freigeistisch.

Gott grüß euch, Alter! (384.) Modern und sentimental, aber nicht zu schelten.

Schwere Wacht. (386.) Zieht schon in das umständliche, klang- und sangreiche Minnesängerwesen herüber.

1) Jungfrau und Wächter. Gar lieblich, doch auch zu umständlich.

2) Der lustige Geselle. Ist uns lieber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht hier zu großen Contrast; denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen deutschen Balladenart.

4) Beschluß. Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter wohldargestellter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied. (397.) Barbarisch-pedantisch, und doch nicht ohne poetisches Verdienst.

Antwort Mariä auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigste von allen christlich-katholischen Gedichten in diesem Bande.

Staufenberg und die Meerfeie. (407.) Recht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug vertheilt. Würde zu kurz scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feierabend. (418.) In der Holzschnittsart, so gut als man es nur wünschen kann.

Mit dieser Charakterisirung aus dem Stegreif — denn wie könnte man sie anders unternehmen? — gedenken wir niemand vorzugreifen, denen am wenigsten, die durch wahrhaft lyrischen Genuß und ächte Theilnahme einer sich ausdehnenden Brust viel mehr von diesen Gedichten fassen werden, als in irgend einer lakonischen Bestimmung des mehr oder mindern Bedeutens geleistet werden kann. Indessen sey uns über den Werth des Ganzen noch folgendes zu sagen vergönnt.

Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur seyn kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehen, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begränzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prosa ein unverzeihliches Hinterstzuverderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsere ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublichen genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteristik sind wir einer Classification ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleistet werden kann, wenn mehrere dergleichen, ächte, bedeutende Grundgesänge zusammengestellt sind.

Wir kennen jedoch unsere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyrische, dramatische und epische Behandlung dergestalt in einander geflochten ist, daß sich erst ein Räthsel aufbaut, und sodann mehr oder weniger,

und wenn man will, epigrammatisch auflöst. Das bekannte: Dein Schwert, wie ists vom Blut so roth, Eduard, Eduard! ist besonders im Originale das Höchste, was wir in dieser Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, so wie aus allen vorliegenden schon gedruckten bald noch einen Band folgen zu lassen; wobei wir denn freilich wünschten, daß sie sich vor dem Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, so wie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich hüten mögen.

Brächten sie uns noch einen zweiten Theil dieser Art deutscher Lieder zusammen, so wären sie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meisten, Franzosen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiäner fast gar nicht, dieser Liederweise besitzen, auszusuchen, und sie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen selbst zu leistenden Uebersetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Kritik, selbst im höhern Sinn, auf diese Arbeit gewissermaßen bezweifelt, so finden wir noch mehr Ursache, eine sondernde Untersuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht ist, völlig ächt oder mehr und weniger restaurirt sey, von diesen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber sind im Sinne des Erfordernisses so sehr, als man es in späterer Zeit seyn kann, und das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als in sofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern deste ernstlicher ans Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur, worauf es denn

haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntniß des Menschen, von welcher Art sie auch sey, sein Thun und Lassen; deßwegen auch nichts schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen.

Es giebt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizei aufs Geziemende. Das Recht ist abwägend und entscheidend, die Polizei überschauend und gebietend. Das Recht bezieht sich auf den Einzelnen, die Polizei auf die Gesammtheit.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

Zweite Abtheilung.

Wenn der Mensch alles leisten soll, was man von ihm fordert, so muß er sich für mehr halten als er ist.

So lange das nicht ins Absurde geht, erträgt man's auch gern.

Die Arbeit macht den Gesellen.

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu seyn, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

---

doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geiſtreich erhalten.

Berlin, bei Unger: Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen, von Collin. 1802. 184 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafte Senſation, welche dieſes Stück bei ſeiner Erſcheinung erregte, iſt zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu ſpät ſeyn, noch ein ruhiges kritiſches Wort darüber auszuſprechen.

Der Verfaſſer hat bei der Wahl dieſes Gegenſtandes ſich ſehr vergriffen. Es iſt darin Stoff allenfalls zu einem Act, aber keineswegs zu fünfen, und dieſer eine Act iſt es, der dem Stücke Gunſt erweckt.

In dem erſten iſt Attilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beſchäftigt, die Lage der Sache und ſich ſelbſt zu exponiren, jedoch weiß ſie ſich unſere Gunſt nicht zu verſchaffen.

Wer den Entſchluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen ſoll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anſchauung dieſer ungeheuern ſpecifiſchen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger ſelbſt für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und ſolche Geſinnungen ſind es, die den einzelnen edlen Römer charakteriſiren; ſo auch die Römerin. Wir ſind die Lucretien und Cloelien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden ſchon ſo gewohnt, daß uns eine Attilia kein Intereſſe abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau ihren Mann für ſich und ihre Kinder aus der Gefangenſchaft zurückwünſcht. Indeſſen möchte das dem erſten Act hingehen, da von dem Colliſionfall, der nun ſogleich eintritt, noch nicht die Rede iſt.

Der zweite Act enthält nun den intereſſanten Punkt, wo Regulus mit dem carthagiſchen Geſandten vor dem Senat erſcheint, die Auswechſelung der Gefangenen widerräth, ſich den Todesgöttern widmet und mit ſeinem älteſten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, ſich auf ächt römiſche Weiſe unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Act fängt das Stück ſogleich an zu ſinken. Der puniſche Geſandte erſcheint wirklich komiſch, indem er den Regulus durch kosmopolitiſche Argumente von ſeinem ſpecifiſchen Patriotismus zu heilen ſucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar

jämmerlich gequält werden, indeſſen der Zuſchauer gewiß überzeugt iſt, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel ſchöner iſt die Lage Coriolans, der ſeinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Act iſt ganz müßig. Der Conſul Metellus bringt erſt einen Senator höflich bei Seite, der ſich des Regulus annehmen will, ferner beſeitigt er einen ſtockpatriciſch geſinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl ſagen abfahren, als dieſer ungeſtüm die Befreiung ſeines Vaters verlangt, und da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weiſe den Dolch auf den Conſul zückt, welcher, wie man denken kann, unerſchüttert ſtehen bleibt, und den thörichten jungen Menſchen gelaſſen fortſchickt.

Der fünfte Act iſt die zweite Hälfte vom zweiten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlaſſen will, der, damit es ja an modern dringenden dramatiſchen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durchs Stück wandelnden Dolchen zückt, und ſich zu durchbohren droht.

Wollte man dieſes Sujet in Einem Act behandeln, in dem man auf geſchickte Weiſe den zweiten und fünften zuſammenſchmölze, ſo würde es ein Gewinn für die Bühne ſeyn: denn es iſt immer herzerhebend, einen Mann zu ſehen, der ſich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt ſich niemand leicht ein Bedenken macht, um ſeines beſondern Vortheils willen das ſchönſte Ganze, wo nicht zu zerſtören, doch zu beſchädigen.

Hätte dieſer Gegenſtand unvermeidlich bearbeitet werden müſſen, ſo hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier, zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleiſchte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für ſich und ihre Kinder, ſondern auch für ihre Nächſten, für Vettern und Gevattern, einen Patron zu befreien und aufzuſtellen im Sinne hätte, ſo würde ſie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgeſtalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große untheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieſes Rom als ein geſpaltenes, als ein den Patriciern hingegebenes, als ein theilweiſe unterdrücktes, ſeine Hülfe forderndes Rom, in ſteigenden Situationen dargebracht hätte, ſo wäre doch ein augenblicklich wankender Entſchluß, ohne Nachtheil des

Helden, zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteien als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verfasser weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die römische Geschichte wohl studirt habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuern Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist; das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt sich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergestalt beherrschen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in seiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als störend erscheine.

So sieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfasser zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Paulus, der den Dolch gegen den Consul zuckt, durch ein geschichtliches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer schon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt seine Klage zurück zu nehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieser Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, so steht diese Anekdote gar wohl in einer römischen Geschichte; aber hier im Drama der junge Mensch, der gegen den Consul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den albernsten aller Streiche!

Wie die Einsicht des Verfassers in die römische Geschichte, so sind auch seine geäußerten theils römischen, theils allgemein menschlichen Gesinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meist etwas Richtiges; allein aus allen diesen einzelnen Theilen ist kein Ganzes entstanden.

So ist uns auch noch nicht bei dieser Beurtheilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden: denn man kann wohl sagen, daß keine Charaktere in dem Stück sind. Die Leute stehen wohl durch Zustände und Verhältnisse von einander ab, und meinen auch einer anders als der andere, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur

im rechten Sinne eine Gattung darſtelle. Da dieſes Stück übrigens Figuren hat, die den Schauſpielern zuſagen, ſo wird es wohl auf vielen deutſchen Theatern gegeben werden, aber es wird ſich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publicum nicht zuſagt, das die ſchwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünſchen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieſer Form gegangen iſt, daß der Theil, der dramatiſch darſtellbar und wirkſam iſt, für das deutſche Theater, das ohnehin auf kein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar ſo, daß der Verfaſſer oder ſonſt ein guter Kopf aus dem zweiten und fünften Acte ein Stück in Einem Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den deutſchen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Dresden, bei Gerlach: Ugolino Gherardesca, ein Trauerſpiel, herausgegeben von Böhlendorf. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erſtaunen ſetzt, ſo verehren die Menſchen eine ſolche Erſcheinung durch Anſchauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach ſeiner Fähigkeit; allein da ſie nicht ganz unthätig bleiben können, ſo nehmen ſie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern, welches nicht zu läugnen iſt, manchmal dadurch die Kunſt.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und ſeiner Kinder einſchließt, gehören mit zu dem Höchſten, was die Dichtkunſt hervorgebracht hat: denn eben dieſe Enge, dieſer Lakonismus, dieſes Verſtummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die ſtarre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerſtenberg kam auf den Gedanken, aus dieſem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Dante'ſchen Darſtellung durch jede Art von Amplification verlieren mußte, ſo faßte doch Gerſtenberg den rechten Sinn, daß ſeine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Ausſicht den Beſchauer hinhält, und innerhalb dieſer ſtockenden Maſſe einige Veränderung des Zuſtandes bis zur letzten Hülfeloſigkeit hervorzubringen weiß. Wir haben

ihm alſo zu danken, daß er etwas gleichſam Unmögliches unternommen und es doch mit Sinn und Geſchick gewiſſermaßen ausgeführt.

Herr B. war dagegen bei Conception ſeines Trauerſpiels ganz auf dem falſchen Wege, wenn er ſich einbildete, daß man ein politiſch-hiſtoriſches Stück erſt ziemlich kalt anlegen, fortführen und es zuletzt mit dem Ungeheuern enden könne.

Das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallenſteins Daſeyn nicht geſchrieben wären. In dem erſten Acte ſehen wir ſtatt des zweideutigen Piccolomini einen ſehr unzweideutigen Schelmen von Ghibellinſchem Erzbiſchof, der zwar nicht ohne Urſache, doch aber auf tückiſche und verruchte Weiſe den Guelfen Ugolino haßt; ihm iſt ein ſchwacher Legat des Papſtes zugeſellt, und der ganze erſte Act wird darauf verwendet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Acts erſcheint Ugolino auf dem Lande, von ſeiner Familie umgeben, ungefähr wie ein ſtiller Hausvater, deſſen Geburtstag man mit Verſen und Kränzen feiert. Sein älteſter Sohn kommt ſiegreich zurück, um die Familienſcene recht glücklich zu erhöhen. Man ſpürt zwar ſogleich einen Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrſchaft ſtrebt, der Sohn aber die ſogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger, zu lieben ſcheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeiſter von Piſa, um den auf dem Lande zauderaden, hypochondriſirenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entſtanden, wobei das Volk Ugoline's Palaſt verbrannt und geſchleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erſcheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeſchichte vorausſieht. Ugolino hat von dem Senatspalaſt Beſitz genommen, und ſucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaßen verſchieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt ſich, indem er einen Halbfreund von ſich treibt, des beſten Schutzes gegen ſeinen heimlichen Erzfeind, den Ghibellinen Ruggieri. Eine Scene zwiſchen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus dieſem Kreiſe kommen, endigt der dritte Act mit einer geſchmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino ſeine Gewaltheit

als Piſa's Fürſt zu trinken erlaubt. Der freiheitsathmende Franceſco tritt dagegen auf, wodurch ein widerſprechendes Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn ſich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zuſammenzuleſen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wahrſager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Geburtstagsſcene wird etwas trauriger wiederholt; endlich findet ſich Ugolino im Dom ein, um die Herrſchaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen und von dem ſchwankenden Volke verlaſſen wird.

Zu Anfang des fünften Acts treten auf einmal in dieſe proſaiſche Welt drei Schickſalsſchweſtern und parodiren die Hexen des Macbeth. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfaſſer der Leitung Gerſtenbergs mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerſtört, indem er die Hungerſcene zerſtückt und den Leſer wechſelsweiſe in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Biſchof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolino's Geiſt hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetiſche Idee treffe. Die hiſtoriſch-politiſch-pſychologiſchen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen geraden Sinn. Die Einleitung des triſten Ugolino'ſchen Charakters durch Erzählung ſeiner unglücklichen Jugend iſt gut. Jene oben erwähnte Situation, da ſich ein vorzüglicher Mann dadurch ins Unglück ſtürzt, daß er, Verſöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe, einen wenig diſſentirenden Freund verſtößt und ſich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatiſch intereſſant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieſes Stücks iſt gar nicht zu denken, um ſo weniger, als es nicht durch theatraliſche Vorſtellung, ſondern durch Lectüre Wallenſteins eigentlich entſtanden ſeyn mag.

Leipzig, bei Sommer: Johann Friedrich, Kurfürſt zu Sachſen, ein Trauerſpiel. 1804. 8.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Verfaſſer eines dramatiſchen Stückes vom Theater herunter oder auf das Theater hinauf ſchreibe.

Im erſten Falle ſteht er hinter den Couliſſen, iſt ſelbſt nicht gerührt, noch getäuſcht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuſchung hervorzubringen, und wird nach dem Maß ſeines Talentes, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leiſten. Im andern Falle hat er als Zuſchauer gewiſſe Wirkungen erfahren; er fühlt ſich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern ſeine paſſive Rolle mit einer activen vertauſchen, und indem er die ſchon vorhandenen Masken und Geſinnungen bei ſich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen ſucht, bringt er nur etwas Secundäres, nur den Schein eines Theaterſtücks hervor.

Ein ſolches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wallenſtein'ſche Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier iſt auch ein unſchlüſſiger Held, der ſich aber doch, geſtärkt durch ſeinen Beichtvater, mehr auf den proteſtantiſchen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier iſt auch ein Verräther, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüſtung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bayard'ſchen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallenſteins Lager kommen. Ferner giebt es einige tückiſche Spanier, wie man ſie ſchon mehr auf dem deutſchen Theater zu ſehen gewohnt iſt, und Carl der Fünfte zeigt ſich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweideutigkeit des nachherigen Kurfürſten Moriz kann gar kein Intereſſe erregen.

Ungeachtet aller dieſer fremden Elemente lieſt man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatſachen, auf die der Verfaſſer in der Vorrede ſo großen Werth legt, etwas Unverwüſtliches und Unverpfuſchbares haben. Nicht weniger bringt die Phantaſie aus der bekannten Geſchichte eine Menge Bilder und Verhältniſſe hinzu, welche das Stück, wie es da ſteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück: daß es kurz iſt. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht läſtig, weil ſie uns nicht lange aufhalten; die Situationen, wenn gleich nicht kunſtmäßig angelegt, gehen doch geſchwind vorüber, und wenn ſie an Nachahmung erinnern, ſo ſind ſie auch ſchon vorbei, indem ſie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sey, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt seyn möchte.

Hakamar, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung: Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen, 1803. 107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; in wiefern er Original sey, läßt sich schwer entscheiden: denn vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Voſſens Luise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser recht gut, doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben, und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Klasse mit allen andern gemein hat, Kaffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu sehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man sagen, er sey nur mit den Augen und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Försters der Geliebte seiner Tochter einen Wolf schießt, und dadurch zur Versorgung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht, doch bleibt immer die Charakteristik der Behandlung zu schwach. Der Verfasser hätte durchaus bedenken sollen, daß es in der Familie des Försters Wolfheim lebhafter und rascher zugehen müsse, als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig ist übrigens die Darstellung und Benutzung des felsigen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwei letzten Gesängen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Schritt, eine glückliche Darstellung dessen, was geschieht, nicht zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verse sind ganz abscheulich. Der Verfasser, indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der innern Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder

gedacht, noch mit irgend einem Wiſſenden ſich beſprochen. Was ihm von den Verſen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne ſich eines Geſetzes, einer Regel bewußt zu ſeyn.

Sollen wir alſo die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob ſeine Muſe Freunden der Dichtkunſt wohl ein äſthetiſches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, ſo ſagen wir: er lerne zuerſt Hexameter machen, welches ſich denn wohl jetzt nach und nach wird lernen laſſen; wie viel Zeit es ihm auch koſten ſollte, ſo iſt es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beſchreibenden Theil, erhöhe den handelnden, erſetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Beſondere; ſo wird ſich alsdann deutlicher zeigen, ob er in dieſem Fache etwas leiſten kann: denn jetzt muß man den beſten Willen haben, und eine Art von Sonntagskind ſeyn, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menſchengeſtalt durch eine von Warzen, Flecken, Borſten und Unrath entſtellte Oberhaut durch zu ſehen.

Mannheim, in Commiſſion bei Schwan und Götz: Athener, ein Gedicht in ſechzehn Geſängen. Neue verbeſſerte Ausgabe. 1804. VIII. übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Als wir dieſes Gedicht mit Sorgfalt zu leſen anfingen, uns durch den jedem Geſange vorgeſetzten Inhalt mit dem Ganzen und ſeinen Theilen bekannt zu machen und in der Ausführung ſelbſt vorwärts zu dringen ſuchten, haben wir ein ganz eigene Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie ſie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Incongruentes und alſo ſeiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen ſteht. Nach einigem Beſinnen erinnerten wir uns ſchon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palaſt des Prinzen Pallagonia beſuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern ausſtaffirt iſt, ſondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur ſorgfältig alle horizontalen und verticalen Linien vermieden ſind, ſo daß alles im Stehen ſogleich einzuſtürzen ſcheint. Geſtärkt durch dieſe Reflexion wagten wir dem Helden Athener nochmals ins Geſicht zu ſehen, fanden uns aber um nichts

gebeſſert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zuſammen bringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetiſche Schriften ſtückweiſe in eine Hexenpfanne neben einander ſetzte, und ſodann über einem gelinden Feuer ſo lange ſchmorte, bis Naturell, Geiſt, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenſchaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Maſſe mit einem Löffelſtiel einigermaßen durcheinanderzöge, und einen ſolchen Brei, der faſt für ein **Caput mortuum** gelten kann, völlig erſtarren und erkalten ließe, ſo würde ungefähr ein Athener entſtehen. Da jedoch der Fall von der Art iſt, daß wir nicht wiſſen können, ob unſere Empfindung bei dieſem Werk nicht vielleicht idioſynkratiſch ſey, ſo wünſchten wir, daß einer unſerer kritiſchen Collegen durch umſtändlichere Unterſuchung unſere Meinung zu beſtärken oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzeſten und gerathenſten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek deutſcher Art und Kunſt ſich angeſchafft hat, auch dieſem Athener einen Platz gönne: denn es iſt doch auch kein geringer Genuß, wenn man ſich nach Belieben beim Aufſchlagen eines Buchs einen ſolchen äſthetiſchen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu dieſem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht ſeyn mag, ein für allemal herabſetzen.

---

1. Berlin, bei Unger: **Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, von ihr ſelbſt geſchrieben.** 1806. 384 S. gr. 8.
2. Ebendaſelbſt: **Melanie, das Findelkind.** 1804. 252 S. kl. 8.
3. Lübeck, bei Bohn: **Wilhelm Dument, ein einfacher Roman von Eleutherie Helberg.** 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Nicht um dieſe drei Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir ſie hier zuſammen, ſondern weil ſie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil ſich auch an ihnen einiges gemeinſam zu tadeln finden wird. Sie ſind ſämmtlich mehr verſtändig als paſſionirt geſchrieben; keine heftigen

Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Creme daraus werden wolle.

Es ist weit eher möglich sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irrthum befangen ist, als eines das Halbwahrheiten sich vorspiegelt.

Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten kommt aus der Pfuscherei her: denn wer pfuscht, darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar nichts.

Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.

Die größte Achtung, die ein Autor für sein Publicum haben kann, ist, daß er niemals bringt was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich halt.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre kann es jeder bemerken, wenn ich lüge nicht.

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistes-Freiheit fehlt.

Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel; alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Ansicht des Lebens.

1) Der Heldin dieses Romans gebührt in sofern der Name einer schönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenntnisse einer Amazone überschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre: denn es zeigt sich uns wirklich hier eine Männin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene eine strenge Erzjungfrau war und blieb, so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau, eine Virgo im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus tüchtig, vernünftig und verständig zusammenhangend; das Romaneske darin besteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einsicht in die Welt und ihr Wesen; die Reflexionen sind meistens tief, geistreich, überraschend.

Hatte der Verfasser sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgezeichnet, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug gestellt, daß theils durch Uebereinstimmung, theils durch Conflict eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halb fremden und halb nahen Verhältnisse, diese Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Personen zusammen leben, ist so glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Gesetzheit entstehen. Das Kleeblatt wird in eine deutsche große Residenz versetzt, und der Zögling wächst zum Frauenzimmer heran. Von der Musik wird sie abgeschreckt,

weil der Meiſter einen kriechenden, ſchmeichleriſchen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art wie der Meiſter ihren Körper techniſch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die franzöſiſche Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen ſich ihrer; von Shakſpeare will ſie nichts wiſſen. Eine ſtille Mildthätigkeit ſieht man gern in der Nachbarſchaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältniſſe zu Alten und Jungen ſind ſehr gut geſchildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höhern Abkunft zuſchreibt. Sie wird neugierig zu erfahren, woher ſie entſprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer ſolchen wird ihr abgeſchnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieſer Geſchichte, daß ein ſo romanenhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leſer über dieſen Punkt aufgeklärt werden.

Was unſere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, iſt, daß ſie ungeachtet ihrer Selbſtſtändigkeit, ſich immer an Freundinnen anſchließt und ſich ihnen gleichſam ſubordinirt. Sie findet ſich mit Adelaiden zuſammen, einem von den Mädchen der neuern deutſchen Zeit, die an Talente und an ein Romantiſches im Leben Anſprüche machen. Ein ſehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieſer Freundin kommt an, die ganze kleine Frauenſocietät bewirbt ſich um ihn; ihm iſt keine Neigung einzuflößen, ſein Eigenthümliches bleibt verſchloſſen; doch erweckt er in beiden Freundinnen die Luſt an italiäniſcher Poeſie. Sie werden hingeriſſen, und mit viel Glück iſt die Liebe durch das Element einer ſo liebevollen Dichtkunſt eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verſchloſſenen Jüngling nicht klug werden, bis ſich endlich zeigt, daß ihm Friedrich II als Idol vorſchwebt, und daß er keinen Wunſch hat als unter einer ſo großen Natur mit thätig zu ſeyn.

Der ſiebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, ſteht als ernſtes Bild innerhalb des weiblichen Kreiſes. Der junge Held und die Amazone nähern ſich auf eine würdige Art, erklären ſich wechſelſeitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft, und ſcheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darſtellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwickelung ihrer

Aeußerungen, die Folgen des Verluſtes ſind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buchs kehrt unſere Heldin zur Geſellſchaft zurück. Sie findet ſich da in einigem Mißverhältniß, weil ſie etwas Beſſeres beſeſſen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, iſt vielen Bewerbungen ausgeſetzt; ihre Geſinnungen beſtimmen ihr Schickſal. Wie ſie irrt, fehl greift und endet, iſt flüchtig aber ſicher gezeichnet.

Nun wird unſere Freundin an einen kleinen deutſchen Hof zu einer jungen Prinzeſſin berufen. Hier wird ſchon merklicher, wie ſie ihre Individualität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten ſucht. Sie entfernt ſich von Tanz und Spiel, qualificirt ſich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzeſſin durch Geſinnungen und Kenntniſſe. Das Hofweſen iſt überhaupt ſehr läßlich behandelt, nnd die Oberhofmeiſterin mit wenigen Zügen lebhaft dargeſtellt.

Der Pflegvater ſtirbt, und die Prinzeſſin wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier ſieht es ſchon nicht ſo heiter aus, als an dem erſten. Vater und Mutter ſind beide bigott und abergläubiſch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgiebt. Die Charaktere und Stellungen derſelben gegen einander zeugen von vieler Welt- und Menſchenkenntniß des Verfaſſers. Der Urſprung des Mißklangs, der zwiſchen dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin entſteht, iſt wohl entwickelt. Eben ſo glücklich iſt das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von ſtiller Uebereinkunft leben, über gewiſſe Dinge nicht zu ſprechen, wodurch ſie aber, bei fortſchreitenden Verhältniſſen, beide eingeklemmt werden.

Wir ſehen hier einen kleinen deutſchen Hof, gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geſchildert. Der Hofcapellan und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgeſtellt.

Die Freundinnen erklären ſich, gewinnen Luſt bei einem einſamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die ſpaniſche Literatur gefällt ſich zur italiäniſchen. Sie werden zur Betrachtung des Kunſtſchönen hingezogen. Sie ſuchen es ſich anzueignen. Es entſteht in der Seele der Erbprinzeſſin ein idealer Zuſtand, der ſich nicht mehr als billig gegen das Phantaſtiſche hinneigt. Der Winter ruft ſie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltſamer und roher Hand, entfernt der fürſtliche Vater die erſte Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzeſſin. Die Amazone und der Kammerherr ſollen dieß bewirken. Da aber jene eine höhere, dieſer eine niedere Anſicht hat, ſo verſtehen ſie ſich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige ſetzt ſich in Bewegung, und ſie entfernt ſich. Die Darſtellung dieſer ganzen letzten Epoche iſt beſonders gut gelungen.

Unſere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt ſich in ihrer Einſamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzeſſin nähert ſich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog ſtirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, ſchlägt eine Stelle als Oberhofmeiſterin aus, und entfernt ſich wieder. Das Mißverhältniß zwiſchen dem jungen Herzog und ſeiner Gemahlin wächst, und dieſe weiß einen Reiſeplan durchzuſetzen.

Zu Anfang des dritten Buches reiſen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortſetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradoxe Invective gegen die Schweizer überraſcht. Nun geht es nach Italien; und hier hat der Verfaſſer den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menſchen in Verhältniß zu ſeinen erdichteten Perſonen zu bringen; welches um ſo eher geſchehen konnte, als er ſich ſchon früher dieſes Mittels bedient hatte, und überhaupt nicht ſo weit aus der Wirklichkeit hinausgeſchritten war, daß er ſich nicht mit wirklichen Perſonen, die etwas Romantiſches in ihrem Charakter und Lebensweiſe hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in ſeinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gern auch in dieſer Geſellſchaft noch einmal leben und wirken ſehen. Genuß und Betrachtung wechſeln ab. Nation, Kunſt und beſonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und ſtirbt.

Unſere einſame Freundin macht in Piſa eine neue weibliche Bekanntſchaft. Man reiſt nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältniß zu Emigrirten, zieht ſich glücklich aus der Schlinge, begiebt ſich auf einen Landſitz, und beſchließt ſeine Bildung durch deutſche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantiſch geſchrieben, und auf

Ueberraſchung berechnet wäre, würde man einen ſchlechten Dienſt erzeigen, wenn man ſeine Fabel auszöge, wie wir es bei dieſem gethan. Wenn wir aber verſichern können, daß dieſer zwar einfache, doch kunſtreiche Canevas mit verſtändigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfaſſer belebt worden, ſo werden wir das Verlangen derer, die dieſes Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen, und der Beiſtimmung ſolcher, die es geleſen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologiſch, vielleicht auch nicht ganz äſthetiſch ſeyn kann, ſo iſt um deſto mehr ein Wort über die verſtändige und ſittliche Wirkung dieſer Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen ſeines eigenen Lebens durchgeht, ſo erinnert man ſich wohl ſolcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, iſt: Wie kann ein Frauenzimmer ſeinen Charakter, ſeine Individualität gegen die Umſtände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geiſt- und gefühlvolle Frau ſie durch ein Weib beantworten laſſen.

Aber das gegenwärtige Buch iſt nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es leſen. Was werden ſie daraus nehmen? Gar manches werden ſie daraus nehmen. Wozu ſie es aber, nach des Recenſenten Rath, nutzen könnten und vielleicht ſollten, wäre, ſich zu überzeugen, daß das Problem auf dieſe Weiſe nicht zu löſen iſt. Der Verfaſſer, um ſeine Amazone ſelbſtſtändig zu erhalten, muß ſie ohne Vater und Mutter entſpringen laſſen. Er kann ſie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf beſtimmt iſt, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leiſten hinbringen. Sie iſt weder Tochter noch Schweſter, noch Geliebte noch Gattin, noch Mutter, und ſo kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter vorausſehen. Da ſie denn aber doch zuletzt nicht allein ſeyn kann, ſich irgendwo anſchließen, und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrſchen muß, ſo läuft ihre ganze Exiſtenz auf eine Geſellſchaftsdame und Hofmeiſterin hinaus, auf ein Daſeyn, das ſich ein Frauenzimmer nicht leicht wünſchenswerth vorſtellen möchte.

Scheinen wir durch dieſe Betrachtungen ein Buch, das wir bisher geprieſen, gleichſam zu vernichten, ſo glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder ins gleiche zu bringen. Jeder Menſch, das Weib

ſo gut als der Mann, will ſeine Individualität behaupten, und behauptet ſie auch zuletzt, nur jedes auf ſeine Weiſe. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wiſſen ſie ſelbſt am beſten, und wir brauchen ſie es nicht zu lehren. Es iſt aber immer angenehm und nützlich, und giebt zu den intereſſanteſten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen ſuchen würde, wenn ſie männlich geſinnt wäre. Wir empfehlen alſo dieſes Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen iſt; aber keineswegs, daß ſie daraus die Mittel lernen ſollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag ſich jede nach dieſem Bilde ſelbſt prüfen und examiniren; ſie mag mit ſich über die Mittel rathſchlagen, deren ſie ſich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und ſie wird ſich meiſt mit der Amazone in Widerſpruch finden, die eigentlich nicht als ein Muſter, ſondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn ſteht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) Melanie hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier iſt ein Findelkind; das Geheimniß ſeiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntſchaft des Leſers mit derſelben vorzüglich gerechnet iſt.

Charaktere und Begebenheiten ſind im guten Sinne romanhaft. Jene ſind immer in dem Zuſtande, in welchem ſich die wirklichen Menſchen ſelten befinden; dieſe ſind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zuſammengedrängt.

Das Dargeſtellte iſt ſich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der obern Stände ſind wie aus der Ferne, mit einer Art von Reſpect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebuliſtiſch gezeichnet; dagegen die der mittlern und untern Stände ſcharf und ohne Neigung umriſſen ſind, oft überladen, ins Häßlichſte und Gemeinſte übergehend. Aus dieſer Behandlung entſteht ein Zwieſpalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Leſers.

Doch zeigt die Verfaſſerin im Ganzen genugſame Weltkenntniß, und man kann nicht läugnen, daß ihr die irdiſchen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig ſind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen anſprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beiſpiel giebt. Unter den mehr poetiſchen Figuren findet

ſich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern ſieht; nur fehlt es ihr an dem Ingredienz von Geiſt, durch den ſich die erſte eigentlich bei uns einſchmeichelt.

Das Ganze iſt im Romanſinne geſchickt genug aufgebaut und gefügt, die Expoſition prägnant und viel verſprechend, der Einſchritt gefällig; das Intereſſe nimmt zu, die Erwartung wird geſpannt und die Auflöſung überraſcht. Als Buch iſt es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal ausleſen; und es wird jeden, der dieſe Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) Dümont verdient den Namen eines Romans, doch in einem andern Sinne als das vorhergehende Werk; auch nennt ihn die Verfaſſerin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren ſind mehr ideell als phantaſtiſch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengeſetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Geſtalten. Der Hauptfiguren ſind drei. Die Umgebung iſt nicht überhäuft und gut in Abſtufungen vertheilt. Von der Fabel läßt ſich ſo viel ſagen. Ein Hof- und Weltmann, ſchon in gewiſſen Jahren, fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt ſeine Hand an, ohne recht zu wiſſen, was ſie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund iſt, eines Bruders Glück zu befördern, für den allein ſie bisher gelebt. Unglücklicherweiſe macht in eben dem Augenblick ein junger, liebenswürdiger, aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntſchaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Arges darin, ſich dieſem Umgang hinzugeben. Sie treibt es aber doch in aller Unſchuld ſo weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an ſeinen Tod durch allerlei Künſte auseinander hält. Bruder und Liebhaber verlieren ſich indeſſen in der weiten Welt, und die Schöne macht ſich auf ſie zu ſuchen.

Schade, daß dieſes glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reiſt zu ruhig, ſie zieht faſt nur Erkundigungen ein, und läßt ſich die gehofften Freunde mehr vom Schickſal und Zufall entgegen bringen, als daß ſie ſolche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzuſtellen wäre geweſen ein leidenſchaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Verareifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was ſonſt noch alles aus der Situation herfließt. Das iſt aber leider nicht geſchehen. Deſſenungeachtet begleitet

man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neuern Bekanntschaften, recht gerne, und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das in diesen Werken theils gemeinsam, theils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben, so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung aufs Leben, symbolisch dargestellt wird, so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter auch wohl Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen; und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Literatur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt, als in das Leben anderer Nationen, so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken, daß er, als eine Art von Poeten, keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz ihren Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Cultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt, so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und, nach der Anlage des Ganzen, ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethe's natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine

Epoche derſelben ſymboliſch vorſtellen, ſo hätte doch der Verfaſſer zu ſeinem eigenen Vortheile ſicherer gehandelt, wenn er den geiſtigen Sinn der Werke ſeiner Zeit dargeſtellt, und, wie die beſſern ſelbſt thun, auf einen unendlichen Fortſchritt hingedeutet hätte, als daß er ſich an ein beſonderes Gedicht hält, und dadurch den Widerſpruch aufreizt, da er am Schluſſe ſeines Werks jedermann befriedigen und, wo es nöthig wäre, mit ſich verſöhnen ſollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfſchütteln bemerken können, daß die anmuthigen und lieberollen Naturen, die in dem Roman unſerer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, ſich als Anti-Naturphiloſophen ankündigen, und bei dieſer Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man ſich mit ſo einem Geſichtchen von Politik unterhalten?“ ſagte der Herzog Regent zu einer ſeiner Geliebten, indem er ſie vor den Spiegel führte; und ſo möchte man auch zu Adelaiden dieſes Romanes ſagen: Sollte man mit ſo viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebensluſt an Philoſophie überhaupt, geſchweige an Naturphiloſophie, denken? Das Beſte bleibt dabei, daß ſie ſelbſt fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche ſie gegen Wilhelm Meiſter gefaßt, wollen wir derſelben weniger verargen; doch wünſchten wir, die Verfaſſerin hätte anſtatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanhelden ſelbſt, etwa mit ſeinem größer gewordenen Felix, auftreten laſſen, da ſich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfaſſerin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie iſt überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und ſtört ihren wohlwollenden Leſer ohne Noth, wenn ſie unverſehens irgend ein Gänschen von Leſerin anredet, ſich einen abgeſchmackten Einwurf machen läßt, und ihn auf eine nicht freundliche Weiſe beantwortet.

Aber das Schlimmſte kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über deutſche Literatur heftige Debatten entſtehen. Fürſtin Aurora iſt von der ältern Schule. Uz, Hagedorn, Kleiſt, Matthiſſon und Hölty werden ausſchließlich mit Enthuſiasmus genannt, wohl gar geſungen; wobei denn freilich ſcheint, daß die gute Fürſtin in einer gewiſſen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren und ihre Muſikalien anzufriſchen. Zunächſt nehmen ältliche Damen unſern Wieland

in Schutz, und leſen Teſtimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübſchen jungen Prinzeſſin, weil ſie ihn nicht fleißig ſtudirt, ſehr übel mitgeſpielt. Die Baroneſſe hingegen, ſeine Gönnerin, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeiſterin erklärt. Den Decan des deutſchen Parnaſſes könnte es denn doch wohl freuen, wenn er ſeinen großen Einfluß auf Beſetzung der erſten Hofſtellen vernähme.

Sollten denn aber geiſtreiche und talentvolle Frauen nicht auch geiſt- und talentvolle Freunde erwerben können, denen ſie ihre Manuſcripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöſcht würden, und nichts in einem ſolchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Weſen, den romantiſchen, herzerhebenden Anſichten, der anmuthvollen Darſtellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften ſo reichlich beſitzen, ſich als ein läſtiges Gegengewicht anhängen dürfte!

Almanach für Theater und Theaterfreunde, auf das Jahr 1807, von August Wilhelm Iffland.

Herr Friedrich Nicolai — denn dieſer unermüdliche Greis zeigt ſich auch als Mitarbeiter dieſes Almanachs thätig — läßt ſich S. 48 alſo vernehmen: „Ich habe den Hamlet von Brockmann und Schröder ſpielen ſehen, von beiden meiſterhaft und nur in den finſtern Nüancen verſchieden. Durch ſolche lebendige Vorſtellungen ſchaut man heller in die Tiefen von Hamlets Charakter, als durch alle Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler herunter, ſo viel Verdienſt ſie auch haben, welches ich ihnen keineswegs abſprechen will.“

Wollten wir dem Beiſpiel dieſes trefflichen Mannes folgen, ſo würde unſere Recenſion ſehr kurz und zwar folgendermaßen ausfallen.

Könnten wir die beiden liebenswürdigen Künſtlerinnen, Friederike Bethmann und Louiſe Fleck, auf dem Berliner Theater nur in einigen Vorſtellungen ſehen, und uns auch an dem gegenwärtigen Spiel des trefflichen Iffland wenige Abende erfreuen, ſo wollten wir die zwölf Kupfer und dieſen ganzen Almanach, dem wir übrigens ſein Verdienſt nicht abſprechen, gern entbehren, beſonders wenn wir unſern Genuß mit jungen, hoffnungsvollen Schauſpielern theilen könnten, denn dieſe würden an ſo unſchätzbaren lebendigen Darſtellungen weit mehr lernen; ſie würden ſich

Iſt denn die Welt nicht ſchon voller Räthſel genug, daß man die einfachſten Erſcheinungen auch noch zu Räthſeln machen ſoll?

Das kleinſte Haar wirft ſeinen Schatten.

Was ich in meinem Leben durch falſche Tendenzen verſucht habe zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunſt, vorzüglich wenn ſie von Demuth begleitet wird.

Vor dem Gewitter erhebt ſich zum letztenmale der Staub gewaltſam, der nun bald für lange getilgt ſeyn ſoll.

Die Menſchen kennen einander nicht leicht, ſelbſt mit dem beſten Willen und Vorſatz, nun tritt noch der böſe Wille hinzu, der alles entſtellt.

Man würde einander beſſer kennen, wenn ſich nicht immer einer dem andern gleichſtellen wollte.

Ausgezeichnete Perſonen ſind daher übler dran als andere; da man ſich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

In der Welt kommt's nicht drauf an, daß man die Menſchen kenne, ſondern daß man im Augenblick klüger ſey als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktſchreier geben Zeugniß.

---

das Rechte der Kunst weit reiner eindrücken; sie würden zu dem Wahren und Schönen weit lebhafter entzündet werden, als es hier durch mehr oder weniger kümmerliche Nachbildungen, Raisonnements, Aphorismen und Anekdoten geschehen kann.

Allein wir sind billiger und versichern vor allen Dingen, daß dieser Almanach, wie er ist, in die Hände aller Schauspieler und aller Theaterfreunde Deutschlands, d. h. also doch wohl der größten Mehrzahl gebildeter Personen zu gelangen verdient; verdient, daß das Publicum eine Unternehmung begünstige, die von Jahr zu Jahr bedeutender, erfreulicher und nützlicher werden kann.

Dabei ist es aber wohl der Sache gemäß, und wird dem Herausgeber gewiß angenehm seyn, wenn man einige Erinnerungen hinzufügt, welche den Zweck der Verbesserung und Veredlung dieser Arbeit herbeiführen können.

Zuvörderst also bleibe unverhohlen, daß wir die Porträte beider Frauenzimmer sehr angenehm und, in sofern wir sie beurtheilen können, sehr ähnlich finden; nicht so glücklich sind die ganzen Figuren der Thekla und Phädra, welche eher als faltentragende Gliederpuppen anzusehen sind. Die sechs Kupfer, welche Herrn Iffland dreimal als Franz Moor und dreimal als Geheimerath im Hausfreunde vorstellen, haben eben so wenig unsern Beifall, nur aus einer andern Ursache, die wir hier kürzlich andeuten, indem wir die Erklärung gedachter Kupfer und den dritten Aufsatz S. 50, über Darstellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne, zusammennehmen.

Daß Herr Iffland in seiner Jugend die Rolle des Franz Moor zuerst auf dem deutschen Theater gespielt, ja man kann sagen, geschaffen, gereicht ihm zur Ehre, um so mehr als der Verfasser selbst in späterer Zeit von jenen Darstellungen mit Enthusiasmus sprach. Daß Herr Iffland in der Folge, da mit dem Lauf der Jahre seine Gestalt ein würdiges Ansehen erlangte, diese Rolle fortspielte, und sie nach seiner Persönlichkeit modificirte, auch das ist dankenswerth: denn jeder wird sich mit Bewunderung an die Art erinnern, wie sich der weise Künstler bei dieser Gelegenheit aus der Sache zieht. Daß man ferner diese Individualität in einem ihr nicht mehr ganz angemessenen Charakter in Kupfer steche und für künftige Zeiten bewahre, ist löblich, und für einen Geschichtschreiber des deutschen Theaters höchst interessant.

Wenn man aber Abhandlungen über Abhandlungen ſchreibt, um zu zeigen, daß Franz Moor ſo geſpielt werden müſſe, ſo kann man ſich keineswegs den Beifall des eigentlichen Theaterfreundes verſprechen. Soll jene erſte Exploſion des Schiller'ſchen Genies noch ferner auf den deutſchen Theatern ihre vulcaniſchen Wirkungen leiſten, ſo laſſe man dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren, und muntere die Schauſpieler nicht auf, einzelne Theile gegen den Sinn des Verfaſſers zu behandeln: denn was einem Iffland erlaubt iſt, iſt nicht jedem erlaubt; was ihm gelingt, gelingt nicht jedem.

Denn eigentlich wird jene rohe Großheit, die uns in dem Schiller'ſchen Stücke in Erſtaunen ſetzt, nur dadurch erträglich, daß die Charaktere im Gleichgewicht ſtehen. Nimmt man aber aus der Gruppe ſo vieler fratzenhaft gezeichneten und grell gemalten Figuren die Hauptfigur, deren Bildung und Colorit alles andere gleichſam überſchreit, bedächtig heraus, entkleidet ſie von ihrer phyſiſchen Häßlichkeit, vertuſcht ihre moraliſche Abſcheulichkeit: ſo fällt der Verdruß, der Haß auf die übrigen Figuren, die neben jener als Halbgötter erſcheinen ſollen; das Kunſtwerk iſt in ſeinem tiefſten Leben verletzt, die gräßliche Einſtimmung verloren, und das, was uns Schauder erregen ſollte, erregt nur Ekel.

Auch was die Figur ſelbſt betrifft, was gewinnt man dabei? Gereicht's dem Teufel zum Vortheil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt, ja zum Ueberfluß ihn etwa engliſirt? Dem Auge, das nach Charakter ſpäht, erſcheint er nunmehr als ein armer Teufel. So gewinnt man auch bei einer ſolchen Behandlung des Franz Moor nur das, daß endlich ein würdiger Hundsfott fertig wird, den ein ehrlicher Mann ohne Schande ſpielen kann.

Den Hausfreund haben wir nicht aufführen ſehen; doch dünkt uns, der Charakter und die Situationen, in denen er erſcheint, ſind für die bildende Kunſt keineswegs geeignet.

Gottlieb Hillers Gedichte und Selbſtbiographie. Erſter Theil 1805.

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entſchiedenen, mannichfaltigen Charakters ohne ausgebildetes Talent erfreuten,

so finden wir hier, in umgekehrtem Sinne, ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Charakter. Jede frische Quelle, die aus dem Gebirg hervorsprudelt, jeder ursprüngliche Wasserfall, der ärmere wie der reichere, hat seinen besondern Charakter; so auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit ergötzen. Aber hier sieht man nur den Theil eines breiten Wassers, das ins Meer geht, einen schmalen Arm halb versandet, wie seine Gesellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum sollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der schwächsten Seite, von der poetischen her, betrachten? Beseitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch schon in Hillers Passe steht, und halten uns an die Person. Denn wie man sich sonst gegen den Menschen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poesien liefert, so muß man es hier der Poesie recht lebhaft verdanken, daß sie uns mit einem wackern Menschen bekannt macht.

Geboren in einem engen, ja einem niedern Kreise, zeichnet er sich aus durch technische Fähigkeit, ruhiges, redliches Anschauen der Gegenwart, durch manches Talent, das sich auf Wort und Rede bezieht, durch praktischen Sinn, ein tiefes sittliches Gefühl, durch ein à plomb auf sich selbst, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug, von mehr als Einer Seite als eine musterhafte Natur. Die Anmuth, womit er seine Persönlichkeit, sein Talent, seine Fortschritte gewahr wird, ist durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewissen aller Gebildeten auf, ob sie sich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle so viel Mäßigkeit des Selbstgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze seiner Gesichtsbildung, die dem Bändchen vorgeheftet ist, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radirt, kann als höchst interessant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die silenenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale, mit denen Sokrates verglichen wird; und wir läugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menschen, wie ihn seine Lebensbeschreibung, seine Gedichte darstellen, etwas Sokratisches zu finden glauben. Der Gerad- und Rechtsinn, das derbe, tüchtige Halten auf einer verständigen Gegenwart, die Unbestechlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Lehrhaftiges, ohne schulmeisterlich zu seyn, und was sich jeder selbst aus dem Büchelchen entwickeln mag, dem diese Aeußerung nicht ganz parador vorkommt, entschuldigen wenigstens diese Ansicht.

Kommt Hillern aber dieß alles als Menſchen zu ſtatten, ſo verliert er dagegen gerade hierdurch nur deſto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige ſich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin Viertelſtunden lang getroſt in die ſchönen Augen ſieht, ſo ſoll er deßhalb nicht geſcholten, ſondern glücklich geprieſen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte ſich ganz anders in der Nähe der Majeſtät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnt, die mit der ruhigen Perſönlichkeit eines Monarchen ſich einem Privatmann gegenüberſtellt. Ein einziger Blick aus ſolchen Augen hätte ihm genügt; in ihm wäre ſo viel aufgeregt worden, daß ſein ganzes Leben ſich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die ſich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu ſich heraufzogen, ſo bewundert man, ſo erfreut man ſich an der Humanität im beſten Sinne des Wortes, die ſich durchaus im nördlichen Deutſchland verbreitet hat. Eine gewiſſe Cultur, die vom Herzen ausgeht, iſt daſelbſt einheimiſch, wie vielleicht nirgends; er ſelbſt iſt ein Kind, eine Ausgeburt dieſer Cultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn, unbewußt, was man eigentlich ſagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigſtens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung, die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu gute kommt, ohne daß man begreift, wie ſie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verſchloſſenſten Zimmer genau den Zuſtand der äußern Luft an.

Wie dieſer auf alle Fälle bedeutende Menſch in Köthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poeſie geleiſtet, wird ein jeder Deutſcher aus der Selbſtbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es iſt eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, ſondern die man ſelbſt kennen ſollte.

Erfuhr nun aber unſer Poet eine verdiente und wünſchenswerthe Aufnahme in der Hauptſtadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünſchen Urſache hat, ſo muß man doch bedauern, daß ihm manche ſeiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß ſie, indem ſeine Productionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichſam der künftigen Zeit widmeten, hofften und verſprachen, daß

es nun erſt recht angehen ſollte, und daß ihr einmal geſtempelter, und ſogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter ſich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keineswegs im Geiſte des Widerſpruchs, ſondern aus wahrem Antheil an dieſem bedeutenden Menſchen, erklären wir uns hier für das Gegentheil, und ſprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Beſſeres machen werde, als er ſchon geliefert hat. Wir ſagen dieſes mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch nur immer das, was ſeinem Talent gemäß iſt, hervorbringt und wiederhervorbringt, und die falſchen Hoffnungen ſeiner Freunde nicht realiſirt, ſo beſchämt er ſie und wird verlaſſen, ja vernichtet, ohne um ein Haar ſchlimmer zu ſeyn, als jetzt. Dann, ehe man ſich's verſieht, iſt er, ohne ſeine Schuld, verſchollen und hat nicht einmal ſich zu einer bürgerlichen Exiſtenz herangebracht, innerhalb welcher er ſich über einen verlorenen Ruhm tröſten könnte.

Wir ſind in Deutſchland ſehr verſtändig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch: wenn aber einmal etwas Beſonderes zum Vorſchein kommt, ſo wiſſen wir gar nicht, was wir damit anfangen ſollen, und der Verſtand wird albern und der gute Wille ſchädlich. Es ließen ſich höchſt traurige, ja tragiſche Beiſpiele anführen, wie vorzügliche Menſchen aus einem niedern Zuſtande durch verwunderude, bethuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück gerathen ſind, bloß darum, weil man nur halb that, was zu thun war. Wäre es doch beſſer, die Schiffbrüchigen verſinken zu laſſen, als ſie ans Ufer ſchleppen, um ſie dort der Kälte, dem Hunger und allen tödtlichen Unbilden preis zu geben.

Leider ſehen wir uns in der eigentlichen deutſchen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir dieſen beſondern Mann unterbringen könnten; aber unſere Einbildungskraft ſpiegelt uns in der Höhe und Ferne zwei Zuſtände vor, in welchen unſer Günſtling ein gemäßes, ſeinem Weſen behagliches Leben führen würde, wenn ſie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber vielleicht einigen unſerer Leſer dadurch Unmuth erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch ſchätzten, daß wir ihn dem Sokrates verglichen, ſo können wir unſer Wort deßwegen nicht ganz zurücknehmen, aber wir wollen es mildern, indem wir ſagen, daß eine ſolche Erſcheinung der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbeſtechlichkeit, wenn

ſie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am liebſten mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaftem begleitet aufgenommen wird.

Führte alſo der gute Genius unſern jungen Mann ſo, daß er eine Art von Till werden könnte, ſo wäre er gebergen. Sokrates-Till läßt ſich vielleicht recht gut verdeutſcht für Sokrates-Mänomenos ſetzen. Iſt auch unſer Candidat für dieſen Poſten vielleicht ein wenig zu zahm, ſo finden ſich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich iſt. Und wie er ſich bisher gezeigt, fehlt ihm keins der Erforderniſſe zu einem ernſt-luſtigen Rath.

Seine Geburt, ſein Herankommen, ſein Stand, ſeine Beſchäftigung, ſein Weſen, ſeine Neigungen ſtehen ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefüge eingreifen oder ſich zu einer Stelle im Adreßkalender qualificiren ſollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Schelle zueignen, wäre unerlaubt, ſelbſt wenn er aus Irrthum zu einem ſolchen feſten und ſicher ſcheinenden Beſitz einige Neigung fühlte. Er iſt eine Art von Hurone, der eben deßwegen und nur in ſofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nöthig iſt. Er ſieht die Verhältniſſe recht gut, und wenn er auf ſeinen Reiſen als ein Meteor glücklich in alle Kreiſe eindringt, ſo muß er freilich für gute Bewirthung und reichliche Pränumeration dankbar ſeyn. Doch wenn ſeine Wirthe und Wirthinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, ſo ſchenkt er ihnen nichts, und hat gewiſſe platte Behandlungen ohne Bosheit in ſeiner Biographie recht lebhaft dargeſtellt.

Man denke ſich ihn als einen armen beifalls- und hülfsbedürftigen Teufel, der als Pilgrim dem Halberſtädter Parnaſſe entgegentritt, um daſelbſt in einer Dichtergilde aufgenommen zu werden; man denke ſich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der deutſchen Reimkunſt mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht anhört und ſogleich von friſchem Herzen, aus dem Stegreife, Vater Gleimen ins Geſicht ſagt, was Deutſchland ſchon ſeit dreißig Jahren weiß, was aber ſo viel geſellige Verehrer und ſo viel fuß- und bauchfällige Clienten des einflußreichen Mannes einander nur fromm ins Ohr ſagten, daß Vater Gleim ſehr ſchlechte Verſe mache: ſo muß man denn doch bekennen, hier ſey Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieſes öffentliche Geheimniß dem alten verſtockten Sünder ans Herz legen und dem ganzen Volke buchſtäblich verkünden ſollte, ſey kein gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein ſolcher auf ſich geſtellter, rückſichtsloſer Menſch, indem er aus dem Staube hervortritt, von einer glänzenden und mannichfaltigen Welt ſich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort alles nur nach ſeiner eigenen Norm empfindet und aufnimmt, der ſollte doch wohl geeignet ſeyn, eine Stelle zu bekleiden, die ſonſt an Höfen nicht leicht ausgehen konnte, und die in unſerer Nachbarſchaft, ſelbſt ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbeſetzt blieb.

Wer erinnert ſich nicht eines Gundling, Taubmann, Morgenſtern, Pöllnitz, d'Argens, Zeilius und mancher andern, welche mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrſcher und dem Hofe zum Plaſtren dienten, und ſich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

Ferneres über deutſche Literatur.

Literariſcher Sansculottismus.

1795.

In dem Berliniſchen Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks, und zwar im Märzſtücke dieſes Jahres, findet ſich ein Aufſatz über Proſa und Beredtſamkeit der Deutſchen, den die Herausgeber, wie ſie ſelbſt bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir unſererſeits tadeln ſie nicht, daß ſie dieſes unreife Product aufnahmen: denn wenn ein Archiv Zeugniſſe von der Art eines Zeitalters aufbehalten ſoll, ſo iſt es zugleich ſeine Pflicht, auch deſſen Unarten zu verewigen. Zwar iſt der entſcheidende Ton und die Manier, womit man ſich das Anſehen eines umfaſſenden Geiſtes zu geben denkt, in dem Kreiſe unſerer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menſchen in ein roheres Zeitalter ſind zu bemerken, da man ſie nicht hindern kann; und ſo mögen denn dieſe Zeilen in dem, was wir zu ſagen haben, ob es gleich auch ſchon oft und vielleicht beſſer geſagt iſt, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unſere Schriftſteller auch noch billige und dankbare Geſinnungen gegen dieſe, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte Männer im ſtillen walten.

Der Verfaſſer bedauert die Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflich claſſiſch-proſaiſchen Werken, und hebt alsdann ſeinen Fuß hoch auf, um mit einem Rieſenſchritte über beinahe ein Dutzend unſerer beſten Autoren hinwegzuſchreiten, die er nicht nennt und mit

mäßigem Lob und mit ſtrengem Tadel ſo charakteriſirt, daß man ſie wohl ſchwerlich aus ſeinen Caricaturen herausfinden möchte.

Wir ſind überzeugt, daß kein deutſcher Autor ſich ſelbſt für claſſiſch hält, und daß die Forderungen eines jeden an ſich ſelbſt ſtrenger ſind, als die verworrenen Prätenſionen eines Therſiten, der gegen eine ehrwürdige Geſellſchaft aufſteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man ſie zu ſchätzen wiſſe.

Ferne ſey es von uns, den übelgedachten und übelgeſchriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unſere Leſer jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man ſich in einen Kreis von Beſſern zu drängen, ja Beſſere zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen denkt, dieſen eigentlichen Sanscülottismus zu beurtheilen und zu beſtrafen wiſſen. Nur weniges werde dieſer rohen Zudringlichkeit entgegengeſtellt.

Wer mit den Worten, deren er ſich im Sprechen oder Schreiben bedient, beſtimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke claſſiſcher Autor, claſſiſches Werk höchſt ſelten gebrauchen. Wann und wo entſteht ein claſſiſcher Nationalautor? Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt; wenn er, ſelbſt vom Nationalgeiſte durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie ſich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu ſympathiſiren; wenn er ſeine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, ſo daß ihm ſeine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien geſammelt, vollkommene oder unvollkommene Verſuche ſeiner Vorgänger vor ſich ſieht, und ſo viel äußere und innere Umſtände zuſammentreffen, daß er kein ſchweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den beſten Jahren ſeines Lebens ein großes Werk zu überſehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig iſt.

Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein claſſiſcher Schriftſteller, beſonders ein proſaiſcher, möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, dasjenige was ihnen gelungen

iſt, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang, anſtändig bedauern.

Eine bedeutende Schrift iſt, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftſteller ſo wenig als der handelnde Menſch bildet die Umſtände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von ſeinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalſchriftſteller kann man nur von der Natur fordern.

Aber auch der deutſchen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographiſche Lage ſie eng zuſammenhält, indem ihre politiſche ſie zerſtückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke vorbereiten könnten.

Und ſo iſt der ungerechteſte Tadel derjenige, der den Geſichtspunkt verrückt. Man ſehe unſere Lage wie ſie war und iſt, man betrachte die individuellen Verhältniſſe, in denen ſich deutſche Schriftſteller bildeten, ſo wird man auch den Standpunkt, aus dem ſie zu beurtheilen ſind, leicht finden. Nirgends in Deutſchland iſt ein Mittelpunkt geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammenfänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in ſeinem Fache ſich ausbilden könnten. Zerſtreut geboren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen; von der Vorliebe für dieſes oder jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Literatur hingeriſſen; zu allerlei Verſuchen, ja Pfuſchereien genöthigt, um ohne Anleitung ſeine eigenen Kräfte zu prüfen; erſt nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen ſoll, durch Praktik unterrichtet was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geſchmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demſelben Vergnügen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerſtreuten Menge, geſtärkt durch mitarbeitende, mitſtrebende Zeitgenoſſen — ſo findet ſich der deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für eine Familie ſich nach außen umzuſehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit ſein ausgebildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher deutſche geſchätzte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem

Nicht überall wo Waſſer iſt ſind Fröſche; aber wo man Fröſche hört iſt Waſſer.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von ſeiner eigenen.

Der Irrthum iſt recht gut ſo lange wir jung ſind, man muß ihn nur nicht mit ins Alter ſchleppen.

Alle Travers, die veralten, ſind unnützes ranziges Zeug.

Durch die deſpotiſche Unvernunft des Cardinal Richelieu war Corneille an ſich ſelbſt irre geworden.

Die Natur geräth auf Specificationen wie in eine Sackgaſſe, ſie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück, daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

Metamorphoſe im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren, hat ſchon Dante trefflich geſchildert.

Jeder hat etwas in ſeiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausſpräche, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Menſch über ſein Phyſiſches oder Moraliſches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank.

Es iſt eine Forderung der Natur, daß der Menſch mitunter betäubt werde ohne zu ſchlafen, daher der Genuß im Tabakrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geſeufzt habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen! Denn die Bildung der höhern Klaſſen durch fremde Sitten und ausländiſche Literatur, ſo viel Vortheil ſie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutſchen als Deutſchen ſich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiedenen Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten ſie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So iſt es zum Beiſpiel nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß ein verſtändiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben unſeres Wieland, eines Mannes, deſſen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit ſtolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den ſtufenweiſen Correcturen dieſes unermüdet zum Beſſern arbeitenden Schriftſtellers die ganze Lehre des Geſchmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerkſame Bibliothekar ſorge, daß eine ſolche Sammlung aufgeſtellt werde, die jetzt noch möglich iſt, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geſchichte der Ausbildung unſerer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publicum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt, ſo wenig wir an Confeſſionen Anſprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meiſten beigetragen haben, und dasjenige was ihr am ſtärkſten entgegengeſtanden, bekannt machen, ſo würde der Nutzen, den ſie geſtiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeſchickte Tadler am wenigſten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem ſie ſich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenſtande angemeſſenen Styl gelangen können, wem ſind ſie es ſchuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Beſtreben, unter mancherlei Hinderniſſen, ſich jeder auf ſeine eigene Weiſe ausgebildet haben? Dadurch iſt eine Art von unſichtbarer Schule entſtanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größern und lichtern Kreis, als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt ſelbſt beim Dämmerſchein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichſam nur

zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu ſpät kommt der Halbkritiker, der uns mit ſeinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag iſt angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Geſellſchaft nicht aus, und der muß ſehr üble Laune haben, der in dem Augenblick Deutſchland vortreffliche Schriftſteller abſpricht, da faſt jedermann gut ſchreibt. Man braucht nicht weit zu ſuchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufſatz über dieſen oder jenen Gegenſtand zu finden. Unſere kritiſchen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft eines übereinſtimmenden guten Styls! Die Sachkenntniß erweitert ſich beim Deutſchen mehr und mehr, und die Ueberſicht wird klarer. Eine würdige Philoſophie macht ihn, trotz allem Widerſtand ſchwankender Meinungen, mit ſeinen Geiſteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derſelben. Die vielen Beiſpiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen ſo mancher Männer ſetzen den Jüngling früher in Stand, das was er von außen aufgenommen und in ſich ausgebildet hat, dem Gegenſtande gemäß mit Klarheit und Anmuth darzuſtellen. So ſieht ein heiterer billiger Deutſcher die Schriftſteller ſeiner Nation auf einer ſchönen Stufe, und iſt überzeugt, daß ſich auch das Publicum nicht durch einen mißlauniſchen Krittler werde irre machen laſſen. Man entferne ihn aus der Geſellſchaft, aus der man jeden ausſchließen ſollte, deſſen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden läſſig und die Zuſchauer mißtrauiſch und gleichgültig machen könnten.

Ueber das Lehrgedicht.

1825.

Es iſt nicht zuläſſig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen, noch die didaktiſche hinzufüge. Dieſes begreift jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei erſten der Form nach unterſchieden ſind, und alſo die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derſelben Reihe ſtehen kann.

Alle Poeſie ſoll belehrend ſeyn, aber unmerklich; ſie ſoll den Menſchen aufmerkſam machen, wovon ſich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre ſelbſt daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktiſche oder ſchulmeiſterliche Poeſie iſt und bleibt ein Mittelgeſchöpf zwiſchen Poeſie und Rhetorik; deßhalb ſie ſich denn bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichteriſchen Werth haben kann; aber ſie iſt, ſo wie die beſchreibende, die ſcheltende Poeſie, immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Aeſthetik zwiſchen Dicht- und Redekunſt vorgetragen werden ſollte. Der eigene Werth der didaktiſchen Poeſie d. h. eines lehrreichen, mit rhythmiſchem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energiſch vorgetragenen Kunſtwerkes wird deßhalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkverſen der ältern Pädagogen bis zu dem Beſten, was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in ſeiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt ſogleich auf, daß die didaktiſche Poeſie um ihrer Popularität willen ſchätzbar ſey; ſelbſt der begabteſte Dichter ſollte es ſich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Capitel des Wiſſenswerthen alſo behandelt zu haben. Die Engländer haben ſehr preiswürdige Arbeiten dieſer Art; ſie ſchmeicheln ſich in Scherz und Ernſt erſt ein bei der Menge und bringen ſodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wiſſen muß, um das Gedicht verſtehen zu können. Und nun hätte der äſthetiſch-ſittlich-hiſtoriſch unterrichtende Lehrer ein gar ſchönes Feld, in dieſem Capitel Ordnung zu machen, indem er ſeinen Schülern das Verdienſt der vorzüglichſten Gedichte dieſer Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, ſondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetiſchen Werthes zu ordnen und klar zu machen ſuchte.

Eigentlich ſollte man ſie aus dem äſthetiſchen Vortrage ganz herauslaſſen, aber denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gehört hätten, als ein beſonderes Collegium, vielleicht publice, vertragen. Auch hier würde das wahre Verſtändniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen, denn gar mancher würde begreifen, wie ſchwer es ſey, ein Werk aus Wiſſen und Einbildungskraft zuſammen zu weben, zwei einander entgegengeſetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geſchehen könne, wäre ſeine Pflicht den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen geſichert, jeder in ſeiner Art, ein gleiches zu bewerkſtelligen ſuchen könnten.

Unter den vielfachen Weiſen und Arten eine ſolche Vermittelung zu bewirken, iſt der gute Humor die ſicherſte, und würde, wenn der reine

Humor nicht so selten wäre, auch für die bequemste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wohl denken als die Geognosie zu einem didaktischen Gedicht und zwar zu einem ganz imaginativen auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

Ueber epische und dramatische Dichtung.

1797.

Der Epiker und Dramatiker sind beide den allgemeinen poetischen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wonach beide zu handeln haben, aus der Natur der Menschen herleiten, so müßte man sich einen Rhapsoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht schwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von diesen beiden Dichtarten am meisten frommt, welche Gegenstände jene vorzüglich wählen, welcher Motive sie sich vorzüglich bedienen wird; ich sage vorzüglich: denn wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch seyn; die Personen stehen am besten auf einem gewissen Grade der Cultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epiſche Gedicht ſtellt vorzüglich perſönlich beſchränkte Thätigkeit, die Tragödie perſönlich beſchränktes Leiden vor; das epiſche Gedicht den außer ſich wirkenden Menſchen, Schlachten, Reiſen, jede Art von Unternehmung, die eine gewiſſe ſinnliche Breite fordert, die Tragödie den nach innen geführten Menſchen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsſchreitende, welche die Handlung fördern, deren bedient ſich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsſchreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient ſich das epiſche Gedicht faſt ausſchließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieſer bedienen ſich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige was vor der Epoche des Gedichtes geſchehen iſt, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige was nach der Epoche des Gedichts geſchehen wird, anticipiren; beide Arten braucht der epiſche, ſo wie der dramatiſche Dichter, um ſein Gedicht vollſtändig zu machen.

Die Welten, welche zum Anſchauen gebracht werden ſollen, ſind beiden gemein:

1) Die phyſiſche, und zwar erſtlich die nächſte, wozu die dargeſtellten Perſonen gehören und die ſie umgiebt. In dieſer ſteht der Dramatiker meiſt auf Einem Punkte feſt; der Epiker bewegt ſich freier in einem größern Local; zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Dieſe bringt der epiſche Dichter, der ſich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichniſſe näher, deren ſich der Dramatiker ſparſamer bedient.

2) Die ſittliche iſt beiden ganz gemein, und wird am glücklichſten in ihrer phyſiologiſchen und pathologiſchen Einfalt dargeſtellt.

3) Die Welt der Phantaſien, Ahnungen, Erſcheinungen, Zufälle und Schickſale. Dieſe ſteht beiden offen, nur verſteht ſich, daß ſie an die ſinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine beſondere Schwierigkeit entſteht, weil wir für die Wundergeſchöpfe, Götter, Wahrſager und Orakel der Alten, ſo ſehr es zu wünſchen wäre, nicht leicht Erſatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapſode, der das

vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erſcheinen, der in ruhiger Beſonnenheit das Geſchehene überſieht; ſein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit ſie ihm gern und lang zuhören; er wird das Intereſſe egal vertheilen, weil er nicht im Stande iſt einen allzu lebhaften Eindruck geſchwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die ſich ihre Bilder ſelbſt hervorbringt, und der es auf einen gewiſſen Grad gleichgültig iſt, was für welche ſie aufruft. Der Rhapſode ſollte als ein höheres Weſen in ſeinem Gedicht nicht ſelbſt erſcheinen: er läſe hinter einem Vorhang am allerbeſten, ſo daß man von aller Perſönlichkeit abſtrahirte und nur die Stimme der Muſen im allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen iſt gerade in dem entgegengeſetzten Fall: er ſtellt ſich als ein beſtimmtes Individuum dar; er will daß man an ihm und ſeiner nächſten Umgebung ausſchließlich Theil nehme; daß man die Leiden ſeiner Seele und ſeines Körpers mitfühle, ſeine Verlegenheiten theile und ſich ſelbſt über ihn vergeſſe. Zwar wird auch er ſtufenweiſe zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei ſinnlicher Gegenwart auch ſogar der ſtärkere Eindruck durch einen ſchwächern vertilgt werden kann. Der zuſchauende Hörer muß von Rechts wegen in einer ſtäten ſinnlichen Anſtrengung bleiben; er darf ſich nicht zum Nachdenken erheben; er muß leidenſchaftlich folgen; ſeine Phantaſie iſt ganz zum Schweigen gebracht; man darf keine Anſprüche an ſie machen, und ſelbſt was erzählt wird, muß gleichſam darſtellend vor die Augen gebracht werden.

Wirkungen in Deutſchland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Poeſie. Friſche Luſt am unbedeutenden Daſeyn und Ausdruck derſelben.

Luſt an etwas Höherem drückt ſich durch Behandlung ausländiſcher Gegenſtände aus.

Einwirkung dieſer Dichtungsart, dem Mittelſtand gemäß, auf den ſie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von franzöſiſcher Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es etwas der Art gebe. Ihre ganze Poeſie beſchränkt ſich auf die alten Kirchenlieder, deren Wörtliches ihnen heilig iſt.

Breite der Mittelklaſſe.

Cultur der Mittelklaſſe.

Die ſämmtliche Geiſtlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Collegien, die Aerzte, Profeſſoren und Schullehrer, alle ſind aus dieſer Klaſſe; dieß giebt ihr ein ungeheures Uebergewicht.

Doch weil jeder Einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, ſo mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zuſtände dargeſtellt wiſſen.

Rabener erhebt ſich mit einer gewiſſen Klarheit über dieſe Zuſtände und ſtellt ſie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu ſeiner Zeit hervorbrachte, weil jeder der ihn las, ſich klüger dünkte als ſonſt, und weil die beſten Menſchen ſelbſt ein bischen Mißreden und Heruntерſetzen ihrer Brüder immer gern leiden mögen.

Rabener ſelbſt war über dieſe ſeine Wirkung nicht dunkel: denn er wußte wohl, daß jedermann gern die ſogenannten Narren lächerlich gemacht ſieht, ohne daran zu denken, daß eben eine ſolche Menſchenart auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leſer traf, als Rabener, nachdem er manchen Narren geſchildert und recenſirt, eine leere Seite läßt und den Leſer erſucht, mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen; auf der Rückſeite aber hinzufügt, er wolle wetten, daß nicht leicht jemand eingefallen ſey, ſich ſelbſt hineinzuſetzen.

Wenn man in dieſem Sinne Rabeners Satyren lieſt, ſo wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Klaſſe, wozu er gehörte, erhoben geweſen; ja man wird ihn noch mehr ſchätzen lernen, wenn man ſieht, daß er dieſe neckende Heiterkeit, dieſe gutmüthige Verhöhnung der irrdiſchen Dinge auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weiſe durchführen konnen. Hiervon zeugen ſeine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden ſchrieb, in

welchem er ſein Haus mit beinah allem was darin enthalten war, ſeine Manuſcripte und manches ſonſt Liebe und Angenehme verlor. Immer tractirte er dieß auch als etwas Gemeines und erfreut ſich, wie in den glücklichſten Tagen, an Albernheiten, Beſchränktheiten, Widerſprüchen und Ungereimtheiten, die bei ſolchen Fällen niemals fehlen können.

Er iſt nie aus dem Kreiſe, zu dem er ſelbſt gehörte, gegangen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten ſeinesgleichen dargeſtellt, und die höhern Stände ganz unberührt gelaſſen.

Deutſche Sprache.

1817.

Einige jüngere Kunſtgenoſſen, welche den erſten Aufſatz des zweiten Heftes von Kunſt und Alterthum („Neudeutſche religiös-patriotiſche Kunſt") geleſen, und daſelbſt die alterthümelnde, chriſtelnde Kunſt nicht zum beſten behandelt fanden, erwehrten ſich nicht der Frage, ob denn die Weimariſchen Kunſtfreunde, im Jahre 1797, als der Kloſterbruder herausgegeben ward, ſchon derſelben Meinung geweſen, ob ſie ſchon damals die neue Richtung der deutſchen Kunſt mißbilligt; worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen dieſes Bekenntniß keineswegs gleichgültig auf, ſondern wollten es für eine Gewiſſensſache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die ſtrebenden Künſtler, beſonders die, mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um ſo ſchädlich einſchleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verſchiedenes erwiedern. Es ſey nämlich in allen ſolchen Fällen ein eben ſo gefährlich als unnützes Unternehmen, verneinend, abrathend, widerſtrebend zu Werke zu gehen: denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen; und auf dieſem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, ſo ſey es ſchwer, ja faſt unmöglich ſie zu überzeugen, daß hieraus für ſie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden entſtehen werde. Man habe daher dieſer Epoche ſtillſchweigend zugeſehen, wie ſich denn auch der Gang derſelben nur nach und nach entwickelt. Unthätig ſey man aber nicht geblieben, ſondern habe praktiſch ſeine Geſinnung anzudeuten geſucht. Hiervon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die

siebenjährige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert, oder worauf sie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunsttrieb verspätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen von dem Strome selbst hinab gezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt, kam die neueste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben einiges mißfällig seyn könnte, ohne daß man sich deßhalb öffentlich zu erklären Lust und Befugniß habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachschicke, so entschlossen wir uns über deutsche Sprache und über den Fug und Unfug, welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unseren sämmtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde, wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im dritten Stück des 8. Bandes der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles, was und wie er es gesagt, unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weitern und sagen nur so viel von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sey, sondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dieß mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Carl Ruckstuhl, im Canton Luzern, von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jüngling herangewachsen, bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sey, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er,

um ſich praktiſch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Cantonſchule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unſeres Welttheils wieder gefährdet ſchien, folgte derſelbe dem edlen Triebe perſönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab ſich als Freiwilliger unter das preußiſche Heer, mit dem er auch ſiegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wiſſenſchaft nicht vergeſſen, ſondern ſowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutſchland überall mit Gelehrten Umgang gepflegen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung noch höher zu ſteigern; daſelbſt hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufſatz geſchrieben.

Wir wünſchen, daß er fortfahren möge ſeine Ueberzeugungen dem Publicum mitzutheilen. Er wird viel Gutes ſtiften, beſonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt, die in dieſem Fache wirken, ſondern, wie er es ſelbſt ausſpricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Laſſen ſich treue Bemerkungen erlaubt. Da dieſe Schrift von vielen Deutſchen geleſen und beherzigt werden ſollte, ſo wünſchen wir bald einen einzelnen Abdruck derſelben, von dem wir uns die beſte Wirkung verſprechen.

Einer freieren Weltanſicht, die der Deutſche ſich zu verkümmern auf dem Weg iſt, würde ferner ſehr zu Statten kommen, wenn ein junger geiſtreicher Gelehrter das wahrhaft poetiſche Verdienſt zu würdigen unternähme, welches deutſche Dichter in der lateiniſchen Sprache ſeit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutſche ſich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen ſpricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernähme der Ueberſetzer des erſten, Herr Paſſow, dieſe verdienſtliche Arbeit. Zugleich würde er beachten wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als lateiniſch die Weltſprache war, in ihr gedichtet und ſich auf eine Weiſe unter einander verſtändigt, die uns jetzt verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in ſeiner Mutterſprache oft eben ſo dichtet, als wenn es eine fremde wäre. Dieſes iſt aber alſo zu

Dem thätigen Menſchen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue, ob das Rechte geſchehe ſoll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Die franzöſiſchen Worte ſind nicht aus geſchriebenen lateiniſchen Worten entſtanden, ſondern aus geſprochenen.

Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Geſetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemalung und Punktirung der Körper iſt eine Rückkehr zur Thierheit.

Geſchichte ſchreiben iſt eine Art ſich das Vergangene vom Halſe zu ſchaffen.

Was man nicht verſteht beſitzt man nicht.

Nicht jeder dem man Prägnantes überliefert, wird productiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

Gunſt, als Symbol der Souveränetät, von ſchwachen Menſchen ausgeübt.

Es giebt nichts Gemeines was, fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoriſtiſch ausſähe.

---

verſtehen. Wenn eine gewiſſe Epoche hindurch in einer Sprache viel geſchrieben und in derſelben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menſchlicher Gefühle und Schickſale durchgearbeitet worden, ſo iſt der Zeitgehalt erſchöpft und die Sprache zugleich, ſo daß nun jedes mäßige Talent ſich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phraſen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literargeſchichte, ſo wie durch die Welthiſterie, ſchleichen oftmals kleine, geringſcheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltſamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufſatz willkommen ſeyn, der uns vor Augen ſtellte, wie ſeit vierzig Jahren geiſt- und klangreiche Menſchen ſowohl franzöſiſchen als italiäniſchen Opern deutſche Texte untergelegt und ſich dadurch um Sprache und Muſik großes, unbeachtetes Verdienſt erworben. Unſer lyriſches Theater hat ſich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geſchwungen; wir haben die vorzüglichſten Productionen des franzöſiſchen lyriſchen Dramas auf unſern Bühnen geſehen, die italiäniſchen Opern ſind uns nicht fremd geblieben, deutſche Singſtücke, von deutſchen Meiſtern componirt, vergnügen den Geiſt, erheben das Gemüth ſeit vielen Jahren. Geſchmack und Einſicht verbreiteten ſich dadurch über die ganze Maſſe des Publicums und für die lyriſche Poeſie überhaupt wuchs von Jahr zu Jahr der unſchätzbare Vortheil, daß ſie immer ſingbarer wurde, ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöſe, patriotiſche, geſellige, leidenſchaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unſere ernſte charakteriſtiſche Muſik fand Gelegenheit zu tauſendfältiger Anwendung ihrer unerſchöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es ausſprechen, daß zu allem dieſem der gänzlich verſchollene Schauſpieldirecter Marchand den erſten Anlaß gab, indem er das neckiſche Milchmädchen mit den täppiſchen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüber brachte, durch anſprechende Muſik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten ſpendete: denn von jener Zeit an läßt ſich die Geſchichte der deutſchen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht giebt ein Mitarbeiter der muſikaliſchen Zeitung, der ſich dieſer Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hiervon eine gedrängte Ueberſicht; woraus denn

abermals erhellen würde, daß der Deutsche nichts Wunderlicheres thun könnte, als sich in seinen mittelländischen Kreis zu beschränken, eingebildet, daß er von eigenem Vermögen zehre, uneingedenk alles dessen, was er seit einem halben Jahrhundert fremden Völkern schuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon ist gegenwärtig zu schweigen besser: die Zeit wird kommen wo der Deutsche wieder fragt, auf welchen Wegen es seinen Vorfahren wohl gelungen die Sprache auf den hohen Grad von Selbstständigkeit zu bringen, dessen sie sich jetzt erfreut.

Wir geben gern zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen, vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstand zu gute gehen, wie ich ihn im besten Sinne des Worts nennen möchte. Hierzu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämmtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Muttersprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höheren Regionen an uns auch in Absicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben, der sich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat

gut rein ſprechen, da er nichts zu ſagen hat. Wie ſollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte? Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zuſammengreifen müſſen, wenn die Sprache lebendig wachſen ſoll. Poeſie und leidenſchaftliche Rede ſind die einzigen Quellen, aus denen dieſes Leben hervordringt, und ſollten ſie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergſchutt mitführen, er ſetzt ſich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten

welche der Schriftſteller vermeidet, ſie jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläßt.

Aber.
Gewiſſermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Faſt.
Unmaßgeblich.
Wenigſtens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich läugne nicht.
Wahrſcheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einſicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einſchränkung geſprochen.
Ich werde nicht irren.
Es ſchwebt mir ſo vor.

Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte ſagen.
Man könnte ſagen.
Wie man zu ſagen pflegt.
Warum ſoll ich nicht geſtehen?
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weiſe zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechſle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonſt.
Ich ſage nicht zu viel.
Wie man mir geſagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich iſt.
Wie man ſich leicht vorſtellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu ſagen.
Erlauben Sie!
Man verzeihe mir!
Aufrichtig geſprochen.
Ohne Umſchweife geſagt.
Geradezu.
Das Kind bei ſeinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck!

Vorſtehende Sammlung, die ſowohl zu ſcherzhaften als ernſten Betrachtungen Anlaß geben kann, entſtand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch perſönlich unter uns lebte und wirkte. Dieſer kräftige entſchiedene Mann konnte gar ſehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phraſen in den mündlichen oder wohl gar ſchriftlichen Vortrag einſchob.

So war es eine Zeit, wo er dem Worte gewiſſermaßen einen heftigen Krieg machte. Dieß gab Gelegenheit näher zu bedenken, woher dieſe höflichen, vorbittenden, allen Widerſpruch des Hörers und Leſers ſogleich beſeitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen? Möge dieſe Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt ſeyn, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftſteller zu ſehr von ſeiner Meinung überzeugt iſt, als daß er von ſolchen demüthigen Phraſen Gebrauch machen ſollte.

Urtheilsworte franzöſiſcher Kritiker.

1817.

Kritiſche des Cadets.

A.

abandonnée.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.

bafoué.
bête.
bétise.
bouffissure.
bourgeois.
boursouflure
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité

C.

cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.

déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.

échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux
énorme.

entortille.
éphémères.
épluche.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
faux.
forcé.
fou.
fourre.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
groissier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbécille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi.

L.

laquais.
léger.
lésine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque
maraud.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.

noirceur.
non-soin.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
rédondance.
rétréci.
revoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.

vague.
vide.
vexé.
viellerie.
volumineux.

Farge Bruguière des Lobs.

A.

animé.
applaudie.

B

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

goût.
grace.

gracieux.
grave.

I

invention.
justesse.

L.

leger.
légèreté.
libre.

N

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S

spirituel.

V.

verve.

Worte ſind der Seele Bild.
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, denten mild,
Was wir haben, was wir hatten.
Was wir hatten, wo iſt's hin?
Und was iſt's denn, was wir haben?
Nun, wir ſprechen! Raſch im Fliehn
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Einſicht und Charakter des Menſchen offenbart ſich am deutlichſten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er was ihm fremd blieb, weſſen er bedarf; und ſo bezeichnet, unbewußt, jedes Alter auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zuſtand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch ſo iſt es mit Nationen: ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuſtänden gemäß bleiben. Griechiſche und römiſche Terminologie dieſes Faches beſitzen wir; neuere Kritik zu beurtheilen gebe verſtehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Menſch, ſo auch die Nation ruht auf dem Altvorhandenen, Ausländiſchen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbſtgeleiſteten; aber nur in ſofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und verſteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernſt und Vorurtheil am Alterthum,

und man muß ihm mit Parallelſtellen aus Horaz beweiſen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakſpeare's freier Geiſt der Nation gewährt, iſt nicht auszuſprechen. Die Franzoſen haben durch Einführung mißverſtandener alter Lehren und durch nette Convenienz ihre Poeſie dergeſtalt beſchränkt, daß ſie zuletzt ganz verſchwinden muß, da ſie ſich nicht einmal mehr in Proſa auflöſen kann. Der Deutſche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, ſobald er das ſchädliche Beſtreben aufgiebt, die Nibelungen der Ilias gleich zu ſtellen.

Die günſtige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutſchen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche ruſſiſch-kaiſerliche Staatsrath Uwareff gedenkt in ſeinem ſchätzbaren Werke: Nonnos von Panopolis, der Dichter, St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unſerer in Ehren alſo. „Die Wiedergeburt der Alterthumswiſſenſchaft gehört den Deutſchen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben: ſollte aber die höhere Philologie ſich einſt zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, ſo könnte eine ſolche Palingeneſie wohl nur in Deutſchland ſtattfinden. Aus dieſem Grunde laſſen ſich auch gewiſſe neue Anſichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken; und deßwegen habe ich deutſch geſchrieben. Man iſt hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politiſchen Vorranges dieſer oder jener Sprache in der Wiſſenſchaft zurückgekommen. Es iſt Zeit, daß ein jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächſten dem Ideenkreiſe liegt, den er zu betreten im Begriff iſt.“

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geiſtreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beſchränkung eines erſtickenden Sprach-Patriotismus weit erhoben, gleich einem Meiſter der Tonkunſt, jedesmal die Regiſter ſeiner wohlausgeſtatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblickes ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutſchen dieſe zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte ſich dankbar einprägen, und geiſtreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, ſich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Urtheilsworte französischer Kritiker.

1819.

Unter dieser Rubrik hatte ich vorstehendes Verzeichniß im dritten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4. Februar 1819 sich beschwert, und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er thut dieß jedoch mit so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entreckung ich ihm und meinen Lesern hiermit verzubringen nicht ermangele.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Correspondent des wahren Freisinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt, wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befunden, die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen, die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Geschichte deutlich machen, wenn ich erzähle, wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er, ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigensten Leben der Pariser Cirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots: die Klosterfrau, Jakob der Fatalist u. s. w. nach und nach in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben von Sendung zu Sendung lebendig bleiben mußte.

Auch mir war durch die Gunst hoher Gönner eine regelmäßige Mittheilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich

Es bleibt einem Jeden immer noch so viel Kraft das auszuführen wovon er überzeugt ist.

Das Gedachtniß mag immer schwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

Die sogenannten Natur-Dichter sind frisch und neu aufgeforderte, aus einer überbildeten, stockenden, manierirten Kunstepoche zurückgewiesene Talente. Dem Platten können sie nicht ausweichen, man kann sie daher als rückschreitend ansehen; sie sind aber regenerirend und veranlassen neue Vorschritte.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn sie über sich selbst urtheilen kann. Zu diesem großen Vortheil gelangt sie aber sehr spät.

Anstatt meinen Worten zu widersprechen sollten sie nach meinem Sinne handeln.

Alle Gegner einer geistreichen Sache schlagen nur in die Kohlen, diese springen umher und zünden da wo sie sonst nicht gewirkt hätten.

Der Mensch wäre nicht der Vornehmste auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für sie wäre.

Das längst Gefundene wird wieder verscharrt; wie bemühte sich Tycho die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür sie Seneca längst anerkannt.

von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer Productionen willig anerkannt, geschätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimm'schen Correspondenz gar bald auffallen, daß in Erzählung, Anekdote, Charakterschilderung, Darstellung, Urtheil durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken sey, mehr scheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene sämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in späterer Zeit zu sondern und alphabetisch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernst, und so blieben sie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimm'sche Correspondenz in öffentlichem Druck erschien, las ich solche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch, und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn aufs neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie, geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerksamkeit zu schenken im Augenblick nicht mehr vermochte; deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in diesem voluminösen Werk zu finden seyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

1820.

Den Sprachgelehrten ist es längst bekannt, daß bei Verbesserung alter Manuscripte manchmal bemerkt wird, daß solche dictirt werden, und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu seyn Ursache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beispiele anführen: denn da ich, von jeher an das Dictiren gewöhnt, oft auch ungebildeten oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten

Perſonen dictirt, ſo iſt mir daraus ein beſonderes Uebel zugewachſen. Vorzüglich geſchah es, wenn ich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, denen ich nur Zwiſchenſtunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte dictirte, ſolche aber nicht ſogleich durchſehen konnte. Wenn ich ſie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, ſo muß ich die wunderlichſten und unverſtändlichſten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines ſolchen Abracadabra zu entziffern, leſe ich mir die Abhandlung laut vor, durcheringe mich von ihrem Sinn und ſpreche das unverſtändliche Wort ſo lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte ſich ergiebt.

An den Hörfehlern aber iſt der Dictirende gar oft ſelbſt ſchuld. Man horche nur, wenn in Geſellſchaften vorgeleſen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt. Man merke den Schauſpielern auf! Dieſe, ſelbſt beſſere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tik, die Eigennamen der Perſonen, Länder und Städte undeutlich auszuſprechen. Mir ſchien es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein ſolches Wort ihre Empfindung nicht anſpricht und ſie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entſpringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen ſeine Stellung verändert, ſich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meiſt ſo richtig ſeyn, weil der Dictirende ſeinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen iſt, ſo vielen aufmerkſamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverſtändlichkeit ihrer Lehrer klagen, ſo kommt es daher, weil dieſe zwar die Wiſſenſchaft in ſich tragen, ſie aber nicht außer ſich zu ſetzen wiſſen, wozu ein eigenes Studium gehört und nicht einem jeden dieſe Gabe von Natur verliehen iſt.

Der Hörer aber und ſein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schulſtudien hat, kommt in den Fall, alle lateiniſchen und griechiſchen Ausdrücke in bekannte deutſche umzuſetzen; dieſes geſchieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Ausſprache dem Schreibenden unbekannt iſt.

Höchſt merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, ſeltſam klingende Worte in bekannte, ſinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünſchen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Dictiren der Fall vor,

daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person oder eines gewünschten guten Wissens einfügt.

Hörfehler

Anstatt	lies
Beriten	Pyriten.
Schon Hundert	Joka Hunter.
Daß sie die älteste	das Idealste.
und Damen	und Ammen.
gnädigst	zunächst.
Lehmgrube	Löwengrube (Daniels).
die sie schätzt	die Sujets.
Küchenseite	Kirchenseite.
Kuchenfreund	Tugendfreund.
Residenz	Evidenz.
sehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtsamkeit

geschlungenen	geschwungenen.
Unbildung	Umbildung.
einseitigen Lesern	einsichtigen Lesern.
Mätchen	Mährchen.
leidig	leidlich.
Uniform	Uniform.
Lob	Leib.
Zeuge	Zunge.
gefürstete	gefürchtete.
Ermürung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Vermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlthätig.
Trojanische Saule	Trajanische Saule.

Verwandlung franzöſiſcher Worte im Ohr und Sinn der deutſchen Menge.

Anſtatt		lies
Imbuhß (Einkuße	. . . . .	Impoſt.
Rückruthen	. . . . .	Recruten.
reine führen	. . . . .	renoviren.
Juſpectrum	. . . . .	Juſpecter.

Verwandlung eines deutſchen Worts durch franzöſiſche akademiſche Jugend.

Verjus (unreifer Traubenſaft) . . . Ver — ruf.

Ueber dieſe Mängel hat niemand mehr Urſache nachzudenken als der Deutſche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren ſollen, gar oft ſtumpfe, nachläſſige Correctoren, beſonders bei Entfernung des Verfaſſers vom Druckort, unzählige Fehler ſtehen laſſen, die oft erſt am Ende eines zweiten und dritten Bandes angezeigt werden.

Iſt man nun beim Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht ſchon mit der Sache bekannt, ſo wird man von Zeit zu Zeit anſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine divinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Verfaſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes ſagen will noch darf. Aber iſt man denn einer ſolchen Anſtrengung fähig? und wer iſt es immer?

Da nun die werthe deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in dieſem Punkte leider allen übrigen nachſteht, die ſowohl in ſchönem prächtigem Druck, als, was noch mehr werth iſt, in einem fehlerfreien Ehre und Freude ſetzen, ſo wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Uebel durch gemeinſame Bemühung der Schreib- und Druckluſtigen entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu bezeichnen, aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſeyn; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich

in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen censiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unablässig erinnern, so würde gewiß das Gute deste schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwiedern: Eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherren über diese sie so nahe angehende Angelegenheit in unsern vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und über das was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer nähern Einsicht gemäß die wirksamsten Aufschlüsse geben.

Der Pfingstmontag,

Lustspiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

1819.

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn, indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen, dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart," sagt der Verfasser, „spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in seinen Abstufungen, eine besondere Nationalcharakteristik darbietet." Dabei drängte sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch

so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht abläugnen, daß jene so eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannichfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden könnten, weil wir nicht erfahren, wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient, und bei welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden, daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinsten Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seinesgleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung ins Epische, und damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbeizuleiten. Die Handlung ist in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, aufs zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein, und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin; gar vielem, was sie mißbilligt, mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend. Liffel, ihre Tochter; reines bürgerliches Naturkind, gehorsam, theilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprichwörtern redend und

als Mechanicus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige, gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die Aelteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirath strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Caricatur eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Cultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl, gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel' ergeben. Rein und schön, wie Lissel, an auffallend würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; rohefte, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Bryd, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hierbei ist unsere Hauptabsicht, denen, die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans' Wohnung. Frau Dorthe schilt ihre Tochter Lissel sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein

spazieren. Kaum ist Lissel von ihnen befreit, so erklärt sich, daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen holder, tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu seyn, und nicht in einer unglücklichen Pension an der lothringer Gränze, wo sie weder deutsch noch französisch gelernt. Christinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Lissel vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt, ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte, schwülstige Rede bleibt den guten Mädchen unverständlich; sie legen sich's gar wunderlich aus. Eben so versteht er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Lissel will nur noch den jüngern verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf; er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben, und droht sie überallhin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf; sie quälen Lisseln mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls ablehnt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Lissel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß sie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freundin aber behauptet, es sey der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein, und es ergibt sich, daß sie auf Reinhold selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf; die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prosa, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List, erst von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert sich befremdet, und sie sagt ihnen keck und kühn ins Gesicht, der Gegenstand sey Lissel. Reinhold, über den Verrath seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach; Christinel überlegt, was weiter zu thun? Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärl verliebt sey, jetzt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Lissel zu verheirathen wünschten, erst durch Vorsprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht seyn.

Zweiter Aufzug.

(Starkhans' Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge, haushälterische Knauserei zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein, und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antastlich zu charmiren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden, und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd schickt sich an ihn wieder herzustellen, und im Gespräch wird verplaudert, daß Lissel den Reinhold heirathen werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab.

(Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt sich an als liebend und leidend. Nie ist eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröstet sie im allgemeinen, und räth ihr, die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Recepten freigebig; noch freigebiger mit Katzengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, vorgiebt, es sey der Tochter eine geliebte Katze gestorben. Vor Ungeduld läuft das Mädchen fort. Lissels Heirath kommt zur Sprache. Gläßler und Christinel treten auf; jener ist herzlich und heftig verliebt in Klärl, und erhebt ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Licentiat behauptet, in Straßburg gäb' es dergleichen viel; das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt, und deßhalb von Gläßler für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, doppelt aber, als Klärl und Christinel eintreten, und er umständlich erzählt, wie ihn die Mädchen mystificirt. Gläßlers treubürgerliche Liebe bricht wieder lakonisch unschätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar solche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden, auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sey. Gläßlers Colmar'scher Patriotismus äußert sich eben so derb und tüchtig, wie seine Liebe; er fragt, ob sie in Straßburg

einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Der Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gläßler nach Colmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlädt, überall herumzukutschiren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Klärl nur lakonisch, und begibt sich, ein Uebelseyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gläßlern, daß ihre Tochter sich um Wolfgang grämе. Gläßler antwortet, es sey ihm ganz Recht: denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler allein drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu, und da er hört, Klärl sey krank, fragt er leidenschaftlich, warum man Wolfgang nicht hole? Dabei ergibt sich, daß dieser nicht untreu sey, und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müsse. Der Gute von Colmar, in Verzweiflung, geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei Frau Rosine, daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durchs Fenster Base Bärbel herankommen, und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wuth sich schreibe. Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserei hat keine Gränzen, sie droht ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schicksal und unglückliche

Wie lange hat man über die Antipoden hin und her geſtritten.

Gewiſſen Geiſtern muß man ihre Idiotismen laſſen.

Es werden jetzt Productionen möglich die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſeyn: Null, weil ſie keinen Gehalt haben; nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern vorſchwebt.

Der Schnee iſt eine erlogene Reinlichkeit.

Wer ſich vor der Idee ſcheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unſere Meiſter nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder, von dem wir lernen, verdient dieſen Titel.

Alles Lyriſche muß im Ganzen ſehr vernünftig, im Einzelnen ein bißchen unvernünftig ſeyn.

Es hat mit Euch eine Beſchaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterſchiedentliche Namen giebt und es iſt doch endlich alles geſalzen Waſſer.

Man ſagt: eitles Eigenlob ſtinket; das mag ſeyn: was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Naſe.

Erziehung wird meiſterhaft geſchildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Roſine den Argwohn, daß Liſſel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, ſondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt ſich nicht heben; einig aber als Hausfrauen, eilen ſie zu ſehen, ob der Abendtiſch gut gedeckt und beſtellt ſey. Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäſte. Beim Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen ſie auf die Medicin. Mehlbrüh bekennt ſeinen Glauben an Sympathie, und an einen Miſchmaſch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Phyſiognomik. Er geht ins Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und deſſen Bewohner, ſchätzt ſein Glück hier zu heirathen, ſich anzuſiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet, wie er die entſchiedene Leidenſchaft Klärls zu ſeinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber ſchildern und loben ihre Mädchen wechſelſeitig, und begeben ſich zum Abendeſſen. Bärbel und Chriſtinel treten auf, und muſtern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäſte, denen ſie auf das ſchlimmſte mitſpielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorſatz, Reinholden, wenn er vom Eſſen weggehen werde, überfallen zu laſſen. In dieſem Sinne entfernt ſie ſich. Der Licentiat tritt auf, und da er ſeine Abſicht auf Liſſel immer noch durchzuſetzen gedenkt, iſt ihm eine Nachricht ganz willkommen, Reinhold habe falſche Wechſel geſchmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrühs Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf; ſie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm ſey, und beſchließen, daß beide Familien ſich vor ihm in Acht nehmen ſollen, bis der Handel aufgeklärt iſt.

(Starkhans' Wohnung.) Er und Liſſel kommen. Der Vater giebt ihr ſcherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geſchenk beſtimme? Nachdem er ſie lange hingehalten, löſt er endlich das Räthſel und ſagt, es ſey ein Mann. Liſſel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiteres gelten. Für ſich allein drückt ſie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt; auch dieſe ſpricht von einem Manne; es erklärt ſich aber bald, daß Wolfgang gemeint ſey. Von dieſem will Liſſel ein- für allemal nichts wiſſen. Mutter und Tochter verzürnen ſich. Starkhans tritt in

den Lärm herein, und da er etwas zu tief ins Glas gegucki, wird die Sache nicht beſſer. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen ſich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen ſich. Der Licentiat kommt, in ſchmutzigen und elenden Umſtänden, geführt von Gläßler, Chriſtinel und Bryd. Er iſt den von Bärbel angeſtellten Aufpaſſern in die Hände gerathen, doch, da ſie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurecht und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich ſchon Nacht iſt, kommt zu Starkhans, offen zu erklären, daß Wolfgang in eine Heirath mit Liſſel nicht einſtimme, und da, im Verlauf des Geſprächs, das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien ſich die Väter aufs heftigſte; ſodann machen es die beiden Mütter nicht beſſer, und Frau Reſine zeigt ſich zuletzt entſchieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingſtmontag Morgen. Oeffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten ſich befinden, wird klar.

(Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, ſind durch Herrn Stettmeiſter bewogen worden in die Verbindung mit Klärl zu willigen; ſie fühlen ſich über die Ehre, die eine hohe Magiſtratsperſon ihrem Wolfgang ſowohl als ſeiner Geliebten durch Lob und Theilnahme bewieſen, höchſt entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erſtenmal ſieht, ſelbſt bedeutend ſchön. Eine kurze, aber höchſt liebliche Scene.

(Starkhans' Garten.) Der Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Gläßlers und Chriſtinels durch eine Ausſtattung begünſtigen werde, da ihr Vormund erſt in einem Jahr, wenn ſie majorenn geworden, ſeine Zuſtimmung geben wolle. Gläßler und deſſen Geliebte haben ſich um ihn bei dem Unfall von geſtern Abend ſehr verdient gemacht; er will ſie glücklich wiſſen, da er ſelbſt vom Heirathen abgeſchreckt iſt. Starkhans und Frau Dorthe treten höchſt vergnügt auf. Reinhold iſt aller Schuld entbunden; der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans iſt angekommen. Dieſer Senator von Bremen und Doctor Juris hält den Rathsherrn von Straßburg auch für

einen entschiedenen Juristen und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer sehr geschmeichelt ist und dem Ansuchen Reinholds um Lisel nicht mehr widerstehen kann. Die Gesellschaft versammelt sich; manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieser frohen Stunde erinnern sich endlich die beiden Väter, daß sie noch zu den letzten alten Meistersängern gehören, die auf der Herrenstube bis 1781 gesungen haben. Pfarrer Christlieb aus Ortenau tritt auf, da sie sich schon feierlich niedergelassen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert singt er ein sehnsüchtiges Lied in hochdeutscher Sprache. Wolfgang preist gleichermaßen eine glückliche Liebe, Reinhold die gegenwärtige festliche Geselligkeit. Starkhans feiert im Elsasser Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falsch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menschen begegnet, die in ungeschicktem Buchstabiren sich verwirrend, Quantität und Betonung falsch nehmen. Bäurisch gemein, aber wacker, besingt Klaus das Lob seiner Annamen. Heiter aufgeregt durch so viel Anmuthiges giebt Mehlbrüh endlich seine Einwilligung in die Heirath Gläßlers und Christinels; zum Schluß aber, um das Fest vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeister und Herr Ammeister, als Brautführer, an den Garten an. Die Gesellschaft zieht ihnen mit Blumensträußen entgegen, und so ist Pfingstmontag, der Starkhansischen Eheleute silberne Hochzeit, und so manche neue Verbindung auf alle Weise gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und dessen Ausführung von Scene zu Scene kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichsten Motive sprechen; und da dürfen wir unterrichteten Lesern nicht erst bemerklich machen, daß dem Verfasser eine löbliche Kunstfertigkeit zu Diensten stehe. Er überschreibt sein Stück: der Pfingstmontag, und beschränkt daher, wie billig, die Zeit seiner Handlung auf vierundzwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingstsonntag nach Tische; die vier ersten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erst als Entwicklung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingstmontag hervor. Der Schauplatz ist abwechselnd im Hause einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbestimmt gelassenen Orte, und vom fünften Auftritte des letzten Aufzugs

an in Starkhans' Garten nahe vor dem Thore. Der Verfaſſer hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrſcheinlich um den Freunden der drei Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit ſeiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerſt getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unſerer Darſtellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen iſt der Verfaſſer in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit ſtrenger Cäſur gewählt, um den Leſer, beſonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu laſſen, welches auch für den aufmerkſamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, ſo ſieht man aus unſerm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatiſch die Anlage des Ganzen ſey. Wenige Hinderungen und Mißverſtändniſſe ſchürzen die unſchuldigen Knoten, die ſich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflöſen. Die Manifeſtation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren, die man erwartet, die Bezeichnung der Perſönlichkeiten abweſender und gegenwärtiger Individuen iſt muſterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektskreiſe nicht ſelten ſind, mit ſcheinbarer Ungunſt etwas günſtig zu bezeichnen, iſt erfreulich wirkſam, ſo wie directes, redliches Lob, directe, gehäſſige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weiſe, jedoch mit epiſcher Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geſelligen, örtlichen Zuſtänden bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Luſthäuſer, innen und außen, Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Geſpenſter und was nicht ſonſt! alles kommt ausführlich an die Reihe, ſo daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenloſe Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hauſe ins andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud' und Leid hat der Verfaſſer verſtändig benutzt, um ſeine ſonſt vereinzelt und zerſtückelt erſcheinenden Scenen vor unſerm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutſche Bücherſprache der beiden Liebhaber läßt ſchon darin einen zarten Unterſchied bemerken, daß Wolfgang eine ruhige Proſa, wie

ſie dem proteſtantiſchen Geiſtlichen ziemt, zugetheilt iſt, Reinhold aber einige Floskeln und Phraſen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverſtändlich wird. Liſſel iſt das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanſtalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert. Klärl, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesſchmerz erhöht, und beim Ausdruck der edelſten Gefühle den Elſaſſer Dialekt nicht verläugnend, begünſtigt einigermaßen den Uebergang zu der reinern Sprache der Liebhaber. Eben ſo zeichnen ſich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher von einander aus; jener, tüchtig und das Nächſte ſuchend, ſpricht ohne Umſchweif; dieſer, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit ſeiner Sprache überall herumtaſten, ſich in Sprichwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Hausbalt, die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinſten Umgebungen und Verhältniſſe. Der Licentiat Mehlbrüh, beſchränkt und affectirt, giebt die Einmiſchung galliſch-deutſch ausgeſprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterherrſchaft aufs deutlichſte zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterſcheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Perſonen alle Abſtufungen der Sprache vertheilt ſind, an welchen man Stand, Beſchäftigung und Sitten auf das entſchiedenſte geſondert erkennen kann; deßwegen wir denn dieſem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünſchen.

Und ſo enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menſchenkenntniß des Verfaſſers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einſichten in das Gemeintägliche darthut: er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in dieſen reinen Naturmenſchen zu finden und nachzubilden. Vortrefflich gezeichnet ſind Liſſels Aeußerungen einer ſittlich-ſinnlichen Liebe, Klärls Trauer über befürchteten Verluſt eines einzig geſchätzten Mannes. Die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles iſt ſo tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweiſen wäre. Ja die Worte Liſſels, Seite 132: D'iß macht merr nix; do geh i mit! ſtehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten Qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unſere, vielleicht durch Erinnerung beſtochene Freude an dieſem Kunſtwerk.

Trafen wir ſodann auf die gewaltſamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehäſſige Darſtellung ſo mancher Perſönlichkeit, ſo fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt, daß Geſinnung und Redeweiſe ſich in Straßburg dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu ſagen, unverändert erhalten habe, indem ſich eine freie, freche, unbändige Originalität in die unterſten Stände geflüchtet. Sebaſtian Brand und Geiler von Kaiſersberg ſind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beſchränkten Denkart und einer ſchonungsloſen Darſtellungsweiſe ſchuldig; und wenn Bärbel und Chriſtinel ſprechen, ſo vernimmt man ganz genau die Nachkommenſchaft jener würdigen Männer. Auch dieſe ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren, läſtern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menſchen wird ſeine Individualität, aus der er nicht heraus kann, ſein beſchränkter Zuſtand aufgenutzt, ſeine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und ſo wär' es denn, nach wie vor, das alte Narrenſchiff, die Narrendiligence, die ewig hin und wieder fährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die Höhergeſtellten, ohne beſſer oder anders zu ſeyn, ſich nur mehr zuſammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten ausſchließen, ſondern, indem ſie ſich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eigenen Vortheil ſo gut als möglich beſorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der ſogenannte Egoismus, über die Welt ſich verbreitet, den ein jeder von ſeiner Seite glaubt bekämpfen zu müſſen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen ſelbſt in den Rockfalten trage. Und ſodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei deſſen Gebrauch wir einander mehr ſchmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher iſt dieſes Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beſchäftigen, um zu ſeiner künftigen Verbreitung das unſrige beizutragen. Schon aus dem was wir geſagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermeſſen, daß dieſes Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angeſehen werden müſſe. Die lebhaftſten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberſchauen eines Zuſtandes, den wir lieben, indem und weil er uns beengt — dieß alles war nöthig, um

eine ſolche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewiſſenhaft die Ausführung und Vollendung ſey, davon kann der wohl das beſte Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunſt ſich befliſſen; und ſo ſagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeſchaltetes Flickwort zu finden ſey.

Das Stück ſpielt 1789, und wahrſcheinlicher Weiſe war es zu jener Zeit, ſeinen Haupttheilen nach, ſchon fertig, worüber uns der Verfaſſer, wenn es ihm beliebt ſich zu nennen, am beſten belehren kann. Es ward 1816 zum Beſten der Armen der in den Kriegsverfällen des vorhergegangenen Jahres bei Straßburg abgebrannten Dörfer, ſo wie der Straßburger Armenarbeitsſchule gedruckt. Wahrſcheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutſchen Leſewelt, da es ohnehin als ein verſiegeltes Buch anzuſehen war und noch iſt.

Sollte man jedoch, wie wir wünſchen, zu einer zweiten Ausgabe ſchreiten, ſo würde dabei folgendes zu beobachten räthlich ſeyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unſerer Anleitung, ſollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir ſchon ſonſt die Noten unter dem Text nicht lieben, ſo würden wir doch in dieſem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entſtellen, die Worte hinter einander weg, wie ſie von oben bis herunter vorkommen: der Leſer fände ſich gleich und leicht. Wollte man ſie zum Schluſſe alphabetiſch wiederbringen, ſo würden die paar Blätter auch wohl angewendet ſeyn.

Durch alles das was wir vorgetragen, glauben wir zuerſt dieſem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutſchen Sprachkenner geſichert zu haben. Ferner werden gebildete und ſich bildende Perſonen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal von Baſel bis Mainz dieſes Büchlein als bekannt wieder hervorſuchen, und das ſämmtliche obere Deutſchland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus dieſem verwandten Kunſtwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt ſich ein ähnliches Talent zu gleicher Darſtellung verwandter Zuſtände. In wiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Niederdeutſchland hauſenden Literaturfreunde gelangen werde, ſteht zu erwarten: wenigſtens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte ſchon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfaſſer des Pfingſtmontags iſt Herr Arnold, Profeſſor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geiſtreicher, unterrichteter, ſeine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unſere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines ältern Zuſtandes, der ſpäter, wo nicht zerrüttet, doch gewaltſam durch einander gerüttelt worden, will ſich nicht beſtätigen; ihr widerſpricht das Alter des Verfaſſers, der nur Zuſtände, wie ſie ſeit der Revolution noch beſtehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man ſich eben verſichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig ſind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfaſſung aufgehoben worden, das alte Bürgerweſen, wenigſtens in der Adminiſtration des Stadteigenthums, in ſofern es gerettet werden, ſich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt ſich in Straßburg und im ganzen Elſaß ein eigenthümlicher Geiſt; die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt, und niemand gelüſtet nach der germaniſchen Zerſtückelung. Aber wenn man im politiſchen Sinn ſich gern als Franzoſe betrachtet, ſo ſind doch in jeder andern Richtung deutſche Cultur und deutſche Sitten überwiegend, und keine der franzöſiſchen Superſtitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln ſchlagen. Dazu kommt ein gewiſſer militäriſcher Geiſt, der beſonders in Straßburg ſich leicht mit den Truppen, und mit dem ſich die Truppen leicht befreunden. Zugleich iſt eine gewiſſe Beſonnenheit dort zu Hauſe, die ſchnell den Standpunkt erkennt und feſthält, der gegen Liſt und Gewalt ſich am beſten vertheidigen läßt. Unſere Entwickelung des Pfingſtmontags iſt in Straßburg abgedruckt, und alſo ſchon der erſten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unſer überrheiniſches Luſt- und Sittenſpiel eine freundlichſte Aufnahme; man verſtand es leicht und vergnügte ſich an Sprach- und Stammverwandtſchaft, denn hier glaubte man das lebendigſte Zeugniß zu ſehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Urſprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutſchland machen ſich Geſellſchaften gebildeter Perſonen, obgleich mit einiger Mühe, das Geſchäft dieſem Werke ſein Verdienſt abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längſt und gern ſchon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig möglichen, geiſtlichen Sprachverbindung der Deutſchen gebahnt.

Hörten wir aber doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu ſo viel Wunderlichem ſchweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß, die Deutſchen ſollten ihre verſchiedenen Zungen durcheinander miſchen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die ſeltſamſte Sprachmengerei zu Verderbniß des guten ſondernden Geſchmackes nicht allein, ſondern auch zum innerlichſten Zerſtören des eigentlichen Charakters der Nation! Denn was ſoll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutraliſiren will?

Alle Sprachverſchiedenheit ruht auf der Mannichfaltigkeit der Organe, und dieſe hängen wieder von mannichfaltiger Totalität menſchlicher Organiſation ab, die ſich weder im Einzelnen noch im Ganzen verläugnen kann; ſodann entſcheiden Jugendeindrücke, Zuſammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwerkzeuge. Laſſen wir alſo geſondert was die Natur geſondert hat, verknüpfen aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander ſteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu ſchwächen, in Geiſt und Liebe!

Die heiligen Dreikönige.

Manuſcript, lateiniſch, aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

1819.

Die Zueignung iſt an einen Biſchof und ſein Capitel, wahrſcheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung geſagt, die heiligen Leichname der drei Könige ſeyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient ſey noch manches dort bekannt geblieben, was nicht zu uns gekommen. Was nun durch Schauen, Hören und Ueberliefern, ſich daſelbſt erhalten, werde auch in verſchiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles nun ſey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereinigt worden.

Die Geſchichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Iſrael aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen ſetzen die Welt in Erſtaunen und machen ſelbſt die Indier aufmerkſam; dieſe ſtellen auf dem höchſten Berge Baus Wachen auf, die wenn irgend ein feindſeliger Einbruch geſchähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben ſollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht, Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: Es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Zepter aus Israel aufkommen. Ein Held soll geboren werden, die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute sich Jung und Alt, da sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Anstalt auf dem Berge Baus astronomisch und bedeutend: tüchtige Männer werden besoldet, die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die beste Gelegenheit hatten, indem bei der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten, unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Baus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blühte, Fürsten, Freiherren und Edelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zusammenflossen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Baus reist nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit; unter andern eine goldene, mit Steinen besetzte Krone, worauf eben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß wie er den Dreikönigen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft; es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Baus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen Dreikönige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco ins Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und andern Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an, und

Der Roman ist eine subjective Epopöe, in welcher der Verfasser sich die Erlaubniß ausbittet die Welt nach seiner Weise zu behandeln. Es fragt sich also nur, ob er eine Weise habe, das andere wird sich schon finden.

Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich wahrhaft Gute was wir thun, geschieht größtentheils Clam, Vi et Precario.

Ein lustiger Gefährte ist ein Rollwagen auf der Wanderschaft.

Der Schmutz ist glänzend wenn die Sonne scheinen mag.

Der Müller denkt, es wachse kein Weizen als damit seine Mühle gehe.

Es ist schwer gegen den Augenblick gerecht seyn: der gleichgültige macht uns Langeweile, am guten hat man zu tragen und am bösen zu schleppen.

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

So eigensinnig widersprechend ist der Mensch: Zu seinem Vortheil will er keine Nöthigung, zu seinem Schaden leider er jeden Zwang.

---

führt den Stern und die Hoffnung auf denſelben durch Patriarchen und Propheten, inzwiſchen freilich die Aſtronomen des Berges Bans ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortſetzen.

Endlich erbarmt ſich Gott der ſündigen Welt. Die Fülle der Zeit erſcheint: ein Gebot des römiſchen Kaiſers geht aus; Joſeph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt ſie kümmerlich auf; zum anmuthigſten beſchrieben; Chriſtus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern iſt aufgegangen und über dem Berge Bans unbeweglich ſtehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja ſie überleuchtend mit wunderſam beweglichen, bald da- bald dorthin ſchießenden Strahlen, und von andern ſeltſamen Erſcheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weiſe Könige. Zuerſt Melchior, König der erſten Indien, das heißt Nubiens u. ſ. w., wie ſeine Reiche beſchrieben werden. Balthaſar, König der zweiten Indien, von Godolien und Saba, und wie ſeine Reiche ſämmtlich aufgezählt ſind. Caſpar, König der dritten Indien, Herr von Tarſus und der großen Inſel Egrycilla, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Dieſe machen ſich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wiſſen; die Menſchen erſchrecken über ſolchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf ſonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüſte gleichen ſich vor ihnen aus; ohne Speiſe und Trank kommen ſie und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthaſar und auch endlich Caſpar gelangen, jeder von ſeiner Seite, an den Calvarienberg; ein ſtarker Nebel fällt ein, der Stern verſchwindet und ſie ſind in großer Verlegenheit. Endlich klärt ſich der Himmel auf: ſie finden, erkennen und begrüßen ſich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geſchichten und Begebenheiten, und obgleich verſchiedene Sprachen redend, verſtehen ſie ſich vollkommen, ein künftiges Pfingſtfeſt verdeutend. So nahe bei Jeruſalem halten ſie für räthlich beim König Herodes einzuſprechen; dieſer wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müſſe in Bethlehem geboren ſeyn. Der Stern erſcheint wieder, viel ſtärker leuchtend und funkelnd; die begegnenden Hirten ertheilen näher Nachricht vom Kinde und deſſen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieſes Zuſammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten ſind die erſten Gläubigen aus dem jüdiſchen Volke bedeutet, durch die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03828/192

Könige die Erstlinge der Heiden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Aermsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen, und diese werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich aufs prächtigste; der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazarähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehen, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beschreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geschenke, Melchior Gold, Balthasar Weihrauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen beim Absteigen sogleich in die Hand fielen: denn auf Kamelen und Dromedaren führen sie gränzenlose Schätze mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrscher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen seiner Alleherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläst ihn an und er zerstiebt in die Luft.

Die Audienz ist geendigt und die frommen, bisher strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen zum erstenmal. Sie werden im Traum von der Rückreise zu Herodes abgemahnt; sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur dreizehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf der Rückreise brauchten sie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Baus, bauen auf demselben dem Christkind eine Capelle, bestimmen dabei ihre Gräber und vertheilen sich nach den drei Reichen.

Indessen, gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste, begiebt sich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen indischen Schätze wieder zur Sprache, werden aber durch eine kluge Wendung des Erzählers so ins Enge gezogen, daß sie in dem

Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei malerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Aegypten giebt Gelegenheit zu anmuthigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück. Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt, umständlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen drei Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Seulla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drei Könige zu Erzbischöfen. Weil sie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen. Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt. Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthasar, dann Caspar, und werden mit den höchsten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die christliche Lehre: Ketzereien mischen sich ein, das Heidenthum stellt sich her, die ehrwürdigsten Localitäten werden vernachlässigt, befudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Constantins Mutter, den heilig classischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen- und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet, und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drei Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach: denn selbst die ketzerischen Christen

müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Ketzern in den ehemaligen Reichen der drei Könige, als Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Juder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Cophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen, solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuscript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem klein Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniirt; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fangen mit einem großen rothen Buchstaben an; innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben, zu einiger Unterscheidung, von oben herunter roth durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuscript im Ganzen wohl zu lesen sey; übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Dinte hie und da corrigirt, unleserliche Randschrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das fünfzehnte Jahrhundert. Die Art, wie von der Aufhebung der Tempelherren und andern historischen Vorfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl 1380, in welchem Jahre Priester Johannes Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn Gegenwärtiges auch eine spätere Copie seyn sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gefertigt sey.

Der Bischof, an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Bulkannen, Bischof der Münsterkirche. Ob dieß nun den Dom von Köln bedeute, und ob dieser zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden, wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sey, ergiebt sich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „O glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geschichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte sich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umständlichst erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla noch mit den **Actis Sanctorum** zusammen; alles ist neu und frisch und läuft, wie der Auszug beweist, geschwätzig hinter einander weg; wobei sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugsamen Spielraum läßt, sich das Unwahrscheinliche, Unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Rhapsode darf kühnlich vorschreiten; bei einer prosaischen Behandlung jedoch, wo man unternimmt gegebene lakonische Ueberlieferungen ausführlich auszuspinnen, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis ins Einzelne durchgeführten Fabel manche Widersprüche hie und da hervortreten, und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weise gelten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Mährchen ergötzen. Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich so manchem andern, wie sehr von Palästina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war, wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten seltsam verunstaltete.

In diesem Sinne vermuthet ein geistreicher Freund, der Berg Baus solle der Berg Kaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeint seyn. Das Himalaja-Gebirge war durch Tradition wohl schon bekannt genug. Unter der Insel Egrysculla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben seyn soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Baus, wäre sodann die zweite Hälfte des ganzen Landesnamens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles) im Jahre 1268, wodurch die ketzerischen Neſtorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, iſt ausführlich geſprochen. Jene öſtlichen Völker haben ſich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perſer. Etwas von der Geſchichte der Caliphen, und wie die Neſtorianer endlich den Prieſter Johann gegen die Tartaren anrufen, ſo wie manches andere, ſchwebt zwiſchen Geſchichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balſam, und um zu bevorworten, daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden ſich auf dem Felde befinden, wird vom Unterſchied der Berg- und Thalweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaeth mit Fettſchwänzen gedacht, wodurch arabiſche Schafe wohl gemeint ſeyn mögen.

Unter die fabelhafteſten Weſen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er ſteht hinter Mauern und Befeſtigungen von Riegeln und Schlöſſern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürſten es gelingt, ſein Schild an dieſen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Oſtens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderſtehlich iſt, gelungen ſeyn ſoll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung ſolcher Männer ſeyn, die in der Uebereinſtimmung mehrerer Traditionen den Zuſammenhang der Völker und Zeiten aufſuchen und gegen einander ſtellen, wenn ſie ſich mit dieſem Büchlein näher befaſſen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das, was hier von Ketzern umſtändlich erzählt iſt, mit der anerkannten Kirchengeſchichte zuſammenhalten wollte.

Ins Deutſche überſetzt ſchlöſſe ſich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher: denn es iſt für die Menge erfunden und geſchrieben, die ſich, ohne den kritiſchen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und ſo ſind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebſt und mit heiterem Pinſel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen ſich auf Gemälde wie auf Documente beziehen. So ſey zum Beiſpiel der Stern nicht ein allſeitig funkelnder, wie die gewöhnlichen geweſen, ſondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzuſtellen pflegen. Beſtätigt ſich unſere Meinung, daß dieſes Werk in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts geſchrieben ſey, ſo fällt es

in die Zeiten des Dombildes, und es fragt ſich, ob nicht noch andere Zeugniſſe vorhanden ſind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darſtellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben geſucht habe.

Bei allem dieſem jedoch entſteht die Vorfrage, ob dieſes Werk ſchon bekannt, ob ein Manuſcript deſſelben ſich irgendwo vorfinde, ob es genutzt oder gar gedruckt ſey?

Nachtrag.

1820.

Johannes, ein Carmelit, gebürtig zu Köln, gelehrt, deßhalb Gregor XI. empfohlen, durch deſſen Gunſt Biſchof von Hildesheim, des Namens der zweite. Kriegeriſche Nachbarn zu bekämpfen unluſtig, erbat er ſich ruhigern Sitz, erhielt das Bisthum, Augsburg, ſodann Worms, entſagte dieſem und ſtarb 1373 zu Coblenz. Verfaſſer mehrerer Schriften, auch der Historia trium regum, die er an Florenz von Wevelkoven, einen Landsmann, der von 1364 bis 1379 auf dem biſchöflichen Sitze zu Münſter ſaß, widmend richtete. Er ſchrieb das Büchlein 1370. Es ward 1477 zu Mainz gedruckt.

Indeſſen hat ſich auch eine alte deutſche Ueberſetzung gefunden, welche nun, mit dem lateiniſchen Texte collationirt, zu einer treuen, dem Zeitgeſchmack gemäßen Redaction Gelegenheit geben und eine ergötzliche Auferbauung durch wohlgeſinnte Mährchen befördern wird.

Die heiligen Dreikönige noch einmal.

1821.

Da uns dieſe frommen Erſtgebornen aus den Heiden neuerlich durch die trefflichen Arbeiten der ältern niederländiſchen Schule immer lieber und werther geworden, ſo hegten wir den Wunſch näheres von dem Büchlein und dem Verfaſſer zu erfahren, und vielleicht eine Ueberſetzung deſſelben, in einem jener Zeit gemäßen Styl bearbeitet zu ſehen. Wie denn nun immer eins aufs andere führt, ſo that ſich unter den Heidelberger Manuſcripten eine Ueberſetzung hervor, welche Herr Schwab

neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreicht; und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszusöhnen, hat er die Legende der Dreikönige in zwölf Romanzen, einer Dichtart deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt, und sie als einleitenden Auszug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt, in einem Tone, dem Alterthum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene liest sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich-prosaisch und zugleich unwahrscheinlich-mährchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, cyklischen Dichtern und andern Spätlingen eigen seyn mag, so kommt doch gar manches vor was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Thieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandevilla; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten giebt, der Art, daß er entweder selbst muß dort gewesen seyn oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforscht haben. Dieses alles zu sondern, die Congruenz mit schon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit seyn für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeitkenntniß.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich, bei näherer Untersuchung, Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hessen-Cassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und

Berſen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwiſchen Königen und Fürſten. Im Jahre 1366 reiste er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in ſeinem Stammkloſter zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwiſchen dem Biſchof von Hildesheim und den Herzogen von Braunſchweig, und ſtarb 1375 in genanntem Kloſter, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie ſeine in Sebaſtian Münſters **Saxonia** mitgetheilte Grabſchrift beurkundet.

Höchſt merkwürdig iſt jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo **Montevilla**, von ſeinen Reiſen zurückkommend, in Rom einkehrte, ſich auch daſelbſt befand, wodurch die Uebereinſtimmung mit jenem bedeutenden Reiſenden nur deſto erklärlicher wird.

Das Nibelungenlied,

überſetzt von Carl Simrock.

2 Theile. Berlin 1827.

Kurze Literaturgeſchichte.

Zuerſt durch Bodmer bekannt, ſpäterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Intereſſe.

Mehrfaches Umſchreiben und Behandeln.

Hiſtoriſche Bemühungen deßhalb.

Unterſuchungen, wer der Autor?

Welche Zeit?

Verſchiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Ueberſchätzung.

Entſchuldigung letzterer, Nothwendigkeit ſogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

Unterliegt immerfort neuen Anſichten und Beurtheilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Rieſenmäßig.

Aus dem höchſten Norden.

Die Vorsicht ist einfach, die Hinterdreinsicht vielfach.

Ein Zustand, der alle Tage neuen Verdruß zuzieht, ist nicht der rechte.

Bei Unvorsichtigkeiten ist nichts gewöhnlicher als Aussichten auf die Möglichkeit eines Auswegs zu suchen.

Die Hindus der Wüste geloben keine Fische zu essen.

Es ist mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man voran im Brette bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Es ist so gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus Einer Quelle entstehen; deßwegen man oft dem Irrthum nicht schaden darf, weil man zugleich der Wahrheit schadet.

Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrthum der Zeit an. Deßwegen sagte man von einem außerordentlichen Manne: Le malheur des tems a causé son erreur, mais la force de son ame l'en a fait sortir avec gloire.

Jedermann hat seine Eigenheiten und kann sie nicht los werden; und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten zu Grunde.

Wer sich nicht zu viel dünkt, ist viel mehr als er glaubt.

Behandlung, wie sie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig sehr neu.

Daher die Disparaten, die erschienen, wovon wir uns Rechenschaft zu geben haben.

Die Motive durchaus sind grundheidnisch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen.

Der christliche Cultus ohne den mindesten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen.

Alles ist derb und tüchtig von Hause aus.

Dabei von der gröbsten Rohheit und Härte.

Die anmuthigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig.

In Absicht auf Localität große Düsterheit.

Und es läßt sich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des ersten Theiles innerhalb der Gränzen von Worms, Xanten und Ostfriesland setzen dürfte.

Die beiden Theile unterscheiden sich von einander.

Der erste hat mehr Prunk.

Der zweite mehr Kraft.

Doch sind sie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der Nation.

Und zwar deßwegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt, und um sie zu befriedigen uns zu einem Urtheil auffordert.

Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maß seines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutschen ein solcher Vortheil werde, ist die vorliegende Behandlung höchst willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert seine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter ist so nahe als möglich Zeile für Zeile beim Original geblieben.

Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde genommen hätte, und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen.

Wir wünschen diesem Werke viele Leser; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegensieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß sie, ohne dem Ganzen zu schaden, noch etwas mehr ins Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weitern, indem wir uns auf das Obengesagte beziehen. Dieß Werk ist nicht da, ein- für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines jeden Anspruch zu machen und deßhalb an Einbildungskraft, die der Reproduction fähig ist, ans Gefühl fürs Erhabene, Uebergroße, so wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfassendes Ganzes und für ein ausgeführtes Einzelnes. Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit zu beschäftigen haben.

Jeder rhythmische Vortrag wirkt zuerst aufs Gefühl, sodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verstand und auf ein sittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus ist bestechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preisen hören.

Nach unserer oft geäußerten Meinung deßhalb behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, besonders auch das epische, auch einmal in Prosa übersetzt werden müsse.

Auch den Nibelungen wird ein solcher Versuch höchst heilsam seyn, wenn die vielen Flick- und Füllverse, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig sind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und dessen Einbildungskraft spräche, so daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiste von einer neuen Seite zur Erscheinung käme.

Es müßte, nach unserer Meinung, gerade nicht das Ganze seyn; wir würden das achtundzwanzigste Abenteuer und die nächstfolgenden vorschlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unsern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Versuch zu wagen, und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geschieht, ihren Eifer um die Wette beweisen.

Von Knebels Ueberſetzung des Lucrez.

1821.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um ſo mehr einen guten Empfang wünſche, als ich ſeit geraumer Zeit dieſer unverdroſſenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und ſo gereichten die Studien eines Freundes, ſich mit einem ſo wichtigen Reſt des Alterthums zu verſtändigen, eigenem Verſtändniß zu großem Vortheil. Denn es wird hierbei nichts weniger verlangt, als daß man ſich ſiebzig bis achtzig Jahre vor unſerer Aera, in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom verſetze, ſich vergegenwärtige, wie es daſelbſt in bürgerlichen, kriegeriſchen, religiöſen und äſthetiſchen Zuſtänden ausgeſehen. Den ächten Dichter wird niemand kennen, als wer deſſen Zeit kennt.

Man darf wohl ſagen, daß Lucrez in die Epoche kam und ſie ſelbſt mitbildete, wo die römiſche Dichtkunſt den hohen Styl erreicht hatte. Die alte, tüchtige, barſche Rohheit war gemildert, weitere Weltumſicht, praktiſch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben ſich handeln ſah, hatten die römiſche Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernſt ſich mit Anmuth, wo ſtarke, gewaltige Aeußerungen ſich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte ſich im Fortgang das Zeitalter Auguſts, wo die feinere Sitte den großen Abſtand zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten auszugleichen ſuchte, und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darſtellte. In der Folgezeit war an eine Vermittlung nicht mehr zu denken: Tyrannei trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in ſich ſelbſt zurück; daher ich denn, gar gern dieſem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Perſius endige, der, in Sibylliniſche Sprüche den bitterſten Unmuth verhüllend, ſeine Verzweiflung in düſtern Hexametern ausſpricht.

Wie viel freier bewegt ſich noch Lucrez! Zwar auch er iſt bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern, er entfernt ſich vom Weltſchauplatz, beklagt des werthesten Freundes Abweſenheit und tröſtet ſich durch Mittheilung des höchſten Beſtrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung

Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfniß die größten Vortheile; aber wenn man von günstigen Göttern durch Vögelflug und Eingeweidegestalt treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen schien, so waren diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orcus den olympischen Aether, und die stygische Gorgone löschte die sämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüther mehr und mehr bemüht, drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht sich demüthig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unseligen Leben auf Erden, immer wünschenswerther erschien; wer aber gab sodann Bürgschaft, daß es nicht eben so schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald hernach das Christenthum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als der wünschenswertheste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die Furcht loszuwerden; doch hierbei war, wenn man auch mit sich selbst übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer der immer wieder hören muß was er längst beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen, das sich von Ungeduld zur Wuth steigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieses gewaltige Schelten habe ich jedoch immer beinahe komisch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnantesten Augenblick der Schlacht, da seine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegenzugehen steckten, verdrießlich ausrief: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben!“ So nahe gränzt das Ungeheure ans Lächerliche.

So viel sey dießmal über ein Werk gesagt, das, allgemeine Aufmerksamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit besonders erregen muß.

Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez, ja man kann

es nicht einmal und wenn man wollte; aber man ſollte erfahren, wie man ſechs bis acht Decennien vor unſerer Aera gedacht hat: als Prologus der chriſtlichen Kirchengeſchichte iſt dieſes Document höchſt merkwürdig.

Auf einen ſo wichtigen Gegenſtand nun ſey mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenſchaft darzuſtellen wünſchte, als Menſchen und Römer, als Naturphiloſophen und Dichter. Dieſen alten Vorſatz auszuführen, erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Ueberſetzung; ſie macht es allein möglich. Denn wir ſehen ſie durchaus würdig mit edler Freiheit vorſchreiten, ſich ſelbſt klar unſer Verſtändniß aufſchließen, auch wenn von den abſtruſeſten Problemen gehandelt wird. Graziös und anmuthig lockt ſie uns in die tiefſten Geheimniſſe hinein, commentirt ohne Umſchreibung und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dieß alles in der Folge umſtändlich nachzuweiſen ſeyn wird.

Zeugniß.

Exuberantis quam Sapientiae
Hic cerno fontem! Qualia pectoris
Hic signa perdocti refulgent!
Quanta gravi canit ore vates

Sublimioris carmina judici!
Praeceps ut altis Rhenus ab Alpibus
Sic fertur, et secum ruenti
Attonitas rapit amne mentes.

Saepe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, queis validus fluit,
Et mentis et linguae carebam
Res Superas meditatus usu.

Hic invidendo nectare mens tumet,
Cui nec Falernam praetulerit notam
Dapesque Divorum, et ferentem
Mille novas Amathunta flammas.

Subnixa nugis somnia vilibus
Valere jussit, ludicra, turpia,
Quae mollius mulcent amantes
Eloquii, sed inanis, aures:

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, provida quae suis
Natura demersit tenebris,
Ausoniae reseravit urbi.

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam melleo vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis,

Audita quae non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, praetervectus omnes,
Quotquot erant, quot eruntque, vates!

Ut vel disertae fons opulentiae
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum aestimarit
Ingenio, sed et arte summum.

Illi, Pelasgis nobile par virûm
Reversi ab oris, mox sapientiam
Rumore vix notam volucri
Belligero Latio intulere.

Marcus, solutae flumine copiae,
Carus, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes, et Urbi
Tradidit ingeniosiores.

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, aemulatus
Melliflui volucres Hymetti.

Nec prisca tantum saecula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

Gabriele

von Johanna Schopenhauer.

Ich las die drei Bände dieſes mir längſt vortheilhaft genannten Romans mit der größten Gemüthsruhe zwiſchen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blauſten Himmel, in reinſter leichteſter Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichteriſchen Erzeugniſſes mitbringen ſollte. Was ich darüber auf einſamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, laſſe ich hier, ohne künſtliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen; denn weder auf Anzeige und Anpreiſung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angeſehen ſeyn: der allgemeine Beifall hat uns hierin ſchon vorgegriffen.

Gabriele ſetzte ein reiches Leben voraus, und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles iſt nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommniſſe ſehr anmuthig verarbeitet. Und ſo iſt es eben recht: der Roman ſoll eigentlich das wahre Leben ſeyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epiſche, halbepiſche Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit, durch den Mann, bei überwiegendem Leiden, durch die Frau vorgeſtellt wird. Dießmal iſt einem anziehenden weiblichen Weſen die ſchwerſte Rolle zugetheilt, die ſie mit höchſter Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle ſind Opfer von klemmenden Widerſprüchen, die ſich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältniſſen hervorthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenſchaft, des Geſetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes ethiſch Allgemeine verkörpert ſich nun im Contraſt der Charaktere, im Widerſtreit der phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zuſtände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannichfaltigt soll es seyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webt und west in der vornehmern ausgebildeten Welt; die handelnden Personen sind sämmtlich begütert, und dadurch in den Naturzustand des freiesten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reisen ins Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter, ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne. Dabei kam folgendes zur Sprache.

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor; gerade das gränzenlose Streben, das uns aus der menschlichen Gesellschaft, das uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft, für die dann, bei unübersteiglichen Hindernissen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigenthümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen; sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch im Gang der Ereignisse das natürlich Rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteisinn, bösem Willen, Neckerei, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Princip, kein verhaßter Charakter; das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in seiner

Erſcheinung, in ſeinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargeſtellt.

Vom alten ſchroffen, durch Eigenſinn und Wahn zuletzt der Verrücktheit nahen Vater, bis zur jüngſten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als friſche Verſucherin auftritt, ohne Wiederholung das ähnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragiſche Kataſtrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, ſeiner eigenthümlichen Seltſamkeit und Beſchränktheit wegen; er ſpielt den Graciofo in dieſer Tragödie und ſteht den thätigſten des Calderon nicht nach.

Eine gewiſſe Kränklichkeit giebt man der Hauptfigur, als ihrer Individualität angehörig, gerne zu, ja man fordert ſie. Die ſchwereren Krankheits-Paroxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine ſolche Organiſation nicht beſtehen könnte.

Die übrigen Perſonen ſind körperlich geſund, allenfalls verwundet; ſie leiden nur an der Seele; nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einſamen Betrachtens. Nachſtehendes Aphoriſtiſche wird der wohlwollende Leſer ſelbſt einſchalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erſcheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannichfaltigkeit des Herkommens der Perſonen, und beſonders fruchtbare Folgen früherer Verhältniſſe.

Sitten und Arten der neueſten Welt ſind das durchwaltende Coſtüm; ſogar wird die neueſte, zarteſte, wirkſamſte Giftart eingeführt.

Fortſchritt edler Geſinnung und Handelns, wodurch der Uebergang ins wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantaſtiſches, ſogar das Imaginative ſchließt ſich rationell ans Wirkliche.

Das Problematiſche, ans Unwahrſcheinliche gränzend, bevorwortet ſich ſelbſt und iſt mit großer Klugheit behandelt.

Und ſo ſey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgeſprochen!

Marienbad, Ende Juni 1822.

Olfried und Liſena.

Ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen, von Auguſt Hagen.

Königsberg 1820.

1820.

Als mir dieß Büchlein in die Hände kam, ſchlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte, und las die ſechs Stanzen der beiden Seiten; dieſe zogen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward vom Anfang anzufangen. Und ſo habe ich denn auch in ruhigen guten Stunden fort- und durchgeleſen, welches etwas heißen will: denn in zehn Geſänge getheilt, enthält es über ſechzehnhundert Stanzen.

Ich aber, gerade in dieſem Augenblicke weder zu irgend einer auslangenden Darſtellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, erſuche die genannten und ungenannten trefflichen Freunde, die uns in kritiſchen Zeitſchriften über äſthetiſchen Gewinn und Verluſt gar löblich aufklären, dieſem Werk ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken und mir den Traum zu deuten, warum es mir ſo wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweiſt eine hohe ſittlich-äſthetiſche Cultur, wenn in jungen Jahren ein entſchiedenes Talent auch ſogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenſtänden völlig gewachſen erſcheint, die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann — denn als einen ſolchen

In Kunst und Wissenschaft so wie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Wenn verständige, sinnige Personen im Alter die Wissenschaft gering schätzen, so kommt es nur daher, daß sie von ihr und von sich zu viel gefordert haben.

Ich bedaure die Menschen welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Wesens machen und sich in Betrachtung irdischer Nichtigkeit verlieren; sind wir ja eben deßhalb da um das Vergängliche unvergänglich zu machen, das kann ja nur dadurch geschehen, wenn man beides zu schätzen weiß.

Was die Franzosen Tournure nennen ist eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man sieht daraus, daß die Deutschen keine Tournure haben können, ihre Anmaßung ist hart und herb, ihre Anmuth mild und demüthig; das eine schließt das andere aus und sind nicht zu verbinden.

Einen Regenbogen, der eine Viertelstunde steht, sieht man nicht mehr an.

Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfallt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen; an den Dingen werd' ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

---

giebt und offenbart er ſich — eine Fabel wie dieſe concipirend, ſie in ſich auszubilden und, bei der fleißigſten Behandlung des Einzelnen, ſich immer ſo ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieſer Ausführung aber weiß ich nicht, was ich mehr bewundern ſoll, den klar tiefen Eindruck in die menſchlichen Gefühle, Geſinnungen, Zuſtände und Verhältniſſe, oder die Heiterkeit ſich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünſchen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner geweſen: dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir ſeine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt ſehen, er gewinnt die mannichfaltigſten Luft-, Waſſer- und Erderſcheinungen; und dann hängt es von ihm ab, uns natürlich-feenhaft bald auf dürren Sandwüſten auszuſetzen, bald in Fiſcherhütten, deren Gewerb mit Garten- und Obſtbau verbunden iſt, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab palaſtreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthiſiren.

Doch wir gehen zu weit, und dürften auf dieſem Wege die Abſicht uns nicht einzulaſſen, ehe wir's uns verſehen, überſchreiten.

Betrachten wir genau, ſo iſt es vielleicht die jugendliche Anſchauung des Meeres, die dem Engländer, dem Spanier ſo große Vorzüge über den mittelländiſchen Dichter giebt. Kenner, welchen unſere neuere deutſche Literatur gegenwärtiger iſt als mir, werden bemerken, wer von dieſer Seite mit unſerm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund, den ich gern über mich und andere reden höre, ertheilt mir auf Erſuchen folgenden Beſcheid.

„Olfried und Liſena von Auguſt Hagen habe ſogleich zu leſen angefangen, und den erſten Geſang vollendet. Hiernach zu urtheilen, ſcheint der junge Dichter ſehr glücklich die Aufgabe gelöst zu haben, wie das Mährchenhafte, Abenteuerliche, Seltſame auf eine erfreuliche Weiſe mit bekannter, gewohnter menſchlicher Sinnesart in Verbindung zu ſetzen ſey. Alles deutet auf ein heiteres, reines und ſehr ſanftes Naturell, mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die griechiſchen Ueberſchriften wollen wohl ſagen, daß der Dichter ſeinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Intereſſe werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen ſuchen, um Ihrer Anfrage möglichſt genugzuthun.

„Olfried und Liſena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Leſen von dieſem Product jetzt ungefähr ſagen könnte, wäre dieſes. Es iſt kein Homeriſches Epos, wiewohl die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter ſtattfindet. Hier iſt vielmehr ein geiſtiger, ſittlicher Anakreon, dem Homers Fülle und Breite einmal zugeſagt hat, in aller Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit geneigt von ſich zu geben, was im kleinen, harmloſen Gedicht und Lied unſchuldig-anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweiſe, die mehr auf die Geſinnung, als auf kräftigen ſichtbaren Ausdruck nach Art der Alten alles bezieht, verläugnet ſich nirgends. Daher denn die innerſte Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeugt. Ja, dieſe letztere iſt ganz auf die Nebenpartien und Außerweſentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Epiſoden und Einflechtungen von Griechiſch-Mythiſchem ziele, bin ich weit entfernt hiermit einen Fehler auszuſprechen, vielmehr finde ich es höchſt liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, ſo wahr und unumwunden eingeſteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag, die doch nun einmal beſteht. Dürfen wir uns deßhalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Mährchen geboten wird, und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung ſich einander entgegenzuſetzen ſich gezwungen ſieht? Auch hier alſo fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daſeyenden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert ſich ganz nach neuerer Dichtweiſe.

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene ſo unmittelbar in Verbindung mit ſeinem Oertlichen, Klimatiſchen, ja mit ſeiner perſönlichen, individuellen Geſinnung bringt, muß ihm als eine höchſt glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil ſich zu nähern. Und vielleicht iſt hier der Punkt, wo die ganze Production mir am heiterſten, reinſten und lobenswürdigſten erſcheint. Denn geben wir jene frauenhafte Geſinnung einmal zu, ſo muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichniſſen und Schilderungen, die alle dem Landſtrich, der Meeresküſte, der Vegetation entnommen ſind, höchſt überraſchend ſeyn, indem wir dieſe wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden ſehen, das eigentlich jenſeits und über dem Wirklichen ſteht. Ueberhaupt dürfte

man fragen, ob das Gedicht im Sinne unserer neuern Romantiker romantisch zu nennen sey? Es ist zwar im reinsten und zartesten Sinne von Sehnsucht, welche die höchsten, sogar überirdischen Regionen berührt, gedichtet; indessen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das nicht zu Ungunst, sondern zum Vortheil des viel schwächern Erdenwesens sich wirksam erweist. Und so ist eigentlich jene Kluft gefüllt, die unsere gemeinen Romantiker zwischen Erde und Himmel nur immer größer zu machen sich bestreben.

E. Schubarth."

Elfried und Lisena noch einmal.

1821.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen dasselbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Gesinnung sich unangefochten erhalten hat, so möchten wir dem Dichter gern etwas zu Liebe thun, etwas aussprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszusetzen sey, darüber werden ihn unsere landsmännischen Kritiker gar umständlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heilsam finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle sich aus der Geschichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches, entwickelt, ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle solches ausführlich und umständlich; die Eigenthümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu fröhlichen Theilen; je kürzer er sich faßt, desto willkommener wird er seyn, und gewiß am besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmuthigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüstlich; vergreift er sich auch einmal, so ist für seine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hierbei Wielands kleiner Erzählungen, von welchen gar manche als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher

Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.

Deutscher Naturdichter.

1822.

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neununddreißig Jahre alt, und schon seit seinem achten an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem frühern Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen; immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lectüre.

Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich, in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz, sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu Hause ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnsteins selten getrübt; er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt, wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Muth, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußte ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden seyn können.

Ueber solche Talente sagten wir schon an einem andern Orte folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Production, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt."

Von unserm Fürnstein kann man noch hinzufügen: Alle seine Productionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder ins Gewöhnliche zurückweisen solle, und dazu erschien mir nichts Wünschenswertheres, dem Individuum Zusagenderes, den Charakter der Nation Ehrenderes, als Gewerbs- und Handwerkslieder.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrichs VIII und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst, dem guten Manne ein gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert, ein unübersehbarer Garten in der

Nähe, ein weit verbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er thätig beginnt, und alles was zu thun ist, eins nach dem andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt, und diese Reden den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter sonnigem, günstigem Himmel, und wird von einem jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedichte die aufsteigenden nennen; sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin.

Goethe.

Der Ausdruck Naturdichter, wie sehr er auch zu den leicht behelfenen Zusammensetzungen unserer Sprache gehören mag, in denen man sich aufs halbe Wort zu verstehen geneigt und gewöhnt ist, spricht doch deutlich genug das, worauf es ankommt, aus, den Gegensatz eines Ursprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und giebt dabei zugleich eine gewisse Bewunderung und Freude, wie man sie an allem Ursprünglichen, Reinen und Intacten zu haben pflegt, mitzuerkennen.

Ein natürliches Vermögen also, und ein ihm gegenüber, nicht entgegen stehendes Bewußtseyn, das wir auch wohl Theorie, Kunst, Regeln u. s. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erste wesentliche Bestandtheil, als der Gehalt, aber zugleich die An- und Zumuthung an ein wirkendes, bewußtes Kunstgesetz beseitigt.

So begabte Individuen sind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezug und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menschheit sind nicht zu allen Zeiten dieselben.

In dem ersten Beginnen des gesellschaftlichen Zustandes, unter Nationen die sich zu bilden anfangen, sind solche Talente als diejenigen anzusehen, durch welche alles Wissen und Denken, Sage und Mythus, Geschichte und Philosophie eines Volkes, Gestaltung und Einkleidung erhalten hat, aus denen die ersten gefeierten Barden und Sänger hervorgegangen sind, welche nur als die Blüthen und Gipfel dieser ersten Naturpflanzen angesehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, gesteigerten Cultur, wo Muster und

Vorbilder, und davon abstrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden sind, welche auch die schwächsten Anlagen zu steigern, wenn auch nicht zu ersetzen vermögen, kann man dergleichen ursprüngliche Talente, als sich selbst überlassen, kaum nur in den untersten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volksklassen voraussetzen.

Denn in einer jeden höhern bemächtigt sich einer solchen Anlage die Doctrin dergestalt, daß sie dadurch sich entweder in einen alles versuchenden Dilettantismus verwandelt oder, wenn sie wirklich unkräftig und nachhaltig ist, nur durch ein ernstes Studium in eine besonnene, kraft- und zweckbewußte Kunstfertigkeit ausbildet.

Wird nun aber ein solches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den untersten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Classe angetroffen, so befindet es sich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behält es seinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm seine Entstehung verdankt, ohne jemals sein Verdienst namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm in Berührung und Umgang mit den Höheren und Gebildeteren zu kommen, und sich von deren Wissen und Können manches rhapsodistisch anzueignen, und so als eine Art von Vermittler zwischen jenen und seiner Classe aufzutreten, indem es die Untern und seinesgleichen zu sich heranwirkt, den Höheren aber Aufmerksamkeit abnöthigt, und durch die Manierlichkeit seines Auftretens sie anlockt, sich mit ihm einzulassen und des Eintritts in ihre Kreise würdig zu halten.

Ist bei einem Talent des ersten Falles von Urtheil und Geschmack nicht die Rede, sondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweise charakterisirt, so kann bei einem Talent des letztern Falles sogar eine Ungleichheit, ein Zwiespalt sich ergeben, der aus der Vermischung von Edlem und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entsteht, und den Genuß an seinen Productionen stört, indem unvergohrene Elemente verschiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verschmelzen im Stande gewesen.

Und diese widerwärtige Erscheinung mag nun freilich oft genug eintreten; wenigstens erklärt sich uns in solcher Voraussetzung am leichtesten der Umstand, daß so manchen der Gebildeten eine Art von Apprehension

gegen diese halbwüchsigen Naturerzeugnisse auf dem Boden der Cultur und Kunst anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Producte kennen zu lernen und seiner Aufmerksamkeit werth zu achten.

Eine solche Besorgniß, ein so ungünstiges Vorurtheil wird nun glücklicherweise durch unsern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeste mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein sich gleichbleibender Gehalt in entsprechender reiner Form und angemessenem, richtigem und zierlichem Ausdruck sich darstellt; und zwar in einem solchen Grade, daß wohl hie und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Gesetzen des Rhythmus und der Prosodie, jedoch nicht mehr als selbst bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verstöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigen, anzutreffen seyn möchten.

Wie mannichfaltig der Kreis seiner Gegenstände, und welcher Abwechslung von Gefühl und dem gemäßer Behandlung er fähig ist, davon mögen folgende drei in Ton und Inhalt ganz verschiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen. Riemer.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder!
Seht, schon grünt das Wiesenland,
Und das Haar der Wälder;
Weste wehen sanft und lau:
Auf, beginnt den Hopfenbau!

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weise,
Und die Keime pflückt dabei,
Euch zur Leckerspeise!
Schneidet, was veraltet ist,
Daß er frisch und kräftig sprießt.

Gebt dann Fichtenstangen hin,
Daß die schlanken Reben
Rankend um dieselben ziehn,
Und empor sich heben;
So zum Stärkern wird gesellt,
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn sich Unkraut mehrt,
Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen stört
Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laster Samen streut.

Wenn die Reben unser Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendsonnenstrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang' wird dieß Gewand
Unsre Fluren schmücken,
Weil wir mit geschäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben sie
Reichen Lohn für unsre Müh!

Wo die heiß're Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menschliche Verstand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preise unsre Reben,
Die alljährlich, wie ihr wißt,
Uns den Hopfen geben,

Weil nur deſſen würz'ge Kraft
Geiſt und Dauer ihm verſchafft.

Drum, Bewohner Falkenau's,
Brave Flurgenoſſen,
Pfleget eures Hopfenbaus
Ferner unverdroſſen;
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht ſcheun!
Wohlſtand bringt uns ſein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.

Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die ſpendende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbſt ſie der Gaben entleerte,
Trägt ſie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! Wie weiſe
Deckt er die Erde mit ſtarrender Haft!
Wiſſet, er giebt ihr, beſchützt von dem Eiſe,
Ferner zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrſcht nun ein heiliges Schweigen,
Stumm ſind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knospenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes ſie ſeyn.
Laßt die Erſchöpfte nun ruhen und ſchlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neues Vergnügen zu ſchaffen,
Macht zur kryſtallenen Bahn ſie den Fluß.

Leicht und behende ſchlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unſeren Hütten,
Setzen wir koſend uns um den Kamin.

Der Glaube iſt ein häuslich, heimlich Capital, wie es öffentliche Spar- und Hülfscaſſen giebt, woraus man, in Tagen der Noth, Einzelnen ihr Bedürfniß reicht; hier nimmt der Gläubige ſich ſeine Zinſen im Stillen ſelbſt.

Der eigentliche Obſcurantismus iſt nicht daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, ſondern daß man das Falſche in Cours bringt.

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeſchichte wenig und viel bedeutender Menſchen anhaltender beſchäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten ſich wohl die einen in dem Weltgewebe als Zettel, die andern als Einſchlag betrachten laſſen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, dieſe deſſen Halt, Feſtigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Scheere der Parze hingegen beſtimmt die Länge, dem ſich denn das Uebrige alles zuſammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichniß nicht verfolgen.

Auch Bücher haben ihr Erlebtes das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Dieſe tiefſchmerzlichen Zeilen wiederholte ſich eine höchſt vollkommene, angebetete Königin in der grauſamſten Verbannung, zu gränzenloſem Elend verwieſen. Sie befreundete ſich mit dem Buche das dieſe Worte und noch manche ſchmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Troſt;

Hören wir heulende Nordwinde sausen
Um unsere Hütte so schneidend und hohl,
Fernen Gewittern gleich toben und brausen,
Ist uns am warmen Kamine so wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Oefter in traulichen Cirkeln vereint!
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die strahlende Sonne nicht scheint.
Wollt ihr denn immer nur tanzen und schwärmen,
So wie die Mücken in sonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das starrende Blut?

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend in tröstender Hoffnung Geleit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beschwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuschend der Nordwind die Fenster bemalt,
Denket, sie blühen auf sonnigen Gründen
Bald uns in lieblicher Farbengestalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Brust!
Wohlthun erfüllt sie mit stillem Entzücken,
Wohlthun giebt himmlische, selige Lust.
Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erstarrten mattstöhnendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, schützenden Dach!

Freunde, wer immer so treu, wie die gute
Mutter Natur, seine Pflichten gethan,
O, der entschlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einst die Nacht seines Lebens heran!

Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
So wie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenſeits erwartet ihn dauerndes Glücke,
Wo keine wechſelnden Jahrszeiten ſind.

An den April.

Es ſchimpf' und ſchmähe, wer da will,
Und ſpeie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich lob' in jedem Falle
Den Unbeſtand — nennt's ungetreu! —
Mehr, als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringſt bald warmen Sonnenſchein,
Bald Regen, Froſt und Schauer;
Stürmſt manchmal wild in Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.
Du kleideſt, wenn die Luna lacht,
Dich in des ſtarren Winters Tracht,
Und pflegſt der Sonne wegen
Sie wieder abzulegen.

Es ſind nach einem alten Spruch,
Wie du, der Mädchen Herzen,
Die oft in Einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, ſcherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
Iſt man den holden Kindern gut;
Ja, iſt der Groll vorüber,
Hat man ſie deſto lieber.

Wer immer finſtre Mienen macht,
Hat bald die Gunſt verloren,
Wer immer ſcherzt, und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;

Drum treibe du dein Wechselspiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel:
Und laß die Norde schweigen,
Wenn sich die Blüthen zeigen.

Der deutsche Gil-Blas.

1821.

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin und wieder getriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären, daß der französische Gil-Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sey, und daß also beide, in diesem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen. Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinarisch gesinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses alles, den Umständen zufolge, ganz natürlich zugeht, und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so besticht uns der gute ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünscht, ist natürlich, da er seiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt ist und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunst- und Geschmackswerk ließe sich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannichfaltigster Abwechslung

immer wiederkehrender Zustände, bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tagtägliches liest, so wird man nicht verschmähen einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Gränze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen; alsdann könnte es gedruckt werden wie es liegt: denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Aehnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen, und es ist in den untern Ständen wohl niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegirte junge Landstreicher gar löblich aus, und charakterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den vagirenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten, aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlassen ihre Leute, und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen. Der Unfrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: Laß ihn doch! Es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt, wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben? Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir beim Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen: sie wenden sich gegen das, was man so gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht jedermann reist mit Extrapost, von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet, durch die Welt; gar mancher muß auf seinen eigenen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche unbewußt höherem Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte wundersame Beispiel ist mir immer im Leben gegenwärtig gewesen, wie ein guter ehrlicher Landmann und Hausvater seinen Schnittern das ersehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube speisen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; sie schienen mir einen Zustand besetzt, sich darein geschickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die gränzenlose Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beisteuer mangeln lassen. Besonders waren mir die Handwerksbursche empfohlen, mit denen ich früher als Fußreisender oft in Verbindung gewandert und in späterer Zeit immer demjenigen am liebsten gab, welcher am besten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, so lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das sechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigern Heischen, auf ihren stromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden, weßwegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten sich desselben, und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder sich von Haus zu Haus ein weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, besonders auch auf Reisen, vorüberziehende Handwerker nicht grüßend wie sonst, noch weniger eine milde Gabe heischend. Sollten diese oft bedürftigen Menschen sich gleich der übrigen Welt selbstständig zu machen gewußt haben? oder verscheuchterte sie die Polizei?

Auf solchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung manches Beispiel erzählen, wenn man der abergläubischen Wendung, die dergleichen Geschichten immer nehmen, auch nachsehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durchs Feld. Der Himmel, stürmend, bedrohte mit Regen, und doch trieb mich etwas den frei stehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zustand, als ich mich oben zwischen altem grauem Gemäuer sah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander stand und lag.

Als ich mir nun selbst ein Räthsel schien, bot sich die willkommenste Auflösung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu schützen, und erblickte darin mit Verwunderung den schönsten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleichfalls Schutz gesucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, standen sie auf und erwiederten meinen Gruß. Sie bestätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; sie hofften durch einen Besuch bei entfernten Verwandten ihren Zustand zu verbessern, und so zogen sie durchs Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei frischem und lebendigem Höhesinn, den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu ersteigen, indeß ich von der andern Seite heran kam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnt man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hüte man sich ja, dergleichen Scenen selbst herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einst abreiste, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offenen Wagen saß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinsten bis zum größten: da hatte ich nun schnell einen Glückstopf zubereitet, und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburschen halten

zu lassen und so meine Gaben der Reihe nach zu spenden, und freute mich schon des Zufälligen, das diesmal sollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung, mich selbst zum Werkzeug der Vorsehung zu berufen und mit einem so wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, ward zu meinem Bewundern und Anerkennen bestraft. Auf einem dreistündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte sich weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, so daß ich die ganze kleine Summe beschämt wieder einstecken und dem höhern Wollenden zu eigener Disposition das Künftige überlassen mußte.

Wie aber sogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüstigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburschen, sogleich eine Gabe zudachte; der Kutscher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweistündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen stillzuhalten. Dieß geschah im Augenblick, als Knaben, an der Straße spielend, hämisch laut ausriefen und schrieen, es sitze jemand hinten auf. Mit mir zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, höchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um seinetwillen still gehalten, und eine üble Behandlung stehe ihm bevor. Es war aber derselbige Bäckerknabe, der sich klüglich, einen beschädigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte, und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hätte; nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da sich dergleichen Geschichten zu Dutzenden erzählen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß, praktisch genommen, sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse, und daß man vernünftiger Weise wohl thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfallenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich schädlich seyn, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern, oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und Bittenden. Der erste wünscht

ganz ruhig: Gott möge euch für eure Gnade belohnen! ohne daß er es unternimmt hierbei mitzuwirken; und so seyd ihr für immer geschieden: der andere sagt, er werde für euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen wie derjenige, der bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchsten Wesen durchs Gebet, für sich selbst keinen leidlichen Zustand erflehen kann, dessenungeachtet aber glaubt, der Patron eines andern seyn zu können, indem er betend von vielen Clienten begleitet vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch folgendes hinzufügen. Johann Caspar Steube, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, ein weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide wissen sich, jener in eigenen, dieser in Weltverhältnissen, nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über alle waltendes höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

So eben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Giebt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut seyn noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säculum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht."

Hamann.

Nekrolog des deutschen Ost-Blas

1823.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf, bei dem Tode des vor kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief; wie aus dem heitern wohlgeschriebenen Bekenntniß desselben uns allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projectreichen, unbesonnen unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet, und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verläugnen, noch weniger ablegen, so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, denn es hing von ihm ab, die erlöste, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper durch eine Badecur von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er mochte zugleich den Plan, seinen noch kränkern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dieß mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichem Wege nicht für unverständig zu achten seyn, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen Holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6. Juni 1822, als zweiundsechzigjähriger Fuhrmann auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," über Jena und Brügel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbündeln in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und campiren unter freiem Himmel, da kein Altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gensdarme, der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Caravane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg sodann, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Gränze Böhmens, wird nach leidlicher Mauthvisitation eingelassen, und muß nun den schlimmen Weg des Nickelberges

hinunter handern. Kein Labsal iſt unterwegs zu finden und ſo kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entſtellt, faſt geblendet, die Glieder gelähmt in Teplitz an, ermannt ſich aber ſchnell, ſieht ſich nach ſeiner Weiſe überall um, und ſchreibt ſogleich ein Tagebuch.

Am 10. Juni war er in Teplitz angelangt; dort findet er einen Wohlmeinenden, der ihm eine Stelle für ſeinen Sohn ins öffentliche Hoſpital verſchafft.

Nun aber immer und immerfort den rüſtigen Kutſcher ſpielend, beſchädigt er ſich, indem er den Wagen, der im Hofthore ſteckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf ſogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und ſtirbt, ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung ſeines neuen wirthlichen Freundes, am 20. Juni gegen Mittag.

Nun ruhen ſeine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken, mit denen wir begonnen. Er findet ſeinen Tod nach der Weiſe wie er gelebt hat, und ſein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Der junge Feldjäger,

in franzöſiſchen und engliſchen Dienſten während des ſpaniſch-portugieſiſchen Krieges von 1806 bis 1816.

Eingeführt durch J. W. von Goethe.

1824.

So ſehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten beſtrebt ſind, und uns mit Geſchichte von Jugend auf im allgemeinſten und allgemeinen beſchäftigen, ſo finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Beſondere, Individuelle uns über Menſchen und Begebenheiten den beſten Aufſchluß giebt, weßhalb wir denn nach Memoiren, Selbſtbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, ſo heftig begehren.

Wie verſchiedenen Werthes aber dergleichen Nachläſſe ſeyn mögen, in Rückſicht der Perſonen, der Zeit, der Ereigniſſe, ſo dürfte doch keine

wer dürfte dieſe ſchon in die Ewigkeit ſich erſtreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?

Mit dem größten Entzücken ſieht man im Apollo-Saal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weiſe Dominichin die Ovidiſchen Metamorphoſen mit der ſchicklichſten Oertlichkeit umgiebt; dabei nun erinnert man ſich gern, daß die glücklichſten Ereigniſſe doppelt ſelig empfunden werden, wenn ſie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja, daß gleichgültige Momente durch würdige Localität zu hoher Bedeutung geſteigert wurden.

Mannräuſchlein nannte man im ſiebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

Liebes gewaſchenes Seelchen iſt der verliebteſte Ausdruck auf Hiodenſee.

Das Wahre iſt eine Fackel, aber eine ungeheure; deßwegen ſuchen wir alle nur blinzend ſo daran vorbei zu kommen, in Furcht ſogar uns zu verbrennen.

Die Klugen haben mit einander viel gemein. Aeſchylus.

Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurecht zu legen wiſſen, was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade [illegible]ſſt, wie er's hätte ſagen ſollen.

Ein Jeder, weil er [illegible]icht, glaubt auch über die Sprache ſprechen zu können.

---

dergleichen Schrift völlig zu mißachten ſeyn. Alle Menſchen, die neben einander leben, erfahren ähnliche Schickſale, und was dem einzelnen begegnet, kann als Symbol für tauſende gelten. In dieſem Sinne nun kommt mir das gegenwärtige Büchlein leſens- und bemerkenswerth vor.

Unſer Feldjäger iſt eine von Haus aus gute Natur; mit allem was kommt, findet er ſich ab, iſt gehorſam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bischen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu beverworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde ſich einen ſolchen Kameraden wünſchen.

Leichtſinnig war dieſe kriegeriſche Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und ſo findet man auch den Verlauf derſelben leicht und froh niedergeſchrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen ſehr angenehmen Eindruck.

Nun aber ſagen wir, ohne Furcht mißverſtanden zu werden: das Verdienſt eines geregelten Reiſenden und ſeiner Mittheilungen wiſſen wir nach dem ganzen Werthe zu ſchätzen; aber ein ſolcher Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür ſtattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerſte Nothwendigkeit gebietet, dieſer hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten; kein bedeutender Gewinn fürs Leben iſt zu hoffen; denn alles was im nothgedrungenen Augenblick erhaſcht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen ſich, gegen geringen Vortheil, Mühſale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem ſeiner Theile ein friſches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden ſtellt.

Die Nachbildung eines ſolchen unberechenbar wechſelnden Zuſtandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Intereſſe, daß der geringſte Soldat, weite Landſtriche als Fremdeſter kreuz und quer heimſuchend, durch ſein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerſte der Wohnungen, in die tiefſten Verhältniſſe verſchloſſener Häuslichkeit eingeführt wird; wie denn an Gegenſätzen ſolcher Scenen auch im gegenwärtigen Decurs kein Mangel iſt.

Und ſo mag ich mir denn das Entfernte nicht lieber heranrufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeiten. Das Augenblickliche,

das wir von öffentlichen Dingen, doch nur im allgemeinen und oft aufs unsicherste, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugniß giebt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Absicht, sondern gedrungen durch unwiderstehliche Nothwendigkeit beiwohnt.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat, auch er tödtete und wüstete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behenden Guerrillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung; ihm ist vergönnt die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht, mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dieß Büchlein, neben so vielen andern, sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung, und vielleicht auch hie und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben.

Des jungen Feldjägers Kriegskamerad,

immer getrost und thätig.

Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen, und zwar doppelt mit Recht: denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch, so wie der Glückliche, unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch sey, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereinigt gesehen worden, gleich fällt

der Vorhang, und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause. In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Taufendeck, das den überall anstoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht sanft zu verweilen angelockt wird, das Rund sich in milden Schatten und Widerscheinen uns offenbart, so sendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüsterung, andere Farben, andere Schatten und Widerscheine; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig dasjenige in Eins zu fassen, was sich selbst zerstreut, und es wird von einer Theilnahme beschäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthsel schwebend erhalten, schwankt.

Zu solchen Betrachtungen giebt gegenwärtiges Bändchen einen frischen Anlaß; es stellt mit wenigen Pausen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinn beschwichtigend, tröstend, beruhigend wirkt, ist, daß die Personen, die so viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen gesehen, doch am Ende noch selbst erzählen was überstanden, und wie sie aus dem unerträglichsten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht sowohl gerettet worden, sondern sich selbst gerettet. Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller balearischen Inseln, verdient als Muster einer vernünftigen, ersten, naturrechtlichen Staatsverfassung die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unseligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellebedrohten Dünen mitten im Ocean angescheiterten Mannschaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborener und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so vieler, die Rettung Einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaft-menschlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihresgleichen finden.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurtheilung (Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1825 Nr. 22) freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet ins Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm typographischen Costüm ganz anständig ausnimmt. Der Kriegskamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1827 Nr. 35) giebt ihm, unserer eigenen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träte denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem raschern Schritt vorwärts gingen.

Diese drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elsasser, in der mittlern und niedern Classe geboren, vom Jahr 1806 in französischen Kriegsdiensten, werden in den spanischen Feldzug und weiter in die unselige Weltgeschichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieser individuellen Bekenntnisse; sie schreiten parallel und fast synchronistisch neben einander fort, und lassen uns auf die klarste Weise in das Verderben hineinsehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein subalterner Franzose auf, ein Sergeant, der ungeachtet er den ganzen Decurs französischer Glücks- und Unglücks-wagnisse redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in seine leider sehr veränderte und entstellte Heimath mißmuthig zurückgekehrt und wie so mancher andere zuletzt zu Feder und Papier seine Zuflucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgendermaßen aus.

Vorrede des französischen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard scheinen uns aller Beachtung werth zu seyn. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höheren Classen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen was sie

geſehen hatten, ſelten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem was Frankreich erlebt hat, giebt es indeſſen noch eine Menge obſcurer Menſchen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereigniſſe im Stande waren die Dinge in der Nähe zu ſehen und ohne Leidenſchaft über Perſonen zu urtheilen, welche einen hiſtoriſchen Namen erlangten, ſo daß es vielleicht an der Zeit ſeyn möchte auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.

„Aus der Lectüre dieſer Memoiren wird man ermeſſen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatſachen durch das Schweigen eines Unterofficiers würde unausgefüllt geblieben ſeyn. Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählte Guillemard Dinge, welche in mehreren andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er nichts verſichert, wovon er nicht ſelbſt Zeuge geweſen iſt, und daß ſelbſt die Verſchiedenheit ſeiner Erzählung von andern ſich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm ſeyn, nachdem wir über gewiſſe Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren; und man wird es dem Sergeanten einigermaßen Dank wiſſen, daß er ſeiner Muße einer Arbeit gewidmet hat, die ſich ſonſt für ſeinen Grad und ſeine Stellung wenig zu eignen ſcheint.

„Guillemard ſtammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie, und hätte deßhalb erwarten können nicht auf der Stufe des Sergeanten ſtehen zu bleiben: aber einestheils wollte es ihm in ſeiner Laufbahn nicht glücken, und anderntheils hatte ſeine Erziehung, die in den Feldlagern ſich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in ſeinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leſer, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden beſondern Thatumſtand auszumalen verſteht, dieſe Memoiren zur angenehmen Lectüre machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige

durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereigniſſen entgegengeſetzter Natur verſchiedenartig ergriffen, für jeden Umſtand beſondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Styl faſt ohne allen Uebergang in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabſinkt, ſo erhält dadurch, unſeres Bedünkens, ſeine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publicum ein gleiches Urtheil fällen werde."

Da wir durch vorſtehendes genugſam von Art und Weiſe, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet ſind, ſo könnten wir es wohl dabei bewenden laſſen, um ſo mehr als das was wir zu ſagen haben, einigermaßen bedenklich iſt. Der Leſer, wenn er irgend etwas Geſchichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigſtens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinſtimmend anſehen. Gilt dieß ſogar von Roman und Gedicht, warum ſollte es nicht von einer Lebensbeſchreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unſern Sergeanten, dem wir eine beſondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hierbei meinen oder glauben, früher oder ſpäter zur Sprache kommen muß, ſo halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Perſönlichkeit des Sergeanten: ſie geht ſo treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erſcheinen überall wieder. Ein kühner, thätiger und doch immer ſubaltern-genügſamer Sinn zeigt ſich überall, und beſonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung mit getroſtem ſicherm Schritt; nur wenn er in der Folge bei höchſtbedeutenden Weltereigniſſen mitwirkend oder zuſchauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerſt, ſchütteln dann den Kopf und glauben endlich einen höhern Sinn, einen weitern Verſtand, einen freier umſchauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem ſey nun wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft iſt, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig ſchien uns, daß keine Abſicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Intereſſe zu wirken nur im mindeſten bemerklich ſey; es gilt bloß die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen

ch selbſt und gegen das Vergeſſen, gegen das völlige Auslöſchen zu retten, wodurch beſonders in neueſter Zeit ein Tag den andern übertüncht, und das Unnützeſte über das Trefflichſte, als müßte es ſo ſeyn, ſorglos hinpinſelt.

Wir erkennen alſo mit Zufriedenheit und Beifall, daß ſich an dem heitern und harmloſen Lebensfaden eines untergeordneten Menſchen die wichtigſten, halbbekannten und unbekannten Ereigniſſe und Perſönlichkeiten nach und nach aufreihen und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlaſſen. Ins Einzelne dürfen wir nicht gehen; Ueberraſchung und Antheil ſey dem Leſer unverkürzt bewahrt: aber Eines gedenken wir, um dieſes Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen, daß auch dieſer Kriegsmann auf der Inſel Cabrera erſcheint und uns Nachricht giebt von einem auf franzöſiſche Weiſe ſich conſtituirenden Urſtaat, deſſen geſetzliche Beſtimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutſchen Verbannten bekannt geworden, höchſt merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaſſen.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieſes Werk zu bringen geſucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreiſes und auf entſchiedene Zwecke bedeutender Perſonen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes, das auf jede Weiſe ſchätzbar iſt und einem Schriftſteller, der in dieſer Art des Halbromans ſich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieſer problematiſchen Production ſich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Weimar, den 9. März 1827.

Biographiſche Denkmale von Varnhagen von Enſe.

1824.

Mit vielem Vergnügen habe ich dieſe glückliche Arbeit durchgeleſen; ſie erinnert an Plutarchs Zuſammenſtellung ähnelnder Lebensweiſen, jedoch beziehen ſich die drei hier aufgeführten Perſonen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof,

sind eigentlich höchst mannichfaltige Variationen desselben Themas. Zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wären sie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwischen dem siebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, sittlicher, und selbst der Eigennutz nimmt einen edlern Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, strebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie bald da, bis er Gelegenheit findet der Republik Venedig große Dienste zu leisten, die sie denn auch durch Vertrauen, so wie durch Ehrendenkmale und ein reichliches Auskommen bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborener Souverain, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, setzt sich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht, und uneigennützig-großartig zieht er sich ins eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen, selbstständig und unabhängig zu seyn und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nöthig um für einen vollkommenen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen gewagten Versuchen abschrecken, behauptet die ihm eingeborenen königlichen Formen bis ins tiefste Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im übrigen darf man von dem Ganzen sagen, die Weltübersicht ist rein und sicher, der Vortrag ernst und einfach. Andere mögen anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drei Helden gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebenseintritt heran, zwei in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg starb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las also hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis ins Jünglingsalter heran, als Weltmährchen im allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburgs ereignete sich ungefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz frische Verehrung gewidmet war. Unter den Kupfern, welche der aufmerksame Reisende zurückbrachte, befanden sich zwei große Blätter, eins von Pitteri, mit Fertigkeit des Grabstichels nach Franz Rusca

gearbeitet, einem Bildnißmaler, der den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand, das andere, jenes in Corfu ihm errichtete statuarische Denkmal vorstellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohlgebildeter, frei Gewachsener, kühn Beweglicher sich sehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff später in meinen Lebensgang ein; er ward mir durch Zeitgenossen in aller seiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie sollte aber ein so wundervoller Mann bei seinem Leben nicht wunderlich erscheinen!

Theodors Tod fiel mit dem Erdbeben von Lissabon, das mir so viel zu denken und der Welt zu reden gab, nahe zusammen; auch er mußte im Tagsgespräch eher seltsam als bedeutend erscheinen, und niemand ahnte, daß fünfzig Jahre nach seinem Tode die Wirkungen, zu denen er den ersten Anstoß gegeben hatte, über die ganze Welt sich auftrollen würden. Denn Pascal Paoli nahm sein Geschäft auf, die unbändigen Corsicaner von der Einwirkung Genua's zu befreien; da denn bald darauf die Lust sich selbst zu regieren auf die nordamerikanischen Colonien überging, und alles dort so wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sey daher im allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart gränzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite besonders, daß er meine frühesten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.

Varnhagen von Ense's Biographien deutscher Dichter.

1827.

Paul Flemming, Friedrich von Canitz und Johann von Besser erscheinen mir zu diesen Betrachtungen höchst willkommen. Die Werke genannter Dichter standen im Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Büchersammlung. Ich lernte darin

Man darf nur alt werden um milder zu seyn; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand Gewissen, als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts seiner Kinder. Laßt sie, sagte der, unterrichten in dem was sie niemals begreifen werden.

Es giebt Personen, denen ich wohl will, und wünschte ihnen besser wollen zu können.

Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge.' Verderbliche Wirthschaft!

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinsieht, als wenn sie noch ginge; so blickt man auch wohl einer Schönen ins Gesicht, als wenn sie noch liebte.

Der Haß ist ein actives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deßhalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht.

Der Rhythmus hat etwas Zauberisches, sogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

---

lesen mehr als daß ich sie las; ihr Ansehen und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteristische freilich ihrer Verdienste, wie sie mir nun der trefflich schildernde, gesondert und geistreich vortragende Biograph in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlschaulich darstellt, blieb mir, ich gestehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß sie sämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenossen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fortzudichten begann, mir als Knaben und Jüngling wie ein Alp beschwerlich auflagen. Diese Wirkung begreife ich erst jetzt, da sie beim Lesen obengenannten Bandes, als das wieder aufsteigende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise lasteten.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen, und meine Freunde bitte ich dabei, sich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige, was sich in mir zu entwickeln strebte, nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meistens. Sind ja meine ersten ins Publicum gebrachten Productionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber sich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit sey denn auch dem werthen Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne, und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen, die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Für Freunde der Tonkunst von Friedrich Rochlitz.

Erster Band.

1824.

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausspreche, den sie auf mich haben mochten. Und im Grunde ist dieß doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indessen der jüngere Wißbedürftige daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt; deßhalb ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung; man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgewalt durchdrungen zu seyn.

Die Biographien Hillers und der Schmehling-Mara thaten mir sehr wohl, und veranlaßten nachstehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung lebt die Jugend immerfort, entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Dießmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden

Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Demoiselle Schmehling habe ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchst vollendete Sängerin. Die Arien: **Sul terren piagata a morte etc.** und **Par che di giubilo etc.** aus Hassens Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh, wie ich mich zu dem seinigen, gefügt. Von der ersten Zeit an, erscheint er als rein wohlwollender Beobachter und eben diesen Charakter gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur, was sich aussprechen läßt, und spricht es gut aus; zu seinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborene Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern: denn seine Wirkungen sind schon in die Masse der Nation übergegangen, woran er sich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beistimmung vergnügen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt ansehen darf, sind von jedermann gekannt, und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: „Auswahl aus Fr. Rochlitz sämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff.“ erschien, seinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngeren Lesern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalte ich mich nun nicht, einer der wundersamsten Productionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen ereignet haben. Es ist das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfassers als Schriftstellers und Tonkünstlers vereint hervortreten und zugleich sein ruhiger, zusammengenommener Charakter sich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geschäftig, obgleich beängstigt, sich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unseres Freundes, Ereignisse zu beobachten, seine Gedanken durch Schrift, seine Empfindungen musikalisch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Desultorische der überdrängtesten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anschauungen zu fixiren — ist einzig; mir ist wenigstens nichts ähnliches bekannt. Diese bewußte Bewußtlosigkeit, dieses unversätzliche Betragen, diese bedrängte Thätigkeit, diese nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beschäftigungen gefundene Selbsthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaschte Wiederherstellung schon genügt, um größeren Leiden mit unverlorener Selbstständigkeit wieder entgegengehen zu können — alles ist ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzigs [illegible]er Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutschen nach langem Druck sich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir besonders war dieses Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denselbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängstlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geschäften nachging, oder vielmehr im Theatergeschäft den Epilog zu Essex schrieb, in welchem die merkwürdigen prophetischen Worte vorkommen:

Der Mensch erfährt, er sey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel.

Zwei Bände.

1827.

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menschen liest man mit großem Antheil, und das mit Recht: wir werden unmittelbar in die fernsten Gegenden und Lebenszustände versetzt, und doch müssen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweise des Verfassers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geschrieben, geben uns schon einen reinern

Begriff von den obwaltenden Zuſtänden und Geſinnungen. Aber ganz unſchätzbar ſind Briefwechſel zweier oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinſamen Kreis ſich fortbildender Perſonen.

Dieſes gilt von dem in dem erſten Theil obgenannten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechſel. Die drei wichtigen Männer Solger, Tieck und Raumer unterhalten ſich über ihr fortſchreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und ſo kommt, ganz ohne Vorſatz, ein vollſtändiges Bild eines edlen lebendigen Kreiſes zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächſte eingreift und ſo das Fernſte in Bewegung ſetzt. Der Kreis iſt nicht abgeſchloſſen; ein und der andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen: das Wirken der Weltgeſchichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift ſeinen eigenen Bezug, und lernt einſehen, wie man ſelbſt in die Ferne gewirkt, was Zeitgenoſſen von unſern Thätigkeiten aufgenommen, was ſie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereigniſſe meines Lebens konnte ich ſchon bemerken, daß ich manchen ſeit Jahren Mitheranlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längſt vergangene Zeiten und Ereigniſſe, woran auch ſie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zuſtände wieder vergegenwärtigt. Und ſo haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzuſehen ſind, auf das ſchönſte zu danken, daß ſie kein Bedenken trugen uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichſt anſprechen muß.

Wie zart und ſchön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen und ſich daran erbaut, verdient wohl zunächſt eine dankbare Erwähnung, obgleich ſein liebenswürdiger Charakter ſich beſonders in dieſen Briefen auf eine Weiſe hervorthut, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieſer beiden Bände, welche von keinem Gebildeten, an neuerer Literatur Theilnehmenden ungeleſen bleiben können, ſchon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel,

in zwei Bänden.

1827.

Eine höchst interessante Lectüre fürs Publicum, dem es um Einzelnheiten der Personen und Schicksale zu thun ist, für mich eine höchst traurige Unterhaltung. Ich recapitulire was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor wie Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus: der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem worauf es eigentlich ankäme, weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere; sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeste, und niemand hat die Braut gesehen. Besieht man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Daseyn. Der Glaube, die Zuversicht auf das bischen, was man ist oder seyn möchte, beseelt einen jeden, und so möchte er sich auch dem andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst becomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander. Ueber die Persönlichkeiten selbst lassen sich merkwürdige Betrachtungen anstellen. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derselben mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will sehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, diese Züge festzuhalten; sollte ich es auch nur spät zu Tage geben, so wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach deutlich aus, sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Consequenz des unendlich

Mannichfaltigen ſehe ich Gottes Handſchrift am allerdeutlichſten. Da lobe ich mir unſern Dante, der uns doch erlaubt um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild;
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand ſie mild.
Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entſprang von hohem Sinn.
So iſt uns allen offenbar,
Naturphiloſophie ſey Gottes Enkelin.

S. Dante dell' Inferno canto XI. 98

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

1823.

Ein geprüfter anerkannter Dichter der beſten Art fühlt ſich humoriſtiſch geneigt, zum Oſtwinde geſellt jene leidigen Nebel zu zerſtreuen, welche die ſinnig-geiſtigen Regionen Deutſchlands zu obſcuriren bei dem niedrigſten Barometerſtand ſich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, ſo hat er doch wenigſtens das düſtere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abſchneien oder ſich ſelbſt verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menſchenverſtandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür aufs herzlichſte, bemerken aber zugleich, daß er, uns dieſe Wohlthat erzeigend, auch gegen ſich ſelbſt eine ſchöne Pflicht erfüllt; denn er konnte ſich wohl ſagen:

Tunc tua res agitur, paries dum proximus ardet

Justus Möser.

1822.

Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu seyn, dem Repräsentanten des kritischen Geistes: daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht, im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Mösers hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höhern als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

„Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen, was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen, aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wieder zu finden. So sagten sie z. B. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte, die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützerweise verstreuet hätte, um ihren Kindern oder ihrem Gesinde

einen Denkzettel zu geben, und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in Kleinigkeiten, die, zusammengenommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eiteln Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlenen Blick hineinzuthun, der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was dergleichen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit Einem Worte, sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten."

Gar löblich stellt Moser die fromme und die politische Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden, die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiöse Vorstellungen zu Hülfe. In der politischen spielt Reineke Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vortheil versteht, und ohne weitere Rücksichten auf seine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden.

Origenes sagt, seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verstoßener Engel.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens: beide erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, je mehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsobald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung ins Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten

laſten ſolche Nebel und werden immer dichter und dichter: die Einbildungskraft brütet über einer wüſten Sinnlichkeit; die Vernunft ſcheint zu ihrem göttlichen Urſprung gleich Aſträen zurückgekehrt zu ſeyn; der Verſtand verzweifelt, da ihm nicht gelingt ſeine Rechte durchzuſetzen.

Dem Poeten ſchadet der Aberglaube nicht, weil er ſeinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrſeitig zu gute machen kann.

Lorenz Sterne.

1827.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raſchem Verſchreiten der literariſchen ſowohl als humanen Bildung, daß wir vergeſſen, wem wir die erſten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen ſchuldig geworden. Was da iſt und vergeht, glauben wir, müſſe ſo ſeyn und geſchehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In dieſem Sinne mache ich aufmerkſam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menſchenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerſt angeregt und verbreitet hat.

An dieſen Mann, dem ich ſo viel verdanke, werde ich oft erinnert: auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede iſt, die unter den Menſchen hin und wieder ſchwanken. Ein drittes Wort kann man im zartern Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es giebt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit dieſer Benennung am beſten ausdrückt; ſie ſind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, pſychologiſch höchſt wichtig. Sie ſind das, was das Individuum conſtituirt; das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt, und in dem Allerwunderlichſten blickt immer noch etwas Verſtand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und feſſelt.

Gar anmuthig hat in dieſem Sinne Yorick Sterne, das Menſchliche im Menſchen auf das zarteſte entdeckend, dieſe Eigenheiten, in ſofern ſie ſich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr ſie ſind es,

Dilettantismus, ernſtlich behandelt, und Wiſſenſchaft, mechaniſch betrieben, werden Pedanterei.

Die Kunſt kann niemand fördern als der Meiſter. Gönner fördern den Künſtler, das iſt recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunſt gefördert.

Deutlichkeit iſt eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten. Hamann. Hört!

Shakſpeare iſt reich an wunderſamen Tropen, die aus perſonificirten Begriffen entſtehen, und uns gar nicht kleiden würden, bei ihm aber völlig am Platze ſind, weil zu ſeiner Zeit alle Kunſt von der Allegorie beherrſcht wurde.

Auch findet derſelbe Gleichniſſe wo wir ſie nicht hernehmen würden; z. B. vom Buche. Die Druckerkunſt war ſchon über hundert Jahre erfunden, deſſen ungeachtet erſchien ein Buch noch als ein Heiliges, wie wir aus dem damaligen Einbande ſehen; und ſo war es dem edlen Dichter lieb und ehrenwerth; wir aber broſchiren jetzt alles und haben nicht leicht vor dem Einbande noch ſeinem Inhalte Reſpect.

Herr von Schweinichen iſt ein merkwürdiges Geſchichts- und Sittenbuch; für die Mühe die es koſtet es zu leſen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewiſſe Zuſtände eine Symbolik der vollkommenſten Art. Es iſt kein Leſebuch, aber man muß es geleſen haben.

Der thörigſte von allen Irrthümern iſt, wenn junge gute Köpfe glauben ihre Originalität zu verlieren, indem

die den Menschen nach einer gewissen Seite hintreiben, in einem folgerechten Geleise weiterschieben, und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorsatz oder Willenskraft berührte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiermit verschwistert sey, fällt sogleich in die Augen: denn sie begünstigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unsere Eigenheiten ungestört hinzuschlendern belieben.

Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz.

Nächst den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken: jene kann man sich vorstellen als Formen des lebendigen Daseyns und Handelns einzelner, abgeschlossener, beschränkter Wesen, und in diesem Sinne giebt es Eigenheiten, der Individuen, so wie der Nationen. Und diese sind es denn, welche, indem sie sich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erscheinen.

Hieraus läßt sich nun schon erkennen, daß eine Eigenheit an sich, wo nicht lobenswerth, doch wenigstens duldbar seyn könne, indem sie eine Art zu seyn ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des Mannichfaltigen gar wohl müßte gelten lassen. Die Influenz dagegen ist immer gefährlich, ja sie wird meist schädlich: denn indem sie fremde Eigenheiten über eine Masse heranführt, so fragt sich ja, wie diese ankommenden Eigenheiten sich mit den einheimischen vertragen, und ob sie nicht eben durch Vermischung einen krankhaften Zustand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwei verschiedene Menschenmassen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs, vereinigt, wenn schon beide gesund, doch einen gefährlichen, krankhaften Zustand erzeugen. Die medicinische Polizei hat beobachtet, daß Heerden ungarischer Ochsen, nach Schlesien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man solche Gäste in Wäldern oder auf Weideplätzen isolirt, sich sehr bald verliere, wogegen dasselbe Uebel, wenn es die einheimischen Thiere ergreift, die schrecklichsten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man sodann, daß alle Contagien in den ersten Momenten der Mittheilung viel heftiger und schädlicher wirken, als in der Folge, eben vielleicht weil sie in der ergriffenen Masse nicht eine

homogene, ſondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, ſondern eine fremde, widerſpenſtige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Geſagte läßt ſich Wort für Wort im Geiſtigen antreffen. Und wie ſollte es nicht, da wir ja keine geiſtige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden?

Wie wir zu dieſen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerkſamkeit geleſen. Ja der Verfaſſer ſelbſt wird billigen, wenn wir auf ſeinem Wege weiter fortſchreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuſchreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir ſagten, daß eine Eigenheit wenigſtens an ſich als unſchuldig und unſchädlich betrachtet werden könne; denn wenn ſie ſelbſt dem damit behafteten Individuum ſchädlich wäre, ſo würde das als ein geringes Uebel anzuſehen ſeyn, was ein jeder ſelbſt zu tragen hätte.

Betrachten wir in dieſem Sinne, was man Nationalvorurtheil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von ſittlichen und religiöſen Folgen eine Nation ganz anders, als die andere ergreift, ſo werden wir gar manches aus dem Vorgeſagten entſpringende Räthſel zu löſen vermögend ſeyn.

Dem operoſen, unabläſſig im irdiſchen Thun und Treiben beſchäftigten Engländer muß der ſtreng beobachtete Sonntag höchſt willkommen bleiben; der weniger, beſonders in ſüdlichen Ländern, beſchäftigte Katholik wird außer dieſem Ruhetag noch Feiertage, um ſein Leben intereſſanter zu machen, bedürfen. Der deutſche Proteſtant, immer mit Nachſinnen beſchäftigt, und außer ſeinen obliegenden nothwendigen Pflichten, außer ſeinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geiſtigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines ſolchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er, der Natur ſeines Glaubensbekenntniſſes nach, einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weßhalb denn, beſonders nach Verſchiedenheit des Geſchäfts, in ganz verſchiedenem Sinne der geſetzliche Feſttag gefeiert wird.

Nun möchte es scheinen, als wenn wir uns von dem erst eingeschlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein, wenn einmal davon die Rede ist, allgemeine Betrachtungen anzustellen, so thut man wohl, ins Allgemeinste zu gehen, weil sich alsdann alles und jedes gradweise am sichersten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfasser vollkommen einig sind, und an seinem Vortrag nichts zu ändern wüßten, so bemerken wir doch, daß er selbst vermeidet noch eine gewisse nahe anstoßende Höhe zu erklimmen, sich zu einer noch erweiterten Uebersicht zu bekennen. Zwar spricht er schon vieles Höchstbedeutende aus, und in der Uebersicht eines gewissen Kreises vermissen wir nichts; vielleicht ist es auch noch nicht Zeit sich weiter völlig auszusprechen, da die eigentliche entschiedene Richtung unserer Tage noch in unaufhaltbarem Gange ist. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Personen sich über den wahren Zustand, sich über das Wünschenswerthe im Unvermeidlichen zu verständigen wissen, desto besser wird es zu achten seyn, desto größern Vortheils werden die Zeitgenossen, werden die Nachfahren sich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von solcher Höhe ein jedes einflußreiche Bestreben, Schreiten und Gelangen der sämmtlichen Künste vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an dem Beschauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der sich von Jahrzehnten und Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchst merkwürdig bleiben, wie jede Kunst und die zu ihrem Erscheinen nothwendige Technik sich gebildet, bedingt, bestimmt, vor- und zurückgegangen, und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Lustrum geht seinen Gang, und von allem Bestreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verspäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in seiner Grunderscheinung ein wahrhaft lebendiges Daseyn hegte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz ist die der Zeugung, der Geburt, des Wachsens und Gedeihens. Dieses aber läßt sich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organischen Lebens durchlaufen hat, welches denn also unsern Nachkommen, lieber aber unsern Vorgreifenden anheimgestellt sey, unter welche letztern wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfasser von Irrthümer und Wahrheiten, mit Vergnügen, und, wie es uns scheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

1821.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geständnisse herangekommen, so sey auch folgendes gegenwärtig ausgesprochen.

In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck, als in den mittleren: denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen, mit denen ich nicht rechten will. Sie stellten sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer im Literarkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben suchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannichfach besonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichst erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Gesicht gekommen. Ein tiefsinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Ense, der, meinen Lebensgang schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, hat im Gesellschafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechsel gegen einander arbeiten zu lassen, in solchem Falle sehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verschiedenen Menschen und Sinnesweisen hierdurch am besten zur Sprache bringen, und sein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literarischen Conversationsblatte sich ein Ungenannter gar freundlich erwiesen, bei dessen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl stattfinden mag, daß guter Wille klar und scharf sieht, indem er das was geleistet worden, willig anerkennt, und es nicht allein für das was es gelten kann, gelten läßt, sondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Professor Kayßler zu Breslau stellt in einer Einladungsschrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernst und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er ist nicht ganz mit meinen Anstalten zufrieden, welches ich ihm so wenig verdenke, daß ich vielmehr auf sein bedächtiges Heft sogleich das Motto geschrieben:

Il y a une fibre adorative dans le coeur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte.

Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwiedern, daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Literatur wohl selten zugetragen haben, und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen als er selbst, und indem sie einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühle ich unwiderstehlichen Trieb ein Lebenslied einzuschalten, das mir seit seiner mitternächtigen, unvorgesehenen Entstehung immer werth gewesen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebsten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner, in des Lebens Weite,
Zur Liebsten mußte, mußte weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich, gehend, kommend, Seligkeiten sog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir ins Finstre drang,
Auch der Gedanke, willig, sinnig, schnelle
Sich ums Vergangne wie ums Künft'ge schlang;
Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung von Carl Friedrich Zelter.

1821.

In derselben ist auch vorstehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutschland ausgesäeten Freunde und Freundinnen hierdurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Vollmond aus guter, mäßig aufgeregter, geistreich anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeugen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Componisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identificiren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz aufs neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange wiederzutönen geeignet sind.

Oestliche Rosen von Friedrich Rückert.

1821.

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die, in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf; ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede seyn soll, einen sanft melancholischen Anklang, der sich von Hölty bis zu Ernst Schulze durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermannsgeist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegeszeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig begleiteten sie nicht mit

Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen! Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wäre es nur auf kurze Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohneforge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Compositionen meines Divan habe ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelter'schen und Eberwein'schen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des letztern geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückerts oben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegen duften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergötzen.

Obgleich die Ghaselen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

Die drei Paria.

1824.

Der Paria, Trauerspiel in Einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu sprechen, woraus es gebildet worden: denn eben in einer sehr klugen Verknüpfung dieser zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfassers bedeutendes Verdienst.

Diese Motive nun sind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältnissen, Zuständen und Gebräuchen der Indier, und umfassen dieses Volks zwei höchst tragische Seiten, deren eine auf der schroffen Sonderung der Kasten ruht, woraus unsägliche Schmach für die tiefste derselben hervorgeht; die andere gründet sich auf den schrecklichen Gebrauch, daß eine Wittwe ihrem Gatten in den Tod folgen und sich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erſte dieſer tragiſchen Elemente geht als verwaltend durch das ganze Stück und entwickelt ſich in der Gegenwart; das zweite wird zur Beihülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt wie aus der Ferne in ſeinen Folgen auf den Augenblick, oder wird erzählungsweiſe herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Hauptmotiv gemäß, den Titel: der Paria, und mit dieſem Namen deutet es im voraus auf alle tragiſchen Momente, die wir zu erwarten haben.

Die Kaſte der Parias nämlich iſt die unterſte, herabgewürdigte, allgemein verachtete aller indiſchen Kaſten; ſie wird, als von Gott und Menſchen verworfen, für unrein gehalten; ſie darf das Allerniedrigſte verrichten, wovor die übrigen Scheu tragen; ſie iſt an und für ſich unrein und aller Welt ein Gräuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, ſieht man, welcher tiefen Verachtung dieſe Kaſte preisgegeben iſt: denn der Hund ſteht noch etwas höher; ſeine Nähe beſudelt nicht, aber die Nähe eines Paria; weßhalb denn ein von dieſem berührter Indier unrein wird und ſich durch Waſchen und umſtändliche religiöſe Ceremonien mühſelig reinigen muß, wenn er ſich nicht aus ſeiner Kaſte verſtoßen ſehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abſcheu gemieden und geflohen. Sieht ein Brahmin auf ſeinem Weg einen Paria kommen, ſo läßt er ihm von weitem zurufen, und dieſer muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Kaſte der Krieger und er weicht nicht aus, ſo darf ihn der Raja auf der Stelle niederſtoßen. Wie grauſam dieſes auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch nur von Seiten der höhern Kaſten eine Nothwehr: denn ſie kommen in Gefahr ein gleiches Geſchick zu erdulden. In ſolchen Fall würde ein Brahmin gerathen, der ſich in der höchſten Noth einen Trunk Waſſer reichen ließe; ein von aller Welt verlaſſener Kranker muß lieber ſterben, als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen; denn er würde ſogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umſtand iſt zu bemerken. Verwirkt jemand die Ehre ſeiner Kaſte, ſo fällt er ſogleich in die tiefſte herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft ſie gleich in die Klaſſe der Parias. Ein gleiches Schickſal würde die Wittwe erfahren, die ſich weigerte mit ihrem verſtorbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In so vielem Betracht ist der Zustand eines Paria ein Zustand des höchsten Elends und der tiefsten Erniedrigung, zu welcher die menschliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um so schrecklicher, als keine Rettung daraus möglich ist. Wer einmal in diese Hölle, durch Geburt oder Vergehen, gestoßen worden, der und seine Nachkommen müssen ewig darin verbleiben; kein Verdienst kann erlösen, ja der Unglückliche kann sich nicht einmal Verdienst erwerben, und wäre er noch so edel und tapfer; er darf nicht für die Rettung seines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen solcher allgemeinen Verachtung und drohender persönlicher Gefahr sind die Parias überhaupt sehr scheu und furchtsam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein, sich um alles in der Welt keinem aus den übrigen Kasten zu nähern. Ohnehin müssen sie aus den Städten sich fern halten, keinem Tempel dürfen sie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer sich mischen. Von ferne deuten sie auf die Waare, die sie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen sich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurückgelassen, so eilen sie pfeilschnell mit ihr davon. Kein Wunder also, daß solche Jammerleute an einsamen abgelegenen Orten ihre Wohnung suchen, in elenden Hütten sich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Gesellschaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geist und Herzen auf einer niedrigen Stufe stehende Paria nun findet sich schon in seinen Zustand; er weiß es nicht anders, er ist von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Besseres werth sey, zumal da ihm von der frühesten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem frühern Leben begangenen Sünden willen in den Zustand versetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Mensch, sey es durch eigenes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, sich als Paria fühlt und alle die unsägliche Schmach seines Standes mit Bewußtseyn und in vollem Gefühl seiner Menschenwürde erdulden muß, so wird ein Conflict seines edlen Selbst mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältnissen entstehen, der nicht tragischer gedacht werden kann.

Dieser Conflict wird im vorliegenden Trauerspiel sehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler hochstehender Mensch

gezeichnet iſt. So auch verdient der Verfaſſer wegen der Wahl des Gegenſtandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgeſetzten, unterdrückten, verachteten Menſchheit aller Völker gelten, und wie ein ſolcher Gegenſtand ſchon allgemein menſchlich erſcheint, ſo iſt er dadurch höchſt poetiſch.

Nicht weniger iſt der Verfaſſer wegen der in der Behandlung ſeines Gegenſtandes bewieſenen großen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang ſind alle jene tragiſchen Motive in einen einzigen Act zuſammengebracht, die Handlung entwickelt ſich an einem einzigen Ort und der handelnden Perſonen ſind nur drei.

Von vorzüglichen Schauſpielern dargeſtellt, muß dieſes kleine Stück ſehr ſchönen Effect machen, und ſo ſoll es denn allen Bühnen auf das beſte empfohlen ſeyn. Eckermann.

Bemerkenswerth iſt es, daß in neuerer Zeit der Pariakaſte Zuſtand die Aufmerkſamkeit unſerer Dichter auf ſich gezogen. Früher ſchon war lyriſch dargeſtellt wie eine Bajadere, als Glied dieſes verworfenen Geſchlechts, durch leidenſchaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Weſen bis in den Flammentod, ſich ſelbſt zur Göttin erheben.

Von dem deutſchen Paria in einem Acte und ſeinen Verdienſten haben wir ſo eben Rechenſchaft erſtattet; er ſchildert den gedrücktesten aller Zuſtände bis zum tragiſchen Untergang.

Die franzöſiſche Tragödie Paria, in fünf Acten, hat dieß mehr als tragiſch-grauſame Motiv von der energiſchen Seite genommen. Ein Pariavater, in die Wüſte zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieſer zu Jünglingsjahren herangereift, thatenluſtig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn alſo des ſchönſten Surrogates aller verſagten irdiſchen Glückſeligkeit. Er miſcht ſich unter das heimiſche Kriegsheer und kämpft mit demſelben gegen das Eindringen einer Macht, die der Brahminen Herrſchaft zu zerſtören droht, thut ſich hervor, ſiegt, und der Oberbrahmine wird ihm großen Dank ſchuldig, unwiſſend wem. Dieſes geiſtliche Oberhaupt nun beſitzt eine ſehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen iſt, der auch ihren Reizen nicht widerſteht. Der Alte ſelbſt, der es vortheilhaft findet bei ſinkendem Anſehen mit dem Tüchtigen in Verwandtſchaft zu ſtehen, begünſtigt die

ſie das Wahre anerkennen was von andern ſchon anerkannt worden.

Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schönheit kann nie über ſich ſelbſt deutlich werden.

Sobald man der ſubjectiven, oder ſogenannten ſentimentalen Poeſie, mit der objectiven, darſtellenden, gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch nicht wohl anders ſeyn konnte, weil man ſonſt die moderne Poeſie ganz hätte ablehnen müſſen; ſo war voraus zu ſehen, daß, wenn auch wahrhafte poetiſche Genies geboren werden ſollten, ſie doch immer mehr das Gemüthliche des inneren Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darſtellen würden. Dieſes iſt nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poeſie ohne Tropen giebt, der man doch keineswegs allen Beifall verſagen kann.

Dritte Abtheilung.

Der Irrthum iſt viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt ſich wohl fertig werden; dieſe ruht in der Tiefe, danach zu forſchen iſt nicht jedermanns Sache.

Wir alle leben vom Vergangnen und gehen am Vergangnen zu Grunde.

Neigung, und ein Ehebund wird beschlossen. Hier tritt nun in dem Gewissen des wackern Helden das traurige Bewußtseyn gewaltsam hervor, und indem er sich und seine Wünsche bekämpft, erscheint unseligerweise der Vater und verdirbt, wie in der Jungfrau von Orleans der Alte, das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr sagen wir nicht, weil ein jeder, der Literatur zu schätzen weiß, dieß sehr schön gedachte, wohl durchgeführte Stück selbst gelesen hat oder es zu lesen begierig seyn wird.

Nach dieser doppelten ins Tragische gesteigerten Ansicht des traurigsten Zustandes wird man zu Erholung und Erhebung gerne das Gedicht betrachten, welches, nach einer indischen Legende gebildet, im ersten Bande meiner Werke abgedruckt ist. Hier finden wir einen Paria, der seine Lage nicht für rettungslos hält; er wendet sich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird.

Nun aber besitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeschlossene Kaste eine selbsteigene Gottheit, in welcher das Höchste dem Niedrigsten eingeimpft ein furchtbares Drittes darstellt, das jedoch zu Vermittlung und Ausgleichung beseligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unsern, so manchem Widerstreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen sich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweisen, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung zu hoffen ist.

Die Hofdame.

Lustspiel in fünf Acten, von Fr. von Elsholz.

Manuscript.

Weimar, den 16. November 1825.

Dieses Stück, in guten Alexandrinern geschrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Absicht des Verfassers mochte seyn, das Lächerliche des Gefühls darzustellen. Nun ist das Gefühl an sich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es seiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergessen das Unglück hat. Dieß begegnet ihm, wenn es dem Leichtsinn, der Flatterhaftigkeit sich hingiebt.

In unserm Drama spielen sechs Personen, die durch schwankende Neigungen sich in Lagen versetzt finden, die allerdings für komisch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menschen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche, noch das Schickliche im allgemeinen verletzt wird. Das Stück ist gut componirt, die Charaktere entschieden gezeichnet; die sechs Personen verwirren sich genugsam durch einander, und die Auflösung beruhigt das hie und da besorgte moralische Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sey mir vergönnt, der Mitschuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und für sich nicht lächerlich seyn, sie müßten denn in etwas von ihrer Eigenschaft verlieren; und dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen: der Bursche entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen. Auch ist es in der deutschen Literatur geschätzt. So oft es jedoch seit fünfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es sich niemals eines günstigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königsstädter-Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals ausweist. Dieses kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehension hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen durch etwas beigemischtes Bängliches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heteregenen Elementen bestehend anzusehen. Das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darstellung nicht herabsteigen sehen, und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da droben gern was Besseres gewahr werden. Besonders ist dieß die Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Dennoch aber halte ich dieses Stück für vorzüglich gut und jedermann wird es dafür ansprechen, wenn er sich ihm ganz hingiebt und sich in der eigenen Welt, die es darstellt, behagt, das Mißfallen an einem allzu grellen Neigungswechsel aufgiebt und die Menschen nimmt, wie sie ihm der Dichter vorführt. Deßwegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in sich consequent und lebendig ist.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; sie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Gesellschaft durchgehalten werden. Die Eigenthümlichkeit

des vornehm geselligen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Acte das Kommen und Gehen kunstreich und gleichsam im Tacte behandelt werden. Ein äußeres Hinderniß der Vorstellung wird auf den meisten Theatern seyn, daß drei Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrscheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzu groß würde. Ja noch gar manches andere würde ein einsichtiger Regisseur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff. Die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht musterhaft ist; daher möchte das Stück da wo es ein einsichtiges Publicum findet, nicht leicht gespielt werden, und wo es gespielt wird, kein competentes Publicum finden.

Alles überdacht, so thäte der Verfasser wohl, es drucken zu lassen. Die deutschen Theater haschen durchaus nach Neuigkeiten; es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben; ich wäre selbst neugierig, welche Regie die Vorstellung zuerst wagte.

Beim Lesen und Vorlesen müßte es durchaus gefallen, besonders wenn in einer gebildeten Gesellschaft sechs Personen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verstehen, sich daran gäben ihre Rollen wohl zu studiren und es sodann mit Geist und Leben vorzutragen. Eine solche Unterhaltung würde, sobald mehrere Exemplare vorhanden sind, ich selbst veranstalten. Vielleicht wäre dieß auch der sicherste Weg, diese glückliche Production dem Theater zu empfehlen.

Weimar, den 11. December 1825.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu lassen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empirischer Idealität, die sich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise.

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hofmarschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zuschauer geneigt aufzumerken; deßwegen sie mit großer Umsicht und Sorgfalt zu behandeln ist; ungefähr folgendermaßen.

Der Hofmarschall formalisirt sich über das Geschehene, als über etwas höchst Tadelnswerthes und Ungewöhnliches.

Der Fürſt entſchuldigt den Vorfall durch ſeine alte wiederaufwachende Jagdliebe, bringt das Beiſpiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderſtehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann ſchon viele Klagen geführt worden, und ſchließt, daß der Fall nicht ſo ganz unerhört ſey, daß ein Beiſpiel in Wälſchland ihm ſey erzählt worden.

Der Hofmarſchall kreuzigt und ſegnet ſich vor Wälſchland, ergeht ſich über die freie ungebundene Lebensart, an die man ſich gewöhne, und giebt dem Umgange mit Künſtlern alle Schuld.

Der Fürſt wendet ſich ſcherzend an Adamar und fordert ihn auf, ſeine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwiedert, man habe die Künſtler höchlich zu ſchätzen, daß ſie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, ſich die größten Entbehrungen zumutheten, um einer vollkommnen Kunſt, dem Höchſten was die Welt je geſehen, unermüdet nachzuſtreben. (Dieß kann eine ſehr ſchöne Stelle werden und iſt mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußerliches gar wunderlich, wenn ſie nach Teutſchland kommen. Hier iſt heiter und ohne Bitterkeit das Coſtüm der zugeknöpften Schwarzröcke zu ſchildern, der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürſt entgegnet durch Herabſetzung der Hofuniform, die er ſelbſt anhat und die ihm wohl ſteht. Von einem geiſtreichen talentvollen Menſchen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen. Der Fürſt, als ſeiner Braut entgegenreitend, muß ſehr wohl gekleidet erſcheinen und das Auge des Zuſchauers muß den Worten des Schauſpielers widerſprechen.

Der Hofmarſchall läßt die Künſtlermaske in Italien gelten, nur ſollten ſie nicht an deutſchen Höfen erſcheinen. So habe ſich neulich der Fürſt mit einem ganz familiär betragen; es habe gar wunderlich ausgeſehen, wenn Ihre Hoheit mit einem ſolchen Naturſohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen ſeyen.

Adamar nimmt das Wort, beſchreibt Vergnügen und Vortheile die Natur mit einem Künſtler und durch ſein gebildetes Organ anzuſehen, dagegen verſchwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Der Hofmarschall weiß nur allzu sehr, daß man sich wechselseitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweise niemals billigen, woraus so unerhörte Begebenheiten, wie man diese Tage erlebt, entspringen müßten.

Der Fürst tritt nun mit seiner Geschichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forschen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, so daß der Zuschauer neugierig, ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden seyn.

So viel von dieser Scene. Gelingt sie, so ist der Beifall dem Stück versichert. Ich wiederhole, daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite hin behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erste Act des Stücks überhaupt eilt zu sehr, und es ist nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuschauer noch seine volle Geduld beisammen hat. Hierbei aber wird vorausgesetzt, daß vorstehendes nur Vorschlag sey, den der Dichter sich erst aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweise bei sich lebendig werden lasse. Will er das Gesagte benutzen und seine weitere Arbeit mittheilen, so soll es mir angenehm seyn, und ich werde sodann über die folgende, so wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich sende das Manuscript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieser gedachten Scene, und wünsche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde. Die Ursache und Absicht meiner Vorschläge werden dem geistreichen Herrn Verfasser auch ohne weitere Erklärung deutlich seyn.

Briefe eines Verstorbenen.

Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwei Theile.

München. J. G. Brandt. 1830.

Ein für Deutschlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in seinen besten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man sich nicht erst

abzumüden braucht, um auf ein gewisses Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet der Schmied seines eigenen Glücks zu seyn und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns selbst anzurechnen haben.

Die Briefe sind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reise geschrieben, welche mehr zur Zerstreuung, in Absicht von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens sich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet sind sie an eine zärtlich geliebte, genau und fest verbundene Freundin, die man in kurzem wiederzusehen hofft.

Der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann, von Geist und lebhafter Auffassung, als der durch ein bewegtes sociales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter, freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.

Als guter Geselle tritt er auf, auch in der nicht besten Gesellschaft, und weiß sich immer anständig zu halten; er bleibt, sowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd als den herkömmlichen Ausschweifungen der Gelage, sein selbst mächtig, und ist, ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen, rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vernimmt Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare ausführliche Darstellung immer noch eine seltene Erscheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Menotenste in der größten individuellen Mannichfaltigkeit vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteien und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgänglichen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns ohne

ihn überall abſtoßen. Dieſe Betriebſamkeit der ſtumpfen Jagdgenoſſen, dieſe Trinkſtuben, die ſich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldſam, weil er die Zuſtände erträgt. Man mag ſich von ihm, wie von einem lieben Reiſegefährten, nicht trennen, eben da, wo die Umſtände die allerungünſtigſten ſind; denn ſich und uns weiß er unverſehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erſchafft auf einmal, durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe, eine bisher ungeahnte Welt vor den erſtaunten Augen. Wie denn ſeine Reflexien über künſtleriſch zuſammengefaßtes Landſchaftsbild und eine ſucceſſive, gleichſam curſive Reiſemalerei als höchſt trefflich zu achten ſind.

Haben wir nun ihn mit Geduld durch ſolche langwierige Pilgerſchaften begleitet, ſo führt er uns wieder in bedeutende Geſellſchaft. Er beſucht den famoſen O'Connell in ſeiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns, nach den bisherigen Schilderungen, von dieſem wunderſamen Manne im Geiſte entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zuſammenkünften bei, hört den Genannten ſprechen; ſodann jenen merkwürdigen Shiel und andere wunderlich auftretende Perſonen. Auch dergleichen Gaſtmahle ſchlägt er nicht aus, wo ſich ein oder der andere der gefeierten Tageshelden, zu eigenen Gunſten und Ungunſten mehr oder weniger auszeichnet. An der großen irländiſchen Hauptangelegenheit nimmt er menſchlich billigen Antheil, begreift aber die Zuſtände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß er ſich zu heitern Erwartungen ſollte hinreißen laſſen.

Wenn nun aber auch der menſchlichen Geſellſchaft mancher Raum in dieſen Briefen gegönnt iſt, ſo nimmt doch bei weitem die Beſchreibung von Gegenden den größten Theil derſelben ein, und drängt ſich immer wieder vor. Eigentlich ſind es aber keine Beſchreibungen, ſondern Durchflüge, die man mit ihm auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße, machen muß, und ſich daran nur deſto mehr ergötzt, als man weder durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zuſehen kann.

Warum man aber gern in ſeiner Nähe bleibt, ſind die durchgängig ſittlichen Manifeſtationen ſeiner Natur; er wird uns durch ſeinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchſt intereſſant. Es wirkt ſo angenehm erheiternd, ein wohl geſinntes, in ſeiner Art frommes Weltkind

zu ſehen, welches den Widerſtreit im Menſchen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigſte darſtellt. Die beſten Vorſätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodirt ſein Inneres dergeſtalt, daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch paradox ausgedrückter Beſſerungsſinn, unter der Form einer Ehrenſache, hervortritt.

Er ſagt, wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem andern gebe und es nicht halte, ſo muß ich mich mit ihm ſchlagen; wie wäre es denn, wenn ich mir ſelbſt das Ehrenwort gäbe, dieſes und jenes, was mich oft reut, zu unterlaſſen? da käme ich denn doch gegen mich ſelbſt in eine bedenkliche Stellung. Wäre denn wohl Kants kategoriſcher Imperativ, in empiriſcher Form, gleichnißweiſe, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder Gefühle ſind, wie man hieraus ſieht, ihm nicht zur Hand. Er beſcheidet ſich, daß dem Menſchen über gewiſſe Dinge keine deutliche Auskunft gegeben ſey. Der äußere Cultus, den man das Innere zu beſchwichtigen anordnet, iſt ihm deutlich. Die römiſche Kirche wie die anglicaniſche läßt er beſtehen, aber unbewunden ſpricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er ſich zu dem, was man ſonſt natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit ſchon wieder ſich zu einer andern Anſicht gewendet hat. Der Frömmelei iſt er beſonders auffäſſig, und einige, wie es jedoch faſt ſcheinen will, von fremder Hand eingeſchaltete Aufſätze drücken ſich ſehr ſtark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen ſich ſelbſt, benimmt er ſich durchaus, und die Art, wie er ſich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt ſich ſeine Perſon anſehnlich und angenehm; er ſtellt ſich Hohen und Geringeren gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerkſamkeit von Frauen und Mädchen beſonders erregt, iſt wohl naturgemäß: er zieht an und wird angezogen, weiß aber, als welterfahrener Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und ſchicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er ſich denn wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger verſteht er hie und da verfängliche Geſchichten, mit Anmuth und Beſcheidenheit, wie es die beſte Geſellſchaft erträgt, ſchicklich einzuflechten.

Die Reiſe iſt in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt alſo das neueſte aus genannten Landern, wie ein geiſtreicher,

um- und einsichtiger Mann die Zustände gesehen, uns vor Augen. Nach unserer Meinung gereicht es diesem Werke zum großen Vortheil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei ersten erscheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epische Wendung nimmt: denn zu jedem was vorgeht, muß man sich das Vorhergehende denken, welches durch die große Consequenz des Schreibenden, durch sein sicheres Verhältniß zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiste wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erscheint, ohne eben gerade aufrichtig zu seyn.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann selbst aus dem Traume. Man sieht, es ist ein schönes höchst fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren, dem aber, bei lebhaftem Unternehmungsgeiste, nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben ist; daher ihm denn manches mißlungen seyn mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch diese wunderſam genialisch-zwecklose, für den Leser zweckerreichende Reise gar zu gut. Denn da wir nicht unterlassen können englischen und irländischen Angelegenheiten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so muß es uns freuen, einen so begabten Landsmann gleichsam als forschenden Gesandten dorthin geschickt zu haben.

Dieß sey genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so lesenswerthes und gewiß allgemein gelesenes Buch vielleicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines prosaischen Vortrags angerühmt werden kann, besonders in beschreibenden Darstellungen, wohin man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit später brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Besuch in der beschriebenen Versammlung, und die von mir dort gesagten Worte, nebst den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drei oder vier Seiten füllten. Um dir einen echantillon von diesem Genre zu geben, und zugleich mit meiner eigenen Beredsamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angepriesen wurde, wie ein Wurmdoctor seinen Pillen oder ein Roßkamm seinen Pferden nie besessene Eigenschaften andichtet. Höre!

„Sobald man die Ankunft des . . . . erfahren hatte, begab ſich der Präſident mit einer Deputation auf deſſen Zimmer, um ihn einzuladen unſer Feſt mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Bald darauf trat er in den Saal. Sein Anſehen iſt befehlend und graziös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und obgleich von ſehr blaſſer Farbe, iſt doch ſein Geſicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm ſeinen Platz am obern Ende der Tafel, und ſich gegen die Geſellſchaft verneigend, ſprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. ſ. w.“

Eben deßhalb werden denn auch die zwei erſten, noch verſprochenen Theile ſehnlich erwartet werden, beſonders von Leſern, welche eben jene Kenntniß der Perſönlichkeiten, Namen, Verhältniſſe, Zuſtände für nothwendiges Complement auch der ſchon an ſich anonym höchſt intereſſanten Ueberlieferungen, hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, ſollte ſich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mit untergelaufen ſey.

Blicke ins Reich der Gnade.

Sammlung evangeliſcher Predigten, von Dr. Krummacher,

Pfarrer zu Gemarke.

Elberfeld, 1828

1830.

Gemarke iſt ein anſehnlicher Marktflecken von 380 Häuſern mit Stadtfreiheiten, im Wupperthale und Amte Barmen des Herzogthums Berg, wenig über Elberfeld gelegen. Die Einwohner haben anſehnliche Leinen-, Band-, Bettdrillich- und Zwirn-Manufacturen, und treiben mit dieſen Waaren, ſo wie mit gebleichtem Garne, einen ausgebreiteten Handel. Der Ort hat eine reformirte und eine kleine katholiſche Kirche.

In dieſem Orte ſteht Herr Krummacher als Prediger. Sein Publicum beſteht aus Fabrikanten, Verlegern und Arbeitern, denen Weberei die Hauptſache iſt. Sie ſind in ihrem engen Bezirke als ſittliche Menſchen anzuſehen, denen alles daran gelegen ſeyn muß, daß nichts

Wie wir was Groſses lernen ſollen, flüchten wir uns gleich in unſre angeborne Armſeligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

Den Deutſchen iſt nichts daran gelegen zuſammen zu bleiben, aber doch für ſich zu bleiben. Jeder, ſey er auch welcher er wolle, hat ſo ein eignes Fürſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen.

Die empiriſch-ſittliche Welt beſteht gröſstentheils nur aus böſem Willen und Neid.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens, deßwegen ſchadet's dem Dichter nicht abergläubiſch zu ſeyn.

Das Leben, ſo gemein es ausſieht, ſo leicht es ſich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen ſcheint, hegt und pflegt doch immer gewiſſe höhere Forderungen im Stillen, und ſieht ſich nach Mitteln um, ſie zu befriedigen.

Mit dem Vertrauen iſt es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, der kann ſich irren oder ſich betrügen; hört man viele, die ſind in demſelbigen Falle und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unreine Lebensverhältniſſe ſoll man niemand wünſchen; ſie ſind aber für den, der zufällig hinein geräth, Prüfſteine des Charakters und des Entſchiedenſten was der Menſch vermag.

Excentrisches vorkomme; deßhalb denn auch von auffallenden Verbrechen unter ihnen kaum die Rede seyn wird. Sie leben in mehr oder weniger beschränkten häuslichen Zuständen, allem ausgesetzt, was der Mensch als Mensch im Sittlichen, im Leidenschaftlichen und im Körperlichen zu erdulden hat. Daher im Durchschnitte viele kranke und gedrückte Gemüther unter denselben zu finden sind. Im allgemeinen aber sind sie unbekannt mit allem, was die Einbildungskraft und das Gefühl erregt, und obgleich auf den Hausverstand zurückgeführt, doch für Geist und Herz einiger aufregender Nahrung bedürftig.

Die Weber sind von jeher als ein abstrus religiöses Volk bekannt, wodurch sie sich im stillen wohl unter einander genugthun mögen. Der Prediger scheint das Seelenbedürfniß seiner Gemeinde dadurch befriedigen zu wollen, daß er ihren Zustand behaglich, ihre Mängel erträglich darstellt, auch die Hoffnung auf ein gegenwärtiges und künftiges Gutes zu beleben gedenkt. Dieß scheint der Zweck dieser Predigten zu seyn, bei denen er folgendes Verfahren beliebt.

Er nimmt die deutsche Uebersetzung der Bibel, wie sie daliegt, ohne weitere Kritik, buchstäblich geltend, als canonisch an, und deutet sie, wie ein ungelehrter Kirchenvater, nach seinem schon fertigen Systeme willkürlich aus. Sogar die Ueberschriften der Capitel dienen ihm zum Texte, und die herkömmlichen Parallelstellen als Beweise; ja er zieht dasselbe Wort, wo es auch und in welchem Sinne es vorkommt, zu seinem Gebrauche heran, und findet dadurch für seine Meinungen eine Quelle von überfließenden Gründen, die er besonders zu Beruhigung und Trost anwendet.

Er setzt voraus, der Mensch tauge von Haus aus nichts, droht auch wohl einmal mit Teufeln und ewiger Hölle; doch hat er stets das Mittel der Erlösung und Rechtfertigung bei der Hand. Daß jemand dadurch rein und besser werde, verlangt er nicht, zufrieden, daß es auch nicht schade, weil, das Vorhergesagte zugegeben, auf oder ab die Heilung immer bereit ist, und schon das Vertrauen zum Arzte als Arzenei betrachtet werden kann.

Auf diese Weise wird sein Vortrag trepisch und bilderreich, die Einbildungskraft nach allen Seiten hingewiesen und zerstreut, das Gefühl aber concentrirt und beschwichtigt. Und so kann sich ein jeder dünken, er gehe gebessert nach Hause, wenn auch mehr sein Ohr, als sein Herz in Anspruch genommen wurde.

Wie sich nun diese Behandlungsart des Religiösen zu den schon bekannten ähnlichen aller separatistischen Gemeinden, Herrenhuter, Pietisten ꝛc. verhalte, ist offenbar, und man sieht wohl ein, wie ein Geistlicher solcher Art willkommen seyn mag, da die Bewohner jener Gegenden, wie anfangs bemerkt, sämmtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deßhalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen; welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.

Monatsschrift

der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

Erster Jahrgang.

Prag, im Verlag des Böhmischen Museums. 1827. Zwölf Stücke. 8.

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deßwegen giebt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles was sie mittheilt, ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannichfaltiges Eines unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen. Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgendshin verzweigt ist; eine große, mannichfaltige Flußregion, fast durchaus von eigenen Quellen bewässert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend wunderbar gelegene Hauptstadt, die, nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte, noch immer besteht, theilweise zerstört, theilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und sich in der neuern Zeit durch Vorstädte nach außen fröhlich ins Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichſter Kürze darzuſtellen, welchen Aufſchluß uns über ein ſo wichtiges Inneres die verbundene Geſellſchaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt iſt, ſo ordnen wir die verſchiedenen Theile unter gewiſſe Rubriken, und wenden uns zuvörderſt zu denjenigen, auf welche wir die Statiſtiker aufmerkſam zu machen Urſache finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieſes Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen, die geſammte Bevölkerung aber, Chriſten, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeſchloſſen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergiebt ſich, daß die Volkszahl ſeit 34 Jahren faſt um den vierten Theil geſtiegen iſt; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreiſe, die Zahl ihrer Einwohner, ſowohl die ſtärkſte als geringſte, vor Augen geſtellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallele gebracht, ferner die Urſachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Klaſſen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geſchlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches ſich denn auch in den einzelnen Kreiſen abändert, und zu gar angenehmen geographiſchen und topographiſchen Betrachtungen Veranlaſſung giebt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geſchlecht der Geborenen und die Durchſchnittszahl der unehlich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch iſt bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet; die Langelebenden ſind bemerkt, die gewaltſamen Todesarten angezeigt und ſogar nach Kreiſen ſpeciell aufgezeichnet.

Wir ſchließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfaſſers Dr. Stelzig, Phyſicus der Altſtadt Prag, und treten ſeinem geäußerten Wunſche vollkommen bei: „Wer ſollte wohl beim Schluſſe dieſer Abhandlung nicht eine Fortſetzung wünſchen, die uns zugleich auch über den moraliſchen, phyſiſchen und pathologiſchen Zuſtand der Bewohner der einzelnen Kreiſe Böhmens genaue Aufklärung geben möchte! Nur bei Erfüllung dieſes Wunſches dürfte dann dieſe Zuſammenſtellung mehr an

Intereſſe gewinnen, und als Material zu einer mediciniſchen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unſere, beſonders auf dem Lande wohnenden Statiſtiker, Geographen und Phyſiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und dieſe gegenwärtige vaterländiſche Zeitſchrift damit bereichern!"

Bevölkerung der Hauptſtadt.

Sogleich hat der Verfaſſer von ſeiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieſer bedeutenden Hauptſtadt zu erfahrende Wünſchenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegt.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumſichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wiſſen, daß, wenn man dem hülfsbedürftigen Menſchen irgend eine neue Arzenei oder ſonſtiges Heilmittel anbietet, ſolche ſogleich als univerſell und in allen Fällen erprobt angeſprochen werden, daß aber ſodann, wenn ſich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerſpruchsgeiſt alſobald Platz gewinnen, und das, was bisher als zuverläſſig und unzweifelhaft angeſehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgeſtellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt ſehen wir die Vaccination mit gleichem Schickſale bedroht. Und höchſt verdienſtlich iſt die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne, nicht genugſam geprüfte Beiſpiele zu befeſtigen trachtet.

Böhmiſche Bäder.

Am allgemeinſten und unmittelbarſten bleibt Böhmen dem Auslande durch ſeine Heilquellen verwandt. Viele tauſend Ausländer beſuchen jene von der Natur ſo hoch begünſtigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man ſich über die Gegend, die Natur und Eigenſchaft der Waſſer und ihre Kräfte belehren kann. Es iſt daher dem Zwecke dieſer Zeitſchrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was ſich daſelbſt Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieſer Quellen geſchieht.

Wie wir denn überhaupt wünſchen, daß dieſe Schrift in den

Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden seyn, um den Fremden, der sich eine Zeit lang in Böhmen aufhält, und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichts-, so wie der Naturfreund in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geschichte des großen Zwischenreichs in den Jahren 1439 bis 1453.

läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hineinsehen, wo man dem Würdigsten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwischen Würdigen und Mächtigen ins Schwanken geräth, und deßwegen sich nach auswärtigen Gewalthabern umsieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitschrift, Herrn Franz Palacky, dessen forschender Fleiß und scharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, sodann aber ein kritischer Nachtrag und Angabe der historischen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die frühern und deren Werth und Zuverlässigkeit beleuchtet.

Gesandtschaft nach Frankreich im Jahre 1464.

Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt: seine Stellung zum Lande, zu den Nachbarstaaten, zu der Kirche war höchst schwierig, und als ein großdenkender, überschauender Mann hegt er den Gedanken, der spätern vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging, man müsse einen Fürstenbund schließen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zustand allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reise-Diarium, aus dem Böhmischen übersetzt, im natürlichsten Style von einem Gesandtschaftsgenossen verfaßt, ist eines von den unschätzbaren Monumenten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweise keinen Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ergiebt sich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geist jener Zeit aufs unmittelbarste vergegenwärtigt.

Eine gewaltsame unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse großer und vielgegliederter Familien. Ein gränzenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchst merkwürdig erscheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen, Geld zur Versöhnung der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen, sodann aber Schritte zu Processionen und Wallfahrten. Auch dieses ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den historischen Aufsätzen zeichnet sich dieser vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende; schon sind die Gesandten in Westphalen versammelt, um den gewünschten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Gerade in diesem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und besetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau sich dagegen zur Wehre setzen, die Brücke vertheidigen und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerschaft indessen leidet, ist eine furchtbare Geschichte.

Die Studenten und Professoren der Carolinischen Universität thun sich aufs kräftigste hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und so wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen besorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen sich musterhaft beim Löschen. Was aber die Bangigkeit dieser Beschreibung vermehrt, ist das Unbehülfliche beider Parteien, das sowohl im Angriff als in der Vertheidigung erscheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unser Menschengefühl sich auf der Seite der Belagerten halten muß, so bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre schlaflose Thätigkeit, unterdessen die Feinde, mit Macht und Ernst gleich anfangs die Stadt zu erstürmen unterlassend, sich rottenweise im Lande umhertreiben, brandschatzen, sengen und verderben.

Bei so großen, lange dauernden, höchst unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten sich davon durch irgend einen anständigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deßhalb aufgesetzte Capitulation giebt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Mensch seinen herkömmlichen Zustand eben so wenig mit Willen als das

Leben, verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht ist, doch alles bis auf das Geringste zu erhalten trachtet. Hier nun wird man sich kaum des Lächelns erwehren, wenn man sieht, wie diese unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöse Freiheit, Besitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr sind, doch noch alle Habe beisammen zu erhalten und ihrer Persönlichkeit die größte Willkür zu sichern gedenken.

Auch ist sie nie den Belagerten mitgetheilt worden, vielmehr scheint der kaiserliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit so viel Muth als Klugheit bisher das militärische Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wissend, daß wer, in den äußersten Fall gesetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erscheint, auch schon verloren ist.

Glücklicherweise macht noch zuletzt der in Westphalen geschlossene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchst beschädigte Stadt erfreut sich ihres Charakters; der Kaiser, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünstigt alle, und vergißt es ganz, daß Verschiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo sie vereint für politisches Daseyn und Selbsterhaltung kämpften.

Uebergang zum folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unsere Darstellung verweilen lassen, ist es wohl Zeit, daß wir wieder zurückschreiten und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Absichten bei den wissenschaftlichen Anstalten der frühesten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unsere Leser an dem tapfern Wtragen der Carolinischen Universitätsverwandten Theil genommen, so werden sie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieser Anstalt beschaffen gewesen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu seyn erlauben, indem ähnliche Zustände, Gegensätze und Conflicte bis auf den heutigen Tag gewaltsam zu bemerken sind.

Universitäten zu Prag.

Kaiser Carl IV kam als ein Prinz aus dem Hause Luxemburg nach Frankreich, und erhielt daselbst die ersten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrschen geborener Mann bemerkte er gar

bald die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen auf eine und die andere Weise zur Dienstlichkeit gebracht und der Einfluß der Geistlichkeit vermindert werden: das erste gelang ihm durch die goldene Bulle später; das andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Versuch; es war wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonne ward eine Prager Universität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schweif von Schülern mit sich; damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Daseyn. Die Carolinische Universität, gestiftet 1348, wird nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Carln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen; die Absicht war löblich, der Zweck eines großen Zusammenstrebens erreicht; aber auch die Reibungen vorschreitender Geister bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiöse Männer gesandt, erst Bonifacius, welcher der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das strengste an den römischen Cultus hielt. Nun aber kam Wiclef herüber, gerade im Gegensinn; ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder sich wo es ihm beliebe, könne begraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Charakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Conflict wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die römisch-katholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und großentheils im

Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Carolinische Universität hierzu kein Werkzeug seyn konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I endlich eine neue Akademie gegründet und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Carolinische Universität bestand aus vier Facultäten, und übte die Rechte derselbigen aus, der Ferdinandeischen waren aber nur Theologie und Philosophie zugetheilt. Hieraus ergab sich schon ein Mißverhältniß zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, daß auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquistischen und darauf der protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide nicht neben einander bestehen, ihre Wirksamkeiten mußten feindlich zusammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolphs II vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entscheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiser Ferdinand II über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partei ernstlicher betrieben. Die Carolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie incorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am wirksamsten, woher sie am wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Kanzler der Carolina, fand sich in seinen Rechten verletzt; ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung, die Väter der Societät Jesu seyen ohne Auterität des päpstlichen Stuhls keineswegs befugt gewesen den Besitz der Carolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deßhalb wieder zurückzustellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieſer Güter wieder in Händen der Carolina, und deren Selbſtſtändigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten ſich zwiſchen dem Prager Erzbiſchof, der Jeſuitenſocietät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beſeitigen ward ein Vergleich verſucht und nahe zu Stande gebracht; aber der dreißigjährige Krieg wüthete dazwiſchen, und alles gerieth nun in langwieriges Stocken und troſtloſe Verwirrung.

Bei der ſtrengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Proteſtanten thaten ſich ſämmtliche Akademiker, beſonders aber die von der Carolina, patriotiſch hervor. Kaiſer Ferdinand III begnadigte ſie deßhalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünſchte Vereinigung ſchien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht laſtende Uebergewicht der römiſch-katholiſchen Kirche bald einen möglichen Abſchluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Profeſſoren an beiden Univerſitäten, ſo wie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrſatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden ſollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jedermann ſich zu fügen alle Urſache hatte. Die geiſtige Abſonderung war hiermit für immer gebrochen, und die Carolina in ſolchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden geſtellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiſer eine Antwort von Rom, die aber im beſtimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; deßhalb man auch dieſſeits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeſchäfte ſchritt. Die vereinigte Univerſität erhielt den Namen der Carl-Ferdinandeiſchen. Man beſtimmte Rechte und Befugniß des Kanzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtſame beider Körperſchaften doch möglichſt berückſichtigte, und ſetzte zuletzt als Haupt der ganzen Anſtalt einen Superintendenten, der die Function eines modernen Curators im weiteſten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Alſo bis dahin, wo dieſe widerſprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender, von Herrn Profeſſor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufſatz, dem wir in unſerm Auszug genau folgen wollten, weil das ähnliche, ja das gleiche in unſern Tagen vorgeht; deßhalb wir allen und jeden, welche berufen ſind, ſich

Ein beschränkter ehrlicher Mensch sieht oft die Schelmerei der feinsten Machler (Faiseurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr und wenn's mein Diener ware.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.

Der herrliche Kirchengesang: Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appel ans Genie; deßwegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.

---

mit akademischen und sonstigen Angelegenheiten zu beschäftigen, dieses Capitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wissenschaften ihren nothwendigen, stillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es denjenigen, die sich standgemäß damit beschäftigen, eigentlich um Besitz und Herrschaft vorzüglich zu thun ist.

Nekrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenossen, ihre Herkunft, Schicksale und Verhältnisse bleiben uns oft selbst bei persönlicher Bekanntschaft verschlossen oder dunkel, weil die Mittheilung, um so mehr sie reizen könnte, sich um so weniger fordern oder anbieten läßt. Erst nach dem Ableben bedeutender Personen pflegen wir die zusammenhängendere Gestalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umstände zu erfahren, die uns zu Aufschlüssen über ihre Eigenschaften und Wirkungen dienen. Deßhalb können wir die Unverdrossenheit zu solchen raschen Mittheilungen nur dankend anrühmen; sie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende seine Darstellung vielleicht erst in später Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines bestimmten Landes werden bei aller Mannichfaltigkeit der Anlagen und Schicksale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen sich ein gewisses Gemeinsames im Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufsätzen dürfte sich das Interesse dieser Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Professor Millauer gelieferten Notizen über siebzehn verstorbene Mitglieder der Prager theologischen Facultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch sämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweist sich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergessen kann, katholische Professoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man sie nothwendig als Böhmen anzusehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun, Fürstbischofs von Passau, des Grafen Clam Martinitz, des Generals Freiherr von Koller, die angezeigten Lebensbeschreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzeren Anzeigen über die Gelehrten Johann Macek und Joseph Dlabac, so wie den in

Peru durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke gewähren einen reichen Ueberblick mannichfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderem Interesse seyn müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese.

Vom Abbé Joseph Dobrowsky, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsobald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltene Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium slavischer Sprachen und Geschichten mit genialem Büchersleiß und Herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück, und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den selteneren eines populären Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat, und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unseres Pertz alsogleich für die böhmische Geschichte seinen Gewinn erließt, vermehrt er rückwärts den der unserigen. Seine Bemerkungen über das alte mährische Reich suchen in diese dunkle Verwickelung der bewegtesten, zusammenfließenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth sind gleicherweise die Enträthselungen einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft slavischer und nordischer Mythologie, und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II. Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Olmütz, später Gierésberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Originalmatrikel der juridisch-canonischen Facultät der Prager Carolina, so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Held, worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König

Wenzel IV auf Ertheilung des Decrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner.

Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Production und Consumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens, einen umständlichen Bericht, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberfluß, und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt, und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug; wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinigten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung, tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithülfe theilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwickelung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Actiengesellschaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig; für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forstcultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige hierher bezügliche noch unter eigenen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum.

Wie in andern Theilen des österreichischen Kaiserstaats war auch in Böhmen bei eifriggesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zu Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe: Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten

des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt, und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint, reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannichfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande; endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte, und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahr an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatsschrift dargelegter Stand vom Jahr 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen, die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Klassen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Caspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder und einer besondern Klasse beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich, und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andere Aneignung.

Zeitschriften

Neben der böhmischen Sprache besteht die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen, und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend

und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar aufsprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engern Gränzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverleugnung als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern böhmischen Literatur, die ja auch eines classischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen seyn. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprichwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge werden mit sorgfältigem Fleiße zum Druck befördert. Indessen schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannichfacher Art, historische, kritische, und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Celakowsky, Kollar, Sedlacek, Swoboda und andere bilden eine tüchtige Reihe neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu seyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den ins Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindars erste Olympische Siegshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der böhmischen Sprache, so wie von dem Talente des Uebersetzers Machacek eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten.

Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen,

ſo wie die Beſorgung durch einen erprobten Gärtner wie Herr Hoborsky iſt, berechtigen zu den beſten Erwartungen: auch finden dieſe ſich nicht getäuſcht. Die Verzeichniſſe enthalten die Namen der beſten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuſer Deutſchlands zieren; betrachtet man ſie genauer — es werden auch zugleich Pflanzen vom Gräflich Salmiſchen Garten gegeben — ſo findet ſich, daß die dortigen Gärten den vorzüglicheren anderer Orte gleich ſind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Passerina deuten auf wohlbeſetzte Caphäuſer: die Helicteres, Curcuma auf Warmhäuſer. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Liſten in Verhältniß nur wenig, und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England ſendet. Einige ſeltene braſiliſche erinnern dagegen an Wien, oder ſind wohl unmittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am entſchiedenſten verräth ſich aber der Einfluß, welchen die Nachbarſchaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai füllt ſich das Verzeichniß mit den ſchönſten Alpenpflanzen, die man in den meiſten übrigen Gärten Deutſchlands vergeblich ſucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie ſie z. B. Graf Sternberg mit beſonderer Vorliebe ſtudirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, deſſen Anzeige wir hier begegnen, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erſtenmal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognoſtiſch-botaniſch darſtellt. Das Ganze iſt deutſch zu Regensburg erſchienen, und in vier Heften nunmehr abgeſchloſſen; eine franzöſiſche Ueberſetzung hat eben daſelbſt Graf Bray herausgegeben. Den Entwickelungsgang des gelehrten Verfaſſers dürfen wir an dieſem Orte nicht ausführlich beſprechen; nur ſo viel ſey zu ſagen erlaubt, daß höhere Anſicht und gründliche Forſchung, ſo wie ruhig beſonnene und anſprechende Klarheit ſeinen wiſſenſchaftlichen Vortrag ſtets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennſtoffe

Reich an Getreide und großen Waldungen konnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothſtände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennſtoff, vor vielen andern Ländern weit geſichert ſcheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch Vervielfältigung und Erſatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals

zu verabsäumen, und bei den mit der Bevölkerung immerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegeneren Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatze über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage, und giebt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einigermaßen sich verbreitend ansetzt, und zwar hauptsächlich, als durch König Friedrich II von Preußen verursacht, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbaus in Schlesien von da herüberwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte; wenigstens heißen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Brambori, der Angabe nach aus Brandenburger verstümmelt, welcher Namen damals noch den preußischen bei dem Volke überwog. Doch erst in späterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und ist es seitdem in angemessenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchst wichtig, und bei deren Mangel unschätzbar.

Auf gleiche Weise betrachtet der verehrte Verfasser in einem zweiten Aufsatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die böhmischen Waldungen liefern, soll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Ersatzmittels nicht ausschließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen sogar mit England soll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiser-Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von diesen Naturerzeugnissen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatsschrift liefert uns eine ausführliche Beschreibung mit lithographirten Rissen der bei Carlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten steinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Curorte zurückgekehrte Freunde, sowohl wegen seiner kühnen Anlage als sorgfältigen Ausführung, schon vielfach aufmerksam gemacht hatten.

An der Stelle dieser merkwürdigen Brücke befand sich vormals schon eine steinerne mit drei Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwei

Pfeilern im Flusse ruhten. Vor diesen Pfeilern hatten sich bei der außerordentlichen Ueberschwemmung in der Nacht zwischen dem 9. und 10. September 1821 sechs oberhalb durch die Fluthen mit fortgerissene hölzerne Brücken und sieben dergleichen Stege aufgethürmt, und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluß zu verschaffen, und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weise, in Holz, Eisen und Stein projectirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material, und geruhten zu dem Bau 20,000 Gulden Conventionsmünze anzuweisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saatz über die Eger, rühmlichst bekannten k. k. Straßenbaudirectors Strobach, durch den umsichtigen Straßenbaucommissär Aloys Mayer im Herbste 1825 begonnen, und mit solchem Eifer betrieben wurde, daß schon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt, welches sich nach Wegnahme des Leergerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebekings vergleichender Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken (Thl. III. S. 484 dessen Wasserbaukunst), in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1597 mit rothen Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Carl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet. Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte steinerne Brücke mit

einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dieß bei steinernen Brücken mit einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $^1/_7$ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Carlsbader Brücke noch nicht $^1/_7$ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unserer Erinnerung durch außerordentliche Ueberschwemmungen schon mehr höchst gefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material, so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Carlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders sinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren, $3'$ bis $4'$ Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes, in der Zeitschrift selbst mit besonderem Interesse lesen, und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußeres anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Carlsbad herabkommt, der k. k. Baudirection zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere, mit der Benennung **Kaiser-Franzens-Brücke**, steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie.

Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anläße eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des Zurücktretens und der Vernachläßigung, welche aller Orten zu überstehen waren, haben auch hier den besseren eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannichfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung giebt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor allem eigenes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns diesmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemäldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem Einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galerie-Custos Burde bloß von solchen Oelgemälden des Lucas Cranach angiebt, die bisher in dem Heller'schen Verzeichniß der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Conservatorium der Tonkunst.

Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet; diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weitern Entwickelung entgegen, zu welcher es beinahe auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannichfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig waren verborgen geblieben.

Aufrichtig zu seyn kann ich versprechen; unparteiisch zu seyn aber nicht.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Wir alle sind so bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrthum hat.

Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten ist sehr selten; gewöhnlich sehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen strebt.

Worte und Bild sind Correlate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man aussprach was sich nicht bilden, bildete was sich nicht aussprechen ließ, so war das ganz recht; aber man vergriff sich gar oft, und sprach statt zu bilden, und daraus entstanden die doppelt bösen symbolisch-mystischen Ungeheuer.

Hiervon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsobald zur Gründung eines Conservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht, so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Conservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademien und selbst dramatischen Vorstellungen lassen auch im Publicum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahre 1826 unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in anderer Art und Richtung, indem er die großen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Componisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so wie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie.

Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar, gemäß den eigenthümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens, in doppeltem Daseyn, in einem böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären giebt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slavischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtsformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu seyn, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen durch

entſchiedene Neigung und ſtetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerſeits recht eigentlich böhmiſch.

Unter den letztern iſt als hervorragendes Beiſpiel beſonders Carl Egon Ebert zu nennen, ein ſchönes Talent, welches hauptſächlich böhmiſche Stoffe gewählt, und ſie in mehrfachen Formen, auch ſogar in einem großen Epos, mit Feuer u[illegible] Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine ſchöne Gabe ſolche Stoffe lyriſch zu bearbeiten, und ſchon bei früherer Gelegenheit iſt ſeiner Romanzen von Horimir und deſſen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von anderer Seite haben wir aus deutſcher Ueberſetzung neuere böhmiſche Sonette von Kollar kennen gelernt, und da auch deutſche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenſtände durch Swoboda und Hanka ins Böhmiſche übertragen worden, ſo kann der Austauſch und die Wechſelſeitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem dieſem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß in Gemäßheit des ſchon feſtgeſtellten Verhältniſſes beiderlei Dichtungszweige, der böhmiſche wie der deutſche, ihren wahren Grund und Boden dennoch ſtets in dem Altböhmiſchen zu ſuchen haben, wo Leben, Sprache und Poeſie der Nation noch die eigenſte und ſelbſtſtändigſte Geſtalt tragen. Böhmen iſt reich an Denkmalen dieſer Blüthenzeit. Die koſtbaren Ueberbleibſel ſeiner alten Literatur, nie ganz vergeſſen, ſind in unſern Tagen unverhofft durch die reichſten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieſer Zeit, wo die Liebe zum vaterländiſchem Alterthum überall neu erwacht iſt, Herr Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handſchrift, eine Sammlung böhmiſcher Heldenlieder, die uns auch bereits in deutſcher Ueberſetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen ſlaviſcher und böhmiſcher Volkslieder von Celakowsky und andere dahin gehörige Mittheilungen ſchloſſen ſich an, und ſeitdem bereichert ſich dieſe Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen größeren Fund dieſer Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Ausſicht, beſonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für dieſe Gegenſtände durch das böhmiſche Muſeum ſo kräftig unterhalten wird.

So häuft ſich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unſern deutſchen Schätzen ſolcher Art ähnliches ſehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, deſſen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein iſt.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark hervorströmen zu lassen, und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neueren böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließt auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier ist in Kürze anzumerken, daß die von den böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den best gebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzüglichste Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Ruhm erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erscheinungen wird verständiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben ist das Vorübereilende des Tages im Zusammenhang aufzufassen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab, neben dem deutschen Schauspiel, auch zu Zeiten ein böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höheren Ständen noch kundigen Eingeborenen mächtig ergötzt, und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß, und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von solchen Controversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Ueber wen beschweren sie sich? Ueber Durchreisende. Und wer hat sich über die nicht zu beklagen? Ueber mißwollende Stadt- und Landsgenossen. Dieses Geschlecht stirbt nicht aus. Also nur im äußersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen, als

das Publicum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unsere Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerthe des vorliegenden ersten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit eine übergroße Versammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräsentativen Maßregeln, und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermaßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre leider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen, und dadurch jede Fortsetzung von unserer Seite entbehrlich zu machen.

Graf Eduard Raczinsky's

malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reichs.

Aus dem Polnischen, durch von der Hagen.

Breslau. 1824.

1826.

Ein unterrichteter umsichtiger Weltmann reist zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Constantinopel; ferner an die asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannichfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns zum Beispiel die Darstellung der allgemein-polizeilichen Vorkehrungen, so wie der fromm-wohlthätigen Privatanstalten, um eine gränzenlose Bevölkerung in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuern, Wasser zurückstauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten bis zum einfachsten Schöpfrad sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreund sollte dieß Werk in seiner Sammlung fehlen.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland

von Brönsted.

Erstes Buch. Paris 1830.

1826.

Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Keos. Dieses Eiland, bei aller seiner Kleinheit von den frühesten Zeiten her merkwürdig, wegen des Bezugs seiner Lage zu Euböa, dem Athenischen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirg.

Alterthum und Geschichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freilich seit jenem Frühling der Zeiten sehr zusammengeschmolzene Völkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in sonst glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgesetzt, genöthigt mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und listig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf, durch methodische Untersuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer an Bau- und Bildwerken, so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die langerduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit gegeben werden aufs neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren!

Universalhistorische Uebersicht

der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur

von Schlosser.

Erster Band. Frankfurt a. M., 1826.

Wie obengedachte beiden Werke, den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden ausrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, so giebt uns dieses den entschiedenen Anlaß, uns die frühesten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen; es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, Nichtheranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden, und von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen.

Höchst erfreulich ist es demjenigen, der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenlose für den Geist begränzt, und die höchst bedeutende Summe, in sofern das Einzelne nur einigermaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen.

Habe ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt „die Zeiten der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte ins Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen, die aus dem Dunkeln ins Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, in sofern es möglich ist, zu verwirklichen; warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters Heinrich Meyers Tabelle, dessen Kunstgeschichte abschließend, in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Malerei und Literatur, synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannichfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Werken die Resultate nicht nur gezogen, sondern auch das Einzelne im Besondern ausgesprochen zu finden, was ich nur selbst, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte!

Die elegischen Dichter der Hellenen

von Dr. Weber.

Frankfurt a. M. 1828.

Eine holde geistreiche Gabe demjenigen, der, ohne der griechischen Sprache mächtig zu seyn, immerfort mit jenem einzigen Volke und in dessen früheren und späteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Lesen dieses anziehenden Werks bei mir sich entwickelten, sey ein weniges mitgetheilt.

Wir sind gewohnt die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art sie auch seyn mögen, ins Allgemeine zu deuten und sie unsern Umständen, wie es sich schicken will, anzupassen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zusammenhang, woraus wir sie gerissen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt sich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und so erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholtenmalen abgequält und ihm als einem pädagogisch-rigorosen Moralisten einigen Vortheil abzugewinnen gesucht, jedoch immer vergebens; deßhalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten. Erschien er uns doch als ein trauriger ungriechischer

Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt sein, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Gottern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzusprechen verharrte? Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu, und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und frohsinnigen Glieder seiner Landesgenossen. Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neueste Weltgeschichte belehrt, begreifen wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, seine Vaterstadt, durch Altreiche, herkömmlich Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieser Klasse, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun gelangen dessen räthselhafteste Worte zum klarsten Verständniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen konnen, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit, zusammt mit seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare anmuthige Uebersetzung bestens zu danken haben, so gestehen wir gern, wie sehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gedieben. Hier findet sich abgemessen, was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere, was auch dem Verfasser wohl zu Gebote gestanden hätte, wird bescheidentlich abgelehnt, deßhalb sich denn daraus alles, was man in einem solchen Werke sucht, Anschauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Lesers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferienschriften von Carl Zell.

1826.

Der Verfasser will, wie er im Verwerte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort," sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen." Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen, und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick ins Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an, bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt seyn wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu Statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt und sie so heiter vorzutragen versteht, daß man sich dabei befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun daher beim lauten Vortrag weder an sich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Vorlesen weiter fortschritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

Geſchichtliche Entwickelung

der Begriffe von Recht, Staat und Politik,

von Friedrich von Raumer.

1826

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen, und dürfen nicht läugnen, daß, gleich ihren Siegen und Künſten, auch ihre Verfaſſungen uns höchlich intereſſiren, und daß wir nicht aufhören können den ewigen Wechſel, dem dieſelben unterworfen geweſen, mit dem innigſten Antheil zu betrachten und zu ſtudiren; wir würden ja ſonſt die Abſicht und Beſtrebungen ihrer Schriftſteller keineswegs einſehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, ſo führt es uns durch eine Reihe von Zuſtänden, Geſinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie ſo lebhaft geweſen als in unſern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Forderniß, die uns hieraus zugegangen.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen, nach van der Hagens Ueberſetzung.

Sieben Bände.

Preßlau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu ſchwanken; aber genau beſehen wird ſie auf mannichfaltige Weiſe geregelt, durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den fünfzehn Bänden der „Tauſend und Eine Nacht" findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags, und eben jener geheimen Bedingungen, denen die Einbildungskraft im ſtillen huldigt. Nun veranlaßt uns der „Tauſend und Ein Tag" jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen.

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen iſt für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die erſten an ſchicklichen Orten ins Geſpräch einzuſtreuen, der letzten im treffenden Falle ſich zu erinnern weiß.

Man ſagt: ſtudire Künſtler die Natur! Es iſt aber keine Kleinigkeit aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

Wo der Antheil ſich verliert, verliert ſich auch das Gedächtniß.

Die Welt iſt eine Glocke die einen Riß hat, ſie klappert aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen, ſie werden im Alter die wahrſten Verehrer der Kunſt und des Meiſters.

Wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude.

Geſcheidte Leute ſind immer das beſte Converſations-Lexikon.

Es giebt Menſchen die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges vorſetzen.

Kenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt und zur Außenwelt, ſo heiß' ich's Wahrheit. Und ſo kann jeder ſeine eigene Wahrheit haben, und es iſt doch immer dieſelbige.

Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkürlich. Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an ſich vorüber gehen laßt.

Epochen deutſcher Literatur.

Von 1750 bis 1770.

Ruhig. Emſig. Geiſt- und herzreich. Würdig. Beſchränkt. Fixirt. Pedantiſch. Reſpectvoll. Antik-Galliſche Cultur. Formſuchend.

Von 1770 bis 1790.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig redlich. Achtung verſchmähend und verſäumend. Engliſche Cultur. Form willkürlich zerſtörend und beſonnen herſtellend.

Von 1790 bis 1810.

Beſchwichtigt. Zart. Sich beſchränkend. Ernſt religiös. Patriotiſch thätig. Intrigant. Spaniſche Cultur. Von Form ſich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determinirt. Tüchtig. Herrſchſüchtig. Zuſchreitend. Reſpectlos. Altdeutſch. Ins Formloſe ſtrebend.

Neueſte Epoche.

So mannichfaltig auch das Beſtreben aller und jeder Künſte in Deutſchland ſeyn mag, in dem Grade, daß man darüber etwas Näheres und Beſtimmteres auszuſprechen ſich kaum getraute, ſo geht doch im Ganzen eine gewiſſe Richtung durch, welche uns veranlaßt die Epoche unſerer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunſt jener zweiten der perſiſchen Poeſie zu vergleichen, in welcher ſich Enweri beſonders hervorthat und die wir die enkomiaſtiſche nennen dürfen.

Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienſte als kürzlich geſchiedene und längſt dahingegangene werden gefeiert. Geburtstage laſſen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; ſilberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu

Feſten, bei Dienſtjubiläen erklärt ſich der Staat ſelbſt als Theilnehmer; bei fünfzigjährigem Wiedereintritt einer akademiſchen Würde ſind Univerſitäten und Facultäten in Bewegung, und weil nun die lebhafteſten Segnungen auf Geſundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, ſo fügt ſich ſo ſchönen Prämiſſen als nothwendige Concluſion ein löbliches Ergo bibamus hinzu.

Epoche der forcirten Talente.

Entſprang aus der philoſophiſchen. Höhere theoretiſche Anſichten wurden klar und allgemeiner. Die Nothwendigkeit eines entſchiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt: daher konnte der Verſtand ſich in die Erfindung miſchen, und wenn er den Gegenſtand klug entwickelte, ſich künſten, er dichte wirklich.

Hierzu gaben den erſten theoretiſchen Anſtoß Schillers äſthetiſche Briefe in den Horen, ſeine Abhandlung über naive und ſentimentale Dichtkunſt; kritiſch und folglich praktiſch ſeine Recenſion über Bürger in der allgemeinen Literaturzeitung.

Die Gebrüder Schlegel theoretiſirten und kritiſirten im ähnlichen Sinne; denn auch ihre Lehre, ſowie ihr Streben, trat aus der Kantiſchen Philoſophie hervor.

Dieß wäre die Ableitung dieſer Epoche was den Gehalt betrifft.

Die äußere und letzte Form der Ausführung ward durch eine verbeſſerte Rhythmik ſehr erleichtert. Voß, obgleich ſeine Bemühungen mit Undank belohnt wurden, zerſtörte lieber den Effect, den ſeine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er ſeinen Ueberzeugungen entſagt hätte. Deſſenungeachtet aber war jedermann aufmerkſam auf ſeine Lehren und ſein Beiſpiel; und ſo fand dieſe neue Epoche einen großen Vortheil vor ſich an einer verbeſſerten Rhythmik.

Außer dieſem ahmte man italiäniſche und ſpaniſche Sylbenmaße mit größerer Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit nach, indem man die Octaven-, Terzinen- und Sonettform auch im Deutſchen ausbildete. Die beiden Enden der Dichtkunſt waren alſo gegeben, entſchiedener Gehalt dem Verſtande, Technik dem Geſchmack, und nun erſchien das ſonderbare

Phänomen, daß jedermann glaubte diesen Zwischenraum ausfüllen und also Poet seyn zu können.

Die Philosophen begünstigten diesen Irrthum; denn nachdem sie der Kunst einen so hohen Rang angewiesen, daß sie sogar die Philosophie unter die Kunst gesetzt, so wollten sie wenigstens persönlich jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten, jedermann, wenigstens der Philosoph, müsse ein Poet seyn können, wenn er nur wolle. Durch diese Maximen wurde die Menge aufgefordert und die Masse der Dichtenden nahm überhand.

Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion stark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur seine Sprache nachlernen konnten.

Jene große Kluft aber zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung suchte man auf mancherlei Weise auszufüllen:

1) Durch religiöse Gesinnungen;
   a) christliche;
      pietistische und katholische.
   b) Heidnische;
      der Schicksalbegriff.
   c) Romantische
      schlossen sich an a an.
2) Durch Kunstgegenstände und Gesinnungen:
   a) heidnische,
   b) christliche.

Die letztern nehmen überhand; Poesie und bildende Kunst verderben einander wechselsweise.

Epochen geselliger Bildung.

Niedergeschrieben bei Gelegenheit der Eröffnung des Weimarischen Lesemuseums durch höchste Begünstigung, am 25. April 1831.

I.

In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise gebildeter Menschen; die Verhältnisse sind die intimsten, man vertraut

nur dem Freunde, man singt nur der Geliebten; alles hat ein häusliches Familienansehen. Die Cirkel schließen sich ab nach außen, und müssen es thun, weil sie in dem rohen Elemente ihre Existenz zu sichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Muttersprache: man nennte mit Recht diese Epoche

die idyllische.

II.

Die engen Kreise vermehren sich und dehnen sich zugleich weiter aus: die innere Circulation wird lebhafter; den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht: die Kreise bleiben abgesondert, aber nähern sich und lassen einander gewähren. Ich würde diese Epoche nennen

die sociale oder civische.

III.

Endlich vermehren sich die Kreise und ziehen sich von innen immer mehr heraus, dergestalt daß sie sich berühren und ein Verschmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünsche, ihre Absichten dieselben sind, aber sie können die Scheidegränzen nicht auflösen. Nennen wir diese Epoche einstweilen

die allgemeinere.

IV.

Daß sie aber universell werde, dazu gehört Glück und Gunst, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen seit vielen Jahren treulich durchgefördert, so gehört ein höherer Einfluß dazu das zu bewirken, was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreise die sich sonst nur berührten, die Anerkennung Eines Zwecks, die Ueberzeugung wie nothwendig es sey sich von den Zuständen des augenblicklichen Weltlaufs, im realen oder idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremden Literaturen setzen sich mit der einheimischen ins Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Diese Darstellung möchte wohl den herzlichsten Dank und die redlichste Panegyrik den hohen Begünstigenden aussprechen.

Stellung der Deutschen zum Auslande,

besonders zu den Franzosen.

Schematisch

Deutsche literarische Verdienste.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutsche empfindet hierüber ein gewisses Behagen.
Aber wir müssen so geschwind als möglich uns klar machen, in wiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber in wiefern sich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterscheiden:
Wie und was sie von uns gelten lassen;
Oder wie sie es nur ungefähr aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entstehen folgende Fragen.

a) Ob sie die Ideen gelten lassen an denen wir festhalten, und die uns in Sitte und Kunst zu Statten kommen.

b) In wiefern sie die Früchte unserer Gelehrsamkeit genießbar finden und die Resultate derselben sich aneignen.

c) In wiefern sie sich unserer ästhetischen Form bedienen.

d) In wiefern sie das was wir schon gestaltet haben, wieder als Stoff behandeln.

Hierbei finden sich folgende Betrachtungen:

1.

Die Franzosen bekennen sich zu einer höhern Philosophie, die das was dem Innern angehört gelten läßt, und solches von dem was wir von außen empfangen, zu unterscheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verständig nachdenkt.

Ferner bemerkt man hie und da, wo nicht immer völlig übereinstimmende, doch historisch aufgenommene Grundsätze und Aussprüche der Unsrigen.

2.

Wenn sie uns von jeher den Fleiß nicht streitig machten, aber ihn doch als operos, mühsam und lästig ansahen, so schätzen sie jetzt mit besonderem Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor allen der Verdienste Savigny's und Niebuhrs.

3.

Unsern ästhetischen Formen suchen sie sich offenbar gleich zu stellen: denn die dramatisirten Geschichten der neuern Schule, wie der Barricaden und was daraus folgt, sind Vorspiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatralischen Stücken dieser Art. Auch getrauten wir uns das Theater der Clara Gazul unserer Literatur anzueignen, es sey nun, daß diese mittelbar oder unmittelbar Veranlassung gegeben hätte.

4.

Dieser Fall kommt öfters vor, aber der Franzose muß immer ändern und wieder ändern, denn er hat einen gar eigenen Stand gegen sein Publicum, dem er es doch immer nach einem gewissen alten herkömmlichen Sinn zuschneiden muß.

Was ihn aber hauptsächlich hindert zu einem gewissen ernsten Werke zu gelangen, ist, daß er mit einem ungeduldigen Publicum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erschüttert seyn will. Daher ist sehr selten, daß etwas von unsern Arbeiten in eigener Gestalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marino Faliero von Lord Byron.

Ferneres über Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts anderes von ihr erwarten als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sey, ist immer nur ein erweitertes Vaterland, und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben als was der einheimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich gränzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen: dieß wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen: diejenigen aber, die sich dem Höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus giebt es überall in der

Welt ſolche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortſchritt der Menſchheit zu thun iſt. Aber der Weg den ſie einſchlagen, der Schritt den ſie halten, iſt nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenſchen wollen geſchwinder gefördert ſeyn, und deßhalb lehnen ſie ab und verhindern die Förderniß deſſen was ſie ſelbſt fördern könnte. Die Ernſten müſſen deßhalb eine ſtille, faſt gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre der breiten Tagesfluth ſich entgegenzuſetzen; ſtandhaft aber muß man ſeine Stellung zu behaupten ſuchen, bis die Strömung vorübergegangen iſt. Die Haupttröſtung, ja die vorzüglichſte Ermunterung ſolcher Männer müſſen ſie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich iſt. Wenn ſie dieſe Verbindung nun ſelbſt entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweiſen können, ſo wird es ihnen nicht fehlen kräftig einzuwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es ſchon in manchen Fällen wohlgethan ſeyn mag, dem Leſer nicht gerade das Gedachte zu überliefern, vielmehr ſein eigenes Denken aufzuwecken und anzuregen, ſo möchte es doch wohlgethan ſeyn, die eben ausgeſprochene, vor geraumer Zeit niedergeſchriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage: ob dieſe oder jene Beſchäftigung welcher ſich der Menſch widmet, auch nützlich ſey? wiederholt ſich oft genug im Laufe der Zeit, und muß jetzt beſonders wieder hervortreten, wo es niemand mehr erlaubt iſt nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt ſich ſo heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht iſt in den Strudel mit fortgeriſſen zu werden; hier ſieht er ſich genöthigt, um ſeine eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfniſſe anderer zu ſorgen; und da fragt ſich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe dieſen aufdringlichen Pflichten genugzuthun. Da bleibt nun nichts übrig als ſich ſelbſt zu ſagen, nur der reinſte und ſtrengſte Egoismus könne uns retten; dieſer aber muß ein ſelbſtbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgeſprochener Entſchluß ſeyn.

Der Menſch frage ſich ſelbſt: wozu er am beſten tauge, um dieſes in ſich und an ſich eifrigſt auszubilden? Er betrachte ſich als Lehrling,

als Geſelle, als Altgeſelle, am ſpäteſten und höchſt vorſichtig als Meiſter.

Weiß er mit einſichtiger Beſcheidenheit die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum ſeiner Fähigkeiten zu ſteigern, um ſich bei ihr, dadurch nutzend, einzuſchmeicheln, ſo wird er ſtufenweiſe ſeinen Zweck erreichen, und, wenn ihm das Höchſte gelingt, behaglich wirken können.

Ueber Förderniſſe und Hinderniſſe, wie ſie die empiriſche Welt darreicht oder zwiſchenſchiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; ſo viel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: ſich um der Gunſt des Tags willen abzuhetzen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie von den andern unterſchieden wird, und dieſe ſind es auch, wodurch die Nationen ſich unter einander getrennt, ſich angezogen oder abgeſtoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieſer innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meiſt auffallend widerwärtig und, im leidlichſten Sinne, lächerlich vor. Dieſe ſind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als ſie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt; nicht von fremden, ſogar nicht von der Nation ſelbſt, ſondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation, wie die des einzelnen Menſchen unbewußt; man verwundert ſich zuletzt, man erſtaunt über das was zum Vorſchein kommt.

Ohne mir anzumaßen dieſe Geheimniſſe zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit ſie auszuſprechen. Nur ſo viel will ich ſagen, daß nach meiner Einſicht das eigentlich innere Wirkſame bei den Franzoſen jetzt am thätigſten iſt, und daß ſie deßhalb zunächſt wieder einen großen Einfluß auf die ſittliche Welt haben werden. Gern ſagte ich mehr, aber es führt zu weit, und man müßte ſehr ausführlich ſeyn, um ſich verſtändlich, und um das was man zu ſagen hat, annehmlich zu machen.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammenbegab, um besonders von deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen, so war dieß auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem die Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutschen Literatur- und Staatswesen im Allgemeinen und Besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften.

Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtigt. Dieß geschieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es ist aber dieses nicht genug, sondern man hat noch hinzuzufügen, was die Ausländer in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind. Wollte man zum Beispiel sich mit der französischen neuesten Literatur bekannt machen, so müßte man die seit zwei Jahren gehaltenen und im Druck erschienenen Vorlesungen, als **Guizot**, Cours d'histoire moderne, **Villemain**, Cours de littérature Française, und **Cousin**, Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß, das sie unter sich und zu uns haben, geht hieraus am deutlichsten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die schneller erscheinenden Blätter und Hefte: **Le Globe**, la Revue Française, und das zuletzt erscheinende Tagsblatt le Temps. Keins von allen diesen ist zu entbehren, wenn wir das Hin und Wieder jener in Frankreich sich balancirenden großen Bewegungen, und alle daraus entspringenden Wogungen vor unserm Geiste lebendig erhalten wollen.

Die französische Poesie, so wie die französische Literatur trennt sich nicht einen Augenblick vom Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität; in der neuesten Zeit erscheint sie natürlich immer als Opposition, und bietet alles Talent auf, um sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat geistreich zu seyn.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief

in ihre Zuſtände hinein, und aus der Art wie ſie von uns denken, mehr oder weniger günſtig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht ſchaden, wenn man uns einmal über uns ſelbſt denken macht.

Befolgt man den oben vorgeſchlagenen Gang, ſo wird man ſehr ſchnell von allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit ſich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen ſchnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk ſehr eilig, anſtatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine ſolche Gabe erſt durch Gelegenheit ſchickt, und ich das Buch lange ſchon geleſen habe, wenn ich es erhalte.

Aus allem dem iſt erſichtlich, daß es keine geringe Aufgabe iſt eine ſolche Literatur der neueſten Zeit zu durchdringen. Ueber die engliſche wie über die italiäniſche müßte man wieder beſonders reden; denn das ſind wieder ganz andere Verhältniſſe.

Deutſche Philoſophie.

Warum Ausländer, Britten, Amerikaner, Franzoſen und Italiäner, unſerer neuen Philoſophie nichts abgewinnen können, ſchreibt ſich wohl daher, daß ſie nicht unmittelbar ins Leben eingreift. Praktiſche Vortheile von ihr können ſie nicht abſehen; deßhalb wenden ſie ſich mehr oder weniger nach der ſchottiſchen Lehre, wie ſie von Reid und Steward vorgetragen wird. Dieſe nähert ſich dem Menſchenverſtande, und dadurch gewinnt ſie Gunſt. Sie ſucht den Senſualismus und Spiritualismus zu verſöhnen, die Uebereinſtimmung des Reellen mit dem Ideellen zu vermitteln, und dadurch einen vollkommeneren Zuſtand des menſchlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und ſchon, daß ſie dieß unternimmt und zu leiſten verſpricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

Verſchiedenes Einzelne.

I.

Den Philologen empfohlen.

Es iſt eine wunderliche, ſeit Jahren aufgekommene Forderung der griechiſch Gelehrten, deutſcher beſonders, daß ſie den griechiſchen Text in

Das Besondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig sich dem Besondern zu fügen.

Vom eigentlich Productiven ist niemand Herr und sie müssen es alle nur so gewähren lassen.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfangt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst.

Die Zeit ist selbst ein Element.

Der Mensch begreift niemals wie anthropomorphisch er ist.

Ein Unterschied, der dem Verstand nichts giebt, ist kein Unterschied.

Die Verwechselung eines Consonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vocale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entstehen.

Man kann nicht für jedermann leben, besonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entspringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe, und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität sich der Majorität werde zu erfreuen haben.

---

der Urſprache citiren und vorausſetzen, daß jeder, der ihre deutſche oder lateiniſche Abhandlung lieſt, auch das Griechiſche mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit ſich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter lateiniſcher Schriftſteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verſchiedener Gelehrten herausgekommen ſind, ſo finden wir jederzeit einer griechiſch angeführten Stelle die lateiniſche Ueberſetzung nachfolgen, indem man wohl die Kenntniß der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen denen, die an dergleichen Werken Theil nahmen, vorausſetzen und fordern konnte, nicht aber die Kenntniß des Griechiſchen. Und ſo wird es immerfort bleiben, beſonders in unſerer bewegten und vereilenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studirenden, der ſein **Summus Aristoteles, Plato et Euripides** im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, ſogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen ſeine Schulſtudien vollendet. Noch weniger kann man dieß von einem andern erwarten, deſſen Thun und Treiben aufs Praktiſche gerichtet ſeyn muß.

Möge doch auf dieſe Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten, und uns die Griechenkenner zu jenen mehr oder minder verſchleierten Geheimniſſen durch hinzugefügte deutſche Ueberſetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Leſers, wie zu ihrem eigenen: denn derjenige, welcher, um ſeine Meinung zu beſtärken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom ſchreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unſäglich, wenn er eine Stelle nach ſeinem eigenen Sinne überſetzt, anſtatt daß er uns im entgegengeſetzten Falle mit dem alten Schriftſteller gleichſam allein läßt, da es denn von uns abhängt jene Worte nach unſerer Weiſe beliebig zu verſtehen und auszulegen.

2.

Nichts anders als.

Je mehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man ſchweigen ſolle, wenn man nichts zu ſagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorzugeben ſey, deſto mehr bemerkte ich, daß man aus natürlicher Fahrläſſigkeit immer noch gewiſſe

Flick- und Schaltwörter behaglich einſchiebt, um eine ſonſt tüchtige und wirkſame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indeſſen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen ſeyn, welche, um ſich zu faſſen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine ſolche Interjection gebraucht. Finden wir ja doch oft Perſonen, die ſich die allerſeltſamſten Töne, Ausathmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu ſpicken, zu flicken und zu zerſtücken. Auf dem Theater hat man davon ſehr glücklichen Gebrauch gemacht, und von ſolchem unſeligen Behelf habe ich in Kunſt und Alterthum (oben S. 157) eine Anzahl Beiſpiele gegeben, welche wohl noch mannichfaltig zu vermehren ſeyn möchten.

Eine Redensart aber, die ſich durch die würdigſten Vorgänger in Anſehen ſetzt, den gemeinen Menſchenſinn einſchläfert, damit er das Abſurdeſte ertragen möge, iſt die wovon dieſer Aufſatz den Titel führt.

3.

Jugend der Schauſpieler.

„Es erſcheint mir wie eine Krankheit des deutſchen Publicums, die ſich auch ſchon den Schauſpielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Weiber nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch, zu einer Zeit wo wir von den franzöſiſchen Bühnen ſo viel Schlechtes auf die unſern übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen! In Frankreich fragt niemand nach dem Alter der Künſtler, ſondern nur nach ihrer Kunſt. Wie ſollen auch Jünglinge gefunden werden, die ſchon Künſtler ſind? Die ernſten Bemühungen aber des Schauſpielers laſſen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück, und wenn er ſich auch durch Spiel bildet, ſo geſchieht es doch nicht ſpielend.“

4.

Das Mailändiſche Tagsblatt l'Eco

hat ſeinen eigenen männlichen Charakter; einige Mitarbeiter ſind wahrſcheinlich ſchon über die Sechzig: denn es ſind Anekdoten, Anſpielungen, Andeutungen zeitig aus dem vorigen Jahrhunderte her; ſie ſuchen zugleich gefällig und unterrichtend zu ſeyn, aber es iſt keine Spur, daß etwas

den Frauen zu Liebe geschrieben sey, und daß sie weibliche Leser verlangen und hoffen.

Man ist beim Lesen durchaus in einem männlichen Kreise, wo Frauen wohl seyn könnten, aber nicht sind, und dieß giebt dem Ganzen eine eigene Haltung.

5.

Die Pariser Zeitschrift le Globe

hat durchaus einen jugendlichen Charakter; der älteste ihrer Theilnehmer möchte kaum in den Vierzigen seyn. Auch hier ist keine Spur, Frauen als Frauen zu Leserinnen werben zu wollen; der Geist jener Mitarbeiter ist auf die Zukunft gerichtet; und das möchte nicht anlockend für das schöne Geschlecht seyn.

Beide Zeitblätter zeichnen sich dadurch von den deutschen aus, welche zum großen Theil von Frauen und fast durchaus zu Frauen geschrieben sind.

6.

Caroline von Woltmann.

Spiegel der großen Welt.

Dieses Heft, oder wenn man will, geheftete Büchelchen, lag auf dem Tische eines Gesellschaftszimmers; ein Freund nahm es auf, und nachdem er kaum einige Seiten konnte gelesen haben, rief er aus: Was doch die Frauen schreiben lernen! Ein anderer nahm es auf, und wie der erste nach kurzer Frist, sagte ganz ruhig: Was doch die Frauen aufpassen! Beides zusammen genommen möchte wohl zu Würdigung dieses Werkleins den besten Anlaß geben.

7.

Die Erbschaft.

Ein Lustspiel von Herrn von Nennecker.

Der Hauptzweck des Verfassers scheint gewesen zu seyn, unter dem Deckmantel eines Lustspiels gute Lehren zu verbreiten: man stellt uns das

Unglück des Reichthums, die Verderbtheit des Luxus vor, und sucht dagegen die Anmuth einer mehr als alle Schätze kostbaren Mittelmäßigkeit anzupreisen. Das goldene Schnitzwerk verfluchen, Strohdächer zu Ehren bringen, das war von jeher die Mission der Hofpoeten, und sehnsüchtige Seufzer nach Einsamkeit dienten den großen Herren zur Erholung.

Auch finden wir Antithesen des Gymnasiums. Ein tugendhafter Freund des Landlebens und ein gar bösartiger Städtebewohner figuriren löblich gegen einander.

8.

Friedrich von Raumer

Geschichte der Hohenstaufen

1825.

Die vier starken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggelesen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfasser. In meinen Jahren ist es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bei uns vorübergegangenen verblichenen Gespenster auf einmal sich frisch zusammennehmen und in lebenslustigem Gange vor uns vorüberziehen. Verschollene Namen erscheinen auf einmal in charakteristischer Gestalt, zusammenhängende Thaten, die sich im Gedächtniß meist um Eine Figur versammelten und dadurch ihres Herkommens, ihrer Folgen verlustig gingen, schließen sich vor- und rückwärts faßlich an, und so scheint der Unsinn des Weltwesens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darstellung dieses Werks in dem literarischen Conversationsblatt war hierauf höchst angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leser finden: man muß sich aber ein Gesetz machen, nicht nach neuester Art momentsweise zerstückt zu lesen, sondern Tag für Tag sein Pensum zu absolviren; welches so leicht wird bei der schicklichen Abtheilung in Capitel und der Versammlung in Massen, wodurch wir uns unzerstreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die sich höherer Staatskunst und alle dem diplomatischen Fache widmen, so würde ich ihnen es als Handbuch anrühmen, um sich daraus zu vergegenwärtigen, wie man unzählige Facta sammelt und zuletzt sich selbst eine Ueberzeugung bildet.

Dieſe Ueberzeugung kann freilich nicht hiſtoriſch werden — denn man wird ihr irgend einmal kritiſch widerſprechen — wie ſie aber praktiſch wird, ſo zeigt ſich aus einem glücklichen Erfolg, daß man recht gedacht hat.

9.

Wachler.

1825.

Wachlers Handbuch der Geſchichte der Literatur, neueſte Ausgabe, giebt mir die angenehmſte Unterhaltung. Da man ſich denn doch in einem langen Leben mit allſeitiger Literatur beſchäftigte, ſo ſcheint es beim Leſen dieſes Werks, man lebe zum zweitenmale, freilich um vieles bequemer.

10.

Windiſchmann.

über etwas das der Heilkunſt Noth thut.

1825.

Der Verfaſſer hat ſeinen Leſern die Ein- und Ueberſicht dieſes Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pauſen fort, weder Bücher noch Capitel, noch Marginalien weiſen uns zurecht: hat man ſich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, ſo erſtaunt man zu bemerken, daß es ganz in ägyptiſchem Sinne geſchrieben ſey, daß man nämlich ein Prieſter ſeyn müſſe, um ſich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geſchichte freilich belehrt uns eines andern; denn ſo ſagt Wachler im erſten Theile Seite 132:

„Die Medicin, lange ausſchließliches Eigenthum der Prieſter, namentlich der Asklepiaden in Theſſalien, fing allmählig an ihre enge Verbindung mit dem religiöſen Aberglauben aufzugeben, als ſie zum Theil von joniſchen Philoſophen in den Kreis ihrer Unterſuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog ſie in das

Gebiet der Staatskunst und Gesetzgebung, und berücksichtigte besonders die Diätetik. Unter seinen Schülern übten mehrere als Periodeuten die Heilkunde aus; der Krotoniate Alkmaion und Empedokles stellten Forschungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Physiologie an, und das geschah auch von einigen Philosophen der neuern Eleatischen Schule und von Anaxageras. So näherte sich die Alleingültigkeit der medicinischen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an ihre Erfahrungen auf Grundsätze zurückzuführen, und es entstanden die empirische Schule in Knidos und die philosophische in Kos.

„Aus dieser Schule in Kos ging der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin hervor, Hippokrates von der Insel Kos, ein Asklepiade, der berühmteste unter sieben gleichnamigen Männern dieses Geschlechts. Er bildete sich auf weiten Reisen und durch Studium der Philosophie u. s. w." Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tages sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

11.

Heinroths Anthropologie.

1825.

Die vielen Vorzüge, die man diesem Werk auch zugesteht, zerstört der Verfasser selbst, indem er über die Gränzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeschrieben sind. Auch wir sind allerdings überzeugt, daß der Anthropolog sein Menschenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müsse, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und sich andächtig vernehmen läßt:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten:
Wir heißen's Frömmigkeit.

12.

Literariſches Converſationsblatt.

In der 240. Nummer des dießjährigen Converſationsblattes (1825) erſchien mir beſonders willkommen der dort eingelegte Brief; er war mir ſo rührend als aufmunternd. Gleichgeſtimmt mit dem Verfaſſer ſpreche ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichſte, was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, iſt, uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart, wir laſſen auf uns einwirken, wie von Perſon zu Perſon.

Wenn nun dieſes aber für alle Zukunft gilt, ſo bedeuten ſolche Documente doch am meiſten ein- für allemal demjenigen, der ſolche Zeit mitverlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zuſtand zurückgeſetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum ſo lebhaft wieder hinſtellen könnte.

Man leſe gedachten Brief und ſehe, wie ein damals Jüngerer, nun in Jahren gleichfalls Herangekommener jene gleichzeitigen ältern Männer am beſten verſteht und ſich ſelbſt überzeugt, wie er nach und nach in eine hohe Cultur hineingewachſen ſey.

Dieſer unbekannte Freund erhöht meinen Muth bei dem ſchwierigen Geſchäft einer Redaction meines Briefwechſels mit Schiller. Ich werde ſie auch um ſeinetwillen beeilen, und ihm zu Liebe laſſe ich meine Briefe von 1802 in dieſem Hefte (Kunſt und Alterthum 5. Bandes 2. Heft) abdrucken. Er wird ſie nun mit den Schiller'ſchen von dieſem Jahre verſchränken und ſich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar geſtärkt finden.

Zugleich erſuche ich ihn das Vorſpiel: Was wir bringen unmittelbar darauf zu leſen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, beſonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorſtellung perſönlich beigewohnt hätte.

Würdigungstabelle

poetischer Produktionen der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effect.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im Einzelnen gut.	Ephemer.
2) Ernst und elegisch.	Local und Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Absicht gemäß.	Vorübergehend.
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründet.	Geübte Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt.
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken.	Ueberfrei.	Kaum zu entziffern.	Abstoßend.
5) Besonnen.	Neuere Sitten.	Phantastisches Leben im Widerstreit mit dem Stoff.	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits.
6) Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.	Zart.	Geistreich.	Anmuthig.
7) Kräftig.	Nationell.	Tüchtig.	Männlich.	Rhetorisch-poetisch.	Ermuthigend.
8) Nicht ausgezeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer beim Alten.
9) Klar und empfänglich.	Studirt.	Hysterisch.	Verständig.	Ueberdacht.	Unwirksam.
10) Peinlich.	Halbwahr.	Erzwungen.	Empirisch.	Unrein.	Beunruhigend.
11) Bedeutend	Vielseitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannichfaltig.	Aufforderud.
12) Weiblich.	Träumerisch.	Bedeutlos.	Weich.	Verschwebend.	Täuschend.
13) Hastig.	Vielartig.	Nach Befund.	Frisch.	Geschickt.	Eigenartig.
14) — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch, glücklich gesteigert.	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Untadelhaft.	Abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Räthsel und Charaden bestehen kann, so gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger Leges versteckt hält.

Neueste deutsche Poesie.

1827.

Theils unmittelbar von Verfassern und Verlegern, theils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Literateren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt: aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre ins Einzelne zu gehen. Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigener Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge vorstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anschaulich zu machen suche.

Forderte man nun, es sollte vorstehende lakonisch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewissenhaft durchgedacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden, verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus diesem Gesichtspunkte behandelt zu sehen, so läßt sich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter tausenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde; und was könnte sie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich drein sehen, wenn man ihm Beschränkung zumuthete? Würde das Publicum zufrieden seyn, wenn man sein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung heranriefe? Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen. Die allgemeine Weltcultur steht so hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Stoff und Gehalt, zur Bearbeitung vorgeschlagen.

1827.

Es giebt Bücher, die sehr lesenswürdig, aber nicht lesbar sind; umgekehrt mag der Fall auch seyn, aber von jenen gedenke ich jetzt drei vorzuführen und hierauf Wunsch und Vorschlag zu gründen.

Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe sein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es sey durch Nachahmen, Umarbeiten, Uebersetzen und wie es sich nur einigermaßen schicken will. Deßhalb ist es beinahe lustig zu sehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen sucht, wodurch denn der Fall entsteht, daß ähnliches oder völlig gleiches vielfach ins Publicum gebracht wird. Was die scheinbaren Talente dabei gewinnen und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es ist keine Frage, daß entschieden gute Köpfe dadurch verführt und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Diesen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorschlag, und empfehle sie ihrer Aufmerksamkeit. Sie sind alle drei von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form, und bieten sich der geschicktesten Behandlung dar. Freilich ist hier die Rede nicht, daß etwas gemacht werde, sondern daß es gut werde: denn zu allen dreien, wenn man sie geltend machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieses zuerst genannten Werkes würde wohl am sichersten glücken; es ist vaterländischen Ursprunges, und wir Deutschen sind geneigt uns in frühere Zeiten und Sitten, so abstehend und wunderlich sie auch seyn mögen, mit einem heitern Patriotismus zu versetzen. Auch ist eine solche Behandlung schon angedeutet. Der Referent im literarischen Conversationsblatt 1824, Nr. 153 und 155 hat den Sinn völlig gefaßt und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Geheimniſſe ſind noch keine Wunder.

I convertiti stano freschi appresso di me.

Leichtſinnige, leidenſchaftliche Begünſtigung problematiſcher Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit dir ſeyn, ohne daß wir uns entzweiten, das geht aber nicht. Du benimmſt dich falſch und ſetzeſt dich zwiſchen zwei Stühle, Anhänger gewinnſt du nicht und verlierſt deine Freunde. Was ſoll daraus werden!

Es iſt ganz einerlei, vornehm oder gering ſeyn, das Menſchliche muß man immer ausbaden.

Die liberalen Schriftſteller ſpielen jetzt ein gutes Spiel, ſie haben das ganze Publicum zu Suppleanten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, ſo verwundere ich mich immer, wie die Menſchen ſich gern mit leeren Wortſchällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal ſeyn. Kraftig ſey ſie, tüchtig, in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, damit ſie den göttlichen Auftrag, productiv zu ſeyn, erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal ſeyn, denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber ſuchen muß, das iſt in den Geſinnungen und dieſe ſind das lebendige Gemüth.

Geſinnungen aber ſind ſelten liberal, weil die Geſinnung unmittelbar aus der Perſon, ihren nächſten Beziehungen und Bedürfniſſen hervorgeht.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fonvielle de Toulouse. Paris 1824.

Diese zweite liegt weiter von uns ab. Es ist eine Art von modern französischem Cellini, ein kühnthätiger Mensch, der es auf eine Weise treibt, daß er sich immer selbst rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouse im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener südfränkischen Lebensweise vor der Revolution bis zu dem Beginne und dem Verlauf derselben. Wir werden von der ersten Erschütterung bis zum entschiedenen Vernichten des mäßig behaglichen bürgerlichen Zustandes geführt, und da erscheint uns der Hergang fast gräulicher als das concentrirte Unheil der Pariser Gleichzeit. Denn diese macht einen großen welthistorisch tragischen Eindruck, dessen Erhabenheit das besondere Elend vor unserm Blick verschlingt. Dort aber ist es die einzelne Beunruhigung, sodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach sich steigernd. Wir sehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltsam ansteckenden Krankheit, ein leises Aufregen des untersten wüsten Pöbels, das allmählige Verbreiten mörderischer, mordbrennerischer Sitten, wodurch ein idyllischer Zustand, in sofern er im achtzehnten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerstört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus diesem Stoffe zu bilden, müßte man von den ersten Theilen das meiste, von den letzten das wenigste nehmen, dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Resultate summarisch-symbolisch auffassen.

Ludwig Galls Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieses dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichste Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten sich entschlösse, sodann aber eine freie Umsicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben mit Cooper zu wetteifern, und deßhalb die klarste Einsicht in jene überseeischen Gegenstände zu gewinnen suchen. Von der frühesten Colonisation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erst mit den Urbewohnern, dann unter sich selbst führten, von dem Vollbesitze an des großen Reiches, das die Engländer sich gewonnen, bis zum Abfalle der nachher vereinigten Staaten, bis zu

dem Freiheitskriege, deſſen Reſultat und Folgen — dieſe Zuſtände ſämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Beſondern klar ſeyn. In welche Epoche jedoch er ſeine Handlung ſetzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der proteſtantiſche Geiſtliche, der, ſelbſt auswanderungsluſtig, die Auswandernden ans Meer und dann hinüberführt, und oft an Moſes in den Wüſten erinnern würde, müßte eine Art von Dr. Primroſe ſeyn, der mit ſo viel Verſtand als gutem Willen, mit ſo viel Bildung als Thätigkeit bei allem was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß was er thut, von ſeiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige, was er ſich vorſetzte, durchzuführen genöthigt wird, und erſt am Ende zu Athem kommt, wenn aus gränzenloſem Unverſtand und unüberſehbarem Unheil ſich zuletzt noch ein ganz leidliches Daſeyn hervorthut.

Was den Perſonenbeſtand betrifft, ſo hat weder ein epiſcher noch dramatiſcher Dichter je zur Auswahl einen ſolchen Reichthum vor ſich geſehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile ſtehen ihm zu Gebot; er kann ſie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er ſeine Favoriten günſtig untergebracht hat, die übrigen ſtufenweiſe mit ſehr mäßigen Zuſtänden ſich begnügen laſſen.

Ich behalte mir vor die Löſung dieſer Aufgaben, in ſofern ich ſie erleben ſollte, ſo gründlich als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienſte des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenſchaft zu geben.

Für junge Dichter.

1831.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutſche Gedichte zugeſendet, mit dem Wunſch, ich möchte ſie nicht allein beurtheilen, ſondern auch über den eigentlichen dichteriſchen Beruf des Verfaſſers meine Gedanken eröffnen. Wie ſehr ich aber dieſes Zutrauen anzuerkennen habe, ſo bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich das Gehörige ſchriftlich

zu erwiedern, welches mündlich auszusprechen schwierig genug seyn würde. Im allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich, dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Innern vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen, wie das Vaterland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche; denn viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt; und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle frühern Träume, Wünsche, Hoffnungen, und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eigenen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen, dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwickelung sich freuen. Und so sey mir erlaubt diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern, geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen: denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß

den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war. Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieser Art gewirkt; es entspringt daraus gewissermaßen eine Naturdichtung, und nur auf diese Art ist es möglich Original zu seyn.

Glücklicherweise steht unsere Poesie im Technischen so hoch, das Verdienst eines würdigen Gehalts liegt so klar am Tage, daß wir wundersam erfreuliche Erscheinungen auftreten sehen. Dieses kann immer noch besser werden, und niemand weiß wohin es führen mag; nur freilich muß jeder sich selbst kennen lernen, sich selbst zu beurtheilen wissen, weil hier kein fremder äußerer Maßstab zu Hülfe zu nehmen ist.

Worauf aber alles ankommt, sey in kurzem gesagt. Der junge Dichter spreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch seyn möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Facilität des rhythmischen Ausdrucks sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eigenen Lebens; den kann uns niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälliges ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären ist eine große Anmaßung: denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle; und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, spreche ich hierüber folgendermaßen. Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben: fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dieß Erlebte euch gefördert habe. Ihr seyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert.

Man halte sich ans fortschreitende Leben, und prüfe sich bei Gelegenheiten: denn da beweist sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind; und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Auswärtige

Literatur und Volkspoesie.

I.

Altgriechiſche Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten.

1825.

Wie schwer es ist sich aus den Vorstellungsarten seiner Zeit herauszuarbeiten, besonders wenn die Aufgabe so gestellt ist, daß man sich in höhere, uns unerreichbare Zustände versetzen müsse, begreift man nicht eher als nach vielen theils vergeblichen, theils auch wohlgelungenen Versuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden, und mir sagen zuverlässige Männer, daß es auch wohl gelungen sey. Ich will hier nur an den Euripidischen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zustande entgegengesetzt hatte.

In jenem Bestreben — es sind nunmehr gerade funfzig Jahre — bin ich immer fortgeschritten und auf diesem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelassen. Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse, und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlösungs- und Anticipationsschein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war ich daher zu lesen und zu hören, daß über den herrlich überschwänglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrenspesse sey gegeben worden. Wie mir aber gelang mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen, sey hier gesagt, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als geselliges Volk gerne sprachen, als Republicaner gern sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß

Weiter ſchreiben wir nicht; an dieſem Maaßſtab halte man, was man tagtäglich hört.

Es ſind immer nur unſere Augen, unſere Vorſtellungsarten, die Natur weiß ganz allein was ſie will, was ſie gewollt hat.

Gieb mir wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm dir wo du ſteheſt!
Noſe.
Behaupte wo du ſtehſt!
G.

Allgemeines Cauſal-Verhältniß das der Beobachter aufſucht, und ähnliche Erſcheinungen einer allgemeinen Urſache zuſchreibt; an die nächſte wird ſelten gedacht.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

Bei jedem Kunſtwerk, groß oder klein, bis ins Kleinſte kommt alles auf die Conception an.

Es giebt eine Poeſie ohne Tropen, die ein einziger Tropus iſt.

Ein alter gutmüthiger Examinator ſagt einem Schüler ins Ohr:

Etiam nihil didicisti,

und läßt ihn für gut hingehen.

---

dieſelbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieſes Element war dem dramatiſchen Dichter höchſt willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchſten menſchlichen Intereſſen vorzuführen und das Für und Wider verſchiedener Parteien durch Hin- und Wiederreden kräftig auszuſprechen hatte. Bediente er ſich nun dieſes Mittel zum höchſten Vortheil ſeiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen, obgleich imaginären Ernſte, ſo war es ihm für das Luſtſpiel beinahe noch willkommener: denn indem er die niedrigſten Gegenſtände und Handlungen durch hohes Kunſtvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, ſo brachte er etwas Unbegreifliches und höchſt Ueberraſchendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenloſen wendet ſich der Gebildete mit Abſcheu weg, aber er wird in Erſtaunen geſetzt, wenn es ihm dergeſtalt gebracht wird, daß er es nicht abweiſen kann, vielmehr ſolches mit Behagen aufzunehmen genöthigt iſt. Ariſtophanes giebt uns hiervon die unverwerflichſten Zeugniſſe, und man kann das Geſagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künſtliche Rede des gebildeten Ulyſſes hinweiſt, der doch den Fehler begeht nicht zu denken, daß er mit dem roheſten aller Weſen ſpreche; der Cyklope dagegen argumentirt mit veller Wahrheit aus ſeinem Zuſtande heraus, und indem er jenen ganz entſchieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunſt in Erſtaunen geſetzt und das Unanſtändige hört auf es zu ſeyn, weil es uns auf das gründlichſte von der Würde des kunſtreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns alſo bei jenen als Nachſpiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Poſſen- und Fratzenſtück nach unſerer Art, am wenigſten aber eine Parodie und Traveſtie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verſe verleiten könnten.

Nein, bei dem Griechen iſt alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derſelbe Marmor, daſſelbe Erz iſt es das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geiſt, der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet ſich keineswegs der parodiſtiſche Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und ins Gemeine verſchleppt, woran wir immer ein Symptom ſehen, daß die Nation die daran Freude hat, auf dem Wege iſt ſich zu verſchlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für ſich ſelbſt den Gegenſatz des

Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in gleicher Linie mit den tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise giebt, die durch alles was von den Griechen ausgegangen, hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern, finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus Zeiten, hat sich so eben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr; sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida; auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenstände einander gegenüber gesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das griechische Gedicht im hohen Styl, sich selbst darstellend, nur das Nothdürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Urüberlieferungen sich gründend; das

englische Meisterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umsetzung jenes großen Werkes ins Romantisch-Dramatische.

Hierbei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dieses Stück mit manchem andern seine Herkunft aus abgeleiteten, schon zur Prosa herabgezogenen, nur halb dichterischen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch so ist es wieder ganz Original, als wenn das Antike gar nicht gewesen wäre, und es bedurfte wieder einen eben so gründlichen Ernst, ein eben so entschiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Persönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuspiegeln, indem einer spätern Menschheit neuere Menschlichkeiten durch schaubar vorgetragen werden.

Die tragischen Tetralogien der Griechen,

Programm von Ritter Hermann. 1819.

1823.

Auch dieser Aufsatz deutet seiner Ansicht und Behandlung nach auf einen meisterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgestorbene zu beleben versteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man sich die Tetralogien der Alten sonst nur gedacht als eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wo im ersten Stück die Exposition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleistet wäre, im zweiten darauf sich schreckliche Folgen ins Ungeheure steigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewisse Weise irgend eine Versöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuschauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlassen, nicht ungeschickt angefügt werden konnte. Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweiten Klytämnestra und Aegisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Muttermörder durch das Athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deßhalb eine große städtische ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl möchte gelungen seyn.

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmüthig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volke an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er giebt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms, eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine Steigerung der äußern Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In diesem Sinne mußte nun das erste Stück groß und für den ganzen Menschen staunenswürdig seyn, das zweite durch Chor und Gesang Sinne, Gefühl und Geist erheben und ergötzen, das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlassung so heiter, munter und verwegen seyn durfte, als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unsern Zeiten. Die deutsche Bühne besitzt ein Beispiel jener ersten Art an Schillers Wallenstein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabsichtigt hätte; der Stoff war nicht zu übersehen, und zerfiel dem wirkenden und schaffenden Geiste nach und nach, selbst gegen seinen Willen, in mehrere Theile. Der Empfindungsweise neuerer Tage gemäß bringt er das lustige heitere Satyrstück, das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortschreitende Handlung; sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte, himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet. Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen, und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen kann.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig Unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben, und uns die italiänische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernst: Oper in drei Acten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drei Abtheilungen erschienen zwei Ballete, so verschieden im Charakter unter einander, als mit der Oper selbst: das erste heroisch, das zweite ins Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Act der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloß sich das Ganze, wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu: denn wir sahen, in etwas mäßigeren Verhältnissen, Goldoni'sche dreiactige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweiactige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit einander gemein, und doch freute man sich höchlich, nach dem ersten Act der Komödie die bekannt-beliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben so ließ man sich nach dem glänzenden Finale dieses Singactes den zweiten Act des prosaischen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine musikalische Abtheilung das Entzücken gesteigert, so war man doch noch auf den dritten Act des Schauspiels höchst begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauspieler, compromittirt durch seine sangreichen Vorgänger, nahm nun alles was er von Talent hatte zusammen, und leistete, durch die Ueberzeugung seinen Zuschauer im besten Humor zu finden selbst in guten Humor versetzt, das Erfreulichste, und der allgemeine Beifall erscholl beim Abschluß auch dieser Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that, wie der vierte Abschnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hause zu schicken.

Nachlese zu Aristoteles Poetik.

1826.

Ein jeder, der sich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunst überhaupt, besonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird sich einer Stelle des Aristoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß sie sich über ihre Bedeutung völlig hätten verständigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich scheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß sie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den genannten Leidenschaften das Gemüth des Zuschauers reinigen solle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am besten durch eine Uebersetzung derselben mittheilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen, nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschließt."

Durch vorstehende Uebersetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle ins Klare gesetzt zu sehen, und füge nur folgendes hinzu. Wie konnte Aristoteles in seiner jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Construction des Trauerspiels redet, an die Wirkung, und was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuschauer vielleicht machen würde? Keineswegs! er spricht ganz klar und richtig aus, wenn sie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen.

Er versteht unter Katharsis diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert wird. In der Tragödie geschieht sie durch eine Art Menschenopfer, es mag nun wirklich vollbracht oder, unter Einwirkung einer günstigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöst werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons: genug, eine Sühnung, eine Lösung ist zum Abschluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk seyn soll.

Diese Lösung aber, durch einen günstigen, gewünschten Ausgang bewirkt, nähert sich schon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceste; dagegen im Lustspiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung sind, die Heirath eintritt, die, wenn sie auch das Leben nicht abschließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abschnitt macht. Niemand will sterben, jedermann heirathen, und darin liegt der halb scherz-, halb ernsthafte Unterschied zwischen Trauer- und Lustspiel israelitischer Aesthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu solchem Zwecke benutzt: denn es giebt wohl keine höhere Katharsis, als der Oedipus auf Colonus, wo ein halbschuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämonische Constitution, durch eine düstere Heftigkeit seines Daseyns, gerade bei der Größheit seines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung den ewig unerforschlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, sich selbst und die Seinigen in das tiefste unherstellbarste Elend stürzt, und doch zuletzt noch aussöhnend ausgesöhnt, und zum Verwandten der Götter, als segnender Schutzgeist eines Landes eines eigenen Opferdienstes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig noch ganz schuldfrei darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis bloß stoffartig, und der ermordete Bösewicht zum Beispiel schiene nur der ganz gemeinen Justiz entgangen: im zweiten Falle ist sie nicht möglich: denn dem Schicksal oder dem menschlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzu schweren Ungerechtigkeit zur Last.

Uebrigens mag ich bei diesem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemisch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man sich mit Auslegung dieser Stelle bisher behelfen. Aristoteles nämlich hatte in der Politik ausgesprochen, daß die Musik zu sittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erst aufgeregten Gemüther wieder besänftigt würden und also auch wohl andere Leidenschaften dadurch könnten ins Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede sey, läugnen wir nicht, allein er ist nicht identisch. Die Wirkungen der Musik sind stoffartiger, wie solches Händel in seinem Alexandersfest durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball sehen können, wo ein nach sittiggalanter

Polonaise aufgespielter Walzer die sämmtliche Jugend zu Bacchischem Wahnsinn hinreißt.

Die Musik aber so wenig als irgend eine Kunst vermag auf Moralität zu wirken, und immer ist es falsch, wenn man solche Leistungen von ihnen verlangt. Philosophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht müssen aufgeregt werden, und solche Erweckungen werden die Künste nur zufällig veranlassen. Was sie aber vermögen und wirken, das ist eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen innern Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen in Unruhe versetzen und einem vagen unbestimmten Zustande entgegenführen; diesen liebt die Jugend, und ist daher für solche Productionen leidenschaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unserm Anfang zurück und wiederholen: Aristoteles spricht von der Construction der Tragödie, in sofern der Dichter, sie als Object aufstellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeschlossen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen; die Verwickelung wird ihn verwirren, die Auflösung aufklären, er aber um nichts gebessert nach Hause gehen: er würde vielmehr, wenn er ascetisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er eben so leichtsinnig als hartnäckig, eben so heftig als schwach, eben so liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und so glauben wir alles, was diesen Punkt betrifft, gesagt zu haben, wenn sich schon dieses Thema durch weitere Ausführung noch mehr ins Klare setzen ließe.

Plato, als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch Fr. L. Stolbergs Uebersetzung angeregtes Gespräche des Platon veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er gestehen müßte, daß für alle seine Brüder eben so wie für ihn

gesorgt wäre; ein besonderes Buch, ein besonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet, und auf diesem allein sollen alle zum Heil gelangen.

Wie sehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche sich einer ausschließenden Lehre ergeben hatten, wenn sie auch außer ihrem Kreise vernünftige und gute Menschen fanden, denen es angelegen war ihre moralische Natur auf das vollkommenste auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch diesen eine Offenbarung und gewissermaßen eine specielle Offenbarung zuzugestehen?

Doch es sey! diese Meinung wird immer bei denen bestehen, die sich gern Vorrechte wünschen und zuschreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß seiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So ist denn auch Plato früher schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nöthig bei einem solchen Schriftsteller, der bei seinen großen Verdiensten den Vorwurf sophistischer und theurgischer Kunstgriffe wohl schwerlich von sich ablehnen könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände, unter welchen er geschrieben, der Motive, aus welchen er geschrieben, seyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn liest, nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen — das leisten viel geringere Schriftsteller — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen, was andere seyn konnten, sondern die Erkenntniß dessen, was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Uebersetzer bei uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrscheinliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes selbst kürzlich vorgelegt hätte! Denn wie kommt z. B. Ion dazu, als ein canonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden: wer philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein auf etwas, sondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte etwas mehr als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln, und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers seyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des platonischen Sokrates — denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Sokrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte — begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Declamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der Homerischen Gedichte, und der so eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Diesen Jon giebt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als einen, der zwar die Homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr, um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern, als zu erklären, mehr bei dieser Gelegenheit etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Zuhörer dem Geist des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Mensch seyn, der aufrichtig gesteht, daß er einschlafe, wenn die Gedichte anderer Poeten vorgelesen oder erklärt würden? Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu seinem Talente gekommen seyn. Wahrscheinlich begünstigte ihn eine gute Gestalt, ein glückliches Organ, ein Herz, fähig gerührt zu werden; aber bei allem dem blieb er ein Naturalist, ein bloßer Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerke gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch herumdrehte und sich dennoch für einen Künstler hielt und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Tropf nimmt der platonische Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst giebt er ihm seine Beschränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homerischen Detail wenig verstehe, und nöthigt ihn, da der arme Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erkennen, der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Das Fürtreffliche iſt unergründlich, man mag damit anfangen was man will.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.

Ich habe mich ſo lange ums Allgemeine bemüht, bis ich einſehen lernte was vorzügliche Menſchen im Beſondern leiſten.

Eigentlich weiß man nur wenn man wenig weiß; mit dem Wiſſen wächſ't der Zweifel.

Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Bonus vir semper tiro.

Es giebt Menſchen die ihr Gleiches lieben und aufſuchen, und wieder ſolche die ihr Gegentheil lieben und dieſem nachgehn.

Wer ſich von jeher erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subject geworden ſeyn.

Mißgunſt und Haß beſchränken den Beobachter auf die Oberfläche, ſelbſt wenn Scharfſinn ſich zu ihnen geſellt; verſchwiſtert ſich dieſer hingegen mit Wohlwollen und Liebe, ſo durchdringt er die Welt und den Menſchen, ja er kann hoffen zum Allerhöchſten zu gelangen.

Wenn das heiliger Boden iſt, ſo möchte die Ariſtophaniſche Bühne auch ein geweihter Platz ſeyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernſt iſt den Jon zu belehren, ſo wenig iſt es des Verfaſſers Abſicht den Leſer zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon ſollte in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beſchämte Rhapſode: denn mit der Poeſie hat das ganze Geſpräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in dieſem Geſpräch, wie in andern Platoniſchen, die unglaubliche Dummheit einiger Perſonen auf, damit nur Sokrates von ſeiner Seite recht weiſe ſeyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poeſie gehabt, ſo würde er auf die alberne Frage des Sokrates, wer den Homer, wenn er von Wagenlenken ſpricht, beſſer verſtehe, der Wagenführer oder der Rhapſode? keck geantwortet haben: Gewiß der Rhapſode, denn der Wagenlenker weiß nur, ob Homer richtig ſpricht, der einſichtsvolle Rhapſode weiß, ob er gehörig ſpricht, ob er als Dichter, nicht als Beſchreiber eines Wettlaufs, ſeine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epiſchen Dichters gehört nur Anſchauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles was ſie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht myſtificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung ſeine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künſten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuſter von der Sohle urtheilen darf: denn der Künſtler findet für nöthig, ſubordinirte Theile höheren Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich ſelbſt in meinem Leben mehr als Einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geſchirr dennoch den Wagen ziehen ſollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künſtler hatte auch recht, die ſchöne Form ſeines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Dieſe Fictionen, dieſe Hieroglyphen, deren jede Kunſt bedarf, werden ſo übel von allen denen verſtanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunſt aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetiſche Aeußerungen alter und berühmter Schriftſteller, die am Platz, wo ſie ſtehen, zweckmäßig ſeyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falſch ſie werden können, ſollte man nicht wieder ohne Zurechtweiſung abdrucken laſſen, ſo wenig als die falſche Lehre von Inſpirationen.

Daß einem Menſchen, der eben kein dichteriſches Genie hat, einmal

ein artiges lobenswerthes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gesteht dem Haß zu, daß er das Genie supplire, und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig sein Talent im höchsten Grade zu zeigen, und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich bequemer ist vornehm hinweg zu sehen, als das was sie leistet mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem Platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzeneikunde und Fischerei bekannt hat, zuletzt doch behauptet, daß er sich zum Feldherrn besonders qualificirt fühle. Wahrscheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen, aber albernen Individuums, eine Grille, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homerischen Helden angewandelt seyn mochte, und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind als Jon sich hier zeigt? Ja wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sey?

Mit wahrer Aristophanischer Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder, der nun freilich zwar sehr betäubt da steht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwischen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweise nach dem letzten greift und sich auf eine sehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig, wenn das heiliges Land ist, möchte das Aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander setzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Ueberzeugung oder nur discursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit ist vorbei, da die Sibyllen unter der Erde weissagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen, ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Phaethon,

Tragödie des Euripides

1821.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden, durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben ins Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops, dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt
Die Gluth des Königs aber, wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäßigt sie.
Dieß Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
Eos, die glänzende, des Helios Rossestand.
Und zwar mit Recht, den rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselscherz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der, Tag und Stunden regelnd, alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten Welt.
So sey ihm denn, dem Hausgott unserer Königsburg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth.
Auch ich, der Wächter, ihn zu grüßen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Gluth,
Die alles wieder bildet was die Nacht entstellt.
So sey denn aber heute mehr als je begrüßt,

Des Tages Anglanz feiert prächtig heute ja
Merops, der Herrſcher, ſeinem kräftigen einz'gen Sohn
Verbindungsfeſt mit gottgezeugter Nymphenzier;
Deßhalb ſich alles regt und rührt im Hauſe ſchon.
Doch ſagen andere — Mißgunſt waltet ſtets im Volk —
Daß ſeiner Freuden innigſte Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëthon,
Nicht ſeiner Lenden ſey. Woher denn aber wohl?
Doch ſchweige jeder, ſolche zarte Dinge ſind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier ſcheint der Dichter durch einen Widerſpruch den Widerſpruch der Erſcheinung auflöſen zu wollen; er ſpricht die Erfahrung aus, daß die Sonne das öſtliche Land nicht verſengt, da ſie doch ſo nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die ſüdliche Erde, von der ſie ſich entfernt, ſo glühend heiß beſcheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, ſondern dieſſeits am Rande der Erde ſuchen wir den Ruheplatz der himmliſchen Roſſe; wir finden keine Burg wie ſie Ovid prächtig auferbaut: alles iſt einfach und geht natürlich zu. Im letzten Oſten alſo, an der Welt Gränze, wo der Ocean ans feſte Land umkreiſend ſich anſchließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächſter Nachbar zu betrachten, entbrennt für ſie in Liebe; ſie giebt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entſproſſenen Sohn eine einzige Bitte nicht verſagen wolle. Indeſſen wird ſie an Merops, den Herrſcher jener äußerſten Erde, getraut, und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im ſtillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaëthon herangewachſen, gedenkt ihn der Vater, ſtandesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheirathen, der Jüngling aber, muthig, ruhm- und herrſchſüchtig, erfährt, zur bedeutenden Zeit, daß Helios ſein Vater ſey, verlangt Beſtätigung von der Mutter und will ſich ſogleich ſelbſt überzeugen.

Klymene. Phaëthon.

Klymene.

So biſt du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht; doch einer Göttin soll ich nahn
Als Gatte, dieß beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte sich des Weibs,
Verkaufend seinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn, soll ich es sagen, dieses fürchte nicht.

Phaëthon.

Was mich beglückt zu sagen, warum zauderst du?

Klymene.

So wisse denn, auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und wessen?

Klymene.

Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Rosse hergestellt erregt,
Geweckt von Eos, hochbestimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.

Phaëthon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben was erschreckt?
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Werth,
Wenn dieß mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Klymene.

Befrag' ihn selber! denn es hat der Sohn das Recht
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, daß umarmend er mir zugesagt,
Dir Einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, daß Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, so log die Mutter dir.

Phaëthon.

Wie find' ich mich zur heißen Wohnung Helios?

Klymene.

Er selbst wird deinen Leib bewahren, der ihm lieb.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit sprächst.

Klymene.

O glaub' es feſt! Du überzeugſt dich ſelbſt dereinſt.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palaſt
Nahn ſchon die Dienerinnen, die des ſchlummernden
Erzeugers Zimmer ſäubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländiſchen
Gerüchen des Palaſts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greiſe Vater von dem Schlummer ſich
Erhoben und der Hochzeit frohes Feſt mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres ſprach.

(Beide ab.)

Hier iſt zu bemerken, daß das Stück ſehr früh angeht; man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum ſehr viel zuſammenpreßt. Es ließen ſich hiervon ältere und neuere Beiſpiele wohl anführen, wo das Dargeſtellte in einer gewiſſen Zeit unmöglich geſchehen kann und doch geſchieht. Auf dieſer Fiction des Dichters und der Zuſtimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatiſche Zeit- und Ortseinheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor ſpricht von der Gegend und was darin vorgeht ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall ſingen, wobei es höchſt wichtig iſt, daß ein Hochzeitgeſang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leiſe, leiſe, weckt mir den König nicht!
Morgenſchlaf gönn' ich jedem,
Greiſem Haupt zu allererſt.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk!
Noch weint im Hain Philomele
Ihr ſanft harmoniſches Lied;
In frühem Jammer ertönt

„Itys, o Itys!“ ihr Rufen.
Syrinx-Ton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Musik:
Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildraufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
Tönt des melodischen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen
Den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag.
Aufziehn sie die Segel,
Aufbläht sich bis zum mitteln Tau das Segel.
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gelieters fröhliches Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn: denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bei der Herrschaft
Sich fügenden Festen.
Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt.
Den betend ich sonst ersehnt,
Daß mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sey vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
Drum tön', o Weihlied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaethon;
Her schreiten die dreie verbunden! O schweig'
Mein Mund in Ruh!
Denn Großes bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin giebt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süßen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige!
Heil entsprieße
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dieß Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt seyn könnte. Ein Vater, der seinem Sohne ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn', der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz, und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunsten des Ehestands gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen,

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohnes ganz gut:

Phaethon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen, daß der Sohn in seine Fußstapfen trete; da könnten wir denn diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaethon.

Es sey gesagt! den Reichen ist es eingezeugt,
Feige zu seyn; was aber ist die Ursach' deß?

125. Vielleicht daß Reichthum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen seyn, auf diese Scene folgt nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen, als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Costüm seiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg, seinen göttlichen eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit, er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufstürmen; ganz nahe da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hinderniß uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorene Scene war an sich vom größten Interesse, und machte mit der vorhergehenden einen Contrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen wie sich selbst; der himmlische muß ihn abhalten sich ihm gleich zu stellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes. Wir nehmen an, daß Phaethon, hinabgehend, mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde hervorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, seine Kräfte weit Uebersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht folgendes schließen. Die Anerkennung ist geschehen; der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus.

Den Thoren zugesellt' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt sich muthmaßen, daß Euripides nach seiner Weise das Gespräch ins Politische spielt, da Ovid nur menschliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaethon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drei aber wohl. Ein einziger Verstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweiter auch ist Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sey verhandelt worden. Der Sohn ungeduldig zuletzt mag thätlich zu Werke gehen und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o mein Sohn! den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt!

Es scheint, Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaethon.

Den schlanken Bogen hass' ich, Spieß und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihn sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen.

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang, wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So siehst du obenum den Aether gränzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

Ferner:

So fahre hin! Den Dunstkreis Libyens meide doch!
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicherweise durch ein Bruchstück benachrichtigt, wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sey und also einem Boten angehöre.

Panoramic ability schreibt mir ein englischer Kritiker zu, wofür ich allerschönstens zu danken habe.

Einem jeden wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel seinen Zustand, von welcher Art er auch sey, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den Meisten.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nachtseite behalten.

Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That, deßwegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, so ist außer dieser realen Welt, noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meisten leben.

Die Menschen sind wie das rothe Meer: der Stab hat sie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen sie wieder zusammen.

Pflicht des Historikers: das Wahre vom Falschen, das Gewisse vom Ungewissen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterscheiden.

Angelos.

Nun fort! Zu den Plejaden richte deinen Lauf!
Dergleichen hörend, rührte die Zügel Phaethon,
Und ſtachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, ſie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, ſchreitend nah dem Seitenroß,
Verfolgte warnend; dahin alſo halte dich!
So hin! den Wagen wende dieſerwärts!

Wer nun der Bote geweſen, läßt ſich ſo leicht nicht beſtimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh ſchon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn von ihren Felſen zugeſehen, ja ſodann, als die Erſcheinung an ihnen vorbeiſtürmt, zugehört haben. Wann aber und wo erzählt wird, ergiebt ſich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein und zwar in der Ordnung, wie die heilige Eheſtandsfeier nun vor ſich gehen ſoll. Erſchreckt wird aber die Menge durch einen Donnerſchlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen ſcheint. Sie erholen ſich, obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köſtlichen lyriſchen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Kataſtrophe, daß Phaëthon, von dem Blitze Zeus' getroffen, nahe vor ſeiner Mutter Hauſe niederſtürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch ſonderlich geſtört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen lakoniſchen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Univerſum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicherweiſe meiſtens erhalten iſt.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaethon.)

Erinnys iſt's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; ſichtbar ſteigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — tragt hinein den todten Sohn! —
O raſch! Ihr hört ja, wie der Hochzeit Feierſang
Anſtimmend mein Gemahl ſich mit den Jungfrau'n naht.
Fort, fort! Und ſchnell gereinigt wo des Blutes Spur
Vom Leichnam ſich vielleicht hinab zum Boden ſtahl!

O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold ſich häuft,
Das zu verſchließen mir alleinig angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie haſt du mich
Und tiefen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weiß.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmliſche Tochter des Zeus, dich ſingen wir,
Aphrodite! Du der Liebe Königin,
Bringſt ſüßen Verein den Jungfrauen.
Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier.
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Den du hüllſt in ätheriſchen Schleier,
Daß er leiſe vereint.
Ihr beide führt
Unſerer Stadt großmächtigen König,
Ihr den Herrſcher, in dem geldglanzſtrahlenden
Palaſt zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o geſegneter noch, als Könige,
Der die Göttin heimführt,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch ſich preiſen hört!

Merops.

Du geh' voran uns! Führe dieſe Mädchenſchaar
Ins Haus und heiß' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Feſtgeſang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht, Hymnen ſingend, um das Haus und Heſtia's
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Geweihet ſeyn muß — — — — — — — —
— — — — — — — — Aus meinem Haus
Mag dann der Feſtchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

O König! eilend wand'r' ich aus dem Haus hinweg

Den ſchnellen Fuß; denn wo des Goldes Schätze du
Die herrlichen, bewahreſt, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegendringt.
Anleg' ich raſch das Auge; doch nicht Flammen ſieht's,
Nur innen ganz geſchwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile ſelbſt hinein, daß nicht Hephäſtos' Zorn
Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palaſt
Aufloht am frohen Hochzeittage Phaethons!

Merops.

Was ſagſt du? Sieh denn zu, ob nicht vom flammenden
Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Rein iſt der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weiß meine Gattin, oder weiß ſie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben iſt ſie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es ſchafft aus unbedeutendem
Urſprunge das Geſchick ein Ungewitter gern.
Doch du, des Feuers Herrin, o Perſephone,
Und du, Hephäſtos, ſchützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam geheim.
Nicht mehr verborgen bleibt Zeus' Wetterſtrahl,
Nicht die Gluth mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.
O Gottgebeugte! Welch ein Jammer ſtürzt auf dich?
Tochter Okeanos',
Eile zum Vater hin!

Faſſe ſein Knie,
Und wende den Todesſtreich von deinem Nacken!

Merops.

O Wehe! Weh!

Chor.

O hört ihr ihn, des greiſen Vaters Trauerton?

Merops.

O weh, mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der ſein Seufzen nicht vernimmt,
Der ſeiner Augen Thränen nicht mehr ſchauen kann.

Nach dieſen Wehklagen erholt man ſich, bringt den Leichnam aus dem Palaſt und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wiſſen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143 – 149 eingeſchaltete Stelle hieher gehört.

Klymene.

— Doch der Liebſte mir
Vermodert ungeſalbt im Erdengrab.

Zum Phaethon des Euripides.

1823.

Die vom Herrn Profeſſer und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichſt mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles, was von dieſem edlen Geiſt- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerſtes kräftig und entſchieden; ich glaubte hier eine der herrlichſten Productionen des großen Tragikers vor mir zu ſehen; ohne mein Wiſſen und Wollen ſchien das Zerſtückte ſich im innern Sinn zu reſtauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Profeſſoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich, durch Ueberſetzen und Aufſuchen der noch ſonſt muthmaßlichen Fragmente dieſes unſchätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich ſogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von dieſem Unternehmen, wie ſo vielen andern, abgezogen, und ich entſchließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Reſtauration beſteht alſo aus einer Gottling'ſchen Ueberſetzung der von Ritter Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den ſonſtigen Bruchſtücken, die der Musgrave'ſchen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Theil S. 415 hinzugefügt ſind, und aus eigenen eingeſchalteten und verbindenden Zeilen. Dieſe drei verſchiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie ſolches wohl durch Zeichen hätte geſchehen können, geſammt abdrucken; der einſichtige Gelehrte unterſcheidet ſie ſelbſt, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur geſtört; und da die Aufgabe war, etwas Zerſtücktes wenigſtens einigermaßen als ein Ganzes erſcheinen zu laſſen, ſo fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit ſelbſt zu zerſtücken.

Anfang und Ende ſind glücklicherweiſe erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weiſe herzuſtellen. Indeſſen wiederhole ich die in der Arbeit ſelbſt ſchon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographiſchen Lage derſelben im Oſten. Wir hören von einer dem Königshauſe ſich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf deſſen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene. Phaethon.

Dem Jünglinge widerſtrebt's, eine Göttin, wie ſie ihm beſchieden iſt, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet ſeyn will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes, ſey; der kühne Jüngling will es ſogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Friſcheſte Morgenfrühe eines heitern Sommertags; Gewerbsbewegung über Land und Meer; leiſe Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeſchäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weiſt.

Merops und Phaethon.

Zarteſte Situation, deren Ausführung ſich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdiſche Glück an dieſem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Intereſſe iſt

verſchieden, ohne ſich gerade zu widerſprechen; der Sohn muß Vorſicht brauchen, daß die Abſicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Verſuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Feſtleute

ſammelt und ordnet ſich wie der Zug vorſchreiten ſoll; dieß gab die ſchönſte Gelegenheit zu theatraliſcher und charakteriſtiſcher Bewegung.

Von hieraus begeben wir uns gern zu dem Raſtorte des Helios.

Helios. Eos.

Die unruhige ſchlafloſe Göttin treibt den Helios aufzufahren; er verſagt ſich nicht ihr die morgendlichen Abenteuer mit ſchönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen; wir werden erinnert an den erſten Geſang des Chors.

Helios. Phaëthon.

Heftig ſchnelle Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn; letzterer bemeiſtert ſich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palaſt des Merops.

Chor der Feſtleute,

mitten in dem Vorſchreiten der Feſtlichkeit. Donnerſchlag aus heiterem Himmel; Bangigkeit.

Klymene. Nächſte Dienerinnen.

Phaethons Leichnam wird gefunden und verſteckt.

Chor der Vorigen.

Hat ſich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben dieſe Functionen fördernd.

Diener

Brandqualm im Hauſe verkündend.

Nächſte Dienerinnen.

Jammer des Mitwiſſens.

Klymene. Leichnam.

Es geſchieht die Beſtattung.

Ein Bote.

Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet was zu wiſſen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchſt Wünſchenswerthen entdecken und die Lücken authentiſch ausfüllen! Ich wünſche Glück denen die es erleben und ihre Augen, auch hierdurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menſchheit und Menſchlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten iſt.

Wie viel ließe ſich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieſes Stückes rühmen und ſagen, da es ohne labyrinthiſche Expoſition uns gleich zum Höchſten und Würdigſten führt, und mit bedeutenden Gegenſätzen auf die naturgemäßeſte Weiſe ergötzt und belehrt.

Euripides Phaethon.

(Zu oben S. 344.)

1826.

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen iſt, fügt ſich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bei jener verſuchten Reſtauration des Euripidiſchen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen laſſen, indem wir die Freunde bitten die fragliche Stelle gefällig vorher nachzuſehen.

Als am Ende des vorletzten Acts, um nach unſerer Theaterſprache zu reden, Phaethon von ſeinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unſere Einbildungskraft auf ſeiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen recht ins Auge faſſen, mit Furcht und Entſetzen. In des irdiſchen Vaters Hauſe jedoch gehen die Hochzeitsanſtalten immer fort; ſchon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erſchallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerſchlag; der Sturz des Unglückſeligen aus der Höhe geſchieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben angeführter Reſtauration wagte man ſchon folgende Vermuthung. Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein bei heiterem Himmel herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles wieder vorbei wäre: denn ſobald Klymene den todten Sohn verſteckt hat, ja ſogar inzwiſchen, fährt der Chor in ſeinem Feſtgeſange fort.

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von dieſem Philoſophen wird

gemeldet, er habe behauptet, die Sonne ſey eine durchglühte Metallmaſſe, *πύδρος διάπυρος*, wahrſcheinlich, wie der aufmerkende und folgernde Philoſoph ſie aus der Eſſe halbgeſchmolzen unter den ſchweren Hämmern geſehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgeſagt, und zwar werde derſelbe aus der Sonne herunter fallen. Daher habe auch Euripides, der ſein Schüler geweſen, die Sonne in der Tragödie Phaethon einen Goldklumpen genannt, *χρυσέαν βῶλον*.

Ob uns nun ſchon die Stelle des Tragikers nicht vollſtändig übrig geblieben, ſo können wir doch, indem dieſer Ausdruck ſogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, ſchließen und behaupten, daß nicht ſowohl von der Sonne, ſondern von dem aus ihr herabſtürzenden brennenden Jüngling die Rede ſey.

Man überzeuge ſich, daß Phaethon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identiſch mit der Sonne, gedacht werden müſſe; daß ferner Zeus in der Tragödie, die unſelige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen enggehaltenen lakoniſchen Hergang der Tragödie zu begünſtigen, mit dem Blitz alſobald drein geſchlagen. In der Verflechtung eines ſolchen Augenblicks iſt es gleichlautend, ob die Sonne ſelbſt, oder, ſich abſondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen, oder der wagehalſige Führer als entzündetes Meteor herunterſtürze. Höchſt willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieſes Zweideutige geweſen ſeyn, um ſeine Naturweisheit hier eingreifen zu laſſen. Dieſes Ereigniß war von großem theatraliſchem Effect; und doch nicht abweichend von dem wie es in der Welt herzugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerſchlag nicht irre machen laſſen, wenn er ſich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen, wie das Fragment von Markland Becks Ausgabe des Euripides Tbl. II. S. 462 erklärt wird, indem er es für eine Variante von *χρυσέα βάλλει φλογι* hielt und darüber von Perſon zu Eurip. Oreſt 971 belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht ſeyn, weil ſich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxageras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 38: Celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse, quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si

quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches und zwar dessen achtem Capitel, spricht, bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältniß, folgendes aus: es hätten einige der Pythagoräer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne, dergleichen bei dem Untergang Phaethons niedergefallen sey.

Hieraus ergiebt sich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verknüpfung gedacht haben.

Die Bacchantinnen des Euripides.

1826.

Semele, Tochter des Thebaischen Herrschers Kadmus, in Hoffnung dem Vielvater Zeus einen Sohn zu bringen, ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daseyns gewürdigt. Auf seinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimnisse des Rhea-Dienstes bald eingeweiht, ergiebt er sich ihnen und fördert sie aller Orten, insgeheim einschmeichelnde Mysterien, öffentlich einen grellen Dienst unter den Völkerschaften ausbreitend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie, von lydischen enthusiastischen Weibern begleitet, in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt seyn und Göttliches erregen. Sein Großvater Kadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tiresias sind der heiligen Weihe günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Kadmus, von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religionsneuerungen, und will sammt den Thebanern und Thebanerinnen einen göttlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar giebt man zu, er sey ein Sohn der Semele, diese aber, eben deßwegen weil sie sich fälschlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuerstrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydischen Frauen auf das schmählichste; dieser aber weiß sich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und dagegen Agaven mit ihren Schwestern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und von begeisterter Wuth angefacht, nach dem ominösen Gebirg Kithäron, woselbst der verwandte Aktäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten sie sich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, sondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen sind; Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weise gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnsinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, sie belauschend, von seiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erschlagen und zerrissen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrsus gesteckt, den Agaue ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Cadmus, der eben des Sohnes Glieder, kümmerlich aus den Gebirgsschluchten gesammelt, hereinbringt, begegnet sie, rühmt sich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt, das sie zu tragen wähnt, und verlangt in ihrem Uebermuth ein großes Gastmahl angestellt: der Vater aber jammervoll beginnt:

Cadmus.

O Schmerzen! gränzenlose, nicht dem Blick zu schaun!
Todtschlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag dieß den Göttern hochwillkommnes Opfer seyn:
Zum Gastmahl aber rüstest du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, dir zuerst und mir sodann!
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maß,
Dionysen Verwandte, zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düster trostlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich seyn, nach mütterlichem Vorgeschick,
Wenn er, thebaisch-jungem Volke zugesellt,
Auf Thiere strebt. Mit Göttern aber liebt er sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befaßt er sich.

Eine Chronik ſchreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt.

Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen ſich fort, die Zuſtände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerſchaften haben die Griechen den Traum des Lebens am ſchönſten geträumt.“

Ueberſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen die uns eine halbverſchleierte Schöne als höchſt liebenswürdig anpreiſen, ſie erregen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original.

Das Alterthum ſetzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet ſeinem Sohn nicht das Talent.

Sich ſubordiniren iſt überhaupt keine Kunſt; aber in abſteigender Linie, in der Deſcendenz, etwas über ſich erkennen was unter einem ſteht!

Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben um zu exiſtiren.

Alles was wir treiben und thun iſt ein Abmüden; wohl dem der nicht müde wird.

„Hoffnung iſt die zweite Seele der Unglücklichen.“

„L'Amour est un vrai recommenceur.“

Es giebt im Menſchen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzoſen eine Servage.

Wo ist er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, daß er schaue mich Glückselige!

Cadmus.

Weh! weh! Erfahrt ihr jemals, was ihr da gethan,
Schmerz wird euch schmerzen, grimmig: bleibt ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber ist Unrechtes hier und Kränkendes?

Cadmus.

So wende mir zuerst dein Auge ätherwärts.

Agave.

Wohl denn! Warum befiehlst du mir hinaufzuschaun?

Cadmus.

Ist er, wie immer, oder siehst du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender, denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Cadmus.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weiß nicht, was du sagen willst, doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber als es war.

Cadmus.

Vernimmst mich also deutlich und erwiederst klug?

Agave.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

Cadmus.

In welches Haus denn kamst du bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Cadmus.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entsprang aus unser beiden Einigkeit.

Cadmus.

Und wessen Antlitz führst du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Cadmus.

So blicke grad' auf! wenig Mühe kostet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Cadmus.

Betracht' es nur, und lerne deutlich, was es ist!

Agave.

Das größte Leiden seh' ich Unglückselige.

Cadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint dir dieß?

Agave.

Nein, nicht! von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Cadmus.

Bejammert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tödtet' ihn? wie kam er doch in meine Faust?

Cadmus.

Unsel'ge Wahrheit, wie erscheinst du nicht zur Zeit!

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Cadmus.

Du, du erschlugst ihn, deine Schwestern würgten mit.

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hause? draußen? wo?

Cadmus.

Von seinen Hunden, wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Cadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Cadmus.

Ihr rastet, raste bachisch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionysos, er verdarb uns: dieß begreif' ich nun.

Cadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Homer noch einmal.

1826.

Es giebt unter den Menschen gar vielerlei Widerstreit, welcher aus den verschiedenen einander entgegengesetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweisen sich immer aufs neue entwickelt. Wenn eine Seite nun besonders hervortritt, sich der Menge bemächtigt, und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengesetzte sich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im stillen verbergen muß, so nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeist, der denn auch eine Zeit lang sein Wesen treibt.

In den früheren Jahrhunderten läßt sich bemerken, daß eine solche besondere Weltansicht und ihre praktischen Folgen sich sehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu bestimmen und zu bestätigen wußte; neuerlich aber ergiebt sich eine größere Versatilität dieser Erscheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwei Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten, und sich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dieß für die wünschenswertheste Erscheinung.

So haben wir zum Beispiel in Beurtheilung alter Schriftsteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuern Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zusammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgestellt haben, abermals freundlich nöthigt ihn als eine herrliche Einheit, und die unter seinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichtersinne entquollene Gottesgeschöpfe vorzustellen. Und dieß geschieht denn auch im Zeitgeiste, nicht verabredet, noch überliefert, sondern proprio motu, der sich mehrfältig unter verschiedenen Himmelsstrichen hervorthut.

II.

Französische Literatur.

Don Alonzo, ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy. IV Tomes. Paris 1824.

1824.

Ein merkwürdiger, historischer Roman! Diese Art Schriften standen sonst nicht im besten Ruf, weil sie gewöhnlich die Geschichte in Fabel verwandelten, und unsere historische, mühsam erworbene, reine Anschauung durch eine irregeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben: man sucht der Geschichte nicht sowohl durch Fictionen als durch die Kraft dichterischen Bildens und Darstellens zu Hülfe zu kommen, und sie dadurch erst recht ins Leben einzuführen. Dieses ist nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, sie durchaus rein historisch porträtirt ihrem Charakter gemäß handeln läßt, die Gestalten der Umgebung sodann nicht sowohl erfindet, als zeitgemäß zu bilden versteht, so daß die sittlichen Eigenschaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen symbolisirt, diese aber durch allen Verlauf und Wechsel so durchgehalten werden, daß eine große lebendige Masse von Wirklichkeiten sich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meister in diesem Fache; er benutzte den Vortheil, bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverschollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunstreich aufzustellen und so seinen kleinen halbwahren Welten Interesse und Beifall zu verschaffen.

Der nun auftretende Gallier ist schon kühner; er webt und wirkt in den neuesten Zeiten. Wenn er also namhafte Personen porträtirt, so

kann ihm die Tagsgeschichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, so lassen sich diese auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unsere Zeitgenossen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein so großes Werk wie Alonzo seinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine sehr schwierige Arbeit, die unseres Amtes nicht ist: früher oder später, im Original oder Uebersetzung, wird das Werk allgemein gelesen werden. Wie reich sein Inhalt seyn müsse, ergiebt sich aus folgendem Verzeichniß der von vorn herein handelnden Personen, das um so nöthiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerksames, wiederholtes Lesen uns eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann. Daher wird jeder Leser gern, wie der Zuschauer eines personenreichen Schauspiels, diesen Anmeldezettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Historischer Roman.

Personen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzose, Reisender, tritt 1820 an der Westseite über die spanische Gränze.

Don Geronimo, Alcade von Urdax, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Uraca, dessen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco de Paula, jüngerer Sohn, zum geistlichen Stande bestimmt; einstweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Betturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnißvoll.

Intendant eingezogener Güter.

Conſtitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Pajita.

Madame Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Perſonen des Manuſcripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III (1788) beginnt.

Don Louis, entlaſſener Officier.

Donna Leonora, deſſen Gemahlin.

Alonzo.

Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquiſe von C. Pablo. } Kinder.

Fray Iſidoro, Inquiſitor von Mexico.

*

Carl IV. König von Spanien.

Maria Louiſe, Königin von Spanien.

Prinz von Aſturien, Sohn und Thronfolger.

Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürſt, Günſtling, Beherrſcher des Reichs.

*

Enriquez, ſonſt berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.

Antonio, Vetturin, Gracioſo. Siehe oben in der Einleitung.

Fray Avaricie, junger Pfaffe, deſſen Bruder.

Commiſſarius zu Salamanca, Hauswirth des ſtudirenden Alonzo.

Donna Engrazia, Hauswirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

Mariana, Dienſtmagd.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R. Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, ſein älteſter Sohn, Gardeofficier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vornehmer Wüſtling, Bruder des Don Carlos

Der Graf von T.

Donna Matea, seine Gemahlin.

Aldonza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Osorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von V.

Der Graf von X., Günstling des Günstlings Godoy.

Sor Maria de los Dolores, Aebtissin, Wittwe des Bruders vom Marquis von C.

Conducteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo de Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oesterreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimnißvoller Officier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in Amerika belohnt.

Der Prälat Isidoro. Siehe oben.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Theils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unsern Helden in dem Augenblick, da er nach Amerika in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Theilnehmer schon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung vorstehendes Verzeichniß auszuziehen, und die Schwierigkeiten, auf die man beim Lesen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; sie bestehen aber darin, daß vier Personen was ihnen begegnet ist, erzählen: der Reisende, der Verfasser des Manuscripts von Ainhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vortheil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn vom Tode Carls III (1788) an bis auf den nächst heutigen Tag, durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hinter einander,

sondern über einander geschoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer beim Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern, und zugleich seine freie Uebersicht über die laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir sehen, wie er als Dichter und Redner einen jeden für seine Partei und wider die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mithin die Darstellung der wild-widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird zum Beispiel anfangs von jedermann auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen: wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer zum günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines solchen Werkes die französischen Journale nicht schweigen konnten, läßt sich denken; der Constitutionnel rühmt es unbedingt, das Journal des Débats ergreift eine der mißwollenden Kritik nicht fremde Manier den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine solche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenschaften, versichert, das Werk sey schlecht, weil es diese Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen sey es lobenswürdig, das Ganze aber müsse cassirt und umgeschrieben werden.

Nachdem aber nun der Recensent eine ganze Strecke vorwärts geschritten, so wird er zuletzt wie Biliam seinen Fluch mit Segnungen abzuschließen vom guten Geiste genöthigt; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Ueberfetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des moeurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup a ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens précieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Peninsule: il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excés des forces de la jeunesse dans la

„Im Theater wird durch die Beluſtigung des Geſichts und Gehörs die Reflexion ſehr eingeſchränkt."

Erfahrung kann ſich ins Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne ſich reinigen und vollkommener werden. Jener ſteht das Univerſum nach allen Richtungen offen, dieſe bleibt innerhalb der Gränze der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen. Deßhalb müſſen alle Vorſtellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunſt erwerben kann.

Es iſt immer dieſelbe Welt, die der Betrachtung offen ſteht, die immerfort angeſchaut oder geahnet wird, und es ſind immer dieſelben Menſchen, die im Wahren oder Falſchen leben, im letzten bequemer als im erſten.

Die Wahrheit widerſpricht unſerer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem ſehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert, daß wir uns für beſchränkt erkennen ſollen, der Irrthum ſchmeichelt uns, wir ſeyen auf ein oder die andere Weiſe unbegränzt.

Es iſt nun ſchon bald zwanzig Jahre daß die Deutſchen ſämmtlich transſcendiren. Wenn ſie es einmal gewahr werden, müſſen ſie ſich wunderlich vorkommen.

Daß Menſchen dasjenige noch zu können glauben was ſie gekonnt haben, iſt natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben was ſie nie vermochten, iſt wohl ſeltſam aber nicht ſelten.

---

complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein solches Zeugniß, daß der Parteischriftsteller einem von der Gegenseite zu ertheilen genöthigt ist, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es aufs höflichste; doch sagen wir zugleich: so schön und bedeutend auch die zugestandenen Eigenschaften sind, so hat der Mann doch das Beste vergessen, denjenigen Vorzug worauf die übrigen alle beruhen. Er übersieht nämlich

die Pietät

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsere Reiniger abgelehnt, und als ein fremdes glücklicherweise bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Verfahr, und gesteht ihr zu, sie sey fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns dießmal herauszulassen, verbeut uns Tag und Platz; deßhalb sagen wir kürzlich nur so viel.

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen ihr eine Art von radicalem Bösen, eine Erbsünde zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. Diesen Quellpunkt, wenn er, im Menschen cultivirt, zur Thätigkeit ins Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt sie sich von Eltern zu Kindern, schwächer von Kindern zu Eltern; sie verbreitet ihre segensvolle Einwirkung von Geschwistern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweist sich wirksam gegen Fürsten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere und somit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; sie umfaßt alles und indem ihr die Welt gehört, wendet sie ihr Letztes, Bestes dem Himmel zu; sie allein hält der Egoisterei das Gegengewicht, sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen

Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon ſagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig ſagen; deßwegen zeuge der Verfaſſer mit kurzen Worten für ſich ſelbſt:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht dieſe heilige Gnade Gottes und der Natur in unſerm Freunde durchdringend lebendig, wie ſollte er als Jüngling zu dem höchſten Reſultate der Lebensweisheit gelangt ſeyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erſtaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgeſprochen fanden? Möge ſie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit ſeinem Zuſtande verſöhnen!

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos voeux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'a ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Oeuvres dramatiques de Goethe.

traduites de l'Allemand; precedées d'une notice biographique et litteraire.

Volumes 8

1826.

In dem Augenblick, da der deutſchen Nation die Frage vorgelegt wird, in wiefern ſie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen literariſchen Arbeiten günſtig aufnehmen wolle, muß es angenehm ſeyn zu erfahren, wie ſich ſeine Bemühungen einer Nachbarnation darſtellen, welche von jeher nur im allgemeinen an deutſchem Beſtreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das Wenigſte gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen, daß wir Deutschen gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neuesten Zeit werden, wenn dasjenige, was wir an uns selbst schätzen, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben, daß Franzosen sich entschieden überzeugten, bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gebe bei seinen Productionen mit dem besten Willen zu Werke; eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht ableugnen; und nun mußte freilich aus einer solchen Uebersicht unmittelbar der reine richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, auch was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurtheilen habe. Und so darf uns denn im weltbürgerlichen Sinne wohl freuen, daß ein durch so viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen, und sich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn sie Schillers Cabale und Liebe in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günstig aufnehmen, wenn sie Musäus' Mährchen übersetzen, so sind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimisch, und sie wissen die Verdienste Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den sie nehmen Acht giebt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freisinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge sich dieß ein jeder, den es angeht, gesagt seyn lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen, nicht längst erreichten Standpunkte Günstiges oder Ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen

aussprechen. Dieß sey hinreichend, um eine Recension der obengenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 55—64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werthers in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethe's Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Uebermaß treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern; denn alle sind in einem verschiedenen Geiste verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannichfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister, die sich genug erhoben, um es zu begreifen, kräftig genug sind ihm zu folgen.

„Es giebt Menschen, deren stark ausgesprochener Charakter uns anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen, die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters: sie gewinnen wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen: aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst; man erräth oft so wenig wo er hinaus will; er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn

ganz zu genießen, eben so wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst; und vielleicht fände man eben so schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte."

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht populär in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo jeder sich beeilt über das zu spotten, was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publicum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken, daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht, um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen, der Eitelkeit nicht zu verstehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe seine Laufbahn antrat, war die Literatur in Deutschland in einem Zustande, wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen was man hatte, und wußte nicht was an dessen Stelle zu setzen wäre; man ahmte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien, in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Sätze und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit, welche an den Zorn der beiden Brüder in Tausend und Einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten.

„Goethe, welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und sogleich beschloß er den Stoff seiner Productionen in sich selbst zu suchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen, als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für ihn die Gewöhnung an, woran er sein ganzes Leben hielt, als Bild oder Drama dasjenige zu realisiren, was ihn erfreut,

geschmerzt, beschäftigt hatte. Und so gedachte er seiner Art, die äußern Gegenstände zu betrachten, eine Bestimmtheit zu geben und seine innerlichen Bewegungen zu beschwichtigen. Dieses bezeugt er uns selbst, und sein ganzes literarisches Leben ist in jenen merkwürdigen Zeilen zusammengefaßt. Liest man ihn, so muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes seiner Werke auf einen gewissen Zustand seiner Seele oder seines Geistes Bezug habe; man *muß* darin die Geschichte der Gefühle suchen, wie der Ereignisse, die sein Daseyn ausfüllten. Also betrachtet, geben sie ein doppeltes Interesse, und dasjenige was man für den Dichter empfindet ist nicht das geringste. Und wirklich, was sollte man interessanter finden, als einen Menschen zu sehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der sich mit voller Freiheit dieser hohen Eigenschaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht seines Geistes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel seiner Seele aufzuprägen! Welch ein Schauspiel, einen kühnen Geist zu sehen, nur auf sich selbst gestützt, nur seinen eigenen Eingebungen gehorchend! Giebt es wohl etwas Belehrenderes, als sein Bestreben, seine Fortschritte, seine Verirrungen? Aus diesem Gesichtspunkt verdient unser Dichter betrachtet zu werden, und so werden wir ihn in diesen Blättern beschauen, bedauernd, daß ihr Zweck unsere Studien über ihn nur auf seine Theaterstücke beschränkt hat, und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen sein Leben nur oberflächlich zu skiziren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recensent das körperliche und sittliche Mißgeschick und die daraus entstandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die sich hart und niedrig in *den Mitschuldigen*, edler und freier im *Werther*, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im *Faust* manifestirt.

„Die Unbilden, welche der ersten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düstere Niedergeschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutschen Jugend durch Verbreitung Shakspeare's veranlaßt. Eine schwere Krankheit trat noch zu dieser verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, wie die ersten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen

geben, ehe sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat, der ihr gemäß ist. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Misticismus sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst zerstörend, gereizt durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit, weder Energie fühlend zu leben noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des Werther befreite, und der ihm den ersten Gedanken an Faust eingab.

„Aber indessen das wirkliche Leben, wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseyns klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters; er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen freisinnigen abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothischer Gebäude, besonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter, das er vermißte. Die Geschichte, welche der Herr von Berlichingen mit eigener Hand schrieb, bot ihm das Muster, das er suchte, und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen ist ein Gemälde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechzehnten Jahrhunderts: denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte es auszubilden und in Verse zu bringen, entschied sich solches in dem Zustand wie wir es besitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten, um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet daß im Götz kein Wort sey, das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei, die große Gestalt des hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen, das Mittelalter sey eigentlich der Held dieses wunderlichen Dramas; man sieht es leben und handeln, und dafür interessirt man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand: hier

ist die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, vertheidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm."

Nachdem der Recensent den Clavigo beseitigt, und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von Stella gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, ins Geschäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewissen mittlern Uebergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauheit seiner Jugend verliert, und sich unbewußt zu einer zweiten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben so viel Ausführlichkeit als Geneigtheit in folgendem behandelt.

„Eine Reise nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmosphäre, die schwer und trüb gewissermaßen auf ihm lastete, wie sie einen kleinen deutschen Cirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo versetzt, empfand er die ganze poetische Energie seiner ersten Jahre. Den Stürmen entronnen, die seine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis, der sie zu verengen strebte, fühlte er sich zum erstenmal im Besitz aller seiner Kräfte, und hatte seitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblick an ist er nicht bloß entwerfend, und wollte man auch seine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, so wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poesie wie in der Malerei den Künstler am sichersten mißt, stets für vollkommen zu halten seyn.

„Nach dem Bekenntniß aller Deutschen findet sich dieses Verdienst im höchsten Grade in zwei Stücken, welche sich unmittelbar auf diese Epoche seiner Laufbahn beziehen, in Tasso nämlich und Iphigenien. Diese beiden Stücke sind das Resultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man sie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zartesten und Allerfeinsten, was in dem Geiste des deutschen Dichters sich entwickeln mochte. So wird im Tasso ein geistreicher Dialect angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unserm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Personen, ihre ideelle Beziehung, der Typus, den eine jede darstellt, man fühlt, daß er dieß nicht allein

in der Geschichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen, die er von Hause mitbrachte, um sie in den poetischen Zeiten des Mittelalters und unter dem sanften Himmel von Italien zu verschönern. Mir scheint die Rolle des Tasso gänzlich bestimmt zu einer bewunderswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, sich selbst zum Raube gegeben, an einem Werke sich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung festhält, sich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe: genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden, unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Eben so zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden, und mir scheint, er selbst spricht aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie hört man den Werther durch.

„Iphigenie ist die Schwester des Tasso; diese beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie beide zu gleicher Zeit geschrieben sind, und zwar unter dem Einfluß des italiänischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern hatte und, anstatt der Qualen des Wahnsinns und der Einbildungskraft, das Schicksal und die Furien, hat er sich zu einer größern poetischen Höhe erhoben. In diesem Werk, welches die Deutschen und der Autor selbst für das vollendetste seiner dramatischen Compositionen halten, verhüllen sich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig christlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre unmöglich diese verschiedenen Elemente harmonischer zu verbinden. Es sind nicht nur die äußern Formen der griechischen Tragödie mit Kunst nachgeahmt; der Geist der antiken Bildkunst, in durchaus gleichem Leben, beseelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorstellungen des Dichters. Diese Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernsthaft darüber tadeln, daß er sich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl ist der Charakter des Alterthums ihren Werken genugsam eingedrückt; aber hat auch der eine dort die Eifersucht der Phädra gefunden, der andere die evangelische Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unser Dichter

nun hat wie ſie gehandelt: es war keineswegs in ſeiner Art, ſich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergeſſen; er hat von der antiken Muſe ſich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundſinn ſeiner Geſänge ihm einzuflößen, waren zwei lebendige Muſen unentbehrlich: ſeine Seele und ſeine Zeit.

„Egmont ſcheint mir der Gipfel der theatraliſchen Laufbahn unſeres Dichters; es iſt nicht mehr das hiſtoriſche Drama wie Götz, es iſt nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie: es iſt die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemälde der Lebensſcenen, das mit der Wahrheit des erſtern das einfach Grandioſe der zweiten verbindet. In dieſem Werke, geſchrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menſchlichen Lebens dargeſtellt, wie ihm ſolches aufzufaſſen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entſchiedene Leidenſchaft, der Süßigkeit des Daſeyns edel genießend, mit Lebensluſt dem Tode entgegengehend: dieß iſt Egmont, der Held des Dichters.

„Nun giebt es aber ein Werk unſeres Dichters, nicht nur keinem ſonſt vorhandenen vergleichbar, ſondern auch abgeſondert von ſeinen eigenen zu betrachten. Es iſt der Fauſt, die ſeltſame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Weſen jedes Ranges vertreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geiſtern der Finſterniß, von dem Menſchen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungeſtalteten Geſchöpfen, welche, wie Shakſpeare's Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr ſcheußliches Daſeyn verdanken konnten. Ueber dieſes ſonderbare Werk wäre gar ſehr viel zu ſagen; man findet der Reihe nach Muſterſtücke jeder Schreibart, von dem derbſten Poſſenſpiel bis zur erhabenſten lyriſchen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menſchlichen Gefühle, von den widerwärtigſten bis zu den zärtlichſten, von den düſterſten bis zu den allerſüßeſten. Indem ich mich aber von dem hiſtoriſchen Standpunkt, auf welchen ich mich beſchränke, nicht entfernen darf, und nur die Perſon des Dichters in ſeinen Werken ſuchen mag, ſo begnüge ich mich den Fauſt als den vollkommenſten Ausdruck anzuſehen, welchen der Dichter von ſich ſelbſt gegeben hat. Ja, dieſer Fauſt, den er in ſeiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, deſſen Verſtellung er mit ſich durch alle die Aufregungen ſeines Lebens trug, wie Camoens ſein Gedicht durch die Wogen mit ſich führte, dieſer Fauſt enthält ihn ganz.

Zu allen Zeiten ſind es nur die Individuen, welche für die Wiſſenſchaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Huſſen verbrannte; die Zeitalter ſind ſich immer gleich geblieben.

Das iſt die wahre Symbolik, wo das Beſondere das Allgemeinere repräſentirt, nicht als Traum und Schatten, ſondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforſchlichen.

Alles Ideelle, ſobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieſes und ſich ſelbſt auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und ſich ſelbſt.

Die Meiſterſchaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienſtliche derſelben aufhören, ſogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Proteſtanten.

Es iſt eben als ob man es ſelbſt vermöchte, wenn man ſich guten Raths erholen kann.

Die Wahlſprüche deuten auf das, was man nicht hat, wornach man ſtrebt. Man ſtellt ſich ſolches wie billig immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der ſoll ihn auch ſelbander liegen laſſen.“

Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre geängstigt? Woher kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so freveles Spiel treibt, ist dieß nicht die verachtende, spottende Seite des Dichtergeistes, ein Hang zum Verdrießlichseyn, der sich bis in die frühesten Jahre seines Lebens aufspüren läßt, ein herber Sauerteig, für immer in eine starke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Person des Faust besonders, des Mannes, dessen brennendes unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch solches genießen kann, der sich unbedingt hingiebt und sich mit Mißtrauen beobachtet, der den Enthusiasmus der Leidenschaft und die Muthlosigkeit der Verzweiflung verbindet, ist dieß nicht eine beredte Offenbarung des geheimsten und erregtesten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild seines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebste Figur Margaretens hinzugesellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu seyn glaubte, deren Bild ihn immer umschwebte und jeder seiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dieß himmlische Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens contrastirt bewundernswürdig mit der sinnlichen und düstern Aufspannung des Liebhabers, den in der Mitte seiner Liebesträume die Phantome seiner Einbildungskraft und der Ueberdruß seiner Gedanken verfolgen, mit diesen Leiden einer Seele, die zerknirscht aber nicht ausgelöscht wird, die gepeinigt ist von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie schwer es sey zu empfangen und zu verleihen.

„Da der Dichter niemals etwas schrieb, ohne daß man gewissermaßen den Anlaß dazu in irgend einem Capitel seines Lebens finden könnte, so treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derselben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schicksal des Cagliostro, und seine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann diesen wunderbaren Mann nicht loslassen, bis er ihn dramatisch gestaltet, um sich selbst gleichsam ein Schauspiel zu geben. So entstand der Groß-Cophta, welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Beim Lesen dieser übrigens

sehr unterhaltenden Komödie erinnert man sich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der ist den er entwickelt; wir sehen einen enttäuschten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler, so wie die geschickte Marktschreierei des Meisters darstellt, und zwar wie ein Mann, der die eine getheilt und die andere nahe gesehen hat. Man muß geglaubt haben, um so treffend über das zu spotten, woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieses großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis lächerlich und widerwärtig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im Bürgergeneral festgehalten.

„Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpenlandschaft, ist als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzusehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindsamkeit, ein Possenspiel in Aristophanischer Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er selbst in Gang gebracht hatte. Dieses Stück ist eins von denen, welche zu der, nach meiner Denkweise wenigstens, sehr übertriebenen Meinung der Frau von Staël Anlaß gegeben. Dieser trefflichen Frau, welche sonst über unsern Dichter einige bewundernswürdig geistreiche Seiten geschrieben hat, und die ihn zuerst in Frankreich durch einige freie Uebersetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Staël sieht in ihm einen Zauberer, dem es Vergnügen macht seine eigenen Gaukeleien zu zerstören, genug, einen mystificirenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetzt, und nachdem er es geltend gemacht, auf einmal aufgiebt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit desselben auf die Probe zu stellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem so leichtsinnig hinterhaltigen Gedanken solche Werke wären hervorzubringen gewesen. Dergleichen Grillen können höchstens Geistesspiele und Skizzen des Talents veranlassen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde sehr verwundert seyn, wenn aus einer solchen Quelle etwas stark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenspiegeleien geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in allem, was er hervorbrachte, seiner innern Regung gefolgt sey, wie in allem was er malte er das

nachbildete, was er gesehen oder empfunden hatte. Mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengesetztesten Zustände hindurchgehen und sie natürlich in sehr von einander unterschiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindsamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz schrieb, er wohl lächeln konnte, wenn er an diese Verletzung ausschließlicher Theorien dachte, an die Bestürzung, in welche er jene Menschen werfen würde, die in Deutschland gewöhnlicher sind als anderwärts, und immer eine Theorie fertig haben, um sie an ein Meisterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole, ein solches Vergnügen kann wohl seine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verschiedenheit gehörte den Umständen und der Zeit.

„Um nun die dramatische Laufbahn unseres Dichters zu beschließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erste Abtheilung allein erschienen ist. Hier gehören die Personen keinem Land an, keiner Zeit, sie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeisterin. Die Sprache übertrifft alles, was der Dichter Vollkommenes in dieser Art geleistet hat. Aber es scheint, wenn man die natürliche Tochter liest, daß der Dichter kein Bedürfniß mehr empfinde sich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er alles gesagt habe, nunmehr aufgiebt seine Gefühle zu malen, um sich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte sagen, daß er, müde das menschliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beschränkte und die er nach Belieben zurecht rücken könnte.

„Also zurückschauend finden wir, daß der Dichter seine dramatische Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falsche Dichtart, ohne sich viel aufzuhalten, durchgeht — wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochsinn dargestellt wird; nun erhebt er sich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche, ideeller als seine ersten Versuche, noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und sich in das Reich der Phantasien begiebt. Es ist wunderbar, dieser Einbildungskraft zuzusehen, die sich erst so lebhaft mit dem Schauspiel der Welt abgiebt, sodann sich nach und nach davon entfernt. Es scheint, daß die Freude an der Kunst mit der Zeit selbst über das Gefühl dichterischer

Nachahmung gesiegt habe, daß der Dichter zuletzt sich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel, als in dem Reichthum einer lebendigen Darstellung. Und genau besehen ist die Form im Götz noch nicht entwickelt, sie herrscht schon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter ist sie alles.

„Dieß ist die Geschichte des Theaters unseres Dichters, und studirte man seinen Geist in andern Dichtarten, die er versucht hat, würde man leicht auf den verschiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unsern angedeutet haben, entsprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtschaften würden sehr gut als Gegenstück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethe's literarischen Lebensgang als Reflex seines innern sittlichen Lebens, so wird man einsehen, daß zu dessen Verständniß nicht eine Uebersetzung einzelner Stücke erforderlich gewesen, sondern das Ganze seiner theatralischen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über diesen Theil seiner Bemühungen und seiner übrigen Werke fallen müsse. Dieß ist der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weise erreicht; er hat in einer geistreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichsten Ereignisse des Lebens unseres Dichters gesammelt und zusammengereiht, in Fragmenten aus seinen Memoiren und in einer Anzahl Uebersetzungen seiner kleinen Gedichte; diese Mittel erhellen und vervollständigen sich wechselsweise. Ihm ist man in dieser Sammlung die Uebersetzung des Götz, Egmont und Faust schuldig, drei Stücke des Dichters, welche am schwersten in unsere Sprache zu übertragen sind; Herr Stapfer hat sich jedoch talentvoll in diesem Falle bewiesen: denn indem er zwischen die Nothwendigkeit etwas fremd zu scheinen und die Gefahr inexact zu seyn, sich gestellt fand, so hat er muthig das erste vorgezogen; aber dieser Fehler, wenn es einer ist, sichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Uebersetzer fordern die Physiognomie und Charakter des Autors überliefert zu sehen. Die übrigen Theile der Uebersetzung sind nach denselben Principien durchgeführt, und der Platz in unsern Bibliotheken ist diesem Werke angewiesen zwischen dem Shakspeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante.'

Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe

par

ALBERT STAPFER.

1826

Die dem ersten Theile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieser Gelegenheit auch nicht außer Acht lassen. Hier gab es mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinsten, über Menschenwesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Reingewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durch einander schränkt.

Die eigenthümliche Weise, wie der Einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werth, wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden auszusprechen, daß alles eitel sey.

Der Biograph an seiner Stelle ist, als dritter, gegen den Mann, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vortheil: er hält sich an das Resultat, wie es im Ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles, was sittlich genannt wird, giebt es eben so sichere Deutezeichen, als für das, was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu schauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu sondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborener Tact und unausgesetzte, leidenschaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünsche, daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen mögen. Hie und da wissen sie es anders, hie und da denken sie anders, aber sie

werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner ist merkwürdig, wie er auf diesem Wege zu gewissen Ansichten über seinen Gegenstand gelangte, die denjenigen in Verwunderung setzen, der sie vor allen andern hätte gewinnen sollen, und dem sie doch entgangen sind, eben weil sie zu nahe lagen.

Jene Recension, deren Auszug wir oben mitgetheilt, sind wir, wie es sich ergiebt, eben diesen Bemühungen schuldig. Recension und Notiz sind übereinstimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchst bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden, mich mit mir selbst, meinem Geleisteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Versäumten zu beschäftigen.

Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nöthig, seine Stellung gegen die eigene Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Ursache, jede Kleinkrämerei aufzugeben und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen; denn der allgemeine literarische Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerst von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er sich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fände ich Raum zu einer Fortsetzung, so würde ich dessen erwähnen, was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun schon dreißig Jahre dauernde Conflict zwischen Classikern und Romantikern sich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: **Sulla Mitologia. Sermone. Milano 1825.** Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie sie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weist sodann auf unser am Hochgericht, um des Rades Spindel, bei Mondenlicht tanzendes luftiges Gesindel hin, wobei er sich freilich sehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte sich Carlo Tedalti-Fores. Er schrieb **Meditazioni**

Poetiche, Cremona 1825. ein Gedicht von größerem Umfang, dessen Inhalt jedoch nicht leicht ins Enge zu bringen ist. Der Verfasser behandelt nicht unglücklich die moderne Ansicht von Umfassung eines weitern Kreises menschlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wissen, und vermag die Argumente der Partei, zu der er sich bekennt, obwohl etwas düster, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Monti steht auf der Seite der griechischen Mythologie und also jener Dichtkunst, welche dahin strebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Gestalt und Form dargebracht werde, so daß sie sich daran, als an einem Wirklichen, beschäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner gesunder Menschheit, welche sich in verschiedenen abgesonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darstellen soll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit bestimmten und unbestimmten Gestalten aller Art nach freiem Willen gebaren, sowohl ein gebildetes, als ein ungebildetes Geschlecht befriedigen, besonders aber dem, was der Deutsche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartigen Menschen übereinkommen, d. h. also der Humanität ganz eigentlich zusagen solle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit seyn: denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen das eigentlich Menschliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchsten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Gestalten der dichterischen Figuren vermannichfaltige und sich also dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar tausend Jahre erweiterter Gesichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umständlichere Ausführung, um beiden Parteien ihre Vortheile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Classiker, daß die Götter zur Phrase werden, die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erscheinen; wodurch sie sich denn beide im Nichtigen begegnen.

Aus dem Franzöſiſchen des Globe.

1826.

„Mythologie, Hexerei, Feerei, was iſt denn für ein Unterſchied zwiſchen dieſen drei Worten? Stellen ſie nicht dieſelbe Sache, nur unter verſchiedenen Geſtalten, vor? und warum ſollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reiferen Jahren bedienten ſie ſich noch immer gern dieſes Mittels zu rühren und zu gefallen, ob ſie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane, die Deutſchen ihre Bezauberungen und Hexenmeiſter. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen verſehen, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieſes Bedürfniſſes anerkannt, und dieſen empfundenen Mangel durch blaue Mährchen zu erſetzen getrachtet, die ganz gerüſtet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten, iſt man dadurch berechtigt diejenigen zu verachten, welche, reich an eigenem Vermögen, damit zu wuchern beſchäftigt ſind? Und Magie gegen Magie, ſo ſcheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl ſolcher Mährchen werth ſind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geſchaffen waren. Aber Dame Schlendriane entſcheidet ganz anders. Einer wird die drei verwünſchten Kugeln mit dem Gewicht ſeiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenſtiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anſtößiges haben. Und ich wiederhole, dieſe Hexerei, die man bei uns ſo lächerlich finden will, was iſt ſie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im Grunde, hat man denn Urſache die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

„Aber, wendet man ein, an Mythologie ſind wir gewöhnt, und Zauberei iſt uns faſt unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unſerer Urtheile ſeyn dürfte. Freilich war es alſo, als die Nationen bei ſich ſo zu ſagen eingepferchT waren; da ließe ſich begreifen, alles was ein Volk damals von ſeinen Begriffen, ſeinem Glauben entfernte, mußte regellos erſcheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte: und die unbedeutendſten Dinge, einmal unter dieſe

Rubriken geordnet, betrachteten sie als unwandelbar entschieden. Freilich war dieses die natürliche Folge jenes Zustandes, und niemand fiel ein, sich deßhalb zu beschweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einstimmende Bewegung die Völker alle Hindernisse beseitigen, und sich wechselsweise zu nähern suchen, heut zu Tage, wo die Nationen geneigt sind eine durch die andere sich bestimmen zu lassen, eine Art von Gemeinde von gleichen Interessen, gleichen Gewohnheiten, ja sogar gleichen Literaturen unter sich zu bilden: da müssen sie, anstatt ewige Spöttereien unter einander zu wechseln, sich einander aus einem höheren Gesichtspunkte ansehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem sie sich so lange herumdrehten, herauszuschreiten den Entschluß fassen.

„Es giebt Engländer, die nur aufs feste Land kommen um alles zu tadeln, was nicht buchstäblich wie bei ihnen geschieht. Kaum begreifen sie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie sie. Am Freitage sich mit Fastenspeisen begnügen, scheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntage zu tanzen ein abscheulich Scandal. Sie stolziren über ihre Vorkünfte und entrüsten sich von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln englischer Façon schmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Caravinen, als sie in London gewohnt sind. Ist das nicht, meine Freunde, völlig die Geschichte der Classiker?

„Diese Betrachtungen möchten vielleicht zu ernsthaft scheinen für den Gegenstand worauf sie sich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freischütz, die Rede wäre, so hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir bestreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke und ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, wie Goethe's Faust, kann ihm nicht entgehen. Giebt es nicht viele Menschen, welche bei dem Gedanken eines Bündnisses mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieser erhabenen Production? Sie begreifen nicht wie man über eine solche Unwahrscheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch sind es dieselbigen, welche seit ihrer Jugend den Agamemnon seine Tochter opfern gesehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie sie auf geflügeltem Wagen nach den allerschrecklichsten Beschwörungen davonfliegt. Glauben sie denn mehr an das eine als an das andere? oder könnte die Gewöhnung, diese zweite Natur der Gemeinheit völlig über ihre Vernunft siegen? Und so würde denn das Mädchen von Orleans, begeistert, wirklich oder im Wahn, von jener

Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen und, indeſſen ſie Caſſandra's ahnungsvollen Prophezeiungen aufmerkſam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, ſie empören, wenn man ſie mit den Farben darſtellte, womit die gleichzeitige Geſchichte ſie geſchmückt hat.

„Glücklicherweiſe jedoch werden dieſe Geſinnungen nicht durchgehen, und wie bequem es auch ſeyn mag dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu ſehen, ſo finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umſichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Geſtalt es ſich darſtellt."

Bemerkung des Ueberſetzers.

Wenn uns Deutſche in jedem Fall intereſſiren muß, zu ſehen wie ein geiſtreicher Franzoſe gelegentlich in unſere Literatur hineinblickt, ſo dürfen wir doch nicht allzu ſtolz werden über das Lob, das man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unſerer Literatur iſt jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Claſſicismus noch im Streit liegen, da wir uns ſchon ſo ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meiſtens wiſſen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längſt errungenen Vortheile weislich im Auge, ſo dürfen wir uns an der Leidenſchaftlichkeit unſerer Nachbarn, welche mehr fordern und zugeſtehen als wir ſelbſt, gar wohl ergötzen, erbauen und unſerer unbeſtrittenen Vorzüge genießen. Laſſen wir uns ferner von den Einzelnheiten in obengenannter Zeitſchrift nicht hinreißen, ſo iſt es höchſt intereſſant eine Geſellſchaft gebildeter, erfahrener, kluger, geſchmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beizuſtimmen braucht, um von ihren Einſichten Vortheil zu ziehen: wie ſich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechiſche Mythologie als höchſt geſtaltet, als Verkörperung der tüchtigſten reinſten Menſchheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels und Hexenweſen, das nur in düſtern ängſtlichen Zeitläuften aus verworrener Einbildungskraft ſich entwickeln und in der Hefe menſchlicher Natur ſeine Nahrung finden konnte.

Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Spinozistische in der poetischen Production wird in der Reflexion **Machiavellismus**.

Man muß seine Irrthümer theuer bezahlen wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen, es sey einer da der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich von wem es auch wäre gern beherrschen ließen.

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

„Es giebt auch Aster-Künstler, Dilettanten und Speculanten: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen.“

Geselligkeit lag in meiner Natur, deßwegen ich bei vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehen.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt seyn auch aus einem solchen Element Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er sich auf keine Weise wird verkümmern lassen. Und so haben auch jene freisinnigen Männer, uns zum Vortheil und Vergnügen, solchen Talenten die Bahn eröffnet; welche man sonst völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte.

Daher fügt sich denn, daß die Staplerʼsche Uebersetzung meines Faust neu abgedruckt und von litographirten Blättern begleitet nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr Delacroix beschäftigt, ein Künstler dem man ein entschiedenes Talent nicht abläugnet, dessen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Conceptionen, das Getümmel seiner Compositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Deßhalb aber ist er eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Fausts ungestüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbachs Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Wiederscheinen sichtbar macht.

Beide Blätter sind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden, ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zärtern auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wundersames, in jenes paradoxe Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens zu erwarten.

La Guzla, poésies Illyriques.

Paris. 1827.

1828.

Eine beim ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Lebhaftigkeit und

Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewisse Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Productionen auch ausländischer Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneueste und Wundersamste möchte denn doch seyn, daß sie sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke auf die angenehmste Weise zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und aufs neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies. Denn gewiß, man kann seinen Antheil an einer ausländischen Dicht- und Sinnesart nicht besser ausdrücken, als wenn man sich derselben durch Uebersetzen und Nachbilden anzunähern sucht.

Wir wurden aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum Besten hatte. Auch blieben deßhalb angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt. Diese Gedichte sollten dalmatischen Völkerschaften abgehorcht, besonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanowitsch angehörig seyn.

Es hat von jeher in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweite Theile oder sonstig Angeschlossenes Aufsehen erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erst getäuschtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerschaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Cavineischen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?

Herr Merimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiermit erklären und sogar ersuchen, uns mit dergleichen eingeschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, aufs neue zu ergötzen.

Auch er gehört zu den jungen französischen Independenten, welche sich eigene Pfade suchen, wovon die seinen wohl mit zu den anmuthigsten zu zählen sind, weil er nichts festsetzen, sondern ein schönes heiteres Talent an Gegenständen und Tonweisen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieser Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten. Der Dichter vermeidet im heitern und Heldenstyl mit seinen Vorgängern zu wetteifern; statt jene derbe, mitunter grausame, ja grausenhafte Thätigkeit gewaltig darzustellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Gespensterhafteste hervor; schon seine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einsiedlerhütten, Felsen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erscheinen häufig Kurzverstorbene drohend und erschreckend, Vorgesichte beängstigend, als Gestalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit allem seinem Gefolge, die schädlichen Einwirkungen eines bösartigen Auges, wovon die gräßlichsten, mit doppeltem Augenstern, höchlich gefürchtet werden; genug, die allerwiderwärtigsten Gegenstände. Doch müssen wir bei allem dem unserm Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete.

Le Tasse,

drame historique en cinq actes,

par M. Alexandre Duval.

1821.

Ein auf dem Théâtre Français, der ersten und eine entschiedene Oberherrschaft behauptenden Bühne, vorgestelltes, mit Beifall erwiedertes neues Stück erregt die Aufmerksamkeit der ganzen Nation, und die sämmtlichen Journalisten versehlen nicht, jeder in seiner Art, davon Rechenschaft zu geben. Man gesteht, daß diese Production eine Nachbildung des Goethe'schen Tasso sey; nur über den Werth und das Verhältniß dieser beiden Bearbeitungen ist man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt sich darüber folgendermaßen aus:

„Das deutsche Stück ist kalt und ohne Interesse; es enthält eine Folge geistreicher Gespräche, in welchen die romanhaftesten Gesinnungen entwickelt und mit Kunst entfaltet sind, deren Eintönigkeit uns aber ganz

unerträglich ſcheint. Es iſt eine ſittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man ſehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Taſſo ausnimmt, den der Verfaſſer als eine Art Beſeſſenen (maniaque) vorgeſtellt hat. Die Scene, in welcher Taſſo einen mißgünſtigen Hofmann herausfordert, iſt ſehr ſchön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung iſt gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetiſchen Ausdruck. Aber wir wiederholen, Taſſo, als Held dieſes Dramas, iſt völlig entſtellt; wir ſehen nicht mehr den begeiſterten Dichter, deſſen Einbildungskraft die heroiſchen Geſtalten Tancreds und Rinaldo's erſchuf, ihn, der durch ſeinen Muth und die Schönheit ſeines Genies gleich bekannt war. Hier iſt es ein verdrießlicher kranker Geiſt, der überall nur Feinde ſieht, unfähig ſich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunſt des Fürſten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundſchaft anruft. Freilich erniedrigt ſich Taſſo auf dieſe Weiſe nur in augenblicklichem Wahnſinn, aber mit dieſem Zug endigt der Deutſche ſein Schauſpiel. Kurz es iſt uns, wir bekennen, unmöglich geweſen ſeinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwickelung zu finden.

„Herr Duval iſt viel beſſer begeiſtert, und beſonders viel kühner. Taſſo wird von Eleonoren geliebt er hat zwei Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erſcheint, welchem aber die Prinzeſſin verlobt iſt, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eiferſüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überraſcht den Taſſo im Augenblick als dieſer, nach einer der belebteſten Scenen, die Hand der Prinzeſſin küßt. Sogleich iſt der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieſer glaubt ſich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen ſich bald. Taſſo, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen um ſich zu rächen, als der Gouverneur des Palaſtes eintritt und ihn entwaffnen will. Taſſo verweigert's, bekennt ſeinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn ins Gefängniß; der Fehler, den er beging, iſt nicht ſchwer, aber eine Unklugheit wird zunächſt größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore dringt ins Gefängniß und da, von ihrer Leidenſchaft mißgeleitet, verſpricht ſie ihrem Geliebten, mit ihm zu fliehen; ſie empfängt ſeinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überraſcht ſie noch einmal;

und wüthend, wie man es denken kann, schwört er den Dichter für die übrige Lebenszeit einzusperren, wenn Eleonore nicht verspricht ihn zu vergessen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter diesem letzten Unglück unterliegt Tasso's Vernunft; von gewaltsamem Wahnsinn ergriffen irrt er im Palaste umher, indeß man alles zur Verlobung der Prinzessin vorbereitet. Bald bricht seine Verzweiflung aus, bald wähnt er, diese Anstalten gelten seiner eigenen Verheirathung, und er überläßt sich einer gränzenlosen Freude. In diesem Augenblick meldet man, daß der Papst ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verschiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerstehen: er verscheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieses Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutschen Stückes bemerklich sind, hat sich eines glänzenden Beifalls erfreut u. s. w."

Im Globe behandelt der Referent dieses Stück sehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenstand liegenden Motive umständlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal sein Stück ein historisches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom versetzen sollen. Nachdem er sich auf diese Weise als Gegner zweier unnützen Einheiten bekannt, fährt er folgendermaßen fort.

„Aber zugegeben, daß unser Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt sehen würde, zugegeben, daß es die Geschichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte sagt, nur Eine Krise haben will, gut! so versteht denn auch eine solche Krise zu wählen, zu entwickeln, zu malen wie sie vorgegangen, versteht besonders euch in ihrer Gränze zu halten, und so werdet ihr in den Motiven, die sie euch anbietet, genugsame Mittel finden, ohne Fabeln drein zu mischen; und wenn ihr zum Beispiel Tasso's Liebe zu Eleonoren und seinen Aufenthalt in Ferrara schildern wolltet, so beschränkt euch in diesen Rahmen. Die Aufgabe ist noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreise nach Rom sind eine schon hinlängliche dramatische Katastrophe.

„Dieß hat der deutsche Dichter empfunden und, ob er sich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben

versuchten, ob er sich gleichsam willkürlich alle Schilderung äußerer Sitten untersagt hat, alle beiläufigen Scenen, so hat ihm doch die Entwickelung des schwersinnigen Mißtrauens, der einzige Contrast der dichterischen Einbildungskraft und des Hofgeistes zu fünf Acten hingereicht, fünf Acte freilich, welche nur für den Philosophen oder einen ausgesuchten Hörsaal genugsame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unser französischer Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereien hätte ausschmücken können, ohne der Geschichte die mindeste Gewalt anzuthun.

„Vielleicht hat man nicht genug zu schätzen gewußt, was an Poesie und Wahrheit in Goethe's Drama sich findet; durch das Ganze athmet Tasso's Geist, und von Zeit zu Zeit entwickeln sich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erste Scene, wo die Prinzessin und ihre Freundin sich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, ist von einer Melancholie durchgossen, wie vom Balsamhauch der Blumen bei der ersten Frühlingssonne. Diese Haine, diese Kränze, für Virgil und Ariost geflochten, die Vertraulichkeit zweier jungen Frauen über Studien, Geschmack und Neigungen, die poetische Erhebung beim Anblick der Natur, Tasso's Name und Andenken, die sich überall einmischen, die neugierigen aber zarten Forschungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin versucht: ist dieß nicht eine Scene aus der Natur, und wie schön bereitet sie was folgt, wie führt sie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperson des Dramas werden soll!"

Die Mittheilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern: ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und liest man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschenverhältnisse. Wie es auch im Ganzen hiermit beschaffen seyn mag, welches zu untersuchen und näher zu bestimmen nicht meines Amts ist, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerksam machen, daß ich überzeugt sey, es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie

loben, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen: dieß alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt.

Erfahren wir ja das gleiche von unſern eigenen Landsleuten; und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſeyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verſtehen? Wir haben im literariſchen Sinne ſehr viel vor andern Nationen voraus, ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wäre es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militäriſch-phyſiſche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich-äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſo viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtreitenden doch heterogenen Elementen, eine deutſche Literatur zuſammenſtellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß ſie in einer Sprache verfaßt iſt, welche aus ganz verſchiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Bezüge nach außen.

1828.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchſt bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltliteratur baldigſt zu hoffen ſey, haben unſere weſtlichen Nachbarn, welche allerdings hierzu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und ſich folgendermaßen darüber geäußert.

Le Globe. Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an ſie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der phyſiſchen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geſchlechter aus welchen die Menſchheit beſteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich iſt das Beſtreben der Gelehrten, ſich einander zu verſtehen

und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise zu diesem Zwecke. Aber wie sie sich auch bemühten, so bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und schadeten ihrem geistigen Verkehr. Selbst das Werkzeug dessen sie sich bedienten, konnte nur einer gewissen Ideenfolge genügen, so daß sie sich gleichsam nur durch die Intelligenz berührten, anstatt gegenwärtig durch das Herz und die Poesie. Die Reisen, das Studium der Sprachen, die periodische Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und bestätigen übereinstimmend viel innigere Verhältnisse, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die sich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beschäftigen sich am meisten mit diesem Ideenwechsel. England, dessen innere Bewegung so groß, dessen Leben so thätig ist, daß es scheint, es könne nichts anderes studiren als sich selbst, zeigt in diesem Augenblick ein Symptom dieses Bedürfnisses, sich nach außen zu verbreiten und seinen Horizont zu erweitern; seinen Um- und Uebersichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, sind ihnen nicht genug, zwei neue Zeitschriften, besonders fremden Literaturen gewidmet, sollen zusammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der ersten, **The Foreign Quarterly Review**, sind zwei Bände in unsern Händen; den dritten erwarten wir zunächst und werden im Laufe dieser Blätter öfters auf die Ansichten der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen so einsichtig als thätig beweisen.

Zuvörderst aber müssen wir gestehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann, als wir, gerade am Ende des alten Jahres, schon die mehr als dreißig deutschen Taschenbücher in einem englischen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recensirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es ist erfreulich, daß unsere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Absatz finden, indem wir schon genöthigt sind auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gutes Geld anzuschaffen; es wird sich nach und nach bemerken lassen, ob die Bilanz dieses Verkehrs für uns günstig ausschlage.

Die ernsthafteste Betrachtung mußte doch an jene ersten augenfällig heitern sich ungesäumt anschließen. Eine jede Literatur ennuyirt sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefrischt wird. Welcher Naturforscher erfreut sich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht sieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder schon, wenn auch unbewußt, an sich selbst erfahren und wird, sobald er erst aufmerkt, fassen und begreifen wie viel er ihr im Leben zu seiner Bildung schuldig geworden.

Ein Gleichniß.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus:
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen heben sich empor,
Die Blätterstängel im grünen Flor;
Und alle zusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wunderſam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Englisches Schauspiel in Paris.

1828.

Wir guten Deutschen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können seit fünfzig Jahren den unbezwinglichen Shakspeare nicht loswerden. Nach unserer gründlichen Verfahrungsweise suchen wir in seine Wesenheit einzudringen; wir gestehen gerne dem Stoff, den Gegenständen

seiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten seine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und scheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich sogar hatte sich zugetragen, daß wir uns zu einer entschieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu constituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis schon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erscheint?

Unsere westlichen Nachbarn dagegen, lebendig praktischen Sinnes, verfahren hierin ganz anders; sie genießen gegenwärtig des Glücks, die vorzüglichsten englischen Schauspieler in den berühmtesten beliebtesten Stücken nach und nach vor sich zu sehen, und zwar auf eigenem Grund und Boden, wodurch sie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil gesetzt sind, daß ihnen der heimische Maßstab zur Hand bleibt, der, wenn sie ihn, alte verrottete Vorurtheile beseitigend, mit Geistesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überschauenden Urtheil die sicherste Gelegenheit giebt.

Um die Wesenheit des Dichters und seiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern sie sich nicht; sie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem sie die Absicht haben solche zu begünstigen, sprechen sie aus, theilen sie mit, was jeder Zuschauer empfindet, empfinden sollte, wenn er sich auch dessen nicht genugsam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

„Hamlet ist endlich auf der französischen Bühne in seiner ganzen Wahrheit erschienen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbst diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mitempfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten sich an die Handlung und empfanden so Vergnügen als Rührung von diesem originalen Drama. Hamlet erregt unsere Theilnahme wie er auftritt; kaum ist er angekündigt, so verlangt man nach ihm; kaum hat er sich gezeigt, so ist man tausendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslassen. Es ist eine außerordentliche Seele, deren Seltsamkeit allein uns schon auffallen würde. Wer wünschte nicht zu

Mein ganzes inneres Wirken erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es giebt eine enthuſiaſtiſche Reflexion, die von dem größten Werth iſt, wenn man ſich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule ſelbſt iſt die eigentliche Vorſchule.

Der Irrthum verhält ſich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren ſich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für ſich ſelbſt handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verſtande. Hieran ſchließt ſich das Gehörige, welches verwandt iſt mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch iſt ein Verhältniß zu einer beſondern Zeit und entſchiedenen Umſtänden.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Deßhalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch, weil, ſo lange die Welt ſteht, niemand auftreten und ſagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verſtehe es im Einzelnen. Wir aber ſagen beſcheiden: Im Ganzen iſt es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

---

wiſſen, was alles für wunderliche Gedanken und unvorgeſehene Handlungen ſich daraus entwickeln werden; wer wäre nicht neugierig die Geheimniſſe derſelben zu erforſchen und ihren Bewegungen zu folgen, denn da iſt etwas zu ſehen, das man nicht überall antrifft. Hier iſt die Menſchheit zu ſtudiren in dieſem ſo wunderlichen und doch ſo wahren Herzen.

Aber dieſe Seele iſt zugleich von dem rechtmäßigſten und größten Schmerz erfüllt, von abſcheulichen Ahnungen und Vermuthungen; ſie iſt zärtlich, traurig, großmüthig und kraftthätig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerſcheinung ſeines Vaters, ſeiner Rache Bedürfniß, das Mittel, das er ausdenkt ſie zu ſtillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegteſter Feinheit, Geiſt, Schmerz und Haß durchführt — nichts iſt daran, was einen ermüdet. Ohne Mühe laßt ihr euch ein in alle die Zuſtände, die er durchwandert: ſein verſchiedenes Begegnen mit Polonius, worin ſich ſo viel ſcheinbar Komiſches auf einem Untergrunde von ſo viel Traurigem und Bitterem hervorthut; die Scene des Schauſpiels, worin er die wunderſamſte Kunſt beweiſt, in wahrhafter Feinheit und verſtelltem Wahnſinn, von innigſter Würde und angenommenem Fratzenhaftem; dieſe ſtrenge furchtbare Unterſuchung, die er mit unverſöhnlicher Aufmerkſamkeit, unter äußerlichen Spielen und Kindereien eines Wahnſinnigen durchführt; die offenbarſte Verletzung unſeres Theaterdecorums — da wäre denn doch wohl für unſer Publicum genugſamer Anlaß geweſen Anſtoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt, allen dieſen Formen, allen dieſen Ereigniſſen liegt die Entwickelung eines im höchſten Sinne dramatiſchen Charakters zu Grunde."

Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin.

1828.

Wenn wir oben engliſche Schauſpieler in Paris fanden, und gegenwärtig franzöſiſche in Berlin antreffen, ſo bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterſchied. In der Pariſer Königsſtadt treten die vorzüglichſten Schauſpieler Englands in bedeutenden Gaſtſtücken nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner iſt einer beſtimmten Geſellſchaft ein

unbestimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene sich auf alle Weise hervorzuthun gedrängt haben, so haben diese den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewissen Grad gelingen, da die französischen Künstler, durch herkömmliche Ueberlieferung begünstigt, durch eine gewisse geschmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile sich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede seyn; dieß bleibt dem Berliner Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich scheint, ist, daß, wie die Engländer in Frankreich, so die Franzosen in Deutschland, sich einiger Opposition zu befahren hatten, und letztere daher sich einen Sachwalter mitgebracht, oder ihn an Ort und Stelle sogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieser das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutschland Molière verletzte. Mögen sich doch die fremden Nationen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Deutsche, so rechtlich und gutmüthig er auch sonst sey, noch manchmal launische Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe, die er dann ganz unbewunden, als müsse das so seyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meist ganz ohne Widerspruch hin; das Falsche kann sogar eine Zeit lang curfiren, bis sich endlich das Wahre herstellt, man weiß nicht wie.

Möge das also künftig wie bisher geschehen. Wir ergreifen diese Gelegenheit, um unsere Herzens- und Glaubensmeinung auszusprechen, daß, wenn einmal Komödie seyn soll, unter denen, welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Klasse und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sey. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten! Dieß Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun.

Histoire

de la vie et des ouvrages de Molière. par J. Taschereau. Paris 1828

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen seyn, ob sie gleich desselben, um ihn hoch zu schätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthropen und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich seyn möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.

Richelieu, ou la Journée des Dupes,

comedie historique par Lemercier.

1828.

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt, und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es iſt wohl keine Frage, daß uns bei demſelben der Tartuffe einfallen müſſe, der ſich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer iſt ein potenzirter Tartuffe; bloß in dieſem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wäre es auch nur einiges Nützliche beiläufig zu ſagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß; es iſt ein verbrecheriſcher Menſch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der polizeiliche Ausgang willkommen erſcheint. Bemerke man, wie und warum in den neueſten Zeiten eben dieſes Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geſchah, weil man es zum Nachtheil einer Klaſſe Menſchen deuten konnte, die, im ſtillen wirkſam, dem Staatshaushalt ſchädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, ſo wird man finden, daß keineswegs das genial-äſthetiſche Verdienſt aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde; es war eine gehäſſige Gegenwirkung, Parteien regten ſich gegen einander, die eine wollte ſchaden, die andere ſich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künſtleriſch kluge Behandlung wirkſam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieſer hat keine böſen Abſichten, die ſeine iſt vielmehr höchſt löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einſieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen im Stande ſey. Durch ihn wird niemand beſchädigt, der König findet ſich geſichert gegen äußere und innere Feinde; freilich iſt beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakoniſch, doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältniſſe ſind es, die, auf einer ſo hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugſamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entſchiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines ſolchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm, nur daß er durch die fortſtürmenden ſchwankenden Wogen der Leidenſchaften, Velleitäten und Intriguen ſeiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unſicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verſchworenen ſind durchaus von der Art, daß der Leſer kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weiſe ihre Partei ergreifen, wie er doch ſonſt wohl in Schauſpielen dieſer Art auf der Seite der Unzufriedenen zu ſeyn beliebt; vielmehr pflichtet er

immer dem Cardinal bei, an dem er sich nicht gerrt hat: denn das Stück endigt völlig befriedigend; die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt; der König ist seiner hohen Würde sicher, und selbst die übrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprilsnarren Dupes bezeichnet, könnten sehr zufrieden seyn, wenn sie einzusehen verstünden, daß, wäre ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweit, und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Leichtsinn sich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und so steht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und besonders die französische interessirt, werde sich an den Charakteren und dem Wechselwirken derselben, an dem musterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Interesse, selbst in den Auftritten die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen sich hervorhebenden Hauptscenen wahrhaft ergötzen. Zu bedauern möchte nur seyn, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten, wo man es versteht, wird es verfänglich erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln.

Französisches Haupttheater.

1828.

Es war löblich und der Sache angemessen, daß man in Paris, wo so viele Theater neben einander bestanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, sogenannten classischen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorsatz nicht lobenswürdig gewesen, wie hätte die Ausübung so lange lebendigen Beifall gefunden?

Dessen ungeachtet fühlte man, obgleich erst nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerksamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, besonders wenn ein entschiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermaßen immer neu zu erschaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neuesten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war er nicht bemüht jenes hypochondrische Stück auszubilden, das in der arabischen Wüste spielt, um Gefühle und Gesinnungen auszudrücken, die einer solchen Oede gemäß wären.

Wir selbst waren Zeuge, mit welchem Glück er sich in eine Tyrannenseele einzugeisten trachtete; eine bösartige heuchlerische Gewaltthätigkeit auszudrücken gelang ihm zum besten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man lese, wie er sich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren suchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hierdurch das eigentlich Heroische, das sich in republicanischen Conflict, wie bei Corneille; als Bedrängniß in höheren Ständen, wie bei Racine; oder in großen Weltbegebenheiten, wie sie Voltaire behandelt, am kräftigsten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewisse sentimentale Innerlichkeit dagegen sich einschmeichelte, so folgt daraus, daß man sich nach einer freiern Thätigkeit umsah und ein wirklich gegenständliches geschichtliches Interesse wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzose will nur „eine Krise.“ Dieses einsichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewisse einfache, abgeschlossene, leicht faßliche Darstellung auf dem Theater gewöhnt war; man könnte es eine Etikette nennen, von der man sich nicht entfernen wollte, weil man sie zwar beengend, aber doch in einem gewissen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch selbstliebige Franzose kann seine Neigung für eine gewisse Aristokratie nicht aufgeben. Und in diesem Sinne hing er an der alten Anstalt, erhielt denselbigen Respect vor seinem Achill und Agamemnon wie vor dem edlen Familiennamen, die ihm seine Geschichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen ennuyire.

Uebergang.

Der Drang etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Universalereignisse auf den Brettern zu sehen mußte jedoch in der neuern Zeit

rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt sich in die Geschichte hineingetrieben; er sieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit frischem, die fernsten Gegenstände heranziehenden Blick. Indeß wir Deutschen noch immer den Conflict zwischen Patriciern und Zunftmännern nicht los werden, ob er gleich in unsern constitutionellen Staaten, wo jeder an seinem Platze sich wohlsinnig und tüchtig beweisen kann, längst beschwichtigt und aufgehoben ist, gehen jene in ihre ältere, freilich durch Menschen und Begebenheiten höchst bedeutende Geschichte zurück, und suchen die abgeschiedenen Gestalten aufs Theater hervorzuzaubern.

Neuere Versuche.

Dieses geht aber so unmittelbar nicht an, sondern man dramatisirt erst die Geschichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und es darf kein Bestrebsamer dieses Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hiervon bezeichnen wir: **La journée des barricadas, les états de Blois**, welchen der Tod Heinrichs **III** folgen soll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne **les soirées de Neuilly** und **Scènes contemporaines** gar wohl empfehlen. Wer sich mit diesen Werken bekannt macht, wird unsern obigen Aeußerungen wahrscheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei solchen literarischen Bestrebungen, wie bei politischen Revolutionen, man erst vor-, sodann aber rückwärts geht, und dessen ungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, so läßt sich ein gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indeß wie sie sind, sich doch am Ende durch eigenes Thun und Erfahrung müssen belehren lassen, hat sein schönes Talent auf ein großes unaufführbares historisches Stück, **Cromwell**, verwendet und sich dabei sehr schätzenswerth bewiesen.

Hier aber kommt manches zur Sprache, worüber man sich erst später vereinigen wird. Jene oben genannten, dramatisirten historischen Ereignisse sind in Prosa geschrieben, und das ist auch eigentlich was eine poetische Annäherung an das wirkliche Leben begünstigt; **Cromwell** hingegen ist in Alexandrinern.

Nun ist wohl anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus sich auf

dem franzöſiſchen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem ſolchen Schriftſteller rathen: dieſes Versmaß für die edlen Stellen und wichtigſten Momente beizubehalten, ſodann aber nach Beſchaffenheit der Situationen, Charaktere, Geſinnungen und Gefühle mit dem Sylbenmaße zu wechſeln, wie Shakſpeare mit dem Jambus und der Proſa thut.

Wenn man ſich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne das zu zerſtören was in ihnen als gründlich gut und naturgemäß anerkannt werden darf, ſo thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu unterſuchen, wie es vormals ausſah, wo das nunmehr Erſtarrte noch lebendig und biegſam war. Man ſehe den Cid des Corneille, wo nach Anlaß des ſpaniſchen Vorbildes, obgleich mit beſcheidener Mäßigung, das Sylbenmaß wechſelt, der Sache angemeſſen und von guter Wirkung.

Iſt man denn doch ſchon an Quinaults Opern abwechſelnde Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière bei Feſt- und Gelegenheitsſtücken ſich freierer Sylbenmaße bedient; hat nicht ſogar Voltaire ſeinen Tancred in hie und da verſchränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks keineswegs willkürlich, ſondern wenn man es genau betrachtet, ſehr kunſtreich geſchrieben. Dieß alles iſt ſchon vorhanden; nur käme es auf ein entſchiedenes Talent an, wie Victor Hugo beſitzt, ob es ſich in dieſen verſchiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geiſtreich zu Ergötzung ſeines Publicums bewegen könne.

Faust.

Tragédie de Mr. de Goethe.

traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. Delacroix

1828.

Wenn ich die franzöſiſche Ueberſetzung meines Fauſt in einer Prachtausgabe vor mir liegen ſehe, ſo werde ich erinnert an jene Zeit, wo dieſes Werk erſonnen, verfaßt und mit ganz eigenen Gefühlen niedergeſchrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der ſich nunmehr auch in typographiſcher Vollendung ausweiſt, mag es wohl

der seltenen Eigenschaft schuldig seyn, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menschengeistes festhält, der von allem was die Menschheit peinigt auch gequält, von allem was sie beunruhigt auch ergriffen, in dem was sie verabscheut gleichfalls befangen, und durch das was sie wünscht auch beseligt worden. Sehr entfernt sind solche Zustände gegenwärtig von dem Dichter; auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud' und Leid sich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Ursache finden, sich nach demjenigen umzusehen, was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken was auch ihm bereitet wird.

Ist nun jenes Gedicht seiner Natur nach in einem düstern Element empfangen, spielt es auf einem zwar mannichfaltigen, jedoch bänglichen Schauplatz, so nimmt es sich in der französischen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommenen gesteigert, so verschwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk sonst auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von dessen Daseyn und Eigenschaften zu vergewissern.

Dabei ist aber Eins besonders merkwürdig, daß ein bildender Künstler sich mit dieser Production in ihrem ersten Sinne dergestalt befreundet, daß er alles ursprünglich Düstere in ihr eben so aufgefaßt, und einen unruhig strebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr Delacroix, ein Maler von unläugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren öfters zu geschehen pflegt, den Pariser Kunstfreunden und Kennern viel zu schaffen macht, weil sie weder seine Verdienste läugnen, noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr Delacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohestem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter die Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt, und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften

Erzählung wieder aufgeregt. Ein weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unserigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

Aeußerungen eines Kunstfreundes.

Die lithographischen Blätter, womit Herr Delacroix die französische Uebersetzung des Faust ausgestattet, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet, als man von den bessern neuern Erzeugnissen der Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe eines kunstfertigen Malers mit sicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehreren strenge Richtigkeit der Umrisse vermißt wird, so darf man mit dem Künstler darüber nicht rechten, eben weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen: hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist zum Beispiel das Blatt, wo Faust sinnend in seinem Studirzimmer steht, in reicher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtend, an und für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinnvolles, gut und malerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend, wie sie bei sinkender Abendsonne heimkehren, der schwarze Pudel hinter ihnen herschweift, dünkt uns sehr glücklich aufgefaßt, und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bewegt dargestellt, als dieser Gegenstand es verlangt, und eignete sich deßhalb zu einem Gemälde vom frappantesten Effect. Marthe und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der tiefe Reverenzen ziehend zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheint das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorüberfausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Scene dargestellt, wird zuverlässig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten.

Will man diese Blätter mit den Versuchen deutscher Künstler, Scenen

Alle Myſtik iſt ein Transſcendiren und ein Ablöſen von irgend einem Gegenſtande, den man hinter ſich zu laſſen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man abſagt, deſto reicher ſind die Productionen des Myſtikers.

Die orientaliſche myſtiſche Poeſie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt den der Adepte wegweiſ't, ihm noch jederzeit zu Gebote ſteht. Er befindet ſich alſo noch immer mitten in der Fülle, die er verläßt und ſchwelgt in dem was er gern los ſeyn möchte.

Chriſtliche Myſtiker ſollte es gar nicht geben, da die Religion ſelbſt Myſterien darbietet. Auch gehen ſie immer gleich ins Abſtruſe, in den Abgrund des Subjects.

Ein geiſtreicher Mann ſagte, die neuere Myſtik ſey die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter ſo erſtaunenswerth und verführeriſch, weil ſie Dinge zur Sprache bringe zu denen der Menſch auf dem gewöhnlichen Verſtands-, Vernunfts- und Religions-Wege nicht gelangen würde. Wer ſich Muth und Kraft glaube, ſie zu ſtudiren, ohne ſich betäuben zu laſſen, der möge ſich in dieſe Höhle des Trophonios verſenken, jedoch auf ſeine eigene Gefahr.

Die Deutſchen ſollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort Gemüth nicht ausſprechen, dann würde nach und nach Gemüth ſich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachſicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurtheile der Menſchen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menſchen, daher ſind ſie, mit dem

aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mit Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem andern, der mehr auf cyklische Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen seyn die Charaktere mit mehrerer Stätigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France.

Tragédie par Alexandre Soumet.

(Le Globe. Tome VI. Nr. 55.)

1828.

Bei Gelegenheit dieses dem Schiller'schen Don Carlos nachgebildeten Stückes sprechen sich die Verfasser des Globe folgendermaßen zu Gunsten der Werke unseres verewigten Freundes unbewunden aus.

„Dieser große Dichter idealisirt mehr als ein anderer seinen Gegenstand. Ganz reflectirendes Genie, lyrischem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er sie an in der Abstraction, und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Personen aus; dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte und wirft den Typus hinein, den er ersonnen hat. Eine Epoche, eine Ereigniß, ein Mensch wird wie durch Zauberei der Ausdruck seines geliebten Gedankens; wirkliche geschichtsmäßige Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt sich nach dem Bilde, das er im Grund seines Herzens trägt, alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt."

Der Raum unserer Blätter mahnt uns abzubrechen. Jede Zeitschrift, die hier fortfährt das schöne Zeugniß, das ein Ausländer dem würdigen Freunde giebt, durch Uebersetzung unserer Nation mitzutheilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

Perkins Warbeck,

Drame historique, par M. Fontan.

(Le Globe. Tome VI. Nr. 87.)

1828.

Auch hier wird unseres Schiller, seines projectirten Warbeck, seines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutschen, welche sich so lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden sich auch allmählig bequemen den Westländern geneigter zu seyn.

Dieselbige Zeitschrift (Tome VI. Nr. 58.), nach Erwähnung einiger Uebersetzungen und Nachahmungen von unserm Wilhelm Tell, schließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées

sur

la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder.

traduit par Quinet. Paris 1828.

1828.

Die Einleitung, welche der Uebersetzer seiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen, die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimischem bekannt zu machen verpflichtet sind; uns hat sie sowohl als die Uebersetzung selbst zu schönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir sagen nur so viel. Ein vor funfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es seine Schuldigkeit gethan, so gut wie vergessen ist, wird jetzt würdig geachtet auch auf eine in gewissem Sinn schon so hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken, und in ihrer nach höherer Kenntniß strebenden Masse den menschlichsten Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neueste französische Literatur meine Gedanken sammle, so werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahre 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner Verwickelung auf den schmerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheilen so bang und so beängstigend sind, und es mehr noch waren.

Zwei bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter ins ferne Land und führen dort ein idyllisches anmuthiges Leben; dieß wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen, unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didaktisch und, wenn man will, leidlich genug alles dasjenige zur Sprache zu bringen, was die Menschen damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe was die Notabeln zusammenberief, die Generalstaaten nöthig machte, und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten wohlwollenden Sinne geschrieben, und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durchgedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, giebt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete, und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucian und alles, was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, giebt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern

Welt ſuchend, ſich zu religiöſen Gefühlen ſteigernd, eine durchaus große phyſiſch-moraliſche Kraft, und auch ſo in der politiſchen Welt erſcheinend.

Werthers Leiden wurden ſehr bald ins Franzöſiſche überſetzt; der Effect war groß wie überall; denn das allgemein Menſchliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen ſtanden ſehr weit von der franzöſiſchen Art und Weiſe ab, und ich war mir deſſen wohl bewußt. Eine Ueberſetzung von Hermann und Dorothea durch Bitaubé that nur im ſtillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

Im ſtillen finden ſich jedoch hartnäckige Anhänger ans Deutſche.

Ueberſetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlaſſung dazu.

Siehe Le Globe. Tom. III. No. 55. 1826.

Offenbar ſind es die Anticlaſſiker, denen meine äſthetiſchen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beiſpiel ſehr gelegen kommen. Sie gehen daher ſehr verſtändig zu Werke, und behandeln glimpflich was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutſchen Gelegenheitsgedicht ſagen, ſo pflegen ſich die Franzoſen mit Poésies de circonstance auszudrücken. Dieß veranlaßt uns wirklich, einen Unterſchied zwiſchen beiden anzuerkennen. Das erſte wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und ſie glücklich behandelt; das zweite, wenn er einen Umſtand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anſchein nach ſollte man das erſte vorziehen, weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchſt willkommen ſeyn muß. Da ſich aber die Poeſie nichts verſchreiben läßt, ſo hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beſtändiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht iſt niemanden dieſes beſſer gelungen als Herrn Béranger.

Die Herren Globiſten ſchreiben keine Zeile, die nicht politiſch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie ſind eine

gute, aber gefährliche Gesellschaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf seiner Hut seyn muß. Sie können und wollen ihre Absicht nicht verläugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen sie alles Gesetzliche, Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das giebt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner sind es, und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahre 1825 Seite 525 findet sich eine höchst merkwürdige Darstellung der geistigen Cultur der Normandie, so wie ein Blick über das Ganze der Akademien und literarischen und wissenschaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir so von alten akademischen Corporationen sprechen, wollen wir nicht sagen, daß der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Welt durchaus alle Versammlung dieser Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß sie immer noch große Dienste leisten können, sobald sie nämlich dem Geiste unseres Jahrhunderts gemäß organisirt sind, einen positiven und besondern Zweck bekennen, und was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft, vollkommen unabhängig von den Regierungen da stehen; hauptsächlich aber, daß sie eine große Thätigkeit beweisen; denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir sie gern als Bienenstöcke gelten lassen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen sogar kein mächtigeres Mittel den Untersuchungen eine glückliche Richtung zu geben, es sey nun auf einen Theil der menschlichen Kenntnisse oder auf eine tiefgreifende Untersuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anstalt, welche dem forschenden und mittheilenden Geiste der Zeit gemäßer wäre.

„Corporationen hingegen, welche sich bloß mit Literatur beschäftigen, lassen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab wo sie große Dienste thaten, diese Epoche ganz gewiß vorbei sey. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit, wo die Nation zu weit von

unſern großen Dichtern ſtand, oder dieſe vielleicht durch ihre Schuld von der Nation ſich geſondert fanden, es vielleicht möglich geweſen ſeyn möchte Männer von gebildetem Geiſt zu vereinigen und ihre Verſammlungen mit großer Solennität zu umgeben, und das Verdienſt der beurtheilten Werke durch das Anſehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die franzöſiſche Akademie gegen den Cid gethan hat, und wir ſehen nicht, daß ſie etwas zu Gunſten der Athalie gewirkt hätte. Geſteht man denn auch, daß die ſämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienſt dieſer Art geleiſtet, ſo kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu läugnenden Einfluß anführen, den ſie auf unſere Literatur geübt haben, indem ſie mit aller Macht den proſaiſchen Sinn über den poetiſchen geltend machten, und zwar ganz natürlich von neun bis zehn gegen einen, ein Verhältniß worin ſich damals die Poeten zu den Proſaiſten und Reimern befanden.

„Aber ohne dieſe wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, laſſe man uns bemerken, daß wenn dieſe Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genutzt haben, dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall ſey. Die Reform, die ſeit dreißig Jahren in unſere Criminaljuſtiz eingetreten iſt, dringt nun endlich auch in unſere literariſche Geſetzgebung. Griesgrämliche Richter mit vertrocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälſchtem Geiſte ſind nicht mehr an der Zeit, ſondern es werden Geſchworne ſeyn aus allen gebildeten Klaſſen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben.“

Le Livre des Cent-et-un.

Tome I. Paris, Ladvocat 1831.

Die Veranlaſſung dieſes Werkes iſt, wie ſein Gehalt, jeder Aufmerkſamkeit werth. Der ebengenannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert ſeit geraumer Zeit manches aufſtrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt ſind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zuſtand verſetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen ſich dankbar, für ſich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl verzüglicher Schriftſteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Diesem Werke gedachte man zuerst einen andern Titel zu geben; es ward angekündigt als: **Le Diable bolteux à Paris**, und sollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenschilderung der Pariser Zustände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherm Ueberschauen und Würdern des sich anhäufenden Gehaltes fand man jedoch, daß man sich Unrecht thue an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleich komme, erschienen sey, so viel Verdienstliches auch solches enthalten möge. Hiervon giebt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchst einfache Weise, ein Mitarbeiter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntniß.

I.

Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachabdecker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchst reichhaltigen Stoffes. Asmodée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, liebles oder theilnehmend, vom Aristophanes herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Miethmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun erfreuen; sie lassen uns gealterte Personen sehen, die wir vor so viel Jahren in glänzender wirksamer Jugend gekannt. Die mannichfaltigsten Denkweisen und Gefühlarten mittheilend gewinnen, sie uns für Interessen, welche nicht die unsrigen sind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den französischen und besonders mit den Pariser Angelegenheiten bekannt ist, man desto größern Antheil an diesem Werke nehmen wird. Deutsche Leser werden manches zurückweisen, obenhin behandeln und sich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchsten Bewegungen des Tages eingreifenden

Aufsätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durch einander geschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber die Verschiedenheiten zu sondern, jedes Einzelne zu schätzen und bei dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur weniges daher aus den 18 Artikeln, aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

II.

Une maison du Marais.

Das kümmerlichste Daseyn meist älterer, anständiger, zurückgezogener Personen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit, bei grilligem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am Alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen: z. B. die Hauswirthin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionirter Kanzleiverwandter, der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen für sich und seine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freiern Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann füllt ein behagliches honnettes Daseyn vollkommen aus, indem er sich in täglicher gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger solid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten, nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht, wenn

gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff: daher geht er kühn drauf los, compromittirt seine Gesellschaft aufs schlimmste; aber, sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt, bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechzehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnt. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Gräulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten, im Wasser oder sonst gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und geängstigt; hier aber werden wir auf das anmuthigste wieder ins Leben geführt. Zwei zu dieser Anstalt verpflichtete Männer leben unter demselben Dache über diesen sich täglich erneuernden Gräuelscenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübsche, wohleingerichtete anständige Leute, bescheidene aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübsche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Post fahrend, schläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das sie aufs Land bringen will, von ihrem Schooße unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, so wie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgetheilt; ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern, indem sie sich entfernt, allein sie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedichte von zwei verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegensatz gegen jenen Naturfrieden hier seine Wirkung thun: zu Tausenden und Abertausenden ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblick, als der Besitzer diese königlichen Räume verläßt, um in königlicheren seine Residenz aufzuschlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole des Medicine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen, und sich dort, ihre Leidenschaft nährend, dergestalt verweilen, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs emsigste nach der Localität, wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das engste Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der sich der Erinnerung an Charlette Cerday hingiebt, Marats Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer, wo sie gewartet hat, betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Badewanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Weniges, versichert man ihm, sey seit

Zuſtand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verſtand, noch Vernunft haben den mindeſten Einfluß darauf.

Charaktere machen oft die Schwäche zum Geſetz. Weltkenner haben geſagt: „Die Klugheit iſt unüberwindlich hinter welcher ſich die Furcht verſteckt.“ Schwache Menſchen haben oft revolutionäre Geſinnungen: ſie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn ſie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß ſie weder ſich noch andere regieren können.

In eben dem Falle ſind die neuern deutſchen Künſtler: den Zweig der Kunſt, den ſie nicht beſitzen, erklären ſie für ſchädlich und daher wegzuhauen.

Der Menſchenverſtand wird mit dem geſunden Menſchen rein geboren, entwickelt ſich aus ſich ſelbſt und offenbart ſich durch ein entſchiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktiſche Männer und Frauen bedienen ſich deſſen mit Sicherheit. Wo er mangelt halten beide Geſchlechter was ſie begehren für nothwendig, und für nützlich was ihnen gefällt.

Alle Menſchen, wie ſie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachläſſigen.

Der Kampf des Alten, Beſtehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung iſt immer derſelbe. Aus aller Ordnung entſteht zuletzt Pedanterie; um dieſe los zu werden zerſtört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man

jener Zeit verändert; wo denn auf- und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm beim Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Localität, so wie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft unserm Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heitern, aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Curiositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesses sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er in einer versteigernden Auction im Katalog angestrichen, schon dreimal besitze. „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben!“ versetzte er, und es ward zum viertenmal angeschafft. Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt genau besehen etwas ähnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied stattfindet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar seine Hand ans Herz legen und sich freuen, wenn es in seinen Schatzkammern anders aussieht.

XII.

Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann dieſen und andere Aufſätze, deren Gegenſtand uns ſchon früher bekannt war, doch immer als Muſterbilder anſehen, die ſolche Gegenſtände in ihrer allgemeinen Charakteriſtik darſtellen. Höchſt intereſſant aber iſt

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man ſieht in ein geſelliges, lebhaftes Kunſtleben hinein, wo ſich talentvolle junge Männer auf geiſtreiche Weiſe gemeinſam unterhalten. Auch hier läßt ſich das anarchiſche Princip einigermaßen bemerken: jeder ſcheint als Künſtler nach ſeiner eigenen Weiſe zu verfahren; eine heitere Geſelligkeit verbindet ſie; von keinem Meiſter iſt die Rede von dem man etwas zu lernen dächte, auf deſſen Urtheil ſich irgend ein Unternehmen bezöge. David iſt längſt abweſend und todt, und das Talent des Baron Gérard ſcheint außer dieſem Kreiſe zu liegen. So angenehm es aber auch ſeyn muß viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteriſtik, kennen zu lernen, ſo hat doch

XIV.

Abbaye aux Bois

ein allgemeineres Intereſſe. Wer erwartete in dieſen ehemals verſumpften und düſteren Kloſterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menſchen beherbergten, gegenwärtig mehr als Einen literariſchen Salon eröffnet zu ſehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechſel der Zuſtände ihrer früheren glänzenden Zuſtände beraubt, wohnten dort zur Miethe, in anſtändigen Zimmern. Madame Recamier verſammelt noch immer achtenswerthe, ſie hochachtende Perſonen.

Nun aber aus dieſem von allem Geräuſch entfernten ſtillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feſte im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Carl X zum letztenmal von ſeinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert ſelbſt das Feſt, womit man ſeine Gegenwart honorirt; aber

eine Ahnung ſchwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt ſich zu geſtehen, daß man auf einem Vulcan juble.

Dieſer, wir dürfen es wohl geſtehen, welthiſtoriſche Aufſatz überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leſer dergeſtalt, daß ſie den übrigen vorgemeldeten Aufſätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerkſamkeit ſchenken mögen. Dieß iſt aber nicht unſer Fall, wie man bisher geſehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieſes Letztern und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Dieſe drei letzten Beiträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders ſeyn kann, daß zwiſchen den Hundert und Einem ſich differente Geſinnungen hervorthun. Genug, daß, indem ſie gegen einander überſtehen, ſie ſich nicht aus dieſer Geſellſchaft vertreiben und ausſchließen.

Wenn uns nun der erſte Theil ſchon zu ſo manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächſt zu erwartenden neun übrigen Bände zu ſchaffen machen?

Die Athenerinnen.

Große Oper.

Poeſie von Jouy. Muſik von Spontini.

1832.

Der Gegenſtand iſt aus der heroiſchen Griechenzeit glücklich gewählt; denn die Vortheile ſolcher Sujets ſind ſehr groß, indem ſie bedeutende Zuſtände darbieten, edle, große Bildung noch nah an der Natur, ſo wie eine gränzenloſe Mythologie zu dichteriſcher Ausbildung.

Die Fabel iſt uns bekannt, jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgeſinnungen und theatraliſchen Erforderniſſe begleitet und ausgeführt, und doch immer auf einem hohen poetiſchen Standpunkte gehalten. Die Ueberlieferung iſt trefflich genutzt und ihr durch Mannichfaltigkeit menſchlicher Leidenſchaften, ſo wie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten alle theatraliſche Herrlichkeit auf das einſichtigſte verliehen.

Erſter Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anſtoßende Tempel und Prachtgebäude, im fernern Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfſpiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir ſchon Theſeus erhoben finden.

Der Kämpfer ſucceſſives Gewinnen; Belohnungen durch die Hand einer ſchönen Bürgerin.

In dieſe friedlichen Verhandlungen ſtürmt Rivalität zweier Jünglinge herein: die Hauptſchöne Apamis wird von Alpheus und Polydor verlangt und gefordert. Dieß giebt Anlaß zu lebhaften Conteſtationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlaſſen worden, reicht ſie ihre Hand dem Athenienſer Alpheus, dagegen tritt Polydor, ein Kretenſer, leidenſchaftlich drohend zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, ſondern ſämmtliche Griechen und Griechengenoſſen an dieſem Feſtkampf Theil nehmen; deßwegen wünſchte ich, daß Theſeus ſelbſt den Ueberwundenen Muth einſpräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dieß würde nun, da Theſeus erklärt, er ſey im Begriff eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt ſich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet ſich ein höchſt liebenswürdiges Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Apamis und Theano, einer durch das Gelübde ihrer ſterbenden Mutter gottgeweihten Jungfrau.

Dieſe Stelle beſonders verſpricht höchſt erfreulich zu ſeyn, indem aus dem bisherigen Tumult eine ſanfte Situation ſich losläßt, und uns in einen idylliſchen Zuſtand verſetzt, welchen der Dichter ſo glücklich behandelt hat, daß ſogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmuthigſte vorgetragen

wird. Alsdann gesellt sich Alpheus hinzu, und das Glück der Liebe wird in einem vom Chor begleiteten Terzett gepriesen, worauf die Frauen sich entfernen.

Nun stürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Admetus wüthend heran, und die beiden Rivale entfernen sich fechtend.

Ein kretensisches Schiff, durch fernen Gesang schon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alcestas, eine Art Hoherpriester und Gesandter des Minos, tritt mit seinem geistlichen Gefolge auf, und indem er den Menschentribut der Athener zu fordern kommt, findet er seinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend und muß ihn zuletzt sterben sehen. Alcestas, als Vater schmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückisch, schwört den Tod seines Sohnes zu rächen. Hier tritt also ein sehr leidenschaftliches Finale für die erste Abtheilung des ersten Acts glücklich ein: denn aus einem nahegelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erschallen; die Kretenser, schmerzhaft theilnehmend, besetzen das Theater, und Alcestas kann sich ganz seiner theatralischen Wuth überlassen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels festlich geschmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indessen ihren Gang genommen; mannichfaltige herrliche Aufzüge, Theseus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erscheinung seyn. Die symbolischen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als, gerade beim Abschluß, unter Donner und Blitz das innere Heiligthum sich aufthut und Alcestas, als Pontifex Maximus, beinahe als Oberherr der sämmtlichen griechischen Geistlichkeit anzusehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe, d. h. nach dem Verlauf von sieben Jahren wieder den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen, fordert.

Man kann denken, daß in diesem Conflict alle Leidenschaften sich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, sich kräftig erweisen werden.

Um nun, was ich bei dem ersten Acte wünschen möchte, deutlich zu machen, ist es nöthig die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen wird ein Sohn des Minos, Königs von Kreta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater, dem es nicht gelingt, Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen und, um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Kreta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dieß gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des vorhergesagten, Aegeus der König ums Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus schon als König, aber genau besehen in einer bedenklichen Lage: denn jenes politische, geistliche Uebergewicht zu Gunsten Kreta's besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen und man zaudert die schuldigen Opfer abzuliefern; im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen, um die Tapfersten der Nation kennen zu lernen; denn alle Griechen und Griechengenossen sind eingeladen. Er hat im Sinn aufs neue Kreta zu bekriegen, um entweder die Absendung der Opfer verweigern zu können oder die abzusendenden in Freiheit zu setzen. Diese Intention, die sich nur errathen läßt, wünschte ich deutlicher ausgesprochen, damit man sich beruhige, wenn in so bedenklicher Zeit Festspiele angestellt und Vermählungsceremonien umständlich durchgeführt werden. Die schönste Gelegenheit bietet sich Seite 10, wo Theseus, der hier nur als Liebhaber erscheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolge einer Strafe von den Göttern erfolgte, so ist die Fiction, daß ein Oberpriester von Kreta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, sehr zulässig, ja glücklich. Nur wünschte ich, daß dieses Verhältniß etwas klarer angedeutet wäre.

Alcesias, aus dem Schiffe steigend, würde sich nicht etwa nur pantomimisch, sondern ausdrücklich erklären und den Grund seiner Autorität, deren er sich in der Folge bedient, kräftig aussprechen. Das Chor der kretensischen Schiffe dürfte freilich nicht so freundlich behandelt werden: denn sie wissen doch wohl, zu welch einer feindseligen Absendung sie den Auftrag haben. Die Scene wo sie zum erstenmal aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen. Wie ich denn sogar vorschlagen möchte, daß das kretensische Schiff mit schwarzen Segeln, allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer herankäme. Dieß würde zu der leidenschaftlichen Scene wo Alcesias seinen Sohn sterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der achten Scene betrifft, so würde ich, wenn der Hoheprieſter aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltsamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen lassen. Der Zuschauer stutzt, denselbigen Mann, den er als einen höchst leidenschaftlich-feindseligen kennen lernte und künftighin als einen listigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichsam eingeführt und seine Handlungen sanctionirt zu sehen. Später möchten Wolken, Donner und Blitz sich einfinden, wo man sie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch diese Vorschläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hierbei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorschlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut, daß man in Theaterstücken, besonders in Opern, nicht alles zu motiviren braucht, ja daß man, um des Contrastes willen, manches unversehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuschauer immer gerne verständigt wünsche, auch da wo man seiner Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweiter Act.

An diesem wäre sodann nichts weiter zu erinnern. Theseus ist abgefahren, hat uns aber die Aussicht auf einen gewissen Sieg hinterlassen, so daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt, zusehen wenn der kretensische

Pfaffe nunmehr gewiſſermaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit Liſt und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Looſens wird von großer Wirkung ſeyn; die Befreiung des Alpheus und deſſen gelingende Abfahrt beſtärkt unſere Hoffnung, er werde mit Theſeus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, ſo daß der zweite Act an ſich nicht das mindeſte zu wünſchen übrig läßt.

Dritter Act.

Er iſt gleichfalls untadelig, die erſte Hälfte ſehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entſcheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theſeus kennen gelernt. Sie iſt ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigſte Weiſe, angetraut; ſie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr, und zwirnt indeſſen den magiſchen Faden, der ihn durchs Labyrinth geleiten ſoll.

Der Prieſter Alceſias iſt indeſſen mit den beſtimmten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theſeus und bedient ſich einer böſen Liſt, indem er Ariadnen zu verſtehen giebt, Theſeus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entſpringt ein eiferſüchtiges Mißverſtändniß, welches dem Dichter wie dem Componiſten Gelegenheit zu den ſchönſten Exhibitionen giebt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch ſich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theſeus Liebhaber der Apamis und Bräutigam ſey, löst ſich der Knoten ſchnell und glücklich. Man dürfte wohl ſagen, daß dieſer Anfang des dritten Acts eben ſowohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchſt erwünſchten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweite Decoration und Function, die man mechaniſch nennen könnte, weil ſie die Einrichtung des Theaters für das folgende möglich macht, geben hier ein intereſſantes einleitendes Zwiſchenſpiel.

Die Schluß-Decoration, das Innere eines architektoniſchen Labyrinths vorſtellend, wird den Meiſtern theatraliſcher Architectur die beſte Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei dieſem düſtern, ja finſtern Local iſt es ein ſehr glücklicher und unſchätzbarer Gedanke, den Ariadneiſchen Faden mit magiſch phosphorescirenden Kräften zu begaben, und zwar dergeſtalt daß er nicht nur den

Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur an Pfeilern, Wänden und Säulen, wo sie vorübergegangen, zurücklasse. Dieser Gedanke, mit Genie und Geschmack durchgeführt, muß die grausigen Hallen mit der anmuthigsten Illumination verzieren.

Alles übrige: durch die Gewölbe schleichende Nebel, verschiedenfarbig glühende Dünste, Gebrüll, Flammen und Getobe, was beim Lesen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen scheint, nicht weniger zuletzt das Zusammenstürzen des wundersamsten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maschinisten, verbunden mit den mannichfaltigsten Kunst- und Handwerksgenossen sich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugsam mit unterirdischen, bunten, wandelnden Flammensäulen, ja durch vulcanische gräuliche Explosionen geängstigt worden, sind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans versetzt, auf welchen sich selige Inseln entwickeln und die glücklich Geretteten einhertragen. Selbst die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun erscheinen persönlich, so daß endlich der Olymp nicht verschmähen darf sich zu eröffnen und durch seine Gegenwart den Beifall zu sanctioniren, den wir der Vorstellung eines so reichlich ausgestatteten Theaterstückes enthusiastisch zu spenden alle Ursache haben werden.

III.

Englische Literatur.

gewahr wird, daß man wieder Ordnung machen müsse. Classicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, es ist immer derselbe Conflict der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verstand des Regierenden ware daher diesen Kampf so zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite sich ins Gleiche stellte; dieß ist aber den Menschen nicht gegeben und Gott scheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Insulaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und lassen sie im Dienste herankrabeln. Wie sie etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute, und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegensten Piraten. Aus einer solchen Masse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.

Alles Vortreffliche beschränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demselben nicht gewachsen fühlen; nur insofern wir es nachher in unsere Cultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüths-Kräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es giebt das behagliche Gefühl als wenn man mit seines Gleichen umginge.

Byrons Don Juan.

1820.

Mir fehlt ein Held! „Ein Held, er ſollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom neuſten ſpricht."
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit, es ſey der rechte nicht.
Von ſolchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan ins Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne aufs beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt. Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt zu herrſchen reißt ſie mit.
Dumouriez's, Bonaparte's Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Clootz, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt Lafayette, er ging beinah in Rauch.
Dann Joubert, Hoche, vom Militärverpflichte,
Lannes, Desaix, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelson war unser Kriegsgott, ohne Frage,
Und ist es noch dem herzlichsten Bekenntniß:
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und so ist Fluth und Ebbe wetterwendisch.
Denn die Armee ist populär zu Tage,
Und mit dem Seevolk nicht im Einverständniß;
Der Prinz ist für den Landdienst, und indessen
Sind Duncan, Nelson, Howe — sie sind vergessen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft:
Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.
Von unsern Helden möcht' ich niemand strafen,
Da jeder sich am Tag zusammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen,
Und nenne so Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht übersetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen, und gegenwärtig mit kühnem Versuch den unübersetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln, so möchte dieß wohl als Widerspruch angesehen werden; deßhalb wir denn auf den Unterschied hinzudeuten nicht ermangeln. Herr Manzoni ist bei uns noch wenig bekannt, daher soll man seine Vorzüge erst in ihrer ganzen Fülle, wie nur das Original sie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Uebersetzung von einem unserer jüngern Freunde gar wohl am Platze seyn; in Lord Byrons Talent sind wir aber genugsam eingeweiht und können ihm durch Uebersetzung weder nutzen noch schaden; die Originale sind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein solcher Versuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falsche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wieder giebt, so macht sie uns doch aufmerksam auf die Spiegelfläche selbst und auf deren mehr oder weniger bemerkliche mangelhafte Beschaffenheit.

Don Juan ist ein gränzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis

zur herbſten Grauſamkeit, menſchenfreundlich in die Tiefen ſüßeſter Neigung ſich verſenkend; und da wir den Verfaſſer nun einmal kennen und ſchätzen, ihn auch nicht anders wollen als er iſt, ſo genießen wir dankbar was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, ſchonungsloſen Inhalt iſt auch die techniſche Behandlung der Verſe ganz gemäß; der Dichter ſchont die Sprache ſo wenig als die Menſchen, und wie wir näher hinzutreten, ſo ſehen wir freilich, daß die engliſche Poeſie ſchon eine gebildete komiſche Sprache hat, welcher wir Deutſchen ganz ermangeln.

Das Deutſchkomiſche liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichthum wird bewundert; ihm ſtand eine ganze Welt von Wiſſen und Verhältniſſen zu Gebote, um ſie wie Karten zu miſchen und nach Belieben ſchalkhaft auszuſpielen! Selbſt bei Blumauer, deſſen Vers- und Reimbildung den komiſchen Inhalt leicht dahinträgt, iſt es eigentlich der ſchroffe Gegenſatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen, was uns beluſtigt. Sehen wir weiter umher, ſo finden wir, daß der Deutſche, um drollig zu ſeyn, einige Jahrhunderte zurückſchreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Beim Ueberſetzen des Don Juan ließen ſich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur Einen Spaß können wir ihm nicht nachahmen, welcher öfters durch ſeltſame und zweifelhafte Ausſprache mancher auf dem Papier ganz verſchieden geſtalteter Worte bewirkt wird. Der engliſche Sprachkenner mag beurtheilen, in wiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig kannte die Ueberſetzung der hier mitgetheilten Strophen entſtehen, und wir laſſen ſie abdrucken, nicht als Muſter, ſondern zur Anregung. Unſere ſämmtlichen talentvollen Ueberſetzer ſollten ſich theilweiſe daran verſuchen; man müßte ſich Aſſonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine gewiſſe lakoniſche Behandlung nöthig ſeyn, um Gehalt und Gewicht dieſes frechen Muthwillens auszudrücken; erſt wenn etwas geleiſtet iſt, wird man ſich weiter darüber beſprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Ueberſetzung eine ſolche Schrift in Deutſchland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unſittlichſten, was jemals

die Dichtkunſt vorgebracht, bekannt zu machen trachten, ſo antworten wir, daß, nach unſerm Sinne, dieſe Ueberſetzungsverſuche nicht gerade zum Druck beſtimmt ſeyn müßten, ſondern als Uebung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was ſie hierbei gewonnen, zu Luſt und Freude ihrer Sprachgenoſſen beſcheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet, wäre jedoch von einem Abdruck ſolcher Gedichte kein ſonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftſteller ſich wunderlich gebärden müßten, um ſittenverderberiſcher zu ſeyn als die Zeitungen des Tags.

Manfred.

a dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

Eine wunderbare mich nahberührende Erſcheinung war mir das Trauerſpiel Manfred von Byron. Dieſer ſeltſame geiſtreiche Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen und, hypochondriſch, die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen. Er hat die ſeinen Zwecken zuſagenden Motive auf eigene Weiſe benutzt, ſo daß keins mehr daſſelbige iſt, und gerade deßhalb kann ich ſeinen Geiſt nicht genugſam bewundern. Dieſe Umbildung iſt ſo aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchſt intereſſante Vorleſungen halten könnte, wobei ich freilich nicht läugne, daß uns die düſtere Gluth einer gränzenloſen reichen Verzweiflung am Ende läſtig wird. Doch iſt der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden alſo in dieſer Tragödie ganz eigentlich die Quinteſſenz der Geſinnungen und Leidenſchaften des wunderbarſten, zu eigener Qual geborenen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweiſe des Lord Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargeſtellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit ſeinem unerträglichen Schmerz, mit dem er ſich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich ſind es zwei Frauen, deren Geſpenſter ihn unabläſſig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen ſpielen, die eine unter dem Namen Aſtarte, die andere, ohne Geſtalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der erſten erlebt, erzählt man folgendes. Als ein junger, kühner, höchſt anziehender Mann gewinnt er die Neigung einer florentiniſchen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet ſeine Frau. Aber auch der Mörder wird in derſelben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt ſich von Florenz, und ſchleppt ſolche Geſpenſter ſein ganzes Leben hinter ſich drein.

Dieſes mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anſpielungen in ſeinen Gedichten vollkommen wahrſcheinlich, wie er denn z. B. höchſt grauſam in ſeinen eigenen Eingeweiden wüthend, die unſelige Geſchichte jenes Königs von Sparta auf ſich anwendet. Sie iſt folgende. Pauſanias, lacedämoniſcher Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber durch Uebermuth, Starrſinn, rauhes hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verſtändniſſes mit dem Feinde das Vertrauen ſeiner Landsleute verlierend — dieſer lärt eine ſchwere Blutſchuld auf ſich, die ihn bis an ſein ſchmähliches Ende verfolgt. Denn als er im ſchwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in raſender Leidenſchaft gegen eine ſchöne byzantiniſche Jungfrau. Nach langem Widerſtreben gewinnt ſie der Machthaber endlich den Eltern ab; ſie ſoll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet ſie die Diener die Lampen zu löſchen; es geſchieht, und ſie, im Zimmer umhertaſtend, ſtößt die Lampenſäule um. Aus dem Schlaf erwacht Pauſanias; argwöhniſch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieſer Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unabläſſig, ſo daß er Gottheiten und geiſterbannende Prieſter vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der ſich eine ſolche Begebenheit aus der Vorwelt herausſucht, ſie ſich aneignet und ſein tragiſches Ebenbild damit belaſtet! Nachſtehender von Unmuth und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch dieſe Anmerkungen verſtändlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung. Hamlets Monolog erſcheint hier geſteigert. Kunſt gehört dazu, beſonders das Eingeſchaltete herauszuheben und den Zuſammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewiſſer heftiger, ja excentriſcher Ausdruck nöthig iſt, um die Intentionen des Dichters darzuſtellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage,
Beflehlend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebensüberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Posse —
Lebendige Last auf widerstrebendem [illegible],
In Sorgen stockt es, heftig schlägt in Pein,
Der Freud' ein End' ist Todeskampf und Ohnmacht
In all den Tagen, den vergangnen, künft'gen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — du zählst
Wie wenig! — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterstrome schreckt. Das Fröstein
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: die Todten ruf' ich,
Und frage sie: was ist denn, das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist nichts, antworten sie mir nicht.
Antwortete begrabner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Geist
Antwort und Schicksal: das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußt' nicht, wen er traf;
Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hülfe
Den Zeus von Phrygus rief, Phigaliens
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt, das was ich liebe,
Wäre noch lebendig! hätt' ich nie geliebt,
Das was ich liebe, wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßt sie! —

Ein Weſen? Denk' es nicht! — Vielleicht ein Nichts
In wenig Stunden frag' ich nicht umſonſt;
In dieſer Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis dieſe Stunde ſchreckte mich kein Schauen
Der Geiſter, guter, böſer. Zittr' ich nun,
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau?
Doch kann ich thun, was mich im tiefſten widert;
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Cain,
a Mystery by Lord Byron.
1825.

Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das Wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nahm ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Erſtaunen und Bewundern aufregte — eine Wirkung die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geiſt ausüben wird. Gern ſprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu ſagen; allein je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes hineindringt, deſto mehr empfindet man wie ſchwer es ſey, es in ſich ſelbſt, geſchweige für andere zu reproduciren, und vielleicht hätte ich, wie über ſo viel anderes Treffliche, geſchwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzoſe, Fabre d'Olivet, überſetzt gedachtes Stück in reimfreie Verſe, und glaubt es in einer Folge von philoſophiſch-kritiſchen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun iſt mir zwar dieſe ſeine Arbeit nicht zu Geſicht gekommen, allein der Moniteur vom 23. October 1823 nimmt ſich des Dichters an, und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unſerm Sinne ſich ausdrückt, ſo weckt er unſere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geſchehen pflegt, wenn wir unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen endlich eine anſprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiederung finden laſſen. Wir hören den Sachwalter ſelbſt, indem er ſich folgendermaßen ausſpricht.

„Jene Scene, welche ſich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufſteigert, zeugt, unſeres Bedünkens, von der energiſchen Tiefe der

Byron'schen Ideen; sie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer solchen Mutter erkennen.

„Der Uebersetzer fragt hier, woher wohl der Dichter sein Urbild genommen? Lord Byron könnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille seine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geschichte so viele Charaktere, beherrscht von gränzenlosen Leidenschaften, aufstellt.

„Wer irgend das menschliche Herz scharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade seine mannichfachen Regungen sich verirren können, besonders bei den Frauen, die im Guten wie im Bösen gleich schrankenlos erscheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht verwerfen, sich, wenn es gleich eine erst entstandene Welt und die allererste Familie galt, an der Wahrheit versündigt oder sie nach Belieben überboten zu haben. Er schildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen sie in ihrer Schönheit und ursprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfrische zu malen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünschung, die man dem Dichter verwirft, war Eva nicht mehr das Meisterstück der Vollkommenheit und Unschuld; schon hatte sie vom Versucher jene vergifteten Gährungsstoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu so viel besserem Zwecke bestimmt hatte, für immer entadelt wurden; schon war jene reine süße Selbstzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Feinde des Menschengeschlechts aufgeregte Neugierde, zu unseligem Ungehorsam hintreibend, betrog die Absichten des Schöpfers und entstellte das Meisterstück seiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünschungen gegen seinen Mörder Cain, erscheint höchst consequent mit sich selbst, so wie sie nun einmal geworden. Der schwache, aber schuldlose Abel, in welchem sich nur ein gefallener Adam darstellt, muß seiner Mutter um so lieber werden, als er ihr minder schmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Gränzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigener Sohn ist. Einem so kräftigen Genie, wie Lord Byron, kam es zu, dieß Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumalen; so mußte er es behandeln oder gar nicht."

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Byron einen Cain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Händen; es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens, noch Anpreisens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der über alle Begriffe das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegränzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen vorauszusehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Ueberlieferung; indem er nun das erste Menschenpaar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauschen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, so legt er die ungeheure Last eines solchen Ereignisses auf die Schultern Cains, als des Repräsentanten einer ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend gestürzten, mißmuthigen Menschheit. Diesem gebeugten, schwer belasteten Ursohne macht nun besonders der Tod, von dem er noch gar keine Anschauung hat, viel zu schaffen, und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühsals wünschen mag, so scheint es ihm noch widerwärtiger solches mit einem ganz unbekannten Zustande zu vertauschen. Schon hieraus sieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit sich selbst streitenden Dogmatik, wie sie uns noch immer beschäftigt, dem ersten unbehaglichen Menschensohne aufgebürdet worden.

Diese der menschlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in seiner Seele auf und ab, und können durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schwestergattin nicht beschwichtigt werden. Um sie aber bis ins Unerträgliche zu schärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geist, der ihn erst sittlich beunruhigt, sodann aber wundersam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröstlich schauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter, obgleich nicht

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt ſich ewig gleich.

Wir können einem Widerſpruch in uns ſelbſt nicht entgehen; wir müſſen ihn auszugleichen ſuchen. Wenn uns andere widerſprechen, das geht uns nichts an, das iſt ihre Sache.

Es iſt ſo viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt ſich nicht.

Welche Regierung die beſte ſey? Diejenige die uns lehrt uns ſelbſt zu regieren.

Dociren kannſt du Tüchtiger freilich nicht, es iſt, wie das Predigen, durch unſern Zuſtand geboten, wahrhaft nützlich wenn Converſation und Katechiſation ſich anſchließen, wie es auch urſprünglich gehalten wurde. Lehren aber kannſt du und wirſt du, das iſt: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drei Einheiten iſt nichts zu ſagen, wenn das Sujet ſehr einfach iſt; gelegentlich aber werden dreimal drei Einheiten, glücklich verſchlungen, eine ſehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl ſeyn, daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zu Zeiten gräßlich gedroſchen wird; allein das rückſichtloſe Schickſal, wenn es die reichen Garben

ſchlimmer als er war, und da er im Familienweſen alles findet, wie er's verlaſſen hatte, ſo wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihm zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr ſagen wir nicht als daß die Scene, in welcher Abel umkommt, auf das köſtlichſte motivirt iſt; und ſo iſt auch das folgende gleich groß und unſchätzbar. Da liegt nun Abel! Das iſt nun der Tod, von dem ſo viel die Rede war, und das Menſchengeſchlecht weiß eben ſo wenig davon als vorher.

Vergeſſen aber dürfen wir nicht, daß durchs ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöſer durchgeht, daß der Dichter alſo ſich auch in dieſem Punkte, wie in allen übrigen, unſern Auslegegriffen und Lehrweiſen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verſtummten Cain flucht, die unſer weſtlicher Nachbar ſo trefflich günſtig heraushebt, bleibt uns nichts zu ſagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schluſſe zu nähern.

Hier äußerte nun eine geiſtreiche, in Hochſchätzung Byrons mit uns verwandte Freundin, alles was religiös und ſittlich in der Welt geſagt werden könne, ſey in den drei letzten Worten des Stückes enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

1824.

Der deutſche Dichter, bis ins hohe Alter bemüht die Verdienſte früherer und mitlebender Männer ſorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dieß als das ſicherſte Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach deſſen erſtem Erſcheinen, aufmerkſam werden, wie er denn auch die Fortſchritte jener bedeutenden Leiſtungen und eines ununterbrochenen Wirkens unabläſſig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichteriſchen Verdienſtes mit Vermehrung und Steigerung raſch auf einander folgender Productionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die dieſſeitige frohe Theilnahme hieran höchſt vollkommen geweſen, hätte nicht der geniale Dichter durch leidenſchaftliche Lebensweiſe und inneres Mißbehagen ſich ſelbſt ein ſo geiſtreiches als gränzenloſes Hervorbringen

und ſeinen Freunden den reizenden Genuß an ſeinem hohen Daſeyn einigermaßen verkümmert.

Der deutſche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerkſamkeit einem ſo ſeltenen Leben und Dichten in aller ſeiner Excentricität, die freilich um deſto auffallender ſeyn mußte, als ihresgleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken geweſen und uns die Elemente zur Berechnung einer ſolchen Bahn völlig abgingen.

Indeſſen waren die Bemühungen des Deutſchen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in ſeinen Gedichten unzweideutige Beweiſe darlegte, nicht weniger ſich durch Reiſende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraſchend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerſpiels Sardanapal, in den ehrenreichſten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob ſolche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutſche, mit ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, ſich ſelbſt ſeine Gegenſtände ſchaffenden, unerſchöpflichen Geiſtes mit Dank und Beſcheidenheit betrachten; auch fühlte er ſich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verſpätung, Sardanapal ohne ein ſolches Vorwort gedruckt wurde, und fand ſich ſchon glücklich im Beſitz eines lithographirten Facſimile, zu höchſt werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord ſeinen Vorſatz nicht auf, dem deutſchen Zeit- und Geiſtgenoſſen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweiſen; wie denn das Trauerſpiel Werner ein höchſt ſchätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutſchen Dichtergreiſe zutrauen, daß er einen ſo gründlich guten Willen, welcher uns auf dieſer Erde ſelten begegnet, von einem ſo hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, ſich gleichfalls bereitete mit Klarheit und Kraft auszuſprechen, von welcher Hochachtung er für ſeinen unübertroffenen Zeitgenoſſen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt ſey. Aber die Aufgabe fand ſich ſo groß und erſchien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was ſoll man von einem Erdgeborenen ſagen, deſſen Verdienſte durch Betrachtung und Wort nicht zu erſchöpfen ſind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Perſon und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 ſeinen Weg von Genua gerade

nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte, als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde seinen großen Sinn, seine mannichfaltigen Kräfte an erhaben-gefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachstehendes Gedicht geschrieben:

Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelsten zu wandern;
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wo soll ich dem, den ich so lang' begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne sagen,
Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen?

Wohl sey ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst sich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet,
Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daselbst; schon war der treffliche Freund abgesegelt und schien einem jeden schon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Gesendete gerade noch traf, um es im Augenblicke seiner Abfahrt, den 24. Juli 1823, mit einem reinen schön gefühlten Blatt erwiedern zu können, als werthestes Zeugniß eines würdigen Verhältnisses, unter den kostbarsten Documenten vom Besitzer aufzubewahren.

So sehr uns nun ein solches Blatt erfreuen und rühren und zu der schönsten Lebenshoffnung aufregen mußte, so erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten schmerzlichsten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichterwelt über seinen Verlust für uns leider ganz insbesondere schärft, die wir nach vollbrachtem großen Bemühen hoffen durften den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger persönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß seine Nation, aus dem theilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich

zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit gränzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, diese Nation, die sich so vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen stellen, durch die sie sich immerfort selbst zu ehren hat.

Leben Napoleons.

Von Walter Scott.

Der reichste, gewandteste, berühmteste Erzähler seines Jahrhunderts unternimmt die Geschichte seiner Zeit zu schreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in seinen früheren Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannichfaltigen historischen Stoff deutlichst aufzufassen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vieljährige literarische Uebung gewinnt er sich die höchstmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenschaft des Romans und die Form desselben begünstigt ihn, indem er durch fingirte Motive das historisch Wahre näher an einander rückt und zu einem Faßlichen vereinigt, während es sonst in der Geschichte weit auseinander steht, und sich kaum dem Geist, am wenigsten aber dem Gemüth ergreiflich darstellt.

Er giebt sich auf, die Geschichte seiner Zeit dergestalt vorzutragen, daß er sich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereignisse gemacht, wieder aufs genaueste vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott ist 1771 geboren; also fällt seine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des nordamerikanischen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahre alt bei dem Ausbruch der französischen Revolution.

Was mußte er nicht in solcher Weise in solcher Zeit erleben?

Jetzt, da er stark in den Funfzigen steht, und durchaus nah genug von der Weltgeschichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenschaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige sich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dieß in mir erregen mußte, wird derjenige leicht abnehmen, der sich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahre älter als er, gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand, und im sechzigsten vor Napoleon.

Diese langen Jahre durch versäumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereignissen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuellen Weise die Gegenstände mir zu ordnen und einen Zusammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünschter seyn, als mich in ruhigen Stunden nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem solchen Manne zu unterhalten, der auf seine klare, treue und kunstfertige Weise mir dasjenige vorzuführen versprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte, und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin.

Dieses schreibe vorläufig nieder, eben als ich das Lesen dieses Werkes beginne und gedenke, was mir wichtig scheint in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte sich zeigen was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr, noch bemerkte, noch dasselbe in seiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner, welche Combinationen, Ein- und Uebersichten mir besonders wichtig geworden.

Hierbei wird an der Betrachtung das Meiste zu gewinnen seyn, daß, wie jedes Individuum die Weltgeschichte nur auf seine Weise vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne liest; so auch keine Partei, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig ist, sondern vielmehr immer erwartet und aufsucht, was ihren Begriffen zusagt und ihren Leidenschaften schmeichelt.

Haben wir den Franzosen, die so mannichfaltig auch von verschiedenen Seiten über die Revolution gesprochen, willig zugehört, haben wir uns von Deutschen vielfach davon unterhalten und belehren lassen: so muß es höchst interessant seyn einen Engländer, und zwar einen höchst namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszuſehen iſt, daß er es den andern Völkerſchaften, ſo wie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortſetzung gelingen ſollte, zu allererſt meine Betrachtungen äußern und ins Klare zu bringen ſuchen, wer denn eigentlich ſpricht und zu wem?

Weimar, den 21. November 1827.

The Life of Friedrich Schiller.

Comprehending an examination of his works. London 1825.

Von dieſer Biographie Schillers wäre nur das Beſte zu ſagen; ſie iſt merkwürdig, indem ſie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unſeres Dichters beweiſt, ſo wie denn auch das Studium der Dichtungen unſeres Freundes und einige innige Theilnahme an denſelben aus dieſem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig iſt es, wie ſich der Verfaſſer eine genügende Einſicht in den Charakter und das hohe Verdienſt dieſes Mannes verſchafft, ſo klar und ſo gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten geweſen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottländer den deutſchen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am ſicherſten gewahr, und vermag ſich zu einer Klarheit über ſeinen Gegenſtand zu erheben, zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre; das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolchen Mannes. Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten, und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte und ſein Tagewerk dergeſtalt vollbracht ſah.

Vorwort zu Schillers Leben

aus dem Englischen von T. Carlyle. Frankfurt 1830

Der hochansehnlichen Gesellschaft für ausländische schöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Gesellschaft, welche bisher ihre Aufmerksamkeit inländischer Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieselbe auf die ausländische zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie sehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteste gedacht hatte, zu schätzen wisse.

Selbst mit gegenwärtigem öffentlichem Ausdruck meines dankbaren Antheils geschieht nur fragmentarisch, was ich im bessern Zusammenhang zu überliefern gewünscht hätte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt, nicht zurückweisen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in späteren Jahren sich an mich thätig angeschlossen, mich durch eine mitschreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Bestreben wieder selbst verjüngt, mich, der ich sie heranzog, mit sich fortgezogen haben. Es ist der Verfasser des hier übersetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von dessen Thätigkeit und Vorzügen, so wie von dessen näheren Zuständen nachstehende Blätter ein mehreres eröffnen werden.

Wie ich denselben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, so wird zwischen ihnen und ihm eine frohe wirksame Verbindung sich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren sich dieses Vermächtnisses und seines fruchtbaren Erfolges zusammen erfreuen, so daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier schließlich bitten möchte, schon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen vorausgenießen kann.

Weimar, April 1830.

Vorwort.

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämmtlichen Nationen, in

den fürchterlichſten Kriegen durch einander geſchüttelt, ſodann wieder auf ſich ſelbſt einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß ſie manches Fremde gewahr worden, in ſich aufgenommen, bisher unbekannte geiſtige Bedürfniſſe hie und da empfunden. Daraus entſtand das Gefühl nachbarlicher Verhältniſſe, und anſtatt daß man ſich bisher zugeſchloſſen hatte, kam der Geiſt nach und nach zu dem Verlangen auch in den mehr oder weniger freien geiſtigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Dieſe Bewegung währt zwar erſt eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um ſchon einige Betrachtungen darüber anzuſtellen, und aus ihr baldmöglichſt, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers geſchriebene Werk kann, überſetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfaſſer nahm ſeine Kenntniſſe aus Schriften, die uns längſt bekannt ſind, ſo wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgeſprochen und durchgefochten werden.

Was aber den Verehrern Schillers, und alſo einem jeden Deutſchen, wie man kühnlich ſagen darf, höchſt erfreulich ſeyn muß, iſt unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, ſtrebſamer, einſichtiger Mann über dem Meere, in ſeinen beſten Jahren, durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutſchen Literatur angetrieben werden.

Mir wenigſtens war es rührend zu ſehen, wie dieſer rein und ruhig denkende Fremde ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Productionen unſeres verewigten Freundes immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward, und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deßhalb dafür, daß dieſes Werk, als von einem Jüngling geſchrieben, der deutſchen Jugend zu empfehlen ſeyn möchte: denn wenn ein mannieres Lebensalter einen Wunſch haben darf und ſoll, ſo iſt es der, in allem Geleiſteten das Löbliche, Gute, Bildſame, Hochſtrebende, genug das Ideelle, und ſelbſt in dem nicht Muſterhaften das allgemeine Muſterbild der Menſchheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieses Werk von Bedeutung seyn, wenn wir ernstlich betrachten, wie ein fremder Mann die Schiller'schen Werke, denen wir so mannichfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der seinigen schätzt, verehrt, und dieß ohne irgend eine Absicht rein und ruhig zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte sodann hier wohl am Platze seyn, daß sogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun gerade in dem Augenblicke, welcher auswärts der deutschen Literatur günstig ist, abermals seine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewissen Stufe der Literatur immer nützlich und wirksam seyn werde.

So sind z. B. Herders Ideen bei uns dergestalt in die Kenntnisse der ganzen Masse übergegangen, daß nur wenige, die sie lesen, dadurch erst belehrt werden, weil sie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen, was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zusammenhange schon völlig unterrichtet werden. Dieses Werk ist vor kurzem ins Französische übersetzt, wohl in keiner andern Ueberzeugung, als daß tausend gebildete Menschen in Frankreich sich immer noch an diesen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgesetzte Bild sey folgendes gemeldet. Unser Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburg wohnhaft, wo er, in der Stille lebend, sich im besten Sinne auszubilden suchte und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit sagen, in der deutschen Literatur hierzu die meiste Förderniß fand.

Später, um sich selbst und seinen redlichen literarischen Studien unabhängig zu leben, begab er sich, etwa zehn deutsche Meilen südlicher, ein eigenes Besitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafschaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuströmt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtoch genannt wird, schlug er mit einer schönen und höchst gebildeten Lebensgefährtin seine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlassung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geister, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten sich bestreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt sind, erwehren sich

kaum des Wunſches von geehrten, geliebten, weitabgeſonderten Perſonen das Porträt, ſodann die Abbildung ihrer Wohnung, ſo wie der nächſten Zuſtände ſich vor Augen gebracht zu ſehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarca's Aufenthalt in Vaucluſe, Taſſo's Wohnung in Sorrento! Und iſt nicht immer die Bieler Inſel, der Schutzort Rouſſeau's, ein ſeinen Verehrern nie genugſam dargeſtelltes Local?

In eben dieſem Sinne habe ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verſchaffen geſucht, und ich war um ſo mehr auf die Wohnung des Herrn Thomas Carlyle begierig, als er ſeinen Aufenthalt in einer faſt rauhen Gebirgsgegend unter dem 55. Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch ſolch eine treue Nachbildung der neulich eingeſendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leſer, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweiſen und dadurch, ſo wie durch eingeſchaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes, das Intereſſe an einer edeln allgemeinen Länder- und Weltannäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, den 25. September 1828.

„Sie forſchen mit ſo warmer Neigung nach unſerm gegenwärtigen Aufenthalt und Beſchäftigung, daß ich einige Worte hierüber ſagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries iſt eine artige Stadt, mit etwa 15,000 Einwohnern, und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzuſehen eines bedeutenden Diſtricts in dem ſchottiſchen Geſchäftskreis. Unſer Wohnort iſt nicht darin, ſondern 15 Meilen — zwei Stunden zu reiten — nordweſtlich davon entfernt, zwiſchen den Granitgebirgen und dem ſchwarzen Moorgefilde, welche ſich weſtwärts durch Galloway meiſt bis an die iriſche See ziehen. In dieſer Wüſte von Heide und Felſen ſtellt unſer Beſitzthum eine grüne Oaſe vor, einen Raum von geackertem, theilweiſe umzäuntem und geſchmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer

trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern.

Arden von Feversham, Shakspeare's Jugendarbeit. Es ist der ganze reintreue Ernst des Auffassens und Wiedergebens, ohne Spur von Rücksicht auf den Effect, vollkommen dramatisch, ganz untheatralisch.

Shakspeare's trefflichsten Theaterstücken mangelt es hie und da an Facilität: sie sind etwas mehr als sie seyn sollten, und eben deßhalb deuten sie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrscheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher ist das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraschend.

Allen andern Künsten muß man etwas vorgeben, der griechischen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein schönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer ist humoristisch und zart, der Franzosen populär und weinerlich, der Deutschen naiv und realistisch.

Das Absurde mit Geschmack dargestellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Anstrengung, haben wir für uns eine reine dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet: hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beschäftigen. Wir wünschen, daß unsere Rosen- und Gartenbüsche fröhlich heranwachsen, hoffen Gesundheit und eine friedliche Gemüthsstimmung, um uns zu fördern. Die Rosen sind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber sie blühen doch schon in Hoffnung.

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft sind die besten Aerzte für zarte Nerven. Diese tägliche Bewegung, der ich sehr ergeben bin, ist meine einzige Zerstreuung; denn dieser Winkel ist der einsamste in Britannien, sechs Meilen von einer jeden Person entfernt, die mich allenfalls besuchen möchte. Hier würde sich Rousseau ebenso gut gefallen haben als auf seiner Insel St. Pierre.

„Fürwahr, meine städtischen Freunde schreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Gesinnung zu und weissagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher allein zu dem Zweck meine Lebensweise zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir selbst treu bleiben könne. Dieser Erdraum ist unser: hier können wir leben, schreiben und denken, wie es uns am besten däucht, und wenn Zoilus selbst König der Literatur werden sollte.

„Auch ist die Einsamkeit nicht so bedeutend; eine Lohnkutsche bringt uns leicht nach Edinburg, das wir als unser drittisch Weimar ansehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von französischen, deutschen, amerikanischen, englischen Journalen und Zeitschriften, von welchem Werth sie auch seyn mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unserer Höhen entdecke ich, ungefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben, um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch wo gerathe ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungewiß über meine künftige literarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge.

Wir, nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualismus zu einer geschmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einsicht in die wichtigsten Fächer brittischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsere ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete, ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sey. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwiedern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsere wohldenkenden Landsleute, in sofern es nöthig seyn sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt, und gab sodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erschien German Romance in 4 Bänden, wo er aus den Erzählungen und Mährchen deutscher Schriftsteller, als Musäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er seiner Nation am gemäßesten zu seyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburger Zeitschriften, vorzüglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet sind, finden sich nun, außer den schon genannten deutschen Autoren, auch Ernst Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere von verschiedenen Referenten, am meisten aber von unserm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchst wichtig ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß sie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, so wie alsdann über das besondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meisterhaft abzuschließen.

Diese Edinburgh Reviews, sie seyen dem Innern und Allgemeinen oder den auswärtigen Literaturen besonders gewidmet, haben Freunde der Wissenschaften aufmerksam zu beachten: denn es ist höchst merkwürdig, wie der gründlichste Ernst mit der freiesten Uebersicht, ein strenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freisinn in diesen Vorträgen sich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort in demjenigen, was uns hier so nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unsern ethisch-ästhetischen Bestrebungen, welche für einen besondern Charakterzug der Deutschen gelten können, so haben wir uns gleichfalls nach dem umzusehen, was ihnen dort von dieser Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich seit meinem Hierseyn schrieb, ist ein Versuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von diesem Mann gehört, und doch war er einer der entschiedensten Genies; aber in der tiefsten Classe der Landleute geboren und durch die Verwickelungen sonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, so daß, was er wirkte, verhältnißmäßig geringfügig ist; er starb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

„Wir Engländer, besonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter seit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er sey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahre 1759, geboren, und keiner dieser beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären,

oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch, als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt. Das allerliebste Gedicht **John Barley-Corn** war anonym zu uns gekommen und, verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche, unserer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unablässig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voransteht, die uns wenigstens von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die schottische Sprache gerade da hinderlich war, wo er des reinsten natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsere Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühmliche Darstellung auch als unserer Ueberzeugung gemäß unterschreiben können.

In wiefern übrigens unser Burns auch in Deutschland bekannt sey, mehr als das Conversationslexikon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern literarischen Bewegungen in Deutschland unkundig, nicht zu sagen; auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzesten Wege zu weisen: **The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828.** recensirt von unserm Freunde im **Edinburgh Review**, December 1828. Nachfolgende Stellen, daraus übersetzt, werden den Wunsch das Ganze und den genannten Mann auf jede Weise zu kennen hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchst prosaischen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünstigsten Verhältnissen, wo sein Geist, nach hoher Bildung strebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und

trostlosesten Aussichten auf die Zukunft, ohne Fordernuß, als die Begriffe, wie sie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Fergusen und Ramsay, als das Panier der Scheuheit aufgesteckt. Aber unter diesen Lasten versinkt er nicht; durch Nebel und Finsterniß einer so düstern Region entdeckt sein Adlerauge die richtigen Verhältnisse der Welt und des Menschenlebens; er wächst an geistiger Kraft und drängt sich mit Gewalt zu verständiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderstehliche Regsamkeit seines innern Geistes strauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Ansichten, und mit stolzer Bescheidenheit reicht er uns die Frucht seiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann in dessen Herzen die Anlage eines reinen Wissens keimt, die Töne himmlischer Melodien vorklingen, ist die köstlichste Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir sehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles dessen was in uns das Edelste zu nennen ist; sein Leben ist uns ein reicher Unterricht, und wir betrauern seinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte so wie belehrte.

„Selch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzu vornehmer Gleichgültigkeit warf sie ihn aus der Hand als ein Wesen ohne Bedeutung. Es war entstellt und zerstört ehe wir es anerkannten: ein ungünstiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben das menschliche Daseyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung seines eigenen nicht geworden. Das Geschick — denn so müssen wir in unserer Beschränktheit reden — seine Fehler, die Fehler der andern lasteten zu schwer auf ihm, und dieser Geist, der sich erhoben hätte, wäre es ihm nur zu wandern geglückt, sank in den Staub, seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wohl sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und so eine freundlich warme Seele, so voll von eingebornen Reichthümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das späte Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seine Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergötzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr, wie gern mag er in den sausenden Wäldern

dahin wandern: denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik.

„Welch ein warmes allumfassendes Gleichheitsgefühl! welche vertrauensvolle, gränzenlose Liebe! welch edelmüthiges Ueberschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gering und dörfisch, Held vielmehr und Königin: er rühmt sich als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armuth fürwahr ist sein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelsinn, welche unter dem Strohdache wohnen, sind lieb und ehrwürdig seinem Herzen. Und so über die niedrigsten Regionen des menschlichen Daseyns ergießt er die Glorie seines eigenen Gemüths, und sie steigen, durch Schatten und Sonnenschein gesänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche sonst die Menschen kaum in dem Höchsten erblicken.

„Hat er auch ein Selbstbewußtseyn, welches oft in Stolz ausartet, so ist es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes mißlaunisches Gefühl, ein freies und geselliges. Dieser poetische Landmann beträgt sich, möchten wir sagen, wie ein König in der Verbannung: er ist unter die Niedrigsten gedrängt und fühlt sich gleich den Höchsten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen streitig mache. Den Zudringlichen kann er abstoßen, den Stolzen demüthigen; Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeschlecht haben bei ihm keinen Werth. In diesem dunkeln Auge ist ein Feuer, woran sich eine abwürdigende Herablassung nicht wagen darf; in seiner Erniedrigung, in der äußersten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majestät der Poesie und Mannheit. Und doch, so hoch er sich über gewöhnliche Menschen fühlt, sondert er sich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Interesse Theil, ja er wirft sich in ihre Arme, und wie sie auch seyen, bittet er um ihre Liebe. Es ist rührend zu sehen, wie in den düstersten Zuständen dieses stolze Wesen in der Freundschaft Hülfe sucht, und oft seinen Busen dem Unwürdigen aufschließt, oft unter Thränen an sein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundschaft nur als Namen kennt. Doch war er scharf- und schnellsichtig, ein Mann vom durchdringendsten Blick, vor

welchem gemeine Verstellung sich nicht bergen konnte. Sein Verstand sah durch die Tiefen des vollkommensten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in seinem Herzen. So zeigte sich dieser Landmann unter uns: eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinsten Winde berührt, ihn zu gesetzlicher Melodie verwandelten. Und ein solcher Mann war es für den die Welt kein schicklicher Geschäft zu finden wußte, als sich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Accise auf den Talg zu berechnen und Bierfässer zu visiren. In solchem Altmühen ward dieser mächtige Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen verübergehen, ehe uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinn auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserm Freunde so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme erwiesen, so wäre es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir Gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe hochlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahre 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged. For W. H. Koller and Jul. Gahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur, in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so, daß man in allen Fächern übersehen könne was dort geleistet werden, um sowohl den Gelehrten, den denkenden Leser, als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und

zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literater, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Katalog aufschlagen um zu forschen, ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke, mit andern verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen seyn zu erfahren, wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne setze, und sie werden nichts verabsäumen, um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und dasselbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksieht, hierdurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere, so erlaube er mir einige seiner neuesten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22. December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweitenmal den Briefwechsel gelesen, und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das **Foreign Review**. Es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden, und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark seyn; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige

Haß wird sich in gegenseitige Hülfleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde seyn."

Wenn uns nach allem diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen, so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei brittischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft auch unter einander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

German Romance.

Volumes IV. Edinburgh 1827.

1827.

Um den Sinn dieses Titels im Deutschen wieder zu geben, müßten wir allenfalls sagen: Musterstücke romantischer, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutscher Autoren, welche sich in diesem Fache hervorgethan haben; sie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Musäus, Tieck, Hoffmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier anmuthiger Sprache. Merkwürdig sind die einem jeden Autor vorgesetzten Notizen, die man, so wie die Schiller'sche Biographie, gar wohl rühmen, auch unsern Tagsblättern und Heften zu Uebersetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa schon uns unbewußt geschehen ist, empfehlen darf. Die Lebenszustände und Ereignisse sind mit Sorgfalt dargestellt und geben

von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung desſelben auf ſeine Schriften genugſame Vorkenntniß. Hier ſowohl wie in der Schiller'ſchen Biographie beweiſt Herr Carlyle eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem deutſchen poetiſch-literariſchen Beginnen; er giebt ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, jeden an ſeiner Stelle, und ſchlichtet hierdurch gewiſſermaßen den Conflict, der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich iſt: denn leben und wirken heißt eben ſo viel als Partei machen und ergreifen. Niemand iſt zu verdenken, wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm ſeine Exiſtenz ſichert, und einen Einfluß verſchafft, der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt ſich nun hierdurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunſt und Nebel ſich ſetzen, zerſtreuen und verſchwinden, und ſieht jene fernen Regionen vor ſich aufgeklärt mit ihren lichten und beſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe, wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt ſind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeſchrieben, eingeſchaltet ſtehen, ſollte man auch finden, daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich geſteht, daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erſonnen, wird man durch Nationalität und Perſönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchſcheinen ſehen.

Da nun auch im praktiſchen Lebensgange ein gleiches obwaltet, und durch alles irdiſch Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigennützige, Lügenhafte ſich durchſchlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, ſo iſt zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch ſich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß iſt es, was die übrigen ſich anzueignen haben. Die Beſonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um ſie ihr zu laſſen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer

Von der beſten Geſellſchaft ſagte man: ihr Geſpräch iſt unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte ſagte jemand, es habe mehr Energie als Enthuſiasmus, mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poeſie und im Ganzen etwas Männliches.

Es iſt nichts ſchrecklicher als eine thätige Unwiſſenheit.

Schönheit und Geiſt muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Myſticismus iſt die Scholaſtik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man ſchont die Alten, wie man die Kinder ſchont.

Der Alte verliert eins der größten Menſchenrechte, er wird nicht mehr von ſeines Gleichen beurtheilt.

Es iſt mir in den Wiſſenſchaften gegangen wie Einem der früh aufſteht, in der Dämmerung die Morgenröthe, ſodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie ſie hervortritt, geblendet wird.

Man ſtreitet viel und wird viel ſtreiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir iſt klar: ſchaden wird ſie wie bisher, dogmatiſch und phantaſtiſch gebraucht; nutzen wie bisher, didaktiſch und gefühlvoll aufgenommen.

Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Vortreffliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studirt, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Uebersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht, und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht; denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Uebersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran sagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in seiner eigenen Sprache." So ist jeder Uebersetzer ein Prophet in seinem Volke. Luthers Bibelübersetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn schon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort dringt und mäkelt. Und was ist denn das ganze ungeheure Geschäft der Bibelgesellschaft anderes, als das Evangelium einem jeden Volke in seine Sprache und Art gebracht zu überliefern?

Wallenstein.

From the German of Fr. Schiller. Edinburgh 1827.

1828.

Wenn ich oben (S. 392) durch ein poetisches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Uebersetzungen unserer dichterischen Arbeiten jederzeit erregen müssen, so wird man mir gern zugestehen, daß ich bei einer Uebersetzung Wallensteins eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieser höchst bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfasser nicht von der Seite. Er hatte die Gabe über das was er vorhatte, ja so eben arbeitete, sich mit Freunden besprechen zu können.

Ein wunderbares Nachgeben und Beharren lag in der Natur seines ewig reflectirenden Geistes; es störte seine Productien keineswegs, sondern regelte sie und gab ihr Gestalt, wie aus unserer durch zehn Jahre geführten Correspondenz nächstens zu ersehen seyn wird.

Brachte ich nun, nach seiner Vollendung, dieses dreifache Werk gemeinschaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Proben, die Mühseligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erscheinung gelangte; wohnte ich so mancher Vorstellung in kritisch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauspielers individuellem, nicht immer rein correspondirendem Sprachton mir vor die Ohren; wußte ich das Gedicht auswendig, so wird man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, so daß ich es in vielen Jahren weder wiedersehen noch lesen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakspeare's entgegen; die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterseelen ging mir lebhaft auf; es war das erste frische wieder, dasselbe in einem andern, und so neu, daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff, und die innerlichste Rührung hervorbrachte. Die Vorrede ist höchst bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schiller'schen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu übersetzen wagt, giebt er historische Kenntniß, den Schlußgesang aber übersetzt er, und wir vernehmen ihn aufs neue in fremder Sprache eben so aufregend, wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review, Foreign- und Foreign Quarterly Reviews.

1828.

Des Edinburgh Review, sodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir dießmal nur flüchtig erwähnen.

Diese Zeitschriften, wie sie sich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gewissen allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede seyn könne, die Nationen sollen übereinstimmen, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen,

sich einander wenigstens dulden lernen. Wenn nun dießmal mehrere Gesellschaften, welche die brittischen Inseln mit dem Ausland bekannt zu machen die Absicht haben, in sich selbst wirklich übereinstimmend erfunden werden, so erfahren wir Ausländer dadurch, wie man dort gesinnt ist, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen gestehen wir gern, daß sie höchst ernst, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Resultat seyn, daß wir über unsere eigene kaum vergangene Literatur, die wir gewissermaßen schon beseitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzustellen genöthigt werden. Bemerkenswerth ist besonders die berühmte Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier, worin derselbige wirkt, bei dieser Gelegenheit zu überschauen.

Von Wilhelm Hoffmanns Werken ausgehend, sprechen sie von der Zulässigkeit des Uebernatürlichen in erfundenen Dichtungen (on the Supernatural in fictitious Compositions). Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beispiele, die Theilnahme Bouterweks durch freundschaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus, von Klingemann, giebt Gelegenheit das neuere deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen.

Victor Cousins philosophische Fragmente geben Anlaß, ungünstig von der deutschen Philosophie überhaupt zu sprechen, und sich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutschen Reisenden veranlassen den Referenten auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutschland gern als eine große Einheit sehen möchten und als Mittelpunkt derselben uns eine große Hauptstadt wünschen. Bei den Assassinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu sehr als Parteischriftsteller auftrete und den Widerwillen gegen die neuesten geheimen Gesellschaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufsatz, der von einigen Schriften, welche Franz Horn angehören, ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise, die Labyrinthe deutscher Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen. Werners Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben; aber wir gestehen gern, daß uns der Muth fehlte jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen,

Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menſchlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals hiſtoriſch-kritiſch gelaſſenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handlungsweiſe jener Kunſtrichter fordert in vielfachem Sinne unſere Aufmerkſamkeit. Bei mannichfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinſtimmenden Urtheile auf eine, wo nicht geſchloſſene Geſellſchaft, doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weiſe herangewachſener Zeitgenoſſen. Bewundernswürdig iſt der redliche Fleiß, ſind die ſorgfältigen Bemühungen, die ſie anwenden, ſich in unſern verwickelten äſthetiſch-literariſchen Zuſtänden umzuſchauen, ſie von einem höhern Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken, daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. Juli 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieſer Zeitſchrift die ſittlich-äſthetiſchen Bemühungen der Deutſchen aufgenommen und angeſehen ſind. Der Referent dieſes Faches iſt ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns ſelbſt und andere verdanken werden.

In dem erſten Aufſatz, überſchrieben: **On the Supernatural in fictitious Compositions.** welches wir überſetzen möchten, das **Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen**, hat er von den Werken unſeres Hoffmann den Anlaß genommen ſeine Gedanken auszuſprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geſchichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geiſt gebracht wird; ſodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer verſchreite, bis ſie endlich, wenn ſie keine höhere bändigende Kunſt anerkennt, ſich ganz und gar ins Falſche verliert, das Gräßliche, Schreckliche ins Unnatürliche und Unmögliche ſteigert und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat eine eigene Art von Kritik: es iſt dieſelbe welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenſtände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet und ſie eben dadurch

jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmanns talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen auf den Tod gefolterten Wesens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen ist: „Wir müssen uns von diesen Raserein lossagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen.“

Hören wir ihn ferner: „Es ist unmöglich Mährchen dieser Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es sind nicht die Gesichte eines poetischen Geistes, sie haben kaum so viel scheinbaren Gehalt, als den Verrücktheiten eines Mondsüchtigen allenfalls zugestanden würde; es sind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen, kranken Gehirns, denen wir, wenn sie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltsames überraschen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit widmen können. Fürwahr, die Begeisterungen Hoffmanns gleichen oft den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes, als des Kritikers fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er seiner Einbildungskraft ernster geboten hätte, ein Schriftsteller der ersten Bedeutung geworden wäre, so dürfte er doch, indem er dem kranken Zustand seines zerrütteten Wesens nachhängt, jener gränzenlosen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffassungen als anheim gegeben erscheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu besiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und sonstige Reinigungen, verbunden mit gesunder Philosophie und überlegter Beobachtung, würden unsern Hoffmann, wie jenen bedeutenden Schriftsteller, zu einem gesunden Geisteszustand wieder zurückgebracht haben, und seine Einbildungskraft, in einem gleichen und stetigen Flug sich bewegend, hätte vielleicht das höchste Ziel poetischer Kunst erreicht. Seine Werke jedoch, wie sie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muster der Nachahmung aufzustellen seyn, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anschaulich machen, wie die fruchtbarste Einbildungskraft erschöpft werden kann durch einen leichtsinnigen Verschwendungstrieb des Besitzers.“

Wir können den reichen Inhalt dieses Artikels unsern Lesern nicht genugsam empfehlen: denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen,

und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft wurden!

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Literatur ausschließen kann und soll, so besteht denn doch das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß wenn irgend eine Art von wunderlicher Composition sich hervorthut, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen nach sich reißt.

Würden vorzügliche Geister sich auf mehr als Eine Weise versuchen, so würden sie sich und andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geist eben so vielseitig wirksam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umsicht gewinnt.

Daß eine gewisse humoristische Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusine ein Zeugniß zu geben getrachtet; er hütete sich aber den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist als man denkt.

In diesem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimm'schen Kindermährchen zu empfehlen, wo der naturfeste Bauerjunge, der immer von Schaudern (Grufeln) hört und, höchst neugierig was denn das eigentlich für eine Empfindung sey, die gespensterhaftesten Abenteuer mit realistischer Gemüthsruhe besteht, und durch eine Reihe der fürchterlichsten Zustände hindurch, bei welcher dem Leser wirklich schaudert, seinen reinen Prosaismus bewährt, einen Tod- und Teufelsspuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchsten Glück sich nicht beruhigen kann, daß ihm eine solche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich durch einen absurden Weiberspaß belehrt wird, was denn eigentlich Schaudern sey.

Der Gegensatz von Aeußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüstlichem, gesundem Sinn und gespenstischem

Trug kann nicht beſſer dargeſtellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weiſe zu beruhigen iſt, finden wir meiſterhaft erfunden, und ſo platt die Auflöſung ſcheinen mag, getrauen wir uns doch ſie als höchſt geiſtreich anzurühmen.

Whims and Oddities.

1827.

Dieß Werk, deſſen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu überſetzen wäre, läßt ſich ſchwer beurtheilen. Zuvörderſt wird der Leſer dadurch äußerſt irre, daß die eingeſchalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und proſaiſchen Aufſätze, denen ſie beigegeben ſind, wirklichen Bezug haben; man ſucht im Texte Uebereinſtimmung mit den Bildern, und findet keine; ein andermal gehören ſie wieder ganz eigentlich zuſammen, und es brauchte Zeit, bis man hierüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoriſten rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt ſich nach allen Seiten hinzudeuten, ſich in Anſpielungen zu ergehen, welche der continentale Leſer wohl ſchwerlich alle ſich zurecht legen könnte. Mannichfaltige Stellen ſo verſtorbener als lebender Poeten und Schriftſteller aller Art, beſonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in ſeinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in ſolchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, ſo geſteht man dem Autor, wie dem Skizziſten, Geiſt und Talent ſehr gerne zu. Die proſaiſchen Aufſätze ſind lebhaft humoriſtiſch, aber mäßig, nicht fratzenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetiſchen Sinn, aber man freut ſich an einem klaren, freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav iſt er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Gicht weiß er recht gut zu malen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt alles, ſelbſt was ſich zum Erhabenen hinneigt, ins Abſurd-Poſſenhafte, welches denn beim erſten Aufſchlagen ſogleich einem jeden Leſer zum voraus angekündigt iſt.

IV.

Italiäniſche Literatur.

Don Ciccio.

1815.

Nachdem das Morgenblatt diesen, in der geheimen italiänischen Litteratur sehr berüchtigten Namen einmal ausgesprochen, so wird es nicht unwillkommen seyn das Nähere von ihm und seinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu seiner Schmach vielbesungenen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca: sein Widersacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Prosa und Versen berühmt, Mitglied der vornehmsten Gesellschaften in Italien, besonders der Arcadier.

Lazzarelli, geboren im Jahre 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort, und ergab sich der Rechtsgelehrtheit, welche er in der römischen Curie, als Auditor des Cardinals Cardegna, praktisch ausübte. Allein seine Familie zu erhalten, kehrte er ins Vaterland zurück, bekleidete manche öffentliche Aemter, und zuletzt das wichtigste eines Gonfaloniere; doch begab er sich aufs neue in ausländische Dienste und trieb die Geschäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu seinem Rath und Secretär und endlich zum Präfecten der Residenz, wo er, stets in gutem Verhältniß zu seinem Fürsten und den berühmtesten Literatoren, 1693 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernsten und schönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergestalt. Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmuthige und gefällige Manieren, eine wunderfam kluge, gelehrte und erheiternde

Große, von Ewigkeit her, oder in der Zeit entwickelte, urſprüngliche Kräfte wirken unaufhaltſam, ob nutzend oder ſchadend, das iſt zufällig.

Die Idee iſt ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen, iſt nicht wohlgethan. Alles was wir gewahr werden und wovon wir reden können, ſind nur Manifeſtationen der Idee; Begriffe ſprechen wir aus, und inſofern iſt die Idee ſelbſt ein Begriff.

Im Aeſthetiſchen thut man nicht wohl, zu ſagen: die Idee des Schönen; dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben und dieſer Begriff kann überliefert werden.

Die Manifeſtation der Idee als des Schönen iſt eben ſo flüchtig, als die Manifeſtation des Erhabenen, des Geiſtreichen, des Luſtigen, des Lächerlichen. Dieß iſt die Urſache, warum ſo ſchwer darüber zu reden iſt.

Recht äſthetiſch-didaktiſch könnte man ſeyn, wenn man mit ſeinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorüberginge, oder es ihnen zubrachte im Moment, wo es culminirt und ſie höchſt empfänglich ſind. Da aber dieſe Forderung nicht zu erfüllen iſt, ſo müßte der höchſte Stolz des Katheder-lehrers ſeyn, die Begriffe ſo vieler Manifeſtationen in ſeinen Schülern dergeſtalt zum Leben zu bringen, daß ſie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfanglich würden, um es mit Freuden aufzufaſſen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß ſie es merkten und wußten, wäre ſomit

Unterhaltung; ſeine Lebensart, ſeine Religion, Nächſtenliebe und Pflicht befolgung wurden ohne Ausnahme gerühmt.

Als er im Gericht zu Macerata ſaß, war Arrighini ſein vertrauter College; worüber ſie ſich aber bis auf den Grad des ſeltſamſten Haſſes entzweit, iſt nicht bekannt geworden; genug, in dem Werke:

La Cicceide.

legittima di Giov. Francesco Lazzarelli.

Edizione accresciuta.

Amsterdam MDCCLXXX.

finden ſich 330 Sonette, welche alle damit ſchließen, daß Don Ciccio ein N. N. ſey. Hierauf folgen 80 Gedichte, zum Theil gleichfalls Sonette, ſämmtlich zu demſelben löblichen Zweck beſtimmt; das vorletzte iſt nach dem Tode des Ciccio und das letzte von dem Verfaſſer aus dem Fegfeuer datirt. Auch dieſe Zugabe iſt von gleichem, unverwüſtlichem Humor und poetiſchem Werth.

Nun glauben wir aber unſern Leſern eine Entwickelung ſchuldig zu ſeyn, wie es möglich geweſen eine ſolche Maſſe von Schmähgedichten, wohlgezählt 410, auf einen einzigen Mann auszuſchütten, der kein verdienſtloſer, ſchlechter Menſch, aber wohl eine ungeſchickte, zudringliche, anmaßliche Perſon geweſen ſeyn mag. Hätte nun der Dichter ſeinen Haß bloß verneinend ausgeſprochen, ſeinen Gegner nur geſcholten, ihm durch Verkleinerungen allen Werth und Würde zu rauben geſucht, ſo wäre es ihm ſchwerlich geglückt den Leſer anzuziehen und feſtzuhalten. Da er aber glücklicherweiſe verſteht ſeinen Schalkheiten poſitiven Gehalt zu geben, ſo bringt er uns jedesmal Gewinn, beſticht und nöthigt uns auf Unkoſten ſeines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege ihm jedoch dieſes gelingt, wird nunmehr umſtändlicher auseinander zu ſetzen ſeyn.

Lazzarelli hatte das Glück in die Epoche einer ſehr hohen, aber auch zugleich freien und loſen Cultur zu fallen, wo es erlaubt iſt die würdigſten Gegenſtände der nächſtvergangenen Zeiten parodiſtiſch zu benutzen. Die Sonette fallen in die Jahre 1683, 84, unter die Regierung Innocenz XI., die keineswegs bigott war. Ihn ſieht man ausgerüſtet mit allem, was Alterthum und Geſchichte darbietet, was ein kirchliches und politiſches Leben mittheilt, was Künſte ſpielend überliefern, und

woron die Wiſſenſchaft entweder ſchon vollſtändige Kenntniß giebt oder doch die erſten Blicke gewährt. Gelehrſamkeit, Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Aeußerungen, alles findet ſich beiſammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus welchen der Verfaſſer ſeinen Muthwillen auferbaut; genug, nicht allein italiäniſche Kenner und Naturforſcher, ſondern auch franzöſiſche behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur geſprochen, Homer ſie nicht ſchöner beſchrieben habe.

Ohne in ein ſolches unbedingtes, vielleicht manchem übertrieben ſcheinendes Lob gerade einzuſtimmen, will ich verſuchen ferner abzuleiten, wie unſerm Autor daſſelbe zu Theil werden konnte.

Außer jenen ſchon zugeſtandenen großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer ausreichenden theoretiſchen und praktiſchen Bildung genoß der Verfaſſer des noch größern Nationalvorzugs, einer lebendigen Weltanſchauung. Der Italiäner, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt, erſt ſpielend, dann heiter, dann ernſt, alle die unendlichen Abſtufungen, in welchen die bürgerliche Geſellſchaft ſich um ihn her bewegt. Alles was dem Menſchen die Natur, was ihm Zuſtand und Ausbildung giebt, regt ſich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchſten Zweige der Verfaſſung, alle Functionen des Religionscultus und der Gerichtspflege, ſich am hellen Tage, in der freien Luft, vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, ſo begreift man, was da zu ſehen, zu bemerken und zu lernen iſt. Der Bettler wie der Marcheſe, der Mönch wie der Cardinal, der Betturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künſtler, alle treiben ihr Weſen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urtheilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen ſo ſcharfen Blick zu bemerken, wenn einer etwas Ungeſchicktes zu ſeinem Schaden oder etwas Kluges zu ſeinem Nutzen unternimmt, wovon der ſicherſte Beweis iſt, daß der größte Theil ihrer Sprüchwörter aus ſolchen ſtrengen und unbarmherzigen Bemerkungen entſtanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiäner, welches von allen Reiſenden gekannt, von allen Reiſebeſchreibern bemerkt iſt, bringt ein heiteres, glänzendes Weſen in ihre Literatur; ja die italiäniſchen Schriftſteller ſind ſchwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Proſaiſten werden Poeten, ehe man ſich's verſieht, weil ſie dasjenige, was mit dem Dichter

geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der zweiten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebaren können.

Hieraus läßt sich einsehen, warum es bei dem Deutschen gerade das Umgekehrte ist, und warum wahrhaft poetische Naturen unserer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges prosaisches Ende nehmen.

Jenes Auffassen der Italiäner auf ein geschicktes oder ungeschicktes Betragen giebt gerade unserm Lazzarelli sehr viel Waffen gegen seinen Gegner. Dieser mag von der Mutter Natur an Gestalt nicht begünstigt, in seinem Betragen nicht angenehm gebildet, in seinen Unternehmungen schwankend und unsicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit widerwärtig, und mehr verworren als klar gewesen seyn: dieses alles weiß nun sein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, so genau und bestimmt zu zeichnen, daß man einen zwar nicht verdienstlosen, aber doch dämischen Menschen vor sich zu sehen glaubt, ja den Griffel anfassen möchte, um die Caricatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu sprechen, theils bei dieser Gelegenheit vergleichungsweise zu berühren; doch ersparen wir dieß auf andere Zeit, und bemerken nur noch folgendes.

In der ersten Lust, als der Verfasser ein ganzes Jahr mit täglichen Invectiven auf seinen Widersacher anfüllte, mag er mit Abschriften nicht karg gewesen seyn, wie denn mehrere Sonette an benannte Personen als Zeugen der Absurdität des Don Ciccio gerichtet sind; hieraus mögen Sammlungen entstanden seyn, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranstaltet worden. Hierüber beklagt er sich, besonders über fremden Einschub, wahrscheinlich um sich gegen die verfänglichsten Stellen zu verwahren; späterhin giebt er die Gedichte selbst heraus, jedoch mit falschem Verlegernamen und Druckort: Paris, bei Claudius Rind. Beide Ausgaben sind uns nicht zu Augen gekommen; die dritte obgemeldete hingegen scheint sorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrscheinlich auch in Italien. Diese ist noch im Buchhandel zu finden, und keinen geistreichen Freund der italiänischen Literatur wird es gereuen sie in seine Handbibliothek aufgenommen zu haben.

Dante.

1826.

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemüthseigenschaften Dante's werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich ins Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte; deßhalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, sondern auf eine oder andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umgränzen hilft. Der Uebersetzer (Streckfuß) nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt, und was zu dessen Darstellung erforderlich war, in seiner Sprache und seinen Reimen zu leisten gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

Die ganze Anlage des Dante'schen Höllenlocals hat etwas Mikromegisches und deßhalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefsten Abgrund soll man sich Kreis in Kreisen imaginiren; dieses giebt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer wie es seyn möchte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt, indem man ja von oben herein alles bis in die Arena und diese selbst überblickt. Man beschaue das Gemälde des Orgagna und man wird eine umgekehrte Tafel des Cebes zu sehen glauben, statt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung ist mehr rhetorisch als poetisch; die Einbildungskraft ist aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, so werden wir durch den seltsamsten Reichthum der einzelnen Localitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Hier, bei der strengsten und deutlichsten Ausführung der Scenerie, die uns Schritt für Schritt die Aussicht benimmt, gilt das was ebenmäßig von allen sinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Personen

selbst, deren Strafen und Martern zu rühmen ist. Wir wählen ein Beispiel, und zwar den zwölften Gesang:

Raubfelsig war's da wo wir niederklommen,
Das Steingehäuf' den Augen übergroß;
So wie ihr dieser Tage wahrgenommen
Am Bergsturz diesseits Trento, der den Schooß
Der Etsch verengte, niemand konnte wissen
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß?
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Haug bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen,
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt. — —
So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich, schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: In düstersten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth; sie trieb ich in die Schranken.
Allein vernimm! Als in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher eh der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die grause Finsterniß,
Daß ich die Meinung faßte, Liebe zücke
Durchs Weltenall und stürz' in mächt'gen Riß
Ins alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang festgeruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderst muß ich nun folgendes erklären. Obgleich in meiner Originalausgabe des Dante (Venedig 1739) die Stelle e quel bis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch bloß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, raubfelsig (alpestro), aber

das ist dem Dichter nicht genug gesagt; das Besondere daran (per quel ch' iv' er' anco) war so schrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher um sich und andern nur einigermaßen genug zu thun, erwähnt er, nicht sowohl gleichnißweise als zu einem sinnlichen Beispiel, eines Bergsturzes, der wahrscheinlich zu seiner Zeit den Weg von Trento nach Verona versperrt hatte. Dort mochten große Felsenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch scharf und frisch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, sondern so, daß die einzelnen großen Stücke bebelartig aufruhend durch irgend einen Fußtritt leicht ins Schwanken zu bringen gewesen. Dieses geschieht denn auch hier als Dante herabsteigt. Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Christi Höllenfahrt, um nicht allein diesen Sturz, sondern auch noch manchem andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Ursache zu finden.

Die Wanderer nähern sich nunmehr dem Blutgraben, der bogenartig, von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen ist, wo Tausende von Centauren umhersprengen und ihr wildes Wächterwesen treiben. Virgil ist auf der Fläche schon nah genug dem Chiron getreten, aber Dante schwankt noch mit unsicherem Schritt zwischen den Felsen. Wir müssen noch einmal dahin sehen; denn der Centaur spricht zu seinen Gesellen:

Bemerkt! der hinten kommt, bewegt
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt.

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsensturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sey?

In den übrigen Gesängen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Ausmalen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und verweisen. Solche Parallelstellen machen uns mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dante's auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des lebendigen Dante und der abgeschiedenen Todten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

Klassiker und Romantiker in Italien,

sich heftig bekämpfend.

1818.

Romantico' den Italiänern ein seltsames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter deutschen Künstlern allenfalls üblich, macht in der Lombardei, besonders in Mailand, seit einiger Zeit großes Aufsehen. Das Publicum theilt sich in zwei Parteien, sie stehen schlagfertig gegen einander, und wenn wir Deutschen uns ganz geruhig des Adjectivums romantisch dabei bedienen, so werden dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Kriticismus zwei unversöhnliche Secten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, da unsere romantischen Dichter und Schriftsteller die Mitwelt für sich haben, und es ihnen weder an Verlegern noch Lesern fehlt, da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind, und beide Theile sich schon zu verständigen anfangen, so können wir mit Beruhigung zusehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand ist aber vorzüglich geeignet ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil daselbst mehr Literatoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beisammen finden, die, bei ermangelnden politischen Händeln, nunmehr literarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieser wichtigen Stadt zuerst eine solche Bewegung entstehen, da man sich daselbst von deutscher Sprache und Bildung, bei so naher Nachbarschaft und mannichfaltigen Handelsverhältnissen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die sich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herschreibt, in großer Verehrung stehe, läßt sich gar wohl denken, ja, daß man auf diesem Grunde, worauf man sich erbaut, nun auch allein und ausschließlich zu ruhen wünscht, ist der Sache ganz gemäß; daß diese Anhänglichkeit zuletzt in Starrsinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entschuldigen. Haben doch die Italiäner in ihrer eigenen Sprache einen solchen Streit, wo eine Partei an Dante und den früheren, von der Crusca citirten Florentinern festhält, neuere Worte und Wendungen

aber, wie sie Leben und Weltbewegung den jüngeren Geistern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgesprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt zuletzt in Gefahr das Entschlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen bringt jederzeit einen revolutionären Uebergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen ist, so daß es sich vom Alten losreißt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf sich bestrebt das Alterthum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte durch gefällige Abspiegelung näher zu rücken, da finden sich große Schwierigkeiten; demjenigen Künstler dagegen wird es leicht, der sich umthut, was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wonach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen liegt? Und dann ist er ja selbst ein Moderner, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen; seine Ueberzeugung schließt sich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freien Lauf, und es ist kein Zweifel, daß er den größten Theil des Publicums mit sich hinreißen werde.

Bei uns Deutschen war die Wendung ins Romantische aus einer erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung durch christlich-religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt; worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiösen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi; ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni sodann, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels, Carmagnola, hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung

des Worts poetisch und Ideen über den Styl geschrieben hat, die noch nicht im Publicum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten, so wie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen Philosophie gewidmet, deutsch deßhalb gelernt und sich den Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutsche Philosophen studirt, so wie unsere vorzüglichsten Dichter; von diesem hofft man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse aufklären werde, die sich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem, und Cajus Gracchus, Uebersetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der classischen Seite. Seine Freunde und Verehrer stehen dagegen für die romantische Partei und versichern, seine eigenen besten Werke seyen romantisch, und bezeichnen solche namentlich, worüber der kostbare Mann, höchst verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falsche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verläugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Eben so wenig können wir die Bildung verläugnen, die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

In wiefern nun die italiänischen Theoretiker sich in Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu: denn weil, wie nicht zu läugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles, was dunkel, albern, verworren,

unverſtändlich iſt, romantiſch nennt; hat man ja auch in Deutſchland den edelſten Titel eines Naturphiloſophen frecher Weiſe zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deßhalb ſehr wohl, wenn wir auf dieſe Ereigniſſe in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unſer vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns, nach wie vor, innerhalb unſeres eigenen Cirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete, liebenswürdige Geiſter noch unternehmen, die, mit geſitteten und ſchicklichen Manieren, die verſchiedenen Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunkt zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der Vermittler heißen ſollte, deſſen Programm aber ſchon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde: indeſſen das Publicum, nach ſeiner löblichen Art, über beide Meinungen ſpottet, und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müſſen die Romantiker auch dort in kurzem die meiſten Stimmen für ſich haben, da ſie ins Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenoſſen ſeiner ſelbſt machen, und ihn alſo in ein behagliches Element verſetzen. Wobei ihnen denn ein Mißverſtändniß zu gute kommt, daß man nämlich alles, was vaterländiſch und einheimiſch iſt, auch zum Romantiſchen rechnet, und zwar deßhalb, weil das Romantiſche an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Mutterſprache, Landesgeſinnung als höchſt lebendig und religiös erſcheinen muß. Wenn man z. B. anfängt Inſchriften, ſtatt wie bisher in lateiniſcher Sprache, nunmehr in italiäniſcher zu verfaſſen, allgemeiner Verſtändlichkeit willen, ſo glaubt man dieſes auch dem Romantiſchen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter dieſem Namen alles begriffen ſey, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich iſt uns ein Beiſpiel gegeben, daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengeſetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantiſche unſeren Sitten nicht näher liegt als Griechiſches und Römiſches.

1819.

Der ſo eben mitgetheilte Aufſatz war ſchon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt. Nun ſind aber zeither, außer dem

die Grundidee, woraus Alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für eine Manifestation des Urwesens, oder doch nur für wenige empfänglich sind, und das ist schon genug. Das Talent entwickelt im Praktischen alles und braucht von den theoretischen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen: der Musicus kann ohne seinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

Man soll sich alles praktisch denken und deßhalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifestationen der großen Idee, insofern sie durch Menschen zur Erscheinung kommen sollen, auf eine gehörige Weise in einander wirken. Malerei, Plastik und Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künstler, zu dem einen berufen, sich hüten, von dem andern beschädigt zu werden: der Bildhauer kann sich vom Maler, der Maler vom Mimiker verführen lassen und alle drei können einander so verwirren, daß keiner derselben auf den Füßen stehen bleibt.

Die mimische Tanzkunst würde eigentlich alle bildenden Künste zu Grunde richten und mit Recht. Glücklicherweise ist der Sinnenreiz, den sie bewirkt, so flüchtig, und sie muß, um zu reizen, ins Uebertriebene gehen. Dieses schreckt die übrigen Künstler glücklicherweise sogleich ab; doch können sie, wenn sie klug und vorsichtig sind, viel dabei lernen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 0382/193

angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung unsern Lesern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwischenzeit von andern etwas hierüber ins Publicum gebracht worden, ist uns unbekannt geblieben; wir jedoch glauben unsere Pflicht deßhalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, sie sey von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man erst wissen, was diesen außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neuern Mailändischen Schriften also mögen wir mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so können wir doch nicht klar einsehen, warum und wozu sie geschrieben sind? was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse giebt und ihn lebendig erhält? Wenigstens wüßten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im Vorstehenden schon geäußert worden, und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große herrliche Stadt, die sich vor kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in ihrem Busen, der köstlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, so mannichfaltig lebendige Kunsterzeugnisse, von denen wir guten Deutschen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, sondern sie, den Franzosen ähnlich, doch liberaler, ihre Darstellungen in verschiedene Rubriken. Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe sind abgesonderte, obgleich in einander greifende Kunstfächer, deren jedem das Publicum und, insofern er zum Worte kommt, der Theorist innerhalb gewisser Begränzungen eigene, besondere Rechte und Befugnisse zugesteht. Hier sehen wir verboten was dort erlaubt, hier bedingt was dort frei gegeben ist. Aber alle diese Meinungen und Urtheile sind auf unmittelbare Anschauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und so sprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder befangen, leidenschaftlich hin und wieder über allgemein bekannte Mannichfaltigkeiten des Tages. Hieraus sieht man denn, daß nur der Gegenwärtige,

Mitgenießende allenfalls mitzuurtheilen hätte; und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zuſtandes hineinſpringt und ſeine Anſichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl ſchwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni iſt es ſchon ein etwas anderer Fall. Wenn ſich über mannichfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menſchen entzweien, ſo vereinigt Religion und Poeſie auf ihrem ernſten, tiefern Grunde die ſämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraſchend, obgleich nicht fremdartig.

Wir geſtehen Herrn Manzoni wahres poetiſches Talent mit Vergnügen zu: Stoff und Bezüge ſind uns bekannt, aber wie er ſie wieder aufnimmt und behandelt, erſcheint uns neu und individuell.

Es ſind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferſtehung, das Grundergebniß der chriſtlichen Religion, das eigentlichſte Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchſt anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menſchengeſchlechts. Die Paſſion, als Nacht und Finſterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit ſich einen Augenblick zu unſerm Heil verſenken mochte.

Dieſe vier Hymnen ſind verſchiedenen Ausdrucks und Tons, in verſchiedenen Sylbenmaßen abgefaßt, poetiſch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrſcht ſie alle; aber eine gewiſſe Kühnheit des Geiſtes, der Gleichniſſe, der Uebergänge zeichnen ſich vor andern aus, und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfaſſer erſcheint als Chriſt ohne Schwärmerei, als römiſch-katholiſch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter ſich nicht zeigen; dieſer wendet ihn aber auf eine anmuthige Weiſe, gegen die Kinder Iſrael, denen er freundlich vorwirft, Maria ſey doch aus ihrem Stamme geboren, und ſie wollten allein einer ſolchen Königin die Huldigung verſagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Dieſe Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenſtand, ſo oft er behandelt, eine Sprache, wie ſie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder friſch und neu erſcheinen, ſobald ein friſcher jugendlicher Geiſt ſie ergreifen, ſich ihrer bedienen mag.

Il conte di Carmagnola.

Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

1820.

Dieses Trauerspiel, welches wir schon früher angekündigt, verdient auf jede Weise nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang seiner Vorrede wünscht der Verfasser jeden fremden Maßstab beseitigt, worin wir mit ihm vollkommen übereinstimmen, indem ein ächtes Kunstwerk, so wie ein gesundes Naturproduct, aus sich selbst beurtheilt werden soll. Ferner giebt er an, wie man bei einer solchen Schätzung verfahren müsse. Zuerst solle man untersuchen und einsehen, was denn eigentlich der Dichter sich vorgesetzt; sodann scharf beurtheilen, ob dieses Vornehmen auch vernünftig und zu billigen sey, um endlich zu entscheiden, ob er diesem Vorsatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichsten Begriff von Herrn Manzoni's Absichten zu verschaffen gesucht; wir haben dieselben löblich, natur- und kunstgemäß gefunden, und uns zuletzt, nach genauester Prüfung, überzeugt, daß er sein Vorhaben meisterhaft ausgeführt. Nach dieser Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten, mit dem Wunsche, daß alle Freunde der italiänischen Literatur ein solches Werk mit Sorgfalt lesen, und dasselbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurtheilen möchten.

Allein diese Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutschen zusagen; weßhalb es denn Pflicht seyn will unser unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen, wie wir es, nach des Verfassers Wunsch und Willen, aus dem Werke selbst hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er sich von den strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes lossage, führt August Wilhelm Schlegels Aeußerungen hierüber als entscheidend an, und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängstlich beschränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutsche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts, dem er widersprechen möchte; allein die Bemerkungen des Herrn Manzoni sind dennoch aller Aufmerksamkeit auch bei uns werth. Denn obgleich diese Angelegenheit in Deutschland lange genug durchgesprochen und durchgefochten worden, so findet doch ein geistreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue, unter andern Umständen, zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine frische Seite, von der sie zu betrachten und zu billigen

ist, und sucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser einiges anbringt, welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt, und selbst dem schon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz giebt er historische Notizen, insofern sie nöthig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ungefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer die Besitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm sogar eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwiderstehliche Thätigkeit, dieß ungeduldige Vordringen, entzweit ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar, und er widmet sich 1425 venetianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich nicht weniger, bald im Dienste eines andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigene Art von Handwerk. Diese Leute vermietheten sich hin und wieder nach Willkür und Vortheil, schlossen Accorde wie andere Handwerker, untergaben sich, in verschiedenen Banden und Abstufungen, durch Uebereinkunft demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermiethete sich wieder an Fürsten, Städte und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich im Geschäft, für fremde Rechnung unternommen, seines eigenen Vortheils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliche in diesem Verhältniß war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Heeren gegen einander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen fühlten: sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deßwegen kam es nicht

gleich zum Todtschlagen; es fragte sich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme? Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer solchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwuchsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde; jeder Hauptmann nahm sich das Recht die, welche sich ihm ergaben, zu entlassen. Wahrscheinlich begünstigte man anfangs nur alte Kriegskameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten; dieß aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und wie die Untergeordneten ohne den Obergeneral zu fragen ihre Gefangenen entließen, so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfälle, das Hauptgeschäft allzu sehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdieß noch ein jeder Condottiere neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel Ansehen und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürsten zu einem bestätigten Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Grafen Carmagnola als einen solchen Miethhelden, der seine hochsinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst nöthige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verläugnete, so wird man gar bald den Widerstreit ahnen, der zwischen einer solchen Willkür und der höchsten Zweckmäßigkeit des venetianischen Senats entstehen müsse. Und hier wird nur der Einsichtige den vollkommen prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, dessen Entwickelung und Ausbildung sich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unvereinbare, einander widersprechende Massen glauben sich vereinigen, Einem Zwecke widmen zu können. Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga geziemen, sehen wir in vielen Individuen musterhaft mannichfaltig gegen-

übergeſtellt, und zwar ſo wie ſie allein in der angenommenen Form darzuſtellen geweſen, wodurch dieſer völlig legimitirt und vor jedem Widerſpruch völlig geſichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, ſo folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erſter Act.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor; ſie iſt folgende. Die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Herzog von Mailand angerufen, deſſen Geſandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daſelbſt, doch ſchon mit einiger Ausſicht Heerführer zu werden. Meuchelmörderiſch wird er angefallen und, wie es ſich ausweist, auf Anſtiften der Mailänder, und ſo kann man beide Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt ſeinen Charakter und ſeine Geſinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor, ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen ſolle. Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einſicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man ſich zum Stimmen anſchickt, ſchließt die Scene.

In ſeinem Hauſe finden wir den Grafen allein. Marco trat hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und ſeine Erwählung zum Feldherrn, erſucht ihn aber freundſchaftlich aufs dringendſte, den heftigen, ſtolzen, ſtörriſchen Charakter zu bezähmen, der ſein gefährlichſter Feind ſey, da er ihm ſo viel bedeutende Menſchen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen alſo ſämmtliche Verhältniſſe klar vor den Augen der Zuſchauer; die Expoſition iſt vollkommen abgethan, und wir dürfen ſie wohl muſterhaft nennen.

Zweiter Act.

Wir verſetzen uns in das herzoglich Mailändiſche Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malateſti, ſehen wir verſammelt.

Hinter Sümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vortheilhaft; nur auf einen Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie durch kleine Beschädigungen und große Insulte aus der Fassung zu bringen; auch stimmen die jüngern, unbedachtern für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich; einige zweifeln; der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rath durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten vertheilt er mit geflügelten Worten seine Befehle; alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangere Scene macht einen trefflichen Contrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechtes vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation ergießt.

Dritter Act.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commissär der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun so große Vortheile auch verfolgt, genutzt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgeordneter eintritt und sich höchlich beklagt, daß jeder einzelne Condottiere seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß

seine Gefangenen noch nicht entlassen sehen, sie vorfordert und sie, den Commissarien ins Gesicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug, den Sohn des alten Kriegshelden Pergola erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm aufs freundlichste und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commissarien, zurückbleibend, überdenken und beschließen; ihr Spiel ist sich zu verstellen, alles was der Graf thut zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indessen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Act.

Im Saal der Zehnherren zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marco erhält, als gnädige Halbstrafe, den Auftrag sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang sey beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch List ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen, so wären beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

Der Graf im Zelte. Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehrlichkeit, ahnt er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Act.

Der Graf vor dem Degen und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorschlägt, bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abschied wird er zum Tode geführt.

Ueber eine Verfahrungsart die Scenen auf diese Weise an einander zu reihen können die Stimmen getheilt seyn; uns gefällt sie als eine eigene Weise gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortschreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Verschränkung. Der Einzelne wie die Masse exponirt sich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort, bis der Faden abgelaufen ist.

Unser Dichter hat auf diesem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lakonisch zu seyn, sich sehr kurz gefaßt. Seinem schönen Talent ist eine natürlich freie, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mittheilt. So ist auch seine Sprache frei, edel, voll und reich, nicht sententiös, aber durch große, edle, aus dem Zustand herfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks so weit gegangen, wird man wohl die Entwickelung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da sieht man denn gleich bei der summarischen Aufzählung der Personen, daß der Verfasser mit einem krittelnden Publicum zu thun hat, über das er sich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eigenem Gefühl und Ueberzeugung hat er seine Personen in historische und ideelle getheilt. Da wir unsere unbedingte Zufriedenheit mit seiner Arbeit ausgesprochen, so erlaube er uns hier ihn zu bitten, daß er jenen Unterschied niemals wieder gelten lasse. Für den Dichter ist keine Person historisch; es beliebt ihm seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachsagen, daß seine Figuren alle aus Einem Guß sind, eine so ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewissen politisch sittlichen Kreise; sie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müssen, ein jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff ausdrückt,

Vierte Abtheilung.

Madame Roland, auf dem Blutgerüſte, verlangte Schreibzeug, um die ganz beſondern Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeſchwebt. Schade daß man ihr's verſagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen.

Man ſagt ſich oft im Leben daß man die Vielgeſchäftigkeit (πολυπραγμοσύνη) vermeiden, beſonders, je älter man wird, ſich deſto weniger in ein neues Geſchäft einlaſſen ſolle. Aber man hat gut reden, gut ſich und Anderen rathen. Aelter werden heißt ſelbſt ein neues Geſchäft antreten; alle Verhältniſſe verändern ſich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtſeyn das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente ſind ſelten, und ſelten iſt es daß ſie ſich ſelbſt erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen ſo höchſt erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in ſolchem Conflict ſchwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben ſich in Medwins Unterhaltungen ſo merkwürdige als traurige Beiſpiele.

Vom Abſoluten in theoretiſchem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß wer es in der Erſcheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, ſehr groſſen Gewinn davon erfahren wird.

---

hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen selbst, den man schon genug kennt, bleibt wenig zu sagen. Die alte Forderung des Theoristen, daß ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei seyn müsse, findet sich auch hier befriedigt. Vom rohen kräftigen Natur- und Hirtenstande, gewaltsam kämpfend, heraufgewachsen, gehorcht Carmagnola seinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemerken, auch die nicht einmal, deren der Mensch zu eigenem Vortheil bedarf. An Kriegslisten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politische Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich sieht, so weiß er nicht dieselben durch scheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu sichern; und wir müssen auch hier den Dichter höchlich loben, der den als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politischen Bezügen untergehen läßt, so wie der kühnste Schiffer, der, Compaß und Sonde verachtend, sogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig scheitern müßte.

Wie nun ein solcher Mann sich in Rüstung und Gewand knapp erweist, so hat ihm der Dichter auch eine nahe, sich fest anschließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradsinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich ist es, wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der sich als Heldenmann rüstig fühlt, sich auch klüger dünkt als der verständige Freund. Und so begleitet ihn Gonzaga auf dem erst gefährlichen, dann tödtlichen Schritt, und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottieri, Orsini und Tolentino, erklären lakonisch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten ist alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, so finden wir gerade das Gegentheil. Malatesti, ein unzulänglicher Obergeneral, erst zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio, hingerissen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrener Kriegsmann, und Torello, von mittlerem Alter, aber einsichtig, werden

überstimmt. Der Zwist belebt sich bis zu Beleidigungen; eine heldenmüthige Versöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit im edelsten Sinne seine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszusprechen.

Nun werden wir in den venetianischen Senat eingeführt. Der Doge präsidirt. Er stellt das oberste, reine, unzertheilte Staatsprincip vor, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schalen beobachtet; ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden soll, geneigt zu wohlwollendem Entschluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, scharfe, selbstische Princip, welches hier untadelig erscheint, da es nicht zu persönlichem Interesse, sondern zu einem großen, unübersehlichen Ganzen wirkt; wachsam, auf Gewalt eifersüchtig, den bestehenden Zustand als das Höchste und Beste betrachtend. Carmagnola ist ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen ist.

Marco, das löbliche menschliche Princip; ein Sittlich-Gutes ahnend, fühlend, anerkennend, das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die solchen Eigenschaften zugesellten Fehler bedauernd, Besserung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan, und deßhalb, ohne es zu ahnen, im Widerstreit mit seinen Pflichten.

Die zwei Commissarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht sich bewußt; sie wissen von wem sie gesendet sind. Bald aber belehrt sie Carmagnola's Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beider Abgeordneten sind vortrefflich abgestuft. Der erste ist heftiger, zum Widerstand geneigter, überrascht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt, weiß er sich kaum zu fassen. Im Augenblick daß beide allein sind, zeigt sich, daß der zweite das Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meinung geltend zu machen, daß, da sie die Gewalt nicht haben den Grafen abzusetzen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen; worin beide zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des ersten.

Hiermit wären denn die Hauptpersonen genugsam, in Bezug auf jene Scenenfolge, geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Er ist keineswegs theilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von lautwerdendem Publicum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch er sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in das was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beifällig gesprochen, so bliebe doch noch manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein ächtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches keine verständige Prosa nachzuthun vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von alten Regeln sich losfagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dieß einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gern classisch nennen. Er verdiene sich fortan das Glück, in einer so ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem geistreichen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen; er verschmähe fernerhin die gemeine Rührung, und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beim Anschauen des Erhabenen überrascht.

Das Versmaß ist der eilfsylbige Jambus, welcher durch abwechselnde Cäsuren dem freien Recitativ ganz ähnlich wird, so daß eine gefühlvolle, geistreiche Declamation alsobald mit Musik zu begleiten wäre.

Diese Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, besonders auch der deutschen höchst angemessenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (enjambement) vielbedeutend; die Zeile schließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort steht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat; ein großer, mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet, und jede epigrammatische Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewiſſenhaft verſuchte Ueberſetzung mehrerer Stellen iſt uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienſte des Originals daran erkennen würde; deßhalb wir den Dichter in ſeinem eigenen Idiom ſprechen laſſen.

Atto primo. Scena seconda. Il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori;
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir vorrei, viver nell'ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch' ei puote
Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l' uso
Valersi d'opra ch' essi stiman rea,
E profondere a quei che l' ha compita
Premj e disprezzo, il so; ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —

Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciái che quando
Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli diei tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

Herr Manzoni gab durch einen guten Gedanken in ſeiner Vorrede zum Grafen Carmagnola zu folgenden Betrachtungen Anlaß. Der Hauptirrthum, woraus die eingebildete Nothwendigkeit der beiden, nunmehr beſeitigten Theatereinheiten entſprang, entwickelte ſich aus dem übrigens löblichen lebhaften Antheil, den der Zuſchauer an der Bühne nimmt; nur verſieht er es darin, daß er, der unten ganz ſtill ſitzt, ſich einbildet, er habe auch oben zu ſchaffen; daher ſich denn die da droben eben ſo wenig vom Flecke rühren, und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen ſollen, als er zum Schauen und Horchen. Dieſen

Irrthum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der veniblen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen dadroben mitunter Prügel austheilen, von denen er nichts fühlt, daß, wenn sie sich todt gestochen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrod verzehrt, und daß er ihnen also eben so gut zugestehen könnte sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten. Wenn er sich, indem der Vorhang zum erstenmal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben interessante Personen zunächst nach Carthago zu begleiten?

Indicazione

di cio che nel 1819 si e fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

1820.

Diese Jahresanzeige kommt uns eben, als wir Vorstehendes zum Drucke bestimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literarische Verdienst des trefflichen Verfassers schon längst zu schätzen gewußt, so finden wir uns doch dießmal mit ihm in einigem Widerspruch und entschließen uns daher zu nachstehender Uebersetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte stärkte sich das italiänische Theater auf einen hohen Grad an den Werken Goldoni's und Alfieri's. Durch sie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen, ein neues Leben erschien auf demselben. Unglücklicherweise fand der zweite dieser Autoren mehr Nachfolger als der erste, und wirklich steigen auf unserer Halbinsel hie und da kühne glühende Geister auf, welche seine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Pressen zwanzig oder dreißig Tragödien ans Tageslicht hervortreten sähe, alle ungefähr von gleichem Werthe.

„Auch in diesem Jahr behandelte Graf Gambare Andrea Poncarale di Brescia, Mangili Leonida, Marchisio Mileto, zwei Autoren Quaquarelli und Gasparinetti, jeder einzeln Bibli, der Herzog von Bentignano Ippolito und Ifigenia in Aulide, Ruffa Teramene, Agave und die Beliden, Manzoni den Carmagnola."

etwas beſſer zu behandeln, ſo würden wir die zuerſt genannten Dichter einzeln, ſummariſch charakteriſirt, dieſen aber, als den vorzüglichſten, dem es am beſten gelungen, ausgezeichnet, und nicht dem Text widerſprechende Noten nachgebracht haben. Nun ſind wir äußerſt neugierig, was denn dieſer ehrenwerthe Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend zugeſtanden, daß er ſich von dem alten Weſen, welchem leider Alfieri, zu ſeinem eigenen großen Schaden, zugethan blieb, völlig losgemacht.

Wir dürfen auch über Alfieri reden, denn wir haben uns genugſam an ihm herumgequält; unſere Freunde haben ihn treu überſetzt, wir thaten das Möglichſte, ihn auf unſer Theater zu bringen; aber der Widerſpruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewiſſe Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem leidenſchaftlichem Sinn, der Laconismus in Anlage ſowohl als Ausführung, das alles läßt den Zuſchauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch ſeine unſterblichen Verdienſte zu ſchmälern, aber verwandelt er nicht z. B. mehrere ſeiner Stücke dadurch in vollkommene Wüſteneien, daß er ſie auf ſo wenig Perſonen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da ſie öffentlich lebten, die Neuern ließen ſich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn ſo allein, daß ein geiſtreicher Dichter aus nothwendiger und wahrſcheinlicher Umgebung nicht einen Mitredenden hervorbilden ſollte, um die Helden ſowohl als die Zuhörer von den ſchrecklichen Monologen zu entbinden?

Hierin iſt Manzoni gewiß muſterhaft, wie jeder gleich einſehen wird, der unſerer Entwickelung gefolgt iſt; wie viel Theaterſcenen haben wir denn, die ſich der erſten des zweiten Actes, im Zelte Malateſti's, vergleichen könnten?

Wäre es noch gegenwärtig mein Geſchäft der Ausbildung eines Theaters vorzuſtehen, ſo ſollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen ſeyn, und wenn auch nicht als Liebling der Menge oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium als ein würdiges Männerſtück in Ehren bleiben. Ja ich getraute mir zwei bis drei deutſche neuere Theaterſtücke, welche ſich jetzt nur einen mäßigen Beſuch erbitten müſſen, ungeſäumt anzudeuten, welchen die Autoren durch eine Behandlung nach Manzoni's Vorgang einen ſichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

Unſer italiäniſcher Kritiker, indem er von Stücken ſpricht die der Spur Alfieri's nachfolgen, ſagt zwar, ſie ſeyen ungefähr von gleichem Werthe, wir müßten aber ſeine große Einſicht und Conſequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuthen ſollten, daß er ſie nach einer gewiſſen Rangordnung geſtellt, die geringern voran, die beſſern hintennach genannt habe.

Hierzu bewegt uns das Vorurtheil für unſern Liebling, Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird; deßhalb wir denn ſeinen Vorgänger, Herrn Ruffa, auch für bedeutend halten, ſo daß wir, wenn ſeine Stücke uns zu Geſichte kommen, nach unſerer deutſchen Weiſe mit Billigkeit darüber ſprechen werden. Denn wir müßten ſehr irren, wenn nicht manches darin zu finden ſeyn möchte, was man bei Alfieri vergebens ſucht, und was uns Deutſchen gar wohl zuſagen dürfte.

Was dieſer Dichter von ſich ſelbſt bekennt, wird uns folgendermaßen mitgetheilt.

„Dieſe Tragödien zu ſchreiben, trieb mich eine unwiderſtehliche Gewalt. Unter Calabreſen bin ich geboren, einem Volke zum Theil noch halb Waldmenſchen, muthvoll bis zur Wildheit, in Vorſätzen hartnäckig, in Leidenſchaften unbegränzt. Und ſo ſah ich von Kindheit auf nur Beiſpiele von heroiſchen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen, gegenſeitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, ſchreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbſtmord, Mißthaten aller Art; und im Gegentheil Beiſpiele feſten und kühnen, beim Anblick des härteſten Todes ſich erhöhenden Muthes, Treue ohne gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beſtändigkeit, redliche Freundſchaft, großmüthige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen alles traf meine jugendliche Phantaſie. Unſere Ausgewanderten waren das allgemeine Geſpräch, und wir hatten in unſerer Kleinheit, nach Gleichniß griechiſcher heroiſcher Zeiten, unſere Siniſſe, Scironen und Procruſten, wie im Gegenſatz auch unſere Alciden und Theſeen. Der Volksglaube an Zauberſchweſtern und magiſches Bethun, an Geiſter der Ermordeten, die man ſogar mit einem beſondern Namen Spirdi bezeichnete — das alles umhüllte mit einem ſo wunderſamen und poetiſchen Duft jede Erzählung und Ueberlieferung, daß ſelbſt die Unglaubigſten daran ſich erfreuten. Ich aber als Knabe ergötzte mich beſonders auf dergleichen Dinge zu horchen, ſie mir anzueignen und ſie wieder zu erzählen, und Kinder meines Alters hörten mir

gern zu. Freilich war meine melancholische Anlage hierbei immer mitwirkend, denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sey, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschend ist."

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle diese fürchterlichen Elemente am bewegtesten durch einander gehen. Wer zuerst Gelegenheit hat Russa's Werke näher kennen zu lernen, der gebe unsern lieben Landsleuten davon anslangende Kenntniß.

Graf Carmagnola

noch einmal.

1821.

Wir kommen gern zu unserm Freund zurück, und hoffen mit Begünstigung unserer Leser; denn man kann bei Einem Gedicht eben so viel sagen als bei zehnen, und noch dazu in besserer Folge. Wie gut und heilsam unsere erste Recension auf den Autor gewirkt, hat er uns selbst eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem so liebwerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu seyn; an seinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortschreiten ist. Mögen so treue Bemühungen von seiner Nation und andern freundlich anerkannt werden.

Im vorgehenden Aufsatz haben wir ihn schon gegen seinen Landsmann vertheidigt; nun sehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die englischen Kritiker, wie wir sie aus ihren vielfachen Zeitschriften kennen, sind aller Achtung werth; höchst erfreulich ist ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernst und Ausführlichkeit, womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung, und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sey. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Publicum respectiren, welches freilich auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegensatz immer aufgelegt seyn mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landständischer Versammlung noch so gründlich und

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß: treffen beide zusammen, so entstehen Ereigniſſe, worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.

Napoleon der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſeyn nicht erfaſſen; er läugnet alles Ideelle durchaus und ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuirlichen Widerſpruch kann aber ſein klarer, unbeſtechlicher Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genöthigt, ſich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt ein Reſiduum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn dieſes uns auch ſtarr und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt ſich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchſt bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menſchen, deren Perſönlichkeit faſt ganz Idee iſt, ſich ſo äußerſt vor dem Phantaſtiſchen ſcheuen. So war Hamann, dem es unerträglich ſchien, wenn von Dingen einer andern Welt

auslangend ſeyn, es thut ſich doch ein Widerſacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerkenden erwägenden Zuhörer ſind ſelbſt getheilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindeſten Majorität entſchieden.

In ſolchem obgleich ſtillem Widerſtreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländiſche und inländiſche Kritiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs abſprechen, oft ihre Prämiſſen zugeſtehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber beſonders entſchuldigen wir, wenn er ſich hart und ungerecht gegen das Ausland erweiſt: denn wer Shakſpeare unter ſeinen Vorfahren ſieht, darf ſich wohl vom Ahnenſtolze hinreißen laſſen.

Vor allen Dingen ſey aber nun die Originalſtelle hier eingeſchaltet, damit jedermann beurtheilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly Review. Nr. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines," as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty: we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are let to abandon them. Carmagnola wants poetry: the parting scene between the unhappy Count and his family is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which ocurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns beſonders bewog das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerſt die Gedankenfolge jenes kritiſchen Vortrags ungeſtört dem Leſer zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunſten unſerer Polemik die Ueberſetzung zu zerſtücken und umzuwenden räthlich finden.

„Der Verfasser des Grafen Carmagnola erklärt in seiner Vorrede den angenommenen Theatereinheiten kühn den Krieg; wir aber, privilegirte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakspeare's Beispiel und Johnsons Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neubekehrten für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freiheit wenig Bestätigung gewinnen."

Hierauf erwiedern wir. Ein Engländer, der über zweihundert Jahre auf seiner Bühne die gränzenlosesten Freiheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem auswärtigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderem Sinne seinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italiäner, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht thun, eine bedeutendere Uebertretung derselben verlangen werden."

Keineswegs! wir loben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man am heftigen Widerstreite sieht, theilweise unbiegsamen Publicum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie, durch sanftes Ausweichen versucht eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hierbei kann der Autor seine eigene Nation nicht einmal zu Rathe ziehen, geschweige eine fremde; eben so wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vortheil aus seiner Arbeit gewinnen mögen?

Nun aber wird sich ausweisen, indem wir jenen kritischen Vortrag fernerhin zerlegen und umstellen, daß der nicht sonderlich gewogene Kritiker zu Ehren unseres Dichters dennoch günstige Zeugnisse abzulegen genöthigt ist.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemessenen Beredsamkeit."

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredsamkeit seyn, wenn sie nicht gelegentlich wäre? Das englische Rednertalent wird deßhalb von der Welt bewundert, weil so viel erfahrene, unterrichtete Männer bei jeder eintretenden Gelegenheit gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteisinn Wirksame auszusprechen verstehen. Dieses Bekenntniß also des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheidescene des unglücklichen Grafen und seiner Familie ist wahrhaft herzergreifend."

Also wahrhaft männliche Redekunst und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit, am passenden Ort, wird zugestanden. Wir verlangen nicht mehr, und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen!

„Unterlassen können wir nicht unsere Leser mit dem edelsten lyrischen Stücke, welches die neuere italiänische Dichtkunst hervorgebracht, bekannt zu machen; es folgt als Chor dem zweiten Acte des Drama's. Eine Uebersetzung ist beigefügt."

Also auch das höchste lyrische Verdienst, zu dem rhetorischen und elegischen gesellt, wird dem Dichter zugestanden! Und doch hatte der Kritiker beliebt seinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poesie."

Diese so dürrhin ausgesprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachsätze keineswegs bewährt und begründet, sie sagen vielmehr gerade das Gegentheil. Wie es uns denn auch scheint, daß sich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er sagt:

„Und wir bekennen unsere Hoffnung, daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen, als durch schwache Tragödien verletzen werde."

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es giebt eine zerstörende Kritik und eine productive. Jene ist sehr leicht; denn man darf sich nur irgend einen Maßstab, irgend ein Musterbild, so borniert sie auch seyen, in Gedanken aufstellen, sodann aber kühnlich versichern, vorliegendes Kunstwerk passe nicht dazu, tauge deßwegen nichts, die Sache sey abgethan, und man dürfe ohne weiteres seine Forderung als unbefriedigt erklären; und so befreit man sich von aller Dankbarkeit gegen den Künstler.

Die productive Kritik ist um ein gutes Theil schwerer; sie fragt: Was hat sich der Autor vorgesetzt? ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? und in wiefern ist es gelungen ihn auszuführen? Werden diese Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegengehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publicums willen

urtheilen müſſe. Tagtäglich ſehen wir, daß ein Theaterſtück, ein Roman, ohne die mindeſte Rückſicht auf Recenſionen, von Leſern und Leſerinnen nach individuell eigenſter Weiſe aufgenommen, gelobt, geſcholten, aus Herz geſchloſſen oder vom Herzen ausgeſchloſſen werde, je nachdem das Kunſtwerk mit irgend einer Perſönlichkeit zufällig zuſammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unſerer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlußſcene, zum Scheiden des Grafen von ſeiner Familie. Wir thun dieß um ſo lieber, als wir bei unſerm bisherigen Vortrag davon geſchwiegen. Der engliſche Kunſtrichter nennt ſie wahrhaft herzergreifend: uns gilt ſie auch dafür, und ihr Gelingen iſt um deſto verdienſtlicher, als durch das ganze Stück keine zarte thränenhafte Rührung vorbereitet iſt. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortſchreitender, ohne Verſchränkung, gerade vor ſich hinwandelnder Weiſe vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe; ſie erſcheinen aber nicht ſelbſt, als ganz zuletzt, wo ſie das den Grafen befallene Unglück urplötzlich vernehmen. Der Dichter hat ſich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheidſcene ſelbſt, muſterhaft bewieſen, und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein indeed affecting abgewonnen hat.

Zwar wiſſen wir aus eigener Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenig geſprochenen Zeilen ein großes Publicum gleichſam aus dem Stegreife rühren könne; näher betrachtet jedoch ſieht man, daß immer etwas vorausgegangen ſeyn müſſe: irgend ein vorbereitender Antheil muß ſchon in der Menge walten, und wenn man dieſen aufzufaſſen, den Augenblick zu nutzen weiß, ſo darf man ſeiner Wirkung gewiß ſeyn.

Eben ſo wenn Herrn Manzoni geglückt iſt durch einen Chor den Geiſt lyriſch zu erheben und anzufeuern, ſo vermochte er das nur in Gefolg der zwei erſten Acte; gleichermaßen entſpringt aus den drei letzten Acten die Rührung der Endſcene. Wie nun der Dichter ſeine Redekunſt nicht hätte entwickeln können, ohne die ſchöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Commiſſarien und Soldaten ſprechen zu laſſen, eben ſo wenig hätte er uns lyriſch begeiſtert oder elegiſch gerührt ohne die edlen Prämiſſen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode beſteht nicht an und für ſich: ſie muß aus einem ſchon bewegten Elemente hervorſteigen. Wodurch wirken die Pindariſchen ſo mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder

und Geschlechtsfolgen als Basis dienen, worauf denn die eminente Persönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderstehlichen Gewalt tragischer Chöre der Griechen. Wodurch steigern sie sich aber, als auf dem dazwischen, von einem Act zum andern, sich steigernden dramatischen Interesse?

Herr Manzoni hat sich als lyrischen Dichter in seinen heiligen Hymnen zu unserer Freude früher bewiesen. Wo konnten aber diese wachsen und gedeihen, als auf dem fruchtbaren Boden der christlich-römisch-katholischen Religion; und doch läßt er aus diesem breiten Felde nur fünf Hymnen aufsteigen. Dann finden wir den mysteriös frommen Gehalt durchaus einfach behandelt; kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiäner von Jugend auf bekannt wären; und doch sind die Gesänge originell, sind neu und überraschend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria bis zum ernsten Versuch einer Judenbekehrung alles lieblich; kräftig und zierlich.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir wohl unsern Dichter ersuchen das Theater und seine eigens gewählte Weise nicht zu verlassen, aber darauf zu sehen, daß der zu wählende Stoff an und für sich rührend sey; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorschlag, sondern nur eines schnellern Verständnisses wegen, nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieses Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefährlich seyn, unsere Nachkommen werden sich's nicht entgehen lassen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in seiner ruhigen, klaren Art durchführte, sein überzeugendes Rednertalent, seine Gabe elegisch zu rühren und lyrisch aufzuregen in Thätigkeit setzen wollte, so würden von der ersten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen; so daß der Engländer selbst, wenn er auch durch die bedenkliche Rolle, die seine Landsleute dabei spielen, sich einigermaßen verletzt (offended) fühlte, das Stück doch gewiß keine schwache (feeble) Tragödie nennen würde.

Manzoni an Goethe.

Per quanto screditati sieno i complimenti e i ringraziamenti letterarj, io spero ch'Ella non vorrà disgradire questa candida espressione d'un'animo riconoscente: se, quando io stava lavorando la tragedia del Carmagnola alcuno mi avesse predetto ch' essa sarebbe letta da Goethe, mi avrebbe dato il più grande incoraggiamento, e promesso un premio non aspettato. Ella può quindi immaginarsi ciò ch'io abbia sentito in vedere ch'Ella si è degnata di osservarla tanto amorevolmente, e di darne dinanzi al Pubblico un così benevolo giudizio.

Ma, oltre il prezzo che ha per qualunque uomo un tal suffragio, alcune circostanze particolari l'hanno renduto per me singolarmente prezioso: e mi permetto di brevemente esporgliele, per motivare la mia doppia gratitudine.

Senza parlare di quelli che hanno trattato il mio lavoro con aperta derisione, quei critici stessi che lo giudicarono più favorevolmente, in Italia, e anche fuori, videro quasi ogni cosa in un' aspetto diverso da quello in cui io l'aveva immaginata, vi lodarono quelle cose alle quali io aveva dato meno d'importanza, e ripresero, come inavvertenze e come dimenticanze delle condizioni più note del poema drammatico, le parti che erano frutto della mia più sincera e più perseverante meditazione. Quel qualunque favore del Pubblico non fu motivato generalmente che sul Coro e sull' Atto quinto: e non parve che alcuno trovasse in quella tragedia ciò che io aveva avuto più intenzione di mettervi. Di modo che io ho dovuto finalmente dubitare che, o le mie intenzioni stesse fossero illusioni, o ch'io non avessi saputo menomamente condurle ad effetto. Nè bastavano a rassicurarmi alcuni amici dei quali io apprezzo altamente il giudizio, perchè la communicazione giornaliera e la conformità di molte idee toglievano alle loro parole quella specie di autorità che porta seco un'estraneo, nuovo, non provocato, nè discusso parere. In questa nojosa ed assiderante incertezza, qual cosa poteva più sorprendermi e rincorarmi che l'udire la voce del Maestro, rilevare ch'Egli non aveva credute le mie intenzioni indegne di essere penetrate da Lui, e trovare nelle sue pure e

splendide parole la formola primitiva dei miei concetti? Questa voce mi anima a proseguire lietamente in questi studj, confermandomi nell' idea che per compire il meno male un' opera d'ingegno, il mezzo migliore è di fermarsi nella viva e tranquilla contemplazione dell' argomento che si tratta, senza tener conto delle norme convenzionali, e dei desiderj per lo più temporanei della maggior parte dei lettori. Deggio però confessarle che la distinzione dei personaggi in istorici e in ideali è un fallo tutto mio, e che ne fu cagione un attaccamento troppo scrupuloso all' esattezza storica, che mi portò a separare gli uomini della realtà da quelle che io aveva immaginati per rappresentare una classe, un' opinione, un' interesse. In un' altro lavoro recentemente incominciato io aveva già ommessa questa distinzione, e mi compiaccio di aver così anticipatamente obbedito al suo avviso.

Ad un' uomo avvezzo all' ammirazione d'Europa io non ripeterò le lodi che da tanto tempo gli risuonaro all'orecchio, bensì approfitterò dell'occasione che mi è data di presentargli gli augurj i più vivi e più sinceri di ogni prosperita.

Piacciale di gradire l'attestato del profondo ossequio col quale ho l'onore di rassegnarmele.

Milano 23. Gennajo 1821.

Ueberſetzung.

So ſehr das literariſche Verbeugen und Dankſagen außer Credit gekommen, ſo hoffe ich doch, Sie werden dieſen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verſchmähen: denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgeſagt hätte, daß Goethe ſie leſen würde, ſo wäre es mir die größte Aufmunterung geweſen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preiſes dargeboten. Sie können ſich daher denken, was ich fühlen mußte, zu ſehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derſelben vor dem Publicum ein ſo wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine ſolche Beiſtimmung für einen jeden hätte, machten einige beſondere Umſtände ſie für mich unſchätzbar. Und ſo ſey mir vergönnt dieſe vorzutragen, um zu zeigen wie meine Dankbarkeit doppelt ſeyn müſſe.

Ohne von denjenigen zu sprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, so sahen doch auch solche Kritiker, welche günstiger davon urtheilten, beinahe alles und jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte: sie lobten Dinge, auf die ich weniger Werth legte, und tadelten mich, als hätte ich die bekanntesten Bedingungen einer dramatischen Dichtung übersehen oder vergessen, da ich doch eben in diesem Punkte die Frucht meines reinsten und beharrlichsten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunst des Publicums nur dem Ober und dem fünften Act zugetheilt, und es wollte scheinen, als wenn niemand in dieser Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabsichtigte, so daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorsatz selbst nicht ein Wahn gewesen, oder mindestens, ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbst gelang es einigen Freunden nicht mich zu beruhigen, ob ich schon deren Urtheil höchlich zu schätzen habe: denn die tägliche Mittheilung, die Uebereinstimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes noch durchgesprochenes Gutachten haben muß.

In dieser peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern, als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Absicht nicht unwürdig von ihm durchschaut zu werden geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden. Diese Stimme belebt mich in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß ein Geisteswerk am sichersten durchzuführen das beste Mittel sey festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leser.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Personen in geschichtliche und ideelle ganz mein Fehler sey, verursacht durch eine allzu große Anhänglichkeit an das genau Geschichtliche, welche mich bewog die realen Personen von denjenigen zu trennen, die ich erfann, um eine Klasse, eine Meinung, ein Interesse vorzustellen. In einer neuern Arbeit hatte ich schon diesen Unterschied aufgegeben, und es freut mich dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu seyn.

Mailand den 23 Januar 1821.

Adelchi,

Tragedia. Milano 1822.

1827.

Diese Tragödie, welche wir nun auch im Original dem deutschen Publicum vorlegen, wird sonach von den Freunden der italiänischen Literatur näher gekannt und beurtheilt werden; wir unterlassen deßhalb die Entwickelung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des Grafen Carmagnola für nöthig erachtet, und beziehen uns auf die Analyse dieses Stücks, welche Herr Fauriel seiner französischen Uebersetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer sinnigen entwickelnden fördernden Kritik auf jede Weise willkommen seyn. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit auszusprechen, wie uns eben diese Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu begründen und seine Verdienste in weiterem Umfang zu übersehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzeni hat sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; sein schönes, wahrhaft poetisches Talent beruht auf reinem humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere seiner dargestellten Personen betrifft, vollkommen wahr und mit sich selbst in Uebereinstimmung bleibt, so findet er auch unerläßlich, daß das historische Element, in welchem er dichterisch wirkt und handelt, gleichfalls unadelhaft Wahres, durch Documente Bestätigtes, Unwidersprechliches enthalte. Seine Bemühung muß also dahin gehen, das sittlich-ästhetisch Geforderte mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unserer Ansicht hat er dieß nun vollkommen geleistet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Personen aus einer halbbarbarischen Zeit mit solchen zarten Gesinnungen und Gefühlen ausgestattet habe, welche nur die höhere religiöse und sittliche Bildung unserer Zeit hervorzubringen fähig ist.

Wir sprechen zu seiner Rechtfertigung das vielleicht paradox scheinende Wort aus, daß alle Poesie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um sie nach unserer Weise den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Alterthümlichen zugestehen; der Poet mag hierüber mit seinem Gewissen

übereinkommen, der Leſer aber muß gefällig durch die Finger blicken. Die Ilias wie die Odyſſee, die ſämmtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poeſie übrig geblieben iſt, lebt und athmet nur in Anachronismen. Allen Zuſtänden borgt man das Neuere, um ſie anſchaulich, ja nur erträglich zu machen, ſo wie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter verfuhren, deſſen Maske wir viel zu ſehr bis in Kunſt und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hätte ſich Manzoni früher von dieſem unveräußerlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geſchichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, ſo hätte er ſich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er ſeiner Dichtung unwiderſprechliche hiſtoriſche Denkmale bis ins Einzelne unterzulegen getrachtet hat.

Da er aber dieſes zu thun durch ſeinen eigenen Geiſt und ſein beſtimmtes Naturell geführt und genöthigt worden, ſo entſpringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entſtehen Werke, die ihm niemand nachmachen wird.

Denn durch die entſchiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zuſtände des Papſtes und ſeiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Carls des Großen und ſeiner Franken, ſodann das Gegeneinanderwirken dieſer ganz verſchiedenen, urſprünglich einander widerſprechenden, durch weltgeſchichtliche Ereigniſſe zuſammen und zwiſchen einander gewürfelten Elemente ſich zu verdeutlichen, vor ſeinem Urtheil zu vergewiſſern trachtete, gewann ſeine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein ſo feſtes Anhalten, daß man wohl ſagen darf, keine Zeile ſey leer, kein Zug unbeſtimmt, kein Schritt zufällig oder durch irgend eine ſecundäre Nothwendigkeit beſtimmt. Genug, er hat in dieſer Art etwas Willkommenes und Seltenes geleiſtet; man muß ihm danken für alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man dergleichen Gehalt und Form wohl niemals hätte fordern können.

Wir könnten in der Entwickelung des Vorgeſagten noch auf mannichfaltige Weiſe fortfahren, aber es ſey genug den denkenden Leſer hierauf aufmerkſam gemacht zu haben. Nur Eins bemerken wir, daß dieſe genaue hiſtoriſche Vergegenwärtigung ihm beſonders in den lyriſchen Stellen, ſeinem eigentlichen Erbtheil, vorzüglich zu Statten kommt.

Die höchſte Lyrik iſt entſchieden hiſtoriſch; man verſuche die mythologiſch

gesprochen wurde. Er drückte sich gelegentlich darüber in einem gewissen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich schien, vierzehnmal variirte und sich doch immer wahrscheinlich nicht genug that. Zwei von diesen Versuchen sind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir selbst gewagt, welchen hier abdrucken zu lassen wir durch Obenstehendes veranlaßt sind.

Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseyns und eines Daseyenden um sie her. Indessen giebt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfallt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begränzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den, der sich nicht losreißt, mehr als gespensterhaft verfolgen.

Literatur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben, vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben.

Und doch bei aller Unvollständigkeit des Literarwesens finden wir tausendfaltige Wiederholung, woraus hervorgeht wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sey.

---

geſchichtlichen Elemente von Pindars Oden abzuſondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abſchneidet.

Die modernere Lyrik neigt ſich immer zum Elegiſchen hin; ſie beklagt ſich über Mangel, damit man den Mangel nicht ſpüre. Warum verzweifelt Horaz, den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen iſt er freilich nicht, aber ein wahrhafter Dichter, der ſo viel zu rühmen und zu loben fände wie er, der ſich mit froher Geſinnung bei Stammbäumen aufhalten und den Glanz ſo vieler wetteifernder Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage eben ſo gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im Grafen Carmagnola der Chor, indem er die vorgehende Schlacht ſchildert, in gränzenloſes Detail vertieft, ſich doch nicht verwirrt, mitten in einer unausſprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten u..o das Wildeinherſtürmende faßlich zu machen, ſo ſind die beiden Chöre, die das Trauerſpiel Adelchi beleben, gleichfalls wirkſam, um das Unüberſehbare vergangener und augenblicklicher Zuſtände dem Blick des Geiſtes vorzuführen. Der Beginn des erſten aber iſt ſo eigen lyriſch, daß er anfangs faſt abſtrus erſcheint. Wir müſſen uns das longobardiſche Heer geſchlagen und zerſtreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet ſich in die einſamſten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Lateiner, Sklaven gleich, das Feld bauen und ſonſt mühſeliges Gewerb treiben. Sie ſehen ihre ſtolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien flüchtig, zweifeln aber ob ſie ſich deßhalb freuen ſollen; auch ſpricht ihnen der Dichter jede Hoffnung ab: unter den neuen Herren werden ſie ſich keines beſſern Zuſtandes zu erfreuen haben.

Jetzt aber, ehe wir uns zu dem zweiten Chore wenden, erinnern wir an eine Betrachtung, die in den Noten und Abhandlungen zu beſſerm Verſtändniß des weſtöſtlichen Divans S. 262 des vierten Bandes mit wenigem angedeutet worden, daß nämlich das Geſchäft der lyriſchen Poeſie von dem der epiſchen und dramatiſchen völlig verſchieden ſey. Denn dieſe machen ſich zur Pflicht, entweder erzählend oder darſtellend, den Verlauf einer gewiſſen bedeutenden Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, ſo daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, ſondern ſich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe; der lyriſche Dichter dagegen ſoll irgend einen Gegenſtand, einen Zuſtand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereigniſſes dergeſtalt

vortragen, daß der Hörer vollkommen Antheil daran nehme und, verstrickt durch einen solchen Vortrag, sich wie in einem Netze gefangen unmittelbar theilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in Einem Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiete der Aesthetik hervortritt. Es schwebt uns kein Moderner vor, der diese Eigenschaften in so hohem Grade besessen als Manzoni. Diese Behandlungsweise ist seinem Naturell gemäß, eben so wie er sich zugleich als Dramatiker und Historiker ausgebildet hat. Diese auch hier nur vorübergehend ausgesprochenen Gedanken würden freilich erst im Gefolge des zusammenhängenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundschule der Aesthetik in ihrem völligen Werth erscheinen, welchem zu genügen uns vielleicht so wenig als andern vergönnt seyn wird.

Nachdem uns der Schlußchor des dritten Actes mit Gewalt in den Untergang des longobardischen Reichs verwickelt hat, sehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politischen Schrecknisse, das Abscheiden Ermengarda's, welche, Tochter, Schwester, Gattin von Königen, die Mutter eines Königs nicht werden sollte; sie scheidet, umgeben von Klosterfrauen, auf das schmerzlichste von einem hoffnungsleeren Leben. Der Chor tritt ein, und wir behalten, zu besserm Verständniß ernster Leser, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmuthige Schilderungen einer frommen Scheidenden; 2) die Klage verklingt; unter Gebet werden die matten Augen liebevoll geschlossen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergessen und sich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zustand wird geschildert, wo die Unglückliche zu vergessen wünschte, was ihr nicht gestattet war. 5) In schlaflosen Finsternissen und klösterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück, 6) als sie noch liebwerth, unversehend in Frankreich eintrat, 7) und vom luftigen Hügel ihren herrlichen Gemahl auf weiter Fläche sprengend der Jagdlust sich erfreuen sah, 8) mit Gefolg und Getümmel dem wilden Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend stürzte, sie angenehm erschreckte. 10) Die Maas wird angesprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entwaffnet von edlen Thaten sich erquickte. 11) 12) 13) geben ein schön verschlungenes Gleichniß. Wie vom erwünschten Thau der versengte Rasen, durch Freundeswort eine leidenschaftlich gequälte Seele erquickt wird, die

zarten Stengel aber bald wieder von heißer Sonne vordorren, 14) so ward in ihre Seele, nach kurzem Vergessen, der alte Schmerz wieder vorgerufen. 15) Wiederholte Ermahnung sich von der Erde abzulösen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeschieden. 17) Leiser Vorwurf, daß sie aus einem gewaltthätigen Geschlecht herstamme, 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Friede wird ihrer Asche zugesagt. 19) Beruhigung ihrer Gesichtszüge zu unbefangenem jungfräulichen Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne durch zerrissene Wolken den Berg bepurpurnd einen heitern Morgen weissagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob sie gleich geschieden, noch als an eine Lebende, Horchende, Theilnehmende sich richtet.

Nach dieser Entwickelung fügen wir noch die günstigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel seine Analyse unseres Trauerspiels abschließt, und ungeachtet er den Chören nicht gleichen Werth zuschreibt, doch über dieselben sich folgendermaßen ausspricht: „Sie, zusammen betrachtet, sind alle drei unter den Meisterstücken der neuen lyrischen Poesie höchst bedeutende, selbst einzige Productionen zu nennen. Man weiß nicht, was man mehr daran bewundern soll, die Wahrheit, die Wärme der Empfindungen, die Erhebung und Kraft der Ideen, oder einen so belebten als freimüthigen Ausdruck, der zugleich eine Eingebung der Natur scheint, und doch so gefällig, so harmonisch, daß die Kunst nichts hinzufügen könnte."

Wir wünschen sinnigen Lesern Glück zu dem Genuß dieser Chöre, wie der übrigen Dichtung: denn hier tritt der seltene Fall ein, wo sittliche und ästhetische Bildung vereint in gleichem Grade gefördert wird. Daß dieses schneller, mit größerer Leichtigkeit geschehe, dazu wird die Uebersetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine frühern Bemühungen dieser Art, so wie die Musterstücke der gegenwärtigen Arbeit sind uns dafür die sichersten Bürgen. Die zum Andenken Napoleons gedichtete Ode Manzoni's, welche zu übersetzen wir früher, nach unserer Art, versucht, möge er auch nicht außer Acht lassen und nach seiner Weise im Teutschen vortragen, als einen Beleg dessen, was wir eben von den Erfordernissen der lyrischen Dichtkunst auszusprechen wagten.

Und so stehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung, und uns selbst zu belehren, gleich beim ersten Lesen des Trauerspiels Adelchi zu übersetzen uns vornahmen. Schon früher, bei näherer

Betrachtung des rhythmischen Vortrags, wie er im Grafen Carmagnola herrscht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Recitativ klinge; besonders fand sich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird, jener Declamationsart günstig und einen energischen Vortrag durchaus belebend. Wollte nun damals nicht gelingen uns in eine solche Art zu fügen, da ein deutsches Ohr und Wesen jeder Anspannung widersagt, so konnte ich doch nicht unterlassen bei dem Studium des Trauerspiels Adelchi einen solchen Versuch zu wagen; hier möge denn das ganze Unternehmen, so wie das bisher zur Einleitung Gesagte, wohlwollenden Lesern bestens empfohlen seyn.

Vorgängiges.

Desiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwei in Gemeinschaft regierende Könige der Longobarden, bedrängen den Papst. Auf dessen flehentliches Anrufen richtet Carl der Große seinen Heereszug nach Italien, wird aber in dem Engpasse der Etsch durch Mauern und Thürme unerwartet zurückgehalten.

Longobardische Fürsten, unterdeß heimlich ihren Königen ungeneigt, sinnen auf Abfall und auf Mittel dem herandrohenden Carl ihre Absichten zu entdecken, sich ihm heimlich zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade sich im voraus zu versichern. Geheime Beredung deßhalb veranstalten sie in dem Hause eines unscheinbaren Kriegers, den sie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieser, in Erwartung ihrer, tritt auf und entdeckt seine Gesinnungen in einem Monolog.

Swarte.

Vom Franken ein Gesandter! Groß Ereigniß,
Was es auch sey, tritt ein. — Im Grund der Urne,
Von tausend Namen überdeckt, liegt tief
Der meine; bleibt sie ungeschüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdüstrung sterb' ich, ohne daß nur jemand
Erführe, welch Bestreben mich durchglüht. —
Nichts bin ich! Sammelt auch dieß niedre Dach

Die Großen bald, die sich's erlauben dürfen
Dem König feind zu seyn; ward ihr Geheimniß
Nur eben weil ich nichts bin mir vertraut.
Wer denkt an Swarto? wen bekümmert's wohl,
Was für ein Fuß zu dieser Schwelle tritt?
Wer haßt? wer fürchtet mich? O, wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Voreilig zutheilt, wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, sehen solltet ihr,
Hochmüth'ge Fürsten, wem's von uns gelänge! —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen
Les' ich im Herzen; mein's verschloß ich. Welches
Entsetzen würd' euch fassen, welch Ergrimmen,
Gewahrtet ihr, daß einzig Ein Begehren
Euch allen mich verbündet, Eine Hoffnung ....
Mich einst euch gleich zu stellen! — Jetzt mit Golde
Glaubt ihr mich zu beschwichtigen. Gold! zu Füßen
Geringern hinzuwerfen, es geschieht;
Doch schwach demüthig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haschen —

Fürst Ildechi.

Heil dir, Swarto!

L'Eco,

Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri. Milano.

1828.

Eine Zeitschrift, mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Aeußeres, welches einen Beweis giebt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publicum zu ehren wisse.

Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können den Mitarbeitern sowohl wie den Redacteren das beste Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen geistvoll heitern Freisinn, hinlängliche Uebersicht fremder Literatur neuesten Datums, überhaupt Umsicht von

hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie sind auf dem Alterthum und auf ihrer ältesten Literatur gegründet; sodann aber vernimmt man, was die Italiäner neuerlich unter sich verkehren, was sie dem Ausländer mittheilen möchten, was sie von uns, mit besonderer Gunst angesehenen Deutschen, und wie sie es brauchen können, wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug dafür zu sorgen, was das Publicum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerthe. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italiänischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern, daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in sprachthümlichem Conflict liege. Daher ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der italiänischen Sprache im Auslande zur Benutzung beim Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute, das sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren!

V.

Orientaliſche Literatur.

Toutinameh,

übersetzt von Professor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosegarten.

1822.

Es wird mit Recht das Papageienbuch genannt; denn der Papagei spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen. Eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden. Durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sey weniger gefährlich ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bei einbrechender Nacht den dämonisch-weisen Haus-Papageien um Rath, welcher die List erdenkt durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dieß wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre gränzenlosen Mährchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijaleddin Nechschebi, im Jahre Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen indischen Ursprungs bearbeitet hatte. Hiervon giebt uns Professor Kosegarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher, dasjenige was uns aus dem Alten

mitgetheilt wird, mit dem Neuen zu vergleichen; jenes hat große Fülle, ächt orientalisch-poetische Vorstellungsarten; die Erzählung ist ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechselnd und vermannichfaltigt: wir finden die ächten Eigenschaften einer wohldurchdachten originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen, daß die östlichen Völker in zweihundert Jahren viel prosaischer geworden und sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe begnügen mochten. Indessen ist es wohl denkbar, daß diese Behandlungsweise dem Westländer fürs erste mehr zusage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wissen wir Herrn Iken vielen Dank, daß er dieses Werk vorläufig in die deutsche Literatur eingeführt, Interesse dafür erregt und unsern jüngeren talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen bisher unbekannten Geschichten nach eigener Weise hervorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächst den Almanachen und Taschenbüchern frischen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des ältern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umständlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchst nothwendig sey: denn wer eine leidenschaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl ersonnene, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, sondern er muß auch in der Ausführung so reich, exuberant, reizend und anregend seyn, daß die Einbildungskraft vor solcher Kraft staunend nicht wüßte wohin sie sich wenden, wie sie alles fassen solle. Wie uns ja eine schöne Person herrlich geschmückt noch schöner vorkommt, und wir zwischen Gestalt und Hülle schwankend hin und her gezogen werden.

Und so giebt das alte Werk, obgleich nur in Prosa geschrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientalischen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichnisse und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenstände. Das Meer, das zum Geburtstag eines Königssohns geladen, mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichste Einbildungskraft.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags ſollte man immer nur große weltgeſchichtliche Maſſen entgegenſetzen.

Da wir denn doch zu dieſer allgemeinen Weltberathung als Aſſeſſoren, obgleich sine voto, berufen ſind und wir uns von den Zeitungsſchreibern tagtäglich referiren laſſen: ſo iſt es ein Glück auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich ſind von Raumer und Wachler in den neueſten Tagen dergleichen geworden.

Die Frage: wer höher ſteht, der Hiſtoriker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; ſie concurriren nicht mit einander, ſo wenig als der Wettläufer und der Fauſtkämpfer. Jedem gebührt ſeine eigene Krone.

Die Pflicht des Hiſtorikers iſt zwiefach: erſt gegen ſich ſelbſt, dann gegen den Leſer. Bei ſich ſelbſt muß er genau prüfen was wohl geſchehen ſeyn könnte, und um des Leſers willen muß er feſtſetzen was geſchehen ſey. Wie er mit ſich ſelbſt handelt, mag er mit ſeinen Collegen ausmachen, das Publicum muß aber nicht ins Geheimniß hineinſehen, wie wenig in der Geſchichte als entſchieden ausgemacht kann angeſprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntſchaften. Die erſte Zeit ſind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinſtimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptſeite unſerer Exiſtenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntſchaft treten alsdann erſt die Differenzen hervor, und da iſt denn die Hauptſache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geſchieht, ſogleich

Wie zierlich vermannichfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu ſagen, daß es Nacht geworden ſey, die lieblichſten Gleichniſſe vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufſteigenden Mond in friſcher Geſtalt zu begrüßen. Möge dieſes Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermanns Händen ſeyn und Herr Profeſſor Koſegarten uns bald möglichſt die gedachte ältere Bearbeitung ganz überſetzt geben, wonach uns die drei mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe,

das älteſte und ſchönſte aus dem Morgenlande.

Neu überſetzt und äſthetiſch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

Im Divan wird der Verſuch in dieſe Fragmente Zuſammenhang zu bringen zwar wohlgemeint, aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Verſuch iſt dießmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerſtückelung gegründet iſt. Nämlich als Gegenſtand des Ganzen nimmt der Verfaſſer an: Nur Wärme und Entzücken im vollen Genuſſe der ſinnlichen Gegenwart. (S. 33.)

Der beſondere Inhalt iſt: Ein junges ſchönes Hirtenmädchen, während es von ſeinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs geſtellt war, wird in Salomons Frauengemach entführt. Der König liebt die ſchöne Schäferin unausſprechlich, und beſtimmt ſie zu ſeiner erſten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe ſchon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm iſt ſie im Wachen und Träumen, und der Geliebte ſehnt ſich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo ſie

zur erſten Königin einweiht, ſie mit aller Pracht und höchſten Liebkoſungen umgiebt. Sie bleibt kalt und der König muß ſie in ihre Thäler wieder ziehen laſſen. Die ſich wiederfindenden Liebenden beſiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer erſten ſüßen Zuſammenkunft.

Die Anlage und Ausführung iſt dramatiſch; alle Betheiligten äußern ſich unmittelbar, jedes auf ſeinem Ort, ſeiner Lage, ſeinen Neigungen und Wünſchen gemäß. Und ſo löst ſich der epiſche Unzuſammenhang doch in einem Zuſammenhange auf.

Indiſche Dichtung.

1821.

Wir würden höchſt undankbar ſeyn, wenn wir nicht indiſcher Dichtungen gedenken wollten, und zwar ſolcher die deßhalb bewundernswürdig ſind, weil ſie ſich aus dem Conflict mit der abſtruſeſten Philoſophie auf einer und mit der monſtroſeſten Religion auf der andern Seite im glücklichſten Naturell durchhelfen, und von beiden nicht mehr annehmen als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns Jahre lang verſenkten. Weibliche Reinheit, ſchuldloſe Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgeſondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichſten Zuſtände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwiſchen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken ſchweben, poetiſch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturſchauſpiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt. Mit Gita-Govinda iſt es derſelbige Fall; auch hier kann das Aeußerſte nur dargeſtellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden.

Uns Weſtländern konnte der würdige Ueberſetzer nur die erſte Hälfte zutheilen, welche die gränzenloſeſte Eiferſucht einer Halbgöttin darſtellt, die von ihrem Liebhaber verlaſſen iſt oder ſich verlaſſen glaubt. Die Ausführlichkeit dieſer Malerei bis ins Allerkleinſte ſpricht uns durchgängig an; wie müßte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche

den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den gränzenlosen Genuß der Liebenden darzustellen bestimmt ist, und es wohl auf eine solche Weise thun mag, die jene erste überschwengliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet sey.

Der unvergleichliche Jones kannte seine westlichen Insulaner gut genug, um sich auch in diesem Falle wie immer in den Gränzen europäischer Schicklichkeit zu halten; und doch hat er solche Andeutungen gewagt, daß einer seiner deutschen Uebersetzer sie zu beseitigen und zu tilgen für nöthig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht des neuern bekannt gewordenen Gedichtes Megha-Duta zu gedenken. Auch dieses enthält wie die vorigen rein menschliche Verhältnisse. Ein aus dem nördlichen Indien in das südliche verbannter Höfling giebt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und sich ewig verwandelnder Wolken von der Südspitze der Halbinsel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltsam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieser riesenhaften Lufterscheinungen den Auftrag, seine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, sie wegen der noch kurzen Zeit seines Exils zu trösten, unterwegs aber Städte und Länder, wo seine Freunde befindlich, zu beachten und sie zu segnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt, und zugleich ein Bild, wie reichlich diese Landschaft im Einzelnen ausgestattet seyn müsse.

Alle diese Gedichte sind uns durch Uebersetzungen mitgetheilt, die sich mehr oder weniger vom Original entfernen, so daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begränzte Eigenthümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterschied ist freilich sehr groß, wie aus einer Uebersetzung mehrerer Verse unmittelbar aus dem Sanskrit, die ich Herrn Professor Kosegarten schuldig geworden, aufs klarste in die Augen leuchtet.

Aus diesem fernen Osten können wir nicht zurückkehren, ohne des neuerlich mitgetheilten chinesischen Drama's zu gedenken. Hier ist das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abscheiden soll, auf das rührendste dargestellt, und zwar gerade dadurch, daß hervortritt wie er der schönsten Ceremonien, die zur Ehre des Abgeschiedenen landesüblich verordnet sind, wo nicht gar entbehren, doch wenigstens sie unwilligen und nachlässigen Verwandten überlassen soll.

Es ist ein ganz eigentliches, nicht im Besondern, sondern ins Allgemeine gedichtetes Familiengemälde. Es erinnert sehr an Ifflands

Hagestolzen, nur daß bei dem Deutschen alles aus dem Gemüth oder aus den Unbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen konnte, bei dem Chinesen aber, außer ebendenselben Motiven, noch alle religiösen und polizeilichen Ceremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu gute kommen, unsern wackern Greis aber unendlich peinigen und einer gränzenlosen Verzweiflung überliefern, bis denn zuletzt durch eine leise vorbereitete, aber doch überraschende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abschluß gewinnt.

VI.

Volkspoeſie.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sybärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Volkspoesie.

1822.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von allen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis ans baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten seyn, daß mich gar mannichfaltiges Interesse hin und wieder zog, aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deßwegen werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildniß und einer zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben, und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Thema's, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen seyn werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

Frithiofs Saga.

1824.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165 (1822) eine neue Behandlung jener kühnen frischen nordischen Ueberlieferungen, welche der geniale Tegner unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helvig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jedermann zugänglich, und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Byörn, zwei kühne Seehelden, werden tief im Winter durchs Eis ans Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein befahrter König, Namens Ring, der Frithiofs Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld, von unbezwinglichem Verlangen getrieben die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfälle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn; aufgeregt beweist er seine Kraft, und aus der rohen thierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft

für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im Schlitten aufs Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd ins Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schooß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sey; sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof schlägt's aus, bekennt daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze wieder aufs Meer in das alte wilde wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze giebt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Walhallasaal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes, und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwickelung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seyen, dürfen wir unsern mit dem

Norden befreundeten Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser aufs eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Ueberſetzerin auch in ihrer Arbeit ſich gefallen, damit wir dieſes See-Epos in gleichem Sinn und Ton vollſtändig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantiſch-barbariſche Dichtart, ohne daß wir recht wiſſen wie es zugeht, uns auf eine neue, ſinnig-zarte Weiſe, und doch unentſtellt, höchſt angenehm entgegen kommt.

VI.

Die Königswahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotſchaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürſt Ring iſt todt; bevor nun ſteht
Die Königswahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es ſchneidet gut.

Die Knaben ſchaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwert zu zwein,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein ſchlank
Mit emſ'gem Sinn,
Und ſchaut erröthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut!
Heil dir, du ehr'ner Wehrmann frei,
Du Bauer gut! —

Stets deiner freien Bruſt entflieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall biſt du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

zurückschaudere, sondern daß man gerade das Uebereinstimmende recht fest halte, und sich über die Differenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deßhalb vereinigen zu wollen.

Eine solche freundlich-belehrende Unterhaltung ist mir durch Stiedenroth's Psychologie geworden. Alle Wirkung des Aeußern aufs Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht eben so. Der Entelechie, die nichts aufnimmt ohne sich's durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisirt nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werther Gesell und Gefährte und soll nicht von unserer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens ist sogar leidenschaftlich; das Eingreifen tüchtig.

Deßhalb leben Kinder in Schnellurtheilen, um nicht zu sagen in Vorurtheilen; denn bis das schnell aber einseitig Gefaßte sich auslöscht um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten ist eine der größten Pflichten des Erziehers.

So ſammelt ſich bei Schildgetön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting; der Himmel ſchön
Iſt ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königsſohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind iſt's dort,
Das Männer nicht zu führen weiß
Mit Fürſtenwort."

Doch Frithiof auf das Schildrund ſchwang
Das Kind ſogleich:
„Schaut! von der Eiche, die da ſank,
Grünt hier ein Zweig!

„Erkennt im holden Kindesbild
Den Stamm, ſo hehr;
Er fühlt ſo leicht ſich auf dem Schild,
Wie Fiſch im Meer.

„Ihm ſchützen will ich vor Gefahr
Sein Reich und Land,
Und ſetz' ihm einſt Rings Kron' aufs Haar
Mit eigner Hand.

„Forſete, Baldurs hoher Sohn!
Ich rufe dich
Zum Zeugen! weich' ich je davon,
Zerſchmettre mich!"

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß ſtolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne ſchaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er miteins im raschen Muth
Zur Erde sprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting
All gleich gesinnt:
„Dich füren wir! Werd' einst wie Ring,
Du Schildeskind!

„Und bist du groß, soll dieser dir
Zur Seite stehn.
Jarl Frithiof, dir vermählen wir
Die Mutter schön."

Doch der schaut finster drein und spricht:
„'s ist Königswahl,
Nicht Hochzeit heut – die feir' ich nicht
Nach fremder Wahl.

„Zum Zwiesprach muß ich jetzo gehn
In Baldurs Hain,
Mit meinen Nornen: denn sie stehn
Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schildjungfraun
Hab' ich im Sinn,
Die unterm Bau der Zeiten baun,
Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
Und klarem Blick.
Nur Er, der mir die Braut geraubt,
Giebt sie zurück."

Küßt drauf die Stirn dem Königssohn,
Und stumm entlang
Der Heide, fern entschwand er schon
Mit stillem Gang.

Serbische Lieder.

1824.

Schon seit geraumer Zeit gesteht man den verschiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen besondern Werth zu, es sey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familienverhältnisse, auf Einigkeit und Streit, auf Bündnisse und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr stilles häusliches und herzliches Interesse vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt man sich in Deutschland ernstlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht, daß ich unter diejenigen gehöre, die ein auf diese Vorliebe gegründetes Studium unablässig selbst fortsetzten, auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern suchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieser Sinnes- und Gesangesart verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componisten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hierbei gestehen wir denn gerne, daß jene sogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch schmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Musik nicht anzupassenden Tönen einherfließen, sich meist in weicher Tonart ergehen und so das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls versetzen, in der wir einem gewissen allgemeinen unbestimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genusse gern verweilen und uns in der Folge immer wieder sehnsüchtig danach zurückbestreben.

Sehen wir aber endlich solche Gedichte geschrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Werth beilegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen, und uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn sie uns die Localitäten, woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse klar und auf das bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer spätern Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in

solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannichfaltigem, was in dieser Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die serbischen, obgleich alterthümlicher, gar wohl sich anschließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche Nationalgedichte sind einzeln, außer Zusammenhang, nicht füglich anzusehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, giebt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse; das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche, das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Masse muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor sich sehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beschränktheit oder Weitsinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit sich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unser Geschäft ungesäumt an. Wir gedenken von serbischen Liedern zunächst zu sprechen.

Man erinnere sich jener Zeiten, wo unzählbare Völkerschaften sich von Osten her bewegen, wandernd, stockend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomadenleben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Local wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es ist schwer sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich; wir finden es bald ausgedehnt, bald zusammengedrängt, zersplittert oder gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weiter und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so halte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der

Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erstern Flusses hinauf, des andern hinunter, hat sie diese nördliche Gränze gewonnen, so erlaube sie sich dann südwärts ins Gebirg und darüber weg, bis zum adriatischen Meer, ostwärts bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venetianern, zu den Ungarn und sonstigen wechselnden Völkern, vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaiserthum, bald Tribut gebend bald empfangend, bald als Feind bald als Hülfsvolk; späterhin bleibt mehr oder weniger dasselbe Verhältniß zum türkischen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen und, um ihren Besitz zu sichern, auf den nächsten und ferneren Höhen so Schlösser als befestigte Städte erbauten, so bleibt das Volk immer in kriegerischer Spannung; ihre Verfassung ist eine Art von Fürstenverein unter dem losen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Ersuchen wohl Folge leisten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten, hält man viel, ja ausschließlich auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geistlichkeit verwahrt liegen oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten so sehr sie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein historischer Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen sey, so entsteht die Frage, in wiefern die Chronologie derselben auszumitteln möglich, d. h. hier, in welche Zeit das Factum gesetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht sey? eine Frage, die ohnehin bei mündlich überlieferten Gesängen sehr schwer zu beantworten seyn möchte. Ein altes Factum ist da, wird erzählt, wird gesungen, wieder gesungen; wann zum ersten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und so wird sich denn auch jene Zeitrechnung serbischer Gedichte erst nach und nach ergeben; wenige scheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1335, sich auszusprechen, sodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit wo, nach Eroberung von Byzanz, die türkische Macht den Nachbarn

immer fühlbarer wurde; zuletzt sieht man, in den neuesten Tagen, Türken und Christen friedlich durch einander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bei schon bedeutender Cultur durch abergläubisch barbarische Gesinnungen aus; es finden sich Menschenopfer und zwar von der widerwärtigsten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Scutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint, als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher Schutz- und Trutzgebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sey nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Hercules, dem persischen Rustan auftreten, aber freilich in scythisch höchst barbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwinglichste aller serbischen Helden, von gränzenloser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird selbst dreihundert Jahre alt; er stirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht wie er dazu kommt.

Die früheste dieser Epochen sieht also ganz heidnisch aus. Die mittlern Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost dessen, der sich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation ist eines poetischen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vögelbotschaften werden die wackersten Menschen verschüchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalswesen, in der Einöde hausend, Berge und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Jägerin höchst schön gepriesen, endlich sogar als Wolkensammlerin geltend, im Allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her, wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand

nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vem Amfelfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfern des Czerni Georg sind wohl auch noch dichterische Denkmale übrig geblieben; in der allerneuesten Zeit schließen sich die Stoßseufzer der Sulioten unmittelbar an; zwar in griechischer Sprache, aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die sich nicht in sich selbst zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht ins Gleichgewicht zu setzen geeignet sind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, sondern in ganzer Masse an sich heran nehmen, genießen und schätzen kann, sind von der größten Schönheit; sie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden sie geistreich, scherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beiden Seiten, überrascht und ergötzt; man ist klug und kühn, Hindernisse zu besiegen, um zum ersehnten Besitz zu gelangen; dagegen wird eine schmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Aussichten über das Grab hinüber beschwichtigt.

Alles was es auch sey ist kurz, aber zur Genüge dargestellt, meistens eingeleitet durch eine Naturschilderung, durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen, dagegen erweist sich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan. Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt, und es ist schon gewagt die Mannichfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in folgendem, zu Anregung der Aufmerksamkeit zu thun uns nicht versagen.

1) Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl

einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schläft so süß; sie scheut sich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Pest verwüstet. 6) Verwünschung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; seltsamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotschaft, der Verlobten gebracht durch zwei Nachtigallen, welche ihren dritten Gesellen, den Bräutigam, vermissen. 9) Lebensüberdruß über ein erzürntes Liebchen; drei Wehe sind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11) Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Besorgt um den Geliebten will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen schilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirsch und Wila. Die Waldgöttin tröstet den liebekranken Hirsch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön; es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen; Capitulation um Erlösung. 28) Zwiefache Verwünschung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte seyn? 32) Liebesfreuden verschwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlassene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drei Mädchen wünschen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beste Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren; Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchst schön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend.

41) Hochzeitanſtalten; Ueberraſchung der Braut. 42) Eilig neckiſch. 43) Gehinderte Liebe; verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangeſetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längſten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder; an den gerüſteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Rah und verſagt. 50) Wen nahm ſich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene, bald befreite Nachtigall. 53) Serbiſche Schönheit. 54) Locken wirkt am ſicherſten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nöthige zu melden, hat ſeine beſondere Schwierigkeit.

Die ſlaviſche theilt ſich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und ſüdlichen. Dem erſten gehört das Ruſſiſche, Polniſche, Böhmiſche, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die ſerbiſche Mundart iſt alſo eine Unterabtheilung des ſüdſlaviſchen Dialekts; ſie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menſchen, und darf unter allen ſüdſlaviſchen für die kräftigſte geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation ſelbſt ein Widerſtreit; zwei Parteien ſtehen gegen einander, und zwar folgendermaßen.

Die Serben beſitzen eine alte Bibelüberſetzung aus dem neunten Jahrhundert, geſchrieben in einem verwandten Dialekt, dem altpanniſchen. Dieſer wird nun von der Geiſtlichkeit und allen die ſich den Wiſſenſchaften widmen, als Sprachgrund und Muſter angeſehen; ſie bedienen ſich deſſelben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünſtigen ihn: dagegen halten ſie ſich entfernt von der Sprache des Volks, ſchelten dieſe als abgeleitet von jenem, und als Verderb des ächten rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber dieſe Sprache des Volks genauer, ſo erſcheint ſie in urſprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verſchieden, und in ſich ſelbſt lebendig, allem Ausdruck des thätigſten Wirkens und eben ſo poetiſcher Darſtellung genügend. Die in derſelben verfaßten Gedichte ſind es, von denen wir ſprechen, die wir leben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation gering geſchätzt werden; deßwegen ſie auch niemals aufgeſchrieben, noch weniger abgedruckt werden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit ſie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich ſchien, deren Urſache uns aber erſt jetzt, da ſie gehoben iſt, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieser Literatur zu reden, so muß ich vorerst gestehen, daß ich keinen der slavischen Dialekte, ungeachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch studirt, und also von aller Originalliteratur dieser großen Völkerschaften völlig abgeschlossen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, in sofern solche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon sind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga übersetzte, der sich in des Abbate Fortis Reisen, auch von da in den Morlachischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Französischen, mit Ahnung des Rhythmus, und Beachtung der Wortstellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich, auf lebhaftes Anfragen, sodann von Gedichten sämmtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor mir; weder einen Hauptbegriff konnte ich fassen, noch die Abtheilungen charakteristisch sondern.

Was nun aber die serbischen Gedichte betraf, so blieb ihre Mittheilung aus oben gemeldeter Ursache schwer zu erlangen. Nicht geschrieben, sondern durch mündlichen Vortrag, den ein sehr einfaches Saiteninstrument, Gusle genannt, begleitet, waren sie in dem niedern Kreise der Nation erhalten worden; ja es ereignete sich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieses Gesuch abgeschlagen wurde, weil die guten einfachen Menschen sich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunstlosen, im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Gesänge einigermaßen hochschätzen könne. Sie fürchteten vielmehr, daß man diese Naturlieder mit einer ausgebildeten deutschen Dichtkunst ungünstig zu vergleichen, und dadurch den rohern Zustand ihrer Nation spöttisch kundzugeben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernstlichen Absicht überzeugte man sie durch die Aufmerksamkeit der Deutschen auf jenen Klaggesang, und mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die längsterssehnte Mittheilung, obgleich nur einzeln, hin und wieder erlangen.

Alles dieses war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann, Namens Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit seiner Muttersprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre, und ihre Volkspoesie lieb gewonnen

Ein zweijähriger Knabe hatte die Geburtstagsfeier begriffen, an der seinigen die bescheerten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bei gleichem Feste gegönnt.

Hiedurch veranlaßt fragte er am Weihnachtsabend, wo so viele Geschenke vorlagen: wann denn sein Weihnachten komme? Dieß allgemeine Fest zu begreifen war noch ein ganzes Jahr nöthig.

Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beider auf einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.

Bei einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle seines Briefs wieder erinnert werde, macht' ich folgende Betrachtungen:

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig

hätte. Er benahm sich mit dem größten Ernst in dieser Sache, und gab im Jahre 1814 in Wien eine serbische Grammatik an den Tag, und zugleich serbische Volkslieder, hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich sie mit einer deutschen Uebersetzung; auch jener Trauergesang fand sich nunmehr im Original; allein wie sehr ich auch die Gabe werth hielt, wie sehr sie mich erfreute, so konnte ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Westen hatten sich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwickelung schien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Osten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeschiedenheit eine Zeit lang entfernt von Westen und Norden.

Nun aber enthüllt sich diese langsam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab sich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtel'schen Officin drei Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben gesprochen wurde, sodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieses Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutschland denselben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothekar Grimm in Cassel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbische; er übersetzte die Wukische Grammatik und begabte sie mit einer Vorrede, die unsern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Uebersetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Professor Vater, der gründliche und zuverlässige Forscher, nahm ernstlichen Theil, und so rückt uns dieses bisher fremd gebliebene und gewissermaßen zurückschreckende Studium immer näher.

Auf diesem Punkt nun, wie die Sachen gekommen sind, konnte nichts erfreulicher seyn, als daß ein Frauenzimmer von besondern Eigenschaften und Talenten, mit den slavischen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die serbische entschied, sich mit aufmerksamster Thätigkeit diesem Liederschatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leistung ein Ende machte. Sie übersetzte, ohne äußern Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Masse der vorliegenden Gedichte und wird in einem Octavbande so viel derselben zusammenfassen, als man braucht um sich mit dieser ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer

Einleitung wird's nicht fehlen, die das was wir vorläufig hier eingeführt genauer und umständlicher darlege, um einen wahren Antheil dieser verdienstvollen neuen Erscheinung allgemein zu fördern.

Die deutsche Sprache ist hierzu besonders geeignet: sie schließt sich an die Idiome sämmtlich mit Leichtigkeit an, sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteigenen Productionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache dieß von sich rühmen darf: denn müssen wir es zwar höchst dankenswerth achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen, was wir selbst innerhalb unseres Kreises Originelles hervorgebracht, so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehreren Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen, und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten ins Besonderste zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beispiele vor uns: Wuk Stephanowitsch übersetzte uns zu Liebe mehrere derselben wörtlich; Grimm auf seinem Wege war geneigt, sie im Sylbenmaße darzustellen; auch Vatern sind wir Dank schuldig, daß er uns das wichtigste Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitsch im Auszuge prosaisch näher brachte, und so verdanken wir denn auch der raschen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unserer Freundin schnell eine weitere Umsicht, die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben,

übersetzt von Fräulein von Jakob.

1826.

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1826. Stück 192.

Grimms Recensionen.

Auszug daraus.

Die Lieder nahezu unübersetzlich.

Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten sie zu lesen.

Betrachtung des Uebersetzens.

Lage der ersten Uebersetzer.

Liebe zum Original.

Wunsch es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten seiner Nation.

Annäherung bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.

Vergleichung älterer und neuerer deutscher Uebersetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt sich immer mehr Fremdartiges aufzunehmen, sowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Uebersetzerin hat das Glück in eine solche Zeit zu kommen; sie hat nicht nöthig sich vom Original weit zu entfernen; sie hält am Sylbenmaß und genauern Vortrag.

Erwünscht, daß die Uebersetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau besehen, stehen die serbischen Zustände, Sitten, Religion, Denk- und Handlungsweise so weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einschmeicheln bei uns bedurfte, um sie durchaus gangbar zu machen.

Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen Ossianischen Wolkengebilde, das, als gestaltlos, epidemisch und contagiös in ein schwaches Jahrhundert sich hereinsenkte und sich mehr als billigen Antheil erwarb; dieses südöstlich Nationelle ist hart, rauh, widerborstig; selbst die besten Familienverhältnisse lösen sich gar bald in Haß und Parteiung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa antastenden Türken ist zweideutig, wie aller schwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt sich ein

Theil dem Sieger und Ueberwinder; daher werden die kräftiger Widerstehenden verrathen, und die Nation, für die sie Partei genommen, geht unter vor unsern Augen.

Diese unerfreulichen Ereignisse werden noch mehr verdüstert durch eine bloß formelle Religion, durch eine Buch- und Pergamentautorität, wodurch allein barbarischer Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird, durch einen seltsamen ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menschenopfer Städte zu festigen denkt, dem eine Schicksalsgöttin, erst als ferne Laut- und Bergstimme, bis zur sichtbaren schönen Jägerin, bis zum verwundbaren Wesen, in den wichtigsten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug, Todte stehen auf und besuchen auferstehende Todte; von Engeln läßt sich hie und da was blicken, aber untröstlich, und nirgendshin ist ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen absoluten monstrosen Helden, kurz gebunden wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs anmuthen mag. Eine unglückliche Mohrenprinzessin, welche ihn im Gefängniß ungesehen durch freundliche Worte tröstet, ihn befreit und schatzbeladen zur Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finsterniß liebevoll umfängt. Als er aber Morgens das schwarze Gesicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm sodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöster, die er hierauf reuig stiftet, die Gottheit und unsere Gemüther versöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich bösen Bogdan durch seinen Heldenblick zurückdrängt, so daß jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will; wenn er die Wila selbst beschädigt und sie Beschluß und That zurücknehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erscheinung immer abzwingt, nicht versagen, aber wohlthuend ist er uns so wenig als seine Genossen.

Alles dieses ist zwar als charakteristisch, aber nicht zu Ungunsten von uns aufgestellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß diese barbarischen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutschen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was sie aufnehmen konnte, wird uns nicht widerwärtig seyn; was sie mittheilen wollte, werden wir dankbar anerkennen.

Jene ſtrenge Darſtellung ſoll eigentlich nur den deutſchen Leſer auf einen ernſten Inhalt des Buches vorbereiten: denn ſelbſt die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn ſie gleich von den leiſeſten menſchlichen Empfindungen durchflochten ſind, halten ſich von uns immer in einer gewiſſen Entfernung.

Hier iſt alſo der Fall, wo wir dem Deutſchen, wie auch dem auswärtigen gebildeten Publicum, zumuthen können, nicht etwa auf eine ſentimentale Weiſe jene der cultivirten Welt als excentriſch erſcheinenden Zuſtände ſich aneignen zu wollen, ſich einen Genuß nach beſonderer Art vorzubilden; nein, wir verlangen, daß wir es wagen jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geſchähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es perſönlich, zu beſuchen, unſere Einbildungskraft mit dieſen Zuſtänden zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Ueberſetzung mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige iſt das Wünſchenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Ueberſetzungsforderungen.

Von der laxeſten Art bis zur ſtricten Obſervanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde deutſch zu lernen; nicht allein der Verdienſte unſerer eigenen Literatur wegen, ſondern weil die deutſche Sprache immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen ſich in ihr vereinigen.

Und ſo können wir ſie ohne Dünkel empfehlen.

Wer ſeit einem halben Jahrhundert die ſchiefen Urtheile der übrigen europäiſchen Nationen über unſere Literatur beobachtet hat, und ſie nach und nach durch theilnehmende, umſichtige Ausländer berichtigt ſieht, der darf mit einiger nationellen Selbſtgenügſamkeit ausſprechen, daß jene Nationen in gewiſſen Fächern ihre Bornirtheit abgelegt und zu einer freiern Umſicht gelangt ſind, als ſie mit uns und unſern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnt der französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Serbische Gedichte.

1827.

Der zweite Theil der Uebersetzung serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unserer jungen Freundin verdanken, sollte mir Anlaß geben, über diese auch mir sehr schätzenswerthe Nationalpoesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon manches deßhalb zurecht gestellt, als ich in den Göttingischen Anzeigen Nr. 192 Jahr 1826 eine Recension fand, welche mich aller weitern Aeußerung überhebt. Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der eben so gut das allgemeine Organ, wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu schätzen weiß. Nachträglich aber darf ich folgendes bemerken.

Die serbischen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im stillen, werden uns auf einmal durch verschiedenartige Uebersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die sonst gewöhnliche Accommodation, wie sie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man seinem Volke alles Mitzutheilende so nach Geschmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte, um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir sehen nun, neben der ernst und streng an das Original sich haltenden Uebersetzung des Herrn Grimm, einen, bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser deutsches Eigenthum ansehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges.

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines gefühlvollen Alleinsingers voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesammtsang, und treffen das Vaudeville,

das nicht allein durch einen sinnig wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zusammenhält, sondern auch in sinnlosen, ja unsinnigen Klängen die Sinnlichkeit und was ihr angehört, aufregt und sie zu einem gemeinsamen Taumel auffordert.

Dieses ist das Erbtheil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger sich meisterhaft erweist; wir würden sagen musterhaft, wenn er nicht gerade, um so ein trefflicher Poet zu seyn, alle Rücksichten, die man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hierbei seyn, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgebildetsten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe, und sich nach Umständen hervorthue: weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden; überall, wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwickelung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der serbischen Literatur werden schnell genug deutsches Gemeingut werden, und wir behalten uns vor, sobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unsere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt, als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: Wila eine neue Sammlung serbischer Volkslieder zunächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und sinngewandte Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals geneigt erweist, so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn erlassen, freundlichst aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Das Neueste serbischer Literatur.

1827.

Simeon Milutinowitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig fünfunddreißig Jahre alt, war früher als Schreiber bei dem

Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czerny Georg seine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handschar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Milosch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als dieses dem türkischen Joche sich wieder schmiegen mußte, nach Bessarabien, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichsten Bojaren dichterisch zu beschreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daselbst, unterstützt vom Fürsten Milosch, in der Breitkopf- und Härtel'schen Officin, wo er wußte daß sein Freund Wuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Presse zu übergeben. Er hat es nun vollendet und es liegt ein Exemplar, in vier kleinen Duodezbänden, vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit die seiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie sein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt, und es enthält in an einander gereihten Taberien oder Heldenliedern eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte.

Der wackere Verfasser hat auf theilnehmendes Ansuchen uns den vollständigen Inhalt seines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bei prüfender Uebersicht höchst merkwürdig, und es ist vielleicht das erstemal, daß eine alte Volksliteratur sich durch so lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünschen, daß dieses Gedicht übersetzt, und zwar von Herrn Gerhard übersetzt werden möge, der sich die Denk- und Lebensweise, woran diese Nation gewöhnt ist, genugsam bekannt gemacht hat.

Es erscheint als etwas ganz Eigenes, daß wir den Czerny Georg und seine Gehülfen in eben dem Conflict mit den Türken sehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchst interessant war uns die Aehnlichkeit und den Unterschied beiderlei Aufstands gegen verjährte Usurpation zu erkennen. Und so bleibt uns dieses Gedicht, in wie weit wir uns damit befreunden konnten, höchst merkwürdig als Wiederholung oft versuchten Bestrebens, interessant durch die schönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber ist auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Nachbarstaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht, und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns im voraus auf die Abstammung des schwarzen

Georg von dem unüberwundenen Marko, wie sie sich in diesen Gedichten nahezu mit historischer Zuversichtlichkeit wird darstellen lassen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichsten Gesuche an die drei von uns gerühmten Theilnehmer an diesem schönen Geschäft und sprechen den Wunsch aus, Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten, jedes in seiner Art, nicht nachlassen diese so wichtige als angenehme Sache unablässig zu fördern.

Nationelle Dichtkunst.

1828.

Die serbische Poesie hat sich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber stockenden Versuchen, endlich in den Literaturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Anzeige des Neuesten fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhards Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon dehnt sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannichfaltiger aus, erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwei; schon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nutzende und Schadende in Einem geistigen Wesen zu denken nicht mehr verträglich, sondern es treten schon untergeordnete begleitende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geisterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihr Heldenkreis vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Verfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher schon bekannten halsstarrig unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienstliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten lassen; nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche

Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensicalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert worden. Wir aber wurden persönlich in eine vorpolizeiliche Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten Dreikönigen, sodann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Buttersemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu seyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die frühern Wort und Versprechen, sie sind zu uns herübergeführt, und wir werden derselben gar manche in froher Gesellschaft, bei traulichen, wohl auch bei Festmahlen, ertönen zu lassen nicht versäumen; hier ist eine gränzenlose Anregung an unsere zahlreichen Componisten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort sich um die serbische Dichtkunst verdient zu machen; sind doch die Deutschen längst gewohnt mehr als Einen Uebersetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu sehen.

Genannte Freundin hat uns unlängst abermals einige ihrer Uebersetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern aufführen möchten; sie hält sich fest an der Stelle, die sie früher schon behauptet und kennt genau die Vorzüge, welche aus der unmittelbar darstellenden Art entspringen, die uns gerade in die Gegenwart des Erzählten versetzt.

Es ist dieses ein Unmerkliches, welches wohlempfunden seyn will und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchst wichtig, weil der poetische Vortrag sich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geschichtlichen unterscheidet.

---

faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umsehe und bemerke, wo denn die Menschen sich hinwenden um ihren Abend zuzubringen, so findet sich immer, daß man dahin gehe, wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man beim geselligen Gespräch und Spiel immer gewiß ist seine Partie zu finden.

In diesem Sinne hab' ich mich mit dem literarischen Conversationsblatt befreundet, das freilich nur als Conversationsheft bei mir einzutreten verpflichtet ist. An Zerstreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich lese, will ich mich sammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Mährchen hingehalten seyn.

Freundschaft kann sich bloß praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, die thätige, productive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß der Freund meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise seyn möge.

Fünfte Abtheilung.

Man nimmt in der Welt jeden wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet.

Servian popular poetry,

translated by John Bowring. London 1827.

1828.

Wie es uns mit ſchönen geliebten Perſonen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraſchen, ſo oft wir ſie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, ſo war es auch mir zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten ſerbiſchen Gedichte in engliſcher Sprache wieder las. Sie ſchienen ein neues Verdienſt erworben zu haben; es waren dieſelbigen Geſtalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns ſchon im Jahre 1821 ebenfalls mit einer ruſſiſchen Anthologie beſchenkt, wodurch wir mit jenen entfernten öſtlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache ſcheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, ſondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns ſchon längſt durch Liebe und Freundſchaft verwandt war, Herrn Joukovsky, näher kennen und ihn, der uns bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weitern Ausdehnung ſeines poetiſchen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen denen, welche nun auch oſtwärts ihre Blicke wenden und den Eigenthümlichkeiten der ſlaviſchen Dichtkunſt ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, dürfen wir dieſe beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Böhmiſche Poeſie.

1827.

Da wir hoffen, daß wahre Freunde der allgemeineren Literatur oben belobte Recenſion der ſerbiſchen Gedichte nachſehen und ſich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer ſlaviſchen Sprachen unſerer Aufmerkſamkeit gleichfalls höchſt würdig ſind, ſo dürfen wir die ernſte Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen hierdurch wohl dringend erſuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatsſchrift, wovon zwei Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmiſcher Gedichte, und zwar der uralten ſowohl als ihrer Nachbildungen,

nicht weniger was in den neuesten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichst fortzusetzen. Es wird dieß das sicherste Mittel seyn, sich mit dem größern deutschen Publicum zu verbinden, indem, was das übrige betrifft, man zunächst für das Vaterland zu arbeiten bemüht ist.

Die Entdeckung der Königinhofer Handschrift, die uns ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit bekannt machte, giebt Hoffnung, daß dergleichen sich mehr auffinden werden, um deren Mittheilung wir um so dringender bitten, als sich in dem Volksgesang von solchen vorchristlichen und erstchristlichen Aeußerungen einer halb rohen und doch schon den zartesten Gefühlen offenen Nation nichts erhalten haben möchte. Indessen danken wir für die Bruchstücke aus dem epischen Gedichte Wlasta von Carl Egon Ebert, nicht weniger für Horimir und dessen Roß Schimek von Professor Anton Müller.

Einigen der in deutscher Uebersetzung schon so wohlklingenden Sonette von Kollar wünschten wir auch wohl einmal das böhmische Original zur Seite beigefügt zu sehen. Dieß würde jenen Wunsch, die slavische Sprachkunde auch in die deutsche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

Amazonen in Böhmen.

Die über kriegerische Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umständlicher zu erforschen und den Gedichts- und Geschichtsfreunden näher zu bringen, habe ich mir folgendes vergegenwärtigt. Libussa mit ihren zwei Schwestern, sie, die jüngste, als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, scheinen den Grund zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurtheils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beschwichtigen wußten.

Dieses Uebergewicht war zu groß, so daß rohere, derbere Männer, zuletzt ungeduldig, die Königin sich zu verheirathen nöthigten, wodurch aber jene Gynäkokratie keineswegs aufgehoben ward, sondern sich vielmehr, zur Opposition genöthigt, befestigte.

Hier mögen nun die von Frauen besetzten festen Plätze den Nachbarn so unbequem gewesen seyn, und so lange Krieg und Streit

gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft ſich wieder in ihre Rechte eingeſetzt.

Freilich gründen ſich dieſe Gedanken nur auf eine Chroniken-Legende, und wir wollen ihnen nicht mehr Werth geben, als inſofern alles was ſich auf Sagen gründet, doch immer einige Achtung verdient.

Cours de Litérature grecque moderne

par J. Rizo-Néroulos. Genève 1827.

1828.

Wer dieſe wichtige Schrift in die Hand nimmt und ſich daraus gründlich und ſchnell zu belehren wünſcht, der fange ſogleich unten auf S. 67 zu leſen an und fahre fort bis zum Abſchnitt auf S. 87. Hat er vernommen und beherzigt was der Verfaſſer auf dieſen wenigen Blättern vortrug, hat er geahnt und durch eigenen Geiſt vervollſtändigt was nicht geſagt, aber deutlich genug angedeutet iſt, ſo wird er den Schlüſſel zu dem übrigen Werke und zu allem was ſonſt über neugriechiſche Literatur zu ſagen iſt, ſich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unſerer Weiſe davon verſuchen, mit Ernſt und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantiniſchen Kaiſerthums zurück, ſo erſtaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Conſtantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron ſehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenſtab über dem Scepter; wir ſehen Glauben und Lehre, Meinung und Rede überall, über alles herrſchen. Denn nicht allein die Geiſtlichkeit, ſondern die ganze chriſtliche Welt hatte von den letzten heidniſchen Sophiſten Luſt und Leidenſchaft überkommen mit Worten ſtatt Handlungen zu gebahren, und ſtatt umgekehrt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redensweiſe zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des öſtlichen Reichs daher entſprungen, welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, iſt den Geſchichtskundigen nur allzu deutlich; wir aber ſprechen dieſes nur mit wenigen Worten aus, um ſchnell zum Anſchauen zu bringen, wie die prieſterliche

Gewalt sich durchaus den Majestätsrechten gleich zu stellen gewußt. Als nun in späterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden; aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fesseln?

Da fand man denn gerathen die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge deste gewisser zu seyn. Ließ man aber dem geistlichen Oberhaupt auch nur einen Theil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwängliche Vortheile, gränzenlose Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine bestehende Synode wurden Patriarchen und Erzbischöfe gewählt, die letztern auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Pascha durfte sich in geistliche Händel mischen, noch sie vor seine Gerichtsstelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was sonst noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt sterbenden Geistlichen nicht vom Staat eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abscheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählig auch die Geister wehrlos zu machen. Die einzeln stehenden Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, alle Schulen geschlossen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöster hatte man bestehen lassen, da denn die Mönche, nach ächt orientaler Weise, sich ihrer Kirchen und Capellen bedienten, um Kinder zu versammeln, sie bei gottesdienstlichen Ceremonien mit assistiren zu lassen, ihnen bei dieser Gelegenheit durch Katechisation das Nöthige beizubringen, und dadurch Religion und Cultus im stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß schon in der alten byzantinischen Verfassung der Patriarch nicht allein von religiösen Männern, von Priestern und Mönchen umgeben gewesen, sondern daß er auch einen Kreis, einen Hofstaat von Weltgeistlichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien — denn verheirathet war ja der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen Zeiten her einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würdestellen einnahmen, deren griechischer Weise

zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Kaste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber so wie über deren Haushalt war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenem Besitz bei dem Untergange des griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb, versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angeborenen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald ans Ende der Stadt, in eine geringe unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahegelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfangs, gegen ihre frühern Zustände, gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwei Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gnadenblick einer dem tyrannischen Ueberwinder abgenöthigten Gunst alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenstuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geistlichkeit, als Abkömmlinge der letzten Literateren und Sophisten des Heidenthums, alle Ursache und Gelegenheit hatten die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden, so werden diese Laien gewiß nicht zurückgeblieben seyn, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das was von Unterricht irgend noch möglich war mitzuwirken gesucht, und sich selbst, um einer solchen Oberaufsicht werth zu seyn, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der altgriechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester, als sie ihre Würde gegen die betriebsame Menge verwahren mußte, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venetianern und Genuesen, sich den stammelnden Kinderdialekt der abendländischen Sprachen, und statt herrlicher geistreicher Fermung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichsam stotternd hatte gefallen lassen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsal entstellte Sprache wieder herzustellen bemüht ist, so streng und zudringlich verfahren, wie sollten diejenigen welche ein reines Altherkömmliches zu bewachen haben, nicht auch das gleiche zu üben berechtigt seyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beschäftigten Weltgeistlichen waren dagegen genöthigt, sich mit dem Volke abzugeben; sie mußten seine Sprache sprechen, wenn sie bessern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verschmähen, wodurch ein solcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach sich verbreitenden Schulunterrichts, den sie von dem Hauptsitze aus zu beleben hatten, eine Wirksamkeit, die über den Archipel, bis zum Berg Athos, nach Larissa und Thessalien hinreichte, so wird man folgern, daß sie überall mit allen Nationen zusammentreffend in fremden Sprachen sich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Interesse Theil zu nehmen hatten.

Der Geschichtskundige wird diesem stillen, gewissermaßen geheimen Gang durch zwei Jahrhunderte zu folgen wissen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieses niedergebeugte Geschlecht, diese von einem abgelegenen Quartier benamseten Fanarioten, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünstigt, an den ersten

Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Wallachei hervortreten.

Hier nun glauben wir unserer Einleitung, nach oben ausgesprocherer Absicht, genuggethan zu haben, und dürfen wohl dem Leser auf Seite 25 deuten, wo er die drei Epochen der neugriechischen Literatur angezeigt, und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700 bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freiern Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbesserte das Geschick der Nation in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studiren.

Die zweite Periode von 1750—1800 zeichnet sich besonders aus durch Einführung europäischer wissenschaftlicher Kenntnisse. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der Philosophie angehörig; die Schulen vervielfältigen sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung, besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korais' vorzüglich, und alles war bemüht die Nation eines Platzes unter den civilisirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannichfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor auch die unsrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edlen Gouverneur versammeln, daß die Unterrichteten, Weisen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit rein menschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höhern Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit sich erweisen und betragen mögen.

Eben als wir im Begriff sind Vorstehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Christian Müller zu Genf die Uebersetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie sich's von einem so vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich so viel Antheil an dem Original genommen, so war nichts natürlicher, als daß ich mich sogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorstehendem Aufsatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfasser sonst günstig gesinnte Uebersetzer Seite 72 und 77 in beigefügten Noten auf einmal als dessen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren Herkommen und Wirkung wir historisch zu entwickeln getrachtet, feindselig behandelt.

Widerspruch gegen meine Ueberzeugung ist mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne besondere Bemühung erfahre wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweise im mindesten abzuweichen genöthigt werde.

Und so gestehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jacovaky Rizo Néroulos, der sich noch jetzt ehemaligen Premierminister der griechischen Hospodare in der Moldau und Wallachei nennt und unterschreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zustande sah, wie er als Vortragender, Vorlesender, Belehrender genöthigt ist seine Darstellung unmethodisch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verständniß beruht, als Parenthese zu geben; wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet, vor Zuhörern, die sich Freunde nennen, seinem Adel zu entsagen, seine fürstlichen Verfahren zu verläugnen, die langjährigen edeln, stillen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihres Märtyrerthums als eines gleichgültigen Geschicks zu gedenken und die stillen Thränen, die er ihrem Grabe zollt, vor seinen Zuhörern beschämt zu verbergen. Diese jammervollen Zustände, die wir aus dem Original schon herausahneten, werden durch die Noten des werthen Uebersetzers ganz offenbar. Denn der wackere Néroulos mußte Angesichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten, daß man an ihm den Geruch einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand, ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter

solchen Umständen dem edeln Manne nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne“ durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel, das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es, bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domcapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmeliden, die Fanarioten von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt, nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig, und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogen jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich nothwendig bilden muß.

Erinnert man sich der bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannichfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen, so wird man denen die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz Recht und Einfluß ihrer Kaste unter einem despotischen Oberhaupte zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswerth zu seyn, jederzeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Aeußerungen eines reisenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im stillen vorbereiteten Explosion jene um den Patriarchen von Constantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie

auf der Insel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, besuchte, wo auch unser Rizo noch, den Beginn der großen Epoche erwartend und vorausſehend, ſcheinbar mit Alterthümern ſich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem ſcharfem Blick jene Zuſtände durchſchaute. Wir ſetzen die hierher ſich beziehende Stelle, deren Lakonismus kaum zu verſtehen, unmöglich aber zu überſetzen wäre, im Original hier bei, und laſſen eine Paraphraſe derſelben als Entwickelung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-temps signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres byzantins: cette accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le temps et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vu morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever malgré tant d'obstacles le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man ſchon längſt als Erben aller Laſter ihrer byzantiniſchen Verfahren angeklagt, auch dieſe Beſchuldigung zuverſichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie ſollten aber auch die Griechen überhaupt jene ſchönen edeln Eigenſchaften, weßhalb ihre freien Urväter ſo hoch geſchätzt ſind, durch eine Reihe höchſt bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, beim Verfall des morgenländiſchen Kaiſerthums den Einflüſſen eines verderbenen Hofes, theologiſch-verworrener Parteiungen, einer eigenſinnig willkürlichen Geſetzgebung widerſtehen? Mußten ſie nicht, in dieſe Verworrenheiten verſchlungen, alle Freiheit des Geiſtes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat.

Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren wie es mit ihnen steht.

Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen: denn wir haben so zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maaßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur.

Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen; so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte.

Durch das was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist.

Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.

Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?

„Unter einem ſolchen, durch türkiſche Deſpotie täglich vermehrten Druck aber bildete ſich in dem griechiſchen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schielblick in ſittlichen Dingen, woraus ſich denn bei fortdauernder Sklaverei eine gewohnt-hinterliſtige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim erſten Antritt auffällt.

„Dieſe Laſter und Mängel können nicht augenblicklich verſchwinden, und nur das edelſte Beginnen, die gewaltſamſten Zuckungen konnten ſo altherkömmliche Verwöhnungen beſiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufſchwung nach dem Beſſern hin verleihen.“

Leukothea,

von Dr. Carl Iken.

Leipzig, 1827. 2 Bände.

1828.

Dieſes Werk wird einem jeden, der ſich mit den helleniſchen Angelegenheiten näher beſchäftigt, willkommen und brauchbar ſeyn. Aus dem Neugriechiſchen überſetzte Briefe über die Zeitereigniſſe bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umſtändlich ausgelegt wird. Man kann daher dieſes Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woran man ſich vielſeitig unterrichten wird.

Der meiſte Steff iſt aus franzöſiſchen und engliſchen Werken zuſammengetragen, ein Verzeichniß neugriechiſcher Schriftſteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Verſuch eines Perſonen-, Sachen- und Wörterverzeichniſſes zugänglicher gemacht.

Aus dem Geſagten erhellt nun ſchon, daß man dieſe ſämmtlichen Materialien mit Vorſicht und Kritik zu brauchen habe, indem ſie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten ſind, dem man nicht zumuthen kann ſeinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechische Volkslieder,

herausgegeben von Kind.

Grimma 1827.

1828.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Prosodie des Neugriechischen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen sodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetischer Ordnung folgen.

Ein sehr willkommenes, brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorschritt in den Kenntnissen der Verdienste neugriechischer Nationalpoesie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu sichten haben, was denn eigentlich an diesen Gedichten das Schätzenswerthe sey? Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten nur gute und grundwürdige Poesien hervorzubringen. Und so möchte denn auch mancher dieser Gesänge einen patriotisch-historischen Werth haben, ohne wegen des poetischen hervorgezogen zu werden.

Ich versuche nun, ob mir gelingen möchte zu den von mir übersetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt schon aussprechen, daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das sich an dichterischem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen, die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt sich bis zur Monotonie, und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders ist es mit jenem Falle beschaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephten davongetragen hat, und mit demselben, ehe er es auffrißt, eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterscheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Gestalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos oder Litthauiſche Volkslieder,

herausgegeben von L. J. Rhesa.

Königsberg 1825.

1825.

Durch dieſe Sammlung iſt abermals einer meiner Wünſche erfüllt. Schon Herder liebte die Lettiſchen Volkslieder gar ſehr; in mein kleines Drama: die Fiſcherin, ſind einige von ſeinen Ueberſetzungen gefloſſen. Auſſerdem liegt bereits ſeit mehreren Jahren eine ſtarke Sammlung ſolcher wohlverdeutſchter Gedichte bei mir, die ich wie ſo manches andere, in Hoffnung deſſen was gegenwärtig geſchieht, im ſtillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von litthauiſchen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung giebt der Sammler wünſchenswerthe Aufſchlüſſe über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Literatur mit, und drückt ſich im allgemeinen über dieſe Dichtart folgendermaßen aus: „Die litthauiſchen Volkslieder, Dainos, ſind größtentheils erotiſcher Gattung; ſie beſingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, ſchildern das Glück des häuslichen Lebens und ſtellen die zarten Verhältniſſe zwiſchen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchſt einfache Weiſe vor Augen. In dieſer Hinſicht bildet die ganze Sammlung gleichſam einen Cyclus der Liebe von ihrer erſten Veranlaſſung, durch die verſchiedenſten Abſtufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben. Eine ernſte Wehmuth, eine ſanfte Melancholie verbreitet über dieſe Lieder einen ſehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe iſt hier nicht eine ausſchweifende Leidenſchaft, ſondern jene ernſte, heilige Empfindung der Natur, die den unverderbenen Menſchen anläßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieſer wundervollen Seelenneigung liegt."

Die Ueberſetzung, ſo wie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen ſind ſchätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtſchaft wären aufgeſtellt worden, vom Spinnermädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantaſtiſches, bis zu Krieg und Kriegsgeſchrei. Wie ſie jetzt unter einander ſtehen, zerſtreuen ſie Gefühl und Einbildungskraft, und

zerſtören zuletzt beide, weil Senſationen aller Art ſich doch am Ende nach einer gewiſſen Einheit zurückſehnen.

Als merkwürdig würde man ſodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken ſey, daß man jemals darauf ſittlich und dichteriſch aufgemerkt. Die Mädchen, ſogleich wie ſie erſcheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde ſteigen.

Da es ſo viele Rubriken giebt, unter welche man die Gedichte vertheilt, ſo möchte ich dieſe mit dem Namen Zuſtandsgedichte bezeichnen: denn ſie drücken die Gefühle in einem gewiſſen entſchiedenen Zuſtande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denſelben; das Gemüth ſchwebt elegiſch über dem beſchränkteſten Raum.

Und ſo ſind denn dieſe Lieder anzuſehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und alſo der Poeſie, viel näher iſt als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe iſt viel häufiger als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter ſey, ſieht man am ſicherſten bei Gelegenheits- und ſolchen Zuſtandsgedichten: das erſte faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beſchränkt ſich mit zarter Neigung in einen engen Raum, und ſpielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man ſich unauflöslich beſchränkt ſieht. Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den ſie ergreifen, dem ſie ſich widmen, und verlangen von ihren Fähigkeiten nicht mehr als ſie leiſten können.

Daß der Herausgeber ſich mit einſichtiger Wahl auf die Hälfte der in ſeinem Beſitz befindlichen Lieder beſchränkt hat, iſt ſehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Literatur machen, ſo müſſen ſie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. Iſt die Gelegenheit, iſt der Zuſtand erſchöpft, ſo begnüge man ſich in dieſem Kreiſe, wie der Sammler hier ſehr löblich gethan hat.

Es kommt mir, bei ſtiller Betrachtung, ſehr oft wunderſam vor, daß man die Volkslieder ſo ſehr anſtaunt und ſie ſo hoch erhebt. Es giebt nur eine Poeſie, die ächte, wahre; alles andere iſt nur Annäherung und Schein. Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben als

dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder ſeinen Zuſtand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachſten Verhältniſſe die größten Vortheile; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meiſtens wieder, inſofern ſie ſich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufſuchen.

Spaniſche Romanzen,

überſetzt von Beauregard Pandin.

1823.

Sie wurden mir zuerſt durch des Geſellſchafters Novemberheft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten ſind ſämmtlich humoriſtiſchen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um ſo mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenſtänden beſchäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeſchrieben.

Man ſpricht ſo oft den Namen Volkslieder aus, und weiß nicht immer ganz deutlich, was man ſich dabei denken ſoll. Gewöhnlich ſtellt man ſich vor, es ſey ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Maſſe hervorgetreten; denn da das poetiſche Talent durch die ganze menſchliche Natur durchgeht, ſo kann es ſich überall manifeſtiren, und alſo auch auf der unterſten Stufe der Bildung. Hievon iſt ſo öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig ſeyn dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterſchied bezeichnen, indem ich ſage: Lieder des Volks, d. h. Lieder die ein jedes Volk, es ſey dieſes oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und wo nicht den ganzen Charakter, doch gewiſſe Haupt- und Grundzüge deſſelben glücklich darſtellen.

Verziehen ſey es mir, daß ich, nach deutſcher und nordiſcher Weiſe, etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre.

Die Idee, wenn ſie in die Erſcheinung tritt, es ſey auf welche Art

es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigter wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee, wie sie unmittelbar in die Erscheinung, ins Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß, insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir hundert Mittelgedanken ab, und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre, das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quixote von Cervantes. Das was im höhern Sinne daran zu mißbilligen seyn möchte, verantworte der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwei Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß derjenige der auch darin west und wirkt, sich immer gequetscht findet; die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödtlich, sondern man muß am Ende lächeln, und man wünscht sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich sie nennen will, eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa

neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf, beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen gränzen durchaus ans Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß, ohne Frechheit, und führen das Lächerliche bis ins Absurde, ohne deßhalb den erhabenen Ursprung zu verläugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie; sie hat sogleich etwas Schelmisches neben dem Großen, und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittlern sind ernst, und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber entweder durch irgend eine Vermittlung, und wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Chinesisches.

1827.

Nachstehende, aus einem chrestomathisch-biographischen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert schöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es sich, trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Fräulein See-Yaou-Hing.

Sie war schön, besaß poetisches Talent, man bewunderte sie als die leichteste Tänzerin. Ein Verehrer drückte sich hierüber poetisch folgendermaßen aus:

Du tanzest leicht bei Pfirsichflor
Am luftigen Frühlingsort:
Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläst euch zusammen fort.

Auf Waſſerlilien hüpfteſt du
Wohl hin den bunten Teich;
Dein winziger Fuß, dein zarter Schuh
Sind ſelbſt der Lilie gleich.

Die andern binden Fuß für Fuß,
Und wenn ſie ruhig ſtehn,
Gelingt wohl noch ein holder Gruß,
Doch können ſie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeſchuhten Füßchen ſchreibt ſich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch ſoll dieſer ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben ihre Füße in enge Bande einzuſchließen, um ihr ähnlich, wo nicht gleich zu werden. Dieſer Gebrauch, ſagen ſie, ſey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaiſers Min, reich an Schönheit und geiſtigen Verdienſten und deßhalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin ſie verdrängt hatte, war ihr ein beſonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürſten dem Kaiſer große Geſchenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und ſchickte ihr alles zu. Sie ſendete dem Kaiſer die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du ſendeſt Schätze mich zu ſchmücken!
Den Spiegel hab' ich längſt nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiß ich nicht mehr was ziert und ſchmückt!

Fräulein Fung-Sean-Ling.

Den Kaiſer auf einen Kriegszug begleitend, ward ſie nach deſſen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrſchers geſellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geſelligem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als ſie, ſich begleitend, ſang,
Und ihr eine Saite ſprang,
Fuhr ſie fort mit edler Miene:
„Haltet mich nicht froh und frei!
Ob mein Herz geſprungen ſey —
Schaut nur auf die Mandoline!“

Kai-Kun.

Eine Dienerin im Palaſte. Als die kaiſerlichen Truppen im ſtrengen Winter an der Gränze ſtanden, um die Rebellen zu bekriegen, ſandte der Kaiſer einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem ſelbſt gemacht war. Ein Soldat fand in ſeiner Rocktaſche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu beſtrafen,
Fechteſt wacker, aber Nachts zu ſchlafen
Hindert dich die ſtrenge Kälte beißig.
Dieſes Kriegerkleid ich näht' es fleißig,
Wenn ich ſchon nicht weiß, wer's tragen ſollte;
Doppelt hab' ich es wattirt, und ſorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zuſammenfinden;
Mög' ein Zuſtand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit das Blatt ſeinem Officier vorzuzeigen; es machte großes Aufſehen, und gelangte vor den Kaiſer. Dieſer verfügte ſogleich eine ſtrenge Unterſuchung in dem Harem: wer es auch geſchrieben habe, ſolle es nicht verläugnen. Da trat denn eine hervor, und ſagte: Ich bin's, und habe zehntauſend Tode verdient. Der Kaiſer Yuen-tſung erbarmte ſich ihrer und verheirathete ſie mit dem Soldaten, der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majeſtät humoriſtiſch

bemerkte: „Haben uns denn doch hier zuſammen gefunden!“ Worauf ſie verſetzte:

Der Kaiſer ſchafft, bei ihm iſt alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun iſt der Name Kae-Yven unter den chineſiſchen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Individualpoeſie.

Ganz nahe an das was wir Volkspoeſie nennen, ſchließt ſich die Individualpoeſie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Perſonen, denen eine ſolche Gabe verliehen iſt, ſich ſelbſt und ihre Stellung recht kennen lernen, ſo werden ſie ſich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunſt erfreuen; anſtatt daß ſie jetzt meiſt nicht wiſſen woran ſie ſind, indem ſie ſich in der Maſſe der vielen Dichter verlieren und, indem ſie Anſpruch machen Poeten zu ſeyn, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie ſie ſolche wünſchen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beiſpiele halten.

Ein Geiſtlicher auf einer nördlichen Landzunge der Inſel Uſedom, auf einer Düne geboren, dieſe Düne mit ihrem geringen vegetabiliſchen Behagen und ſonſtigen Zuſtänden liebend, ſein geiſtliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine gar liebenswürdige Art ſeine Zuſtände poetiſch darzuſtellen.

Voß hat in ſeiner Luiſe dieſen häuslichen Ton angegeben; in Hermann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen und er hat ſich in Deutſchland weit verbreitet. Und es iſt wohl keine Frage, daß dieſe dem Sinne des Volks ſich nähernde Dichtart den individuellen Zuſtänden am beſten zuſagt.

Ein ſolcher Mann muß ſich anſehen wie ein Muſikfreund, der bei angeborenen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet Capellmeiſter zu werden, aber für ſich und ſeine Hauscapelle genugſames Geſchick hat, um eine ſolche wünſchenswerthe Cultur in ſeinem Kreiſe zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann Chreſtomathien drucken zu laſſen und

Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erſt recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur ſoll es nicht unbequem ſeyn.

Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Geſellſchaft hat ein gebildeter Soldat.

Rohe Kriegsleute gehen wenigſtens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meiſt hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, ſo iſt im Nothfall auch mit ihnen auszukommen.

Niemand iſt läſtiger als ein täppiſcher Menſch vom Civilſtande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er ſich mit nichts Rohem zu beſchäftigen hat.

Wenn wir mit Menſchen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, ſo wird es uns Angſt um ihretwillen, wenn etwas Ungeſchicktes begegnet.

Es käme niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß den Frauen ſogleich die Luſt vergeht ihn anzuſehen und ſich mit ihm zu unterhalten.

Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht iſt immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komiſch das ausſieht.

---

das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu ſagen iſt, weil man das Bekannte weiter bekannt macht oder in der Erinnerung der Menſchen auffriſcht, ſo wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geſchmack, eine ſchöne Aufgabe, wenn er gerade von ſolchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publicums gelangen oder vom Tage verſchlungen werden, eine Sammlung veranſtaltete und ſo das Beſte, was aus dem individuellen Zuſtande, aus einem eigens beſtimmten und geſtimmten Geiſte hervorgegangen, billigerweiſe aufbewahrte; wobei denn zum Beiſpiel eben dieſer Geiſtliche, ſo wie mancher andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß ſolche Individualitäten, denen man ein dichteriſches Talent nicht abſprechen kann, ſich gewöhnlich ins Weitläufige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das ſich nicht durch entwickelten Geſchmack, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem äſthetiſchen Lakonismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigſte, aber auch das Unerläßlichſte gehörig faßlich dargebracht wird. Ein jeder kann aus ſeiner Jugend dergleichen Beiſpiele vorführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutſche Nation hat ſchöne Talente aufzuweiſen, welche, ſelbſt ausgebildet, dieſen Vorwurf nicht ablehnen können.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

ſämmtliche Werke.

Siebenundzwanzigſter Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Siebenundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

Ak 50 735

...bliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite

Bildung und Umbildung organischer Naturen.

Das Unternehmen wird entschuldigt 3
Die Absicht eingeleitet 4
Der Inhalt bevorwortet 8

Die Metamorphose der Pflanzen.

Einleitung 12
Von den Samenblättern 14
Ausbildung der Stängelblätter von Knoten zu Knoten 16
Uebergang zum Blüthenstande 19
Bildung des Kelches 20
Bildung der Krone 22
Bildung der Staubwerkzeuge 24
Nectarien 25
Noch einiges von den Staubwerkzeugen 28
Bildung des Griffels 30
Von den Früchten 32
Von den unmittelbaren Hüllen des Samens 34
Rückblick und Uebergang 35
Von den Augen und ihrer Entwickelung 36
Bildung der zusammengesetzten Blüthen und Fruchtstände . . . 37
Durchgewachsene Rose 40
Durchgewachsene Nelke 41
Linné's Theorie von der Anticipation 42
Wiederholung 44

Verfolg

Geschichte meines botanischen Studiums 48
Schicksal der Handschrift 66
Schicksal der Druckschrift 69
Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters 76
Zwei günstige Recensionen 81
Andere Freundlichkeiten 83
Rückblick 85
Nacharbeiten und Sammlungen 87
Verständung. Verdunstung. Vertropfung 97

Seite
Merkwürdige Heilung eines schwerverletzten Baumes 109
Schema zu einem Aufsatz, die Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar darzustellen 110
Genera et species palmarum von Dr. C. F. v. Martius 115
Wirkung meiner Schrift: „Die Metamorphose der Pflanzen" und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee 118
Ueber die Spiraltendenz der Vegetation 141
Freundlicher Zuruf 161

Osteologie.

Ueber den Zwischenknochen 163
Specimen anatomico-pathologicum 197
Das Schädelgerüst, aus sechs Wirbelknochen auferbaut 199
Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie 201
Vorträge über die drei ersten Capitel des ebengenannten Entwurfs . 235
Die Faulthiere und die Dickhäutigen, abgebildet, beschrieben und verglichen von Dr. G. d'Alton 251
Fossiler Stier 257
Zweiter Urstier 264
Vergleichende Knochenlehre 266
Die Skelette der Nagethiere, abgebildet und verglichen von d'Alton . 274
Die Leporiden 280
Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins . . . 283

Beiträge zur Optik. Erstes Stück.

Einleitung 291
Prismatische Erscheinungen im allgemeinen 299
Besondere prismatische Versuche 301
Uebersicht und weitere Ausführung 305
Recapitulation 311
Ueber die nöthigen Apparate und die Karten 313
Beschreibung der Tafeln 318

Beiträge zur Optik. Zweites Stück.

Beschreibung eines großen Prisma's 323
Von den Strahlungen 325
Graue Flächen, durchs Prisma betrachtet 326
Farbige Flächen, durchs Prisma betrachtet 328
Nacherinnerung 333
Erklärung der Kupfertafel 335

Bildung und Umbildung

organiſcher Naturen.

Siehe, er geht vor mir über
ehe ich's gewahr werde,
und verwandelt sich
ehe ich's merke

Hiob.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Das Unternehmen wird entschuldigt.

Wenn der zur lebhaften Beobachtung aufgefordrte Mensch mit der Natur einen Kampf zu bestehen anfängt, so fühlt er zuerst einen ungeheuern Trieb die Gegenstände sich zu unterwerfen. Es dauert aber nicht lange, so dringen sie dergestalt gewaltig auf ihn ein, daß er wohl fühlt, wie sehr er Ursache hat, auch ihre Macht anzuerkennen und ihre Einwirkung zu verehren. Kaum überzeugt er sich von diesem wechselseitigen Einfluß, so wird er ein doppelt Unendliches gewahr, an den Gegenständen die Mannichfaltigkeit des Seyns und Werdens und der sich lebendig durchkreuzenden Verhältnisse, an sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung, indem er seine Empfänglichkeit sowohl als sein Urtheil immer zu neuen Formen des Aufnehmens und Gegenwirkens geschickt macht. Diese Zustände geben einen hohen Genuß und würden das Glück des Lebens entscheiden, wenn nicht innere und äußere Hindernisse dem schönen Lauf zur Vollendung sich entgegenstellten. Die Jahre, die erst brachten, fangen an zu nehmen; man begnügt sich in seinem Maß mit dem Erworbenen und ergötzt sich daran um so mehr im stillen, als von außen eine aufrichtige, reine, belebende Theilnahme selten ist.

Wie wenige fühlen sich von dem begeistert, was eigentlich nur dem Geist erscheint! Die Sinne, das Gefühl, das Gemüth üben weit größere Macht über uns aus, und zwar mit Recht; denn wir sind aufs Leben und nicht auf die Betrachtung angewiesen.

Leider findet man aber auch bei denen, die sich dem Erkennen, dem Wissen ergeben, selten eine wünschenswerthe Theilnahme. Der Verständigen, auf das Besondere Merkenden, genau Beobachtenden, aus einander Trennenden ist gewissermaßen das zur Last, was aus einer Idee kommt und auf sie zurückführt. Er ist in seinem Labyrinth auf eine eigene

Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.

Das Betragen iſt ein Spiegel, in welchem jeder ſein Bild zeigt.

Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.

Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.

Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden das Gewünſchte zu beſitzen.

Niemand iſt mehr Sklave als der ſich für frei hält ohne es zu ſeyn.

Es darf ſich einer nur für frei erklären, ſo fühlt er ſich den Augenblick als bedingt. Wagt er es ſich für bedingt zu erklären, ſo fühlt er ſich frei.

Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Es iſt was ſchreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den ſich die Dummen was zu gute thun.

Weise zu Hause, ohne daß er sich um einen Faden bekümmerte, der schneller durch und durch führte: und solchem scheint ein Metall, das nicht ausgemünzt ist, nicht aufgezählt werden kann, ein lästiger Besitz, dahingegen der, der sich auf höheren Standpunkten befindet, gar leicht das Einzelne verachtet und dasjenige, was nur gesondert ein Leben hat, in eine tödtende Allgemeinheit zusammenreißt.

In diesem Conflict befinden wir uns schon seit langer Zeit. Es ist darin gar manches gethan, gar manches zerstört worden: und ich würde nicht in Versuchung kommen, meine Ansichten der Natur, in einem schwachen Kahn, dem Ocean der Meinungen zu übergeben, hätten wir nicht in den erstvergangenen Stunden der Gefahr so lebhaft gefühlt, welchen Werth Papiere für uns behalten, in welche wir früher einen Theil unseres Daseyns niederzulegen bewogen worden.

Mag daher das, was ich mir in jugendlichem Muthe öfters als ein Werk träumte, nun als Entwurf, ja als fragmentarische Sammlung hervortreten und, als das was es ist, wirken und nutzen.

So viel hatte ich zu sagen, um diese vieljährigen Skizzen, davon jedoch einzelne Theile mehr oder weniger ausgeführt sind, dem Wohlwollen meiner Zeitgenossen zu empfehlen. Gar manches, was noch zu sagen seyn möchte, wird im Fortschritte des Unternehmens am besten eingeführt werden.

Jena 1807.

Die Absicht eingeleitet.

Wenn wir Naturgegenstände, besonders aber die lebendigen, dergestalt gewahr werden, daß wir uns eine Einsicht in den Zusammenhang ihres Wesens und Wirkens zu verschaffen wünschen, so glauben wir zu einer solchen Kenntniß am besten durch Trennung der Theile gelangen zu können: wie denn auch wirklich dieser Weg uns sehr weit zu führen geeignet ist. Was Chemie und Anatomie zur Ein- und Uebersicht der Natur beigetragen haben, dürfen wir nur mit wenig Worten den Freunden des Wissens ins Gedächtniß zurückrufen.

Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch manchen Nachtheil hervor. Das Lebendige ist zwar in

Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen anorganischen, geschweige von organischen Körpern.

Es hat sich daher auch in dem wissenschaftlichen Menschen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan, die lebendigen Bildungen als solche zu erkennen, ihre äußern, sichtbaren, greiflichen Theile im Zusammenhange zu erfassen, sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und so das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen. Wie nahe dieses wissenschaftliche Verlangen mit dem Kunst- und Nachahmungstriebe zusammenhänge, braucht wohl nicht umständlich ausgeführt zu werden.

Man findet daher in dem Gange der Kunst, des Wissens und der Wissenschaft mehrere Versuche, eine Lehre zu gründen und auszubilden, welche wir die Morphologie nennen möchten. Unter wie mancherlei Formen diese Versuche erscheinen, davon wird in dem geschichtlichen Theile die Rede seyn.

Der Deutsche hat für den Complex des Daseyns eines wirklichen Wesens das Wort Gestalt. Er abstrahirt bei diesem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zusammengehöriges festgestellt, abgeschlossen und in seinem Charakter fixirt sey.

Betrachten wir aber alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer stäten Bewegung schwanke. Daher unsere Sprache das Wort Bildung sowohl von dem Hervorgebrachten als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.

Wollen wir also eine Morphologie einleiten, so dürfen wir nicht von Gestalt sprechen, sondern, wenn wir das Wort brauchen, uns allenfalls dabei nur die Idee, den Begriff oder ein in der Erfahrung nur für den Augenblick Festgehaltenes denken.

Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele mit dem sie uns vorgeht.

Wenn wir einen Körper auf dem anatomischen Wege in seine Theile zerlegen und diese Theile wieder in das, worin sie sich trennen lassen, so kommen wir zuletzt auf solche Anfänge, die man Similartheile

genannt hat. Von diesen ist hier nicht die Rede; wir machen vielmehr auf eine höhere Maxime des Organismus aufmerksam, die wir folgendermaßen aussprechen.

Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst in sofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbstständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind theils ursprünglich schon verbunden, theils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder, und bewirken so eine unendliche Production auf alle Weise und nach allen Seiten.

Je unvollkommener das Geschöpf ist, desto mehr sind diese Theile einander gleich oder ähnlich, und desto mehr gleichen sie dem Ganzen. Je vollkommener das Geschöpf wird, desto unähnlicher werden die Theile einander. In jenem Falle ist das Ganze den Theilen mehr oder weniger gleich, in diesem das Ganze den Theilen unähnlich. Je ähnlicher die Theile einander sind, desto weniger sind sie einander subordinirt. Die Subordination der Theile deutet auf ein vollkommeneres Geschöpf.

Da in allen allgemeinen Sprüchen, sie mögen noch so gut durchdacht seyn, etwas Unfaßliches für denjenigen liegt, der sie nicht anwenden, der ihnen die nöthigen Beispiele nicht unterlegen kann, so wollen wir zum Anfang nur einige geben, da unsere ganze Arbeit der Aus- und Durchführung dieser und anderer Ideen und Maximen gewidmet ist.

Daß eine Pflanze, ja ein Baum, die uns doch als Individuum erscheinen, aus lauter Einzelnheiten bestehen, die sich unter einander und dem Ganzen gleich und ähnlich sind, daran ist wohl kein Zweifel. Wie viele Pflanzen werden durch Ableger fortgepflanzt! Das Auge der letzten Varietät eines Obstbaumes treibt einen Zweig, der wieder eine Anzahl gleicher Augen hervorbringt: und auf eben diesem Wege geht die Fortpflanzung durch Samen vor sich: sie ist die Entwickelung einer unzähligen Menge gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze.

Man sieht hier sogleich, daß das Geheimniß der Fortpflanzung durch Samen innerhalb jener Maxime schon ausgesprochen ist; und man bemerke, man bedenke nur erst recht, so wird man finden, daß selbst das Samenkorn, das uns als eine individuelle Einheit vorzuliegen scheint, schon eine Versammlung von gleichen und ähnlichen Wesen ist. Man stelle die

Bohne gewöhnlich als ein deutliches Muster der Keimung auf. Man nehme eine Bohne, noch ehe sie keimt, in ihrem ganz eingewickelten Zustande, und man findet nach Eröffnung derselben erstlich die zwei Samenblätter, die man nicht glücklich mit dem Mutterkuchen vergleicht; denn es sind zwei wahre, nur aufgetriebene und meblig ausgefüllte Blätter, welche auch an Licht und Luft grün werden. Ferner entdeckt man schon das Federchen, welches abermals zwei ausgebildetere und weiterer Ausbildung fähige Blätter sind. Bedenkt man dabei, daß hinter jedem Blattstiele ein Auge wo nicht in der Wirklichkeit, doch in der Möglichkeit ruht, so erblickt man in dem uns einfach scheinenden Samen schon eine Versammlung von mehreren Einzelnheiten, die man einander in der Idee gleich und in der Erscheinung ähnlich nennen kann.

Daß nun das was der Idee nach gleich ist, in der Erfahrung entweder als gleich oder als ähnlich, ja sogar als völlig ungleich und unähnlich erscheinen kann, darin besteht eigentlich das bewegliche Leben der Natur, das wir in unsern Blättern zu entwerfen gedenken.

Eine Instanz aus dem Thierreich der niedrigsten Stufe führen wir noch zu mehrerer Anleitung hier vor. Es giebt Infusionsthiere, die sich in ziemlich einfacher Gestalt vor unserm Auge in der Feuchtigkeit bewegen, sobald diese aber aufgetrocknet, zerplatzen und eine Menge Körner ausschütten, in die sie wahrscheinlich bei einem naturgemäßen Gange sich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und so eine unendliche Nachkommenschaft hervorgebracht hätten. Doch genug hiervon an dieser Stelle, da bei unserer ganzen Darstellung diese Ansicht wieder hervortreten muß.

Wenn man Pflanzen und Thiere in ihrem unvollkommensten Zustande betrachtet, so sind sie kaum zu unterscheiden. Ein Lebenspunkt, starr, beweglich oder halbbeweglich ist das, was unserm Sinne kaum bemerkbar ist. Ob diese ersten Anfänge, nach beiden Seiten determinabel, durch Licht zur Pflanze, durch Finsterniß zum Thier hinüberzuführen sind, getrauen wir uns nicht zu entscheiden, ob es gleich hierüber an Bemerkungen und Analogie nicht fehlt. So viel aber können wir sagen, daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Thiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach zwei entgegengesetzten Seiten sich vervollkommnen, so daß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und starr, das Thier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht.

Gemmation und Prolification ſind abermals zwei Hauptmaximen des Organismus, die aus jenem Hauptſatz der Coexiſtenz mehrerer gleichen und ähnlichen Weſen ſich herſchreiben und eigentlich jene nur auf doppelte Weiſe ausſprechen. Wir werden dieſe beiden Wege durch das ganze organiſche Reich durchzuführen ſuchen, wodurch ſich manches auf eine höchſt anſchauliche Weiſe reihen und ordnen wird.

Indem wir den vegetativen Typus betrachten, ſo ſtellt ſich uns bei demſelben ſogleich ein Unten und Oben dar. Die untere Stelle nimmt die Wurzel ein, deren Wirkung nach der Erde hingeht, der Feuchtigkeit und der Finſterniß angehört, da in gerade entgegengeſetzter Richtung der Stängel, der Stamm oder was deſſen Stelle bezeichnet, gegen den Himmel, das Licht und die Luft emporſtrebt.

Wie wir nun einen ſolchen Wunderbau betrachten und die Art wie er hervorſteigt, näher einſehen lernen, ſo begegnet uns abermals ein wichtiger Grundſatz der Organiſation: daß kein Leben auf einer Oberfläche wirken und daſelbſt ſeine hervorbringende Kraft äußern könne, ſondern die ganze Lebensthätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere rohe Element, es ſey Waſſer oder Luft oder Licht, ſie ſchütze, ihr zartes Weſen bewahre, damit ſie das was ihrem Innern ſpecifiſch obliegt, vollbringe. Dieſe Hülle mag nun als Rinde, Haut oder Schale erſcheinen, alles was zum Leben hervortreten, alles was lebendig wirken ſoll, muß eingehüllt ſeyn. Und ſo gehört auch alles was nach außen gekehrt iſt, nach und nach frühzeitig dem Tode, der Verweſung an. Die Rinden der Bäume, die Häute der Inſecten, die Haare und Federn der Thiere, ſelbſt die Oberhaut des Menſchen ſind ewig ſich abſondernde, abgeſtoßene, dem Unleben hingegebene Hüllen, hinter denen immer neue Hüllen ſich bilden, unter welchen ſodann, oberflächlicher oder tiefer, das Leben ſein ſchaffendes Gewebe hervorbringt.

Jena, 1807.

Der Inhalt bevorwortet.

Von gegenwärtiger Sammlung (des erſten Heftes zur Morphologie) iſt nur gedruckt der Aufſatz über Metamorphoſe der Pflanzen, welcher, im Jahre 1790 einzeln erſcheinend, kalte, faſt

unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte. Solcher Widerwille jedoch war ganz natürlich: die Einschachtelungslehre, der Begriff von Präformation, von successiver Entwickelung des von Adams Zeiten her schon Vorhandenen hatten sich selbst der besten Köpfe im allgemeinen bemächtigt; auch hatte Linné, geisteskräftig, bestimmend wie entscheidend, in besonderem Bezug auf Pflanzenbildung, eine dem Zeitgeist gemäßere Vorstellungsart auf die Bahn gebracht.

Mein redliches Bemühen blieb daher ganz ohne Wirkung, und vergnügt den Leitfaden für meinen eigenen stillen Weg gefunden zu haben, beobachtete ich nur sorgfältiger das Verhältniß, die Wechselwirkung der normalen und abnormen Erscheinungen, beachtete genau, was Erfahrung einzeln, gutwillig hergab, und brachte zugleich einen ganzen Sommer mit einer Folge von Versuchen hin, die mich belehren sollten, wie durch Uebermaß der Nahrung die Frucht unmöglich zu machen, wie durch Schmälerung sie zu beschleunigen sey.

Die Gelegenheit, ein Gewächshaus nach Belieben zu erhellen oder zu verfinstern, benutzte ich, um die Wirkung des Lichts auf die Pflanzen kennen zu lernen; die Phänomene des Ableichens und Abweißens beschäftigten mich vorzüglich; Versuche mit farbigen Glasscheiben wurden gleichfalls angestellt.

Als ich mir genugsame Fertigkeit erworben, das organische Wandeln und Umwandeln der Pflanzenwelt in den meisten Fällen zu beurtheilen, die Gestaltenfolge zu erkennen und abzuleiten, fühlte ich mich genrungen die Metamorphose der Insecten gleichfalls näher zu kennen.

Diese läugnet niemand: der Lebensverlauf solcher Geschöpfe ist ein fortwährendes Umbilden, mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen. Meine frühere aus mehrjähriger Erziehung der Seidenwürmer geschöpfte Kenntniß war mir geblieben; ich erweiterte sie, indem ich mehrere Gattungen und Arten vom Ei bis zum Schmetterling beobachtete und abbilden ließ, wovon mir die schätzenswerthesten Blätter geblieben sind.

Hier fand sich kein Widerspruch mit dem was uns in Schriften überliefert wird, und ich brauchte nur ein Schema tabellarisch auszubilden, wornach man die einzelnen Erfahrungen folgerecht aufreihen und den wunderbaren Lebensgang solcher Geschöpfe deutlich überschauen konnte.

Auch von diesen Bemühungen werde ich suchen Rechenschaft zu geben, ganz unbefangen, da meine Ansicht keiner andern entgegensteht.

Gleichzeitig mit diesem Studium war meine Aufmerksamkeit der vergleichenden Anatomie der Thiere, vorzüglich der Säugethiere, zugewandt; es regte sich zu ihr schon ein großes Interesse. Buffon und Daubenton leisteten viel. Camper erschien als Meteor von Geist, Wissenschaft, Talent und Thätigkeit; Sömmering zeigte sich bewundernswürdig; Merck wandte sein immer reges Bestreben auf solche Gegenstände; mit allen dreien stand ich im besten Verhältniß, mit Camper briefweise, mit beiden andern in persönlicher, auch in Abwesenheit fortdauernder Berührung.

Im Laufe der Physiognomik mußte Bedeutsamkeit und Beweglichkeit der Gestalten unsere Aufmerksamkeit wechselsweise beschäftigen; auch war mit Lavater gar manches hierüber gesprochen und gearbeitet worden.

Später konnte ich mich, bei meinem öftern und längern Aufenthalt in Jena, durch die unermüdliche Belehrungsgabe Loders gar bald einiger Einsicht in thierische und menschliche Bildung erfreuen.

Jene bei Betrachtung der Pflanzen und Insecten einmal angenommene Methode leitete mich auch auf diesem Weg; denn bei Sonderung und Vergleichung der Gestalten mußte Bildung und Umbildung auch hier wechselsweise zur Sprache kommen.

Die damalige Zeit jedoch war dunkler als man sich es jetzt vorstellen kann. Man behauptete zum Beispiel, es hange nur vom Menschen ab, bequem auf allen Vieren zu gehen, und Bären, wenn sie sich eine Zeitlang aufrecht hielten, könnten zu Menschen werden. Der verwegene Tiderot wagte gewisse Vorschläge wie man ziegenfüßige Faune hervorbringen könne, um solche in Livrée, zu besonderem Staat und Auszeichnung, den Großen und Reichen auf die Kutsche zu stiften.

Lange Zeit wollte sich der Unterschied zwischen Menschen und Thieren nicht finden lassen; endlich glaubte man den Affen dadurch entschieden von uns zu trennen, weil er seine vier Schneidezähne in einem empirisch wirklich abzusondernden Knochen trage, und so schwankte das ganze Wissen ernst- und scherzhaft, zwischen Versuchen das Halbwahre zu bestätigen, dem Falschen irgend einen Schein zu verleihen, sie aber dabei in willkürlicher, grillenhafter Thätigkeit zu beschäftigen und zu erhalten. Die größte Verwirrung jedoch brachte der Streit hervor, ob man die Schönheit als etwas Wirkliches, den Objecten Inwohnendes, oder als relativ, conventionell, ja individuell, dem Beschauer und Anerkenner zuschreiben müsse.

Ich hatte mich indeſſen ganz der Knochenlehre gewidmet: denn im Gerippe wird uns ja der entſchiedene Charakter jeder Geſtalt ſicher und für ewige Zeiten aufbewahrt. Aeltere und neuere Ueberbleibſel verſammelte ich um mich her, und auf Reiſen ſpähte ich ſorgfältig in Muſeen und Cabineten nach ſolchen Geſchöpfen, deren Bildung im Ganzen oder Einzelnen mir belehrend ſeyn könnte.

Hierbei fühlte ich bald die Nothwendigkeit einen Typus aufzuſtellen, an welchem alle Säugethiere nach Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgeſucht, ſo trachtete ich nunmehr das Urthier zu finden, das heißt denn doch zuletzt, den Begriff, die Idee des Thiers.

Meine mühſelige, qualvolle Nachforſchungen ward erleichtert, ja verſüßt, indem Herder die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit aufzuzeichnen unternahm. Unſer tägliches Geſpräch beſchäftigte ſich mit den Uranfängen der Waſſererde, und der darauf von Alters her ſich entwickelnden organiſchen Geſchöpfe. Der Uranfang und deſſen unabläſſiges Fortbilden ward immer beſprochen, und unſer wiſſenſchaftlicher Beſitz durch wechſelſeitiges Mittheilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert.

Mit andern Freunden unterhielt ich mich gleichfalls auf das lebhafteſte über dieſe Gegenſtände, die mich leidenſchaftlich beſchäftigten, und nicht ohne Einwirkung und wechſelſeitigen Nutzen blieben ſolche Geſpräche. Ja es iſt vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden manches von daher Entſprungene, durch Tradition in der wiſſenſchaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamſet, der die Pfropfreiſer hergegeben.

Gegenwärtig iſt bei mehr und mehr ſich verbreitender Erfahrung, durch mehr ſich vertiefende Philoſophie manches zum Gebrauch gekommen, was zur Zeit als die nachſtehenden Aufſätze geſchrieben wurden, mir und andern unzugänglich war. Man ſehe daher den Inhalt dieſer Blätter, wenn man ſie auch jetzt für überflüſſig halten ſollte, geſchichtlich an, da ſie denn als Zeugniſſe einer ſtillen, beharrlichen, folgerechten Thätigkeit gelten mögen.

1817

Die Metamorphose der Pflanzen

1790.

Non quidem me fugit nebulis subinde emersuris dei effundi, istae tamen dissipabuntur facile, ubi plurimum uti licebit experimentorum luce: natura enim sibi semper est similis, licet nobis saepe ob necessarium defectum observationum a se dissentire videatur.

Linnaei Prolepsis plantarum dissert. I.

Einleitung.

1.

Ein jeder, der das Wachsthum der Pflanzen nur einigermaßen beobachtet, wird leicht bemerken, daß gewisse äußere Theile derselben sich manchmal verwandeln und in die Gestalt der nächstliegenden Theile bald ganz, bald mehr oder weniger übergehen.

2.

So verändert sich zum Beispiel meistens die einfache Blume dann in eine gefüllte, wenn sich, anstatt der Staubfäden und Staubbeutel, Blumenblätter entwickeln, die entweder an Gestalt und Farbe vollkommen den übrigen Blättern der Krone gleich sind oder noch sichtbare Zeichen ihres Ursprungs an sich tragen.

3.

Wenn wir nun bemerken, daß es auf diese Weise der Pflanze möglich ist einen Schritt rückwärts zu thun, und die Ordnung des Wachsthums umzukehren, so werden wir auf den regelmäßigen Weg der Natur deste aufmerksamer gemacht, und wir lernen die Gesetze der Umwandlung kennen,

nach welchen ſie einen Theil durch den andern hervorbringt, und die verſchiedenſten Geſtalten durch Modification eines einzigen Organs darſtellt.

4.

Die geheime Verwandtſchaft der verſchiedenen äußern Pflanzentheile, als der Blätter, des Kelchs, der Krone, der Staubfäden, welche ſich nach einander und gleichſam aus einander entwickeln, iſt von den Forſchern im allgemeinen längſt erkannt, ja auch beſonders bearbeitet worden, und man hat die Wirkung, wodurch ein und daſſelbe Organ ſich uns mannichfaltig verändert ſehen läßt, die Metamorphoſe der Pflanzen genannt.

5.

Es zeigt ſich uns dieſe Metamorphoſe auf dreierlei Art: regelmäßig, unregelmäßig und zufällig.

6.

Die regelmäßige Metamorphoſe können wir auch die fortſchreitende nennen: denn ſie iſt es, welche ſich von den erſten Samenblättern bis zur letzten Ausbildung der Frucht immer ſtufenweiſe wirkſam bemerken läßt, und durch Umwandlung einer Geſtalt in die andere, gleichſam auf einer geiſtigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geſchlechter, hinaufſteigt. Dieſe iſt es, welche ich mehrere Jahre aufmerkſam beobachtet habe, und welche zu erklären ich gegenwärtigen Verſuch unternehme. Wir werden auch deßwegen bei der folgenden Demonſtration die Pflanze nur in ſofern betrachten, als ſie einjährig iſt, und aus dem Samenkerne zur Befruchtung unaufhaltſam vorwärts ſchreitet.

7.

Die unregelmäßige Metamorphoſe könnten wir auch die rückſchreitende nennen. Denn wie in jenem Fall die Natur vorwärts zu dem groſſen Zwecke eilt, tritt ſie hier um eine oder einige Stufen rückwärts; wie ſie dort mit unwiderſtehlichem Trieb und kräftiger Anſtrengung die Blumen bildet und zu den Werken der Liebe rüſtet, ſo erſchlafft ſie hier gleichſam, und läßt unentſchloſſen ihr Geſchöpf in einem unentſchiedenen, weichen, unſern Augen oft gefälligen, aber innerlich unkräftigen und unwirkſamen Zuſtande. Durch die Erfahrungen, welche wir an dieſer Metamorphoſe zu machen Gelegenheit haben, werden wir dasjenige enthüllen können, was uns die regelmäßige verheimlicht, deutlich

Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen.

Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit als daß das Genie nicht unsterblich sey.

Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.

Man halt die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind. Thoren und gescheidte Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.

Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.

Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.

Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.

Das Schwierige leicht behandelt zu sehen giebt uns das Anschauen des Unmöglichen.

Die Schwierigkeiten wachsen je näher man dem Ziele kommt.

ſehen, was wir dort nur ſchließen dürfen; und auf dieſe Weiſe ſteht es zu hoffen, daß wir unſere Abſicht am ſicherſten erreichen.

8.

Dagegen werden wir von der dritten Metamorphoſe, welche zufällig, von außen, beſonders durch Inſecten bewirkt wird, unſere Aufmerkſamkeit wegwenden, weil ſie uns von dem einfachen Wege, welchem wir zu folgen haben, ableiten und unſern Zweck verrücken könnte. Vielleicht findet ſich an einem andern Orte Gelegenheit, von dieſen monſtröſen, und doch in gewiſſe Gränzen eingeſchränkten Auswüchſen zu ſprechen.

9.

Ich habe es gewagt, gegenwärtigen Verſuch ohne Beziehung auf erläuternde Kupfer auszuarbeiten, die jedoch in manchem Betracht nöthig ſcheinen möchten. Ich behalte mir vor, ſie in der Folge nachzubringen, welches um ſo bequemer geſchehen kann, da noch Stoff genug übrig iſt, gegenwärtige kleine, nur vorläufige Abhandlung zu erläutern und weiter auszuführen. Es wird alsdann nicht nöthig ſeyn, einen ſo gemeſſenen Schritt, wie gegenwärtig, zu halten. Ich werde manches Verwandte herbeiführen können, und mehrere Stellen, aus gleichgeſinnten Schriftſtellern geſammelt, werden an ihrem rechten Platze ſtehen. Beſonders werde ich von allen Erinnerungen gleichzeitiger Meiſter, deren ſich dieſe edle Wiſſenſchaft zu rühmen hat, Gebrauch zu machen nicht verfehlen. Dieſen übergebe und widme ich hiermit gegenwärtige Blätter.

I.

Von den Samenblattern.

10.

Da wir die Stufenfolge des Pflanzenwachsthums zu beobachten uns vorgenommen haben, ſo richten wir unſere Aufmerkſamkeit ſogleich in dem Augenblick auf die Pflanze, da ſie ſich aus dem Samenkorn entwickelt. In dieſer Epoche können wir die Theile, welche unmittelbar zu ihr gehören, leicht und genau erkennen. Sie läßt ihre Hüllen mehr oder weniger in der Erde zurück, welche wir auch gegenwärtig nicht unterſuchen, und bringt in vielen Fällen, wenn die Wurzel ſich in den Boden befeſtigt hat,

die ersten Organe ihres obern Wachsthums, welche schon unter der Samendecke verborgen gegenwärtig gewesen, an das Licht hervor.

11.

Es sind diese ersten Organe unter dem Namen **Kotyledonen** bekannt; man hat sie auch Samenklappen, Kernstücke, Samenlappen, Samenblätter genannt, und so die verschiedenen Gestalten, in denen wir sie gewahr werden, zu bezeichnen gesucht.

12.

Sie erscheinen oft unförmlich, mit einer rohen Materie gleichsam ausgestopft, und eben so sehr in die Dicke als in die Breite ausgedehnt: ihre Gefäße sind unkenntlich und von der Masse des Ganzen kaum zu unterscheiden; sie haben fast nichts ähnliches von einem Blatte, und wir können verleitet werden sie für besondere Organe anzusehen.

13.

Doch nähren sie sich bei vielen Pflanzen der Blattgestalt: sie werden flächer, sie nehmen, dem Licht und der Luft ausgesetzt, die grüne Farbe in einem höhern Grade an; die in ihnen enthaltenen Gefäße werden kenntlicher, den Blattrippen ähnlicher.

14.

Endlich erscheinen sie uns als wirkliche Blätter; ihre Gefäße sind der feinsten Ausbildung fähig, ihre Aehnlichkeit mit den folgenden Blättern erlaubt uns nicht sie für besondere Organe zu halten, wir erkennen sie vielmehr für die ersten Blätter des Stängels.

15.

Läßt sich nun aber ein Blatt nicht ohne Knoten und ein Knoten nicht ohne Auge denken, so dürfen wir folgern, daß derjenige Punkt, wo die Kotyledonen angeheftet sind, der wahre, erste Knotenpunkt der Pflanze sey. Es wird dieses durch diejenigen Pflanzen bekräftigt, welche unmittelbar unter den Flügeln der Kotyledonen junge Augen hervortreiben und aus diesen ersten Knoten vollkommene Zweige entwickeln, wie zum Beispiel Vicia Faba zu thun pflegt.

16.

Die Kotyledonen sind meist gedoppelt, und wir finden hierbei eine Bemerkung zu machen, welche uns in der Folge noch wichtiger scheinen wird. Es sind nämlich die Blätter dieses ersten Knotens oft auch dann **gepaart**, wenn die folgenden Blätter des Stängels **wechselsweise**

ſtehen; es zeigt ſich alſo hier eine Annäherung und Verbindung der Theile, welche die Natur in der Folge trennt und von einander entfernt. Noch merkwürdiger iſt es, wenn die Kotyledonen als viele Blättchen um Eine Achſe verſammelt erſcheinen, und der aus ihrer Mitte ſich nach und nach entwickelnde Stängel die folgenden Blätter einzeln um ſich herum hervorbringt, welcher Fall ſehr genau an dem Wachsthum der Pinusarten ſich bemerken läßt. Hier bildet ein Kranz von Nadeln gleichſam einen Kelch, und wir werden in der Folge bei ähnlichen Erſcheinungen uns des gegenwärtigen Falles wieder zu erinnern haben.

17.

Ganz unförmliche einzelne Kernſtücke ſolcher Pflanzen, welche nur mit Einem Blatte keimen, gehen wir gegenwärtig vorbei.

18.

Dagegen bemerken wir, daß auch ſelbſt die blattähnlichſten Kotyledonen, gegen die folgenden Blätter des Stängels gehalten, immer unausgebildet ſind. Vorzüglich iſt ihre Peripherie höchſt einfach, und an derſelben ſind ſo wenig Spuren von Einſchnitten zu ſehen, als auf ihren Flächen ſich Haare oder andere Gefäße ausgebildeter Blätter bemerken laſſen.

II.

Ausbildung der Stängelblätter von Knoten zu Knoten.

19.

Wir können nunmehr die ſucceſſive Ausbildung der Blätter genau betrachten, da die fortſchreitenden Wirkungen der Natur alle vor unſern Augen vorgehen. Einige oder mehrere der nun folgenden Blätter ſind oft ſchon in dem Samen gegenwärtig, und liegen zwiſchen den Kotyledonen eingeſchloſſen; ſie ſind in ihrem zuſammengefalteten Zuſtande unter dem Namen des Federchens bekannt. Ihre Geſtalt verhält ſich gegen die Geſtalt der Kotyledonen und der folgenden Blätter an verſchiedenen Pflanzen verſchieden, doch weichen ſie meiſt von den Kotyledonen ſchon darin ab, daß ſie flach, zart und überhaupt als wahre Blätter gebildet ſind, ſich völlig grün färben, auf einem ſichtbaren Knoten ruhen, und ihre Verwandtſchaft mit den folgenden Stängelblättern nicht mehr verläugnen

können, welchen sie aber noch gewöhnlich darin nachstehen, daß ihre Peripherie, ihr Rand nicht vollkommen ausgebildet ist.

20.

Doch breitet sich die fernere Ausbildung unaufhaltsam von Knoten zu Knoten durch das Blatt aus, indem sich die mittlere Rippe desselben verlängert, und die von ihr entspringenden Nebenrippen sich mehr oder weniger nach den Seiten ausstrecken. Diese verschiedenen Verhältnisse der Rippen gegen einander sind die vornehmste Ursache der mannichfaltigen Blattgestalten. Die Blätter erscheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeschnitten, aus mehreren Blättchen zusammengesetzt, in welchem letzten Fall sie uns vollkommene kleine Zweige vorbilden. Von einer solchen successiven höchsten Vermannichfaltigung der einfachsten Blattgestalt giebt uns die Dattelpalme ein auffallendes Beispiel; in einer Folge von mehreren Blättern schiebt sich die Mittelrippe vor, das fächerartige einfache Blatt wird zerrissen, abgetheilt, und ein höchst zusammengesetztes mit einem Zweige wetteiferndes Blatt wird entwickelt.

21.

In eben dem Maße, in welchem das Blatt selbst an Ausbildung zunimmt, bildet sich auch der Blattstiel aus, es sey nun, daß er unmittelbar mit seinem Blatte zusammenhange oder ein besonderes, in der Folge leicht abzutrennendes Stielchen ausmache.

22.

Daß dieser für sich bestehende Blattstiel gleichfalls eine Neigung habe, sich in Blättergestalt zu verwandeln, sehen wir bei verschiedenen Gewächsen, z. B. an den Agrumen, und es wird uns seine Organisation in der Folge noch zu einigen Betrachtungen auffordern, welchen wir gegenwärtig ausweichen.

23.

Auch können wir uns vorerst in die nähere Beobachtung der Afterblätter nicht einlassen; wir bemerken nur im Vorbeigehen, daß sie, besonders wenn sie einen Theil des Stiels ausmachen, bei der künftigen Umbildung desselben gleichfalls sonderbar verwandelt werden.

24.

Wie nun die Blätter hauptsächlich ihre erste Nahrung den mehr oder weniger modificirten wässerigen Theilen zu verdanken haben, welche sie dem Stamme entziehen, so sind sie ihre größere Ausbildung und Verfeinerung

dem Lichte und der Luft schuldig. Wenn wir jene in der verschlossenen Samenhülle erzeugten Kotyledonen, mit einem rohen Safte nur gleichsam ausgesteyft, fast gar nicht, oder nur grob organisirt und ungebildet finden, so zeigen sich uns die Blätter der Pflanzen, welche unter dem Wasser wachsen, gröber organisirt als andere, der freien Luft ausgesetzte; ja sogar entwickelt dieselbige Pflanzenart glättere und weniger verfeinerte Blätter, wenn sie in tiefen, feuchten Orten wächst, da sie hingegen, in höhere Gegenden versetzt, rauhe, mit Haaren versehene, feiner ausgearbeitete Blätter hervorbringt.

25.

Auf gleiche Weise wird die Anastomose der aus den Rippen entspringenden und sich mit ihren Enden einander aufsuchenden, die Blatthäutchen bildenden Gefäße durch feinere Luftarten, wo nicht allein bewirkt, doch wenigstens sehr befördert. Wenn Blätter vieler Pflanzen, die unter dem Wasser wachsen, fadenförmig sind oder die Gestalt von Geweihen annehmen, so sind wir geneigt es dem Mangel einer vollkommenen Anastomose zuzuschreiben. Augenscheinlich belehrt uns hiervon das Wachsthum des **Ranunculus aquaticus**, dessen unter dem Wasser erzeugte Blätter aus fadenförmigen Rippen bestehen, die oberhalb des Wassers entwickelten aber völlig anastomesirt und zu einer zusammenhängenden Fläche ausgebildet sind. Ja es läßt sich an halb anastomosirten, halb fadenförmigen Blättern dieser Pflanze der Uebergang genau bemerken.

26.

Man hat sich durch Erfahrungen unterrichtet, daß die Blätter verschiedene Luftarten einsaugen, und sie mit den in ihrem Innern enthaltenen Feuchtigkeiten verbinden; auch bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß sie diese feinern Säfte wieder in den Stängel zurückbringen und die Ausbildung der in ihrer Nähe liegenden Augen dadurch vorzüglich befördern. Man hat die aus den Blättern mehrerer Pflanzen, ja aus den Höhlungen der Rohre entwickelten Luftarten untersucht, und sich also vollkommen überzeugen können.

27.

Wir bemerken bei mehreren Pflanzen, daß ein Knoten aus dem andern entspringt. Bei Stängeln, welche von Knoten zu Knoten geschlossen sind, bei den Cerealien, den Gräsern, Rohren, ist es in die Augen fallend; nicht eben so sehr bei andern Pflanzen, welche in der Mitte durchaus

hohl und mit einem Mark oder vielmehr einem zelligen Gewebe ausgefüllt erſcheinen. Da man nun aber dieſem ehemals ſogenannten Mark ſeinen bisher behaupteten Rang neben den andern innern Theilen der Pflanze, und wie uns ſcheint mit überwiegenden Gründen, ſtreitig gemacht,[1] ihm den ſcheinbar behaupteten Einfluß in das Wachsthum abgeſprochen, und der innern Seite der zweiten Rinde, dem ſogenannten Fleiſch, alle Trieb- und Hervorbringungskraft zuzuſchreiben nicht gezweifelt hat, ſo wird man ſich gegenwärtig eher überzeugen, daß ein oberer Knoten, indem er aus dem vorhergehenden entſteht und die Säfte mittelbar durch ihn empfängt, ſolche feiner und filtrirter erhalten, auch von der inzwiſchen geſchehenen Einwirkung der Blätter genießen, ſich ſelbſt feiner ausbilden und ſeinen Blättern und Augen feinere Säfte zubringen müſſe.

28.

Indem nun auf dieſe Weiſe die rohern Flüſſigkeiten immer abgeleitet, reinere herbeigeführt werden, und die Pflanze ſich ſtufenweiſe feiner ausarbeitet, erreicht ſie den von der Natur vorgeſchriebenen Punkt. Wir ſehen endlich die Blätter in ihrer größten Ausbreitung und Ausbildung, und werden bald darauf eine neue Erſcheinung gewahr, welche uns unterrichtet, die bisher beobachtete Epoche ſey vorbei, es nahe ſich eine zweite, die Epoche der Blüthe.

III.

Uebergang zum Blüthenſtande.

29.

Den Uebergang zum Blüthenſtande ſehen wir ſchneller oder langſamer geſchehen. In dem letzten Falle bemerken wir gewöhnlich, daß die Stängelblätter von ihrer Peripherie herein ſich wieder anfangen zuſammen zu ziehen, beſonders ihre mannichfaltigen äußern Eintheilungen zu verlieren, ſich dagegen an ihren untern Theilen, wo ſie mit dem Stängel zuſammenhängen, mehr oder weniger auszudehnen; in gleicher Zeit ſehen wir, wo nicht die Räume des Stängels von Knoten zu Knoten merklich verlängert, doch wenigſtens denſelben gegen ſeinen vorigen Zuſtand viel feiner und ſchmächtiger gebildet.

[1] Hedwig, in den Leipziger Magazine dritten Stück

30.

Man hat bemerkt, daß häufige Nahrung den Blüthenstand einer Pflanze verhindere, mäßige, ja kärgliche Nahrung ihn beschleunige. Es zeigt sich hierdurch die Wirkung der Stammblätter, von welcher oben die Rede gewesen, noch deutlicher. So lange noch rohere Säfte abzuführen sind, so lange müssen sich die möglichen Organe der Pflanze zu Werkzeugen dieses Bedürfnisses ausbilden. Dringt übermäßige Nahrung zu, so muß jene Operation immer wiederholt werden, und der Blüthenstand wird gleichsam unmöglich. Entzieht man der Pflanze die Nahrung, so erleichtert und verkürzt man dagegen jene Wirkung der Natur; die Organe der Knoten werden verfeinert, die Wirkung der unverfälschten Säfte reiner und kräftiger, die Umwandlung der Theile wird möglich und geschieht unaufhaltsam.

IV.

Bildung des Kelches.

31.

Oft sehen wir diese Umwandlung *schnell* vor sich gehen, und in diesem Falle rückt der Stängel, von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängt und verfeinert, in die Höhe, und versammelt an seinem Ende mehrere Blätter um eine Achse.

32.

Daß die Blätter des Kelches eben dieselbigen Organe seyen, welche sich bisher als Stängelblätter ausgebildet sehen lassen, nun aber oft in sehr veränderter Gestalt um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt versammelt stehen, läßt sich, wie uns dünkt, auf das deutlichste nachweisen.

33.

Wir haben schon oben bei den Kotyledonen eine ähnliche Wirkung der Natur bemerkt, und mehrere Blätter, ja offenbar mehrere Knoten, um einen Punkt versammelt und neben einander gerückt gesehen. Es zeigen die Fichtenarten, indem sie sich aus dem Samenkorn entwickeln, einen Strahlenkranz von unverkennbaren Nadeln, welche, gegen die Gewohnheit anderer Kotyledonen, schon sehr ausgebildet sind; und wir sehen in der

ersten Kindheit dieser Pflanze schon diejenige Kraft der Natur gleichsam angedeutet, wodurch in ihrem höhern Alter der Blüthen- und Fruchtstand gewirkt werden soll.

34.

Ferner sehen wir bei mehreren Blumen unveränderte Stängelblätter gleich unter der Krone zu einer Art von Kelch zusammengerückt. Da sie ihre Gestalt noch vollkommen an sich tragen, so dürfen wir uns hier nur auf den Augenschein und auf die botanische Terminologie berufen, welche sie mit dem Namen Blüthenblätter, Folia floria, bezeichnet hat.

35.

Mit mehrerer Aufmerksamkeit haben wir den oben schon angeführten Fall zu beobachten, wo der Uebergang zum Blüthenstande langsam vorgeht, die Stängelblätter nach und nach sich zusammenziehen, sich verändern, und sich sachte in den Kelch gleichsam einschleichen; wie man solches bei Kelchen der Strahlenblumen, besonders der Sonnenblumen, der Calendeln, gar leicht beobachten kann.

36.

Diese Kraft der Natur, welche mehrere Blätter um eine Achse versammelt, sehen wir eine noch innigere Verbindung bewirken und sogar diese zusammengebrachten modificirten Blätter noch unkenntlicher machen, indem sie solche unter einander manchmal ganz, oft aber nur zum Theil verbindet, und an ihren Seiten zusammengewachsen hervorbringt. Die so nahe an einander gerückten und gedrängten Blätter berühren sich auf das genaueste in ihrem zarten Zustande, anastomesiren sich durch die Einwirkung der höchst reinen, in der Pflanze nunmehr gegenwärtigen Säfte, und stellen uns die glockenförmigen oder sogenannten einblätterigen Kelche dar, welche, mehr oder weniger von oben herein eingeschnitten oder getheilt, uns ihren zusammengesetzten Ursprung deutlich zeigen. Wir können uns durch den Augenschein hiervon belehren, wenn wir eine Anzahl tief eingeschnittener Kelche gegen mehrblätterige halten, besonders wenn wir die Kelche mancher Strahlenblumen genau betrachten. So werden wir z. B. sehen, daß ein Kelch der Calendel, welcher in der systematischen Beschreibung als einfach und vielgetheilt aufgeführt wird, aus mehreren zusammen und über einander gewachsenen Blättern bestehe, zu welchen sich, wie schon oben gesagt, zusammengezogene Stammblätter gleichsam hinzuschleichen.

37.

Bei vielen Pflanzen iſt die Zahl und die Geſtalt, in welcher die Kelchblätter, entweder einzeln oder zuſammengewachſen, um die Achſe des Stiels gereiht werden, beſtändig, ſo wie die übrigen folgenden Theile. Auf dieſer Beſtändigkeit beruht größtentheils das Wachsthum, die Sicherheit, die Ehre der botaniſchen Wiſſenſchaft, welche wir in dieſen letzteren Zeiten immer mehr haben zunehmen ſehen. Bei andern Pflanzen iſt die Anzahl und Bildung dieſer Theile nicht gleich beſtändig; aber auch dieſer Unbeſtand hat die ſcharfe Beobachtungsgabe der Meiſter dieſer Wiſſenſchaft nicht hintergehen können, ſondern ſie haben durch genaue Beſtimmungen auch dieſe Abweichungen der Natur gleichſam in einen engern Kreis einzuſchließen geſucht.

38.

Auf dieſe Weiſe bildete alſo die Natur den Kelch, daß ſie mehrere Blätter und folglich mehrere Knoten, welche ſie ſonſt nach einander, und in einiger Entfernung von einander hervorgebracht hätte, zuſammen, meiſt in einer gewiſſen beſtimmten Zahl und Ordnung um einen Mittelpunkt verbindet. Wäre durch zudringende überflüſſige Nahrung der Blüthenſtand verhindert worden, ſo würden ſie alsdann aus einander gerückt, und in ihrer erſten Geſtalt erſchienen ſeyn. Die Natur bildet alſo im Kelch kein neues Organ, ſondern ſie verbindet und modificirt nur die uns ſchon bekannt gewordenen Organe, und bereitet ſich dadurch eine Stufe näher zum Ziel.

V.

Bildung der Krone.

39.

Wir haben geſehen, daß der Kelch durch verfeinerte Säfte, welche nach und nach in der Pflanze ſich erzeugen, hervorgebracht werde, und ſo iſt er nun wieder zum Organe einer künftigen weitern Verfeinerung beſtimmt. Es wird uns dieſes ſchon glaublich, wenn wir ſeine Wirkung auch bloß mechaniſch erklären. Denn wie höchſt zart und zur feinſten Filtration geſchickt müſſen Gefäße werden, welche, wie wir oben geſehen

haben, in dem höchsten Grade zusammengezogen und an einander gedrängt sind.

40.

Den Uebergang des Kelchs zur Krone können wir in mehr als einem Fall bemerken; denn, obgleich die Farbe des Kelchs noch gewöhnlich grün und der Farbe der Stängelblätter ähnlich bleibt, so verändert sich dieselbe doch oft an einem oder dem andern seiner Theile an den Spitzen, den Rändern, dem Rücken, oder gar an seiner inwendigen Seite, indessen die äußere noch grün bleibt, und wir sehen mit dieser Färbung jederzeit eine Verfeinerung verbunden. Dadurch entstehen zweideutige Kelche, welche mit gleichem Rechte für Kronen gehalten werden können.

41.

Haben wir nun bemerkt, daß von den Samenblättern herauf eine große Ausdehnung und Ausbildung der Blätter, besonders ihrer Peripherie, und von da zu dem Kelche eine Zusammenziehung des Umkreises vor sich gehe, so bemerken wir, daß die Krone abermals durch eine Ausdehnung hervorgebracht werde. Die Kronenblätter sind gewöhnlich größer als die Kelchblätter, und es läßt sich bemerken, daß wie die Organe im Kelch zusammengezogen werden, sie sich nunmehr als Kronenblätter, durch den Einfluß reinerer, durch den Kelch abermals filtrirter Säfte, in einem hohen Grade verfeint wieder ausdehnen, und uns neue, ganz verschiedene Organe vorbilden. Ihre feine Organisation, ihre Farbe, ihr Geruch würden uns ihren Ursprung ganz unkenntlich machen, wenn wir die Natur nicht in mehreren außerordentlichen Fällen belauschen könnten.

42.

So findet sich z. B. innerhalb des Kelches einer Nelke manchmal ein zweiter Kelch, welcher zum Theil vollkommen grün, die Anlage zu einem einblätterigen eingeschnittenen Kelche zeigt, zum Theil zerrissen und an seinen Spitzen und Rändern zu zarten, ausgedehnten, gefärbten wirklichen Anfängen der Kronenblätter umgebildet wird, wodurch wir denn die Verwandtschaft der Krone und des Kelches abermals deutlich erkennen.

43.

Die Verwandtschaft der Krone mit den Stängelblättern zeigt sich uns auch auf mehr als eine Art: denn es erscheinen an mehreren Pflanzen Stängelblätter schon mehr oder weniger gefärbt, lange ehe sie sich dem Blüthenstande nähern; andere färben sich vollkommen in der Nähe des Blüthenstandes.

Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.

Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten.

Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen.

Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.

Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken.

Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufnehmen wie es gegeben wird, ist Bildung.

Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißversteht.

Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat.

Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen.

Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn.

44.

Auch geht die Natur manchmal, indem sie das Organ des Kelchs gleichsam überspringt, unmittelbar zur Krone, und wir haben Gelegenheit in diesem Falle gleichfalls zu beobachten, daß Stängelblätter zu Kronenblättern übergehen. So zeigt sich z. B. manchmal an den Tulpenstängeln ein beinahe völlig ausgebildetes und gefärbtes Kronenblatt. Ja noch merkwürdiger ist der Fall, wenn ein solches Blatt halb grün, mit seiner einen Hälfte zum Stängel gehörig, an demselben befestigt bleibt, indeß sein anderer und gefärbter Theil mit der Krone emporgehoben, und das Blatt in zwei Theile zerrissen wird.

45.

Es ist eine sehr wahrscheinliche Meinung, daß Farbe und Geruch der Kronenblätter der Gegenwart des männlichen Samens in denselben zuzuschreiben sey. Wahrscheinlich befindet er sich in ihnen noch nicht genugsam abgesondert, vielmehr mit andern Säften verbunden und diluirt, und die schönen Erscheinungen der Farben führen uns auf den Gedanken, daß die Materie, womit die Blätter ausgefüllt sind, zwar in einem hohen Grad von Reinheit, aber noch nicht auf dem höchsten stehe, auf welchem sie uns weiß und ungefärbt erscheint.

VI.

Bildung der Staubwerkzeuge.

46.

Es wird uns dieses noch wahrscheinlicher, wenn wir die nahe Verwandtschaft der Kronenblätter mit den Staubwerkzeugen bedenken. Wäre die Verwandtschaft aller übrigen Theile unter einander eben so in die Augen fallend, so allgemein bemerkt und außer allen Zweifel gesetzt, so würde man gegenwärtigen Vortrag für überflüssig halten können.

47.

Die Natur zeigt uns in einigen Fällen diesen Uebergang regelmäßig, z. B. bei der Canna, und mehreren Pflanzen dieser Familie. Ein wahres, wenig verändertes Kronenblatt zieht sich am obern Rande zusammen,

und es zeigt ſich ein Staubbeutel, bei welchem das übrige Blatt die Stelle des Staubfadens vertritt.

48.

An Blumen, welche öfters gefüllt erſcheinen, können wir dieſen Uebergang in allen ſeinen Stufen beobachten. Bei mehreren Roſenarten zeigen ſich innerhalb der vollkommen gebildeten und gefärbten Kronenblätter andere, welche theils in der Mitte, theils an der Seite zuſammengezogen ſind; dieſe Zuſammenziehung wird von einer kleinen Schwiele bewirkt, welche ſich mehr oder weniger als ein vollkommener Staubbeutel ſehen läßt, und in eben dieſem Grade nähert ſich das Blatt der einfachern Geſtalt eines Staubwerkzeugs. Bei einigen gefüllten Mohnen ruhen völlig ausgebildete Antheren auf wenig veränderten Blättern der ſtark gefüllten Kronen, bei andern ziehen ſtaubbeutelähnliche Schwielen die Blätter mehr oder weniger zuſammen.

49.

Verwandeln ſich nun alle Staubwerkzeuge in Kronenblätter, ſo werden die Blumen unfruchtbar; werden aber in einer Blume, indem ſie ſich füllt, doch noch Staubwerkzeuge entwickelt, ſo geht die Befruchtung vor ſich.

50.

Und ſo entſteht ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir bisher als Kronenblätter ſich ausbreiten geſehen, wieder in einem höchſt zuſammengezogenen und zugleich in einem höchſt verfeinten Zuſtande erſcheinen. Die oben vorgetragene Bemerkung wird dadurch abermals beſtätigt, und wir werden auf dieſe abwechſelnde Wirkung der Zuſammenziehung und Ausdehnung, wodurch die Natur endlich ans Ziel gelangt, immer aufmerkſamer gemacht.

VII.

Nectarien.

51.

So ſchnell der Uebergang bei manchen Pflanzen von der Krone zu den Staubwerkzeugen iſt, ſo bemerken wir doch, daß die Natur nicht immer dieſen Weg mit Einem Schritt zurücklegen kann. Sie bringt viel-

mehr Zwischenwerkzeuge hervor, welche an Gestalt und Bestimmung sich bald dem einen, bald dem andern Theile nähern, und obgleich ihre Bildung höchst verschieden ist, sich dennoch meist unter einen Begriff vereinigen lassen: daß es langsame Uebergänge von den Kelchblättern zu den Staubgefäßen seyen.

52.

Die meisten jener verschieden gebildeten Organe, welche Linné mit dem Namen Nectarien bezeichnet, lassen sich unter diesem Begriff vereinigen; und wir finden auch hier Gelegenheit, den großen Scharfsinn des außerordentlichen Mannes zu bewundern, der, ohne sich die Bestimmung dieser Theile ganz deutlich zu machen, sich auf eine Ahnung verließ, und sehr verschieden scheinende Organe mit Einem Namen zu belegen wagte.

53.

Es zeigen uns verschiedene Kronenblätter schon ihre Verwandtschaft mit den Staubgefäßen dadurch, daß sie, ohne ihre Gestalt merklich zu verändern, Grübchen oder Glandeln an sich tragen, welche einen honigartigen Saft absondern. Daß dieser eine noch unausgearbeitete, nicht völlig determinirte Befruchtungsfeuchtigkeit sey, können wir in den schon oben angeführten Rücksichten einigermaßen vermuthen, und diese Vermuthung wird durch Gründe, welche wir unten anführen werden, noch einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit erreichen.

54.

Nun zeigen sich auch die sogenannten Nectarien als für sich bestehende Theile: und dann nähert sich ihre Bildung bald den Kronenblättern, bald den Staubwerkzeugen. So sind z. B. die dreizehn Fäden, mit ihren eben so vielen rothen Kügelchen auf den Nectarien der **Parnassia**, den Staubwerkzeugen höchst ähnlich. Andere zeigen sich als Staubfäden ohne Antheren, als an der **Valisneria**, der **Fevillaea**: wir finden sie an der **Pentapetes** in einem Kreise mit den Staubwerkzeugen regelmäßig abwechseln, und zwar schon in Blattgestalt; auch werden sie in der systematischen Beschreibung als **Filamenta castrata petaliformia** angeführt. Eben solche schwankende Bildungen sehen wir an der **Kiggellaria** und der Passionsblume.

55.

Gleichfalls scheinen uns die eigentlichen Nebenkronen den Namen der Nectarien in dem eben angegebenen Sinne zu verdienen. Denn wenn

die Bildung der Kronenblätter durch eine Ausdehnung geschieht, so werden dagegen die Nebenkronen durch eine Zusammenziehung, folglich auf eben die Weise wie die Staubwerkzeuge gebildet. So sehen wir innerhalb vollkommener ausgebreiteter Kronen kleinere zusammengezogene Nebenkronen, wie im Narcissus, dem Nerium, dem Agrostemma.

56.

Noch sehen wir bei verschiedenen Geschlechtern andere Veränderungen der Blätter, welche auffallender und merkwürdiger sind. Wir bemerken an verschiedenen Blumen, daß ihre Blätter inwendig unten eine kleine Vertiefung haben, welche mit einem honigartigen Safte ausgefüllt ist. Dieses Grübchen, indem es sich bei andern Blumengeschlechtern und Arten mehr vertieft, bringt auf die Rückseite des Blatts eine sporn- oder hornartige Verlängerung hervor, und die Gestalt des übrigen Blattes wird sogleich mehr oder weniger modificirt. Wir können dieses an verschiedenen Arten und Varietäten des Agleys genau bemerken.

57.

Im höchsten Grad der Verwandlung findet man dieses Organ zum Beispiel bei dem Aconitum und der Nigella, wo man aber doch mit geringer Aufmerksamkeit ihre Blattähnlichkeit bemerken wird; besonders wachsen sie bei der Nigella leicht wieder in Blätter aus, und die Blume wird durch die Umwandlung der Nectarien gefüllt. Bei dem Aconitum wird man mit einiger aufmerksamen Beschauung die Aehnlichkeit der Nectarien und des gewölbten Blattes, unter welchen sie verdeckt stehen, erkennen.

58.

Haben wir nun oben gesagt, daß die Nectarien Annäherungen der Kronenblätter zu den Staubgefäßen seyen, so können wir bei dieser Gelegenheit über die unregelmäßigen Blumen einige Bemerkungen machen. So könnten z. B. die fünf äußern Blätter des Melianthus als wahre Kronenblätter aufgeführt, die fünf innern aber als eine Nebenkrone, aus sechs Nectarien bestehend, beschrieben werden, wovon das obere sich der Blattgestalt am meisten nähert, das untere, das auch jetzt schon Nectarium heißt, sich am weitesten von ihr entfernt. In eben dem Sinne könnte man die Carina der Schmetterlingsblumen ein Nectarium nennen, indem sie unter den Blättern dieser Blume sich an die Gestalt der Staubwerkzeuge am nächsten heranbildet, und sich sehr weit von der Blattgestalt

des ſogenannten Velillums entfernt. Wir werden auf dieſe Weiſe die pinſelförmigen Körper, welche an dem Ende der Carina einiger Arten der Polygala befeſtigt ſind, gar leicht erklären, und uns von der Beſtimmung dieſer Theile einen deutlichen Begriff machen können.

59.

Unnöthig würde es ſeyn, ſich hier ernſtlich zu verwahren, daß es bei dieſen Bemerkungen die Abſicht nicht ſey, das durch die Bemühungen der Beobachter und Ordner bisher Abgeſonderte und in Fächer Gebrachte zu verwirren: man wünſcht nur, durch dieſe Betrachtungen die abweichenden Bildungen der Pflanzen erklärbarer zu machen.

VIII.

Noch einiges von den Staubwerkzeugen.

60.

Daß die Geſchlechtstheile der Pflanzen durch die Spiralgefäße wie die übrigen Theile hervorgebracht werden, iſt durch mikroſkopiſche Beobachtungen außer allen Zweifel geſetzt. Wir nehmen daraus ein Argument für die innere Identität der verſchiedenen Pflanzentheile, welche uns bisher in ſo mannichfaltigen Geſtalten erſchienen ſind.

61.

Wenn nun die Spiralgefäße in der Mitte der Saftgefäßbündel liegen und von ihnen umſchloſſen werden, ſo können wir uns jene ſtarke Zuſammenziehung einigermaßen näher vorſtellen, wenn wir die Spiralgefäße, die uns wirklich als elaſtiſche Federn erſcheinen, in ihrer höchſten Kraft gedenken, ſo daß ſie überwiegend, hingegen die Ausdehnung der Saftgefäße ſubordinirt wird.

62.

Die verkürzten Gefäßbündel können ſich nun nicht mehr ausbreiten, ſich einander nicht mehr aufſuchen und durch Anaſtomoſe kein Netz mehr bilden; die Schlauchgefäße, welche ſonſt die Zwiſchenräume des Netzes ausfüllen, können ſich nicht mehr entwickeln, alle Urſachen, wodurch Stängel-, Kelch- und Blumenblätter ſich in die Breite ausgedehnt haben, fallen hier völlig weg, und es entſteht ein ſchwacher höchſt einfacher Faden.

63.

Kaum daß noch die feinen Häutchen der Staubbeutel gebildet werden, zwischen welchen sich die höchst zarten Gefäße nunmehr endigen. Wenn wir nun annehmen, daß hier eben jene Gefäße, welche sich sonst verlängerten, ausbreiteten und sich einander wieder aufsuchten, gegenwärtig in einem höchst zusammengezogenen Zustande sind; wenn wir aus ihnen nunmehr den höchst ausgebildeten Samenstaub hervordringen sehen, welcher das durch seine Thätigkeit ersetzt, was den Gefäßen, die ihn hervorbringen, an Ausbreitung entzogen ist; wenn er nun mehr losgelöst die weiblichen Theile aufsucht, welche den Staubgefäßen durch gleiche Wirkung der Natur entgegen gewachsen sind: wenn er sich fest an sie anhängt und seine Einflüsse ihnen mittheilt: so sind wir nicht abgeneigt, die Verbindung der beiden Geschlechter eine geistige Anastomose zu nennen, und glauben wenigstens einen Augenblick die Begriffe von Wachsthum und Zeugung einander näher gerückt zu haben.

64.

Die feine Materie, welche sich in den Antheren entwickelt, erscheint uns als ein Staub; diese Staubkügelchen sind aber nur Gefäße, worin höchst feiner Saft aufbewahrt ist. Wir pflichten daher der Meinung derjenigen bei, welche behaupten, daß dieser Saft von den Pistillen, an denen sich die Staubkügelchen anhängen, eingesogen und so die Befruchtung bewirkt werde. Es wird dieses um so wahrscheinlicher, da einige Pflanzen keinen Samenstaub, vielmehr nur eine bloße Feuchtigkeit absondern.

65.

Wir erinnern uns hier des honigartigen Saftes der Nectarien, und dessen wahrscheinlicher Verwandtschaft mit der ausgearbeitetern Feuchtigkeit der Samenbläschen. Vielleicht sind die Nectarien vorbereitende Werkzeuge, vielleicht wird ihre honigartige Feuchtigkeit von den Staubgefäßen eingesogen, mehr determinirt und völlig ausgearbeitet — eine Meinung, die um so wahrscheinlicher wird, da man nach der Befruchtung diesen Saft nicht mehr bemerkt.

66.

Wir lassen hier, obgleich nur im Vorbeigehen, nicht unbemerkt, daß sowohl die Staubfäden als Antheren verschiedentlich zusammengewachsen sind, und uns die wunderbarsten Beispiele der schon mehrmals von uns

angeführten Anastomose und Verbindung der in ihren ersten Anfängen wahrhaft getrennten Pflanzentheile zeigen.

IX.

Bildung des Griffels.

67.

War ich bisher bemüht die innere Identität der verschiedenen nach einander entwickelten Pflanzentheile, bei der größten Abweichung der äußern Gestalt, so viel es möglich gewesen, anschaulich zu machen, so wird man leicht vermuthen können, daß nunmehr meine Absicht sey, auch die Structur der weiblichen Theile auf diesem Wege zu erklären.

68.

Wir betrachten zuförderst den Griffel an der Frucht abgesondert, wie wir ihn auch oft in der Natur finden; und um so mehr können wir es thun, da er sich in dieser Gestalt von der Frucht unterschieden zeigt.

69.

Wir bemerken nämlich, daß der Griffel auf eben der Stufe des Wachsthums stehe, wo wir die Staubgefäße gefunden haben. Wir konnten nämlich beobachten, daß die Staubgefäße durch eine Zusammenziehung hervorgebracht werden; die Griffel sind oft in demselbigen Falle, und wir sehen sie, wenn auch nicht immer mit den Staubgefäßen von gleichem Maße, doch nur um weniges länger oder kürzer gebildet. In vielen Fällen sieht der Griffel fast einem Staubfaden ohne Anthere gleich, und die Verwandtschaft ihrer Bildung ist äußerlich größer als bei den übrigen Theilen. Da sie nun beiderseits durch Spiralgefäße hervorgebracht werden, so sehen wir desto deutlicher, daß der weibliche Theil so wenig als der männliche ein besonderes Organ sey, und wenn die genaue Verwandtschaft desselben mit dem männlichen uns durch diese Betrachtung recht anschaulich wird, so finden wir jenen Gedanken, die Begattung eine Anastomose zu nennen, passender und einleuchtender.

70.

Wir finden den Griffel sehr oft aus mehreren einzelnen Griffeln zusammengewachsen, und die Theile, aus denen er besteht, lassen sich kaum am Ende, wo sie nicht einmal immer getrennt sind, erkennen. Dieses

Zusammenwachsen, dessen Wirkung wir schon öfters bemerkt haben, wird hier am meisten möglich; ja es muß geschehen, weil die feinen Theile vor ihrer gänzlichen Entwickelung in der Mitte des Blüthenstandes zusammengedrängt sind und sich auf das innigste mit einander verbinden können.

71.

Die nahe Verwandtschaft mit den vorhergehenden Theilen des Blüthenstandes zeigt uns die Natur in verschiedenen regelmäßigen Fällen mehr oder weniger deutlich. So ist zum Beispiel das Pistill der Iris mit seiner Narbe, in völliger Gestalt eines Blumenblattes vor unseren Augen. Die schirmförmige Narbe der Saracenie zeigt sich zwar nicht so auffallend aus mehreren Blättern zusammengesetzt, doch verläugnet sie sogar die grüne Farbe nicht. Wollen wir das Mikroskop zu Hülfe nehmen, so finden wir mehrere Narben, z. B. des Crocus, der Zannichellia, als völlige ein- oder mehrblätterige Kelche gebildet.

72.

Rückschreitend zeigt uns die Natur öfters den Fall, daß sie die Griffel und Narben wieder in Blumenblätter verwandelt; zum Beispiel füllt sich der Ranunculus asiaticus dadurch, daß sich die Narben und Pistille des Fruchtbehälters zu wahren Kronenblättern umbilden, indessen die Staubwerkzeuge gleich hinter der Krone oft unverändert gefunden werden. Einige andere bedeutende Fälle werden unten vorkommen.

73.

Wir wiederholen hier jene oben angezeigten Bemerkungen, daß Griffel und Staubfäden auf der gleichen Stufe des Wachsthums stehen, und erläutern jenen Grund des wechselsweisen Ausdehnens und Zusammenziehens dadurch abermals. Vom Samen bis zu der höchsten Entwickelung des Stängelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung, darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtstheile abermals durch eine Zusammenziehung; und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht und die größte Concentration in dem Samen gewahr werden. In diesen sechs Schritten vollendet die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter.

X.

Von den Früchten.

74.

Wir werden nunmehr die Früchte zu beobachten haben und uns bald überzeugen, daß dieselben gleichen Urſprungs und gleichen Geſetzen unterworfen ſeyen. Wir reden hier eigentlich von ſolchen Gehäufen, welche die Natur bildet, um die ſogenannten bedeckten Samen einzuſchließen oder vielmehr aus dem Innerſten dieſer Gehäufe durch die Begattung eine größere oder geringere Anzahl Samen zu entwickeln. Daß dieſe Behältniſſe gleichfalls aus der Natur und Organiſation der bisher betrachteten Theile zu erklären ſeyen, wird ſich mit wenigem zeigen laſſen.

75.

Die rückſchreitende Metamorphoſe macht uns hier abermals auf dieſes Naturgeſetz aufmerkſam. So läßt ſich zum Beiſpiel an den Nelken, dieſen eben wegen ihrer Ausartung ſo bekannten und beliebten Blumen, oft bemerken, daß die Samenkapſeln ſich wieder in kelchähnliche Blätter verändern, und daß in eben dieſem Maße die aufgeſetzten Griffel an Länge abnehmen; ja es finden ſich Nelken, an denen ſich das Fruchtbehältniß in einen wirklichen vollkommenen Kelch verwandelt hat, indeß die Einſchnitte deſſelben an der Spitze noch zarte Ueberbleibſel der Griffel und Narben tragen und ſich aus dem Innerſten dieſes zweiten Kelchs wieder eine mehr oder weniger vollſtändige Blätterkrone ſtatt der Samen entwickelt.

76.

Ferner hat uns die Natur ſelbſt durch regelmäßige und beſtändige Bildungen auf eine ſehr mannichfaltige Weiſe die Fruchtbarkeit geoffenbart, welche in einem Blatt verborgen liegt. So bringt ein zwar verändertes, doch noch völlig kenntliches Blatt der Linde aus ſeiner Mittelrippe ein Stielchen und an demſelben eine vollkommene Blüthe und Frucht hervor. Bei dem Ruscus iſt die Art wie Blüthen und Früchte auf den Blättern aufſitzen, noch merkwürdiger.

77.

Noch ſtärker und gleichſam ungeheuer wird uns die unmittelbare Fruchtbarkeit der Stängelblätter in den Farrenkräutern vor Augen gelegt, welche durch einen innern Trieb und vielleicht gar ohne beſtimmte

Wirkung zweier Geschlechter unzählige, des Wachsthum fähige Samen oder vielmehr Keime entwickeln und umherstreuen, wo also ein Blatt an Fruchtbarkeit mit einer ausgebreiteten Pflanze, mit einem großen und ästereichen Baume wetteifert.

78.

Wenn wir diese Beobachtungen gegenwärtig behalten, so werden wir in den Samenbehältern, ungeachtet ihrer mannichfaltigen Bildung, ihrer besondern Bestimmung und Verbindung unter sich, die Blattgestalt nicht verkennen. So wäre z. B. die Hülse ein einfaches, zusammengeschlagenes, an seinen Rändern verwachsenes Blatt, die Schoten würden aus mehr über einander gewachsenen Blättern bestehen, die zusammengesetzten Gehäuse erklärten sich aus mehreren Blättern, welche sich um einen Mittelpunkt vereinigt, ihr Innerstes gegen einander aufgeschlossen und ihre Ränder mit einander verbunden hätten. Wir können uns hiervon durch den Augenschein überzeugen, wenn solche zusammengesetzte Kapseln nach der Reife von einander springen, da denn jeder Theil derselben sich uns als eine eröffnete Hülse oder Schote zeigt. Eben so sehen wir bei verschiedenen Arten eines und desselben Geschlechts eine ähnliche Wirkung regelmäßig vorgehen; z. B. sind die Fruchtkapseln der Nigolla orientalis, in der Gestalt von halb mit einander verwachsenen Hülsen, um eine Achse versammelt, wenn sie bei der Nigella damascena zusammengewachsen erscheinen.

79.

Am meisten rückt uns die Natur diese Blattähnlichkeit aus den Augen, indem sie saftige und weiche oder holzartige und feste Samenbehälter bildet; allein sie wird unserer Aufmerksamkeit nicht entschlüpfen können, wenn wir ihr in allen Uebergängen sorgfältig zu folgen wissen. Hier sey es genug, den allgemeinen Begriff davon angezeigt und die Uebereinstimmung der Natur an einigen Beispielen gewiesen zu haben. Die große Mannichfaltigkeit der Samenkapseln giebt uns künftig Stoff zu mehrerer Betrachtung.

80.

Die Verwandtschaft der Samenkapseln mit den vorhergehenden Theilen zeigt sich auch durch das Stigma, welches bei vielen unmittelbar aufsitzt und mit der Kapsel unzertrennlich verbunden ist. Wir haben die Verwandtschaft der Narbe mit der Blattgestalt schon oben gezeigt und können

Widerſpruch und Schmeichelei machen beide ein ſchlechtes Geſpräch.

Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.

Durch nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter als durch das was ſie lächerlich finden.

Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Contraſt, der auf eine unſchädliche Weiſe für die Sinne in Verbindung gebracht wird.

Der ſinnliche Menſch lacht oft wo nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein inneres Behagen kommt zum Vorſchein.

Der Verſtändige findet faſt alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts.

Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es iſt das einzige Mittel, verſetzte er, ſich zu verjüngen und das will doch jedermann.

Man läßt ſich ſeine Mängel vorhalten, man läßt ſich ſtrafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man ſie ablegen ſoll.

Gewiſſe Mängel ſind nothwendig zum Daſeyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm ſeyn, wenn alte Freunde gewiſſe Eigenheiten ablegten.

---

hier sie nochmals aufführen, indem sich bei gefüllten Mohnen bemerken läßt, daß die Narben der Samenkapseln in farbige, zarte, Kronenblättern völlig ähnliche Blättchen verwandelt werden.

81.

Die letzte und größte Ausdehnung, welche die Pflanze in ihrem Wachsthum vornimmt, zeigt sich in der Frucht. Sie ist sowohl an innerer Kraft als äußerer Gestalt oft sehr groß, ja ungeheuer. Da sie gewöhnlich nach der Befruchtung vor sich geht, so scheint der nun mehr determinirte Same, indem er zu seinem Wachsthum aus der ganzen Pflanze die Säfte herbeizieht, ihnen die Hauptrichtung nach der Samenkapsel zu geben, wodurch denn ihre Gefäße genähert, erweitert und oft in dem höchsten Grade ausgefüllt und ausgespannt werden. Daß hieran reinere Luftarten einen großen Antheil haben, läßt sich schon aus dem vorigen schließen, und es bestätigt sich durch die Erfahrung, daß die aufgetriebenen Hülsen der Colutbea reine Luft enthalten.

XI.

Von den unmittelbaren Hüllen des Samens.

82.

Dagegen finden wir, daß der Same in dem höchsten Grade von Zusammenziehung und Ausbildung seines Innern sich befindet. Es läßt sich bei verschiedenen Samen bemerken, daß er Blätter zu seinen nächsten Hüllen umbilde, mehr oder weniger sich anpasse, ja meistens durch seine Gewalt sie völlig an sich schließe und ihre Gestalt gänzlich verwandle. Da wir eben mehrere Samen sich aus und in Einem Blatt entwickeln gesehen, so werden wir uns nicht wundern, wenn ein einzelner Samenkeim sich in eine Blatthülle kleidet.

83.

Die Spuren solcher nicht völlig den Samen angepaßten Blattgestalten sehen wir an vielen geflügelten Samen, z. B. des Ahorns, der Rüster, der Esche, der Birke. Ein sehr merkwürdiges Beispiel, wie der Samenkeim breitere Hüllen nach und nach zusammenzieht und sich anpaßt, geben uns die drei verschiedenen Kreise verschieden gestalteter Samen der Calendel. Der äußerste Kreis behält noch eine mit den Kelchblättern

verwandte Geſtalt, nur daß eine die Rippe ausdehnende Samenanlage das Blatt krümmt und die Krümmung inwendig der Länge nach durch ein Häutchen in zwei Theile abgeſondert wird. Der folgende Kreis hat ſich ſchon mehr verändert, die Breite des Blättchens und das Häutchen haben ſich gänzlich verloren; dagegen iſt die Geſtalt etwas weniger verlängert, die in dem Rücken befindliche Samenanlage zeigt ſich deutlicher, und die kleinen Erhöhungen auf derſelben ſind ſtärker; dieſe beiden Reihen ſcheinen entweder gar nicht oder nur unvollkommen befruchtet zu ſeyn. Auf ſie folgt die dritte Samenreihe in ihrer ächten Geſtalt, ſtark gekrümmt und mit einem völlig angepaßten und in allen ſeinen Streifen und Erhebungen völlig ausgebildeten Involucrum. Wir ſehen hier abermals eine gewaltſame Zuſammenziehung ausgebreiteter, blattähnlicher Theile, und zwar durch die innere Kraft des Samens, wie wir oben durch die Kraft der Anthere das Blumenblatt zuſammengezogen geſehen haben.

XII.

Rückblick und Uebergang.

84.

Und ſo wären wir der Natur auf ihren Schritten ſo beobachtſam als möglich gefolgt; wir hätten die äußere Geſtalt der Pflanze in allen ihren Umwandlungen, von ihrer Entwickelung aus dem Samenkorn bis zu neuen Bildung deſſelben begleitet und, ohne Anmaßung die erſten Triebfedern der Naturwirkungen entdecken zu wollen, auf Aeußerung der Kräfte, durch welche die Pflanze ein und eben daſſelbe Organ nach und nach umbildet, unſere Aufmerkſamkeit gerichtet. Um den einmal ergriffenen Faden nicht zu verlaſſen, haben wir die Pflanze durchgehends nur als einjährig betrachtet, wir haben nur die Umwandlung der Blätter, welche die Knoten begleiten, bemerkt und alle Geſtalten aus ihnen hergeleitet. Allein es wird, um dieſem Verſuch die nöthige Vollſtändigkeit zu geben, nunmehr noch nöthig von den Augen zu ſprechen, welche unter jedem Blatt verborgen liegen, ſich unter gewiſſen Umſtänden entwickeln und unter andern völlig zu verſchwinden ſcheinen.

XIII.

Von den Augen und ihrer Entwickelung.

85.

Jeder Knoten hat von der Natur die Kraft ein oder mehrere Augen hervorzubringen; und zwar geschieht solches in der Nähe der ihn bekleidenden Blätter, welche die Bildung und das Wachsthum der Augen vorzubereiten und mitzuwirken scheinen.

86.

In der successiven Entwickelung eines Knotens aus dem andern, in der Bildung eines Blattes an jedem Knoten und eines Auges in dessen Nähe beruht die erste einfache, langsam fortschreitende Fortpflanzung der Vegetabilien.

87.

Es ist bekannt, daß ein solches Auge in seinen Wirkungen eine große Aehnlichkeit mit dem reifen Samen hat, und daß oft in jenem noch mehr als in diesem die ganze Gestalt der künftigen Pflanze erkannt werden kann.

88.

Ob sich gleich an dem Auge ein Wurzelpunkt so leicht nicht bemerken läßt, so ist doch derselbe eben so darin wie in dem Samen gegenwärtig und entwickelt sich, besonders durch feuchte Einflüsse, leicht und schnell.

89.

Das Auge bedarf keiner Kotyledonen, weil es mit seiner schon völlig organisirten Mutterpflanze zusammenhängt, und aus derselbigen, so lang es mit ihr verbunden, ist oder nach der Trennung von der neuen Pflanze, auf welche man es gebracht hat, oder durch die alsobald gebildeten Wurzeln, wenn man einen Zweig in die Erde bringt, hinreichende Nahrung erhält.

90.

Das Auge besteht aus mehr oder weniger entwickelten Knoten und Blättern, welche das künftige Wachsthum weiter verbreiten sollen. Die Seitenzweige also, welche aus den Knoten der Pflanzen entspringen, lassen sich als besondere Pflänzchen, welche eben so auf dem Mutterkörper stehen, wie dieser an der Erde befestigt ist, betrachten.

91.

Die Vergleichung und Unterscheidung beider iſt ſchon öfters, beſonders aber vor kurzem ſo ſcharfſinnig und mit ſo vieler Genauigkeit ausgeführt worden, daß wir uns hier bloß mit einem unbedingten Beifall darauf berufen können. [1]

92.

Wir führen davon nur ſo viel an. Die Natur unterſcheidet bei ausgebildeten Pflanzen Augen und Samen deutlicher von einander. Steigen wir aber von da zu den unausgebildeten Pflanzen herab, ſo ſcheint ſich der Unterſchied zwiſchen beiden ſelbſt vor den Blicken des ſchärfſten Beobachters zu verlieren. Es giebt unbezweifelte Samen, unbezweifelte Gemmen; aber der Punkt, wo wirklich befruchtete, durch die Wirkung zweier Geſchlechter von der Mutterpflanze iſolirte Samen mit Gemmen zuſammentreffen, welche aus der Pflanze nur hervortringen und ſich ohne bemerkbare Urſache loslöſen, iſt wohl mit dem Verſtande, keineswegs aber mit den Sinnen zu erkennen.

93.

Dieſes wohl erwogen, werden wir folgern dürfen, daß die Samen, welche ſich durch ihren eingeſchloſſenen Zuſtand von den Augen, durch die ſichtbare Urſache ihrer Bildung und Abſonderung von den Gemmen unterſcheiden, dennoch mit beiden nahe verwandt ſind.

XIV.

Bildung der zuſammengeſetzten Blüthen und Fruchtſtände.

94.

Wir haben bisher die einfachen Blüthenſtände, ingleichen die Samen, welche in Kapſeln befeſtigt hervorgebracht werden, durch die Umwandlung der Knotenblätter zu erklären geſucht, und es wird ſich bei näherer Unterſuchung finden, daß in dieſem Falle ſich keine Augen entwickeln, vielmehr die Möglichkeit einer ſolchen Entwickelung ganz und gar aufgehoben wird. Um aber die zuſammengeſetzten Blüthenſtände ſowohl als die gemeinſchaftlichen Fruchtſtände um Einen Kegel, Eine Spindel, auf Einem Boden, u. ſ. w. zu erklären, müſſen wir nun die Entwickelung der Augen zu Hülfe nehmen.

[1] *Gaertner* de fructibus et seminibus plantarum. Cap. I.

95.

Wir bemerken sehr oft, daß Stängel, ohne zu einem einzelnen Blüthenstande sich lange vorzubereiten und aufzusparen, schon aus den Knoten ihre Blüthen hervortreiben, und so bis an ihre Spitze oft ununterbrochen fortfahren. Doch lassen sich die dabei vorkommenden Erscheinungen aus der oben vorgetragenen Theorie erklären. Alle Blumen, welche sich aus den Augen entwickeln, sind als ganze Pflanzen anzusehen, welche auf der Mutterpflanze eben so wie diese auf der Erde stehen. Da sie nun aus den Knoten reinere Säfte erhalten, so erscheinen selbst die ersten Blätter der Zweiglein viel ausgebildeter, als die ersten Blätter der Mutterpflanze, welche auf die Kotyledonen folgen; ja es wird die Ausbildung des Kelches und der Blume oft sogleich möglich.

96.

Eben diese aus den Augen sich bildenden Blüthen würden, bei mehr zudringlicher Nahrung, Zweige geworden seyn, und das Schicksal des Mutterstängels, dem er sich unter solchen Umständen unterwerfen müßte, gleichfalls erduldet haben.

97.

So wie nun von Knoten zu Knoten sich dergleichen Blüthen entwickeln, so bemerken wir gleichfalls jene Veränderung der Stängelblätter, die wir oben bei dem langsamen Uebergange zum Kelch beobachtet haben. Sie ziehen sich immer mehr und mehr zusammen, und verschwinden endlich beinahe ganz. Man nennt sie alsdann Bracteen, indem sie sich von der Blattgestalt mehr oder weniger entfernen. In eben diesem Maße wird der Stiel verdünnt, die Knoten rücken mehr zusammen, und alle oben bemerkten Erscheinungen gehen vor, nur daß am Ende des Stängels kein entschiedener Blüthenstand folgt, weil die Natur ihr Recht schon von Auge zu Auge ausgeübt hat.

98.

Haben wir nun einen solchen an jedem Knoten mit einer Blume gezierten Stängel wohl betrachtet, so werden wir uns gar bald einen gemeinschaftlichen Blüthenstand erklären können, wenn wir das, was oben von Entstehung des Kelches gesagt ist, mit zu Hülfe nehmen.

99.

Die Natur bildet einen gemeinschaftlichen Kelch aus vielen Blättern, welche sie auf einander drängt und um Eine Achse versammelt; mit eben

diesem starken Triebe des Wachsthums entwickelt sie einen gleichsam unendlichen Stängel, mit allen seinen Augen in Blüthengestalt, auf einmal, in der möglichsten an einander gedrängten Nähe, und jedes Blümchen befruchtet das unter ihm schon vorbereitete Samengefäß. Bei dieser ungeheuern Zusammenziehung verlieren sich die Knotenblätter nicht immer; bei den Disteln begleitet das Blättchen getreulich das Blümchen, das sich aus den Augen neben ihnen entwickelt. Man vergleiche mit diesem Paragraph die Gestalt des Dipsacus laciniatus. Bei vielen Gräsern wird eine jede Blüthe durch ein solches Blättchen, das in diesem Falle der Balg genannt wird, begleitet.

100.

Auf diese Weise wird es uns nun anschaulich seyn, wie die um einen gemeinsamen Blüthenstand entwickelten Samen wahre, durch die Wirkung beider Geschlechter ausgebildete und entwickelte Augen seyen. Fassen wir diesen Begriff fest, und betrachten in diesem Sinne mehrere Pflanzen, ihr Wachsthum und Fruchtstände, so wird der Augenschein bei einiger Vergleichung uns am besten überzeugen.

101.

Es wird uns sodann auch nicht schwer seyn, den Fruchtstand der in der Mitte einer einzelnen Blume, oft um eine Spindel versammelten, bedeckten oder unbedeckten Samen zu erklären. Denn es ist ganz einerlei, ob eine einzelne Blume einen gemeinsamen Fruchtstand umgiebt, und die zusammengewachsenen Pistille von den Antheren der Blume die Zeugungssäfte einsaugen und sie den Samenkörnern einflößen, oder ob ein jedes Samenkorn sein eigenes Pistill, seine eigenen Antheren, seine eigenen Kronenblätter um sich habe.

102.

Wir sind überzeugt, daß mit einiger Uebung es nicht schwer sey, sich auf diesem Wege die mannichfaltigen Gestalten der Blumen und Früchte zu erklären: nur wird freilich dazu erfordert, daß man mit jenen oben festgestellten Begriffen der Ausdehnung und Zusammenziehung, der Zusammendrängung und Anastomose, wie mit algebraischen Formeln bequem zu operiren und sie da, wo sie hingehören, anzuwenden wisse. Da nun hierbei viel darauf ankommt, daß man die verschiedenen Stufen, welche die Natur sowohl in der Bildung der Geschlechter, der Arten, der Varietäten, als in dem Wachsthum einer jeden einzelnen Pflanze betritt,

genau beobachte und mit einander vergleiche, ſo würde eine Sammlung Abbildungen zu dieſem Endzwecke neben einander geſtellt, und eine Anwendung der botaniſchen Terminologie auf die verſchiedenen Pflanzentheile bloß in dieſer Rückſicht angenehm und nicht ohne Nutzen ſeyn. Es würden zwei Fälle von durchgewachſenen Blumen, welche der oben angeführten Theorie ſehr zu ſtatten kommen, den Augen vorgelegt, ſehr entſcheidend gefunden werden.

XV.

Durchgewachſene Roſe.

103.

Alles was wir bisher nur mit der Einbildungskraft und dem Verſtande zu ergreifen geſucht, zeigt uns das Beiſpiel einer durchgewachſenen Roſe auf das deutlichſte. Kelch und Krone ſind um die Achſe geordnet und entwickelt, anſtatt aber, daß nun im Centrum das Samenbehältniß zuſammengezogen, an demſelben und um daſſelbe die männlichen und weiblichen Zeugungstheile geordnet ſeyn ſollten, begiebt ſich der Stiel halb röthlich, halb grünlich wieder in die Höhe: kleinere dunkelrothe, zuſammengefaltete Kronenblätter, deren einige die Spur der Antheren an ſich tragen, entwickeln ſich ſucceſſiv an demſelben. Der Stiel wächst fort, ſchon laſſen ſich daran wieder Dornen ſehen; die folgenden einzelnen gefärbten Blätter werden kleiner, und gehen zuletzt vor unſern Augen in halb roth, halb grün gefärbte Stängelblätter über: es bildet ſich eine Folge von regelmäßigen Knoten, aus deren Augen abermals, obgleich unvollkommene Roſenknöspchen zum Vorſchein kommen.

104.

Es giebt uns eben dieſes Exemplar auch noch einen ſichtbaren Beweis des oben ausgeführten, daß nämlich alle Kelche nur in ihrer Peripherie zuſammengezogene Folia floralia ſeyen. Denn hier beſteht der regelmäßige um die Achſe verſammelte Kelch aus fünf völlig entwickelten, drei- und fünffach zuſammengeſetzten Blättern, dergleichen ſonſt die Roſenzweige an ihren Knoten hervorbringen.

XVI.

Durchgewachsene Nelke.

105.

Wenn wir dieſe Erſcheinung recht beobachtet haben, ſo wird uns eine andere, welche ſich an einer durchgewachſenen Nelke zeigt, faſt noch merkwürdiger werden. Wir ſehen eine vollkommene, mit Kelch und überdieß mit einer gefüllten Krone verſehene, auch in der Mitte mit einer, zwar nicht ganz ausgebildeten, Samenkapſel völlig geendigte Blume. Aus den Seiten der Krone entwickeln ſich vier vollkommene neue Blumen, welche durch drei- und mehrknotige Stängel von der Mutterblume entfernt ſind: ſie haben abermals Kelche, ſind wieder gefüllt, und zwar nicht ſowohl durch einzelne Blätter als durch Blattkronen, deren Nägel zuſammengewachſen ſind, meiſtens aber durch Blumenblätter, welche wie Zweiglein zuſammengewachſen, und um einen Stiel entwickelt ſind. Ungeachtet dieſer ungeheuern Entwickelung ſind die Staubfäden und Antheren in einigen gegenwärtig. Die Fruchthüllen mit den Griffeln ſind zu ſehen und die Receptakel der Samen wieder zu Blättern entfaltet, ja in einer dieſer Blumen waren die Samendecken zu einem völligen Kelch verbunden, und enthielten die Anlage zu einer vollkommen gefüllten Blume wieder in ſich.

106.

Haben wir bei der Roſe einen gleichſam nur halbdeterminirten Blüthenſtand, aus deſſen Mitte einen abermals hervortreibenden Stängel, und an demſelbigen neue Stängelblätter ſich entwickeln geſehen, ſo finden wir an dieſer Nelke bei wohlgebildetem Kelche und vollkommener Krone, bei wirklich in der Mitte beſtehenden Fruchtgehäuſen, aus dem Kreiſe der Kronenblätter, ſich Augen entwickeln, und wirkliche Zweige und Blumen darſtellen. Und ſo zeigen uns denn beide Fälle, daß die Natur gewöhnlich in den Blumen ihr Wachsthum ſchließe und gleichſam eine Summe ziehe, daß ſie der Möglichkeit ins unendliche mit einzelnen Schritten fortzugehen Einhalt thue, um durch die Ausbildung der Samen ſchneller zum Ziele zu gelangen.

XVII.

Linné's Theorie von der Anticipation.

107.

Wenn ich auf diesem Wege, den einer meiner Vorgänger, welcher ihn noch rauh an der Hand seines großen Lehrers versuchte, so fürchterlich und gefährlich beschreibt,[1] auch hie und da gestrauchelt hätte, wenn ich ihn nicht genugsam geebnet und zum Besten meiner Nachfolger von allen Hindernissen gereinigt hätte, so hoffe ich doch diese Bemühung nicht fruchtlos unternommen zu haben.

108.

Es ist hier Zeit der Theorie zu gedenken, welche Linné zu Erklärung eben dieser Erscheinungen aufgestellt. Seinem scharfen Blick konnten die Bemerkungen, welche auch gegenwärtigen Vortrag veranlaßt, nicht entgehen. Und wenn wir nunmehr da fortschreiten können, wo er stehen blieb, so sind wir es den gemeinschaftlichen Bemühungen so vieler Beobachter und Denker schuldig, welche manches Hinderniß aus dem Wege geräumt, manches Vorurtheil zerstreut haben. Eine genaue Vergleichung seiner Theorie und des oben Ausgeführten würde uns hier zu lange aufhalten. Kenner werden sie leicht selbst machen, und sie müßte zu umständlich seyn, um denen anschaulich zu werden, die über diesen Gegenstand noch nicht gedacht haben. Nur bemerken wir kürzlich was ihn hinderte weiter fort und bis ans Ziel zu schreiten.

109.

Er machte seine Bemerkungen zuerst an Bäumen, diesen zusammengesetzten und lange dauernden Pflanzen. Er beobachtete, daß ein Baum, in einem weitern Gefäße überflüssig genährt, mehrere Jahre hinter einander Zweige aus Zweigen hervorbringe, da derselbe, in ein engeres Gefäß eingeschlossen, schnell Blüthen und Früchte trage. Er sah, daß jene successive Entwickelung hier auf einmal zusammengedrängt hervorgebracht werde. Daher nannte er diese Wirkung der Natur Prolepsis, eine Anticipation, weil die Pflanze durch die sechs Schritte, welche wir oben bemerkt haben, sechs Jahre vorauszunehmen schien. Und so führte er auch seine Theorie bezüglich auf die Knospen der Bäume aus, ohne auf

[1] *Ferber*, Praefatio Dissertationis secundae de prolepsi plantarum.

die einjährigen Pflanzen besonders Rücksicht zu nehmen, weil er wohl bemerken konnte, daß seine Theorie nicht so gut auf diese als auf jene passe. Denn nach seiner Lehre müßte man annehmen, daß jede einjährige Pflanze eigentlich von der Natur bestimmt gewesen sey sechs Jahre zu wachsen, und diese längere Frist in dem Blüthen- und Fruchtstande auf einmal anticipire und sodann verwelke.

110.

Wir sind dagegen zuerst dem Wachsthum der einjährigen Pflanze gefolgt; nun läßt sich die Anwendung auf die dauernden Gewächse leicht machen, da eine aufbrechende Knospe des ältesten Baumes als eine einjährige Pflanze anzusehen ist, ob sie sich gleich aus einem schon lange bestehenden Stamme entwickelt und selbst eine längere Dauer haben kann.

111.

Die zweite Ursache, welche Linné verhinderte weiter vorwärts zu gehen, war, daß er die verschiedenen in einander geschlossenen Kreise des Pflanzenkörpers, die äußere Rinde, die innere, das Holz, das Mark, zu sehr als gleichwirkende, in gleichem Grad lebendige und nothwendige Theile ansah, und den Ursprung der Blumen und Fruchttheile diesen verschiedenen Kreisen des Stammes zuschrieb, weil jene eben so wie diese von einander umschlossen und sich auseinander zu entwickeln scheinen. Es war dieses aber nur eine oberflächliche Bemerkung, welche, näher betrachtet, sich nirgends bestätigt. So ist die äußere Rinde zu weiterer Hervorbringung ungeschickt, und bei dauernden Bäumen eine nach außen zu verhärtete und abgesonderte Masse, wie das Holz nach innen zu verhärtet wird. Sie fällt bei vielen Bäumen ab, andern Bäumen kann sie ohne den geringsten Schaden derselben genommen werden; sie wird also weder einen Kelch, noch irgend einen lebendigen Pflanzentheil hervorbringen. Die zweite Rinde ist es, welche alle Kraft des Lebens und Wachsthums enthält. In dem Grad, in welchem sie verletzt wird, wird auch das Wachsthum gestört: sie ist es welche bei genauer Betrachtung alle äußeren Pflanzentheile nach und nach im Stängel oder auf einmal in Blüthe und Frucht hervorbringt. Ihr wurde von Linné nur das subordinirte Geschäft, die Blumenblätter hervorzubringen, zugeschrieben: dem Holze ward dagegen die wichtige Hervorbringung der männlichen Staubwerkzeuge zu Theil: anstatt daß man gar wohl bemerken kann, es sey dasselbe ein durch Solidescenz zur Ruhe gebrachter, wenn gleich dauernder, doch der

Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut.

Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher schmeicheln als sie verletzen.

Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte.

Unsre Leidenschaften sind wahre Phönire. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor.

Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, machte sie erst recht gefährlich.

Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen die die wir lieben.

Ueber Abgeschiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß seyn. — Wir leiden alle am Leben; — wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen! — Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen.

An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den Einzelnen; — Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.

Lebenswirkung abgestorbener Theil. Das Mark sollte endlich die wichtigste Function verrichten, die weiblichen Geschlechtstheile und eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorbringen. Die Zweifel, welche man gegen diese große Würde des Markes erregt, die Gründe, die man dagegen angeführt hat, sind auch mir wichtig und entscheidend. Es war nur scheinbar, als wenn sich Griffel und Frucht aus dem Mark entwickelten, weil diese Gestalten, wenn wir sie zum erstenmal erblicken, in einem weichen, unbestimmten, markähnlichen, parenchymatosen Zustande sich befinden, und eben in der Mitte des Stängels, wo wir uns nur Mark zu sehen gewöhnt haben, zusammengedrängt sind.

XVIII.

Wiederholung.

112.

Ich wünsche, daß gegenwärtiger Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, zu Auflösung dieser Zweifel einiges beitragen, und zu weiteren Bemerkungen und Schlüssen Gelegenheit geben möge. Die Beobachtungen, worauf er sich gründet, sind schon einzeln gemacht, auch gesammelt und gereiht worden; [1] und es wird sich bald entscheiden, ob der Schritt, den wir gegenwärtig gethan, sich der Wahrheit nähere. So kurz als möglich fassen wir die Hauptresultate des bisherigen Vortrags zusammen.

113.

Betrachten wir eine Pflanze, in sofern sie ihre Lebenskraft äußert, so sehen wir dieses auf eine doppelte Art geschehen, zuerst durch das Wachsthum, indem sie Stängel und Blätter hervorbringt, und sodann durch die Fortpflanzung, welche in dem Blüthen- und Fruchtbau vollendet wird. Beschauen wir das Wachsthum näher, so sehen wir, daß, indem die Pflanze sich von Knoten zu Knoten, von Blatt zu Blatt fortsetzt, indem sie sproßt, gleichfalls eine Fortpflanzung geschehe, die sich von der Fortpflanzung durch Blüthe und Frucht, welche auf einmal geschieht, darin unterscheidet, daß sie successiv ist, daß sie sich in einer

[1] Batsch, Anleitung zur Kenntniß und Geschichte der Pflanzen. 1. Theil. 19. Capitel

Folge einzelner Entwickelungen zeigt. Diese sprossende, nach und nach sich äußernde Kraft ist mit jener, welche auf einmal eine große Fortpflanzung entwickelt, auf das genaueste verwandt. Man kann unter verschiedenen Umständen eine Pflanze nöthigen, daß sie immerfort sprosse, man kann dagegen den Blüthenstand beschleunigen. Jenes geschieht, wenn rohere Säfte der Pflanze in einem größern Maße zudringen, dieses, wenn die geistigern Kräfte in derselben überwiegen.

114.

Schon dadurch, daß wir das Sprossen eine successive, den Blüthen- und Fruchtstand aber eine simultane Fortpflanzung genannt haben, ist auch die Art, wie sich beide äußern, bezeichnet worden. Eine Pflanze, welche sproßt, dehnt sich mehr oder weniger aus, sie entwickelt einen Stiel oder Stängel, die Zwischenräume von Knoten zu Knoten sind meist bemerkbar, und ihre Blätter breiten sich von dem Stängel nach allen Seiten zu aus. Eine Pflanze dagegen, welche blüht, hat sich in allen ihren Theilen zusammengezogen, Länge und Breite sind gleichsam aufgehoben, und alle ihre Organe sind, in einem höchst concentrirten Zustande, zunächst an einander entwickelt.

115.

Es mag nun die Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, so sind es doch nur immer dieselbigen Organe, welche, in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten, die Vorschrift der Natur erfüllen. Dasselbe Organ, welches am Stängel als Blatt sich ausgedehnt und eine höchst mannichfaltige Gestalt angenommen hat, zieht sich nun im Kelche zusammen, dehnt sich im Blumenblatte wieder aus, zieht sich in den Geschlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum letztenmal auszudehnen.

116.

Diese Wirkung der Natur ist zugleich mit einer andern verbunden, mit der Versammlung verschiedener Organe um ein Centrum, nach gewissen Zahlen und Maßen, welche jedoch bei manchen Blumen oft unter gewissen Umständen weit überschritten und vielfach verändert werden.

117.

Auf gleiche Weise wirkt bei der Bildung der Blüthen und Früchte eine Anastomose mit, wodurch die nahe an einander gedrängten, höchst

ſeinen Theile der Fructification entweder auf die Zeit ihrer ganzen Dauer oder auch nur auf einen Theil derſelben innigſt verbunden werden.

118.

Doch ſind dieſe Erſcheinungen der Annäherung, Centralſtellung und Anaſtomoſe nicht allein in dem Blüthen- und Fruchtſtande eigen; wir können vielmehr etwas ähnliches bei den Kotyledonen wahrnehmen, und andere Pflanzentheile werden uns in der Folge reichen Stoff zu ähnlichen Betrachtungen geben.

119.

So wie wir nun die verſchieden ſcheinenden Organe der ſproſſenden und blühenden Pflanze alle aus einem einzigen, nämlich dem Blatte, welches ſich gewöhnlich an jedem Knoten entwickelt, zu erklären geſucht haben, ſo haben wir auch diejenigen Früchte, welche ihre Samen feſt in ſich zu verſchließen pflegen, aus der Blattgeſtalt herzuleiten gewagt.

120.

Es verſteht ſich hier von ſelbſt, daß wir ein allgemeines Wort haben müßten, wodurch wir dieſes in ſo verſchiedene Geſtalten metamorphoſirte Organ bezeichnen, und alle Erſcheinungen ſeiner Geſtalt damit vergleichen könnten: gegenwärtig müſſen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen die Erſcheinungen vorwärts und rückwärts gegen einander zu halten. Denn wir können eben ſo gut ſagen, ein Staubwerkzeug ſey ein zuſammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte ſagen können, es ſey ein Staubgefäß im Zuſtande der Ausdehnung; ein Kelchblatt ſey ein zuſammengezogenes, einem gewiſſen Grad der Verfeinerung ſich näherndes Stängelblatt, als wir von einem Stängelblatt ſagen können, es ſey ein durch Zudringen roherer Säfte ausgedehntes Kelchblatt.

121.

Eben ſo läßt ſich von dem Stängel ſagen, er ſey ein ausgedehnter Blüthen- und Fruchtſtand, wie wir von dieſem prädicirt haben, er ſey ein zuſammengezogener Stängel.

122.

Außerdem habe ich am Schluſſe des Vortrags noch die Entwickelung der Augen in Betrachtung gezogen, und dadurch die zuſammengeſetzten Blumen wie auch die unbedeckten Fruchtſtände zu erklären geſucht.

123.

Und auf dieſe Weiſe habe ich mich bemüht eine Meinung, welche

viel Ueberzeugendes für mich hat, so klar und vollständig als es mir möglich seyn wollte, darzulegen. Wenn solche dessen ungeachtet noch nicht völlig zur Evidenz gebracht ist, wenn sie noch manchen Widersprüchen ausgesetzt seyn, und die vorgetragene Erklärungsart nicht überall anwendbar scheinen möchte, so wird es mir deste mehr Pflicht werden auf alle Erinnerungen zu merken, und diese Materie in der Folge genauer und umständlicher abzuhandeln, um diese Vorstellungsart anschaulicher zu machen und ihr einen allgemeinern Beifall zu erwerben, als sie vielleicht gegenwärtig erwarten kann.

Verfolg.

Geschichte meines botanischen Studiums.

1817, ergänzt 1831.

Um die Geschichte der Wissenschaften aufzuklären, um den Gang derselben genau kennen zu lernen, pflegt man sich sorgfältig nach ihren ersten Anfängen zu erkundigen; man bemüht sich zu forschen, wer zuerst irgend einem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zugewendet, wie er sich dabei benommen, wo und zu welcher Zeit man zuerst gewisse Erscheinungen in Betracht gezogen, dergestalt daß von Gedanke zu Gedanken neue Ansichten sich hervorgethan, welche, durch Anwendung allgemein bestätigt, endlich die Epoche bezeichnen, worin das, was wir eine Entdeckung, eine Erfindung nennen, unbezweifelt zu Tage gekommen — eine Erörterung welche den mannichfachsten Anlaß giebt die menschlichen Geisteskräfte zu kennen und zu schätzen.

Vorstehender kleinen Schrift hat man die Auszeichnung erwiesen sich nach ihrer Entstehung zu erkundigen; man hat zu erfahren gewünscht, wie ein Mann von mittlerem Alter, der als Dichter etwas galt und außerdem von mannichfaltigen Neigungen und Pflichten bedingt erschien, sich habe können in das gränzenlosefte Naturreich begeben, und dasselbe in dem Maße studiren, daß er fähig geworden eine Maxime zu fassen, welche, zur Anwendung auf die mannichfaltigsten Gestalten bequem, die Gesetzlichkeit aussprach, der zu gehorchen tausende von Einzelnheiten genöthigt sind.

Solchen Wünschen entgegen zu kommen, entschließe ich mich demnach,

über den Gang meiner botanischen Studien und die Entstehung meiner Gedanken über die Metamorphose der Pflanzen hier einige Nachricht zu geben.

In einer ansehnlichen Stadt geboren und erzogen, gewann ich meine erste Bildung in der Bemühung um alte und neuere Sprachen, woran sich früh rhetorische und poetische Uebungen anschlossen. Hiezu gesellte sich übrigens alles, was in sittlicher und religiöser Hinsicht den Menschen auf sich selbst hinweist.

Eine weitere Ausbildung hatte ich gleichfalls größeren Städten zu danken, und es ergiebt sich hieraus, daß meine Geistesthätigkeit sich auf das gesellig Sittliche beziehen mußte, und in Gefolg dessen auf das Angenehme, was man damals schöne Literatur nannte.

Von dem hingegen, was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff, und von ihren sogenannten drei Reichen nicht die geringste Kenntniß. Von Kindheit auf war ich gewohnt in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert zu sehen, und wenn außer den gewöhnlichen Obstsorten auch Aprikosen, Pfirsichen und Trauben wohl geriethen, so waren dieß genügende Feste den Jungen und den Alten. An exotische Pflanzen wurde nicht gedacht, noch viel weniger daran, Naturgeschichte in der Schule zu lehren.

Die ersten von mir herausgegebenen poetischen Versuche wurden mit Beifall aufgenommen, welche jedoch eigentlich nur den innern Menschen schildern, und von den Gemüthsbewegungen genugsame Kenntniß voraussetzen. Hie und da mag sich ein Anklang finden von einem leidenschaftlichen Ergötzen an ländlichen Naturgegenständen, so wie von einem ernsten Drange, das ungeheure Geheimniß, das sich in stätigem Erschaffen und Zerstören an den Tag giebt, zu erkennen, ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren scheint.

In das thätige Leben jedoch sowohl als in die Sphäre der Wissenschaft trat ich eigentlich zuerst als der edle Weimarische Kreis mich günstig aufnahm, wo außer andern unschätzbaren Vortheilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen.

Schon der erste Winter gewährte die raschen geselligen Freuden der Jagd, von welchen ausruhend man die langen Abende nicht nur mit allerlei merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn, sondern auch vorzüglich

mit Unterhaltung über die nöthige Holzcultur zubrachte. Denn die Weimarische Jägerei bestand aus trefflichen Forstmännern, unter welchen der Name Sckell in Segen bleibt. Eine Revision sämmtlicher Waldreviere, gegründet auf Vermessung, war bereits vollbracht, und für lange Zeit eine Eintheilung der jährlichen Schläge vorgesehen.

Auch die jüngern Edelleute folgten wohlmeinend dieser vernünftigen Spur, von denen ich hier nur den Baron von Wedel nenne, welcher uns in seinen besten Jahren leider entrissen ward. Er behandelte sein Geschäft mit geradem Sinn und großer Billigkeit: auch er hatte schon in jener Zeit auf die Verringerung des Wildstandes gedrungen, überzeugt wie schädlich die Hegung desselben nicht allein dem Ackerbau, sondern der Forstcultur selbst werden müsse.

Hier that sich nun der Thüringer Wald in Länge und Breite vor uns auf: denn nicht allein die dortigen schönen Besitzthümer des Fürsten, sondern, bei guten nachbarlichen Verhältnissen, sämmtliche daran stoßenden Reviere waren uns zugänglich, zumal da auch die angehende Geologie in jugendlicher Bestrebsamkeit sich bemühte Rechenschaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt. Nadelhölzer aller Art, mit ernstem Grün und balsamischem Dufte, Buchenhaine von freundigerem Anblick, die schwanke Birke und das niedere namenlose Gesträuch, jedes hatte seinen Platz gesucht und gewonnen. Wir aber konnten dieß alles in großen, meilenweiten, mehr oder weniger wohlbestandenen Forsten überschauen und erkennen.

Auch wenn von Benutzung die Rede war, mußte man sich nach den Eigenschaften der Baumarten erkundigen. Die Harzscharre, deren Mißbrauch man nach und nach zu begränzen suchte, ließ die feinen balsamischen Säfte in Betrachtung ziehen, die einen solchen Baum ins zweite Jahrhundert, von der Wurzel bis zum Gipfel begleiteten, ernährten, ewig grün, frisch und lebendig erhielten.

Hier zeigte sich denn auch die ganze Sippschaft der Moose in ihrer größten Mannichfaltigkeit; sogar den unter der Erde verborgenen Wurzeln wurde unsere Aufmerksamkeit zugewendet. In jenen Waldgegenden hatten sich nämlich, von den dunkelsten Zeiten her, geheimnißvoll nach Recepten arbeitende Laboranten angesiedelt und vom Vater zum Sohn manche Arten von Extracten und Geisten bearbeitet, deren allgemeiner Ruf von einer ganz vorzüglichen Heilsamkeit durch emsige sogenannte Balsamträger

erneuert, verbreitet und genutzt ward. Hier spielte nun der Enzian eine große Rolle, und es war eine angenehme Bemühung, dieses reiche Geschlecht nach seinen verschiedenen Gestalten als Pflanze und Blüthe, vorzüglich aber die heilsame Wurzel näher zu betrachten. Dieses war das erste Geschlecht, welches mich im eigentlichen Sinne anzog, dessen Arten kennen zu lernen ich auch in der Folgezeit bemüht war.

Hierbei möchte man bemerken, daß der Gang meiner botanischen Bildung einigermaßen der Geschichte der Botanik selbst ähnelte; denn ich war vom augenfälligsten Allgemeinsten auf das Nutzbare, Anwendbare, vom Bedarf zur Kenntniß gelangt: und welcher Kenner wird bei obigem sich nicht jener Epoche der Rhizotomen lächelnd erinnern?

Da nun aber gegenwärtig die Absicht bleibt zu melden, wie ich mich der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik genähert, so habe ich vor allen Dingen eines Mannes zu gedenken, welcher in jeder Hinsicht die Hochschätzung seiner Weimarischen Mitbürger verdiente. Dr. Buchholz, Besitzer der damals einzigen Apotheke, wohlhabend und lebenslustig, richtete mit ruhmwürdiger Lernbegierde seine Thätigkeit auf Naturwissenschaften. Er suchte sich zu seinen unmittelbaren pharmaceutischen Zwecken die tüchtigsten chemischen Gehülfen, wie denn der treffliche Göttling aus dieser Officin als gebildeter Scheidekünstler hervorging. Jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte chemisch-physische Merkwürdigkeit ward unter des Principals Leitung geprüft, und einer wißbegierigen Gesellschaft uneigennützig vorgetragen.

Auch in der Folge, daß ich dieses zu seinen Ehren vorausnehme, als die naturforschende Welt sich eifrig beschäftigte die verschiedenen Luftarten zu erkennen, versäumte er nicht jederzeit das Neueste experimentirend vor Augen zu bringen. So ließ er denn auch eine der ersten Montgolfieren von unsern Terrassen, zum Ergötzen der Unterrichteten, in die Höhe steigen, indessen die Menge sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte, und in der Luft die verschüchterten Tauben schaarenweise hin und wieder flüchteten.

Hier aber habe ich vielleicht einem zu erwartenden Vorwurfe zu begegnen, daß ich nämlich fremde Beziehungen in meinen Vortrag mit einmische. Sey mir darauf zu erwiedern erlaubt, daß ich von meiner Bildung im Zusammenhange nicht sprechen könnte, wenn ich nicht der frühen Vorzüge des Weimarischen, für jene Zeiten hochgebildeten Kreises

dankbar gedächte, wo Geschmack und Kenntniß, Wissen und Dichten gesellig zu wirken sich bestrebten, ernste gründliche Studien und frohe rasche Thätigkeit unablässig mit einander wetteiferten.

Doch aber hängt, näher betrachtet, was ich hier zu sagen habe mit dem vorgemeldeten zusammen. Chemie und Botanik gingen damals vereint aus den ärztlichen Bedürfnissen hervor, und wie der gerühmte Dr. Buchholz von seinem Dispensatorium sich in die höhere Chemie wagte, so schritt er auch aus den engen Gewürzbeeten in die freiere Pflanzenwelt. In seinen Gärten hatte er nicht die officinellen Gewächse nur, sondern auch seltenere, neu bekannt gewordene Pflanzen für die Wissenschaft zu pflegen unternommen.

Dieses Mannes Thätigkeit lenkte der junge, schon früh den Wissenschaften sich hingebende Regent allgemeinerem Gebrauch und Belehrung zu, indem er große sonnige Gartenflächen, in der Nachbarschaft von schattigen und feuchten Plätzen, einer botanischen Anstalt widmete, wozu denn ältere, wohlerfahrene Hofgärtner mit Eifer sogleich die Hand boten. Die noch vorhandenen Katalogen dieser Anstalt zeugen von dem Eifer, womit dergleichen Anfänge betrieben wurden.

Unter solchen Umständen war auch ich genöthigt über botanische Dinge immer mehr und mehr Aufklärung zu suchen. Linné's Terminologie, die Fundamente worauf das Kunstgebäude sich stützen sollte, Johann Geßners Dissertationen zu Erklärung Linné'scher Elemente, alles in einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen; und noch heute erinnert mich eben dasselbe Heft an die frischen, glücklichen Tage, in welchen jene gehaltreichen Blätter mir zuerst eine neue Welt aufschlossen. Linné's Philosophie der Botanik war mein tägliches Studium, und so rückte ich immer weiter vor in geordneter Kenntniß, indem ich mir möglichst anzueignen suchte, was mir eine allgemeinere Umsicht über dieses weite Reich verschaffen konnte.

Wie es mir dabei ergangen, und wie ein so fremdartiger Unterricht auf mich gewirkt, kann vielleicht im Verlauf dieser Mittheilungen deutlich werden, vorläufig aber will ich bekennen, daß nach Shakspeare und Spinoza auf mich die größte Wirkung von Linné ausgegangen, und zwar gerade durch den Widerstreit, zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in

meinem Innern ein Zwieſpalt vor: das was er mit Gewalt aus einander zu halten ſuchte, mußte, nach dem innerſten Bedürfniß meines Weſens, zur Vereinigung anſtreben.

Beſondern Vortheil aber brachte mir, wie in allem Wiſſenſchaftlichen, die Nähe der Akademie Jena, wo die Wartung officineller Pflanzen ſeit geraumer Zeit mit Ernſt und Fleiß behandelt wurde. Auch erwarben ſich die Profeſſoren Prätorius, Schlegel und Rolfink früher um die allgemeinere Botanik zeitgemäße Verdienſte. Epoche machte jedoch Ruppe's Flora Jenensis, welche 1718 erſchien. Hiernach wurde der bis jetzt auf einen engen klöſterlichen Garten eingeſchränkten, bloß zu ärztlichem Zwecke dienenden Pflanzenbetrachtung die ganze reiche Gegend eröffnet, und ein freies frohes Naturſtudium eingeleitet.

Hieran von ihrer Seite Antheil zu nehmen beeiferten ſich aufgeweckte Landleute aus der Gegend, welche ſchon für den Apotheker und Kräuterhändler bisher ſich thätig erwieſen hatten, und eine nunmehr neueingeführte Terminologie nach und nach einzulernen wußten. In Ziegenhain hatte ſich beſonders eine Familie Dietrich hervorgethan; der Stammvater derſelben, ſogar von Linné bemerkt, hatte von dieſem hochverehrten Manne ein eigenhändiges Schreiben aufzuweiſen, durch welches Diplom er ſich wie billig in den botaniſchen Adelſtand erhoben fühlte. Nach ſeinem Ableben ſetzte der Sohn die Geſchäfte fort, welche hauptſächlich darin beſtanden, daß die ſogenannten Lectionen, nämlich Bündel der jede Woche blühenden Gewächſe, Lehrenden und Lernenden von allen Seiten herangeſchafft wurden. Die joviale Wirkſamkeit des Mannes verbreitete ſich bis nach Weimar, und ſo ward ich nach und nach mit der Jenaiſchen reichen Flora bekannt.

Noch einen größern Einfluß aber auf meine Belehrung hatte der Enkel Friedrich Gottlieb Dietrich. Als wohlgebauter Jüngling, von regelmäßig angenehmer Geſichtsbildung, ſchritt er vor, mit friſcher Jugendkraft und Luſt ſich der Pflanzenwelt zu bemeiſtern; ſein glückliches Gedächtniß hielt alle die ſeltſamen Benennungen feſt, und reichte ſie ihm jeden Augenblick zum Gebrauche dar; ſeine Gegenwart ſagte mir zu, da ein offener freier Charakter aus Weſen und Thun hervorleuchtete, und ſo ward ich bewogen auf einer Reiſe nach Carlsbad ihn mit mir zu nehmen.

In gebirgigen Gegenden immer zu Fuße, brachte er mit eifrigem Spürſinn alles Blühende zuſammen, und reichte mir die Ausbeute wo

Sechste Abtheilung.

Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anſtoßes über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe werth ſiebzig Jahr alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit ware vor Gott.

Das Wahre iſt gottähnlich; es erſcheint nicht unmittelbar, wir müſſen es aus ſeinen Manifeſtationen errathen.

Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert ſich dem Meiſter.

Aber die Menſchen vermögen nicht leicht aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn ſie wiſſen nicht, daß ihr Verſtand eben ſolche Künſte wie die Natur treibt.

Denn die Götter lehren uns ihr eigenſtes Werk nachahmen; doch wiſſen wir nur was wir thun, erkennen aber nicht was wir nachahmen.

Alles iſt gleich, alles ungleich, alles nützlich und ſchädlich, ſprechend und ſtumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerſpricht ſich öfters.

---

möglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein, und rief dabei nach Art eines Herolds die Linné'schen Bezeichnungen, Geschlecht und Art, mit freyer Ueberzeugung aus, manchmal wohl mit falscher Betonung. Hierdurch ward mir ein neues Verhältniß zur freien herrlichen Natur, indem mein Auge ihrer Wunder genoß und mir zugleich wissenschaftliche Bezeichnungen des Einzelnen, gleichsam aus einer fernen Stubirstube, in das Ohr drangen.

In Carlsbad selbst war der junge, rüstige Mann mit Sonnenaufgang im Gebirge; reichliche Lectionen brachte er mir sodann an den Brunnen, ehe ich noch meine Becherzahl geleert hatte: alle Mitgäste nahmen Theil, die, welche sich dieser schönen Wissenschaft befleißigten, besonders. Sie sahen ihre Kenntnisse auf das anmuthigste angeregt, wenn ein schmucker Landknabe im kurzen Westchen daher lief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweisend, sie alle mit Namen, griechischen, lateinischen, barbarischen Ursprungs, bezeichnend — ein Phänomen, das bei Männern, auch wohl bei Frauen, vielen Antheil erregte.

Sollte Vorgesagtes dem eigentlich wissenschaftlichen Manne vielleicht allzu empirisch vorkommen, so melde ich hiernächst, daß gerade dieses lebhafte Benehmen uns die Gunst und den Antheil eines in diesem Fache schon geübtern Mannes erwerben konnte, eines trefflichen Arztes nämlich, der, einen reichen Vornehmen begleitend, seinen Badeaufenthalt eigentlich zu botanischen Zwecken zu nutzen gedachte. Er gesellte sich gar bald zu uns, die sich freuten ihm an Handen zu gehen. Die meisten von Dietrich früh eingebrachten Pflanzen trachtete er sorgfältig einzulegen, wo denn der Name hinzugeschrieben und auch sonst manches bemerkt wurde. Hierbei konnte ich nicht anders als gewinnen. Durch Wiederholung prägten sich die Namen in mein Gedächtniß; auch im Analysiren gewann ich etwas mehr Fertigkeit, doch ohne bedeutenden Erfolg; Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur.

Nun fand aber jenes fleißige Bemühen und Treiben in der großen Gesellschaft einige Gegner. Wir mußten öfters hören, die ganze Botanik, deren Studium wir so emsig verfolgten, sey nichts weiter als eine Nomenclatur und ein Ganzes auf Zahlen, und das nicht einmal durchaus, gegründetes System; sie könne weder dem Verstand noch der Einbildungskraft genügen, und niemand werde darin irgend eine auslangende Folge zu finden wissen. Ungeachtet dieser Einwendung gingen wir getreu unsern

Weg fort, der uns denn immer tief genug in die Pflanzenkenntniß einzuleiten versprach.

Hier aber will ich nur kürzlich bemerken, daß der folgende Lebensgang des jungen Dietrich solchen Anfängen gleich blieb; er schritt unermüdet auf dieser Bahn weiter, so daß er, als Schriftsteller rühmlichst bekannt, mit der Doctorwürde geziert, den großherzoglichen Gärten in Eisenach bis jetzt mit Eifer und Ehre vorsteht.

Indem ich nun durch diesen jungen Mann meine Erfahrung schnell erweitert, meine Kenntniß der Pflanzengestalt, ihre Mannichfaltigkeit und Eigenheit immer zunehmen sah, auch mein lebendiges Gedächtniß die bezeichneten Benennungen leicht fest hielt, war mir durch einen zweiten Jüngling fernere wünschenswerthe Belehrung zugedacht.

August Carl Batsch, der Sohn eines in Weimar durchaus geliebten und geschätzten Vaters, hatte seine Studienzeit in Jena sehr wohl benutzt, sich den Naturwissenschaften eifrig ergeben, und es so weit gebracht, daß er nach Köstritz berufen wurde, um die ansehnliche gräflich Reußische Naturaliensammlung zu ordnen, und ihr eine Zeit lang vorzustehen. Sodann kehrte er nach Weimar zurück, wo ich ihn denn, im harten pflanzenfeindlichen Winter auf der Schlittschuhbahn, damals dem Versammlungsort guter Gesellschaft, mit Vergnügen kennen lernte, seine zarte Bestimmtheit und ruhigen Eifer gar bald zu schätzen wußte, und in freier Bewegung mich mit ihm über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und über die verschiedenen Methoden dieses Wissens zu behandeln, freimüthig und anhaltend besprach.

Seine Denkweise war meinen Wünschen und Forderungen höchst angemessen; die Ordnung der Pflanzen nach Familien in aufsteigendem, sich nach und nach entwickelnden Fortschritt war sein Augenmerk. Diese naturgemäße Methode, auf die Linné mit frommen Wünschen hindeutet, bei welcher französische Botaniker theoretisch und praktisch beharrten, sollte nun einen unternehmenden jüngern Mann zeitlebens beschäftigen; und wie froh war ich, meinen Theil daran aus der ersten Hand zu gewinnen!

Aber nicht allein von zwei Jünglingen, sondern auch von einem bejahrten vorzüglichen Manne sollte ich unbeschreiblich gefördert werden. Hofrath Büttner hatte seine Bibliothek von Göttingen nach Jena gebracht, und ich, durch das Vertrauen meines Fürsten, der diesen Schatz sich und uns angeeignet hatte, beauftragt Anordnung und Aufstellung,

nach dem eigenen Sinne des im Besitz bleibenden Sammlers, einzuleiten, unterhielt mit demselben ein fortwährendes Verkehr. Er, eine lebendige Bibliothek, bereitwillig, auf jede Frage umständliche, auslangende Antwort und Auskunft zu geben, unterhielt sich über Botanik mit Vorliebe.

Hier verläugnete er nicht, sondern bekannte vielmehr sogar leidenschaftlich, daß er, als Zeitgenosse Linné's, gegen diesen ausgezeichneten, die ganze Welt mit seinem Namen erfüllenden Mann in stillem Wetteifer, dessen System niemals angenommen, vielmehr sich bemüht habe die Anordnung der Gewächse nach Familien zu bearbeiten, von den einfachsten, fast unsichtbaren Anfängen in das Zusammengesetzteste und Ungeheuerste fortschreitend. Ein Schema hiervon zeigte er gern, mit eigener Hand zierlich geschrieben, worin die Geschlechter nach diesem Sinne gereiht erschienen, mir zu großer Erbauung und Beruhigung.

Vorgesagtem nachdenkend, wird man die Vortheile nicht verkennen, die mir meine Lage zu dergleichen Studien gewährte: große Gärten, sowohl an der Stadt als an Lustschlössern, hie und da in der Gegend Baum- und Gebüschanlagen, nicht ohne botanische Rücksicht, dazu die Beihülfe einer in der Nachbarschaft längst durchgearbeiteten, wissenschaftlichen Localflora, nebst der Einwirkung einer stets fortschreitenden Akademie, alles zusammengenommen gab einem aufgeweckten Geiste genugsame Fördernniß zur Einsicht in die Pflanzenwelt.

Indessen sich dergestalt meine botanischen Kenntnisse und Einsichten in lebenslustiger Geselligkeit erheiterten, ward ich eines einsiedlerischen Pflanzenfreundes gewahr, der mit Ernst und Fleiß sich diesem Fache gewidmet hatte. Wer wollte nicht dem im höchsten Sinne verehrten Johann Jakob Rousseau auf seinen einsamen Wanderungen folgen, wo er, mit dem Menschengeschlecht verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzen- und Blumenwelt zuwendet, und in ächter, geradsinniger Geisteskraft sich mit den stillreizenden Naturkindern vertraut macht.

Aus seinen früheren Jahren ist mir nicht bekannt, daß er zu Blumen und Pflanzen andere Anmuthungen gehabt als solche, welche eigentlich nur auf Gesinnung, Neigung, zärtliche Erinnerungen hindeuteten; seinen entschiedenen Aeußerungen aber zufolge mag er erst nach einem stürmischen Autorleben, auf der St. Peters-Insel im Bielersee, auf dieß Naturreich in seiner Fülle aufmerksam geworden seyn. In England nachher, bemerkt man, hat er sich schon freier und weiter umgesehen; sein Verhältniß zu

Pflanzenfreunden und Kennern, besonders zu der Herzogin von Portland, mag seinen Scharfblick mehr in die Breite gewiesen haben, und ein Geist, wie der seinige, der den Nationen Gesetz und Ordnung vorzuschreiben sich berufen fühlt, mußte doch zur Vermuthung gelangen, daß in dem unermeßlichen Pflanzenreiche keine so große Mannichfaltigkeit der Formen erscheinen könnte, ohne daß ein Grundgesetz, es sey auch noch so verborgen, sie wieder sämmtlich zur Einheit zurückbrächte. Er versenkt sich in dieses Reich, nimmt es ernstlich in sich auf, fühlt, daß ein gewisser methodischer Gang durch das Ganze möglich sey, getraut sich aber nicht damit hervorzutreten. Wie er sich selbst darüber ausspricht, wird immer ein Gewinn seyn zu vernehmen.

„Was mich betrifft, ich bin in diesem Studium ein Schüler, und nicht gegründet; indem ich herborisire, denke ich mehr mich zu zerstreuen und zu vergnügen, als zu unterrichten, und ich kann bei meinen zögernden Betrachtungen den anmaßlichen Gedanken nicht fassen, andere zu unterrichten in dem was ich selbst nicht weiß.

„Doch ich gestehe, die Schwierigkeiten, die ich bei dem Studium der Pflanzen fand, führten mich auf einige Vorstellungen, wie sich wohl Mittel finden ließen, dasselbe zu erleichtern und andern nützlich zu machen, und zwar indem man den Faden eines Pflanzensystems durch eine mehr schritthaltende, weniger den Sinnen entrückte Methode zu verfolgen wüßte, als es Tournefort gethan und alle seine Nachfolger, selbst Linné nicht ausgenommen. Vielleicht ist mein Gedanke nicht ausführbar; wir sprechen darüber, wenn ich die Ehre habe Sie wieder zu sehen."

Also schrieb er im Anfange des Jahrs 1770; allein es hatte ihm unterdessen keine Ruhe gelassen; schon im August 1771 unternimmt er, bei einem freundlichen Anlaß, die Pflicht andere zu belehren, ja, was er weiß und einsieht, Frauen vorzutragen, nicht etwa zu spielender Unterhaltung, sondern sie gründlich in die Wissenschaft einzuleiten.

Hier gelingt es ihm nun sein Wissen auf die ersten sinnlich vorzuweisenden Elemente zurückzuführen: er legt die Pflanzentheile einzeln vor, lehrt sie unterscheiden und benennen. Kaum aber hat er hierauf die ganze Blume aus den Theilen wieder hergestellt und sie benannt, theils durch Trivialnamen kenntlich gemacht, theils die Linné'sche Terminologie ehrenhaft, ihren ganzen Werth bekennend, eingeführt, so giebt er alsobald eine breitere Uebersicht ganzer Massen. Nach und nach führt er uns

vor Liliaceen, Siliquosen und Siliculosen, Rachen- und Maskenblumen, Umbellen und Compositen zuletzt, und indem er auf diesem Wege die Unterschiede in steigender Mannichfaltigkeit und Verschränkung anschaulich macht, führt er uns unmerklich einer vollständigen erfreulichen Uebersicht entgegen. Denn da er an Frauenzimmer zu reden hat, versteht er, mäßig und gehörig, auf Gebrauch, Nutzen und Schaden hinzuweisen, und dieß um so schicklicher und leichter, da er, alle Beispiele zu seiner Lehre aus der Umgebung nehmend, nur von dem Einheimischen spricht und auf die exotischen Pflanzen, wie sie auch bekannt seyn und gepflegt werden mögen, keine Ansprüche macht.

Im Jahre 1822 gab man unter dem Titel: La Botanique de Rousseau sämmtliche von ihm über diese Gegenstände verfaßten Schriften in klein Folio sehr anständig heraus, begleitet mit farbigen Bildern, nach dem vortrefflichen Redouté, alle diejenigen Pflanzen vorstellend, von welchen er gesprochen hatte. Bei deren Ueberblick bemerkt man mit Vergnügen, wie einheimisch ländlich er bei seinen Studien verfahren, indem nur Pflanzen vorgestellt sind, welche er auf seinen Spaziergängen unmittelbar konnte gewahr werden.

Seine Methode das Pflanzenreich ins Engere zu bringen, neigt sich, wie wir oben gesehen haben, offenbar zur Eintheilung nach Familien; und da ich in jener Zeit auch schon zu Betrachtungen dieser Art hingeleitet war, so machte sein Vortrag auf mich einen desto größern Eindruck.

Und so wie die jungen Studirenden sich auch am liebsten an junge Lehrer halten, so mag der Dilettant gern vom Dilettanten lernen. Dieses wäre freilich in Absicht auf Gründlichkeit bedenklich, wenn nicht die Erfahrung gäbe, daß Dilettanten zum Vortheil der Wissenschaft vieles beigetragen. Und zwar ist dieses ganz natürlich: Männer vom Fach müssen sich um Vollständigkeit bemühen, und deßhalb den weiten Kreis in seiner Breite durchforschen; dem Liebhaber dagegen ist darum zu thun, durch das Einzelne durchzukommen und einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm eine Uebersicht, wo nicht des Ganzen, doch des meisten gelingen könnte.

Von Rousseau's Bemühungen bringe ich nur so viel nach, daß er eine sehr anmuthige Sorgfalt für das Trocknen der Pflanzen und Anlegen von Herbarien beweist, und den Verlust desselben innigst bedauert, wenn irgend eins zu Grunde geht, ob er gleich auch hier, im Widerspruch mit

ſich ſelbſt, weder Geſchick noch anhaltende Sorgſamkeit haben mochte, um beſonders bei ſeinen vielfachen Wanderungen auf Erhaltung genau zu achten; deßwegen er auch dergleichen Geſammeltes nur immer als Heu angeſehen wiſſen will.

Behandelt er aber, einem Freund zu Liebe, die Mooſe mit billiger Sorgfalt, ſo erkennen wir aufs lebhafteſte, welchen gründlichen Antheil ihm die Pflanzenwelt abgewonnen habe; welches beſonders die Fragmens pour un Dictionnaire des termes d'usage en Botanique vollkommen beſtätigen.

So viel ſey hier geſagt, um einigermaßen anzudeuten, was wir ihm in jener Epoche unſerer Studien ſchuldig geworden.

Wie er ſich nun, befreit von allem nationalen Starrſinn, an die auf jeden Fall vorſchreitenden Wirkungen Linné's hielt, ſo dürfen wir auch wohl von unſerer Seite bemerken, daß es ein großer Vortheil ſey, wenn wir beim Eintreten in ein für uns neues wiſſenſchaftliches Fach es in einer Kriſe und einen außerordentlichen Mann beſchäftigt finden, hier das Vortheilhafte durchzuführen. Wir ſind jung mit der jungen Methode, unſere Anfänge treffen in eine neue Epoche, und wir werden in die Maſſe der Beſtrebſamen wie in ein Element aufgenommen, das uns trägt und fördert.

Und ſo ward ich mit meinen übrigen Zeitgenoſſen Linné's gewahr, ſeiner Umſicht, ſeiner alles hinreißenden Wirkſamkeit. Ich hatte mich ihm und ſeiner Lehre mit völligem Zutrauen hingegeben; demungeachtet mußte ich nach und nach empfinden, daß mich auf dem bezeichneten eingeſchlagenen Wege manches, wo nicht irre machte, doch zurückhielt.

Soll ich nun über jene Zuſtände mit Bewußtſeyn deutlich werden, ſo denke man mich als einen geborenen Dichter, der ſeine Worte, ſeine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenſtänden zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genug zu thun. Ein ſolcher ſollte nun eine fertige Terminologie ins Gedächtniß aufnehmen, eine gewiſſe Anzahl Wörter und Beiwörter bereit haben, damit er, wenn ihm irgend eine Geſtalt vorkäme, eine geſchickte Auswahl treffend, ſie zu charakteriſtiſcher Bezeichnung anzuwenden und zu ordnen wiſſe. Dergleichen Behandlung erſchien mir immer als eine Art von Moſaik, wo man einen fertigen Stift neben den andern ſetzt, um aus tauſend Einzelnheiten endlich den Schein eines Bildes hervorzubringen; und ſo war mir die Forderung in dieſem Sinne gewiſſermaßen widerlich.

Sah ich nun aber auch die Nothwendigkeit dieses Verfahrens ein, welches dahin zweckte, sich durch Worte, nach allgemeiner Uebereinkunft, über gewisse äußerliche Vorkommenheiten der Pflanzen zu verständigen, und alle schwer zu leistenden und oft unsichern Pflanzenabbildungen entbehren zu können, so fand ich doch, bei der versuchten genauen Anwendung, die Hauptschwierigkeit in der Versatilität der Organe. Wenn ich an demselben Pflanzenstängel erst runtliche, dann eingekerbte, zuletzt bei nahe gefiederte Blätter entdeckte, die sich alsdann wieder zusammenzogen, vereinfachten, zu Schüppchen wurden und zuletzt gar verschwanden, da verlor ich den Muth irgendwo einen Pfahl einzuschlagen oder wohl gar eine Gränzlinie zu ziehen.

Unauflösbar schien mir die Aufgabe Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Species unterzuordnen. Wie es vorgeschrieben war las ich wohl, allein wie sollte ich eine treffende Bestimmung hoffen, da man bei Linné's Lebzeiten schon manche Geschlechter in sich getrennt und zersplittert, ja sogar Classen aufgehoben hatte; woraus hervorzugehen schien, der genialste, scharfsichtigste Mann selbst habe die Natur nur en gros gewältigen und beherrschen können. Wurde nun dabei meine Ehrfurcht für ihn im geringsten nicht geschmälert, so mußte deßhalb ein ganz eigener Conflict entstehen, und man denke sich die Verlegenheit, in der sich ein autodidaktischer Tiro abzumühen und durchzukämpfen hatte.

Ununterbrochen jedoch mußte ich meinen übrigen Lebensgang verfolgen, dessen Pflichten und Erholungen glücklicherweise meist in der freien Natur angewiesen waren. Hier drang sich nun dem unmittelbaren Anschauen gewaltig auf, wie jede Pflanze ihre Gelegenheit sucht, wie sie eine Lage fordert, wo sie in Fülle und Freiheit erscheinen könne. Bergeshöhe, Thalestiefe, Licht, Schatten, Trockenheit, Feuchte, Hitze, Wärme, Kälte, Frost, und wie die Bedingungen alle heißen mögen, Geschlechter und Arten verlangen sie, um mit völliger Kraft und Menge hervorzusprießen. Zwar geben sie an gewissen Orten, bei manchen Gelegenheiten, der Natur nach, lassen sich zur Varietät hinreißen, ohne jedoch das erworbene Recht an Gestalt und Eigenschaft völlig aufzugeben. Ahnungen hiervon berührten mich in der freien Welt, und neue Klarheit schien mir aufzugehen über Gärten und Bücher.

Der Kenner, der sich in das Jahr 1786 zurückzuversetzen geneigt wäre, möchte sich wohl einen Begriff meines Zustandes ausbilden können,

in welchem ich mich nun ſchon zehn Jahre befangen fühlte, ob es gleich ſelbſt für den Pſychologen eine Aufgabe bleiben würde, indem ja bei dieſer Darſtellung meine ſämmtlichen Obliegenheiten, Neigungen, Pflichten und Zerſtreuungen mit aufzunehmen wären.

Hier gönne man mir eine ins Ganze greifende Bemerkung einzuſchalten, daß alles was uns von Jugend auf umgab, jedoch nur oberflächlich bekannt war und blieb, ſtets etwas Gemeines und Trivales für uns behält, das wir als gleichgültig neben uns beſtehend anſehen, worüber zu denken wir gewiſſermaßen unfähig werden. Dagegen finden wir, daß neue Gegenſtände, in auffallender Mannichfaltigkeit, indem ſie den Geiſt erregen, uns erfahren laſſen, daß wir eines reinen Enthuſiasmus fähig ſind; ſie deuten auf ein Höheres, welches zu erlangen uns wohl gegönnt ſeyn dürfte. Dieß iſt der eigentlichſte Gewinn der Reiſen, und jeder hat nach ſeiner Art und Weiſe genugſamen Vortheil davon. Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge und erregt, mit neuen Gegenſtänden verknüpft, Aufmerkſamkeit, Nachdenken und Urtheil.

In dieſem Sinne ward meine Richtung gegen die Natur, beſonders gegen die Pflanzenwelt, bei einem ſchnellen Uebergang über die Alpen lebhaft angeregt. Der Lärchenbaum, häufiger als ſonſt, die Zirbelnuß, eine neue Erſcheinung, machten ſogleich auf klimatiſchen Einfluß dringend aufmerkſam. Andere Pflanzen, mehr oder weniger verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am mehrſten aber erkannte ich die Fülle einer fremden Vegetation, als ich in den botaniſchen Garten von Padua hineintrat, wo mir eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberiſch entgegenleuchtete. Ferner ſah ich hier im Freien manchen ſeltenen Baum emporgewachſen, den ich nur in unſern Glashäuſern überwintern geſehen. Auch die mit einer geringen Bedeckung gegen vorübergehenden Froſt während der ſtrengern Jahrszeit geſchützten Pflanzen ſtanden nun mehr im Freien, und erfreuten ſich der wohlthätigen Himmelsluft. Eine Fächerpalme zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich, glücklicherweiſe ſtanden die einfachen, lanzenförmigen erſten Blätter noch am Boden, die ſucceſſive Trennung derſelben nahm zu, bis endlich das Fächerartige in vollkommener Ausbildung zu ſehen war; aus einer ſpatha-gleichen Scheide zuletzt trat ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erſchien als ein ſonderbares, mit dem vorhergehenden Wachsthum in keinem Verhältniß ſtehendes Erzeugniß, fremdartig und überraſchend.

Auf mein Erſuchen ſchnitt mir der Gärtner die Stufenfolge dieſer Veränderungen ſämmtlich ab, und ich belaſtete mich mit einigen großen Pappen, um dieſen Fund mit mir zu führen. Sie liegen, wie ich ſie damals mitgenommen, noch wohlbehalten vor mir, und ich verehre ſie als Fetiſche, die, meine Aufmerkſamkeit zu erregen und zu feſſeln völlig geeignet, mir eine gedeihliche Folge meiner Bemühungen zuzuſagen ſchienen.

Das Wechſelhafte der Pflanzengeſtalten, dem ich längſt auf ſeinem eigenthümlichen Gange gefolgt, erweckte nun bei mir immer mehr die Vorſtellung, die uns umgebenden Pflanzenformen ſeyen nicht urſprünglich determinirt und feſtgeſtellt, ihnen ſey vielmehr, bei einer eigenſinnigen, generiſchen und ſpecifiſchen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegſamkeit verliehen, um in ſo viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf ſie einwirken, ſich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können.

Hier kommen die Verſchiedenheiten des Bodens in Betracht: reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockene der Höhen, geſchützt vor Froſt und Hitze in jedem Maße oder beiden unausweichbar bloßgeſtellt, kann das Geſchlecht ſich zur Art, die Art zur Varietät, und dieſe wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche ſich verändern: und gleichwohl hält ſich die Pflanze abgeſchloſſen in ihrem Reiche, wenn ſie ſich auch nachbarlich an das harte Geſtein, an das beweglichere Leben hüben und drüben anlehnt. Die allerentfernteſten jedoch haben eine ausgeſprochene Verwandtſchaft, ſie laſſen ſich ohne Zwang unter einander vergleichen.

Wie ſie ſich nun unter einen Begriff ſammeln laſſen, ſo wurde mir nach und nach klar und klarer, daß die Anſchauung noch auf eine höhere Weiſe belebt werden könnte — eine Forderung, die mir damals unter der ſinnlichen Form einer überſinnlichen Urpflanze vorſchwebte. Ich ging allen Geſtalten, wie ſie mir vorkamen, in ihren Veränderungen nach, und ſo leuchtete mir am letzten Ziel meiner Reiſe, in Sicilien, die urſprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein, und ich ſuchte dieſe nunmehr überall zu verfolgen und wieder gewahr zu werden.

Hieraus entſtand nun eine Neigung, eine Leidenſchaft, die durch alle nothwendigen und willkürlichen Geſchäfte und Beſchäftigungen auf meiner

Rückreise durchzog. Wer an sich erfuhr, was ein reichhaltiger Gedanke, sey er nun aus uns selbst entsprungen, sey er von anderen mitgetheilt oder eingeimpft, zu sagen hat, muß gestehen, welch eine leidenschaftliche Bewegung in unserm Geiste hervorgebracht werde, wie wir uns begeistert fühlen, indem wir alles dasjenige in Gesammtheit vorausahnen, was in der Folge sich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen solle. Und so wird man mir zugeben, daß ich von einem solchen Gewahrwerden, wie von einer Leidenschaft, eingenommen und getrieben, mich, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch damit beschäftigen mußte.

So sehr nun aber auch diese Neigung mich innerlichst ergriffen hatte, so war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operosere, mühsamer beschäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Lustfahrten mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Besonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig die Art zu beobachten, wie manche derselben, der Erde anvertraut, an das Tageslicht wieder hervortraten. So wendete ich meine Aufmerksamkeit auf das Keimen der während ihres Wachsthums unförmlichen **Cactus opuntia**, und sah mit Vergnügen, daß sie ganz unschuldig dikotyledonisch sich in zwei zarten Blättchen enthüllte, sodann aber, bei fernerem Wuchse, sich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapseln begegnete mir etwas Auffallendes. Ich hatte derselben mehrere von **Acanthus mollis** nach Hause getragen und in einem offenen Kästchen niedergelegt; nun geschah es in einer Nacht, daß ich ein Knistern hörte, und bald darauf das Umherspringen an Decke und Wände, wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgesprungen und die Samen umher zerstreut. Die Trockene des Zimmers hatte die Reife bis zu solcher Elasticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf diese Weise beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil sie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchsen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig

Denn das Gesetz haben die Menschen sich selbst auferlegt, ohne zu wissen über was sie Gesetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.

Was nun die Menschen gesetzt haben, das will nicht passen, es mag recht oder unrecht seyn; was aber die Götter setzen, das ist immer am Platz, recht oder unrecht.

Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künste der Menschen natürlichen Begebenheiten gleich sind, die offenbar oder geheim vorgehen.

Von der Art ist die Weissagekunst. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnlosen.

So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menschen; und der Ununterrichtete sieht sie bald so, bald so an, und jeder ahmt sie nach seiner Weise nach.

Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft und ein Knabe entsteht, so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geist des Knaben die deutlichen Dinge in sich aufnimmt, so wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.

Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch ist auch das bloß Lebende verständig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und durstet.

---

auf; sie hoben sich, wie in einem Ei eingeschlossen, empor, warfen aber diese Haube bald ab und zeigten in einem Kranze von grünen Nadeln schon die Anfänge ihrer künftigen Bestimmung. Vor meiner Abreise pflanzte ich das schon einigermaßen erwachsene Vorbildchen eines künftigen Baumes in den Garten der Madame Angelica, wo es zu einer ansehnlichen Höhe durch manche Jahre gedieh. Theilnehmende Reisende erzählten mir davon zu wechselseitigem Vergnügen. Leider fand der nach ihrem Ableben eintretende Besitzer es wunderlich, auf seinen Blumenbeeten eine Pinie ganz unörtlich hervorgewachsen zu sehen, und verbannte sie sogleich.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte: wie ich denn überhaupt die Entwickelung derselben an mehreren Exemplaren beobachtete. Ich übergab sie einem römischen Freunde, der sie in einen Garten pflanzte, wo sie noch gedeihen, wie mir ein erhabener Reisender zu versichern die Gnade hatte. Sie sind bis zur Manneshöhe herangewachsen. Mögen sie dem Besitzer nicht unbequem werden, und fernerhin fortwachsen und gedeihen!

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, so ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerksam gemacht, und zwar durch Rath Reiffenstein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete, in die Erde gesteckt müsse jeder sogleich fortwachsen. Zum entscheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeschlagen in seinem Garten. Und wie bedeutend ist nicht in der Folgezeit eine solche allgemein versuchte Vermehrung für die botanisch-mercantile Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünscht hätte!

Am auffallendsten war mir jedoch ein strauchartig in die Höhe gewachsener Nelkenstock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieser Pflanze: Auge ist über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingerichtet; dieses war nun hier durch Dauer gesteigert und die Augen aus unerforschlicher Enge zur höchst möglichen Entwickelung getrieben, so daß selbst die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Busen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieser Wundergestalt kein Mittel vor mir sehend, übernahm ich es sie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einsicht in den Grundbegriff der Metamorphose gelangte. Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto hinderlicher,

und mein Aufenthalt in Rom, deſſen Ende ich vorausſah, immer peinlicher und beläſtigter.

Auf der Rückreiſe verfolgte ich unabläſſig dieſe Gedanken, ich ordnete mir im ſtillen Sinne einen annehmlichen Vortrag dieſer meiner Anſichten, ſchrieb ihn bald nach meiner Rückkehr nieder und ließ ihn drucken. Er kam 1790 heraus, und ich hatte die Abſicht bald eine weitere Erläuterung mit den nöthigen Abbildungen nachfolgen zu laſſen. Das fortrauſchende Leben jedoch unterbrach und hinderte meine guten Abſichten; daher ich denn gegenwärtiger Veranlaſſung des Wiederabdrucks jenes Verſuchs mich um ſo mehr zu erfreuen habe, als ſie mich auffordert mancher Theilnahme an dieſen ſchönen Studien ſeit vierzig Jahren zu gedenken.

Nachdem ich im vorſtehenden, ſo viel nur möglich war, anſchaulich zu machen geſucht habe, wie ich in meinen botaniſchen Studien verfahren, auf die ich geleitet, getrieben, genöthigt und durch Neigung daran feſtgehalten, einen bedeutenden Theil meiner Lebenstage verwendet, ſo möchte doch vielleicht der Fall eintreten, daß irgend ein ſonſt wohlwollender Leſer hierbei tadeln könnte, als habe ich mich zu viel und zu lange bei Kleinigkeiten und einzelnen Perſönlichkeiten aufgehalten; deßhalb wünſche ich denn hier zu erklären, daß dieſes abſichtlich und nicht ohne Vorbedacht geſchehen ſey, damit mir, nach ſo vielem Beſondern, einiges Allgemeine beizubringen erlaubt ſeyn möge.

Seit länger als einem halben Jahrhundert kennt man mich, im Vaterlande und auch wohl auswärts, als Dichter und läßt mich allenfalls für einen ſolchen gelten: daß ich aber mit großer Aufmerkſamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen phyſiſchen und ihren organiſchen Phänomenen emſig bemüht und ernſtlich angeſtellte Betrachtungen ſtätig und leidenſchaftlich im ſtillen verfolgt, dieſes iſt nicht ſo allgemein bekannt, noch weniger mit Aufmerkſamkeit beachtet worden.

Als daher mein ſeit vierzig Jahren in deutſcher Sprache abgedruckter Verſuch, wie man die Geſetze der Pflanzenbildung ſich geiſtreich vorzuſtellen habe, nunmehr beſonders in der Schweiz und Frankreich näher bekannt wurde, ſo konnte man ſich nicht genug verwundern wie ein Poet, der ſich bloß mit ſittlichen, dem Gefühl und der Einbildungskraft anheim gegebenen Phänomenen gewöhnlich befaſſe, ſich einen Augenblick von ſeinem Wege abwenden und, in flüchtigem Vorübergehen, eine ſolche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können.

Diesem Vorurtheil zu begegnen, ist eigentlich vorstehender Aufsatz verfaßt; er soll anschaulich machen, wie ich Gelegenheit gefunden einen großen Theil meines Lebens mit Neigung und Leidenschaft auf Naturstudien zu verwenden. Nicht also durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermuthet und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultate gelangt.

Zwar hätte ich gar wohl der hohen Ehre, die man meiner Sagacität erweisen wollen, ruhig genießen und mich allenfalls damit brüsten können: da es aber im Verfolg wissenschaftlichen Bestrebens gleich schädlich ist, ausschließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen, so habe ich für meine Schuldigkeit gehalten das Ereigniß, wie es mir begegnet, historisch treu, obgleich nicht in aller Ausführlichkeit, ernsten Forschern vorzulegen.

Schicksal der Handschrift.

1817.

Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache. In diesen peinlichen Zustand wußte ich mich nicht zu finden: die Entbehrung war zu groß, an welche sich der äußere Sinn gewöhnen sollte; der Geist erwachte sehnsüchtig, und suchte sich schadlos zu halten.

Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte nach und nach das Ganze zu überschauen, und mir einen reinen, vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebilde, als Muster alles künstlichen,

hervorzubringen. Das dritte was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind: ich verstehe die menschliche Gesellschaft.

Wie ich mich nun in diesen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet, und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl; einen andern die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Carneval; sie zeigen sämmtlich was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte. Der Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, das heißt die mannichfaltigen, besondern Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Princip zurückzuführen, war zuerst abgeschlossen.

Nun aber ist es eine alte schriftstellerische Wahrheit: uns gefällt was wir schreiben; wir würden es ja sonst nicht geschrieben haben. Mit meinem neuen Hefte wohl zufrieden schmeichelte ich mir, auch im wissenschaftlichen Felde schriftstellerisch eine glückliche Laufbahn zu eröffnen; allein hier sollte mir ebenfalls begegnen, was ich an meinen ersten dichterischen Arbeiten erlebt: ich ward gleich anfangs auf mich selbst zurückgewiesen; doch hier deuteten die ersten Hindernisse leider gleich auf die spätern, und noch bis auf den heutigen Tag lebe ich in einer Welt, aus der ich wenigen etwas mittheilen kann. Dem Manuscript aber erging es folgendermaßen.

Mit Herrn Göschen, dem Herausgeber meiner gesammelten Schriften, hatte ich alle Ursache zufrieden zu seyn; leider fiel jedoch die Auflage derselben in eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte, noch wissen wollte, und ich glaubte zu bemerken, mein Verleger finde den Absatz nicht ganz nach seinen Wünschen. Indessen hatte ich versprochen meine künftigen Arbeiten ihm vor andern anzubieten, eine Bedingung, die ich immer für billig gehalten habe. Ich meldete ihm daher, daß eine

kleine Schrift fertig liege, wissenschaftlichen Inhalts, deren Abdruck ich wünsche. Ob er sich nun überhaupt von meinen Arbeiten nicht mehr sonderlich viel versprochen, oder ob er in diesem Falle, wie ich vermuthen kann, bei Sachverständigen Erkundigung eingezogen habe, was von einem solchen Ueberspring in ein anderes Feld zu halten seyn möchte, will ich nicht untersuchen; genug ich konnte schwer begreifen, warum er mein Heft zu drucken ablehnte, da er im schlimmsten Falle durch ein so geringes Opfer von sechs Bogen Maculatur einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor sich erhalten hätte.

Abermals befand ich mich also in derselben Lage, wie jene, da ich dem Buchhändler Fleischer meine Mitschuldigen anbot; diesmal aber ließ ich mich nicht sogleich abschrecken. Ettinger in Gotha, eine Verbindung mit mir beabsichtigend, erbot sich zur Uebernahme, und so gingen diese wenigen Bogen, mit lateinischen Lettern zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt.

Das Publicum stutzte: denn nach seinem Wunsch, sich gut und gleichförmig bedient zu sehen, verlangt es an jeden daß er in seinem Fache bleibe, und dieses Ansinnen hat auch guten Grund: denn wer das Vortreffliche leisten will, welches nach allen Seiten hin unendlich ist, soll es nicht, wie Gott und die Natur wohl thun dürfen, auf mancherlei Wegen versuchen. Aber will man, daß ein Talent das sich in einem gewissen Feld bewerthet, dessen Art und Weise allgemein anerkannt und beliebt ist, aus seinem Kreise sich nicht entferne, oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberspringe. Wagt es einer, so weiß man ihm keinen Dank, ja man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen besondern Beifall.

Nun fühlt aber der lebhafte Mensch sich um sein selbst willen, und nicht fürs Publicum da; er mag sich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abschleifen, er sucht sich von andern Seiten Erholung. Auch ist jedes energische Talent ein allgemeines, das überall hinschaut und seine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt. Wir haben Aerzte, die mit Leidenschaft bauen, Gärten und Fabriken anlegen, Wundärzte als Münzkenner und Besitzer köstlicher Sammlungen. Astruc, Ludwigs XIV Leibchirurg, legte zuerst Messer und Sonde an den Pentateuch, und was sind nicht überhaupt schon die Wissenschaften theilnehmenden Liebhabern, und unbefangenen Gastfreunden schuldig geworden! Ferner kennen wir

Geschäftsmänner als leidenschaftliche Romanleser und Kartenspieler, ernsthafte Hausväter jeder andern Unterhaltung die Theaterposse vorziehend. Seit mehreren Jahren wird uns zum Ueberdruß die ewige Wahrheit wiederholt, daß das Menschenleben aus Ernst und Spiel zusammengesetzt sey, und daß der Weiseste und Glücklichste nur derjenige genannt zu werden verdiene, der sich zwischen beiden im Gleichgewicht zu bewegen versteht: denn auch ungeregelt wünscht ein jeder das Entgegengesetzte von sich selbst, um das Ganze zu haben.

Auf tausenderlei Weise erscheint dieses Verhältniß dem wirksamen Menschen aufgedrungen. Wer darf mit unserm Chladni rechten, dieser Zierde der Nation? Dank ist ihm die Welt schuldig, daß er den Klang allen Körpern auf jede Weise zu entlocken, zuletzt sichtbar zu machen verstanden. Und was ist entfernter von diesem Bemühen, als die Betrachtung des atmosphärischen Gesteins! Die Umstände der in unsern Tagen häufig sich erneuernden Ereignisse zu kennen und zu erwägen, die Bestandtheile dieses himmlisch-irdischen Products zu entwickeln, die Geschichte des durch alle Zeiten durchgehenden wunderbaren Phänomens aufzuforschen, ist eine schöne, würdige Aufgabe. Wodurch hängt aber dieses Geschäft mit jenen zusammen? etwa durch Donnergeprassel, womit die Atmosphärilien zu uns herunterstürzen? Keineswegs, sondern dadurch daß ein geistreicher, aufmerkender Mann zwei der entferntesten Naturvorkommenheiten seiner Betrachtung aufgedrungen fühlt, und nun eines wie das andere stätig und unablässig verfolgt. Ziehen wir dankbar den Gewinn, der uns dadurch beschert ist!

Schicksal der Druckschrift.

1817.

Derjenige, der sich im stillen mit einem würdigen Gegenstande beschäftigt, in allem Ernst ihn zu umfassen bestrebt, macht sich keinen Begriff, daß gleichzeitige Menschen ganz anders zu denken gewohnt sind als er; und es ist sein Glück: denn er würde den Glauben an sich selbst verlieren, wenn er nicht an Theilnahme glauben dürfte. Tritt er aber mit seiner Meinung hervor, so bemerkt er bald, daß verschiedene Vorstellungsarten sich in der Welt bekämpfen und so gut den Gelehrten als

Ungelehrten verwirren. Der Tag iſt immer in Parteien getheilt, die ſich ſelbſt ſo wenig kennen als ihre Antipoden. Jeder wirkt leidenſchaftlich was er vermag, und gelangt ſo weit es gelingen will.

Und ſo ward auch ich, noch ehe mir ein öffentliches Urtheil zukam, durch eine Privatnachricht gar wunderſam getroffen. In einer anſehnlichen deutſchen Stadt hatte ſich ein Verein wiſſenſchaftlicher Männer gebildet, welche zuſammen auf theoretiſchem und praktiſchem Wege manches Gute ſtifteten. In dieſem Kreiſe ward auch mein Heftchen, als eine ſonderbare Novität, eifrig geleſen: allein jedermann war damit unzufrieden; alle verſicherten, es ſey nicht abzuſehen was das heißen ſolle? Einer meiner römiſchen Kunſtfreunde, mich liebend, mir vertrauend, empfand es übel meine Arbeit ſo getadelt, ja verworfen zu hören, da er mich doch, bei einem lange fortgeſetzten Umgange, über mannichfaltige Gegenſtände ganz vernünftig und folgerecht ſprechen hören. Er las daher das Heft mit Aufmerkſamkeit, und ob er gleich ſelbſt nicht recht wußte wo ich hinaus wolle, ſo ergriff er doch den Inhalt mit Neigung und Künſtlerſinn, und gab dem Vorgetragenen eine zwar wunderliche, aber doch geiſtreiche Bedeutung.

„Der Verfaſſer," ſagte derſelbe, „hat eine eigene, verborgene Abſicht, die ich aber vollkommen deutlich einſehe: er will den Künſtler lehren wie ſproſſende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden ſind, nach Art und Weiſe der Alten in fortſchreitender Bewegung. Die Pflanze muß von den einfachſten Blättern ausgehen, die ſich ſtufenweiſe vermannichfaltigen, einſchneiden, vervielfältigen, und indem ſie ſich vorwärts ſchieben, immer ausgebildeter, ſchlanker und leichter werden, bis ſie ſich in dem größten Reichthum der Blume verſammeln, um den Samen entweder auszuſchütten oder gar einen neuen Lebenslauf wieder zu beginnen. Marmorpilaſter auf ſolche Weiſe verziert, ſieht man in der Villa Mediceis, und nun verſtehe ich erſt recht wie es dort gemeint iſt. Die unendliche Fülle der Blätter wird zuletzt von der Blume noch übertroffen, ſo daß endlich ſtatt der Samenkörner oft Thiergeſtalten und Genien hervorſpringen, ohne daß man es, nach der vorhergehenden herrlichen Entwickelungsfolge, nur im mindeſten unwahrſcheinlich fände; ich freue mich nun auf die angedeutete Weiſe gar manchen Zierrath ſelbſt zu erfinden, da ich bisher unbewußt die Alten nachgeahmt habe."

In dieſem Falle war jedoch Gelehrten nicht gut gepredigt: ſie ließen

die Erklärung zur Noth hingehen, meinten aber doch, wenn man nichts weiter als die Kunst im Auge habe und Zierrathen beabsichtige, so müsse man nicht thun als wenn man für die Wissenschaften arbeite, wo dergleichen Phantasien nicht gelten dürften. Der Künstler versicherte mich später, in Gefolg der Naturgesetze, wie ich sie ausgesprochen, sey ihm geglückt Natürliches und Unmögliches zu verbinden, und etwas erfreulich Wahrscheinliches hervorzubringen; jene Herren dagegen habe er mit seinen Erklärungen nicht wieder aufwarten dürfen.

Von andern Seiten her vernahm ich ähnliche Klänge: nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seyen. Man vergaß daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht daß, nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheil, auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen könnten.

Freundinnen, welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstrakten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich durch Gestalt, Farbe, Geruch auszeichnen; nun verschwanden sie aber zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ich diese wohlwollenden Gemüther zur Theilnahme durch eine Elegie zu locken, der ein Platz hier gegönnt [illegible] möge, wo sie, im Zusammenhang wissenschaftlicher Darstellung, verständiger werden dürfte, als eingeschaltet in eine Folge zärtlicher und leidenschaftlicher Poesien.

Dich verwirret, Geliebte, die tausenfältige Mischung
  Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen börest du an, und immer verdränget
  Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern;
  Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
  Ueberliefern sogleich glücklich das lösende Wort!
Werdend betrachte sie nun, wie nach und nach sich die Pflanze,
  Stufenweise geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt sie sich, sobald ihn der Erde
  Stille befruchtender Schooß holt in das Leben entläßt,

Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb gefornet und farblos:
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung,
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt ſich
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stängel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer ſtaunſt du aufs neue, ſobald ſich am Stängel die Blume
Ueber dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.

Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung:
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschoß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte:
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft,
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt!
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Höchst willkommen war dieses Gericht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne

So verhalt ſich die Wahrſagerkunſt zur menſchlichen Natur. Und beide ſind dem Einſichtsvollen immer recht; dem Beſchränkten aber erſcheinen ſie bald ſo, bald ſo.

In der Schmiede erweicht man das Eiſen, indem man das Feuer anbläſ't und dem Stabe ſeine überflüſſige Nahrung nimmt; iſt er aber rein geworden, dann ſchlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Waſſers wird er wieder ſtark. Das widerfahrt auch dem Menſchen von ſeinem Lehrer.

Da wir überzeugt ſind, daß derjenige, der die intellectuelle Welt beſchaut und des wahrhaften Intellects Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben iſt, bemerken könne: ſo verſuchen wir denn nach Kräften einzuſehen, und für uns ſelbſt auszudrücken — in ſofern ſich dergleichen deutlich machen laßt — auf welche Weiſe wir die Schönheit des Geiſtes und der Welt anzuſchauen vermögen.

Nehmet an daher: zwei ſteinerne Maſſen ſeyen neben einander geſtellt, deren eine roh und ohne künſtliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunſt zur Statue, einer menſchlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, ſo möchte ſie eine Grazie oder Muſe vorſtellen; wäre es eine menſchliche, ſo dürfte es nicht ein beſonderer Menſch ſeyn, vielmehr irgend einer den die Kunſt aus allem Schönen verſammelte.

Euch wird aber der Stein, der durch die Kunſt zur ſchönen Geſtalt gebracht worden, alſobald ſchön erſcheinen; doch

vollkommene Neigung steigerte und vollendete: von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden: sie parodirten meine Verwandlungen durch mährchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen.

Leiden ernsterer Art jedoch waren mir bereitet von auswärtigen Freunden, unter die ich, in dem Jubel meines Herzens, die Freiexemplare vertheilt hatte: sie antworteten alle mehr oder weniger in Bonnets Redensarten: denn seine Contemplation der Natur hatte durch scheinbare Faßlichkeit die Geister gewonnen, und eine Sprache in Gang gebracht, in der man etwas zu sagen, sich unter einander zu verstehen glaubte. Zu meiner Art mich auszudrücken wollte sich niemand bequemen. Es ist die größte Qual nicht verstanden zu werden, wenn man, nach großer Bemühung und Anstrengung, sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn den Irrthum immer wiederholen zu hören aus dem man sich mit Noth gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen als wenn das was uns mit unterrichteten, einsichtigen Männern verbinden sollte, Anlaß giebt einer nicht zu vermittelnden Trennung.

Ueberdieß waren die Aeußerungen meiner Freunde keineswegs von schonender Art, und es wiederholte sich dem vieljährigen Autor die Erfahrung, daß man gerade von verschenkten Exemplaren Unlust und Verdruß zu erleben hat. Kommt jemand ein Buch durch Zufall oder Empfehlung in die Hand, er liest es, kauft es auch wohl; überreicht ihm aber ein Freund mit behaglicher Zuversicht sein Werk, so scheint, es als sey es darauf abgesehen ein Geistesübergewicht aufzudringen. Da tritt nun das radicale Böse in seiner häßlichsten Gestalt hervor, als Neid und Widerwille gegen frohe, eine Herzensangelegenheit vertrauende Personen. Mehrere Schriftsteller, die ich befragte, waren mit diesem Phänomen der unsittlichen Welt auch nicht unbekannt.

Einen Freund und Gönner jedoch, welcher, während der Arbeit so wie nach deren Vollendung, treulich eingewirkt, muß ich an dieser Stelle rühmen. Carl von Dalberg war es, ein Mann, der wohl verdient hätte das ihm angeborene und zugedachte Glück in friedlicher Zeit zu erreichen, die höchsten Stellen durch unermüdete Wirksamkeit zu schmücken, und den Vortheil derselben mit den Seinigen bequem zu genießen. Man traf ihn stets rührig, theilnehmend, fördernd, und wenn man sich auch seine Vorstellungsart im Ganzen nicht zueignen konnte, so fand man ihn doch im Einzelnen jederzeit geistreich überhelfend. Bei aller wissenschaftlichen

Arbeit bin ich ihm viel ſchuldig geworden, weil er das mir eigenthümliche Hinſtarren auf die Natur zu bewegen, zu beleben wußte. Denn er hatte den Muth durch gewiſſe gelenke Wortformeln das Angeſchaute zu vermitteln, an den Verſtand heranzubringen.

Eine günſtige Recenſion in den Göttinger Anzeigen, Februar 1791, konnte mir nur halb genügen. Daß ich mit ausnehmender Klarheit meinen Gegenſtand behandelt, war mir zugeſtanden; der Recenſent legte den Gang meines Vortrags kürzlich und reinlich dar; wohin es aber deute, war nicht ausgeſprochen, und ich daher nicht gefördert. Da man mir nun zugab, daß ich den Weg ins Wiſſen von meiner Seite wohl gebahnt habe, ſo wünſchte ich brünſtig, daß man mir von derther entgegen käme; denn es war mir gar nichts daran gelegen, hier irgendwo Fuß zu faſſen, ſondern ſo bald als möglich durch dieſe Regionen, unterrichtet und aufgeklärt, durchzuſchreiten. Da es aber nicht nach meinen Hoffnungen und Wünſchen erging, ſo blieb ich meinen bisherigen Anſtalten getreu. Herbarien wurden zu dieſem Zwecke geſammelt; ich verwahrte ſogar manche Merkwürdigkeit in Spiritus, ließ Zeichnungen verfertigen, Kupfertafeln ſtechen: alles das ſollte der Fortſetzung meiner Arbeit zu gute kommen. Der Zweck war, die Haupterſcheinung vor Augen zu bringen, und die Anwendbarkeit meines Vortrags zu bethätigen. Nun ward ich aber unverhofft in ein höchſt bewegliches Leben hingeriſſen. Meinem Fürſten folgte ich, und alſo dem preußiſchen Heer, nach Schleſien, in die Champagne, zur Belagerung von Mainz. Dieſe drei Jahre hinter einander waren auch für mein wiſſenſchaftliches Beſtreben höchſt vortheilhaft. Ich ſah die Erſcheinungen der Natur in offener Welt, und brauchte nicht erſt einen zwirnsfädigen Sonnenſtrahl in die finſterſte Kammer zu laſſen, um zu erfahren, daß Hell und Dunkel Farben erzeuge. Dabei bemerkte ich kaum die unendliche Langeweile des Feldzugs, die höchſt verdrießlich iſt, wenn Gefahr dagegen uns belebt und ergötzt. Ununterbrochen waren meine Betrachtungen, unausgeſetzt das Aufzeichnen des Bemerkten, und mir, dem unſchreibſeligen, ſtand der gute Genius abermals ſchönſchreibend zur Seite, der mir in Carlsbad und früher ſo förderlich geweſen.

Da mir nun alle Gelegenheit entzogen war in Büchern mich umzuſehen, benutzte ich meine Druckſchrift gelegentlich, daß ich gelehrte Freunde, welche der Gegenſtand intereſſirte, bittend anging, mir zu Liebe, in ihrem weit verbreiteten Leſekreis gefällig Acht zu geben, was ſchon über

dieſe Materie geſchrieben und überliefert wäre: denn ich war längſt überzeugt, es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne gar wohl in den Ueberlieferungen ſchon angedeutet finden, was wir ſelbſt gewahr werden und denken, oder wohl gar hervorbringen. Wir ſind nur Originale, weil wir nichts wiſſen.

Jener Wunſch aber ward mir gar glücklich erfüllt, als mein verehrter Freund Friedrich Auguſt Wolf mir ſeinen Namensvetter andeutete, der längſt auf der Spur geweſen, die ich nun auch verfolgte. Welcher Vortheil mir dadurch geworden, weiſt ſich zunächſt aus.

Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters.

1817.

Caſpar Friedrich Wolf, geboren zu Berlin im Jahre 1733, ſtudirte zu Halle, promovirt 1759. Seine Diſſertation: **Theoria generationis** ſetzt viele mikroſkopiſche Beobachtungen und ein ernſtes, anhaltendes Nachdenken voraus, wie man ſie von einem ſechsundzwanzigjährigen jungen Manne kaum erwarten darf. Nun praktizirt er in Breslau, lieſt zugleich Phyſiologie und andere Collegien im Lazareth daſelbſt. Nach Berlin berufen, ſetzt er ſeine Vorleſungen fort. Er wünſcht ſeinen Zuhörern einen vollſtändigen Begriff von der Generation zu geben, läßt deßhalb 1764 einen deutſchen Octavband drucken, deſſen erſte Abtheilung hiſtoriſch und polemiſch, die zweite dogmatiſch und didaktiſch iſt. Hierauf wird er als Akademiker nach St. Petersburg verſetzt, wo er denn in den Commentarien und Acten von 1767 bis 1792 als ein fleißiger Mitarbeiter erſcheint. Alle ſeine Aufſätze beweiſen, daß er ſowohl ſeinem Studiengange als ſeinen Ueberzeugungen durchaus treu geblieben, bis an ſein Ende, welches 1794 erfolgte. Seine Mitbrüder drücken ſich folgendermaßen über ihn aus.

„Er brachte nach St. Petersburg ſchon den wohlbefeſtigten Ruf eines gründlichen Anatomen und tiefſinnigen Phyſiologen, einen Ruf, den er in der Folge zu erhalten und zu vermehren wußte, durch die große Zahl trefflicher Aufſätze, welche in den Sammlungen der Akademie verbreitet ſind. Er hatte ſich ſchon früher berühmt gemacht durch eine tief und gründlich gedachte Probeſchrift über die Zeugung, und durch den Streit,

in welchen er deßhalb mit dem unſterblichen Haller gerieth, der, ungeachtet ihrer Meinungsverſchiedenheit, ihn immer ehrenvoll und freundſchaftlich behandelte. Geliebt und geſchätzt von ſeinen Mitgenoſſen, ſowohl ſeines Wiſſens als wegen ſeiner Geradheit und Sanftmuth, verſchied er im einundſechzigſten Jahre ſeines Alters, vermißt von der ganzen Akademie, bei der er ſeit ſiebenundzwanzig Jahren ſich als thätiges Mitglied erwieſen hatte. Weder die Familie noch ſeine hinterlaſſenen Papiere konnten irgend etwas liefern, woraus man einigermaßen eine umſtändlichere Lebensbeſchreibung hätte bilden können. Aber die Einförmigkeit, in welcher ein Gelehrter einſam und eingezogen lebte, der ſeine Jahre nur im Studirzimmer zubrachte, giebt ſo wenig Stoff zu Biographie, daß wir wahrſcheinlich hierbei nicht viel vermiſſen. Der eigentliche, bedeutende und nützliche Theil vom Leben eines ſolchen Mannes iſt in ſeinen Schriften aufbewahrt; durch ſie wird ſein Name der Nachwelt überliefert. Alſo, indem uns eine Lebensbeſchreibung abgeht, geben wir das Verzeichniß ſeiner akademiſchen Arbeiten, welches gar wohl für eine Lobrede (Eloge) gelten kann: denn es läßt mehr als die ſchönſten Redensarten die Größe des Verluſts empfinden, den wir durch ſeinen Tod erleiden."

Alſo ſchätzte und ehrte eine fremde Nation öffentlich ſchon vor zwanzig Jahren unſern trefflichen Landsmann, den eine herrſchende Schule, mit der er ſich nicht vereinigen konnte, ſchon früh aus ſeinem Vaterlande hinausgeſchoben hatte, und ich freue mich bekennen zu dürfen, daß ich ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren von ihm und an ihm gelernt habe. Wie wenig bekannt er jedoch dieſe Zeit in Deutſchland geweſen, zeugt unſer ſo verdienter als redlicher Meckel, bei Gelegenheit einer Ueberſetzung des Aufſatzes über die Bildung des Darmkanals im bebrüteten Hühnchen, Halle 1812.

Möge mir die Parze vergönnen, umſtändlich darzulegen, wie ich ſeit ſo vielen Jahren mit und neben dieſem vorzüglichen Manne gewandelt, wie ich deſſen Charakter, Ueberzeugung und Lehre zu durchdringen geſucht, wie weit ich mit ihm übereinſtimmen können, wie ich mich zu fernern Fortſchritten angetrieben fühlte, jedoch ihn immer dankbar im Auge behalten. Gegenwärtig iſt nur von ſeiner Anſicht der Pflanzenverwandlung die Rede, die er ſchon in ſeiner Probeſchrift und deren deutſcher weitern Ausführung an den Tag legte, am deutlichſten aber im erſt genannten akademiſchen Aufſatze zuſammengefaßt und ausgeſprochen hat. Ich nehme

daher diese Stellen nach der Meckel'schen Uebersetzung hier dankbar auf, und füge nur wenige Anmerkungen hinzu, um auf dasjenige hinzudeuten, was ich in der Folge ausführlicher entwickeln möchte.

Caspar Friedrich Wolf

über Pflanzenbildung

„Ich versuchte die meisten Theile der Pflanzen, welche die größte Aehnlichkeit mit einander haben, deßhalb leicht verglichen werden können, die Blätter nämlich, den Kelch, die Blumenblätter, die Fruchthülle, den Samen, den Stängel, die Wurzel ihrer Entstehung nach zu erklären. Da bestätigte sich denn, daß die verschiedenen Theile, woraus die Pflanzen bestehen, einander außerordentlich ähnlich sind, und deßhalb ihrem Wesen und ihrer Entstehungsweise nach leicht erkannt werden. In der That bedarf es keines großen Scharfsinnes, um, besonders bei gewissen Pflanzen, zu bemerken, daß der Kelch sich von den Blättern nur wenig unterscheidet und, um es kurz zu sagen, nichts als eine Sammlung mehrerer kleinerer und unvollkommener Blätter ist. Sehr deutlich sieht man dieß bei mehreren jährigen Pflanzen mit zusammengesetzten Blumen, wo die Blätter allmählig deste kleiner, unvollkommener und zahlreicher werden, und deste näher an einander rücken, je höher sie am Stamme stehen, bis endlich die letzten, unmittelbar unter der Blume befindlichen, äußerst klein und dicht zusammengedrängt, die Blätter des Kelches darstellen und, zusammengenommen, den Kelch selbst bilden.

„Nicht weniger deutlich ist auch die Fruchthülle aus mehreren Blättern zusammengesetzt, nur mit dem Unterschiede daß die Blätter, welche im Kelche bloß zusammengedrängt sind, hier mit einander verschmelzen. Die Richtigkeit dieser Meinung beweist nicht bloß das Aufspringen mehrerer Samenkapseln und das freiwillige Zerfallen derselben in ihre Blätter, als in die Theile woraus sie zusammengesetzt sind, sondern schon die bloße Betrachtung und die äußere Ansicht der Fruchthülle. Endlich sind selbst die Samen, ungeachtet sie auf den ersten Anblick nicht die geringste Aehnlichkeit mit Blättern haben, doch in der That wieder nichts als verschmolzene Blätter: denn die Lappen, in welche sie sich spalten, sind Blätter, aber unter allen der ganzen Pflanze am unvollkommensten entwickelt, unförmlich, klein, dick, hart, saftlos und weiß. Jeder Zweifel an der Richtigkeit dieser Behauptung wird gehoben, wenn man sieht, wie

dieſe Lappen, ſobald der Samen der Erde anvertraut wird, damit die in der mütterlichen Pflanze unterbrochene Vegetation fortgeſetzt werde, ſich in die vollkommenſten grünen, ſaftigen Blätter, die ſogenannten Samenblätter, umwandeln. Daß aber auch die Blumenkrone und die Staubgefäße weiter nichts als modificirte Blätter ſind, wird aus einzelnen Beobachtungen wenigſtens ſehr wahrſcheinlich. Man ſieht nämlich nicht ſelten die Blätter des Kelches in Blumenblätter, und umgekehrt dieſe in Kelchblätter übergehen. Wenn nun die Kelchblätter wahre Blätter, die Blumenblätter aber nichts als Kelchblätter ſind, ſo iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Blumenblätter modificirte wahre Blätter ſind. Auf ähnliche Weiſe ſieht man auch in den Linné'ſchen Polyandrien die Staubfäden häufig ſich in Blumenblätter verwandeln, und dadurch gefüllte Blumen bilden, umgekehrt aber Blumenblätter in Staubfäden übergehen, woraus ſich wieder ergiebt, daß auch die Staubgefäße ihrem Weſen nach eigentlich Blätter ſind. Mit einem Worte, in der ganzen Pflanze, deren Theile auf den erſten Anblick ſo außerordentlich von einander abweichen, ſieht man, wenn man alles reiflich erwägt, nichts als Blätter und Stängel, indem die Wurzel zu dieſem gehört. Dieſe ſind die nächſten unmittelbaren und zuſammengeſetzten Theile derſelben; die entfernten und einfachen, woraus dieſe wieder gebildet werden, ſind Gefäße und Bläschen.

„Wenn alſo alle Theile der Pflanze, den Stängel ausgenommen, auf die Form des Blattes zurückgeführt werden können und nichts als Modificationen derſelben ſind, ſo ergiebt ſich leicht, daß die Generationstheorie der Pflanzen nicht ſehr ſchwer zu entwickeln iſt, und zugleich iſt der Weg bezeichnet, den man einſchlagen muß, wenn man dieſe Theorie liefern will. Zuerſt muß durch Beobachtungen ausgemittelt werden, auf welche Weiſe die gewöhnlichen Blätter ſich bilden oder, was gleichbedeutend iſt, wie die gewöhnliche Vegetation vor ſich geht, auf welchen Gründen ſie beruht und durch welche Kräfte ſie wirklich wird? Iſt man hierüber im reinen, ſo müſſen die Urſachen, die Umſtände und Bedingungen erforſcht werden, welche in den obern Theilen der Pflanze, wo die, dem Anſcheine nach, neuen Erſcheinungen ſich darbieten und die ſcheinbar verſchiedenen Theile ſich entwickeln, die allgemeine Vegetationsweiſe ſo modificiren, daß an der Stelle gewöhnlicher Blätter dieſe eigenthümlich gebildeten zum Auftritt kommen. Nach dieſem Plane verfuhr ich früherhin und fand, daß alle dieſe Modificationen in der allmähligen Abnahme der Vegetationskraft

begründet ſind, die in dem Maße ſich vermindert, als die Vegetation länger fortgeſetzt wird und endlich ganz verſchwindet, daß folglich das Weſen aller dieſer Abänderungen der Blätter eine unvollkommnere Ausbildung derſelben iſt. Es war mir leicht durch eine Menge von Verſuchen dieſe allmählige Abnahme der Vegetation und ihrer Urſachen, deren genaue Angabe hier zu weitläufig wäre, zu erweiſen, und aus dieſem Fundament allein alle die neuen Phänomene, welche die Blüthen- und Fruchttheile, die ſo ſehr von den übrigen Blättern verſchieden ſcheinen, darbieten, und ſelbſt eine Menge von Kleinigkeiten zu erklären, die damit in Beziehung ſtehen.

„So findet man den Gegenſtand, wenn man die Bildungsgeſchichte der Pflanzen unterſucht; ganz verſchieden aber iſt alles, wenn man ſich zu den Thieren wendet."

Wenige Bemerkungen.

1817.

Indem ich zu Verſtehendem einiges zu bemerken gedenke, muß ich mich hüten nicht zu tief in die Darſtellung der Denkweiſe und Lehre des vorzüglichen Mannes, wie es wohl künftig geſchehen möchte, einzugehen: ſo viel reiche hin weiteres Nachdenken zu erregen.

Die Identität der Pflanzentheile bei aller ihrer Beweglichkeit erkennt er ausdrücklich an; doch hindert ihn ſeine einmal angenommene Erfahrungsweiſe den letzten, den Hauptſchritt zu thun. Weil nämlich die Präformations- und Einſchachtelungslehre, die er bekämpft, auf einer bloßen außerſinnlichen Einbildung beruht, auf einer Annahme, die man zu denken glaubt, aber in der Sinnenwelt niemals darſtellen kann, ſo ſetzt er als Grundmaxime aller ſeiner Forſchungen, daß man nichts annehmen, zugeben und behaupten könne, als was man mit Augen geſehen und andern jederzeit wieder vorzuzeigen im Stande ſey. Deßhalb iſt er immer bemüht auf die Anfänge der Lebensbildung durch mikroſkopiſche Unterſuchungen zu dringen, und ſo die organiſchen Embryonen von ihrer früheſten Erſcheinung bis zur Ausbildung zu verfolgen. Wie vortrefflich dieſe Methode auch ſey, durch die er ſo viel geleiſtet hat, ſo dachte der treffliche Mann doch nicht, daß es ein Unterſchied ſey zwiſchen Sehen und

Sehen, daß die Geistesaugen mit den Augen des Leibes in stätem lebendigem Bunde zu wirken haben, weil man sonst in Gefahr geräth zu sehen und doch vorbeizusehen.

Bei der Pflanzenverwandlung sah er dasselbige Organ sich immerfort zusammenziehen, sich verkleinern; daß aber dieses Zusammenziehen mit einer Ausdehnung abwechsele, sah er nicht; er sah, daß es sich an Volum verringere und bemerkte nicht, daß es sich zugleich veredle, und schrieb daher den Weg zur Vollendung, widersinnig, einer Verkümmerung zu.

Dadurch schnitt er sich selbst den Weg ab, auf welchem er unmittelbar zur Metamorphose der Thiere gelangen konnte; dagegen spricht er entschieden aus, mit der Entwickelung der Thiere sey es ein ganz anderes. Da aber seine Verfahrungsart die richtige ist, seine Beobachtungsgabe die genaueste, da er darauf dringt, daß organische Entwickelung genau beobachtet, die Geschichte derselben jeder Beschreibung des fertigen Theils vorausgeschickt werden solle, so kommt er, obgleich mit sich selbst im Widerspruch, immer aufs Rechte.

Wenn er daher die Analogie der Form verschiedener organischen Theile des innern Thiers an einer Stelle abläugnet, so läßt er sie an der andern willig gelten; zu jenem wird er dadurch veranlaßt, daß er einzelne gewisse Organe, die freilich keine Gemeinschaft mit einander haben, unter einander vergleicht, z. B. Darmkanal und Leber, Herz und Gehirn; zu dem andern hingegen wird er geführt, wenn er System gegen System hält, da ihm denn die Analogie sogleich in die Augen tritt, und er sich zu dem kühnen Gedanken erhebt, daß hier wohl eine Versammlung von mehreren Thieren seyn könne.

Doch ich darf hier getrost schließen, da eines seiner vorzüglichsten Werke durch das Verdienst unseres verehrten Meckels zur Kenntniß eines jeden Deutschen gelangte.

Zwei günstige Recensionen.

1819.

Um die Autorschaft ist es eine eigene Sache! Sich um das was man geleistet hat, zu viel oder zu wenig bekümmern, eins möchte wohl ein Fehler wie das andere seyn. Freilich will der lebendige Mensch aufs

Leben wirken, und so wünscht er, daß seine Zeit nicht stumm gegen ihn bleibe. Ich habe mich bei ästhetischen Arbeiten über den Augenblick nicht zu beklagen, doch war ich mit mir selbst übereingekommen, und fühlte wenig Gerufs am Beifall und von der Mißbilligung wenig Aerger. Jugendlicher Leichtsinn, Stolz und Uebermuth halfen über alles weg, was einigermaßen unangenehm gewesen wäre. Und dann giebt, im höhern Sinne, das Gefühl, daß man das alles allein thue und thun müsse, daß bei diesen Productionen uns niemand helfen kann, dem Geist eine solche Kraft, daß man sich über jedes Hinderniß erhoben fühlt. Auch ist es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen selbst ein Vergnügen und sein eigener Lohn, so daß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu dürfen.

Im Wissenschaftlichen habe ich es anders befunden: denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Besitz zu gelangen, erfordert's Fleiß, Mühe, Anstrengung, und was noch mehr ist, wir fühlen, daß hier der Einzelne nicht hinreicht. Wir dürfen nur in die Geschichte sehen, so finden wir, daß es einer Folge von begabten Männern durch Jahrhunderte durch bedurfte, um der Natur und dem Menschenleben etwas abzugewinnen. Von Jahr zu Jahr sehen wir neue Entdeckungen und überzeugen uns, daß hier ein gränzenloses Feld sey.

Wie wir also hier mit Ernst arbeiten, nicht um unserer selbst, sondern um einer würdigen Sache willen, so verlangen wir, indem wir die Bemühungen anderer anerkennen, auch anerkannt zu seyn; wir sehnen uns nach Hülfe, Theilnahme, Förderniß. Auch daran hatte es mir nicht gefehlt, wäre ich aufmerksamer gewesen auf das was in der gelehrten Welt vorging; allein das rastlose Bestreben mich nach allen Seiten auszubilden, das mich gerade in dem Moment überfiel, als die ungeheuern Weltbegebenheiten uns innerlich beunruhigten, äußerlich bedrängten, waren Ursache, daß ich gar nicht danach fragen konnte, was man von meinen wissenschaftlichen Arbeiten halte? Daher mir denn der wunderſame Fall begegnete, daß zwei der Metamorphose der Pflanzen sehr günstige Recensionen, eine in der Gothaischen Gelehrtenzeitung vom 23. April 1791, die andere in der Allgemeinen deutschen Bibliothek Bd. 116, S. 477 mir erst sehr spät vor Augen kamen, und als hätte ein günstiges Geschick mir etwas Angenehmes aufsparen wollen, gerade zu der Zeit mir begegneten, als man in einem andern Felde von

allen Seiten her gegen mich auf die ſchnödeſte Weiſe zu verfahren ſich erlaubte.

Andere Freundlichkeiten.

1819.

Außer dieſen Aufmunterungen belohnte mich auch die Aufnahme meiner kleinen Schrift in eine Gothaiſche Encyklopädie, woraus mir wenigſtens hervorzugehen ſchien, daß man meiner Arbeit einigen Nutzen ins allgemeine zutraue.

Juſſieu hatte in ſeiner Einleitung zur Pflanzenlehre der Metamorphoſe gedacht; aber nur bei Gelegenheit der gefüllten und monſtroſen Blumen. Daß hier auch das Geſetz der regelmäßigen Bildung zu finden ſey, ward nicht klar.

Uſteri, in der Züricher Ausgabe des Juſſieu'ſchen Werks 1791, verſpricht in ſeiner Zugabe zu jener Einleitung ſich über dieſen Gegenſtand zu erklären, indem er ſagt: De Metamorphosi plantarum egregie nuper Goethe V. Cl. egit; ejus libri analysin uberiorem dabo. Leider haben uns, mich aber beſonders, die nächſtfolgenden ſtürmiſchen Zeiten der Bemerkungen dieſes vorzüglichen Mannes beraubt.

Willdenow, im Grundriß der Kräuterkunde, 1792, nimmt keine Kenntniß von meiner Arbeit; ſie iſt ihm jedoch nicht unbekannt: denn er ſagt Seite 343: „Das Leben der Pflanze iſt alſo, wie Herr Goethe ganz artig ſagt, ein Ausdehnen und Zuſammenziehen, und jene Abwechſelungen machen die verſchiedenen Perioden des Lebens aus.“ Das artig kann ich mir denn wohl gefallen laſſen, beſonders an der ehrenvollen Stelle, wo das Citat ſteht; das egregie des Herrn Uſteri iſt denn aber doch viel artiger und verbindlicher.

Auch andere Naturforſcher bezeigten mir einige Aufmerkſamkeit. Batſch, zum Beweiſe ſeiner Neigung und Dankbarkeit, bildet eine Goethia, und iſt freundlich genug ſie unter semper vivum zu ſetzen; ſie erhielt ſich aber nicht im Syſtem. Wie ſie jetzt heißen mag, wüßte ich nicht anzugeben.

Wohlwollende Männer auf dem Weſterwald entdecken ein ſchönes Mineral und nennen es mir zu Lieb und Ehren Goethit; den Herren

nicht weil er Stein ist, denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten, sondern daher daß er eine Gestalt hat, welche die Kunst ihm ertheilte.

Die Materie aber hatte eine solche Gestalt nicht, sondern diese war in dem Ersinnenden früher als sie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künstler nicht weil er Augen und Hände hatte, sondern weil er mit der Kunst begabt war.

Also war in der Kunst noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Gestalt, die in der Kunst ruhet gelangt in den Stein, sondern dorten bleibt sie und es gehet indessen eine andere geringere hervor, die nicht rein in sich selbst verharret, noch auch wie sie der Künstler wünschte, sondern insofern der Stoff der Kunst gehorchte.

Wenn aber die Kunst dasjenige, was sie ist und besitzt, auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher sie immer handelt, so ist diese fürwahr diejenige, die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunst besitzt, vollkommener als alles was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorschreitend, schon ausgedehnt wird, so wird sie schwächer als jene, welche in Einem verharret. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher seyn als das Gewirkte. Denn nicht die Urmusik macht den Musiker, sondern

Cramer und Achenbach bin ich dafür noch vielen Dank schuldig, ob gleich diese Benennung auch schnell aus der Oryktognosie verschwand. Es heißt auch Rubinglimmer; gegenwärtig kennt man es unter der Bezeichnung Pyrofklerit. Mir war es genug, daß bei einem so schönen Naturprodukt man auch nur einen Augenblick an mich gedacht hatte.

Einen dritten Versuch meinem Namen in der Wissenschaft ein Denkmal zu setzen, machte in der letzten Zeit, in Erinnerung früherer guter Verhältnisse, Professor Fischer, welcher 1811 in Moskau Prodromum craniologiae comparatae herausgab, worin er Observata quaedam de osse epactali sive Goethiano palmigradorum verzeichnet, und mir die Ehre erweist eine Abtheilung des Hinterhauptknochens, der ich bei meinen Untersuchungen einige Aufmerksamkeit geschenkt, nach meinem Namen zu nennen. Schwerlich wird auch dieser gute Wille seinen Zweck erreichen, und ich werde mir nach wie vor gefallen lassen, auch ein so freundliches Denkmal aus den wissenschaftlichen Bezeichnungen verschwinden zu sehen.

Sollte jedoch meine Eitelkeit einigermaßen gekränkt seyn, daß man weder bei Blumen, Minern noch Knöchelchen meiner weiter gedenken mag, so kann ich mich an der wohlthätigen Theilnahme eines höchst geschätzten Freundes genugsam erholen. Die deutsche Uebersetzung seiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer sendet mir Alexander von Humboldt mit einem schmeichelhaften Bilde, wodurch er andeutet, daß es der Poesie auch wohl gelingen könne den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn er es zugesteht, wer wird es läugnen? Ich halte mich verpflichtet meinen Dank deßhalb öffentlich auszusprechen.

Und vielleicht wäre es hier gar wohl schicklich, gleichfalls dankbarlich anzuerkennen, wie manche Akademie der Wissenschaften, manche zu deren Förderniß thätige Gesellschaft mich zu ihrem Mitglied freundlich aufnehmen wollen! Und sollte man mir verargen, dieses alles ganz unbewunden von mir selbst zu sagen, sollte man dergleichen als ein unziemliches Eigenlob ansehen, so werde ich nächstens Gelegenheit ergreifen, eben so frei und ohne Hinterhalt zu erzählen, wie unfreundlich und widerwärtig man seit sechsundzwanzig Jahren meine wissenschaftlichen Bemühungen in einem verwandten Felde behandelt hat.

Nun aber zu ferneren vergnüglichen Bemühungen in dem heitern Pflanzenreiche, da mir so eben, wie ich Verstehendes zum Druck sende, abermals eine höchst erfreuliche Belohnung meines Wirkens und Ausharrens zu Theil wird. Denn ich finde in des verdientesten Kurt Sprengels Geschichte der Botanik, eben als ich sie zur Uebersicht des Werdens einer so hochgeschätzten Wissenschaft durchschaue, auch meiner Arbeit in Ehren gedacht. Und wo kann man sich eine größere Belohnung denken als von solchen Männern gebilligt zu werden, die man bei seinem Unternehmen immer als Protagonisten vor Augen gehabt.

Rückblick.

1819.

Es ist ein großes Glück, wenn man bei zunehmenden Jahren sich über den Wechsel der Zeitgesinnung nicht zu beklagen hat. Die Jugend sehnt sich nach Theilnahme, der Mann fordert Beifall, der Greis erwartet Zustimmung; und wenn jene meist ihr beschieden Theil empfangen, so sieht sich dieser gar oft um seinen Lohn verkürzt: denn wenn er sich auch nicht selbst überlebt, so leben andere über ihn hinaus, sie eilen ihm vor; es entwickeln, es verbreiten sich Denk- und Handlungsweisen, die er nicht ahnte.

Mir dagegen ist jenes erwünschte Loos gefallen. Jünglinge gelangten auf den Weg, dessen ich mich erfreue, theils veranlaßt durch meine Vorübung, theils auf der Bahn wie sie der Zeitgeist eröffnete. Stockung und Hemmung sind nunmehr kaum denkbar; eher vielleicht Voreil und Uebertreiben als Krebsgang und Stillstand. In so guten Tagen, die ich dankbar genieße, erinnert man sich kaum jener beschränkten Zeit, wo einem ernsten treuen Bestreben niemand zu Hülfe kam. Einiges mag hier stehen als Beispiel und Andenken.

Kaum hatte mein erstes der Natur gewidmetes Werkchen einiges, und zwar ungünstiges Aufsehen gemacht, als ich auf Reisen zu einem würdigen bejahrten Mann gelangte, den ich in jedem Sinne zu verehren und, weil er mich immerfort begünstigte, zu lieben hatte. Nach dem ersten heitern Willkommen bemerkte er mir einigermaßen bedenklich, er

habe gehört, daß ich Botanik zu studiren anfange, wovon er mir ernstlich abzurathen Ursache habe: denn ihm selbst sey ein Versuch mißglückt diesem Zweige sich zu nähern. Statt fröhlicher Natur habe er Nomenclatur und Terminologie gefunden und eine so ängstliche Kleinlichkeitslust, den Geist ertödtend und jede freiere Bewegung desselben hemmend und lähmend: er rathe mir daher wohlmeinend, ich solle nicht die ewig blühenden Felder der Poesie mit Provinzialfloren, botanischen Gärten und Gewächshäusern, am wenigsten mit getrockneten Herbarien vertauschen.

Ob ich nun gleich voraussah, wie schwer es werden möchte den wohlwollenden Freund von meinen Endzwecken und Bemühungen zu unterrichten und zu überzeugen, so begann ich doch ihm zu gestehen, daß ein Heft über Metamorphose der Pflanzen von mir ausgegangen sey. Er ließ mich nicht ausreden, sondern fiel mir freudig ins Wort, nun sey er zufrieden, getröstet und von seinem Irrthum geheilt. Er sehe wohl ein, daß ich die Sache nach Ovids Weise genommen, und er freue sich schon voraus zu erfahren wie ich die Hyacinthen, Clytien und Narcissen gar lieblich werde ausgestattet haben. Das Gespräch wandte sich nun zu andern Dingen, die seinen vollkommenen Beifall hatten.

So entschieden wurde damals verkannt was man wollte und wünschte: denn es lag ganz außer dem Gesichtskreise der Zeit. Vereinzelt behandelte man sämmtliche Thätigkeiten; Wissenschaft und Künste, Geschäftsführung, Handwerk und was man sich denken mag, bewegte sich im abgeschlossenen Kreise. Jedem Handelnden war Ernst in sich; deßwegen arbeitete er aber auch nur für sich und auf seine Weise; der Nachbar blieb ihm völlig fremd, und sie entfremdeten sich gegenseitig. Kunst und Poesie berührten einander kaum; an lebendige Wechselwirkung war gar nicht zu denken: Poesie und Wissenschaft erschienen als die größten Widersacher.

Indem sich nun jeder einzelne Wirkungskreis absonderte, so vereinzelte, zersplitterte sich auch in jedem Kreise die Behandlung. Nur ein Hauch von Theorie erregt: schon Furcht: denn seit mehr als einem Jahrhundert hatte man sie wie ein Gespenst geflohen und, bei einer fragmentarischen Erfahrung, sich doch zuletzt den gemeinsten Vorstellungen in die Arme geworfen. Niemand wollte gestehen, daß eine Idee, ein Begriff der Beobachtung zum Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünstigen könne.

Nun mußte es wohl begegnen, daß man in Schriften oder im Gespräch irgend eine Bemerkung vorbrachte, die dergleichen braven Männern gefiel, so daß sie solche vereinzelt gern auf- und annahmen; da wurde man denn gelobt, sie nannten es einen glücklichen Wurf, und schrieben mit Behagen dem der es mittheilte, einen gewissen Scharfsinn zu, weil Scharfsinn auch ihnen im Einzelnen wohl zu Gebote stand. Sie retteten hierdurch ihre eigene Inconsequenz, indem sie einem andern außerhalb der Folge irgend einen guten Gedanken zugaben.

Nacharbeiten und Sammlungen.

1819.

Weil die Lehre der Metamorphose überhaupt nicht in einem selbstständigen abgeschlossenen Werke verfaßt, sondern eigentlich nur als Musterbild aufgestellt werden kann, als Maßstab, woran die organischen Wesen gehalten, wonach sie gemessen werden sollen, so war das Nächste und Natürlichste, daß ich, um tiefer in das Pflanzenreich einzudringen, mir einen Begriff der verschiedenen Gestalten und ihres Entstehens im Einzelnen auszubilden suchte. Da ich aber auch die Arbeit, die ich angefangen, schriftlich fortzusetzen, und das was ich überhaupt angedeutet hatte, ins Besondere durchzuführen dachte, so sammelte ich Beispiele des Bildens, Umbildens und Verbildens, womit die Natur so freigebig ist. Ich ließ manches was mir belehrend schien, abzeichnen, anfärben, in Kupfer stechen und bereitete so die Fortsetzung meiner ersten Arbeit, indem ich zugleich bei den verschiedenen Paragraphen meines Aufsatzes die auffallenden Erscheinungen fleißig nachtrug.

Durch den fortgesetzten Umgang mit Batsch waren mir die Verhältnisse der Pflanzenfamilien nach und nach sehr wichtig geworden: nun kam mir Ustéri's Ausgabe des Jussieu'schen Werks gar wohl zu statten; die Akotyledonen ließ ich liegen, und betrachtete sie nur, wenn sie sich einer entschiedenen Gestalt näherten. Jedoch konnte mir nicht verborgen bleiben, daß die Betrachtung der Monokotyledonen die schnellste Ansicht gewähre, indem sie wegen Einfalt ihrer Organe die Geheimnisse der Natur offen zur Schau tragen und sowohl vorwärts, zu den entwickelteren Phanerogamen, als rückwärts, zu den geheimern Kryptogamen, hindeuten.

Im bewegten Leben, durch fremdartige Beschäftigungen, Zerstreuung und Leidenschaft hin und wieder getrieben, begnügte ich mich das Erworbene bei mir selbst zu bearbeiten und für mich zu nutzen. Mit Vergnügen folgte ich dem Grillenspiel der Natur, ohne mich weiter darüber zu äußern. Die großen Bemühungen Humboldts, die ausführlichen Werke sämmtlicher Nationen gaben Stoff genug zu stiller Betrachtung. Endlich wollte sie sich mir wieder zur Thätigkeit bilden; aber als ich meine Träume der Wirklichkeit zu nähern gedachte, waren die Kupferplatten verloren; Lust und Muth sie wieder herzustellen fand sich nicht ein. Indessen hatte diese Vorstellungsart junge Gemüther ergriffen, sich lebhafter und folgereicher entwickelt als ich gedacht, und nun fand ich jede Entschuldigung gültig, die meiner Bequemlichkeit zu Hülfe kam.

Wenn ich nun aber gegenwärtig, abermals nach so manchen Jahren, auf dasjenige hinschaue was mir von jenen Bemühungen geblieben, und betrachte was mir an getrockneten und sonst bewahrten Pflanzen und Pflanzentheilen, Zeichnungen und Kupferstichen, an Randbemerkungen zu meinem ersten Aufsatz, Collectaneen, Auszügen aus Büchern und Beurtheilungen, sodann an vielfältigen Druckschriften vorliegt, so läßt sich recht gut übersehen, daß der Zweck den ich vor Augen hatte, für mich, in meiner Lage, bei meiner Denk- und Handlungsweise, unerreichbar bleiben mußte. Denn das Unternehmen war nichts Geringeres, als dasjenige was ich im allgemeinen aufgestellt, dem Begriff, dem innern Anschauen in Worten übergeben hatte, nunmehr einzeln, bildlich, ordnungsgemäß und stufenweise dem Auge darzustellen und auch dem äußern Sinne zu zeigen, daß aus dem Samenkorne dieser Idee ein die Welt überschattender Baum der Pflanzenkunde sich leicht und fröhlich entwickeln könne.

Daß ein solches Werk mir aber nicht gelingen wollen, betrübt mich in diesem Augenblicke keineswegs, da seit jener Zeit die Wissenschaft sich höher herangebildet und fähigen Männern alle Mittel sie zu fördern weit reichlicher und näher an der Hand liegen. Zeichner, Maler, Kupferstecher, wie unterrichtet und kenntnißreich sind sie nicht, selbst als Botaniker zu schätzen! Muß doch derjenige, der nachbilden, wieder hervorbringen will, die Sache verstehen, tief einsehen; sonst kommt ja nur ein Schein und nicht das Naturproduct ins Bild. Solche Männer aber sind nothwendig,

wenn Pinſel, Radirnadel, Grabſtichel Rechenſchaft geben ſoll von den zarten Uebergängen, wie Geſtalt in Geſtalt ſich wandelt; ſie vorzüglich müſſen erſt, mit geiſtigen Augen in dem vorbereitenden Organe das erwartete, das nothwendig folgende, in dem abweichenden die Regel erblicken.

Hier alſo ſehe ich die nächſte Hoffnung, daß, wenn ein einſichtiger, kräftiger, unternehmender Mann ſich in den Mittelpunkt ſtellte und alles was zur Abſicht förderlich ſeyn könnte, mit Sicherheit anordnete, beſtimmte, bildete, daß ein ſolches, in früherer Zeit unmöglich ſcheinendes Werk befriedigend müßte zu Stande kommen.

Freilich wäre hierbei, um nicht wie bisher der guten Sache zu ſchaden, von der eigentlichen, geſunden, phyſiologiſch-reinen Metamorphoſe auszugehen, und alsdann erſt das pathologiſche, das unſichere Vor- und Rückſchreiten der Natur, die eigentliche Mißbildung der Pflanzen darzuſtellen und hierdurch dem hemmenden Verfahren ein Ende zu machen, bei welchem von Metamorphoſe bloß die Rede war, wenn von unregelmäßigen Geſtalten und von Mißbildungen geſprochen wurde. In dem letzten Falle jedoch wird das Buch unſeres vortrefflichen Jäger als eine fördernde Vor- und Mitarbeit geſchätzt werden; ja dieſer treue, fleißige Beobachter hätte allen unſern Wünſchen zuvorkommen und das Werk worauf wir hindeuten, ausarbeiten können, wenn er dem geſunden Zuſtand der Pflanzen, ſo wie dem krankhaften derſelben hätte folgen wollen.

Mögen einige Betrachtungen hier ſtehen, die ich niederſchrieb als ich mit gedachtem, das Studium höchſt anregenden Werk zuerſt bekannt ward.

Im Pflanzenreiche nennt man zwar das Normale in ſeiner Vollſtändigkeit mit Recht ein Geſundes, ein phyſiologiſch Reines; aber das Abnorme iſt nicht gleich als krank oder pathologiſch zu betrachten. Nur allenfalls das Monſtröſe könnte man auf dieſe Seite zählen. Daher iſt es in vielen Fällen nicht wohl gethan, daß man von Fehlern ſpricht, ſo wie auch das Wort Mangel andeutet es gebe hier etwas ab: denn es kann ja auch ein Zuviel vorhanden ſeyn, oder eine Ausbildung ohne oder gegen das Gleichgewicht. Auch die Worte Mißentwickelung, Mißbildung, Verkrüppelung, Verkümmerung ſollte man mit Vorſicht brauchen, weil in dieſem Reiche die Natur, zwar mit höchſter Freiheit wirkend, ſich doch von ihren Grundgeſetzen nicht entfernen kann.

Die Natur bildet normal, wenn ſie unzähligen Einzelnheiten die Regel giebt, ſie beſtimmt und bedingt; abnorm aber ſind die Erſcheinungen, wenn die Einzelnheiten obſiegen und auf eine willkürliche, ja zufällig ſcheinende Weiſe ſich hervorthun. Weil aber beides nah zuſammen verwandt und ſowohl das Geregelte als Regelloſe von Einem Geiſte belebt iſt, ſo entſteht ein Schwanken zwiſchen Normalem und Abnormem, weil immer Bildung und Umbildung wechſelt, ſo daß das Abnorme normal und das Normale abnorm zu werden ſcheint.

Die Geſtalt eines Pflanzentheiles kann aufgehoben oder ausgelöſcht ſeyn, ohne daß wir es Mißbildung nennen möchten. Die Centifolie heißt nicht mißgebildet, ob wir ſie gleich abnorm heißen dürfen; mißgebildet aber iſt die durchgewachſene Roſe, weil die ſchöne Roſengeſtalt aufgehoben und die geſetzliche Beſchränktheit ins weite gelaſſen iſt.

Alle gefüllten Blumen rechnen wir zu den abnormen, und es iſt wohl einiger Aufmerkſamkeit werth, daß dergleichen Blumen ſowohl fürs Auge an Schönheit als für den Geruch an Stärke und Lieblichkeit zunehmen. Die Natur überſchreitet die Gränze, die ſie ſich ſelbſt geſetzt hat, aber ſie erreicht dadurch eine andere Vollkommenheit; deßwegen wir wohlthun uns hier ſo ſpät als möglich negativer Ausdrücke zu bedienen. Die Alten ſagten *τέρας*, prodigium, monstrum, ein Wunderzeichen, bedeutungsvoll, aller Aufmerkſamkeit werth; und in dieſem Sinne hatte Linné ſeine Peloria ſehr glücklich bezeichnet.

Ich wünſchte man durchdränge ſich recht von der Wahrheit, daß man keineswegs zur vollſtändigen Anſchauung gelangen kann, wenn man nicht Normales und Abnormes immer zugleich gegen einander ſchwankend und wirkend betrachtet. Einiges einzelne in dieſem Sinne möge eingeſchaltet hier ſtehen.

Wenn Jäger (S. 7.) von Mißbildung der Wurzel ſpricht, ſo erinnern wir uns dabei der geſunden Metamorphoſe derſelben. Vor allen Dingen leuchtet ihre Identität mit Stamm und Aſt in die Augen. Wir ſahen über einen alten Buchenberg eine Kunſtſtraße führen, da denn, um Fläche zu erhalten, ſtark abgeböſcht werden mußte. Kaum hatten die uralten Wurzeln das Licht der Sonne erblickt, kaum genoſſen ſie der belebenden Himmelsluft, als augenblicklich ſie alle begrünt ein jugendlicher Buſch erſchienen. Auffallend war es zu ſehen, obgleich das ähnliche täglich

beobachtet werden kann, und jeder Gärtner durch die in der Erde fortlaufenden, immer wieder aftgleich aufwärts Zweig an Zweig treibenden Wurzeln, ſeine Reinigungsarbeit unausgeſetzt fortzuführen genöthigt, zugleich aber auf das wichtige Vermehrungsgeſchäft hingewieſen wird.

Betrachten wir nun die Geſtaltsveränderung der Wurzel, ſo ſehen wir, daß ihre gewöhnliche faſerartige Bildung ſich beſonders durch Aufſchwellen mannichfaltig verändern kann. Die Rübenform iſt jedem bekannt, ſo auch die Geſtalt der Bollen. Letztere ſind aufgeſchwollene, in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Wurzeln, Keim neben Keim auf der Oberfläche vertheilt. Dergleichen ſind unſere eßbaren Kartoffeln, deren vielfache Fortpflanzungsart auf der Identität aller Theile beruht. Stängel und Zweig ſchlagen Wurzel, ſobald man ſie unter die Erde bringt, und ſo ins unendliche fort. Uns iſt ein anmuthiger Fall vorgekommen. Auf einem Grabeland entwickelte ſich zwiſchen den Krautpflanzen auch ein Kartoffelſtock; er blieb unbeachtet; die Zweige legten ſich zur Erde nieder, und blieben ſo, von den Krautblättern beſchattet, in einer feuchten Atmoſphäre; im Herbſt zeigten ſich die Stängel aufgeſchwollen zu kleinen länglichen Kartoffeln, an welchen eben noch ein kleines Blattkrönchen hervorblickte.

Eben ſo kennen wir den aufgeſchwollenen Stängel über der Erde als vorbereitendes Organ, aus welchem unmittelbar die Blüthe entſpringt, an den Kohlrabis; nicht weniger als vollendetes, befruchtetes Organ an der Ananas.

Eine ſtängelloſe Pflanze gewinnt durch beſſere Nahrung einen bedeutenden Stängel. Zwiſchen trockenem Geſtein, auf kümmerlichen, beſonnten Kalkfelſen erſcheint Carlina völlig acaulis; geräth ſie auf einen nur wenig lockern Boden, gleich erhebt ſie ſich; in dem guten Gartenlande erkennt man ſie nicht mehr, ſie hat einen hohen Stängel gewonnen und heißt alsdann Carlina acaulis caulescens. So nöthigt uns die Natur Beſtimmungen abzuändern und nachgiebig ihr freies Wirken und Wandeln anzuerkennen. Wie man denn auch zum Ruhm der Botanik geſtehen muß, daß ſie mit ihrer Terminologie immer ins feinere Bewegliche nachrückt; wovon uns zufällig, in den letzten Stücken von Curtis' botaniſchem Magazin, merkwürdige Beiſpiele im Augenblicke bekannt werden.

Wenn der Stamm ſich theilt, wenn die Zahl der Ecken des Stängels ſich verändert, wenn eine Verbreiterung eintritt (Jäger S. 9—20) ſo

deuten diese drei Erscheinungen abermals dahin, daß bei organischen Gestalten mehrere gleichgebildete in, mit, neben und nach einander sich entwickeln können und müssen. Sie deuten auf Vielheit in der Einheit.

Jedes Blatt, jedes Auge an sich hat das Recht ein Baum zu seyn; daß sie dazu nicht gelangen bändigt sie die herrschende Gesundheit des Stängels, des Stammes. Man wiederholt nicht oft genug, daß jede Organisation mancherlei Lebendiges vereinige. Schauen wir im gegenwärtigen Falle den Stängel an; dieser ist gewöhnlich rund oder von innen aus für rund zu achten. Eben diese Runde nun hält als Einheit die Einzelnheiten der Blätter, der Augen auseinander und läßt sie, in geordneter Nachfolge, aufsteigen zu regelmäßiger Entwickelung bis zur Blüthe und Frucht. Wird nun eine solche Pflanzen-Entelechie gelähmt, wo nicht aufgehoben, so verliert die Mitte ihre gesetzgebende Gewalt, die Peripherie drängt sich zusammen und jedes Einzelnstrebende übt nun sein besonderes Recht aus.

Bei der Kaiserkrone ist der Fall häufig: ein verflächter, sehr verbreiterter Stängel scheint aus dünnen zusammengedrängten Rohrstäbchen riesenartig zu bestehen; und derselbe Fall kommt auch an Bäumen vor. Die Esche sonderlich ist dieser Abweichung unterworfen; hier drückt sich aber die Peripherie nicht gleich flach gegen einander. Der Zweig erscheint keilförmig und verliert am scharfen Ende zuerst sein geregeltes Wachsthum, indem oben an dem breitern Theile die Holzbildung noch fortdauert. Der untere schmälere Theil wird daher zuerst vermagert, zieht sich ein, bleibt zurück, indem der obere kräftig fortwächst und noch vollkommene Zweige hervorbringt, sich aber dessenungeachtet, an jenen Kummer geschmiedet, beugt. Dadurch aber entsteht die wundersam regelmäßige Gestaltung eines bischöflichen Krummstabes, dem Künstler ein fruchtbares Vorbild.

Merkwürdig ist diese Verbreiterung auch dadurch, daß wir sie ganz eigentlich eine Prolepse nennen dürfen; denn wir finden dabei ein übereiltes Vordringen, um Knospe, Blüthe, Frucht herauszutreiben und zu bilden. Auf dem verflächten Stängel der Kaiserkrone, so wie des Eisenhütleins, zeigen sich weit mehr vollkommene Blumen als der gesunde Stängel würde hervorgebracht haben. Der Krummstab, welchen der verflächte Eschenzweig hervorbringt, endigt sich in unzählige Gemmen, die sich aber nicht weiter entwickeln, sondern als todter Abschluß einer verkümmerten Vegetation ausgetrocknet verharren.

Eine ſolche Verflächung iſt bei der Celosia cristata naturgemäß: auf dem Hahnenkamme entwickeln ſich zahlloſe unfruchtbare Blüthchen, deren jedoch einige, zunächſt am Stängel, Samen bringen, welchen die Eigenſchaft der Mutterpflanze einigermaßen eingeboren iſt. Ueberhaupt finden wir, daß die Mißbildung ſich immer wieder zum Gebilde hinneigt, daß die Natur keine Regel hat, von der ſie nicht eine Ausnahme machen, keine Ausnahme macht, die ſie nicht wieder zur Regel zurückzuführen könnte.

Wollte man Theilung der Blätter (Jäger S. 30) jederzeit als Mißentwickelung anſehen, ſo verkürzte man ſich den wahren Werth der Betrachtung. Wenn Blätter ſich theilen, oder vielmehr wenn ſie ſich aus ſich ſelbſt zur Mannichfaltigkeit entwickeln, ſo iſt dieſes ein Streben vollkommener zu werden, und zwar in dem Sinne, daß ein jedes Blatt ein Zweig, ſo wie jeder Zweig ein Baum zu werden gedenkt; alle Klaſſen, Ordnungen und Familien haben das Recht ſich hiernach zu bemühen.

Unter den Farrenkräutern giebt es herrlich gefiederte Blätter. Wie mächtig weiß die Palme aus dem gewöhnlich nur einblätterigen Zuſtand der Monokotyledonen ſich loszuwinden. Welcher Pflanzenfreund kennt nicht die Entwickelung der Dattelpalme, die auch bei uns von ihrer erſten Entfaltung an gar wohl heranzuziehen iſt! Ihr erſtes Blatt iſt ſo einfach wie das des türkiſchen Korns, dann trennt es ſich in zwei, und daß hier nicht eine bloße Zerreißung vorgehe, zeigt ſich dadurch, daß unten am Einſchnitt eine kleine vegetabiliſche Nath ſich befindet, um die Zweiheit in die Einheit zuſammenzuheften: weitere Trennung geht nun vor, indem ſich zugleich die Rippe vorſchiebt, wodurch ein vielfach eingeſchnittener Zweig gebildet wird.

Von der Fächerpalme konnte ich die ganze Entwickelung bis zur Blüthe im botaniſchen Garten von Padua mir zueignen, woraus ohne weiteres hervorgeht, daß hier eine geſunde, organiſche, geforderte, vorbereitete Metamorphoſe ohne Aufenthalt, Störung und falſche Richtung gewirkt habe. Beſonders iſt jene Nath merkwürdig, wodurch die vielfach auseinander gehenden, ſtrahlend-lanzenförmigen Blätter an einem gemeinſamen Stiel zuſammengeknüpft werden, wodurch denn eben die vollendete Fächerform entſteht. Dergleichen Erſcheinungen wären zu künftiger bildlicher Darſtellung dringend zu empfehlen. Merkwürdig vor allem ſind

die Musik, und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber jemand die Künste verachten, weil sie der Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künste nicht das geradezu nachahmen was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen, aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits manches hinzu was der Natur an Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen solchen in den Sinn faßte, wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.

Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des Einen dringen woher alles entspringt und worauf alles wieder zurückzuführen ware. Denn freilich ist das belebende und ordnende Princip in der Erscheinung dergestalt bedrängt, daß es sich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form selbst in eine vor unserm äußern und innern Sinn verschwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menschen sind auf Ausdehnung und Bewegung angewiesen; diese beiden allgemeinen Formen sind es, in welchen sich alle übrigen Formen, besonders die sinnlichen, offenbaren.

ſodann die zweigartigen Blätter der Schotengewächſe, deren wunderſame und mannichfaltige Ausbildung und Reizbarkeit auf die höhern Eigenſchaften hindeuten, die in Wurzel, Rinde, Stamm, Blüthen, Fruchthüllen und Früchten ſich auf das kräftigſte und heilſamſte offenbaren.

Dieſe Theilung der Blätter nun iſt einem gewiſſen Geſetz unterworfen, welches durch Beiſpiele ſich leicht vor Augen ſtellen, durch Worte ſchwer ausdrücken läßt. Das einfache Blatt trennt ſich unten am Stiele nach beiden Seiten, ſo daß es dreifach wird; das obere dieſer drei Blätter trennt ſich wieder am Stiele, ſo daß abermals ein dreifaches entſteht und man das ganze Blatt nunmehr als fünffach anſehen muß. Zu gleicher Zeit bemerkt man ſchon an den beiden untern Blättern, daß ſie Luſt haben ſich an einer Seite, und zwar an dem nach unten zu gerichteten Rand zu trennen, welches auch geſchieht, und ſo erſcheint ein ſiebenfaches Blatt. Dieſe Trennung geht nun immer weiter, daß auch der nach oben gekehrte Rand der untern Blätter ſich einſchneidet und trennt, da denn ein neunfaches und immer ſo fort getheiltes Blatt entſteht.

Auffallend iſt dieſe Erſcheinung am **Aegopodium podagraria**, wovon der Liebhaber ſich ſogleich die ganze Sammlung verſchaffen kann; wobei jedoch zu bemerken iſt, daß an ſchattigen und feuchten Stellen die vielfache Trennung weit häufiger iſt, als an ſonnigen und trockenen.

Auch der Rückſchritt dieſer Theilung kann vorkommen, wovon die wunderſamſte Erſcheinung wohl ſeyn mag, daß eine von Neuholland ſich herſchreibende Akazie aus dem Samen mit gefiederten Blättern aufgeht, und ſich nach und nach in einzelne, lanzenartige Blätter verwandelt; welches alſo geſchieht, daß der untere Theil des Blattſtieles ſich breit drückt und die im Anfang noch oben verharrenden gefiederten Theile nach und nach verſchlingt. Woraus wir erkennen, daß es der Natur rück- und vorwärts auf gleiche Weiſe zu gehen belieben kann.

An dem überhaupt höchſt merkwürdigen **Bryophyllum calycinum** haben wir auch bemerkt, daß die etwa halbjährige Pflanze, nachdem ſie ihre Blätter in drei Theile vermannichfaltigt, im Winter wieder einfache Blätter hervorgebracht, und dieſe Einfalt bis zum zehnten Blätterpaare fortgeſetzt, da dann im hohen Sommer, eben als ſie einjährig war, wieder die dreifache Theilung erſchien. Es iſt nun abzuwarten, wie dieſe

Pflanze, die ihre Blätter bis zur fünffachen Theilung treibt, fernerhin verfahren werde.

Zu dem abnormen Wachsthum rechnen wir auch die durch Versatz oder Zufall etiolirten Pflanzen. Wenn sie, ihrer Natur zuwider, des Lichts beraubt, im Finstern aus dem Samen aufgehen, so verhalten sie sich theils wie unter der Erde fortlaufende Wurzeln, theils wie auf dem Boden fortkriechende Stolonen. In jenem Sinne bleiben sie immer weiß und streben immer zu, in diesem setzen sich zwar Augen an, aber das Auge veredelt sich nicht in der Folge, es findet keine Metamorphose statt. Größere Gewächse stocken. Einzeln ist manches künftig mitzutheilen.

Das Abweißen ist meistens ein vorsätzliches Etioliren der Blätter, indem man gewisse Pflanzen absichtlich zusammenbindet, wodurch das Innere, des Lichts und der Luft beraubt, widernatürliche Eigenschaften annimmt.

Der Form nach schwillt die Mittelrippe, so wie verhältnißmäßig die Verzweigung derselben auf, das Blatt bleibt kleiner, weil die Zwischenräume der Verzweigung nicht ausgebildet werden.

Der Farbe nach bleibt das Blatt weiß, da es der Einwirkung des Lichts beraubt war, dem Geschmack nach bleibt es süß, indem gerade die Operation, welche das Blatt ausbreitet und grün färbt, das Bittere zu begünstigen scheint. Eben so bleibt die Fiber zart, und alles dient dazu, es schmackhaft zu machen.

Der Fall kommt öfters vor, daß Pflanzen im Keller auswachsen. Geschieht dieß zum Beispiel an Kohlrabis, so sind die hervortreibenden Sprossen zarte weiße Stängel, begleitet von wenigen Blattspitzen, schmackhaft wie Spargel.

Im südlichen Spanien weißt man die Palmenkronen so ab: man bindet sie zusammen, die innersten Triebe lassen sich nicht aufhalten, die Zweige nehmen zu, aber bleiben weiß. Diese werden am Palmsonntage von der höchsten Geistlichkeit getragen. In der Sixtinischen Capelle sieht man den Papst und die Cardinäle damit geschmückt.

Frucht in Frucht. (Jäger S. 218, eigentlich S. 221.) Nach dem Verblühen wurden im Herbst 1817 an gefüllten Mohnen kleine Mohnköpfe

gefunden, welche einen völligen, noch kleinern Mohnkopf in sich enthielten. Die Narbe des innern reichte bald an die des äußern heran, bald blieb sie entfernt, dem Grunde näher. Man hat von mehreren derselben den Samen aufbewahrt, aber nicht bemerken können, daß sich diese Eigenschaft fortpflanze.

Im Jahre 1817 fand sich auf dem Acker des Adam Lorenz, Ackersmann zu Niederhausen an der Nahe, bei Kreuznach, eine wunderbare Kornähre, aus welcher an jeder Seite zehn kleinere Aehren hervorsproßten. Eine Abzeichnung derselben ist uns mitgetheilt worden.

Hier könnte ich nun noch manches Besondere, was ich zum Jägerschen Werk angemerkt, als Beispiel ferner anführen, begnüge mich jedoch, anstatt über diese Gegenstände bildlos, fragmentarisch, unzulänglich fortzuarbeiten, einen Mann zu nennen, der sich schon als denjenigen erprobt hat, der diese Räthsel endlich lösen, der uns alle freundlich nöthigen könne den rechten Weg zum Ziele bewußt einzuschlagen, auf welchem jeder treue, geistreiche Beobachter halb in der Irre hin und wieder schwankt. Daß dieser Mann unser theurer Freund, der verehrte Präsident Nees von Esenbeck sey, wird, so bald ich ihn genannt, jeder deutsche Naturforscher freudig anerkennen. Er hat sich an dem Fast-Unsichtbaren, nur dem schärfsten Sinne Bemerkbaren zuerst erprobt, sodann auf ein doppeltes, auseinander entwickeltes Leben hingewiesen; ferner an völlig entschiedenen Geschlechtern gezeigt, wie man bei Sonderung der Arten dergestalt zu Werke gehen könne, daß eine aus der andern sich reihenweise entwickele. Geist, Kenntnisse, Talent und Stelle, alles beruft, berechtigt ihn sich hier als Vermittler zu zeigen.

Er feiere mit uns den Triumph der physiologen Metamorphose, er zeige sie da, wo das Ganze sich in Familien, Familien sich in Geschlechter, Geschlechter in Sippen, und diese wieder in andere Mannichfaltigkeiten bis zur Individualität scheiden, sondern und umbilden. Ganz ins unendliche geht dieses Geschäft der Natur; sie kann nicht ruhen noch beharren, aber auch nicht alles, was sie hervorbrachte, bewahren und erhalten. Haben wir doch von organischen Geschöpfen, die sich in lebendiger

Fortpflanzung nicht verewigen konnten, die entſchiedenſten Reſte. Dagegen entwickeln ſich aus dem Samen immer abweichende, die Verhältniſſe ihrer Theile zu einander verändert beſtimmende Pflanzen, wovon uns treue, ſorgfältige Beobachter ſchon manches mitgetheilt, und gewiß nach und nach mehr zu Kenntniß bringen werden.

Wie wichtig alle dieſe Betrachtung ſey, überzeugen wir uns wiederholt zum Schluſſe, wenn wir noch einmal dahin zurückſchauen, wo Familien von Familien ſich ſondern: denn auch da berührt ſich Bildung und Mißbildung ſchon. Wer könnte uns verargen, wenn wir die Orchideen monſtröſe Liliaceen nennen wollten?

Verſtaubung, Verdunſtung, Vertropfung.

1820.

Wer dieſe drei nah mit einander verwandte, oft gleichzeitige, mit einander verbunden erſcheinende Phänomene geiſtig anſähe als Symptome einer unaufhaltſam vorſchreitenden, von Leben zu Leben, ja durch Vernichtung zum Leben hineilenden Organiſation, der würde das Ziel nicht weit verfehlt haben. Was ich davon bemerkt, darüber gedacht, nehme hier in kurzer Zuſammenſtellung einen Platz.

Es mögen etwa ſechzehn Jahre ſeyn, als Profeſſor Schelver, welcher das großherzogliche unmittelbare botaniſche Inſtitut unter meiner Leitung behandelte, mir in eben dieſem Garten, auf eben dieſen Wegen, die ich noch betrete, vertraulichſte Eröffnung that, daß er an der Lehre, welche den Pflanzen wie den Thieren zwei Geſchlechter zuſchreibt, längſt gezweifelt habe, und nun von ihrer Unhaltbarkeit völlig überzeugt ſey.

Ich hatte das Dogma der Sexualität bei meinen Naturſtudien gläubig angenommen, und war deßhalb jetzt betroffen, gerade das meiner Anſicht Entgegengeſetzte zu vernehmen; doch konnte ich die neue Lehre nicht für ganz ketzeriſch halten, da aus des geiſtreichen Mannes Darſtellung hervorging, die Verſtäubungslehre ſey eine natürliche Folge der mir ſo werthen Metamorphoſe.

Nun traten mir die gegen das Geſchlechtsſyſtem von Zeit zu Zeit erregten Zweifel ſogleich vor die Seele, und was ich ſelbſt über dieſe Angelegenheit gedacht hatte, ward wieder lebendig; manche Anſchauung

Bayerische Staatsbibliothek

der Natur, die mir nun heiterer und folgereicher entgegentrat, begünstigte die neue Vorstellungsart, und da ich ohnehin die Anwendung der Metamorphose nach allen Seiten beweglich zu erhalten gewohnt war, so fand ich auch diese Denkweise nicht unbequem, ob ich gleich jene nicht alsobald verlassen konnte.

Wer die Stellung kennt, in welcher sich damals unsere Botanik befand, wird mir nicht verargen, wenn ich Schelvern aufs dringendste bat, von diesen seinen Gedanken nichts laut werden zu lassen. Es war voraus zu sehen, daß man ihm aufs unfreundlichste begegnen und die Lehre der Metamorphose, welche ohnehin noch keinen Eingang gefunden hatte, von den Gränzen der Wissenschaft auf lange Zeit verbannen würde. Unsere akademische persönliche Lage rieth gleichfalls zu einer solchen Schweigsamkeit, und ich weiß es ihm Dank bis jetzt, daß er seine Ueberzeugung an die meinige anschloß und, so lange er unter uns wohnte, nichts davon verlauten ließ.

Indessen hatte sich mit der Zeit auch in den Wissenschaften gar manches verändert; eine neue Ansicht ergab sich nach der andern; Kühneres war schon ausgesprochen, als endlich Schelver mit seiner gewagten Neuerung hervortrat, wobei sich voraussehen ließ, daß diese Lehre noch einige Zeit als offenbares Geheimniß vor den Augen der Welt daliegen werde. Gegner fanden sich, und er ward mit Protest von der Schwelle des wissenschaftlichen Tempels zurückgewiesen. So erging es auch seiner Vertheidigung, deren er sich nicht wohl enthalten konnte.

Er und seine Grille waren beseitigt und zur Ruhe gewiesen; aber das Eigene hat die gegenwärtige Zeit, daß ein ausgestreuter Same irgendwo sogleich Grund faßt; die Empfänglichkeit ist groß, Wahres und Falsches keimen und blühen lebhaft durch einander.

Nun hat durch Henschels gewichtiges Werk die geistige Lehre einen Körper gewonnen; sie verlangt ernstlich ihren Platz in der Wissenschaft, obgleich nicht abzusehen ist, wie man ihr denselben einräumen könne. Indessen ist die Gunst für sie schon belebt; Recensenten, anstatt von ihrem frühern Standpunkte her, widersprechend zu schelten, gestehen sich bekehrt, und man muß nun abwarten, was sich weiter hervorthun wird.

Wie man jetzt nach allen Seiten hin Ultras hat, liberale sowohl als königliche, so war Schelver ein Ultra in der Metamorphosenlehre;

er brach den letzten Damm noch durch, der sie innerhalb des früher gezogenen Kreises gefangen hielt.

Seine Abhandlung und Vertheidigung wird man wenigstens aus der Geschichte der Pflanzenlehre nicht ausschließen können; als geistreiche Vorstellung, auch nur hypothetisch betrachtet, verdient seine Ansicht Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Ueberhaupt sollte man sich in Wissenschaften gewöhnen wie ein anderer denken zu können; mir als dramatischem Dichter konnte dieß nicht schwer werden, für einen jeden Dogmatisten freilich ist es eine harte Aufgabe.

Schelver geht aus von dem eigentlichsten Begriff der gesunden und geregelten Metamorphose, welcher enthält, daß das Pflanzenleben, in den Boden gewurzelt, gegen Luft und Licht strebend, sich immer auf sich selbst erhöhe, und in stufenweiser Entwickelung den letzten abgesonderten Samen aus eigener Macht und Gewalt umherstreue; das Sexualsystem dagegen verlangt zu diesem endlichen Hauptabschluß ein Aeußeres, welches mit und neben der Blüthe oder auch abgesondert von ihr als dem Innersten entgegengesetzt, wahrgenommen und einwirkend gedacht wird.

Schelver verfolgt den ruhigen Gang der Metamorphose, welche dergestalt sich veredelnd vorschreitet, daß alles Stoffartige, Geringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geistige, Bessere zur Erscheinung kommen läßt. Warum soll denn nicht also diese letztere Verstäubung auch nur eine Befreiung seyn vom lästigen Stoff, damit die Fülle des eigentlichst Innern endlich, aus lebendiger Grundkraft, zu einer unendlichen Fortpflanzung sich hervorthue.

Man gedenke der Sagopalme, welche, wie der Baum gegen die Blüthe vorrückt, in seinem ganzen Stamme ein Pulver manifestirt;

deßhalb er abgehauen, das Mehl geknetet und zu dem nahrhaftesten Mittel bereitet wird; sobald die Blüthe vorüber, ist dieses Mehl gleichfalls verschwunden.

Wir wissen, daß der blühende Berberizenstrauch einen eigenen Geruch verbreitet, daß eine dergleichen Hecke nahegelegene Weizenfelder unfruchtbar machen könne. Nun mag in dieser Pflanze, wie wir auch an der Reizbarkeit der Antheren sehen, eine wunderbare Eigenschaft verborgen seyn: sie verstäubt sich selbst im Blühen nicht genug, auch nachher kommen aus den Zweigblättern Staubpunkte zum Vorschein, die sich sogar einzeln kelch- und kronenartig ausbilden und das herrlichste Kryptogam darstellen. Dieses ereignet sich gewöhnlich an den Blättern vorjähriger Zweige, welche berechtigt waren Blüthen und Früchte hervorzubringen. Frische Blätter und Triebe des laufenden Jahres sind selten auf diese abnorme Weise productiv.

Im Spätjahr findet man die Zweigblätter der Centifolie auf der untern Seite mit leicht abzuklopfendem Staub überdeckt, dagegen die obere mit falben Stellen getigert ist, woran man deutlich wahrnehmen kann, wie die untere Seite ausgezehrt sey. Fände sich nun, daß bei einfachen Rosen, welche den Verstäubungsact vollständig ausüben, dasselbe Phänomen nicht vorkäme, so würde man es bei der Centifolie ganz natürlich finden, deren Verstäubungsorgane mehr und minder aufgehoben und in Kronenblätter verwandelt sind.

Der Brand im Korn deutet uns nun auf eine letzte, ins Nichtige auslaufende Verstäubung. Durch welche Unregelmäßigkeit des Wachsthums mag wohl die Pflanze in den Zustand gerathen, daß sie, anstatt sich fröhlich zuletzt und lebendig in vielfacher Nachkommenschaft zu entwickeln, auf einer untern Stufe verweilt und den Verstäubungsact schließlich und verderblich ausübt?

Höchst auffallend ist es, wenn der Mais von diesem Uebel befallen wird; die Körner schwellen auf zu einem großen unförmlichen Kolben;

der ſchwarze Staub, den ſie enthalten, iſt gränzenlos: die unendliche Menge deſſelben deutet auf die in dem geſunden Korn enthaltenen gedrängten Nahrungskräfte, die nun krankhaft zu unendlichen Einzelnheiten zerfallen.

Wir ſehen daher, daß man den Antherenſtaub, dem man eine gewiſſe Organiſation nicht abſprechen wird, dem Reich der Pilze und Schwämme gar wohl zueignete. Die abnorme Verſtäubung hat man ja dort ſchon aufgenommen; ein gleiches Bürgerrecht gewähre man nun auch der regelmäßigen.

Daß aber alle organiſche Verſtäubung nach einer gewiſſen Regel und Ordnung geſchehe, iſt keinem Zweifel ausgeſetzt. Man lege einen noch nicht aufgeſchloſſenen Champignon, mit abgeſchnittenem Stiel, auf ein weißes Papier, und er wird in kurzer Zeit ſich entfalten, die reine Fläche dergeſtalt regelmäßig beſtäuben, daß der ganze Bau ſeiner innern und untern Falten auf das deutlichſte gezeichnet ſey; woraus erhellt, daß die Verſtäubung nicht etwa hin und her geſchehe, ſondern daß jede Falte ihren Antheil in angeborener Richtung hergebe.

Auch bei den Inſecten ereignet ſich eine ſolche endlich zerſtörende Verſtäubung. Im Herbſte ſieht man Fliegen, die ſich innerhalb des Zimmers an die Fenſter anklammern, daſelbſt unbeweglich verweilen, erſtarren und nach und nach einen weißen Staub von ſich ſprühen. Die Hauptquelle dieſes Naturereigniſſes ſcheint da zu liegen, wo der mittlere Körper an den Hintertheil angefügt iſt; die Verſtäubung iſt ſucceſſiv und nach dem vollkommenen Tod des Thiers noch einige Zeit fortdauernd. Die Gewalt des Ausſtoßens dieſer Materie läßt ſich daraus ſchließen, daß ſie von der Mitte aus nach jeder Seite einen halben Zoll hinweggetrieben wird, ſo daß der Limbus, welcher ſich zu beiden Seiten des Geſchöpfes zeigt, über einen rheiniſchen Zoll beträgt.

Obgleich dieſe Verſtäubung nach der Seite zu am gewöhnlichſten und am auffallendſten iſt, ſo habe ich doch bemerkt, daß ſie auch manchmal von den vorderen Theilen ausgeht, ſo daß das Geſchöpf, wo nicht

ringsum, wenigstens zum größten Theile von einer solchen Staubfläche umgeben ist.[1]

Wenn wir uns an verschiedene Denkweisen zu gewöhnen wissen, so führt es uns bei Naturbetrachtungen nicht zum Unsichern; wir können über die Dinge denken, wie wir wollen, sie bleiben immer fest für uns und andere Nachfolgende.

Diese neue Verstäubungslehre wäre nun beim Vortrag gegen junge Personen und Frauen höchst willkommen und schicklich; denn der persönlich Lehrende war bisher durchaus in großer Verlegenheit. Wenn sodann auch solche unschuldige Seelen, um durch eigenes Studium weiter zu kommen, botanische Lehrbücher in die Hand nahmen, so konnten sie nicht verbergen, daß ihr sittliches Gefühl beleidigt sey; die ewigen Hochzeiten, die man nicht los wird, wobei die Monogamie, auf welche Sitte, Gesetz und Religion gegründet sind, ganz in eine vage Lüsternheit sich auflöst, bleiben dem reinen Menschensinne völlig unerträglich.

Man hat sprachgelehrten Männern oft und nicht ganz ungerecht vorgeworfen, daß sie, um wegen der unerfreulichen Trockenheit ihrer Bemühungen sich einigermaßen zu entschädigen, gar gerne an verfängliche, leichtfertige Stellen alter Autoren mehr Mühe als billig verwendet. Und so ließen sich auch Naturforscher manchmal betreten, daß sie, der guten Mutter einige Blößen abmerkend, an ihr, als an der alten Baubo, höchst zweideutige Belustigung fanden. Ja wir erinnern uns Arabesken gesehen zu haben, wo die Sexual-Verhältnisse innerhalb der Blumenkelche auf antike Weise höchst anschaulich vorgestellt waren.

[1] Neuere Aufmerksamkeit auf den Verstäubungsact abgestorbener Fliegen läßt mich vermuthen, daß eigentlich der hintere Theil des Insects aus allen Seitenporen diesen Staub vorzüglich wegschleudere, und zwar immer mit stärkerer Elasticität. Etwa einen Tag nach dem Tode fängt die Verstäubung an; die Fliege bleibt fest an der Aeußerscheibe geklammert, und es dauert 4 bis 5 Tage fort, daß der feine Staub seine Spur immer in größerer Entfernung zeigt, bis der entstandene Limbus einen Zoll im Querdurchschnitt erhält. Das Insect fällt nicht von der Scheibe als durch äußere Erschütterung oder Berührung.

Bei dem bisherigen System dachte sich der Botaniker übrigens nichts Arges; man glaubte daran wie an ein ander Dogma, d. h. man ließ es bestehen, ohne sich nach Grund und Herkunft genau zu erkundigen: man wußte mit dem Wortgebrauch umzuspringen, und so brauchte in der Terminologie auch auf dem neuen Wege nichts umgeändert zu werden. Anthere und Pistill bestünden nach wie vor, nur einen eigentlichen Geschlechtsbezug ließe man auf sich beruhen.

Wenden wir uns nun zur Vertropfung, so finden wir auch diese normal und abnorm. Die eigentlich so zu nennenden Nectarien und ihre sich loslösenden Tropfen kündigen sich an als höchst bedeutend und den verstäubenden Organen verwandt; ja sie verrichten in gewissen Fällen gleiche Function, sie sey auch welche sie sey.

Einem dieses Jahr ungewöhnlich sich hervorthuenden Honigthau hat ein aufmerksamer Naturfreund folgendes abgewonnen.

„In den letzten Tagen des Monats Juni zeigte sich ein so starker Honigthau, wie man ihn wenig erlebt hat. Die Witterung war vier Wochen lang kühl, manche Tage sogar empfindlich kalt, mit abwechselnden, meistentheils Strichregen; allgemeine Landregen waren seltener. Darauf erfolgte nun heitere Witterung mit sehr warmem Sonnenschein.

„Bald danach wurde man den Honigthau an verschiedenen Pflanzen und Bäumen gewahr. Obgleich dieses mir und andern einige Tage bekannt war, so überraschte mich doch eine Erscheinung. Unter den beinahe zur Blüthe vorgerückten uralten Linden, welche am Graben eine Allee bilden, hingehend, wurde ich gewahr, daß die Saalgeschiebe, meist aus Thon- und Kieselschiefer bestehend, womit kurz vorher die Chaussee war überzogen worden, eine Feuchtigkeit zeigten, die von einem Sprühregen herzurühren schien; da ich aber nach einer Stunde wieder kam und, ungeachtet des starken Sonnenscheins, die Flecken nicht verschwunden waren, fand ich an einigen näher untersuchten Steinen, daß die Punkte klebrig seyen. Ueberdieß zeigten sich mit gleichem Safte ganz überzogene Geschiebe, worunter vorzüglich der Kieselschiefer sich schwarz, wie lackirt, ausnahm. Nun fiel mir auf, daß sie in Peripherien lagen, welche so

Eine geiſtige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn ſie in der Erſcheinung hervortritt, vorausgeſetzt daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung ſey. Das Gezeugte iſt nicht geringer als das Zeugende, ja es iſt der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher ſeyn kann als das Zeugende.

Dieſes weiter auszuführen und vollkommen anſchaulich, ja was mehr iſt, durchaus praktiſch zu machen, würde von wichtigem Belang ſeyn. Eine umſtändliche folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerkſamkeit zumuthen.

Was einem angehört wird man nicht los und wenn man es wegwürfe.

Die neueſte Philoſophie unſerer weſtlichen Nachbarn giebt ein Zeugniß, daß der Menſch, er gebärde ſich wie er wolle, und ſo auch ganze Nationen, immer wieder zum Angebornen zurückkehren. Und wie wollte das anders ſeyn, da ja dieſes ſeine Natur und Lebensweiſe beſtimmt?

Die Franzoſen haben dem Materialismus entſagt und den Uranfängen etwas mehr Geiſt und Leben zuerkannt; ſie haben ſich vom Senſualismus losgemacht und den Tiefen der menſchlichen Natur eine Entwickelung aus ſich ſelbſt zugeſtanden; ſie laſſen in ihr eine productive Kraft gelten und ſuchen nicht alle Kunſt aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeußern zu erklären. In ſolchen Richtungen mögen ſie beharren.

---

weit reichten, als der Baum seine Aeste ausbreitete, und also war es deutlich, daß es von daher kommen müsse. Bei näherer Beschauung fand sich denn auch, daß die Blätter alle glänzten und die Quelle des Auftropfens ward zur Gewißheit.

„Einen Garten besuchend, fand ich einen Baum Reine-Claude, an welchem sich diese Feuchtigkeit so stark zeigte, daß an den Spitzen der Blätter fast immer ein Tropfen hing, schon in der Consistenz eines ausgelassenen Honigs, der nicht herabfallen konnte; doch fanden sich einzelne Stellen, wo von einem obern Blatt der Tropfen auf ein unteres heruntergefallen war; dieser war immer gelblich helle, da die Tropfen, welche auf ihrem Blatte verweilten, sich mit etwas schwarzgrau Schmutzigem vermischt zeigten.

„Indessen hatten sich die Blattläuse zu tausenden auf der Rückseite eingefunden; die auf der obern Fläche waren meist aufgeklebt, so wie man auch die leeren, abgestorbenen Bälge in Menge fand. Mögen sie nun hier sich verwandelt haben oder umgekommen seyn, so darf man doch für gewiß annehmen, daß der Honigthau nicht von diesem Insect erzeugt wird. Ich habe Linden getroffen, wo die Blätter wie lackirt aussahen, worauf sich aber weder Blattläuse noch Bälge zeigten.

„Diese Feuchtigkeit kommt aus der Pflanze selbst: denn gleich neben einer solchen stand eine Linde ganz ohne jene Feuchtigkeit, vermuthlich eine spätere; so wie denn auch schon blühende Linden keinen oder nur wenig Honigthau bemerken ließen.

„Den fünften Juli, nach einigen leichten, nicht lange anhaltenden Regen, während daß Bienen noch nicht blühende Linden stark umsummten, ergab sich daß sie ihr Geschäft auf den Blättern trieben und den Honigthau auffaugten. Vielleicht hatten die Regen das Ungenießbare weggespült, und das Zurückgebliebene fanden diese Thierchen für sich nun tauglich. Diese Vermuthung ist deßhalb beachtenswerth, weil nicht auf allen Linden worauf Honigthau lag, die Bienen sich befanden.

„Noch ist zu bemerken, daß die weiße Johannisbeere mit solchem Safte belegt war, gleich neben an die rothe nicht.

„Nach so vielen Beobachtungen konnte man wohl auch einige Erklärung wagen. Der Mai hatte Zweige und Blätter zu einer ziemlichen Größe ausgebildet, der Juni war naß und kalt; hierauf mußte ein gestörtes Wachsthum erfolgen: denn alle Säfte, die in Wurzeln, Stamm und

Aeſten ſich bewegten, wurden in Zweig und Blättern ſo viel als möglich aufgenommen, aber bei äußerer kaltfeuchter Luft konnte die Ausdünſtung der Blätter nicht gehörig vor ſich gehen, und ein ſolcher lange anhaltender Zuſtand brachte alles ins Stocken. Plötzlich erfolgten die warmen Tage mit 20 bis 26 Grad Wärme, bei trockener Luft.

„Jetzt brachen die Bäume und Pflanzen, welche Blüthen und Früchte auszuarbeiten gar manchen Stoff enthalten, in eine deſto ſtärkere Dunſtung aus; weil aber zu viel Flüſſigkeit in ihnen vorhanden, ſo mußten jene Stoffe, die man ununterſucht und ungeſchieden gar wohl Nectar nennen dürfte, auch ſehr verdünnt ſeyn, ſo daß alles zuſammen ausſchwitzte. Die trockene Luft nahm die wäſſrigen Theile gleich weg und ließ die gehaltvolleren auf den Blättern zurück.

„Hiernach ziehen ſich nun Blattläuſe und andere Inſecten, aber ſie ſind nicht die Urſache der Erſcheinung.

„Wie der Honigthau zur Erde kommt und auf gewiſſen Steinen regelmäßig geſpritzt, auf andern völlig überziehend bemerkt wird, ſcheint mir ſchwerer zu ſagen; nur wollte bedünken, daß bei dem Hervorquellen dieſes Saftes aus den Blättern in Vertiefungen, an Rippen und ſonſt Luft eingeſchloſſen werde, wozu die ſenkrechte Richtung der Blätter viel beitragen kann. Sonn' und Wärme mögen nun die Luft zu einer Blaſe ausdehnen, welche zuletzt zerſpringt und die Feuchtigkeit beim Zerplatzen wegſchleudert.

„Mit Obengeſagtem ſtimmt überein, daß an den blühenden Linden kein Honigthau zu ſehen war: denn hier ſind die vorbereitenden Säfte, welche im Honigthau vergeudet werden, ſchon zu ihrer Beſtimmung gelangt und jene gegen das Geſetz erſcheinende Feuchtigkeit zu ihrem edlern Zwecke gediehen.

„Spätere Linden nehmen vielleicht nicht ſo viel Saft auf, verarbeiten ihn mäßiger, und das Vertropfen findet nicht Statt.

„Die Reine-Claude hingegen iſt ſo recht ein Baum, an deſſen Früchten wir den mannichfaltigen Zudrang von Säften gewahr werden, der ſie regelmäßig ausbilden muß. Hat ſich die Frucht nun erſt unvollkommen entwickelt, indeſſen Stamm, Aeſte und Zweige von Nahrung ſtrotzen, ſo ward ihr eine übermäßige Vertropfung natürlich, da ſie bei der gemeinen Pflaume nicht ſtattfand.

„Dieſe Gelegenheit war benutzt, um von der klebrigen Feuchtigkeit einen Antheil zu ſammeln; ich nahm gegen vierhundert Blätter, tauchte

ſie in Bündeln, mit den Spitzen in mäßiges Waſſer, ließ jedes zehn Minuten ausziehen und ſo bis zu Ende. Die Auflöſung erfolgte wie wenn man ein Stück Zucker in ein reines Glas Waſſer hält und es gegen das Licht anſieht; ein klarer Faden ſchlingt ſich nach dem Boden. Gedachte Auflöſung nun war ſchmutzig gelbgrün; ſie ward Herrn Hofrath Döbereiner übergeben, welcher bei der Unterſuchung folgendes fand.

„1) nicht kryſtalliſirbaren gährungsfähigen Zucker,

2) Mucus (thieriſcher Schleim),

3) eine Spur Albumen und

4) eine Spur eigenthümlicher Säure.

Ob in ihm auch Mannaſtoff enthalten, möge das Endreſultat der Gährung, welcher ein Theil des Honigthaus unterworfen worden, ausweiſen. Manna iſt nämlich nicht gährungsfähig.

Jena, den 30. Juni 1820.

Döbereiner."

An manchen Pflanzen, beſonders dergleichen, welche als fette zuſammengereiht werden, zeigt ſich eine ſolche Vertropfung ſelbſt an den früheſten Organen. Die **Cacalia articulata** entläßt ſehr ſtarke Tropfen aus den jungen Zweigen und Blättern, die ſie hervortreibt, deren Stängel zunächſt abermals ein aufgeblähtes Glied bilden ſoll. Das **Bryophyllum calycinum** zeigt unter vielfachen andern Eigenthümlichkeiten auch folgende. Begießt man jüngere oder ältere Pflanzen ſtark, Licht und Wärme ſind aber nicht mächtig genug um proportionirte Verdunſtung zu bewirken, ſo dringen aus dem Rande der Stängelblätter zarte, klare Tropfen hervor, und zwar nicht etwa aus den Kerben aus denen ſich künftig ein junges Auge entwickelt, ſondern aus den Erhöhungen zwiſchen denſelben. Bei jungen Pflanzen verſchwinden ſie nach eingetretener Sonnenwärme, bei älteren gerinnen ſie zu einem gummiartigen Weſen.

Um nun noch einiges von Verdunſtung zu ſprechen, ſo finden wir, daß der Samenſtaub, dem man das große Geſchäft des Befruchtens aufgetragen, ſogar als Dunſt erſcheinen kann. Denn, bei einer gewiſſen Höhe der Sommertemperatur, ſteigen die Staubbläschen einiger Kieferarten, als unendlich kleine Luftballone in die Höhe, und zwar in ſolcher Maſſe, daß ſie, mit Gewitterregen wieder herabſtürzend, einen Schwefelſtaub auf

dem Boden zurückzulassen scheinen. Der Same des Lycopodium, leicht entzündbar, geht in flammenden Dunst auf.

Andere Ausdünstungen verkörpern sich an Blättern, Zweigen, Stängeln und Stämmen zuckerartig, auch als Oel, Gummi und Harz. Der Diptam, wenn man die rechte Zeit trifft, entzündet sich und eine lebhafte Flamme lodert an Stängel und Zweigen hinauf.

An gewissen Blättern nähren sich Nessen, Fliegen, Insecten aller Art, deren zarte Ausdünstung uns, ohne dieses Anzeigen, nicht bemerkbar gewesen wäre.

Regentropfen bleiben auf gewissen Blätter kugelrund und klar stehen, ohne zu zerfließen, welches wir wohl billig irgend einem ausgedünsteten Wesen zuschreiben, das, auf diesen Blättern verweilend, die Regentropfen einwickelt und sie zusammenhält.

Trüb und gummiartig ist der feine Duft, der, die Haut einer gereiften Pflaume umgebend, wegen dem unterliegenden dunklen Grunde unserm Auge blau erscheint.

Daß eine gewisse uns nicht offenbarte Wechselwirkung von Pflanze zu Pflanze heilsam sowohl als schädlich seyn könne, ist schon anerkannt. Wer weiß ob nicht in kalten und warmen Häusern gewisse Pflanzen gerade deßhalb nicht gedeihen, weil man ihnen feindselige Nachbarn gab? Vielleicht bemächtigen sich die einen zu ihrem Nutzen der heilsamen atmosphärischen Elemente, deren Einfluß ihnen allen gegönnt war.

Blumenliebhaber behaupten, man müsse die einfachen Levkoien zwischen gefüllte setzen, um vollkommenen Samen zu erhalten; als wenn der zarte wohlriechende Duft, wo nicht befruchten, doch die Befruchtung erhöhen könne.

Selbst unter der Erde nimmt man solche Einwirkungen an. Man behauptet, schlechte Kartoffelsorten zwischen bessere gelegt, erwiesen schädlichen Einfluß. Und was könnte man nicht für Beispiele anführen, die den zarten, in seinem Geschäft aufmerksamen Liebhaber der schönen Welt, die er mit Leidenschaft umfaßt, bewegen, ja nöthigen allen Erscheinungen einen durchgehenden Bezug unweigerlich zuzugestehen.

Bei Entwickelung der Insecten ist die Verdunstung höchst bedeutend. Der aus der letzten Raupenhaut sich loslösende, zwar vollkommene, aber nicht vollendete Schmetterling verwahrt, von einer neuen, seine Gestalt weissagenden Haut eingeschlossen, bei sich einen köstlichen Saft. Diesen in sich organisch cohobirend, eignet er sich davon das Köstlichste zu, indem das Unbedeutendere nach Beschaffenheit äußerlicher Temperatur verdunstet. Wir haben, bei genauer Beobachtung solcher Naturwirkungen, eine sehr bedeutende Gewichtsverminderung wahrgenommen, und es zeigt sich wie solche Puppen, an kühlen Orten aufbewahrt, jahrelang ihre Entwickelung verzögern, indeß andere warm und trocken gehalten sehr bald zum Vorschein kommen; jedoch sind letztere kleiner und unansehnlicher als jene welchen die gehörige Zeit gegönnt war.

Dieses alles soll jedoch hier nicht gesagt seyn als wenn man Neues und Bedeutendes vorbringen wollen, sondern darauf nur hindeuten, wie in der großen Natur alles auf einander spielt und arbeitet, und wie sich die ersten Anfänge so wie die höchsten Erscheinungen alles Gebildeten immer gleich und verschieden erweisen.

Analogon der Verstäubung.

1822.

Im Herbste 1821 fand man an einem düstern Orte eine große Raupe, wahrscheinlich eines Kupfervogels, eben im Begriff sich auf einem wilden Rosenzweig einzuspinnen. Man brachte sie in ein Glas und that etwas Seidenwatte hinzu; von dieser bediente sie sich nur weniger Fäden zu näherer Befestigung ans Glas, und man erwartete nunmehr einen Schmetterling. Allein dieser trat nicht hervor, vielmehr bemerkte man nach einigen Monaten folgendes wundersame Phänomen. Die Puppe an der Unterseite war geborsten und hatte ihre Eier an ihrer Außenseite verbreitet, was aber noch wundersamer war, dieselben einzeln zur Seite, ja gegenüber ans Glas und also drei Zoll geschleudert, und sonach einen jener Verstäubung ähnlichen Act bewiesen. Die Eier waren voll und rund mit einiger Andeutung des darin enthaltenen Wurmes. Anfangs Aprils

waren ſie eingefallen und zuſammen getrocknet. Inſectenfreunden ſind wohl ähnliche Fälle bekannt.

Merkwürdige Heilung eines ſchwerverletzten Baumes.

1822.

In dem Vorhofe der Ilmenauer Wohnung des Oberforſtmeiſters ſtanden von alten Zeiten her ſehr ſtarke und hohe Vogelbeerbäume, welche zu Anfang des Jahrhunderts abzuſterben anfingen: es geſchah die Anordnung, daß ſolche abgeſägt werden ſollten. Unglücklicherweiſe fägten die Holzhauer einen ganz geſunden zugleich an; dieſer war ſchon auf zwei Drittel durchſchnitten, als Einhalt geſchah, die verletzte Stelle geſchindelt, verwahrt und vor Luft geſichert wurde. So ſtand der Baum noch zwanzig Jahre, bis er im vergangenen Herbſte, nachdem vorher die Endzweige zu kränkeln angefangen, durch einen Sturm an der Wurzel abbrach.

Das durch die Sorgfalt des Herrn Oberforſtmeiſters von Fritſch vor uns liegende Segment, 12 Zoll hoch, läßt den ehemaligen Schnitt in der Mitte bemerken, welcher als Narbe vertieft, aber doch völlig zugeheilt iſt, wie denn der Sturm der geſundeten Stelle nichts anhaben konnte.

Dieſer Baum wäre nun alſo wohl anzuſehen als auf ſich ſelbſt gepfropft: denn da man nach herausgezogener Säge ſogleich die Vorſicht brauchte die Verletzung vor aller Luft zu bewahren, ſo faßte das Leben der ſehr dünnen Rinde und des darunter verborgenen Splints ſich ſogleich wieder an und erhielt ein fortgeſetztes Wachsthum.

Nicht ſo war es mit dem Holze: dieſes, einmal getrennt, konnte ſich nicht wieder lebendig verbinden: die ſtockenden Säfte decomponirten ſich, und der ſonſt ſo feſte Kern ging in eine Art von Fäulniß über.

Merkwürdig jedoch bleibt es, daß der geneſene Splint kein friſches Holz anſetzen konnte, und daher die Verderbniß des Kerns bis an die zwei Drittheile ſich heranzieht.

Nicht ſo iſt es mit dem geſunden Drittheile; dieſes ſcheint fortgewachſen zu ſeyn und ſo dem Stamme eine ovale Form gegeben zu haben. Der kleine Durchſchnitt, über die Mitte der Jahresringe gemeſſen, hält 15 Zoll, der große 18 Zoll, wovon 5 als ganz geſundes Holz erſcheinen.

Schema zu einem Aufsatze,

die Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar darzustellen.

1822.

Auch diese höchst bedeutende auffallende Wirkung ist aus einem wahrhaften Leben, einem heitern, freudigen und mehrere Jahre glücklich fortgesetzten Zusammenwirken entsprungen.

Zuerst also von Belvedere, welches zur Freude der Einheimischen, zur Bewunderung der Fremden grünt und blüht.

Die Schloß- und Gartenanlage ward vom Herzog Ernst August 1730 vollendet, und zu einem Lustort fürstlicher Hofhaltung gewidmet. Die Waldungen auf den dahinter liegenden Hügeln wurden durch Spaziergänge, Erholungsplätze und manche romantische Baulichkeiten anmuthig und genießbar. Eine große Orangerie und was zu jener Zeit von solchen Gärten gefordert wurde, ward angelegt, daneben eine kleine Menagerie von meistens ausländischen Vögeln. Gärtnerei und Gartenbesorgung wurden in diesem Sinne geleitet und gefördert; einige Treiberei für die Küche war nicht vergessen.

Wie aber die Cultur solcher Pflanzen, nach denen sowohl der Botaniker als der Liebhaber ästhetischer Landschaftsbildung sich umsieht, zuerst gefordert und nach und nach immer weiter ausgebildet worden, hiervon läßt sich der Gang und die natürliche Entwickelung ohne Betrachtung und Beherzigung des Schloßbrandes nicht denken.

Die höchsten Herrschaften, einer bequemen und ihrem Zustande gemäßen Wohnung beraubt, in kaum schicklichen Räumen einen interimistischen Aufenthalt findend, wandten sich gegen das Freie, wozu die verschiedenen wohleingerichteten Lustschlösser, besonders auch das heitere Ilmthal bei Weimar und dessen ältere Zier- und Nutzgartenanlagen die schönste Gelegenheit darboten.

Der Park in Dessau, als einer der ersten und vorzüglichsten berühmt und besucht, erweckte Lust der Nacheiferung, welche um desto originaler sich hervorthun konnte, als die beiden Localitäten sich nicht im mindesten ähnelten; eine flache, freie, wasserreiche Gegend hatte mit einer hügeligabwechselnden nichts gemein. Man wußte ihr den eigenen Reiz abzugewinnen, und in Vergleichung beider zu untersuchen was einer jeden zieme,

gab die Freundschaft der beiden Fürsten und die öftern wechselseitigen Besuche Anlaß, so wie die Neigung zu ästhetischen Parkanlagen überhaupt durch Hirschfeld aufs höchste gesteigert ward.

Die Anstellung des Hofgärtners Reichert in Belvedere verschaffte gar bald Gelegenheit alle dergleichen Wünsche zu befriedigen; er verstand sich auf die Vermehrung im Großen und betrieb solche nicht nur in Belvedere, sondern legte bald einen eigenen Handelsgarten in der Nähe von Weimar an. Strauch- und Baumpflanzungen vermehrten sich daher in jedem Frühling und Herbste.

Mit der verschönten Gegend wächst die Neigung in freier Luft des Lebens zu genießen; kleine, wo nicht verschönernde doch nicht störende, dem ländlichen Aufenthalt gemäße Wohnungen werden eingerichtet und erbaut. Sie geben Gelegenheit zu bequemem Unterkommen von größeren und kleineren Gesellschaften, auch unmittelbaren Anlaß zu ländlichen Festen, wo das abwechselnde Terrain viele Mannichfaltigkeit bot und manche Ueberraschung begünstigte, da eine heitere Einbildungs- und Erfindungskraft vereinigter Talente sich mannichfaltig hervorthun konnte.

So erweitern sich die Parkanlagen unmittelbar vom Schloß ausgehend, welches auch nach und nach aus seinen Ruinen wieder wohnbar hervorsteigt, erstrecken sich das anmuthige Ilmthal hinauf und nähern sich Belvedere. Die Oberaufsicht, Leitung und Anordnung übernimmt der Fürst selbst, indessen Höchstihro Frau Gemahlin durch ununterbrochene Theilnahme und eigene sorgfältige Pflanzenpflege in die Erweiterung des Geschäftes mit eingreift.

Der Herzogin Amalia Aufenthalt in Ettersburg und Tiefurt trägt nicht wenig zu einem, man dürfte fast sagen leidenschaftlichen Bedürfniß des Landlebens bei.

Am letztgenannten Orte hatten Prinz Constantin und Major von Knebel schon viele Jahre vorgearbeitet, und zu geselligen Festen und Genüssen das anmuthigste Thal der Ilm eingeweiht.

Im Ganzen ist man überall bemüht der Oertlichkeit ihr Recht widerfahren zu lassen, sie möglichst zu benutzen und nichts gegen ihren Charakter zu verfügen.

Im Ernstlichen geht die regelmäßige Forstcultur im Lande fort; damit verbindet sich schon die Erziehung fremder Baumarten.

Große Anpflanzungen und sonstiges Vermehren geschieht durch einsichtige

Forſtmänner; dadurch gewinnt man an Erfahrung, welche Pflanzen unſer Klima ertragen können.

Hier wäre etwas Näheres über die rauhere Lage von Weimar und Belvedere zu ſagen. Unſere Höhe iſt ſchon bedeutend, die Nähe vom Thüringer Wald und zwar die Lage deſſelben in Süden hat nicht weniger Einfluß: die nordöſtlichen und nordweſtlichen Zugwinde bedrohen die Vegetation gar öfters.

Der Hofgärtner Reichert geht mit Tode ab; die Cultur der botaniſchen Parkpflanzen findet ſich in Belvedere ſchon ſehr geſteigert. Von dem Vorrathe fällt ein großer Theil dem Fürſten anheim, wegen eines andern Theils wird Uebereinkunft getroffen. Reichert, der Sohn, verſetzt das übrige nach Weimar für eigene Rechnung.

Bemühungen anderer Privaten, beſonders des Legationsraths Bertuch, welcher außer der Cultur ſeines anſehnlichen Hausgartens und Aufſtellung verſchiedener Monographien, unter des Fürſten Direction die Details der Parkanlagen ſechzehn Jahre verwaltet.

Der Gartenintpector Sckell wird in Belvedere angeſtellt. Er und ſein Bruder beſorgen aufmerkſam und treulichſt die Anſtalt; der Sohn des erſtern wird auf Reiſen geſchickt, deßgleichen mehrere, welche Talent und Thätigkeit zeigen; ſie kommen nach und nach zurück mit wichtigen Pflanzentransporten.

Den eigentlichen botaniſchen Garten dirigiren nach wie vor Ihro k. H. der Großherzog; Schloß und übrige Luſtpartien werden der fürſtlichen Familie eingeräumt.

Die Anſchaffung koſtbarer botaniſcher Werke in die öffentliche Bibliothek geht immer fort, ja ſie vermehrt und häuft ſich.

Eben ſo die eifrige Vermehrung bedeutender Pflanzen, neben den immerfort ankommenden Fremdlingen, macht die Erweiterung in Belvedere, ſowohl auf dem Berg als in dem Thal gegen Mittag gelegen, höchſt nöthig. In der letzten Regien werden Erdhäuſer nach Erfindung des Großherzogs angebracht, in der letzten Zeit ein Palmenhaus erbaut, von überraſchender Wirkung.

Häuſer, worin fremde Pflanzen im Boden ſtehen bleiben, im Winter bedeckt werden, ſogenannte Conſervatorien, ſind längſt errichtet und werden erweitert.

Der Belvedere'ſche Pflanzengarten wird ausſchließlich zu wiſſenſchaftlichen

Zwecken bestimmt; daher der Küchengarten und die Ananascultur und dergleichen in eine Abtheilung des Parks bei Weimar verlegt.

Reisen des Großherzogs nach Frankreich, England, den Niederlanden und der Lombardei, Besuch botanischer Gärten und eigene Prüfung der verschiedenen Anstalten und Erfindungen in denselben, würden, nachrichtlich mitgetheilt, großes Interesse und Belehrung gewähren, so wie die persönliche Bekanntschaft mit Wissenschafts- und Kunstgenossen überaus förderlich erschien. Höchstdieselben werden, als erstes und ordentliches Mitglied, in die Gesellschaft des Gartenbaues zu London aufgenommen.

Was in Jena geschah, darf nicht übergangen werden. Schon vor vielen Jahren hatte der würdige Batsch einen Theil des Fürstengartens, nach dem Familiensystem geordnet, angepflanzt. Diese Einrichtung wurde treulich fortgesetzt durch die Professoren Schelver und Voigt; letzterer bearbeitete den Belvedere'schen Katalog sowohl als den Jenaischen nach genanntem System; doch kehrt man von Zeit zu Zeit, wegen des unmittelbaren Verkaufes und Tausches, zu der schon gewöhnlichen brauchbaren Art und Weise zurück.

Indessen schreitet die Ausbreitung der Belvedere'schen Anstalt unaufhaltsam fort. Zugleich läßt sich bemerken, daß bei der Nomenclatur, der Bestimmung der Pflanzen und ihrer Arten, ja Varietäten mancher Widerstreit obwalte, der von Zeit zu Zeit durch besuchende Kenner und Kunstgenossen erneuert wird.

Indessen macht sich ein rein wissenschaftlicher Katalog, auf dessen Angabe man sich sowohl zu eigener Beruhigung, als bei Tausch und Verkauf bestimmt und sicher berufen könne, immer nöthiger. Dieses langwierige Geschäft, wenn es gewissenhaft behandelt werden soll, macht die Anstellung eines wissenschaftlichen Mannes eigentlich nöthig. Hiezu wird Professor Dennstedt beauftragt; er unterzieht sich der Arbeit, das erste Heft des Katalogs erscheint 1820, das zweite 1821. Hierdurch ist also nicht allein für oben aufgestellte Zwecke gesorgt, sondern auch ein Leitfaden manchem unsichern und unerfahrenen Gärtner in die Hand gegeben, um genauere Pflanzenkenntniß zu erlangen.

Ein ganz außerordentliches Verdienst hätte sich außerdem dieser Katalog noch für die Wissenschaft erwerben können, wenn man die Quantitäten über die Namen und hie und da einen Accent angebracht hätte; denn jetzt hört man zu Haus wie im Freien, von Einheimischen und

Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wohl aber eklektische Philosophen.

Ein Eklektiker aber ist ein jeder, der aus dem was ihn umgiebt, aus dem was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet was seiner Natur gemäß ist; und in diesem Sinne gilt alles was Bildung und Fortschreitung heißt, theoretisch oder praktisch genommen.

Zwei eklektische Philosophen könnten demnach die größten Widersacher werden, wenn sie, antagonistisch geboren, jeder von seiner Seite sich aus allen überlieferten Philosophien dasjenige aneignete was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um sich her, so wird man immer finden, daß jeder Mensch auf diese Weise verfährt und deßhalb nicht begreift, warum er andere nicht zu seiner Meinung bekehren kann.

Sogar ist es selten, daß jemand im höchsten Alter sich selbst historisch wird, und daß ihm die Mitlebenden historisch werden, so daß er mit niemanden mehr controvertiren mag noch kann.

Besieht man es genauer, so findet sich, daß dem Geschichtschreiber selbst die Geschichte nicht leicht historisch wird: denn der jedesmalige Schreiber schreibt immer nur so als wenn er damals selbst dabei gewesen wäre; nicht aber was vormals war und damals bewegte. Der Chronikenschreiber selbst deutet nur mehr oder weniger auf die Beschränktheit, auf die Eigenheiten seiner Stadt, seines Klosters wie seines Zeitalters.

Besuchenden, eine babylonische, nicht Sprach-, sondern Quantitätsverwirrung, welche besonders demjenigen, dem die Ableitung aus dem Griechischen gegenwärtig ist, mitten zwischen den herrlichen Naturproducten eine verdrießliche Mißstimmung erregt.

Nach des Großherzogs angeborenem liberalem Charakter und der wahrhaft fürstlichen Leidenschaft, andere an allem Guten, Nützlichen Theil nehmen zu lassen, ward in dem Maße, wie Belvedere heranwuchs, auch Jena solcher Vorzüge theilhaftig. Ein neues Glashaus von vierundsiebenzig Fuß Länge mit mehreren Abtheilungen, nach den neuesten Erfahrungen und den daraus abgeleiteten Maximen erbaut, nahm die häufigen Geschenken an Pflanzen und Samen begierig auf. Da nun aber das Haus an und für sich selbst von den früheren Batschischen Einrichtungen einen großen Theil abschnitt, sodann aber auch die Mistbeete verlegt werden mußten, so ward eine völlige Umpflanzung des ganzen Gartens nothwendig, und bei dieser Gelegenheit die Revision und verbesserte Zusammenstellung der natürlichen Familen möglich und erwünscht.

Sowohl nach Belvedere als wie nach Jena dürfen wir alle Freunde der Botanik einladen und wünschten nur, ihnen einen genauern Wegweiser an die Hand geben zu können.

Gar manches wäre noch, ehe wir abschließen, zu erwähnen. Wir gedenken nur noch einer großen Landbaumschule von fruchtbaren Stämmen, welche unter Aufsicht des Legationsraths Bertuch schon viele Jahre besteht. Unglücklicherweise verlieren wir diesen im gegenwärtigen Fache und in vielen andern unermüdlichen thätigen Mann gerade in dem Augenblick, da wir unser Schema abschließen, zu dessen Ausführung er uns, bei glücklicher Erinnerungsgabe, im Besondern so wie im Ganzen den besten Beistand hätte leisten können, und wir würden Vorwürfe wegen unverantwortlichen Versäumnisses bei so langem glücklichem Zusammenwirken verdienen, wäre nicht das Leben einem jeden so prägnant, daß seine augenblickliche Thätigkeit nicht nur das Vergangene, sondern auch das Gegenwärtige zu verschlingen geeignet ist. Bleibe uns hiebei der Trost, daß gerade das Wenige und Lückenhafte, was wir gesagt, desto eher die Mitlebenden aufrufen werde zu einer vollständigen und vollendeten Darstellung das Ihrige beizutragen!

Genera et Species Palmarum.

von Dr. C. F. von Martius. Fasc. I. und II. München 1823.

1824.

Beide Hefte enthalten, auf neunundvierzig lithographischen Tafeln, Abbildungen verschiedener Arten von Palmen, welche Brasilien erzeugt, und dem Verfasser auf seiner vor einigen Jahren dahin unternommenen wissenschaftlichen Reise vorgekommen.

Diejenigen Tafeln, welche das Detail von Aesten, Blättern, Blüthen und Früchten darstellen, sind alle in gerißter Manier, und gleichen zierlich radirten, mit glänzendem Grabstichel sorgfältig geendigten Kupferblättern. Von dieser Seite betrachtet, lassen sie sich unbedenklich den schönen osteologischen Kupfern in dem Werke des Albinus an die Seite stellen, erscheinen vielleicht gar noch netter gearbeitet. Die meisten sind von A. Folger gefertigt, doch zeichnen sich die Namen J. Päringer und L. Emmert gleichfalls verdienstlich aus.

Zehn in gewöhnlicher Manier als Zeichnungen mit schwarzer Kreide sauber und kräftig ausgeführte Blätter stellen Palmbäume verschiedener Art im Ganzen mit Stamm und Aesten dar, schicklich begleitet von Ansichten der Gegenden, wo jene Palmenarten in Brasilien vorzüglich zu gedeihen pflegen. Sehr reiche Vordergründe machen überdem noch den Beschauer mit andern Pflanzen und der höchst üppigen Vegetation des Landes bekannter. Bloß allgemeine Andeutung von dem, was jedes dieser Blätter darstellt, wird ausreichen das Gesagte verständlicher zu machen.

Tab. 22. Hauptbild; Oenocarpus Distichus, im Vordergrund Blätter und Strauchgewächse. Mittelgrund und Ferne zeigen niedrigliegende Auen zwischen waldigen Hügeln.

Tab. 24. **Astrocaryum acaule** und **Oenocarpus Batava** erſcheinen als die Hauptbilder im Vordergrund; der landſchaftliche Grund ſtellt niedriges Ufer an ſtillfließendem Strome dar, in welchen hinein ſich von beiden Seiten reich mit Bäumen bewachſene Landſpitzen erſtrecken.

Tab. 28. **Euterpe oleracea**, ebenfalls am Ufer eines Fluſſes, der ins Meer fällt, von woher die Fluth hereinſtrömt.

Tab. 33. Die zunächſt ins Auge fallenden Gegenſtände dieſes Blattes ſind **Elaeis melanococca** und **Iriartea exorrhiza**. Dann waldiger Mittelgrund und niedriges Ufer an einem Fluß oder See; ein eben dem Waſſer entſteigendes Krokodil ſtaffirt die Landſchaft.

Tab. 35. **Iriartea ventricosa**, nebſt Ausſicht in eine enge Schlucht hoher und höherer Waldgebirge, aus denen ein Fluß hervorſtrömt, welcher im Vordergrund einen kleinen Fall macht.

Tab. 38. Zunächſt **Mauritia vinifera**, im Hintergrund öde Hügel; die Fläche iſt mit dieſer Palmenart dünne beſetzt.

Tab. 41. **Attalea compta** und **Mauritia armata**, dahinter faſt wüſte Gegend, wo nur in näherer und weiterer Ferne noch einige Bäume dieſer Art zu ſehen ſind.

Tab. 44. Vorn **Mauritia aculeata** und im Grund undurchdringliches Dickicht von Bäumen, auch großblätteriger, baumartiger Pflanzen.

Tab. 45. **Lepidocaryum gracile** und **Sagus taedigera** in dunkler, alle Ausſicht ſchließender Waldgegend.

Tab. 49. **Corypha cerifera.** Die zum Grund dienende Landſchaft ſtellt eine reichlich mit Bäumen, beſonders mit Palmen bewachſene Ebene dar, in der Ferne ragende Berggipfel.

Die Zweckmäßigkeit und das Belehrende des Inhalts dieſer Blätter werden nach der geſchehenen, obgleich nur kurzen Anzeige deſſelben wohl ohne Zweifel jedem einleuchten; es iſt aber weiter noch beizufügen, daß auch der maleriſche Sinn und Geſchmack, womit Herr von Martius die Gegenſtände zum landſchaftlichen Ganzen geordnet, das Lob aller derer verdiene, welche das Werk aus dem Geſichtspunkte der Kunſt anzuſehen und zu beurtheilen vermögen. Nicht minder werden ſich Kundige auch durch die Arbeit des Herrn Hohe befriedigt finden, welcher die zuletzt erwähnten Blätter, nach den vom Herrn von Martius eigenhändig verfertigten Vorbildern, in der gewöhnlichen Kreidemanier auf die Steinplatten zeichnete.

Wir haben in Vorſtehendem das nach ſo vielen Seiten hin verdienſtliche Werk nur von einer Seite betrachtet, und zwar von der artiſtiſch äſthetiſchen; doch dürfen wir ſagen, daß gerade dieſe gar gern als Complement des Reiſegewinns jener vorzüglichen Männer anzuſehen ſey.

Die ſchon längſt bekannte Reiſebeſchreibung der beiden würdigen Forſcher, Herren v. Spix und v. Martius, München 1823, gab uns vielfach willkommene Localanſichten einer großen Weltbreite, grandios, frei und weit; ſie verlieh uns die mannichfaltigſten Kenntniſſe einzelner Vorkommenheiten, und ſo ward Einbildungskraft und Gedächtniß vollkommen beſchäftigt. Was aber einen beſondern Reiz über jene bewegte Darſtellung verbreitet, iſt ein reines, warmes Mitgefühl an der Naturerhabenheit in allen ihren Scenen, fromm-tiefſinnig, klar empfunden, und eben ſo mit deutlicher Fröhlichkeit entſchieden ausgeſprochen.

Ferner ſammelt die Phyſiognomik der Pflanzen, München 1824, von einem hohen Standpunkte unſern Blick auf das Pflanzenreich einer ſonſt unüberſehlichen Erdoberfläche, deutet auf das Beſondere, auf die klimatiſchen, die localen Bedingungen, unter welchen die unzähligen Vegetationsglieder gedeihen und ſich gruppenweiſe verſammeln mögen, und verſetzt uns zugleich in eine ſolche Fülle, daß nur der vollendete Botaniker ſich die einer ſprachgewandten Benennungsweiſe unterliegenden Geſtalten heranzurufen im Stande iſt.

In dem letzten, von uns ausführlicher beachteten Werke iſt nun gleichfalls, durch Hülfe einer ausgearbeiteten Kunſtſprache, das Palmengeſchlecht in ſeinen ſeltenſten Arten gelehrten Kennern reichlich vergegenwärtigt, auf den oben verzeichneten Tafeln jedoch für jeden Naturfreund geſorgt, indem des allgemeinſten Naturzuſtandes Hauptbezüge und Geſtalten, einſame oder geſellige Anſiedelung und Wohnung, auf feuchtem oder trockenem, hohem oder tiefem Lande, frei oder düſter gelegen, in aller Abwechſelung vorgeſtellt, und nun zugleich Kenntniß, Einbildungskraft und Gefühl angeregt und befriedigt werden. Und ſo empfinden wir uns, den Kreis obgedachter Druckſchriften durchlaufend, in einem ſo weit entlegenen Welttheile durchaus als anweſend und einheimiſch.

Die Wirkung meiner Schrift:

die Metamorphose der Pflanzen

und

weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee.

1831.

Der ernstliche, am Ende der Abhandlung über Metamorphose der Pflanzen ausgesprochene Vorsatz, dieses angenehme Geschäft nicht allein weiter zu verfolgen, sondern auch von meinen fortgesetzten Bemühungen den Freunden der Wissenschaft ausführliche Kenntniß zu geben, ward im Laufe einer sehr bewegten Zeit gehindert und zuletzt gar vereitelt. Auch gegenwärtig würde mir es schwer fallen, anslangende Nachricht zu ertheilen, in wiefern jene ausgesprochene Idee weiter gewirkt und wie dieselbe bis auf den heutigen Tag wiederholt zur Sprache gekommen.

Ich mußte daher zu wissenschaftlichen Freunden meine Zuflucht nehmen und dieselben ersuchen, mir dasjenige was ihnen, bei fortgesetzten Studien, in dieser Angelegenheit näher bekannt geworden, gefällig mitzutheilen. Indem ich nun aber auf diese Weise verschiedenen Personen Belehrung schuldig geworden, deren Notizen über einzelne Punkte zusammenzustellen ich in dem Fall war, auch mich ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen für räthlich fand, so erhält gegenwärtiger Aufsatz dadurch ein aphoristisches Ansehen, welches ihm jedoch nicht zum Schaden gereichen dürfte, indem man auf diese Weise desto genauer bekannt wird mit demjenigen, was sich allenfalls unabhängig und ohne einen gewissen Zusammenhang in diesem Felde zugetragen. Durch verschiedene Zeichen habe ich die Aeußerungen der Freunde zu unterscheiden die Absicht, und zwar durch * und (.

Der erste, dem ich von meinen Gedanken und Bestrebungen einiges mittheilte, war **Dr. Batsch**; er ging auf seine eigene Weise darauf ein, und war dem Vortrage nicht ungeneigt. Doch scheint die Idee auf den Gang seiner Studien keinen Einfluß gehabt zu haben, ob er sich schon hauptsächlich beschäftigte das Pflanzenreich in Familien zu sondern und zu ordnen.

Bei meinem damaligen öftern Beſuchen von Jena und einem längern Verweilen daſelbſt unterhielt ich mich von ſolchen mir wichtigen wiſſenſchaftlichen Punkten wiederholt mit den dortigen vorzüglichen Männern. Unter ihnen ſchenkte beſonders der Hofrath **Dr. Johann Chriſtian Stark**, der als praktiſcher Arzt ſich das größte Vertrauen erworben hatte, überhaupt auch ein aufmerkender, geiſtreicher Mann war, dieſer Angelegenheit entſchiedene Gunſt. Nach akademiſchem Herkommen fand ſich die Profeſſur der Botanik ihm zugetheilt, aber nur nominaliter, als der zweiten Stelle der mediciniſchen Facultät angehörig, ohne daß er von dieſem Felde jemals beſondere Kenntniß genommen hätte. Seinem Scharfſinn jedoch blieb das Vortheilhafte meiner Anſichten keineswegs verborgen; er wußte die von dieſem Naturreiche zu früherer Zeit erworbenen Kenntniſſe hiernach zu ordnen und zu nutzen, daß ihn halb im Scherz, halb im Ernſt die Verſuchung anzing, ſeiner Nominalprofeſſur einigermaßen Genüge zu leiſten und ein botaniſches Collegium zu leſen. Schon zu dem Winterhalbjahre 1791 kündigte er nach Ausweis des Lectionskatalogen ſeine Abſicht folgendermaßen an: **Publice introductionem in physiologiam botanicam ex principiis Perill. de Goethe tradet**; wozu ich ihm, was ich an Zeichnungen, Kupferſtichen, getrockneten Pflanzen zu jenen Zwecken beſaß, methodiſch geordnet, anvertraute, wodurch er ſich in den Stand geſetzt ſah ſeinen Vortrag zu beleben und glücklich durchzuführen. In wiefern der Same, den er damals ausgeſtreut, irgendwo gewuchert, iſt mir nicht bekannt geworden; mir aber diente ſolches zu einem aufmunternden Beweis, daß dergleichen Betrachtungen in der Folge zu thätigem Einfluß würden gelangen können.

Indeſſen der Begriff der Metamorphoſe in Wiſſenſchaft und Literatur ſich langſam entwickelte, hatte ich ſchon im Jahre 1794 das Vergnügen, zufällig einen praktiſchen Mann völlig eingeweiht in dieſe offenbaren Naturgeheimniſſe zu finden.

Der bejahrte Dresdener Hofgärtner J. H. Seidel zeigte mir auf Anfrage und Verlangen verſchiedene Pflanzen vor, die mir wegen deutlicher Manifeſtation der Metamorphoſe aus Nachbildungen merkwürdig geworden. Ich eröffnete ihm jedoch meinen Zweck nicht, weßhalb ich mir von ihm dieſe Gefälligkeit erbäte.

Kaum hatte er mir einige der gewünschten Pflanzen hingestellt, als er mit Lächeln sagte: „Ich sehe wohl Ihre Absicht ein, und kann mehrere dergleichen Beispiele, ja noch auffallendere vorführen.“ Dieß geschah und erheiterte uns zu fröhlicher Verwunderung; mich, indem ich gewahrte, daß er durch eine praktisch aufmerkende, lange Lebenserfahrung diese große Maxime in der mannichfaltigen Naturerscheinung überall vor Augen zu schauen sich gewöhnt hatte, ihn, als er einsah, daß ich, als Laie in diesem Felde, eifrig und redlich beobachtend, die gleiche Gabe gewonnen hatte.

Im vertrauten Gespräch entwickelte sich das weitere; er gestand, daß er durch diese Einsicht fähig geworden manches Schwierige zu beurtheilen und zugleich für das Praktische glückliche Anwendung gefunden habe.

---

* Wie aber diese Schrift bis jetzt auf den Gang der Wissenschaft in Deutschland gewirkt hat, ist eine höchst verwickelte Frage, die wohl nicht eher genügend zu beantworten seyn dürfte, bis sich der Kampf der Meinungen darüber beruhigt und die Kämpfenden zu klarem Bewußtseyn gelangen. Denn in der That scheint es mir, als habe sich die Idee der Metamorphose vieler bemächtigt, die es nicht ahnen, während andere, die neue Lehre verkündend, nicht wissen wovon sie reden. *

Es scheint nichts schwieriger zu seyn als daß eine Idee, die in eine Wissenschaft hineintritt, in dem Grade wirksam werde, um sich bis in das Didaktische zu verschlingen und sich dadurch gewissermaßen erst lebendig zu erweisen. Wir wollen nun die Schritte, wie sie successiv geschehen, näher zur Kenntniß bringen.

(Dr. Friedrich Sigismund Voigt legte diese Betrachtungen im Jahre 1803 bei seinen botanischen Vorlesungen zum Grunde, erwähnte derselben auch in der ersten Ausgabe seines botanischen Wörterbuchs von demselben Jahre. In dem System der Botanik 1808 stellte er eine ausführliche Darstellung jenes Werkes in einem eigenen Capitel mit Freiheit voran.)

---

* Zugleich findet sich entschiedene Anerkennung und glückliche Anwendung der Idee der Metamorphose zu fernerer Aus- und Umbildung der

Wiſſenſchaft in Kiefers Aphorismen aus der Philoſophie der Pflanze von 1808. Es heißt darin Seite 61 ausdrücklich, nachdem von Linné's Prolepſis die Rede geweſen: „Goethe ſchuf mit eigenthümlichem Geiſte hieraus eine allgemeine Anſicht über die Metamorphoſe, und ſie iſt ſeit langem das Umfaſſendſte geweſen, was über die ſpecielle Phyſiologie der Pflanzen iſt geſagt worden.“ Wir dürfen dieſe Schrift, die ſich ſo eng an Schelling'ſche Philoſophie ſchließt, nicht danach beurtheilen, wie ſie uns jetzt erſcheint. Zu ihrer Zeit machte ſie Aufſehen und mit Recht; denn ſie iſt reich an eigenen, tief aus der Natur geſchöpften Anſichten. *

Im Jahre 1811 gab Friedrich Sigismund Voigt eine kleine Schrift heraus: Analyſe der Frucht und des Samenkorns ꝛc., worin er ſchon Unwillen verräth, daß bis dahin noch immer kein Botaniker mit in dieſe Lehre einſtimmen will. Seine Worte ſind Seite 145: „Ich beziehe mich daher ſogleich auf die unbeſtreitbare und von manchem nur noch aus bloßem Trotz auf die Seite geſchobene Lehre der Goethe'ſchen Metamorphoſe der Pflanzen (— Citat der Schrift unter dem Text —), in welcher durch Beiſpiele aller Art gezeigt wird, wie die Pflanze ihrem Lebensziele durch anfängliche Ausdehnung und dann erfolgende allmählige Zuſammenziehung die höchſten Organe zu Wege bringt, welche, wie geſagt, nichts anderes ſind als die nämlichen, nur durch Wiederholung deſſelben Bildungsactes immer feiner, auch wohl anders gefärbt erzeugten u. ſ. w.

Die Betrachtung der Metamorphoſe beſchränkt ſich bei dem Blüthenſyſteme vorzüglich auf die Verwandlungsart der Blätter. Allein ſchon von der erſten Entwickelungsart der Pflanze an hat der berühmte Schöpfer jener Anſicht auf noch eine Bildung aufmerkſam gemacht — die Knoten u. ſ. w.

Mit 1812 tritt uns ein Fall fernerer Anerkennung entgegen, in einem Buche, welches auch recht eigentlich nur durch dieſe Lehre Exiſtenz und Begründung erhalten kann: G. Fr. Jäger über die Mißbildungen der Gewächſe. Hier heißt es Seite 6: „Bei beiden Propagationsarten nimmt nun die Fortentwickelung des neuen Individuums beinahe denſelben Gang, der im allgemeinen in einer ſtätig fortſchreitenden Bildung von neuen Organen bis zur Blüthe beſteht, die, wenn gleich ein Ganzes für

sich, doch in dem Baue ihrer Organe wieder die Verwandtschaft mit den übrigen Organen erkennen läßt, so daß alle gleichsam durch Metamorphose aus einander entstanden scheinen, worüber wir Herrn von Goethe Citat der Schrift eine nähere Darstellung verdanken, bei der er zugleich einzelne Mißbildungen derselben berücksichtigt hat."

* Wie indessen Schelver seine Kritik der Lehre von den Geschlechtern der Pflanze 1812 ganz auf die Metamorphose stützte, wie der dadurch erregte Streit überhand nahm und in Schmähungen ausartete, ist ohne Zweifel noch gegenwärtig. Hätte man den würdigen Verfasser nicht erst durch unziemliche Behandlung seiner selbst, dann durch voreilige Ueberschätzung der Schrift seines Schülers, von der man bald zurückkam, aufs äußerste erbittert; hätte man sich statt dessen über den Begriff pflanzlicher Individualität verständigt, worauf alles ankam, da Schelver von der Unmöglichkeit des Hermaphroditismus im Individuum ausging: ich bin überzeugt, die Lehre von der Sexualität der Pflanzen würde auch so gerettet, gereinigt, befestigt worden seyn; Wind und Insecten hätte man abgetreten, durch die Metamorphose reichlich entschädigt. Doch selbst auf die Art, wie der Streit geführt ward, mußte die Metamorphose wenigstens oft zur Sprache kommen; mehr bedurfte es nicht, ihr selbst unter Schelvers Gegnern Anhänger zu gewinnen. Der junge Autenrieth ist einer derselben. *

* Kräftig wirkten ohne Zweifel einerseits die neuere deutsche Philosophie, andererseits die allmählige Einführung des natürlichen Pflanzensystems dahin, der Metamorphose unter uns Eingang zu verschaffen. Und letzteres knüpfte sich wiederum an das Studium der Pflanzengeographie, das seit Humboldts Rückkehr Lieblingsbeschäftigung ward, vom natürlichen Pflanzensystem so unzertrennlich ist, daß auch der hartnäckigste Anhänger Linne's, daß selbst Mahlenberg sich bequemen mußte, wenigstens die alten Linnéschen Ordines naturales dabei zu Hülfe zu rufen. *

* Dauernden Einfluß gewannen Kiefers Mémoire sur l'organisation des plantes. 1814, und der Auszug aus diesem größern Werke

in deutſcher Sprache von 1815. Auch von dieſen Schriften darf man behaupten, daß die Metamorphoſe nicht bloß dem fertigen Stamme aufgepfropft, ſondern Grund und Seele des Ganzen iſt, und da ſie ſich näher an die Beobachtung halten, ſo tritt das Eigenthümliche der Schule, zu der ſich der Verfaſſer bekennt, weniger ſtörend für Andersdenkende darin hervor. In Frankreich zwar ward man erſt kürzlich auf Kieſer aufmerkſam, ſeitdem Briſſeau-Mirbels, ſeines entſchiedenen Gegners, Dictatur durch Dutrochet und andere gebrochen ward. In Deutſchland aber erlangte er bald ein ſolches Anſehen, daß Treviranus und die wenigen, die ſich ſonſt noch unbefangen erhielten, mit ihren Gründen ſelbſt gegen Kieſers offenbare Irrthümer nur langſam durchdringen konnten. Selbſt noch in Nees von Eſenbecks Handbuch der Botanik von 1820 ſcheinen die anatomiſchen Unterſuchungen von Meldenhawer, Treviranus und andern gegen die Kieſer'ſchen etwas zurückgeſetzt.*

---

* Sodann bemühte ſich Nees von Eſenbeck, das Gebiet der Metamorphoſenlehre in der Botanik nach einer andern Seite hin zu erweitern. Selbſt in den einfachſten blattloſen Gewächſen (Die Algen des ſüßen Waſſers, 1814. Syſtem der Pilze, 1815) ſuchte er die Metamorphoſe nachzuweiſen, und nach den Stufen derſelben jene zu ordnen. Sein ſpäteres Handbuch der Botanik beruht auf denſelben Grundanſichten, die mit denen, welche von Goethe zuerſt ausgeſprochen, wenn nicht congruiren, doch ziemlich nahe zuſammentreffen, und von ihm ſelbſt aus dieſer Quelle dankbar abgeleitet werden.

Derſelbe hat außerdem durch ſeine ſorgfältige Redaction der Verhandlungen der Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie, durch lebhaften Antheil an der Regensburger botaniſchen Zeitung und andern Journalen, durch Abdruck und Ueberſetzung der Brown'ſchen Schriften, durch Briefwechſel und mündlichen Unterricht, außerordentlich gewirkt, ſo daß dieſem vorzüglichen Manne an der Verbreitung jener naturgemäßern lebendigern Anſicht der Pflanzenbildung der größte Antheil gebührt.*

Friedrich Sigismund Voigt tritt in ſeinen Grundzügen der Naturgeſchichte 1817 und weiter unumwunden auf, und giebt Seite 433

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Das Wort: Es solle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder, in die Schule des Philosophen treten, heißt nicht etwa: Man solle ein Mathematiker seyn, um ein Weltweiser zu werden.

Geometrie ist hier in ihren ersten Elementen gedacht, wie sie uns im Euklid vorliegt und wie wir sie einen jeden Anfänger beginnen lassen. Alsdann aber ist sie die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwei Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistift aufs Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht, denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, potentia et actu, ist ihm klar geworden; der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war von seiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich selbst, so müssen wir es nicht im ascetischen Sinne auslegen. Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorumenen damit gemeint; sondern es heißt ganz einfach: Gieb einigermaßen Acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit

eine abermalige Darſtellung jener Schrift, frei verfaßt, auf mehreren Seiten, welche durch eine Kupfertafel, den **Helleborus foetidus** vorſtellend, ſinnlich erläutert werden.)

(Kurt Sprengel in ſeiner Geſchichte der Botanik 1818. Bd. II. S. 302, drückt ſich folgendermaßen aus: „von Goethe trägt die Entwickelung der Pflanzentheile aus einander ungemein klar und einnehmend vor. (Citat der Schrift.) Durch Zuſammendrängen der Formen wird die Entfaltung vorbereitet: dieß Grundgeſetz der Vegetation führt Goethe auf überzeugende und lehrreiche Art aus. — — Daß die Nectarien meiſt ſolche Uebergangsformen von den Corollenblättern zu den Staubfäden ſind; daß ſelbſt das Piſtill und das Stigma durch Rücktritt den Corollenblättern ähnlich werden und nur durch Zuſammendrängung aus dieſen entſtehen, wird einleuchtend gemacht, wenn die Staubfäden, wo die Corollenblättchen fehlſchlagen (bei einigen Thalictrum-Arten) dieſen ähnlich werden. Der treffliche Geiſt fühlte wohl, daß die Mißbildungen und die Füllung der Blumen ſeiner Theorie ſehr förderlich ſind: daher kommt er auch auf dieſe zurück.

Goethe's Metamorphoſe hatte einen zu tiefen Sinn, ſprach durch Einfachheit ſo ſehr an, und war ſo fruchtbar an den nützlichſten Folgerungen, daß man ſich billig nicht wundert, wenn ſie weitere Erörterungen veranlaßte, obwohl mancher ſich ſtellte, ſie nicht zu achten. Einer der erſten, der Goethe's Ideen in ein Lehrbuch aufnahm, war Friedrich Sigismund Voigt, Profeſſor in Jena (Syſtem der Botanik. Jena 1808. 8.). Sehr intereſſante Ideen über die Verwandtſchaft der Staubfäden und der Corollenblätter, ſo wie über das vorherrſchende Zahlenverhältniß, trug Johann Ludwig Georg Meinecke vor (Abhandlungen der Naturforſchenden Geſellſchaft in Halle, H. 1. 1809). Auch Laurenz Oken führte die Metamorphoſe in ſeiner Naturphiloſophie weiter aus.“)

(In demſelben Jahre (1818) findet ſich in der Zeitſchrift **Iſis** ein Aufſatz, S. 991, der wahrſcheinlich Nees von Eſenbeck zum Verfaſſer hat; er iſt überſchrieben: „Von der Metamorphoſe der Botanik,“ und tritt, geſchichtlich den Gegenſtand einleitend, mit den Worten auf: „Theophraſtos war Schöpfer der neuern Botanik, (Goethe iſt ihr

ein freundlicher milder Vater geworden, zu dem die Tochter, menſchlich empfindend und liebend, in wohlgebildeter Leiblichkeit immer zärtlicher die Augen aufſchlagen wird, je mehr ſie, den erſten Kinderjahren entwachſen, den Werth ihres eigenen ſchönen Daſeyns und der väterlichen Pflege erkennen lernt.

J. W. von Goethe's Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha. Bei Ettinger. 1790. 86 S. 8. wird uns jetzt noch näher ans Herz gelegt durch das erſte Heft einer neuen periodiſchen Folge von wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, unter dem gemeinſchaftlichen Titel: Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt ꝛc.")

(Dr. H. F. Autenrieth: Disquisitio quaestionis academicae de discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioeciarum apparente, praemio regis ornata. Tubingae. 1821. 4. kennt die Metamorphoſenlehre und berührt ſie S. 29, indem er ſagt: „Die Art, wie in der Pflanze des Hanfes die Zeugungstheile der beiden Geſchlechter gebildet ſind, trifft mit dem völlig zuſammen, was Goethe ſchon vormals ausgeſprochen hat, und ich habe daher geglaubt anführen zu müſſen, daß ich ſowohl die Antheren als die Samen mit ihren Stempeln aus den Kelchblättern habe entſtehen ſehen.")

(1822.)

Auch darf ich mein dankbares Anerkennen nicht verſchweigen einer Stelle, die ich in den Ergänzungsblättern zur Jenaiſchen Literaturzeitung No. 47, 1821, las:

„Nees von Eſenbecks Handbuch der Botanik ſchließt ſich an Goethe's, Steffens', Schelvers, Okens, Kieſers, Wilbrands botaniſche Beſtrebungen an: denn dieſe Männer zeugen, jeder auf ſeine Weiſe, von dem nämlichen Geiſte. Wer möchte aber hier ängſtlich unterſuchen wollen, was darin dieſem oder jenem gehöre, oder wer gar, die gewonnene Erkenntniß, wie einen äußern todten Beſitz behandelnd, eigenſüchtig ſein Recht der Priorität geltend machen wollen, da ja jeder vielmehr dem allgemeinen Lenker zu danken hat, wenn dieſer in unſern Tagen viele in dieſelbe Schule geführt, und das ſtille Zuſammenwirken verſchiedener Gemüther zu Einem Ziele unſerer Zeit zur unſchätzbaren Mitgabe verlieh!"

Durch einen ſolchen, zur Einigkeit bei Behandlung des Aechten und Wahren, rathenden und dringenden Ausruf wird die Erfüllung der Wünſche, die ich unter dem Titel: Meteore des literariſchen Himmels S. Br. XXX. ausgeſprochen, vorbereitet und, möge der gute Genius wollen! ganz nahe gebracht.

So wie es keine Glaubensgenoſſen geben kann ohne Entſagung beſchränkter Eigenheit, ob gleich jeder ſeine Individualität beibehält, eben ſo wenig kann in der höhern Wiſſenſchaft lebendig zuſammengewirkt und die eigentliche Verfaſſung der Naturſtadt Gottes erkannt und, in ſofern wir darin eingreifen, geregelt werden, wenn wir nicht als Bürger unſern Eigenheiten patriotiſch entſagen und uns ins Ganze dergeſtalt verſenken, daß unſer thätigſter, einzelner Antheil innerhalb dem Wohl des Ganzen völlig verſchwinde, und nur künftig wie verklärt in Geſellſchaft mit tauſend andern der Nachwelt verſchwebe.

Ferner darf ich nicht verſchweigen, wie bedeutend mir eine Recenſion geweſen, welche über Wendereths Lehrbuch der Botanik in den Göttinger Anzeigen, 22. Stück, 1822, ſich findet.

Referent, nachdem er die Schwierigkeiten bemerkt, in einem Lehrbuche der Botanik ideelle und reelle Pflanzenkunde zu überliefern, eilt auf den Hauptpunkt zu kommen, welcher nach ſeiner Ueberzeugung die Quelle des zu rügenden Schwankens faſt aller neuern Werke über allgemeine Botanik ſeyn möchte.

„Es kommt nämlich darauf an, ob wir die Pflanze in ihrer lebendigen Metamorphoſe, als ein Etwas, das nur im geregelten Wechſel Beſtand hat, verfolgen, oder ob wir ſie als ein Beharrliches und folglich Todtes in irgend einem oder einigen weit aus einander liegenden Zuſtänden auffaſſen und feſthalten wollen. Die Wahl iſt entſcheidend. Wer ſich mit Linné fürs letztere erklärt, geht am ſicherſten; wer ſich aber einmal in den Umlauf der Metamorphoſe einläßt, darf nicht mehr ſtillſtehen oder gar zurück ſchreiten. Von dem erſten Bläschen an, woraus Pilz und Alge, wie das Samenkorn der höchſten Pflanze hervorgeht, muß er den Gang der Entwickelung verfolgen. Die höhern Organe der Pflanzen darf er nicht von Wurzel und Stängel, ſondern einzig und allein aus dem Knoten ableiten, aus dem auch Wurzel und Stängel erſt geworden. Die ganze Pflanze darf er nicht als Object der Anſchauung ſo gerade zu für ein Intuituum nehmen, ſondern nachforſchen, wie dieſelbe durch allmählige

Reihung eines Knoten an den andern, deren jeder das Vermögen hat, unter Umſtänden ſelbſtſtändig zu vegetiren, zu der Geſammtform gelangte. Daraus geht dann ein beſtimmter genetiſcher Begriff der Species im Pflanzenreich, welchen viele beinahe aufgegeben, weil ſie ihn auf anderem Wege vergebens geſucht, gleichſam von ſelbſt hervor; und die Kritik der in unſerer Zeit ſo oft behaupteten und beſtrittenen Verwandlungen einer Pflanze in die andere, welche der Naturforſcher, ohne aller Gewißheit zu entſagen, nicht einräumen darf, gewinnt wieder einen feſten Boden."

Hier möchte ich nun nach meiner Weiſe noch folgendes anfügen. Die Idee iſt in der Erfahrung nicht darzuſtellen, kaum nachzuweiſen; wer ſie nicht beſitzt, wird ſie in der Erſcheinung nirgends gewahr; wer ſie beſitzt, gewöhnt ſich leicht über die Erſcheinung hinweg, weit darüber hinauszuſehen, und kehrt freilich nach einer ſolchen Diaſtole, um ſich nicht zu verlieren, wieder an die Wirklichkeit zurück, und verfährt wechſelsweiſe wohl ſo ſein ganzes Leben. Wie ſchwer es ſey auf dieſem Wege für Didaktiſches oder wohl gar Dogmatiſches zu ſorgen, iſt dem Einſichtigen nicht fremd.

Die Pflanzenkunde ſteht als gelehrtes Wiſſen künſtlich-methodiſch, als Kunſtpflege erfahrungsgemäß-praktiſch ſicher auf ihren Füßen; von beiden Seiten wird niemand für ſie bange. Da nun aber auch die Idee unaufhaltſam hereinwirkt, ſo muß der Lehrvortrag immer ſchwieriger werden, worin wir den verſtehenden Aeußerungen des unbekannten Freundes und Mitarbeiters vollkommen beipflichten, nicht weniger die Hoffnung, die er uns am Ende giebt, ſehr gerne hegen und pflegen.

Lebens- und Formgeſchichte der Pflanzenwelt von Schelver

1822.

Den Wünſchen und Hoffnungen, die wir bezüglich auf Pflanzenkunde, deren Begründung, Mittheilung, Ueberlieferung deutlich ausgeſprochen, kommt hier unſer alter Freund und Studiengenoſſe auf das vollſtändigſte entgegen. Mag es ſeyn, daß eine vor zwanzig Jahren perſönlich eingeleitete und dann im ſtillen immerfort geführte Wechſelwirkung und

Bildung mir dieſes Buch verſtändlicher, annehmlicher, eingreifender macht, als vielleicht andern, genug, mich hat eine ſolche Gabe höchlich erfreut und meinen Glauben an lebendig dauernde Verhältniſſe, bei fortſchreitender Entwickelung beider Theile, abermals geſtärkt.

Wer das Büchlein in die Hand nimmt, leſe zuvörderſt das dritte Hauptſtück über das Studium der Botanik Seite 78.

Ihm wird der ſchöne Gedanke entgegen treten, daß jedes Wiſſen, wie es ſich im Menſchengeſchlecht manifeſtirt, jeder Trieb zur Erkenntniß und zur Thätigkeit als ein Lebendiges anzuſehen ſey, ſchon alles enthaltend, was es in weltgeſchichtlicher Folge ſich zueignen und aus ſich ſelbſt entwickeln werde.

Hier alſo ſteht Bemerken und Aufmerken, Erblicken und Beſchauen, Erfahren und Betrachten, Sammeln und Zurechtſtellen, Ordnen und Ueberſchauen, Einſicht und Geiſteserhebung, Fülle und Methode in ſtets lebendigem Bezug. Das Erſte hat Anſpruch, zugleich das Letzte, das Unterſte das Oberſte, das Nächſte das Zarteſte zu werden, und wenn zu einer ſolchen Steigerung Jahrhunderte, vielleicht Jahrtauſende nöthig ſind, ſo wird die Betrachtung derſelben nur um deſto würdiger und werther: aber auch um ſo freier von Vorurtheil will ſie gehalten ſeyn. Alles was gethan und geleiſtet worden, es ſey noch ſo gering, behält ſeinen Werth; alles was empfunden und gedacht worden, tritt in ſeine Würde, und alles wie es ins Leben trat, bleibt in der Geſchichte neben und nach einander beſtehend und lebendig.

Auf dieſe Weiſe können wir unſere Vorgänger überſchreiten, ohne ſie zu verdunkeln, mit Gleichzeitigen wetteifern, ohne ſie zu verletzen; ja es wäre vielleicht kein Traum zu hoffen, daß alle, wenn ſie nur den Standpunkt recht faßten, einander in die Hände arbeiten könnten. Warum ſoll ein ideelles Vorwärtsdringen, als wenn man mit Adlerauge und Schwinge ſich über die Atmoſphäre erheben wollte, nicht auch dasjenige Bemühen zu ſchätzen wiſſen, welches in feuchten Erdregionen verweilt und ein Auge waffnet, um das Unendliche im kleinen zu finden.

Ein Aufſatz unſeres Verfaſſers in eben dieſem Sinne geſchrieben: Die Aufgabe der höhern Botanik, findet ſich in dem zweiten Theil des zehnten Bandes der neuen Akten der Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie, Bonn 1821, einem vorzüglich ausgeſtatteten Volum, von deſſen Mittheilung wir ſchon in kurzer Zeit viel Vortheil gezogen.

Dr. Ernſt Meyer, gegenwärtig Ordinar-Profeſſor an der Univerſität zu Königsberg und Director des dortigen botaniſchen Gartens, ein in dieſer Angelegenheit früh erworbener Freund, deſſen ſchon eher hätte gedacht werden ſollen, hier aber auf Veranlaſſung der Jahrzahl nicht unzeitig geſchieht.

Das Glück ſeines perſönlichen Umgangs iſt mir nie geworden, aber eine einſtimmende Theilnahme förderte mich ſchon ſeit den erſten Jahren.

Von einem ſolchen wechſelsweiſen Vertrauen möge genugſames Zeugniß folgende Nachweiſung geben. Man ſehe: Goethe, zur Naturwiſſenſchaft, beſonders zur Morphologie, im erſten Hefte des zweiten Bandes 1822.

Hier wird man auf der 28. Seite Probleme finden, bezüglich auf Organiſation überhaupt und auf vegetabiliſche insbeſondere, welche fragweiſe der Herausgeber ſeinem einſichtigen Freunde zutraulich vorlegte. Sodann folgt auf der 31. Seite eine ſinnvolle Erwiederung des geſchätzten Mannes. Beiderſeitige Aeußerungen möchten auch wohl fernerhin als Betrachtungen aufregend und vielbedeutend angeſehen werden. (Siehe im 30. Bd. den Aufſatz: Probleme und Erwiederung.)

Gedachter Freund hat übrigens, ohne in Schriften der Metamorphoſe ausdrücklich und umſtändlich zu erwähnen, ſeit Jahren durch reine Lehre und eifrige Fortpflanzung höchlich gefördert. Einen Beweis davon giebt nachſtehendes bedeutende, von einem ſeiner Hörer ausgegangene Werk, deſſen wir mit Vergnügen zu erwähnen haben.

---

*Röpers Enumeratio Euphorbiarum iſt eine der ſeltenen Schriften, die wenig von Metamorphoſe reden, ihren Gegenſtand aber ganz der Idee derſelben gemäß behandeln und dadurch bei Andersgeſinnten um ſo leichter Eingang finden. Auch war der Stoff einer ſolchen Behandlung vor andern fähig. Schon Richard, der wahre Verfaſſer von Michaux's Flora boreali-americana, hatte in dieſem Werke gezeigt, daß das was Linné als einzelne Blume der Euphorbien betrachtete, ſich auch als Blüthenſtand oder Flos compositus betrachten laſſe, das vermeinte Piſtill als centrale weibliche Blume, die angeblich gegliederten Stamina als ein Verticill geſtielter einmänniger männlicher Blumen, die Corolle als Involucrum u. ſ. w. Durch Vergleichung mit dem Bau und der Entwickelungsart verwandter Gattungen ſuchte ſpäter Robert Brown, ingleichen

Röper, vornehmlich durch Benutzung zahlreicher, höchst merkwürdiger Mißbildungen, jene Ansicht zu bestätigen.

(In dem Jahre 1823 erhielten wir ein vorzügliches Werk: Lud. H. Friedlaenderi de institutione ad medicinam libri duo, tironum atque scholarum causa editi. Unter den geistvollen Anweisungen zum gründlichen medicinischen Studium widmete er auch der Botanik mehrere Paragraphen und sagt Seite 102 im 62: „Das Wachsthum der Pflanze zeigt also nichts völlig Freies oder Willkürliches, sondern ein eigenthümlich entschiedenes Leben ist nur auf Zunahme gerichtet, welche theils durch Ausdehnung, theils durch Zusammenziehung bewirkt wird, dergestalt daß aus dem entwickelten Keime die Wurzel sich abwärts, der Stamm sich aufwärts begiebt, und letzterer aus einer Folge von Blättern zuletzt Kelch, Krone, Staub- und Fruchtwerkzeuge, ja die Frucht selbst hervorzubringen fähig wird. Goethe, Metamorphose."

* Es ist jetzt Mode in jedem Lehrbuch der Botanik, deren bald Legion seyn wird, der Metamorphose ein Capitelchen einzuräumen. So aber läßt sich der Geist, der das Ganze belebend durchdringen sollte, nicht einzwängen. Schriften der Art werden hier ganz zu übergehen seyn, weil nur Anfänger sie zur Hand nehmen, wenn ihnen ein Kunstausdruck fehlt, den sie darin zu finden Hoffnung hegen können. *

H. F. Link, Elementa philosophiae botanicae. Berolin. 1824. Der Verfasser sagt Seite 244:

„Die Metamorphose der Pflanzen hat Goethe zum besten vorgetragen. Die Pflanze stellt er dar als mit Ausdehnung und Zusammenziehung abwechselnd; die Blume kann als das Moment der Contraction angesehen werden, aber indem diese im Kelche vorwaltet, dehnt sich die Krone wieder aus. Die Stamina, Antheren und der Staub sind wieder und am meisten zusammengezogen, die Fruchthülle dagegen dehnt sich von neuem aus, bis zu der höchsten Contraction des Embryons. Diese Oscillation der Natur findet sich nicht allein in mechanischen Bewegungen, wie dem

Pendel, den Wellen u. ſ. w., ſondern auch in lebendigen Körpern und den Perioden des Lebens."

Dieſe anſcheinende Belobung unſerer Bemühungen mußte uns doch bedenklich vorkommen, indem da wo von Geſtalt und Umgeſtaltung eigentlich zu ſprechen wäre, nur die letzte, bildloſe, ſublimirte Abſtraction angeführt und das höchſt organiſche Leben den völlig form- und körperloſen allgemeinſten Naturerſcheinungen zugeſellt wird.

Bis zur Betrübniß aber ſteigerte ſich unſer Gefühl, da wir, bei genaueſter Unterſuchung, obige Worte völlig als fremde Eindringlinge in dieſes Werk eingeklemmt und zur entſchiedenſten Unthätigkeit verdammt ſahen. Denn nicht allein braucht der Verfaſſer das Wort Metamorphoſe bei den erſten Schritten ſeines Vortrags und ſonſt (ſiehe das Regiſter) in einem völlig verſchiedenen Sinne, als es von uns und andern gebraucht worden, ja in einer Bedeutung wie es nie gebraucht werden ſollte, und wo es ihm ſelbſt nicht recht paſſen will; denn wie ſoll man Seite 152, 97 am Schluß verſtehen: **Hoc modo nulla ſit metamorphosis!** Alsdann fügt er jedesmal eine ſogenannte Anamorphoſe hinzu, wodurch der eigentliche Sinn ins Unſichere getrieben wird.

Das Bedauerlichſte jedoch iſt, daß er die Haupt- und Schlußbildung in Blüthe und Frucht auf Linné's unhaltbare Prolepſis zurückzuführen trachtet, wobei er nicht einer, ſondern eines Dutzend Prolepſen bedarf, und wegen der Vorausverwendung künftiger Jahresknospen ſich an dauernde Bäume zu halten genöthigt iſt, auch ganz naiv hinzufügt: **Ut prolepsis ornatur, ligno robusto opus est.** Seite 246, 150.

Wie verhält ſich's denn aber mit der einjährigen Pflanze, welche nichts vorauszunehmen hat?

Hier wird, ſagen wir, durch eine ſich ſchnell ſteigernde Metamorphoſe das vergängliche Weſen, eine zunächſt dem Untergang verfallene Pflanze, in den Stand geſetzt zu Hunderten und Tauſenden vorauszugeben, was zwar wie ſie, ſchnell vergänglich, aber, eben wie ſie, ohne Maß fruchtbar ſeyn und werden ſoll. Nicht alſo eine Prolepſis der künftigen Pflanze, ſondern eine Prodosis der freigebigen Natur ſollte man's nennen, und ſo würde man ſich an einem richtig ausdrückenden Worte belehren und erfreuen.

Genug! ja zuviel! Mit dem Irrthum ſollte man nicht ſtreiten; ihn anzudeuten möge hinreichen.

In dieſer Reihe dürfen wir uns auch eines Namens von Bedeutung rühmen, Robert Browns. Es iſt die Art dieſes großen Mannes, die Grundwahrheiten ſeiner Wiſſenſchaft ſelten im Munde zu führen, während doch jede ſeiner Arbeiten zeigt, wie innig er mit ihnen vertraut iſt. Daher die Klagen über die Dunkelheit ſeiner Schreibart. Auch über die Metamorphoſe hat er ſich nirgends vollſtändig erklärt. Nur gelegentlich einmal, in einer Anmerkung zu ſeinem Aufſatz über die Raflesia, ſpricht er es aus, daß er alle Blüthentheile für motificirte Blätter halte, und ſucht, dieſer Anſicht gemäß, die Normalbildung der Anthere zu erläutern.

Jene hingeworfenen Worte des anerkannt größten Botanikers unſerer Zeit ſind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, und haben, zumal in Frankreich, tief gewirkt. Namentlich ſcheint Aubert du Petit-Thouars, der von ihm als einer der Vertheidiger jener Anſicht gerühmt wird, ſowohl dieſer als einer ſonſt ausgeſprochenen günſtigen Geſinnung Browns vorzüglich die Achtung ſchuldig zu ſeyn, deren er gegenwärtig in Frankreich zu genießen anfängt, und die ſeine trefflichen Leiſtungen ſeinen befangenen Landsleuten nicht unmittelbar abgewinnen konnten.

A. P. de Candolle, Organographie végétale. II Tomes. 1827. Paris.

Von dem Einſchreiten dieſes vorzüglichen Mannes zu ſprechen bedienen wir uns lieber einiger Stellen aus andern Autoren; unſer Ueberſetzer, de Gingings-Laſſaraz, drückt ſich in ſeinem hiſtoriſchen Vorwort zu unſerer Metamorphoſe folgendermaßen aus.

„In der Zwiſchenzeit ergriff ein berühmter Botaniker, ohne Goethe's Werk zu kennen, die Angelegenheit auf ſeine eigene Weiſe, und geleitet durch ein vorzügliches Talent, deſſen ganzen Werth ich nicht zu ſchätzen wage, geſtützt auf ein tiefes Studium des Pflanzenreiches, auf eine höchſt bedeutende Maſſe von Erfahrung und Beobachtung, trug er im Jahre 1813 in ſeiner Elementartheorie die Principien der Symmetrie der Organe und die Geſchichte ihrer Metamorphoſen vor, welche er Degenerescenzen nannte. Dieſe Theorie, auf ſo ſoliden Grundlagen, hatte nicht das Schickſal des Goethe'ſchen Werkes zu befürchten; ſie machte zahlreiche und ſchnelle Fortſchritte in der natürlichen und philoſophiſchen Behandlung der Vegetabilien, und ward vollendet durch die

Organographie der Vegetabilien, welche alle unſere Kenntniſſe hierüber zuſammenfaßt."

P. J. F. Turpin. Wir haben von dieſem vorzüglichen Manne, der zugleich als einſichtiger Botaniker und genaueſter Zeichner, ſowohl vollendeter Pflanzen als ihrer mikroſkopiſchen Anfänge, rühmlich bekannt iſt, uns ein Motto angeeignet, das wir unter Tafel I. Band XIX. der Memoiren des Muſeums der Naturgeſchichte 1830 gefunden, und hier ſeiner Bedeutung wegen gern wiederholen: „Die Sachen herankommen ſehen, iſt das beſte Mittel ſie zu erklären." Ferner äußert er anderwärts: „Die allgemeine Organiſation eines lebendigen Weſens und die ſeiner Organe insbeſondere laſſen ſich nur dadurch erklären, daß man Schritt für Schritt die Folge der Entwickelung eines ſolchen Weſens von dem erſten Augenblicke ſeiner erſcheinenden Bildung an bis zu dem ſeines Todes verfolgt." Und auch dieß bleibt ein Hauptartikel der Bekenntniſſe ernſtwirkender Deutſchen, welche ſich mit Betrachtung der Natur treulich beſchäftigen.

Ein bildender Künſtler, der mit dem ſchärfſten Blick die Unterſchiede der ihm vorgelegten Gegenſtände genau, wie ſie ſich darſtellen, nachzubilden hat, wird, mit geſchickter Hand ſie auf die Tafel übertragend, gar bald bemerken, daß die Organe ein und derſelben Pflanze nicht ſtreng von einander geſondert ſind. Er wird die Aufſtufung eines Organs aus dem andern und deren geſteigerte Entwickelung gewahr werden, und ihm wird es leicht ſeyn, die ſtätige Folge verwandter, immer gleicher und immer veränderter Weſen mit fertiger Hand vor die Augen zu ſtellen.

Die franzöſiſche Sprache hat unter andern Worten, die wir ihr beneiden müſſen, das Wort s'acheminer, und wenn es auch urſprünglich nur heißen mochte, ſich auf den Weg begeben, ſo fühlte doch eine geiſtreiche Nation, daß jeder Schritt, den der Wanderer vorwärts thut, einen andern Gehalt, eine andere Bedeutung habe als der vorhergehende, indem auf dem richtig eingeſchlagenen Wege in jedem Schritt das zu erreichende Ziel ſchon vollkommener begriffen und enthalten iſt; daher das Wort acheminement einen ſittlich lebendigen Werth in ſich faßt. Man denkt ſich dabei das Herankommen, das Vorſchreiten, aber in einem höhern Sinne. Wie denn ja die ganze Strategie eigentlich auf dem richtigſten, kräftigſten acheminement beruht.

du gewahr werdest, wie du zu deines Gleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Qualereien; jeder tüchtige Mensch weiß und erfahrt was es heißen soll; es ist ein guter Rath der einem jeden praktisch zum größten Vortheil gedeiht.

Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Thuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Speculation, sondern zu Leben und That auffordert.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höhern Cultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüber stellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfangliche Geist fühlt sich, dem Alterthum gegenüber, in den anmuthigstideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesange die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche

Das Höchſte, was ſich hiervon auf Pflanzen anwenden läßt, hat der treffliche Turpin nicht allein durch wiſſenſchaftliches Beſchauen, ſondern auch künſtleriſche Nachbildung zu bearbeiten vielfache Gelegenheit gehabt, und würde daher dieſem Felde den größten Dienſt leiſten, wenn er ſeine Geſchicklichkeit zu dem Zwecke einer bildlichen Darſtellung der Pflanzenmetamorphoſe ernſtlich hinleiten wollte.

Zwar enthalten die Tafeln zur Organographie des ſcharfſichtigen de Candolle hiervon bereits auffallend belehrende Beiſpiele; allein wir wünſchten ſie vollſtändiger zu gedachten beſondern Zwecken, möglichſt genau, beſonders auch durch Farben charakteriſtiſch verdeutlicht, naturgemäß methodiſch aufgeſtellt, welches, bei den entſchiedenen botaniſchen Einſichten des trefflichen Künſtlers, bei den höchſt fördernden Vorarbeiten, keine der ſchwierigſten Unternehmungen ſeyn möchte.

Hätten wir das Glück in der Nähe des vollkommenen Künſtlers zu leben, ſo würden wir ihm täglich und dringend anliegen, ihn erſuchen und auffordern, ein ſolches Werk zu unternehmen. Es bedürfte des wenigſten Textes und würde ſich der botaniſchen Terminologie und ihrem Wortreichthum zur Seite ſtellen, aber doch für ſich ſelbſt beſtehen, indem uns die Urſprache der Natur in ihren Elementen und deren ausgebreiteten Verarbeitung und Anwendung vollkommen leſerlich erſcheinen müßte.

(1827 tritt die zweite Ausgabe von Friedrich Sigismund Voigts Lehrbuch der Botanik ans Licht. S. 31 u. ff. wird die Darſtellung der Metamorphoſe, wie ſie in der erſten Ausgabe gegeben ward, wieder abgedruckt, doch nun noch genauer mit den Einleitungslehren der Botanik verbunden, und mit vielen, aus ſeltenen Schriften und eigener Beobachtung geſammelten Beiſpielen ausgeſtattet.)

Botanik für Damen ꝛc. enthaltend eine Darſtellung des Pflanzenreichs in ſeiner Metamorphoſe, von Ludwig Reichenbach. Leipzig 1828.

Der Verfaſſer, nachdem er Anſicht und Behandlungsweiſe Linné's und Juſſieu's vorgetragen, wendet ſich zu meinen Bemühungen, und äußert ſich darüber folgendermaßen.

„Goethe blickt tief in das innere Naturleben, und ſeine leichte

Auffassung des Beobachteten, seine glückliche Deutung der Einzelnheiten für den Zusammenhang des Ganzen, überhaupt seine originelle Gesammtbeschauung der Natur, veranlassen uns die dritte Richtung, welche die Naturforschung zu nehmen im Stande ist, in *seinem* Streben lebhaft zu erkennen. Namentlich widmete er eben der Anschauung der Pflanzenwelt und der Erforschung ihrer Entwickelung und Entfaltung so viele Aufmerksamkeit, daß wir mit vollem Rechte von ihm sagen können, er erforschte als Jüngling schon der Dryade Geheimniß, aber ein Greis mußte er werden bevor die Welt ihn verstand! — Zu hohem und verdientem Ruhme reifte erst spät heran seine geistvolle Schrift, *über die Metamorphosen der Pflanzen* Gotha 1790, eine Abhandlung von eben so trefflicher Beobachtungsgabe geleitet, als durch jene glückliche Deutungsgabe belebt. Diese Metamorphose, diese Entwickelung der Pflanze, übergetragen auf das ganze Gewächsreich, giebt die Gesetze für ideale Anordnung, für Darstellung des lebendigen, natürlichen Zusammenhanges, dem wir nachforschen sollen, ohne jemals ihn ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu belebt die Schriften des Meisters, die Ausführung bleibt jedem überlassen, nach Maßgabe von Einsicht, Eifer und Kraft."

Dem Bestreben des vorzüglichen Mannes geben wir ausdrücklichen Beifall und fügen, um denselben zu bezeigen, nur weniges hinzu. Eine Idee, wie sie ausgesprochen ist, wird ein wundersames Gemeingut; wer sich ihrer zu bemächtigen weiß, gewinnt ein neues Eigenthum, ohne jemand zu berauben; er bedient sich dessen nach eigener Art und Weise folgerecht, auch wohl ohne immer daran zu denken. Dadurch aber beweist sich eben der inwohnende, kräftig lebendige Werth des erworbenen Gutes.

Der Verfasser widmet sein Werk Frauen, Künstlern und sinnigen Naturfreunden; er hofft, das Anschauen der hohen Maxime in der Natur, die Anwendung derselben im thätigen Leben durch seine Bemühungen gefördert zu sehen. Möge ihm, durch ein glückliches Gelingen, dafür der schönste Lohn werden!

Botanische Literaturblätter, zweiten Bandes drittes Heft. Nürnberg 1829. Seite 427.

Königliche Institution von Großbritannien zu London 1829. Am 30. Januar las unter andern Herr *Gilbert T. Burnett* einen langen

Aufſatz über die Pflanzen-Metamorphoſe. Dieſer ſteht hier auszugsweiſe überſetzt, und es wäre zu wünſchen, daß man das Ganze vor ſich hätte. Er trifft zwar, wie es ſcheint, nicht völlig mit unſern Vorſtellungen zuſammen, behandelt aber doch die Angelegenheit mit Ernſt und mit Umſicht.

---

* Gewiß wird eine franzöſiſche Ueberſetzung des Verſuchs die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären wohlthätigen Einfluß üben. Die darin herrſchende Idee iſt auch jenſeits des Rheins erwacht; Aubert du Petit-Thouars und Turpin (in ſeinem Anhange zu Poiret's Leçons de Flore), geben die deutlichſten Beweiſe davon. Doch ſchweifen beide, wie ich glaube, ſchon weit über die rechte Gränze hinaus, und finden unter ihren Landsleuten wenig Geneigtheit. Jene einfachere naturgemäßere Darſtellung wird hoffentlich manchen verſöhnen, und von der andern Seite manchen ins rechte Gleis zurückrufen. *

Essai sur la Métamorphose des Plantes, par J. W. de Goethe. Traduit de l'Allemand sur l'Edition originale de Gotha (1790), par M. Fréderic de Gingins-Lassaraz. Genève 1829.

In einem geſchichtlichen Vorworte ſpricht ſich der Ueberſetzer folgendermaßen aus. „Es giebt zwei ſehr verſchiedene Arten die Pflanzen zu betrachten: die eine, die gewöhnlichſte, vergleicht alle einzelnen Pflanzen unter einander, aus welchen das ganze Reich beſteht, die andere vergleicht die verſchiedenen Organe unter ſich, welche die Pflanzen zunächſt bilden, und ſucht darin ein eigenthümliches Symptom des vegetabilen Lebens. Die erſte dieſer beiden Arten, die Pflanzen zu ſtudiren, führt uns zu der Kenntniß aller Vegetabilien, welche über den Erdball verbreitet ſind, ihrer natürlichen Verhältniſſe, Lebensweiſe und Nutzen; die zweite lehrt uns die Organe aller Pflanze kennen, ihre phyſiologiſchen Functionen und die Rolle, welche ſie in ihrer Lebensökonomie zu ſpielen haben. Sie ſtudirt den Gang der Entwickelung, die Metamorphoſen zu welchen ſich die einzelnen Theile bequemen müſſen; ſie läßt uns in der Pflanze ein Weſen ſehen, welches geboren wird, wächst, ſich wieder hervorbringt und ſtirbt. Mit einem Wort: die eine iſt die Geſchichte der Pflanzen, die andere die Geſchichte der Pflanze.

Diese letzte Art die Vegetabilien anzusehen hat man die philosophische genannt, indem sie sich enger an die Philosophie der Natur anschließt; eigentlich aber sind diese beiden Arten die lebendigen Wesen zu studiren, durchaus unzertrennlich. Auf keine Weise würde man die natürlichen Verhältnisse der unter sich verglichenen Vegetabilien erkennen, wenn man nicht die verschiedenen Erscheinungen zu schätzen wüßte, unter welchen die Organe sich vor unsern Augen verkleiden, und andererseits kann uns die wahre Natur der Organe nur dadurch enthüllt werden, daß wir die analogen Theile in einer großen Anzahl Vegetabilien von verschiedenen Geschlechtern vergleichen.

Diese Betrachtungen werden dieser Uebersetzung wohl Gunst gewinnen, womit wir den geistreichen Versuch Goethe's über die Metamorphose der Pflanzen allgemeiner zu machen suchen, indem der Verlauf der Zeit und die genaue Beobachtung der Gegenstände die Wahrheit seiner Theorie mehr oder weniger bestätigt hat.

Diesem Dichter war es vorbehalten, dessen freie natürliche Weise in seinen literarischen Productionen bekannt ist, auch auf das Pflanzenreich seinen geistreichen Blick zu wenden und ohne systematisches Vorurtheil uns die Pflanze in der ganzen Einfalt ihrer Natur vorzuzeigen, wie sie stillschweigend und geheimnißvoll die ewige Fähigkeit ausübt, aufzuwachsen, zu blühen und sich wieder hervorzubringen.

Der Dichter, den natürlichen Schwung seiner Einbildungskraft zügelnd, auf eine kleine Zahl allgemein zugänglicher, aber wohlgewählter Beispiele sich stützend, verpflichtete sich seine Leser schrittweise auf einem so einfachen als klaren Pfad zu der Ueberzeugung der Wahrheiten zu führen, von denen er sich durchdrungen fühlte. Auch ist seine Theorie im höchsten Sinne elementar und sehr geeignet auch diejenigen zu unterrichten und zu überzeugen, welche keine eigentliche Studien der Vegetabilien gemacht haben. Und in diesem Bezug könnte sie denjenigen als Muster dienen, denen daran liegt die Kenntniß der Wesen welche uns umgeben, allgemeiner zu verbreiten, und wie man sagt populär zu machen."

Reichenbachs Werk ist angezeigt im **Bulletin des sciences naturelles, sous la direction de M. le Baron de Ferussac. No. 5. — Mai 1830. pag. 268.**

Botanik für Damen — Botanique pour le dames, les artistes et les amateurs de plantes, contenant une exposition du règne végétal dans ses métaphores (sic!) et une instruction pour étudier la science et pour former des herbiers.

Dieſer Ueberſetzung des Titels iſt nichts weiter hinzugefügt, auch nicht die mindeſte Andeutung, was das Buch allenfalls enthalten könnte. In einer kurz darauf folgenden Anzeige einer deutſchen naturphiloſophiſchen Schrift äußern die Referenten, daß ſie dieſelben nur anzeigen, um nichts zu verſäumen, was über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand gedruckt werde.

Nun aber hätte, dünkt uns, der vieljährige Einfluß jener Umwandlungslehre auf Deutſchland, welche durch einen allgemein anerkannten Meiſter dieſes Fachs ſchon längſt in Frankreich eingeleitet, und ſogar neuerlich durch eine Ueberſetzung unſeres ältern Verſuchs gleichfalls aufgefriſcht worden, wohl können der Redaction zu einigen Bemerkungen über obgenanntes Buch Anlaß geben.

Was aber den ſonderbaren Druckfehler betrifft, wodurch der oben mitgetheilte Titel entſtellt wird, indem ſtatt Metamorphoſe Metapher geſetzt iſt, halten wir unſere Zeit für zu hoch gebildet, als daß wir dahinter eine ſpöttiſche Anſpielung auf die deutſche Behandlungsweiſe der Naturgegenſtände argwöhnen ſollten. Die Lehre der Metamorphoſe kann den Herausgebern nicht fremd ſeyn, und es wird ſie gereuen den Abdruck nicht beſſer durchgeſehen oder vielleicht gar ſowohl Redaction als Reviſion dieſes Capitels Perſonen anvertraut zu haben, welche dem Stand der Wiſſenſchaft völlig fremd ſind.

J. P. Vaucher, Histoire physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les divers périodes de leur développement. 1 fort Vol. 8vo. Genève 1830.

Dieſes bedeutenden Werkes, aus welchem wir ſeit ſeiner Erſcheinung ſchon manchen Vortheil gezogen, hätten wir eigentlich hier gar nicht zu gedenken. Der Verfaſſer, ein umſichtiger Botaniker, erklärt die phyſiologiſchen Phänomene nach teleologiſchen Anſichten, welche die unſrigen nicht ſind noch ſeyn können, ob wir gleich mit niemand ſtreiten, der ſich derſelben bedient.

Indem der Verfasser jedoch am Schlusse seiner Einleitung sich als jener Lehrart nicht geneigt erklärt, wonach Herr de Candolle in seinen didaktischen Schriften die botanische Organisation zu entwickeln unternimmt, und in sofern auch unsere Ansicht, welche damit nahezu übereinstimmt, zugleich verwirft, so ergreifen wir die Gelegenheit diese freilich sehr zarten Verhältnisse zur Sprache zu bringen.

Es ist zwar mit allem Dank zu bemerken, daß ein so wichtiger Mann, wie Herr de Candolle, die Identität aller Pflanzentheile anerkennt, so wie die lebendige Mobilität derselben, sich vorwärts oder rückwärts zu gestalten und sich dadurch in gränzenlos unterschiedene Formen dem Auge darzustellen, an den vielfachsten Beispielen durchführt. Allein wir können den Weg nicht billigen den er nimmt, um die Liebhaber des Pflanzenreichs zu der Grundidee zu führen, von deren rechtem Verständniß alles abhängt. Nach unserer Ansicht thut er nicht wohl von der Symmetrie auszugehen, ja sogar die Lehre selbst mit diesem Namen zu bezeichnen.

Der würdige Mann setzt eine gewisse von der Natur intentionirte Regelmäßigkeit voraus und nennt alles was mit derselben nicht übereintrifft, Aus- und Abwüchse, welche durch Fehlgeburten, außerordentliche Entwickelungen, Verkümmerungen oder Verschmelzungen jene Grundregel verschleiern und verbergen.

Gerade diese Art sich auszudrücken hat Herrn Baucher abgeschreckt, und wir können es ihm nicht ganz verargen. Denn sonach erscheint in der Pflanzenwelt die eigentliche Absicht der Natur sehr selten erfüllt; wir werden von einer Ausnahme zur andern hingewiesen und finden nicht wo wir festen Fuß fassen sollen.

Die Metamorphose ist ein höherer Begriff, der über dem Regelmäßigen und Unregelmäßigen waltet, und nach welchem eben so gut die einfache Rose als die vielblätterige sich bildet, eben so gut die regelmäßige Tulpe als die wunderlichste der Orchideen hervorgebracht wird.

Auf diesem Wege verdeutlicht sich alles Gelingen und Mißlingen der Naturproducte dem Adepten; das ewig lockere Leben ist ihm anschaulich, woraus die Möglichkeit hervorgeht, daß die Pflanzen sowohl in den günstigsten als ungünstigsten Umständen sich entwickeln, Art und Abart über alle Zonen verbreitet werden können.

Wenn eine Pflanze, nach innern Gesetzen oder auf Einwirkung äußerer Ursachen, die Gestalt, das Verhältniß ihrer Theile verändert, so ist dieses

durchaus als dem Geſetz gemäß anzuſehen und keine dieſer Abweichungen als Miß- und Rückwuchs zu betrachten.

Mag ſich ein Organ verlängern oder verkürzen, erweitern oder zuſammenziehen, verſchmelzen oder zerſpalten, zögern oder ſich übereilen, entwickeln oder verbergen, alles geſchieht nach dem einfachen Geſetz der Metamorphoſe, welche durch ihre Wirkſamkeit ſowohl das Symmetriſche als das Bizarre, das Fruchtende wie das Fruchtloſe, das Faßliche wie das Unbegreifliche vor Augen bringt.

Ein Vortrag dieſer Art würde Herrn Vaucher, wenn man ſich mit ihm darüber methodiſch, unter Vorlegung beweiſender Beiſpiele, folgerecht unterhalten könnte, vielleicht eher zuſagen, weil dadurch die teleologiſche Anſicht nicht aufgehoben, vielmehr derſelben Hülfe geleiſtet wird.

Der Forſcher kann ſich immer mehr überzeugen, wie Wenig und Einfaches, von dem ewigen Urweſen in Bewegung geſetzt, das Allermannichfaltigſte hervorzubringen fähig iſt.

Der aufmerkſame Beobachter kann ſogar durch den äußern Sinn das Unmöglichſcheinende gewahr werden; ein Reſultat, welches, man nenne es vorgeſehenen Zweck oder nothwendige Folge, entſchieden gebietet, vor dem geheimnißvollen Urgrunde aller Dinge uns anbetend niederzuwerfen.

Ueber die Spiraltendenz der Vegetation.

Vorarbeit. Aphoriſtiſch.

Wenn ein Fall in der Naturbetrachtung vorkommt, der uns ſtutzig macht, wo wir unſere gewöhnliche Vorſtellungs- und Denkweiſe nicht ganz hinlänglich finden um ſolchen zu gewältigen, ſo thun wir wohl uns umzuſehen, ob nicht in der Geſchichte des Denkens und Begreifens ſchon etwas ähnliches verhandelt worden.

Dießmal wurden wir nun an die Homoiomerien des Anaxagoras erinnert, obgleich ein ſolcher Mann zu ſeiner Zeit ſich begnügen mußte daſſelbige durch daſſelbige zu erklären. Wir aber, auf Erfahrung geſtützt, können ſchon etwas dergleichen zu denken wagen.

Laſſen wir bei Seite, daß eben dieſe Homoiomerien ſich bei urelementaren einfachen Erſcheinungen eher anwenden laſſen; allein hier haben wir auf einer hohen Stufe wirklich entdeckt, daß ſpirale Organe durch die ganze Pflanze im kleinſten durchgehen, und wir ſind zugleich von einer ſpiralen Tendenz gewiß, wodurch die Pflanze ihren Lebensgang vollführt und zuletzt zum Abſchluß und Vollkommenheit gelangt.

Lehnen wir alſo jene Vorſtellung nicht ganz als ungenügend ab und beherzigen dabei: was ein vorzüglicher Mann einmal denken konnte, hat immer etwas hinter ſich, wenn wir das Ausgeſprochene auch nicht gleich uns zuzueignen und anzuwenden wiſſen.

Nach dieſer neu eröffneten Anſicht wagen wir nun folgendes auszuſprechen. Hat man den Begriff der Metamorphoſe vollkommen gefaßt,

ſo achtet man ferner, um die Ausbildung der Pflanze näher zu erkennen, zuerſt auf die verticale Tendenz. Dieſe iſt anzuſehen wie ein geiſtiger Stab, welcher das Daſeyn begründet und ſolches auf lange Zeit zu erhalten fähig iſt. Dieſes Lebensprincip manifeſtirt ſich in den Längenfaſern, die wir als biegſame Fäden zu dem mannichfaltigſten Gebrauch benutzen: es iſt dasjenige was bei den Bäumen das Holz macht, was die einjährigen, zweijährigen aufrecht erhält, ja ſelbſt in rankenden kriechenden Gewächſen die Ausdehnung von Knoten zu Knoten bewirkt.

Sodann aber haben wir die Spiralrichtung zu beobachten, welche ſich um jene herumſchlingt.

Das vertical aufſteigende Syſtem bewirkt bei vegetabiliſcher Bildung das Beſtehende, ſeiner Zeit Solideſcirende, Verharrende, die Faden bei verübergehenden Pflanzen, den größten Antheil am Holz bei dauernden.

Das Spiralſyſtem iſt das Fortbildende, Vermehrende, Ernährende, als ſolches vorübergehend, ſich von jenem gleichſam iſolirend. Im Uebermaß fortwirkend, iſt es ſehr bald hinfällig, dem Verderben ausgeſetzt; an jenes angeſchloſſen, verwachſen beide zu einer dauernden Einheit als Holz oder ſonſtiges Solide.

Keines der beiden Syſteme kann allein gedacht werden, ſie ſind immer und ewig beiſammen; aber im völligen Gleichgewicht bringen ſie das Vollkommenſte der Vegetation hervor.

Da das Spiralſyſtem eigentlich das Nährende iſt und Auge nach Auge ſich in demſelben entwickelt, ſo folgt daraus, daß übermäßige Nahrung, demſelben zugeführt, ihm das Uebergewicht über das verticale giebt, wodurch das Ganze ſeiner Stütze, gleichſam ſeines Knochenbaues beraubt, in übermäßiger Entwickelung der Augen ſich übereilt und verliert.

So z. B. habe ich die geplatteten, gewundenen Eſchenzweige, welche man in ihrer höchſten Abnormität Biſchofſtäbe nennen kann, niemals an ausgewachſenen hohen Bäumen gefunden, ſondern an geköpften, wo den neuen Zweigen von dem alten Stamm übermäßige Nahrung zugeführt wird.

Auch andere Monſtroſitäten, die wir zunächſt umſtändlicher verführen werden, entſtehen dadurch, daß jenes aufrechtſtrebende Leben mit dem

ſpiralen aus dem Gleichgewicht kommt, von dieſem überflügelt wird, wodurch die Verticalconſtruction geſchwächt und an der Pflanze, es ſey nun das fadenartige Syſtem oder das holzhervorbringende, in die Enge getrieben und gleichſam vernichtet wird, indem das Spirale, von welchem Augen und Knospen abhängen, beſchleunigt, der Zweig des Baums abgeplattet und des Holzes ermangelnd, der Stängel der Pflanze aufgebläht und ſein Inneres vernichtet wird; wobei denn immer die ſpirale Tendenz zum Vorſchein kommt, und ſich im Winden und Krümmen und Schlingen darſtellt. Nimmt man ſich Beiſpiele vor Augen, ſo hat man einen gründlichen Text zu Auslegungen.

Die Spiralgefäße, welche längſt bekannt und deren Exiſtenz völlig anerkannt iſt, ſind alſo eigentlich nur als einzelne der ganzen Spiraltendenz ſubordinirte Organe anzuſehen; man hat ſie überall aufgeſucht und faſt durchaus, beſonders im Splint gefunden, wo ſie ſogar ein gewiſſes Lebenszeichen von ſich geben; und nichts iſt der Natur gemäßer, als daß ſie das, was ſie im Ganzen intentionirt, durch das Einzelnſte in Wirkſamkeit ſetzt.

Dieſe Spiraltendenz, als Grundgeſetz des Lebens, muß daher allererſt bei der Entwickelung aus dem Samen ſich hervorthun. Wir wollen ſie zuerſt beachten, wie ſie ſich bei den Dikotyledonen manifeſtirt, wo die erſten Samenblätter entſchieden gepaart erſcheinen, denn obgleich bei dieſen Pflanzen nach dem Dikotyledonen-Paar abermals ein Pärchen ſchon mehr gebildeter Blätter ſich über's Kreuz lagert, und auch wohl eine ſolche Ordnung eine Zeit lang fortgehen mag, ſo iſt es doch offenbar, daß bei vielen das aufwärts folgende Stängelblättchen und das potentia oder actu hinter ihnen wohnende Auge ſich mit einer ſolchen Societät nicht wohl verträgt, ſondern immer eins dem andern vorzueilen ſucht, woraus denn die allerwunderbarſten Stellungen entſpringen und zuletzt, durch eilige Annäherung aller Theile einer ſolchen Reihe, die Annäherung zur Fructification in der Blüthe und zuletzt die Entwickelung der Frucht erfolgen muß.

An der Calla entwickeln ſich ſehr bald die Blattrippen zu Blattſtielen, ründen ſich nach und nach, bis ſie endlich ganz gerundet als Blumenſtiel

die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.

Es giebt nur zwei wahre Religionen, die eine die das Heilige, das in und um uns wohnt; ganz formlos, die andere die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles was dazwischen liegt ist Götzendienst.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Geist sich durch die Reformation zu befreien suchte; die Aufklärung über griechisches und römisches Alterthum brachte den Wunsch, die Sehnsucht nach einem freieren, anständigeren und geschmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünstigt, daß das Herz in einen gewissen einfachen Naturstand zurückzukehren und die Einbildungskraft sich zu concentriren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf einmal alle Heiligen vertrieben, und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde, Sinne, Gedanken, Gemüth auf den Erwachsenen, sittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher später als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er stand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geistige Wirkung aus, seine Leiden eignete man sich als Beispiel zu, und seine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

---

hervortreten. Die Blume iſt offenbar ein Blattende, das alle grüne Farbe verloren hat, und indem ſeine Gefäße, ohne ſich zu veräſteln, vom Anſatz zur Peripherie gehen, ſich von außen nach innen um den Kolben windet, welcher nun die verticale Stellung als Blüthen- und Fruchtſtand behauptet.

Die Verticaltendenz äußert ſich von den erſten Anfängen des Keimens an; ſie iſt es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich ſich in die Höhe hebt. In wiefern ſie ihre Rechte im Verfolg des Wachsthums behauptet, wird wohl zu beachten ſeyn, indem wir die rechtwinkelige alterne Stellung der dikotyledoniſchen Blätterpaare ihr durchaus zuſchreiben, welches jedoch problematiſch erſcheinen möchte, da eine gewiſſe ſpirale Einwirkung im Fortſteigen nicht zu läugnen ſeyn wird. Auf alle Fälle, wo letztere ſich auch möchte zurückgezogen haben, tritt ſie im Blüthenſtande hervor, da ſie die Achſe jeder Blumengeſtaltung bildet, am deutlichſten aber im Kolben und in der Spatha ſich manifeſtirt.

Die Spiralgefäße, welche den vegetabilen Organismus allgemein durchdringen, ſind durch anatomiſche Forſchungen, ſo wie die Abweichung ihrer Geſtalt nach und nach ins Klare geſetzt worden. Von ihnen, als ſolchen, iſt gegenwärtig nicht zu handeln, da ſelbſt angehende Pflanzenfreunde durch Compendien davon unterrichtet ſind, und der zunehmende Kenner ſich durch Hauptwerke, auch wohl durch Anſchauung der Natur ſelbſt, belehren kann.

Daß dieſe Gefäße den Pflanzenorganismus beleben, war längſt vermuthet, ob man ſchon das eigentliche Wirken derſelben ſich nicht genug zu erklären wußte.

In der neuern Zeit nunmehr hat man ernſtlich darauf gedrungen, ſie als ſelbſt lebendige anzuerkennen und darzuſtellen; hiervon mag folgender Aufſatz ein Zeugniß geben.

Edinburgh new philosophical Journal October—December 1828. Seite 21.

Ueber die allgemeine Gegenwart der Spiralgefäße in dem Pflanzenbau ꝛc. durch David Don.

„Man hat allgemein geglaubt, daß man die Spiralgefäße selten in den Theilen der Fructification finde, aber wiederholte Beobachtungen überzeugten mich, daß man ihnen fast in jedem Theile des Pflanzenbaues begegnet. Ich fand sie in dem Kelch, der Krone, den Staubfäden, dem Griffel, der Scabiosa atro-purpurea und Phlox, in dem Kelch und den Kronenblättern des Geranium sanguineum, in dem Perianthium von Sisyrinchium striatum, in den Kapseln und dem Stiel der Nigella Hispanica; auch sind sie in dem Pericarpium der Anagrien, Compositen und Malvaceen gegenwärtig.

„Zu diesen Betrachtungen bin ich durch die geistreichen Bemerkungen des Herrn Linkley geführt worden, die er in der letzten Nummer des Botanical Register mittheilt, über den Bau der Samen der Collomia, welche er durch ein Geflecht von Spiralgefäßen eingewickelt uns darstellt. Diese Gefäße in den Polemoniaceen scheinen analog zu seyn den Haaren oder Pappus, mit welchen die Samen gewisser Bigneniaceen, Apocineen und Malvaceen versehen sind. Aber fernere Beobachtungen wären noch nöthig, ehe wir schließen können, daß es wahrhafte Spiralgefäße seyen. Spiralgefäße sind sehr häufig in den Stängeln der Urtica nivea, Centaurea atro-purpurea, Heliopsis laevis, Helianthus altissimus, Aster Novi Belgii und salicifolius, in welchen allen sie dem nackten Auge sichtbar sind, und wonach diese Pflanzen den Liebhabern der Botanik als auffallende Beispiele der Spiralgefäße zu empfehlen wären. Die Stängel, auf zarte Weise der Länge nach gespalten, und mit einem kleinen Keil am obern Ende auseinander gehalten, zeigen diese Gefäße viel deutlicher als bei einem Querbruch. Manchmal findet man diese Gefäße ihren Sitz habend in der Höhlung (pith) sowohl in Malope trifida als im Heliopsis laevis; aber man kann ihren Ursprung zwischen den Holzfasern gar wohl verfolgen. In der äußern Rinde hat man keine Spur gefunden, aber in dem Splint der innern Rinde des Pinus finden sie sich sowohl als in dem Albumen. Es ist mir jedoch nie gelungen sie

in den Blättern dieſes Geſchlechtes zu entdecken, noch auch des Podocarpus, und ſie ſcheinen überhaupt ſeltener in den Blättern von immer grünen Bäumen vorzukommen. Die Stängel und Blätter der Polemoniaceen, Irideen und Malvaceen ſind gleichfalls mit Spiralgefäßen häufig verſehen, doch aber kommen ſie wohl nirgends ſo häufig vor als in den Compositae. Selten ſind ſie in den Cruciferae, Leguminosae und Gentianeae.

Oefters habe ich bemerkt, wenn ich die Spiralgefäße von den jungen mächtigen Schößlingen krautartiger Pflanzen abſonderte, daß ſie ſich heftig bewegten. Dieſe Bewegung dauerte einige Secunden und ſchien mir eine Wirkung des Lebensprincips zu ſeyn, dem ähnlich, welches in der thieriſchen Haushaltung ſtattfindet, und nicht eine bloß mechaniſche Action.

Indem ich zwiſchen meinem Finger einen kleinen Abſchnitt der Rinde von Urtica nivea hielt, den ich ſo eben von dem lebenden Stamm getrennt hatte, ward meine Aufmerkſamkeit auf eine beſondere ſpiralähnliche Bewegung augenblicklich angezogen. Der Verſuch ward öfter mit andern Theilen der Rinde wiederholt, und die Bewegung war in jedem Fall der erſten gleich. Es war offenbar die Wirkung einer zuſammenziehenden Gewalt der lebenden Fiber; denn die Bewegung hörte auf, nachdem ich die Stückchen Rinde einige Minuten in der Hand gehalten hatte. Möge dieſe kurze Notiz die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf dieſes ſonderbare Phänomen hinleiten!“

Bulletin des sciences naturelles Nr. 2. Février 1829. Seite 242.

„Lupinus polyphyllus. Eine neue Art, welche Herr Douglas im Nordweſten von Amerika gefunden hat. Sie iſt krautartig, lebhaft kräftig und nähert ſich dem Lupinus perennis et Nootkatensis, iſt aber in allen Dimenſionen größer und die Stängelblätter, an Zahl eilf bis fünfzehn, lanzettförmig; auch findet ſich noch einiger Unterſchied von jenen in der Bildung des Kelches und der Krone.

„Durch dieſe Pflanze veranlaßt macht Herr Lindley aufmerkſam, daß ihr Blüthenſtand ein bedeutendes Beiſpiel giebt zu Gunſten nachfolgender Theorie, daß nämlich alle Organe einer Pflanze wirklich im Wechſel geſtellt ſind, und zwar in einer ſpiralen Richtung um den Stängel her,

der die gemeinſame Achſe bildet, und dieſes gelte, ſelbſt wenn es auch nicht überall genau zutreffen ſollte."

Recherches anatomiques et physiologiques sur la structure intime des animaux et des végétaux, et sur leur motilité; par M. H. Dutrochet. 1824. (S. Revue Française 1830 Nr. 16. Seite 100 fg.)

„Vorzüglich auf die Senſitive, welche im höchſten Grad die Phänomene der Reizbarkeit und Beweglichkeit der Pflanzen darſtellt, hat der Autor ſeine Erfahrungen gerichtet. Das eigentliche Princip der Bewegung dieſer Pflanze ruht in der Aufſchwellung, welche ſich an der Baſe des Blattſtieles befindet, und an der Einfügung der Blätter durch die pinules. Dieſes Wülſtchen wird gebildet durch die Entwickelung des Rinden-Parenchyms und enthält eine große Menge kugeliger Zellen, deren Wände mit Nervenkörperchen bedeckt ſind; dergleichen ſind auch ſehr zahlreich in den Stängelblättern, und man findet ſie häufig wieder in dem Safte, welcher abfließt, wenn man einen jungen Zweig der Senſitive wegſchneidet.

„Die Entwickelung aber des Rinden-Parenchyms, welches den bedeutendſten Antheil an dem Wülſtchen der Senſitive hat, umgiebt eine Mitte, die durch einen Röhrenbündel gebildet wird. Es war bedeutend zu erfahren, welcher der beiden Theile das eigentliche Organ der Bewegung ſey; das Parenchym war weggenommen, das Blatt fuhr fort zu leben, aber es hatte die Fähigkeit verloren ſich zu bewegen. Dieſe Erfahrung zeigt alſo, daß in dem Rindentheil der Aufblähung die Beweglichkeit vorhanden iſt, welche man, wenigſtens durch ihre Functionen, dem Muscularſyſtem der Thiere vergleichen kann.

„Herr Dutrochet hat überdieß erkannt, daß kleine, hiervon abgeſchnittene Theile, ins Waſſer geworfen, ſich auf die Weiſe bewegen, daß ſie eine krumme Linie beſchreiben, deren tiefe Seite jederzeit ſich nach dem Mittelpunkte des Wülſtchens richtet. Dieſe Bewegung belegt er mit dem allgemeinen Namen der Incurvation, welche er anſieht als das Element aller Bewegungen, welche in den Vegetabilien, ja in den Thieren vorgehen. Dieſe Incurvation zeigt ſich übrigens auf zwei verſchiedene Weiſen; die erſte nennt der Verfaſſer oſcillirende Incurvation, alſo

benannt, weil ſie einen Wechſel von Beugung und Anziehung bemerken läßt: die zweite aber, die fixe Incurvation, welche keinen ſolchen Wechſel von Bewegungen zeigt; jene iſt die, die man in der Senſitive bemerkt, und dieſe bemerkt man in den Drillen und in den ſchlängeligen Stängeln der Convolvuln, der Klematis, der Bohnen u. ſ. w. Aus dieſen Beobachtungen ſchließt Herr Dutrochet, daß die Reizbarkeit der Senſitive aus einer vitalen Incurvation ihren Urſprung nehme."

Vorſtehende, dieſe Angelegenheit immer mehr ins Klare ſetzende Aeußerungen kamen mir dennoch ſpäter zur Kenntniß, als ich ſchon an den viel weiter ſchauenden Anſichten unſeres theuern Ritter von Martius lebhaften Antheil genommen hatte. In zweien nach Jahresfriſt auf einander folgenden Vorleſungen hatte er in München und Berlin ſich umſtändlich und deutlich genug hierüber erklärt. Ein freundlicher Beſuch deſſelben, als er von dem letztern Orte zurückkam, gewährte mir in dieſer ſchwierigen Sache eine mündliche Nachweiſung, welche ſich durch charakteriſtiſche, wenn ſchon flüchtige Zeichnung noch mehr ins Klare ſetzte. Die in der Iſis, Jahrgang 1828 und 1829, abgedruckten Aufſätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an jenem Orte vorgewieſenen Modells ward mir durch die Geneigtheit des Forſchers, und zeigte ſich zur Verſinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entſtehen, höchſt dienlich.

Auf dieſe Weiſe war die wichtige Angelegenheit auf den Weg einer praktiſch-didaktiſchen Ausarbeitung und Anwendung geführt, und wenn der immer fortſchreitende Mann, wie er mir vertrauen wollen, um die Anfänge einer ſolchen allgemeinen Tendenz zu entdecken, ſich bis zu den erſten Elementen der Wiſſenſchaft, zu den Akotyledonen gewendet hat, ſo werden wir den ganzen Umfang der Lehre, von ihm ausgearbeitet, nach und nach zu erwarten haben.

Ich erlaubte mir indeſſen, nach meiner Weiſe, in der mittlern Region zu verharren und zu verſuchen, wie durch allgemeine Betrachtung der Anfang mit dem Ende und das Erſte mit dem Letzten, das Pflanzenbekannte mit dem Neuen, das Feſtſtehende mit dem Zweifelhaften in

Verbindung zu bringen ſey. Für dieſen Verſuch darf ich wohl, da er nicht abzuſchließen, ſondern bloß zu fördern die Abſicht hat, den Antheil der edeln Naturforſcher mir erbitten.

Wir mußten annehmen, es walte in der Vegetation eine allgemeine Spiraltendenz, wodurch, in Verbindung mit dem verticalen Strebe[illegible] Bau, jede Bildung der Pflanzen, nach dem Geſetze der Metamorphoſe, vollbracht wird.

Die zwei Haupttendenzen alſo, oder wenn man will, die beiden lebendigen Syſteme, wodurch das Pflanzenleben ſich wachſend vollendet, ſind das Verticalſyſtem und das Spiralſyſtem; keins kann von dem andern abgeſondert gedacht werden, weil eins durch das andere nur lebendig wirkt. Aber nöthig iſt es zur beſtimmten Einſicht, beſonders aber zu einem deutlichern Vortrag, ſie in der Betrachtung zu trennen und zu unterſuchen, wo eins oder das andere walte; da es denn bald, ohne ſeinen Gegenſatz zu überwältigen, von ihm überwältigt wird oder ſich ins Gleiche ſtellt, wodurch uns die Eigenſchaften dieſes unzertrennlichen Paares deſto anſchaulicher werden müſſen.

Das Verticalſyſtem, mächtig, aber einfach, iſt dasjenige wodurch die offenbare Pflanze ſich von der Wurzel abſondert und ſich in gerader Richtung gegen den Himmel erhebt; es iſt vorwaltend bei Monokotyledonen, deren Blätter ſchon ſich aus geraden Faſern bilden, die unter gewiſſen Bedingungen ſich leicht von einander trennen und als ſtarke Fäden zu mancherlei Gebrauch haltbar ſind. Wir dürfen hier nur des Phormium tenax gedenken; und ſo ſind die Blätter der Palme durchgängig aus geraden Faſern beſtehend, welche nur in früheſter Jugend zuſammenhängen, nachher aber, den Geſetzen der Metamorphoſe gemäß, in ſich ſelbſt getrennt und durch fortgeſetztes Wachsthum vervielfältigt erſcheinen.

Aus den Blättern der Monokotyledonen entwickeln ſich öfters unmittelbar die Stängel, indem das Blatt ſich aufbläht und zur hohlen Röhre wird, alsdann aber tritt an der Spitze deſſelben ſchon die Achſenſtellung dreier Blattſpitzen und alſo die Spiraltendenz hervor, woraus ſodann der Blumen- und Fruchtbüſchel ſich erhebt, wie ſolcher Fall im Geſchlechte der Allien ſich ereignet.

Merklich jedoch iſt die Verticaltendenz auch über die Blume hinaus, und des Blüthen- und Fruchtſtandes ſich bemächtigend. Der geradaufſteigende Stängel der Calla aethiopica zeigt eben ſeine Blattnatur zugleich mit der Spiraltendenz, indem ſich die Blume einblätterig um die Spitze windet, durch welche jedoch die blüthen- und fruchttragende Säule vertical hervorwächst. Ob nun um dieſe Säule, nicht weniger um die des Arum, des Mais und anderer, ſich die Früchte in ſpiraler Bewegung an einander ſchließen, wie es wahrſcheinlich iſt, möge fernerweit unterſucht werden. Auf alle Fälle iſt dieſe Columnartendenz als Abſchluß des Wachsthums wohl zu beachten.

Denn wir treffen, indem wir uns bei den Dikotyledonen umſehen, dieſe Verticaltendenz, wodurch die ſucceſſive Entwickelung der Stängelblätter und Augen in einer Folge begünſtigt wird, mit dem Spiralſyſtem, wodurch die Fructification abgeſchloſſen werden ſollte, im Conflict; eine durchgewachſene Roſe giebt hievon das ſchönſte Zeugniß.

Dagegen haben wir eben in dieſer Klaſſe die entſchiedenſten Beiſpiele von einer durchgeſetzten Verticaltendenz und möglichſter Beſeitigung der gegentheiligen Einwirkung. Wir wollen nur von dem gewöhnlichſten Lein reden, welcher durch die entſchiedenſte Verticalbildung ſich zur allgemeinen Nutzbarkeit qualificirt. Die äußere Hülle und der innere Faden ſteigen ſtracks und innigſt vereint hinauf; man gedenke, welche Mühe es koſtet, eben dieſe Spren vom Faden zu ſondern, wie unverweslich und unzerreißbar derſelbe iſt, wenn die äußere Hülle, ſelbſt mit dem größten Widerſtreben, den durch die Natur beſtimmten Zuſammenhang aufgeben ſoll. Zufällig hat ſich das Röſten der Pflanze einen ganzen Winter unter dem Schnee fortgeſetzt, und der Faden iſt dadurch nur ſchöner und dauerhafter geworden.

Ueberhaupt aber, was braucht es mehr Zeugniß, da wir ja unſer ganzes Leben hindurch von Leinwand umgeben ſind, welche durch Waſchen und Wiederwaſchen, durch Bleichen und Wiederbleichen endlich das elementare Anſehen reiner irriſcher Materien als ein blendendes Weiß gewinnt und wieder gewinnt.

Hier nun auf dem Scheidepunkte, wo ich die Betrachtung der Verticaltendenz zu verlaſſen und mich zu der Spirale zu wenden gedenke, begegnet mir die Frage, ob die alterne Stellung der Blätter, die wir an dem emporwachſenden Stängel der Dikotyledonen bemerken, dieſem oder

jenem Syſtem angehöre? und ich will geſtehen, daß mir ſcheine, als ob ſie jenem, dem Verticalſyſtem zuzuſchreiben ſey, und daß eben durch dieſe Art des Hervorbringens das Streben nach der Höhe in ſenkrechter Richtung bewirkt werde. Dieſe Stellung nun kann in einer gewiſſen Folge, unter gegebenen Bedingungen und Einflüſſen, von der Spiraltendenz ergriffen werden, wodurch aber jene unbeſtändig erſcheint und zuletzt gar unmerklich wird, ja verſchwindet.

Doch wir treten nun auf den Standpunkt, wo wir die Spiraltendenz ohne weiteres gewahr werden.

Ob wir gleich oben die ſo viel beobachteten Spiralgefäße zu betrachten abgelehnt haben, ob wir ſie gleich als Homoiomerien oder das Ganze verkündende und conſtituirende Theile zu ſchätzen wußten, ſo wollen wir doch hier nicht unterlaſſen, der elementaren, mikroſkopiſchen Pflanzen zu gedenken, welche als Oſcillarien bekannt und uns durch die Kunſt höchſt vergrößert dargeſtellt worden: ſie erweiſen ſich durchaus ſchraubenförmig, und ihr Daſeyn und Wachsthum in ſolcher merkwürdigen Bewegung, daß man zweifelhaft iſt, ob man ſie nicht unter die Thiere zählen ſolle. Wie denn die erweiterte Kenntniß und tiefere Einſicht in die Natur uns erſt vollkommen von dem allen vergönnten gränzenloſen und unverwüſtlichen Leben ein entſchiedeneres Anſchauen gewähren wird; daher wir denn oberwähntem Beobachter gar gerne glauben wollen, daß die friſche Rinde einer Neſſel ihm eine beſondere ſpirale Bewegung angedeutet habe.

Um uns nun aber zur eigentlichen Spiraltendenz zu wenden, ſo verweiſen wir auf obiges, was von unſerm Freunde von Martius ausgeführt worden, welcher dieſe Tendenz in ihrer Machtvollkommenheit als Abſchluß des Blüthenſtandes dargeſtellt, und begnügen uns einiges hierher Gehörige theils auf das Allgemeine, theils auf das Intermediäre bezüglich beizubringen, welches methodiſch vorzutragen erſt künftigen denkenden Forſchern möchte anheimgegeben ſeyn.

Auffallend iſt das Uebergewicht der Spiraltendenz bei den Convolveln, welche von ihrem erſten Urſprung an, weder ſteigend noch kriechend, ihre Exiſtenz fortſetzen können, ſondern genöthigt ſind irgend ein Geradaufſteigendes zu ſuchen, woran ſie, immer fort ſich windend, hin in die Höhe klimmen können.

Gerade aber dieſe Eigenſchaft giebt Gelegenheit, unſern Betrachtungen durch ein ſinnliches Beiſpiel und Gleichniß zu Hülfe zu kommen.

Man trete zur Sommerzeit vor eine im Gartenboden eingeſteckte Stange, an welcher eine Winde von unten an, ſich fortſchlängelnd, in die Höhe ſteigt, ſich feſtanſchließend, ihr lebendiges Wachsthum verfolgt. Man denke ſich nun Convolvel und Stange, beide gleich lebendig, aus einer Wurzel aufſteigend, ſich wechſelsweiſe hervorbringend, und ſo unaufhaltſam fortſchreitend. Wer ſich dieſen Anblick in ein inneres Anſchauen verwandeln kann, der wird ſich den Begriff ſehr erleichtert haben. Die rankende Pflanze ſucht das außer ſich, was ſie ſich ſelbſt geben ſollte und nicht vermag.

Das Spiralſyſtem iſt für den erſten Anblick offenbarer in den Dikotyledonen. Solches in den Monokotyledonen und weiter hinab aufzuſuchen bleibt vorbehalten.

Wir haben die rankende Convolvel gewählt. Gar manches andere dergleichen wird ſich finden.

Nun ſehen wir jene Spiraltendenz in den Gäbelchen, in den Brillen.

Dieſe erſcheinen auch wohl an den Enden zuſammengeſetzter Blätter, wo ſie ihre Tendenz ſich zu rollen, gar wohl manifeſtiren.

Die eigentlichen, völlig blattloſen Brillen ſind als Zweige anzuſehen, denen die Solideſcenz abgeht, die, voll Saft und biegſam, eine beſondere Irritabilität zeigen.

Brille der Paſſionsblume, ſich für ſich ſelbſt zuſammenrollend.

Andere müſſen durch äußern Reiz angeregt und aufgefordert werden.

Mir iſt der Weinſtock das höchſte Muſterbild.

Man ſehe wie die Gäbelchen ſich ausſtrecken, von irgend woher eine Berührung ſuchend; irgendwo angelehnt, faſſen ſie, klammern ſie ſich an.

Es ſind Zweige, dieſelbigen welche Trauben tragen.

Einzelne Beeren findet man wohl an den Böcklein.

Merkwürdig iſt es, daß der dritte Knoten an der Weinranke keine Brille hervorbringt; wohin das zu deuten ſey, iſt uns nicht klar geworden.

Die Spiralgefäße betrachten wir als die kleinſten Theile, welche dem Ganzen, dem ſie angehören, vollkommen gleich ſind und, als Homoiomerien

angesehen, ihm ihre Eigenheiten mittheilen, und von demselben wieder Eigenschaft und Bestimmung erhalten. Es wird ihnen ein Selbstleben zugeschrieben, die Kraft sich an und für sich einzeln zu bewegen, und eine gewisse Richtung anzunehmen. Der vortreffliche Dutrochet nennt sie eine vitale Incurvation. Diesen Geheimnissen näher zu treten, finden wir uns hier weiter nicht aufgefordert.

Gehen wir ins Allgemeine zurück. Das Spiralsystem ist abschließend, den Abschluß befördernd.

Und zwar auf gesetzliche, vollendete Weise.

Sodann aber auch auf ungesetzliche, vereitelnde und vernichtende Weise.

Wie die gesetzliche wirke, um Blumen, Blüthen und Keime zu bilden, hat unser hochbelobter von Martius umständlich ausgeführt. Dieses Gesetz entwickelt sich unmittelbar aus der Metamorphose, aber es bedurfte eines scharfsinnigen Beobachters, um es wahrzunehmen und darzustellen. Denn wenn wir uns die Blume als einen herangezogenen, als um eine Achse sich umherschlängelnden Zweig denken, dessen Augen hier in die Enge der Einheit gebracht werden, so folgt daraus, daß sie hinter einander und nach einander im Kreise sich einfinden, und sich also, einfach oder vielfach, um einander ordnen müssen.

Die unregelmäßige Spiralwirkung ist als ein übereilter unfruchtbarer Abschluß zu denken: irgend ein Stängel, ein Zweig, ein Ast wird in den Zustand versetzt, daß der Splint, in welchem eigentlich das Spiralleben wirksam ist, vorwaltend zunimmt, und daß die Holz- oder sonstige Dauerbildung nicht stattfinden kann.

Nehmen wir einen Eschenzweig vor uns, der sich in diesem Falle befindet: der Splint, der durch das Holz nicht auseinander gehalten wird, drängt sich zusammen und bewirkt eine flache vegetabilische Erscheinung; zugleich zieht sich das ganze Wachsthum zusammen, und die Augen, welche sich successiv entwickeln sollten, erscheinen nun gedrängt und endlich gar in ungetrennter Reihe; indessen hat sich das Ganze gebogen; das übrig gebliebene Holzhafte macht den Rücken, und die einwärts gekehrte, einem Bischofsstabe ähnliche Bildung stellt eine höchst merkwürdige abnorme Monstrosität vor.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau besehen haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen andere zu protestiren, wenn auch nicht in religiösem Sinne.

Wir haben das unabweichliche täglich zu erneuernde grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen, möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Jeder prüfe sich und er wird finden, daß dieß viel schwerer sey als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meistentheils besser als er sich ausspricht.

Verharren wir aber in dem Bestreben: das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und andern entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichste zu beseitigen.

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß sittlich zu seyn, habe ich keine Gewalt mehr.

Wie wir uns nun aus dem Bisherigen überzeugen können, das eigentliche Pflanzenleben werde durch die Spiraltendenz vorzüglich gefördert, ſo läßt ſich auch nachweiſen, daß die Spur derſelben in dem Fertigen, Dauernden zurückbleibe.

Die in ihrer völligen Freiheit herunterhangenden friſchen Fadenzweige des Lycium Europaeum zeigen nur einen geraden, fadenartigen Wuchs. Wird die Pflanze älter, trockener, ſo bemerkt man deutlich, daß ſie ſich von Knoten zu Knoten zu einer Windung hinneigt.

Sogar ſtarke Bäume werden im Alter von ſolcher Richtung ergriffen: hundertjährige Kaſtanienbäume findet man an der Belvedere'ſchen Chauſſee ſtark gewunden, und die Starrheit der geradaufſteigenden Tendenz auf die ſonderbarſte Weiſe beſiegt.

In dem Park hinter Belvedere finden ſich drei ſchlanke, hochgewachſene Stämme von Crataegus torminalis, ſo deutlich von unten bis oben ſpiralgewandt, daß es nicht zu verkennen iſt. Dieſe empfiehlt man beſonders dem Beobachter.

Blumen, die vor dem Aufblühen gefaltet und ſpiral ſich entwickelnd vorkommen: andere, die beim Vertrocknen eine Windung zeigen.

Pandanus odoratissimus windet ſich ſpiral von der Wurzel auf.

Ophrys spiralis windet ſich dergeſtalt, daß alle Blüthen auf eine Seite kommen.

Die Flora subterranea giebt uns Anlaß ihre en échiquier gereihten Augen als aus einer ſehr regelmäßigen Spiraltendenz hervorgehend zu betrachten.

An einer Kartoffel, welche auf eines Fußes Länge gewachſen war, die man an ihrer dickſten Stelle kaum umſpannen konnte, war von dem Punkte ihres Anſatzes an aufs deutlichſte eine Spiralfolge der Augen bis auf ihren höchſten Gipfel von der Linken zur Rechten hinaufwärts zu bemerken.

Bei den Farren iſt bis an ihre letzte Vollendung alles Treiben, vom horizontal liegenden Stamme ausgehend, ſeitlich nach oben gerichtet, Blatt und Zweig zugleich; deßhalb auch die Fruchttheile tragend und aus ſich entwickelnd. Alles, was wir Farren nennen, hat ſeine eigenthümliche ſpiralige Entwickelung. In immer kleinere Kreiſe zuſammengerollt, erſcheinen die Zweige jenes horizontal liegenden Stockes, und rollen ſich auf, in doppelter Richtung, einmal aus der Spirale der Rippe, dann aber aus den eingebogenen Fiedern der ſeitlichen Richtung von der Rippe, die Rippchen nach außen.

Siehe Reichenbach, Botanik für Damen, Seite 288.

Die Birke wächst gleich vom unterſten Stammende an, und zwar ohne Ausnahme, ſpiralförmig in die Höhe. Spaltet man den Stamm nach ſeinem natürlichen Wachsthum, ſo zeigt ſich die Bewegung von der Linken zur Rechten bis in den Gipfel, und eine Birke, welche 60 bis 80 Fuß Höhe hat, dreht ſich ein- auch zweimal der ganzen Länge nach um ſich herum. Das weniger oder mehr Spirale, behauptet der Böttcher, entſtehe daher, wenn ein Stamm der Witterung mehr oder minder ausgeſetzt ſey: denn ein Stamm, der frei ſtehe, z. B. außen an einer Brahne, die beſonders der Weſtſeite ausgeſetzt iſt, manifeſtire die Spiralbewegung weit augenfälliger und deutlicher, als bei einem Stamme, welcher im Dickicht des Holzes wachſe. Vornehmlich aber kann dieſe Spiralbewegung an den ſogenannten Reifbirken wahrgenommen werden. Eine junge Birke, die zu Reifen verbraucht werden ſoll, wird inmitten getrennt; folgt das Meſſer dem Holze, ſo wird der Reif unbrauchbar, denn er dreht ſich, wie bei älteren Stämmen ſchon bemerkt worden, ein- auch zweimal um ſich herum. Deßwegen braucht der Böttcher auch eigene Inſtrumente, dieſelben gut und brauchbar zu trennen; und dieß gilt auch von Seiten der Scheite des ältern Holzes, welches zu Dauben oder ſonſt verbraucht wird; denn bei Trennung deſſelben müſſen Keile von Eiſen angewendet werden, die das Holz mehr ſchneiden als ſpalten; ſonſt wird es unbrauchbar.

Daß das Wetter, Wind, Regen, Schnee große Einwirkung auf die Entwickelung der Spiralbewegung haben mag, geht daraus hervor, daß eben dieſe Reifbirken, aus dem Dickicht geſchlagen, weit weniger der

Spiralbewegung unterworfen ſind, als die, ſo einzeln und nicht durch Gebüſch und größere Bäume ſtehen.

Herr Oberlandjägermeiſter von Fritſch äußerte Ende Auguſt in Ilmenau, als die Spiraltendenz zur Sprache kam, daß unter den Kiefern Fälle vorkämen, wo der Stamm von unten bis oben eine gedrehte, gewundene Wirkung annehme; man habe geglaubt, da man dergleichen Bäume an der Brahne gefunden, eine äußere Wirkung durch heftige Stürme ſey die Veranlaſſung: man finde aber dergleichen auch in den dichteſten Forſten, und es wiederhole ſich der Fall nach einer gewiſſen Proportion, ſo daß man ein bis etwa anderthalb Procent im Ganzen das Vorkommen rechnen könnte.

Solche Stämme würden in mehr als einer Hinſicht beachtet, indem das Holz derſelben nicht wohl zu Scheiten geſchnitten, in Klaftern gelegt werden könnte, auch ein ſolcher Stamm zu Bauholz nicht zu brauchen ſey, weil ſeine Wirkung immer fortdauernd durch ein heimliches Drehen eine ganze Contignation aus ihren Fugen zu rücken die Gewalt habe.

Aus dem Vorigen erhellt, daß während dem Austrocknen des Holzes die Krümmung ſich fortſetzt, und ſich bis zu einem hohen Grade ſteigert, wie wir im Folgenden gar manche durch Vertrocknung zuerſt entſtehende und ſichtbar werdende Spiralbewegung erkennen werden.

Die vertrockneten Schoten des **Lathyrus furens**, nach vollkommen abgeſchloſſener Reife der Frucht, ſpringen auf, und rollen ſich jede nach auswärtſer Richtung ſtreng zuſammen. Bricht man eine ſolche Schote auf, ehe ſie vollkommen reif iſt, ſo zeigt ſich gleichfalls dieſe Schraubenrichtung, nur nicht ſo ſtark und nicht ſo vollkommen.

Die gerade Richtung ähnlicher Pflanzentheile wird verſchiedentlich gleichermaßen abgelenkt. Die Schoten der im feuchten Sommer wachſenden Schwertbohnen fangen an ſich zu winden, einige ſchneckenartig, andere in vollkommener Spirale.

Die Blätter der italiäniſchen Pappel haben ſehr zarte, ſtraffe Blattſtiele. Dieſe, von Inſecten geſtochen, verlieren ihre gerade Richtung und nehmen die Spirale alſobald an, in zwei oder auch mehreren Windungen.

Schwillt das Gehäus des eingeſchloſſenen Inſects hiernach auf, ſo drängen ſich die Seiten des erweiterten Stiels dergeſtalt an einander, daß

ſie zu einer Art von Vereinigung gelangen. Aber an dieſen Stellen kann man das Neſt leicht auseinander brechen, und die frühere Geſtaltung des gewundenen Stiels gar wohl bemerken.

Pappus am Samen des Erodium gruinum; der bis zur völligen Reife und Vertrocknung vertical an der Stütze, um welche die Samen verſammelt ſind, ſich ſtrack gehalten, nunmehr aber ſich ſchnell elaſtiſch ringelt und ſich dadurch ſelbſt umherwirft.

Wir haben zwar abgelehnt von den Spiralgefäßen als ſolchen beſonders zu handeln, finden uns aber doch genöthigt noch weiter zu der mikroſkopiſchen Elementarbotanik zurückzugehen und an die Oſcillarien zu erinnern, deren ganze Exiſtenz ſpiral iſt. Merkwürdiger vielleicht ſind noch die unter den Namen Salmacis aufgeführten, wo die Spirale aus lauter ſich berührenden Kügelchen beſteht.

Solche Andeutungen müſſen aufs leiſeſte geſchehen, um uns an die ewige Congruenz zu erinnern.

Wenn man die Stiele des Löwenzahns an einem Ende aufſchlitzt, die beiden Seiten des hohlen Röhrchens ſachte von einander trennt, ſo rollt ſich jede in ſich nach außen, und hängt in Gefolg deſſen als eine gewundene Locke ſpiralförmig zugeſpitzt herab; woran ſich die Kinder ergötzen und wir dem tiefſten Naturgeheimniß näher treten.

Da dieſe Stängel hohl und ſaftig ſind, folglich ganz als Splint angeſehen werden können, die Spiraltendenz aber dem Splint als dem lebendig Fortſchreitenden angehört, ſo wird uns hier zugleich mit der ſtrackſten verticalen Richtung noch das verborgenſte Spiralbeſtreben vor die Augen gebracht. Vielleicht gelänge es durch genauere, auch wohl mikroſkopiſche Behandlung das Verflechten der Vertical- und Spiraltextur näher kennen zu lernen.

Ein glückliches Beiſpiel wie beide Syſteme, mit denen wir uns beſchäftigen, ſich neben einander höchſt bedeutend entwickeln, giebt uns die

Vallisneria, wie wir ſolche aus den neueſten Unterſuchungen des Cuſtoden am königlichen botaniſchen Garten zu Mantua, **Paolo Barbieri**, kennen lernen. Wir geben ſeinen Aufſatz auszugsweiſe überſetzt, mit unſern eingeſchalteten und angefügten Bemerkungen, in ſofern wir den beabſichtigten Zwecken dadurch näher zu treffen hoffen.

Die **Vallisneria** wurzelt im Grunde eines nicht allzutiefen ſtehenden Waſſers; ſie blüht in den Monaten Juni, Juli und Auguſt, und zwar in getrennten Geſchlechtern. Das männliche Individuum zeigt ſich auf einem geradaufſtrebenden Schaft, welcher, ſobald er die Oberfläche des Waſſers erreicht, an ſeiner Spitze eine vierblätterige, vielleicht dreiblätterige Scheide bildet, worin ſich die Fruchtwerkzeuge angeheftet an einem koniſchen Kolben befinden.

Wenn die Stamina noch nicht genugſam entwickelt ſind, ſo iſt die Hälfte der Scheide leer, und beobachtet man ſie alsdann mikroſkopiſch, ſo findet man, daß die innere Feuchtigkeit ſich regt, um das Wachsthum der Scheide zu befördern, und zu gleicher Zeit im Stiele ſich kreisförmig bewegend zum Kolben, der die Stamina trägt, hinaufſtrebt, wodurch Wachsthum und Ausdehnung des Kolbens zugleich mit dem Wachsthum der Befruchtungswerkzeuge erzweckt wird.

Durch dieſe Zunahme des Kolbens jedoch iſt die Scheide nicht mehr hinreichend, die Stamina zu umhüllen; ſie theilt ſich daher in vier Theile, und die Fruchtwerkzeuge, ſich von dem Kolben zu tauſenden ablöſend, verbreiten ſich ſchwimmend auf dem Waſſer, anzuſehen wie ſilberweiße Flocken, welche ſich nach dem weiblichen Individuum gleichſam bemühen und beſtreben. Dieſes aber ſteigt aus dem Grunde der Waſſer, indem die Federkraft ſeines ſpiralen Stängels nachläßt, und eröffnet ſodann auf der Oberfläche eine dreigetheilte Krone, worin man drei Narben bemerkt. Die auf dem Waſſer ſchwimmenden Flocken ſtreuen ihren Staminalſtaub gegen jene Stigmen und befruchten ſie; iſt dieſes geleiſtet, ſo zieht ſich der Spiralſtängel des Weibchens unter das Waſſer zurück, wo nun die Samen, in einer cylindriſchen Kapſel enthalten, zur endlichen Reife gelangen.

Alle die Autoren, welche von der **Vallisneria** geſprochen haben, erzählten die Art der Befruchtung auf verſchiedene Weiſe. Sie ſagten, der ganze Complex der männlichen Blume löſe ſich los von dem kurzen unter dem Waſſer beharrlichen Stängel, von welchem er ſich durch heftige Bewegung abſondere und befreie. Unſer Beobachter verſuchte Knospen der

männlichen Blumen von ihrem Stängel abzulöſen und fand daß keine auf dem Waſſer hin und wieder ſchwamm, daß alle vielmehr zu Grund ſanken. Von größerer Bedeutung aber iſt die Structur, wodurch der Stängel mit der Blume verbunden wird. Hier iſt keine Articulation zu ſehen, welche ſich doch bei allen Pflanzenorganen findet, die ſich trennen laſſen. Derſelbe Beobachter unterſuchte die ſilberweißen Flocken und erkannte ſie als eigentliche Antheren; indem er den Kolben leer von allen ſolchen Gefäßen fand, ſo bemerkte er an denſelben zarte Fäden, woran noch einige Antheren befeſtigt waren, die auf einem kleinen dreigetheilten Discus ruhten, welches gewiß die dreigetheilten Corollen ſind, worin die Antheren eingeſchloſſen waren.

Indem wir nun dieſes merkwürdige, vielleicht an andern Pflanzen ſich wiederholende Beiſpiel der Betrachtung nachdenkender Naturforſcher empfehlen, ſo können wir nicht unterlaſſen dieſe augenfällige Erſcheinung, einiges wiederholend, ferner zu beſprechen.

Die Verticaltendenz iſt hier dem männlichen Individuum eigen; der Stängel ſteigt ohne weiteres gerade in die Höhe, und wie er die Oberfläche des Waſſers erreicht, entwickelt ſich unmittelbar die Scheide aus dem Stängel ſelbſt, genau mit ihm verbunden, und hüllt den Kolben ein, nach Analogie der Calla und ähnlicher.

Wir werden dadurch das Mährchen los von einem Gelenke, das ganz unnatürlich zwiſchen dem Stängel und der Blume angebracht, ihr die Möglichkeit verſchaffen ſollte ſich abzulöſen und lüſtern auf die Freite zu gehen. An Luft und Licht und ihren Einflüſſen entwickelt ſich erſt die männliche Blüthe, aber feſt mit ihrem Stängel verbunden; die Antheren ſpringen von ihren Stielchen und ſchwimmen luſtig auf dem Waſſer umher. Indeſſen mildert der Spiralſtängel des Weibchens ſeine Federkraft, die Blume erreicht die Oberfläche des Waſſers, entfaltet ſich und nimmt den befruchtenden Einfluß auf. Die bedeutende Veränderung, welche nach der Befruchtung in allen Pflanzen vorgeht, und welche immer etwas auf Erſtarrung hindeutet, wirkt auch hier. Die Spiralität des Stängels wird angeſtrengt, und dieſer bewegt ſich wieder zurück, wie er gekommen iſt, worauf denn der Same zur Reife gedeiht.

Gedenken wir an jenes Gleichniß, das wir oben von Stab und Convolvel gewagt haben, gehen wir einen Schritt weiter und vergegenwärtigen uns die Rebe, die ſich um den Ulmbaum ſchlingt, ſo ſehen wir hier das Weibliche und Männliche, das Bedürftige, das Gewährende neben einander

in verticaler und ſpiraler Richtung, von der Natur unſern Betrachtungen empfohlen.

Kehren wir nun ins Allgemeinſte zurück und erinnern an das, was wir gleich anfangs aufſtellten, das vertical- ſo wie das ſpiralſtrebende Syſtem ſey in der lebendigen Pflanze aufs innigſte verbunden, ſehen wir nun hier jenes als entſchieden männlich, dieſes als entſchieden weiblich ſich erweiſen, ſo können wir uns die ganze Vegetation von der Wurzel auf androgyniſch insgeheim verbunden vorſtellen; worauf denn in Verfolg der Wandlungen des Wachsthums, die beiden Syſteme ſich im offenbaren Gegenſatz aus einander ſondern, und ſich entſchieden gegen einander über ſtellen, um ſich in einem höhern Sinne wieder zu vereinigen.

Weimar, im Herbſt 1831.

Freundlicher Zuruf.

1820.

Eine mir in dieſen Tagen wiederholt ſich zudringende Freude kann ich am Schluſſe nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernſten, thätigen Forſchern glücklich im Einklang. Sie geſtehen und behaupten, man ſolle ein Unerforſchliches vorausſetzen und zugeben, alsdann aber dem Forſcher ſelbſt keine Gränzlinie ziehen.

Muß ich mich denn nicht ſelbſt zugeben und vorausſetzen, ohne jemals zu wiſſen, wie es eigentlich mit mir beſchaffen ſey: ſtudire ich mich nicht immer fort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter.

So auch mit der Welt! Liege ſie anfang- und endelos vor uns, unbegränzt ſey die Ferne, undurchdringlich die Nähe — es ſey ſo; aber wie weit und wie tief der Menſchengeiſt in ſeine und ihre Geheimniſſe zu dringen vermöchte, werde nie beſtimmt noch abgeſchloſſen.

Möge nachſtehendes heitere Reimſtück in dieſem Sinne aufgenommen und gedeutet werden!

„Ins Innre der Natur —“
O, du Philiſter! —
„Dringt kein erſchaffner Geiſt.“
Mich und Geſchwiſter
Mögt ihr an ſolches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.

„Glückſelig! wem ſie nur
Die äußere Schale weist!"
Das hör' ich ſechzig Jahre wiederholen,
Und fluche drauf, aber verſtohlen,
Sage mir tauſend-, tauſendmale:
Alles giebt ſie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles iſt ſie mit einemmale:
Dich prüfe du nur allermeiſt,
Ob du Kern oder Schale ſeyſt.

Oſteologie.

Freudig war vor vielen Jahren
Eifrig ſo der Geiſt beſtrebt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt,
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart,
Klein das Große, groß das Kleine
Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend,
Nah und fern und fern und nah,
So geſtaltend, umgeſtaltend —
Zum Erſtaunen bin ich da.

Dem Menſchen, wie den Thieren, iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Einige Verſuche oſteologiſcher Zeichnungen ſind hier in der Abſicht zuſammengeheftet worden, um Kennern und Freunden vergleichender Zergliederungskunde eine kleine Entdeckung vorzulegen, die ich glaube gemacht zu haben.

Bei Thierſchädeln fällt es gar leicht in die Augen, daß die obere Kinnlade aus mehr als einem Paar Knochen beſteht. Ihr vorderer Theil wird durch ſehr ſichtbare Nähte und Harmonien mit dem hintern Theile verbunden, und macht ein Paar beſondere Knochen aus.

Dieſer vordern Abtheilung der obern Kinnlade iſt der Name Os intermaxillare gegeben worden. Die Alten kannten ſchon dieſen Knochen, [1]

[1] Galenus Lib. de ossibus. Cap. III.

Censur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Censur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Planen noch seiner Thätigkeit durch vorlautes widersprechendes Wesen gehindert, sondern er will gehorcht seyn; dieser möchte seine Gründe aussprechen den Ungehorsam zu legitimiren.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er conspirirt und nicht verrathen seyn will.

Man wird nie betrogen, man betrügt sich selbst.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit seyn, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß, und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe, uns abzusetzen, darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur daß es nicht in Versuchung komme es zu thun.

---

und neuerdings ist er besonders merkwürdig geworden, da man ihn als ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Affen und Menschen angegeben. Man hat ihn jenem Geschlechte zugeschrieben, diesem abgeläugnet,[1] und wenn in natürlichen Dingen nicht der Augenschein überwiese, so würde ich schüchtern seyn aufzutreten und zu sagen, daß ich diese Knochenabtheilung gleichfalls bei dem Menschen finde.

Ich will mich so kurz als möglich fassen, weil durch bloßes Anschauen und Vergleichen mehrerer Schädel eine ohnedieß sehr einfache Behauptung geschwinde beurtheilt werden kann.

Der Knochen, von welchem ich rede, hat seinen Namen daher erhalten, daß er sich zwischen die beiden Hauptknochen der obern Kinnlade hineinschiebt. Er ist selbst aus zwei Stücken zusammengesetzt, die in der Mitte des Gesichts an einander stoßen.

Er ist bei verschiedenen Thieren von sehr verschiedener Gestalt und verändert, je nachdem er sich vorwärts streckt oder sich zurückzieht, sehr merklich die Bildung. Sein vorderster, breitester und stärkster Theil, dem ich den Namen des Körpers gegeben, ist nach der Art des Futters eingerichtet, das die Natur dem Thiere bestimmt hat; denn es muß seine Speise mit diesem Theile zuerst anfassen, ergreifen, abrupfen, abnagen, zerschneiden, sie auf eine oder andere Weise sich zueignen; deßwegen ist er bald flach und mit Knorpeln versehen, bald mit stumpferen oder schärferen Schneidezähnen gewaffnet, oder erhält eine andere, der Nahrung gemäße Gestalt.

Durch einen Fortsatz an der Seite verbindet er sich aufwärts mit der obern Kinnlade, dem Nasenknochen und manchmal mit dem Stirnbeine.

Inwärts, von dem ersten Schneidezahn oder von dem Orte aus, den er einnehmen sollte, begiebt sich ein Stachel oder eine Spina hinterwärts, legt sich auf den Gaumenfortsatz der obern Kinnlade an und bildet selbst eine Rinne, worin der untere und vordere Theil des Vomers oder Pflugscharbeins sich einschiebt. Durch diese Spina, den Seitentheil des Körpers dieses Zwischenknochens und den vordern Theil des Gaumenfortsatzes der obern Kinnlade werden die Canäle (Canales incisivi oder

[1] Campers sämmtliche kleinere Schriften, herausgegeben von Herbel. Ersten Bandes zweites Stück. S. 93 und 94.

Blumenbach, de varietate generis humani nativa, pag. 33.

naso-palatini) gebildet, durch welche kleine Blutgefäße und Nervenzweige des zweiten Astes des fünften Paares gehen.

Deutlich zeigen sich diese drei Theile mit Einem Blicke an einem Pferdeschädel auf der ersten Tafel.

A) Corpus.

B) Apophysis maxillaris.

C) Apophysis palatina.

An diesen Haupttheilen sind wieder viele Unterabtheilungen zu bemerken und zu beschreiben. Eine lateinische Terminologie, die ich mit Beihülfe des Herrn Hofrath Loder verfertigt habe und hier beilege, wird dabei zum Leitfaden dienen können. Es hatte solche viele Schwierigkeiten, wenn sie auf alle Thiere passen sollte. Da bei dem einen gewisse Theile sich sehr zurückziehen, zusammenfließen und bei andern gar verschwinden, so wird auch gewiß, wenn man mehr ins Feinere gehen wollte, die Tafel noch manche Verbesserung zulassen.

Os intermaxillare.

A) Corpus.

a. Superficies anterior.

1. Margo superior, in quo Spina nasalis.

2. Margo inferior seu alveolaris.

3. Angulus inferior exterior corporis.

b. Superficies posterior, qua Os intermaxillare jungitur Apophysi palatinae Ossis maxillaris superioris.

c. Superficies lateralis exterior, qua Os intermaxillare jungitur Ossi maxillari superiori.

d. Superficies lateralis interior, qua alterum Os intermaxillare jungitur alteri.

e. Superficies superior.

Margo anterior, in quo Spina nasalis. Vide 1.

4. Margo posterior sive Ora superior Canalis naso-palatini.

f. Superficies inferior.

5. Pars alveolaris.

6. Pars palatina.

7. Ora inferior Canalis naso-palatini.

B) Apophysis maxillaris.

g. Superficies anterior.

h. Superficies lateralis interna.
β. Eminentia linearis.
i. Superficies lateralis externa.
k. Margo exterior.
l. Margo interior.
m. Margo posterior.
n. Angulus apophyseos maxillaris.

C. Apophysis palatina.

o. Extremitas anterior.
p. Extremitas posterior.
q. Superficies superior.
r. Superficies inferior.
s. Superficies lateralis interna.
t. Superficies lateralis externa.

Die Buchstaben und Zahlen, durch welche auf vorstehender Tafel die Theile bezeichnet werden, sind bei den Umrissen und einigen Figuren gleichfalls angebracht. Vielleicht wird es hie und da nicht sogleich in die Augen fallen, warum man diese und jene Eintheilung festgesetzt und eine oder die andere Benennung gewählt hat. Es ist nichts ohne Ursache geschehen, und wenn man mehrere Schädel durchsieht und vergleicht, so wird die Schwierigkeit, deren ich oben schon gedacht, noch mehr auffallen.

Ich gehe nun zu einer kurzen Anzeige der übrigen Tafeln. Uebereinstimmung und Deutlichkeit der Figuren wird mich einer weitläuftigen Beschreibung überheben, welche ohnedieß Personen, die mit solchen Gegenständen bekannt sind, nur unnöthig und verdrießlich seyn würde. Am meisten wünschte ich, daß meine Leser Gelegenheit haben möchten die Schädel selbst dabei zur Hand zu nehmen.

Die II. Tafel stellt den vordern Theil der obern Kinnlade des Ochsen von oben vor, ziemlich in natürlicher Größe, dessen flacher und breiter Körper keine Schneidezähne enthält.

Die III. Tafel das Os intermaxillare des Pferdes, und zwar n. 1 um ein Drittel, n. 2 und 3 zur Hälfte verkleinert.

Tab. IV ist die Superficies lateralis inferior Ossis intermaxillaris eines Pferdes, an dem der vordere Schneidezahn ausgefallen war, und der nachschießende Zahn noch in dem hohlen Körper des Ossis intermaxillaris liegt.

Tab. V ist ein Fuchsschädel von drei Seiten. Die Canales naso-palatini sind hier länglich und schon besser geschlossen wie beim Ochsen und Pferde.

Tab. VI. Das Os intermaxillare des Löwen von oben und unten. Man bemerke besonders bei n. 1 die Sutur, welche Apophysin palatinam maxillae superioris von dem Osse intermaxillari trennt.

Tab. VII. Superficies lateralis interior des Ossis intermaxillaris eines jungen Trichechus rosmarus, größerer Deutlichkeit wegen mit rother Farbe angelegt, zugleich mit dem größten Theile der Maxillae superioris.

Tab. VIII zeigt einen Affenschädel von vorn und von unten. Man sehe bei n. 2 wie die Sutur aus den Canalibus incisivis herauskommt, gegen den Hundszahn zuläuft, sich an seiner Alveole vorwärts wegschleicht und zwischen dem nächsten Schneidezahne und dem Hundszahne, ganz nahe an diesem letztern durchgeht und die beiden Alveolen trennt.

Tab. IX und X sind die Theile eines Menschenschädels.

Am sichtbarsten fällt das Os intermaxillare vom Menschen bei n. 1 in die Augen. Man sieht ganz deutlich die Sutur, die das Os intermaxillare von der Apophysi palatina maxillae superioris trennt. Sie kommt aus den Canalibus incisivis heraus, deren untere Oeffnung in ein gemeinschaftliches Loch zusammenfließt, das den Namen des Foraminis incisivi oder palatini anterioris oder gustativi führt, und verliert sich zwischen dem Hunds- und zweiten Schneidezahn.

Bei n. 2 ist es schon etwas schwerer zu bemerken, wie dieselbe Sutur sich in dem Nasengrunde zeigt. Es ist diese Zeichnung nicht die glücklichste; allein an den meisten Schädeln, besonders jüngeren, kann man solche sehr deutlich sehen.

Jene erste Sutur hatte schon Vesalius bemerkt [1] und in seinen Figuren deutlich angegeben. Er sagt, sie reiche bis an die vordere Seite der Hundszähne, dringe aber nirgends so tief durch, daß man dafür halten könne, der obere Kinnladenknochen werde dadurch in zwei getheilt. Er weist, um den Galen zu erklären, der seine Beschreibung bloß nach einem Thiere gemacht hatte, auf die erste Figur pag. 46, wo er dem menschlichen Schädel einen Hundeschädel beigefügt hat, um den an dem

[1] Vesalius de humani corporis fabrica (Basil. 1538) Lib. I. Cap. IX. Fig. II. pag. 48. 52. 53.

Thiere gleichsam deutlicher ausgeprägten Revers der Medaille dem Leser vor Augen zu legen. Die zweite Sutur, die sich im Nasengrunde zeigt, aus den Canalibus naso-palatinis herauskommt und bis in die Gegend der Conchae inferioris verfolgt werden kann, hat er nicht bemerkt. Hingegen finden sich beide in der großen Osteologie des Albinus bezeichnet: er nennt sie Suturas maxillae superiori proprias.

In Ebeseltens Osteographia finden sie sich nicht, auch in John Hunters Natural history of the human teeth ist keine Spur davon zu sehen; und dennoch sind sie an einem jeden Schädel mehr oder weniger sichtbar, und wenn man aufmerksam beobachtet, ganz und gar nicht zu verkennen.

Tab. X ist ein halber Oberkiefer eines gesprengten Menschenschädels, und zwar dessen inwendige Seite, durch welche beide Hälften mit einander verbunden werden. Es fehlten an dem Knochen, wonach er gezeichnet worden, zwei Vorderzähne, der Hunds- und erste Backenzahn. Ich habe sie nicht wollen suppliren lassen, besonders da das Fehlende hier von keiner Bedeutung war, vielmehr kann man das Os intermaxillare ganz frei sehen. Auf der Pictura lineari habe ich, was unstreitig Os intermaxillare ist, mit Roth getuscht. Man kann die Sutur von den Alveolen des Schneide- und Hundezahnes bis durch die Canäle verfolgen. Jenseits der Spinae oder Apophysi palatinae, die hier eine Art von Kamm macht, kommt sie wieder hervor und ist bis an die Eminentiam linearum sichtbar, wo sich die Concha inferior anlegt.

Ich habe in der pictura lineari ein rothes Sternchen dahin gezeichnet.

Man halte diese Tafel gegen Tab. VII und man wird es bewundernswürdig finden, wie die Gestalt des Ossis intermaxillaris eines solchen Ungeheuers, wie der Trichechus rosmarus ist, lehren muß, denselben Knochen am Menschen zu erkennen und zu erklären. Auch Tab. VI n. 1 gegen Tab. IX n. 1 gehalten, zeigt dieselbe Sutur beim Löwen wie beim Menschen auf das deutlichste. Ich sage nichts vom Affen, weil bei diesem die Uebereinstimmung zu auffallend ist.

Es wird also wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß diese Knochenabtheilung sich sowohl bei Menschen als Thieren findet, ob wir gleich nur einen Theil der Gränzen dieses Knochens an unserm Geschlechte genau bestimmen können, da die übrigen verwachsen und mit der obern

Kinnlade auf das genaueste verbunden sind. So zeigt sich an den äußeren Theilen der Gesichtsknochen nicht die mindeste Sutur oder Harmonie, wodurch man auf die Muthmaßung kommen könnte, daß dieser Knochen bei dem Menschen getrennt sey.

Die Ursache scheint mir hauptsächlich darin zu liegen: dieser Knochen, der bei Thieren so außerordentlich vorgeschoben ist, zieht sich bei dem Menschen in ein sehr kleines Maß zurück. Man nehme den Schädel eines Kindes oder Embryons vor sich, so wird man sehen, wie die keimenden Zähne einen solchen Drang an diesen Theilen verursachen und die Beinhäutchen so spannen, daß die Natur alle Kräfte anwenden muß, um diese Theile auf das innigste zu verweben. Man halte einen Thierschädel dagegen, wo die Schneidezähne so weit vorwärts gerückt sind, und der Drang sowohl gegen einander als gegen den Hundszahn nicht so stark ist. Inwendig in der Nasenhöhle verhält es sich eben so. Man kann, wie schon oben bemerkt, die Sutur des Ossis intermaxillaris aus den Canalibus incisivis bis dahin verfolgen, wo die Ossa turbinata oder Conchae inferiores sich anlegen. Hier wirkt also der Trieb des Wachsthumes dreier verschiedenen Knochen gegen einander und verbindet sie genauer.

Ich bin überzeugt, daß denjenigen, die diese Wissenschaft tiefer durchschauen, dieser Punkt noch erklärbarer seyn wird. Ich habe verschiedene Fälle, wo dieser Knochen auch bei Thieren zum Theil oder ganz verwachsen ist, bemerken können, und es wird sich vielleicht in der Folge mehr darüber sagen lassen. Auch giebt es mehrere Fälle, daß Knochen, die sich bei erwachsenen Thieren leicht trennen lassen, schon bei Kindern nicht mehr abgesondert werden können.

Die Tafeln, die ich beifüge, sind meistens nur die ersten Versuchsarbeiten eines jungen Künstlers, der sich unter dem Arbeiten gebessert hat. Es ist eigentlich nur die dritte und siebente Tafel völlig nach der Camper'schen Methode gearbeitet; doch habe ich nachher das Os intermaxillare verschiedener Thiere nach selbiger auf das bestimmteste zeichnen lassen: und sollte ein solcher Beitrag zur vergleichenden Knochenlehre den Kennern interessant seyn, so wäre ich nicht abgeneigt, eine Folge dieser Abbildungen in Kupfer stechen zu lassen.

Bei den Cetaceis, Amphibien, Vögeln, Fischen habe ich diesen Knochen theils auch entdeckt, theils seine Spuren gefunden.

Die außerordentliche Mannichfaltigkeit, in der er ſich an den verſchiedenen Geſchöpfen zeigt, verdient wirklich eine ausführliche Betrachtung und wird auch ſelbſt Perſonen auffallend ſeyn, die an dieſer ſo dürr ſcheinenden Wiſſenſchaft ſonſt kein Intereſſe finden.

Man könnte alsdann mehr ins Einzelne gehen und, bei genauer, ſtufenweiſer Vergleichung mehrerer Thiere, vom Einfachſten auf das Zuſammengeſetztere, vom Kleinen und Eingeengten auf das Ungeheure und Ausgedehnte fortſchreiten.

Welch eine Kluft zwiſchen dem Os intermaxillare der Schildkröte und des Elephanten! Und doch läßt ſich eine Reihe Formen dazwiſchen ſtellen, die beide verbindet. Das was an ganzen Körpern niemand läugnet, könnte man hier an einem kleinen Theile zeigen.

Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen überſehen, oder man mag die Ueberbleibſel ihrer entflohenen Geiſter zergliedern, ſie bleibt immer gleich, immer mehr bewundernswürdig.

Auch würde die Naturgeſchichte einige Beſtimmungen dadurch erhalten. Da es ein Hauptkennzeichen unſeres Knochens iſt, daß er die Schneidezähne enthält, ſo müſſen umgekehrt auch die Zähne, die in denſelben eingefügt ſind, als Schneidezähne gelten. Dem Trichechus rosmarus und dem Kameele hat man ſie bisher abgeſprochen, und ich müßte mich ſehr irren, wenn man nicht jenem vier und dieſem zwei zueignen könnte.

Und ſo beſchließe ich dieſen kleinen Verſuch mit dem Wunſche, daß er Kennern und Freunden der Naturlehre nicht mißfallen und mir Gelegenheit verſchaffen möge, näher mit ihnen verbunden, in dieſer reizenden Wiſſenſchaft, ſo viel es die Umſtände erlauben, weitere Fortſchritte zu thun.

Jena 1786.

Galens Büchlein von den Knochen iſt, wenn man es auch noch ſo ernſtlich angreift, für uns ſchwer zu leſen und zu nutzen: man kann ihm zwar eine ſinnliche Anſchauung nicht abläugnen, das Skelett wird zu unmittelbarer Beſichtigung vorgezeigt, aber wir vermiſſen einen durchdachten methodiſchen Vortrag. Was in eine Einleitung gehörte, ſchaltet er zwiſchen die Darſtellung ein: z. B. in wiefern man Sutur und Harmonie unterſcheiden oder für Eins nehmen ſolle: er wendet ſich von der regelmäßigen Structur ſchnell zu den abweichenden: ſo hat er z. B. kaum

von den Stirn- und Schädelknochen geredet, als er gleich die Difformität der Spitz- oder Kegelköpfe umständlich abhandelt; er wiederholt sich in Verschränkungen, welches bei mündlichem Vortrag, in Gegenwart des zu demonstrirenden Körpers, wohl angehen möchte, jedoch die Einbildungskraft des Lesers verwirrt; er breitet sich in Controversen mit Vorfahren und Gleichzeitigen aus: denn weil man damals die Knochen partienweise als ein Ganzes zusammennahm, und die Theile desselben durch Zahlen unterschied, so konnte man weder einig werden, was man zusammenfassen, noch wie viel Theile man zählen solle, wie man sich denn auch noch ferner über Eigenschaft, Beziehung, Verwandtschaft entzweien mochte.

Alles dieses soll die Ehrfurcht für einen außerordentlichen Mann keineswegs vermindern, sondern uns nur rechtfertigen, wenn wir so kurz als möglich das was uns hier berührt, zusammenfassen; dieses aber ist gegenwärtig nur, daß Galen bei Beschreibung des Schädels, und zwar offenbar des Menschenschädels, unseres Zwischenknochens gedenkt. Er sagt im dritten Capitel, das Wangenbein — bei uns die obere Kinnlade — enthalte die Alveolen aller Zähne, außer der Schneidezähne; er wiederholt dasselbe im vierten, indem er spricht: „Die zwei großen Wangenbeine enthalten fast alle Zähne, wie wir schon gemeldet." Im fünften Capitel, bei Aufzählung der Zähne, nennt er die vier vordern als Schneidezähne, thut aber des besondern Knochens nicht Erwähnung, in welchem sie eingefügt sind. Im vierten Capitel spricht er von einer Sutur, die von der Nasenwurzel anfängt, ihren Weg an der Nase her abwärts verfolgt und zwischen dem Hundszahn und Schneidezähnen ausläuft.

Hieraus ist nun auf das deutlichste ersichtlich, daß er den Zwischenknochen gekannt und gemeint; ob er aber solchen am Menschen gesehen, wird wohl immer zweifelhaft bleiben.

Hierüber sind denn in der Folge manche Streitigkeiten entstanden, die sich kaum in den letzten Tagen entschieden haben; einiges zur Literargeschichte dieser Differenzen lege aus älteren Collectaneen hier zu.

Vesalius de humani corporis fabrica (Basil. 1555.) Lib. I. cap. IX. fig. 11. pag. 48 hat eine Zeichnung von der basi cranii von untenauf anzusehen, und auf dieser ganz deutlich die Sutur, welche das Os intermaxillare mit dem Osse maxillari superiori an der Apophysi palatina des letztern Knochens verbindet, und die bei uns A c oder superficies lateralis exterior corporis, qua Os intermaxillare jungitur Ossi

maxillari superiori, heißt. Um die von ihm angeführte Stelle deutlich zu machen, merke ich noch an, daß beim Vesal das Os zygomaticum den Namen des Ossis primi maxillae superioris, das Os unguis den Namen des Ossis secundi max. super., das Os ethmoideum den Namen des Ossis tertii max. sup., und das Os maxillare superius den Namen des Ossis quarti maxillae superioris führt. Die Stelle bei ihm heißt so: z privatim indicatur foramen in anteriori palati sede posteriorique dentium incisoriorum regione apparens dieß ist nämlich der Ausgang von den Canalibus naso-palatinis, wo sie gleichsam ein orificium commune bilden: ad cujus latus interdum obscura occurrit sutura, transversim aliquousque in quarto superioris maxillae Osse prorepens, et a insignita.

Diese von ihm mit a bezeichnete ganz deutlich abgebildete Sutur ist die Sutur quaest. Cap. XII. fig. 11. pag. 60 hat er ebenfalls eine solche Zeichnung von der basi cranii, an welcher er die foramina baseos cranii beschrieben hat. Auch da kommt die Sutur vor, aber nicht so deutlich.

Leveling in seiner anatomischen Erklärung der Originalfiguren von Andreas Vesal (Ingolstadt 1783) hat die erste Vesalius'sche Figur Buch I. pag. 13. fig. 11. und erklärt pag. 14 das z und a so: „z das andere Gaumenloch oder Schneideloch. a eine bei diesem Loch öfters befindliche Nath, welche vorwärts an dem Gaumen, gleich hinter den Schneidezähnen in die Quere fortläuft." Die zweite Figur von Vesal hat Leveling pag. 16. Die Sutur, welche Vesalius mit a bezeichnet hat, beschreibt er Lib. I. cap. IX. p. 52 so: Ad hujus foraminis (nämlich des Canalis naso-palatini) latera interdum sutura apparet, aut potius linea, in pueris cartilagine oppleta, quae quasi ad caninorum dentium anterius latus pertingit, nusquam tamen adeo penetrans, ut hujus suturae beneficio, quartum maxillae Os in plura divisum censeri queat (am Rande citirt er hier fig. 1 canina calvaria lit. n. p. 46. wo die Sutur zwischen dem Osse intermaxillari und den Ossibus max. super., die wir mit keinem besondern Namen bezeichnet haben, und die margo exterior superficiei anterioris corporis heißen könnte, an einem Hundeschädel deutlich abgebildet ist: quod, ut paullo post dicam, canibus et simiis porcisque accidit, in quibus sutura quartum Os in duo dividens, non solum in palato, verum

exterius in anteriori maxillae sede etiam conspicue cernitur, nullam appendicum cum suis Ossibus coalitus speciem referens.

Noch eine Stelle gehört hierher, pag. 53, wo Besal von einigen Verbesserungen redet, die er in Galens Beschreibung dieser Knochen zu machen für nöthig gefunden:

Secundam (nämlich suturam) vero numerat (nämlich Galenus) hujus suturae partem in anteriori maxillae sede occurrentem, quae ab illa malae asperitate sursum ad medium inferioris ambitus sedis oculi pertingit. Hanc postmodum tripartito ait discindi, ac primam hujus secundae suturae partem prope magnum seu internum oculi sedis angulum exteriori in parte ad medium superciliorum et communem frontis et maxillae suturam inquit procedere. Hac suturae parte homines destituuntur, verum in canibus caudatisque simiis est manifestissima, quamvis interim non exacte ad superciliorum feratur medium, sed ad eam tantum sedem, in qua quartum maxillae Os a secundo dirimitur. Ut itaque Galenum assequaris, hanc partem ex canis petes calvaria.

Winslow, Exposition anatomique de la structure du corps humain, Tome I, Nr. 282, p. 73: Je ne parle pas ici de la séparation de cet os (de l'os maxillare supérieur) par une petite suture transversale, derrière le trou incisif, parcequ'elle ne se trouve pour l'ordinaire que dans la jeunesse et avant l'ossification achevée.

Eustachius hat in seinen tabulis anatomicis, die Albinus edirt hat, tab. 46, fig. 2 einen Affenschädel von vorn her anzusehen, neben einem Menschenschädel gezeichnet, und bei ersterm das Os intermaxillare sehr deutlich ausgedrückt. Albinus sagt in der Erklärung der zweiten Figur von dem Osse intermaxillari des Affen, das er bezeichnet, bloß: Os quod dentes incisores continet.

Sue im Traité d'Ostéologie de M. Monro hat weder die Sutur des Ossis intermaxillaris an der Apophysi palatina Ossis maxillaris superioris gezeichnet noch beschrieben.

Die Hasenscharte, besonders die doppelte, deutet gleichfalls auf das Os incisivum; bei der einfachen spaltet sich die mittlere Sutur, welche beide Seiten vereinigt, bei der doppelten trennt sich der Zwischenknochen

Wenn man den Tod abschaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesstrafen abzuschaffen wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Societät des Rechtes begiebt die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thüre.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Wen jemand lobt, dem stellt er sich gleich.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Der unschätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem sie unsere Literatur erst jetzt gründlich studiren, ist der, daß sie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun schon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts

von der obern Kinnlade, und weil sich alle Theile auf einander beziehen, so spaltet sich zugleich die Lippe. Sieht man nun das Os intermaxillare als ein abgesondertes an, so begreift man, wie es, um die Cur zu bewirken, herausgekneipt werden kann, ohne daß die obere Kinnlade beschädigt, zersplittert und krankhaft afficirt werde. Die wahre Ansicht der Natur nützt jeder Praxis.

Selbst an den Schädeln ungeborener oder junger Kinder findet sich doch eine Spur, quasi rudimentum, des Ossis intermaxillaris; je unreifer die Embryonen, deste deutlicher. An einem hydrocephalo sah ich zwei völlig abgesonderte kleine Knochenkerne, und bei erwachsenen jugendlichen Köpfen ist doch oft noch vorn am Gaum eine sutura spuria zu merken, welche die vier incisores gleichsam vom übrigen limbus dentium absondert.

Jakob Sylvius sagt gar: Cranium domi habeo, in quo affabre est expressa sutura in gena superna ab osse frontis secundum nasum, per dentium caninorum alveolos, in palatum tendentem, quam praeterea aliquoties absolutissimam conspexi et spectandam auditoribus circiter 400 exhibui; und, um seinen armen Galen gegen Besal zu retten, glaubt er, vor Alters hätten die Menschen alle ein separates Os intermaxillare gehabt, das sich nach der Hand durch Debauchen und zunehmenden Luxus der Nachwelt verloren. Das ist zwar arg, aber noch ärger ist daß Renatus Hener in apologia, aus der ganz alten Geschichte umständlich und mühselig erweist, die alten Römer hätten damals eben so liederlich gelebt als die jetzige Welt; er führt zu dem Behuf alle römischen Leges sumtuarias an.

Ueber die vel quasi Spur eines rudimenti Ossis intermaxillaris bei Foetibus habe ich mich wohl nicht deutlich genug ausgedrückt. Auf der Außenseite (im Gesicht) ist sie nicht leicht merklich, aber unten am Gaum und bei einzelnen Ossibus maxill., auch an der einen Nasenfläche bald mehr, bald minder kenntlich. Zuweilen erhalten sich die vestigia am Gaum auch noch bei Adolescentibus und in einem schönen Hydrocephalo ist es von der einen Seite (aber freilich praeter naturam) ganz separat,

als ein einzelnes Knöchelchen. Fallopius beſchreibt es Obs. anat. p. 35^b. Dissentio ab iis qui publice testantur repiriri suturam sub palato per transversum ad utrumque caninum pertinentem, quae in pueris pateat, in adultis vero ita obliteretur, ut nullum ipsius relinquatur vestigium. Nam reperio hanc divisionem vel rimam potius esse quam suturam, cum Os ab Osse non separetur, neque in exterioribus appareat.

Dem widerſpricht der bärbeißige Euſtachius Ossium exam. p. 194 sq.; die Sutur ſey auch in Erwachſenen da: et palatum supra infraque dirimit. Aber er ſcheint den Fallopius nicht zu verſtehen oder nicht verſtehen zu wollen, und von der harmonia zwiſchen parte palatina ossis maxillaris und den Ossibus palati ſelbſt zu ſprechen.

Albinus Icones oss. foetus p. 36. Os maxillare superius in parvulis saepe inveni constans ex aliquot frustulis, quae tamen cito confluunt in os unum. Tab. V. f. 33. " Fissura, quae palatum ex transverso secat, pone dentes incisores; abiens deinde in suturae speciem.

Und ſelbſt bei Adultis in Tab. ossium t. 1. 2. f. 1. ^b Sutura Ossis maxillaris propria. Aber wie geſagt, es iſt noch himmelweit vom wahren osse intermaxillari verſchieden; etwa wie membrana semilunaris oculi humani von membrana nicitans des Kibitz, der ſie erſtaunlich groß hat.

Vorſtehende Auszüge aus alten und neuen Schriften, auch aus brieflichen Mittheilungen lebender Naturfreunde, geben uns ein auffallendes Beiſpiel, wie dieſelbe Sache von mehr als einer Seite betrachtet, und etwas das in Zweifel ſchwebt, ſo gut bejaht als verneint werden kann. Was uns betrifft, ſo ſind wir völlig beruhigt, wenn wir eine vieljährige fruchtbare Ueberzeugung zum Schluſſe nochmals wiederholen: dem Menſchen wie den Thieren ſey ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Jena 1819.

1819.

Der oben nach vieljährigem Zaudern mitgetheilte Aufsatz, so wie die darauf folgenden Literarnotizen wurden abgedruckt wie sie sich in den Papieren gefunden; nun bleibt zu besserem Verhältniß noch einiges zu sagen übrig, welches in verschiedenen Abtheilungen geschehen soll.

I. Erste Anregung zu diesen Studien, durch Versetzung des Weimarischen Kunst- und Naturaliencabinets nach Jena. Naturwissenschaftliche Anstalten daselbst; wissenschaftliches und praktisches Bemühen, unausgesetzte, folgerechte Behandlung.

II. Entschuldigung wegen fehlender Zeichnungen; wie es damit ergangen, und von den Mitteln diesen Mangel zu ersetzen.

III. Von schriftlichen ausführlichen Beschreibungen und was daraus erfolgt.

IV. Später, verneinender Nachklang zu Ende des Jahrhunderts.

V. Wie man im Bearbeiten des Hauptschema's weiter verfahren.

VI. Wie man verschiedene einzelne Theile in Wirklichkeit parallel gestellt.

VII. Probeblatt einer Tabelle, um die osteologischen Erfahrungen gleich methodisch einzutragen und regelmäßig zu sammeln.

VIII. In wiefern von den Wirbelknochen die Schädelknochen abzuleiten seyen, und auch Gestalt und Function derher zu erklären seyn möchte?

I.

Die **Weimarische Kunstkammer**, vom Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1709 angelegt, enthielt unter andern Merkwürdigkeiten auch manche

bedeutende Naturſeltenheit. Wie das Erſtaunen immer den erſten Reiz zur Wiſſenſchaft giebt, ſo war damals das Intereſſe an der Thiergeſchichte durch das Seltſam-Ungeheure erregt. Dieſer Neigung verdanken wir die Grundlage und auffallend merkwürdige Körper unſeres oſteologiſchen Muſeums.

Und ſo drangen dergleichen Gegenſtände gar bald in das Mittelland, da man kaum funfzig Jahre vorher erſt in den Küſtenländern, nachdem man ſich mit Gold, Gewürz und Elfenbein überfüllt hatte, auch in naturhiſtoriſchem Sinne anfing, obgleich noch ſehr verworren und unvollſtändig, fremde Naturproducte zu ſammeln und aufzubewahren.

Wir beſitzen einen völlig ausgewachſenen, wohl erhaltenen Elephantenſchädel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Eckzähnen. Die zu einer ſtumpfen Säule zuſammengewachſenen Halswirbelknochen des Wallfiſches, auch Schulterblätter des Ungeheuers, mit Schiffen bemalt, um das Wunderſame dieſer breiten Knochenfläche zu erhöhen. Ferner ſieht man zwei Rippen und eine Unterkinnlade des Rieſenhauptes; ſie hat eine Länge von zweiundzwanzig Leipziger Fuß, wonach man die Größe des Thiers ermeſſen kann. Große Schildkrötendecken hatte man anzuſchaffen auch nicht verfehlt; ſodann richtete ſich die Aufmerkſamkeit auf andere thieriſche Theile, merkwürdig durch Abweichung und Umbildung ſolcher Geſtalten, die uns gewöhnlich umgeben; Antilopenhörner aller Art und Verwandtſchaft; ferner die langen, vorwärts geſenkten ſpitzen Hörner des indiſchen Büffels, welche uns durch des Capitän Thomas Williamſon indiſche Jagdſtücke erſt recht merkwürdig geworden. Alles dieſes, nebſt manchen andern Dingen, als einem Krokodil, einer Rieſenſchlange u. ſ. f., wurde nach Jena gebracht, als bedeutender Grund einer größern Sammlung.

Die Vermehrung geſchah nach und nach, indem die Skelette von Haus-, Feld- und Waldthieren der Umgegend angeſchafft wurden. Die Geſchicklichkeit des Cuſtos Türrbaum, der ſich mit dergleichen Dingen gern beſchäftige, förderte die Anſtalt in kurzer Zeit.

Da nach Entfernung des Loder'ſchen Cabinets ſogleich Anſtalt getroffen wurde eine künftig bleibende Sammlung in demſelben Local einzurichten, ſo geſchah dieſes durch die Sorgfalt der Herren Ackermann und Fuchs, welche ſich der Geſchicklichkeit des Proſectors Homburg zu dieſem Zweck zu bedienen wußten, indem ſie neben der menſchlichen Anatomie auch manches für Thierzergliederung Bedeutende zugleich mit ausarbeiten ließen.

Bisher hatten alle fremden und einheimischen Knochenpräparate in dem zoologischen Cabinet, neben ausgestopften und in Spiritus aufbewahrten Geschöpfen, Platz genommen; bei wachsender Menge jedoch fand sich Gelegenheit einen großen Saal einzurichten, welcher jetzt fast wieder zu klein scheint; denn durch immer wirkende Sorgfalt Ihro k. H. des Großherzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach wurde, was von vorzüglich gebildeten Pferden dem fürstlichen Stalle oder von bedeutenden, seltenen Hausthieren den ökonomischen Anstalten verloren ging, für Wissenschaft zum Vortheil verwendet, und die Skelette zu genannter Anstalt eingebracht; nicht weniger was den mit Thieren herumziehenden Fremden hie und da verunglückte, sowohl in der Nähe als auch aus der Ferne herbeigeschafft: wie denn einst, bei großer Kälte, ein zu Nürnberg verendeter Tiger mit der fahrenden Post, stark gefroren, anlangte und noch jetzt, ausgestopft und skelettirt, unsern Museen zu vorzüglichem Schmuck gereicht.

In der neuesten Zeit jedoch brachte Ihro k. H. Aufenthalt in Wien, wie andern Anstalten, also auch den unsrigen die bedeutendsten Vortheile. Herr Director von Schreibers ward unserm Vorhaben geneigt, und dieser eben so kenntnißreiche als thätige und gefällige Freund hat nicht aufgehört uns mit den wünschenswerthesten Körpern zu versehen. Wir verdanken ihm die Skelette der Gemse, des Bibers und Känguru; den Strauß und Reiher, die Gehörwerkzeuge mehrerer Vögel, wie solche in Wien auf das netteste ausgearbeitet werden; die Skelette der Eidechse im Ganzen und in die kleinsten Theile gesondert, so wie der Schildkröte; unzählige Einzelnheiten, und alle bedeutend und unterrichtend.

Der Gebrauch dieser Sammlungen war, sogleich von ihrer ersten Einrichtung an, bei Vorlesungen über menschliche Anatomie eingeleitet, weil auf die sich immer mehr ausbildende Zootomie nothwendig Rücksicht genommen werden mußte. Auch ich von meiner Seite verfehlte nicht belehrende Exemplare und Präparate um mich zu sammeln; in manchem Sinn zerfägte und zersplitterte Schädel und andere Knochen, um sowohl vorsätzliche als zufällige Einsicht in den innern Bau des wichtigen Knochengebäudes zu erlangen.

Die eigentliche Bestimmung aber der, sowohl zu meinem eigenen besondern, als zum öffentlichen und allgemeinen Zweck versammelten Gegenstände ward erst erfüllt, als nach allgemeinen Wünschen und längst tief gefühltem Bedürfniß die Einrichtung einer Veterinärschule beliebt

wurde. Herr Profeſſor Renner ward berufen und trat ſein Amt an, ehe noch die nöthige Einrichtung gemacht werden konnte, und nun ſah ich mit Vergnügen meine ſonſtigen, bisher unter Staub und Moder beſeitigten Präparate wieder lebendig und nützlich werden, und meine Anfänge den Anfängen einer höchſt bedeutenden Anſtalt zu gute kommen. Eine, obgleich unterbrochene, doch nie getilgte Thätigkeit fand hierin ihre angemeſſenſte Belohnung: denn bei jedem redlichen ernſtlichen Handeln, wenn auch anfangs Zweck und Beruf zweifelhaft ſcheinen ſollten, finden ſich beide zuletzt klar und erfüllt. Jedes reine Bemühen iſt auch ein lebendiges, Zweck ſein ſelbſt, fördernd ohne Ziel, nutzend wie man es nicht vorausſehen konnte.

Und von dieſen vielfachen und in einander greifenden Anſtalten ſey noch ſo viel geſagt: für die Veterinärſchule, für eine ſo weit ausſehende Unternehmung, wurde ein hinreichendes Local, der ſogenannte Heinrichsberg, angekauft, die nöthigen Baulichkeiten beſorgt, und da glücklicherweiſe, unter Anleitung des Herrn Hofrath Fuchs, ſich ein junger Mann Namens Schröter herangebildet hatte, und ſich im Beſitz der nöthigen Eigenſchaften eines Profectors befand, ſo iſt, bei unermüdlicher Direction des Vorſtehers, ſchon jetzt auf dem Heinrichsberge gleichfalls ein zootomiſches Cabinet der übrigen Syſteme des Thierkörpers, in Bezug auf jenes oſteologiſche, im glücklichen Werden und Gedeihen; die Hauptpräparate zu didaktiſchen Zwecken ſind, ſorgfältig ausgeführt, vorhanden.

Es unterſcheiden ſich alſo in Jena drei Muſeen, deren Inhalt, nach ihrer ſucceſſiven, gewiſſermaßen zufälligen Entſtehung, nicht ſtreng abgetheilt iſt; ſie greifen aber dergeſtalt in einander, daß ſowohl Directoren als Cuſtoden ſich wechſelsweiſe, bei vorkommenden wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen, an Handen gehen und das Nöthige einander mittheilen. Das eine Cabinet jedoch enthält vorzüglich menſchliche Anatomie, das zweite thieriſche Oſteologie; beide befinden ſich innerhalb der Räume des fürſtlichen Schloſſes; das dritte, bei der Veterinärſchule, enthält, was ſich Oſteologiſches vorzüglich auf Hausthiere bezieht, auch die übrigen Syſteme des thieriſchen Körpers, Muskeln, Arterien, Venen, Lymphatiſches, Nerven u. ſ. w.

II.

Als ich mich zu Anfang der achtziger Jahre, unter Hofrath Loders Anleitung und Belehrung, viel mit Anatomie beſchäftigte, war mir die

Idee der Pflanzen-Metamorphose noch nicht aufgegangen; allein ich arbeitete eifrig auf einen allgemeinen Knochen-Typus los, und mußte deßhalb annehmen, daß alle Abtheilungen des Geschöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden seyn möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, daß man den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin finden wollte, daß man jenem ein Os intermaxillare, diesem aber keines zuschrieb; da nun aber genannter Theil darum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die obern Schneidezähne darin gefaßt sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefugt stehen. Ich suchte daher nach Spuren desselben, und fand sie gar leicht, indem die Canales incisivi vorwärts die Gränze des Knochens bezeichnen, und die von da aus nach den Seiten zu auslaufenden Suturen gar wohl auf eine Absonderung der Maxilla superior hindeuten. Oder gedenkt dieser Beobachtung in seinem anatomischen Handbuch 1788 S. 89, und man dünkte sich viel bei dieser Entdeckung. Umrisse wurden gemacht, die das Behauptete klar vor Augen bringen sollten, jene kurze Abhandlung dazu geschrieben, ins Lateinische übersetzt und Campern mitgetheilt; und zwar Format und Schrift so anständig, daß sie der treffliche Mann mit einiger Verwunderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, sich freundlich erwies, aber nach wie vor versicherte, der Mensch habe kein Os intermaxillare.

Nun zeugt es freilich von einer besondern Unbekanntschaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbstsinn, wenn ein laienhafter Schüler den Gildemeistern zu widersprechen wagt, ja was noch thörichter ist, sie zu überzeugen gedenkt. Fortgesetzte, vieljährige Versuche haben mich eines andern belehrt, mich belehrt, daß immerfort wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Ueberzeugung verknöchern und die Organe des Anschauens völlig verstumpfen. Indessen ist es heilsam, daß man dergleichen nicht allzu zeitig erfährt, weil sonst jugendlicher Frei- und Wahrheitssinn durch Mißmuth gelähmt würde. Sonderbar schien es, daß nicht nur die Meister auf dieser Redensart beharrten, sondern auch gleichzeitige Mitarbeiter sich zu diesem Credo bequemten.

Wir dürfen indessen nicht ermangeln das Andenken eines jungen geschickten Zeichners, Namens Waitz, zu erneuern, der, in dergleichen Arbeiten geübt, sowohl Umrisse als ausgeführte Nachbildungen fortsetzte.

indem wir entſchloſſen waren kleine Abhandlungen dieſer Art, die etwas Bedeutendes im anatomiſchen Felde berühren und erregen ſollten, mit ſorgfältigen Kupfern drucken zu laſſen. Hier ſollte der beſtrittene Knochen von ſeiner größten Einfalt und Schwäche bis zu ſeiner Gedrängtheit und Kraft in einer reinen Folge dargeſtellt werden, und wie er ſich zuletzt im edelſten Geſchöpfe, dem Menſchen, aus Furcht thieriſche Gefräßigkeit zu verrathen, ſchamhaft verberge.

Was aber von Zeichnungen jener Zeit übrig geblieben, werde zunächſt bemerkt. Da man von dem Einfachſten zum Zuſammengeſetztern, vom Schwächern zum Stärkern überzugehen die Abſicht hatte, ſo wählte man zuerſt das Reh, wo der fragliche Knochen ſchwach, bügelartig und zahnlos erſcheint; man ging zum Ochſen über, wo er ſich verſtärkt, verflächt und verbreitet. Das Kameel war ſeiner Zweideutigkeit wegen merkwürdig, das Pferd entſchiedener in Abſicht der Schneidezähne, der Eckzahn klein. Dieſer iſt groß und ſtark am Schweine, monſtros an Sus Babirussa, und doch behauptet überall der Zwiſchenknochen ſeine vollkommenen Rechte. Am Löwen vollgedrängt und körperhaft, mächtig durch ſechs Zähne: ſtumpfer am Bären; vorgeſtreckter am Wolf; das Wallroß, wegen ſeiner perpendicularen Geſichtslinie, wird dem Menſchen ähnlich, der Affe erhebt ſich noch mehr, wenn er ſchon artenweiſe in die Beſtie zurücktritt, und endlich ſtellt der Menſch ſich ein, wo ſich nach allem Vorgekannten dieſe Knochen-eintheilung nicht verkennen läßt. Dieſe mannichfaltigen Knochengeſtalten hatte man zu beſſerer Ein- und Ueberſicht meiſt von oben, unten und von der Seite zeichnen laſſen; ſie ſind reinlich und deutlich ſchattirt, unter Rahmen und Glas gebracht, und ſtehen in dem Jenaiſchen Muſeum einem jeden zur Anſicht frei. Von den an obiger Sammlung fehlenden waren zum Theil ſchon Skizzen gemacht, andere Körper wurden angeſchafft; aber der Tod des jungen Künſtlers, der ſich in die Sache zu fügen gewußt, und andere Zwiſchenfälle ſtörten die Vollendung des Ganzen, wie man denn bei fortdauerndem Widerſpruch die Luſt verlor, von einer ſo klaren und deutlichen Sache immerfort tauben Ohren zu predigen.

Was man aber unter den Jenaiſchen Abbildungen den Freunden der Wiſſenſchaft gar wohl empfehlen darf, ſind vier Zeichnungen nach dem Kaſſeler Elephantenſchädel, den ich durch Sömmerings Gunſt und Gefälligkeit zu benutzen in den Stand geſetzt war. Dieſes junge Subject, das in Deutſchland ſein Leben nicht friſten konnte, zeigt uns in ſeinen

Resten die meisten Suturen, wenigstens an Einer Seite unverwachsen; die Zeichnungen, und zwar des ganzen Schädels, sind nach gleichem Maßstabe verkleinert und von vier Seiten genommen, so daß man den Zusammenhang des Ganzen gar wohl daran erkennen kann, und was uns hier am meisten berührt, so spielt vor allen das Os intermaxillare eine große Rolle: es schlägt sich wirklich um den Eckzahn herum; daher denn auch, bei flüchtiger Beobachtung, der Irrthum entstanden seyn mag, der ungeheure Eckzahn sey im Os intermaxillare enthalten. Allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am wenigsten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgeben, um diese organischen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwischenknochens zu sichern.

Zu fernerer Vergleichung ließ man den großen ausgewachsenen Elephantenschädel des Museums gleichfalls zeichnen, da denn sehr wunderbar auffällt: wenn bei dem jungen Subject die obere Kinnlade und das Os intermaxillare schnabelartig hervorstreben und der ganze Kopf in die Länge gezogen erscheint, dagegen am ausgewachsenen das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat einzuschließen ist.

Wie ernst es aber überhaupt mit diesen Arbeiten gewesen, erhellt auch daraus, daß nach gedachten Zeichnungen zwei Kupferplatten in klein Folio von Lips auf das sauberste gestochen worden, zum Behuf ausführlicher Abhandlungen, die man sich vorgesetzt hatte. Abdrücke davon hat man gleichfalls, Wissenschaftsfreunden zu Liebe, aufgestellt.

Nach allem diesem wird man uns verzeihen, wenn der erste Entwurf unserer Arbeit ohne die darin beschriebenen Tafeln vorgelegt worden; besonders wenn man betrachtet, daß diese edle Wissenschaft seit jener Zeit erst recht ausgebreitet und belebt ist. Kaum wird sich ein Liebhaber finden, der nicht, entweder in öffentlichen Museen oder in seiner Privatsammlung, alle diejenigen Körper und Präparate besäße, von denen hier die Rede war; sollte es aber ja daran fehlen, so kann man sich aus dem bedeutenden Werke der Kraniologie des Herrn Spix aufs beste belehren, wo Abbildung und Beschreibung die Frage völlig außer Zweifel setzen.

Wir finden zuerst Seite 19 klar und unbewunden ausgesprochen, daß auch am Schädel des Menschen das Os intermaxillare nicht zu läugnen sey. Ferner wird dasselbe auf den Linearzeichnungen beim Menschen sowohl als den Thieren mit Nr. 13 bezeichnet. Dadurch wäre nun

durchgehen mußten, auf einmal weggehoben werden, und wenn das Glück gut iſt, ganz eigentlich daran ſich auf das wünſchenswertheſte ausbilden.

Wo die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zerſtörend ſind, iſt Wieland neckend.

Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben wie dem Ritter, es kommt nur darauf an, daß jeder ſeinen Zuſtand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was ſind Tragödien andres als verſificirte Paſſionen ſolcher Leute, die ſich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen?“

Yorik Sterne war der ſchönſte Geiſt der je gewirkt hat; wer ihn lieſ't fühlt ſich ſogleich frei und ſchön; ſein Humor iſt unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel ſind Apollo und die Muſen.“

Das Geſicht iſt der edelſte Sinn, die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Tacts, wir hören, wir fühlen, riechen und betaſten alles durch Berührung; das Geſicht aber ſteht unendlich höher, verfeint ſich über die Materie und nähert ſich den Fähigkeiten des Geiſtes.

Setzten wir uns an die Stelle anderer Perſonen, ſo würden Eiferſucht und Haß wegfallen, die wir ſo oft gegen ſie

genaue, aber fließende und dem Styl nach wohlgefälligere Beschreibungen auszuarbeiten.

Aber alle diese Hartnäckigkeit führte nicht zum Ziel, indem die Arbeiten, mehrmals unterbrochen, keinen klaren Begriff gaben, wie das jenige zu vollenden sey, von dessen Wahrhaftigkeit und Interesse man sich so lebhaft überzeugt hatte. Zehn Jahre waren verflossen und mehr, als meine Verbindung mit Schiller mich aus diesem wissenschaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens rief. Meine Theilnahme an seinen Unternehmungen, an den Horen, den Musenalmanachen, den dramatischen Versätzen und aus mir selbst hervorgerufene eigene Arbeiten, als Hermann und Dorothea, Achilleis, Cellini, eine neue Aussicht nach Italien und endlich eine Reise nach der Schweiz entfernten mich entschieden von jenen Arbeiten und Vorarbeiten, so daß von der Zeit an Staub und Moder sich über Präparaten und Papieren aufhäuften, denen ich eine fröhliche Auferstehung an der Hand eines jüngern Freundes zu wünschen nicht unterließ. Auch hätte ich diese Hoffnung wohl erfüllt gesehen, wenn nicht gleichzeitige Menschen, oft durch Umstände oder Eigenheiten, anstatt mit einander zu wirken, gegen einander zu arbeiten veranlaßt würden.

IV.

Gotthelf Fischer, ein jüngerer Mann, der mir in diesem Fache rühmlich bekannt war, gab im Jahre 1800 eine Schrift heraus: „Ueber die verschiedene Form des Intermaxillarknochens in verschiedenen Thieren.“ — Seite 17 erwähnt er meine Bemühung, indem er spricht: „Goethe's sinnreicher Versuch aus der Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Obermaxille dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sey, ist mir unbekannt geblieben, und ich muß besonders bedauern, daß mir entgangen ist seine schönen Zeichnungen über diesen Gegenstand zu sehen. Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß dieser seine Beobachter seine scharfsinnigen Ideen über die thierische Oekonomie, mit philosophischen durchwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen möchte.“

Hätte dieser kenntnißreiche, thätige Mann nun, in Gefolg einer allgemeinen Nachricht, sich mit mir in nähere Beziehung gesetzt und sich von meinen Ueberzeugungen durchdringen können, so würde ich ihm gerne Manuscripte, Zeichnungen und Kupfer abgetreten haben, und die Sache

wäre schon damals ins gleiche gekommen, anstatt daß noch mehrere Jahre hingingen, ehe eine nützliche Wahrheit konnte anerkannt werden.

V.

Als in Gefolg einer treuen und fleißigen Behandlung der Pflanzen-Metamorphose das Jahr 1790 mich mit erfreulichen und neuen Aussichten auch über thierische Organisation beglückte, wandte sich mein ganzes Bestreben gegen diesen Theil; ich fuhr unermüdet fort zu beobachten, zu denken und zu ordnen, wodurch sich die Gegenstände immer mehr vor mir aufklärten. Dem Seelenkenner wird es, ohne weitern geschichtlichen Beleg, einleuchtend seyn, daß ich durch eine productive Leidenschaft in diese schwerste aller Aufgaben getrieben ward. Der Geist übte sich an dem würdigsten Gegenstande, indem er das Lebendige nach seinem innersten Werth zu kennen und zu zergliedern suchte; aber wie sollte ein solches Streben einen glücklichen Erfolg haben, wenn man ihm nicht seine ganze Thätigkeit hingäbe!

Da ich aber aus eigenem Willen und zu eigenen Zwecken in diese Region gelangt, so mußte ich mit eigenen frischen Augen sehen, und da konnte ich bald bemerken, daß die vorzüglichsten Männer vom Handwerk wohl einmal nach Ueberzeugung aus dem herkömmlichen Gleis auf die Seite bogen, aber den eingeschlagenen Hauptweg nicht verlassen, sich auf eine neue Fahrt nicht einlassen durften, weil sie ja die gebahnte Straße und zugängliche Gegenden ihrem und anderer Vortheil gemäß zu befahren am bequemsten fanden. Gar manche andere wunderbare Entdeckung konnte mir nicht entgehen, z. B. daß man sich auch im Sonderbaren und Schwierigen gefiel, damit nur einigermaßen etwas Merkwürdiges zum Vorschein käme.

Ich aber verharrte auf meinem Vorsatz und Gang und suchte alle Vortheile ohne Rücksicht zu nutzen, die sich beim Absondern und Unterscheiden gerne und willig darbieten und unsäglich fördern, wenn wir nur nicht zu weit gehen und zu rechter Zeit wieder zu verknüpfen wissen. Die Behandlung unserer Urväter, wie wir sie bei Galen und Vesal finden, konnte hier nicht in Betrachtung gezogen werden; denn wenn man Knochenpartien, wie sie gelegentlich aus einander fallen oder zusammen bleiben, willkürlich als ein Ganzes behandelt und die Theile dieser größern Massen durch Zahlen unterscheidet, wer kann sich, den Sinn und Geiste

nach, nur einigermaßen gefördert finden? welche Umsicht könnte daraus erfolgen? Von dieser freilich unreifen Weise war man nach und nach abgekommen, hatte sie aber nicht aus Vorsatz, aus Maxime verlassen: deßhalb hing noch oft zusammen, was wohl nachbarlich verwachsen, aber doch nicht Theil vom Theile war, ja man verknüpfte mit wunderlichem Eigensinn, was die Zeit, die doch auch wohl das Vernünftige zuläßt, geschieden hatte, wieder aufs neue.

Indem ich nun ihrer Natur nach innerlich gleiche, in der Erscheinung aber völlig ungleiche organische Theile parallelisiren sollte, hielt ich an dem Gedanken fest, man solle die Bestimmung jedes Theils für sich und sein Verhältniß zum Ganzen zu erforschen trachten, das eigene Recht jedes einzelnen anerkennen und die Einwirkung aufs übrige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zuletzt Nothwendiges, Nützliches und Zweckmäßiges am lebendigen Wesen müßte zum Vorschein kommen.

Man erinnert sich noch der vielen Schwierigkeiten, welchen die Demonstration des menschlichen Keilbeins ausgesetzt war, und wie man weder die Form recht zu fassen noch die Terminologie dem Gedächtniß einzuprägen so leicht fähig gewesen; sobald man aber einsah, daß es aus zwei gleichen, nur in der Form wenig von einander abweichenden Knochen zusammengesetzt sey, so vereinfachte sich alles, und zuletzt belebte sich das Ganze.

Gleicherweise ward man durch die verwickelteste aller Darstellungen, wodurch die Gehörwerkzeuge mit ihrer Umgebung zugleich demonstrirt werden sollten, an eine Trennung zu denken veranlaßt, welche sich bei Thieren gar wohl bewirken ließ, wo man die drei Theile, die man sonst als consolidirt und in Einen Körper verschmolzen betrachtete, nunmehr in drei wirklich separirte und öfter sogar zu separirende Theile auseinander fallen sah.

Die untere Kinnlade betrachtete ich von dem Schädel ganz getrennt und zu den Hülfsorganen gehörig; sie ward auch deßhalb den Armen und Beinen gleich gestellt. Nun, ob sie schon bei den Mammalien nur aus zwei Theilen zu bestehen schien, führte doch ihre Gestalt, ihre merkwürdige Beugung, die Verbindung mit dem Oberhaupt, die aus ihr sich entwickelnden Zähne, auf die Vermuthung, daß auch hier ein Complex einzelner Knochen zu finden sey, welche, zusammengewachsen, die merkwürdige Bildung erzeugen, die einen so wundervollen Mechanismus ausüb-

Dieſe Vermuthung ward beſtätigt durch Zergliederung eines jungen Krokodils, wobei ſich zeigte, daß jede Seite aus fünf in und über einander geſchobenen Knochentheilen, das Ganze alſo aus zehn Theilen zuſammengeſetzt ſey. Es war belehrend und erfreulich, nach den Spuren dieſer Abtheilungen auch bei Mammalien zu forſchen und, wie man ſie mit den Augen des Geiſtes zu entdecken glaubte, auf manche Kinnladen in- und auswendig aufzuzeichnen, und ſo beſtimmt den Sinnen darzubringen, was vorher die Einbildungskraft zu bezeichnen und feſtzuhalten kaum im Stande war.

So bereitete ich mir immer mehr eine freie Ueberſicht über die Natur, und machte mich fähiger an jedem redlichen Bemühen in dieſem Fach freudig und aufrichtig Theil zu nehmen. Ich erhöhte nach und nach meinen Standpunkt zu Beurtheilung wiſſenſchaftlicher und ethiſcher Behandlung auch in dieſen Regionen menſchlicher Geſchäftigkeit.

So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir ſchon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längern Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieſer Gelegenheit ſtrömte der Mund über wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus ſo oft und zudringlich vor, daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte, ich ſolle das in Schriften verfaſſen, was mir in Geiſt, Sinn und Gedächtniß ſo lebendig vorſchwebte. Glücklicherweiſe fand ſich zu ſelbiger Zeit ein junger, dieſen Studien geneigter Freund, Maximilian Jacobi, daſelbſt, dem ich jenen Aufſatz, ziemlich wie er noch vorliegt, aus dem Stegreif dictirte, und jene Methode mit wenig Abweichung als Grundlage meiner Studien beibehielt, wenn ich ſie gleich nach und nach auf gar mancherlei Weiſe hätte modificiren können. Die drei erſten Capitel, die gegenwärtig als Entwurf da liegen, ſchrieb ich ausführlicher. Auch dieſe Bearbeitung verdiente vielleicht in der Folge mitgetheilt zu werden: denn ſollte das meiſte gegenwärtig für Kundige überflüſſig ſeyn, ſo bedenke man, daß es immer friſche Anfänger giebt, für welche ältere Anfänge immer noch neu genug ſind.

VI.

In einem ſo weitläufigen und unüberſehlichen Felde den unmittelbaren Anblick zu vervielfältigen, bequemer, ja zudringlicher zu machen, ſtellte man verſchiedene Theile mehrerer Thiere neben einander, aber

jedesmal nach anderer Ordnung. Die Halsknochen z. B. ordnete man von den längsten bis zu den kürzesten, wodurch zugleich das Gesetz ihrer Abweichung von einander sich deutlicher offenbarte: von der Giraffe bis zum Wallfisch war ein bedeutender Weg; man verirrte sich aber nicht in vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand. Wo die natürlichen Körper fehlten, füllte man die Lücke durch Zeichnungen. Merck hatte von der Giraffe, die sich in Haag befand und befindet, eine lobenswürdige Nachbildung geliefert.

Ingleichen wurden Arme und Hände von dem Punkt an, wo sie nur einer Säule, einer Stütze zu vergleichen sind, nur zu der nothwendigsten Bewegung geschickt, bis zur Pronation und Supination, jenem den höher gestellten Thieren gegönnten, nicht genug zu bewundernden Mechanismus hingestellt.

So geschah auch mit den Beinen und Füßen von dem Punkte an, da sie als unbewegliche Tragsäulen anzusehen sind, bis dahin, wo sie in die leichtesten Schwungfedern verwandelt erscheinen, ja sogar eine Vergleichung mit den Armen in Gestalt und Function zulassen. Ferner sollte die Verlängerung des Armes und Beines bis zur engsten Verkürzung derselben, vom Affen bis zur Phoca, das Auge und den Geist zugleich befriedigen. Manches hievon ist geleistet, anderes vorbereitet, anderes zerstört und verwirrt worden. Vielleicht sehen wir unter gegenwärtiger Constellation diesen löblichen Wunsch erfüllt und bestätigt, da solche Zusammenstellungen dadurch leicht möglich werden, daß jedes Museum unvollständige Skelette besitzt, die zu diesem Gebrauch glücklich und vortheilhaft anzuwenden sind.

Gleicherweise gab es zu bedeutenden Betrachtungen Gelegenheit, das **Os ethmoideum** zu vergleichen, von da an, wo es in seiner größten Breite und Freiheit wirkt, wie beim Tapyrus, bis dahin, wo es durch die näher an einander tretenden und in beträchtlicher Größe ausgebildeten **Augenhöhlen**, wie beim Affen, zusammengedrängt, und der Raum der Nasenwurzel beinahe vernichtet wird.

Da man nun hierzu die gemachten und zu machenden Beobachtungen in einiger Ordnung aufzuzeichnen gedachte, damit solche Collectaneen näher bei der Hand und nach Bedürfniß leichter zu finden und anzuordnen seyn möchten, hat man eine Tabelle nach obgedachtem Schema entworfen und sie mit sich auf Reisen geführt, und dadurch manches mit späteren Beobachtungen Uebereinstimmende oder durch dieselbe zu Rectificirende gewonnen,

wodurch eine allgemeinere Uebersicht erleichtert und eine künftige Generaltabelle vorbereitet wurde.

Wollte man sodann ein Thier in sich selbst vergleichen, so durfte man nur die Columne perpendicular herunter lesen; sollte die Vergleichung mit andern Thieren geschehen, so las man in horizontaler Richtung, und die Gestalten wechselten ohne Beschwerde vor unserer Einbildungskraft. Wie man dabei verfahren, mag nachstehende Probe ausweisen, wie solche an Ort und Stelle aufgenommen worden, ohne weitere Revision; deswegen für den Inhalt nicht zu stehen ist.

Bei dieser Gelegenheit muß ich dankbar erkennen, wie mir in Dresden durch die Herren Vorsteher des Naturaliencabinets große Gefälligkeit erzeigt, und meine Tabelle zu füllen die bequemste Gelegenheit gegeben worden. Früher wurden mir die Merck'schen Fossilien zu Nutze, gegenwärtig in dem reichen großherzoglich Darmstädtischen Museum aufbewahrt; Herrn v. Sömmerings schöne Sammlung hatte mir manchen Aufschluß gegeben, und durch Hülfe meiner Tabelle konnte ich überall einzelne Merkwürdigkeiten theils zu Ausfüllung, theils zu Revision benutzen. Die höchst schätzenswerthe Sammlung des Herrn v. Froriep kam leider erst zu einer Zeit nach Weimar, da ich diesen Studien schon entfremdet war, befindet sich noch daselbst, jetzt, da ich von solchen früheren Lieblingsbeschäftigungen für immer Abschied nehmen muß.

um die osteologischen Erfahrungen gleich metho

Löwe.

Vertebrae. generelle Charakter, und was überhaupt zu bemerken.	Sehr bestimmt in ihren Formen. Die verschiedenen Abtheilungen sehr deutlich und gesondert. Die Gradationen sanft, und doch ausgesprochen.
colli.	
1. Atlas.	Breite Lateralfortsätze, tiefe cavitates glenoidales.
2. Epistropheus.	Hoher Rückenfortsatz Processus lat. post., spitz und schmal nach hinten gerichtet.
3.	Es zeigt sich eine Neigung zu flügelartigen Fortsätzen; sie entstehen von der dritten Vertebra an, indem der Processus lat. unten einen flachen Ansatz vorwärts nach und nach gewinnt.
4.	Dieser Ansatz ist an der sechsten Vertebra am meisten ausgesprochen, verliert sich aber an der siebenten, deren Processus lat. seitwärts steht.
5. 6.	Alle Processus spinosi der vier letzten Halsknochen stehen seitwärts.
dorsi. bis zur Mitte.	Eilf; die vier ersten Processus spinosi stehen perpendiculär, die sechs folgenden rückwärts, der eilfte perpendiculär. Der zweite ist der höchste, der eilfte sehr klein, und der Schluß des Rückens wird dadurch sicher und zierlich.

belle,

disch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln.

Biber.	Dromedar.
Wie das ganze Thier, unbestimmt und unproportionirt in ihren Formen.	Die Rückenwirbel gedrängt und kurz, die Halswirbel lang, wie die übrigen Extremitäten des Thieres.
Im Ganzen schwach.	
Beide groß verhältnißmäßig.	Klein verhältnißmäßig, Lateralfortsätze gleichfalls schmal, wohl proportionirt.
	Uebermäßig lang.
Der Processus spinosus ist mit dem Rückenfortsatze des Epistropheus verwachsen.	3. 4. 5. an Länge abnehmend, an Stärke gewinnend, keine Processus spinosi, aber rauhe Erhöhungen von tendinosen Insertionen, beim fünften knopfartig; haben Processus lateral. ant. lang und abwärts stehend, anfangs spitz. Sie werden nach unten und hinten breiter, und gehen zuletzt unter den Processus lateral. post. hinunter, und bilden den Flügelfortsatz des sechsten sehr ansehnlich. Dieser Knochen ist kurz und stark, hat einen kammartigen, breiten Fortsatz; der siebente Wirbel, kleiner, hat einen laminosen Fortsatz.
Die vier übrigen schwächlich, die Processus spin. spongios.	
Eilf; die vier ersten Processus spinosi klein und vorwärts gebogen, die neun folgenden fast gleiche Höhe, der eilfte schon flach, wie die der lumborum.	Die Mitte nicht zu bestimmen; nach der zehnten oder eilften; die Körper der Vertebrarum werden sehr klein, die Processus spinosi sehr groß. Der vierte ist der höchste, daher die Veranlassung des Höckers; die Processus

lumborum.	Neun; zwei haben Rippen; die Processus spin. laminosi gehen alle vorwärts, die Processus later. auch; beide nehmen in ſchöner Proportion, wie die Wirbelknochen, im Ganzen hinterwärts zu.
pelvis.	Drei; vielleicht nur zwei verwachſen; ſehr ſchmal und klein; der letzte hat rückwärts fortgeſetzte Seitenfortſätze.
caudae.	Vier bis fünf, mit Seitenfortſätzen, rückwärts ſtehend ohne perpendiculären Fortſatz, dreizehn bis vierzehn ins Phalangenartige übergehend, endlich ganz Phalange. Die letzte ſehr kleine Phalange iſt mit der vorletzten verwachſen.
Sternum.	Acht, lang, ſchlank; ſcheinen poröſe Knochen, wenigſtens nicht feſte. Haben knorpelige Epiphyſes nach unten. Länge und Schlankheit nimmt von oben herunter ab.
Vertebrae sterni.	

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03830/194

empfinden; und ſetzten wir andere an unſere Stelle, ſo würde Stolz und Einbildung gar ſehr abnehmen.

Nachdenken und Handeln verglich einer mit Rahel und Lea; die eine war anmuthiger, die andere fruchtbarer.

Nichts im Leben, außer Geſundheit und Tugend, iſt ſchätzenswerther als Kenntniß und Wiſſen; auch iſt nichts ſo leicht zu erreichen und ſo wohlfeil zu erhandeln: die ganze Arbeit iſt ruhig ſeyn und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten ohne ſie auszugeben.

Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne ſie zu benutzen, ſo wäre dieß eine Art von Entſchuldigung für den Müßiggang der halben Welt; aber keine völlige, denn es wäre ein Haushalt wo man von dem Hauptſtamm lebte, ohne ſich um die Intereſſen zu bemühen.

Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Dinte.

Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine ſo vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Iſt es denn der Autor oder die Schrift die wir bewundern oder tadeln? es iſt immer nur der Autor den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen wenn wir ein Geiſteswerk auslegen?

Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte leſen die ihm zugeſchrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was

Biber.	Dromedar.
	spinosi haben separirte, spongiös knochige Epiphysen.
Acht; drei haben Rippen; die Processus laminosi wachsen, wie auch der Processus later., nicht in schönen merklichen Stufen.	Neun oder acht; die Rippen betreffend, nicht klar. Die Processus laminosi niedrig, die Proc. later. sehr groß, die Körper klein.
Vier, mit perpendiculären Fortsätzen, die wahrscheinlich oben alle verwachsen sind; an diesem Exemplar waren die zwei ersten abgebrochen.	Vier verwachsen.
Eilf an diesem Exemplar, das incomplet ist, sämmtlich mit sehr großen Seitenfortsätzen, die nach hinten abnehmen.; die fünf, sechs ersten haben perpendiculäre Fortsätze, die übrigen Spuren davon.	Fünfzehn, aus dem Beckenknochen sehr natürlich und zierlich, mit allerlei Gestalten und Epiphysen ins Phalangenartige übergehend. Beim Kameel ist es überhaupt eben dasselbe, nur daß beim Dromedar die Art und Weise des Geschlechts nach seinem Haben und Sollen mehr bezeichnet ist.
Fünf, jede anders gestaltet; die erste manubrienartig, die zweite und dritte phalangenartig; die vierte hat unten breite Apophysen, die fünfte wie die Spitze des Ensis gestaltet; es ist als wenn das Menschliche sich von weitem sehen ließe.	Fünf bis sechs, die oberste spitz, nach unten breiter; haben sämmtlich knochenartige Lateralansätze, welche den Knorpeln und Rippen entgegen gehen.

VIII.

Wir wenden uns nun zu einer Angelegenheit, die, wenn darin etwas zu entscheiden wäre, großen Einfluß auf alles vorher Gesagte ausüben müßte. Es entsteht nämlich, da so viel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen worden, die Frage, ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, ungeachtet so großer und entschiedener Veränderungen, noch anerkennen solle und dürfe. Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit dreißig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe. Jedoch ein dergleichen Aperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebärde sich, wie man will, eine esoterische Eigenschaft: im Ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen; im Einzelnen läßt sichs wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwei Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen, ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich selbst nicht immer einig bleibt, und einen Tag um den andern klarer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die Geisteskraft reiner und vollkommener dabei hervorthun kann.

Ich hatte, um hier mich durch ein Gleichniß zu erklären, vor einiger Zeit Interesse genommen an Manuscripten des funfzehnten Jahrhunderts, durchaus in Abbreviaturen verfaßt. Ob nun gleich eine solche Entzifferung niemals mein Geschäft gewesen, so ging ich doch, aufgeregt, mit Leidenschaft an die Sache, und las zu meiner Verwunderung unbekannte Schriftzüge frisch weg, die mir hätten lange räthselhaft bleiben sollen. Aber diese Zufriedenheit dauerte nicht fort: denn als ich nach einiger Zeit das unterbrochene Geschäft wieder aufnahm, bemerkte ich erst, daß ich irrthümlich eine Arbeit auf dem gewöhnlichen Gang der Aufmerksamkeit zu vollenden strebte, die mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit begonnen war, und daß im stillen nur darauf zu hoffen sey, wie jene glücklichen Eingebungen des Augenblicks sich wieder erneuern möchten.

Finden wir solchen Unterschied bei Betrachtung alter Pergamente, deren Züge doch entschieden fixirt vor uns da liegen, wie sehr muß die

Schwierigkeit sich steigern, wenn wir der Natur etwas abzugewinnen gedenken, welche, ewig beweglich, das Leben das sie verleiht, nicht erkannt wissen will. Bald zieht sie in Abbreviaturen zusammen, was in klarer Entwickelung gar wohl faßlich gewesen wäre, bald macht sie, durch reihenhafte Aufzählung weitläufiger Currentschrift, unerträgliche Langeweile; sie offenbart was sie verbarg, und verbirgt was sie eben jetzt offenbarte. Und wer darf sich einer so liebevollen Schärfe, einer so bescheidenen Kühnheit rühmen, daß sie ihm gerne an jeder Stelle, in jedem Augenblick zu Willen wäre?

Gelangt nun aber ein solches, aller exoterischen Behandlung durchaus widerstrebendes Problem in die bewegte, ohnehin mit sich selbst beschäftigte Welt, geschehe dieß auf eine methodisch-bescheidene oder geistreich-kühne Weise, so erfährt das Mitgetheilte gar oft eine kalte, vielleicht widerwärtige Aufnahme, und man sieht ein so zartes, geistiges Wesen gar nicht an seinem Platze. Macht aber auch ein neuer, vielleicht erneuter, einfacher, edler Gedanke einigen Eindruck, so wird er doch niemals rein, wie es zu wünschen wäre, fortgeführt und entwickelt. Erfinder und Theilnehmer, Lehrer und Schüler, Schüler unter einander, die Gegner gar nicht gerechnet, widerstreiten, verwirren, entfernen sich in vielspältiger Behandlung immer mehr und mehr, und zwar dieß alles deßwegen, weil jeder Einzelne sich das Ganze wieder kopf- und sinnrecht machen will, und es schmeichelhafter ist, irrend Original zu seyn, als, die Wahrheit anerkennend, sich einer höhern Art und Weise unterzuordnen.

Wer nun ein langes Leben hindurch diesen Welt- und Wissensgang, so wie in der Geschichte also auch um sich her, bis auf den heutigen Tag beobachtet hat, ein solcher kennt genau jene Hindernisse, weiß wie und warum eine tiefe Wahrheit so schwer zu entwickeln und zu verbreiten ist; daher mag ihm wohl zu verzeihen seyn, wenn er sich nicht abermals in einen Wust von Widerwärtigkeiten hineinzuwagen Lust fühlt.

Deßwegen ich denn auch nur kürzlich meine vieljährig gehegte Ueberzeugung wiederhole, daß das Oberhaupt des Säugethiers aus sechs Wirbelknochen abzuleiten sey. Drei gelten für das Hinterhaupt, als den Schatz des Gehirns einschließend, und die zarten Lebensenden, fein verzweigt, in und über das Ganze und zugleich nach außen hin versendend; drei hinwieder bilden das Vorderhaupt, gegen die Außenwelt sich aufschließend, sie aufnehmend, ergreifend, erfassend.

Jene drei ersten sind anerkannt:

das Hinterhauptbein,
das hintere Keilbein und
das vordere Keilbein:

die drei letztern aber noch anzuerkennen:

das Gaumbein,
die obere Kinnlade und
der Zwischenknochen.

Erfreut sich einer der vorzüglichen Männer, die sich bisher schon eifrig mit diesem Gegenstande befaßten, der aufgestellten Ansicht auch nur problemsweise, und wendet ein paar Figuren daran, um mit wenigen Zahlen und Zeichen jeden auszumittelnden wechselseitigen Bezug und geheimes Verhältniß übersehbar zu machen, so erhielte die ohnehin nicht mehr abzuwendende Publicität sogleich eine entschiedene Richtung, und wir wagten vielleicht auch noch einiges auszusprechen über die Art und Weise, solche Naturgeheimnisse zu beschauen und zu behandeln, um sie zuletzt, vielleicht allgemein faßlich, auf praktische Resultate hinzuleiten, wodurch denn Werth und Würde eines Gedankens doch endlich erst im allgemeinen geschätzt und anerkannt werden kann.

Specimen

anatomico-pathologicum inaugurale de labii leporini congeniti naturâ et origine, auctore CONSTANT. NICATI. 1822.

1824.

„Wenn gleich die meisten Anatomen gegenwärtig nicht mehr daran zweifeln mögen, daß sich bei Embryonen **Ossa intermaxillaria** finden (wie Goethe bereits im Jahre 1786 zu beweisen sich bemühte), so giebt es doch noch immer einige Schriftsteller, welche sich nicht davon überzeugen können; und für diese sind denn die aus treuer Naturbeobachtung entnommenen Gründe zum Beweise für die Richtigkeit jener Annahme bestimmt, die der Verfasser mit Klarheit und vollständiger Sachkenntniß anführt, auch eine genaue, durch eine instructive Zeichnung erläuterte Beschreibung des Zwischenknochens beifügt."

(S. Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1823. Nr. 175.)

In dem vorhin Mitgetheilten habe ich die Angelegenheit des Zwischenknochens umständlich behandelt, und es sey zum Abschluß wohl aufgenommen, wenn ich eine Stelle hier einrücke, die der ganzen Sache ein Ende macht. Merkwürdig ist, daß hier abermals beinahe vierzig Jahre nöthig waren, um ein einfaches, zwar unscheinbares, aber folgereiches Enunciat rein und freudig anerkannt zu sehen. Ich habe nun über diesen Punkt weiter nichts zu sagen, und drücke mit Vergnügen die Hoffnung aus, die ich hege, von den vielfachen zu diesem Zwecke veranstalteten Zeichnungen einiges durch die erfreuliche Thätigkeit der angesehenen naturforschenden Gesellschaft, gegenwärtig zu Bonn, wohlwollend benutzt zu finden. (S. oben Seite 183.)

Sehr oft mußte ich im Gange meines Lebens nicht nur von gewöhnlicher Umgebung, sondern von bedeutenden Menschen Vorwürfe hören, daß ich zu viel Werth und Gewicht auf dieses oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen der Natur zu legen geneigt sey. Ich konnte mich jedoch keineswegs irre machen lassen: denn ich fühlte wohl, daß ich mich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, von wo aus gar manches zu erwarten, auch wohl zu thun seyn möchte, und der Erfolg hat mich nicht getäuscht. So ging es mir mit der Halsbandgeschichte, mit dem Zwischenknochen und so manchem andern, bis auf die neuesten Zeiten.

Das Schädelgerüst,

aus sechs Wirbelknochen aufgebaut.

1824.

Die Anerkennung des Zwischenknochens auch beim Menschen war deßhalb von so großer Bedeutung, weil zugleich die Consequenz des osteologischen Typus durch alle Gestalten hindurch zugestanden wurde. Eben so war der Aufbau des Schädelgerüstes aus Wirbelknochen, einmal zugegeben, von wichtigen Folgen: denn die Identität aller noch so entschieden geformten Einzelnheiten des Typus war hiedurch gleichfalls gesichert; hier lagen die zwei Hauptpunkte, auf deren Einsicht und Anwendung bei Betrachtung organischer Naturen alles ankam.

Unter dem Titel: „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" (Goethe's Werke Bd. 30.) steht ein Bekenntniß: wie ich erst drei, dann sechs Wirbelknochen anzuschauen und anzuerkennen veranlaßt worden. Hierin fand ich nun Hoffnung und Aussicht auf die schönste Beruhigung, bedachte möglichst die Ausbildung dieses Gedankens ins Einzelne, konnte jedoch nichts Durchgreifendes bewirken. Zuletzt sprach ich hiervon vertraulich unter Freunden, welche bedächtig zustimmten und auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten.

Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig ins Publicum, da es ihr denn an vielem Widerstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst auseinandersetzen; am schlimmsten wirkte der falsche Einfluß auf ein würdiges Prachtwerk, welches Unheil sich in der Folgezeit leider immer mehr und mehr offenbaren wird.

Mir aber bleibt gegenwärtig nur das Vergnügen Zeuge zu werden

des fortschreitenden reinen Bestrebens, womit Herr Dr. Carus das ganze organische Gebäude verfolgt und uns in dessen Geheimniß einzuweihen das Glück und die Freude haben wird. Es liegen vor mir Probedrücke der Platten zu seinem unternommenen Werke, ferner eine große Tabelle des ganzen organischen Baues vollkommener Thiere, sodann aber besonders noch die genetische Entwickelung des Schädels aus einer complicirten und problematischen Bildung.

Hier fühle ich mich nun erst vollkommen beruhigt, erwarte die fernere Ausbildung mit Zutrauen und sehe den Hauptgedanken, an den sich so vieles anschließt, für alle Zeiten gesichert, indem hier die vereinzelnde Auslegung immer aufs Ganze hinweist, nicht zertheilen kann, ohne zusammenzusetzen, und in Uebereinstimmung das Differenteste vorweist. Hier geschehen die höchsten Operationen des Geistes, an deren Uebung und Steigerung wir gewiesen sind.

Erſter Entwurf

einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie.

Jena, im Januar 1795

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hinderniſſen, die ihr entgegenſtehen.

Naturgeſchichte beruht überhaupt auf Vergleichung.

Aeußere Kennzeichen ſind bedeutend, aber nicht hinreichend, um organiſche Körper gehörig zu ſondern und wieder zuſammenzuſtellen.

Anatomie leiſtet am organiſirten Weſen, was Chemie am unorganiſirten.

Die vergleichende Anatomie beſchäftigt den Geiſt mannichfaltig, giebt uns Gelegenheit die organiſchen Naturen aus vielen Geſichtspunkten zu betrachten.

Neben Zergliederung des menſchlichen Körpers geht die der Thiere immer ſachte fort.

Die Einſicht in den Körperbau und in die Phyſiologie des Menſchen iſt durch Entdeckungen, die man an Thieren gemacht, ſehr erweitert worden.

Die Natur hat verſchiedene Eigenſchaften und Beſtimmungen unter die Thiere vertheilt; jedes zeigt ſich charakteriſtiſch ausgeſprochen. Ihr Bau iſt einfach, nothdürftig, oft in ein großes, weitſchichtiges Volum ausgedehnt.

Des Menschen Bau ist in zarte Ramificationen, vermannichfaltigt, reich und gedrängt ausgestattet, bedeutende Stellen in die Enge gezogen, abgesonderte Theile durch Anastomose verbunden.

Dem Beobachter liegt im Thiere das Thierische mit allen unnuttelbaren Forderungen und Bedürfnissen vor Augen.

Im Menschen ist das Thierische zu höheren Zwecken gesteigert und für das Auge wie für den Geist in Schatten gestellt.

Die Hindernisse, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege standen, sind mannichfaltig. Sie hat keine Gränzen und jede bloß empirische Behandlung müdet sich ab in dem weiten Umfang.

Die Beobachtungen blieben einzeln, wie sie gemacht wurden stehen. Man konnte sich über Terminologie nicht vereinigen. Gelehrte, Stallmeister, Jäger, Fleischer ꝛc. hatten verschiedene Benennungen hergebracht.

Niemand glaubte an einen Vereinigungspunkt, an den man die Gegenstände hätte anschließen können, oder einen Gesichtspunkt, aus dem man sie anzusehen hätte.

Man wendete, wie in andern Wissenschaften so auch hier, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Entweder man nahm die Sache zu trivial und haftete bloß an der Erscheinung, oder man suchte sich durch Endursachen zu helfen, wodurch man sich denn nur immer weiter von der Idee eines lebendigen Wesens entfernte. Eben so sehr auf gleiche Weise hinderte die fromme Denkart, da man jedes Einzelne zur Ehre Gottes unmittelbar verbrauchen wollte. Man verlor sich in leere Speculationen, z. B. über die Seele der Thiere u. s. w.

Die Anatomie des Menschen bis in die feinsten Theile zu verfolgen, ward eine unendliche Arbeit gefordert. Ja sogar diese, der Medicin untergeordnet, konnte nur von wenigen als ein besonderes Studium betrieben werden. Noch wenigere hatten Neigung, Zeit, Vermögen und Gelegenheit in der vergleichenden Anatomie etwas Bedeutendes und Zusammenhängendes zu leisten.

II.

Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere unter einander und mit dem Menschen ist in die Augen fallend und im Allgemeinen anerkannt, im Besondern schwerer

haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieser unwesentlichen Sache so genau zu Werke gehen, scheinen mir nicht weiser als ein sehr schönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichst süßem Lächeln befragte: wer denn der Autor von Shakspeare's Schauspielen gewesen sey?

Es ist besser das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn die sind von der Art, daß Heuchelei sie nicht nachahmen kann; auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Diebsgesindel sind die Narren die schlimmsten: sie rauben euch beides, Zeit und Stimmung.

Uns selbst zu achten leitet unsre Sittlichkeit; andere zu schätzen regiert unser Betragen.

Kunst und Wissenschaft sind Worte die man so oft braucht und deren genauer Unterschied selten verstanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.

Auch gefallen mir die Definitionen nicht die man davon giebt. Verglichen fand ich irgendwo Wissenschaft mit Witz, Kunst mit Humor. Hierin sind' ich mehr Einbildungskraft als Philosophie: es giebt uns wohl einen Begriff von dem Unterschied beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer jeden.

---

zu bemerken, im Einzelnen nicht immer ſogleich darzuthun, öfters verkannt und manchmal gar geläugnet. Die verſchiedenen Meinungen der Beobachter ſind daher ſchwer zu vereinigen: denn es fehlt an einer Norm, an der man die verſchiedenen Theile prüfen könnte; es fehlt an einer Folge von Grundſätzen, zu denen man ſich bekennen müßte.

Man verglich die Thiere mit dem Menſchen und die Thiere unter einander, und ſo war bei vieler Arbeit immer nur etwas Einzelnes erzweckt und durch dieſe vermehrten Einzelnheiten jede Art von Ueberblick immer unmöglicher. Beiſpiele aus Buffon würden ſich manche vorlegen laſſen. Joſephis Unternehmen und anderer wäre in dieſem Sinne zu beurtheilen. Da man nun auf ſolche Weiſe alle Thiere mit jedem, und jedes Thier mit allen vergleichen mußte, ſo ſieht man die Unmöglichkeit ein, je auf dieſem Wege eine Vereinigung zu finden.

Deßhalb geſchieht hier ein Vorſchlag zu einem anatomiſchen Typus, zu einem allgemeinen Bilde, worin die Geſtalten ſämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären, und wonach man jedes Thier in einer gewiſſen Ordnung beſchriebe. Dieſer Typus müßte ſo viel wie möglich in phyſiologiſcher Rückſicht aufgeſtellt ſeyn. Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Thier als ein ſolcher Vergleichungskanon aufgeſtellt werden könne: kein Einzelnes kann Muſter des Ganzen ſeyn.

Der Menſch, bei ſeiner hohen organiſchen Vollkommenheit, darf, eben dieſer Vollkommenheit wegen, nicht als Maßſtab der unvollkommenen Thiere aufgeſtellt werden. Man verfahre vielmehr folgendermaßen.

Die Erfahrung muß uns vorerſt die Theile lehren, die allen Thieren gemein ſind, und worin dieſe Theile verſchieden ſind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine genetiſche Weiſe das allgemeine Bild abziehen. Iſt ein ſolcher Typus auch nur zum Verſuch aufgeſtellt, ſo können wir die bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung deſſelben ſehr wohl benutzen.

Man verglich Thiere unter einander, Thiere zum Menſchen, Menſchenracen unter einander, die beiden Geſchlechter wechſelſeitig, Hauptheile des Körpers, z. B. obere und untere Extremitäten, untergeordnete Theile, z. B. einen Wirbelknochen mit den andern.

Alle dieſe Vergleichungen können nach aufgeſtelltem Typus noch immer ſtattfinden; nur wird man ſie mit beſſerer Folge und größerem Einfluß auf das Ganze der Wiſſenſchaft vornehmen; ja dasjenige was bisher ſchon

geschehen beurtheilen und die wahrgefundenen Beobachtungen an gehörigen Orten einreihen.

Nach aufgebautem Typus verfährt man bei Vergleichung auf doppelte Weise. Erstlich daß man einzelne Thierarten nach demselben beschreibt. Ist dieses geschehen, so braucht man Thier mit Thier nicht mehr zu vergleichen, sondern man hält die Beschreibungen nur gegen einander, und die Vergleichung macht sich von selbst. Sodann kann man aber auch einen besondern Theil durch alle Hauptgattungen durch beschreiben, wodurch eine belehrende Vergleichung vollkommen bewirkt wird. Beide Arten von Monographien müßten jedoch so vollständig als möglich seyn, wenn sie fruchten sollten; besonders zur letztern könnten sich mehrere Beobachter vereinigen. Doch müßte man vorerst über ein allgemeines Schema sich verständigen, worauf das Mechanische der Arbeit durch eine Tabelle befördert werden könnte, welche jeder bei seiner Arbeit zu Grunde legte. Und so wäre er gewiß, daß er bei der kleinsten, specialsten Arbeit für alle, für die Wissenschaft gearbeitet hätte. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es traurig daß jeder wieder von vorn anfangen muß.

III.

Allgemeinste Darstellung des Typus.

Im Vorhergehenden war eigentlich nur von comparirter Anatomie der Säugethiere gesprochen und von den Mitteln, welche das Studium derselben erleichtern könnten; jetzt aber, da wir die Erbauung des Typus unternehmen, müssen wir uns weiter in der organischen Natur umsehen, weil wir ohne einen solchen Ueberblick kein allgemeines Bild der Säugethiere aufstellen könnten, und weil sich dieses Bild, wenn wir bei dessen Construction die ganze Natur zu Rathe ziehen, künftighin rückwärts der gestalt modificiren läßt, daß auch die Bilder unvollkommener Geschöpfe daraus herzuleiten sind.

Alle einigermaßen entwickelten Geschöpfe zeigen schon am äußern Gebäude drei Hauptabtheilungen. Man betrachte die vollendeten Insecten! Ihr Körper besteht in drei Theilen, welche verschiedene Lebensfunctionen ausüben, durch ihre Verbindung unter einander und Wirkung auf einander die organische Existenz auf einer hohen Stufe darstellen: diese drei Theile

sind das Haupt, der Mittel- und Hintertheil; die Hülfsorgane findet man unter verschiedenen Umständen an ihnen befestigt.

Das Haupt ist seinem Platze nach immer vorn, ist der Versammlungsort der abgesonderten Sinne und enthält die regierenden Sinneswerkzeuge in einem oder mehreren Nervenknoten, die wir Gehirn zu nennen pflegen, verbunden. Der mittlere Theil enthält die Organe des innern Lebensantriebes und einer immer fortdauernden Bewegung nach außen: die Organe des innern Lebensanstoßes sind weniger bedeutend, weil bei diesen Geschöpfen jeder Theil offenbar mit einem eigenen Leben begabt ist. Der hinterste Theil enthält die Organe der Nahrung und Fortpflanzung, so wie der gröbern Absonderung.

Sind nun die benannten drei Theile getrennt und oft nur durch fadenartige Röhren verbunden, so zeigt dieß einen vollkommenen Zustand an. Deßhalb ist der Hauptmoment der successiven Raupenverwandlung zum Insect eine successive Separation der Systeme, welche im Wurm noch unter der allgemeinen Hülle verborgen lagen, sich theilweise in einem unwirksamen, unausgesprochenen Zustand befanden; nun aber da die Entwickelung geschehen ist, da die letzten besten Kräfte für sich wirken, so ist die freie Bewegung und Thätigkeit des Geschöpfs vorhanden, und durch mannichfaltige Bestimmung und Absonderung der organischen Systeme die Fortpflanzung möglich.

Bei den vollkommenen Thieren ist das Haupt von der zweiten Abtheilung mehr oder weniger entschieden abgesondert, die dritte aber durch Verlängerung des Rückgrats mit der vordern verbunden und in eine allgemeine Decke gehüllt; daß sie aber durch eine Scheidewand von dem mittlern System der Brust abgetheilt sey, zeigt uns die Zergliederung.

Hülfsorgane hat das Haupt, insofern sie zur Aneignung der Speisen nöthig sind; sie zeigen sich bald als getheilte Zangen, bald als ein mehr oder weniger verbundenes Kinnladenpaar.

Der mittlere Theil hat bei unvollkommenen Thieren sehr vielfache Hülfsorgane, Füße, Flügel und Flügeldecken; bei den vollkommenen Thieren sind an diesem mittlern Theile auch die mittlern Hülfsorgane, Arme oder Vorderfüße angebracht. Der hintere Theil hat bei den Insecten in ihrem entwickelten Zustand keine Hülfsorgane, hingegen bei vollkommenen Thieren, wo die beiden Systeme angenähert und zusammengedrängt sind, stehen die letzten Hülfsorgane, Füße genannt, am hintern

Ende des dritten Syſtems, und ſo werden wir die Säugetiere durchgängig gebildet finden. Ihr letzter oder hinterſter Theil hat mehr oder weniger noch eine Fortſetzung, den Schwanz, die aber eigentlich nur als eine Andeutung der Unendlichkeit organiſcher Exiſtenzen angeſehen werden kann.

IV.

Anwendung der allgemeinen Darſtellung des Typus auf das Beſondere.

Die Theile des Thieres, ihre Geſtalt unter einander, ihr Verhältniß, ihre beſondern Eigenſchaften beſtimmen die Lebensbedürfniſſe des Geſchöpfs. Daher die entſchiedene, aber eingeſchränkte Lebensweiſe der Thiergattungen und Arten.

Betrachten wir nach jenem, erſt im allgemeinſten aufgeſtellten Typus die verſchiedenen Theile der vollkommenſten, die wir Säugetiere nennen, ſo finden wir, daß der Bildungskreis der Natur zwar eingeſchränkt iſt, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität die Veränderungen der Geſtalt, ins Unendliche möglich werden.

Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, ſo werden wir finden, daß die Mannichfaltigkeit der Geſtalt daher entſpringt, daß dieſem oder jenem Theil ein Uebergewicht über die andern zugeſtanden iſt.

So ſind z. B. Hals und Extremitäten auf Koſten des Körpers bei der Giraffe begünſtigt, dahingegen beim Maulwurf das Umgekehrte ſtattfindet.

Bei dieſer Betrachtung tritt uns nun gleich das Geſetz entgegen, daß keinem Theil etwas zugelegt werden könne, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt.

Hier ſind die Schranken der thieriſchen Natur, in welchen ſich die bildende Kraft auf die wunderbarſte und beinahe auf die willkürlichſte Weiſe zu bewegen ſcheint, ohne daß ſie im mindeſten fähig wäre den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überſpringen. Der Bildungstrieb iſt hier in einem zwar beſchränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrſcher geſetzt. Die Rubriken ſeines Etats, in welche ſein Aufwand zu vertheilen iſt, ſind ihm vorgeſchrieben; was er auf jedes wenden will, ſteht ihm bis auf einen gewiſſen Grad frei. Will er der einen mehr

zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert, allein er ist genöthigt an einer andern sogleich etwas fehlen zu lassen; und so kann die Natur sich niemals verschulden oder wohl gar bankerott werden.

Wir wollen versuchen uns durch das Labyrinth der thierischen Bildung an diesem Leitfaden durchzuhelfen, und wir werden künftig finden, daß er auch bis zu den formlosesten organischen Naturen hinabreicht. Wir wollen ihn an der Form prüfen, um ihn nachher auch bei den Kräften brauchen zu können.

Wir denken uns also das abgeschlossene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen und durch sich selbst da ist. So ist auch jedes Geschöpf Zweck seiner selbst, und weil alle seine Theile in der unmittelbarsten Wechselwirkung stehen, ein Verhältniß gegen einander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, so ist auch jedes Thier als physiologisch vollkommen anzusehen. Kein Theil desselben ist, von innen betrachtet, unnütz, oder wie man sich manchmal vorstellt, durch den Bildungstrieb gleichsam willkürlich hervorgebracht; obgleich Theile nach außen zu unnütz erscheinen können, weil der innere Zusammenhang der thierischen Natur sie so gestaltete, ohne sich um die äußern Verhältnisse zu bekümmern. Man wird also künftig von solchen Gliedern, wie z. B. von den Eckzähnen der Sus babirussa nicht fragen, wozu dienen sie? sondern: woher entspringen sie? Man wird nicht behaupten, einem Stier seyen die Hörner gegeben, daß er stoße, sondern man wird untersuchen, wie er Hörner haben könne, um zu stoßen. Jenen allgemeinen Typus, den wir nun freilich erst construiren und in seinen Theilen erst erforschen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden, werden die höchste Klasse der Thiere, die Säugethiere selbst, unter den verschiedensten Gestalten in ihren Theilen höchst übereinstimmend antreffen.

Nun aber müssen wir, indem wir bei und mit dem Beharrlichen beharren, auch zugleich mit und neben dem Veränderlichen unsere Ansichten zu verändern und mannichfaltige Beweglichkeit lernen, damit wir den Typus in aller seiner Versatilität zu verfolgen gewandt seyen und uns dieser Proteus nirgendhin entschlüpfe.

Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannichfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: Das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen.

Um nun jene Idee eines haushälterischen Gebens und Nehmens anschaulich zu machen, führen wir einige Beispiele an. Die Schlange steht in der Organisation weit oben. Sie hat ein entschiedenes Haupt, mit einem vollkommenen Hülfsorgan, einer vorn verbundenen untern Kinnlade. Allein ihr Körper ist gleichsam unendlich, und er kann es deßwegen seyn, weil er weder Materie noch Kraft auf Hülfsorgane zu verwenden hat. Sobald nun diese in einer andern Bildung hervortreten, wie z. B. bei der Eidechse nur kurze Arme und Füße hervorgebracht werden, so muß die unbedingte Länge sogleich sich zusammenziehen und ein kürzerer Körper stattfinden. Die langen Beine des Frosches nöthigen den Körper dieser Creatur in eine sehr kurze Form, und die ungestaltete Kröte ist nach eben diesem Gesetze in die Breite gezogen.

Hier kommt es nun darauf an, wie weit man dieses Princip durch die verschiedenen naturhistorischen Klassen, Geschlechter und Arten cursorisch durchführen und durch Beurtheilung des Habitus und der äußerlichen Kennzeichen die Idee im allgemeinen anschaulich und angenehm machen wollte, damit die Lust und der Muth gereizt würde mit Aufmerksamkeit und Mühe das Einzelne zu durchsuchen.

Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen bis auf einen gewissen Grad sich gleichfalls fügen muß.

Das Wasser schwellt die Körper, die es umgiebt, berührt, in die es mehr oder weniger hineindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben aufgeschwellt nach den Gesetzen des Elementes. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Aufschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hülfsorgane folgen, ohne was noch weiter für Bestimmungen der übrigen Organe daraus entstehen, die sich später zeigen werden.

Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto trockener inwendig werden, und es wird ein mehr oder weniger magerer Vogel entstehen, dessen Fleisch und Knochengerippe reichlich zu bekleiden, dessen Hülfsorgane hinlänglich zu versorgen, für die bildende Kraft noch Stoff genug übrig bleibt. Was bei dem Fische auf das Fleisch gewandt wird, bleibt hier für die Federn übrig.

So bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe. Der Schwan, die Ente, als eine Art von Amphibien, verrathen ihre Neigung zum Wasser schon durch ihre Gestalt. Wie wundersam der Storch, der Strandläufer ihre Nähe zum Wasser und ihre Neigung zur Luft bezeichnen, ist anhaltender Betrachtung werth.

So wird man die Wirkung des Klima's, der Berghöhe, der Wärme und Kälte, nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft, auch zur Bildung der Säugethiere sehr mächtig finden. Wärme und Feuchtigkeit schwellt auf, und bringt selbst innerhalb der Gränzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor, indessen Hitze und Trockenheit die vollkommensten und ausgebildetsten Geschöpfe, so sehr sie auch der Natur und Gestalt nach dem Menschen entgegenstehen, z. B. den Löwen und Tiger hervorbringen; und so ist das heiße Klima allein im Stande selbst der unvollkommenen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen, wie z. B. im Affen und Papageien geschieht.

Man kann auch den Typus verhältnißmäßig gegen sich selbst betrachten und die Vergleichung innerhalb desselben anstellen, z. B. die Vergleichung der harten und weichen Theile gegen einander. So scheinen z. B. die Ernährungs- und Zeugungsorgane weit mehr Kraft wegzunehmen, als die Bewegungs- und Antriebsorgane. Herz und Lunge sitzen in einem knöchernen Gehäuse fest, anstatt daß Magen, Gedärme und Gebärmutter in einem weichen Behältnisse schwanken. Man sieht, daß, der Bildungsintention nach, so gut ein Brustgrat als ein Rückgrat stattfindet. Aber das Brustgrat, bei den Thieren das untere, ist, gegen das Rückgrat betrachtet, kurz und schwach. Seine Wirbelknochen sind länglich, schmal oder breit gedrückt, und wenn das Rückgrat vollkommene oder unvollkommene Rippen zu Nachbarn hat, so stehen am Brustgrate nur Knorpel gegenüber. Das Brustgrat scheint also den sämmtlichen oberen Eingeweiden einen Theil seiner Festigkeit, den unteren hingegen seine völlige Existenz aufzuopfern; so wie selbst das Rückgrat diejenigen Rippen, welche an den Lendenwirbeln stehen könnten, der vollkommenen Ausbildung der benachbarten wichtigen weichen Theile aufopfert.

Wenden wir nun sofort das von uns ausgesprochene Gesetz auf verwandte Naturerscheinungen an, so möchte manches interessante Phänomen erklärbar seyn. Der Hauptpunkt der ganzen weiblichen Existenz ist die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz

ein, und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit, die höchsten Kräfte, in Anziehung, Ausdehnung, Zusammenziehung u. s. w. Nun scheint die Bildungskraft auf diesen Theil, durch alle vollkommeneren Thiere, so viel verwenden zu müssen, daß sie genöthigt ist bei andern Theilen der Gestalt kärglich zu verfahren; daher möchte ich die mindere Schönheit des Weibchens erklären: auf die Eierstöcke war so viel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr stattfinden konnte. In der Ausführung der Arbeit selbst werden uns viele solche Fälle vorkommen, die wir hier im allgemeinen nicht vorausnehmen dürfen.

Durch alle diese Betrachtungen steigen wir zuletzt zum Menschen herauf, und es wird die Frage seyn, ob und wann wir den Menschen auf der höchsten Stufe der Organisation antreffen? Hoffentlich wird uns unser Faden durch dieses Labyrinth durchbringen, und uns auch über die verschiedenen Abweichungen der menschlichen Gestalt und zuletzt über die schönste Organisation Aufschlüsse geben.

V.

Vom osteologischen Typus insbesondere.

Ob nun aber diese Vorstellungsart dem zu behandelnden Gegenstande völlig gemäß sey, kann nur dann erst geprüft und entschieden werden, wenn durch umsichtige Anatomie die Theile der Thiere gesondert und wieder mit einander verglichen werden. Auch die Methode, nach welcher wir nunmehr die Ordnung der Theile betrachten, wird künftig erst durch Erfahrung und Gelingen gerechtfertigt.

Das Knochengebäude ist das deutliche Gerüst aller Gestalten. Einmal wohl erkannt, erleichtert es die Erkenntniß aller übrigen Theile. Hier sollte nun freilich, ehe wir weiter gehen, manches besprochen werden, z. B. wie es mit der Osteologie des Menschen gegangen? Auch sollte man über partes proprias et improprias einiges verhandeln; doch ist uns dießmal nur gegönnt lakonisch und apheristisch zu verfahren.

Ohne Widerrede zu befürchten, dürfen wir vorerst behaupten, daß die Eintheilung des menschlichen Knochengebäudes bloß zufällig entstanden; daher man denn bei Beschreibungen bald mehr, bald weniger Knochen annahm, auch jeder sie nach Belieben und eigener Ordnung beschrieb.

Wie es ferner, nach ſo vielfältigen Bemühungen, um die Knochenlehre des Säugethieres überhaupt ausſehe, wäre ſorgfältig auszumitteln, wobei denn Campers Urtheil über die wichtigſten Schriften der vergleichenden Oſteologie jeder Prüfung und Benutzung zu Statten käme.

Im Ganzen wird man ſich auch bei der allgemeinen vergleichenden Oſteologie überzeugen, daß ſie eben aus Mangel eines erſten Vorbildes und deſſen genau beſtimmter Abtheilung in große Verworrenheit gerathen ſey; Bolcher Coiter, Duvernen, Daubenton und andere ſind nicht frei von Verwechslung der Theile — ein Fehler, der beim Beginnen jeder Wiſſenſchaft unvermeidlich, bei dieſer aber ſehr verzeihlich iſt.

Gewiſſe beſchränkende Meinungen ſetzten ſich feſt; man wollte z. B. dem Menſchen ſeinen Zwiſchenknochen abſtreiten. Was man dabei zu gewinnen glaubte, war wunderlich genug: hier ſollte das Unterſcheidungszeichen zwiſchen uns und dem Affen ſeyn. Dagegen bemerkte man nicht, daß man durch indirecte Läugnung des Typus die ſchönſte Ausſicht verlor.

Ferner behauptete man eine Zeit lang, der Eckzahn des Elephanten ſtehe im Zwiſchenknochen, da er doch unabänderlich der obern Kinnlade angehört, und ein genauer Beobachter gar wohl bemerken kann, daß von der obern Kinnlade ſich eine Lamelle um den ungeheuern Zahn herumſchlingt, und die Natur keineswegs duldet, daß hier etwas gegen Geſetz und Ordnung geſchehe.

Wenn wir nun ausgeſprochen, daß der Menſch nicht könne fürs Thier, das Thier nicht für den Menſchen als Typus aufgeſtellt werden, ſo müſſen wir nunmehr das dritte, was ſich zwiſchen beide hineinſetzt, ungeſäumt hinſtellen, und die Urſache unſeres Verfahrens nach und nach zur Sprache bringen.

Nothwendig iſt es daher, alle Knochenabtheilungen, welche nur vorkommen können, aufzuſuchen und zu bemerken; hiezu gelangen wir durch Betrachtung der verſchiedenſten Thierarten, ja durch Unterſuchung des Fötus.

Wir nehmen das vierfüßige Thier, wie es vor uns ſteht, und das Haupt vorreckt, von vorn nach hinten, und bauen erſt den Schädel, dann das übrige zuſammen; die Begriffe, Gedanken, Erfahrungen, die uns hiebei leiteten, ſprechen wir zum Theil aus, wir laſſen ſie vermuthen,

und theilen ſie in der Folge mit; ohne weiteres alſo zur Darlegung des erſten allgemeinſten Schema's.

VI.

Der oſteologiſche Typus in ſeiner Eintheilung zuſammengeſtellt.

A. Das Haupt.

a. Ossa intermaxillaria.

b. Ossa maxillae superioris.

c. Ossa palatina.

Dieſe Knochen laſſen ſich in mehr als Einem Sinne mit einander vergleichen: ſie bilden die Baſe des Geſichts und Vorderhauptes; ſie machen zuſammen den Gaumen aus; ſie haben in der Form vieles gemein, und ſtehen deßhalb voran, weil wir das Thier von vorn nach hinten zu beſchreiben, und die beiden erſten nicht allein offenbar die vorderſten Theile des Thierkörpers ausmachen, ſondern auch den Charakter des Geſchöpfes vollkommen ausſprechen, weil ihre Form die Nahrungsweiſe des Geſchöpfes beſtimmt.

d. Ossa zygomatica,

e. Ossa lacrymalia

ſetzen wir auf die vorhergehenden, und bilden das Geſicht mehr aus; auch wird der untere Rand der Augenhöhle fertig.

f. Ossa nasi,

g. Ossa frontis

ſetzen wir als Decke über jene, erzeugen den obern Rand der Augenhöhlen, die Räume für die Geruchsorgane und das Gewölbe des Vorderhirnes.

h. Os sphenoideum anterius

fügen wir dem Ganzen von unten und hinten als Baſe zu, bereiten dem Vorderhirne das Bette, und mehreren Nerven ihre Ausgänge. Der Körper dieſes Knochens iſt mit dem Körper des Os posterius beim Menſchen immer verwachſen.

i. Os ethmoideum.

k. Conchae.

l. Vomer.

Und ſo kommen die Werkzeuge des Geruchs an ihren Ort.

Ich denke Wissenschaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen; Kunst dagegen wäre Wissenschaft zur That verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft, und Kunst ihr Mechanismus, deßhalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem.

Vielleicht wird man mir einwenden: Man halt die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch; aber ich läugne daß sie eine Kunst sey; auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht, denn diese ist Eingebung; sie war in der Seele empfangen als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.

Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe was wir ihm schuldig sind, und einsähe was wir ihm schuldig werden können.

In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirksame verdunkelt und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand, deßwegen man wohlthut von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist, wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben.

---

m. Os sphenoideum posterius
ſchließt ſich an das vordere an. Die Baſis des Gehirnbehälters nähert ſich ihrer Vollkommenheit.

n. Ossa temporum
bilden die Wände über demſelben, verbinden ſich vorwärts.

o. Ossa bregmatis
decken dieſe Abtheilung des Gewölbes.

p. Basis Ossis occipitis
vergleicht ſich den beiden Sphenoideis.

q. Ossa lateralia
machen die Wände, vergleichen ſich den Ossibus temporum.

r. Os lambdoideum
ſchließt das Gebäude, vergleicht ſich den Ossibus bregmatis.

s. Ossa petrosa
enthalten die Gehörwerkzeuge und werden an dem leeren Platze eingefügt.

Hier endigen ſich die Knochen, die das Gebäude des Hauptes ausmachen, und gegen einander unbeweglich ſind.

t. Kleine Knochen des Gehörwerkzeuges.

Bei der Ausführung wird gezeigt, wie dieſe Knochenabtheilungen wirklich exiſtiren, wie ſie noch Unterabtheilungen haben. Es wird die Proportion und das Verhältniß derſelben unter einander, Wirkung auf einander, Wirkung der äußern und innern Theile dargeſtellt, und der Typus conſtruirt und mit Beiſpielen erläutert.

B. Der Rumpf.

I. Spina dorsalis.

a. Vertebrae colli.
Nähe des Hauptes wirkt auf die Halswirbel, beſonders die erſten.

b. dorsi.
die Wirbelknochen an denen die Rippen angeſetzt ſind, kleiner als die

c. lumborum.
Lendenwirbel die frei ſtehen.

d. pelvis.
Dieſe werden durch die Nähe der Beckenknochen mehr oder weniger verändert.

e. caudae
ſind an Zahl ſehr verſchieden.

Costae
verae.
spuriae.

II. Spina pectoralis.
Sternum,
Cartilagines.

Die Vergleichung des Rück- und Bruſtgrates, der Rippen und der Knorpel führt uns auf intereſſante Punkte.

C. Hülfsorgane.

1. Maxilla inferior.
2. Brachia
affixa sursum vel retrorsum.
Scapula
deorsum vel antrorsum.
Clavicula.
Humerus.
Ulna, radius.
Carpus.
Metacarpus.
Digiti.

Form, Proportion, Zahl.

3. Pedes
affixi sursum vel advorsum.
Ossa ilium
Ossa ischii
deorsum vel antrorsum.
Ossa pubis.
Femur, patella.
Tibia, fibula.
Tarsus.
Metatarsus.
Digiti.

Innere:
Os hyoides.
Cartilagines, plus, minus ossificatae.

VII.

Was bei Beschreibung der einzelnen Knochen vorläufig zu bemerken sey.

Beantwortung zweier Fragen ist nothwendig:

I. Finden wir die im Typus aufgestellten Knochenabtheilungen in allen Thieren?

II. Wann erkennen wir, daß es dieselben seyen?

Hindernisse.

Die Knochenbildung ist unbeständig:

a. in ihrer Ausbreitung oder Einschränkung;

b. in dem Verwachsen der Knochen;

c. in den Gränzen der Knochen gegen die Nachbarn;

d. in der Zahl;

e. in der Größe;

f. in der Form.

Die Form ist:

einfach oder ausgebildet, zusammengedrängt oder entwickelt;

bloß nothdürftig oder überflüssig begabt;

vollkommen und isolirt, oder zusammen verwachsen und verringert.

Vortheile:

Die Knochenbildung ist beständig,

a. daß der Knochen immer an seinem Platze steht;

b. daß er immer dieselbe Bestimmung hat.

Die erste Frage läßt sich also nur unter der Hinsicht auf die Hindernisse und unter den angezeigten Bedingungen mit Ja beantworten.

Die zweite Frage können wir auflösen, wenn wir uns der eben genannten Vortheile bedienen. Und zwar werden wir dabei folgendermaßen zu Werke gehen:

1. werden wir den Knochen an seinem Platze aufsuchen;

2. nach dem Platze, den er in der Organisation einnimmt, seine Bestimmung kennen lernen;

3. die Form, die er nach seiner Bestimmung haben kann und im allgemeinen haben muß, determiniren;

4. die mögliche Abweichung der Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren;

5. und bei jedem Knochen diese Abweichungen in einer gewissen anschaulichen Ordnung möglichst vortragen.

Und so können wir hoffen, wenn sie sich unserm Blick entziehen, sie aufzufinden, ihre verschiedensten Bildungen unter einen Hauptbegriff zu bringen und auf diese Art die Vergleichung zu erleichtern.

A. Verschiedenheit der Einschränkung und Ausbreitung des ganzen Knochensystems.

Wir haben schon den osteologischen Typus im Ganzen dargestellt und die Ordnung festgesetzt, nach welcher wir seine Theile durchgehen wollen. Ehe wir nun aber zum Besondern schreiten, ehe wir es wagen die Eigenschaften auszusprechen, welche jedem Knochen im allgemeinsten Sinne zukommen, dürfen wir uns die Hindernisse nicht verbergen, welche unsern Bemühungen entgegen stehen könnten.

Indem wir jenen Typus aufstellen, und zwar als eine allgemeine Norm, wonach wir die Knochen der sämmtlichen Säugethiere zu beschreiben und zu beurtheilen denken, setzen wir in der Natur eine gewisse Consequenz voraus; wir trauen ihr zu, daß sie in allen einzelnen Fällen nach einer gewissen Regel verfahren werde. Auch können wir darin nicht irren. Schon oben sprachen wir unsere Ueberzeugung aus, in der uns jeder flüchtige Blick auf das Thierreich bestärkt, daß ein gewisses allgemeines Bild allen diesen einzelnen Gestalten zu Grunde liege. Allein die lebendige Natur könnte dieses einfache Bild nicht in das unendliche vermannichfaltigen, wenn sie nicht einen großen Spielraum hätte, in welchem sie sich bewegen kann, ohne aus den Schranken ihres Gesetzes herauszutreten. Wir wollen also zuerst zu bemerken suchen, worin die Natur, bei Bildung der einzelnen Knochen, sich unbeständig zeigt, sodann worin sie sich beständig erweist, und es wird uns möglich seyn auf diesem Wege die allgemeinen Begriffe festzusetzen, nach welchen jeder einzelne Knochen durch das ganze Thierreich zu finden ist.

Die Natur ist unbeständig in der Ausbreitung und Einschränkung des Knochensystems. Das Knochengebäude kann als Theil eines organischen Ganzen nicht isolirt betrachtet werden. Es steht mit allen übrigen Theilen, den halbharten und weichen, in Verbindung. Die übrigen Theile sind

mehr oder weniger mit dem Knochenſyſtem verwandt und fähig in den feſten Zuſtand überzugehen.

Wir ſehen dieſes deutlich bei der Erzeugung der Knochen, vor und nach der Geburt eines wachſenden Thieres, wo die Membranen, Knorpel und nach und nach die Knochenmaſſen gebildet werden; wir ſehen es bei alten Perſonen, im kranken Zuſtande, wo mehrere Theile, welche die Natur nicht mit zum Knochenſyſtem beſtimmt hat, verknöchern und zu demſelben hinüber gezogen werden, und daſſelbe dadurch gleichſam ausgebreitet wird.

Eben dieſes Verfahren hat ſich die Natur vorbehalten bei Bildung der Thiere hie und da anzuwenden und die Knochenmaſſe dorthin zu bringen, wo bei andern nur Sehnen und Muskeln ſich befinden. So hängt z. B. bei einigen Thieren (bis jetzt iſt es mir vom Pferd und Hund bekannt) mit dem Knorpel des Processus styloideus ossis temporum ein länglicher, flacher, faſt wie eine kleine Rippe geſtalteter Knochen zuſammen, deſſen weitere Beſtimmung und Verbindung aufzuſuchen iſt. So iſt bekannt, daß z. B. der Bär, einige Fledermäuſe einen Knochen in der männlichen Ruthe haben, und es werden ſich ſolcher Fälle noch mehrere finden.

Es ſcheint aber auch im Gegentheile die Natur ihr Knochenſyſtem manchmal einzuſchränken und hie und da etwas fehlen zu laſſen, wie z. B. das Schlüſſelbein mehreren Thieren völlig abgeht.

Es drängen ſich uns bei dieſer Gelegenheit mehrere Betrachtungen auf, bei denen aber hier zu verweilen außer der Zeit ſeyn würde, z. B. wie der Verknöcherung gewiſſe Gränzen geſetzt ſind, welche ſie nicht überſchreitet, ob man gleich nicht bemerken kann, was ſie zurückhält. Ein auffallendes Beiſpiel zeigt ſich an den Knochen, Knorpeln und Membranen des Schlundes.

So wird es uns, um nur einen Seitenblick in die weite Natur zu thun, künftig merkwürdig werden, wenn wir ſehen, wie bei Fiſchen und Amphibien ſich oft große Knochenmaſſen auf die Haut werfen und, wie wir bei der Schildkröte wahrnehmen, die äußern gewöhnlich weichen und zarten Theile in einen harten und ſtarren Zuſtand übergehen.

Doch müſſen wir uns vorerſt in unſern engen Kreis einſchließen und nur das nicht außer Acht laſſen, was oben angezeigt worden, daß nämlich flüſſige, weiche und ganz harte Theile in einem organiſchen Körper als

Eins angesehen werden müssen, und daß es der Natur freistehe bald da, bald dorthin zu wirken.

B. Verschiedenheit des Verwachsens.

Wenn wir jene Knochenabtheilungen bei verschiedenen Thieren aufsuchen, so finden wir, daß sie nicht überall dieselbigen zu seyn scheinen, sondern daß sie manchmal zusammen verwachsen, manchmal von einander getrennt, in verschiedenen Gattungen und Arten, ja sogar in verschiedenen Individuen derselben Art, besonders auch von verschiedenen Altern dieser Individuen gefunden werden, ohne daß man eben sogleich eine Ursache dieser Mannichfaltigkeit anzugeben wüßte.

Es ist dieser Punkt, so viel mir bewußt ist, noch niemals recht durchgearbeitet worden, und es sind daher die Differenzen bei Beschreibung des menschlichen Körpers entstanden, wo sie zwar, wenn sie auch nicht förderlich sind, dennoch wegen der Beschränktheit des Gegenstandes allenfalls nicht hinderlich seyn mögen.

Wollen wir nun aber unsere osteologischen Kenntnisse über die sämmtlichen Säugethiere ausbreiten, wollen wir dabei so zu Werke gehen, daß wir durch unsere Methode selbst den andern Thierklassen, den Amphibien und Vögeln uns nähern, ja zuletzt an eben dem Faden uns durch die ganze Reihe der organischen Körper durchfinden können, so müssen wir freilich anders zu Werke gehen und, wie das alte Sprichwort sagt, um gut zu lehren gut unterscheiden.

Es ist bekannt, daß schon beim menschlichen Fetus und bei einem neugeborenen Kinde sich mehrere Knochenabtheilungen finden als bei einem Halberwachsenen, und bei diesem wieder mehr als bei einem ausgewachsenen oder veralteten Menschen.

Wie empirisch man aber zu Werke gegangen, um die menschlichen Knochen, besonders die Knochen des Kopfes zu beschreiben, würde auffallender seyn, wenn uns nicht die Gewohnheit diese fehlerhafte Methode erträglich gemacht hätte. Man versucht nämlich in einem gewissen, nicht ganz bestimmten Alter durch mechanische Hülfsmittel den Kopf aus einander zu treiben, und was sich alsdann separirt, nimmt man als Theile an, die nun, wie sie sich zusammenbefinden, als ein Ganzes beschrieben werden.

Es scheint sehr sonderbar, daß man bei andern Systemen, z. B.

bei den Muskeln, Nerven, Gefäßen bis auf die kleinsten Abtheilungen vorgedrungen iſt, und bei dem Knochengebäude ſich mit einem oberflächlichen Begriff theils lange befriedigt hat, theils noch befriedigt. Was iſt z. B. der Idee ſowohl als der Beſtimmung des Os temporum und des Os petrosum mehr zuwider, als wenn man beide zuſammen beſchreibt, und doch iſt es lange geſchehen, da uns doch die vergleichende Knochenlehre zeigen wird, daß wir, um einen deutlichen Begriff von der Bildung des Gehörorgans zu erhalten, nicht allein das Os petrosum ganz abgeſondert vom Os temporum betrachten, ſondern jenes ſogar in zwei verſchiedene Theile theilen müſſen.

Werden wir nun in der Folge ſehen, daß dieſe verſchiedenen Verwachſungen der Knochen, wo nicht zufälligen — denn im organiſchen Körper kann nichts zufällig ſeyn — doch ſolchen Geſetzen unterworfen ſind, die nicht leicht zu erkennen, oder wenn man ſie erkannt hat, nicht leicht anzuwenden ſind, ſo bleibt uns wohl nichts übrig als, da wir durch die Ausarbeitung jenes Typus nun dazu gelangen alle möglichen Knochenabtheilungen zu kennen, nunmehr bei Unterſuchung der Skelette einer jeglichen Gattung Art und ſogar der Individuen bei unſerer Beſchreibung anzugeben, welche Abtheilungen verwachſen, welche noch bemerkbar und welche trennbar ſind. Wir erhalten dadurch den großen Vortheil, daß wir die Theile auch alsdann noch erkennen, wenn ſie uns ſelbſt keine ſichtbaren Zeichen ihrer Abſonderungen mehr geben, daß uns das ganze Thierreich unter einem einzigen großen Bilde erſcheint, und daß wir nicht etwa glauben was in einer Art, ja was in einem Individuum verborgen iſt, müſſe demſelben fehlen. Wir lernen mit Augen des Geiſtes ſehen, ohne die wir, wie überall, ſo beſonders auch in der Naturforſchung blind umher taſten.

So gut wir z. B. wiſſen, daß beim Fötus das Hinterhauptbein aus mehreren Theilen zuſammengeſetzt iſt und uns dieſe Kenntniß die Bildung des vollkommen zuſammengewachſenen Hinterhauptbeines begreifen und erklären hilft, ſo wird uns auch die Erfahrung die bei manchen Thieren noch deutlichen Knochenabtheilungen und die oft ſeltſame, ſchwer zu begreifende und ſelbſt ſchwer zu beſchreibende Form deſſelbigen Knochens an andern Thieren und vorzüglich am Menſchen erläutern; ja wir werden, wie oben ſchon bemerkt worden, um die ſchon ſehr complicirte Bildung der Säugethiere zu erklären, weiter hinabſteigen und ſelbſt von den

Amphibien, von den Fischen und weiter hinab uns Hülfsmittel zu unserer Einsicht zu verschaffen haben. Ein merkwürdiges und auffallendes Beispiel wird die untere Kinnlade geben.

C. Verschiedenheit der Gränzen.

Noch ein anderer, obgleich seltener Fall macht uns einige Hinderniſſe bei Aufſuchung und Anerkennung der einzelnen Knochen. Wir finden nämlich, daß ſie manchmal andere Gränzen zu haben und andere Nachbaren als gewöhnlich zu berühren ſcheinen. So reicht z. B. der Seitenfortſatz des Zwiſchenkieferknochens beim Katzengeſchlecht bis an den Stirnknochen hinauf, und trennt die obere Kinnlade von dem Naſenknochen. Dagegen wird beim Ochſen die Maxilla superior vom Naſenbeine durchs Thränenbein getrennt. Beim Affen verbinden ſich die Ossa bregmatis mit dem Osse spheneideo und trennen das Os frontis und temporum von einander.

Dieſe Fälle ſind genauer mit ihren Umſtänden zu unterſuchen — denn ſie können nur ſcheinbar ſeyn — und zwar auf eine bei Beſchreibung der Knochen näher anzugebende Weiſe.

D. Verſchiedenheit der Zahl.

Daß die äußerſten Glieder der Extremitäten auch in der Zahl verſchieden ſind, iſt bekannt, und es folgt, daß die Knochen, welche dieſen Gliedern zum Grunde liegen, gleichfalls der Zahl nach verſchieden ſeyn müſſen. So finden wir die Knochenzahl der Hand und Fußwurzel, der Mittelhand und des Mittelfußes, eben ſo wie die Zahl der Fingerglieder bald mehr, bald minder, und zwar dergeſtalt, daß wie die einen ſich vermindern, die andern auch weniger werden müſſen, wie bei der einzelnen Betrachtung dieſer Theile gezeigt wird.

Eben ſo vermindert ſich die Zahl der Wirbelknochen, ſowohl des Rückens, der Lenden, des Beckens, als des Schwanzes; ſo auch die Zahl der Rippen, der wirbelförmig oder flach geſtalteten Theile des Sternum; ſo vermindert oder vermehrt ſich die Anzahl der Zähne, durch welchen letzten Unterſchied ſehr große Diverſität in den Bau des Körpers gebracht zu ſeyn ſcheint.

Doch macht uns die Beobachtung, welche die Zahl betrifft, die wenigste Mühe, weil sie die leichteste von allen ist und uns, wenn wir genau sind, nicht leicht mehr überraschen kann.

E. Verschiedenheit der Größe.

Da die Thiere von einander an Größe sehr verschieden sind, so müssen es auch ihre Knochentheile seyn. Diese Verhältnisse sind dem Maß unterworfen, und sind die Messungen hier brauchbar, welche von mehreren Anatomen, besonders von Daubenton gemacht worden. Wären diese Knochentheile nicht auch oft in ihrer Form verschieden, wie wir im Folgenden sehen werden, so würde uns der Unterschied der Größe wenig irre machen, weil z. B. ein Femur des größern Thieres mit dem des kleinsten leicht zu vergleichen ist.

Bei dieser Gelegenheit ist eine Bemerkung zu machen, welche in das Allgemeine der Naturgeschichte eingreift. Es entsteht nämlich die Frage, ob Größe auf Bildung, auf Form Einfluß habe? und in wiefern?

Wir wissen, daß alle sehr großen Thiere zugleich unförmlich sind, daß nämlich entweder die Masse über die Form zu herrschen scheint, oder daß das Maß der Glieder gegen einander kein glückliches Verhältniß habe.

Dem ersten Anblick nach sollte man denken, es müsse eben so möglich seyn, daß ein Löwe von zwanzig Fuß entstehen könnte, als ein Elephant von dieser Größe, und daß sich derselbe so leicht müsse bewegen können, als die jetzt auf der Erde befindlichen Löwen, wenn alles verhältnißmäßig proportionirt wäre; allein die Erfahrung lehrt uns, daß vollkommen ausgebildete Säugethiere über eine gewisse Größe nicht hinausschreiten, und daß daher bei zunehmender Größe auch die Bildung anfange zu wanken und Ungeheuer auftreten. Selbst am Menschen will man behaupten, daß übermäßig großen Individuen etwas an Geiste abgehe, daß kleine hingegen ihn lebhafter zeigen. Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß ein Gesicht, im Hohlspiegel sehr vergrößert gesehen, geistlos aussehe. Eben als wenn auch in der Erscheinung nur die körperliche Masse, nicht aber die Kraft des belebenden Geistes hier vergrößert werden könnte.

F. Verschiedenheit der Form.

Es tritt nun aber die größte Schwierigkeit ein, welche daher entspringt, daß auch die Knochen verschiedener Thiere einander in der Form höchst unähnlich sind. Daher geräth der Beobachter, mag er ganze Skelette vor sich haben oder nur einzelne Theile, gar oft in Verlegenheit. Findet er die Theile außer dem Zusammenhange, so weiß er oft nicht, wofür er sie erklären soll; hat er sie aber auch erkannt, so weiß er nicht, wie er sie beschreiben, und insonderheit wie er sie vergleichen kann, da ihm, bei völliger Verschiedenheit der äußern Bildung, das Tertium comparationis zu mangeln scheint. Wer würde z. B. den Oberarm eines Maulwurfs und des Hasen für eben denselben Theil verwandter organischer Wesen halten? Von den Arten jedoch, wie gleiche Glieder verschiedener Thiere in der Form so sehr von einander abweichen können, und die uns erst bei der Ausführung ganz deutlich werden dürften, wollen wir uns vorerst folgende vorzüglich merken.

Bei dem einen Thiere kann der Knochen einfach seyn, und nur gleichsam das Rudiment dieses Organes vorstellen, bei andern hingegen derselbe Knochen in seiner völligen Ausbildung und in seiner möglichen Vollkommenheit sich finden. So ist z. B. der Zwischenknochen des Rehes von dem Zwischenknochen des Löwen so unterschieden, daß beim ersten Anblick keine Vergleichung statt zu haben scheint.

So kann ein Knochen zwar in einem gewissen Sinne ausgebildet, aber durch die übrige Bildung zusammengedrängt und mißgestaltet seyn, daß man gleichfalls kaum wagen würde ihn für denselbigen Knochen zu erkennen. In diesem Fall sind die Ossa bregmatis der Hörner und Geweihe tragenden Thiere gegen die Ossa bregmatis des Menschen, der Zwischenknochen des Wallrosses gegen den irgend eines Raubthieres.

Ferner, aller Knochen, der bloß nothdürftig seine Bestimmung erfüllt, hat auch eine bestimmtere und kenntlichere Form als derselbe Knochen, der mehr Knochenmasse zu haben scheint, als er zu eben dieser Bestimmung braucht; daher er seine Gestalt auf eine sonderbare Weise verändert, besonders aber aufgebläht wird. So machen ungeheure Sinuositäten die Flächenknochen beim Ochsen und Schweine völlig unkenntlich, da hingegen dieselben bei den Katzenarten außerordentlich schön und deutlich gefunden werden.

Chineſiſche, Indiſche, Aegyptiſche Alterthümer ſind immer nur Curioſitäten; es iſt ſehr wohlgethan, ſich und die Welt damit bekannt zu machen; zu ſittlicher und äſthetiſcher Bildung aber werden ſie uns wenig fruchten.

Der Deutſche läuft keine größere Gefahr, als ſich mit und an ſeinen Nachbarn zu ſteigern; es iſt vielleicht keine Nation geeigneter ſich aus ſich ſelbſt zu entwickeln, deßwegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr ſo ſpät Notiz nahm.

Sehen wir unſre Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, ſo finden wir daß nichts um der Fremden willen geſchehen iſt.

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wiſſen wollte, das verdroß die Deutſchen doch, und ſie thaten das Möglichſte, als Etwas vor ihm zu erſcheinen.

Jetzt, da ſich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau beſehen, der Deutſche am meiſten zu verlieren; er wird wohl thun dieſer Warnung nachzudenken.

Auch einſichtige Menſchen bemerken nicht, daß ſie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen ſind, bei denen man ſich beruhigen müßte.

Doch mag dieß auch vortheilhaft ſeyn, ſonſt unterließe man das Forſchen allzufrüh.

Wer ſich von nun an nicht auf eine Kunſt oder Handwerk legt, der wird übel dran ſeyn. Das Wiſſen fördert nicht

Noch eine Art, wodurch ein Knochen sich unsern Augen beinahe völlig verlieren kann, ist, wenn er mit einem Nachbar zusammenwächst, und zwar dergestalt, daß wegen besonderer Umstände der Nachbar mehr Knochenmaterie braucht, als ihm bei einer regelmäßigen Bildung bestimmt wäre. Dadurch wird dem andern verwachsenen Knochen so viel entzogen, daß er sich fast gänzlich verzehrt. So verwachsen die sieben Halswirbelknochen des Wallfisches mit einander, und zwar dergestalt, daß man fast nur den Atlas mit einem Anhange zu sehen glaubt.

Dagegen ist das Beständigste der Platz, in welchem der Knochen jedesmal gefunden wird, und die Bestimmung, wozu er sich in einem organischen Gebäude bequemt. Wir werden daher bei unserer Ausarbeitung den Knochen jederzeit zuerst an seinem Platze aufsuchen, und finden, daß er auf demselben, wenn auch verschoben, gedrückt und verrückt gefunden wird, manchmal auch zu großer Ausdehnung gelangt. Wir wollen sehen was er dem Platze nach, den er in der Organisation einnimmt, für einer Bestimmung dienen muß. Es wird sich hieraus erkennen lassen, was er nach seiner Bestimmung für eine Form haben müsse, von der er wenigstens im allgemeinen nicht abweichen kann. Man wird alsdann die möglichen Abweichungen dieser Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren können. Man wird bei jedem Knochen versuchen die Abweichungen, in denen er sich zeigt, in einer gewissen anschaulichen Ordnung vorzutragen, dergestalt, daß man sich vom Einfachen zum Vielfachen und Ausgebildeten, oder umgekehrt, eine Reihe darlegt, je nachdem die besondern Umstände der Deutlichkeit am günstigsten scheinen. Man sieht leicht ein, wie wünschenswerth vollständige Monographien einzelner Knochen durch die ganze Klasse der Säugethiere wären, so wie wir oben vollständigere und genauere Beschreibung mit Rücksicht auf den auszubildenden Typus gewünscht haben.

Bei gegenwärtiger Bemühung werden wir versuchen, ob nicht ein Vereinigungspunkt sey, um welchen wir die gemachten und noch zu machenden Erfahrungen über diesen Gegenstand in einen übersehbaren Kreis vereinigen können.

VIII.

Nach welcher Ordnung das Skelett zu betrachten, und was bei den verschiedenen Theilen desselben zu bemerken sey.

In der Abhandlung über diesen Gegenstand müssen die allgemeinen Bemerkungen schon vorgelegt und dem Beobachter im Ganzen bekannt seyn, worauf er überhaupt zu sehen hat und wie die Bemerkung vorzüglich anzustellen ist, damit bei der Beschreibung, wozu gegenwärtiges Schema dienen soll, nichts vorkomme, was allen Thieren gemein ist, sondern dasjenige worin sie von einander abweichen. So werden z. B. in der allgemeinen Beschreibung die Knochen des Hauptes, wie sie neben einander stehen und wie sie mit einander verbunden sind, beschrieben. Bei dieser einzelnen Beschreibung hingegen wird nur bemerkt, wenn sie ihre Nachbarschaft, wie manchmal geschieht, verändern. So wird z. B. ein Beobachter wohl thun, wenn er bemerkt, ob ein Knochen des Hauptes oder ein Theil desselben sinuos sey, und dieses am Ende in der allgemeinen Anmerkung über denselben allenfalls beibringen. Mehrere solche Momente der Beschreibung werden sich im Folgenden ergeben.

Caput.

Os intermaxillare.

Pars horizontalis s. palatina.

Pars lateralis s. facialis.

Margo anterior.

N. B. Man kann bei diesem so wie bei den übrigen Gesichts- und andern Knochen, deren Gestalt sich sehr verändert, erst etwas über die allgemeine Gestalt vorausschicken, ehe man an die Gestalt der Theile geht, weil alsdann diese sich von selbst geben.

Dentes:

spitzige,

stumpfe,

flache,

flache und gekrönte.

Canales incisivi.

Hierbei fragt sich, ob der Raum zwischen dem Os intermaxillare groß oder klein ist.

Maxilla superior.

Pars palatina s. horizontalis.

Pars lateralis s. perpendicularis.

Margo s. pars alveolaris.

Dentes.

Eckzahn:

proportionirlich klein oder groß;

spitz,

stumpf,

gebogen,

nach oben oder nach unten gerichtet,

Backzähne,

einfache und spitze,

zusammengesetzte und breite,

mit Kronen, deren innere Knochenblättchen mit den äußeren nach einer Richtung gehen,

mit labyrinthartigen Kronen,

mit sehr gedrängten Labyrinthen,

dreispitzige,

flache.

Foramen infraorbitale:

nur foramen;

mehr oder weniger langer Canal, dessen Austritt im Gesichte zu bemerken;

ist manchmal doppelt.

Os palatinum.

Pars horizontalis s. palatina.

Pars lateralis.

Pars posterior.

Processus hamatus.

Canalis palatinus.

Wollte man ja einmal messen und auf diese Weise eine Vergleichung anstellen, so könnte man vorgemeldete drei Knochen, die zusammen den Gaumen ausmachen, messen und ihre Länge unter einander, so wie auch die Breite zur allgemeinen Länge vergleichen.

Os zygomaticum.

Seine mehr oder weniger zusammengedrängte Gestalt.

Seine Verbindung mit den benachbarten Knochen, die nicht immer gleich ist. In welchen Fällen er sinues ist, und wohin sich der Sinus verbindet?

Os lacrymale.

Pars facialis.

Pars orbitalis.

Canalis.

Os nasi.

Verhältniß der Länge zur Breite. Inwiefern sie als länglich vier eckige Blättchen oder mit andern Eigenschaften erscheinen. Ihre Verbindung und Nachbarschaft mit andern Knochen, welche nicht immer gleich ist.

Die große Fontanelle, die mit der Membran zugeschlossen ist, zwischen ihm und dem benachbarten Knochen.

Os frontis.

Bei demselben ist vorzüglich wegen der **Sinuum** auf die innere und äußere Lamelle des Knochens zu sehen. Die äußere Lamelle geht in einer Fläche oder in einem Bogen fort, macht nach außen zu den obern Theil der Stirne, inwendig aber verläßt die innere Lamelle, indem sie sich an das **Os ethmoideum** festsetzt, die äußere, und bildet die sogenannten **Sinus frontales.** Die **Sinus** des übrigen ganzen Knochens, die sich mit den vorhergehenden verbinden, und die Sinuosität der Fortsätze.

Die Hörner, als Fortsetzung der **Sinuum**, sind gewunden oder gerade. Hörner, die nicht sinues sind, und auch nicht auf **Sinus** aufsitzen.

Der **Processus zygomaticus** knöchern oder membranos.

Wie die Nachbarschaft des Augapfels auf die innere Gestalt des Gehirnes wirkt, und das **Os ethmoideum** zusammengedrückt oder frei läßt.

Os ethmoideum.

Gedrückt.

In freier Ausbreitung.

Merkwürdig das Maß zur Breite der ganzen Hirnhöhle.

Beschaffenheit der Lamellen des Körpers des ganzen Siebbeines.

Vomer.

Conchae.

Einfach gewunden, sehr mannichfaltig gewunden.

Os sphenoideum anterius.

Corpus.

Seine Sinuositäten merkwürdig, in Vergleich mit den Lamellen des Ossis ethmoidei.

Alae. Fragte sich, ob man sie nicht irgends, wie im menschlichen Foetus, getrennt fände.

Os sphenoideum posterius.

Corpus.

Alae.

Sinuositates.

Vergleichung der beiden Knochen unter einander, besonders der Flügel und der Ausdehnung derselben.

Os temporum.

Die Form der Partis squamosae. Processus zygomaticus, mehr oder weniger lang und kurz. Merkwürdige Sinuositäten dieses Knochens.

Os bregmatis.

Die verschiedenen Gestalten; Verhältniß ihrer Größe gegen den Stirnknochen.

Os occipitis.

Basis. Vergleicht sich im Durchschnitte den beiden Ossibus sphenoideis und dem Os ethmoideum.

Partes laterales.

Processus styloidei. manchmal gerade, bisweilen krumm.

Pars lambdoidea.

Bulla.

Collum.

Bulla s. marsupium, nimmt manchmal die Gestalt eines Processus mastoidei an, muß aber nicht mit demselben verwechselt werden.

Os petrosum.

Pars externa ist öfters spongios, öfters sogar sinuos, setzt sich nach außen zwischen das Os temporum und Os occipitis.

Pars interna. In diesen gehen die Gehörnerven. Schnecke ꝛc.

Ist ein sehr fester, elfenbeinartiger Knochen.

Kleine bewegliche Knochen der Gehörwerkzeuge.

Truncus.

Vertebrae colli.

Ueberhaupt ist ihre Länge, Breite und Stärke zu bemerken.

Atlas, besonders in die Breite gebildet. Deutet auf Verwandtschaft mit den Schädelknochen.

Epistropheus. Hoher und breiter Rückenfortsatz.

Vertebra tertia. Bemerken der Gestalt der Seiten und Dornfortsätze.

Vertebra quarta. Abweichungen dieser Gestalt.

Vertebra quinta. Weitere Abweichung.

Vertebra sexta. An dieser entstehen die flügelartigen Fortsätze, von denen die stufenweisen Abweichungen der vorigen gleichsam Vorboten waren.

Vertebra septima. Kleiner knopfartiger Seitenfortsatz. Articularfläche für die Knöpfchen der ersten Rippe.

Vertebrae dorsi.

Sie zu zählen.

Worauf bei ihnen zu sehen, und wie sie von einander abweichen, ist noch näher zu bestimmen.

Die Größe und Richtung der **Processuum spinosorum** anzugeben.

Vertebrae lumborum.

Sie zu zählen.

Die Gestalt und Richtung der **Processuum lateralium et horizontalium** ist anzugeben.

Von den regelmäßigen Abweichungen ihrer Gestalt ist umständlicher zu handeln.

N. B. Wir bleiben zwar bei der gewöhnlichen Eintheilung, daß wir die **Vertebrae**, an welche Rippen anstoßen, **Vertebrae dorsi**, die übrigen aber **lumborum** nennen; allein wir bemerken bei den Thieren noch eine andere Eintheilung; der Rücken hat nämlich eine gewisse Mitte, von welcher sowohl die **Processus spinosi** sich hinterwärts, als die breitern **Processus** sich vorwärts neigen. Diese Mitte ist gewöhnlich vor der dritten falschen Rippe.

Die **Vertebrae** bis zur Mitte und von da nach hinten sind zu zählen und, wenn etwas Merkwürdiges vorkommt, ist es zu notiren.

Vertebrae pelvis.

Ihre mehr und wenigere Verwachsung ist zu bemerken.

Sie sind zu zählen.

Vertebrae caudae.

Sie sind zu zählen.

Ihre Gestalt zu bemerken.

Oft haben sie flügelartige Seitenfortsätze, die sich nach und nach verlieren, da denn der Wirbelknochen endlich in den phalangenartigen übergeht.

Costae.

Verae.

Sind zu zählen.

Ihre Länge und Stärke zu beobachten.

Ihre Beugung mehr oder weniger.

Die Abweichung ihres obern Theiles ist zu bemerken, und was davon allgemein ist.

Der Hals nämlich wird nach und nach kürzer, das Tuberculum breiter, und nähert sich mehr dem Capitulum.

Spuriae.

Wie bei den vorigen.

Sternum.

Vertebrae sterni.

Sind zu zählen.

Phalangenartig.

Flach gedrückt.

Ueberhaupt die Gestalt des Sterni, ob es lang oder kurz sey, ob die Vertebrae von vorne nach hinten sich ähnlich bleiben, oder ob in der Gestalt Abweichungen zu bemerken sind.

Inwiefern sie fest oder poros sind u. s. w.

Adminicula.

Anteriora.

Maxilla inferior.

Bei dieser hat man sich zuerst aus Beispielen an Fischen und Amphibien, aus was für Theilen sie zusammengesetzt sey, bekannt zu machen und sich allenfalls auf einer thierischen Kinnlade, die Suturen und Harmonien zu zeichnen. Bei Mammalien besteht sie immer aus zwei Theilen, die manchmal sogar in der Mitte verwachsen sind.

In wiefern es nöthig sey von der beim Menschen gewöhnlichen Eintheilung und Terminologie abzugehen, wird noch zu überlegen seyn.

Dentes.

Fehlen,

oder sind gegenwärtig.

Schneidezähne.

Eckzahn. Dessen Größe.

Backzähne. Siehe obere Kinnlade.

Media.

Scapula.

Wird die Eintheilung des menschlichen Schulterblattes zuerst beizubehalten seyn.

Gestalt.

Proportion von der Länge zur Breite.

Clavicula.

Ob sie da ist oder fehlt?

Verhältniß ihrer Länge zur Breite.

Humerus.

Bei diesem und bei allen langen Knochen zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen sind oder nicht.

Beim **Humerus** zu bemerken, in wiefern seine Neigung sich dehnen zu lassen mehr oder weniger erscheint.

Länge.

Kürze und was sonst noch in die Augen fallen möchte.

Ulna.

Hat ihren stärksten Theil oben und ihren schwächsten unten. In wiefern die Röhre an Stärke dem **Radius** gleich kommt, oder nach Art einer **Fibula** sich an ihn anlegt und mehr oder weniger mit ihm verwächst.

Radius.

Hat seinen stärksten Theil unten und seinen schwächsten oben, erhält ein Uebergewicht über die **Ulna** und wird **Fulcrum**. Zugleich geht die Supination verloren und das Thier bleibt zuletzt in beständiger Pronation stehen.

Siehe **Ulna**.

Carpus.

Die Zahl der Knochen und wann sie sich vereinigt. Wo möglich zu unterscheiden, welche Knochen bleiben und welche sich verlieren? Wahrscheinlich sind die beständig, welche an den **Radius** und die **Ulna** stoßen. Wahrscheinlich sind die unbeständig, welche mit den Phalangen sich verbinden.

Ossa metacarpi.

Zahl.

Verhältniß der Länge.

Digiti.

Zahl der Phalangen: werden wahrscheinlich immer drei gefunden. Solche bei den **Solidungulis** und **Bisulcis** zu verfolgen und zu beschreiben.

Ungues, Ungulae.

Postica.

Werden mit dem **Trunco** verbunden durch das

Os ilium.

Os ischii.

Os pubis.

Ihre Gestalt.

Das Verhältniß der Länge zur Breite zu bemerken.

Die Theile könnten nach den menschlichen einstweilen beschrieben werden. Wäre auf die **Synchondroses** zu sehen, ob sie verknöchern oder durch Suturen zusammenhängen.

Femur.

Der Knochen ist oft gerade, manchmal wenig gebogen, manchmal gedreht. Dabei zu bemerken, ob die **Epiphyses** verwachsen oder lose sind. Bei einigen Thieren scheint noch ein dritter **Trochanter** zu existiren. Uebrigens werden auch hier die Theile, wie bei der Beschreibung des menschlichen **Femur**, beibehalten werden können.

Patella.

Tibia.

Selten mit der **Fibula** von gleicher oder annahender Stärke der Röhre.

Bei rudernden Thieren ist zu bemerken ihre größere Verstärkung und ihr völliges Uebergewicht über die **Fibula** bei andern.

Frage wegen der **Epiphyses**.

Fibula.

Steht nach außen und innen zu, wird immer schmäler bei verschiedenen Thieren, verwächst zuletzt ganz bei einigen mit der **Tibia**.

Die Gradationen zu bemerken und zu beschreiben, z. B. ob sie sich glatt anlegt, ob sie eine Lücke oder runde Oeffnung noch dazwischen läßt.

Tarsus.

Sind deſſen Knochen zu zählen und wie oben beim Carpus geſchehen, welche allenfalls fehlen und welche vorhanden ſind. Wahrſcheinlich werden auch hier die Nachbarn der Tibia und Fibula beſtändig und Calcaneus und Astragalus vorhanden ſeyn.

Metatarsus.

Zahl der Knochen, ihre Länge oder Kürze.

Digiti.

Zahl.

Beſonders zu bemerken, welcher Digitus allenfalls fehlt, und ob man darüber ein allgemeines Geſetz finden könnte. Wahrſcheinlich verſchwindet der Daumen zuerſt. Auch vermuthe ich, daß manchmal der Ringfinger oder Mittelfinger fehlt. Wie die Zahl der Zehen ſich zu der Zahl der Finger verhält.

Phalanges.

Werden wahrſcheinlich auch immer drei gefunden.

Ungues, Ungulae.

Da der Charakter, der im allgemeinen allen Thierknochen durch alle Geſchlechter durch zukommt, erſtlich als Reſultat der Unterſuchung wird aufgeſtellt werden können, ſo wird es bei den Beſchreibungen, die zur Uebung vorgenommen werden, eher nützlich als ſchädlich ſeyn, ſo zu beſchreiben wie man vor ſich ſieht. Hält man alsdann die Beſchreibungen zuſammen, ſo findet ſich in dem, was man wiederholt hat, das Gemeinſame und, bei vielen Arbeiten, der allgemeine Charakter.

ΗΡΟΙΣΜΟΣ

1819.

Wagt ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick ins weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Frauen um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung: ihr ziemet es nicht: denn zwiefach beſtimmte

mehr, bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deßhalb darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Lorenz Sterne war geboren 1715, starb 1768. Um ihn zu begreifen darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenosse Warburton's gewesen.

Eine freie Seele wie die seine kommt in Gefahr frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

Bei leichter Berührbarkeit entwickelte sich alles von innen bei ihm heraus; durch beständigen Conflict unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am ersten fest und verhielt sich gegen das andere rücksichtslos.

Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didaktisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wogegen er den äußersten Abscheu hegte. Daher seine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachsten Studien und Lecture entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Sie das höchste Geſetz, beſchränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeßnes Bedürfniß, und ungemeſſene Gaben,
Leicht zu finden ſtreute ſie aus, und ruhig begünſtigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier: vollkommen entſpringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich aus nach ew'gen Geſetzen,
Und die ſeltenſte Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt die Speiſe zu faſſen,
Welche dem Körper gebührt; es ſey nun ſchwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezähnt, in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.
Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres,
Und die Weiſe zu leben; ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeigt ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Gränzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen,
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus, jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder; die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug

Irgend gegönnt, so frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und suche mit forschendem Geiste:
Finden wirst du sogleich zu aller Bildung den Schlüssel.
Denn so hat kein Thier, dem sämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf seiner Stirne getragen,
Und daher ist den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und töte sie alle Gewalt auf:
Denn sie hat nicht Masse genug die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muse
Bringt harmonisch ihn dir mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu seyn, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur; du fühlest dich fähig
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Vorträge

über die drei erſten Capitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie.

1796

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hinderniſſen, die ihr entgegenſtehen.

Durch ein genaues Betrachten der Aeußerlichkeiten organiſcher Weſen hat die Naturgeſchichte an Ausbreitung und Anordnung nach und nach gränzenlos gewonnen, und es iſt nun jedem anheim gegeben, durch Aufmerkſamkeit und Anſtrengen, ſich Ueberblick des Ganzen, oder Einſicht in das Beſondere zu verſchaffen.

Dieſer glückliche Erfolg wäre aber nicht möglich geweſen, wenn die Naturforſcher ſich nicht bemüht hätten die äußern Kennzeichen reihenweiſe aufzuſtellen, welche den organiſchen Körpern, nach ihren verſchiedenen Klaſſen und Ordnungen, Gattungen und Arten, irgend zukommen mögen.

So hat Linné die botaniſche Terminologie muſterhaft ausgearbeitet und geordnet dargeſtellt, daß ſie durch nachfolgende Entdeckungen und Bemühungen immer vollſtändiger werden konnte. So haben uns beide Forſter die Kennzeichen der Vögel, Fiſche und Inſecten vorgezeichnet, und dadurch die Möglichkeit genauer und übereinſtimmender Beſchreibungen erleichtert.

Man wird aber nicht lange mit Beſtimmung der äußern Verhältniſſe und Kennzeichen ſich beſchäftigen, ohne das Bedürfniß zu fühlen durch

Zergliederung mit den organischen Körpern gründlicher bekannt zu werden. Denn wie es zwar löblich ist die Mineralien auf den ersten Blick nach ihren äußern Kennzeichen zu beurtheilen und zu ordnen, so muß doch die Chemie zu einer tiefern Kenntniß das Beste beitragen.

Beide Wissenschaften aber, die Zergliederung sowohl als die Chemie, haben für diejenigen die nicht damit vertraut sind, eher ein widerliches als anlockendes Ansehen. Bei dieser denkt man sich nur Feuer und Kohlen, gewaltsame Trennung und Mischung der Körper, bei jener nur Messer, Zerstückelung, Fäulniß und einen ekelhaften Anblick auf ewig getrennter organischer Theile. Doch so verkennt man beide wissenschaftliche Beschäftigungen. Beide üben den Geist auf mancherlei Art, und wenn die eine, nachdem sie getrennt hat, wirklich wieder verbinden, ja durch diese Verbindung eine Art von neuem Leben wieder hervorbringen kann, wie z. B. bei der Gährung geschieht, so kann die andere zwar nur trennen, sie giebt aber dem menschlichen Geiste Gelegenheit das Todte mit dem Lebenden, das Abgesonderte mit dem Zusammenhängenden, das Zerstörte mit dem Werdenden zu vergleichen, und eröffnet uns die Tiefen der Natur mehr als jede andere Bemühung und Betrachtung.

Wie nöthig es war den menschlichen Körper zu zergliedern, um ihn näher kennen zu lernen, sahen die Aerzte nach und nach wohl ein, und immer ging das Zergliedern der Thiere neben dem Zergliedern des Menschen, obschon mit ungleichem Schritte, fort. Theils wurden einzelne Bemerkungen aufgezeichnet, man verglich gewisse Theile verschiedener Thiere; allein ein übereinstimmendes Ganzes zu sehen blieb nur immer ein frommer Wunsch,[1] und wird es vielleicht noch lange bleiben.

Sollten wir aber nicht bewogen werden diesen Wünschen, diesen Hoffnungen der Naturforscher entgegen zu gehen, da wir selbst, wenn wir das Ganze nicht aus den Augen verlieren, auf jedem Schritte so viel Befriedigung und selbst Vortheil für die Wissenschaft zu erwarten haben?

Wem ist unbekannt, welche Entdeckungen im Körperbau des Menschen wir der Zootomie schuldig sind? So wären die Milch- und lymphatischen Gefäße, so wie der Umlauf des Bluts vielleicht noch lange unbekannt geblieben, wenn ihr Entdecker sie nicht zuerst an Thieren

[1] Welsch, Somnium Vindiciani, sive desiderata medicinae. Aug. Vind. 1676. 4.

bemerkt hätte. Und wie vieles von Wichtigkeit wird ſich nicht auf dieſem Wege künftigen Beobachtern offenbaren!

Denn das Thier zeigt ſich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einſchränkung ſeines Baues den Charakter deutlicher ausſpricht, die einzelnen Theile größer und charakteriſtiſch in die Augen fallender ſind.

Die menſchliche Bildung aus ſich ſelbſt kennen zu lernen iſt anderſeits faſt unmöglich, weil die Theile derſelben in einem eigenen Verhältniſſe ſtehen, weil manches in einander gedrängt und verborgen iſt, was bei den Thieren ſehr deutlich am Tage liegt, weil dieſes und jenes Organ, bei den Thieren ſehr einfach, bei den Menſchen in einer unendlichen Complication oder Subdiviſion gefunden wird, ſo daß niemand zu ſagen vermöchte, ob jemals einzelnen Entdeckungen und Bemerkungen ein Abſchluß werden könne.

Allein noch wäre zu wünſchen, daß zu einem ſchnellern Fortſchritte der Phyſiologie im Ganzen die Wechſelwirkung aller Theile eines lebendigen Körpers ſich niemals aus den Augen verlöre; denn bloß allein durch den Begriff, daß in einem organiſchen Körper alle Theile auf Einen Theil hinwirken und jeder auf alle wieder ſeinen Einfluß ausübe, können wir nach und nach die Lücken der Phyſiologie auszufüllen hoffen.

Die Kenntniß der organiſchen Naturen überhaupt, die Kenntniß der vollkommeneren, welche wir im eigentlichen Sinn Thiere und beſonders Säugethiere nennen, der Einblick, wie die allgemeinen Geſetze bei verſchieden beſchränkten Naturen wirkſam ſind, die Einſicht zuletzt, wie der Menſch dergeſtalt gebaut ſey, daß er ſo viele Eigenſchaften und Naturen in ſich vereinige und dadurch auch ſchon phyſiſch als eine kleine Welt, als ein Repräſentant der übrigen Thiergattungen exiſtire — alles dieſes kann nur dann am deutlichſten und ſchönſten eingeſehen werden, wenn wir nicht, wie bisher leider nur zu oft geſchehen, unſere Betrachtungen von oben herab anſtellen und den Menſchen im Thiere ſuchen, ſondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zuſammengeſetzten Menſchen endlich wieder entdecken.

Es iſt hierin ſchon unglaublich viel gethan; allein es liegt ſo zerſtreut, ſo manche falſche Bemerkungen und Folgerungen verdüſtern die wahren und ächten, täglich kommt zu dieſem Chaos wieder neues Wahre und Falſche hinzu, ſo daß weder des Menſchen Kräfte, noch ſein Leben hinreichen, alles zu ſondern und zu ordnen, wenn wir nicht den Weg, den

uns die Naturhiſtoriker äußerlich vorgezeichnet, auch bei der Zergliederung verfolgen und es möglich machen das Einzelne in überſehbarer Ordnung zu erkennen, um das Ganze nach Geſetzen, die unſerm Geiſte gemäß ſind, zuſammen zu bilden.

Was wir zu thun haben, wird uns erleichtert, wenn wir die Hinderniſſe betrachten, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege geſtanden.

Da ſchon beim Beſtimmen äußerer Merkmale organiſcher Weſen der Naturfreund in einem unendlichen Felde zu thun hat und mit ſo vielen Schwierigkeiten ſtreitet, da ſchon die äußere Kenntniß der vollkommeneren Thiere, die über den Erdboden verbreitet ſind, ſo viele mühſame Betrachtung erfordert und ein immer zudringendes Neues uns zerſtreut und ängſtigt, ſo konnte der Trieb auf innere Kenntniß der Geſchöpfe gleichfalls zu dringen nicht eher allgemein werden, als bis eine äußerliche Zuſammenſtellung weit genug gediehen war. Inzwiſchen häuften ſich einzelne Beobachtungen, indem man theils abſichtlich unterſuchte, theils die Erſcheinungen, wie ſie ſich zufällig aufdrangen, feſtzuhalten wußte; da dieß aber ohne Zuſammenhang, ohne allgemeine Ueberſicht geſchah, ſo mußte mancher Irrthum ſich einſchleichen.

Noch mehr verwirrten ſich aber die Beobachtungen, da ſie oft einſeitig aufgenommen und die Terminologie ohne Rückſicht auf gleich oder ähnlich gebaute Geſchöpfe feſtgeſetzt wurde. So iſt durch die Stallmeiſter, Jäger und Fleiſcher eine Diſcrepanz in Benennung der äußern und innern Theile der Thiere gekommen, die uns noch bis in die beſſer ordnende Wiſſenſchaft verfolgt.

Wie ſehr es an einem Vereinigungspunkte gefehlt, um welchen man die große Menge Beobachtungen hätte verſammeln können, wird zunächſt deutlicher werden.

Auch wird der Philoſoph gar bald entdecken, daß ſich die Beobachter ſelten zu einem Standpunkte erhoben, aus welchem ſie ſo viele bedeutend bezügliche Gegenſtände hätten überſehen können.

Man wendete auch hier wie in andern Wiſſenſchaften nicht genug geläuterte Vorſtellungsarten an. Nahm die eine Partei die Gegenſtände ganz gemein und hielt ſich ohne Nachdenken an den bloßen Augenſchein, ſo eilte die andere ſich durch Annahme von Endurſachen aus der Verlegenheit zu helfen; und wenn man auf jene Weiſe niemals zum Begriff

eines lebendigen Wesens gelangen konnte, so entfernte man sich auf diesem Wege von eben dem Begriffe, dem man sich zu nähern glaubte.

Eben so viel und auf gleiche Weise hinderte die fromme Vorstellungsart, da man die Erscheinungen der organischen Welt zur Ehre Gottes unmittelbar deuten und anwenden wollte. Ferner verlor man sich, anstatt bei der durch unsere Sinne verbürgten Erfahrung zu bleiben, in leere Speculationen, wie z. B. über die Seele der Thiere und was dem ähnlich seyn mag.

Wenn man nun bei der Kürze des Lebens bedenkt, daß die menschliche Anatomie eine unendliche Arbeit erheischt: daß das Gedächtniß kaum hinreicht das Bekannte zu fassen und zu behalten; daß überdieß noch Anstrengung genug gefordert wird, um das in diesem Kreise einzeln Neuentdeckte zu kennen, auch wohl persönlich durch glückliche Aufmerksamkeit neue Entdeckungen zu machen, so sieht man deutlich, daß auch schon hierzu einzelne Menschen ihr ganzes Leben widmen müssen.

II.

Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere, besonders der vollkommenen unter einander, ist in die Augen fallend und im allgemeinen auch stillschweigend von jedermann anerkannt. Daher ließen sich, dem bloßen Augenschein nach, die vierfüßigen Thiere leicht in eine Klasse begreifen.

Bei der Aehnlichkeit des Affen und Menschen, bei dem Gebrauch, den einige geschickte Thiere von ihren Gliedern aus natürlichem Antrieb machen oder nach vorgängiger künstlicher Uebung machen lernen, konnte man auf die Aehnlichkeit des vollkommensten Geschöpfes mit unvollkommeren Brüdern gar leicht geführt werden, und es fanden von jeher bei Naturforschern und Zergliederern solche Vergleichungen statt. Die Möglichkeit der Verwandlung des Menschen in Vögel und Gewürm, welche sich der dichterischen Einbildungskraft gezeigt hatte, wurde durch geistreiche Naturforscher, nach endlicher Betrachtung der einzelnen Theile, auch dem Verstande dargestellt. So trat nun Camper lebhaft hervor, die Uebereinstimmung der Gestalt noch weiter hinaus und bis ins Reich der Fische zu verfolgen.

Dieß also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommenere organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach Einem Urbilde geformt seyen, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.

Eingenommen von der aufgefaßten Idee wagte Camper auf der schwarzen Lehrtafel durch Kreidestriche den Hund in ein Pferd, das Pferd in einen Menschen, die Kuh in einen Vogel zu verwandeln. Er drang darauf, daß man im Hirn des Fisches das Gehirn des Menschen erblicken solle, und erreichte durch diese geistreichen, sprungweise gewagten Vergleichungen die Absicht, den innern Sinn des Beobachters aufzuschließen, der nur allzusehr von Aeußerlichkeiten gefangen gehalten wird. Nun betrachtete man das Glied eines organischen Körpers nicht nur an und für sich, sondern gewöhnte sich in demselben das Bild eines ähnlichen Gliedes einer verwandten organischen Natur wo nicht zu sehen, doch zu ahnen, und begann der Hoffnung zu leben, daß ältere sowohl als neuere Beobachtungen dieser Art gesammelt, durch neuermunterten Fleiß ergänzt und zu einem Ganzen aufgestellt werden könnten.

Allein wenn man auch im allgemeinen übereinstimmend nach Einem Zweck zu arbeiten schien, so war doch manche Verwirrung im Einzelnen unvermeidlich; denn so ähnlich im Ganzen die Thiere einander auch seyn mögen, so sind doch gewisse einzelne Theile bei verschiedenen Geschöpfen an Gestalt äußerst verschieden, und es mußte daher begegnen, daß öfters ein Theil für den andern gehalten, an einer unrechten Stelle gesucht oder geläugnet wurde. Die speciellere Ausführung wird mehrere Beispiele darlegen und die Verwirrung zeigen, die uns in früheren Zeiten umfing und noch umfängt.

An dieser Verwirrung scheint besonders die Methode Schuld zu seyn, welcher man sich gewöhnlich bediente, weil Erfahrung und Gewohnheit nichts weiter an die Hand gab. Man verglich z. B. einzelne Thiere unter einander, wobei für das Ganze wenig oder nichts gewonnen war. Denn gesetzt auch, man hätte den Wolf mit dem Löwen recht gut verglichen, so wären beide deßhalb noch nicht mit dem Elephanten in Parallele gebracht. Und wem fällt nicht auf, daß man nach dieser Weise alle Thiere mit jedem, jedes Thier mit allen hätte vergleichen müssen? Eine

Arbeit, die unendlich, unmöglich, und würde sie durch ein Wunder geleistet, unübersehbar und fruchtlos wäre.

(Hier sind Beispiele aus Buffon anzuführen, und das Unternehmen Josephi's zu beurtheilen.)

Sollte es denn aber unmöglich seyn, da wir einmal anerkennen, daß die schaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommeneren organischen Naturen erzeugt und entwickelt, dieses Urbild wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen, nach ihm, als nach einer Norm, unsere Beschreibungen auszuarbeiten und, indem solche von der Gestalt der verschiedenen Thiere abgezogen wäre, die verschiedensten Gestalten wieder auf sie zurückzuführen?

Hat man aber die Idee von diesem Typus gefaßt, so wird man erst recht einsehen, wie unmöglich es sey eine einzelne Gattung als Kanon aufzustellen. Das Einzelne kann kein Muster vom Ganzen seyn, und so dürfen wir das Muster für alle nicht im Einzelnen suchen. Die Classen, Gattungen, Arten und Individuen verhalten sich wie die Fälle zum Gesetz; sie sind darin enthalten, aber sie enthalten und geben es nicht.

Am wenigsten ist der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, eben dieser Vollkommenheit wegen, als Maßstab der übrigen unvollkommeneren Thiere aufzustellen. Man darf die sämmtlichen Geschöpfe weder nach der Art noch in der Ordnung, noch in den Rücksichten untersuchen und beschreiben, wie man den Menschen, sobald man bloß auf ihn Rücksicht nimmt, betrachten und behandeln muß.

Alle Anmerkungen der vergleichenden Anatomie, welche bei Gelegenheit der menschlichen beigebracht werden, mögen, einzeln genommen, nützlich und dankenswerth seyn, im Ganzen aber bleiben sie unvollständig und, genau betrachtet, eher zweckwidrig und verwirrend.

Wie nun aber ein solcher Typus aufzufinden, zeigt uns der Begriff desselben schon selbst an; die Erfahrung muß uns die Theile lehren, die allen Thieren gemein und worin diese Theile bei verschiedenen Thieren verschieden sind; alsdann tritt die Abstraction ein sie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzustellen.

Daß wir hierbei nicht bloß hypothetisch verfahren, sind wir durch die Natur des Geschäfts versichert; denn indem wir uns nach Gesetzen umsehen, wonach lebendige, aus sich selbst wirkende, abgesonderte Wesen gebildet werden, so verlieren wir uns nicht ins Weite, sondern belehren

uns im Innern. Daß die Natur, wenn sie ein solches Geschöpf hervorbringen will, ihre größte Mannichfaltigkeit in die absoluteste Einheit zusammenschließen müsse, ergiebt sich aus dem Begriff eines lebendigen, entschiedenen, von allen andern abgesonderten und mit einer gewissen Spontaneität wirkenden Wesens. Wir halten uns also schon der Einheit, Mannichfaltigkeit, Zweck- und Gesetzmäßigkeit unseres Objects versichert. Sind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber weitumfassenden, mit einer gesetzmäßig-freien, lebhaften, aber regulirten Vorstellungsart unserm Gegenstande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; sind wir im Stande mit dem Complex von Geisteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft sehr zweideutige Wirkungen hervorbringt, dem gewissen und unzweideutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegen zu dringen; könnten mehrere in Einem Sinne auf den ungetheuern Gegenstand loswirken, so müßte denn doch etwas entstehen, dessen wir uns als Menschen zu erfreuen hätten.

Ob wir nun aber schon unsere Bemühung bloß für anatomisch erklären, so müßte sie doch, wenn sie fruchtbar, ja wenn sie in unserem Falle überhaupt auch nur möglich seyn sollte, stets in physiologischer Rücksicht unternommen werden. Man hat also nicht bloß auf das Nebeneinanderseyn der Theile zu sehen, sondern auf ihren lebendigen, wechselseitigen Einfluß, auf ihre Abhängigkeit und Wirkung.

Denn wie die Theile, wenn sie im gesunden und lebendigen Zustand sich alle in einer wechselseitigen, unaufhörlichen Wirkung umfassen und die Erhaltung der schon gebildeten Theile nur durch gebildete Theile möglich ist, so muß die Bildung selbst, wie in ihrer Grundbestimmung, so auch in ihren Abweichungen durch einen wechselseitigen Einfluß hervorgebracht und determinirt werden, worüber uns aber nur eine sorgfältige Ausführung Aufschluß und Deutlichkeit geben kann.

Bei unserer Vorarbeit zur Construction des Typus werden wir vor allen Dingen die verschiedenen Vergleichungsarten, deren man sich bedient, kennen lernen, prüfen und anwenden, so wie wir auch die angestellten Vergleichungen selbst, jedoch mit großer Vorsicht, wegen der darin oft vorkommenden Irrthümer, mehr nach aufgebautem Typus, als zu Aufbauung desselben benutzen können.

Der Vergleichungsarten aber, deren man sich mit mehr und minderem Glücke bedient, finden sich folgende.

Shandeism nennt er die Unmöglichkeit über einen ernsten Gegenstand zwei Minuten zu denken.

Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Antheil und Gleichgültigkeit, von Leid und Freude soll in dem irländischen Charakter liegen.

Sagacität und Penetration sind bei ihm gränzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, finden nicht leicht ihres Gleichen.

So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art ergötzt, eben so sehr werden wir gerade in diesem Fall erinnert, daß wir von allem dem, wenigstens von dem meisten was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lüsternheit, in dem er sich so zierlich und sinnig benimmt, würde vielen Anderen zum Verderben gereichen.

Das Verhältniß zu seiner Frau wie zur Welt ist betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiser Mann benutzt," sagt er irgendwo.

Er scherzt gar anmuthig über die Widersprüche die seinen Zustand zweideutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen."

Vergleichung der Thiere unter einander, und zwar entweder einzeln oder theilweise.

(Anführung verschiedener Schriftsteller und Beurtheilung derselben. Buffon, Daubenton, Duverney, Unzer, Camper, Sömmering, Blumenbach, Schneider.)

Ebenso wurden auch Thiere zum Menschen, zwar nie im Ganzen und absichtlich, doch theilweise und zufällig verglichen.

(Hierbei abermals Autoren und Bemerkungen.)

Ferner ist man in Vergleichung der Menschenracen unter einander fleißig und aufmerksam gewesen, und man hat dadurch über die Naturgeschichte des Menschen ein heiteres Licht verbreitet.

Die Vergleichung der beiden Geschlechter mit einander ist, zu tieferer Einsicht in das Geheimniß der Fortpflanzung, als des wichtigsten Ereignisses, der Physiologie unentbehrlich. Beider Objecte natürlicher Parallelismus erleichtert sehr das Geschäft, bei welchem unser höchster Begriff, die Natur könne identische Organe dergestalt modificiren und verändern, daß dieselben nicht nur in Gestalt und Bestimmung völlig andere zu seyn scheinen, sondern sogar in gewissem Sinne einen Gegensatz darstellen, bis zur sinnlichen Anschauung heranzuführen ist. Ferner hat man bei Beschreibung des menschlichen Körpers schon früher darin eine große Erleichterung gefunden, wenn man Haupttheile desselben unter einander, z. B. obere und untere Extremitäten, verglich.

Kleinere Theile, z. B. Wirbelknochen, lassen sich gleichfalls mit großem Vortheile der Wissenschaft gegen einander halten, weil die Verwandtschaft der verschiedensten Gestalten sich dabei dem Beobachter auf das lebhafteste aufdringt.

Alle diese Vergleichungsarten werden uns bei unserer Arbeit leiten, und sie mögen, nach aufgestelltem Typus, immer noch fort zu brauchen seyn; nur wird der Beobachter alsdann den Vortheil haben, daß er seine Forschungen mehr in Bezug auf ein Ganzes anstellen kann.

III.

Ueber die Gesetze der Organisation überhaupt, insofern wir sie bei Construction des Typus vor Augen haben sollen.

Um uns den Begriff organischer Wesen zu erleichtern, werfen wir einen Blick auf die Mineralkörper. Diese, in ihren mannichfaltigen Grundtheilen so fest und unerschütterlich, scheinen in ihren Verbindungen, die zwar auch nach Gesetzen geschehen, weder Gränze noch Ordnung zu halten. Die Bestandtheile trennen sich leicht, um wieder neue Verbindungen einzugehen; diese können abermals aufgehoben werden, und der Körper, der erst zerstört schien, liegt wieder in seiner Vollkommenheit vor uns. So vereinen und trennen sich die einfachen Stoffe, zwar nicht nach Willkür, aber doch mit großer Mannichfaltigkeit, und die Theile der Körper, welche wir unorganisch nennen, sind, ungeachtet ihrer Anneigung zu sich selbst, doch immer wie in einer suspendirten Gleichgültigkeit, indem die nächste, nähere oder stärkere Verwandtschaft sie aus dem vorigen Zusammenhange reißt und einen neuen Körper darstellt, dessen Grundtheile, zwar unveränderlich, doch wieder auf eine neue oder, unter andern Umständen, auf eine Rückzusammensetzung zu warten scheinen.

Zwar bemerkt man, daß die mineralischen Körper, insofern sie ähnliche oder verschiedene Grundtheile enthalten, auch in sehr abwechselnden Gestalten erscheinen; aber eben diese Möglichkeit, daß der Grundtheil einer neuen Verbindung unmittelbar auf die Gestalt wirke und sie sogleich bestimme, zeigt das Unvollkommene dieser Verbindung, die auch eben so leicht wieder aufgelöst werden kann.

So sehen wir gewisse Mineralkörper bloß durch das Eindringen fremder Stoffe entstehen und vergehen: schöne durchsichtige Krystalle zerfallen zu Pulver, wenn ihr Krystallisationswasser verraucht, und — ein entfernter liegendes Beispiel sey erlaubt — die zu Borsten und Haaren durch den Magnet vereinigten Eisenspäne zerfallen wieder in ihren einzelnen Zustand, sobald der mächtig verbindende Einfluß entzogen wird.

Das Hauptkennzeichen der Mineralkörper, auf das wir hier gegenwärtig Rücksicht zu nehmen haben, ist die Gleichgültigkeit ihrer Theile in Absicht auf ihr Zusammenseyn, ihre Co- oder Subordination. Sie haben nach ihrer Grundbestimmung gewisse stärkere oder schwächere Verhältnisse, die, wenn sie sich zeigen, wie eine Art von Neigung aussehen; deßwegen

die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei solchen Verwandtschaften zuschreiben, und doch sind es oft nur äußere Determinationen, die sie da oder dorthin stoßen oder reißen, wodurch die Mineralkörper hervorgebracht werden, ob wir ihnen gleich den zarten Antheil, der ihnen an dem allgemeinen Lebenshauche der Natur gebührt, keineswegs absprechen wollen.

Wie sehr unterscheiden sich dagegen organische Wesen, auch nur unvollkommene! Sie verarbeiten zu verschiedenen bestimmten Organen die in sich aufgenommene Nahrung, und zwar, das Uebrige absondernd, nur einen Theil derselben. Diesem gewähren sie etwas Vorzügliches und Eigenes, indem sie manches mit manchem auf das innigste vereinen, und so den Gliedern, zu denen sie sich herverbilden, eine das mannichfaltigste Leben bezeugende Form verleihen, die, wenn sie zerstört ist, aus den Ueberresten nicht wieder hergestellt werden kann.

Vergleichen wir nun diese unvollkommenen Organisationen mit den vollkommeneren, so finden wir, daß jene, wenn sie auch die elementaren Einflüsse mit einer gewissen Gewalt und Eigenheit verarbeiten, doch die daraus entstandenen organischen Theile nicht zu der hohen Determination und Festigkeit erheben können, als es von den vollkommeneren Thiernaturen geschieht. So wissen wir, um nicht tiefer herabzusteigen, daß z. B. die Pflanzen, indem sie sich in einer gewissen Folge ausbilden, ein und dasselbe Organ unter höchst verschiedenen Gestalten darstellen.

Die genaue Kenntniß der Gesetze, wonach diese Metamorphose geschieht, wird die botanische Wissenschaft, sowohl insofern sie nur beschreibt, als insofern sie in die innere Natur der Pflanzen einzudringen gedenkt, gewiß weiter bringen.

Hier ist davon nur so viel zu bemerken. Die uns in die Sinne fallenden organischen Theile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, die verschiedensten Hüllen und was sonst an ihr bemerkt werden mag, sind alles identische Organe, die, durch eine Successien von vegetativen Operationen, nach und nach so sehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinangetrieben werden.

Einerlei Organ kann als zusammengesetztestes Blatt ausgebildet und als Stipula in die größte Einfalt zurückgezogen werden. Eben dasselbe Organ kann sich nach verschiedenen Umständen zu einer Tragknospe oder zu einem unfruchtbaren Zweige entwickeln. Der Kelch, indem er sich übereilt, kann zur Krone werden, und die Krone kann sich rückwärts dem

Kelche nähern. Dadurch werden die mannichfaltigsten Bildungen der Pflanzen möglich, und derjenige, der bei seinen Beobachtungen diese Gesetze immer vor Augen hat, wird davon große Erleichterung und Vortheil ziehen.

Daß man bei der Geschichte der Insecten auf die Metamorphose derselben genau Rücksicht zu nehmen habe, und daß man ohne diesen Begriff die Oekonomie der Natur in diesem Reiche keineswegs übersehen könne, war auffallender, und ist früher beherzigt worden. Die Verwandlung der Insecten an und für sich genau zu betrachten und mit der Pflanzenverwandlung zu vergleichen, wird ein sehr angenehmes Geschäft seyn; gegenwärtig davon nur so viel als zu unserm Zwecke dient.

Die Pflanze erscheint fast nur einen Augenblick als Individuum, und zwar da, wenn sie sich als Samenkern von der Mutterpflanze loslöst. In dem Verfolg des Keimens erscheint sie schon als ein Vielfaches, an welchem nicht allein ein identischer Theil aus identischen Theilen entspringt, sondern auch diese Theile durch Succession verschieden ausgebildet werden, so daß ein mannichfaltiges, scheinbar verbundenes Ganzes zuletzt vor unsern Augen dasteht.

Allein daß dieses scheinbare Ganze aus sehr unabhängigen Theilen bestehe, giebt theils der Augenschein, theils die Erfahrung: denn Pflanzen, in viele Theile getrennt und zerrissen, werden wieder als eben so viele scheinbare Ganze aus der Erde hervorpressen.

An dem Insect hingegen zeigt sich uns ein anderer Fall. Das von der Mutter losgetrennte abgeschlossene Ei manifestirt sich schon als Individuum; der herauskriechende Wurm ist gleichfalls eine isolirte Einheit; seine Theile sind nicht allein verknüpft, nach einer gewissen Reihe bestimmt und geordnet, sondern sie sind auch einander subordinirt; sie werden, wo nicht von einem Willen geleitet, doch von einer Begierde angeregt. Hier ist ein ausgesprochenes Oben und Unten, ein entschiedenes Vorn und Hinten; die sämmtlichen Organe sind nach einer gewissen Reihe entwickelt, so daß keins an die Stelle des andern treten kann. Indessen ist die Raupe ein unvollkommenes Geschöpf, ungeschickt zur nothwendigsten aller Functionen, zur Fortpflanzung, wohin sie auf dem Wege der Verwandlung nur gelangen kann.

Bei der Pflanze bemerken wir Successionen der Zustände mit Zusammensetzen verknüpft. Die Stängel bestehen von der Wurzel auf, indem

ſich die Blume ſchon entwickelt; das Zeugungsgeſchäft geht vor ſich und die frühern, vorbereitenden Organe zeigen ſich noch kräftig und lebendig; nur alsdann erſt, wenn der befruchtete Same ſeiner Reife ſich nähert, welkt das Ganze zuſammen.

Bei dem Inſect iſt es ganz anders. Eine jede Haut die es abwirft, läßt es alsbald hinter ſich, und aus der letzten Raupenhülle ſchlüpft ein entſchieden abgeſondertes Geſchöpf; jeder folgende Zuſtand iſt von dem vorhergehenden getrennt; kein Rückſchritt möglich. Der Schmetterling kann ſich nur aus der Raupe, die Blume hingegen aus und an der Pflanze entwickeln.

Betrachten wir nun die Geſtalt der Raupe gegen die Geſtalt des Schmetterlings, ſo finden wir folgenden Hauptunterſchied zwiſchen beiden. Die Raupe beſteht, wie ein anderer gegliederter Wurm, aus Theilen die einander ziemlich ähnlich ſind, wenn ſich auch Kopf und Hintertheil einigermaßen auszeichnen. Die vordern Füße ſind wenig von den hintern Wärzchen verſchieden, und die Körper in ziemlich gleiche Ringe getheilt. Durch das fortſchreitende Wachsthum wird eine Haut nach der andern zerſprengt und abgelegt. Die folgende ſcheint ſich erſt wieder zu erzeugen, um, wenn ſie, zu weit ausgedehnt, keine Elaſticität mehr hat, abermals zu zerſpringen und abzufallen. Die Raupe wird immer größer, ohne ihre Geſtalt eigentlich zu verändern. Nun kommt ihr Wachsthum endlich auf den Punkt, auf dem es nicht weiter kann, und ſo geht eine ſonderbare Veränderung vor in dem Geſchöpf. Es ſucht ſich eines gewiſſen Geſpinnſtes zu entledigen, das zu den Syſtemen ſeines Körpers gehörte, wobei das Ganze, wie es ſcheint, zugleich von allem Ueberflüſſigen des der Verwandlung in edlere Organe Entgegenſtehenden gereinigt wird. Nach Maßgabe dieſer Ausleerung nimmt der Körper an Länge ab, an Breite jedoch nicht verhältnißmäßig zu, und indem er in dieſem Zuſtande ſeine Haut abwirft, befindet ſich darunter, nicht wie ſonſt ein dem ehemaligen Thiere ähnliches, ſondern ein ganz verſchiedenes Geſchöpf.

Bei einer weitern Ausführung der Metamorphoſe der Inſecten müſſen nun auch die unterſchiedenen Charaktere beider Zuſtände umſtändlicher angezeigt werden. Hier wenden wir uns, unſerer Abſicht gemäß, ſogleich zu den Schmetterlingen, und finden einen ſehr wichtigen Unterſchied gegen die Raupe. Der Körper beſteht nicht mehr aus ähnlichen Theilen; die verſchiedenen Ringe haben ſich in Syſteme zuſammengeordnet; theils ſind

sie völlig verschwunden, theils noch kenntlich. Wir sehen drei entschiedene Abtheilungen, das Haupt mit seinen Hülfsorganen, die Brust mit den ihrigen und den Leib, an welchem ebenfalls die Organe seiner Bestimmung sich ausgebildet haben. Ob wir nun gleich dem Wurme seine Individualität nicht absprechen konnten, so erschien er uns deßwegen doch so unvollkommen, weil seine Theile gegen einander in einem gleichgültigen Verhältnisse standen, einer ungefähr an Werth und Würde so viel als der andere besaß und vermochte, woraus denn nichts als höchstens Nahrung und Wachsthum und gemeine Absonderung entsprang; dagegen jene Absonderungen der Gefäße und Säfte, wodurch ein neues Individuum erst hervorspringen kann, in diesem Zustande nicht möglich war. Nur erst dann, wenn durch eine langsame heimliche Wirkung die verwandlungsfähigen Organe zu ihrer höchsten Vollkommenheit gediehen, wenn bei der gehörigen Temperatur die nöthige Ausleerung und Austrocknung vor sich gegangen, dann sind die Glieder geeignet sich zu entscheiden, aus ihrem frühern Verhältniß tretend, sich von einander aufs möglichste abzusondern, ungeachtet ihrer innerlichen Verwandtschaft, bestimmte, entgegengesetzte Charaktere anzunehmen, und indem sie sich in Systeme zusammendrängen, die mannichfaltigen energischen Operationen des Lebens möglich zu machen.

So ein unvollkommenes und vergängliches Geschöpf ein Schmetterling in seiner Art, verglichen mit den Säugethieren, auch seyn mag, so zeigt er uns doch durch seine Verwandlung, die er vor unsern Augen vornimmt, den Vorzug eines vollkommeneren Thiers vor einem unvollkommeneren; die Entschiedenheit ist es seiner Theile, die Sicherheit, daß keiner für den andern gesetzt, noch genommen werden kann, jeder vielmehr zu seiner Function bestimmt und bei derselben auf immer festgehalten bleibt.

Nun wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Erfahrungen thun, die uns belehren, daß manche Thiere ganze verlorene Gliedmaßen wieder ersetzen können. Dieser Fall kann jedoch nur bei Geschöpfen, deren Glieder gleichgültig sind, wo eins in die Wirkung und Würde des andern nachrücken kann, eintreten, oder bei solchen, deren Natur, wie der Amphibien, durch das Element in welchem sie leben, weicher, schwebender, nachgiebiger erhalten wird.

Daher entspringt aus der völligen Entschiedenheit der Glieder die Würde der vollkommensten Thiere, und besonders des Menschen. Hier hat, in der regelmäßigsten Organisation, alles bestimmte Form, Stelle,

Zahl, und was auch die mannichfaltige Thätigkeit des Lebens für Abweichungen hervorbringen mag, wird das Ganze sich immer wieder in sein Gleichgewicht stellen.

Hätten wir aber nöthig gehabt, uns durch die Betrachtung der Pflanzen- und Insecten-Metamorphose herauf zu winden, wenn wir nicht hoffen könnten dadurch auch über die Gestalt der vollkommeneren Thiere einigen Aufschluß zu erhalten?

Wir haben dort gesehen, daß aller Betrachtung über Pflanzen und Insecten der Begriff einer successiven Verwandlung identischer Theile neben oder nach einander zum Grunde liegen müsse, und nun wird es uns beim Untersuchen des Thierkörpers zum größten Vortheil gereichen, wenn wir uns den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an schon bestimmten Metamorphose aneignen können.

So ist z. B. in die Augen fallend, daß sämmtliche Wirbelknochen eines Thieres einerlei Organe sind, und doch würde, wer den ersten Halsknochen mit einem Schwanzknochen unmittelbar vergliche, nicht eine Spur von Gestaltsähnlichkeit finden.

Da wir nun hier identische und doch so sehr verschiedene Theile vor Augen sehen und uns ihre Verwandtschaft nicht läugnen können, so haben wir, indem wir ihren organischen Zusammenhang betrachten, ihre Berührung untersuchen und nach wechselseitiger Einwirkung forschen, sehr schöne Aufschlüsse zu erwarten.

Denn eben dadurch wird die Harmonie des organischen Ganzen möglich, daß es aus identischen Theilen besteht, die sich in sehr zarten Abweichungen modificiren. In ihrem Innersten verwandt, scheinen sie sich in Gestalt, Bestimmung und Wirkung aufs weiteste zu entfernen, ja sich einander entgegen zu setzen, und so wird es der Natur möglich die verschiedensten und doch nahe verwandten Systeme, durch Modification ähnlicher Organe, zu erschaffen und in einander zu verschlingen.

Die Metamorphose jedoch wirkt bei vollkommeneren Thieren auf zweierlei Art: erstlich daß, wie wir oben bei den Wirbelknochen gesehen, identische Theile, nach einem gewissen Schema, durch die bildende Kraft auf die beständigste Weise verschieden umgeformt werden, wodurch der Typus im allgemeinen möglich wird; zweitens daß die in dem Typus benannten einzelnen Theile durch alle Thiergeschlechter und Arten immerfort verändert werden, ohne daß sie doch jemals ihren Charakter verlieren können.

Zum Beispiel des ersten wiederholen wir das von den Wirbelknochen hergenommene, deren jeder von den Halsknochen bis zu den Schwanzknochen seinen eigenen Charakter hat. Zum Beispiel des andern führen wir an, daß den ersten und zweiten Halsknochen jedermann durch alle Thiere ungeachtet der außerordentlichen Abweichung erkennen werde, so wie der aufmerksame und fleißige Beobachter sich auch auf eben diese Weise durch alle Wechselgestalten durchzufinden hat.

Wir wiederholen also, daß die Beschränktheit, Bestimmtheit und Allgemeinheit der durch die Fortpflanzung schon entschiedenen simultanen Metamorphose den Typus möglich macht, daß aber aus der Versatilität dieses Typus, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem Hauptcharakter der Theile herauszugehen, sich mit großer Freiheit bewegen kann, die vielen Geschlechter und Arten der vollkommenern Thiere, die wir kennen, durchgängig abzuleiten sind.

Die Faulthiere und die Dickhäutigen,

abgebildet, beſchrieben und verglichen von Dr. E. d'Alton.

Das erſte Heft von ſieben, das zweite von zwölf Kupfertafeln begleitet. Bonn 1821.

1822.

Indem wir dieſe treffliche Arbeit vor uns ſehen, gedenken wir mit beſonderem Vergnügen jener Zeit, da der Verfaſſer noch zu den unſrigen gehörte, und eine bedeutende Geſellſchaft durch geiſt- und kenntnißvolle Geſpräche zu unterhalten, nicht weniger durch wiſſenſchaftliche und artiſtiſche Mittheilungen zu fördern wußte. Dadurch blieb denn auch ſein nachfolgendes Leben und Bemühen mit dem unſern verſchlungen und vereinigt, ſo daß er uns auf ſeiner fortſchreitenden Bahn niemals aus den Augen gekommen.

Sein bedeutendes Werk über die Anatomie der Pferde ward ſchon damals bearbeitet; und wie einem denkenden Manne bei dem Beſondern das Allgemeine ſich immer aufdringt, die Idee Gedanken erzeugt und der Gedanke die Ausführung erleichtert, ſo ſind wir ihm zeither wichtige, das Ganze möglichſt fördernde Arbeiten ſchuldig geworden.

So iſt in der Entwickelungsgeſchichte des Hühnchens aus dem Ei, woran er ſo treulichen Theil genommen, nicht etwa ein einzeln aufgegriffener Gedanke, eine abgeſendete Bemerkung vorgelegt; das Dargeſtellte fließt vielmehr aus der Idee und giebt uns Erfahrungsbelege zu dem, was wir mit dem höchſten Begriff kaum zu erfaſſen getrauen. Gleichermaßen ſind die gegenwärtigen beiden oſteologiſchen Hefte ganz in dem Sinne der tiefſten Betrachtung, die ſich durch proteiſche Wandelbarkeit der Formen, worin ſich Gottheit Kamarupa ewig gefällt, nicht einen Moment irre machen läßt, ſondern immer fortfährt, die mannichfaltigſten Erſcheinungen zu deuten, ja ſogar zu fordern.

Was die Einleitungen betrifft, sind wir mit dem Verfasser vollkommen einstimmig und ihm zugleich höchlich verpflichtet, daß er uns nicht allein in lang gehegten und längst anerkannten Grundsätzen bestärkt, sondern auch zugleich Wege führt, die wir selbst zu betreten nicht unternehmen konnten, auf Pfade hindeutet, worauf noch das Allerbeste zu hoffen ist.

Eben so haben wir Ursache mit der Darstellung und Ableitung des Einzelnen übereinzustimmen, und ergreifen nun die Gelegenheit, einige Bemerkungen, die bei uns vorzüglich aufgeregt werden, kürzlich beizubringen.

Wir theilen mit dem Verfasser die Ueberzeugung von einem allgemeinen Typus, so wie von den Vortheilen einer sinnigen Nebeneinanderstellung der Bildungen; wir glauben auch an die ewige Mobilität aller Formen in der Erscheinung.

Hier kommt jedoch zur Sprache, daß gewisse Gestalten, wenn sie einmal generisirt, specificirt, individualisirt sind, sich hartnäckig lange Zeit durch viele Generationen erhalten, und sich auch selbst bei den größten Abweichungen immer im Hauptsinne gleich bleiben.

Wir machen diese Betrachtung, um zu dem Bradypus zu kommen, von welchem Geschlecht er uns drei Arten vorführt, die in Absicht auf Proportion der Glieder keine Aehnlichkeit, und also müßte man sagen, keine Aehnlichkeit der Gestalt im Ganzen haben; aber sie haben dennoch eine Aehnlichkeit der Theile, dem Sinne nach, und wir möchten hier die Worte Troxlers wiederholen: „Das Skeleton ist überhaupt das wichtigste und gültigste physiognomische Zeichen, welch ein schaffender Geist und welch eine geschaffene Welt sich im irdischen Leben durchdrangen."

Wie wollte man nun aber den Geist benennen, der sich im Geschlechte Bradypus offenbart? Wir möchten ihn einen Ungeist schelten, wenn man ein solches lebenslästerliches Wort brauchen dürfte; auf alle Weise jedoch ist es ein Geist, der sich in seiner Haupterscheinung nicht manifestiren kann, in mehr oder weniger reinem Bezug nämlich gegen die Außenwelt.

Man erlaube uns einigen poetischen Ausdruck, da überhaupt Prosa wohl nicht hinreichen möchte. Ein ungeheurer Geist, wie er im Ocean sich wohl als Wallfisch darthun konnte, stürzt sich in ein sumpfig-kiesiges Ufer einer heißen Zone; er verliert die Vortheile des Fisches, ihm fehlt ein tragendes Element, das dem schwersten Körper leichte Beweglichkeit durch die mindesten Organe verleiht. Ungeheure Hülfsglieder bilden sich heran, einen ungeheuern Körper zu tragen. Das seltsame Wesen fühlt

Er ist in nichts ein Muster und in allem ein Andeuter und Erwecker.

„Unser Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterei."

„Nichts ist höher zu schätzen als der Werth des Tages."

Pereant, qui, ante nos, nostra dixerunt!

So wunderlich könnte nur derjenige sprechen, der sich einbildete ein Autochthon zu seyn. Wer sich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzustammen, wird ihnen doch wenigstens eben so viel Menschensinn zugestehen, als sich selbst.

Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deßwegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen.

Daher ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben sich erst aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Rosenzeit sieht man Rosen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem sie sind, sind auch die Gedanken.

---

sich halb der Erde, halb dem Wasser angehörig, und vermißt alle Bequemlichkeit, die beide ihren entschiedenen Bewohnern zugestehen. Und es ist sonderbar genug, daß diese Sklaverei, „das innere Unvermögen sich den äußern Verhältnissen gleich zu stellen," auch auf seine Abkömmlinge übergeht, die, obgleich im entgegengesetzten Sinne, ihre Herkunft nicht verläugnen. Man lege die Abbildungen des Riesenfaulthiers und des Ai neben einander, so wird man, überzeugt von der wechselseitigen Verwandtschaft, etwa folgendes aussprechen.

Jener ungeheure Koloß, der Sumpf und Kies nicht beherrschen, sich darin nicht zum Herrn machen konnte, überliefert, durch welche Filiationen auch, seiner Nachkommenschaft, die sich aufs trockene Land begiebt, eine gleiche Unfähigkeit, ja sie zeigt sich erst recht deutlich, da das Geschöpf in ein reines Element gelangt, das einem innern Gesetz sich zu entwickeln nicht entgegen steht. Aber wenn je ein geistloses, schwaches Leben sich manifestirt hat, so geschah es hier; die Glieder sind gegeben, aber sie bilden sich nicht verhältnißmäßig, sie schießen in die Länge; die Extremitäten, als wenn sie, ungeduldig über den vorigen stumpfen Zwang, sich nun in Freiheit erholen wollten, dehnen sich gränzenlos aus, und ihr Abschluß in den Nägeln sogar scheint keine Gränze zu haben. Die Halswirbel vermehren sich, und indem sie sich aus einander selbst erzeugen, deuten sie auf den völligen Mangel von innerem Halt; wie denn auch der Kopf sich klein und hirnlos erweist. Daher man denn wohl sagen dürfte, daß in Bezug auf den eigentlichen innern höhern Typus das Riesenfaulthier weit weniger ein Ungeheuer sey als der Ai. Merkwürdig dagegen ist, wie im Unau der animalische Geist sich schon mehr zusammengenommen, sich der Erde näher gewidmet, sich nach ihr bequemt und an das bewegliche Affengeschlecht herangebildet habe; wie man denn unter den Affen gar wohl einige findet, welche nach ihm hinweisen mögen.

Läßt man vorstehendes ins Allgemeine Deutende einigermaßen gelten, so möge hier auch noch eine besondere Betrachtung Platz finden. Schon auf dem Umschlag unseres zweiten Heftes zur Morphologie findet sich folgendes bemerkt.

„In der Tabelle (oben S. 190 und 191), Vertebrae dorsi, ist einer Mitte gedacht, worüber einige Auskunft zu geben wäre. Es war nämlich an dem Rückgrat entschieden gestalteter Mammalien zu bemerken, daß die Processus spinosi von vorn nach hinten zu sich rückwärts beugten,

sodann aber von hinten nach vorn zu eben diese processus vorwärts und also jenen entgegen gebogen waren. Wo nun beide zusammentrafen, nahm man die Mitte an, und zählte von da die Rückenwirbel vorwärts und die Lendenwirbel hinterwärts. Man ist jedoch über die Bedeutung dieser Mitte in der Folge nicht ganz zur Klarheit gekommen."

Indessen erneuerte ich diese Betrachtung, als die bedeutende Anzahl Skelette neben einander vor mir lagen, und übergebe folgendes weiterem Bedenken.

Die Dornfortsätze des Riesenfaulthiers verdienen diesen Namen nicht; denn sie sind sämmtlich platt gedrückt und zugleich alle von vorn nach hinten gerichtet; hier ist also von einer Mitte des Rückgrats gar nicht die Rede.

Dieselben Fortsätze beim Rhinoceros sind schlanker, beugen sich aber auch sämmtlich von vorn nach hinten.

Beim Ohio-Elephanten ist merkwürdig, daß die vordern Fortsätze unverhältnißmäßig groß erscheinen, nach hinten zu alle kleiner werden, doch auch sämmtlich rückwärts gebeugt sind, welche Richtung selbst die drei letztern behalten, ob sie gleich einigermaßen verbreitet und verflächt erscheinen.

Der afrikanische Elephant erweist sich ähnlichermaßen, doch in mehrerer Proportion; die vier letzten Fortsätze verflächen sich.

Beim Nilpferd ist schon mehr Unterschied zu bemerken; die vordern Fortsätze, theils lang und stabartig, theils kurz und verflächt, deuten alle hinterwärts; sechs aber, von hinten an gezählt, stärker verflächt, deuten vorwärts.

Der Tapir hat, wie überhaupt, also auch in einzelnen Theilen schöne Proportionen; die vordern längern Dornfortsätze deuten, indem sie sich verkleinern und verflächen, nach hinten; von hinten aber gezählt finden sich acht bis neun sehr stark verflächte Fortsätze, welche, wo nicht vorwärts, doch aufwärts deuten.

Beim Schweine biegen sich die längern vordern Fortsätze aufwärts und hinterwärts; von hinten hervor aber zählt man schon neun, welche sich verflächen und vorwärts deuten.

Mit diesem Verflächen und Vorwärtssteigen der hintern Dornfortsätze scheint die Verminderung der falschen Rippen vor sich zu gehen, wie es besonders bei Vergleichung des Ohio-Elephanten und des Schweins

augenfällig ist; vielleicht daß beim nähern Beschauen sich noch mehr bedeutende Verhältnisse und Bezüge hervorthun.

Ich habe übrigens das Bemerkte nur flüchtig ausgesprochen, weil ja die trefflichen charakteristischen Tafeln vor Augen liegen, und überhaupt auch an andern Gliedern solche Vergleichungen nunmehr leicht anzustellen sind.

Ueber die künstlerischen, aus den Tafeln hervorleuchtenden Verdienste sprechen sich die Weimarischen Kunstfreunde folgendermaßen aus.

Das Riesenfaulthier, VII Kupfertafeln, zu drei Arten.

So hinsichtlich auf Gestalt der Knochen, wie auf die Ausführung derselben zeugt alles von ungemeinem Fleiß, äußerster Sorgfalt, von ernstem Bemühen nach Deutlichkeit. Wir haben nicht leicht Abbildungen von Knochen gesehen, wo der Charakter derselben so gelungen dargestellt, so außerordentlich viel Aufmerksamkeit auf das Detail der Gestalt derselben verwendet gewesen wäre.

Höhen und Vertiefungen, Kanten und Rundungen sind überall mit großer Kunstfertigkeit und meisterhaftem Fleiß treulich dargestellt, die Behandlung im Ganzen überaus zart. Vernehmlich verdienen die Tafeln Nr. III, IV, V, einzelne Knochenstücke des Riesenfaulthiers enthaltend, dieses Lob.

Die dickhäutigen Thiere, neuestes Heft XII Tafeln zu sechs Arten.

Man kann von diesem alles Gute wiederholen, was von dem vorigen gesagt worden; ja zum Theil ist die Ausführung noch besser gelungen; eben so zart und reinlich und dabei von höchster Deutlichkeit. Tafel VII besonders ist so kräftig und klar als man es nur wünschen kann; so auch einzelne Knochenstücke aus Tafel IV und IX.

Ferner muß der Gedanke, hinter den Skeletten der Pachydermen ein Schattenbild des lebenden Thiers auftreten zu lassen, als höchst geistreich gerühmt werden. Hierdurch wird erst augenfällig, warum diese Geschöpfe dickhäutig genannt sind, indem Haut und Fett, selbst im reinen Naturstand, die innere Bildung verhüllen und verstecken. Zugleich aber wird anschaulich, daß innerhalb dieser plump scheinenden Masse doch ein durchaus gegliedertes, bewegliches, manchmal zierliches Knochengestelle sich verberge und dadurch bei einigen eine gewandte, kluge, anmuthige Bewegung möglich werde.

Und so erinnert uns denn auch der letzte Blick auf diese Tafeln

durch einige Beischriften an die bedeutenden Reisen, welche der gelehrte Künstler unternommen, um eine Arbeit zu liefern, die im Einzelnen so vielen Werth mit sich bringt und aufs Ganze so großen Einfluß verspricht.

Womit wir uns denn dem alten Freunde aus der Ferne, als wäre er gegenwärtig, empfehlen und ihm bestens danken, daß er sowohl durch Text als Gebild unsere Wünsche und Hoffnungen übertroffen. Wir werden diese wichtige Arbeit bei unsern Studien immer vor Augen haben und sie zugleich als Fundament und Aufbau schätzen und ehren. Möge uns gegönnt seyn öfters wieder darauf zurückzukommen, zum Zeugniß, wie sehr wir in unserm Maße dadurch gefördert worden.

Eben als wir hiermit zu schließen gedachten, kommt uns das herrliche Werk unseres Verfassers über Pferde-Anatomie und Gestaltung abermals vor Augen, und indem wir uns daran aufs neue vergnügen, glauben wir zu bemerken, wie durch das sanfte Zurückbiegen der vordern stabartigen Dornfortsätze und das ihnen entgegen gerichtete Bestreben der niedrigen, flachen Fortsätze eigentlich der schöne, natürliche Sattel und mit ihm das Pferd zu seiner vollkommenen Gestalt und höchsten Brauchbarkeit gebildet werde.

Fossiler Stier.

1822.

Herr Dr. Jäger theilt in den Würtembergischen Jahrbüchern für 1820, S. 147, Nachrichten mit über fossile Knochen, welche in den Jahren 1819 und 1820 zu Stuttgart gefunden worden.

Bei Kellerausgrabung entdeckte man das Stück eines Stoßzahns vom Mammut; es lag unter einer neun Fuß hohen Schicht von rothem Lehm und einer etwa zwei Fuß hohen Gartenerde, welches auf eine Vorzeit hinweist, da der Neckar noch hoch genug stand, um dergleichen Reste nicht nur fluthend niederzulegen, sondern sie auch noch in solchem Grade zu überdecken. An einer andern Stelle in gleicher Tiefe fand sich abermals ein großer Backzahn vom Mammut, nicht weniger Backzähne vom Nashorn. Nun zeigten sich aber auch, neben gedachten Fossilien, Bruchstücke von einer großen Ochsenart, die man also wohl als jenen gleichzeitig ansprechen durfte. Sie wurden von Herrn Dr. Jäger gemessen und mit Skeletten jetztzeitiger Thiere verglichen; da fand er nun, um nur eins anzuführen, daß der Hals eines fossilen Schulterblattes hundert und zwei Pariser Linien maß, eines Schweizer Stiers dagegen nur neun und achtzig.

Hierauf giebt uns derselbe Nachricht von früher gefundenen und in Cabineten aufbewahrten Stierknochen, aus deren Vergleichung unter sich und mit Skeletten von noch lebenden Geschöpfen dieser Art er sich zu folgern getraut, daß der Altstier eine Höhe von sechs bis sieben Fuß wohl erreicht habe, und also bedeutend größer gewesen sey als die noch vorhandenen Arten. Welche nun aber von diesen sich der Gestalt nach jenem am meisten annähern, wird man bei dem Berichtenden gern selbst

nachsehen. Auf allen Fall läßt sich der alte Stier als eine weit verbreitete untergegangene Stammrace betrachten, wovon der gemeine und indische Stier als Abkömmlinge gelten dürften.

Als wir nun diese Mittheilungen überdacht, kamen uns drei ungeheure Hornkerne zu Statten, welche schon vor mehreren Jahren im Kies der Ilm bei Mellingen gefunden worden. Sie sind auf dem Jenaischen osteologischen Museum zu sehen. Der größte mißt der Länge nach 2 Fuß 6 Zoll, und dessen Umkreis da wo er auf dem Schädelstücke aufsitzt, 1 Fuß 3 Zoll Leipziger Maß.

Nun aber kam uns unter diesen Betrachtungen Nachricht, daß im Mai 1820 auf der Torfgräberei zu Frose im Halberstädtischen, etwa 10 bis 12 Fuß tief, ein solches Skelett gefunden, davon aber nur der Kopf aufbewahrt worden.

Hiervon giebt uns Herr **Dr. Körte** (in Ballenstedts **Archiv für die Urwelt** Bd. 3, H. 2) eine sehr charakteristische Zeichnung, verglichen mit dem Skelettkopfe eines voigtländischen Stieres, welchen derselbe sich mit eigener besonderer Mühe und Sorgfalt zu bereiten wußte. Wir lassen diesen denkenden Beobachter selbst sprechen.

„Wie zwei Urkunden liegen sie nun beide vor mir; der des Urstiers als Zeugniß dessen, was die Natur von Ewigkeit her gewollt, der des Ochsen als Zeugniß dessen, wie weit sie es bisher mit dieser Formation gebracht. Ich betrachte die gewaltigen Massen des Urstiers, seine kolossalen Hornkerne, seine tiefeingesenkte Stirn, seine weit zur Seite herausgebauten Augenhöhlen, seine flachen, engen Gehörkammern und die tiefen Furchen, welche die Stirnsehnen eingeschnitten haben. Man vergleiche damit des neuen Schädels weit mehr nach vorn gestellte größere Augenhöhlen, sein überall mehr gewölbtes Stirn- und Nasenbein, seine weitern mehr und reiner geschwungenen Gehörkammern, die flachern Furchen seiner Stirn, und überhaupt das viel mehr Ausgearbeitete seiner einzelnen Theile.

„Der Ausdruck des neuen Schädels ist besonnener, williger, gutmüthiger, ja verständiger, die Form im Ganzen edler; der des Urstiers roher, trotziger, starrsinniger, stumpfer. Das Profil des Urstiers, besonders in der Stirn, ist offenbar mehr schweinisch, während sich das Profil des neuen mehr dem des Pferdes nähert.

„Zwischen dem Urstier und Ochsen liegen Jahrtausende, und ich

denke mir wie das Jahrtauſende hindurch von Geſchlecht zu Geſchlecht immer ſtärkere thieriſche Verlangen, auch nach vorn hin bequem zu ſehen, die Lage der Augenhöhlen des Urſtierſchädels und ihre Form allmählig verändert, wie das Beſtreben, leichter, klarer und noch weiter hin zu hören, die Gehörkammern dieſer Thierart erweitert und mehr nach innen gewölbt, und wie der mächtige thieriſche Inſtinct, für Wohlſeyn und Nahrung immer mehr Eindrücke der ſinnlichen Welt in ſich aufzunehmen, die Stirn allmählig mehr gehoben hat. Ich denke mir wie dem Urſtier unbegränzte Räume offen ſtanden, und wie ſeiner rohen Gewalt das wildverſchränkte Geſtrüpp der Urwildniß weichen mußte, wie hinwiederum der jetzige Stier ſich reichlicher, wohlgeordneter Weiden und ausgebildeter Vegetabilien erfreut; ich begreife, wie die allmählig thieriſche Ausbildung den jetzigen dem Joch und der Stallfütterung aneignete, wie ſein Ohr der wunderbaren Menſchenſtimme horchte und unwillkürlich folgte, und wie ſein Auge der aufrechten Menſchengeſtalt gewohnt und geneigt ward. Ehe der Menſch war, war der Urſtier; er war wenigſtens ehe der Menſch für ihn da war. Der Umgang, die Pflege des Menſchen hat des Urſtiers Organiſation unſtreitig geſteigert. Die Cultur hat ihn als unfreies, d. i. vernunftloſes und der Hülfe bedürftiges Thier zum Freſſen an der Kette und im Stalle, zum Weiden unter Hund, Knüttel und Peitſche, und bis zum Ochſeyn thieriſch veredelt, d. i. gezähmt."

Um uns aber an ſo ſchönen Betrachtungen unmittelbaren Antheil zu gönnen, ereignete ſich der glückliche Fall, daß in dem Torfmoore bei Haßleben, Amt Großrudeſtedt, das ganze Skelett eines ſolchen Thiers im Frühjahr 1821 ausgeſtochen worden, welches man alſobald nach Weimar ſchaffte und auf einem Fußboden naturgemäß zuſammenlegte, da ſich denn fand, daß noch eine Anzahl von Theilen fehle; auch dieſe wurden auf alsbaldige neue Unterſuchungen auf derſelben Stelle meiſt entdeckt und nunmehr die Anſtalt getroffen das Ganze in Jena aufzuſtellen, welches mit Sorgfalt und Bemühung geſchah. Die wenigen noch fehlenden Theile wurden, weil bei fortdauernder naſſer Witterung die Hoffnung ſie zu erlangen verſchwand, einſtweilen künſtlich ergänzt, und ſo ſteht es nun der Betrachtung und Beurtheilung für gegenwärtig und künftig anheim gegeben.

Von dem Kopfe ſey nachher die Rede, vorläufig ſetzen wir die Maße des Ganzen nach dem Leipziger Fuß hierher.

Länge von der Mitte des Kopfes bis zu Ende des Beckens 8 Fuß 6½ Zoll, Höhe vordere 6 Fuß 5½ Zoll; hintere Höhe 5 Fuß 6½ Zoll.

Herr Dr. Jäger, da er kein ganzes Skelett vor sich hatte, versuchte durch Vergleichung einzelner Knochen des fossilen Stiers mit denen unserer gegenwärtigen Zeit diesen Mangel zu ersetzen, da er denn für das Ganze ein etwas größeres Maß fand als das unsrige, das wir angegeben.

Was den Kopf unseres Exemplars betrifft, dürfen auch wir Herrn Körte's charakteristische Zeichnung als gleichlautend annehmen; nur fehlt bei dem unsrigen außer dem Os intermaxillare noch ein Theil der obern Maxille und die Thränenbeine, welche an jenen vorhanden sind. Eben so können wir uns auf Herrn Körte's Vergleichung mit einem voigtländischen Stier in Bezug auf den vor uns liegenden ungarischen berufen.

Denn wir haben durch die besondere Gefälligkeit des Herrn Directer von Schreibers zu Wien das Kopfskelett eines ungarischen Ochsen erhalten; dieses ist dem Maße nach etwas größer als das voigtländische, da hingegen unser fossiler Kopf etwas kleiner zu seyn scheint als der von Frose. Alles dieses wird sich bei genauerer Behandlung, Messung und Vergleichung finden.

Hiernach kehren wir nun zu jenen Körte'schen Betrachtungen wieder zurück, und indem wir sie unserer Ueberzeugung ganz gemäß finden, fügen wir noch einiges Bestätigende hinzu, und erfreuen uns bei dieser Gelegenheit abermals der vor uns liegenden d'Alton'schen Blätter.

Alle einzelnen Glieder der wildesten, rohesten, völlig ungebildeten Thiere haben eine kräftige vita propria; besonders kann man dieses von den Sinneswerkzeugen sagen; sie sind weniger abhängig vom Gehirn, sie bringen gleichsam ihr Gehirn mit sich und sind sich selbst genug. Man sehe auf der XII d'Alton'schen Tafel Fig. b das Profil des äthiopischen Schweines, und betrachte die Stellung des Auges, das, als wären die Schädelbeine ausgeschlossen, sich unmittelbar mit dem Hinterhauptsknochen zu verbinden scheint.

Hier fehlt das Gehirn beinahe ganz, wie auch in Fig. a zu bemerken ist, und das Auge hat gerade so viel Leben für sich, als zu seiner Function nöthig seyn mag. Betrachte man nun dagegen einen Tapir, Babirussa, Pecari, das zahme Schwein, so sieht man, wie das Auge schon herunterrückt und zwischen ihm und dem Hinterhauptsknochen noch ein mäßiges Gehirn zu supponiren wäre.

Gehen wir nun wieder zu dem foſſilen Stier zurück und nehmen die Körte'ſche Tafel vor uns, ſo finden wir, daß bei demſelben die Kapſel des Augapfels, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, weit zur Seite herausgetrieben iſt, ſo daß der Augapfel als ein abgeſondertes Glied an einem etwaigen Nervenapparat erſcheinen müßte. Bei dem unſrigen iſt es derſelbe Fall, obgleich nur Eine Kapſel völlig erhalten iſt, dagegen ſich die Augenhöhlen des voigtländiſchen ſowohl als ungariſchen mit ihren etwas größeren Oeffnungen an den Kopf heranziehen und im Umriß nicht bedeutend erſcheinen.

Worin aber der größte und bedeutendſte Unterſchied zu finden ſeyn möchte, ſind die Hörner, deren Richtung ſich in der Zeichnung nicht ganz darſtellen läßt. Bei dem Urſtier gehen ſie zur Seite, etwas rückwärts; man bemerkt aber von ihrem Urſprung an in den Kernen gleich eine Richtung nach vorn, welche ſich erſt recht entſcheidet, als ſie ſich etwa bis auf 2 Fuß 3 Zoll entfernten; nun krümmen ſie ſich einwärts und laufen in einer ſolchen Stellung aus, daß wenn man auf die Hornkerne ſich die Hornſchale denkt, die als ſechs Zoll länger anzunehmen iſt, ſo würden ſie in ſolcher Richtung wieder bis gegen die Wurzel der Hornkerne gelangen, in welcher Stellung alſo dieſe ſogenannten Waffen dem Geſchöpfe eben ſo unnütz werden müſſen, als die Hauzähne der Sus babirussa.

Vergleicht man nun hiermit den ungariſchen Ochſen, den wir vor uns haben, ſo ſieht man die Riefen der Kerne gleich eine etwas auf- und hinterwärtſe Richtung nehmen und mit einer ſehr gratiöſen Wendung ſich endlich zuſpitzen.

Im allgemeinen werde hier bemerkt. Das Lebendige, wenn es ausläuft, ſo daß es wo nicht abgeſtorben doch abgeſchloſſen erſcheint, pflegt ſich zu krümmen, wie wir an Hörnern, Klauen, Zähnen gewöhnlich erblicken; krümmt nun und wendet ſich's ſchlängelnd zugleich, ſo entſteht daraus das Anmuthige, das Schöne. Dieſe fixirte, obgleich noch immer beweglich ſcheinende Bewegung iſt dem Auge höchſt angenehm. Hogarth mußte, beim Aufſuchen der einfachſten Schönheitslinie, darauf geführt werden, und welchen Vortheil die Alten, bei Behandlung der Füllhörner auf Kunſtwerken, aus dieſem Gebilde gezogen, iſt jedermann bekannt. Schon einzeln, auf Basreliefen, Gemmen, Münzen ſind ſie erfreulich; unter ſich und mit anderen Gegenſtänden componirt höchſt zierlich und bedeutend; und wie allerliebſt ſchlingt ſich ein ſolches Horn um den Arm einer wohlthätigen Göttin!

Hatte nun Hogarth die Schönheit bis in dieses Abstracte verfolgt, so ist nichts natürlicher, als daß dieß Abstracte, wenn es dem Auge wirklich erscheint, mit einem angenehmen Eindruck überraschen müsse. Ich erinnere mich in Sicilien auf der großen Plaine von Catania eine kleine, nette, reinbraune Art Rindvieh auf der Weide gesehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf emporhob, einen höchst angenehmen, ja unauslöschlichen Eindruck machte.

Daher folgt denn, daß der Landmann, dem ein so herrliches Geschöpf zugleich nützlich ist, höchst erfreut seyn muß, den Kopfschmuck ganzer Heerden, dessen Schönheit er unbewußt empfindet, sich lebendig durch einander bewegen zu sehen. Wünschen wir nicht immer mit dem Nützlichen auch das Schöne verbunden, und umgekehrt dasjenige, womit wir uns nothgedrungen beschäftigen, zugleich auch geschmückt zu finden?

Wenn wir nun aus dem vorigen gesehen haben, daß die Natur aus einer gewissen ernsten, wilden Concentration die Hörner des Urstiers gegen ihn selbst kehrt und ihn dadurch der Waffe gewissermaßen beraubt, deren er in seinem Naturzustande so nöthig hätte, so sahen wir zugleich, daß im gezähmten Zustande eben diesen Hörnern eine ganz andere Richtung zu Theil wird, indem sie sich zugleich aufwärts und auswärts mit großer Eleganz bewegt. Dieser schon den Kernen eigenthümlichen Anlage fügt sich dann die äußere Hornschale mit gefälliger Nachgiebigkeit und Zierlichkeit; erst den noch kleinen Hornkern verdeckend, muß sie mit ihm bei dem Wachsthum sich ausdehnen, da sich denn eine ring- und schuppenförmige Structur sehen läßt. Diese verschwindet, wie der Kern sich wieder zuzuspitzen anfängt: die Hornschale concentrirt sich immer mehr bis zuletzt, wo sie, selbstständig über den Kern hinausragend, als consolidirtes organisches Wesen zum Abschluß gelangt.

Hat es nun die Cultur so weit gebracht, so ist nichts natürlicher, als daß der Landmann, bei sonstiger schöner Gestalt seiner Thiere, auch regelmäßige Bildung der Hörner verlangt. Da nun dieses schöne, herkömmliche Wachsthum öfters ausartet, die Hörner sich ungleich vor-, rückwärts, auch wohl hinab ziehen, so muß einer solchen für Kenner und Liebhaber unangenehmen Bildung möglichst vorgebeugt werden.

Wie dieses zu leisten sey, konnte ich in dem Egerischen Kreise bei meinem letzten Aufenthalte bemerken; die Zucht des Hornviehs, als des wichtigsten Geschöpfs zum dortigen Feldbau, war sonst höchst bedeutend,

„Nichts wird leicht ganz unparteiisch wieder dargestellt.“ Man könnte sagen: hievon mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch sehen wir unser Angesicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unsre Gestalt um, und macht unsre linke Hand zur rechten. Dieß mag ein Bild seyn für alle Betrachtungen über uns selbst.

Im Frühling und Herbst denkt man nicht leicht ans Kaminfeuer, und doch geschieht es, daß wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl das es mittheilt, so angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dieß möchte mit jeder Versuchung analog seyn.

„Sey nicht ungeduldig, wenn man deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältnissen lebt, dem begegnet freilich nicht alles was dem Menschen begegnen kann; aber doch das Analoge, und vielleicht einiges, was ohne Beispiel war.

Siebente Abtheilung.

Das erste und letzte, was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.

Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Große Talente sind das schönste Versöhnungsmittel.

---

und wird noch immer, besonders in einigen Ortschaften, wohl betrieben.

Kommen nun solche Geschöpfe in den Fall, gewissem krankhaften oder unregelmäßigen Wachsthum der Hörner nachzugeben und den Besitzer mit einer falschen Richtung zu betrohen, so bedient man sich, um diesem Hauptschmuck seine vollkommene Zierde zu verleihen, einer Maschine, womit die Hörner gezügelt werden; dieß ist der gebräuchliche Ausdruck dieser Operation zu bezeichnen.

Von dieser Maschine so viel. Sie ist von Eisen, auch wohl von Holz; die eiserne besteht aus zwei Ringen, welche, durch verschiedene Kettenglieder und ein steifes Gelenk verbunden, vermittelst einer Schraube einander genähert oder entfernt werden können; die Ringe, mit etwas Weichem überzogen, legt man an die Hörner und weiß alsdann durch Zuschrauben und Nachlassen dem Wuchs derselben die beliebige Richtung zu geben. Im Jenaischen Museum ist ein solches Instrument zu sehen.

Vorläufig aus dem Alterthum: Ἕλικες βόες. *Lamuri* boum sunt, qui conversa *introrsum* cornua habent; *laevi*, quorum cornua *terram spectant;* his contrarii *licini*, qui *sursum versum* cornua habent.

Jun. Philargyrius zu Virg. Georg. III, 55.

Zweiter Urstier.

1824.

Wir haben so eben von einem fossilen Stiere gehandelt, der im Frühjahr 1821 in dem Torfmoore bei Haßleben in Thüringen ausgestochen worden. In der Mitte des Sommers 1823 wurden abermals die Reste eines solchen Geschöpfes entdeckt. Wir schalten den Bericht ein, womit diese nicht sehr bedeutenden Ueberreste von dem sorgfältigen Beamten eingesendet worden:

„Das Gerippe lag 6 Fuß tief auf Thon oder Leeden zerstreut und nicht auf Einem Platze, so daß ich den Umfang von 8 □ Fuß angeben kann; wo die Ueberbleibsel vom Kopfe lagen, war ansichtlich ein eichener Stamm gewesen. Einige aus Thon gebrannte Scherben lagen etwa 4 bis 5 Fuß in eben der Tiefe davon; das Gehörn ist zerstochen worden, da es schon in Torf übergegangen. Die beifolgende Asche und Kohlen wurden in Tiefungen von 5 Fuß gefunden auf Thon und weißem Sand."

Hiernach wäre also auf eine uralte Zeit einiger Cultur zu schließen, wo man solche ungeheure Geschöpfe zum Opfer gebracht hätte; wie denn sogar die vermuthete Eiche auf einen heiligen Platz deuten könnte. Daß der Torf in einer Niederung wieder so hoch angewachsen wäre, läßt sich als naturgemäß ganz wohl zugeben, doch enthalten wir uns aller weitern Folgerungen; vielleicht aber trifft dieses Ereigniß mit andern Erfahrungen glücklich zusammen, um in den düstern Regionen der Geschichte einen schwachen Schein leuchten zu lassen.

Wer übrigens in dieser Angelegenheit sich völlig aufzuklären denkt, der schlage Cuvier, Recherches sur les Ossemens fossiles. Nouvelle édition. Tome IV, p. 150 nach, wo er den zweiten Artikel finden

wird, der von ausgegrabenen Schädeln handelt, welche dem Ochsengeschlecht anzugehören scheinen, aber an Größe unsere zahmen Ochsen sehr übertreffen, deren Gehörn auch ganz eine andere Richtung hat.

Betrachtet er dann die eilfte Tafel, wo die Figuren 1, 2, 3 und 4 einen Schädel vorstellen, welcher mit dem unsrigen und den Körte'schen vollkommene Aehnlichkeit hat, so würde hierüber nicht viel weiter zu sagen seyn, bis wir hoffentlich das Glück haben, bei einem Besuch des Herrn v. Alton, von dem ganzen in Jena aufgestellten Skelett eines solchen Urstiers genaue Rechenschaft zu geben. Wobei denn auch über die zunächst an der Stadt Weimar, nicht weniger in der Umgegend, besonders im Tuffstein sich findenden fossilen Knochen ein endlicher Abschluß sich ergeben wird.

Vergleichende Knochenlehre.

1823.

A. Knochen der Gehörwerkzeuge.

Aeltere Eintheilung, da man sie als einen Theil (partem petrosam) des Ossis temporum beschrieb. Nachtheil dieser Methode. Nachfolgende Eintheilung, als man Partem petrosam vom Osse temporum trennte, und als Os petrosum beschrieb. Nicht genau genug. Die Natur zeigt uns eine dritte Art, durch die wir, bei der großen Complication der Theile, allein zum deutlichen Begriff kommen können. Nach dieser besteht das Os petrosum aus zwei besonders zu betrachtenden, in ihrem Wesen höchst verschiedenen Knochen, der Bulla und dem Osse petroso proprie sic dicendo.

Wir haben das Schläfebein schon ganz davon separirt, auch das Hinterhauptsbein schon beschrieben, und fügen die Knochen, welche die Gehörwerkzeuge enthalten, nunmehr in die zwischen dem Schläfebein und dem Hinterhauptsbein befindliche Oeffnung.

Wir unterscheiden hier:

I. Bulla und

II. Os petrosum.

Sie hängen unter sich zusammen:

a) durch Verwachsung,

b) durch das Uebergreifen des Processus styloidei,

c) oder durch beides.

Sie hängen mit dem Osse temporum und dem Osse occipitis zusammen.

Mehrere Figuren.

I. Bulla.

An ihr iſt zu bemerken:

a) Meatus auditorius externus, collum, orificium bullae.

1. Collum, Röhre,
ſehr lang beim Schwein,
nimmt ab beim Ochſen,
„ „ „ Pferde,
„ „ „ Ziege, Schaf.

Orificium kann ſie genannt werden, wenn die Oeffnung nur einem Ring gleicht.

Bei der Katze,
„ dem Hunde.

Verwachſen mit der Bulla, doch eine Spur der Separation.

? Junge Katzen, Hunde.

Beim Embryo des Menſchen, wo der Ring ſichtbar und getrennt iſt.

Beim erwachſenen Menſchen wird es eine Rinne, die vom Schlafbein bedeckt wird.

Man kann ſich alſo den Meatus audit. externus als eine nach oben oder hinten gekehrte Rinne, und in anderen Fällen als einen nach oben oder hinten gekehrten Ring denken. Die Rinne ſchließt ſich bei obgenannten Thieren, doch iſt bemerklich, daß der nach vorn gerichtete Rand immer der ſtärkere iſt.

Der Ring ſchließt ſich oberwärts gleichfalls, und man merkt, das von vorn ſich anſchließende Ende iſt gleichfalls das ſtärkere.

Dieſer Meatus audit. externus verbindet ſich außen mit den knorpeligen und tendinöſen Theilen des äußern Ohres, noch immer mit der Bulla, und da zeigt er jederzeit einen Rand, einen mehr oder weniger rückwärts gebogenen Limbum. An dieſen legt ſich das Paukenfell an und ſchließt das innere Ohr.

b) Bulla ſelbſt.

Verdient dieſen Namen ganz
bei Katzen,
bei dem Luchs.

Sie hat ſo wenig Knochenmaterie als möglich (Ausnahme Lapis manati), iſt rund wie aufgeblaſen, durch äußern Druck nicht gehindert.

Von ihr selbst geht nur ein schwacher, spitzer **Processus** aus, um sich mit den nächsten **Tendinibus** zu verbinden. Hund.

Bei Schafen und schafartigen Thieren

ist sackartiger, zwar noch wenig Knochenmaterie, dünn wie Papier, inwendig glatt. Von aussen durch den **Processus styloideus** gedrückt.

Es gehen von diesem Sacke strahlige **Processus** aus, die mit **Tendinibus** zusammenhängen.

Bei Pferden

ist die **Bulla** noch dünn genug, aber vom **Processu styloideo** influenzirt.

Auf dem Grunde derselben ziehen sich halbmondförmige Scheidewände (**Dissepimenta**) hinüber und herüber und machen von oben offene kleine Zellen. Ob vom **Osse petroso** zu trennen bei Fohlen?

Bei Ochsen

II. Os petrosum.

a) Pars externa

setzt sich zwischen das **Os temporum** und **Os occipitis.** Enchassirt befestigt. (Ist manchmal sehr gering, z. B. bei Schweinen.)

Von ihr geht der **Processus styloideus** ab.

Ist von keiner sehr festen Knochenmasse, eher bei gewissen zellig.

b) Pars interna.

1 Facies cerebrum spectans

nimmt die aus dem Hirn kommenden Nerven auf. Der Rand verbunden mit dem ossificirten **Tentorio cerebelli.**

Foramina.

a) **Inferius, constans, necessarium, pervium.**

β) **Superius, accidentale, coecum.**

2 Facies bullam spectans.

Foramina.

Erhöhungen und Vertiefungen.

Sobald diese Theile einzeln durchgegangen, beschrieben und verglichen sind, zu bestimmen was aus ihrer Zusammensetzung und Verbindung erfolge.

Der Raum zwischen der **Bulla** und dem **Osse petroso.** Barkhof.

Processus mastoideus vom **Osse temporum** und der **Parte externa ossis petrosi** kann nicht mit der zitzengestalteten, zelligen **Bulla** der Thiere, besonders der Schweine verglichen werden. Bei Thieren kommt er nicht vor. Sein Platz, sein Charakter.

Die Zitze der Thiere steht unter dem **Meatu auditorio externo.**

Hinter dem **Processu styloideo**, wenn er da ist, ist die untere **Continuatio der Bulla.**

Der Processus mastoideus hängt nur von vorn und den Seiten mit dem innern Osse zusammen. Das genau zu untersuchen.

B. Ulna und Radius.

Betrachtet man die Bildung beider langen Knochen im Allgemeinen, so ist die größte Stärke der Ulna nach oben, wo sie durch das Olekranon die Verbindung mit dem Oberarme hat. Die größte Stärke des Radius ist unten, wo er sich mit dem Carpus verbindet.

Wenn beide Knochen am Menschen durch Supination neben einander getracht sind, so liegt die Ulna inwärts nach dem Körper zu, der Radius nach außen: bei den Thieren, bei denen diese Knochen in der Prenation verharren, befindet sich die Ulna nach unten und hinten, der Radius nach vorn und oben; beide Knochen sind getrennt, nach einem gewissen Gleichgewicht gebildet und sehr geschickt beweglich.

Beim Affen lang und schwank; wie denn dessen Knochen überhaupt als verhältnißmäßig zu lang und zu schmal angesehen werden können.

Bei fleischfressenden Thieren zierlich, proportionirlich und beweglich; sie ließen sich wohl nach einer Stufenreihe anordnen, da denn das Katzengeschlecht wohl den Vorzug behaupten möchte. Löwe und Tiger haben eine sehr schöne schlanke Bildung; beim Bären wird sie schon breit und schwer. Hund und Fischotter ließen sich besonders bezeichnen; alle haben Prenation und Supination mehr oder weniger beweglich und zierlich.

Getrennt zwar sind Ulna und Radius noch bei verschiedenen Thieren, beim Schwein, Biber, Marder, allein sie liegen doch fest auf einander, und scheinen durch Ligamente, ja manchmal durch Verzahnung an und in einander gefügt zu seyn, daß man sie fast für unbeweglich halten möchte.

Bei Thieren, die nur auf Stehen, Gehen, Laufen eingerichtet sind, gewinnt der Radius das Uebergewicht; er wird zum Fulcrum, die Ulna ist gleichsam bloß Articulation mit dem Oberarm. Ihr Stab wird schwach, und lehnt sich nur an der Hinterseite nach außen zu an den Radius an; man könnte sie mit Recht eine Fibula nennen. So findet sich's an der

Gemſe, den Antilopen und Ochſen. Auch verwachſen beide ſchon manchmal, wie ich das Beiſpiel an einem alten Bock geſehen habe.

Bei dieſen Thieren hat der Radius ſchon eine doppelte Verbindung mit dem Humerus durch zwei Gelenkflächen, denen der Tibia ähnlich.

Beim Pferde ſind beide Knochen verwachſen, doch läßt ſich unter dem Olekranen noch eine kleine Separation und ein Interſtitium zwiſchen beiden Knochen bemerken.

Endlich, wo die Körperlaſt des Thieres groß wird, daß es viel an ſich ſelbſt zu tragen hat, und Stehen, Gehen, allenfalls Laufen ſeine Beſtimmung iſt, verwachſen beide Knochen faſt ohne Spur, wie beim Kameel. Man ſieht, der Radius gewinnt immer mehr Uebergewicht, die Ulna wird bloß **Processus anconaeus** des Radius, und ihre zarte Röhre verwächst nach dem bekannten Geſetze.

Recapituliren wir das Geſagte auf umgekehrte Weiſe. Verwachſen und einfach, ſtark und ſchwer ſind beide Knochen, wenn das Thier genug an ſich ſelbſt zu tragen hat, hauptſächlich nur ſteht und ſchreitet. Iſt das Geſchöpf leicht, läuft und ſpringt es, ſo ſind beide Knochen zwar getrennt, doch die Ulna iſt gering und beide gegen einander unbeweglich. Wenn das Thier ergreift und hantirt, ſind ſie getrennt, mehr oder weniger von einander entfernt und beweglich, bis vollendete Pronation und Supination dem Menſchen die vollkommen zierlichſte und geſchickteſte Bewegung erlauben.

C. Tibia und Fibula

haben ungefähr ein Verhältniß gegen einander, wie Ulna und Radius; doch iſt folgendes zu bemerken.

Bei Thieren, die ſich der Hinterfüße mannichfaltiger bedienen, z. B. der Phoca, ſind dieſe beiden Knochen nicht ſo ungleich an Maſſe als bei andern. Zwar bleibt auch hier Tibia immer der ſtärkſte Knochen, aber Fibula nähert ſich ihr; beide articuliren mit einer Epiphyſe und dieſe ſodann mit dem Femur.

Beim Biber, der durchaus ein eigen Geſchöpf ausmacht, entfernen ſich Tibia und Fibula in der Mitte und bilden eine ovale Oeffnung; unten verwachſen ſie. Bei fünfzehigen, fleiſchfreſſenden, heftig ſpringenden Thieren iſt Fibula ſehr fein; höchſt zierlich beim Löwen.

Bei leichtspringenden Thieren und bei allen bloß schreitenden verliert sie sich ganz. Am Pferde sind die Extremitäten derselben, das obere und untere Knöpfchen, noch knöchern, das übrige ist tendinos.

Beim Affen sind diese beiden Knochen, wie sein übriges Knochengebäude, charakterlos, schwankend und schwach.

Zu nähern Verständniß des Vorgesagten sey noch folgendes hinzugefügt. Als ich im Jahre 1795 den allgemeinen osteologischen Typus nach meiner Art vollbracht hatte, regte sich der Trieb nun auch, dieser Anleitung zufolge, die Knochen der Säugethiere einzeln zu beschreiben. Wollte mir hierbei zu Statten kommen, daß ich den Zwischenknochen von der obern Kinnlade gesondert hatte, so gereichte mir gleichfalls zum Vortheil, das inextricable Flügelbein als zwiefach, als ein vorderes und hinteres, anzuerkennen. Auf diesem Wege sollte mir denn gelingen das Schlafbein, das nach bisheriger Art weder Bild noch Begriff zuließ, in verschiedene Theile naturgemäß zu trennen.

Nun aber hatte ich mich schon Jahre lang auf dem bisherigen Wege vergebens abgequält, ob nicht ein anderer, vielleicht der rechte, sich vor mir aufthun wollte. Ich gestand gern, daß der menschlichen Knochenlehre eine unendliche Genauigkeit in Beschreibung aller Theile des einzelnen Knochens, in der mannichfaltigsten Verschiedenheit seiner Ansichten nöthig sey. Der Chirurg muß mit Geistesaugen, oft nicht einmal vom Tastsinn unterstützt, die innen verletzte Stelle zu finden wissen, und sieht sich daher genöthigt durch strengste Kenntniß des Einzelnen sich eine Art von durchdringender Allwissenheit zu erwerben.

Daß jedoch eine solche Weise bei der vergleichenden Anatomie nicht zulässig sey, bemerkte ich nach manchem verfehlten Streben. Der Versuch einer solchen Beschreibung (S. 165 und 166) läßt uns gleich dessen Anwendung auf das ganze Thierreich als unmöglich erscheinen, indem einem jeden auffällt, daß weder Gedächtniß noch Schrift dergleichen zu fassen, noch irgend eine Einbildungskraft solches gestaltet wieder zu vergegenwärtigen fähig seyn möchte.

Noch eine Bezeichnungs- und Beschreibungsart, die man durch Zahl und Maß zu bewirken gedachte, ließ für den lebendigen Vortrag sich eben

so wenig benutzen. Zahl und Maß in ihrer Nacktheit heben die Form auf und verbannen den Geist der lebendigen Beschauung. Ich versuchte daher eine andere Art des Beschreibens einzelner Knochen, jedoch im constructiven, in einander greifenden Zusammenhang, wovon der erste Versuch, Felsbein und Bulla von einander und zugleich vom Schlafbein zu trennen, als Beispiel gelten mag.

Wie ich sodann die Vergleichung anzustellen geneigt gewesen, und zwar auf eine cursorische Weise, davon mag der kurze zweite Aufsatz, Ulna und Radius, Tibia und Fibula darstellend, Zeugniß geben. Hier war das Skelett als lebendig, als Grundbedingung aller lebendigen höhern Gestalt gedacht, und deßhalb die Beziehung und Bestimmung der einzelnen Theile fest ins Auge gefaßt. Cursorisch verfuhr ich, um mich erst einigermaßen zu orientiren, und sollte diese Arbeit nur erst gleichsam einen Katalog liefern, wobei im Hintergrunde die Absicht lag, bei glücklicher Gelegenheit, die zu vergleichenden Glieder in einem Museum wirklich zusammenzustellen; woraus sich von selbst ergeben müßte, daß jede Gliederreihe einen andern Vergleichungsmoment erfordern würde.

Wie bei den Hülfsorganen, Armen und Füßen, zu verfahren, darauf deutet obige Skizze. Man ging vom Starren, fast Unbeweglichen, nur in Einem Sinne Brauchbaren zum mannichfaltigst- und geschicktest-Beweglichen, wie denn solches, noch durch mehrere Geschöpfe verfolgt, höchst erwünschte Ansichten verleihen müßte.

Wäre nun aber vom Hals die Rede, so würde man vom längsten zum kürzesten schreiten, von der Giraffe zum Wallfisch. Die Betrachtung des Siebbeins ginge von dem weitesten, unbedingtesten aus bis zum verengtesten, gedrängtesten, vom Schuppenthier bis zum Affen, vielleicht zum Vogel, da denn der Gedanke sogleich weiter gedrängt wird, wenn man sieht, wie vergrößerte Augäpfel jenen Knochen immer mehr in die Enge treiben.

Ungern brechen wir ab; wer aber erkennt nicht, welche unendliche Mannichfaltigkeit der Ansichten auf diese Weise sich ergebe, und wie wir veranlaßt, ja gezwungen werden, alle übrigen Systeme zugleich mitzudenken?

Führen wir unsere Phantasie noch einen Augenblick zu den oben näher betrachteten Extremitäten zurück, vergegenwärtigen wir uns, wie sich der Maulwurf zum lockern Erdboden, die Phoca zum Wasser, die

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins Allgemeine vor —, ins Beſondere nach der Erfahrung.

Eine thätige Skepſis iſt die, welche unabläſſig bemüht iſt ſich ſelbſt zu überwinden, und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverläſſigkeit zu gelangen.

Das Allgemeine eines ſolchen Geiſtes iſt die Tendenz, zu erforſchen ob irgend einem Object irgend ein Prädikat wirklich zukomme? und geſchieht dieſe Unterſuchung in der Abſicht, das als geprüft Gefundene in Praxis mit Sicherheit anwenden zu können.

Der lebendig begabte Geiſt, ſich in praktiſcher Abſicht ans Allernächſte haltend, iſt das Vorzüglichſte auf Erden.

„Vollkommenheit iſt die Norm des Himmels; Vollkommenes wollen die Norm des Menſchen.“

Nicht allein das Angeborne, ſondern auch das Erworbene iſt der Menſch.

Der Menſch iſt genugſam ausgeſtattet zu allen wahren irdiſchen Bedürfniſſen, wenn er ſeinen Sinnen traut und ſie dergeſtalt ausbildet, daß ſie des Vertrauens werth bleiben.

Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.

Man läugnet dem Geſicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenſtände, die ſich neben und übereinander befinden, zu ſchätzen wiſſe; das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugeſtehen.

Fledermaus zur Luft bildet, und wie uns das Knochengerüst, so gut wie das lebendige umhäutete Thier, hiervon in Kenntniß zu setzen vermag, so werden wir auf's neue die organische Welt mit erhöhtem leidenschaftlichem Sinne zu fassen trachten.

Wenn Verstehendes den Naturfremden dieser unserer Tage vielleicht weniger bedeutend scheint als mir vor dreißig Jahren — denn hat uns nicht zuletzt Herr d'Alton über alle unsere Wünsche hinausgehoben? — so will ich nur gestehen, daß ich es eigentlich dem Psychologen widme. Ein Mann wie Herr Ernst Stiedenroth sollte seine erlangte hohe Einsicht in die Functionen des menschlichen Geistkörpers und Körpergeistes treulich anwenden, um die Geschichte irgend einer Wissenschaft zu schreiben, welche denn symbolisch für alle gelten würde.

Die Geschichte der Wissenschaft nimmt immer auf dem Punkte, wo man steht, ein gar vornehmes Ansehen; man schätzt wohl seine Vorgänger und dankt ihnen gewissermaßen für das Verdienst, das sie sich um uns erworben; aber es ist doch immer, als wenn wir mit einem gewissen Achselzucken die Gränzen bedauerten, worin sie oft unnütz, ja rückschreitend sich abgequält; niemand sieht sie leicht als Märtyrer an, die ein unwiederbringlicher Trieb in gefährliche, kaum zu überwindende Lagen geführt, und doch ist oft, ja gewöhnlich, mehr Ernst in den Altvätern, die unser Daseyn gegründet, als unter den genießenden, meistentheils vergeudenden Nachkommen.

Doch von solchen gewissermaßen hypochondrischen Betrachtungen wenden wir uns zu höchst erfreulichen Thätigkeiten, wo Kunst und Wissenschaft, Erkennen und Bilden sich, auf sehr hohem Punkte gemeinsam wirkend, zutraulich die Hände bieten.

Die Skelette der Nagethiere,

abgebildet und verglichen von d'Alton.

Erste Abtheilung zehn Tafeln, zweite acht Tafeln.

Bonn 1823 und 1824.

1824.

Die erste Absicht meiner morphologischen Hefte war von älteren Papieren einiges aufzubewahren, wo nicht zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft, doch zum Andenken eines redlichen Strebens in Betrachtung der Natur. Diesem Sinne zufolge nahm ich vor kurzem abermals gewisse osteologische Fragmente zur Hand und fühlte, besonders bei Revision des Abdrucks, wo uns gewöhnlich alles klarer vorkommt, auf das lebhafteste, daß es nur Verahnungen, nicht Verarbeiten gewesen.

In eben dem Augenblick gelangte nun obgemeldetes Werk zu mir, und versetzte mich aus der ernsten Region des Staunens und Glaubens in die behaglichen Gegenden des Schauens und Begreifens.

Ueberdenke ich nun das Nagergeschlecht, dessen Knochengestalt, mit angedeuteter äußerer Hülle, meisterhaft auf das mannichfaltigste gebildet vor mir liegt; so erkenne ich, daß es zwar generisch von innen determinirt und festgehalten sey, nach außen aber zügellos sich ergebend, durch Um- und Umgestaltung sich specificirend auf das allervielfachste verändert werde.

Woran die Natur das Geschöpf eigentlich fesselt, ist sein Gebiß; was es ergreifen kann und muß, soll es zermalmen vor allen Dingen. Der unbeholfene Zustand der Wiederkäuer entspringt aus der Unvollkommenheit des Kauens, aus der Nothwendigkeit wiederholten Zermalmens des schon halb Gekochten.

Die Nager dagegen sind in diesem Betracht höchst merkwürdig gebildet. Scharfes, aber geringes Erfassen, eilige Sättigung, auch nachher wiederholtes Abraspeln der Gegenstände, fortgesetztes fast krampfhaft leidenschaftliches, absichtsloses zerstörendes Knuspern, welches denn doch wieder in den Zweck, sich Lager und Wohnungen aufzubauen und einzurichten unmittelbar eingreift und dadurch abermals bewährt, daß im organischen Leben selbst das Unnütze, ja das Schädliche selbst, in den nothwendigen Kreis des Daseyns aufgenommen, ins Ganze zu wirken, und als wesentliches Bindemittel disparater Einzelnheiten gefordert wird.

Im Ganzen hat das Nagergeschlecht eine wohl proportionirte erste Anlage: das Maß, in welchem es sich bewegt, ist nicht allzu groß; die ganze Organisation ist Eindrücken aller Art geöffnet, und zu einer nach allen Seiten hin richtungsfähigen Versatilität vorbereitet und geeignet.

Wir möchten dieses unstäte Schwanken von einer mangelhaften, relativ schwächlichen, wenn auch sonst in sich kräftigen Zahnung ableiten, wodurch dieses Geschlecht sich einer gewissen Willkür der Bildung bis zur Unform hinzugeben in Lockerheit gelassen ist, wenn dagegen bei Raubthieren, die mit sechs Schneidezähnen abgeschlossen und einem Eckzahn begünstigt sind, alle Monstrosität unmöglich wird.

Wer aber, der sich mit solchen Untersuchungen ernstlich abgab, hat nicht erfahren, daß eben dieses Schwanken von Form zu Unform, von Unform zu Form den redlichen Beschauer in eine Art von Wahnsinn versetzt? denn für uns beschränkte Geschöpfe möchte es fast besser seyn den Irrthum zu fixiren, als im Wahren zu schwanken.

Versuchen wir jedoch in diesem weiten und breiten Felde ein und den andern Pfahl einzuschlagen! Ein Paar Capitalthiere, der Löwe, der Elephant, erreichen durch das Uebergewicht der vordern Extremitäten einen besonders hohen, eigentlichen Bestiencharakter: denn sonst bemerkt man überhaupt an den vierfüßigen Thieren eine Tendenz der hintern Extremitäten sich über die vordern zu erheben, und wir glauben hierein die Grundlage zum reinen, aufrechten Stande des Menschen zu erblicken. Wie sich solches Bestreben jedoch nach und nach zur Disproportion steigern könne, ist bei dem Geschlecht der Nager in die Augen fallend.

Wollen wir aber diese Gestaltsveränderungen gründlich beurtheilen, und ihren eigentlichen Anlaß zunächst erkennen, so gestehen wir den vier Elementen, nach guter alter Weise, den besondern Einfluß zu. Suchen

wir nun das Geschöpf in der Region des Wassers, so zeigt es sich schweinartig im Uferschlamme, als Biber sich an frischen Gewässern anbauend; alsdann, immer noch einige Feuchtigkeit bedürfend, gräbt sich's in die Erde und liebt wenigstens das Verbergene, furchtsam-neckisch vor der Gegenwart der Menschen und anderer Geschöpfe sich versteckend. Gelangt endlich das Geschöpf auf die Oberfläche, so ist es hüpf- und sprunglustig, so daß sie aufgerichtet ihr Wesen treiben, und sogar zweifüßig, mit wunderbarer Schnelle, sich hin und her bewegen.

Aus völlig Trockene gebracht, finden wir zuletzt den Einfluß der Lufthöhe und des alles belebenden Lichtes ganz entscheidend. Die leichteste Beweglichkeit wird ihnen zu Theil, sie handeln und wirken auf das behendeste, bis sogar ein vogelartiger Sprung in einen scheinbaren Flug übergeht.

Warum giebt uns die Betrachtung unseres einheimischen Eichhörnchens so viel Vergnügen? Weil es als die höchste Ausbildung seines Geschlechtes eine ganz besondere Geschicklichkeit vor Augen bringt. Gar zierlich behandelt es ergreiflich kleine appetitliche Gegenstände, mit denen es muthwillig zu spielen scheint, indem es sich doch nur eigentlich den Genuß dadurch vorbereitet und erleichtert. Dieß Geschöpfchen, eine Nuß eröffnend, besonders aber einen reifen Fichtenzapfen abspeisend, ist höchst graziös und liebenswürdig anzuschauen.

Nicht aber nur die Grundgestalt verändert sich bis zum Unkenntlichen, auch die äußere Haut verhüllt diese Geschöpfe auf das verschiedenste. Am Schwanze zeigen sich schuppen- und knorpelartige Ringe, am Körper Borsten und Stacheln, sich zum zartesten, sanftesten Felle mit bemerklichen Uebergängen endlich ausgleichend.

Bemüht man sich nun die fernern Ursachen solcher Erscheinungen zu entdecken, so sagt man sich: nicht allein sind es jene elementaren Einflüsse, die eine durchdringende Gewalt hier ausüben, man wird auch auf andere bedeutende Anlässe gar bald hingewiesen.

Tiefe Geschöpfe haben einen lebhaften Nahrungstrieb, das Organ des Ergreifens. Die zwei Vorderzähne im Ober- und Unterkiefer nahmen schon früher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, sie sind alles und jedes anzubeißen geschickt; daher denn auch dieses Geschöpf auf die verschiedenste Weise und Wege für seine Erhaltung besorgt ist. Ihr Genuß ist vielfach; einige sind auf animalische Nahrung begierig, auf vegetabilische die meisten,

wobei das Nagen als ein schmoperndes Verkosten und außer dem eigentlichen Sättigungsgeschäft in gar mancher Rücksicht zu betrachten ist. Es befördert ein überflüssiges Aneignen der Nahrung zu materieller Anfüllung des Magens und kann auch wohl als fortgesetzte Uebung, als unruhiger Beschäftigungstrieb, der zuletzt in Zerstörungskampf ausartet, angesehen werden.

Nach Befriedigung des nächsten Bedürfnisses haschen sie demnach sehr lebhaft, aber sie möchten dennoch gern in sicherer Fülle wohnen: daher der Sammlertrieb, und zunächst gar manche Handlung die einer überlegten Kunstfertigkeit ganz ähnlich sehen möchte.

Wie sich nun das Gebilde der Nagethiere hin und her wiegt und keine Gränzen zu kennen scheint, so findet es zuletzt sich doch eingeschlossen in der allgemeinen Animalität und muß diesem oder jenem Thiergeschlecht sich annähern; wie es sich denn sowohl gegen die Raubthiere als gegen die Wiederkäuer hinneigt, gegen den Affen wie gegen die Fledermaus, und noch gar andern dazwischen liegenden Geschlechtern sich anähnelt.

Wie könnten wir aber solche weitumsichtige Betrachtungen mit Bequemlichkeit anstellen, wären uns nicht Herrn d'Altons Blätter vorgelegt, bei deren Anblick Bewunderung und Benutzung immerfort einander die Hände bieten? Und wie sollen wir Lob und Dank genugsam ausdrücken, wenn diese durch so viel bedeutende Geschlechter nunmehr durchgeführte, an Reinheit und Richtigkeit sich immer gleichbleibende, an hervortretender Kraft und Ausführlichkeit sich immer steigernde Darstellung so große Dienste leistet? Sie enthebt uns auf einmal aus dem sinneverwirrenden Zustande, in den uns frühere Bemühungen gar oft versetzten, wenn wir Gerippe im Ganzen oder Einzelnen zu vergleichen suchten. Es sey nun, daß wir sie auf Reisen mehr oder weniger flüchtig, oder durch ein successives Ansammeln bedächtig um uns gestellt ansahen, immer mußten wir unser Bestreben in Bezug auf ein Ganzes als unzulänglich und unbefriedigend bedauern.

Jetzt hängt es von uns ab, so große Reihen als wir nur wünschen vor uns zu legen, das Gemeinsame, wie das Widersprechende neben einander zu betrachten und so die Fähigkeit unseres Anschauens, die Fertigkeit unserer Combinationen und Urtheile mit Gemächlichkeit und Ruhe zu prüfen, auch insofern es dem Menschen gegeben ist, uns mit der Natur wie mit uns selbst mehr und mehr in Einklang zu setzen.

Aber jene bildlichen Darstellungen überlassen uns nicht etwa nur einem einsamen Nachdenken, sondern ein genugsamer Text dient uns zugleich als geistreiches Gespräch; wie wir denn ohne solche Mitwirkung das Verstehende nicht mit einer gewissen Leichtigkeit und Zeitersparniß würden gewonnen haben.

Und so möchte es ü erflüssig seyn die wichtigen hinzugefügten Druckblätter den Freunden der Natur noch besonders zu empfehlen. Sie enthalten eine allgemeine Vergleichung der Nagethiergerippe, und sodann allgemeine Bemerkungen über die äußern Einflüsse auf die organische Entwickelung der Thiere. Wir haben sie oben bei unserer flüchtigen Darstellung treulich genutzt, aber lange nicht erschöpft, und fügen nur noch folgende Resultate hinzu.

Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalten dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt, und man darf daher eine ursprüngliche, gleichzeitige Verschiedenheit und eine unaufhaltsam fortschreitende Umbildung mit Recht annehmen, um die eben so constanten als abweichenden Erscheinungen begreifen zu können.

Ein beigelegter Schmutztitel läßt uns vermuthen, daß hier eine Abtheilung des Ganzen gemeint sey; eine Vorrede spricht deutlich aus, daß nichts Ueberflüssiges aufgenommen, daß das Werk nicht über Gebühr und Vermögen der Naturfreunde solle ausgedehnt werden — eine Zusage, die durch das bisher Geleistete schon vollkommen erfüllt ist.

Nun aber finden wir dieser Sendung noch einige Druckblätter beigelegt, welche allerdings voranzusetzen sind, indem wir derselben zuletzt erwähnen; sie enthalten die Dedication an Ihro des Königs von Preußen Majestät.

Hier ist mit schuldigstem Dank anerkannt, daß diese Unternehmung vom Throne her sich bedeutender Unterstützung zu erfreuen habe, ohne welche sie kaum denkbar gewesen wäre. Deßhalb vereinigen sich denn auch alle Naturfreunde in ein solches dankbares Anerkennen. Und wenn wir schon lobenswerth und nützlich finden, daß die Großen der Erde dasjenige, was ein Privatmann mit Neigung und Sorgfalt gesammelt, nicht zerstreuen lassen, sondern weislich zusammen gehalten dem Oeffentlichen widmen; wenn mit höchstem Dank anerkannt werden muß, Anstalten gegründet zu sehen, wo die Talente erforscht, die Fähigern gefördert und

zum Zwecke geführt werden können: so ist es doch vielleicht am preiswürdigsten, wenn eine vorkommende seltene Gelegenheit genutzt wird; wenn die Leistungen des Einzelnen, der sein ganzes Leben mühsam, vielleicht oft mühselig zubrachte, um das ihm eingeborene Talent auszubilden, um etwas als Einzelner zu schaffen, was mehreren unmöglich gewesen wäre, gerade im rechten Augenblick der kräftigen That Anerkennung finden; wenn sogleich die höchsten Obern und die ihnen nachgesetzten hohen Beamten die beneidenswerthe Pflicht ausüben, zur dringenden Zeit den entscheidenden Moment zu begünstigen und eine schon im Beschränkten so weit gediehene Frucht mit einer allersprießlichen Reife zu beglücken.

Die Lepaden.

1823.

Die tiefgeschöpften und fruchtreichen Mittheilungen des Herrn Dr. Carus sind mir von dem größten Werthe; eine Region nach der andern des gränzenlosen Naturreiches, in welchem ich Zeit meines Lebens mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wissen mich bewege, klärt sich auf, und ich erblicke, was ich im allgemeinen gedacht und gehofft, nunmehr im einzelnen, und gar manches über Denken und Hoffen. Hierin finde ich nun die größte Belohnung eines treuen Wirkens, und mich erheitert es gar öfters, wenn ich hie und da erinnert werde an Einzelnheiten, die ich wie im Fluge wegfing und sie niederlegte in Hoffnung, daß sie sich einmal irgendwo lebendig anschließen würden, und gerade diese Hefte (zur Morphologie) sind geeignet derselben nach und nach zu gedenken.

Einige Betrachtungen über die Lepaden bringe ich dar, wie ich sie in meinen Papieren angedeutet finde.

Jede zweischalige Muschel, die sich in ihren Wänden von der übrigen Welt absondert, sehen wir billig als ein Individuum an: so lebt sie, so bewegt sie sich allenfalls, so nährt sie sich, pflanzt sich fort, und so wird sie verzehrt. Die Lepas anatifera, die sogenannte Entenmuschel, erinnert uns gleich mit ihren zwei Hauptdecken an eine Bivalve; allein schnell werden wir bedeutet, hier sey von einer Mehrheit die Rede: wir finden noch zwei Hülfschalen, nöthig um das vielgliederige Geschöpf zu bedecken; wir sehen an der Stelle des Schlosses eine fünfte Schale, um dem Ganzen rückgratsweise Halt und Zusammenhang zu geben. Das hier Gesagte wird jedem deutlich, der Cuviers Anatomie dieses Geschöpfs:

Mémoires du Muséum d'Histoire naturelle. Tom. II. p. 100, vor sich nimmt.

Wir sehen aber hier kein isolirtes Wesen, sondern verbunden mit einem Stiele oder Schlauch, geschickt sich irgendwo anzusaugen, dessen unteres Ende sich ausdehnt wie ein Uterus, welche Hülle des wachsenden Lebendigen sich sogleich von außen mit unerläßlichen Schalecken zu schützen geeignet ist.

Auf der Haut dieses Schlauches also finden sich an regelmäßigen Stellen, die sich auf die innere Gestalt, auf bestimmte Theile des Thieres beziehen, prästabilirte fünf Schalenpunkte, welche, sobald sie in die Wirklichkeit eingetreten, sich bis auf einen bestimmten Grad zu vergrößern nicht ablassen.

Hierüber würde nun eine noch so lange Betrachtung der Lepas anatifera uns nicht weiter aufklären, da hingegen die Beschauung einer andern Art, die zu mir unter dem Namen Lepas polliceps gekommen, in uns die tiefsten allgemeinsten Ueberzeugungen erweckt. Hier ist nämlich, bei derselben Hauptbildung, die Haut des Schlauches nicht glatt, und etwa nur runzelig, wie bei jener, sondern rauh, mit unzähligen kleinen, erhabenen, sich berührenden, rundlichen Punkten dicht besäet. Wir aber nehmen uns die Freiheit zu behaupten, eine jede dieser kleinen Erhöhungen sey von der Natur mit Fähigkeit begabt eine Schale zu bilden, und weil wir dieß denken, so glauben wir es wirklich, bei mäßiger Vergrößerung, vor Augen zu sehen. Diese Punkte jedoch sind nur Schalen in der Möglichkeit, welche nicht wirklich werden, so lange der Schlauch sein anfängliches natürliches Engenmaß behält. Sobald aber am untern Ende das wachsende Geschöpf seine nächste Umgebung ausdehnt, so erhalten sogleich die möglichen Schalen einen Antrieb wirklich zu werden; bei Lepas anatifera in Regel und Zahl eingeschränkt.

Nun waltet zwar bei Lepas polliceps dieses Gesetz immer noch vor, aber ohne Zahleinschränkung: denn hinter den fünf Hauptpunkten der Schalenwerdung entstehen abermals eilige Nachschalen, deren das innere wachsende Geschöpf, bei Unzulänglichkeit und allzu früher Steckung der Hauptschalen, zu fernerer Hülfe des Zudeckens und Sicherns bedarf.

Hier bewundern wir die Geschäftigkeit der Natur, den Mangel der ausreichenden Kraft durch die Menge der Thätigkeiten zu ersetzen. Denn da, wo die fünf Hauptschalen nicht bis an die Verengerung reichen,

entstehen sogleich in allen durch ihr Zusammenstoßen gebildeten Winkeln neue Schalreihen, die, stufenweise kleiner, zuletzt eine Art von winziger Perlenschnur um die Gränze der Ausdehnung bilden, wo sodann aller Uebertritt aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit durchaus versagt ist.

Wir erkennen daran, daß die Bedingung dieses Schalwerdens der freie Raum sey, welcher durch die Ausdehnung des untern Schlauchtheils entsteht; und hier, bei genauer Betrachtung, scheint es als wenn jeder Schalpunkt sich eile die nächsten aufzuzehren, sich auf ihre Kosten zu vergrößern, und zwar in dem Augenblick ehe sie zum Werden gelangen. Eine schon gewordene noch so kleine Schale kann von einem herankommenden Nachbar nicht aufgespeist werden; alles Gewordene setzt sich mit einander ins Gleichgewicht. Und so sieht man das in der Entenmuschel regelmäßig gebundene, gesetzliche Wachsthum in der andern zum freiern Nachrücken aufgefordert, wo mancher einzelne Punkt so viel Besitz und Raum sich anmaßt, als er nur gewinnen kann.

So viel aber ist auch bei diesem Naturproduct mit Bewunderung zu bemerken, daß selbst die gewissermaßen aufgelöste Regel doch im Ganzen keine Verwirrung zur Folge hat, sondern daß die in Lepas anatifera so löblich und gesetzlich entschiedenen Hauptpunkte des Werdens und Wirkens sich auch im polliceps genau nachweisen lassen, nur daß man sodann oberwärts von Stelle zu Stelle kleine Welten sieht, die sich gegen einander ausdehnen, ohne hindern zu können, daß nach ihnen sich ihres Gleichen, obgleich beengt und im geringern Maßstabe, bilden und entwickeln.

Wer das Glück hätte diese Geschöpfe im Augenblick, wenn das Ende des Schlauches sich ausdehnt und die Schalenwerdung beginnt, mekroskopisch zu betrachten, dem müßte eins der herrlichsten Schauspiele werden, die der Naturfreund sich wünschen kann. Da ich nach meiner Art zu forschen, zu wissen und zu genießen mich nur an Symbole halten darf, so gehören diese Geschöpfe zu den Heiligthümern, welche fetischartig immer vor mir stehen und durch ihr seltsames Gebilde die nach dem Regellosen strebende, sich selbst immer regelnde und so im Kleinsten wie im Größten durchaus gott- und menschenähnliche Natur sinnlich vergegenwärtigen.

Und doch iſt dem Menſchen, der nicht ſtationär, ſondern beweglich gedacht wird, hierin die ſicherſte Lehre durch Parallare verliehen.

Die Lehre von dem Gebrauch der correſpondirenden Winkel iſt, genau beſehen, darin eingeſchloſſen.

Das Thier wird durch ſeine Organe belehrt; der Menſch belehrt die ſeinigen und beherrſcht ſie.

Anaragoras lehrt, daß alle Thiere die thätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichſam der Dolmetſcher des Verſtandes iſt.

Jüdiſches Weſen. Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinſte geringſte Jude, der nicht entſchiedenes Beſtreben verriethe, und zwar ein irdiſches, zeitliches, augenblickliches.

Juden-Sprache hat etwas Pathetiſches.

Alle unmittelbare Aufforderung zum Ideellen iſt bedenklich, beſonders an die Weiblein. Wie es auch ſey, umgiebt ſich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religios-moraliſch-äſthetiſchen Serail.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem ſtockenden pedantiſchen Volke ein Aergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gaſt in die Erſcheinung und wie ſie ſich zu realiſiren beginnt, iſt ſie kaum von Phantaſie und Phantaſterei zu unterſcheiden.

Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins.

1798.

Für die pathologiſche Knochenlehre ſind die Wirkungen der Natur in den Elephantenzähnen merkwürdig, wenn bleierne oder eiſerne Kugeln in dieſelben gedrungen ſind und die Thiere ſich hernach, längere oder kürzere Zeit, noch am Leben erhalten haben. Die Sammlung, die vor uns liegt, giebt Gelegenheit zu verſchiedenen Betrachtungen, die ich, ohne weitere Vorbereitung, mittheile und das Allgemeinere, was etwa zu ſagen wäre, bis zum Schluß verſpare.

Nr. 1. Hier ſieht man auf der Oberfläche des Zahns die Zerſchmetterung, welche die nicht tief eingedrungene eiſerne Kugel verurſacht hat. Vielleicht lebte das Thier zu kurz, als daß die Natur den Schaden wieder ergänzen und die äußere Verletzung völlig hätte zuſchließen können, welche ſie ſonſt jederzeit zu bewirken ſcheint, wenn die Kugel tief genug eingeſenkt iſt.

Nr. 2. Ein merkwürdiges Stück! Eine Bleikugel iſt in den Zahn eingedrungen und die Natur hat die Zerſtörung, die auf der Oberfläche angerichtet worden, beinahe wieder geheilt. Wir bemerken, daß um die Kugel herum eine Veränderung der Knochenmaſſe vorgeht; es ſcheint eine Art von Gerinnung zu ſeyn, von Trennung ſolcher Theile, welche, innig zuſammen verbunden, das Elfenbein organiſch bilden. Dieſes Phänomen ſehen wir noch deutlicher an

Nr. 3, wo eine bräunliche Maſſe, welche durchſcheinender iſt als das Elfenbein, ſich um die Kugel herum angeſchloſſen hat.

Dieſe Gerinnung aber ſcheint nicht allein unmittelbar um den fremden Körper herum vorzugehen; wir können bei Nr. 2 und 3 auch in einiger

Entfernung davon und ohne anscheinenden Zusammenhang mit dem Hauptsitze der Krankheit solche durchscheinende Punkte bemerken, welche wie eine geronnene, stockende, geschiedene Materie aussehen; ein Phänomen, das wir bei

Nr. 4 noch näher kennen lernen, wo sich solche Punkte in den Fasern des Elfenbeins der Länge nach erzeugt haben. Man sieht deutlich, daß die durchscheinende Materie körnig und in sich nicht vollkommen zusammenhängend sey. Das Elfenbein unmittelbar daran ist an manchen Orten dergestalt verändert, daß es ein weißes, in das Milchige ziehendes Ansehen hat, übrigens aber ist die ganze umgebende Elfenbeinmasse schön und gesund. Schade daß dieses Stück zu klein ist, und man nicht wissen kann wo die Kugel gesessen und auf welche Entfernung von der Kugel sich diese kranke Wirkung erstreckt hat!

Nr. 5 giebt uns zur Betrachtung von einer andern Art Anlaß. Eine eiserne Kugel ist einige Linien tief in den Zahn hineingedrungen; nach außen zu ist die Wunde verwachsen, aber inwendig hat sich die Gerinnung weiter ausgebreitet. Die reine Natur des Elfenbeins ist meist zerstört; man glaubt eine Gerinnung abermals deutlich zu sehen, und es scheint als wenn eine Art von Zerstörung des reinen Elfenbeins von gewissen Punkten aus vor sich gehe, welche, indem sie sich kreisartig verbreiten, endlich an andere Kreise stoßen, welche auf gleiche Weise gewirkt worden sind; und so wird ein größerer oder kleinerer Raum auf eine krankhafte Weise desorganisirt.

Nr. 6 zeigt uns diese vermuthete Operation deutlicher, wobei merkwürdig ist, daß sich in dem kranken Umfange auch Höhlungen befinden, welche zum Theil mit einem feinen Häutchen überzogen sind. Diese zeigen sich noch stärker bei

Nr. 7, wo die innerhalb des zerstörten Theils entstandenen Höhlen sich wieder mit feinen Knochenwärzchen anzufüllen scheinen.

Haben wir nun bisher die krankhafte Wirkung der verletzten Knochenstelle bemerkt, so betrachten wir ferner die Gegenwirkung des gesunden Ganzen. Schon bei Nr. 5 ließ sich an einigen Stellen eine Absonderung des kranken Theiles vom gesunden bemerken; Nr. 6 zeigt uns dieselbe noch deutlicher, Nr. 7 hingegen unwidersprechlich; denn nicht allein sehen wir an Einer Seite die nahe Ablösung des kranken Theiles von dem daran stoßenden gesunden, sondern die mit einem Stern bezeichnete convexe

Fläche ist offenbar nicht durch einen Sägeschnitt von dem Zahn, in welchem sie sich befand, getrennt worden, sondern die Natur selbst hat sie abgelöst. Nr. 8 bestätigt alles vorhergesagte noch mehr, indem der kranke Theil von dem gesunden dergestalt abgelöst ist, daß er hin und wieder geschoben werden kann und also seine völlige Abgestorbenheit allem Zweifel entzieht.

Aus dem was bisher bemerkt worden, glauben wir also folgern zu können, daß die durch den fremden Körper im gesunden Zahn bewirkte Unordnung eine Stockung und Gerinnung der Säfte hervorbringe, welche sich allmählig sowohl gegen die Seite, besonders aber der Länge nach verbreitet. Von der Hauptstockung sowohl als auch von den entfernteren einzelnen Stockungspunkten wird zuletzt ein zusammenhängender krankhafter Raum gebildet, welcher aus vielen concentrischen Stockungskreisen und zuletzt sogar aus untermischten Höhlungen besteht, anstatt daß das gesunde Elfenbein aus einer schönen, meist gleichen, der Länge nach sehr dicht organisirten Knochenmasse gebildet ist.

Der krankhafte Theil zeigt ferner nach den Erfahrungen, die vor uns liegen, seine Wirkungen nur auf eine gewisse Weite; die Querdurchschnitte der drei Hauptpräparate Nr. 6, 7, 8 sind sich der Breite nach ziemlich gleich; wie weit sie sich in die Länge erstreckten läßt sich nicht sagen; genug der gesunde Theil behauptet seine Rechte und schränkt zuletzt den kranken ein, der sich nun theils in sich selbst zu verzehren, theils durch den Einfluß des gesunden Theils sich langsam wieder anzuhäufen, jedoch immer ein fremder und abgesonderter Körper zu bleiben scheint, wobei merkwürdig ist, daß diese Knochenkrankheit nicht nach außen zu wirkt und, wie man erwarten konnte, keine unregelmäßigen Auswüchse auf die Oberfläche des Zahns hinaustreibt, so nahe sich auch die Kugel darunter befinden mag.

Hierbei bemerke ich noch, daß die Nr. 1 mit einem Stern bezeichnete Stelle eine nicht gar tiefe Verletzung des Zahns von einer eisernen Kugel zu seyn scheint, welche aber gar keine krankhaften Folgen gehabt hat, und es läßt sich vermuthen, daß ein auf seiner Oberfläche verletzter Zahn keinem weitern Uebel ausgesetzt sey.

Hiervon kann man sich bis zur Gewißheit überzeugen, wenn man einen ganzen Zahn ansieht, dessen vorderes Ende bei Lebzeiten des Thiers durch Gebrauch abgenutzt worden. Ein solcher ist auf dem großherzoglichen

Museum befindlich. Man sieht an der Spitze die obern Schalen abgerieben und abgestoßen, wobei die untern sich in einem ganz gesunden Zustande befinden, ja ein eben so glattes und gesundes Ansehen zeigen als die welche bestimmt waren sie zu bedecken.

Nach diesem allem sey es vergönnt noch einige Betrachtungen nachzubringen.

Der Elephantenzahn ist im Anfange eine dünne und hohle Scheide, die indem sie an Wachsthum zunimmt, sich sowohl in- als auswendig mit mehreren Lamellen überkleidet, welche anfangs blätterig über einander liegen, zuletzt aber als ein festes Elfenbein zusammen verbunden werden. Diese der Länge nach gerichtete Organisation zeigt uns die Ursache, warum die krankhafte Wirkung eines Theiles leichter und stärker der Länge nach wirkt, indem sie nur die Richtung der ehemaligen, nunmehr verwachsenen Lamellen zu nehmen braucht.

Was die Wirkung einer krankhaften Stelle nach der Seite zu betrifft, habe ich die Vermuthung, daß hier eine Aufblähung und Ausdehnung vor sich gehe, wodurch die nächst anstoßenden Theile des gesunden Elfenbeins zusammengedrückt werden, so daß sogar ein leerer Raum entsteht, den wir an unsern Präparaten in Höhlen vertheilt erblicken. Die ovalen Querdurchschnitte der kranken Stelle, die erst gedachten Höhlen, die krumme Richtung der anstoßenden gesunden Lamellen bei Nr. 7 machen mir diese Meinung wahrscheinlich, und wer die große Elasticität des Elfenbeins bedenkt, so wie dessen Einschwinden, wenn es trocknet, der wird ein solches Zusammen- oder, wenn man will, Auseinanderdrücken desselben nicht für unmöglich halten, besonders da eine unregelmäßig und krankhaft arbeitende Natur in organischen Körpern noch weit stärkere und gewaltsamere Wirkungen zeigt.

Wir wenden uns nun zu einem Falle, welchen näher zu beobachten auch einige interessante Präparate vor uns liegen. Es kann nämlich geschehen, daß eine Kugel in den hintern schwachen und hohlen Theil des Zahnes dringt; dann entsteht nicht allein eine ähnliche Stockung und Gerinnung, sondern weil der dadurch erregte, eben schon wahrscheinlich gemachte krankhafte Drang kein Hinderniß findet, bildet sich nach innen zu ein Knochenauswuchs, welcher vermuthlich größer wird, je längere Zeit die Natur zu dieser Operation sich nehmen kann.

Nr. 9 ist ein schönes Beispiel, wo eine Bleikugel an dem Rande

einer Zahnhöhle hängen geblieben und nach und nach mit einem zitzenförmigen Aus- und Umwuchs umzogen worden.

Nr. 10 und Nr. 11 geben uns hierüber eine fernere Belehrung. Beide Stücke gehören zusammen. An der Structur der äußern Seite bemerkt man, daß sie von einem Theile des Zahns abgeschnitten sind, der in der obern Kinnlade gesessen hat; nach außen ist ein schieferig zitzenhafter geringer Knochenauswuchs bemerklich, der desto stärker nach innen ist, wo sich eine große Zitze mit vielen kleinen zeigt, die im Durchschnitt jenes geronnene, maserartige Ansehen hat, das wir schon kennen.

Merkwürdig ist auch hier, daß diese Knochenkrankheit nach der innern Höhlung so stark und nach der äußern Fläche so wenig gewirkt hat, so wie wir schon an Nr. 2 und 5 bemerken konnten, daß die krankhafte Veränderung nicht nach außen arbeitet, vielmehr die Verletzung der Oberfläche des Zahns durch die Natur gleich wieder zugeschlossen und geheilt wird.

Ob die Kugel noch innerhalb der Zitze sich befinde, oder ob dieser Knochenauswuchs auf eine andere Art von Beschädigung erfolgt sey, getraue ich mir nicht sogleich zu bestimmen. Auf alle Fälle war es der Zahn eines alten Elephanten und die Beschädigung daran gleichfalls sehr alt. Es lassen sich noch unterrichtende Vergleichungen zwischen diesem krankhaften Auswuchse und zwischen den krankhaften Stellen, die innerhalb des Zahns ohne Raum entstehen, bei näherer Beschauung anstellen.

Nr. 12. Ein Stück, woran gleichfalls sowohl die äußere Fläche des Zahns als die innere nach der Höhlung zu sichtbar sind. Auch ist es wegen der deutlichen Rinde, welche den Zahn von außen zu umziehen scheint, wegen verschiedener geronnenen Stellen und sonst gestörter Organisation merkwürdig, und dient zugleich zu einem Beleg verschiedener bemerkter Fälle.

Nr. 13 ist ein Stück, dessen Erscheinungen sich an die vorigen nicht anschließen. Es sieht aus als wenn ein Zahn der Länge n. h durch ein spitzes Instrument verwundet worden wäre, und so eine gestörte, concentrisch-blätterige, sehr feine, spröde Knochenorganisation entstanden sey. Vielleicht geben künftig andere ähnliche Exemplare dem gegenwärtigen mehr Licht.

Ueberhaupt thäte man wohl, die Sammlung wo möglich noch zu erweitern, um durch eine größere Anzahl von Fällen die genauere Beurtheilung der vorliegenden möglich zu machen.

Vorgemeldete Sammlung verehrte ich meinem freundschaftlichen Lehrer, dessen höchstmerkwürdige anatomische Sammlung eine solche Gabe nicht verschmähte; hoffentlich findet sie sich noch in dem Loder'schen Cabinet zu Moskau, und ich erlaube mir noch einige Betrachtungen über die darin erwähnten Gegenstände.

Ueberließ ich nun schon einem Manne, dem ich so viel verpflichtet war, sehr gern eine solche freundliche Gabe, so hoffte ich doch nach und nach mir eine ähnliche Sammlung wieder herzustellen, wie ich sie, freilich in mehreren Jahren, doch mit einiger Leichtigkeit zusammengebracht hatte. Dieß wollte mir nun aber keineswegs gelingen. In Nürnberg pflegten die Kammmacher, wenn sie mit ihrer Säge auf eine solche Kugel geriethen, derselben auszuweichen und ein bedeutendes Stück ihres kostbaren Elfenbeins aufzuopfern; dieses legten sie jedoch zurück und überließen es dem Naturfreunde um ein Billiges. Allein nunmehr war mir weder dort noch sonst wo dergleichen aufzutreiben möglich, wozu denn auch das seltener gewordene Elfenbeindrechseln und das Arbeiten in diesem Material überhaupt Ursache seyn mochte.

Als ich aber in alten Reisebeschreibungen die wilde und ungeschickte Art las, wie Elephanten zusammengetrieben, mit einem Regen von Kugeln überschüttet, die erlegten ihrer Zähne beraubt, andere verwundete, verletzte jedoch wieder in Freiheit gelassen wurden, so fiel mir ein, ob nicht jene Elephantenzähne, die eine so reichliche Ausbeute von krankhaftem Elfenbein gegeben, sich aus der wilden, wüsten Jagd herschreiben möchten, aus Zeiten wo den Thieren gegönnt war beschädigte Glieder lange Jahre hindurch zu heilen, und ob nicht in neueren Zeiten eine klügere, vorsichtigere Jagd geübt werden, um diese mächtigen Geschöpfe zu erlegen und zum Nutzen zu bringen, welches bei einer täglichen Verbesserung der Feuerröhre gar wohl zu erwarten stand.

Diesem Gedanken will ich keinen größern Werth geben, indem er mir nur gelegentlich beigegangen; auch habe ich nach wiederholt vergeblicher Nachforschung kaum versucht dergleichen Exemplare aufzuspüren, und denke nur wieder daran, da ich vorstehendes Verzeichniß unter meinen älteren Papieren finde, und solches der Aufmerksamkeit der Naturforscher und Sammler nicht unwürdig halte.

Beiträge zur Optik.

Erſtes Stück.

1791.

Einleitung.

1.

Gegen die Reize der Farben, welche über die ganze sichtbare Natur ausgebreitet sind, werden nur wenig Menschen unempfindlich bleiben. Auch ohne Bezug auf Gestalt sind diese Erscheinungen dem Auge gefällig, und machen an und für sich einen vergnügenden Eindruck. Wir sehen das einfache Grün einer frischgemähten Wiese mit Zufriedenheit, ob es gleich nur eine unbedeutende Fläche ist, und ein Wald thut in einiger Entfernung schon als große einförmige Masse unserm Auge wohl.

2.

Reizender als dieses allgemeine grüne Gewand, in welches sich die ganze vegetabilische Natur gewöhnlich kleidet, sind jene entschiedeneren Farben, womit sie sich in den Stunden ihrer Hochzeitfeier schmückt. Sie tritt aus ihrer alltäglichen Gleichgültigkeit hervor, und zeigt endlich was sie lange vorbereitet, unserm Auge. Sie wirkt auf einmal, schnell, zu dem größten Zwecke. Die Dauer künftiger Geschlechter wird entschieden, und wir sehen in diesem Augenblicke die schönsten und muntersten Blumen und Blüthen.

3.

Wie angenehm beleben bunte und gescheckte Thiere die Wälder und die Wiesen! Wie ziert der Schmetterling die Staude, der Vogel den Baum! Ein Schauspiel, das wir Nordländer freilich nur aus Erzählungen kennen. Wir staunen als hörten wir ein Mährchen, wenn der entzückte Reisende uns von einem Palmenwalde spricht, auf den sich ein Flug der größten und buntesten Papageien niederläßt und zwischen seinen dunkeln Aesten sich wiegt.

4.

Eben so wird es uns, wenn wir eine Zeit lang in dem schönen Italien gelebt, ein Mährchen, wenn wir uns erinnern, wie harmonisch dort der Himmel sich mit der Erde verbindet und seinen lebhaften Glanz über sie verbreitet. Er zeigt uns meist ein reines tiefes Blau; die auf- und untergehende Sonne giebt uns einen Begriff vom höchsten Roth bis zum lichtesten Gelb; leichte hin und wieder ziehende Wolken färben sich mannichfaltig, und die Farben des himmlischen Gewölbes theilen sich auf die angenehmste Art dem Boden mit, auf dem wir stehen. Eine blaue Ferne zeigt uns den lieblichsten Uebergang des Himmels zur Erde, und durch einen verbreiteten feinen Duft schwebt ein lebhafter Glanz in tausendfachen Spielungen über der Gegend. Ein angenehmes Blau färbt selbst die nächsten Schatten; der Abglanz der Sonne entzückt uns von Blättern und Zweigen, indeß der reine Himmel sich im Wasser zu unsern Füßen spiegelt. Alles was unser Auge übersieht, ist so harmonisch gefärbt, so klar, so deutlich, und wir vergessen fast, daß auch Licht und Schatten in diesem Bilde sey. Nur selten werden wir in unsern Gegenden an jene paradiesischen Augenblicke erinnert, und ich lasse einen Verhang über dieses Gemälde fallen, damit es uns nicht an ruhiger Betrachtung störe, die wir nunmehr anzustellen gedenken.

5.

Wenn wir die Körper, aus denen die Welt besteht, im Bezuge auf Farben betrachten, so können wir leicht bemerken, daß diese zarten Erscheinungen, die bei gewissen Veränderungen des Körpers so leicht entstehen und verschwinden, nicht etwa zufällig sind, sondern von beständigen Gesetzen abhängen. Gewisse Farben sind gewissen Geschöpfen eigen, und jede Veränderung der äußerlichen Erscheinung läßt uns auf eine innere wesentliche Veränderung schließen. Die Rose verbleicht, indem sie verblüht, und die bunte Farbe des Waldes verkündigt uns die rauhe Jahreszeit.

6.

Von diesen Erfahrungen geleitet, schließen wir, daß es mit andern Wirkungen der Natur eben so beschaffen sey. Indem wir den Himmel blau sehen, schreiben wir der Luft eine blaue Eigenschaft zu und nehmen an, daß wir diese alsdann erst gewahr werden, wann wir eine große Luftmasse vor uns haben. Wir erklären auch die blaue Farbe der Berge

Dieß iſt es, was man Ideologie im guten und böſen Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktiſchen Tagesmenſchen ſo ſehr zuwider war.

Man kann die Nützlichkeit einer Idee anerkennen, und doch nicht recht verſtehen ſie vollkommen zu nutzen.

„Ich glaube einen Gott!“ Dieß iſt ein ſchönes löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er ſich offenbare, das iſt eigentlich die Seligkeit auf Erden.

Keppler ſagte: „mein höchſter Wunſch iſt, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner gleichermaßen gewahr zu werden.“ Der edle Mann fühlte, ſich nicht bewußt, daß eben in dem Augenblicke das Göttliche in ihm mit dem Göttlichen des Univerſums in genaueſter Verbindung ſtand.

Den teleologiſchen Beweis vom Daſeyn Gottes hat die kritiſche Vernunft beſeitigt; wir laſſen es uns gefallen. Was aber nicht als Beweis gilt, ſoll uns als Gefühl gelten, und wir rufen daher von der Brontotheologie bis zur Niphotheologie alle dergleichen fromme Bemühungen wieder heran. Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blüthenduft und lauen Luftſäuſeln nicht ein liebevoll ſich annäherndes Weſen empfinden dürfen?

Frage.

Was iſt Prädeſtination?

auf dieſe Weiſe, ob wir gleich bei näherer Aufmerkſamkeit leicht bemerken, daß wir mit dieſer Erklärung nicht auslangen; denn wäre ſie richtig, ſo müßten die entfernteſten Berge am dunkelblaueſten erſcheinen, weil ſich zwiſchen uns und ihnen die größte Luftmaſſe befindet. Wir bemerken aber gerade das Gegentheil; denn nur in einer gewiſſen Entfernung erſcheinen die Berge im ſchönen hohen Blau, da die entfernteren immer heller werden und ſich zuletzt ins Weißliche verlieren.

7.

Eine andere Lufterſcheinung giebt uns noch mehr zu denken. Es verbreitet ein Gewitter über die Gegend einen traurigen Schleier, die Sonne beſcheint ihn, und es bildet ſich in dieſem Augenblick ein Kreis der angenehmſten und lebhafteſten Farben. Dieſe Erſcheinung iſt ſo wunderbar erfreulich an ſich ſelbſt und ſo tröſtlich in dem Augenblicke, daß jugendlich empfindende Völker eine niederſteigende Botſchaft der Gottheit, ein Zeichen des geſchloſſenen Friedensbundes zwiſchen Göttern und Menſchen darin zu erkennen glaubten.

8.

Die beſtändigen Farben dieſer Erſcheinung und ähnlicher Phänomene laſſen uns ein ſehr einfaches und beſtändiges Geſetz vermuthen, das auch zum Grunde anderer Phänomene zu liegen ſcheint. Schon das Kind findet in der Seifenblaſe ein buntes Spielwerk, und den Knaben blendet die glänzende Farbenerſcheinung, wenn er durch ein beſonders geſchliffenes Glas die Welt anſieht. Der Jüngling beobachtet, vergleicht, zählt und findet, daß ſich die unendliche Abweichung der Farbenharmonie in einem kleinen Kreiſe nahe beiſammen überſehen laſſe; und damit es ja am Gegenſatze nicht fehle, ſo werden dieſe Farben, die bisher ſo angenehm waren, ſo manche Ergötzlichkeit gewährten, dem Manne in dem Augenblicke hinderlich und verdrießlich, wenn er ſich entfernte Gegenſtände durch Hülfe künſtlicher Gläſer näher bringen und die leuchtenden Körper, die in dem unendlichen Raume geordnet ſind, genauer beobachten will.

9.

Von dieſen ſchönen, und wie geſagt, unter gewiſſen Umſtänden unbequemen Erſcheinungen ſind ſeit den älteſten Zeiten nachdenkende Menſchen gereizt worden ſie theils genauer zu beobachten, theils ſie durch künſtliche Verſuche unter verſchiedenen Umſtänden zu wiederholen, ihrer

Urſache und ihren Verhältniſſen näher zu bringen. Die Geſchichte der Optik lehrt uns, wie langſam es damit zuging.

10.

Jedermann weiß, daß vor mehr als hundert Jahren ein tiefſinniger Mann ſich mit dieſer Materie beſchäftigte, mancherlei Erfahrungen anſtellte, ein Lehrgebäude gleichſam als eine Veſte mitten im Felde dieſer Wiſſenſchaft errichtete, und durch eine mächtige Schule ſeine Nachfolger nöthigte ſich an dieſe Partei anzuſchließen, wenn ſie nicht beſorgen wollten ganz und gar verdrängt zu werden.

11.

Indeſſen hat es doch dieſer Lehre nicht an Widerſachern gefehlt, und es ſteht von Zeit zu Zeit einer und der andere wieder auf, obgleich die meiſten, gleich als hätten ſie verwegen die Lade des Bundes angerührt, aus der Reihe der Lebendigen verſchwinden.

12.

Deſſenungeachtet kann man ſich nicht läugnen, daß große und wichtige Einwendungen gegen das Newton'ſche Syſtem gemacht worden. Ob ſie widerlegt ſind, bleibt noch eine Frage; denn wer wäre ſtolz genug, in einer ſo verwickelten Sache ſich zum Richter aufzuwerfen?

13.

Es würde ſogar verwegen ſeyn ſich in jenen Streit zu miſchen, wenn nicht derjenige, der in dieſer Wiſſenſchaft einige Vorſchritte machen will, zu ſeiner eigenen Belehrung die angefochtenen Punkte unterſuchen müßte. Dieſes wird ſchwer, weil die Verſuche verwickelt und beſchwerlich nachzumachen ſind, weil die Theorie abſtract iſt und die Anwendung derſelben ohne die genaueſte Einſicht in die höhere Rechenkunſt nicht beurtheilt werden kann.

14.

Dieſe Schwierigkeiten würden mich muthlos gemacht haben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß reine Erfahrungen zum Fundament der ganzen Naturwiſſenſchaft liegen ſollten, daß man eine Reihe derſelben aufſtellen könne, ohne auf irgend einen weitern Bezug Rückſicht zu nehmen; daß eine Theorie nur erſt alsdann ſchätzenswerth ſey, wenn ſie alle Erfahrungen unter ſich begreift und der praktiſchen Anwendung derſelben zu Hülfe kommt; daß endlich die Berechnung ſelbſt, wenn ſie nicht, wie ſo oft geſchehen iſt, vergebene Bemühung ſeyn ſoll, auf ſichern Data

fortarbeiten müſſe. In dieſer Ueberzeugung entſchloß ich mich den phyſikaliſchen Theil der Lehre des Lichtes und der Farben ohne jede andere Rückſicht vorzunehmen, und gleichſam für einen Augenblick zu ſupponiren als wenn in demſelben noch vieles zweifelhaft, noch vieles zu erfinden wäre.

15.

Meine Pflicht war daher, die bekannten Verſuche aufs genaueſte nochmals anzuſtellen, ſie zu analyſiren, zu vergleichen und zu ordnen, wodurch ich in den Fall kam neue Verſuche zu erfinden und die Reihe derſelben vollſtändiger zu machen. Da ich dem lebhaften Wunſche nicht widerſtehen konnte, wenigſtens mein Vaterland auf dieſe Wiſſenſchaft aufmerkſamer zu ſehen als es bisher geweſen, ſo habe ich geſorgt, daß man ſo leicht und bequem als möglich die Erfahrungen ſelbſt anſtellen könne, von denen die Rede ſeyn wird, und ich werde am Ende dieſes Aufſatzes noch beſonders von dem Gebrauche der kleinen Tafeln ſprechen, welche zugleich ausgegeben werden.

16.

Wir haben in dieſen letzten Jahren eine Wiſſenſchaft unglaublich erweitert geſehen, und ſie erweitert ſich zu unſerer Freude und zu unſerm Nutzen gleichſam noch jeden Tag: ich meine die Chemie. Aber welch ein allgemeines Beſtreben der ſcharfſichtigſten Männer wirkt nicht in derſelben! Welche Mannichfaltigkeit von Erfahrungen! welche genaue Unterſuchung der Körper, auf die man wirkt; welche ſcharfe Prüfung der Inſtrumente, durch die man wirkt; welche methodiſche Fortſchritte, welche glückliche Benutzung zufälliger Erſcheinungen; welche Kühnheit in Hypotheſen, welche Lebhaftigkeit in Beſtreitung derſelben; wie viele in dieſem Conflict beiden Parteien gleichſam abgedrungene Erfindungen; welche unparteiiſche Benutzung desjenigen was durch allgemeine Bemühung nicht Einem, ſondern allen gehört!

17.

Es wird manchem, der den Fleiß und die Sorgfalt kennt, mit welchen die Optik ſchon durchgearbeitet worden, vielleicht ſonderbar vorkommen, wenn ich dieſer Wiſſenſchaft auch noch eine ſolche Epoche zu wünſchen mich unterfange. Wenn man ſich aber erinnert, wie oft ſich ſcheinbare Hypotheſen in der Vorſtellung der Menſchen feſtſetzten, ſich lange darin behaupteten, und nur durch ein ungeheures Uebergewicht von Erfahrungen endlich verbannt werden konnten; wenn man weiß, wie leicht

eine flache bildliche Vorstellung von der Einbildungskraft aufgenommen wird und der Mensch sich so gerne überredet, er habe die wahren Verhältnisse mit dem Verstande gefaßt; wenn man bemerkt hat, wie behaglich er oft das zu begreifen glaubt, was er nur weiß; so wird man, besonders in unserm Jahrzehnt, wo die verjährtesten Rechte bezweifelt und angegriffen werden, verzeihlich finden, wenn jemand die Documente untersucht, auf welche eine wichtige Theorie ihren Besitz gegründet hat.

18.

Man wird es mir um so mehr verzeihen, da ich zufälligerweise und durch andere Wege in den Kreis dieser Wissenschaft gelangt bin, als diejenigen sind durch die man sich ihr gewöhnlich nähert. Durch den Umgang mit Künstlern von Jugend auf und durch eigene Bemühungen wurde ich auf den wichtigen Theil der Malerkunst, auf die Farbengebung aufmerksam gemacht, besonders in den letzten Jahren, da die Seele ein lebhaftes freudiges Bild der harmonisch farbigen Welt unter einem reinen glücklichen Himmel empfing. Denn wenn jemand Ursache hat sich um die Wirkungen und Verhältnisse der Farben zu bekümmern, so ist es der Maler, der sie überall suchen, überall finden, sie versetzen, verändern und abstufen muß; dahingegen der Optiker seit langer Zeit beschäftigt ist sie zu verbannen, seine Gläser davon zu reinigen, und nun seinen höchsten Endzweck erreicht hat, da das Meisterwerk der bis auf einen hohen Grad farblosen Sehröhre in unsern Zeiten endlich gelungen ist.

19.

Der bildende Künstler konnte von jener Theorie, woraus der Optiker bei seinen negativen Bemühungen die vorkommenden Erscheinungen noch allenfalls erklärte, wenig Vortheil ziehen. Denn ob er gleich die bunten Farben des Prisma mit den übrigen Beobachtern bewunderte und die Harmonie derselben empfand, so blieb es ihm doch immer ein Räthsel, wie er sie über die Gegenstände austheilen sollte, die er nach gewissen Verhältnissen gebildet und geordnet hatte. Ein großer Theil der Harmonie eines Gemäldes beruht auf Licht und Schatten; aber das Verhältniß der Farben zu Licht und Schatten war nicht so leicht entdeckt, und doch konnte jeder Maler bald einsehen, daß bloß durch Verbindung beider Harmonien sein Gemälde vollkommen werden könne, und daß es nicht genug sey eine Farbe mit Schwarz oder Braun zu vermischen, um sie zur Schattenfarbe zu machen. Mancherlei Versuche bei einem von der Natur glücklich

gebildeten Auge, Uebung des Gefühls, Ueberlieferung und Beispiele großer Meister brachten endlich die Künstler auf einen hohen Grad der Vortrefflichkeit, ob sie gleich die Regeln, wonach sie handelten, kaum mittheilen konnten; und man kann sich in einer großen Gemäldesammlung überzeugen, daß fast jeder Meister eine andere Art die Farben zu behandeln gehabt hat.

20.

Es ist hier der Ort nicht, diese Materien weiter auszuführen und zu untersuchen, welchen allgemeinen Gesetzen diese verschiedenen Behandlungen unterworfen seyn könnten. Ich bemerke hier nur ein Hauptgesetz, welches die Künstler entdeckten; ein solches das mit dem Gesetze des Lichtes und des Schattens gleichen Schritt hielt, und sich an dasselbe auf das innigste anschloß: es war das Gesetz der sogenannten warmen und kalten Tinten. Man bemerkte, daß gewisse Farben neben einander gestellt eben so einen großen Effect machten, als tiefer Schatten neben dem hellsten Lichte, und daß diese Farben eben so gut Abstufungen erlitten, als der Schatten durch die Wiederscheine. Ja es fand sich, daß man bloß durch die Gegeneinanderstellung der Farben gleichsam ohne Schatten ein sehr vollkommenes Gemälde hervorbringen könnte, wie uns noch jetzt reizende Bilder der größten Meister Beispiele geben.

21.

Mit allen diesen Punkten, deren hier nur im Vorbeigehen gedacht wird, werden wir uns in der Folge mehr beschäftigen, wenn wir erst eine Reihe Erfahrungen durchgegangen sind. Dieses erste gegenwärtige Stück wird die einfachsten prismatischen Versuche enthalten, wenige, aber merkwürdige Versuche, die zwar nicht alle neu, aber doch nicht so bekannt sind, als sie es zu seyn verdienten. Es sey mir erlaubt, ehe ich sie vortrage, das Allgemeinere voraus zu schicken.

22.

Den Zustand des Raums um uns, wenn wir mit offenen gesunden Augen keine Gegenstände erblicken, nennen wir die Finsterniß. Wir denken sie abstract ohne Gegenstand als eine Verneinung; sie ist, wie die Ruhe, den Müden willkommen, den Muntern unangenehm.

23.

Das Licht hingegen können wir uns niemals in abstracto denken, sondern wir werden es gewahr als die Wirkung eines bestimmten

Gegenſtandes, der ſich in dem Raume befindet, und durch eben dieſe Wirkung andere Gegenſtände ſichtbar macht.

21.

Licht und Finſterniß führen einen beſtändigen Streit mit einander; Wirkung und Gegenwirkung beider iſt nicht zu verkennen. Mit ungeheurer Elaſticität und Schnelligkeit eilt das Licht von der Sonne zur Erde und verdrängt die Finſterniß; eben ſo wirkt ein jedes künſtliche Licht in einem proportionirten Raume. Aber ſobald dieſe unmittelbare Wirkung wieder aufhört, zeigt die Finſterniß wieder ihre Gewalt und ſtellt ſich in Schatten, Dämmerung und Nacht ſogleich wieder her.

25.

Die Oberflächen der Körper, die uns ſichtbar werden, haben außer ihren Eigenſchaften, welche wir durchs Gefühl erkennen, noch eine, welche dem Gefühl gewöhnlich nicht unterworfen iſt; wir nennen dieſe Eigenſchaft Farbe. In dieſem allgemeinen Sinne nennen wir Schwarz und Weiß ſo gut als Blau, Gelb und Roth mit allen ihren Miſchungen eine Farbe. Wenn wir aber genauer aufmerken, ſo werden wir leicht finden, daß wir jene beiden erſtern von den letztern abzuſondern haben.

26.

Die Wirkung des Lichts auf ungefärbte Waſſertropfen, welche ſich vor einem dunkeln Grunde befinden, zeigt uns eine Erſcheinung von Gelb, Blau und Roth mit verſchiedenen Miſchungen; ein ungefärbtes prismatiſches Glas läßt uns ein ähnliches Phänomen an allen Gegenſtänden erblicken. Dieſe Farben, welche an der Oberfläche der Körper nicht bleibend ſind, ſondern nur unter gewiſſen Umſtänden geſehen werden, möchte ich abſolute Farben nennen; die mit ihnen correſpondirenden Oberflächen farbige Körper.

27.

Wir bemerken, daß wir allen abſoluten Farben körperliche Repräſentanten ſtellen können, welche, ob ſie gleich nicht in dem Glanze wie jene erſcheinen, dennoch ſich ihnen in einem hohen Grade nähern und eine gewiſſe Verwandtſchaft anzeigen.

28.

Sind dieſe farbigen Körper von der Art, daß ſie ihre Eigenſchaften ungefärbten oder anders gefärbten Körpern leicht mittheilen, ſo nennen

wir sie **färbende Körper**, oder nach dem Vorschlage Herrn Hofraths Lichtenberg **Pigmente**.[1]

29.

Wie wir nun auf diese Weise farbige Körper und Pigmente theils finden, theils bereiten und mischen können, welche die prismatischen Farben so ziemlich repräsentiren, so ist das reine Weiß dagegen ein Repräsentant des Lichts, das reine Schwarz ein Repräsentant der Finsterniß, und in jenem Sinne, wie wir die prismatische Erscheinung farbig nennen, ist Weiß und Schwarz keine Farbe; aber es giebt so gut ein weißes als schwarzes Pigment, mit welchem sich diese Erscheinung auf andere Körper übertragen läßt.

30.

Unter den eigentlich farbigen Erscheinungen sind nur zwei, die uns einen ganz reinen Begriff geben, nämlich Gelb und Blau. Sie haben die besondere Eigenschaft, daß sie zusammen vermischt eine dritte Farbe hervorbringen, die wir Grün nennen.

31.

Dagegen kennen wir die rothe Farbe nie in einem ganz reinen Zustande: denn wir finden, daß sie sich entweder zum Gelben oder zum Blauen hinneigt.

32.

Von den übrigen Mischungen und Abstufungen wird erst in der Folge die Rede seyn können.

I.

Prismatische Erscheinungen im allgemeinen.

33.

Das Prisma, ein Instrument, welches in den Morgenländern so hoch geachtet wird, daß sich der chinesische Kaiser den ausschließenden Besitz desselben, gleichsam als ein Majestätsrecht, vorbehält, dessen wunderbare Erscheinungen uns in der ersten Jugend auffallen, und in jedem Alter Verwunderung erregen, ein Instrument, auf dem beinahe allein die

[1] Erxlebens Naturlehre, fünfte Auflage, S. 315.

bisher angenommene Farbentheorie beruht, ist der Gegenstand, mit dem wir uns zuerst beschäftigen werden.

34.

Das Prisma ist allgemein bekannt, und es ist kaum nöthig zu sagen, daß solches ein länglicher gläserner Körper sey, dessen beide Endflächen aus gleichen, parallelstehenden Triangeln gebildet sind. Parallele Ränder gehen rechtwinkelig von den Winkeln beider Endflächen aus, verbinden diese Endflächen und bilden drei gleiche Seiten.

35.

Gewöhnlich sind die Dreiecke, durch welche die Gestalt des Prisma's bestimmt wird, gleichseitig, und folglich auch alle Winkel derselben gleich, und jeder von sechzig Graden. Es sind diese zum Gebrauch ganz bequem und können bei unsern Versuchen nicht entbehrt werden. Doch wird es auch nöthig seyn solche Prismen anzuwenden, deren Basis ein gleichschenkeliger spitzwinkeliger Triangel, ungefähr von fünfzehn bis zwanzig Graden ist. Rechtwinkelige und stumpfwinkelige Prismen lassen wir vorerst unberührt.

36.

Wenn wir ein gewöhnliches gleichseitiges Prisma vor die Augen nehmen, so erscheinen uns die Gegenstände auf eine mannichfaltige Weise gefärbt, die Erscheinung ist blendend und manchen Augen schmerzhaft; ich muß daher wünschen, daß diejenigen, welche an meinen Bemühungen Antheil nehmen möchten und nicht gewohnt sind durchs Prisma zu sehen, zuerst ihr Auge daran üben, theils um sich an die Erscheinung zu gewöhnen, theils die Verwunderung, welche die Neuheit derselben erregt, einigermaßen abzustumpfen. Denn sollen Versuche methodisch angestellt und in einer Reihe vorgetragen werden, so ist es nöthig, daß die Seele des Beobachters aus der Zerstreuung sich sammle und von dem Staunen zur Betrachtung übergehe.

37.

Man nehme also zuerst das Prisma vor, betrachte durch dasselbe die Gegenstände des Zimmers und der Landschaft; man halte den Winkel, durch den man sieht, bald oberwärts bald unterwärts; man halte das Prisma horizontal oder vertical — und man wird immer dieselbigen Erscheinungen wahrnehmen. Die Linien werden im gewissen Sinne gebogen und gefärbt seyn; schmale, kleine Körper werden ganz farbig

erſcheinen, und gleichſam farbige Strahlen von ihnen ausfahren; man wird gelb, roth, grün, blau, violett und pfirſchblüth bald hier und da erblicken; alle Farben werden harmoniren; man wird eine gewiſſe Ordnung wahrnehmen, ohne ſie genau beſtimmen zu können, und ich wünſche, daß man dieſe Erſcheinungen ſo lange betrachte, bis man ſelbſt ein Verlangen empfindet das Geſetz derſelben näher einzuſehen, und ſich aus dieſem glänzenden Labyrinthe herauszufinden. Alsdann erſt wünſchte ich, daß man zu den nachſtehenden Verſuchen überginge, und ſich gefallen ließe der Demonſtration mit Aufmerkſamkeit zu folgen und das, was erſt Spiel war, zu einer ernſthaften Beſchäftigung zu machen.

II.

Beſondere prismatiſche Verſuche.

38.

Ein durchſichtiger Körper kann im allgemeinen Sinne prismatiſch heißen, wenn zwei Flächen deſſelben in einem Winkel zuſammen laufen. Wir haben auch bei einem jeden Prisma nur auf dieſen Winkel, welcher gewöhnlich der brechende Winkel genannt wird, zu ſehen, und es kommen bei den Verſuchen, welche gegenwärtig angeſtellt werden, nur zwei Flächen in Betracht, welche durch denſelben verbunden werden. Bei einem gleichwinkeligen Prisma, deſſen drei Flächen gleich ſind, denken wir uns die eine Fläche weg oder bedecken ſie mit einem ſchwarzen Papiere, um uns zu überzeugen, daß ſie vorerſt weiter keinen Einfluß hat. Wir kehren bei den folgenden Verſuchen den brechenden Winkel unterwärts, und wenn wir auf dieſe Weiſe die Erſcheinungen genau bemerkt haben, ſo können wir nachher denſelben hinaufwärts und auf beide Seiten kehren und die Reihe von Verſuchen wiederholen.

39.

Mit dem auf die angezeigte Weiſe gerichteten Prisma beſchaut der Beobachter nochmals zuerſt alle Gegenſtände, die ſich in ſeinem Geſichtskreiſe befinden. Er wird überall bunte Farben erblicken, welche gleichſam den Regenbogen auf mannichfaltige Weiſe wiederholen.

40.

Er wird beſonders dieſe Farben an horizontalen Rändern und kleinen Gegenſtänden am lebhafteſten wahrnehmen, indem von ihnen gleichſam

Strahlen ausfahren und sich aufwärts und niederwärts erstrecken. Horizontale Linien werden zugleich gefärbt und gebogen seyn; an verticalen läßt sich keine Farbe bemerken, und nur bei genauer Beobachtung wird man finden, daß zwei verticale Parallellinien unterwärts sich ein wenig gegen einander zuneigen.

41.

Man betrachte den reinen blauen Himmel durchs Prisma; man wird denselben blau sehen und nicht die mindeste Farbenspielung an demselben wahrnehmen. Eben so betrachte man reine einfärbige oder schwarze und weiße Flächen, und man wird sie, wenn das Prisma rein ist, kaum ein wenig dunkler als mit bloßen Augen sehen, übrigens aber gleichfalls keine Farbenspielung bemerken.

42.

Sobald an dem reinen blauen Himmel sich nur das mindeste Wölkchen zeigt, so wird man auch sogleich Farben erblicken. Ein Stern am Abendhimmel wird sich sogleich als ein buntes Flämmchen, und jeder bemerkliche Flecken auf irgend einer farbigen Fläche sogleich bunte Farben durchs Prisma zeigen. Eben deßwegen ist der verstehende Versuch mit großer Vorsicht anzustellen, weil eine schwarze und weiße, wie auch jede gefärbte Fläche selten so rein ist, daß nicht z. B. in dem weißen Papiere ein Knötchen oder eine Faser, an einer einförmigen Wand irgend eine Erhobenheit sich befinden sollte, wodurch eine geringe Veränderung von Licht und Schatten hervorgebracht wird, bei der sogleich Farben sichtbar werden.

43.

Um sich davon zu überzeugen, nehme man die Karte Nr. 1 vors Prisma, und man wird sehen, wie die Farben sich an die wurmförmig gezogenen Linien anschmiegen; man wird ein übereinstimmendes, aber ein verworrenes und zum Theil undeutliches Farbenspiel bemerken.

44.

Um sogleich einen Schritt weiter zu gehen und sich zu überzeugen, daß eine regelmäßige Abwechselung von Licht und Schatten auch regelmäßige Farben durchs Prisma hervorbringe, so betrachte man Nr. 2, worauf schwarze und weiße Vierecke regelmäßig abwechseln. Man wird mit Vergnügen ein Viereck wie das andere gefärbt sehen, und es wird noch mehr Aufmerksamkeit erregen, wenn man die Karte dergestalt vors

Antwort.

Gott ist mächtiger und weiser als wir, darum macht er es mit uns nach seinem Gefallen.

Apokrypha. Wichtig wäre es das hierüber historisch schon Bekannte nochmals zusammenzufassen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphischen Schriften, mit denen die Gemeinden schon die ersten Jahrhunderte unserer Aera überschwemmt wurden, und woran unser Kanon noch jetzt leidet, die eigentliche Ursache sind, warum das Christenthum in keinem Momente der politischen und Kirchen-Geschichte in seiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte.

Das unheilbare Uebel dieser religiösen Streitigkeiten besteht darin, daß der Eine Theil auf Mährchen und leere Worte das höchste Interesse der Menschheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo sich Niemand beruhigt.

Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung seyn; sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einst in ruhiger geselliger Stunde einen plastischen Trieb in ihrer Natur, sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.

„Ich bin über die Wurzeln des Baumes gestolpert, den ich gepflanzt hatte." Das muß ein alter Forstmann gewesen seyn, der dieß gesagt hat.

Prisma hält, daß die Seiten der Vierecke mit der Achse des Prisma's parallel laufen. Man wird durch die bloße veränderte Richtung ein verändertes Farbenspiel auf der Karte entstehen sehen.

Man halte ferner die Karten Nr. 20 und 21 dergestalt vors Prisma, daß die Linien parallel mit der Achse laufen; man nehme Nr. 22 horizontal, perpendicular, diagonal vor das Glas, und man wird immer veränderte Farben erblicken, wenn gleich die Karten nur schwarze und weiße Flächen zeigen, ja sogar wenn nur die Richtung derselben gegen das Prisma verändert wird.

45.

Um diese wunderbaren Erscheinungen näher zu analysiren, nehmen wir die Karte Nr. 3 vor das Glas, und zwar so, daß der weiße Streif derselben parallel mit der Achse gerichtet sey; wir bemerken alsdann, wenn das Blatt ungefähr eine Elle vom Prisma entfernt steht, einen reinen, wenig gebogenen Regenbogenstreifen, und zwar die Farben völlig in der Ordnung wie wir sie am Himmel gewahr werden, oben roth, dann herunterwärts gelb, grün, blau, violett. Wir finden in gedachter Entfernung den weißen Streifen ganz aufgehoben, gebogen, farbig und verbreitert. Die Karte Nr. 6 zeigt die Farbenordnung und Gestalt dieser Erscheinung.

46.

An die Stelle jener Karte nehmen wir die folgende Nr. 5, und es wird uns in derselben Lage der schwarze Streif eine ähnliche farbige Erscheinung zeigen; nur werden die Farben an derselben gewissermaßen umgekehrt seyn. Wir sehen zu unterst gelb, dann folgt hinaufwärts roth, sodann violett, sodann blau. Der schwarze Streif ist eben so gut wie der weiße gebogen, verbreitert und von strahlenden Farben völlig aufgehoben. Die Karte Nr. 7 zeigt ungefähr wie er sich dem Auge darstellt.

47.

Wir haben bei den vorigen Experimenten gesehen, daß sich die Ordnungen der Farben gewissermaßen umkehren; wir müssen diesem Gesetze weiter nachspüren. Wir nehmen deßwegen die Karte Nr. 7 vors Prisma, und zwar dergestalt daß der schwarze Theil oben, der weiße Theil unten befindlich ist; und wir werden sogleich an dem Rande zwischen beiden einen rothen und gelben Streifen erblicken, ohne daß sich an diesem Rande

eine Spur von Blau, Grün oder Violett finden ließe. Die Karte Nr. 8 zeigt uns diesen farbigen Rand gemalt.

48.

Höchst merkwürdig ist es nun, wenn wir die Karte Nr. 7 umkehren, dergestalt daß das Schwarze unten und das Weiße sich oben befindet: in diesem Augenblicke zeigt uns das Prisma an dem Rande, der uns vorhin gelb und roth erschien, einen blauen und violetten Streifen, wie die Karte Nr. 9 denselben zeigt.

49.

Besonders auffallend ist es, wenn wir die Karte Nro. 7 dergestalt vors Prisma bringen, daß der Rand zwischen Schwarz und Weiß vertical vor uns steht. Wir werden denselben alsdann ungefärbt erblicken; wir dürfen aber nur mit der geringsten Bewegung ihn hin und wieder neigen, so werden wir bald roth, bald blau in dem Augenblicke sehen, wenn das Schwarze oder das Weiße bald oben, bald unten sich befindet. Diese Erfahrungen führen uns natürlich zu den folgenden Versuchen.

50.

Auf der Karte Nr. 10 sind zwei schwarze und zwei weiße Vierecke kreuzweise angebracht, so daß sich Schwarz und Weiß wechselsweise über einander befindet. Die Wirkung des Prisma's bleibt auch hier wie bei den vorigen Beobachtungen sich gleich, und wir sehen nunmehr die verschiedenfarbigen Streifen neben einander auf Einer Linie, wie sie Nr. 11 zeigt, und der Begriff von dem Gegensatze wird uns immer einleuchtender.

51.

Um diesen völlig zur Klarheit zu bringen, nehmen wir die Karte Nr. 3 wieder vors Prisma und halten sie dergestalt, daß der darauf befindliche weiße Streif vertical vor uns steht. Wir werden sogleich die rothe und gelbe Farbe oben, die blaue und violette unten erblicken, und der Zwischenraum des Streifens wird weiß erscheinen, so wie es die Karte Nr. 12 angiebt.

52.

Betrachten wir auf eben die Weise die Karte Nr. 4, so sehen wir die Erscheinung abermals umgekehrt, indem an dem schwarzen Streifen das Blaue und Violette sich oben, das Roth und Gelbe sich unten zeigt, und gleichfalls das Schwarze in der Mitte unverändert erscheint. Nr. 13 zeigt uns auch diese Farben in ihrer Ordnung und Entfernung.

III.

Ueberſicht und weitere Ausführung.

53.

Das Prisma zeigt den Augen desjenigen der durch daſſelbe ſieht alle farbigen oder unfarbigen Flächen in demſelben Zuſtande wie er ſie mit dem bloßen Auge ſieht, ohne weitere Veränderung als daß ſie wegen Stärke und Düſterheit des Glaſes ein wenig dunkler erſcheinen, welches aber auch ſchon der Fall bei gläſernen Tafeln iſt.

54.

Das Prisma zeigt nur Farben, da wo Licht und Schatten horizontal wechſeln; deſswegen zeigt es gewöhnlich an allen horizontalen Rändern Farben, weil kaum ein Rand zu denken iſt, wo nicht auch Abweichung der Farbe oder des Lichts und des Schattens von einem Gegenſtande zum andern exiſtirt.

(Ich merke hier zu mehrerer Deutlichkeit an was erſt in der Folge weiter ausgeführt werden kann, daß an den Rändern, wo farbige Gegenſtände an einander ſtoßen, das Prisma gleichfalls die Farben nach dem bisherigen Geſetze zeigt, nämlich nur inſofern als eine Farbe, die über der andern ſteht, dunkler oder heller iſt.)

55.

Das Prisma zeigt die Farben nicht auf einander folgend, ſondern einander entgegengeſetzt. Da auf dieſem Grundſatze alles beruht, ſo iſt es nothwendig die Verſuche, die wir ſchon geſehen haben, in dieſer Rückſicht nochmals zu wiederholen.

56.

Wenn wir den Verſuch, welcher den horizontalen weißen Streifen ganz gefärbt und die fünf Farben in einer Folge zeigt, einen Augenblick bewundern, ſo hilft uns doch bald die alte Theorie, und wir können uns dieſen horizontalen Papierſtreifen als eine Oeffnung eines Fenſterladens, als die Wirkung eines hereinfallenden, in die fünf oder ſieben Farben gebrochenen Lichtſtreifens vorſtellen. Wenn wir aber den ſchwarzen Streifen auf weiß Papier vor uns nehmen, ſo verwundern wir uns um deſto mehr, da wir auch dieſen ſchwarzen Streifen völlig aufgehoben und

die Finsterniß sowohl als das Licht in Farben verwandelt sehen. Ich habe fast einen jeden, der diese letzte Erfahrung zum erstenmal machte, über diese beiden Versuche erstaunt gesehen; ich habe die vergeblichen Bemühungen gesehen das Phänomen aus der bisherigen Theorie zu erklären.

57.

Wir dürfen aber nur eben diese schwarzen und weißen Streifen vertical halten und die Versuche des §. 51 und 52 wiederholen, so wird sich uns gleich das Räthsel aufschließen. Wir sehen nämlich alsdann die obern und untern Ränder völlig von einander getrennt, wir sehen den schwarzen und weißen Stab in der Mitte und bemerken, daß bei jenen ersten Versuchen der horizontale schwarze und weiße Stab nur deßwegen ganz gefärbt war, weil er zu schmal ist und die farbigen Ausstrahlungen beider Ränder einander in der Mitte des Stabes erreichen können.

58.

Da diese Strahlungen, wie hier nur im Vorbeigehen bemerkt werden kann, in der Nähe des Prisma's geringer sind als in der Entfernung, so bringe man nur den horizontalen weißen Streifen nahe ans Prisma, und man wird die getrennten farbigen Ränder so gut als in dem verticalen Zustande, und das reine Weiß und Schwarz in der Mitte des Streifens erblicken; man entferne ihn darauf und man wird bald in dem Weißen das Gelbe, in dem Schwarzen das Violette herunterstrahlen und sowohl weiß als schwarz völlig aufgehoben sehen. Man entferne beide Karten noch weiter und man wird in der Mitte des weißen Streifens ein schönes Papageigrün erblicken, weil gelb und blau sich strahlend vermischen. Eben so werden wir in der Mitte des schwarzen Streifens in gedachter Entfernung ein schönes Pfirschblüth sehen, weil die Strahlungen des Violetten und Rothen sich mit einander vereinigen. Ich füge, zu noch größerer Deutlichkeit, ein Schema hier bei, wie an gedachten Stellen die Farben stehen müssen.

59.

Gesetz der farbigen Ränder, wie solche durchs Prisma erscheinen, wenn, wie bei allen bisherigen Versuchen vorausgesetzt wird, der brechende Winkel unterwärts gekehrt ist.

Schema 1.	Schema 2.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
Roth	Blau
Gelb	Violett
† † †	† † †
Blau	Roth
Violett	Gelb.

Iſt der Körper, an dem die Ränder erſcheinen, breit genug, ſo kann der mit † † † bezeichnete Raum eine proportionirliche Breite haben; iſt der Körper ſchmal oder es vermehrt ſich die Strahlung durch Entfernung, ſo entſteht an dem Orte, der mit † † † bezeichnet iſt, in dem erſten Falle grün, in dem andern pfirſchblüth, und das Schema ſieht alsdann ſo aus:

Schema 3.	Schema 4.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
Roth	Blau
Gelb	Violett
Grün	Pfirſchblüth
Blau	Roth
Violett	Gelb.

Nur iſt in beiden Fällen zu bemerken, daß die Miſchungen grün und pfirſchblüth bei ſtarken Strahlungen dergeſtalt prädominiren, daß ſie die Farben, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, gänzlich aufheben; doch wird dieſes erſt in dem eigenen Capitel von der Strahlung genauer ausgeführt werden.

60.

Da die bisher allgemein verbreiteten Prismen alle gleichſeitig ſind und ſehr ſtarke Strahlungen hervorbringen, ſo habe ich mich in meinem Vortrage darnach gerichtet, damit die Verſuche ſogleich deſto allgemeiner angeſtellt werden können; allein die ganze Demonſtration zieht ſich ins Kürzere zuſammen und erhält ſogleich den höchſten Grad von Evidenz, wenn man ſehr ſpitze Prismen von 10 bis 15 Graden gebraucht. Es zeigen ſich alsdann die Farben viel reiner an den Rändern, ſelbſt einer ſchmalen horizontalen Linie.

61.

So kann man z. B. die beiden Karten Nr. 20 und 21 durch ein ſpitzwinkeliges Prisma anſehen, und man wird den feinen blauvioletten

und gelbrethen Streifen an allen entgegengesetzten Rändern erblicken. Nimmt man dagegen ein gleichseitiges Prisma, so geben beide Karten, die sich nur durch die verschiedenen Breiten der weißen und schwarzen Streifen unterscheiden, zwei ganz verschiedene Farbenspiele, welche sich aus den Schemen 3 und 4 und der ihnen beigefügten Bemerkung leicht erklären lassen. Die Karte Nr. 21 erklärt sich nach dem Schema Nr. 3 Weiß auf Schwarz, und es zeigt solche in einer Entfernung von ungefähr 2 Fuß Hochroth, Papageigrün, Violett; und es läßt sich ein Punkt finden, wo man eben so wenig Blau als Gelb bemerkt. Dagegen ist die Karte Nr. 20 als Schwarz auf Weiß anzusehen; sie zeigt in gedachter Entfernung Blau, Pfirschblüth und Gelb, und es läßt sich gleichfalls eine Entfernung finden, wo man kein Hochroth und kein Violett erblickt.

62.

Die Karte 19 zeigt uns, wenn wir sie nahe genug ans Prisma halten, an dem breiten Streifen noch Blau, Violett, Hochroth und Gelb, wenn an dem schmälern Streifen das Hochroth schon durch das Violett überwältigt und zu einem hellen Pfirschblüth verändert ist. Diese Erfahrung zeigt sich noch deutlicher, wenn man den breiten Streif noch einmal so breit macht, welches mit ein paar Pinselstrichen geschehen kann, als worum ich die Liebhaber ersuche. Ein ähnlicher, sehr auffallender Versuch findet bei den Fensterrahmen statt, vorausgesetzt daß man den freien Himmel hinter ihnen sieht: der starke Querstab des Kreuzes wird von obenherein blau, violett, hochroth und gelb erscheinen, wenn die kleinen Stäbe nur blau, violett und gelb sind.

63.

Diese Reihe von Experimenten, deren eins sich an das andere anschließt, entwickelt die Phänomene der Farben, wie sie uns durchs Prisma erscheinen, wenn die Ränder, an denen sie gesehen werden, entschieden Schwarz auf Weiß sind. Grau auf Schwarz, Weiß und Grau läßt uns zarte und sonderbare Phänomene sehen, eben so die übrigen Farben, gegen Schwarz und Weiß, gegen einander selbst gehalten und durchs Prisma betrachtet. In dem nächsten Stücke dieser Beiträge werden auch diese Wirkungen umständlich ausgeführt werden, und es sollte mir angenehm seyn, wenn die Sagacität des größten Theils meiner Leser mir voreilte, ja wenn die wichtigsten Punkte, die ich noch später vorzutragen habe, von einigen entdeckt würden, ehe sie durch mich bekannt werden; denn es liegt

in dem wenigen was schon gesagt ist, in diesen geringen, einem Spielwerk ähnlich sehenden Tafeln der Grund mancher schönen Folge und der Erklärung manches wichtigen Phänomens. Gegenwärtig kann ich nur noch Einen Schritt weiter thun.

64.

Unsere bisherigen Versuche beschäftigten sich nur mit geradlinigen Rändern, und es war nothwendig, um das Principium, wonach sie gefärbt erscheinen, auf das einfachste und faßlichste darzustellen. Wir können nunmehr, ohne Furcht uns zu verwirren, uns auch an gebogene Linien, an cirkelrunde Gegenstände wagen.

65.

Man nehme die Karte Nr. 19 nochmals zur Hand und halte sie in der Diagenale vors Prisma dergestalt, daß die Kreuze als Andreaskreuze erscheinen; man wird die Farben in der Folge des vierten Schema's erblicken und alle Linien werden gefärbt erscheinen. Es zeigen sich also hier abermals alle Ränder farbig, sobald sie nur im mindesten vom Perpendikel abweichen. Nimmt man die Karte Nr. 23 nahe vors Prisma, so findet man die Ränder des schwarzen und weißen Cirkels von oben herunter und von unten hinauf halbmondförmig nach den Schemen 1 und 2 gefärbt und das Schwarze und Weiße zeigt sich noch in der Mitte, wie die Karte Nr. 17 es angiebt. Der schwarze und weiße Kreis sind beide ringsum gefärbt, aus eben der Ursache, aus welcher ein Andreaskreuz oder ein weiß oder schwarzes Viereck, dessen Diagenale perpendicular vors Prisma gehalten würde, ganz gefärbt erscheinen muß, weil sie nämlich aus Linien bestehen, die alle vom Perpendikel abweichen. Man wird dieses Gesetz hier um so deutlicher erblicken, als die farbigen Ränder der Cirkel zu beiden Seiten schmal sind, hingegen der obere und untere sehr verbreitert erscheinen; denn natürlicherweise können die Seitenränder als Perpendicularlinien angesehen werden, die sich gradweise dem Horizont zuneigen und insofern immer mit vermehrter Strahlung erscheinen. Man versäume nicht auch diese Karte vor allen Dingen mit dem spitzwinkeligen Prisma zu betrachten.

66.

Man entferne sich sodann von der Karte Nr. 23 ungefähr um 2 Fuß und betrachte sie durch das gleichseitige Prisma; man wird, wie ehemals die schmalen Streifen, nunmehr auch diese runden schwarzen und weißen

Bilder völlig gefärbt ſehen und zwar, wie ſolches die Karte Nr. 18 zeigt, nach dem Schema Nr. 3 und 4. Es fällt nunmehr deutlich in die Augen, daß der ſchwarze ſo gut als der weiße Gegenſtand durch die farbigen Ausſtrahlungen der Ränder uns völlig gefärbt erſcheint, und daß wir die Urſache dieſes Phänomens nirgends anders zu ſuchen haben.

67.

Es muß uns bei der weißen, nach dem Schema Nr. 3 durchs Prisma veränderten und zugleich ſehr in die Länge gezogenen runden Figur das spectrum solis des Newton einfallen, und wir glauben einen Augenblick die Wirkung eines durch ein Loch im Fenſterladen geſpaltenen Lichtſtrahls zu erblicken: wenn wir aber gleich daneben einen Strahl der Finſterniß annehmen und denſelben ſo gut als das Licht in fünf oder ſieben Farben ſpalten müſſen, ſo ſehen wir leicht, daß wir auf dem Wege ſind in große Verwirrungen zu gerathen.

68.

Ich habe noch einen weiten Weg zu machen, ehe ich an das Experiment gelange, wo ein durch einen Fenſterladen in eine dunkle Kammer geworfener Lichtſtrahl ein Phänomen zeigt, dem ähnlich, das wir auf unſerer Karte erblicken. So viel aber leidet die Reihe der Demonſtration hier anzuführen.

69.

Man bringe eine cirkelrunde weiße Fläche, von welcher Größe man will, auf eine ſchwarze Tafel; man wird in einer ihrer Größe proportionirten Entfernung erſt die Ränder farbig und dann den Kreis ganz gefärbt ſehen. Wären Tafel und Kreis ſehr groß, ſo ſähe man dieſelben erſt in einer großen Ferne ganz gefärbt, theils weil ſich die Strahlung durch Entfernung vermehrt, theils weil der Gegenſtand im Auge kleiner erſcheint. Genauere Beſtimmung von allen dieſen, und ich kann hoffen ſogar bis auf einen gewiſſen Grad, Maß und Berechnung wird das Capitel liefern, das eigens von der Strahlung handeln ſoll.

70.

Man ſehe nun alſo an dem reinen Himmel nach Sternen, nach dem Monde, ja nach der Sonne, wenn man vorher ihre mächtigen Strahlen durch eine angerauchte Scheibe gemäßigt hat, man ſehe jedes Loch in einem Fenſterladen, in einem Schirm, der gegen das Licht geſtellt iſt, durchs Prisma an, man wird alle dieſe Gegenſtände nach dem Schema

Nr. 3 gefärbt erblicken, und wir werden aus dem vorigen die Ursache leicht angeben können, warum leuchtende Körper oder helle Oeffnungen, die entweder durch Entfernung sehr verkleinert werden oder an sich klein sind, ganz und gar gefärbt erscheinen und die Strahlungen an ihren Rändern sich in einander verlieren müssen, da weiße Flächen, die nur schwache Repräsentanten sind, schon jene Wirkung hervorbringen.

71.

Da ich nunmehr alles gesagt habe, was für den Anfang zu sagen war, so würde ich mich nur selbst wiederholen müssen, wenn ich das Vorgetragene weiter auslegen wollte. Ich überlasse daher dem Nachdenken meiner Leser das hinzuzuthun, was der Methode meines Vortrags wider meinen Willen an Klarheit abgehen mag; denn ich habe bemerken können, wie schwer es schon mündlich und mit allen Geräthschaften versehen, sey, den Vortrag dieser in mehr als einem Sinne befremdenden Versuche durchzuführen. So viel bin ich überzeugt, daß es jedem denkenden Menschen Freude machen wird sich mit diesen Anfängen bekannt zu machen, besonders wenn er die Folgerungen, die sich daraus ziehen lassen, entweder ahnt oder entdeckt.

IV.

Recapitulation.

72.

Ich wiederhole nunmehr kürzlich theils die Erfahrungen selbst, theils diejenigen Sätze, welche unmittelbar daraus folgen. Die Ordnung, wie sie hier hinter einander stehen, ist mehr oder weniger willkürlich, und es wird mir angenehm seyn, wenn meine Leser die Paragraphen dieses Capitels genau prüfen, sie mit dem vorhergehenden vergleichen und sie alsdann nach eigener Methode an einander reihen. Erst künftig, wenn wir diese Lehre auf mehr als eine Weise bearbeitet haben, können wir hoffen dieselbe rein und natürlich zu entwickeln.

1) Schwarze, weiße und einfärbige reine Flächen zeigen durchs Prisma keine Farben. §. 41.

2) An allen Rändern zeigen sich Farben. §. 37. 40. 42. 43.

3) Die Ränder zeigen Farben, weil Licht und Schatten an denselben an einander gränzt. §. 44. 54.

4) Wenn farbige Flächen an einander stoßen, unterwerfen auch sie sich diesem Gesetze und zeigen Farben, insofern eine heller oder dunkler ist als die andere. §. 54.

5) Die Farben erscheinen uns strahlend an den Rändern. §. 37. 45. 46.

6) Sie erscheinen strahlend nach dem Schwarzen wie nach dem Weißen, nach dem Dunkeln wie nach dem Hellen zu.

7) Die Strahlungen geschehen nach dem Perpendikel, der auf die Achse des Prisma's fällt. §. 45. 46. 47. 48.

8) Kein Rand, der mit der Achse des Prisma's perpendicular steht, erscheint gefärbt. §. 49.

9) Alle Ränder, die mit der Achse des Prisma's parallel gehen, erscheinen gefärbt.

10) Alle schmale Körper, die mit der Achse des Prisma's eine parallele Richtung haben, erscheinen ganz gefärbt und verbreitert. §. 37.

11) Ein runder Körper erscheint elliptisch, dergestalt daß sein größter Diameter auf der Achse des Prisma's perpendicular steht. §. 65. 66. 67.

12) Alle Linien, die mit der Achse des Prisma's parallel gehen, erscheinen gebogen. §. 40.

13) Alle Parallellinien, die auf der Achse des Prisma's vertical stehen, scheinen sich gegen den brechenden Winkel zu ein wenig zusammen zu neigen. §. 40.

14) Je schärfer und stärker Licht und Schatten am Rande mit einander gränzt, desto stärker erscheinen die Farben.

15) Die farbigen Ränder zeigen sich im Gegensatz. Es stehen zwei Pole unveränderlich einander gegenüber. §. 48. 49. 50. 55.

16) Die beiden entgegengesetzten Pole kommen darin mit einander überein, daß jeder aus zwei leicht zu unterscheidenden Farben besteht, der eine aus Roth und Gelb, der andere aus Blau und Violett. §. 51. 52.

17) Die Strahlungen dieser Farben entfernen sich vom Rande, und zwar strahlen Roth und Violett nach dem Schwarzen, Gelb und Blau nach dem Weißen zu.

18) Man kann diese Pole unendlich von einander entfernt denken. §. 51. 52.

19) Man kann sie einander unendlich nahe denken. §. 45. 46.

20) Erscheinen uns die beiden Pole an einem weißen Körper, der

Ein Blatt vom Winde hingetrieben, sieht öfters einem Vogel gleich.

Ein schäbiges Kameel trägt immer noch die Lasten vieler Esel.

Weiß denn der Sperling wie's dem Storch zu Muthe sey?

Wo Lampen brennen giebt's Oelflecken, wo Kerzen brennen giebt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, ein oft versengter Greis scheut sich zu wärmen.

Die gegenwärtige Welt ist nicht werth, daß wir etwas für sie thun: denn die bestehende kann in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten; für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Werth zu erhöhen suchen.

Frage sich doch Jeder, mit welchem Organ er allenfalls in seine Zeit einwirken kann und wird.

Denke nur Niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

ſich gegen einen ſchwarzen Grund befindet, und hat derſelbe eine verhältnißmäßige Größe, daß die farbigen Strahlungen der Ränder ſich erreichen können, ſo entſteht in der Mitte ein Papageigrün. §. 59.

21) Erſcheinen ſie uns an einem ſchwarzen Körper, der auf einem weißen Grunde ſteht, unter gedachter Bedingung, ſo ſteht in der Mitte derſelben ein Pfirſchblüth. §. 59.

22) Sowohl ſchwarze als weiße Körper können unter dieſen Umſtänden ganz farbig erſcheinen. §. 45. 46. 66.

23) Sonne, Mond, Sterne, Oeffnung des Fenſterladens, erſcheinen durchs Prisma nur farbig, weil ſie als kleine helle Körper auf einem dunkeln Grunde anzuſehen ſind. §. 67.

24) Sie erſcheinen elliptiſch, dergeſtalt, daß die Farbenſtrahlungen und folglich auch der große Diameter der Ellipſe auf der Achſe des Prisma's vertical ſteht. §. 66. 67.

73.

Ich ſollte zwar hier vielleicht noch ehe ich ſchließe, einige allgemeine Betrachtungen anſtellen und in die Ferne hindeuten, wohin ich meine Leſer zu führen gedenke. Es kann dieſes aber wohl erſt an dem Ende des folgenden Stückes geſchehen, weil dasjenige, was ich hier allenfalls ſagen könnte, doch immer noch als unbelegt und unerwieſen erſcheinen müßte. So viel kann ich aber denjenigen Beobachtern, welche gern vorwärts dringen mögen, ſagen, daß in den wenigen Erfahrungen, die ich vorgetragen habe, der Grund zu allem Künftigen ſchon gelegt iſt, und daß es beinahe nur Entwickelung ſeyn wird, wenn wir in der Folge das durchs Prisma entdeckte Geſetz in allen Linſen, Glaskugeln und andern mannichfaltig geſchliffenen Gläſern, in Waſſertropfen und Dünſten, ja endlich mit dem bloßen Auge unter gewiſſen gegebenen Bedingungen entdecken werden.

V.

Ueber den zu dieſen Verſuchen nöthigen Apparat und beſonders über die mit dieſem Stücke ausgegebenen Karten.

74.

Sobald ich mir vornahm die Erfahrungen über die Entſtehung der prismatiſchen Farben dem Publicum vorzulegen, empfand ich gleich den

Wunſch ſie ſo ſchnell als möglich wenigſtens in meinem Vaterlande bekannt und ausgebreitet zu ſehen. Da hierbei alles auf den Augenſchein ankommt, ſo war es nöthig zu ſorgen, daß jedermann mit der größten Leichtigkeit dazu gelangen könne; es wollte weder eine Beſchreibung noch ausgemalte Kupfertafeln, die der Schrift angefügt würden, zu dieſem Zwecke hinreichen. Ich beſchloß alſo die großen Tafeln, welche ich zu meinen Verſuchen verfertigt, im Kleinen nachahmen zu laſſen, und dadurch ſowohl einen jeden ſogleich durch das Anſchauen zu überzeugen, als auch ein lebhafteres Intereſſe zu erregen. Diejenigen Liebhaber, die einen ernſthaftern Antheil daran nehmen, werden nun leicht die Tafeln 1, 2, 3, 4, 7, 10, 14, 19, 20, 21, 22, 23 in beliebig großem Format nachmachen laſſen, und die Verſuche alsdann mit deſto mehr Bequemlichkeit und größerem Succeß wiederholen. Ja ſie werden durch eigenes Nachdenken noch mehrere Abwechslungen erfinden können, als ich für dießmal anbringen konnte. Denn jede ſchwarze Figur auf weißem Grunde, und jede weiße auf ſchwarzem Grunde, bringt neue Erſcheinungen hervor, die man ins unendliche vervielfältigen kann. Ich empfehle beſonders Andreaskreuze, Sterne u. dergl., nicht weniger alle Arten von Muſtern die durch Abwechſelung von ſchwarzen und weißen Vierecken entſtehen, welche letztere oft, wie die Karte Nr. 22 zeigt, von dreierlei Seiten verſchiedene farbige Phänomene darſtellen.

75.

Man wird, indem man ſelbſt dergleichen Verſuche erſinnt, immer mehr von der Conſequenz desjenigen überzeugt werden, was oben vorgetragen worden iſt. Um die Abwechſelung des Oben und Unten der beiden farbigen Pole recht deutlich einzuſehen, verfertige man ſich einen ſchwarzen Stern auf weißem und einen weißen Stern auf ſchwarzem Grunde, und durchbohre ihn mit einer Nadel dergeſtalt, daß man ihn auf derſelben, wie auf einer Achſe, herumdrehen kann. Während des Drehens beobachte man denſelben durchs Prisma, und man wird dieſen Verſuch mit Vergnügen und Nachdenken wiederholen.

76.

Ich habe meinen Vortrag dergeſtalt eingerichtet, daß die Verſuche durch jedes gewöhnliche gleichſeitige Prisma angeſtellt werden können, wenn es nur von weißem Glaſe iſt; ja ſelbſt mit einem Prisma von grünlichem Glaſe laſſen ſie ſich anſtellen, wenn man die geringe Differenz,

welche die Farbe verurſacht, bei der Beobachtung in Gedanken abrechnen will.

77.

Zu der völligen Evidenz der vorgetragenen Sätze gehört aber, daß man ein ſpitzwinkeliges Prisma von 10 bis 20 Graden anwende. Es kann ein jeder Glasſchleifer ſolche leicht aus einer ſtarken Glastafel verfertigen; und wenn ſie auch nur einen ſtarken Zoll hoch und einige Zoll breit ſind, ſo daß man nur mit einem Auge durchſieht, indem man das andere zuſchließt, ſo ſind ſie vorerſt hinreichend. Ich werde aber dafür ſorgen, daß Prismen von reinem Glaſe und nach genau beſtimmtem Maße an Liebhaber mit den folgenden Stücken ausgegeben werden können. Wie denn überhaupt der nöthige Apparat zu den anzuſtellenden Verſuchen nach und nach wachſen wird, ſo genau ich auch zu Werke gehen werde die Verſuche zu ſimplificiren.

78.

Da ſich aber doch der Fall oft ereignen kann, daß dieſe kleine Schrift mit den dazu gehörigen Tafeln an Orte gelangt wo keine Prismen vorhanden ſind, ſo habe ich farbige Tafeln hinzugefügt, um dem Beobachter wenigſtens auf einige Weiſe zu Hülfe zu kommen, und ihm, bis er ſich nach einem Prisma umgeſehen, einſtweilen verſtändlich zu ſeyn. Auch demjenigen der das nöthige Inſtrument beſitzt werden dieſe gemalten Karten nicht unnütz ſeyn: er kann ſeine Beobachtungen damit vergleichen, und überzeugt ſich eher von dem Geſetz einer Erſcheinung, welche er vor ſich auf dem Papier ſchon fixirt ſieht.

79.

Ich muß aber freilich hier zum voraus bemerken, daß man die Farben dieſer Tafeln nicht mit den abſoluten Farben der prismatiſchen Erſcheinungen in Abſicht ihrer Schönheit vergleichen möge: denn es ſind dieſelben nur wie jeder andere Holzſchnitt bei einem wiſſenſchaftlichen Buche anzuſehen, der weder künſtlich noch gefällig, ſondern bloß mechaniſch und nützlich iſt.

80.

Nur die unmittelbare Nähe einer Kartenfabrik macht es möglich dieſe Tafeln ſo wie ſie ſind um einen Preis zu liefern, der niemand abſchrecken wird, und es war hier nicht die Frage, ein Werk für Bibliotheken auszuarbeiten, ſondern einer kleinen Schrift die möglichſte Ausbreitung zu verſchaffen.

81.

Man wird daher diesen Tafeln manches nachsehen, wenn man sie zur Deutlichkeit nützlich findet. Ich werde bemüht seyn in der Folge diese Tafeln vollkommener zu machen, und sie auch einzeln ausgeben, damit jeder Liebhaber eine solche durch den Gebrauch leicht zerstörte Sammlung sich verbessert wieder anschaffen kann. Ich füge noch einige Beobachtungen hinzu, damit man bei diesen Karten in den anzustellenden Erfahrungen nicht gestört werde.

82.

Es ist die Absicht, daß der Beobachter das Prisma, dessen Winkel unterwärts gekehrt ist, in der rechten Hand halte, bei den anzustellenden Erfahrungen die schwarz und weißen Karten zuerst etwa einen halben Fuß hinter dem Prisma entfernt halte, indem er solche mit der linken Hand an der Seite, wo die Nummern befindlich sind, ergreift, und die Nummern mit dem Daumen zudeckt.

83.

Da einige Karten nicht allein vertical, sondern auch horizontal gehalten werden müssen, so versteht sich's von selbst, daß man sich gewöhnt sie auf die eine wie auf die andere Weise zu wenden. Man entferne alsdann das Prisma nach und nach bis zur Weite von zwei Fuß oder so weit, bis die Zeichnung der Karten undeutlich wird; man bringe sie wieder herbei, und gewöhne sich selbst nach und nach an die verschiedenen Phänomene.

84.

Wer diese schwarz und weißen Tafeln in größerem Format nachahmt, wird diese Erscheinung in größerer Entfernung und mit mehr Bequemlichkeit beobachten können.

85.

Zum Verständniß des §. 65, 66, 67 lege man die drei Karten Nr. 23, 17 und 18 dergestalt vor sich, daß die schwarze Hälfte zur linken Seite des Beobachters bleibt, die Nummern an diesen Karten mögen aufgeklebt seyn wie sie wollen.

86.

Die Tafeln Nr. 16, 24, 25, 26, 27 werden erst in den folgenden Stücken nöthig werden.

87.

So wie auch der Versuch mit der Tafel Nr. 14 in der Reihe des gegenwärtigen Vortrags nicht Platz nehmen konnte; indessen kann man denselben einstweilen zur Belustigung anstellen. Wenn man die Tafel Nr. 14 durchs Prisma betrachtet, so wird die abgebildete Fackel einem angezündeten Lichte ähnlich erscheinen, wie die 15. Tafel solches darstellt. Sehen wir bei Nachtzeit ein angezündetes Licht auch nur mit bloßen Augen, so werden wir die Spitze desselben roth und gelb, den untern Theil derselben blau sehen. Diese Farben werden sich in einem ungeheuern Grade verstärken, wenn wir das brennende Licht durch ein Prisma betrachten. Inwiefern sich diese Erfahrung an die übrigen von uns bisher beobachteten anschließt, wird sich erst künftig zeigen.

88.

Ich wiederhole nochmals, daß die Beschreibung der Versuche besonders des zweiten Capitels nur alsdann mit den Erfahrungen übereinstimmen könne, wenn der Beobachter den sogenannten brechenden Winkel unterwärts gekehrt hat, und so die Gegenstände betrachtet. Wie sich die Farben alsdann zeigen, geben die gemalten Karten an; die Ausdrücke oben, unten, horizontal, perpendicular beziehen sich auf diese Richtung. Sie würden sich, wenn man den gedachten Winkel nunmehr auch nach oben, nach der rechten oder linken Hand wendete, folgendermaßen verändern:

Der Winkel des Prisma's gekehrt

nach unten	nach oben	nach der rechten	nach der linken
unten	oben	rechts	links
oben	unten	links	rechts
horizontal	horizontal	perpendicular	perpendicular
perpendicular	perpendicular	horizontal	horizontal.

Man sieht leicht, daß, wenn man sich diese Richtung des Prisma's in einem Kreise denkt, sich das Oben und Unten, Rechts und Links auf ein Innen und Außen beziehe, welches sich deutlicher ergeben wird, wenn wir dereinst Versuche durch Linsen anstellen werden.

VI.

Beschreibung der Tafeln.

Da es möglich wäre, daß ungeachtet aller angewendeten Mühe und beobachteten Genauigkeit eine falsche Nummer auf eine Karte getragen würde, so füge ich hier nochmals eine Beschreibung der Tafeln hinzu, und ersuche jeden Beobachter sie hiernach zu revidiren.

Nr. 1. Schwarze wurmförmige Züge auf weißem Grunde.

Nr. 2. Schwarze und weiße kleine Vierecke.

Wird horizontal und diagonal vors Prisma gehalten.

Nr. 3. Ein weißer Stab auf schwarzem Grunde.

Nr. 4. Ein schwarzer Stab auf weißem Grunde.

Diese beiden Nummern braucht der Beobachter sowohl horizontal als vertical.

Nr. 5. Ein Regenbogenstreif auf schwarzem Grunde.

Nr. 6. Ein umgewendeter Regenbogenstreif auf weißem Grunde.

Diese beiden Tafeln legt man horizontal vor sich, und zwar so, daß der Rücken des Bogens aufwärts gekehrt ist.

Nr. 7. Eine halb schwarze, halb weiße Tafel.

Der Beobachter bedient sich derselben, daß bald das Schwarze, bald das Weiße unten steht.

Nr. 8. Eine halb schwarze, halb weiße Tafel mit einem rothen und gelben Streifen.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß sich das Schwarze oben befindet.

Nr. 9. Eine halb schwarze, halb weiße Tafel mit einem blauen und violetten Streifen.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß das Schwarze sich unten befindet.

Nr. 10. Zwei schwarze und zwei weiße längliche Vierecke übers Kreuz gestellt.

Wir können sie horizontal, perpendicular, diagonal vors Prisma nehmen.

Nr. 11. Zwei schwarze und weiße längliche Vierecke übers Kreuz gestellt, mit einem rothen, gelben, blauen und violetten Rande.

Wir legen sie dergestalt vor uns, daß der rothe und gelbe Rand

unter dem Schwarzen, der blaue und gelbe über dem Schwarzen ſich befindet.

Nr. 12. Ein weißer Stab auf ſchwarzem Grunde mit farbigen Enden.

Wir halten ihn perpendicular vor uns, ſo daß der rothe und gelbe Rand oben, der blaue und violette unten ſich befindet.

Nr. 13. Ein ſchwarzer Stab auf weißem Grunde mit bunten Enden.

Wir betrachten ihn dergeſtalt, daß das blaue und violette Ende ſich oben, das rothe und gelbe ſich unten befindet.

Nr. 14. Die Geſtalt einer Fackel, weiß auf ſchwarz.

Nr. 15. Eben dieſelbe Geſtalt mit Farben, wie ſie durch das Prisma erſcheinen.

Nr. 16. Eine Tafel halb ſchwarz, halb weiß, auf dem ſchwarzen Theile eine weiße Rundung mit gelber Einfaſſung, auf dem weißen Theile eine ſchwarze Rundung mit blauer Einfaſſung.

Dieſe Tafel erklärt ſich erſt in dem folgenden Stücke.

Nr. 17. Eine halb weiße, halb ſchwarze Tafel, auf jedem Theile eine elliptiſche Figur mit abwechſelnden Farben, in deren Mitte man noch Schwarz und Weiß erkennt.

Nr. 18. Eine gleichfalls getheilte ſchwarze und weiße Tafel mit völlig farbigen elliptiſchen Figuren.

Dieſe beiden letzten Tafeln legt der Beobachter horizontal vor ſich, dergeſtalt daß der ſchwarze Theil ſich zu ſeiner linken Hand befindet.

Nr. 19. Zwei Horizontallinien, von einer Verticallinie durchkreuzt.

Man kann ſie horizontal, vertical und diagonal vor das Prisma halten.

Nr. 20. Schmale weiße Streifen auf ſchwarzem Grunde.

Nr. 21. Schmale ſchwarze Streifen auf weißem Grunde.

Dieſe beiden Tafeln werden vors Prisma gebracht dergeſtalt, daß die Streifen mit der Achſe des Prisma's parallel laufen.

Nr. 22. Gebrochene ſchwarze und weiße Linien.

Man kann dieſe Karte ſowohl horizontal als vertical und diagonal vor das Prisma bringen.

Nr. 23. Eine ſchwarz und weiß getheilte Tafel; auf dem ſchwarzen Theile ein weißes Rund, auf dem weißen ein ſchwarzes Rund.

Ich wünsche, daß der Beobachter, wenn die ganze Sammlung vor ihm liegt, diese Nummer an die Stelle von Nr. 16 und diese hierher lege; denn das ist eigentlich die Ordnung wie sie gehören. Es versteht sich aber, daß die Nummern selbst nicht verändert werden, weil die gegenwärtige Tafel in meinem Vortrage auch als Nr. 23 aufgeführt ist.

Nr. 24. Auf einer weißen Tafel in der Mitte ein schwarzer Streif, auf der einen Seite viele Punkte um ein Centrum, auf der andern eine Cirkelfigur mit einem Kreuze und Punkten.

Nr. 25. Auf einer weißen Tafel zwei Vierecke, eins mit geraden, das andere mit gebogenen Seiten.

Nr. 26. Linearzeichnungen mit Buchstaben.

Nr. 27. Auf einem schwarzen Grunde zwei weiße Triangel, mit den Spitzen gegen einander gekehrt, mit bunten Rändern.

Diese vier letztern Tafeln so wie Nr. 16 werden erst in folgenden Stücken erklärt.

Die Sorgfalt, womit ich die Tafeln hier abermals durchgegangen, ist, wie ich überzeugt bin, nur für den Anfang nöthig. Man wird sich gar bald in diese Tafeln auch ohne Nummern finden und sie ohne Anweisung gebrauchen lernen, da bei allen diesen Versuchen ein ganz einfaches Principium nur auf verschiedene Weise angewendet wird.

Beiträge zur Optik.

Zweites Stück.

1792.

Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge giebt, dessen er sich fähig fühlt.

Wer thätig seyn will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch. Das ist der Vortheil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.

Der Augenblick ist eine Art von Publicum: man muß ihn betrügen, daß er glaube, man thue was, dann läßt er uns gewähren und im Geheimen fortführen, worüber seine Enkel erstaunen müssen.

Menschen die ihre Kenntnisse an die Stelle der Einsicht setzen.

In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten.

Es ist nichts trauriger anzusehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieser durchaus bedingten Welt; es erscheint im Jahr 1830 vielleicht ungehöriger als je.

Vor der Revolution war Alles Bestreben, nachher verwandelte sich Alles in Forderung.

VIII.

Beſchreibung eines großen Prisma's.

Als ich die ſchwarzen und weißen kleinen Tafeln mit dem erſten Stücke dieſer Beiträge dem Publicum vorlegte, hatte ich die Abſicht meinen Leſern dadurch die anzuſtellenden Beobachtungen bequem zu machen. Ich hoffte, ſie würden ſich ein Prisma leicht anſchaffen und alsdann die Erfahrungen, die ich beſchrieb, ohne weitere Umſtände wiederholen können. Allein es hat ſich gezeigt, daß die Prismen beinahe gänzlich aus dem Handel verſchwunden ſind, und daß viele Liebhaber dieſes ſonſt ſo gemeine Inſtrument wenigſtens für den Augenblick nicht finden können.

Auch hatte ich angezeigt, daß die gleichſeitigen gläſernen Prismen wegen der ſtarken Strahlung, welche ſie beſonders in einiger Entfernung hervorbringen, dem Beobachter oft hinderlich ſeyen.

Ich hatte gewünſcht, daß man die von mir angegebenen Erfahrungen mit ſehr ſpitzwinkeligen Prismen von 15 bis 20 Graden wiederholen möge, als durch welche die Ränder ſehr zart gefärbt und nur mäßig ſtrahlend erſcheinen, auch der weiße Raum zwiſchen beiden ſeine unverfälſchte Reinheit behält.

Man hatte gehofft ſowohl gewöhnliche gläſerne Prismen als gedachte gläſerne Keile mit dem gegenwärtigen zweiten Stücke auszugeben; aber es hat auch nicht glücken wollen die gemachten Beſtellungen zur rechten Zeit abgeliefert zu ſehen.

Ich finde es daher nöthig meinen Leſern eine andere einfache Maſchine zu empfehlen, welche ihnen ſowohl bei Wiederholung der Verſuche des erſten Stückes als bei Prüfung derer, die ich erſt in der Folge vorlegen werde, manche Dienſte leiſten wird. Es iſt dieſe Maſchine ein aus zwei

ſtarken geſchliffenen, reinen Glastafeln zuſammengeſetztes Prisma, welches bei Verſuchen mit reinem Waſſer angefüllt wird.

Die Größe der Tafeln iſt zwar willkürlich, doch wünſchte ich daß ſie wenigſtens einen rheiniſchen Fuß lang und acht rheiniſche Zoll hoch ſeyn möchten. Dieſe länglich viereckten Tafeln werden durch zwei bleierne Dreiecke in einem Winkel von 60 Graden verbunden, der untere Rand mit Fenſterblei verwahrt und alle Fugen wohl verkittet, auch werden die obern Ränder der Gläſer mit Fenſterblei eingefaßt, um dadurch das Ganze beſſer zuſammen zu halten. Ein geſchickter Glaſer wird ein ſolches Prisma und jeder Tiſcher das Geſtelle leicht verfertigen. Es iſt dieſe Maſchine auf beiſtehender Tafel abgebildet und zu Ende des gegenwärtigen Stücks eine genaue Beſchreibung angefügt, welche dieſe Abbildung deutlich erklärt.

Ein ſolches prismatiſches Gefäß hat den Vorzug, daß man durch ſolches bequem nach großen und kleinen Tafeln ſehen und die Erſcheinung der farbigen Ränder ohne Anſtrengung der Augen beobachten kann. Ferner erſcheinen auch, wegen der weniger refrangirenden Kraft des Waſſers, die Ränder ſchmal gefärbt, und es iſt alſo ein ſolches Prisma, obgleich von 60 Graden, zu eben dem Endzwecke als ein ſpitzer gläſerner Keil zu gebrauchen, obgleich dieſer wegen der Reinheit ſowohl der farbigen Ränder als des weißen Zwiſchenraums den Vorzug verdient.

Man wird ſo viel als möglich reines Waſſer zu den Verſuchen nehmen, und auch dieſes nicht zu lange in dem Gefäße ſtehen laſſen, vielmehr nach geendigter Beobachtung das Waſſer ausſchöpfen und das Gefäß mit einem reinen Tuche auswiſchen und abtrocknen, weil ſonſt das Glas gerne anläuft, beſonders die geſchliffenen Tafeln, welche man wegen ihrer Stärke und Reinheit vorzüglich zu wählen hat, leicht blind werden.

Ein ſolches Gefäß iſt zu allen prismatiſchen Verſuchen brauchbar, zu einigen unentbehrlich, und ich wünſchte, daß diejenigen meiner Leſer, welche Neigung haben dem Faden meines Vortrags zu folgen, ſich je eher je lieber damit verſehen möchten.

VIII.

Von den Strahlungen.

89.

Ich habe mich ſchon mehrmalen des Wortes Strahlungen bedient, und es iſt nöthig daß ich mich vorläufig über daſſelbe erkläre, damit es wenigſtens einſtweilen gelte, bis wir es vielleicht in der Folge gegen ein ſchicklicheres vertauſchen können.

Wir haben uns in dem erſten Stücke überzeugt, daß uns das Prisma keine Farben zeigt als an den Rändern, wo Licht und Finſterniß an einander gränzen. Wir haben bemerkt, daß durch ſehr ſpitzwinkelige Prismen dieſe farbigen Ränder nur ſchmal geſehen werden, da ſie hingegen ſowohl nach dem Schwarzen als dem Weißen zu ſich ſehr verbreitern, wenn der brechende Winkel, die refrangirende Kraft des Mittels oder die Entfernung des Beobachters zunimmt.

90.

Dieſes Phänomen, wenn mir nämlich ein farbiger Rand durchs Prisma da erſcheint, wo ich ihn mit bloßen Augen nicht ſah, und dieſer farbige Rand ſich von dem Schwarzen nach dem Weißen und von dem Weißen nach dem Schwarzen zu erſtreckt, nenne ich die Strahlung, und drücke dadurch gleichſam nur das Phänomen an ſich ſelbſt aus, ohne noch irgend auf die Urſache deſſelben deuten zu wollen.

91.

Da die farbigen Erſcheinungen an den Rändern die Gränze des Randes ſelbſt ungewiß machen, und die Zeichen, die man ſich durch Nadeln oder Punkte feſtſtellen will, auch gefärbt und verzogen werden, ſo iſt die Beobachtung mit einiger Schwierigkeit verknüpft. Durch einen gläſernen Keil, von ungefähr 10 Graden, erſcheinen beide farbige Ränder ſehr zart, unmittelbar am Schwarzen gegen das Weiße zu. Der blaue Saum iſt ſehr ſchön hochblau, und ſcheint mit einem feinen Pinſel auf den weißen Rand gezeichnet zu ſeyn. Einen Ausfluß des Strahls nach dem Schwarzen zu bemerkt man nicht, ohne die größte Aufmerkſamkeit, ja man muß gleichſam überzeugt ſeyn daß man ihn ſehen müſſe, um ihn zu finden. Dagegen iſt an dem andern Rande das Hochrothe gleichfalls ſichtbar, und das Gelbe ſtrahlt nur ſchwach nach dem Weißen zu. Verdoppelt man die Keile, ſo ſieht man nun deutlich das Violette nach

dem Schwarzen, das Gelbe nach dem Weißen zu sich erstrecken und zwar beide in gleichem Maße. Das Blaue und Rothe wird auch breiter, aber es ist schon schwerer zu sagen, ob sich jenes in das Weiße, dieses in das Schwarze verbreitert.

92.

Vielleicht läßt sich in der Folge das was uns gegenwärtig durch das Auge zu beobachten schwer fällt, auf einem andern Wege finden und näher bestimmen. So viel aber können wir inzwischen bemerken, daß das Blaue wenig in das Weiße, das Rothe wenig in das Schwarze, das Violette viel in das Schwarze, das Gelbe viel in das Weiße hereinstrahlt. Da nun unter der Bedingung, wie wir das Prisma beständig halten, die beiden starken Strahlungen abwärts, die beiden schwächern hinaufwärts gehen, so wird sowohl ein schwarzer Gegenstand auf weißem Grunde als ein weißer auf schwarzem Grunde oben wenig und unten viel gewinnen.

Ich brauche daher das Wort Rand, wenn ich von dem schmälern blauen und rothen Farbenstreife, dagegen das Wort Strahlung, wenn ich von dem breitern violetten und gelben spreche, obgleich jene schmalen Streifen auch mäßig strahlen und sich verbreitern, und die breitern Strahlungen von den Rändern unzertrennlich sind.

So viel wird vorerst hinreichen, um den Gebrauch dieses Wortes einigermaßen zu rechtfertigen und meinem Vortrage die nöthige Deutlichkeit zu geben.

IX.

Graue Flachen, durchs Prisma betrachtet.

93.

Wir haben in dem ersten Stücke nur schwarze und weiße Tafeln durchs Prisma betrachtet, weil sich an denselben die farbigen Ränder und Strahlungen derselben am deutlichsten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Versuche mit grauen Flächen und finden abermals die Wirkungen des bekannten Gesetzes.

94.

Haben wir das Schwarze als Repräsentanten der Finsterniß, das Weiße als Repräsentanten des Lichtes angesehen, so können wir sagen,

daß das Graue den Schatten repräsentire, welcher mehr oder weniger von Licht und Finsterniß participirt und also manchmal zwischen beiden in der Mitte steht.

95.

Der Schatten ist dunkel, wenn wir ihn mit dem Lichte, er ist hell, wenn wir ihn mit der Finsterniß vergleichen, und so wird sich auch eine graue Fläche gegen eine schwarze als hell, gegen eine weiße als dunkel verhalten.

96.

Grau auf Schwarz wird uns also durchs Prisma alle die Phänomene zeigen, die wir in dem ersten Stücke dieser Beiträge durch Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben. Die Ränder werden nach eben dem Gesetze gefärbt und strahlen in eben der Breite, nur zeigen sich die Farben schwächer und nicht in der höchsten Reinheit.

97.

Eben so wird Grau auf Weiß die Ränder sehen lassen, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

98.

Verschiedene Schattirungen von Grau, stufenweise an einander gesetzt, je nachdem man das Dunklere oben oder unten hinbringt, werden entweder nur Blau und Violett, oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

99.

Eben diese grauen Schattirungen, wenn man sie horizontal neben einander betrachtet und die Ränder durchs Prisma besieht, wo sie oben und unten an eine schwarze oder weiße Fläche stoßen, werden sich nach den uns bekannten Gesetzen färben.

100.

Die zu diesem Stücke bestimmte Tafel wird ohne weitere Anleitung dem Beobachter die Bequemlichkeit verschaffen diese Versuche unter allen Umständen anzustellen.

X.

Farbige Flächen, durchs Prisma betrachtet.

101.

Eine farbige große Fläche zeigt keine prismatische Farben, eben wie schwarze, weiße und graue Flächen, es müßte denn zufällig oder vorsätzlich auch auf ihr Hell und Dunkel abwechseln. Es sind also auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzustellen, insofern sie durch einen Rand von einer andern, verschieden tingirten Fläche abgesondert werden.

102.

Es kommen alle Farben, welcher Art sie auch seyn mögen, darin überein, daß sie dunkler als Weiß und heller als Schwarz erscheinen. Wenn wir also vorerst kleine farbige Flächen gegen schwarze und weiße Flächen halten und betrachten, so werden wir alles was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals bemerken können; allein wir werden zugleich durch neue und sonderbare Phänomene in Verwunderung gesetzt und angereizt folgende genaue Beobachtungen anzustellen.

103.

Da die Ränder und Strahlungen, welche uns das Prisma zeigt, farbig sind, so kann der Fall kommen, daß die Farbe des Randes und der Strahlung mit der Farbe einer farbigen Fläche homogen ist; es kann aber auch im entgegengesetzten Falle die Fläche mit dem Rande und der Strahlung heterogen seyn. In dem ersten identificirt sich der Rand mit der Fläche und scheint dieselbe zu vergrößern, in dem andern verunreinigt er sie, macht sie undeutlich und scheint sie zu verkleinern. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo dieser Effect am sonderbarsten auffällt.

104.

Man nehme die beiliegende Tafel horizontal vor sich und betrachte das rothe und blaue Viereck auf schwarzem Grunde neben einander, auf die gewöhnliche Weise durchs Prisma, so werden, da beide Farben heller sind als der Grund, an beiden, sowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Strahlungen entstehen; nur werden sie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erscheinen.

105.

Das Rothe ist verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als

das Blaue, die Farben der Ränder werden alſo an dem Rothen ſtärker als an dem Blauen erſcheinen, welches wenig von dem Schwarzen unterſchieden iſt.

106.

Der obere rothe Rand wird ſich mit der Farbe des Vierecks identificiren, und ſo wird das rothe Viereck ein wenig hinaufwärts vergrößert ſcheinen; die gelbe herabwärts wirkende Strahlung aber wird von der rothen Fläche beinahe verſchlungen und nur bei der genaueſten Aufmerkſamkeit ſichtbar. Dagegen iſt der rothe Rand und die gelbe Strahlung mit dem blauen Viereck heterogen. Es wird alſo an dem Rande eine ſchmutzig rothe und hereinwärts in das Viereck eine ſchmutzig grüne Farbe entſtehen, und ſo wird beim erſten Anblicke das blaue Viereck von dieſer Seite zu verlieren ſcheinen.

107.

An dem untern Rande der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und eine violette Strahlung entſtehen und die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen; denn der blaue Rand, der mit der rothen Fläche heterogen iſt, wird das Gelbrothe — denn ein ſolches muß zu dieſem Verſuche gewählt werden — beſchmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, ſo daß das Rothe von dieſer Seite verkürzter ſcheint, und die violette Strahlung des Randes nach dem Schwarzen zu wird kaum bemerkt werden.

108.

Dagegen wird der blaue Rand ſich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, ſondern vielmehr noch geben, und ſolche durch die violette Strahlung dem Anſcheine nach noch mehr verlängern.

109.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich ſie gegenwärtig genau beſchrieben habe, iſt ſo mächtig und ſo ſonderbar, daß einem jeden Beobachter beim erſten Anblicke die beiden Vierecke aus der horizontalen Linie heraus und im entgegengeſetzten Sinne aus einander gerückt ſcheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch wird bei näherer Betrachtung dieſe Täuſchung ſich bald verlieren, und man wird die Wirkung der Ränder, wie ich ſie angezeigt, bald genau bemerken lernen.

110.

Es ſind überhaupt nur wenige Fälle wo dieſe Täuſchung ſtatthaben kann; ſie iſt ſehr natürlich, wenn man zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober, zu dem blauen ein mit Indig gefärbtes Papier anwendet. Dieſes iſt der Fall, wo der blaue und rothe Rand da wo er homogen iſt, ſich unmerklich mit der Fläche verbindet, da wo er heterogen iſt, die Farbe des Vierecks nur beſchmutzt, ohne eine ſehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das rothe Viereck muß nicht ſo ſehr ins Gelbe fallen, ſonſt wird eben der dunkelrothe Rand ſichtbar; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, ſonſt wird die gelbe Strahlung zu ſichtbar. Das Blaue darf nicht um das mindeſte heller ſeyn, ſonſt wird der rothe und gelbe Rand ſichtbar, und man kann die untere violette Strahlung nicht mehr als die verrückte Geſtalt des hellblauen Vierecks anſehen. Und ſo mit den übrigen Umſtänden, die dabei vorkommen.

111.

Ich habe geſucht auf der beiliegenden Tafel die Töne der Farben dergeſtalt zu wählen, daß die Täuſchung in einem hohen Grade hervorgebracht werde; weil es aber ſchwer iſt ein Papier ſo dunkelblau als die Farbe hier erforderlich iſt, egal anzuſtreichen, ſo werden einzelne Liebhaber entweder durch ſorgfältige Färbung des Papiers oder auch durch Muſter von Scharlach und blauem Tuche dieſen Verſuch noch reiner anſtellen können.

Ich wünſche, daß alle diejenigen denen es um dieſe Sache Ernſt wird, ſich die hierbei anzuwendende geringe Mühe nicht möchten reuen laſſen, um ſich feſt zu überzeugen, daß die farbigen Ränder, ſelbſt in dieſem Falle, einer geſchärften Aufmerkſamkeit nie entgehen können. Auch findet man ſchon auf unſerer Tafel Gelegenheit ſich alle Zweifel zu benehmen.

112.

Man betrachte das weiße neben dem blauen ſtehende Viereck auf ſchwarzem Grunde, ſo werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen ſteht, die entgegengeſetzten Ränder in ihrer höchſten Energie in die Augen fallen. Es erſtreckt ſich an demſelben der rothe Rand faſt noch mehr als am rothen ſelbſt über das Blaue hinauf; der untere blaue Rand aber iſt in ſeiner ganzen Schöne ſichtbar, dagegen verliert

er ſich in dem blauen Viereck durch Identification. Die violette Strahlung hinabwärts iſt viel deutlicher an dem weißen als an dem blauen.

113.

Man ſehe nun herauf und herab, vergleiche das Rothe mit dem Weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältniſſe dieſer Flächen zu ihren Rändern deutlich einſehen.

114.

Noch auffallender erſcheinen die Ränder und ihre Verhältniſſe zu den farbigen Flächen, wenn man die farbigen Vierecke und das Schwarze auf weißem Grunde betrachtet: denn hier fällt jene Täuſchung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder ſind ſo ſichtbar, als wir ſie nur in irgend einem andern Falle geſehen haben. Man ſehe zuerſt das blaue und rothe Viereck durchs Prisma an. An beiden entſteht der blaue Rand nunmehr oben; dieſer, homogen mit dem Blauen, verbindet ſich mit demſelben und ſcheint es in die Höhe zu heben, nur daß der hellblaue Rand oberwärts ſchon zu ſichtbar iſt. Das Violette iſt auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Eben dieſer obere blaue Rand iſt nun mit dem rothen Viereck heterogen; er iſt kaum ſichtbar, und die violette Strahlung bringt, verbunden mit dem Gelbroth, eine Pfirſchblüthfarbe zuwege.

115.

Wenn nun auch gleich in dieſem Falle die obern Ränder dieſer Vierecke nicht horizontal erſcheinen, ſo erſcheinen es die untern deſto mehr: denn indem beide Farben, gegen das Weiße gerechnet, dunkler ſind als ſie gegen das Schwarze hell waren, ſo entſteht unter beiden der rothe Rand mit ſeiner gelben Strahlung; er erſcheint unter dem gelbrothen Viereck in ſeiner ganzen Schönheit, und unter dem blauen beinahe wie er unter dem ſchwarzen erſcheint, wie man bemerken kann, wenn man die darunter geſetzten Vierecke und ihre Ränder mit den obern vergleicht.

116.

Um nun dieſen Verſuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, ſind Vierecke von verſchiedenen Farben in der Mitte der Tafel, halb auf die ſchwarze, halb auf die weiße Seite geklebt. Man wird ſie, nach jenen uns nun bei farbigen Flächen genugſam bekannt gewordenen Geſetzen, an ihren Rändern verſchiedentlich gefärbt finden, und die Vierecke werden in ſich ſelbſt entzwei geriſſen und hinauf- oder

herunterwärts gerückt scheinen. Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf schwarzem Grunde bis zur Täuschung gesehen haben, uns an zwei Hälften eines Vierecks von gleicher Farbe sichtbar wird, wie es denn an dem mennigrothen kleinen Viereck am allerauffallendsten ist, so werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Strahlungen und auf die Wirkungen ihrer homogenen oder heteregenen Natur zu den Flächen, an denen sie erscheinen, aufmerksam gemacht.

117.

Ich überlasse den Beobachtern die mannichfaltigen Schattirungen der halb auf Schwarz, halb auf Weiß befestigten Vierecke selbst zu vergleichen, und bemerke nur noch die scheinbare conträre Verzerrung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts und auf Weiß hinaufwärts gezogen scheinen.

118.

Es bleibt mir, ehe ich schließe, noch übrig die schon bekannten Versuche noch auf eine Art zu vermannichfaltigen. Es stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich, daß sich der schwarze Theil oben und der weiße unten befindet; er betrachte durchs Prisma eben jene Vierecke, welche halb auf schwarzem, halb auf weißem Grunde stehen, nun horizontal neben einander: er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch einen Ansatz zweier rothen Ränder gewinnt; er wird bei genauer Aufmerksamkeit die gelbe Strahlung von oben herein auf der rothen Fläche bemerken, die untere gelbe Strahlung nach dem Weißen zu wird aber viel deutlicher seyn.

119.

Oben an dem gelben Viereck ist der rothe Rand sehr merklich, die gelbe Strahlung identificirt sich mit der gelben Fläche, nur wird solche etwas schöner dadurch. Der untere Rand hat nur wenig Roth, und die gelbe Strahlung ist sehr deutlich. Das hellblaue Viereck zeigt oben den dunkelrothen Rand sehr deutlich; die gelbe Strahlung vermischt sich mit der blauen Farbe der Fläche, und bringt ein Grün hervor; der untere Rand geht in eine Art von Violett über, die gelbe Strahlung ist blaß. An dem blauen Viereck ist der obere rothe Rand kaum sichtbar; die gelbe Strahlung bringt herunterwärts ein schmutziges Grün hervor; der untere rothe Rand und die gelbe Strahlung zeigen sehr lebhafte Farben.

Ob eine Nation reif werden könne, iſt eine wunderliche Frage. Ich beantworte ſie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig ſeyn wird, ſo iſt der eigentlich reife Mann immer zwiſchen beiden geklemmt und wird ſich auf eine wunderliche Weiſe behelfen und durchhelfen müſſen.

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt ſich nicht gut aus: denn die Macht ſoll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt ſich immer leſen: denn der Uebermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag ſich wenigſtens redend äußern. „Laßt ſie ſingen, wenn ſie nur bezahlen!“ ſagte Mazarin, als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht geleſen hat, und man lieſt ſie alsdann zuſammen; ſo zeigt ſich erſt wie viel Zeit man mit dieſen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, beſonders iſt ſie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zuſtandes kirrt der Zeitungsſchreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger, und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entſcheidung eintritt und das Geſchehene wie eine Gottheit angeſtaunt wird.

Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dieß früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit ſeiner Schönen nie beſſer ſteht, als wenn man ſeinen Rivalen lobt. Alsdann geht ihr das Herz auf, jede Sorge euch zu verletzen, die Furcht euch zu verlieren iſt verſchwunden; ſie macht euch

120.

Wenn man nun in diesen Fällen bemerkt, daß die rothe Fläche durch einen Ansatz auf beiden Seiten zu gewinnen, die dunkelblaue wenigstens von einer Seite zu verlieren scheint, so wird man, wenn man die Pappe umkehrt, daß der weiße Theil oben und der schwarze unten sich befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

121.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Strahlungen an den blauen Vierecken entstehen und sich mit ihnen verbinden, so scheinen sie beide vergrößert, ja ein Theil der Flächen selbst schöner gefärbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Strahlungen von der Farbe der Fläche selbst unterscheiden lehren; das gelbe und rothe dagegen werden nunmehr von den heterogenen Rändern eingeschränkt. Der obere blaue Rand ist an beiden fast gar nicht sichtbar; die violette Strahlung zeigt sich als ein schönes Pfirschblüth auf dem rothen, als ein sehr blasses auf dem gelben; die beiden untern Ränder sind grün, an dem rothen schmutzig, lebhaft an dem gelben; die violette Strahlung bemerkt man unter dem rothen sehr wenig, mehr unter dem gelben.

122.

Es lassen sich diese Versuche noch sehr vervielfältigen, wie ich denn hier die farbigen Ränder der dunkelrothen, hochgelben, grünen und hellblauen Vierecke, die sich auf der einen Seite der Tafel gleichfalls zwischen dem Schwarzen und Weißen befinden, nicht umständlich beschreibe und hererzähle, da sie sich jeder Beobachter leicht selbst deutlich machen, und sich aufs neue überzeugen kann, daß die farbigen Vierecke neben einander deßwegen durchs Prisma verschoben erscheinen, weil der Ansatz der homogenen und heterogenen Ränder eine Täuschung hervorbringt, die wir nur durch eine sorgfältige Reihe von Erfahrungen rectificiren können.

XI.

Nacherinnerung.

Ich beschließe hiermit vorerst den Vortrag jener prismatischen Erfahrungen, welche ich die subjectiven nennen darf, indem die Erscheinungen in dem Auge des Beobachters vorgehen, wenn ohne Prisma an

den Objecten, welche gesehen werden, eine Spur des Phänomens nicht leicht zu entdecken ist.

Es leiten sich alle diese Versuche von einer einzigen Erfahrung ab, nämlich daß wir nothwendig zwei entgegengesetzte Ränder vor uns stellen müssen, wenn wir sämmtliche prismatische Farben auf einmal sehen wollen, und daß wir diese Ränder verhältnißmäßig an einander rücken müssen, wenn die von einander getrennten, einander entgegengesetzten Erscheinungen sich verbinden, und eine Farbenfolge durch einen gemischten Uebergang darstellen sollen.

Ich habe meine Bemühungen nur darauf gerichtet, die einfachen Erfahrungen in so viele Fälle zu vermannichfaltigen, als es mir jetzt möglich war und nützlich schien, und ich hoffe, daß man meine Arbeit nicht deßwegen geringer schätzen wird, weil sich alle von mir vorgetragenen Versuche auf einen einzigen wieder zurück bringen lassen. Die unzähligen Operationen der Rechenkunst lassen sich auf wenige Formeln reduciren, und die Magnetnadel zeigt uns eben darum den Weg von einem Ende des Meers zum andern, sie hilft uns aus den verworrensten unterirdischen Labyrinthen, läßt uns über Thäler und Flüsse das Maß finden, und giebt uns zu vielen ergötzlichen Kunststücken Anlaß, eben weil sie sich unveränderlich nach einem einfachen Gesetze richtet, das auf unserm ganzen Planeten gilt, und also überall ein gewisses Hier und Dort angiebt, das der menschliche Geist in allen Fällen zu bemerken und auf unzählige Art anzuwenden und zu benutzen versteht.

Ein solches Gesetz kann gefunden, deutlich gemacht und tausendfältig angewendet werden, ohne daß man eine theoretische Erklärungsart gewählt oder gewagt hat.

Darf ich mir schmeicheln, in einer so durchgearbeiteten Materie, als die Lehre von den Farben ist, etwas Nützliches und Zweckdienliches zu leisten, so kann ich es nur alsdann, wenn ich die vielen Versuche, welche bezüglich auf Entstehung der Farben von so vielen Beobachtern angestellt worden, und die überall zerstreut liegen, zusammenbringe, und sie nach ihrer natürlichen Verwandtschaft, ohne weitere Rücksicht, in Ordnung stelle.

Man wird mir verzeihen, wenn ich nicht gleich anzeige, woher ich sie nehme, wo und wie sie bisher vorgetragen worden, wie man sie zu erklären gesucht, und ob sie dieser oder jener Theorie günstig scheinen. Was für Kenner überflüssig ist, dürfte den Liebhaber verwirren, und leicht

werden Streitigkeiten erregt, die man so viel als möglich zu vermeiden hat. Sind die Materialien einmal beisammen, so ergiebt sich die Anwendung von selbst.

Eben so wird man mir vergeben, wenn ich langsamer vorwärts gehe, als ich mir es anfangs vorgesetzt, und um keinen Fehltritt zu thun, meine Schritte zusammenziehe.

Erklärung der Kupfertafel.

Das zusammengesetzte hohle Prisma ist hier schwebend vorgestellt. Man kann seine zwei undurchsichtigen bleiernen Seiten von den durchsichtigen gläsernen leicht unterscheiden, und man weiß, daß die Oberfläche nicht zugeschlossen ist. Man sieht das schmale Fensterblei, durch welches das ganze Instrument verbunden wird, indem solches an allen Rändern hingeführt und wohl verkittet ist. Es schwebt das Prisma über seinem Gestelle; dieses hat zwei Seitenbretter, welche mit Leisten eingefaßt sind, um das Prisma zu empfangen. Die eine Leiste ist kurz und einfach, die andere länger und eingeschnitten. Dieser Einschnitt dient, wenn das Prisma unmittelbar an den Brettern niedergelassen ist und auf den Leisten ruht, eine ausgeschnittene Pappe vor die eine Fläche des Prisma's zu schieben, und dadurch Versuche hervorzubringen, welche wir in den folgenden Stücken vorlegen werden.

Die erst beschriebenen Seitenbretter sind durch bewegliche Zapfen mit zwei Pfosten verbunden, und können durch eine Schraube an die Pfosten angezogen oder von denselben entfernt, und also dem Prisma genau angepaßt werden.

Die beiden Pfosten stehen auf einem Boden von starkem Holz, das einwärts vertieft ist, damit das aus dem prismatischen Gefäß allenfalls auströpfelnde Wasser aufgefangen werde. Die Leisten der obenbeschriebenen Seitenbretter gehen unterwärts nicht zusammen, damit das Wasser ungehindert abträufeln könne.

Ich empfehle nochmals den Liebhabern dieses leicht zu verfertigende Instrument, und ersuche sie solches an einem offenen Fenster den Sonnenstrahlen auszusetzen. Man wird zum voraus manche merkwürdige Erscheinung gewahr werden, die ich erst später, in ihrer Reihe, aufführen kann.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Achtundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Achtundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

4° 50/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt

Seite

Zur Farbenlehre. Didaktiſcher Theil.

Zueignung 3
Vorwort 5

Entwurf einer Farbenlehre.

Einleitung 13

Erſte Abtheilung.

Phyſiologiſche Farben 20
I. Licht und Finſterniß zum Auge 21
II. Schwarze und weiße Bilder zum Auge 22
III. Graue Flächen und Bilder 27
IV. Blendendes farbloſes Bild 28
V. Farbige Bilder 31
VI. Farbige Schatten 36
VII. Schwachwirkende Lichter 41
VIII. Subjective Höfe 42
Pathologiſche Farben. Anhang 45

Zweite Abtheilung.

Phyſiſche Farben 51
IX. Dioptriſche Farben 53
X. Dioptriſche Farben der erſten Klaſſe 53
XI. Dioptriſche Farben der zweiten Klaſſe. Refraction 61
Subjective Verſuche 64
XII. Refraction ohne Farbenerſcheinung 64
XIII. Bedingungen der Farbenerſcheinung 65

Seite

XIV. Bedingungen, unter welchen die Farbenerſcheinung zunimmt 67
XV. Ableitung der angezeigten Phänomene 70
XVI. Abnahme der farbigen Erſcheinung 75
XVII. Graue Bilder, durch Brechung verrückt 77
XVIII. Farbige Bilder, durch Brechung verrückt 78
XIX. Achromaſie und Hyperchromaſie 85
XX. Vorzüge der ſubjectiven Verſuche. Uebergang zu den objectiven 88
Objective Verſuche 89
XXI. Refraction ohne Farbenerſcheinung 90
XXII. Bedingungen der Farbenerſcheinung 91
XXIII. Bedingungen des Zunehmens der Erſcheinung 94
XXIV. Ableitung der angezeigten Phänomene 97
XXV. Abnahme der farbigen Erſcheinung 98
XXVI. Graue Bilder 99
XXVII. Farbige Bilder 99
XXVIII. Achromaſie und Hyperchromaſie 100
XXIX. Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche 102
XXX. Uebergang 103
XXXI. Katoptriſche Farben 106
XXXII. Paroptiſche Farben 111
XXXIII. Dioptriſche Farben 119

Dritte Abtheilung.

Chemiſche Farben 132
XXXIV. Chemiſcher Gegenſatz 133
XXXV. Ableitung des Weißen 133
XXXVI. Ableitung des Schwarzen 134
XXXVII. Erregung der Farbe 135
XXXVIII. Steigerung 138
XXXIX. Gulminationen 140
XL. Balanciren 141
XLI. Durchwandern des Kreiſes 142
XLII. Umkehrung 143
XLIII. Fixation 144
XLIV. Miſchung, wirkliche 145
XLV. Miſchung, ſcheinbare 146
XLVI. Mittheilung, wirkliche 148
XLVII. Mittheilung, ſcheinbare 151

Seite

XLVIII. Entziehung 152
XLIX. Nomenclatur 155
L. Mineralien 157
LI. Pflanzen 158
LII. Würmer, Insecten, Fische 162
LIII. Vögel 165
LIV. Säugethiere und Menschen 167
LV. Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung 170
LVI. Chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie 172

Vierte Abtheilung

Allgemeine Ansichten nach innen 174
Wie leicht die Farbe entsteht? 174
Wie energisch die Farbe sey? 175
Wie entschieden die Farbe sey? 176
Mischung der beiden Seiten 176
Steigerung ins Rothe 177
Verbindung der gesteigerten Enden 177
Vollständigkeit der mannichfaltigen Erscheinung 178
Uebereinstimmung der vollständigen Erscheinung 179
Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andere zu wenden? 179
Wie leicht die Farbe verschwindet? 179
Wie fest die Farbe bleibt? 180

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältnisse 181
Verhältniß zur Philosophie 181
Verhältniß zur Mathematik 183
Verhältniß zur Technik des Färbers 185
Verhältniß zur Physiologie und Pathologie 186
Verhältniß zur Naturgeschichte 186
Verhältniß zur allgemeinen Physik 187
Verhältniß zur Tonlehre 190
Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie 191

Sechste Abtheilung

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe 194
Gelb 195
Rothgelb 197
Gelbroth 197

zum Vertrauten und ihr überzeugt euch mit Freuden, daß ihr es seyd, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn ihr guten Humor genug habt, andern die abfallenden Blätter zu überlassen.

Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im Stande ist.

Eitelkeit ist eine persönliche Ruhmsucht; man will nicht wegen seiner Eigenschaften, seiner Verdienste, Thaten geschätzt, geehrt, gesucht werden; sondern um seines individuellen Daseyns willen. Am besten kleidet die Eitelkeit deßhalb eine frivole Schöne.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen.

Man hat sich auf eine dringend-liebevolle und anmuthige Weise beklagt, daß ich meine Gedanken über auswärtige Literaturen lieber mittheile als über die unsrige; und es ist doch ganz natürlich. Die Fremden erfahren entweder nicht, was ich von ihnen sage, sie kümmern sich nicht darum, oder lassen sich's gefallen. Man ist nicht unhöflich in die Ferne. Aber in der Nähe soll man, wie in guter Gesellschaft, nichts Verletzendes vorbringen, und doch wird jede Mißbilligung als eine Verletzung angesehen.

Classisch ist das Gesunde, Romantisch das Kranke.

	Seite
Blau	198
Rothblau	199
Blaureth	199
Roth	200
Grün	201
Totalität und Harmonie	202
Charakteriſtiſche Zuſammenſtellungen	204
Gelb und Blau	205
Gelb und Purpur	205
Blau und Purpur	205
Gelbreth und Blaureth	206
Charakterloſe Zuſammenſtellungen	206
Bezug der Zuſammenſtellungen zu Hell und Dunkel	207
Hiſtoriſche Betrachtungen	208
Aeſthetiſche Wirkung	210
Helldunkel	210
Streben zur Farbe	212
Haltung	213
Colorit	214
Colorit des Orts	214
Colorit der Gegenſtände	215
Charakteriſtiſches Colorit	216
Harmoniſches Colorit	217
Aechter Ton	217
Falſcher Ton	218
Schwaches Colorit	218
Das Bunte	219
Furcht vor dem Theoretiſchen	219
Letzter Zweck	219
Gründe	220
Pigmente	221
Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe	222
Zugabe	224
Schlußwort	230

Seite

Die Entoptischen Farben.

Vorwort 235
Doppelbilder des rhombischen Kalkſpathe 236
Elemente der entoptiſchen Farben 242
Entoptiſche Farben 246
Anſprache 246
I. Weber benannt? 247
II. Wie ſie entdeckt worden? 247
III. Wie die entoptiſchen Eigenſchaften dem Glaſe mitzutheilen? . 248
IV. Aeußere Grundbedingung 248
V. Einfachſter Verſuch 249
VI. Zweiter, geſteigerter Verſuch 249
VII. Warum ein geſchwärzter Spiegel? 250
VIII. Polarität 251
IX. Nordländiſche Atmoſphäre, ſelten klar 251
X. Beſtändiger Bezug auf den Sonnenſtand 252
XI. Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile . 252
XII. Höchſter Sonnenſtand 252
XIII. Tiefe Nacht 253
XIV. Umwandlung durch trübe Mittel 253
XV. Rückkehr zu den entoptiſchen Gläſern 254
XVI. Nähere Bezeichnung der entoptiſchen Erſcheinung 255
XVII. Abermalige Steigerung. Vorrichtung mit zwei Spiegeln . . 256
XVIII. Wirkung der Spiegel in Abſicht auf Hell und Dunkel . . . 257
XIX. Wirkung der Spiegel in Abſicht auf irgend ein Bild . . . 257
XX. Identität durch klare Spiegel 258
XXI. Abgeleiteter Schein und Wiederſchein 259
XXII. Doppelt reflangirende Körper 259
XXIII. Glimmerblättchen 260
XXIV. Frauenei's 263
XXV. Doppelſpath 264
XXVI. Apparat, vierfach geſteigert 266
XXVII. Warnung 267
XXVIII. Von der innern Beſchaffenheit des entoptiſchen Glaſes . . . 268
XXIX. Umſicht 270
XXX. Chladni's Tonfiguren 271
XXXI. Atmoſphäriſche Meteore 272
XXXII. Paradoxer Seitenblick auf die Aſtrologie 274

Seite
XXXIII. Mechaniſche Wirkung 275
XXXIV. Damaſtweberei 276
XXXV. Anhaltende theoretiſche Anſicht 277
XXXVI. Gewäſſertes Seidenzeug 278
XXXVII. Gemodelte Zinnoberfläche 278
XXXVIII. Oberflächen natürlicher Körper 278
XXXIX. Rückkehr und Wiederholung 279
XL. Wichtige Bemerkung eines Malers 279
XLI. Fromme Wünſche 282
XLII. Schlußanwendung, praktiſch 283

Zur Farbenlehre. Polemiſcher Theil.

Enthüllung der Theorie Newtons.

Einleitung 289
Zwiſchenrede 293

Der Newton'ſchen Optik erſtes Buch. Erſter Theil.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem 296
Beweis durch Experimente 298
Erſter Verſuch 300
Zweiter Verſuch 305
Zweite Propoſition. Zweites Theorem 316
Dritter Verſuch 317
Vierter Verſuch 320
Fünfter Verſuch 322
Sechster Verſuch 329
Siebenter Verſuch 337
Achter Verſuch 348
Recapitulation der acht erſten Verſuche 353
Dritte Propoſition. Drittes Theorem 356
Neunter Verſuch 356
Zehnter Verſuch 359

Seite

Newtons Recapitulation der zehn erſten Verſuche . . . 360
Ueberſicht des nächſtfolgenden 366
Vierte Propoſition. Erſtes Problem 368
Eilfter Verſuch 368
Fünfte Propoſition. Viertes Theorem 372
Zwölfter Verſuch 372
Dreizehnter Verſuch 374
Vierzehnter Verſuch 376
Sechste Propoſition. Fünftes Theorem 379
Fünfzehnter Verſuch 382
Siebente Propoſition. Sechstes Theorem 382
Sechzehnter Verſuch 385
Achte Propoſition. Zweites Problem 387

Der Newton'ſchen Optik erſtes Buch. Zweiter Theil.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem 389
Erſter Verſuch 390
Zweiter Verſuch 397
Dritter Verſuch 397
Vierter Verſuch 403
Zweite Propoſition. Zweites Theorem 403
Fünfter Verſuch 405
Sechster Verſuch 408
Definition 411
Dritte Propoſition. Erſtes Problem 412
Siebenter Verſuch 413
Achter Verſuch 414
Vierte Propoſition. Drittes Theorem 418
Fünfte Propoſition. Viertes Theorem 423
Neunter Verſuch 423
Zwölfter Verſuch 425
Eilfter Verſuch 431
Zehnter Verſuch 432
Glieder des zehnten Verſuchs 432
Dreizehnter Verſuch 433
Vierzehnter Verſuch 436
Fünfzehnter Verſuch 437
Sechste Propoſition. Zweites Problem 443

	Seite
Siebente Propoſition. Fünftes Theorem	444
Achte Propoſition. Drittes Problem	445
Sechzehnter Verſuch	447
Neunte Propoſition. Viertes Problem	449
Zehnte Propoſition. Fünftes Problem	449
Siebzehnter Verſuch	450
Elfte Propoſition. Sechstes Problem	463
Abſchluß	464
Tafeln	466

Zur Farbenlehre.

Didaktischer Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der Durchlauchtigſten

Herzogin und Frauen Luiſen

regierenden Herzogin von Sachſen-Weimar und Eiſenach.

Durchlauchtigſte Herzogin!
Gnädigſte Frau!

Wäre der Inhalt des gegenwärtigen Werkes auch nicht durchaus geeignet Ew. Durchlaucht vorgelegt zu werden, könnte die Behandlung des Gegebenen bei ſchärferer Prüfung kaum genug thun, ſo gehören doch dieſe Bände Ew. Durchlaucht ganz eigentlich an, und ſind ſeit ihrer früheren Entſtehung Höchſtdenenſelben gewidmet geblieben.

Denn hätten Ew. Durchlaucht nicht die Gnade gehabt, über die Farbenlehre ſo wie über verwandte Naturerſcheinungen einem mündlichen Vortrag Ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſo hätte ich mich wohl ſchwerlich im Stande gefunden mir ſelbſt manches klar zu machen, manches Auseinanderliegende zuſammenzufaſſen und meine Arbeit, wo nicht zu vollenden, doch wenigſtens abzuſchließen.

Wenn es bei einem mündlichen Vortrage möglich wird die Phänomene sogleich vor Augen zu bringen, manches in verschiedenen Rücksichten wiederkehrend darzustellen, so ist dieses freilich ein großer Vortheil, welchen das geschriebene, das gedruckte Blatt vermißt. Möge jedoch dasjenige, was auf dem Papier mitgetheilt werden konnte, Höchstdieselben zu einigem Wohlgefallen an jene Stunden erinnern, die mir unvergeßlich bleiben, so wie mir ununterbrochen alles das mannichfaltige Gute vorschwebt, das ich seit längerer Zeit und in den bedeutendsten Augenblicken meines Lebens mit und vor vielen andern Ew. Durchlaucht verdanke.

Mit innigster Verehrung mich unterzeichnend

Ew. Durchlaucht

Weimar, den 30. Januar 1808.

unterthänigster
J. W. v. Goethe.

Vorwort.

Ob man nicht, indem von den Farben gesprochen werden soll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, ist eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwiedern, es scheine bedenklich, da bisher schon so viel und mancherlei von dem Lichte gesagt worden, das Gesagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.

Denn eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.

Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In diesem Sinne können wir von denselben Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar unter einander in dem genauesten Verhältniß, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken; denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinne des Auges besonders offenbaren will.

Eben so entdeckt sich die ganze Natur einem andern Sinne. Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Werke der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Daseyn, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns in tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends todt noch stumm; ja dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten gegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollten.

Ovid blieb classisch auch im Exil, er sucht sein Unglück nicht in sich, sondern in seiner Entfernung von der Hauptstadt der Welt.

Das Romantische ist schon in seinen Abgrund verlaufen, das Gräßlichste der neueren Productionen ist kaum noch gesunkener zu denken.

Engländer und Franzosen haben uns darin überboten. Körper, die bei Leibesleben verfaulen und sich in detaillirter Betrachtung ihres Verwesens erbauen; Todte, die zum Verderben anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin sind unsere Producenten gelangt.

Im Alterthum spuken dergleichen Erscheinungen nur vor wie seltene Krankheitsfälle, bei den Neueren sind sie endemisch und epidemisch geworden.

Die Literatur verdirbt sich nur in dem Maaße als die Menschen verdorbener werden.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß.

Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach und sich immer gleich, wie es auch erscheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, ist höchst mannichfaltig, in sich selbst verschieden; und nicht allein gegen das Gute und Wahre, sondern auch gegen sich selbst kämpfend, mit sich selbst in Widerspruch. Daher müssen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

So mannichfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so entsteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erscheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Diese allgemeinen Bewegungen und Bestimmungen werden wir auf die verschiedenste Weise gewahr, bald als ein einfaches Abstoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verschwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erschütterung des Körpers, als Säurung und Entsäurung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Daseyn bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, so hat man auch dieses Verhältniß zu bezeichnen versucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken ein Widerstreben, ein Thun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichniß, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag.

Diese universellen Bezeichnungen, diese Natursprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, diese Sprache durch die Farbenlehre, durch die Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen zu bereichern, zu erweitern und so die Mittheilung höherer Anschauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabsicht des gegenwärtigen Werkes.

Die Arbeit selbst zerlegt sich in drei Theile. Der erste giebt den Entwurf einer Farbenlehre. In demselben sind die unzähligen Fälle der Erscheinungen unter gewisse Hauptphänomene zusammengefaßt, welche nach einer Ordnung aufgeführt werden, die zu rechtfertigen der Einleitung überlassen bleibt. Hier aber ist zu bemerken, daß, ob man sich gleich überall an die Erfahrungen gehalten, sie überall zum Grunde gelegt, doch die theoretische Ansicht nicht verschwiegen werden konnte, welche den Anlaß zu jener Aufstellung und Anordnung gegeben.

Ist es doch eine höchst wunderliche Forderung, die wohl manchmal gemacht, aber auch selbst von denen, die sie machen, nicht erfüllt wird, Erfahrungen solle man ohne irgend ein theoretisches Band vortragen, und dem Leser, dem Schüler überlassen sich selbst nach Belieben irgend eine Ueberzeugung zu bilden. Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem aufmerksamen Blick in die Welt

theoretiſiren. Dieſes aber mit Bewußtſeyn, mit Selbſtkenntniß, mit Freiheit, und um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen, eine ſolche Gewandtheit iſt nöthig, wenn die Abſtraction, vor der wir uns fürchten, unſchädlich, und das Erfahrungsreſultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden ſoll.

Im zweiten Theil beſchäftigen wir uns mit Enthüllung der Newton'ſchen Theorie, welche einer freien Anſicht der Farbenerſcheinungen bisher mit Gewalt und Anſehen entgegengeſtanden; wir beſtreiten eine Hypotheſe, die, ob ſie gleich nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch immer eine herkömmliche Achtung unter den Menſchen behält. Ihr eigentliches Verhältniß muß deutlich werden, die alten Irrthümer ſind wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht wie bisher hinter ſo manchem andern, beſſer bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben ſoll.

Da aber der zweite Theil unſeres Werkes ſeinem Inhalte nach trocken, der Ausführung nach vielleicht zu heftig und leidenſchaftlich ſcheinen möchte, ſo erlaube man uns hier ein heiteres Gleichniß, um jenen ernſteren Stoff vorzubereiten, und jene lebhafte Behandlung einigermaßen zu entſchuldigen.

Wir vergleichen die Newton'ſche Farbentheorie mit einer alten Burg, welche von dem Erbauer anfangs mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit und Umſtände jedoch nach und nach von ihm erweitert und ausgeſtattet, nicht weniger bei Anlaß von Fehden und Feindſeligkeiten immer mehr befeſtigt und geſichert worden.

So verfuhren auch ſeine Nachfolger und Erben. Man war genöthigt das Gebäude zu vergrößern, hier daneben, hier daran, dort hinaus zu bauen, genöthigt durch die Vermehrung innerer Bedürfniſſe, durch die Zudringlichkeit äußerer Widerſacher und durch manche Zufälligkeiten.

Alle dieſe fremdartigen Theile und Zuthaten mußten wieder in Verbindung gebracht werden durch die ſeltſamſten Galerien, Hallen und Gänge. Alle Beſchädigungen, es ſey von Feindes Hand oder durch die Gewalt der Zeit, wurden gleich wiederhergeſtellt. Man zog, wie es nöthig ward, tiefere Gräben, erhöhte die Mauern und ließ es nicht an Thürmen, Erkern und Schießſcharten fehlen. Dieſe Sorgfalt, dieſe Bemühungen brachten ein Vorurtheil von dem hohen Werthe der Feſtung hervor, und erhielten's, obgleich Bau- und Befeſtigungskunſt die Zeit über ſehr geſtiegen waren, und man ſich in andern Fällen viel beſſere Wohnungen und Waffenplätze einzurichten gelernt hatte. Vorzüglich aber hielt man die alte Burg in Ehren, weil ſie niemals eingenommen worden, weil ſie ſo manchen Angriff abgeſchlagen, manche Befehdung vereitelt und ſich immer als Jungfrau

gehalten hatte. Dieser Name, dieser Ruf dauert noch bis jetzt. Niemand fällt es auf, daß der alte Bau unbewohnbar geworden. Immer wird von seiner vortrefflichen Dauer, von seiner köstlichen Einrichtung gesprochen. Pilger wallfahrten dahin; flüchtige Abrisse zeigt man in allen Schulen herum und empfiehlt sie der empfänglichen Jugend zur Verehrung, indessen das Gebäude bereits leer steht, nur von einigen Invaliden bewacht, die sich ganz ernsthaft für gerüstet halten.

Es ist also hier die Rede nicht von einer langwierigen Belagerung oder einer zweifelhaften Fehde. Wir finden vielmehr jenes achte Wunder der Welt schon als ein verlassenes, Einsturz drohendes Alterthum, und beginnen sogleich von Giebel und Dach herab es ohne weitere Umstände abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulennest hineinscheine und dem Auge des verwunderten Wanderers offenbare jene labyrinthisch unzusammenhängende Bauart, das enge Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das absichtlich Gekünstelte, das kümmerlich Geflickte. Ein solcher Einblick ist aber alsdann nur möglich, wenn eine Mauer nach der andern, ein Gewölbe nach dem andern fällt und der Schutt, so viel sich thun läßt, auf der Stelle hinweggeräumt wird.

Dieses zu leisten und wo möglich den Platz zu ebnen, die gewonnenen Materialien aber so zu ordnen, daß sie bei einem neuen Gebäude wieder benutzt werden können, ist die beschwerliche Pflicht, die wir uns in diesem zweiten Theile auferlegt haben. Gelingt es uns nun, mit froher Anwendung möglichster Kraft und Geschickes jene Bastille zu schleifen und einen freien Raum zu gewinnen, so ist keineswegs die Absicht, ihn etwa sogleich wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen und zu belästigen; wir wollen uns vielmehr desselben bedienen, um eine schöne Reihe mannichfaltiger Gestalten vorzuführen.

Der dritte Theil bleibt daher historischen Untersuchungen und Vorarbeiten gewidmet. Aeußerten wir oben, daß die Geschichte des Menschen den Menschen darstelle, so läßt sich hier auch wohl behaupten, daß die Geschichte der Wissenschaft die Wissenschaft selbst sey. Man kann dasjenige, was man besitzt, nicht rein erkennen, bis man das, was andere vor uns besessen, zu erkennen weiß. Man wird sich an den Verzügen seiner Zeit nicht wahrhaft und redlich freuen, wenn man die Verzüge der Vergangenheit nicht zu würdigen versteht. Aber eine Geschichte der Farbenlehre zu schreiben oder auch nur vorzubereiten war unmöglich, so lange die Newton'sche Lehre bestand. Denn kein aristokratischer Dünkel hat jemals mit solchem unerträglichen Uebermuthe auf diejenigen herabgesehen, die nicht zu seiner Gilde gehörten, als die Newton'sche Schule von jeher über alles abgesprochen hat, was von ihr geleistet war und neben ihr geleistet ward. Mit Verdruß und Unwillen

sieht man, wie Priestley in seiner Geschichte der Optik und so manche vor und nach ihm das Heil der Farbenwelt von der Epoche eines gespalten seyn sollenden Lichtes derdatiren, und mit hohem Augbraun auf die ältern und mittlern herabsehen, die auf dem rechten Wege ruhig hingingen und im Einzelnen Beobachtungen und Gedanken überliefert haben, die wir nicht besser anstellen können, nicht richtiger fassen werden.

Von demjenigen nun, der die Geschichte irgend eines Wissens überliefern will, können wir mit Recht verlangen, daß er uns Nachricht gebe, wie die Phänomene nach und nach bekannt geworden, was man darüber phantasirt, gewähnt, gemeint und gedacht habe. Dieses alles im Zusammenhange vorzutragen, hat große Schwierigkeiten, und eine Geschichte zu schreiben ist immer eine bedenkliche Sache. Denn bei dem redlichsten Vorsatz kommt man in Gefahr unredlich zu seyn; ja wer eine solche Darstellung unternimmt, erklärt zum voraus, daß er manches ins Licht, manches in Schatten setzen werde.

Und doch hat sich der Verfasser auf eine solche Arbeit lange gefreut. Da aber meist nur der Vorsatz als ein Ganzes vor unserer Seele steht, das Vollbringen aber gewöhnlich nur stückweise geleistet wird, so ergeben wir uns darein, statt der Geschichte Materialien zu derselben zu liefern. Sie bestehen in Uebersetzungen, Auszügen, eigenen und fremden Urtheilen, Winken und Andeutungen, in einer Sammlung, der, wenn sie nicht allen Forderungen entspricht, doch das Lob nicht mangeln wird, daß sie mit Ernst und Liebe gemacht sey. Uebrigens mögen vielleicht solche Materialien, zwar nicht ganz unbearbeitet, aber doch unverarbeitet, dem denkenden Leser um desto angenehmer seyn, als er selbst sich, nach eigener Art und Weise, ein Ganzes daraus zu bilden die Bequemlichkeit findet.

Mit gedachtem dritten historischen Theil ist jedoch noch nicht alles gethan. Wir haben daher noch einen vierten supplementaren hinzugefügt. Dieser enthält die Revision, um derentwillen vorzüglich die Paragraphen mit Nummern versehen werden. Denn indem bei der Redaction einer solchen Arbeit einiges vergessen werden kann, einiges beseitigt werden muß, um die Aufmerksamkeit nicht abzuleiten, anderes erst hinterdrein erfahren wird, auch anderes einer Bestimmung und Berichtigung bedarf, so sind Nachträge, Zusätze und Verbesserungen unerläßlich. Bei dieser Gelegenheit haben wir denn auch die Citate nachgebracht. Sodann enthält dieser Band noch einige einzelne Aufsätze, z. B. über die atmosphärischen Farben, welche, indem sie in dem Entwurf zerstreut vorkommen, hier zusammen und auf einmal vor die Phantasie gebracht werden. Führt nun dieser Aufsatz den Leser in das freie Leben, so sucht ein anderer das künstliche Wissen zu befördern, indem er den zur Farbenlehre künftig nöthigen Apparat umständlich beschreibt.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig, der Tafeln zu gedenken, welche wir dem Ganzen beigefügt. Und hier werden wir freilich an jene Unvollständigkeit und Unvollkommenheit erinnert, welche unser Werk mit allen Werken dieser Art gemein hat.

Denn wie ein gutes Theaterstück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden kann, vielmehr der größere Theil desselben dem Glanz der Bühne, der Persönlichkeit des Schauspielers, der Kraft seiner Stimme, der Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen, ja dem Geiste und der guten Laune des Zuschauers anheim gegeben bleibt, so ist es noch viel mehr der Fall mit einem Buche, das von natürlichen Erscheinungen handelt. Wenn es genossen, wenn es genutzt werden soll, so muß dem Leser die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantasie gegenwärtig seyn. Denn eigentlich sollte der Schreibende sprechen und seinen Zuhörern die Phänomene, theils wie sie uns ungesucht entgegenkommen, theils wie sie durch absichtliche Verrichtungen nach Zweck und Willen dargestellt werden können, als Text erst anschaulich machen; alsdann würde jedes Erläutern, Erklären, Auslegen einer lebendigen Wirkung nicht ermangeln.

Ein höchst unzulängliches Surrogat sind hiezu die Tafeln, die man dergleichen Schriften beizulegen pflegt. Ein freies physisches Phänomen, das nach allen Seiten wirkt, ist nicht in Linien zu fassen, und im Durchschnitt anzudeuten. Niemand fällt es ein, chemische Versuche mit Figuren zu erläutern; bei den physischen, nahverwandten ist es jedoch hergebracht, weil sich eins und das andere dadurch leisten läßt. Aber sehr oft stellen diese Figuren nur Begriffe dar; es sind symbolische Hülfsmittel, hieroglyphische Ueberlieferungsweisen, welche sich nach und nach an die Stelle des Phänomens, an die Stelle der Natur setzen und die wahre Erkenntniß hindern, anstatt sie zu befördern. Entbehren konnten auch wir der Tafeln nicht; doch haben wir sie so einzurichten gesucht, daß man sie zum didaktischen und polemischen Gebrauch getrost zur Hand nehmen, ja gewisse derselben als einen Theil des nöthigen Apparats ansehen kann.

Und so bleibt uns denn nichts weiter übrig, als auf die Arbeit selbst hinzuweisen und nur vorher noch eine Bitte zu wiederholen, die schon so mancher Autor vergebens gethan hat und die besonders der deutsche Leser neuerer Zeit so selten gewährt:

Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Entwurf einer Farbenlehre.

Si vera nostra sunt aut falsa, erunt talia, licet nostra per vitam defendimus. Post fata nostra pueri, qui nunc adsunt, nostri judices erunt.

Einleitung.

Die Luft zum Wissen wird bei dem Menschen zuerst dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die seine Aufmerksamkeit an sich ziehen. Damit nun diese dauernd bleibe, so muß sich eine innigere Theilnahme finden, die uns nach und nach mit den Gegenständen bekannter macht. Alsdann bemerken wir erst eine große Mannichfaltigkeit, die uns als Menge entgegendringt. Wir sind genöthigt zu sondern, zu unterscheiden und wieder zusammenzustellen; wodurch zuletzt eine Ordnung entsteht, die sich mit mehr oder weniger Zufriedenheit übersehen läßt.

Dieses in irgend einem Fache nur einigermaßen zu leisten, wird eine anhaltende strenge Beschäftigung nöthig. Deßwegen finden wir, daß die Menschen lieber durch eine allgemeine theoretische Ansicht, durch irgend eine Erklärungsart die Phänomene bei Seite bringen, anstatt sich die Mühe zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Der Versuch die Farbenerscheinungen auf- und zusammenzustellen ist nur zweimal gemacht worden, das erstemal von Theophrast, sodann von Boyle. Dem gegenwärtigen wird man die dritte Stelle nicht streitig machen.

Das nähere Verhältniß erzählt uns die Geschichte. Hier sagen wir nur so viel, daß in dem verflossenen Jahrhundert an eine solche Zusammenstellung nicht gedacht werden konnte, weil Newton seiner Hypothese einen verwickelten und abgeleiteten Versuch zum Grund gelegt hatte, auf welchen man die übrigen zudringenden Erscheinungen, wenn man sie nicht verschweigen und beseitigen konnte, künstlich bezog, und sie in ängstlichen Verhältnissen umherstellte: wie etwa ein Astronom verfahren müßte, der aus Grille den Mond in die Mitte unseres Systems setzen möchte; er wäre genöthigt die Erde, die Sonne mit allen übrigen Planeten um den

ſubalternen Körper herum zu bewegen, und durch künſtliche Berechnungen und Vorſtellungsweiſen das Irrige ſeines erſten Annehmens zu verſtecken und zu beſchönigen.

Schreiten wir nun in Erinnerung deſſen, was wir oben vorwortlich beigebracht, weiter vor. Dort ſetzten wir das Licht als anerkannt voraus: hier thun wir ein gleiches mit dem Auge. Wir ſagten, die ganze Natur offenbare ſich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen ſonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form ſehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zuſammen allein dasjenige ausmachen, was den Gegenſtand vom Gegenſtand, die Theile des Gegenſtandes von einander fürs Auge unterſcheidet. Und ſo erbauen wir aus dieſen dreien die ſichtbare Welt, und machen dadurch zugleich die Malerei möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommener ſichtbare Welt, als die wirkliche ſeyn kann, hervorzubringen vermag.

Das Auge hat ſein Daſeyn dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen thieriſchen Hülfsorganen ruft ſich das Licht ein Organ hervor, das ſeinesgleichen werde; und ſo bildet ſich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußern entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten joniſchen Schule, welche mit ſo großer Bedeutſamkeit immer wiederholte, nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Myſtikers, die wir in deutſchen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtſchaft des Lichtes und des Auges wird niemand läugnen, aber ſich beide zugleich als eins und daſſelbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indeſſen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindeſten Veranlaſſung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finſterniß durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellſten Bilder hervorrufen. Im Traume erſcheinen uns die Gegenſtände wie am vollen Tage. Im wachenden Zuſtande wird uns die leiſeſte äußere Lichteinwirkung

bemerkbar; ja wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entschieden erklärt, was denn Farbe sey? Dieser Frage möchten wir gar gern hier abermals ausweichen, und uns auf unsere Ausführung berufen, wo wir umständlich gezeigt, wie sie erscheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen, die Farbe sey die gesetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges. Auch hier müssen wir annehmen, daß jemand diesen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf diesen Sinn kenne: denn mit dem Blinden läßt sich nicht von der Farbe reden.

Damit wir aber nicht gar zu ängstlich eine Erklärung zu vermeiden scheinen, so möchten wir das Erstgesagte folgendermaßen umschreiben. Die Farbe sey ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das sich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegensatz, durch Mischung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutralisation, durch Mittheilung und Vertheilung u. s. w. manifestirt, und unter diesen allgemeinen Naturformeln am besten angeschaut und begriffen werden kann.

Diese Art sich die Sache vorzustellen, können wir niemand aufdringen. Wer sie bequem findet, wie wir, wird sie gern in sich aufnehmen. Eben so wenig haben wir Lust sie künftig durch Kampf und Streit zu vertheidigen. Denn es hatte von jeher etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln, dergestalt daß einer unserer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: „Hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, so wird er wüthend; aber der Philosoph, wenn man nur überhaupt von Farbe spricht, fängt an zu rasen."

Sollen wir jedoch nunmehr von unserem Vortrag, auf den wir uns berufen, einige Rechenschaft geben, so müssen wir vor allen Dingen anzeigen, wie wir die verschiedenen Bedingungen, unter welchen die Farbe sich zeigen mag, gesondert. Wir fanden dreierlei Erscheinungsweisen, dreierlei Arten von Farben oder, wenn man lieber will, dreierlei Ansichten derselben, deren Unterschied sich aussprechen läßt.

Wir betrachteten also die Farben zuerst, in sofern sie dem Auge angehören, und auf einer Wirkung und Gegenwirkung desselben beruhen; ferner zogen sie unsere Aufmerksamkeit an sich, indem wir sie an farblosen Mitteln oder durch deren Beihülfe gewahrten; zuletzt aber wurden sie uns

Bei den Griechen, deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen ist es umgekehrt, und jemehr sich Poesie und Redekunst verdirbt, destomehr wird der Tadel wachsen und das Lob sich zusammenziehen.

Es giebt empirische Enthusiasten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Producten, aber mit einer Ekstase sich erweisen, als wenn sonst in der Welt nichts Vorzügliches zu sehen gewesen wäre.

Sakontala. Hier erscheint der Dichter in seiner höchsten Function; als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesverehrung wagt er sich in gemeine und lächerliche Gegensätze.

Heinrich der Vierte, von Shakspeare. Wenn alles verloren wäre was je dieser Art geschrieben zu uns gekommen, so könnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstellen.

Eulenspiegel. Alle Hauptspäße des Buchs beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.

Mythologie = Luxe de Croyance. Beim Uebersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen, alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

---

merkwürdig, indem wir sie als den Gegenständen angehörig denken konnten. Die ersten nannten wir physiologische, die zweiten physische, die dritten chemische Farben. Jene sind unaufhaltsam flüchtig, die andern vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten festzuhalten bis zur spätesten Dauer.

Indem wir sie nun in solcher naturgemäßen Ordnung, zum Behuf eines didaktischen Vortrags, möglichst sonderten und auseinander hielten, gelang es uns zugleich, sie in einer stätigen Reihe darzustellen, die flüchtigen mit den verweilenden, und diese wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und so die erst sorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anschauen wieder aufzuheben.

Hierauf haben wir in einer vierten Abtheilung unserer Arbeit, was bis dahin von den Farben unter mannichfaltigen befendern Bedingungen bemerkt worden, im allgemeinen ausgesprochen, und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen. Gegenwärtig sagen wir nur so viel voraus, daß zur Erzeugung der Farbe Licht und Finsterniß, Helles und Dunkles oder, wenn man sich einer allgemeinern Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert werde. Zunächst am Licht entsteht uns eine Farbe, die wir Gelb nennen, eine andere zunächst an der Finsterniß, die wir mit dem Worte Blau bezeichnen. Diese beiden, wenn wir sie in ihrem reinsten Zustand dergestalt vermischen, daß sie sich völlig das Gleichgewicht halten, bringen eine dritte hervor, welche wir Grün heißen. Jene beiden ersten Farben können aber auch jede an sich selbst eine neue Erscheinung hervorbringen, indem sie sich verdichten oder verdunkeln. Sie erhalten ein röthliches Ansehen, welches sich bis auf einen so hohen Grad steigern kann, daß man das ursprüngliche Blau und Gelb kaum darin mehr erkennen mag. Doch läßt sich das höchste und reine Roth, vorzüglich in physischen Fällen, dadurch hervorbringen, daß man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereinigt. Dieses ist die lebendige Ansicht der Farbenerscheinung und Erzeugung. Man kann aber auch zu dem specificirt fertigen Blauen und Gelben ein fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Mischung hervorbringen, was wir vorwärts durch Intensiren bewirkt haben. Mit diesen drei oder sechs Farben, welche sich bequem in einen Kreis einschließen lassen, hat die elementare Farbenlehre allein zu thun. Alle übrigen ins unendliche gehenden Abänderungen gehören mehr in das Angewandte, gehören zur Technik des Malers, des Färbers, überhaupt ins Leben.

Sollen wir sodann noch eine allgemeine Eigenschaft aussprechen, so sind die Farben durchaus als Halblichter, als Halbschatten anzusehen, weßhalb sie denn auch, wenn sie zusammengemischt ihre specifischen Eigenschaften wechselseitig aufheben, ein Schattiges, ein Graues hervorbringen.

In unserer fünften Abtheilung sollten sodann jene nachbarlichen Verhältnisse dargestellt werden, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen, Thun und Treiben zu stehen wünschte. So wichtig diese Abtheilung ist, so mag sie vielleicht gerade eben deßwegen nicht zum besten gelungen seyn. Doch wenn man bedenkt, daß eigentlich nachbarliche Verhältnisse sich nicht eher aussprechen lassen, als bis sie sich gemacht haben, so kann man sich über das Mißlingen eines solchen ersten Versuches wohl trösten. Denn freilich ist erst abzuwarten, wie diejenigen, denen wir zu dienen suchten, denen wir etwas Gefälliges und Nützliches zu erzeigen dachten, das von uns möglichst Geleistete aufnehmen werden, ob sie sich es zueignen, ob sie es benutzen und weiter führen, oder ob sie es ablehnen, wegdrängen und nothdürftig für sich bestehen lassen? Indessen dürfen wir sagen, was wir glauben und was wir hoffen.

Vom Philosophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir gesucht die Phänomene bis zu ihren Urquellen zu verfolgen, bis dorthin, wo sie bloß erscheinen und sind, und wo sich nichts weiter an ihnen erklären läßt. Ferner wird ihm willkommen seyn, daß wir die Erscheinungen in eine leicht übersehbare Ordnung gestellt, wenn er diese Ordnung selbst auch nicht ganz billigen sollte.

Dem Arzt, besonders demjenigen, der das Organ des Auges zu beobachten, es zu erhalten, dessen Mängeln abzuhelfen und dessen Uebel zu heilen berufen ist, glauben wir uns vorzüglich zum Freunde zu machen. In der Abtheilung von den physiologischen Farben, in dem Anhange, der die pathologischen andeutet, findet er sich ganz zu Hause. Und wir werden gewiß durch die Bemühungen jener Männer, die zu unserer Zeit dieses Fach mit Glück behandeln, jene erste, bisher vernachlässigte, und man kann wohl sagen, wichtigste Abtheilung der Farbenlehre ausführlich bearbeitet sehen.

Am freundlichsten sollte der Physiker uns entgegenkommen, da wir ihm die Bequemlichkeit verschaffen die Lehre von den Farben in der Reihe aller übrigen elementaren Erscheinungen vorzutragen, und sich dabei einer übereinstimmenden Sprache, ja fast derselbigen Worte und Zeichen, wie

unter den übrigen Rubriken, zu bedienen. Freilich machen wir ihm, in sofern er Lehrer ist, etwas mehr Mühe: denn das Capitel von den Farben läßt sich künftig nicht wie bisher mit wenig Paragraphen und Versuchen abthun; auch wird sich der Schüler nicht leicht so frugal, als man ihn sonst bedienen mögen, ohne Murren abspeisen lassen. Dagegen findet sich späterhin ein anderer Vortheil; denn wenn die Newton'sche Lehre leicht zu lernen war, so zeigten sich bei ihrer Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten; unsere Lehre ist vielleicht schwerer zu fassen, aber alsdann ist auch alles gethan, denn sie führt ihre Anwendung mit sich.

Der Chemiker, welcher auf die Farben als Kriterien achtet, um die geheimern Eigenschaften körperlicher Wesen zu entdecken, hat bisher bei Benennung und Bezeichnung der Farben manches Hinderniß gefunden; ja man ist nach einer nähern und feinern Betrachtung bewogen worden die Farbe als ein unsicheres und trügliches Kennzeichen bei chemischen Operationen anzusehen. Doch hoffen wir sie durch unsere Darstellung und durch die vorgeschlagene Nomenclatur wieder zu Ehren zu bringen, und die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes, Wachsendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht betrüglich sey, vielmehr geschickt die zartesten Wirkungen der Natur zu offenbaren.

Blicken wir jedoch weiter umher, so wandelt uns eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen. Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen ist die Farbenlehre in das Reich, vor den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen worden, wohin sie nicht gehört. Dieß geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker die Farbenlehre bearbeitete, und da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um diesem Irrthum Consistenz zu verschaffen. Wird beides eingesehen, so muß jedes Mißverständniß bald gehoben seyn, und der Mathematiker wird gern besonders die physische Abtheilung der Farbenlehre mit bearbeiten helfen.

Dem Techniker, dem Färber hingegen muß unsere Arbeit durchaus willkommen seyn. Denn gerade diejenigen, welche über die Phänomene der Färberei nachdachten, waren am wenigsten durch die bisherige Theorie befriedigt; sie waren die ersten, welche die Unzulänglichkeit der Newton'schen Lehre gewahr wurden; denn es ist ein großer Unterschied, von welcher

Seite man sich einem Wissen, einer Wissenschaft nähert, durch welche Pforte man herein kommt. Der ächte Praktiker, der Fabrikant, dem sich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, welcher Nutzen oder Schaden von der Ausübung seiner Ueberzeugungen empfindet, dem Geld- und Zeitverlust nicht gleichgültig ist, der vorwärts will, von andern Geleistetes erreichen, übertreffen soll — er empfindet viel geschwinder das Hohle, das Falsche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet worden. Und so werden auch wir, da wir von der Seite der Malerei, von der Seite ästhetischer Färbung der Oberflächen in die Farbenlehre hereingekommen, für den Maler das Dankenswertheste geleistet haben, wenn wir in der sechsten Abtheilung die sinnlichen und sittlichen Wirkungen der Farbe zu bestimmen gesucht, und sie dadurch dem Kunstgebrauch annähern wollen. Ist auch hierbei, wie durchaus, manches nur Skizze geblieben, so soll ja alles Theoretische eigentlich nur die Grundzüge andeuten, auf welchen sich hernach die That lebendig ergehen und zu gesetzlichem Hervorbringen gelangen mag.

Erſte Abtheilung.

Phyſiologiſche Farben.

1.

Dieſe Farben, welche wir billig obenan ſetzen, weil ſie dem Subject, weil ſie dem Auge, theils völlig, theils größtens zugehören, dieſe Farben, welche das Fundament der ganzen Lehre machen, und uns die chromatiſche Harmonie, worüber ſo viel geſtritten wird, offenbaren, wurden bisher als außerweſentlich, zufällig, als Täuſchung und Gebrechen betrachtet. Die Erſcheinungen derſelben ſind von frühern Zeiten her bekannt, aber weil man ihre Flüchtigkeit nicht haſchen konnte, ſo verbannte man ſie in das Reich der ſchädlichen Geſpenſter, und bezeichnete ſie in dieſem Sinne gar verſchiedentlich.

2.

Alſo heißen ſie colores adventicii nach Boyle, imaginarii und phantastici nach Rizzetti, nach Buffon couleurs accidentelles, nach Scherffer Scheinfarben; Augentäuſchungen und Geſichtsbetrug nach mehreren, nach Hamberger vitia fugitiva, nach Darwin ocular spectra.

3.

Wir haben ſie phyſiologiſche genannt, weil ſie dem geſunden Auge angehören, weil wir ſie als die nothwendigen Bedingungen des Sehens betrachten, auf deſſen lebendiges Wechſelwirken in ſich ſelbſt und nach außen ſie hindeuten.

4.

Wir fügen ihnen ſogleich die pathologiſchen hinzu, welche, wie jeder abnorme Zuſtand auf den geſetzlichen, ſo auch hier auf die phyſiologiſchen Farben eine vollkommenere Einſicht verbreiten.

I.

Licht und Finsterniß zum Auge.

5.

Die Retina befindet sich, je nachdem Licht oder Finsterniß auf sie wirken, in zwei verschiedenen Zuständen, die einander völlig entgegenstehen.

6.

Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finstern Raums offen halten, so wird uns ein gewisser Mangel empfindbar. Das Organ ist sich selbst überlassen, es zieht sich in sich selbst zurück; ihm fehlt jene reizende befriedigende Berührung, durch die es mit der äußern Welt verkunden und zum Ganzen wird.

7.

Wenden wir das Auge gegen eine stark beleuchtete weiße Fläche, so wird es geblendet und für eine Zeit lang unfähig, mäßig beleuchtete Gegenstände zu unterscheiden.

8.

Jeder dieser äußersten Zustände nimmt auf die angegebene Weise die ganze Netzhaut ein, und in sofern werden wir nur einen derselben auf einmal gewahr. Dort (6) fanden wir das Organ in der höchsten Abspannung und Empfänglichkeit, hier (7) in der äußersten Ueberspannung und Unempfindlichkeit.

9.

Gehen wir schnell aus einem dieser Zustände in den andern über, wenn auch nicht von einer äußersten Gränze zur andern, sondern etwa nur aus dem Hellen ins Dämmernde, so ist der Unterschied bedeutend, und wir können bemerken, daß die Zustände eine Zeit lang dauern.

10.

Wer aus der Tageshelle in einen dämmerigen Ort übergeht, unterscheidet nichts in der ersten Zeit; nach und nach stellen sich die Augen zur Empfänglichkeit wieder her, starke früher als schwache, jene schon in einer Minute, wenn diese sieben bis acht Minuten brauchen.

11.

Bei wissenschaftlichen Beobachtungen kann die Unempfänglichkeit des Auges für schwache Lichteindrücke, wenn man aus dem Hellen ins Dunkle geht, zu sonderbaren Irrthümern Gelegenheit geben. So glaubte ein

Beobachter, deſſen Auge ſich langſam herſtellte, eine ganze Zeit, das faule Holz leuchte nicht um Mittag, ſelbſt in der dunkeln Kammer. Er ſah nämlich das ſchwache Leuchten nicht, weil er aus dem hellen Sonnenſchein in die dunkle Kammer zu gehen pflegte, und erſt ſpäter einmal ſo lange darin verweilte, bis ſich das Auge wiederhergeſtellt hatte.

Eben ſo mag es dem Doctor Wall mit dem elektriſchen Scheine des Bernſteins gegangen ſeyn, den er bei Tage, ſelbſt im dunkeln Zimmer, kaum gewahr werden konnte.

Das Nichtſehen der Sterne bei Tage, das Beſſerſehen der Gemälde durch eine doppelte Röhre iſt auch hierher zu rechnen.

12.

Wer einen völlig dunkeln Ort mit einem, den die Sonne beſcheint, verwechſelt, wird geblendet. Wer aus der Dämmerung ins nicht blendende Helle kommt, bemerkt alle Gegenſtände friſcher und beſſer; daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erſcheinungen empfänglicher iſt.

Bei Gefangenen, welche lange im Finſtern geſeſſen, iſt die Empfänglichkeit der Retina ſo groß, daß ſie im Finſtern (wahrſcheinlich in einem wenig erhellten Dunkel) ſchon Gegenſtände unterſcheiden.

13.

Die Netzhaut befindet ſich bei dem, was wir ſehen heißen, zu gleicher Zeit in verſchiedenen, ja in entgegengeſetzten Zuſtänden. Das höchſte nicht blendende Helle wirkt neben dem völlig Dunkeln. Zugleich werden wir alle Mittelſtufen des Helldunkeln und alle Farbenbeſtimmungen gewahr.

14.

Wir wollen gedachte Elemente der ſichtbaren Welt nach und nach betrachten und bemerken, wie ſich das Organ gegen dieſelben verhalte, und zu dieſem Zweck die einfachſten Bilder vornehmen.

II.

Schwarze und weiße Bilder zum Auge.

15.

Wie ſich die Netzhaut gegen Hell und Dunkel überhaupt verhält, ſo verhält ſie ſich auch gegen dunkle und helle einzelne Gegenſtände. Wenn Licht und Finſterniß ihr im Ganzen verſchiedene Stimmungen geben, ſo

werden ſchwarze und weiße Bilder, die zu gleicher Zeit ins Auge fallen, diejenigen Zuſtände neben einander bewirken, welche durch Licht und Finſterniß in einer Folge hervorgebracht wurden.

16.

Ein dunkler Gegenſtand erſcheint kleiner als ein heller von derſelben Größe. Man ſehe zugleich eine weiße Rundung auf ſchwarzem, eine ſchwarze auf weißem Grunde, welche nach einerlei Cirkelſchlag ausgeſchnitten ſind, in einiger Entfernung an, und wir werden die letztere etwa um ein Fünftel kleiner als die erſte halten. Man mache das ſchwarze Bild um ſo viel größer, und ſie werden gleich erſcheinen.

17.

So bemerkte Tycho de Brahe, daß der Mond in der Conjunction (der finſtere) um den fünften Theil kleiner erſcheine, als in der Oppoſition (der volle helle). Die erſte Mondſichel ſcheint einer größern Scheibe anzugehören, als der an ſie gränzenden dunkeln, die man zur Zeit des Neulichtes manchmal unterſcheiden kann. Schwarze Kleider machen die Perſonen viel ſchmäler ausſehen als helle. Hinter einem Rand geſehene Lichter machen in den Rand einen ſcheinbaren Einſchnitt. Ein Lineal, hinter welchem ein Kerzenlicht hervorblickt, hat für uns eine Scharte. Die auf- und untergehende Sonne ſcheint einen Einſchnitt in den Horizont zu machen.

18.

Das Schwarze, als Repräſentant der Finſterniß, läßt das Organ im Zuſtande der Ruhe, das Weiße, als Stellvertreter des Lichts, verſetzt es in Thätigkeit. Man ſchlöſſe vielleicht aus gedachtem Phänomen (16), daß die ruhige Netzhaut, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, in ſich ſelbſt zuſammengezogen ſey, und einen kleinern Raum einnehme, als in dem Zuſtande der Thätigkeit, in den ſie durch den Reiz des Lichtes verſetzt wird. Keppler ſagt daher ſehr ſchön: Certum est vel in retina caussa picturae vel in spiritibus caussâ impressionis existere dilatationem lucidorum. Paralip. in Vitellionem p. 220. Pater Scherffer hat eine ähnliche Muthmaßung.

19.

Wie dem auch ſey, beide Zuſtände, zu welchen das Organ durch ein ſolches Bild beſtimmt wird, beſtehen auf demſelben örtlich, und dauern eine Zeit lang fort, wenn auch ſchon der äußere Anlaß entfernt iſt. Im

gemeinen Leben bemerken wir es kaum: denn selten kommen Bilder vor, die sehr stark von einander abstechen. Wir vermeiden diejenigen anzusehen, die uns blenden. Wir blicken von einem Gegenstand auf den andern, die Succession der Bilder scheint uns rein; wir werden nicht gewahr, daß sich von dem vorhergehenden etwas ins nachfolgende hinüberschleicht.

20.

Wer auf ein Fensterkreuz, das einen dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, Morgens beim Erwachen, wenn das Auge besonders empfänglich ist, scharf hinblickt und sodann die Augen schließt, oder gegen einen ganz dunkeln Ort hinsieht, wird ein schwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor sich sehen.

21.

Jedes Bild nimmt seinen bestimmten Platz auf der Netzhaut ein, und zwar einen größern oder kleinern, nach dem Maße in welchem es nahe oder fern gesehen wird. Schließen wir das Auge sogleich, wenn wir in die Sonne gesehen haben, so werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erscheint.

22.

Kehren wir dagegen das geöffnete Auge nach einer Wand, und betrachten das uns verschwebende Gespenst in Bezug auf andere Gegenstände, so werden wir es immer größer erblicken, je weiter von uns es durch irgend eine Fläche aufgefangen wird. Dieses Phänomen erklärt sich wohl aus dem perspectivischen Gesetz, daß uns der kleine nähere Gegenstand den größern entfernten zudeckt.

23.

Nach Beschaffenheit der Augen ist die Dauer dieses Eindrucks verschieden. Sie verhält sich wie die Herstellung der Netzhaut bei dem Uebergang aus dem Hellen ins Dunkle (10), und kann also nach Minuten und Secunden abgemessen werden, und zwar viel genauer, als es bisher durch eine geschwungene, brennende Lunte, die dem hinblickenden Auge als ein Cirkel erscheint, geschehen konnte.

24.

Besonders auch kommt die Energie in Betracht, womit eine Lichtwirkung das Auge trifft. Am längsten bleibt das Bild der Sonne; andere mehr oder weniger leuchtende Körper lassen ihre Spur länger oder kürzer zurück.

25.

Dieſe Bilder verſchwinden nach und nach, und zwar indem ſie ſowohl an Deutlichkeit als an Größe verlieren.

26.

Sie nehmen von der Peripherie herein ab, und man glaubt bemerkt zu haben, daß bei viereckten Bildern ſich nach und nach die Ecken abſtumpfen, und zuletzt ein immer kleineres rundes Bild vorſchwebt.

27.

Ein ſolches Bild, deſſen Eindruck nicht mehr bemerklich iſt, läßt ſich auf der Retina gleichſam wiederbeleben, wenn wir die Augen öffnen und ſchließen und mit Erregung und Schonung abwechſeln.

28.

Daß Bilder ſich bei Augenkrankheiten vierzehn bis ſiebzehn Minuten, ja länger auf der Retina erhielten, deutet auf äußerſte Schwäche des Organs, auf deſſen Unfähigkeit ſich wieder herzuſtellen, ſo wie das Vorſchweben leidenſchaftlich geliebter oder verhaßter Gegenſtände aus dem Sinnlichen ins Geiſtige deutet.

29.

Blickt man, indeſſen der Eindruck obgedachten Fenſterbildes noch dauert, nach einer hellgrauen Fläche, ſo erſcheint das Kreuz hell und der Scheibenraum dunkel. In jenem Falle (20) blieb der Zuſtand ſich ſelbſt gleich, ſo daß auch der Eindruck identiſch verharren konnte; hier aber wird eine Umkehrung bewirkt, die unſere Aufmerkſamkeit aufregt und von der uns die Beobachter mehrere Fälle überliefert haben.

30.

Die Gelehrten, welche auf den Cordilleras ihre Beobachtungen anſtellten, ſahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein. Dieſer Fall gehört wohl hierher: denn indem ſie das dunkle Bild des Schattens fixirten und ſich zugleich von der Stelle bewegten, ſo ſchien ihnen das geforderte helle Bild um das dunkle zu ſchweben. Man betrachte ein ſchwarzes Rund auf einer hellgrauen Fläche, ſo wird man bald, wenn man die Richtung des Blicks im geringſten verändert, einen hellen Schein um das dunkle Rund ſchweben ſehen.

Auch mir iſt ein ähnliches begegnet. Indem ich nämlich auf dem Felde ſitzend mit einem Manne ſprach, der, in einiger Entfernung vor mir ſtehend, einen grauen Himmel zum Hintergrund hatte, ſo erſchien

Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens, soll man nur mündlich verhandeln. Das ausgesprochene Wort ist sogleich todt, wenn es nicht durch ein folgendes dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geselliges Gespräch! Gelangt das Wort nicht schon todt zu dem Hörer, so ermordet er es alsogleich durch Widerspruch, Bestimmen, Bedingen, Ablenken, Abspringen, und wie die tausendfältigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geschriebenen ist es noch schlimmer. Niemand mag lesen als das, woran er schon einigermaßen gewöhnt ist; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geschriebene den Vortheil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt ist.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerspruch zu erleiden.

Was man mündlich ausspricht muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet seyn; was man schreibt widme man der Ferne, der Folge.

Die Dialektik ist die Ausbildung des Widerspruchsgeistes, welcher dem Menschen gegeben, damit er den Unterschied der Dinge erkennen lerne.

Mit wahrhaft Gleichgesinnten kann man sich auf die Länge nicht entzweien, man findet sich immer wieder einmal zusammen; mit eigentlich Widergesinnten versucht man umsonst Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

---

mir, nachdem ich ihn lange scharf und unverwandt angesehen, als ich den Blick ein wenig gewendet, sein Kopf von einem blendenden Schein umgeben.

Wahrscheinlich gehört hierher auch das Phänomen, daß Personen, die bei Aufgang der Sonne an feuchten Wiesen hergehen, einen Schein um ihr Haupt erblicken, der zugleich farbig seyn mag, weil sich von den Phänomenen der Refraction etwas einmischt.

So hat man auch um die Schatten der Luftballone, welche auf Wolken fielen, helle und einigermaßen gefärbte Kreise bemerken wollen.

Pater Beccaria stellte einige Versuche an über die Wetterelektricität, wobei er den papierenen Drachen in die Höhe steigen ließ. Es zeigte sich um diese Maschine ein kleines glänzendes Wölkchen von abwechselnder Größe, ja auch um einen Theil der Schnur. Es verschwand zuweilen, und wenn der Drache sich schneller bewegte, schien es auf dem vorigen Platze einige Augenblicke hin und wieder zu schweben. Diese Erscheinung, welche die damaligen Beobachter nicht erklären konnten, war das im Auge zurückgebliebene, gegen den hellen Himmel in ein helles verwandelte Bild des dunkeln Drachen.

Bei optischen, besonders chromatischen Versuchen, wo man oft mit blendenden Lichtern, sie seyen farblos oder farbig, zu thun hat, muß man sich sehr vorsehen, daß nicht das zurückgebliebene Spectrum einer vorhergehenden Beobachtung sich mit in eine folgende Beobachtung mische und dieselbe verwirrt und unrein mache.

31.

Diese Erscheinungen hat man sich folgendermaßen zu erklären gesucht. Der Ort der Retina, auf welchen das Bild des dunkeln Kreuzes fiel, ist als ausgeruht und empfänglich anzusehen. Auf ihn wirkt die mäßig erhellte Fläche lebhafter, als auf die übrigen Theile der Netzhaut, welche durch die Fensterscheiben das Licht empfingen, und nachdem sie durch einen so viel stärkern Reiz in Thätigkeit gesetzt worden, die graue Fläche nur als dunkel gewahr werden.

32.

Diese Erklärungsart scheint für den gegenwärtigen Fall ziemlich hinreichend; in Betrachtung künftiger Erscheinungen aber sind wir genöthigt das Phänomen aus höheren Quellen abzuleiten.

33.

Das Auge eines Wachenden äußert seine Lebendigkeit besonders darin,

daß es durchaus in ſeinen Zuſtänden abzuwechſeln verlangt, die ſich am einfachſten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem beſondern, in einem durch das Object ſpecificirten Zuſtande identiſch verharren: es iſt vielmehr zu einer Art von Oppoſition genöthigt, die, indem ſie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittlern entgegenſetzt, ſogleich das Entgegengeſetzte verbindet, und in der Succeſſion ſowohl als in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit nach einem Ganzen ſtrebt.

34.

Vielleicht entſteht das außerordentliche Behagen, das wir bei dem wohlbehandelten Helldunkel farbloſer Gemälde und ähnlicher Kunſtwerke empfinden, vorzüglich aus dem gleichzeitigen Gewahrwerden eines Ganzen, das von dem Organ ſonſt nur in einer Folge mehr geſucht als hervorgebracht wird, und wie es auch gelingen möge, niemals feſtgehalten werden kann.

III.

Graue Flächen und Bilder.

35.

Ein großer Theil chromatiſcher Verſuche verlangt ein mäßiges Licht. Dieſes können wir ſogleich durch mehr oder minder graue Flächen bewirken, und wir haben uns daher mit dem Grauen zeitig bekannt zu machen, wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß in manchen Fällen eine im Schatten oder in der Dämmerung ſtehende weiße Fläche für eine graue gelten kann.

36.

Da eine graue Fläche zwiſchen Hell und Dunkel innen ſteht, ſo läßt ſich das, was wir oben (29) als Phänomen vorgetragen, zum bequemen Verſuch erheben.

37.

Man halte ein ſchwarzes Bild vor eine graue Fläche und ſehe unverwandt, indem es weggenommen wird, auf denſelben Fleck; der Raum, den es einnahm, erſcheint um vieles heller. Man halte auf eben dieſe Art ein weißes Bild hin, und der Raum wird nachher dunkler als die

übrige Fläche erſcheinen. Man verwende das Auge auf der Tafel hin und wieder, ſo werden in beiden Fällen die Bilder ſich gleichfalls hin und her bewegen.

38.

Ein graues Bild auf ſchwarzem Grunde erſcheint viel heller als daſſelbe Bild auf weißem. Stellt man beide Fälle neben einander, ſo kann man ſich kaum überzeugen, daß beide Bilder aus Einem Topf gefärbt ſeyen. Wir glauben hier abermals die große Regſamkeit der Netzhaut zu bemerken und den ſtillen Widerſpruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen iſt, wenn ihm irgend ein beſtimmter Zuſtand dargeboten wird. So ſetzt das Einathmen ſchon das Ausathmen voraus und umgekehrt; ſo jede Syſtole ihre Diaſtole. Es iſt die ewige Formel des Lebens, die ſich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, ſo fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch ſeine Lebendigkeit, ſein Recht, das Object zu faſſen, indem es etwas, das dem Object entgegengeſetzt iſt, aus ſich ſelbſt hervorbringt.

IV.

Blendendes farbloſes Bild.

39.

Wenn man ein blendendes völlig farbloſes Bild anſieht, ſo macht ſolches einen ſtarken dauernden Eindruck, und das Abklingen deſſelben iſt von einer Farbenerſcheinung begleitet.

40.

In einem Zimmer, das möglichſt verdunkelt worden, habe man im Laden eine runde Oeffnung, etwa drei Zoll im Durchmeſſer, die man nach Belieben auf- und zudecken kann; durch ſelbige laſſe man die Sonne auf ein weißes Papier ſcheinen und ſehe in einiger Entfernung ſtarr das erleuchtete Rund an; man ſchließe darauf die Oeffnung und blicke nach dem dunkelſten Orte des Zimmers; ſo wird man eine runde Erſcheinung vor ſich ſchweben ſehen. Die Mitte des Kreiſes wird man hell, farblos, einigermaßen gelb ſehen, der Rand aber wird ſogleich purpurfarben erſcheinen.

Es dauert eine Zeit lang, bis dieſe Purpurfarbe von außen herein den ganzen Kreis zudeckt, und endlich den hellen Mittelpunkt völlig vertreibt. Kaum erſcheint aber das ganze Rund purpurfarben, ſo fängt der Rand an blau zu werden, das Blaue verdrängt nach und nach hereinwärts den Purpur. Iſt die Erſcheinung vollkommen blau, ſo wird der Rand dunkel und unfärbig. Es währt lange, bis der unfärbige Rand völlig das Blaue vertreibt und der ganze Raum unfärbig wird. Das Bild nimmt ſodann nach und nach ab, und zwar dergeſtalt, daß es zugleich ſchwächer und kleiner wird. Hier ſehen wir abermals, wie ſich die Netzhaut, durch eine Succeſſion von Schwingungen, gegen den gewaltſamen äußern Eindruck nach und nach wieder herſtellt (25, 26).

41.

Die Verhältniſſe des Zeitmaßes dieſer Erſcheinung habe ich an meinem Auge, bei mehreren Verſuchen übereinſtimmend, folgendermaßen gefunden.

Auf das blendende Bild hatte ich fünf Secunden geſehen, darauf den Schieber geſchloſſen; da erblickte ich das farbige Scheinbild ſchwebend, und nach dreizehn Secunden erſchien es ganz purpurfarben. Nun vergingen wieder neunundzwanzig Secunden, bis das Ganze blau erſchien, und achtundvierzig, bis es mir farblos vorſchwebte. Durch Schließen und Oeffnen des Auges belebte ich das Bild immer wieder (27), ſo daß es ſich erſt nach Verlauf von ſieben Minuten ganz verlor.

Künftige Beobachter werden dieſe Zeiten kürzer oder länger finden, je nachdem ſie ſtärkere oder ſchwächere Augen haben (23). Sehr merkwürdig aber wäre es, wenn man deſſenungeachtet durchaus ein gewiſſes Zahlenverhältniß dabei entdecken könnte.

42.

Aber dieſes ſonderbare Phänomen erregt nicht ſobald unſere Aufmerkſamkeit, als wir ſchon eine neue Modification deſſelben gewahr werden.

Haben wir, wie oben gedacht, den Lichteindruck im Auge aufgenommen und ſehen in einem mäßig erleuchteten Zimmer auf einen hellgrauen Gegenſtand, ſo ſchwebt abermals ein Phänomen vor uns, aber ein dunkles, das ſich nach und nach von außen mit einem grünen Rande einfaßt, welcher eben ſo, wie vorher der purpurene Rand, ſich über das ganze Rund hineinwärts verbreitet. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſieht man nunmehr ein ſchmutziges Gelb, das, wie in dem vorigen Verſuche das Blau, die Scheibe ausfüllt und zuletzt von einer Unfarbe verſchlungen wird.

43.

Dieſe beiden Verſuche laſſen ſich combiniren, wenn man in einem mäßig hellen Zimmer eine ſchwarze und weiße Tafel neben einander hinſetzt und, ſo lange das Auge den Lichteindruck behält, bald auf die weiße, bald auf die ſchwarze Tafel ſcharf hinblickt. Man wird alsdann im Anfange bald ein purpurnes, bald ein grünes Phänomen und ſo weiter das übrige gewahr werden. Ja, wenn man ſich geübt hat, ſo laſſen ſich, indem man das ſchwebende Phänomen dahin bringt, wo die zwei Tafeln an einander ſtoßen, die beiden entgegengeſetzten Farben zugleich erblicken; welches um ſo bequemer geſchehen kann, als die Tafeln entfernter ſtehen, indem das Spectrum alsdann größer erſcheint.

44.

Ich befand mich gegen Abend in einer Eiſenſchmiede, als eben die glühende Maſſe unter den Hammer gebracht wurde. Ich hatte ſcharf darauf geſehen, wendete mich um und blickte zufällig in einen offenſtehenden Kohlenſchoppen. Ein ungeheures purpurfarbenes Bild ſchwebte nun vor meinen Augen, und als ich den Blick von der dunkeln Oeffnung weg nach dem hellen Bretterverſchlag wendete, ſo erſchien mir das Phänomen halb grün, halb purpurfarben, je nachdem es einen dunklern oder hellern Grund hinter ſich hatte. Auf das Abklingen dieſer Erſcheinung merkte ich damals nicht.

45.

Wie das Abklingen eines umſchriebenen Glanzbildes, verhält ſich auch das Abklingen einer totalen Blendung der Retina. Die Purpurfarbe, welche die vom Schnee Geblendeten erblicken, gehört hierher, ſo wie die ungemein ſchöne grüne Farbe dunkler Gegenſtände, nachdem man auf ein weißes Papier in der Sonne lange hingeſehen. Wie es ſich näher damit verhalte, werden diejenigen künftig unterſuchen, deren jugendliche Augen, um der Wiſſenſchaft willen, noch etwas auszuſtehen fähig ſind.

46.

Hierher gehören gleichfalls die ſchwarzen Buchſtaben, die im Abendlichte roth erſcheinen. Vielleicht gehört auch die Geſchichte hierher, daß ſich Blutstropfen auf dem Tiſche zeigten, an den ſich Heinrich IV von Frankreich mit dem Herzog von Guiſe, um Würfel zu ſpielen, geſetzt hatte.

V.

Farbige Bilder.

47.

Wir wurden die phyſiologiſchen Farben zuerſt beim Abklingen farbloſer blendender Bilder, ſo wie auch bei abklingenden allgemeinen farbloſen Blendungen gewahr. Nun finden wir analoge Erſcheinungen, wenn dem Auge eine ſchon ſpecificirte Farbe geboten wird, wobei uns alles, was wir bisher erfahren haben, immer gegenwärtig bleiben muß.

48.

Wie von den farbloſen Bildern, ſo bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Oppoſition aufgeforderte und durch den Gegenſatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anſchaulicher wird.

49.

Man halte ein kleines Stück lebhaft farbigen Papiers oder ſeidenen Zeuges vor eine mäßig erleuchtete weiße Tafel, ſchaue unverwandt auf die kleine farbige Fläche und hebe ſie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweg, ſo wird das Spectrum einer andern Farbe auf der weißen Tafel zu ſehen ſeyn. Man kann auch das farbige Papier an ſeinem Orte laſſen, und mit dem Auge auf einen andern Fleck der weißen Tafel hinblicken, ſo wird jene farbige Erſcheinung ſich auch dort ſehen laſſen: denn ſie entſpringt aus einem Bilde, das nunmehr dem Auge angehört.

50.

Um in der Kürze zu bemerken, welche Farben denn eigentlich durch dieſen Gegenſatz hervorgerufen werden, bediene man ſich des illuminirten Farbenkreiſes unſerer Tafeln, der überhaupt naturgemäß eingerichtet iſt, und auch hier ſeine guten Dienſte leiſtet, indem die in demſelben diametral einander entgegengeſetzten Farben diejenigen ſind, welche ſich im Auge wechſelsweiſe fordern. So fordert Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt. So fordern ſich alle Abſtufungen wechſelsweiſe, die einfachere Farbe fordert die zuſammengeſetztere, und umgekehrt.

51.

Oefter, als wir denken, kommen uns die hierher gehörigen Fälle im gemeinen Leben vor, ja der Aufmerkſame ſieht dieſe Erſcheinungen überall,

da sie hingegen von dem ununterrichteten Theil der Menschen, wie von unsern Vorfahren, als flüchtige Fehler angesehen werden, ja manchmal gar, als wären es Vorbedeutungen und Augenkrankheiten, sorgliches Nachdenken erregen. Einige bedeutende Fälle mögen hier Platz nehmen.

52.

Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendend weißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Mieder zu mir ins Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung vor mir stand, in der Halbdämmerung scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mir entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün.

53.

Unter dem optischen Apparat befinden sich Brustbilder von Farben und Schattirungen, denen entgegengesetzt, welche die Natur zeigt, und man will, wenn man sie eine Zeit lang angeschaut, die Scheingestalt alsdann ziemlich natürlich gesehen haben. Die Sache ist an sich selbst richtig und der Erfahrung gemäß: denn in obigem Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht schwarz umgeben hervorgebracht; nur will es bei jenen gewöhnlich klein gemalten Bildern nicht jedermann glücken, die Theile der Scheinfigur gewahr zu werden.

54.

Ein Phänomen, das schon früher bei den Naturforschern Aufmerksamkeit erregt, läßt sich, wie ich überzeugt bin, auch aus diesen Erscheinungen ableiten.

Man erzählt, daß gewisse Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichsam blitzen, phosphoresciren oder ein augenblickliches Licht ausströmen. Einige Beobachter geben diese Erfahrungen genauer an.

Dieses Phänomen selbst zu sehen hatte ich mich oft bemüht, ja sogar, um es hervorzubringen, künstliche Versuche angestellt.

Am 19. Juni 1799, als ich zu später Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf und ab ging, bemerkten wir sehr deutlich an den Blumen des orientalischen Mohns, die vor allen andern eine sehr mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das sich in ihrer Nähe zeigte. Wir

ſtellten uns vor die Stauden hin, ſahen aufmerkſam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich, bei abermaligem Hin- und Wiedergehen, gelang, indem wir ſeitwärts darauf blickten, die Erſcheinung ſo oft zu wiederholen, als uns beliebte. Es zeigte ſich, daß es ein phyſiologiſches Farbenphänomen, und der ſcheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume in der geforderten blaugrünen Farbe ſey.

Wenn man eine Blume gerad anſieht, ſo kommt die Erſcheinung nicht hervor; doch müßte es auch geſchehen, ſobald man mit dem Blick wankte. Schielt man aber mit dem Augenwinkel hin, ſo entſteht eine momentane Doppelerſcheinung, bei welcher das Scheinbild gleich neben und an dem wahren Bilde erblickt wird.

Die Dämmerung iſt Urſache, daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich iſt, und die Farbe des Mohns iſt mächtig genug, bei einer Sommerdämmerung der längſten Tage noch vollkommen zu wirken und ein gefordertes Bild hervorzurufen.

Ich bin überzeugt, daß man dieſe Erſcheinung zum Verſuche erheben und den gleichen Effect durch Papierblumen hervorbringen könnte.

Will man indeſſen ſich auf die Erfahrung in der Natur vorbereiten, ſo gewöhne man ſich, indem man durch den Garten geht, die farbigen Blumen ſcharf anzuſehen, und ſogleich auf den Sandweg hinzublicken; man wird dieſen alsdann mit Flecken der entgegengeſetzten Farbe beſtreut ſehen. Dieſe Erfahrung glückt bei bedecktem Himmel, aber auch ſelbſt beim hellſten Sonnenſchein, der, indem er die Farbe der Blume erhöht, ſie fähig macht die geforderte Farbe mächtig genug hervorzubringen, daß ſie ſelbſt bei einem blendenden Lichte noch bemerkt werden kann. So bringen die Päonien ſchön grüne, die Calendeln lebhaft blaue Spectra hervor.

55.

So wie bei den Verſuchen mit farbigen Bildern auf einzelnen Theilen der Retina ein Farbenwechſel geſetzmäßig entſteht, ſo geſchieht daſſelbe, wenn die ganze Netzhaut von Einer Farbe afficirt wird. Hiervon können wir uns überzeugen, wenn wir farbige Glasſcheiben vors Auge nehmen. Man blicke eine Zeit lang durch eine blaue Scheibe, ſo wird die Welt nachher dem befreiten Auge wie von der Sonne erleuchtet erſcheinen, wenn auch gleich der Tag grau und die Gegend herbſtlich farblos wäre. Eben ſo ſehen wir, indem wir eine grüne Brille weglegen, die Gegenſtände mit einem röthlichen Schein überglänzt. Ich ſollte daher glauben, daß es nicht

wohlgethan sey, zu Schonung der Augen sich grüner Gläser oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farbspecification dem Auge Gewalt anthut, und das Organ zur Opposition nöthigt.

56.

Haben wir bisher die entgegengesetzten Farben sich einander successiv auf der Retina fordern sehen, so bleibt uns noch übrig zu erfahren, daß diese gesetzliche Forderung auch simultan bestehen könne. Malt sich auf einem Theile der Netzhaut ein farbiges Bild, so findet sich der übrige Theil sogleich in einer Disposition, die bemerkten correspondirenden Farben hervorzubringen. Setzt man obige Versuche fort, und blickt z. B. vor einer weißen Fläche auf ein gelbes Stück Papier, so ist der übrige Theil des Auges schon disponirt auf gedachter farbloser Fläche das Violette hervorzubringen. Allein das wenige Gelbe ist nicht mächtig genug jene Wirkung deutlich zu leisten. Bringt man aber auf eine gelbe Wand weiße Papiere, so wird man sie mit einem violetten Ton überzogen sehen.

57.

Ob man gleich mit allen Farben diese Versuche anstellen kann, so sind doch besonders dazu Grün und Purpur zu empfehlen, weil diese Farben einander auffallend hervorrufen. Auch im Leben begegnen uns diese Fälle häufig. Blickt ein grünes Papier durch gestreiften oder geblümten Mousselin hindurch, so werden die Streifen oder Blumen röthlich erscheinen. Durch grüne Schalttern ein graues Haus gesehen, erscheint gleichfalls röthlich. Die Purpurfarbe an dem bewegten Meer ist auch eine geforderte Farbe. Der beleuchtete Theil der Wellen erscheint grün in seiner eigenen Farbe, und der beschattete in der entgegengesetzten purpurn. Die verschiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor. Durch eine Oeffnung rother oder grüner Vorhänge erscheinen die Gegenstände draußen mit der geforderten Farbe. Uebrigens werden sich diese Erscheinungen dem Aufmerksamen überall, ja bis zur Unbequemlichkeit zeigen.

58.

Haben wir das Simultane dieser Wirkungen bisher in den directen Fällen kennen gelernt, so können wir solche auch in den umgekehrten bemerken. Nimmt man ein sehr lebhaft orange gefärbtes Stückchen Papier vor die weiße Fläche, so wird man, wenn man es scharf ansieht, das auf der übrigen Fläche geforderte Blau schwerlich gewahr werden. Nimmt man aber das orange Papier weg, und erscheint an dessen Platz das blaue

Scheinbild, so wird sich in dem Augenblick, da dieses völlig wirksam ist, die übrige Fläche, wie in einer Art von Wetterleuchten, mit einem röthlich gelben Schein überziehen, und wird dem Beobachter die productive Forderung dieser Gesetzlichkeit zum lebhaften Anschauen bringen.

59.

Wie die geforderten Farben da wo sie nicht sind, neben und nach der fordernden leicht erscheinen, so werden sie erhöht, da wo sie sind. In einem Hofe, der mit grauen Kalksteinen gepflastert und mit Gras durchwachsen war, erschien das Gras von einer unendlich schönen Grüne, als Abendwolken einen röthlichen kaum bemerklichen Schein auf das Pflaster warfen. Im umgekehrten Falle sieht derjenige, der bei einer mittlern Helle des Himmels auf Wiesen wandelt, und nichts als Grün vor sich sieht, öfters die Baumstämme und Wege mit einem röthlichen Scheine leuchten. Bei Landschaftmalern, besonders denjenigen, die mit Aquarellfarben arbeiten, kommt dieser Ton öfters vor. Wahrscheinlich sehen sie ihn in der Natur, ahmen ihn unbewußt nach und ihre Arbeit wird als unnatürlich getadelt.

60.

Diese Phänomene sind von der größten Wichtigkeit, indem sie uns auf die Gesetze des Sehens hindeuten, und zu künftiger Betrachtung der Farben eine nothwendige Vorbereitung sind. Das Auge verlangt dabei ganz eigentlich Totalität und schließt in sich selbst den Farbenkreis ab. In dem vom Gelben geforderten Violetten liegt das Rothe und Blaue, im Orange das Gelbe und Rothe, dem das Blaue entspricht: das Grüne vereinigt Blau und Gelb und fordert das Rothe; und so in allen Abstufungen der verschiedensten Mischungen. Daß man in diesem Falle genöthigt werde drei Hauptfarben anzunehmen, ist schon früher von den Beobachtern bemerkt worden.

61.

Wenn in der Totalität die Elemente, woraus sie zusammenwächst, noch bemerklich sind, nennen wir sie billig Harmonie, und wie die Lehre von der Harmonie der Farben sich aus diesem Phänomen herleite, wie nur durch diese Eigenschaften die Farbe fähig sey, zu ästhetischem Gebrauch angewendet zu werden, muß sich in der Folge zeigen, wenn wir den ganzen Kreis der Beobachtungen durchlaufen haben und auf den Punkt, wovon wir ausgegangen sind, zurückkehren.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn ſie ihre Meinung wiederholen und auf die unſrige nicht achten.

Diejenigen, welche widerſprechen und ſtreiten, ſollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache Jedem verſtändlich ſey.

Es hört doch Jeder nur was er verſteht.

Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leſer widerſpricht, aber er muß doch ſtehen laſſen was er ſchwarz auf weiß vor ſich hat. Ein anderer ſtimmt vielleicht mir bei, eben daſſelbe Exemplar in der Hand.

Die wahre Liberalität iſt Anerkennung.

Die ſchwer zu löſende Aufgabe ſtrebender Menſchen iſt, die Verdienſte älterer Mitlebenden anzuerkennen und ſich von ihren Mängeln nicht hindern zu laſſen.

Es giebt Menſchen, die auf die Mängel ihrer Freunde ſinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienſte meiner Widerſacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.

Es giebt viele Menſchen, die ſich einbilden, was ſie erfahren, das verſtünden ſie auch.

Das Publicum will wie Frauenzimmer behandelt ſeyn: man ſoll ihnen durchaus nichts ſagen als was ſie hören möchten.

VI.

Farbige Schatten.

62.

Ehe wir jedoch weiter schreiten, haben wir noch höchst merkwürdige Fälle dieser lebendig geforderten, neben einander bestehenden Farben zu beobachten, und zwar indem wir unsere Aufmerksamkeit auf die farbigen Schatten richten. Um zu diesen überzugehen, wenden wir uns vorerst zur Betrachtung der farblosen Schatten.

63.

Ein Schatten von der Sonne auf eine weiße Fläche geworfen giebt uns keine Empfindung von Farbe, so lange die Sonne in ihrer völligen Kraft wirkt. Er scheint schwarz, oder wenn ein Gegenlicht hinzudringen kann, schwächer, halberhellt, grau.

64.

Zu den farbigen Schatten gehören zwei Bedingungen, erstlich daß das wirksame Licht auf irgend eine Art die weiße Fläche färbe, zweitens daß ein Gegenlicht den geworfenen Schatten auf einen gewissen Grad erleuchte.

65.

Man setze bei der Dämmerung auf ein weißes Papier eine niedrig brennende Kerze; zwischen sie und das abnehmende Tageslicht stelle man einen Bleistift aufrecht, so daß der Schatten, welchen die Kerze wirft, von dem schwachen Tageslicht erhellt, aber nicht aufgehoben werden kann, und der Schatten wird von dem schönsten Blau erscheinen.

66.

Daß dieser Schatten blau sey, bemerkt man alsobald; aber man überzeugt sich nur durch Aufmerksamkeit, daß das weiße Papier als eine röthlich gelbe Fläche wirkt, durch welchen Schein jene blaue Farbe im Auge gefordert wird.

67.

Bei allen farbigen Schatten daher muß man auf der Fläche, auf welche er geworfen wird, eine erregte Farbe vermuthen, welche sich auch bei aufmerksamerer Betrachtung wohl erkennen läßt. Doch überzeuge man sich vorher durch folgenden Versuch.

68.

Man nehme zu Nachtzeit zwei brennende Kerzen und stelle sie

gegen einander auf eine weiße Fläche; man halte einen dünnen Stab zwischen beiden aufrecht, so daß zwei Schatten entstehen; man nehme ein farbiges Glas und halte es vor das eine Licht, also daß die weiße Fläche gefärbt erscheine, und in demselben Augenblick wird der von dem nunmehr färbenden Lichte geworfene und von dem farblosen Lichte beleuchtete Schatten die geforderte Farbe anzeigen.

69.

Es tritt hier eine wichtige Betrachtung ein, auf die wir noch öfters zurückkommen werden. Die Farbe selbst ist ein Schattiges (σκιερόν); deßwegen Kircher vollkommen Recht hat sie lumen opacatum zu nennen; und wie sie mit dem Schatten verwandt ist, so verbindet sie sich auch gern mit ihm, sie erscheint uns gern in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist; und so müssen wir bei Gelegenheit der farbigen Schatten zugleich eines Phänomens erwähnen, dessen Ableitung und Entwickelung erst später vorgenommen werden kann.

70.

Man wähle in der Dämmerung den Zeitpunkt, wo das einfallende Himmelslicht noch einen Schatten zu werfen im Stande ist, der von dem Kerzenlichte nicht ganz aufgehoben werden kann, so daß vielmehr ein doppelter fällt, einmal vom Kerzenlicht gegen das Himmelslicht, und sodann vom Himmelslicht gegen das Kerzenlicht. Wenn der erstere blau ist, so wird der letztere hochgelb erscheinen. Dieses hohe Gelb ist aber eigentlich nur der über das ganze Papier von dem Kerzenlicht verbreitete gelbröthliche Schein, der im Schatten sichtbar wird.

71.

Hiervon kann man sich bei dem obigen Versuche mit zwei Kerzen und farbigen Gläsern am besten überzeugen, so wie die unglaubliche Leichtigkeit, womit der Schatten eine Farbe annimmt, bei der nähern Betrachtung der Wiederscheine und sonst mehrmals zur Sprache kommt.

72.

Und so wäre denn auch die Erscheinung der farbigen Schatten, welche den Beobachtern bisher so viel zu schaffen gemacht, bequem abgeleitet. Ein jeder, der künftighin farbige Schatten bemerkt, beobachte nur, mit welcher Farbe die helle Fläche, worauf sie erscheinen, etwa tingirt seyn möchte. Ja man kann die Farbe des Schattens als ein Chromatoskop der beleuchteten Fläche ansehen, indem man die der Farbe des Schattens

entgegenstehende Farbe auf der Fläche vermuthen und bei näherer Aufmerksamkeit in jedem Falle gewahr werden kann.

73.

Wegen dieser nunmehr bequem abzuleitenden farbigen Schatten hat man sich bisher viel gequält und sie, weil sie meistentheils unter freiem Himmel beobachtet wurden, und vorzüglich blau erschienen, einer gewissen heimlich blauen und blaufärbenden Eigenschaft der Luft zugeschrieben. Man kann sich aber bei jenem Versuche mit dem Kerzenlicht im Zimmer überzeugen, daß keine Art von blauem Schein oder Widerschein dazu nöthig ist, indem man den Versuch an einem grauen trüben Tag, ja hinter zugezogenen weißen Vorhängen anstellen kann, in einem Zimmer, wo sich auch nicht das mindeste Blaue befindet, und der blaue Schatten wird sich nur um deste schöner zeigen.

74.

Sauſſure sagt in der Beschreibung seiner Reise auf den Montblanc: „Eine zweite nicht uninteressante Bemerkung betrifft die Farben der Schatten, die wir trotz der genauesten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene häufig der Fall gewesen war. Wir sahen sie im Gegentheil von neunundfunfzigmal einmal gelblich, sechsmal blaßbläulich, achtzehnmal farblos oder schwarz, und vierunddreißigmal blaßvielett. Wenn also einige Physiker annehmen, daß diese Farben mehr von zufälligen, in der Luft zerstreuten, den Schatten ihre eigenthümlichen Nüancen mittheilenden Dünsten herrühren, nicht aber durch eine bestimmte Luft- oder reflectirte Himmelsfarbe verursacht werden, so scheinen jene Beobachtungen ihrer Meinung günstig zu seyn.“

Die von Sauſſure angezeigten Erfahrungen werden wir nun bequem einrangiren können.

Auf der großen Höhe war der Himmel meistentheils rein von Dünsten. Die Sonne wirkte in ihrer ganzen Kraft auf den weißen Schnee, so daß er dem Auge völlig weiß erschien, und sie sahen bei dieser Gelegenheit die Schatten völlig farblos. War die Luft mit wenigen Dünsten geschwängert und entstand dadurch ein gelblicher Ton des Schnees, so folgten violette Schatten, und zwar waren diese die meisten. Auch sahen sie bläuliche Schatten, jedoch seltener; und daß die blauen und violetten nur blaß waren, kam von der hellen und heitern Umgebung, wodurch die Schattenstärke gemindert wurde. Nur einmal sahen sie den Schatten gelblich,

welches, wie wir oben (70) gesehen haben, ein Schatten ist, der von einem farblosen Gegenlichte geworfen und von dem färbenden Hauptlichte erleuchtet worden.

75.

Auf einer Harzreise im Winter stieg ich gegen Abend vom Brocken herunter; die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Heide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden Bäume und verragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsenmassen völlig bereift, die Sonne senkte sich eben gegen die Oderteiche hinunter.

Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des Schnees, schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen wiederschien.

Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergang näherte, und ihr durch die stärkern Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze mich umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter; man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden; denn alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung, und nach und nach in eine mond- und sternhelle Nacht verlor.

76.

Einer der schönsten Fälle farbiger Schatten kann bei dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenschein lassen sich völlig ins Gleichgewicht bringen. Beide Schatten können gleich stark und deutlich dargestellt werden, so daß beide Farben sich vollkommen balanciren. Man setzt die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung; vor die Tafel hält man einen undurchsichtigen Körper: alsdann entsteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht bescheint, gewaltig rothgelb, und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond bescheint, vom schönsten Blau gesehen werden. Wo beide Schatten zusammentreffen und sich zu einem vereinigen, ist er schwarz. Der gelbe Schatten läßt sich vielleicht auf keine Weise auffallender

darſtellen. Die unmittelbare Nähe des blauen, der dazwiſchentretende ſchwarze Schatten machen die Erſcheinung deſto angenehmer. Ja, wenn der Blick lange auf der Tafel verweilt, ſo wird das geforderte Blau das fordernde Gelb wieder gegenſeitig fordernd ſteigern und ins Gelbrothe treiben, welches denn wieder ſeinen Gegenſatz, eine Art von Meergrün, hervorbringt.

77.

Hier iſt der Ort zu bemerken, daß es wahrſcheinlich eines Zeitmomentes bedarf, um die geforderte Farbe hervorzubringen. Die Retina muß von der fordernden Farbe erſt recht afficirt ſeyn, ehe die geforderte lebhaft bemerklich wird.

78.

Wenn Taucher ſich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke ſcheint, ſo iſt alles Beleuchtete, was ſie umgiebt, purpurfarbig, wovon künftig die Urſache anzugeben iſt; die Schatten dagegen ſehen grün aus. Eben daſſelbe Phänomen, was ich auf einem hohen Berge gewahr wurde (75), bemerken ſie in der Tiefe des Meers, und ſo iſt die Natur mit ſich ſelbſt durchaus übereinſtimmend.

79.

Einige Erfahrungen und Verſuche, welche ſich zwiſchen die Capitel von farbigen Bildern und von farbigen Schatten gleichſam einſchieben, werden hier nachgebracht.

Man habe an einem Winterabende einen weißen Papierladen inwendig vor dem Fenſter eines Zimmers: in dieſem Laden ſey eine Oeffnung, wodurch man den Schnee eines etwa benachbarten Daches ſehen könne; es ſey draußen noch einigermaßen dämmerig und ein Licht komme in das Zimmer: ſo wird der Schnee durch die Oeffnung vollkommen blau erſcheinen, weil nämlich das Papier durch das Kerzenlicht gelb gefärbt wird. Der Schnee, welchen man durch die Oeffnung ſieht, tritt hier an die Stelle eines durch ein Gegenlicht erhellten Schattens oder, wenn man will, eines grauen Bildes auf gelber Fläche.

80.

Ein anderer ſehr intereſſanter Verſuch mache den Schluß.

Nimmt man eine Tafel grünen Glaſes von einiger Stärke und läßt darin die Fenſterſtäbe ſich ſpiegeln, ſo wird man ſie doppelt ſehen, und zwar wird das Bild, das von der untern Fläche des Glaſes kommt, grün

ſeyn, das Bild hingegen, das ſich von der obern Fläche herleitet und eigentlich farblos ſeyn ſollte, wird purpurfarben erſcheinen.

An einem Gefäß, deſſen Boden ſpiegelartig iſt, welches man mit Waſſer füllen kann, läßt ſich der Verſuch ſehr artig anſtellen, indem man bei reinem Waſſer erſt die farbloſen Bilder zeigen, und durch Färbung deſſelben ſodann die farbigen Bilder produciren kann.

VII.

Schwachwirkende Lichter.

81.

Das energiſche Licht erſcheint rein weiß, und dieſen Eindruck macht es auch im höchſten Grade der Blendung. Das nicht in ſeiner ganzen Gewalt wirkende Licht kann auch noch unter verſchiedenen Bedingungen farblos bleiben. Mehrere Naturforſcher und Mathematiker haben die Stufen deſſelben zu meſſen geſucht, Lambert, Bouguer, Rumford.

82.

Jedoch findet ſich bei ſchwächer wirkenden Lichtern bald eine Farbenerſcheinung, indem ſie ſich wie akklingende Bilder verhalten (39).

83.

Irgend ein Licht wirkt ſchwächer, entweder wenn ſeine Energie, es geſchehe wie es wolle, gemindert wird, oder wenn das Auge in eine Dispoſition geräth die Wirkung nicht genugſam erfahren zu können. Jene Erſcheinungen, welche objectiv genannt werden können, finden ihren Platz bei den phyſiſchen Farben. Wir erwähnen hier nur des Uebergangs vom Weißglühen bis zum Rothglühen des erhitzten Eiſens. Nicht weniger bemerken wir, daß Kerzen, auch bei Nachtzeit, nach Maßgabe, wie man ſie vom Auge entfernt, röther ſcheinen.

84.

Der Kerzenſchein bei Nacht wirkt in der Nähe als ein gelbes Licht; wir können es an der Wirkung bemerken, welche auf die übrigen Farben hervorgebracht wird. Ein Blaßgelb iſt bei Nacht wenig von dem Weißen zu unterſcheiden; das Blaue nähert ſich dem Grünen und ein Roſenfarbem Orangen.

85.

Der Schein des Kerzenlichts bei der Dämmerung wirkt lebhaft als ein gelbes Licht, welches die blauen Schatten am beſten beweiſen, die bei dieſer Gelegenheit im Auge hervorgerufen werden.

86.

Die Retina kann durch ein ſtarkes Licht dergeſtalt gereizt werden, daß ſie ſchwächere Lichter nicht erkennen kann (11). Erkennt ſie ſolche, ſo erſcheinen ſie farbig; daher ſieht ein Kerzenlicht bei Tage röthlich aus, es verhält ſich wie ein abklingendes; ja ein Kerzenlicht, das man bei Nacht länger und ſchärfer anſieht, erſcheint immer röther.

87.

Es giebt ſchwach wirkende Lichter, welche deſſen ungeachtet eine weiße, höchſtens hellgelbliche Erſcheinung auf der Retina machen, wie der Mond in ſeiner vollen Klarheit. Das faule Holz hat ſogar eine Art von bläulichem Schein. Dieſes alles wird künftig wieder zur Sprache kommen.

88.

Wenn man nahe an eine weiße oder grauliche Wand Nachts ein Licht ſtellt, ſo wird ſie von dieſem Mittelpunkt aus auf eine ziemliche Weite erleuchtet ſeyn. Betrachtet man den daher entſtehenden Kreis aus einiger Ferne, ſo erſcheint uns der Rand der erleuchteten Fläche mit einem gelben, nach außen rothgelben Kreiſe umgeben, und wir werden aufmerkſam gemacht, daß das Licht, wenn es ſcheinend oder wiederſcheinend nicht in ſeiner größten Energie auf uns wirkt, unſerm Auge den Eindruck vom Gelben, Röthlichen, und zuletzt ſogar vom Rothen gebe. Hier finden wir den Uebergang zu den Höfen, die wir um leuchtende Punkte auf eine oder die andere Weiſe zu ſehen pflegen.

VIII.

Subjective Höfe.

89.

Man kann die Höfe in ſubjective und objective eintheilen. Die letzten werden unter den phyſiſchen Farben abgehandelt, nur die erſten gehören hierher. Sie unterſcheiden ſich von den objectiven darin, daß ſie

verſchwinden, wenn man den leuchtenden Gegenſtand, der ſie auf der Netzhaut hervorbringt, zudeckt.

90.

Wir haben oben den Eindruck des leuchtenden Bildes auf die Retina geſehen und wie es ſich auf derſelben vergrößert; aber damit iſt die Wirkung noch nicht vollendet. Es wirkt nicht allein als Bild, ſondern auch als Energie über ſich hinaus; es verbreitet ſich vom Mittelpunkte aus nach der Peripherie.

91.

Daß ein ſolcher Nimbus um das leuchtende Bild in unſerm Auge bewirkt werde, kann man am beſten in der dunkeln Kammer ſehen, wenn man gegen eine mäßig große Oeffnung im Fenſterladen hinblickt. Hier iſt das helle Bild von einem runden Nebelſchein umgeben.

Einen ſolchen Nebelſchein ſah ich mit einem gelben und gelbrothen Kreiſe umgeben, als ich mehrere Nächte in einem Schlafwagen zubrachte und Morgens bei dämmerndem Tageslichte die Augen aufſchlug.

92.

Die Höfe erſcheinen am lebhafteſten, wenn das Auge ausgeruht und empfänglich iſt. Nicht weniger vor einem dunkeln Hintergrund. Beides iſt die Urſache, daß wir ſie ſo ſtark ſehen, wenn wir Nachts aufwachen und uns ein Licht entgegengebracht wird. Dieſe Bedingungen fanden ſich auch zuſammen, als Descartes, im Schiff ſitzend, geſchlafen hatte und ſo lebhafte farbige Scheine um das Licht bemerkte.

93.

Ein Licht muß mäßig leuchten, nicht blenden, wenn es einen Hof im Auge erregen ſoll, wenigſtens würden die Höfe eines blendenden Lichtes nicht bemerkt werden können. Wir ſehen einen ſolcher Glanzhof um die Sonne, welche von einer Waſſerfläche ins Auge fällt.

94.

Genau beobachtet, iſt ein ſolcher Hof an ſeinem Rande mit einem gelben Saume eingefaßt. Aber auch hier iſt jene energiſche Wirkung noch nicht geendigt, ſondern ſie ſcheint ſich in abwechſelnden Kreiſen weiter fort zu bewegen.

95.

Es giebt viele Fälle, die auf eine kreisartige Wirkung der Retina deuten, es ſey nun, daß ſie durch die runde Form des Auges ſelbſt und ſeiner verſchiedenen Theile oder ſonſt hervorgebracht werde.

96.

Wenn man das Auge von dem innern Augenwinkel her nur ein wenig drückt, ſo entſtehen dunklere oder hellere Kreiſe. Man kann bei Nachtzeit manchmal auch ohne Druck eine Succeſſion ſolcher Kreiſe gewahr werden, von denen ſich einer aus dem andern entwickelt, einer vom andern verſchlungen wird.

97.

Wir haben ſchon einen gelben Rand um den von einem nah geſtellten Licht erleuchteten weißen Raum geſehen. Dieß wäre eine Art von objectivem Hof (88).

98.

Die ſubjectiven Höfe können wir uns als den Conflict des Lichtes mit einem lebendigen Raume denken. Aus dem Conflict des Bewegenden mit dem Bewegten entſteht eine undulirende Bewegung. Man kann das Gleichniß von den Ringen im Waſſer hernehmen. Der hineingeworfene Stein treibt das Waſſer nach allen Seiten, die Wirkung erreicht eine höchſte Stufe, ſie klingt ab und gelangt, im Gegenſatz, zur Tiefe. Die Wirkung geht fort, culminirt aufs neue, und ſo wiederholen ſich die Kreiſe. Erinnert man ſich der concentriſchen Ringe, die in einem mit Waſſer gefüllten Trinkglaſe entſtehen, wenn man verſucht einen Ton durch Reiben des Randes hervorzubringen; gedenkt man der intermittirenden Schwingungen beim Abklingen der Glocken, ſo nähert man ſich wohl in der Vorſtellung demjenigen, was auf der Retina vorgehen mag, wenn ſie von einem leuchtenden Gegenſtand getroffen wird, nur daß ſie, als lebendig, ſchon eine gewiſſe kreisartige Dispoſition in ihrer Organiſation hat.

99.

Die um das leuchtende Bild ſich zeigende helle Kreisfläche iſt gelb, mit Roth geendigt. Darauf folgt ein grünlicher Kreis, der mit einem rothen Rande geſchloſſen iſt. Dieß ſcheint das gewöhnliche Phänomen zu ſeyn bei einer gewiſſen Größe des leuchtenden Körpers. Dieſe Höfe werden größer, je weiter man ſich von dem leuchtenden Bilde entfernt.

100.

Die Höfe können aber auch im Auge unendlich klein und vielfach erſcheinen, wenn der erſte Anſtoß klein und mächtig iſt. Der Verſuch macht ſich am beſten mit einer auf der Erde liegenden, von der Sonne beſchienenen Goldflinter. In dieſen Fällen erſcheinen die Höfe in bunten

Strahlen. Jene farbige Erſcheinung, welche die Sonne im Auge macht, indem ſie durch Baumblätter dringt, ſcheint auch hierher zu gehören.

Pathologiſche Farben.

Anhang.

101

Die phyſiologiſchen Farben kennen wir nunmehr hinreichend, um ſie von den pathologiſchen zu unterſcheiden. Wir wiſſen, welche Erſcheinungen dem geſunden Auge zugehören, und nöthig ſind, damit ſich das Organ vollkommen lebendig und thätig erzeige.

102.

Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organiſche und phyſiſche Geſetze; denn wenn ein beſonders lebendiges Weſen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet iſt, ſo ſtrebt es ins allgemeine Leben hin, immer auf einem geſetzlichen Wege, und macht uns auf ſeiner ganzen Bahn jene Maximen anſchaulich, aus welchen die Welt entſprungen iſt, und durch welche ſie zuſammengehalten wird.

103.

Wir ſprechen hier zuerſt von einem ſehr merkwürdigen Zuſtande, in welchem ſich die Augen mancher Perſonen befinden. Indem er eine Abweichung von der gewöhnlichen Art die Farben zu ſehen anzeigt, ſo gehört er wohl zu den krankhaften; da er aber regelmäßig iſt, öfter vorkommt, ſich auf mehrere Familienglieder erſtreckt, und ſich wahrſcheinlich nicht heilen läßt, ſo ſtellen wir ihn billig auf die Gränze.

104.

Ich kannte zwei Subjecte, die damit behaftet waren, nicht über zwanzig Jahre alt; beide hatten blaugraue Augen, ein ſcharfes Geſicht in der Nähe und Ferne, bei Tages- und Kerzenlicht, und ihre Art die Farben zu ſehen war in der Hauptſache völlig übereinſtimmend.

105.

Mit uns treffen ſie zuſammen, daß ſie Weiß, Schwarz und Grau nach unſerer Weiſe benennen; Weiß ſahen ſie beide ohne Beimiſchung. Der eine wollte bei Schwarz etwas Bräunliches und bei Grau etwas

Jedem Alter des Menſchen antwortet eine gewiſſe Philoſophie; das Kind erſcheint als Realiſt, denn es findet ſich ſo überzeugt von dem Daſeyn der Birnen und Aepfel als von dem ſeinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenſchaften beſtürmt, muß auf ſich ſelbſt merken, ſich vorfühlen, er wird zum Idealiſten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Urſache; er thut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte ſey. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Urſache den Verſtand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher ſich über eine falſche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird ſich immer zum Myſticismus bekennen; er ſieht, daß ſo vieles vom Zufall abzuhängen ſcheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige ſchlägt fehl, Glück und Unglück ſtellen ſich unerwartet ins Gleiche; ſo iſt es, ſo war es und das hohe Alter beruhigt ſich in Dem der da iſt, der da war und der da ſeyn wird.

Wenn man alter wird, muß man mit Bewußtſeyn auf einer gewiſſen Stufe ſtehen bleiben.

Es ziemt ſich dem Bejahrten weder in der Denkweiſe noch in der Art ſich zu kleiden der Mode nachzugehen.

Aber man muß wiſſen wo man ſteht und wohin die Andern wollen.

Was man Mode heißt iſt augenblickliche Ueberlieferung. Alle Ueberlieferung führt eine gewiſſe Nothwendigkeit mit ſich, ſich ihr gleich zu ſtellen.

Röthliches bemerken. Ueberhaupt ſcheinen ſie die Abſtufung von Hell und Dunkel ſehr zart zu empfinden.

106.

Mit uns ſcheinen ſie Gelb, Rothgelb und Gelbroth zu ſehen; bei dem letzten ſagen ſie, ſie ſähen das Gelbe gleichſam über dem Roth ſchweben, wie laſirt. Carmin, in der Mitte einer Untertaſſe dicht aufgetrocknet, nannten ſie roth.

107.

Nun aber tritt eine auffallende Differenz ein. Man ſtreiche mit einem genetzten Pinſel den Carmin leicht über die weiße Schale, ſo werden ſie dieſe entſtehende helle Farbe der Farbe des Himmels vergleichen, und ſolche blau nennen. Zeigt man ihnen daneben eine Roſe, ſo nennen ſie dieſe auch blau, und können bei allen Proben, die man anſtellt, das Hellblau nicht von dem Roſenfarb unterſcheiden. Sie verwechſeln Roſenfarb, Blau und Violett durchaus; nur durch kleine Schattirungen des Hellern, Dunklern, Lebhaftern, Schwächern ſcheinen ſich dieſe Farben für ſie von einander abzuſondern.

108.

Ferner können ſie Grün von einem Dunkelorange, beſonders aber von einem Rothbraun nicht unterſcheiden.

109.

Wenn man die Unterhaltung mit ihnen dem Zufall überläßt, und ſie bloß über vorliegende Gegenſtände befragt, ſo geräth man in die gröſte Verwirrung, und fürchtet wahnſinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Geſetz dieſer Geſetzwidrigkeit ſchon um vieles näher.

110.

Sie haben, wie man aus dem obigen ſehen kann, weniger Farben als wir; daher kommt die Verwechſelung von verſchiedenen Farben entſteht. Sie nennen den Himmel roſenfarb und die Roſe blau, oder umgekehrt. Nun fragt ſich: Sehen ſie beides blau oder beides roſenfarb? ſehen ſie das Grün orange oder das Orange grün?

111.

Dieſe ſeltſamen Räthſel ſcheinen ſich zu löſen, wenn man annimmt, daß ſie kein Blau, ſondern an deſſen Statt einen tilgirten Purpur, ein Roſenfarb, ein helles, reines Roth ſehen. Symbolisch kann man ſich dieſe Löſung einſtweilen folgendermaßen vorſtellen.

112.

Nehmen wir aus unſerem Farbenkreiſe das Blaue heraus, ſo fehlt uns Blau, Violett und Grün. Das reine Roth verbreitet ſich an der Stelle der beiden erſten, und wenn es wieder das Gelbe berührt, bringt es anſtatt des Grünen abermals ein Orange hervor.

113.

Indem wir uns von dieſer Erklärungsart überzeugt halten, haben wir dieſe merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Akyanoblepſie genannt, und zu beſſerer Einſicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt, bei deren Erklärung wir künftig das weitere beizubringen gedenken. Auch findet man daſelbſt eine Landſchaft, gefärbt nach der Weiſe wie dieſe Menſchen wahrſcheinlich die Natur ſehen, den Himmel roſenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbſt erſcheint.

114.

Wir ſprechen nunmehr von krankhaften ſowohl als allen widernatürlichen, außernatürlichen, ſeltenen Affectionen der Retina, wobei, ohne äußeres Licht, das Auge zu einer Lichterſcheinung diſponirt werden kann, und behalten uns vor, des galvaniſchen Lichtes künftig zu erwähnen.

115.

Bei einem Schlag aufs Auge ſcheinen Funken umher zu ſprühen. Ferner, wenn man in gewiſſen körperlichen Dispoſitionen, beſonders bei erhitztem Blute und reger Empfindlichkeit, das Auge erſt ſachte, dann immer ſtärker drückt, ſo kann man ein blendendes, unerträgliches Licht erregen.

116.

Operirte Staarkranke, wenn ſie Schmerz und Hitze im Auge haben, ſehen häufig feurige Blitze und Funken, welche zuweilen acht bis vierzehn Tage bleiben, oder doch ſo lange, bis Schmerz und Hitze weicht.

117.

Ein Kranker, wenn er Ohrenſchmerz bekam, ſah jederzeit Lichtfunken und Kugeln im Auge, ſo lange der Schmerz dauerte.

118.

Wurmkranke haben oft ſonderbare Erſcheinungen im Auge, bald Feuerfunken, bald Lichtgeſpenſter, bald ſchreckhafte Figuren, die ſie nicht entfernen können, bald ſehen ſie doppelt.

119.

Hypochondriſten ſehen häufig ſchwarze Figuren als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Weſpen. Dieſe Erſcheinungen zeigen ſich auch bei anfangendem ſchwarzen Staar. Manche ſehen halbdurchſichtige kleine Röhren, wie Flügel von Inſecten, Waſſerbläschen von verſchiedener Größe, welche beim Heben des Auges niederſinken, zuweilen gerade ſo in Verbindung hängen, wie Froſchlaich, und bald als völlige Sphären, bald als Linſen bemerkt werden.

120.

Wie dort das Licht ohne äußeres Licht, ſo entſpringen auch dieſe Bilder ohne äußere Bilder. Sie ſind theils vorübergehend, theils lebenslänglich dauernd. Hierbei tritt auch manchmal eine Farbe ein: denn Hypochondriſten ſehen auch häufig gelbrothe ſchmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen oder bei leerem Magen.

121.

Daß der Eindruck irgend eines Bildes im Auge einige Zeit verharre, kennen wir als ein phyſiologiſches Phänomen (23); die allzulange Dauer eines ſolchen Eindrucks hingegen kann als krankhaft angeſehen werden.

122.

Je ſchwächer das Auge iſt, deſto länger bleibt das Bild in demſelben. Die Retina ſtellt ſich nicht ſobald wieder her, und man kann die Wirkung als eine Art von Paralyſe anſehen (28).

123.

Von blendenden Bildern iſt es nicht zu verwundern. Wenn man in die Sonne ſieht, ſo kann man das Bild mehrere Tage mit ſich herumtragen. Boyle erzählt einen Fall von zehn Jahren.

124.

Das gleiche findet auch verhältnißmäßig von Bildern, welche nicht blendend ſind, ſtatt. Büſch erzählt von ſich ſelbſt, daß ihm ein Kupferſtich vollkommen mit allen ſeinen Theilen bei ſiebzehn Minuten im Auge geblieben.

125.

Mehrere Perſonen, welche zu Krampf und Vollblütigkeit geneigt waren, behielten das Bild eines hochrothen Cattuns mit weißen Muſcheln viele Minuten lang im Auge, und ſahen es wie einen Flor vor allem ſchweben. Nur nach langem Reiben des Auges verlor ſich's.

126.

Scherffer bemerkt, daß die Purpurfarbe eines abklingenden ſtarken Lichteindrucks einige Stunden dauern könne.

127.

Wie wir durch Druck auf den Augapfel eine Lichterſcheinung auf der Retina hervorbringen können, ſo entſteht bei ſchwachem Druck eine rothe Farbe, und wird gleichſam ein abklingendes Licht hervorgebracht.

128.

Viele Kranke, wenn ſie erwachen, ſehen alles in der Farbe des Morgenroths, wie durch einen rothen Flor: auch wenn ſie am Abend leſen, und zwiſchendurch einnicken und wieder aufwachen, pflegt es zu geſchehen. Dieſes bleibt minutenlang und vergeht allenfalls, wenn das Auge etwas gerieben wird. Dabei ſind zuweilen rothe Sterne und Kugeln. Dieſes Rothſehen dauert auch wohl eine lange Zeit.

129.

Die Luftfahrer, beſonders Zambeccari und ſeine Gefährten, wollen in ihrer höchſten Erhebung den Mond blutroth geſehen haben. Da ſie ſich über die irdiſchen Dünſte emporgeſchwungen hatten, durch welche wir den Mond und die Sonne wohl in einer ſolchen Farbe ſehen, ſo läßt ſich vermuthen, daß dieſe Erſcheinung zu den pathologiſchen Farben gehöre. Es mögen nämlich die Sinne durch den ungewöhnten Zuſtand dergeſtalt afficirt ſeyn, daß der ganze Körper, und beſonders auch die Retina, in eine Art von Unrührbarkeit und Unreizbarkeit verfällt. Es iſt daher nicht unmöglich, daß der Mond als ein höchſt abgeſtumpftes Licht wirke, und alſo das Gefühl der rothen Farbe hervorbringe. Den Hamburger Luftfahrern erſchien auch die Sonne blutroth.

Wenn die Luftfahrenden zuſammen ſprechen, und ſich kaum hören, ſollte nicht auch dieſes der Unreizbarkeit der Nerven eben ſo gut, als der Dünne der Luft zugeſchrieben werden können?

130.

Die Gegenſtände werden von Kranken auch manchmal vielfärbig geſehen. Boyle erzählt von einer Dame, daß ſie nach einem Sturze, wobei ein Auge gequetſcht worden, die Gegenſtände, beſonders aber die weißen, lebhaft bis zum Unerträglichen ſchimmern geſehen.

131.

Die Aerzte nennen Chrupſie, wenn in typhiſchen Krankheiten, beſonders

der Augen, die Patienten an den Rändern der Bilder, wo Hell und Dunkel an einander gränzen, farbige Umgebungen zu sehen versichern. Wahrscheinlich entsteht in den Liqueren eine Veränderung, wodurch ihre Achromasie aufgehoben wird.

132.

Beim grauen Staar läßt eine starkgetrübte Krystallinse den Kranken einen rothen Schein sehen. In einem solchen Falle, der durch Elektricität behandelt wurde, veränderte sich der rothe Schein nach und nach in einen gelben, zuletzt in einen weißen, und der Kranke fing an wieder Gegenstände gewahr zu werden; woraus man schließen konnte, daß der trübe Zustand der Linse sich nach und nach der Durchsichtigkeit nähere. Diese Erscheinung wird sich, sobald wir mit den physischen Farben nähere Bekanntschaft gemacht, bequem ableiten lassen.

133.

Kann man nun annehmen, daß ein gelbsüchtiger Kranker durch einen wirklich gelbgefärbten Liquer hindurchsehe, so werden wir schon in die Abtheilung der chemischen Farben verwiesen, und wir sehen leicht ein, daß wir das Capitel von den pathologischen Farben nur dann erst vollkommen ausarbeiten können, wenn wir uns mit der Farbenlehre in ihrem ganzen Umfang bekannt gemacht; deßhalb sey es an dem gegenwärtigen genug, bis wir später das Angedeutete weiter ausführen können.

134.

Nur möchte hier zum Schlusse noch einiger besondern Dispositionen des Auges vorläufig zu erwähnen seyn.

Es giebt Maler, welche, anstatt daß sie die natürliche Farbe wiedergeben sollten, einen allgemeinen Ton, einen warmen oder kalten über das Bild verbreiten. So zeigt sich auch bei manchen eine Vorliebe für gewisse Farben, bei anderen ein Ungefühl für Harmonie.

135.

Endlich ist noch bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menschen, Kinder eine große Vorliebe für lebhafte Farben empfinden; daß Thiere bei gewissen Farben in Zorn gerathen; daß gebildete Menschen in Kleidung und sonstiger Umgebung die lebhaften Farben vermeiden und sie durchgängig von sich zu entfernen suchen.

Zweite Abtheilung.

Physische Farben.

136.

Physische Farben nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nöthig sind, welche aber selbst keine Farbe haben, und theils durchsichtig, theils trüb und durchscheinend, theils völlig undurchsichtig seyn können. Dergleichen Farben werden also in unserm Auge durch solche äußere bestimmte Anlässe erzeugt, oder, wenn sie schon auf irgend eine Weise außer uns erzeugt sind, in unser Auge zurückgeworfen. Ob wir nun schon hierdurch denselben eine Art von Objectivität zuschreiben, so bleibt doch das Vorübergehende, Nichtfestzuhaltende meistens ihr Kennzeichen.

137.

Sie heißen daher auch bei den früheren Naturforschern colores apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, variantes. Zugleich werden sie speciosi und emphatici, wegen ihrer auffallenden Herrlichkeit, genannt. Sie schließen sich unmittelbar an die physiologischen an, und scheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bei jenen vorzüglich das Auge wirksam war, und wir die Phänomene derselben nur in uns, nicht aber außer uns darzustellen vermochten, so tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farblose Gegenstände erregt werden, daß wir aber auch eine farblose Fläche an die Stelle unserer Retina setzen und auf derselben die Erscheinung außer uns gewahr werden können; wobei uns jedoch alle Erfahrungen auf das bestimmteste überzeugen, daß hier nicht von fertigen, sondern von werdenden und wechselnden Farben die Rede sey.

138.

Wir ſehen uns deßhalb bei dieſen phyſiſchen Farben durchaus im Stande, einem ſubjectiven Phänomen ein objectives an die Seite zu ſetzen, und öfters, durch die Verbindung beider, mit Glück tiefer in die Natur der Erſcheinung einzudringen.

139.

Bei den Erfahrungen alſo, wobei wir die phyſiſchen Farben gewahr werden, wird das Auge nicht für ſich als wirkend, das Licht niemals in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet, ſondern wir richten unſere Aufmerkſamkeit beſonders darauf, wie durch Mittel, und zwar farbloſe Mittel, verſchiedene Bedingungen entſtehen.

140.

Das Licht kann auf dreierlei Weiſe unter dieſen Umſtänden bedingt werden. Erſtlich, wenn es von der Oberfläche eines Mittels zurückſtrahlt, da denn die katoptriſchen Verſuche zur Sprache kommen. Zweitens wenn es an dem Rande eines Mittels herſtrahlt. Die dabei eintretenden Erſcheinungen wurden ehemals perioptiſche genannt; wir nennen ſie paroptiſche. Drittens wenn es durch einen durchſcheinenden oder durchſichtigen Körper durchgeht, welches die dioptriſchen Verſuche ſind. Eine vierte Art phyſiſcher Farben haben wir epoptiſche genannt, indem ſich die Erſcheinung, ohne vorgängige Mittheilung (*Saxi*), auf einer farbloſen Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen ſehen läßt.

141.

Beurtheilen wir dieſe Rubriken in Bezug auf die von uns beliebten Hauptabtheilungen, nach welchen wir die Farben in phyſiologiſcher, phyſiſcher und chemiſcher Rückſicht betrachten, ſo finden wir, daß die katoptriſchen Farben ſich nahe an die phyſiologiſchen anſchließen, die paroptiſchen ſich ſchon etwas mehr ablöſen und gewiſſermaßen ſelbſtſtändig werden, die dioptriſchen ſich ganz eigentlich phyſiſch erweiſen und eine entſchieden objective Seite haben; die epoptiſchen, obgleich in ihren Anfängen auch nur apparent, machen den Uebergang zu den chemiſchen Farben.

142.

Wenn wir alſo unſern Vortrag ſtätig nach Anleitung der Natur fortführen wollten, ſo dürften wir nur in der jetzt eben bezeichneten Ordnung auch fernerhin verfahren; weil aber bei didaktiſchen Vorträgen es nicht ſowohl darauf ankommt, dasjenige, wovon die Rede iſt, an einander zu

knüpfen, vielmehr solches wohl aus einander zu sondern, damit erst zuletzt, wenn alles Einzelne vor die Seele gebracht ist, eine große Einheit das Besondere verschlinge, so wollen wir uns gleich zu den dioptrischen Farben wenden, um den Leser alsobald in die Mitte der physischen Farben zu versetzen, und ihm ihre Eigenschaften auffallender zu machen.

IX.

Dioptrische Farben.

143.

Man nennt dioptrische Farben diejenigen, zu deren Entstehung ein farbloses Mittel gefordert wird, dergestalt daß Licht und Finsterniß hindurchwirken, entweder aufs Auge oder auf entgegenstehende Flächen. Es wird also gefordert, daß das Mittel durchsichtig oder wenigstens bis auf einen gewissen Grad durchscheinend sey.

144.

Nach diesen Bedingungen theilen wir die dioptrischen Erscheinungen in zwei Klassen, und setzen in die erste diejenigen, welche bei durchscheinenden trüben Mitteln entstehen, in die zweite aber solche, die sich alsdann zeigen, wenn das Mittel in dem höchst möglichen Grade durchsichtig ist.

X.

Dioptrische Farben der ersten Klasse.

145.

Der Raum, den wir uns leer denken, hätte durchaus für uns die Eigenschaft der Durchsichtigkeit. Wenn sich nun derselbe dergestalt füllt, daß unser Auge die Ausfüllung nicht gewahr wird, so entsteht ein materielles, mehr oder weniger körperliches, durchsichtiges Mittel, das luft und gasartig, flüssig oder auch fest seyn kann.

146.

Die reine durchscheinende Trübe leitet sich aus dem Durchsichtigen her. Sie kann sich uns also auch auf gedachte dreifache Weise darstellen.

147.

Die vollendete Trübe iſt das Weiße, die gleichgültigſte, hellſte, erſte undurchſichtige Raumerfüllung.

148.

Das Durchſichtige ſelbſt, empiriſch betrachtet, iſt ſchon der erſte Grad des Trüben. Die fernern Grade des Trüben bis zum undurchſichtigen Weißen ſind unendlich.

149.

Auf welcher Stufe wir auch das Trübe vor ſeiner Undurchſichtigkeit feſthalten, gewährt es uns, wenn wir es in Verhältniß zum Hellen und Dunkeln ſetzen, einfache und bedeutende Phänomene.

150.

Das höchſtenergiſche Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, iſt blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixſterne meiſtens farblos zu uns. Dieſes Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel geſehen, erſcheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines ſolchen Mittels zu, oder wird ſeine Tiefe vermehrt, ſo ſehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die ſich endlich bis zum Rubinrothen ſteigert.

151.

Wird hingegen durch ein trübes, von einem daraufallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finſterniß geſehen, ſo erſcheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und bläſſer wird, jemehr ſich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und ſatter ſich zeigt, je durchſichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindeſten Grad der reinſten Trübe, als das ſchönſte Violett dem Auge fühlbar wird.

152.

Wenn dieſe Wirkung auf die beſchriebene Weiſe in unſerm Auge vorgeht und alſo ſubjectiv genannt werden kann; ſo haben wir uns auch durch objective Erſcheinungen von derſelben noch mehr zu vergewiſſern. Denn ein ſo gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenſtände einen gelben, gelbrothen oder purpurnen Schein; und ob ſich gleich die Wirkung der Finſterniß durch das Trübe nicht eben ſo mächtig äußert, ſo zeigt ſich doch der blaue Himmel in der Camera obſcura ganz deutlich auf dem weißen Papier neben jeder andern körperlichen Farbe.

153.

Wenn wir die Fälle durchgehen, unter welchen uns dieſes wichtige Grundphänomen erſcheint, ſo erwähnen wir billig zuerſt der atmoſphäriſchen Farben, deren meiſte hierher geordnet werden können.

154.

Die Sonne, durch einen gewiſſen Grad von Dünſten geſehen, zeigt ſich mit einer gelblichen Scheibe. Oft iſt die Mitte noch blendend gelb, wenn ſich die Ränder ſchon roth zeigen. Beim Heerrauch (wie 1794 auch im Norden der Fall war) und noch mehr bei der Dispoſition der Atmoſphäre, wenn in ſüdlichen Gegenden der Scirocco herrſcht, erſcheint die Sonne rubinroth mit allen ſie im letzten Falle gewöhnlich umgebenden Wolken, die alsdann jene Farbe im Wiederſchein zurückwerfen.

Morgen- und Abendröthe entſteht aus derſelben Urſache. Die Sonne wird durch eine Röthe verkündigt, indem ſie durch eine größere Maſſe von Dünſten zu uns ſtrahlt. Je weiter ſie heraufkommt, deſto heller und gelber wird der Schein.

155.

Wird die Finſterniß des unendlichen Raums durch atmoſphäriſche, vom Tageslicht erleuchtete Dünſte hindurch angeſehen, ſo erſcheint die blaue Farbe. Auf hohen Gebirgen ſieht man am Tage den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünſte vor dem unendlichen finſtern Raum ſchweben; ſobald man in die Thäler herabſteigt, wird das Blaue heller, bis es endlich, in gewiſſen Regionen und bei zunehmenden Dünſten, ganz in ein Weißblau übergeht.

156.

Eben ſo ſcheinen uns auch die Berge blau: denn indem wir ſie in einer ſolchen Ferne erblicken, daß wir die Localfarben nicht mehr ſehen, und kein Licht von ihrer Oberfläche mehr auf unſer Auge wirkt, ſo gelten ſie als ein reiner finſterer Gegenſtand, der nun durch die dazwiſchen tretenden trüben Dünſte blau erſcheint.

157.

Auch ſprechen wir die Schattentheile näherer Gegenſtände für blau an, wenn die Luft mit feinen Dünſten geſättigt iſt.

158.

Die Eisberge hingegen erſcheinen in großer Entfernung noch immer

Man hat sich lange mit der Kritik der Vernunft beschäftigt; ich wünschte eine Kritik des Menschenverstandes. Es wäre eine wahre Wohlthat fürs Menschengeschlecht, wenn man dem Gemein-Verstand bis zur Ueberzeugung nachweisen könnte, wie weit er reichen kann, und das ist gerade so viel als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

„Genau besehen ist alle Philosophie nur der Menschenverstand in amphigurischer Sprache."

Der Menschenverstand, der eigentlich aufs Praktische angewiesen ist, irrt nur alsdann, wenn er sich an die Auflösung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie sich selten in den Kreis zu finden wo jener wirkt und wes't.

Denn eben wenn man Probleme, die nur dynamisch erklärt werden können, bei Seite schiebt, dann kommen mechanische Erklärungsarten wieder zur Tagesordnung.

In Rücksicht aufs Praktische ist der unerbittliche Verstand Vernunft; weil, vis-à-vis des Verstandes, es der Vernunft Höchstes ist, den Verstand unerbittlich zu machen.

Alle Empiriker streben nach der Idee und können sie in der Mannichfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker suchen sie im Mannichfaltigen und können sie darin nicht auffinden.

---

weiß, und eher gelblich, weil sie immer noch als hell durch den Dunstkreis auf unser Auge wirken.

159.

Die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes gehört auch hierher. Man halte die Flamme vor einen weißen Grund, und man wird nichts Blaues sehen; welche Farbe hingegen sogleich erscheinen wird, wenn man die Flamme gegen einen schwarzen Grund hält. Dieses Phänomen erscheint am lebhaftesten bei einem angezündeten Löffel Weingeist. Wir können also den untern Theil der Flamme für einen Dunst ansprechen, welcher, obgleich unendlich fein, doch vor der dunklen Fläche sichtbar wird: er ist so fein, daß man bequem durch ihn lesen kann; dahingegen die Spitze der Flamme, welche uns die Gegenstände verdeckt, als ein selbstleuchtender Körper anzusehen ist.

160.

Uebrigens ist der Rauch gleichfalls als ein trübes Mittel anzusehen, das uns vor einem hellen Grunde gelb oder röthlich, vor einem dunkeln aber blau erscheint.

161.

Wenden wir uns nun zu den flüssigen Mitteln, so finden wir, daß ein jedes Wasser, auf eine zarte Weise getrübt, denselben Effect hervorbringe.

162.

Die Infusion des nephritischen Holzes (der Guilandina Linnaei), welche früher so großes Aufsehen machte, ist nur ein trüber Liquor, der im dunkeln hölzernen Becher blau aussehen, in einem durchsichtigen Glase aber gegen die Sonne gehalten, eine gelbe Erscheinung hervorbringen muß.

163.

Einige Tropfen wohlriechender Wasser, eines Weingeistfirnisses, mancher metallischen Solutionen können das Wasser zu solchen Versuchen in allen Graden trübe machen. Seifenspiritus thut fast die beste Wirkung.

164.

Der Grund des Meeres erscheint den Tauchern bei hellem Sonnenschein purpurfarben, wobei das Meerwasser als ein trübes und tiefes Mittel wirkt. Sie bemerken bei dieser Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe ist (78).

165.

Unter den festen Mitteln begegnet uns in der Natur zuerst der Opal,

deſſen Farben wenigſtens zum Theil daraus zu erklären ſind, daß er eigentlich ein trübes Mittel ſey, wodurch bald helle, bald dunkle Unterlagen ſichtbar werden.

166.

Zu allen Verſuchen aber iſt das Opalglas (vitrum astroides, girasole) der erwünſchteſte Körper. Es wird auf verſchiedene Weiſe verfertigt, und ſeine Trübe durch Metallkalke hervorgebracht. Auch trübt man das Glas dadurch, daß man gepülverte und calcinirte Knochen mit ihm zuſammenſchmelzt, deßwegen man es auch Beinglas nennt; doch geht dieſes gar zu leicht ins Undurchſichtige über.

167.

Man kann dieſes Glas zu Verſuchen auf vielerlei Weiſe zurichten: denn entweder man macht es nur wenig trüb, da man denn durch mehrere Schichten über einander das Licht vom hellſten Gelb bis zum tiefſten Purpur führen kann, oder man kann auch ſtark getrübtes Glas in dünneren und ſtärkeren Scheiben anwenden. Auf beide Arten laſſen ſich die Verſuche anſtellen; beſonders darf man aber, um die hohe blaue Farbe zu ſehen, das Glas weder allzu trüb noch allzu ſtark nehmen: denn da es natürlich iſt, daß das Finſtere nur ſchwach durch die Trübe hindurch wirke, ſo geht die Trübe, wenn ſie zu dicht wird, gar ſchnell in das Weiße hinüber.

168.

Fenſterſcheiben durch die Stellen, an welchen ſie blind geworden ſind, werfen einen gelben Schein auf die Gegenſtände, und eben dieſe Stellen ſehen blau aus, wenn wir durch ſie nach einem dunkeln Gegenſtande blicken.

169.

Das angerauchte Glas gehört auch hierher, und iſt gleichfalls als ein trübes Mittel anzuſehen. Es zeigt uns die Sonne mehr oder weniger rubinroth; und ob man gleich dieſe Erſcheinung der ſchwarzbraunen Farbe des Rußes zuſchreiben könnte, ſo kann man ſich doch überzeugen, daß hier ein trübes Mittel wirke, wenn man ein ſolches mäßig angerauchtes Glas, auf der vordern Seite durch die Sonne erleuchtet, vor einen dunkeln Gegenſtand hält, da wir denn einen blaulichen Schein gewahr werden.

170.

Mit Pergamentblättern läßt ſich in der dunkeln Kammer ein auffallender Verſuch anſtellen. Wenn man vor die Oeffnung des eben von der Sonne

beschienenen Fensterladens ein Stück Pergament befestigt, so wird es weißlich erscheinen; fügt man ein zweites hinzu, so entsteht eine gelbliche Farbe, die immer zunimmt, und endlich bis ins Rothe übergeht, je mehr man Blätter nach und nach hinzufügt.

171.

Einer solchen Wirkung der getrübten Krystalllinse beim grauen Staar ist schon oben gedacht (132).

172.

Sind wir nun auf diesem Wege schon bis zu der Wirkung eines kaum noch durchscheinenden Trüben gelangt, so bleibt uns noch übrig, einer wunderbaren Erscheinung augenblicklicher Trübe zu gedenken.

Das Porträt eines angesehenen Theologen war von einem Künstler, welcher praktisch besonders gut mit der Farbe umzugehen wußte, vor mehreren Jahren gemalt worden. Der hochwürdige Mann stand in einem glänzenden Sammetrocke da, welcher fast mehr als das Gesicht die Augen der Anschauer auf sich zog und Bewunderung erregte. Indessen hatte das Bild nach und nach durch Lichterdampf und Staub von seiner ersten Lebhaftigkeit vieles verloren. Man übergab es daher einem Maler, der es reinigen, und mit einem neuen Firniß überziehen sollte. Dieser fängt nun sorgfältig an, zuerst das Bild mit einem feuchten Schwamm abzuwaschen; kaum aber hat er es einigemal überfahren, und den stärksten Schmutz weggewischt, als zu seinem Erstaunen der schwarze Sammetrock sich plötzlich in einen hellblauen Plüschrock verwandelt, wodurch der geistliche Herr ein sehr weltliches, obgleich altmodisches, Ansehen gewinnt. Der Maler getraut sich nicht weiter zu waschen, begreift nicht, wie ein Hellblau zum Grunde des tiefsten Schwarzen liegen, noch weniger wie er eine Lasur so schnell könne weggescheuert haben, welche ein solches Blau, wie er vor sich sah, in Schwarz zu verwandeln im Stande gewesen wäre.

Genug, er fühlte sich sehr bestürzt, das Bild auf diesen Grad verdorben zu haben: es war nichts Geistliches mehr daran zu sehen, als nur die vielgelockte, runde Perrücke, wobei der Tausch eines verschossenen Plüschrocks gegen einen vortrefflichen neuen Sammetrock durchaus unerwünscht blieb. Das Uebel schien indessen unheilbar, und unser guter Künstler lehnte mißmuthig das Bild gegen die Wand, und legte sich nicht ohne Sorgen zu Bette.

Wie erfreut aber war er den andern Morgen, als er das Gemälde

wieder vornahm, und den schwarzen Sammetrock in völligem Glanze wieder erblickte. Er konnte sich nicht enthalten den Rock an einem Ende abermals zu benetzen, da denn die blaue Farbe wieder erschien, und nach einiger Zeit verschwand.

Als ich Nachricht von diesem Phänomen erhielt, begab ich mich sogleich zu dem Wunderbilde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamme überfahren, und die Veränderung zeigte sich sehr schnell. Ich sah einen zwar etwas verschossenen, aber völlig hellblauen Plüschrock, auf welchem an dem Aermel einige braune Striche die Falten andeuteten.

Ich erklärte mir dieses Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. Der Künstler mochte seine schon gemalte schwarze Farbe, um sie recht tief zu machen, mit einem besondern Firniß laſiren, welcher beim Waschen einige Feuchtigkeit in sich sog, und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz sogleich als Blau erschien. Vielleicht kommen diejenigen, welche viel mit Firnissen umgehen, durch Zufall oder Nachdenken auf den Weg diese sonderbare Erscheinung den Freunden der Naturforschung als Experiment darzustellen. Mir hat es nach mancherlei Proben nicht gelingen wollen.

173.

Haben wir nun die herrlichsten Fälle atmosphärischer Erscheinungen, so wie andere geringere, aber doch immer genugsam bedeutende, aus der Haupterfahrung mit trüben Mitteln hergeleitet, so zweifeln wir nicht, daß aufmerksame Naturfreunde immer weiter gehen, und sich üben werden die im Leben mannichfaltig vorkommenden Erscheinungen auf eben diesem Wege abzuleiten und zu erklären; so wie wir hoffen können, daß die Naturforscher sich nach einem hinlänglichen Apparat umsehen werden, um so bedeutende Erfahrungen den Wißbegierigen vor Augen zu bringen.

174.

Ja wir möchten jene im allgemeinen ausgesprochene Haupterscheinung ein Grund- und Urphänomen nennen, und es sey uns erlaubt, hier, was wir darunter verstehen, sogleich beizubringen.

175.

Das was wir in der Erfahrung gewahr werden, sind meistens nur Fälle, welche sich mit einiger Aufmerksamkeit unter allgemeine empirische Rubriken bringen lassen. Diese subordiniren sich abermals unter wissenschaftliche Rubriken, welche weiter hinaufdeuten, wobei uns gewisse

unerläßliche Bedingungen des Erscheinenden näher bekannt werden. Von nun an fügt sich alles nach und nach unter höhere Regeln und Gesetze, die sich aber nicht durch Worte und Hypothesen dem Verstande, sondern gleichfalls durch Phänomene dem Anschauen offenbaren. Wir nennen sie Urphänomene, weil nichts in der Erscheinung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann. Ein solches Urphänomen ist dasjenige, das wir bisher dargestellt haben. Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsterniß, das Dunkle, wir bringen die Trübe zwischen beide, und aus diesen Gegensätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln sich, gleichfalls in einem Gegensatz, die Farben, deuten aber alsobald, durch einen Wechselbezug, unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück.

176.

In diesem Sinne halten wir den in der Naturforschung begangenen Fehler für sehr groß, daß man ein abgeleitetes Phänomen an die obere Stelle, das Urphänomen an die niedere Stelle setzte, ja sogar das abgeleitete Phänomen wieder auf den Kopf stellte, und an ihm das Zusammengesetzte für ein Einfaches, das Einfache für ein Zusammengesetztes gelten ließ; durch welches Hinterstzwörderst die wunderlichsten Verwickelungen und Verwirrungen in die Naturlehre gekommen sind, an welchen sie noch leidet.

177.

Wäre denn aber auch ein solches Urphänomen gefunden, so bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein solches anerkennen will, daß wir hinter ihm und über ihm noch etwas weiteres aufsuchen, da wir doch hier die Gränze des Schauens eingestehen sollten. Der Naturforscher lasse die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit da stehen, der Philosoph nehme sie in seine Region auf, und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken, Meinungen und Hypothesen, sondern im Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde.

Dioptrische Farben der zweiten Klasse.

Refraction.

178.

Die dioptrischen Farben der beiden Klassen schließen sich genau an einander an, wie sich bei einiger Betrachtung sogleich finden läßt. Die der ersten Klasse erschienen in dem Felde der trüben Mittel, die der zweiten sollen uns nun in durchsichtigen Mitteln erscheinen. Da aber jedes empirisch Durchsichtige an sich schon als trüb angesehen werden kann, wie uns jede vermehrte Masse eines durchsichtig genannten Mittels zeigt, so ist die nahe Verwandtschaft beider Arten genugsam einleuchtend.

179.

Doch wir abstrahiren vorerst, indem wir uns zu den durchsichtigen Mitteln wenden, von aller ihnen einigermaßen beiwohnenden Trübe, und richten unsere ganze Aufmerksamkeit auf das hier eintretende Phänomen, das unter dem Kunstnamen der Refraction bekannt ist.

180.

Wir haben schon bei Gelegenheit der physiologischen Farben dasjenige, was man sonst Augentäuschungen zu nennen pflegte, als Thätigkeiten des gesunden und richtig wirkenden Auges gerettet (2), und wir kommen hier abermals in den Fall, zu Ehren unserer Sinne und zu Bestätigung ihrer Zuverlässigkeit einiges auszuführen.

181.

In der ganzen sinnlichen Welt kommt alles überhaupt auf das Verhältniß der Gegenstände unter einander an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeutendsten irdischen Gegenstandes, des Menschen, zu den übrigen. Hierdurch trennt sich die Welt in zwei Theile, und der Mensch stellt sich als ein Subject dem Object entgegen. Hier ist es, wo sich der Praktiker in der Erfahrung, der Denker in der Speculation abmüdet und einen Kampf zu bestehen aufgefordert ist, der durch keinen Frieden und durch keine Entscheidung geschlossen werden kann.

182.

Immer bleibt es aber auch hier die Hauptsache, daß die Beziehungen wahrhaft eingesehen werden. Da nun unsere Sinne, in sofern sie gesund sind, die äußern Beziehungen am wahrhaftesten aussprechen, so können wir uns überzeugen, daß sie überall, wo sie dem Wirklichen zu widersprechen

ſcheinen, das wahre Verhältniß deſto ſicherer bezeichnen. So erſcheint uns das Entfernte kleiner, und eben dadurch werden wir die Entfernung gewahr. An farbloſen Gegenſtänden brachten wir durch farbloſe Mittel farbige Erſcheinungen hervor, und wurden zugleich auf die Grade des Trüben ſolcher Mittel aufmerkſam.

183.

Eben ſo werden unſerm Auge die verſchiedenen Grade der Dichtigkeit durchſichtiger Mittel, ja ſogar noch andere phyſiſche und chemiſche Eigenſchaften derſelben bei Gelegenheit der Refraction bekannt, und fordern uns auf, andere Prüfungen anzuſtellen, um in die von einer Seite ſchon eröffneten Geheimniſſe auf phyſiſchem und chemiſchem Wege völlig einzudringen.

184.

Gegenſtände durch mehr oder weniger dichte Mittel geſehen, erſcheinen uns nicht an der Stelle, an der ſie ſich, nach den Geſetzen der Perſpective, befinden ſollten. Hierauf beruhen die dioptriſchen Erſcheinungen der zweiten Klaſſe.

185.

Diejenigen Geſetze des Sehens, welche ſich durch mathematiſche Formeln ausdrücken laſſen, haben zum Grunde, daß, ſo wie das Licht ſich in gerader Linie bewegt, auch eine gerade Linie zwiſchen dem ſehenden Organ und dem geſehenen Gegenſtand müſſe zu ziehen ſeyn. Kommt alſo der Fall, daß das Licht zu uns in einer gebogenen oder gebrochenen Linie anlangt, daß wir die Gegenſtände in einer gebogenen oder gebrochenen Linie ſehen, ſo werden wir alſobald erinnert, daß die dazwiſchen liegenden Mittel ſich verdichtet, daß ſie dieſe oder jene fremde Natur angenommen haben.

186.

Dieſe Abweichung vom Geſetz des geradlinigen Sehens wird im allgemeinen die Refraction genannt, und ob wir gleich vorausſetzen können, daß unſere Leſer damit bekannt ſind, ſo wollen wir ſie doch kürzlich von ihrer objectiven und ſubjectiven Seite hier nochmals darſtellen.

187.

Man laſſe in ein leeres cubiſches Gefäß das Sonnenlicht ſchräg in der Diagonale hineinſcheinen, dergeſtalt daß nur die dem Licht entgegengeſetzte Wand, nicht aber der Boden erleuchtet ſey; man gieße ſodann Waſſer in dieſes Gefäß, und der Bezug des Lichtes zu demſelben wird

ſogleich verändert ſeyn. Das Licht zieht ſich gegen die Seite, wo es herkommt, zurück, und ein Theil des Bodens wird gleichfalls erleuchtet. An dem Punkte, wo nunmehr das Licht in das dichtere Mittel tritt, weicht es von ſeiner geradlinigen Richtung ab und ſcheint gebrochen; deßwegen man auch dieſes Phänomen die Brechung genannt hat. So viel von dem objectiven Verſuche.

188.

Zu der ſubjectiven Erfahrung gelangen wir aber folgendermaßen. Man ſetze das Auge an die Stelle der Sonne, das Auge ſchaue gleichfalls in der Diagonale über die eine Wand, ſo daß es die ihm entgegenſtehende jenſeitige innere Wandfläche vollkommen, nichts aber vom Boden ſehen könne. Man gieße Waſſer in das Gefäß und das Auge wird nun einen Theil des Bodens gleichfalls erblicken, und zwar geſchieht es auf eine Weiſe, daß wir glauben, wir ſehen noch immer in gerader Linie: denn der Boden ſcheint uns heraufgehoben; daher wir das ſubjective Phänomen mit dem Namen der Hebung bezeichnen. Einiges, was noch beſonders merkwürdig hierbei iſt, wird künftig vorgetragen werden.

189.

Sprechen wir dieſes Phänomen nunmehr im allgemeinen aus, ſo können wir, was wir oben angedeutet, hier wiederholen, daß nämlich der Bezug der Gegenſtände verändert, verrückt werde.

190.

Da wir aber bei unſerer gegenwärtigen Darſtellung die objectiven Erſcheinungen von den ſubjectiven zu trennen gemeint ſind, ſo ſprechen wir das Phänomen vorerſt ſubjectiv aus, und ſagen: es zeige ſich eine Verrückung des Geſehenen oder des zu Sehenden.

191.

Es kann nun aber das unbegränzt Geſehene verrückt werden, ohne daß uns die Wirkung bemerklich wird. Verrückt ſich hingegen das begränzt Geſehene, ſo haben wir Merkzeichen, daß eine Verrückung geſchieht. Wollen wir uns alſo von einer ſolchen Veränderung des Bezuges unterrichten, ſo werden wir uns vorzüglich an die Verrückung des begränzt Geſehenen, an die Verrückung des Bildes zu halten haben.

192.

Dieſe Wirkung überhaupt kann aber geſchehen durch parallele Mittel: denn jedes parallele Mittel verrückt den Gegenſtand und bringt ihn ſogar

im Perpendikel dem Auge entgegen. Merklicher aber wird dieses Verrücken durch nicht parallele Mittel.

193.

Diese können eine völlig sphärische Gestalt haben, auch als convexe oder als concave Linsen angewandt werden. Wir bedienen uns derselben gleichfalls bei unsern Erfahrungen; weil sie aber nicht allein das Bild von der Stelle verrücken, sondern dasselbe auch auf mancherlei Weise verändern, so gebrauchen wir lieber solche Mittel, deren Flächen zwar nicht parallel gegen einander, aber doch sämmtlich eben sind, nämlich Prismen, die einen Triangel zur Base haben, die man zwar auch als Theile einer Linse betrachten kann, die aber zu unsern Erfahrungen deßhalb besonders tauglich sind, weil sie das Bild sehr stark von der Stelle verrücken, ohne jedoch an seiner Gestalt eine bedeutende Veränderung hervorzubringen.

194.

Nunmehr, um unsere Erfahrungen mit möglichster Genauigkeit anzustellen und alle Verwechselung abzulehnen, halten wir uns zuerst an

subjective Versuche,

bei welchen nämlich der Gegenstand durch ein brechendes Mittel von dem Beobachter gesehen wird. Sobald wir diese der Reihe nach abgehandelt, sollen die objectiven Versuche in gleicher Ordnung folgen.

XII.

Refraction ohne Farbenerscheinung.

195.

Die Refraction kann ihre Wirkung äußern, ohne daß man eine Farbenerscheinung gewahr werde. So sehr auch durch Refraction das unbegränzt Gesehene, eine farblose oder einfach gefärbte Fläche verrückt werde, so entsteht innerhalb derselben doch keine Farbe. Man kann sich hiervon auf mancherlei Weise überzeugen.

196.

Man setze einen gläsernen Cubus auf irgend eine Fläche und schaue im Perpendikel oder im Winkel darauf, so wird die reine Fläche dem Auge

völlig entgegengehoben, aber es zeigt ſich keine Farbe. Wenn man durchs Prisma einen rein grauen oder blauen Himmel, eine rein weiße oder farbige Wand betrachtet, ſo wird der Theil der Fläche, den wir eben ins Auge gefaßt haben, völlig von ſeiner Stelle gerückt ſeyn, ohne daß wir deßhalb die mindeſte Farbenerſcheinung darauf bemerken.

XIII.

Bedingungen der Farbenerſcheinung.

197.

Haben wir bei den vorigen Verſuchen und Beobachtungen alle reinen Flächen, groß oder klein, farblos gefunden, ſo bemerken wir an den Rändern, da wo ſich eine ſolche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenſtand abſchneidet, eine farbige Erſcheinung.

198.

Durch Verbindung von Rand und Fläche entſtehen Bilder. Wir ſprechen daher die Haupterfahrung dergeſtalt aus: Es müſſen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerſcheinung ſich zeigen ſoll.

199.

Wir nehmen das einfachſte Bild vor uns, ein helles Rund auf dunklem Grunde (A). An dieſem findet eine Verrückung ſtatt, wenn wir ſeine Ränder von dem Mittelpunkte aus ſcheinbar nach außen dehnen, indem wir es vergrößern. Dieſes geſchieht durch jedes convexe Glas, und wir erblicken in dieſem Falle einen blauen Rand (B).

200.

Den Umkreis eben deſſelben Bildes können wir nach dem Mittelpunkte zu ſcheinbar hineinbewegen, indem wir das Rund zuſammenziehen; da alsdann die Ränder gelb erſcheinen (C). Dieſes geſchieht durch ein concaves Glas, das aber nicht, wie die gewöhnlichen Lorgnetten, dünn geſchliffen ſeyn darf, ſondern einige Maſſe haben muß. Damit man aber dieſen Verſuch auf einmal mit dem convexen Glas machen könne, ſo bringe man in das helle Rund auf ſchwarzem Grunde eine kleinere ſchwarze Scheibe. Denn vergrößert man durch ein convexes Glas die ſchwarze Scheibe auf weißem Grund, ſo geſchieht dieſelbe Operation, als wenn man ein weißes

Beide jedoch finden sich im Leben, in der That, in der Kunst zusammen. Das ist so oft gesagt, wenige aber verstehen es zu nutzen.

Der denkende Mensch irrt besonders, wenn er sich nach Ursach und Wirkung erkundigt; sie beide zusammen machen das untheilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß ist auf dem rechten Wege zum Thun, zur That. Das genetische Verfahren leitet uns schon auf bessere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

Alle praktische Menschen suchen die Welt handrecht zu machen, alle Denker wollen sie kopfrecht haben. Wie weit es jedem gelingt mögen sie zusehen.

Die Realen.

Was nicht geleistet wird, wird nicht verlangt.

Die Idealen.

Was verlangt wird, ist nicht gleich zu leisten.

Daß man gerade nur denkt, wenn man das worüber man denkt nicht ausdenken kann.

Was ist das Erfinden?
Es ist der Abschluß des Gesuchten.

Was ist der Unterschied zwischen Axiom und Enthymem? Axiom, was wir von Haus aus ohne Beweis anerkennen; Enthymem, was uns an viele Fälle erinnert und das zusammenknüpft was wir schon einzeln erkannten.

Rund verkleinerte: denn wir führen den schwarzen Rand nach dem weißen zu; und wir erblicken also den gelblichen Farbenrand zugleich mit dem blauen **D**.

201.

Diese beiden Erscheinungen, die blaue und gelbe, zeigen sich an und über dem Weißen. Sie nehmen, insofern sie über das Schwarze reichen, einen röthlichen Schein an.

202.

Und hiermit sind die Grund-phänomene aller Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction ausgesprochen, welche denn freilich auf mancherlei Weise wiederholt, variirt, erhöht, verringert, verbunden, verwickelt, verwirrt, zuletzt aber immer wieder auf ihre ursprüngliche Einfalt zurückgeführt werden können.

203.

Untersuchen wir nun die Operation, welche wir vorgenommen, so finden wir, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunkeln Rand gegen die helle Fläche scheinbar geführt, eins durch das andere verdrängt, eins über das andere weggeschoben haben. Wir wollen nunmehr sämmtliche Erfahrungen schrittweise zu entwickeln suchen.

204.

Rückt man die helle Scheibe, wie es besonders durch Prismen geschehen kann, im Ganzen von ihrer Stelle, so wird sie in der Richtung gefärbt, in der sie scheinbar bewegt wird, und zwar nach jenen Gesetzen. Man betrachte durch ein Prisma die in **a** befindliche Scheibe dergestalt, daß sie nach **b** verrückt erscheine, so wird der obere Rand, nach dem Gesetz der Figur **B**, blau und blaureth erscheinen, der untere, nach dem Gesetz der Scheibe **C**, gelb und gelbroth. Denn im ersten Fall wird das helle Bild in den dunkeln Rand hinüber, und in dem andern der dunkle Rand über das helle Bild gleichsam hineingeführt. Ein Gleiches gilt, wenn man die Scheibe von **a** nach **c**, von **a** nach **d**, und so im ganzen Kreise scheinbar herumführt.

205.

Wie sich nun die einfache Wirkung verhält, so verhält sich auch die zusammengesetzte. Man sehe durch das horizontale Prisma **a b** nach einer hinter demselben in einiger Entfernung befindlichen weißen Scheibe in **e**.

so wird die Scheibe nach f erhoben und, nach dem obigen Gesetz, gefärbt seyn. Man hebe dieß Prisma weg, und schaue durch ein verticales e d nach eben dem Bilde, so wird es in h erscheinen, und nach eben demselben Gesetze gefärbt. Man bringe nun beide Prismen über einander, so erscheint die Scheibe, nach einem allgemeinen Naturgesetz, in der Diagonale verrückt und gefärbt, wie es die Richtung e g mit sich bringt.

206.

Geben wir auf diese entgegengesetzten Farbenränder der Scheibe wohl Acht, so finden wir, daß sie nur in der Richtung ihrer scheinbaren Bewegung entstehen. Ein rundes Bild läßt uns über dieses Verhältniß einigermaßen ungewiß; ein viereckes hingegen belehrt uns klärlich darüber.

207.

Das viereckte Bild a, in der Richtung a b oder a d verrückt, zeigt uns an den Seiten, die mit der Richtung parallel gehen, keine Farben; in der Richtung a e hingegen, da sich das Quadrat in seiner eigenen Diagonale bewegt, erscheinen alle Gränzen des Bildes gefärbt.

208.

Hier bestätigt sich also jener Ausspruch (203 f.), ein Bild müsse dergestalt verrückt werden, daß seine helle Gränze über die dunkle, die dunkle Gränze aber über die helle, das Bild über seine Begränzung, die Begränzung über das Bild scheinbar hingeführt werde. Bewegen sich aber die geradlinigen Gränzen eines Bildes durch Refraction immerfort, daß sie nur neben einander, nicht aber über einander ihren Weg zurücklegen, so entstehen keine Farben, und wenn sie auch bis ins Unendliche fortgeführt würden.

XIV.

Bedingungen, unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt.

209.

Wir haben in dem vorigen gesehen, daß alle Farbenerscheinung der Gelegenheit der Refraction darauf beruht, daß der Rand eines Bildes gegen das Bild selbst oder über den Grund hingeführt werde. Und nun zeigt sich auch, bei vermehrter Verrückung des Bildes, die Farbenerscheinung

in einem breitern Maße, und zwar bei ſubjectiven Verſuchen, bei denen wir immer noch verweilen, unter folgenden Bedingungen.

210.

Erſtlich, wenn das Auge gegen parallele Mittel eine ſchiefere Richtung annimmt.

Zweitens wenn das Mittel aufhört parallel zu ſeyn, und einen mehr oder weniger ſpitzen Winkel bildet.

Drittens durch das verſtärkte Maß des Mittels, es ſey nun, daß parallele Mittel am Volumen zunehmen oder die Grade des ſpitzen Winkels verſtärkt werden, doch ſo, daß ſie keinen rechten Winkel erreichen.

Viertens durch Entfernung des mit brechenden Mitteln bewaffneten Auges von dem zu verrückenden Bilde.

Fünftens durch eine chemiſche Eigenſchaft, welche dem Glaſe mitgetheilt, auch in demſelben erhöht werden kann.

211.

Die größte Verrückung des Bildes, ohne daß deſſelben Geſtalt bedeutend verändert werde, bringen wir durch Prismen hervor, und dieß iſt die Urſache, warum durch ſo geſtaltete Gläſer die Farbenerſcheinung höchſt mächtig werden kann. Wir wollen uns jedoch bei dem Gebrauch derſelben von jenen glänzenden Erſcheinungen nicht blenden laſſen, vielmehr die oben feſtgeſetzten einfachen Anfänge ruhig im Sinne behalten.

212.

Diejenige Farbe, welche bei Verrückung eines Bildes vorausgeht, iſt immer die breitere, und wir nennen ſie einen Saum; diejenige Farbe, welche an der Gränze zurückbleibt, iſt die ſchmälere, und wir nennen ſie einen Rand.

213.

Bewegen wir eine dunkle Gränze gegen das Helle, ſo geht der gelbe breitere Saum voran, und der ſchmälere gelbrothe Rand folgt mit der Gränze. Rücken wir eine helle Gränze gegen das Dunkle, ſo geht der breitere violette Saum voraus, und der ſchmälere blaue Rand folgt.

214.

Iſt das Bild groß, ſo bleibt deſſen Mitte ungefärbt; ſie iſt als eine umbegränzte Fläche anzuſehen, die verrückt, aber nicht verändert wird. Iſt es aber ſo ſchmal, daß unter obgedachten vier Bedingungen der gelbe Saum den blauen Rand erreichen kann, ſo wird die Mitte völlig durch

Farben zugedeckt. Man mache diesen Versuch mit einem weißen Streifen auf schwarzem Grunde; über einem solchen werden sich die beiden Extreme bald vereinigen, und das Grün erzeugen. Man erblickt alsdann folgende Reihe von Farben:

Gelbroth
Gelb
Grün
Blau
Blauroth.

215.

Bringt man auf weiß Papier einen schwarzen Streifen, so wird sich der violette Saum darüber hinbreiten, und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwischen liegende Schwarz, so wie vorher das dazwischen liegende Weiß aufgehoben, und an seiner Stelle ein prächtig reines Roth erscheinen, das wir oft mit dem Namen Purpur bezeichnet haben. Nunmehr ist die Farbenfolge nachstehende:

Blau
Blauroth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

216.

Nach und nach können in dem ersten Falle (214) Gelb und Blau dergestalt über einander greifen, daß die beiden Farben sich völlig zu Grün verbinden, und das farbige Bild folgendermaßen erscheint:

Gelbroth
Grün
Blauroth.

Im zweiten Falle (215) sieht man unter ähnlichen Umständen nur:

Blau
Purpur
Gelb.

Welche Erscheinung am schönsten sich an Fensterstäben zeigt, die einen grauen Himmel zum Hintergrunde haben.

217.

Bei allem diesem lassen wir niemals aus dem Sinne, daß diese

Erſcheinung nie als eine fertige, vollendete, ſondern immer als eine werdende, zunehmende, und in manchem Sinn beſtimmbare Erſcheinung anzuſehen ſey. Deßwegen ſie auch bei Negation obiger fünf Bedingungen (210) wieder nach und nach abnimmt, und zuletzt völlig verſchwindet.

XV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

218.

Ehe wir nun weiter gehen, haben wir die erſtgedachten, ziemlich einfachen Phänomene aus dem vorhergehenden abzuleiten, oder wenn man will, zu erklären, damit eine deutliche Einſicht in die folgenden mehr zuſammengeſetzten Erſcheinungen dem Liebhaber der Natur werden könne.

219.

Vor allen Dingen erinnern wir uns, daß wir im Reiche der Bilder wandeln. Beim Sehen überhaupt iſt das begränzt Geſehene immer das, worauf wir vorzüglich merken; und in dem gegenwärtigen Falle, da wir von Farbenerſcheinung bei Gelegenheit der Refraction ſprechen, kommt nur das begränzt Geſehene, kommt nur das Bild in Betrachtung.

220.

Wir können aber die Bilder überhaupt zu unſern chromatiſchen Darſtellungen in primäre und ſecundäre Bilder eintheilen. Die Ausdrücke ſelbſt bezeichnen, was wir darunter verſtehen, und nachfolgendes wird unſern Sinn noch deutlicher machen.

221.

Man kann die primären Bilder anſehen, erſtlich als urſprüngliche, als Bilder, die von dem anweſenden Gegenſtande in unſerm Auge erregt werden, und die uns von ſeinem wirklichen Daſeyn verſichern. Dieſen kann man die ſecundären Bilder entgegenſetzen, als abgeleitete Bilder, die, wenn der Gegenſtand weggenommen iſt, im Auge zurückbleiben, jene Schein- und Gegenbilder, welche wir in der Lehre von phyſiologiſchen Farben umſtändlich abgehandelt haben.

222.

Man kann die primären Bilder zweitens auch als directe Bilder ansehen, welche, wie jene urſprünglichen, unmittelbar von dem Gegenſtande zu unſerm Auge gelangen. Dieſen kann man die ſecundären als indirecte Bilder entgegenſetzen, welche erſt von einer ſpiegelnden Fläche aus der zweiten Hand uns überliefert werden. Es ſind dieſes die katoptriſchen Bilder, welche auch in gewiſſen Fällen zu Doppelbildern werden können.

223.

Wenn nämlich der ſpiegelnde Körper durchſichtig iſt, und zwei hinter einander liegende parallele Flächen hat, ſo kann von jeder Fläche ein Bild ins Auge kommen, und ſo entſtehen Doppelbilder, in ſofern das obere Bild das untere nicht ganz deckt, welches auf mehr als eine Weiſe der Fall iſt.

Man halte eine Spielkarte nahe vor einen Spiegel. Man wird alsdann zuerſt das ſtarke lebhafte Bild der Karte erſcheinen ſehen; allein den Rand des ganzen ſowohl als jedes einzelnen darauf befindlichen Bildes mit einem Saume verbrämt, welcher der Anfang des zweiten Bildes iſt. Dieſe Wirkung iſt bei verſchiedenen Spiegeln, nach Verſchiedenheit der Stärke des Glaſes und nach vorgekommenen Zufälligkeiten beim Schleifen, gleichfalls verſchieden. Tritt man mit einer weißen Weſte auf ſchwarzen Unterkleidern vor manchen Spiegel, ſo erſcheint der Saum ſehr ſtark, wobei man auch ſehr deutlich die Doppelbilder der Metallknöpfe auf dunklem Tuche erkennen kann.

224.

Wer ſich mit andern, von uns früher angedeuteten Verſuchen ſolcher bekannt gemacht hat, der wird ſich auch hier eher zurecht finden. Die Fenſterſtäbe, von Glastafeln zurückgeworfen, zeigen ſich doppelt, und laſſen ſich, bei mehrerer Stärke der Tafel und vergrößertem Zurückwerfungswinkel gegen das Auge, völlig trennen. So zeigt auch ein Gefäß voll Waſſer mit flachem ſpiegelndem Boden die ihm vorgehaltenen Gegenſtände doppelt, und nach Verhältniß mehr oder weniger von einander getrennt; wobei zu bemerken iſt, daß da, wo beide Bilder einander decken, eigentlich das vollkommen lebhafte Bild entſteht, wo es aber auseinander tritt und doppelt wird, ſich nun mehr ſchwache, durchſcheinende und geſpenſterhafte Bilder zeigen.

225.

Will man wiſſen, welches das untere und welches das obere Bild ſey, ſo nehme man gefärbte Mittel, da denn ein helles Bild, das von der untern Fläche zurückgeworfen wird, die Farbe des Mittels, das aber von der obern zurückgeworfen wird, die geforderte Farbe hat. Umgekehrt iſt es mit dunkeln Bildern; weßwegen man auch hier ſchwarze und weiße Tafeln ſehr wohl brauchen kann. Wie leicht die Doppelbilder ſich Farbe mittheilen laſſen, Farbe hervorrufen, wird auch hier wieder auffallend ſeyn.

226.

Drittens kann man die primären Bilder auch als Hauptbilder anſehen und ihnen die ſecundären als Nebenbilder gleichſam anfügen. Ein ſolches Nebenbild iſt eine Art von Doppelbild, nur daß es ſich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es ſich gleich immer von demſelben zu entfernen ſtrebt. Von ſolchen iſt nun bei den prismatiſchen Erſcheinungen die Rede.

227.

Das unbegränzt durch Refraction Geſehene zeigt keine Farbenerſcheinung (195). Das Geſehene muß begränzt ſeyn. Es wird daher ein Bild gefordert; dieſes Bild wird durch Refraction verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht ſcharf verrückt, ſondern unvollkommen, dergeſtalt, daß ein Nebenbild entſteht.

228.

Bei einer jeden Erſcheinung der Natur, beſonders aber bei einer bedeutenden, auffallenden, muß man nicht ſtehen bleiben, man muß ſich nicht an ſie heften, nicht an ihr kleben, ſie nicht iſolirt betrachten, ſondern in der ganzen Natur umherſehen, wo ſich etwas Aehnliches, etwas Verwandtes zeigt. Denn nur durch Zuſammenſtellen des Verwandten entſteht nach und nach eine Totalität, die ſich ſelbſt ausſpricht und keiner weitern Erklärung bedarf.

229.

Wir erinnern uns alſo hier, daß bei gewiſſen Fällen Refraction unläugbare Doppelbilder hervorbringt, wie es bei dem ſogenannten isländiſchen Kryſtalle der Fall iſt. Dergleichen Doppelbilder entſtehen aber auch bei Refraction durch große Bergkryſtalle und ſonſt — Phänomene, die noch nicht genugſam beobachtet ſind.

230.

Da nun aber in gedachtem Falle (227) nicht von Doppel-, ſondern von Nebenbildern die Rede iſt, ſo gedenken wir einer von uns ſchon dargelegten, aber noch nicht vollkommen ausgeführten Erſcheinung. Man erinnere ſich jener frühern Erfahrung, daß ein helles Bild mit einem dunkeln Grunde, ein dunkles mit einem hellen Grunde ſchon in Abſicht auf unſere Retina in einer Art von Conflict ſtehe (16). Das Helle erſcheint in dieſem Falle größer, das Dunkle kleiner.

231.

Bei genauer Beobachtung dieſes Phänomens läßt ſich bemerken, daß die Bilder nicht ſcharf vom Grunde abgeſchnitten, ſondern mit einer Art von grauem, einigermaßen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erſcheinen. Bringen nun Bilder ſchon in dem nackten Auge ſolche Wirkungen hervor, was wird erſt geſchehen, wenn ein dichtes Mittel dazwiſchen tritt? Nicht das allein, was uns im höchſten Sinne lebendig erſcheint, übt Wirkungen aus und erleidet ſie, ſondern auch alles, was nur irgend einen Bezug auf einander hat, iſt wirkſam auf einander und zwar oft in ſehr hohem Maße.

232.

Es entſteht alſo, wenn die Refraction auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar ſcheint es, daß das wahre Bild einigermaßen zurückbleibe und ſich dem Verrücken gleichſam widerſetze. Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraction über ſich ſelbſt und über den Grund hin bewegt wird, eilt vor, und zwar ſchmäler oder breiter, wie oben ſchon ausgeführt worden (212—216).

233.

Auch haben wir bemerkt (224), daß Doppelbilder als halbirte Bilder, als eine Art von durchſichtigem Geſpenſt erſcheinen, ſo wie ſich die Doppelſchatten jedesmal als Halbſchatten zeigen müſſen. Dieſe nehmen die Farbe leicht an und bringen ſie ſchnell hervor (69); jene gleichfalls (80). Und eben der Fall tritt auch bei den Nebenbildern ein, welche zwar von dem Hauptbilde nicht ab-, aber auch als halbirte Bilder aus denſelben hervortreten, und daher ſo ſchnell, ſo leicht und ſo energiſch gefärbt erſcheinen können.

234.

Daß nun die prismatiſche Farbenerſcheinung ein Nebenbild ſey, davon kann man ſich auf mehr als Eine Weiſe überzeugen. Es entſteht genau

nach der Form des Hauptbildes. Dieſes ſey nun gerade oder im Bogen begränzt, gezackt oder wellenförmig, durchaus hält ſich das Nebenbild genau an den Umriß des Hauptbildes.

235.

Aber nicht allein die Form des wahren Bildes, ſondern auch andere Beſtimmungen deſſelben theilen ſich dem Nebenbilde mit. Scheidet ſich das Hauptbild ſcharf vom Grunde ab, wie Weiß auf Schwarz, ſo erſcheint das farbige Nebenbild gleichfalls in ſeiner höchſten Energie; es iſt lebhaft, deutlich und gewaltig. Am allermächtigſten aber iſt es, wenn ein leuchtendes Bild ſich auf einem dunkeln Grunde zeigt, wozu man verſchiedene Vorrichtungen machen kann.

236.

Stuft ſich aber das Hauptbild ſchwach von dem Grunde ab, wie ſich graue Bilder gegen Schwarz und Weiß oder gar gegen einander verhalten, ſo iſt auch das Nebenbild ſchwach, und kann bei einer geringen Differenz von Tinten beinahe unmerklich werden.

237.

So iſt es ferner höchſt merkwürdig, was an farbigen Bildern auf hellem, dunklem oder farbigem Grunde beobachtet wird. Hier entſteht ein Zuſammentritt der Farbe des Nebenbildes mit der realen Farbe des Hauptbildes, und es erſcheint daher eine zuſammengeſetzte, entweder durch Uebereinſtimmung begünſtigte oder durch Widerwärtigkeit verkümmerte Farbe.

238.

Ueberhaupt aber iſt das Kennzeichen des Doppel- und Nebenbildes die Halbdurchſichtigkeit. Man denke ſich daher innerhalb eines durchſichtigen Mittels, deſſen innere Anlage nur halbdurchſichtig, nur durchſcheinend zu werden ſchon oben ausgeführt iſt (147); man denke ſich innerhalb deſſelben ein halbdurchſichtiges Scheinbild, ſo wird man dieſes ſogleich für ein trübes Bild anſprechen.

239.

Und ſo laſſen ſich die Farben bei Gelegenheit der Refraction aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes ſich vom Dunkeln über das Helle zieht, erſcheint das Gelbe; umgekehrt wo eine helle Gränze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erſcheint das Blaue (150 f.).

240.

Die voreilende Farbe iſt immer die breitere. So greift die gelbe über das Licht mit einem breiten Saum; da wo ſie aber an das Dunkle gränzt, entſteht, nach der Lehre der Steigerung und Beſchattung, das Gelbrothe als ein ſchmälerer Rand.

241.

An der entgegengeſetzten Seite hält ſich das gedrängte Blau an der Gränze, der vorſtrebende Saum aber, als ein leichtes Trübes über das Schwarze verbreitet, läßt uns die violette Farbe ſehen, nach eben denſelben Bedingungen, welche oben bei der Lehre von den trüben Mitteln angegeben worden, und welche ſich künftig in mehreren andern Fällen gleichmäßig wirkſam zeigen werden.

242.

Da eine Ableitung wie die gegenwärtige ſich eigentlich vor dem Anſchauen des Forſchers legitimiren muß, ſo verlangen wir von jedem, daß er ſich nicht auf eine flüchtige, ſondern gründliche Weiſe mit dem bisher Vorgeführten bekannt mache. Hier werden nicht willkürliche Zeichen, Buchſtaben, und was man ſonſt belieben möchte, ſtatt der Erſcheinungen hingeſtellt; hier werden nicht Redensarten überliefert, die man hundertmal wiederholen kann, ohne etwas dabei zu denken, noch jemand etwas dadurch denken zu machen; ſondern es iſt von Erſcheinungen die Rede, die man vor den Augen des Leibes und des Geiſtes gegenwärtig haben muß, um ihre Abkunft, ihre Herleitung ſich und andern mit Klarheit entwickeln zu können.

XVI.

Abnahme der farbigen Erſcheinung.

243.

Da man jene vorſchreitenden fünf Bedingungen (210), unter welchen die Farbenerſcheinung zunimmt, nur rückgängig annehmen darf, um die Abnahme des Phänomens leicht einzuſehen und zu bewirken, ſo wäre nur noch dasjenige, was dabei das Auge gewahr wird, kürzlich zu beſchreiben und durchzuführen.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sey vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme thun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Jedes Phänomen ist zugänglich wie ein planum inclinatum, das bequem zu ersteigen ist, wenn der hintere Theil des Keiles schroff und unerreichbar dasteht.

Wer sich in ein Wissen einlassen soll, muß betrogen werden oder sich selbst betrügen, wenn äußere Nöthigungen ihn nicht unwiderstehlich bestimmen. Wer würde Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor sich sähe, die seiner warten?

Wie viele Jahre muß man nicht thun, um nur einigermaßen zu wissen, was und wie es zu thun sey.

Falsche sinnliche Tendenzen sind eine Art realer Sehnsucht, immer noch vortheilhafter als die falsche Tendenz, die sich als ideelle Sehnsucht ausdrückt.

Minor. Harmonie der Sehnsucht.

Die Sehnsucht, die nach Außen in die Ferne strebt, sich aber melodisch in sich selbst beschränkt, erzeugt den Minor.

Lüsternheit ist ein Spiel mit dem zu Genießenden und mit dem Genossenen.

244.

Auf dem höchſten Punkte wechſelſeitiger Deckung der entgegengeſetzten Ränder erſcheinen die Farben folgendermaßen (216):

Gelbroth	Blau
Grün	Purpur
Blauroth	Gelb.

245.

Bei minderer Deckung zeigt ſich das Phänomen folgendermaßen (214 f.):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Grün	Purpur
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier erſcheinen alſo die Bilder noch völlig gefärbt, aber dieſe Reihen ſind nicht als urſprüngliche, ſtätig ſich auseinander entwickelnde ſtufen- und ſcalenartige Reihen anzuſehen; ſie können und müſſen vielmehr in ihre Elemente zerlegt werden, wobei man denn ihre Natur und Eigenſchaft beſſer kennen lernt.

246.

Dieſe Elemente aber ſind (199—201):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Weiß	Schwarz
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier tritt nun das Hauptbild, das bisher ganz zugedeckt und gleichſam verloren geweſen, in der Mitte der Erſcheinung wieder hervor, behauptet ſein Recht und läßt uns die ſecundäre Natur der Nebenbilder, die ſich als Ränder und Säume zeigen, völlig erkennen.

247.

Es hängt von uns ab, dieſe Ränder und Säume ſo ſchmal werden zu laſſen, als es uns beliebt, ja noch Refraction übrig zu behalten, ohne daß uns deßwegen eine Farbe an der Gränze erſchiene.

Dieſes nunmehr genugſam entwickelte farbige Phänomen laſſen wir denn nicht als ein urſprüngliches gelten, ſondern wir haben es auf ein früheres und einfacheres zurückgeführt, und ſolches aus dem Urphänomen

des Lichtes und der Finſterniß durch die Trübe vermittelt, in Verbindung mit der Lehre von den ſecundären Bildern abgeleitet, und ſo gerüſtet werden wir die Erſcheinungen, welche graue und farbige Bilder durch Brechung verrückt hervorbringen, zuletzt umſtändlich vortragen, und damit den Abſchnitt ſubjectiver Erſcheinungen völlig abſchließen.

XVII.

Graue Bilder, durch Brechung verrückt.

248.

Wir haben bisher nur ſchwarze und weiße Bilder auf entgegengeſetztem Grunde durchs Prisma betrachtet, weil ſich an denſelben die farbigen Ränder und Säume am deutlichſten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Verſuche mit grauen Bildern, und finden abermals die bekannten Wirkungen.

249.

Nannten wir das Schwarze den Repräſentanten der Finſterniß, das Weiße den Stellvertreter des Lichts (18), ſo können wir ſagen, daß das Graue den Halbſchatten repräſentire, welcher mehr oder weniger an Licht und Finſterniß Theil nimmt und alſo zwiſchen beiden inne ſteht (36). Zu unſerm gegenwärtigen Zwecke rufen wir folgende Phänomene ins Gedächtniß.

250.

Graue Bilder erſcheinen heller auf ſchwarzem als auf weißem Grunde (33), und erſcheinen in ſolchen Fällen, als ein Helles auf dem Schwarzen, größer als ein Dunkles auf dem Weißen, kleiner (16).

251.

Je dunkler das Grau iſt, deſto mehr erſcheint es als ein ſchwaches Bild auf Schwarz, als ein ſtarkes Bild auf Weiß, und umgekehrt; daher giebt Dunkelgrau auf Schwarz nur ſchwache, daſſelbe auf Weiß ſtarke, Hellgrau auf Weiß ſchwache, auf Schwarz ſtarke Nebenbilder.

252.

Grau auf Schwarz wird uns durchs Prisma jene Phänomene zeigen, die wir bisher mit Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben: die Ränder werden nach eben der Regel gefärbt, die Säume zeigen ſich nur ſchwächer. Bringen wir Grau auf Weiß, ſo erblicken wir eben die Ränder und

Säume, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

253.

Verschiedene Schattirungen von Grau, stufenweise an einander gesetzt, werden, je nachdem man das Dunklere oben oder untenhin bringt, entweder nur Blau und Violett oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

254.

Eine Reihe grauer Schattirungen, horizontal an einander gestellt, wird, wie sie oben oder unten an eine schwarze oder weiße Fläche stößt, nach den bekannten Regeln gefärbt.

255.

Auf der zu diesem Abschnitt bestimmten, von jedem Naturfreund für seinen Apparat zu vergrößernden Tafel kann man diese Phänomene durchs Prisma mit einem Blicke gewahr werden.

256.

Höchst wichtig aber ist die Beobachtung und Betrachtung eines grauen Bildes, welches zwischen einer schwarzen und einer weißen Fläche dergestalt angebracht ist, daß die Theilungslinie vertical durch das Bild durchgeht.

257.

An diesem grauen Bilde werden die Farben, nach der bekannten Regel, aber nach dem verschiedenen Verhältnisse des Hellen zum Dunkeln, auf einer Linie entgegengesetzt erscheinen. Denn indem das Graue zum Schwarzen sich als hell zeigt, so hat es oben das Rothe und Gelbe, unten das Blaue und Violette. Indem es sich zum Weißen als dunkel verhält, so sieht man oben den blauen und violetten, unten hingegen den rothen und gelben Rand. Diese Beobachtung wird für die nächste Abtheilung höchst wichtig.

XVIII.

Farbige Bilder, durch Brechung verrückt.

258.

Eine farbige große Fläche zeigt innerhalb ihrer selbst so wenig, als eine schwarze, weiße oder graue, irgend eine prismatische Farbe; es müßte denn zufällig oder vorsätzlich auf ihr Hell und Dunkel abwechseln. Es

ſind alſo auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flächen anzuſtellen, in ſofern ſie durch einen Rand von einer andern, verſchieden tingirten Fläche abgeſondert werden, alſo auch nur an farbigen Bildern.

259.

Es kommen alle Farben, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, darin mit dem Grauen überein, daß ſie dunkler als Weiß, und heller als Schwarz erſcheinen. Dieſes Schattenhafte der Farbe (σκιερόν) iſt ſchon früher angedeutet worden (69), und wird uns immer bedeutender werden. Wenn wir alſo vorerſt farbige Bilder auf ſchwarze und weiße Flächen bringen, und ſie durchs Prisma betrachten, ſo werden wir alles, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals finden.

260.

Verrücken wir ein farbiges Bild, ſo entſteht, wie bei farbloſen Bildern, nach eben den Geſetzen ein Nebenbild. Dieſes Nebenbild behält, was die Farbe betrifft, ſeine urſprüngliche Natur bei, und wirkt auf der einen Seite als ein Blaues und Blaurothes, auf der entgegengeſetzten als ein Gelbes und Gelbrothes. Daher muß der Fall eintreten, daß die Scheinfarbe des Randes und des Saumes mit der realen Farbe eines farbigen Bildes homogen ſey; es kann aber auch im andern Falle das mit einem Pigment gefärbte Bild mit dem erſcheinenden Rand und Saum ſich heterogen finden. In dem erſten Falle identificirt ſich das Scheinbild mit dem wahren, und ſcheint daſſelbe zu vergrößern; dahingegen in dem zweiten Falle das wahre Bild durch das Scheinbild verunreinigt, undeutlich gemacht und verkleinert werden kann. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo dieſe Wirkungen ſich am ſonderbarſten zeigen.

261.

Man nehme die zu dieſen Verſuchen vorbereitete Tafel vor ſich, und betrachte das rothe und blaue Viereck auf ſchwarzem Grunde neben einander nach der gewöhnlichen Weiſe durchs Prisma, ſo werden, da beide Farben heller ſind als der Grund, an beiden, ſowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Säume entſtehen; nur werden ſie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erſcheinen.

262.

Das Rothe iſt verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue. Die Farben der Ränder werden alſo an dem Rothen ſtärker

als an dem Blauen erſcheinen, welches hier wie ein Dunkelgraues wirkt, das wenig von dem Schwarzen unterſchieden iſt (251).

263.

Der obere rothe Rand wird ſich mit der Zinnoberfarbe des Vierecks identificiren, und ſo wird das rothe Viereck hinaufwärts ein wenig vergrößert erſcheinen; der gelbe herabwärtsſtrebende Saum aber giebt der rothen Fläche nur einen höhern Glanz, und wird erſt bei genauerer Aufmerkſamkeit bemerkbar.

264.

Dagegen iſt der rothe Rand und der gelbe Saum mit dem blauen Viereck heterogen; es wird alſo an dem Rande eine ſchmutzig grüne Farbe entſtehen, und ſo wird beim flüchtigen Anblick das blaue Viereck von dieſer Seite zu verlieren ſcheinen.

265.

An der untern Gränze der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und ein violetter Saum entſtehen, und die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Denn der blaue Rand, der mit der Zinnoberfläche heterogen iſt, wird das Gelbrothe beſchmutzen, und eine Art von Grün hervorbringen, ſo daß das Rothe von dieſer Seite verkürzt und hinaufgerückt erſcheint, und der violette Saum nach dem Schwarzen zu kaum bemerkt wird.

266.

Dagegen wird der blaue Scheinrand ſich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, ſondern vielmehr noch geben; und dieſelbe wird alſo dadurch und durch den violetten benachbarten Saum, dem Anſcheine nach, vergrößert und ſcheinbar herunter gerückt werden.

267.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich ſie gegenwärtig genau beſchrieben habe, iſt ſo mächtig und ſo ſonderbar, daß einem flüchtigen Beſchauer beim erſten Anblicke die beiden Vierecke aus ihrer wechſelſeitig horizontalen Lage geſchoben und im entgegengeſetzten Sinn verrückt ſcheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch niemand, der in einer gewiſſen Folge zu beobachten, Verſuche an einander zu knüpfen, aus einander herzuleiten verſteht, wird ſich von einer ſolchen Scheinwirkung täuſchen laſſen.

268.

Eine richtige Einsicht in dieses bedeutende Phänomen wird aber dadurch erleichtert, daß gewisse scharfe, ja ängstliche Bedingungen nöthig sind, wenn diese Täuschung stattfinden soll. Man muß nämlich zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober oder dem besten Mennig, zu dem blauen ein mit Indig recht satt gefärbtes Papier besorgen. Alsdann verbindet sich der blaue und rothe prismatische Rand da wo er homogen ist, unmerklich mit dem Bilde; da wo er heterogen ist, beschmutzt er die Farbe des Vierecks, ohne eine sehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das Roth des Vierecks darf nicht zu sehr ins Gelbe fallen, sonst wird oben der dunkelrothe Scheinrand zu sehr bemerklich; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, sonst wird die Veränderung durch den gelben Saum zu deutlich. Das Blaue darf nicht hell seyn, sonst wird der rothe Rand sichtbar, und der gelbe Saum bringt zu offenbar ein Grün hervor, und man kann den untern violetten Saum nicht mehr für die verrückte Gestalt eines hellblauen Vierecks ansehen oder ausgeben.

269.

Von allem diesem wird künftig umständlicher die Rede seyn, wenn wir vom Apparate zu dieser Abtheilung handeln werden. Jeder Naturforscher bereite sich die Tafeln selbst, um dieses Taschenspielerstückchen hervorbringen zu können, und sich dabei zu überzeugen, daß die farbigen Ränder selbst in diesem Falle einer geschärften Aufmerksamkeit nicht entgehen können.

270.

Indessen sind andere mannichfaltige Zusammenstellungen, wie sie unsere Tafel zeigt, völlig geeignet, allen Zweifel über diesen Punkt jedem Aufmerksamen zu benehmen.

271.

Man betrachte dagegen ein weißes, neben dem blauen stehendes Viereck auf schwarzem Grunde, so werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie sich zeigen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr, als oben am rothen, selbst über die Horizontallinie des blauen hinauf; der untere blaue Rand aber ist an dem weißen in seiner ganzen Schöne sichtbar, dagegen verliert er sich in dem blauen Viereck durch Identification. Der violette Saum hinabwärts ist viel deutlicher an dem weißen als an dem blauen.

272.

Man vergleiche nun die mit Fleiß über einander gestellten Paare gedachter Vierecke, das rothe mit dem weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren farbigen Rändern und Säumen deutlich einsehen.

273.

Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Bildern, wenn man die farbigen Vierecke und das schwarze auf weißem Grunde betrachtet: denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle bemerkt haben. Man betrachte zuerst das blaue und rothe Viereck durchs Prisma. An beiden entsteht der blaue Rand nunmehr oben; dieser, homogen mit dem blauen Bilde, verbindet sich demselben und scheint es in die Höhe zu heben, nur daß der hellblaue Rand oberwärts zu sehr absticht. Der violette Saum ist auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Eben dieser obere blaue Scheinrand ist nun mit dem rothen Viereck heteregen; er ist in der Gegenwirkung begriffen und kaum sichtbar. Der violette Saum indessen bringt, verbunden mit dem Gelbrothen des Bildes, eine Orangefarbe zu Wege.

274.

Wenn nun aus der angegebenen Ursache die obern Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen die untern desto gleicher: denn indem beide Farben, die rothe und die blaue, gegen das Weiße gerechnet, dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren, welches besonders von der letztern gilt, so entsteht unter beiden der rothe Rand mit seinem gelben Saume sehr deutlich. Er zeigt sich unter dem gelbrothen Bilde in seiner ganzen Schönheit, und unter dem dunkelblauen beinahe wie er unter dem schwarzen erschien; wie man bemerken kann, wenn man abermals die über einander gesetzten Bilder und ihre Ränder und Säume vergleicht.

275.

Um nun diesen Versuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, sind Vierecke von verschiedenen Farben in der Mitte der Tafel dergestalt angebracht, daß die Gränze des Schwarzen und Weißen vertical durch sie durchgeht. Man wird sie, nach jenen uns überhaupt

und besonders bei farbigen Bildern genugsam bekannt gewordenen Regeln, an jedem Rand zwiefach gefärbt finden, und die Vierecke werden in sich selbst entzwei gerissen und hinauf- oder herunterwärts gerückt erscheinen. Wir erinnern uns hierbei jenes grauen, gleichfalls auf der Gränzscheidung des Schwarzen und Weißen beobachteten Bildes (257).

276.

Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf schwarzem Grunde bis zur Täuschung gesehen haben, das Hinauf- und Hinabdrücken zweier verschieden gefärbten Bilder uns hier an zwei Hälften eines und desselben Bildes von einer und derselben Farbe sichtbar wird, so werden wir dadurch abermals auf die färbigen Ränder, ihre Säume und auf die Wirkungen ihrer homogenen und heterogenen Natur hingewiesen, wie sie sich zu den Bildern verhält, an denen die Erscheinung vorgeht.

Ich überlasse den Beobachtern die mannichfaltigen Schattirungen der halb auf Schwarz, halb auf Weiß angebrachten farbigen Vierecke selbst zu vergleichen, und bemerke nur noch die widersinnige scheinbare Verzerrung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts, und auf Weiß hinaufwärts gezogen scheinen; welches doch alles dem bisher weitläufig Abgehandelten gemäß ist.

277.

Nun stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich, daß die vorgedachten, auf der Gränze des Schwarzen und Weißen stehenden Vierecke sich vor ihm in einer horizontalen Reihe befinden, und daß zugleich der schwarze Theil oben, der weiße aber unten sey. Er betrachte durchs Prisma jene Vierecke, und er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch den Ansatz zweier rothen Ränder gewinnt; er wird bei genauer Aufmerksamkeit den gelben Saum auf dem rothen Bilde bemerken, und der untere gelbe Saum nach dem Weißen zu wird völlig deutlich seyn.

278.

Oben an dem gelben Viereck ist der rothe Rand sehr merklich, weil das Gelbe als hell gegen das Schwarze genugsam absticht. Der gelbe Saum identificirt sich mit der gelben Fläche, nur wird solche etwas schöner dadurch; der untere Rand zeigt nur wenig Roth, weil das helle Gelb gegen das Weiße nicht genugsam absticht; der untere gelbe Saum aber ist deutlich genug.

279.

An dem blauen Viereck hingegen iſt der obere rothe Rand kaum ſichtbar; der gelbe Saum bringt herunterwärts ein ſchmutziges Grün im Bilde hervor; der untere rothe Rand und der gelbe Saum zeigen ſich in lebhaften Farben.

280.

Bemerkt man nun in dieſen Fällen, daß das rothe Bild durch einen Anſatz auf beiden Seiten zu gewinnen, das dunkelblaue von Einer Seite wenigſtens zu verlieren ſcheint, ſo wird man, wenn man die Pappe umkehrt, ſo daß der weiße Theil ſich oben, der ſchwarze ſich unten befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

281.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Säume an den blauen Vierecken oben und unten entſtehen, ſo ſcheinen dieſe vergrößert, ja ein Theil der Bilder ſelbſt ſchöner gefärbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Säume von der Farbe der Fläche ſelbſt unterſcheiden lehren.

282.

Das gelbe und rothe dagegen werden in dieſer Stellung der Tafel von den heterogenen Rändern eingeſchränkt und die Wirkung der Localfarbe verkümmert. Der obere blaue Rand iſt an beiden faſt gar nicht ſichtbar. Der violette Saum zeigt ſich als ein ſchönes Orange auf dem rothen, als ein ſehr blaſſes auf dem gelben; die beiden untern Ränder ſind grün, an dem rothen ſchmutzig, lebhaft an dem gelben; den violetten Saum bemerkt man unter dem rothen wenig, mehr unter dem gelben.

283.

Ein jeder Naturfreund mache ſich zur Pflicht, mit allen den vorgetragenen Erſcheinungen genau bekannt zu werden, und halte es nicht für läſtig, ein einziges Phänomen durch ſo manche bedingende Umſtände durchzuführen. Ja dieſe Erfahrungen laſſen ſich noch ins unendliche durch Bilder von verſchiedenen Farben, auf und zwiſchen verſchiedenfarbigen Flächen, vervielfältigen. Unter allen Umſtänden aber wird jedem Aufmerkſamen deutlich werden, daß farbige Vierecke neben einander nur deßwegen durchs Prisma verſchoben erſcheinen, weil ein Anſatz von homogenen und heterogenen Rändern eine Täuſchung hervorbringt. Dieſe iſt man nur alsdann

zu verbannen fähig, wenn man eine Reihe von Verſuchen neben einander zu ſtellen und ihre Uebereinſtimmung darzuthun genugſame Geduld hat.

Warum wir aber vorſtehende Verſuche mit farbigen Bildern, welche auf mehr als Eine Weiſe vorgetragen werden konnten, gerade ſo und ſo umſtändlich dargeſtellt, wird in der Folge deutlicher werden. Gedachte Phänomene waren früher zwar nicht unbekannt, aber ſehr verkannt; deßwegen wir ſie, zu Erleichterung eines künftigen hiſtoriſchen Vortrags, genau entwickeln mußten.

284.

Wir wollen nunmehr zum Schluſſe den Freunden der Natur eine Verrichtung anzeigen, durch welche dieſe Erſcheinungen auf einmal deutlich, ja in ihrem größten Glanze geſehen werden können.

Man ſchneide aus einer Pappe fünf, ungefähr einen Zoll große, völlig gleiche Vierecke neben einander aus, genau in horizontaler Linie. Man bringe dahinter fünf farbige Gläſer, in der bekannten Ordnung, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Man befeſtige dieſe Tafel in einer Oeffnung der Camera obſcura, ſo daß der helle Himmel durch ſie geſehen wird oder daß die Sonne darauf ſcheint; und man wird höchſt energiſche Bilder vor ſich haben. Man betrachte ſie nun durchs Prisma und beobachte die durch jene Verſuche an gemalten Bildern ſchon bekannten Phänomene, nämlich die theils begünſtigenden, theils verkümmernden Ränder und Säume, und die dadurch bewirkte ſcheinbare Verrückung der ſpecifiſch gefärbten Bilder aus der horizontalen Linie.

Das was der Beobachter hier ſehen wird, folgt genugſam aus dem früher Abgeleiteten; daher wir es auch nicht einzeln abermals durchführen, um ſo weniger, als wir auf dieſe Erſcheinungen zurückzukehren noch öftern Anlaß finden werden.

XIX.

Achromaſie und Hyperchromaſie.

285.

In der frühern Zeit, da man noch manches, was in der Natur regelmäßig und conſtant war, für ein bloßes Abirren, für zufällig hielt,

Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung sich spät aufdringt, gewinnt nur bittere Freiheit.

Pflicht; wo man liebt was man sich selbst befiehlt.

gab man auf die Farben weniger Acht, welche bei Gelegenheit der Refraction entstehen, und hielt sie für eine Erscheinung, die sich von besondern Nebenumständen herschreiben möchte.

286.

Nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß diese Farbenerscheinung die Refraction jederzeit begleite, so war es natürlich, daß man sie auch als innig und einzig mit der Refraction verwandt ansah, und nicht anders glaubte, als daß das Maß der Farbenerscheinung sich nach dem Maße der Brechung richten und beide gleichen Schritt mit einander halten müßten.

287.

Wenn man also nicht gänzlich, doch einigermaßen, das Phänomen einer stärkern oder schwächern Brechung der verschiedenen Dichtigkeit der Mittel zuschrieb, wie denn auch reinere atmosphärische Luft, mit Dünsten angefüllte, Wasser, Glas, nach ihren steigenden Dichtigkeiten, die sogenannte Brechung, die Verrückung des Bildes vermehren, so mußte man kaum zweifeln, daß auch in selbigem Maße die Farbenerscheinung sich steigern müsse, und man glaubte völlig gewiß zu seyn, daß bei verschiedenen Mitteln, welche man im Gegensatze der Brechung zu einander brachte, sich, so lange Brechung vorhanden sey, die Farbe zeigen, sobald aber die Farbe verschwände, auch die Brechung aufgehoben seyn müsse.

288.

In späterer Zeit hingegen ward entdeckt, daß dieses als gleich angenommene Verhältniß ungleich sey, daß zwei Mittel das Bild gleich weit verrücken, und doch sehr ungleiche Farbensäume hervorbringen können.

289.

Man fand, daß man zu jener physischen Eigenschaft, welcher man die Refraction zuschrieb, noch eine chemische hinzu zu denken habe (210); wie wir solches künftig, wenn wir uns chemischen Rücksichten nähern, weiter auszuführen denken, so wie wir die nähern Umstände dieser wichtigen Entdeckung in der Geschichte der Farbenlehre aufzuzeichnen haben. Gegenwärtig sey folgendes genug.

290.

Es zeigt sich bei Mitteln von gleicher oder wenigstens nahezu gleicher Brechungskraft der merkwürdige Umstand, daß ein Mehr oder Weniger der Farbenerscheinung durch eine chemische Behandlung hervorgebracht werden kann; das Mehr wird nämlich durch Säuren, das Weniger durch

Alkalien bestimmt. Bringt man unter eine gemeine Glasmasse Metalloxyde, so wird die Farbenerscheinung solcher Gläser, ohne daß die Refraction merklich verändert werde, sehr erhöht. Daß das Mindere hingegen auf der alkalischen Seite liege, kann leicht vermuthet werden.

291.

Diejenigen Glasarten, welche nach der Entdeckung zuerst angewendet werden, nennen die Engländer Flint- und Crownglas, und zwar gehört jenem ersten die stärkere, diesem zweiten die geringere Farbenerscheinung an.

292.

Zu unserer gegenwärtigen Darstellung bedienen wir uns dieser beiden Ausdrücke als Kunstwörter, und nehmen an, daß in beiden die Refraction gleich sey, das Flintglas aber die Farbenerscheinung um ein Drittel stärker als das Crownglas hervorbringe; wobei wir unserm Leser eine gewissermaßen symbolische Zeichnung zur Hand geben.

293.

Man denke sich auf einer schwarzen Tafel, welche hier, des bequemern Vortrags wegen, in Casen getheilt ist, zwischen den Parallellinien a b und c d fünf weiße Vierecke. Das Viereck Nr. 1 stehe vor dem nackten Auge unverrückt auf seinem Platz.

294.

Das Viereck Nr. 2 aber sey, durch ein vor das Auge gehaltenes Prisma von Crownglas (g), um drei Casen verrückt, und zeige die Farbensäume in einer gewissen Breite; ferner sey das Viereck Nr. 3, durch ein Prisma von Flintglas (h), gleichfalls um drei Casen heruntergerückt, dergestalt, daß es die farbigen Säume nunmehr um ein Drittel breiter als Nr. 2 zeige.

295.

Ferne stelle man sich vor, das Viereck Nr. 4 sey eben, wie das Nr. 2, durch ein Prisma von Crownglas, erst drei Casen verrückt gewesen, dann sey es aber, durch ein entgegengestelltes Prisma von Flintglas (h), wieder auf seinen vorigen Fleck, wo man es nun sieht, gehoben worden.

296.

Hier hebt sich nun die Refraction zwar gegen einander auf; allein da das Prisma h bei der Verrückung durch drei Casen um ein Drittel breitere Farbensäume, als dem Prisma g eigen sind, hervorbringt, so muß, bei

aufgehobener Refraction, noch ein Ueberſchuß von Farbenſaum übrig bleiben, und zwar im Sinne der ſcheinbaren Bewegung, welche das Prisma h dem Bilde ertheilt, und folglich umgekehrt, wie wir die Farben an den herabgerückten Nummern 2 und 3 erblicken. Dieſes Ueberſchießende der Farben haben wir Hyperchromaſie genannt, woraus ſich denn die Achromaſie unmittelbar folgern läßt.

297.

Denn geſetzt, es wäre das Viereck Nr. 5 von ſeinem erſten ſuppo-nirten Platze, wie Nr. 2, durch ein Prisma von Crownglas g um drei Cafen herunter gerückt worden, ſo dürfte man nur den Winkel eines Prismas von Flintglas h verkleinern, ſolches im umgekehrten Sinne an das Prisma g anſchließen, um das Viereck Nr. 5 zwei Cafen ſcheinbar hinauf zu heben; wobei die Hyperchromaſie des vorigen Falles wegfiele, das Bild nicht ganz an ſeine erſte Stelle gelangte, und doch ſchon farblos erſchiene. Man ſieht auch an den fortpunktirten Linien der zuſammenge-ſetzten Prismen unter Nr. 5, daß ein wirkliches Prisma übrig bleibt, und alſo auch auf dieſem Wege, ſo bald man ſich die Linien krumm denkt, ein Ocularglas entſtehen kann; wodurch denn die achromatiſchen Ferngläſer abgeleitet ſind.

298.

Zu dieſen Verſuchen, wie wir ſie hier vortragen, iſt ein kleines, aus drei verſchiedenen Prismen zuſammengeſetztes Prisma, wie ſolche in Eng-land verfertigt werden, höchſt geſchickt. Hoffentlich werden künftig unſere inländiſchen Künſtler mit dieſem nothwendigen Inſtrumente jeden Natur-freund verſehen.

XX.

Vorzüge der ſubjectiven Verſuche, Uebergang zu den objectiven.

299.

Wir haben die Farbenerſcheinungen, welche ſich bei Gelegenheit der Refraction ſehen laſſen, zuerſt durch ſubjective Verſuche dargeſtellt, und das Ganze in ſich dergeſtalt abgeſchloſſen, daß wir auch ſchon jene Phäno-mene aus der Lehre von den trüben Mitteln und Doppelbildern ableiteten.

300.

Da bei Vorträgen, die sich auf die Natur beziehen, doch alles auf Sehen und Schauen ankommt, so sind diese Versuche um deste erwünschter, als sie sich leicht und bequem anstellen lassen. Jeder Liebhaber kann sich den Apparat ohne große Umstände und Kosten anschaffen, ja wer mit Papparbeiten einigermaßen umzugehen weiß, einen großen Theil selbst verfertigen. Wenige Tafeln, auf welche schwarze, weiße, graue und farbige Bilder auf hellem und dunklem Grunde abwechseln, sind dazu hinreichend. Man stellt sie unverrückt vor sich hin, betrachtet bequem und anhaltend die Erscheinungen an dem Rande der Bilder; man entfernt sich, man nähert sich wieder, und beobachtet genau den Stufengang des Phänomens.

301.

Ferner lassen sich auch durch geringe Prismen, die nicht von dem reinsten Glase sind, die Erscheinungen noch deutlich genug beobachten. Was jedoch wegen dieser Glasgeräthschaften noch zu wünschen seyn möchte, wird in dem Abschnitt, der den Apparat abhandelt, umständlich zu finden seyn.

302.

Ein Hauptvortheil dieser Versuche ist sodann, daß man sie zu jeder Tageszeit anstellen kann, in jedem Zimmer, es sey nach einer Weltgegend gerichtet, nach welcher es wolle; man braucht nicht auf Sonnenschein zu warten, der einem nordischen Beobachter überhaupt nicht reichlich gewogen ist.

Die objectiven Versuche

303.

verlangen hingegen nothwendig den Sonnenschein, der, wenn er sich auch einstellt, nicht immer den wünschenswerthen Bezug auf den ihm entgegengestellten Apparat haben kann. Bald steht die Sonne zu hoch, bald zu tief, und doch auch nur kurze Zeit in dem Meridian des am besten gelegenen Zimmers. Unter dem Beobachten weicht sie; man muß mit dem Apparat nachrücken, wodurch in manchen Fällen die Versuche unsicher werden. Wenn die Sonne durchs Prisma scheint, so offenbart sie alle Ungleichheiten, innere Fäden und Bläschen des Glases, wodurch die Erscheinung verwirrt, getrübt und mißfärbig gemacht wird.

304.

Doch müssen die Versuche beider Arten gleich genau bekannt seyn.

Sie ſcheinen einander entgegengeſetzt und gehen immer mit einander parallel: was die einen zeigen, zeigen die andern auch, und doch hat jede Art wieder ihre Eigenheiten, wodurch gewiſſe Wirkungen der Natur auf mehr als Eine Weiſe offenbar werden.

305.

Sodann giebt es bedeutende Phänomene, welche man durch Verbindung der ſubjectiven und objectiven Verſuche hervorbringt. Nicht weniger gewähren uns die objectiven den Vortheil, daß wir ſie meiſt durch Linearzeichnungen darſtellen, und die innern Verhältniſſe des Phänomens auf unſern Tafeln vor Augen legen können. Wir ſäumen daher nicht, die objectiven Verſuche ſogleich dergeſtalt vorzutragen, daß die Phänomene mit den ſubjectiv vorgeſtellten durchaus gleiche Stufe halten; deßwegen wir auch neben der Zahl eines jeden Paragraphen die Zahl der frühern in Parentheſe unmittelbar anfügen. Doch ſetzen wir im Ganzen voraus, daß der Leſer ſich mit den Tafeln, der Forſcher mit dem Apparat bekannt mache, damit die Zwillingsphänomene, von denen die Rede iſt, auf eine oder die andere Weiſe dem Liebhaber vor Augen ſeyen.

XXI.

Refraction ohne Farbenerſcheinung.

306. (195 f.)

Daß die Refraction ihre Wirkung äußere, ohne eine Farbenerſcheinung hervorzubringen, iſt bei objectiven Verſuchen nicht ſo vollkommen als bei ſubjectiven darzuthun. Wir haben zwar unbegränzte Räume, nach welchen wir durchs Prisma ſchauen, und uns überzeugen können, daß ohne Gränze keine Farbe entſtehe; aber wir haben kein unbegränzt Leuchtendes, welches wir könnten aufs Prisma wirken laſſen. Unſer Licht kommt uns von begränzten Körpern, und die Sonne, welche unſere meiſten objectiven prismatiſchen Erſcheinungen hervorbringt, iſt ja ſelbſt nur ein kleines, begränzt leuchtendes Bild.

307.

Indeſſen können wir jede größere Oeffnung, durch welche die Sonne durchſcheint, jedes größere Mittel, wodurch das Sonnenlicht aufgefangen

und aus ſeiner Richtung gebracht wird, ſchon in ſofern als unbegränzt anſehen, indem wir bloß die Mitte die Flächen, nicht aber ihre Gränzen betrachten.

308 (197).

Man ſtelle ein großes Waſſerprisma in die Sonne, und ein heller Raum wird ſich in die Höhe gebrochen an einer entgegengeſetzten Tafel zeigen, und die Mitte dieſes erleuchteten Raumes farblos ſeyn. Eben daſſelbe erreicht man, wenn man mit Glasprismen, welche Winkel von wenigen Graden haben, den Verſuch anſtellt. Ja dieſe Erſcheinung zeigt ſich ſelbſt bei Glasprismen, deren brechender Winkel 60 Grad iſt, wenn man nur die Tafel nahe genug heran bringt.

XXII.

Bedingungen der Farbenerſcheinung.

309 (198).

Wenn nun gedachter erleuchteter Raum zwar gebrochen von der Stelle gerückt, aber nicht gefärbt erſcheint, ſo ſieht man jedoch an den horizontalen Gränzen deſſelben eine farbige Erſcheinung. Daß auch hier die Farbe bloß durch Verrückung eines Bildes entſtehe, iſt umſtändlicher darzuthun.

Das Leuchtende, welches hier wirkt, iſt ein Begränztes, und die Sonne wirkt hier, indem ſie ſcheint und ſtrahlt, als ein Bild. Man mache die Oeffnung in dem Laden der Camera obſcura ſo klein als man kann, immer wird das ganze Bild der Sonne hereindringen. Das von ihrer Scheibe herſtrömende Licht wird ſich in der kleinſten Oeffnung kreuzen, und den Winkel machen, der ihrem ſcheinbaren Diameter gemäß iſt. Hier kommt ein Conus mit der Spitze außen an, und inwendig verbreitert ſich dieſe Spitze wieder, bringt ein durch eine Tafel aufzufaſſendes rundes, ſich durch die Entfernung der Tafel auf immer vergrößertes Bild hervor, welches Bild nebſt allen übrigen Bildern der äußern Landſchaft auf einer weißen gegengehaltenen Fläche im dunkeln Zimmer umgekehrt erſcheint.

310.

Wie wenig alſo hier von einzelnen Sonnenſtrahlen oder Strahlenbündeln und Büſcheln, von Strahlencylindern, Stäben, und wie man

ſich das alles verſtellen mag, die Rede ſeyn kann, iſt auffallend. Zu Bequemlichkeit gewiſſer Lineardarſtellungen nehme man das Sonnenlicht als parallel einfallend an; aber man wiſſe, daß dieſes nur eine Fiction iſt, welche man ſich gar wohl erlauben kann, da wo der zwiſchen die Fiction und die wahre Erſcheinung fallende Bruch unbedeutend iſt. Man hüte ſich aber dieſe Fiction wieder zum Phänomen zu machen, und mit einem ſolchen fingirten Phänomen weiter fort zu operiren.

311.

Man vergrößere nunmehr die Oeffnung in dem Fenſterladen, ſo weit man will, man mache ſie rund oder viereckt, ja man öffne den Laden ganz, und laſſe die Sonne durch den völligen Fenſterraum in das Zimmer ſcheinen: der Raum, den ſie erleuchtet, wird immer ſo viel größer ſeyn als der Winkel, den ihr Durchmeſſer macht, verlangt; und alſo iſt auch ſelbſt der ganze, durch das größte Fenſter von der Sonne erleuchtete Raum nur das Sonnenbild plus der Weite der Oeffnung. Wir werden hierauf zurückzukehren künftig Gelegenheit finden.

312 (199).

Fangen wir nun das Sonnenbild durch cowexe Gläſer auf, ſo ziehen wir es gegen den Focus zuſammen. Hier muß, nach den oben ausgeführten Regeln, ein gelber Saum und ein gelbrother Rand entſtehen, wenn das Bild auf einem weißen Papiere aufgefangen wird. Weil aber dieſer Verſuch blendend und unbequem iſt, ſo macht er ſich am ſchönſten mit dem Bilde des Vollmonds. Wenn man dieſes durch ein cowexes Glas zuſammenzieht, ſo erſcheint der farbige Rand in der größten Schönheit, denn der Mond ſendet an ſich ſchon ein gemäßigtes Licht, und er kann alſo um deſto eher die Farbe, welche aus Mäßigung des Lichts entſteht, hervorbringen; wobei zugleich das Auge des Beobachters nur leiſe und angenehm berührt wird.

313 (200).

Wenn man ein leuchtendes Bild durch concave Gläſer auffaßt, ſo wird es vergrößert, und alſo ausgedehnt. Hier erſcheint das Bild blau begränzt.

314.

Beide entgegengeſetzte Erſcheinungen kann man durch ein cowexes Glas ſowohl ſimultan als ſucceſſiv hervorbringen, und zwar ſimultan, wenn man auf das cowexe Glas in der Mitte eine undurchſichtige Scheibe

klebt, und nun das Sonnenlicht auffängt. Hier wird nun ſowohl das leuchtende Bild als der in ihm befindliche ſchwarze Kern zuſammengezogen, und ſo müſſen auch die entgegengeſetzten Farbenerſcheinungen entſtehen. Ferner kann man dieſen Gegenſatz ſucceſſiv gewahr werden, wenn man das leuchtende Bild erſt bis gegen den Focus zuſammenzieht; da man denn Gelb und Gelbroth gewahr wird: dann aber hinter dem Focus daſſelbe ſich ausdehnen läßt; da es denn ſogleich eine blaue Gränze zeigt.

315 (201).

Auch hier gilt, was bei den ſubjectiven Erfahrungen geſagt worden, daß das Blaue und Gelbe ſich an und über dem Weißen zeige, und daß beide Farben einen röthlichen Schein annehmen, in ſofern ſie über das Schwarze reichen.

316 (202 f.).

Dieſe Grunderſcheinungen wiederholen ſich bei allen folgenden objectiven Erfahrungen, ſo wie ſie die Grundlage der ſubjectiven ausmachten. Auch die Operation, welche vorgenommen wird, iſt eben dieſelbe: ein heller Rand wird gegen eine dunkle Fläche, eine dunkle Fläche gegen eine helle Gränze geführt: die Gränzen müſſen einen Weg machen, und ſich gleichſam über einander drängen, bei dieſen Verſuchen wie bei jenen.

317 (204).

Laſſen wir alſo das Sonnenbild durch eine größere oder kleinere Oeffnung in die dunkle Kammer, fangen wir es durch ein Prisma auf, deſſen brechender Winkel hier wie gewöhnlich unten ſeyn mag, ſo kommt das leuchtende Bild nicht in gerader Linie nach dem Fußboden, ſondern es wird an eine vertical geſetzte Tafel hinaufgebrochen. Hier iſt es Zeit des Gegenſatzes zu gedenken, in welchem ſich die ſubjective und objective Verrückung des Bildes befindet.

318.

Sehen wir durch ein Prisma, deſſen brechender Winkel ſich unten befindet, nach einem in der Höhe befindlichen Bilde, ſo wird dieſes Bild heruntergerückt, anſtatt daß ein einfallendes leuchtendes Bild von demſelben Prisma in die Höhe geſchoben wird. Was wir hier der Kürze wegen nur hiſtoriſch angeben, läßt ſich aus den Regeln der Brechung und Hebung ohne Schwierigkeit ableiten.

319.

Indem nun alſo auf dieſe Weiſe das leuchtende Bild von ſeiner

Stelle gerückt wird, ſo gehen auch die Farbenſäume nach den früher ausgeführten Regeln ihren Weg. Der violette Saum geht jederzeit voraus, und alſo bei objectiven hinaufwärts, wenn er bei ſubjectiven herunterwärts geht.

320 (205).

Eben ſo überzeuge ſich der Beobachter von der Färbung in der Diagonale, wenn die Verrückung durch zwei Prismen in dieſer Richtung geſchieht, wie bei dem ſubjectiven Falle deutlich genug angegeben: man ſchaffe ſich aber hierzu Prismen mit Winkeln von wenigen, etwa 15 Graden.

321 (206 f.).

Daß die Färbung des Bildes auch hier nach der Richtung ſeiner Bewegung geſchehe, wird man einſehen, wenn man eine Oeffnung im Laden von mäßiger Größe viereckt macht, und das leuchtende Bild durch das Waſſerprisma gehen läßt, erſt die Ränder in horizontaler und verticaler Richtung, ſodann in der diagonalen.

322 (208).

Wobei ſich denn abermals zeigen wird, daß die Gränzen nicht neben einander weg, ſondern über einander geführt werden müſſen.

XXIII.

Bedingungen des Zunehmens der Erſcheinung.

323 (209).

Auch hier bringt eine vermehrte Verrückung des Bildes eine ſtärkere Farbenerſcheinung zu Wege.

324 (210).

Dieſe vermehrte Verrückung aber hat ſtatt:

1) durch ſchiefere Richtung des auffallenden leuchtenden Bildes auf parallele Mittel;

2) durch Veränderung der parallelen Form in eine mehr oder weniger ſpitzwinkelige;

3) durch verſtärktes Maß des Mittels, des parallelen oder winkelhaften, theils weil das Bild auf dieſem Wege ſtärker verrückt wird, theils weil eine der Maſſe angehörige Eigenſchaft mit zur Wirkung gelangt;

4) durch die Entfernung der Tafel von dem brechenden Mittel, ſo daß das heraustretende gefärbte Bild einen längern Weg zurücklegt;

5) zeigt ſich eine chemiſche Eigenſchaft unter allen dieſen Umſtänden wirkſam, welche wir ſchon unter den Rubriken der Achromaſie und Hyperchromaſie näher angedeutet haben.

325 (211).

Die objectiven Verſuche geben uns den Vortheil, daß wir das Werdende des Phänomens, ſeine ſucceſſive Geneſe außer uns darſtellen und zugleich mit Linearzeichnungen deutlich machen können, welches bei ſubjectiven der Fall nicht iſt.

326.

Wenn man das aus dem Prisma heraustretende leuchtende Bild und ſeine wachſende Farbenerſcheinung auf einer entgegengehaltenen Tafel ſtufenweiſe beobachten, und ſich Durchſchnitte von dieſem Conus mit elliptiſcher Baſe vor Augen ſtellen kann, ſo läßt ſich auch das Phänomen auf ſeinem ganzen Wege zum ſchönſten folgendermaßen ſichtbar machen. Man errege nämlich in der Linie, in welcher das Bild durch den dunkeln Raum geht, eine weiße feine Staubwolke, welche durch feinen recht trockenen Haarpuder am beſten hervorgebracht wird; die mehr oder weniger gefärbte Erſcheinung wird nun durch die weißen Atome aufgefangen und dem Auge in ihrer ganzen Breite und Länge dargeſtellt.

327.

Eben ſo haben wir Linearzeichnungen bereitet und ſolche unter unſere Tafeln aufgenommen, wo die Erſcheinung von ihrem erſten Urſprunge an dargeſtellt iſt, und an welchen man ſich deutlich machen kann, warum das leuchtende Bild durch Prismen ſo viel ſtärker als durch parallele Mittel gefärbt wird.

328 (212).

An den beiden entgegengeſetzten Gränzen ſteht eine entgegengeſetzte Erſcheinung in einem ſpitzen Winkel auf, die ſich, wie ſie weiter in dem Raume vorwärts geht, nach Maßgabe dieſes Winkels verbreitert. So ſtrebt in der Richtung, in welcher das leuchtende Bild verrückt worden, ein violetter Saum in das Dunkle hinaus, ein blauer ſchmalerer Rand bleibt an der Gränze; von der andern Seite ſtrebt ein gelber Saum in das Helle hinein, und ein gelbrother Rand bleibt an der Gränze.

Verschiedenes Einzelne über Kunst.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deßwegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes, sie ruht auf ihrem eignen Ernst; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack giebt.

In Rembrandt's trefflicher Radirung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen, ist die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgiebt, in die vorwärts wirkende Hand gleichsam gefahren, welche nun in göttlicher That glanzumgeben derb zuschlägt. Um das Haupt ist's, wie auch das Gesicht, dunkel.

Es ist eine Tradition: Dädalus der erste Plastiker habe die Erfindung der Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl nichts vorgekommen seyn, aber der große Mann hat wahrscheinlich vorempfunden, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden müsse.

Bei Gelegenheit der Berlinischen Vorbilder für Fabricanten kam zur Sprache: ob so großer Aufwand auf die höchste Ausführung der Blätter wäre nöthig gewesen? Wobei sich

329 (213).

Hier iſt alſo die Bewegung des Dunkeln gegen das Helle, des Hellen gegen das Dunkle wohl zu beachten.

330 (214).

Eines großen Bildes Mitte bleibt lange ungefärbt, beſonders bei Mitteln von minderer Dichtigkeit und geringerem Maße, bis endlich die entgegengeſetzten Säume und Ränder einander erreichen, da alsdann bei dem leuchtenden Bild in der Mitte ein Grün entſteht.

331 (215).

Wenn nun die objectiven Verſuche gewöhnlich nur mit dem leuchtenden Sonnenbilde gemacht wurden, ſo iſt ein objectiver Verſuch mit einem dunkeln Bilde bisher faſt gar nicht vorgekommen. Wir haben hierzu aber auch eine bequeme Vorrichtung angegeben. Jenes große Waſſerprisma nämlich ſtelle man in die Sonne und klebe auf die äußere oder innere Seite eine runde Pappenſcheibe, ſo wird die farbige Erſcheinung abermals an den Rändern vorgehen, nach jenem bekannten Geſetz entſpringen; die Ränder werden erſcheinen, ſich in jenem Maße verbreitern und in der Mitte der Purpur entſtehen. Man kann neben das Rund ein Viereck in beliebiger Richtung hinzufügen, und ſich von dem oben mehrmals Angegebenen und Ausgeſprochenen von neuem überzeugen.

332 (216).

Nimmt man von dem gedachten Prisma dieſe dunkeln Bilder wieder hinweg, wobei jedoch die Glastafeln jedesmal ſorgfältig zu reinigen ſind, und hält einen ſchwachen Stab, etwa einen ſtarken Bleiſtift, vor die Mitte des horizontalen Prismas, ſo wird man das völlige Uebereinandergreifen des violetten Saums und des rothen Randes bewirken und nur die drei Farben, die zwei äußern und die mittlere, ſehen.

333.

Schneidet man eine vors Prisma zu ſchiebende Pappe dergeſtalt aus, daß in der Mitte derſelben eine horizontale längliche Oeffnung gebildet wird, und läßt alsdann das Sonnenlicht hindurchfallen, ſo wird man die völlige Vereinigung des gelben Saumes und des blauen Randes nunmehr über das Helle bewirken und nur Gelbroth, Grün und Violett ſehen; auf welche Art und Weiſe, iſt bei Erklärung der Tafeln weiter auseinander geſetzt.

334 (217).

Die prismatiſche Erſcheinung iſt alſo keineswegs fertig und vollendet,

Bilder eine höchſt lebhafte Farbenerſcheinung zu Wege gebracht, ſo wird dieſe bei objectiven Verſuchen noch viel lebhafter und herrlicher ſeyn, weil das Sonnenbild von der höchſten Energie iſt, die wir kennen; daher auch deſſen Nebenbild mächtig und ungeachtet ſeines ſecundären getrübten und verdunkelten Zuſtandes, noch immer herrlich und glänzend ſeyn muß. Die vom Sonnenlicht durchs Prisma auf irgend einen Gegenſtand geworfenen Farben bringen ein gewaltiges Licht mit ſich, indem ſie das höchſt energiſche Urlicht gleichſam im Hintergrunde haben.

338 (238).

In wiefern wir auch dieſe Nebenbilder trüb nennen und ſie aus der Lehre von den trüben Mitteln ableiten dürfen, wird jedem, der uns bis hierher aufmerkſam gefolgt, klar ſeyn, beſonders aber dem, der ſich den nöthigen Apparat verſchafft, um die Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit, womit trübe Mittel wirken, ſich jederzeit vergegenwärtigen zu können.

XXV.

Abnahme der farbigen Erſcheinung.

339 (243).

Haben wir uns bei Darſtellung der Abnahme unſerer farbigen Erſcheinung in ſubjectiven Fällen kurz faſſen können, ſo wird es uns erlaubt ſeyn, hier noch kürzer zu verfahren, indem wir uns auf jene deutliche Darſtellung berufen. Nur Eines mag wegen ſeiner großen Bedeutung, als ein Hauptmoment des ganzen Vortrags, hier dem Leſer zu beſonderer Aufmerkſamkeit empfohlen werden.

340 (244—247).

Der Abnahme der prismatiſchen Erſcheinung muß erſt eine Entfaltung derſelben vorangehen. Aus dem gefärbten Sonnenbilde verſchwinden, in gehöriger Entfernung der Tafel vom Prisma, zuletzt die blaue und gelbe Farbe, indem beide über einander greifen, völlig, und man ſieht nur Gelbroth, Grün und Blauroth. Nähert man die Tafel dem brechenden Mittel, ſo erſcheinen Gelb und Blau ſchon wieder, und man erblickt die fünf Farben mit ihren Schattirungen. Rückt man mit der Tafel noch näher, ſo treten Gelb und Blau völlig auseinander, das Grüne verſchwindet und zwiſchen den gefärbten Rändern und Säumen zeigt ſich das Bild farblos.

Je näher man mit der Tafel gegen das Prisma zurückt, deſto ſchmäler werden gedachte Ränder und Säume, bis ſie endlich an und auf dem Prisma null werden.

XXVI.

Graue Bilder.

341 (248).

Wir haben die grauen Bilder als höchſt wichtig bei ſubjectiven Verſuchen dargeſtellt. Sie zeigen uns durch die Schwäche der Nebenbilder, daß eben dieſe Nebenbilder ſich jederzeit von dem Hauptbilde herſchreiben. Will man nun die objectiven Verſuche auch hier parallel durchführen, ſo könnte dieſes auf eine bequeme Weiſe geſchehen, wenn man ein mehr oder weniger matt geſchliffenes Glas vor die Oeffnung hielte, durch welche das Sonnenbild hereinfällt. Es würde dadurch ein gedämpftes Bild hervorgebracht werden, welches nach der Refraction viel mattere Farben, als das von der Sonnenſcheibe unmittelbar abgeleitete, auf der Tafel zeigen würde; und ſo würde auch von dem höchſt energiſchen Sonnenbilde nur ein ſchwaches, der Dämpfung gemäßes Nebenbild entſtehen; wie denn freilich durch dieſen Verſuch dasjenige, was uns ſchon genugſam bekannt iſt, nur noch aber und abermal bekräftigt wird.

XXVII.

Farbige Bilder.

342 (249).

Es giebt mancherlei Arten farbige Bilder zum Behuf objectiver Verſuche hervorzubringen. Erſtlich kann man farbiges Glas vor die Oeffnung halten, wodurch ſogleich ein farbiges Bild hervorgebracht wird. Zweitens kann man das Waſſerprisma mit farbigen Liquoren füllen. Drittens kann man die von einem Prisma ſchon hervorgebrachten emphatiſchen Farben durch proportionirte kleine Oeffnungen eines Bleches durchlaſſen, und alſo kleine Bilder zu einer zweiten Refraction vorbereiten. Dieſe letzte Art iſt die beſchwerlichſte, indem, bei dem beſtändigen Fortrücken der Sonne, ein

ſolches Bild nicht feſt gehalten, noch in beliebiger Richtung beſtätigt werden kann. Die zweite Art hat auch ihre Unbequemlichkeiten, weil nicht alle farbigen Liqueren ſchön hell und klar zu bereiten ſind. Daher die erſte um ſo mehr den Vorzug verdient, als die Phyſiker ſchon bisher die von dem Sonnenlicht durchs Prisma hervorgebrachten Farben, diejenigen welche durch Liqueren und Gläſer erzeugt werden, und die welche ſchon auf Papier oder Tuch fixirt ſind, bei der Demonſtration als gleichwirkend gelten laſſen.

343.

Da es nun alſo bloß darauf ankommt, daß das Bild gefärbt werde, ſo gewährt uns das ſchon eingeführte große Waſſerprisma hierzu die beſte Gelegenheit: denn indem man vor ſeine großen Flächen, welche das Licht ungefärbt durchlaſſen, eine Pappe vorſchieben kann, in welche man Oeffnungen von verſchiedener Figur geſchnitten, um unterſchiedene Bilder und alſo auch unterſchiedene Nebenbilder hervorzubringen, ſo darf man nur vor die Oeffnungen der Pappe farbige Gläſer befeſtigen, um zu beobachten, welche Wirkung die Refraction im objectiven Sinne auf farbige Bilder hervorbringt.

344.

Man bediene ſich nämlich jener ſchon beſchriebenen Tafel (284) mit farbigen Gläſern, welche man genau in der Größe eingerichtet, daß ſie in die Falzen des großen Waſſerprisma's eingeſchoben werden kann. Man laſſe nunmehr die Sonne hindurchſcheinen, ſo wird man die hinaufwärts gebrochenen farbigen Bilder, jedes nach ſeiner Art, geſäumt und gerändert ſehen, indem ſich dieſe Säume und Ränder an einigen Bildern ganz deutlich zeigen, an andern ſich mit der ſpecifiſchen Farbe des Glaſes vermiſchen, ſie erhöhen oder verkümmern; und jedermann wird ſich überzeugen können, daß hier abermals nur von dieſem von uns ſubjectiv und objectiv ſo umſtändlich vorgetragenen einfachen Phänomen die Rede ſey.

XXVIII.

Achromaſie und Hyperchromaſie.

345 (285—290).

Wie man die hyperchromatiſchen und achromatiſchen Verſuche auch objectiv anſtellen könne, dazu brauchen wir nur, nach allem was oben

weitläuftig ausgeführt worden, eine kurze Anleitung zu geben, besonders da wir voraussetzen können, daß jenes erwähnte zusammengesetzte Prisma sich in den Händen des Naturfreundes befinde.

346.

Man lasse durch ein spitzwinkeliges Prisma von wenigen Graden, aus Crownglas geschliffen, das Sonnenbild dergestalt durchgehen, daß es auf der entgegengesetzten Tafel in die Höhe gebrochen werde: die Ränder werden, nach dem bekannten Gesetz, gefärbt erscheinen, das Violette und Blaue nämlich oben und außen, das Gelbe und Gelbrothe unten und innen. Da nun der brechende Winkel dieses Prisma's sich unten befindet, so setze man ihm ein anderes proportionirtes von Flintglas entgegen, dessen brechender Wirkel nach oben gerichtet sey. Das Sonnenbild werde dadurch wieder an seinen Platz geführt, wo es denn durch den Ueberschuß der farberregenden Kraft des herabführenden Prisma's von Flintglas, nach dem Gesetze dieser Herabführung, wenig gefärbt seyn, das Blaue und Violette unten und außen, das Gelbe und Gelbrothe oben und innen zeigen wird.

347.

Man rücke nun durch ein proportionirtes Prisma von Crownglas das ganze Bild wieder um weniges in die Höhe, so wird die Hyperchromasie aufgehoben, das Sonnenbild vom Platze gerückt, und doch farblos erscheinen.

348.

Mit einem aus drei Gläsern zusammengesetzten achromatischen Objectivglase kann man eben diese Versuche stufenweise machen, wenn man es sich nicht reuen läßt solches aus der Hülse, worein es der Künstler eingenietet hat, herauszubrechen. Die beiden convexen Gläser von Crownglas, indem sie das Bild nach dem Focus zusammenziehen, das concave Glas von Flintglas, indem es das Sonnenbild hinter sich ausdehnt, zeigen an dem Rande die hergebrachten Farben. Ein Convexglas, mit dem Concavglase zusammengenommen, zeigt die Farben nach dem Gesetz des letztern. Sind alle drei Gläser zusammengelegt, so mag man das Sonnenbild nach dem Focus zusammenziehen, oder sich dasselbe hinter dem Brennpunkte ausdehnen lassen, niemals zeigen sich farbige Ränder, und die von dem Künstler intendirte Achromasie bewährt sich hier abermals.

349.

Da jedoch das Crownglas durchaus eine grünliche Farbe hat, so

daß besonders bei großen und starken Objecten etwas von einem grünlichen Schein mit unter laufen, und sich daneben die geforderte Purpurfarbe unter gewissen Umständen einstellen mag, welches uns jedoch, bei wiederholten Versuchen mit mehreren Objectiven, nicht vorgekommen, so hat man hierzu die wunderbarsten Erklärungen ersonnen, und sich, da man theoretisch die Unmöglichkeit achromatischer Ferngläser zu beweisen genöthigt war, gewissermaßen gefreut eine solche radikale Verbesserung läugnen zu können: wovon jedoch nur in der Geschichte dieser Erfindungen umständlich gehandelt werden kann.

XXIX.

Verbindung objectiver und subjectiver Versuche.

350.

Wenn wir oben angezeigt haben, daß die objectiv und subjectiv betrachtete Refraction im Gegensatze wirken müsse (318), so wird daraus folgen, daß wenn man die Versuche verbindet, entgegengesetzte und einander aufhebende Erscheinungen sich zeigen werden.

351.

Durch ein horizontal gestelltes Prisma werde das Sonnenbild an eine Wand hinaufgeworfen. Ist das Prisma lang genug, daß der Beobachter zugleich hindurch sehen kann, so wird er das durch die objective Refraction hinaufgerückte Bild wieder heruntergerückt, und solches an der Stelle sehen, wo es ohne Refraction erschienen wäre.

352.

Hierbei zeigt sich ein bedeutendes, aber gleichfalls aus der Natur der Sache herfließendes Phänomen. Da nämlich, wie schon so oft erinnert worden, das objectiv an die Wand geworfene gefärbte Sonnenbild keine fertige noch unveränderliche Erscheinung ist, so wird, bei obgedachter Operation, das Bild nicht allein für das Auge heruntergezogen, sondern auch seiner Ränder und Säume völlig beraubt und in eine farblose Kreisgestalt zurückgebracht.

353.

Bedient man sich zu diesem Versuche zweier völlig gleichen Prismen,

ſo kann man ſie erſt neben einander ſtellen, durch das eine das Sonnenbild durchfallen laſſen, durch das andere aber hindurchſehen.

354.

Geht der Beſchauer mit dem zweiten Prisma nunmehr weiter vorwärts, ſo zieht ſich das Bild wieder hinauf, und wird ſtufenweiſe, nach dem Geſetz des erſten Prisma's, gefärbt. Tritt der Beſchauer nun wieder zurück, bis er das Bild wieder auf den Nullpunkt gebracht hat, und geht ſodann immer weiter von dem Bilde weg, ſo bewegt ſich das für ihn rund und farblos gewordene Bild immer weiter herab, und färbt ſich im entgegengeſetzten Sinne, ſo daß wir daſſelbe Bild, wenn wir zugleich durchs Prisma hindurch und daran herſehen, nach objectiven und ſubjectiven Geſetzen gefärbt erblicken.

355.

Wie dieſer Verſuch zu vermannichfaltigen ſey, ergiebt ſich von ſelbſt. Iſt der brechende Winkel des Prisma's, wodurch das Sonnenbild objectiv in die Höhe gehoben wird, größer als der des Prisma's, wodurch der Beobachter blickt, ſo muß der Beobachter viel weiter zurücktreten, um das farbige Bild an der Wand ſo weit herunterzuführen, daß es farblos werde und umgekehrt.

356.

Daß man auf dieſem Wege die Achromaſie und Hyperchromaſie gleichfalls darſtellen könne, fällt in die Augen; welches wir weiter auseinander zu ſetzen und auszuführen dem Liebhaber wohl ſelbſt überlaſſen können, ſo wie wir auch andere complicirte Verſuche, wobei man Prismen und Linſen zugleich anwendet, auch die objectiven und ſubjectiven Erfahrungen auf mancherlei Weiſe durch einander miſcht, erſt ſpäterhin darlegen, und auf die einfachen, uns nunmehr genugſam bekannten Phänomene zurückführen werden.

XXX.

Uebergang.

357.

Wenn wir auf die bisherige Darſtellung und Ableitung der dioptriſchen Farben zurückſehen, können wir keine Reue empfinden, weder daß wir ſie ſo umſtändlich abgehandelt, noch daß wir ſie vor den übrigen phyſiſchen

Farben, außer der von uns selbst angegebenen Ordnung, vorgetragen haben. Doch gedenken wir hier an der Stelle des Uebergangs unsern Lesern und Mitarbeitern deßhalb einige Rechenschaft zu geben.

358.

Sollten wir uns verantworten, daß wir die Lehre von den dioptrischen Farben, besonders der zweiten Klasse, vielleicht zu weitläuftig ausgeführt, so hätten wir folgendes zu bemerken. Der Vortrag irgend eines Gegenstandes unseres Wissens kann sich theils auf die innere Nothwendigkeit der abzuhandelnden Materie, theils aber auch auf das Bedürfniß der Zeit, in welcher der Vortrag geschieht, beziehen. Bei dem unsrigen waren wir genöthigt beide Rücksichten immer vor Augen zu haben. Einmal war es die Absicht, unsere sämmtlichen Erfahrungen so wie unsere Ueberzeugungen, nach einer lang geprüften Methode, vorzulegen; sodann aber mußten wir unser Augenmerk darauf richten, manche zwar bekannte, aber doch verkannte, besonders auch in falschen Verknüpfungen aufgestellte Phänomene in ihrer natürlichen Entwicklung und wahrhaft erfahrungsmäßigen Ordnung darzustellen, damit wir künftig, bei polemischer und historischer Behandlung, schon eine vollständige Vorarbeit zu leichterer Uebersicht ins Mittel bringen könnten. Daher ist denn freilich eine größere Umständlichkeit nöthig geworden, welche eigentlich nur dem gegenwärtigen Bedürfniß zum Opfer gebracht wird. Künftig, wenn man erst das Einfache als einfach, das Zusammengesetzte als zusammengesetzt, das Erste und Obere als ein solches, das Zweite, Abgeleitete auch als ein solches anerkennen und schauen wird — dann läßt sich dieser ganze Vortrag ins Engere zusammenziehen, welches, wenn es uns nicht selbst noch glücken sollte, wir einer heiter thätigen Mit- und Nachwelt überlassen.

359.

Was ferner die Ordnung der Capitel überhaupt betrifft, so mag man bedenken, daß selbst verwandte Naturphänomene in keiner eigentlichen Folge oder stätigen Reihe sich an einander schließen, sondern daß sie durch Thätigkeiten hervorgebracht werden, welche verschränkt wirken, so daß es gewissermaßen gleichgültig ist, was für eine Erscheinung man zuerst, und was für eine man zuletzt betrachtet: weil es doch nur darauf ankommt, daß man sich alle möglichst vergegenwärtige, um sie zuletzt unter Einem Gesichtspunkt, theils nach ihrer Natur, theils nach Menschenweise und Bequemlichkeit, zusammenzufassen.

360.

Doch kann man im gegenwärtigen beſondern Falle behaupten, daß die dioptriſchen Farben billig an die Spitze der phyſiſchen geſtellt werden, ſowohl wegen ihres auffallenden Glanzes und übrigen Bedeutſamkeit, als auch weil, um dieſelben abzuleiten, manches zur Sprache kommen mußte, welches uns zunächſt große Erleichterung gewähren wird.

361.

Denn man hat bisher das Licht als eine Art von Abſtractum, als ein für ſich beſtehendes und wirkendes, gewiſſermaßen ſich ſelbſt bedingendes, bei geringen Anläſſen aus ſich ſelbſt die Farben hervorbringendes Weſen angeſehen. Von dieſer Vorſtellungsart jedoch die Naturfreunde abzulenken, ſie aufmerkſam zu machen, daß bei prismatiſchen und andern Erſcheinungen nicht von einem unbegränzten, bedingenden, ſondern von einem begränzten, bedingten Lichte, von einem Lichtbilde, ja von Bildern überhaupt, hellen oder dunkeln, die Rede ſey — dieß iſt die Aufgabe welche zu löſen, das Ziel welches zu erreichen wäre.

362.

Was bei dioptriſchen Fällen, beſonders der zweiten Klaſſe, nämlich bei Refractionsfällen, vorgeht, iſt uns nunmehr genugſam bekannt, und dient uns zur Einleitung inskünftige.

363.

Die katroptiſchen Fälle erinnern uns an die phyſiologiſchen, nur daß wir jenen mehr Objectivität zuſchreiben, und ſie deßhalb unter die phyſiſchen zu zählen uns berechtigt glauben. Wichtig aber iſt es, daß wir hier abermals nicht ein abſtractes Licht, ſondern ein Lichtbild zu beachten finden.

364.

Gehen wir zu den pareptiſchen über, ſo werden wir, wenn das frühere gut gefaßt worden, uns mit Verwunderung und Zufriedenheit abermals im Reiche der Bilder finden. Beſonders wird uns der Schatten eines Körpers, als ein ſecundäres, den Körper ſo genau begleitendes Bild, manchen Aufſchluß geben.

365.

Doch greifen wir dieſen ferneren Darſtellungen nicht vor, um, wie bisher geſchehen, nach unſerer Ueberzeugung regelmäßigen Schritt zu halten.

ergab, daß gerade den talentvollen jungen Künstler und Handwerker die Ausführung am meisten reizt, und daß er durch Beachtung und Nachbildung derselben erst befähigt wird, das Ganze und den Werth der Formen zu begreifen.

Ein edler Philosoph sprach von der Baukunst als einer erstarrten Musik und mußte dagegen manches Kopfschütteln gewahr werden. Wir glauben diesen schönen Gedanken nicht besser nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verstummte Tonkunst nennen.

Man denke sich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüster Bauplatz angewiesen war, sich weislich an dem schicklichsten Ort niedersetzte und durch die belebenden Töne seiner Leier den geräumigen Marktplatz um sich her bildete. Die von kraftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen schnell ergriffenen, aus ihrer massenhaften Ganzheit gerissenen Felssteine mußten, indem sie sich enthusiastisch herbei bewegten, sich kunst- und handwerksgemäß gestalten, um sich sodann in rhythmischen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und so mag sich Straße zu Straßen anfügen! An wohlschützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer solchen Stadt wandeln und weben zwischen ewigen Melodien, der Geist kann nicht sinken, die Thätigkeit nicht einschlafen, das Auge übernimmt Function, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinsten Tage fühlen sich in einem ideellen Zustand; ohne Reflexion, ohne nach dem Ursprung zu fragen, werden sie des höchsten sittlichen und religiösen Genusses theilhaftig. Man gewöhne sich in Sanct Peter auf und ab zu gehen und man wird ein Analogon desjenigen empfinden, was wir auszusprechen gewagt.

XXXI.

Katoptriſche Farben.

366.

Wenn wir von katoptriſchen Farben ſprechen, ſo deuten wir damit an, daß uns Farben bekannt ſind, welche bei Gelegenheit einer Spiegelung erſcheinen. Wir ſetzen voraus, daß das Licht ſowohl als die Fläche, wovon es zurückſtrahlt, ſich in einem völlig farbloſen Zuſtand befinde. In dieſem Sinne gehören dieſe Erſcheinungen unter die phyſiſchen Farben. Sie entſtehen bei Gelegenheit der Reflexion, wie wir oben die dioptriſchen der zweiten Klaſſe bei Gelegenheit der Refraction hervortreten ſahen. Ohne jedoch weiter im Allgemeinen zu verweilen, wenden wir uns gleich zu den beſondern Fällen, und zu den Bedingungen, welche nöthig ſind, daß gedachte Phänomene ſich zeigen.

367.

Wenn man eine feine Stahlſaite vom Röllchen abnimmt, ſie ihrer Elaſticität gemäß verworren durch einander laufen läßt, und ſie an ein Fenſter in die Tageshelle legt, ſo wird man die Höhen der Kreiſe und Windungen erhellt, aber weder glänzend noch farbig ſehen. Tritt die Sonne hingegen hervor, ſo zieht ſich dieſe Hellung auf Einen Punkt zuſammen, und das Auge erblickt ein kleines glänzendes Sonnenbild, das, wenn man es nahe betrachtet, keine Farbe zeigt. Geht man aber zurück und faßt den Abglanz in einiger Entfernung mit den Augen auf, ſo ſieht man viele kleine, auf die mannichfaltigſte Weiſe gefärbte Sonnenbilder; und ob man gleich Grün und Purpur am meiſten zu ſehen glaubt, ſo zeigen ſich doch auch, bei genauerer Aufmerkſamkeit, die übrigen Farben.

368.

Nimmt man eine Lorgnette, und ſieht dadurch auf die Erſcheinung, ſo ſind die Farben verſchwunden, ſo wie der ausgedehntere Glanz, in dem ſie erſcheinen, und man erblickt nur die kleinen leuchtenden Punkte, die wiederholten Sonnenbilder. Hieraus erkennt man, daß die Erfahrung ſubjectiver Natur iſt, und daß ſich die Erſcheinung an jene anſchließt, die wir unter dem Namen der ſtrahlenden Höfe eingeführt haben (100).

369.

Allein wir können dieſes Phänomen auch von der objectiven Seite zeigen. Man befeſtige unter eine mäßige Oeffnung in dem Laden der

Camera obscura ein weißes Papier, und halte, wenn die Sonne durch die Oeffnung ſcheint, die verworrene Drathſaite in das Licht, ſo daß ſie dem Papiere gegenüber ſteht. Das Sonnenlicht wird auf und in die Ringe der Drathſaite fallen, ſich aber nicht, wie im concentrirenden menſchlichen Auge, auf Einem Punkte zeigen, ſondern, weil das Papier auf jedem Theile ſeiner Fläche den Abglanz des Lichtes aufnehmen kann, in haarförmigen Streifen, welche zugleich bunt ſind, ſehen laſſen.

370.

Dieſer Verſuch iſt rein katoptriſch: denn da man ſich nicht denken kann, daß das Licht in die Oberfläche des Stahls hineindringe und etwa darin verändert werde, ſo überzeugen wir uns leicht, daß hier bloß von einer reinen Spiegelung die Rede ſey, die ſich, in ſofern ſie ſubjectiv iſt, an die Lehre von den ſchwachwirkenden und abklingenden Lichtern anſchließt, und inſofern ſie objectiv gemacht werden kann, auf ein außer dem Menſchen Reales, ſogar in den leiſeſten Erſcheinungen hindeutet.

371.

Wir haben geſehen, daß hier nicht allein ein Licht, ſondern ein energiſches Licht, und ſelbſt dieſes nicht im Abſtracten und Allgemeinen, ſondern ein begränztes Licht, ein Lichtbild nöthig ſey, um dieſe Wirkung hervorzubringen. Wir werden uns hiervon bei verwandten Fällen noch mehr überzeugen.

372.

Eine polirte Silberplatte giebt in der Sonne einen blendenden Schein von ſich; aber es wird bei dieſer Gelegenheit keine Farbe geſehen. Ritzt man hingegen die Oberfläche leicht, ſo erſcheinen bunte, beſonders grüne und purpurne Farben, unter einem gewiſſen Winkel, dem Auge. Bei ciſelirten und guillochirten Metallen tritt auch dieſes Phänomen auffallend hervor; doch läßt ſich durchaus bemerken, daß, wenn es erſcheinen ſoll, irgend ein Bild, eine Abwechſelung des Dunkeln und Hellen bei der Abſpiegelung mitwirken müſſe, ſo daß ein Fenſterſtab, der Aſt eines Baumes, ein zufälliges oder mit Vorſatz aufgeſtelltes Hinderniß eine merkliche Wirkung hervorbringt. Auch dieſe Erſcheinung läßt ſich in der Camera obscura objectiviren.

373.

Läßt man ein polirtes Silber durch Scheidewaſſer dergeſtalt anfreſſen, daß das darin befindliche Kupfer aufgelöst und die Oberfläche gewiſſermaßen rauh werde, und läßt alsdann das Sonnenbild ſich auf der Platte

ſpiegeln, ſo wird es von jedem unendlich kleinen erhöhten Punkte einzeln zurückglänzen, und die Oberfläche der Platte in bunten Farben erſcheinen. Eben ſo, wenn man ein ſchwarzes ungeglättetes Papier in die Sonne hält und aufmerkſam darauf blickt, ſieht man es in ſeinen kleinſten Theilen bunt in den lebhafteſten Farben glänzen.

374.

Dieſe ſämmtlichen Erfahrungen deuten auf eben dieſelben Bedingungen hin. In dem erſten Falle ſcheint das Lichtbild von einer ſchmalen Linie zurück, in dem zweiten wahrſcheinlich von ſcharfen Kanten, in dem dritten von ſehr kleinen Punkten. Bei allen wird ein lebhaftes Licht und eine Begränzung deſſelben verlangt. Nicht weniger wird zu dieſen ſämmtlichen Farbenerſcheinungen erfordert, daß ſich das Auge in einer proportionirten Ferne von den reflectirenden Punkten befinde.

375.

Stellt man dieſe Beobachtungen unter dem Mikroſkop an, ſo wird die Erſcheinung an Kraft und Glanz unendlich wachſen: denn man ſieht alsdann die kleinſten Theile der Körper, von der Sonne beſchienen, in dieſen Reflexionsfarben ſchimmern, die, mit den Refractionsfarben verwandt, ſich nun auf die höchſte Stufe ihrer Herrlichkeit erheben. Man bemerkt in ſolchem Falle ein wurmförmig Buntes auf der Oberfläche organiſcher Körper, woren das Nähere künftig vorgelegt werden ſoll.

376.

Uebrigens ſind die Farben, welche bei der Reflexion ſich zeigen, vorzüglich Purpur und Grün; woraus ſich vermuthen läßt, daß beſonders die ſtreifige Erſcheinung aus einer zarten Purpurlinie beſtehe, welche an ihren beiden Seiten theils mit Blau, theils mit Gelb eingefaßt iſt. Treten die Linien ſehr nahe zuſammen, ſo muß der Zwiſchenraum grün erſcheinen — ein Phänomen, das uns noch oft vorkommen wird.

377.

In der Natur begegnen uns dergleichen Farben öfters. Die Farben der Spinneweben ſetzen wir denen, die von Stahlſaiten wiederſcheinen, völlig gleich, ob ſich ſchon daran nicht ſo gut als an dem Stahl die Undurchdringlichkeit beglaubigen läßt; weßwegen man auch dieſe Farben mit zu den Refractionserſcheinungen hat ziehen wollen.

378.

Beim Perlemutter werden wir unendlich feine, neben einander liegende

organiſche Fibern und Lamellen gewahr, von welchen, wie oben beim geritzten Silber, mannichfaltige Farben, vorzüglich aber Purpur und Grün, entſpringen mögen.

379.

Die changeanten Farben der Vogelfedern werden hier gleichfalls erwähnt, obgleich bei allem Organiſchen eine chemiſche Vorbereitung und eine Aneignung der Farbe an den Körper gedacht werden kann, wovon bei Gelegenheit der chemiſchen Farben weiter die Rede ſeyn wird.

380.

Daß die Erſcheinungen der objectiven Höfe auch in der Nähe kataptriſcher Phänomene liegen, wird leicht zugegeben werden, ob wir gleich nicht läugnen, daß auch Refraction mit im Spiele ſey. Wir wollen hier nur einiges bemerken, bis wir, nach völlig durchlaufenem theoretiſchem Kreiſe, eine vollkommenere Anwendung des uns alsdann im allgemeinen Bekannten auf die einzelnen Naturerſcheinungen zu machen im Stande ſeyn werden.

381.

Wir gedenken zuerſt jenes gelben und rothen Kreiſes an einer weißen oder graulichen Wand, den wir durch ein nahgeſtelltes Licht hervorgebracht (88). Das Licht, indem es von einem Körper zurückſcheint, wird gemäßigt; das gemäßigte Licht erregt die Empfindung der gelben und ferner der rothen Farbe.

382.

Eine ſolche Kerze erleuchte die Wand lebhaft in unmittelbarer Nähe. Je weiter der Schein ſich verbreitet, deſto ſchwächer wird er; allein er iſt doch immer die Wirkung der Flamme, die Fortſetzung ihrer Energie, die ausgedehnte Wirkung ihres Bildes. Man könnte dieſe Kreiſe daher gar wohl Gränzbilder nennen, weil ſie die Gränze der Thätigkeit ausmachen und doch auch nur ein erweitertes Bild der Flamme darſtellen.

383.

Wenn der Himmel um die Sonne weiß und leuchtend iſt, indem leichte Dünſte die Atmoſphäre erfüllen, wenn Dünſte oder Wolken um den Mond ſchweben, ſo ſpiegelt ſich der Abglanz der Scheibe in denſelben. Die Höfe, die wir alsdann erblicken, ſind einfach oder doppelt, kleiner oder größer, zuweilen ſehr groß, oft farblos, manchmal farbig.

384.

Einen sehr schönen Hof um den Mond sah ich den 15. November 1799 bei hohem Barometerstande und dennoch wolkigem und dunstigem Himmel. Der Hof war völlig farbig, und die Kreise folgten sich wie bei subjectiven Höfen ums Licht. Daß er objectiv war, konnte ich bald einsehen, indem ich das Bild des Mondes zuhielt und der Hof dennoch vollkommen gesehen wurde.

385.

Die verschiedene Größe der Höfe scheint auf die Nähe oder Ferne des Dunstes von dem Auge des Beobachters einen Bezug zu haben.

386.

Da leicht angehauchte Fensterscheiben die Lebhaftigkeit der subjectiven Höfe vermehren, und sie gewissermaßen zu objectiven machen, so ließe sich vielleicht mit einer einfachen Verrichtung, bei recht rasch kalter Winterzeit, hiervon die nähere Bestimmung auffinden.

387.

Wie sehr wir Ursache haben, auch bei diesen Kreisen auf das Bild und dessen Wirkung zu dringen, zeigt sich bei dem Phänomen der sogenannten Nebensonnen. Dergleichen Nachbarbilder finden sich immer auf gewissen Punkten der Höfe und Kreise, und stellen das wieder nur begränzter dar, was in dem ganzen Kreise immerfort allgemeiner vorgeht. An die Erscheinung des Regenbogens wird sich dieses alles bequemer anschließen.

388.

Zum Schlusse bleibt uns nichts weiter übrig, als daß wir die Verwandtschaft der katoptrischen Farben mit den paroptischen einleiten.

Die paroptischen Farben werden wir diejenigen nennen, welche entstehen, wenn das Licht an einem undurchsichtigen farblosen Körper herstrahlt. Wie nahe sie mit den dioptrischen der zweiten Klasse verwandt sind, wird jedermann leicht einsehen, der mit uns überzeugt ist, daß die Farben der Refraction bloß an den Rändern entstehen. Die Verwandtschaft der katoptrischen und paroptischen aber wird uns in dem folgenden Capitel klar werden.

XXXII.

Paroptiſche Farben.

389.

Die paroptiſchen Farben wurden bisher perioptiſche genannt, weil man ſich eine Wirkung des Lichts gleichſam um den Körper herum dachte, die man einer gewiſſen Biegbarkeit des Lichtes nach dem Körper hin und vom Körper ab zuſchrieb.

390.

Auch dieſe Farben kann man in objective und ſubjective eintheilen, weil auch ſie theils außer uns, gleichſam wie auf der Fläche gemalt, theils in uns, unmittelbar auf der Retina, erſcheinen. Wir finden bei dieſem Capitel das vortheilhafteſte, die objectiven zuerſt zu nehmen, weil die ſubjectiven ſich ſo nahe an andere uns ſchon bekannte Erſcheinungen anſchließen, daß man ſie kaum davon zu trennen vermag.

391.

Die paroptiſchen Farben werden alſo genannt, weil, um ſie hervorzubringen, das Licht an einem Rande herſtrahlen muß. Allein nicht immer wenn das Licht an einem Rande herſtrahlt, erſcheinen ſie; es ſind dazu noch ganz beſondere Nebenbedingungen nöthig.

392.

Ferner iſt zu bemerken, daß hier abermals das Licht keineswegs in abstracto wirke (361), ſondern die Sonne ſcheint an einem Rande her. Das ganze von dem Sonnenbild ausſtrömende Licht wirkt an einer Körpergränze vorbei und verurſacht Schatten. An dieſen Schatten, innerhalb derſelben, werden wir künftig die Farbe gewahr werden.

393.

Vor allen Dingen aber betrachten wir die hierher gehörigen Erfahrungen in vollem Lichte. Wir ſetzen den Beobachter ins Freie, ehe wir ihn in die Beſchränkung der dunkeln Kammer führen.

394.

Wer im Sonnenſchein in einem Garten oder ſonſt auf glatten Wegen wandelt, wird leicht bemerken, daß ſein Schatten nur unten am Fuß, der die Erde betritt, ſcharf begränzt erſcheint, weiter hinauf, beſonders um das Haupt, verfließt er ſanft in die helle Fläche. Denn indem das Sonnenlicht nicht allein aus der Mitte der Sonne herſtrömt, ſondern auch von

den beiden Enden dieses leuchtenden Gestirnes übers Kreuz wirkt, so entsteht eine objective Parallaxe, die an beiden Seiten des Körpers einen Halbschatten hervorbringt.

395.

Wenn der Spaziergänger seine Hand erhebt, so sieht er an den Fingern deutlich das Auseinanderweichen der beiden Halbschatten nach außen, die Verschmälerung des Hauptschattens nach innen — beides Wirkungen des sich kreuzenden Lichtes.

396.

Man kann vor einer glatten Wand diese Versuche mit Stäben von verschiedener Stärke, so wie auch mit Kugeln wiederholen und vervielfältigen: immer wird man finden, daß je weiter der Körper von der Tafel entfernt wird, desto mehr verbreitert sich der schwache Doppelschatten, desto mehr verschmälert sich der starke Hauptschatten, bis dieser zuletzt ganz aufgehoben scheint, ja die Doppelschatten endlich so schwach werden, daß sie beinahe verschwinden; wie sie denn in mehrerer Entfernung unbemerklich sind.

397.

Daß dieses von dem sich kreuzenden Lichte herrühre, davon kann man sich leicht überzeugen; so wie denn auch der Schatten eines zugespitzten Körpers zwei Spitzen deutlich zeigt. Wir dürfen also niemals außer Augen lassen, daß in diesem Falle das ganze Sonnenbild wirke, Schatten hervorbringe, sie in Doppelschatten verwandle und endlich sogar aufhebe.

398.

Man nehme nunmehr, statt der festen Körper, ausgeschnittene Oeffnungen von verschiedener bestimmter Größe neben einander, und lasse das Sonnenlicht auf eine etwas entfernte Tafel hindurch fallen, so wird man finden, daß das helle Bild, welches auf der Tafel von der Sonne hervorgebracht wird, größer sey als die Oeffnung; welches daher kommt, daß der eine Rand der Sonne durch die entgegengesetzte Seite der Oeffnung noch hindurchscheint, wenn der andere durch sie schon verdeckt ist. Daher ist das helle Bild an seinen Rändern schwächer beleuchtet.

399.

Nimmt man viereckte Oeffnungen, von welcher Größe man wolle, so wird das helle Bild auf einer Tafel, die neun Fuß von den Oeffnungen steht, um einen Zoll an jeder Seite größer seyn als die Oeffnung; welches mit dem Winkel des scheinbaren Sonnendiameters ziemlich übereinkommt.

400.

Daß eben dieſe Randerleuchtung nach und nach abnehme, iſt ganz natürlich, weil zuletzt nur ein Minimum des Sonnenlichts vom Sonnenrande übers Kreuz durch den Rand der Oeffnung einwirken kann.

401.

Wir ſehen alſo hier abermals, wie ſehr wir Urſache haben uns in der Erfahrung vor der Annahme von parallelen Strahlen, Strahlenbüſcheln und Bündeln und dergleichen hypothetiſchem Weſen zu hüten. 309 f.

402.

Wir können uns vielmehr das Scheinen der Sonne oder irgend eines Lichtes als eine unendliche Abſpiegelung des beſchränkten Lichtbildes vorſtellen; woraus ſich denn wohl ableiten läßt, wie alle viereckten Oeffnungen, durch welche die Sonne ſcheint, in gewiſſen Entfernungen, je nachdem ſie größer oder kleiner ſind, ein rundes Bild geben müſſen.

403.

Obige Verſuche kann man durch Oeffnungen von mancherlei Form und Größe wiederholen, und es wird ſich immer daſſelbe in verſchiedenen Abweichungen zeigen; wobei man jedoch immer bemerken wird, daß im vollen Lichte, und bei der einfachen Operation des Herſcheinens der Sonne an einem Rand, keine Farbe ſich ſehen laſſe.

404.

Wir wenden uns daher zu den Verſuchen mit dem gedämpften Lichte, welches nöthig iſt, damit die Farbenerſcheinung eintrete. Man mache eine kleine Oeffnung in den Laden der dunkeln Kammer, man fange das übers Kreuz eindringende Sonnenbild mit einem weißen Papiere auf, und man wird, je kleiner die Oeffnung iſt, ein deſto matteres Licht erblicken; und zwar ganz natürlich, weil die Erleuchtung nicht von der ganzen Sonne, ſondern nur von einzelnen Punkten, nur theilweiſe gewirkt wird.

405.

Betrachtet man dieſes matte Sonnenbild genau, ſo findet man es gegen ſeine Ränder zu immer matter und mit einem gelben Saume begränzt, der ſich deutlich zeigt, am deutlichſten aber, wenn ſich ein Nebel oder eine durchſcheinende Wolke vor die Sonne zieht, ihr Licht mäßigt und dämpft. Sollten wir uns nicht gleich hiebei jenes Hofes an der Wand und des Scheins eines nahe daverſtehenden Lichtes erinnern 108 ?

406.

Betrachtet man jenes oben beſchriebene Sonnenbild genauer, ſo ſieht man, daß es mit dieſem gelben Saume noch nicht abgethan iſt, ſondern man bemerkt noch einen zweiten, blaulichen Kreis, wo nicht gar eine hofartige Wiederholung des Farbenſaums. Iſt das Zimmer recht dunkel, ſo ſieht man, daß der zunächſt um die Sonne erhellte Himmel gleichfalls einwirkt: man ſieht den blauen Himmel, ja ſogar die ganze Landſchaft auf dem Papiere, und überzeugt ſich abermals, daß hier nur von dem Sonnenbilde die Rede ſey.

407.

Nimmt man eine etwas größere, viereckte Oeffnung, welche durch das Hineinſtrahlen der Sonne nicht gleich rund wird, ſo kann man die Halbſchatten von jedem Rande, das Zuſammentreffen derſelben in den Ecken, die Färbung derſelben, nach Maßgabe obgemeldeter Erſcheinung der runden Oeffnung, genau bemerken.

408.

Wir haben nunmehr ein parallaktiſch ſcheinendes Licht gedämpft, indem wir es durch kleine Oeffnungen ſcheinen ließen, wir haben ihm aber ſeine parallaktiſche Eigenſchaft nicht genommen, ſo daß es abermals Doppelſchatten der Körper, wenn gleich mit gedämpfter Wirkung, hervorbringen kann. Dieſe ſind nunmehr diejenigen, auf welche man bisher aufmerkſam geweſen, welche in verſchiedenen hellen und dunkeln, farbigen und farbloſen Kreiſen auf einander folgen, und vermehrte, ja gewiſſermaßen unzählige Höfe hervorbringen. Sie ſind oft gezeichnet und in Kupfer geſtochen worden, indem man Nadeln, Haare und andere ſchmale Körper in das gedämpfte Licht brachte, die vielfachen, hofartigen Doppelſchatten bemerkte, und ſie einer Aus- und Einbiegung des Lichtes zuſchrieb, und dadurch erklären wollte, wie der Kernſchatten aufgehoben, und wie ein Helles an der Stelle des Dunkeln erſcheinen könne?

409.

Wir aber halten vorerſt daran feſt, daß es abermals parallaktiſche Doppelſchatten ſind, welche mit farbigen Säumen und Höfen begränzt erſcheinen.

410.

Wenn man alles dieſes nun geſehen, unterſucht und ſich deutlich gemacht hat, ſo kann man zu dem Verſuche mit den Meſſerklingen ſchreiten,

welches nur ein Aneinanderrücken und parallaktisches Uebereinandergreifen der uns schon bekannten Halbschatten und Höfe genannt werden kann.

411.

Zuletzt hat man jene Versuche mit Haaren, Nadeln und Fäden in jenem Halblichte, das die Sonne wirkt, so wie im Halblichte, das sich vom blauen Himmel herschreibt, und auf dem Papiere zeigt, anzustellen und zu betrachten; wodurch man der wahren Ansicht dieser Phänomene sich immer mehr bemeistern wird.

412.

Da nun aber bei diesen Versuchen alles darauf ankommt, daß man sich von der parallaktischen Wirkung des scheinenden Lichtes überzeuge, so kann man sich das, worauf es ankommt, durch zwei Lichter deutlicher machen, wodurch sich die zwei Schatten über einander führen und völlig sondern lassen. Bei Tage kann es durch zwei Oeffnungen am Fensterladen geschehen, bei Nacht durch zwei Kerzen; ja es giebt manche Zufälligkeiten in Gebäuden beim Auf- und Zuschlagen von Läden, wo man diese Erscheinungen besser beobachten kann, als bei dem sorgfältigsten Apparate. Jedoch lassen sich alle und jede zum Versuch erheben, wenn man einen Kasten einrichtet, in den man oben hinein sehen kann, und dessen Thüre man sachte zuklinkt, nachdem man vorher ein Doppellicht einfallen lassen. Daß hiebei die von uns unter den physiologischen Farben abgehandelten farbigen Schatten sehr leicht eintreten, läßt sich erwarten.

413.

Ueberhaupt erinnere man sich, was wir über die Natur der Doppelschatten, Halblichter und dergleichen früher ausgeführt haben; besonders aber mache man Versuche mit verschiedenen neben einander gestellten Schattirungen von Grau, wo jeder Streif an seinem dunklen Nachbar hell, am hellen dunkel erscheinen wird. Bringt man Abends mit drei oder mehreren Lichtern Schatten hervor, die sich stufenweise decken, so kann man dieses Phänomen sehr deutlich gewahr werden, und man wird sich überzeugen, daß hier der physiologische Fall eintritt, den wir oben weiter ausgeführt haben (38).

414.

In wiefern nun aber alles, was von Erscheinungen die paroptischen Farben begleitet, aus der Lehre vom gemäßigten Lichte, von Halbschatten und von physiologischer Bestimmung der Retina sich ableiten lasse, oder

Dagegen in einer ſchlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Beſen die Häuſer zuſammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüſte eines düſtern Zuſtandes; dem fremden Eintretenden jedoch iſt es zu Muthe, als wenn er Dudelſack, Pfeifen und Schellen-Trommeln hörte und ſich bereiten müßte Bärentänzen und Affenſprüngen beizuwohnen.

Naivität und Humor.

Die Kunſt iſt ein ernſthaftes Geſchäft, am ernſthafteſten wenn ſie ſich mit edlen, heiligen Gegenſtänden beſchäftigt; der Künſtler aber ſteht über der Kunſt und dem Gegenſtande: über jener da er ſie zu ſeinen Zwecken braucht, über dieſem weil er ihn nach eigner Weiſe behandelt.

Die bildende Kunſt iſt auf das Sichtbare angewieſen, auf die äußere Erſcheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, inſofern es ſittlich-gefällig iſt, nennen wir naiv. Naive Gegenſtände ſind alſo das Gebiet der Kunſt, die ein ſittlicher Ausdruck des Natürlichen ſeyn ſoll. Gegenſtände die nach beiden Seiten hinweiſen ſind die günſtigſten.

Das Naive als natürlich iſt mit dem Wirklichen verſchwiſtert. Das Wirkliche ohne ſittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunſt an und für ſich ſelbſt iſt edel, deßhalb fürchtet ſich der Künſtler nicht vor dem Gemeinen. Ja indem er es aufnimmt iſt es ſchon geadelt, und ſo ſehen wir die größten Künſtler mit Kühnheit ihr Majeſtätsrecht ausüben.

---

ob wir genöthigt ſeyn werden, zu gewiſſen innern Eigenſchaften des Lichts unſere Zuflucht zu nehmen, wie man es bisher gethan, mag die Zeit lehren. Hier ſey es genug, die Bedingungen angezeigt zu haben, unter welchen die pareptiſchen Farben entſtehen, ſo wie wir denn auch hoffen können, daß unſere Winke auf den Zuſammenhang mit dem bisherigen Vortrag von Freunden der Natur nicht unbeachtet bleiben werden.

415.

Die Verwandtſchaft der pareptiſchen Farben mit den dioptriſchen der zweiten Klaſſe wird ſich auch jeder Denkende gern ausbilden. Hier wie dort iſt von Rändern die Rede; hier, wie dort von einem Lichte das an dem Rande erſcheint. Wie natürlich iſt es alſo, daß die pareptiſchen Wirkungen durch die dioptriſchen erhöht, verſtärkt und verherrlicht werden können! Doch kann hier nur von den objectiven Refractionsfällen die Rede ſeyn, da das leuchtende Bild wirklich durch das Mittel durchſcheint, denn dieſe ſind eigentlich mit den pareptiſchen verwandt. Die ſubjectiven Refractionsfälle, da wir die Bilder durchs Mittel ſehen, ſtehen aber von den pareptiſchen völlig ab, und ſind auch ſchon wegen ihrer Reinheit von uns geprieſen worden.

416.

Wie die pareptiſchen Farben mit den kateptriſchen zuſammenhängen, läßt ſich aus dem Geſagten ſchon vermuthen: denn da die kateptriſchen Farben nur an Ritzen, Punkten, Stahlſaiten, zarten Fäden ſich zeigen, ſo iſt es ungefähr derſelbe Fall, als wenn das Licht an einem Rande herſchiene. Es muß jeder Zeit von einem Rande zurückſcheinen, damit unſer Auge eine Farbe gewahr werde. Wie auch hier die Beſchränkung des leuchtenden Bildes, ſo wie die Mäßigung des Lichtes, zu betrachten ſey, iſt oben ſchon angezeigt worden.

417.

Von den ſubjectiven pareptiſchen Farben führen wir nur noch weniges an, weil ſie ſich theils mit den phyſiologiſchen, theils mit den dioptriſchen der zweiten Klaſſe in Verbindung ſetzen laſſen, und ſie größtentheils kaum hierher zu gehören ſcheinen, ob ſie gleich, wenn man genau aufmerkt, über die ganze Lehre und ihre Verknüpfung ein erfreuliches Licht verbreiten.

418.

Wenn man ein Lineal dergeſtalt vor die Augen hält, daß die Flamme des Lichts über daſſelbe herverſcheint, ſo ſieht man das Lineal gleichſam

eingeſchnitten und ſchartig an der Stelle, wo das Licht hervorragt. Es ſcheint ſich dieſes aus der ausdehnenden Kraft des Lichtes auf der Retina ableiten zu laſſen (18).

419.

Daſſelbige Phänomen im Großen zeigt ſich beim Aufgang der Sonne, welche, wenn ſie rein, aber nicht allzu mächtig, aufgeht, alſo daß man ſie noch anblicken kann, jederzeit einen ſcharfen Einſchnitt in den Horizont macht.

420.

Wenn man bei grauem Himmel gegen ein Fenſter tritt, ſo daß das dunkle Kreuz ſich gegen denſelben abſchneidet, wenn man die Augen alsdann auf das horizontale Holz richtet, ferner den Kopf etwas vorzubiegen, zu blinzen und aufwärts zu ſehen anfängt, ſo wird man bald unten an dem Holze einen ſchönen gelbrothen Saum, oben über demſelben einen ſchönen hellblauen entdecken. Je dunkelgrauer und gleicher der Himmel, je dämmernder das Zimmer und folglich je ruhiger das Auge, deſto lebhafter wird ſich die Erſcheinung zeigen, ob ſie ſich gleich einem aufmerkſamen Beobachter auch bei hellem Tage darſtellen wird.

421.

Man biege nunmehr den Kopf zurück und blinzle mit den Augen dergeſtalt, daß man den horizontalen Fenſterſtab unter ſich ſehe, ſo wird auch das Phänomen umgekehrt erſcheinen. Man wird nämlich die obere Kante gelb und die untere blau ſehen.

422.

In einer dunkeln Kammer ſtellen ſich die Beobachtungen am beſten an. Wenn man vor die Oeffnung, vor welche man gewöhnlich das Sonnenmikroſkop ſchraubt, ein weißes Papier heftet, wird man den untern Rand des Kreiſes blau, den obern gelb erblicken, ſelbſt indem man die Augen ganz offen hat oder ſie nur in ſofern zublinzt, daß kein Hof ſich mehr um das Weiße herum zeigt. Biegt man den Kopf zurück, ſo ſieht man die Farben umgekehrt.

423.

Dieſe Phänomene ſcheinen daher zu entſtehen, daß die Feuchtigkeiten unſeres Auges eigentlich nur in der Mitte, wo das Sehen vorgeht, wirklich achromatiſch ſind, daß aber gegen die Peripherie zu, und in unnatürlichen Stellungen, als Auf- und Niederbiegen des Kopfes, wirklich eine chromatiſche Eigenſchaft, beſonders wenn ſcharf abſetzende Bilder betrachtet

werden, übrig bleibe. Daher dieſe Phänomene zu jenen gehören mögen, welche mit den dioptriſchen der zweiten Klaſſe verwandt ſind.

424.

Aehnliche Farben erſcheinen, wenn man gegen ſchwarze und weiße Bilder durch den Nadelſtich einer Karte ſieht. Statt des weißen Bildes kann man auch den lichten Punkt im Bleche des Ladens der Camera obſcura wählen, wenn die Vorrichtung zu den paroptiſchen Farben gemacht iſt.

425.

Wenn man durch eine Röhre durchſieht, deren untere Oeffnung verengt oder durch verſchiedene Ausſchnitte bedingt iſt, erſcheinen die Farben gleichfalls.

426.

An die pareptiſchen Erſcheinungen aber ſchließen ſich meines Bedünkens folgende Phänomene näher an. Wenn man eine Nadelſpitze nah vor das Auge hält, ſo entſteht in demſelben ein Doppelbild. Beſonders merkwürdig iſt aber, wenn man durch die zu paroptiſchen Verſuchen eingerichteten Meſſerklingen hindurch und gegen einen grauen Himmel ſieht. Man blickt nämlich wie durch einen Flor, und es zeigen ſich im Auge ſehr viele Fäden, welches eigentlich nur die wiederholten Bilder der Klingenſchärfen ſind, davon das eine immer von dem folgendem ſucceſſiv, oder wohl auch von dem gegenüber wirkenden parallaktiſch bedingt und in eine Fadengeſtalt verwandelt wird.

427.

So iſt denn auch noch ſchließlich zu bemerken, daß wenn man durch die Klingen nach einem lichten Punkt im Fenſterladen hinſieht, auf der Retina dieſelben farbigen Streifen und Höfe, wie auf dem Papiere entſtehen.

428.

Und ſo ſey dieſes Capitel gegenwärtig um ſo mehr geſchloſſen, als ein Freund übernommen hat, daſſelbe nochmals genau durch zu experimentiren, von deſſen Bemerkungen wir, bei Gelegenheit der Reviſion der Tafeln und des Apparats, in der Folge weitere Rechenſchaft zu geben hoffen.

XXXIII.

Epoptiſche Farben.

429.

Haben wir bisher uns mit ſolchen Farben abgegeben, welche zwar ſehr lebhaft erſcheinen, aber auch, bei aufgehobener Bedingung, ſogleich wieder verſchwinden, ſo machen wir nun die Erfahrung von ſolchen, welche zwar auch als vorübergehend beobachtet werden, aber unter gewiſſen Umſtänden ſich dergeſtalt fixiren, daß ſie, auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erſcheinung hervorbrachten, beſtehen bleiben, und alſo den Uebergang von den phyſiſchen zu den chemiſchen Farben ausmachen.

430.

Sie entſpringen durch verſchiedene Veranlaſſungen auf der Oberfläche eines farbloſen Körpers, urſprünglich, ohne Mittheilung, Färbe, Taufe (βαφή); und wir werden ſie nun von ihrer leiſeſten Erſcheinung bis zu ihrer hartnäckigſten Dauer durch die verſchiedenen Bedingungen ihres Entſtehens hindurch verfolgen, welche wir zu leichterer Ueberſicht hier ſogleich ſummariſch anführen.

431.

Erſte Bedingung. Berührung zweier glatten Flächen harter durchſichtiger Körper.

Erſter Fall. Wenn Glasmaſſen, Glastafeln, Linſen an einander gedrückt werden.

Zweiter Fall. Wenn in einer ſoliden Glas-, Kryſtall- oder Eismaſſe ein Sprung entſteht.

Dritter Fall. Indem ſich Lamellen durchſichtiger Steine von einander trennen.

Zweite Bedingung. Wenn eine Glasfläche oder ein geſchliffener Stein angehaucht wird.

Dritte Bedingung. Verbindung von beiden obigen, daß man nämlich die Glastafel anhaucht, eine andere darauf legt, die Farben durch den Druck erregt, dann das Glas abſchiebt, da ſich denn die Farben nachziehen, und mit dem Hauche verfliegen.

Vierte Bedingung. Blaſen verſchiedener Flüſſigkeiten, Seife, Chocolade, Bier, Wein, feine Glasblaſen.

Fünfte Bedingung. Sehr feine Häutchen und Lamellen mineraliſcher

und metallischer Auflösungen; das Kalkhäutchen, die Oberfläche stehender Wasser, besonders eisenschüssiger; im gleichen Häutchen von Oel auf dem Wasser, besonders von Firniß auf Scheidewasser.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden. Anlaufen des Stahls und anderer Metalle.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glases angegriffen wird.

432.

Erste Bedingung, erster Fall. Wenn zwei convexe Gläser, oder ein Convex- und Planglas, am besten ein Convex- und Hohlglas, sich einander berühren, so entstehen concentrische farbige Kreise. Bei dem gelindesten Druck zeigt sich sogleich das Phänomen, welches nach und nach durch verschiedene Stufen geführt werden kann. Wir beschreiben sogleich die vollendete Erscheinung, weil wir die verschiedenen Grade, durch welche sie durchgeht, rückwärts alsdann desto besser werden einsehen lernen.

433.

Die Mitte ist farblos; daselbst, wo die Gläser durch den stärksten Druck gleichsam zu Einem vereinigt sind, zeigt sich ein dunkelgrauer Punkt, um denselben ein silberweißer Raum; alsdann folgen in abnehmenden Entfernungen verschiedene isolirte Ringe, welche sämmtlich aus drei Farben, die unmittelbar mit einander verbunden sind, bestehen. Jeder dieser Ringe, deren etwa drei bis vier gezählt werden können, ist inwendig gelb, in der Mitte purpurfarben und auswendig blau. Zwischen zwei Ringen findet sich ein silberweißer Zwischenraum. Die letzten Ringe gegen die Peripherie des Phänomens stehen immer enger zusammen. Sie wechseln mit Purpur und Grün, ohne einen dazwischen bemerklichen silberweißen Raum.

434.

Wir wollen nunmehr die successive Entstehung des Phänomens vom gelindesten Druck an beobachten.

435.

Beim gelindesten Druck erscheint die Mitte selbst grün gefärbt. Darauf folgen bis an die Peripherie sämmtlicher concentrischen Kreise purpurne und grüne Ringe; sie sind verhältnißmäßig breit und man sieht keine Spur eines silberweißen Raums zwischen ihnen. Die grüne Mitte entsteht durch das Blau eines unentwickelten Cirkels, das sich mit dem Gelb des ersten Kreises vermischt. Alle übrigen Kreise sind bei dieser gelinden Berührung breit; ihre gelben und blauen Ränder vermischen sich und bringen das

schöne Grün hervor. Der Purpur aber eines jeden Ringes bleibt rein und unberührt; daher zeigen sich sämmtliche Kreise von diesen beiden Farben.

436.

Ein etwas stärkerer Druck entfernt den ersten Kreis von dem unentwickelten um etwas weniges und isolirt ihn, so daß er sich nun ganz vollkommen zeigt. Die Mitte erscheint nun als ein blauer Punkt: denn das Gelbe des ersten Kreises ist nun durch einen silberweißen Raum von ihr getrennt. Aus dem Blauen entwickelt sich in der Mitte ein Purpur, welcher jederzeit nach außen seinen zugehörigen blauen Rand behält. Der zweite, dritte Ring, von innen gerechnet, ist nun schon völlig isolirt. Kommen abweichende Fälle vor, so wird man sie aus dem Gesagten und noch zu Sagenden zu beurtheilen wissen.

437.

Bei einem stärkern Druck wird die Mitte gelb; sie ist mit einem purpurfarbenen und blauen Rand umgeben. Endlich zieht sich auch dieses Gelb völlig aus der Mitte. Der innerste Kreis ist gebildet und die gelbe Farbe umgiebt dessen Rand. Nun erscheint die ganze Mitte silberweiß, bis zuletzt bei dem stärksten Druck sich der dunkle Punkt zeigt und das Phänomen, wie es zu Anfang beschrieben wurde, vollendet ist.

438.

Das Maß der concentrischen Ringe und ihrer Entfernungen bezieht sich auf die Form der Gläser, welche zusammengedrückt werden.

439.

Wir haben oben bemerkt, daß die farbige Mitte aus einem unentwickelten Kreise bestehe. Es findet sich aber oft bei dem gelindesten Druck, daß mehrere unentwickelte Kreise daselbst gleichsam im Keime liegen, welche nach und nach vor dem Auge des Beobachters entwickelt werden können.

440.

Die Regelmäßigkeit dieser Ringe entspringt aus der Form des Convexglases, und der Durchmesser des Phänomens richtet sich nach dem größern oder kleinern Kugelschnitt, wonach eine Linse geschliffen ist. Man schließt daher leicht, daß man durch das Aneinanderdrücken von Plangläsern nur unregelmäßige Erscheinungen sehen werde, welche wellenförmig nach Art der gewässerten Seidenzeuge erscheinen und sich von dem Punkte des Drucks aus nach allen Enden verbreiten. Doch ist auf diesem Wege das Phänomen viel herrlicher als auf jenem und für einen, jeden auffallend

und reizend. Stellt man nun den Verſuch auf dieſe Weiſe an, ſo wird man völlig wie bei dem oben beſchriebenen bemerken, daß bei gelindem Druck die grünen und purpurnen Wellen zum Vorſchein kommen, beim ſtärkern aber Streifen, welche blau, purpurn und gelb ſind, ſich iſoliren. In dem erſten Falle berühren ſich ihre Außenſeiten, in dem zweiten ſind ſie durch einen ſilberweißen Raum getrennt.

441.

Ehe wir nun zur fernern Beſtimmung dieſes Phänomens übergehen, wollen wir die bequemſte Art, daſſelbe hervorzubringen, mittheilen.

Man lege ein größes Converglas vor ſich auf den Tiſch gegen ein Fenſter, und auf daſſelbe eine Tafel wohlgeſchliffenen Spiegelglaſes, ungefähr von der Größe einer Spielkarte, ſo wird die bloße Schwere der Tafel ſie ſchon dergeſtalt andrücken, daß eins oder das andere der beſchriebenen Phänomene entſteht, und man wird ſchon durch die verſchiedene Schwere der Glastafel, durch andere Zufälligkeiten, wie z. B. wenn man die Glastafeln auf die abhängende Seite des Converglaſes führt, wo ſie nicht ſo ſtark anſtrückt als in der Mitte, alle von uns beſchriebenen Grade nach und nach hervorbringen können.

442.

Um das Phänomen zu bemerken, muß man ſchief auf die Fläche ſehen, auf welcher uns daſſelbe erſcheint. Aeußerſt merkwürdig iſt aber, daß, wenn man ſich immer mehr neigt, und unter einem ſpitzern Winkel nach dem Phänomen ſieht, die Kreiſe ſich nicht allein erweitern, ſondern aus der Mitte ſich noch andere Kreiſe entwickeln, von denen ſich, wenn man perpendicular auch durch das ſtärkſte Vergrößerungsglas darauf ſah, keine Spur entdecken ließ.

443.

Wenn das Phänomen gleich in ſeiner größten Schönheit erſcheinen ſoll, ſo hat man ſich der äußerſten Reinlichkeit zu befleißigen. Macht man den Verſuch mit Spiegelglasplatten, ſo thut man wohl, lederne Handſchuhe anzuziehen. Man kann bequem die innern Flächen, welche ſich auf das genaueſte berühren müſſen, vor dem Verſuche reinigen, und die äußern bei dem Verſuche ſelbſt unter dem Drücken rein erhalten.

444.

Man ſieht aus obigem, daß eine genaue Berührung zweier glatten

Flächen nöthig ist. Geschliffene Gläser thun den besten Dienst. Glasplatten zeigen die schönsten Farben, wenn sie aneinander festhängen; und aus eben dieser Ursache soll das Phänomen an Schönheit wachsen, wenn sie unter die Luftpumpe gelegt werden, und man die Luft auspumpt.

445.

Die Erscheinung der farbigen Ringe kann am schönsten hervorgebracht werden, wenn man ein convexes und concaves Glas, die nach einerlei Kugelschnitt geschliffen sind, zusammenbringt. Ich habe die Erscheinung niemals glänzender, als bei dem Objectivglase eines achromatischen Fernrohrs, bei welchem das Crownglas mit dem Flintglase sich allzu genau berühren mochte.

446.

Merkwürdig ist die Erscheinung, wenn ungleichartige Flächen, z. B. ein geschliffener Krystall an eine Glasplatte gedrückt wird. Die Erscheinung zeigt sich keineswegs in großen fließenden Wellen, wie bei der Verbindung des Glases mit dem Glase, sondern sie ist klein und zackig und gleichsam unterbrochen, so daß es scheint, die Fläche des geschliffenen Krystalls, die aus unendlich kleinen Durchschnitten der Lamellen besteht, berühre das Glas nicht in einer solchen Continuität, als es von einem andern Glase geschieht.

447.

Die Farbenerscheinung verschwindet durch den stärksten Druck, der die beiden Flächen so innig verbindet, daß sie nur Einen Körper auszumachen scheinen. Daher entsteht der dunkle Punkt in der Mitte, weil die gedrückte Linse auf diesem Punkte kein Licht mehr zurückwirft, so wie eben derselbe Punkt, wenn man ihn gegen das Licht sieht, völlig hell und durchsichtig ist. Bei Nachlassung des Drucks verschwinden die Farben allmählig, und völlig, wenn man die Flächen von einander schiebt.

448.

Eben diese Erscheinungen kommen noch in zwei ähnlichen Fällen vor. Wenn ganze durchsichtige Massen sich von einander in dem Grade trennen, daß die Flächen ihrer Theile sich noch hinreichend berühren, so sieht man dieselben Kreise und Wellen mehr oder weniger. Man kann sie sehr schön hervorbringen, wenn man eine erhitzte Glasmasse ins Wasser taucht, in deren verschiedenen Rissen und Sprüngen man die Farben in mannichfaltigen Zeichnungen bequem beobachten kann. Die Natur zeigt uns oft dasselbe Phänomen an gesprungenem Bergkrystall.

149.

Häufig aber zeigt ſich dieſe Erſcheinung in der mineraliſchen Welt an ſolchen Steinarten, welche ihrer Natur nach blätterig ſind. Dieſe urſprünglichen Lamellen ſind zwar ſo innig verbunden, daß Steine dieſer Art auch völlig durchſichtig und farblos erſcheinen können; doch werden die innerlichen Blätter durch manche Zufälle getrennt, ohne daß die Berührung aufgehoben werde; und ſo wird die uns nun genugſam bekannte Erſcheinung öfters hervorgebracht, beſonders bei Kalkſpathen, bei Frauenеis, bei der Adularia und mehreren ähnlich gebildeten Mineralien. Es zeigt alſo eine Unkenntniß der nächſten Urſachen einer Erſcheinung welche zufällig ſo oft hervorgebracht wird, wenn man ſie in der Mineralogie für ſo bedeutend hielt und den Exemplaren, welche ſich zeigten, einen beſondern Werth beilegte.

150.

Es bleibt uns nur noch übrig von der höchſt merkwürdigen Umwendung dieſes Phänomens zu ſprechen, wie ſie uns von den Naturforſchern überliefert worden. Wenn man nämlich, anſtatt die Farben bei reflectirtem Lichte zu betrachten, ſie bei durchfallendem Licht beobachtet, ſo ſollen an derſelben Stelle die entgegengeſetzten, und zwar auf eben die Weiſe, wie wir ſolche oben phyſiologiſch, als Farben die einander fordern, angegeben haben, erſcheinen. An der Stelle des Blauen ſoll man das Gelbe, und umgekehrt, an der Stelle des Rothen das Grüne u. ſ. w. ſehen. Die nähern Verſuche ſollen künftig angegeben werden, um ſo mehr, als bei uns über dieſen Punkt noch einige Zweifel obwalten.

151.

Verlangte man nun von uns, daß wir über dieſe bisher vorgetragenen epoptiſchen Farben, die unter der erſten Bedingung erſcheinen, etwas Allgemeines ausſprechen und dieſe Phänomene an die frühern phyſiſchen Erſcheinungen anknüpfen ſollten, ſo würden wir folgendermaßen zu Werke gehen.

152.

Die Gläſer, welche zu den Verſuchen gebraucht werden, ſind als ein empiriſch möglichſt Durchſichtiges anzuſehen. Sie werden aber, nach unſerer Ueberzeugung, durch eine innige Berührung, wie ſie der Druck verurſacht, ſogleich auf ihren Oberflächen, jedoch nur auf das leiſeſte, getrübt. Innerhalb dieſer Trübe entſtehen ſogleich die Farben, und zwar enthält jeder Ring das ganze Syſtem; denn indem die beiden entgegengeſetzten, das Gelbe und Blaue, mit ihren rothen Enden verbunden ſind, zeigt ſich der

Purpur, das Grüne hingegen, wie bei dem prismatischen Versuch, wenn Gelb und Blau sich erreichen.

453.

Wie durchaus bei Entstehung der Farbe das ganze System gefordert wird, haben wir schon früher mehrmals erfahren, und es liegt auch in der Natur jeder physischen Erscheinung, es liegt schon in dem Begriff von polarischer Entgegensetzung, wodurch eine elementare Einheit zur Erscheinung kommt.

454.

Daß bei durchscheinendem Licht eine andere Farbe sich zeigt, als bei reflectirtem, erinnert uns an jene dioptrischen Farben der ersten Klasse, die wir auf eben diese Weise aus dem Trüben entspringen sahen. Daß aber auch hier ein Trübes obwalte, daran kann fast kein Zweifel seyn: denn das Ineinandergreifen der glättesten Glasplatten, welches so stark ist, daß sie fest an einander hängen, bringt eine Halbvereinigung hervor, die jeder von beiden Flächen etwas an Glätte und Durchsichtigkeit entzieht. Den völligen Ausschlag aber möchte die Betrachtung geben, daß in der Mitte, wo die Linse am festesten auf das andere Glas aufgedrückt und eine vollkommene Vereinigung hergestellt wird, eine völlige Durchsichtigkeit entstehe, wobei man keine Farbe mehr gewahr wird. Jedoch mag alles dieses seine Bestätigung erst nach vollendeter allgemeiner Uebersicht des Ganzen erhalten.

455.

Zweite Bedingung. Wenn man eine angehauchte Glasplatte mit dem Finger abwischt und sogleich wieder anhaucht, sieht man sehr lebhaft durch einander schwebende Farben, welche, indem der Hauch abläuft, ihren Ort verändern und zuletzt mit dem Hauche verschwinden. Wiederholt man diese Operation, so werden die Farben lebhafter und schöner, und scheinen auch länger als die erstenmale zu bestehen.

456.

So schnell auch dieses Phänomen verübergeht, und so confus es zu seyn scheint, so glaube ich doch folgendes bemerkt zu haben. Im Anfange erscheinen alle Grundfarben und ihre Zusammensetzungen. Haucht man stärker, so kann man die Erscheinung in einer Folge gewahr werden. Dabei läßt sich bemerken, daß, wenn der Hauch im Ablaufen sich von allen Seiten gegen die Mitte des Glases zieht, die blaue Farbe zuletzt verschwindet.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschranken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Raphael ist unter den neuern Künstlern auch hier wohl der reinste. Er ist durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich worauf die Anbetung der Könige abgebildet ist, eine überschwenglich herrliche Composition, zeigt, von dem ältesten anbetenden Fürsten bis zu den Mohren und Affen die sich auf den Kameelen mit Aepfeln ergötzen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joseph auch ganz naiv charakterisirt werden als Pflegevater, der sich über die eingekommenen Geschenke freut.

Auf den heiligen Joseph überhaupt haben es die Künstler abgesehen. Die Byzantiner, denen man nicht nachsagen kann daß sie überflüssigen Humor anbrachten, stellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrießlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere schauen hinein, verwundert, statt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmlisch-anmuthiges Geschöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling, die Mutter sitzt still dabei; St. Joseph aber sitzt abgewendet und kehrt unmuthig den Kopf nach der sonderbaren Scene.

Der Humor ist eins der Elemente des Genie's, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.

457.

Das Phänomen entsteht am leichtesten zwischen den zarten Streifen, welche der Strich des Fingers auf der klaren Fläche zurückläßt, oder es erfordert eine sonstige gewissermaßen rauhe Disposition der Oberfläche des Körpers. Auf manchen Gläsern kann man durch den bloßen Hauch schon die Farbenerscheinung hervorbringen, auf andern hingegen ist das Reiben mit dem Finger nöthig: ja ich habe geschliffene Spiegelgläser gefunden, von welchen die eine Seite angehaucht sogleich die Farben lebhaft zeigte, die andere aber nicht. Nach den überbliebenen Facetten zu urtheilen, war jene ehemals die freie Seite des Spiegels, diese aber die innere durch das Quecksilber bedeckte gewesen.

458.

Wie nun diese Versuche sich am besten in der Kälte anstellen lassen, weil sich die Platte schneller und reiner anhauchen läßt und der Hauch schneller wieder abläuft, so kann man auch bei starkem Frost in der Kutsche fahrend, das Phänomen im Großen gewahr werden, wenn die Kutschfenster sehr rein geputzt und sämmtlich aufgezogen sind. Der Hauch der in der Kutsche sitzenden Personen schlägt auf das zarteste an die Scheiben und erregt sogleich das lebhafteste Farbenspiel. In wiefern eine regelmäßige Succession darin sey, habe ich nicht bemerken können. Besonders lebhaft aber erscheinen die Farben, wenn sie einen dunkeln Gegenstand zum Hintergrunde haben. Dieser Farbenwechsel dauert aber nicht lange: denn sobald sich der Hauch in stärkere Tropfen sammelt oder zu Eisnadeln gefriert, so ist die Erscheinung alsobald aufgehoben.

459.

Dritte Bedingung. Man kann die beiden vorhergehenden Versuche des Druckes und Hauches verbinden, indem man nämlich eine Glasplatte anhaucht und die andere sogleich darauf drückt. Es entstehen alsdann die Farben, wie beim Drucke zweier unangehauchten, nur mit dem Unterschiede, daß die Feuchtigkeit hie und da einige Unterbrechung der Wellen verursacht. Schiebt man eine Glasplatte von der andern weg, so läuft der Hauch farbig ab.

460.

Man könnte jedoch behaupten, daß dieser verbundene Versuch nichts mehr als die einzelnen sage; denn wie es scheint, so verschwinden die durch den Druck erregten Farben in dem Maße, wie man die Gläser

von einander abſchiebt, und die behauchten Stellen laufen alsdann mit ihren eigenen Farben ab.

461.

Vierte Bedingung. Farbige Erſcheinungen laſſen ſich faſt an allen Blaſen beobachten. Die Seifenblaſen ſind die bekannteſten und ihre Schönheit iſt am leichteſten darzuſtellen. Doch findet man ſie auch beim Weine, Bier, bei geiſtigen reinen Liqueren, beſonders auch im Schaume der Chocolade.

462.

Wie wir eben einen unendlich ſchmalen Raum zwiſchen zwei Flächen, welche ſich berühren, erforderten, ſo kann man das Häutchen der Seifenblaſe als ein unendlich dünnes Blättchen zwiſchen zwei elaſtiſchen Körpern anſehen: denn die Erſcheinung zeigt ſich doch eigentlich zwiſchen der innern, die Blaſe auftreibenden Luft und zwiſchen der atmoſphäriſchen.

463.

Die Blaſe, indem man ſie hervorbringt, iſt farblos; dann fangen farbige Züge, wie des Marmorpapiers, an ſich ſehen zu laſſen, die ſich endlich über die ganze Blaſe verbreiten, oder vielmehr um ſie herumgetrieben werden, indem man ſie aufbläſt.

464.

Es giebt verſchiedene Arten die Blaſe zu machen. Frei, indem man den Strohhalm nur in die Auflöſung taucht und die hängende Blaſe durch den Athem auftreibt. Hier iſt die Entſtehung der Farbenerſcheinung ſchwer zu beobachten, weil die ſchnelle Rotation keine genaue Bemerkung zuläßt, und alle Farben durch einander gehen; doch läßt ſich bemerken, daß die Farben am Strohhalm anfangen. Ferner kann man in die Auflöſung ſelbſt blaſen, jedoch vorſichtig, damit nur Eine Blaſe entſtehe. Sie bleibt, wenn man ſie nicht ſehr auftreibt, weiß; wenn aber die Auflöſung nicht allzu wäſſerig iſt, ſo ſetzen ſich Kreiſe um die perpendiculare Achſe der Blaſe, die gewöhnlich grün und purpurn abwechſeln, indem ſie nah an einander ſtoßen. Zuletzt kann man auch mehrere Blaſen neben einander hervorbringen, die noch mit der Auflöſung zuſammenhängen. In dieſem Falle entſtehen die Farben an den Wänden, wo zwei Blaſen einander platt gedrückt haben.

465.

An den Blaſen des Chocoladeſchaums ſind die Farben faſt beauemer

zu beobachten als an den Seifenblasen. Sie sind beständiger, obgleich kleiner. In ihnen wird durch die Wärme ein Treiben, eine Bewegung hervorgebracht und unterhalten, die zur Entwickelung, Succession und endlich zum Ordnen des Phänomens nöthig zu seyn scheinen.

466.

Ist die Blase klein oder zwischen andern eingeschlossen, so treiben sich farbige Züge auf der Oberfläche herum, dem marmorirten Papiere ähnlich; man sieht alle Farben unseres Schema's durch einander ziehen, die reinen, gesteigerten, gemischten, alle deutlich hell und schön. Bei kleinen Blasen dauert das Phänomen immer fort.

467.

Ist die Blase größer oder wird sie nach und nach isolirt, dadurch, daß die andern neben ihr zerspringen, so bemerkt man bald, daß dieses Treiben und Ziehen der Farben auf etwas abzwecke. Wir sehen nämlich auf dem höchsten Punkte der Blase einen kleinen Kreis entstehen, der in der Mitte gelb ist; die übrigen farbigen Züge bewegen sich noch immer wurmförmig um ihn her.

468.

Es dauert nicht lange, so vergrößert sich der Kreis und sinkt nach allen Seiten hinab. In der Mitte behält er sein Gelb, nach unten und außen wird er purpurfarben und bald blau. Unter diesem entsteht wieder ein neuer Kreis von eben dieser Farbenfolge. Stehen sie nahe genug beisammen, so entsteht aus Vermischung der Endfarben ein Grün.

469.

Wenn ich drei solcher Hauptkreise zählen konnte, so war die Mitte farblos, und dieser Raum wurde nach und nach größer, indem die Kreise mehr niedersanken, bis zuletzt die Blase zerplatzte.

470.

Fünfte Bedingung. Es können auf verschiedene Weise sehr zarte Häutchen entstehen, an welchen man ein sehr lebhaftes Farbenspiel entdeckt, indem nämlich sämmtliche Farben entweder in der bekannten Ordnung, oder mehr verworren durch einander laufend gesehen werden. Das Wasser, in welchem ungelöschter Kalk aufgelöst worden, überzieht sich bald mit einem farbigen Häutchen. Ein gleiches geschieht auf der Oberfläche stehender Wasser, vorzüglich solcher welche Eisen enthalten. Die Lamellen des feinen Weinsteins, die sich, besonders von rothem französischen Weine,

in den Beuteillen anlegen, glänzen von den schönsten Farben, wenn sie auf sorgfältige Weise losgeweicht und an das Tageslicht gebracht werden. Oeltropfen auf Wasser, Branntwein und andern Flüssigkeiten bringen auch dergleichen Ringe und Flämmchen hervor. Der schönste Versuch aber, den man machen kann, ist folgender. Man gieße nicht allzu starkes Scheidewasser in eine flache Schale, und tropfe mit einem Pinsel von jenem Firniß darauf, welchen die Kupferstecher brauchen, um während des Aetzens gewisse Stellen ihrer Platten zu decken. Sogleich entsteht unter lebhafter Bewegung ein Häutchen, das sich in Kreise ausbreitet, und zugleich die lebhaftesten Farbenerscheinungen hervorbringt.

471.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden, so entstehen auf ihrer Oberfläche flüchtig auf einander folgende Farben, welche jedoch nach Belieben festgehalten werden können.

472.

Man erhitze einen polirten Stahl, und er wird in einem gewissen Grad der Wärme gelb überlaufen. Nimmt man ihn schnell von den Kohlen weg, so bleibt ihm diese Farbe.

473.

Sobald der Stahl heißer wird, erscheint das Gelbe dunkler, höher, und geht bald in den Purpur hinüber. Dieser ist schwer festzuhalten; denn er eilt sehr schnell ins Hochblaue.

474.

Dieses schöne Blau ist festzuhalten, wenn man schnell den Stahl aus der Hitze nimmt und ihn in Asche steckt. Die blau angelaufenen Stahlarbeiten werden auf diesem Wege hervorgebracht. Fährt man aber fort den Stahl frei über dem Feuer zu halten, so wird er in kurzem hellblau, und so bleibt er.

475.

Diese Farben ziehen wie ein Hauch über die Stahlplatte, eine scheint vor der andern zu fliehen; aber eigentlich entwickelt sich immer die folgende aus der vorhergehenden.

476.

Wenn man ein Federmesser ins Licht hält, so wird ein farbiger Streif quer über die Klinge entstehen. Der Theil des Streifes, der am tiefsten

in der Flamme war, iſt hellblau, das ſich ins Blaurothe verliert. Der Purpur ſteht in der Mitte, dann folgt Gelbroth und Gelb.

477.

Dieſes Phänomen leitet ſich aus dem vorhergehenden ab; denn die Klinge nach dem Stiele zu iſt weniger erhitzt als an der Spitze, welche ſich in der Flamme befindet; und ſo müſſen alle Farben, die ſonſt nach einander entſtehen, auf einmal erſcheinen, und man kann ſie auf das beſte figirt aufbewahren.

478.

Robert Boyle giebt dieſe Farbenſucceſſion folgendermaßen an: A florido flavo ad flavum saturum et rubescentem (quem artifices sanguineum vocant), inde ad languidum, postea ad saturiorem, cyaneum. Dieſes wäre ganz gut, wenn man die Worte languidus und saturior ihre Stellen verwechſeln ließe. In wiefern die Bemerkung richtig iſt, daß die verſchiedenen Farben auf die Grade der folgenden Härtung Einfluß haben, laſſen wir dahingeſtellt ſeyn. Die Farben ſind hier nur Anzeichen der verſchiedenen Grade der Hitze.

479.

Wenn man Blei calcinirt, wird die Oberfläche erſt graulich. Dieſes graulichte Papier wird durch größere Hitze gelb und ſodann orange. Auch das Silber zeigt bei der Erhitzung Farben. Der Blick des Silbers beim Abtreiben gehört auch hierher. Wenn metalliſche Gläſer ſchmelzen, entſtehen gleichfalls Farben auf der Oberfläche.

480.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glaſes angegriffen wird. Das Blindwerden des Glaſes iſt uns oben ſchon merkwürdig geweſen. Man bezeichnet durch dieſen Ausdruck, wenn die Oberfläche des Glaſes dergeſtalt angegriffen wird, daß es uns trüb erſcheint.

481.

Das weiße Glas wird am erſten blind, deßgleichen gegoſſenes und nachher geſchliffenes Glas, das blauliche weniger, das grüne am wenigſten.

482.

Eine Glastafel hat zweierlei Seiten, davon man die eine die Spiegelſeite nennt. Es iſt die, welche im Ofen oben liegt, an der man rundliche Erhöhungen bemerken kann. Sie iſt glätter als die andere, die im Ofen unten liegt, und an welcher man manchmal Kritzen bemerkt. Man nimmt

deßwegen gern die Spiegelseite in das Zimmer, weil sie durch die von innen anschlagende Feuchtigkeit weniger als die andere angegriffen, und das Glas daher weniger blind wird.

483.

Dieses Blindwerden oder Trüben des Glases geht nach und nach in eine Farbenerscheinung über, die sehr lebhaft werden kann, und bei welcher vielleicht auch eine gewisse Succession oder sonst etwas Ordnungsgemäßes zu entdecken wäre.

484.

Und so hätten wir denn auch die physischen Farben von ihrer leisesten Wirkung an bis dahin geführt, wo sich diese flüchtigen Erscheinungen an die Körper festsetzen, und wir wären auf diese Weise an die Gränze gelangt, wo die chemischen Farben eintreten, ja gewissermaßen haben wir diese Gränze schon überschritten; welches für die Stätigkeit unseres Vortrags ein gutes Vorurtheil erregen mag. Sollen wir aber noch zu Ende dieser Abtheilung etwas Allgemeines aussprechen, und auf ihren innern Zusammenhang hindeuten, so fügen wir zu dem, was wir oben 451—454 gesagt haben, noch folgendes hinzu.

485.

Das Anlaufen des Stahls und die verwandten Erfahrungen könnte man vielleicht ganz bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten. Polirter Stahl wirft mächtig das Licht zurück. Man denke sich das durch die Hitze bewirkte Anlaufen als eine gelinde Trübe; sogleich müßte daher ein Hellgelb erscheinen, welches bei zunehmender Trübe immer verdichteter, gedrängter und röther, ja zuletzt purpur- und rubinroth erscheinen muß. Wäre nun zuletzt diese Farbe auf den höchsten Punkt des Dunkelwerdens gesteigert, und man dächte sich die immer fortwaltende Trübe, so würde diese nunmehr sich über ein Finsteres verbreiten, und zuerst ein Violett, dann ein Dunkelblau und endlich ein Hellblau hervorbringen, und so die Reihe der Erscheinungen beschließen.

Wir wollen nicht behaupten, daß man mit dieser Erklärungsart völlig auslange, unsere Absicht ist vielmehr, nur auf den Weg zu deuten, auf welchem zuletzt die alles umfassende Formel, das eigentliche Wort des Räthsels, gefunden werden kann.

Dritte Abtheilung.

Chemiſche Farben.

486.

So nennen wir diejenigen, welche wir an gewiſſen Körpern erregen, mehr oder weniger fixiren, an ihnen ſteigern, von ihnen wieder wegnehmen, und andern Körpern mittheilen können, denen wir denn auch deßhalb eine gewiſſe immanente Eigenſchaft zuſchreiben. Die Dauer iſt meiſt ihr Kennzeichen.

487.

In dieſen Rückſichten bezeichnete man früher die chemiſchen Farben mit verſchiedenen Beiwörtern. Sie hießen colores proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi.

488.

Wie ſich das Bewegliche und Vorübergehende der phyſiſchen Farben nach und nach an den Körpern fixire, haben wir in dem Vorhergehenden bemerkt und den Uebergang eingeleitet.

489.

Die Farbe fixirt ſich an den Körpern mehr oder weniger dauerhaft, oberflächlich oder durchdringend.

490.

Alle Körper ſind der Farbe fähig, entweder daß ſie an ihnen erregt, geſteigert, ſtufenweiſe fixirt oder wenigſtens ihnen mitgetheilt werden kann.

XXXIV.

Chemiſcher Gegenſatz.

491.

Indem wir bei Darſtellung der farbigen Erſcheinung auf einen Gegenſatz durchaus aufmerkſam zu machen Urſache hatten, ſo finden wir, indem wir den Boden der Chemie betreten, die chemiſchen Gegenſätze uns auf eine bedeutende Weiſe begegnend. Wir ſprechen hier zu unſern Zwecken nur von demjenigen, den man unter dem allgemeinen Namen von Säure und Alkali zu begreifen pflegt.

492.

Wenn wir den chromatiſchen Gegenſatz nach Anleitung aller übrigen phyſiſchen Gegenſätze durch ein Mehr oder Weniger bezeichnen, der gelben Seite das Mehr, der blauen das Weniger zuſchreiben, ſo ſchließen ſich dieſe beiden Seiten nun auch in chemiſchen Fällen an die Seiten des chemiſch Entgegengeſetzten an. Das Gelbe und Gelbrothe widmet ſich den Säuren, das Blaue und Blaurothe den Alkalien; und ſo laſſen ſich die Erſcheinungen der chemiſchen Farben, freilich mit noch manchen andern eintretenden Betrachtungen, auf eine ziemlich einfache Weiſe durchführen.

493.

Da übrigens die Hauptphänomene der chemiſchen Farben bei Säuerungen der Metalle vorkommen, ſo ſieht man, wie wichtig dieſe Betrachtung hier an der Spitze ſey. Was übrigens noch weiter zu bedenken eintritt, werden wir unter einzelnen Rubriken näher bemerken; wobei wir jedoch ausdrücklich erklären, daß wir dem Chemiker nur im allgemeinſten vorzuarbeiten gedenken, ohne uns in irgend ein Beſonderes, ohne uns in die zartern chemiſchen Aufgaben und Fragen miſchen oder ſie beantworten zu wollen. Unſere Abſicht kann nur ſeyn, eine Skizze zu geben, wie ſich allenfalls nach unſerer Ueberzeugung die chemiſche Farbenlehre an die allgemeine phyſiſche anſchließen könnte.

XXXV.

Ableitung des Weißen.

494.

Wir haben hierzu ſchon oben bei Gelegenheit der dioptriſchen Farben der erſten Klaſſe (155 ff.) einige Schritte gethan. Durchſichtige Körper

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03831/195

ſtehen auf der höchſten Stufe unorganiſcher Materialität. Zunächſt daran fügt ſich die reine Trübe, und das Weiße kann als die vollendete reine Trübe angeſehen werden.

495.

Reines Waſſer, zu Schnee kryſtalliſirt, erſcheint weiß, indem die Durchſichtigkeit der einzelnen Theile kein durchſichtiges Ganzes macht. Verſchiedene Salzkryſtalle, denen das Kryſtalliſationswaſſer entweicht, erſcheinen als ein weißes Pulver. Man könnte den zufällig undurchſichtigen Zuſtand des rein Durchſichtigen weiß nennen; ſo wie ein zermalmtes Glas als ein weißes Pulver erſcheint. Man kann dabei die Aufhebung einer dynamiſchen Verbindung und die Darſtellung der atomiſtiſchen Eigenſchaft der Materie in Betracht ziehen.

496.

Die bekannten unzerlegten Erden ſind in ihrem reinen Zuſtand alle weiß. Sie gehen durch natürliche Kryſtalliſation in Durchſichtigkeit über; Kieſelerde in den Bergkryſtall, Thonerde in den Glimmer, Bittererde in den Talk, Kalkerde und Schwererde erſcheinen in ſo mancherlei Spathen durchſichtig.

497.

Da uns bei Färbung mineraliſcher Körper die Metallkalke vorzüglich begegnen werden, ſo bemerken wir noch zum Schluſſe, daß angehende gelinde Säuerungen weiße Kalke darſtellen, wie das Blei durch die Eſſigſäure in Bleiweiß verwandelt wird.

XXXVI.

Ableitung des Schwarzen.

498.

Das Schwarze entſpringt uns nicht ſo uranfänglich wie das Weiße. Wir treffen es im vegetabiliſchen Reiche bei Halbverbrennungen an, und die Kohle, der auch übrigens höchſt merkwürdige Körper, zeigt uns die ſchwarze Farbe. Auch wenn Holz, z. B. Bretter, durch Licht, Luft und Feuchtigkeit ſeines Brennlichen zum Theil beraubt wird, ſo erſcheint erſt die graue, dann die ſchwarze Farbe. Wie wir denn auch animaliſche Theile durch eine Halbverbrennung in Kohle verwandeln können.

Hierüber kann eine Arbeit anmuthig aufklären die wir vorbereiten: sämmtliche Künstler nämlich, die uns schon von so manchen Seiten bekannt sind, ausschließlich von der ethischen zu betrachten, aus den Gegenständen und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln was Zeit und Ort, Nation und Lehrmeister, was eigne, unzerstörliche Individualität beigetragen sich zu dem zu bilden was sie wurden, sie bei dem zu erhalten, was sie waren.

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen; darum scheint es eine Thorheit sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt.

Aphorismen.

Freunden und Gegnern zur Ueberzigung.

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen, ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

499.

Ebenso finden wir auch bei den Metallen, daß oft eine Halboxydation stattfindet, wenn die schwarze Farbe erregt werden soll. So werden durch schwache Säuerung mehrere Metalle, besonders das Eisen, schwarz, durch Essig, durch gelinde saure Gährungen, z. B. eines Reißdecocts u. s. w.

500.

Nicht weniger läßt sich vermuthen, daß eine Ab- oder Rücksäuerung die schwarze Farbe hervorbringe. Dieser Fall ist bei der Entstehung der Dinte, da das in der starken Schwefelsäure aufgelöste Eisen gelblich wird, durch die Gallusinfusion aber zum Theil entsäuert, nunmehr schwarz erscheint.

XXXVII.

Erregung der Farbe.

501.

Als wir oben in der Abtheilung von physischen Farben trübe Mittel behandelten, sahen wir die Farbe eher, als das Weiße und Schwarze. Nun setzen wir ein gewordenes Weißes, ein gewordenes Schwarzes fixirt voraus, und fragen, wie sich an ihm die Farbe erregen lasse?

502.

Auch hier können wir sagen: Ein Weißes, das sich verdunkelt, das sich trübt, wird gelb; das Schwarze, das sich erhellt, wird blau.

503.

Auf der activen Seite, unmittelbar am Lichte, am Hellen, am Weißen, entsteht das Gelbe. Wie leicht vergilbt alles, was weiße Oberflächen hat, das Papier, die Leinwand, Baumwolle, Seide, Wachs; besonders auch durchsichtige Liqueren, welche zum Brennen geneigt sind, werden leicht gelb, d. h. mit anderen Worten, sie gehen leicht in eine gelinde Trübung über.

504.

So ist die Erregung auf der passiven Seite, am Finstern, Dunkeln, Schwarzen, sogleich mit der blauen, oder vielmehr mit einer röthlich blauen Erscheinung begleitet. Eisen, in Schwefelsäure aufgelöst und sehr mit Wasser tinirt, bringt in einem gegen das Licht gehaltenen Glase,

sobald nur einige Tropfen Gallus dazu kommen, eine schöne violette Farbe hervor, welche die Eigenschaften des Rauchtopases, das Oxyhninen eines verbrannten Purpurs, wie sich die Alten ausdrücken, dem Auge darstellt.

505.

Ob an den reinen Erden durch chemische Operationen der Natur und Kunst, ohne Beimischung von Metallkalken, eine Farbe erregt werden könne, ist eine wichtige Frage, die gewöhnlich mit Nein beantwortet wird. Sie hängt vielleicht mit der Frage zusammen, in wiefern sich durch Oxydation den Erden etwas abgewinnen lasse?

506.

Für die Verneinung der Frage spricht allerdings der Umstand, daß überall, wo man mineralische Farben findet, sich eine Spur von Metall, besonders von Eisen, zeigt, wobei man freilich in Betracht zieht, wie leicht sich das Eisen oxydire, wie leicht der Eisenkalk verschiedene Farben annehme, wie unendlich theilbar derselbe sey, und wie geschwind er seine Farbe mittheile. Dessen ungeachtet wäre zu wünschen, daß neue Versuche hierüber angestellt und die Zweifel entweder bestärkt oder beseitigt würden.

507.

Wie dem auch seyn mag, so ist die Receptivität der Erden gegen schon vorhandene Farben sehr groß, worunter sich die Alaunerde besonders auszeichnet.

508.

Wenn wir nun zu den Metallen übergehen, welche sich im unorganischen Reiche beinahe privativ das Recht farbig zu erscheinen zugeeignet haben, so finden wir, daß sie sich in ihrem reinen, selbstständigen, regulinischen Zustande schon dadurch von den reinen Erden unterscheiden, daß sie sich zu irgend einer Farbe hinneigen.

509.

Wenn das Silber sich dem reinen Weißen am meisten nähert, ja das reine Weiße, erhöht durch metallischen Glanz, wirklich darstellt, so ziehen Stahl, Zinn, Blei u. s. w. ins bleiche Blaugraue hinüber: dagegen das Gold sich zum reinen Gelben erhöht, das Kupfer zum Rothen hinanrückt, welches unter gewissen Umständen sich fast bis zum Purpur steigert, durch Zink hingegen wieder zur gelben Goldfarbe hinabgezogen wird.

510.

Zeigen Metalle nun im gediegenen Zustande solche specifische

Determinationen zu diesem oder jenem Farbenausdruck, so werden sie durch die Wirkung der Oxydation gewissermaßen in eine gemeinsame Lage versetzt. Denn die Elementarfarben treten nun rein hervor, und obgleich dieses und jenes Metall zu dieser oder jener Farbe eine besondere Bestimmbarkeit zu haben scheint, so wissen wir doch von einigen, daß sie den ganzen Farbenkreis durchlaufen können, von andern, daß sie mehr als Eine Farbe darzustellen fähig sind; wobei sich jedoch das Zinn durch seine Unfärblichkeit auszeichnet. Wir geben künftig eine Tabelle, in wiefern die verschiedenen Metalle mehr oder weniger durch die verschiedenen Farben durchgeführt werden können.

511.

Daß die reine glatte Oberfläche eines gediegenen Metalles bei Erhitzung von einem Farbenhauch überzogen wird, welcher mit steigender Wärme eine Reihe von Erscheinungen durchläuft, deutet nach unserer Ueberzeugung auf die Fähigkeit der Metalle, den ganzen Farbenkreis zu durchlaufen. Am schönsten werden wir dieses Phänomen am polirten Stahl gewahr; aber Silber, Kupfer, Messing, Blei, Zinn lassen uns leicht ähnliche Erscheinungen sehen. Wahrscheinlich ist hier eine oberflächliche Säuerung im Spiele, wie man aus der fortgesetzten Operation, besonders bei den leichter verkalklichen Metallen schließen kann.

512.

Daß ein geglühtes Eisen leichter eine Säuerung durch saure Liquoren erleidet, scheint auch dahin zu deuten, indem eine Wirkung der andern entgegenkommt. Noch bemerken wir, daß der Stahl, je nachdem er in verschiedenen Epochen seiner Farbenerscheinung gehärtet wird, einigen Unterschied der Elasticität zeigen soll; welches ganz naturgemäß ist, indem die verschiedenen Farbenerscheinungen die verschiedenen Grade der Hitze andeuten.

513.

Geht man über diesen oberflächlichen Hauch, über dieses Häutchen hinweg, beobachtet man wie Metalle in Massen venetrativ gesäuert werden, so erscheint mit dem ersten Grade Weiß oder Schwarz, wie man beim Bleiweiß, Eisen und Quecksilber bemerken kann.

514.

Fragen wir nun weiter nach eigentlicher Erregung der Farbe, so finden wir sie auf der Plusseite am häufigsten. Das oft erwähnte

Anlaufen glatter metallischer Flächen geht von dem Gelben aus. Das Eisen geht bald in den gelben Ocher, das Blei aus dem Bleiweiß in den Massicot, das Queckſilber aus dem Aethiops in den gelben Turbith hinüber. Die Auflöſungen des Goldes und der Platina in Säuren ſind gelb.

515.

Die Erregungen auf der Minusſeite ſind ſeltener. Ein wenig geſäuertes Kupfer erſcheint blau. Bei Bereitung des Berlinerblau ſind Alkalien im Spiele.

516.

Ueberhaupt aber ſind dieſe Farbenerſcheinungen von ſo beweglicher Art, daß die Chemiker ſelbſt, ſobald ſie ins Feinere gehen, ſie als trügliche Kennzeichen betrachten. Wir aber können zu unſern Zwecken dieſe Materie nur im Durchſchnitt behandeln, und wollen nur ſoviel bemerken, daß man vielleicht die metalliſchen Farbenerſcheinungen, wenigſtens zum didaktiſchen Behuf, einſtweilen ordnen könne, wie ſie durch Säuerung, Aufſäuerung, Abſäuerung und Entſäuerung entſtehen, ſich auf mannichfaltige Weiſe zeigen und verſchwinden.

XXXVIII.

Steigerung.

517.

Die Steigerung erſcheint uns als eine in ſich ſelbſt Drängung, Sättigung, Beſchattung der Farben. So haben wir ſchon oben bei farbloſen Mitteln geſehen, daß wir durch Vermehrung der Trübe einen leuchtenden Gegenſtand vom leiſeſten Gelb bis zum höchſten Rubinroth ſteigern können. Umgekehrt ſteigert ſich das Blau in das ſchönſte Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finſterniß verdünnen und vermindern (150. f.)

518.

Iſt die Farbe ſpecificirt, ſo tritt ein ähnliches hervor. Man laſſe nämlich Stufengefäße aus weißem Porcellan machen, und fülle das eine mit einer reinen gelben Feuchtigkeit, ſo wird dieſe von oben herunter bis auf den Boden ſtufenweiſe immer röther und zuletzt orange erſcheinen. In das andere Gefäß gieße man eine blaue reine Solution; die oberſten

Stufen werden ein Himmelblau, der Grund des Gefäßes ein ſchönes Violett zeigen. Stellt man das Gefäß in die Sonne, ſo iſt die Schattenſeite der obern Stufen auch ſchon violett. Wirft man mit der Hand oder einem andern Gegenſtande Schatten über den erleuchteten Theil des Gefäßes, ſo erſcheint dieſer Schatten gleichfalls röthlich.

519.

Es iſt dieſes eine der wichtigſten Erſcheinungen in der Farbenlehre, indem wir ganz greiflich erfahren, daß ein quantitatives Verhältniß einen qualitativen Eindruck auf unſere Sinne hervorbringe. Und indem wir ſchon früher, bei Gelegenheit der letzten exoptiſchen Farben (485), unſere Vermuthungen eröffnet, wie man das Anlaufen des Stahls vielleicht aus der Lehre von trüben Mitteln herleiten könnte, ſo bringen wir dieſes hier abermals ins Gedächtniß.

520.

Uebrigens folgt alle chemiſche Steigerung unmittelbar auf die Erregung. Sie geht unaufhaltſam und ſtätig fort; wobei man zu bemerken hat, daß die Steigerung auf der Plusſeite die gewöhnlichſte iſt. Der gelbe Eiſenocher ſteigert ſich ſowohl durchs Feuer als durch andere Operationen zu einer ſehr hohen Röthe. Maſſicot wird in Mennige, Turbith in Zinnober geſteigert; welcher letztere ſchon auf eine ſehr hohe Stufe des Gelbrothen gelangt. Eine innige Durchdringung des Metalls durch die Säure, eine Theilung deſſelben ins empiriſch Unendliche geht hierbei vor.

521.

Die Steigerung auf der Minusſeite iſt ſeltener, ob wir gleich bemerken, daß je reiner und gedrängter das Berlinerblau oder das Kobaltglas bereitet wird, es immer einen röthlichen Schein annimmt und mehr ins Violette ſpielt.

522.

Für dieſe unmerkliche Steigerung des Gelben und Blauen ins Rothe haben die Franzoſen einen artigen Ausdruck, indem ſie ſagen, die Farbe habe einen Oeil de rouge, welches wir durch einen röthlichen Blick ausdrücken könnten.

XXXIX.

Culmination.

523.

Sie erfolgt bei fortschreitender Steigerung. Das Rothe, worin weder Gelb noch Blau zu entdecken ist, macht hier den Zenith.

524.

Suchen wir ein auffallendes Beispiel einer Culmination von der Plusseite her, so finden wir es abermals beim anlaufenden Stahl, welcher bis in den Purpurzenith gelangt und auf diesem Punkte festgehalten werden kann.

525.

Sollen wir die vorhin (516) angegebene Terminologie hier anwenden, so würden wir sagen, die erste Säuerung bringe das Gelbe hervor; die Auffäuerung das Gelbrothe; hier entstehe ein gewisses Summum, da denn eine Absäuerung und endlich eine Entsäuerung eintrete.

526.

Hohe Punkte von Säuerung bringen eine Purpurfarbe hervor. Gold aus seiner Auflösung durch Zinnauflösung gefällt, erscheint purpurfarben. Das Oxyd des Arseniks mit Schwefel verbunden bringt eine Rubinfarbe hervor.

527.

Wiefern aber eine Art von Absäuerung bei mancher Culmination mitwirke, wäre zu untersuchen: denn eine Einwirkung der Alkalien auf das Gelbroth scheint auch die Culmination hervorzubringen, indem die Farbe gegen das Minus zu in den Zenith genöthigt wird.

528.

Aus dem besten ungarischen Zinnober, welcher das höchste Gelbroth zeigt, bereiten die Holländer eine Farbe, die man Vermillon nennt. Es ist auch nur ein Zinnober, der sich aber der Purpurfarbe nähert, und es läßt sich vermuthen, daß man durch Alkalien ihn der Culmination näher zu bringen sucht.

529.

Vegetabilische Säfte sind, auf diese Weise behandelt, ein in die Augen fallendes Beispiel. Curcuma, Orlean, Safflor und andere, deren färbendes Wesen man mit Weingeist ausgezogen, und nun Tincturen von

gelber, gelb- und hyacinthrother Farbe vor sich hat, gehen durch Beimischung von Alkalien in den Zenith, ja drüber hinaus nach dem Blaurothen zu.

530.

Kein Fall einer Culmination von der Minusseite ist mir im mineralischen und vegetabilischen Reiche bekannt. In dem animalischen ist der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, von dessen Steigerung und Culmination von der Minusseite her wir künftig sprechen werden.

XL.

Balanciren.

531.

Die Beweglichkeit der Farbe ist so groß, daß selbst diejenigen Pigmente, welche man glaubt specificirt zu haben, sich wieder hin und her wenden lassen. Sie ist in der Nähe des Culminationspunkts am merkwürdigsten, und wird hier durch wechselsweise Anwendung der Säuren und Alkalien am auffallendsten bewirkt.

532.

Die Franzosen bedienen sich, um diese Erscheinung bei der Färberei auszudrücken, des Wortes virer, welches von einer Seite nach der andern wenden heißt, und drücken dadurch auf eine sehr geschickte Weise dasjenige aus, was man sonst durch Mischungsverhältnisse zu bezeichnen und anzugeben versucht.

533.

Hiervon ist diejenige Operation, die wir mit dem Lackmus zu machen pflegen, eine der bekanntesten und auffallendsten. Lackmus ist ein Farbenmaterial, das durch Alkalien zum Rothblauen specificirt worden. Es wird dieses sehr leicht durch Säuren ins Rothgelbe hinüber und durch Alkalien wieder herüber gezogen. In wiefern in diesem Fall durch zarte Versuche ein Culminationspunkt zu entdecken und festzuhalten sey, wird denen die in dieser Kunst geübt sind überlassen, so wie die Färbekunst, besonders die Scharlachfärberei, von diesem Hin- und Herwenden mannichfaltige Beispiele zu liefern im Stande ist.

XLI.

Durchwandern des Kreises.

534.

Die Erregung und Steigerung kommt mehr auf der Plus- als auf der Minusseite vor. So geht auch die Farbe, bei Durchwanderung des ganzen Wegs, meist von der Plusseite aus.

535.

Eine stätige in die Augen fallende Durchwanderung des Wegs vom Gelben durchs Rothe zum Blauen zeigt sich beim Anlaufen des Stahls.

536.

Die Metalle lassen sich durch verschiedene Stufen und Arten der Oxydation auf verschiedenen Punkten des Farbenkreises specificiren.

537.

Da sie auch grün erscheinen, so ist die Frage, ob man eine stätige Durchwanderung aus dem Gelben durchs Grüne ins Blaue und umgekehrt in dem Mineralreiche kennt? Eisenkalk, mit Glas zusammengeschmolzen, bringt erst eine grüne, bei verstärktem Feuer eine blaue Farbe hervor.

538.

Es ist wohl hier am Platz, von dem Grünen überhaupt zu sprechen. Es entsteht vor uns vorzüglich im atomistischen Sinne und zwar völlig rein, wenn wir Gelb und Blau zusammenbringen; allein auch schon ein unreines beschmutztes Gelb bringt uns den Eindruck des Grünlichen hervor. Gelb mit Schwarz macht schon Grün; aber auch dieses leitet sich davon ab, daß Schwarz mit dem Blauen verwandt ist. Ein unvollkommenes Gelb, wie das Schwefelgelb, giebt uns den Eindruck von einem Grünlichen. Eben so werden wir ein unvollkommenes Blau als grün gewahr. Das Grüne der Weinflaschen entsteht, so scheint es, durch eine unvollkommene Verbindung des Eisenkalks mit dem Glase. Bringt man durch größere Hitze eine vollkommenere Verbindung hervor, so entsteht ein schönes blaues Glas.

539.

Aus allem diesem scheint so viel hervorzugehen, daß eine gewisse Kluft zwischen Gelb und Blau in der Natur sich findet, welche zwar durch Verschränkung und Vermischung atomistisch gehoben, und zum Grünen

verknüpft werden kann, daß aber eigentlich die wahre Vermittelung vom Gelben und Blauen nur durch das Rothe geschieht.

540.

Was jedoch dem Unorganischen nicht gemäß zu seyn scheint, das werden wir, wenn von organischen Naturen die Rede ist, möglich finden, indem in diesem letzten Reiche eine solche Durchwanderung des Kreises vom Gelben durchs Grüne und Blaue bis zum Purpur wirklich vorkommt.

XLII.

Umkehrung.

541.

Auch eine unmittelbare Umkehrung in den geforderten Gegensatz zeigt sich als eine sehr merkwürdige Erscheinung, wovon wir gegenwärtig nur folgendes anzugeben wissen.

542.

Das mineralische Chamäleon, welches eigentlich ein Braunsteinoxyd enthält, kann man in seinem ganz trockenen Zustande als ein grünes Pulver ansehen. Streut man es in Wasser, so zeigt sich in dem ersten Augenblick der Auflösung die grüne Farbe sehr schön; aber sie verwandelt sich sogleich in die dem Grünen entgegengesetzte Purpurfarbe, ohne daß irgend eine Zwischenstufe bemerklich wäre.

543.

Derselbe Fall ist mit der sympathetischen Tinte, welche auch als ein röthlicher Liquor angesehen werden kann, dessen Austrocknung durch Wärme die grüne Farbe auf dem Papiere zeigt.

544.

Eigentlich scheint hier der Conflict zwischen Trockene und Feuchtigkeit dieses Phänomen hervorzubringen, wie, wenn wir uns nicht irren, auch schon von den Scheidekünstlern angegeben worden. Was sich weiter daraus ableiten, woran sich diese Phänomene anknüpfen lassen, darüber können wir von der Zeit hinlängliche Belehrung erwarten.

XLIII.

Fixation.

545.

So beweglich wir bisher die Farbe, selbst bei ihrer körperlichen Erscheinung gesehen haben, so fixirt sie sich doch zuletzt unter gewissen Umständen.

546.

Es giebt Körper, welche fähig sind ganz in Farbestoff verwandelt zu werden, und hier kann man sagen, die Farbe fixire sich in sich selbst, beharre auf einer gewissen Stufe und specificire sich. So entstehen Färbematerialien aus allen Reichen, deren besonders das vegetabilische eine große Menge darbietet, worunter doch einige sich besonders auszeichnen und als die Stellvertreter der andern angesehen werden können; wie auf der activen Seite der Krapp, auf der passiven der Indig.

547.

Um diese Materialien bedeutend und zum Gebrauch vortheilhaft zu machen, gehört daß die färbende Eigenschaft in ihnen innig zusammengedrängt und der färbende Stoff zu einer unendlichen empirischen Theilbarkeit erhoben werde, welches auf allerlei Weise und besonders bei den genannten durch Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

548.

Diese materiellen Farbenstoffe fixiren sich nun wieder an andern Körpern. So werfen sie sich im Mineralreich an Erden und Metallkalke, sie verbinden sich durch Schmelzung mit Gläsern und erhalten hier bei durchscheinendem Licht die höchste Schönheit, so wie man ihnen eine ewige Dauer zuschreiben kann.

549.

Vegetabilische und animalische Körper ergreifen sie mit mehr oder weniger Gewalt und halten daran mehr oder weniger fest, theils ihrer Natur nach, wie denn Gelb vergänglicher ist als Blau, oder nach der Natur der Unterlagen. An vegetabilischen dauern sie weniger als an animalischen, und selbst innerhalb dieser Reiche giebt es abermals Verschiedenheit. Flachs- oder baumwollenes Garn, Seide oder Wolle zeigen gar verschiedene Verhältnisse zu den Färbestoffen.

550.

Hier tritt nun die wichtige Lehre von den Beizen hervor, welche als

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig seyn sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künstler, der schätzbare Arbeiten verfertiget, ist nicht immer im Stande, von eignen oder fremden Werken Rechenschaft zu geben.

Natur und Idee läßt sich nicht trennen, ohne daß die Kunst, so wie das Leben, zerstört werde.

Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligiren sie immer die Idee, ohne sich's deutlich bewußt zu seyn.

Eben so geht's allen die ausschließlich die Erfahrung anpreisen; sie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung ist.

Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben, dann soll es eine schöne Natur geben. Man soll wahlen; doch wohl das Beste! und woran soll man's erkennen? nach welcher Norm soll man wahlen? und wo ist denn die Norm? doch wohl nicht auch in der Natur?

Und gesetzt, der Gegenstand wäre gegeben, der schönste Baum im Walde, der in seiner Art als vollkommen auch

Vermittler zwischen der Farbe und dem Körper angesehen werden können. Die Färbebücher sprechen hiervon umständlich. Uns sey genug dahin gedeutet zu haben, daß durch diese Operationen die Farbe eine nur mit dem Körper zu verwüstende Dauer erhält, ja sogar durch den Gebrauch an Klarheit und Schönheit wachsen kann.

XLIV.

Mischung.

Wirkliche.

551.

Eine jede Mischung setzt eine Specification voraus, und wir sind daher, wenn wir von Mischung reden, im atomistischen Felde. Man muß erst gewisse Körper auf irgend einem Punkte des Farbenkreises specificirt vor sich sehen, ehe man durch Mischung derselben neue Schattirungen hervorbringen will.

552.

Man nehme im allgemeinen Gelb, Blau und Roth als reine, als Grundfarben fertig an. Roth und Blau wird Violett, Roth und Gelb Orange, Gelb und Blau Grün hervorbringen.

553.

Man hat sich sehr bemüht durch Zahl-, Maß- und Gewichtsverhältnisse diese Mischungen näher zu bestimmen, hat aber dadurch wenig Ersprießliches geleistet.

554.

Die Malerei beruht eigentlich auf der Mischung solcher specificirten, ja individualisirten Farbenkörper und ihrer unendlichen möglichen Verbindungen, welche allein durch das zarteste, geübteste Auge empfunden und unter dessen Urtheil bewirkt werden können.

555.

Die innige Verbindung dieser Mischungen geschieht durch die reinste Theilung der Körper durch Reiben, Schlemmen u. s. w., nicht weniger durch Säfte, welche das Staubartige zusammenhalten und das Unorganische gleichsam organisch verbinden; dergleichen sind die Oele, Harze u. s. w.

556.

Sämmtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als *daraus*, und da sie nicht mehr neben einander gesehen werden, wird keine Totalität, keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als Schwarz erscheint.

557.

Dieses Grau kann auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragdgrün mischt und alsdann so viel reines Roth hinzubringt, bis sich alle drei gleichsam neutralisirt haben. Ferner entsteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Scala der ursprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewissen Proportion zusammenstellt und hernach vermischt.

558.

Daß alle Farben zusammengemischt weiß machen, ist eine Absurdität, die man nebst andern Absurditäten schon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenschein entgegen zu wiederholen gewohnt ist.

559.

Die zusammengemischten Farben tragen ihr Dunkles in die Mischung über. Je dunkler die Farben sind, desto dunkler wird das entstehende Grau, welches zuletzt sich dem Schwarzen nähert. Je heller die Farben sind, desto heller wird das Grau, welches zuletzt sich dem Weißen nähert.

XLV.

Mischung.

Scheinbare.

560.

Die scheinbare Mischung wird hier um so mehr gleich mit abgehandelt, als sie in manchem Sinne von großer Bedeutung ist, und man sogar die von uns als real angegebene Mischung für scheinbar halten könnte. Denn die Elemente, woraus die zusammengesetzte Farbe entsprungen ist, sind nur zu klein, um einzeln gesehen zu werden. Gelbes und blaues Pulver zusammengerieben erscheint dem nackten Auge grün, wenn man durch ein

Vergrößerungsglas noch Gelb und Blau von einander abgesondert bemerken kann. So machen auch gelbe und blaue Streifen in der Entfernung eine grüne Fläche, welche alles auch von der Vermischung der übrigen specificirten Farben gilt.

561.

Unter dem Apparat wird künftig auch das Schwungrad abgehandelt werden, auf welchem die scheinbare Mischung durch Schnelligkeit hervorgebracht wird. Auf einer Scheibe bringt man verschiedene Farben im Kreise neben einander an, dreht dieselben durch die Gewalt des Schwunges mit größter Schnelligkeit herum, und kann so, wenn man mehrere Scheiben zubereitet, alle möglichen Mischungen vor Augen stellen, so wie zuletzt auch die Mischung aller Farben zum Grau naturgemäß auf oben angezeigte Weise.

562.

Physiologische Farben nehmen gleichfalls Mischungen an. Wenn man z. B. den blauen Schatten (65) auf einem leicht gelben Papiere hervorbringt, so erscheint derselbe grün. Ein gleiches gilt von den übrigen Farben, wenn man die Vorrichtung danach zu machen weiß.

563.

Wenn man die im Auge verweilenden farbigen Scheinbilder (39 ff.) auf farbige Flächen führt, so entsteht auch eine Mischung und Determination des Bildes zu einer andern Farbe, die sich aus beiden herschreibt.

564.

Physische Farben stellen gleichfalls eine Mischung dar. Hierher gehören die Versuche, wenn man bunte Bilder durchs Prisma sieht, wie wir solches oben (258—284) umständlich angegeben haben.

565.

Am meisten aber machten sich die Physiker mit jenen Erscheinungen zu thun, welche entstehen, wenn man die prismatischen Farben auf gefärbte Flächen wirft.

566.

Das was man dabei gewahr wird, ist sehr einfach. Erstlich muß man bedenken, daß die prismatischen Farben viel lebhafter sind als die Farben der Fläche, worauf man sie fallen läßt. Zweitens kommt in Betracht, daß die prismatische Farbe entweder homogen mit der Fläche oder heterogen seyn kann. Im ersten Fall erhöht und verherrlicht sie solche,

und wird dadurch verherrlicht, wie der farbige Stein durch eine gleichgefärbte Folie; im entgegengesetzten Falle beschmutzt, stört und zerstört eine die andere.

567.

Man kann diese Versuche durch farbige Gläser wiederholen, und das Sonnenlicht durch dieselben auf farbige Flächen fallen lassen, und durchaus werden ähnliche Resultate erscheinen.

568.

Ein gleiches wird bewirkt, wenn der Beobachter durch farbige Gläser nach gefärbten Gegenständen hinsieht, deren Farben sodann nach Beschaffenheit erhöht, erniedrigt oder aufgehoben werden.

569.

Läßt man die prismatischen Farben durch farbige Gläser durchgehen, so treten die Erscheinungen völlig analog hervor; wobei mehr oder weniger Energie, mehr oder weniger Helle und Dunkle, Klarheit und Reinheit des Glases in Betracht kommt, und manchen zarten Unterschied hervorbringt, wie jeder genaue Beobachter wird bemerken können, der diese Phänomene durchzuarbeiten Lust und Geduld hat.

570.

So ist es auch wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß mehrere farbige Gläser über einander, nicht weniger ölgetränkte, durchscheinende Papiere alle und jede Arten von Mischung hervorbringen, und dem Auge, nach Belieben des Experimentirenden, darstellen.

571.

Schließlich gehören hierher die Lasuren der Maler, wodurch eine viel geistigere Mischung entsteht, als durch die mechanisch atomistische, deren sie sich gewöhnlich bedienen, hervorgebracht werden kann.

LXVI.

Mittheilung.

Wirkliche.

572.

Wenn wir nunmehr auf gedachte Weise uns Farbenmaterialien verschafft haben, so entsteht ferner die Frage, wie wir solche farblosen

Körpern mittheilen können, deren Beantwortung für das Leben, den Gebrauch, die Benutzung, die Technik von der größten Bedeutung ist.

573.

Hier kommt abermals die dunkle Eigenschaft einer jeden Farbe zur Sprache. Von dem Gelben, das ganz nahe am Weißen liegt, durchs Orange und Mennigfarbe zum Reinrothen und Carmin, durch alle Abstufungen des Violetten bis in das sattes Blau, das ganz am Schwarzen liegt, nimmt die Farbe immer an Dunkelheit zu. Das Blaue, einmal specificirt, läßt sich verdünnen, erhellen, mit dem Gelben verbinden, wodurch es grün wird, und sich nach der Lichtseite hinzieht. Keineswegs geschieht dieß aber seiner Natur nach.

574.

Bei den physiologischen Farben haben wir schon gesehen, daß sie ein Minus sind als das Licht, indem sie beim Abklingen des Lichteindrucks entstehen, ja zuletzt diesen Eindruck ganz als ein Dunkles zurücklassen. Bei physischen Versuchen belehrt uns schon der Gebrauch trüber Mittel, die Wirkung trüber Nebenbilder, daß hier von einem gedämpften Lichte, von einem Uebergang ins Dunkle die Rede sey.

575.

Bei der chemischen Entstehung der Pigmente werden wir dasselbe bei der ersten Erregung gewahr. Der gelbe Hauch, der sich über den Stahl zieht, verdunkelt schon die glänzende Oberfläche. Bei der Verwandlung des Bleiweißes in Massicot ist es deutlich, daß das Gelbe dunkler als Weiß sey.

576.

Diese Operation ist von der größten Zartheit, und so auch die Steigerung, welche immer fortwächst, die Körper, welche bearbeitet werden, immer inniger und kräftiger färbt, und so auf die größte Feinheit der behandelten Theile, auf unendliche Theilbarkeit hinweist.

577.

Mit den Farben, welche sich gegen das Dunkle hinbegeben, und folglich besonders mit dem Blauen, können wir ganz an das Schwarze hinanrücken; wie uns denn ein recht vollkommenes Berlinerblau, ein durch Vitriolsäure behandelter Indig fast als Schwarz erscheint.

578.

Hier ist es nun der Ort, einer merkwürdigen Erscheinung zu

gedenken, daß nämlich Pigmente in ihrem höchst gesättigten und gedrängten Zustande, besonders aus dem Pflanzenreiche, als erstgedachter Indig oder auf seine höchste Stufe geführter Krapp, ihre Farbe nicht mehr zeigen; vielmehr erscheint auf ihrer Oberfläche ein entschiedener Metallglanz, in welchem die physiologisch geforderte Farbe spielt.

579.

Schon jeder gute Indig zeigt eine Kupferfarbe auf dem Bruch, welches im Handel ein Kennzeichen ausmacht. Der durch Schwefelsäure bearbeitete aber, wenn man ihn dick aufstreicht oder eintrocknet, so daß weder das weiße Papier noch die Porcellanschale durchwirken kann, läßt eine Farbe sehen, die dem Orange nahekommt.

580.

Die hochpurpurfarbene spanische Schminke, wahrscheinlich aus Krapp bereitet, zeigt auf der Oberfläche einen vollkommenen grünen Metallglanz. Streicht man beide Farben, die blaue und rothe, mit einem Pinsel auf Porcellan oder Papier aus einander, so hat man sie wieder in ihrer Natur, indem das Helle der Unterlage durch sie hindurchscheint.

581.

Farbige Liqueren erscheinen schwarz, wenn kein Licht durch sie hindurchfällt, wie man sich in parallelepipedischen Blechgefäßen mit Glasboden sehr leicht überzeugen kann. In einem solchen wird jede durchsichtige, farbige Infusion, wenn man einen schwarzen Grund unterlegt, schwarz und farblos erscheinen.

582.

Macht man die Vorrichtung, daß das Bild einer Flamme von der untern Fläche zurückstrahlen kann, so erscheint diese gefärbt. Hebt man das Gefäß in die Höhe, und läßt das Licht auf druntergehaltenes weißes Papier fallen, so erscheint die Farbe auf diesem. Jede helle Unterlage, durch ein solches gefärbtes Mittel gesehen, zeigt die Farbe desselben.

583.

Jede Farbe also, um gesehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalte haben. Daher kommt es, daß, je heller und glänzender die Unterlagen sind, desto schöner erscheinen die Farben. Zieht man Lackfarben auf einen metallisch glänzenden weißen Grund, wie unsere sogenannten Folien verfertigt werden, so zeigt sich die Herrlichkeit der Farbe bei diesem zurückwirkenden Licht so sehr, als bei irgend einem prismatischen Versuche.

Ja die Energie der physischen Farben beruht hauptsächlich darauf, daß mit und hinter ihnen das Licht immerfort wirksam ist.

584.

Lichtenberg, der zwar, seiner Zeit und Lage nach, der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, war doch ein zu guter Beobachter und zu geistreich, als daß er das, was ihm vor Augen erschien, nicht hätte bemerken und nach seiner Weise erklären und zurecht legen sollen. Er sagt in der Vorrede zu Delaval: „Auch scheint es mir aus andern Gründen wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfinden müsse."

585.

Sich weiße Unterlagen zu verschaffen, ist das Hauptgeschäft des Färbers. Farblosen Erden, besonders dem Alaun, kann jede specificirte Farbe leicht mitgetheilt werden. Besonders aber hat der Färber mit Producten der animalischen und der Pflanzenorganisation zu schaffen.

586.

Alles Lebendige strebt zur Farbe, zum Besondern, zur Specification, zum Effect, zur Undurchsichtigkeit bis ins Unendlichfeine. Alles Abgelebte zieht sich nach dem Weißen (494), zur Abstraction, zur Allgemeinheit, zur Verklärung, zur Durchsichtigkeit.

587.

Wie dieses durch Technik bewirkt werde, ist in dem Capitel von Entziehung der Farbe anzudeuten. Hier bei der Mittheilung haben wir vorzüglich zu bedenken, daß Thiere und Vegetabilien im lebendigen Zustande Farbe an sich hervorbringen, und solche daher, wenn sie ihnen völlig entzogen ist, um desto leichter wieder in sich aufnehmen.

XLVII.

Mittheilung.

Scheinbare.

588.

Die Mittheilung trifft, wie man leicht sehen kann, mit der Mischung zusammen, sowohl die wahre als die scheinbare. Wir wiederholen deßwegen nicht, was oben so viel als nöthig ausgeführt worden.

589.

Doch bemerken wir gegenwärtig umständlicher die Wichtigkeit einer scheinbaren Mittheilung, welche durch den Wiederschein geschieht. Es ist dieses zwar sehr bekannte, doch immer ahnungsvolle Phänomen dem Physiker wie dem Maler von der größten Bedeutung.

590.

Man nehme eine jede specificirte farbige Fläche, man stelle sie in die Sonne und lasse den Wiederschein auf andere farblose Gegenstände fallen. Dieser Wiederschein ist eine Art gemäßigten Lichts, ein Halblicht, ein Halbschatten, der außer seiner gedämpften Natur die specifische Farbe der Fläche mit abspiegelt.

591.

Wirkt dieser Wiederschein auf lichte Flächen, so wird er aufgehoben, und man bemerkt die Farbe wenig, die er mit sich bringt. Wirkt er aber auf Schattenstellen, so zeigt sich eine gleichsam magische Verbindung mit dem *γενιῷ*. Der Schatten ist das eigentliche Element der Farbe, und hier tritt zu demselben eine schattige Farbe beleuchtend, färbend und belebend. Und so entsteht eine eben so mächtige als angenehme Erscheinung, welche dem Maler, der sie zu benutzen weiß, die herrlichsten Dienste leistet. Hier sind die Vorbilder der sogenannten Reflexe, die in der Geschichte der Kunst erst später bemerkt werden, und die man seltener als billig in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit anzuwenden gewußt hat.

592.

Die Scholastiker nannten diese Farben colores notionales und intentionales; wie uns denn überhaupt die Geschichte zeigen wird, daß jene Schule die Phänomene schon gut genug beachtete, auch sie gehörig zu sondern wußte, wenn schon die ganze Behandlungsart solcher Gegenstände von der unsrigen sehr verschieden ist.

XLVIII.

Entziehung.

593.

Den Körpern werden auf mancherlei Weise die Farben entzogen, sie mögen dieselben von Natur besitzen oder wir mögen ihnen solche mitgetheilt

haben. Wir ſind daher im Stande ihnen zu unſerm Vortheil zweckmäßig die Farbe zu nehmen, aber ſie entflieht auch oft zu unſerm Nachtheil gegen unſern Willen.

494.

Nicht allein die Grunderden ſind in ihrem natürlichen Zuſtande weiß, ſondern auch vegetabiliſche und animaliſche Stoffe können, ohne daß ihr Gewebe zerſtört wird, in einen weißen Zuſtand verſetzt werden. Da uns nun zu mancherlei Gebrauch ein reinliches Weiß höchſt nöthig und angenehm iſt, wie wir uns beſonders gern der leinenen und baumwollenen Zeuge ungefärbt bedienen; auch ſeidene Zeuge, das Papier und anderes uns deſto angenehmer ſind, je weißer ſie gefunden werden: weil auch ferner, wie wir oben geſehen, das Hauptfundament der ganzen Färberei weiße Unterlagen ſind: ſo hat ſich die Technik theils zufällig, theils mit Nachdenken, auf das Entziehen der Farbe aus dieſen Stoffen ſo emſig geworfen, daß man hierüber unzählige Verſuche gemacht und gar manches Bedeutende entdeckt hat.

595.

In dieſer völligen Entziehung der Farbe liegt eigentlich die Beſchäftigung der Bleichkunſt, welche von mehreren empiriſcher oder methodiſcher abgehandelt werden. Wir geben die Hauptmomente hier nur kürzlich an.

596.

Das Licht wird als eines der erſten Mittel die Farbe den Körpern zu entziehen angeſehen, und zwar nicht allein das Sonnenlicht, ſondern das bloße gewaltloſe Tageslicht. Denn wie beide Lichter, ſowohl das directe von der Sonne, als auch das abgeleitete Himmelslicht, die Bononiſchen Phosphoren entzünden, ſo wirken auch beide Lichter auf gefärbte Flächen. Es ſey nun daß das Licht die ihm verwandte Farbe ergreife, ſie, die ſo viel Flammenartiges hat, gleichſam entzünde, verbrenne und das an ihr Specificirte wieder in ein Allgemeines auflöſe, oder daß eine andere uns unbekannte Operation geſchehe, genug das Licht übt eine große Gewalt gegen farbige Flächen aus und bleicht ſie mehr oder weniger. Doch zeigen auch hier die verſchiedenen Farben eine verſchiedene Zerſtörlichkeit und Dauer; wie denn das Gelbe, beſonders das aus gewiſſen Stoffen Bereitete hier zuerſt davon fliegt.

597.

Aber nicht allein das Licht, ſondern auch die Luft und beſonders das

Waſſer wirken gewaltig auf die Entziehung der Farbe. Man will ſogar bemerkt haben, daß wohl befeuchtete, bei Nacht auf dem Rafen ausgebreitete Garne beſſer bleichen als ſolche, welche, gleichfalls wohl befeuchtet, dem Sonnenlicht ausgeſetzt werden. Und ſo mag ſich denn freilich das Waſſer auch hier als ein Auflöſendes, Vermittelndes, das Zufällige Aufhebendes, und das Beſondere ins Allgemeine Zurückführendes beweiſen.

598.

Durch Reagentien wird auch eine ſolche Entziehung bewirkt. Der Weingeiſt hat eine beſondere Neigung dasjenige was die Pflanzen färbt, an ſich zu ziehen und ſich damit, oft auf eine ſehr beſtändige Weiſe, zu färben. Die Schwefelſäure zeigt ſich, beſonders gegen Wolle und Seide, als farbenentziehend ſehr wirkſam; und wem iſt nicht der Gebrauch des Schwefeldampfes da bekannt, wo man etwas vergilbtes oder beflecktes Weiß herzuſtellen gedenkt?

599.

Die ſtärkſten Säuren ſind in der neuern Zeit als kürzere Bleichmittel angerathen worden.

600.

Eben ſo wirken im Gegenſinne die alkaliſchen Reagentien, die Laugen an ſich, die zu Seife mit Lauge verbundenen Oele und Fettigkeiten u. ſ. w., wie dieſes alles in den ausdrücklich zu dieſem Zwecke verfaßten Schriften umſtändlich gefunden wird.

601.

Uebrigens möchte es wohl der Mühe werth ſeyn, gewiſſe zarte Verſuche zu machen, in wiefern Licht und Luft auf das Entziehen der Farbe ihre Thätigkeit äußern. Man könnte vielleicht unter luftleeren, mit gemeiner Luft oder beſondern Luftarten gefüllten Glocken ſolche Farbſtoffe dem Licht ausſetzen, deren Flüchtigkeit man kennt, und beobachten, ob ſich nicht an das Glas wieder etwas von der verflüchtigten Farbe anſetzte oder ſonſt ein Niederſchlag ſich zeigte, und ob alsdann dieſes Wiedererſcheinende dem Unſichtbargewordenen völlig gleich ſey, oder ob es eine Veränderung erlitten habe? Geſchickte Experimentatoren erſinnen ſich hierzu wohl mancherlei Vorrichtungen.

602.

Wenn wir nun alſo zuerſt die Naturwirkungen betrachtet haben, wie

vom Förſter anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und ſuche mir die ſchönſte Seite. Ich trete weit genug weg um ihn völlig zu überſehen; ich warte ein günſtiges Licht ab, und nun ſoll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen ſeyn!

Der Laie mag das glauben; der Künſtler, hinter den Couliſſen ſeines Handwerks, ſollte aufgeklärter ſeyn.

Gerade das, was ungebildeten Menſchen am Kunſtwerk als Natur auffällt, das iſt nicht Natur (von außen), ſondern der Menſch. (Natur von innen.)

Wir wiſſen von keiner Welt, als in Bezug auf den Menſchen; wir wollen keine Kunſt, als die ein Abdruck dieſes Bezugs iſt.

Wer zuerſt im Bilde auf ſeinen Horizont die Zielpunkte des mannichfaltigen Spiels wagrechter Linien bannte, erfand das Princip der Perſpective.

Wer zuerſt aus der Syſtole und Diaſtole zu der die Retina gebildet iſt, aus dieſer Synkriſis und Diakriſis, mit Plato zu ſprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Principien des Colorits entdeckt.

Suchet in euch, ſo werdet ihr alles finden, und erfreuet euch wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem ſagt, was ihr in euch ſelbſt gefunden habt.

---

wir sie zu unsern Absichten anwenden, so ist noch einiges zu sagen von dem, wie sie feindlich gegen uns wirken.

603.

Die Malerei ist in dem Falle, daß sie die schönsten Arbeiten des Geistes und der Mühe durch die Zeit auf mancherlei Weise zerstört sieht. Man hat daher sich immer viel Mühe gegeben, dauernde Pigmente zu finden, und sie auf eine Weise unter sich, so wie mit der Unterlage zu vereinigen, daß ihre Dauer dadurch noch mehr gesichert werde; wie uns hiervon die Technik der Malerschulen genugsam unterrichten kann.

604.

Auch ist hier der Platz, einer Halbkunst zu gedenken, welcher wir in Absicht auf Färberei sehr vieles schuldig sind: ich meine die Tapetenwirkerei. Indem man nämlich in den Fall kam, die zartesten Schattirungen der Gemälde nachzuahmen, und daher die verschiedenst gefärbten Stoffe oft neben einander zu bringen, so bemerkte man bald, daß die Farben nicht alle gleich dauerhaft waren, sondern die eine eher als die andere dem gewobenen Bilde entzogen wurde. Es entsprang daher das eifrigste Bestreben, den sämmtlichen Farben und Schattirungen eine gleiche Dauer zu versichern, welches besonders in Frankreich unter Colbert geschah, dessen Verfügungen über diesen Punkt in der Geschichte der Färbekunst Epoche machen. Die sogenannte Schönfärberei, welche sich nur zu einer vergänglichen Anmuth verpflichtete, ward eine besondere Gilde; mit desto größerem Ernst hingegen suchte man diejenige Technik, welche für die Dauer stehen sollte, zu begründen.

So wären wir, bei Betrachtung des Entziehens der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit glänzender Farbenerscheinungen, wieder auf die Forderung der Dauer zurückgekehrt, und hätten auch in diesem Sinne unsern Kreis abermals abgeschlossen.

XLIX.

Nomenclatur.

605.

Nach dem was wir bisher von dem Entstehen, dem Fortschreiten und der Verwandtschaft der Farben ausgeführt, wird sich besser übersehen

laſſen, welche Nomenclatur künftig wünſchenswerth wäre, und was von der bisherigen zu halten ſey.

606.

Die Nomenclatur der Farben ging, wie alle Nomenclaturen, beſonders aber diejenigen welche ſinnliche Gegenſtände bezeichnen, vom Beſondern aus ins Allgemeine und vom Allgemeinen wieder zurück ins Beſondere. Der Name der Species ward ein Geſchlechtsname, dem ſich wieder das Einzelne unterordnete.

607.

Dieſer Weg konnte bei der Beweglichkeit und Unbeſtimmtheit des frühern Sprachgebrauchs zurückgelegt werden, beſonders da man in den erſten Zeiten ſich auf ein lebhafteres ſinnliches Anſchauen verlaſſen durfte. Man bezeichnete die Eigenſchaften der Gegenſtände unbeſtimmt, weil ſie jedermann deutlich in der Imagination feſthielt.

608.

Der reine Farbenkreis war zwar enge, er ſchien aber an unzähligen Gegenſtänden ſpecificirt und individualiſirt, und mit Nebenbeſtimmungen bedingt. Man ſehe die Mannichfaltigkeit der griechiſchen und römiſchen Ausdrücke in der Geſchichte der Farbenlehre, und man wird mit Vergnügen dabei gewahr werden, wie beweglich und läßlich die Worte beinahe durch den ganzen Farbenkreis herum gebraucht worden.

609.

In ſpäteren Zeiten trat durch die mannichfaltigen Operationen der Färbekunſt manche neue Schattirung ein. Selbſt die Modefarben und ihre Benennungen ſtellten ein unendliches Heer von Farben-Individualitäten dar. Auch die Farbenterminologie der neuern Sprachen werden wir gelegentlich aufführen; wobei ſich denn zeigen wird, daß man immer auf genauere Beſtimmungen ausgegangen, und ein Fixirtes, Specificirtes auch durch die Sprache feſtzuhalten und zu vereinzeln geſucht hat.

610.

Was die deutſche Terminologie betrifft, ſo hat ſie den Vortheil, daß wir vier einſylbige, an ihren Urſprung nicht mehr erinnernde Namen beſitzen, nämlich Gelb, Blau, Roth, Grün. Sie ſtellen nur das Allgemeinſte der Farbe der Einbildungskraft dar, ohne auf etwas Specifiſches hinzudeuten.

611.

Wollten wir in jeden Zwischenraum zwischen diesen vierten noch zwei Bestimmungen setzen, als Rothgelb und Gelbroth, Rothblau und Blauroth, Gelbgrün und Grüngelb, Blaugrün und Grünblau, so würden wir die Schattirungen des Farbenkreises bestimmt genug ausdrücken; und wenn wir die Bezeichnungen von Hell und Dunkel hinzufügen wollten, ingleichen die Beschmutzungen einigermaßen andeuten, wozu uns die gleichfalls einsylbigen Worte Schwarz, Weiß, Grau und Braun zu Diensten stehen, so würden wir ziemlich auslangen, und die vorkommenden Erscheinungen ausdrücken, ohne uns zu bekümmern, ob sie auf dynamischem oder atomistischem Wege entstanden sind.

612.

Man könnte jedoch immer hierbei die specifischen und individuellen Ausdrücke vortheilhaft benutzen, so wie wir uns auch des Wortes Orange und Violett bedienten. Ingleichen haben wir das Wort Purpur gebraucht, um das reine, in der Mitte stehende Roth zu bezeichnen, weil der Saft der Purpurschnecke, besonders wenn er feine Leinwand durchdrungen hat, vorzüglich durch das Sonnenlicht zu dem höchsten Punkte der Culmination zu bringen ist.

L.

Mineralien.

613.

Die Farben der Mineralien sind alle chemischer Natur, und so kann ihre Entstehungsweise aus dem, was wir von den chemischen Farben gesagt haben, ziemlich entwickelt werden.

614.

Die Farbenbenennungen stehen unter den äußern Kennzeichen oben an, und man hat sich, im Sinne der neuern Zeit, große Mühe gegeben jede vorkommende Erscheinung genau zu bestimmen und festzuhalten; man hat aber dadurch, wie uns dünkt, neue Schwierigkeiten erregt, welche beim Gebrauch manche Unbequemlichkeit veranlassen.

615.

Freilich führt auch dieses, sobald man bedenkt, wie die Sache entstanden, seine Entschuldigung mit sich. Der Maler hatte von jeher das

Vorrecht, die Farbe zu handhaben. Die wenigen specificirten Farben standen fest, und dennoch kamen durch künstliche Mischungen unzählige Schattirungen hervor, welche die Oberfläche der natürlichen Gegenstände nachahmten. War es daher ein Wunder, wenn man auch diesen Mischungsweg einschlug und den Künstler aufrief, gefärbte Musterflächen aufzustellen, nach denen man die natürlichen Gegenstände beurtheilen und bezeichnen könnte? Man fragte nicht, wie geht die Natur zu Werke, um diese und jene Farbe auf ihrem innern lebendigen Wege hervorzubringen, sondern wie belebt der Maler das Todte, um ein dem Lebendigen ähnliches Scheinbild darzustellen? Man ging also immer von Mischung aus, und kehrte auf Mischung zurück, so daß man zuletzt das Gemischte wieder zu mischen vornahm, um einige sonderbare Specificationen und Individualisationen auszudrücken und zu unterscheiden.

616.

Uebrigens läßt sich bei der gedachten eingeführten mineralischen Farbenterminologie noch manches erinnern. Man hat nämlich die Benennungen nicht, wie es doch meistens möglich gewesen wäre, aus dem Mineralreich, sondern von allerlei sichtbaren Gegenständen genommen, da man doch mit größerem Vortheil auf eigenem Grund und Boden hätte bleiben können. Ferner hat man zu viel einzelne specifische Ausdrücke aufgenommen, und indem man durch Vermischung dieser Specificationen wieder neue Bestimmungen hervorzubringen suchte, nicht bedacht, daß man dadurch vor der Imagination das Bild und vor dem Verstand den Begriff völlig aufhebe. Zuletzt stehen denn auch diese gewissermaßen als Grundbestimmungen gebrauchten einzelnen Farbenbenennungen nicht in der besten Ordnung, wie sie etwa von einander sich ableiten; daher denn der Schüler jede Bestimmung einzeln lernen, und sich ein beinahe todtes Positives einprägen muß. Die weitere Ausführung dieses Angedeuteten stünde hier nicht am rechten Orte.

LI.

Pflanzen.

617.

Man kann die Farben organischer Körper überhaupt als eine höhere chemische Operation ansehen, weßwegen sie auch die Alten durch das Wort

Kochung (πεψις) ausgedrückt haben. Alle Elementarfarben ſowohl als die gemiſchten und abgeleiteten kommen auf der Oberfläche organiſcher Naturen vor; dahingegen das Innere, man kann nicht ſagen, unfärbig, doch eigentlich mißfärbig erſcheint, wenn es zu Tage gebracht wird. Da wir bald an einem andern Orte von unſern Anſichten über organiſche Natur einiges mitzutheilen denken, ſo ſtehe nur dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indeſſen wir zu jenen beſondern Zwecken das weitere vorbereiten. Von den Pflanzen ſey alſo zuerſt geſprochen.

618.

Die Samen, Bulben, Wurzeln, und was überhaupt vom Lichte ausgeſchloſſen iſt, oder unmittelbar von der Erde ſich umgeben befindet, zeigt ſich meiſtentheils weiß.

619.

Die im Finſtern aus Samen erzogenen Pflanzen ſind weiß oder ins Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

620.

Die Pflanzen, die im Finſtern wachſen, ſetzen ſich von Knoten zu Knoten zwar lange fort; aber die Stängel zwiſchen zwei Knoten ſind länger als billig; keine Seitenzweige werden erzeugt, und die Metamorphoſe der Pflanzen hat nicht ſtatt.

621.

Das Licht verſetzt ſie dagegen ſogleich in einen thätigen Zuſtand: die Pflanze erſcheint grün, und der Gang der Metamorphoſe bis zur Begattung geht unaufhaltſam fort.

622.

Wir wiſſen, daß die Stängelblätter nur Vorbereitungen und Vorbedeutungen auf die Blumen- und Fruchtwerkzeuge ſind; und ſo kann man in den Stängelblättern ſchon Farben ſehen, die von weitem auf die Blume hindeuten, wie bei den Amaranthen der Fall iſt.

623.

Es gibt weiße Blumen, deren Blätter ſich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben; aber auch farbige, in denen die ſchöne Elementarerſcheinung hin und wieder ſpielt. Es gibt deren, die ſich nur theilweiſe vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

624.

Blumen einerlei Geschlechts, ja einerlei Art finden sich von allen Farben. Rosen und besonders Malven z. B. gehen einen großen Theil des Farbenkreises durch, vom Weißen ins Gelbe, sodann durch das Rothgelbe in den Purpur, und von da in das Dunkelste, was der Purpur, indem er sich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

625.

Andere fangen schon auf einer höhern Stufe an, wie z. B. die Mehne, welche von dem Gelbrothen ausgehen, und sich in das Violette hinüberziehen.

626.

Doch sind auch Farben bei Arten, Gattungen, ja Familien und Klassen, wo nicht beständig, doch herrschend, besonders die gelbe Farbe: die blaue ist überhaupt seltener.

627.

Bei den saftigen Hüllen der Frucht geht etwas ähnliches vor, indem sie sich von der grünen Farbe durch das Gelbliche und Gelbe bis zu dem höchsten Roth erhöhen, wobei die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige sind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenseite, in welchem letzten Falle man die Steigerung des Gelben ins Rothe durch größere An- und Uebereinanderdrängung sehr wohl beobachten kann.

628.

Auch sind mehrere Früchte innerlich gefärbt; besonders sind purpurrothe Säfte gewöhnlich.

629.

Wie die Farbe sowohl oberflächlich auf der Blume als durchdringend in der Furcht sich befindet, so verbreitet sie sich auch durch die übrigen Theile, indem sie die Wurzeln und die Säfte der Stängel färbt, und zwar mit sehr reicher und mächtiger Farbe.

630.

So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verschiedenen Stufen des Rothen bis ins Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer sind mir nicht bekannt; und so zeigt sich schon auf dieser Stufe der Organisation die active Seite mächtig, wenn in dem allgemeinen Grün der Pflanzen beide Seiten sich balanciren mögen.

631.

Wir haben oben gesehen, daß der aus der Erde dringende Keim sich

mehrentheils weiß und gelblich zeigt, durch Einwirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein ähnliches geschieht bei jungen Blättern der Bäume, wie man z. B. an den Birken sehen kann, deren junge Blätter gelblich sind und beim Auskochen einen schönen gelben Saft von sich geben. Nachher werden sie immer grüner, so wie die Blätter von andern Bäumen nach und nach in das Blaugrüne übergehen.

632.

So scheint auch das Gelbe wesentlicher den Blättern anzugehören, als der blaue Antheil: denn dieser verschwindet im Herbste, und das Gelbe des Blattes scheint in eine braune Farbe übergegangen. Noch merkwürdiger aber sind die besondern Fälle, da die Blätter im Herbste wieder rein gelb werden, und andere sich bis zu dem höchsten Roth hinaufsteigern.

633.

Uebrigens haben einige Pflanzen die Eigenschaft, durch künstliche Behandlung fast durchaus in ein Farbematerial verwandelt zu werden, das so fein, wirksam und unendlich theilbar ist, als irgend ein anderes. Beispiele sind der Indig und Krapp, mit denen so viel geleistet wird. Auch werden Flechten zum Färben benutzt.

634.

Diesem Phänomen steht ein anderes unmittelbar entgegen, daß man nämlich den färbenden Theil der Pflanzen ausziehen und gleichsam besonders darstellen kann, ohne daß ihre Organisation dadurch etwas zu leiden scheint. Die Farben der Blumen lassen sich durch Weingeist ausziehen und tingiren denselben; die Blumenblätter dagegen erscheinen weiß.

635.

Es giebt verschiedene Bearbeitungen der Blumen und ihrer Säfte durch Reagentien. Dieses hat Bayle in vielen Experimenten geleistet. Man bleicht die Rosen durch Schwefel und stellt sie durch andere Säuren wieder her. Durch Tabaksrauch werden die Rosen grün

LII.

Würmer, Insecten, Fische.

636.

Von den Thieren, welche auf den niedern Stufen der Organisation verweilen, sey hier vorläufig folgendes gesagt. Die Würmer, welche sich in der Erde aufhalten, der Finsterniß und der kalten Feuchtigkeit gewidmet sind, zeigen sich mißfärbig: die Eingeweidewürmer von warmer Feuchtigkeit im Finstern ausgebrütet und genährt, unfärbig; zu Bestimmung der Farbe scheint ausdrücklich Licht zu gehören.

637.

Diejenigen Geschöpfe, welche im Wasser wohnen, welches als ein obgleich sehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurch läßt, erscheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinste Kalkerde zu beleben scheinen, sind meistentheils weiß; doch finden wir die Corallen bis zum schönsten gelbroth hinaufgesteigert, welches in andern Wurmgehäusen sich bis nahe zum Purpur hinanhebt.

638.

Die Gehäuse der Schalthiere sind schön gezeichnet und gefärbt; doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken, noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben geziert sind, als die des Meerwassers.

639.

Bei Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher thierischer Organe sich wachsend vorwärts bewegte, und, indem sie sich um eine Achse drehten, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rimmen und Erhöhungen, nach einem immer sich vergrößernden Maßstab, hervorbrachten. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgend ein mannichfaltig färbender Saft beiwohnen mußte, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Punkten, Flecken und Schattirungen epochenweise bezeichnete, und so die Spuren seines steigenden Wachsthums auf die Außenseite dauernd hinterließ, indeß die innere meistens weiß oder nur blaßgefärbt angetroffen wird.

640.

Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt uns die

Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet, wovon der Saft des Dintenfisches ein Zeugniß giebt; ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehreren Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neuern Zeit auch wohl benutzt wird. Es giebt nämlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefäß, das mit einem rothen Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die ganzen Thiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herausnehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbgefüllte Gefäß auch von dem Thiere absondern, wodurch denn freilich ein concentrirterer Saft gewonnen wird.

641.

Dieser Saft hat das Eigene, daß er dem Licht und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann ins Blaue, von da ins Violette übergeht, immer aber ein höheres Roth annimmt, und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Battist aufgetragen worden, eine reine hohe rothe Farbe annimmt.

642.

Wir hätten also hier eine Steigerung von der Minusseite bis zur Culmination, die wir bei den unorganischen Fällen nicht leicht gewahr wurden; ja wir können diese Erscheinung beinahe ein Durchwandern des ganzen Kreises nennen, und wir sind überzeugt, daß durch gehörige Versuche wirklich die ganze Durchwanderung des Kreises bewirkt werden könne: denn es ist wohl kein Zweifel, daß sich durch wohl angewendete Säuren der Purpur vom Culminationspunkte herüber nach dem Scharlach führen ließe.

643.

Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen; ja sogar finden sich Eier, die Anfänge künftiger Schalthiere, welche ein solches färbendes Wesen enthalten. Von der andern Seite scheint aber dieser Saft auf das bei höher stehenden Thieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche Eigenschaften der Farbe sehen: in seinem verdünntesten Zustande erscheint es uns gelb; verdichtet wie es in den Adern sich befindet, roth, und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Roth, wahrscheinlich wegen der Säuerung, die

ihm beim Athemholen widerfährt: das venöse Blut geht mehr nach dem Bäuchen hin, und zeigt durch diese Beweglichkeit auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern.

644.

Sprechen wir, ehe wir das Element des Wassers verlassen, noch einiges von den Fischen, deren schuppige Oberfläche zu gewissen Farben öfters theils im Ganzen, theils streifig, theils fleckenweise specificirt ist, noch öfter ein gewisses Farbenspiel zeigt, das auf die Verwandtschaft der Schuppen mit den Gehäusen der Schalthiere, dem Perlenmutter, ja selbst der Perle hinweist. Nicht zu übergehen ist hierbei, daß heißere Himmelsstriche, auch schon in das Wasser wirksam, die Farben der Fische hervorbringen, verschönern und erhöhen.

645.

Auf Otaheiti bemerkte Forster Fische, deren Oberflächen sehr schön spielten, besonders im Augenblick, da der Fisch starb. Man erinnere sich hierbei des Chamäleons und anderer ähnlichen Erscheinungen, welche dereinst zusammengestellt diese Wirkungen deutlicher erkennen lassen.

646.

Noch zuletzt, obgleich außer der Reihe, ist wohl noch das Farbenspiel gewisser Mollusken zu erwähnen, so wie die Phosphorescenz einiger Seegeschöpfe, welche sich auch in Farben spielend verlieren soll.

647.

Wenden wir nunmehr unsere Betrachtung auf diejenigen Geschöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trockenen Wärme angehören, so finden wir uns freilich erst recht im lebendigen Farbenreiche. Hier erscheinen uns an trefflich organisirten Theilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schönheit. Sie deuten uns aber doch, daß eben diese Geschöpfe noch auf einer niedern Stufe der Organisation stehen, eben weil diese Elementarfarben noch unverarbeitet bei ihnen hervortreten können. Auch hier scheint die Hitze viel zu Ausarbeitung dieser Erscheinung beizutragen.

648.

Wir finden Insecten, welche als ganz concentrirter Farbenstoff anzusehen sind, worunter besonders die Coccusarten berühmt sind; wobei wir zu bemerken nicht unterlassen, daß ihre Weise, sich an Vegetabilien anzusiedeln, ja in dieselben hineinzumisten, auch zugleich jene Auswüchse

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt seyn, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch nicht bemerkt werden; wirken und nicht ins Allgemeine greifen: deßwegen jede Geschichte der Erfindung sich mit den wunderbarsten Räthseln herumschlägt.

Es ist so schwer etwas von Mustern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will so gut verdaut seyn, als der Stoff, ja sie verdaut sich viel schwerer.

Mancher hat nach der Antike studirt und sich ihr Wesen nicht ganz zugeeignet. Ist er darum scheltenswerth?

Die höheren Forderungen sind an sich schon schätzbarer auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

Das trocken Naive, das steif Wackere, das ängstlich Rechtliche, und womit man ältere deutsche Kunst charakterisiren mag, gehört zu jeder früheren einfacheren Kunstweise. Die alten Venetianer, Florentiner u. s. w. haben das alles auch.

Und wir Deutschen sollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben? —

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, sich nie zur Idee des Ebenmaaßes der Schönheit, ja sogar nie zum Gedanken einer schicklichen Zweckmäßigkeit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben! —

---

hervorbringt, welche als Beizen zu Befestigung der Farben so große Dienste leisten.

649.

Am auffallendsten aber zeigt sich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organisation, an denjenigen Insecten, welche eine vollkommene Metamorphose zu ihrer Entwickelung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.

650.

Diese letztern, die man wahrhaft Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft die schönsten Farben, welche, specificirt wie sie sind, auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten — eine Betrachtung, die, wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimniß der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß.

651.

Wenn wir übrigens die Flügel des Schmetterlings näher betrachten und in seinem netzartigen Gewebe die Spuren eines Armes entdecken, und ferner die Art, wie dieser gleichsam verflächte Arm durch zarte Federn bedeckt und zum Organ des Fliegens bestimmt worden, so glauben wir ein Gesetz gewahr zu werden, wonach sich die große Mannichfaltigkeit der Färbung richtet, welches künftig näher zu entwickeln seyn wird.

652.

Daß auch überhaupt die Hitze auf Größe des Geschöpfes, auf Ausbildung der Form, auf mehrere Herrlichkeit der Farben Einfluß habe, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

LIII.

Vögel.

653.

Je weiter wir nun uns gegen die höhern Organisationen bewegen, deste mehr haben wir Ursache, flüchtig und vorübergehend, nur einiges hinzustreuen. Denn alles, was solchen organischen Wesen natürlich begegnet, ist eine Wirkung von so vielen Prämissen, daß ohne dieselben wenigstens

angedeutet zu haben, nur etwas Unzulängliches und Gewagtes ausgesprochen wird.

654.

Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüthen und Früchte auf dem Stamme gleichsam gewurzelt sind, und sich von vollkommeneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerst zugebracht hat, wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organische als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenschaften sich ganz vorzüglich beweisen, so können wir auch die Federn der Vögel in einem gewissen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entspringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen herzugeben hat, und sind deßwegen sehr reich ausgestattete Organe.

655.

Die Kiele erwachsen nicht allein verhältnißmäßig zu einer ansehnlichen Größe, sondern sie sind durchaus geästet, wodurch sie eigentlich zu Federn werden; und manche dieser Ausästungen, Befiederungen sind wieder subdividirt, wodurch sie abermals an die Pflanzen erinnern.

656.

Die Federn sind sehr verschieden an Form und Größe, aber sie bleiben immer dasselbe Organ, das sich nur nach Beschaffenheit des Körpertheiles, aus welchem es entspringt, bildet und umbildet.

657.

Mit der Form verwandelt sich auch die Farbe, und ein gewisses Gesetz leitet sowohl die allgemeine Färbung, als auch die besondere, wie wir sie nennen möchten, diejenige nämlich, wodurch die einzelne Feder scheckig wird. Dieses ist es, woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entspringt, und woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. Es ist ein ähnliches mit jenem, das wir bei Gelegenheit der Metamorphose der Pflanzen früher entwickelt, und welches darzulegen wir die nächste Gelegenheit ergreifen werden.

658.

Nöthigen uns hier Zeit und Umstände über dieses organische Gesetz hinauszugehen, so ist doch hier unsere Pflicht, der chemischen Wirkungen zu gedenken, welche sich bei Färbung der Federn auf eine uns nun schon hinlänglich bekannte Weise zu äußern pflegen.

659.

Das Gefieder ist allfarbig, doch im Ganzen das gelbe, das sich zum Rothen steigert, häufiger als das blaue.

660.

Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben ist durchaus bemerklich. So ist z. B. auf der Brust gewisser Papageien die Feder eigentlich gelb. Der schuppenartig hervortretende Theil, den das Licht bescheint, ist aus dem Gelben ins Rothe gesteigert. So sieht die Brust eines solchen Thiers hochroth aus; wenn man aber in die Federn bläst, erscheint das Gelbe.

661.

So ist durchaus der unbedeckte Theil der Federn von dem im ruhigen Zustand bedeckten höchlich unterschieden, so daß sogar nur der unbedeckte Theil, z. B. bei Raben, bunte Farben spielt, der bedeckte aber nicht; nach welcher Anleitung man die Schwanzfedern, wenn sie durch einander geworfen sind, sogleich wieder zurecht legen kann.

LIV.

Säugethiere und Menschen.

662.

Hier fangen die Elementarfarben an uns ganz zu verlassen. Wir sind auf der höchsten Stufe, auf der wir nur flüchtig verweilen.

663.

Das Säugthier steht überhaupt entschieden auf der Lebensseite. Alles was sich an ihm äußert, ist lebendig. Von dem Innern sprechen wir nicht; also hier nur einiges von der Oberfläche. Die Haare unterscheiden sich schon dadurch von den Federn, daß sie der Haut mehr angehören, daß sie einfach, fadenartig, nicht geästet sind. An den verschiedenen Theilen des Körpers sind sie aber auch, nach Arten der Federn, kürzer, länger, zarter und stärker, farblos oder gefärbt, und dieß alles nach Gesetzen, welche sich aussprechen lassen.

664.

Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbroth und Braun wechseln auf mannichfaltige Weise, doch erscheinen sie niemals auf eine solche Art, daß sie uns

an die Elementarfarben erinnerten. Sie sind alle vielmehr gemischte, durch organische Kochung bezwungene Farben, und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Wesens, dem sie angehören.

665.

Eine von den wichtigsten Betrachtungen der Morphologie, insofern sie Oberflächen beobachtet, ist diese, daß auch bei den vierfüßigen Thieren die Flecken der Haut auf die innern Theile, über welche sie gezogen ist, einen Bezug haben. So willkürlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu wirken scheint, so consequent wird dennoch ein tiefes Gesetz beobachtet, dessen Entwickelung und Anwendung freilich nur einer genauen Sorgfalt und treuen Theilnehmung vorbehalten ist.

666.

Wenn bei Affen gewisse nackte Theile bunt, mit Elementarfarben, erscheinen, so zeigt dieß die weite Entfernung eines solchen Geschöpfs von der Vollkommenheit an: denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hie und da etwas Specifisches absondern.

667.

Von dem Menschen haben wir wenig zu sagen: denn er trennt sich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menschen Inneres ist so viel verwandt, daß seine Oberfläche nur sparsamer begabt werden konnte.

668.

Wenn man nimmt, daß schon unter der Haut die Thiere mit Intercutanmuskeln mehr belastet als begünstigt sind, wenn man sieht, daß gar manches Ueberflüssige nach außen strebt, wie z. B. die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger die Haare, Mähnen, Zotten, so sieht man wohl, daß die Natur vieles abzugeben und zu verschwenden hatte.

669.

Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein, und läßt, bei den vollkommensten, außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen, die schöne Form sehen; denn im Vorbeigehen sey es gesagt, ein Ueberfluß der Haare an Brust, Armen, Schenkeln deutet eher

auf Schwäche als auf Stärke; wie denn wahrscheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigens starken Thiernatur verführt, mitunter solche haarige Helden zu Ehren gebracht haben.

670.

Doch haben wir hauptsächlich an diesem Ort von der Farbe zu reden. Und so ist die Farbe der menschlichen Haut, in allen ihren Abweichungen, durchaus keine Elementarfarbe, sondern eine durch organische Kochung höchst bearbeitete Erscheinung.

671.

Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterschied der Charaktere deute, ist wohl keine Frage, wie wir ja schon einen bedeutenden Unterschied an blonden und braunen Menschen gewahr werden; wodurch wir auf die Vermuthung geleitet werden, daß ein oder das andere organische System vorwaltend eine solche Verschiedenheit hervorbringe. Ein Gleiches läßt sich wohl auf Nationen anwenden; wobei vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewisse Farben mit gewissen Bildungen zusammentreffen, worauf wir schon durch die Mohrenphysiognomien aufmerksam geworden.

672.

Uebrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweiflerfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menschenbildung und Farbe gleich schön, und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der andern vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles dessen was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Mensch, d. h. derjenige, dessen Oberfläche vom Weißen ins Gelbliche, Bräunliche, Röthliche spielt, kurz dessen Oberfläche am gleichgültigsten erscheint, am wenigsten sich zu irgend etwas Besonderem hinneigt, der schönste sey. Und so wird auch wohl künftig, wenn von der Form die Rede seyn wird, ein solcher Gipfel menschlicher Gestalt sich vor das Anschauen bringen lassen; nicht als ob diese alte Streitfrage hierdurch für immer entschieden seyn sollte — denn es giebt Menschen genug, welche Ursache haben, diese Deutsamkeit des Aeußern in Zweifel zu setzen — sondern daß dasjenige ausgesprochen werde, was aus einer Folge von Beobachtung und Urtheil einem Sicherheit und Beruhigung suchenden Gemüthe hervorspringt. Und so fügen wir zum Schluß noch einige auf die elementarchemische Farbenlehre sich beziehende Betrachtungen bei.

LV.

Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung.

673.

Die physischen und chemischen Wirkungen farbloser Beleuchtung sind bekannt, so daß es hier unnöthig seyn dürfte, sie weitläufig auseinander zu setzen. Das farblose Licht zeigt sich unter verschiedenen Bedingungen als Wärme erregend, als ein Leuchten gewissen Körpern mittheilend, als auf Säuerung und Entsäuerung wirkend. In der Art und Stärke dieser Wirkungen findet sich wohl mancher Unterschied, aber keine solche Differenz, die auf einen Gegensatz hinwiese, wie solche bei farbigen Beleuchtungen erscheint, wovon wir nunmehr kürzlich Rechenschaft zu geben gedenken.

674.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung als Wärme erregend wissen wir folgendes zu sagen: An einem sehr sensibeln sogenannten Luftthermometer beobachte man die Temperatur des dunkeln Zimmers. Bringt man die Kugel darauf in das direct hereinscheinende Sonnenlicht, so ist nichts natürlicher, als daß die Flüssigkeit einen viel höhern Grad der Wärme anzeige. Schiebt man alsdann farbige Gläser vor, so folgt auch ganz natürlich, daß sich der Wärmegrad vermindere, erstlich weil die Wirkung des directen Lichts schon durch das Glas etwas gehindert ist, sodann aber vorzüglich weil ein farbiges Glas, als ein Dunkles, ein wenigeres Licht hindurchläßt.

675.

Hierbei zeigt sich aber dem aufmerksamen Beobachter ein Unterschied der Wärmeerregung, je nachdem diese oder jene Farbe dem Glase eigen ist. Das gelbe und gelbrothe Glas bringt eine höhere Temperatur, als das blaue und blaurothe hervor, und zwar ist der Unterschied von Bedeutung.

676.

Will man diesen Versuch mit dem sogenannten prismatischen Spectrum anstellen, so bemerke man am Thermometer erst die Temperatur des Zimmers, lasse alsdann das blaufärbige Licht auf die Kugel fallen, so wird ein etwas höherer Wärmegrad angezeigt, welcher immer wächst, wenn man die übrigen Farben nach und nach auf die Kugel bringt. In der gelbrothen ist die Temperatur am stärksten, noch stärker aber unter dem Gelbrothen.

Macht man die Vorrichtung mit dem Waſſerprisma, ſo daß man das weiße Licht in der Mitte vollkommen haben kann, ſo iſt dieſes zwar gebrochene, aber noch nicht gefärbte Licht das wärmſte; die übrigen Farben verhalten ſich hingegen wie vorher geſagt.

677.

Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Ableitung und Erklärung dieſer Phänomene zu thun iſt, ſo bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß ſich am Spectrum unter dem Rothen keineswegs das Licht vollkommen abſchneidet, ſondern daß immer noch ein gebrochenes, von ſeinem Wege abgelenktes, ſich hinter dem prismatiſchen Farbenbilde gleichſam herſchleichendes Licht zu bemerken iſt, ſo daß man bei näherer Betrachtung wohl kaum nöthig haben wird, zu unſichtbaren Strahlen und deren Brechung ſeine Zuflucht zu nehmen.

678.

Die Mittheilung des Lichtes durch farbige Beleuchtung zeigt dieſelbige Differenz. Den Beneniſchen Phosphoren theilt ſich das Licht mit durch blaue und violette Gläſer, keineswegs aber durch gelbe und gelbrothe; ja man will ſogar bemerkt haben, daß die Phosphoren, welchen man durch violette und blaue Gläſer den Glühſchein mitgetheilt, wenn man ſolche nachher unter die gelben und gelbrothen Scheiben gebracht, früher verlöſchen als die, welche man im dunkeln Zimmer ruhig liegen läßt.

679.

Man kann dieſe Verſuche wie die vorhergehenden auch durch das prismatiſche Spectrum machen, und es zeigen ſich immer dieſelben Reſultate.

680.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung auf Säuerung und Entſäuerung kann man ſich folgendermaßen unterrichten. Man ſtreiche feuchtes, ganz weißes Hornſilber auf einen Papierſtreifen; man lege ihn ins Licht, daß er einigermaßen grau werde und ſchneide ihn alsdann in drei Stücke. Das eine lege man in ein Buch, als bleibendes Muſter, das andere unter ein gelbrothes, das dritte unter ein blaurothes Glas. Dieſes letzte Stück wird immer dunkelgrauer werden und eine Entſäuerung anzeigen: das unter dem Gelbrothen befindliche wird immer heller grau, tritt alſo dem erſten Zuſtand vollkommener Säuerung wieder näher. Von beidem kann man ſich durch Vergleichung mit dem Muſterſtücke überzeugen.

681.

Man hat auch eine schöne Vorrichtung gemacht, diese Versuche mit dem prismatischen Bilde anzustellen. Die Resultate sind den bisher erwähnten gemäß, und wir werden das Nähere davon späterhin vortragen, und dabei die Arbeiten eines genauen Beobachters benutzen, der sich bisher mit diesen Versuchen sorgfältig beschäftigte.

LVI.

Chemische Wirkung bei der dioptrischen Achromasie.

682.

Zuerst ersuchen wir unsere Leser, dasjenige wieder nachzusehen, was wir oben (285—298) über diese Materie vorgetragen, damit es hier keiner weitern Wiederholung bedürfe.

683.

Man kann also einem Glase die Eigenschaft geben, daß es, ohne viel stärker zu refrangiren als vorher, d. h. ohne das Bild um ein sehr Merkliches weiter zu verrücken, dennoch viel breitere Farbensäume hervorbringt.

684.

Diese Eigenschaft wird dem Glase durch Metallkalke mitgetheilt. Daher Mennig, mit einem reinen Glase innig zusammengeschmolzen und vereinigt, diese Wirkung hervorbringt. Flintglas (291) ist ein solches mit Bleikalk bereitetes Glas. Auf diesem Wege ist man weiter gegangen und hat die sogenannte Spießglanzbutter, die sich nach einer neuern Bereitung als reine Flüssigkeit darstellen läßt, in linsenförmigen und prismatischen Gefäßen benutzt, und hat eine sehr starke Farbenerscheinung bei mäßiger Refraction hervorgebracht, und die von uns sogenannte Hyperchromasie sehr lebhaft dargestellt.

685.

Bedenkt man nun, daß das gemeine Glas, wenigstens überwiegend alkalischer Natur sey, indem es vorzüglich aus Sand und Laugensalzen zusammengeschmolzen wird, so möchte wohl eine Reihe von Versuchen belehrend seyn, welche das Verhältniß völlig alkalischer Liqueren zu völligen Säuren auseinander setzten.

686.

Wäre nun das Maximum und Minimum gefunden, ſo wäre die Frage ob nicht irgend ein brechend Mittel zu erdenken ſey, in welchem die von der Refraction beinahe unabhängig auf- und abſteigende Farbenerſcheinung, bei Verrückung des Bildes, völlig null werden könnte?

687.

Wie ſehr wünſchenswerth wäre es daher für dieſen letzten Punkt ſowohl als für unſere ganze dritte Abtheilung, ja für die Farbenlehre überhaupt, daß die mit Bearbeitung der Chemie, unter immer fortſchreitenden neuen Anſichten, beſchäftigten Männer auch hier eingreifen, und das was wir beinahe nur mit rohen Zügen angedeutet, in das Feinere verfolgen und in einem allgemeinen, der ganzen Wiſſenſchaft zuſagenden Sinne bearbeiten möchten!

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen.

688.

Wir haben bisher die Phänomene fast gewaltsam auseinander gehalten, die sich theils ihrer Natur nach, theils dem Bedürfniß unseres Geistes gemäß, immer wieder zu vereinigen strebten. Wir haben sie, nach einer gewissen Methode, in drei Abtheilungen vorgetragen, und die Farben zuerst bemerkt als flüchtige Wirkung und Gegenwirkung des Auges selbst, ferner als vorübergehende Wirkung farbloser, durchscheinender, durchsichtiger, undurchsichtiger Körper auf das Licht, besonders auf das Lichtbild; endlich sind wir zu dem Punkte gelangt, wo wir sie als dauernd, als den Körpern wirklich einwohnend zuversichtlich ansprechen konnten.

689.

In dieser stätigen Reihe haben wir, so viel es möglich seyn wollte, die Erscheinungen zu bestimmen, zu sondern und zu ordnen gesucht. Jetzt, da wir nicht mehr fürchten, sie zu vermischen oder zu verwirren, können wir unternehmen, erstlich das Allgemeine, was sich von diesen Erscheinungen innerhalb des geschlossenen Kreises prädiciren läßt, anzugeben, zweitens anzudeuten, wie sich dieser besondere Kreis an die übrigen Glieder verwandter Naturerscheinungen anschließt und sich mit ihnen verkettet.

Wie leicht die Farbe entsteht?

690.

Wir haben beobachtet, daß die Farbe unter mancherlei Bedingungen sehr leicht und schnell entstehe. Die Empfindlichkeit des Auges gegen das

Albrecht Dürern förderte ein höchſt inniges realiſtiſches Anſchauen, ein liebenswürdiges menſchliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zuſtände. Ihm ſchadete eine trübe, form- und bodenloſe Phantaſie.

Wie Martin Schön neben ihm ſteht, und wie das deutſche Verdienſt ſich dort beſchränkte, wäre intereſſant zu zeigen, und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

Löſ'te ſich doch in jeder italiäniſchen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordiſche Künſtler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopſtock vom Reim erlöſ'te und Voß uns proſodiſche Muſter gab, ſo ſollen wir wohl wieder Knittelverſe machen wie Hans Sachs.

Laßt uns doch vielſeitig ſeyn! Märkiſche Rübchen ſchmecken gut, am beſten gemiſcht mit Caſtanien. Und dieſe beiden edlen Früchte wachſen weit auseinander.

Erlaubt uns in unſern vermiſchten Schriften doch neben den abend- und nordländiſchen Formen auch die morgen- und ſüdländiſchen.

Man iſt nur vielſeitig, wenn man zum Höchſten ſtrebt, weil man muß (im Ernſt), und zum Geringern hinabſteigt, wenn man will (zum Spaß).

Licht, die gesetzliche Gegenwirkung der Retina gegen dasselbe bringen augenblicklich ein leichtes Farbenspiel hervor. Jedes gemäßigte Licht kann als farbig angesehen werden, ja wir dürfen jedes Licht, insofern es gesehen wird, farbig nennen. Farbloses Licht, farblose Flächen sind gewissermaßen Abstractionen; in der Erfahrung werden wir sie kaum gewahr.

691.

Wenn das Licht einen farblosen Körper berührt, von ihm zurückprallt, an ihm her, durch ihn durchgeht, so erscheinen die Farben sogleich; nur müssen wir hierbei bedenken, was so oft von uns urgirt worden, daß nicht jene Hauptbedingungen der Refraction, der Reflexion u. s. w. hinreichend sind, die Erscheinung hervorzubringen. Das Licht wirkt zwar manchmal dabei an und für sich, öfters aber als ein bestimmtes, begränztes, als ein Lichtbild. Die Trübe der Mittel ist oft eine nothwendige Bedingung, so wie auch Halb- und Doppelschatten zu manchen farbigen Erscheinungen erfordert werden. Durchaus aber entsteht die Farbe augenblicklich, und mit der größten Leichtigkeit. So finden wir denn auch ferner, daß durch Druck, Hauch, Rotation, Wärme, durch mancherlei Arten von Bewegung und Veränderung an glatten reinen Körpern, so wie an farblosen Liquoren, die Farbe sogleich hervorgebracht werde.

692.

In den Bestandtheilen der Körper darf nur die geringste Veränderung vor sich gehen, es sey nun durch Mischung mit andern, oder durch sonstige Bestimmungen, so entsteht die Farbe an den Körpern oder verändert sich an denselben.

Wie energisch die Farbe sey?

693.

Die physischen Farben und besonders die prismatischen wurden ehemals wegen ihrer besondern Herrlichkeit und Energie colores emphatici genannt. Bei näherer Betrachtung aber kann man allen Farbenerscheinungen eine hohe Emphase zuschreiben, vorausgesetzt, daß sie unter den reinsten und vollkommensten Bedingungen dargestellt werden.

694.

Die dunkle Natur der Farbe, ihre hohe gesättigte Qualität ist das, wodurch sie den ernsthaften und zugleich reizenden Eindruck hervorbringt,

und indem man sie als eine Bedingung des Lichtes ansehen kann, so kann sie auch das Licht nicht entbehren als der mitwirkenden Ursache ihrer Erscheinung, als der Unterlage ihres Erscheinens, als einer aufscheinenden und die Farbe manifestirenden Gewalt.

Wie entschieden die Farbe sey?

695.

Entstehen der Farbe und Sichentscheiden ist eins. Wenn das Licht mit einer allgemeinen Gleichgültigkeit sich und die Gegenstände darstellt, und uns von einer bedeutungslosen Gegenwart gewiß macht, so zeigt sich die Farbe jederzeit specifisch, charakteristisch, bedeutend.

696.

Im allgemeinen betrachtet entscheidet sie sich nach zwei Seiten. Sie stellt einen Gegensatz dar, den wir eine Polarität nennen und durch ein Plus und Minus recht gut bezeichnen können.

Plus.	Minus.
Gelb.	Blau.
Wirkung.	Beraubung.
Licht.	Schatten.
Hell.	Dunkel.
Kraft.	Schwäche.
Wärme.	Kälte.
Nähe.	Ferne.
Abstoßen.	Anziehen.
Verwandtschaft mit Säuren.	Verwandtschaft mit Alkalien.

Mischung der beiden Seiten.

697.

Wenn man diesen specificirten Gegensatz in sich vermischt, so heben sich die beiderseitigen Eigenschaften nicht auf; sind sie aber auf den Punkt des Gleichgewichts gebracht, daß man keine der beiden besonders erkennt,

ſo erhält die Miſchung wieder etwas Specifiſches fürs Auge; es erſcheint als eine Einheit, bei der wir an die Zuſammenſetzung nicht denken. Dieſe Einheit nennen wir Grün

698.

Wenn nun zwei aus derſelben Quelle entſpringende entgegengeſetzte Phänomene, indem man ſie zuſammenbringt, ſich nicht aufheben, ſondern ſich zu einem dritten angenehm bemerkbaren verbinden, ſo iſt dieß ſchon ein Phänomen, das auf Uebereinſtimmung hindeutet: das vollkommenere iſt noch zurück.

Steigerung ins Rothe.

699.

Das Blaue und Gelbe läßt ſich nicht verdichten, ohne daß zugleich eine andere Erſcheinung miteintrete. Die Farbe iſt in ihrem lichteſten Zuſtand ein Dunkles; wird ſie verdichtet, ſo muß ſie dunkler werden, aber zugleich erhält ſie einen Schein, den wir mit dem Worte röthlich bezeichnen.

700.

Dieſer Schein wächst immer fort, ſo daß er auf der höchſten Stufe der Steigerung prävalirt. Ein gewaltſamer Lichteindruck klingt purpurfarben ab. Bei dem Gelbrothen der prismatiſchen Verſuche, das unmittelbar aus dem Gelben entſpringt, denkt man kaum mehr an das Gelbe.

701.

Die Steigerung entſteht ſchon durch farbloſe trübe Mittel, und hier ſehen wir die Wirkung in ihrer höchſten Reinheit und Allgemeinheit. Farbige ſpecificirte durchſichtige Liqueren zeigen dieſe Steigerung ſehr auffallend in den Stufengefäßen. Dieſe Steigerung iſt unaufhaltſam ſchnell und ſtätig; ſie iſt allgemein und kommt ſowohl bei phyſiologiſchen als phyſiſchen und chemiſchen Farben vor.

Verbindung der geſteigerten Enden.

702.

Haben die Enden des einfachen Gegenſatzes durch Miſchung ein ſchönes und angenehmes Phänomen bewirkt, ſo werden die geſteigerten

Enden, wenn man sie verbindet, noch eine anmuthigere Farbe hervorbringen, ja es läßt sich denken, daß hier der höchste Punkt der ganzen Erscheinung seyn werde.

703.

Und so ist es auch: denn es entsteht das reine Roth, das wir oft, um seiner hohen Würde willen, den Purpur genannt haben.

704.

Es giebt verschiedene Arten, wie der Purpur in der Erscheinung entsteht: durch Uebereinanderführung des violetten Saums und gelbrothen Randes bei prismatischen Versuchen; durch fortgesetzte Steigerung bei chemischen; durch den organischen Gegensatz bei physiologischen Versuchen.

705.

Als Pigment entsteht er nicht durch Mischung oder Vereinigung, sondern durch Fixirung einer Körperlichkeit auf dem hohen culminirenden Farbenpunkte. Daher der Maler Ursache hat drei Grundfarben anzunehmen, indem er aus diesen die übrigen sämmtlich zusammensetzt. Der Physiker hingegen nimmt nur zwei Grundfarben an, aus denen er die übrigen entwickelt und zusammensetzt.

Vollständigkeit der mannichfaltigen Erscheinung.

706.

Die mannichfaltigen Erscheinungen, auf ihren verschiedenen Stufen fixirt und neben einander betrachtet, bringen Totalität hervor. Diese Totalität ist Harmonie fürs Auge.

707.

Der Farbenkreis ist vor unsern Augen entstanden, die mannichfaltigen Verhältnisse des Werdens sind uns deutlich. Zwei reine ursprüngliche Gegensätze sind das Fundament des Ganzen. Es zeigt sich sodann eine Steigerung, wodurch sie sich beide einem dritten nähern; dadurch entsteht auf jeder Seite ein Tiefstes und ein Höchstes, ein Einfachstes und Bedingtestes, ein Gemeinstes und ein Edelstes. Sodann kommen zwei Vereinungen (Vermischungen, Verbindungen, wie man es nennen will), zur Sprache: einmal der einfachen anfänglichen, und sodann der gesteigerten Gegensätze.

Uebereinstimmung der vollständigen Erscheinung.

708.

Die Totalität neben einander zu sehen, macht einen harmonischen Eindruck aufs Auge. Man hat hier den Unterschied zwischen dem physischen Gegensatz und der harmonischen Entgegenstellung zu bedenken. Der erste beruht auf der reinen nackten ursprünglichen Dualität, in sofern sie als ein Getrennte angesehen wird; die zweite beruht auf der abgeleiteten, entwickelten und dargestellten Totalität.

709.

Jede einzelne Gegeneinanderstellung, die harmonisch seyn soll, muß Totalität enthalten. Hiervon werden wir durch die physiologischen Versuche belehrt. Eine Entwickelung der sämmtlichen möglichen Entgegenstellungen um den ganzen Farbenkreis wird nächstens geleistet.

Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andere zu wenden?

710.

Die Beweglichkeit der Farbe haben wir schon bei der Steigerung und bei der Durchwanderung des Kreises zu bedenken Ursache gehabt; aber auch sogar hinüber und herüber werfen sie sich nothwendig und geschwind.

711.

Physiologische Farben zeigen sich anders auf dunklem als auf hellem Grund. Bei den physischen ist die Verbindung des objectiven und subjectiven Versuchs höchst merkwürdig. Die optischen Farben sollen beim durchscheinenden Licht und beim aufscheinenden entgegengesetzt seyn. Wie die chemischen Farben durch Feuer und Alkalien umzuwenden, ist seines Orts hinlänglich gezeigt worden.

Wie leicht die Farbe verschwindet?

712.

Was seit der schnellen Erregung und ihrer Entscheidung bisher bedacht worden, die Mischung, die Steigerung, die Verbindung, die Trennung,

ſo wie die harmoniſche Forderung, alles geſchieht mit der größten Schnelligkeit und Bereitwilligkeit; aber eben ſo ſchnell verſchwindet auch die Farbe wieder gänzlich.

713.

Die phyſiologiſchen Erſcheinungen ſind auf keine Weiſe feſtzuhalten: die phyſiſchen dauern nur ſo lange als die äußere Bedingung währt: die chemiſchen ſelbſt haben eine große Beweglichkeit und ſind durch entgegengeſetzte Reagentien herüber und hinüber zu werfen, ja ſogar aufzuheben.

Wie feſt die Farbe bleibt?

714.

Die chemiſchen Farben geben ein Zeugniß ſehr langer Dauer. Die Farben, durch Schmelzung in Gläſern fixirt, ſo wie durch Natur in Edelſteinen, trotzen aller Zeit und Gegenwirkung.

715.

Die Färberei fixirt von ihrer Seite die Farben ſehr mächtig, und Pigmente, welche durch Reagentien ſonſt leicht herüber- und hinübergeführt werden, laſſen ſich durch Beizen zur größten Beſtändigkeit an und in Körper übertragen.

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniſſe.

Verhältniß zur Philoſophie.

716.

Man kann von dem Phyſiker nicht fordern, daß er Philoſoph ſey; aber man kann von ihm erwarten, daß er ſo viel philoſophiſche Bildung habe, um ſich gründlich von der Welt zu unterſcheiden und mit ihr wieder im höhern Sinne zuſammenzutreten. Er ſoll ſich eine Methode bilden, die dem Anſchauen gemäß iſt; er ſoll ſich hüten das Anſchauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln, und mit dieſen Worten, als wären es Gegenſtände, umzugehen und zu verfahren; er ſoll von den Bemühungen des Philoſophen Kenntniß haben, um die Phänomene bis an die philoſophiſche Region hinanzuführen.

717.

Man kann von dem Philoſophen nicht verlangen, daß er Phyſiker ſey; und dennoch iſt ſeine Einwirkung auf den phyſiſchen Kreis ſo nothwendig und ſo wünſchenswerth. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, ſondern nur der Einſicht in jene Endpunkte, wo das Einzelne zuſammentrifft.

718.

Wir haben früher (175 ff.) dieſer wichtigen Betrachtung im Vorbeigehen erwähnt, und ſprechen ſie hier, als am ſchicklichen Orte, nochmals aus. Das Schlimmſte was der Phyſik, ſo wie mancher andern Wiſſenſchaft, widerfahren kann, iſt daß man das Abgeleitete für das Urſprüngliche hält, und da man das Urſprüngliche aus Abgeleitetem nicht ableiten

kann, das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären sucht. Dadurch entsteht eine unendliche Verwirrung, ein Wortkram und eine fortdauernde Bemühung Ausflüchte zu suchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.

719.

Indem sich der Beobachter, der Naturforscher auf diese Weise abquält, weil die Erscheinungen der Meinung jederzeit widersprechen, so kann der Philosoph mit einem falschen Resultate in seiner Sphäre noch immer operiren, indem kein Resultat so falsch ist, daß es nicht, als Form ohne allen Gehalt, auf irgend eine Weise gelten könnte.

720.

Kann dagegen der Physiker zur Erkenntniß desjenigen gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm; er: denn er überzeugt sich, daß er an die Gränze seiner Wissenschaft gelangt sey, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen, und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erscheinung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, wie man es entweder schon wissenschaftlich zusammengestellt findet, oder wie es gar in empirischen Fällen zerstreut und verworren vor die Sinne tritt. Will er ja auch diesen Weg durchlaufen und einen Blick ins Einzelne nicht verschmähen, so thut er es mit Bequemlichkeit, anstatt daß er bei anderer Behandlung sich entweder zu lange in den Zwischenregionen aufhält oder sie nur flüchtig durchstreift, ohne sie genau kennen zu lernen.

721.

In diesem Sinne die Farbenlehre dem Philosophen zu nähern, war des Verfassers Wunsch, und wenn ihm solches in der Ausführung selbst aus mancherlei Ursachen nicht gelungen seyn sollte, so wird er bei Revision seiner Arbeit, bei Recapitulation des Vorgetragenen, so wie in dem polemischen und historischen Theil dieses Ziel immer im Auge haben, und später, wo manches deutlicher wird auszusprechen seyn, auf diese Betrachtung zurückkehren.

Verhältniß zur Mathematik.

722.

Man kann von dem Phyſiker, welcher die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange behandeln will, verlangen, daß er Mathematiker ſey. In den mittleren Zeiten war die Mathematik das vorzüglichſte unter den Organen, durch welche man ſich der Geheimniſſe der Natur zu bemächtigen hoffte; und noch iſt in gewiſſen Theilen der Naturlehre die Meßkunſt, wie billig, herrſchend.

723.

Der Verfaſſer kann ſich keiner Cultur von dieſer Seite rühmen, und verweilt auch deßhalb nur in den von der Meßkunſt unabhängigen Regionen, die ſich in der neuern Zeit weit und breit aufgethan haben.

724.

Wer bekennt nicht, daß die Mathematik, als eins der herrlichſten menſchlichen Organe, der Phyſik von einer Seite ſehr vieles genutzt; daß ſie aber durch falſche Anwendung ihrer Behandlungsweiſe dieſer Wiſſenſchaft gar manches geſchadet, läßt ſich auch nicht wohl läugnen, und man findet's hie und da nothdürftig eingeſtanden.

725.

Die Farbenlehre beſonders hat ſehr viel gelitten, und ihre Fortſchritte ſind äußerſt gehindert worden, daß man ſie mit der übrigen Optik, welche der Meßkunſt nicht entbehren kann, vermengte, da ſie doch eigentlich von jener ganz abgeſondert betrachtet werden kann.

726.

Dazu kam noch das Uebel, daß ein großer Mathematiker über den phyſiſchen Urſprung der Farben eine ganz falſche Vorſtellung bei ſich feſtſetzte und durch ſeine großen Verdienſte als Meßkünſtler die Fehler, die er als Naturforſcher begangen, vor einer in Vorurtheilen ſtets befangenen Welt auf lange Zeit ſanctionirte.

727.

Der Verfaſſer des Gegenwärtigen hat die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten geſucht, ob ſich gleich gewiſſe Punkte deutlich genug ergeben, wo die Beihülfe der Meßkunſt wünſchenswerth ſeyn würde. Wären die vorurtheilsfreien Mathematiker, mit denen er umzugehen das Glück hatte und hat, nicht durch andere Geſchäfte abgehalten

gewesen, um mit ihm gemeine Sache machen zu können, so würde der Behandlung von dieser Seite einiges Verdienst nicht fehlen. Aber so mag denn auch dieser Mangel zum Vortheil gereichen, indem es nunmehr des geistreichen Mathematikers Geschäft werden kann, selbst aufzusuchen wo denn die Farbenlehre seiner Hülfe bedarf, und wie er zur Vollendung dieses Theils der Naturwissenschaft das Seinige beitragen kann.

728.

Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Thuns von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht seyn, doch daß er es sey, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freilich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Compendien citiren, anstatt daß es für den einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden. Das Betragen unserer Nachbarn, der Franzosen, ist hierin musterhaft, wie man z. B. in der Vorrede Cuviers zu seinem Tableau élémentaire de l'Histoire naturelle des animaux mit Vergnügen sehen wird.

729.

Wer die Wissenschaften und ihren Gang mit treuem Auge beobachtet hat, wird sogar die Frage aufwerfen, ob es denn vortheilhaft sey so manche, obgleich verwandte, Beschäftigungen und Bemühungen in Einer Person zu vereinigen, und ob es nicht bei der Beschränktheit der menschlichen Natur gemäßer sey, z. B. den aufsuchenden und findenden von dem behandelnden und anwendenden Manne zu unterscheiden. Haben sich doch die himmelbeobachtenden und sternaufsuchenden Astronomen von den bahnberechnenden, das Ganze umfassenden und näher bestimmenden in der neuern Zeit gewissermaßen getrennt. Die Geschichte der Farbenlehre wird uns zu diesen Betrachtungen öfter zurückführen.

„An meinen Bildern müßt ihr nicht schnuffeln, die Farben sind ungesund."

Rembrandt.

In allen Künsten giebt es einen gewissen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen so zu sagen allein erreichen kann. Zugleich aber ist es unmöglich denselben zu überschreiten wenn nicht die Kunst zu Hülfe kommt.

Man sagt wohl zum Lobe des Künstlers, er hat alles aus sich selbst. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau besehen sind die Productionen eines solchen Original-Genie's meistens Reminiscenzen; wer Erfahrung hat wird sie einzeln nachweisen können.

Selbst das mäßige Talent hat immer Geist in Gegenwart der Natur; deßwegen einigermaßen sorgfaltige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorbringen gelingt selbst den Besten nicht immer.

Die Allegorie verwandelt die Erscheinung in einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so daß der Begriff im Bilde immer noch begränzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sey.

Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild und so daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt, und selbst in allen Sprachen ausgesprochen doch unaussprechlich bliebe.

Verhältniß zur Technik des Färbers.

730.

Sind wir bei unſern Arbeiten dem Mathematiker aus dem Wege gegangen, ſo haben wir dagegen geſucht der Technik des Färbers zu begegnen. Und obgleich diejenige Abtheilung, welche die Farben in chemiſcher Rückſicht abhandelt, nicht die vollſtändigſte und umſtändlichſte iſt, ſo wird doch ſowohl darin, als in dem was wir Allgemeines von den Farben ausgeſprochen, der Färber weit mehr ſeine Rechnung finden als bei der bisherigen Theorie, die ihn ohne allen Troſt ließ.

731.

Merkwürdig iſt es in dieſem Sinne die Anleitungen zur Färbekunſt zu betrachten. Wie der katholiſche Chriſt, wenn er in ſeinen Tempel tritt, ſich mit Weihwaſſer beſprengt, und vor dem Hochwürdigen die Kniee beugt und vielleicht alsdann, ohne ſonderliche Andacht, ſeine Angelegenheiten mit Freunden beſpricht oder Liebesabenteuern nachgeht, ſo fangen die ſämmtlichen Färbelehren mit einer reſpectvollen Erwähnung der Theorie geziemend an, ohne daß ſich auch nachher nur eine Spur fände, daß etwas aus dieſer Theorie herfloſſe, daß dieſe Theorie irgend etwas erleuchte, erläutere und zu praktiſchen Handgriffen irgend einen Vortheil gewähre.

732.

Dagegen finden ſich Männer, welche den Umfang des praktiſchen Färbeweſens wohl eingeſehen, in dem Falle ſich mit der herkömmlichen Theorie zu entzweien, ihre Blößen mehr oder weniger zu entdecken, und ein der Natur und Erfahrung gemäßeres Allgemeines aufzuſuchen. Wenn uns in der Geſchichte die Namen Caſtel und Gülich begegnen, ſo werden wir hierüber weitläufiger zu handeln Urſache haben; wobei ſich zugleich Gelegenheit finden wird zu zeigen, wie eine fortgeſetzte Empirie, indem ſie in allem Zufälligen umhergreift, den Kreis, in den ſie gebannt iſt, wirklich ausläuft und ſich als ein hohes Vollendetes dem Theoretiker, wenn er klare Augen und ein redliches Gemüth hat, zu ſeiner großen Bequemlichkeit überliefert.

Verhältniß zur Physiologie und Pathologie.

733.

Wenn wir in der Abtheilung, welche die Farben in physiologischer und pathologischer Rücksicht betrachtet, fast nur allgemein bekannte Phänomene überliefert, so werden dagegen einige neue Ansichten dem Physiologen nicht unwillkommen seyn. Besonders hoffen wir seine Zufriedenheit dadurch erreicht zu haben, daß wir gewisse Phänomene, welche isolirt standen, zu ihren ähnlichen und gleichen gebracht und ihm dadurch gewissermaßen vorgearbeitet haben.

734.

Was den pathologischen Anhang betrifft, so ist er freilich unzulänglich und incohärent. Wir besitzen aber die vortrefflichsten Männer, die nicht allein in diesem Fache höchst erfahren und kenntnißreich sind, sondern auch zugleich wegen eines so gebildeten Geistes verehrt werden, daß es ihnen wenig Mühe machen kann, diese Rubriken umzuschreiben, und das was ich angedeutet, vollständig auszuführen und zugleich an die höhern Einsichten in den Organismus anzuschließen.

Verhältniß zur Naturgeschichte.

735.

Insofern wir hoffen können, daß die Naturgeschichte auch nach und nach sich in eine Ableitung der Naturerscheinungen aus höheren Phänomenen umbilden wird, so glaubt der Verfasser auch hierzu einiges angedeutet und vorbereitet zu haben. Indem die Farbe in ihrer größten Mannichfaltigkeit sich auf der Oberfläche lebendiger Wesen dem Auge darstellt, so ist sie ein wichtiger Theil der äußern Zeichen, wodurch wir gewahr werden was im Innern vorgeht.

736.

Zwar ist ihr von einer Seite wegen ihrer Unbestimmtheit und Versatilität nicht allzu viel zu trauen, doch wird eben diese Beweglichkeit, insofern sie sich uns als eine constante Erscheinung zeigt, wieder ein Kriterion des beweglichen Lebens, und der Verfasser wünscht nichts mehr,

als daß ihm Frist gegönnt sey das was er hierüber wahrgenommen, in einer Folge, zu der hier der Ort nicht war, weitläufiger auseinander zu setzen.

Verhältniß zur allgemeinen Physik.

737.

Der Zustand, in welchem sich die allgemeine Physik gegenwärtig befindet, scheint auch unserer Arbeit besonders günstig, indem die Naturlehre durch rastlose, mannichfaltige Behandlung sich nach und nach zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß es nicht unmöglich scheint die gränzenlose Empirie an einen methodischen Mittelpunkt heranzuziehen.

738.

Dessen was zu weit von unserm besondern Kreise abliegt, nicht zu gedenken, so finden sich die Formeln, durch die man die elementaren Naturerscheinungen, wo nicht dogmatisch, doch wenigstens zum didaktischen Behufe ausspricht, durchaus auf dem Wege, daß man sieht, man werde durch die Uebereinstimmung der Zeichen bald auch nothwendig zur Uebereinstimmung im Sinne gelangen.

739.

Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin mit einander übereinkommen, daß alles was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen könne, andeuten und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dieß ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.

740.

Daß dasjenige, was wir hier als Zahl, als eins und zwei aussprechen, ein höheres Geschäft sey, versteht sich von selbst; so wie die Erscheinung eines Dritten, vierten sich ferner Entwickelnden immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrücken eine ächte Anschauung unterzulegen ist.

741.

Das Eisen kennen wir als einen besondern, von andern unterschiedenen Körper; aber es ist ein gleichgültiges, uns nur in manchem Bezug und zu manchem Gebrauch merkwürdiges Wesen. Wie wenig aber bedarf es, und die Gleichgültigkeit dieses Körpers ist aufgehoben. Eine Entzweiung geht vor, die, indem sie sich wieder zu vereinigen strebt und sich selbst aufsucht, einen gleichsam magischen Bezug auf ihresgleichen gewinnt, und diese Entzweiung, die doch nur wieder eine Vereinigung ist, durch ihr ganzes Geschlecht fortsetzt. Hier kennen wir das gleichgültige Wesen, das Eisen; wir sehen die Entzweiung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden, und sich leicht wieder aufs neue erregen — nach unserer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht, und nichts Irdisches über sich erkennt.

742.

Mit der Elektricität verhält es sich wieder auf eine eigene Weise. Das Elektrische, als ein Gleichgültiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, ein Null, ein Nullpunkt, ein Gleichgültigkeitspunkt, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt, und zugleich der Quellpunkt ist, aus dem bei dem geringsten Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur insofern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, sind nach Beschaffenheit der besondern Körper unendlich verschieden. Von dem gröbsten mechanischen Reiben sehr unterschiedener Körper an einander bis zu dem leisesten Nebeneinandersein zweier völlig gleichen, nur durch weniger als einen Hauch anders determinirten Körper, ist die Erscheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergestalt bestimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz, schicklich und naturgemäß anwenden.

743.

Diese Erscheinung, ob sie gleich der Oberfläche besonders folgt, ist doch keineswegs oberflächlich. Sie wirkt auf die Bestimmung körperlicher Eigenschaften, und schließt sich an die große Doppelerscheinung, welche sich in der Chemie so herrschend zeigt, an Oxydation und Desoxydation, unmittelbar wirkend an.

744.

In diese Reihe, in diesen Kreis, in diesen Kranz von Phänomenen

auch die Erscheinungen der Farbe heranzubringen und einzuschließen, war das Ziel unseres Bestrebens. Was uns nicht gelungen ist, werden andere leisten. Wir fanden einen uranfänglichen ungeheuern Gegensatz von Licht und Finsterniß, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann; wir suchten denselben zu vermitteln, und dadurch die sichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobei wir uns zu Entwicklung der Phänomene verschiedener Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Elektricität, des Chemismus überliefert werden. Wir mußten aber weiter gehen, weil wir uns in einer höhern Region befanden, und mannigfaltigere Verhältnisse auszudrücken hatten.

745.

Wenn sich Elektricität und Galvanität in ihrer Allgemeinheit von dem Besondern der magnetischen Erscheinungen abtrennt und erhebt, so kann man sagen, daß die Farbe, obgleich unter eben den Gesetzen stehend, sich doch viel höher erhebe und, indem sie für den edeln Sinn des Auges wirksam ist, auch ihre Natur zu ihrem Vortheile darthue. Man vergleiche das Mannichfaltige, das aus einer Steigerung des Gelben und Blauen zum Rothen, aus der Verknüpfung dieser beiden höhern Enden zum Purpur, aus der Vermischung der beiden niedern Enden zum Grün entsteht. Welch ein ungleich mannichfaltigeres Schema entspringt hier nicht, als dasjenige ist, worin sich Magnetismus und Elektricität begreifen lassen! Auch stehen diese letztern Erscheinungen auf einer niedern Stufe, so daß sie zwar die allgemeine Welt durchdringen und beleben, sich aber zum Menschen im höheren Sinne nicht heraufbegeben können, um von ihm ästhetisch benutzt zu werden. Das allgemeine einfache physische Schema muß erst in sich selbst erhöht und vermannichfaltigt werden, um zu höheren Zwecken zu dienen.

746.

Man rufe in diesem Sinne zurück, was durchaus von uns bisher sowohl im Allgemeinen als Besondern von der Farbe prädicirt worden, und man wird sich selbst dasjenige, was hier nur leicht angedeutet ist, ausführen und entwickeln. Man wird dem Wissen, der Wissenschaft, dem Handwerk und der Kunst Glück wünschen, wenn es möglich wäre das schöne Kapitel der Farbenlehre aus seiner atomistischen Beschränktheit und Abgesondertheit, in die es bisher verwiesen, dem allgemeinen dynamischen Flusse des Lebens und Wirkens wiederzugeben, dessen sich die jetzige Zeit erfreut. Diese Empfindungen werden bei uns noch lebhafter werden,

wenn uns die Geschichte so manchen wackern und einsichtsvollen Mann vorführen wird, dem es nicht gelang von seinen Ueberzeugungen seine Zeitgenossen zu durchdringen.

Verhältniß zur Tonlehre.

747.

Ehe wir nunmehr zu den sinnlich-sittlichen und daraus entspringenden ästhetischen Wirkungen der Farbe übergehen, ist es der Ort auch von ihrem Verhältnisse zu dem Ton einiges zu sagen.

Daß ein gewisses Verhältniß der Farbe zum Ton statt finde, hat man von jeher gefühlt, wie die öftern Vergleichungen, welche theils vorübergehend, theils umständlich genug angestellt worden, beweisen. Der Fehler, den man hierbei begangen, beruht nur auf folgendem:

748.

Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise; aber beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel beide, jedoch jedes für sich ableiten. Wie zwei Flüsse, die auf einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengesetzte Weltgegenden laufen, so daß auf dem beiderseitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der andern verglichen werden kann, so sind auch Farbe und Ton. Beide sind allgemeine elementare Wirkungen nach dem allgemeinen Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.

749.

Möchte jemand die Art und Weise, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht fassen, und dasjenige was uns entgangen und abgegangen durch Glück und Genialität ersetzen, so würde die Tonlehre, nach unserer Ueberzeugung, an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen seyn, da sie jetzt innerhalb derselben gleichsam nur historisch abgesondert steht.

750.

Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene

positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen. Vielleicht wäre auch hierzu, auf dem Punkte wo Wissenschaft und Kunst sich befinden, nach so manchen schönen Vorarbeiten, Zeit und Gelegenheit.

Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie.

751.

Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sey und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Wiederscheine ausdrücke. Dieses ist besonders der Fall, wenn von Wesen die Rede ist welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr Thätigkeiten als Gegenstände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnißweise beizukommen.

752.

Metaphysische Formeln haben eine große Breite und Tiefe; jedoch sie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, sonst bleiben sie hohl. Mathematische Formeln lassen sich in vielen Fällen sehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, selbst in Elementarfällen, sehr früh ein Incommensurables gewahr werden; ferner sind sie auch nur innerhalb eines gewissen Kreises besonders hierzu gebildeter Geister verständlich. Mechanische Formeln sprechen mehr zu dem gemeinen Sinn; aber sie sind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; sie tödten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches heranzubringen. Corpuscularformeln sind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird starr durch sie, Vorstellung und Ausdruck ungeschlacht. Dagegen erscheinen die moralischen Formeln, welche freilich zartere Verhältnisse ausdrücken, als bloße Gleichnisse, und verlieren sich denn auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.

753.

Könnte man sich jedoch aller dieser Arten der Vorstellung und des

Ausdrucks mit Bewußtseyn bedienen, und in einer mannichfaltigen Sprache seine Betrachtungen über Naturphänomene überliefern, hielte man sich von Einseitigkeit frei, und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck, so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.

754.

Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben, und es nicht durch das Wort zu tödten! Dabei sind wir in den neueren Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn- und Wißbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unsere Anschauungen der einfachern Natur auszudrücken. Astronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeschichte, ja Religion und Mystik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Besonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht! Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine solche Sprache entstanden ist und sich ausbreitet; wir wissen auch, daß sie sich in einem gewissen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anspruchsloser Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtseyn kann Vortheil bringen.

755.

Am wünschenswerthesten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewissen Kreises bezeichnen will, aus dem Kreise selbst nähme, die einfachste Erscheinung als Grundformel behandelte, und die mannichfaltigern von daher ableitete und entwickelte.

756.

Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer solchen Zeichensprache, wo das Grundzeichen die Erscheinung selbst ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Elektricität u. s. w. hinübergeführt hat. Das Plus und Minus, das an dessen Stelle gesetzt werden kann, hat bei so vielen Phänomenen eine schickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünstler ist, wahrscheinlich ohne sich um jene andern Fächer zu bekümmern, durch die Natur verlaßt worden die Hauptdifferenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

757.

So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in

die Farbenlehre einzuführen gewünſcht; mit welchem Rechte und in welchem Sinne, mag die gegenwärtige Arbeit ausweiſen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine ſolche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anſchauen jederzeit mit ſich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unſerer Weiſe an einander zu knüpfen, und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im allgemeinen, und vielleicht nicht beſtimmt genug ausgeſprochen worden.

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

758.

Da die Farbe in der Reihe der uranfänglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen einfachen Kreis mit entschiedener Mannichfaltigkeit ausfüllt, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn des Auges, dem sie vorzüglich zugeeignet ist, und durch dessen Vermittlung auf das Gemüth, in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materials, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine specifische, in Zusammenstellung eine theils harmonische, theils charakteristische, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt. Deßhalb denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

759.

Die Menschen empfinden im allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnere sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden seyn.

760.

Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam

Jungen Künſtlern empfohlen.

Die Dilettanten, wenn ſie das Möglichſte gethan haben, pflegen zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen, die Arbeit ſey noch nicht fertig. Freilich kann ſie nie fertig werden, weil ſie nie recht angefangen ward. Der Meiſter ſtellt ſein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, ſchon iſt es vollendet. Der geſchickteſte Dilettant taſtet im Ungewiſſen, und wie die Ausführung wächſ't, kommt die Unſicherheit der erſten Anlage immer mehr zum Vorſchein. Ganz zuletzt entdeckt ſich erſt das Verfehlte, das nicht auszugleichen iſt, und ſo kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunſt giebt es keine Vorſchule, wohl aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Theilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters. Aus Farbenreibern ſind treffliche Maler hervorgegangen.

Ein anderes iſt die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menſchen durch einen bedeutenden Künſtler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

Der junge Künſtler geſelle ſich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute, er merke ſich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauerburſchen ein paar Ohren wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Geſtalten einen edlern freiern Anſtand zu geben weiß, ſo begreift kein Menſch, wo er's her hat, und jedermann ſchwört, er hätte es von der Antike genommen.

---

gestempelt würde: nein, dieses Organ ist immer in der Disposition selbst Farben hervorzubringen, und genießt einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eigenen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird, wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

761.

Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntniß die wir von den besondern Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schließen, daß die einzelnen Farbeneindrücke nicht verwechselt werden können, daß sie specifisch wirken und entschieden specifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen.

762.

Eben auch so in dem Gemüth. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondere Gemüthsbestimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzählt: **Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui étoit bleu.**

763.

Diese einzelnen bedeutenden Wirkungen vollkommen zu empfinden, muß man das Auge ganz mit einer Farbe umgeben, z. B. in einem einfärbigen Zimmer sich befinden, durch ein farbiges Glas sehen. Man identificirt sich alsdann mit der Farbe; sie stimmt Auge und Geist mit sich **unisono.**

764.

Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie stimmen regsam, lebhaft, strebend.

Gelb.

765.

Es ist die nächste Farbe am Licht. Sie entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben, es sey durch trübe Mittel oder durch schwache Zurückwerfung von weißen Flächen. Bei den prismatischen Versuchen erstreckt sie sich allein breit in den lichten Raum, und kann dort, wenn die beiden Pole noch abgesondert von einander stehen, ehe sie sich mit dem Blauen zum Grünen vermischt, in ihrer schönsten Reinheit gesehen werden. Wie

das chemische Gelb sich an und über dem Weißen entwickelt, ist gehörigen Orts umständlich vorgetragen worden.

766.

Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich, und besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft.

767.

In diesem Grade ist sie als Umgebung, es sey als Kleid, Vorhang, Tapete, angenehm. Das Gold in seinem ganz ungemischten Zustande giebt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe; so wie ein starkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas erscheint, eine prächtige und edle Wirkung thut.

768.

So ist es der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. Daher es auch in der Malerei der beleuchteten und wirksamen Seite zukommt.

769.

Diesen erwärmenden Effect kann man am lebhaftesten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, besonders in grauen Wintertagen, eine Landschaft ansieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüth erheitert; eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen.

770.

Wenn nun diese Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zustande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat, so ist sie dagegen äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmutzt oder einigermaßen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

771.

Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kothigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottirer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden seyn; ja die sogenannte Hahnreifarbe ist eigentlich nur ein schmutziges Gelb.

Rothgelb.

772.

Da sich keine Farbe als stillstehend betrachten läßt, so kann man das Gelbe sehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Röthliche steigern und erheben. Die Farbe wächst an Energie und erscheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher.

773.

Alles, was wir vom Gelben gesagt haben, gilt auch hier, nur im höhern Grade. Das Rothgelbe giebt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Gluth so wie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräsentirt. Deßwegen ist sie auch bei Umgebungen angenehm, und als Kleidung in mehr oder minderem Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick ins Rothe giebt dem Gelben gleich ein ander Ansehen, und wenn Engländer und Deutsche sich noch an blaßgelben hellen Lederfarben genügen lassen, so liebt der Franzose, wie Pater Castel schon bemerkt, das ins Roth gesteigerte Gelb; wie ihn überhaupt an Farben alles freut, was sich auf der activen Seite befindet.

Gelbroth.

774.

Wie das reine Gelb sehr leicht in das Rothgelbe hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten ins Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitere Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbrothen.

775.

Die active Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

776.

Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche starr ansehen, so scheint sich die Farbe wirklich ins Organ zu bohren; sie bringt eine unglaubliche

Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt die Thiere. Auch habe ich gebildete Menschen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen an einem sonst grauen Tage jemand im Scharlachrock begegnete.

777.

Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rothblau und Blaureth. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.

Blau.

778.

So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe.

779.

Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie: allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.

780.

Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.

781.

Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.

782.

Das Blaue giebt uns ein Gefühl von Kälte, so wie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet sey, ist uns bekannt.

783.

Zimmer, die rein blau austapezirt sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber eigentlich leer und kalt.

784.

Blaues Glas zeigt die Gegenstände im traurigen Licht.

785.

Es ist nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen vom Plus participirt. Das Meergrün ist vielmehr eine liebliche Farbe.

Rothblau.

786.

Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefunden haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft.

787.

Das Blaue steigert sich sehr sanft ins Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf der passiven Seite befindet. Sein Reiz ist aber von ganz anderer Art, als der des Rothgelben; er belebt nicht sowohl, als daß er unruhig macht.

788.

So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie beim Rothgelben, immer thätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte.

789.

Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila; aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blauroth.

790.

Jene Unruhe nimmt bei der weiter schreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen gesättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart seyn müsse. Deßwegen es auch, wenn es als Kleidung, Band oder sonstiger Zierrath vorkommt, sehr verdünnt und hell angewendet wird, da es denn seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt.

791.

Indem die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer verdringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Cardinalpurpur hinaufstrebe.

Roth.

792.

Man entferne bei dieser Benennung alles, was im Rothen einen Eindruck von Gelb oder Blau machen könnte. Man denke sich ein ganz reines Roth, einen vollkommenen, auf einer weißen Porcellanschale aufgetrockneten Carmin. Wir haben diese Farbe, ihrer hohen Würde wegen, manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wissen, daß der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.

793.

Wer die prismatische Entstehung des Purpurs kennt, der wird nicht paradox finden, wenn wir behaupten, daß diese Farbe theils actu, theils potentia alle andern Farben enthalte.

794.

Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rothe gesehen und dabei unsere Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nun in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, stattfinden könne. Und so entsteht, bei physischen Phänomenen, diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzten Enden, die sich zu einer Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.

795.

Als Pigment hingegen erscheint sie uns als ein Fertiges und als das vollkommenste Roth in der Cochenille; welches Material jedoch durch chemische Behandlung bald ins Plus, bald ins Minus zu führen ist, und allenfalls im besten Carmin als völlig im Gleichgewicht stehend angesehen werden kann.

796.

Die Wirkung dieser Farbe ist so einzig wie ihre Natur. Sie giebt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde als von Huld und Anmuth:

jenes leiſtet ſie in ihrem dunkeln verdichteten, dieſes in ihrem hellen verdünnten Zuſtande. Und ſo kann ſich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden.

797.

Von der Eiferſucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geſchichte manches. Eine Umgebung von dieſer Farbe iſt immer ernſt und prächtig.

798.

Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landſchaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbeton über Erd' und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet ſeyn.

799.

Da die beiden Materialien, deren ſich die Färberei zur Hervorbringung dieſer Farbe vorzüglich bedient, der Kermes und die Cochenille, ſich mehr oder weniger zum Plus und Minus neigen, auch ſich durch Behandlung mit Säuren und Alkalien herüber- und hinüberführen laſſen, ſo iſt zu bemerken, daß die Franzoſen ſich auf der wirkſamen Seite halten, wie der franzöſiſche Scharlach zeigt, welcher ins Gelbe zieht, die Italiäner hingegen auf der paſſiven Seite verharren, ſo daß ihr Scharlach eine Ahnung von Blau behält.

800.

Durch eine ähnliche alkaliſche Behandlung entſteht das Karmeſin, eine Farbe, die den Franzoſen ſehr verhaßt ſeyn muß, da ſie die Ausdrücke sot en cramoisi, méchant en cramoisi als das Aeußerſte des Abgeſchmackten und Böſen bezeichnen.

Grün.

801.

Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die erſten und einfachſten Farben anſehen, gleich bei ihrem erſten Erſcheinen, auf der erſten Stufe ihrer Wirkung zuſammenbringt, ſo entſteht diejenige Farbe welche wir Grün nennen.

802.

Unſer Auge findet in derſelben eine reale Befriedigung. Wenn beide

Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deßwegen für Zimmer, in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird.

Totalität und Harmonie.

803.

Wir haben bisher zum Behuf unseres Vortrages angenommen, daß das Auge genöthigt werden könne sich mit irgend einer einzelnen Farbe zu identificiren; allein dieß möchte wohl nur auf einen Augenblick möglich seyn.

804.

Denn wenn wir uns von einer Farbe umgeben sehen, welche die Empfindung ihrer Eigenschaft in unserem Auge erregt und uns durch ihre Gegenwart nöthigt mit ihr in einem identischen Zustande zu verharren, so ist es eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt.

805.

Wenn das Auge die Farbe erblickt, so wird es gleich in Thätigkeit gesetzt, und es ist seiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andere, so unbewußt als nothwendig, hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreises enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge, durch eine specifische Empfindung, das Streben nach Allgemeinheit.

806.

Um nun diese Totalität gewahr zu werden, um sich selbst zu befriedigen, sucht es neben jedem farbigen Raum einen farblosen, um die geforderte Farbe an demselben hervorzubringen.

807.

Hier liegt also das Grundgesetz aller Harmonie der Farben, wovon sich jeder durch eigene Erfahrung überzeugen kann, indem er sich mit den Versuchen, die wir in der Abtheilung der physiologischen Farben angezeigt, genau bekannt macht.

808.

Wird nun die Farbentotalität von außen dem Auge als Object

gebracht, ſo iſt ſie ihm erfreulich, weil ihm die Summe ſeiner eigenen Thätigkeit als Realität entgegenkommt. Es ſey alſo zuerſt von dieſen harmoniſchen Zuſammenſtellungen die Rede.

809.

Um ſich davon auf das leichteſte zu unterrichten, denke man ſich in dem von uns angegebenen Farbenkreiſe einen beweglichen Diameter und führe denſelben im ganzen Kreiſe herum, ſo werden die beiden Enden nach und nach die ſich fordernden Farben bezeichnen, welche ſich denn freilich zuletzt auf drei einfache Gegenſätze zurückführen laſſen.

810.

Gelb fordert Rothblau,
Blau fordert Rothgelb,
Purpur fordert Grün

und umgekehrt.

811.

Wie der von uns ſupponirte Zeiger von der Mitte der von uns naturmäßig geordneten Farben wegrückt, eben ſo rückt er mit dem andern Ende in der entgegengeſetzten Abſtufung weiter, und es läßt ſich durch eine ſolche Vorrichtung zu einer jeden fordernden Farbe die geforderte bequem bezeichnen. Sich hierzu einen Farbenkreis zu bilden, der nicht wie der unſere abgeſetzt, ſondern in einem ſtätigen Fortſchritte die Farben und ihre Uebergänge zeigte, würde nicht unnütz ſeyn: denn wir ſtehen hier auf einem ſehr wichtigen Punkt, der alle unſere Aufmerkſamkeit verdient.

812.

Wurden wir vorher bei dem Beſchauen einzelner Farben gewiſſermaßen pathologiſch afficirt, indem wir zu einzelnen Empfindungen fortgeriſſen, uns bald lebhaft und ſtrebend, bald weich und ſehnend, bald zum Edeln emporgehoben, bald zum Gemeinen herabgezogen fühlten, ſo führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unſerm Organ eingeboren iſt, aus dieſer Beſchränkung heraus; es ſetzt ſich ſelbſt in Freiheit, indem es den Gegenſatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und ſomit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt.

813.

So einfach alſo dieſe eigentlich harmoniſchen Gegenſätze ſind, welche uns in dem engen Kreiſe gegeben werden, ſo wichtig iſt der Wink, daß

uns die Natur durch Totalität zur Freiheit heraufzuheben angelegt iſt, und daß wir dießmal eine Naturerſcheinung zum äſthetiſchen Gebrauch unmittelbar überliefert erhalten.

814.

Indem wir alſo ausſprechen können, daß der Farbenkreis, wie wir ihn angegeben, auch ſchon dem Stoff nach eine angenehme Empfindung hervorbringe, iſt es der Ort zu gedenken, daß man bisher den Regenbogen mit Unrecht als ein Beiſpiel der Farbentotalität angenommen: denn es fehlt demſelben die Hauptfarbe, das reine Roth, der Purpur, welcher nicht entſtehen kann, da ſich bei dieſer Erſcheinung ſo wenig [illegible] bei dem hergebrachten prismatiſchen Bilde das Gelbroth und Blauroth zu erreichen vermögen.

815.

Ueberhaupt zeigt uns die Natur kein allgemeines Phänomen, wo die Farbentotalität völlig beiſammen wäre. Durch Verſuche läßt ſich ein ſolches in ſeiner vollkommenen Schönheit hervorbringen. Wie ſich aber die völlige Erſcheinung im Kreiſe zuſammenſtellt, machen wir uns am beſten durch Pigmente auf Papier begreiflich, bis wir, bei natürlichen Anlagen und nach mancher Erfahrung und Uebung, uns endlich von der Idee dieſer Harmonie völlig penetrirt und ſie uns im Geiſte gegenwärtig fühlen.

Charakteriſtiſche Zuſammenſtellungen.

816.

Außer dieſen rein harmoniſchen, aus ſich ſelbſt entſpringenden Zuſammenſtellungen, welche immer Totalität mit ſich führen, giebt es noch andere, welche durch Willkür hervorgebracht werden, und die wir dadurch am leichteſten bezeichnen, daß ſie in unſerm Farbenkreiſe nicht nach Diametern, ſondern nach Chorden aufzufinden ſind, und zwar zuerſt dergeſtalt, daß eine Mittelfarbe überſprungen wird.

817.

Wir nennen dieſe Zuſammenſtellungen charakteriſtiſch, weil ſie ſämmtlich etwas Bedeutendes haben, das ſich uns mit einem gewiſſen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jenes Charakteriſtiſche nur dadurch entſteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne ſich darin aufzulöſen.

Ferner, wenn sich Seiltänzer und Kunstreiter einfinden, versäume er nicht auf diese genau zu achten. Das Uebertriebene, Falsche, Handwerksmäßige lehne er ab, aber er lerne auffassen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menschliche Körper fähig ist.

Der junge Künstler versäume die Thiergestalten nicht, von Pferden und Hunden suche er sich den Hauptbegriff zu gewinnen; auch wilden fremden Geschöpfen erweise er seine Aufmerksamkeit und Achtung.

Von der Nothwendigkeit: daß der bildende Künstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derselben überhaupt sind wir genugsam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines so löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unserer Ueberzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeschlossen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es steht manches Schöne isolirt in der Welt, doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erst ihren Reiz durch das Insect das ihr anhängt, durch den Thautropfen der sie befeuchtet, durch das Gefäß woraus sie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer

818.

Da wir die Farben in ihrer Entstehung, so wie deren harmonische Verhältnisse kennen, so läßt sich erwarten, daß auch die Charaktere der willkürlichen Zusammenstellungen von der verschiedensten Bedeutung seyn werden. Wir wollen sie einzeln durchgehen.

Gelb und Blau.

819.

Dieses ist die einfachste von solchen Zusammenstellungen. Man kann sagen, es sey zu wenig in ihr: denn da ihr jede Spur von Roth fehlt, so geht ihr zu viel von der Totalität ab. In diesem Sinne kann man sie arm und, da die beiden Pole auf ihrer niedrigsten Stufe stehen, gemein nennen. Doch hat sie den Vortheil, daß sie zunächst am Grünen und also an der realen Befriedigung steht.

Gelb und Purpur.

820.

Hat etwas Einseitiges, aber Heiteres und Prächtiges. Man sieht die beiden Enden der thätigen Seite neben einander; ohne daß das thätige Werden ausgedrückt sey. Da man aus ihrer Mischung durch Pigmente das Gelbrothe erwarten kann, so stehen sie gewissermaßen anstatt dieser Farbe.

Blau und Purpur.

821.

Die beiden Enden der passiven Seite mit dem Uebergewicht des obern Endes nach dem activen zu. Da durch Mischung beider das Blaurothe entsteht, so wird der Effect dieser Zusammenstellung sich auch gedachter Farbe nähern.

Gelbroth und Blauroth.

822.

Haben zusammengestellt, als die gesteigerten Enden der beiden Seiten, etwas Erregendes, Hohes. Sie geben uns die Verahnung des Purpurs, der bei physikalischen Versuchen aus ihrer Vereinigung entsteht.

823.

Diese vier Zusammenstellungen haben also das Gemeinsame, daß sie, vermischt, die Zwischenfarben unseres Farbenkreises hervorbringen würden; wie sie auch schon thun, wenn die Zusammenstellung aus kleinen Theilen besteht und aus der Ferne betrachtet wird. Eine Fläche mit schmalen blau und gelben Streifen erscheint in einiger Entfernung grün.

824.

Wenn nun aber das Auge Blau und Gelb neben einander sieht, so befindet es sich in der sonderbaren Bemühung immer Grün hervorbringen zu wollen, ohne damit zu Stande zu kommen, und ohne also im Einzelnen Ruhe oder im Ganzen Gefühl der Totalität bewirken zu können.

825.

Man sieht also, daß wir nicht mit Unrecht diese Zusammenstellungen charakteristisch genannt haben, so wie denn auch der Charakter einer jeden sich auf den Charakter der einzelnen Farben, woraus sie zusammengestellt ist, beziehen muß.

Charakterlose Zusammenstellungen.

826.

Wir wenden uns nun zu der letzten Art der Zusammenstellungen, welche sich aus dem Kreise leicht herausfinden lassen. Es sind nämlich diejenigen, welche durch kleinere Chorden angedeutet werden, wenn man nicht eine ganze Mittelfarbe, sondern nur den Uebergang aus einer in die andere überspringt.

827.

Man kann diese Zusammenstellungen wohl die charakterlosen nennen, indem sie zu nahe an einander liegen, als daß ihr Eindruck bedeutsam

werden könnte. Doch behaupten die meiſten immer noch ein gewiſſes Recht, da ſie ein Fortſchreiten andeuten, deſſen Verhältniß aber kaum fühlbar werden kann.

828.

So drücken Gelb und Gelbroth, Gelbroth und Purpur, Blau und Blauroth, Blauroth und Purpur die nächſten Stufen der Steigerung und Culmination aus, und können in gewiſſen Verhältniſſen der Maſſen keine üble Wirkung thun.

829.

Gelb und Grün hat immer etwas Gemeinheiteres, Blau und Grün aber immer etwas Gemeinwiderliches; deßwegen unſere guten Vorfahren jene Zuſammenſtellung auch Narrenfarbe genannt haben.

Bezug der Zuſammenſtellungen zu Hell und Dunkel.

830.

Dieſe Zuſammenſtellungen können ſehr vermannichfaltigt werden, indem man beide Farben hell, beide Farben dunkel, eine Farbe hell, die andere dunkel zuſammenbringen kann; wobei jedoch, was im allgemeinen gegolten hat, in jedem beſondern Falle gelten muß. Von dem unendlich Mannichfaltigen, was dabei ſtattfindet, erwähnen wir nur folgendes.

831.

Die active Seite mit dem Schwarzen zuſammengeſtellt, gewinnt an Energie; die paſſive verliert. Die active mit dem Weißen und Hellen zuſammengebracht, verliert an Kraft; die paſſive gewinnt an Heiterkeit. Purpur und Grün mit Schwarz ſieht dunkel und düſter, mit Weiß hingegen erfreulich aus.

832.

Hierzu kommt nun noch, daß alle Farben mehr oder weniger beſchmutzt, bis auf einen gewiſſen Grad unkenntlich gemacht, und ſo theils unter ſich ſelbſt, theils mit reinen Farben zuſammengeſtellt werden können, wodurch zwar die Verhältniſſe unendlich variirt werden, wobei aber doch alles gilt, was von dem Reinen gegolten hat.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

833.

Wenn in dem Vorhergehenden die Grundſätze der Farbenharmonie vorgetragen worden, ſo wird es nicht zweckwidrig ſeyn, wenn wir das dort Ausgeſprochene in Verbindung mit Erfahrungen und Beiſpielen nochmals wiederholen.

834.

Jene Grundſätze waren aus der menſchlichen Natur und aus den anerkannten Verhältniſſen der Farbenerſcheinungen abgeleitet. In der Erfahrung begegnet uns manches was jenen Grundſätzen gemäß, manches, was ihnen widerſprechend iſt.

835.

Naturmenſchen, rohe Völker, Kinder haben große Neigung zur Farbe in ihrer höchſten Energie, und alſo beſonders zu dem Gelbrothen. Sie haben auch eine Neigung zum Bunten. Das Bunte aber entſteht, wenn die Farben in ihrer höchſten Energie ohne harmoniſches Gleichgewicht zuſammengeſtellt worden. Findet ſich aber dieſes Gleichgewicht durch Inſtinct oder zufällig beobachtet, ſo entſteht eine angenehme Wirkung. Ich erinnere mich, daß ein heſſiſcher Officier, der aus Amerika kam, ſein Geſicht nach der Art der Wilden mit reinen Farben bemalte, wodurch eine Art von Totalität entſtand, die keine unangenehme Wirkung that.

836.

Die Völker des ſüdlichen Europa's tragen zu Kleidern ſehr lebhafte Farben. Die Seidenwaaren, welche ſie leichten Kaufs haben, begünſtigen dieſe Neigung. Auch ſind beſonders die Frauen mit ihren lebhafteſten Miedern und Bändern immer mit der Gegend in Harmonie, indem ſie nicht im Stande ſind den Glanz des Himmels und der Erde zu überſcheinen.

837.

Die Geſchichte der Färberei belehrt uns, daß bei den Trachten der Nationen gewiſſe techniſche Bequemlichkeiten und Vortheile ſehr großen Einfluß hatten. So ſieht man die Deutſchen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe des Tuches iſt; auch in manchen Gegenden alle Landleute in grünem Zwillich, weil dieſer gedachte Farbe gut annimmt. Möchte ein Reiſender hierauf achten, ſo würden ihm bald angenehme und lehrreiche Beobachtungen gelingen.

838.

Farben, wie sie Stimmungen hervorbringen, fügen sich auch zu Stimmungen und Zuständen. Lebhafte Nationen, z. B. die Franzosen, lieben die gesteigerten Farben, besonders der activen Seite; gemäßigte, als Engländer und Deutsche, das Stroh- oder Ledergelb, wozu sie Dunkelblau tragen. Nach Würde strebende Nationen, als Italiäner und Spanier, ziehen die rothe Farbe ihrer Mäntel auf die passive Seite hinüber.

839.

Man bezieht bei Kleidungen den Charakter der Farbe auf den Charakter der Person. So kann man das Verhältniß der einzelnen Farben und Zusammenstellungen zu Gesichtsfarbe, Alter und Stand beobachten.

840.

Die weibliche Jugend hält auf Rosenfarb und Meergrün; das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbroth Neigung, und sämmtlich mit Recht.

Die römischen Kaiser waren auf den Purpur höchst eifersüchtig. Die Kleidung des chinesischen Kaisers ist Orange mit Purpur gestickt. Citronengelb dürfen auch seine Verienten und die Geistlichen tragen.

841.

Gebildete Menschen haben einige Abneigung vor Farben. Es kann dieses theils aus Schwäche des Organs, theils aus Unsicherheit des Geschmacks geschehen, die sich gern in das völlige Nichts flüchtet. Die Frauen gehen nunmehr fast durchgängig weiß und die Männer schwarz.

842.

Ueberhaupt aber steht hier eine Beobachtung nicht am unrechten Platz, daß der Mensch, so gern er sich auszeichnet, sich auch eben so gern unter seinesgleichen verlieren mag.

843.

Die schwarze Farbe sollte den venetianischen Edelmann an eine republicanische Gleichheit erinnern.

844.

Inwiefern der trübe nordische Himmel die Farben nach und nach vertrieben hat, ließe sich vielleicht auch noch untersuchen.

845.

Man ist freilich bei dem Gebrauch der ganzen Farben sehr eingeschränkt, dahingegen die beschmutzten, getödteten, sogenannten Modefarben

unendlich viele abweichende Grade und Schattirungen zeigen, wovon die meiſten nicht ohne Anmuth ſind.

846.

Zu bemerken iſt noch, daß die Frauenzimmer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Geſichtsfarbe noch unſcheinbarer zu machen; wie ſie denn überhaupt genöthigt ſind, ſobald ſie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten ſollen, ihre Geſichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.

847.

Hier wäre nun noch eine artige Arbeit zu machen übrig, nämlich eine Beurtheilung der Uniformen, Livreen, Cocarden und anderer Abzeichen, nach den eben aufgeſtellten Grundſätzen. Man könnte im allgemeinen ſagen, daß ſolche Kleidungen oder Abzeichen keine harmoniſchen Farben haben dürfen. Die Uniformen ſollten Charakter und Würde haben; die Livreen können gemein und ins Auge fallend ſeyn. An Beiſpielen von guter und ſchlechter Art würde es nicht fehlen, da der Farbenkreis eng und ſchon oft genug durchprobirt worden iſt.

Aeſthetiſche Wirkung.

848.

Aus der ſinnlichen und ſittlichen Wirkung der Farben, ſowohl einzeln als in Zuſammenſtellung, wie wir ſie bisher vorgetragen haben, wird nun für den Künſtler die äſthetiſche Wirkung abgeleitet. Wir wollen auch darüber die nöthigſten Winke geben, wenn wir vorher die allgemeine Bedingung maleriſcher Darſtellung, Licht und Schatten abgehandelt, woran ſich die Farbenerſcheinung unmittelbar anſchließt.

Helldunkel.

849.

Das Helldunkel, clair-obscur, nennen wir die Erſcheinung körperlicher Gegenſtände, wenn an denſelben nur die Wirkung des Lichtes und Schattens betrachtet wird.

850.

Im engern Sinne wird auch manchmal eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird, so genannt; doch wir brauchen hier das Wort in seinem ersten allgemeinen Sinne.

851.

Die Trennung des Helldunkels von aller Farbenerscheinung ist möglich und nöthig. Der Künstler wird das Räthsel der Darstellung eher lösen, wenn er sich zuerst das Helldunkel unabhängig von Farben denkt, und dasselbe in seinem ganzen Umfange kennen lernt.

852.

Das Helldunkel macht den Körper als Körper erscheinen, indem uns Licht und Schatten von der Dichtigkeit belehrt.

853.

Es kommt dabei in Betracht das höchste Licht, die Mitteltinte, der Schatten, und bei dem letzten wieder der eigene Schatten des Körpers, der auf andere Körper geworfene Schatten, der erhellte Schatten oder Reflex.

854.

Zum natürlichsten Beispiel für das Helldunkel wäre die Kugel günstig, um sich einen allgemeinen Begriff zu bilden, aber nicht hinlänglich zum ästhetischen Gebrauch. Die verfließende Einheit einer solchen Rundung führt zum Nebulistischen. Um Kunstwirkungen zu erzwecken, müssen an ihr Flächen hervorgebracht werden, damit die Theile der Schatten- und Lichtseite sich mehr in sich selbst absondern.

855.

Die Italiäner nennen dieses il piazzoso; man könnte es im Deutschen das Flächenhafte nennen. Wenn nun also die Kugel ein vollkommenes Beispiel des natürlichen Helldunkels wäre, so würde ein Viereck ein Beispiel des künstlichen seyn, wo alle Arten von Lichtern, Halblichtern, Schatten und Reflexen bemerklich wären.

856.

Die Traube ist als ein gutes Beispiel eines malerischen Ganzen im Helldunkel anerkannt, um so mehr als sie ihrer Form nach eine vorzügliche Gruppe darzustellen im Stande ist: aber sie ist bloß für den Meister tauglich, der das was er auszuüben versteht, in ihr zu sehen weiß.

857.

Um den ersten Begriff faßlich zu machen, der selbst von einem Vieleck immer noch schwer zu abstrahiren ist, schlagen wir einen Cubus vor, dessen drei gesehene Seiten das Licht, die Mitteltinte und den Schatten abgesondert neben einander vorstellen.

858.

Jedoch um zum Helldunkel einer zusammengesetzten Figur überzugehen, wählen wir das Beispiel eines aufgeschlagenen Buches, welches uns einer größern Mannichfaltigkeit näher bringt.

859.

Die antiken Statuen aus der schönen Zeit findet man zu solcher Wirkung höchst zweckmäßig gearbeitet. Die Lichtpartien sind einfach behandelt, die Schattenseiten deste mehr unterbrochen, damit sie für mannigfaltige Reflexe empfänglich würden; wobei man sich des Beispiels vom Vieleck erinnern kann.

860.

Beispiele antiker Malerei geben hierzu die Herculanischen Gemälde und die Aldobrandinische Hochzeit.

861.

Moderne Beispiele finden sich in einzelnen Figuren Raphaels, an ganzen Gemälden Correggio's, der niederländischen Schule, besonders des Rubens.

Streben zur Farbe.

862.

Ein Kunstwerk, schwarz und weiß, kann in der Malerei selten vorkommen. Einige Arbeiten von Polydor geben uns davon Beispiele, so wie unsere Kupferstiche und geschabten Blätter. Diese Arten, insofern sie sich mit Formen und Haltung beschäftigen, sind schätzenswerth; allein sie haben wenig Gefälliges fürs Auge, indem sie nur durch eine gewaltsame Abstraction entstehen.

863.

Wenn sich der Künstler seinem Gefühl überläßt, so meldet sich etwas Farbiges gleich. Sobald das Schwarze ins Blauliche fällt, entsteht eine Forderung des Gelben, das denn der Baukünstler instinctmäßig vertheilt

und theils rein in den Lichtern, theils geröthet und beschmutzt als Braun in den Reflexen, zu Belebung des Ganzen anbringt, wie es ihm am räthlichsten zu seyn scheint.

864.

Alle Arten von Camayeu, oder Farb in Farbe, laufen doch am Ende dahin hinaus, daß ein geforderter Gegensatz oder irgend eine farbige Wirkung angebracht wird. So hat Polydor in seinen schwarz und weißen Frescogemälden ein gelbes Gefäß oder sonst etwas der Art eingeführt.

865.

Ueberhaupt strebten die Menschen in der Kunst instinctmäßig jederzeit nach Farbe. Man darf nur täglich beobachten, wie Zeichenlustige von Tusche oder schwarzer Kreide auf weiß Papier zu farbigem Papier sich steigern; dann verschiedene Kreiden anwenden und endlich ins Pastell übergehen. Man sah in unsern Zeiten Gesichter mit Silberstift gezeichnet, durch rothe Bäckchen belebt und mit farbigen Kleidern angethan; ja Silhouetten in bunten Uniformen. Paolo Uccello malte farbige Landschaften zu farblosen Figuren.

866.

Selbst die Bildhauerei der Alten konnte diesem Trieb nicht widerstehen. Die Aegyptier strichen ihre Basreliefs an. Den Statuen gab man Augen mit farbigen Steinen. Zu marmornen Köpfen und Extremitäten fügte man porphyrne Gewänder, so wie man bunte Kalksinter zum Sturze der Brustbilder nahm. Die Jesuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Aloysius in Rom auf diese Weise zusammenzusetzen, und die neueste Bildhauerei unterscheidet das Fleisch durch eine Tinctur von den Gewändern.

Haltung.

867.

Wenn die Linearperspective die Abstufung der Gegenstände in scheinbarer Größe durch Entfernung zeigt, so läßt uns die Luftperspective die Abstufung der Gegenstände in mehr oder minderer Deutlichkeit durch Entfernung sehen.

868.

Ob wir zwar entfernte Gegenstände nach der Natur unseres Auges

nicht ſo deutlich ſehen als nähere, ſo ruht doch die Luftperſpective eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchſichtigen Mittel einigermaßen trübe ſind.

869.

Die Atmoſphäre iſt alſo immer mehr oder weniger trüb. Beſonders zeigt ſie dieſe Eigenſchaft in den ſüdlichen Gegenden bei hohem Barometerſtand, trockenem Wetter und wolkenloſem Himmel, wo man eine ſehr merkliche Abſtufung wenig auseinander ſtehender Gegenſtände beobachten kann.

870.

Im allgemeinen iſt dieſe Erſcheinung jedermann bekannt; der Maler hingegen ſieht die Abſtufung bei den geringſten Abſtänden, oder glaubt ſie zu ſehen. Er ſtellt ſie praktiſch dar, indem er die Theile eines Körpers, z. B. eines völlig vorwärts gekehrten Geſichtes von einander abſtuft. Hiebei behauptet Beleuchtung ihre Rechte. Dieſe kommt von der Seite in Betracht, ſo wie die Haltung von vorn nach der Tiefe zu.

Colorit.

871.

Indem wir nunmehr zur Farbengebung übergehen, ſetzen wir voraus, daß der Maler überhaupt mit dem Entwurf unſerer Farbenlehre bekannt ſey, und ſich gewiſſe Kapitel und Rubriken, die ihn vorzüglich berühren, wohl zu eigen gemacht habe: denn ſo wird er ſich im Stande befinden das Theoretiſche ſowohl als das Praktiſche, im Erkennen der Natur und im Anwenden auf die Kunſt, mit Leichtigkeit zu behandeln.

Colorit des Orts.

872.

Die erſte Erſcheinung des Colorits tritt in der Natur gleich mit der Haltung ein: denn die Luftperſpective beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir ſehen den Himmel, die entfernten Gegenſtände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erſcheint uns das Leuchtende und Beleuchtete ſtufenweiſe gelb bis zur Purpurfarbe. In manchen Fällen tritt ſogleich

Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So iſt es mit menſchlichen Figuren und ſo mit Thieren aller Art beſchaffen.

Der Vortheil, den ſich der junge Künſtler hiedurch verſchafft, iſt gar mannichfaltig. Er lernt denken, das Paſſende gehörig zuſammenbinden, und wenn er auf dieſe Weiſe geiſtreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannichfaltigen aus dem Einzelnen, keinesweges fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunſtpädagogik wahrhaft Genüge, ſo hat er noch nebenher den großen nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkaufliche dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine ſolche Arbeit braucht nicht im höchſten Grade ausgeführt und vollendet zu ſeyn; wenn ſie gut geſehen, gedacht und fertig iſt, ſo iſt ſie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beſchaue doch jeder junge Künſtler ſeine Studien im Büchelchen und im Portefeuille, und überlege wie viele Blätter er davon auf jene Weiſe genießbar und wünſchenswerth hätte machen können.

Es iſt nicht die Rede vom Höheren, wovon man wohl auch ſprechen könnte, ſondern es ſoll nur als Warnung geſagt ſeyn, die von einem Abwege zurückruft und aufs Höhere hindeutet.

---

die physiologische Forderung der Farben ein, und eine ganz farblose Landschaft wird durch diese mit und gegen einander wirkenden Bestimmungen vor unserm Auge völlig farbig erscheinen.

Colorit der Gegenstände.

873.

Localfarben sind die allgemeinen Elementarfarben, aber nach den Eigenschaften der Körper und ihrer Oberflächen, an denen wir sie gewahr werden, specificirt. Diese Specification geht bis ins Unendliche.

874.

Es ist ein großer Unterschied, ob man gefärbte Seide oder Wolle vor sich hat. Jede Art des Bereitens und Webens bringt schon Abweichungen hervor. Rauhigkeit, Glätte, Glanz kommen in Betrachtung.

875.

Es ist daher ein der Kunst sehr schädliches Vorurtheil, daß der gute Maler keine Rücksicht auf den Stoff der Gewänder nehmen, sondern nur immer gleichsam abstracte Falten malen müsse. Wird nicht hierdurch alle charakteristische Abwechselung aufgehoben, und ist das Porträt von Leo X deßhalb weniger trefflich, weil auf diesem Bilde Sammt, Atlas und Mohr neben einander nachgeahmt ward?

876.

Bei Naturproducten erscheinen die Farben mehr oder weniger modificirt, specificirt, ja individualisirt; welches bei Steinen und Pflanzen, bei den Federn der Vögel und den Haaren der Thiere wohl zu beobachten ist.

877.

Die Hauptkunst des Malers bleibt immer, daß er die Gegenwart des bestimmten Stoffes nachahme und das Allgemeine, Elementare der Farbenerscheinung zerstöre. Die höchste Schwierigkeit findet sich hier bei der Oberfläche des menschlichen Körpers.

878.

Das Fleisch steht im Ganzen auf der activen Seite; doch spielt das Blauliche der passiven auch mit herein. Die Farbe ist durchaus ihrem elementarischen Zustande entrückt und durch Organisation neutralisirt.

879.

Das Colorit des Ortes und das Colorit der Gegenstände in Harmonie zu bringen, wird nach Betrachtung dessen, was von uns in der Farbenlehre abgehandelt worden, dem geistreichen Künstler leichter werden, als bisher der Fall war, und er wird im Stande seyn unendlich schöne, mannichfaltige und zugleich wahre Erscheinungen darzustellen.

Charakteristisches Colorit.

880.

Die Zusammenstellung farbiger Gegenstände sowohl als die Färbung des Raumes, in welchem sie enthalten sind, soll nach Zwecken geschehen, welche der Künstler sich vorsetzt. Hierzu ist besonders die Kenntniß der Wirkung der Farben auf Empfindung, sowohl im Einzelnen als in Zusammenstellung, nöthig. Deßhalb sich denn der Maler von dem allgemeinen Dualism sowohl als von den besondern Gegensätzen penetriren soll; wie er denn überhaupt wohl inne haben müßte, was wir von den Eigenschaften der Farben gesagt haben.

881.

Das Charakteristische kann unter drei Hauptrubriken begriffen werden, die wir einstweilen durch das Mächtige, das Sanfte und das Glänzende bezeichnen wollen.

882.

Das erste wird durch das Uebergewicht der activen, das zweite durch das Uebergewicht der passiven Seite, das dritte durch Totalität und Darstellung des ganzen Farbenkreises im Gleichgewicht hervorgebracht.

883.

Der mächtige Effect wird erreicht durch Gelb, Gelbroth und Purpur, welche letzte Farbe auch noch auf der Plusseite zu halten ist. Wenig Violett und Blau, noch weniger Grün ist anzubringen. Der sanfte Effect wird durch Blau, Violett und Purpur, welcher jedoch auf die Minusseite zu führen ist, hervorgebracht. Wenig Gelb und Gelbroth, aber viel Grün kann stattfinden.

884.

Wenn man also diese beiden Effecte in ihrer vollen Bedeutung

hervorbringen will, so kann man die geforderten Farben bis auf ein Minimum ausschließen und nur so viel von ihnen sehen lassen, als eine Ahnung der Totalität unweigerlich zu verlangen scheint.

Harmonisches Colorit.

885.

Obgleich die beiden charakteristischen Bestimmungen, nach der eben angezeigten Weise, auch gewissermaßen harmonisch genannt werden können, so entsteht doch die eigentliche harmonische Wirkung nur alsdann, wenn alle Farben neben einander im Gleichgewicht angebracht sind.

886.

Man kann hierdurch das Glänzende sowohl als das Angenehme hervorbringen, welche beide jedoch immer etwas Allgemeines und in diesem Sinne etwas Charakterloses haben werden.

887.

Hierin liegt die Ursache, warum das Colorit der meisten Neuern charakterlos ist: denn indem sie nur ihrem Instinct folgen, so bleibt das letzte, wohin er sie führen kann, die Totalität, die sie mehr oder weniger erreichen, dadurch aber zugleich den Charakter versäumen, den das Bild allenfalls haben könnte.

888.

Hat man hingegen jene Grundsätze im Auge, so sieht man, wie sich für jeden Gegenstand mit Sicherheit eine andere Farbenstimmung wählen läßt. Freilich fordert die Anwendung unendliche Modificationen, welche dem Genie allein, wenn es von diesen Grundsätzen durchdrungen ist, gelingen werden.

Aechter Ton.

889.

Wenn man das Wort Ton oder vielmehr Tonart auch noch künftig von der Musik borgen und bei der Farbengebung brauchen will, so wird es in einem bessern Sinne als bisher geschehen können.

890.

Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effect mit einem musikalischen Stücke aus dem Durton, ein Gemälde mit sanftem Effect mit einem Stücke aus dem Mollton vergleichen, so wie man für die Modification dieser beiden Haupteffecte andere Vergleichungen finden könnte.

Falscher Ton.

891.

Was man bisher Ton nannte, war ein Schleier von einer einzigen Farbe über das ganze Bild gezogen. Man nahm ihn gewöhnlich gelb, indem man aus Instinct das Bild auf die mächtige Seite treiben wollte.

892.

Wenn man ein Gemälde durch ein gelbes Glas ansieht, so wird es uns in diesem Ton erscheinen. Es ist der Mühe werth, diesen Versuch zu machen und zu wiederholen, um genau kennen zu lernen, was bei einer solchen Operation eigentlich vorgeht. Es ist eine Art Nachtbeleuchtung, eine Steigerung, aber zugleich Verdüsterung der Plusseite, und eine Beschmutzung der Minusseite.

893.

Dieser unächte Ton ist durch Instinct aus Unsicherheit dessen, was zu thun sey, entstanden, so daß man anstatt der Totalität eine Uniformität hervorbrachte.

Schwaches Colorit.

694.

Eben diese Unsicherheit ist Ursache, daß man die Farben der Gemälde so sehr gebrochen hat, daß man aus dem Grauen heraus und in das Graue hinein malt, und die Farbe so leise behandelt als möglich.

895.

Man findet in solchen Gemälden oft die harmonischen Gegenstellungen recht glücklich, aber ohne Muth, weil man sich vor dem Bunten fürchtet.

Das Bunte.

896.

Bunt kann ein Gemälde leicht werden, in welchem man bloß empirisch, nach unsichern Eindrücken, die Farben in ihrer ganzen Kraft neben einander stellen wollte.

897.

Wenn man dagegen schwache, obgleich widrige Farben neben einander setzt, so ist freilich der Effect nicht auffallend. Man trägt seine Unsicherheit auf den Zuschauer hinüber, der denn an seiner Seite weder loben noch tadeln kann.

898.

Auch ist es eine wichtige Betrachtung, daß man zwar die Farben unter sich in einem Bilde richtig aufstellen könne, daß aber doch ein Bild bunt werden müsse, wenn man die Farben in Bezug auf Licht und Schatten falsch anwendet.

899.

Es kann dieser Fall um so leichter eintreten, als Licht und Schatten schon durch die Zeichnung gegeben und in derselben gleichsam enthalten ist, dahingegen die Farbe der Wahl und Willkür noch unterworfen bleibt.

Furcht vor dem Theoretischen.

900.

Man fand bisher bei den Malern eine Furcht, ja eine entschiedene Abneigung gegen alle theoretischen Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört; welches ihnen jedoch nicht übel zu deuten war: denn das bisher sogenannte Theoretische war grundlos, schwankend und auf Empirie hindeutend. Wir wünschen, daß unsere Bemühungen diese Furcht einigermaßen vermindern, und den Künstler anreizen mögen die aufgestellten Grundsätze praktisch zu prüfen und zu beleben.

Letzter Zweck.

901.

Denn ohne Uebersicht des Ganzen wird der letzte Zweck nicht erreicht. Von allem dem was wir bisher vorgetragen, durchdringe sich der Künstler.

Nur durch die Einstimmung des Lichtes und Schattens, der Haltung, der wahren und charakteristischen Farbengebung kann das Gemälde von der Seite, von der wir es gegenwärtig betrachten, als vollendet erscheinen.

Gründe.

902.

Es war die Art der ältern Künstler, auf hellen Grund zu malen. Er bestand aus Kreide und wurde auf Leinwand oder Holz stark aufgetragen und polirt. Sodann wurde der Umriß aufgezeichnet, und das Bild mit einer schwärzlichen oder bräunlichen Farbe ausgetuscht. Dergleichen auf diese Art zum Coloriren vorbereitete Bilder sind noch übrig von Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo und mehrere von Guido.

903.

Wenn man zur Colorirung schritt und weiße Gewänder darstellen wollte, so ließ man zuweilen diesen Grund stehen. Tizian that es in seiner spätern Zeit, wo er die große Sicherheit hatte, und mit wenig Mühe viel zu leisten wußte. Der weißliche Grund wurde als Mitteltinte behandelt, die Schatten aufgetragen und die hohen Lichter aufgesetzt.

904.

Beim Coloriren war das untergelegte gleichsam getuschte Bild immer wirksam. Man malte z. B. ein Gewand mit einer Lasurfarbe, und das Weiße schien durch und gab der Farbe ein Leben, so wie der schon früher zum Schatten angelegte Theil die Farbe gedämpft zeigte, ohne daß sie gemischt oder beschmutzt gewesen wäre.

905.

Diese Methode hatte viele Vortheile. Denn an den lichten Stellen des Bildes hatte man einen hellen, an den beschatteten einen dunkeln Grund. Das ganze Bild war vorbereitet; man konnte mit leichten Farben malen, und man war der Uebereinstimmung des Lichtes mit den Farben gewiß. Zu unsern Zeiten ruht die Aquarellmalerei auf diesen Grundsätzen.

906.

Uebrigens wird in der Oelmalerei gegenwärtig durchaus ein heller Grund gebraucht, weil Mitteltinten mehr oder weniger durchsichtig sind, und also durch einen hellen Grund einigermaßen belebt, so wie die Schatten selbst nicht so leicht dunkel werden.

907.

Auf dunkle Gründe malte man auch eine Zeit lang. Wahrscheinlich hat sie Tintoretto eingeführt; ob Giorgione sich derselben bedient, ist nicht bekannt. Tizians beste Bilder sind nicht auf dunkeln Grund gemalt.

908.

Ein solcher Grund war rothbraun, und wenn auf denselben das Bild aufgezeichnet war, so wurden die stärksten Schatten aufgetragen, die Lichtfarben impastirte man auf den hohen Stellen sehr stark, und vertrieb sie gegen den Schatten zu, da denn der dunkle Grund durch die verdünnte Farbe als Mitteltinte durchsah. Der Effect wurde beim Ausmalen durch mehrmaliges Uebergehen der lichten Partien und Aufsetzen der hohen Lichter erreicht.

909.

Wenn diese Art sich besonders wegen der Geschwindigkeit bei der Arbeit empfiehlt, so hat sie doch in der Folge viel Schädliches. Der energische Grund wächst und wirkt dunkler; was die hellen Farben nach und nach an Klarheit verlieren, gibt der Schattenseite immer mehr und mehr Uebergewicht. Die Mitteltinten werden immer dunkler und der Schatten zuletzt ganz finster. Die stark aufgetragenen Lichter bleiben allein hell, und man sieht nur lichte Flecken auf dem Bilde, wovon uns die Gemälde der Bolognesischen Schule und des Caravaggio genugsame Beispiele geben.

910.

Auch ist nicht unschicklich, hier noch zum Schlusse des Lasirens zu erwähnen. Dieses geschieht, wenn man eine schon aufgetragene Farbe als hellen Grund betrachtet. Man kann eine Farbe dadurch fürs Auge mischen, sie steigern, ihr einen sogenannten Ton geben; man macht sie dabei aber immer dunkler.

Pigmente.

911.

Wir empfangen sie aus der Hand des Chemikers und Naturforschers. Manches ist darüber ausgezeichnet und durch den Druck bekannt geworden; doch verdiente dieses Kapitel von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden. Indessen theilt der Meister seine Kenntnisse hierüber dem Schüler mit, der Künstler dem Künstler.

912.

Diejenigen Pigmente, welche ihrer Natur nach die dauerhafteſten ſind, werden vorzüglich ausgeſucht; aber auch die Behandlungsart trägt viel zur Dauer des Bildes bei. Deßwegen ſind ſo wenig Farbenkörper als möglich anzuwenden, und die ſimpelſte Methode des Auftrags nicht genug zu empfehlen.

913.

Denn aus der Menge der Pigmente iſt manches Uebel für das Colorit entſprungen. Jedes Pigment hat ſein eigenthümliches Weſen in Abſicht ſeiner Wirkung aufs Auge; ferner etwas Eigenthümliches, wie es techniſch behandelt ſeyn will. Jenes iſt Urſache, daß die Harmonie ſchwerer durch mehrere als durch wenige Pigmente zu erreichen iſt; dieſes, daß chemiſche Wirkung und Gegenwirkung unter den Farbenkörpern ſtattfinden kann.

914.

Ferner gedenken wir noch einiger falſchen Richtungen, von denen ſich die Künſtler hinreißen laſſen. Die Maler begehren immer nach neuen Farbekörpern und glauben, wenn ein ſolcher gefunden wird, einen Vorſchritt in der Kunſt gethan zu haben. Sie tragen großes Verlangen die alten mechaniſchen Behandlungsarten kennen zu lernen, wodurch ſie viel Zeit verlieren; wie wir uns denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Wachsmalerei viel zu lange gequält haben. Andere gehen darauf aus neue Behandlungsarten zu erfinden; wodurch denn auch weiter nichts gewonnen wird; denn es iſt zuletzt doch nur der Geiſt, der jede Technik lebendig macht.

Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe.

915.

Es iſt oben umſtändlich nachgewieſen worden, daß eine jede Farbe einen beſondern Eindruck auf den Menſchen mache, und dadurch ihr Weſen ſowohl dem Auge als Gemüth offenbare. Daraus folgt ſogleich, daß die Farbe ſich zu gewiſſen ſinnlichen, ſittlichen, äſthetiſchen Zwecken anwenden laſſe.

916.

Einen ſolchen Gebrauch alſo, der mit der Natur völlig übereinträfe,

könnte man den symbolischen nennen, indem die Farbe ihrer Wirkung gemäß angewendet würde, und das wahre Verhältniß sogleich die Bedeutung ausspräche. Stellt man z. B. den Purpur als die Majestät bezeichnend auf, so wird wohl kein Zweifel seyn, daß der rechte Ausdruck gefunden worden; wie sich alles dieses schon oben hinreichend auseinander gesetzt findet.

917.

Hiermit ist ein anderer Gebrauch nahe verwandt, den man den allegorischen nennen könnte. Bei diesem ist mehr Zufälliges und Willkürliches, ja man kann sagen etwas Conventionelles, indem uns erst der Sinn des Zeichens überliefert werden muß, ehe wir wissen was es bedeuten soll, wie es sich z. B. mit der grünen Farbe verhält, die man der Hoffnung zugetheilt hat.

918.

Daß zuletzt auch die Farbe eine mystische Deutung erlaube, läßt sich wohl ahnen. Denn da jenes Schema, worin sich die Farbenmannichfaltigkeit darstellen läßt, solche Urverhältnisse andeutet, die sowohl der menschlichen Anschauung als der Natur angehören, so ist wohl kein Zweifel, daß man sich ihrer Bezüge, gleichsam als einer Sprache, auch da bedienen könne, wenn man Urverhältnisse ausdrücken will, die nicht eben so mächtig und mannichfaltig in die Sinne fallen. Der Mathematiker schätzt den Werth und Gebrauch des Triangels; der Triangel steht bei dem Mystiker in großer Verehrung; gar manches läßt sich im Triangel schematisiren, und die Farbenerscheinung gleichfalls, und zwar dergestalt, daß man durch Verdoppelung und Beschränkung zu dem alten geheimnißvollen Sechseck gelangt.

919.

Wenn man erst das Auseinandergehen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, besonders aber die Steigerung ins Rothe genugsam betrachtet haben, wodurch das Entgegengesetzte sich gegen einander neigt, und sich in einem dritten vereinigt, dann wird gewiß eine besondere geheimnißvolle Anschauung eintreten, daß man diesen beiden getrennten, einander entgegengesetzten Wesen eine geistige Bedeutung unterlegen könne, und man wird sich kaum enthalten, wenn man sie unterwärts das Grün und oberwärts das Roth hervorbringen sieht, dort an die irdischen, hier an die himmlischen Ausgeburten der Elohim zu gedenken.

920.

Doch wir thun beſſer, uns nicht noch zum Schluſſe dem Verdacht der Schwärmerei auszuſetzen, um ſo mehr als es, wenn unſere Farbenlehre Gunſt gewinnt, an allegoriſchen, ſymboliſchen und myſtiſchen Anwendungen und Deutungen, dem Geiſte der Zeit gemäß, gewiß nicht fehlen wird.

Zugabe.

Das Bedürfniß des Malers, der in der bisherigen Theorie keine Hülfe fand, ſondern ſeinem Gefühl, ſeinem Geſchmack, einer unſichern Ueberlieferung in Abſicht auf die Farbe völlig überlaſſen war, ohne irgend ein phyſiſches Fundament gewahr zu werden, worauf er ſeine Ausübung hätte gründen können, dieſes Bedürfniß war der erſte Anlaß, der den Verfaſſer vermochte in eine Bearbeitung der Farbenlehre ſich einzulaſſen. Da nichts wünſchenswerther iſt, als daß dieſe theoretiſche Ausführung bald im Praktiſchen genutzt und dadurch geprüft und ſchnell weiter geführt werde, ſo muß es zugleich höchſt willkommen ſeyn, wenn wir finden, daß Künſtler ſelbſt ſchon den Weg einſchlagen, den wir für den rechten halten.

Ich laſſe daher zum Schluß, um hiervon ein Zeugniß abzugeben, den Brief eines talentvollen Malers, des Herrn Philipp Otto Runge, mit Vergnügen abdrucken, eines jungen Mannes, der ohne von meinen Bemühungen unterrichtet zu ſeyn, durch Naturell, Uebung und Nachdenken ſich auf die gleichen Wege gefunden hat. Man wird in dieſem Briefe, den ich ganz mittheile, weil ſeine ſämmtlichen Glieder in einem innigen Zuſammenhange ſtehen, bei aufmerkſamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können, und daß dabei der Verfaſſer in mehreren Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir ſelbſt auf meinem Gange vorgeſchritten iſt. Möge ſein ſchönes Talent praktiſch bethätigen, wovon wir uns beide überzeugt halten, und möchten wir bei fortgeſetzter Betrachtung und Ausübung mehrere gewogene Mitarbeiter finden!

Wolgaſt, den 3. Juli 1808.

Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unſere anmuthige Inſel Rügen gemacht hatte, wo der ſtille Ernſt des Meeres von den freundlichen

Verſuche es doch der Künſtler nur ein halb Jahr praktiſch, und ſetze weder Kohle noch Pinſel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenſtand als Bild abzuſchließen. Hat er angebornes Talent, ſo wird ſich's bald offenbaren, welche Abſicht wir bei dieſen Andeutungen im Sinne hegten.

Wenn ich jüngere deutſche Maler, ſogar ſolche, die ſich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage: warum ſie doch, beſonders in ihren Landſchaften, ſo widerwärtige grelle Töne dem Auge darſtellen und vor aller Harmonie zu fliehen ſcheinen? ſo geben ſie wohl ganz dreiſt und getroſt zur Antwort: ſie ſähen die Natur genau auf ſolche Weiſe.

Kant hat uns aufmerkſam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieſes höchſte Vermögen, was der Menſch beſitzt, Urſache habe, über ſich ſelbſt zu wachen. Wie großen Vortheil uns dieſe Stimme gebracht, möge jeder an ſich ſelbſt geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe ſtellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig ſey, wenn die Kunſt überhaupt, beſonders die deutſche, irgend wieder ſich erholen und in einem erfreulichen Lebensſchritt vorwärts gehen ſolle.

Der zur Vernunft geborne Menſch bedarf noch großer Bildung, ſie mag ſich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beiſpiel, oder durch ſtrenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenſo wird zwar der angehende Künſtler, aber nicht der vollendete geboren: ſein Auge komme friſch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Geſtalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere

Halbinseln und Thälern, Hügeln und Felsen auf mannichfaltige Art unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der Meinigen auch noch Ihren werthen Brief; und es ist eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art ansprechen möchten. Ich empfinde es sehr, wie Sie ein Bestreben, das auch außer der Richtung, die Sie der Kunst wünschen, liegt, würdigen; und es würde eben so albern seyn Ihnen meine Ursachen, warum ich so arbeite, zu sagen, als wenn ich bereden wollte, die meinige wäre die rechte.

Wenn die Praktik für jeden mit so großen Schwierigkeiten verbunden ist, so ist sie es in unsern Zeiten im höchsten Grade. Für den aber, der in einem Alter, wo der Verstand schon eine große Oberhand erlangt hat, erst anfängt sich in den Anfangsgründen zu üben, wird es unmöglich ohne zu Grunde zu gehen, aus seiner Individualität heraus sich in ein allgemeines Bestreben zu versetzen.

Derjenige, der, indem er sich in der unendlichen Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet ist verliert und unwiderstehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, sich von dem totalen Eindrucke eben so gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß auf eben die Weise, wie er in das Charakteristische der Einzelnheiten eingeht, auch in das Verhältniß, die Natur und die Kräfte der großen Massen einzudringen suchen.

Wer in dem beständigen Gefühl, wie alles bis ins kleinste Detail lebendig ist und auf einander wirkt, die großen Massen betrachtet, kann solche nicht ohne eine besondere Connexion oder Verwandtschaft sich denken, noch viel weniger darstellen, ohne sich auf die Grundursachen einzulassen. Und thut er dieß, so kann er nicht eher wieder zu der ersten Freiheit gelangen, wenn er sich nicht gewissermaßen bis auf den reinen Grund durchgearbeitet hat.

Um es deutlicher zu machen, wie ich es meine, ich glaube, daß die alten deutschen Künstler, wenn sie etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben, bis sie in dieser Wissenschaft einen gewissen Grad erlangt hätten.

Es hat manchen Menschen gegeben, der aus freier Faust Brücken und Hängewerke und gar künstliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wohl eine Zeit lang; wenn er aber zu einer gewissen Höhe gekommen und

er von selbst auf mathematische Schlüsse verfällt, so ist sein ganzes Talent fort, er arbeite sich denn durch die Wissenschaft durch wieder in die Freiheit hinein.

So ist es mir unmöglich gewesen, seit ich zuerst mich über die besondern Erscheinungen bei der Mischung der drei Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewisses Bild von der ganzen Farbenwelt hatte, welches groß genug wäre um alle Verwandlungen und Erscheinungen in sich zu schließen.

Es ist ein sehr natürlicher Gedanke für einen Maler, wenn er zu wissen begehrt, indem er eine schöne Gegend sieht oder auf irgend eine Art von einem Effect in der Natur angesprochen wird, aus welchen Stoffen gemischt dieser Effect wieder zu geben wäre. Dieß hat mich wenigstens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu studiren, und ob es möglich wäre, so tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlich würde, was sie leisten oder was durch sie gewirkt wird oder was auf sie wirkt. Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Versuch ansehen, den ich bloß aufschreibe, um Ihnen meine Ansicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, sich praktisch nur ganz auszusprechen vermag. Indeß hoffe ich nicht, daß es für die Malerei unnütz ist oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieser Seite anzusehen; auch wird diese Ansicht den physikalischen Versuchen, etwas Vollständiges über die Farben zu erfahren, weder widersprechen noch sie unnöthig machen.

Da ich Ihnen hier aber keine unumstößlichen Beweise vorlegen kann, weil diese auf eine vollständige Erfahrung begründet seyn müssen, so bitte ich nur, daß Sie auf Ihr eigenes Gefühl sich reduciren möchten, um zu verstehen, wie ich meinte, daß ein Maler mit keinen andern Elementen zu thun hätte, als mit denen, die Sie hier angegeben finden.

1) Drei Farben, Gelb, Roth und Blau, giebt es bekanntlich nur. Wenn wir diese in ihrer ganzen Kraft annehmen, und stellen sie uns wie einen Cirkel vor, z. B. (siehe die Tafeln)

Roth

Orange	Violett
Gelb	Blau

Grün,

so bilden sich aus den drei Farben, Gelb, Roth und Blau drei Uebergänge, Orange, Violett und Grün — ich heiße alles Orange, was zwischen

Gelb und Roth fällt oder was von Gelb oder Roth aus ſich nach dieſen Seiten hinneigt — und dieſe ſind in ihrer mittlern Stellung am brillanteſten und die reinen Miſchungen der Farben.

2) Wenn man ſich ein bläuliches Orange, ein röthliches Grün oder ein gelbliches Violett denken will, wird einem ſo zu Muthe wie bei einem ſüdweſtlichen Nordwinde. Wie ſich aber ein warmes Violett erklären läßt, giebt es im Verfolg vielleicht Materie.

3) Zwei reine Farben, wie Gelb und Roth, geben eine reine Miſchung, Orange. Wenn man aber zu ſolcher Blau miſcht, ſo wird ſie beſchmutzt, alſo daß wenn ſie zu gleichen Theilen geſchieht, alle Farbe in ein unſcheinendes Grau aufgehoben iſt.

Zwei reine Farben laſſen ſich miſchen, zwei Mittelfarben aber heben ſich einander auf oder beſchmutzen ſich, da ein Theil von der dritten Farbe hinzugekommen iſt.

Wenn die drei reinen Farben ſich einander aufheben in Grau, ſo thun die drei Miſchungen, Orange, Violett und Grün, daſſelbe in ihrer mittlern Stellung, weil die drei Farben wieder gleich ſtark darin ſind.

Da nun in dieſem ganzen Kreiſe nur die reinen Uebergänge der drei Farben liegen und ſie durch ihre Miſchung nur den Zuſatz von Grau erhalten, ſo liegt außer ihnen zur größern Vervielfältigung noch Weiß und Schwarz.

4) Das Weiß macht durch ſeine Beimiſchung alle Farben matter, und wenn ſie gleich heller werden, ſo verlieren ſie doch ihre Klarheit und Feuer.

5) Schwarz macht alle Farben ſchmutzig, und wenn es ſolche gleich dunkler macht, ſo verlieren ſie eben ſo wohl ihre Reinheit und Klarheit.

6) Weiß und Schwarz mit einander gemiſcht giebt Grau.

7) Man empfindet ſehr leicht, daß in dem Umfang von den drei Farben nebſt Weiß und Schwarz der durch unſere Augen empfundene Eindruck der Natur in ſeinen Elementen nicht erſchöpft iſt. Da Weiß die Farben matt und Schwarz ſie ſchmutzig macht, werden wir daher geneigt ein Hell und Dunkel anzunehmen. Die folgenden Betrachtungen werden uns aber zeigen, inwiefern ſich hieran zu halten iſt.

8) Es iſt in der Natur außer dem Unterſchied von heller und dunkler in den reinen Farben noch ein anderer wichtiger auffallend. Wenn wir z. B. in einer Helligkeit und in einer Reinheit rothes Tuch, Papier,

Taffet, Atlas oder Sammt, das Rothe des Abendroths oder rothes durchsichtiges Glas annehmen, so ist da noch ein Unterschied, der in der Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit der Materie liegt.

9) Wenn wir die drei Farben, Roth, Blau und Gelb, undurchsichtig zusammenmischen, so entsteht ein Grau, welches Grau eben so aus Weiß und Schwarz gemischt werden kann.

10) Wenn man diese drei Farben durchsichtig also mischt, daß keine überwiegend ist, so erhält man eine Dunkelheit, die durch keine von den andern Theilen hervorgebracht werden kann.

11) Weiß sowohl als Schwarz sind beide undurchsichtig oder körperlich. Man darf sich an dem Ausdruck weißes Glas nicht stoßen, womit man klares meint. Weißes Wasser wird man sich nicht denken können, was rein ist, so wenig wie klare Milch. Wenn das Schwarze bloß dunkel machte, so könnte es wohl klar seyn; da es aber schmutzt, so kann es solches nicht.

12) Die undurchsichtigen Farben stehen zwischen dem Weißen und Schwarzen; sie können nie so hell wie Weiß und nie so dunkel wie Schwarz seyn.

13) Die durchsichtigen Farben sind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit gränzenlos, wie Feuer und Wasser als ihre Höhe und ihre Tiefe angesehen werden kann.

14) Das Product der drei undurchsichtigen Farben, Grau, kann durch das Licht nicht wieder zu einer Reinheit kommen, noch durch eine Mischung dazu gebracht werden; es verbleicht entweder zu Weiß oder verkohlt sich zu Schwarz.

15) Drei Stücke Glas von den drei reinen durchsichtigen Farben würden, auf einander gelegt, eine Dunkelheit hervorbringen, die tiefer wäre, als jede Farbe einzeln, nämlich so: drei durchsichtige Farben zusammen geben eine farblose Dunkelheit, die tiefer ist als irgend eine von den Farben. Gelb ist z. B. die hellste und leuchtendste unter den drei Farben, und doch, wenn man zu ganz dunklem Violett so viel Gelb mischt, bis sie sich einander aufheben, so ist die Dunkelheit in hohem Grade verstärkt.

16) Wenn man ein dunkles durchsichtiges Glas, wie es allenfalls bei den optischen Gläsern ist, nimmt, und von der halben Dicke eine polirte Steinkohle, und legt beide auf einen weißen Grund, so wird

das Glas heller erscheinen; verdoppelt man aber beide, so muß die Steinkohle stille stehen wegen der Undurchsichtigkeit; das Glas wird aber bis ins unendliche sich verdunkeln, obwohl für unsere Augen nicht sichtbar. Eine solche Dunkelheit können eben sowohl die einzelnen durchsichtigen Farben erreichen, so daß Schwarz dagegen nur wie ein schmutziger Fleck erscheint.

17 Wenn wir ein solches durchsichtiges Product der drei durchsichtigen Farben auf die Weise verdünnen und das Licht durchscheinen ließen, so wird es auch eine Art Grau geben, die aber sehr verschieden von der Mischung der drei undurchsichtigen Farben seyn würde.

18 Die Helligkeit an einem klaren Himmel bei Sonnenaufgang, dicht um die Sonne herum oder vor der Sonne her, kann so groß seyn, daß wir sie kaum ertragen können. Wenn wir nun von dieser dort vorkommenden farblosen Klarheit, als einem Product von den drei Farben, auf diese schließen wollten, so würden diese so hell seyn müssen und so sehr über unsere Kräfte weggerückt, daß sie für uns dasselbe Geheimniß blieben, wie die in der Dunkelheit versunkenen.

19 Nun merken wir aber auch, daß die Helligkeit oder Dunkelheit nicht in den Vergleich oder Verhältniß zu den durchsichtigen Farben zu setzen sey, wie das Schwarz und Weiß zu den undurchsichtigen. Sie ist vielmehr eine Eigenschaft und eins mit der Klarheit und mit der Farbe. Man stelle sich einen reinen Rubin vor, so dick oder so dünn man will, so ist das Roth eins und dasselbe und ist also nur ein durchsichtiges Roth, welches hell oder dunkel wird, je nachdem es vom Licht erweckt oder verlassen wird. Das Licht entzündet natürlich eben so das Product dieser Farben in seiner Tiefe und erhebt es zu einer leuchtenden Klarheit, die jede Farbe durchscheinen läßt. Diese Erleuchtung, der sie fähig ist, indem das Licht sie zu immer höherem Brand entzündet, macht, daß sie oft unbemerkt um uns wogt und in tausend Verwandlungen die Gegenstände zeigt, die durch eine einfache Mischung unmöglich wären, und alles in seiner Klarheit läßt und noch erhöht. So können wir über die gleichgültigsten Gegenstände oft einen Reiz verbreitet sehen, der meist mehr in der Erleuchtung der zwischen uns und dem Gegenstand befindlichen Luft liegt, als in der Beleuchtung seiner Formen.

20 Das Verhältniß des Lichts zur durchsichtigen Farbe ist, wenn man sich darein vertieft, unendlich reizend, und das Entzünden der Farben

und das Verschwimmen in einander und Wiederentstehen und Verschwinden ist wie das Odemholen in großen Pausen von Ewigkeit zu Ewigkeit, vom höchsten Licht bis in die einsame und ewige Stille in den allertiefsten Tönen.

21 Die undurchsichtigen Farben stehen wie Blumen dagegen, die es nicht wagen sich mit dem Himmel zu messen, und doch mit der Schwachheit von der einen Seite, dem Weißen, und dem Bösen, dem Schwarzen, von der andern zu thun haben.

22 Diese sind aber gerade fähig, wenn sie sich nicht mit Weiß noch Schwarz vermischen, sondern dünn darüber gezogen werden, so anmuthige Variationen und so natürliche Effecte hervorzubringen, daß sich an ihnen gerade der praktische Gebrauch der Ideen halten muß, und die durchsichtigen am Ende nur wie Geister ihr Spiel darüber haben, und nur dienen um sie zu heben und zu erhöhen in ihrer Kraft.

Der feste Glaube an eine bestimmte geistige Verbindung in den Elementen kann dem Maler zuletzt einen Trost und Heiterkeit mittheilen, die er auf keine andere Art zu erlangen im Stande ist, da sein eigenes Leben sich so in seiner Arbeit verliert und Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die gewiß durch ein stets fleißiges und getreues Bestreben hervorgebracht werden muß, so daß es auch auf andere nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben kann.

Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte, und ich halte sie an den Maßstab dieser Qualitäten, so weiß ich bestimmt, wo und wie ich sie anwenden kann, da kein Stoff, den wir verarbeiten, ganz rein ist. Ich kann mich hier nicht über die Praktik ausbreiten, weil es erstlich zu weitläufig wäre, auch ich bloß im Sinne gehabt habe Ihnen den Standpunkt zu zeigen, von welchem ich die Farben betrachte.

Schlußwort.

Indem ich diese Arbeit, welche mich lange genug beschäftigt, doch zuletzt nur als Entwurf gleichsam aus dem Stegreife herauszugeben im Falle bin, und nun die verstehenden gedruckten Bogen durchblättere, so erinnere ich mich des Wunsches, den ein sorgfältiger Schriftsteller vormals geäußert, daß er seine Werke lieber zuerst ins Concept gedruckt sähe, um

alsdann aufs neue mit frischem Blick an das Geschäft zu gehen, weil alles Mangelhafte uns im Drucke deutlicher entgegen komme, als selbst in der saubersten Handschrift.

Um wie lebhafter mußte bei mir dieser Wunsch entstehen, da ich nicht einmal eine völlig reinliche Abschrift vor dem Druck durchgehen konnte, da die successive Redaction dieser Blätter in eine Zeit fiel, welche eine ruhige Sammlung des Gemüths unmöglich machte.

Wie vieles hätte ich daher meinen Lesern zu sagen, wovon sich doch manches schon in der Einleitung findet! Ferner wird man mir vergönnen, in der Geschichte der Farbenlehre auch meiner Bemühungen und der Schicksale zu gedenken, welche sie erduldeten.

Hier aber stehe wenigstens eine Betrachtung vielleicht nicht am unrechten Orte, die Beantwortung der Frage: was kann derjenige, der nicht im Fall ist sein ganzes Leben den Wissenschaften zu widmen, doch für die Wissenschaften leisten und wirken? was kann er als Gast in einer fremden Wohnung zum Vortheile der Besitzer ausrichten?

Wenn man die Kunst in einem höhern Sinne betrachtet, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgäben, daß die Schüler auf das strengste geprüft würden, daß Liebhaber sich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff beherrschend verhalten, und sich der äußern Einflüsse nur zu seiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherlei Ursachen schon der Künstler den Dilettanten zu ehren hat, so ist es bei wissenschaftlichen Gegenständen noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leisten im Stande ist. Die Wissenschaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunst, und zum Erfahren ist gar mancher geschickt. Das Wissenschaftliche wird von vielen Seiten zusammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wissen läßt sich überliefern, diese Schätze können vererbt werden; und das von Einem Erworbene werden manche sich zueignen. Es ist daher niemand, der nicht seinen Beitrag den Wissenschaften anbieten dürfte. Wie vieles sind wir nicht dem Zufall, dem Handwerk, einer augenblicklichen Aufmerksamkeit schuldig! Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt sind, Frauen, Kinder sind fähig uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen.

In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe; welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung ist. Durchsucht man jedoch die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, besonders aber die Geschichte der Naturwissenschaft, so findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, sehr oft von Laien geleistet worden.

Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft seyn. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

In diesem Sinne mag der Verfasser denn auch mit einiger Beruhigung auf seine Arbeit zurücksehen; in dieser Betrachtung kann er wohl einigen Muth schöpfen zu dem, was zu thun noch übrig bleibt, und zwar nicht mit sich selbst zufrieden, doch in sich selbst getrost, das Geleistete und zu Leistende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Die entoptiſchen Farben.

Composition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt um eigentlicher Künstler zu seyn, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das was mit uns geboren ist, sondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

Deutsches Theater.

Das Wort Schule, wie man es in der Geschichte der bildenden Kunst nimmt, wo man von einer Florentinischen, Römischen und Venetianischen Schule spricht, wird sich künftighin nicht mehr auf das deutsche Theater anwenden lassen. Es ist ein Ausdruck, dessen man sich vor dreißig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beschränkteren Umständen sich eine natur- und kunstgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau gesehen gilt auch in der bildenden Kunst das Wort Schule nur von den Anfängen: denn sobald sie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt sie alsobald in die Weite. Florenz beweis't seinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutsche lernen von den Italiänern und erwerben sich mehr Freiheit in Geist und Sinn, anstatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueste Ausführung von Norden her gewinnen.

Vorwort.

1817.

Die Farbenlehre ward bisher im stillen immer eifrig betrieben; die Richtigkeit meiner Ansichten kenne ich zu gut, als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindesten irre machen sollte: mein Vortrag wirkt in verwandten Geistern fort, wenige Jahre werden es ausweisen, und ich denke zunächst auch ein Wort mitzusprechen.

Die Farbenerscheinungen, von meinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter Dr. Seebeck entdeckt, und von ihm entoptisch genannt, beschäftigen mich gegenwärtig aufs lebhafteste. Die Bedingungen immer genauer zu erforschen unter welchen sie erscheinen, sie als Complement meiner zweiten, den physischen Farben gewidmeten Abtheilung aufzuführen, ist meine gewissenhafte Sorgfalt. Denn wie sollte das aufgeklärte Jahrhundert nicht bald einsehen, daß man mit Lichtlügelchen, denen Pol und Aequator angedichtet ward, sich nur selbst und andere zum Besten hat!

Hier nun folgen zunächst zwei Aufsätze, deren erster die Phänomene des Doppelspaths, der andere die bei Gelegenheit der Untersuchung jener merkwürdigen Bilderverdoppelung erst uns bekannt wordenen entoptischen Farben, nach meiner Ueberzeugung und nach den Maximen meiner Farbenlehre auszusprechen bemüht seyn wird.

Doppelbilder des rhombischen Kalkspaths.

Da die entoptischen Farben in Gefolg der Untersuchung der merkwürdigen optischen Phänomene des genannten Minerals entdeckt worden, so möchte man es wohl dem Vortrag angemessen halten, von diesen Erscheinungen und von den dabei bemerkbaren Farbensäumen einiges vorauszuschicken.

Die Doppelbilder des bekannten durchsichtigen rhombischen Kalkspaths sind hauptsächlich deßwegen merkwürdig, weil sie Halb- und Schattenbilder genannt werden können, und mit denjenigen völlig übereinkommen, welche von zwei Flächen durchsichtiger Körper reflectirt werden. Halbbilder hießen sie, weil sie das Object, in Absicht auf die Stärke seiner Gegenwart, nur halb ausdrücken, Schattenbilder, weil sie den Grund, den dahinter liegenden Gegenstand durchscheinen lassen.

Aus diesen Eigenschaften fließt, daß jedes durch den gedachten Kalkspath verdoppelte Bild von dem Grunde participirt, über den es scheinbar hingeführt wird. Ein weißes Bildchen auf schwarzem Grunde wird als ein doppeltes graues, ein schwarzes Bildchen auf weißem Grunde ebenmäßig als ein doppeltes graues erscheinen; nur da wo beide Bilder sich decken, zeigt sich das volle Bild, zeigt sich das wahre, dem Auge undurchdringliche Object, es sey dieses von welcher Art es wolle.

Um die Versuche zu vermannichfaltigen, schneide man eine kleine viereckige Oeffnung in ein weißes Papier, eine gleiche in ein schwarzes, man lege beide nach und nach auf die verschiedensten Gründe, so wird das Bildchen unter dem Doppelspath halbirt, schwach, schattenhaft erscheinen, es sey von welcher Farbe es wolle; nur wo die beiden Bildchen zusammentreffen, wird die kräftige volle Farbe des Grundes sichtbar werden.

Hieraus erhellt also, daß man nicht sagen kann, das Weiße bestehe

aus einem doppelten Grau, sondern das reine objective Weiß des Bildchens erscheint da wo die Bildchen zusammentreffen. Die beiden grauen Bilder entstehen nicht aus dem zerlegten Weiß, sondern sie sind Schattenbilder des Weißen, durch welche der schwarze Grund hindurchblickt und sie grau erscheinen läßt. Es gilt von allen Bildern auf schwarzem, weißem und farbigem Grunde.

In diesem letzten Falle zeigt sich bei den Schattenbildern die Mischung ganz deutlich. Verrückt man ein gelbes Bildchen auf blauem Grund, so zeigen sich die Schattenbilder grünlich; Violett und Orange bringen ein purpurähnliches Bildchen hervor, Blau und Purpur ein schönes Violett u. s. w. Die Gesetze der Mischung gelten auch hier, wie auf dem Schwungrad und überall, und wer möchte nun sagen, daß Gelb aus doppeltem Grün, Purpur aus doppeltem Orange bestünde? Doch hat man dergleichen Redensarten wohl auch schon früher gehört.

Das Unzulässige einer solchen Erklärungsart aber noch mehr an den Tag zu bringen, mache man die Grundbilder von Glanzgold, Glanzsilber, polirtem Stahl, man verrücke sie durch den Doppelspath; der Fall ist wie bei allen übrigen. Man würde sagen müssen, das Glanzgold bestehe aus doppeltem Mattgold, das Glanzsilber aus doppeltem Mattsilber und der blanke Stahl aus doppeltem angelaufenen. So viel von den Zwillingsbildern des Doppelspaths; nun zu der Randfärbung derselben. Hierzu eine Tafel.

Fig. 1.

Doppelspatherscheinung.

Fig. 2.

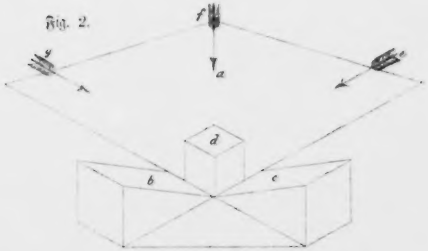

Entoptische Elemente.

Fig. 3.

Figur
Farbe
Glimmerwirkung.

Man lege den Doppelspath auf das Viereck A, so wird dasselbe dem Betrachter entgegengehoben werden, und zwar wie es auf der Tafel unmittelbar darunter gezeichnet ist. Das helle Bild A ist in zwei Schattenbilder a und b getrennt. Nur die Stelle c, wo sie sich decken, ist weiß wie das Grundbild A. Das Schattenbild a erscheint ohne farbige Ränder, dahingegen das Schattenbild b damit begränzt ist, wie die Zeichnung darstellt. Dieses ist folgendermaßen abzuleiten und zu erklären. Man setze einen gläsernen Cubus auf das Grundbild A und schaue perpendicular darauf, so wird es uns nach den Gesetzen der Brechung und Hebung ungefähr um ein Drittheil der Cubusstärke entgegengehoben seyn. Hier hat also Brechung und Hebung schon vollkommen ihre Wirkung gethan; allein wir sehen an dem gehobenen Bild keine Ränder und zwar deßwegen, weil es weder vergrößert noch verkleinert, noch an die Seite gerückt ist. (Entwurf einer Farbenlehre §. 196.) Eben dieß ist der Fall mit dem Bilde a des Doppelspaths. Dieses wird uns, wie man sich durch eine Vorrichtung überzeugen kann, rein entgegengehoben und erscheint an der Stelle des Grundbildes. Das Schattenbild b hingegen ist von demselben weg und zur Seite gerückt, und zwar hier nach unserer Rechten; dieß zeigen die Ränder an, da die Bewegung von Hell über Dunkel blaue, und von Dunkel über Hell gelbe Ränder hervorbringt.

Daß aber beide Schattenbilder, wenn man sie genugsam von der Stelle rückt, an ihren Rändern gefärbt werden können, dieß läßt sich durch das höchst interessante Seebeck'sche Doppelspathprisma aufs deutlichste zeigen, indem man dadurch Bilder von ziemlicher Größe völlig trennen kann. Beide erscheinen gefärbt. Weil aber das eine sich geschwinder entfernt als das andere vom Platze rückt, so hat jenes stärkere Ränder, die auch, bei weiterer Entfernung des Beobachters, sich immer proportionirlich verbreitern. Genug, alles geschieht bei der Doppelrefraction nach den Gesetzen der einfachen, und wer hier nach besondern Eigenschaften des Lichts forscht, möchte wohl schwerlich großen Vortheil gewinnen.

Insofern man Brechung und Spiegelung mechanisch betrachten kann, so läßt sich auch gar wohl das Phänomen des Doppelspathes mechanisch behandeln: denn es entspringt aus einer mit Spiegelung verbundenen Brechung. Hiervon giebt ein Stück Doppelspath, welches ich besitze, den schönsten Beweis; wie es denn auch alles vorige bestätigt.

Wenn man den gewöhnlichen Doppelspath unmittelbar vors Auge

hält und sich von dem Bilde entfernt, so sieht man das Doppelbild ungefähr wie man es gesehen, als der Kalkspath unmittelbar darauf lag, nur lassen sich die farbigen Ränder schwerer erkennen. Entfernt man sich weiter, so tritt hinter jenem Doppelbild noch ein Doppelbild hervor. Dieß gilt aber nur, wenn man durch gewisse Stellen des Doppelspaths hindurch sieht.

Ein besonderes Stück aber dieses Minerals besitze ich, welches ganz vorzügliche Eigenschaften hat. Legt man nämlich das Auge unmittelbar auf den Doppelspath und entfernt sich von dem Grundbilde, so treten gleich, wie es auf der Tafel vorgestellt ist, zwei Seitenbilder rechts und links hervor, welche, nach verschiedener Richtung des Auges und des durchsichtigen Rhomben, bald einfach, wie in d, bald doppelt, wie in e und f, erscheinen. Sie sind noch schattenhafter grauer, als die Bilder a b, sind aber, weil grau gegen schwarz immer für hell gilt, nach dem bekannten Gesetz der Bewegung eines hellen Bildes über ein dunkles gefärbt, und zwar das zu unserer rechten Seite nach der Norm von b, wodurch die Bewegung dieses letztern Bildes nach der Rechten gleichfalls bethätigt wird, und das auf der linken Seite umgekehrt.

Der Beobachter kann, wenn er immer mehr von dem Gegenstandsbilde zurücktritt, die beiden Seitenbilder sehr weit von einander entfernen. Nehme ich bei Nacht ein brennendes Licht und betrachte dasselbe durch gedachtes Exemplar, so erscheint es gedoppelt, aber nicht merklich farbig. Die beiden Seitenbilder sind auch sogleich da, und ich habe sie bis auf fünf Fuß auseinander gebracht, beide stark gefärbt nach dem Gesetze, wie d und e, f.

Daß aber diese Seitenbilder nicht aus einer abgeleiteten Spiegelung des in dem Doppelspath erscheinenden ersten Doppelbildes, sondern aus einer directen Spiegelung des Grundbildes in die wahrscheinlich diagonalen Lamellen des Doppelspaths entstehe, läßt sich aus folgendem abnehmen.

Man bringe das Hauptbild und die beiden Seitenbilder scheinbar weit genug aus einander, dann fahre man mit einem Stückchen Pappe sachte an der untern Fläche herein, so wird man erst das eine Seitenbild zudecken, dann wird das mittlere und erst spät das letzte verschwinden, woraus hervorzugehen scheint, daß die Seitenbilder unmittelbar von dem Grundbilde entspringen.

Sind diese Seitenbilder schon beobachtet? Von meinen Doppelspathexemplaren bringt sie nur eins hervor. Ich erinnere mich nicht, woher

ich es erhalten. Es hat aber ein viel zarteres und feineres Anſehen als die übrigen: auch iſt ein vierter Durchgang der Blätter ſehr deutlich zu ſehen, welchen die Mineralogen den verſteckblätterigen nennen (Lenz, Erkenntnißlehre Bd. II. S. 748). Die zarten exoptiſchen Farben ſpielen wie ein Hauch durch die ganze Maſſe und zeugen von der feinſten Trennung der Lamellen. Durch ein Prisma von einem ſo gearteten Exemplar würde man die bewunderswürdigſte Fata Morgana vorſtellen können.

Objective Verſuche damit anzuſtellen fehlte mir der Sonnenſchein.

Weimar, den 12. Januar 1813.

Elemente der entoptiſchen Farben.

Apparat. Zweite Figur.

Eine Fläche a — zwei Spiegel, auf der Rückſeite geſchwärzt, b, c. gegen die Fläche in etwa 45 Graden gerichtet. Ein Glaswürfel d, die entoptiſchen Farben darzuſtellen geeignet, und, in Ermangelung deſſelben, mehrere auf einander geſchichtete Glasplatten, durch eine Hülſe verbunden.

Verſuche ohne den Würfel.

Man ſtelle den Apparat ſo, daß das Licht in der Richtung des Pfeils f auf die Tafel falle, ſo wird man den Wiederſchein derſelben in beiden Spiegeln gleich hell erblicken. Sodann bewege man den Apparat, damit das Licht in der Richtung des Pfeils e hereinfalle, ſo wird der Wiederſchein der Tafel im Spiegel c merklich heller, als im Spiegel b ſeyn. Fiele das Licht in der Richtung des Pfeils g her, ſo würde das Umgekehrte ſtatt finden.

Verſuche mit dem Würfel.

Man ſetze nunmehr den Würfel ein, wie die Figur ausweist, ſo werden im erſten Fall völlig gleiche entoptiſche Bilder und zwar die weißen Kreuze zum Vorſchein kommen, in den beiden andern aber die entgegengeſetzten, und zwar das weiße Kreuz jederzeit in dem Spiegel, der dem einfallenden Licht zugewendet iſt, und den unmittelbaren Reflex des Hauptlichtes, des directen Lichtes, aufnimmt, in dem andern Spiegel aber das

schwarze Kreuz, weil zu diesem nur ein Seitenschein, eine oblique, geschwächtere Reflexion gelangt.

Aus diesen reinen Elementen kann sich ein jeder alle einzelne Vorkommenheiten der entoptischen Farben entwickeln; doch sey eine erleichternde Auslegung hinzugefügt. Wir setzen voraus, daß die Beobachtungen an einem offenen Fenster einer sonst nicht weiter beleuchteten Stube geschehe.

Ueberzeuge man sich nun vor allen Dingen, daß hier nur das von der Tafel reflectirte Licht allein wirke; deßhalb verdecke man die Spiegel so wie die Oberseite des Cubus vor jedem andern heranscheinenden Lichte.

Man wechsle die Fläche der Tafel a nach Belieben ab, und nehme vorerst einen mit Quecksilber belegten Spiegel. Hier wird nun auffallen, was jedermann weiß und zugiebt, daß das Licht nur dann bei der Reflexion verhältnißmäßig am stärksten wirke, wenn es immer in derselben Ebene fortschreitet und, obgleich mehrmals reflectirt, doch immer der ursprünglichen Richtung treu bleibt und so vom Himmel zur Fläche, dann zum Spiegel, und zuletzt ins Auge gelangt. Das Seitenlicht hingegen ist, in dem gegebenen Falle, wegen der glatten Oberfläche ganz null: wir sehen nur ein Finsteres.

Man bediene sich eines geglätteten schwarzen Papiers; das directe Licht, von der glänzenden Oberfläche dem Spiegel mitgetheilt, erhellt ihn, die Seitenfläche hingegen kann nur Finsterniß bewirken.

Man nehme nun blendend weißes Papier, grauliches, blauliches, und vergleiche die beiden Wiederscheine der Spiegel; in dem einen wird die Fläche a dunkler als in dem andern erscheinen. Nun setze man den Würfel an seinen Platz; der helle Wiederschein wird die helle Figur, der dunkle die dunklere hervorbringen.

Hieraus folgt nun, daß ein gemäßigtes Licht zu der Erscheinung nöthig sey, und zwar ein mehr oder weniger in einem gewissen Gegensatze gemäßigtes, um die Doppelerscheinung zu bilden. Hier geschieht die Mäßigung durch Reflexion.

Wir schreiten nun zu dem Apparat, der uns in den Stand setzt die Umkehrung jederzeit auffallend darzustellen, wenn uns auch nur das mindeste Tageslicht zu Gebote steht. Ein unterer Spiegel nehme das Himmelslicht direct auf; man vergleiche dieses reflectirte Licht mit dem

grauen Himmel, so wird es dunkler als derselbe erscheinen; richtet man nun den obern Spiegel parallel mit dem untern, so erscheint das Himmelslicht in demselben abermals gedämpfter. Wendet man aber den obern Spiegel übers Kreuz, so wirkt diese, obgleich auch nur zweite Reflexion viel schwächer als in jenem Falle, und es wird eine bedeutende Verdunkelung zu bemerken seyn: denn der Spiegel obliquirt das Licht, und es hat nicht mehr Energie, als in jenen Grundversuchen, wo es von der Seite her schien. Ein zwischen beide Spiegel gestellter Cubus zeigt nun deßhalb das schwarze Kreuz; richtet man den zweiten obern Spiegel wieder parallel, so ist das weiße Kreuz zu sehen. Die Umkehrung, durch Glimmerblättchen bewirkt, ist ganz dieselbe. Fig. 3.

Man stelle bei Nachtzeit eine brennende Kerze, so daß das Bild der Flamme von dem untern Spiegel in den obern reflectirt wird, welcher parallel mit dem untern gestellt ist, so wird man die Flamme aufrecht abgespiegelt sehen, um nur weniges verdunkelt; wendet man den obern Spiegel zur Seite, so legt sich die Flamme horizontal, und, wie aus dem vorhergehenden folgt, noch mehr verdüstert. Führt man den obern Spiegel rund um, so steht die Flamme bei der Richtung von 90 Graden auf dem Kopfe, bei der Seitenrichtung liegt sie horizontal, und bei der parallelen ist sie wieder aufgerichtet, wechselsweise erhellt und verdüstert; verschwinden aber wird sie nie. Hiervon kann man sich völlig überzeugen, wenn man als untern Spiegel einen mit Quecksilber belegten anwendet.

Diese Erscheinungen jedoch auf ihre Elemente zurückzuführen war deßhalb schwierig, weil in der Empirie manche Fälle eintreten, welche diese zart sich hin- und herbewegenden Phänomene schwankend und ungewiß machen. Sie jedoch aus dem uns offenbarten Grundgesetz abzuleiten und zu erklären, unternehme man, durch einen hellen klaren Tag begünstigt, folgende Versuche.

An ein von der Sonne nicht beschienenes Fenster lege man den geschwärzten Spiegel horizontal, und gegen die Fläche desselben neige man die eine Seite des Cubus in einem Winkel von etwa 90 Graden, die Außenseite dagegen werde nach einem reinen, blauen Himmel gerichtet, und sogleich wird das schwarze oder weiße Kreuz mit farbigen Umgebungen sich sehen lassen.

Bei unveränderter Lage dieses einfachen Apparats setze man die Beobachtungen mehrere Stunden fort, und man wird bemerken, daß,

Das deutsche Theater befindet sich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergestalt verbreitet ist, daß sie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem besondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern, ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Punkte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höhern Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so wird offenbar, daß Vorlesungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakspeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent, der deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag,

indem ſich die Sonne am Himmel hinbewegt, ohne jedoch weder Cubus noch Spiegel zu beſcheinen, das Kreuz zu ſchwanken anfängt, ſich verändert, und zuletzt in das entgegengeſetzte mit umgekehrten Farben ſich verwandelt. Dieſes Räthſel wird nur bei völlig heiterm Himmel im Freien gelöst.

Man wende bei Sonnenaufgang den Apparat gegen Weſten, das ſchönſte weiße Kreuz wird erſcheinen; man wende den Cubus gegen Süden und Norden, und das ſchwarze Kreuz wird ſich vollkommen abſpiegeln. Und ſo richtet ſich nun dieſer Wechſel den ganzen Tag über nach jeder Sonnenſtellung: die der Sonne entgegengeſetzte Himmelsgegend giebt immer das weiße Kreuz, weil ſie das directe Licht reflectirt; die an der Seite liegenden Himmelsgegenden geben das ſchwarze Kreuz, weil ſie das oblique Licht zurückwerfen. Zwiſchen den Hauptgegenden iſt die Erſcheinung als Uebergang ſchwankend.

Je höher die Sonne ſteigt, deſto zweifelhafter wird das ſchwarze Kreuz, weil bei hohem Sonnenſtande der Seitenhimmel beinahe directes Licht reflectirt. Stünde die Sonne im Zenith, im reinen blauen Aether, ſo müßte von allen Seiten das weiße Kreuz erſcheinen, weil das Himmelsgewölbe von allen Seiten directes Licht zurückwürfe.

Unſer meiſt getrübter Atmoſphärenzuſtand wird aber den entſcheidenden Hauptverſuch ſelten begünſtigen; mit deſto größerm Eifer faſſe der Naturfreund die glücklichen Momente, und belehre ſich an hinderlichen und ſtörenden Zufälligkeiten.

Wie wir dieſe Erſcheinungen, wenn ſie ſich beſtätigen, zu Gunſten unſerer Farbenlehre deuten, kann Freunden derſelben nicht verborgen ſeyn; was der Phyſik im ganzen hieraus Gutes zuwüchſe, werden wir uns mit Freuden aneignen.

Mit Dank haben wir jedoch ſogleich zu erkennen, wie ſehr wir durch belehrende Unterhaltung, vorgezeigte Verſuche, mitgetheilten Apparat durch Herrn Geheimen Hofrath Voigt bei unſerem Bemühen in dieſen Tagen gefördert worden.

Jena, den 8. Juni 1817.

Entoptiſche Farben.

Anſprache.

Bei dieſem Geſchäft erfuhr ich, wie mehrmals im Leben, günſtiges und ungünſtiges Geſchick, fördernd und hindernd. Nun aber gelange ich, nach zwei Jahren, an demſelben Tage zu eben demſelben Ort, wo ich, bei gleich heiterer Atmoſphäre, die entſcheidenden Verſuche nochmals wiederholen kann. Möge mir eine hinreichende Darſtellung gelingen, wozu ich mich wenigſtens wohl zubereitet fühle. Ich war indeſſen nicht müßig und habe immerfort verſucht, erprobt und eine Bedingung nach der andern ausgeforſcht, unter welchen die Erſcheinung ſich offenbaren möchte.

Hierbei muß ich aber jener Beihülfe dankbar anerkennend gedenken, die mir von vorzüglichen wiſſenſchaftlichen Freunden bisher gegönnt worden. Ich erfreute mich des beſondern Antheils der Herren Döbereiner, Hegel, Körner, Lenz, Roux, Schultz, Seebeck, Schweigger, Voigt. Durch gründlich motivirten Beifall, warnende Bemerkungen, Beitrag eingreifender Erfahrung, Mittheilung natürlicher, Bereitung künſtlicher Körper, durch Verbeſſerung und Bereicherung des Apparats und genaueſte Nachbildung der Phänomene, wie ſie ſich ſteigern und Schritt für Schritt vermannichfaltigen, ward ich von ihrer Seite höchlich gefördert. Von der meinen verfehlte ich nicht die Verſuche fleißig zu wiederholen, zu vereinfachen, zu vermannichfaltigen, zu vergleichen, zu ordnen und zu verknüpfen. Und nun wende ich mich zur Darſtellung ſelbſt, die auf vielfache Weiſe möglich wäre, ſie aber gegenwärtig unternehme, wie ſie mir gerade zum Sinne paßt; früher oder ſpäter wäre ſie anders ausgefallen.

Freilich müßte ſie mündlich geſchehen bei Vorzeigung aller Verſuche

wovon die Rede iſt: denn Wort und Zeichen ſind nichts gegen ſicheres lebendiges Anſchauen. Möchte ſich der Apparat, dieſe wichtigen Phänomene zu vergegenwärtigen, einfach und zuſammengeſetzt durch Thätigkeit geſchickter Mechaniker von Tag zu Tag vermehren.

Uebrigens hoffe ich, daß man meine Anſicht der Farben überhaupt, beſonders aber der phyſiſchen kenne; denn ich ſchreibe Gegenwärtiges als einen meiner Farbenlehre ſich unmittelbar anſchließenden Aufſatz, und zwar am Ende der zweiten Abtheilung, hinter dem 485ſten Paragraphen, Seite 31.

Jena, den 20 Juli 1820.

I.

Woher benannt?

Die entoptiſchen Farben haben bei ihrer Entdeckung dieſen Namen erhalten nach Analogie der übrigen, mehr oder weniger bekannten und anerkannten phyſiſchen Farben, wie wir ſolche in dem Entwurf einer Farbenlehre ſorgfältig aufgeführt. Wir zeigten nämlich tafelſt zuerſt dioptriſche Farben ohne Refraction, die aus der reinen Trübe entſpringen, dioptriſche mit Refraction, die prismatiſchen nämlich, bei welchen zur Brechung ſich noch die Begränzung eines Bildes nöthig macht; katoptriſche, die auf der Oberfläche der Körper, durch Spiegelung ſich zeigen; paroptiſche, welche ſich zu dem Schatten der Körper geſellen; epoptiſche, die ſich auf der Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen flüchtig oder bleibend erweiſen; die nach der Zeit entdeckten wurden entoptiſche genannt, weil ſie innerhalb gewiſſer Körper zu ſchauen ſind, und damit ſie, wie ihrer Natur, alſo auch dem Namensklange nach, ſich an die vorhergehenden anſchlöſſen. Sie erweiterten höchſt erfreulich unſern Kreis, gaben und empfingen Aufklärung und Bedeutung innerhalb des herrlich ausgeſtatteten Bezirks.

II.

Wie ſie entdeckt worden?

In Gefolg der Entdeckungen und Bemühungen franzöſiſcher Phyſiker, Malus, Biot und Arago, im Jahre 1809, über Spiegelung und

doppelte Strahlenbrechung, ſtellte Seebeck im Jahre 1812 ſorgfältige Verſuche wiederholend und fortſchreitend an. Jene Beobachter hatten ſchon bei den ihrigen, die ſich auf Darſtellung und Aufhebung der Doppelbilder des Kalkſpaths hauptſächlich bezogen, einige Farbenerſcheinungen bemerkt. Auch Seebeck hatte dergleichen geſehen; weil er ſich aber eines unbequemen Spiegelapparates mit kleiner Oeffnung bediente, ſo ward er die einzelnen Theile der Figuren gewahr, ohne ihr Ganzes zu überſchauen. Er befreite ſich endlich von ſolchen Beſchränkungen und fand daß es Gläſer gebe welche die Farbe hervorbringen, andere nicht, und erkannte daß Erhitzung bis zum Glühen und ſchnelles Abkühlen den Gläſern die entoptiſche Eigenſchaft verleihe.

Die ihm zugetheilte Hälfte des franzöſiſchen Preiſes zeugte von parteiloſer Anerkennung von Seiten einer fremden, ja feindlichen Nation: Brewſter, ein Engländer, empfing die andere Hälfte. Er hatte ſich mit demſelben Gegenſtand beſchäftigt und manche Bedingungen ausgeſprochen, unter welchen jene Phänomene zum Vorſchein kommen.

III.

Wie die entoptiſchen Eigenſchaften dem Glaſe mitzutheilen?

Das Experiment in ſeiner größten Einfalt iſt folgendes. Man zerſchneide eine mäßig ſtarke Spiegelſcheibe in mehrere anderthalbzöllige Quadrate; dieſe durchglühe man und verkühle ſie geſchwind: was davon bei dieſer Behandlung nicht zerſpringt iſt nun fähig entoptiſche Farben hervorzubringen.

IV.

Aeußere Grundbedingung.

Bei unſerer Darſtellung kommt nun alles darauf an daß man ſich mit dem Körper, welcher entoptiſche Farben hervorzubringen vermag, unter den freien Himmel begebe, alle dunkeln Kammern, alle kleinen Löchlein (foramina exigua) abermals hinter ſich laſſe. Eine reine, wolkenloſe,

blaue Atmoſphäre, dieß iſt der Quell wo wir eine auslangende Erkenntniß zu ſuchen haben!

V.

Einfachſter Verſuch.

Jene bereiteten Tafeln lege der Beſchauer bei ganz reiner Atmoſphäre flach auf einen ſchwarzen Grund, ſo daß er zwei Seiten derſelben mit ſich parallel habe, und halte ſie nun, bei völlig reinem Himmel und niedrigem Sonnenſtand, ſo nach der der Sonne entgegengeſetzten Himmelsgegend, richte ſein Auge dermaßen auf die Platten, daß von ihrem Grunde die Atmoſphäre ſich ihm zurückſpiegle, und er wird ſodann, in den vier Ecken eines hellen Grundes, vier dunkle Punkte gewahr werden. Wendet er ſich darauf gegen die Himmelsgegenden, welche rechtwinkelig zu der vorigen Richtung ſtehen, ſo erblickt er vier helle Punkte auf einem dunkeln Grund; dieſe beiden Erſcheinungen zeigen ſich auf dem Boden der Glasplatte. Bewegt man die gedachten Quadrate zwiſchen jenen entſchiedenen Stellungen, ſo gerathen die Figuren in ein Schwanken.

Die Urſache, warum ein ſchwarzer Grund verlangt wird, iſt dieſe: daß man vermeiden ſolle, entweder durch eine Localfarbe des Grundes die Erſcheinung zu ſtören, oder durch allzu große Hellung wohl gar aufzuheben. Uebrigens thut der Grund nichts zur Sache, indem der Beſchauer ſein Auge ſo zu richten hat, daß von dem Grunde der Platte ſich ihm die Atmoſphäre vollkommen ſpiegle.

Da es nun aber ſchon eine gewiſſe Uebung erfordert, wenn der Beſchauer dieſe einfachſte Erſcheinung gewahr werden ſoll, ſo laſſen wir ſie vorerſt auf ſich beruhen, und ſteigern unſern Apparat und die Bedingungen deſſelben, damit wir mit größerer Bequemlichkeit und Mannichfaltigkeit die Phänomene verfolgen können.

VI.

Zweiter, geſteigerter Verſuch.

Von dieſer innern einfachen Spiegelung gehen wir zu einer nach außen über, welche zwar noch einfach genug iſt, das Phänomen jedoch ſchon viel

deutlicher und entschiedener vorlegt. Ein solider Glascubus, an dessen Stelle auch ein aus mehreren Glasplatten zusammengesetzter Cubus zu benutzen ist, werde bei Sonnenaufgang oder Untergang auf einen schwarz belegten Spiegel gestellt oder etwas geneigt darüber gehalten. Man lasse den atmosphärischen Wiederschein nunmehr durch den Cubus auf den Spiegel fallen, so wird sich jene obgemeldete Erscheinung, nur viel deutlicher, darstellen; der Wiederschein von der der Sonne gegenüberstehenden Himmelsregion giebt die vier dunklen Punkte auf hellem Grund; die beiden Seitenregionen geben das Umgekehrte, vier helle Punkte auf dunklem Grund, und wir sehen bei diesem gesteigerten Versuch zwischen den pfauenaugig sich bildenden Eckpunkten einmal ein weißes, das anderemal ein schwarzes Kreuz, mit welchem Ausdruck wir denn auch künftig das Phänomen bezeichnen werden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, bei sehr gemäßigter Hellung, erscheint das weiße Kreuz auch an der Sonnenseite.

Wir sagen daher, der directe Wiederschein der Sonne, der aus der Atmosphäre zu uns zurückkehrt, giebt ein erhelltes Bild, das wir mit dem Namen des weißen Kreuzes bezeichnen, der oblique Wiederschein giebt ein verdüstertes Bild, das sogenannte schwarze Kreuz. Geht man mit dem Versuch um den ganzen Himmel herum, so wird man finden, daß in den Achtelsregionen ein Schwanken entsteht; wir gewahren eine undeutliche, aber, bei genauer Aufmerksamkeit, auf eine regelmäßige Gestalt zurückzuführende Erscheinung. Zu bemerken ist, daß wir das helle Bild dasjenige nennen dürfen, welches auf weißem Grund farbige Züge sehen läßt, und umgekehrt das dunkle, wo sich zum dunkeln Grunde hellere farbige Züge gesellen.

VII.

Warum ein geschwärzter Spiegel?

Bei physikalischen Versuchen soll man mit jeder Bedingung sogleich die Absicht derselben anzeigen, weil sonst die Darstellung gar leicht auf Taschenspielerei hinausläuft. Das Phänomen womit wir uns beschäftigen ist ein schattiges, beschattetes, ein σκιερόν, und wird durch allzugroße Helle vertrieben, kann nicht zur Erscheinung kommen; deßwegen bedient man sich zu den ersten Versuchen billig verdüsterter Spiegelflächen, um einem jeden Beschauer die Erscheinung sogleich vor Augen zu stellen. Wie es sich mit

klaren und abgestumpften Spiegelflächen verhalte, werden wir in der Folge zeigen.

VIII.

Polarität.

Wenn wir den entoptischen Phänomenen Polarität zuschreiben, so geschieht es in dem Sinne, wie ich in meiner Farbenlehre alle Chroageneste zu entwickeln bemüht gewesen. Finsterniß und Licht stehen einander uranfänglich entgegen, eins dem andern ewig fremd; nur die Materie, die in und zwischen beide sich stellt, hat, wenn sie körperhaft undurchsichtig ist, eine beleuchtete und eine finstere Seite, bei schwachem Gegenlicht aber erzeugt sich erst der Schatten. Ist die Materie durchscheinend, so entwickelt sich in ihr, im Helldunkeln, Trüben, in Bezug aufs Auge das was wir Farbe nennen.

Diese, so wie Hell und Dunkel, manifestirt sich überhaupt in polaren Gegensätzen. Sie können aufgehoben, neutralisirt, indifferenzirt werden, so daß beide zu verschwinden scheinen; aber sie lassen sich auch umkehren, und diese Umwendung ist allgemein, bei jeder Polarität, die zarteste Sache von der Welt. Durch die mindeste Bedingung kann das Plus in Minus, das Minus in Plus verwandelt werden. Dasselbe gilt also auch von den entoptischen Erscheinungen. Durch den geringsten Anlaß wird das weiße Kreuz in das schwarze, das schwarze in das weiße verwandelt, und die begleitenden Farben gleichfalls in ihre geforderten Gegensätze umgekehrt. Dieses aber auseinander zu legen ist gegenwärtig unsere Pflicht. Man lasse den Hauptbegriff nicht los, und man wird, bei aller Veränderlichkeit, die Grunderscheinung immer wieder finden.

IX.

Nordländische Atmosphäre, selten klar.

Ist nun die uranfängliche Erscheinung an dem klarsten reinsten Himmel zu suchen, so läßt sich leicht einsehen, daß wir in unsern Gegenden nur selten eine vollkommene Anschauung zu gewinnen im Falle sind. Nur langsam entdeckte man die Hauptbedingung, langsamer die Nebenumstände, welche das Grundgesetz abermals gesetzmäßig bedingen, und mehrfach irreführende Ab- und Ausweichungen verursachen.

X.

Beständiger Bezug auf den Sonnenstand.

Die Sonne, welche hier weder als leuchtender Körper noch als Bild in Betracht kommt, bestimmt, indem sie den auch in seinem reinsten Zustande immer für trüb zu haltenden Luftkreis erhellt, die erste Grundbedingung aller entoptischen Farben; der directe Wiederschein der Sonne giebt immer das weiße, der rechtwinkelige, obliqne das schwarze Kreuz: dieß muß man zu wiederholen nicht müde werden, da noch manches dabei in Betracht zu ziehen ist.

XI.

Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile.

Daraus folgt nun, daß nur in dem Moment der Sonnengleiche, bei Aufgang und Untergang, die obliane Erscheinung genau auf den Meridian einen rechten Winkel bilde. Im Sommer, wo die Sonne nordwärts rückt, bleibt die Erscheinung in sich zwar immer rechtwinkelig, bildet aber mit dem Meridian und, im Verlauf des Tages, mit sich selbst, geschobene Andreaskreuze.

XII.

Höchster Sonnenstand.

Zu Johanni, um die Mittagsstunde, ist der hellste Moment. Bei Culmination der Sonne erscheint ein weißes Kreuz rings um den Horizont. Wir sagen deßhalb, daß in solcher Stellung die Sonne rings um sich her directen Wiederschein in dem Luftkreis bilde. Da aber bei polaren Erscheinungen der Gegensatz immer sogleich sich manifestiren muß, so findet man, da wo es am wenigsten zu suchen war, das schwarze Kreuz unfern von der Sonne. Und es muß sich in einem gewissen Abstand von ihr ein unsichtbarer Kreis obliquen Lichts bilden, den wir nur dadurch gewahr werden, daß dessen Abglanz im Cubus das schwarze Kreuz hervorbringt.

Sollte man in der Folge den Durchmesser dieses Ringes messen wollen und können, so würde sich wohl finden, daß er mit jenen sogenannten

Höfen um Sonne und Mond in Verwandtſchaft ſtehe. Ja, wir wagen auszuſprechen, daß die Sonne am klarſten Tage immer einen ſolchen Hof potentia um ſich habe, welcher, bei nebelartiger, leichtwolkiger Verdichtung der Atmoſphäre, ſich vollſtändig oder theilweiſe, größer oder kleiner, farblos oder farbig, ja zuletzt gar mit Sonnenbildern geſchmückt, meteoriſch wiederholt und durchkreuzt, mehr oder weniger vollkommen darſtellt.

XIII.

Tiefe Nacht.

Da unſere enoptiſchen Erſcheinungen ſämmtlich auf dem Wiederſchein der Sonne, den uns die Atmoſphäre zuſendet, beruhen, ſo war zu folgern, daß ſie ſich in den kürzeſten Nächten ſehr ſpät noch zeigen würden; und ſo fand ſich's auch. Am 18. Juli Nachts halb zehn Uhr war das ſchwarze Kreuz des Verſuches VI noch ſichtbar, am 23. Auguſt ſchon um acht Uhr nicht mehr. Das weiße Kreuz, welches ohnehin im zweifelhaften Falle etwas ſchwerer als das ſchwarze darzuſtellen iſt, wollte ſich mir nicht offenbaren; zuverläſſige Freunde verſichern mich aber es zu gleicher Zeit geſehen zu haben.

XIV.

Umwandlung durch trübe Mittel.

Zu den erſten Beobachtungen und Verſuchen haben wir den klarſten Himmel gefordert: denn es war zu bemerken, daß durch Wolken aller Art das Phänomen unſicher werden könne. Um aber auch hierüber zu einiger Geſetzlichkeit zu gelangen, beobachtete man die verſchiedenſten Zuſtände der Atmoſphäre; endlich glückte folgendes. Man kennt die zarten, völlig gleich ausgetheilten Herbſtnebel, welche den Himmel mit reinem leichten Schleier, beſonders des Morgens, bedecken, und das Sonnenbild entweder gar nicht oder doch nur ſtrahlenlos durchſcheinen laſſen. Bei einer auf dieſe Weiſe bedeckten Atmoſphäre giebt ſowohl die Sonnenſeite als die gegenüberſtehende das ſchwarze Kreuz, die Seitenregionen aber das weiße.

An einem ganz heitern ſtillen Morgen in Carlsbad, Anfangs Mai 1820, als der Rauch, aus allen Eſſen aufſteigend, ſich über dem Thal

sanft zusammenzog und nebelartig vor der Sonne stand, konnte ich bemerken, daß auch dieser Schleier an der Sonnenseite das weiße Kreuz in das schwarze verwandelte, anstatt daß auf der reinen Westseite über dem Hirschsprung das weiße Kreuz in völliger Klarheit bewirkt wurde.

Ein gleiches erfuhr ich, als ein verästeter, verzweigter Luftbaum sich, vor und nach Aufgang der Sonne, im Osten zeigte; er kehrte die Erscheinung um wie Nebel und Rauch.

Völlig überzogener Regenhimmel kehrte die Erscheinung folgendermaßen um. Die Ostseite gab das schwarze Kreuz, die Süd- und Nordseite das weiße; die Westseite, ob sie gleich auch überzogen war, hielt sich dem Gesetz gemäß und gab das weiße Kreuz.

Nun hatten wir aber auch, zu unserer großen Zufriedenheit, einen uralten, sehr getrübten Metallspiegel gefunden, welcher die Gegenstände zwar noch deutlich genug, aber doch sehr verdüstert wiedergiebt. Auf diesen brachte man den Cukus und richtete ihn bei dem klarsten Zustand der Atmosphäre gegen die verschiedenen Himmelsgegenden. Auch hier zeigte sich das Phänomen umgekehrt: der directe Wiederschein gab das schwarze, der oblique das weiße Kreuz; und daß es ja an Mannichfaltigkeit der Versuche nicht fehle, wiederholte man sie bei rein verbreitetem Nebel; nun gab die Sonnenseite und ihr directer Wiederschein das weiße, die Seitenregionen aber das schwarze Kreuz. Von großer Wichtigkeit scheinen uns diese Betrachtungen.

XV.

Rückkehr zu den entoptischen Gläsern.

Nachdem wir nun die entoptischen Körper zuerst in ihrem einfachen Zustand benutzt und vor allen Dingen in den Höhen und Tiefen der Atmosphäre den eigentlichen Urquell der Erscheinungen zu entdecken, auch die polare Umkehrung derselben theils auf natürlichem, theils auf künstlichem Wege zu verfolgen gesucht, so wenden wir uns nun abermals zu gedachten Körpern, an denen wir die Phänomene nachgewiesen, um nun auch die mannichfaltigen Bedingungen, welchen diese Vermittler unterworfen sind, zu erforschen und aufzuzählen.

aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsre eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falsches Shakspeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwei großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit historisch bemerken.

Eine völlige Gleichstellung mit dem spanischen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat so viel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter schwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durchzuerkennen. Und bringt man so etwas irgend einem Publicum, so setzt man bei demselben immer guten Willen voraus, daß es geneigt sey, auch das Weltfremde zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeit lang herauszugehen.

Einen wundersamen Anblick geben des Aristoteles Fragmente des Tractats über die Dichtkunst. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt, wie unsereiner, der einen bedeutenden Theil des Lebens auf diese Kunst verwendet und selbst viel darin gearbeitet hat; so sieht man erst, daß man sich vor allen Dingen mit der philosophischen Denkart des Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen, wie er diese Kunsterscheinung angesehen habe; außerdem verwirrt er unser Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Aeußerlichste seiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.

XVI.

Nähere Bezeichnung der entoptischen Erscheinung.

Um vorerst das Allgemeinste auszusprechen, so läßt sich sagen, daß wir Gestalten erblicken, von gewissen Farben begleitet, und wieder Farben, an gewisse Gestalten gebunden, welche sich aber beiderseits nach der Form des Körpers richten müssen.

Sprechen wir von Tafeln, und es sey ein Viereck gemeint, gleichseitig, länglich, rhombisch, es sey ein Dreieck jeder Art, die Platte sey rund oder oval, jede regelmäßige so wie jede zufällige Form nöthigt das erscheinende Bild sich nach ihr zu bequemen, welchem denn jedesmal gewisse gesetzliche Farben anhängen. Von Körpern gilt dasselbe was von Platten.

Das einfachste Bild ist dasjenige, was wir schon genugsam kennen; es wird in einer einzelnen viereckten Glasplatte hervorgebracht. Vier dunkle Punkte erscheinen in den Ecken des Quadrats, die einen weißen kreuzförmigen Raum zwischen sich lassen; die Umkehrung zeigt uns helle Punkte in den Ecken des Quadrats, der übrige Raum scheint dunkel.

Dieser Anfang des Phänomens ist nur wie ein Hauch, zwar deutlich und erkennbar genug, doch größerer Bestimmtheit, Steigerung, Energie und Mannichfaltigkeit fähig, welches alles zusammen durch Vermehrung auf einander gelegter Platten hervorgebracht wird.

Hier merke man nun auf ein bedeutendes Wort: die dunkeln und hellen Punkte sind wie Quellpunkte anzusehen, die sich aus sich selbst entfalten, sich erweitern, sich gegen die Mitte des Quadrats hindrängen, erst bestimmtere Kreuze, dann Kreuz nach Kreuzen, bei Vermehrung der auf einander gelegten Platten, vielfach hervorbringen.

Was die Farben betrifft, so entwickeln sie sich nach dem allgemeinen, längst bekannten, noch aber nicht durchaus anerkannten ewigen Gesetze der Erscheinungen in und an dem Trüben; die hervortretenden Bilder werden unter eben denselben Bedingungen gefärbt. Der dunkle Quellpunkt, der sich nach der Mitte zu bewegt, und also über hellen Grund geführt wird, muß Gelb hervorbringen; da aber, wo er den hellen Grund verläßt, wo ihm der helle Grund nachrückt, sich über ihn erstreckt, muß er ein Blau sehen lassen. Bewegen sich im Gegenfalle die hellen Punkte nach dem Innern, Düstern, so erscheint vorwärts, gesetzlich, Blaurоth, am hintern

Ende hingegen Gelb und Gelbroth. Dieß wiederholt sich bei jedem neu entstehenden Kreuze, bis die hinter einander folgenden Schenkel nahe rücken, wo alsdann durch Vermischung der Ränder Purpur und Grün entsteht.

Da nun durch Glasplatten, über einander gelegt, die Steigerung gefördert wird, so sollte folgen, daß ein Cubus schon in seiner Einfachheit gesteigerte Figuren hervorbringe; doch dieß bewahrheitet sich nur bis auf einen gewissen Grad. Und obgleich derjenige, welcher sämmtliche Phänomene Zuschauern und Zuhörern vorlegen will, einen soliden, guten, entoptischen Cubus nicht entbehren kann, so empfiehlt sich doch ein Cubus von über einander befestigten Platten dem Liebhaber dadurch, weil er leichter anzuschaffen und noch überdieß die Phänomene auffallender darzustellen geschickt ist. Was von dreieckigen und runden Platten zu sagen wäre, lassen wir auf sich beruhen; genug, wie die Form sich ändert, so ändert sich auch die Erscheinung: der Naturfreund wird sich dieses alles gar leicht selbst vor Augen führen können.

XVII.

Abermalige Steigerung.

Vorrichtung mit zwei Spiegeln.

Die im vorhergehenden angezeigte gesteigerte, vermannichfaltigte Erscheinung können wir jedoch auf obige einfache Weise kaum gewahr werden; es ist daher eine dritte zusammengesetztere Vorrichtung nöthig.

Wir bilden unsern Apparat aus zwei angeschwärzten, zu einander gerichteten, einander antwortenden Spiegeln, zwischen welchen der Cubus angebracht ist. Der untere Spiegel ist unbeweglich, so gestellt, daß er das Himmelslicht aufnehme und es dem Cubus zuführe; der obere ist aufgehängt, um eine perpendiculare Achse beweglich, so daß er das Bild des von unten erleuchteten Cubus dem Zuschauer ins Auge bringe. Hängt er gleichnamig mit dem untern, so wird man die helle Erscheinung sehen; wendet man ihn nach der Seite, so obliquirt er das Licht, zeigt es obliquirt und wir sehen das schwarze Kreuz, sodann aber bei der Achtelswendung schwankende Züge.

Manche andere spiegelnde Flächen, die wir durchversucht, Fensterscheiben, farbiges Glas, geglättete Oberflächen jeder Art, bringen die

Wirkung des untern Spiegels hervor; auch wird sie wenig geschwächt noch verändert, wenn wir die atmosphärische Beleuchtung erst auf eine Glastafel, von da aber auf den einfachen oder zusammengesetzten Apparat fallen lassen.

Das klarste Licht des Vollmonds erhellt die Atmosphäre zu wenig, um von derther die nöthige Beleuchtung erhalten zu können; läßt man es aber auf eine Glastafel fallen, von da auf den Apparat, so thut es Wirkung und hat genugsame Kraft das Phänomen hervorzubringen.

XVIII.

Wirkung der Spiegel in Absicht auf Hell und Dunkel.

Wir entfernen die entoptischen Körper nunmehr, um die Spiegel und ihre einzelne oder verbündete Wirksamkeit näher zu betrachten. Einem jeden Kunst- und Naturfreunde, der auf einer durch Anschwärzung der einen Seite zum verkleinernden Convexspiegel verwandelten Glaslinse Landschaften betrachtet hat, ist wohl bekannt, daß sowohl Himmel als Gegenstände um ein Bedeutendes dunkler erscheinen, und so wird ihm nicht auffallen, wenn er, von unserm Doppelapparat den obern Spiegel wegnehmend, unmittelbar auf den untern blickt, die heiterste Atmosphäre nicht schön blau, sondern verdüstert gewahr zu werden. Daß bei parallel wieder eingehängtem oberem Spiegel, bei verdoppelter Reflexion abermals eine Verdüsterung vor sich gehe, ist gleichfalls eine natürliche Folge. Das Blau hat sich in ein Aschgrau verwandelt.

Aber noch weit stärker ist die Verdüsterung bei Seitenstellung des obern Spiegels. Der nunmehr obliquirte Wiederschein zeigt sich merklich dunkler als der directe, und hierin legt sich die nächste Ursache der erhellenden und verdunkelnden Wirkung auf entoptische Gläser vor Augen.

XIX.

Wirkung der Spiegel in Absicht auf irgend ein Bild.

Um sich hiervon aufs kürzeste in Kenntniß zu setzen, stelle man eine Kerze dergestalt daß das Bild der Flamme auf den untern Spiegel falle; man betrachte dasselbe sodann durch den obern, parallel mit dem untern hängenden Spiegel; die Kerze wird aufgerichtet und die Flamme, als

durch zwei verdüsterte Spiegel zum Auge gelangend, um etwas verdunkelt seyn.

Man führe den Spiegel in den rechten Winkel; die Kerze wird horizontal liegend erscheinen und die Flamme bedeutend verdunkelt.

Abermals führe man den Spiegel weiter in die Gegenstellung der ersten Richtung: die Flamme wird auf dem Kopfe stehen und wieder heller seyn. Man drehe den Spiegel ferner um seine Achse: die Kerze scheint horizontal und abermals verdüstert, bis sie denn endlich, in die erste Stellung zurückgeführt, wieder hell wie vom Anfang erscheint. Ein jedes hell-Bild auf dunklem Grunde, das man an die Stelle der Kerze bringt, wird dem aufmerksamen Beobachter dieselbe Erscheinung gewähren. Wir wählen dazu einen hellen Pfeil auf dunklem Grunde, woran sowohl die Veränderung der Stellung des Bildes als dessen Erhellung und Verdüsterung deutlich gesehen wird.

XX.

Identität durch klare Spiegel.

Bisher wäre also nichts Verwundernswürdiges vorgekommen: bei der größten Mannichfaltigkeit bleibt alles in der Regel; so ist auch folgende Erscheinung ganz dem Gesetz gemäß, ob sie uns gleich bei der ersten Entdeckung wundersam überraschte.

Bei dem Apparat mit zwei Spiegeln nehme man zum untersten, der das Himmelslicht aufnimmt, einen mit Quecksilber belegten, und richte ihn, bei dunkelblauer Atmosphäre, gegen den Seitenschein, der im Würfel das schwarze Kreuz erzeugt; dieses wird nun auch erscheinen und identisch bleiben, wenn schon der obere Spiegel gleichnamig gestellt ist: denn die Eigenschaft des atmosphärischen Scheins wird durch den klaren Spiegel vollkommen überliefert, eben so wie es bei jener Erfahrung mit Einem Spiegel unmittelbar geschieht.

Wir haben zur Bedingung gemacht, daß der Himmel so blau seyn müsse als es in unsern Gegenden möglich ist; und hier zeigt sich abermals der Himmel als eine verschleierte Nacht, wie wir ihn immer ansehen. Er ist es nun, der sein verdüstertes Licht in den klaren Spiegel sendet, welches alsdann, dem Cubus mitgetheilt, sich gerade in dem mäßigen Gleichgewicht befindet, das zur Erscheinung unumgänglich nöthig ist.

XXI.

Abgeleiteter Schein und Wiederschein.

Wir haben den unmittelbaren Wiederschein von den verschiedenen Himmelsgegenden her als den ersten und ursprünglichen angenommen; aber auch abgeleiteter Schein und Wiederschein bringt dieselben Phänomene hervor.

Weißer Battist, vor ein besonntes Fenster gezogen, giebt zwar mit dem einfachen Apparat keine Erscheinung, wahrscheinlich weil das davon herkommende Licht noch allzu stark und lebhaft ist: der Cubus aber, zwischen die Doppelspiegel gelegt, giebt sowohl das weiße als schwarze Kreuz: denn der helle Schein der Battistfläche wird durch die beiden Spiegel gemäßigt.

Vom abgeleiteten Wiederschein wäre vielleicht nur folgendes zu sagen. Haben wir durch unsern zweiten Apparat VI. von irgend einer Himmelsgegend her die entoptische Erscheinung bewirkt, so stelle man derselben atmosphärischen Regien eine unbelegte spiegelnde Glastafel entgegen, wende sich mit dem Apparat nun zu ihr, und man wird die abgeleitete Erscheinung mit der ursprünglichen gleich finden.

XXII.

Doppelt refrangirende Körper.

Der durchsichtige rhombische Kalkspath, dessen Eigenschaft Bilder zu verdoppeln, ja zu vervielfachen, schon lange Zeit Forscher und Erklärer beschäftigt, gab immerfort, bei Unzulänglichkeit frühern Bemühens, zu neuen Untersuchungen Anlaß. Hier wurde nach und nach entdeckt, daß mehrere krystallinisch gebildete Körper eine solche Eigenschaft besitzen, und nicht allein dieses ward gefunden, sondern auch, bei vielfachster Behandlung solcher Gegenstände, noch andere begleitende Erscheinungen. Da man nun beim rhombischen Kalkspath gar deutlich bemerken konnte, daß der verschiedene Durchgang der Blätter und die deßhalb gegen einander wirkenden Spiegelungen die nächste Ursache der Erscheinung sey, so ward man auf Versuche geleitet das Licht, durch spiegelnde, auf verschiedene Weise gegen einander gerichtete Flächen dergestalt zu beugen, daß künstliche Wirkungen, jenen natürlichen ähnlich, hervorgebracht werden konnten.

Hierbei war freilich sehr viel gewonnen: man hatte einen äußern,

künſtlichen Apparat, wodurch man den innern, natürlichen nachahmen, controliren und beide gegeneinander vergleichen konnte.

Nach dem Gange unſerer Darſtellung haben wir zuerſt den künſtlichen Apparat, in ſeiner größten Einfalt, mit der Natur in Rapport geſetzt, wir haben den Urquell aller dieſer Erſcheinungen in der Atmoſphäre gefunden, ſodann unſere Vorrichtungen geſteigert, um das Phänomen in ſeiner größten Ausbildung darzuſtellen; nun gehen wir zu den natürlichen, durchſichtigen, kryſtalliſirten Körpern über, und ſprechen alſo von ihnen aus, daß die Natur in das Innerſte ſolcher Körper einen gleichen Spiegelapparat aufgebaut habe, wie wir es mit äußerlichen, phyſiſch-mechaniſchen Mitteln gethan, und es bleibt uns noch zu zeigen Pflicht, wie die doppelt refrangirenden Körper gerade die ſämmtlichen uns nun ſchon bekannten Phänomene gleichfalls hervorbringen; daß wir daher, wenn wir ihren natürlichen Apparat mit unſerm künſtlichen verbinden, die anmuthigſten Erſcheinungen vor Augen zu ſtellen fähig ſind. Auch hier werden wir aufs einfachſte verfahren und nur drei Körper in Anſpruch nehmen, da ſich die Erſcheinung bei andern ähnlichen immerfort wiederholen muß und wiederholt. Dieſe drei Körper aber ſind der Glimmer, das Frauneis und der rhombiſche Kalkſpath.

XXIII.

Glimmerblättchen.

Die Glimmerblätter haben von der Natur den Spiegelungsapparat in ſich und zugleich die Fähigkeit entoptiſche Farben hervorzubringen; deßhalb iſt es ſo bequem als lehrreich ſie mit unſern künſtlichen Vorrichtungen zu verbinden.

Um nun das Glimmerblättchen an und für ſich zu unterſuchen, wird es allein zwiſchen beide, vorerſt parallel geſtellte Spiegel gebracht, und hier entdecken ſich nach und nach die für uns ſo merkwürdigen Eigenſchaften.

Man bewege das Blättchen hin und her, und der Beſchauer wird ſogleich bemerken, daß ihm das Geſichtsfeld bald heller, bald dunkler erſcheine; iſt er recht aufmerkſam und die Eigenſchaft des Glimmerblättchens vollkommen zuſagend, ſo wird er gewahr werden, daß die helle Erſcheinung von einem gelblichen, die dunkle von einem blaulichen Hauch begleitet iſt. Wir greifen nun aber zu einer Vorrichtung, welche uns dient genauere Verſuche vorzunehmen.

Wir stellen den entoptischen Cubus zwischen die zwei parallelen Spiegel an den gewohnten Ort, legen das Glimmerblatt darauf und bewegen es hin und her: auch hier findet die Abänderung vom Hellen ins Dunkle, vom Gelblichen ins Blauliche statt; dieses aber ist zugleich mit einer Umkehrung der Formen und der Farben in dem Cubus verbunden. Ein solches nun geschieht durch innere Spiegelung des Glimmers, da unsere äußern Spiegel unbewegt bleiben. Um nun hierüber ferner ins Klare zu kommen, verfahre man folgendermaßen. Man wende das auf dem Cubus liegende Blättchen so lange hin und her, bis die Erscheinung des weißen Kreuzes vollkommen rein ist, als wenn sich nichts zwischen dem Cubus und unsern Augen befände. Nun zeichne man mit einer scharf einschneidenden Spitze auf das Glimmerblatt einen Strich an der Seite des Cubus, die mit uns parallel ist, her, und schneide mit der Scheere das Glimmerblatt in solcher Richtung durch. Hier haben wir nun die Basis unserer künftigen Operationen. Man drehe nun das Glimmerblatt immer horizontal auf dem Cubus bedächtig herum, und man wird erst Figur und Farbe im Schwanken, endlich aber die völlige Umkehrung, das schwarze Kreuz erblicken. Nun zeichne man die gegenwärtige Lage des Glimmerblattes zu der uns immer noch parallelen Seite des Cubus und schneide auch in dieser Richtung das Glimmerblatt durch, so wird man einen Winkel von 135 Graden mit der Grundlinie finden; hiernach läßt sich nun, ohne weiteres empirisches Herumtasten, sogleich die Form der Tafel angeben, welche uns künftig sämmtliche Phänomene gesetzlich zeigen soll; es ist die welche wir einschalten.

Hier sehen wir nun ein größeres Quadrat, aus dem sich zwei kleinere entwickeln, und sagen, um beim Bezeichnen unserer Versuche alle Buchstaben und Zahlen zu vermeiden: der Beschauer halte die längere Seite parallel mit sich, so wird er die lichte Erscheinung erblicken; wählt man die schmale Seite, so haben wir die finstere Erscheinung.

Die etwas umständliche Bildung solcher Tafeln können wir uns dadurch

erleichtern, wenn wir, nach obiger Figur, eine Karte ausschneiden und sie unter die Spiegel, die lange Seite parallel mit uns haltend, bringen, auf derselben aber das Glimmerblatt hin und her bewegen, bis wir die helle Erscheinung vollkommen vor uns sehen. Klebt man in diesem Moment das Blättchen an die Karte fest, so dient uns der Ausschnitt als sichere Norm bei allen unsern Versuchen.

Wenn wir nun die Erscheinungen sämmtlich mehrmals durchgehen, so finden wir Blättchen, welche uns entschiedenen Dienst leisten und das Phänomen vollkommen umkehren; andere aber bringen es nicht völlig dazu, sie erregen jedoch ein starkes Schwanken. Dieses ist sehr unterrichtend, indem wir nun daraus lernen, daß die bekannten Kreuze nicht etwa aus zwei sich durchschneidenden Linien entstehen, sondern aus zwei Haken, welche sich, aus den Ecken hervor, gegen einander bewegen, wie es bei den Chladni'schen Tonfiguren der Fall ist, wo solche Haken gleichfalls von der Seite hereinstreben, um das Kreuz im Sande auszubilden.

Ferner ist zu bemerken, daß es auch Glimmerblättchen gebe, welche kaum eine Spur von allen diesen Erscheinungen bemerken lassen. Diese Art ist, da die übrigen meist farblos, wie Glastafeln, anzusehen sind, auch in ihren feinsten Blättern tombackbraun; die meinigen sind von einer großen Glimmersäule abgetrennt.

Schließlich haben wir nun noch einer sehr auffallenden Farbenerscheinung zu gedenken, welche sich unter folgenden Bedingungen erblicken läßt. Es giebt Glimmerblätter, vorgeschriebener Maßen als sechsseitige Tafeln zugerichtet, diese zeigen in der ersten Hauptrichtung, d. h. die längere Seite parallel mit dem Beobachter gelegt, keine besondere Farbe, als allenfalls einen gelblichen, und wenn wir den obern Spiegel zur Seite richten, blaulichen Schein; legen wir aber die schmale Seite parallel mit uns, so erscheinen sogleich die schönsten Farben, die sich bei Seitenwendung des Spiegels in ihre Gegensätze verwandeln und zwar:

Hell	Dunkel
Gelb	Violett
Gelbroth	Blau
Purpur	Grün.

Wobei zu bemerken, daß wenn man dergleichen Blätter auf den entoptischen Cubus bringt, die Erscheinung des hellen und dunkeln Kreuzes mit den schönsten bezüglichen Farben begleitet und überzogen wird.

Und hier stehe denn eine Warnung eingeschaltet am rechten Platze. Wir müssen uns wohl in Acht nehmen diese Farben, von denen wir gegenwärtig handeln, nicht mit den epoptischen zu vermischen. Wie nahe sie auch verwandt seyn mögen, so besteht doch zwischen ihnen der große Unterschied, daß die epoptischen unter dem Spiegelapparat nicht umgekehrt werden, sondern, gleichviel ob direct oder von der Seite angeschaut, immer dieselbigen bleiben, dagegen die im Glimmerblättchen erscheinenden beweglicher Art sind und also auf einer höhern Stufe stehen.

Ferner bringen wir den Umstand zur Sprache, daß der stumpfe Winkel der sechsseitigen Tafel, welcher auf unserer Basis aufgerichtet wird und das Umkehren des Phänomens entscheidet, zusammengesetzt ist aus 90 Graden des rechten Winkels und aus 45, welche dem kleinen Quadrat angehören, zusammen 135 Grade. Es wird uns also auf eine sehr einfache Weise auf jene 35 bis 36 Grade gedeutet, unter welchen bei allen Spiegelungen die Erscheinung erlangt wird.

Ferner fügen wir bemerkend hinzu, daß uns noch nicht gelingen wollen zu erfahren, wie unsere empirisch-theoretische sechsseitige Tafel mit den von Natur sechsseitig gebildeten Glimmersäulen und deren Blättern in Uebereinstimmung trete. Leider sind unsere wirksamen Glimmertafeln schon in kleine Fensterscheiben geschnitten, deren Seiten zu unseren Phänomenen in keinem Bezug stehen. Die einzelnen Glimmerblätter aber, an welchen die sechsseitige Krystallisation nachzuweisen ist, sind gerade diejenigen, welche die Umkehrung hartnäckig verweigern.

XXIV.

Frauenеis.

Mit durchsichtigen Gypsblättchen verhält es sich gleichermaßen: man spaltet sie so fein als möglich und verfährt mit ihnen auf dieselbe Weise, wie bei dem Glimmer gezeigt worden.

Man untersuche ein solches Blättchen an und für sich zwischen den beiden Spiegeln, und man wird eine Richtung finden, wo es vollkommen klar ist; diese bezeichne man als Basis der übrigen Versuche; man bilde sodann ein Sechseck und richte eine der kürzern Seiten parallel mit sich, und man wird das Gesichtsfeld mit Farben von der größten Schönheit

begabt ſehen. Bei der Seitenſtellung des Spiegels wechſeln ſie ſämmtlich, und es kommen an derſelben Stelle die geforderten Gegenſätze hervor. Gefällt man ein ſolches Blättchen zum Cubus, ſo wird jene erſte Richtung die entoptiſche Erſcheinung völlig identiſch laſſen, in dem zweiten Falle aber das Bild verändert ſeyn. Es werfen ſich nämlich die beiden Farben, Purpur und Grün, an die hellen oder dunkeln Züge der Bilder, ſo daß die Umkehrung als Umkehrung nicht deutlich wird, die Färbung jedoch auf eine ſolche Veränderung hinweiſt; denn ſobald man den Spiegel nunmehr ſeitwärts wendet, ſo erſcheint zwar das Bild noch immer vollkommen farbig, allein die Züge, die man vorher grün geſehen, erſcheinen purpurn und umgekehrt.

Man ſieht hieraus, daß ſchon bei den zarteſten Tafeln das Bild einige Undeutlichkeit erleiden müſſe; werden nun gar mehrere über einander gelegt, ſo wird das Bild immer undeutlicher, bis es zuletzt gar nicht mehr zu erkennen iſt. Ich ſehe daher das Verſchwinden der Erſcheinung bei dem Umkehren nur als eine materielle Verdüſterung an, die ganz allein der Unklarheit des angewendeten Mittels zuzuſchreiben iſt.

XXV.

Doppelſpath.

Von dieſem bedeutenden, ſo oft beſprochenen, beſchriebenen, bemeſſenen, berechneten und beneinten Naturkörper haben wir nur ſo viel zu ſagen, als ſeine Eigenſchaften ſich in unſerm Kreiſe manifeſtiren. Er verhält ſich gerade wie die vorhergehenden beiden, nur daß ſeine rhombiſche Figur und die Dicke ſeiner Kryſtalle einigen Unterſchied machen mögen. Legen wir ihn übrigens zwiſchen die beiden Spiegel ſo, daß die längere oder kürzere Achſe auf dem Beſchauer perpendicular ſteht, ſo erſcheint das Geſichtsfeld helle, und wir dürften alsdann nur den zu uns gekehrten Winkel abſtutzen, ſo hätten wir, wenn die Operation an der langen Seite geſchah, ein Sechseck mit zwei ſtumpferen Winkeln, und wenn wir die kürzere Diagonale abſtutzen, ein etwas ſpitzwinkeligeres Sechseck als unſer regelmäßiges erhalten; aber doch immer ein Sechseck, deſſen kürzere Seiten, gegen uns gekehrt, das Geſichtsfeld dunkler machen. Hierbei iſt es aber keineswegs nöthig, daß wir unſere Kryſtalle verderben, ſondern wir heften

Des tragischen Dichters Aufgabe und Thun ist nichts anders als: ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem faßlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen.

Was man Motive nennt sind also eigentlich Phänomene des Menschengeistes, die sich wiederholt haben und wiederholen werden und die der Dichter nur als historische nachweis't.

Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie. Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verstand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafte klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

unſere ausgeſchnittene Karte, nach bekannter Weiſe, über den Kryſtall, oder zeichnen unſere Intention durch einen leichten Federſtrich.

Nun ſprechen wir aber, mit den vorigen Fällen völlig übereinſtimmend, aus: die erſte Richtung, die das helle Sehfeld bewirkt, läßt die Erſcheinung identiſch, die Seitenwendung jedoch des bekannten Winkels kehrt die Erſcheinung um, welches noch ganz deutlich, jedoch mehr der Farbe als der Form nach, an der Umkehrung der blauen Augen in gelbe bemerkt werden kann. Alſo iſt auch hier ein Verſchwinden, welches durch vermehrte Körperlichkeit des Mittels hervorgebracht würde, kein phyſiſcher, ſondern ein ganz gemeiner Effect der zunehmenden Undurchſichtigkeit.

Nun aber erwartet uns eine höchſt angenehme Erſcheinung. Läßt man einen ſolchen rhombiſchen isländiſchen Kryſtall durch Kunſt dergeſtalt zurichten, daß zwei, der langen Achſenfläche parallele Abſchnitte der Ecken verfügt und geſchliffen werden, ſo wird man, wenn der Körper in dieſer Lage zwiſchen die zwei Spiegel gebracht wird, einmal ein helles, das anderemal ein dunkles Bild gewahr werden, analog jenen uns bekannten gefärbten entoptiſchen Bildern; vier helle Punkte ſtehen zuerſt innerhalb eines Kreiſes, um den ſich mehr Kreiſe verſammeln und es gehen vier pinſelartige Strahlungen aus von den Punkten, als hell und durchſcheinend. Bei der Seitenwendung zeigt ſich der Gegenſatz: wir ſehen, in Ringe gefaßt, ein ſchwarzes Kreuz, von welchem gleichfalls vier ſchwarze büſchelartige Strahlungen ſich entfernen.

Hier hätten wir nun die ſämmtlichen Erſcheinungen beiſammen: klare, helle Spiegelung und Identität, dunkle Spiegelung mit Umkehrung, letztere beſonders von inwohnenden, aber formloſen Farben begleitet; nun aber den Körper ſelbſt, durch künſtliche Bereitung in ſeinem Innern aufgeſchloſſen und eine bewundernswürdige Erſcheinung zum Anſchauen gebracht.

So wäre denn alſo dieſer höchſt problematiſche Körper durch Unterſuchung nur noch immer problematiſcher geworden und mit ihm ſo mancher andere. Freilich iſt es wunderbar genug, daß ihm dreierlei Arten der Farbenerſcheinung zugetheilt ſind: die prismatiſchen bei der Brechung und zwar doppelt und vielfach, die epoptiſchen zwiſchen ſeinen zarten Lamellen, wenn ſich dieſe nur im mindeſten, mit beibehaltener Berührung, auseinander geben und die entoptiſchen, durch künſtliche Vorbereitung aus ſeinem Innern aufgeſchloſſen. Viel iſt hiervon geſagt, viel iſt zu ſagen; für unſere Zwecke ſey das Wenige hinreichend.

XXVI.

Apparat, vierfach gesteigert.

Was man bei allen Experimenten beobachten sollte, wollten wir, wie sonst auch geschehen, bei dem unsrigen zu leisten suchen. Zuerst sollte das Phänomen in seiner ganzen Einfalt erscheinen, sein Herkommen aussprechen und auf die Folgerung hindeuten.

Unser einfachster Apparat (V) besteht aus einer enteptischen Glastafel, horizontal auf einen dunkeln Grund gelegt und gegen die klare Atmosphäre in verschiedenen Richtungen gehalten; da sich denn der ätherische Ursprung der Erscheinung und die Wirkung des directen und obliquen Wiederscheins sogleich ergiebt, dergestalt, daß wenn wir dieß recht eingesehen, wir keiner fernern Versuche bedürften.

Aber es ist nöthig, daß wir weiter gehen, die Abhängigkeit von äußern Umständen zu mindern suchen, um das Phänomen bequemer, auffallender und nach Willen öfter darstellen zu können.

Hierzu bahnt nun unser zweiter Versuch (VI) den Weg. Wir bedienen uns eines enteptischen Cubus und eines schwarzen Spiegels; durch jenen lassen wir die atmosphärische Wirkung hindurchgehen und erblicken die farbigen Bilder außerhalb demselben auf dem Spiegel; allein hierbei sind wir immer noch von der Atmosphäre abhängig; ohne einen völlig reinblauen Himmel bringen wir die Erscheinung nicht hervor.

Wir schreiten daher zu dem dritten zusammengesetztern Apparat (VII). Wir richten zwei Spiegel gegen einander, von welchen der untere die allseitige Atmosphäre vorstellt, der obere hingegen die jedesmalige besondere Richtung, sie sey direct, oblique oder in der Diagonale. Hier verbirgt sich nun schon das wahre Naturverhältniß, das Phänomen als Phänomen ist auffallender; aber wenn man von vorn herein nicht schon fundirt ist, so wird man schwerlich rückwärts zur wahren anschauenden Erkenntniß gelangen. Indessen dient uns dieser Apparat täglich und stündlich und wird uns deßhalb so werth, weil wir die Zusammenwirkung desselben mit den natürlichen Körpern und ihr wechselseitiges Betragen höchst belehrend finden.

Nun aber haben wir noch einen vierten Apparat, dessen zu erwähnen wir nun Gelegenheit nehmen; er ist zwar der bequemste und angenehmste, dagegen verbirgt er aber noch mehr das Grundphänomen, welches sich

niemand rückwärts daraus zu entwickeln unternehmen würde. Er ist höchst sauber und zierlich gearbeitet, von dem Glasschleifer Niggl in München, und durch die Kunst des Herrn Professor Schweigger in meinen Besitz gekommen; er besteht aus vier Spiegeln, welche, sich auf einander beziehend, sämmtliche Phänomene leicht und nett hervorbringen. Der erste Spiegel außerhalb des Apparats fast horizontal gelegen, nimmt das Tageslicht unmittelbar auf und überliefert solches dem zweiten, welcher, innerhalb des Instrumentes schief gestellt, wie der untere erste Spiegel des vorigen Apparats das empfangene Licht aufwärts schickt; unmittelbar über ihm wird der entoptische Cubus eingeschoben, auf welchen man perpendicular durch ein Sehrohr hinunterblickt; in diesem nun sind statt des Oculars zwei Spiegel angebracht, wovon der eine das Bild des Cubus von unten aufnimmt, der andere solches dem Beschauer ins Auge führt. Kehrt man nun die mit den beiden verbundenen Spiegeln zusammen bewegliche Hülse in die directe oder Seitenstellung, so verwandeln sich die Bilder gar bequem und erfreulich Farb und Form nach, und um desto auffallender, da durch das viermal wiederholte Abspiegeln das Licht immer mehr gedämpft und gemäßigt worden. Noch ein anderes höchst erfreuendes Phänomen läßt sich zugleich darstellen, wenn man nämlich an die Stelle des Oculars ein kleines Prisma von Doppelspath setzt, wodurch man die gleichzeitige Erhellung und Verdunkelung, bei fortgesetzter Kreisbewegung der Hülse, höchst angenehm und überraschend beschauen und wiederholen kann.

Sieht man nun zurück und vergegenwärtigt sich Schritt für Schritt wie jene Steigerung vorgegangen, was dazu beigetragen, was sie uns aufgeklärt, was sie verbirgt; so kann man uns in diesem ganzen Felde nichts Neues mehr vorzeigen, indem wir mit den Augen des Leibes und Geistes ungehindert methodisch vor und rückwärts blicken.

XXVII.

Warnung.

Wie nahe wir, durch unsern vierfach gesteigerten Apparat, an den Punkt gekommen, wo das Instrument, anstatt das Geheimniß der Natur zu entwickeln, sie zum unauflöslichen Räthsel macht, möge doch jeder naturliebende Experimentator beherzigen. Es ist nichts dagegen zu sagen, daß man durch mechanische Vorrichtung sich in den Stand setze,

gewiſſe Phänomene bequemer und auffallender, nach Willen und Belieben vorzu eigen; eigentliche Belehrung aber befördern ſie nicht, ja es giebt unnütze und ſchädliche Apparate, wodurch die Naturanſchauung ganz verfinſtert wird; worunter auch diejenigen gehören, welche das Phänomen theilweiſe oder außer Zuſammenhang vorſtellen. Dieſe ſind es eigentlich worauf Hypotheſen gegründet, wodurch Hypotheſen Jahrhunderte lang erhalten werden: da man aber hierüber nicht ſprechen kann, ohne ins Polemiſche zu fallen, ſo darf davon bei unſerm friedlichen Vortrag die Rede nicht ſeyn.

XXVIII.

Von der innern Beſchaffenheit des entoptiſchen Glaſes.

Wir haben vorhin, indem wir von den entoptiſchen Eigenſchaften gewiſſer Gläſer geſprochen, welche in ihrem Innern Formen und Farben zeigen, uns nur ans Phänomen gehalten, ohne weiter darauf einzugehen, ob ſich ausmitteln laſſe wodurch denn dieſe Erſcheinung eigentlich bewirkt werde. Da wir nun jedoch erfahren, daß gleiche Phänomene innerhalb natürlicher Körper zu bemerken ſind, deren integrirende Theile durch eigenthümliche Geſtalt und wechſelſeitige Richtung gleichfalls Formen und Farben hervorbringen, ſo dürfen wir nun auch weiter gehen und aufſuchen, welche Veränderung innerhalb der Glasplatten bei ſchnellem Abkühlen ſich ereignen und ihnen jene bedeutend-anmuthige Fähigkeit ertheilen möchte?

Es läßt ſich beobachten, daß in Glastafeln, indem ſie erhitzt werden, eine Undulation vorgehe, die bei allmähligem Abkühlen verklingt und verſchwindet. Durch einen ſolchen geruhigen Uebergang erhält die Maſſe eine innere Bindung, Conſiſtenz und Kraft, um, bis auf einen gewiſſen Grad äußerer Gewalt widerſtehen zu können. Der Bruch iſt muſchelig und man könnte dieſen Zuſtand, wenn auch uneigentlich, zäh nennen.

Ein ſchnelles Abkühlen aber bewirkt das Gegentheil: die Schwingungen ſcheinen zu erſtarren, die Maſſe bleibt innerlich getrennt, ſpröde, die Theile ſtehen neben einander und, obgleich vor wie nach durchſichtig, behält das Ganze etwas das man Punktualität genannt hat. Durch den Demant geritzt bricht die Tafel reiner als eine des langſam abgekühlten Glaſes; ſie braucht kaum nachgeſchliffen zu werden.

Auch zerſpringen ſolche Gläſer entweder gleich oder nachher, entweder

von sich selbst oder veranlaßt. Man kennt jene Flaschen und Becher, welche durch hineingeworfene Steinchen rissig werden, ja zerspringen.

Wenn von geschmolzenen Glastropfen, die man zu schnellster Verkühlung ins Wasser fallen ließ, die Spitze abgebrochen wird, zerspringen sie und lassen ein pulverartiges Wesen zurück; darunter findet ein aufmerksamer Beobachter einen noch zusammenhängenden kleinen Bündel stängeliger Krystallisation, die sich um das in der Mitte eingeschlossene Luftpünktchen bildete. Eine gewisse Solutio continui ist durchaus zu bemerken.

Zugleich mit diesen Eigenschaften gewinnt nun das Glas die Fähigkeit Figuren und Farben in seinem Innern sehen zu lassen. Denke man sich nun jene beim Erhitzen beobachteten Schwingungen unter dem Erkalten fixirt, so wird man sich nicht mit Unrecht dadurch entstehende Hemmungspunkte, Hemmungslinien einbilden können und dazwischen freie Räume, sämmtlich in einem gewissen Grade trüb, so daß sie bezugsweise, bei veränderter Lichteinwirkung, bald hell bald dunkel erscheinen können.

Kaum aber haben wir versucht uns diese wundersame Naturwirkung einigermaßen begreiflich zu machen, so werden wir abermals weiter gefördert: wir finden unter andern veränderten Bedingungen wieder neue Phänomene. Wir erfahren nämlich, daß diese Hemmungspunkte, diese Hemmungslinien in der Glastafel nicht unauslöschlich fixirt und für immer befestigt dürfen gedacht werden: denn obschon die ursprüngliche Figur der Tafel vor dem Glühen den Figuren und Farben, die innerhalb erscheinen sollen, Bestimmung giebt, so wird doch auch, nach dem Glühen und Verkühlen, bei veränderter Form die Figur verändert. Man schneide eine viereckte Platte mitten durch und bringe den parallelepipedischen Theil zwischen die Spiegel, so werden abermals vier Punkte in den Ecken erscheinen, zwei und zwei weit von einander getrennt und, von den langen Seiten herein, der helle oder dunkle Raum viel breiter als von den schmalen. Schneidet man eine viereckte Tafel in der Diagonale durch, so erscheint eine Figur derjenigen ähnlich, die sich fand, wenn man Dreiecke glühte.

Suchten wir uns nun vorhin mit einer mechanischen Vorstellungsart durchzuhelfen, so werden wir schon wieder in eine höhere, in die allgemeine Region der ewig lebenden Natur gewiesen; wir erinnern uns, daß das kleinste Stück eines zerschlagenen magnetischen Eisensteins eben so gut zwei Pole zeigt als das ganze.

XXIX.

Umsicht.

Wenn es zwar durchaus räthlich, ja höchst nothwendig ist das Phänomen erst an sich selbst zu betrachten, es in sich selbst sorgfältig zu wiederholen und solches von allen Seiten aber- und abermals zu beschauen, so werden wir doch zuletzt angetrieben uns nach außen zu wenden und, von unserm Standpunkte aus, allenthalben umherzublicken, ob wir nicht ähnliche Erscheinungen zu Gunsten unseres Vernehmens auffinden möchten; wie wir denn so eben an den so weit abgelegenen Magneten zu gedenken unwillkürlich genöthigt werden.

Hier dürfen wir also die Analogie als Handhabe, als Hebel die Natur anzufassen und zu bewegen gar wohl empfehlen und anrühmen. Man lasse sich nicht irre machen, wenn Analogie manchmal irre führt, wenn sie, als zu weit gesuchter willkürlicher Witz, völlig in Rauch aufgeht. Verwerfen wir ferner nicht ein heiteres, humoristisches Spiel mit den Gegenständen, schickliche und unschickliche Annäherung, ja Verknüpfung des Entferntesten, womit man uns in Erstaunen zu setzen, durch Contrast auf Contrast zu überraschen trachtet. Halten wir uns aber zu unserem Zweck an eine reine, methodische Analogie, wodurch Erfahrung erst belebt wird, indem das Abgesonderte und entfernt Scheinende verknüpft, dessen Identität entdeckt und das eigentliche Gesammtleben der Natur auch in der Wissenschaft nach und nach empfunden wird.

Die Verwandtschaft der enteptischen Figuren mit den übrigen physischen haben wir oben schon angedeutet; es ist die nächste natürlichste und nicht zu verkennen. Nun müssen wir aber auch der physiologischen gedenken, welche hier in vollkommener Kraft und Schönheit hervortreten. Hieran finden wir abermals ein herrliches Beispiel, daß alles im Universum zusammenhängt, sich auf einander bezieht, einander antwortet. Was in der Atmosphäre vorgeht, begiebt sich gleichfalls in des Menschen Auge, und der enteptische Gegensatz ist auch der physiologische. Man schaue in dem obern Spiegel des dritten Apparats das Abbild des unterliegenden Cubus; man nehme sodann diesen schnell hinweg, ohne einen Blick vom Spiegel zu verwenden, so wird die Erscheinung, die helle wie die dunkle, als gespenstiges Bild, umgekehrt im Auge stehen, und die Farben zugleich sich in ihre Gegensätze verwandeln, das Bräunlichgelb in Blau

und umgekehrt, dem naturſinnigen Forſcher zu großer Freude und Kräftigung.

Sodann aber wenden wir uns zur allgemeinen Naturlehre, und verſichern nach unſerer Ueberzeugung folgendes. Sobald die verſchiedene Wirkung des directen und obliquen Wiederſcheins eingeſehen, die Allgemeinheit jenes Geſetzes anerkannt ſeyn wird, ſo muß die Identität unzähliger Phänomene ſich alſobald bethätigen; Erfahrungen werden ſich an einander ſchließen, die man als unzuſammenhängend bisher betrachtet, und vielleicht mit einzelnen hypothetiſchen Erklärungsweiſen vergebens begreiflicher zu machen geſucht. Da wir aber gegenwärtig nur die Abſicht haben können, den Geiſt zu befreien und anzuregen, ſo blicken wir rings umher, um näher oder ferner auf gewiſſe Analogien zu deuten, die ſich in der Folge an einander ſchließen, ſich aus und gegen einander entwickeln mögen. Weiter kann unſer Geſchäft nicht gehen: denn wer will eine Arbeit übernehmen, die der Folgezeit noch manche Bemühung zumuthen wird!

XXX.

Chladni's Tonfiguren.

Alle geiſtreichen, mit Naturerſcheinungen einigermaßen bekannten Perſonen, ſobald ſie unſern entoptiſchen Cubus zwiſchen den Spiegeln erblickten, riefen jedesmal die Aehnlichkeit mit den Chladni'ſchen Figuren, ohne ſich zu beſinnen, lebhaft aus; und wer wollte ſie auch verkennen? Daß nun dieſe äußern auffallenden Erſcheinungen ein gewiſſes inneres Verhältniß und in der Entſtehungsart viel Uebereinſtimmung haben, iſt gegenwärtig darzuthun.

Figuren

Chladni's	Seebecks
entſtehen:	
1) durch Schwingungen.	1) durch Schwingungen.
Dieſe werden bewirkt	
2) durch Erſchüttern der Glastafeln;	2) durch Glühen der Glastafeln, durch Druck ꝛc.;
verharren	
3) in Ruhe;	3) durch ſchnelle Verkühlung;

verschwinden	
4) durch neues Erschüttern:	4) durch neues Glühen und langsame Erkaltung.
sie richten sich	
5) nach der Gestalt der Tafel;	5) nach der Gestalt der Tafel:
sie bewegen sich	
6) von außen nach innen:	6) von außen nach innen;
ihre Anfänge sind	
7) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat von der Seite, um ein Kreuz zu bilden;	7) parabolische Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander streben, beim Quadrat aus den Ecken, um ein Kreuz zu bilden;
sie vermannigfaltigen sich	
8) bei Verbreiterung der Tafel;	8) bei Vermehrung der über einander gelegten Tafeln:
sie beweisen sich	
9) als oberflächlich.	9) als innerlich.

Mögen vorerst diese Bezüge hinreichen, um die Verwandtschaft im allgemeinen anzudeuten; gewiß wird dem Forscher nichts angenehmer seyn, als eine hierüber fortgesetzte Betrachtung. Ja die reale Vergleichung beider Versuche, die Darstellung derselben neben einander, durch zwei Personen, welche solchen Experimenten gewachsen wären, müßte viel Vergnügen geben und dem innern Sinn die eigentliche Vergleichung überlassen, die freilich mit Worten nie vollkommen dargestellt werden kann, weil das innere Naturverhältniß, wodurch sie, bei himmelweiter Verschiedenheit, einander ähnlich werden, immer von uns nur geahnet werden kann.

XXXI.

Atmosphärische Meteore.

Da nach unserer Ueberzeugung die nähere Einsicht in die Effecte des directen und obliquen Wiederscheins auch zur Erklärung der atmosphärischen Meteore das Ihrige beitragen wird, so gedenken wir derselben gleichfalls an dieser Stelle. Der Regenbogen, ob wir ihn gleich als durch Refraction gewirkt anerkennen, hat doch das Eigene, daß wir die dabei entspringenden

Farben eigentlich innerhalb der Tropfen ſehen. denn auf dem Grunde derſelben ſpiegelt ſich die bunte Verſchiedenheit.

Nun kommen die Farben des untern Bogens nach einem gewiſſen Geſetze zu unſerm Auge, und auf eine etwas complicirtere Weiſe die Farben des obern Bogens gleichfalls. Sobald wir dieß eingeſehen, ſo folgern wir, daß aus dem Raum zwiſchen den zwei Bogen kein Licht zu unſerm Auge gelangen könne, und dieſes bethätigt ſich dem aufmerkſamen Beobachter durch folgenden Umſtand. Wenn wir auf einer reinen, vollkommen dichten Regenwand, welcher die Sonne klar und mächtig gegenüber ſteht, die beiden Bogen vollkommen ausgedrückt finden, ſo ſehen wir den Raum zwiſchen beiden Bogen dunkelgrau, und zwar entſchieden dunkler als über und unter der Erſcheinung.

Wir ſchöpften daher die Vermuthung, daß auch hier ein in gewiſſem Sinne obliquirtes Licht bewirkt werde, und richteten unſern zweiten entoptiſchen Apparat gegen dieſe Stelle, waren aber noch nicht ſo glücklich, zu einem entſchiedenen Reſultate zu gelangen. So viel konnten wir bemerken, daß wenn der Regenbogen ſelbſt durch unſern entoptiſchen Cubus durchfiel, das weiße Kreuz erſchien, und er ſich alſo dadurch als directen Wiederſchein erwies. Der Raum unmittelbar drüber, welcher nach der Vermuthung das ſchwarze Kreuz hätte hervorbringen ſollen, gab uns keine deutliche Erſcheinung, da wir, ſeit wir auf dieſen Gedanken gekommen, keinen entſchieden vollkommenen doppelten Regenbogen, und alſo auch keinen geſättigten dunkeln Raum zwiſchen beiden beobachten konnten. Vielleicht gelingt es andern Naturfreunden beſſer.

Die Höfe, in deren Mitte Sonne und Mond ſtehen, die Nebenſonnen und anderes erhalten durch unſere Darſtellung gewiß in der Folge manche Aufklärung. Die Höfe, deren Diameter 40 Grad iſt, coincidiren wahrſcheinlich mit dem Kreiſe, in welchem man bei dem höchſten Stand der Sonne um ſie her das ſchwarze Kreuz bemerkt, ehe die entoptiſche Erſcheinung von dem gewaltſamen Lichte aufgehoben wird. Hier wäre nun der Platz mit Inſtrumenten zu operiren; Zahlen und Grade würden ſehr willkommen ſeyn. Richtet ſich dereinſt die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf dieſe Punkte, gewinnt unſer Vortrag ſich mit der Zeit Vertrauen, ſo wird auch hierzu Rath werden, wie zu ſo vielem andern.

Ein auffallendes Meteor, welches offenbar durch directen Wiederſchein hervorgebracht worden, beſchreibt uns der aufmerkſame Reiſende Bory de St. Vincent folgendermaßen.

Le soir du 2 Germinal l'an X. nous vîmes un très-beau phénomène lumineux. Le ciel était pur, sur-tout vers le couchant; et au moment où le soleil approchait de l'horizon, on distingua du côté diamétralement opposé cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible eût caché la moitié. Ce demi-disque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand éclat. Les rayons paraissaient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus près de disparaître.

Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil, le phénomène lumineux ne cessa pas; l'instant où il fut le plus sensible, fut celui où l'astre du jour dût être descendu sous l'horizon: dès-lors son éclat diminua, et disparut peu-à-peu.

XXXII.

Paradoxer Seitenblick auf die Aſtrologie.

Ein phantaſtiſches Analogen der Wirkſamkeit unſeres directen und obliquen Wiederſcheins finden wir ſchon in der Aſtrologie, doch mit dem Unterſchiede, daß von ihnen Eingeweihten der directe Wiederſchein, den wir als heilſam erkennen, für ſchädlich geachtet wird, mit dem Geviertſchein jedoch, welcher mit unſerm obliquirten zuſammenfällt: und den auch wir als deprimirend anſprechen, haben ſie es getroffen, wenn ſie denſelben für widerwärtig und unglücklich erklärten. Wenn ſodann der Gedrittſchein und Geſechstſchein, welchen wir für ſchwankend erklären, von ihnen als heilſam angenommen wird, ſo möchte dieß allenfalls gelten und würde die Erfahrung nicht ſehr widerſprechen: denn gerade an dem Schwankenden, Gleichgültigen beweiſt der Menſch ſeine höhere Kraft und wendet es gar leicht zu ſeinem Vortheil.

Durch dieſe Bemerkungen wollen wir nur ſo viel ſagen, daß gewiſſe Anſichten der irdiſchen und überirdiſchen Dinge dunkel und klar, unvollſtändig und vollkommen, gläubig und abergläubiſch, von jeher vor dem Geiſte der Menſchen gewaltet, welches kein Wunder iſt, da wir alle auf gleiche Weiſe gebaut ſind und wohlbegabte Menſchen ſämmtlich die Welt aus einem und demſelben Sinne anſchauen; daher denn, es werde entdeckt

Ueber Naturwiſſenſchaft.

Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.

I.

Wenn ein Wiſſen reif iſt, Wiſſenſchaft zu werden, ſo muß nothwendig eine Kriſe entſtehen: denn es wird die Differenz offenbar zwiſchen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darſtellen, und ſolchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Beſondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wiſſenſchaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung ſich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, ſo bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht ſo entſchieden, aber doch genugſam merklich.

Diejenigen, welche ich Univerſaliſten nennen möchte, ſind überzeugt und ſtellen ſich vor: daß alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannichfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden ſey; die andern, die ich Singulariſten benennen will, geſtehen den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, ja ſie beobachten, beſtimmen und lehren hiernach; aber immer wollen ſie Ausnahmen finden, da wo der ganze Typus nicht ausgeſprochen iſt, und darin haben ſie recht.

was da wolle, immer ein Analogon davon in früherer Zeit aufgefunden werden kann.

Und so haben die Astrologen, deren Lehre auf gläubige unermüdete Beschauung des Himmels begründet war, unsere Lehre von Schein, Rück-, Wieder- und Nebenschein vorempfunden; nur irrten sie darin, daß sie das Gegenüber für ein Widerwärtiges erklärten, da doch der directe Rück- und Wiederschein für eine freundliche Erwiederung des ersten Scheins zu achten. Der Vollmond steht der Sonne nicht feindlich entgegen, sondern sendet ihr gefällig das Licht zurück, das sie ihm verlieh; es ist Artemis, die freundlich und sehnsuchtsvoll den Bruder anblickt.

Wollte man daher diesem Wahnglauben fernerhin einige Aufmerksamkeit schenken, so müßte man, nach unsern Angaben und Bestimmungen, bedeutende Horoskope, die schon in Erfüllung gegangen sind, rectificiren und beachten, inwiefern unsere Auslegungsart besser als jene Annahme mit dem Erfolg übereintreffe.

So würde z. B. eine Geburt, die gerade in die Zeit des Vollmondes fiele, für höchst glücklich anzusehen seyn; denn der Mond erscheint nun nicht mehr als Widersacher, den günstigen Einfluß der Sonne hemmend und sogar aufhebend, sondern als ein freundlich milder nachhelfender Beistand, als Lucina, als Hebamme. Welche große Veränderung der Sterndeutekunst durch diese Auslegungsart erwüchse, fällt jedem Freund und Gönner solcher Wunderlichkeiten alsobald in die Augen.

XXXIII.

Mechanische Wirkung.

Sollten wir nun vielleicht den Vorwurf hören, daß wir mit Verwandtschaften, Verhältnissen, mit Bezügen, Analogien, Deutungen und Gleichnissen zu weit umher gegriffen, so erwiedern wir, daß der Geist sich nicht beweglich genug erhalten könne, weil er immer fürchten muß an diesem oder jenem Phänomen zu erstarren; doch wollen wir uns sogleich zur nächsten Umgebung zurückwenden und die Fälle zeigen, wo wir jene allgemeinen kosmischen Phänomene mit eigener Hand technisch hervorbringen und alsie ihre Natur und Eigenschaft näher einzusehen glauben dürfen. Aber im Grunde sind wir doch nicht, wie wir wünschen, durchaus gefördert; denn

ſelbſt, was wir mechaniſch leiſten, müſſen wir nach allgemeinen Naturgeſetzen bewirken und die letzten Handgriffe haben immer etwas Geiſtiges, wodurch alles körperlich Greifbare eigentlich belebt und zum Unbegreiflichen erhoben wird.

Man ſpanne ein ſtarkes Glastäfelchen, das keine entoptiſchen Eigenſchaften hat, in einen metallenen Schraubſtock dergeſtalt, daß zwei entgegengeſetzte Punkte der Peripherie vorzüglich afficirt werden; man bringe dieſe Vorrichtung unter die Spiegel, ſo wird man eine von jenen beiden Punkten ausgehende Erſcheinung erblicken: ſie iſt büſchelförmig, theils hell theils dunkel, nach dem Geſetz gefärbt, und ſucht ſich durch eine ovale Neigung gegen einander zu verbinden. Durch den Druck geht alſo eine Veränderung der Textur der Beſtandtheile vor, ihre Lage gegen einander wird verändert, und wir dürfen eine Solutio continui, wie bei dem ſchnell verkühlten Glaſe vorgeht, annehmen.

Eine ähnliche Erfahrung giebt uns hierüber abermals einiges Licht. Es fand ſich ein knopfartig gearbeitetes Stück Bernſtein, vollkommen klar, in der Mitte durchbohrt; zwiſchen die Spiegel gebracht, zeigten ſich vier aus dem Mittelpunkt ausgehende weiße und bei der Umkehrung ſchwarze Strahlenbüſchel. Hier ſcheint der Bohrer, aus der Mitte gegen die Seite drückend, eben dieſelbe Wirkung hervorgebracht zu haben, als die Zwinge auf die Seiten der Glastafel, nur daß hier immanent geblieben war, was bei der Glastafel, wenn die Zunge geöffnet wird, ſogleich verüber iſt. Wir ließen, um der Sache mehr beizukommen, einige Stücke Bernſtein durchbohren, das Phänomen gelang aber nicht zum zweitenmal.

XXXIV.

Damaſtweberei.

Wo wir aber dieſe Erſcheinung mit Händen greifen können, indem wir ſie ſelbſt techniſch hervorbringen, iſt bei dem Damaſtweben. Man nehme eine gefaltete Serviette, von ſchön gearbeitetem, wohl gewaſchenem und geglättetem Tafelzeuge, und halte ſie flach vor ſich gegen das Licht; man wird Figuren und Grund deutlich unterſcheiden. In einem Fall ſieht man den Grund dunkel und die Figuren hell; kehre man die Serviette im rechten Winkel nunmehr gegen das Licht, ſo wird der Grund hell, die

Figuren aber dunkel erſcheinen; wendet man die Spitze gegen das Licht, daß die Fläche diagonal erleuchtet wird, ſo erblickt man weder Figuren noch Grund, ſondern das Ganze iſt von einem gleichgültigen Schimmer erleuchtet.

Dieſe Erſcheinung beruht auf dem Princip der Damaſtweberei, wo das nach Vorſchrift abwechſelnde Muſter darzuſtellen, die Fäden auf eine eigene Weiſe übers Kreuz gerichtet ſind, ſo daß die Geſtalten hell erſcheinen, wenn das Licht der Fadenlänge nach zu unſerm Auge kommt, dunkel aber von den Fäden, welche quer gezogen ſind. Die auf den Beſchauer gerichteten Fäden leiten das Licht bis zu den Augen und bringen ſolches direct zur Erſcheinung, die durchkreuzenden dagegen führen das Licht zur Seite und müſſen daher als dunkel oder beſchattet geſehen werden. In der Diagonale beleuchtet, führen ſie beide das Licht vom Auge abwärts und können ſich nur als gleichgültigen Schein manifeſtiren.

Hier geht nun eben daſſelbe hervor, was ſich am großen Himmel ereignet, und des Webers Geſchicklichkeit verſtändigt uns über die Eigenſchaften der Atmoſphäre. Zu meinem Apparat ließ ich durch eine geſchickte Nätherin erſt ein Damenbrettmuſter, woran ſich die Erſcheinung am entſchiedenſten zeigt, mit den zarteſten Fäden ſticken, ſodann aber das entoptiſche Kreuz mit den Punkten in den Ecken, das man denn, je nachdem die Fläche gegen das Licht gerichtet iſt, hell oder dunkel ſchauen kann.

XXXV.

Aehnelnde theoretiſche Anſicht.

Da wir uns bemühen, in dem Erfahrungskreiſe analoge Erſcheinungen aufzuſuchen, ſo iſt es nicht weniger wichtig, wenn wir auf Vorſtellungsarten treffen, welche, theoretiſch ausgeſprochen, auf unſere Abſicht einiges Licht werfen können.

Ein geiſtreicher Forſcher hat die entoptiſchen Erſcheinungen und die damit nahe verwandten Phänomene der doppelten Refraction dadurch aufzuklären getrachtet, daß er longitudinale und transverſale Schwingungen des Lichtes annahm. Da wir nun in der Damaſtweberei den Wiederſchein des Lichtes durch Fäden bedingt ſehen, welche theils der Länge, theils der Quere nach zu unſerm Auge gerichtet ſind, ſo wird uns niemand verargen, wenn wir in dieſer Denkart eine Annäherung an die unſrige finden; ob

wir gleich gern bekennen, daß wir jene Bedingungen nach unserer Weise nicht im Licht als Licht, sondern am Lichte, das uns nur mit der erfüllten Räumlichkeit, mit der zartesten und dichtesten Körperlichkeit zusammentreffend erscheinen kann, bewirkt finden.

XXXVI.

Gewässertes Seidenzeug.

Dieses wird erst in Riefen oder Maschen gewoben oder gestrickt, und alsdann durch einen ungleich glättenden Druck dergestalt geschoben, daß Höhen und Tiefen mit einander abwechseln, wodurch, bei verschiedener Richtung des Seidenzeuges gegen den Tag, der Wiederschein bald unserm Auge zugewendet, bald abgewendet wird.

XXXVII.

Gemodelte Zinnoberfläche.

Hierher gehört gleichfalls die mannichfaltige und wundersam erfreuliche Erscheinung, wenn eine glatte Zinnoberfläche durch verdünnte Säuren angegriffen und dergestalt behandelt wird, daß dendritische Figuren darauf entstehen. Der Beobachter stelle sich mit dem Rücken gegen das Fenster und lasse das Licht von der einen Seite auf die verticale Tafel fallen, so wird man den einen Theil der Zweige hell und erhöht, den andern dunkel und vertieft erblicken; nun kehre man sich leise herum, bis das Licht zur rechten Seite hereintritt: das erst Helle wird nun dunkel, das Dunkle hell, das Erhöhte vertieft und beschattet, das Vertiefte erhöht und erleuchtet in erfreulicher Mannichfaltigkeit erscheinen. Solche Bleche, mit farbigem Lackfirniß überzogen, haben sich durch ihren anmuthigen Anblick zu mancherlei Gebrauch empfohlen. Auch an solchen lackirten Flächen läßt sich der Versuch gar wohl anstellen, doch ist es besser beim enoptischen Apparat der Deutlichkeit wegen ungefirnißte Bleche vorzuzeigen.

XXXVIII.

Oberflächen natürlicher Körper.

Alle diejenigen Steinarten, welche wir *schillernde* nennen, schließen sich hier gleichfalls an. Mehreres was zum Feldspath gerechnet wird,

Adular, Labrador, Schriftgranit bringen das Licht durch Wiederſchein zum Auge, oder anders gerichtet leiten ſie es ab. Man ſchleift auch wohl dergleichen Steine etwas erhaben, damit die Wirkung auffallender und abwechſelnder werde, und die helle Erſcheinung gegen die dunkle ſchneller und kräftiger contraſtire. Das Katzenauge ſteht hier obenan; doch laſſen ſich Asbeſte und Selenite gleichmäßig zurichten.

XXXIX.

Rückkehr und Wiederholung.

Nachdem wir nun die Bahn, die ſich uns eröffnete, nach Kräften zu durchlaufen geſtrebt, kehren wir zum Anfang, zum Urſprung ſämmtlicher Erſcheinungen wieder zurück. Der Urquell derſelben iſt die Wirkung der Sonne auf die Atmoſphäre, auf die unendliche blaue Räumlichkeit. In freieſter Welt müſſen wir immer wieder unſere Belehrung ſuchen.

Bei heiterem Himmel vor Aufgang der Sonne ſehen wir die Seite wo ſie ſich ankündigt, heller als den übrigen Himmel, der uns rein und gleich blau erſcheint: eben daſſelbe gilt vom Untergange. Die Bläue des übrigen Himmels erſcheint uns völlig gleich. Tauſendmal haben wir das reine heitere Gewölb des Himmels betrachtet und es iſt uns nicht in die Gedanken gekommen, daß es je eine ungleiche Beleuchtung herunter ſenden könne, und doch ſind wir hierüber nunmehr durch Verſuche und Erfahrungen belehrt.

Da wir nun aber über dieſe Ungleichheit der atmoſphäriſchen Wirkung ſowen aufgeklärt waren, verſuchten wir mit Augen zu ſehen was wir folgern konnten, es müſſe nämlich im directen Gegenſchein der Sonne der Himmel ein helleres Blau zeigen als zu beiden Seiten; dieſer Unterſchied war jedoch nie zu entdecken, auch dem Landſchaftmaler nicht, deſſen Auge wir zum Beiſtand anriefen.

Daß aber die durch enoptiſche Gläſer entdeckte ungleiche Beleuchtung für ein glücklich geborenes geübtes Malerauge bemerklich ſey, davon giebt Nachſtehendes ſichere Kunde.

XL.

Wichtige Bemerkung eines Malers.

Ein vorzüglicher, leider allzu früh von uns geſchiedener Künſtler, Ferdinand Jagemann, dem die Natur, nebſt andern Erforderniſſen, ein

scharfes Auge für Licht und Schatten, Farbe und Haltung gegeben, erbaut sich eine Werkstatt zu größeren und kleineren Arbeiten; das einzige hohe Fenster derselben wird nach Norden, gegen den freiesten Himmel gerichtet, und nun dachte man allen Bedingungen dieser Art genug gethan zu haben.

Als unser Freund jedoch eine Zeit lang gearbeitet, wollte ihm beim Porträtmalen scheinen, daß die Physiognomien, die er nachbildete, nicht zu jeder Stunde des Tags gleich glücklich beleuchtet seyen, und doch war an ihrer Stellung nicht das mindeste verrückt, noch die Beschaffenheit einer vollkommen hellen Atmosphäre irgend verändert worden.

Die Abwechselung des günstigen und ungünstigen Lichtes hielt ihre Tagesperioden; am frühesten Morgen erschien es am widerwärtigsten grau und unerfreulich; es verbesserte sich, bis endlich, etwa eine Stunde vor Mittag, die Gegenstände ein ganz anderes Ansehen gewannen, Licht, Schatten, Farbe, Haltung, alles in seiner größten Vollkommenheit sich dem Künstlerauge darbot, so wie er es der Leinwand anzuvertrauen nur wünschen konnte. Nachmittag verschwindet diese herrliche Erscheinung; die Beleuchtung verschlimmert sich, auch am klarsten Tage, ohne daß in der Atmosphäre irgend eine Veränderung vorgegangen wäre.

Als mir diese Bemerkung bekannt ward, knüpfte ich solche sogleich in Gedanken an jene Phänomene, mit denen wir uns so lange beschäftigten, und eilte durch einen physischen Versuch dasjenige zu bestätigen und zu erläutern, was ein hellsehender Künstler, ganz für sich, aus eingeborener Gabe, zu eigener Verwunderung, ja Bestürzung entdeckt hatte. Ich schaffte unsern zweiten entoptischen Apparat herbei, und dieser verhielt sich wie man nach obigem vermuthen konnte. Zur Mittagszeit, wenn der Künstler seine Gegenstände am besten beleuchtet sah, gab der nördliche directe Wiederschein das weiße Kreuz, in Morgen- und Abendstunden hingegen, wo ihm das widerwärtige obliquirte Licht beschwerlich fiel, zeigte der Cubus das schwarze Kreuz, in der Zwischenzeit erfolgten die Uebergänge.

Unser Künstler also hatte, mit zartem geübtem Sinn, eine der wichtigsten Naturwirkungen entdeckt, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Der Physiker kommt ihm entgegen und zeigt wie das Besondere auf dem Allgemeinen ruhe.

Wir gedenken ähnlicher Fälle, die uns überraschten, lange vorher ehe die Kenntniß dieser Erscheinung uns erfreute. In Rom wo wir zehn Wochen des allerreinsten Himmels ohne die mindeste Wolke genossen, war

es überhaupt gute Zeit Gemälde zu ſehen. Ich erinnere mich, aber daß eine in meinem Zimmer aufgeſtellte Aquarellzeichnung mir auf einmal ſo unendlich ſchön vorkam, als ich ſie niemals geſehen. Ich ſchrieb es damals eben dem reinen Himmel und einer glücklichen augenblicklichen Dispoſition der Augen zu; nun, wenn ich der Sache wieder gedenke, erinnere ich mich, daß mein Zimmer gegen Abend lag, daß dieſe Erſcheinung mir des Morgens zuerſt auffiel, den ganzen Tag aber wegen des hohen Sonnenſtandes Platz greifen konnte.

Da nun aber gegenwärtig dieſe entſchiedene Wirkung zum Bewußtſeyn gekommen iſt, ſo können Kunſtfreunde beim Beſchauen und Vorzeigen ihrer Bilder ſich und andern den Genuß gar ſehr erhöhen, ja Kunſthändler den Werth ihrer Bilder durch Beobachtung eines glücklichen Wiederſcheins unglaublich ſteigern.

Wenn uns nun kein Geheimniß blieb wie wir ein fertiges Bild ſtellen müſſen, um ſolches in ſeinem günſtigſten Lichte zu zeigen, ſo wird der Künſtler um ſo mehr, wenn er etwas nachbildet, das oblique Licht vermeiden und ſeine Werkſtatt allenfalls mit zwei Fenſtern verſehen, eines gegen Abend, das andere gegen Norden. Das erſte dient ihm für die Morgenſtunden, das zweite bis zwei, drei Uhr Nachmittag, und dann mag er wohl billig feiern. Es ſagte jemand im Scherz, der fleißigſte Maler müſſe ſeine Werkſtatt wie eine Windmühle beweglich anlegen, da er denn, bei leichtem Drehen um die Achſe, wo nicht gar durch ein Uhrwerk wie ein umgekehrtes Helioſkop, dem guten Licht von Augenblick zu Augenblick folgen könne.

Ernſthafter iſt die Bemerkung, daß im hohen Sommer, wo der Himmel ſchon vor zehn Uhr rings umher das weiße Kreuz giebt und ſich bis gegen Abend bei dieſem günſtigen Licht erhält, der Maler, wie durch die Jahreszeit, ſo auch durch dieſen Umſtand aufgefordert, am fleißigſten zu ſeyn Urſache habe.

Leider muß ich jedoch bei unſerer oft umhüllten Atmoſphäre zugleich bekennen, daß die Wirkungen ſich oft umkehren und gerade das Gegentheil von dem Gehofften und Erwarteten erfolgen könne; denn ſo wird z. B. bei den Nebelmorgen die Nordſeite das weiße Kreuz und alſo ein gutes Licht geben, und der Maler, der hierauf achtete, würde ſich einiger guten Stunden getroſten können. Deßwegen ſollte jeder Künſtler unſern zweiten Apparat in ſeiner Werkſtatt haben, damit er ſich von den Zuſtänden und

Wirkungen der Atmosphäre jederzeit unterrichten und seine Maßregeln danach nehmen könne.

XLI.

Fromme Wünsche.

Aus dem bisherigen folgt, daß man, bei einer so mühsamen Bearbeitung dieses Gegenstandes, eine lebhaftere Theilnahme als bisher hoffen und wünschen muß.

An die Mechaniker ergeht zuerst unsere Bitte, daß sie sich doch möchten auf die Bereitungen entoptischer Tafeln legen. Die reinste Glasart aus Quarz und Kali ist hierzu die verzüglichste. Wir haben Versuche mit verschiedenen Glasarten gemacht, und zuletzt auch mit dem Flintglas, fanden aber, daß diese nicht allein häufiger sprangen als andere, sondern auch durch die Reduction des Bleies innerlich fleckig wurden, obgleich die wenigen Platten, welche an beiden Fehlern nicht litten, die Erscheinung vollkommen sehen ließen.

Ferner bitten wir die Mechaniker, aus solchen Tafeln, die nur 1¼ Zoll im Viereck zu haben brauchen, über einander gelegt, einen Cubus zu bilden, und ihn in eine messingene Hülse zu fassen, oben und unten offen, an deren einem Ende sich ein schwarz angelaufener Spiegel im Charnier gleichsam als ein Deckelchen bewegte. Diesen einfachen Apparat, womit die eigentlichen Haupt- und Urversuche können angestellt werden, empfehlen wir jedem Naturfreunde; uns wenigstens kommt er nicht von der Seite. Reisenden würden wir ihn besonders empfehlen, denn wie angenehm müßte es seyn in einem Lande, wo der Himmel Monate lang blau ist, diese Versuche von der frühesten Morgendämmerung bis zur letzten Abenddämmerung zu wiederholen! Man würde alsdann in den längsten Tagen auch schon mit einem einfachen Apparat den Bezirk um die Sonne, wo der schwarze Kreis erscheint, näher bestimmen können; ferner würde, je mehr man sich der Linie nähert, zu Mittage rings um den Horizont der weiße Kreis vollkommen sichtbar seyn. Auf hohen Bergen, wo der Himmel immer mehr ein tieferes Blau zeigt, würde sehr interessant seyn zu erfahren, daß die Atmosphäre, auch aus dem dunkelsten Blau den directen Wiederschein zu uns herabsenkend, immer noch das weiße Kreuz erzeugt; ferner müßte in nördlichen Ländern, wo die Nächte kurz, oder wo die Sonne gar nicht untergeht, dieses allgemeine Naturgesetz wieder auf eine besondere

Weise sich bethätigen. Auch wären bei leichten oder dichteren Nebeln die Beobachtungen nicht zu versäumen, und wer weiß, was nicht alles für Gelegenheiten einem geistreichen Beobachter die anmuthigste Belehrung darböten, nicht gerechnet daß er sogar ein heiteres Spielzeug in der Tasche trägt, wodurch er jedermann überraschen, unterhalten, und zugleich ein Phänomen allgemeiner bekannt machen kann, welches, als eine der wichtigsten Entdeckungen der neuesten Zeit, immer mehr geachtet werden wird. Wenn nun solche muntere Männer in der weiten Welt auf diesen Punkt ihre Thätigkeit im Vorübergehen wendeten, so würde es Akademien der Wissenschaften wohl geziemen den von uns angezeigten vierfachen Apparat fertigen zu lassen, und in gleicher Zeit alle übrigen Körper und Einrichtungen, die wir in der Farbenlehre zu einfacheren und zusammengesetzteren Versuchen angedeutet, aufzustellen, damit die entoptischen Farben in Gefolg der physiologischen, physischen und chemischen vorgezeigt, und die Farbenlehre, welche doch eigentlich auf die Augen angewiesen ist, endlich einmal methodisch könne vor Augen gestellt werden.

Es würde sodann auch der Vortrag akademischer Lehrer in diesem Fache mehr Klarheit gewinnen, und dem frischen Menschenverstande der Jugend zu Hülfe kommen, anstatt daß man jetzt noch immer die Köpfe verderben muß, um sie belehren zu können. Und gerade in diesem Fache, vielleicht mehr als in irgend einem andern, droht der Physik eine Verwirrung, die mehrere Lustra anhalten kann: denn indem man das alte Unhaltbare immer noch erhalten und fortpflanzen will, so dringt sich doch auch das neue Wahrhaftige, und wäre es auch nur in einzelnen Theilen, den Menschen auf: nun kommt die Zeit, wo man jenes nicht ganz verwerfen, dieses nicht ganz aufnehmen will, sondern beides einander zu accommodiren sucht, wodurch eine Halbheit und Verderbtheit in den Köpfen entsteht, durch keine Logik wiederherzustellen.

XLII.

Schlußanwendung, praktisch.

Zum Schlusse wiederholen wir was nicht genug zu wiederholen ist, daß eine jede ächte, treu beobachtete und redlich ausgesprochene Naturmaxime sich in tausend und abertausend Fällen bewahrheiten und, insofern sie prägnant ist, ihre Verwandtschaft mit den so fruchtbaren Sätzen

bethätigen müſſe, und eben dadurch überall ins Praktiſche eingreifen werde, weil ja das Praktiſche eben in verſtändiger Benutzung und klugem Gebrauch desjenigen beſteht, was uns die Natur darbietet.

Aus dieſer Ueberzeugung fließt unſere Art die Naturlehre zu behandeln; hierauf gründet ſich unſere Gewiſſenhaftigkeit, erſt die Phänomene in ihrem Urſtande aufzuſuchen und ſie ſodann in ihrer mannichfaltigſten Ausbreitung und Anwendung zu verfolgen.

Nach dieſer Ueberzeugung haben wir unſere ganze Chromatik und nun auch das Capitel der entoptiſchen Farben aufgeſtellt: die Art unſeres Verfahrens iſt mit großem Bedacht unternommen, auch die Stellung und Folge der Phänomene naturgemäß vorgetragen worden, wodurch wir unſere Arbeit den Freunden der Naturwiſſenſchaft aufs beſte zu empfehlen hoffen, andern welche mit unſerer Verfahrungsart unzufrieden, eine Umſtellung des Vorgetragenen wünſchen. **We impose the easiest of all tasks, that of undoing what has been done.**

Jena, den 1. Auguſt 1820.

Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verhüllt, und laugnen, wenn sie sich verbirgt. Da nun beide Vorstellungsweisen ursprünglich sind und sich einander ewig gegenüberstehen werden, ohne sich zu vereinigen oder aufzuheben, so hüte man ja sich vor aller Controvers und stelle seine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern thun muß; so wie an einem Spiele wenig zu wissen und alles zu leisten ist. Die Natur hat uns das Schachbrett gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; sie hat uns die Steine geschnitzt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun ist es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn versprechen; dieß versucht nun ein jeder auf seine Weise und läßt sich nicht gern einreden. Mag das also geschehen, und beobachten wir nur vor allem genau: wie nah oder fern ein jeder von uns stehe, und vertragen uns sodann vorzüglich mit denjenigen, die sich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe, und erweise sich frisch und treu, alles zu beachten was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meisten dasjenige, was uns widerstrebt: denn dadurch wird man am ersten das Problematische gewahr, welches zwar in den Gegenständen selbst, mehr aber noch in den Menschen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in diesem so wohl bearbeiteten Feld persönlich weiter wirke, doch behalte ich mir vor, auf diese oder jene Wendung des Studiums, auf diese oder jene Schritte der Einzelnen aufmerksam zu seyn und aufmerksam zu machen

Zur Farbenlehre.

Polemischer Theil.

Enthüllung der Theorie Newtons.

Dico ego, tu dicis, sed denique dixit et ille.
Dictaque post toties non nisi dicta vides.

Einleitung.

1.

Wenn wir in dem ersten Theile den didaktischen Schritt so viel als möglich gehalten und jedes eigentlich Polemische vermieden haben, so konnte es doch hie und da an mancher Mißbilligung der bis jetzt herrschenden Theorie nicht fehlen. Auch ist jener Entwurf unserer Farbenlehre, seiner innern Natur nach, schon polemisch, indem wir eine Vollständigkeit der Phänomene zusammenzubringen und diese dergestalt zu ordnen gesucht haben, daß Jeder genöthigt sey sie in ihrer wahren Folge und in ihren eigentlichen Verhältnissen zu betrachten, daß ferner künftig denjenigen, denen es eigentlich nur darum zu thun ist einzelne Erscheinungen herauszuheben, um ihre hypothetischen Aussprüche dadurch aufzustutzen, ihr Handwerk erschwert werde.

2.

Denn so sehr man auch bisher geglaubt die Natur der Farbe gefaßt zu haben, so sehr man sich einbildete sie durch eine sichere Theorie auszusprechen, so war dieß doch keineswegs der Fall, sondern man hatte Hypothesen an die Spitze gesetzt, nach welchen man die Phänomene künstlich zu ordnen wußte, und eine wunderliche Lehre kümmerlichen Inhalts mit großer Zuversicht zu überliefern verstand.

3.

Wie der Stifter dieser Schule, der außerordentliche Newton, zu einem solchen Vorurtheile gelangt, wie er es bei sich festgesetzt und andern verschiedentlich mitgetheilt, davon wird uns die Geschichte künftig unterrichten. Gegenwärtig nehmen wir sein Werk vor, das unter dem Titel der Optik bekannt ist, worin er seine Ueberzeugungen schließlich niederlegte, indem er dasjenige was er vorher geschrieben, anders zusammenstellte und

aufführte. Dieſes Werk, welches er in ſpäten Jahren herausgab, erklärt er ſelbſt für eine vollendete Darſtellung ſeiner Ueberzeugungen. Er will davon kein Wort ab, keins dazu gethan wiſſen, und veranſtaltet die lateiniſche Ueberſetzung deſſelben unter ſeinen Augen.

4.

Der Ernſt, womit dieſe Arbeit unternommen, die Umſtändlichkeit, womit ſie ausgeführt war, erregte das größte Zutrauen. Eine Ueberzeugung, daß dieſes Buch unumſtößliche Wahrheit enthalte, machte ſich nach und nach allgemein; und noch gilt es unter den Menſchen für ein Meiſterſtück wiſſenſchaftlicher Behandlung der Naturerſcheinungen.

5.

Wir finden daher zu unſerm Zwecke dienlich und nothwendig dieſes Werk theilweiſe zu überſetzen, auszuziehen und mit Anmerkungen zu begleiten, damit denjenigen, welche ſich künftig mit dieſer Angelegenheit beſchäftigen, ein Leitfaden geſponnen ſey, an dem ſie ſich durch ein ſolches Labyrinth durchwinden können. Ehe wir aber das Geſchäft ſelbſt antreten, liegt uns ob einiges vorauszuſchicken.

6.

Daß bei einem Vortrag natürlicher Dinge der Lehrer die Wahl habe, entweder von den Erfahrungen zu den Grundſätzen oder von den Grundſätzen zu den Erfahrungen ſeinen Weg zu nehmen, verſteht ſich von ſelbſt; daß er ſich beider Methoden wechſelsweiſe bediene, iſt wohl auch vergönnt, ja manchmal nothwendig. Daß aber Newton eine ſolche gemiſchte Art des Vortrags zu ſeinem Zweck advocatenmäßig mißbraucht, indem er das was erſt eingeführt, abgeleitet, erklärt, bewieſen werden ſollte, ſchon als bekannt annimmt, und ſodann aus der großen Maſſe der Phänomene nur diejenigen herausſucht, welche ſcheinbar und nothdürftig zu dem einmal Ausgeſprochenen paſſen, dieß liegt uns ob anſchaulich zu machen, und zugleich darzuthun, wie er dieſe Verſuche ohne Ordnung, nach Belieben anſtellt, ſie keineswegs rein verträgt, ja ſie vielmehr nur immer vermannichfaltigt und über einander ſchichtet, ſo daß zuletzt der beſte Kopf ein ſolches Chaos lieber gläubig verehrt, als daß er ſich zur unabfehlichen Mühe verpflichtete jene ſtreitenden Elemente verſöhnen und ordnen zu wollen. Auch würde dieſes völlig unmöglich ſeyn, wenn man nicht vorher, wie von uns mit Sorgfalt geſchehen, die Farbenphänomene in einer gewiſſen natürlichen Verknüpfung nach einander aufgeführt und ſich dadurch in den

Stand gesetzt hätte eine künstliche und willkürliche Stellung und Entstellung derselben anschaulicher zu machen. Wir können uns nunmehr auf einen natürlichen Vortrag sogleich beziehen, und so in die größte Verwirrung und Verwickelung ein heilsames Licht verbreiten. Dieses ganz allein ist's, wodurch die Entscheidung eines Streites möglich wird, der schon über hundert Jahre dauert, und so oft er erneuert worden, von der triumphirenden Schule als verwegen, frech, ja als lächerlich und abgeschmackt weggewiesen und unterdrückt wurde.

7.

Wie nun eine solche Hartnäckigkeit möglich war, wird sich unsern Lesern nach und nach aufklären. Newton hatte durch eine künstliche Methode seinem Werk ein dergestalt strenges Ansehen gegeben, daß Kenner der Form es bewunderten und Laien davor erstaunten. Hierzu kam noch der ehrwürdige Schein einer mathematischen Behandlung, womit er das Ganze aufzustutzen wußte.

8.

An der Spitze nämlich stehen Definitionen und Axieme, welche wir künftig durchgehen werden, wenn sie unsern Lesern nicht mehr imponiren können. Sodann finden wir Propositionen, welche das immer wiederholt festsetzen, was zu beweisen wäre; Theoreme, die solche Dinge aussprechen, die niemand schauen kann; Experimente, die unter veränderten Bedingungen immer das vorige wiederbringen, und sich mit großem Aufwand in einem ganz kleinen Kreise herumdrehen; Probleme zuletzt, die nicht zu lösen sind, wie das alles in der weitern Ausführung umständlich darzuthun ist.

9.

Im Englischen führt das Werk den Titel: Optics, or a Treatise of the Reflections, Refractions, Inflections and Colours of Light. Obgleich das englische Wort Optics ein etwas naiveres Ansehen haben mag als das lateinische Optice und das deutsche Optik, so drückt es doch ohne Frage einen zu großen Umfang aus, den das Werk selbst nicht ausfüllt. Dieses handelt ausschließlich von Farbe, von farbigen Erscheinungen; alles übrige, was das natürliche oder künstliche Sehen betrifft, ist beinahe ausgeschlossen, und man darf es nur in diesem Sinne mit den optischen Lectionen vergleichen, so wird man die große Masse eigentlich mathematischer Gegenstände, welche sich dort findet, vermissen.

10.

Es ist nöthig hier gleich zu Anfang diese Bemerkung zu machen: denn eben durch den Titel ist das Vorurtheil entstanden, als wenn der Stoff und die Ausführung des Werkes mathematisch sey, da jener bloß physisch ist und die mathematische Behandlung nur scheinbar; ja, beim Fortschritt der Wissenschaft hat sich schon längst gezeigt, daß, weil Newton als Physiker seine Beobachtungen nicht genau anstellte, auch seine Formeln, wodurch er die Erfahrungen aussprach, unzulänglich und falsch befunden werden mußten, welches man überall, wo von der Entdeckung der achromatischen Fernröhre gehandelt wird, umständlich nachlesen kann.

11.

Diese sogenannte Optik, eigentlicher Chromatik, besteht aus drei Büchern, von welchen wir gegenwärtig nur das erste, das in zwei Theile getheilt ist, polemisch behandeln. Wir haben uns bei der Uebersetzung meistens des englischen Originals in der vierten Ausgabe, London 1730, bedient, das in einem natürlichen naiven Styl geschrieben ist. Die lateinische Uebersetzung ist sehr treu und genau, wird aber durch die römische Sprachweise etwas pomphafter und dogmatischer.

12.

Da wir jedoch nur Auszüge liefern und die sämmtlichen Newton'schen Tafeln nachstechen zu lassen keinen Beruf fanden, so sind wir genöthigt uns öfters auf das Werk selbst zu beziehen, welches diejenigen unserer Leser, die bei der Sache wahrhaft interessirt sind, entweder im Original oder in der Uebersetzung zur Seite haben werden.

13.

Die wörtlich übersetzten Stellen, in denen der Gegner selbst spricht, haben wir mit größerer Schrift, unsere Bemerkungen aber mit der gewöhnlichen abdrucken lassen.

14.

Uebrigens haben wir die Sätze, in welche unsere Arbeit sich theilen ließ, mit Nummern bezeichnet. Es geschieht dieses hier, so wie im Entwurf der Farbenlehre, nicht um dem Werke einen Schein höherer Consequenz zu geben, sondern bloß um jeden Bezug, jede Hinweisung zu erleichtern, welches dem Freunde sowohl als dem Gegner angenehm seyn kann. Wenn wir künftig den Entwurf citiren, so setzen wir ein E. vor die Nummer des Paragraphen.

Zwischenrede.

15.

Vorstehendes war geschrieben und das Nachstehende zum größten Theil, als die Frage entstand, ob es nicht räthlich sey, mit wenigem gleich hier anzugeben, worin sich denn die Meinung, welcher wir zugethan sind, von derjenigen unterscheidet, die, von Newton herstammend, sich über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

16.

Wir bemerken zuerst, daß diejenige Denkweise, welche wir billigen, uns nicht etwa eigenthümlich angehört oder als eine neue, nie vernommene Lehre vorgetragen wird. Es finden sich vielmehr von derselben in den früheren Zeiten deutliche Spuren, ja sie hat sich immer, durch alle schwankenden Meinungen hindurch, so manche Jahrhunderte her lebendig erhalten, und ist von Zeit zu Zeit wieder ausgesprochen worden, wovon uns die Geschichte weiter unterrichten wird.

17.

Newton behauptet, in dem weißen farblosen Lichte überall, besonders aber in dem Sonnenlicht, seyen mehrere farbige (die Empfindung der Farbe erregende) verschiedene Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weiße Licht (die Empfindung des weißen Lichtes) hervorbringe.

18.

Damit aber diese Lichter zum Vorschein kommen, setzt er dem weißen Licht gar mancherlei Bedingungen entgegen, durchsichtige Körper, welche das Licht von seiner Bahn ablenken, undurchsichtige, die es zurückwerfen, andere, an denen es hergeht; aber diese Bedingungen sind ihm nicht einmal genug. Er giebt den brechenden Mitteln allerlei Formen, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannichfaltige Weise ein, er beschränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, durch winzige Spalten, und bringt es auf hunderterlei Art in die Enge. Dabei behauptet er nun, daß alle diese Bedingungen keinen andern Einfluß haben, als die Eigenschaften, die Fertigkeiten (fits) des Lichtes rege zu machen, so daß dadurch sein Inneres aufgeschlossen werde, und was in ihm liegt, an den Tag komme.

19.

Jene farbigen Lichter sind die integrirenden Theile seines weißen Lichtes. Es kommt durch alle obgemeldeten Operationen nichts zu dem

Licht hinzu, es wird ihm nichts genommen, sondern es werden nur seine Fähigkeiten, sein Inhalt geoffenbart. Zeigt es nun bei der Refraction verschiedene Farben, so ist es divers refrangibel: auch bei der Reflexion zeigt es Farben; deßwegen ist es divers reflexibel u. s. w. Jede neue Erscheinung deutet auf eine neue Fähigkeit des Lichtes sich aufzuschließen, seinen Inhalt herzugeben.

20.

Die Lehre dagegen, von der wir überzeugt sind, und von der wir dießmal nur insofern sprechen, als sie der Newton'schen entgegensteht, beschäftigt sich auch mit dem weißen Lichte. Sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen. Sie gesteht aber diesen Bedingungen Werth und Würde zu, sie bildet sich nicht ein, Farben aus dem Licht zu entwickeln, sie sucht uns vielmehr zu überzeugen, daß die Farbe zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

21.

Also, um nur des Refractionsfalles, mit dem sich Newton in der Optik vorzüglich beschäftigt, hier zu gedenken, so ist es keineswegs die Brechung, welche die Farben aus dem Licht hervorlockt, vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich, daß die Brechung auf ein Bild wirke und solches von der Stelle wegrücke. Ein Bild entsteht nur durch Gränzen; diese Gränzen übersieht Newton ganz, ja er läugnet ihren Einfluß. Wir aber schreiben dem Bilde sowohl als seiner Umgebung, der hellen Mitte sowohl als der dunkeln Gränze, der Thätigkeit sowohl als der Schranke in diesem Falle vollkommen gleiche Wirkung zu. Alle Versuche stimmen uns bei, und je mehr wir sie vermannichfaltigen, deste mehr wird ausgesprochen, was wir behaupten, deste planer, deste klarer wird die Sache. Wir gehen vom Einfachen aus, indem wir einen sich wechselseitig entsprechenden Gegensatz zugestehen, und durch Verbindung desselben die farbige Welt hervorbringen.

22.

Newton scheint vom Einfachern auszugehen, indem er sich bloß ans Licht halten will; allein er setzt ihm auch Bedingungen entgegen so gut wie wir, nur daß er denselben ihren integrirenden Antheil an dem Hervorgebrachten abläugnet. Seine Lehre hat nur den Schein, daß sie

Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt er sich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es giebt wohl zu diesem oder jenem Geschäft von Natur unzulängliche Menschen; Uebereilung und Dünkel jedoch sind gefährliche Dämonen, die den Fähigsten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortschritte lähmen. Dieß gilt von weltlichen Dingen, besonders auch von Wissenschaften.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reich der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäß, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deßwegen ist man des freiwilligen Willens so gewiß nicht als der selbstständigen That; diese thut sich selbst, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunstreichen aber der Regel fügen, die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre sich selbst genug, gäbe sich selbst die Regel; da es aber nach außen wirkt, so ist es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es nothwendig irre werden: deßwegen es mit allem, was eine Kunst ist, mit dem Regiment, wie mit Gedicht, Statue und Gemälde, durchaus so wunderlich und unsicher aussieht.

---

monadiſch oder unitariſch ſey. Er legt in ſeine Einheit ſchon die Mannichfaltigkeit, die er herausbringen will, welche wir aber viel beſſer aus der eingeſtandenen Dualität zu entwickeln und zu conſtruiren glauben.

23.

Wie er nun zu Werke geht, um das Unwahre wahr, das Wahre unwahr zu machen, das iſt jetzt unſer Geſchäft zu zeigen und der eigentliche Zweck des gegenwärtigen polemiſchen Theils.

Der Newton'schen Optik

erstes Buch.

Erſter Theil.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem.

Lichter, welche an Farbe verſchieden ſind, dieſelben ſind auch an Refrangibilität verſchieden und zwar gradweiſe.

24.

Wenn wir gleich von Anfang willig zugeſtehen, das Werk, welches wir behandeln, ſey völlig aus Einem Guſſe, ſo dürfen wir auch bemerken, daß in den vorſtehenden erſten Worten, in dieſer Propoſition, die uns zum Eintritt begegnet, ſchon die ganze Lehre wie in einer Nuß vorhanden ſey, und daß auch zugleich jene captiöſe Methode völlig eintrete, wodurch uns der Verfaſſer das ganze Buch hindurch zum Beſten hat. Dieſes zu zeigen, dieſes anſchaulich und deutlich zu machen, dürfen wir ihm nicht leicht ein Wort, eine Wendung hingehen laſſen: und wir erſuchen unſere Leſer um die vollkommenſte Aufmerkſamkeit, dafür ſie ſich denn aber auch von der Knechtſchaft dieſer Lehre auf ewige Zeiten befreit fühlen werden.

25.

Lichter — Mit dieſem Plural kommt die Sub- und Obreption, deren ſich Newton durch das ganze Werk ſchuldig macht, gleich recht in den Gang. Lichter, mehrere Lichter! und was denn für Lichter?

welche an Farbe verſchieden ſind — In dem erſten und zweiten Verſuche, welche zum Beweis dienen ſollen, führt man uns farbige

Papiere vor, und diejenigen Wirkungen, die von dorther in unser Auge kommen, werden gleich als Lichter behandelt. Offenbar ein hypothetischer Ausdruck: denn der gemeine Sinn beobachtet nur, daß uns das Licht mit verschiedenen Eigenschaften der Oberflächen bekannt macht; daß aber dasjenige, was von diesen zurückstrahlt, als ein verschiedenartiges Licht angesehen werden könne, darf nicht vorausgesetzt werden.

Genug, wir haben schon farbige Lichter fertig, ehe noch von einem farblosen die Rede gewesen. Wir operiren schon mit farbigen Lichtern, und erst hinterdrein vernehmen wir, wie und wo etwa ihr Ursprung seyn möchte. Daß aber hier von Lichtern die Rede nicht seyn könne, davon ist jeder überzeugt, der den Entwurf unserer Farbenlehre wohl erwogen hat. Wir haben nämlich genugsam dargethan, daß alle Farbe einem Licht und Nicht-Licht ihr Daseyn schuldig sey, daß die Farbe sich durchaus zum Dunkeln hinneige, daß sie ein σκιερὸν sey, daß wenn wir eine Farbe auf einen hellen Gegenstand hinwerfen, es sey auf welche Weise es wolle, wir denselben nicht beleuchten, sondern beschatten. Mit solchem Schattenlicht, mit solcher Halbfinsterniß fängt Newton sehr künstlich seinen ganzen Vortrag an, und kein Wunder, daß er diejenigen, die ihm sein Erstes zugeben, von nun an im Dunkeln oder Halbdunkeln zu erhalten weiß.

26.

dieselben sind auch an Refrangibilität — Wie springt doch auf einmal dieses abstracte Wort hervor! Freilich steht es schon in den Axiomen, und der aufmerksam gläubige Schüler ist bereits von diesen Wundern durchdrungen, und hat nicht mehr die Freiheit dasjenige was ihm vorgeführt wird, mit einigem Mißtrauen zu untersuchen.

27.

verschieden — Die Refrangibilität macht uns also mit einem großen Geheimniß bekannt. Das Licht, jenes Wesen das wir nur als eine Einheit, als einfach wirkend gewahr werden, wird uns nun als ein Zusammengesetztes, aus verschiedenartigen Theilen Bestehendes, auf eine verschiedene Weise Wirkendes dargestellt.

Wir geben gern zu, daß sich aus einer Einheit, an einer Einheit ein Diverses entwickeln, eine Differenz entstehen könne; allein es giebt gar verschiedene Arten, wie dieses geschehen mag. Wir wollen hier nur zweier gedenken: erstens daß ein Gegensatz hervortritt, wodurch die Einheit sich nach zwei Seiten hin manifestirt und dadurch großer Wirkungen fähig

wird; zweitens daß die Entwickelung des Unterschiedenen stätig in Einer Reihe vorgeht. Ob jener erste Fall etwa bei den prismatischen Erscheinungen eintreten könne, davon hat Newton nicht die mindeste Vermuthung, ob ihn gleich das Phänomen oft genug zu dieser Auslegungsart hindrängt; er bestimmt sich vielmehr ohne Bedenken für den zweiten Fall. Es ist nicht nur eine diverse Refrangibilität, sondern sie wirkt auch

28.

gradweise. Und so ist denn gleich ein auf und aus einander folgendes Bild, eine Scala, ein aus verschiedenen Theilen, aber aus unendlichen bestehendes, in einander fließendes und doch separables, zugleich aber auch inseparables Bild fertig, ein Gespenst, das nun schon hundert Jahre die wissenschaftliche Welt in Ehrfurcht zu erhalten weiß.

29.

Sollte in jener Proposition etwas Erfahrungsgemäßes ausgesprochen werden, so konnte es allenfalls heißen: „Bilder, welche an Farbe verschieden sind, erscheinen durch Refraction auf verschiedene Weise von der Stelle bewegt." Indem man sich dergestalt ausdrückte, spräche man denn doch das Phänomen des ersten Versuchs allenfalls aus. Man könnte die Erscheinung eine diverse Refraction nennen und alsdann genauer nachforschen, wie es denn eigentlich damit aussehe. Aber daß wir sogleich zu den Idealitäten, zu den Keilen geführt werden, daß wir den Beweis derselben mit Gefallen aufnehmen sollen, ja daß wir nur darauf eingehen sollen, sie uns beweisen zu lassen, ist eine starke Forderung.

Beweis durch Experimente.

30.

Wir möchten nicht gern gleich von Anfang unsere Leser durch irgend eine Paradoxie scheu machen, wir können uns aber doch nicht enthalten zu behaupten, daß sich durch Erfahrungen und Versuche eigentlich nichts beweisen läßt. Die Phänomene lassen sich sehr genau beobachten, die Versuche lassen sich reinlich anstellen, man kann Erfahrungen und Versuche in einer gewissen Ordnung aufführen, man kann eine Erscheinung aus der andern ableiten, man kann einen gewissen Kreis des Wissens darstellen, man kann seine Anschauungen zur Gewißheit und Vollständigkeit erheben,

und das, dächte ich, wäre schon genug. Folgerungen hingegen zieht jeder für sich daraus; beweisen läßt sich nichts dadurch, besonders keine Ibilitäten und Keiten. Alles was Meinungen über die Dinge sind, gehört dem Individuum an, und wir wissen nur zu sehr, daß die Ueberzeugung nicht von der Einsicht, sondern von dem Willen abhängt; daß niemand etwas begreift, als was ihm gemäß ist und was er deßwegen zugeben mag. Im Wissen wie im Handeln entscheidet das Vorurtheil alles, und das Vorurtheil, wie sein Name wohl bezeichnet, ist ein Urtheil vor der Untersuchung. Es ist eine Bejahung oder Verneinung dessen, was unsere Natur anspricht oder ihr widerspricht: es ist ein freudiger Trieb unseres lebendigen Wesens nach dem Wahren wie nach dem Falschen, nach allem was wir mit uns im Einklang fühlen.

31

Wir bilden uns also keineswegs ein zu beweisen, daß Newton Unrecht habe; denn jeder Atomistischgesinnte, jeder am Hergebrachten Festhaltende, jeder vor einem großen alten Namen mit heiliger Scheu Zurücktretende, jeder Bequeme wird viel lieber die erste Proposition Newtons wiederholen, darauf schwören, versichern, daß alles erwiesen und bewiesen sey, und unsere Bemühungen verwünschen.

Ja wir gestehen es gerne, daß wir seit mehreren Jahren oft mit Widerwillen dieses Geschäft aufs neue vorgenommen haben. Denn man könnte sich's wirklich zur Sünde rechnen, die selige Ueberzeugung der Newton'schen Schule, ja überhaupt die himmlische Ruhe der ganzen halbunterrichteten Welt in und an dem Credit dieser Schule zu stören und in Unbehaglichkeit zu setzen. Denn wenn die sämmtlichen Meister die alte starre Confession immer auf ihren Lehrstühlen wiederholen, so imprimiren sich die Schüler jene kurzen Formeln sehr gerne, womit das Ganze abgethan und bei Seite gebracht wird; indessen das übrige Publicum diese selige Ueberzeugung gleichsam aus der Luft aufschnappt, wie ich denn die Anekdote hier nicht verschweigen kann, daß ein solcher Glücklicher, der von den neueren Bemühungen etwas vernahm, versicherte: Newton habe das alles schon gesagt und besser; er wisse nur nicht wo.

32.

Indem wir uns nun also zu den Versuchen wenden, so bitten wir unsere Leser auf den ersten sogleich alle Aufmerksamkeit zu richten, den der Verfasser durch einen Salto mortale gleich zu Anfang wagt, und uns

ganz unerwartet in medias res hineinreißt; wobei wir, wenn wir nicht wohl Acht haben, überrascht werden, uns verwirren und sogleich die Freiheit des Urtheils verlieren.

33.

Diejenigen Freunde der Wissenschaft, die mit den subjectiven dioptrischen Versuchen der zweiten Klasse, die wir umständlich genug vorgetragen und abgeleitet, gehörig bekannt sind, werden sogleich einsehen, daß Newton hier nicht auf eine Weise verfährt, die dem Mathematiker geziemt. Denn dieser setzt, wenn er belehren will, das Einfachste voraus, und baut aus den begreiflichsten Elementen sein bewundernswürdiges Gebäude zusammen. Newton hingegen stellt den complicirtesten subjectiven Versuch, den es vielleicht giebt, an die Spitze, verschweigt seine Herkunft, hütet sich ihn von mehreren Seiten darzustellen, und überrascht den unvorsichtigen Schüler, der, wenn er einmal Beifall gegeben, sich in dieser Schlinge gefangen hat, nicht mehr weiß wie er zurück soll.

Dagegen wird es demjenigen, der die wahren Verhältnisse dieses ersten Versuchs einsieht, leicht sein sich auch vor den übrigen Fesseln und Banden zu hüten, und wenn sie ihm früher durch Ueberlieferung umgeworfen worden, sie mit freudiger Energie abzuschütteln.

Erster Versuch.

34.

Ich nahm ein schwarzes längliches steifes Papier, das von parallelen Seiten begränzt war, und theilte es durch eine perpendiculäre Linie, die von einer der längern Seiten zu der andern reichte, in zwei gleiche Theile. Einen dieser Theile strich ich mit einer rothen, den andern mit einer blauen Farbe an; das Papier war sehr schwarz und die Farben stark und satt aufgetragen, damit die Erscheinung desto lebhafter seyn möchte.

35.

Daß hier das Papier schwarz seyn müsse, ist eine ganz unnöthige Bedingung: denn wenn das Blaue und Rothe stark und dick genug aufgetragen ist, so kann der Grund nicht mehr durchblicken, er sey von welcher Farbe er will. Wenn man jedoch die Newton'sche Hypothese kennt,

so sieht man ungefähr, was es heißen soll. Er fordert hier einen schwarzen Grund, damit ja nicht etwas von seinem supponirten unzerlegten Licht durch die aufgetragenen Farben als durchfallend vermuthet werden könne. Allein, wie schon gezeigt ist, steht die Bedingung hier ganz unnütz, und nichts verhindert mehr die wahre Einsicht in ein Phänomen oder einen Versuch, als überflüssige Bedingungen. Eigentlich heißt alles nichts weiter, als man verschaffe sich zwei gleiche Vierecke von rothem und blauem steifen Papier und bringe sie genau neben einander.

Wollte nun der Verfasser fortfahren seinen Versuch richtig zu beschreiben, so mußte er vor allen Dingen die Lage, Stellung, genug, die Localität dieses zweifärbigen Papiers genau angeben, anstatt daß sie jetzt der Leser erst aus dem später folgenden nach und nach, mühsam und nicht ohne Gefahr sich zu vergreifen, einzeln zusammensuchen muß.

36.

Dieses Papier betrachtete ich durch ein gläsernes massives Prisma, dessen zwei Seiten, durch welche das Licht zum Auge gelangte, glatt und wohl polirt waren, und in einem Winkel von ungefähr 60 Graden zusammenstießen, den ich den brechenden Winkel nenne. Und indem ich also nach dem Papier schaute, hielt ich das Prisma gegen das Fenster dergestalt, daß die langen Seiten des Papiers und das Prisma sich parallel gegen den Horizont verhielten, da denn jene Durchschnittslinie, welche die beiden Farben trennte, gegen denselben rechtwinkelig gerichtet war.

37.

Im Englischen steht anstatt rechtwinkelig parallel, welches offenbar ein Druckfehler ist: denn die langen Seiten des farbigen Papiers und die Durchschnittslinie können nicht zugleich parallel mit dem Horizont seyn. Im Lateinischen steht perpendicular, welches an sich ganz richtig ist; da aber nicht von einem Grundrisse, sondern einem räumlichen Verhältnisse die Rede ist, so versteht man leicht vertical darunter, wodurch der Versuch in Confusion geriethe. Denn das farbige Papier muß flach liegen und die kurzen Seiten müssen, wie wir angeben, mit dem Horizont, oder wenn man will, mit der Fensterbank, einen rechten Winkel machen.

38.

— und das Licht, das von dem Fenster auf das Papier fiel,

einen Winkel mit dem Papier machte, demjenigen gleich, in welchem das Papier das Licht nach dem Auge zurückwarf.

39.

Wie kann man sagen, daß das allgemeine Tageslicht — denn hier scheint nicht vom Sonnenlichte die Rede zu seyn — einen Winkel mit dem Papier mache, da es von allen Enden hier darauf fällt? Auch ist die Bedingung ganz unnöthig; denn man könnte die Vorrichtung eben so gut an der Seite des Fensters machen.

40.

Jenseits des Prisma's war die Fensterbrüstung mit schwarzem Tuche beschlagen, welches also sich im Dunkeln befand, damit kein Licht von daher kommen konnte, das etwa an den Kanten des Papiers vorbei zu dem Auge gelangt wäre, sich mit dem Lichte des Papiers vermischt und das Phänomen unsicher gemacht hätte.

41.

Warum sagt er nicht lieber *jenseits des farbigen Papiers*? Denn dieses kommt ja näher an das Fenster zu stehen, und das schwarze Tuch soll nur dazu dienen, um dem farbigen Papier einen dunkeln Hintergrund zu verschaffen. Wollte man diese Vorrichtung gehörig und deutlich angeben, so würde es auf folgende Weise geschehen. „Man beschlage den Wandraum unter einer Fensterbank bis an den Fußboden mit schwarzem Tuche; man verschaffe sich ein Parallelogramm von Pappe, und überziehe es zur Hälfte mit rothem, zur Hälfte mit blauem Papier, welche beide an der kurzen Durchschnittslinie zusammenstoßen. Diese Pappe bringe man flachliegend, etwa in der halben Höhe der schwarzbeschlagenen Fensterbrüstung vor derselben dergestalt an, daß sie dem etwas weiter abstehenden Beobachter wie auf schwarzem Grunde erscheine, ohne daß von dem Gestelle, worauf man sie angebracht, etwas zu sehen sey. Ihre längeren Seiten sollen sich zur Fensterwand parallel verhalten, und in derselben Richtung halte der Beobachter auch das Prisma, wodurch er nach gedachtem Papier hinblickt, einmal den brechenden Winkel aufwärts und sodann denselben unterwärts gekehrt."

Was heißt nun aber diese umständliche Vorrichtung anders, als man bringe das oben beschriebene doppelfarbige Papier auf einen schwarzen Grund, oder man klebe ein rothes und ein blaues Viereck horizontal

neben einander auf eine schwarzgrundirte Tafel und stelle sie vor sich hin; denn es ist ganz gleichgültig, ob dieser schwarze Grund auch einigermaßen erleuchtet sey und allenfalls ein dunkles Grau vorstelle; das Phänomen wird immer dasselbe seyn. Durch die sämmtlichen Newton'schen Versuche jedoch geht eine solche pedantische Genauigkeit, alles nach seiner Hypothese unzerlegte Licht zu entfernen, und dadurch seinen Experimenten eine Art von Reinlichkeit zu geben, welche, wie wir noch genugsam zeigen werden, durchaus nichtig ist und nur zu unnützen Forderungen und Bedingungen die Veranlassung giebt.

42.

Als diese Dinge so geordnet waren, fand ich, indem ich den brechenden Winkel des Prisma's aufwärts kehrte, und das farbige Papier scheinbar in die Höhe hob, daß die blaue Hälfte durch die Brechung höher gehoben wurde als die rothe Hälfte. Wenn ich dagegen den brechenden Winkel unterwärts kehrte, so daß das Papier durch die Brechung herabgezogen schien, so war die blaue Hälfte tiefer heruntergeführt als die rothe.

43.

Wir haben in unserm Entwurf der Farbenlehre die dioptrischen Farben der zweiten Klasse und besonders die subjectiven Versuche umständlich genug ausgeführt, besonders aber im 18. Capitel von Paragraph 258 bis 284 auf das genaueste dargethan, was eigentlich vorgeht, wenn farbige Bilder durch Brechung verrückt werden. Es ist dort auf das klarste gezeigt, daß an farbigen Bildern, eben wie an farblosen, farbige Ränder entstehen, welche mit der Fläche entweder gleichnamig oder ungleichnamig sind, in dem ersten Falle aber die Farbe der Fläche begünstigen, in dem andern sie beschmutzen und unscheinbar machen; und dieses ist es, was einem leichtsinnigen oder von Vorurtheilen benebelten Beobachter entgeht, und was auch den Autor zu der übereilten Forderung verführte, wenn er ausruft:

44.

Deßhalb in beiden Fällen das Licht, welches von der blauen Hälfte des Papiers durch das Prisma zum Auge kommt, unter denselben Umständen eine größere Refraction erleidet, als das Licht, das von der rothen Hälfte kommt, und folglich refrangibler ist als dieses.

45.

Dieß iſt nun der Grund- und Eckſtein des Newton'ſchen optiſchen Werks; ſo ſieht es mit einem Experiment aus, das dem Verfaſſer ſo viel zu bedeuten ſchien, daß er es aus hunderten herausheb, um es an die Spitze aller chromatiſchen Erfahrungen zu ſetzen. Wir haben ſchon (S. 268.) bemerkt, wie captiös und taſchenſpieleriſch dieſer Verſuch angegeben werden: denn wenn die Erſcheinung einigermaßen täuſchen ſoll, ſo muß das Rothe ein Zinnoberroth, und das Blaue ſehr dunkelblau ſeyn; nimmt man Hellblau, ſo wird man die Täuſchung gleich gewahr. Und warum iſt denn niemand eingefallen noch eine andere verfängliche Frage zu thun? Nach der Newton'ſchen Lehre iſt das Gelbroth am wenigſten refrangibel, das Blauroth am meiſten; warum nimmt er denn alſo nicht ein violettes Papier neben das rothe, ſondern ein dunkelblaues? Wäre die Sache wahr, ſo müßte die Verſchiedenheit der Refrangibilität bei Gelbroth und Violett weit ſtärker ſeyn, als bei Gelbroth und Blau. Allein hier findet ſich der Umſtand, daß ein violettes Papier die prismatiſchen Ränder weniger verſteckt als ein dunkelblaues; wovon ſich jeder Beobachter nunmehr, nach unſerer umſtändlichen Anleitung, leicht überzeugen kann. Wie es dagegen um die Newton'ſche Beobachtungsgabe und um die Genauigkeit ſeiner Experimente ſtehe, wird jeder, der Augen und Sinn hat, mit Verwunderung gewahr werden; ja man darf dreiſt ſagen, wer hätte einen Mann von ſo außerordentlichen Gaben, wie Newton war, durch ein ſolches Hocuspocus betrügen können, wenn er ſich nicht ſelbſt betrogen hätte? Nur derjenige, der die Gewalt des Selbſtbetruges kennt und weiß, daß er ganz nahe an die Unredlichkeit gränzt, wird allein das Verfahren Newtons und ſeiner Schule ſich erklären können.

46.

Wir wollen nur noch mit wenigem auf die Newton'ſche Figur, die eilfte ſeiner zweiten Tafel, welche bei ihm ſelbſt nachzuſehen wäre, die Aufmerkſamkeit erregen. Sie iſt perſpectiviſch confus gezeichnet, und hat nebenher noch etwas merkwürdig captioſes. Die zweifarbige Pappe iſt hier durch Dunkel und Hell unterſchieden, die rechtwinkelige Lage ihrer Fläche gegen das Fenſter iſt ziemlich deutlich angegeben; allein das durchs Prisma bewaffnete Auge ſteht nicht an der rechten Stelle; es müßte in Einer Linie mit der Durchſchnittslinie der gefärbten Pappe ſtehen. Auch iſt die Verrückung der Bilder nicht glücklich angegeben; denn es ſieht aus,

Es ist eine schlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anschauung sogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns bei allem, was für dieselben geschieht, gewisse Epochen, die bald schneller, bald langsamer auf einander folgen. Eine bedeutende Ansicht, neu oder erneut, wird ausgesprochen; sie wird anerkannt, früher oder später; es finden sich Mitarbeiter; das Resultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Ansicht wahr oder falsch sey; beides macht denselben Gang, beides wird zuletzt eine Phrase; beides prägt sich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke besonders bei, die encyklopädisch das Wahre und Falsche des Tages überliefern. Hier kann die Wissenschaft nicht bearbeitet werden; sondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deßwegen sehen solche Werke nach funfzig Jahren gar wunderlich aus.

Zuerst belehre man sich selbst, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

Theorien sind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phanomene gern los seyn möchte und an ihrer Stelle deßwegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt. Man ahnet, man sieht auch wohl, daß es nur ein Behelf ist; liebt sich nicht aber Leidenschaft und Parteigeist

als wenn ſie in der Diagonale verrückt würden, welches doch nicht iſt: denn ſie werden nur, je nachdem der brechende Winkel gehalten wird, vom Beobachter ab oder zum Beobachter zu gerückt. Was aber höchſt merkwürdig iſt, darf niemand entgehen. Die verrückten, nach der Newton'ſchen Lehre divers refrangirten Bilder ſind mit Säumen vorgeſtellt, die im Original an dem dunkeln Theil undeutlich, an dem hellen Theil ſehr deutlich zu ſehen ſind, welches letzte auch die Tafeln zur lateiniſchen Ueberſetzung zeigen. Wenn alſo bei dieſem Experimente nichts weiter geſchieht, als daß ein Bild weiter gerückt werde als das andere, warum läßt er denn die Bilder nicht in ihren Linien eingeſchloſſen, warum macht er ſie breiter, warum giebt er ihnen verfließende Säume? Er hat alſo dieſe Säume wohl geſehen; aber er konnte ſich nicht überzeugen, daß dieſen Säumen, und keineswegs einer diverſen Refrangibilität, das Phänomen zuzuſchreiben ſey. Warum erwähnt er denn im Texte dieſer Erſcheinung nicht, die er doch ſorgfältig, obgleich nicht ganz richtig, in Kupfer ſtechen läßt? Wahrſcheinlich wird ein Newtonianer darauf antworten: „Das iſt eben noch von dem undecomponirten Lichte, das wir niemals ganz los werden können und das hier ſein Unweſen treibt."

Zweiter Verſuch.

47.

Inwiefern auch dieſer Verſuch auf einer Täuſchung beruhe, wie der vorige, iſt nunmehr unſere Pflicht klar zu machen. Wir finden aber dießmal gerathener, den Verfaſſer nicht zu unterbrechen, ſondern ihn ausreden zu laſſen, alsdann aber unſere Gegenrede im Zuſammenhange vorzutragen.

48.

Um das vorgemeldete Papier, deſſen eine Hälfte blau, die andere roth angeſtrichen und welches ſteif wie Pappe war, wickelte ich einen Faden ſchwarzer Seide mehrmals um, dergeſtalt, daß es ausſah, als wenn ſchwarze Linien über die Farbe gezogen wären, oder als wenn ſchmale ſchwarze Schatten darauf fielen. Ich hätte eben ſo gut ſchwarze Linien mit einer Feder ziehen können, aber die Seide bezeichnete feinere Striche.

49.

Dieses so gefärbte und linirte Papier befestigte ich an eine Wand, so daß eine Farbe zur rechten, die andere zur linken Hand zu stehen kam. Genau vor das Papier, unten, wo die beiden Farben zusammentrafen, stellte ich ein Licht, um das Papier stark zu beleuchten: denn das Experiment war bei Nacht angestellt.

50.

Die Flamme der Kerze reichte bis zum untern Rande des Papiers, oder um ein weniges höher. Dann, in der Entfernung von sechs Fuß und ein oder zwei Zoll von dem Papier an der Wand, richtete ich eine Glaslinse auf, welche vier und einen Viertelzoll breit war, welche die Strahlen, die von den verschiedenen Punkten des Papiers herkämen, auffassen und, in der Entfernung von sechs Fuß, ein oder zwei Zoll auf der andern Seite der Linse, in so viel andern Punkten zusammenbringen, und das Bild des farbigen Papiers auf einem weißen Papier, das dorthin gestellt war, abbilden sollte, auf die Art wie die Linse in einer Ladenöffnung die Bilder der Objecte draußen auf einen weißen Bogen Papier in der dunkeln Kammer werfen mag.

51.

Das vorgedachte weiße Papier stand vertical zu dem Horizont und parallel mit der Linse. Ich bewegte dasselbe manchmal gegen die Linse, manchmal von ihr weg, um die Plätze zu finden, wo die Bilder der blauen und rothen Theile des Papiers am deutlichsten erscheinen würden. Diese Plätze konnte ich leicht erkennen an den Bildern der schwarzen Linien, die ich hervorgebracht hatte, indem ich die Seide um das Papier wand; denn die Bilder dieser feinen und zarten Linien, die sich wegen ihrer Schwärze wie ein Schatten auf der Farbe absetzten, waren dunkel und kaum sichtbar, außer wenn die Farbe an jeder Seite einer jeden Linie ganz deutlich begränzt war. Deßwegen bezeichnete ich so genau als möglich die Plätze, wo die Bilder der blauen und rothen Hälfte des farbigen Papiers am deutlichsten erschienen. Ich fand, daß, wo die rothe Hälfte ganz

deutlich war, die blaue Hälfte verworren erſchien, ſo daß ich die darauf gezogenen ſchwarzen Linien kaum ſehen konnte: im Gegentheil, wo man die blaue Hälfte deutlich unterſcheiden konnte, erſchien die rothe verworren, ſo daß die ſchwarzen Linien darauf kaum ſichtbar waren. Zwiſchen den beiden Orten aber, wo dieſe Bilder ſich deutlich zeigten, war die Entfernung ein und ein halber Zoll; denn die Entfernung des weißen Papiers von der Linſe, wenn das Bild der rothen Hälfte ſehr deutlich erſchien, war um einen und einen halben Zoll größer als die Entfernung des weißen Papiers von der Linſe, wenn das Bild der blauen Hälfte ſehr deutlich war. Daraus folgern wir, daß indem das Blaue und Rothe gleichmäßig auf die Linſe fiel, doch das Blaue mehr durch die Linſe gebrochen wurde als das Rothe, ſo daß es um anderthalb Zoll früher convergirte, und daß es deßwegen refrangibler ſeyn müſſe.

52.

Nachdem wir den Verfaſſer angehört, ſeine Vorrichtung wohl kennen gelernt, und das, was er dadurch zu bewirken glaubt, vernommen haben, ſo wollen wir unſere Bemerkungen zu dieſem Verſuche unter verſchiedenen Rubriken vorbringen, und denſelben in ſeine Elemente zu zerlegen ſuchen, worin der Hauptwerthteil aller Controvers mit Newton beſtehen muß.

53.

Unſere Betrachtungen beziehen ſich alſo 1) auf das Vorbild, 2) auf die Beleuchtung, 3) auf die Linſe, 4) auf das gewürkte Abbild und 5) auf die aus den Erſcheinungen gezogene Folgerung.

54.

1) Das Vorbild. Ehe wir mit der aus dem vorigen Verſuch uns ſchon bekannten doppelfarbigen Pappe weiter operiren, ſo müſſen wir ſie und ihre Eigenſchaften uns erſt näher bekannt machen.

55.

Man bringe mennigrothes und ſattblaues Papier neben einander, ſo wird jenes hell, dieſes aber dunkel und, beſonders bei Nacht, dem Schwarzen faſt ähnlich erſcheinen. Wickelt man nun ſchwarze Fäden um beide, oder zieht man ſchwarze Linien darüber her, ſo iſt offenbar, daß man mit bloßem Auge die ſchwarzen Linien auf dem hellrothen in ziemlicher

Entfernung erkennen wird, wo man eben diese Linien auf dem blauen noch nicht erkennen kann. Man denke sich zwei Männer, den einen im scharlachrothen, den andern im dunkelblauen Rocke, beide Kleider mit schwarzen Knöpfen; man lasse sie beide neben einander eine Straße heran gegen den Beobachter kommen; so wird dieser die Knöpfe des rothen Rocks viel eher sehen als die des blauen, und die beiden Personen müssen schon nahe seyn, wenn beide Kleider mit ihren Knöpfen gleich deutlich dem Auge erscheinen sollen.

56.

Um daher das richtige Verhältniß jenes Versuches einzusehen, vermannigfaltige man ihn. Man theile eine viereckte Fläche in vier gleiche Quadrate, man gebe einem jeden eine besondere Farbe, man ziehe schwarze Striche über sie alle hin, man betrachte sie in gewisser Entfernung mit bloßem Auge oder mit einer Lorgnette, man verändere die Entfernung, und man wird durchaus finden, daß die schwarzen Fäden dem Sinne des Auges früher oder später erscheinen, keineswegs, weil die verschiedenen farbigen Gründe besondere Eigenschaften haben, sondern bloß insofern, als der eine heller ist, als der andere. Nun aber, um keinen Zweifel übrig zu lassen, wickle man weiße Fäden um die verschiedenen farbigen Papiere, man ziehe weiße Linien darauf, und die Fälle werden nunmehr umgekehrt seyn. Ja, um sich völlig zu überzeugen, so abstrahire man von aller Farbe und wiederhole das Experiment mit weißen, schwarzen, grauen Papieren; und immer wird man sehen, daß bloß der Abstand des Hellen und Dunkeln Ursache der mehrern oder wenigern Deutlichkeit sey. Und so werden wir es auch bei dem Versuche, wie Newton ihn vorschlägt, durchaus antreffen.

57.

2) Die Beleuchtung. Man kann das aufgestellte Bild durch eine Reihe angezündeter Wachskerzen, welche man gegen die Linse zu verdeckt, sehr stark beleuchten, oder man bringt drei Wachskerzen unmittelbar an einander, so daß ihre drei Dochte gleichsam nur Eine Flamme geben. Diese verdeckt man gegen die Linse zu, und läßt, indem man beobachtet, einen Gehülfen die Flamme ganz nahe an dem Bilde sachte hin und wieder führen, daß alle Theile desselben nach und nach lebhaft erleuchtet werden: denn eine sehr starke Erleuchtung ist nöthig, wenn der Versuch einigermaßen deutlich werden soll.

58.

3) Die Linse. Wir sehen uns hier genöthigt, einiges Allgemeine vorauszuschicken, was wir sowohl an diesem Orte als auch künftig zur richtigen Einsicht in die Sache bedürfen.

59.

Jedes Bild bildet sich ab auf einer entgegengesetzten glatten Fläche, wohin seine Wirkung in gerader Linie gelangen kann. Auch erscheint es auf einer rauhen Fläche, wenn die einzelnen Theile des Bildes ausschließlich von einzelnen Theilen der entgegengesetzten Fläche zurückgesendet werden. Bei einer kleinen Oeffnung in der Camera obscura bilden sich die äußern Gegenstände auf einer weißen Tafel umgekehrt ab.

60.

Bei einer solchen Abbildung wird der Zwischenraum als leer gedacht; der ausgefüllte, aber durchsichtige Raum verrückt die Bilder. Die Phänomene, welche, bei Verrückung der Bilder durch Mittel, sich aufdringen, besonders die farbigen Erscheinungen, sind es, die uns hier besonders interessiren.

61.

Durch Prismen von dreiseitiger Base und durch Linsen werden diejenigen Operationen vollbracht, mit denen wir uns besonders beschäftigen.

62.

Die Linsen sind gleichsam eine Versammlung unendlicher Prismen; und zwar convexe eine Versammlung von Prismen, die mit dem Rücken an einander stehen, concave eine Versammlung von Prismen, die mit der Schneide an einander stehen, und in beiden Fällen um ein Centrum versammelt mit krummlinigen Oberflächen.

63.

Das gewöhnliche Prisma, mit dem brechenden Winkel nach unten gekehrt, bewegt die Gegenstände nach dem Beobachter zu; das Prisma mit dem brechenden Winkel nach oben gekehrt, rückt die Gegenstände vom Beobachter ab. Wenn man sich diese beiden Operationen im Kreise herumdenkt, so verengt das erste den Raum um den Beobachter her, das zweite erweitert ihn. Daher muß ein convexes Glas im subjectiven Fall vergrößern, ein concaves verkleinern; bei der Operation hingegen, die wir die objective nennen, geschieht das Gegentheil.

64.

Die convexe Linse, mit der wir es hier eigentlich zu thun haben, bringt die Bilder, welche durch sie hineinfallen, ins Enge. Das bedeutendste Bild ist das Sonnenbild. Läßt man es durch die Linse hindurchfallen, und fängt es bald hinter derselben mit einer Tafel auf, so sieht man es zuerst bei wachsender Entfernung der Tafel immer mehr sich verkleinern, bis es auf eine Stelle kommt, wo es nach Verhältniß der Linse seine größte Kleinheit erreicht und am deutlichsten gesehen wird.

65.

Schon früher zeigt sich bei diesen Versuchen eine starke Hitze, und eine Entzündung der entgegengehaltenen Tafel, besonders einer schwarzen. Diese Wirkung äußert sich eben so gut hinter dem Bildpunkte der Sonne als vor demselben; doch kann man sagen, daß ihr Bildpunkt und der mächtigste Brennpunkt zusammenfalle.

66.

Die Sonne ist das entfernteste Bild, das sich bei Tage abbilden kann. Darum kommt es auch zuerst durch die Operation der Linse entschieden und genau begränzt zusammen. Will man die Wolken auf der Tafel deutlich sehen, so muß man schon weiter rücken. Die Berge und Wälder, die Häuser, die zunächst stehenden Bäume, alle bilden sich stufenweise später ab, und das Sonnenbild hat sich hinter seiner Bildstelle schon wieder sehr stark ausgedehnt, wenn die nahen Gegenstände sich erst an ihrer Bildstelle zusammendrängen. So viel sagt uns die Erfahrung in Absicht auf Abbildung äußerer Gegenstände durch Linsen.

67.

Bei dem Versuche, den wir gegenwärtig beleuchten, sind die verschiedenfarbigen Flächen, welche mit ihren schwarzen Fäden hinter der Linse abgebildet werden sollen, neben einander. Sollte nun eine früher als die andere deutlich erscheinen, so kann die Ursache nicht in der verschiedenen Entfernung gesucht werden.

68.

Newton wünscht seine diverse Refrangibilität dadurch zu beweisen; wir haben aber schon oben, bei Betrachtung des Vorbildes, auseinandergesetzt, daß eigentlich nur die verschiedene Deutlichkeit der auf verschiedenfarbigen Gründen angebrachten Bilder die Ursache der verschiedenen Erscheinungen hinter der Linse sey. Daß dieses sich also verhalte, haben wir näher zu zeigen.

69.

Wir beſchreiben zuerſt die Vorrichtung, welche wir gemacht, um bei dem Verſuche ganz ſicher zu gehen. Auf einem horizontalgelegten Geſtelle findet ſich an einem Ende Gelegenheit, das Vorbild einzuſchieben. Vor demſelben in einer Vertiefung können die Lichter angebracht werden. Die Linſe iſt in einem verticalen Brett befeſtigt, welches ſich auf dem Geſtelle hin und wieder bewegen läßt. Innerhalb des Geſtelles iſt ein beweglicher Rahmen, an deſſen Ende eine Tafel aufgerichtet iſt, worauf die Abbildung vor ſich geht. Auf dieſe Weiſe kann man die Linſe gegen das Vorbild oder gegen die Tafel, und die Tafel entweder gegen beide zu oder von beiden abrücken, und die drei verſchiedenen Theile, Vorbild, Linſe und Tafel ſtehen vollkommen parallel gegen einander. Hat man den Punkt, der zur Beobachtung günſtig iſt, gefunden, ſo kann man durch eine Schraube den innern Rahmen feſthalten. Dieſe Vorrichtung iſt bequem und ſicher, weil alles zuſammenſteht und genau auf einander paßt. Man ſucht nun den Punkt, wo das Abbild am deutlichſten iſt, indem man Linſe und Tafel hin und her bewegt. Hat man dieſen gefunden, ſo fängt man die Beobachtung an.

70.

4) Das Abbild. Newton führt uns mit ſeiner hellrothen und dunkelblauen Pappe, wie er pflegt, in medias res; und wir haben ſchon oben bemerkt, daß erſt das Vorbild vermannichfaltigt und unterſucht werden müſſe, um zu erfahren, was man von dem Abbild erwarten könne. Wir gehen daher folgendermaßen zu Werke. Wir bringen auf eine Pappe vier Vierecke in ein größeres Viereck zuſammen, ein ſchwarzes, ein weißes, ein dunkelgraues und ein hellgraues. Wir ziehen ſchwarze und weiße Striche darüber hin, und bemerken ſie ſchon mit bloßem Auge nach Verſchiedenheit des Grundes mehr oder weniger. Doch da Newton ſelbſt ſeine ſchwarzen Fäden Bilder nennt, warum macht er denn den Verſuch nicht mit wirklichen kleinen Bildern? Wir bringen daher auf die vier oben benannten Vierecke helle und dunkle kleine Bilder, gleichfalls Vierecke oder Scheiben oder Figuren wie die der Spielkarten an, und dieſe ſo ausgerüſtete Pappe machen wir zum Vorbilde. Nun können wir zuerſt zu einer ſichern Prüfung desjenigen fortſchreiten, was wir von dem Abbilde zu erwarten haben.

71.

Ein jedes von Kerzen erleuchtetes Bild zeigt ſich weniger deutlich, als

es beim Sonnenſchein geſchehen würde, und ein ſolches von Kerzen erleuchtetes Bild ſoll hier gar noch durch eine Linſe gehen, ſoll ein Abbild hergeben, das deutlich genug ſey, um eine bedeutende Theorie darauf zu gründen.

72.

Erleuchten wir nun jene unſere bemeldete Pappe ſo ſtark als möglich, und ſuchen ihr Abbild auch möglichſt genau durch die Linſe auf die weiße Tafel zu bringen, ſo ſehen wir immer doch nur eine ſtumpfe Abbildung. Das Schwarze erſcheint als ein dunkles Grau, das Weiße als ein helles Grau, das dunkle und helle Grau der Pappe ſind auch weniger zu unterſcheiden als mit bloßem Auge. Eben ſo verhält es ſich mit den Bildern. Diejenigen, welche ſich, dem Hellen und Dunkeln nach, am ſtärkſten entgegenſetzen, dieſe ſind auch die deutlichſten. Schwarz auf Weiß, Weiß auf Schwarz läßt ſich gut unterſcheiden; Weiß und Schwarz auf Grau erſcheint ſchon matter, obgleich noch immer in einem gewiſſen Grade von Deutlichkeit.

73.

Bereiten wir uns nun ein Vorbild von farbigen Quadraten an einander, ſo muß uns zum voraus gegenwärtig bleiben, daß wir im Reich der halbbeſchatteten Flächen ſind, und daß das farbige Papier ſich gewiſſermaßen verhalten wird wie das graue. Dabei haben wir uns zu erinnern, daß die Farben beim Kerzenlicht anders als bei Tage erſcheinen: das Violette wird grau, das Hellblaue grünlich, das Dunkelblaue faſt ſchwarz; das Gelbe nähert ſich dem Weißen, weil auch das Weiße gelb wird, und das Gelbrothe wächst auch nach ſeiner Art, ſo daß alſo die Farben der activen Seite auch hier die hellern und wirkſamern, die der paſſiven hingegen die dunklern und unwirkſamern bleiben. Man hat alſo bei dieſem Verſuch beſonders die Farben der paſſiven Seite hell und energiſch zu nehmen, damit ſie bei dieſer Nachtoperation etwas verlieren können. Bringt man nun auf dieſe farbigen Flächen kleine ſchwarze, weiße und graue Bilder, ſo werden ſie ſich verhalten, wie es jene angezeigten Eigenſchaften mit ſich bringen: ſie werden deutlich ſeyn, inſofern ſie als Hell und Dunkel von den Farben mehr oder weniger abſtechen. Eben daſſelbe gilt, wenn man auf die ſchwarzen, weißen und grauen, ſo wie auf die farbigen Flächen farbige Bilder bringt.

74.

Wir haben dieſen Apparat der Vorbilder, um zur Gewißheit zu gelangen, bis ins überflüſſige vervielfältigt; denn dadurch unterſcheidet ſich

ja bloß der Experimentirende von dem, der zufällige Erſcheinungen, als wären es unzuſammenhängende Begebenheiten, anblickt und anſtaunt. Newton ſucht dagegen ſeinen Schüler immer nur an gewiſſen Bedingungen feſtzuhalten, weil veränderte Bedingungen ſeiner Meinung nicht günſtig ſind. Man kann daher die Newtoniſche Darſtellung einer perſpectiviſch gemalten Theaterdecoration vergleichen, an der nur aus einem einzigen Standpunkte alle Linien zuſammentreffend und paſſend geſehen werden. Aber Newton und ſeine Schüler leiden nicht, daß man ein wenig zur Seite trete, um in die offenen Couliſſen zu ſehen. Dabei verſichern ſie dem Zuſchauer, den ſie auf ſeinem Stuhle feſthalten, es ſey eine wirklich geſchloſſene und undurchdringliche Wand.

75.

Wir haben bisher referirt, wie wir die Sache bei genauer Aufmerkſamkeit gefunden; und man ſieht wohl, daß einerſeits die Täuſchung dadurch möglich ward, daß Newton zwei farbige Flächen, eine helle und eine dunkle mit einander vergleicht, und verlangt, daß die dunkle leiſten ſoll, was die helle leiſtet. Er führt ſie uns vor, nur als an Farbe verſchieden, und macht uns nicht aufmerkſam, daß ſie auch am Helldunkel verſchieden ſind. Wie er aber andererſeits ſagen kann, Schwarz auf Blau ſey alsdann ſichtbar geweſen, wenn Schwarz auf Roth nicht mehr erſchien, iſt uns ganz und gar unbegreiflich.

76.

Wir haben zwar bemerkt, daß, wenn man für die weiße Tafel die Stelle gefunden hat, wo ſich das Abbild am deutlichſten zeigt, man mit derſelben noch etwas weniges vor- und rückwärts gehen kann, ohne der Deutlichkeit merklich Abbruch zu thun. Wenn man jedoch etwas zu weit vor oder zu weit zurück geht, ſo nimmt die Deutlichkeit der Bilder ab, und wenn man ſie unter ſich vergleicht, geſchieht es in dem Maße, daß die ſtark vom Grunde abſtechenden ſich länger als die ſchwach abſtechenden erhalten. So ſieht man Weiß auf Schwarz noch ziemlich deutlich, wenn Weiß auf Grau undeutlich wird; man ſieht Schwarz auf Mennigroth noch einigermaßen, wenn Schwarz auf Indigblau ſchon verſchwindet; und ſo verhält es ſich mit den übrigen Farben durch alle Bedingungen unſerer Vorbilder. Daß es aber für das Abbild eine Stelle geben könne, wo das weniger abſtechende deutlich, das mehr abſtechende undeutlich ſey, davon haben wir noch keine Spur entdecken können, und wir müſſen alſo

die Newton'sche Assertion bloß als eine beliebige, aus dem vorgefaßten Vorurtheil entsprungene, bloß mit den Augen des Geistes gesehene Erscheinung halten und angeben. Da der Apparat leicht ist, und die Versuche keine großen Umstände erfordern, so sind andere vielleicht glücklicher etwas zu entdecken, was wenigstens zu des Beobachters Entschuldigung dienen könne.

77.

5) Folgerung. Nachdem wir gezeigt, wie es mit den Prämissen stehe, so haben wir unseres Bedünkens das vollkommenste Recht die Folgerung ohne weiteres zu läugnen. Ja wir ergreifen diese Gelegenheit den Leser auf einen wichtigen Punkt aufmerksam zu machen, der noch öfters zur Sprache kommen wird. Es ist der, daß die Newton'sche Lehre durchaus zu viel beweist. Denn wenn sie wahr wäre, so könnte es eigentlich gar keine dioptrischen Fernröhre geben, wie denn auch Newton aus seiner Theorie die Unmöglichkeit ihrer Verbesserung folgerte; ja selbst unserm bloßen Auge müßten farbige Gegenstände neben einander durchaus verworren erscheinen, wenn sich die Sache wirklich so verhielte. Denn man denke sich ein Haus, das in vollem Sonnenlicht stünde; es hätte ein rothes Ziegeldach, wäre gelb angestrichen, hätte grüne Schaltern, hinter den offenen Fenstern blaue Vorhänge, und ein Frauenzimmer gienge im violetten Kleide zur Thüre heraus. Betrachten wir nun das Ganze mit seinen Theilen aus einem gewissen Standpunkte, wo wir es auf einmal ins Auge fassen könnten, und die Ziegel wären uns recht deutlich, wir wendeten aber das Auge sogleich auf das Frauenzimmer, so würden wir die Form und die Falten ihres Kleides keineswegs bestimmt erblicken, wir müßten vorwärts treten, und sähen wir das Frauenzimmer deutlich, so müßten uns die Ziegel wie im Nebel erscheinen, und wir hätten dann auch, um die Bilder der übrigen Theile ganz bestimmt im Auge zu haben, immer etwas vor- und etwas zurück zu treten, wenn die prätendirte, im zweiten Experiment erwiesen seyn sollende diverse Refrangibilität stattfände. Ein gleiches gilt von allen Augengläsern, sie mögen einfach oder zusammengesetzt seyn, nicht weniger von der Camera obscura.

78.

Ja daß wir eine dem zweiten Newton'schen Experiment unmittelbar verwandte Instanz beibringen, so erinnern wir unsere Leser an jenen optischen Kasten, in welchem stark erleuchtete Bilder von Hauptstädten, Schlössern

jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da sie ihrer so sehr bedürfen.

Unsere Zustände schreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein- wie das anderemal: in uns selbst liegt das Räthsel, die wir Ausgeburt zweier Welten sind. Mit der Farbe geht's eben so; bald sucht man sie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann sie gerade da nicht finden, wo sie zu Hause ist.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologische Experimentalphysik vorträgt und alle jene Spiegelfechtereien ans Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen, und was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein- für allemal aus der düstern empirisch-mechanisch-dogmatischen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden.

Daß Newton bei seinen prismatischen Versuchen die Oeffnung so klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtstrahl bequem zu symbolisiren, hat eine unheilbare Verirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden.

Durch dieses kleine Löchlein ward Malus zu einer abenteuerlichen Theorie getrieben, und wäre Seebeck nicht so umsichtig, so müßte er verhindert werden, den Urgrund dieser Erscheinungen, die entoptischen Figuren und Farben zu entdecken.

---

und Plätzen durch eine Linse angesehen und verhältnißmäßig vergrößert, zugleich aber auch sehr klar und deutlich erblickt werden. Man kann sagen, es sey hier der Newton'sche Versuch selbst, nur in größerer Mannichfaltigkeit subjectiv wiederholt. Wäre die Newton'sche Hypothese wahr, so könnte man unmöglich den hellblauen Himmel, das hellgrüne Meer, die gelb- und blaugrünen Bäume, die gelben Häuser, die rothen Ziegeldächer, die bunten Kutschen, Livreen und Spaziergänger neben einander zugleich deutlich erblicken.

79.

Noch einiger andern wunderlichen Consequenzen, die aus der Newton'schen Lehre herfließen, müssen wir erwähnen. Man gedenke der schwarzen Bilder auf verschiedenfarbigen, an Hellung nicht allzu sehr von einander unterschiedenen Flächen. Nun fragen wir, ob das schwarze Bild denn nicht auch das Recht habe, seine Gränze zu bestimmen, wenn es durch die Linse durchgegangen ist? Zwei schwarze Bilder, eins auf rothem, das andere auf blauem Grunde, werden beide gleich gebrochen; denn dem Schwarzen schreibt man doch keine diverse Refrangibilität zu. Kommen aber beide schwarze Bilder mit gleicher Deutlichkeit auf der entgegengehaltenen weißen Tafel an, so möchten wir doch wissen, wie sich der rothe und blaue Grund gebärden wollten, um ihnen die einmal scharfbezeichneten Gränzen streitig zu machen? Und so stimmt denn auch die Erfahrung mit dem, was wir behaupten, vollkommen überein; so wie das Unwahre und Ungehörige der Newton'schen Lehre immer mächtiger in die Augen springt, je länger man sich damit, es sey nun experimentirend oder nachdenkend, beschäftigt.

80.

Fragt man nun gar nach farbigen Bildern auf farbigem Grund, so wird der prätendirte Versuch und die daraus gezogene Folgerung ganz lächerlich: denn ein rothes Bild auf blauem Grunde könnte niemals erscheinen und umgekehrt. Denn wenn es der rothen Gränze beliebte deutlich zu werden, so hätte die blaue keine Lust, und wenn diese sich endlich bequemte, so wäre es jener nicht gelegen. Fürwahr, wenn es mit den Elementen der Farbenlehre so beschaffen wäre, so hätte die Natur dem Sehen, dem Gewahrwerden der sichtbaren Erscheinungen, auf eine saubere Weise vorgearbeitet.

81.

So sieht es also mit den beiden Experimenten aus, auf welche

Newton einen ſo großen Werth legte, daß ſie als Grundpfeiler ſeiner Theorie an die erſte Stelle des Werkes brachte, welches zu ordnen er ſich über dreißig Jahre Zeit nahm. So beſchaffen ſind zwei Verſuche, deren Ungrund die Naturforſcher ſeit hundert Jahren nicht einſehen wollten, obgleich das, was wir vorgebracht und eingewendet haben, ſchon öfters in Druckſchriften dargelegt, behauptet und eingeſchärft worden, wie uns davon die Geſchichte umſtändlicher belehren wird.

Zweite Propoſition. Zweites Theorem.

Das Licht der Sonne beſteht aus Strahlen von verſchiedener Refrangibilität.

82.

Nachdem wir alſo ſchon farbige Lichter kennen gelernt, welche ſogar durch das matte Kerzenlicht aus den Oberflächen farbiger Körper herausgelockt werden, nachdem man uns das Abgeleitete oder erſt Abzuleitende ſchon bekannt gemacht, ſo wendet ſich der Verfaſſer an die rechte Quelle, zur Sonne nämlich, als demjenigen Lichte, das wir gern für ein Urlicht annehmen.

83.

Das Licht der Sonne alſo, heißt es, beſteht aus Strahlen von verſchiedener Refrangibilität. Warum wird denn aber hier der Sonne vorzüglich erwähnt? Das Licht des Mondes, der Sterne, einer jeden Kerze, eines jeden hellen Bildes auf dunklem Grunde iſt in dem Fall, uns die Phänomene zu zeigen, die man hier der Sonne als eigenthümlich zuſchreibt. Sey es auch, daß man ſich der Sonne zu den Verſuchen, welche wir die objectiven genannt haben, wegen ihrer mächtigen Wirkung bediene, ſo iſt dieß ein Umſtand, der für den Experimentator günſtig iſt, aber keineswegs eine Grunderſcheinung, an die man eine Theorie anlehnen könnte.

84.

Wir haben deßwegen in unſerem Entwurfe bei den dioptriſchen Verſuchen der zweiten Klaſſe die ſubjectiven vorangeſtellt, weil ſich aus denſelben deutlich machen läßt, daß hier keineswegs von Licht noch Lichtern, ſondern von einem Bilde und deſſen Gränzen die Rede ſey; da denn die

Sonne vor keinem andern Bilde, ja nicht vor einem hell- oder dunkelgrauen auf ſchwarzem Grunde den mindeſten Vorzug hat.

85.

Jedoch nach der Newton'ſchen Lehre ſollen ja die Farben im Lichte ſtecken, ſie ſollen daraus entwickelt werden. Schon der Titel des Werkes deutet auf dieſen Zweck hin, ſchon dort werden wir auf die Colours of Light hingewieſen, auf die Farben des Lichtes, wie ſie denn auch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag zu nennen pflegen. Kein Wunder alſo, daß dieſer Satz auch hier alſo geſtellt wird. Laßt uns jedoch unterſuchen, wie der Verfaſſer dieſes Fundament ſeiner chromatiſchen Lehre mit acht Experimenten zu beweiſen denkt, indem er das dritte bis zum zehnten dieſem Endzwecke widmet, welche wir nunmehr der Reihe nach durchgehen.

Dritter Verſuch.

86.

Wir verfolgen des Verfaſſers Vortrag hier nicht von Wort zu Wort: denn es iſt dieſes der allgemein bekannte Verſuch, da man durch eine kleine Oeffnung des Fenſterladens das Sonnenbild in eine dunkle Kammer fallen läßt, ſolches durch ein horizontal geſtelltes Prisma, deſſen brechender Winkel nach unten gerichtet iſt, auffängt; da denn das Bild, an die entgegengeſetzte Wand in die Höhe gebrochen, nicht mehr farblos und rund, ſondern länglich und farbig erſcheint.

87.

Wie es eigentlich mit dieſem Phänomen beſchaffen ſey, wiſſen alle Theilnehmenden nunmehr genau, welche dasjenige wohl inne haben, was von uns über die dioptriſchen Farben der zweiten Klaſſe überhaupt, vorzüglich aber über die objectiven vom 20. bis 24. Kapitel umſtändlich vorgetragen worden; ſo wie wir uns deßhalb noch beſonders auf unſere zweite, fünfte und ſechste Tafel berufen. Es iſt daraus klar, daß die Erſcheinung, wie ſie aus dem Prisma tritt, keineswegs eine fertige ſey, ſondern daß ſie, je näher und je weiter man die Tafel hält, worauf ſie ſich abbilden ſoll, immer neue Verhältniſſe zeigt. Sobald man dieſes eingeſehen hat, ſo bedarf es gegen dieſes dritte Experiment, ja gegen die ganze Newton'ſche Lehre, keines Streites mehr; denn der Meiſter ſowohl als die

Schüler ſtellen den Verſuch, auf den ſie ihr größtes Gewicht legen, völlig falſch vor, wie wir ſolches auf unſerer Tafel, welche mit VI. a. bezeichnet iſt, vor die Augen bringen.

88.

Sie geben nämlich, der Wahrheit ganz zuwider, vor, das Phänomen ſey, wie es aus dem Prisma herauskomme, fertig, man ſehe die Farben in dem verlängerten Bilde gleich in derſelben Ordnung und Proportion; in dieſer Ordnung und Proportion wachſe nun das Bild, bei mehr entfernter Tafel, immer an Länge, bis es, da wo ſie es endlich feſt zu halten belieben, ungefähr um fünfmal länger iſt als breit. Wenn ſie nun dieß Bild auf dieſe Stelle fixirt, beobachtet, gemeſſen und auf allerlei Weiſe gehandhabt haben, ſo ziehen ſie den Schluß, wenn in dem runden Bilde, das ſie den Abglanz eines Strahls nennen, alle Theile gleich refrangibel wären, ſo müßten ſie nach der Refraction alle an dem gleichen Orte anlangen, und das Bild alſo noch immer erſcheinen wie vorher. Nun aber iſt das Bild länglich; es bleiben alſo einige Theile des ſogenannten Strahls zurück, andere eilen vor, und alſo müſſen ſie in ſich eine verſchiedene Determinabilität durch Refraction, und folglich eine diverſe Refrangibilität haben. Ferner iſt dieſes Bild nicht weiß, ſondern vielfärbig, und läßt eine auf einander folgende bunte Reihe ſehen; daher ſie denn auch ſchließen, daß jene angenommenen, divers refrangibeln Strahlen auch diverſe Farben haben müſſen.

89.

Hierauf antworten wir gegenwärtig nichts weiter, als daß das ganze Räſonnement auf einen falſch dargeſtellten Verſuch gebaut iſt, der ſich in der Natur anders zeigt als im Buche; wobei hauptſächlich in Betrachtung kommt, daß das prismatiſche Bild, wie es aus dem Prisma tritt, keineswegs eine ſtätige farbige Reihe, ſondern eine durch ein weißes Licht getrennte farbige Erſcheinung darſtellt. Indem nun alſo Newton und ſeine Schüler dieſes Phänomen keineswegs, wie ſie es hätten thun ſollen, entwickelten, ſo mußte ihnen auch ſeine eigentliche Natur verborgen bleiben und Irrthum über Irrthum ſich anhäufen. Wir machen beſonders auf das, was wir jetzt vortragen werden, den Leſer aufmerkſam.

90.

Newton, nachdem er die Erſcheinung ſorgfältig gemeſſen und mancherlei dabei vorkommende Umſtände, nur die rechten nicht, beobachtet, fährt fort:

Die verſchiedene Größe der Oeffnung in dem Fenſterladen und die verſchiedene Stärke der Prismen, wodurch die Strahlen hindurchgehen, machen keine merkliche Veränderung in der Länge des Bildes.

91.

Die beiden Aſſertionen ſind völlig unwahr, weil gerade die Größe des Bildes, ſo wie die Größe des Winkels des gebrauchten Prismas, vorzüglich die Ausdehnung der Länge des Bildes gegen ſeine Breite beſtimmt und verſchieden macht. Wir werden der erſten dieſer beiden Wirkungen eine Figur auf unſern Tafeln widmen, und hier das Nöthige zur nähern Einſicht des Verhältniſſes ausſprechen.

92.

Unſern aufmerkſamen Leſern iſt bekannt, daß wenn ein helles Bild verrückt wird, der gelbrothe Rand und der gelbe Saum in das Bild hinein, der blaue Rand und der violette Saum hingegen aus dem Bilde hinaus ſtrebe. Der gelbe Saum kann niemals weiter gelangen als bis zum entgegengeſetzten blauen Rande, mit dem er ſich zum Grün verbindet; und hier iſt eigentlich das Ende des innern Bildes. Der violette Saum geht aber immer ſeiner Wege fort und wird von Schritt zu Schritt breiter. Nimmt man alſo eine kleine Oeffnung und verrückt das Lichtbild ſo lange, daß es nunmehr um fünf Theile länger als breiter erſcheint, ſo iſt dieß keineswegs die Normallänge für größere Bilder unter gleicher Bedingung. Denn man bereite ſich eine Pappe oder ein Blech, in welchem mehrere Oeffnungen von verſchiedener Größe oben an einer Horizontallinie anſtehen; man ſchiebe dieſe Vorrichtung vor das Waſſerprisma und laſſe auf dieſe ſämmtlichen Oeffnungen nun das Sonnenlicht fallen, und die durch das Prisma gebrochenen Bilder werden ſich an der Wand in jeder beliebigen Entfernung zeigen, jedoch ſo, daß weil ſie alle an einer Horizontallinie oben anſtehen, der violette Saum bei keinem Bilde länger ſeyn kann als beim andern. Iſt nun das Bild größer, ſo hat es ein anderes Verhältniß zu dieſem Saume, und folglich iſt ſeine Breite nicht ſo oft in der Länge enthalten, als am kleinen Bilde. Man kann dieſen Verſuch auch ſubjectiv ſehr bequem machen, wenn man auf eine ſchwarze Tafel weiße Scheiben von verſchiedener Größe neben einander klebt, die aber, weil man gewöhnlich den brechenden Winkel unterwärts hält, unten auf einer Horizontallinie aufſtehen müſſen.

93.

Daß ferner die Stärke des Prismas, d. h. die Vergrößerung seines Winkels, eine Differenz in der Länge des Bildes zur Breite machen müsse, wird jedermann deutlich seyn, der das, was wir im 210. und 324. Paragraph und zwar im dritten Punkte angedeutet, und im Gange des Vortrags weiter ausgeführt haben, gegenwärtig hat, daß nämlich eine Hauptbedingung einer stärkern Färbung sey, wenn das Bild mehr verrückt werde. Da nun ein Prisma von einem größern Winkel das Bild stärker verrückt, als ein anderes von einem kleinern, so wird auch die Farbenerscheinung, unter übrigens gleichen Bedingungen, sehr verschieden seyn. Wie es also mit diesem Experiment und seiner Beweiskraft beschaffen sey, werden unsere Leser nun wohl ohne weiteres vollkommen einsehen.

Vierter Versuch.

94.

Der Beobachter blickt nun durch das Prisma gegen das einfallende Sonnenbild oder gegen die bloß durch den Himmel erleuchtete Oeffnung, und kehrt also den vorigen objectiven Versuch in einen subjectiven um; wogegen nichts zu sagen wäre, wenn wir dadurch nur einigermaßen gefördert würden. Allein das subjective Bild wird hier so wenig auf seine Anfänge zurückgeführt, als vorher das objective. Der Beobachter sieht nur das verlängerte flätig gefärbte Bild, an welchem der violette Theil abermals der längste bleibt.

95.

Leider verhehlt uns der Verfasser bei dieser Gelegenheit abermals einen Hauptpunkt, daß nämlich die Erscheinung geradezu die umgekehrte sey von der, die wir bisher an der Wand erblickten. Bemerkt man dieses, so kann man die Frage aufwerfen, was würde denn geschehen, wenn das Auge sich an die Stelle der Tafel setzte? würde es denn die Farben in eben der Ordnung sehen, wie man sie auf der Tafel erblickt, oder umgekehrt? und wie ist denn eigentlich im Ganzen das Verhältniß?

96.

Diese Frage ist schon zu Newtons Zeiten aufgeworfen worden, und es fanden sich Personen, die gegen ihn behaupteten, das Auge sehe gerade

die entgegengesetzte Farbe, wenn es hinwärts blicke, von der, welche herwärts auf die Tafel oder auch auf ein Auge falle, das sich an die Stelle der Tafel setzte. Newton lehnt nach seiner Weise diesen Einwurf ab, anstatt ihn zu heben.

97.

Das wahre Verhältniß aber ist dieses. Beide Bilder haben nichts mit einander gemein. Es sind zwei ganz verschiedene Bilder, das eine heraufwärts das andere herunterwärts bewegt, und also gesetzmäßig verschieden gefärbt.

98.

Von der Coexistenz dieser zwei verschiedenen Bilder wovon das objective heraufwärts, das subjective herunterwärts gefärbt ist, kann man sich auf mancherlei Weise überzeugen. Jedoch ist folgender Versuch wohl der bequemste und vollkommenste. Man lasse mittelst einer Oeffnung des Fensterladens von etwa zwei bis drei Zoll das Sonnenbild durch das große Wasserprisma auf ein weißes feines über einen Rahmen gespanntes Papier hinaufwärts gebrochen in der Entfernung anlangen, daß die beiden gefärbten Ränder noch von einander abstehen, das Grün noch nicht entstanden, sondern die Mitte noch weiß sey. Man betrachte dieses Bild hinter dem Rahmen; man wird das Blaue und Violette ganz deutlich oben, das Gelbrothe und Gelbe unten sehen. Nun schaue man neben dem Rahmen hervor, und man wird durch das Prisma das hinuntergerückte Bild der Fensteröffnung umgekehrt gefärbt sehen.

Damit man aber beide Bilder über und mit einander erblicke, so bediene man sich folgenden Mittels. Man mache das Wasser im Prisma durch einige Tropfen Seifenspiritus dergestalt trübe, daß das Bild auf dem Papierrahmen nicht undeutlich, das Sonnenlicht aber dergestalt gemäßigt werde, daß es dem Auge erträglich sey. Man mache alsdann, indem man sich hinter den Rahmen stellt, an dem Ort, wo sich das gebrochene und gefärbte Bild abbildet, ins Papier eine kleine Oeffnung und schaue hindurch und man wird, wie vorher, das Sonnenbild hinabgerückt sehen. Nun kann man, wenn die in das Papier gemachte Oeffnung groß genug ist, etwas zurücktreten, und zugleich das objective durchscheinende, aufwärts gefärbte Bild und das subjective, das sich im Auge darstellt, erblicken; ja man kann mit einiger Auf- und Abbewegung des Papiers die gleichnamigen und ungleichnamigen Ränder beider Erscheinungen

zuſammenzubringen, wie es beliebig iſt: und indem man ſich von der Coexiſtenz der beiden Erſcheinungen überzeugt, überzeugt man ſich zugleich von ihrem ewig beweglichen und werdend wirkſamen Weſen. Man erinnere ſich hierbei jenes höchſt merkwürdigen Verſuchs E. 350 — 354 und familiariſire ſich mit demſelben, weil wir noch öfters auf ihn zurückkommen müſſen.

Fünfter Verſuch.

99.

Auch dieſen Verſuch betrachtet Newton nur durch den Nebel des Vorurtheils: er weiß nicht recht, was er ſieht, noch was aus dem Verſuche folgt, doch iſt ihm die Erſcheinung zum Behuf ſeiner Beweiſe außerordentlich willkommen, und er kehrt immer wieder auf dieſelbe zurück. Es wird nämlich das Spectrum, das heißt jenes verlängerte farbige Bild der Sonne, welches durch ein horizontales Prisma im dritten Experiment hervorgebracht worden, durch ein vertical ſtehendes Prisma aufgefangen, und durch ſelbiges nach der Seite gebrochen, da es denn völlig wie vorher, nur etwas vorwärts gebogen, erſcheint, ſo nämlich, daß der violette Theil vorausgeht.

100.

Newton ſchließt nun daraus folgendermaßen:

Läge die Urſache der Verlängerung des Bildes in der Brechung etwa dergeſtalt, daß die Sonnenſtrahlen durch ſie zerſtreut, zerſplittert und ausgeweitet würden, ſo müßte ein ſolcher Effect durch eine zweite Refraction abermals hervorgebracht, und das lange Bild, wenn man ſeine Länge durch ein zweites Prisma, parallell mit deſſen Achſe auffängt, abermals in die Breite gezogen, und wie vorher auseinander geworfen werden. Allein dieſes geſchieht nicht, ſondern das Bild geht lang, wie es war, heraus, und neigt ſich nur ein wenig; daher ſich folgern läßt, daß die Urſache der Erſcheinung auf einer Eigenſchaft des Lichtes beruhe, und daß dieſe Eigenſchaft, da ſie ſich nun in ſo viel farbigen Lichtern einmal manifeſtirt, nun keine weitere Einwirkung annehme, ſondern daß das Phänomen nunmehr unveränderlich bleibe, nur daß es ſich bei einer zweiten Refraction

etwas niederbückt, jedoch auf eine der Natur sehr gemäße Weise, indem auch hier die mehr refrangibeln Strahlen, die violetten, vorausgehen, und also auch ihre Eigenheit vor den übrigen sehen lassen.

101.

Newton begeht hierbei den Fehler, den wir schon früher gerügt haben, und den er durch sein ganzes Werk begeht, daß er nämlich das prismatische Bild als ein fertiges unveränderliches ansieht, da es doch eigentlich immer nur ein werdendes und immer abänderliches bleibt. Wer diesen Unterschied wohl gefaßt hat, der kennt die Summe des ganzen Streites und wird unsere Einwendungen nicht allein einsehen und ihnen beipflichten, sondern er wird sie sich selbst entwickeln. Auch haben wir schon in unserm Entwurfe dafür gesorgt (205 — 207), daß man das Verhältniß des gegenwärtigen Phänomens bequem einsehen könne; wozu auch unsere zweite Tafel das Ihrige beitragen wird. Man muß nämlich Prismen von wenigen Graden, z. B. von 15 anwenden, wobei man das Werden des Bildes deutlich beobachten kann. Verrückt man subjectiv nun durch ein Prisma das Bild dergestalt, daß es in die Höhe gehoben erscheint, so wird es in dieser Richtung gefärbt. Man sehe nun durch ein anderes Prisma, daß das Bild im rechten Winkel nach der Seite gerückt erscheint, so wird es in dieser Richtung gefärbt seyn; man bringe beide Prismen nunmehr kreuzweise über einander, so muß das Bild nach einem allgemeinen Gesetze sich in der Diagonale verrücken und sich in dieser Richtung färben: denn es ist in einem wie in dem andern Falle ein werdendes erst entstehendes Gebilde; denn die Ränder und Säume entstehen bloß in der Linie des Verrückens. Jenes gebückte Bild Newtons aber ist keineswegs das aufgefangene erste, das nach der zweiten Refraction einen Reverenz macht, sondern ein ganz neues, das nunmehr in der ihm zugenöthigten Richtung gefärbt wird. Man kehre übrigens zu unsern angeführten Paragraphen und Tafeln nochmals zurück, und man wird die völlige Ueberzeugung dessen, was wir sagen, zum Gewinn haben.

Und auf diese Weise vorbereitet, gehe man nun bei Newton selbst die sogenannte Illustration dieses Experiments und die derselben gewidmeten Figuren und Beschreibungen durch, und man wird einen Fehlschluß nach dem andern entdecken und sich überzeugen, daß jene Proposition keineswegs durch dieses Experiment irgend ein Gewicht erhalten habe.

102.

Indem wir nun, ohne unſere Leſer zu begleiten, ihnen das Geſchäft für einen Augenblick ſelbſt überlaſſen, müſſen wir auf die ſonderbaren Wege aufmerkſam machen, welche der Verfaſſer nunmehr einzuſchlagen gedenkt.

103.

Bei dem fünften Verſuche erſcheint das prismatiſche Bild nicht allein geſenkt, ſondern auch verlängert. Wir wiſſen dieſes aus unſeren Elementen ſehr gut abzuleiten: denn indem wir, um das Bild in der Diagonale erſcheinen zu laſſen, ein zweites Prisma nöthig haben, ſo heißt das eben ſo viel, als wenn die Erſcheinung durch ein gedoppeltes Prisma hervorgebracht wäre. Da nun eine der vorzüglichſten Bedingungen der zu verbreiternden Farbenerſcheinung das verſtärkte Maß des Mittels iſt (E. 210), ſo muß alſo auch dieſes Bild, nach dem Verhältniß der Stärke der angewendeten Prismen, mehr in die Länge gedehnt erſcheinen. Man habe dieſe Ableitung beſtändig im Auge, indem wir deutlich zu machen ſuchen, wie künſtlich Newton es anlegt, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen.

Unſeren Leſern iſt bekannt, wie man das bei der Refraction entſtehende farbige Bild immer mehr verlängern könne, da wir die verſchiedenen Bedingungen hierzu umſtändlich ausgeführt. Nicht weniger ſind ſie überzeugt, daß, weil bei der Verlängerung des Bildes die farbigen Ränder und Säume immer breiter werden und die gegen einander geſtellten ſich immer inniger zuſammendrängen, daß durch eine Verlängerung des Bildes zugleich eine größere Vereinigung ſeiner entgegengeſetzten Elemente vorgehe. Dieſes erzählen und behaupten wir gerne, ganz einfach, wie es der Natur gemäß iſt.

Newton hingegen muß ſich mit ſeiner erſonnenen Unnatur viel zu ſchaffen machen, Verſuche über Verſuche, Fictionen über Fictionen häufen, um zu blenden, wo er nicht überzeugen kann.

Seine zweite Propoſition, mit deren Beweis er ſich gegenwärtig beſchäftigt, lautet doch, das Sonnenlicht beſtehe aus verſchieden refrangibeln Strahlen. Da dieſe verſchiedenen Lichtſtrahlen und Lichter integrirende Theile des Sonnenlichtes ſeyn ſollen, ſo begreift der Verfaſſer wohl, daß die Forderung entſtehen könne und müſſe, dieſe verſchiedenen Weſen doch auch abgeſondert und deutlich vereinzelt neben einander zu ſehen.

Schon wird das Phänomen des dritten Experiments, das gewöhnliche

Was aber das Allersonderbarste ist: der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrthum selbst deßhalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Reade, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „das prismatische Bild sey keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens mit Farbensaumen geschmückt; im prismatischen Bilde gebe es kein ursprünglich Grün, dieses entstehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, so das ein schwarzer Streif eben so gut als ein weißer in Farben aufgelöst scheinen könne, wenn man hier von Auflösen reden wolle." Genug, alles, was wir seit vielen Jahren dargethan haben, legt dieser gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diversen Refrangibilität nicht los, doch kehrt er sie um und ist wo möglich noch befangener als sein großer Meister. Anstatt durch diese neue Ansicht begeistert aus jenem Chrysalidenzustande sich herauszureißen, sucht er die schon erwachsenen und entfalteten Glieder aufs neue in die alten Puppenschalen unterzubringen.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene versetzt uns in eine Art von Angst, wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt erfreuen sie uns.

Der Magnet ist ein Urphänomen, das man nur aussprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen.

Spectrum, ſo erklärt, daß es die auseinander geſchobenen verſchiedenen Lichter des Sonnenlichtes, die auseinander gezogenen verſchiedenfarbigen Bilder des Sonnenbildes zeige und manifeſtire; allein bis zur Abſonderung iſt es noch weit hin. Eine ſtätige Reihe ineinander greifender, auseinander gleichſam quellender Farben zu trennen, zu zerſchneiden, zu zerreißen, iſt eine ſchwere Aufgabe; und doch wird Newton in ſeiner vierten Propoſition mit dem Problem hervortreten, man ſolle die heterogenen Strahlen des zuſammengeſetzten Lichtes von einander abſondern. Da er ſich hierdurch etwas Unmögliches aufgiebt, ſo muß er freilich bei Zeiten anfangen, um den unaufmerkſamen Schüler nach und nach überliſten zu können. Man gebe wohl Acht, wie er ſich hierbei benimmt!

104.

Aber daß man den Sinn dieſes Experiments deſto deutlicher einſehe, muß man bedenken, daß die Strahlen, welche von gleicher Brechbarkeit ſind, auf einen Cirkel fallen, der der Sonnenſcheibe entſpricht, wie es im dritten Experiment bewieſen worden.

105.

Wenn es bewieſen wäre, ließe ſich nichts dagegen ſagen: denn es wäre natürlich, wenn die Theile, die von der Sonne herfließen, verſchieden refrangibel wären, ſo müßten einige, ob ſie gleich von einer und derſelben Sonnenſcheibe herkommen, nach der Refraction zurückbleiben, wenn die andern vorwärts gehen. Daß die Sache ſich aber nicht ſo verhalte, iſt uns ſchon bekannt. Nun höre man weiter!

106.

Unter einem Cirkel verſtehe ich hier nicht einen vollkommenen geometriſchen Cirkel, ſondern irgend eine Kreisfigur, deren Länge der Breite gleich iſt, und die den Sinnen allenfalls wie ein Cirkel vorkommen könnte.

107.

Dieſe Art von Vor- und Nachklage, wie man es nennen möchte, geht durch die ganze Newton'ſche Optik: denn erſt ſpricht er etwas aus, und ſetzt es feſt; weil es aber mit der Erfahrung nur ſcheinbar zuſammentrifft, ſo limitirt er ſeine Propoſition wieder ſo lange, bis er ſie ganz aufgehoben hat. Dieſe Verfahrungsart iſt ſchon oft von den Gegnern

relevirt worden; doch hat sie die Schule weder einsehen können, noch eingestehen wollen. Zu mehrerer Einsicht der Frage nehme man nun die Figuren 4. 5. 6. 7. unserer siebenten Tafel vor sich.

In der vierten Figur wird das Spectrum dargestellt, wie es Newton und seine Schüler, oft captiös genug, als eine zwischen zwei Parallellinien eingefaßte, oben und unten abgerundete lange Figur vorstellen, ohne auf irgend eine Farbe Rücksicht zu nehmen. Figur 5. ist dagegen die Figur, welche zu der gegenwärtigen Darstellung gehört.

108.

Man lasse also den obern Kreis für die brechbarsten Strahlen gelten, welche von der ganzen Scheibe der Sonne herkommen, und auf der entgegengesetzten Wand sich also erleuchtend abmalen würden, wenn sie allein wären. Der untere Kreis bestehe aus den wenigst brechbaren Strahlen, wie er sich, wenn er allein wäre, gleichfalls erleuchtend abbilden würde. Die Zwischenkreise mögen sodann diejenigen seyn, deren Brechbarkeit zwischen die beiden äußern hineinfällt, und die sich gleichfalls an der Wand einzeln zeigen würden, wenn sie einzeln von der Sonne kämen, und auf einander folgen könnten, indem man die übrigen auffinge. Nun stelle man sich vor, daß es noch andere Zwischencirkel ohne Zahl gebe, die vermöge unzähliger Zwischenarten der Strahlen, sich nach und nach auf der Wand zeigen würden, wenn die Sonne nach und nach jede besondere Art herunterschickte. Da nun aber die Sonne sie alle zusammen von sich sendet, so müssen sie zusammen als unzählige gleiche Cirkel sich auf de. Wand erleuchtend abbilden, aus welchen, indem sie nach den verschiedenen Graden der Refrangibilität ordnungsgemäß in einer zusammenhängenden Reihenfolge ihren Platz einnehmen, jene längliche Erscheinung zusammengesetzt ist, die ich in dem dritten Versuche beschrieben habe.

109.

Wie der Verfasser diese hypothetische Darstellung, die Hieroglyphe seiner Ueberzeugung, keineswegs aber ein Bild der Natur benutzt, um die Bücklinge seines Spectrums deutlicher zu machen, mag der wißbegierige Leser bei ihm selbst nachsehen. Uns ist gegenwärtig nur darum zu thun,

das Unstatthafte dieser Vorstellung deutlich zu machen. Hier sind keineswegs Kreise, die in einander greifen; eine Art von Täuschung kann bloß entstehen, wenn das refrangirte Bild rund ist; wodurch denn auch die Gränzen des farbigen Bildes, als eines Nebenbildes, rundlich erscheinen, da doch eigentlich der Fortschritt der verschiedenen Abtheilungen des farbigen Bildes bei den prismatischen Versuchen immer in Parallellinien geschieht, welche die Linie des Vorschreitens jederzeit in einem rechten Winkel durchschneiden. Wir haben, um dieses deutlich zu machen, auf unserer fünften und sechsten Tafel angenommen, daß ein viereckes Bild verrückt werde; da man sich denn von dem parallelen Vorrücken der verschiedenen farbigen Reihen einen deutlichen Begriff machen kann. Wir müssen es daher abermals wiederholen, hier kann weder von in einander greifenden fünf noch sieben noch unzähligen Kreisen die Rede seyn, sondern an den Gränzen des Bildes entsteht ein rother Rand, der sich in den gelben verliert, ein blauer Rand, der sich in den violetten verliert. Erreicht bei der Schmäle des Bildes oder der Stärke der Refraction, der gelbe Saum den blauen Rand über das weiße Bild, so entsteht Grün; erreicht der violette Saum den gelbrothen Rand über das schwarze Bild, so entsteht Purpur. Das kann man mit Augen sehen, ja man möchte sagen, mit Händen greifen.

110.

Nicht genug aber, daß Newton seine verschieden refrangibeln Strahlen zwar auseinander zerrt, aber doch ihre Kreise noch in einander greifen läßt; er will sie, weil er wohl sieht, daß die Forderung entsteht, noch weiter auseinander bringen. Er stellt sie auch wirklich in einer zweiten Figur abgesondert vor, läßt aber immer noch die Gränzlinien stehen, so daß sie getrennt und doch zusammenhängend sind. Man sehe die beiden Figuren, welche Newton auf seiner dritten Tafel mit 15 bezeichnet. Auf unserer siebenten giebt die sechste Figur die Vorstellung dieser vorgeblichen Auseinanderzerrung der Kreise, worauf wir künftig abermals zurückkommen werden.

111.

Worauf wir aber den Forscher aufmerksam zu machen haben, ist die Stelle, womit der Autor zu dem folgenden Experiment übergeht. Er hatte nämlich zwei Prismen über einander gestellt, ein Sonnenbild durch jedes durchfallen lassen, um beide zugleich durch ein vertikales Prisma

aufzufangen und nach der Seite zu biegen. Wahrscheinlich war dieses letztere nicht lang genug, um zwei vollendete Spectra aufzufassen; er rückte also damit nahe an die ersten Prismen heran, und findet, was wir lange kennen und wissen, auch nach der Refraction zwei runde und ziemlich farblose Bilder. Dieß irrt ihn aber gar nicht; denn anstatt einzusehen und einzugestehen, daß seine bisherige Darstellung durchaus falsch sey, sagte er ganz naiv und unbewunden:

112.

Uebrigens würde dieses Experiment einen völlig gleichen Erfolg haben, man mag das dritte Prisma gleich hinter die beiden ersten oder auch in größere Entfernung stellen, so daß das Licht im ersten Falle, nachdem es durch die beiden vordern Prismen gebrochen worden, von dem dritten entweder weiß und rund oder gefärbt und länglich aufgenommen werde.

113.

Wir haben also hier auf einmal ein durch das Prisma durchgegangenes und gebrochenes Farbenbild, das noch weiß und rund ist, da man uns doch bisher dasselbe durchaus als länglich auseinander gezogen und völlig gefärbt dargestellt hatte. Wie kommt nun auf einmal das Weiße durch die Hinterthür herein? wie ist es abgeleitet? ja, wie ist es, nach dem bisher vorgetragenen, nur möglich? Dieß ist einer von den sehr schlimmen Advocatenstreichen, wodurch sich die Newton'sche Optik so sehr auszeichnet. Ein gebrochenes und doch weißes, ein zusammengesetztes und durch Brechung in seine Elemente nicht gesondertes Licht haben wir nun auf einmal durch eine beiläufige Erwähnung erhalten. Niemand bemerkt, daß durch die Erscheinung dieses Weißen der ganze bisherige Vortrag zerstört ist, daß man ganz wo anders ausgehen, ganz wo anders anfangen müsse, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Der Verfasser fährt vielmehr auf seinem einmal eingeschlagenen Wege ganz geruhig fort, und hat nun außer seiner grünen Mitte des fertigen Gespenstes auch noch eine weiße Mitte des erst werdenden, noch unfarbigen Gespenstes; er hat ein langes Gespenst, er hat ein rundes, und operirt nun mit beiden wechselsweise, wie es ihm beliebt, ohne daß die Welt, die hundert Jahre seine Lehre nachbetet, den Taschenspielerstreich gewahr wird, vielmehr diejenigen, die ihn ans Licht bringen wollen, verfolgt und übel behandelt.

Denn sehr künstlich ist diese Bemerkung hier angebracht, indem der Verfasser diese weiße Mitte, welche hier auf einmal in den Vortrag hineinspringt, bei dem nächsten Versuch höchst nöthig braucht, um sein Hocuspocus weiter fortzusetzen.

Sechster Versuch.

114.

Haben wir uns bisher lebhaft, ja mit Heftigkeit, vorgesehen und verwahrt, wenn uns Newton zu solchen Versuchen berief, die er vorsätzlich und mit Bewußtseyn ausgesucht zu haben schien, um uns zu täuschen, und zu einem übereilten Beifall zu verführen, so haben wir es gegenwärtig noch weit ernstlicher zu nehmen, indem wir an jenen Versuch gelangen, durch welchen sich Newton selbst zuerst von der Wahrheit seiner Erklärungsart überzeugte, und welcher auch wirklich unter allen den meisten Schein für sich hat. Es ist dieses das sogenannte **Experimentum crucis**, wobei der Forscher die Natur auf die Folter spannte, um sie zu dem Bekenntniß dessen zu nöthigen, was er schon vorher bei sich festgesetzt hatte. Allein die Natur gleicht einer standhaften und edelmüthigen Person, welche selbst unter allen Qualen bei der Wahrheit verharrt: steht es anders im Protocoll, so hat der Inquisitor falsch gehört, der Schreiber falsch niedergeschrieben. Sollte darauf eine solche untergeschobene Aussage für eine kleine Zeit gelten, so findet sich doch wohl in der Folge noch jemand, welcher sich der gekränkten Unschuld annehmen mag; wie wir uns denn gegenwärtig gerüstet haben, für unsere Freundin diesen Ritterdienst zu wagen. Wir wollen nun zuerst vernehmen, wie Newton zu Werke geht.

115.

In der Mitte zweier dünnen Bretter machte ich runde Oeffnungen, ein drittel Zoll groß, und in den Fensterladen eine viel größere. Durch letztere ließ ich in mein dunkles Zimmer einen breiten Strahl des Sonnenlichtes herein, ich setzte ein Prisma hinter den Laden in den Strahl, damit er auf die entgegengesetzte Wand gebrochen würde, und nahe hinter das Prisma befestigte ich eines der Bretter dergestalt, daß die Mitte des gebrochenen Lichtes durch die

kleine Oeffnung hindurchging, und das übrige von dem Rande aufgefangen wurde.

116.

Hier verfährt Newton nach seiner alten Weise: er giebt Bedingungen an, aber nicht die Ursache derselben. Warum ist denn hier auf einmal die Oeffnung im Fensterladen groß? und wahrscheinlich das Prisma auch groß, ob er es gleich nicht meldet? Die Größe der Oeffnung bewirkt ein großes Bild, und ein großes Bild fällt, auch nach der Refraction, mit weißer Mitte auf eine nah hinter das Prisma gestellte Tafel. Hier ist also die weiße Mitte, die er am Schluß des vorigen Versuches heimlich hereingebracht. In dieser weißen Mitte operirt er; aber warum gesteht er denn nicht, daß sie weiß ist? warum läßt er diesen wichtigen Umstand errathen? Doch wohl darum, weil seine ganze Lehre zusammenfällt, sobald dieses ausgesprochen ist. 112

117.

Dann in einer Entfernung von zwölf Fuß von dem ersten Brett befestigte ich das andere dergestalt, daß die Mitte des gebrochenen Lichtes, welche durch die Oeffnung des ersten Brettes hindurch fiel, nunmehr auf die Oeffnung dieses zweiten Brettes gelangte, das übrige aber, welches von der Fläche des Brettes aufgefangen wurde, das farbige Spectrum der Sonne daselbst zeichnete.

118.

Wir haben also hier abermals eine Mitte des gebrochenen Lichtes und diese Mitte ist, wie man aus dem Nachsatz deutlich sieht, grün: denn das übrige soll ja das farbige Bild darstellen. Uns werden zweierlei Mitten, eine farblose und eine grüne, gegeben, in denen und mit denen wir nach Belieben operiren, ohne daß man uns den Unterschied im mindesten anzeigt, und einen so bedeutenden Unterschied, auf den alles ankommt. Wem hier über die Newton'sche Verfahrungsweise die Augen nicht aufgehen, dem möchten sie wohl schwerlich jemals zu öffnen seyn. Doch wir brechen ab: denn die angegebene genaue Vorrichtung ist nicht einmal nöthig, wie wir bald sehen werden, wenn wir die Illustration dieses Versuchs durchgehen, zu welcher wir uns sogleich hinwenden und eine Stelle des Textes überschlagen, deren Inhalt ohnehin in dem folgenden wiederholt wird. Dem bessern Verständniß dieser Sache widmen wir

unsere zwölfte Tafel, welche daher unsere Leser zur Hand nehmen werden. Sie finden auf derselben unter andern zwei Figuren, die eine falsch, wie sie Newton angiebt, die andere wahr, so daß sie das Experiment rein darstellt. Beiden Figuren geben wir einerlei Buchstaben, damit man sie unmittelbar vergleichen könne.

119.

Es soll F eine etwas große Oeffnung im Fensterladen vorstellen, wodurch das Sonnenlicht zu dem ersten Prisma A B C gelange, worauf denn das gebrochene Licht auf den mittlern Theil der Tafel D E fallen wird. Dieses Lichtes mittlerer Theil gehe durch die Oeffnung G durch und falle auf die Mitte der zweiten Tafel d e. und bilde dort das längliche Sonnenbild, wie wir solches oben im dritten Experimente beschrieben haben.

120.

Das erstemal ist also, wie oben schon bemerkt worden, der mittlere Theil weiß, welches hier abermals vom Verfasser nicht angezeigt wird. Nun fragen wir, wie geht es denn zu, daß jener auf der Tafel D E anlangende weiße Theil, indem er durch die Oeffnung G durchgeht, auf der zweiten Tafel d e ein völlig gefärbtes Bild hervorbringt? Darauf müßte man denn doch antworten, es geschehe durch die Beschränkung, welche nach der Refraction das Lichtbild in der kleinen Oeffnung G erleidet. Dadurch aber wäre auch zugleich schon eingestanden, daß eine Beschränkung, eine Begränzung zur prismatischen Farbenerscheinung nothwendig sey; welches jedoch in dem zweiten Theile dieses Buches hartnäckig geläugnet werden soll. Diese Verhältnisse, diese nothwendigen und unerläßlichen Bedingungen muß Newton verschweigen, er muß den Leser, den Schüler im Dunkeln erhalten, damit ihr Glaube nicht wankend werde. Unsere Figur setzt dagegen das Factum aufs deutlichste auseinander, und man sieht recht wohl, daß so gut durch Wirkung des Randes der ersten Oeffnung, als des Randes der zweiten gefärbte Säume entstehen, welche, da die zweite Oeffnung klein genug ist, indem sie sich verbreitern, sehr bald über einander greifen und das völlig gefärbte Bild darstellen. Nach dieser Vorrichtung schreitet Newton zu seinem Zweck.

121.

Nun kann man jenes farbige Bild, wenn man das erste Prisma

A B C langsam auf seiner Achse hin und her bewegt, auf der Tafel d e nach Belieben herauf- und herabführen, und wenn man auf derselben gleichfalls eine Oeffnung g anbringt, jeden einzelnen farbigen Theil des gedachten Bildes der Ordnung nach hindurchlassen. Inzwischen stelle man ein zweites Prisma a b c hinter die zweite Oeffnung g und lasse das durchgehende farbige Licht dadurch abermals in die Höhe gebrochen werden. Nachdem dieses also gethan war, bezeichnete ich an der aufgestellten Wand die beiden Orte M und N, wohin die verschiedenen farbigen Lichter geführt wurden, und bemerkte, daß, wenn die beiden Tafeln und das zweite Prisma fest und unbeweglich blieben, jene beiden Stellen, indem man das erste Prisma um seine Achse drehte, sich immerfort veränderten. Denn wenn der untere Theil des Bildes, das sich auf der Tafel d e zeigte, durch die Oeffnung g geführt wurde, so gelangte er nach einer untern Stelle der Wand M; ließ man aber den obern Theil desselben Lichtes durch gedachte Oeffnung g fallen, so gelangte derselbe nach einer obern Stelle der Wand N: und wenn ein mittlerer Theil hindurchging, so nahm er auf der Wand gleichfalls die Mitte zwischen M und N ein: wobei man zu bemerken hat, daß, da an der Stellung der Oeffnungen in den Tafeln nichts verändert wurde, der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweite Prisma in allen Fällen derselbige blieb. Dessen ungeachtet wurden bei gleicher Incidenz einige Strahlen mehr gebrochen als die andern, und die im ersten Prisma durch eine größere Refraction weiter vom Wege abgenöthigt waren, auch diese wurden durch das zweite Prisma abermals am meisten gebrochen. Da das nun auf eine gewisse und beständige Weise geschah, so muß man die einen für refrangibler, als die andern ansprechen.

122.

Die Ursache, warum sich Newton bei diesem Versuche zweier durchlöcherten Bretter bedient, spricht er selbst aus, indem er nämlich dadurch zeigen will, daß der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweite Prisma, bei jeder Bewegung des ersten, derselbige blieb; allein er übersieht oder

verbirgt uns, was wir schon oben bemerkt, daß das farbige Bild erst hinter der Oeffnung des ersten Brettes entstehe, und daß man seinen verschiedenen Theilen, indem sie durch die Oeffnung des zweiten Brettes hindurchgehen, immer noch den Vorwurf einer verschiedenen Incidenz auf das zweite Prisma machen könne.

123.

Allein wir gehören nicht zu denjenigen, welche der Incidenz bei diesen Versuchen bedeutende Wirkung zuschreiben, wie es mehrere unter Newtens früheren Gegnern gethan haben; wir erwähnen dieses Umstands nur, um zu zeigen, daß man sich bei diesem Versuche, wie bei andern, gar wohl von ängstlichen Bedingungen losmachen könne. Denn die doppelten Bretter sind in gegenwärtigem Falle sehr beschwerlich; sie geben ein kleineres schwächeres Bild, mit welchem nicht gut noch scharf zu operiren ist, und obgleich das Resultat zuletzt erscheint, so bleibt es doch oft wegen der Complication der Vorrichtung schwankend, und der Experimentirende ist nicht leicht im Fall, die ganze Anstalt mit vollkommener Genauigkeit einzurichten.

124.

Wir suchen daher der Erscheinung, welche wir nicht läugnen, auf einem andern Wege beizukommen, um sowohl sie als das, was uns der folgende Versuch darstellen wird, an unsere früher begründeten Erfahrungen anzuknüpfen; wobei wir unsere Leser um besondere Aufmerksamkeit bitten, weil wir uns zunächst an der Achse befinden, um welche sich der ganze Streit umdreht, weil hier eigentlich der Punkt ist, wo die Newton'sche Lehre entweder bestehen kann oder fallen muß.

125.

Die verschiedenen Bedingungen, unter welchen das prismatische Bild sich verlängert, sind unseren Lesern, was sowohl subjective als objective Fälle betrifft, hinlänglich bekannt. (E. 210. 324.) Sie lassen sich meist unter eine Hauptbedingung zusammenfassen, daß nämlich das Bild immer mehr von der Stelle gerückt werde.

126.

Wenn man nun das durch das erste Prisma gegangene, und auf der Tafel farbig erscheinende Bild ganz, mit allen seinen Theilen, auf einmal durch ein zweites Prisma im gleichen Sinne hindurchläßt und es auf dem Wege abermals verrückt, so hebt man es in die Höhe und zugleich

verlängert man es. Was geschieht aber bei Verlängerung des Bildes? Die Distanzen der verschiedenen Farben erweitern sich, die Farben ziehen sich in gewissen Proportionen weiter auseinander.

127.

Da bei Verrückung des hellen Bildes der gelbrothe Rand keineswegs in dem Maße nachfolgt, in welchem der violette Saum vorausgeht, so ist es eigentlich dieser, der sich von jenem entfernt. Man messe das ganze, durch das erste Prisma bewirkte Spectrum; es habe z. B. drei Zoll, und die Mitte der gelbrothen Farbe sey etwa von der Mitte der violetten um zwei Zoll entfernt; man refrangire nun dieses ganze Spectrum abermals durch das zweite Prisma, und es wird eine Länge von etwa neun Zoll gewinnen. Daher wird die Mitte der gelbrothen und violetten Farbe auch viel weiter von einander abstehen als vorher.

128.

Was von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von seinen Theilen. Man fange das durchs erste Prisma hervorgebrachte farbige Bild mit einer durchlöcherten Tafel auf, und lasse dann die aus verschiedenen farbigen isolirten Bildern bestehende Erscheinung auf die weiße Tafel fallen, so werden diese einzelnen Bilder, welche ja nur ein unterbrochenes ganzes Spectrum sind, den Platz einnehmen, den sie vorher in der Folge des Ganzen behauptet hatten.

129.

Nun fange man dieses unterbrochene Bild gleich hinter der durchlöcherten Tafel mit einem Prisma auf, und refrangire es zu zweitenmal, so werden die einzelnen Bilder, indem sie weiter in die Höhe steigen, ihre Distanzen verändern, und besonders das Violette, als der vorstrebende Saum, sich in stärkerer Proportion als die andern entfernen. Es ist aber weiter nichts, als daß das ganze Bild gesetzmäßig verlängert worden, von welchem im letztern Fall nur die Theile gesehen werden.

130.

Bei der Newton'schen Verrichtung ist dieses nicht so deutlich; doch bleiben Ursache und Resultat immer dieselbigen, er mag die Bilder einzeln, indem er das erste Prisma bewegt, durchs zweite hindurchführen; es sind immer Theile des ganzen farbigen Bildes, die ihrer Natur getreu bleiben.

131.

Hier ist also keine diverse Refrangibilität, es ist nur eine wiederholte

Alles Lebendige bildet eine Atmoſphäre um ſich her.

Die außerordentlichen Männer des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts waren ſelbſt Akademien, wie Humboldt zu unſerer Zeit. Als nun das Wiſſen ſo ungeheuer überhand nahm, thaten ſich Privatleute zuſammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leiſten. Von Miniſtern, Fürſten und Königen hielten ſie ſich fern. Wie ſuchte nicht das franzöſiſche ſtille Conventikel die Herrſchaft Richelieu's abzulehnen! wie verhinderte der engliſche Orforder und Londoner Verein den Einfluß der Lieblinge Carl's des Zweiten!

Da es aber einmal geſchehen war und die Wiſſenſchaften ſich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Proceſſionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man ſtellte ſeine Perſon vor, und die Wiſſenſchaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geſchichte der Farbenlehre habe ich dergleichen weitläufig angeführt. Was aber geſchrieben ſteht, es ſteht deßwegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

Die Natur auffaſſen und ſie unmittelbar benutzen, iſt wenig Menſchen gegeben; zwiſchen Erkenntniß und Gebrauch erfinden ſie ſich gern ein Luftgeſpinnſt, das ſie ſorgfaltig ausbilden, und darüber den Gegenſtand zugleich mit der Benutzung vergeſſen.

Eben ſo begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geſchieht, was auch im kleinſten Cirkel vorgeht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, ſo laſſen ſie ſich's zuletzt gefallen. Spreu von geriebenem Bernſtein angezogen, ſteht

Refraction, eine wiederholte Verrückung, eine vermehrte Verlängerung, nichts mehr und nichts weniger.

132.

Zu völliger Ueberzeugung mache man den Versuch mit einem dunkeln Bilde. Bei demselben ist der gelbe Saum vorstrebend und der blaue Rand zurückbleibend. Alles, was bisher vom violetten Theile prädicirt worden, gilt nunmehr vom gelben, was vom gelbrothen gesagt worden, gilt vom blauen. Wer dieses mit Augen gesehen und recht erwogen hat, dem wird nun wohl die vermeinte Bedeutsamkeit dieses Hauptversuchs wie ein Nebel verschwinden. Wir wollen auf unserer zwölften Tafel und bei Erläuterung derselben noch alles nachholen, was zu mehrerer Deutlichkeit nöthig scheinen möchte, so wie wir auch den zu diesem Versuche nöthigen Apparat noch besonders beschreiben werden.

133.

Wir fügen hier nur noch die Bemerkung hinzu, wie captios Newton die Sache vorträgt (121), wenn er sagt, bei der zweiten Refraction sey das rothe Bildchen nach dem untern Theil der Wand, das violette nach dem obern gelangt. (Im Englischen steht went, im Lateinischen pergebat.) Denn es verhält sich keineswegs also: sowohl der gelbrothe Theil als der violette steigen beide nach der zweiten Refraction in die Höhe, nur entfernt sich der letzte von dem ersten in dem Maße, wie das Bild gewachsen wäre, wenn man es ganz und nicht in seinen Theilen refrangirt hätte.

134.

Da nun aber dieser Versuch gar nichts im Hinterhalte hat, nichts beweist, nicht einmal abgeleitet oder erklärt zu werden braucht, sondern nichts als ein schon bekanntes Phänomen selbst ist, da die Sache sich nach dem, was wir in unserm Entwurfe vorgelegt, leicht abthun läßt, so könnte man uns den Entwurf machen und die Frage erregen, warum wir denn nicht direct auf diesen eingebildeten Haupt- und Grundversuch zugegangen, das Unstatthafte der daraus gezogenen Argumente nachgewiesen, anstatt mit so vielen Umständen der Newton'schen Deduction Schritt für Schritt zu folgen und den Verfasser durch seine Irrwege zu begleiten? Hierauf antworten wir, daß, wenn davon die Rede ist, ein eingewurzeltes Vorurtheil zu zerstören, man keineswegs seinen Zweck erreicht, indem man bloß das Hauptparadoxon überliefert. Es ist nicht genug, daß man zeigt,

das Haus ſey baufällig und unbewohnbar — denn es könnte doch immer noch geſtützt und nothdürftig eingerichtet werden — ja es iſt nicht genug, daß man es einreißt und zerſtört, man muß auch den Schutt wegſchaffen, den Platz abräumen und ebenen: dann möchten ſich allenfalls wohl Liebhaber finden, einen neuen kunſtgemäßen Bau aufzuführen.

135.

In dieſem Sinne fahren wir fort, die Verſuche zu vermannichfaltigen. Will man das Phänomen, von welchem die Rede iſt, recht auffallend machen, ſo bediene man ſich folgender Anſtalt. Man bringe zwei gleiche Prismen hart neben einander und ſtelle ihnen eine Tafel entgegen, auf welcher zwei kleine runde Oeffnungen horizontal neben einander in einiger Entfernung eingeſchnitten ſind; man laſſe aus dem einen Prisma auf die eine Oeffnung den gelbrothen Theil des Bildes, und aus dem andern Prisma den violetten Theil auf die andere Oeffnung fallen; man fange die beiden verſchiedenfarbigen Bilder auf einer dahinter ſtehenden weißen Tafel auf, und man wird ſie horizontal neben einander ſehen. Nun ergreife man ein Prisma, das groß und lang genug iſt, beide Bildchen aufzufaſſen, und bringe daſſelbe horizontal nahe hinter die durchlöcherte Tafel, und breche beide Bildchen zum zweitenmal, ſo daß ſie ſich auf der weißen Tafel abermals abbilden. Beide werden in die Höhe gerückt erſcheinen, aber ungleich, das violette weit höher als das gelbrothe; wovon uns die Urſache aus dem vorigen bekannt iſt. Wir empfehlen dieſen Verſuch allen übrig bleibenden Newtonianern, um ihre Schüler in Erſtaunen zu ſetzen und im Glauben zu ſtärken. Wer aber unſerer Darſtellung ruhig gefolgt iſt, wird erkennen, daß hier an einzelnen Theilen auch nur das geſchehe, was an den ganzen Bildern geſchehen würde, wenn zwei derſelben, wovon das eine tiefer als das andere ſtünde, eine zweite Refraction erlitten. Es iſt dieſes letzte ein Verſuch, den man mit dem großen Waſſerprisma recht gut anſtellen kann.

136.

Genöthigt finden wir uns übrigens, noch eines Umſtandes zu erwähnen, welcher beſonders bei dem folgenden Verſuch zur Sprache kommen wird, und der auch bei dem gegenwärtigen miteintritt, ob er hier gleich nicht von ſo großer Bedeutung iſt. Man kann nämlich die durch die objective prismatiſche Wirkung entſtandenen Bilder als immer werdende und bewegliche anſehen, ſo wie wir es durchaus gethan haben; mit dieſen kann

man nicht operiren, ohne sie zu verändern. Man kann sie aber auch, wie besonders Newton thut, wie wir aber nur mit der größten Einschränkung und für einen Augenblick thun, als fertig ansehen und mit ihnen operiren.

137.

Sehen wir nun die einzelnen durch eine durchlöcherte Tafel durchgegangenen Bilder als fertig an, operiren mit denselben und verrücken sie durch eine zweite Refraction, so muß das eintreten, was wir überhaupt von Verrückung farbiger Bilder dargethan haben: es müssen nämlich an ihnen abermals Ränder und Säume entstehen, aber entweder durch die Farbe des Bildes begünstigte oder verkümmerte. Das isolirte gelbrothe Bild nehmen wir aus dem einwärts strebenden gelbrothen Rande; an seiner untern Gränze wird es durch einen gleichnamigen neuen Rand an Farbe verstärkt, das allenfalls entspringende Gelb verliert sich, und an der entgegengesetzten Seite kann wegen des Widerspruchs kein Blau und folglich auch kein Violett entstehen. Das Gelbrothe bleibt also gleichsam in sich selbst zurückgedrängt, erscheint kleiner und geringer als es seyn sollte. Das violette Bild hingegen ist ein Theil des aus dem ganzen Bilde hinaus strebenden violetten Saumes. Es wird allenfalls an seiner untern Gränze ein wenig verkümmert, und hat eben die völlige Freiheit vorwärts zu gehen. Dieses mit jenen obigen Betrachtungen zusammengenommen, läßt auf ein weiteres Verrücken des Violetten auch durch diesen Umstand schließen. Jedoch legen wir hierauf keinen allzu großen Werth, sondern führen es nur an, damit man sich bei einer so complicirten Sache eines jeden Nebenumstandes erinnere; wie man denn, um sich von der Entstehung dieser neuen Ränder zu überzeugen, nur den gelben Theil des Bildes durch eine Oeffnung im Brette durchführen und alsdann zum zweitenmal hinter demselben refrangiren mag.

Siebenter Versuch

138.

Hier läßt der Verfasser durch zwei neben einander gestellte Prismen zwei Spectra in die dunkle Kammer fallen. Auf einen horizontalen schmalen Streifen Papier trifft nun die rothe Farbe des einen Spectrums und gleich daneben die violette Farbe des andern. Nun betrachtet er diesen doppelt

prismatisch gefärbten Streifen durch ein zweites Prisma und findet das Papier gleichsam auseinander gerissen: die blaue Farbe des Streifens hat sich nämlich viel weiter herunter begeben, als die rothe. Es versteht sich, daß der Beobachter durch ein Prisma blickt, dessen brechender Winkel nach unten gekehrt ist.

139.

Man sieht, daß dieß eine Wiederholung des ersten Versuches werden soll, welcher dort mit körperlichen Farben angestellt war, hier aber mit Flächen angestellt wird, die eine scheinbare Mittheilung durch apparente Farben erhalten haben. Der gegenwärtige Fall, die gegenwärtige Vorrichtung ist doch von jenen himmelweit unterschieden, und wir werden, da wir das Phänomen nicht läugnen, es abermals auf mancherlei Weise darzustellen, aus unsern Quellen abzuleiten und das Hohle der Newton'schen Erklärung darzuthun suchen.

140.

Wir können unsere erstgemeldete (135) Vorrichtung mit zwei Prismen neben einander beibehalten. Wir lassen das rothe und violette Bildchen neben einander auf die hintere weiße Tafel fallen, so daß sie völlig horizontal stehen. Man nehme nun das horizontale Prisma vor die Augen, den brechenden Winkel gleichfalls unterwärts gekehrt, und betrachte jene Tafel; sie wird auf die bekannte Weise verrückt seyn, allein zugleich wird man einen bedeutenden Umstand eintreten sehen: das rothe Bild nämlich rückt nur in sofern von der Stelle, als die Tafel verrückt wird; seine Stelle auf der Tafel hingegen behält es genau. Mit dem violetten Bilde verhält es sich nicht so; dieses verändert seine Stelle, es zieht sich viel weiter herunter, es steht nicht mehr mit dem rothen Bilde auf Einer horizontalen Linie.

141.

Sollte es den Newtonianern möglich seyn, auch künftig noch die Farbenlehre in die dunkle Kammer einzusperren, ihre Schüler in die Gängelbank einzuzwängen und ihnen jeden Schritt freier Beobachtung zu versagen, so wollen wir ihnen auch diesen Versuch besonders empfohlen haben, weil er etwas Ueberraschendes und Imponirendes mit sich führt. Uns aber muß angelegen seyn, die Verhältnisse des Ganzen deutlich zu machen und bei dem gegenwärtigen Versuche zu leisten, was bei dem vorigen bestanden werden.

142.

Newton verbindet hier zum erstenmal die objectiven Versuche mit den subjectiven. Es hätte ihm also geziemt, den Hauptversuch (E. 350—356) zuerst aufzustellen und vorzutragen, dessen er, nach seiner Unmethode, erst viel später erwähnt, wo das Phänomen, weit entfernt zur wahren Einsicht in die Sache etwas beizutragen, nur wieder neue Verwirrungen anzurichten im Fall ist. Wir setzen voraus, daß jedermann diesen Versuch gesehen habe, daß jedermann, den die Sache interessirt, so eingerichtet sey, um ihn, so oft die Sonne scheint, wiederholen zu können.

143.

Dort wird also das längliche Farbenbild durch ein Prisma an die Wand in die Höhe geworfen; man nimmt sodann ein völlig gleiches Prisma, den brechenden Winkel unterwärts gekehrt, hält es vor die Augen und tritt nahe vor das Bild auf der Tafel. Man sieht es wenig verändert, aber je weiter man zurücktritt, desto mehr zieht es sich, nicht allein herabwärts, sondern auch in sich selbst zusammen, dergestalt, daß der violette Saum immer kürzer wird. Endlich erscheint die Mitte weiß und nur die Gränzen des Bildes gefärbt. Steht der Beobachter genau so weit als das erste Prisma, wodurch das farbige Bild entstand, so erscheint es ihm nunmehr subjectiv farblos. Tritt er weiter zurück, so färbt es sich im umgekehrten Sinne herabwärts. Ist man doppelt so weit zurückgetreten, als das erste Prisma von der Wand steht, so sieht man mit freiem Auge das aufstrebende, durch das zweite Prisma aber das herabstrebende umgekehrte gleich stark gefärbte Bild; woraus so viel abermals erhellt, daß jenes erste Bild an der Wand keineswegs ein fertiges, im ganzen und in seinen Theilen unveränderliches Wesen sey, sondern daß es seiner Natur nach zwar bestimmt, aber doch wieder bestimmbar und zwar bis zum Gegensatz bestimmbar, gefunden werde.

144.

Was nun von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von seinen Theilen. Man fasse das ganze Bild, ehe es zur gedachten Tafel gelangt, mit einer durchlöcherten Zwischentafel auf, und man stelle sich so, daß man zugleich das ganze Bild auf der Zwischentafel und die einzelnen verschiedenfarbigen Bilder auf der Haupttafel sehen könne. Nun beginne man den vorigen Versuch. Man trete ganz nahe zur Haupttafel und betrachte durchs horizontale Prisma die vereinzelt über einander stehenden farbigen Bilder; man

wird sie, nach Verhältniß der Nähe, nur wenig vom Platze gerückt finden. Man entferne sich nunmehr nach und nach, und man wird mit Bewunderung sehen, daß das rothe Bild sich nur insofern verrückt, als die Tafel verrückt scheint, daß sich hingegen die obern Bilder, das violette, blaue, grüne, nach und nach herab gegen das rothe ziehen und sich mit diesem verbinden, welches denn zugleich seine Farbe, doch nicht völlig, verliert und als ein ziemlich rundes einzelnes Bild dasteht.

145.

Betrachtet man nun, was indessen auf der Zwischentafel vorgegangen, so sieht man, daß sich das verlängerte farbige Bild für das Auge gleichfalls zusammengezogen, daß der violette Saum scheinbar die Oeffnung verlassen, vor welcher diese Farbe sonst schwebte, daß die blaue, grüne, gelbe Farbe gleichfalls verschwunden, daß die rothe zuletzt auch völlig aufgehoben ist und fürs Auge nur ein weißes Bild auf der Zwischentafel steht. Entfernt man sich noch weiter, so färbt sich dieses weiße Bild umgekehrt, wie schon weitläufig ausgeführt worden (143).

146.

Man beobachte nun aber, was auf der Hauptfafel geschieht. Das einzige dort übrige noch etwas röthliche Bild fängt nun auch an, sich am obern Theile stark roth, am untern blau und violett zu färben. Bei dieser Umkehrung vermögen die verschwundenen Bilder des obern Theils nicht sich einzeln wiederherzustellen. Die Färbung geschieht an dem einzig übrig gebliebenen untern Theil, an der Base, an dem Kern des Ganzen.

147.

Wer diese sich einander entsprechenden Versuche genau kennt, der wird sogleich einsehen, was es für eine Bewandtniß mit den zwei horizontal neben einander gebrachten Bildern (140) und deren Verrückung habe, und warum sich das Violette von der Linie des Rothen entfernen müssen, ohne deßhalb eine diverse Refrangibilität zu beweisen. Denn wie alles dasjenige was vom ganzen Bilde gilt, auch von den einzelnen Theilen gelten muß, so gilt von zwei Bildern neben einander und von ihren Theilen eben dasselbe; welches wir nun durch Darstellung und Entwickelung der Newton'schen Verrichtung noch umständlicher und unwidersprechlicher zeigen wollen.

148.

Man stelle einen schmalen, etwa fingerbreiten Streifen weiß Papier,

quer über einen Rahmen befestigt, in der dunkeln Kammer dergestalt auf, daß er einen dunkeln Hintergrund habe, und lasse nun von zwei neben einander gestellten Prismen, von einem die rothe Farbe, vom andern die violette oder auch wohl blaue auf diesen Streifen fallen; man nehme alsdann das Prisma vors Auge und sehe nach diesem Streifen: das Rothe wird an demselben verharren, sich mit dem Streifen verrücken und nur noch feuriger roth werden. Das Violette hingegen wird das Papier verlassen und als ein geistiger, jedoch sehr deutlicher Streif, tiefer unten über der Finsterniß schweben. Abermals eine sehr empfehlenswerthe Erscheinung für diejenigen, welche die Newton'sche Taschenspielerei fortzusetzen gedenken, höchlich bewundernswerth für die Schüler in der Laufbank.

149.

Aber damit man vom Staunen zum Schauen übergehen möge, geben wir folgende Vorrichtung an. Man mache den gedachten Streifen nicht sehr lang, nicht länger, als daß beide Bildertheile jedes zur Hälfte darauf Platz haben. Man mache die Wangen des Rahmens, an die man den Streifen befestigt, etwas breit, so daß die andere Hälfte der Bilder, der Länge nach getheilt, darauf erscheinen könne. Man sieht nun also beide Bilder zugleich, mit allen ihren Schattirungen, das eine höher, das andere tiefer, zu beiden Seiten des Rahmens. Man sieht nun auch einzelne Theile nach Belieben, z. B. Gelbroth und Blauroth von beiden Seiten auf dem Papierstreifen. Nun ergreife man jene Versuchsweise. Man blicke durchs Prisma nach dieser Vorrichtung, so wird man zugleich die Veränderung der ganzen Bilder und die Veränderung der Theile gewahr werden. Das höhere Bild, welches dem Streifen die rothe Farbe mittheilt, zieht sich zusammen, ohne daß das Rothe seine Stelle auf dem Rahmen, ohne daß die rothe Farbe den Streifen verlasse. Das niedrigere Bild aber, welches die violette Farbe dem Streifen mittheilt, kann sich nicht zusammenziehen, ohne daß das Violette seine Stelle auf dem Rahmen und folglich auch auf dem Papier verlasse. Auf dem Rahmen wird man sein Verhältniß zu den übrigen Farben noch immer erblicken, neben dem Rahmen aber wird der vom Papier sich herunterbewegende Theil wie in der Luft zu schweben scheinen. Denn die hinter ihm liegende Finsterniß ist für ihn eben so gut eine Tafel, als es der Rahmen für das auf ihn geworfene und auf ihm sich verändernde objective Bild ist. Daß dem also sey, kann man daraus aufs genaueste erkennen, daß

der herabſchwebende iſolirte Farbenſtreif immer mit ſeiner gleichen Farbe im halben Spectrum an der Seite Schritt hält, mit ihr horizontal ſteht, mit ihr ſich herabzieht und endlich, wenn jene verſchwunden iſt, auch verſchwindet. Wir werden dieſer Verrichtung und Erſcheinung eine Figur auf unſerer zwölften Tafel widmen, und ſo wird demjenigen, der nach uns experimentiren, nach uns die Sache genau betrachten und überlegen will, wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß dasjenige, was wir behaupten, das Wahre ſey.

150.

Sind wir ſo weit gelangt, ſo werden wir nun auch diejenigen Verſuche einzuſehen und einzuordnen wiſſen, welche Newton ſeinem ſiebenten Verſuche, ohne ihnen jedoch eine Zahl zu geben, hinzufügt. Doch wollen wir ſelbige ſorgfältig bearbeiten und ſie zu Bequemlichkeit künftigen Allegirens mit Nummern verſehen.

151.

Man erinnere ſich vor allen Dingen jenes fünften Verſuches, bei welchem zwei übers Kreuz gehaltene Prismen dem Spectrum einen Bückling abzwangen; wodurch die diverſe Refrangibilität der verſchiedenen Strahlen erwieſen werden ſollte, wodurch aber nach uns bloß ein allgemeines Naturgeſetz, die Wirkung in der Diagonale bei zwei gleichen, im rechten Winkel anregenden Kräften, ausgeſprochen wird.

152.

Gedachten Verſuch können wir nun gleichfalls durch Verbindung des Subjectiven mit dem Objectiven anſtellen und geben folgende Vorrichtung dazu an, welche ſowohl dieſes als die nachſtehenden Experimente erleichtert. Man werfe zuerſt durch ein vertical ſtehendes Prisma das verlängerte Sonnenbild ſeitwärts auf die Tafel, ſo daß die Farben horizontal neben einander zu ſtehen kommen; man halte nunmehr das zweite Prisma horizontal wie gewöhnlich vor die Augen; ſo wird, indem das rothe Ende des Bildes an ſeinem Platze verharrt, die violette Spitze ihren Ort auf der Tafel ſcheinbar verlaſſen und ſich in der Diagonale herunterneigen. Alſo vorbereitet, ſchreite man zu den zwei von Newton vorgeſchlagenen Verſuchen.

153.

VII. Jenem von uns angegebenen verticalen Prisma füge man ein anderes gleichfalls verticales hinzu dergeſtalt, daß zwei längliche farbige

Bilder in Einer Reihe liegen. Diese beiden zusammen betrachte man nun abermals durch ein horizontales Prisma; so werden sie sich beide in der Diagonale neigen, dergestalt, daß das rothe Ende fest steht und gleichsam die Achse ist, worum sich das Bild herumdreht; wodurch aber weiter nichts ausgesprochen wird, als was wir schon wissen.

154.

VII. Aber eine Vermannichfaltigung des Versuches ist demungeachtet noch angenehm. Man stelle die beiden verticalen Prismen dergestalt, daß die Bilder über einander fallen, jedoch im umgekehrten Sinne, so daß das gelbrothe des einen auf das violette des andern, und umgekehrt, falle; man betrachte nun durch das horizontale Prisma diese beiden fürs nackte Auge sich deckenden Bilder, und sie werden sich für das bewaffnete nunmehr kreuzweise übereinander neigen, weil jedes in seinem Sinn diagonal bewegt wird. Auch dieses ist eigentlich nur ein curioser Versuch: denn es bleibt unter einer wenig verschiedenen Bedingung immer dasselbe, was wir gewahr werden. Mit den folgenden beiden verhält es sich eben so.

155.

VII. Man lasse auf jenen weißen Papierstreifen (148) den rothen und violetten Theil der beiden prismatischen farbigen Bilder auf einander fallen; sie werden sich vermischen und eine Purpurfarbe hervorbringen. Nimmt man nunmehr ein Prisma vor die Augen, betrachtet diesen Streifen, so wird das Violette sich von dem Gelbrothen ablösen, heruntersteigen, die Purpurfarbe verschwinden, das Gelbrothe aber stehen zu bleiben scheinen. Es ist dieses dasselbige, was wir oben (149) neben einander gesehen haben, und für uns kein Beweis für die diverse Refraction, sondern nur für die Determinabilität des Farbenbildes.

156.

VII. Man stelle zwei kleine runde Papierscheiben in geringer Entfernung neben einander, und werfe den gelbrothen Theil des Spectrums durch ein Prisma auf die eine Scheibe, den blaurothen auf die andere, der Grund dahinter sey dunkel. Diese so erleuchteten Scheiben betrachte man durch ein Prisma, welches man dergestalt hält, daß die Refraction sich gegen den rothen Cirkel bewegt; je weiter man sich entfernt, je näher rückt das Violette zum Rothen hin, trifft endlich mit ihm zusammen, und geht sogar darüber hinaus. Auch dieses Phänomen wird jemand, der mit

dem bisher beschriebenen Apparat umzugehen weiß, leicht hervorbringen und abzuleiten verstehen.

Alle diese dem siebenten Versuche angehängten Versuche sind, so wie der siebente selbst, nur Variationen jenes ob- und subjectiven Hauptversuches (E. 350—356). Denn es ist ganz einerlei, ob ich das objectiv an die Wand geworfene prismatische Bild, im Ganzen oder theilweise, in sich selbst zusammenziehe, oder ob ich ihm einen Bückling in der Diagonale abzwinge; es ist ganz einerlei, ob ich dieß mit einem oder mit mehreren prismatischen objectiven Bildern thue, ob ich es mit den ganzen Bildern oder mit den Theilen vornehme, ob ich sie neben einander, über einander, verschränkt oder sich theilweise deckend, richte und schiebe: immer bleibt das Phänomen eins und dasselbe und spricht nichts weiter aus, als daß ich das in Einem Sinn, z. B. aufwärts, hervorgebrachte objective Bild durch subjective, im entgegengesetzten Sinn, z. B. herabwärts angewendete Refraction, zusammenziehen, aufheben und im Gegensatze färben kann.

157.

Man sieht also hieraus, wie sich eigentlich die Theile des objectiv entstandenen Farbenbildes zu subjectiven Versuchen keineswegs gebrauchen lassen, weil in solchem Falle sowohl die ganzen Erscheinungen als die Theile derselben verändert werden, und nicht einen Augenblick dieselbigen bleiben. Was bei solchen Versuchen für eine Complication obwalte, wollen wir durch ein Beispiel anzeigen, und etwas Obengeäußertes dadurch weiter ausführen und völlig deutlich machen.

158.

Wenn man jenen Papierstreifen in der dunkeln Kammer mit dem rothen Theile des Bildes erleuchtet, und ihn alsdann durch ein zweites Prisma in ziemlicher Nähe betrachtet: so verläßt die Farbe das Papier nicht, vielmehr wird sie an dem obern Rande sehr viel lebhafter. Woher entspringt aber diese lebhaftere Farbe? Bloß daher, weil der Streif nunmehr als ein helles rothes Bild wirkt, welches durch die subjective Brechung oben einen gleichnamigen Rand gewinnt, und also erhöht an Farbe erscheint. Ganz anders verhält sich's, wenn der Streif mit dem violetten Theile des Bildes erleuchtet wird. Durch die subjective Wirkung zieht sich zwar die violette Farbe von dem Streifen weg (148 f.), aber die Hellung bleibt ihm einigermaßen. Dadurch erscheint er in der dunkeln Kammer wie ein weißer Streif auf schwarzem Grunde, und färbt sich nach dem bekannten

mit dem ungeheuerſten Donnerwetter in Verwandtſchaft, ja iſt eine und eben dieſelbe Erſcheinung. Dieſes Mikromegiſche geſtehen wir auch in einigen andern Fallen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeiſt, und der Dämon der Künſtelei bemächtigt ſich unſer und weiß ſich überall geltend zu machen.

Die Natur hat ſich ſo viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wiſſen und Wiſſenſchaft ihr nicht durchgängig beikommen, oder ſie in die Enge treiben können.

Mit den Irrthümern der Zeit iſt ſchwer ſich abzufinden: widerſtrebt man ihnen, ſo ſteht man allein; läßt man ſich davon befangen, ſo hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

II.

In New-York ſind neunzig verſchiedene chriſtliche Confeſſionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter aneinander irre zu werden. In der Naturforſchung, ja in jeder Forſchung, müſſen wir es ſo weit bringen; denn was will das heißen, daß jedermann von Liberalität ſpricht und den andern hindern will nach ſeiner Weiſe zu denken und ſich auszuſprechen!

Der eingeborenſte Begriff, der nothwendigſte, von Urſach' und Wirkung wird in der Anwendung die Veranlaſſung zu unzähligen ſich immer wiederholenden Irrthümern.

Ein großer Fehler den wir begehen iſt, die Urſache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Sehne dem Pfeil

Gesetz, indessen der herabgesunkene violette Schemen dem Auge gleichfalls ganz deutlich vorschwebt. Hier ist die Natur abermals durchaus consequent, und wer unsern didaktischen und polemischen Darstellungen gefolgt ist, wird hieran nicht wenig Vergnügen finden. Ein gleiches bemerkt man bei dem Versuche VII[4].

159.

Eben so verhält es sich in dem oben beschriebenen Falle (144), da wir die einzelnen über einander erscheinenden farbigen Bilder subjectiv herabziehen. Die farbigen Schemen sind es nur die den Platz verlassen, aber die Hellung, die sie auf der weißen Tafel erregt haben, kann nicht aufgehoben werden. Diese farblosen hellen zurückbleibenden Bilder werden nunmehr nach den bekannten subjectiven Gesetzen gefärbt und bringen dem, der mit dieser Erscheinung nicht bekannt ist, eine ganz besondere Confusion in das Phänomen.

160.

Auf das vorhergehende, vorzüglich aber auf unsern 135. Paragraphen, bezieht sich ein Versuch den wir nachbringen. Man habe im Fensterladen, horizontal nahe neben einander, zwei kleine runde Oeffnungen. Vor die eine schiebe man ein blaues, vor die andere ein gelbrothes Glas, wodurch die Sonne hereinscheint. Man hat also hier wie dort (135) zwei verschiedenfarbige Bilder neben einander. Nun fasse man sie mit einem Prisma auf und werfe sie auf eine weiße Tafel. Hier werden sie nicht ungleich in die Höhe gerückt, sondern sie bleiben unten auf Einer Linie; aber genau besehen sind es zwei prismatische Bilder, welche unter dem Einfluß der verschiedenen farbigen Gläser stehen, und also insofern verändert sind, wie es nach der Lehre der scheinbaren Mischung und Mittheilung nothwendig ist.

161.

Das eine durch das gelbe Glas fallende Spectrum hat seinen obern violetten Schweif fast gänzlich eingebüßt; der untere gelbrothe Saum hingegen erscheint mit verdoppelter Lebhaftigkeit; das Gelbe der Mitte erhöht sich auch zu einem Gelbrothen und der obere blaue Saum wird in einen grünlichen verwandelt. Dagegen behält jenes durch das blaue Glas gehende Spectrum seinen violetten Schweif völlig bei; das Blaue ist deutlich und lebhaft; das Grüne zieht sich herunter, und statt des Gelbrothen erscheint eine Art Purpur.

162.

Stellt man die gedachten beiden Verſuche entweder neben einander oder doch unmittelbar nach einander an, ſo überzeugt man ſich, wie Unrecht Newton gehandelt habe, mit den beweglichen phyſiſchen Farben und den fixirten chemiſchen ohne Unterſchied zu operiren, da ſie doch ihrer verſchiedenen Natur nach ganz verſchiedene Reſultate hervorbringen müſſen, wie wir wohl hier nicht weiter auseinander zu ſetzen brauchen.

163.

Auch jenen objectiv-ſubjectiven Verſuch (E. 350—354) mit den eben gedachten beiden verſchiedenen prismatiſchen Farbenbildern vorzunehmen, wird belehrend ſeyn. Man nehme wie dort das Prisma vor die Augen, betrachte die Spectra erſt nahe, dann entferne man ſich von ihnen nach und nach; ſie werden ſich beide, beſonders das blaue, von oben herein zuſammenziehen, das eine endlich ganz gelbroth, das andere ganz blau erſcheinen, und indem man ſich weiter entfernt, umgekehrt gefärbt werden.

164.

So möchte denn auch hier der Platz ſeyn, jener Vorrichtung abermals zu gedenken, welche wir ſchon früher (E. 284) beſchrieben haben. In einer Pappe ſind mehrere Quadrate farbigen Glaſes angebracht; man erhellt ſie durch das Sonnen- auch nur durch das Tageslicht, und wir wollen hier genau anzeigen, was geſehen wird, wenn man an ihnen den ſubjectiven Verſuch macht, indem man ſie durchs Prisma betrachtet. Wir thun es um ſo mehr, als dieſe Vorrichtung künftig bei ſubjectiver Verrückung farbiger Bilder den erſten Platz einnehmen, und mit einiger Veränderung und Zuſätzen, beinahe allen übrigen Apparat entbehrlich machen wird.

165.

Zuvörderſt meſſe man jene Quadrate, welche aus der Pappe herausgeſchnitten werden ſollen, ſehr genau ab und überzeuge ſich, daß ſie von einerlei Größe ſind. Man bringe alsdann die farbigen Gläſer dahinter, ſtelle ſie gegen den grauen Himmel und betrachte ſie mit bloßem Auge. Das gelbe Quadrat als das hellſte wird am größten erſcheinen (E. 16); das grüne und blaue wird ihm nicht viel nachgeben, hingegen das gelbrothe und violette als die dunkelſten, werden ſehr viel kleiner erſcheinen. Dieſe phyſiologiſche Wirkung der Farben, in ſofern ſie heller oder dunkler ſind, nur beiläufig zu Ehren der großen Conſequenz natürlicher Erſcheinungen.

166.

Man nehme sodann ein Prisma vor die Augen und betrachte diese neben einander gestellten Bilder. Da sie specificirt und chemisch fixirt sind, so werden sie nicht, wie jene des Spectrums, verändert oder gar aufgehoben, sondern sie verharren in ihrer Natur und nur die begünstigende oder verkümmernde Wirkung der Ränder findet statt.

167.

Obgleich jeder diese leichte Vorrichtung sich selbst anschaffen wird, ob wir schon dieser Phänomene öfters gedacht haben, so beschreiben wir sie doch wegen eines besondern Umstands hier kürzlich, aber genau. Am gelben Bilde sieht man deutlich den obern hochrothen Rand, der gelbe Saum verliert sich in der gelben Fläche; am untern Rande entsteht ein Grün, doch sieht man das Blaue so wie ein mäßig herausstrebendes Violett ganz deutlich. Beim Grünen ist alles ungefähr dasselbige, nur matter, gedämpfter, weniger gelb, mehr blau. Am blauen erscheint der rothe Rand bräunlich und stark abgesetzt, der gelbe Saum macht eine Art von schmutzigem Grün, der blaue Rand ist sehr begünstigt und erscheint fast in der Größe des Bildes selbst; er endigt in einen lebhaften violetten Saum. Diese drei Bilder, gelb, grün und blau, scheinen sich stufenweise herabzusenken und einem Unaufmerksamen die Lehre der diversen Refrangibilität zu begünstigen. Nun tritt aber die merkwürdige Erscheinung des Violetten ein, welche wir schon oben (45) angedeutet haben. Verhältnißmäßig zum Violetten, ist der gelbrothe Rand nicht widersprechend: denn gelbroth und blauroth bringen bei apparenten Farben Purpur hervor. Weil nun hier die Farbe des durchscheinenden Glases auch auf einem hohen Grade von Reinheit steht, so vereindet sie sich mit dem an ihr entspringenden gelbrothen Rand; es entsteht eine Art von bräunlichem Purpur und das Violette bleibt mit seiner obern Gränze unverrückt, indeß der untere violette Saum sehr weit und lebhaft heraufwärts strebt. Daß ferner das gelbrothe Bild an der obern Gränze begünstigt wird und also auf der Linie bleibt, versteht sich von selbst, so wie daß an der untern, wegen des Widerspruchs kein Blau und also auch kein daraus entspringendes Violett entstehen kann, sondern vielmehr etwas schmutziges daselbst zu sehen ist.

168.

Will man diese Versuche noch mehr vermannichfaltigen, so nehme

man farbige Fensterscheiben und klebe Bilder von Pappe auf dieselben. Man stelle sie gegen die Sonne, so daß diese Bilder dunkel auf farbigem Grund erscheinen, und man wird die umgekehrten Ränder, Säume und ihre Vermischung mit der Farbe des Glases abermals gewahr werden. Ja, man mag die Vorrichtung vermannichfaltigen so viel man will, so wird das Falsche jenes ersten Newton'schen Versuchs und aller der übrigen, die sich auf ihn beziehen, dem Freunde des Wahren, Geraden und Folgerechten immer deutlicher werden.

Achter Versuch.

169.

Der Verfasser läßt das prismatische Bild auf ein gedrucktes Blatt fallen, und wirft sodann durch die Linse des zweiten Experiments diese farbig erleuchtete Schrift auf eine weiße Tafel. Hier will er denn auch, wie dort, die Buchstaben im blauen und violetten Licht näher an der Linse, die im rothen aber weiter von der Linse deutlich gesehen haben. Der Schluß, den er daraus zieht, ist uns schon bekannt, und wie es mit dem Versuche, welcher nur der zweite, jedoch mit apparenten Farben, wiederholt ist, beschaffen seyn mag, kann sich jeder im Allgemeinen vorstellen, dem jene Ausführung gegenwärtig geblieben. Allein es treten noch besondere Umstände hinzu, die es räthlich machen auch den gegenwärtigen Versuch genau durchzugehen, und zwar dabei in der Ordnung zu verfahren, welche wir bei jenem zweiten der Sache gemäß gefunden, damit man völlig einsehe, inwiefern diese beiden Versuche parallel gehen, und inwiefern sie von einander abweichen.

170.

1) Das Vorbild (54—57). In dem gegenwärtigen Falle stehen die Lettern der Druckschrift anstatt jener schwarzen Fäden und nicht einmal so vortheilhaft: denn sie sind von den apparenten Farben mehr oder weniger überlasirt. Aber der von Newton hier wie dort vernachlässigte Hauptpunkt ist dieser, daß die verschiedenen Farben des Spectrums an Hellung ungleich sind. Denn das prismatische Sonnenbild zerfällt in zwei Theile, in eine Tag- und Nachtseite; gelb und gelbroth stehen auf der ersten, blau und blauroth auf der zweiten. Die unterliegende Druckschrift

ist in der gelben Farbe am deutlichsten, im Gelbrothen weniger; denn dieses ist schon gedrängter und dunkler. Blaureth ist durchsichtig, verdünnt, aber beleuchtet wenig. Blau ist gedrängter, dichter, macht die Buchstaben trüber, oder vielmehr seine Trübe verwandelt die Schwärze der Buchstaben in ein schönes Blau, deßwegen sie vom Grunde weniger abstechen. Und so erscheint, nach Maßgabe so verschiedener Wirkungen, diese farbig beleuchtete Schrift, dieses Vorbild, an verschiedenen Stellen verschieden deutlich.

171.

Außer diesen Mängeln des hervorgebrachten Bildes ist die Newton'sche Vorrichtung in mehr als Einem Sinne unbequem. Wir haben daher eine neue ersonnen, die in folgendem besteht. Wir nehmen einen Rahmen, der zu unserm Gestelle (69) paßt, überziehen denselben mit Seidenpapier, worauf wir mit starker Tusche verschiedene Züge, Punkte u. dgl. kalligraphisch anbringen, und sodann den Grund mit feinem Oel durchsichtig machen. Diese Tafel kommt völlig an die Stelle des Vorbildes zum zweiten Versuche. Das prismatische Bild wird von hinten darauf geworfen, die Linse ist nach dem Zimmer zu gerichtet, und in gehöriger Entfernung steht die zweite Tafel, worauf die Abbildung geschehen soll. Eine solche Vorrichtung hat große Bequemlichkeiten, indem sie diesen Versuch dem zweiten gleichstellt; auch sogar darin, daß die Schattenstriche rein schwarz da stehen, und nicht von den prismatischen Farben überlasirt sind.

172.

Hier drängt sich uns abermals auf, daß durchaus das experimentirende Verfahren Newton's deßhalb tadelhaft ist, weil er seinen Apparat mit auffallender Ungleichheit einmal zufällig ergreift, wie ihm irgend etwas zur Hand kommt, dann aber mit Complication und Ueberkünstelung nicht fertig werden kann.

173.

Ferner ist hier zu bemerken, daß Newton sein Vorbild behandelt als wäre es unveränderlich, wie das Vorbild des zweiten Versuchs, da es doch wandelbar ist. Natürlicher Weise läßt sich das hier auf der Rückseite des durchsichtigen Papiers erscheinende Bild, durch ein entgegengesetztes Prisma angesehen, auf den Nullpunkt reduciren und sodann völlig umkehren. Wie sich durch Linsen das prismatische Bild verändern läßt, erfahren wir künftig, und wir halten uns um so weniger bei dieser Betrachtung

auf, als wir zum Zwecke des gegenwärtigen Verſuchs dieſes Bild einſtweilen als ein fixes annehmen dürfen.

174.

2) Die Beleuchtung (57). Die apparenten Farben bringen ihr Licht mit: ſie haben es in und hinter ſich. Aber doch ſind die verſchiedenen Stellen des Bildes, nach der Natur der Farben, mehr oder weniger beleuchtet, und daher jenes Bild der überfärbten Druckſchrift höchſt ungleich und mangelhaft. Ueberhaupt gehört dieſer Verſuch, ſo wie der zweite, ins Fach der Camera obſcura. Man weiß, daß alle Gegenſtände, welche ſich in der dunkeln Kammer abbilden ſollen, höchſt erleuchtet ſeyn müſſen. Bei der Newton'ſchen, ſo wie bei unſerer Verrichtung aber iſt es keine Beleuchtung des Gegenſtandes, der Buchſtaben oder der Züge, ſondern eine Beſchattung derſelben und zwar eine ungleiche; deßhalb auch Buchſtaben und Züge als ganze Schatten in helleren oder dunkleren Halbſchatten und Halblichtern ſich ungleich darſtellen müſſen. Doch hat auch in dieſem Betracht die neuere Verrichtung große Vorzüge, wovon man ſich leicht überzeugen kann.

175.

3) Die Linſe (58—69). Wir bedienen uns eben derſelben, womit wir den zweiten Verſuch anſtellten, wie überhaupt des ganzen dort beſchriebenen Apparats.

176.

4) Das Abbild (70—76). Da nach der Newton'ſchen Weiſe ſchon das Vorbild ſehr ungleich und undeutlich iſt, wie kann ein deutliches Abbild entſtehen? Auch legt Newton, unſern angegebenen Beſtimmungen gemäß, ein Bekenntniß ab, wodurch er, wie öfters geſchieht, das Reſultat ſeines Verſuches wieder aufhebt. Denn ob er gleich zu Anfang verſichert, er habe ſein Experiment im Sommer bei dem hellſten Sonnenſchein angeſtellt, ſo kommt er doch zuletzt mit einer Nachklage und Entſchuldigung, damit man ſich nicht wundern möge, wenn die Wiederholung des Verſuchs nicht ſonderlich gelänge. Wir hören ihn ſelbſt:

177.

Das gefärbte Licht des Prismas war aber doch noch ſehr zuſammengeſetzt, weil die Kreiſe, die ich in der zweiten Figur des fünften Experiments beſchrieben habe, ſich in einander ſchoben, und

auch das Licht von glänzenden Wolken, zunächst bei der Sonne, sich mit diesen Farben vermischte: ferner weil das Licht durch die Ungleichheiten in der Politur des Prismas unregelmäßig zersplittert wurde. Um aller dieser Nebenumstände willen war das farbige Licht, wie ich sagte, noch so mannigfaltig zusammengesetzt, daß der Schein von jenen schwachen und dunkeln Farben, dem Blauen und Violetten, der auf das Papier fiel, nicht so viel Deutlichkeit gewährte, um eine gute Beobachtung zuzulassen.

178.

Das Unheil solcher Reservationen und Restrictionen geht durch das ganze Werk. Erst versichert der Verfasser, er habe bei seinen Verrichtungen die größte Vorsicht gebraucht, die hellsten Tage abgewartet, die Kammer hermetisch verfinstert, die vortrefflichsten Prismen ausgewählt: und dann will er sich hinter Zufälligkeiten flüchten, daß Wolken vor der Sonne gestanden, daß durch eine schlechte Politur das Prisma unsicher geworden sey, der homogenen nie zu homogenisirenden Lichter nicht zu gedenken, welche sich einander verwirren, verunreinigen, in einander greifen, sich stören und niemals das sind noch werden können, was sie seyn sollen. Mehr als Einmal muß uns daher jener berühmte theatralische Hetmann der Kosacken einfallen, welcher sich ganz zum Newtonianer geschickt hätte. Denn ihn würde es vortrefflich kleiden, mit großer Behaglichkeit auszurufen: „Wenn ich Cirkel sage, so meine ich eben, was nicht rund ist; sage ich gleichartig, so heißt das immer noch zusammengesetzt; und sage ich Weiß, so kann es fürwahr nichts anders heißen als schmutzig".

179.

Betrachten wir nunmehr die Erscheinung nach unserer Anstalt, so finden wir die schwarzen Züge deutlicher oder undeutlicher, nicht in Bezug auf die Farben, sondern aufs Hellere oder Dunklere derselben; und zwar sind die Stufen der Deutlichkeit folgende: Gelb, Grün, Blau, Gelbroth und Blauroth; da denn die beiden letztern, je mehr sie sich dem Rande, dem Dunkeln nähern, die Züge immer undeutlicher darstellen.

180.

Ferner ist hierbei ein gewisser Bildpunkt offenbar, in welchem, so wie auf der Fläche, die ihn parallel mit der Linse durchschneidet, die sämmtlichen Abbildungen am deutlichsten erscheinen. Indessen kann man

die Linse von dem Vorbilde ab- und zu dem Vorbilde zurücken, so daß der Unterschied beinahe einen Fuß beträgt, ohne daß das Abbild merklicher undeutlich werde.

181.

Innerhalb dieses Raumes hat Newton operirt; und nichts ist natürlicher, als daß die von den helleren prismatischen Farben erleuchteten Züge auch da schen oder noch sichtbar sind, wenn die von den dunkleren Farben erleuchteten oder vielmehr beschatteten Züge verschwinden. Daß aber, wie Newton behauptet, die von den Farben der Tagseite beleuchteten Buchstaben alsdann undeutlich werden, wenn die von der Nachtseite her beschienenen deutlich zu sehen sind, ist ein- für allemal nicht wahr, so wenig wie beim zweiten Experimente, und alles was Newton daher behaupten will, fällt zusammen.

182.

5) **Die Folgerung.** Gegen diese bleibt uns nach allem dem was bisher ausgeführt und dargethan worden, weiter nichts zu wirken übrig.

183.

Ehe wir aber uns aus der Gegend dieser Versuche entfernen, so wollen wir noch einiger andern erwähnen, die wir bei dieser Gelegenheit anzustellen veranlaßt worden. Das zweite Experiment so energisch als möglich darzustellen, brachten wir verschiedenfarbige, von hinten wohl erleuchtete Scheiben an die Stelle des Vorbildes, und fanden, was vorauszusehen war, daß sich die durch ausgeschnittene Pappe oder sonst auf denselben abzeichnenden dunkeln Bilder auch nur nach der verschiedenen Helle oder Dunkelheit des Grundes mehr oder weniger auszeichneten. Dieser Versuch führte uns auf den Gedanken, gemalte Fensterscheiben an die Stelle des Vorbildes zu setzen, und alles fand sich einmal wie das anderemal.

184.

Hierwon war der Uebergang zur Zauberlaterne ganz natürlich, deren Erscheinungen mit dem zweiten und achten Versuche Newtons im Wesentlichen zusammentreffen; überall spricht sich die Wahrheit der Natur und unserer naturgemäßen Darstellung, so wie das Falsche der Newton'schen verkünstelten Vorstellungsart energisch aus.

185.

Nicht weniger ergriffen wir die Gelegenheit in einer portativen

Camera obscura an einem Feſttage, bei dem hellſten Sonnenſchein, die buntgeputzten Leute auf dem Spaziergange anzuſehen. Alle neben einander ſich befindenden variirenden Kleider waren deutlich, ſobald die Perſonen in den Bildpunkt oder in ſeine Region kamen; alle Muſter zeigten ſich genau, es mochte bloß Hell und Dunkel oder beides mit Farbe oder Farbe mit Farbe wechſeln. Wir können alſo hier abermals kühn wiederholen, daß alles natürliche und künſtliche Sehen unmöglich wäre, wenn die Newton'ſche Lehre wahr ſeyn ſollte.

186.

Der Hauptirrthum, deſſen Beweis man durch den achten, ſo wie durch die zwei erſten Verſuche erzwingen will, iſt der, daß man farbigen Flächen, Farben, wenn ſie als Maſſen im Malerſinne erſcheinen und wirken, eine Eigenſchaft zuſchreiben möchte, vermöge welcher ſie, nach der Refraction, früher oder ſpäter in irgend einem Bildpunkt anlangen: da es doch keinen Bildpunkt ohne Bild giebt, und die Aberration, die bei Verrückung des Bildes durch Brechung ſich zeigt, bloß an den Rändern vorgeht, die Mitte des Bildes hingegen nur in einem äußerſten Falle afficirt wird. Die diverſe Refrangibilität iſt alſo ein Mährchen. Wahr aber iſt, daß Refraction auf ein Bild nicht rein wirkt, ſondern ein Doppelbild hervorbringt, deſſen Eigenſchaft wir in unſerm Entwurf genugſam klar gemacht haben.

Recapitulation der acht erſten Verſuche.

187.

Da wir nunmehr auf einen Punkt unſerer polemiſchen Wanderung gekommen ſind, wo es vortheilhaft ſeyn möchte, ſtill zu ſtehen, und ſich umzuſchauen nach dem Weg, welchen wir zurückgelegt haben, ſo wollen wir das bisherige zuſammenfaſſen und mit wenigen Worten die Reſultate darſtellen.

188.

Newtons bekannte, von andern und uns bis zum Ueberdruß wiederholte Lehre ſoll durch jene acht Verſuche bewieſen ſeyn. Und gewiß, was zu thun war, hat er gethan: denn im folgenden findet ſich wenig Neues; vielmehr ſucht er nur von andern Seiten her ſeine Argumente zu bekräftigen. Er vermannichfaltigt die Experimente und nöthigt ihnen immer

neue Bedingungen auf. Aus dem ſchon Abgehandelten zieht er Folgerungen, ja er geht polemiſch gegen Andersgeſinnte zu Werke. Doch immer dreht er ſich nur in einem engen Kreiſe und ſtellt ſeinen kümmerlichen Hausrath bald ſo, bald ſo zurecht. Kennen wir den Werth der hinter uns liegenden acht Experimente, ſo iſt uns in dem folgenden weniges mehr fremd. Daher kommt es auch, daß die Ueberlieferung der Newton'ſchen Lehre in den Compendien unſerer Experimentalphyſik ſo lakoniſch vorgetragen werden konnte. Mehr gedachte Verſuche gehen wir nun einzeln durch.

189.

In dem dritten Verſuche wird das Hauptphänomen, das prismatiſche Spectrum, unrichtig als Scale dargeſtellt, da es urſprünglich aus einem Entgegengeſetzten, das ſich erſt ſpäter vereinigt, beſteht. Der vierte Verſuch zeigt uns eben dieſe Erſcheinung ſubjectiv, ohne daß wir mit ihrer Natur tiefer bekannt würden. Im fünften neigt ſich gedachtes Bild durch wiederholte Refraction etwas verlängert zur Seite. Woher dieſe Neigung in der Diagonale ſo wie die Verlängerung ſich herſchreibe, wird von uns umſtändlich dargethan.

190.

Der ſechſte Verſuch iſt das ſogenannte **Experimentum Crucis**, und hier iſt wohl der Ort anzuzeigen, was eigentlich durch dieſen Ausdruck gemeint ſey. **Crux** bedeutet hier einen in Kreuzesform an der Landſtraße ſtehenden Wegweiſer, und dieſer Verſuch ſoll alſo für einen ſolchen gelten, der uns vor allem Irrthum bewahrt und unmittelbar auf das Ziel hindeutet. Wie es mit ihm beſchaffen, wiſſen diejenigen, die unſerer Ausführung gefolgt ſind. Eigentlich gerathen wir dadurch ganz ins Stocken und werden um nichts weiter gebracht, nicht einmal weiter gewieſen: denn im Grunde iſt es nur ein **Idem per idem**. Refrangirt man das ganze prismatiſche Bild in derſelben Richtung zum zweitenmal, ſo verlängert es ſich, wobei aber die verſchiedenen Farben ihre vorigen Entfernungen nicht behalten. Was auf dieſe Weiſe am Ganzen geſchieht, geſchieht auch an den Theilen. Im Ganzen rückt das Violette viel weiter vor als das Rothe, und eben daſſelbe thut das abgeſonderte Violette. Dieß iſt das Wort des Räthſels, auf deſſen falſche Auflöſung man ſich bisher ſo viel zu gute gethan hat. In dem ſiebenten Verſuche werden ähnliche ſubjective Wirkungen gezeigt und von uns auf ihre wahren Elemente zurückgeführt.

den sie fortschnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Ursache und Wirkung immer zusammengedacht und also im Geiste angenähert werden.

Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deßhalb am begreiflichsten; weßhalb wir uns gern als mechanisch denken was höherer Art ist.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches Verfahren, z. B. die Wirkung daß ein Mensch getödtet, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse.

Der Granit verwittert auch sehr gern in Kugel- und Ei-Form; man hat daher keineswegs nöthig die in Norddeutschland häufig gefundenen Blöcke, solcher Gestalten wegen, als im Wasser hin- und hergeschoben und durch Stoßen und Wälzen enteckt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, ist eigentlich ein versteckter Anthropomorphismus, es ist des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß sinkt nieder, der zurückgebliebene strebt vorwärts und fällt; und immer so fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demselben Wege den Vergleich von dem Schlittschuhfahren hernähme? wo das Vorwärtsdringen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine solche Anregung zu geben, daß sein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeit lang sich vorwärts zu bewegen die Bestimmung erhalt.

191.

Hatte ſich nun der Verfaſſer bis dahin beſchäftigt, die farbigen Lichter aus dem Sonnenlichte herauszuzwingen, ſo war ſchon früher eingeleitet, daß auch körperliche Farben eigentlich ſolche farbige Lichttheile von ſich ſchicken. Hierzu war der erſte Verſuch beſtimmt, der eine ſtarke Verſchiedenheit in Verrückung bunter Quadrate auf dunklem Grund vors Auge brachte. Das wahre Verhältniß haben wir umſtändlich gezeigt und gewieſen, daß hier nur die Wirkung der prismatiſchen Ränder und Säume an den Gränzen der Bilder die Urſache der Erſcheinung ſey.

192.

Im zweiten Verſuche wurden auf gerachten bunten Flächen kleinere Bilder angebracht, welche, durch eine Linſe auf eine weiße Tafel geworfen, ihre Umriſſe früher oder ſpäter daſelbſt genauer bezeichnen ſollten. Auch hier haben wir das wahre Verhältniß umſtändlich auseinander geſetzt, ſo wie bei dem achten Verſuch, welcher, mit prismatiſchen Farben angeſtellt, dem zweiten zu Hülfe kommen und ihn außer Zweifel ſetzen ſollte. Und ſo glauben wir durchaus das Verfängliche und Falſche der Verſuche, ſo wie die Richtigkeit der Folgerungen enthüllt zu haben.

193.

Um zu dieſem Zwecke zu gelangen, haben wir immerfort auf unſern Entwurf hingewieſen, wo die Phänomene in naturgemäßerer Ordnung aufgeführt ſind. Ferner bemerkten wir genau, wo Newton etwas Unvorbereitetes einführt, um den Leſer zu überraſchen. Nicht weniger ſuchten wir zugleich die Verſuche zu vereinfachen und zu vermannichfaltigen, damit man ſie von der rechten Seite und von vielen Seiten ſehen möge, um ſie durchaus beurtheilen zu können. Was wir ſonſt noch gethan und geleiſtet, um zu unſerm Endzweck zu gelangen, darüber wird uns der günſtige Leſer und Theilnehmer ſelbſt das Zeugniß geben.

Dritte Propoſition. Drittes Theorem.

Das Licht der Sonne beſteht aus Strahlen, die verſchieden reflexibel ſind, und die am meiſten refrangibeln Strahlen ſind auch die am meiſten reflexibeln.

194.

Nachdem der Verfaſſer uns genugſam überzeugt zu haben glaubt, daß unſer weißes reines einfaches helles Licht aus verſchiedenen farbigen dunkeln Lichtern insgeheim gemiſcht ſey, und dieſe innerlichen Theile durch Refraction hervorgenöthigt zu haben wähnt, ſo denkt er nach, ob nicht auch noch auf andere Weiſe dieſe Operation glücken möchte, ob man nicht durch andere verwandte Bedingungen das Licht nöthigen könne, ſeinen Buſen aufzuſchließen.

195.

Der Refraction iſt die Reflexion nahe verwandt, ſo daß die erſte nicht ohne die letzte vorkommen kann. Warum ſollte Reflexion, die ſonſt ſo mächtig iſt, nicht auch dießmal auf das unſchuldige Licht ihre Gewalt ausüben? Wir haben eine diverſe Refrangibilität; es wäre doch ſchön, wenn wir auch eine diverſe Reflexibilität hätten. Und wer weiß, was ſich nicht noch alles fernerhin daran anſchließen läßt? Daß nun dem Verfaſſer der Beweis durch Verſuche, wozu er ſich nunmehr anſchickt, vor den Augen eines gewarnten Beobachters eben ſo wenig als ſeine bisherigen Beweiſe gelingen werde, läßt ſich vorausſehen; und wir wollen von unſerer Seite zur Aufklärung dieſes Fehlgriffs das möglichſte beitragen.

Neunter Verſuch.

196.

Wie der Verfaſſer hierbei zu Werke geht, erſuchen wir unſere Leſer in der Optik ſelbſt nachzuſehen; denn wir gedenken, anſtatt uns mit ihm einzulaſſen, anſtatt ihm zu folgen und ihn Schritt für Schritt zu widerlegen, uns auf eigenem Wege um die wahre Darſtellung des Phänomens zu bemühen. Wir haben zu dieſem Zweck auf unſerer achten Tafel die einundzwanzigſte Figur der vierten Newton'ſchen Tafel zum Grunde gelegt, jedoch eine naturgemäßere Abbildung linearisch ausgedrückt, auch zu

besserer Ableitung des Phänomens die Figur fünfmal nach ihren steigenden Verhältnissen wiederholt, wodurch die in dem Versuch vorgeschriebene Bewegung gewissermaßen vor Augen gebracht und, was eigentlich vorgehe, dem Beschauenden offenbar wird. Uebrigens haben wir zur leichtern Uebersicht des Ganzen die Buchstaben der Newton'schen Tafeln beibehalten, so daß eine Vergleichung sich bequem anstellen läßt. Wir beziehen uns hierbei auf die Erläuterung unserer Kupfertafeln, wo wir noch manches über die Unzulänglichkeit und Verfänglichkeit der Newton'schen Figuren überhaupt beizubringen gedenken.

197.

Man nehme nunmehr unsere achte Tafel vor sich und betrachte die erste Figur. Bei **F** trete das Sonnenbild in die dunkle Kammer, gehe durch das rechtwinkelige Prisma **ABC** bis auf dessen Base **M**, von da an gehe es weiter durch, werde gebrochen, gefärbt und male sich, auf die uns bekannte Weise, auf einer unterliegenden Tafel als ein längliches Bild **GH**. Bei dieser ersten Figur erfahren wir weiter nichts, als was uns schon lange bekannt ist.

198.

In der zweiten Figur trete das Sonnenbild gleichfalls bei **F** in die dunkle Kammer, gehe in das rechtwinkelige Prisma **ABC**, und spiegle sich auf dessen Boden **M** dergestalt ab, daß es durch die Seite **AC** heraus nach einer unterliegenden Tafel gehe, und daselbst das runde und farblose Bild **N** aufwerfe. Dieses runde Bild ist zwar ein abgeleitetes, aber ein völlig unverändertes; es hat noch keine Determination zu irgend einer Farbe erlitten.

199.

Man lasse nun, wie die dritte Figur zeigt, dieses Bild **N** auf ein zweites Prisma **VXY** fallen, so wird es beim Durchgehen eben das leisten, was ein originäres oder von jedem Spiegel zurückgeworfenes Bild leistet; es wird nämlich, nach der uns genugsam bekannten Weise, auf der entgegengestellten Tafel das längliche gefärbte Bild **pt** abmalen.

200.

Man lasse nun, nach unserer vierten Figur, den Apparat des ersten Prisma's durchaus wie bei den drei ersten Fällen, und fasse mit einem zweiten Prisma **VXY** auf eine behutsame Weise nur den obern Rand des Bildes **N** auf, so wird sich zuerst auf der entgegengesetzten Tafel der

obere Rand p des Bildes pt blau und violett zeigen, dahingegen der untere t sich erst etwas später sehen läßt, nur dann erst, wenn man das ganze Bild N durch das Prisma VXY aufgefaßt hat. Daß man eben diesen Versuch mit einem directen oder von einem Planspiegel abgespiegelten Sonnenbilde machen könne, versteht sich von selbst.

201.

Der grobe Irrthum, den hier der Verfasser begeht, ist der, daß er sich und die Seinigen überredet, das bunte Bild GH der ersten Figur habe mit dem farblosen Bilde N der zweiten, dritten und vierten Figur den innigsten Zusammenhang, da doch auch nicht der mindeste stattfindet. Denn wenn das bei der ersten Figur in M anlangende Sonnenbild durch die Seite BC hindurchgeht und nach der Refraction in GH gefärbt wird, so ist dieses ein ganz anderes Bild als jenes, das in der zweiten Figur von der Stelle M nach N zurückgeworfen wird und farblos bleibt, bis es, wie uns die dritte Figur überzeugt, in pt auf der Tafel, bloß als käme es von einem directen Lichte, durch das zweite Prisma gefärbt abgebildet wird.

202.

Bringt man nun, wie in der vierten Figur gezeichnet ist, ein Prisma sehr schief in einen Theil des Bildes (200), so geschieht dasselbe, was Newton durch eine langsame Drehung des ersten Prisma's um seine Achse bewirkt, eine von den scheinbaren Feinheiten und Accurateſſen unseres Experimentators.

203.

Denn wie wenig das Bild, das bei M durchgeht und auf der Tafel das Bild GH bildet, mit dem Bilde, das bei M zurückgeworfen und farblos bei N abgebildet wird, gemein habe, wird nun jedermann deutlich seyn. Allein noch auffallender ist es, wenn man bei der fünften Figur den Gang der Linien verfolgt. Man wird alsdann sehen, daß da, wo das Bild M nach der Refraction den gelben und gelbrothen Rand G erzeugt, das Bild N nach der Refraction den violetten p erzeuge, und umgekehrt, wo das Bild M den blauen und blaurothen Rand H erzeugt, das Bild N, wenn es die Refraction durchgegangen, den gelben und gelbrothen Rand t erzeuge; welches ganz natürlich ist, da einmal das Sonnenbild F in dem ersten Prisma herunterwärts und das abgeleitete Bild M in N hinaufwärts gebrochen wird. Es ist also nichts als die alte, uns bis zum Ueberdruß

wird; ſo daß alle Beziehung unter einander, von welcher uns Newton ſo gern überreden möchte, als ein leerer Wahn, als ein beliebiges Mährchen anzuſehen iſt.

Newtons Recapitulation der zehn erſten Verſuche.

206.

Wenn wir es von unſerer Seite für nöthig und vortheilhaft hielten, nach den acht erſten Verſuchen eine Ueberſicht derſelben zu veranlaſſen, ſo thut Newton daſſelbige auf ſeine Weiſe, nach dem zehnten; und indem wir ihn hier zu beobachten alle Urſache haben, finden wir uns in dem Falle unſern Widerſpruch abermals zu articuliren. In einer höchſt verwickelten Periode drängt er das nicht Zuſammengehörende neben und über einander dergeſtalt, daß man nur mit innerſter Kenntniß ſeines bisherigen Verfahrens und mit genaueſter Aufmerkſamkeit dieſer Schlinge entgehen kann, die er hier, nachdem er ſie lange zurecht gelegt, endlich zuſammenzieht. Wir erſuchen daher unſere Leſer dasjenige nochmals mit Geduld in anderer Verbindung anzuhören, was ſchon öfter vorgetragen worden: denn es iſt kein ander Mittel, ſeinen bis zum Ueberdruß wiederholten Irrthum zu vertilgen, als daß man das Wahre gleichfalls bis zum Ueberdruß wiederhole.

207.

Findet man nun bei allen dieſen mannichfaltigen Experimenten, man mache den Verſuch mit reflectirtem Licht, und zwar ſowohl mit ſolchem, das von natürlichen Körpern (Exper. 1. 2) als auch mit ſolchem, das von ſpiegelnden (Exper. 9) zurückſtrahlt.

208.

Hier bringt Newton unter der Rubrik des reflectirten Lichtes Verſuche zuſammen, welche nichts gemein mit einander haben, weil es ihm darum zu thun iſt, die Reflexion in gleiche Würde und Wirkung mit der Refraction, was Farbenhervorbringen betrifft, zu ſetzen. Das ſpiegelnde Bild im neunten Experiment wirkt nicht anders als ein directes, und ſein Spiegeln hat mit Hervorbringung der Farbe gar nichts zu thun, die natürlichen gefärbten Körper des erſten und zweiten Experiments hingegen kommen auf eine ganz andere Weiſe in Betracht. Ihre Oberflächen ſind ſpecificirt,

die Farbe iſt an ihnen fixirt; das daher reflectirende Licht macht dieſe ihre Eigenſchaften ſichtbar, und man will nur, wie auch ſchon früher geſchehen, durch das Spiel der Terminologie hier abermals andeuten, daß von den natürlichen Körpern farbige Lichter, aus dem farbloſen Hauptlicht durch gewiſſe Eigenſchaften der Oberfläche herausgelockte Lichter, reflectiren, welche ſodann eine diverſe Refraction erdulden ſollen. Wir wiſſen aber beſſer, wie es mit dieſem Phänomen ſteht, und die drei hier angeführten Experimente imponiren uns weder in ihrer einzelnen falſchen Darſtellung, noch in ihrer gegenwärtigen erzwungenen Zuſammenſtellung.

209.

— oder man mache denſelben mit gebrochenem Licht, es ſey nun bevor die ungleich gebrochenen Strahlen durch Divergenz von einander abgeſondert ſind, bevor ſie noch die Weiße, welche aus ihrer Zuſammenſetzung entſpringt, verloren haben, alſo bevor ſie noch einzeln, als einzelne Farben erſcheinen (Exper. 5) —

210.

Bei dieſer Gelegenheit kommen uns die Nummern unſerer Paragraphen ſehr gut zu Statten; denn es würde Schwierigkeit haben, am fünften Verſuche das was hier geäußert wird, aufzufinden. Es iſt eigentlich nur bei Gelegenheit des fünften Verſuches angebracht, und wir haben ſchon dort auf das Einpaſchen dieſes contrebanden Punktes alle Aufmerkſamkeit erregt. Wie künſtlich bringt Newton auch hier das Wahre gedämpft herein, damit es ja ſein Falſches nicht überleuchte! Man merke ſein Bekenntniß. Die Brechung des Lichtes iſt alſo nicht allein hinreichend, um die Farben zu ſondern, ihnen ihre anfängliche Weiße zu nennen, die ungleichen Strahlen einzeln als einzelne Farben erſcheinen zu machen; es gehört noch etwas anderes dazu, und zwar eine Divergenz. Wo iſt von dieſer Divergenz bisher auch nur im mindeſtendie Rede geweſen? Selbſt an der angeführten Stelle 112 ſpricht Newton wohl von einem gebrochenen und weißen Lichte, das noch rund ſey, auch daß es gefärbt und länglich erſcheinen könne; wie aber ſich eins aus dem andern entwickele, eins aus dem andern herfließe, darüber iſt ein tiefes Stillſchweigen. Nur erſt in der Recapitulation ſpricht der kluge Mann das Wort Divergenz als im Vorbeigehen aus, als etwas das ſich von ſelbſt verſteht. Aber es verſteht ſich neben ſeiner Lehre nicht von ſelbſt, ſondern es zerſtört ſolche unmittelbar. Es wird alſo oben 112 und

hier abermals zugeſtanden, daß ein Licht, ein Lichtbild, die Brechung erleiden und nicht völlig farbig erſcheinen könne. Wenn dem ſo iſt, warum ſtellen denn Newton und ſeine Schüler Brechung und völlige Farbenerſcheinung als einen und denſelben Act vor? Man ſehe die erſte Figur unſerer ſiebenten Tafel, die durch alle Compendien bis auf den heutigen Tag wiederholt wird; man ſehe ſo viele andere Darſtellungen, ſogar die ausführlichſten, z. B. in Martins Optik: wird nicht überall Brechung und vollkommene Divergenz aller ſogenannten Strahlen gleich am Prisma vorgeſtellt? Was heißt denn aber eine nach vollendeter Brechung eintretende ſpätere Divergenz? Es heißt nur geſtehen, daß man unredlich zu Werke geht, daß man etwas einſchieben muß, was man nicht brauchen und doch nicht läugnen kann.

211.

Auch oben (112) geht Newton unredlich zu Werke, indem er das gebrochene Lichtbild für weiß und rund angiebt, da es zwar in der Mitte weiß, aber doch an den Rändern gefärbt und ſchon einigermaßen länglich erſcheint. Daß die Farbenerſcheinung bloß an den Rändern entſtehe, daß dieſe Ränder divergiren, daß ſie endlich über einander greifen und das ganze Bild bedecken, daß hierauf alles ankomme, daß durch dieſes ſimple Phänomen die Newtoniſche Theorie zerſtört werde, haben wir zu unſerem eigenen Ueberdruß hundertmal wiederholt. Allein wir verſäumen hier die Gelegenheit nicht eine Bemerkung beizubringen, wodurch der Starrſinn der Newtonianer einigermaßen entſchuldigt wird. Der Meiſter nämlich kannte recht gut die Umſtände, welche ſeiner Lehre widerſtrebten: er verſchwieg ſie nicht, er verhüllte, er verſteckte ſie nur; doch erwähnt war derſelben. Brachte man nun nachher den Newtonianern einen ſolchen Umſtand als der Lehre widerſtreitend vor, ſo verſicherten ſie: der Meiſter habe das alles ſchon gewußt, aber nicht darauf geachtet, ſeine Theorie immerfort für gegründet und unumſtößlich gehalten; und ſo müßten denn doch wohl dieſe Dinge von keiner Bedeutung ſeyn. Was uns betrifft, ſo machen wir auf das Bekenntniß, Refraction thue es nicht allein, ſondern es gehöre Divergenz dazu, aber- und abermals aufmerkſam, indem wir uns in der Folge des Streites noch manchmal darauf werden beziehen müſſen.

212.

— oder nachdem ſie von einander geſondert worden und ſich gefärbt zeigen (Exper. 6. 7. 8): —

213.

Wem durch unſere umſtändliche Ausführung nicht klar geworden, daß durch gedachte drei Experimente nicht das mindeſte geleiſtet und dargethan iſt, mit dem haben wir weiter nichts mehr zu reden.

214.

— man experimentire mit Licht, das durch parallele Oberflächen hindurchgegangen, welche wechſelſeitig ihre Wirkung aufheben (Exper. 10): —

215.

Ein Sonnenbild, das rechtwinkelig durch parallele Oberflächen hindurchgegangen iſt, findet ſich wenig verändert und bringt, wenn es nachher durch ein Prisma hindurchgeht, völlig diejenige Erſcheinung hervor, welche ein unmittelbares leiſtet. Das zehnte Experiment iſt, wie ſo viele andere nichts, als eine Verkünſtelung ganz einfacher Phänomene, vermehrt nur die Maſſe deſſen, was überſchaut werden ſoll, und ſteht auch hier in dieſer Recapitulation ganz müßig.

216.

— findet man, ſage ich, bei allen dieſen Experimenten immer Strahlen, welche bei gleichen Incidenzen auf daſſelbe Mittel, ungleiche Brechungen erleiden —

217.

Niemals findet man Strahlen, man erklärt nur die Erſcheinungen durch Strahlen: nicht eine ungleiche, ſondern eine nicht ganz reine, nicht ſcharf abgeſchnittene Brechung eines Bildes findet man, deren Urſprung und Anlaß wir genugſam entwickelt haben. Daß Newton und ſeine Schule dasjenige mit Augen zu ſehen glauben, was ſie in die Phänomene hinein theoretiſirt haben, das iſt es eben, worüber man ſich beſchwert.

218.

— und das nicht etwa durch Zerſplitterung oder Erweiterung der einzelnen Strahlen —

219.

Hier wird eine ganz unrichtige Vorſtellung ausgeſprochen. Newton behauptet nämlich, dem farbigen Lichte begegne das nicht, was dem weißen Lichte begegnet: welches nur der behaupten kann, der unaufmerkſam iſt und auf zarte Differenzen nicht achtet. Wir haben umſtändlich genug

gezeigt, daß einem farbigen Bilde eben das bei der Brechung begegne, was einem weißen begegnet, daß es an den Rändern gesetzmäßig prismatisch gefärbt werde.

220.

— noch durch irgend eine zufällige Ungleichheit der Refraction (Exper. 5. 6): —

221.

Daß die Farbenerscheinung bei der Refraction nicht zufällig, sondern gesetzmäßig sey, dieses hat Newton ganz richtig eingesehen und behauptet. Die Geschichte wird uns zeigen, wie dieses wahre Aperçü seinem Falschen zur Baſe gedient; wie uns denn dort auch noch manches wird erklärbar werden.

222.

— findet man ferner, daß die an Brechbarkeit verschiedenen Strahlen von einander getrennt und sortirt werden können, und zwar sowohl durch Refraction (Exper. 3) als durch Reflexion (Exper. 10);

223.

Im dritten Experiment sehen wir die Farbenreihe des Spectrums; daß das aber getrennte und sortirte Strahlen seyen, ist eine bloße hypothetische und, wie wir genugsam wissen, höchst unzulängliche Erklärungsformel. Im zehnten Experiment geschieht nichts, als daß an der einen Seite ein Spectrum verschwindet, indem an der andern Seite ein neues entsteht, das sich jedoch, weder im Ganzen noch im Einzelnen, keineswegs von dem ersten herschreibt, nicht im mindesten mit demselben zusammenhängt.

224.

— und daß diese verschiedenen Arten von Strahlen, jede besonders, bei gleichen Incidenzen ungleiche Refraction erleiden, indem diejenigen, welche vor der Scheidung mehr als die andern gebrochen wurden, auch nach der Scheidung mehr gebrochen werden (Exper. 6 ff.);

225.

Wir haben das sogenannte Experimentum crucis und was Newton demselben noch irgend zur Seite stellen mag, so ausführlich behandelt, und die dabei vorkommenden verfänglichen Umstände und verdeckten Bedingungen so sorgfältig ins Plane und Klare gebracht, daß uns hier nichts zu

Induction habe ich mir nie selbst erlaubt, wollte sie ein anderer gegen mich gebrauchen, so wußt' ich solche sogleich abzulehnen.

Mittheilung durch Analogien halt' ich für so nützlich als angenehm; der analoge Fall will sich nicht aufdringen, nichts beweisen; er stellt sich einem andern entgegen, ohne sich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Falle vereinigen sich nicht zu geschlossenen Reihen, sie sind wie gute Gesellschaft, die immer mehr anregt als giebt.

Irren heißt, sich in einem Zustande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrthum sich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Man sagt gar gehörig: das Phänomen ist eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Ursache. Es fällt dem Menschen so schwer Grund und Ursache zu finden, weil sie so einfach sind daß sie sich dem Blick verbergen.

Was hat man sich nicht mit dem Granit beschäftigt! man hat ihn mit in die neueren Epochen herangezogen, und doch entsteht keiner mehr vor unsern Augen. Geschäh' es im tiefsten Meeresgrunde, so hatten wir keine Kenntniß davon.

Kein Phänomen erklärt sich an und aus sich selbst; nur viele zusammen überschaut, methodisch geordnet, geben zuletzt etwas was für Theorie gelten könnte.

---

wiederholen übrig bleibt, als daß bei jenem Experiment, welches uns den wahren Weg weisen soll, keine diverse Refrangibilität im Spiel ist, sondern daß eine wiederholte fortgesetzte Refraction nach ihren ganz einfachen Gesetzen immer fort und weiter wirkt.

226.

— findet man endlich, daß, wenn das Sonnenlicht durch drei oder mehrere kreuzweise gestellte Prismen nach und nach hindurchgeht, diejenigen Strahlen, welche in dem ersten Prisma mehr gebrochen waren als die andern, auf dieselbe Weise und in demselben Verhältniß in allen folgenden Prismen abermals gebrochen werden: —

227.

Hier ist abermals ein Kreuz, an das der einfache Menschensinn geschlagen wird: denn es ist auch hier derselbe Fall, wie bei dem Experimentum crucis. Bei diesem ist es eine wiederholte fortgesetzte Refraction auf geradem Wege im Sinne der ersten; beim fünften Versuch aber ist es eine wiederholte fortgesetzte Refraction nach der Seite zu, wodurch das Bild in die Diagonale und nachher zu immer weiterer Senkung genöthigt wird, wobei es denn auch, wegen immer weiterer Verrückung, an Länge zunimmt.

228.

— so ist offenbar, daß das Sonnenlicht eine heterogene Mischung von Strahlen ist, deren einige beständig mehr refrangibel sind als andere; welches zu erweisen war.

229.

Uns ist nur offenbar, daß das Sonnenbild so gut wie jedes andere, helle oder dunkle, farbige oder farblose, insofern es sich vom Grunde auszeichnet, durch Refraction an dem Rand ein farbiges Nebenbild erhält, welches Nebenbild unter gewissen Bedingungen wachsen und das Hauptbild zudecken kann.

230.

Daß Newton aus lauter falschen Prämissen keine wahre Folgerung ziehen konnte, versteht sich von selbst. Daß er durch seine zehn Experimente nichts bewiesen, darin sind gewiß alle aufmerksamen Leser mit uns einig. Der Gewinn, den wir von der zurückgelegten Arbeit ziehen, ist erstlich daß wir eine falsche hohle Meinung los sind; zweitens daß wir

die Consequenz eines früher (E. 178—356.) abgeleiteten Phänomens deutlich einsehen, und drittens daß wir ein Muster von sophistischer Entstellung der Natur kennen lernten, das nur ein außerordentlicher Geist wie Newton, dessen Eigensinn und Hartnäckigkeit seinem Genie gleich kam, aufstellen konnte. Wir wollen nun, nachdem wir so weit gelangt, versuchen, ob wir zunächst unsere Polemik uns und unsern Lesern bequemer machen können?

Uebersicht des Nächstfolgenden.

231.

Wenn wir uns hätten durch die Newton'sche Recapitulation überzeugen lassen, wenn wir geneigt wären, seinen Worten Beifall zu geben, seiner Theorie beizutreten, so würden wir uns verwundern, warum er denn die Sache nicht für abgethan halte, warum er fortfahre zu beweisen, ja warum er wieder von vorn anfange? Es ist daher eine Uebersicht desto nöthiger, was und wie er es denn eigentlich beginnen will, damit uns deutlich werde, zu welchem Ziele er nun eigentlich hinschreitet?

232.

Im allgemeinen sagen wir erst hierüber so viel. Newtons Lehre war der naturforschenden Welt lange Zeit nur aus dem Briefe an die Londoner Societät bekannt; man untersuchte, man beurtheilte sie hiernach, mit mehr oder weniger Fähigkeit und Glück. Der Hauptsatz, daß die aus dem weißen heterogenen Licht geschiedenen homogenen Lichter unveränderlich seyen und bei wiederholter Refraction keine andere Farbe als ihre eigene zeigten, ward von Mariotte bestritten, der wahrscheinlich, indem er das Experimentum crucis untersuchte, bei der zweiten Refraction die fremden Farbenränder der kleinen farbigen Bildchen bemerkt hätte. Newton griff also nach der Ausflucht, jene durch den einfachen prismatischen Versuch gesonderten Lichter seyen nicht genugsam gesondert; hierzu gehöre abermals eine neue Operation: und so sind die vier nächsten Versuche zu diesem Zweck ersonnen und gegen diesen Widersacher gerichtet, gegen welchen sie in der Folge auch durch Desaguliers gebraucht werden.

233.

Zuerst also macht er aufs neue wunderbare Anstalten, um die verschiedenen, in dem heterogenen Licht steckenden homogenen Lichter, welche

bisher nur gewissermaßen getrennt worden, endlich und schließlich völlig zu scheiden, und widmet diesem Zweck den eilften Versuch. Dann ist er bemüht abermals vor Augen zu bringen und einzuschärfen, daß diese nunmehr wirklich geschiedenen Lichter bei einer neuen Refraction keine weitere Veränderung erleiden. Hierzu soll der zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Versuch dienstlich und hülfreich seyn.

234.

Wie oft sind uns nicht schon jene beiden Propositionen wiederholt worden, wie entschieden hat der Verfasser nicht schon behauptet, diese Aufgaben seyen gelöst, und hier wird alles wieder von vorn vorgenommen, als wäre nichts geschehen! Die Schule hält sich deßhalb um so sicherer, weil es dem Meister gelungen auf so vielerlei Weise dieselbe Sache darzustellen und zu befestigen. Allein genauer betrachtet, ist seine Methode die Methode der Regentraufe, die durch wiederholtes Tropfen auf dieselbige Stelle den Stein endlich aushöhlt; welches denn doch zuletzt eben so viel ist als wenn es gleich mit tüchtiger wahrer Gewalt eingeprägt wäre.

235.

Um sodann zu dem Praktischen zu gelangen, schärft er die aus seinem Wahn natürlich herzuleitende Folgerung nochmals ein, daß, bei gleicher Incidenz des zusammengesetzten heterogenen Lichts, nach der Brechung jeder gesonderte homogene Strahl sein besonderes Richtungsverhältniß habe, so daß also dasjenige, was vorher beisammen gewesen, nunmehr unwiederbringlich von einander abgesondert sey.

236.

Hieraus leitet er nun zum Behuf der Praxis, wie er glaubt, unwiderleglich ab, daß die dioptrischen Fernröhre nicht zu verbessern seyen. Die dioptrischen Fernröhre sind aber verbessert worden, und nur wenige Menschen haben sogleich rückwärts geschlossen, daß eben deßhalb die Theorie falsch seyn müsse; vielmehr hat die Schule, wie es uns in der Geschichte besonders interessiren wird, bei ihrer völligen theoretischen Ueberzeugung noch immer versichert, die dioptrischen Fernröhre seyen nicht zu verbessern, nachdem sie schon lange verbessert waren.

237.

So viel von dem Inhalt des ersten Theils von hier bis ans Ende. Der Verfasser thut weiter nichts als daß er das Gesagte mit wenig veränderten Worten, das Versuchte mit wenig veränderten Umständen

wiederholt; weßwegen wir uns denn abermals mit Aufmerkſamkeit und Geduld zu waffnen haben.

238.

Schließlich führt Newton ſodann das von ihm eingerichtete Spiegelteleſkop vor, und wir haben ihm und uns Glück zu wünſchen, daß er durch eine falſche Meinung beſchränkt einen ſo wahrhaft nützlichen Ausweg gefunden. Geſtehen wir es nur, der Irrthum inſofern er eine Nöthigung enthält, kann uns auch auf das Wahre hindrängen, ſo wie man ſich vor dem Wahren, wenn es uns mit allzu großer Gewalt ergreift, gar zu gern in den Irrthum flüchten mag.

Vierte Propoſition. Erſtes Problem.

Man ſoll die heterogenen Strahlen des zuſammengeſetzten Lichtes von einander abſondern.

239.

Wie mag Newton hier abermals mit dieſer Aufgabe hervortreten? Hat er doch oben ſchon verſichert, daß die homogenen Strahlen von einander geſondert (212), daß ſie von einander getrennt und fortirt worden (222). Nur zu wohl fühlt er, bei den Einwendungen ſeines Gegners, daß er früher nichts geleiſtet und geſteht nun auch, daß es nur gewiſſermaßen geſchehen. Deßhalb bemüht er ſich aufs neue mit einem weitläufigen Vortrag, mit Aufgabe des

eilften Verſuchs,

mit Illuſtration der zu demſelben gehörigen Figur, und bewirkt dadurch eben ſo wenig als vorher; nur verwickelt er die Sache, nach ſeiner Weiſe, dergeſtalt, daß nur der Wohlunterrichtete darin klar ſehen kann.

240.

Indem nun dieß alles nach ſchon abgeſchloſſener Recapitulation geſchieht, ſo läßt ſich denken, daß nur dasjenige wiederholt wird, was ſchon da geweſen. Wollten wir, wie bisher meiſt geſchehen, Wort für Wort mit dem Verfaſſer controliren, ſo würden wir uns auch nur wiederholen müſſen und unſern Leſer aufs neue in ein Labyrinth führen, aus dem er

ſich ſchon mit uns herausgewickelt hat. Wir erwählen daher eine andere Verfahrungsart: wir gedenken zu zeigen, daß jene Aufgabe unmöglich zu löſen ſey, und brauchen hierzu nur an das zu erinnern, was von uns ſchon an mehreren Stellen, beſonders zum fünften Verſuch, umſtändlich ausgeführt worden.

241.

Alles kommt darauf an, daß man einſehe, die Sonne ſey bei objectiven prismatiſchen Experimenten nur als ein leuchtendes Bild zu betrachten, daß man ferner gegenwärtig habe, was vorgeht, wenn ein helles Bild verrückt wird. An der einen Seite erſcheint nämlich der gelbrothe Rand, der ſich hineinwärts, nach dem Hellen zu, ins Gelbe verliert, an der andern der blaue Rand, der ſich hinauswärts, nach dem Dunkeln zu, ins Violette verliert.

242.

Dieſe beiden farbigen Seiten ſind urſprünglich getrennt, geſondert und geſchieden; dagegen iſt das Gelbe nicht vom Gelbrothen, das Blaue nicht vom Blaurothen zu trennen. Verbreitet man durch weitere Verrückung des Bildes dieſe Ränder und Säume dergeſtalt, daß Gelb und Blau einander ergreifen, ſo miſcht ſich das Grün, und die auf eine ſolche Weiſe nunmehr entſtandene Reihe von Farben kann durch abermalige Verlängerung des Bildes ſo wenig aus einander geſchieden werden, daß vielmehr die innern Farben, Gelb und Blau, ſich immer mehr über einander ſchieben und ſich zuletzt im Grün völlig verlieren, da denn ſtatt ſieben oder fünf Farben nur drei übrig bleiben.

243.

Wer dieſe von uns wiederholt vorgetragene Erſcheinung recht gefaßt hat, der wird das Newton'ſche Benehmen ohne weiteres beurtheilen können. Newton bereitet ſich ein ſehr kleines leuchtendes Bild und verrückt es durch eine wunderliche Vorrichtung dergeſtalt, daß er es fünfundſiebenzigmal länger als breit will gefunden haben. Wir geſtehen die Möglichkeit dieſer Erſcheinung zu; allein was iſt dadurch gewonnen?

244.

Die eigentliche Verlängerung eines hellen großen oder kleinen Bildes bewirkt nur der äußere violette Saum; der innere gelbe verbindet ſich mit dem blauen Rande und geht aus dem Bilde nicht heraus. Daher folgt, daß bei gleicher Verrückung ein kleines Bild ein ander Verhältniß ſeiner

Breite zur Länge habe als ein großes; welches Newton gern läugnen möchte, weil es freilich seiner Lehre geradezu widerspricht (90 — 93).

245.

Hat man den wahren Begriff recht gefaßt, so wird man das Falsche der Newton'schen Vorstellung gleich erkennen, die wir (103 — 110) genugsam erörtert haben. Gegenwärtig bringen wir folgendes bei. Nach Newton besteht das verlängerte Bild aus lauter in einander greifenden Kreisen, welche in dem weißen Sonnenbilde sich gleichsam deckend über einander liegen und nun, wegen ihrer diversen Refrangibilität, durch die Refraction aus einander geschoben werden. Nun kommt er auf den Gedanken, wenn man die Diameter der Kreise verkleinerte und das prismatische Bild soviel als möglich verlängerte, so würden sie nicht mehr wie beim größern Bilde über einander greifen, sondern sich mehr von einander entfernen und aus einander treten. Um sich dieses zu versinnlichen, stelle man eine Säule von Speciesthalern und eine andere von eben soviel Groschen neben einander auf den Tisch, lege sie um und schiebe sie in gleicher Richtung sachte aus einander, und zwar daß die Mittelpunkte der Thaler und Groschen jederzeit gegen einander über liegen, und man wird bald sehen, daß die Groschen schon lange von einander abgesondert sind, wenn die Peripherien der Thaler noch über einander greifen. Auf eine so crude Weise hat sich Newton die diverse Refrangibilität seiner homogenen Strahlen gedacht, so hat er sie abgebildet; man sehe seine 15. und 23. Figur, und auf unserer siebenten Tafel Figur 5. 6. 7. Allein da er bei allem Zerren des Bildes, weder in dem vorigen Versuche noch beim gegenwärtigen, die Farben aus einander sondern kann, so faßt er in der Zeichnung die Kreise immer noch mit punktirten Linien ein, so daß sie als gesondert und nicht gesondert auf dem Papier angedeutet sind. Da flüchtet man sich denn hinter eine andere Supposition; man versichert, daß es nicht etwa fünf oder sieben, sondern unendliche homogene Strahlen gebe. Hat man also diejenigen, die man erst für nachbarlich annahm, von einander abgesondert, so tritt immer ein Zwischenstrahl gleich hervor und macht die mühselige, schon als glücklich gelungen angegebene Operation abermals unmöglich.

246.

Auf dieses eilfte Experiment hin, ohne solches im mindesten zu untersuchen, hat man die Möglichkeit einer vollkommenen Absonderung jener

homogen supponirten Strahlen in Schulen fortgelehrt und die Figuren nach der Hypotheſe, ohne die Natur oder den Verſuch zu fragen, kecklich abgebildet. Wir können nicht umhin, den 370. Paragraph der Erxlebenſchen Naturlehre hier Wort für Wort abdrucken zu laſſen, damit man an dieſem Beiſpiel ſehe, wie verwegen ein compilirender Compendienſchreiber ſeyn muß, um ein unbearbeitetes oder falſch bearbeitetes Capitel fertig zu machen.

„Das farbige Licht beſteht aus ſo viel Kreiſen als Farben darin ſind, wovon der eine roth, der andere orangegelb u. ſ. w., der letzte violett iſt, und die in einander in den farbigen Streifen zuſammenfließen. Jeder dieſer Kreiſe iſt das Bild der Sonne, das von ſolchem Lichte, deſſen Brechbarkeit verſchieden iſt, auch nicht an Einen Ort fallen kann. Weil aber dieſe Kreiſe ſo groß ſind, daß ſie nur deßwegen in einander zuſammenfließen, ſo kann man ſie dadurch kleiner machen, daß man ein erhobenes Glas zwiſchen das Prisma und das Loch im Fenſterladen hält; dann ſtellt ſich jedes einfache Licht in Geſtalt kleiner runder Scheiben einzeln vor, in einer Reihe über einander. 75 Fig. a iſt das rothe, b das violette Licht."

In gedachter Figur nun ſind die ſieben Lichter als ſieben Cirkelchen ganz rein und ruhig über einander geſetzt, eben als wenn ſie doch irgend jemand einmal ſo geſehen hätte; die verbindenden Strichelchen ſind weggelaſſen, welche Newton denſelben klüglich doch immer beigegeben. Und ſo ſteht dieſe Figur ganz ſicher zwiſchen andern mathematiſchen Linearzeichnungen und Abbildungen mancher zuverläſſigen Erfahrung, und ſo hat ſie ſich durch alle Lichtenberg'ſchen Ausgaben erhalten.

247.

Daß wir über dieſes eilfte Experiment ſchneller als über die andern weggehen, dazu bewegt uns außer obgemeldeten Urſachen auch noch folgende. Newton verbindet hier zum erſtenmal Prisma und Linſe, ohne uns auch nur im mindeſten belehrt zu haben, was denn eigentlich vorgehe, wenn man mit dieſen ſo nahverwandten und ſo ſehr verſchiedenen Inſtrumenten zuſammen operire. Dießmal will er durch ihre Verbindung ſeine mährchenhaften Lichter ſondern, in der Folge wird er ſie auf eben dem Wege vereinigen und ſein weißes Licht daraus wieder herſtellen; welches letztere Experiment beſonders mit unter diejenigen gehört, deren die Newtonianer immer im Triumph erwähnen. Wir werden daher, ſobald wir

einen ſchicklichen Ruhepunkt finden, deutlich machen, was eigentlich vorgeht, wenn man zu einem Verſuche Prismen und Linſen vereinigt. Iſt dieſes geſchehen, ſo können wir das eilfte Experiment wieder vorführen und ſein wahres Verhältniß an den Tag bringen; wie wir denn auch bei Gelegenheit der Controvers des Desaguliers gegen Mariotte dieſes Verſuchs abermals zu gedenken haben.

Fünfte Propoſition. Viertes Theorem.

Das homogene Licht wird regelmäßig, ohne Erweiterung, Spaltung oder Zerſtreuung der Strahlen, refrangirt, und die verworrene Anſicht der Gegenſtände, die man durch brechende Mittel im heterogenen Lichte betrachtet, kommt von der verſchiedenen Refrangibilität mehrerer Arten von Strahlen.

248.

Der erſte Theil dieſer Propoſition iſt ſchon früher durch das fünfte Experiment genugſam erwieſen worden;

249.

Das das fünfte Experiment nichts bewies, haben wir umſtändlich dargethan.

250.

— und die Sache wird durch nachſtehend Verſuche noch deutlicher werden.

251.

Durch unſere Bemerkung wird noch deutlicher werden, daß die Behauptung grundlos und unerweislich iſt.

Zwölfter Verſuch.

252.

Ein ſchwarzes Papier —

253.

Warum ein ſchwarzes Papier? Zu dieſem Zweck iſt jede durchlöcherte

Tafel von Holz, Pappe oder Blech vollkommen geeignet; vielleicht auch wieder ein schwarzes Papier, um recht vorsichtig zu scheinen, daß kein störendes Licht mitwirke.

254.

Ein schwarzes Papier, worin eine runde Oeffnung befindlich war, deren Durchmesser etwa den fünften oder sechsten Theil eines Zolls hatte —

255.

Warum war die Oeffnung so klein? Doch nur, daß die Beobachtung schwerer und jeder Unterschied unbemerklicher wäre.

256.

— stellte ich so, daß es ein Bild aus homogenem Lichte sowie wir es in der vorhergehenden Proposition beschrieben haben, aufnahm, und ein Theil dieses Lichtes durch die Oeffnung durchging. Dann fing ich diesen durchgegangenen Theil mit einem hinter das Papier gestellten Prisma dergestalt auf, daß es in der Entfernung von zwei bis drei Fuß auf eine weiße Tafel senkrecht auffiel. Nach dieser Verrichtung bemerkte ich, daß jenes Bild, das auf der weißen Tafel durch Brechung jenes homogenen Lichtes abgemalt war, nicht länglich sey wie jenes, als wir im dritten Experiment das zusammengesetzte Sonnenlicht gebrochen hatten. Vielmehr war es, insofern ich mit bloßen Augen urtheilen konnte, an Länge und Breite gleich und vollkommen rund. Woraus folgt, daß dieses Licht regelmäßig gebrochen worden sey, ohne weitere Verbreiterung der Strahlen.

257.

Hier tritt abermals ein Kunstgriff des Verfassers hervor. Dieses Experiment ist völlig dem sechsten gleich, nur mit wenig veränderten Umständen; hier wird es aber wieder als ein neues gebracht, die Zahl der Experimente wird unnöthig vermehrt, und der Unaufmerksame, der eine Wiederholung vernimmt, glaubt eine Bestätigung, einen neuen Beweis zu hören. Das einmal gesagte Falsche drückt sich nur stärker ein, und man glaubt in den Besitz neuer Ueberzeugungsgründe zu gelangen.

Was wir daher gegen den sechsten Versuch umständlich angeführt, gilt auch gegen diesen, und wir enthalten uns das oft Wiederholte zu wiederholen.

258.

Doch machen wir noch eine Bemerkung. Der Verfasser sagt, daß er ein homogenes Licht durch die Oeffnung gelassen und sodann zum zweitenmal gebrochen habe; er sagt aber nicht, welche Farbe. Gewiß war es die rothe, die ihm zu diesen Zwecken so angenehme gelbrothe, weil sie gleichsam mit ihm conspirirt und das verhehlt, was er gerne verhehlen möchte. Versuche er es doch mit den übrigen Farben, und wie anders werden die Versuche, wenn er recht zu beobachten Lust hat, ausfallen!

259.

Die beiden folgenden Experimente sind nun prismatisch subjective, von denen unsere Leser durch den Entwurf genugsam unterrichtet sind. Wir wollen jedoch nicht verschmähen, auch beide hier nochmals zu entwickeln.

Dreizehnter Versuch.

260.

Ins homogene Licht —

261.

Doch wohl wahrscheinlich wieder ins rothe.

262.

— stellte ich eine papierene Scheibe, deren Diameter ein Viertelszoll war.

263.

Was soll nun wieder dieses winzige Scheibchen? Was ist für eine Bemerkung daran zu machen? Doch freilich sind wir mit winzigen Oeffnungen im Laden zu operiren gewohnt, warum nicht auch mit Papierschnitzeln!

264.

Dagegen stellte ich in das weiße heterogene Sonnenlicht, —

265.

Man merke noch besonders, nun ist das homogene und heterogene Licht vollkommen fertig. Das was noch immer bewiesen werden soll, wird schon als ausgemacht, bestimmt, benamset ausgesprochen und drückt sich in das Gehirn des gläubigen Schülers immer tiefer ein.

Bei Erweiterung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nöthig; ſie geſchieht meiſtens nach neueren Maximen, bleibt aber immer proviſoriſch.

Männer vom Fach bleiben im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer wenn er die Nothwendigkeit fühlt nachzufolgen.

Deßwegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowohl das neu Empiriſch-Aufgefundene als die neubeliebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie iſt dieß höchſt nöthig, wo die Kryſtallographie ſo große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu beſtimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwei willkommene: Leonhard und Cleaveland.

Wenn wir das was wir wiſſen nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, ſo erhält es einen ſonderbaren Reiz der Neuheit und friſchen Anſehens.

Wenn zwei Meiſter derſelben Kunſt in ihrem Vortrag von einander differiren, ſo liegt wahrſcheinlicherweiſe das unauflösliche Problem in der Mitte zwiſchen beiden.

Die Geognoſie des Herrn d'Aubuiſſon de Voiſins, überſetzt vom Herrn Wiemann, wie ſie mir zu Handen kommt, fördert mich in dieſem Augenblicke auf vielfache Weiſe, ob ſie mich gleich im Hauptſinne betrübt; denn hier iſt die Geognoſie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Anſicht der Weltoberfläche ruhen ſollte, aller Anſchauung beraubt, und

266.

— das noch nicht gebrochen war, eine andere papierne Scheibe von derselbigen Größe.

267.

Wohl auch deßhalb so klein, damit die ganze Fläche nachher durchs Prisma angeschaut sogleich gefärbt würde.

268.

Dann trat ich einige Schritte zurück, und betrachtete beide Scheiben durch das Prisma. Die Scheibe, welche von dem heterogenen Sonnenlicht erleuchtet war, erschien sehr verlängt, wie jene helle Oeffnung im vierten Experiment, so daß die Breite von der Länge vielmal übertroffen wurde: die Scheibe aber, vom homogenen Lichte erleuchtet, schien völlig rund und genau begränzt, eben so als wenn man sie mit nackten Augen ansah.

269.

Wahrscheinlich war also diese letzte, wie schon oben erwähnt, im rothen Lichte, und wir können, da Newton selbst im ersten Experiment gefärbtes Papier an die Stelle der prismatischen Farben setzt, unsere Leser vollkommen auf das, was theils bei Gelegenheit des sechsten Experiments, theils bei Gelegenheit des ersten gesagt worden, verweisen. Man nehme unsere dritte Tafel wieder zur Hand, worauf sich neben andern Vierecken auch ein rothes und weißes auf schwarzem Grunde finden wird; man betrachte sie durch ein Prisma und lese dazu, was wir früher ausgeführt (271 f.) und man wird begreifen, woher der Schein kam, durch welchen Newton sich täuschte, ja ein- für allemal täuschen wollte. Wenn er nun fortfährt:

270.

Mit welchem Versuch denn also beide Theile dieser Proposition bewiesen werden,

271.

so wird wohl niemand, der sich besser belehrte, mit ihm einstimmen, vielmehr den alten Irrthum erkennen und, wenn er ihn je selbst gehegt haben sollte, auf immer von sich werfen.

Vierzehnter Verſuch

272.

Damit unſere Leſer den Werth dieſes Verſuchs ſogleich beurtheilen können, haben wir auf einer Tafel ſechs Felder, mit den Hauptfarben illuminirt, angebracht und auf ſelbige verſchiedene dunkle, helle und farbige Körper gezeichnet. Man betrachte dieſe Tafeln nunmehr durchs Prisma, leſe alsdann die Newton'ſche Darſtellung der eintretenden Erſcheinung und bemerke wohl, daß er bloß dunkle Körper in dem ſogenannten homogenen Licht beobachtet und beobachten kann, daß unſer Verſuch hingegen eine Mannichfaltigkeit von Fällen darbietet, wodurch wir allein über das Phänomen zu einer völligen und reinen Einſicht gelangen mögen.

273.

Wenn ich Fliegen und andere dergleichen kleine Körper, vom homogenen Lichte beſchienen, durchs Prisma betrachtete, ſo ſah ich ihre Theile ſo genau begränzt, als wenn ich ſie mit bloßen Augen beſchaute.

274.

Das hier eintretende Verhältniß muß unſern Leſern, beſonders denen auf die unſer didaktiſcher Vortrag Eindruck gemacht, ſchon genugſam bekannt ſeyn. Es iſt nämlich dieſes, daß die Ränder eines farbigen Bildes auf dunklem Grunde, beſonders wenn die Farben ſelbſt dunkel ſind, ſich nur mit Aufmerkſamkeit beobachten laſſen. Hier iſt der Fall umgekehrt. Newton bringt dunkle Bilder auf farbigen Grund, welche noch überdieß von dem farbigen Lichte, das den Grund hervorbringt, ſelbſt beſchienen und einigermaßen tingirt werden. Daß die prismatiſchen Ränder ſodann weniger an dieſen Gegenſtänden erſcheinen, ſondern ſich mit ihnen vermiſchen oder am entgegengeſetzten Ende aufgehoben werden, iſt natürlich, ſo daß ſie alſo ziemlich begränzt und ohne merkliche Säume geſehen werden. Um aber das Phänomen von allen Seiten auf einmal deutlich zu machen, ſo haben wir auf unſerer zwölften Tafel auf den farbigen Gründen helle, dunkle und farbige Bilder angebracht. Der Beobachter kann ſie ſogleich durchs Prisma anſchauen, und wird die Ränder und Säume nach den verſchiedenen Verhältniſſen des Hellen und Dunklen, ſo wie nach den Eigenſchaften der verſchiedenen Farben, überall erkennen und beobachten lernen. Er wird einſehen, wie unglücklich der Newton'ſche Vortrag iſt,

der aus allen Phänomen immer nur eins, nur dasjenige heraushebt, was ihm günstig seyn kann, alle die übrigen aber verschweigt und verbirgt, und so von Anfang bis zu Ende seiner beliebten Optik verfährt.

Kaum wäre es nöthig den Ueberrest, der sich auf dieses Experiment bezieht, zu übersetzen und zu beleuchten; wir wollen uns aber diese kleine Mühe nicht reuen lassen.

275.

Wenn ich aber dieselben Körper im weißen, heterogenen, noch nicht gebrochenen Sonnenlicht —

276.

Man merke wohl: Schwarz auf Weiß.

277.

— gleichfalls durchs Prisma ansah, so erschienen ihre Gränzen sehr verworren, so daß man ihre kleineren Theile nicht erkennen konnte.

278.

Ganz recht! Denn die kleinern, schmälern Theile wurden völlig von den Säumen überstrahlt und also unkenntlich gemacht.

279.

Gleichfalls, wenn ich kleine gedruckte Buchstaben erst im homogenen, dann im heterogenen Licht durchs Prisma ansah, erschienen sie in dem letztern so verworren und undeutlich, daß man sie nicht lesen konnte, in dem erstern aber so deutlich, daß man sie bequem las, und so genau erkannte, als wenn man sie mit bloßen Augen sähe. In beiden Fällen habe ich die Gegenstände in derselben Lage, durch dasselbe Prisma, in derselben Entfernung betrachtet.

280.

Hier gebärdet sich der Verfasser als wenn er recht genau auf die Umstände Acht gäbe, da er doch den Hauptumstand außer Acht gelassen.

281.

Nichts war unterschieden, als daß sie von verschiedenem Licht erleuchtet wurden, davon das eine einfach und das andere zusammengesetzt war.

282

Und nun hätten wir denn also das einfache und zusammengesetzte Licht

völlig fertig, das freilich schon viel früher fertig war: denn es stak schon in der ersten Proposition und kam immer gleich unerwiesen in jeder Proposition und in jedem Experimente zurück.

283.

Deßwegen also keine andere Ursache seyn kann, warum wir jene Gegenstände in einem Fall so deutlich, in dem andern so dunkel sehen, als die Verschiedenheit der Lichter.

284.

Ja wohl der Lichter; aber nicht insofern sie farbig oder farblos, einfach oder zusammengesetzt sind, sondern insofern sie heller oder dunkler scheinen.

285.

Wodurch denn zugleich die ganze Proposition bewiesen wird.

286.

Wodurch denn aber, wie wir unter hoffentlicher Beistimmung aller unserer Leser ausrufen, nichts bewiesen ist.

287.

Ferner ist in diesen drei Experimenten das auch höchst bemerkenswerth, daß die Farbe des homogenen Lichtes bei diesen Versuchen um nichts verändert worden.

288.

Es ist freilich höchst bemerkenswerth, daß Newton erst hier bemerkt, was zu dem ABC der prismatischen Erfahrungen gehört, daß nämlich eine farbige Fläche so wenig als eine schwarze, weiße oder graue durch Refraction verändert werde, sondern daß allein die Gränzen der Bilder sich bunt bezeichnen. Betrachtet man nun durch ein Prisma das farbige Spectrum in ziemlicher Nähe, so daß es nicht merklich vom Flecke gerückt und seine Verfatilität (E. 350 — 356) nicht offenbar werde, so kann man die von demselben beschienene Fläche als eine wirklich gefärbte zu diesem Zwecke annehmen. Und somit gedenken wir denn, da der Verfasser glücklich ans Ende seines Beweises gelangt zu seyn glaubt, wir hingegen überzeugt sind, daß ihm seine Arbeit ungeachtet aller Bemühung höchst mißglückt sey, seinen ferneren Consequenzen auf dem Fuße zu folgen.

Sechste Propoſition. Fünftes Theorem.

Der Sinus der Incidenz eines jeden beſondern Strahls iſt mit dem Sinus der Refraction im gegebenen Verhältniß.

289.

Anſtatt mit dem Verfaſſer zu controvertiren, legen wir die Sache wie ſie iſt, naturgemäß vor, und gehen daher bis zu den erſten Anfängen der Erſcheinung zurück. Die Geſetze der Refraction waren durch Snellius entdeckt worden. Man hatte ſodann gefunden, daß der Sinus des Einfallswinkels mit dem Sinus des Refractionswinkels im gleichen Mittel jederzeit im gleichen Verhältniß ſteht.

290.

Dieſes Gefundene pflegte man durch eine Linearzeichnung vorzuſtellen, die wir in der erſten Figur unſerer eilften Tafel wiederholen. Man zog einen Cirkel und theilte denſelben durch eine Horizontallinie: der obere Halbcirkel ſtellt das dünnere Mittel, das untere das dichtere vor. Beide theilt man wieder durch eine Perpendicularlinie; alsdann läßt man im Mittelpunkte den Winkel der Incidenz von oben und den Winkel der Refraction von unten zuſammenſtoßen, und kann nunmehr ihr wechſelſeitiges Maß ausdrücken.

291.

Dieſes iſt gut und hinreichend, um die Lehre anſchaulich zu machen, und das Verhältniß in abstracto darzuſtellen; allein, um in der Erfahrung die beiden Winkel gegen einander wirklich zu meſſen, dazu gehört eine Vorrichtung, auf die bei dieſer Linearfigur nicht hingedeutet iſt.

292.

Die Sonne ſcheine in ein leeres Gefäß E. 187, ſie werfe den Schatten gerade bis an die gegenüberſtehende Wand, und der Schatten bedecke den Boden ganz. Nun gieße man Waſſer in das Gefäß, und der Schatten wird ſich zurückziehen gegen die Seite wo das Licht herkommt. Hat man in dem erſten Falle die Richtung des einfallenden Lichtes, ſo findet man im zweiten die Richtung des gebrochenen. Woraus erfährt man denn aber das Maß dieſer beiden Richtungen, als aus dem Schatten und zwar aus des Schattens Gränze? Um alſo in der Erfahrung das Maß der Refraction zu finden, bedarf es eines begränzten Mittels.

293.

Wir schreiten weiter. Man hatte das oben ausgesprochene Gesetz der Refraction entdeckt, ohne auf die bei dieser Gelegenheit eintretende Farbenerscheinung nur im mindesten zu achten, indem sie freilich bei parallelen Mitteln sehr gering ist; man hatte die Refraction des hellen, weißen, energischen Lichtes zu seiner Incidenz gemessen betrachtet und auf obige Weise gezeichnet: nun fand aber Newton, daß bei der Refraction gesetzmäßig eine Farbenerscheinung eintrete; er erklärte sie durch verschiedenfarbige Lichter, welche in dem Weißen stecken sollten, und sich, indem sie eine verschiedene Brechbarkeit hätten, sonderten und neben einander erschienen.

294.

Hieraus folgte natürlich, daß wenn das weiße Licht einen gewissen einzigen Einfallswinkel, wie z. B. bei uns, 45 Grad hatte, der Refractionswinkel der nach der Brechung gesonderten Strahlen verschieden seyn mußte, indem einige mehr als andere rückwärts gingen, und daß also, wenn bei dem einfallenden Licht nur Ein Sinus in Betracht kam, bei den Refractionswinkeln fünf, sieben, ja unzählige Sinus gedacht werden mußten.

295.

Um dieses faßlich zu machen, bediente sich Newton einer Figur von derjenigen entlehnt, wie man das Verhältniß der Refraction zur Incidenz bisher vorgestellt hatte, aber nicht so vollständig und ausführlich.

296.

Man hatte einen Lichtstrahl, der Bequemlichkeit wegen, angenommen, weil die abstracte Linie die Stelle von Millionen Strahlen vertritt; auch hatte man, bei der gedachten Figur, der Schranke nicht erwähnt, weil man sie voraussetzte: nun erwähnt Newton der Schranke auch nicht, setzt sie auch nicht voraus, sondern übergeht, beseitigt sie und zeichnet seine Figur, wie man bei uns in Nr. 2. sehen kann.

297.

Bedenke man aber, wie oben schon eingeleitet, selbst bei diesen Figuren den Erfahrungsfall! Man lasse unendliche Sonnenstrahlen durch den obern Halbkreis des dünnern Mittels auf den untern Halbkreis des dichtern Mittels in einem Winkel von 45 Graden fallen; auf welche Weise soll man denn aber beobachten können, welch ein Verhältniß die auf die freie Horizontallinie oder Fläche des dichtern Mittels fallenden Lichtstrahlen nunmehr nach der Brechung haben? Wie will man den Bezug des

Einfallswinkels zum Brechungswinkel auffinden? Man muß doch wohl erſt einen Punkt geben, an welchem beide bemerkbar zuſammenſtoßen können.

298.

Dieſes iſt auf keine Weiſe zu bewirken, als wenn man irgend ein Hinderniß, eine Bedeckung über die Eine Seite bis an den Mittelpunkt ſchiebt. Und dieſes kann geſchehen entweder an der Lichtſeite, wie wir es in Nr. 4 oder an der entgegengeſetzten, wie wir es Nr. 3 dargeſtellt haben. In beiden Fällen verhält ſich der Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Refractionswinkels ganz gleich, nur daß im erſten Falle das Licht gegen die Finſterniß zurückt, im zweiten die Finſterniß gegen das Licht. Daher denn im erſten der blaue und blaurothe Rand und Saum, im zweiten der gelbe und gelbrothe zum Vorſchein kommen; wobei übrigens keine Differenz ihrer Refraction, noch weniger alſo einer Refrangibilität eintritt.

299.

Es ſteht alſo hier die Bemerkung wohl am rechten Platze, daß man zwar irgend ein durch Erfahrung ausgemitteltes allgemeines Naturgeſetz linearſymbolisch ausdrücken und dabei gar wohl die Umſtände, wodurch das zum Grunde liegende Phänomen hervorgebracht wird, vorausſetzen könne; daß man aber von ſolchen Figuren auf dem Papiere nicht gegen die Natur weiter operiren dürfe, daß man bei Darſtellung eines Phänomens, das bloß durch die beſtimmteſten Bedingungen hervorgebracht wird, eben dieſe Bedingungen nicht ignoriren, verſchweigen, beſeitigen dürfe, ſondern ſich Mühe zu geben habe, dieſe gleichfalls im allgemeinen auszuſprechen und ſymboliſch darzuſtellen. Wir glauben dieſes auf unſerer eilften Tafel geleiſtet, dem was wir in unſerm Entwurf mühſam auferbaut, hierdurch den Schlußſtein eingeſetzt und die Sache zur endlichen Entſcheidung gebracht zu haben, und dürfen wohl hoffen, daß man beſonders dieſe Figuren künftig in die Compendien aufnehmen werde, da man an ihnen Lehre und Controvers am beſten und kürzeſten vortragen kann.

300.

Um endlich alles auf einem Blatte überſehen zu können, haben wir in der fünften Figur dasjenige Phänomen dargeſtellt, woraus die Achromaſie und ſogar die Hyperchromaſie entſpringt. Wir nehmen an, daß ein mit dem vorigen gleich brechendes Mittel die chemiſche Kraft und Gabe beſitze, die Farbenerſcheinung mehr zu verbreiten. Hier ſieht man, daß

bei gleicher Incidenz mit Nr. 1 und gleicher Refraction, dennoch eine ansehnliche Differenz in der Farbenerscheinung ſey. Vielleicht iſt dieſes Phänomen auch in der Natur darzuſtellen, wie es hier nur in abstracto ſteht; wie man denn ſchon jetzt die Farbenerſcheinung eines Mittels vermehren kann, ohne an ſeiner Refractionskraft merklich zu ändern. Auch wiederholen wir hier die Vermuthung (E. 686), daß es möglich ſeyn möchte, irgend einem refrangirenden Mittel die chemiſche Eigenſchaft, farbige Ränder und Säume hervorzubringen, gänzlich zu benehmen.

301.

Wem nunmehr dieſes bisher von uns Dargeſtellte deutlich und geläufig iſt, dem wird alles was Newton von Meſſung, Berechnung und Räſonnement bei dieſer Propoſition anbringt, weiter nicht imponiren, um ſo weniger als durch die neuern Erfahrungen jenes alte Sparrwerk längſt eingeriſſen iſt. So bekriegen wir auch nicht den

Fünfzehnten Verſuch.

302.

Es wird in demſelben die Seitenbewegung des Spectrums, die uns durch den fünften Verſuch bekannt geworden, durch mehrere Prismen wiederholt, dadurch aber weiter nichts geleiſtet, als daß das immer verlängerte Spectrum ſich immer mehr bückt; welches alles uns nach dem, was wir ſchon genugſam kennen, weiter nicht intereſſirt.

Siebente Propoſition. Sechstes Theorem.

Die Vollkommenheit der Teleſkope wird verhindert durch die verſchiedene Refrangibilität der Lichtſtrahlen.

303.

Man kann von verſchiedenen Seiten in eine Wiſſenſchaft herein oder auch zu einem einzelnen Phänomen herankommen, und von dieſer erſten Anſicht hängt ſehr oft die ganze Behandlung des Gegenſtandes ab. Giebt man hierauf in der Geſchichte des Wiſſens wohl Acht, bemerkt man genau, wie gewiſſe Individuen, Geſellſchaften, Nationen, Zeitgenoſſen an eine Entdeckung, an die Bearbeitung eines Entdeckten herankommen, ſo klärt

ſich manches auf, was außerdem verborgen bliebe oder uns verwirrt machte. In der Geſchichte der Chromatik werden wir dieſen Leitfaden öfters anknüpfen, und auch bei Beurtheilung des gegenwärtigen Abſchnittes ſoll er uns gute Dienſte thun. Wir bemerken alſo vor allen Dingen, daß Newton ſein Intereſſe für die Farbenlehre dadurch gewann, daß er die dioptriſchen Fernröhre zu verbeſſern ſuchte.

304.

Bei Entdeckung der Refractionsgeſetze hatte man die Farbenerſcheinung nicht beachtet und zwar mit Recht: denn bei Verſuchen mit parallelen Mitteln iſt ſie von keiner Bedeutung. Als man aber geſchliffene Gläſer zu Brillen und Teleſkopen anwendete, kam dieſes Phänomen näher zur Sprache. Sobald die Teleſkope einmal entdeckt waren, gingen Mathematiker und Techniker mit Ernſt auf ihre Verbeſſerung los, der ſich beſonders zwei Mängel entgegenſtellten, die man Aberrationen, Irrungen nannte. Die eine kam von der Form her: denn man bemerkte, daß die aus Kugelſchnitten beſtehenden Linſen nicht alle Theile des Bildes rein in Einen Punkt verſammelten, ſondern die Strahlen — indem man ſich dieſer Vorſtellung dabei bediente — theils früher, theils ſpäter, zur Convergenz brachten. Man that daher den Vorſchlag und machte Verſuche, elliptiſche und paraboliſche Gläſer anzuwenden, welche jedoch nicht vollkommen gelingen wollten.

305.

Während ſolcher Bemühungen ward man auf die zweite Abweichung, welche farbig war, aufmerkſam. Es zeigte ſich, daß der Deutlichkeit der Bilder ſich eine Farbenerſcheinung entgegenſetzte, welche beſonders die Gränzen, worauf es doch hauptſächlich bei einem Bilde ankommt, unſicher machte. Lange hielt man dieſe Erſcheinung für zufällig; man ſchob ſie auf eine unregelmäßige Brechung, auf Unrichtigkeiten des Glaſes, auf Umſtände, welche vorhanden und nicht vorhanden ſeyn konnten, und war indeß unabläſſig bemüht, jene erſte von der Form ſich herſchreibende Abweichung auszugleichen und aufzuheben.

306.

Newton wendete hingegen ſeine Aufmerkſamkeit auf die zweite Art der Aberration. Er findet die Farbenerſcheinung conſtant und, da er von prismatiſchen Verſuchen ausgeht, ſehr mächtig; er ſetzt die Lehre von

diverser Refrangibilität bei sich fest. Wie er sie begründet, haben wir gesehen; wie er dazu verleitet worden, wird uns die Geschichte zeigen.

307.

Nach seinen Erfahrungen, nach der Art wie er sie auslegt, nach der Weise wie er theoretisirt, ist die in der Proposition ausgesprochene Folgerung ganz richtig: denn wenn das farblose Licht divers refrangibel ist, so kann die Farbenerscheinung von der Refraction nicht getrennt werden, jene Aberration ist nicht ins Gleiche zu bringen, die dioptrischen Fernröhre sind nicht zu verbessern.

308.

Jedoch nicht allein dieses, sondern weit mehr folgt aus der Hypothese der diversen Refrangibilität. Unmittelbar folgt daraus, daß die dioptrischen Fernröhre ganz unbrauchbar seyn müssen, indem wenigstens alles, was an den Gegenständen weiß ist, vollkommen bunt erscheinen müßte.

309.

Ja, ganz abgesehen von dioptrischen Fernröhren, Brillen und Lorgnetten, müßte die ganze sichtbare Welt, wäre die Hypothese wahr, in der höchsten Verworrenheit erscheinen. Alle Himmelslichter sehen wir durch Refraction; Sonne, Mond und Sterne zeigen sich uns, indem sie durch ein Mittel hindurchblicken, an einer andern Stelle, als an der sie sich wirklich befinden; wie bei ihrem Auf- und Untergang die Astronomen besonders zu bemerken wissen. Warum sehen wir denn diese sämmtlichen leuchtenden Bilder, diese größern und kleinern Funken nicht bunt, nicht in die sieben Farben aufgelöst? Sie haben die Refraction erlitten, und wäre die Lehre von der diversen Refrangibilität unbedingt wahr, so müßte unsere Erde bei Tag und bei Nacht mit der wunderlichsten bunten Beleuchtung überschimmert werden.

310.

Newton fühlt diese Folgerung wohl: denn da er im Gefolg obiger Proposition eine ganze Weile gemessen und gerechnet hat, so bricht er sehr naiv in die bedeutenden Worte aus: „Wobei man sich denn verwundern muß, daß Fernröhre die Gegenstände noch so deutlich zeigen, wie sie es thun.“ Er rechnet wieder fort und zeigt, daß die Aberration, die aus der Form des Glases herkommt, beinahe sechsthalbtausendmal geringer sey als die welche sich von der Farbe herschreibt, und kann daher die Frage nicht unterlassen: „Wenn aber die Abweichungen, die aus der

nicht einmal in Begriffe verwandelt, ſondern auf Nomenclatur zurückgeführt, in welcher letzten Rückſicht ſie freilich einem jeden und auch mir förderlich und nützlich iſt.

Die Kreiſe des Wahren berühren ſich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug ſich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert ſich nicht um irgend einen Irrthum; ſie ſelbſt kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert was daraus erfolgen möge.

Natur hat zu nichts geſetzmäßige Fähigkeit, was ſie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, ſondern auch das Derbe und Dichte drängt ſich zur Geſtalt; ganze Maſſen ſind von Natur und Grund aus kryſtalliniſch; in einer gleichgültigen formloſen Maſſe entſteht durch ſtöchiometriſche Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erſcheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die Mineralien-Händler beklagen ſich, daß ſich die Liebhaberei zu ihrer Waare in Deutſchland vermindere, und geben der eindringlichen Kryſtallographie die Schuld. Es mag ſeyn; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Beſtreben, die Geſtalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewiſſe Exemplare koſtbarer machen.

Kryſtallographie ſo wie Stöchiometrie vollendet auch den Orykognoſten; ich aber finde daß man ſeit einiger Zeit in

verſchiedenen Refrangibilität der Strahlen entſpringen, ſo ungeheuer ſind, wie ſehen wir durch Fernröhre die Gegenſtände nur noch ſo deutlich wie es geſchieht?" Die Art, wie er dieſe Frage beantwortet, wird der nunmehr unterrichtete Leſer mit ziemlicher Bequemlichkeit im Original wahrnehmen können. Es iſt auch hier höchſt merkwürdig, wie er ſich herumdrückt und wie ſeltſam er ſich gebärdet.

311.

Wäre er aber auch auf dem rechten Wege geweſen und hätte er, wie Descartes vor ihm, eingeſehen, daß zu der prismatiſchen Farbenerſcheinung nothwendig ein Rand gehöre, ſo hätte er doch immer noch behaupten können und dürfen, daß jene Aberration nicht auszugleichen, jene Randerſcheinung nicht wegzunehmen ſey. Denn auch ſeine Gegner, wie Rizzetti und andere, konnten eben deßhalb nicht recht Fuß faſſen, weil ſie jene Randerſcheinung der Refraction allein zuſchreiben mußten, ſobald ſie als conſtant anerkannt war. Nur erſt die ſpätere Entdeckung, daß die Farbenerſcheinung nicht allein eine allgemeine phyſiſche Wirkung ſey, ſondern eine beſondere chemiſche Eigenſchaft des Mittels vorausſetze, konnte auf den Weg leiten, den man zwar nicht gleich einſchlug, auf dem wir aber doch gegenwärtig mit Bequemlichkeit wandeln.

Sechzehnter Verſuch

312.

Newton bemüht ſich hier die Farbenerſcheinung, wie ſie durchs Prisma gegeben iſt, mit der welche ſich bei Linſen findet, zu vergleichen, und durch einen Verſuch zu beweiſen, daß ſie beide völlig mit einander übereintreffen. Er wählt die Vorrichtung ſeines zweiten Verſuches, wo er ein roth und blaues, mit ſchwarzen Fäden umwickeltes Bild durch eine Linſe auf eine entgegengeſtellte Tafel warf. Statt jenes zwiefach gefärbten Bildes nimmt er ein gedrucktes oder auch mit ſchwarzen Linien bezogenes weißes Blatt, auf welches er das prismatiſche Spectrum wirft, um die deutlichere oder undeutlichere Erſcheinung der Abbildung hinter der Linſe zu beobachten.

313.

Was über die Sache zu ſagen iſt, haben wir weitläufig genug bei jenem zweiten Experiment ausgeführt, und wir betrachten hier nur kürzlich

abermals sein Benehmen. Sein Zweck ist, auch an den prismatischen Farben zu zeigen, daß die mehr refrangibeln ihren Bildpunkt näher an der Linse, die weniger refrangibeln weiter von der Linse haben. Indem man nun denkt, daß er hierauf losgehen werde, macht er, nach seiner scheinbaren großen Genauigkeit, die Bemerkung, daß bei diesem Versuche nicht das ganze prismatische Bild zu brauchen sey: denn das tiefste Violett sey so dunkel, daß man die Buchstaben oder Linien bei der Abbildung gar nicht gewahr werden könne; und nachdem er hierven umständlich gehandelt und das Rothe zu untersuchen anfängt, spricht er, wie ganz im Vorbeigehen, von einem sensibeln Rothen; alsdann bemerkt er, daß auch an diesem Ende des Spectrums die Farbe so dunkel werde, daß sich die Buchstaben und Linien gleichfalls nicht erkennen ließen, und daß man daher in der Mitte des Bildes operiren müsse, wo die gedachten Buchstaben und Linien noch sichtbar werden können.

314.

Man erinnere sich alles dessen, was wir eben angeführt, und bemerke, wie Newton durch diese Ausflucht den ganzen Versuch aufhebt. Denn wenn eine Stelle ist im Violetten, wo die Buchstaben unsichtbar werden, und eben so im Rothen eine, wo sie gleichfalls verschwinden, so folgt ja natürlich, daß in diesem Falle die Figuren auf der meist refrangibeln Farbenfläche zugleich mit denen auf der mindest refrangibeln verschwinden, und umgekehrt, daß wo sie sichtbar sind, sie stufenweise zu gleicher Zeit sichtbar seyn müssen; daß also hier an keine diverse Refrangibilität der Farben zu denken, sondern daß allein der hellere oder dunklere Grund die Ursache der deutlichern oder undeutlichern Erscheinung jener Züge seyn müsse. Um aber sein Spiel zu verdecken, drückt Newton sich höchst unbestimmt aus: er spricht von sensiblem Roth, da es doch eigentlich die schwarzen Buchstaben sind, die im hellern Rothen noch sensibel bleiben. Sensibel ist das Roth noch ganz zuletzt am Spectrum in seiner größten Tiefe und Dunkelheit, wenn es auch kein gedrucktes Blatt mehr erleuchten kann, und die Buchstaben darin nicht mehr sensibel sind. Eben so drückt sich Newton auch über das Violette und die übrigen Farben aus. Bald stehen sie wie in abstracto da, bald als Lichter, die das Buch erleuchten; und doch können sie als leuchtend und scheinend für sich bei diesem Versuche keineswegs gelten; sie müssen allein als ein heller oder dunkler Grund in Bezug auf die Buchstaben und Fäden betrachtet werden.

315.

Dieſer Verſuch alſo wird von dem zweiten, auf den er ſich bezieht, zerſtört und hilft dagegen auch den zweiten zerſtören, da wir das Bekenntniß Newtons vor uns haben, daß von beiden Seiten die Bemerkbarkeit der unterliegenden ſchwarzen Züge aufhöre, und zwar wegen des eintretenden Dunkeln; woraus denn folgt, daß bei zunehmender Hellung die Deutlichkeit dieſer Züge durchaus mitwachſen wird, die Farbe mag ſeyn welche ſie will. Alles was hierüber zu ſagen iſt, werden wir nochmals bei Beſchreibung des Apparats zuſammenfaſſen.

Achte Propoſition. Zweites Problem.

Die Fernröhre zu verkürzen.

316.

Hier führt nun Newton ſein katoptriſches Teleſkop vor, eine Erfindung, die auch nach Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre bei Ehren und Würden geblieben iſt, und von der wir unſererſeits, da wir uns nur mit den Farben beſchäftigen, nichts zu ſagen haben.

Der Newton'ſchen Optik

erſtes Buch.

Zweiter Theil.

317.

Auch in dieſem Theile ſind falſche und captieſe Verſuche, confus genug aber doch abſichtlich, zuſammengeſtellt. Man kann ſie in eine polemiſche und in eine didaktiſche Maſſe ſondern.

318.

Polemiſch fängt der Verfaſſer an: denn nachdem er unumſtößlich dargethan zu haben glaubt, die Farben ſeyen würklich im Lichte enthalten, ſo muß er die ältere auf Erfahrung gegründete Vorſtellungsart, daß nämlich zu den Farbenerſcheinungen in Refractionsfällen eine Gränze nöthig ſey, widerlegen, und er wähnt ſolches mit den vier erſten Verſuchen geleiſtet zu haben.

319.

Didaktiſch urgirt er ſodann aufs neue die Unveränderlichkeit des einmal hervorgebrachten homogenen Lichtes und die verſchiedenen Grade der Refrangibilität. Hiermit beſchäftigt er ſich vom fünften bis zum achten Experiment. Späterhin im ſiebzehnten limitirt er, ja hebt er wieder auf, was er im fünften bewieſen hat.

320.

Nun aber beſchäftigt er ſich vom neunten bis zum fünfzehnten Verſuch, etwas hervorzubringen und zu beweiſen, woran ihm ſehr viel gelegen ſeyn muß. Wenn er nämlich aus dem farbloſen Lichte und aus weißen Flächen die Farben hervorgelockt oder vielmehr das reine weiße Licht in Farben geſpalten hat, ſo muß er ja auch, wenn er das Herausgebrachte

wieder hineinbringt, das Gesonderte wieder zusammendrängt, jenes reine körperliche Weiß wiederherstellen.

321.

Da wir aber genugsam überzeugt sind, daß die Farbe nicht aus einer Theilung des Lichtes entstehe, sondern vielmehr durch den Zutritt einer äußern Bedingung, die unter mancherlei empirischen Formen, als des Trüben, des Schattens, der Gränze, sich ausspricht, so erwarten wir wohl Newton werde sich seltsam gebärden müssen, um das bedingte, getrübte, überschattete, beschattete Licht mit Inbegriff dieser Bedingung als reines weißes Licht darzustellen, um aus dunkeln Farben ein helles Weiß zu mischen.

322.

Indem er also hier gleichsam die Probe auf sein erstes Rechnungsexempel machen will, zeigen will, daß dasjenige was er durch bloße Trennung hervorgebracht, abermals durch bloße Verbindung jenes erste Resultat geben müsse, so stellt sich ihm durchaus das dritte, die äußere Bedingung, die er beseitigt zu haben glaubt, in den Weg, und so muß er Sinne, sinnlichen Eindruck, Menschenverstand, Sprachgebrauch und alle Verläugnen, wodurch sich jemand als Mensch, als Beobachter, als Denker bethätigt.

323.

Wie dieß zugehen konnte, glauben wir im historischen Theil von der psychischen und ethischen Seite unter der Rubrik Newtons Persönlichkeit hinreichend entwickelt zu haben. Hier bleibt uns nichts übrig, als unsere polemische Pflicht abermals im besondern zu erfüllen.

Erste Proposition. Erstes Theorem.

Die Farbenphänomene bei gebrochenem oder zurückgeworfenem Lichte werden nicht durch neue Modificationen des Lichtes verursacht, welche nach der Verschiedenheit der Begränzungen des Lichtes und Schattens verschiedentlich eingedrückt würden.

324.

Da wir in unserem Entwurf gezeigt, daß bei der Refraction gar keine Farben entstehen, als da wo Licht und Dunkel an einander gränzen,

so werden diejenigen, welche sich durch unsern Vortrag von der Wahrheit dieser Verhältnisse überzeugt haben, neugierig seyn, zu erfahren, wie sich Newton benehme, um nunmehr das Wahre unwahr zu machen. Er verfährt hierbei wie in dem ersten Falle, da er das Unwahre wahr zu machen gedachte, wie wir bald im Einzelnen einsehen werden.

Erster Versuch.

Siehe Fig. 1. Tafel XIII

325.

Laßt die Sonne in eine dunkle Kammer scheinen durch eine längliche Oeffnung F.

326.

Diese Oeffnung muß nothwendig in die Höhe gehen, obgleich die Figur nur einen Punkt vorstellt und also dadurch sogleich die Einsicht in die Sache erschwert.

327.

Die Breite kann sechs oder acht Theile eines Zolls seyn, auch weniger.

328.

Diese erste Vorrichtung bestehe also in einer etwa sechs Zoll hohen und äußerst schmalen Spalte im Bleche des Fensterladens.

329.

Nun gehe der Strahl FH —

330.

Nun ist es schon wieder ein Strahl, da es doch eigentlich nur ein von einer Seite sehr verschmälertes, von der andern sehr verlängertes Sonnenbild ist.

331.

— zuerst durch ein ziemlich großes Prisma ABC, das ungefähr zwanzig Fuß von der Oeffnung steht.

332.

Warum denn nun wieder zwanzig Fuß? Ueber dieses Einführen von Bedingungen, ohne daß man die Ursachen davon entdeckt, haben wir uns

öfters beklagt und durchaus gefunden, daß sie entweder überflüssig oder captios sind. Hier ist die Bedingung captios. Denn eigentlich will er nur ein ganz schwaches Licht haben, ganz schwache Farben hervorbringen, ja vielleicht gar den Versuch gleichsam unmöglich machen: denn wer hat gleich eine dunkle Kammer von zwanzig Fuß Tiefe und drüber, und wenn er sie hat, wie lange steht denn die Sonne niedrig genug, um in der Mittagszeit die dem Fenster entgegengesetzte Wand oder ein Prisma, das doch wenigstens in einiger Höhe vom Boden stehen muß, zu bescheinen?

333.

Wir erklären daher diese Bedingung für ganz unnöthig, da der Versuch mit dem Prisma geschieht und keine Linse mit ins Spiel kommt, wo sich wegen der Brenn- und Bildweite die Bedingungen der Entfernung allenfalls nothwendig machen.

334.

Dieses Prisma sey parallel zu der Oeffnung.

335.

Das heißt: parallel zur Tafel, worin die Oeffnung sich befindet, parallel zur Fensterbank, eigentlich aber, wie bei allen prismatischen Versuchen, so, daß eine aus dem Mittelpunkt des Sonnenbildes gedachte Linie rechtwinkelig auf dem Prisma stehe.

336.

Dann gehe dieser Strahl mit seinem weißen Theile —

337.

Hier haben wir also wieder einen weißen Theil eines schon gebrochenen Strahles. Es ist aber weiter nichts als die weiße Mitte des sehr verlängerten Bildes.

338.

— durch eine längliche Oeffnung H

339.

Diese längliche Oeffnung ist auch wieder als ein Punkt gezeichnet, wodurch die Darstellung ganz falsch wird: denn diese Oeffnung muß bei dem Versuch auch länglich seyn und vertical stehen wie die Oeffnung F im Fensterladen.

340.

— welche breit sey den vierten oder sechsten Theil eines Zolles.

341.

Das heißt doch also nur eine schmale Ritze. Und warum soll denn diese Ritze so schmal seyn? Bloß damit man nicht sehe, was denn eigentlich vorgeht und was getrieben wird.

342.

Diese Oeffnung H sey in einen schwarzen, dunkeln Körper GI gemacht, —

343.

Daß das Blech oder die Pappe GI schwarz sey, ist gar nicht nöthig; daß sie aber undurchsichtig sey, versteht sich von selbst.

344.

— und stehe zwei oder drei Fuß vom Prisma, —

345.

Diese Entfernung ist aber auch wieder gleichgültig oder zufällig.

346.

— in einer parallelen Lage zu dem Prisma und zu der vordern Oeffnung.

347.

Weil Newton seine Versuche nicht in einer natürlichen Ordnung, sondern auf eine künstlich verschränkte Weise vorbringt, so ist er genöthigt bei einem jeden Versuch den ganzen Apparat zu beschreiben, da derselbe Apparat doch schon öfter da gewesen ist und Newton sich, wenn er redlich wäre, nur auf den vorigen beziehen könnte. Allein bei ihm wird jeder Versuch für sich aufgebaut und das Nothwendige mit unnöthigen Bedingungen durchwebt, so daß eben dadurch das Helldunkel entsteht, in dem er so gern operirt.

348.

Wenn nun das weiße Licht durch die Oeffnung H durchgegangen, so falle es auf ein weißes Papier p t, das hinter der Oeffnung ungefähr drei bis vier Fuß entfernt steht, damit sich die gewöhnlichen Farben des Prisma's darauf abbilden mögen, nämlich Roth in t, Gelb in s, Grün in r, Blau in q und Violett in p.

349.

Man gebe wohl Acht! Das Licht ist an der Spalte weiß angekommen

und bildet hinter derselben das Spectrum. Auf das was folgt, wende man nun aber alle Aufmerksamkeit!

350.

Man nehme einen Eisendrath oder sonst einen dünnen undurchsichtigen Körper, dessen Stärke ungefähr der zehnte Theil eines Zolls ist; damit kann man die Strahlen in k l m n o auffangen.

351.

Nun nehme man die Figur vor sich und sehe, wo sich denn diese Strahlen k l m n o finden sollen. Diese Buchstaben stehen vor dem Prisma, gegen die Sonne zu, und sollen also, wie auch die fünf Linien bezeichnen, farbige Strahlen vorstellen, wo noch keine Farbe ist. In keiner Figur des ganzen Werkes, in keinem Experiment ist noch dergleichen vorgekommen, ist uns zugemuthet worden etwas das selbst gegen den Sinn des Verfassers ist, anzunehmen und zuzugeben.

352.

Was thut denn also das Stäbchen r, indem es an der Außenseite des Prisma's herumfährt? Es schneidet das farblose Bild in mehrere Theile, macht aus Einem Bild mehrere Bilder. Dadurch wird freilich die Wirkung in p q r s t verwirrt und vermreinigt; aber Newton legt die Erscheinung dergestalt aus:

353.

Sind die Strahlen k l m n o successiv aufgefangen, so werdet ihr auch die Farben t s r q oder p, eine nach der andern, dadurch wegnehmen, indessen die übrigen auf dem Papier bleiben wie vorher, oder mit einem etwas stärkern Hinderniß könnt ihr zwei, drei oder vier Farben zusammen wegnehmen, so daß der Ueberrest bleibt.

354.

Die drei ersten Figuren unserer 13. Tafel stellen die Erscheinungen dieses ersten Versuchs der Wahrheit gemäß vor. Da wir bei Beschreibung und Erklärung dieser Tafel die Sache umständlicher entwickeln, so erlauben wir uns unsere Leser dorthin zu verweisen und fragen nur vorläufig: Was hat den Newton vorgenommen, um seinen Satz zu beweisen?

355.

Er behauptet, daß Ränder, daß Gränzen des Hellen und Dunkeln keinen Einfluß auf die Farbenerscheinung bei der Refraction haben;

und was thut er in seinem Experiment? Er bringt dreimal Gränzen hervor, damit er beweise, die Gränze sey ohne Bedeutung!

356.

Die erste Gränze ist oben und unten an der Oeffnung H im Fensterladen. Er behält noch weißes Licht in der Mitte, gesteht aber nicht, daß schon Farben an den beiden Enden sich zeigen. Die zweite Gränze wird durch die Ritze H hervorgebracht. Denn warum wird denn das refrangirte Licht, das weiß auf der Tafel GI ankommt, farbig, als weil die Gränze der Ritze H oben und unten die prismatischen Farben hervorbringt? Nun hält er das dritte Hinderniß, einen Draht oder sonst einen andern cylindrischen Körper, vor's Prisma, und bringt also dadurch abermals Gränzen hervor, bringt im Bilde ein Bild, die Färbung an den Rändern des Stäbchens umgekehrt hervor. Besonders erscheint die Purpurfarbe in der Mitte, an der einen Seite das Blaue, an der andern das Gelbe. Nun bildet er sich ein mit diesem Stäbchen farbige Strahlen wegzunehmen, wirft aber dadurch nur ein ganz gefärbtes schmales Bild auf die Tafel GI. Mit diesem Bilde operirt er denn auch in die Oeffnung H hinein, verdrängt, verschmutzt die dort abgebildeten Farben, ja verhindert sogar ihr Werden, indem sie in der Oeffnung H erst werdend sind, und setzt denjenigen, der die Verhältnisse einsehen lernt, in Erstaunen, wie man sich so viele unredliche Mühe geben konnte, ein Phänomen zu verwirren, und wie ein Mann von solchen Talenten in diesem Fall gerade dasjenige thun konnte, was er läugnet. So ist denn auch das was hierauf folgt, keineswegs der Erfahrung gemäß.

357.

Auf diese Weise kann jede der Farben so gut als die violette die letzte an der Gränze des Schattens gegen p zu werden, und eine jede kann so gut als das Rothe die letzte an der Gränze des Schattens t seyn.

358.

Einem unaufmerksamen Zuschauer könnte man wohl dergleichen vorspiegeln, weil durch das Hinderniß r neue Farben entstehen, indem die alten verdrängt werden; aber man kann geradezu sagen: wie Newton die Sache ausdrückt, ist sie nicht wahr; bei den mittlern Farben kann er wohl eine Confusion hervorbringen, doch nicht an der Gränze; weder in p noch

der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorleſungen und zugleich zum Selbſtgebrauch, vielleicht gar als Theile zu einer wiſſenſchaftlichen Encyklopädie, ſind nicht zu billigen; der Verleger kann ſie beſtellen, der Schüler nicht wünſchen.

Lehrbücher ſollen anlockend ſeyn; das werden ſie nur, wenn ſie die heiterſte zugänglichſte Seite des Wiſſens und der Wiſſenſchaft darbieten.

Alle Männer vom Fach ſind darin ſehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt iſt das Unnütze zu ignoriren.

„Wir geſtehn lieber unſre moraliſchen Irrthümer, Fehler und Gebrechen, als unſre wiſſenſchaftlichen.“

Das kommt daher, weil das Gewiſſen demüthig iſt und ſich ſogar in der Beſchämung gefällt; der Verſtand aber iſt hochmüthig, und ein abgenöthigter Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aus dieſem Grunde geſchieht auch, daß offenbarte Wahrheiten, erſt im Stillen zugeſtanden, ſich nach und nach verbreiten, bis dasjenige, was man hartnäckig geläugnet hat, endlich als etwas ganz Natürliches erſcheinen mag.

Unwiſſende werfen Fragen auf, welche von Wiſſenden vor tauſend Jahren ſchon beantwortet ſind.

Carteſius ſchrieb ſein Buch de Methodo einigemale um, und wie es jetzt liegt kann es uns doch nichts helfen. Jeder,

in t wird man jemals Grün ſehen können. Man beherzige genau die folgende Stelle, wo er wieder anfängt wie Bileam das Entgegengeſetzte von dem zu ſagen, was er ſagen will.

359

Ja einige Farben können auch den Schatten begränzen, welcher durch das Hinderniß r innerhalb des Farbenbildes hervorgebracht worden.

360.

Nun geſteht er alſo, daß er durch ſein Hinderniß r Schatten hervorbringt, daß an dieſem Schatten Farbenſäume geſehen werden; und dieß ſagt er zum Beweis, daß die Gränze des Lichtes und Schattens auf die Farbe nicht einfließe! Man gebe uns ein Beiſpiel in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, wo Hartnäckigkeit und Unverſchämtheit auf einen ſo hohen Grad getrieben worden.

361.

Zuletzt kann jede Farbe, wenn man alle übrigen weggenommen hat und ſie allein bleibt, zugleich an beiden Seiten vom Schatten begränzt ſeyn.

362.

Daß die ſchon entſtandene Farbe des prismatiſchen Bildes einzeln durch irgend eine Oeffnung gelaſſen und iſolirt werden könne, wird nicht geläugnet; daß man durch das Stäbchen etwas ähnliches hervorbringen könne, iſt natürlich: allein der aufmerkſame Beobachter wird ſelbſt an dieſer entſtandenen Farbe die durch dieſe Einklemmung abgenöthigte entgegengeſetzte Farbe entſtehen ſehen, die bei der Unreinlichkeit dieſes Verſuchs dem Unerfahrenen entgehen möchte. Ganz vergeblich alſo zieht er den Schluß:

363.

Alle Farben verhalten ſich gleichgültig zu den Gränzen des Schattens.

364.

Daß die Gränzen des Schattens nach ganz beſtimmten Geſetzen bei der Refraction auf die Farben wirken, haben wir in dem Entwurf umſtändlich gezeigt.

365.

Und deßwegen entſtehen die Unterſchiede dieſer Farben von einander nicht von den Gränzen des Schattens, wodurch das Licht verſchiedentlich modificirt würde, wie es bisher die Meinung der Philoſophen geweſen.

366.

Da ſeine Prämiſſen falſch ſind, ſeine ganze Darſtellung unwahr, ſo iſt ſeine Concluſion auch nichtig; und wir hoffen die Ehre der alten Philoſophen wieder herzuſtellen, die bis auf Newton die Phänomene in wahrer Richtung verfolgt, wenn auch gleich manchmal auf Seitenwege abgelenkt hatten.

Der Schluß ſeiner Darſtellung läßt uns noch etwas tiefer in die Karte ſehen.

367.

Wenn man dieſe Dinge verſucht, ſo muß man bemerken, daß je ſchmäler die Oeffnungen F und H ſind, je größer die Intervalle zwiſchen ihnen und dem Prisma, je dunkler das Zimmer, um deſto mehr werde das Experiment gelingen, vorausgeſetzt daß das Licht nicht ſo ſehr vermindert ſey, daß man die Farben bei p t nicht noch genugſam ſehen könne.

368.

Daß alſo wegen der Entfernung vom Fenſter, wegen der Entfernung der Tafeln vom Prisma die Lichter ſehr ſchwach ſind, mit denen man operire, geſteht er. Die Oeffnungen ſollen kaum Ritzen ſeyn, ſo daß das Farbenbild auch nicht einmal einige Breite habe, und man ſoll denn doch genau beobachten können, welche Farbe denn eigentlich die Gränze macht. Eigentlich aber iſt es nur darauf angelegt das Ganze den Sinnen zu entziehen, blaſſe Farben hervorzubringen, um innerhalb derſelben mit dem Stäbchen r deſto beſſer operiren zu können. Denn wer den Verſuch, wie wir ihn nachher vortragen werden, beim energiſchen Lichte macht, der wird das Unwahre der Aſſertion auffallend genug finden.

369.

Ein Prisma von maſſivem Glas, das groß genug zu dieſem Experiment wäre, zu finden würde ſchwer ſeyn, weßwegen ein

prismatiſches Gefäß, von polirten Glasplatten zuſammengefügt und mit Salzwaſſer oder Oel gefüllt, nöthig iſt.

370.

Wie wir Newton ſchon oben den Vorwurf gemacht, daß er die Beſchreibung ſeines Apparats bei jedem Experiment wiederholt, ohne daß man das Verhältniß der Experimente, die mit gleichem Apparat hervorgebracht werden, gewahr wird, ſo läßt ſich auch hier bemerken, daß Newton immer ſein Waſſerprisma bringt, wenn er die weiße Mitte braucht und alſo ein großes Bild durch Refraction verrücken muß.

371.

Merkwürdig iſt es, wie er erſtlich dieſe weiße Mitte durch eine Hinterthüre hereinſchiebt und ſie nach und nach ſo überhand nehmen läßt, daß von den ſie begränzenden Rändern gar die Rede nicht mehr iſt; und das alles geht vor den Augen der gelehrten und experimentirenden Welt vor, die doch ſonſt genau und widerſprechend genug iſt!

Zweiter Verſuch.

372.

Da dieſer Verſuch gleichfalls unter die zuſammengeſetzten gehört, wobei Prismen und Linſen vereinigt gebraucht werden, ſo können wir denſelben nur erſt in unſerm mehr erwähnten ſupplementaren Aufſatz entwickeln. Auch dürfen wir ihn um ſo eher hier übergehen, als Newton einen völlig gleichgeltenden nachbringt, der, wie er ſelbſt geſteht, bequemer iſt und, genau betrachtet, den gegenwärtigen völlig unnöthig macht.

Dritter Verſuch.

Siehe Fig. 2. Taf. XIV.

373.

Ein anderes ähnliches Experiment läßt ſich leichter anſtellen, wie folgt. Laßt einen breiten Sonnenſtrahl —

374.

Nun iſt der Sonnenſtrahl breit. Es heißt aber weiter nichts, als

man mache die Oeffnung groß, wodurch das Licht herein fällt; ja, welches bei diesem Versuch ganz einerlei ist, man stelle das Prisma ins freie Sonnenlicht. Hier aber soll es

375.

— in eine dunkle Kammer fallen durch eine Oeffnung im Fensterladen, und durch ein großes Prisma **A B C** gebrochen werden, —

376.

Unser gewöhnliches Wasserprisma ist zu diesem Versuche sehr geschickt.

377.

— dessen brechender Winkel **C** mehr als 60 Grade hat —

378.

Diese Vermehrung der Grade des Winkels ist, bei diesem Versuch besonders, ganz unnütz, nur eine Bedingung, die einen sehr leichten Versuch erschwert, indem sie einen umständlichern Apparat fordert als er sich gewöhnlich findet.

379.

— und sobald es aus dem Prisma kommt, laßt es auf das weiße Papier **D E**, das auf eine Pappe gezogen ist, fallen, und dieses Licht, wenn das Papier perpendicular gegen dasselbe steht, wie es in **D E** gezeichnet ist, wird vollkommen weiß auf dem Papier erscheinen.

380.

Hier haben wir nun also endlich ein durchs Prisma gegangenes, gebrochenes und völlig weißes Licht. Wir müssen hier abermals, und wäre es unsern Lesern verdrießlich, aufmerksam machen, wie es herein gekommen.

381.

Erstlich im dritten Experiment des ersten Theils wird uns ein völlig farbiges Spectrum vorgeführt, und an demselben durch mancherlei Versuche und Folgerungen die diverse Refrangibilität bewiesen. Ist der Verfasser damit zu Stande, so kommt am Ende der Illustration des fünften Experiments ein zwar refrangirtes, aber doch noch weißes Licht unangemeldet zum Vorschein. Nun bringt er auch bald das sonst stätig gefärbte Bild mit einer weißen Mitte. Dann fängt er an, in dieser weißen Mitte

zu operiren, manchmal sogar ohne es zu gestehen; und jetzt, weil er die Wirkung der Gränze zwischen Licht und Schatten nicht anerkennt, läugnet er auf der Tafel D E jede farbige Erscheinung. Warum sind denn aber die an den beiden Enden A C der innern Seite des Prisma's hervortretenden farbigen Ränder verschwiegen? Warum ist denn die Tafel D E nicht größer angegeben? Doch wohl nur darum, weil er sonst, wenn sie größer wäre, nothwendig jener auf ihr erscheinenden Ränder gedenken müßte.

382.

Man betrachte nun die Figur und sehe, wie ein Linienstrom aufs Prisma herankommt, durch dasselbe durchgeht und hinter demselben wieder heraustritt; und dieser Linienstrom soll einen durchaus weißen Raum vorstellen. Indessen werden uns durch diese fingirten Linien die hypothetischen Strahlen doch wieder vor die Augen gebracht. Nun bemerke man aber wohl, was mit der Tafel D E vorgeht. Sie wird in die Stellung d e gebracht; und was geschieht in e? Das gebrochene Licht gelangt weiß an den Rand der Tafel, und beginnt an diesem Rande sogleich die eine Seite der Farben hervorzubringen, und zwar in dieser Lage die gelbe und gelbrothe. Dieser hier entstehende Rand und Saum verbreitet sich über die ganze Tafel wegen der schiefen Lage derselben; und also da, wo Newton einen Rand, eine Gränze läugnet, muß er gerade einen Rand hervorbringen, um das Phänomen, wovon er spricht, darzustellen. In der Lage d e entsteht die umgekehrte Erscheinung, nämlich der violette Rand, und verbreitet sich gleichfalls über die ganze Tafel, wie man sich dessen genugsam an unserer wahrheitgemäßen Figur unterrichten kann.

Da also Newton nicht einsehen konnte, daß hier der Rand der Tafel vollkommen wirksam sey, so bleibt er bei seiner starren Ueberzeugung, indem er fortfährt:

383.

Und wenn das Licht, ehe es auf das Papier fällt, zweimal in derselben Richtung durch zwei parallele Prismen gebrochen wird, so werden diese Farben viel deutlicher seyn.

384.

Also ein Licht kann zweimal durch zwei hinter einander stehende Prismen gebrochen werden, und immer weiß bleiben und so auf der Tafel D E ankommen? Dieß merke man doch ja! Daß aber nachher, wenn man in

diesem doppelt gebrochenen weißen Lichte operirt, die Farben lebhafter erscheinen, ist natürlich, weil die Verrückung des Bildes verdoppelt wird. Aber diese Vorrichtung, die keineswegs leicht zu machen ist, weil man nach seiner Forderung zwei Wasserprismen und beide am Ende gar über 60 Grade haben sollte, diese Steigerung des Versuchs hier anzuempfehlen, ist abermals gänzlich unnütz: denn bei der Operation mit Einem Prisma sind die Farben schon deutlich genug, und wer da nicht sieht, wo sie herkommen, der wird es durch das zweite Prisma auch nicht lernen. Indessen fährt Newton fort:

385.

Hier geschah es nun, daß alle die mittlern Theile des breiten Strahls vom weißen Lichte, das auf das Papier fiel, ohne eine Gränze von Schatten, die es hätte modificiren können, über und über mit einer gleichen Farbe gefärbt wurden.

386.

Wir haben oben gezeigt, daß der Rand der Pappe hier selbst die Gränze mache und seinen gefärbten Halbschatten über das Papier hinwerfe.

387.

Die Farbe aber war ganz dieselbe in der Mitte des Papiers, wie an den Enden.

388.

Keineswegs! denn der genaue Beobachter wird recht gut einmal an der Gränze das Gelbrothe, aus dem das Gelbe sich entwickelt, das andere mal das Blaue, von dem das Violette herstrahlt, bemerken können.

389.

Die Farbe wechselte nur nach der verschiedenen Schiefe der Tafel, ohne daß in der Refraction oder dem Schatten oder dem Licht etwas wäre verändert worden.

390.

Er biegt seine Pappe hin und wieder und behauptet, es sey in den Umständen nichts verändert worden. Dasselbe behauptete er mit eben so wenig Genauigkeit beim vorigen Experimente. Da er nun immer die Hauptmomente übersieht und sich um seine Prämissen nichts bekümmert, so ist sein ergo immer dasselbige.

391.

Es fällt uns bei dieſer Gelegenheit ein, daß Baſedow, der ein ſtarker Trinker war, und in ſeinen beſten Jahren in guter Geſellſchaft einen ſehr erfreulichen Humor zeigte, ſtets zu behaupten pflegte, die Concluſion ergo bibamus paſſe zu allen Prämiſſen. Es iſt ſchön Wetter: ergo bibamus! Es iſt ein häßlicher Tag: ergo bibamus! Wir ſind unter Freunden: ergo bibamus! Es ſind fatale Burſche in der Geſellſchaft: ergo bibamus! So ſetzt auch Newton ſein ergo zu den verſchiedenſten Prämiſſen. Das gebrochene Lichtbild iſt ganz und ſtätig gefärbt; alſo iſt das Licht divers refrangibel. Es hat eine weiße Mitte; und doch iſt es divers refrangibel. Es iſt einmal ganz weiß; und doch iſt es divers refrangibel. Und ſo ſchließt er auch hier, nachdem er in dieſen drei Experimenten doppelt und dreifach Ränder und Gränzen des Lichtes und Schattens gebraucht:

392.

Deßwegen muß man dieſe Farben aus einer andern Urſache herleiten, als von neuen Modificationen des Lichtes durch Refraction und Schatten.

393.

Dieſe Art Logik hat er ſeiner Schule überliefert, und bis auf den heutigen Tag wiederholen ſie ihr ewiges ergo bibamus, das eben ſo lächerlich und noch viel läſtiger iſt als das Baſedow'ſche manchmal werden konnte, wenn er denſelben Spaß unaufhörlich wiederbrachte.

394.

Daß der Verfaſſer nunmehr bereit ſeyn werde, die Urſache nach ſeiner Weiſe anzugeben, verſteht ſich von ſelbſt. Denn er fährt fort:

395.

Fragt man nun aber nach ihrer Urſache, ſo antworte ich: Das Papier in der Stellung d e iſt ſchiefer gegen die mehr refrangibeln Strahlen als gegen die weniger refrangibeln gerichtet, und wird daher ſtärker durch die letzten, als durch die erſten erleuchtet, und deßwegen ſind die weniger refrangibeln Strahlen in dem von der Tafel zurückgeworfenen Lichte vorherrſchend.

396.

Man bemerke, welche ſonderbare Wendung er nehmen muß, um ſein Phänomen zu erklären. Erſt hatte er ein gebrochenes und doch völlig

weißes Licht. In demſelben ſind keine Farben ſichtbar, wenn die Tafel gerade ſteht; dieſe Farben aber kommen gleich zum Vorſchein, ſobald die Tafel eine ſchiefe Richtung erhält. Weil er von den Rändern und Säumen nichts wiſſen will, die nur einſeitig wirken, ſo fuppenirt er, daß, bei ſchieferer Lage der Tafel wirklich das ganze Spectrum entſtehe, aber nur das eine Ende davon ſichtbar werde. Warum wird denn aber das ans Gelbe ſtoßende Grün niemals ſichtbar? Warum kann man das Gelbe über die weiße Tafel hin und her führen, ſo daß es immer im Weißen endigt? wobei niemals ein Grün zum Vorſchein kommt, und dieſes ganz naturgemäß, weil hier der gelbe und gelbrothe Rand nur einſeitig wirkt, und ihm der andere nicht entgegenkommen kann. Im zweiten Falle äußert der Rand wieder ſeine einſeitige Wirkung. Blau und Violett entſtehen, ohne daß Gelb und Gelbroth entſpringen und entgegenſtrahlen können.

397.

Um recht deutlich zu machen, daß dieſe Farben hier bloß von dem Rande entſtehen, ſo haben wir zu dieſem Verſuch eine Tafel mit Erhöhungen, mit Stiften, mit Kugelſegmenten angegeben, damit man ſich ſogleich überzeugen könne, daß nur eine ſchattenwerfende Gränze innerhalb des gebrochenen, aber noch weißen Lichtes Farben hervorzubringen im Stande ſey.

398.

Und wo dieſe weniger refrangibeln Strahlen im Lichte prädominiren, ſo färben ſie es mit Roth oder Gelb, wie es einigermaßen aus der erſten Propoſition des erſten Theils dieſes Buchs erſcheint, —

399.

Dieſes Newton'ſche einigermaßen heißt auch hier in der Hetmannſchen Manier (178) gar nicht. Denn aus der Propoſition kann nichts erſcheinen oder hervortreten, als inſofern ſie bewieſen iſt: nun haben wir umſtändlich gezeigt, daß ſie nicht bewieſen iſt, und ſie läßt ſich alſo zu keiner Beſtätigung anführen.

400.

— und wie künftig noch ausführlicher erſcheinen wird.

401.

Mit dem Künftigen hoffen wir ſowohl als mit dem Vergangenen fertig zu werden.

Vierter Verſuch

402.

Hier führt Newton den Fall mit Seifenblaſen an, welche ihre Farbe verändern, ohne daß man ſagen könne, es trete dabei eine Veränderung der Gränze des Lichts und Schattens ein. Dieſe Inſtanz paßt hier gar nicht. Die Erſcheinungen an den Seifenblaſen gehören in ein ganz anderes Fach, wie in unſerem Entwurf (461 ff.) genugſam auseinandergeſetzt iſt.

403.

Wenn man zwar im Ganzen behauptet, daß zur Entſtehung der Farbe ein Licht und Schatten, ein Licht und Nichtlicht nöthig ſey, ſo kann doch dieſe Bedingung auf gar vielerlei Weiſe eintreten. Beim Refractionsfall ſpricht ſich aber jene allgemeine Bedingung als eine beſondere, als Verrückung der Gränze zwiſchen Licht und Schatten aus.

404.

Zu dieſen Verſuchen kann man noch das zehnte Experiment des erſten Theils dieſes Buchs hinzufügen.

405.

Wir können das was hier geſagt iſt, übergehen, weil wir bei Auslegung jenes Verſuches ſchon auf die gegenwärtige Stelle Rückſicht genommen.

Zweite Propoſition. Zweites Theorem.

Alles homogene Licht hat ſeine eigene Farbe, die ſeinem Grade der Refrangibilität entſpricht, und dieſe Farbe kann weder durch Reflexionen noch Refractionen verändert werden.

406.

Bei den Verſuchen zu der vierten Propoſition des erſten Theils dieſes erſten Buchs, als ich die heterogenen Strahlen von einander geſchieden hatte, —

407.

Wie reinlich dieſe Scheidung geſchehen, iſt unſern Freunden ſchon oben klarer geworden, und Newton wird ſogleich wieder ſelbſt bekennen, wie es denn eigentlich mit dieſer Abſonderung ausſehe.

408.

— erschien das Spectrum p t. welches durch die geschiedenen Strahlen hervorgebracht war, im Fortschritt —

409.

Hier ist also ein Fortschritt! Doch wohl ein stät'ger?

410.

— von dem Ende p. wohin die refrangibelsten Strahlen fielen, bis zu dem andern Ende t. wohin die wenigst refrangibeln Strahlen anlangten, gefärbt mit den Reihen von Farben. —

411.

Man bemerke wohl, Reihen!

412.

— Violett, Dunkel- und Hellblau, Grün, Gelb, Orange und Roth zugleich —

413.

Man merke wohl, zugleich!

414.

— mit allen ihren Zwischenstufen —

415.

Die Reihen standen also nicht von einander ab, sondern sie hatten Stufen zwischen sich. Nun bemerke man, was folgt!

416.

— in einer beständigen Folge, die immer abwechselte —

417.

Also oben hatten wir separirte Farben, und hier haben wir eine beständige Folge derselben; und mit wie leisem Schritt, man möchte auch wohl sagen, in welcher stätigen Folge wird hier Lüge mit Wahrheit verbunden: Lüge, daß die Farben in jenem Experiment separirt worden, Wahrheit, daß sie in einer stätigen Folge erscheinen!

418.

— dergestalt, daß sie als eben so viele Stufen von Farben erschienen, als es Arten von Strahlen giebt, die an Refrangibilität verschieden sind.

419.

Hier sind es nun wieder Stufen. In einer nach Newtons Weise

der eine Zeit lang auf dem redlichen Forſchen verharrt, muß ſeine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Urſache hierauf zu achten.

So ganz leere Worte, wie die von der Decompoſition und Polariſation des Lichts, müſſen aus der Phyſik hinaus wenn etwas aus ihr werden ſoll. Doch wäre es möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Geſpenſter noch bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinüber ſpuken.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige, was niemand zugiebt, niemand hören will, muß deſto öfter wiederholt werden.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erſcheinungen und wiſſen keineswegs wie wir zur Urfrage kommen ſollen.

In Wiſſenſchaften, ſo wie auch ſonſt, wenn Einer ſich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollſtändigkeit am Ende nichts übrig als Wahrheit für Irrthum, Irrthum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht alles ſelbſt unterſuchen, muß ſich an Ueberlieferung halten, und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen ſeiner Gönner fröhnen. Mögen ſich die ſämmtlichen akademiſchen Lehrer hiernach prüfen.

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt ſchon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

---

dargeſtellten ſtätigen Reihe giebt es keine natürliche Stufen, wohl aber künſtliche; wie jedoch ſeinem künſtlichen Stufenweſen die Natur, die er läugnet, heimlich zu Hülfe kommt, wiſſen theils unſere Leſer ſchon, theils müſſen wir ſpäter nochmals darauf zurückkommen.

Fünfter Verſuch.

420.

Dieſe Farben alſo konnten durch Refraction nicht weiter verändert werden. Ich erkannte das, als ich durch ein Prisma einen kleinen Theil bald dieſes, bald jenes Lichtes wieder der Brechung unterwarf: denn durch eine ſolche Brechung ward die Farbe des Lichtes niemals im mindeſten verändert.

421.

Wie es ſich damit verhält, haben wir ſchon oben gezeigt, und man gebe nur Acht, wohin dieſe abſoluten Aſſertionen, niemals, im mindeſten, ſogleich hinauslaufen werden.

422.

Wir anticipiren hier eine Bemerkung, die eigentlich in die Geſchichte der Farbenlehre gehört. Hauy in ſeinem Handbuch der Phyſik wiederholt obige Behauptung mit Newtons entſchiedenen Worten; allein der deutſche Ueberſetzer iſt genöthigt in einer Note anzufügen: „Ich werde unten Gelegenheit nehmen zu ſagen, von welchen Lichtarten des Farbenſpectrums, meinen eigenen Verſuchen zufolge, dieß eigentlich gilt und von welchen nicht.“ Dasjenige alſo, von deſſen abſoluter Behauptung ganz allein die Haltbarkeit der Newton'ſchen Lehre abhinge, gilt und gilt nicht. Hauy ſpricht die Newton'ſche Lehre, unbedingt aus und ſo wird ſie im Lyceenunterricht jedem jungen Franzoſen unbedingt in den Kopf geprägt; der Deutſche muß mit Bedingungen hervortreten, und doch iſt jene durch Bedingungen ſogleich zerſtörte Lehre noch immer die gültige: ſie wird gedruckt, überſetzt, und das Publicum muß dieſe Mährchen zum tauſendſtenmal bezahlen.

Aber in ſolchen Bedingungen iſt Newton ſeinen Schülern ſchon unredlich vorgegangen, wie wir gleich wieder hören werden.

423.

Ward ein Theil des rothen Lichtes gebrochen, so blieb es völlig von derselben rothen Farbe wie vorher.

424.

Er fängt mit seinem günstigen Roth wieder an, damit ja jeder Experimentator auch wieder mit demselben anfange, und wenn er sich genug damit herumgequält, die übrigen Farben entweder fahren lasse, oder die Erscheinungen wenigstens mit Vorurtheil betrachte. Deßwegen fährt auch der Verfasser mit so bestimmter Sicherheit fort!

425.

Weder Orange noch Gelb, weder Grün noch Blau, noch irgend eine neue Farbe ward durch diese Brechung hervorgebracht, auch ward die Farbe durch wiederholte Refractionen keineswegs verändert, sondern blieb immer das völlige Roth wie zuerst.

426.

Wie es sich damit verhalte, ist oben umständlich ausgeführt.

427.

Die gleiche Beständigkeit und Unveränderlichkeit fand ich ebenfalls in blauen, grünen und andern Farben.

428.

Wenn der Verfasser ein gut Gewissen hat, warum erwähnt er denn der Farben hier außer der Ordnung? Warum erwähnt er das Gelbe nicht, an welchem die entgegengesetzten Ränder so deutlich erscheinen? Warum erwähnt er des Grünen zuletzt, an dem sie doch auch nicht zu verkennen sind?

429.

Eben so, wenn ich durch ein Prisma auf einen Körper sah, der von einem Theil dieses homogenen Lichtes erleuchtet war, wie im vierzehnten Experiment des ersten Theils dieses Buches beschrieben ist, so konnte ich keine neue Farbe, die auf diesem Weg erzeugt worden wäre, gewahr werden.

430.

Wie es sich damit verhalte, haben wir auch dort schon gewiesen.

431.

Alle Körper, die mit zusammengesetztem Lichte erleuchtet sind,

erscheinen durch Prismen verworren, wie schon oben gesagt ist, und mit verschiedenen neuen Farben gefärbt: aber die, welche mit homogenem Lichte erleuchtet sind, schienen durch die Prismen weder undeutlicher noch anders gefärbt, als wenn man sie mit bloßen Augen sah.

432.

Die Augen müssen äußerst schlecht, oder der Sinn muß ganz von Vorurtheil umnebelt seyn, wenn man so sehen, so reden will.

433.

Die Farben dieser Körper waren nicht im mindesten verändert durch die Refraction des angewendeten Prisma's.

434.

Man hielte dieses absolute nicht im mindesten nur einen Augenblick fest und rein!

435.

Ich spreche hier von einer merklichen (sensible) Veränderung der Farbe: —

436.

Merklich muß doch freilich etwas seyn, wenn man es bemerken soll.

437.

— denn das Licht, das ich homogen nenne —

438.

Hier haben wir den Kosakenhetmann (178. 399.) wieder.

439.

— ist nicht absolut homogen, und es könnte denn doch von seiner Heterogeneität eine kleine Veränderung der Farbe entspringen. Ist aber jene Heterogeneität so klein, als sie bei jenen Experimenten zur vierten Proposition gemacht worden, so war diese Veränderung nicht merklich.

440.

Man gehe zu dem zurück was wir bei jenen Experimenten gesagt haben, wobei auch auf gegenwärtige Stelle Rücksicht genommen worden, und man wird sich überzeugen, daß die sogenannte Newton'sche Heterogeneität gar nicht vermindert werden kann, und daß alles nur Spiegelfechtereien sind was er zu seinen sophistischen Zwecken vernimmt. Eben

so schlecht ist es mit der Homogeneität bestellt. Genug, alles was er erst in seinen Propositionen absolut ausspricht, bedingt er nachher und flüchtet sich entweder ins Unendliche oder ins Indiscernible; wie er denn gegenwärtig auch thut, indem er schließt:

441.

Deßwegen bei Experimenten, wo die Sinne Richter sind, —

442.

Auch ein eigener Ausdruck. Die Sinne sind keineswegs Richter, aber vortreffliche Zeugen, wenn sie außen gesund sind und von innen nicht bestochen.

443.

— jene allenfalls übrige Heterogeneität für gar nichts gerechnet werden darf.

444.

Hier beißt sich die Schlange wieder in den Schwanz, und wir erleben zum hundertstenmal immer eben dieselbe Verfahrungsart. Erst sind die Farben völlig unveränderlich, dann wird eine gewisse Veränderung doch merklich, dieses Merkliche wird so lange gequält bis es sich vermindert und wieder vermindert, aber doch den Sinnen nicht entzogen werden kann, und doch zuletzt für ganz und gar nichts erklärt. Ich möchte wohl wissen, wie es mit der Physik aussähe, wenn man durch alle Capitel so verfahren wäre.

Sechster Versuch.

445.

Wie nun diese Farben durch Refraction nicht zu verändern sind, so sind sie es auch nicht durch Reflexion. Denn alle weißen, grauen, rothen, gelben, grünen, blauen, violetten Körper, als Papier, Asche, Mennig, Auripigment, Indig, Bergblau, Gold, Silber, Kupfer, Gras, blaue Blumen, Veilchen, Wasserblasen mit verschiedenen Farben gefärbt, Papageienfedern, die Tinctur des nephritischen Holzes u. dgl. erschienen im rothen homogenen Lichte völlig roth, im blauen Licht völlig blau, im grünen Licht völlig grün, und so in den andern Farben.

446.

Wenn wir nicht von Newton gewohnt wären, daß dasjenige was er angiebt, der Erfahrung geradezu widerspricht, so würde es unbegreiflich seyn, wie er hier etwas völlig Unwahres behaupten kann. Der Versuch ist so einfach und läßt sich so leicht anstellen, daß die Falschheit dieser Angabe einem jeden leicht vor die Augen gebracht werden kann. Eigentlich gehört dieser Versuch in das Capitel der scheinbaren Mischung, wo wir ihn auch (E. 565. f.) angeführt haben.

447.

Warum nimmt denn aber Newton zu seinem Zwecke farbige Pulver, Blumen, kleine Körper, die sich nicht gut handhaben lassen? da doch der Versuch sich sehr viel bequemer, und demjenigen dem es ums Rechte zu thun ist, sehr viel deutlicher auf größeren farbigen Flächen, z. B. auf farbigem Papier, am deutlichsten zeigt.

448.

Es versteht sich zuerst, daß die weiße Fläche die sämmtlichen Farben des Bildes am reinsten und mächtigsten zeigen wird. Das Graue zeigt sie zwar auch rein, aber nicht so mächtig, und dieß immer weniger, je mehr sich das Graue dem Schwarzen nähert. Nimmt man aber farbige Flächen, so entsteht die scheinbare Mischung, und die Farben des Spectrums erscheinen entweder, insofern sie mit der Farbe des Papiers übereinkommen, mächtiger und schöner, oder, insofern sie der Farbe des Papiers widersprechen, unscheinbarer und undeutlicher; insofern sie aber sich mit der Farbe des Papiers vermischen und eine dritte hervorbringen können, wird diese dritte Farbe wirklich hervorgebracht. Dieses ist das wahre und naturgemäße Verhältniß, von welchem sich jedermann überzeugen kann, der nur ein Prisma in die Sonne stellen und das Spectrum mit weißem, grauem oder farbigem Papier der Reihe nach auffangen will.

449.

Man bemerke nun, daß in dem nächstfolgenden der Verfasser auf seine alte Manier das erst Ausgesprochene wieder bedingt.

450.

In dem homogenen Lichte einer jeden Farbe erscheinen alle körperlichen Farben völlig von jener Einen Farbe, mit dem einzigen

Unterschied, daß einige derselben das Licht stärker, andere schwächer zurückwarfen.

451.

Mit stark und schwach läßt sich die Erscheinung nur bei Weiß und Grau und Schwarz ausdrücken; bei allen farbigen Flächen aber muß, wie gesagt, auf die Mischung gesehen werden, da sich denn das ereignet was wir eben angezeigt haben.

452.

Und doch fand ich niemals einen Körper, der wenn er das homogene Licht zurückwarf, merklich dessen Farbe verändern konnte.

453.

Hier haben wir das Wort merklich schon wieder, und doch ist es wohl sehr merklich, wenn das gelbrothe Ende des Spectrums auf ein blaues oder violettes Papier geworfen wird, da denn sogleich mehr oder weniger die Purpurfarbe entsteht; und so mit allen übrigen Mischungen, wie sie uns bekannt sind. Doch haben wir noch zu bemerken, daß die Art wie Newton den Versuch mit Körpern oder körperlichen Gegenständen, mit Pulvern u. dgl. anstellt, etwas Captioses im Hinterhalte hat; weil alsdann nicht von einer reinen Fläche, sondern aus Höhen und Tiefen, aus erleuchteten und beschatteten Stellen das Licht zurück ins Auge kommt und der Versuch unsicher und unrein wird. Wir bestehen daher darauf, daß man ihn mit schönen farbigen, glatt auf Pappe gezogenen Papieren anstelle. Will man Taffet, Atlas, feines Tuch zu dem Versuche nehmen, so wird er mehr oder weniger schön und deutlich ausfallen.

Daß nunmehr Newton abermals mit seinem ergo bibamus schließen werde, läßt sich erwarten; denn er setzt sehr glorios hinzu:

454.

Woraus denn klar ist, daß, wenn das Sonnenlicht nur aus Einer Art Strahlen bestünde, nur Eine Farbe in der ganzen Welt seyn würde. Auch wird es nicht möglich seyn irgend eine neue Farbe durch Reflexionen und Refractionen hervorzubringen, und folglich hängt die Verschiedenheit der Farben von der Zusammensetzung des Lichtes ab.

455.

Unsere Leser welche einsehen, wie es mit den Prämissen steht, werden die Schlußfolge von selbst würdigen können.

Definition.

456.

Das homogene Licht, die homogenen Strahlen, welche roth erſcheinen oder vielmehr die Gegenſtände ſo erſcheinen machen, nenne ich rubrifik oder rothmachend; diejenigen durch welche die Gegenſtände gelb, grün, blau, violett erſcheinen, nenne ich gelbmachend, grünmachend, blaumachend, violettmachend, und ſo mit den übrigen. Denn wenn ich manchmal von Licht und Strahlen rede, als wenn ſie gefärbt oder von Farben durchdrungen wären, ſo will ich dieſes nicht philoſophiſch und eigentlich geſagt haben, ſondern auf gemeine Weiſe, nach ſolchen Begriffen, wie das gemeine Volk, wenn es dieſe Experimente ſähe, ſie ſich vorſtellen könnte. Denn, eigentlich zu reden, ſind die Strahlen nicht farbig, es iſt nichts darin als eine gewiſſe Kraft und Dispoſition das Gefühl dieſer oder jener Farbe zu erregen: denn wie der Klang einer Glocke, einer Muſikſaite, eines andern klingenden Körpers nichts als eine zitternde Bewegung iſt, und in der Luft nichts als dieſe Bewegung, die von dem Object fortgepflanzt wird, und im Senſorium das Gefühl dieſer Bewegung, unter der Form des Klanges, eben ſo ſind die Farben der Gegenſtände nur eine Dispoſition dieſe oder jene Art Strahlen häufiger als die übrigen zurückzuwerfen, in den Strahlen aber iſt nichts als ihre Dispoſition, dieſe oder jene Bewegung bis zum Senſorium fortzupflanzen, und im Senſorium ſind es Empfindungen dieſer Bewegungen, unter der Form von Farben.

457.

Wie unter der Rubrik einer Definition dieſe wunderliche theoretiſche Stelle hier eingeſchaltet wird, einigermaßen begreiflich zu machen, iſt hier vor allen Dingen unſere Pflicht, weil wir allein dadurch zu einer beſſern Einſicht in die Stelle ſelbſt gelangen können. Die Geſchichte der Farbenlehre benachrichtigt uns, daß ſogleich als Newton mit ſeiner Erklärung des prismatiſchen Phänomens hervortrat, die Naturforſcher der damaligen Zeit, wohlbemerkend, daß, nach dieſer Art ſich die Sache zu denken, die Farben körperlich in dem Lichte enthalten ſeyn müßten, ihm die damals ſehr in Gunſt ſtehende Theorie der Schwingungen entgegenſetzten und behaupteten,

daß die Farben bequemer und beſſer auf dieſem Wege erklärt oder gedacht werden könnten. Newton erwiederte, daß es ganz gleichgültig ſey, was man für eine höhere Theorie zu Erklärung dieſer Phänomene anwenden wolle; ihm ſey es nur um die Thatſache zu thun, daß dieſe farbebringenden Eigenſchaften des Lichtes durch Refraction manifeſtirt würden, und ſich eben auch ſo durch Reflexion, Inflexion u. ſ. w. manifeſtirten. Dieſe Schwingungslehre, dieſe Vergleichung der Farbe mit dem Ton, ward durch Malebranche abermals begünſtigt, und man war alſo auch in Frankreich geneigt dazu. Gegenwärtige Definition oder Declaration ſteht alſo hier, um jene theoretiſche Differenz aufzuheben und zu neutraliſiren, das Atomiſtiſche der Newtoniſchen Vorſtellungsart mit der dynamiſchen ſeiner Gegner zu amalgamiren, dergeſtalt daß es wirklich ausſehe, als ſey zwiſchen beiden Lehren kein Unterſchied. Der Leſer commentire ſich die Stelle ſelbſt, und bemerke das Zuſammenkneten dynamiſcher und atomiſtiſcher Ausdrücke.

458.

In dieſer unſerer Erläuterung liegt die Antwort für diejenigen, welche die Frage aufwerfen, wie ſich die Newton'ſche Farbenlehre noch habe allgemein erhalten können, da ſpäterhin Euler die Schwingungslehre wieder angeregt und in Gunſt gebracht. Man ließ ſich nämlich gefallen, daß die verſchiedenen Schwingungsmöglichkeiten, die im Lichte ſich heimlich befinden, durch Refraction und andere äußere Beſtimmungen zur Erſcheinung gebracht würden; wodurch man denn auch nicht weiter kam, wie Newton ſelbſt bei Gelegenheit ſeiner Controvers und in der oben angeführten Stelle anmerkt und behauptet.

459.

Dieſer Verhältniſſe aber hier zu erwähnen, hat Newton noch einen beſondern Anlaß. Er bereitet ſich vor, das Verhältniß der Farben ſeines Spectrums zu meſſen, und dieſe Verhältniſſe mit denen des Tons zu vergleichen; wobei ihm denn jene Schwingungslehre zur Einleitung dient.

Dritte Propoſition. Erſtes Problem.

Die Refrangibilität der verſchiedenen Arten des homogenen Lichts, wie ſie den verſchiedenen Arten Farben entſpricht, zu beſtimmen.

Siebenter Versuch.

460.

Der Verfasser, welcher wohl gefühlt haben mag, daß seine Farbenlehre sich im physikalischen Kreise völlig isolire, daß seine Erklärung der Phänomene mit der Erklärung anderer Naturerscheinungen sich nicht wohl verbinden lasse, geht nun darauf aus, die Maßverhältnisse seines Spectrums an die Tonverhältnisse anzuschließen und durch diese Verbindung seiner Meinung einigen Rückenhalt zu verschaffen.

461.

Ganz vergeblicherweise knüpft er daher gegenwärtigen Versuch an den fünften des ersten Theils und an dasjenige, was bei Gelegenheit der vierten Proposition gesagt worden: denn eigentlich nimmt er sein gewöhnlich Spectrum, läßt es aufs Papier fallen, auf welchem der Umriß gezeichnet ist, und zieht alsdann an der Gränze jeder Farbe Querlinien, um den Raum den eine jede einnimmt, und die Verhältnisse der Distanzen von einander zu messen.

462.

Nachdem er also im Vorhergehenden viele Zeit und Papier verdorben, um gegen die Natur zu beweisen, daß das Spectrum aus unendlichen in einander greifenden Farbencirkeln bestehe, so lassen sich nun auf einmal Querlinien ziehen durch die Gränzen, wo eine die andere berührt, eine von der andern zu unterscheiden ist.

463.

Wie nun bei dem Verfasser Wahrheit und Irrthum innig mit einander verbunden sind, weßwegen sein Amalgama sich um so schwerer beurtheilen läßt, so tritt auch hier das Wahre, daß die Farben im perpendicularen Spectrum sich ziemlich mit horizontalen Strichen bezeichnen lassen, zum erstenmal auf; allein der Irrthum, daß diese Farben unter sich ein feststehendes Maßverhältniß haben, wird zugleich mit eingeführt, und gewinnt durch Messungen und Berechnungen ein ernsthaftes und sicheres Ansehen.

464.

Wie es sich mit diesen beiden Punkten verhalte, ist unsern Lesern schon genugsam bekannt. Wollen sie sich's kürzlich wiederholen, so dürfen sie nur nochmals unsere fünfte Tafel vor sich nehmen. Wir haben auf

derſelben das verrückte helle Bild viereckt angenommen, wobei man am deutlichſten ſehen kann, wie es ſich mit der Sache verhält. Die Farben der gezeichneten Durchſchnitte erſcheinen zwiſchen horizontalen parallelen Linien. Erſt ſind ſie durch das Weiße getrennt, dann tritt das Gelbe und Blaue über einander, ſo daß ein Grünes erſcheint. Dieſes nimmt endlich überhand; denn das Gelbe und Blaue verliert ſich in demſelben. Man ſieht deutlich, indem man dieſe Tafel betrachtet, daß jeder Durchſchnitt, den man durch die fortſchreitende Erſcheinung macht, anders ausfällt, und daß nur derjenige, über den ein punctirtes Oval gezeichnet iſt, mit dem Newton'ſchen Spectrum allenfalls übereinkommt. Eben ſo verhält es ſich mit dem verrückten dunkeln Bilde auf der ſechsten Tafel, wodurch die Sache vollkommen ins Klare geſetzt wird.

465.

Uns ſcheint ſie ſo außer allem Streit, daß wir die Meſſungen und die darauf gegründeten Zahlen und Berechnungen ohne weiteres übergehen, um ſo mehr, als man dieſes Scheingebäude bei dem Autor ſelbſt beliebig nachſehen kann, behaupten aber ausdrücklich, daß dieſe hier ausgegrübelten Terzen, Quarten, Quinten bloß imaginär ſeyen, und daß ſich von dieſer Seite keine Vergleichung der Farbe und des Tons denken laſſe.

Achter Verſuch.

466.

Wie nun in dem vorigen Verſuche das durchs Glasprisma hervorgebrachte Spectrum angeblich gemeſſen und ſeine Verhältniſſe fälſchlich berechnet worden, ſo geht der Verfaſſer auf Verbindung mehrerer Mittel über, um die verſchiedene Farbenerſcheinung nach dem einmal gefundenen Geſetz zu beſtimmen.

467.

Zu dieſem Zwecke nimmt er ein Waſſerprisma mit unterwärts gekehrtem brechendem Winkel, ſetzt in daſſelbe ein Glasprisma, den brechenden Winkel oberwärts gekehrt, und läßt alsdann das Sonnenlicht durchfallen. Nun verſucht er ſo lange, bis er ein Glasprisma findet, das bei geringerem Winkel als das Waſſerprisma, durch ſtärkere Refraction die Refraction des Waſſerprismas verbeſſert, dergeſtalt daß die einfallenden und

Man erkundige ſich ums Phänomen, nehme es ſo genau damit als möglich und ſehe wie weit man in der Einſicht und in praktiſcher Anwendung damit kommen kann, und laſſe das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Phyſiker: ſie gehen gerade aufs Problem los und verwickeln ſich unterwegs in ſo viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Ausſicht verſchwindet.

Deßhalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie ſollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn demjenigen verſprechen, der ſehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen iſt und warum ſie nicht erfolgen konnte. Wer dieß vermöchte hätte jeden Preis wohl verdient.

Da ſeit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen ſich friſch illuminirte Tafeln nöthig. Indem ich nun dieſes kleine Geſchäft beſorge, muß ich lächeln, welche unſägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige ſowohl als das Abſurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man beides erfaſſen und anerkennen.

Der Newtoniſche Irrthum ſteht ſo nett im Converſations-Lexikon, daß man die Octavſeite nur auswendig lernen darf, um die Farbe fürs ganze Leben los zu ſeyn.

Nicht, gar nicht grübeln wir nach dem Dämoniſchen;
Des Vaters Ueberlieferung, die mit uns erwuchs,

ausfallenden Strahlen mit einander parallel werden; da denn, nach verbesserter Brechung, die Farbenerscheinung verschwunden seyn soll.

468.

Wir übersetzen und bestreiten dieses Experiment nicht, indem dessen Unstatthaftigkeit von jedermann anerkannt ist: denn daß Newton hier einen wichtigen Umstand übersehen, mußte sogleich in die Augen fallen, als die Achromasie bei fortdauernder Refraction, oder umgekehrt die Chromasie bei aufgehobener Refraction entdeckt war.

469.

Indessen war es sehr verzeihlich, daß Newton hier nicht genau nachspürte. Denn da er den Grund der Farbenerscheinung in die Refraction selbst legte, da er die Brechbarkeit, die verschiedene Brechbarkeit ausgesprochen und festgesetzt hatte, so war nichts natürlicher als daß er die Wirkung der Ursache gleich setzte, daß er glaubte und behauptete, ein Mittel das mehr breche, müsse auch die Farben stärker hervorbringen, und indem es die Brechung eines andern aufhebe, auch zugleich die Farbenerscheinung wegnehmen: denn indem die Brechbarkeit aus der Brechung entspringt, so muß sie ja mit ihr gleichen Schritt halten.

470.

Man hat sich verwundert, daß ein so genauer Experimentator, wofür man Newton bisher gehalten, daß ein so vortrefflicher Beobachter ein solches Experiment anstellen und den Hauptumstand dabei übersehen konnte. Aber Newton hat nicht leicht einen Versuch angestellt, als insofern er seiner Meinung günstig war; wenigstens beharrt er nur auf solchen, welche seiner Hypothese schmeicheln. Und wie sollte er eine diverse Refrangibilität, die von der Refraction selbst wieder divers wäre, auch nur ahnen? In der Geschichte der Farbenlehre werden wir die Sache weiter auseinander setzen, wenn von Dollonds Erfindung die Rede seyn wird, da wir in unserem Entwurf das Naturverhältniß deutlich gemacht haben (682—687).

471.

Eigentlich war die Newton'sche Lehre auf der Stelle todt, sobald die Achromasie entdeckt war. Geistreiche Männer, z. B. unser Klügel, empfanden es, drückten sich aber unentschieden darüber aus. Der Schule hingegen, welche sich schon lange gewöhnt hatte an dieser Lehre zu leimen, zu flicken und zu verkleistern, fehlte es nicht an Wundärzten, welche den

Leichnam balsamirten, damit er auf ägyptische Weise auch nach seinem Tode bei physischen Gelagen präsidiren möge.

472.

Man brauchte neben der verschiedenen Brechbarkeit auch noch den Ausdruck einer verschiedenen Zerstreubarkeit, indem man das unbestimmte, schon von Grimaldi, Rizzetti, Newton selbst und andern gebrauchte Wort Zerstreuen hier in einem ganz eigenen Sinne anwendete und, so ungeschickt es auch war, der neu bekannt gewordenen Erscheinung anpaßte, ihm ein großes Gewicht gab, und eine Lehre durch Redensarten rettete, die eigentlich nur aus Redensarten bestand.

473.

Uebergehen wir nun die bei dieser Gelegenheit vorgebrachten Messungen und Berechnungen, welche schon von der physischen und mathematischen Welt für falsch erklärt worden, so übersetzen und beleuchten wir doch die Schlußrede, welche den Uebergang zu neuen Kunststücken macht, durch die wir nicht ins Licht, sondern hinter das Licht geführt werden sollen. Denn also spricht der Verfasser:

474.

Nimmt man nun diese Theoreme in die Optik auf, —

475.

Es ist sehr wunderbar, daß er diese Empfehlung gerade an einer Stelle anbringt, welche nun schon durchaus für falsch anerkannt ist.

476.

— so hätte man Stoff genug, diese Wissenschaft weitläufig (voluminously) nach einer neuen Manier zu behandeln, nicht allein bei dem Vortrag alles dessen, was zur Vollkommenheit des Sehens beiträgt, sondern auch indem man mathematisch alle Arten der Farbenphänomene, welche durch Refraction entstehen können, bestimmte.

477.

Daß man aber eben dieses auf Newtons Weise, nach Anleitung des letzten Experiments that, dadurch ist die Verbesserung der dioptrischen Fernröhre, und die wahre Einsicht in die Natur der Farbe überhaupt, besonders aber der Farbe insofern sie durch Refraction entsteht, auf lange Zeit unmöglich gemacht worden.

Nun folgt ein ganz leiser Uebergang zu dem, was wir uns zunächst sollen gefallen lassen.

478.

Denn hierzu ist nichts weiter nöthig, als daß man die Absonderung der heterogenen Strahlen finde, —

479.

Welche wundersichen Anstalten er hierzu gemacht, wie wenig er damit zu Stande gekommen, ist von uns genau und weitläufig ausgeführt. Aber man merke wohl, was noch weiter nöthig ist.

480.

— und ihre verschiedenen Mischungen und Proportionen in jeder Mischung.

481.

Also erst soll man sie absondern und dann wieder mischen, ihre Proportion in der Absonderung, ihre Proportion in der Mischung finden. Und was hat man denn davon? Was aber der Autor darunter hat, wird sich bald zeigen, indem er uns mit den Mischungen in die Enge treiben will. Indessen fährt er fort goldene Berge zu versprechen.

482.

Auf diesem Wege zu denken und zu schließen (way of arguing) habe ich die meisten Phänomene, die in diesem Buche beschrieben sind, erfunden, —

483.

Ja, wohl hat er sie erfunden, oder sie vielmehr seinem Argumentiren angepaßt.

484.

— und andere mehr, die weniger zu der gegenwärtigen Abhandlung gehören. Und ich kann, bei den Fortschritten die ich in den Versuchen gemacht habe, wohl versprechen, daß derjenige, der recht denken und folgern, und alles mit guten Gläsern und hinreichender Vorsicht unternehmen wird, des erwarteten Erfolgs nicht ermangeln soll.

485.

Der erwartete Erfolg wird nur der seyn, wie er es denn auch

gewesen ist, daß eine Hypothese immer mehr ausgeputzt wird und die vorgefaßte Meinung im Sinn immer mehr erstarrt.

486.

Aber man muß zuerst erkennen, was für Farben von andern, die man in bestimmter Proportion vermischt, entstehen können.

487.

Und so hätte uns der Verfasser ganz leise wieder an eine Schwelle hingeführt, über die er uns in eine neue Concameration seines Wahnes höflicherweise hineinnöthigt.

Vierte Proposition. Drittes Theorem.

Man kann Farben durch Zusammensetzung hervorbringen, welche den Farben des homogenen Lichtes gleich sind, dem Ansehen der Farben nach, aber keineswegs was ihre Unveränderlichkeit und die Constitution des Lichtes betrifft. Und je mehr man diese Farben zusammensetzt, desto weniger satt und stark werden sie, ja sie können, wenn man sie allzu sehr zusammensetzt, so diluirt und geschwächt werden, daß sie verschwinden, und sich in Weiß oder Grau verwandeln. Auch lassen sich Farben durch Zusammensetzung hervorbringen, welche nicht vollkommen den Farben des homogenen Lichtes gleich sind.

488.

Was diese Proposition hier bedeuten solle, wie sie mit dem Vorhergehenden eigentlich zusammenhänge, und was sie für die Folge beabsichtige, müssen wir vor allen Dingen unsern Lesern deutlich zu machen suchen. Die falsche Ansicht des Spectrums, daß es ursprünglich aus einer stätigen Farbenreihe bestehe, hatte Newton in dem Vorhergehenden noch mehr befestigt, indem er darin eine der Tonleiter ähnliche Scale gefunden haben wollte.

489.

Nun wissen wir aber, daß man, um der Erscheinung auf den Grund zu kommen, zugleich ein verrücktes helles und ein verrücktes dunkles Bild betrachten muß. Da finden sich nun zwei Farben, die man für einfach

ansprechen kann, Gelb und Blau, zwei gesteigerte, Gelbroth und Blauroth, und zwei gemischte, Grün und Purpur. Auf diese Unterschiede hatte Newton kein Acht, sondern betrachtete nur die bei starker Verrückung eines hellen Bildes vorkommenden Farben, unterschied, zählte sie, nahm ihrer fünf oder sieben an, ja ließ deren, weil in einer stätigen Reihe sich unendliche Einschnitte machen lassen, unzählige gelten; und diese alle sollten nun, so viel ihrer auch seyn möchten, primitive, primäre, in dem Licht für sich befindliche Urfarben seyn.

490.

Bei genauerer Betrachtung mußte er jedoch finden, daß manche von diesen einfachen Urfarben gerade so aussahen wie andere, die man durch Mischung hervorbringen konnte. Wie nun aber das Gemischte dem Ursprünglichen und das Ursprüngliche dem Gemischten ähnlich ja gleich seyn könne, dieß wäre freilich in einem naturgemäßen Vortrag schwer genug darzustellen gewesen; in der Newton'schen Behandlung wird es jedoch möglich, und wir wollen, ohne uns weiter im allgemeinen aufzuhalten, gleich zu dem Vortrag des Verfassers übergehen, und in kurzen Anmerkungen, wie bisher, unsere Leser aufmerksam machen, worauf es denn eigentlich mit diesem Mischen und Widermischen am Ende hinausgeht.

491.

Denn eine Mischung von homogenem Roth und Gelb bringt ein Orange hervor, gleich an Farbe dem Orange, das in der Reihe von ungemischten prismatischen Farben zwischeninne liegt, aber das Licht des einen Orange ist homogen, die Refrangibilität betreffend, das andere aber ist heterogen: denn die Farbe des ersten, wenn man sie durch ein Prisma ansieht, bleibt unverändert, die von dem zweiten wird verändert, und in die Farben zerlegt, die es zusammensetzen, nämlich Roth und Gelb.

492.

Da uns der Verfasser mit so verschiedenen umständlichen Versuchen gequält hat, warum giebt er nicht auch hier den Versuch genau an? warum bezieht er sich nicht auf einen der vorigen, an den man sich halten könnte? Wahrscheinlicherweise ist er denjenigen ähnlich, die wir oben 154 f. mitgeführt haben, wo ein Paar prismatische Bilder, entweder im ganzen oder theilweise, objectiv über einander geworfen und dann, durch ein Prisma

angesehen, subjectiv aus einander gerückt werden. Newtons Intention hierbei ist aber keine andere als eine Ausflucht sich zu bereiten, damit, wenn bei abermaliger Verrückung seiner homogenen Farbenbilder sich neue Farben zeigen, er sagen könne, jene seyen eben nicht homogen gewesen; da denn freilich niemand einem der auf diese Weise lehrt und disputirt, etwas anhaben kann.

493.

Auf dieselbe Weise können andere benachbarte homogene Farben neue Farben hervorbringen, den homogenen gleich, welche zwischen ihnen liegen, z. B. Gelb und Grün.

494.

Man bemerke, wie listig der Verfasser auftritt. Er nimmt hier sein homogenes Grün, da doch Grün als eine zusammengesetzte Farbe durchaus anerkannt ist.

495.

Gelb und Grün also bringen die Farbe hervor, die zwischen ihnen beiden liegt.

496.

Das heißt also ungefähr ein Papageigrün, das nach der Natur und in unserer Sprache durch mehr Gelb und weniger Blau hervorgebracht wird. Aber man gebe nur weiter Acht!

497.

Und nachher, wenn man Blau dazu thut, so wird es ein Grün werden, von der mittlern Farbe der drei, woraus es zusammengesetzt ist.

498.

Erst macht er also Grün zur einfachen Farbe und erkennt das Gelb und Blau nicht an, woraus es zusammengesetzt ist; dann giebt er ihm ein Uebergewicht von Gelb, und dieses Uebergewicht von Gelb nimmt er durch eine Beimischung von Blau wieder weg, oder vielmehr er verdoppelt nur sein erstes Grün, indem er noch eine Portion neues Grün hinzubringt. Er weiß aber die Sache ganz anders auszulegen.

499.

Denn das Gelbe und Blaue an jeder Seite, wenn sie in gleicher Menge sind, ziehen das mittlere Grün auf gleiche Weise zu sich

und halten es wie es war, im Gleichgewicht, so daß es nicht mehr gegen das Gelbe auf der einen, noch gegen das Blaue an der andern sich neigt, sondern durch ihre gemischten Wirkungen als eine Mittelfarbe erscheint.

500.

Wie viel kürzer wäre er davon gekommen, wenn er der Natur die Ehre erzeigt und das Phänomen, wie es ist, ausgesprochen hätte, daß nämlich das prismatische Blau und Gelb, die erst im Spectrum getrennt sind, sich in der Folge verbinden, und ein Grün machen, und daß im Spectrum an kein einfaches Grün zu denken sey. Was hilft es aber! Ihm und seiner Schule sind Worte lieber als die Sache.

501.

Zu diesem gemischten Grün kann man noch etwas Roth und Violett hinzuthun, und das Grüne wird nicht gleich verschwinden, sondern nur weniger voll und lebhaft werden. Thut man noch mehr Roth und Violett hinzu, so wird es immer mehr und mehr verdünnt, bis durch das Uebergewicht von hinzugethanen Farben es überwältigt, und in Weiß oder in irgend eine andere Farbe verwandelt wird.

502.

Hier tritt wieder das Hauptübel der Newton'schen Lehre herein, daß sie das στερεὸν der Farbe verkennt, und immer glaubt mit Lichtern zu thun zu haben. Es sind aber keineswegs Lichter, sondern Halblichter, Halbschatten, welche durch gewisse Bedingungen als verschiedenfarbig erscheinen. Bringt man nun diese verschiedenen Halblichter, diese Halbschatten über einander, so werden sie zwar nach und nach ihre Specification aufgeben, sie werden aufhören blau, gelb oder roth zu seyn, aber sie werden keineswegs dadurch diluirt. Der Fleck des weißen Papiers, auf den man sie wirft, wird dadurch dunkler: es entsteht ein Halblicht, ein Halbschatten aus so viel andern Halblichtern, Halbschatten zusammengesetzt.

503.

So wird, wenn man zu der Farbe von irgend einem homogenen Lichte das weiße Sonnenlicht, das aus allen Arten Strahlen zusammengesetzt ist, hinzuthut, diese Farbe nicht verschwinden, oder ihre Art verändern, aber immer mehr und mehr verdünnt werden.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03832/198

504.

Man lasse das Spectrum auf eine weiße Tafel fallen, die im Sonnenlicht steht, und es wird bleich aussehen, wie ein anderer Schatten auch, auf welchen das Sonnenlicht wirkt, ohne ihn ganz aufzuheben.

505.

Zuletzt, wenn man Roth und Violett mischt, so werden nach verschiedenen Proportionen verschiedene Purpurfarben zum Vorschein kommen, und zwar solche, die keiner Farbe irgend eines homogenen Lichtes gleichen.

506.

Hier tritt denn endlich der Purpur hervor, das eigentliche wahre reine Roth, das sich weder zum Gelben noch zum Blauen hinneigt. Diese vornehmste Farbe, deren Entstehung wir im Entwurf in physiologischen, physischen und chemischen Fällen hinreichend nachgewiesen haben, fehlt dem Newton, wie er selbst gesteht, in seinem Spectrum ganz, und das bloß deßwegen, weil er nur das Spectrum eines verrückten hellen Bildes zum Grunde seiner Betrachtung legt, und das Spectrum eines verrückten dunkeln Bildes nicht zugleich aufführt, nicht mit dem ersten parallelisirt. Denn wie bei Verrückung des hellen Bildes endlich in der Mitte Gelb und Blau zusammenkommen und Grün bilden, so kommen bei Verrückung des dunkeln Bildes endlich Gelbroth und Blauroth zusammen: denn das, was Newton am einen Ende seiner Farbenscale Roth nennt, ist eigentlich nur Gelbroth, und er hat also unter seinen primitiven Farben nicht einmal ein vollkommenes Roth. Aber so muß es allen ergehen, die von der Natur abweichen, welche das Hinterste zuvörderst stellen, das Abgeleitete zum Ursprünglichen erheben, das Ursprüngliche zum Abgeleiteten erniedrigen, das Zusammengesetzte einfach, das Einfache zusammengesetzt nennen. Alles muß bei ihnen verkehrt werden, weil das erste verkehrt war; und doch finden sich Geister vorzüglicher Art, die sich auch am Verkehrten erfreuen.

507.

Und aus diesen Purpurfarben, wenn man Gelb und Blau hinzumischt, können wieder andere, neue Farben erzeugt werden.

508.

Und so hätte er denn sein Mischen und Mengen auf die confuseste Weise zu Stande gebracht; worauf es aber eigentlich angesehen ist, zeigt

sich, im folgenden. Durch diese Mischung der Farben sucht er ihre specifische Wirkung endlich zu neutralisiren, und möchte gar zu gern aus ihnen Weiß hervorbringen; welches ihm zwar in der Erfahrung nicht geräth, ob er gleich mit Worten immer versichert, daß es möglich und thulich sey.

Fünfte Proposition. Viertes Theorem.

Das Weiße und alle grauen Farben zwischen Weiß und Schwarz können aus Farben zusammengesetzt werden, und die Weiße des Sonnenlichtes ist zusammengesetzt aus allen Urfarben primary in gehörigem Verhältniß vereinigt.

509.

Wie es sich mit dem ersten verhalte, haben wir in den Capiteln der wirklichen und scheinbaren Mischung genugsam dargelegt, und die zweite Hälfte der Proposition wissen unsere Leser auch zu schätzen. Wir wollen jedoch sehen, wie er das Vorgebrachte zu beweisen gedenkt.

Neunter Versuch.

510.

Die Sonne schien in eine dunkle Kammer durch eine kleine runde Oeffnung in dem Fensterladen, und warf das gefärbte Bild auf die entgegengesetzte Wand. Ich hielt ein weißes Papier an die Seite, auf die Art, daß es durch das vom Bild zurückgeworfene Licht erleuchtet wurde, ohne einen Theil des Lichtes auf seinem Wege vom Prisma zum Spectrum aufzufangen; und ich fand, wenn man das Papier näher zu einer Farbe, als zu den übrigen hielt, so erschien es von dieser Farbe; wenn es aber gleich oder fast gleich von allen Farben entfernt war, so daß alle es erleuchteten, erschien es weiß.

511.

Man bedenke, was bei dieser Operation vorgeht. Es ist nämlich eine unvollkommene Reflexion eines farbigen halbhellen Bildes, welche

Bewahren wir, und Kluges ſicht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geiſtern offenbart.

Euripides Bacha.

Autorität. Ohne ſie kann der Menſch nicht exiſtiren, und doch bringt ſie eben ſo viel Irrthum als Wahrheit mit ſich; ſie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen ſollte, lehnt ab und läßt vorübergehen was feſtgehalten werden ſollte, und iſt hauptſächlich Urſache daß die Menſchheit nicht vom Flecke kommt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinſten (nur durch künſtliche Mittel dem Menſchen zu vergegenwärtigen) geht die Metaphyſik der Erſcheinungen hervor; in der Mitte liegt das Beſondere, unſern Sinnen Angemeſſene, worauf ich angewieſen bin, deßhalb aber die Begabten von Herzen ſegne, die jene Regionen zu mir heranbringen.

Da diejenigen, welche wiſſenſchaftliche Verſuche anſtellen, ſelten wiſſen was ſie eigentlich wollen und was dabei herauskommen ſoll, ſo verfolgen ſie ihren Weg meiſtentheils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entſchiedenes entſtehen will, laſſen ſie die Unternehmung fahren und ſuchen ſie ſogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts dem Mikroſkop ſo unendlich viel ſchuldig geworden war, ſo ſuchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts daſſelbe geringſchätzig zu behandeln.

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologiſchen

jedoch nach den Gesetzen der scheinbaren Mittheilung geschieht (E. 588—592). Wir wollen aber den Verfasser ausreden lassen, um alsdann das wahre Verhältniß im Zusammenhang vorzubringen.

512.

Wenn nun bei dieser letzten Lage des Papiers einige Farben aufgefangen wurden, verlor dasselbe seine weiße Farbe, und erschien in der Farbe des übrigen Lichtes, das nicht aufgefangen war. Auf diese Weise konnte man das Papier mit Lichtern von verschiedenen Farben erleuchten, namentlich mit Roth, Gelb, Grün, Blau und Violett, und jeder Theil des Lichtes behielt seine eigene Farbe, bis er aufs Papier fiel, und von da zum Auge zurückgeworfen wurde, so daß er, wenn entweder die Farbe allein war, und das übrige Licht aufgefangen, oder wenn sie prädominirte, dem Papier seine eigene Farbe gab; war sie aber vermischt mit den übrigen Farben in gehörigem Verhältniß, so erschien das Papier weiß, und brachte also diese Farbe in Zusammensetzung mit den übrigen hervor. Die verschiedenen Theile des farbigen Lichtes, welche das Spectrum reflectirt, indem sie von daher durch die Luft fortgepflanzt werden, behalten beständig ihre eigenen Farben: denn wie sie auch auf die Augen des Zuschauers fallen, so erscheinen die verschiedenen Theile des Spectrums unter ihren eigenen Farben. Auf gleiche Weise behalten sie auch ihre eigenen Farben, wenn sie auf das Papier fallen; aber dort machen sie durch Verwirrung und vollkommene Mischung aller Farben die Weiße des Lichtes, welche von dorther zurückgeworfen wird.

513.

Die ganze Erscheinung ist, wie gesagt, nichts als eine unvollkommene Reflexion. Denn erstlich bedenke man, daß das Spectrum selbst ein dunkles, aus lauter Schattenlichtern zusammengesetztes Bild sey. Man bringe ihm nahe an die Seite eine zwar weiße, aber doch rauhe Oberfläche, wie das Papier ist, so wird jede Farbe des Spectrums von derselben, obgleich nur schwach, reflectiren, und der aufmerksame Beobachter wird die Farben noch recht gut unterscheiden können. Weil aber das Papier auf jedem seiner Punkte von allen Farben zugleich erleuchtet ist, so neutralisiren sie

ſich gewiſſermaßen einander und es entſteht ein Dämmerſchein, dem man keine eigentliche Farbe zuſchreiben kann. Die Hellung dieſes Dämmerſcheins verhält ſich wie die Dämmerung des Spectrums ſelbſt, keineswegs aber wie die Hellung des weißen Lichtes, ehe es Farben annahm und ſich damit überzog. Und dieſes iſt immer die Hauptſache, welcher Newton ausweicht. Denn man kann freilich aus ſehr hellen Farben, auch wenn ſie körperlich ſind, ein Grau zuſammenſetzen, das ſich aber, von weißer Kreide z. B., ſchon genugſam unterſcheidet. Alles dieß iſt in der Natur ſo einfach und ſo kurz, und nur durch dieſe falſchen Theorien und Sophiſtereien hat man die Sache ins Weite, ja ins Unendliche geſpielt.

514.

Will man dieſen Verſuch mit farbigen Papieren, auf die man das Sonnenlicht gewaltig fallen und von da auf eine im Dunkeln ſtehende Fläche reflectiren läßt, anſtellen, in dem Sinne wie unſere Capitel von ſcheinbarer Miſchung und Mittheilung der Sache erwähnen, ſo wird man ſich noch mehr von dem wahren Verhältniß der Sache überzeugen, daß nämlich durch Verbindung aller Farben ihre Specification zwar aufgehoben, aber das, was ſie alle gemein haben, das ὁμογὲν, nicht beſeitigt werden kann.

515.

In den drei folgenden Experimenten bringt Newton wieder neue Kunſtſtückchen und Boſſeleien hervor, ohne das wahre Verhältniß ſeines Apparats und der dadurch erzwungenen Erſcheinung anzugeben. Nach gewohnter Weiſe ordnet er die drei Experimente falſch, indem er das complicirteſte voranſetzt, ein anderes das dieſer Stelle gewiſſermaßen fremd iſt, folgen läßt, und das einfachſte zuletzt bringt. Wir werden daher, um uns und unſern Leſern die Sache zu erleichtern, die Ordnung umkehren, und wenden uns deßhalb ſogleich zum

zwölften Verſuch

516.

Das Licht der Sonne gehe durch ein großes Prisma durch, falle ſodann auf eine weiße Tafel, und bilde dort einen weißen Raum.

517.

Newton experirt alſo hier wieder in dem zwar refrangirten, aber doch noch ungefärbten Lichte.

518.

Gleich hinter das Prisma setze man einen Kamm.

519.

Man gebe doch Acht, auf welche rohe Weise Newton sein weißes Licht zusammenkrämpeln und filzen will!

520.

Die Breite der Zähne sey gleich ihren Zwischenräumen, und die sieben Zähne —

521.

Doch als wenn für jeden Hauptlichtstrahl einer präparirt wäre!

522.

— nehmen mit ihren Intervallen die Breite eines Zolles ein. Wenn nun das Papier zwei oder drei Zoll von dem Kamm entfernt stand, so zeichnete das Licht, das durch die verschiedenen Zwischenräume hindurchging, verschiedene Reihen Farben —

523.

Warum sagt er nicht die prismatischen Farbenreihen?

524.

— die parallel unter sich waren, und ohne eine Spur von Weiß.

525.

Und diese Erscheinung kam doch wohl bloß daher, weil jeder Zahn zwei Ränder machte und das gebrochene ungefärbte Licht sogleich an diesen Gränzen, durch diese Gränzen zur Farbe bestimmt wurde, welches Newton in der ersten Proposition dieses Buchs so entschieden läugnete. Das ist eben das Unerhörte bei diesem Vortrag, daß erst die wahren Verhältnisse und Erscheinungen abgeläugnet werden, und daß, wenn sie zu irgend einem Zwecke brauchbar sind, man sie ohne weiteres hereinführt, als wäre gar nichts geschehen noch gesagt worden.

526.

Diese Farbenstreifen, wenn der Kamm auf- und abwärts bewegt ward, stiegen auf- und abwärts.

527.

Keineswegs dieselben Farbenstreifen, sondern wie der Kamm sich bewegte, entstanden an seinen Gränzen immer neue Farbenerscheinungen, und es waren ewig werdende Bilder.

528.

Wenn aber die Bewegung des Kamms so schnell war, daß man die Farben nicht von einander unterscheiden konnte, so erschien das ganze Papier durch ihre Verwirrung und Mischung dem Sinne weiß.

529.

So kartetscht unser gewandter Naturforscher seine homogenen Lichter dergestalt durch einander, daß sie ihm abermals ein Weiß hervorbringen, welches wir aber auch nothwendig verkümmern müssen. Wir haben zu diesem Versuche einen Apparat ersonnen, der seine Verhältnisse sehr gut an den Tag legt. Die Vorrichtung einen Kamm auf- und abwärts sehr schnell zu bewegen, ist unbequem und umständlich. Wir bedienen uns daher eines Rades mit zarten Speichen, das an die Walze unseres Schwungrades befestigt werden kann. Dieses Rad stellen wir zwischen das erleuchtete große Prisma und die weiße Tafel. Wir setzen es langsam in Bewegung, und wie eine Speiche vor dem weißen Raum des refrangirten Bildes vorbeigeht, so bildet sie dort einen farbigen Stab in der bekannten Folge, Blau, Purpur und Gelb. Wie eine andere Speiche eintritt, so entstehen abermals diese farbigen Erscheinungen, die sich geschwinder folgen, wenn man das Rad schneller herumdreht. Giebt man nun dem Rade den völligen Umschwung, so daß der Beobachtende wegen der Schnelligkeit die Speichen nicht mehr unterscheiden kann, sondern daß eine runde Scheibe dem Auge erscheint, so tritt der schöne Fall ein, daß einmal das aus dem Prisma herkommende weiße, an seinen Gränzen gefärbte Bild auf jener Scheibe völlig deutlich erscheint, und zugleich, weil diese scheinbare Scheibe doch noch immer als halbdurchsichtig angesehen werden kann, auf der hintern weißen Pappe sich abbildet. Es ist dieses ein Versuch, der sogleich das wahre Verhältniß vor Augen bringt, und welchen jedermann mit Vergnügen ansehen wird. Denn hier ist nicht von Krämpeln, Filzen und Kardetschen fertiger Farbenlichter die Rede, sondern eben die Schnelligkeit, welche auf der scheinbaren Scheibe das ganze Bild auffängt, läßt es auch hindurch auf die weiße Tafel fallen, wo eben wegen der Schnelligkeit der vorbeigehenden Speichen keine Farben für uns entstehen können; und das hintere Bild auf der weißen Tafel ist zwar in der Mitte weiß, doch etwas trüber und dämmernder, weil es ja vermittelst der für halbdurchsichtig anzunehmenden Scheibe gedämpft und gemäßigt wird.

530.

Noch angenehmer zeigt sich der Versuch, wenn man durch ein kleineres Prisma die Farbenerscheinung dergestalt hervorbringt, daß ein schon ganz fertiges Spectrum auf die Speichen des umzudrehenden Rades fällt. Es steht in seiner völligen Kraft alsdann auf der schnell umgetriebenen scheinbaren Scheibe, und eben so unverwandt und unverändert auf der hintern weißen Tafel. Warum geht denn hier keine Mischung, keine Confusion vor? warum quirlt denn das auf das schnellste herumgedrehte Speichenrad die fertigen Farben nicht zusammen? warum operirt denn dießmal Newton nicht mit seinen fertigen Farben? warum mit entstehenden? Doch bloß darum, daß er sagen könne, sie seyen fertig geworden und durch Mischung ins Weiße verwandelt; da der Raum doch bloß darum vor unseren Augen weiß bleibt, weil die vorübereilenden Speichen ihre Gränze nicht bezeichnen und deßhalb keine Farbe entstehen kann.

531.

Da nun der Verfasser einmal mit seinem Kamme operirt, so häuft er noch einige Experimente, die er aber nicht numerirt, deren Gehalt wir nun auch kürzlich würdigen wollen.

532.

Laßt nun den Kamm still stehen, und das Papier sich weiter vom Prisma nach und nach entfernen, so werden die verschiedenen Farbenreihen sich verbreitern, und eine über die andere mehr hinausrücken, und indem sie ihre Farben mit einander vermischen, einander verdünnen; und dieses wird zuletzt so sehr geschehen, daß sie weiß werden.

533.

Was vorgeht, wenn schmale schwarze und weiße Streifen auf einer Tafel wechseln, kann man sich am besten durch einen subjectiven Versuch bekannt machen. Die Ränder entstehen nämlich gesetzmäßig an den Gränzen sowohl des Schwarzen als des Weißen, die Säume verbreiten sich sowohl über das Weiße als das Schwarze, und so erreicht der gelbe Saum geschwind den blauen Rand und macht Grün, der violette Rand den gelbrothen und macht Purpur, so daß wir sowohl das System des verrückten

weißen als des verrückten schwarzen Bildes zugleich gewahr werden. Entfernt man sich weiter von der Pappe, so greifen Ränder und Säume dergestalt in einander, vereinigen sich innigst, so daß man nur noch grüne und purpurene Streifen über einander sieht.

534.

Dieselbe Erscheinung kann man durch einen Kamm, mit dem man vor einem großen Prisma operirt, objectiv hervorbringen und die abwechselnden purpurnen und grünen Streifen auf der weißen Tafel recht gut gewahr werden.

535.

Es ist daher ganz falsch was Newton andeutet, als wenn die sämmtlichen Farben in einander griffen, da sich doch nur die Farben der entgegengesetzten Ränder vermischen können, und gerade indem sie es thun, die übrigen aus einander halten. Daß also diese Farben, wenn man mit der Pappe sich weiter entfernt, indem es doch im Grunde lauter Halbschatten sind, verdünnter erscheinen, entsteht daher, weil sie sich mehr ausbreiten, weil sie schwächer wirken, weil ihre Wirkung nach und nach fast aufhört, weil jede für sich unscheinbar wird, nicht aber weil sie sich vermischen und ein Weiß hervorbringen. Die Neutralisation, die man bei anderen Versuchen zugesteht, findet hier nicht einmal statt.

536.

Ferner nehme man durch irgend ein Hinderniß —

537.

Hier ist schon wieder ein Hinderniß, mit dem er bei dem ersten Experiment des zweiten Theils so unglücklich operirt hat, und das er hier nicht besser anwendet.

538.

— das Licht hinweg, das durch irgend einen der Zwischenräume der Kammzähne durchgefallen war, so daß die Reihe Farben, welche daher entsprang, aufgehoben sey, und man wird bemerken, daß das Licht der übrigen Reihen an die Stelle der weggenommenen Reihe tritt, und sich daselbst färbt.

539.

Keineswegs ist dieses das Factum, sondern ein genauer Beobachter sieht ganz etwas anders. Wenn man nämlich einen Zwischenraum des

Kammes zureckt, so erhält man nur einen breitern Zahn, der, wenn die Intervalle und die Zähne gleich sind, dreimal so breit ist, wie die übrigen. An den Gränzen dieses breitern Zahns geht nun gerade das vor, was an den Gränzen der schmälern vorgeht: der violette Saum erstreckt sich hereinwärts, der gelbrothe Rand bezeichnet die andere Seite. Nun ist es möglich, daß bei der gegebenen Distanz diese beiden Farben sich über den breitern Zahn noch nicht erreichen, während sie sich über die schmalen Zähne schon ergriffen haben; wenn man also bei den übrigen Fällen schon Purpur sieht, so wird man hier noch das Gelbrothe vom Blaurothen getrennt sehen.

540.

Läßt man aber diese aufgefangene Reihe wieder wie vorher auf das Papier fallen, so werden die Farben derselben in die Farben der übrigen Reihen einfallen, sich mit ihnen vermischen und wieder das Weiße hervorbringen.

541.

Keineswegs, sondern, wie schon oben gedacht, werden die durch die schmalen Kammöffnungen durchfallenden Farbenreihen in einer solchen Entfernung nur unscheinbar, so daß ein zweideutiger, eher bunt als farblos zu nennender Schein hervorgebracht wird.

542.

Biegt man nun die Tafel sehr schräg gegen die einfallenden Strahlen, so daß die am stärksten refrangibeln häufiger, als die übrigen zurückgeworfen werden, so wird die Weiße der Tafel, weil gedachte Strahlen häufiger zurückgeworfen werden, als die übrigen, sich in Blau und Violett verwandeln. Wird das Papier aber im entgegengesetzten Sinne gebeugt, daß die weniger refrangibeln Strahlen am häufigsten zurückgeworfen werden, so wird das Weiße in Gelb und Roth verwandelt.

543.

Dieses ist, wie man sieht, nur noch ein Septleva auf das dritte Experiment des zweiten Theils.

Man kann, weil wir einmal diesen Spielausdruck gebraucht haben, Newton einem falschen Spieler vergleichen, der bei einem unaufmerksamen Banquier ein Paroli in eine Karte biegt, die er nicht gewonnen hat, und

nachher, theils durch Glück theils durch List, ein Ohr nach dem andern in die Karte knickt und ihren Werth immer steigert. Dort operirt er in dem weißen Lichte und hier nun wieder in einem durch den Kamm gegangenen Lichte, in einer solchen Entfernung, wo die Farbenwirkungen der Kammzähne sehr geschwächt sind. Dieses Licht ist aber immer noch ein refrangirtes Licht, und durch jedes Hinderniß nahe an der Tafel kann man wieder Schatten und Farbensäume hervorbringen. Und so kann man auch das dritte Experiment hier wiederholen, indem die Ränder, die Ungleichheit der Tafel selbst, entweder Violett und Blau oder Gelb und Gelbroth hervorbringen und mehr oder weniger über die Tafel verbreiten, je nachdem die Richtung ist, in welcher die Tafel gehalten wird. Bewies also jenes Experiment nichts, so wird auch gegenwärtiges nichts beweisen, und wir erlassen unsern Lesern das ergo bibamus, welches hier auf die gewöhnliche Weise hinzugefügt wird.

Eilfter Versuch.

544.

Hier bringt der Verfasser jenen Hauptversuch, dessen wir so oft erwähnen, und den wir in dem neunzehnten Capitel von Verbindung objectiver und subjectiver Versuche (E. 350—355) vorgetragen haben. Es ist nämlich derjenige, wo ein objectiv an die Wand geworfenes Bild subjectiv heruntergezogen, entfärbt und wieder umgekehrt gefärbt wird. Newton hütet sich wohl, dieses Versuchs an der rechten Stelle zu erwähnen: denn eigentlich gäbe es für denselben gar keine rechte Stelle in seinem Buche, indem seine Theorie vor diesem Versuch verschwindet. Seine fertigen, ewig unveränderlichen Farben werden hier vermindert, aufgehoben, umgekehrt, und stellen uns das Werdende, immerfort Entstehende und ewig Bewegliche der prismatischen Farben recht vor die Sinne. Nun bringt er diesen Versuch so nebenbei, als eine Gelegenheit, sich weißes Licht zu verschaffen und in demselben mit Kämmen zu operiren. Er beschreibt den Versuch, wie wir ihn auch schon dargestellt, behauptet aber nach seiner Art, daß diese Weise des subjectiv heruntergeführten Bildes aus der Vereinigung aller farbigen Lichter entstehe, da die völlige Weiße doch hier, wie bei allen prismatischen Versuchen, den Indifferenzpunkt und die nahe

Umwendung der begränzenden Farben in den Gegensatz andeutet. Nun operirt er in diesem subjectiv weiß gewordenen Bilde mit seinen Kammzähnen und bringt also durch neue Hindernisse neue Farbenstreifen von außen herbei, keineswegs von innen heraus.

Zehnter Versuch.

545.

Hier kommen wir nun an eine recht zerknickte Karte, an einen Versuch, der aus nicht weniger als fünf bis sechs Versuchen zusammengesetzt ist. Da wir sie aber alle schon ihrem Werth nach kennen, da wir schon überzeugt sind, daß sie einzeln nichts beweisen, so werden sie uns auch in der gegenwärtigen Verschränkung und Zusammensetzung keineswegs imponiren.

Anstatt also dem Verfasser hier, wie wir wohl sonst gethan, Wort für Wort zu folgen, so gedenken wir die verschiedenen Versuche, aus denen der gegenwärtige zusammengesetzt ist, als Glieder dieses monstrosen Ganzen, nur kürzlich anzuzeigen, auf das, was schon einzeln gesagt ist, zurückzudeuten und auch so über das gegenwärtige Experiment abzuschließen.

Glieder des zehnten Versuchs.

546.

1) Ein Spectrum wird auf die bekannte Weise hervorgebracht.

2) Es wird auf eine Linse geworfen und von einer weißen Tafel aufgefangen. Das farblose runde Bild entsteht im Focus.

3) Dieses wird subjectiv heruntergerückt und gefärbt.

4) Jene Tafel wird gebogen. Die Farben erscheinen wie beim zweiten Versuch dieses zweiten Theils.

5) Ein Kamm wird angewendet. S. den zwölften Versuch dieses Theils.

547.

Wie Newton diesen complicirten Versuch beschreibt, auslegt und was er daraus folgert, werden diejenigen, welche die Sache interessirt, bei ihm selbst nachsehen, so wie die, welche sich in den Stand setzen, diese sämmtlichen Versuche nachzubilden, mit Verwunderung und Erstaunen das ganz Unnütze dieser Aufhäufungen und Verwickelungen von Versuchen erkennen werden. Da auch hier abermals Linsen und Prismen verbunden werden, so kommen wir ohnehin in unserer supplementaren Abhandlung auch auf gegenwärtigen Versuch zurück.

Dreizehnter Versuch.

Siehe Fig. 3. Taf. XIV.

548.

Bei den vorerwähnten Versuchen thun die verschiedenen Zwischenräume der Kammzähne den Dienst verschiedener Prismen, indem ein jeder Zwischenraum das Phänomen eines Prisma's hervorbringt.

549.

Freilich wohl, aber warum? Weil innerhalb des weißen Raums, der sich im refrangirten Bilde des großen Prisma's zeigte, frische Gränzen hervorgebracht werden, und zwar durch den Kamm oder Rechen wiederholte Gränzen, da denn das gesetzliche Farbenspiel sein Wesen treibt.

550.

Wenn ich nun also anstatt dieser Zwischenräume verschiedene Prismen gebrauchen und, indem ich ihre Farben vermischte, das Weiße hervorbringen wollte, so bediente ich mich dreier Prismen, auch wohl nur zweier.

551.

Ohne uns weitläufig dabei aufzuhalten, bemerken wir nur mit wenigem, daß der Versuch mit mehreren Prismen und der Versuch mit dem Kamm keineswegs einerlei sind. Newton bedient sich, wie seine Figur und deren Erklärung ausweist, nur zweier Prismen, und wir wollen sehen was durch dieselben oder vielmehr zwischen denselben hervorgebracht wird.

552.

Es mögen zwei Prismen ABC und abc, deren brechende

Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Ward man doch auch des Sexualsystems, das im höhern Sinne genommen so großen Werth hat, überdrüssig und wollte es verbannt wissen; und geht es doch mit der alten Kunstgeschichte eben so, in der man seit funfzig Jahren sich gewissenhaft zu üben und die Unterschiede der auf einander folgenden Zeiten einzusehen sich auf das genaueste bestrebt hat. Das soll nun alles vergebens gewesen und alles auf einander Folgende als identisch und ununterscheidbar anzusehen seyn.

Nach unserm Rath bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponiren, durch allgemeine Uebereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

III.

Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens; sie bringen die äußern und innern Erfahrungen ins Allgemeine, in einen Zusammenhang.

Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz

Winkel B und b gleich sind, so parallel gegen einander gestellt seyn, daß der brechende Winkel B des einen den Winkel c an der Base des andern berühre, und ihre beiden Seiten CB und cb, wo die Strahlen heraustreten, mögen gleiche Richtung haben; dann mag das Licht, das durch sie durchgeht, auf das Papier MN, etwa acht oder zwölf Zoll von dem Prisma, hinfallen: alsdann werden die Farben, welche an den innern Gränzen B und c der beiden Prismen entstehen, an der Stelle PT vermischt, und daraus das Weiße zusammengesetzt.

553.

Wir begegnen diesem Paragraphen, welcher manches Bedenkliche enthält, indem wir ihn rückwärts analysiren. Newton bekennt hier, auch wieder nach seiner Art, im Vorbeigehen, daß die Farben an den Gränzen entstehen — eine Wahrheit, die er so oft und hartnäckig geläugnet hat. Sodann fragen wir billig, warum er denn dießmal so nahe an den Prismen operire? die Tafel nur acht oder zwölf Zoll von denselben entferne? Die verborgene Ursache ist aber keine andere, als daß er das Weiß, das er erst hervorbringen will, in dieser Entfernung noch ursprünglich hat, indem die Farbensäume an den Rändern noch so schmal sind, daß sie nicht über einander greifen und kein Grün hervorbringen können. Fälschlich zeichnet also Newton an den Winkeln B und c fünf Linien, als wenn zwei ganze Systeme des Spectrums hervorträten, anstatt daß nur in c der blaue und blaurothe, in B der gelbrothe und gelbe Rand entspringen können. Was aber noch ein Hauptpunkt ist, so ließe sich sagen, daß, wenn man das Experiment nicht nach der Newton'schen Figur, sondern nach seiner Beschreibung anstellt, so nämlich daß die Winkel B und c sich unmittelbar berühren, und die Seiten CB und cb in Einer Linie liegen, daß alsdann an den Punkten B und c keine Farben entspringen können, weil Glas an Glas unmittelbar anstößt, Durchsichtiges sich mit Durchsichtigem verbindet, und also keine Gränze hervorgebracht wird.

554.

Da jedoch Newton in dem folgenden behauptet, was wir ihm auch zugeben können, daß das Phänomen stattfinde, wenn die beiden Winkel B und c sich einander nicht unmittelbar berühren, so müssen wir nur genau erwägen, was alsdann vorgeht, weil hier die Newton'sche falsche

Lehre sich der wahren annähert. Die Erscheinung ist erst im Werden; an dem Punkte c entspringt, wie schon gesagt, das Blaue und Blaurothe, an dem Punkte B das Gelbrothe und Gelbe. Führt man diese nun auf der Tafel genau über einander, so muß das Blaue das Gelbrothe, und das Blaurothe das Gelbe aufheben und neutralisiren, und weil alsdann zwischen M und N, wo die andern Farbensäume erscheinen, das übrige noch weiß ist, auch die Stelle, wo jene farbigen Ränder über einander fallen, farblos wird, so muß der ganze Raum weiß erscheinen.

555.

Man gehe nun mit der Tafel weiter zurück, so daß das Spectrum sich vollendet und das Grüne in der Mitte sich darstellt, und man wird sich vergebens bemühen durch Uebereinanderwerfen der Theile oder des Ganzen farblose Stellen hervorzubringen. Denn das durch Verrückung des hellen Bildes hervorgebrachte Spectrum kann weder für sich allein noch durch ein zweites gleiches Bild neutralisirt werden; wie sich kürzlich darthun läßt. Man bringe das zweite Spectrum von oben herein über das erste; das Gelbrothe mit dem Blaurothen verbunden bringt den Purpur hervor; das Gelbrothe mit dem Blauen verbunden sollte eine farblose Stelle hervorbringen: weil aber das Blaue schon meistens auf das Grüne verwandt ist, und das Uebergebliebene schon vom Violetten participirt, so wird keine entschiedene Neutralisation möglich. Das Gelbrothe, über das Grüne geführt, hebt dieses auch nicht auf, weil es allenfalls nur dem darin enthaltenen Blauen widerstrebt, von dem Gelben aber secundirt wird. Daß das Gelbrothe auf Gelb und Gellroth geführt, nur noch mächtiger werde, versteht sich von selbst. Und hieraus ist also vollkommen klar, inwiefern zwei solche vollendete Spectra sich zusammen verhalten, wenn man sie theilweise oder im Ganzen über einander bringt.

556.

Will man aber in einem solchen vollendeten Spectrum die Mitte, d. h. das Grüne, aufheben, so wird dieß bloß dadurch möglich, daß man erst durch zwei Prismen vollendete Spectra hervorbringt, durch Vereinigung von dem Gelbrothen des einen mit dem Violetten des andern einen Purpur darstellt, und diesen nunmehr mit dem Grünen eines dritten vollendeten Spectrums auf Eine Stelle bringt. Diese Stelle wird alsdann farblos, hell, und wenn man will, weiß erscheinen, weil auf derselben sich die wahre Farbentotalität vereinigt, neutralisirt und jede Specification aufhebt.

Daß man an einer solchen Stelle das ἄπειρον nicht bemerken werde, liegt in der Natur, indem die Farben, welche auf diese Stelle fallen, drei Sonnenbilder und also eine dreifache Erleuchtung hinter sich haben.

557.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit des glücklichen Gedankens erwähnen, wie man das Lampenlicht, welches gewöhnlich einen gelben Schein von sich wirft, farblos zu machen gesucht hat, indem man die bei der Argandischen Lampe angewendeten Glascylinder mäßig mit einer violetten Farbe tingirte.

558.

Jenes ist also das Wahre an der Sache, jenes ist die Erscheinung wie sie nicht geläugnet wird; aber man halte unsere Erklärung, unsere Ableitung gegen die Newton'sche, die unsrige wird überall und vollkommen passen, jene nur unter kümmerlich erzwungenen Bedingungen.

Vierzehnter Versuch.

559.

Bisher habe ich das Weiße hervorgebracht, indem ich die Prismen vermischte.

560.

Inwiefern ihm dieses Weiße gerathen, haben wir umständlich ausgelegt.

561.

Nun kommen wir zur Mischung körperlicher Farben, und da laßt ein dünnes Seifenwasser dergestalt in Bewegung setzen, daß ein Schaum entstehe, und wenn der Schaum ein wenig gestanden hat, so wird derjenige, der ihn recht genau ansieht, auf der Oberfläche der verschiedenen Blasen lebhafte Farben gewahr werden. Tritt er aber so weit davon, daß er die Farben nicht mehr unterscheiden kann, so wird der Schaum weiß seyn und zwar ganz vollkommen.

562.

Wer sich diesen Uebergang in ein ganz anderes Capitel gefallen läßt, von einem Refractionsfalle zu einem epoptischen, der ist freilich von einer

Sinnes- und Verſtandesart, die es auch mit dem Künftigen ſo genau nicht nehmen wird. Von dem Mannichfaltigen, was ſich gegen dieſes Experiment ſagen läßt, wollen wir nur bemerken, daß hier das Unterſcheidbare dem Ununterſcheidbaren entgegengeſetzt iſt, daß aber darum etwas noch nicht aufhört zu ſeyn, nicht aufhört innerhalb eines Dritten zu ſeyn, wenn es dem äußern Sinne unbemerkbar wird. Ein Kleid, das kleine Flecken hat, wird deßwegen nicht rein, weil ich ſie in einiger Entfernung nicht bemerke, das Papier nicht weiß, weil ich kleine Schriftzüge darauf in der Entfernung nicht unterſcheide. Der Chemiker bringt aus den diluirteſten Infuſionen durch ſeine Reagentien Theile an den Tag, die der gerade geſunde Sinn darin nicht entdeckte. Und bei Newton iſt nicht einmal von geradem geſundem Sinn die Rede, ſondern von einem verkünſtelten, in Vorurtheilen befangenen, dem Aufſtutzen gewiſſer Vorausſetzungen gewidmeten Sinn, wie wir beim folgenden Experiment ſehen werden.

Fünfzehnter Verſuch

563.

Wenn ich nun zuletzt aus farbigen Pulvern, deren ſich die Maler bedienen, ein Weiß zuſammenzuſetzen verſuchte, ſo fand ich, daß alle dieſe farbigen Pulver einen großen Theil des Lichts, wodurch ſie erleuchtet werden, in ſich verſchlingen und auslöſchen.

564.

Hier kommt der Verfaſſer ſchon wieder mit ſeiner Vorklage, die wir ſo wie die Nachklagen an ihm ſchon lange gewohnt ſind. Er muß die dunkle Natur der Farbe anerkennen, er weiß jedoch nicht, wie er ſich recht dagegen benehmen ſoll und bringt nun ſeine vorigen unreinen Verſuche, ſeine falſchen Folgerungen wieder zu Markte, wodurch die Anſicht immer trüber und unerfreulicher wird.

565.

Denn die farbigen Pulver erſcheinen dadurch gefärbt, daß ſie das Licht der Farbe die ihnen eigen iſt häufiger, und das Licht aller andern Farben ſpärlicher zurückwerfen; und doch werfen ſie das Licht ihrer eigenen Farben nicht ſo häufig zurück, als weiße Körper thun.

Wenn Mennig z. B. und weißes Papier in das rothe Licht des farbigen Spectrums in der dunkeln Kammer gelegt werden, so wird das Papier heller erscheinen als der rothe Mennig, und deßwegen die rubrifiken Strahlen häufiger als der Mennig zurückwerfen.

566.

Die letzte Folgerung ist nach Newton'scher Weise wieder übereilt. Denn das Weiße ist ein heller Grund, der von dem rothen Halblicht erleuchtet, durch dieses zurückwirkt und das prismatische Roth in voller Klarheit sehen läßt; der Mennig aber ist schon ein dunkler Grund, von einer Farbe die dem prismatischen Roth zwar ähnlich, aber nicht gleich specificirt ist. Dieser wirkt nun, indem er von dem rothen prismatischen Halblicht erleuchtet wird, durch dasselbe gleichfalls zurück, aber auch schon als ein Halbdunkles. Daß daraus eine verstärkte, verdoppelte, verdüsterte Farbe hervorgehen müsse, ist natürlich.

567.

Und wenn man Papier und Mennig in das Licht anderer Farben hält, so wird das Licht, das vom Papier zurückstrahlt, das Licht, das vom Mennig kommt, in einem weit größern Verhältnisse übertreffen.

568.

Und dieses naturgemäß, wie wir oben genugsam aus einander gesetzt haben. Denn die sämmtlichen Farben erscheinen auf dem weißen Papier, jede nach ihrer eigenen Bestimmung, ohne gemischt, gestört, beschmutzt zu seyn, wie es durch den Mennig geschieht, wenn er nach dem Gelben, Grünen, Blauen, Violetten hingerückt wird. Und daß sich die übrigen Farben eben so verhalten, ist unsern Lesern schon früher deutlich geworden. Die folgende Stelle kann sie daher nicht mehr überraschen, ja das Lächerliche derselben muß ihnen auffallend seyn, wenn er verdrießlich, aber entschlossen fortfährt:

569.

Und deßwegen, indem man solche Pulver vermischt, müssen wir nicht erwarten ein reines und vollkommenes Weiß zu erzeugen, wie wir etwa am Papier sehen, sondern ein gewisses düsteres, dunkles Weiß, wie aus der Mischung von Licht und Finsterniß entstehen möchte, —

570.

Hier ſpringt ihm endlich auch dieſer ſo lang zurückgehaltene Ausdruck durch die Zähne; ſo muß er immer wie Bileam ſegnen, wenn er fluchen will, und alle ſeine Hartnäckigkeit hilft ihm nichts gegen den Dämon der Wahrheit, der ſich ihm und ſeinem Eſel ſo oft in den Weg ſtellt. Alſo aus Licht und Finſterniß! mehr wollten wir nicht. Wir haben die Entſtehung der Farben aus Licht und Finſterniß abgeleitet, und was jeder einzelnen, jeder beſonders ſpecificirten als Hauptmerkmal, allen neben einander als gemeines Merkmal zukommt, wird auch der Miſchung zukommen, in welcher die Specificationen verſchwinden. Wir nehmen alſo recht gerne an, weil es uns dient, wenn er fortfährt:

571.

— oder aus Weiß und Schwarz, nämlich ein graues, braunes, rothbraunes, dergleichen die Farbe der Menſchennägel iſt; oder mäuſefarben, aſchfarben, etwa ſteinfarben, oder wie der Mörtel, Staub oder Straßenkoth ausſieht und dergleichen. Und ſo ein dunkles Weiß habe ich oft hervorgebracht, wenn ich farbige Pulver zuſammenmiſchte.

572.

Woran denn freilich niemand zweifeln wird; nur wünſchte ich, daß die ſämmtlichen Newtonianer dergleichen Leibwäſche tragen müßten, damit man ſie an dieſem Abzeichen von andern vernünftigen Leuten unterſcheiden könnte.

573.

Daß ihm nun ſein Kunſtſtück gelingt, aus farbigen Pulvern ein Schwarzweiß zuſammenzuſetzen, daran iſt wohl kein Zweifel; doch wollen wir ſehen, wie er ſich benimmt, um wenigſtens ein ſo helles Grau als nur möglich hervorzubringen.

574.

Denn ſo ſetzte ich z. B. aus einem Theil Mennig und fünf Theilen Grünſpan eine Art von Mäuſegrau zuſammen:

575.

Der Grünſpann pulveriſirt erſcheint hell und mehlig; deßhalb braucht ihn Newton gleich anfangs, ſo wie er ſich durchaus hütet ſatte Farben anzuwenden.

576.

— denn diese zwei Farben sind aus allen andern zusammengesetzt, so daß sich in ihrer Mischung alle übrigen befinden.

577.

Er will hier dem Vorwurf ausweichen, daß er ja nicht aus allen Farben seine Unfarbe zusammensetze. Welcher Streit unter den späteren Naturforschern über die Mischung der Farben überhaupt und über die endliche Zusammensetzung der Unfarbe aus drei, fünf oder sieben Farben entstanden, davon wird uns die Geschichte Nachricht geben.

578.

Ferner mit Einem Theil Mennig und vier Theilen Bergblau setzte ich eine graue Farbe zusammen, die ein wenig gegen den Purpur zog, und indem ich dazu eine gewisse Mischung von Operment und Grünspan in schicklichem Maße hinzufügte, verlor die Mischung ihren Purpurschein und ward vollkommen grau. Aber der Versuch gerieth am besten ohne Mennig folgendermaßen. Zum Operment that ich nach und nach satten glänzenden Purpur hinzu, wie sich dessen die Maler bedienen, bis das Operment aufhörte gelb zu seyn und blaßroth erschien. Dann verdünnte ich das Roth, indem ich etwas Grünspan und etwas mehr Bergblau als Grünspan hinthat, bis die Mischung ein Grau oder blasses Weiß annahm, das zu keiner Farbe mehr als zu der andern hinneigte. Und so entstand eine Farbe an Weiße der Asche gleich, oder frisch gehauenem Holze, oder der Menschenhaut.

579.

Auch in dieser Mischung sind Bergblau und Grünspan die Hauptingredienzien, welche beide ein mehliges kreidenhaftes Ansehen haben. Ja Newton hätte nur immer noch Kreide hinzumischen können, um die Farben immer mehr zu verdünnen und ein helleres Grau hervorzubringen, ohne daß dadurch in der Sache im mindesten etwas gewonnen wäre.

580.

Betrachtete ich nun, daß diese grauen und dunkeln Farben ebenfalls hervorgebracht werden können, wenn man Weiß und Schwarz zusammenmischt, und sie daher vom vollkommenen Weißen nicht in

der Art der Farbe, ſondern nur in dem Grade der Hellung verſchieden ſind:

581.

Hier liegt eine ganz eigene Tücke im Hinterhalt, die ſich auf eine Vorſtellungsart bezieht, von der an einem andern Orte gehandelt werden muß, und von der mir gegenwärtig nur ſo viel ſagen. Man kann ſich ein weißes Papier im völligen Lichte denken, man kann es bei hellem Sonnenſcheine in den Schatten legen, man kann ſich ferner denken, daß der Tag nach und nach abnimmt, daß es Nacht wird, und daß das weiße Papier vor unſern Augen zuletzt in der Finſterniß verſchwindet. Die Wirkſamkeit des Lichtes wird nach und nach gedämpft und ſo die Gegenwirkung des Papiers, und wir können uns in dieſem Sinne vorſtellen, daß das Weiße nach und nach in das Schwarze übergehe. Man kann jedoch ſagen, daß der Gang des Phänomens dynamiſcher idealer Natur iſt.

582.

Ganz entgegengeſetzt iſt der Fall, wenn wir uns ein weißes Papier im Lichte denken und ziehen erſt eine dünne ſchwarze Tinctur darüber. Wir verdoppeln, wir verdreifachen den Ueberzug, ſo daß das Papier immer dunkler grau wird, bis wir es zuletzt ſo ſchwarz als möglich färben, ſo daß von der weißen Unterlage nichts mehr hindurchſcheint. Wir haben hier auf dem atomiſtiſchen, techniſchen Weg eine reale Finſterniß über das Papier verbreitet, welche durch auffallendes Licht wohl einigermaßen bedingt und gemildert, keineswegs aber aufgehoben werden kann. Nun ſucht ſich aber unſer Sophiſt zwiſchen dieſen beiden Arten die Sache darzuſtellen und zu denken einen Mittelſtand, wo er, je nachdem es ihm nützt, eine von den beiden Arten braucht, oder vielmehr wo er ſie beide über einander ſchiebt, wie wir gleich ſehen werden.

583.

— ſo iſt offenbar, daß nichts weiter nöthig iſt, um ſie vollkommen weiß zu machen, als ihr Licht hinlänglich zu vermehren, und folglich, wenn man ſie durch Vermehrung ihres Lichtes zur vollkommenen Weiße bringen kann, ſo ſind ſie von derſelben Art Farbe, wie die beſten weißen, und unterſcheiden ſich allein durch die Quantität des Lichtes.

584.

Es ist ein großes Unheil, das nicht allein durch die Newton'sche Optik, sondern durch mehrere Schriften, besonders jener Zeit durchgeht, daß die Verfasser sich nicht bewußt sind, auf welchem Standpunkt sie stehen, daß sie erst mitten in dem Realen stecken, auf einmal sich zu einer idealen Vorstellungsart erheben und dann wieder ins Reale zurückfallen. Daher entstehen die wunderlichsten Vorstellungs- und Erklärungsweisen, denen man einen gewissen Gehalt nicht absprechen kann, deren Form aber einen innern Widerspruch mit sich führt. Eben so ist es mit der Art, wie Newton nunmehr sein Hellgrau zum Weißen erheben will.

585.

Ich nahm die dritte der oben gemeldeten grauen Mischungen und strich sie dick auf den Fußboden meines Zimmers, wohin die Sonne durch das offene Fenster schien, und daneben legte ich ein Stück weißes Papier von derselbigen Größe in den Schatten.

586.

Was hat unser Ehrenmann denn nun gethan? Um das reell dunkle Pulver weiß zu machen, muß er das reell weiße Papier schwärzen; um zwei Dinge mit einander vergleichen und sie gegen einander aufheben zu können, muß er den Unterschied, der zwischen beiden obwaltet, wegnehmen. Es ist eben als wenn man ein Kind auf den Tisch stellte, vor dem ein Mann stünde und behauptete nun, sie sehen gleich groß.

587.

Das weiße Papier im Schatten ist nicht mehr weiß: denn es ist verdunkelt, beschattet; das graue Pulver in der Sonne ist doch nicht weiß: denn es führt seine Finsterniß unauslöschlich bei sich. Die lächerliche Vorrichtung kennt man nun; man sehe, wie sich der Beobachter dabei benimmt.

588.

Dann ging ich etwa zwölf oder achtzehn Fuß hinweg, so daß ich die Unebenheiten auf der Oberfläche des Pulvers nicht sehen konnte, noch die kleinen Schatten, die von den einzelnen Theilen der Pulver etwa fallen mochten; da sah das Pulver vollkommen weiß aus, so daß es gar noch das Papier an Weiße übertraf, besonders wenn man von dem Papiere noch das Licht abhielt, das

von einigen Wolken der darauf fiel. Dann erschien das Papier, mit dem Pulver verglichen, so grau als das Pulver vorher.

589.

Nichts ist natürlicher! Wenn man das Papier, womit das Pulver verglichen werden soll, durch einen immer mehr entschiedenen Schatten nach und nach verdunkelt, so muß es freilich immer grauer werden. Er lege doch aber das Papier neben das Pulver in die Sonne, oder streue sein Pulver auf ein weißes Papier das in der Sonne liegt, und das wahre Verhältniß wird hervortreten.

590.

Wir übergehen was er noch weiter vorbringt, ohne daß seine Sache dadurch gebessert würde. Zuletzt kommt gar noch ein Freund herein, welcher auch das graue in der Sonne liegende Pulver für weiß anspricht, wie es einem jeden, der, überrascht in Dingen welche zweideutig in die Sinne fallen, ein Zeugniß abgeben soll, gar leicht ergehen kann.

591.

Wir überschlagen gleichfalls sein triumphirendes ergo bibamus, indem für diejenigen, welche die wahre Ansicht zu fassen geneigt sind, schon im Vorhergehenden genugsam gesagt ist.

Sechste Proposition. Zweites Problem.

In einer Mischung von ursprünglichen Farben, bei gegebener Quantität und Qualität einer jeden, die Farbe der zusammengesetzten zu bestimmen.

592.

Daß ein Farbenschema sich bequem in einen Kreis einschließen lasse, daran zweifelt wohl niemand, und die erste Figur unserer ersten Tafel zeigt solches auf eine Weise, welche wir für die vortheilhafteste hielten. Newton nimmt sich hier dasselbige vor; aber wie geht er zu Werke? Das flammenartig vorschreitende bekannte Spectrum soll in einen Kreis gebogen und die Räume, welche die Farben an der Peripherie einnehmen, sollen nach jenen Tonmaßen bestimmt werden, welche Newton in dem Spectrum gefunden haben will.

giebt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken: denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu nichts.

Die Wissenschaften, auch in ihrem innern Kreise betrachtet, werden mit augenblicklichem jedesmaligem Interesse behandelt. Ein starker Anstoß, besonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigstens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann, und die besonders in den letzten Zeiten sehr fruchtbar geworden ist.

Ein bedeutendes Factum, ein geniales Aperçu beschäftigt eine sehr große Anzahl Menschen, erst nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erscheinung was sie nutze und sie hat nicht unrecht; denn sie kann bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weisen fragen wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geister, scharfsinnige,

593.

Allein hier zeigt sich eine neue Unbequemlichkeit: denn zwischen seinem Violetten und Orange, indem alle Stufen von Roth angegeben werden müssen, ist er genöthigt das reine Roth, das ihm in seinem Spectrum fehlt, in seinen Urfarbenkreis mit einzuschalten. Es bedarf freilich nur einer kleinen Wendung nach seiner Art, um auch dieses Roth zu intercaliren, einzuschwärzen, wie er es früher mit dem Grünen und Weißen gethan. Nun sollen contra gravitatis gefunden, kleine Cirkelchen in gewissen Proportionen beschrieben, Linien gezogen, und so auf diejenige Farbe gedeutet werden, welche aus der Mischung mehrerer gegebenen entspringt.

594.

Wir müssen einem jeden Leser überlassen diese neue Quälerei bei dem Verfasser selbst zu studiren. Wir halten uns dabei nicht auf, weil uns nur zu deutlich ist, daß die Raumeintheilung der Farben im gedachten Kreis nicht naturgemäß sey, indem keine Vergleichung des Spectrums mit den Tonintervallen stattfindet; wie denn auch die einander entgegenstehenden, sich fordernden Farben aus dem Newton'schen Kreise keineswegs entwickelt werden können. Uebrigens nachdem er genug gemessen und gebuchstabt, sagt er ja selbst: „Diese Regel finde ich genau genug für die Praktik, obgleich nicht mathematisch vollkommen." Für die Ausübung hat dieses Schema und die Operation an denselben nicht den mindesten Nutzen; und wie wollte es ihn haben, da ihm nichts theoretisch Wahres zum Grunde liegt?

Siebente Proposition. Fünftes Theorem.

Alle Farben des Universums, welche durch Licht hervorgebracht werden und nicht von der Gewalt der Einbildungskraft abhängen, sind entweder die Farben homogener Lichter oder aus diesen zusammengesetzt, und zwar entweder ganz genau oder doch sehr nahe der Regel des vorstehenden Problems gemäß.

595.

Unter dieser Rubrik recapitulirt Newton was er in dem gegenwärtigen zweiten Theile des ersten Buches nach und nach vorgetragen, und

ſchließt, daraus wie es die Propoſition ausweist, daß alle Farben der Körper eigentlich nur integrirende Theile des Lichtes ſeyen, welche auf mancherlei Weiſe aus dem Licht heraus gezwängt, geängſtigt, geſchieden und ſodann auch wohl wieder gemiſcht werden. Da wir den Inhalt des zweiten Theils Schritt für Schritt geprüft, ſo brauchen wir uns bei dieſer Wiederholung nicht aufzuhalten.

596.

Zuletzt erwähnt er derjenigen Farben, welche wir unter der Rubrik der phyſiologiſchen und pathologiſchen bearbeitet haben. Dieſe ſollen dem Lichte nicht angehören, und er wird ſie dadurch auf einmal los, daß er ſie der Einbildungskraft zuſchreibt.

Achte Propoſition. Drittes Problem.

Durch die entdeckten Eigenſchaften des Lichts die prismatiſchen Farben zu erklären.

597.

Sollte man nicht mit Verwunderung fragen, wie denn eigentlich dieſes Problem hierher komme? Vom erſten Anfang ſeiner Optik an iſt Newton bemüht vermittelſt der prismatiſchen Farben die Eigenſchaften des Lichtes zu entdecken. Wäre es ihm gelungen, ſo würde nichts leichter ſeyn, als die Demonſtration umzukehren, und aus den offenbarten Eigenſchaften des Lichtes die prismatiſchen Farben herzuleiten.

598.

Allein es liegt dieſem Problem abermals eine Tücke zum Grunde. In der hierher gehörigen Figur, welche zu ſeinem zweiten Theil die zwölfte iſt, und auf unſerer ſiebenten Tafel mit Nr. 9 bezeichnet worden, bringt er zum erſtenmal das zwiſchen den beiden farbigen Randerſcheinungen unveränderte Weiß entſchieden vor, nachdem er ſolches früher mehrmals, und zuletzt bei dem dreizehnten Verſuch, wo er zwei Prismen anwendete, ſtillſchweigend eingeführt hatte. Dort wie hier bezeichnet er jede der beiden Randerſcheinungen mit fünf Linien, wodurch er anzudeuten ſcheinen möchte, daß an beiden Enden jedesmal das ganze Farbenſyſtem hervortrete. Allein genau beſehen, läßt er die uns wohlbekannten Randerſcheinungen endlich

einmal gelten; doch anstatt durch ihr einfaches Zusammenneigen das Grün hervorzubringen, läßt er, wunderlich genug, die Farben hinter einander aufmarschiren, sich einander decken, sich mischen, und will nun durch diese Wort- und Zeichenmengerei das Weiß hervorgebracht haben, das freilich in der Erscheinung da ist, aber an und für sich, ohne erst durch jene farbigen Lichter zu entspringen, die er hypothetisch über einander schiebt.

599.

So sehr er sich nun auch bemüht mit griechischen und lateinischen Buchstaben seine so falsche als ungereimte und abstruse Vorstellungsart faßlich zu machen, so gelingt es ihm doch nicht, und seine treuen gläubigen Schüler fanden sich genöthigt diese linearische Darstellung in eine tabellarische zu verwandeln.

600.

Gren in Halle hat, indem er sich unsern unschuldigen Beiträgen zur Optik mit pfäffischem Stolz und Heftigkeit widersetzte, eine solche tabellarische Darstellung mit Buchstaben ausgearbeitet, was die Verrückung des hellen Bildes betrifft. Der Recensent unserer Beiträge in der Jenaischen Literaturzeitung hat die nämliche Bemühung wegen Verrückung eines dunkeln Bildes übernommen. Weil aber eine solche Buchstabenkrämerei nicht von jedem an und durchgeschaut werden kann, so haben wir unsere neunte und zehnte Tafel einer anschaulichen Darstellung gewidmet, wo man die prismatischen Farbensysteme theils zusammen, theils in Divisionen und Detachements en échelon hinter einander als farbige Quadrate vertical aufmarschiren sieht, da man sie denn horizontal mit den Augen sogleich zusammensummiren und die lächerlichen Resultate, welche nach Newton und seiner Schule auf diese Weise entspringen sollen, mit bloßem Gerathsum beurtheilen kann.

601.

Wir haben auf denselbigen Tafeln noch andere solche Farbenreihen aufgeführt, um zugleich des wunderlichen Wünsch seltsame Reduction der prismatischen Farbenerscheinung deutlich zu machen, der, um die Newton'sche Darstellung zu retten, dieselbe epitomisirt, und mit der wunderlichsten Intrigue, indem er das Geschäft zu vereinfachen glaubte, noch mehr verunnaturt hat.

602.

Wir versparen das Weitere hierüber bis zur Erklärung der Tafeln,

da es uns denn mit Gunst unserer Leser wohl erlaubt seyn wird uns über diese Gegner und Halbgegner sowohl als ihren Meister, zur Entschädigung für so viele Mühe, billigermaßen lustig zu machen.

Sechzehnter Versuch.

603.

Dieses aus der bloßen Empirie genommene und dem bisherigen hypothetischen Verfahren nur gleichsam angeklebte, durch eine ungeschickte Figur, die dreizehnte des zweiten Theils, keineswegs versinnlichte Phänomen müssen wir erst zum Versuch erheben, wenn wir verstehen wollen, worauf er eigentlich deute.

604.

Man stelle sich mit einem Prisma an ein offenes Fenster, wie gewöhnlich den brechenden Winkel unter sich gekehrt; man lehne sich so weit vor, daß nicht etwa ein oberes Fensterkreuz durch Refraction erscheine: alsdann wird man oben am Prisma unter einem dunkeln Rand einen gelben Bogen erblicken, der sich an dem hellen Himmel herzieht. Dieser dunkle Rand entspringt von dem äußern obern Rande des Prisma's, wie man sich sogleich überzeugen wird, wenn man ein Stückchen Wachs über denselben hinaus klebt, welches innerhalb des farbigen Bogens recht gut gesehen werden kann. Unter diesem gelben Bogen erblickt man sodann den klaren Himmel, tiefer den Horizont, er bestehe nun aus Häusern oder Bergen, welche nach dem Gesetz blau und blauroth gesäumt erscheinen. Nun biege man das Prisma immer mehr nieder, indem man immer fortfährt hineinzusehen. Nach und nach werden die Gebäude, der Horizont sich zurücklegen, endlich ganz verschwinden, und der gelbe und gelbrothe Bogen, den man bisher gesehen, wird sich sodann in einen blauen und blaurothen verwandeln, welches derjenige ist von dem Newton spricht, ohne des vorhergehenden und dieser Verwandlung zu erwähnen.

605.

Dieses ist aber auch noch kein Experiment, sondern ein bloßes empirisches Phänomen. Die Vorrichtung aber, welche wir vorschlagen, um von dieser Erscheinung das Zufällige wegzunehmen und sie in ihren Bedingungen zugleich zu vermannichfaltigen und zu befestigen, wollen wir

sogleich angeben, wenn wir vorher noch eine Bemerkung gemacht haben. Das Phänomen, wie es sich uns am Fenster zeigt, entspringt, indem der helle Himmel über der dunkeln Erde steht. Wir können es nicht leicht umkehren und uns einen dunkeln Himmel und eine helle Erde verschaffen. Eben dieses gilt von Zimmern, in welchen die Decken meistens hell und die Wände mehr oder weniger dunkel sind.

606.

In diesem Sinne mache man in einem mäßig großen und hohen Zimmer folgende Verrichtung. In dem Winkel, da wo die Wand sich von der Decke scheidet, bringe man eine Bahn schwarzes Papier neben einer Bahn weißen Papiers an; an der Decke dagegen bringe man, in gedachtem Winkel zusammenstoßend, über der schwarzen Bahn eine weiße, über der weißen eine schwarze an, und betrachte nun diese Bahnen neben und über einander auf die Weise wie man vorher zum Fenster hinaus sah. Der Bogen wird wieder erscheinen, den man aber freilich von allen andern, welche Ränder oder Leisten verursachen, unterscheiden muß. Wo der Bogen über die weiße Bahn der Decke geht, wird er, wie vorher, als er über den weißen Himmel zog, gelb, wo er sich über die schwarze Bahn zieht, blau erscheinen. Senkt man nun wieder das Prisma, so daß die Wand sich zurückzulegen scheint, so wird der Bogen sich auf einmal umkehren, wenn er über die umgekehrten Bahnen der Wand herläuft; auf der weißen Bahn wird er auch hier gelb, und auf der schwarzen blau erscheinen.

607.

Ist man hiervon unterrichtet, so kann man auch in der zufälligen Empirie, beim Spazierengehen in beschneiten Gegenden, bei hellen Sandwegen, die an dunkeln Rasenpartien herlaufen, dasselbige Phänomen gewahr werden. Um diese Erscheinung, welche umständlich auszulegen, ein größerer Aufsatz und eine eigene Tafel erfordert würde, vorläufig zu erklären, sagen wir nur so viel, daß bei diesem Refractionsfalle, welcher die gerade vor uns stehenden Gegenstände herunterzieht, die über uns sich befindenden Gegenstände oder Flächen, indem sich wahrscheinlich eine Reflexion mit in das Spiel mischt, gegen den obern Rand des Prisma's getrieben und an demselben, je nachdem sie hell oder dunkel sind, nach dem bekannten Gesetze gefärbt werden. Der Rand des Prisma's erscheint als Bogen, wie alle vor uns liegenden horizontalen Linien durchs Prisma die Gestalt eines Bogens annehmen.

Neunte Proposition. Viertes Problem.

Durch die entdeckten Eigenschaften des Lichtes die Farben des Regenbogens zu erklären.

608.

Daß alles was von den Prismen gilt, auch von den Linsen gelte, ist natürlich; daß dasjenige was von den Kugelschnitten gilt, auch von den Kugeln selbst gelten werde, wenn auch einige andere Bestimmungen und Bedingungen mit eintreten sollten, läßt sich gleichfalls erwarten. Wenn also Newton seine Lehre, die er auf Prismen und Linsen angewandt, nunmehr auch auf Kugeln und Tropfen anwendet, so ist dieses seinem theoretischen und hypothetischen Gange ganz gemäß.

609.

Haben wir aber bisher alles anders gefunden als er, so werden wir natürlicherweise ihm auch hier zu widersprechen und das Phänomen des Regenbogens auf unsere Art auszulegen haben. Wir halten uns jedoch bei diesem in die angewandte Physik gehörigen Falle hier nicht auf, sondern werden was wir deßhalb zu sagen nöthig finden, in einer der supplementaren Abhandlungen nachbringen.

Zehnte Proposition. Fünftes Problem.

Aus den entdeckten Eigenschaften des Lichtes die dauernden Farben der natürlichen Körper zu erklären.

610.

Diese Farben entstehen daher, daß einige natürliche Körper eine gewisse Art Strahlen häufiger als die übrigen Strahlen zurückwerfen, und daß andere natürliche Körper eben dieselbe Eigenschaft gegen andere Strahlen ausüben.

611.

Man merke hier gleich häufiger; also nicht etwa allein oder ausschließlich, wie es doch seyn müßte, wenigstens bei einigen ganz reinen Farben. Betrachtet man ein reines Gelb, so könnte man sich die Vorstellung gefallen lassen, daß dieses reine Gelb die gelben Strahlen allein

ven sich schickt; eben so mit ganz reinem Blau. Allein der Verfasser hütet sich wohl dieses zu behaupten, weil er sich abermals eine Hinterthüre auflassen muß, um einem dringenden Gegner zu entgehen, wie man bald sehen wird.

612.

Mennig wirft die am wenigsten refrangibeln Strahlen am häufigsten zurück, und erscheint deßwegen roth; Veilchen werfen die refrangibelsten Strahlen am häufigsten zurück und haben ihre Farbe daher: und so verhält es sich mit den übrigen Körpern. Jeder Körper wirft die Strahlen seiner eigenen Farbe häufiger zurück als die übrigen Strahlen; und von ihrem Uebermaße und Vorherrschaft im zurückgeworfenen Licht hat er seine Farbe.

613.

Die Newton'sche Theorie hat das Eigene, daß sie sehr leicht zu lernen und sehr schwer anzuwenden ist. Man darf nur die erste Proposition, womit die Optik anfängt, gelten lassen oder gläubig in sich aufnehmen, so ist man auf ewig über das Farbenwesen beruhigt. Schreitet man aber zur nähern Untersuchung, will man die Hypothese auf die Phänomene anwenden, dann geht die Noth erst an, dann kommen Vor- und Nachklagen, Limitationen, Restrictionen, Reservationen kommen zum Vorschein, bis sich jede Proposition erst im Einzelnen, und zuletzt die Lehre im Ganzen vor dem Blick des scharfen Beobachters völlig neutralisirt. Man gebe Acht, wie dieses hier abermals der Fall ist!

Siebzehnter Versuch.

614.

Denn wenn ihr in die homogenen Lichter, welche ihr durch die Auflösung des Problems, welches in der vierten Proposition des ersten Theiles aufgestellt wurde, erhaltet —

615.

Daß wir auch dort durch alle Bemühung keine homogenern Lichter als durch den gewöhnlichen prismatischen Versuch erhielten, ist seines Ortes dargethan worden.

616.

— Körper von verschiedenen Farben hineindringt, so werdet ihr finden, daß jeder Körper, in das Licht seiner eigenen Farbe gebracht, glänzend und leuchtend erscheint.

617.

Dagegen ist nichts zu sagen, nur wird derselbe Effect hervorgebracht, wenn man auch das ganz gewöhnliche und ungequälte prismatische Bild bei diesem Versuche anwendet. Und nichts ist natürlicher als wenn man Gleiches zu Gleichem bringt, daß die Wirkung nicht vermindert werde, sondern vielmehr verstärkt, wenn das eine Homogene dem Grade nach wirksamer ist als das andere. Man giese concentrirten Essig zu gemeinem Essig und diese so verbundene Flüssigkeit wird stärker seyn, als die gemeine. Ganz anders ist es, wenn man das Heterogene dazu mischt, wenn man Alkali in den gemeinen Essig wirft. Die Wirkung beider geht verloren bis zur Neutralisation. Aber von diesem Gleichnamigen und Ungleichnamigen will und kann Newton nichts wissen. Er quält sich auf seinen Graden und Stufen herum, und muß doch zuletzt eine entgegengesetzte Wirkung gestehen.

618.

Zinnober glänzt am meisten in homogenen rothem Licht, weniger im grünen, und noch weniger im blauen.

619.

Wie schlecht ist hier das Phänomen ausgedrückt, indem er bloß auf den Zinnober und sein Glänzen Rücksicht nimmt, und die Mischung verschweigt, welche die auffallende prismatische Farbe mit der unterliegenden körperlichen hervorbringt!

620.

Indig im veilchenblauen Licht glänzt am meisten.

621.

Aber warum? Weil der Indig, der eigentlich nur eine dunkle satte blaue Farbe ist, durch das violette Licht einen Glanz, einen Schein, Hellung und Leben erhält; und sein Glanz wird stufenweise vermindert, wie man ihn gegen Grün, Gelb und Roth bewegt.

622.

Warum spricht denn der Verfasser nur vom Glanz der sich vermindern

soll? warum spricht er nicht von der neuen gemischten Farbenerscheinung, welche auf diesem Wege entsteht? Freilich ist das Wahre zu natürlich, und man braucht das Falsche, Halbe, um die Unnatur zu beschönigen, in die man die Sache gezogen hat.

623.

Ein Lauchblatt

624.

Und was soll nun der Knoblauch im Experimente und gleich auf die Pulver? warum bleibt er nicht bei gleichen Flächen, Papier oder aufgezogenem Seidenzeug? Wahrscheinlich soll der Knoblauch hier nur so viel heißen, daß die Lehre auch von Pflanzen gelte.

625.

— wirft das grüne Licht und das gelbe und blaue, woraus es zusammengesetzt ist, lebhafter zurück als es das rothe und violette zurückwirft.

626.

Damit aber diese Versuche desto lebhafter erscheinen, so muß man solche Körper wählen, welche die vollsten und lebhaftesten Farben haben, und zwei solche Körper müssen mit einander verglichen werden. Z. B. wenn man Zinnober und Ultramarinblau —

627.

Mit Pulvern sollte man, wie schon oft gesagt, nicht operiren; denn wie kann man hindern, daß ihre ungleichen Theile Schatten werfen?

628.

— zusammen (neben einander) in rothes homogenes Licht hält, so werden sie beide roth erscheinen; —

629.

Dieß sagt er hier auch nur, um es gleich wieder zurückzunehmen.

630.

— aber der Zinnober wird von einem starken, leuchtenden und glänzenden Roth seyn, und der Ultramarin von einem schwachen, dunkeln und finstern Roth.

631.

Und das von Rechtswegen: denn Gelbroth erhebt das Gelbrothe und zerstört das Blaue.

632.

Dagegen wenn man sie zusammen in das blaue Licht hält, so werden sie beide blau erscheinen; nur wird der Ultramarin mächtig leuchtend und glänzend seyn, das Blau des Zinnobers aber schwach und finster; —

633.

Und zwar auch, nach unserer Auslegung, von Rechtswegen.

Sehr ungern wi erholen wir diese Dinge, da sie oben schon so umständlich von uns ausgeführt worden. Doch muß man den Widerspruch wiederholen, da Newton das Falsche immer wiederholt nur um es tiefer einzuprägen.

634.

— welches außer Streit setzt, daß der Zinnober das rothe Licht häufiger als der Ultramarin zurückwirft, und der Ultramarin das blaue Licht mehr als der Zinnober.

635.

Dieses ist die eigene Art etwas außer Streit zu setzen, nachdem man erst eine Meinung unbedingt ausgesprochen, und bei den Beobachtungen nur mit Worten und deren Stellung sich jener Behauptung genähert hat. Denn das ganze Newton'sche Farbenwesen ist nur ein Wortkram, mit dem sich deßhalb so gut kramen läßt, weil man vor lauter Kram die Natur nicht mehr sieht.

636.

Dasselbe Experiment kann man nach und nach mit Mennig, Indig oder andern zwei Farben machen, um die verschiedene Stärke und Schwäche ihrer Farbe und ihres Lichtes einzusehen.

637.

Was dabei einzusehen ist, ist den Einsichtigen schon bekannt.

638.

Und da nun die Ursache der Farben an natürlichen Körpern durch diese Experimente klar ist —

639.

Es ist nichts klar, als daß er die Erscheinung unvollständig und ungeschickt ausspricht, um sie nach seiner Hypothese zu bequemen.

lebenslustige, technisch geübte und gewandte schon finden werden.

Die Afterweisen suchen von jeder neuen Entdeckung nur so geschwind als möglich für sich einigen Vortheil zu ziehen, indem sie einen eitlen Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbesserung, geschwinder Besitznahme, vielleicht gar durch Präoccupation zu erwerben trachten und durch solche Unreifheiten die wahre Wissenschaft unsicher machen und verwirren, ja ihre schönste Folge, die praktische Blüthe derselben, offenbar verkümmern.

Das schädlichste Vorurtheil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

Jeder Forscher muß sich durchaus ansehen als einer der zu einer Jury berufen ist. Er hat nur darauf zu achten in wiefern der Vortrag vollständig sey und durch klare Belege auseinandergesetzt. Er faßt hiernach seine Ueberzeugung zusammen und giebt seine Stimme, es sey nun daß seine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er eben so beruhigt, wenn ihm die Majorität beistimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat seine Ueberzeugung ausgesprochen, er ist nicht Herr über die Geister noch über die Gemüther.

In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen; durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen angesehen; und weil sehr wenige Menschen

640.

— so ist diese Ursache ferner bestätigt und außer allen Streit gesetzt durch die zwei ersten Experimente des ersten Theils, da man an solchen Körpern bewies, daß die reflectirten Lichter, welche an Farbe verschieden sind, auch an Graden der Refrangibilität verschieden sind.

641.

Hier schließt sich nun das Ende an den Anfang künstlich an, und da man uns dort die körperlichen Farben schon auf Treue und Glauben für Lichter gab, so sind diese Lichter endlich hier völlig fertige Farben geworden und werden nun abermals zu Hülfe gerufen. Da wir nun aber dort aufs umständlichste dargethan haben, daß jene Versuche gar nichts beweisen, so werden sie auch hier weiter der Theorie nicht zu statten kommen.

642.

Daher ist es also gewiß, daß einige Körper die mehr, andere die weniger refrangibeln Strahlen häufiger zurückwerfen.

643.

Und uns ist gewiß, daß es weder mehr noch weniger refrangible Strahlen giebt, sondern daß die Naturerscheinungen auf eine ächtere und bequemere Weise ausgesprochen werden können.

644.

Und dieß ist nicht allein die wahre Ursache dieser Farben, sondern auch die einzige, wenn man bedenkt, daß die Farben des homogenen Lichtes nicht verändert werden können durch die Reflexion von natürlichen Körpern.

645.

Wie sicher muß Newton von dem blinden Glauben seiner Leser überzeugt seyn, daß er zu sagen wagt, die Farben des homogenen Lichtes können durch Reflexion von natürlichen Körpern nicht verändert werden, da er doch auf der vorhergehenden Seite zugiebt, daß das rothe Licht ganz anders vom Zinnober als vom Ultramarin, das blaue Licht ganz anders vom Ultramarin als vom Zinnober zurückgeworfen werde! Nun sieht man aber wohl, warum er dort seine Redensarten so künstlich stellt, warum er nur vom Glanz und Hellen oder vom Matten und Dunkeln der Farbe, keineswegs

aber von ihrem andern Bedingtwerden durch Mischung reden mag. Es ist unmöglich ein so deutliches und einfaches Phänomen schiefer und unredlicher zu behandeln; aber freilich wenn er Recht haben wollte, so mußte er sich, ganz oder halb bewußt, mit Reinete Fuchs zurufen:

Aber ich sehe wohl, Lügen bedarf's, und über die Maßen!

Denn nachdem er oben die Veränderung der prismatischen Farben auf den verschiedenen Körpern ausdrücklich zugestanden, so fährt er hier fort:

646.

Denn wenn Körper durch Reflexion auch nicht im mindesten die Farbe irgend einer Art von Strahlen verändern können, so können sie nicht auf andere Weise gefärbt erscheinen, als indem sie diejenigen zurückwerfen, welche entweder von ihrer eigenen Farbe sind oder die durch Mischung sie hervorbringen können.

647.

Hier tritt auf einmal die Mischung hervor, und zwar dergestalt daß man nicht recht weiß, was sie sagen will; aber das Gewissen regt sich bei ihm, es ist nur ein Uebergang zum Folgenden, wo er wieder alles zurücknimmt, was er behauptet hat. Merke der Leser auf, er wird den Verfasser bis zum Unglaublichen unverschämt finden.

648.

Denn wenn man diese Versuche macht, so muß man sich bemühen, das Licht so viel als möglich homogen zu erhalten.

649.

Wie es mit den Bemühungen, die prismatischen farbigen Lichter homogener zu machen, als sie bei dem einfachen Versuch im Spectrum erscheinen, beschaffen sey, haben wir oben umständlich dargethan, und wir wiederholen es nicht. Nur erinnere sich der Leser, daß Newton die schwierigsten, ja gewissermaßen unmögliche Vorrichtungen vorgeschrieben hat, um dieser beliebten Homogeneität näher zu kommen; nun bemerke man, daß er uns die einfachen, einem jeden möglichen Versuche verdächtig macht, indem er fortfährt:

650.

Denn wenn man Körper mit den gewöhnlichen prismatischen Farben erleuchtet, so werden sie weder in ihrer eigenen Tageslichtsfarbe noch in der Farbe erscheinen, die man auf sie wirft, sondern in einer

gewissen Mittelfarbe zwischen beiden, wie ich durch Erfahrung gefunden habe.

651.

Es ist recht merkwürdig, wie er endlich einmal eine Erfahrung eingesteht, die einzig mögliche, die einzig nothwendige, und sie sogleich wieder verdächtig macht. Denn was von der einfachsten prismatischen Erscheinung, wenn sie auf körperliche Farben fällt, wahr ist, das bleibt wahr, man mag sie durch noch so viel Oeffnungen, große und kleine, durch Linsen von nahem oder weitem Brennpunkt quälen und bedingen: nie kann, nie wird etwas anders zum Vorschein kommen.

652.

Wie benimmt sich aber unser Autor, um diese Unsicherheit seiner Schüler zu vermehren? Auf die verschmitzteste Weise. Und betrachtet man diese Kniffe mit redlichem Sinn, hat man ein lebendiges Gefühl fürs Wahre, so kann man wohl sagen, der Autor benimmt sich f händlich; denn man höre nur:

653.

Denn der Mennig, wenn man ihn mit dem gewöhnlichen prismatischen Grün erleuchtet, wird nicht roth oder grün, sondern orange oder gelb erscheinen, je nachdem das grüne Licht, wodurch er erleuchtet wird, mehr oder weniger zusammengesetzt ist.

654.

Warum geht er denn hier nicht grad- oder stufenweise? Er werfe doch das ganz gewöhnliche prismatische Roth auf den Mennig, so wird er eben so schön und glänzend roth erscheinen, als wenn er das gequälteste Spectrum dazu anwendete. Er werfe das Grün des gequältesten Spectrums auf den Mennig und die Erscheinung wird seyn, wie er sie beschreibt, oder vielmehr wie wir sie oben, da von der Sache die Rede war, beschrieben haben. Warum macht er denn erst die möglichen Versuche verdächtig, warum schiebt er alles ins Ueberfeine, und warum kehrt er dann zuletzt immer wieder zu den ersten Versuchen zurück? Nur um die Menschen zu verwirren und sich und seiner Heerde eine Hinterthüre offen zu lassen.

Mit Widerwillen übersetzen wir die fratzenhafte Erklärungsart, wodurch er, nach seiner Weise, die Zerstörung der grünen prismatischen auf den Mennig geworfenen Farbe auslegen will.

655.

Denn wie Mennig roth erscheint, wenn er vom weißen Licht erleuchtet wird, in welchem alle Arten Strahlen gleich gemischt sind, so muß bei Erleuchtung desselben mit dem grünen Licht, in welchem alle Arten von Strahlen ungleich gemischt sind, etwas anders vorgehen.

656.

Man bemerke, daß hier im Grünen alle Arten von Strahlen enthalten seyn sollen, welches jedoch nicht zu seiner frühern Darstellung der Heterogeneität der homogenen Strahlen paßt: denn indem er dort die supponirten Cirkel aus einander zieht, so greifen doch nur die nächsten Farben in einander; hier aber geht jede Farbe durchs ganze Bild, und man sieht also gar die Möglichkeit nicht ein sie auf irgend eine Weise zu separiren. Es wird künftig zur Sprache kommen, was noch alles für Unsinn aus dieser Vorstellungsart, in einem System fünf bis sieben Systeme en échelon aufmarschiren zu lassen, hervorspringt.

657.

Denn einmal wird das Uebermaß der gelbmachenden, grünmachenden und blaumachenden Strahlen, das sich in dem auffallenden grünen Lichte befindet, Ursache seyn, daß diese Strahlen auch in dem zurückgeworfenen Lichte sich so häufig befinden, daß sie die Farbe vom Rothen gegen ihre Farbe ziehen. Weil aber der Mennig dagegen die rothmachenden Strahlen häufiger in Rücksicht ihrer Anzahl zurückwirft, und zunächst die orangemachenden und gelbmachenden Strahlen, so werden diese in dem zurückgeworfenen Licht häufiger seyn, als sie es in dem einfallenden grünen Licht waren, und werden deßwegen das zurückgeworfene Licht vom Grünen gegen ihre Farbe ziehen; und deßwegen wird Mennig weder roth noch grün, sondern von einer Farbe erscheinen, die zwischen beiden ist.

658.

Da das ganze Verhältniß der Sache oben umständlich dargethan worden, so bleibt uns weiter nichts übrig, als diesen baren Unsinn der Nachwelt zum Musterbilde einer solchen Behandlungsart zu empfehlen.

Er fügt nun noch vier Erfahrungen hinzu, die er auf seine Weise erklärt, und die wir nebst unsern Bemerkungen mittheilen wollen.

659.

In gefärbten, durchsichtigen Liqueuren läßt sich bemerken, daß die Farbe nach ihrer Masse sich verändert. Wenn man z. B. eine rothe Flüssigkeit in einem konischen Glase zwischen das Licht und das Auge hält, so scheint sie unten, wo sie weniger Masse hat, als ein blasses und verdünntes Gelb, etwas höher, wo das Glas weiter wird, erscheint sie orange, noch weiter hinauf roth, und ganz oben von dem tiefsten und dunkelsten Roth.

660.

Wir haben diese Erfahrung in Stufengefäßen dargestellt (E. 517. f. und an ihnen die wichtige Lehre der Steigerung entwickelt, wie nämlich das Gelbe durch Verdichtung und Beschattung, eben so wie das Blaue, zum Rothen sich hinneigt, und dadurch die Eigenschaft bewährt, welche wir bei ihrem ersten Ursprung in trüben Mitteln gewahr wurden. Wir erkannten die Einfachheit, die Tiefe dieser Ur- und Grunderscheinungen; desto sonderbarer wird uns die Ouvertüre vorkommen, welche sich Newton macht, sie nach seiner Weise auszulegen.

661.

Hier muß man sich vorstellen, daß eine solche Feuchtigkeit die indigmachenden und violettmachenden Strahlen sehr leicht abhält, die blaumachenden schwerer, die grünmachenden noch schwerer, und die rothmachenden am allerschwersten. Wenn nun die Masse der Feuchtigkeit nicht stärker ist, als daß sie nur eine hinlängliche Anzahl von violettmachenden und blaumachenden Strahlen abhält, ohne die Zahl der übrigen zu vermindern, so muß der Ueberrest (nach der sechsten Proposition des zweiten Theils) ein blasses Gelb machen: gewinnt aber die Feuchtigkeit so viel an Masse, daß sie eine große Anzahl von blaumachenden Strahlen und einige grünmachende abhalten kann, so muß aus der Zusammensetzung der übrigen ein Orange entstehen; und wenn die Feuchtigkeit noch breiter wird, um eine große Anzahl von den grünmachenden und eine bedeutende Anzahl von den gelbmachenden abzuhalten, so muß der Ueberrest anfangen ein Roth zusammenzusetzen; und dieses Roth muß tiefer und dunkler werden, wenn die gelbmachenden und orangemachenden Strahlen

mehr und mehr durch die wachsende Masse der Feuchtigkeit abgehalten werden, so daß wenig Strahlen außer den rothmachenden durchgelangen können.

662.

Ob wohl in der Geschichte der Wissenschaften etwas ähnlich Närrisches und Lächerliches von Erklärungsart zu finden seyn möchte?

663.

Von derselben Art ist eine Erfahrung, die mir neulich Herr Halley erzählt hat, der, als er tief in die See in einer Taucherglocke hinabstieg, an einem klaren Sonnenscheintag, bemerkte, daß wenn er mehrere Faden tief ins Wasser hinabkam, der obere Theil seiner Hand, worauf die Sonne gerade durchs Wasser und durch ein kleines Glasfenster in der Glocke schien, eine rothe Farbe hatte wie eine Damascener Rose, so wie das Wasser unten und die untere Seite seiner Hand, die durch das von dem Wasser reflectirte Licht erleuchtet war, grün aussah.

664.

Wir haben dieses Versuchs unter den physiologischen Farben, da wo er hingehört, schon erwähnt. Das Wasser wirkt hier als ein trübes Mittel welches die Sonnenstrahlen nach und nach mäßigt, bis sie aus dem Gelben ins Rothe übergehen und endlich purpurfarben erscheinen; dagegen denn die Schatten in der geforderten grünen Farbe gesehen werden. Man höre nun, wie seltsam sich Newton benimmt, um dem Phänomen seine Terminologie anzupassen!

665.

Daraus läßt sich schließen, daß das Seewasser die violett- und blaumachenden Strahlen sehr leicht zurückwirft, und die rothmachenden Strahlen frei und häufig in große Tiefen hinunter läßt; deßhalb das directe Sonnenlicht in allen großen Tiefen, wegen der vorwaltenden rothmachenden Strahlen, roth erscheinen muß, und je größer die Tiefe ist, desto stärker und mächtiger muß das Roth werden. Und in solchen Tiefen, wo die violettmachenden Strahlen kaum hinkommen, müssen die blaumachenden, grünmachenden, gelbmachenden

Strahlen von unten häufiger zurückgeworfen werden als die rothmachenden, und ein Grün zusammensetzen.

666.

Da uns nunmehr die wahre Ableitung dieses Phänomens genugsam bekannt ist, so kann uns die Newton'sche Lehre nur zur Belustigung dienen, wobei denn zugleich, indem wir die falsche Erklärungsart einsehen, das ganze System unhaltbarer erscheint.

667.

Nimmt man zwei Flüssigkeiten von starker Farbe, z. B. Roth und Blau, und beide hinlänglich gesättigt, so wird man, wenn jede Flüssigkeit für sich noch durchsichtig ist, nicht durch beide hindurchsehen können, sobald sie zusammengestellt werden. Denn wenn durch die eine Flüssigkeit nur die rothmachenden Strahlen hindurchkönnen, und nur die blaumachenden durch die andere, so kann kein Strahl durch beide hindurch. Dieses hat Herr Hooke zufällig mit keilförmigen Glasgefäßen, die mit rothen und blauen Liquoren gefüllt waren, versucht, und wunderte sich über die unerwartete Wirkung, da die Ursache damals noch unbekannt war. Ich aber habe alle Ursache an die Wahrheit dieses Experiments zu glauben, ob ich es gleich selbst nicht versucht habe. Wer es jedoch wiederholen will, muß sorgen, daß die Flüssigkeiten von sehr guter und starker Farbe seyen.

668.

Worauf beruht nun dieser ganze Versuch? Er sagt weiter nichts aus, als daß ein noch allenfalls durchscheinendes Mittel, wenn es doppelt genommen wird, undurchsichtig werde; und dieses geschieht, man mag einerlei Farbe oder zwei verschiedene Farben, erst einzeln und dann an einander gerückt, betrachten.

669.

Um dieses Experiment, welches nun auch schon über hundert Jahre in der Geschichte der Farbenlehre spukt, los zu werden, verschaffe man sich mehrere aus Glastafeln zusammengesetzte keilförmige aufrechtstehende Gefäße, die an einander geschoben Parallelepipeden bilden, wie sie sollen ausführlicher beschrieben werden, wenn von unserm Apparat die Rede seyn wird. Man fülle sie erst mit reinem Wasser, und gewöhne sich die

Verrückung entgegengeſtellter Bilder und die bekannten prismatiſchen Erſcheinungen dadurch zu beobachten; dann ſchiebe man zwei über einander und tröpfle in jedes Dinte, nach und nach, ſo lange bis endlich der Liquor undurchſichtig wird; nun ſchiebe man die beiden Keile aus einander, und jeder für ſich wird noch genugſam durchſcheinend ſeyn.

670.

Dieſelbe Operation mache man nunmehr mit farbigen Liquoren, und das Reſultat wird immer daſſelbe bleiben, man mag ſich nur Einer Farbe in den beiden Gefäßen oder zweier bedienen. So lange die Flüſſigkeiten nicht überſättigt ſind, wird man durch das Parallelepipedon recht gut hindurchſehen können.

671.

Nun begreift man alſo wohl, warum Newton wiederholt zu Anfang und zu Ende ſeiner Periode auf geſättigte und reiche Farben dringt. Damit man aber ſehe, daß die Farbe gar nichts zur Sache thut, ſo bereite man mit Lackmus in zwei ſolchen Keilgläſern einen blauen Liquor dergeſtalt, daß man durch das Parallelepipedon noch durchſehen kann. Man laſſe alsdann in das eine Gefäß durch einen Gehülfen Eſſig tröpfeln, ſo wird ſich die blaue Farbe in eine rothe verwandeln, die Durchſichtigkeit aber bleiben wie vorher, ja wohl eher zunehmen, indem durch die Säure dem Blauen von ſeinem σκιερὸν etwas entzogen wird. Bei Vermannichfaltigung des Verſuchs kann man auch alle die Verſuche wiederholen, die ſich auf ſcheinbare Farbenmiſchung beziehen.

672.

Will man dieſe Verſuche ſich und andern recht anſchaulich machen, ſo habe man vier bis ſechs ſolcher Gefäße zugleich bei der Hand, damit man nicht durch Ausgießen und Umfüllen die Zeit verliere und keine Unbequemlichkeit und Unreinlichkeit entſtehe. Auch laſſe man ſich dieſen Apparat nicht reuen, weil man mit demſelben die objectiven und ſubjectiven prismatiſchen Verſuche, wie ſie ſich durch farbige Mittel modificiren, mit einiger Uebung vortheilhaft darſtellen kann. Wir ſprechen alſo was wir oben geſagt, nochmals aus: Ein Durchſcheinendes doppelt oder mehrfach genommen wird undurchſichtig, wie man ſich durch farbige Fenſterſcheiben, Opalgläſer, ja ſogar durch farbloſe Fenſterſcheiben überzeugen kann.

673.

Nun kommt Newton noch auf den Verſuch mit trüben Mitteln. Uns

und diese Urphänomene aus dem Entwurf umständlich bekannt, und wir werden deßhalb um deste leichter das Unzulängliche seiner Erklärungsart einsehen können.

674.

Es giebt einige Feuchtigkeiten, wie die Tinctur des Lignum nephriticum, und einige Arten Glas, welche eine Art Licht häufig durchlassen und eine andere zurückwerfen, und deßwegen von verschiedener Farbe erscheinen, je nachdem die Lage des Auges gegen das Licht ist. Aber wenn diese Feuchtigkeiten oder Gläser so dick wären, so viel Masse hätten, daß gar kein Licht hindurch könnte, so zweifle ich nicht, sie würden andern dunkeln Körpern gleich seyn, und in allen Lagen des Auges dieselbe Farbe haben, ob ich es gleich nicht durch Experimente beweisen kann.

675.

Und doch ist gerade in dem angeführten Falle das Experiment sehr leicht. Wenn nämlich ein trübes Mittel noch halbdurchsichtig ist, und man hält es vor einen dunkeln Grund, so erscheint es blau. Dieses Blau wird aber keineswegs von der Oberfläche zurückgeworfen, sondern es kommt aus der Tiefe. Reflectirten solche Körper die blaue Farbe leichter, als eine andere von ihrer Oberfläche, so müßte man dieselbe noch immer blau sehen, auch dann, wenn man die Trübe auf den höchsten Grad, bis zur Undurchsichtigkeit gebracht hat. Aber man sieht Weiß aus den von uns im Entwurf genugsam ausgeführten Ursachen. Newton macht sich aber hier ohne Noth Schwierigkeiten, weil er wohl fühlt, daß der Boden, worauf er steht, nicht sicher ist.

676.

Denn durch alle farbigen Körper, so weit meine Bemerkung reicht, kann man hindurchsehen, wenn man sie dünn genug macht; sie sind deßwegen gewissermaßen durchsichtig, und also nur in Graden der Durchsichtigkeit von gefärbten durchsichtigen Liquoren verschieden. Diese Feuchtigkeiten so gut wie solche Körper werden bei hinreichender Masse undurchsichtig. Ein durchsichtiger Körper, der in einer gewissen Farbe erscheint wenn das Licht hindurchfällt, kann bei zurückgeworfenem Licht dieselbe Farbe haben, wenn das Licht

dieſer Farbe von der hintern Fläche des Körpers zurückgeworfen wird, oder von der Luft die daran ſtößt. Dann kann aber die zurückgeworfene Farbe vermindert werden, ja aufhören, wenn man den Körper ſehr dick macht, oder ihn auf der Rückſeite mit Pech überzieht, um die Reflexion der hintern Fläche zu vermindern, ſo daß das von den färbenden Theilen zurückgeworfene Licht vorherrſchen mag. In ſolchen Fällen wird die Farbe des zurückgeworfenen Lichtes von der des durchfallenden Lichtes wohl abweichen können.

677.

Alles dieſes Hin- und Wiederreden findet man unnütz, wenn man die Ableitung der körperlichen Farben kennt, wie wir ſolche im Entwurf verſucht haben; beſonders wenn man mit uns überzeugt iſt, daß jede Farbe, um geſehen zu werden, ein Licht im Hintergrunde haben müſſe, und daß wir eigentlich alle körperliche Farbe mittelſt eines durchfallenden Lichtes gewahr werden, es ſey nun, daß das einfallende Licht durch einen durchſichtigen Körper durchgehe oder daß es bei dem undurchſichtigen Körper auf ſeine helle Grundlage dringe und von da wieder zurückkehre.

Das ergo bibamus des Autors übergehen wir und eilen mit ihm zum Schluſſe.

Eilfte Propoſition. Sechstes Problem.

Durch Miſchung farbiger Lichter einen Lichtſtrahl zuſammenzuſetzen, von derſelben Farbe und Natur wie ein Strahl des directen Sonnenlichtes, und dadurch die Wahrheit der vorhergehenden Propoſitionen zu beſtätigen.

678.

Hier verbindet Newton nochmals Prismen mit Linſen, und es gehört deßhalb dieſes Problem in jenes ſupplementare Capitel, auf welches wir abermals unſere Leſer anweiſen. Vorläufig geſagt, ſo leiſtet er hier doch auch nichts: denn er bringt nur die durch ein Prisma auf den höchſten Gipfel geführte Farbenerſcheinung durch eine Linſe auf den Nullpunkt zurück: hinter dieſem kehrt ſie ſich um, das Blaue und Violette kommt

eigentlich selbstständig sind, so zieht die Menge den Einzelnen nach sich.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menschlichen Geiste in seinem gemeinen Zustande gemäß und bequem ist. Ja derjenige, der sich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer voraussetzen, daß er die Majorität gegen sich habe.

Wäre die Natur in ihren leblosen Anfängen nicht so gründlich stereometrisch, wie wollte sie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Mensch an sich selbst, in so fern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann, und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat, und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann dadurch beschränken und beweisen will.

Eben so ist es mit dem Berechnen. — Es ist vieles wahr was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers; ja man kann sagen, was sind die elementarischen

nun unten, das Gelbe und Gelbrothe oben hin. Dieses so gesäumte Bild fällt abermals auf ein Prisma, das, weil es das umgekehrt anlangende Bild in die Höhe rückt, solches wieder umkehrt, die Ränder auf den Nullpunkt bringt, wo denn abermals von einem dritten Prisma, das den brechenden Winkel nach oben richtet, das farblose Bild aufgefangen wird und nach der Brechung wieder gefärbt erscheint.

679.

Hieran können wir nichts Merkwürdiges finden: denn daß man ein verrücktes und gefärbtes Bild auf mancherlei Weise wieder zurecht rücken und farblos machen könne, ist uns kein Geheimniß. Daß ferner ein solches entfärbtes Bild auf mancherlei Weise durch neue Verrückung wieder von vorn anfange gefärbt zu werden, ohne daß diese neue Färbung mit der ersten aufgehobenen auch nur in der mindesten Verbindung stehe, ist uns auch nicht verborgen, da wir, was gewisse Reflexionsfälle betrifft, unsere achte Tafel mit einer umständlichen Auslegung diesem Gegenstande gewidmet haben.

680.

So ist denn auch aufmerksamen Lesern und Experimentateren keineswegs unbekannt, wann solche gefärbte, auf den Nullpunkt entweder subjectiv oder objectiv zurückgebrachte Bilder nach den Gesetzen des ersten Anstoßes oder durch entgegengesetzte Determination, ihre Eigenschaften behaupten, fortsetzen, erneuern oder umkehren.

Abschluß.

Wir glauben nunmehr in polemischer Behandlung des ersten Buchs der Optik unsere Pflicht erfüllt und ins Klare gesetzt zu haben, wie wenig Newtens hypothetische Erklärung und Ableitung der Farbenerscheinung beim Refractionsfall Stich halte. Die folgenden Bücher lassen wir auf sich beruhen; sie beschäftigen sich mit den Erscheinungen, welche wir die epoptischen und paroptischen genannt haben. Was Newton gethan, um diese zu erklären und auszulegen, hat eigentlich niemals großen Einfluß gehabt, ob man gleich in allen Geschichten und Wörterbüchern der Physik historische Rechenschaft davon gab. Gegenwärtig ist die naturforschende

Welt, und mit ihr sogar des Verfassers eigene Landsleute, völlig davon zurückgekommen, und wir haben also nicht Ursache uns weiter darauf einzulassen.

Will jemand ein Uebriges thun, der vergleiche unsere Darstellung der epoptischen Erscheinungen mit der Newton'schen. Wir haben sie auf einfache Elemente zurückgeführt; er hingegen bringt auch hier wieder Nothwendiges und Zufälliges durch einander vor, mißt und berechnet, erklärt und theoretisirt eins mit dem andern und alles durch einander, wie er es bei dem Refractionsfalle gemacht hat; und so müßten wir denn auch nur unsere Behandlung des ersten Buchs bei den folgenden wiederholen.

Blicken wir nun auf unsere Arbeit zurück, so wünschten wir wohl in dem Falle jenes Cardinals zu seyn, der seine Schriften ins Concept drucken ließ. Wir würden alsdann noch manches nachzuholen und zu bessern Ursache finden. Besonders würden wir vielleicht einige heftige Ausdrücke mildern, welche den Gegner aufbringen, dem Gleichgültigen verdrießlich sind, und die der Freund wenigstens verzeihen muß. Allein wir bedenken zu unserer Beruhigung, daß diese ganze Arbeit mitten in dem heftigsten Kriege, der unser Vaterland erschütterte, unternommen und vollendet wurde. Das Gewaltsame der Zeit dringt leider bis in die friedlichen Wohnungen der Musen, und die Sitten der Menschen werden durch die nächsten Beispiele, wo nicht bestimmt, doch modificirt. Wir haben mehrere Jahre erlebt und gesehen, daß es im Conflict von Meinungen und Thaten nicht darauf ankommt seinen Gegner zu schonen, sondern ihn zu überwinden, daß niemand sich aus seinem Vortheil herausschmeicheln oder herauscomplimentiren läßt, sondern daß er, wenn es ja nicht anders seyn kann, wenigstens herausgeworfen seyn will. Hartnäckiger als die Newton'sche Partei hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen. Sie hat manchem wahrheitsliebenden Manne das Leben verkümmert, sie hat auch mir eine freiere und vortheilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt: man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe. Ich wünsche, daß es unsern Nachfahren zu gute kommen möge.

Aber mit allem diesem sind wir noch nicht am Ende. Denn der Streit wird in dem folgenden historischen Theile gewissermaßen wieder aufgenommen, indem gezeigt werden muß, wie ein so außerordentlicher

Mann zu einem solchen Irrthum gekommen, wie er bei demselben verharren und so viele verzügliche Menschen, ihm Beifall zu geben, verführen können. Hierdurch muß mehr als durch alle Polemik geleistet, auf diesem Wege muß der Urheber, die Schüler, das einstimmende und beharrende Jahrhundert nicht sowohl angeklagt als entschuldigt werden. Zu dieser mittern Behandlung also, welche zu Vollendung und Abschluß des Ganzen nothwendig erfordert wird, laden wir unsere Leser hiermit ein und wünschen, daß sie einen freien Blick und guten Willen mitbringen mögen.

Tafeln.

Die sowohl auf die Farbenlehre überhaupt als zunächst auf den didaktischen und polemischen Theil bezüglichen Tafeln hat man, des bequemern Gebrauchs wegen, in einem besondern Heft gegeben und dazu eine Beschreibung gefügt, welche bestimmt ist den Hauptzweck derselben noch mehr vor Augen zu bringen und sie mit dem Werke selbst in nähere Verbindung zu setzen.

Die Linearzeichnungen welche sie enthalten, stellen die Phänomene, wie es gewöhnlich ist, insofern es sich thun ließ, im Durchschnitte vor; in andern Fällen hat man die aufrechte Ansicht gewählt. Sie haben theils einen didaktischen, theils einen polemischen Zweck. Ueber die didaktischen belehrt der Entwurf selbst; was die polemischen betrifft, so stellen sie die unwahren und captiosen Figuren Newtons und seiner Schule theils wirklich nachgebildet dar, theils entwickeln sie dieselben auf mannichfaltige Weise, um was in ihnen verborgen liegt an den Tag zu bringen.

Man hat ferner die meisten Tafeln illuminirt, weil bisher ein gar zu auffallender Schaden daraus entsprang, daß man eine Erscheinung wie die Farbe, die am nächsten durch sich selbst gegeben werden konnte, durch bloße Linien und Buchstaben bezeichnen wollte.

Endlich sind auch einige Tafeln so eingerichtet, daß sie als Glieder eines anzulegenden Apparats mit Bequemlichkeit gebraucht werden können.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zur Nachricht.

Die erwähnten colorirten Tafeln zur Farbenlehre, wie zu den Beiträgen zur Optik, nebst dazu gehöriger Beschreibung sind in unterzeichneter Verlagshandlung zu fl. 3. 24 kr. oder Rthlr. 2. besonders zu haben.

Goethe's

sämmtliche Werke.

Neunundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Neunundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1851.

Ws/50/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Materialien

zur

Geſchichte der Farbenlehre.

Atqui perpendat philosophiae cultor, rerum abstrusarum investigationem non unius esse saeculi; saepe veritas furtim quasi in conspectum veniens, negligentia philosophorum offensa, subito se rursum subducit. non dignata homines sui conspectu meros, nisi officiosos et industrios.

Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektricität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Welt-Sprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken, so wird es niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache, die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erwerben, indem sie alles was der Zahl und dem Maaß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß etwas von Elektricität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Inhalt

Seite

Einleitung . . . 1
Zur Geſchichte der Urzeit . . . 4

Erſte Abtheilung. Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten . . . 8
Theophraſt oder vielmehr Ariſtoteles von den Farben . . . 17
Farbenbenennungen der Griechen und Römer . . . 35
Nachtrag . . . 39

Zweite Abtheilung. Zwiſchenzeit.

Lücke . . . 43
Ueberliefertes . . . 48
Autorität . . . 52
Roger Bacon . . . 54
Nachleſe . . . 64
Luſt am Geheimniß . . . 65

Dritte Abtheilung. Sechzehntes Jahrhundert.

Antonius Teleſius . . . 69
Simon Portius . . . 70
Julius Cäſar Scaliger . . . 72
Zwiſchenbetrachtung . . . 73
Paracelſus . . . 74
Alchymiſten . . . 76

Seite

Zwischenbetrachtung . . . 79
Bernardinus Telesius . . . 81
Hieronymus Cardanus . . . 83
Johann Baptist della Porta . . . 85
Bacon von Verulam . . . 88

Vierte Abtheilung. Siebzehntes Jahrhundert

Allgemeine Betrachtungen . . . 98
Galileo Galilei . . . 100
Johann Keppler . . . 101
Willebrordus Snellius . . . 104
Antonius de Dominis . . . 106
Franciscus Aguillonius . . . 111
Intentionelle Farben . . . 113
Renatus Carteſius . . . 117
Athanaſius Kircher . . . 119
Marcus Marci . . . 124
De la Chambre . . . 125
Iſaak Voſſius . . . 130
Franciscus Maria Grimaldi . . . 136
Robert Boyle . . . 139
Robert Hooke . . . 146
Nicolas Malebranche . . . 147
Johann Chriſtoph Sturm . . . 149
Johann Gaspar Funk . . . 150
Lazarus Auguet . . . 151

Fünfte Abtheilung. Achtzehntes Jahrhundert

Erſte Epoche.

Von Newton bis auf Dollond

Londoner Societät . . . 160
Thomas Sprat . . . 160
Thomas Birch . . . 162
Philoſophiſche Transactionen . . . 162
Ungewiſſe Anfänge der Societät . . . 163
Naturwiſſenſchaften in England . . . 165
Aeußere Vortheile der Societät . . . 167

	Seite
Innere Mängel der Societät	167
Mängel der Umgebung und Zeit	172
Robert Hooke	172
Iſaak Newton	173
Lectiones Opticae	175
Brief an den Secretär der Londoner Societät	175
Die Optik	176
Newtons Verhältniß zur Societät	183
Erſte Gegner Newtons	185
Edme Mariotte	196
Johann Theophilus Desaguliers	202
Desaguliers gegen Mariotte	204
Johann Rizzetti	208
Desaguliers gegen Rizzetti	211
Gauger	213
Newtons Perſönlichkeit	214
Erſte Schüler und Bekenner Newtons	220
Wilhelm Jakob s'Gravesande	222
Peter van Muſchenbroek	222
Franzöſiſche Akademiker	223
Mariotte	224
Philipp de Lahire	225
Johann Michael Conradi	225
Malebranche	226
Bernard le Bovier de Fontenelle	227
Fontenelle's Lobrede auf Newton	229
Johann Jakob d'Ortous de Mairan	233
Cardinal Polignac	235
Voltaire	237
Beiſpiele von Voltaire's Vorurtheil für Newton	238
Franz Algarotti	239
Anglomanie	241
Chemiker	241
Carl Franz Dufay	243
Ludwig Bertram Caſtel	244
Techniſche Malerei	250
Jakob Chriſtoph le Blond	251
Jakob Gautier	251

Seite

Cölestin Cominale . . . 258
Deutsche große thätige Welt . . . 258
Deutsche gelehrte Welt . . . 259
Akademie Göttingen . . . 266
Nachlese . . . 267
Tobias Mayer . . . 268
Johann Heinrich Lambert . . . 271
Carl Scherffer . . . 272
Benjamin Franklin . . . 274

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweite Epoche.

Von Dollond bis auf unsere Zeit.

Achromasie . . . 275
Joseph Priestley . . . 279
Paul Frisi . . . 279
Georg Simon Klügel . . . 280
Uebergang . . . 281
Christian Friedrich Gotthard Westfeld . . . 281
Wilhelm Germain Guyot . . . 284
Mauclerc . . . 286
Jean Paul Marat . . . 286
H. F. T. . . . 289
Diego de Carvalho e Sampaye . . . 293
Robert Waring Darwin . . . 297
Anton Raphael Mengs . . . 300
Jeremias Friedrich Gülich . . . 301
Eduard Huffey Delaval . . . 303
Johann Leonhard Hoffmann . . . 307
Robert Blair . . . 320
Confession des Verfaſſers . . . 322
Statt des verſprochenen ſupplementaren Theils . . . 339

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung

Wird einer ſtrebenden Jugend die Geſchichte eher läſtig als erfreulich, weil ſie gerne von ſich ſelbſt eine neue, ja wohl gar eine Urwelt-Epoche beginnen möchte, ſo haben die in Bildung und Alter Fortſchreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannichfaltiges Gute, Brauchbare und Hülfreiche ihnen von den Vorfahren hinterlaſſen worden.

Nichts iſt ſtillſtehend. Bei allen ſcheinbaren Rückſchritten müſſen Menſchheit und Wiſſenſchaft immer vorſchreiten, und wenn beide ſich zuletzt auch wieder in ſich ſelbſt abſchließen ſollten. Vorzügliche Geiſter haben ſich immer gefunden, die ſich mittheilen mochten. Viel Schätzenswerthes hiervon iſt auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unſern Vorfahren an treffenden Anſichten der Natur nie gefehlt habe.

Der Kreis, den die Menſchheit auszulaufen hat, iſt beſtimmt genug, und ungeachtet des groſſen Stillſtandes, den die Barbarei machte, hat ſie ihre Laufbahn ſchon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuſchreiben, ſo kehrt ſie doch immer wieder in jene Gegend, wo ſie ſchon einmal durchgegangen. Auf dieſem Wege wiederholen ſich alle wahren Anſichten und alle Irrthümer.

Um ſich von der Farbenlehre zu unterrichten, mußte man die ganze Geſchichte der Naturlehre wenigſtens durchkreuzen, und die Geſchichte der Philoſophie nicht außer Acht laſſen. Eine gedrängte Darſtellung wäre zu wünſchen geweſen; aber ſie war unter den gegebenen Umſtänden nicht zu leiſten. Wir mußten uns daher entſchließen nur Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre zu liefern, und hierzu das, was ſich bei uns aufgehäuft hatte, einigermaßen ſichten.

Was wir unter jenem Ausdrucke verſtehen, wird nicht ſchwer zu deuten ſeyn. Wer Materialien zu einem Gebäude liefert, bringt immer mehr und weniger als erforderlich iſt. Denn dem Herbeigeſchafften muß öfters ſo viel genommen werden, nur um ihm eine Form zu geben, und an dasjenige was eigentlich zur letzten beſten Zierde gereicht, daran pflegt man zu Anfang einer Bauanſtalt am wenigſten zu denken.

Wir haben Auszüge geliefert und fanden uns hierzu durch mehrere Urſachen bewogen. Die Bücher, welche hier zu Rathe gezogen werden mußten, ſind ſelten zu haben, wo nicht in großen Städten und wohl ausgeſtatteten Bibliotheken, doch gewiß an manchen mittleren und kleinen Orten, von deren theilnehmenden Bewohnern und Lehrern wir unſere Arbeit geprüft und genutzt wünſchten. Deßhalb ſollte dieſer Band eine Art Archiv werden, in welchem niedergelegt wäre, was die vorzüglichſten Männer, welche ſich mit der Farbenlehre befaßt, darüber ausgeſprochen.

Auch trat noch eine beſondere Betrachtung ein, welche ſowohl hier als in der Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt gilt. Es iſt äußerſt ſchwer, fremde Meinungen zu referiren, beſonders wenn ſie ſich nachbarlich annähern, kreuzen und decken. Iſt der Referent umſtändlich, ſo erregt er Ungeduld und Langeweile; will er ſich zuſammenfaſſen, ſo kommt er in Gefahr ſeine Anſicht für die fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, ſo weiß der Leſer nicht, woran er iſt; richtet er nach gewiſſen Maximen, ſo werden ſeine Darſtellungen einſeitig und erregen Widerſpruch, und die Geſchichte macht ſelbſt wieder Geſchichten.

Ferner ſind die Geſinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen. Alle Lehren, denen man Originalität zuſchreiben kann, ſind nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomirt und ſyſtematiſirt. Der Schriftſteller neigt ſich zu dieſer oder jener Geſinnung; ſie wird aber durch ſeine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er ſpricht und ſchreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rückſichten modificirt. Wie wunderbar verhält ſich nicht Gaſſendi zu Epikur!

Ein Mann, der länger gelebt, iſt verſchiedene Epochen durchgegangen; er ſtimmt vielleicht nicht immer mit ſich ſelbſt überein, er trägt manches vor, davon wir das eine für wahr, das andere für falſch anſprechen möchten: alles dieſes darzuſtellen, zu ſondern, zu bejahen, zu verneinen,

ist eine unendliche Arbeit, die nur dem gelingen kann, der sich ihr ganz widmet und ihr sein Leben aufopfern mag.

Durch solche Betrachtungen veranlaßt, durch solche Nöthigungen gedrängt, lassen wir meistens die Verfasser selbst sprechen; ja wir hätten die Originale lieber als die Uebersetzung geliefert, wenn uns nicht eine gewisse Gleichförmigkeit und allgemeinere Brauchbarkeit zu dem Gegentheil bewogen hätte. Der einsichtsvolle Leser wird sich mit jedem besonders unterhalten; wir haben gesucht ihm sein Urtheil zu erleichtern, nicht ihm vorzugreifen. Die Belege sind bei der Hand, und ein fähiger Geist wird sie leicht zusammenschmelzen. Die Wiederholung am Schlusse wird hierzu behülflich seyn.

Wollte man uns hier noch eine heitere Anmerkung erlauben, so würden wir sagen, daß durch diese Art jeden Verfasser seinen Irrthum wie seine Wahrheit frei aussprechen zu lassen, auch für die Freunde des Unwahren und Falschen gesorgt sey, denen hierdurch die beste Gelegenheit verschafft wird dem Seltsamsten und am wenigsten Haltbaren ihren Beifall zuzuwenden.

Nach diesem ersten, welches eigentlich den Grund unserer Bemühung ausmacht, haben wir charakteristische Skizzen, einzelne biographische Züge, manchen bedeutenden Mann betreffend, aphoristisch mitgetheilt. Sie sind aus Notizen entstanden, die wir zu künftigem unbestimmtem Gebrauch, beim Durchlesen ihrer Schriften, bei Betrachtung ihres Lebensganges, aufgezeichnet. Sie machen keinen Anspruch ausführlich zu schildern oder entschieden abzuurtheilen; wir geben sie wie wir sie fanden: denn nicht immer waren wir in dem Falle, bei Redaction dieser Papiere alles einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Mögen sie nur da stehen, um zu erinnern, wie höchst bedeutend es sey, einen Autor als Menschen zu betrachten: denn wenn man behauptet hat, schon der Styl eines Schriftstellers sey der ganze Mann, wie vielmehr sollte nicht der ganze Mensch den ganzen Schriftsteller enthalten! Ja eine Geschichte der Wissenschaften, insofern diese durch Menschen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchst belehrendes Ansehen, als wenn bloß Entdeckungen und Meinungen an einander gereiht werden.

Vielleicht ist auch noch auf eine andere Weise nöthig, dasjenige zu entschuldigen, was wir zu viel gethan. Wir gaben Nachricht von Autoren, die nichts oder wenig für die Farbenlehre geleistet, jedoch nur

von ſolchen, die für die Naturforſchung überhaupt bedeutend waren: denn wie ſchwierig es ſey, die Farbenlehre, die ſich überall gleichſam nur durchſchmiegt, von dem übrigen Wiſſen einigermaßen zu iſoliren und ſie dennoch wieder zuſammenzuhalten, wird jedem Einſichtigen fühlbar ſeyn.

Und ſo haben wir, um eines durchgehenden Fadens nicht zu ermangeln, allgemeine Betrachtungen eingeſchaltet, den Gang der Wiſſenſchaften in verſchiedenen Epochen flüchtig bezeichnet; auch die Farbenlehre mit durchzuführen und anzuknüpfen geſucht. Daß hierbei mancher Zufall gewaltet, manches einer augenblicklichen Stimmung ſeinen Urſprung verdankt, kann nicht geleugnet werden. Indeſſen wird man einige Launen auch wohl einer ernſten Sammlung verzeihen, zu einer Zeit in der ganze wetterwendiſche Bücher mit Vergnügen und Beifall aufgenommen werden.

Wie manches nachzubringen ſey, wird erſt in der Folge recht klar werden, wenn die Aufmerkſamkeit mehrerer auf dieſen Gegenſtand ſich richtet. Verſchiedene Bücher ſind uns ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Handen gekommen; auch wird man finden, daß Memoiren der Akademien, Journale und andere dergleichen Sammlungen nicht genugſam genutzt ſind. Möchten doch mehrere, ſelbſt diejenigen, die um anderer Zwecke willen alte und neue Werke durchgehen, gelegentlich notiren, was ihnen für unſer Fach bedeutend ſcheint und es gefällig mittheilen; wie wir denn ſchon bisher manchen Freunden für eine ſolche Mittheilung den beſten Dank ſchuldig geworden.

Zur Geſchichte der Urzeit.

Die Zuſtände ungebildeter Völker, ſowohl der alten als der neuern Zeit, ſind ſich meiſtens ähnlich. Stark in die Sinne fallende Phänomene werden lebhaft aufgefaßt.

In dem Kreiſe meteoriſcher Erſcheinungen mußte der ſeltenere, unter gleichen Bedingungen immer wiederkehrende Regenbogen die Aufmerkſamkeit der Naturmenſchen beſonders an ſich ziehen. Die Frage, woher irgend ein ſolches Ereigniß entſpringe, iſt dem kindiſchen Geiſte, wie dem ausgebildeten natürlich. Jener löst das Räthſel bequem durch ein phantaſtiſches,

höchstens poetisches Symbolisiren; und so verwandelten die Griechen den Regenbogen in ein liebliches Mädchen, eine Tochter des Thaumas (des Erstaunens); beides mit Recht; denn wir werden bei diesem Anblick das Erhabene auf eine erfreuliche Weise gewahr. Und so ward sie diesem gestaltliebenden Volke ein Individuum, Iris, ein Friedensbote, ein Götterbote überhaupt; andern weniger Form bedürfenden Nationen ein Friedenszeichen.

Die übrigen atmosphärischen Farbenerscheinungen, allgemein, weit ausgebreitet, immer wiederkehrend, waren nicht gleich auffallend. Die Morgenröthe nur noch erschien gestaltet.

Was wir überall und immer um uns sehen, das schauen und genießen wir wohl, aber wir beobachten es kaum, wir denken nicht darüber. Und wirklich entzog sich die Farbe, die alles Sichtbare bekleidet, selbst bei gebildeteren Völkern gewissermaßen der Betrachtung. Desto mehr Gebrauch suchte man von den Farben zu machen, indem sich färbende Stoffe überall vorfanden. Das Erfreuliche des Farbigen, Bunten wurde gleich gefühlt; und da die Zierde des Menschen erstes Bedürfniß zu seyn scheint und ihm fast über das Nothwendige geht, so war die Anwendung der Farben auf den nackten Körper und zu Gewändern bald im Gebrauch.

Nirgends fehlte das Material zum Färben. Die Fruchtsäfte, fast jede Feuchtigkeit außer dem reinen Wasser, das Blut der Thiere, alles ist gefärbt; so auch die Metallkalke, besonders des überall vorhandenen Eisens. Mehrere verfaulte Pflanzen geben einen entschiedenen Färbestoff, dergestalt daß der Schlick an seichten Stellen großer Flüsse als Farbematerial benutzt werden konnte.

Jedes Beflecken ist eine Art von Färben, und die augenblickliche Mittheilung konnte jeder bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte. Die Dauer dieser Mittheilung erfährt man gleichfalls bald. Auf dem Körper bewirkte man sie durch Tatowiren und Einreiben. Für die Gewänder fanden sich bald farbige Stoffe, welche auch die beizende Dauer mit sich führen, vorzüglich der Eisenrost, gewisse Fruchtschalen, durch welche sich der Uebergang zu den Galläpfeln mag gefunden haben.

Besonders aber machte sich der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, indem das damit Gefärbte nicht allein schön und dauerhaft war, sondern auch zugleich mit der Dauer an Schönheit wuchs.

Bei dieser jedem Zufall freigegebenen Anfärbung, bei der Bequemlichkeit das Zufällige vorsätzlich zu wiederholen und nachzuahmen, mußte auch die Aufforderung entstehen die Farbe zu entfernen. Durchsichtigkeit und Weiße haben an und für sich schon etwas Erles und Wünschenswerthes. Alle ersten Gläser waren farbig; ein farbloses Glas mit Absicht darzustellen gelang erst späteren Bemühungen. Wenig Gespinnste, oder was sonst zu Gewändern benutzt werden kann, ist von Anfang weiß; und so mußte man aufmerksam werden auf die entfärbende Kraft des Lichtes, besonders bei Vermittlung gewisser Feuchtigkeiten. Auch hat man gewiß bald genug den günstigen Bezug eines reinen weißen Grundes zu der darauf zu bringenden Farbe in früheren Zeiten eingesehen.

Die Färberei konnte sich leicht und bequem vervollkommnen. Das Mischen, Sudeln und Manschen ist dem Menschen angeboren. Schwankendes Tasten und Versuchen ist seine Lust. Alle Arten von Infussionen gehen in Gährung oder in Fäulniß über; beide Eigenschaften begünstigen die Farbe in einem entgegengesetzten Sinne. Selbst unter einander gemischt und verbunden, heben sie die Farbe nicht auf, sondern bedingen sie nur. Das Saure und Alkalische in seinem rohesten empirischen Vorkommen, in seinen absurdesten Mischungen wurde von jeher zur Färberei gebraucht, und viele Färberecepte bis auf den heutigen Tag sind lächerlich und zweckwidrig.

Doch konnte, bei geringem Wachsthum der Cultur, bald eine gewisse Absonderung der Materialien, so wie Reinlichkeit und Consequenz stattfinden, und die Technik gewann durch Ueberlieferung unendlich. Deßwegen finden wir die Färberei bei Völkern von stationären Sitten auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit, bei Aegyptiern, Indiern, Chinesen.

Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion. Ihre Verarbeit und Vorbereitung der Stoffe ist höchst reinlich und genau, die Bearbeitung stufenweise sehr umständlich. Sie gehen mit einer Art von Naturlangsamkeit zu Werke; dadurch bringen sie Fabricate hervor, welche bildungsfähigeren, schnell vorschreitenden Nationen unnachahmlich sind.

Nur die technisch höchstgebildeten Völker, wo die Maschinen wieder zu verständigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit sich mit der größten Schnelligkeit verbindet, solche reichen an jene hinan und übertreffen sie in vielem. Alles Mittlere ist nur eine Art von Pfuscherei, welche eine Concurrenz, sobald sie entsteht, nicht aushalten kann.

Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte jener scherzhaft, nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das Eine Urbedingende nicht gewahren können.

„Wenn Reisende ein sehr großes Ergötzen auf ihren Bergklettereien empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft. Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung. Zu welchem Gebrauch sind sie wohl dem Menschen? Unternimmt er dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelavine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben; seine Heerden schwemmt der Gießbach weg, seine Kornscheuern die Windstürme. Macht er sich

Stationäre Völker verfertigen das Werk um ſein ſelbſt willen, aus einem frommen Begriff, unbekümmert um den Effect; gebildete Völker aber müſſen auf ſchnelle augenblickliche Wirkung rechnen, um Beifall und Geld zu gewinnen.

Der charakteriſtiſche Eindruck der verſchiedenen Farben wurde gar bald von den Völkern bemerkt, und man kann die verſchiedene Anwendung in dieſem Sinne bei der Färberei und der damit verbundenen Weberei, wenigſtens manchmal, als abſichtlich und aus einer richtigen Empfindung entſpringend anſehen.

Und ſo iſt alles, was wir in der frühern Zeit und bei ungebildeten Völkern bemerken können, praktiſch. Das Theoretiſche begegnet uns zuerſt, indem wir nunmehr zu den gebildeten Griechen übergehen.

Erſte Abtheilung.

Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten.

Wie irgend jemand über einen gewiſſen Fall denke, wird man nur erſt recht einſehen, wenn man weiß wie er überhaupt geſinnt iſt. Dieſes gilt, wenn wir die Meinungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, es ſey nun einzelner Menſchen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte, recht eigentlich erkennen wollen. Daher iſt die Geſchichte der Wiſſenſchaften mit der Geſchichte der Philoſophie innigſt verbunden, aber eben ſo auch mit der Geſchichte des Lebens und des Cahrakters der Individuen, ſo wie der Völker.

So begreift ſich die Geſchichte der Farbenlehre auch nur in Gefolg der Geſchichte aller Naturwiſſenſchaften; denn zur Einſicht in den geringſten Theil iſt die Ueberſicht des Ganzen nöthig. Auf eine ſolche Behandlung können wir freilich nur hindeuten; indeſſen wenn wir unter unſern Materialien manches mit einführen, was nicht unmittelbar zum Zwecke zu gehören ſcheint, ſo iſt ihm doch eigentlich nur deßwegen der Platz gegönnt, um an allgemeine Bezüge zu erinnern, welches in der Geſchichte der Farbenlehre um ſo nothwendiger iſt, als ſie ihre eigenen Schickſale gehabt hat und auf dem Meere des Wiſſens bald nur für kurze Zeit auftaucht, bald wieder auf längere niederſinkt und verſchwindet.

Inwiefern bei der erſten Entwickelung nachſinnender Menſchen myſtiſch-arithmetiſche Vorſtellungsarten wirklich ſtattgefunden, iſt ſchwer

zu beurtheilen, da die Documente meistens verdächtig sind. Manches andere, was man uns von jenen Anfängen gern möchte glauben machen, ist eben so unzuverlässig, und wenige werden uns daher verargen, wenn wir den Blick von der Wiege so mancher Nationen weg und dahin wenden, wo uns eine erfreuliche Jugend entgegenkommt.

Die Griechen, welche zu ihren Naturbetrachtungen aus den Regionen der Poesie herüberkamen, erhielten sich dabei noch dichterische Eigenschaften. Sie schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig, und fühlten sich gedrungen die Gegenwart lebendig auszusprechen. Suchen sie sich darauf von ihr durch Reflexion loszuwinden, so kommen sie wie jedermann in Verlegenheit, indem sie die Phänomene für den Verstand zu bearbeiten denken. Sinnliches wird aus Sinnlichem erklärt, dasselbe durch dasselbe: sie finden sich in einer Art von Cirkel, und jagen das Unerklärliche immer vor sich her im Kreise herum.

Der Bezug zu dem ähnlichen ist das erste Hülfsmittel, wozu sie greifen. Es ist bequem und nützlich, indem dadurch Symbole entstehen, und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenstandes findet; aber es ist auch schädlich, indem das was man ergreifen will, sogleich wieder entwischt, und das was man gesondert hat, wieder zusammenfließt.

Bei solchen Bemühungen fand man gar bald, daß man nothwendig aussprechen müsse, was im Subject vorgeht, was für ein Zustand in dem Betrachtenden und Beobachtenden erregt wird. Hierauf entstand der Trieb das Aeußere mit dem Innern in der Betrachtung zu vereinen; welches freilich mitunter auf eine Weise geschah, die uns wunderlich, abstrus und unbegreiflich vorkommen muß. Der Billige wird jedoch deßhalb nicht übler von ihnen denken, wenn er gestehen muß, daß es uns, ihren späten Nachkommen, oft selbst nicht besser geht.

Aus dem was uns von den Pythagoräern überliefert wird, ist wenig zu lernen. Daß sie Farbe und Oberfläche mit Einem Worte bezeichnen, deutet auf ein sinnlich gutes, aber doch nur gemeines Gewahrwerden, das uns von der tiefern Einsicht in das Penetrative der Farbe ablenkt. Wenn auch sie das Blaue nicht nennen, so werden wir abermals erinnert, daß das Blaue mit dem Dunkeln und Schattigen dergestalt innig verwandt ist, daß man es lange Zeit dazu zählen konnte.

Die Gesinnungen und Meinungen Demokrits beziehen sich auf Forderungen einer erhobten geschärften Sinnlichkeit, und neigen sich zum

Oberflächlichen. Die Unsicherheit der Sinne wird anerkannt; man findet sich genöthigt nach einer Controle umherzuschauen, die aber nicht gefunden wird. Denn anstatt, bei der Verwandtschaft der Sinne, nach einem ideellen Sinn aufzublicken, in dem sich alle vereinigten, so wird das Gesehene in ein Getastetes verwandelt, der schärfste Sinn soll sich in den stumpfsten auflösen, uns durch ihn begreiflicher werden. Daher entsteht Ungewißheit anstatt einer Gewißheit. Die Farbe ist nicht, weil sie nicht getastet werden kann, oder sie ist nur insofern, als sie allenfalls tastbar werden könnte. Daher die Symbole von dem Tasten hergenommen werden. Wie sich die Oberflächen glatt, rauh, scharf, eckig und spitz finden, so entspringen auch die Farben aus diesen verschiedenen Zuständen. Auf welche Weise sich aber hiermit die Behauptung vereinigen lasse, die Farbe sey ganz conventionell, getrauen wir uns nicht aufzulösen. Denn sobald eine gewisse Eigenschaft der Oberfläche eine gewisse Farbe mit sich führt, so kann es doch hier nicht ganz an einem bestimmten Verhältniß fehlen.

Betrachten wir nun Epikur und Lucrez, so gedenken wir einer allgemeinen Bemerkung, daß die originellen Lehrer immer noch das Unauflösbare der Aufgabe empfinden, und sich ihr auf eine naive gelenke Weise zu nähern suchen. Die Nachfolger werden schon didaktisch, und weiterhin steigt das Dogmatische bis zum Intoleranten.

Auf diese Weise möchten sich Demokrit, Epikur und Lucrez verhalten. Bei dem letztern finden wir die Gesinnung der erstern, aber schon als Ueberzeugungsbekenntniß erstarrt und leidenschaftlich parteiisch überliefert.

Jene Ungewißheit dieser Lehre, die wir schon oben bemerkt, verbunden mit solcher Lebhaftigkeit einer Lehrüberlieferung, läßt uns den Uebergang zur Lehre der Pyrrhonier finden. Diesen war alles ungewiß, wie es jedem wird, der die zufälligen Bezüge irrischer Dinge gegen einander zu seinem Hauptangemerk macht; und am wenigsten wäre ihnen zu verargen, daß sie die schwankende, schwebende, kaum zu erhaschende Farbe für ein unsicheres, nichtiges Meteor ansehen; allein auch in diesem Punkte ist nichts von ihnen zu lernen, als was man meiden soll.

Dagegen nahen wir uns dem Empedokles mit Vertrauen und Zuversicht. Er erkennt ein Aeußeres an, die Materie; ein Inneres, die Organisation. Er läßt die verschiedenen Wirkungen der ersten, das

mannichfaltig Verflochtene der andern gelten. Seine πόροι machen uns nicht irre. Freilich entspringen sie aus der gemeinsinnlichen Vorstellungsart. Ein Flüssiges soll sich bestimmt bewegen; da muß es ja wohl eingeschlossen seyn, und so ist der Canal schon fertig. Und doch läßt sich bemerken, daß dieser Alte gedachte Vorstellung keineswegs so roh und körperlich genommen habe als manche Neuere; daß er vielmehr daran nur ein bequemes faßliches Symbol gefunden; denn die Art wie das Aeußere und Innere eins für das andere da ist, eins mit dem andern übereinstimmt, zeugt sogleich von einer höhern Ansicht, die durch jenen allgemeinen Satz, Gleiches werde nur von Gleichem erkannt, noch geistiger erscheint.

Daß Zeno, der Stoiker, auch irgendwo sichern Fuß fassen werde, läßt sich denken. Jener Ausdruck, die Farben seyen die ersten Schematismen der Materie, ist uns sehr willkommen. Denn wenn diese Worte im antiken Sinne auch das nicht enthalten, was wir hineinlegen könnten, so sind sie doch immer bedeutend genug. Die Materie tritt in die Erscheinung; sie bildet, sie gestaltet sich. Gestalt bezieht sich auf ein Gesetz, und nun zeigt sich in der Farbe, in ihrem Bestehen und Wechseln, ein Naturgesetzliches fürs Auge, von keinem andern Sinne leicht unterscheidbar.

Noch willkommener tritt uns bei Plato jede vorige Denkweise gereinigt und erhöht entgegen. Er sondert was empfunden wird. Die Farbe ist sein viertes Empfindbares. Hier finden wir die Poren, das Innere, das dem Aeußern antwortet, wie beim Empedokles, nur geistiger und mächtiger; aber was vor allem ausdrücklich zu bemerken ist, er kennt den Hauptpunkt der ganzen Farben- und Lichtschattenlehre; denn er sagt uns, durch das Weiße werde das Gesicht entbunden, durch das Schwarze gesammelt.

Wir mögen anstatt der griechischen Worte συγκρίνειν und διακρίνειν in andern Sprachen setzen was wir wollen: Zusammenziehen, Ausdehnen, Sammeln, Entbinden, Fesseln, Lösen, rétrécir und développer etc., so finden wir keinen so geistig-körperlichen Ausdruck für das Pulsiren, in welchem sich Leben und Empfinden ausspricht. Ueberdieß sind die griechischen Ausdrücke Kunstworte, welche bei mehreren Gelegenheiten vorkommen, wodurch sich ihre Bedeutsamkeit jedesmal vermehrt.

So entzückt uns denn auch in diesem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er sich der Natur nähert, die Vorsicht,

womit er sie gleichsam nur umtastet und bei näherer Bekanntschaft vor ihr sogleich wieder zurücktritt, jenes Erstaunen, das, wie er selbst sagt, den Philosophen so gut kleidet.

Den übrigen Gehalt der Meinungen Plato's über die Farbe bringen wir in dem folgenden nach, indem wir unter dem Namen des Aristoteles alles versammeln können, was den Alten über diesen Gegenstand bekannt gewesen.

Die Alten glaubten an ein ruhendes Licht im Auge; sie fühlten sodann, als reine kräftige Menschen, die Selbstthätigkeit dieses Organs und dessen Gegenwirken gegen das Aeußere, Sichtbare; nur sprachen sie dieses Gefühl so wie des Fassens, des Ergreifens der Gegenstände mit dem Auge durch allzu crude Gleichnisse aus. Die Einwirkung des Auges nicht aufs Auge allein, sondern auch auf andere Gegenstände erschien ihnen so mächtig wundersam, daß sie eine Art von Bann und Zauber gewahr zu werden glaubten.

Das Sammeln und Entbinden des Auges durch Licht und Finsterniß, die Dauer des Eindrucks war ihnen bekannt. Von einem farbigen Abklingen, von einer Art Gegensatz finden sich Spuren. Aristoteles kannte den Werth und die Würde der Beachtung der Gegensätze überhaupt. Wie aber Einheit sich in Zweiheit selbst auseinander lege, war den Alten verborgen. Sie kannten den Magnet, das Elektron bloß als Anziehen; Polarität war ihnen noch nicht deutlich geworden. Und hat man bis auf die neuesten Zeiten nicht auch nur immer der Anziehung die Aufmerksamkeit geschenkt, und das zugleich geforderte Abstoßen nur als eine Nachwirkung der ersten schaffenden Kraft betrachtet?

In der Farbenlehre stellten die Alten Licht und Finsterniß, Weiß und Schwarz, einander entgegen. Sie bemerkten wohl, daß zwischen diesen die Farben entspringen; aber die Art und Weise sprachen sie nicht zart genug aus, obgleich Aristoteles ganz deutlich sagt, daß hier von keiner gemeinen Mischung die Rede sey.

Derselbe legt einen sehr großen Werth auf die Erkenntniß des Diaphanen, als des Mittels, und kennt so gut als Plato die Wirkung des trüben Mittels zur Hervorbringung des Blauen. Bei allen seinen Schritten aber wird er denn doch durch Schwarz und Weiß, das er bald materiell nimmt, bald symbolisch oder vielmehr rationell behandelt, wieder in die Irre geführt.

Die Alten kannten das Gelbe, entspringend aus gemäßigtem Licht, das Blaue bei Mitwirkung der Finsterniß, das Rothe durch Verdichtung, Beschattung, obgleich das Schwanken zwischen einer atomistischen und dynamischen Vorstellungsart auch hier oft Undeutlichkeit und Verwirrung erregt.

Sie waren ganz nahe zu der Eintheilung gelangt, die auch wir als die günstigste angesehen haben. Einige Farben schrieben sie dem bloßen Lichte zu, andere dem Licht und den Mitteln, andere den Körpern als inwohnend, und bei diesen letzteren kannten sie das Oberflächliche der Farbe sowohl als ihr Penetratives, und hatten in die Umwandlung der chemischen Farben gute Einsichten. Wenigstens wurden die verschiedenen Fälle wohl bemerkt, und die organische Kochung wohl beachtet.

Und so kann man sagen, sie kannten alle die hauptsächlichsten Punkte, worauf es ankommt, aber sie gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen und zusammenzubringen. Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigsten Formeln den mit Gold und Juwelen gefüllten blinkenden Kessel schon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein Einziges an der Beschwörung versieht, das nah' gehoffte Glück unter Gepraffel und Gepolter und dämonischem Hohngelächter wieder zurücksinkt, um auf späte Epochen hinaus abermals verscharrt zu liegen, so ist auch jede unvollendete Bemühung für Jahrhunderte wieder verloren; worüber wir uns jedoch trösten müssen, da sogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf das allgemein Theoretische, wodurch sie das Gewahrgewordene verbinden, so finden wir die Vorstellung, daß die Elemente von den Farben begleitet werden. Die Eintheilung der ursprünglichen Naturkräfte in vier Elemente ist für kindliche Sinne faßlich und erfreulich, ob sie gleich nur oberflächlich gelten kann; aber die unmittelbare Begleitung der Elemente durch Farben ist ein Gedanke, den wir nicht schelten dürfen, da wir ebenfalls in den Farben eine elementare über alles ausgegossene Erscheinung anerkennen.

Ueberhaupt aber entsprang die Wissenschaft für die Griechen aus dem Leben. Beschaut man das Büchelchen über die Farben genau, wie gehaltvoll findet man solches! Welch ein Aufmerken, welch ein Aufpassen auf jede Bedingung, unter welcher diese Erscheinung zu beobachten ist. Wie rein, wie ruhig gegen spätere Zeiten, wo die Theorien keinen

andern Zweck zu haben schienen, als die Phänomene bei Seite zu bringen, die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken, ja sie wo möglich aus der Natur zu vertilgen.

Das was man unter jenen Elementen verstand, mit allen Zufälligkeiten ihres Erscheinens, ward beobachtet: Feuer so gut als Rauch, Wasser so gut als das daraus entspringende Grün, Luft und ihre Trübe, Erde rein und unrein gedacht. Die apparenten Farben wechseln hin und her; mannichfaltig verändert sich das Organische; die Werkstätten der Färber werden besucht, und das Unendliche, Unbestimmbare des engen Kreises recht wohl eingesehen.

Wir läugnen nicht, daß uns manchmal der Gedanke gekommen eben gedachtes Büchlein umzuschreiben mit so wenig Abänderungen als möglich, wie es sich vielleicht bloß durch Veränderung des Ausdrucks thun ließe. Eine solche Arbeit wäre wohl fruchtbarer, als durch einen weitläufigen Commentar auseinander zu setzen, worin man mit dem Verfasser eins oder uneins wäre. Jedes gute Buch, und besonders die der Alten, versteht und genießt niemand, als wer sie suppliren kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen als derjenige der erst lernen will.

Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Ursachen um, wodurch die Alten in ihren Vorschritten gehindert werden, so finden wir sie darin, daß ihnen die Kunst fehlt Versuche anzustellen, ja sogar der Sinn dazu. Die Versuche sind Vermittler zwischen Natur und Begriff, zwischen Natur und Idee, zwischen Begriff und Idee. Die zerstreute Erfahrung zieht uns allzu sehr nieder und ist sogar hinderlich auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Versuch aber ist schon theoretisirend; er entspringt aus einem Begriff oder stellt ihn sogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einziges Phänomen subsumirt; die Erfahrung kommt ins Enge, man ist im Stande weiter vorwärts zu gehen.

Die Schwierigkeit den Aristoteles zu verstehen entspringt aus der antiken Behandlungsart, die uns fremd ist. Zerstreute Fälle sind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen, mit gehörigem und geistreichem Raisonnement begleitet, auch wohl schicklich genug zusammengestellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittlung hinzu, das Raisonnement geht ins Subtile und Spitzfindige, das Begriffene wird wieder durch Begriffe bearbeitet, anstatt daß man es nun deutlich auf sich beruhen ließe, einzeln vermehrte, massenweise zusammenstellte und erwartete ob eine Idee

daraus entspringen wolle, wenn sie sich nicht gleich von Anfang an dazu gesellte.

Hatten wir nun bei der wissenschaftlichen Behandlung, wie sie von den Griechen unternommen worden, wie sie ihnen geglückt, manches zu erinnern, so treffen wir nunmehr, wenn wir ihre Kunst betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er sich in sich selbst abschließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wissen nicht Genüge leistete, uns durch die That befriedigt.

Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen selbst, diese zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt sich eine Entwickelung in reiner Folge, diese kaum ohne ein unendliches Zusammenhäufen denken. Was aber den Unterschied vorzüglich bestimmt, die Kunst schließt sich in ihren einzelnen Werken ab, die Wissenschaft erscheint uns gränzenlos.

Das Glück der griechischen Ausbildung ist schon oft und trefflich dargestellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunst und des damit so nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plastik zweifelt niemand. Daß ihre Malerei, ihr Helldunkel, ihr Colorit eben so hoch gestanden, können wir in vollkommenen Beispielen nicht vor Augen stellen; wir müssen das wenige Uebriggebliebene, die historischen Nachrichten, die Analogie, den Naturschritt, das Mögliche zu Hülfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß sie auch in diesem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht worden — ein günstiges Geschick, das in der neuern Zeit den Individuen selten, den Nationen nie zu Theil wird; denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre, indem sie uns veranlassen nothwendige Bildungsstufen zu überspringen, wodurch wir denn meistens am Ziel vorbei in einen gränzenlosen Irrthum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunst und Wissenschaft zurück, so begegnen wir folgender Betrachtung. Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im

Allgemeinen, im Ueberschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen.

Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sey, entstehen kann.

Wenn diese geforderten Elemente, wo nicht widersprechend, doch sich dergestalt gegenüberstehend erscheinen möchten, daß auch die vorzüglichsten Geister nicht hoffen dürften, sie zu vereinigen, so liegen sie doch in der gesammten Menschheit offenbar da, und können jeden Augenblick hervortreten, wenn sie nicht durch Vorurtheile, durch Eigensinn einzelner Besitzenden, und wie sonst alle die verkennenden, zurückschreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo sie allein wirksam seyn können, zurückgedrängt werden und die Erscheinung im Entstehen vernichtet wird.

Vielleicht ist es kühn, aber wenigstens in dieser Zeit nöthig zu sagen, daß die Gesammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation so bereit liegt als vor der deutschen. Denn ob wir gleich, was Wissenschaft und Kunst betrifft, in der seltsamsten Anarchie leben, die uns von jedem erwünschten Zweck immer mehr zu entfernen scheint, so ist es doch eben diese Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite ins Enge, aus der Zerstreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben sich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und von einander abgesondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Universum vorstellen und aus sich darstellen; aber indem er mit Leidenschaft die Natur in sich aufnimmt, so ist er auch das Ueberlieferte, das was andere geleistet, in sich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtseyn, so wird es ihm unbewußt begegnen; empfängt er es nicht offenbar und gewissenhaft, so mag er es heimlich und gewissenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, so werden ihm andere nachspüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den

auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Sisyphus, jeder Niederstieg der Sturz Vulcan's; sein Pfad ist täglich von Steinen verschüttet, der Gießbach unwegsam für Schiffahrt; finden auch seine Zwergheerden nothdürftige Nahrung, oder sammelt er sie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen sie ihm oder wilde Bestien. Er führt ein einsam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabstein, ohne Bequemlichkeit und ohne Gesellschaft. Und diese Zickzackkämme, diese widerwärtigen Felsenwände, diese ungestalteten Granitpyramiden, welche die schönsten Weltbreiten mit den Schrecknissen des Nordpols bedecken, wie sollte sich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menschenfreund sie preisen!"

Auf diese heitere Paradorie eines würdigen Mannes wäre zu sagen, daß wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Westen bis an das große Meer zu entwickeln und fortzusetzen, ferner diese Gebirgsreihe einigemal von Norden nach Süden zu durchschneiden, sodann Thäler entstanden seyn würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Canaan, mancher Albert Julius eine Felsenburg würde gefunden haben, wo denn seine Nachkommen leicht mit den Sternen rivalisirend sich hätten vermehren können.

Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Beobachter stumm, und das Beste was man von ihnen lernt ist nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, ſo wird jederzeit für alle ein großer Vortheil daraus entſtehen. Und wie dieß nun gleichzeitig ſchnell und heftig geſchieht, ſo muß eine Uebereinſtimmung daraus entſpringen, das, was man in der Kunſt Styl zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher an einander gerückt, und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünſtigt werden, als wenn ſie ſich durch ſeltſame Eigenthümlichkeiten caricaturmäßig von einander zu entfernen ſtreben.

Wem die Bemühungen der Deutſchen in dieſem Sinne ſeit mehreren Jahren vor Augen ſind, wird ſich Beiſpiele genug zu dem, was wir im allgemeinen ausſprechen, vergegenwärtigen können, und wir ſagen getroſt, in Gefolg unſerer Ueberzeugung: an Tiefe ſo wie an Fleiß hat es dem Deutſchen nie gefehlt; nähert er ſich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft ſie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, ſo wird man ihm früher oder ſpäter die erſte Stelle in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ſtreitig machen.

Theophraſt oder vielmehr Ariſtoteles von den Farben.

I.

Von den einfachen Farben, weiß, gelb und ſchwarz.

1.

Einfache Farben ſind diejenigen, welche die Elemente begleiten, das Feuer, die Luft, das Waſſer und die Erde. Die Luft und das Waſſer ſind ihrer Natur nach weiß, das Feuer und die Sonne aber gelb. Die Erde iſt urſprünglich gleichfalls weiß, aber wegen der Tingirung erſcheint ſie vielfärbig. Dieſes wird offenbar an der Aſche: denn ſobald nur die Feuchtigkeit ausgebrannt iſt, welche die Tinctur verurſachte, ſo wird der Ueberreſt weiß, nicht aber völlig; denn etwas wird wieder von dem Rauch gefärbt, welcher ſchwarz iſt. Deßwegen wird auch die Lauge gelb, weil etwas Flammenartiges und Schwarzes das Waſſer färbt.

2.

Die schwarze Farbe begleitet die Elemente, wenn sie in einander übergehen.

3.

Die übrigen Farben aber entstehen, wenn sich jene einfachen vermischen und wechselseitig temperiren.

4.

Die Finsterniß entsteht, wenn das Licht mangelt.

5.

Schwarz erscheint uns auf dreierlei Weise: denn erstens, was durchaus nicht gesehen wird, wenn man den umgebenden Raum sieht, erscheint uns als schwarz; so auch zweitens dasjenige, wovon gar kein Licht in das Auge kommt. Drittens nennen wir aber auch solche Körper schwarz, von denen ein schwaches und geringes Licht zurückgeworfen wird.

6.

Deßwegen halten wir auch die Schatten für schwarz.

7.

Ingleichen das Wasser, wenn es rauh wird, wie das Meer im Sturm: denn da von der rauhen Oberfläche wenig Lichtstrahlen zurückgeworfen werden, vielmehr das Licht sich zerstreut, so erscheint das Schattige schwarz.

8.

Durchsichtige Körper, wenn sie sehr dick sind, zum Beispiel die Wolken, lassen kein Licht durch und erscheinen schwarz. Auch strahlt, wenn sie eine große Tiefe haben, aus Wasser und Luft kein Licht zurück; daher die mittlern Räume schwarz und finster erscheinen.

9.

Daß aber die Finsterniß keine Farbe sey, sondern eine Beraubung des Lichts, dieses ist nicht schwer aus verschiedenen Umständen einzusehen; am meisten aber daher, daß sich nicht empfinden läßt, wie groß und von welcher Art das Gebilde derselben sey, wie es sich doch bei anderen sichtbaren Dingen verhält.

10.

Daß aber das Licht zugleich die Farbe des Feuers sey, ist daraus deutlich, weil man an diesem keine andere Farbe findet, und weil es durch sich allein sichtbar ist, so wie es alles übrige sichtbar macht.

11.

Das gleiche gilt von einigem, was weder Feuer noch feuerartig iſt, und doch Licht von ſich zu geben ſcheint.

12.

Die ſchwarze Farbe aber entſteht, wenn Luft und Waſſer vom Feuer verbrannt werden; deßwegen alles Angebrannte ſchwarz wird, wie zum Beiſpiel Holz und Kohlen nach ausgelöſchtem Feuer. Ja ſogar der Rauch, der aus dem Ziegel aufſteigt, iſt ſchwarz, indem die Feuchtigkeit, welche im Ziegel war, ſich abſondert und verbrennt.

13.

Deßwegen auch der Rauch am ſchwärzeſten iſt, der von Fett und harzigen Dingen aufſteigt, als von Oel, Pech und Kien: weil dieſe am heftigſten brennen und von gedrängter Natur ſind.

14.

Woran aber Waſſer herfließt, auch dieſes wird ſchwarz: denn hierdurch entſteht etwas Moosartiges, deſſen Feuchtigkeit ſodann austrocknet, und einen ſchwärzlichen Ueberzug zurückläßt, wie man am Bewurf der Wände, nicht weniger an Steinen welche im Bache liegen, ſehen kann.

Und ſo viel war von den einfachen Farben zu ſagen.

II.

Von den mittlern oder gemiſchten Farben.

15.

Diejenigen Farben, welche aus der Miſchung (κράσις) der verbergenden oder durch das Mehr und Weniger entſtehen, ſind viel und mannichfaltig. Durchs Mehr und Weniger erzeugen ſich die Stufen zwiſchen dem Scharlach und Purpur; durch die Miſchung aber, z. B. des Schwarzen und Weißen, entſteht das Grau.

16.

Auch wenn wir das Schwarze und Schattige mit dem Licht, welches von der Sonne oder dem Feuer her ſcheint, vermiſchen, ſo entſteht ein Gelbroth; ingleichen wird das Schwarze, das ſich entzündet, roth, z. B. rauchende Flamme und glühende Kohlen.

17.

Eine lebhafte und glänzende Purpurfarbe aber erscheint, wenn mit mäßigem und schattigem Weiß schwache Sonnenstrahlen temperirt werden.

18.

Deßwegen auch, um die Gegend des Aufgangs und Untergangs, wenn die Sonne dahin tritt, die Luft purpurfarben aussieht: denn die schwachen Strahlen fallen alsdann meistentheils in die schattige Atmosphäre.

19.

Auch das Meer erscheint purpurähnlich, wenn die erregten Wellen beim Niederbeugen beschattet werden, indem die Sonnenstrahlen nur schwach in die Biegung einfallen können.

20.

Ein gleiches erblicken wir auch auf den Federn: denn wenn sie in einem gewissen Sinne gegen das Licht ausgebreitet werden, so haben sie eine Purpurfarbe, wenn aber weniger Licht einfällt, eine dunkle, die man Orphninos nennt.

21.

Wird aber das Licht durch ein häufiges und reines Schwarz gemäßigt, so erscheint ein Gelbroth, das, so wie es lebhaft wird und leuchtet, in Flammenfarbe übergeht.

22.

Diese Erscheinungen können wir daher als die wechselseitigen Wirkungen des gewissermaßen verkörperten Schwarzen und Weißen von der einen und des Lichts von der andern Seite recht wohl annehmen, ohne zu behaupten, daß gedachte Farben immer auf dieselbe Weise entstehen müssen.

23.

Denn es ist bei den Farben nicht allein das einfache Verhältniß zu betrachten, sondern es giebt auch zusammengesetzte, die sich verhalten wie die einfachen; jedoch, da ihre Mischungen einigen Spielraum haben, nicht eben eine entschiedene, voraus zu sagende Wirkung hervorbringen.

24.

Wenn wir z. B. von der Entstehung der blau- oder gelbrothen Farbe sprechen, so müssen wir auch die Erzeugung solcher Farben angeben, die aus diesem gemischt werden und eine ganz verschiedene Erscheinung

verursachen, und zwar sollen wir immer aus den angezeigten Grundsätzen folgern. So erzeugt sich die Weinfarbe, wenn mit reinem und leuchtendem Schwarz sich lichte Strahlen verbinden. Dieß geschieht auch körperlich an den Weinbeeren; denn indem sie reifen, sind sie von weinhafter Farbe; wenn sie sich aber schwärzen, so geht das Gelbrothe ins Blaurothe hinüber.

25.

Nun muß man aber auch auf die angezeigte Weise alle Verschiedenheit der Farben betrachten, welche bei mannichfaltiger Bewegung sich doch selber ähnlich bleiben, je nachdem ihre Mischung beschaffen ist; und so werden wir uns von den Ursachen der Erscheinung, welche sie sowohl beim Entstehen als beim wechselseitigen Wirken hervorbringen, völlig überzeugen. Allein man muß die Betrachtung hierüber nicht anstellen, indem man die Farben vermischt wie der Maler, sondern indem man, wie vorgesagt, die zurückgeworfenen Strahlen auf einander wirken läßt; denn auf diese Weise kann man am besten die Verschiedenheiten der Farben betrachten. Als Beweise muß man aber die einfachern Fälle aufzusuchen verstehen, in welchen man den Ursprung der Farben deutlich erkennt; deßhalb muß man besonders das Licht der Sonne, Feuer, Luft und Wasser vor Augen haben: denn indem diese mehr oder weniger auf einander wirken, vollenden sie, kann man sagen, alle Farben. Ferner muß man nach der Aehnlichkeit anderer, mehr körperlichen Farben sehen, welche sich mit leuchtenden Strahlen vermischen. So bringen z. B. Kohlen, Rauch, Rost, Schwefel, Federn, indem sie theils von den Sonnenstrahlen, theils von dem Glanze des Feuers temperirt werden, viele und mannichfaltige Farbenveränderungen hervor.

26.

Auch ist zu betrachten, was durch (organische) Kochung in Pflanzen, Früchten, Haaren, Federn u. dgl. bewirkt wird.

III.

Von der Unbestimmbarkeit der Farben.

27.

Es darf uns aber nicht verborgen bleiben, woher das Vielfältige und Unbestimmbare der Farben entstehe, indem wir finden, daß die Verbindung

des Lichts und des Schattens sich ungleich und unregelmäßig ereigne. Beide sind durch das Mehr oder Weniger gar sehr von einander unterschieden: daher sie, sowohl unter sich als wenn sie mit den Farben vermischt werden, viele Farbenveränderungen hervorbringen; theils weil das, was nun zusammenwirkt, an Menge und an Kräften sich nicht gleich ist, theils weil sie gegen einander nicht dieselben Beziehungen haben. Und so haben denn auch die Farben in sich viel Verschiedenheiten, das Blaurothe, so wie das Gelbrothe, ingleichen das Weiße und so auch die übrigen, sowohl wegen des Mehr oder Weniger als wegen wechselseitiger Mischung oder Reinheit.

28.

Denn es macht einen Unterschied, ob dasjenige, was zugemischt wird, leuchtend und glänzend sey, oder im Gegentheil schmutzig und glanzlos. Das Glänzende aber ist nichts anders als die Gedrängtheit und Dichtheit des Lichtes. So entsteht die Goldfarbe, wenn das Gelbe und Sonnenhafte, verdichtet, stark leuchtet; deßwegen auch die Hälse der Tauben und die Wassertropfen golden erscheinen, wenn das Licht zurückgeworfen wird.

29.

Es giebt auch Körper, welche, indem sie durch Reiben oder sonst eine Gewalt glatt werden, eine Veränderung verschiedener Farben zeigen, wie abgeriebenes Silber, Gold, Erz und Eisen.

30.

Auch bringen gewisse Steinarten mehrerlei Farben hervor, z. B. der Schiefer, der, indem er schwarz ist, weiße Linien zieht. Bei solchen Körpern sind die Ur-Theile klein, dicht und schwarz, das Gewebe des Steins aber ward bei seiner Entstehung mit allen seinen Gängen besonders gefärbt; daher man auch äußerlich entweder diese oder jene Farbe sieht. Das vom Körper Abgeriebene aber erscheint nicht mehr gold- oder kupferfarbig, noch auf irgend eine Weise gefärbt, sondern ganz schwarz, weil das anders gefärbte Gewebe zerrissen ist und nun die uranfängliche Natur der kleinsten Theile gesehen wird.

Streicht man aber einen solchen Körper an etwas Gleiches und Glattes, wie z. B. an einen Probirstein, so kommt seine Urfarbe, die schwarze nämlich, nicht zum Vorschein, sondern er zeigt die Farbe, womit sein Gewebe bei dessen erster Schichtung und Verbindung tingirt war.

31.

Unter den brennenden, im Feuer sich auflösenden und schmelzenden Körpern zeigen solche, deren Rauch dünn und luftartig ist, die verschiedensten Farben, wie der Schwefel und die rostenden Kupfergefäße; auch Körper, welche dicht und glatt sind wie das Silber.

32.

Auch andere Körper, welche schattige Farben zeigen, sind gleichfalls glatt, wie z. B. das Wasser und die Wolken und die Federn der Vögel; denn weil hier die Strahlen auf die Glätte fallen, und bald so oder so temperirt werden, entstehen verschiedene Farben, wie auch durch die Finsterniß geschieht.

33.

Keine Farbe sehen wir aber rein, wie sie ist, sondern entweder durch den Einfluß fremder Farben oder durch Licht und Schatten verändert; wir mögen daher einen Körper in den Sonnenstrahlen oder im Schatten sehen, bei starker oder schwacher Beleuchtung, bei der oder jener Neigung der Flächen, immer wird die Farbe anders erscheinen.

34.

Eben so geschieht es bei Feuer-, Monden- oder Lampenlicht; denn ein jedes von diesen hat eine eigene Farbe. Wenn sie nun mit der Farbe des Körpers durch einander spielt, so entsteht die gemischte Farbe, die wir sehen.

35.

Wenn das Licht auf irgend einen Körper fällt und dadurch z. B. einen purpurnen und grünen Schein annimmt, von da aber auf einen andern Körper geworfen wird und von der Farbe desselben abermals eine Veränderung erleidet, so geschieht dieß zwar in der That, doch nicht für die Empfindung: denn das Licht kommt zum Auge von vielerlei Farben getränkt, aber nur diejenige, welche vorzüglich wirkt, wird empfunden. So erscheint im Wasser alles wasserhaft, im Spiegel nach der Farbe des Spiegels, und wir können vermuthen, daß es in der Luft auch also geschehe.

36.

Wir finden also, daß alle gemischten Farben aus drei Ursprüngen erzeugt werden, aus dem Licht, durch das Mittel wodurch das Licht erscheint, als Wasser oder Luft, und sodann von den untergelegten Farben, von denen das Licht zurückgeworfen wird.

37.

Das Weiße und Durchscheinende, wenn es sehr dünn ist, erscheint lufttärbig, an allem Dichten aber erscheint eine gewisse Trübe, z. B. am Wasser, am Glas, an dunstiger Luft: denn wegen der Dichte nehmen die Strahlen überall ab, und wir können das, was in diesen Mitteln ist, nicht deutlich erkennen. Die Luft, wenn wir sie nahe sehen, scheint keine Farbe zu haben: denn sie wird, weil sie dünn ist, von den Strahlen überwunden und getheilt, indem diese mächtiger sind und durch sie hindurchscheinen. Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe sieht, so erscheint sie, wenn sie noch dünn genug ist, blau: denn wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finsterniß aufgefaßt und erscheint blau; verdichtet aber ist sie, wie das Wasser, ganz weiß.

IV.

Von künstlichen Farben.

38.

Uebrigens was gefärbt (wird vorausgesetzt daß es ganz weiß sey) empfängt seine Farbe von dem Färbenden. So wird vieles durch Blumen, Wurzeln, Rinden, Hölzer, Blätter und Früchte gefärbt, sodann vieles mit Erde, Schaum und metallischen Tinten, auch mit thierischen Säften, wie das Blaurothe durch die Purpurschnecke. Einiges wird mit Wein, einiges mit Rauch, mit Lauge, ja sogar durch das Meer gefärbt, wie die Haare der Seeleute — denn diese werden roth — und überhaupt mit allen Körpern, welche eigene Farben enthalten: denn verbunden mit dem Feuchten und Warmen, dringen solche Farben in die Gänge der Körper ein, und wenn diese trocken sind, so haben sie die Farben sich zugeeignet, ja man kann öfters die Farbe auswaschen, indem sie aus den Poren wieder ausfließt. Auch macht der Gebrauch zusammenziehender Ingredienzen beim Färben großen Unterschied, sowohl der Mischung als auch überhaupt dessen was die Körper dabei erleiden. Man färbt auch schwarze Felle; an diesen wird aber die Farbe nicht sonderlich scheinbar, indem sich zwar sowohl die Farbe als die innern Gänge der Wolle einander wechselsweise aufnehmen, aber das Gewebe der Haare selbst die Farbe nicht annimmt. Das Weiße hat zu den Farben ein reines Verhältniß

und bewirkt eine glänzendere Erscheinung der Blüthe; das Schwarze hingegen macht sich dunkel, obgleich die Farbe, welche sie Orphinos nennen, sich blühender auf Schwarz als auf Weiß ausnimmt, weil ihre Blüthe durch die Strahlen des Schwarzen gehoben wird. Die Zwischenräume der Gänge sieht man aber an sich selbst nicht, wegen ihrer Kleinheit, so wie man die Theile des Zinnes und des Kupfers nicht unterscheiden kann, wenn beide Metalle gemischt sind.

Und so werden aus vorgemeldeten Ursachen die Farben der gefärbten Dinge verändert.

V.

Von Veränderung der Farben an den Pflanzen durch organische Kochung.

39.

Die Haare aber, die Federn, Blumen, Früchte und alle Pflanzen nehmen durch Kochung alle Veränderung der Farben an, wie solches aus vielerlei Fällen deutlich ist. Was aber die einzelnen Dinge, die aus der Erde wachsen, für Anfänge der Farben haben, was für Veränderungen mit ihnen vorgehen und warum sie solches leiden, darüber kann man, wenn auch einige Zweifel diese Betrachtungen begleiten sollten, folgendermaßen denken.

40.

In allen Pflanzen ist der Anfang der Farbe grün, und die Knospen, die Blätter und die Früchte sind im Anfange von dieser Farbe.

41.

Man kann auch eben dasselbe am Regenwasser sehen: denn wenn es eine Weile gestanden hat und sodann vertrocknet, so erhält es eine grüne Farbe.

42.

Auf diese Weise geschieht es, daß allem demjenigen, was aus der Erde wächst, die grüne Farbe zuerst angehört; denn altes Wasser, worauf die Sonnenstrahlen gewirkt haben, hat anfänglich diese Farbe, hernach wird sie allmählig schwarz; vermischt man sie aber aufs neue mit dem Gelben, so erscheint sie wieder grün. Denn das Feuchte, wie schon gesagt ist, das in sich selbst veraltet und austrocknet, wird schwarz, wie der Bewurf von den Wasserbehältern, so wie alles was sich immer unter

dem Waſſer befindet, weil die der Luft ausgeſetzte Feuchtigkeit austrocknet. Schöpft man es aber und bringt es an die Sonne, ſo wird es grün, weil ſich das Gelbe mit dem Schwarzen verbindet; wenn aber die Feuchtigkeit mehr ins Schwarze fällt, ſo giebt es ein ſehr geſättigtes, lauchfarbes Grün.

43.

Deßwegen auch alle ältern Knospen ſchwärzer ſind als die neuen, dieſe aber gelblicher, weil die Feuchtigkeit in ihnen ſich noch nicht völlig geſchwärzt hat. Wenn nun aber, bei langſamerem Wachsthum, die Feuchtigkeit lange in ihnen verweilt, ſo wird das der Luft ausgeſetzte Feuchte nach und nach ſchwarz und die Farbe lauchartig, indem ſie durch ein ganz reines Schwarz temperirt iſt.

44.

Diejenigen Theile der Pflanzen aber, in denen das Feuchte nicht mit den Sonnenſtrahlen gemiſcht wird, bleiben weiß, wenn ſie nicht etwa ſchon veraltet und ausgetrocknet und daher ſchwarz geworden ſind.

45.

Deßwegen auch an den Pflanzen alles, was über der Erde ſteht, zuerſt grün iſt, unter der Erde aber Stängel, Wurzeln und Keime die weiße Farbe haben. So wie man ſie aber von der Erde entlöſt, wird, wie geſagt iſt, alles grün, weil die Feuchtigkeit, welche durch die Keime zu den übrigen Theilen durchſeiht, die Natur dieſer Farbe hat und zu dem Wachsthum der Früchte ſogleich verbraucht wird.

46.

Wenn die Früchte aber nicht mehr zunehmen, weil die Wärme die zufließende Nahrung nicht mehr beherrſchen kann, ſondern die Feuchtigkeit nur von der Wärme aufgelöst erhalten wird, ſo reifen alle Früchte, und indem, theils von der Sonnenwärme theils von der Wärme der Luft, die Feuchtigkeit die ſich in den Früchten befindet, gar gekocht worden, nehmen ſie nun andere Farben an, welche den Pflanzen eigen ſind, wie wir ein Aehnliches beim Färben 38) geſehen haben: und ſo färben ſie ſich langſam; ſtark aber färben ſich die Theile, welche gegen die Sonne und die Wärme ſtehen.

47.

Deßwegen verwandeln die Früchte ihre Farben mit den Jahreszeiten.

Die Krystallographie, als Wissenschaft betrachtet, giebt zu ganz eignen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht productiv, sie ist nur sie selbst und hat keine Folgen, besonders nunmehr, da man so manche isomorphische Körper angetroffen hat, die sich ihrem Gehalte nach ganz verschieden erweisen. Da sie eigentlich nirgends anwendbar ist, so hat sie sich in dem hohen Grade in sich selbst ausgebildet. Sie giebt dem Geist eine gewisse beschränkte Befriedigung und ist in ihren Einzelnheiten so mannichfaltig, daß man sie unerschöpflich nennen kann, deßwegen sie auch vorzügliche Menschen so entschieden und lange an sich festhält.

Etwas mönchisch-Hagestolzenartiges hat die Krystallographie, und ist daher sich selbst genug. Von praktischer Lebenseinwirkung ist sie nicht; denn die köstlichsten Erzeugnisse ihres Gebiets, die krystallinischen Edelsteine, müssen erst zugeschliffen werden, ehe wir unsere Frauen damit schmücken können.

Ganz das Entgegengesetzte ist von der Chemie zu sagen, welche von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem gränzenlosesten Einfluß aufs Leben sich erweis't.

Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sey. Deßhalb kommt das System der Einschachtelung uns begreiflich vor.

Wie manches Bedeutende sieht man aus Theilen zusammensetzen; man betrachte die Werke der Baukunst; man sieht manches sich regel- und unregelmäßig anhäufen; daher ist uns der atomistische Begriff nah und bequem zur Hand,

48.

Wie bekannt iſt: denn was vorher grün war, nimmt, wenn es reift, die Farbe an, die ſeiner Natur gemäß iſt.

49.

Denn ſie können weiß, ſchwarz, braun, gelb, ſchwärzlich, ſchattenfarbig, gelbroth, wein- und ſafranfarbig werden und beinahe alle Farbenunterſchiede annehmen.

50.

Wenn nun aber überhaupt die Mannichfaltigkeit der Farben daher entſteht, daß mehrere wechſelsweiſe Einfluß auf einander haben, ſo folgt auch, daß bei den Farben der Pflanzen derſelbe Fall ſey. Die Feuchtigkeit, indem ſie die Pflanzengefäße durchſeiht und durchſpült, nimmt alle Farbenkräfte in ſich, und wenn ſie nun, beim Reifen der Früchte, durch Sonnen- und Luftwärme durchgekocht wird, treten die einzelnen Farben in ſich zuſammen und erſcheinen abgeſondert, einige ſchneller, andere langſamer.

Etwas Aehnliches begegnet beim Purpurfärben. Denn wenn man die Schnecke zerſtößt, ihre Feuchtigkeit auspreßt und im Keſſel kocht, ſo iſt in der Küpe zuerſt keine beſtimmte Farbe zu ſehen, nach und nach aber trennen ſich die eingeborenen Farben und miſchen ſich wieder, wodurch denn die Mannichfaltigkeit entſteht, als Schwarz, Weiß, Schatten- und Luftfarbe: zuletzt wird alles purpurfarbig, wenn die Farben gehörig zuſammengekocht ſind, ſo daß, wegen ihrer Miſchung und Uebergang aus einer in die andere, keine der einzelnen Farben an ſich mehr zu ſehen iſt.

51.

Dieſes begegnet auch an Früchten. Denn bei vielen werden nicht alle Farben auf einmal gar gekocht, ſondern einige zeigen ſich früher, andere ſpäter, und eine wird in die andere verändert, wie man an den Trauben und Datteln ſieht; denn dieſe letzten werden zuerſt roth; wenn aber das Schwarze in ihnen in ſich zuſammentritt, gehen ſie in die Weinfarbe über; zuletzt werden ſie blau, wenn das Rothe mit vielem und reinem Schwarz gemiſcht iſt.

52.

Denn die Farben welche ſpäter entſtehen verändern, wenn ſie verwalten, die erſten Farben, welches beſonders bei ſchwarzen Früchten deutlich iſt: denn die meiſten, welche zuerſt grün ausſehen, neigen ſich ein

wenig ins Rothe und werden dann feuerfarben, aber bald verändern sie auch diese Farbe wieder, weil ein reines Schwarz sich ursprünglich in ihnen befindet.

53.

Es ist offenbar, daß auch die Reiser, die Härchen und die Blätter dieser Pflanzen einige Schwärze zeigen, weil sich eine solche Farbe häufig in ihnen befindet; daß aber die schwarzen Früchte beide Farben in sich haben, zeigt der Saft, welcher weinhaft aussieht.

54.

Bei der Entstehung aber ist die rothe Farbe später als die schwarze, wie man an dem Pflaster unter den Dachtraufen sieht und überall, wo an schattigen Orten mäßiges Wasser fließt; alles verwandelt sich da aus der grünen in die rothe Farbe, und das Pflaster wird als wenn beim Schlachten frisches Blut ausgegossen worden wäre. Denn die grüne Farbe ist hier weiter durchgekocht worden, zuletzt aber wird's auch hier sehr schwarz und blau, wie es an den Früchten geschieht.

55.

Davon aber, daß die Farbe der Früchte sich verwandelt, wenn die ersten Farben durch die folgenden überwältigt werden, lassen sich Beispiele an der Frucht des Granatbaums und an den Rosenblättern zeigen; denn beide sind anfänglich weiß, zuletzt aber, wenn die Säfte älter und durch Kochung gefärbt werden, so verwandeln sie sich in Purpur und hochrothe Farbe.

56.

Manche Körper haben mehrere Farben in sich, wie der Saft des Mohns und die Neige des ausgepreßten Olivenöls; auch diese sind anfangs weiß, wie der Granatapfel, sodann gehen sie ins Hochrothe über, zuletzt aber, wenn viel Schwarzes dazu kommt, wird die Farbe blau; deßwegen auch die Blätter des Mohns oberhalb roth sind, weil die Kochung in ihnen sehr schnell vorgeht, gegen den Ansatz aber schwarz, da bereits diese Farbe in ihnen die Oberhand hat, wie auch bei der Frucht, die zuletzt schwarz wird.

57.

Bei solchen Pflanzen aber, in welchen nur Eine Farbe herrscht, etwa die weiße, schwarze, hochrothe oder violette, behalten auch die Früchte diejenige Farbe, in welche sie sich einmal aus dem Grünen verändert haben.

58.

Auch findet man bei einigen, daß Blüthe und Frucht gleiche Farbe hat, wie z. B. am Granatapfel; denn hier ist die Frucht so wie die Blüthe roth. Bei andern aber ist die Farbe beider sehr verschieden, wie beim Lorbeer und Epheu; denn an diesen sehen wir die Blüthe ganz gelb und die Frucht schwarz. Die Blüthe des Apfels neigt sich aus dem Weißen ins Purpurfarbene, die Frucht hingegen ist gelb. Die Blume des Mohns ist roth, aber die Frucht bald weiß, bald schwarz, weil die Kochung der einwohnenden Säfte zu verschiedenen Zeiten geschieht.

59.

Dieses bewährt sich aber auf vielerlei Weise. Denn einige Früchte verändern, mit der fortschreitenden Kochung, sowohl Farbe als Geruch und Geschmack. Auch ist hierin zwischen Blume und Frucht oft ein großer Unterschied. Ja, an einer und derselben Blume bemerkt man eine solche Mannichfaltigkeit, indem das eine Blatt schwarz, das andere roth, das eine weiß, das andere purpurfarben seyn kann, welches auffallend an der Iris gesehen wird; denn, wegen mannichfaltiger Kochung, hat diese Blume die verschiedensten Farben. Ein gleiches geschieht an den Trauben, wenn sie reifen. Auch werden die Enden der Blumenblätter am meisten ausgekocht; denn da, wo sie am Stil ansitzen, sind sie weniger gefärbt.

60.

Fast wird auch an einigen das Feuchte gleichsam ausgebrannt, ehe es seine eigentliche Kochung erreicht; daher behalten die Blumen ihre Farbe, die Früchte aber, bei fortschreitender Kochung, verändern die ihrige. Denn die Blumenblätter sind, wegen der geringen Nahrung, gleich durchgekocht; die Früchte aber lassen sich, wegen der Menge Feuchtigkeit die in ihnen wohnt, beim Auskochen durch alle Farben durchführen, die ihrer Natur gemäß sind.

Etwas ähnliches geschieht, wie schon vorher gesagt worden ist, auch beim Färben. Denn im Anfang, wenn die Purpurfärber die Blutbrühe ansetzen, wird sie dunkel, schwarz und luftfarbig; ist aber die Masse genug durchgearbeitet, so wird die Purpurfarbe blühend und glänzend.

Daher müssen auch die Blumen an Farbe von den Früchten sehr unterschieden seyn; einige übersteigen gleichsam das Ziel, das ihnen die Natur gesteckt hat, andere bleiben dahinter zurück, die einen, weil sie eine vollendete, die andern, weil sie eine unvollendete Kochung erfahren.

Dieß sind nun die Ursachen, warum Blüthen und Früchte von einander unterschiedene Farben zeigen.

61.

Die meisten Blätter mehrerer Bäume aber werden zuletzt gelb, weil die Nahrung abnimmt, und sie eher welken, als sie in die höchste Farbe, die ihrer Natur möglich ist, übergehen. Auch werden einige abfallende Früchte gelb, weil ihnen die Nahrung vor der vollkommenen Kochung ausgeht.

62.

Ferner wird sowohl der Weizen, als alles was unmittelbar aus der Erde wächst, zuletzt gelb; denn in solchen Pflanzen wird das Feuchte nicht schwarz, sondern, weil sie schnell trocknen, geschieht ein Rückschritt in der Farbe. Denn das Schwarze, mit dem Gelbgrünen verbunden, wird, wie gesagt, grasgrün; wo aber das Schwarze immer schwächer wird, geht die Farbe wieder ins Gelbgrüne und dann ins Gelbe.

Zwar werden die Blätter des Apium und der Andrachne, auch einiger andern Pflanzen, wenn sie vollkommen durchgekocht sind, hochroth; aber was an ihnen geschwind trocknet, wird gelb, weil ihm die Nahrung vor der völligen Kochung abgeht.

Daher kann man schließen, daß der Unterschied der Pflanzenfarben sich aus den vorgesagten Ursachen herschreibt.

VI.

Von den Farben der Haare, Federn und Häute

63.

Auch die Haare, Federn und Häute der Pferde, Ochsen, Schafe und Menschen so wie aller andern Thiere werden weiß, grau, roth oder schwarz aus derselben Ursache.

64.

Und zwar werden sie weiß, wenn das Feuchte, indem es vertrocknet, seine eigene Farbe behält.

65.

Schwarz hingegen werden sie, wenn das ursprüngliche Feuchte häufig

genug vorhanden ist, so daß es langsam altern und zeitigen kann. Auf diese Weise werden Felle und Häute schwarz.

66.

Körper hingegen, welche eine braune, rothe, gelbe oder sonst eine Farbe haben, sind solche die früher austrocknen, ehe das Feuchte vollkommen in die schwarze Farbe übergeht.

67.

Wenn aber dieses (Austrocknen) ungleich geschieht, so werden auch die Farben verschieden, wobei sich die Farbe der Haare nach der Farbe der Haut richtet. So sind die Haare röthlicher Menschen hellroth, schwarzer Menschen aber schwarz. Bricht aber eine weiße Stelle hervor, so sind die Haare ebenfalls auf der Stelle weiß, wie man auch bei scheckigen Thieren sieht, und so richten sich Haare und Federn nach der Haut, entweder zum Theil oder im Ganzen.

68.

So verhält sich's auch mit dem Hufe, den Klauen, dem Schnabel und den Hörnern. An schwarzen Thieren werden sie schwarz, an weißen aber weiß, weil auch bei diesen Theilen die Nahrung durch die Haut nach der äußern Bedeckung durchscheint.

69.

Daß aber die angegebene Ursache die richtige sey, läßt sich an mancherlei Fällen erkennen. Denn die Häupter aller Knaben sind anfangs roth, wegen geringerer Nahrung; eben deßhalb sind die Haare schwach, dünn und kurz; bei fortschreitendem Alter hingegen werden sie schwarz, wenn die Kinder durch die Menge der zufließenden Nahrung mehr Farbe gewinnen.

70.

So ist es auch mit den Milchhaaren und dem Barte beschaffen. Wenn diese sich zu zeigen anfangen, so werden sie geschwind roth, wegen der wenigen Feuchtigkeit, die in ihnen austrocknet; wenn aber etwas mehr Nahrung zugeführt wird, so werden sie gleichfalls schwarz.

71.

An dem Körper also bleiben die Haare so lange roth, als ihnen die Nahrung fehlt; wenn sie aber wachsen, so werden sie auch schwarz, sowohl am Bart als auf der Scheitel.

Auch streitet für unsere Meinung der Umstand, daß bei solchen

Geschöpfen, welche lange Haare haben, in der Nähe des Körpers die Haare schwärzer, gegen die Spitzen aber gelber werden, wie man bei Schafen, Pferden und Menschen sieht; weil gegen die Enden weniger Nahrung hingeführt wird, und sie daselbst schneller vertrocknet.

72.

Auch die Federn schwarzer Vögel sind in der Nähe des Leibes am schwärzesten, an den Enden aber gelber. So verhalten sie sich auch um den Hals und überhaupt wo sie geringere Nahrung empfangen.

Ingleichen gehen alle Haare nach der Vollendung zurük und werden braunroth, weil die nun wieder abnehmende Nahrung schnell vertrocknet.

73.

Zuletzt aber werden sie weiß, wenn die Nahrung in denselben ausgekocht wird, ehe das Feuchte schwarz werden kann. Dieß ist am sichtbarsten bei Thieren, welche unter dem Joche gehen. An solcher Stelle werden die Haare durchaus weiß: denn es kann daselbst die Nahrung nicht gleichförmig angezogen werden, und bei einer schwachen Wärme vertrocknet die Feuchtigkeit zu geschwind und wird weiß.

74.

Um die Schläfe werden die Haare am frühesten grau, so wie überhaupt an schwachen und leidenden Stellen.

Vorzüglich aber gehen Geschöpfe, wenn sie ausarten, in diese Farbe hinüber. So giebt es weiße Hasen, weiße Hirsche und Bären; auch kommen weiße Wachteln, Rebhühner und Schwalben vor. Dieses alles geschieht bei einer schwachen Zeugung und wegen Mangel von nährendem Stoff, der zu früh austrocknet, und so werden sie weiß.

75.

So sind auch anfangs die Kopfhaare der Kinder weiß, die Augenbrauen und Wimpern. Nicht weniger erfährt auch jedermann im Alter, daß sich die Haare bleichen, wegen Schwäche und Mangel an Nahrung.

76.

Deßhalb sind auch meistentheils die weißen Thiere schwächer, als die schwarzen: denn ehe ihr Bau vollendet werden kann, ist schon ihre mangelhafte Nahrung durchgekocht, und so werden sie weiß. Eben dieses begegnet den Früchten welche kränkeln; denn diese sind auch wegen ihre Schwäche bald durchgekocht.

77.

Die Thiere aber welche weiß werden, und von andern auf diese Art sich unterscheiden, als Pferde und Hunde, gehen aus ihrer natürlichen Farbe in das Weiße hinüber wegen reichlicher Nahrung; denn das Feuchte in ihnen veraltet nicht, sondern wird zum Wachsthum verbraucht und weiß. Die meisten dieser Geschöpfe sind feucht und fruchtbar, wegen reichlicher Nahrung, daher auch die weiße Farbe in keine andere übergeht (weil sie schon das Ende erreicht hat), so wie dagegen schwarze Haare, ehe sie grau werden, durch das Rothe durchgehen, und zuletzt weiß werden.

78.

Uebrigens glauben einige, alles werde schwarz, weil die Nahrung von der Wärme verbrannt werde, so wie beim Blut und manchem andern geschieht, worin sie jedoch irren. Denn einige Thiere werden gleich anfangs schwarz, als Hunde, Ziegen und Ochsen, und überhaupt alle diejenigen, deren Häute und Haare von Anfang genugsame Nahrung haben, bei fortschreitenden Jahren aber weniger. Doch sollten (wenn jene Meinung wahr wäre) die Haare zu Anfang vielmehr weiß seyn, und erst wenn das Thier auf dem Gipfel seiner Kraft steht, schwarz werden, als um welche Zeit auch seine Wärme den höchsten Punkt erreicht hat; denn zu Anfang der Organisation ist die Wärme viel schwächer, als um die Zeit, wo (sonst) das Haar wieder weiß zu werden anfängt.

79.

Die Unrichtigkeit jener Meinung ergiebt sich auch an den weißen Thieren. Einige sind nämlich gleich anfänglich von der weißesten Farbe, denen gleich anfangs die meiste Nahrung zufließt, und in denen die Feuchtigkeit nicht vor der Zeit vertrocknet; hingegen bei fortschreitendem Alter, wenn ihnen mindere Nahrung zufließt, werden sie gelb. Andere sind von Anfang gelb und auf dem Gipfel ihres Wachsthums sehr weiß. Wie denn auch die Farbe der Vögel sich wieder verändert; wenn die Nahrung abnimmt, werden sie alle gelb, besonders um den Hals, und überhaupt an allen den Stellen welche, bei abnehmender Feuchtigkeit, Mangel an Nahrung haben; denn so wie das Röthliche ins Weiße sich verwandelt, und das Schwarze ins Röthliche, so geht auch das Weiße ins Gelbe über.

80.

Etwas ähnliches begegnet auch mit den Pflanzen: denn einige, wenn

sie schon durch Kochung in eine andere Farbe übergegangen, kehren doch wieder zur ersten zurück. Dieses ist am deutlichsten am Granatapfel zu sehen; denn im Anfang sind die Kerne der Aepfel roth, so wie die Blätter, weil nur geringe Nahrung ausgekocht wird; dann werden sie grün, wenn viel Saft zuströmt, und die Kochung nicht mit gleicher Kraft vor sich geht; zuletzt aber, wenn die Kochung vollendet ist, entsteht wieder die rothe Farbe.

81.

Ueberhaupt aber gilt von den Haaren und Federn, daß sie sich verändern, theils wenn ihnen die Nahrung fehlt, theils wenn sie zu reichlich ist. Deßhalb werden auf verschiedenen Stufen des Alters die Haare sehr weiß, so wie sehr schwarz. Manchmal gehen sogar die Rabenfedern in eine gelbe Farbe über, wenn ihnen die Nahrung mangelt.

82.

Unter den Haaren giebt es aber keine scharlach- noch purpurrothen, so wenig als lauchgrüne oder von sonst einer Farbe dieser Art, weil diese Farben zu ihrer Entstehung die Beimischung der Sonnenstrahlen bedürfen; diese nehmen aber die feuchten Haare nicht an, sondern sie sind an innere Veränderungen gebunden. Dagegen sind die Federn zu Anfang nicht wie in der Folge gefärbt: denn auch die bunten Vögel haben anfangs fast alle schwarze Federn, als der Pfau, die Taube und die Schwalben; nachher nehmen sie aber große Mannichfaltigkeit an, indem die Kochung außerhalb des Körpers vor sich geht, sowohl in den Kielen als in den Verzweigungen derselben, wie bei den Pflanzen außerhalb der Erde. Daher können die Lichtstrahlen zu Entstehung mannichfaltiger Farben mitwirken. So haben auch die übrigen Thiere, die schwimmenden, kriechenden und beschalten, alle Arten der Farben, weil bei ihnen auch eine vielfache Kochung vorgeht.

Und so möchte einer wohl die Theorie der Farben aus dem Gesagten einzusehen im Stande seyn.

Farbenbenennungen der Griechen und Römer.

Die Alten laſſen alle Farbe aus Weiß und Schwarz, aus Licht und Finſterniß entſtehen. Sie ſagen, alle Farben fallen zwiſchen Weiß und Schwarz und ſeyen aus dieſen gemiſcht. Man muß aber nicht wähnen, daß ſie hierunter eine bloß atomiſtiſche Miſchung verſtanden, ob ſie ſich gleich an ſchicklichen Orten des Wortes μίξις bedienen, dagegen ſie an den bedeutenden Stellen, wo ſie eine Art Wechſelwirkung beider Gegenſätze ausdrücken wollen, das Wort κρᾶσις, ἀνάκρασις gebrauchen; ſo wie ſie denn überhaupt ſowohl Licht und Finſterniß als die Farben untereinander ſich temperiren laſſen, wofür das Wort κεράννυσθαι vorkommt, wie man ſich davon aus den bisher überſetzten und mitgetheilten Stellen überzeugen kann.

Sie geben die Farbengeſchlechter verſchieden, einige zu ſieben, andere zu zwölfen an, doch ohne ſie vollſtändig aufzuzählen.

Aus der Betrachtung ihres Sprachgebrauchs, ſowohl des griechiſchen als römiſchen, ergiebt ſich, daß ſie generelle Benennungen der Farben ſtatt der ſpeciellen und umgekehrt dieſe ſtatt jener ſetzen.

Ihre Farbenbenennungen ſind nicht für und genau beſtimmt, ſondern beweglich und ſchwankend, indem ſie nach beiden Seiten auch von angränzenden Farben gebraucht werden. Ihr Gelbes neigt ſich einerſeits ins Rothe, andererſeits ins Blaue; das Blaue theils ins Grüne, theils ins Rothe; das Rothe bald ins Gelbe, bald ins Blaue; der Purpur ſchwebt auf der Gränze zwiſchen Roth und Blau, und neigt ſich bald zum Scharlach bald zum Violetten.

Indem die Alten auf dieſe Weiſe die Farbe als ein nicht nur an ſich Bewegliches und Flüchtiges anſehen, ſondern auch ein Vorgefühl der Steigerung und des Rückganges haben, ſo bedienen ſie ſich, wenn ſie von

den Farben reden, auch ſolcher Ausdrücke, welche dieſe Anſchauung andeuten. Sie laſſen das Gelbe röthen, weil es in ſeiner Steigerung zum Rothen führt, oder das Rothe gelben, indem es ſich oft zu dieſem ſeinem Urſprunge zurückneigt.

Die ſo ſpecificirten Farben laſſen ſich nun wiederum ramificiren. Die in der Steigerung begriffene Farbe kann, auf welchem Punkte man ſie feſthalten will, durch ein ſtärkeres Licht diluirt, durch einen Schatten verfinſtert, ja in ſich ſelbſt vermehrt und zuſammengedrängt werden. Für die dadurch entſtehenden Nuancen werden oft nur die Namen der Species, auch wohl nur das Genus überhaupt, angewendet.

Die geſättigten, in ſich gedrängten und noch dazu ſchattigen Farben werden zur Bezeichnung des Dunkeln, Finſtern, Schwarzen überhaupt gebraucht, ſo wie im Fall, daß ſie ein gedrängtes Licht zurückwerfen, für leuchtend, glänzend, weiß oder hell.

Jede Farbe, welcher Art ſie ſey, kann von ſich ſelbſt eingenommen, in ſich ſelbſt vermehrt, überdrängt, geſättigt ſeyn, und wird in dieſem Falle mehr oder weniger dunkel erſcheinen. Die Alten nennen ſie alsdann **suasum** πεπεισμένον, **in se consumptum, plenum, saturum** κατασῤῥές, **meracum** ἄκρατον, **pressum** βαρύ, **adstrictum, triste, austerum** αὐστηρόν, **amarum** πικρόν, **nubilum** ἀμαυρόν, **profundum** βαθύ.

Sie kann ferner diluirt und in einer gewiſſen Bläſſe erſcheinen; inſofern nennt man ſie **dilutum, liquidum,** ὑδαρές, **pallidum** ἰκτερῶδες.

Bei aller Sättigung kann die Farbe dennoch von vielem Lichte ſtrahlen und daſſelbe zurückwerfen; dann nennt man ſie **clarum** λαμπρόν, **candidum, acutum** ὀξύ, **excitatum, laetum, hilare, vegetum, floridum** ἀνειμένες, ἀνθηρόν. Sämmtliche Benennungen geben die beſondern Anſchauungen durch andere ſymboliſche vermittelnd wieder.

Wir haben nunmehr noch die generellen Benennungen der Farbe, ſammt den ſpecifiſchen, die ihre Sphäre ausmachen, anzugeben.

Fangen wir von der unterſten Stufe an, wo das Licht ſo alterirt erſcheint, daß es die beſondere Empfindung deſſen was wir Farbe nennen erregt, ſo treffen wir daſelbſt zuerſt ὠχρόν, dann ξανθόν, ferner πυῤῥόν, dann ἐρυθρόν, ſodann φοινικοῦν, zuletzt πορφυροῦν an. Im gemeinen wie im poetiſchen Sprachgebrauch finden wir herauf- und herabwärts öfter ein Genus für das andere geſetzt. Das πορφυροῦν ſteigt abwärts in das

deßhalb wir uns nicht scheuen ihn auch in organischen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterschied des Phantastischen und Ideellen, des Gesetzlichen und Hypothetischen nicht zu fassen weiß, der ist als Naturforscher in einer üblen Lage.

Es giebt Hypothesen wo Verstand und Einbildungskraft sich an die Stelle der Idee setzen.

Man thut nicht wohl sich allzulange im Abstracten aufzuhalten. Das Esoterische schadet nur, indem es exoterisch zu werden trachtet. Leben wird am besten durchs Lebendige belehrt.

IV.

Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wort-Weisheit; es ist dasjenige was vor, mit und nach der Physik war, ist und seyn wird.

Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sey, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre wo du stehst! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerseits die Menschen in große Parteien gerissen

ἀλουργές, κυανοῦν coeruleum, γλαυκὸν caesium, und ſchließt ſich durch dieſes an das πράσινον porraceum, ποόδες herbidum, und zuletzt an das χλοῶδες viride an, das ſowohl ein mit Blau vermiſchtes Gelb, d. i. ein Grünes, als das reine Gelb anzeigt und ſo das Ende des Farbenkreiſes mit dem Anfange verbindet und zuſchließt.

Die Farbenbenennungen, welche die weiteſte Späre haben, ſind vorzüglich folgende:

Ξανθὸν geht vom Strohgelben und Hellblonden durch das Goldgelbe, Braungelbe bis ins Rothgelbe, Gelbrothe, ſogar in den Scharlach. Darunter gehören als Species ὠχρόν, θάϊνον, κιρρόν, κίτρινον, κιτρόν, μήλινον, μήλωψ, αἰτύχρουν, ξανθόν, πυῤῥόν, χρυσοειδές, ἡλιῶδες, φλογοειδές, οἰνῶδες, ῥοδοειδές etc. Im Lateiniſchen buxeum, melleum, cereum, flavum, fulvum, helvum, galbinum, aureum, croceum, igneum, luteum, melinum, gilvum, rubeum, adustum, russum, rufum.

Ἐρυθρὸν rufum, welches nach Gellius das Geſchlechtswort aller rothen Farbe iſt, begreift unter ſich von ξανθόν, πυῤῥόν an alles was roth iſt und braun, welches zum Gelben oder Rothen neigt, bis zum Purpur. Im Lateiniſchen rufum, russum, rubrum, rutilum, rubicundum, spadix, badium, φοινικοῦν puniceum (*ponceau, coquelicot, nacarat*), coccineum, Scharlach, κόκκινον, welches nach Plinius zwiſchen purpureum und coccineum liegt und wahrſcheinlich *cramoisi*, Carmeſin iſt; zuletzt purpureum πορφυροῦν, das vom Roſenrothen an durchs Blut- und Braunrothe bis ins Blaurothe ἀλουργὲς und Violette übergeht.

Κυάνεον geht vom Himmelblauen bis ins Dunkel- und Schwarzblaue, Violette und Violettpurpurne. Ebenſo coeruleum, das ſogar ins Dunkelgrüne und Blaugrüne γλαυκόν, wie in das caesium Katzengrüne übergeht. Darunter fallen ἀερῶδες, ἀερώδεις aërium, αἰγαιώδεις coelinum, ἰασπίδινον, ferrugineum, οἰνωπόν, ἀμεθύστινον, thalassinum, vitreum, venetum, γλαυκόν, das aus dem Blaugrünen und Katzengrünen ins bloße Graue übergeht, und noch das χαροπὸν und ravum unter ſich begreift.

Χλωρὸν geht aus der einen Seite ins Gelbe, aus der andern ins Grüne. Ebenſo viride, das nicht nur ins Gelbe, ſondern auch ins Blaue geht. Darunter fallen ποόδες herbidum, πράσινον porraceum, aerugineum ἰώδες, σμαράγδινον, vitreum, ἰασπόδες, venetum.

Aus der Miſchung von Schwarz und Weiß gehen, nach Ariſtoteles und Plato, hervor das φαιὸν, welches auch μήλινον erklärt wird, alſo Grau.

Ferner τελλὸν, τελεὸν, πολιὸν, **pullum**, sowohl schwärzlich als weiß lich, je nachdem die Anforderung an das Weiße oder an das Schwarze gemacht wird.

Ferner πυῤῥὸν **aschfarben**, und σποδιὸν, welches isabellfarben erklärt wird, wahrscheinlich **gris cendré**, drückt aber auch Eselsfarbe aus, welche an den Spitzen der Haare in ein πυῤῥὸν, mehr oder weniger Gelbbraunes, ausläuft.

Aus verbranntem Purpur und Schwarz entsteht, nach eben diesen beiden, das ὀρφνινον, die Farbe des Rauchtopases, wie im Lateinischen das verwandte **furvum** oft nur in der allgemeinern Bedeutung des Schwarzen und Dunkeln gebraucht wird.

In dieses, nach unsern theoretischen Einsichten, nunmehr im allgemeinen aufgestellte Schema lassen sich die übrigen allenfalls noch vorzufindenden Ausdrücke leicht einordnen, wobei sich mehr und mehr ergeben wird, wie klar und richtig die Alten das Äußerihnen gewahr werden, und wie sehr, als naturgemäß, ihr Aussprechen des Erfahrenen und ihre Behandlung des Gewußten zu schätzen sey.

Nachtrag.

Ehe wir uns zu jener traurigen Lücke wenden, die zwischen der Geschichte alter und neuer Zeit sich nun bald vor uns aufthut, so haben wir noch einiges nachzubringen, das uns den Ueberblick des Bisherigen erleichtert und uns zu weiterm Fortschreiten anregt.

Wir gedenken hier des Lucius Annäus Seneca nicht sowohl insofern er von Farben etwas erwähnt, da es nur sehr wenig ist und bloß beiläufig geschieht, als vielmehr wegen seines allgemeinen Verhältnisses zur Naturforschung.

Ungeachtet der ausgebreiteten Herrschaft der Römer über die Welt, stockten doch die Naturkenntnisse eher bei ihnen, als daß sie sich verhältnißmäßig erweitert hätten. Denn eigentlich interessirte sie nur der Mensch, insofern man ihm mit Gewalt oder durch Ueberredung etwas abgewinnen kann. Wegen des letztern waren alle ihre Studien auf rednerische Zwecke berechnet. Uebrigens benutzten sie die Naturgegenstände zu nothwendigem und willkürlichem Gebrauch so gut und so wunderlich, als es gehen wollte.

Seneca war, wie er selbst bedauert, spät zur Naturbetrachtung gelangt. Was die frühern in diesem Fache gewußt, was sie darüber gedacht hatten, war ihm nicht unbekannt geblieben. Seine eigenen Meinungen und Ueberzeugungen haben etwas Tüchtiges. Eigentlich aber sieht er gegen die Natur doch nur als ein ungebildeter Mensch: denn nicht [illegible] interessirt ihn, sondern ihre Begebenheiten. Wir nennen aber Begebenheiten diejenigen zusammengesetzten auffallenden Ereignisse, die auch den rohesten Menschen erschüttern, seine Aufmerksamkeit erregen, und wenn sie vorüber sind, den Wunsch in ihm beleben, zu erfahren, woher so etwas denn doch wohl kommen möchte.

Im Ganzen führt Seneca dergleichen Phänomene, auf die er in seinem Lebensgange aufmerksam geworden, nach der Ordnung der vier Elemente auf, läßt sich aber doch, nach vorkommenden Umständen, bald da-, bald dorthin ableiten.

Die meteorischen Feuerkugeln, Höfe um Sonn' und Mond, Regenbogen, Wettergallen, Nebensonnen, Wetterleuchten, Sternschnuppen, Kometen beschäftigen ihn unter der Rubrik des Feuers. In der Luft sind Blitz und Donner die Hauptveranlassungen seiner Betrachtungen. Später wendet er sich zu den Winden, und da er das Erdbeben auch einem unterirdischen Geiste zuschreibt, findet er zu diesem den Uebergang.

Bei dem Wasser sind ihm, außer dem süßen, die Gesundbrunnen merkwürdig, nicht weniger die periodischen Quellen. Von den Heilkräften der Wasser geht er zu ihrem Schaden über, besonders zu dem den sie durch Ueberschwemmung anrichten. Nach den Quellen des Nils und der weisen Benutzung dieses Flusses beschäftigen ihn Hagel, Schnee, Eis und Regen.

Er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, prächtige, und wenn man den rhetorischen Styl einmal zugeben will, wirklich köstliche Beschreibungen zu machen wovon die Art, wie er den Nil, und was diesen Fluß betrifft, behandelt, nicht weniger seine Beschreibung der Ueberschwemmungen und Erdbeben, ein Zeugniß ablegen mag. Seine Gesinnungen und Meinungen sind tüchtig. So streitet er z. B. lebhaft gegen diejenigen, welche das Quellwasser vom Regen ableiten, welche behaupten, daß die Kometen eine vorübergehende Erscheinung seyen.

Worin er sich aber vom wahren Physiker am meisten unterscheidet, sind seine beständigen, oft sehr gezwungen herbeigeführten Nutzanwendungen und die Verknüpfung der höchsten Naturphänomene mit dem Bedürfniß, dem Genuß, dem Wahn und dem Uebermuth der Menschen.

Zwar sieht man wohl, daß er gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben im Kampfe steht, daß er den humanen Wunsch nicht unterdrücken kann, alles, was die Natur uns reicht, möge dem Menschen zum Besten gedeihen; er will, man solle so viel als möglich in Mäßigkeit genießen, und zugleich den verderblichen und zerstörenden Naturwirkungen mit Ruhe und Ergebung entgegen sehen; in sofern erscheint er höchst ehrwürdig, und da er einmal von der Redekunst herkommt, auch nicht außer seinem Kreise.

Unleidlich wird er aber, ja lächerlich, wenn er oft, und gewöhnlich zur Unzeit, gegen den Luxus und die verderbten Sitten der Römer loszieht. Man sieht diesen Stellen ganz deutlich an, daß die Redekunst aus dem Leben sich in die Schulen und Hörsäle zurückgezogen hat: denn in solchen Fällen finden wir meist bei ihm, wo nicht leere, doch unnütze Declamationen, die, wie man deutlich sieht, bloß daher kommen, daß der Philosoph sich über sein Zeitalter nicht erheben kann. Doch ist dieses das Schicksal fast seiner ganzen Nation.

Die Römer waren aus einem engen, sittlichen, bequemen, behaglichen, bürgerlichen Zustand zur großen Breite der Weltherrschaft gelangt, ohne ihre Beschränktheit abzulegen: selbst das was man an ihnen als Freiheitssinn schätzt, ist nur ein bornirtes Wesen. Sie waren Könige geworden, und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig selbst die bessern begriffen was Regieren heißt, sieht man an der abgeschmacktesten That, die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäsars.

Aus eben dieser Quelle läßt sich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menschen, die zu großem Vermögen gelangen, werden sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen; ihre Wollüste, ihre Pracht, ihre Verschwendung werden ungereimt und übertrieben seyn. Daher denn auch jene Lust zum Seltsamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die sich mit den Zuschauern drehen, das zweite Volk von Statuen womit die Stadt überladen war, sind, wie der spätere kolossale Napf in welchem der große Fisch ganz gesotten werden sollte, alle Eines Ursprungs; sogar der Uebermuth und die Grausamkeit ihrer Tyrannen läuft meistens aufs Alberne hinaus.

Bloß indem man diese Betrachtungen anstellt, begreift man, wie Seneca, der ein so bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, sein Getränk dabei mit Schnee abkühlt, daß man sich des günstigen Windes bei Seeschlachten bedient, und was dergleichen Dinge mehr seyn mögen. Solche Kapuzinerpredigten thun keine Wirkung, hindern nicht die Auflösung des Staates, und können sich einer eindringenden Barbarei keineswegs entgegensetzen.

Schließlich dürfen wir jedoch nicht verschweigen, wie er höchst liebenswürdig in seinem Vertrauen auf die Nachwelt erscheint. Alle jene verflochtenen Naturbegebenheiten, auf die er vorzüglich seine Aufmerksamkeit

wendet, ängstigen ihn als eben so viele unergründliche Räthsel. Aufs Einfachere zu dringen, das Einfachste durch eine Erfahrung, in einem Versuch vor die Sinne zu stellen, die Natur durch Entwickelung zu enträtheln, war noch nicht Sitte geworden. Nun bleibt ihm, bei dem großen Drange den er in sich fühlt, nichts übrig als auf die Nachkommen zu hoffen, mit Vorfreude überzeugt zu seyn daß sie mehr wissen, mehr einsehen werden, als er, ja ihnen sogar die Selbstgefälligkeit zu gönnen, mit der sie wahrscheinlich auf ihre unwissenden Vorfahren herabsehen würden.

Das haben sie denn auch redlich gethan, und thun es noch. Freilich sind sie viel später dazu gelangt, als unser Philosoph sich vorstellen mochte. Das Verderbniß der Römer schwebt ihm fürchterlich vor; daß aber daraus nur allzu bald das Verderben sich entwickeln, daß die vorhandene Welt völlig untergehen, die Menschheit über ein Jahrtausend verworren und hülflos irren und schwanken würde, ohne auf irgend einen Ausweg zu gerathen, das war ihm wohl unmöglich zu denken, ihm, der das Reich, dessen Kaiser von ihm erzogen ward, in übermäßiger Herrlichkeit vor sich blühen sah.

Zweite Abtheilung.

Zwischenzeit.

Lücke.

Jene frühern Geographen, welche die Karte von Afrika verfertigten, waren gewohnt dahin wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elephanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deßhalb wären getadelt worden. Man wird uns daher wohl auch nicht verargen, wenn wir in die große Lücke, wo uns die erfreuliche, lebendige, fortschreitende Wissenschaft verläßt, einige Betrachtungen einschieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.

Die Cultur des Wissens durch innern Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand sind freilich immer das Vorzüglichste und Nutzbarste: und doch sind von den frühesten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch jenes weniger gefördert worden, als durch ein naheliegendes Bedürfniß, durch einen Zufall den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherlei Art von Ausbildung zu entschiedenen Zwecken.

Es giebt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wissen, Zustände deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es giebt auffallende Zeiten, von denen uns weniges, aber höchst Merkwürdiges bekannt ist. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen sich seltsame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entschiedenen Eindruck, sie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die historischen Zeiten erscheinen uns im vollen Tag. Man sieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen, die Menschheit nicht vor Menschen; aber es sieht aus, als wenn jedermann und allem Recht geschähe, und so ist jedermann zufrieden.

Die Existenz irgend eines Wesens erscheint uns ja nur, insofern wir uns desselben bewußt werden. Daher sind wir ungerecht gegen die stillen dunkeln Zeiten, in denen der Mensch, unbekannt mit sich selbst, aus innerm starkem Antrieb thätig war, trefflich vor sich hinwirkte, und kein anderes Document seines Daseyns zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu schätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchst reizend ist für den Geschichtsforscher der Punkt, wo Geschichte und Sage zusammengränzen. Es ist meistens der schönste der ganzen Ueberlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, so erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Person kennen lernen, und die Geschichte ihrer Bildung lieber herausahnen als herausforschen.

Nur müßte man nicht so griesgrämig, wie es würdige Historiker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chronikenschreiber herabsehen.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortschaften, so kommen uns aus der dunkeln Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menschen, tapfere, schöne, gute in herrlicher Gestalt entgegen. Der Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, ist niemals verstummt, und wir selbst fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmonischen Ausströmungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweise, bald in einem herrlichen Vollgesang vernehmen.

Freilich müßte man mit reinem, frischem Ohre hinlauschen, und jedem Vorurtheil selbstsüchtiger Parteilichkeit, mehr vielleicht als dem Menschen möglich ist, entsagen.

Es giebt zwei Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt, sich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erste ist derjenige, in welchem sich die einzelnen neben einander frei ausbilden: dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen, und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteisucht und Anarchie auf.

Die zweite Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyrannei aus, wo man sich aber keineswegs den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es giebt eine Tyrannei ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist.

Man mag sich die Bildung und Wirkung der Menschen unter welchen Bedingungen man will denken, so schwanken beide durch Zeiten und Länder, durch Einzelnheiten und Massen, die proportionirlich und unproportionirlich auf einander wirken, und hier liegt das Incalculable, das Incommensurable der Weltgeschichte. Gesetz und Zufall greifen in einander; der betrachtende Mensch aber kommt oft in den Fall beide mit einander zu verwechseln, wie sich besonders an parteiischen Historikern bemerken läßt, die zwar meistens unbewußt, aber doch künstlich genug, sich eben dieser Unsicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten

und verwerrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren, und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert, in welchem sie vorkommen: sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen: denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen? Gewisse Tugenden gehören der Zeit an, und so auch gewisse Mängel, die einen Bezug auf sie haben.

Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch, wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt. Der Hauptwerzug des Menschen beruht aber nur darauf, in wiefern er den Stoff zu behandeln und zu beherrschen weiß.

Es giebt zweierlei Erfahrungsarten, die Erfahrung des Abwesenden und die des Gegenwärtigen. Die Erfahrung des Abwesenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwärtigen sollten wir auf eigene Autorität machen. Beides gehörig zu thun, ist die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Die in einander greifenden Menschen- und Zeitalter nöthigen uns eine mehr oder weniger untersuchte Ueberlieferung gelten zu lassen, um so mehr als auf der Möglichkeit dieser Ueberlieferung die Vorzüge des menschlichen Geschlechts beruhen. Ueberlieferung fremder Erfahrung, fremden Urtheils sind bei so großen Bedürfnissen der eingeschränkten Menschheit höchst willkommen, besonders wenn von hohen Dingen, von allgemeinen Anstalten die Rede ist.

Ein ausgesprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um so lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menschheit sich ergeht, die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

werden; ſodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einſicht und Vermögen ſich geltend machen will.

Man thut immer beſſer, daß man ſich grad ausſpricht wie man denkt, ohne viel beweiſen zu wollen: denn alle Beweiſe die wir vorbringen, ſind doch nur Variationen unſerer Meinungen, und die Widriggeſinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo dringt ſich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſey hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hievon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf und der Irrthum bleibt ganz ruhig daneben liegen; ja ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man ſorgfaltig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht jedermann der eine Meinung vorträgt ſich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und andere beſtärken möge. Des Wahren bedient man ſich ſo lange es brauchbar iſt, aber leidenſchaftlich rhetoriſch

Und doch ist jede Wortüberlieferung so bedenklich. Man soll sich, heißt es, nicht an das Wort, sondern an den Geist halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geist das Wort, oder verwandelt es doch dergestalt, daß ihm von seiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir stehen mit der Ueberlieferung beständig im Kampfe, und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen sollten, ruft uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Mensch, dem eine originelle Wirksamkeit zu Theil geworden, den Beruf diesen doppelten Kampf persönlich zu bestehen, der durch den Fortschritt der Wissenschaften nicht erleichtert, sondern erschwert wird: denn es ist am Ende doch nur immer das Individuum, das einer breitern Natur und breitern Ueberlieferung Brust und Stirne bieten soll.

Der Conflict des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung ist eigentlich die Geschichte der Wissenschaften: denn was in und von ganzen Massen geschieht, bezieht sich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das alles sammeln, sondern, redigiren und vereinigen soll; wobei es wirklich ganz einerlei ist, ob die Zeitgenossen ein solch Bemühen begünstigen oder ihm widerstreben: denn was heißt begünstigen, als das Vorhandene vermehren und allgemein machen; dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptsache nicht gefördert.

Sowohl in Absicht auf Ueberlieferung als eigene Erfahrung muß nach Natur der Individuen, Nationen und Zeiten ein sonderbares Entgegenstreben, Schwanken und Vermischen entstehen.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerei, Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln, Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Leider besteht der ganze Hintergrund der Geschichte der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag aus lauter solchen beweglichen in einander fließenden und sich doch nicht vereinigenden Gespenstern, die den Blick dergestalt verwirren, daß man die hervortretenden, wahrhaft würdigen Gestalten kaum recht scharf ins Auge fassen kann.

Ueberliefertes.

Nun können wir nicht einen Schritt weiter gehen, ohne jenes Ehrwürdige, wodurch das Entfernte verbunden, das Zerrissene ergänzt wird, ich meine das Ueberlieferte, näher zu bezeichnen.

Weniges gelangt aus der Vorzeit herüber als vollständiges Denkmal, vieles in Trümmern; manches als Technik, als praktischer Handgriff; einiges, weil es dem Menschen nahe verwandt ist, wie Mathematik; anderes, weil es immer wieder gefordert und angeregt wird, wie Himmels- und Erdkunde; einiges, weil man dessen bedürftig bleibt, wie die Heilkunst; anderes zuletzt, weil es der Mensch, ohne zu wollen, immer wieder selbst hervorbringt, wie Musik und die übrigen Künste.

Doch von allem diesem ist im wissenschaftlichen Falle nicht sowohl die Rede als von schriftlicher Ueberlieferung. Auch hier übergehen wir vieles. Soll jedoch für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue herüberreichen, so müssen wir dreier Hauptmassen gedenken, welche die größte, entschiedenste, ja oft eine ausschließende Wirkung hervorgebracht haben, der Bibel, der Werke Plato's und Aristoteles.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale Eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen, nothwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der einzelnen kennt, wird nicht in Abrede seyn, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heranbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa

Tschudi's schweizerische oder Aventins bayerische Chronik. Wieviel mehr muß also die Bibel zu diesem Zwecke genügen, da sie das Musterbuch zu jenen erstgenannten gewesen, da das Volk, als dessen Chronik sie sich darstellt, auf die Weltbegebenheiten so großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt.

Es ist uns nicht erlaubt hier ins Einzelne zu gehen; doch liegt einem jeden vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieses wichtigen Werkes der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, so wäre nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollständig zu machen. Wenn man dem alten Testamente einen Auszug aus Josephus beifügte, um die jüdische Geschichte bis zur Zerstörung Jerusalems fortzuführen; wenn man nach der Apostelgeschichte eine gedrängte Darstellung der Ausbreitung des Christenthums und der Zerstreuung des Judenthums durch die Welt bis auf die letzten treuen Missionsbemühungen apostelähnlicher Männer, bis auf den neuesten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams einschaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinne des neuen Testamentes zusammengefaßt aufstellte, um die verworrene Lehrart der Episteln zu entwirren und aufzuhellen: so verdiente dieses Werk gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können.

Die Bibel an sich selbst, und dieß bedenken wir nicht genug, hat in der ältern Zeit fast gar keine Wirkung gehabt. Die Bücher des alten Testamentes fanden sich kaum gesammelt, so war die Nation, aus der sie entsprungen, völlig zerstreut; nur der Buchstabe war es, um den die Zerstreuten sich sammelten und noch sammeln. Kaum hatte man die Bücher des neuen Testaments vereinigt, als die Christenheit sich in unendliche Meinungen spaltete. Und so finden wir, daß sich die Menschen nicht sowohl mit dem Werke als an dem Werke beschäftigten, und sich über die verschiedenen Auslegungsarten entzweiten, die man auf den Text

anwenden, die man dem Text unterschieben, mit denen man ihn zudecken konnte.

Hier werden wir nun veranlaßt jener beiden trefflichen Männer zu gedenken, die wir oben genannt. Es wäre Verwegenheit ihr Verdienst an dieser Stelle würdigen, ja nur schildern zu wollen, also nicht mehr denn das Nothwendigste zu unsern Zwecken.

Plato verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowohl darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr das jenige, was er mitbringt und was ihr so Noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet; von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das übrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuern Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten; wenn sie das Glück hatten sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen, und nicht etwa in kurzen lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannichfaltigen Werken; wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrig blieben, und immerfort mehr oder weniger studirt und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genöthigt war sich einem oder dem andern hinzugeben, einen oder den andern als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen.

Diese Nothwendigkeit zeigte sich am deutlichsten bei Auslegung der heiligen Schrift. Diese, bei der Selbstständigkeit, wunderbaren Originalität, Vielseitigkeit, Totalität, ja Unermeßlichkeit ihres Inhalts, brachte keinen Maßstab mit, wonach sie gemessen werden konnte; er mußte von außen gesucht und an sie angelegt werden, und das ganze Chor derer, die sich deßhalb versammelten, Juden und Christen, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Concilien und Päpste, Reformatoren und Widersacher, sämmtlich, indem sie auslegen und erklären, verknüpfen oder suppliren, zurechtlegen oder anwenden wollten, thaten es auf Platonische oder Aristotelische Weise, bewußt oder unbewußt, wie uns, um nur der jüdischen Schule zu erwähnen, schon die talmudistische und cabbalistische Behandlung der Bibel überzeugt.

Wie bei Erklärung und Benutzung der heiligen Schriften, so auch bei Erklärung, Erweiterung und Benutzung des wissenschaftlich Ueberlieferten, theilte sich das Chor der Wiß- und Kenntnißbegierigen in zwei Parteien. Betrachten wir die afrikanischen, besonders ägyptischen, neuern Weisen und Gelehrten, wie sehr neigt sich dort alles nach der Platonischen Vorstellungsart! Bemerken wir die Asiaten, so finden wir mehr Neigung zur Aristotelischen Behandlungsweise, wie es später bei den Arabern besonders auffällt.

Ja wie die Völker, so theilen sich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Aristoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerstreit; und es ist als ein großer Vorzug des unsrigen anzusehen, daß die Hochschätzung beider sich im Gleichgewicht hält, wie schon Raphael in der sogenannten Schule von Athen beide Männer gedacht und gegen einander über gestellt hat.

Wir fühlen und wissen recht gut, was sich gegen die von uns aphoristisch entworfene Skizze einwenden läßt, besonders wenn man von dem, was ihr mangelt, und von dem was an ihr näher zu bestimmen wäre, reden wollte. Allein es war die Aufgabe in möglichster Kürze hinzuzeichnen, was von Hauptwirkungen über die durch Barbaren gerissene Lücke in die mittlere und neuere Zeit vor allem andern bedeutend herüberreicht, was in die Wissenschaften überhaupt, in die Naturwissenschaften besonders und in die Farbenlehre, die uns vorzüglich beschäftigt, einen dauernden Einfluß ausübte.

Denn andere köstliche Massen des unschätzbar Ueberlieferten, wie z. B. die Masse der griechischen Dichter, hat erst spät, ja sehr spät,

wieder lebendig auf Bildung gewirkt, so wie die Denkweisen anderer philosophischen Schulen, der Epikuräer, der Skeptiker, auch erst spät für uns einige Bedeutung gewinnen.

Wenn wir nun oben schon ausgesprochen und behauptet, daß die Griechen mit allem bekannt gewesen, was wir als Hauptgrund der Farbenlehre anerkennen, was wir als die Hauptmomente derselben verehren, so bleibt uns nun die Pflicht dem Natur- und Geschichtsfreunde vor Augen zu legen, wie in der neuern Zeit die Platonischen und Aristotelischen Ueberzeugungen wieder emporgehoben, wie sie verdrängt oder genutzt, wie sie vervollständigt oder verstümmelt werden mochten, und wie, durch ein seltsames Schwanken älterer und neuerer Meinungsweisen, die Sache von einer Seite zur andern geschoben, und zuletzt am Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verschoben worden.

Autorität.

Indem wir nun von Ueberlieferung sprechen, sind wir unmittelbar aufgefordert zugleich von Autorität zu reden; denn genau betrachtet, so ist jede Autorität eine Art Ueberlieferung. Wir lassen die Existenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir seinen Ursprung, sein Herkommen, seinen Werth deutlich einsehen und erkennen. So schätzen und ehren wir z. B. die edlen Metalle beim Gebrauch des gemeinen Lebens, doch ihre großen physischen und chemischen Verdienste sind uns dabei selten gegenwärtig. So hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie ungründlich sind; ingleichen das was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstand gar keine Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seinesgleichen hervor, so wie denn offenbar aller Verstandesunterricht zur Anarchie führt.

Gegen die Autorität verhält sich der Mensch, so wie gegen vieles andere, beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hülfreiche von sich, und glaubt für sich selbst und andere hinzureichen.

Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung unter die Autorität der Eltern, der Knabe sträubt sich dagegen; der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte.

Eben so schwankt die Menschheit im Ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln; bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten aus einander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Documente früherer Gesinnungen göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; jedermann giebt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet das Schätzbare solcher Ueberreste darzuthun, sie bekannt zu machen, zu commentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Werthes geachtet wurde; kein ehemals ausgesprochenes Wort soll gelten, alles was weise war, soll als närrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich, was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß.

Die Epochen der Naturwissenschaften im allgemeinen, und der Farbenlehre insbesondere, werden uns ein solches Schwanken auf mehr als Eine Weise bemerklich machen. Wir werden sehen, wie dem menschlichen Geist das aufgehäufte Vergangene höchst lästig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltsam einzudringen anfängt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Instinct, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das Neuzuerfahrende durch bloße Erfahrung in seine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird Raisonnement und Methode, Hypothese und Theorie zu Hülfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Controvers, Meinungenwechsel, und früher oder später aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt.

Alles was wir an Materialien zur Geschichte, was wir Geschichtliches einzeln ausgearbeitet zugleich überliefern, wird nur der Commentar zu dem Vorgesagten seyn. Die Naturwissenschaften haben sich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem stätigen Gange, auch nicht

einmal stufenweise, sondern durch Auf- und Absteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln, in gerader Linie oder in der Spirale; wobei sich denn von selbst versteht, daß man in jeder Epoche über seine Vorgänger weit erhaben zu seyn glaubte. Doch wir dürfen künftigen Betrachtungen nicht vorgreifen. Da wir die Theilnehmenden durch einen labyrinthischen Garten zu führen haben, so müssen wir ihnen und uns das Vergnügen mancher überraschenden Aussicht vorbehalten.

Wenn nun derjenige, wo nicht für den Vorzüglichsten, doch für den Begabtesten und Glücklichsten zu halten wäre, der Ausdauer, Lust, Selbstverläugnung genug hätte sich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabei noch Kraft und Muth genug behielte, sein originelles Wesen selbstständig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach seiner Weise zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht seyn, wenn dergleichen Männer in der Geschichte der Wissenschaften uns, wiewohl selten genug, wirklich begegnen! Ein solcher ist derjenige, zu dem wir uns nun wenden, der uns vor vielen andern trefflichen Männern aus einer zwar regsamen, aber doch immer noch trüben Zeit lebhaft und freudig entgegentritt.

Roger Bacon,

geb. um 1216, gest. 1294.

Die in Britannien durch Römerherrschaft gewirkte Cultur, diejenige welche früh genug durch das Christenthum daselbst eingeleitet worden, verlor sich nur gar zu bald, vernichtet durch den Zudrang wilder Inselnachbarn und seeräuberischer Schaaren. Bei zurückkehrender, obgleich oft gestörter Ruhe fand sich auch die Religion wieder ein, und wirkte auf eine vorzügliche Weise zum Guten. Treffliche Männer bildeten sich aus zu Aposteln ihres eigenen Vaterlandes, ja des Auslandes. Klöster wurden gestiftet, Schulen eingerichtet und jede Art besserer Bildung schien sich in diese abgesonderten Länder zu flüchten, sich daselbst zu bewahren und zu steigern.

Roger Bacon war in einer Epoche geboren, welche wir die des Werdens, der freien Ausbildung der Einzelnen neben einander genannt haben, für einen Geist wie der seine in der glücklichsten. Sein eigentliches

Geburtsjahr ist ungewiß, aber die Magna charta war bereits unterzeichnet (1215), als er zur Welt kam, jener große Freiheitsbrief, der durch die Zusätze nachfolgender Zeiten das wahre Fundament neuer englischer Nationalfreiheit geworden. So sehr auch der Clerus und die Baronen für ihren Vortheil dabei mochten gesorgt haben, so gewann doch der Bürgerstand dadurch außerordentlich, daß freier Handel gestattet, besonders der Verkehr mit Auswärtigen völlig ungehindert seyn sollte, daß die Gerichtsverfassung verbessert ward, daß der Gerichtshof nicht mehr dem Könige folgen, sondern stets an Einem Orte Sitz haben, daß kein freier Mann sollte gefangen gehalten, verbannt oder auf irgend eine Weise an Freiheit und Leben angegriffen werden, es sey denn, seinesgleichen hätten über ihn gesprochen, oder es geschähe nach dem Rechte des Landes.

Was auch noch in der Verfassung zu wünschen übrig blieb, was in der Ausführung mangeln, was durch politische Stürme erschüttert werden mochte, die Nation war im Vorschreiten, und Roger brachte sein höheres Alter unter der Regierung Königs Eduard I. zu, wo die Wissenschaften aller Art einen beträchtlichen Fortgang nahmen und großen Einfluß auf eine vollkommenere Justiz- und Polizeiverfassung hatten. Der dritte Stand wurde mehr und mehr begünstigt, und einige Jahre nach Rogers Tode (1297) erhielt die Magna charta einen Zusatz zu Gunsten der Volksklasse.

Obgleich Roger nur ein Mönch war und sich in dem Bezirk seines Klosters halten mochte, so dringt doch der Hauch solcher Umgebungen durch alle Mauern, und gewiß verdankt er gedachten nationellen Anlagen, daß sein Geist sich über die trüben Vorurtheile der Zeit erheben und der Zukunft voreilen konnte. Er war von der Natur mit einem geregelten Charakter begabt, mit einem solchen der für sich und andere Sicherheit will, sucht und findet. Seine Schriften zeugen von großer Ruhe, Besonnenheit und Klarheit. Er schätzt die Autorität, verkennt aber nicht das Verworrene und Schwankende der Ueberlieferung; er ist überzeugt von der Möglichkeit einer Einsicht in Sinnliches und Uebersinnliches, Weltliches und Göttliches.

Zuvörderst weiß er das Zeugniß der Sinne gehörig anzuerkennen; doch bleibt ihm nicht unbewußt, daß die Natur dem bloß sinnlichen Menschen vieles verberge. Er wünscht daher tiefer einzudringen, und

wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hierzu in seinem eigenen Geiste suchen muß. Hier begegnet seinem kindlichen Sinne die Mathematik als ein einfaches, eingeborenes, aus ihm selbst hervorspringendes Werkzeug, welches er um so mehr ergreift, als man schon so lange alles Eigene vernachlässigt, die Ueberlieferung auf eine seltsame Weise über einander gehäuft und sie dadurch gewissermaßen in sich selbst zerstört hatte.

Er gebraucht nunmehr sein Organ, um die Vorgänger zu beurtheilen, die Natur zu betasten und, zufrieden mit der Weise, nach der ihm manches gelingt, erklärt er die Mathematik zu dem Hauptschlüssel aller wissenschaftlichen Verborgenheiten.

Je nachdem nun die Gegenstände sind, mit welchen er sich beschäftigte, darnach ist auch das Gelingen. In den einfachsten physischen Fällen löst die Formel das Problem; in complicirteren ist sie wohl behülflich, deutet auf den Weg, bringt uns näher, aber sie dringt nicht mehr auf den Grund; in den höheren Fällen, und nun gar im Organischen und Moralischen, bleibt sie ein bloßes Symbol.

Ob nun gleich der Stoff, den er behandelt, sehr gehaltvoll ist, auch nichts fehlt was den sinnenden Menschen interessiren kann, ob er sich schon mit großer Ehrfurcht den erhabenen Gegenständen des Universums nähert, so muß er doch den einzelnen Theilen des Wißbaren und Ausführbaren, einzelnen Wissenschaften und Künsten Unrecht thun, um seine These durchzusetzen. Was in ihnen eigenthümlich, fundamental und elementar gewiß ist, erkennt er nicht an; er beachtet bloß die Seite, die sie gegen die Mathematik bieten. So löst er die Grammatik in Rhythmik, die Logik in Musik auf, und erklärt die Mathematik, wegen Sicherheit ihrer Demonstrationen, für die bessere Logik.

Indem er nun zwar parteiisch, aber keineswegs Pedant ist, so fühlt er sehr bald, wo seine Grundmaximen (canones), mit denen er alles ausrichten will, nicht hinreichen, und es scheint ihm selbst nicht recht Ernst zu seyn, wenn er seinen mathematisch-physischen Maßstab geistigen und göttlichen Dingen anpassen und durch ein witziges Bilderspiel das, was nicht in einander greift, zusammenhängen will.

Bei allem dem läßt ihn sein großes Sicherheitsbedürfniß durchaus feste und entschiedene Schritte thun. Was die Alten erfahren und gedacht, was er selbst gefunden und ersonnen, das alles bringt er nicht gerade streng methodisch, aber doch in einem sehr faßlichen, naiven Vortrag uns

ergreift man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbargumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerſtückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren war mir erſt ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben ein ſolches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogon alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſeyn immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich alles ins Unendliche. In beiden Fällen ſtagnirt die Betrachtung, einmal als überlebendig, das anderemal als getödtet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das Gewordene angewieſen; jene bekümmert ſich nicht: wozu? dieſer fragt nicht: woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt: daß ihm zur Erkenntniß das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung, die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das Nächſte iſt, und wir von ihr fordern können, daß ſie ſich ſelbſt erkläre, wenn wir kräftig in ſie dringen.

Das werden aber die Menſchen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur iſt; daher die Gebildeten es ſelbſt nicht laſſen können, wenn ſie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächſten, ſondern auch

vor Seele und Gemüth. Alles hängt zusammen, alles hat die schönste Folge, und indem das Bekannte klar vor ihm liegt, so ist ihm auch das Unbekannte selbst nicht fremd; daher er denn voraussieht, was noch künftig zu leisten ist, und was erst einige Jahrhunderte nachher durch fortschreitende Beobachtung der Natur und durch eine immer verfeinerte Technik wirklich geleistet worden.

Wir lassen ihn seine allgemeinen Grundsätze selbst vortragen, sowohl weil es interessant ist, sie an und für sich kennen zu lernen, als auch weil wir dadurch Gelegenheit finden unsere Ueberzeugungen in seinem Sinne auszusprechen.

„Es giebt mancherlei, das wir geradehin und leicht erkennen; anderes aber das für uns verborgen ist, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen sind alle höhern Wesen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Aber es findet sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höhern Wesen, als den Himmel und die Sterne, und gelangen auf diesem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen Naturen, und zwar auch auf eine einfache und leichte Weise."

„Alle natürlichen Dinge werden zum Daseyn gebracht durch ein Wirksames und durch eine Materie, auf welche jenes seine Thätigkeit ausübt; denn diese beiden treffen zu allererst zusammen. Denn das Handelnde, durch seine Tugend, bewegt und verwandelt die Materie, daß sie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirksamen und der Materie können wir nicht einsehen ohne große Gewalt der Mathematik, ja nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen. Diese drei sind also zu beobachten, das Wirkende, die Materie und das Gewirkte.

„Alles Wirksame handelt durch seine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine solche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt, und sonst noch auf mancherlei Weise bezeichnet. Dieses aber wird sowohl durch die Wesenheit als durch das Zufällige, durch das Geistige wie durch das Körperliche

hervorgebracht, durch die Wesenheit aber mehr als durch das Zufällige, durch das Geistige mehr als durch das Körperliche; und dieses Gleichartige macht alle Wirkungen dieser Welt: denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geist und auf die ganze Materie der Welt durch Erzeugung der Dinge. Und so bringt ein natürlich Wirksames immer ein und dasselbe hervor, es mag wirken worauf es will, weil es hier nicht etwa überlegen und wählen kann, sondern was ihm vorkommt macht es zu seinesgleichen. Wirkt es auf Sinne und Verstandeskräfte, so entsteht das Bild, das Gleichartige, wie ein jeder weiß, aber auch in der Materie wird dieses Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirksamen Wesen, welche Vernunft und Verstand haben, wenn sie gleich vieles aus Ueberlegung und Wahl des Willens thun, so ist doch diese Wirkung, die Erzeugung des Gleichnisses ihnen so gut natürlich als andern Wesen, und so vervielfältigt die Wesenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper schafft auch außer sich seine Tugenden, und die Engel bewegen die Welt durch dergleichen Tugenden.

„Aber Gott schafft die Tugenden aus nichts, die er alsdann in den Dingen vervielfältigt. Die erschaffenen wirksamen Wesen vermögen dieß nicht, sondern leisten das Ihre auf andere Weise, wobei wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können; nur wiederholen wir, daß die Tugenden wirksamer Wesen in dieser Welt alles hervorbringen. Dabei ist aber zweierlei zu bemerken: erstlich die Vervielfältigung des Gleichnisses und der Tugend, von dem Ursprung ihrer Zeugung her, zweitens das mannichfaltige Wirken in dieser Welt, wodurch Fortzeugung und Verderbniß entsteht. Das zweite läßt sich nicht ohne das erste begreifen; deßhalb wir uns zuerst an die Vervielfältigung wenden."

Wie er nun zu Werke geht, die Vervielfältigung der ursprünglichen Tugenden nach Linien, Winkeln, Figuren und so fort auf mathematische Weise zu bewirken, ist höchst bedeutend und erfreulich. Besonders gelingt es ihm die fortschreitende Wirkung physischer und mechanischer Kräfte, die wachsende Mittheilung erster Anstöße, vorzüglich auch die Rückwirkungen, auf eine folgerechte und heitere Weise abzuleiten. So einfach seine Maximen sind, so fruchtbar zeigen sie sich in der Anwendung, und man begreift wohl, wie ein reines freies Gemüth sehr zufrieden seyn

konnte, auf solche Weise sich von himmlischen und irdischen Dingen Rechenschaft zu geben.

Von Farben spricht er nur gelegentlich. Auch er setzt sie voraus und erwähnt ihrer mehr beispielsweise und zu Erläuterung anderer Erscheinungen, als daß er sie selbst zu ergründen suchte. Wir könnten es also hier bei dem Gesagten bewenden lassen. Damit aber doch etwas geschehe, so versetzen wir uns im Geist an seine Stelle, nehmen an, das Büchlein von Theophrast sey ihm bekannt gewesen, was die Griechen eingesehen sey auch ihm zur Ueberzeugung geworden, ihm wäre nicht entgangen, worauf es eigentlich bei der Sache ankomme, und so hätte er nachstehende kurze Farbenlehre, seinen Maximen gemäß, verfassen können, die auch uns ganz willkommen seyn würde.

Das Licht ist eine der ursprünglichen, von Gott erschaffenen Kräfte und Tugenden, welches sein Gleichniß in der Materie darzustellen sich bestrebt. Dieses geschieht auf mancherlei Weise, für unser Auge aber folgendermaßen.

Das reine Materielle, insofern wir es mit Augen erblicken, ist entweder durchsichtig oder undurchsichtig oder halbdurchsichtig. Das letzte nennen wir Trübe. Wenn nun die Tugend des Lichts durch das Trübe hindurchstrebt, so daß seine ursprüngliche Kraft zwar immer aufgehalten wird, jedoch aber immer fortwirkt, so erscheint sein Gleichniß Gelb und Gelbroth; setzt aber ein Finsteres dem Trüben Gränze, so daß des Lichtes Tugend nicht fortzuschreiten vermag, sondern aus dem erhellten Trüben als ein Abglanz zurückkehrt, so ist dessen Gleichniß Blau und Blauroth.

Aehnliches begegnet bei durchsichtigen und undurchsichtigen Körpern, ja im Auge selbst.

Diese Wirkungen sind sehr einfach und beschränkt. Die Unendlichkeit und Unzähligkeit der Farben aber erzeugt sich aus der Mischung, und daß die ursprünglichen Farben abermals ihr Gleichniß in der Materie und sonst hervorbringen, welches denn, wie alles Abgeleitete, unreiner und ungewisser erscheint; wobei wir jedoch zu bedenken haben, daß eben durch dieses Abgeleitete, durch dieses Bild vom Bilde, durch das Gleichniß vom Gleichniß das meiste geschieht, und eben dadurch das völlige Verschwinden der ersten Tugend, Verderbniß und Untergang möglich wird.

Nachstehendes kann zum Theil als Wiederholung, zum Theil als weitere Aus- und Fortbildung des Obengesagten angesehen werden; sodann aber mag man entschuldigen, daß hier abermals gelegentlich erregte Gedanken mit aufgeführt sind.

Die Schriften Bacons zeugen von großer Ruhe und Besonnenheit. Er fühlte sehr tief den Kampf, den er mit der Natur und mit der Ueberlieferung zu bestehen hat. Er wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hierzu bei sich selbst suchen muß. Hier findet er die Mathematik als ein sicheres, aus seinem Innern hervorspringendes Werkzeug. Er operirt mit denselben gegen die Natur und gegen seine Vorgänger; sein Unternehmen glückt ihm und er überzeugt sich, daß Mathematik den Grund zu allem Wissenschaftlichen lege.

Hat ihm jedoch dieses Organ bei allem Meßbaren gehörige Dienste geleistet, so findet er bald bei seinem zarten Gefühle, daß es Regionen gebe wo es nicht hinreicht. Er spricht sehr deutlich aus, daß sie in solchen Fällen als eine Art Symbolik zu brauchen sey; aber in der Ausführung selbst vermischt er den reellen Dienst, den sie ihm leistet, mit dem symbolischen, wenigstens knüpft er beide Arten so genau zusammen, daß er beiden denselben Grad von Ueberzeugung zuschreibt, obgleich sein Symbolisiren manchmal bloß auf ein Witzspiel hinausläuft. In diesem wenigen sind alle seine Tugenden und alle seine Fehler begriffen.

Man halte diese Ansicht fest und man wird sich überzeugen, daß es eine falsche Anwendung der reinen Mathematik und ebenso eine falsche Anwendung der angewandten Mathematik gebe. Offenbar ist die Astrologie aus der Astronomie durch den eben gerügten Mißgriff entstanden, indem man aus den Wirkungen bekannter Kräfte auf die Wirkungen unbekannter schloß und beide als gleichgeltende behandelte.

Man sehe, wie Bacon das Mathematische geistigen und geistlichen Dingen annähern will durch ein anmuthiges heiteres Zahlenspiel.

Ein großer Theil dessen, was man gewöhnlich Aberglauben nennt, ist aus einer falschen Anwendung der Mathematik entstanden; deßwegen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahnkünstlers und Astrologen gleich galt. Man erinnere sich der Signatur der Dinge, der Chiromantie, der Punktirkunst, selbst des Höllenzwangs: alle dieses

Unwesen nimmt seinen wüsten Schein von der klarsten aller Wissenschaften, seine Verworrenheit von der exactesten. Man hat daher nichts für verderblicher zu halten, als daß man, wie in der neuern Zeit abermals geschieht, die Mathematik aus der Vernunft und Verstandesregion, wo ihr Sitz ist, in die Region der Phantasie und Sinnlichkeit freventlich herüberzieht.

Dunkeln Zeiten sind solche Mißgriffe nachzusehen; sie gehören mit zum Charakter: denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falsche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen, und ist deßwegen weder so scheltenswerth als er gehalten wird, noch so selten in den sogenannten aufgeklärten Jahrhunderten und bei aufgeklärten Menschen.

Denn wer kann sagen, daß er seine unerläßlichen Bedürfnisse immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollständige Weise befriedige, daß er sich nicht neben dem ernstesten Thun und Leisten, wie mit Glauben und Hoffnung, so auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtsinn und Vorurtheil behalte?

Wie viele falsche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene finden sich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf! Die Schriften Luthers enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben, als die unseres englischen Mönchs. Wie bequem macht sich's nicht Luther durch seinen Teufel, den er überall bei der Hand hat, die wichtigsten Phänomene der allgemeinen und besonders der menschlichen Natur auf eine oberflächliche und barbarische Weise zu erklären und zu beseitigen; und doch ist und bleibt er, der er war, außerordentlich für seine und für künftige Zeiten. Bei ihm kam es auf That an; er fühlte den Conflict, in dem er sich befand, nur allzu lästig, und indem er sich das ihm Widerstrebende recht häßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, so wurde sein heroisches Gemüth nur desto lebhafter aufgeregt, dem Feindseligen zu begegnen und das Gehaßte zu vertilgen.

An jene Neigung Roger Bacons, das Unbekannte durch das Bekannte aufzulösen, das Ferne durch das Nahe zu gewältigen, wodurch sich eben sein vorzüglicher Geist legitimirt, schließt sich eine Eigenheit an, welche genau beachtet zu werden verdient, weil sie schon früher historische Zweifel erregt hat. Aus gewissen Eigenschaften der Körper, die ihm bekannt sind, aus gewissen Folgen, die sich von ihrer Verbindung oder von einer gewissen bestimmten Form hoffen lassen, folgert er so richtig, daß

er über das, was zu seiner Zeit geleistet war, weit hinausgeht und von Dingen spricht, als wenn sie schon geleistet wären. Das Schießpulver, besonders aber die Fernröhre, behandelt er so genau, daß wir uns überzeugt halten müssen, er habe sie vor sich gehabt, zumal da er ja schon geschliffene Kugeln, Abschnitte von Kugeln in Glas besessen.

Allein wem bekannt ist, wie der Menschengeist voreilen kann, ehe ihm die Technik nachkommt, der wird auch hier nichts Unerhörtes finden.

Und so wagen wir zu behaupten, daß es nur Folgerungen bei ihm gewesen. Auch hier bei der angewandten Mathematik geht es ihm, wie bei der reinen. Wie er jene anwendete, wo sie nicht hingehörte, so traute er dieser zu, was sie nicht leisten kann.

Durch die von ihm beschriebenen Gläser soll man nicht allein die entferntesten Gegenstände ganz nah, die kleinsten ungeheuer groß im eigenen Auge wahrnehmen; sondern diese und andere Bilder sollen auch hinaus in die Luft, in die Atmosphäre geworfen, einer Menge zur Erscheinung kommen. Zwar ist auch dieses nicht ohne Grund. So mancherlei Naturerscheinungen, die auf Refractien und Reflexien beruhen, die viel später erfundene **Camera obscura**, die Zauberlaterne, das Sonnenmikroskop und ihre verschiedenen Anwendungen haben sein Vorausgesagtes fast buchstäblich wahr gemacht, weil er alle diese Folgen voraussah. Aber die Art, wie er sich über diese Dinge äußert, zeigt, daß sein Apparat nur in seinem Geiste gewirkt, und daß daher manche imaginäre Resultate entsprungen seyn mögen.

Zunächst bemerken wir, daß er, wie alle Erfinder, weit schauende und geistig lebhaft wirkende Menschen, von seinen Zeitgenossen angegangen worden auch unmittelbar etwas zu ihrem Nutzen zu thun. Der Mensch ist so ein lust- und hülfsbedürftiges Wesen, daß man ihm nicht verargen kann, wenn er sich überall umsieht, wo er im Glück einigen Spaß und in der Bedrängtheit einigen Beistand finden kann.

Den Mathematikern sind von jeher die Kriegshelden auf der Spur gewesen, weil man seine Macht gern mechanisch vermehren und jeder Uebermacht große Wirkungen mit geringen Kräften entgegensetzen möchte. Daher findet sich bei Bacon die Wiederholung älterer und die Zusicherung neuer dergleichen Hülfsmittel. Brennspiegel, um in der Ferne die Sonnenstrahlen zu concentriren, Vervielfältigungsspiegel, wodurch dem Feinde wenige Truppen als eine große Anzahl erschienen, und andere solche

Dinge kommen bei ihm vor, die wunderbar genug aussehen, und die dennoch bei erhöhter Technik, geübtester Taschenspielerkunst, und auf andere Weise wenigstens zum Theil möglich gemacht worden.

Daß man ihn der Irrlehre angeklagt, das Schicksal hat er mit allen denen gemein, die ihrer Zeit vorlaufen; daß man ihn der Zauberei bezüchtigt, war damals ganz natürlich. Aber seine Zeit nicht allein beging diese Uebereilung, daß sie das, was tiefen, unbekannten, festgegründeten, consequenten, ewigen Naturkräften möglich ist, als dem Willen und der Willkür unterworfen, als zufällig herbeigerufen, im Widerstreit mit Gott und der Natur gelten ließ.

Auch hierüber ist der Mensch weder zu schelten noch zu bedauern: denn diese Art von Aberglauben wird er nicht loswerden, so lange die Menschheit existirt. Ein solcher Aberglaube erscheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Mensch sieht nur die Wirkungen; die Ursachen, selbst die nächsten, sind ihm unbekannt: nur sehr wenige Tiefereringende, Erfahrene, Aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entspringe.

Man hat oft gesagt, und mit Recht, der Unglaube sey ein umgekehrter Aberglaube, und an dem ersten möchte gerade unsere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroische Handlung der Eitelkeit, das unläugbare poetische Product einem fieberhaften Zustand zugeschrieben, ja was noch wunderlicher ist, das Allervorzüglichste was hervortritt, das Allermerkwürdigste was begegnet, wird so lange als nur möglich ist, verneint.

Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geschah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuschrieb. Der Aberglaube ist ein Erbtheil energischer, großthätiger, fortschreitender Naturen, der Unglaube das Eigenthum schwacher, kleingesinnter, zurückschreitender, auf sich selbst beschränkter Menschen. Jene lieben das Erstaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, dessen ihre Seele fähig ist, und da dieß nicht ohne eine gewisse Apprehension geschieht, so spiegelt sich ihnen dabei leicht ein böses Princip vor. Eine ohnmächtige Generation aber wird durchs Erhabene zerstört, und da man niemand zumuthen kann sich willig zerstören zu lassen, so haben sie völlig das Recht das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, so lange zu läugnen, bis

es hiſtoriſch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpften Glanze leidlicher anzuſchauen ſeyn mag.

Nachleſe.

Unter dieſer Rubrik mag das wenige Platz nehmen, was wir in unſeren Collectaneen, den erſt beſprochenen Zeitpunkt betreffend, vorgefunden haben.

Von den Arabern iſt mir nicht bekannt geworden, daß ſie eine theoretiſche Aufmerkſamkeit auf die Farbe geworfen hätten. Averroes und Avempace mögen, wie aus einigen Citaten zu vermuthen iſt, bei Gelegenheit, daß ſie den Ariſtoteles commentirt, etwas beiläufig darüber geäußert haben. Das Büchlein des Theophraſt ſcheint ihrer Aufmerkſamkeit entgangen zu ſeyn. Alhazen, von dem ein optiſcher Tractat auf uns gekommen, beſchäftigt ſich mit den Geſetzen des Sehens überhaupt; doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeſchauten Bildes bekannt geworden.

Ueberhaupt war dieſes phyſiologiſche Phänomen des bleibenden, ja des farbig abklingenden Lichteindruckes rein ſinnlichen Naturen jener Zeit nicht verborgen geblieben, weßhalb wir eine Stelle des Auguſtinus und eine des Themiſtius als Zeugniß anführen.

Auguſtinus.

„Wenn wir eine Zeit lang irgend ein Licht anſchauen, und ſodann die Augen ſchließen, ſo ſchweben vor unſerm Blick gewiſſe leuchtende Farben, die ſich verſchiedentlich verändern und nach und nach weniger glänzen, bis ſie zuletzt gänzlich verſchwinden. Dieſe können wir für das Ueberbleibende jener Form halten, welche in dem Sinn erregt ward, indem wir das leuchtende Bild erblickten.“

Themiſtius.

„Wenn jemand den Blick von einem Gegenſtande, den er aufs ſchärfſte betrachtet hat, wegwendet, ſo wird ihn doch die Geſtalt der Sache, die er anſchaute, begleiten, als wenn der frühere Anſtoß die Augen beſtimmt und in Beſitz genommen hätte. Deßhalb, wenn jemand aus dem

Sonnenſchein ſich ins Finſtere begiebt, ſehen die vor großem Glanze irre gewordenen Augen nichts; auch wenn du etwas ſehr Glänzendes oder Grünes länger angeſehen, ſo wird alles, was dir hernach in die Augen fällt, gleichfärbig erſcheinen. Nicht weniger, wenn du die Augen gegen die Sonne oder ſonſt etwas Glänzendes richteſt, und ſodann zudrückſt, ſo wirſt du eine Farbe ſehen, wie etwa Weiß oder Grün, welche ſich alsdann in Hochroth verwandelt, ſodann in Purpur, nachher in andere Farben, zuletzt ins Schwarze, von da an aber abnimmt und verſchwindet. Gleichermaßen zerrüttet auch das, was ſich ſchnell bewegt, unſere Augen, ſo daß, wenn du in einen reißenden Strom hinabſiehſt, eine Art von Schäumen und Schwindel in dir entſteht, und auch das Stillſtehende ſich vor dir zu bewegen ſcheint."

Luſt am Geheimniß.

Das Ueberlieferte war ſchon zu einer großen Maſſe angewachſen, die Schriften aber, die es enthielten, nur im Beſitz von wenigen; jene Schätze, die von Griechen, Römern und Arabern übrig geblieben waren, ſah man nur durch einen Flor; die vermittelnden Kenntniſſe mangelten; es fehlte völlig an Kritik; apokryphiſche Schriften galten den ächten gleich, ja es fand ſich mehr Neigung zu jenen als zu dieſen.

Eben ſo drängten ſich die Beobachtungen einer erſt wieder neu und friſch erblickten Natur auf. Wer wollte ſie ſondern, ordnen und nutzen? Was jeder Einzelne erfahren hatte, wollte er auch ſich zu Vortheil und Ehre gebrauchen; beides wird mehr durch Vorurtheile als durch Wahrhaftigkeit erlangt. Wie nun die Frühern, um die Gewandtheit ihrer dialektiſchen Formen zu zeigen, auf allen Kathedern ſich öffentlich hören ließen, ſo fühlte man ſpäter, daß man mit einem gehaltreichen Beſitz Urſache hatte ſparſamer umzugehen. Man verbarg, was dem Verbergenden ſelbſt noch halb verborgen war, und weil es bei einem großen Ernſt an einer vollkommenen Einſicht in die Sache fehlte, ſo entſtand, was uns bei Betrachtung jener Bemühung irre macht und verwirrt, der ſeltſame Fall, daß man verwechſelte was ſich zu eſoteriſcher und was ſich zu exoteriſcher Ueberlieferung qualificirt. Man verhehlte das Gemeine und ſprach das Ungemeine laut, wiederholt und dringend aus.

Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen die mancherlei Arten dieses Versteckens näher zu betrachten. Symbolik, Allegorie, Räthsel, Attrape, Chiffriren wurden in Uebung gesetzt. Apprehension gegen Kunstverwandte, Marktschreierei, Dünkel, Witz und Geist hatten alle gleiches Interesse sich auf diese Weise zu üben und geltend zu machen, so daß der Gebrauch dieser Verheimlichungskünste sehr lebhaft bis in das siebzehnte Jahrhundert hinübergeht, und sich zum Theil noch in den Kanzleien der Diplomatiker erhält.

Aber auch bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin unsern Roger Bacon, von dem nicht genug Gutes zu sagen ist, höchlich zu rühmen, daß er sich dieser falschen und schiefen Ueberlieferungsweise gänzlich enthalten, so sehr, daß wir wohl behaupten können, der Schluß seiner höchst schätzbaren Schrift **de mirabili potestate artis et naturae** gehöre nicht ihm, sondern einem Verfälscher, der dadurch diesen kleinen Tractat an eine Reihe alchymistischer Schriften anschließen wollen.

An dieser Stelle müssen wir manches, was sich in unsern Collectaneen vorfindet, bei Seite legen, weil es uns zu weit von dem vorgesteckten Ziele ablenken würde. Vielleicht zeigt sich eine andere Gelegenheit die Lücke, die auch hier abermals entsteht, auf eine schickliche Weise auszufüllen.

mit dem Weiteſten und Fernſten zuſammenzuhängen, woraus denn Irrthum über Irrthum entſpringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zuſammen, daß ſich alles auf wenige große Geſetze bezieht die ſich überall manifeſtiren.

Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal ſich dem Witz hinzugeben, wo ſie in Nichts zerfließt; die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchadlich iſt.

Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind ſie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte klarſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſey ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren; dann betrachte ich ſie als Correlate, und ſie verbinden ſich zu einem entſchiedenen Leben. Dieß bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die neueſte um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Dritte Abtheilung.

Sechzehntes Jahrhundert.

Eine geſchichtliche Darſtellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat ſeine Unbequemlichkeit. Mit keinem ſchneiden ſich die Begebenheiten rein ab: Menſchenleben und Handeln greift aus einem ins andere: aber alle Eintheilungsgründe, wenn man ſie genau beſieht, ſind doch nur von irgend einem Ueberwiegenden hergenommen. Gewiſſe Wirkungen zeigen ſich entſchieden in einem gewiſſen Jahrhundert, ohne daß man die Vorbereitung verkennen oder die Nachwirkung läugnen möchte. Bei der Farbenlehre geben uns die drei nunmehr auf einander folgenden Jahrhunderte Gelegenheit das, was wir vorzutragen haben, in gehöriger Abſonderung und Verknüpfung darzuſtellen.

Daß wir in der ſo genannten mittlern Zeit für Farbe und Farbenlehre wenig gewonnen, liegt in dem Vorhergehenden nur allzu deutlich am Tage. Vielleicht glückt es denjenigen, die ſich mit den Denkmalen jener Zeit genauer bekannt machen, noch einiges aufzufinden; vielleicht kann in der Geſchichte des Colorits und der Färbekunſt noch manches beigebracht werden. Für uns ging die Farbenlehre mit dem Glanz der übrigen Wiſſenſchaften und Künſte ſcheidend unter, um erſt ſpäter wieder hervorzutreten. Wenn wir hie und da der Farbe erwähnt finden, ſo iſt es nur gelegentlich; ſie wird vorausgeſetzt, wie das Athemholen und Sprechen bei der Redekunſt. Niemand beſchäftigt ſich mit ihren Elementen und Verhältniſſen, bis endlich dieſe erfreuliche Erſcheinung, die uns in der Natur ſo lebhaft umgiebt, auch für das Bewußtſeyn mit den übrigen Wiſſenſchaften aus der Ueberlieferung wieder hervortritt.

Je mehrere und vorzüglichere Menſchen ſich mit den köſtlichen überlieferten Reſten des Alterthums beſchäftigen mochten, deſto energiſcher zeigte ſich jene Function des Verſtandes, die wir wohl die höchſte nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Abſondern des Aechten vom Unächten.

Dem Gefühl, der Einbildungskraft iſt es ganz gleichgültig, wovon ſie angeregt werden, da ſie beide ganz reine Selbſtthätigkeiten ſind, die ſich ihre Verhältniſſe nach Belieben hervorbringen; nicht ſo dem Verſtande, der Vernunft. Beide haben einen entſchiedenen Bezug auf die Welt; der Verſtand will ſich nichts Unächtes aufbinden laſſen, und die Vernunft verabſcheut es.

Dieſer natürliche Abſcheu vor dem Unächten und das Sonderungsvermögen ſind nicht immer beiſammen. Jener fühlt wohl, was er will, aber vermag es nicht immer zu beweiſen: dieſes will eigentlich nichts, aber das Erkannte vermag es darzuthun; es verwirft wohl ohne Abneigung und nimmt auf ohne Liebe. Vielleicht entſteht dadurch eine der Abſicht gemäße Gerechtigkeit. Wenn beides jedoch, Abſcheu und Sonderungsgabe, zuſammenträfe, ſtünde die Kritik wohl auf der höchſten Stufe.

Die Bibel, als ein heiliges, unantaſtbares Buch, entfernte von ſich die Kritik, ja eine unkritiſche Behandlung ſchien ihr wohl angemeſſen. Den Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Schriften erging es anfänglich auf ähnliche Weiſe; erſt ſpäter ſah man ſich nach einem Prüfſtein um, der nicht ſo leicht zu finden war. Doch ward man zuletzt veranlaßt den Buchſtaben dieſer Werke näher zu unterſuchen; mehrere Abſchriften gaben zu Vergleichung Anlaß. Ein richtigeres Verſtehen führte zum beſſern Ueberſetzen. Dem geiſtreichen Manne mußten bei dieſer Gelegenheit Emendationen in die Hand fallen, und der reine Wortverſtand immer bedeutender werden.

Die Farbenlehre verdankt auch dieſen Bemühungen ihre neuen Anfänge, obgleich das, was auf ſolche Weiſe geſchehen, für die Folge ohne ſonderliche Wirkung blieb. Wir werden unſere Leſer zuerſt mit Antonius Teleſius etwas näher bekannt machen; ferner des Simon Portius gedenken, welcher die kleine Ariſtoteliſche Schrift, deren Ueberſetzung wir früher eingerückt, zuerſt überſetzt und commentirt. Ihm folgt Julius Cäſar Scaliger, der im ähnlichen Sinne für uns nicht ohne Verdienſt bleibt; ſo wie wir denn auch bei dieſer Gelegenheit den obigen Aufſatz über Farbenbenennung wieder in Erinnerung zu bringen haben.

Antonius Teleſius,

geb. 1480. geſt. 1542.

Als uns in der Epoche der erneuerten Wiſſenſchaften des Antonius Teleſius kleines Buch de coloribus freundlich begegnete, war es uns eine angenehme Erſcheinung, um ſo mehr, als es ſich jenem des Ariſtoteles an die Seite und in gewiſſem Sinne entgegen ſtellte. Wir gedachten es zu überſetzen, fanden aber bald, daß man in einer Sprache nicht die Etymologie der andern behandeln könne. Es iſt nicht ſelten, indem es öfter anderen größeren und kleineren Schriften beigefügt werden, und wir empfehlen es um ſo mehr, als uns aus demſelben das Gefühl einer freien und heitern Zeit entgegenkommt, und die Tugenden des Verfaſſers wohl verdienen, daß ihre Wirkungen wiederholt empfunden werden.

Antonius Teleſius war zu Coſenza geboren, einer Stadt die an der Cultur des untern Italiens ſchon früher Theil nahm. In dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts war er Profeſſor zu Mailand. Er gehört unter diejenigen, welche man in der Literargeſchichte als Philologen, Redner und Poeten zugleich gerühmt findet. Ein gründliches, und doch liberales Studium der Alten regte in ſolchen Männern die eigene Productivität auf, und wenn ſie auch eigentlich nicht zu Poeten geboren waren, ſo ſchärfte ſich doch am Alterthum ihr Blick für die Natur und für die Darſtellung derſelben.

Ein Büchelchen de coronis gab er 1526 heraus. Die Anmuth des gewählten Gegenſtandes zeugt für die Anmuth ſeines Geiſtes. Er führt in demſelben ſehr kurz und leicht alle Kränze und Kronen vor, womit ſich Götter und Heroen, Prieſter, Helden, Dichter, Schmauſende und Leidtragende zu ſchmücken pflegten, und man begreift ſehr leicht, wie bei ſolcher Gelegenheit ein geſunder Blick auf Farbe mußte aufmerkſam gemacht werden.

So finden wir denn auch in der kleinen Schrift über die Farben einen Mann, dem es um das Verſtändniß der Alten zu thun iſt. Es entgeht ihm nicht, daß die Farbenbenennungen ſehr beweglich ſind, und von mancherlei Gegenſtänden gebraucht werden; er dringt daher auf den erſten Urſprung der Worte, und ob wir gleich ſeinem Etymologiſiren nicht immer beiſtimmen, ſo folgen wir ihm doch gerne, und belehren uns an und mit ihm.

Beide oben benannte Aufsätze wurden mit seinen übrigen poetischen Schriften von Conrad Geßner 1545 zu Basel herausgegeben, wobei sich bemerken läßt, daß ihm seine Zeitgenossen eine gewisse Originalität zugestanden, indem sie ihn anderen entgegensetzen, die nur durch Zusammenstellung von Worten und Phrasen der Alten ein neues Gedicht, eine neue Rede hervorzubringen glaubten.

Eine Tragödie, der goldene Regen, kleinere Gedichte, der Cyklop, Galatea u. s. w. zeigen genugsam, daß wenn man ihn auch nicht eigentlich einen Poeten nennen darf, einen solchen, der einen Gegenstand zu beleben, das Zerstreute zur Einheit zwingen kann, so müssen wir doch außer seiner antiquarischen Bildung einen aufmerksamen Blick in die Welt, ein zartes Gemüth an ihm rühmen. Er behandelt die Spinne, den Leuchtwurm, das Rohr auf eine Wiese, die uns überzeugt, daß er in der Mittelgattung von Dichtkunst, in der beschreibenden, noch manches Erfreuliche hätte leisten können. Uns steht er als Repräsentant mancher seiner Zeitgenossen da, die das Wissen mit Anmuth behandelten, und der Anmuth etwas Gewußtes unterzulegen nöthig fanden.

Mit welchem freien, liebe- und ehrfurchtsvollen Blick er die Natur angesehen, davon zeugen wenige Verse, die wir zu seinem Angedenken hier anzuführen uns nicht enthalten können.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix.
Difficilis facilis, similis tibi dissimilisque.
Nulligena, indefessa, ferax, te pulchrior ipsa,
Solaque quae tecum certas, te et victa revincis.
Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil est non mirum, daedala quod tu
Effingis, rebusque animam simul omnibus afflas.
Unde vigent, quaecunque videntur, pabula, frondes
Et genus aligerum, pecudesque et squamea turba.

Simon Portius,

geb. 1498, geſt. 1554.

Das Büchlein von den Farben, welches dem Theophraſt zugeſchrieben wird, ſcheint in der mittlern Zeit nicht viel gekannt geweſen zu ſeyn;

wenigſtens haben wir es auf unſerm Wege nicht citirt gefunden. In der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts nimmt Simon Portius ſich deſſelben an, überſetzt, commentirt es, und giebt ſtatt einer Vorrede eine kleine Abhandlung über die Natur der Farben.

Aus der Zueignung an Cosmus I, Großherzog von Florenz, lernen wir, daß er von demſelben als Gelehrter begünſtigt und unter den Seinen wohl aufgenommen war. Er hielt über die Ariſtoteliſchen Schriften öffentliche Lehrſtunden, und hatte auch über mehrgedachtes Büchlein in den Ferien geleſen. Später ward Ueberſetzung und Commentar eine Villeggiatur-Arbeit. So viel wir wiſſen, erſchien die erſte Ausgabe zu Neapel 1537. Diejenige, deren wir uns bedienen, iſt zu Paris 1549 gedruckt.

Sogleich wie ſich einige Bildungsluſt auf der Welt wieder zeigt, treten uns die Ariſtoteliſchen Verdienſte friſch entgegen. Freilich ſtanden dieſe ſchriftlichen Ueberlieferungen von einer Seite der Natur zu nahe, und von einer andern auf einem zu hohen Punkte der glücklichſten Bildung, als daß die Auffinder ihnen hätten gewachſen ſeyn können. Man verſtand ſie leider nicht genugſam, weder ihrer Abſicht nach, noch in ſofern ſchon genug durch ſie geleiſtet war. Was alſo gegenwärtig an ihnen geſchah, war eine zwar lobenswerthe, aber meiſt unfruchtbare Mühe.

Sowohl in der von Portius vorausgeſchickten Vorrede, worin uns etwas über die Natur der Farben verſprochen wird, als auch in den Anmerkungen ſelbſt, welche dem Text beigefügt ſind, ſehen wir einen beleſenen und zugleich in der Ariſtoteliſchen Schulmethode wohlgeübten Mann, und können ihm daher unſere Achtung, ſo wie unſern Dank für das, was wir von ihm lernen, nicht verſagen. Allein der Gewinn, den wir aus einem mühſamen Studium ſeiner Arbeit ziehen, iſt doch nur hiſtoriſch. Wir erfahren, wie die Alten ſich über dieſen Gegenſtand ausgedrückt, wir vernehmen ihre Meinungen und Gegenmeinungen; wir werden von mancherlei Widerſtreit belehrt, den unſer Autor nach ſeiner Art weder zu vergleichen noch zu entſcheiden ſich im Stande befindet.

Von einer eigentlichen Naturanſchauung iſt hier gar die Rede nicht. Das ausgeſprochene Wort, die gebildete Phraſe, die mehr oder weniger zulängliche Definition, werden zum Grund gelegt; das Original, die Ueberſetzung, eine Worterklärung, eine Umſchreibung ergreifen ſich wechſelsweiſe; bald wird etwas Verwandtes herbeigeholt, etwas Aehnliches oder

Unähnliches citirt, Zweifel nicht verſchwiegen, Fragen beantwortet, dem Widerſpruch begegnet, und bald beifällig, bald abfällig verfahren, wobei es nicht an Mißverſtändniſſen und Halbverſtändniſſen fehlt, da denn durchaus eine ſorgfältige und fleißige Behandlung an die Stelle einer gründlichen tritt. Die Form des Vortrags, Noten zu einem Text zu ſchreiben, nöthigt zum Wiederholen, zum Zurückweiſen; alles Geſagte wird aber- und abermals durch und über einander gearbeitet, ſo daß es dem Ganzen zwar an innerer Klarheit und Conſequenz nicht fehlt, wie irgend einem Karten- und Steinſpiel, hat man jedoch alles geleſen und wiedergeleſen, ſo weiß man wohl etwas mehr als vorher, aber gerade das nicht, was man erwartete und wünſchte.

Solche ſchätzenswerthe und oft nur ſehr geringe Frucht tragende Arbeiten muß man kennen, wenn man in der Folge diejenigen Männer rechtfertigen will, welche von einem lebhaften Trieb zur Sache beſeelt, dieſe Wortarbeiten als Hinderniſſe anſahen, die Ueberlieferung überhaupt anfeindeten, und ſich gerade zur Natur wendeten oder gerade zu ihr hinwieſen.

Wir geben den Verſatz auf, einige überſetzte Stellen mitzutheilen, indem ſie weder belehrend noch erfreulich ſeyn könnten. Auch haben wir ſchon das Brauchbare in unſerm Aufſatze, worin wir die Meinungen und Lehren der Griechen behandeln, aufgeführt, und werden künftig Gelegenheit haben, eins und anderes am ſchicklichen Orte zu wiederholen.

Julius Cäſar Scaliger,

geb. 1484, geſt. 1558.

Dieſer merkwürdige Mann brachte ſeine Jugend am Hof, ſein Jünglingsalter im Militärſtande zu, ſuchte ſpäter als Arzt ſeinen Lebensunterhalt, und war wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit vor vielen ſeiner Zeitgenoſſen berühmt. Ein ſtarkes Gedächtniß verhalf ihm zu vielem Wiſſen, doch thut man ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geſchmack und Wahrheitsſinn abſpricht. Dagegen war er, bei einem großen Vorgefühl ſeiner ſelbſt, von dem Geiſte des Widerſpruchs und Streitluſt unabläſſig erregt.

Cardan, deſſen wir ſpäter gedenken werden, publicirt eine ſeiner Arbeiten unter dem Titel: de subtilitate. Scaliger findet es gelegen ſich daran zu üben und verfaßte ein großes Buch gegen ihn, worin er ihm zeigt, daß man mehr wiſſen, genauer bemerken, ſubtiler unterſcheiden und beſtimmter vortragen könne. Dieſes Werk iſt ſeinem Inhalte nach ſchätzbar genug: denn es ſind eigentlich nur in Streitform zuſammengeſtellte Collectaneen, wodurch wir unterrichtet werden, wie manches damals bekannt war, und wie vieles die Wißbegierigen ſchon intereſſirte.

Was Scaliger über die Farben in der 325. Exercitation vorzubringen weiß, läßt ſich in zwei Hauptabſchnitte theilen, in einen theoretiſchen und einen etymologiſchen. In dem erſten wiederholt er, was die Alten von den Farben geſagt, theils beifällig, theils mißfällig; er hält ſich auf der Seite des Ariſtoteles, die Platoniſchen Vorſtellungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunkt hat, ſo iſt es auch nur ein Hin- und Widerreden, wodurch nichts ausgemacht wird.

Bei dieſer Gelegenheit läßt ſich jene Betrachtung anſtellen, die uns auch ſchon früher entgegendrang: welch eine andere wiſſenſchaftliche Anſicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechiſche Sprache lebendig geblieben wäre und ſich anſtatt der lateiniſchen verbreitet hätte!

Die weniger ſorgfältigen arabiſchen und lateiniſchen Ueberſetzungen hatten ſchon früher manches Unheil angerichtet, aber auch die ſorgfältigſte Ueberſetzung bringt immer etwas Fremdes in die Sache, wegen Verſchiedenheit des Sprachgebrauchs.

Das Griechiſche iſt durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geiſtreichen, äſthetiſchen Vortrag glücklicher Naturanſichten viel geſchickter. Die Art durch Verba, beſonders durch Infinitiven und Participien zu ſprechen, macht jeden Ausdruck läßlich; es wird eigentlich durch das Wort nichts beſtimmt, bepfählt und feſtgeſetzt, es iſt nur eine Andeutung, um den Gegenſtand in der Einbildungskraft hervorzurufen. Die lateiniſche Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Subſtantiven entſcheidend und befehlshaberiſch. Der Begriff iſt im Wort fertig aufgeſtellt, im Wort erſtarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Weſen verfahren wird. Wir werden ſpäter Urſache haben an dieſe Betrachtungen wieder zu erinnern.

Was den zweiten, etymologiſchen Theil betrifft, ſo iſt derſelbe ſchätzenswerth, weil er uns mit vielen lateiniſchen Farbenbenennungen bekannt macht, wodurch wir den Thyleſius und andere ſuppliren können.

Wir fügen hier eine Bemerkung bei, jedoch mit Vorsicht, weil sie uns leicht zu weit führen könnte. In unserem kleinen Aufsatz über die Farbenbenennungen der Griechen und Römer S. 35 haben wir auf die Beweglichkeit der Farbenbenennungen bei den Alten aufmerksam gemacht; doch ist nicht zu vergessen, wie viele derselben bei ihrem Ursprunge sogleich fixirt worden: denn gerade durch diesen Widerstreit des Fixen und Beweglichen wird die Anwendung der Farbenbenennungen bis auf den heutigen Tag noch immer schwierig.

So einfach auch die Farben in ihrer ersten elementaren Erscheinung seyn mögen, so werden sie doch unendlich mannichfaltig, wenn sie aus ihrem reinen und gleichsam abstracten Zustande sich in der Wirklichkeit manifestiren, besonders an Körpern, wo sie tausend Zufälligkeiten ausgesetzt sind. Dadurch entspringt eine Individualisirung bis ins Gränzenlose, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zusammengenommen nicht nachreichen.

Nun sind aber die meisten Farbenbenennungen davon ausgegangen, daß man einen individuellen Fall als ein Beispiel ergriffen, um nach ihm und an ihm andere ähnliche zu bezeichnen. Wenn uns nun das Alterthum dergleichen Worte schon genugsam überliefert, so ist in der Folge der Zeit, durch eine ausgebreitetere Kenntniß der Welt, natürlicher Körper, ja so vieler Kunstproducte bei jeder Nation ein neuer Zuwachs von Terminologie entstanden, die immer aufs neue wieder auf bekannte und unbekannte Gegenstände angewendet, neue Bedenklichkeiten, neue Zweifel und Irrungen hervorbringt; wobei denn doch zuletzt nichts weiter übrig bleibt, als den Gegenstand, von dem die Rede ist, recht genau zu kennen und ihn wo möglich in der Einbildungskraft zu behalten.

Zwischenbetrachtung.

Da wir durch erstgedachte drei Männer in das Alterthum wieder zurückgeführt worden, so erinnern wir uns billig dessen, was früher, die naturwissenschaftlichen Einsichten der Alten betreffend, bemerkt ward. Sie wurden nämlich als tüchtige Menschen von den Naturbegebenheiten aufgeregt und betrachteten mit Verwunderung die verwickelten Phänomene,

die uns täglich und ſtündlich umgeben, und wodurch die Natur ihnen eher verſchleiert als aufgedeckt ward.

Wenn wir oben dem glücklichen theoretiſchen Bemühen mancher Männer volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß man ihren Theorien meiſtens einen empiriſchen Urſprung nur allzu ſehr anſieht. Denn was war ihre Theilung natürlicher Uranfänge in vier Elemente anders, als eine nothdürftige Topik, nach welcher ſich die erſcheinenden Erſcheinungen allenfalls ordnen und mit einiger Methode vortragen ließen? Die faßliche Zahl, die in ihr enthaltene doppelte Symmetrie und die daraus entſpringende Bequemlichkeit machte eine ſolche Lehre zur Fortpflanzung geſchickt, und obgleich aufmerkſamere Beobachter mancherlei Zweifel erregen, manche Frage aufwerfen mochten, ſo blieb doch Schule und Menge dieſer Vorſtellungs- und Eintheilungsart geneigt.

In der neuern Zeit brachte die Chemie eine Hauptveränderung hervor; ſie zerlegte die natürlichen Körper und ſetzte daraus künſtliche auf mancherlei Weiſe wieder zuſammen; ſie zerſtörte eine wirkliche Welt, um eine neue, bisher unbekannte, kaum möglich geſchienene, nicht geahnte wieder hervor zu bauen. Nun ward man genöthigt über die wahrſcheinlichen Anfänge der Dinge und über das daraus Entſprungene immer mehr nachzudenken, ſo daß man ſich bis an unſere Zeit zu immer neuen und höheren Vorſtellungsarten heraufgehoben ſah, und das um ſo mehr, als der Chemiker mit dem Phyſiker einen unauflöslichen Bund ſchloß, um dasjenige, was bisher als einfach erſchienen war, wo nicht in Theile zu zerlegen, doch wenigſtens in den mannichfaltigſten Bezug zu ſetzen, und ihm eine bewundernswürdige Vielſeitigkeit abzugewinnen. In dieſer Rückſicht haben wir zu unſern Zwecken gegenwärtig nur eines einzigen Mannes zu gedenken.

Paracelſus,

geb. 1493. geſt. 1541.

Man iſt gegen den Geiſt und die Talente dieſes außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer frühern gerecht; daher man uns eine Schilderung derſelben gerne erlaſſen wird. Uns iſt er deßhalb merkwürdig, weil er den Reihen derjenigen anführt, welche auf

den Grund der chemiſchen Farbenerſcheinung und Veränderung zu dringen ſuchen.

Paracelſus ließ zwar noch vier Elemente gelten, jedes war aber wieder aus dreien zuſammengeſetzt, aus Sal, Sulphur und Mercurius, wodurch ſie denn ſämmtlich, ungeachtet ihrer Verſchiedenheit und Unähnlichkeit, wieder in einen gewiſſen Zug unter einander kamen.

Mit dieſen drei Uranfängen ſcheint er dasjenige ausdrücken zu wollen, was man in der Folge alkaliſche Grundlagen, ſäuernde Wirkſamkeiten und begeiſtende Vereinigungsmittel genannt hat. Den Urſprung der Farben ſchreibt Paracelſus dem Schwefel zu, wahrſcheinlich daher, weil ihm die Wirkung der Säuren auf Farbe und Farbenerſcheinung am bedeutendſten auffiel, und im gemeinen Schwefel ſich die Säure im hohen Grade manifeſtirt. Hat ſodann jedes Element ſeinen Antheil an dem höher verſtandenen myſtiſchen Schwefel, ſo läßt ſich auch wohl ableiten, wie in den verſchiedenſten Fällen Farben entſtehen können.

So viel für dießmal; in der Folge werden wir ſehen, wie ſeine Schüler und Nachkommen dieſe Lehre erweitert und ihr durch mancherlei Deutungen zu helfen geſucht.

Alchymiſten.

Auf eben dieſem Wege gingen die Alchymiſten fort, und mußten, weil darunter wenig originelle Geiſter, hingegen viele Nachahmer ſich befanden, immer tiefer zur Geheimnißkrämerei ihre Zuflucht nehmen, deren Dunkelheiten aus dem vorigen Jahrhundert herübergekommen waren. Daher die Monotonie aller dieſer Schriften.

Betrachtet man die Alchymie überhaupt, ſo findet man an ihr dieſelbe Entſtehung, die wir oben bei anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es iſt der Mißbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen zur Wirklichkeit, eine falſche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zuſagen, wodurch unſern liebſten Hoffnungen und Wünſchen geſchmeichelt wird.

Hat man jene drei erhabenen, unter einander im innigſten Bezug ſtehenden Ideen, Gott, Tugend und Unſterblichkeit, die höchſten Forderungen der Vernunft genannt, ſo giebt es offenbar drei ihnen

Alles was wir Erfinden, Entdecken im höhern Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es ist eine aus dem Innern am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Syntheſe von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseyns die seligste Versicherung giebt.

Der Mensch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sey; er würde sonst nicht forschen.

Begreiflich ist jedes Besondere das sich auf irgend eine Weise anwenden läßt. Auf diese Weise kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es giebt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Diese Steigerung des geistigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigsten sind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen; ihre Versuche sind kleinlich und complicirt, ihre Hypotheſen abstrus und wunderlich.

Es giebt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

Um zu begreifen daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

---

entſprechende Forderungen der höhern Sinnlichkeit, Gold, Geſundheit und langes Leben. Gold iſt ſo unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Geſundheit und Tauglichkeit fallen zuſammen. Wir wünſchen einen geſunden Geiſt in einem geſunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unſterblichkeit. Wenn es nun edel iſt, jene drei hohen Ideen in ſich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren, ſo wäre es doch auch gar zu wünſchenswerth, ſich ihrer irdiſchen Repräſentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja dieſe Wünſche müſſen leidenſchaftlich in der menſchlichen Natur gleichſam wüthen, und können nur durch die höchſte Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf ſolche Weiſe wünſchen, halten wir gern für möglich; wir ſuchen es auf alle Weiſe, und derjenige, der es uns zu liefern verſpricht, wird unbedingt begünſtigt.

Daß ſich hierbei die Einbildungskraft ſogleich thätig erzeige, läßt ſich erwarten. Jene drei oberſten Erforderniſſe zur höchſten irdiſchen Glückſeligkeit ſcheinen ſo nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet ſie auch durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu ſehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetiſchen Theil der Alchymie, wie wir ihn wohl nennen dürfen, mit freiem Geiſte behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entſpringendes, auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Mährchen.

Etwas Materielles muß es ſeyn, aber die erſte allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie dieſe zu finden, wie ſie zu bearbeiten, dieſes iſt die ewige Ausführung alchymiſcher Schriften, die mit einem unerträglichen Einerlei, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnſinn als zur Andacht hindrängen.

Eine Materie ſoll es ſeyn, ein Unorganiſirtes, das durch eine der organiſchen ähnliche Behandlung veredelt wird. Hier iſt ein Ei, ein Sperma, Mann und Weib, vierzig Wochen, und ſo entſpringt zugleich der Stein der Weiſen, das Univerſal-Recipe und der allezeit fertige Caſſier.

Die Farbenerſcheinungen, welche dieſe Operationen begleiten, und die uns eigentlich hier am meiſten intereſſiren müſſen, geben zu keiner bedeutenden Bemerkung Anlaß. Das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Bunte, das bei chymiſchen Verſuchen vorkommt, ſcheint vorzüglich die Aufmerkſamkeit gefeſſelt zu haben.

Sie legten jedoch in alle dieſe Beobachtungen keine Folge, und die

Lehre der chemischen Farben erhielt durch sie keine Erweiterung, wie doch hätte geschehen können und sollen. Denn da ihre Operationen sämmtlich auf Uebergänge, Metaschematismen und Verwandlungen hindeuteten, und man dabei eine jede, auch die geringste Veränderung des bearbeiteten Körpers zu beachten Ursache hatte, so wäre z. B. jene höchst bedeutende Wirkung der Farbennatur, die Steigerung, am ersten zu bemerken, und, wenn auch nur irrig, als Hoffnungsgrund der geheimnißvollen Arbeit anzusehen gewesen. Wir erinnern uns jedoch nicht etwas darauf Bezügliches gefunden zu haben.

Uebrigens mag ein Musterstück, wie sie ihr Geschäft überhaupt, besonders aber die Farbenerscheinung behandelt, in der Uebersetzung hier Platz finden.

Calid, ein fabelhafter König von Aegypten, unterhält sich mit einem palästinischen Einsiedler Morienus, um über das große Werk des wunderbaren Steins belehrt zu werden.

Der König. Von der Natur und dem Wesen jenes großen Werkes hast du mir genug eröffnet; nun würdige mich auch mir dessen Farbe zu offenbaren. Dabei möchte ich aber weder Allegorie noch Gleichnisse hören.

Morienus. Es war die Art der Weisen, daß sie ihr Assos von dem Stein und mit dem Stein immer verfertigten. Dieses aber geschah, ehe sie damit etwas anderes färbten. Assos ist ein arabischer Ausdruck, und könnte lateinisch Alaun verdollmetscht werden. O guter König, Dir sey genug, was ich hier vorbringe. Laß uns zu älteren Zeugnissen zurückkehren, und verlangst Du ein Beispiel, so nimm die Worte Tatin, des Philosophen, wohl auf: denn er sagt: Unser Laton, ob er gleich zuerst roth ist, so ist er doch unnütz; wird er aber nach der Röthe ins Weiße verwandelt, so hat er großen Werth. Deßwegen spricht Tatin zum Euthices: O Euthices, dieses wird alles fest und wahrhaft bleiben; denn so haben die Weisen davon gesprochen: Die Schwärze haben wir weggenommen, und nun mit dem Salz Anatron, d. i. Salpeter, und Almizadir, dessen Eigenschaft kalt und trocken ist, halten wir die Weiße fest. Deßwegen geben wir ihm den Namen Borreza, welches Arabisch Tinkar heißt. Das Wort aber Tatin's, des Philosophen, wird durch Hermes Wort bestätigt. Hermes aber sagt: Zuerst ist die Schwärze, nachher mit dem Salz Anatron folgt die Weiße. Zuerst war es roth, und zuletzt weiß, und so wird alle Schwärze weggenommen, und sodann in ein helles

leuchtendes Roth verwandelt. Maria ſagt gleichfalls: Wenn Laton mit Alzebric, d. i. mit Schwefel, verbrennt, und das Weichliche drauf gegoſſen wird, ſo daß deſſen Hitze aufgehoben werde, dann wird die Dunkelheit und Schwärze davon weggenommen, und derſelbe in das reinſte Gold verwandelt. Nicht weniger ſagt Datin der Philoſoph: Wenn du aber Laton mit Schwefel verbrennſt, und das Weichliche wiederholt auf ihn gießeſt, ſo wird ſeine Natur aus dem Guten ins Beſſere mit Hülfe Gottes gewendet. Auch ein anderer ſagt: Wenn der reine Laton ſo lange gekocht wird, bis er wie Fiſchaugen glänzt, ſo iſt ſeine Nützlichkeit zu erwarten. Dann ſollſt du wiſſen, daß er zu ſeiner Natur und zu ſeiner Farbe zurückkehrt. Ein anderer ſagt gleichfalls: Je mehr etwas gewaſchen wird, deſto klarer und beſſer erſcheint es. Wird er nicht abgewaſchen, ſo wird er nicht erſcheinen, noch zu ſeiner Farbe zurückkehren. Deßgleichen ſagt Maria: Nichts iſt, was vom Laton die Dunkelheit, noch die Farbe wegnehmen könne, aber Azoc iſt gleichſam ſeine Decke, nämlich zuerſt, wenn er gekocht wird; — denn er färbt ihn und macht ihn weiß — dann aber beherrſcht Laton den Azoc, macht ihn zu Wein, d. i. roth.

Wie ſehr der König Calid durch dieſe Unterhaltung ſich erbaut und aufgeklärt gefunden habe, überlaſſen wir unſeren Leſern ſelbſt zu beurtheilen.

Zwiſchenbetrachtung.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Punkte, wo die Scheidung der ältern und neuern Zeit immer bedeutender wird. Ein gewiſſer Bezug aufs Alterthum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menſchen, die ſich auf ihre eigenen Kräfte verlaſſen.

Man ſagt von dem menſchlichen Herzen, es ſey ein trotzig und verzagtes Weſen; von dem menſchlichen Geiſte darf man wohl ähnliches prädiciren. Er iſt ungeduldig und anmaßlich, und zugleich unſicher und zaghaft. Er ſtrebt nach Erfahrung, und in ihr nach einer erweiterten reinern Thätigkeit, und dann bebt er wieder davor zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorſchreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt ſey, daß er verlieren müſſe, indem er gewinnt: denn ans Wahre wie ans Falſche ſind nothwendige Bedingungen des Daſeyns gebunden.

Daher wehrt man sich im Wissenschaftlichen so lange, als nur möglich, für das Hergebrachte, und es entstehen heftige, langwierige Streitigkeiten, theoretische sowohl als praktische Retardationen. Hiervon geben uns das fünfzehnte und sechzehnte Jahrhundert die lebhaftesten Beispiele. Die Welt ist kaum durch Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt, so muß sie sich schon in sich selbst als rund abschließen. Kaum deutet die Magnetnadel nach entschiedenen Weltgegenden, so beobachtet man, daß sie sich eben so entschieden zur Erde nieder neigt.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver ist kaum erfunden, so verliert sich die persönliche Tapferkeit aus der Welt, oder nimmt wenigstens eine andere Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf seine Faust und Gott löst sich auf in die blindeste Ergebenheit unter ein unausweichlich bestimmendes, unwiderruflich gebietendes Schicksal. Kaum wird durch Buchdruckerei Cultur allgemeiner verbreitet, so macht sich schon die Censur nöthig, um dasjenige einzuengen, was bisher in einem natürlich beschränkten Kreise frei gewesen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Ueberzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menschlichen Geist hervorgebracht haben, als die Lehre des Copernicus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in sich selbst abgeschlossen, so sollte sie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht thun der Mittelpunkt des Weltalls zu seyn. Vielleicht ist noch nie eine größere Forderung an die Menschheit geschehen: denn was ging nicht alles durch diese Anerkennung in Dunst und Rauch auf: ein zweites Paradies, eine Welt der Unschuld, Dichtkunst und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetisch-religiösen Glaubens! Kein Wunder, daß man dieß alles nicht wollte fahren lassen, daß man sich auf alle Weise einer solchen Lehre entgegensetzte, die denjenigen, der sie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahnten Denkfreiheit und Großheit der Gesinnungen berechtigte und aufforderte.

Wir fügen noch zwei Bemerkungen hinzu, die uns in der Geschichte der Wissenschaften überhaupt und der Farbenlehre besonders leitend und nützlich seyn können.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehnt werden tüchtige

Entdeckungen gemacht, geſchehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menſchen auf, welche neue Anſichten verbreiten. Weil aber ſolche Ereigniſſe ſich gewöhnlich nur auf partielle Gegenſtände beziehen, ſo wird die ganze Maſſe der Menſchen und ihre Aufmerkſamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausſchließliche Beſchäftigungen ziehen ein ſolches Zeitalter von allem übrigen ab, ſo daß man weder an das Wichtige denkt, was ſchon da geweſen, noch an das was noch zu thun ſey, bis denn endlich das begünſtigte Particulare, genugſam durchgearbeitet, in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt, und nunmehr ſtill fortwirkt, ohne ein beſonderes lebhaftes Intereſſe weiter zu erregen.

Alles iſt in der Natur aufs innigſte verknüpft und verbunden, und ſelbſt was in der Natur getrennt iſt, mag der Menſch gerne zuſammenbringen und zuſammenhalten. Daher kommt es, daß gewiſſe einzelne Naturerſcheinungen ſchwer vom übrigen abzulöſen ſind, und nicht leicht durch Vorſatz didaktiſch abgelöst werden.

Mit der Farbenlehre war dieſes beſonders der Fall. Die Farbe iſt eine Zugabe zu allen Erſcheinungen, und obgleich immer eine weſentliche, doch oft ſcheinbar eine zufällige. Deßhalb konnte es kaum jemand beigehen ſie an und für ſich zu betrachten und beſonders zu behandeln. Auch geſchieht dieſes von uns beinahe zum erſtenmal, indem alle frühern Bearbeitungen nur gelegentlich geſchahen, und von der Seite des Brauchbaren oder Widerwärtigen, des einzelnen oder eminenten Vorkommens oder ſonſt eingeleitet werden.

Dieſe beiden Umſtände werden wir alſo nicht aus dem Auge verlieren, und bei den verſchiedenen Epochen anzeigen, womit die Naturforſcher beſonders beſchäftigt geweſen, wie auch bei welchem eigenen Anlaß die Farbe wieder zur Sprache kommt.

Bernardinus Teleſius,

geb. 1508, geſt. 1588.

Durch die Buchdruckerei wurden mehrere Schriften der Alten verbreitet. Ariſtoteles und Plato feſſelten nicht allein die Aufmerkſamkeit;

auch andere Meinungen und theoretische Gesinnungen wurden bekannt, und ein guter Kopf konnte sich die eine oder die andere zur Nachfolge wählen, je nachdem sie ihm seiner Denkweise gemäß schien. Dennoch hatte Autorität im allgemeinen so großes Gewicht, daß man kaum etwas zu behaupten unternahm, was nicht früher von einem Alten schon geäußert worden; wobei man jedoch zu bemerken nicht unterlassen kann, daß sie den abgeschlossenen Kreis menschlicher Vorstellungsarten völlig, wenn gleich oft nur flüchtig und genialisch, durchlaufen hatten, so daß der Neuere, indem er sie näher kennen lernt, seine geglaubte Originalität oft beschämt sieht.

Daß die Elemente, wonach Aristoteles und die Seinigen die Anfänge der Dinge darstellen und eintheilen wollen, empirischen, und wenn man will, poetischen Ursprungs seyen, war einem frei aufblickenden Geiste nicht schwer zu entdecken. Telesius fühlte, daß man, um zu Anfängen zu gelangen, ins Einfachere gehen müsse. Er setzt daher die Materie voraus und stellt sie unter den Einfluß von zwei empfindbaren, aber ungreiflichen Principien, der Wärme und der Kälte. Was er hierbei früheren Ueberlieferungen schuldig, lassen wir unausgemacht.

Genug, er faßte jene geheimnißvolle Systole und Diastole, aus der sich alle Erscheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empirischen Form auf, die aber doch, weil sie sehr allgemein ist, und die Begriffe von Ausdehnung und Zusammenziehung, von Solidescenz und Liquescenz hinter sich hat, sehr fruchtbar ist, und eine höchst mannichfaltige Anwendung leidet.

Wie Bernardinus dieses geleistet und wie er denn doch zuletzt empfunden, daß sich nicht alle Erscheinungen unter seiner Formel aussprechen lassen, ob sie gleich überall hindeutet, davon belehrt uns die Geschichte der Philosophie eines weitern. Was aber für uns höchst merkwürdig ist, er hat ein Büchelchen de colorum generatione geschrieben, das 1570 zu Neapel in Quart herauskam. Wir haben es leider nie zu sehen Gelegenheit gehabt und wissen nur so viel, daß er die Farben gleichfalls sämmtlich aus den Principien der Wärme und Kälte ableitet. Da auch unsere Ableitung derselben auf einem Gegensatz beruht, so würde es interessant seyn zu sehen, wie er sich benommen und inwiefern sich schon eine Annäherung an das was wir für wahr halten, bei ihm zeige. Wir wünschen dieses um so mehr zu erfahren, als im achtzehnten

Jahrhundert Westfeld mit dem Gedanken hervortritt, daß die Farbe, wenn sie auch nicht der Wärme zuzuschreiben sey, doch wenigstens mit derselben und ihren Modificationen in genauer Verwandtschaft stehe.

Hieronymus Cardanus,

geb. 1501, gest. 1576.

Cardanus gehört unter diejenigen Menschen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die sie sich nicht leicht im Urtheil vereinigt. Bei großen angeborenen Vorzügen konnte er sich doch nicht zu einer gleichmäßigen Bildung erheben; es blieb immer etwas Wildes und Verworrenes in seinen Studien, seinem Charakter und ganzen Wesen zurück. Man mag übrigens an ihm noch so vieles Tadelnswerthe finden, so muß er doch des großen Lobes theilhaft werden, daß es ihm sowohl um die äußern Dinge als um sich selbst Ernst, und zwar recht bitterer Ernst gewesen, weßhalb denn auch seine Behandlung sowohl der Gegenstände als des Lebens bis an sein Ende leidenschaftlich und heftig war. Er kannte sein eigenes Naturell bis auf einen gewissen Grad, doch konnte er bis ins höchste Alter nicht darüber Herr werden. Gar oft haben wir bei ihm, seiner Umgebung und seinem Bestreben an Cellini denken müssen, um so mehr, als beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Confessionen beider, wie man sie wohl nennen kann, treffen darin zusammen, daß die Verfasser, obschon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern sprechen, und in ihre Reue sich immer eine Art von Selbstgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmischt. Erinnern wir uns hierbei noch eines jüngern Zeitgenossen, des Michel Montaigne, der mit einer unschätzbar heitern Wendung seine persönlichen Eigenheiten so wie die Wunderlichkeiten der Menschen überhaupt zum Besten giebt, so findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtstuhl als Geheimniß dem Priester ängstlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der sogenannten Confessionen aller Zeiten würde in diesem Sinne gewiß schöne Resultate geben, so scheinen uns die Bekenntnisse, deren wir erwähnten, gewissermaßen auf den Protestantismus hinzudeuten.

Wie Cardanus die Farben behandelt, ist nicht ohne Originalität. Man sieht, er beobachtete sie und die Bedingungen unter welchen sie entspringen. Doch that er es nur im Vorübergehen, ohne sich ein eigenes Geschäft daraus zu machen, deßhalb er auch allzu wenig leistet und Jedem Gelegenheit giebt sich über Flüchtigkeit und Uebereilung zu beklagen.

Erst führt er die Namen der vornehmsten und gewöhnlichsten Farben auf und erklärt ihre Bedeutung; dann wendet er sich gegen das Theoretische, wobei man zwar eine gute Intention sieht, ohne daß jedoch die Behandlung zulänglich wäre und dem Gegenstand genugthäte. Bei Erörterung der Frage auf wie mancherlei Arten die Farben entspringen, gelangt er zu keiner glücklichen Eintheilung. So hilft er sich auch an einigen bedeutenden Punkten, die er gewahr wird, mehr vorbei als drüber hinaus, und weil seine ersten Bestimmungen nicht umfassend sind, so wird er genöthigt Ausnahmen zu machen, so das Gesagte wieder zurückzunehmen.

Es wäre leicht die wenigen Spalten zu übersetzen, die Cardanus dieser Materie widmet, aber schwer ihre Mängel kürzlich anzudeuten, und zu weitläufig das Fehlende zu suppliren. Eigentlich Falsches findet sich nichts darin; inwiefern er das Rechte geahnt, werden diejenigen, welche unsern Entwurf der Farbenlehre wohl inne haben, künftig, wenn es sie interessirt, ohne große Mühe entwickeln.

Schließlich haben wir zu bemerken, daß bei Cardanus eine nawere Art die Wissenschaften zu behandeln hervortritt. Er betrachtet sie überall in Verbindung mit sich selbst, seiner Persönlichkeit, seinem Lebensgange, und so spricht aus seinen Werken eine Natürlichkeit und Lebendigkeit, die uns anzieht, anregt, erfrischt und in Thätigkeit setzt. Es ist nicht der Doctor im langen Kleide, der uns vom Katheder herab belehrt; es ist der Mensch, der umherwandelt, aufmerkt, erstaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird und uns davon eine leidenschaftliche Mittheilung aufdringt. Nennt man ihn vorzüglich unter den Erneuerern der Wissenschaften, so hat ihm dieser sein angedeuteter Charakter so sehr als seine Bemühungen zu dieser Ehrenstelle verholfen.

Johann Baptiſt della Porta,

geb. 1546, geſt. 1615.

Wenn gleich Porta für unſer Fach wenig geleiſtet, ſo können wir ihn doch, wenn wir im Zuſammenhange der Naturwiſſenſchaften einigermaßen bleiben wollen, nicht übergehen. Wir haben vielmehr Urſache uns länger bei ihm aufzuhalten, weil er uns Gelegenheit giebt einiges, was wir ſchon berührt, umſtändlicher auszuführen.

Er iſt hauptſächlich bekannt durch ſein Buch von der natürlichen Magie. Der Urſprung dieſer Art von halbgeheimer Wiſſenſchaft liegt in den älteſten Zeiten. Ein ſolches Wiſſen, eine ſolche Kunſt war dem Aberglauben, von dem wir ſchon früher gehandelt, unentbehrlich. Es giebt ſo manches Wünſchenswerthe, Möglichſcheinende; durch eine kleine Verwechſelung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt ſich äußert, begränzt, und alle Specificationen hartnäckig und zäh ſind, ſo läßt ſich doch die Gränze keiner Thätigkeit genau beſtimmen, und die Specificationen finden wir auch biegſam und wandelbar.

Die natürliche Magie beſitzt mit demjenigen, was wir für thätig erkennen, weiter als billig iſt zu wirken, und mit dem was ſpecificirt vor uns liegt, mehr als thunlich iſt zu ſchalten. Und warum ſollten wir nicht hoffen, daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne? Metaſchematiſmen und Metamorphoſen gehen vor unſern Augen vor, ohne daß ſie von uns begriffen werden; mehrere und andere laſſen ſich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es giebt ſo viele Bezüge der ſpecificirten Weſen unter einander, die wahrhaft und doch wunderbar genug ſind, wie z. B. der Metalle beim Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der ſpecificirten organiſchen Weſen, ſo ſind dieſe von unendlicher Mannichfaltigkeit und oft erſtaunenswürdig ſeltſam. Man erinnere ſich, im gröbern Sinne, an Ausdünſtungen, Geruch im zartern, an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünſche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforſchliche Sympathien, Antipathien, Idioſynkraſien überkreuzen ſich nicht! Wie manches wird Jahre lang als ein wunderſamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeiner durchgehendes Naturgeſetz erſcheint!

Schon lange war es den Besitzern alter Schlösser verdrießlich, daß die bleiernen und kupfernen Dachrinnen da wo sie auf den eisernen Haken auflagen, vom Rost früher aufgezehrt wurden als an allen andern Stellen: jetzt wissen wir die Ursache, und wie auf eine ganz natürliche Weise zu helfen ist. Hätte früher jemand bemerkt, daß ein zwischengeschobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe, so hätte er vielleicht diesem besondern Holze die Wirkung zugeschrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortschreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem sie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerksam machen; wenn erhöhte Kunst, verfeinerte Künstlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taschenspieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unsern Augen zu Schanden macht: werden wir dadurch nicht immerfort schwebend erhalten, so daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müssen, als Zweifelsucht, Unglaube und starres hochmüthiges Ablängnen?

Die Anlässe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beschränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahnungsvermögen, je froher das poetische Talent, desto mehr Elemente entspringen dem Menschen, jene wunderbare, unzusammenhängende, nur durch ein geistiges Band zu verknüpfende Kunst wünschenswerth zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie, insofern sie sich absondern läßt, so finden wir, daß schon die Alten viele solche einzelne Bemerkungen und Receyte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm sie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albertus Magnus, besonders seine Schule, sodann die Alchymisten wirkten immer weiter fort. Roger Bacon — zu seinen Ehren sey es gesagt! — ist bei allem Wunderbaren, womit er sich beschäftigt, bei allem Seltsamen, das er verspricht, fast gänzlich frei von Aberglauben; denn sein Vorahnen zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem sichern Fundament, so wie sein köstliches Büchelchen de mirabili potestate artis et naturae gegen das Wüste, Absurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet ist, nicht mit jener negirenden, erkältenden Manier der Neuern, sondern mit einem Glauben erregenden heitern Hinweisen auf ächte Kunst und Naturkraft.

Das Allgemeine und Beſondere fallen zuſammen, das Beſondere iſt das Allgemeine, unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinend.

Man braucht nicht alles ſelbſt geſehen noch erlebt zu haben; willſt du aber dem andern und ſeinen Darſtellungen vertrauen, ſo denke, daß du es nun mit dreien zu thun haſt: mit dem Gegenſtand und zwei Subjecten.

Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich ins Allgemeine zu ergehen, im Beſondern zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpecificiren, und wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich darthun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolidesciren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich auszudehnen und ſich zuſammenzuziehen. Weil nun alle dieſe Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, ſo kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entſtehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, alles wirkt durch einander, in gleichem Sinn und gleicher Maaße; deßwegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſeyn ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch daß die Menſchen im Betrachten des ungeheuren Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß ſich darſtellen: Phyſik von Mathematik. Jene muß in einer entſchiedenen Unabhängigkeit beſtehen, und mit allen liebenden verehrenden frommen Kräften in die Natur

So hatte sich manches bis zu Porta's Zeiten fortgepflanzt; doch lagen die Kenntnisse zerstreut: sie waren mehr im Gedächtnisse bewahrt als geschrieben, und selbst dauerte es eine Zeit lang, bis die Buchdruckerkunst durch alle Fächer des Wissens durch wirkte, und das Wissenswerthe durchaus zur Sprache förderte.

Porta giebt sein Buch de magia naturali im Jahre 1560 heraus, eben als er das fünfzehnte seines Alters erreicht hatte. Dieses Büchelchen mit beständiger Rücksicht auf jene Zeit und auf einen so jugendlichen Verfasser zu lesen, ist höchst interessant. Man sieht dessen Bildung in der Platonischen Schule, heitere, mannichfaltige Kenntnisse, doch die entschiedene Neigung zum Wahn, zum Seltsamen und Unerreichbaren.

Er wendet nun sein übriges Leben an, diese Bemühungen fortzusetzen. Er versäumt nicht zu studiren, Versuche anzustellen, Reisen zu machen: einer gelehrten Gesellschaft, die er in Neapel in seinem Hause errichtet, verdankt er Beihülfe und Mitwirkung. Besonders hat er sich auch der Gunst des Cardinals von Este zu rühmen.

Nach fünfunddreißig Jahren giebt er das Buch zum zweitenmal heraus, da uns denn die Vergleichung beider Ausgaben einen schönen Blick verschafft, wie in dieser Zeit das Jahrhundert und er selbst zugenommen.

Zwar von den abenteuerlichen Forderungen, Vorschlägen und Recepten ist noch immer mehr oder weniger die Rede; doch sieht man hie und da, wo das gar zu Abgeschmackte überliefert wird, den klugen Mann, der sich eine Hinterthüre offen läßt.

Was die Farben betrifft, so werden sie nur beiläufig angeführt, wenn verschieden gefärbte Blumen hervorgebracht, falsche Edelsteine verfertigt und die Tugenden natürlicher Edelsteine gerühmt werden sollen.

Uebrigens bemerkt man wohl, daß in diesen fünfunddreißig Jahren die chemischen Kenntnisse sehr gewachsen, und was die physischen betrifft, besonders die Eigenschaften des Magnets viel genauer bekannt geworden sind.

Ungern verlassen wir einen Mann, von dem noch vieles zu sagen wäre: denn eine genauere Beachtung dessen, womit er sich beschäftigt, würde der Geschichte der Wissenschaften höchst förderlich seyn. Will man ihn auch nicht für einen solchen Geist erkennen, der fähig gewesen wäre, die Wissenschaften in irgend einem Sinne zur Einheit heranzurufen, so muß man ihn doch als einen lebhaften, geistreichen Sammler gelten lassen.

Mit unermüdlicher unruhiger Thätigkeit durchforscht er das Feld der Erfahrung; seine Aufmerksamkeit reicht überall hin, seine Sammlerlust kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man seine sämmtlichen Schriften zusammen, das physiognomische Werk und die Verheimlichungskunst, und was sonst noch von ihm übrig ist, so würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abgespiegelt erblicken.

Bacon von Verulam,

geb. 1561, gest. 1626.

Von den Schriften eines bedeutenden Mannes geben wir gewöhnlich nur insofern Rechenschaft, als sie auf uns gewirkt, unsere Ausbildung entweder gefördert, oder auch sich derselben entgegengesetzt haben. Nach solchen an uns selbst gemachten Erfahrungen beurtheilen wir unsere Vorgänger, und aus diesem Gesichtspunkte möchte auch wohl dasjenige zu betrachten seyn, was wir, indem das sechzehnte Jahrhundert sich schließt, und das siebzehnte anfängt, über einen bewundernswürdigen Geist mitzutheilen uns erkühnen.

Was Bacon von Verulam uns hinterlassen, kann man in zwei Theile sondern. Der erste ist der historische, meistens mißbilligende, die bisherigen Mängel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger scheltende Theil; den zweiten würden wir den belehrenden nennen, den didaktisch dogmatischen, zu neuen Tagewerken aufrufenden, anfregenden, verheißenden Theil.

Beide Theile haben für uns etwas Erfreuliches und etwas Unerfreuliches, das wir folgendermaßen näher bezeichnen. Im historischen ist erfreulich die Einsicht in das, was schon da gewesen und vorgekommen, besonders aber die große Klarheit, womit die wissenschaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt sind; erfreulich das Erkennen jener Vorurtheile, welche die Menschen im Einzelnen und im Ganzen abhalten vorwärts zu schreiten; höchst unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienste der Vorgänger, gegen die Würde des Alterthums: denn wie kann man mit Gelassenheit anhören, wenn er die Werke des Aristoteles und Plato leichten Tafeln vergleicht, die eben, weil sie aus keiner tüchtigen gehaltvollen Masse beständen, auf der Zeitfluth gar wohl zu

uns herübergeschwemmt werden können? Im zweiten Theil sind unerfreulich seine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen, seine Methode, die nicht constructiv ist, sich nicht in sich selbst abschließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweist, sondern zum Vereinzeln Anlaß giebt: höchst erfreulich hingegen ist sein Aufregen, Aufmuntern und Verheißen.

Aus dem Erfreulichen ist sein Ruf entstanden: denn wer läßt sich nicht gern die Mängel vergangener Zeiten vorerzählen? Wer vertraut nicht auf sich selbst, wer hofft nicht auf die Nachwelt? Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einsichtsvolleren bemerkt, aber wie billig geschont und verziehen.

Aus dieser Betrachtung getrauen wir uns das Räthsel aufzulösen, daß Bacon so viel von sich reden machen konnte, ohne zu wirken, ja daß seine Wirkung mehr schädlich als nützlich gewesen. Denn da seine Methode, insofern man ihm eine zuschreiben kann, höchst peinlich ist, so entstand weder um ihn noch um seinen Nachlaß eine Schule; es mußten und konnten also wieder vorzügliche Menschen auftreten, die ihr Zeitalter zu consequenteren Naturansichten emporhoben, und alle Wissens- und Fassenslustigen um sich versammelten.

Da er übrigens die Menschen an die Erfahrung hinwies, so geriethen die sich selbst Ueberlassenen ins Weite, in eine gränzenlose Empirie; sie empfanden dabei eine solche Methodenscheu, daß sie Unordnung und Wust als das wahre Element ansahen, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne. Es sey uns erlaubt, nach unserer Art das Gesagte in einem Gleichniß zu wiederholen.

Bacon gleicht einem Manne, der die Unregelmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebäudes recht wohl einsieht, und solche den Bewohnern deutlich zu machen weiß. Er räth ihnen es zu verlassen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verschmähen, einen andern Bauplatz zu suchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er ist ein trefflicher Redner und Ueberreder; er rüttelt an einigen Mauern, sie fallen ein, und die Bewohner sind genöthigt theilweise auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an zu ebnen, und doch ist es überall zu enge. Er legt neue Risse vor: sie sind nicht deutlich, nicht einladend. Hauptsächlich aber spricht er von neuen unbekannten Materialien, und nun ist der Welt gedient. Die Menge zerstreut sich nach allen Himmelsgegenden und bringt unendlich Einzelnes zurück, indessen zu Hause neue

Plane, neue Thätigkeiten, Ansiedelungen die Bürger beschäftigen und die Aufmerksamkeit verschlingen.

Mit allem diesem und durch alles dieses bleiben die Baconischen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, besonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, sondern historisch auf uns wirken wird; welches nun bald möglich seyn sollte, da sich zwischen ihn und uns schon einige Jahrhunderte gestellt haben.

Daß diese gegen Ueberlieferung und Autorität anstürmenden Gesinnungen Bacons schon zu seiner Zeit Widerstand gefunden haben, läßt sich denken. Auch ist eine im Namen des Alterthums und der bisherigen Cultur eingelegte Protestation eines trefflichen gelehrten Mannes übrig geblieben, die wir sowohl wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Derbheit theilweise übersetzen und einschalten.

Der Ritter Bodley, der einen Theil seines Lebens an diplomatische Geschäfte gewendet hatte, sich sodann zurückzog, und indem er sich den Wissenschaften widmete, eine große Bibliothek zusammenbrachte, die noch jetzt zu Oxford aufbewahrt wird, war ein Freund Bacons und erhielt von diesem den Aufsatz cogitata et visa, der einem Gelehrten und Alterthumsforscher keineswegs erfreulich seyn konnte. Ein Brief Bodleys bei dieser Gelegenheit geschrieben, ist uns übrig, aus welchem folgende Stellen hier Platz finden mögen.

„Soll ich aufrichtig seyn, so muß ich offen bezeugen, daß ich unter diejenigen gehöre, welche unsere Künste und Wissenschaften für fester gegründet halten, als Du gern zugeben möchtest."

„Wenn wir uns Deinem Rathe folgsam bezeigen, uns die allgemeinen Begriffe, die dem Menschen eingeboren sind, ablegen, alles was wir geleistet, auslöschen, und im Handeln und Denken Kinder werden, damit wir ins Reich der Natur eingehen dürfen, wie wir unter gleichen Bedingungen, nach biblischer Vorschrift, ins Himmelreich gelangen sollen, so ist nach meiner Ueberzeugung nichts gewisser, als daß wir uns jählings

in eine Barbarei verlieren, aus der wir nach vielen Jahrhunderten, um nichts an theoretischen Hülfsmitteln reicher als jetzt, hervortauchen werden. Ja wohl würden wir eine zweite Kindheit antreten, wenn wir zur tabula rasa geworden, und nach ausgetilgter Spur früherer Grundsätze, die Anfänge einer neuen Welt wieder hervorzulocken unternähmen. Und wenn wir aus dem was geschieht, aus dem was uns die Sinne bringen, erst wieder so viel zusammen klauben sollten, als im Verstande zu einem allgemeinen Begriff hinreichend wäre, nach jenem Waitspruch, im Verstande sey nichts, was nicht vorher in den Sinnen gewesen, so ist mir wenigstens wahrscheinlich, daß wenn man, nach Umwälzung eines Platonischen Jahres, die Wissenschaft untersuchen wollte, sie weit geringer erfunden werden möchte, als sie gegenwärtig besteht."

„Wenn Du uns eine herrlichere Lehre versprichst, als sie jetzt unter uns blüht, die wir von Erfahrungen vernehmen sollen, indem wir die Verborgenheiten der Natur erforschen und eröffnen, um im Einzelnen recht gewiß zu werden, so will das weiter nichts heißen, als daß Du die Menschen dazu anreizest, wozu sie ihr innerer Trieb auch ohne äußere Anmahnung hinführt. Denn es ist natürlich, daß unzählige Menschen in allen Theilen der Welt sich befinden, welche den Weg, auf den Du deutest, betreten, und zwar mit lebhaftem und dringendem Fleiß: denn allen ist das Verlangen, zu wissen, eingeboren, so daß man ihren Eifer gar nicht anzufachen, noch zu reizen braucht; eben so wenig, als man nöthig hat, der Wassersucht nachzuhelfen, welche den Körper ohnehin übermäßig aufschwellt."

„Ich glaube nicht, daß sich derjenige betrügt, welcher überzeugt ist, daß alle Wissenschaften, wie sie jetzt öffentlich gelehrt werden, jederzeit vorhanden gewesen, nicht aber an allen Orten in gleichem Maß, noch an Einem Orte in gleicher Zahl, sondern nach dem Geiste der Zeit, auf mancherlei Weise verändert, bald belebt und blühend, bald unaufgeregt und auf eine finstere und rohe Weise mitgetheilt.

„Haben also durch alle Jahrhunderte in allen Künsten und Wissenschaften die Menschen sich fleißig bearbeitet und geübt, sind sie zu Erkenntnissen gelangt, eben so wie zu unserer Zeit, obgleich auf eine veränderliche

und schwankende Weise, wie es Zeit, Ort und Gelegenheit erlauben mochten, wie könnten wir nun Dir Beifall geben und unsere Wissenschaft verwerfen als zweifelhaft und ungewiß? Sollten wir unsere Axiomen, Maximen und allgemeinen Behauptungen abthun, die wir von unsern Vorfahren erhalten, und welche durch die scharfsinnigsten Menschen aller Zeiten sind gebilligt worden, und nun erst erwarten, daß eine Art und Weise erfunden werde, welche uns, die wir indeß wieder zu ABCschützen geworden, durch die Umwegskrümmungen der besondern Erfahrungen zur Erkenntniß gründlich aufgestellter allgemeiner Sätze hinführen, damit sodann wieder neue Grundfesten der Künste und Wissenschaften gelegt würden: was dürfte von allem diesem das Ende seyn, als daß wir, entblößt von den Kenntnissen, die wir besitzen, ermüdet durch die im Cirkel wiederkehrenden Arbeiten, dahin gelangen wo wir ausgegangen sind, glücklich genug, wenn wir nur in den vorigen Zustand wieder zurückversetzt werden. Mich däucht, so viele Bemühungen voriger Jahrhunderte könnten uns gleich jetzt eines Bessern überzeugen, und uns wohl getrost machen, als am Ziele stehend, endlich zu verharren.

„Doch man glaube nicht, daß ich stolz das verwerfe, was durch neue Erfindungen den Wissenschaften für eine Vermehrung zuwächst: denn jenes Bemühen ist edel und mit großem Lob zu erkennen; auch bringt es jedesmal Frucht und Nutzen in der Gegenwart. Niemals hat der Welt ein großer Haufe solcher Menschen gefehlt, welche sich bemühen Neues aufzufinden und auszudenken; aber unsere Begriffe und Grundsätze sind immer sowohl von solchen, als von den höchsten Gelehrten dankbar aufgenommen worden."

Nicht leicht können sich Meinungen so schnurstracks entgegenstehen, als hier die Baconische und Bodleyische, und wir möchten uns zu keiner von beiden ausschließlich bekennen. Führt uns jene in eine unabsehbare Weite, so will uns diese zu sehr beschränken: denn wie von der einen Seite die Erfahrung gränzenlos ist, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann, so sind es die Maximen auch, indem sie nicht erstarren, die Fähigkeit nicht verlieren müssen sich selbst auszudehnen, um mehreres zu umfassen, ja sich in einer höhern Ansicht aufzuzehren und zu verlieren.

Denn wahrscheinlich versteht hier Bodley nicht etwa die subjectiven

Axiome, welche durch eine fortschreitende Zeit weniger Beränderung erleiden, als solche, welche aus der Betrachtung der Natur entspringen und sich auf die Natur beziehen. Und da ist es denn nicht zu läugnen, daß dergleichen Grundsätze der ältern Schulen, besonders in Verbindung mit religiösen Ueberzeugungen, dem Fortschritte wahrer Naturansichten sehr unbequem im Wege standen. Auch ist es interessant zu bemerken, was eigentlich einem Manne wie Bacon, der selbst wohl unterrichtet, gelehrt und nach älterem Herkommen cultivirt war, besonders hinderlich geschienen, daß er sich gedrungen gefühlt auf eine so zerstörende Weise zu verfahren, und, wie man im Sprichwort sagt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Revolutionäre Gesinnungen werden bei einzelnen Menschen mehr durch einzelne Anlässe als durch allgemeine Zustände erzeugt, und so sind uns in Bacons Schriften einige solcher Axiome begegnet, die er mit besonderem Verdrusse immer wieder aufsucht und verfolgt; z. B. die Lehre von den Endursachen, die ihm höchlich zuwider ist.

In der Denkweise Bacons findet sich übrigens manches, was auf den Weltmann hindeutet. Eben diese Forderung einer gränzenlosen Erfahrung, das Verkennen, ja Verneinen gegenwärtiger Verdienste, das Dringen auf Werkthätigkeit hat er mit denjenigen gemein, die im Wirken auf eine große Masse und im Beherrschen und Benutzen ihrer Gegenwirkung das Leben zubringen.

Wenn Bacon ungerecht gegen die Vergangenheit war, so ließ ihm sein immer vorstrebender Geist auch eine ruhige Schätzung der Mitwelt nicht zu. Wir wollen hier nur Gilberts erwähnen, dessen Bemühungen um den Magneten dem Kanzler Bacon bekannt seyn konnten und waren: denn er erwähnt Gilberts selbst mit Lob in seinen Schriften. Aber wie wichtig die Gegenstände Magnetismus und Elektricität seyen, schien Bacon nicht zu fassen, dem in der Breite der Erscheinung alles gleich war. Denn ob er schon selbst immer darauf hindeutet, man solle die Particularien nur deßwegen sammeln, damit man aus ihnen wählen, sie ordnen und endlich zu Universalien gelangen könne, so behalten doch bei ihm die einzelnen Fälle zu viele Rechte, und ehe man durch Induction, selbst diejenige die er anpreist, zur Vereinfachung und zum Abschluß gelangen kann, geht das Leben weg, und die Kräfte verzehren sich. Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft tausende werth ist, und sie alle

in sich schließt, wer nicht das zu fassen und zu ehren im Stande ist, was wir Urphänomene genannt haben, der wird weder sich noch andern jemals etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können. Man sehe die Fragen an, die Bacen aufwirft, und die Vorschläge zu Untersuchungen im Einzelnen; man bedenke seinen Tractat von den Winden in diesem Sinne, und frage sich, ob man auf diesem Wege an irgend ein Ziel zu gelangen hoffen könne?

Auch halten wir es für einen großen Fehler Bacens, daß er die mechanischen Bemühungen der Handwerker und Fabrikanten zu sehr verachtete. Handwerker und Künstler, die einen beschränkten Kreis zeitlebens durcharbeiten, deren Existenz vom Gelingen irgend eines Versuches abhängt, solche werden weit eher vom Particularen zum Universalen gelangen, als der Philosoph auf Bacenischem Wege. Sie werden vom Pfuschen zum Versuchen, vom Versuch zur Vorschrift, und was noch mehr ist, zum gewissen Handgriff vorschreiten, und nicht allein reden, sondern thun und durch das Thun das Mögliche darstellen; ja sie werden es darstellen müssen, wenn sie es sogar läugnen sollten, wie der außerordentliche Fall sich bei Entdeckung der achromatischen Fernröhre gefunden hat.

Technischen und artistischen abgeschlossenen Thätigkeitskreisen sind die Wissenschaften mehr schuldig, als hervorgehoben wird, weil man auf jene treufleißigen Menschen oft nur als auf werkzeugliche Thäter hinabsieht. Hätte jemand zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich in die Werkstätten der Färber und Maler begeben und nur alles redlich und consequent aufgezeichnet, was er dort gefunden, so hätten wir einen weit vollständigern und methodischern Beitrag zu unserm gegenwärtigen Zweck, als er uns durch Beantwortung tausend Bacenischer Fragen nicht hätte werden können.

Damit man aber nicht denke, daß dieses nur ein frommer Wunsch oder eine Forderung ins Blaue sey, so wollen wir unseres Landsmannes Georg Agricola gedenken, der schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Absicht auf das Bergwesen dasjenige geleistet, was wir für unser Fach hätten wünschen mögen. Er hatte freilich das Glück, in ein abgeschlossenes, schon seit geraumer Zeit behandeltes, in sich höchst mannichfaltiges und doch immer auf Einen Zweck hingeleitetes Natur- und Kunstwesen einzutreten. Gebirge, aufgeschlossen durch Bergbau, bedeutende Naturproducte roh aufgesucht, gewältigt, behandelt,

bearbeitet, gesondert, gereinigt und menschlichen Zwecken unterworfen: dieses war es, was ihn als einen dritten — denn er lebte im Gebirg als Bergarzt — höchlich interessirte, indem er selbst eine tüchtige und wohl um sich her schauende Natur war, dabei Kenner des Alterthums, gebildet durch die alten Sprachen, sich bequem und anmuthig darin ausdrückend. So bewundern wir ihn noch jetzt in seinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Bergbaus, alter und neuer Erz- und Steinkunde umfassen und uns als ein köstliches Geschenk vorliegen. Er war 1494 geboren und starb 1555, lebte also in der höchsten und schönsten Zeit der neu hervorbrechenden, aber auch sogleich ihren höchsten Gipfel erreichenden Kunst und Literatur. Wir erinnern uns nicht, daß Bacon des Agricola gedenke, auch nicht, daß er das, was wir an diesem Manne so höchlich schätzen, an andern zu würdigen gewußt habe.

Ein Blick auf die Umstände, unter welchen beide Männer gelebt, giebt zu einer heitern Vergleichung Anlaß. Der mittelländische Deutsche findet sich eingeladen, in dem abgeschlossenen Kreise des Bergwesens zu verweilen, sich zu concentriren und ein beschränktes Ganzes wissenschaftlich auszubilden. Bacon, als ein meerumgebener Insulaner, Glied einer Nation, die sich mit der ganzen Welt im Rapport sah, wird durch die äußern Umstände bewegen, ins Breite und Unendliche zu gehen, und das unsicherste aller Naturphänomene, die Winde, als Hauptangenmerk zu fassen, weil Winde den Schifffahrern von so großer Bedeutung sind.

Daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unsern Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine solche Nothwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurtheilen läßt. Eben so ist es in den Wissenschaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhältnissen und Gegenständen, sondern auch die abwechselnden, vorschreitenden Gesinnungen und Meinungen verändern sehr vieles und sind werth von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Besonders würde sich's nöthig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in diesem Sinne zu controliren. Bei seinen großen

Verdienſten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten, beſonders den weniger ausgebildeten, gar mannichfaltiges Unrecht. Man kann es in dieſem Sinne wohl das ſelbſtkluge nennen, indem es ſich auf eine gewiſſe klare Verſtändigkeit ſehr viel einbildete, und alles nach einem einmal gegebenen Maßſtabe abzumeſſen ſich gewöhnte. Zweifelſucht und entſcheidendes Abſprechen wechſelten mit einander ab, um eine und dieſelbe Wirkung hervorzubringen: eine dünkelhafte Selbſtgenügſamkeit und ein Ablehnen alles deſſen, was ſich nicht ſogleich erreichen noch überſchauen ließ.

Wo findet ſich Ehrfurcht für hohe unerreichbare Forderungen? Wo das Gefühl für einen in unergründliche Tiefe ſich ſenkenden Ernſt? Wie ſelten iſt die Nachſicht gegen kühnes mißlungenes Beſtreben! Wie ſelten die Geduld gegen den langſam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzoſe, oder der trockene Deutſche mehr gefehlt, und inwiefern beide wechſelſeitig zu dieſem weitverbreiteten Tone beigetragen, iſt hier der Ort nicht zu unterſuchen. Man ſchlage diejenigen Werke, Hefte, Blätter nach, in welchen kürzere oder längere Notizen von dem Leben gelehrter Männer, ihrem Charakter und Schriften gegeben ſind; man durchſuche Dictionnaire, Bibliotheken, Nekrologen, und ſelten wird ſich finden, daß eine problematiſche Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargeſtellt worden. Man kommt zwar den wackeren Perſonen früherer Zeiten darin zu Hülfe, daß man ſie vom Verdacht der Zauberei zu befreien ſucht; aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man ſich auf eine andere Weiſe ihrer annähme und ſie aus den Händen ſolcher Exorciſten abermals befreite, welche, um die Geſpenſter zu vertreiben, ſich's zur heiligen Pflicht machen, den Geiſt ſelbſt zu verjagen.

Wir haben bei Gelegenheit, als von einigen verdienten Männern, Roger Bacon, Cardanus, Porta, als von Alchymie und Aberglauben die Rede war, auf unſere Ueberzeugungen hingedeutet, und dieß mit ſo mehr Zuverſicht, als das neunzehnte Jahrhundert auf dem Wege iſt gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu machen wenn es nur nicht in den entgegengeſetzten ſich zu verlieren das Schickſal hat.

Und ſollten wir nun nochmals einen Blick auf das ſechzehnte Jahrhundert zurückwerfen, ſo würden wir ſeine beiden Hälften von einander

und das heilige Leben derſelben einzudringen ſuchen, ganz unbekümmert was die Mathematik von ihrer Seite leiſtet und thut. Dieſe muß ſich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geiſtesgang gehen und ſich ſelber reiner ausbilden als es geſchehen kann, wenn ſie wie bisher ſich mit dem Vorhandenen abgiebt und dieſem etwas abzugewinnen oder anzupaſſen trachtet.

In der Naturforſchung bedarf es eines kategoriſchen Imperativs ſo gut als im Sittlichen; nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang iſt.

Das Höchſte wäre: zu begreifen, daß alles Factiſche ſchon Theorie iſt. Die Blaue des Himmels offenbart uns das Grundgeſetz der Chromatik. Man ſuche nur nichts hinter den Phänomenen; ſie ſelbſt ſind die Lehre.

In den Wiſſenſchaften iſt viel Gewiſſes, ſobald man ſich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich mich an den Gränzen der Menſchheit reſignire oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines bornirten Individuums.

Wenn man die Probleme des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen ſie den Fehler der Uebereilung, da ſie von den Phänomenen unmittelbar zur

deutlich unterſchieden finden. In der erſten zeigt ſich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewiſſenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernſt hervortritt. Sie ruht auf der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts: was in dieſer geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in ſeinem ganzen Werth, in ſeiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine ſolche Erſcheinung. Hier zeigt ſich zwar ein Conflict zwiſchen Autorität und Selbſtthätigkeit, aber noch mit einem gewiſſen Maße: beide ſind noch nicht von einander getrennt, beide wirken auf einander, tragen und erheben ſich.

In der zweiten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit ſchon viel ſtärker. Schon iſt es jedem beauem ſich an dem Entſtandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer ſtärker, und wie einmal in der Religion proteſtirt worden, ſo wird durchaus und auch in den Wiſſenſchaften proteſtirt, ſo daß Bacon von Verulam zuletzt wagen darf mit dem Schwamm über alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menſchheit verzeichnet worden war.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vierte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Wir haben den Bacon von Verulam am Ende des vorigen Jahrhunderts besprochen, dessen Leben noch in den vierten Theil des gegenwärtigen herüberdauert, und dessen eigentlich wissenschaftliche Bemühungen an das Ende seiner Laufbahn fallen. Doch hat sich der in seinen Schriften aufbewahrte, gegen die Autorität anstrebende, protestirende, revolutionäre Sinn im vorigen Jahrhundert bereits entwickelt, und zeigt sich nur bei Bacon, bezüglich auf Naturwissenschaften, in seiner höchsten Energie.

Wie nun eben diese Wissenschaften durch andere bedeutende Menschen nunmehr eine entgegengesetzte Richtung nehmen, ist die Aufgabe zu zeigen, wenn wir einiges uns bei dieser Gelegenheit Entgegentretende vorher mitgetheilt haben.

Allgemeine Betrachtungen.

Wenn die Frage, welcher Zeit der Mensch eigentlich angehöre? gewissermaßen wunderlich und müßig scheint, so regt sie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns interessiren und unterhalten könnten.

Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen theilen, in die der ersten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.

Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erstlich deutet der Werth eines Menschen auf die

Natur und Kraft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestirt sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitätsprognostiken mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge, als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und jedermann erfreut sich dessen, was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt. Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt, und ihm zugleich die thörichte Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehen werde.

Allein er wird den Irrthum nur allzu bald gewahr: denn sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, so bald erschallt ein allgemeiner Aufruf sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich bemüht ihn mit Schranken und Gränzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardiren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen, und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Conflicts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an, und zwar ihm allein, und den wenigen, die ihn begünstigen und mit ihm halten.

Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sich's denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch dieses gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Raths, der Hülfe bedürftig, und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr, so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben.

Man sieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geschichtschreiber abhange, wie er einen Mann einordnen, wann er seiner gedenken will. So viel ist aber gewiß, wenn man bei biographischen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeschichten ein solches Schema vor Augen hat, und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß,

so wird man, wie an einem guten Leitfaden, sich durch die labyrinthischen Schicksale manches Menschenlebens hindurch finden.

Galileo Galilei,

geb. 1564, gest. 1642.

Wir nennen diesen Namen mehr, um unsere Blätter damit zu zieren, als weil sich der vorzügliche Mann mit unserm Fache beschäftigt.

Schien durch die Verulamische Zerstreuungsmethode die Naturwissenschaft auf ewig zersplittert, so ward sie durch Galilei sogleich wieder zur Sammlung gebracht: er führte die Naturlehre wieder in den Menschen zurück, und zeigte schon in früher Jugend, daß dem Genie Ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Alles kommt in der Wissenschaft auf das an was man ein Aperçu nennt, auf ein Gewahrwerden dessen was eigentlich den Erscheinungen zum Grunde liegt. Und ein solches Gewahrwerden ist bis ins Unendliche fruchtbar.

Galilei bildete sich unter günstigen Umständen und genoß die erste Zeit seines Lebens des wünschenswerthesten Glückes. Er kam wie ein tüchtiger Schnitter zur reichlichsten Ernte, und säumte nicht bei seinem Tagewerk. Die Fernröhre hatten einen neuen Himmel aufgethan. Viele neue Eigenschaften der Naturwesen, die uns mehr oder weniger sichtbar und greiflich umgeben, wurden entdeckt, und nach allen Seiten zu konnte der heitere mächtige Geist Eroberungen machen. Und so ist der größte Theil seines Lebens eine Reihe von herrlichen, glänzenden Wirkungen.

Leider trübt sich der Himmel für ihn gegen das Ende. Er wird ein Opfer jenes edlen Strebens, mit welchem der Mensch seine Ueberzeugungen andern mitzutheilen gedrängt wird. Man pflegt zu sagen, des Menschen Wille sey sein Himmelreich; noch mehr findet er aber seine Seligkeit in seinen Meinungen, im Erkannten und Anerkannten. Dem großen Sinne des Copernicanischen Systems durch Erörterungen, enthält sich Galilei nicht diese von der Kirche, von der Schule verworfene Lehre, wenigstens indirect, zu bestätigen und auszubreiten, und beschließt sein Leben in einem traurigen Halbmärtyrerthum.

Was das Licht betrifft, so ist er geneigt es als etwas gewissermaßen

Materielles, Mittheilbares anzusehen — eine Vorstellungsart, zu der ihm die an dem Bononischen Stein gemachte Erfahrung Anlaß giebt. Sich über die Farbe zu erklären lehnt er ab, und es ist nichts natürlicher als daß er, geschaffen sich in die Tiefen der Natur zu senken, er, dessen angeborenes eindringendes Genie durch mathematische Cultur ins Unglaubliche geschärft worden war, zu der oberflächlichen, wechselnden, nicht zu haschenden, leicht verschwindenden Farbe wenig Anmuthung haben konnte.

Johann Keppler,

geb. 1571, gest. 1630.

Wenn man Kepplers Lebensgeschichte mit demjenigen was er geworden und geleistet, zusammenhält, so geräth man in ein frohes Erstaunen, indem man sich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hindernisse überwindet. Der Anfang und das Ende seines Lebens werden durch Familienverhältnisse verkümmert, seine mittlere Zeit fällt in die unruhigste Epoche, und doch dringt sein glückliches Naturell durch. Die ernstesten Gegenstände behandelt er mit Heiterkeit, und ein verwickeltes mühsames Geschäft mit Bequemlichkeit.

Giebt er schriftlich Rechenschaft von seinem Thun, von seinen Einsichten, so ist es, als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geschähe, und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anspricht. Andern sey es überlassen, seine Verdienste anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unserm Gesichtskreise liegen; aber uns ziemt es, sein herrliches Gemüth zu bemerken, das überall auf das freudigste durchblickt. Wie verehrt er seinen Meister und Vorgesetzten Tycho; wie schätzt er die Verdienste dieses Mannes, der sich dem ganzen Himmel gewachsen fühlte, insofern er sich durch die Sinne fassen und durch Instrumente bezwingen ließ; wie weiß er diesen seinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu vertheidigen! Wie gründlich und anmuthig beschreibt er, was an dem astronomischen Baue schon geleistet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu schmücken sey! Und wie arbeitet er sein ganzes Leben unverrückt an der Vollendung!

Indeß war Tycho bei allen seinen Verdiensten doch einer von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch

fühlen und deßwegen das complicirte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit giebt ihren Scharfsinn zu zeigen, da derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint; und von dieser letzten Art war Keppler. Jedes klare Verdienst klärt ihn selbst auf; durch freie Beistimmung eilt er es sich zuzueignen. Wie gern spricht er von Copernicus! Wie fleißig deutet er auf das einzig schöne Aperçu, das uns die Geschichte noch ganz allein erfreulich machen kann, daß die ächten Menschen aller Zeiten einander voraus verkünden, aufeinander hinweisen, einander vorarbeiten. Wie umständlich und genau zeigt Keppler, daß Euklides copernikisire!

Eben so verhält er sich zu seinen Zeitgenossen. Dem Porta ertheilt er die anmuthigsten Lobsprüche, den herzlichsten Dank für die Entdeckung der Camera obscura, für die dadurch auf einmal erweiterte Einsicht in die Gesetze des Sehens.

Wie sein Sinn, so sein Ausdruck. Geübt im Griechischen und Lateinischen, fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen sowohl als des schönen, und er weiß sich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er sich zu Unwissenden, ja zu Dummen herab; manchmal sucht er wenigstens allgemein verständlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereignissen ist er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entschiedenere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichnissen, Anspielungen und classischen Stellen.

Da er die Sprache völlig in seiner Gewalt hat, so wagt er gelegentlich kühne, seltsame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenstand ihm unerreichbar scheint. So verfährt er bei Gelegenheit der Farbe, die er nur im Vorbeigehen behandelt, weil sie ihm, dem alles Maß und Zahl ist, von keiner Bedeutung seyn kann. Er bedient sich so wunderbarer Worte, um ihrer Natur einigermaßen beizukommen, daß wir sie nicht zu übersetzen wagen, sondern im Original hier einschalten: **Color est lux in potentia, lux sepulta in pellucidi materia, si jam extra visionem consideretur; et diversi gradus in dispositione materiae, caussa raritatis et densitatis seu pellucidi et tenebrarum; diversi item gradus luculae, quae materiae est concreta, efficiunt discrimina colorum.** Die Auslegung davon läßt sich vielleicht eher in einer andern Sprache wiedergeben; sie ist folgende.

„Denn da die Farben, welche man im Regenbogen sieht, von derselben Art sind wie die der Körper, so müssen sie auch einen gleichen Ursprung haben; jene aber entspringen nur aus den angeführten Ursachen. Denn wie das Auge seinen Platz verläßt, so verändert sich auch die Farbe, und zwar entspringen sie alle an der Gränze des Lichts und des Schattens; woraus erhellt, daß sie aus einer Schwächung des Lichtes und aus einem Ueberzug der wässerigen Materie entstehen. Deßwegen werden auch die Farben der Körper auf gleiche Weise entspringen, und es wird nur der Unterschied zwischen ihnen seyn, daß bei dem Regenbogen das Licht hinzutretend ist, bei den Farben aber eingeboren, auf die Weise, wie in den Theilen vieler Thiere sich Lichter wirklich befinden. Wie nun die Möglichkeit der Wärme im Ingwer von der wirklichen Wärme im Feuer unterschieden ist, so scheint auch das Licht in der gefärbten Materie vom Licht in der Sonne verschieden zu seyn. Denn dasjenige ist nur der Fähigkeit nach da, was sich nicht mittheilt, sondern innerhalb der Gränzen seines Gegenstandes gehalten wird, wie das Licht, das in den Farben verborgen ist, so lange sie nicht von der Sonne erleuchtet werden. Doch kann man nicht wissen, ob die Farben nicht in tiefer Nacht ihre Lichtlein umherstreuen.

„Freilich hat dieser Gegenstand die Köpfe der scharfsinnigsten Philosophen auf mancherlei Weise in Uebung gesetzt, und wir finden uns gegenwärtig weder im Falle noch im Stande seine Dunkelheit zu enthüllen. Wolltest du mir aber den Einwurf machen, die Finsterniß sey eine Privation, und könne deßhalb niemals etwas Positives, niemals eine active Eigenschaft werden, welche nämlich zu strahlen und sich auf den Wänden abzubilden vermöchte, so erwähne ich der Kälte dagegen, welche auch eine reine Privation ist, und doch, bezüglich auf die Materie, als wirksame Eigenschaft erscheint."

Das übrige werden diejenigen, welche bei der Sache interessirt sind, bei ihm selbst nachsehen; nur bemerken wir noch, daß ihm verschiedene Hauptpunkte, die wir in der Rubrik von den physiologischen Farben behandelt haben, nicht unbekannt gewesen, daß nämlich helle und dunkle Bilder von gleichem Maß dem Auge als verschieden groß erscheinen, daß das Bild im Auge eine Dauer habe, daß lebhafte Lichteindrücke farbig abklingen. Erwähnt er auch nur beiläufig dergleichen Erscheinungen, so bemerkt man mit Vergnügen, wie lebendig alles mit seinem Hauptgeschäft

zusammenhängt, wie innig er alles was ihm begegnet, auf sich zu beziehen weiß.

Willebrordus Snellius,

geb. 1591. gest 1626.

Nach Erfindung der Fernröhre drängte sich alles, um an ihrer Verbesserung zu arbeiten. Die Gesetze der Refraction, die man vorher nur empirisch und mühsam zu bestimmen wußte, wurden immer genauer untersucht; man kam immer mehr in Uebung höhere mathematische Formeln auf Naturerscheinungen anzuwenden, und so näherte sich Snellius dem gegenwärtig allgemein bekannten Gesetze der Refraction, ob er es gleich noch nicht unter dem Verhältniß der Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels aussprach.

Dieses in allen Lehrbüchern vorgetragene Gesetz brauchen wir hier nicht umständlicher auszuführen; doch machen wir zwei Bemerkungen, die sich näher auf die Gegenstände unserer Behandlung beziehen.

Snellius gründete seine Messungen und Berechnungen nicht auf den objectiven Versuch, da man nämlich das Licht durch das Mittel hindurchfallen läßt, wobei das was man Brechung nennt, zum Vorschein kommt, sondern auf den subjectiven, dessen Wirkung wir die Hebung genannt haben, weil ein durch das Mittel gesehener Gegenstand uns entgegenzutreten scheint. Er schreibt daher ganz richtig dem perpendicularen Strahl — wenn es doch einmal Strahl seyn soll — die vollkommene Hebung zu, wie man denn bei jedem vollkommen perpendicularen Aufschauen auf einen gläsernen Cubus ganz bequem erfahren kann, daß die darunterliegende Fläche dem Auge vollkommen entgegentritt.

Da man aber in der Folge sich bloß an den objectiven Versuch hielt, als der das Phänomen nur einseitig, das Verhältniß der Sinus aber am besten ausdrückt, so fing man an zu läugnen, daß der perpendiculare Strahl verändert werde, weil man diese Veränderung unter der Form der Brechung nicht gewahr wird und kein Verhältniß der Sinus dabei statthaben kann.

Schon Huygens, durch den die Entdeckung des Snellius eigentlich bekannt wurde, protestirt gegen die Veränderung des perpendicularen Strahls, und führt seine sämmtlichen Nachfolger in Irrthum. Denn

man kann ganz allein von der Wirkung der Mittel auf Licht und beleuchtete Gegenstände sich einen Begriff machen, wenn man beide Fälle, den objectiven und subjectiven, den Fall des Brechens und Hebens, das wechselseitige Verhältniß des dichten Mittels zum dünnen, des dünnen zum dichten, zugleich faßt und eins durch das andere ergänzt und erklärt. Worüber wir an seinem Orte das Nothwendigste gesagt haben. (E. 187 f.)

Die andere Betrachtung, die wir hier nicht übergehen dürfen, ist die, daß man die Gesetze der Brechung entdeckt, und der Farben, die doch eigentlich durch sie manifestirt werden sollen, gar nicht gedenkt; welches ganz in der Ordnung war. Denn in parallelen Mitteln, welche man zu jenem Grundversuch der Brechung und Hebung benutzt, läßt sich die Farbenerscheinung zwar an der Gränze von Licht und Schatten deutlich sehen, aber so unbedeutend, daß man über sie recht wohl hinausgehen konnte. Wir wiederholen hier, was wir schon früher urgirt (E. 195 f.), gäbe es eine wirklich verschiedene Brechbarkeit, so müßte sie sich bei Brechung jeder Art manifestiren. Aber diese Lehre ist, wie wir bereits gesehen haben, und noch künftig sehen werden, nicht auf einen einfachen natürlichen Fall, sondern auf einen künstlich zusammengesetzten gebaut, und sie kann daher nur demjenigen wahr vorkommen, der sich in einer solchen gemachten Verwirrung gefallen mag; jedem hingegen muß sie falsch erscheinen, der aus dem Freien kommt oder ins Freie gelangt.

Was sonst von Snellius und seiner Lehre zu sagen ist, findet sich in allen Schriften, die von dieser Materie handeln.

Vorstehendes war geschrieben, als uns zufälliger Weise bekannt wurde, Isaak Vossius, von welchem späterhin noch die Rede seyn wird, sey gleichfalls der Ueberzeugung gewesen, daß dasjenige was man Refraction zu nennen pflegt, auch im Perpendikel wirke. Er hatte die drei optischen Bücher des Willebrordus Snellius im Manuscripte gelesen und sich dessen Ansichten zu eigen gemacht. Dabei erzählt er, daß er zu Brüssel vor der Königin von Schweden diese seine Meinung vorgetragen, jedoch einen allgemeinen Widerspruch gefunden; ja man habe ihm vorgeworfen, daß er gegen die ersten Grundsätze sündige. Nachdem aber die Gesellschaft durch den Augenschein überzeugt worden, so habe man die Sache in einen Wortstreit gespielt und gesagt, incidi quidem radium.

non tamen frangi. Er führt darauf aus den Werken des Snellius eine Demonstration des subjectiven Versuchs an, wodurch die stufenweise Hebung ins Klare gesetzt wird.

Antonius de Dominis,

umgekommen 1624

De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iride tractatus Marci Antonii de Dominis, per Joannem Bartolum in lucem editus Venetiis 1611.

Durch dieses Werk von nicht großem Umfange ist der Verfasser unter den Naturforschern berühmt geworden, und zwar mit Recht: denn man erkennt hier die Arbeit eines unterrichteten, in mathematischen und physischen Dingen wohlgeübten Mannes, und was mehr ist, eines originellen Beobachters. Hier wird ein Auszug an der rechten Stelle seyn.

Das Werk enthält im ersten Capitel die erste öffentliche Bekanntmachung der Theorie der Ferngläser. Nachdem sodann der Verfasser verschiedene allgemeine mathematische und physische Grundsätze vorausgeschickt, welche das Licht und das Sehen betreffen, kommt er zu Ende des dritten Capitels auf der neunten Seite zu den Farben, welche bei der Refraction erscheinen, und äußert sich darüber folgendermaßen.

„Außer den eigenen Farben der Körper, welche in den Körpern selbst verharren, sie mögen nun, aus welcher Ursache sie wollen, entspringen und entstehen, giebt es in der Natur einige wechselbare und veränderliche Farben, welche man emphatische und erscheinende nennt, und welche ich die glänzenden zu nennen pflege. Daß diese Farben aus dem Lichte entspringen, daran habe ich keinen Zweifel, ja sie sind nichts anders als das Licht selbst: denn wenn in einem Körper reines Licht sich befindet, wie in den Sternen und dem Feuer, und er verliert aus irgend einer Ursache sein Funkeln, so wird uns ein solcher Körper weiß. Mischt man dem Licht irgend etwas Dunkles hinzu, wodurch jedoch das ganze Licht nicht verhindert oder ausgelöscht wird, so entstehen die Farben dazwischen. Denn deßhalb wird unser Feuer roth, weil es Rauch bei sich führt, der es verdunkelt; deßhalb auch röthen sich Sonn' und Gestirne nah am Horizont, weil die dazwischen tretenden Dünste solche

Erklärung schreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretische Aussprüche zum Vorschein kommen. Dieses ist jedoch der allgemeine Fehler der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypothesen sind Wiegenlieder womit der Lehrer seine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr seine Beschränkung kennen; er sieht, je weiter sich das Wissen ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein.

Unser Fehler besteht darin, daß wir am Gewissen zweifeln und das Ungewisse fixiren möchten. Meine Maxime bei der Naturforschung ist: das Gewisse festzuhalten und dem Ungewissen aufzupassen.

Faßliche Hypothese nenn' ich eine solche, die man gleichsam schalkhaft aufstellt, um sich von der ernsthaften Natur widerlegen zu lassen.

Wie wollte einer als Meister in seinem Fach erscheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Das Narrische ist, daß jeder glaubt überliefern zu müssen was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktischen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unsicheres überliefert haben will, so darf der Lehrer kein Problem stehen lassen und sich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß etwas bestimmt seyn (**bepaalt** sagt der Holländer) und nun glaubt man eine Weile den unbekannten Raum zu besitzen bis ein

verdunkeln. Und solcher mittlern Farben können wir eigentlich drei zählen. Die erste Beimischung des Dunkeln, welche das Weiße einigermaßen verdunkelt, macht das Licht roth: und die rothe Farbe ist die leuchtendste der Mittelfarben zwischen den beiden Enden, dem Weißen und Schwarzen, wie man es deutlich in dem länglichen dreikantigen Glase sieht. Der Sonnenstrahl nämlich, der das Glas bei dem Winkel durchdringt, wo die geringste Dicke ist, und also auch die geringste Dunkelheit, tritt hochroth heraus; zunächst folgt das Grüne bei zunehmender Dicke, endlich das Violette, bei noch größerer Dicke: und so nimmt nach Verhältniß der Stärke des Glases auch die Verdunklung zu oder ab.

„Eine etwas mehrere Dunkelheit bringt, wie gesagt, das Grüne hervor. Wächst die Dunkelheit, so wird die Farbe blau oder violett, welche die dunkelste ist aus allen Mittelfarben. Wächst nun die Dunkelheit noch mehr, so löscht sie das ganze Licht aus, und die Schwärze bleibt, obgleich die Schwärze mehr eine Beraubung des Lichtes, als eine wirkliche Farbe ist; deßwegen auch das Auge die Finsterniß selbst und sehr schwarze Körper für Eins hält. Die übrigen Farben aber sind aus diesen zusammengesetzt.

„Die Dunkelheit aber verwandelt das Licht in eine glänzende Farbe, nicht allein wenn sie sich mit dem leuchtenden Körper selbst vermischt, wie es beim Feuer geschieht, sondern auch wenn sie zwischen das Licht und das Auge gebracht wird, dergestalt daß das Licht, wenn es durch einen etwas dunkeln Körper, dessen Durchsichtigkeit nicht ganz aufgehoben ist, durchgeht, nothwendig gefärbt wird, und, so gefärbt, nicht allein vom Auge, sondern auch oft von jedem andern Körper farbig aufgenommen wird. So erscheint uns die Sonne beim Auf- und Untergang roth, nicht weiß, wie im Mittage, und so wird das Licht, wenn es durch ein Glas von ungleicher Dicke, jedoch von bedeutender Masse, wie jene dreikantigen Prismen sind, oder durch ein gläsernes, mit Wasser gefülltes Gefäß oder durch ein gefärbtes Glas hindurchgeht, gefärbt. Daher werden auch die fernliegenden Berge unter einer blauen Farbe gesehen. Denn die große Ferne verdunkelt, wegen der Menge des Mittels, und durch das einigermaßen Körperliche des Dunkeln, alle Lichter, die nicht so mächtig sind, als das der Sonne, verdunkelt auch die erleuchteten Gegenstände, und macht sie blau. So scheint uns gleichfalls der Ferne wegen das Licht des Himmels blau. Was aber eine gar zu schwache Farbe hat, wird auch wohl schwarz."

Diejenigen unserer Leser, welche den Entwurf unserer Farbenlehre wohl inne haben, werden selbst beurtheilen, inwiefern der Verfasser sich der Wahrheit genähert inwiefern noch manches Hinderniß einer reinen Einsicht in die Dinge ihm entgegengestanden. Merkwürdig ist, daß er im prismatischen Bild nur drei Farben gesehen, welches andeutet, daß er auch ein sehr kleines Bild gehabt und es verhältnißmäßig sehr weit von dem Ausfallen aus dem Prisma aufgefangen, wie er denn auch das Weiße zwischen den beiden Rändern nicht bemerkt. Das Uebrige wissen wir nun aus der Lehre vom Trüben weit besser zu entwickeln.

Hierauf trägt er im vierten Capitel noch verschiedene mathematische Propositionen vor, die ihm zu seiner Deduction nöthig scheinen. Endlich gelangt er zu einem runden durchsichtigen Körper und zeigt erstlich wie von demselben das auffallende Licht zurückgeworfen werde, und nun geht er seinem Ziel entgegen, indem er auf der dreizehnten und vierzehnten Seite umständlich anzeigt, was auf der innern hintern concaven Fläche des runden durchsichtigen Körpers, welche wie ein Hohlspiegel wirkt, vorgehe. Er fügt eine Figur hinzu, welche, wenn man sie recht versteht, das Phänomen in seinem Umfange und seiner Complication, wo nicht vollständig darstellt, jedoch sich demselben weit mehr nähert, als diejenigen einfachern Figuren, welche Cartesius theils, aus ihm genommen theils nach ihm gebildet. Uebrigens wird sich in der Folge zeigen, daß eben dasjenige, was auf dem Grunde des durchsichtigen Körpers vorgeht, mit Linearzeichnung keineswegs dargestellt werden kann. Bei der Figur des de Dominis tritt überdieß noch ein sonderbarer Fall ein, daß gerade diese sehr complicirte Hauptfigur, die wegen ihrer Wichtigkeit viermal im Buche vorkommt, durch die Ungeschicklichkeit des Holzschneiders in ihren Hauptpunkten undeutlich, und wahrscheinlich deßhalb für die Nachfolger des Verfassers unbrauchbar geworden. Wir haben sie nach seiner Beschreibung wieder hergestellt und werden sie unter unsern Tafeln beibringen, wie wir denn jetzt seine Erklärung derselben, worin das Verdienstliche seiner Beobachtung und Entdeckung ruht, übersetzt mittheilen.

„Jener sphärische durchsichtige Körper, solid oder ausgefüllt, außerdem daß er von seiner erhöhten Oberfläche die Strahlen gedachtermaßen zurückwirft, bewirkt noch einen andern Wiederschein des Lichtes, der mit einiger Refraction verbunden ist: denn der Lichtstrahl aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b dringt ungebrochen gerade bis nach v

durchs Centrum a, da er perpendicular iſt; die Strahlen aber be und bd werden in e und d gebrochen, nach der Perpendiculare zu, und bringen gleichfalls nach dem Grunde g und weiter nach v; daſelbſt bringen ſie viel Licht zuſammen, vereint mit den innern Strahlen hr und ho, welche an den Punkten r und o gebrochen nach g gelangen, auf dem Hohlgrunde der Kugel a; welches auch die übrigen Strahlen thun, welche von h her auf die ganze erhöhte Fläche von e bis d fallen.

„Aber indeſſen dringen nicht nur die gebrochenen und um den Grund g verſammelten Strahlen zum Theil hindurch und vereinigen ſich in v, wo ſie Feuer anzünden können, ſondern ſie werden auch großentheils, gleichfalls mit verſtärktem Licht wegen ihrer Verſammlung, vom Grunde g zurückgeworfen, welcher Grund g dieſes vervielfältigte Licht, nach dem Geſetz der Wiederſcheine aus einer Hohlkugel, auf mancherlei Weiſe zurückwirft. Wobei zu bedenken iſt, daß einige Abänderung ſtattfindet, weil die Zurückwerfung nach den eben erwähnten Brechungen geſchieht und weil nicht allein die auf die Kugel a aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b fallenden Strahlen, ſondern auch unzählige andere von dem großen und leuchtenden Körper wie die Sonne iſt, alle nämlich die aus t und p, ingleichen von dem ganzen Umfange tqp hervortreten, zurückgeworfen werden. Welche Abweichung aber hier mit Demonſtrationen zu beweiſen nicht die Mühe lohnte.

„Genug, daß ich durch die deutlichſten Verſuche gefunden habe, ſowohl in Schalen welche mit Waſſer gefüllt worden, als auch in Glaskugeln gleichfalls gefüllt, welche ich zu dieſem Endzwecke verfertigen laſſen, daß aus dem Grunde g, welcher der Sonne gerade entgegenſteht, außer der Refraction, welche nach v zu geſchieht, eine doppelte Reflexion geſchehe, einmal gleich gegen die Seite f und e im Cirkel, ſodann aber gegen die Sonne, nächſt gegen die Perpendiculare ha, nach dem vordern Theile h und i, gleichfalls im Cirkel, und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, ſondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite wie in der erſten Reflexion gf, gn, gm, in der andern aber gi, gk, gl, welche Breite theils entſpringt aus den Brechungen, welche innerhalb der Kugel geſchehen, wodurch mehrere Strahlen verſammelt werden, zum Theil aus der großen Breite des leuchtenden Körpers pqt, wie wir kurz vorher geſagt."

Da wir uns genöthigt ſehen in der Folge dem Regenbogen einen

besondern Aufsatz zu widmen, um zu zeigen, daß bei diesem Meteor nichts anders vorgehe, als das was wir in unserm Entwurf von den Farben, welche bei Gelegenheit der Refraction entstehen, umständlich ausgeführt haben, so muß das bisher Mitgetheilte als Material zu jenem Behuf ruhen und liegen bleiben: nur bemerken wir, daß dasjenige, was im Tropfen vergeht, keineswegs durch eine Linearzeichnung, welche nur Grundrisse und Durchschnitte geben kann, sondern durch eine perspectivische darzustellen ist, wie unser de Dominis zuletzt selbst andeutet in den Worten: „und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, sondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite." Wir geben nunmehr von seinem weitern Verfahren Rechenschaft.

Vom fünften Capitel bis zum neunten einschließlich handelt er von den Fernröhren und dem was sich darauf bezieht, im zehnten von den vorzüglichsten Meinungen über den Regenbogen. Er trägt die Gesinnungen des Albertus Magnus aus dessen drittem Buch der Meteore und dessen vierzehntem Capitel, die des Cardanus aus dem vierten Buch de subtilitate, des Aristoteles aus den Meteoren vor. Alle nehmen an, daß die Farben aus einer Schwächung der Lichtstrahlen entstehen, welche nach jenen beiden durch die Masse der Dünste, nach letzterem durch mehr oder minder starke Reflexion der sich vom Perpendikel mehr oder weniger entfernenden Strahlen bewirkt werde. Vitellio hält sich nahe an den Aristoteles, wie auch Piccolomini.

Im eilften Capitel werden die vorgemeldeten Meinungen über die Farben bearbeitet und widerlegt, im zwölften ausgeführt, woher die runde Gestalt des Regenbogens komme; im dreizehnten der wahre Ursprung des Regenbogens völlig erklärt: es werden nämlich Tropfen erfordert, und durch eine Figur gezeigt, wie das Sonnenlicht aus dem Grunde des Tropfens nach dem Auge reflectirt werde. Hierauf wendet er sich zu den Farben, und erklärt sie nach seiner sechsten und siebenten Propositien im dritten Capitel, die wir oben übersetzt haben, wonach die Farben in ihrer Lebhaftigkeit vom Rothen durchs Grüne bis zum Blauen abnehmen sollen. Hier wird sodann die Hauptfigur wiederholt, und daraus, daß der Strahl gf nach der Reflexion durch eine geringere Glasmasse durchgehe, als die Strahlen gm und gn, die Farbenabstufung derselben dargethan. Zur Ursache der Breite des Regenbogens giebt er jene Breite der farbigen Reflexion an, die er schon oben nach der Erfahrung dargelegt.

Das vierzehnte Capitel beschäftigt sich mit dem äußern Regenbogen, und mit Erzählung und Widerlegung verschiedener Meinungen darüber, im fünfzehnten Capitel jedoch sucht er denselben zu erklären. Er gebraucht hierzu wieder die Hauptfigur, leitet den zweiten Regenbo[illegible] von den Strahlen gi, gk, gl ab, und die verschiedene Färbung derselben von der mehr oder minder starken Reflexion. Man sieht also, daß er sich hier dem Aristoteles nähert, wie bei Erklärung der Farben des ersten Regenbogens dem Albertus Magnus und dem Cardanus.

Das sechzehnte Capitel sammelt einige Corollarien aus dem schon Gesagten. Das siebzehnte trägt noch einige Fragen über den Regenbogen vor, und beantwortet sie. Im achtzehnten wird abgehandelt, wie der Regenbogen mit den Höfen, Wettergallen und Nebensonnen übereintreffe, und wie er von ihnen verschieden sey? In diesen drei Capiteln, den letzten der Abhandlung, steht noch manches Gute, das nachgesehen und genutzt zu werden verdient.

Franciscus Aguillonius,

geb. 1567, gest. 1617.

Er war Jesuit zu Brüssel, und gab 1613 seine Optik in Folio heraus zu Antwerpen. Ihr sollten noch die Dioptrik und Katoptrik folgen, welches durch seinen Tod, der 1617, als er fünfzig Jahre alt war, erfolgte, verhindert wurde.

Man sieht seinem Werke die Ruhe des Klosters an, die bei einer [illegible] bis ins Einzelnste zu gehen erlaubt; man sieht die Bedächtigkeit eines Lehrers, der nichts zurücklassen will. Daher ist das Werk ausführlich, umständlich, ja überflüssig durchgearbeitet. Betrachtet man es aber als einen Discurs, als einen Vortrag, so ist es, besonders stellenweise, angenehm und unterhaltend, und weil es uns mit Klarheit und Genauigkeit in frühere Zeiten zurückführt, auf manche Weise belehrend.

Hier steht die Autorität noch in ihrer völligen Würde; die griechischen Urväter der Schulen, ihre Nachfolger und Commentatoren, die neuern Lichter und Forscher, ihre Lehre, ihre Controversen, bei welchen ein oder der andere Theil durch Gründe begünstigt wird. Indessen kann man nicht läugnen, daß der Verfasser, indem er seinem Nachfolger nichts zu

thun übrig lassen möchte, im Theoretischen sich bis ins Kleinliche und im Praktischen bis in die Künstelei verliert; wobei wir ihn jedoch immer als einen ernsten und tüchtigen Mann zu schätzen haben.

Was die Farbe und das damit zunächst Verwandte betrifft, so ist ihm das vom Plato sich herschreibende und von uns so oft urgirte Disgregiren und Colligiren des Auges, jenes erste durch das Licht und das Weiße, dieses letztere durch Finsterniß und das Schwarze, wohl bekannt und merkwürdig, doch mehr im pathologischen Sinne, insofern das Helle das Auge blendet, das Finstere ihm auf eine negative Weise schadet. Der reine physiologische Sinn dieser Erscheinung mag ihm nicht aufgegangen seyn, worüber wir uns um so weniger wundern werden, als Bamberger solche der gesunden Natur gemäße, zum reinen Sehen unumgänglich nothwendige Bedingungen gleichfalls für krankhaft und für vitia fugitiva erklärt hat.

Das Weiße und Schwarze nun setzt er an die beiden Enden, dazwischen in eine Reihe Gelb, Roth und Blau, und hat also fünf Farben auf einer Linie, welches ein ganz hübsches Schema giebt, indem das Gelbe zunächst an dem Weißen, das Blaue an dem Schwarzen und das Rothe in der Mitte steht, welche sämmtlich mit einander durch Halbeirkel verbunden sind, wodurch die Mittelfarben angedeutet werden.

Daß nach den verschiedenen Erscheinungsarten die Farben eingetheilt werden müssen, kommt bei ihm auf eine entschiedenere Weise als bisher zur Sprache. Er theilt sie in wahre, apparente und intentionelle Farben. Da nun die intentionellen, wie wir nachher sehen werden, keinen richtigen Eintheilungsgrund hinter sich haben, die physiologischen aber fehlen, so quält er sich ab die verschiedenen Erscheinungsfälle unter diese Rubriken zu bringen.

Die wahren Farben werden den Eigenschaften der Körper zugeschrieben, die apparenten für unerklärlich, ja als ein göttliches Geheimniß angesehen, und doch gewissermaßen wieder als zufällig betrachtet. Er bedient sich dabei eines sehr artigen und unübersetzlichen Ausdrucks: Penduli in medio diaphano oberrant, ceu extemporaneae quaedam lucis affectiones.

Die Hauptfragen, wie sie Aristoteles schon berührt, kommen zur Sprache, und gegen Plato wird polemisirt. Was überhaupt hiervon und sonst noch brauchbar ist, haben wir am gehörigen Orte eingeschaltet. Daß jede Farbe ihre eigene Wirkung aufs Gesicht habe, wird behauptet und ausgeführt, doch gleichfalls mehr pathologisch als physiologisch.

Intentionelle Farben.

Da wir der intentionellen Farben in unserm Entwurf nicht besonders gedacht haben, und dieser Ausdruck in den Schriftstellern, vorzüglich auch in dem gegenwärtigen, vorkommt, so ist unsere Pflicht, wenigstens historisch, dieser Terminologie zu gedenken, und anzuzeigen, wie sie mit den übrigen Lehren und Gesinnungen jener Zeit zusammenhängt. Man verzeihe uns, wenn wir, der Deutlichkeit wegen, etwas weit auszuholen scheinen.

Die Poesie hat, in Absicht auf Gleichnißreden und uneigentlichen Ausdruck, sehr große Vortheile vor allen übrigen Sprachweisen: denn sie kann sich eines jeden Bildes, eines jeden Verhältnisses nach ihrer Art und Bequemlichkeit bedienen; sie vergleicht Geistiges mit Körperlichem, und umgekehrt, den Gedanken mit dem Blitz, den Blitz mit dem Gedanken, und dadurch wird das Wechselleben der Weltgegenstände am besten ausgedrückt. Die Philosophie auf ihren höchsten Punkten bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnißreden, wie die von uns oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik bezeugt.

Nur leiden die philosophischen Schulen, wie uns die Geschichte belehrt, meistentheils daran, daß sie, nach Art und Weise ihrer Stifter und Hauptlehrer, meist nur einseitige Symbole brauchen, um das Ganze auszudrücken und zu beherrschen, und besonders die einen durchaus das Körperliche durch geistige Symbole, die andern das Geistige durch körperliche Symbole bezeichnen wollen. Auf diese Weise werden die Gegenstände niemals durchdrungen; es entsteht vielmehr eine Entzweiung in dem, was vorgestellt und bezeichnet werden soll, und also auch eine Discrepanz in denen, die davon handeln, woraus alsbald ein Widerwille auf beiden Seiten entspringt, und ein Parteisinn sich befestigt.

Wenn man von intentionellen Farben spricht, so ist es eigentlich eine Gleichnißrede, daß man den Farben wegen ihrer Zartheit und Wirkung eine geistige Natur zuschreibt, ihnen einen Willen, eine Absicht unterlegt. Wer dieses fassen mag, der wird diese Vorstellungsart anmuthig und geistreich finden, und sich daran, wie etwa an einem poetischen Gleichnisse, ergötzen. Doch wir müssen diese Denkart, diesen Ausdruck bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Man erinnere sich, was wir oben von der Lehre des Roger Bacon

mitgetheilt, die wir bei ihm aufgegriffen haben, weil sie uns da zunächst im Wege lag, ob sie sich gleich von weit früheren Zeiten herschreibt, daß sich nämlich jede Tugend, jede Kraft, jede Tüchtigkeit, alles, dem man ein Wesen, ein Daseyn zuschreiben kann, ins Unendliche vervielfältigt und zwar dadurch, daß immerfort Gleichbilder, Gleichnisse, Abbildungen als zweite Selbstheiten von ihm ausgehen, dergestalt, daß diese Abbilder sich wieder darstellen, wirksam werden, und indem sie immer fort und fort reflectiren, diese Welt der Erscheinungen ausmachen. Nun liegt zwischen der wirkenden Tugend und zwischen dem gewirkten Abbild ein Drittes in der Mitte, das aus der Wirklichkeit des Ersten und aus der Möglichkeit des Zweiten zusammengesetzt scheint. Für dieses Dritte, was zugleich ist und nicht ist, was zugleich wirkt und unwirksam bleiben kann, was zugleich das allerhöchste Schaffende und in demselben Augenblicke ein vollkommenes Nichts ist, hat man kein schicklicheres Gleichniß finden können, als das menschliche Wollen, welches alle jene Widersprüche in sich vereinigt. Und so hat man auch den wirksamen Naturgegenständen, besonders denjenigen, die uns als thätige Bilder zu erscheinen pflegen, dem Lichte, so wie dem Erleuchteten, welche beide nach allen Orten hin sich zu äußern bestimmt sind, ein Wollen, eine Intention gegeben, und daher das Abbild (species), in sofern es noch nicht zur Erscheinung kommt, intentionell genannt, indem es, wie das menschliche Wollen, eine Realität, eine Nothwendigkeit, eine ungeheure Tugend und Wirksamkeit mit sich führt, ohne daß man noch etwas davon gewahr würde. Vielleicht sind ein paar sinnliche Beispiele nicht überflüssig.

Es befinde sich eine Person in einem großen, von rohen Mauern umgränzten Saal; ihre Gestalt hat die Intention, oder wie wir uns in unserm Entwurf mit einem gleichfalls sittlichen Gleichniß ausgedrückt haben, das Recht, sich an allen Wänden abzuspiegeln; allein die Bedingung der Glätte fehlt; denn das ist der Unterschied der ursprünglichen Tugenden von den abgebildeten, daß jene unbedingt wirken, diese aber Bedingnissen unterworfen sind. Man gebe hier die Bedingung der Glätte zu, man polire die Wand mit Gypsmörtel oder behänge sie mit Spiegeln, und die Gestalt der Persönlichkeit wird ins tausendfältige vermehrt erscheinen.

Man gebe nun dieser Persönlichkeit etwa noch einen eitlen Sinn, ein leidenschaftliches Verlangen, sich abgespiegelt zurückkehren zu sehen,

so würde man mit einem heitern Gleichnisse die intentionellen Bilder auch eitle Bilder nennen können.

Noch ein anderes Beispiel gebe endlich der Sache völlig den Ausschlag. Man mache sich auf den Weg zu irgend einem Ziele, es stehe uns nun vor den Augen oder blos vor den Gedanken, so ist zwischen dem Ziel und dem Verfatz etwas, das beide enthält, nämlich die That, das Fortschreiten.

Dieses Fortschreiten ist so gut, als das Ziel: denn dieses wird gewiß erreicht, wenn der Entschluß fest und die Bedingungen zulänglich sind; und doch kann man dieses Fortschreiten immer nur intentionell nennen, weil der Wanderer noch immer so gut vor dem letzten Schritt als vor dem ersten paralysirt werden kann.

Intentionelle Farben, intentionelle Mischungen derselben sind also solche, die innerhalb des Durchsichtigen der Bedingung sich zu manifestiren entbehren. Die Bedingung aber, worunter jede Farbe nur erscheinen kann, ist eine doppelte: sie muß entweder ein Helles vor sich und ein Dunkles hinter sich oder ein Dunkles vor sich und ein Helles hinter sich haben, wie von uns anderwärts umständlich ausgeführt worden. Doch stehe hier noch ein Beispiel, um dem Gesagten die möglichste Deutlichkeit zu geben.

Das Sonnenlicht falle in ein reines Zimmer zu den offenen Fenstern herein, und man wird in der Luft, in dem Durchsichtigen den Weg des Lichtes nicht bemerken; man errege Staub und sogleich ist der Weg, den es nimmt, bezeichnet. Dasselbe gilt von den apparenten Farben, welche ein so gewaltsames Licht hinter sich haben. Das prismatische Bild wird sich auf seinem Wege vom Fenster bis zur Tafel kaum auszeichnen; man errege Staub und besonders von weißem Puder, so wird man es vom Austritt aus dem Prisma bis zur Tafel begleiten können: denn die Intention, sich abzubilden, wird jeden Augenblick erfüllt, eben so, als wenn ich einer Colonne Soldaten entgegen und alsdann gerade durch sie hindurchginge, wo mit jedem Manne der Zweck das Regiment zu erreichen, erfüllt und, wenn wir so sagen dürfen, ricochetirt wird. Und so schließen wir mit einem sinnlichen Gleichniß, nachdem wir etwas, das nicht in die Sinne fallen kann, durch eine übersinnliche Gleichnißrede begreiflich zu machen gesucht haben.

Wie man nun zu sagen pflegt, daß jedes Gleichniß hinke, welches

eigentlich nur so viel heißen will, daß es nicht identisch mit dem Verglichenen zusammenfalle, so muß eben dieses sogleich bemerkt werden, wenn man ein Gleichniß zu lange und zu umständlich durchführt, da die Unähnlichkeiten, welche durch den Glanz des Witzes verborgen wurden, nach und nach in einer traurigen, ja sogar abgeschmackten Realität zum Vorschein kommen. So ergeht es daher den Philosophen oft auf diese Weise, die nicht bemerken, daß sie mit einer Gleichnißrede anfangen und im Durch- und Ausführen derselben immer mehr ins Hinken gerathen. So ging es auch mit den intentionellen Bildern (speciebus); anstatt daß man zufrieden gewesen wäre, durch ein geistiges Gleichniß diese unfaßlichen Wesen aus dem Reiche der Sinnlichkeit in ein geistigeres herübergespielt zu haben, so wollte man sie auf ihrem Wege haschen; sie sollten seyn oder nicht seyn, je nachdem man sich zu einer oder der andern Vorstellung geneigt fühlte, und der durch eine geistreiche Terminologie schon geschlichtete Streit ging wieder von vorn an. Diejenigen, welche realer gesinnt waren, worunter auch Aguillenius gehört, behaupteten, die Farben der Körper seyen ruhig, müßig, träge; das Licht rege sie an, entreiße sie dem Körper, führe sie mit sich fort und streue sie umher, und so war man wieder bei der Erklärungsart des Epikur, die Lucrez (IV. 72 ff.) so anmuthig ausdrückt:

Häufig bemerket man das an den röthlichen, blauen und gelben
Teppichen, welche, gespannt hoch über das weite Theater,
Wogend schweben, allda verbreitet an Masten und Balken.
Denn der Versammlung unteren Raum, den sämmtlichen Schauplatz,
Sitze der Väter und Mütter, der Götter erhabene Bilder,
Tünchen sie an, sie zwingend in ihrem Gefärbe zu schwanken.
Und sind enger umher des Theaters Wände verschlossen,
Dann lacht fröhlicher noch vom ergossenen Reize der Umfang,
Wenn genauer zusammengefaßt der Schimmer des Tags ist.
Lassen die Tücher demnach von der obersten Fläche die Schminke
Fahren, wie sollte denn nicht ein zartes Gebilde der Dinge
Jedes entlassen, da, ähnlicher Art, sie jedes vom Rand schießt?

anderer die Pfähle wieder ausreißt, und sogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.

Lebhafte Frage nach der Ursache, Verwechselung von Ursache und Wirkung, Beruhigung in einer falschen Theorie sind von großer nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher sich nicht verpflichtet fühlte das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal gesagt hat, so wären es ganz andre Leute geworden.

Das Falsche hat den Vortheil, daß man immer darüber schwätzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.

Wer nicht einsieht wie das Wahre praktisch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur sein irriges mühseliges Treiben einigermaßen beschönigen könne.

Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe die Wissenschaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer ist Meister das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer That führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind?

Der denkende Mensch hat die wunderliche Eigenschaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöst'e Problem liegt, gerne eine Phantasiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöst und die Wahrheit am Tage ist.

Renatus Cartesius,

geb. 1596. geſt. 1650.

Das Leben dieſes vorzüglichen Mannes, wie auch ſeine Lehre, wird kaum begreiflich, wenn man ſich ihn nicht immer zugleich als franzöſiſchen Edelmann denkt. Die Vortheile ſeiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu ſtatten, ſelbſt in den Schulen, wo er den erſten guten Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und in der Mathematik erhält. Wie er ins Leben tritt, zeigt ſich die Facilität in mathematiſchen Combinationen bei ihm theoretiſch und wiſſenſchaftlich, wie ſie ſich bei andern im Spielgeiſt äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er ſeinen geſelligen, ſittlichen Charakter aufs höchſte aus. In Abſicht auf Betragen erinnere man ſich, daß er Zeitgenoſſe, Freund und Correſpondent des hyperboliſch-complimentöſen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geiſtreiche Weiſe gleichſam parodirt. Außerordentlich zart behandelt er ſeine Mitlebenden, Freunde, Studiengenoſſen, ja ſogar ſeine Gegner. Reizbar und voll Ehrgefühl, entweicht er allen Gelegenheiten, ſich zu compromittiren: er verharrt im hergebrachten Schicklichen, und weiß zugleich ſeine Eigenthümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher ſeine Ergebenheit unter die Ausſprüche der Kirche, ſein Zaudern, als Schriftſteller hervorzutreten, ſeine Aengſtlichkeit bei den Schickſalen Galilei's, ſein Suchen der Einſamkeit, und zugleich ſeine ununterbrochene Geſelligkeit durch Briefe.

Seine Avantagen als Edelmann nutzt er in jüngern und mittlern Jahren; er beſucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeſte; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reiſe bewegen; er ſcheut weder Mühe noch Aufwand noch Gefahr, um nur alles mit Augen zu ſehen, um mit ſeines Gleichen, die ſich jedoch in ganz anderm Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigſten Ereigniſſen ſeiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen.

Wie man nun dieſes Aufſuchen einer unendlichen Empirie an ihm Berulamiſch nennen könnte, ſo zeigt ſich an dem ſtets wiederholten Verſuch der Rückkehr in ſich ſelbſt, in der Ausbildung ſeiner Originalität und Produktionskraft ein glückliches Gegengewicht. Er wird müde, mathematiſche Probleme aufzugeben und aufzulöſen, weil er ſieht, daß dabei nichts

herauskommt; er wendet sich gegen die Natur, und giebt sich im Einzelnen viele Mühe; doch mochte ihm als Naturforscher manches entgegenstehen. Er scheint nicht ruhig und liebevoll an den Gegenständen zu verweilen, um ihnen etwas abzugewinnen; er greift sie als auflösbare Probleme mit einiger Hast an, und kommt meistentheils von der Seite des complicirtesten Phänomens in die Sache.

Dann scheint es ihm auch an Einbildungskraft und an Erhebung zu fehlen. Er findet keine geistigen, lebendigen Symbole, um sich und andern schwer auszusprechende Erscheinungen anzunähern. Er bedient sich, um das Unfaßliche, ja das Unbegreifliche zu erklären, der erudesten sinnlichen Gleichnisse. So sind seine verschiedenen Materien, seine Wirbel, seine Schrauben, Haken und Zacken niederziehend für den Geist, und wenn dergleichen Vorstellungsarten mit Beifall aufgenommen wurden, so zeigt sich daraus, daß eben das Roheste, Ungeschickteste der Menge das Gemäßeste bleibt.

In dieser Art ist denn auch seine Lehre von den Farben. Das Mittlere seiner Elemente besteht aus Lichtkügelchen, deren directe gemessene Bewegung nach einer gewissen Geschwindigkeit wirkt. Bewegen sich die Kügelchen rotirend, aber nicht geschwinder, als die geradlinigen, so entsteht die Empfindung von Gelb: eine schnellere Bewegung derselben bringt Roth hervor, und eine langsamere als die der geradlinigen, Blau. Schon früher hatte man der mehrern Stärke des Stoßes aufs Auge die Verschiedenheit der Farben zugeschrieben.

Carteſius Verdienste um den Regenbogen sind nicht zu läugnen. Aber auch hier, wie in andern Fällen, ist er gegen seine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein- für allemal ganz Original seyn; er lehnt nicht allein die lästige Autorität ab, sondern auch die förderliche. Solche Geister, ohne es beinahe selbst gewahr zu werden, verläugnen, was sie von ihren Vorgängern gelernt, und was sie von ihren Mitlebenden genutzt. So verschweigt er den Antonius de Dominis, der zuerst die Glaskugel angewendet, um die ganze Erscheinung des Regenbogens innerhalb des Tropfens zu beschränken, auch den innern Regenbogen sehr gut erklärt hat. Carteſius hingegen hat ein bedeutendes Verdienst um den äußern Regenbogen. Es gehörte schon Aufmerksamkeit dazu, die zweite Reflexion zu bemerken, wodurch er hervorgebracht wird, so wie sein mathematisches Talent dazu nöthig war, um die Winkel zu berichtigen, unter denen das Phänomen ins Auge kommt.

Die Linearzeichnungen jedoch, welche er, um den Vorgang deutlich zu machen, ausſinnt, ſtellen keineswegs die Sache dar, ſondern deuten ſie nur an. Dieſe Figuren ſind ein abſtractes compendiöſes Sapienti sat, belehren aber nicht über das Phänomen, indem ſie die Erſcheinung auf einfache Strahlen zurückführen, da doch eigentlich Sonnenbilder im Grunde des Tropfens verengt, zuſammengeführt und über einander verſchränkt werden. Und ſo konnten dieſe Carteſiſchen, einzelne Strahlen vorſtellenden Linien der Newton'ſchen Erklärung des Regenbogens günſtig zum Grunde liegen.

Der Regenbogen, als anerkannter Refractionsfall, führt ihn zu den prismatiſchen einfacheren Verſuchen. Er hat ein Prisma von 30 bis 40 Graden, legt es auf ein durchlöchert Holz, und läßt die Sonne hindurchſcheinen; das ganze colorirte Spectrum erblickt er bei kleiner Oeffnung; weil aber ſein Prisma von wenig Graden iſt, ſo kann er leicht, bei vergrößerter Oeffnung, den weißen Raum in der Mitte bemerken.

Hierdurch gelangt er zu der Haupteinſicht, daß eine Beſchränkung nöthig ſey, um die prismatiſchen Farben hervorzubringen. Zugleich ſieht er ein, daß weder die Ründe der Kugel noch die Reflexion zur Hervorbringung der Farbenerſcheinung beitrage, weil beides beim Prisma nicht ſtattfindet, und die Farbe doch mächtig erſcheint. Nun ſucht er auch im Regenbogen jene nöthige Beſchränkung, und glaubt ſie in der Gränze der Kugel, in dem dahinter ruhenden Dunkel anzutreffen, wo ſie denn freilich, wie wir künftig zeigen werden, nicht zu ſuchen iſt.

Athanaſius Kircher,

geb. 1601, geſt. 1680

Er giebt in dem Jahre 1646 ſein Werk Ars magna lucis et umbrae heraus. Der Titel ſo wie das Motto: Sicut tenebrae ejus, ita lumen ejus, verkündigen die glückliche Hauptmaxime des Buchs. Zum erſtenmal wird deutlich und umſtändlich ausgeführt, daß Licht, Schatten und Farbe als die Elemente des Sehens zu betrachten; wie denn auch die Farben als Ausgeburten jener beiden erſten dargeſtellt ſind.

Nachdem er Licht und Schatten im allgemeinen behandelt, gelangt

er im dritten Theile des ersten Buches an die Farbe, dessen Vorrede wir übersetzt einschalten.

Vorrede.

„Es ist gewiß, daß in dem Umfange unseres Erdkreises kein dergestalt durchsichtiger Körper sich befinde, der nicht einige Dunkelheit mit sich führe. Daraus folgt, daß wenn kein dunkler Körper in der Welt wäre, weder eine Rückstrahlung des Lichtes noch in den verschiedenen Mitteln eine Brechung desselben, und auch keine Farbe sichtbar seyn würde, als jene erste, die zugleich im Lichte mitgeschaffen ist. Hebt man aber die Farbe auf, so wird zugleich alles Sehen aufgehoben, da alles Sichtbare nur vermöge der gefärbten Oberfläche gesehen wird; ja der leuchtende Körper der Sonne könnte nicht einmal gesehen werden, wenn er nicht dunkel wäre, dergestalt, daß er unserm Sehen widerstünde; woraus unwidersprechlich folgt, daß kein Licht ohne Schatten und kein Schatten ohne Licht auf irgend eine Weise seyn könne. Ja der ganze Schmuck der Welt ist aus Licht und Schatten dergestalt bereitet, daß wenn man eins von beiden wegnähme, die Welt nicht mehr κόσμος heißen, noch die verwundernswürdige Schönheit der Natur auf irgend eine Weise dem Gesicht sich darstellen könnte; denn alles was sichtlich in der Welt ist, ist es nur durch ein schattiges Licht oder einen lichten Schatten. Da also die Farbe die Eigenschaft eines dunkeln Körpers ist, oder, wie einige sagen, ein beschattetes Licht, des Lichtes und des Schattens ächte Ausgeburt, so haben wir hier davon zu handeln, auf daß die größte Zierde der irdischen Welt, und wie viel Wundersames dadurch bewirkt werden kann, dem Leser bekannt werde."

Erstes Capitel. Unser Verfasser möchte, um sich sogleich ein recht methodisches Ansehen zu geben, eine Definition vorausschicken, und wird nicht gewahr, daß man eigentlich ein Werk schreiben muß, um zur Definition zu kommen. Auch ist hier weiter nichts geleistet, als daß dasjenige angeführt und wiederholt wird, wie die Griechen sich über diesen Gegenstand auszudrücken pflegten.

Zweites Capitel. Von der vielfachen Mannichfaltigkeit der Farben. Er hält sich hierbei an das Schema des Aguillonius, das er mit einiger Veränderung benutzt. Er behauptet, alle Farben seyen wahr, worin er in gewissem Sinne Recht hat, will von den andern Eintheilungen

nichts wissen, worin er didaktisch Unrecht hat. Genug, er gründet sich darauf, daß jede Farbe, sie möge an Körpern oder sonst erscheinen, eine wahre, entschiedene Ursache hinter sich habe.

Drittes Capitel. Chromatismus der Luft. Er handelt von den Farben des Himmels und des Meeres, und bringt verschiedene ältere Meinungen über die Bläue der Luft vor. Wir übersetzen die Stelle, welche seine eigenen Gedanken enthält, um den Leser urtheilen zu lassen, wie nahe er an der ächten Erklärungsart gewesen; denn er fühlt die Bedeutsamkeit des nicht völlig Durchsichtigen, wodurch wir ja zunächst auf die Trübe hingeleitet werden.

„Warum der Himmel blau erscheint?

„Zuvörderst muß man wissen, daß unser Gesicht nichts sehen könne, als was eine Farbe hat. Weil aber das Gesicht nicht immer auf dunkle Körper oder Körper von gefärbter Oberfläche gerichtet ist, sondern auch sich in den unendlichen Luftraum und in die himmlischen durchsichtigen Fernen, welche keine Düsterheit haben, verliert, wie wenn wir den heitern Himmel und entfernte hohe Gebirgsgipfel betrachten, so war, damit eine solche Handlung nicht ihres Zweckes beraubt werde, und sich im Gränzenlosen verliere, die Natur schuldig, jenem durchsichtigen, unendlichen Mittel eine gewisse Farbe zu verleihen, auf daß der Blick eine Gränze fände, nicht aber in Finsterniß und Nichts ausliefe. Eine solche Farbe nun konnte weder Weiß, Gelb noch Roth seyn, indem diese, als dem Licht benachbart und verwandt, einen unterliegenden Gegenstand verlangen, um gesehen werden zu können; denn was nahe ist, vergleicht sich dem Lichte, und das Fernste der Finsterniß. Deßwegen auch helle Farben, wenn man sie in einem bestimmten Raum gewahr wird, desto mehr zum Schatten und zur Finsterniß sich neigen, je mehr sie sich vom Lichte oder der Sehkraft entfernen. Der Blick jedoch, der in jene unendlichen ätherischen Räume dringt, sollte zuletzt begränzt werden, und war sowohl wegen der unendlichen Ferne als wegen der unendlichen Vermannichfaltigung der Luftschichten nur durch Finsterniß zu begränzen, eine schwarze Farbe aber wollte sich weder für die Augen noch für die Welt schicken: deßwegen berieth sich die Natur aufs weiseste, und zwischen den lichten Farben, dem Weißen, Gelben und Rothen, und dem eigentlich Finstern fand sich eine Mittelfarbe, nämlich die blaue, die aus einer ungleichen Mischung des Lichtes und der Finsterniß bestand. Durch diese nun, wie

durch einen höchst angenehmen Schatten, sollte der Blick begränzt seyn, daß er vom Hellen nicht so sehr zerstreut, vom Finstern nicht zu sehr zusammengezogen oder von dem Rothen entzündet würde, und so stellte die Natur das Blaue dazwischen, zunächst an der Finsterniß, so daß das Auge, ohne verletzt zu werden, die erfreulichen Himmelsräume durch ihre Vorsehung mit Vergnügen und Bewunderung betrachten kann."

Die Naivetät, womit Kircher um die Sache herumgeht, ist merkwürdig genug. Man könnte sie komisch nennen, wenn man nicht dabei ein treues Bestreben wahrnähme. Und ist er es doch nicht allein, sind doch bis auf den heutigen Tag noch Menschen, denen die Vorstellungsart der Endursachen gefällt, weil sie wirklich etwas Geistiges hat, und als eine Art von Anthropomorphism angesehen werden kann. Dem Aufmerksamern freilich wird nicht entgehen, daß man der Natur nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die bloß nothwendig handelt, einen Vorsatz unterschiebt, und ihren Resultaten ein zweckmäßiges Ansehen verleihen möchte.

Viertes Capitel. Chromatism der Brechung. Die Farben des Prima's erklärt er wie Antonius de Dominis dadurch, daß die hellsten Farben beim Durchgang durch die schwächste Seite des Glases, die dunkelsten beim Durchgang durch die stärksten Seiten des Glases entstehen.

Die Erfahrung mit dem nephritischen Holze trägt er weitläufig vor.

Fünftes Capitel. Chromatism der Metalle, Gefärbtheit durchsichtiger Steine, der Salze, der Metallkalke.

Sechstes Capitel. Chromatism der Pflanzen. Besonders wird gefragt, wie man Pflanzen färben könne.

Siebentes Capitel. Chromatism der Thiere. Er bringt zur Sprache warum Pferde nicht grün und blau seyn können, warum die vierfüßigen Thiere nicht goldfarben aussehen, warum hingegen die Vögel und Insecten alle Arten von Farben annehmen. Auf welche Fragen durchaus er, wie man wohl erwarten kann, keine befriedigende Antwort giebt. Von den Farben des Chamäleons werden eigene Erfahrungen beigebracht.

Achtes Capitel. Vom Urtheil nach Farben, und zwar zuerst von den Farben des Himmels, der Wolken. Beurtheilung der Steine, Pflanzen und Thiere nach den Farben. Hierzu werden Regeln gegeben. Beurtheilung der Menschen, ihre Complexion und sonstige Eigenschaften betreffend, nach den verschiedenen Farben der Haut, der Augen, der

Haare. Der Farben des Urins wird gedacht, wobei zu bemerken ist, daß bei Gelegenheit des Urins die Farben schon früher zur Sprache gekommen, und wenn wir nicht irren, ein Büchlein de urinis der Abhandlung des Theophrast über die Farben bei einer frühern Edition hinzugefügt ist.

Kircher hat bei dem vielen, was er unternommen und geliefert, in der Geschichte der Wissenschaften doch einen sehr zweideutigen Ruf. Es ist hier der Ort nicht, seine Apologie zu übernehmen; aber so viel ist gewiß, die Naturwissenschaft kommt uns durch ihn fröhlicher und heiterer entgegen, als bei einem seiner Vorgänger: sie ist aus der Studirstube, vom Katheder in ein bequemes wohlausgestattetes Kloster gebracht, unter Geistliche, die mit aller Welt in Verbindung stehen, auf alle Welt wirken, die Menschen belehren, aber auch unterhalten und ergötzen wollen.

Wenn Kircher auch wenig Probleme auflöst, so bringt er sie doch zur Sprache und betastet sie auf seine Weise. Er hat eine leichte Fassungskraft, Bequemlichkeit und Heiterkeit in der Mittheilung, und wenn er sich aus gewissen technischen Späßen, Perspektiv- und Sonnenuhrzeichnungen gar nicht loswinden kann, so steht die Bemerkung hier am Platze, daß, wie jenes im vorigen Jahrhundert bemerkliche höhere Streben nachläßt, wie man mit den Eigenschaften der Natur bekannter wird, wie die Technik zunimmt, man nun das Ende von Spielereien und Künsteleien gar nicht finden, sich durch Wiederholung und mannichfaltige Anwendung eben derselben Erscheinung, eben desselben Gesetzes niemals ersättigen kann; wodurch zwar die Kenntniß verbreitet, die Ausübung erleichtert, Wissen und Thun aber zuletzt geistlos wird. Witz und Klugheit arbeiten indessen jenen Forderungen des Wunderbaren entgegen, und machen die Taschenspielerei vollkommner.

Es ist für uns nicht von geringer Bedeutung wenn wir erfahren, daß bildende Künstler diejenige Lehre, die wir zu verbreiten suchen, gleichfalls anerkannt und in ihren Nutzen zu verwenden gewußt haben. Wir besitzen ein Bildniß von Nicolas Poussin, nach seinem Ableben gestochen von Albert Clouet; er hält ein Buch im Arm, auf dessen Rücken oder Schnitt geschrieben steht: de Lum. et Umbr. Dieß kann kein anderes seyn, als Pater Kirchers Werk welches 1646 herauskam.

Pouſſin lebte von 1594 bis 1665; wie werth muß ihm, einem geborenen und höchſt gebildeten Künſtler, ein ſolches Buch im funfzigſten Jahre geworden ſeyn! Wahrſcheinlich hatte er mit dem Verfaſſer ſchon früher ein perſönliches Verhältniß und dieſe Lehre ſo lieb gewonnen, daß er ſie hier an die Bruſt drückt. Beide hatten in Rom lange Jahre neben einander und wahrſcheinlich mit einander zugebracht.

Wir wollen hier noch zum Schluſſe des Pater Buonaccorſi gedenken, der mit Kircher auf die Dauer des Bildeindrucks im Auge aufmerkſam ward. Zufälligerweiſe war es das Fenſterkreuz, daß ſie von jener merkwürdigen phyſiologiſchen Erſcheinung belehrte, und es iſt ihnen als Geiſtlichen nicht zu verargen, daß ſie zuerſt der Heiligkeit dieſer mathematiſchen Figur eine ſolche Wunderwirkung zuſchrieben. Uebrigens iſt dieß einer von den wenigen Fällen, wo eine Art von Aberglaube ſich zur Betrachtung der Farbenerſcheinung geſellt hat.

Marcus Marci,

geb. 1595, geſt. 1667.

Die großen Wirkungen, welche Keppler und Tycho de Brahe, in Verbindung mit Galilei, im ſüdlichen Deutſchland hervorgebracht, konnten nicht ohne Folge bleiben und es läßt ſich bemerken, daß in den kaiſerlichen Staaten, ſowohl bei einzelnen Menſchen als ganzen Geſellſchaften, dieſer erſte kräftige Anſtoß immer fortwirkt.

Marcus Marci, etliche und zwanzig Jahre jünger als Kepler, ob er ſich gleich vorzüglich auf Sprachen gelegt hatte, ſcheint auch durch jenen mathematiſch-aſtronomiſchen Geiſt angeregt worden zu ſeyn. Er war zu Landskron geboren und zuletzt Profeſſor in Prag. Bei allen ſeinen Verdienſten, die von ſeinen gleichzeitigen Landsleuten höchlich geſchätzt wurden, fehlte es ihm doch eigentlich, ſo viel wir ihn beurtheilen können, an Klarheit und durchdringendem Sinn. Sein Werk, das uns hier beſonders angeht: **Thaumantias, liber de arcu coelesti, deque colorum apparentium natura, ortu et causis**, zeugt von dem Ernſt, Fleiß und Beharrlichkeit des Verfaſſers: aber es hat im Ganzen etwas

Trübseliges. Er ist mit den Alten noch im Streit, mit den Neueren nicht einig, und kann die Angelegenheit, mit der er sich eigentlich beschäftigt, nicht in die Enge bringen; welches freilich eine schwere Aufgabe ist, da sie nach allen Seiten hindeutet.

Einsicht in die Natur kann man ihm nicht absprechen; er kennt die prismatischen Versuche sehr genau; die dabei vorkommende farblose Refraction, die Färbung sowohl in objectiven als subjectiven Fällen hat er vollständig durchgearbeitet; es mangelt ihm aber an Sonderungsgabe und Ordnungsgeist. Sein Vortrag ist unbequem, und wenn man auch begreift, wie er auf seinem Wege zum Zweck zu gelangen glaubte, so ist es doch ängstlich ihm zu folgen.

Bald stellt er fremde Sätze auf, mit denen er streitet, bald seine eigenen, denen er gleichfalls opponirt, sodann aber sie wieder rechtfertigt, dergestalt, daß nichts aus einander tritt, vielmehr eins über das andere hingeschoben wird.

Die prismatischen Farben entstehen ihm aus einer Condensation des Lichtes; er streitet gegen die, welche den Schatten zu einer nothwendigen Bedingung dieser Erscheinung machen, und muß doch bei subjectiven Versuchen **sepimenta** und **interstitia umbrosa** verlangen und hinzufügen: **Cujus ratio est, quod species lucis aut color se mediam infert inter umbrosa intervalla.** Auch ist zu bemerken, daß wir bei ihm schon eine diverse Refraction finden.

So wie in Methode und Vortrag, also auch in Sprache und Styl ist er Kepplern entgegengesetzt. Wenn man bei diesem mit Lust Materien abgehandelt sieht, die man nicht kennt, und ihn zu verstehen glaubt, so wird bei jenem dasjenige, was man sehr gut versteht, wovon wir die genaueste Kenntniß haben, durch eine düstere Behandlung verworren, trüb, ja man darf sagen, ausgelöscht. Um sich hiervon zu überzeugen, lese derjenige, dem die subjectiven prismatischen Versuche vollkommen bekannt sind, die Art, wie der Verfasser das Phänomen erklärt S. 132.

De la Chambre,

geb. 1594, gest. 1669.

La lumière, par le Sieur de la Chambre, Conseiller du Roy en Ses Conseils, et Son Médecin ordinaire. Paris 1657.

Kircher hatte ausgesprochen, daß die Farben Kinder des Lichtes und des Schattens seyen; Cartesius hatte bemerkt, daß zum Erscheinen der prismatischen Farben eine Beschränkung mitwirken müsse: man war also von zwei Seiten her auf dem Wege, das Rechte zu treffen, indem man jenen dem Licht entgegengesetzten Bedingungen ihren integrirenden und constituirenden Antheil an der Farbenerscheinung zugestand.

Man warf sich jedoch bald wieder auf die entgegengesetzte Seite und suchte alles in das Licht hineinzulegen, was man hernach wieder aus ihm herausdemonstriren wollte. Der einfache Titel des Buchs **La lumière**, im Gegensatz mit dem Kircher'schen, ist recht charakteristisch. Es ist dabei darauf angesehen, alles dem Lichte zuzuschieben, ihm alles zuzuschreiben, um nachher alles wieder von ihm zu fordern.

Diese Gesinnung nahm immer mehr überhand, je mehr man sich dem Aristoteles entgegenstellte, der das Licht als ein Accidens, als etwas das einer bekannten oder verborgenen Substanz begegnen kann, angesehen hatte. Nun wurde man immer geneigter, das Licht wegen seiner ungeheuern Wirkungen nicht als etwas Abgeleitetes anzusehen; man schrieb ihm vielmehr eine Substanz zu, man sah es als etwas Ursprüngliches, für sich Bestehendes, Unabhängiges, Unbedingtes an: doch mußte diese Substanz, um zu erscheinen, sich materiiren, materiell werden, Materie werden, sich körperlich und endlich als Körper darstellen, als gemeiner Körper, der nun Theile aller Art enthalten, auf das verschiedenste und wunderlichste gemischt, und ungeachtet seiner anscheinenden Einfalt als ein heterogenes Wesen angesehen werden konnte. Dieß ist der Gang, den von nun an die Theorie nimmt, und die wir in der Newton'schen Lehre auf ihrem höchsten Punkte finden.

Jene frühere Erklärungsart aber, die wir durch Kircher umständlicher kennen gelernt, geht neben der neuern bis zu Ende des Jahrhunderts immer parallel fort, bildet sich immer mehr und mehr aus und tritt noch einmal zuletzt ganz deutlich in Ruguet hervor, wird aber von der Newton'schen völlig verdrängt, nachdem sie vorher durch Boyle bei Seite geschoben war.

De la Chambre selbst erscheint uns als ein Mann von sehr schwachen Kräften; es ist weder Tiefe in seinen Conceptionen noch Scharfsinn in seinen Controversen. Er nimmt vier Arten Licht in der Natur an: die erste sey das innere, radicale, gewissen Körpern wesentliche, das Licht der

Es gehört eine eigene Geisteswendung dazu, um das gestaltlose Wirkliche in seiner eigensten Art zu fassen und es von Hirngespinsten zu unterscheiden, die sich denn doch auch mit einer gewissen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgesetzt die Frage gestellt: Ist es der Gegenstand oder bist du es, der sich hier ausspricht? Und in diesem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Mensch sieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er sich eine besondere ihm angemessene Welt zu erschaffen bemüht ist. Tüchtige Menschen ergreifen sie ohne Bedenken und suchen damit, wie es gehen will, zu gebaren; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln sogar an ihrem Daseyn.

Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hatten, sondern in Dingen die für uns völlig gleichgültig sind.

Man weiß eigentlich das was man weiß nur für sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

Sonne, der Sterne, des Feuers; das andere ein äußeres, abgeleitetes, vorübergehendes, das Licht der von jenen Körpern erleuchteten Gegenstände. Nun giebt es, nach seiner Lehre, noch andere Lichter, die vermindert und geschwächt sind und nur einige Theile jener Vollkommenheit besitzen; das sind die Farben. Man sieht also, daß von einer Seite eine Bedingung zugegeben werden muß, die das Licht schwächt, und daß man von der andern wieder dem Lichte eine Eigenschaft zuschreibt, gleichsam ohne Bedingung geschwächt seyn zu können. Wir wollen übrigens dem Verfasser in seiner Deduction folgen.

Erster Artikel. Daß das äußere Licht von derselben Art sey wie das radicale. Nachdem er Wirkung und Ursache getrennt, welche in der Natur völlig zusammen fallen, so muß er sie hier wieder verknüpfen und also seine Eintheilung gewissermaßen wieder aufheben.

Zweiter Artikel. Daß die apparenten Farben nichts anders als das Licht selbst seyen. Auch hier muß er das Mittel, wodurch das Licht durchgeht, als Bedingung voraussetzen; diese Bedingung soll aber nichts als eine Schwächung hervorbringen.

Dritter Artikel. Das Licht vermische sich nicht mit der Dunkelheit (obscurité). Es ist ja aber auch nicht von der Dunkelheit die Rede, sondern von dem Schatten, mit welchem das Licht sich auf manche Weise verbinden, und der unter gewissen Umständen zur Bedingung werden kann, daß Farben erscheinen, so wie bei den Doppelbildern schattengleiche Halbbilder entstehen, welche eben in den Fall kommen können farbig zu seyn. Alles übrige schon oft Gesagte wollen wir hier nicht wiederholen.

Vierter Artikel. Das Licht vermische sich nicht mit dem Düstern (opacité). Bei dem prismatischen Falle, wovon er spricht, mag er zwar in gewissem Sinne Recht haben, denn die Farben entstehen nicht aus dem einigermaßen Düstern des Prisma's, sondern an dem zugleich gewirkten Doppelbilde; hat man aber die Lehre vom Trüben recht inne, so sieht man, wie das, was man allenfalls auch düster nennen könnte, nämlich das nicht vollkommen Durchsichtige, das Licht bedingen kann, farbig zu erscheinen.

Fünfter Artikel. Daß das Licht, indem es sich in Farbe verwandelt, seine Natur nicht verändere. Hier wiederholt er nur die Behauptung, die Farben seyen bloß geschwächte Lichter.

Sechster Artikel. Welche Art von Schwächung das Licht in Farbe verwandle? Durch ein Gleichniß, vom Ton hergenommen, unterscheidet er zwei Arten der Schwächung des Lichtes: die erste vergleicht er einem Ton, der durch die Entfernung geschwächt wird; und das ist nun seine dritte Art Licht; die zweite vergleicht er einem Ton, der von der Tiefe zur Höhe übergeht, und durch diese Veränderung schwächer wird; dieses ist nun seine vierte Art Licht, nämlich die Farbe. Die erste Art möchte man eine quantitative, und die zweite eine qualitative nennen, und dem Verfasser eine Annäherung an das Rechte nicht abläugnen. Am Ende, nachdem er die Sache weitläufig aus einander gesetzt, zieht er den Schluß, daß die Farben nur geschwächte Lichter seyn können, weil sie nicht mehr die Lebhaftigkeit haben, welche das Licht besaß, woraus sie entspringen. Wir geben gerne zu, daß die Farben als geschwächte Lichter angesehen werden können, die aber nicht aus dem Licht entspringen, sondern an dem Licht gewirkt werden.

Siebenter Artikel. Daß die apparenten und die fixen Farben beide von einerlei Art seyen. Daß die sämmtlichen Farben, die physiologischen, apparenten und fixen, unter einander in der größten Verwandtschaft stehen, wäre Thorheit zu läugnen. Wir selbst haben diese Verwandtschaft in unserm Entwurf abzuleiten und, wo es nicht möglich war, sie ganz durchzuführen, sie wenigstens anzudeuten gesucht.

Achter Artikel. Daß die fixen Farben nicht vom Sonnenlichte herkommen. Er streitet hier gegen diejenigen, welche die Oberfläche der Körper aus verschieden gestalteten Theilchen zusammensetzen, und von diesen das Licht verschiedenfarbig zurückstrahlen lassen. Da wir den fixen Farben einen chemischen Ursprung zugestehen, und eine gleiche Realität, wie andern chemischen Phänomenen, so können wir den Argumenten des Verfassers beitreten. Uns ist Lackmus in der Finsterniß so gut gelbroth als der zugemischte Essig sauer, eben so gut blauroth als das dazugemischte Alkali fade. Man könnte, um es hier im Vorbeigehen zu sagen, die Farben der Finsterniß auch intentionell nennen: sie haben die Intention eben so gut zu erscheinen und zu wirken, als ein Gefangener im Gefängniß frei zu seyn und umherzugehen.

Neunter Artikel. Daß die Farben keine Flammen seyen. Dieses ist gegen den Plato gerichtet, der indessen, wenn man seine Rede

gleichnißweise nehmen will, der Sache nahe genug kommt: denn der Verfasser muß ja im

zehnten Artikel behaupten, daß die fixen Farben innerliche Lichter der Körper seyen. Was hier zur Sprache kommt, drückt sich viel besser aus durch die später von Delaval hauptsächlich urgirte nothwendige Bedingung zum Erscheinen der fixen Farben, daß sie nämlich einen hellen Grund hinter sich haben müssen, bis zu dem das auffallende Licht hindurchdringt, durch die Farbe zum Auge zurückkehrt, sich mit ihr gleichsam tingirt, und auf solche Weise specifisch fortwirkt. Das gleiche geschieht beim Durchscheinen eines ursprünglich farblosen Lichtes durch transparente, farbige Körper oder Flächen. Wie nun aber dieß zugehe, daß die den Körpern angehörigen Lichter durch das radicale Licht aufgeweckt werden, darüber verspricht uns der Verfasser in seinem Capitel von der Wirkung des Lichtes zu belehren, wohin wir ihm jedoch zu folgen nicht rathsam finden. Wir bemerken nur noch, daß er in seinem

eilften Artikel nun die vier verschiedenen Lichter fertig hat: nämlich das Licht, das den leuchtenden Körpern angehört, dasjenige, was sie von sich abschicken, das Licht, das in den fixen Farben sich befindet, und das, was von diesen als Wirkung, Gleichniß, Gleichartiges, species, espèce abgesendet wird. Dadurch erhält er also zwei vollkommene und völlig radicale, den Körpern eigene, so wie zwei geschwächte und verminderte, äußerliche und vorübergehende Lichter.

Auf diesem Wege glaubt er nun dem Licht oder den Lichtern, ihrem Wesen und Eigenschaften näher zu dringen, und schreitet nun im zweiten Capitel des ersten Buchs zur eigentlichen Abhandlung. Da jedoch das was uns interessirt, nämlich seine Gesinnung über Farbe, in dem ersten Capitel des ersten Buchs völlig ausgesprochen ist, so glauben wir ihm nicht weiter folgen zu müssen, um so weniger, als wir schon den Gewinn, den wir von der ganzen Abhandlung haben könnten, nach dem Bisher-gesagten zu schätzen im Stande sind.

Isaak Voſſius.

geb. 1618, geſt. 1689.

Sohn und Bruder vorzüglicher Gelehrten, und für die Wiſſenſchaften thätiger Menſch. Frühe wird er in alten Sprachen und den damit verbundenen Kenntniſſen unterrichtet. In ihm entwickelt ſich eine leidenſchaftliche Liebhaberei zu Manuſcripten. Er beſtimmt ſich zum Herausgeber alter Autoren, und beſchäftigt ſich vorzüglich mit geographiſchen und aſtronomiſchen Werken. Hier mag er empfinden, wie nothwendig zu Bearbeitung derſelben Sachkenntniſſe gefordert werden; und ſo nähert er ſich der Phyſik und Mathematik. Weite Reiſen befördern ſeine Naturanſchauung.

Wie hoch man ſeine eigenen Arbeiten in dieſem Fache anzuſchlagen habe, wollen wir nicht entſcheiden. Sie zeugen von einem hellen Verſtand und ernſten Willen. Man findet darin originelle Vorſtellungsarten, welche uns Freude machen, wenn ſie auch mit den unſrigen nicht übereinſtimmen. Seine Zeitgenoſſen, meiſt Carteſius Schüler ſind übel mit ihm zufrieden, und laſſen ihn nicht gelten.

Uns intereſſirt hier vorzüglich ſein Werk de lucis natura et proprietate, Amstelodami 1662, wozu er ſpäter einen polemiſchen Nachtrag herausgegeben. Wie er über die Farben gedacht, laſſen wir ihn ſelbſt vortragen.

Im dreiundzwanzigſten Capitel.

Alle einfachen Körper ſeyen durchſichtig.

„Opak, d. h. undurchſichtig werden alle Körper genannt, die gefärbt ſind und das Licht nicht durchlaſſen. Genau genommen, iſt eigentlich nichts vollkommen durchſichtig als der leere Raum, indem die meiſten Körper, ob ſie gleich klar erſcheinen, eben weil ſie geſehen werden, offenbar etwas von Undurchſichtigkeit an ſich haben.“

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Die Farben ſeyen kein Licht, und woher ſie entſpringen?

„Daß alſo einige Körper durchſichtig, andere aber opak erſcheinen, dieſes rührt von nichts anderem als von der Beimiſchung der Farbe her. Wenn es keine Farben gäbe, ſo würde alles durchſichtig oder weiß

aussehen. Es giebt keinen Körper, er sey flüssig oder fest und dicht, der nicht sogleich durchsichtig würde, sobald man die Farbe von ihm trennt. Daher ist die Meinung derer nicht richtig, welche die Farbe ein modificirtes Licht nennen, da dem Lichte nichts so entgegen ist als die Farbe. Wenn die Farben Licht in sich hätten, so würden sie auch des Nachts leuchten, welches doch nicht der Fall ist.

„Ursache und Ursprung der Farben daher kommt allein von dem Feuer oder der Wärme. Wir können dieses daran sehen, daß in kalten Gegenden alles weiß ist, ja selbst die Thiere weiß werden, besonders im Winter. Die Weiße aber ist mehr der Anfang der Farben als Farbe selbst.

„An heißen Orten hingegen findet sich die ganze Mannichfaltigkeit der Farben. Was auch die Sonne mit ihren günstigen Strahlen bescheint, dieses nimmt sogleich eine angenehme und erfreuliche Färbung an. Findet sich auch in kalten Gegenden manchmal etwas Gefärbtes, so ist es doch nur selten und schwach, und deutet mehr auf ein Bestreben einer abnehmenden Natur, als ihre Macht und Gewalt an; wie denn ein einziges indisches Vögelchen eine größere Farbenmannichfaltigkeit leistet, als das sämmtliche Vögelgeschlecht, das norwegische und schwedische Wälder bevölkert. Eben so verhält sich's mit den übrigen Thieren, Pflanzen und Blumen: denn in jenen Gegenden findest du nicht einmal die Thäler mit leuchtenden und lebhaften Farben geschmückt, man müßte sie denn durch Kunst hervorbringen, oder der Boden müßte von einer besondern Beschaffenheit seyn. Gelangt man weiter nach Norden, so begegnet einem nichts als Graues und Weißes. Deßwegen nehmen wir an, die Ursache der Farben sey das Verbrennen der Körper."

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Materie der Farben rühre von der Eigenschaft des Schwefels her.

„Der Grundstoff der Farben schreibt sich nirgends anders her als von dem Schwefel, der einem jeden Körper beigemischt ist. Nach dem verschiedenen Brennen dieses Elements entstehen auch die verschiedenen Farben: denn der natürliche Schwefel, so lange er weder Wärme noch Feuer erfahren hat, ist durchsichtig; wird er aufgelöst, dann nimmt er verschiedene Farben an und verunreinigt die Körper, denen er beigemischt ist. Und zwar erscheint er zuerst grün, dann gelb, sodann roth, dann

purpurfarben, und zuletzt wird er schwarz. Ist aller Schwefel erschöpft und verzehrt, dann lösen sich die Körper auf, alle Farbe geht weg, und nichts bleibt als eine weiße oder durchsichtige Asche; und so ist die Weiße der Anfang aller Farben, und das Schwarze das Ende. Das Weiße ist am wenigsten Farbe, das Schwarze hingegen am meisten. Und nun wollen wir die einzelnen Arten und Stufen der Farbe durchgehen."

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die Ordnung der Farben.

„Die erste Farbe daher, wenn man es Farbe nennen kann, ist das Weiße. Dieses tritt zunächst an das Durchsichtige, und da alle Körper von Natur durchsichtig sind, so kommt hier zuerst das Düstere opacitas hinzu, und der Körper wird sichtbar bei dem geringsten Lichte, auch wenn der Schwefel nicht schmilzt, den wir jedem Körper zugeschrieben haben. Denn jeder durchsichtige Körper, wenn er zerrieben wird, so daß eine Verschiedenheit der Oberflächen entsteht, erscheint sogleich als weiß, und es ist ganz einerlei, ob die Materie fest oder flüssig gewesen. Man verwandle Wasser zu Schaum, oder Glas in Pulver, so wird sich die Durchsichtigkeit sogleich in das Weiße verwandeln. Und zwar ist dieses die erste Art des Weißen; und wenn du sie allein betrachtest, so kann man die Weiße nur uneigentlich zu den Farben zählen; denn wenn du die einzelnen Körperchen und ihre kleinsten Oberflächen besonders ansiehst, so bleibt ihnen die Durchsichtigkeit, und bloß die Stellung, die Lage der Körper betrügt den Anblick.

„Aber eine andere Art des Weißen giebt es, wenn in einem durchsichtigen Körper durch Einwirkung des Lichtes und der Wärme die zartern Theile des Schwefels schmelzen und angezündet werden; denn da auf diese Weise die Körper austrocknen und dünner werden, so folgt daraus, daß auch verschiedene neue Oberflächen entstehen; und auf diese Art werden durchsichtige Dinge, auch ehe die Tinctur des Schwefels hinzutritt, weiß. Denn es ist eine allgemeine Regel, daß jeder klein zerstückte Körper weiß werde, und umgekehrt, daß jeder weiße Körper aus kleinen durchsichtigen Theilen bestehe.

„Zunächst an der Weiße folgen zwei Farben, das bläßere Grün und das Gelbe. Ist die Wärme schwach, die das was schwefelig ist, in den Körpern auflösen soll, so geht das Grüne voraus, welches roher und

wässeriger ist als das Gelbe. Verursacht aber die Wärme eine mächtigere Kochung, so tritt sogleich nach dem Weißen ein Gelbes hervor, das reifer ist und feuriger. Folgt aber auf diese Art das Gelbe dem Weißen, so bleibt kein Platz mehr für das Grüne; denn auch in den Pflanzen wie in andern Körpern, wenn sie grün werden, geht das Grüne dem Gelben voraus.

„In welcher Ordnung man auch die Farben zählt, so ist die mittlere immer roth. Am mächtigsten ist hier das flammende Roth, und dieses entsteht nicht aus dem Weißen und Schwarzen, sondern es ist dem Schwefel seinen Ursprung schuldig. Und doch lassen sich aus dem Rothen, dem Weißen und dem Schwarzen alle Farben zusammensetzen.

„Entsteht nämlich eine größere Verbrennung der Körper und des Schwefels, so erscheint die Purpur- und blaue Farbe, deren Mischung bekannt ist. Die Gränze der Farbe jedoch, so wie die letzte Verbrennung ist die Schwärze. Dieses ist die letzte Tinctur des Schwefels und seine letzte Wirkung. Hierauf folgt die Auflösung der Körper. Wenn aber der Schwefel erschöpft und die Feuchtigkeit aufgezehrt ist, so bleibt nichts als die weiße und durchsichtige Asche. Giebst du dieser die Feuchtigkeit und den Halt wieder, so kehren die Körper in ihren ersten Zustand zurück.

„In denjenigen Flammen, wie sie täglich auf unserm Herde aufsteigen, ist die entgegengesetzte Ordnung der Farben. Denn je dunkler die Tinctur des Schwefels in der Kohle ist, desto reiner und weißer steigt die Flamme auf; jedoch ist die Flamme, die zuerst aufsteigt, wegen beigemischten Unraths, dunkel und finster; dann wird sie purpurfarben, dann röthet sie sich und wird gelb. Fängt sie an weiß zu werden, so ist es ein Zeichen, daß Schwefel und brennbare Materien zu Ende gehen.

„Es giebt aber weder eine völlig schwarze noch völlig weiße Flamme. Wird sie zu sehr verdunkelt, dann ist es Rauch, nicht Flamme; wird sie zu sehr weiß, so kann sie auch nicht länger bestehen, da ihr der Schwefel ausgeht.

„Und so glaube ich, ist deutlich genug, warum verschiedene Körper, nach der verschiedenen Tinctur des Schwefels, sich auf eine verschiedene Weise gefärbt sehen lassen, und ich hoffe, hier werden mir die Chemiker nicht entgegen seyn, die, ob sie gleich, wie überhaupt, also auch von den Farben, sehr verworren und räthselhaft sprechen, doch nicht viel von dem, was wir bisher ausgesprochen, abzuweichen scheinen."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Wie die apparenten Farben erzeugt werden.

„Nun ist aber eine andere Frage zu beantworten, welche verwickelter und schwerer ist: woher nämlich die Farben kommen, welche von ihren Körpern gewissermaßen abgesondert sind, welche man die apparenten nennt, wie die Farben des Regenbogens, der Morgenröthe und die, welche durch gläserne Prismen sich ausbreiten? Aus dem was wir gesagt haben, erhellt, wie mich dünkt, genugsam, daß die Flamme jederzeit der Farbe des Schwefels folgt und alle Farben zuläßt, außer dem Schwarzen und dem völlig Weißen; denn der Schwefel enthält wohl die beiden Farben, aber eigentlich in der Flamme können sie nicht seyn. Weiß zwar erscheinen zarte Flämmchen; wenn sie es aber vollkommen wären, und nicht noch etwas von anderer Farbe zugemischt hätten, so wären sie durchsichtig und würden kein Licht oder ein sehr schwaches verbreiten. Daß aber eine Flamme schwarz sey, ist gegen die Vernunft und gegen die Sinne.

„Dieses festgesetzt, fahre ich fort. Wie die Farbe des Schwefels in der verbrennlichen Materie, so ist auch die Farbe der Flammen; wie aber die Flamme, so ist auch das Licht, das von ihr ausgebreitet wird; da aber die Flamme alle Farben enthält und begreift, so ist nothwendig, daß das Licht dieselbe Eigenschaft habe. Deßwegen sind auch in dem Licht alle Farben, obgleich nicht immer sichtbar. Denn wie eine mächtige Flamme weiß und einfärbig erscheint, wenn man sie aber durch einen Nebel oder andern dichten Körper sieht, verschiedene Farben annimmt, auf eben diese Weise bekleidet sich das Licht, ob es gleich unsichtbar oder weiß ist, wenn es durch ein gläsernes Prisma oder durch eine feuchte Luft durchgeht, mit verschiedenen Farben.

„Ob nun gleich in dem reinen Licht keine Farben erscheinen, so sind sie dessenungeachtet wahrhaft in dem Licht enthalten; denn wie ein größeres Licht einem geringern schadet, so verhindert auch ein reines Licht, das verdunkelte Licht zu sehen. Daß aber ein jedes Licht Farben mit sich führe, kann man daraus folgern, daß wenn man durch eine Glaslinse oder auch nur durch eine Oeffnung Licht in eine dunkle Kammer fallen läßt, sich auf einer entferntern Mauer oder Leinwand alle Farben deutlich zeigen, da doch an den Kreuzungspunkten der Strahlen und an den Stellen, die der Linse allzunah sind, keine Farbe, sondern das bloße Licht erscheint.

„Da nun aber das Licht Form und Bild des Feuers ist, welche aus dem Feuer nach allen Seiten hinstrahlen, so sind auch die Farben, die das Licht mitbringt, Formen und Bilder der Farben, welche wahrhaft und auf eine materielle Weise sich in dem Feuer befinden, von dem das Licht umhergesendet wird.

„Wie aber Flamme und Feuer, je schwächer sie sind, ein desto schwächeres Licht von sich geben, so auch nach Gesetz und Verhältniß der wahren und materialisirten Farbe, die in der Flamme ist, wachsen und nehmen ab die apparenten Farben im Lichte.

„Und wie nun bei abnehmender Flamme auch das Licht geschwächt wird, so verschwindet auch die apparente Farbe, wenn die wahre Farbe abnimmt. Deßwegen wirft das gläserne Prisma bei Nacht oder bei schwachem Lichte keine Farben umher, es giebt keine farbigen Phänomene, die Mondscheinregenbogen sind blaß, nichts erscheint irgend feurig oder von einer andern deutlichen Farbe tingirt.

„So wie keine Flamme vollkommen schwarz oder weiß ist, so sind auch keine apparenten Farben weiß oder schwarz, sondern so wie bei der Flamme, so auch im Lichte sind das Gelbe und Blaue die Gränzen der Farbe.

„Und hieraus, wenn ich nicht irre, ergiebt sich deutlich, was die wahre, permanente und fixe Farbe sey, deßgleichen die vergängliche, unstäte, die sie auch apparent nennen. Denn die wahre Farbe ist ein Grad, eine Art der Verbrennung in irgend einem Körper, die apparente Farbe aber ist ein Bild einer wahren Farbe, das man außer seiner Stelle sieht. Wie man aber auch die wahren Farben mit den apparenten zusammenhalten und vergleichen will, so werden sie sich immer wie Ursache zu Ursache und wie Wirkung zu Wirkung verhalten, und was den fixen Farben begegnet, wird auch den Bildern, welche von denselben erzeugt werden, geschehen. Trifft dieses manchmal nicht vollkommen ein, so ereignet sich's wegen der Lage und Gestalt der Körper, wodurch die Bilder durchgeführt und fortgepflanzt werden."

Hier sehen wir also einige Jahre früher als Newton sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, seine Lehre völlig ausgesprochen. Wir streiten hier nicht mit Isaak Vossius, sondern führen seine Meinung nur historisch

an. Die Tendenz jener Zeit, den äußern Bedingungen ihren integriren den Antheil an der Farbenerscheinung abzusprechen und ihnen nur einen anregenden, entwickelnden Anstoß zuzuschreiben, dagegen alles im Lichte schon im voraus zu synthesiren, zusammenzufassen, zu verstecken und zu verheimlichen, was man künftig aus ihm hervorholen und an den Tag bringen will, spricht sich immer deutlicher aus, bis zuletzt Newton mit seinen Idiotäten hervortritt, den Reihen schließt und, obgleich nicht ohne Widerspruch, dieser Vorstellungsart den Ausschlag giebt. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben anzuzeigen, was noch alles vorausgegangen, um Newtons Lehre den Weg zu bahnen, können aber hier nicht unbemerkt lassen, daß schon Matthäus Pankl in seinem Compendium institutionum physicarum. Posoniae 1793. unsern Isaak Vossius für einen Vorläufer Newtons erklärt, indem er sagt: „Den Alten war das Licht das einfachste und gleichartigste Wesen. Zuerst hat Isaak Vossius vermuthet, die Mannichfaltigkeit der Farben, die wir an den Körpern wahrnehmen, komme nicht von den Körpern, sondern von Theilchen des Lichts her."

Franciscus Maria Grimaldi,

geb. 1613. gest 1663.

Er stammte aus einem alten berühmten Geschlechte und zwar von dem Zweige desselben, der zu Bologna blühte. Er scheint seine erste Bildung in den Jesuitenschulen erhalten zu haben; besonders befleißigte er sich der Mathematik und der damals innigst mit ihr verbundenen Naturlehre.

Nachdem er in den Orden getreten, ward er Professor der Mathematik zu Bologna und zeigte sich als einen in seinem Fache sehr geübten Mann, kenntnißreich, scharfsinnig, fleißig, pünktlich, unermüdet. Als einen solchen rühmt ihn Riccioli in der Dedication seines Almagest und preist ihn als einen treuen Mitarbeiter. Sein Werk, wodurch er uns bekannt, wodurch er überhaupt berühmt geworden, führt den Titel: Physico-Mathesis de lumine, coloribus et iride, Bononiae 1665. Man bemerke, daß auch hier nur des Lichtes und nicht des Schattens erwähnt ist, und erwarte, daß Grimaldi sich als ein solcher zeigen werde, der die Farbenerscheinungen aus dem Licht entwickelt.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten nach den Ursachen zu fragen; als ein bequemes Wesen greift er nach der nächsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dieß die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

Sieht man ein Uebel, so wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar aufs Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgiebt, ist todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen; denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenfaulthier wäre.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulcanismus ist eigentlich ein kühner Versuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigstens ähnliche Wirkungen werden auf verschiedene Weise durch Naturkräfte hervorgebracht.

Hier haben wir nun das dritte Werk in unserm Fache, das sich von einem jesuitischen Ordensgeistlichen herschreibt. Wenn Aguillonius sorgfältig und umständlich, Kircher heiter und weitläufig ist, so muß man den Verfasser des gegenwärtigen Buchs höchst consequent nennen. Es ist reich in Absicht auf Erfahrungen und Experimente, ausführlich und methodisch in seiner Behandlung, und man sieht wohl, daß der Verfasser in allen Subtilitäten der Dialektik sehr geübt ist.

Vor allem aber ist zu bemerken, daß Form und Darstellung problematisch, ja ironisch sind, welches einer so ernsten folgerechten Arbeit eine ganz wunderliche Wendung giebt. Galilei hatte sich schon einer ähnlichen Wendung bedient in den Dialogen, wegen welcher er von den Jesuiten so heftig verfolgt wurde. Hier bedient sich ein Jesuit, nach etwa zwanzig Jahren, desselben Kunstgriffs. Im ersten Buch, das 472 gespaltene Quartseiten stark ist, thut er alles Mögliche, um zu zeigen, daß das Licht eine Substanz sey; im zweiten Buch, welches nur 63 gespaltene Seiten enthält, widerlegt er scheinbar seine vorige Meinung und verclaufulirt diese Widerlegung aufs neue dergestalt, daß er sie völlig vernichtet. Auch darf man nur die Vorrede des Ganzen und den Schluß des ersten Theils lesen, so fällt seine Absicht schon deutlich genug in die Augen. Bei allen diesen Verwahrungen zaudert er das Werk herauszugeben, das bei seinem Tode völlig fertig liegt, wie es denn auch drei Jahre nach demselben, und so viel sich bemerken läßt, ohne Verstümmelung erscheint.

Indem er nun das Licht als Substanz behandelt, so finden wir ihn auf dem Wege, auf dem wir Carteſius, de la Chambre und Voſſius wandeln sahen; nur betritt er denselben mit mehr Ernst und Sicherheit und zugleich mit mehr Vorsicht und Zartheit. Seine Naturkenntniß überhaupt ist höchst schätzenswerth. Erfahrungen und Versuche, diese Gegenstände betreffend, sind vor ihm von keinem so vollständig zusammengebracht worden. Freilich stellt er sie alle zurecht, um seine Erklärungsart zu begründen; doch kann man ihm nachsagen, daß er keine Erfahrung, keinen Versuch entstelle, um ihn seiner Meinung anzupassen.

Das Licht ist ihm also eine Substanz, im physischen Sinne eine Flüssigkeit, die er jedoch aufs äußerste zu verfeinern sucht. Durch Beispiele und Gleichnisse will er uns von der Zartheit eines so subtilen materiellen Wesens, das gleichsam nur wie ein geistiger Aushauch wirkt,

überzeugen. Er führt die Lehre von Magneten zu diesem Zwecke umständlich durch, bringt die Fälle von unendlicher Theilbarkeit der Farbe, äußerster Ductilität der Metalle und dergleichen vor, nimmt den Schall, und was er sonst noch brauchen kann, zu Hülfe, um unsere Kenntnisse durch Erinnerung auf einen Punkt zu sammeln und unsere Einbildungskraft anzuregen.

Man hatte bisher drei Arten, in welchen sich das Licht verbreite, angenommen, die directe, refracte, reflexe, wozu er noch die inflexe hinzusetzt, welche er sogleich, in Rücksicht seiner hypothetischen Zwecke, die diffracte nennt.

Jene verschiedenen Arten der Lichtfortpflanzung zu erklären und andere dabei vorkommende Phänomene auszulegen, giebt er seiner feinen Flüssigkeit eine verschiedene innere Disposition. Und so wird denn diesem wirksamen Wesen ein Fließen (**fluitatio**), ein Wogen (**undulatio, undatio**), ein Regen und Bewegen (**agitatio**), ein Wälzen (**volutatio**) zugeschrieben.

Durchsichtigen Körpern wird eine **continua porositas** zugeeignet, welches eigentlich eine **contradictio in adjectio** ist, woran sich erkennen läßt, wie leicht man mit Worten das Unmögliche und Unhehörige als ein Mögliches, Verständiges und Verständliches mittheilen könne. Die undurchsichtigen Körper haben auch mannichfaltige wunderliche Oberflächen, die das Licht verschiedentlich zurückwerfen; deßhalb er sich denn vertheidigen muß, daß seine Lehre mit der Lehre der Atomisten nicht zusammenfalle, welches ihm auch Ernst zu seyn scheint.

In jenen Poren und Irrgängen, wunderlichen Aus- und Einwegen, Schlupflöchern und andern mannigfaltigen Bestimmungen müdet sich nun das Licht auf oben beschriebene Weise gewaltig ab und erleidet eine Zerstreuung (**dissipatio**), Zerbrechung (**diffractio**), Zerreißung (**discissio**) und natürlicherweise auch eine Trennung (**separatio**); dabei denn auch gelegentlich eine Anhäufung (**glomeratio**) stattfindet.

Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß einer Zerstreuung des Lichts schon bei den Griechen erwähnt wird. Dort ist es aber nur ein empirischer naiver Ausdruck, der eine oft vorkommende Erscheinung von hin und wieder geworfenem, geschwächtem Lichte so gut er kann bezeichnen soll. Bei Grimaldi hingegen sollen die mannichfaltigen Verfuren des Lichtes das Innere dieses zarten, unbegreiflichen Wesens aufschließen und uns von seiner Natur dogmatisch belehren.

Die Farben werden alſo, nach Grimaldi, bei Gelegenheit der Refraction, Reflexion und Inflexion bemerkt; ſie ſind das Licht ſelbſt, das nur auf eine beſondere Weiſe für den Sinn des Geſichts fühlbar wird. Doch geht der Verfaſſer auch wohl ſo weit, daß er im Licht beſtimmte Arten der Farbe annimmt, und alſo die Newton'ſche Lehre unmittelbar vorbereitet.

Alle Farben ſind ihm wahr und entſpringen auf einerlei Weiſe; doch läßt er, um ſie erklären zu können, den Unterſchied zwiſchen dauernden und vorübergehenden Farben einſtweilen zu, und um jene auch in vorübergehende zu verwandeln, benutzt er auf eine ſehr geſchickte Weiſe die Verſatilität der chemiſchen Farben.

Was übrigens den Apparat betrifft, ſo bedient er ſich öfters der kleinen Oeffnung im Fenſterladen, die ſich eigentlich von der die äußern Gegenſtände innerlich abbildenden **Camera obscura** herſchreibt. Die prismatiſchen Phänomene kennt er meiſtens, wie er denn auch auf die längliche Geſtalt des Farbenbildes unſere Aufmerkſamkeit hinlenkt. Unter ſeiner theoretiſchen Terminologie finden wir auch ſchon Strahlenbündel. Da ihm manche Erfahrungen und Verſuche, die erſt ſpäter bekannt geworden, in der Reihe ſeines Vortrags abgehen, ſo zeigen ſich in demſelben Lücken und Sprünge und gar manches Unzulängliche, das ihm aber nicht zu Schulden kommt. Den Regenbogen mit ſeinen Umſtänden und Bedingungen führt er ſorgfältig aus; die Farben deſſelben weiß er nicht abzuleiten.

Robert Boyle,

geb. 1627, geſt. 1691.

Die Scheidung zwiſchen Geiſt und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zu Stande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vortheil dabei: denn indem der Menſch ſeine Freiheit behaupten will, muß er ſich der Natur entgegenſetzen; indem er ſich zu Gott zu erheben ſtrebt, muß er ſie hinter ſich laſſen; und in beiden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr ſo wenig als möglich zuſchreibt, ja wenn er ſie als etwas Feindſeliges und Läſtiges anſieht. Verfolgt wurden daher ſolche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten. Als man die theologiſche Erklärungsart verbannte,

nahm man der Natur den Verstand; man hatte den Muth nicht ihr Vernunft zuzuschreiben, und sie blieb zuletzt geistlos liegen. Was man von ihr verlangte, waren technische, mechanische Dienste, und man fand sie zuletzt auch nur in diesem Sinne faßlich und begreiflich.

Auf diese Weise läßt sich einsehen, wie das zarte, fromme Gemüth eines Robert Boyle sich für die Natur interessiren, sich zeitlebens mit ihr beschäftigen, und doch ihr weiter nichts abgewinnen konnte, als daß sie ein Wesen sey, das sich ausdehnen und zusammenziehen, mischen und sondern lasse, dessen Theile, indem sie durch Druck, Stoß gegen einander arbeiten und sich in die verschiedensten Lagen begeben, auch verschiedene Wirkungen auf unsere Sinne hervorbringen.

In die Farbenlehre war er von der chemischen Seite hereingekommen. Er ist der erste seit Theophrast, der Anstalt macht eine Sammlung der Phänomene aufzustellen und eine Uebersicht zu geben. Er betreibt das Geschäft nur gelegentlich und zaudert seine Arbeit abzuschließen; zuletzt, als ihm eine Augenkrankheit hinderlich ist, ordnet er seine Erfahrungen, so gut es gehen will, zusammen, in der Form als wenn er das Unvollständige einem jungen Freunde zu weiterer Bearbeitung übergäbe. Dabei möchte er zwar gerne von einer Seite das Ansehen haben, als wenn er nur Erfahrungen zusammenstellte, ohne eben dadurch eine Hypothese begründen zu wollen; allein er ist von der andern Seite aufrichtig genug, zu gestehen, daß er sich zur corpuscularen mechanischen Erklärungsart hinneige und mit dieser am weitesten auszulangen glaube. Er bearbeitet daher das Weiße und Schwarze am ausführlichsten, weil freilich bei diesem noch am ersten ein gewisser Mechanismus plausibel werden dürfte. Was aber die eigentlich farbigen Phänomene der Körper, so wie was die apparenten Farben betrifft, bei diesen geht er weniger methodisch zu Werke, stellt aber eine Menge Erfahrungen zusammen, welche interessant genug sind und nach ihm immer wieder zur Sprache gekommen. Auch haben wir sie, insofern wir es für nöthig erachtet, in unserm Entwurf nach unserer Weise und Ueberzeugung aufgeführt.

Der Titel dieses Werkes in der lateinischen Ausgabe, der wir gefolgt sind, ist: **Experimenta et considerationes de coloribus — seu initium historiae experimentalis de coloribus a Roberto Boyle Londini 1665.**

Seine ganze Denkart, seine Vorsätze, sein Thun und Leisten wird

aus dem fünften Capitel des ersten Theils am klarsten und eigentlichsten erkannt, welches wir denn auch übersetzt hier einschalten.

Des ersten Theils fünftes Capitel.

„1. Es giebt, wie du weißt, mein Pyrophilus, außer jenen veralteten Meinungen von den Farben, die man schon längst verworfen hat, gar verschiedene Theorien, deren jede zu unserer Zeit von bedeutenden Männern in Schutz genommen wird. 1) Denn die peripatetischen Schulen, ob sie gleich wegen der besondern Farben unter sich nicht ganz eins sind, kommen doch alle darin überein, die Farben seyen einwohnende und wirkliche Eigenschaften, welche das Licht nur offenbare, nicht aber sie hervorzubringen etwas beitrage. 2) Alsdann giebt es unter den Neueren einige, die mit geringer Veränderung die Meinung Plato's annehmen, und wie er die Farbe für eine Art Flamme hält, die aus dem kleinsten Körperchen bestehe, welche von dem Object gleichsam ins Auge geschleudert werden und deren Figur mit den Poren des Auges sich in Uebereinstimmung befinde, so lehren sie, die Farbe sey ein inneres Licht der hellern Theile des Gegenstandes, welches durch die verschiedenen Mischungen der weniger leuchtenden Theile verdunkelt und verändert werden. 3) Nun giebt es andere, welche einigen der alten Atomisten nachfolgen und die Farbe zwar nicht für eine leuchtende Emanation, aber doch für einen körperlichen Ausfluß halten, der aus dem gefärbten Körper hervortritt. Aber die gelehrtern unter ihnen haben neulich ihre Hypothese verbessert, indem sie anerkannten und hinzufügten, es sey etwas äußeres Licht nöthig, um diese Körperchen der Farbe zu reizen und anzuregen und sie zum Auge zu bringen. 4) Eine bedeutendere Meinung der neuern Philosophen ist sodann: die Farben entspringen aus einer Mischung des Lichtes und der Finsterniß oder vielmehr des Lichts und der Schatten, und diese Meinung ließe sich denn wohl gewissermaßen mit der vorhergehenden vereinigen. 5) Was die Chemiker betrifft, so schreibt die Menge derselben den Ursprung der Farben dem Princip des Schwefels in den Körpern zu, ob ich gleich finde, daß einige ihrer Anführer die Farben mehr vom Salz als vom Schwefel herleiten, ja andere sogar von dem dritten Elementarprincip, dem Mercur. 6) Von des Carteſius' Nachfolgern brauche ich dir nicht zu sagen, daß

ſie behaupten, die Empfindung des Lichts werde von einem Anſtoß her vorgebracht, welcher auf die Organe des Sehens von ſehr kleinen und feſten Kügelchen gewirkt wird, welche durch die Poren der Luft und anderer durchſichtigen Körper durchdringen können. Daraus verſuchen ſie denn auch die Verſchiedenheit der Farben zu erklären, indem ſie die verſchiedenen Bewegungen dieſer Kügelchen und die Proportion der Bewegung zu der Rotation um ihren Mittelpunkt beachten, wodurch ſie nämlich geſchickt werden ſollen, den optiſchen Nerven auf mancherlei Weiſe zu treffen, ſo daß man dadurch verſchiedene Farben gewahr werden könne.

„II. Außer dieſen ſechs vornehmſten Hypotheſen kann es noch andere geben, mein Pyrophilus, die, obſchon weniger bekannt, doch eben ſo gut als dieſe deine Betrachtung verdienen. Erwarte aber nicht, daß ich ſie gegenwärtig umſtändlich durcharbeite, da du den Zweck dieſer Blätter und die mir vorgeſetzte Kürze kennſt. Deßwegen will ich nur noch einiges im allgemeinen bemerken, was ſich auf den Tractact, den du in Händen haſt, beſonders bezieht.

„III. Und zwar geſtehe ich dir zuerſt, daß ich, obgleich die Anhänger der gedachten verſchiedenen Hypotheſen durch eine jede beſonders und ausſchließlich die Farben erklären und hierzu weiter keine Beihülfe annehmen wollen, was mich betrifft, zweifle, ob irgend einer dieſer Hypotheſen, wenn man alle andern ausſchließt, der Sache genugthue. Denn mir iſt wahrſcheinlich, daß man das Weiße und Schwarze durch die bloße Reflexion, ohne Refraction anzunehmen, erklären könne, wie ich es in nachſtehender Abhandlung vom Urſprunge des Schwarzen und Weißen zu leiſten geſucht habe. Da ich aber nicht habe finden können, daß durch irgend eine Miſchung des Weißen und wahrhaft Schwarzen — denn hier iſt nicht von einem Blauſchwarz die Rede, welches viele für das ächte halten — daß, ſage ich, je daraus Blau, Gelb, Roth, geſchweige denn die übrigen Farben könnten erzeugt werden; da wir ferner ſehen, daß dieſe Farben durchs Prisma und andere durchſichtige Körper hervorzubringen ſind, mit Beihülfe der Brechung: ſo ſcheint es, man müſſe die Brechung auch zu Hülfe nehmen, um einige Farben zu erklären, zu deren Entſtehung ſie beiträgt, weil ſie auf eine oder die andere Weiſe den Schatten mit dem gebrochenen Lichte verbindet, oder auf eine Art, die wir gegenwärtig nicht abhandeln können. Scheint es nun einigen wahrſcheinlich, daß die Poren der Luft und anderer durchſichtiger Körper

durchaus mit solchen Kügelchen angefüllt sind, wie die Cartesianer voraussetzen, und daß zugleich die verschiedenen Bewegungsarten dieser Kügelchen in vielen Fällen von Bedeutung sind, um das verschiedene Gewahrwerden der Farbe bei uns zu bewirken, so läßt sich auch, ohne diese Kügelchen, die man nicht so leicht beweisen kann, vorauszusetzen, überhaupt mit Wahrscheinlichkeit annehmen, das Auge könne mannichfaltig afficirt werden nicht allein von ganzen Lichtstrahlen, die darauf fallen, und zwar als solchen, sondern auch von der Ordnung derselben und dem Grade der Geschwindigkeit, und daß ich mich kurz fasse, nach der Art und Weise, wie die Theilchen woraus die einzelnen Strahlen bestehen, zu dem Sinn gelangen, dergestalt, daß, welche Figur auch jene kleinen Körper haben aus denen die Lichtstrahlen bestehen, sie nicht allein durch ihre Geschwindigkeit oder Langsamkeit der Entwickelung oder Rotation im Fortschreiten, sondern noch mehr durch ihre absolute Schnelligkeit, ihre directe oder wogende Bewegung und andere Zufälligkeiten, welche ihren Stoß aufs Auge begleiten können, geschickt sind, verschiedenartige Eindrücke zu erregen.

„IV. Zweitens muß ich dich, wegen dieser und ähnlicher Betrachtungen, mein Pyrophilus, bitten, daß du diese kleine Abhandlung ansehest, nicht als eine Dissertation die geschrieben sey, um eine der verstehenden Hypothesen ausschließlich vor allen anderen zu vertheidigen, oder eine neue, welche mein wäre, dafür aufzustellen, sondern als einen Anfang einer Geschichte der Farben, worauf, wenn sie erst durch dich und deine geistreichen Freunde bereichert worden, eine gründliche Theorie könne aufgebaut werden. Weil aber diese Geschichte nicht bloß als Katalog der darin überlieferten Sachen anzusehen ist, sondern auch als ein Apparat zu einer gründlichen und umfassenden Hypothese, hielt ich es der Sache gemäß, so meine ganze Dissertation zu stellen, daß ich sie zu jenem Zwecke so brauchbar machte, als es sich wollte thun lassen. Deßwegen zweifelte ich nicht, dir zu bezeugen, ich sey geneigt gewesen, sowohl dir die Arbeit zu ersparen, verschiedene unzulängliche Theorien, die dich niemals zu deinem Zweck führen würden, selbst zu erforschen, als überhaupt deine Untersuchungen zu vereinfachen; weßhalb ich mir zweierlei zum Augenmerk nahm, einmal, daß ich gewisse Versuche aufzeichnete, welche durch Hülfe begleitender Betrachtungen und Erinnerungen dir dienen könnten, die Schwäche und Unzulänglichkeit der gemeinen peripatetischen

Körper, welche, erleuchtet, immer nur Eine Farbe zeigen, die blaue, gelbe, rothe. Dann wünſchte ich unterrichtet zu ſeyn, warum die Verbindung des Lichtes und Schattens, welche z. B. von dem Häutchen einer reifen Kirſche gewirkt wird, eine rothe Farbe zeige, nicht aber eine grüne, und das Blatt deſſelben Baums mehr eine grüne als eine rothe Farbe. Zuletzt auch, warum das Licht, das zu ſolchen Farben modificirt iſt, wenn es nur aus Körperchen beſteht, welche gegen die Retina oder das Mark des optiſchen Nerven bewegt werden, nicht bloß ein Stechen, ſondern eine Farbe hervorbringe, da doch die Nadel, wenn ſie das Auge verwundet, keine Farbe, ſondern einen Schmerz hervorbringen würde. Dieß und anderes wünſchte ich zu wiſſen, ehe ich glaubte die wahre und vollkommene Natur der Farben erkannt zu haben. Daher, ob ich gleich durch die Verſuche und Betrachtungen, die ich in dieſem Büchelchen überliefere, einigermaßen meine Unwiſſenheit in dieſer Sache zu mindern geſucht habe, und es für viel beſſer halte etwas als gar nichts zu entdecken, ſo nehme ich mir doch nur vor, durch die Verſuche, welche ich darlege, wahrſcheinlich zu machen, daß ſich einige Farben ſehr wohl durch die hier überlieferte Lehre im allgemeinen erklären laſſen. Denn ſo oft ich mich auf eine ins Einzelne gehende und genaue Erklärung des Beſondern einlaſſen ſoll, empfinde ich die große Dunkelheit der Dinge, ſelbſt die nicht ausgenommen, die wir nicht anders zu Geſicht bekommen, als wenn ſie erleuchtet werden, und ich ſtimme Scaligern bei, wenn er, von der Natur der Farbe handelnd, ſpricht: Die Natur verbirgt dieſe ſo wie andere Erſcheinungen in die tiefſte Dunkelheit des menſchlichen Unwiſſens.“

So unverkennbar auch aus dem Vortrage Boyle's die Vorliebe, gewiſſe Farbenphänomene mechaniſch zu erklären, erhellt, ſo beſcheiden drückt er ſich doch gegen andere Theorien und Hypotheſen aus, ſo ſehr empfindet er, daß noch andere Arten von Erklärungen, Ableitungen möglich und zuläſſig wären; er bekennt, daß noch lange nicht genug vorgearbeitet ſey, und läßt uns zuletzt in einem ſchwankenden, zweifelhaften Zuſtande.

Wenn er nun von einer Seite, durch die vielfachen Erfahrungen die er geſammelt, ſich bei den Naturforſchern Anſehen und Dank erwarb, ſo daß dasjenige, was er mitgetheilt und überliefert, lange Zeit in der Naturlehre Werth und Gültigkeit behielt, in allen Lehrbüchern wiederholt

und fortgepflanzt wurde, so war doch von der andern Seite seine Gesinnung viel zu zart, seine Aeußerungen zu schwankend, seine Forderungen zu breit, seine Zwecke zu unabsehlich, als daß er nicht hätte durch eine neu eintretende ausschließende Theorie leicht verdrängt werden können, da ein lernbegieriges Publikum am liebsten nach einer Lehre greift, woran es sich festhalten, und wodurch es aller weitern Zweifel, alles weitern Nachdenkens bequem überhoben wird.

Robert Hooke,

geb. 1635, gest. 1703.

Er ist mehr ein emsiger als ein fleißiger Beobachter und Experimentator zu nennen. Er blickt überall um sich her, und seine unruhige Thätigkeit verbreitet sich über die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugestehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet habe, doch ist er kein theoretischer Kopf, nicht einmal ein methodischer.

Die Lehre von Licht und Farben ist ihm manches schuldig. Er beobachtet die brechende Kraft des Eises, bemerkt mit Grimaldi die Ablenkung des Lichtes, und thut Vorschläge, wie man die Sonne anschauen könne ohne geblendet zu werden, richtet eine tragbare Camera obscura zu bequemerer Abzeichnung ein und bemüht sich ums reflectirende Teleskop.

Seine Farbenlehre ist freilich barock. Er nimmt nur zwei Farben an, Blau und Roth; diese sollen durch schiefe oder ungleiche Erschütterung aufs Auge erregt werden. Seitdem Cartesius die Lehre von dem Lichte materialisirt und mechanisirt hatte, so können sich die Denker nicht wieder aus diesem Kreise herausfinden: denn diejenigen, welche Licht und Farben nicht materiell nehmen wollen, müssen doch zur mechanischen Erklärung greifen, und so schwankt die Lehre immer fort in einem unfruchtbaren Raume, sie mag sich nach der dynamischen oder atomistischen Seite neigen.

Das Capitel der Farben, die wir epoptische genannt haben, ist ihm mancherlei schuldig. Er macht auf den Versuch mit den Seifenblasen aufmerksam, auf die farbigen Kreise im russischen Glase und zwischen den an einander gedrückten Glasplatten. Doch konnte er diese Erscheinungen nicht zusammenbringen noch rubriciren.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen die sich accommodiren, aus Schwachen die sich assimiliren, und der Masse die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen was sie will.

Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des inneren höheren Sinnes; in der Ausübung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Werth als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches vertheidige, ist beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschäft betreibt, eine solche Kunst ausübt. Ein durchgreifender Advocat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel, erscheinen beide gleich gottähnlich.

Was ist an der Mathematik exact als die Exactheit? Und diese, ist sie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht lindern, den Parteigeist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie.

Der Mathematiker ist nur in sofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Was von ihm als Secretär der Londoner Societät und als Gegner Newtons zu sagen ist, wird künftig beigebracht werden.

Nicolas Malebranche,

geb. 1638, gest. 1715.

Reflexions sur la lumière et les couleurs et la génération du feu, par le Père Malebranche. Mémoire de l'Académie royale. 1699.

„Die Philosophie hat das Joch der Autorität völlig abgeworfen, und die größten Philosophen überreden uns nur noch durch ihre Gründe. So scharfsinnig auch das System über das Licht von Herrn Descartes seyn mag, so hat es doch der Pater Malebranche verlassen, um ein anderes aufzustellen, das nach dem System des Tones gebildet ist, und diese Aehnlichkeit selbst kann für die Wahrheit desselben zeugen bei solchen, welchen bekannt ist, wie sehr die Natur, was die allgemeinen Principien betrifft, gleichförmig sey.

„Man ist überzeugt, daß der Ton hervorgebracht wird durch das Zittern oder Schwingen unmerklicher Theile des klingenden Körpers. Größere oder kleinere Schwingungen, d. h. solche, welche größere oder kleinere Bogen desselben Kreises machen, begeben sich für die Empfindung in gleichen Zeiten, und die Töne, welche sie hervorbringen, können nicht unterschieden seyn, als daß sie stärker oder schwächer sind. Die stärkern werden durch die größern Schwingungen hervorgebracht, die schwachen durch die kleinern. Gesetzt aber, es entstehe zu gleicher Zeit eine größere Anzahl Schwingungen in einem Körper als in einem andern, so werden diejenigen, welche in größerer Zahl entstehen, weil sie gedrängter und so zu sagen lebhafter sind, von einer verschiedenen Art seyn als die andern. Die Klänge also sind auch der Art nach verschieden, und das ist was man die Töne nennt. Die schnellsten Vibrationen bringen die hohen Töne hervor, und die langsamsten die tiefen. Diese Grundsätze, welche von allen Philosophen angenommen werden, lassen sich leicht auf das Licht und die Farben anwenden. Alle die kleinsten Theile eines leuchtenden Körpers sind in einer sehr schnellen Bewegung, welche von Augenblick zu Augenblick durch sehr lebhafte Erschütterungen die ganze äußerst zarte, bis zum Auge reichende Materie zusammendrückt und in ihr, nach Pater

Malebranche, Schwingungen des Drucks hervorbringt. Sind diese Schwingungen größer, so erscheint der Körper leuchtender oder mehr erhellt; sind sie schneller oder langsamer, so ist er von dieser oder jener Farbe, und daher kommt, daß der Grad des Lichtes gewöhnlich nicht die Art der Farben verändert, und daß sie bei stärkerer oder schwächerer Beleuchtung immer als dieselben erscheinen, obgleich mehr oder weniger lebhaft. Können nun diese Schwingungen, welche zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, aber an Zahl verschieden sind, nach aller möglichen Art von Zahlenverhältnissen verschieden seyn, so kann man deutlich erkennen, daß aus dieser unendlichen Verschiedenheit der Verhältnisse auch die Verschiedenheit der Farben entstehen muß, und daß die verschiedensten Farben auch aus den verschiedensten und am weitesten von der Gleichheit entfernten Verhältnissen entspringen müssen; z. B. wenn ein gefärbter Körper vier Schwingungen des Drucks auf die zarte Materie hervorbringt, indessen ein anderer nur zwei, so wird er an Farbe davon verschiedener seyn, als wenn er nur drei Schwingungen machte.

„Man hat in der Musik die Verhältnisse der Zahlen bestimmt, welche die verschiedenen Töne hervorbringen; aber es läßt sich nicht hoffen, daß dieses auch bei den Farben gelinge.

„Die Erfahrung belehrt uns, daß, wenn man einige Zeit die Sonne oder einen andern sehr erleuchteten Gegenstand angesehen und darauf das Auge schließt, man erst Weiß sieht, sodann Gelb, Roth, Blau, endlich Schwarz; daher man denn folgerecht schließen kann, vorausgesetzt daß diese Ordnung immer dieselbige sey, daß die Farben, welche zuerst erscheinen, durch schnellere Schwingungen hervorgebracht werden, weil die Bewegung, welche auf der Netzhaut durch den leuchtenden Gegenstand gewirkt wird, sich immerfort vermindert.

„Bei dieser Gelegenheit erzählte Herr Homberg der Akademie eine Erfahrung, die er über die Ordnung und die Folge der verschiedenen Farben gemacht hatte. Er nahm nämlich ein Glas, das von beiden Seiten rauh und deßhalb wenig durchsichtig war. Er brachte es vor eine Oeffnung und ließ es vom Lichte bescheinen. Indem er nun durch das Glas hindurchsah, konnte er draußen nur die weißen Gegenstände bemerken, keineswegs aber die von einer andern Farbe. Nun polirte er ein wenig das Glas und sah nun das Weiße besser, wobei sich das Gelbe zu zeigen anfing. Je mehr er nun das Glas glättete, wurden die übrigen

Farben in folgender Ordnung sichtbar: Gelb, Grün, Roth, Blau und Schwarz.

„Nach dem System des Herrn Descartes wird das Licht durch die Kügelchen des zweiten Elements fortgepflanzt, welche die zarte Materie des leuchtenden Körpers in gerader Linie fortstößt. Was aber die Farben bildet, ist der Umstand daß diese Kügelchen, außer der directen Bewegung, bestimmt sind sich zu drehen, und daß aus der verschiedenen Verbindung der directen und cirkelnden Bewegung die verschiedenen Farben entstehen. Da aber diese Kügelchen nach gedachtem System hart seyn müßten, wie kann nun daſſelbige Kügelchen zu gleicher Zeit sich auf verschiedene Art herumwälzen, welches doch nöthig seyn müßte, wenn die verschiedenen Strahlen, welche verschiedene Farben nach dem Auge bringen, sich in einem Punkte kreuzen sollten, ohne sich zu verwirren und zu zerstören, welches sie doch nicht thun, wie uns die Erfahrung lehrt.

„Deßwegen hat der Pater Malebranche an die Stelle dieser harten Kügelchen kleine Wirbel von subtiler Materie gesetzt, welche sich leicht zusammendrücken lassen und an ihren verschiedenen Seiten auf verschiedene Weise zusammengedrückt werden können; denn so klein man sie sich auch denkt, so haben sie Theile: denn die Materie ist ins unendliche theilbar, und die kleinste Sphäre kann sich auf allen Punkten mit der größten, die man sich denken mag, berühren."

Johann Christoph Sturm,

geb. 1635. gest. 1703.

Physica electiva sive hypothetica. Norimbergae 1697.

Die Lehre von den Farben behandelt er wie die übrigen Rubriken. Erst bringt er ohne sonderliche Ordnung und Methode die Phänomene vor, wie sie ihm die Schriftsteller überlieferten; dann die Meinungen der Alten und Neuern, jedoch keineswegs vollständig; zuletzt wählt er sich aus alle dem bisher Gesagten und Theoretisirten daßjenige, womit er sich nothdürftig über die Erscheinungen hinauszuhelfen glaubt. Es ist überall nur Druck und Papier und nirgends Natur. Wie sehr wäre zu wünschen gewesen, daß ein geistreicher Mann diese Arbeit übernommen und seinen Nachfolgern durchgreifender vorgearbeitet hätte!

Johann Caspar Funck,

geb. 1680. geſt. 1729.

De coloribus coeli. Ulmae 1716. Eine frühere Ausgabe von 1705 iſt mir nicht zu Geſicht gekommen.

Daß etwas Schattiges zum Lichte oder zum Hellen hinzutreten müſſe, damit Farben entſtehen können, hatte Kircher ſehr umſtändlich zur Sprache gebracht. Einer ſeiner Zeitgenoſſen, Honoratus Fabri, gleichfalls Jeſuit, iſt von derſelben Ueberzeugung durchdrungen. Er wendet ſich aber, um die Sache näher zu beſtimmen, und die verſchiedenen Farben entſtehen zu laſſen, zu einer quantitativen Erklärung, auf welche Ariſtoteles ſchon hingedeutet, und nimmt an, daß vom Weißen das reine gedrängte Licht zurückſtrahle, daß Roth aus gleichen Theilen von Licht und Schatten beſtehe, Gelb aus zwei Theilen Licht und einem Theil Schatten, Blau aus zwei Theilen Schatten und einem Theil Licht.

Auf demſelben Wege geht Funck, indem er von den atmoſphäriſchen Farben handelt. Unſere Leſer, denen bekannt iſt, wie ſich die meiſten farbigen Himmelserſcheinungen kürzlich und bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten laſſen, möchten ſich wohl wundern, wie ein ganzes Büchlein darüber zu ſchreiben geweſen.

Der Verfaſſer geht freilich etwas umſtändlich zu Werke. Erſt leitet er, wie ſeine Vorgänger, die farbigen Erſcheinungen von einer Verbindung des Hellen und Dunkeln, von einer Vermählung des Lichtes mit dem Schatten, ſodann die atmoſphäriſchen von einer Wirkung der Sonne auf Nebel und Wolken her. Allein der nothwendige Gegenſatz, wodurch an der einen Seite das Gelbe, an der andern das Blaue nahe bis an den Purpur geſteigert werden, war ihm nicht deutlich geworden. Er ſah wohl ein, daß vom Gelben bis zum Purpur und rückwärts eine Art von quantitativem Verhältniß ſtattfinde; aber er wollte auf eben dieſem Wege über den Purpur hinaus ins Blaue, um ſo mehr, als wirklich die Sonne auf der höchſten Stufe der Mäßigung ihres Lichtes durch trübe Dünſte eine Art von bläulichem Schein anzunehmen genöthigt werden kann. Allein es gelang ihm die Ableitung der ſchönen Himmelsbläue nicht, und ſein ganzes Werk wird dadurch unzulänglich. Er polemiſirt mit ſich ſelbſt und andern, keineswegs zwecklos und ungeſchickt, aber weder ſtringent noch glücklich.

Da er ſich von der quantitativen Steigerung überzeugt hat, ſo fängt er an die Farben mit Zahlen und Brüchen auszudrücken, wodurch denn der Vortrag nur krauſer wird, ohne daß für die Behandlung ſelbſt der mindeſte Gewinn entſpränge.

Lazarus Nuguet.

Franzöſiſcher Prieſter, wahrſcheinlich Jeſuit, beſchäftigte ſich überhaupt mit Phyſik, und ließ in das ſogenannte Journal de Trévoux, April 1705, p. 675, einen Aufſatz einrücken, den wir überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet mittheilen. Das Wahre, das er enthält, iſt, wie ſo manches andere was in dieſem Journal Platz gefunden, bei Seite gedrängt worden, weil dieſe in vielen Stücken parteiiſche Zeitſchrift ſich einer mächtigern Partei, der akademiſchen, entgegenſetzte.

So wird im Journal des Savans, im Supplement zum Juli 1707, der Beſchreibung eines neuen Thermometers gedacht, welche Nuguet 1706 herausgegeben, worin er ſich über die Erfindung vielleicht mit allzu großer Selbſtgefälligkeit mochte geäußert haben. Man perſiflirt ſein Thermometer, und bei dieſer Gelegenheit auch ſein Farbenſyſtem, wobei man, um ſeine etwaigen Verdienſte herabzuſetzen, ihm die Ehre der Erfindung abſpricht und bemerkt, daß Honoratus Fabri ſchon das ähnliche behauptet, als wenn es nicht verdienſtlich genug wäre ein richtiges Aperçu aufzufaſſen, das andere ſchon gehabt, und das, was ſie bis auf einen gewiſſen Grad gefördert, weiter auszuarbeiten und auf den rechten Punkt hinzuführen. Wir wollen ihn vor allen Dingen ſelbſt hören.

„Um mich einmal gründlich von der wahrhaften Urſache der Farben und von dem, was ihren Unterſchied macht, zu unterrichten, glaubte ich nichts Beſſeres thun zu können, als deßhalb die Natur zu befragen, indem ich mit Sorgfalt die vorzüglichſten Veränderungen bemerkte, die ſich zeigen, wenn Farben hervortreten und wechſeln, damit ich nachher ein Syſtem feſtſtellen könnte, das auf gründlichen Unterſuchungen ruhte, welche klar und unzweideutig die Wahrheit bezeugten. Und ſo bemerkte ich

„erſtlich, daß alle Farben in der Finſterniß verſchwanden. Daraus war ich berechtigt zu ſchließen, daß das Licht zu den Farben weſentlich erforderlich ſey:

„Zweitens, daß keine Farben entstehen in einem völlig durchsichtigen Mittel, so sehr es auch erleuchtet sey, eben weil darin nichts zugegen ist als Licht ohne Schatten. Daraus mußte ich schließen, daß der Schatten eben so wesentlich den Farben sey als das Licht.

„Drittens bemerkte ich, daß verschiedene Farben entstehen gerade in der Gegend, wo Licht und Schatten sich verschiedentlich vermischen, z. B. wenn die Lichtstrahlen auf irgend einen dunkeln Körper fielen oder durch das dreiseitige Prisma durchgingen. Daher schloß ich sogleich, daß die Farben einzig und allein aus der Vermischung des Lichtes und des Schattens, und ihre Verschiedenheit aus der Verschiedenheit dieser beiden entsprängen.

„Ferner, um zu bestimmen worin jede Farbe besonders bestehe, so stellte ich mancherlei Versuche an, aus denen man nicht allein erkennt, worin ganz genau jede Urfarbe von allen andern unterschieden ist, sondern die auch zugleich ganz unumstößlich beweisen, daß die Farben nichts anders sind als Schatten und Licht zusammengemischt. Hier sind nun die vorzüglichsten.

„**I.** Wenn ich durch ein Brennglas mehrere Lichtstrahlen auf ein schwarzes Tuch versammelte, so bemerkte ich, daß der Ort, wo die Strahlen sich vereinigten, merklich weiß erschien; dagegen aber, wenn ich eine Flasche voll Wasser zwischen ein angezündetes Licht und ein weiß Papier setzte, so erschienen die Stellen des Papiers, wo nur wenig Strahlen zusammenkamen, schwarz; daraus ziehe ich die Folge, daß das Weiße aus Lichtstrahlen bestand, die wenig oder gar keinen Schatten enthielten, das Schwarze dagegen aus reinem Schatten, oder doch nur mit wenig Licht vermischt; sodann überzeugte ich mich, daß Schwarz und Weiß die erste Materie aller Farben sey, aber daß sie, um eigentlich zu reden, selbst nicht wirkliche Farben seyen.

„**II.** Wenn man ein Glas rothen Wein auf ein weiß Papier setzt, und dann eine brennende Kerze dergestalt richtet, daß ihr Licht durch den Wein geht, und sich auf irgend einem Fleck des Papiers endigt, so wird man daselbst ein sehr glänzendes Roth sehen; nähert man aber diesem Roth ein anderes brennendes Licht, so wird es merklich gelb. Eben so verwandelt sich das Roth des prismatischen Farbenbildes, das glänzend und tief an einem schattigen Orte ist, sogleich in Gelb, wenn man das Bild auf einen Fleck fallen läßt, auf den die Strahlen der Sonne

unmittelbar auffallen. Daraus konnte ich schließen, daß das Roth mehr Schatten und weniger Licht enthalte, denn das Gelbe.

„III. Wenn man durch einen Brennspiegel mehrere Sonnenstrahlen zusammenzieht, und sie auf ein prismatisches Farbenbild wirft, das man vorher in einem mittelmäßig erhellten Zimmer durch ein Prisma sehr glänzend farbig hervorgebracht, so verschwinden diese Farben sogleich; welches ganz deutlich beweist, daß die ursprünglichen Farben nothwendigerweise einen gewissen Antheil Schatten mit sich führen, der, wenn er durch die häufig auf diese Farbe versammelten Strahlen zerstreut und aufgehoben wird, sie auch sogleich verschwinden läßt.

„IV. Nimmt man fünf Blätter Papier von fünf verschiedenen Farben, nämlich ein violettes, blaues, rothes, grünes und gelbes, und man stellt sie über einander in verschiedenen Reihen an einen Ort, wohin man das prismatische Farbenbild bringen kann, so wird man deutlich sehen, daß das Rothe dieses Farbenbildes dunkler und tiefer ist auf dem violetten Papier als auf dem blauen, auf dem blauen mehr als auf dem rothen, auf dem rothen mehr als auf dem grünen, auf dem grünen mehr als auf dem gelben. Diese Erfahrung, die ich sehr oft mit demselbigen Erfolg wiederholt habe, ist ein überzeugender Beweis, daß das Violette mehr Schatten als das Blaue, das Blaue mehr als das Rothe, das Rothe mehr als das Grüne, das Grüne mehr als das Gelbe in sich enthalte; denn eine Farbe verfinstert sich nur nach Maßgabe des Schattens, mit dem sie sich vermischt.

„V. Hat man Acht auf die Art und Weise, wie die Lichtstrahlen durchs Prisma hindurchgehen, auf die Brechungen, welche diese Strahlen erleiden, auf die Schatten, die eine natürliche Folge dieser Brechungen sind, so bemerkt man, daß das Gelbe des prismatischen Farbenbildes mehr Licht und weniger Schatten als alle übrigen Farben enthält, das Grüne mehr Licht und weniger Schatten als das Blaue, das Blaue mehr Licht und weniger Schatten als das Violette, das Violette mehr Schatten und weniger Licht als alle übrigen Farben des Prisma's. Denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß das Rothe und Violette von beiden Seiten durch Strahlen hervorgebracht wurde, die unmittelbar von Schatten umgeben waren, verursacht durch Brechungen, welche diese Strahlen beim Durchgang durchs Prisma erlitten hatten; mit dem einzigen Unterschied, daß diejenigen Strahlen, welche das Violette verursachten, durch

die Brechung sich dem Schatten näherten, an den sie anstießen, anstatt daß diejenigen, die das Rothe bildeten, sich durch die Brechung vom Schatten entfernten, der sie unmittelbar umgab. Daher schloß ich, a) daß die Strahlen, welche das Violette hervorbringen, mehr Schatten enthalten als diejenigen die das Rothe bilden, weil diese sich durch die Wirkung der Refraction vom Schatten entfernen, der sie umgab, anstatt daß sich die andern dem Schatten annäherten, der ihnen unmittelbar nach der Brechung nahe lag. Ich folgerte, b) daß das Gelbe weniger Schatten enthalte als das Rothe, das Blaue weniger als das Violette; c) daß das Grüne, das nur ein Gemisch des Gelben und Blauen ist, weniger Schatten enthalte als das Blaue und mehr als das Gelbe; d) endlich, daß das Violette mehr Schatten enthalte als keine andere Farbe, weil es durch Strahlen gebildet war, die sich der Brechung gemäß gegen den Schatten bewegten, der ihnen unmittelbar begegnete. Diese kurze und natürliche Erklärung der prismatischen Farben ist augenscheinlich bekräftigt durch folgenden Versuch, der so angenehm als leicht auszuführen ist.

„VI. Um diesen Versuch zu machen, wählte ich die Zeit, als die Sonne auf Häuser traf, die dem Fenster einer ziemlich dunkeln Kammer, wo ich mich damals befand, entgegenstanden, dergestalt daß die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die eine Seite des Fensters bedeutender erhellten als die andere. Auf einen Tisch, der nicht weit von der Oeffnung stand, legte ich sodann ein weißes Papier, worauf das Licht der zwei Zurückstrahlungen fiel. Nachdem ich das Fenster geschlossen hatte, erhob ich meine Hand ein wenig über das Papier, um auf beiden Seiten Schatten zu erregen, und sogleich bemerkte ich auf dem Papier vier deutliche Farben: Gelb, Blau, Grün und Violett. Das Gelbe erschien jedesmal an der Stelle, wo das stärkste Licht sich mit dem schwächsten Schatten verband, d. h. auf der Seite der stärksten Wiederstrahlung; das Blau dagegen zeigte sich nur an der Stelle, wo das schwächste Licht sich mit dem stärksten Schatten vereinigte, d. h. an der Seite der geringsten Wiederstrahlung; das Violette zeigte sich immer an der Stelle, wo die Schatten der zwei Wiederstrahlungen zusammenliefen, und das Grüne entstand durch die Vermischung des Gelben und Blauen. Alle diese Farben entstanden nur aus den verschiedenen Vermischungen von Licht und Schatten, wie es offenbar ist, und sie verschwanden sogleich, nachdem die Sonne aufgehört hatte auf die Häuser zu leuchten, die dem Zimmer,

wo ich den Versuch machte, entgegenstanden, obgleich sonst der Tag noch sehr hell war. Um nun aufs neue dieselben Farben wieder darzustellen, ohne daß man Zurückstrahlungen der Sonne von ungleicher Kraft nöthig hätte, nahm ich ein angezündetes Licht und ein Buch in Quart, das mir Schatten auf das Papier gäbe, um verschiedene Mischungen des Tageslichts und seines Schattens mit dem Kerzenlicht und dessen Schatten hervorzubringen: denn ich vermuthete, daß auch hier sich Farben zeigen müßten; welches mir vollkommen gelang. Denn das Tageslicht und der Schatten des Kerzenlichtes bildeten Blau durch ihr Zusammentreffen; der Schatten des Tageslichtes und das Licht der Kerze brachten das Gelbe hervor, und wenn man sodann das Gelbe mit dem Blauen verband, welches sehr leicht war, so entstand ein sehr deutlich Grün.

„Diese drei letzten Versuche beweisen ganz klar: einmal, daß die Farben in nichts anderem bestehen, als in Mischung von Licht und Schatten, und ihre Verschiedenheit in der Verschiedenheit der Mischungen, die man machen kann; sodann, daß das Violette von den andern ursprünglichen Farben sich dadurch unterscheidet, daß es mehr Schatten hat als die übrigen; das Gelbe, daß es weniger Schatten hat als die andern; das Grüne, daß es mehr Schatten hat als das Gelbe, und weniger als alle übrigen; das Rothe, daß es mehr Schatten enthält als Gelb und Grün, weniger als Blau und Violett; das Blaue zuletzt, daß es weniger Schatten enthält als das Violette, und mehr als die übrigen ursprünglichen Farben. Und weil in diesen drei Versuchen dieselbigen Farben immer entsprangen durch dieselbigen Mischungen von Schatten und Licht, und da sie sogleich verschwanden, wenn jene beiden aufgehoben waren, so sehen wir darin eine überzeugende Probe von der Wahrheit des vorgeschlagenen Systems.

„Und da man in diesem System eine sichere Ursache der Natur der Farben überhaupt und einer jeden ursprünglichen besonders angeben kann, so ist es unnöthig zu unbekannten Ursachen seine Zuflucht zu nehmen, wie z. B. die stärkern oder schwächern Schwingungen einer subtilen Materie oder die verschiedenen Umdrehungen der kugelartigen Materie, welches bloße Fictionen des Geistes sind, die keinen Grund in der Natur haben, und deren Existenz weder vom Vater Malebranche, dem Erfinder der ersten, noch von Descartes, dem Erfinder der andern, ist dargethan worden.

„Aus allem Vorhergesagten folgt also, daß alle Farben aus Gelb und

Blau zusammengesetzt sind: denn das Grüne ist nur eine Vermischung von Gelb und Blau, wie denn gelbes und blaues Glas, auf einander gelegt, ein Grünes hervorbringt; das Rothe ist nur ein Gelb, mit Schatten gemischt, wie es früher bewiesen worden; das Violette ist nur eine Mischung von vielem Blau mit wenig Roth, wie man erfahren kann, wenn man mehrere blaue Gläser und ein rothes zusammengelegt. Weil aber das Blau selbst nur eine Mischung von Schatten und wenigem Licht, das Gelbe eine Mischung von vielem Licht und wenigem Schatten ist, wie wir oben gezeigt haben, so ist offenbar, daß alle Farben ursprünglich von dem Schwarzen und Weißen herkommen, oder was einerlei ist, von Licht und Schatten.

„Weil man aber das Wort Farbe in verschiedenem Sinne nimmt, so betrachten wir, um alle Zweideutigkeit zu vermeiden, die Farben unter vier verschiedenen Bedingungen, nämlich im gefärbten Gegenstande, im durchsichtigen Mittel, im Sehorgan und in der Seele.

„Die Farben in dem gefärbten Gegenstande sind, nach dem aufgestellten System, alles dasjenige was Gelegenheit giebt, daß sich auf erforderliche Weise Licht und Schatten zu Farben verbinden, es mögen nun die Körper, welche zu solchen Vermischungen Gelegenheit geben, durchsichtig oder undurchsichtig seyn.

„Die Farben, betrachtet in dem Mittel wodurch sie zu uns gelangen, bestehen auch in Verbindung des Schattens und des Lichtes, oder welches dasselbe ist, in den verschiedenen Entfernungen der Lichtstrahlen bezüglich unter einander.

„Die Farben von der Seite des Organs sind nichts anders als eine Erschütterung von mehr oder weniger Nervenfasern, die sich in der Proportion von einander entfernen, wie die Entfernung der Lichtstrahlen unter einander war, welche die Retina erschütterten.

„Endlich die Farben in Bezug auf die Seele bestehen in verschiedenen Perceptionen der Seele, welche verursacht werden durch die Erschütterungen von mehr oder weniger Nervenfasern des Auges.

„Dieses vorausgesetzt, so läßt sich nach unserm System gar leicht von einer Erfahrung Rechenschaft geben, welche der Pater Malebranche vorbringt, um das seinige zu bestärken, das auf nichts als auf die Analogie der Farbe mit den Tönen gegründet ist. Diese Erfahrung besteht darin, daß wenn jemand, nachdem er in die Sonne gesehen und also der

Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerthen Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil das in dem ganzen Körper der Wissenschaft vertheilt ist, von den Einsichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch und man wird finden, daß die Phänomene, so wie die Versuche worauf sie gebaut ist, verschiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urversuche, kommt alles an, und das Capitel das hierauf gebaut ist steht sicher und fest; aber es giebt auch secundäre, tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das was von den ersten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Gränzen, und wenn er sie überschreitet

optiſche Nerve ſtark erſchüttert worden, ſodann die Augen ſchließt oder ſich an einen dunkeln Ort begiebt, ihm in einer Folge verſchiedene Farben erſcheinen, erſt Weiß, dann Gelb und ſo fort Roth, Blau und Schwarz. Denn die Erſchütterungen, welche auf verſchiedene Fasern des optiſchen Nerven erregt worden, endigen nach und nach, eine nach der andern, und ſo wird der optiſche Nerv immer in weniger Theilen erſchüttert ſeyn, je mehr Zeit verfloſſen iſt als man die Augen zugedrückt hat; und darin beſteht die Folge und die Abwechſelung der Farben, die man alsdann ſieht. Ich weiß nicht, wie der Pater Malebranche dieſes Beiſpiel anführen mochte, um die Verſchiedenheit der Farben durch Analogie mit den Tönen zu erklären: denn ein Ton bleibt immer derſelbe, auf derſelben Violinſaite, ob er gleich immer unmerklich ſchwächer wird.

„Zum Schluſſe will ich hier zu bemerken nicht unterlaſſen, daß die Erfahrung, welche Boyle vom nephritiſchen Holze erzählt, und welche Herr Pourchot gleichfalls wiederholt, ſehr unſicher, dabei aber nicht ſo ſelten ſey, als dieſe Philoſophen glauben.

„Die Erfahrung beſteht darin, daß man eine Nacht über eine gewiſſe Portion nephritiſchen Holzes, mit reinem Brunnenwaſſer übergoſſen, ſtehen läßt und mit dieſem Aufguſſe ſodann ein rundes gläſernes Gefäß anfüllt. Dieſes Gefäß ſoll, nach dem Bericht obgedachter beider Beobachter, gelb erſcheinen, wenn es ſich zwiſchen dem Auge des Betrachters und dem äußern Lichte befindet; blau hingegen, wenn das Auge zwiſchen das Licht und die Flaſche gebracht wird. Ich habe dieſen Verſuch öfters und faſt auf alle mögliche Weiſe gemacht, ohne auch nur irgend etwas dabei zu bemerken, was dem Blauen ſich einigermaßen näherte. Wohl zeigte ſich das Waſſer gelb, aber auch Stroh würde es gelb machen, wenn man davon eine Infuſion bereitete. Herr Poliniere, Doctor der Arzneikunſt, hat mich verſichert, daß er dieſen Verſuch gleichfalls ohne den mindeſten Erfolg vorgenommen habe. Aber wenn er auch richtig wäre, ſo wäre es nichts Außerordentliches: denn gewiſſe gläſerne Geſchirre, deren man ſich bedient um Confituren hineinzuthun, haben alle jene Eigenſchaften, welche die Herren Boyle und Pourchot ihrem nephritiſchen Holze zuſchreiben. Vielleicht kamen dieſe verſchiedenen Farben, die ſie in ihrem Aufguſſe wollen geſehen haben, bloß von der Flaſche, welche vielleicht ein Glas von der Art war wie ich eben erwähnte; welches denn ein bedeutender Irrthum ſeyn würde."

Wenn der denkende Geſchichtsforſcher mit Betrübniß bemerken muß, daß Wahrheit ſo wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können; da dieſes mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beſtändig abzuwechſeln hat; ſo iſt es ihm deſto erfreulicher zu ſehen, wenn die Wahrheit auch in Zeiten wo ſie nicht durchdringen kann, nur gleichſam eine Proteſtation einlegt, um ihre Rechte wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren.

Mit dieſer vergnüglichen Empfindung leſen wir verſtehende Schrift, die wir den Freunden der Wiſſenſchaft nicht genug empfehlen können. Sie iſt verfaßt von einem unbekannten, unbedeutenden franzöſiſchen Geiſtlichen, der zu derſelben Zeit den ächten Fundamenten der Farbenlehre ganz nahe tritt und ſeine Ueberzeugungen einfach und naiv ausſpricht, als eben Newton von allem Glanze des Ruhms umgeben ſeine Optik bekannt macht, um mit dem wunderlichſten aller Irrthümer ein ganzes Jahrhundert zu ſtempeln.

Ein ſolcher Vorgang iſt keineswegs wunderbar: denn außerordentliche Menſchen üben eine ſolche Gewalt aus, daß ſie ganz bequem ihre zufälligen Irrthümer fortpflanzen, indeß weniger begabte und beglückte keine Mittel finden ihren wohleingeſehenen Wahrheiten Raum zu machen.

Da ſich Nuguet jedoch dem reinen Wahren nur anzunähern vermag, da ihm eine vollkommene Einſicht abgeht, da er hie und da in Schwanken und Irren geräth, ſo bedarf man gegen ihn einer durchgehenden Nachſicht. Hier muß man einen Schritt weiter gehen, hier ihn ſuppliren, hier ihn rectificiren. Indem wir dieſe unterhaltende und übende Bemühung unſern Leſern überlaſſen, machen wir nur auf einige Hauptmomente aufmerkſam.

In ſeinem fünften Punkte bemerkt er ganz richtig, daß im prismatiſchen Bilde Gelb und Blau mehr dem Lichte, Roth und Violett mehr dem Schatten angehören, daß das Rothe ſich von dem Schatten entfernt, daß das Violette ſich gegen den Schatten bewegt, der ihm unmittelbar begegnet. Freilich entſteht, nach unſerer gegenwärtigen Einſicht, das Rothe, weil ſich ein trübes Doppelbild über das Licht, das Violette, weil ſich ein trübes Doppelbild über das Dunkle bewegt, und ſo ſprechen wir die nächſte Urſache dieſer Farbenerſcheinung aus; aber wir müſſen doch Nuguet zugeſtehen, daß ihm die nothwendige Bedingung der Erſcheinung vorgeſchwebt, daß er auf dasjenige was dabei vorgeht, beſſer als einer ſeiner Vorgänger aufgemerkt.

Sein sechster Punkt enthält die sämmtlichen Elemente der farbigen Schatten. Hier ist ihm nicht aufgegangen, was dabei physiologisch ist; auch hat er nicht einmal die zufälligen Erscheinungen, welche ihm durch die seiner Camera obscura gegenüberstehenden Häuser geboten worden, genugsam in wiederholbare Versuche verwandelt.

Wenn ihm ferner der Versuch mit dem nephritischen Holze nicht gelingen wollen, so scheint uns die Ursache darin zu liegen, daß er kein ächtes erhalten können. Denn eben so ist es uns auch ergangen, ob wir uns gleich aus vielen Apotheken ein sogenanntes nephritisches Holz angeschafft haben. An dem Versuche, den Kircher und nach ihm andere so deutlich beschreiben, hat man keine Ursache zu zweifeln; allein darin hat Nuguet völlig Recht, daß er auf mehr als eine Art an festen und flüssigen Mitteln zu wiederholen ist: man darf ihnen nur auf eine oder die andere Weise eine reine Trübe mittheilen, wie wir in unserm Entwurf umständlich angezeigt haben.

Nachdem wir nun am Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch ganz unerwartet ein erfreuliches Wahre hervorblicken sehen, bereiten wir uns zu einem verdrießlichen Durchwandern jener Irrgänge, aus welchen die Naturforscher des achtzehnten Jahrhunderts sich herauszufinden weder vermochten noch geneigt waren.

Fünfte Abtheilung

Achtzehntes Jahrhundert.

Erste Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Bisher beschäftigten sich die Glieder mehrerer Nationen mit der Farbenlehre: Italiäner, Franzosen, Deutsche und Engländer; jetzt haben wir unsern Blick vorzüglich auf die letztere Nation zu wenden: denn aus England verbreitet sich eine ausschließende Theorie über die Welt.

Londoner Societät.

Wenn wir den Zustand der Naturwissenschaften in England während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts uns vergegenwärtigen wollen, so ist es für unsere Zwecke hinreichend, mit flüchtiger Feder Ursprung und Wachsthum der Londoner Akademie darzustellen. Hierzu geben uns hinlängliche Hülfsmittel Sprat, Birch und die philosophischen Transactionen. Nach diesen liefern wir eine Skizze der Geschichte der Societät bis auf die königliche Confirmation, und den Umriß einer Geschichte der Wissenschaften in Englands früherer Zeit.

Thomas Sprat,

geb. 1634, gest. 1713.

History of the Royal Society of London. Die Ausgabe von 1702, deren wir uns bedienen, scheint nicht die erste zu seyn. Das Buch war

für den Augenblick geschrieben, und gewiß sogleich gedruckt. Auch ist die französische Uebersetzung schon 1669 zu Genf herausgekommen.

Thomas Sprat, nachmals Bischof, war ein frühzeitiger guter Kopf, ein talentvoller, munterer, leidenschaftlicher Lebemann. Er hatte das Glück als Jüngling von vielen Hoffnungen den frühern Versammlungen der Gesellschaft in Oxford beizuwohnen, wodurch er also Ursprung und Wachsthum derselben aus eigener Theilnahme kennen lernte. Als man späterhin etwas über die Societät ins Publicum bringen wollte, ward er zum Sprecher gewählt und wahrscheinlich von Oldenburg, der das Amt eines Secretärs bekleidete, mit Nachrichten und Argumenten versehen. So schrieb er die Geschichte derselben bis zur königlichen Confirmation und etwas weiter, mit vielem Geist, guter Laune und Lebhaftigkeit.

Als Schriftsteller betrachtet finden wir ihn mehr geeignet die Angelegenheit einer Partei in Broschüren muthig zu verfechten — wie er denn sein Vaterland gegen die Zudringlichkeiten eines französischen Reisenden, Sorbière, in einem eigenen Bändchen mit großer Heftigkeit zu schützen suchte — als daß er ein Buch zu schreiben fähig gewesen wäre, welches man für ein bedächtiges Kunstwerk ansprechen könnte. Wer solche Forderungen an ihn macht, wird ihn unbillig beurtheilen, wie es von Montucla geschehen. (**Histoire des Mathématiques. Paris 1758. Part. IV. Liv. 8. p. 486. Note a.**)

Doch ist auf alle Fälle die erste Hälfte des Buchs sorgfältiger geschrieben und methodischer geordnet als die zweite: denn leider wird seine Arbeit durch das doppelte große Unglück der Seuche und des Brandes zu London unterbrochen. Von da an scheint das Buch mehr aus dem Stegreife geschrieben, und sieht einer Compilation schon ähnlicher. Doch hat er ein großes Verdienst um seine Zeit wie um die Nachwelt.

Denn alle Hindernisse, welche der Societät im Wege stehen, sucht er ins Klare zu bringen und zu beseitigen; und gewiß hat er dazu beigetragen, daß manche Neigung erhöht und manches Vorurtheil ausgelöscht worden. Was uns betrifft, so lernen wir den Gang der Gesellschaft, ihre Lage, ihre Grundsätze, ihren Geist und Sinn aus ihm recht wohl kennen. Ihre Handlungsweise nach innen, ihre Verhältnisse nach außen,

die Vorstellung, die sich das Publicum von ihren Mitgliedern machte, was man ihr entgegensetzte, was sie für sich anzuführen hatte, das alles liegt in dem Werke theils klar und unverwunden ausgedrückt, theils rednerisch künstlich angedeutet und versteckt.

Glaubt man auch manchmal eine sachwalterische Declamation zu hören, so müßten wir uns doch sehr irren, wenn nicht auch öfters eine Ironie durchschiene, daß er nämlich die Societät wegen verschiedener Tugenden preist, nicht sowohl weil sie solche besitzt, als weil sie solche zu erwerben denken soll.

Der Verfasser zeigt durchaus einen heitern lebhaften Geist, ein vordringendes leidenschaftliches Gemüth. Er hat seine Materie recht wohl inne, schreibt aber nur mit laufender Feder, im Gefühl, daß ihm sein Vorhaben leidlich gelingen müsse.

Eine bessere Uebersetzung als die französische ist, hätte er auf alle Fälle verdient.

Thomas Birch.

History of the Royal Society of London. Vier Bände in Quart, der erste von 1666.

Dieses Werk ist eigentlich nur ein Abdruck der Protokolle der Societätssessionen bis 1687, und wenn wir den erstgenannten Sprat als einen Sachwalter ansehen, und seine Arbeit nur mit einigem Mißtrauen nutzen, so finden wir dagegen hier die schätzbarsten und untrüglichsten Documente, welche, indem sie alle Verhandlungen der Sessionen unschuldig und trocken anzeigen, uns über das was geschehen, den besten Aufschluß geben. Aus ihnen ist die zerstückelte Manier zu erkennen, womit die Societät nach ihrer Ueberzeugung verfuhr, und die Wissenschaften verspätete, indem sie für ihre Beförderung bemüht war.

Philosophische Transactionen.

Diese sind das Archiv dessen was man bei ihr niederlegte. Hier findet man Nachrichten von den Unternehmungen, Studien und Arbeiten der Forscher in manchen bedeutenden Weltgegenden. Dieses allgemein

bekannte Werk hat nach und nach für die Freunde der Wissenschaft einen unschätzbaren Werth erhalten. Denn obgleich jedes zufällige und empirische Sammeln anfangs nur verwirrt und die eigentliche wahre Kenntniß verhindert, so stellt sich, wenn es nur immer fortgesetzt wird, nach und nach die Methode von selbst her, und das, was ohne Ordnung aufbewahrt worden, gereicht dem der zu ordnen weiß, zum größten Vortheile.

Ungewisse Anfänge der Societät.

Der Ursprung wichtiger Begebenheiten und Erzeugnisse tritt sehr oft in eine undurchdringliche mythologische Nacht zurück; die Anfänge sind unscheinbar und unbemerkt, und bleiben dem künftigen Forscher verborgen.

Der patriotische Engländer möchte den Ursprung der Societät gern früh festsetzen, aus Eifersucht gegen gewisse Franzosen, welche sich gleichzeitig zu solchem Zwecke in Paris versammelt. Der patriotische Londoner gönnt der Universität Oxford die Ehre nicht, als Wiege eines so merkwürdigen Instituts gerühmt zu werden.

Man setzt daher ihre frühesten Anfänge um das Jahr 1645 nach London, wo sich namhafte Naturfreunde wöchentlich einmal versammelten, um, mit Ausschließung aller Staats- und Religionsfragen, welche in der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Kriegs die Nation leidenschaftlich beschäftigten, sich über natürliche Dinge zu unterhalten. Boyle soll dieser Zusammenkünfte, unter dem Namen des unsichtbaren oder philosophischen Collegiums, in seinen Briefen gedenken.

In den Jahren 1648 und 1649 entstand zu Oxford ein ähnlicher Kreis, den die von London dahin versetzten Glieder jener ersten Gesellschaft entweder veranlaßten oder erweiterten. Auch hier versammelte man sich, um durch Betrachtung der ewig gesetzmäßigen Natur sich über die gesetzlosen Bewegungen der Menschen zu trösten oder zu erheben.

Die Universitäten zu Cambridge und Oxford hatten sich, als Verwandte der bischöflichen Kirche, treu zu dem König gehalten, und deßhalb von Cromwell und der republicanischen Partei viel gelitten. Nach der Hinrichtung des Königs 1649 und dem vollkommenen Siege der Gegenpartei hatten die an beiden Akademien versammelten Gelehrten alle Ursache

ſtill zu bleiben. Sie hielten ſich an die unſchuldige Natur feſt, verbannten um ſo ernſtlicher aus ihren Zuſammenkünften alle Streitigkeiten ſowohl über politiſche als religiöſe Gegenſtände, und hegten bei ihrer reinen Liebe zur Wahrheit ganz im ſtillen jene Abneigung gegen Schwärmerei, religiöſe Phantaſterei, daraus entſpringende Weiſſagungen und andere Ungeheuer des Tages.

So lebten ſie zehn Jahre neben einander, kamen anfangs öfter, nachher aber ſeltener zuſammen, wobei ein jeder das was ihn beſonders intereſſirte, das worauf er bei ſeinen Studien unmittelbar geſtoßen, treulich den Uebrigen mittheilte, ohne daß man deßhalb an eine äußere Form oder an eine innere Ordnung gedacht hätte.

Der größte Theil der Mitglieder dieſer Oxforder Geſellſchaft ward 1659 nach London zurück und in verſchiedene Stellen geſetzt. Sie hielten immerfort mit hergebrachter vertraulicher Gewohnheit an einander, verſammelten ſich regelmäßig jeden Donnerſtag in Greſham College, und es dauerte nicht lange, ſo traten manche Londoner Naturforſcher hinzu, darunter ſich mehrere aus dem hohen und niedern Adel befanden.

Beide Klaſſen des engliſchen Adels waren mit zeitlichen Gütern reichlich geſegnet. Der hohe Adel beſaß von Alters her große Güter und Bequemlichkeiten, die er ſtets zu vermehren im Fall war. Der niedere Adel war ſeit langer Zeit genöthigt worden, gut hauszuhalten und ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern, indem ihn zwei Könige, Jakob und Carl, auf ſeinen Gütern zu wohnen, und Stadt- und Hofleben zu meiden angehalten hatten. Viele unter ihnen waren zur Naturforſchung aufgeregt, und konnten ſich mit Ehren an die neuverſammelten Gelehrten anſchließen.

Nur kurze Zeit wurde das Wachsthum, die Mittheilung dieſer Geſellſchaft geſtört, indem bei den Unruhen, welche nach der Abdankung von Cromwells Sohn entſtanden, ihr Verſammlungsort in ein Soldatenquartier verwandelt ward. Doch traten ſie 1660 gleich wieder zuſammen, und ihre Anzahl vermehrte ſich.

Den 18. November dieſes Jahrs bezeichnet die erſte dieſe große Anſtalt begründende Sitzung. Ungefähr fünfzehn Perſonen waren gegenwärtig; ſie beſtimmten die Zeit ihrer Verſammlung, die Eintritts- und wöchentlichen Zuſchußgelder, erwählten einen Präſidenten, Schatzmeiſter und Secretär; zwanzig aufzunehmende Perſonen wurden vorgeſchlagen. Bald darauf ordneten ſie, als Männer die Gelegenheit genug gehabt

hatten über Constitutionen nachzudenken, die übrigen zur äußern Form gehörigen Einrichtungen vortrefflich und zweckmäßig.

Kaum hatte König Carl II vernommen, daß eine Versammlung solcher ihm von jeher zugethaner Männer sich zu einer Gesellschaft constituirt, so ließ er ihnen Bestätigung, Schutz und allen Vorschub anbieten, und bekräftigte 1662 auf die ehrenvollste Weise die sämmtlichen Statuten.

Naturwissenschaften in England.

Die Theilnahme des Königs an den natürlichen Wissenschaften kam eben zur rechten Zeit: denn wie bisher theils die Wissenschaften überhaupt, theils die natürlichen verspätet worden, davon soll uns der Bischof Sprat eine flüchtige Uebersicht geben.

„Bis zur Verbindung der beiden Häuser York und Lancaster wurden alle Kräfte unseres Landes zu häuslichen Kriegen zwischen dem König und dem Adel oder zu wüthenden Kämpfen zwischen jenen beiden getrennten Familien verwendet, wenn nicht irgend einmal ein muthiger Fürst ihre Kräfte zu fremden Eroberungen zu gebrauchen wußte. Die zwei Rosen waren in der Person des Königs Heinrich VII vereinigt, dessen Regierung, wie seine Gemüthsart, heimlich, streng, eifersüchtig, geizig, aber dabei siegreich und weise war. Wie wenig aber diese Zeit sich zu neuen Entdeckungen vorbereitet fand, sieht man daraus, wie gering er das Anerbieten des Christoph Columbus zu schätzen wußte. Die Regierung Heinrichs VIII war kräftig, kühn, prächtig, freigebig und gelehrt, aber die Veränderung der Religion trat ein, und dieß allein war genug, den Geist der Menschen zu beschäftigen.

„Die Regierung Königs Eduard VI war unruhig wegen des Zwiespalts derer, die während seiner Minderjährigkeit regierten, und die Kürze seines Lebens hat uns jener Früchte beraubt, die man nach den bewunderswerthen Anfängen dieses Königs hoffen konnte. Die Regierung der Königin Maria war schwach, melancholisch, blutdürstig gegen die Protestanten, verdunkelt durch eine fremde Heirath und unglücklich durch den Verlust von Calais. Dagegen war die Regierung der Königin Elisabeth lang, triumphirend, friedlich nach innen und nach außen glorreich. Da zeigte sich, zu welcher Höhe die Engländer steigen können, wenn sie ein

Fürst anführt, der ihren Herzen so gut als ihren Händen gebieten kann. In ihren Tagen setzte sich die Reformation fest; der Handel ward geregelt und die Schifffahrt erweiterte sich. Aber obgleich die Wissenschaft schon etwas Großes hoffen ließ, so war doch die Zeit noch nicht gekommen, daß den Naturerfahrungen eine öffentliche Aufmunterung hätte zu Theil werden können, indem die Schriften des Alterthums und die Streitigkeiten zwischen uns und der römischen Kirche noch nicht völlig studirt und beseitigt waren.

„Die Regierung des Königs Jakob war glücklich in allen Vortheilen des Friedens und reich an Personen von tiefer Literatur; aber, nach dem Beispiele des Königs, wendeten sie vorzüglich ihre Aufmerksamkeit auf die Verhandlungen der Religion und der Streitigkeiten, so daß selbst Mylord Bacon, mit allem Ansehen das er im Staate besaß, sein Collegium Salomo's nur als eine Schilderung, als einen Roman zu Stande bringen konnte. Zwar fing die Zeit Carls I an, zu solchen Unternehmungen reicher zu werden, wegen des Ueberflusses und der glücklichen Zustände seiner ersten Jahre, auch wegen der Fähigkeit des Königs selbst, der nicht nur ein unnachahmlicher Meister in Verstand und Redekunst war, sondern der auch in verschiedenen praktischen Künsten sich über die gewöhnliche Weise der Könige, ja sogar über den Fleiß der besten Künstler erhob. Aber ach! er wurde von den Studien, von Ruhe und Frieden hinweg zu der gefährlichern und rühmlichern Laufbahn des Märtyrers berufen.

„Die letzten Zeiten des bürgerlichen Kriegs und der Verwirrung haben, zum Ersatz jenes unendlichen Jammers, den Vortheil hervorgebracht, daß sie die Geister der Menschen aus einem langen Behagen, aus einer müßigen Ruhe herausrissen, und sie thätig, fleißig und neugierig machten. Und gegenwärtig, seit der Rückkehr des Königs, ist die Verblendung vergangener Jahre mit dem Jammer der letzten verschwunden. Die Menschen überhaupt sind müde der Ueberbleibsel des Alterthums, und gesättigt von Religionsstreitigkeiten. Ihre Augen sind gegenwärtig nicht allein offen und bereitet zur Arbeit, sondern ihre Hände sind es auch. Man findet jetzt ein Verlangen, eine allgemeine Begierde nach einer Wissenschaft, die friedlich, nützlich und nährend sey, und nicht, wie die der alten Secten, welche nur schwere und unverdauliche Argumente gaben oder bittere Streitigkeiten statt Nahrung, und die, wenn der Geist

kommt er in Gefahr absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache.

Die Erfahrung nutzt erst der Wissenschaft, sodann schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahr werden laßt. Der Durchschnitt von beiden giebt keineswegs das Wahre.

Man sagt: zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, die heranwachsende Helle mit Freuden aber ungeduldig anschaute und die Ankunft des entscheidenden Lichtes mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den so sehr gewünschten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannichfachsten Leben durchfuhrt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung

des Menschen Brod verlangte, ihm Steine reichten, Schlangen oder Gift."

Aeußere Vortheile der Societät.

Der Theilnahme des Königs folgte sogleich die der Prinzen und reichen Barone. Nicht allein Gelehrte und Forscher, sondern auch Praktiker und Techniker mußten sich für eine solche Anstalt bemühen. Weit ausgebreitet war der Handel; die Gegenstände desselben näher kennen zu lernen, neue Erzeugnisse fremder Weltgegenden in Umlauf zu bringen, war der Vortheil sämmtlicher Kaufmannschaft. Wißbegierigen Reisenden gab man lange Register von Fragen mit; eben dergleichen sendete man an die englischen Residenten in den fernsten Ansiedelungen.

Gar bald drängte sich nunmehr von allen Seiten das Merkwürdige herzu. Durch Beantwortung jener Fragen, durch Einsendung von Instrumenten, Büchern und andern Seltenheiten ward die Gesellschaft jeden Tag reicher und ihre Einwirkung bedeutender.

Innere Mängel der Societät.

Bei allen diesen großen äußern Vortheilen war auch manches, das ihr widerstand. Am meisten schadete ihr die Furcht vor jeder Art von Autorität. Sie konnte daher zu keiner innern Form gelangen, zu keiner zweckmäßigen Behandlung desjenigen was sie besaß, und was sie sich vorgenommen hatte.

Durch Bacons Anlaß und Anstoß war der Sinn der Zeit auf das Reale, das Wirkliche gerichtet worden. Dieser außerordentliche Mann hatte das große Verdienst, auf die ganze Breite der Naturforschung aufmerksam gemacht zu haben. Bei einzelnen Erfahrungen drang er auf genaue Beobachtung der Bedingungen, auf Erwägung aller begleitenden Umstände. Der Blick in die Unendlichkeit der Natur war geöffnet, und zwar bei einer Nation, die ihn sowohl nach innen als nach außen am lebhaftesten und weitesten umherwenden konnte. Sehr viele fanden eine leidenschaftliche Freude an solchen Versuchen, welche die Erfahrungen

wiederholten, sicherten und mannichfaltiger machten; andere ergötzten sich hingegen an der nächsten Aussicht auf Anwendung und Nutzen.

Wie aber in der wissenschaftlichen Welt nicht leicht ohne Trennung gewirkt werden kann, so findet man auch hier eine entschiedene Spaltung zwischen Theorie und Praxis. Man hatte noch in frischem Andenken, wie die weichende Scholastik durch eine seltsame Philosophie, durch den Cartesianismus, sogleich wieder ersetzt worden. Hier sah man aufs neue ein Beispiel, was ein einziger trefflicher Kopf auf andere zu wirken, wie er sie nach seinem Sinne zu bilden im Stande ist. Wie entfernt man sey die Gesinnungen eines Einzelnen gelten zu lassen, drückte die Societät unter ihrem Wappen durch den Wahlspruch aus: **Nullius in verba**; und damit man ja vor allem Allgemeinen, vor allem was eine Theorie nur von fern anzudeuten schien, sicher wäre, so sprach man den Vorsatz bestimmt aus, die Phänomene so wie die Experimente an und für sich zu beobachten, und sie neben einander, ohne irgend eine künstlich scheinende Verbindung, einzeln stehen zu lassen.

Die Unmöglichkeit diesen Vorsatz auszuführen sahen so kluge Leute nicht ein. Man bemerkte nicht, daß sehr bald nach den Ursachen gefragt wurde, daß der König selbst, indem er der Societät natürliche Körper verehrte, nach dem Wie der Wirkungen sich erkundigte. Man konnte nicht vermeiden sich so gut und schlimm als es gehen wollte, einige Rechenschaft zu geben; und nun entstanden partielle Hypothesen, die mechanische und maschinistische Vorstellungsart gewann die Oberhand, und man glaubte noch immer, wenn man ein Gefolgertes ausgesprochen hatte, daß man den Gegenstand, die Erscheinung ausspreche.

Indem man aber mit Furcht und Abneigung sich gegen jede theoretische Behandlung erklärte, so behielt man ein großes Zutrauen zu der Mathematik, deren methodische Sicherheit in Behandlung körperlicher Dinge ihr, selbst in den Augen der größten Zweifler, eine gewisse Realität zu geben schien. Man konnte nicht läugnen, daß sie, besonders auf technische Probleme angewendet, vorzüglich nützlich war, und so ließ man sie mit Ehrfurcht gelten, ohne zu ahnen, daß, indem man sich vor dem Ideellen zu hüten suchte, man das Ideellste zugelassen und beibehalten hatte.

So wie das was eigentlich Methode sey, den Augen der Gesellen fast gänzlich verborgen war, so hatte man gleichfalls eine sorgliche Abneigung vor einer Methode zu der Erfahrung. Die Unterhaltung der

Gesellschaft in ihren ersten Zeiten war immer zufällig gewesen. Was die einen als eigenes Studium beschäftigte, was die andern als Neuigkeit interessirte, brachte jeder unaufgefordert und nach Belieben vor. Eben so blieb es nach der übrigens sehr förmlich eingerichteten Constitution. Jeder theilt mit was gerade zufällig bereit ist, Erscheinungen der Naturlehre, Körper der Naturgeschichte, Operationen der Technik, alles zeigt sich bunt durch einander. Manches Unbedeutende, anderes durch einen wunderbaren Schein Interessirende, anderes bloß Curiose findet Platz und Aufnahme; ja sogar werden Versuche mitgetheilt aus deren näheren Umständen man ein Geheimniß macht. Man sieht eine Gesellschaft ernsthafter würdiger Männer, die nach allen Richtungen Streifzüge durch das Feld der Naturwissenschaft vornehmen, und weil sie das Unermeßliche desselben anerkennen, ohne Plan und Maßregel darin herumschweifen. Ihre Sessionen sind öfters Quodlibets, über die man sich des Lächelns, ja des Lachens nicht enthalten kann.

Die Angst der Societät vor irgend einer rationellen Behandlung war so groß, daß sich niemand getraute auch nur eine empirische Abtheilung und Ordnung in das Geschäft zu bringen. Man durfte nur die verschiedenen Klassen der Gegenstände, man durfte Physik, Naturgeschichte und Technik von einander trennen und in diesen die nothwendigsten Unterabtheilungen machen, sodann die Einrichtungen treffen, daß in jeder Session nur Ein Fach bearbeitet werden sollte, so war der Sache schon sehr geholfen.

Porta hatte schon hundert Jahre vorher die physikalischen Phänomene in Rubriken vorgetragen. Man konnte dieses Buch bequem zum Grunde legen, das alte Wunderbare nach und nach sichten und auslöschen, das in der Zwischenzeit Erfundene nachtragen, sodann das jedesmal bei der Societät Vorkommende aus den Protokollen an Ort und Stelle eintragen, so entging man wenigstens der größten Verwirrung, und war sicher, daß sich nichts versteckte und verlor, wie es z. B. mit Mayows Erfahrungen ging, von welchen die Societät Notiz hatte, sie aber vernachlässigte und freilich das Genauere nicht erfuhr, weil sie den von Hooke zum Mitglied vorgeschlagenen Mayow nicht aufnahm.

In seiner neuen Atlantis hatte Bacon für das naturforschende Salomonische Collegium einen ungeheuern romantischen Palast mit vielen Flügeln und Pavillons gebaut, worin sich denn wohl auch mancher äußerst

phantastische Saal befand. Diese Andeutungen konnten freilich einer Gesellschaft, die im wirklichen Leben entsprang, wenig Vortheil gewähren; aber bestimmt genug hatte er am Ende jener Dichtung die Nothwendigkeit ausgesprochen, die verschiedenen Functionen eines solchen Unternehmens unter mehrere Personen zu theilen, oder wenn man will, diese Functionen als von einander abgesondert, aber doch immer in gleichem Werthe neben einander fortschreitend zu betrachten.

„Wir haben zwölf Gesellen," sagte er, „um uns Bücher, Materialien und Vorschriften zu Experimenten anzuwerben. Drei haben wir, welche alle Versuche, die sich in Büchern finden, zusammenbringen; drei, welche die Versuche aller mechanischen Künste, der freien und praktischen Wissenschaften, die noch nicht zu einer Einheit zusammengeflossen, sammeln. Wir haben drei, die sich zu neuen Versuchen anschicken, wie es ihnen nützlich zu seyn scheint; drei, welche die Erfahrungen aller dieser schon genannten in Rubriken und Tafeln aufstellen, daß der Geist zu Beobachtungen und Schlüssen sie desto bequemer vor sich finde. Drei haben wir, welche diese sämmtlichen Versuche in dem Sinne ansehen, daß sie daraus solche Erfindungen ziehen, die zum Gebrauche des Lebens und zur Ausübung dienen; dann aber drei, die nach vielen Zusammenkünften und Rathschlüssen der Gesellschaft, worin das Vorhandene durchgearbeitet worden, Sorge tragen, daß nach dem was schon vor Augen liegt, neue, tiefer in die Natur dringende Versuche eingeleitet und angestellt werden; dann drei, welche solche aufgegebene Experimente ausführen und von ihrem Erfolg Nachricht geben. Zuletzt haben wir drei, die jene Erfindungen und Offenbarungen der Natur durch Versuche zu höheren Beobachtungen, Axiomen und Aphorismen erheben und befördern, welches nicht anders als mit Beirath der sämmtlichen Gesellschaft geschieht."

Von dieser glücklichen Sonderung und Zusammenstellung ist keine Spur in dem Verfahren der Societät, und eben so geht es auch mit ihren nach und nach sich anhäufenden Besitzungen. Wie sie jeden Naturfreund ohne Unterschied des Ranges und Standes für societätsfähig erklärt hatte, eben so bekannt war es, daß sie alles was sich nur einigermaßen auf Natur bezog, annehmen und bei sich aufbewahren wolle. Bei der allgemeinen Theilnahme die sie erregte, fand sich ein großer Zufluß ein, wie es bei allen empirischen Anhäufungen und Sammlungen zu geschehen pflegt. Der König, der Adel, Gelehrte, Oekonomen, Reisende, Kaufleute,

Handwerker, alles drängte sich zu, mit Gaben und Merkwürdigkeiten. Aber auch hier scheint man vor irgend einer Ordnung Scheu gehabt zu haben; wenigstens sieht man in der frühern Zeit keine Anstalt ihre Vorräthe zu rangiren, Katalogen darüber zu machen und dadurch auf Vollständigkeit auch nur von ferne hinzudeuten. Will man sie durch die Beschränktheit und Unsicherheit ihres Locals entschuldigen, so lassen wir diesen Einwurf nur zum Theil gelten: denn durch einen wahren Ordnungsgeist wären diese Hindernisse wohl zu überwinden gewesen.

Jede einseitige Maxime muß, wenn sie auch zu gewissen Zwecken tauglich gefunden wird, sich zu andern unzulänglich, ja schädlich erzeigen. Sprat mag mit noch so vieler Beredtsamkeit den Vorsatz der Gesellschaft, nicht zu theoretisiren, nicht zu methodisiren, nicht zu ordnen, rühmen und vertheidigen, hinter seinen vielen Argumenten glaubt man nur sein böses Gewissen zu entdecken; und man darf nur den Gang des Societätsgeschäftes in den Protokollen einige Jahre verfolgen, so sieht man, daß sie die aus ihrer Maxime entspringenden Mängel gar wohl nach und nach bemerkt und dagegen, jedoch leider unzulängliche, Anordnungen macht.

Die Experimente sollen nicht aus dem Stegreife vorgelegt, sondern in der vorhergehenden Session angezeigt werden; man ordnet Versuche in gewissen Folgen an, man setzt Comité's nieder, welche, im Vorbeigehen sey es gesagt, in politischen und praktischen Fällen gut seyn mögen, in wissenschaftlichen Dingen aber gar nichts taugen. Neigung oder Abneigung, vorgefaßte Meinung der Commissarien sind hier nicht so leicht wie dort zu controliren. Ferner verlangt man Gutachten und Uebersichten; da aber nichts zusammenhängt, so wird eins über das andere vergessen. Selten geschieht was man sich vorgesetzt hatte, und wenn es geschieht, so ist es meistentheils nicht auslangend noch hinreichend. Und nach welchem Maßstab soll es gemessen, von wem soll es beurtheilt werden?

Vielleicht ist hieran auch der im Anfang monatliche Präsidentenwechsel Schuld; so wie auch hier die Ungewißheit und Unzulänglichkeit des Locals, der Mangel eines Laboratoriums, und was andere daraus entspringende Hindernisse sind, zur Entschuldigung angeführt werden können.

Mängel die in der Umgebung und in der Zeit liegen.

Von manchem, was sich einem regelmäßigen und glücklichen Fortschritt der Societät entgegensetzt, haben wir freilich gegenwärtig kaum eine Ahnung. Man hielt von Seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade des Pöbels, die Naturwissenschaften und besonders das Experimentiren auf mancherlei Weise für schädlich, schädlich der Schullehre, der Erziehung, der Religion, dem praktischen Leben, und was dergleichen Beschränktheiten mehr waren.

Ingleichen stellen wir uns nicht vor, wenn wir von jenen englischen Experimentalphilosophen so vieles lesen, wie weit man überhaupt zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts noch im Experimentiren zurückstand. Von der alchymistischen Zeit her war noch die Lust am Geheimniß geblieben, von welchem man bei zunehmender Technik, beim Eingreifen des Wissens ins Leben, nunmehr manche Vortheile hoffen konnte. Die Werkzeuge, mit denen man operirte, waren noch höchst unvollkommen. Wer sieht dergleichen Instrumente aus jener Zeit in alten physikalischen Rüstkammern und ihre Unbehülflichkeit nicht mit Verwunderung und Bedauern?

Das größte Uebel aber entsprang aus einer gewissen Verfahrungsart selbst. Man hatte kaum den Begriff, daß man ein Phänomen, einen Versuch auf seine Elemente reduciren könne, daß man ihn zergliedern, vereinfachen und wieder vermannichfaltigen müsse, um zu erfahren, wohin er eigentlich deute. Die fleißigsten Beobachter der damaligen Zeit geben Anlaß zu dieser Reflexion, und Newtons Theorie hätte nicht entstehen können, wenn er für diese Hauptmaxime, die den Experimentirenden leiten soll, irgend einen Sinn gehabt hätte. Man ergriff einen verwickelten Versuch und eilte sogleich zu einer Theorie, die ihn unmittelbar erklären sollte: man that gerade das Gegentheil von dem was man im Mund und Wappen führte.

Robert Hooke.

Hooke, der Experimentator und Secretär der Societät, war in demselben Falle, und ob ihm gleich die Gesellschaft manches schuldig ist, so hat ihr doch sein Charakter viel Nachtheil gebracht. Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann, von den ausgebreitetsten Kenntnissen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten lassen, was

irgend angebracht oder mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder selbst schon zu kennen oder etwas anderes und Besseres zu wissen.

So viel er auch that, ja im Einzelnen durcharbeitete, so war er doch durchaus unstät und wurde es noch mehr durch seine Lage, da die ganze Erfahrungsmasse auf ihn eindrang und er, um ihr gewachsen zu seyn, seine Kräfte bald dahin, bald dorthin wenden mußte. Dabei war er zerstreut, nachlässig in seinem Amte, obgleich auf seinem eigenen Wege immer thätig.

Viele Jahre müht sich die Societät vergebens mit ihm ab. Sehr ernstlich wird ihm auferlegt, er solle regelmäßig Versuche machen, sie vorher anzeigen, in den folgenden Sessionen wirklich darlegen; wobei die gute Societät freilich nicht bedenkt, daß Sessionen nicht dazu geeignet sind Versuche anzustellen und sich von den Erscheinungen vollständig zu überzeugen. Wie ihnen denn auch einmal ein Vogel den Gefallen nicht thun will, unter der Mayow'schen Glocke, ehe die Versammlung auseinandergeht, zu sterben.

Aehnliche Fälle benutzt Hooke zu allerlei Ausflüchten. Er gehorcht nicht oder nur halb; man verkümmert ihm seine Pension, er wird nicht gefügsamer, und wie es in solchen Fällen geht, man ermüdet streng zu seyn, man bezahlt ihm zuletzt aus Gunst und Nachsicht seine Rückstände auf einmal. Er zeigt eine Anwandlung von Besserung, die nicht lange dauert, und die Sache schleppt sich ihren alten Gang.

So sah es mit der innern Verfassung eines Gerichtshofes aus, bei dessen Entscheidung über eine bedeutende und weit eingreifende Theorie sich die wissenschaftliche Welt beruhigen sollte.

Isaak Newton.

geb. 1642, gest. 1727.

Unter denen welche die Naturwissenschaften bearbeiten, lassen sich vorzüglich zweierlei Arten von Menschen bemerken.

Die ersten, genial, productiv und gewaltsam, bringen eine Welt aus sich selbst hervor, ohne viel zu fragen, ob sie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß dasjenige was sich in ihnen entwickelt, mit den Ideen des Weltgeistes zusammentrifft, so werden Wahrheiten

bekannt, wovor die Menschen erstaunen und wofür sie Jahrhunderte lang dankbar zu seyn Ursache haben. Entspringt aber in so einer tüchtigen genialen Natur irgend ein Wahnbild, das in der allgemeinen Welt kein Gegenbild findet, so kann ein solcher Irrthum nicht minder gewaltsam um sich greifen und die Menschen Jahrhunderte durch hinreißen und übervortheilen.

Die von der zweiten Art, geistreich, scharfsinnig, behutsam, zeigen sich als gute Beobachter, sorgfältige Experimentatoren, vorsichtige Sammler von Erfahrungen; aber die Wahrheiten welche sie fördern, wie die Irrthümer welche sie begehen, sind gering. Ihr Wahres fügt sich zu dem anerkannten Richtigen oft unbemerkt oder geht verloren; ihr Falsches wird nicht aufgenommen, oder wenn es auch geschieht, verlischt es leicht.

Zu der ersten dieser Klassen gehört Newton, zu der zweiten die bessern seiner Gegner. Er irrt, und zwar auf eine entschiedene Weise. Erst findet er seine Theorie plausibel, dann überzeugt er sich mit Uebereilung, ehe ihm deutlich wird, welcher mühseligen Kunstgriffe es bedürfen werde, die Anwendung seines hypothetischen Aperçu's durch die Erfahrung durchzuführen. Aber schon hat er sie öffentlich ausgesprochen, und nun verfehlt er nicht alle Gewandtheit seines Geistes aufzubieten, um seine These durchzusetzen; wobei er mit unglaublicher Kühnheit das ganz Absurde als ein ausgemachtes Wahre der Welt ins Angesicht behauptet.

Wir haben in der neuern Geschichte der Wissenschaften einen ähnlichen Fall an Tycho de Brahe. Dieser hatte sich gleichfalls vergriffen, indem er das Abgeleitete für das Ursprüngliche, das Untergeordnete für das Herrschende in seinem Weltsystem gestellt hatte. Auch er war zu geschwind mit dieser unhaltbaren Grille hervorgetreten; seine Freunde und gleichzeitigen Verehrer schreiben in ihren vertraulichen Briefen darüber ganz unbewunden und sprechen deutlich aus, daß Tycho, wenn er nicht schon sein System publicirt und eine Zeit lang behauptet hätte, das Copernicanische wahrscheinlich annehmen und dadurch der Wissenschaft großen Dienst leisten würde; dahingegen nunmehr zu fürchten sey, daß er den Himmel öfter nach seiner Lehre ziehen und biegen werde.

Schon die Zeitgenossen und Mitarbeiter Tycho's befreiten sich von seiner ängstlichen verwirrenden Meinung. Aber Newton theilte seine Ueberzeugung so wie seine Hartnäckigkeit seinen Schülern mit, und wer den Parteigeist kennt, wird sich nicht verwundern, daß diese keine Augen und

Ohren mehr haben, sondern das alte Credo immerfort wiederholen, wie es ihnen der Meister eingelernt.

Der Charakter, die Fähigkeiten, das Benehmen, die Schicksale seiner Gegner, können nur im Einzelnen vorgetragen werden. Zum Theil begriffen sie nicht worauf es ankam, zum Theil sahen sie den Irrthum wohl ein, hatten aber weder Kraft, noch Geschick, noch Opportunität ihn zu zerstören.

Wir finden 1666 Newton, als Studirenden zu Cambridge, mit Verbesserung der Teleskope und mit prismatischen Versuchen zu diesem Zweck beschäftigt, wobei er seine Farbentheorie bei sich festsetzt. Von ihm selbst haben wir hierüber drei Arbeiten, aus welchen wir seine Denkweise übersehen, dem Gange, den er genommen, folgen können.

Lectiones Opticae.

Nachdem er 1667 Magister, 1669 Professor der Mathematik an Barrows Stelle geworden, hält er in diesem und den beiden folgenden Jahren der studirenden Jugend Vorlesungen, in welchen er das Physische der Farbenphänomene durch mathematische Behandlung so viel als möglich an dasjenige heranzuziehen sucht, was man von ihm in seiner Stelle erwartet. Er arbeitet diese Schrift nachher immer weiter aus, läßt sie aber liegen, so daß sie erst nach seinem Tode 1729 gedruckt wird.

Brief an den Secretär der Londoner Societät.

Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londoner Societät, und legt ihr sein neues katoptrisches Teleskop vor und zugleich seine Farbentheorie, aus welcher gefolgert wird, daß die dioptrischen Fernröhre nicht zu verbessern seyen.

Dieser Brief eigentlich beschäftigt uns hier, weil Newton den Gang, den er genommen, sich von seiner Theorie zu überzeugen, darin ausführlich erzählt, und weil er überhaupt hinreichend wäre, uns einen vollkommenen Begriff von der Newton'schen Lehre zu geben.

An diesen Brief schließen sich auch die ersten Einwürfe gegen die Newton'sche Lehre, welche nebst den Antworten des Verfassers bis 1676 reichen.

Die Optik.

Seit gedachtem Jahre läßt sich Newton in weiter keine Controvers ein, schreibt aber die Optik, welche 1705 herauskommt, da seine Autorität am höchsten gestiegen und er zum Präsidenten der Societät ernannt war. In diesem Werke sind die Erfahrungen und Versuche so gestellt, daß sie allen Einwendungen die Stirn bieten sollen.

Um nunmehr dasjenige worauf es bei der Sache ankommt, historisch deutlich zu machen, müssen wir einiges aus der vergangenen Zeit nachholen.

Die Wirkung der Refraction war von den ältesten Zeiten her bekannt, ihre Verhältnisse aber bis in das sechzehnte Jahrhundert nur empirisch bestimmt. Snellius entdeckte das Gesetzliche daran, und bediente sich zur Demonstration des subjectiven Versuchs, den wir mit dem Namen der Hebung bezeichnet haben. Andere wählten zur Demonstration den objectiven Versuch, und das Kunstwort Brechung wird davon ausschließlich gebraucht. Das Verhältniß der beiden Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels wird rein ausgesprochen, als wenn kein Nebenumstand dabei zu beobachten wäre.

Die Refraction kam hauptsächlich bei Gelegenheit der Fernröhre zur Sprache. Diejenigen die sich mit Teleskopen und deren Verbesserung beschäftigten, mußten bemerken, daß durch Objectivgläser die aus Kugelschnitten bestehen, das Bild nicht rein in einen Punkt zu bringen ist, sondern daß eine gewisse Abweichung statt findet, wodurch das Bild undeutlich wird. Man schrieb sie der Form der Gläser zu und schlug deßwegen hyperbolische und elliptische Oberflächen vor.

So oft von Refraction, besonders seit Antonius de Dominis, die Rede ist, wird auch immer der Farbenerscheinung gedacht. Man ruft bei dieser Gelegenheit die Prismen zu Hülfe, welche das Phänomen so eminent darstellen. Als Newton sich mit Verbesserung der Teleskope beschäftigte und, um jene Aberration von Seiten der Form wegzuschaffen, hyperbolische und elliptische Gläser arbeitete, untersuchte er auch die Farbenerscheinung und überzeugte sich, daß diese gleichfalls eine Art von

erſt durch das Angekündigte klar wird, wie die Weiſſagung durch die Erfüllung.

Riege wird ſodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Alton's Arbeit betrachte, der das Gewordene und zwar nach deſſen Vollendung und Untergang darſtellt, und zugleich das Innerſte und Aeußerſte, Gerüſt und Ueberzug, künſtleriſch vermittelnd, vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet; und ſo ſeh' ich auch hier, wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert auf eben dieſem Felde aus der Finſterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntniß und Einſicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt, mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt.

V.

Wie Sokrates den ſittlichen Menſchen zu ſich berief, damit dieſer ganz einfach einigermaßen über ſich ſelbſt aufgeklart würde, ſo traten Plato und Ariſtoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der eine mit Geiſt und Gemüth ſich ihr anzueignen, der andere mit Forſcherblick und Methode ſie für ſich zu gewinnen. Und ſo iſt denn auch jede Annäherung, die ſich uns im Ganzen und Einzelnen an dieſe Dreie möglich macht, das Ereigniß, was wir am freudigſten empfinden und was unſere Bildung zu befördern ſich jederzeit kraftig erweiſ't.

Abweichung ſey wie jene, doch von weit größerer Bedeutung, dergeſtalt daß jene dagegen gar nicht zu achten ſey, dieſe aber, wegen ihrer Größe, Beſtändigkeit und Untrennbarkeit von der Refraction, alle Verbeſſerung der dioptriſchen Teleſkope unmöglich mache.

Bei Betrachtung dieſer die Refraction immer begleitenden Farbenerſcheinung fiel hauptſächlich auf, daß ein rundes Bild wohl ſeine Breite behielt, aber in der Länge zunahm. Es wurde nunmehr eine Erklärung gefordert, welche im ſiebzehnten Jahrhundert oft verſucht worden, niemand aber gelungen war.

Newton ſcheint, indem er eine ſolche Erklärung aufſuchte, ſich gleich die Frage gethan zu haben, ob die Urſache in einer innern Eigenſchaft des Lichtes oder in einer äußern Bedingtheit deſſelben zu ſuchen ſey. Auch läßt ſich aus ſeiner Behandlung der Sache, wie ſie uns bekannt worden, ſchließen, daß er ſich ſehr ſchnell für die erſtere Meinung entſchieden habe.

Das erſte, was er alſo zu thun hatte, war, die Bedeutſamkeit aller äußern Bedingungen, die bei dem prismatiſchen Verſuche vorkamen, zu ſchwächen oder ganz zu beſeitigen. Ihm waren die Ueberzeugungen ſeiner Vorgänger wohl bekannt, welche eben dieſen äußern Bedingungen einen großen Werth beigelegt. Er führt ihrer ſechs auf, um eine nach der andern zu verneinen. Wir tragen ſie in der Ordnung vor, wie er ſie ſelbſt aufführt, und als Fragen, wie er ſie gleichfalls geſtellt hat.

Erſte Bedingung. Trägt die verſchiedene Dicke des Glaſes zur Farbenerſcheinung bei?

Dieſe hier nur im allgemeinen und unbeſtimmten aufgeſtellte Frage ward eigentlich dadurch veranlaßt: Antonius de Dominis, Kircher und andere hatten geglaubt, indem ſie das Gelbe durch die Spitze des brechenden Winkels oder näher an ihm, das Blaue aber zu oberſt, wo das Prisma mehrere Maſſe hat, hervorgebracht ſahen, es ſey die größere oder geringere Stärke des Glaſes Urſache der Farbenverſchiedenheit. Sie hätten aber nur dürfen beim Gebrauch eines größern Prisma's daſſelbe von unten hinauf oder von oben herunter nach und nach zudecken, ſo würden ſie geſehen haben, daß an jeder mittlern Stelle jede Farbe entſtehen kann. Und Newton hatte alſo ganz Recht, wenn er in dieſem Sinne die Frage mit Nein beantwortet.

Doch haben weder er noch ſeine Nachfolger auf den wichtigen Umſtand

aufmerksam gemacht, daß die Stärke oder die Schwäche des Mittels überhaupt, zwar nicht zur Entstehung der verschiedenen Farben, aber doch zum Wachsthum oder zur Verminderung der Erscheinung sehr viel beitrage, wie wir am gehörigen Orte umständlich ausgeführt haben (E. 209—217). Diese Bedingung ist also keineswegs als vollkommen beseitigt anzusehen, sie bleibt vielmehr in einem Sinne, an den man freilich damals nicht gedacht, als höchst bedeutend bestehen.

Zweite Bedingung. Inwiefern tragen größere oder kleinere Oeffnungen im Fensterladen zur Gestalt der Erscheinung, besonders zum Verhältniß ihrer Länge zur Breite bei?

Newton will auch diese Bedingung unbedeutend gefunden haben, welches sich auf keine Weise begreifen läßt, als daß man annimmt, er habe, indem er mit kleinen Prismen operirt, die Oeffnungen im Fensterladen nicht von sehr verschiedener Größe machen können. Denn obgleich das Verhältniß der Länge zur Breite im prismatischen Bilde von mancherlei Ursachen abhängt, so ist doch die Größe der Oeffnung eine der hauptsächlichsten: denn je größer die Oeffnung wird, desto geringer wird das Verhältniß der Länge zur Breite. Man sehe, was wir hierüber im polemischen Theil (92) umständlich und genau ausgeführt haben. Diese zweite Frage wird also von uns auf das entschiedenste mit Ja beantwortet.

Dritte Bedingung. Tragen die Gränzen des Hellen und Dunkeln etwas zur Erscheinung bei?

Das ganze Capitel unseres Entwurfs, welches die Farben abhandelt, die bei Gelegenheit der Refraction entstehen, ist durchaus bemüht zu zeigen, daß eben die Gränzen ganz allein die Farbenerscheinung hervorbringen. Wir wiederholen hier nur das Hauptmoment.

Es entspringt keine prismatische Farbenerscheinung, als wenn ein Bild verrückt wird, und es kann kein Bild ohne Gränze seyn. Bei dem gewöhnlichen prismatischen Versuch geht durch die kleinste Oeffnung das ganze Sonnenbild durch, das ganze Sonnenbild wird verrückt; bei geringer Brechung nur an den Rändern, bei stärkerer aber völlig gefärbt.

Durch welche Art von Untersuchung jedoch Newton sich überzeugt habe, daß der Gränze kein Einfluß auf die Farbenerscheinung zuzuschreiben sey, muß jeden der nicht verwahrlost ist, zum Erstaunen, ja zum Entsetzen bewegen, und wir fordern alle günstigen und ungünstigen Leser auf, diesem Punkte die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei jenem bekannten Verſuche, bei welchem das Prisma innerhalb der dunkeln Kammer ſich befindet, geht das Licht, oder vielmehr das Sonnenbild, zuerſt durch die Oeffnung und dann durchs Prisma, da denn auf der Tafel das farbige Spectrum erſcheint. Nun ſtellt der Experimentator, um gleichſam eine Probe auf ſeinen erſten Verſuch zu machen, das Prisma hinaus vor die Oeffnung, und findet in der dunkeln Kammer, nach wie vor, ſein gefärbtes verlängertes Bild. Daraus ſchließt er, die Oeffnung habe keinen Einfluß auf die Färbung deſſelben.

Wir fordern alle unſere gegenwärtigen und künftigen Gegner auf dieſe Stelle. Hier wird von nun an um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit des Newton'ſchen Syſtems gekämpft, hier, gleich am Eingange des Labyrinths und nicht drinnen in den verworrenen Irrgängen, hier, wo uns Newton ſelbſt aufbewahrt hat wie er zu ſeiner Ueberzeugung gelangt iſt.

Wir wiederholen daher, was ſchon oft von uns didaktiſch und polemiſch eingeſchärft worden: Das gebrochene Licht zeigt keine Farbe als bis es begränzt iſt; das Licht nicht als Licht, ſondern inſofern es als ein Bild erſcheint, zeigt bei der Brechung eine Farbe, und es iſt ganz einerlei, ob erſt ein Bild entſtehe, das nachher gebrochen wird, oder ob eine Brechung vorgehe, innerhalb welcher man ein Bild begränzt.

Man gewöhne ſich mit dem großen Waſſerprisma zu operiren, welches uns ganz allein über die Sache einen vollkommenen Aufſchluß geben kann, und man wird nicht aufhören ſich zu wundern, durch welch einen unglaublichen Fehlſchluß ſich ein ſo vorzüglicher Mann nicht allein zu Anfang getäuſcht, ſondern den Irrthum ſo bei ſich feſtwurzeln laſſen, daß er wider allen Augenſchein, ja wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, in der Folge dabei verharrt und einen ungehörigen Verſuch nach dem andern erſonnen, um ſeine erſte Unaufmerkſamkeit vor unaufmerkſamen Schülern zu verbergen. Man ſehe, was von uns im polemiſchen Theile, beſonders zum zweiten Theil des erſten Buchs der Optik, umſtändlicher ausgeführt worden, und erlaube uns hier den Triumph der guten Sache zu feiern, den ihr die Schule, mit aller ihrer Halsſtarrigkeit, nicht lange mehr verkümmern wird.

Jene drei nunmehr abgehandelten Frageпunkte beziehen ſich auf Aeußerungen älterer Naturforſcher. Der erſte kam vorzüglich durch Antonius de Dominis, der zweite und dritte durch Kircher und Carteſius zur Sprache.

Außerdem waren noch andere Punkte zu beseitigen, andere äußere Bedingungen zu läugnen, die wir nun der Ordnung nach vorführen, wie sie Newton beibringt.

Vierte Bedingung. Sind vielleicht Ungleichheiten und Fehler des Glases Schuld an der Erscheinung?

Noch in dem siebzehnten Jahrhunderte sind uns mehrere Forscher begegnet, welche die prismatischen Erscheinungen bloß für zufällig und regellos hielten. Newton bestand zuerst mit Macht darauf, daß sie regelmäßig und beständig seyen.

Wenn Ungleichheiten und Fehler des Glases unregelmäßig scheinende Farben hervorbringen, so entstehen sie doch eben so gut dem allgemeinen Gesetze gemäß, als die entschiedenen des reinsten Glases: denn sie sind nur Wiederholungen im Kleinen von der größern Farbenerscheinung an den Rändern des Prisma's, indem jede Ungleichheit, jede undurchsichtige Faser, jeder dunkle Punkt als ein Bildchen anzusehen ist, um welches her die Farben entstehen. Wenn also die Haupterscheinung gesetzlich und constant ist, so sind es diese Nebenerscheinungen auch; und wenn Newton völlig Recht hatte, auf dem Gesetzlichen des Phänomens zu bestehen, so beging er doch den großen Fehler das eigentliche Fundament dieses Gesetzlichen nicht anzuerkennen.

Fünfte Bedingung. Hat das verschiedene Einfallen der Strahlen, welche von verschiedenen Theilen der Sonne herabkommen, Schuld an der farbigen Abweichung?

Es war freilich dieses ein Punkt, welcher eine genaue Untersuchung verdiente. Denn kaum hatte man sich an der durch Huygens bekannt gewordenen Entdeckung des Snellius, wodurch dem Einfallswinkel zu dem gebrochenen Winkel ein beständiges Verhältniß zugesichert worden, kaum hatte man sich daran erfreut, und hierin ein großes Fundament zu künftigen Untersuchungen und Ausübungen erblickt, als nun Newton auf einmal die früher kaum geachtete farbige Aberration so sehr bedeutend finden wollte. Die Geister hielten fest an jener Vorstellung, daß Incidenz und Brechung in bestimmtem Verhältnisse stehen müsse, und die Frage war natürlich, ob nicht etwa auch bei dieser scheinbar aus der Regel schreitenden Erscheinung eine verschiedene Incidenz im Spiele sey.

Newton wendete also hier ganz zweckmäßig seine mathematische Genauigkeit an diesen Punkt und zeigte, so viel wir ihn beurtheilen können,

gründlich, obgleich mit etwas zu viel Umständlichkeit, daß die Farbenerscheinung keiner diversen Incidenz zugeschrieben werden könne; worin er denn auch ganz Recht hat, und wogegen nichts weiter zu sagen ist.

Sechste Bedingung. Ob vielleicht die Strahlen nach der Refraction sich in krummen Linien fortpflanzen, und also das so seltsam verlängerte Bild hervorbringen?

Durch Carteſius und andere, welche zu mechaniſchen Erklärungsarten geneigt waren, kam beim Lichte, beim Schall und bei andern ſchwer zu verſinnlichenden Bewegungen das in mechaniſchen Fällen übrigens ganz brauchbare Beiſpiel vom Ballſchlag zur Sprache. Weil nun der geſchlagene Ball ſich nicht in gerader Linie, ſondern in einer krummen bewegt, ſo konnte man nach jener globularen Vorſtellungsart denken, das Licht erhalte bei der Refraction einen ſolchen Schub, daß es aus ſeiner geradlinigen Bewegung in eine krummlinige überzugehen veranlaßt werde. Gegen dieſe Vorſtellung argumentirt und experimentirt Newton, und zwar mit Recht.

Da nunmehr Newton dieſe ſechs äußern Bedingungen völlig removirt zu haben glaubt, ſo ſchreitet er unmittelbar zu dem Schluſſe, es ſey die Farbe dem Licht nicht nur eingeboren, ſondern die Farben in ihren ſpecifiſchen Zuſtänden ſeyen in dem Licht als urſprüngliche Lichter enthalten, welche nur durch die Refraction und andere äußere Bedingungen manifeſtirt, aus dem Lichte hervorgebracht und in ihrer Uranfänglichkeit und Unveränderlichkeit nunmehr dargeſtellt würden.

Daß an dieſen dergeſtalt entwickelten und entdeckten Lichtern keine weitere Veränderung vorgehe, davon ſucht er ſich und andere durch das Experimentum crucis zu überzeugen; worauf er denn in dreizehn Propoſitionen ſeine Lehre mit allen Clauſeln und Cautelen, wie ſie hernach völlig ſtehen geblieben, vorträgt, und da er die Farben zuerſt aus dem weißen Licht entwickelt, zuletzt ſich genöthigt ſieht das weiße Licht wieder aus ihnen zuſammenzuſetzen.

Dieſes glaubt er vermittelſt der Linſe zu leiſten, die er ohne weitere Vorbereitung einführt und ſich für vollkommen befriedigt hält, wenn er das im Brennpunkt aufgehobene farbige Bild für das wieder zuſammengebrachte, vereinigte, gemiſchte ausgeben kann.

Die Folgerung, die er aus allem dieſem zieht, iſt ſodann, daß es

unnütz ſey ſich mit Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre abzugeben, daß man ſich vielmehr bloß an die katoptriſchen halten müſſe, wozu er eine neue Vorrichtung ausgefonnen.

Dieſe erſten Confeſſionen und Behauptungen Newtons wurden in jenem von uns angezeigten Briefe an die königliche Societät der Wiſſenſchaften gebracht, und durch die Transactionen öffentlich bekannt. Sie ſind das erſte, was von Newtons Lehre im Publicum erſcheint, und uns in manchem Sinne merkwürdig, beſonders auch deßhalb, weil die erſten Einwendungen ſeiner Gegner vorzüglich gegen dieſen Brief gerichtet ſind.

Nun haben wir geſehen, daß ſein Hauptfehler darin beſtanden, daß er jene Fragen, die ſich hauptſächlich darauf beziehen, ob äußere Bedingungen bei der Farbenerſcheinung mitwirken, zu ſchnell und übereilt beſeitigt und verneint, ohne auf die nähern Umſtände genauer hinzuſehen. Deßwegen haben wir ihm bei einigen Punkten völlig, bei andern zum Theil und abermals bei andern nicht widerſprechen müſſen und können; und wir haben deutlich zu machen geſucht, welche Punkte, und inwiefern ſie haltbar ſind, oder nicht. Widerſtrebt nun einer ſeiner erſten Gegner irrigerweiſe den haltbaren Punkten, ſo muß er bei der Controvers verlieren, und es entſteht ein gutes Vorurtheil für das Ganze; widerſtrebt ein Gegner den unhaltbaren Punkten, aber nicht kräftig genug und auf die unrechte Weiſe, ſo muß er wieder verlieren, und das Falſche erhält die Sanction des Wahren.

Schon in dieſem Briefe, wie in allen Beantwortungen, die er gegen ſeine erſten Gegner richtet, findet ſich jene von uns in der Polemik angezeigte Behandlungsart ſeines Gegenſtandes, die er auf ſeine Schüler fortgepflanzt hat. Es iſt ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Ausſprechen und augenblickliches Limitiren, ſo daß zugleich alles und nichts wahr iſt.

Dieſe Art, welche eigentlich bloß dialektiſch iſt und einem Sophiſten ziemte, der die Leute zum beſten haben wollte, findet ſich, ſo viel mir bekannt geworden, ſeit der ſcholaſtiſchen Zeit wieder zuerſt bei Newton. Seine Vorgänger, von den wiederauflebenden Wiſſenſchaften an, waren, wenn auch oft beſchränkt, doch immer treulich dogmatiſch, wenn auch unzulänglich, doch redlich didaktiſch; Newtons Vortrag hingegen beſteht aus einem ewigen Hinterſichzuvörderſt, aus den tollſten Transpoſitionen, Wiederholungen und Verſchränkungen, aus dogmatiſirten und didaktiſirten

Widersprüchen, die man vergeblich zu fassen strebt, aber doch zuletzt auswendig lernt, und also etwas wirklich zu besitzen glaubt.

Und bemerken wir nicht im Leben in manchen andern Fällen, wenn wir ein falsches Aperçu, ein eigenes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen, so kann es nach und nach zur fixen Idee werden, und zuletzt in einen völligen partiellen Wahnsinn ausarten, der sich hauptsächlich dadurch manifestirt, daß man nicht allein alles einer solchen Vorstellungsart Günstige mit Leidenschaft festhält, alles zart Widersprechende ohne weiteres beseitigt, sondern auch das auffallend Entgegengesetzte zu seinen Gunsten auslegt!

Newtons Verhältniß zur Societät.

Newtons Verdienste, die ihm schon als Jüngling eine bedeutende Lehrstelle verschafft, wurden durchaus höchlich geachtet. Er hatte sich im stillen gebildet, und lebte meist mit sich selbst und seinem Geiste — eine Art zu seyn, die er auch in späteren Zeiten fortsetzte. Er hatte zu mehreren Gliedern der königlichen Societät, die mit ihm beinahe von gleichem Alter war, besonders aber zu Oldenburg, ein sehr gutes Verhältniß.

Oldenburg, aus Bremen gebürtig, Bremischer Consul in London während des langen Parlaments, verließ seine öffentliche Stelle und ward Hofmeister junger Edelleute. Bei seinem Aufenthalte in Oxford ward er mit den vorzüglichsten Männern bekannt und Freund, und als die Akademie sich bildete, Secretär derselben, eigentlich der auswärtigen Angelegenheiten, wenn Hooke die innern anvertraut waren.

Als Welt- und Geschäftsmann herangekommen, war seine Thätigkeit und Ordnungsliebe völlig ausgebildet. Er hatte sehr ausgebreitete Verbindungen, correspondirte mit Aufmerksamkeit und Anhaltsamkeit. Durch ein kluges folgerechtes Bemühen beförderte vorzüglich er den Einfluß und Ruhm der königlichen Societät, besonders im Auslande.

Die Gesellschaft hatte kaum einige Zeit bestanden, als Newton in seinem dreißigsten Jahre darin aufgenommen wurde. Wie er aber seine Theorie in einen Kreis eingeführt, der alle Theorien entschieden verabscheute, dieses zu untersuchen ist wohl des Geschichtsforschers werth.

Des Denkers einziges Besitzthum sind die Gedanken, die aus ihm

selbst entspringen; und wie ein jedes Aperçu, das uns angehört, in unserer Natur ein besonderes Wohlbefinden verbreitet, so ist auch der Wunsch ganz natürlich, daß es andere als das Unsrige anerkennen, indem wir dadurch erst etwas zu werden scheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung so lebhaft; recht genau besehen sind es Streitigkeiten um die Existenz selbst.

Schon in früherer Zeit fühlte jeder die Wichtigkeit dieses Punktes. Man konnte die Wissenschaften nicht bearbeiten, ohne sich mehreren mitzutheilen, und doch waren die mehrern selten groß genug, um das was sie empfangen hatten, als ein Empfangenes anzuerkennen. Sie eigneten sich das Verdienst selbst zu, und man findet gar manchen Streit wegen solcher Präoccupationen. Galilei, um sich zu verwahren, legte seine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeschriebenem Datum bei Freunden nieder, und sicherte sich so die Ehre des Besitzes.

Sobald Akademien und Societäten sich bildeten, wurden sie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete seine Erfindung; sie wurde zu Protokoll genommen, in den Acten aufbewahrt, und man konnte seine Ansprüche darauf geltend machen. Hieraus sind in England später die Patentdecrete entstanden, wodurch man dem Erfinder nicht allein sein geistiges Recht von Wissenschaft wegen, sondern auch sein ökonomisches von Staats wegen zusicherte.

Bei der königlichen Societät bringt Newton eigentlich nur sein neuerfundenes katoptrisches Teleskop zur Sprache. Er legt es ihr vor und bittet, seine Rechte darauf zu wahren. Seine Theorie bringt er nur nebenher und in dem Sinne heran, daß er den Werth seiner teleskopischen Erfindung dadurch noch mehr begründen will, weil durch die Theorie die Unmöglichkeit dioptrische Fernröhre zu verbessern außer allen Zweifel gesetzt werden soll.

Die falsche Maxime der Societät, sich mit nicht Theoretischem zu befassen, leidet hier sogleich Gefahr. Man nimmt das Newton'sche Eingesendete mit Wohlwollen und Achtung auf, ob man sich gleich in keine nähere Untersuchung einläßt. Hooke jedoch widerspricht sogleich, behauptet, man komme eben so gut, ja besser mit seiner Lehre von den Erschütterungen aus. Dabei verspricht er neue Phänomene und andere bedeutende Dinge vorzubringen. Newtons Versuche hingegen zu entwickeln fällt ihm nicht ein; auch läßt er die aufgeführten Erscheinungen als Facta gelten,

wodurch denn Newton im ſtillen viel gewinnt, obgleich Hooke zuletzt doch die Tücke ausübt und das erſte Spiegelteleſkop, nach dem frühern Vorſchlag des Gregory, ſorgfältig zu Stande bringt, um den Werth der Newton'ſchen Erfindung einigermaßen zu verringern.

Boyle, der nach ſeiner ſtillen zarten Weiſe in der Societät mitwirkt und bei dem monatlichen Präſidentenwechſel auch wohl einmal den Stuhl einnimmt, ſcheint von der Newton'ſchen Farbenlehre nicht die mindeſte Notiz zu nehmen.

So ſieht es im Innern der königlichen Societät aus, indeſſen nun auch Fremde, durch jenen Brief Newtons von ſeiner Theorie unterrichtet und dadurch aufgeregt, ſowohl gegen die Verſuche als gegen die Meinung manches einzuwenden haben. Auch hiervon das Detail einzuſehen iſt höchſt nöthig, weil das Recht und Unrecht der Gegner auf ſehr zarten Punkten beruht, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr beachtet, ſondern alles nur zu Gunſten der Newton'ſchen Lehre in Bauſch und Bogen genommen hat.

Erſte Gegner Newtons, denen er ſelbſt antwortete.

Wenn wir uns von vergangenen Dingen eine rechte Vorſtellung machen wollen, ſo haben wir die Zeit zu bedenken, in welcher etwas geſchehen, und nicht etwa die unſrige, in der wir die Sache erfahren, an jene Stelle zu ſetzen. So natürlich dieſe Forderung zu ſeyn ſcheint, ſo bleibt es doch eine größere Schwierigkeit als man gewöhnlich glaubt, ſich die Umſtände zu vergegenwärtigen, wovon entfernte Handlungen begleitet wurden. Deßwegen iſt ein gerechtes hiſtoriſches Urtheil über einzelnes perſönliches Verdienſt und Unverdienſt ſo ſelten. Ueber Reſultate ganzer Maſſenbewegungen läßt ſich eher ſprechen.

Den ſchlechten Zuſtand phyſikaliſcher Inſtrumente überhaupt in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts haben wir ſchon erwähnt, ſo wie die Unzulänglichkeit der Newton'ſchen Vorrichtungen. Er bediente ſich keines überdachten, ausgeſuchten, fixirten Apparats; deßwegen er noch in der Optik faſt bei jedem Verſuche von vorn anfangen muß ſeine Einrichtung umſtändlich zu beſchreiben; was ihm gerade zufällig zur Hand liegt, wird ſogleich mitgebraucht und angewendet; daher ſeine Verſuche

voll unnützer Nebenbedingungen, die das Hauptintereſſe nur verwirren. Im polemiſchen Theile finden ſich genugſame Belege zu dieſer Behauptung; und wenn Newton ſo verfuhr, wie mag es bei andern ausgeſehen haben!

Wenden wir uns vom Techniſchen zum Innern und Geiſtigen, ſo begegnen uns folgende Betrachtungen.

Als man beim Wiederaufleben der Wiſſenſchaften ſich nach Erfahrungen umſah und ſie durch Verſuche zu wiederholen trachtete, bediente man ſich dieſer zu ganz verſchiedenen Zwecken. Der ſchönſte war und bleibt immer der, ein Naturphänomen das uns verſchiedene Seiten bietet, in ſeiner ganzen Totalität zu erkennen. Gilbert brachte auf dieſem Wege die Lehre vom Magneten weit genug, ſo wie man auch, um die Elaſticität der Luft und andere ihrer phyſiſchen Eigenſchaften kennen zu lernen, conſequent zu Werke ging. Manche Naturforſcher hingegen arbeiteten nicht in dieſem Sinne; ſie ſuchten Phänomene aus den allgemeinſten Theorien zu erklären, wie Carteſius die Kügelchen ſeiner Materie, und Boyle ſeine Körperfacetten zur Erklärung der Farben anwendete. Andere wollten wieder durch Phänomene einen allgemeinen Grundſatz beſtätigen, wie Grimaldi durch unzählige Verſuche nur immer dahin deutete, daß das Licht wohl eine Subſtanz ſeyn möchte.

Newtons Verfahren hingegen war ganz eigen, ja unerhört. Eine tief verborgene Eigenſchaft der Natur an den Tag zu bringen, dazu bedient er ſich nicht mehr als dreier Verſuche, durch welche keineswegs Urphänomene, ſondern höchſt abgeleitete dargeſtellt wurden. Dieſe dem Brief an die Societät zum Grunde liegenden drei Verſuche, den mit dem Spectrum durch das einfache Prisma, den mit zwei Prismen, Experimentum crucis, und den mit der Linſe ausſchließlich zu empfehlen, alles andere aber abzuweiſen, darin beſteht ſein ganzes Manöver gegen die erſten Gegner.

Wir bemerken hierbei, daß jener von uns oben ausgezogene Brief an die Societät eigentlich das erſte Document war, wodurch die Welt Newtons Lehre kennen lernte. Wir können uns, da ſeine Lectiones opticae, ſeine Optik nunmehr vor uns liegen, da die Sache ſo tauſendmal durchgeſprochen und durchgeſtritten worden, keinen Begriff machen, wie abrupt und abſtrus die Newtoniſche Vorſtellungsart in der wiſſenſchaftlichen Welt erſcheinen mußte.

Um sich aus der gränzenlosen Vielfachheit, Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder ins Einfache zu retten, muß man sich immer die Frage vorlegen: Wie würde sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größeren Mannichfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu seyn, daß wir auf demselben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organisch gelangen und von diesem Grund aus die Gipfel eines jeden Wissens uns nach und nach aufbauen und befestigen können. Wie uns hiebei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, ist freilich eine Untersuchung, die wir jeden Tag anstellen müssen, wenn wir nicht das Nützliche abweisen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es sich hauptsächlich mit Analyse abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe: die falschen obwaltenden Synthesen zu entdecken und deren Inhalt aufs neue zu analysiren.

Die Natur verstummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage ist: Ja! ja! Nein! nein! Alles übrige ist vom Uebel.

Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Auch können die Gelehrten sich in die Sache nicht finden. Im Praktischen will es niemand in den Kopf, daß die dioptrischen Fernröhre, denen man so viel verdankt, ganz verworfen werden sollten. Im Theoretischen hängt man an allgemeinen Vorstellungsarten, die man Newton entgegensetzt, oder man macht besondere Einwendungen. Mit seinen Versuchen kann man entweder nicht zurecht kommen oder man schlägt andere vor, davon die wenigsten zum Ziel, zu irgend einer Entscheidung führen.

Was uns nun von Newtons Controvers mit seinen ersten Gegnern überliefert ist, tragen wir kürzlich auszugsweise vor, insofern es überhaupt bedeutend seyn kann; wobei wir alles fallen lassen, was die Aussicht nur verwirren und eine weit umständlichere Abhandlung nöthig machen würde. Die Actenstücke liegen aller Welt vor Augen; wir werden sie unter Nummern und Buchstaben ordnen, damit man was sich auf die verschiedenen Gegner bezieht, besser übersehen könne; wobei wir doch jedesmal die Nummer angeben, wie sie in Newtons kleinen Schriften, aus den philosophischen Transactionen abgedruckt, bezeichnet sind.

Jenes Hauptdocument, der angeführte Brief, macht den ersten Artikel aus. Bis zum neunten folgen Bemerkungen und Verhandlungen über das katoptrische Teleskop, die uns hier nicht weiter berühren; die folgenden jedoch verdienen mehr oder weniger unsere Aufmerksamkeit.

I. Ein Ungenannter. Kann eigentlich nicht als Widersacher Newtons angesehen werden.

A. Artikel X. Denn er schlägt noch einige Versuche vor, deren Absicht man nicht geradezu begreift, die aber auf mehrere Bewährung der Newton'schen Lehre zu dringen scheinen.

B. Art. XI. Newton erklärt sich ganz freundlich darüber, sucht aber anzudeuten, daß er das hier Geforderte schon genugsam bei sich bedacht habe.

II. Ignatius Gaston Pardies, geboren 1636, gestorben 1673.

C. Art. XII. Er will die Erscheinung des verlängerten Bildes aus der verschiedenen Incidenz erklären. Auch hat er gegen das Experimentum crucis Einwendungen zu machen, wobei er gleichfalls die Incidenz zu Hülfe ruft. Zugleich gedenkt er des bekannten Hooke'schen Versuchs mit den zwei keilförmigen, an einander geschobenen farbigen Prismen.

D. Art. XIII. Newton removirt die beiden ersten Punkte und erklärt das letztere Phänomen zu seinen Gunsten. Dabei nimmt er es übel, daß man seine Lehre eine Hypothese und nicht eine Theorie nennt.

E. Art. XIV. Newton, unaufgefordert, sendet an den Herausgeber einen kleinen Aufsatz, welcher eigentlich seine Theorie, in acht Fragen eingeschlossen, enthält. Am Schlusse verlangt er, daß man vor allen Dingen prüfen möge, ob seine Versuche hinreichen diese Fragen zu bejahen, und ob er sich nicht etwa in seinen Schlußfolgen geirrt; sodann auch, daß man Experimente, die ihm gerade entgegengesetzt wären, aufsuchen solle. Hier fängt er schon an seine Gegner auf seinen eigenen Weg zu nöthigen.

F. Art. XV. Pater Pardies antwortet auf das Schreiben des XIII. Artikels und giebt höflich nach, ohne eigentlich überzeugt zu scheinen.

G. Art. XVI. Newton erklärt sich umständlich und verharrt bei seiner ersten Erklärungsart.

II. Pater Pardies erklärt sich für befriedigt, tritt von dem polemischen Schauplatze und bald nachher auch von dem Schauplatze der Welt ab.

III. Ein Ungenannter, vielleicht gar Hooke selbst, macht verschiedene Einwendungen gegen Newtons Unternehmung und Lehre. Der Aufsatz wird in den philosophischen Transactionen nicht abgedruckt, weil, wie eine Note bemerkt, der Inhalt desselben aus Newtons Antwort genugsam hervorgehe. Doch für uns ist der Verlust desselben höchlich zu bedauern, weil die sonst bequeme Einsicht in die Sache dadurch erschwert wird.

I. Art. XVII. Newtons umständliche Verantwortung gegen vorgemeldete Erinnerung. Wir referiren sie punktweise, nach der Ordnung der aufgeführten Nummern.

1) Newton vertheidigt sich gegen den Vorwurf, daß er an der Verbesserung der dioptrischen Fernröhre ohne genugsamen Bedacht verzweifelt habe.

2) Newton summirt, was von seinem Gegner vorgebracht worden, welches er im folgenden einzeln durchgeht.

3) Newton läugnet behauptet zu haben, das Licht sey ein Körper. Hier wird die von uns schon oben bemerkte eigene Art seiner Behandlung auffallender. Sie besteht nämlich darin, sich ganz nahe an die Phänomene zu halten, und um dieselben herum so viel zu argumentiren, daß man zuletzt glaubt das Argumentirte mit Augen zu sehen. Die entfernteren Hypothesen, ob das Licht ein Körper oder eine Energie sey, läßt er unerörtert; doch deutet er darauf, daß die Erscheinungen für die erstere günstiger seyen.

4) Der Widersacher hatte die Hypothese von den Schwingungen

vorgebracht, und ließ daher, auf diese oder jene Weise, eine Farbe anders als die andere schwingen. Newton fährt nunmehr fort zu zeigen, daß diese Hypothese auch noch leidlich genug zu seinen Erfahrungen und Enunciaten passe; genug, die colorifiken Lichter steckten im Licht, und würden durch Refraction, Reflexion ꝛc. herausgelockt.

5) Hier wird, wo nicht gezeigt, doch angedeutet, daß jene Schwingungstheorie, auf die Erfahrungen angewendet, manche Unbequemlichkeit nach sich ziehe.

6) Es sey überhaupt keine Hypothese nöthig, die Lehre Newtons zu bestimmen oder zu erläutern.

7) Des Gegners Einwendungen werden auf drei Fragen reducirt.

8) Die Strahlen werden nicht zufällig getheilt oder auf sonst eine Weise ausgedehnt. Hier tritt Newton mit mehreren Versuchen hervor, die in den damals noch nicht gedruckten optischen Lectionen enthalten sind.

9) Der ursprünglichen Farben seyen mehr als zwei. Hier wird von der Zerlegbarkeit oder Nichtzerlegbarkeit der Farben gehandelt.

10) Daß die weiße Farbe aus der Mischung der übrigen entspringe. Weitläufig behauptet, auf die Weise, die uns bei ihm und seiner Schule schon widerlich genug geworden. Er verspricht ewig weiß, und es wird nichts als Grau daraus.

11) Das Experimentum crucis sey stringent beweisend, und über alle Einwürfe erhoben.

12) Einige Schlußbemerkungen.

IV. Ein Ungenannter zu Paris.

K. Art. XVIII. Nicht durchaus ungereimte, doch nur problematisch vorgetragene Einwürfe. Man könne sich mit Blau und Gelb als Grundfarben begnügen. Man könne vielleicht aus einigen Farben, ohne sie gerade alle zusammen zu nehmen, Weiß machen. Wenn Newtons Lehre wahr wäre, so müßten die Teleskope lange nicht die Bilder so deutlich zeigen, als sie wirklich thäten.

Was das erste betrifft, so kann man ihm, unter gewissen Bedingungen, Recht geben. Das zweite ist eine alberne, nicht zu lösende Aufgabe, wie jedem gleich ins Gesicht fällt. Bei dem dritten aber hat er vollkommen Recht.

L. Art. XIX. Newton zieht sich wegen des ersten Punktes auf seine

Lehre zurück. Was den zweiten betrifft, so wird es ihm nicht schwer sich zu vertheidigen. Den dritten, sagt er, habe er selbst nicht übersehen und schon früher erwähnt, daß er sich verwundert habe, daß die Linsen noch so deutlich zeigten als sie thun.

Man sieht, wie sehr sich Newton schon gleich anfangs verstockt, und in seinen magischen Kreis eingeschlossen haben müsse, daß ihn seine Verwunderung nicht selbst zu neuen Untersuchungen und aufs Rechte geführt.

M. Art. XX. Der Ungenannte antwortet, aber freilich auf eine Weise, die nur zu neuen Weiterungen Anlaß giebt.

N. Art. XXI. Newton erklärt sich abermals, und um die Sache wieder ins Enge und in sein Gebiet zu bringen, verfährt er nun mit Definitionen und Propositionen, wodurch er alles dasjenige, was noch erst ausgemacht werden soll, schon als entschieden aufstellt, und sodann sich wieder darauf bezieht und Folgerungen daraus herleitet. In diesen fünf Definitionen und zehn Propositionen ist wirklich abermals die ganze Newton'sche Lehre verfaßt, und für diejenigen, welche die Beschränktheit dieser Lehre übersehen oder welche ein Glaubensbekenntniß derselben auswendig lernen wollen, gleich nützlich und hinreichend. Wäre die Sache wahr gewesen, so hätte es keiner weitern Ausführung bedurft.

V. Franciscus Linus, Jesuit, geb. 1595 zu London, gest. 1676 zu Lüttich, wo er, am englischen Collegium angestellt, hebräische Sprache und Mathematik gelehrt hatte. Die Schwäche seines theoretischen Vermögens zeigt sich schon in früheren Controversen mit Boyle; nunmehr als Greis von achtzig Jahren, der zwar früher sich mit optischen Dingen beschäftigt und vor dreißig Jahren die prismatischen Experimente angestellt hatte, ohne ihnen jedoch weiter etwas abzugewinnen, war er freilich nicht der Mann, die Newton'sche Lehre zu prüfen. Auch beruht seine ganze Opposition auf einem Mißverständniß.

O. Art. XXII. Schreiben desselben an Oldenburg. Er behauptet, das farbige Bild sey nicht länger als breit, wenn man das Experiment bei hellem Sonnenschein anstelle, und das Prisma nahe an der Oeffnung stehe; hingegen könne es wohl länger als breit werden, wenn eine glänzende Wolke sich vor der Sonne befinde, und das Prisma so weit von der Oeffnung abstehe, daß das von der Wolke sich herschreibende Licht, in der Oeffnung sich kreuzend, das ganze Prisma erleuchten könne.

Diese salbaderische Einwendung kann man anfangs gar nicht begreifen, bis man endlich einsieht, daß er die Länge des Bildes nicht vertical auf dem Prisma stehend, sondern parallel mit dem Prisma angenommen habe, da doch jenes und nicht dieses Newtons Vorrichtung und Behauptung ist.

P. Art. XXIII. Der Herausgeber verweist ihn auf die zweite Antwort Newtons an Pardies.

Q. Art. XXIV. Linus beharrt auf seinen Einwendungen und kommt von seinem Irrthum nicht zurück.

R. Art. XXV. Newton an Oldenburg. Die beiden Schreiben des Linus sind so stumpf und confus gefaßt, daß man Newton nicht verargen kann, wenn ihm das Mißverständniß nicht klar wird. Er begreift deßwegen gar nicht, wie sich Linus müsse angestellt haben, daß er bei hellem Sonnenscheine das prismatische Bild nicht länger als breit finden wolle. Newton giebt den Versuch nochmals genau an, und erbietet sich einem von der Societät, auf welchen Linus Vertrauen setze, das Experiment zu zeigen.

VI. Wilhelm Gascoigne. Wirkt in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Er hatte sich mit dioptrischen Fernröhren abgegeben, und es mochte ihm nicht angenehm seyn, daß Newton sie so gar sehr herunter setzte. Hier tritt er auf als Schüler und Anhänger des Linus, welcher indessen gestorben war. Newton hatte zu verstehen gegeben, der gute alte Mann möchte wohl die Versuche vor alten Zeiten einmal gemacht haben, und hatte ihn ersucht sie zu wiederholen.

S. Art. XXVI. Gascoigne, nach dem Tode des Linus, vermehrt die Confusion, indem er versichert, Linus habe das Experiment vor kurzem angestellt und jedermann sehen lassen. Die beiderseitigen Experimente bestünden also, und er wisse kaum, wie die Sache vermittelt werden solle.

T. Art. XXVII. Newton beruft sich auf sein vorhergehendes Schreiben, und weil ihm das obwaltende Mißverständniß noch verborgen bleibt, so giebt er sich abermals sehr ernstliche Mühe den Gegnern zu zeigen, wie sie sich eigentlich benehmen müßten, um das Experiment zu Stande zu bringen.

U. Art. XXVIII. Noch umständlicher wird Newton über diese Sache, als er jenen Brief des Linus Art. XXIV. in den Transactionen abgedruckt

liest. Er geht denselben nochmals auf das genaueste durch und läßt keinen Umstand unerörtert.

VII. Antonius Lucas zu Lüttich, Schüler des Linus und Geselle des Gasceigne, der erste helle Kopf unter den Gegnern Newtons.

V. Art. XXIX. Er sieht das Mißverständniß, welches obwaltet ein, und spricht zum erstenmal deutlich aus, Linus habe die Länge des Bildes parallel mit der Länge des Prisma's und nicht vertical auf derselben verstanden. Da es nun Newton auf die letzere Weise ansehe, so habe er vollkommen Recht, und sey über diese Sache nichts weiter zu sagen. Nur habe er, Lucas, die Länge dieses verticalen Bildes niemals über drei Theile zu seiner Breite bringen können.

Sodann giebt er mehrere Versuche an, welche er der Newton'schen Lehre für schädlich und verderblich hält, wovon wir die bedeutendsten und klarsten ausziehen.

a) Er bringt zwei verschiedenfarbige seidene Bänder unter das Mikroskop. Nach Newtons Lehre dürften sie nicht zugleich deutlich erscheinen, sondern das eine früher, das andere später, je nachdem sie zu den mehr oder weniger refrangibeln Farben gehören. Er sieht aber beide zugleich, eins so deutlich als das andere, und concludirt mit Recht gegen die Newton'sche Lehre. Man erinnere sich was wir umständlich gegen das zweite Experiment der Newton'schen Optik ausgeführt haben. Wahrscheinlich ist es durch diesen Einwurf des Lucas veranlaßt worden: denn es findet sich, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht in den optischen Lectionen.

b) Bringt er ein sehr geistreiches, der Newton'schen Lehre direct entgegenstehendes Experiment vor, das wir folgendermaßen nachgeahmt haben.

Man verschaffe sich ein längliches Blech, das mit den Farben in der Ordnung des prismatischen Bildes der Reihe nach angestrichen ist. Man kann an den Enden Schwarz, Weiß und verschiedenes Grau hinzufügen. Dieses Blech legten wir in einen viereckten blechenen Kasten, und stellten uns so, daß es ganz von dem einen Rande desselben für das Auge zugedeckt war. Wir ließen alsdann Wasser hineingießen und die Reihe der sämmtlichen Farbenbilder stieg gleichmäßig über den Rand dem Auge entgegen, da doch, wenn sie divers refrangibel wären, die einen vorauseilen und die andern zurückbleiben müßten. Dieses Experiment zerstört die Newton'sche Theorie von Grund aus, so wie ein anderes, das wir hier, weil es am Platze ist, einschalten.

Man verschaffe sich zwei etwa ellenlange runde Stäbchen, von der Stärke eines kleinen Fingers. Das eine werde blau, das andere orange angestrichen; man befestige sie an einander und lege sie so neben einander ins Wasser. Wären diese Farben divers refrangibel, so müßte das eine mehr als das andere nach dem Auge zu gebogen erscheinen, welches aber nicht geschieht; so daß also an diesem einfachsten aller Versuche die Newton'sche Lehre scheitert. Die sehr leichte Vorrichtung zu beiden darf künftig bei keinem physikalischen Apparat mehr fehlen.

c) Zuletzt kommt Lucas auf die Spur, daß die prismatische Farbe eine Randerscheinung sey, die sich umkehre, je nachdem dem Bilde ein hellerer oder dunklerer Grund, als es selbst ist, unterliegt. Man kann ihm also nicht ableugnen, daß er das wahre Fundament aller prismatischen Erscheinungen erkannt habe, und es muß uns unendlich freuen der Wahrheit die sich aus England flüchten muß, in Lüttich zu begegnen. Nur bringt freilich Lucas die Sache nicht ins Enge, weil er immer noch mit Licht- und Lichtstrahl zu operiren glaubt; doch ist er dem Rechten so nahe, daß er es wagt den kühnen Gedanken zu äußern, wenn es möglich wäre, daß hinter der Sonne ein hellerer Grund hervorträte, so müßte das prismatische Bild umgekehrt erscheinen. Aus diesem wahrhaft grandiesen Aperçu ist klar, daß Lucas für seine Person der Sache auf den Grund gesehen, und es ist Schade, daß er nicht beharrlicher gewesen, und die Materie, ohne weiter zu controvertiren, durchgearbeitet. Wie es zugegangen, daß er, bei so schönen Einsichten, die Sache ruhen lassen, und weder polemisch noch didaktisch vorgetreten, ist uns leider ein Geheimniß geblieben.

W. Art. XXX. Eine Antwort Newtons auf vorgedachten Brief, an Oldenburg gerichtet. Den größten Theil nimmt der in unsern Augen ganz gleichgültige Nebenumstand ein, wie sich dem Maße nach das prismatische Bild in seiner Länge zur Breite verhalte. Da wir im didaktischen und polemischen Theil umständlich gezeigt haben, daß dieses Verhältniß durch mancherlei Bedingungen sich abändern kann, und eigentlich gar nicht der Rede werth ist, so bedarf es hier keiner Wiederholung.

Bedeutender hingegen ist die Art, wie sich Newton gegen die neuen Experimente benimmt; denn hier ist gleichsam der Text, welchen die Newton'sche Schule ein ganzes Jahrhundert durch theils nachgebetet, theils amplificirt und paraphrasirt hat. Wir wollen den Meister selbst reden lassen.

„Was des Herrn Lucas übrige Experimente betrifft, so weiß ich ihm vielen Dank für den großen Antheil, den er an der Sache nimmt, und für die fleißigen Ueberlegungen derselben, ja ich bin ihm um so mehr verpflichtet, als er der erste ist der mir Versuche zusendet, um die Wahrheit zu erforschen; aber er wird sich schneller und vollkommener genugthun, wenn er nur die Methode, die er sich vorschrieb, verändert, und statt vieler andern Dinge nur das **Experimentum crucis** versucht: denn nicht die Zahl der Experimente, sondern ihr Gewicht muß man ansehen, und wenn man mit Einem ausreicht, was sollen uns mehrere?

„Hätte ich mehrere für nöthig gehalten, so hätte ich sie beibringen können: denn bevor ich meinen ersten Brief über die Farben an Dich schrieb, hatte ich die Versuche sehr umständlich bearbeitet, und ein Buch über diesen Gegenstand geschrieben, in welchem die vornehmsten von mir angestellten Experimente ausführlich erzählt werden, und da trifft sich's, daß unter ihnen sich die vorzüglichsten, welche Lucas mir übersendet hat, mitbefinden. Was aber die Versuche betrifft, die ich in meinem ersten Briefe vortrage, so sind es nur die, welche ich aus meinem größern Aufsatz auszuwählen für gut befunden.

„Wenn aber auch in jenem an Dich gerichteten Briefe der sämmtliche Vorrath meiner Versuche enthalten wäre, so würde doch Lucas nicht wohl thun zu behaupten, daß mir Experimente abgehen, bis er jene wenigen selbst versucht: denn wenn einige darunter eine völlige Beweiskraft haben, so brauchen sie keine weitern Helfershelfer, noch lassen sie Raum, über dasjenige, was sie bewiesen haben, weiter zu streiten."

Dieses wären denn die Verhandlungen, welche zwischen Newton und seinen ersten Widersachern vorgekommen, und welcher die Schule stets mit großem Triumphe gedacht hat. Wie es sich aber eigentlich damit verhalte, werden unsere Leser nun wohl aus unserer kurzen Erzählung übersehen können. Wir haben den Gang nur im allgemeinen bezeichnet, und uns auf die sogenannten **merita causae** nicht eingelassen, weil dieses in unserm didaktischen und polemischen Theil genugsam geschehen. Wen die Sache näher interessirt, der wird an dem von uns gezogenen Faden das Labyrinth sicherer und bequemer durchlaufen. Eine kurze Rückweisung wird hierbei nicht überflüssig seyn.

Unter den anonymen Gegnern zeichnet sich keiner auf eine vorzügliche Weise aus. Daß die dioptrischen Fernröhre nicht so ganz zu verwerfen

sehen, fühlen und glauben sie wohl alle; allein sie treffen doch den Punkt nicht, warum diese in ihrem damaligen Zustande doch weit mehr leisten, als sie nach Newtons Lehre leisten dürften. Die übrigen Einwendungen dieser unbekannten Männer sind zwar zum Theil nicht ohne Grund, doch keineswegs gründlich vorgetragen und durchgeführt.

Pater Pardies und Linus, zwei alte Männer, ohne Scharfsinn und ohne theoretisches Vermögen, tasten nur an der Sache umher, ohne sie anzufassen, und ihre sämmtlichen Einwürfe verschwinden, sobald ihre Mißverständnisse sich offenbaren. Gasceigne, der in die Mängel des Linus succedirt, verdient kaum eine Erwähnung.

Dagegen kann Lucas, von dem wir übrigens wenig wissen, nicht hoch genug gepriesen werden. Seine Folgerung aus der Newton'schen Lehre, daß eine Reihe farbiger Bilder sich nach der Refraction ungleich über einen mit ihnen parallel stehenden Rand erheben müßten, zeugt von einem sehr geistreichen Manne, so wie seine Gegenfolgerung, als das Experiment nicht erwartetermaßen abläuft, die Newton'sche Lehre sey nicht haltbar, ganz untadelig ist. Seine Einsicht, daß die Sonne bloß als Bild wirke, ob er es gleich nicht so ausdrückt, ist bewundernswerth, so wie der kühne Gedanke, ein helleres Licht hinter der Sonne hervortreten zu lassen, um sie zu einem halbdunkeln Körper zu machen, beneidenswerth. Das, was er hier beabsichtigt, haben wir in unserm didaktischen Theil durch graue Bilder auf schwarzem und weißem Grunde darzuthun gesucht.

Nun aber haben wir noch schließlich zu betrachten, wie sich denn Newton gegen diese Widersacher benommen. Er bringt in dem ersten Briefe an die Societät aus dem Vorrathe seiner Experimente, die in den optischen Lectionen enthalten sind, nur drei vor, welche er seine Lehre zu begründen für hinreichend hält, und verlangt, daß die Gegner sich nur mit diesen beschäftigen sollen. Schweifen diese jedoch ab, so zeigt er noch eins und das andere von seinem heimlichen Vorrath, kehrt aber immer zu seinem Verfahren zurück, indem er seine Gegner auf die wenigen Versuche beschränken will, von welchen freilich das **Experimentum crucis** jeden, der die Sache nicht von Grund aus durchgearbeitet hat, zum lauten oder schweigenden Beistimmen nöthigt. Daher wiederholt Newton aber- und abermals, man solle zeigen, daß diese wenigen Versuche seine Lehre nicht beweisen, oder soll andere Versuche beibringen, die ihr unmittelbar entgegenstehen.

Wie benimmt er sich denn aber, als dieses von Lucas wirklich geschieht? Er dankt ihm für seine Bemühung, versichert, die vorzüglichsten von Lucas beigebrachten Versuche befänden sich in den optischen Lectionen, welches keineswegs der Wahrheit gemäß ist, beseitigt sie auf diese Weise, dringt immer wieder darauf, daß man nur den eingeleiteten Weg gehen, sich auf demselben vorgeschriebenermaßen benehmen solle, und will jede andere Methode, jeden andern Weg der Wahrheit sich zu nähern, ausschließen. Wenige Experimente sollen beweisen, alle übrigen Bemühungen unnöthig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerscheinung soll aus dem Zauberkreise einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden.

Wir haben die wichtige Stelle, womit sich diese Controvers schließt, übersetzt. Newton erscheint nicht wieder polemisch, außer insofern die Optik polemischer Natur ist. Aber seine Schüler und Nachfolger wiederholen diese Worte des Meisters immerfort. Erst setzen sie sub- und obreptitie was der Lehre günstig ist, fest, und dann verfahren sie ausschließend gegen Natur, Sinne und Menschenverstand. Erst lassen sich's einzelne, dann läßt sich's die Menge gefallen. Newtons übrige große Verdienste erregen ein günstiges Vorurtheil auch für Farbentheorie. Sein Ruf, sein Einfluß steigt immer höher; er wird Präsident der Societät. Er giebt seine künstlich gestellte Optik heraus; durch Clarke's lateinische Uebersetzung wird auch diese in der Welt verbreitet und nach und nach in die Schulen eingeführt. Experimentirende Techniker schlagen sich auf seine Seite, und so wird diese enggefaßte, in sich selbst erstarrte Lehre eine Art von Arche des Herrn, deren Berührung sogleich den Tod bringt.

So verfährt nun auch theils bei Newtons Leben, theils bei seinem Tode, Desaguliers gegen alles was die Lehre anzufechten wagt, wie nunmehr aus der geschichtlichen Darstellung, in der wir weiter fortschreiten, sich umständlicher ergeben wird.

Edme Mariotte,

Geboren zu oder bei Dijon. Akademist 1666, gestorben 1684.

Traité de la nature des couleurs. Paris 1688. Schwerlich die erste Ausgabe; doch ist nach dieser der Abdruck in seinen gesammelten Werken gemacht, welche zu Haag 1717 und 1740 veranstaltet werden.

Ich verwünsche die, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und doch unablässig fordern, daß der Mensch nützlich seyn müsse.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht und sich in seinem eignen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefallt.

Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen, denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sey. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.

Man streiche zwei Stäbchen einen roth an, den andern blau, man bringe sie neben einander ins Wasser und einer wird gebrochen erscheinen wie der andere. Jeder kann dieses einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken, wer es mit Geistesaugen beschaut, wird von tausend und aber tausend irrthümlichen Paragraphen befreit seyn.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine Zeit lang fort, statt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falsche herein; das genügt der Welt und so sind Jahrhunderte bethört.

In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besessen, aufzusuchen und weiter zu führen.

Wir haben wenig Nachrichten von seinem Leben. Seinen Arbeiten sieht man die ungestörteste Ruhe an. Er ist einer der ersten, welche die Experimentalphysik in Frankreich einführen, Mathematiker, Mechaniker, Physiker, wo nicht Philosoph, doch redlicher Denker, guter Beobachter, fleißiger Sammler und Ordner von Beobachtungen, sehr genauer und gewissenhafter Experimentator, ja gewissenhaft bis ins Uebertriebene: denn ihm in sein Detail zu folgen, wäre vielleicht nicht unmöglich, doch möchte es in unserer Zeit jedem höchst beschwerlich und fruchtlos erscheinen.

Durch Beobachten, Experimentiren, Messen und Berechnen gelangt er zu den allgemeinsten einfachsten Erscheinungen, die er Principien der Erfahrung nennt. Er läßt sie empirisch in ihrer reinsten Einfalt stehen, und zeigt nur, wo er sie in complicirten Fällen wiederfindet. Dieß wäre schön und gut, wenn sein Verfahren nicht andere Mängel hätte, die sich uns nach und nach entdecken, wenn wir an sein Werk selbst gehen und davon einige Rechenschaft zu geben suchen.

Er theilt die Farben in apparente und permanente. Unter den ersten versteht er bloß diejenigen die bei der Refraction erscheinen, unter den andern alle übrigen. Man sieht leicht, wie disproportionirt diese Haupteintheilung ist, und wie unbequem, ja falsch die Unterabtheilungen werden müssen.

Erste Abtheilung.

Er hat Kenntniß von Newtons Arbeiten, wahrscheinlich durch jenen Brief in den Transactionen. Er erwähnt nicht nur dessen Lehre, sondern man glaubt durchaus zu bemerken, daß er hauptsächlich durch sie zu seiner Arbeit angeregt worden: denn er thut den Phänomenen der Refraction viel zu viel Ehre an und arbeitet sie allein höchst sorgfältig durch. Er kennt recht gut die objectiven und subjectiven Erscheinungen, giebt Rechenschaft von unzähligen Versuchen, die er anstellt, um das Allgemeine dieser Phänomene zu finden, welches ihm denn auch bis auf einen gewissen Punkt gelingt. Nur ist sein Allgemeines zu abstract, zu kahl, die Art es auszudrücken nicht glücklich, besonders aber ist es traurig, daß er sich vom Strahl nicht losmachen kann. Er nimmt leider bei seinen Erklärungen und Demonstrationen einen dichten Strahl an (rayon solide).

Wie wenig damit zu thun sey, ist allen deutlich, welche sich die Lehre von Verrückung des Bildes eigen gemacht haben. Außerdem bleibt er dadurch zu nahe an Newtons Lehre, welcher auch mit Strahlen operirt und die Strahlen durch Refractien afficiren läßt.

Eine eigene Art diesen dichten Strahl, wenn er refrangirt wird, anzusehen, giebt den Grund zu Mariottes Terminologie. Man denke sich einen Stab den man bricht, ein Rohr das man biegt, so wird an denselben ein einspringender und ausspringender Winkel, eine Concavität, eine Convexität zu sehen seyn. Nach dieser Ansicht spricht er in seinen Erfahrungssätzen die Erscheinung folgendermaßen aus.

An der convexen Seite erscheint immer Roth, an der concaven Violett. Zunächst am Rothen zeigt sich Gelb, zunächst am Violetten Blau. Folgen mehrere Refractionen im gleichen Sinne, so gewinnen die Farben an Lebhaftigkeit und Schönheit. Alle diese Farben erscheinen in den Halbschatten; bis an sie hinan ist keine Farbe im Lichte merklich. Bei starken Refractionen erscheint in der Mitte Grün, durch Vermischung des Blauen und Gelben.

Er ist also, wie man sieht, in soweit auf dem rechten Wege, daß er zwei entgegengesetzte Reihen als Randerscheinungen anerkennt. Auch gelingt es ihm mehrere objective und subjective Farbenerscheinungen auf jene Principien zurückzuführen und zu zeigen, wie nach denselben die Farben in jedem besondern Falle entstehen müssen. Ein Gleiches thut er in Absicht auf den Regenbogen, wobei man, soweit man ihm folgen kann und mag, seine Aufmerksamkeit, Fleiß, Scharfsinn, Reinlichkeit und Genauigkeit der Behandlung bewundern muß.

Allein es wird einem doch dabei sonderbar zu Muthe, wenn man sieht, wie wenig mit so vielem Aufwande geleistet wird, und wie das Wahre, bei einer so getreuen genauen Behandlung, so mager bleiben, ja werden kann, daß es fast null wird. Seine Principien der Erfahrung sind natürlich und wahr, und sie scheinen deßhalb so simpel ausgesprochen, um die Newton'sche Theorie, welche keineswegs, wie wir schon oft wiederholt, von den einfachen Erscheinungen ausgegangen, sondern auf das zusammengesetzte abgeleitete Gespenst gebaut ist, verdächtig zu machen, ja in den Augen desjenigen, der eines Aperçu's mit allen seinen Folgerungen fähig wäre, sogleich aufzuheben.

Das ähnliche hatten wir in unsern Beiträgen zur Optik versucht;

es ist aber uns so wenig als Mariotte gelungen dadurch Sensation zu erregen.

Ausdrücklich von und gegen Newton spricht er wenig. Er gedenkt jener Lehre der diversen Refrangibilität, zeigt gutmüthig genug, daß einige Phänomene sich dadurch erklären lassen, behauptet aber, daß andere nicht dadurch erklärbar seyen, besonders folgendes.

Wenn man weit genug von seinem Ursprung das sogenannte prismatische Spectrum auffange, so daß es eine ansehnliche Länge gegen seine Breite habe, und das Violette weit genug vom Rothen entfernt, und durch andere Farben völlig von ihm getrennt sey, so daß man es also für hinreichend abgeschieden halten könne; wenn man alsdann einen Theil dieses violetten Scheines durch eine Oeffnung gehen, und durch ein zweites Prisma in derselben Richtung refrangiren lasse: so erscheine unten abermals Roth (Gelbroth), welches doch nach der Theorie keineswegs statt finden könne; deßwegen sie nicht anzunehmen sey.

Der gute Mariotte hatte hierin freilich vollkommen Recht, und das ganze Räthsel löst sich dadurch, daß ein jedes Bild, es sey von welcher Farbe es welle, wenn es verrückt wird, gesäumt erscheint. Das violette Halblicht aber, das durch die kleine Oeffnung durchfällt, ist nur als ein violettes Bild anzusehen, an welchem der gelbrothe Rand mit einem purpurenen Schein gar deutlich zu bemerken ist; die übrigen Randfarben aber fallen entweder mit der Farbe des Bildes zusammen oder werden von derselben verschlungen.

Der gute natürliche Mariotte kannte die Winkelzüge Newtons und seiner Schule nicht. Denn nach diesem lassen sich die Farben zwar sondern, aber nicht völlig; Violett ist zwar violett, allein es stecken die übrigen Farben auch noch darin, welche nun aus dem violetten Licht bei der zweiten Refraction, wie die sämmtlichen Farben aus dem weißen Lichte bei der ersten Refraction, geschieden werden. Dabei ist denn freilich das Merkwürdige, daß das Violett, aus dem man nun das Roth geschieden, vollkommen so violett bleibt wie vorher, so wie auch an den übrigen Farben keine Veränderung vorgeht, die man in diesen Fall bringt. Doch genug hiervon. Mehr als obiges bedarf es nicht, um deutlich zu machen, inwiefern Mariotte als Newtons Gegner anzusehen sey.

In dieser sucht er alle übrigen Farben, welche nicht durch Refraction hervorgebracht werden, aufzuführen, zu ordnen, gegen einander zu halten, zu vergleichen, sie aus einander abzuleiten, und daraus Erfahrungssätze abzuziehen, die er jedoch hier nicht Principien, sondern Regeln nennt. Die sämmtlichen Erscheinungen trägt er in vier Discursen vor.

Erster Discurs. Von Farben die an leuchtenden Körpern erscheinen.

Verschiedenfarbiges Licht der Sonne, der Sterne, der Flamme, des Glühenden, des Erhitzten; wobei recht artige und brauchbare Versuche vorkommen. Die Erfahrungsregel wozu er gelangt, ist ein Idem per idem, womit man gar nichts ausrichten kann.

Zweiter Discurs. Von den changeanten Farben, die auf der Oberfläche der Körper entstehen.

Hier führt er diejenigen Farben auf, welche wir die epoptischen nennen, an einander gedrückte Glasplatten, angelaufenes Glas, Seifenblasen. Er schreibt diese Phänomene durchaus einer Art von Refraction zu.

Dritter Discurs. Von fixen und permanenten Farben, deren Erscheinungen er vorzüglich unter Regeln bringt.

Hier werden unsere chemischen Farben aufgeführt, und dabei etwas Allgemeines von Farben überhaupt. Weiß und Schwarz, dazwischen Gelb, Roth und Blau. Er hat die Einsicht, daß jede Farbe etwas weniger hell als das Weiße, und etwas mehr hell als das Schwarze seyn müsse.

In den Erklärungen verfährt er allzu realistisch, wie er denn das Blau zur eigenen Farbe der Luft macht; dann aber wieder zu unbestimmt: denn die körperlichen Farben sind ihm modificirtes Licht. Das Licht muß nämlich in den Körper eindringen, dort, zur besondern Farbenwirkung modificirt, in unser Auge zurückkehren, und darin die Wirkung hervorbringen.

Der chemische Gegensatz von Acidum und Alkali ist ihm sehr bedeutend. Hier stehen wieder schöne und brauchbare Erfahrungen, doch ohne Ordnung unter einander, worauf denn schwache, nach Corpuscularvorstellungsart schmeckende Erklärungen folgen. Ueber die Farben organischer Körper macht er feine Bemerkungen.

Vierter Discurs. Von Farbenerscheinungen die von innern Modificationen der Organe des Sehens entspringen.

Hier wird aufgeführt, was bei uns unter der Rubrik von physiologischen Farben vorkommt: Dauer des Eindrucks, farbiges Abklingen und dergleichen; zuletzt die Diakrisis des Auges durch Licht, die Synkrisis durch Finsterniß. Und somit hört er da auf, wo wir anfangen.

Die aus dem Capitel von den chemischen Farben ausgezogenen sechs Regeln übersetzen wir, weil man daraus das vorsichtige Benehmen dieses Mannes am besten beurtheilen kann.

1) „Die fixen Farben erscheinen uns, wenn das Licht durch die Materie, welche diese Farben hervorbringt, gedrungen, zu unsern Augen mit genugsamer Kraft zurückkehrt."

Dieses bezieht sich auf die wahre Bemerkung, daß jede chemisch specificirte Farbe ein Helles hinter sich haben muß, um zu erscheinen. Nur ist dieses nothwendige Erforderniß von Mariotte nicht genug eingesehen, noch deutlich genug ausgedrückt.

2) „Die Säfte von allen blauen und violetten Blumen werden grün durch die Alkalien, und schön roth durch die Säuren."

3) „Die Abfude rother Hölzer werden gelb durch die Säuren, violett durch die Alkalien; aber die Aufgüsse gelber Pflanzen werden dunkel durch die Alkalien, und verlieren fast gänzlich ihre Farbe durch die Säuren."

4) „Die Vegetationen, die in freier Luft vorgehen, sind grün; diejenigen an unterirdischen Oertern oder in der Finsterniß sind weiß oder gelb."

5) „Es giebt viele gelbe oder dunkle Materien, welche sich bleichen, wenn man sie wechselsweise netzt und an der Sonne trocknet. Sind sie sodann weiß, und bleiben sie lange unbefeuchtet an der Luft, so werden sie gelb."

6) „Irdische und schwefelige Materien werden durch eine große Hitze roth, und einige zuletzt schwarz."

Hierzu fügt der Verfasser eine Bemerkung, daß man sehr viele Farbenerscheinungen auf diese sechs Regeln zurückführen und bei der Färberei, so wie bei Verfertigung des farbigen Glases manche Anwendung

davon machen könne. Unſere Leſer werden ſich erinnern, wie das Bewährte von dieſen Regeln in unſerer Abtheilung von chemiſchen Farben beigebracht iſt.

Im Ganzen läßt ſich nicht abläugnen, daß Mariotte eine Ahnung des Rechten gehabt und daß er auf dem Wege dahin geweſen. Er hat uns manches gute Beſondere aufbewahrt, fürs Allgemeine aber zu wenig gethan. Seine Lehre iſt mager, ſeinem Unterricht fehlt Ordnung, und bei aller Vorſichtigkeit ſpricht er doch wohl zuletzt, ſtatt einer Erfahrungsregel, etwas Hypothetiſches aus. Aus dem bisher Vorgetragenen läßt ſich nunmehr beurtheilen, inwiefern Mariotte als ein Gegner von Newton anzuſehen ſey. Uns iſt nicht bekannt geworden, daß er das was er im Vorbeigehen gegen die neue Lehre geäußert, jemals wieder urgirt habe. Sein Aufſatz über die Farben mag kurz vor ſeinem Tode herausgekommen ſeyn. Auf welche Weiſe jedoch die Newton'ſche Schule ihn angefochten und um ſeinen guten Ruf gebracht, wird ſich ſogleich des nähern ergeben.

Johann Theophilus Desaguliers,

geb. 1683, geſt. 1743.

Die Philoſophen des Alterthums, welche ſich mehr für den Menſchen als für die übrige Natur intereſſirten, betrachteten dieſe nur nebenher und theoretiſirten nur gelegentlich über dieſelbe. Die Erfahrungen nahmen zu, die Beobachtungen wurden genauer und die Theorie eingreifender; doch brachten ſie es nicht zur Wiederholung der Erfahrung, zum Verſuch.

Im ſechzehnten Jahrhundert, nach friſcher Wiederbelebung der Wiſſenſchaften, erſchienen die bedeutenden Wirkungen der Natur noch unter der Geſtalt der Magie, mit vielem Aberglauben umhüllt, in welchen ſie ſich zur Zeit der Barbarei verſenkt hatten. Im ſiebzehnten Jahrhundert wollte man, wo nicht erſtaunen, doch ſich immer noch verwundern, und die angeſtellten Verſuche verloren ſich in ſeltſame Künſteleien.

Doch war die Sache immer ernſthafter geworden. Wer über die Natur dachte, wollte ſie auch ſchauen. Jeder Denker machte nunmehr Verſuche, aber auch noch nebenher. Gegen das Ende dieſer Zeit traten immer

mehr Männer auf, die sich mit einzelnen Theilen der Naturwissenschaft beschäftigten und vorzüglich diese durch Versuche zu ergründen suchten.

Durch diese lebhafte Verbindung des Experimentirens und Theoretisirens entstanden nun diejenigen Personen, welche man, besonders in England, Natural- und Experimentalphilosophen nannte, so wie es denn auch eine Experimentalphilosophie gab. Ein jeder der die Naturgegenstände nur nicht gerade aus der Hand zum Mund, wie etwa der Koch, behandelte, wer nur einigermaßen consequent aufmerksam auf die Erscheinungen war, der hatte schon ein gewisses Recht zu jenem Ehrennamen, den man freilich in diesem Sinne vielen beilegen konnte. Jedes allgemeine Raisonnement, das tief oder flach, zart oder rud, zusammenhängend oder abgerissen, über Naturgegenstände vorgebracht wurde, hieß Philosophie. Ohne diesen Mißbrauch des Wortes zu kennen, bliebe es unbegreiflich, wie die Londoner Societät den Titel philosophische Transactionen für die unphilosophischste aller Sammlungen hätte wählen können.

Der Hauptmangel einer solchen unzulänglichen Behandlung blieb daher immer, daß die theoretischen Ansichten so vieler einzelnen vorwalteten, und dasjenige was man sehen sollte, nicht einem jeden gleichmäßig erschien. Uns ist bekannt, wie sich Boyle, Hooke und Newton benommen.

Durch die Bemühungen solcher Männer, besonders aber der Londoner Societät, ward inzwischen das Interesse immer allgemeiner. Das Publicum wollte nun auch sehen und unterrichtet seyn. Die Versuche sollten zu jeder Zeit auf eines jeden Erfordern wieder dargestellt werden, und man fand nun, daß Experimentiren ein Metier werden müsse.

Dieß ward es zuerst durch Hawksbee. Er machte in London öffentliche Versuche der Elektricität, Hydrostatik und Luftlehre, und enthielt sich vielleicht am reinsten von allem Theoretischen. Keill ward sein Schüler und Nachfolger. Dieser erklärte sich aber schon für Newtons Theorie. Hätte er die Farbenlehre behandelt, wie Hawksbee die Lehre von der Elektricität, so würde alles ein anderes Ansehen gewonnen haben. Er wirkte in Oxford bis 1710.

Auf Keill folgte Desaguliers, der von ihm, seinem Meister, die Fertigkeit Newton'sche Experimente receptgemäß nachzubilden, so wie die Neigung zu dieser Theorie geerbt hatte, und dessen Kunstfertigkeit man anrief, wenn man Versuche sichten, durch Versuche etwas beweisen wollte.

Desaguliers ward berühmt durch sein Geschick zu experimentiren.

s'Gravesande sagt von ihm: cujus peritia in instituendis experimentis nota est. Er hatte hinreichende mathematische Kenntnisse, so wie auch genugsame Einsicht in das was man damals Naturphilosophie nannte.

Desaguliers gegen Mariotte.

Die Acta Eruditorum hatten 1706 S. 60 Nachricht von der Optik Newtons gegeben, durch einen gedrängten Auszug, ohne die mindeste Spur von Beifall oder Widerspruch.

Im Jahr 1713 S. 447 erwähnen sie, bei Gelegenheit von Rohaults Physik, jenes von Mariotte ausgesprochenen Einwurfs und äußern sich darüber folgendermaßen. „Wenn es wahr ist, daß ein aus dem Spectrum abgesondertes einzelnes farbiges Licht, bei einer zweiten Brechung, aufs neue an seinen Theilen Farben zeigt, so periclitirt die Newton'sche Lehre. Noch entscheidender würde das Mariotte'sche Experiment seyn, wenn das ganze blaue Licht in eine andere Farbe verwandelt worden wäre."

Man sieht wohl, daß dieser Zweifel sich von einer Person herschreibt, die mit der Sache zwar genugsam bekannt ist, sie aber nicht völlig durchdrungen hat. Denn jedes einförbige Bild kann so gut als ein schwarzes, weißes oder graues, durch die verbreiteten Säume zugedeckt und seine Farbe dadurch aufgehoben, keineswegs aber in eine einzelne andere Farbe verwandelt werden. Genug, ein Aufruf dieser Art war von zu großer Bedeutung für Newton selbst und seine Schule, als daß nicht dadurch hätten Bewegungen hervorgebracht werden sollen. Dieses geschah auch, und Desaguliers stellte 1715 die Versuche gegen Mariotte an. Das Verfahren ist uns in den philosophischen Transactionen Nr. 348 S. 433 aufbewahrt.

Wir müssen uns Gewalt anthun, indem wir von diesem Aufsatz Rechenschaft geben, aus der historischen Darstellung nicht wieder in die polemische Behandlung zu verfallen. Denn eigentlich sollte man Desaguliers gleichfalls Schritt für Schritt, Wort für Wort folgen, um zu zeigen, daß er wie sein Meister, ja noch schlimmer als dieser, sich bei den Versuchen benommen. Unbedeutende, unnütze Nebenumstände werden hervorgehoben, die Hauptbedingungen des Phänomens spät und nur wie im Vorübergehen erwähnt; es wird versichert, daß man dieses und jenes

leiſten wolle, geleiſtet habe und ſodann, als wenn es nichts wäre, zum Schluſſe eingeſtanden, daß es nicht geſchehen ſey, daß eins und anderes noch beiher ſich zeige und gerade das wovon eben die Rede war, daß es ſich nicht zeigen dürfe.

Gegen Mariotte ſoll bewieſen werden, daß die Farben des Spectrums, wenn ſie recht geſondert ſeyen, keine weitere Veränderung erleiden, aus ihnen keine andere Farben hervorgehen, an ihnen keine andere Farbe ſich zeige. Um nun die prismatiſchen Farben auf dieſen hohen Grad zu reinigen, wird der Newton'ſche eilfte Verſuch des erſten Theils als genugthuend angeführt, die dort vorgeſchlagene umſtändliche Verrichtung zwar als beſchwerlich und verdrießlich (troublesome) angegeben, und, wie auch Newton ſchon gethan, mit einer bequemern ausgetauſcht, und man glaubt nun, es ſolle direct auf den Gegner losgehen, es werde dasjenige was er behauptet, umgeſtoßen, dasjenige was er geläugnet, bewieſen werden.

Allein Desaguliers verfährt völlig auf die Newton'ſche Manier, und bringt ganz unſchuldig bei, er wolle auch noch einige begleitende Verſuche (concomitant) verführen. Nun iſt aber an dieſem eilften Experiment gar nichts zu begleiten; wenn es beſtehen könnte, müßte es für ſich beſtehen. Desaguliers Abſicht aber iſt, wie man wohl einſieht, die ganze Newton'ſche Lehre von vorn herein feſtzuſetzen, damit das was am eilften Verſuche fehlt, gegen die ſchon gegründete Lehre unbedeutend ſcheinen möge — eine Wendung, deren ſich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht Einen, ſondern neun Verſuche vor, welche ſämmtlich mit gewiſſen Verſuchen der Optik correſpondiren, die wir deßwegen nur kürzlich anzeigen, und unſern Leſern dasjenige, was wir bei jedem einzelnen im polemiſchen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Verſuch mit einem rothen und blauen Bande, neben einander, durchs Prisma angeſehen. Der erſte Verſuch des erſten Theils mit einigen Veränderungen. Dieſer wegen ſeiner Scheinbarkeit Newton ſo wichtige Verſuch, daß er ſeine Optik damit eröffnet, ſteht auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält ſich bei ganz unnöthigen Bedingungen auf, verſichert, der Verſuch des Auseinanderrückens der beiden Bänder ſey vortrefflich gerathen, und ſagt erſt hinterdrein: „Wenn der Grund nicht ſchwarz iſt, ſo geräth der Verſuch nicht ſo gut.“ Daß der Grund

hinter den Bändern ſchwarz ſey, iſt die unerläßliche Bedingung, welche obenan ſtehen müßte. Iſt der Grund heller als die Bänder, ſo geräth der Verſuch nicht etwa nur nicht ſo gut, ſondern er geräth gar nicht; es entſteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz anderes. Man wird an dieſer ausflüchtenden Manier doch wohl ſogleich den ächten Jünger Newtons erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beiden Papierſtreifen, durch die Farben des Spectrums gefärbt, vergleicht ſich mit dem dreizehnten Verſuche des erſten Theils.

3) Das Bild dieſer letzten violetten und gelbrothen Streifen durch eine Linſe auf ein Papier geworfen, ſodann derſelbe Verſuch mit gefärbten Papieren kommt mit dem zweiten Verſuche des erſten Theils überein.

4) Verſchiedene Längen und Directionen des prismatiſchen Bildes nach den verſchiedenen Einfallswinkeln des reinen Lichtes aufs Prisma. Was hier ausgeführt und dargeſtellt iſt, würde zum dritten Verſuch des erſten Theils gehören.

5) Das objective Spectrum wird durchs Prisma angeſehen; es ſcheint heruntergerückt und weiß. Iſt der eilfte Verſuch des zweiten Theils.

6) Das Spectrum geht durch die Linſe durch, und erſcheint im Focus weiß. Iſt ein Glied des zehnten Verſuchs des zweiten Theils.

7) Das eigentliche **Experimentum crucis**, das ſechste des erſten Theils. Hier geſteht er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen ſeparirten prismatiſchen Farben, wenn man ſie mit dem Prisma anſieht, wieder Farbenränder zeigen.

8) Nun ſchreitet er zu der complicirten Vorrichtung des eilften Experiments des erſten Theils, um ein Spectrum zu machen, das ſeiner Natur nach viel unſicherer und ſchwankender iſt als das erſte.

9) Mit dieſem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des erſten Theils zuſammenfällt, um zu zeigen, daß nunmehr die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen gefunden worden. Dieß ſagt er aber nur: denn wer ihm aufmerkſam nachverfucht, wird das Gegentheil finden.

Das was Desaguliers gethan, theilt ſich alſo in zwei Theile: die ſieben erſten Verſuche ſollen die diverſe Refrangibilität beweiſen, und in dem Kopf des Schauenden feſtſetzen; unter der ſiebenten und achten

Ein Phänomen, ein Verſuch kann nichts beweiſen, es iſt das Glied einer großen Kette, das erſt im Zuſammenhange gilt. Wer eine Perlenſchnur verdecken und nur die ſchönſte einzeln vorzeigen wollte, verlangend wir ſollten ihm glauben, die übrigen ſeyen alle ſo, ſchwerlich würde ſich jemand auf den Handel einlaſſen.

Abbildungen, Wortbeſchreibung, Maaß, Zahl und Zeichen ſtellen noch immer kein Phänomen dar. Darum bloß konnte ſich die Newtoniſche Lehre ſo lange halten, daß der Irrthum in dem Quartbande der lateiniſchen Ueberſetzung für ein paar Jahrhunderte einbalſamirt war.

Man muß ſein Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit wiederholen; ausſprechen, was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt' ja auch nicht daran fehlen.

In der jetzigen Zeit ſoll niemand ſchweigen oder nachgeben; man muß reden und ſich rühren, nicht um zu überwinden, ſondern ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, iſt ganz gleichgültig.

„Wer ſich mit Wiſſenſchaften abgiebt, leidet erſt durch Retardationen, und dann durch Praeoccupationen. Die erſte Zeit wollen die Menſchen dem keinen Werth zugeſtehen, was wir ihnen überliefern; und dann gebärden ſie ſich, als wenn ihnen alles ſchon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten."

Es iſt etwas unbekanntes Geſetzliches im Object, welches dem unbekannten Geſetzlichen im Subject entſpricht.

Nummer hingegen, welche erſt gegen Mariotte gerichtet ſind, ſoll das wirklich geleiſtet ſeyn, was verſprochen worden. Wie captios und unredlich auch er hier zu Werke gehe, kann man daraus ſehen, daß er wiederholt ſagt: „Mit dem Rothen gelang mir's ſehr gut, und ſo auch mit den übrigen.“ Warum ſagt er denn nicht: „Es gelang mir mit allen Farben?“ oder warum fängt er nicht mit einer andern an? Alles dieſes iſt ſchon von uns bis zum Ueberdruß im polemiſchen Theile auseinandergeſetzt. Beſonders iſt es in der ſupplementaren Abhandlung über die Verbindung der Prismen und Linſen bei Experimenten ausführlich geſchehen, und zugleich das eilfte Experiment wiederholt beleuchtet worden.

Aber hier macht ſich eine allgemeine Betrachtung nöthig. Das was Desaguliers gegen Mariotte, und ſpäter gegen Rizzetti verſucht und vorgetragen, wird von der Newton'ſchen Schule ſeit hundert Jahren als ein Schlußverfahren angeſehen. Wie war es möglich, daß ein ſolcher Unſinn ſich in einer Erfahrungswiſſenſchaft einſchleichen konnte? Dieſes zu beantworten, müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß, wie ſich in die Wiſſenſchaften ethiſche Beweggründe mehr, als man glaubt, einſchlingen, eben ſo auch Staats- und Rechtsmotive und Maximen darin zur Ausübung gebracht werden. Ein ſchließliches Aburteln, ohne weitere Appellation zuzulaſſen, geziemt wohl einem Gerichtshofe. Wenn vor hundert Jahren ein Verbrecher vor die Geſchworenen gebracht, von dieſen ſchuldig befunden, und ſodann aufgehangen worden, ſo fällt es uns nicht leicht ein, die Reviſion eines ſolchen Proceſſes zu verlangen, ob es gleich Fälle genug gegeben hat, wo das Andenken eines ſchmählich Hingerichteten durch Recht und Urtheil rehabilitirt worden. Nun aber Verſuche, von einer Seite ſo bedeutend, von der andern ſo leicht und bequem anzuſtellen, ſollen, weil ſie vor hundert Jahren in England vor einer zwar anſehnlichen, aber weder theoretiſirend noch experimentirend völlig tactfeſten Geſellſchaft angeſtellt worden, nunmehr als ein- für allemal abgethan, abgemacht und fertig erklärt, und die Wiederholung derſelben für unnütz, thöricht, ja anmaßlich ausgeſchrieen werden! Iſt hierbei nur der mindeſte Sinn, was Erfahrungswiſſenſchaft ſey, worauf ſie beruhe, wie ſie wachſen könne und müſſe, wie ſie ihr Falſches nach und nach von ſelbſt wegwerfe, wie durch neue Entdeckungen die alten ſich ergänzen, und wie durch das Ergänzen die ältern Vorſtellungsarten, ſelbſt ohne Polemik, in ſich zerfallen?

Auf die lächerlichſte und unerträglichſte Weiſe hat man von eben

diesen Desaguliers'schen Experimenten späterhin einsichtige Naturforscher weggeschreckt, gerade wie die Kirche von Glaubensartikeln die naseweisen Ketzer zu entfernen sucht. Betrachtet man dagegen, wie in der neuern Zeit Physiker und Chemiker die Lehre von den Luftarten, der Elektricität, des Galvanismus mit unsäglichem Fleiß, mit Aufwand und mancherlei Aufopferungen bearbeitet, so muß man sich schämen, im chromatischen Fach beinahe allein mit dem alten Inventarium von Traditionen, mit der alten Rüstkammer ungeschickter Verrichtungen sich in Glauben und Demuth begnügt zu haben.

Johann Rizzetti,

ein Venetianer und aufmerksamer Liebhaber der Dioptrik, faßte ein ganz richtiges Aperçu gegen Newton, und fühlte, wie natürlich, einen großen Reiz andern seine Entdeckung mitzutheilen und einleuchtend zu machen. Er verbreitete seine Meinung durch Briefe und reisende Freunde, fand aber überall Gegner. In Deutschland wurden seine Argumente in die **Acta Eruditorum** eingerückt. Professer Georg Friedrich Richter in Leipzig setzte sich dagegen; in England experimentirte und argumentirte Desaguliers gegen ihn; in Frankreich Gauger, in Italien die Bolognefer Societät.

Er gab zuerst ein Diarium einer Reise durch Italien vor dem Jahre 1724 mit Nachträgen heraus, wovon man einen Auszug in die **Acta Eruditorum** setzte (**Suppl. Tom. VIII. p. 127**).

Bei Gelegenheit daß Rizzetti die Frage aufwirft, wie es möglich sey, daß man die Gegenstände mit bloßen Augen farblos sähe, wenn es mit der von Newton bemerkten und erklärten farbigen Aberration seine Richtigkeit habe? bringt er verschiedene Einwendungen gegen die Newtenschen Experimente, so wie auch gegen die Theorie vor. Richter schreibt dagegen (**Tom. eod. p. 226**). Darauf läßt sich Rizzetti wieder vernehmen, und fügt noch einen Anhang hinzu (**p. 303 sq.**). Aus einer neu veränderten Ausgabe des ersten Rizzetti'schen Aufsatzes findet sich gleichfalls ein Auszug (**p. 234**) und ein Auszug aus einem Briefe des Rizzetti an die Londener Societät (**p. 236**).

Richter vertheidigt sich gegen Rizzetti (**A. E. 1724, p. 27**). Dieser giebt heraus: **Specimen physico-mathematicum de luminis affectionibus, Tarvisii et Venetiis 1727. 8.** Einzelne Theile daraus waren

früher erschienen: De luminis refractione, auctore Rizzetto (siehe A. E. 1726, Nr. 10). De luminis reflexione, auctore Rizzetto (siehe A. E. Suppl. Tom. IX, Sect. 2. Nr. 4).

Gedachtes Werk darf keinem Freunde der Farbenlehre künftighin unbekannt bleiben. Wir machen zu unsern gegenwärtigen historischen Zwecken daraus einen flüchtigen Auszug.

Er nimmt an, das Licht bestehe aus Theilen, die sich ungern von einander entfernen, aber doch durch Refraction von einander getrennt werden; dadurch entstehe die Dispersion desselben, welche Grimaldi sich schon ausgedacht hatte. Rizzetti nimmt leider auch noch Strahlen an, um mit denselben zu operiren. Man sieht, daß diese Vorstellungsart viel zu nahe an der Newton'schen liegt, um als Gegensatz derselben Glück zu machen.

Rizzetti's dispergirtes Licht ist nun ein Halblicht: es kommt in ein Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln; daraus entsteht die Farbe. Wir finden also, daß er auf dem rechten Wege war, indem er eben dasselbe abzuleiten sucht, was wir durch Doppelbild und Trübe ausgesprochen haben.

Der mathematische Theil seines Werks, so wie das was er im allgemeinen von Refraction, Reflexion und Dispersion handelt, liegt außer unserm Kreise. Das übrige was uns näher angeht, kann man in den polemischen und den didaktischen Theil eintheilen.

Die Mängel der Newton'schen Lehre, das Captiose und Unzulängliche ihrer Experimente sieht Rizzetti recht gut ein. Er führt seine Controvers nach der Ordnung der Optik und ist den Newton'schen Unrichtigkeiten ziemlich auf der Spur; doch durchdringt er sie nicht ganz und giebt z. B. gleich bei dem ersten Versuch ungeschickter Weise zu, daß das blaue und rothe Bild auf dunklem Grunde wirklich ungleich verrückt werde, da ihm doch sonst die Erscheinung der Säume nicht unbekannt ist. Dann bringt er die beiden Papiere auf weißen Grund, wo denn freilich durch ganz andere Säume für den Unbefangenen die Unrichtigkeit, die sich auf schwarzem Grunde versteckt, augenfällig werden muß.

Aber sein Widersacher, Richter in Leipzig, erhascht sogleich das Argument gegen ihn, daß die unter diesen Bedingungen erscheinenden Farben sich vom weißen Grunde beschreiben — eine ungeschickte Behauptung, in welcher sich jedoch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag

selig fühlen, und welche auch mit großer Selbstgenügsamkeit gegen uns vorgebracht worden.

Seiner übrigen Controvers folgen wir nicht: sie trifft an vielen Orten mit der unsrigen überein, und wir gedenken nicht zu läugnen, daß wir ihm manches schuldig geworden, so wie noch künftig manches aus ihm zu nutzen seyn wird.

In seinem didaktischen Theile findet man ihn weiter vorgerükt als alle Vorgänger, und er hätte wohl verdient, daß wir ihn mit Theophrast und Boyle unter den wenigen genannt, welche sich bemüht die Masse der zu ihrer Zeit bekannten Phänomene zu ordnen.

In seiner Eintheilung der Farben sind alle die Bedingungen beachtet, unter welchen uns die Farbe erscheint. Er hat unsere physiologischen Farben unter der Rubrik der phantastischen oder imaginären, unsere physischen unter der doppelten der variirenden, welche wir die dioptrischen der ersten Klasse, und der apparenten, welche wir die dioptrischen der zweiten Klasse genannt, vorgetragen. Unsere chemischen Farben finden sich bei ihm unter dem Titel der permanenten oder natürlichen.

Zum Grunde von allen Farbenerscheinungen legt er, wie schon oben bemerkt, dasjenige, was wir unter der Lehre von trüben Mitteln begreifen. Er nennt diese Farben die variirenden, weil ein trübes Mittel, je nachdem es Bezug auf eine helle oder dunkle Unterlage hat, verschiedene Farben zeigt. Auf diesem Wege erklärt er auch die Farben der Körper, wie wir es auf eine ähnliche Weise gethan haben.

Die apparenten leitet er gleichfalls davon ab, und nähert sich dabei unserer Darstellung vom Doppelbild; weil er aber das Doppelbild nicht als Factum stehen läßt, sondern die Ursache desselben zugleich mit erklären will, so muß er seine Disperſion herbeibringen, wodurch denn die Sache sehr mühselig wird.

So sind auch seine Figuren höchst unerfreulich und beschwerlich zu entziffern, dahingegen die Newton'schen, obgleich meistens falsch, den großen Vortheil haben bequem zu seyn, und deßhalb faßlich zu scheinen.

Bei den physiologischen, seinen imaginären, bemerkt er recht gut den Unterschied der abklingenden Farbenerscheinung auf dunklem und hellem Grunde; weil ihm aber das wichtige, von Plato anerkannte Fundament von allem, die Synkrisis durchs Schwarze, die Diakrisis durchs Weiße bewirkt, abgeht, weil er auch die Forderung der entgegengesetzten Farben

nicht kennt, ſo bringt er das Ganze nicht auf eine Art zuſammen, die einigermaßen befriedigend wäre.

Uebrigens rechnen wir es uns zur Ehre und Freude ihn als denjenigen anzuerkennen, der zuerſt am ausführlichſten und tüchtigſten das wovon auch wir in der Farbenlehre überzeugt ſind, nach Beſchaffenheit der Erfahrung ſeiner Zeit ausgeſprochen hat.

Desaguliers gegen Rizzetti.

Als in den Leipziger Actis Eruditorum (Supplem. Tom. VIII. p. 130 sq.) einiger Einwürfe Rizzetti's gegen Newton erwähnt ward, wiederholt Desaguliers das Experiment, wovon die Rede iſt, 1722 vor der Societät zu London, und giebt davon in den philoſophiſchen Transactionen Vol. 32. pag. 206 eine kurze Nachricht.

Es iſt das zweite Experiment des erſten Buchs der Optik, bei welchem ein hellrothes und ein dunkelblaues Papier, beide mit ſchwarzen Fäden umwunden, durch eine Linſe auf einer weißen Tafel abgebildet werden, da denn das rothe Bild, oder vielmehr das Bild der ſchwarzen Fäden auf rothem Grunde, ſich ferner von der Linſe, und das blaue Bild, oder vielmehr das Bild der ſchwarzen Fäden auf blauem Grunde, ſich näher an der Linſe deutlich zeigen ſoll. Wie es damit ſtehe, haben wir im polemiſchen Theil umſtändlich genug auseinandergeſetzt und hinlänglich gezeigt, daß hier nicht die Farbe, ſondern das mehr oder weniger Abſtechende des Hellen und Dunkeln Urſache iſt, daß zu dem einen Bilde der Abbildungspunkt ſchärfer genommen werden muß, da bei dem andern ein laxerer ſchon hinreichend iſt.

Desaguliers, ob er gleich behauptet ſein Experiment ſey vortrefflich gelungen, muß doch zuletzt auf dasjenige, worauf wir feſthalten, in einem Notabene hindeuten; wie er denn, nach Newton'ſcher Art, die Hauptſachen in Noten und Notabene nachbringt, und ſo ſagt er: „Man muß Sorge tragen, daß die Farben ja recht tief ſind; denn indem ich zufälligerweiſe etwas von dem Blauen abgeſtreift hatte, ſo war das Weiße der Karte unter dem Blauen Schuld, daß auch dieſes Bild weiter reichte, faſt ſo weit als das Rothe."

Ganz natürlich! Denn nun ward das Blaue heller, und die

schwarzen Fäden stachen besser darauf ab; und wer sieht nun nicht, warum Newton, bei Bereitung einer gleichen Pappe zu seinen zwei ersten Experimenten, einen schwarzen Grund unter die aufzustreichenden Farben verlangt?

Dieses Experiment, dessen ganzen Werth man in einem Notabene zurücknehmen kann, noch besser kennen zu lernen, ersuchen wir unsere Leser besonders dasjenige nachzusehen, was wir im polemischen Theil zum sechzehnten Versuch (312—315) angemerkt haben.

Rizzetti hatte 1727 sein Werk herausgegeben, dessen einzelne Theile schon früher bekannt gemacht worden. Desaguliers experimentirt und argumentirt gegen ihn. Man sehe die philosophischen Transactionen Nr. 406. Monat December 1728.

Zuerst beklagt sich Desaguliers über die arrogante Manier, womit Rizzetti dem größten Philosophen jetziger und vergangener Zeit begegne, über den triumphirenden Ton, womit er die Irrthümer eines großen Mannes darzustellen glaube. Darauf zieht er solche Stellen aus, die freilich nicht die höflichsten sind, und von einem Schüler Newtons als Gotteslästerung verabscheut werden mußten. Ferner tractirt er den Autor als some people, bringt noch mehrere Stellen aus dem Werke vor, die er theils kurz abfertigt, theils auf sich beruhen läßt, ohne jedoch im mindesten eine Uebersicht über das Buch zu geben. Endlich wendet er sich zu Experimenten, die sich unter verschiedene Rubriken begreifen lassen.

a) Zum Beweise der diversen Refrangibilität: 1) das zweite Experiment aus Newtons Optik; 2) das erste Experiment daher.

b) Refraction und Reflexion an sich betreffend, meistens ohne Bezug auf Farbe: 3. 4. 5. 6. Ferner wird die Beugung der Strahlen bei der Refraction, die Beugung der Strahlen bei der Reflexion nach Newton'schen Grundsätzen entwickelt und diese Phänomene der Attraction zugeschrieben. Die Darstellung ist klar und zweckmäßig, obgleich die Anwendung auf die divers refrangibeln Strahlen mißlich und peinlich erscheint. In 7. und 8. wird die durch Berührung einer Glasfläche mit dem Wasser auf einmal aufgehobene Reflexion dargestellt, wobei die Bemerkung gemacht wird, daß die durch Refraction und Reflexion gesehenen Bilder deutlicher seyn sollen als die durch bloße Reflexion gesehenen, zum Beweis, daß das Licht leichter durch dichte als durch dünne Mittel gehe.

c) Als Zugabe 9. der bekannte Newton'sche Versuch, der sechzehnte des

zweiten Theils, wenn man unter freiem Himmel auf ein Prisma sieht, da sich denn ein blauer Bogen zeigt. Wir haben an seinem Orte diesen Versuch umständlich erläutert und ihn auf unsere Erfahrungssätze zurückgeführt.

Diese Experimente wurden vorgenommen vor dem damaligen Präsidenten der Societät, Hans Sloane, vier Mitgliedern derselben, Engländern, und vier Italiänern, welche sämmtlich den guten Erfolg der Experimente bezeugten. Wie wenig aber hierdurch eigentlich ausgemacht werden können, besonders in Absicht auf Farbentheorie, läßt sich gleich daraus sehen, daß die Experimente 3 bis 8 incl. sich auf die Theorie der Refraction und Reflexion im Allgemeinen beziehen, und daß die sämmtlichen Herren von den drei übrigen Versuchen nichts weiter bezeugen konnten, als was wir alle Tage auch bezeugen können, daß nämlich unter den gegebenen beschränkten Bedingungen die Phänomene so und nicht anders erscheinen. Was sie aber aussprechen und aussagen, das ist ganz was anderes, und das kann kein Zuschauer bezeugen, am wenigsten solche, denen man die Versuche nicht in ihrer ganzen Fülle und Breite vorgelegt hat.

Wir glauben also der Sache nunmehr überflüssig genuggethan zu haben, und verlangen vor wie nach von einem jeden, der sich dafür interessirt, daß er alle Experimente so oft als es verlangt wird, darstellen könne.

Was übrigens Desaguliers betrifft, so ist der vollständige Titel des von ihm herausgegebenen Werkes: **A Course of Experimental Philosophy by John Theophilus Desaguliers, L. L. D. F. R. S. Chaplain to his royal Highness Frederik Prince of Wales, formerly of Hart Hall (now Hertford College) in Oxford. London.**

Die erste Auflage des ersten Theils ist von 1734, und die zweite von 1745. Der zweite Band kam 1744 heraus. In der Vorrede des zweiten Theils pag. VII ist eine Stelle merkwürdig; warum er die Optik und so auch die Licht- und Farbenlehre nicht behandelt.

Gauger

gehört auch unter die Gegner Rizzetti's. Von ihm sind uns bekannt: **Lettres de Mr. Gauger sur la differente refrangibilité de la**

lumière et l'immutabilité de leurs couleurs etc. etc. Sie ſind beſonders abgedruckt, ſtehen aber auch in der Continuation des Mémoires de Littérature et d'Histoire Tom. V. p. 1. Paris 1728. und ein Auszug daraus in den Mémoires pour l'histoire des sciences et des beaux arts. Trévoux. Juli 1728.

Im Ganzen läßt ſich bemerken, wie ſehr es Rizzetti muß angelegen geweſen ſeyn, ſeine Meinung zu verbreiten und die Sache zur Sprache zu bringen. Was hingegen die Controvers betrifft, die Ganzer mit ihm führt, ſo müßten wir alles das wiederholen, was wir oben ſchon beigebracht, und wir erſparen daher uns und unſern Leſern dieſe Unbequemlichkeit.

Newtons Perſönlichkeit.

Die Abſicht deſſen was wir unter dieſer Rubrik zu ſagen gedenken, iſt eigentlich die, jene Rolle eines Gegners und Widerſachers, die wir ſo lange behauptet und auch künftig noch annehmen müſſen, auf eine Zeit abzulegen, ſo billig als möglich zu ſeyn, zu unterſuchen, wie ſo ſeltſam Widerſprechendes bei ihm zuſammengehangen und dadurch unſere mitunter gewiſſermaßen heftige Polemik auszuſöhnen. Daß manche wiſſenſchaftliche Räthſel nur durch eine ethiſche Auflöſung begreiflich werden können, giebt man uns wohl zu, und wir wollen verſuchen was uns in dem gegenwärtigen Falle gelingen kann.

Von der engliſchen Nation und ihren Zuſtänden iſt ſchon unter Roger Bacon und Bacon von Verulam einiges erwähnt worden, auch giebt uns Sprats flüchtiger Aufſatz ein zuſammengedrängtes hiſtoriſches Bild. Ohne hier weiter einzugreifen, bemerken wir nur, daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und ſchätzenswerth iſt die Ausbildung ſo vieler derber, tüchtiger Individuen, eines jeden nach ſeiner Weiſe, und zugleich gegen das Oeffentliche, gegen das gemeine Weſen — ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigſtens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Die Zeit in welcher Newton geboren ward, iſt eine der prägnanteſten in der engliſchen, ja in der Weltgeſchichte überhaupt. Er war vier Jahre alt als Carl I enthauptet wurde, und erlebte die Thronbeſteigung Georgs I. Ungeheure Conflicte bewegten Staat und Kirche, jedes für ſich und beide gegen einander, auf die mannichfaltigſte und

abwechselndste Weise. Ein König ward hingerichtet; entgegengesetzte Volks- und Kriegsparteien stürmten wider einander; Regierungsveränderungen, Veränderungen des Ministeriums, der Parlamente folgten sich gedrängt; ein wiederhergestelltes, mit Glanz geführtes Königthum ward abermals erschüttert; ein König vertrieben, der Thron von einem Fremden in Besitz genommen und abermals nicht vererbt, sondern einem Fremden abgetreten.

Wie muß nicht durch eine solche Zeit ein jeder sich angeregt, sich aufgefordert fühlen! Was muß das aber für ein eigener Mann seyn, den seine Geburt, seine Fähigkeiten zu mancherlei Anspruch berechtigen, und der alles ablehnt und ruhig seinem von Natur eingepflanzten Forscherberuf folgt!

Newton war ein wohlorganisirter, gesunder, wohltemperirter Mann, ohne Leidenschaft, ohne Begierden. Sein Geist war constructiver Natur, und zwar im abstractesten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er seine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen suchte. Wir maßen uns über dieses sein Hauptverdienst kein Urtheil an und gestehen gerne zu, daß sein eigentliches Talent außer unserm Gesichtskreise liegt; aber wenn wir aus eigener Ueberzeugung sagen können: das von seinen Verfahren Geleistete ergriff er mit Bequemlichkeit und führte es bis zum Erstaunen weiter, die mittlern Köpfe seiner Zeit ehrten und verehrten ihn, die besten erkannten ihn für ihresgleichen, oder geriethen gar wegen bedeutender Erfindungen und Entdeckungen mit ihm in Contestation — so dürfen wir ihn wohl, ohne nähern Beweis, mit der übrigen Welt für einen außerordentlichen Mann erklären.

Von der praktischen, von der Erfahrungsseite rückt er uns dagegen schon näher. Hier tritt er in eine Welt ein, die wir auch kennen, in der wir seine Verfahrungsart und seinen Succeß zu beurtheilen vermögen, um so mehr, als es überhaupt eine unbestrittene Wahrheit ist, daß so rein und sicher die Mathematik in sich selbst behandelt werden kann, sie doch auf dem Erfahrungsboden sogleich bei jedem Schritte periclitirt und eben so gut wie jede andere ausgeübte Maxime zum Irrthum verleiten, ja den Irrthum ungeheuer machen, und sich künftige Beschämungen vorbereiten kann.

Wie Newton zu seiner Lehre gelangt, wie er sich bei ihrer ersten Prüfung übereilt, haben wir umständlich eben auseinandergesetzt. Er

baut seine Theorie sodann consequent auf, ja er sucht seine Erklärungsart als ein Factum geltend zu machen; er entfernt alles was ihr schädlich ist und ignorirt dieses, wenn er es nicht läugnen kann. Eigentlich controvertirt er nicht, sondern wiederholt nur immer seinen Gegnern: „Greift die Sache an wie ich, geht auf meinem Wege, richtet alles ein wie ich's eingerichtet habe, seht wie ich, schließt wie ich, und so werdet ihr finden, was ich gefunden habe! Alles andere ist vom Uebel. Was sollen hundert Experimente, wenn zwei oder drei meine Theorie auf das beste begründen?"

Dieser Behandlungsart, diesem unbiegsamen Charakter ist eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück schuldig. Da das Wort Charakter ausgesprochen ist, so werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

Jedes Wesen das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dieß ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben: denn er giebt auf, was andere Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört, die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man sich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höhern Sinne, wenn nämlich eine Persönlichkeit von bedeutenden Eigenschaften auf ihrer Weise verharrt und sich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen starken Charakter nennt man, wenn er sich allen äußerlichen Hindernissen mächtig entgegensetzt und seine Eigenthümlichkeit, selbst mit Gefahr seine Persönlichkeit zu verlieren, durchzusetzen sucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke desselben zugleich mit großen unübersehlichen, unendlichen Eigenschaften, Fähigkeiten verbunden ist und durch ihn ganz originelle unerwartete Absichten, Plane und Thaten zum Vorschein kommen.

Ob nun gleich jeder wohl einsieht, daß hier eigentlich das Ueberschwängliche, wie überhaupt, die Größe macht, so muß man sich doch ja nicht irren und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede sey. Das Hauptfundament des Sittlichen ist der gute Wille, der seiner Natur nach nur aufs Rechte gerichtet seyn kann: das Hauptfundament

Zum Schönen wird erfordert ein Geſetz, das in die Erſcheinung tritt.

Beiſpiel von der Roſe.

In den Blüthen tritt das vegetabiliſche Geſetz in ſeine höchſte Erſcheinung, und die Roſe wäre nur wieder der Gipfel dieſer Erſcheinung.

Pericarpien können noch ſchön ſeyn.

Die Frucht kann nie ſchön ſeyn: denn da tritt das vegetabiliſche Geſetz in ſich (ins bloße Geſetz) zurück.

Das Geſetz, das in die Erſcheinung tritt, in der größten Freiheit, nach ſeinen eigenſten Bedingungen, bringt das Objectiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjecte finden muß, von denen es aufgefaßt wird.

Die Unmöglichkeit, Rechenſchaft zu geben von dem Natur- und Kunſtſchönen: denn

ad 1. müßten wir die Geſetze kennen, nach welchen die allgemeine Natur handeln will und handelt, wenn ſie kann; und

ad 2. die Geſetze kennen, nach denen die allgemeine Natur unter der beſondern Form der menſchlichen Natur productiv handeln will und handelt, wenn ſie kann.

Schönheit der Jugend aus obigem abzuleiten. Alter, ſtufenweiſes Zurücktreten aus der Erſcheinung. In wiefern das Alternde ſchön genannt werden kann.

Ewige Jugend der griechiſchen Götter.

Beharren eines Jeden im Charakter, bis zum Gipfel des menſchlichen Daſeyns, ohne an die Rückkehr zu denken.

Die Natur füllt mit ihrer gränzenloſen Productivität alle Räume. Betrachten wir nur bloß unſre Erde; alles

des Charakters ist das entschiedene Wollen, ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böse, auf Wahrheit oder Irrthum; es ist das was jede Partei an den Ihrigen so höchlich schätzt. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht sich auf den innern Menschen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur und bezieht sich auf die äußere Welt, auf die That; und weil das irdische Wollen nur immer ein beschränktes seyn kann, so läßt sich beinahe voraussetzen, daß in der Ausübung das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Man hat nach unserer Ueberzeugung noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Charaktere auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Cohärenz statt finden, gleichnißweise gebrauchen und so gäbe es starke, feste, dichte, elastische, biegsame, geschmeidige, dehnbare, starre, zähe, flüssige und wer weiß was sonst noch für Charaktere. Newtons Charakter würden wir unter die starren rechnen, so wie auch seine Farbentheorie als ein erstarrtes Aperçu anzusehen ist.

Was uns gegenwärtig betrifft, so berühren wir eigentlich nur den Bezug des Charakters auf Wahrheit und Irrthum. Der Charakter bleibt derselbe, er mag sich dem einen oder der andern ergeben; und so verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im geringsten, wenn wir behaupten, er sey als Mensch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen, und habe als Mann von Charakter, als Secten-haupt seine Beharrlichkeit eben dadurch am kräftigsten bethätigt, daß er diesen Irrthum, trotz allen äußern und innern Warnungen, bis an sein Ende fest behauptet, ja immer mehr gearbeitet und sich bemüht ihn auszubreiten, ihn zu befestigen und gegen alle Angriffe zu schützen.

Und hier tritt nun ein ethisches Haupträthsel ein, das aber demjenigen, der in die Abgründe der menschlichen Natur zu blicken wagte, nicht unauflösbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Polemisirens Newton sogar einige Unredlichkeit vorgeworfen; wir sprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten inneren Warnungen, und wie wäre dieß mit der übrigens anerkannten Moralität eines solchen Mannes zu verbinden?

Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und gegen andere; dieser Irrthum mag in Meinungen oder in Neigungen bestehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht jemand seyn

wird, der eine solche Erfahrung nicht an sich gemacht hätte. Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und andere werden: man ist genöthigt auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich wie bei andern dafür geltend zu machen.

Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen, aber nicht täuschen; ja wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin verharrt; und je schwächer die Vernunft, je stumpfer das Gewissen, desto mehr ziemt der Irrthum dem Menschen, weil er nicht gewarnt ist; das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erscheinen.

Aengstlich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird, und um innerlich wahr zu seyn, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und sich dabei ganz gleichgültig erzeigt, ob man ihn für halsstarrig, versteckt, eigensinnig oder für lächerlich halte. Dessenungeachtet bleibt der Charakter immer Charakter, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falsche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Allein hiermit ist noch nicht das ganze Räthsel aufgelöst; noch ein Geheimnißvolleres liegt dahinter. Es kann sich nämlich im Menschen ein höheres Bewußtseyn finden, so daß er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Freiheit nichts zu verändern vermag, eine gewisse Uebersicht erhält. Hierüber völlig ins Klare zu kommen ist beinahe unmöglich; sich in einzelnen Augenblicken zu schelten, geht wohl an, aber niemand ist gegeben sich fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zu dem gemeinen Mittel, seine Mängel auf die Umstände, auf andere Menschen zu schieben, so entsteht zuletzt aus dem Conflict eines vernünftig richtenden Bewußtseyns mit der zwar modificabeln, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns selbst, so daß wir unsere Fehler und Irrthümer, wie ungezogene Kinder, spielend behandeln, die uns vielleicht nicht so lieb seyn würden, wenn sie nicht eben mit solchen Unarten behaftet wären.

Diese Ironie, dieses Bewußtseyn, womit man seinen Mängeln nachsieht, mit seinen Irrthümern scherzt und ihnen desto mehr Raum und

Lauf läßt, weil man sie doch am Ende zu beherrschen glaubt oder hofft, kann von der klarsten Verruchtheit bis zur dumpfsten Ahnung sich in mancherlei Subjecten stufenweise finden, und wir getrauten uns eine solche Galerie von Charakteren, nach lebendigen und abgeschiedenen Mustern, wenn es nicht allzu verfänglich wäre, wohl aufzustellen. Wäre alsdann die Sache durch Beispiele völlig aufgeklärt, so würde uns niemand verargen, wenn er Newton auch in der Reihe fände, der eine trübe Ahnung seines Unrechts gewiß gefühlt hat.

Denn wie wäre es einem der ersten Mathematiker möglich sich einer solchen Unmethode zu bedienen, daß er schon in den optischen Lectionen, indem er die diverse Refrangibilität festsetzen will, den Versuch mit parallelen Mitteln, der ganz an den Anfang gehört, weil die Farbenerscheinung sich da zuerst entwickelt, ganz zuletzt bringt; wie konnte einer, dem es darum zu thun gewesen wäre, seine Schüler mit den Phänomenen im ganzen Umfang bekannt zu machen, um darauf eine haltbare Theorie zu bauen, wie konnte der die subjectiven Phänomene gleichfalls erst gegen das Ende und keineswegs in einem gewissen Parallelismus mit den objectiven abhandeln; wie konnte er sie für unbequem erklären, da sie ganz ohne Frage die bequemern sind, wenn er nicht der Natur ausweichen und seine vorgefaßte Meinung vor ihr sicher stellen wollte? Die Natur spricht nichts aus, was ihr selbst unbequem wäre; desto schlimmer wenn sie einem Theoretiker unbequem wird.

Nach allem diesem wollen wir, weil ethische Probleme auf gar mancherlei Weise aufgelöst werden können, noch die Vermuthung anführen, daß vielleicht Newton an seiner Theorie so viel Gefallen gefunden, weil sie ihm bei jedem Erfahrungsschritte neue Schwierigkeiten darbot. So sagt ein Mathematiker selber: C'est la coutume des Géomètres de s'élever de difficultés en difficultés, et même de s'en former sans cesse des nouvelles, pour avoir le plaisir de les surmonter.

Wollte man aber auch so den vortrefflichen Mann nicht genug entschuldigt halten, so werfe man einen Blick auf die Naturforschung seiner Zeiten, auf das Philosophiren über die Natur, wie es theils von Carteſius her, theils durch andere vorzügliche Männer üblich geworden war, und man wird aus diesen Umgebungen sich Newtons eigenen Geisteszustand eher vergegenwärtigen können.

Auf diese und noch manche andere Weise möchten wir den Manen

Newtons, insofern wir sie beleidigt haben könnten, eine hinlängliche Ehrenerklärung thun. Jeder Irrthum, der aus dem Menschen und aus den Bedingungen die ihn umgeben, unmittelbar entspringt, ist verzeihlich, oft ehrwürdig; aber alle Nachfolger im Irrthum können nicht so billig behandelt werden. Eine nachgesprochene Wahrheit verliert schon ihre Grazie; ein nachgesprochener Irrthum erscheint abgeschmackt und lächerlich. Sich von einem eigenen Irrthum loszumachen, ist schwer, oft unmöglich, bei großem Geist und großen Talenten; wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt, und halsstarrig dabei verbleibt, zeigt von gar geringem Vermögen. Die Beharrlichkeit eines original Irrenden kann uns erzürnen; die Hartnäckigkeit der Irrthumscopisten macht verdrießlich und ärgerlich. Und wenn wir in dem Streit gegen die Newton'sche Lehre manchmal aus den Gränzen der Gelassenheit herausgeschritten sind, so schieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Incompetenz und Dünkel, deren Faulheit und Selbstgenügsamkeit, deren Ingrimm und Verfolgungsgelüst mit einander durchaus in Proportion und Gleichgewicht stehen.

Erste Schüler und Bekenner Newtons.

Außer den schon erwähnten Experimentatoren Keill und Desaguliers werden uns folgende Männer merkwürdig.

Samuel Clarke, geb. 1675, gest. 1735, trägt zur Ausbreitung der Newton'schen Lehre unter allen am meisten bei. Zum geistlichen Stande bestimmt, zeigt er in der Jugend großes Talent zur Mathematik und Physik, penetrirt früher, als andere die Newton'schen Ansichten, und überzeugt sich davon.

Er übersetzt Rohaults Physik, welche, nach Cartesianischen Grundsätzen geschrieben, in den Schulen gebraucht wurde, ins Lateinische. In den Noten trägt der Uebersetzer die Newton'sche Lehre vor, von welcher denn, bei Gelegenheit der Farben, gesagt wird: Experientia compertum est etc. Die erste Ausgabe ist von 1697. Auf diesem Wege führte man die Newton'sche Lehre neben der des Cartesius in den Unterricht ein, und verdrängte jene nach und nach.

Der größte Dienst jedoch, den Clarke Newton erzeigte, war die Uebersetzung der Optik ins Lateinische, welche 1706 herauskam. Newton

hatte sie selbst revidirt, und Engländer sagen, sie sey verständlicher als das Original selbst. Wir aber können dieß keineswegs finden. Das Original ist sehr deutlich, naiv ernst geschrieben; die Uebersetzung muß, um des lateinischen Sprachgebrauchs willen, oft umschreiben und Phrasen machen; aber vielleicht sind es eben diese Phrasen, die den Herren, welche sich nichts weiter dabei denken wollten, am besten zu Ohre gingen.

Uebrigens standen beide Männer in einem moralischen, ja religiösen Verhältniß zu einander, indem sie beide dem Arianismus zugethan waren; einer mäßigen Lehre, die vielen vernünftigen Leuten der damaligen Zeit behagte und den Deismus der folgenden vorbereitete.

Wilhelm Molyneux, einer der ersten Newton'schen Bekenner. Er gab eine **Dioptrica nova. Londini 1692.** heraus, woselbst er auf der vierten Seite sagt: „Aber Herr Newton in seinen Abhandlungen, Farben und Licht betreffend, die in den philosophischen Transactionen publicirt worden, hat umständlich dargethan, daß die Lichtstrahlen keineswegs homogen oder von einerlei Art sind, vielmehr von unterschiedenen Formen und Figuren, daß einige mehr gebrochen werden als die andern, ob sie schon einen gleichen oder ähnlichen Neigungswinkel zum Glase haben." Niemand wird entgehen, daß hier, bei allem Glauben an den Herrn und Meister, die Lehre schon ziemlich auf dem Wege ist verschoben und entstellt zu werden.

Regnault, **Entretiens physiques Tom. 2. Entret. 23. p. 395 ff.** und **Entret. 22. p. 379 ff.** trägt die Newton'sche Lehre in der Kürze vor.

Maclaurin, **Expositions des découvertes philosophiques de Mr. Newton.**

Pemberton, **A view of Sir Isaac Newton's philosophie, London 1728.**

Wilhelm Whiston, **Praelectiones mathematicae.**

Dunch (Georg Peter Demckins), **Philosophia mathematica Newtoniana.**

Inwiefern diese letztern sich auch um die Farbenlehre bekümmert, und solche mehr oder weniger dem Buchstaben nach vorgetragen, gedenken wir hier nicht zu untersuchen; genug, sie gehören unter diejenigen, welche als die ersten Anhänger und Bekenner Newtons in der Geschichte genannt werden.

Von auswärtigen Anhängern erwähnen wir zunächst s'Gravesande und Muschenbroek.

Wilhelm Jakob s'Gravesande,

geb. 1688, geſt. 1742.

Physices elementa mathematica, sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Lugd. Batav. 1721.

Im zweiten Bande p. 78 Cap. 18 trägt er die Lehre von der diverſen Refrangibilität nach Newton vor; in ſeinen Definitionen ſetzt er ſie voraus. Die ins Ovale gezogene Geſtalt des runden Sonnenbildes ſcheint ſie ihm ohne weiteres zu beweiſen.

Merkwürdig iſt, daß Tab. XV. die erſte Figur ganz richtig gezeichnet iſt, und daß er §. 851 zur Entſchuldigung, daß im vorhergehenden beim Vortrag der Refractionsgeſetze die weißen Strahlen als homogen behandelt worden, ſagt: Satis est exigua differentia refrangibilitatis in radiis solaribus, ut in praecedentibus negligi potuit.

Freilich, wenn die Verſuche mit parallelen Mitteln gemacht werden, ſind die farbigen Ränder unbedeutend, und man muß das Sonnenbild genug quälen, bis das Phänomen ganz farbig erſcheint.

Uebrigens ſind die perſpectiviſch mit Licht und Schatten vorgeſtellten Experimente gut und richtig, wie es ſcheint, nach dem wirklichen Apparat gezeichnet. Aber wozu der Aufwand, da die Farbenerſcheinung als die Hauptſache fehlt? Reine Linearzeichnungen, richtig illuminirt, beſtimmen und entſcheiden die ganze Sache, da hingegen durch jene umſtändliche, bis auf einen gewiſſen Grad wahre und doch im Hauptpunkte mangelhafte Darſtellung der Irrthum nur deſto ehrwürdiger gemacht und fortgepflanzt wird.

Peter van Muſchenbroek,

geb. 1692, geſt. 1761.

Elementa physica 1734. Völlig von der Newton'ſchen Lehre überzeugt, fängt er ſeinen Vortrag mit der hypothetiſchen Figur an, wie ſie bei uns Tafel VII. Figur 1 abgebildet iſt. Dann folgt: Si per exiguum foramen mit der bekannten Litanei.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir der Florentiniſchen Akademie, deren Tentamina von Muſchenbroek überſetzt und 1731 herausgegeben worden. Sie enthalten zwar nichts die Farbenlehre betreffend; doch iſt

uns die Vorrede merkwürdig, besonders wegen einer Stelle über Newton, die als ein Zeugniß der damaligen höchsten Verehrung dieses außerordentlichen Mannes mitgetheilt zu werden verdient. Indem nämlich Muschenbroek die mancherlei Hindernisse und Beschwerlichkeiten anzeigt, die er bei Uebersetzung des Werks aus dem Italiänischen ins Lateinische gefunden, fügt er folgendes hinzu: „Weil nun auch mehr als sechzig Jahre seit der ersten Ausgabe dieses Werkes verflossen, so ist die Philosophie inzwischen mit nicht geringem Wachsthum vorgeschritten, besonders seitdem der allerreichste und höchste Lenker und Vorsteher aller menschlichen Dinge, mit unendlicher Liebe und unbegreiflicher Wohlthätigkeit die Sterblichen unserer Zeit bedenkend, ihre Gemüther nicht länger in dem Druck der alten Finsterniß lassen wollte, sondern ihnen als ein vom Himmel gesandtes Geschenk jenes brittische Orakel, Isaak Newton, gewährt, welcher eine erhabene Mathesis auf die zartesten Versuche anwendend, und alles geometrisch beweisend, gelehrt hat, wie man in die verborgensten Geheimnisse der Natur dringen, und eine wahre, befestigte Wissenschaft erlangen könne. Deßwegen hat auch dieser mit göttlichem Scharfsinn begabte Philosoph mehr geleistet als alle die erfindsamsten Männer von den ersten Anfängen der Weltweisheit her zusammen. Verbannt sind nun alle Hypothesen; nichts als was bewiesen ist, wird zugelassen; die Weltweisheit wird durch die gründlichste Lehre erweitert, und auf den menschlichen Nutzen übergetragen durch mehrere angesehene, die wahre Methode befolgende gelehrte Männer."

Französische Akademiker.

Die erste französische Akademie, schon im Jahre 1634 eingerichtet, war der Sprache im allgemeinsten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Poesie gewidmet. Eine Versammlung von Naturforschern aber hatte zuerst in England stattgefunden.

In einem Briefe an die Londoner Societät preist Sorbière die englische Nation glücklich, daß sie einen reichen Adel und einen König habe, der sich für die Wissenschaften interessire, welches in Frankreich nicht der Fall sey. Doch fanden sich auch in diesem Lande schon so viel Freunde der Naturwissenschaften in einzelnen Gesellschaften zusammen, daß man von Hof aus nicht säumen konnte sie näher zu vereinigen. Man dachte

sich ein weit umfassendes Ganzes und wollte jene erste Akademie der Redekünste und die neu einzurichtende der Wissenschaften mit einander vereinigen. Dieser Versuch gelang nicht; die Sprachakademiker schieden sich gar bald, und die Akademie der Wissenschaften blieb mehrere Jahre zwar unter königlichem Schutz, doch ohne eigentliche Sanction und Constitution, in einem gewissen Mittelzustand, in welchem sie sich gleichwohl um die Wissenschaften genug verdient machte.

Mit ihren Leistungen bis 1696 macht uns Du Hamel in seiner Regiae Scientiarum academiae historia auf eine stille und ernste Weise bekannt.

In dem Jahre 1699 wurde sie restaurirt und völlig organisirt, von welcher Zeit an ihre Arbeiten und Bemühungen ununterbrochen bis zur Revolution fortgesetzt wurden.

Die Gesellschaft hielt sich, ohne sonderliche theoretische Tendenz, nahe an der Natur und deren Beobachtung, wobei sich von selbst versteht, daß in Absicht auf Astronomie, so wie auf alles was dieser großen Wissenschaft vorausgehen muß, nicht weniger bei Bearbeitung der allgemeinen Naturlehre, die Mathematiker einen fleißigen und treuen Antheil bewiesen. Naturgeschichte, Thierbeschreibung, Thieranatomie beschäftigten manche Mitglieder und bereiteten vor, was später von Buffon und Daubenton ausgeführt wurde.

Im Ganzen sind die Verhandlungen dieser Gesellschaft eben so wenig methodisch als die der englischen; aber es herrscht doch eher eine Art von verständiger Ordnung darin. Man ist hier nicht so confus wie dort, aber auch nicht so reich. In Absicht auf Farbenlehre verdanken wir derselben folgendes.

Mariotte.

Unter dem Jahre 1679 giebt uns die Geschichte der Akademie eine gedrängte, aber hinreichende Nachricht von den Mariotte'schen Arbeiten. Sie bezeugt ihre Zufriedenheit über die einfache Darstellung der Phänomene und äußert, daß es sehr wohl gethan sey, auf eine solche Weise zu verfahren, als sich in die Aufsuchung entfernterer Ursachen zu verlieren.

Philipp de Lahire,

geb. 1640, geſt. 1718.

Im Jahre 1678 hatte dieſer in einer kleinen Schrift: Accidents de la vue den Urſprung des Blauen ganz richtig gefaßt, daß nämlich ein dunkler, ſchwärzlicher Grund, durch ein durchſcheinendes weißliches Mittel geſehen, die Empfindung von Blau gebe.

Unter dem Jahre 1711 findet ſich in den Memoiren der Akademie ein kleiner Aufſatz, worin dieſe Anſicht wiederholt, und zugleich bemerkt wird, daß das Sonnenlicht durch ein angerauchtes Glas roth erſcheine. Er war, wie man ſieht, auf dem rechten Wege, doch fehlte es ihm an Entwickelung des Phänomens; er drang nicht weit genug vor, um einzuſehen, daß das angerauchte Glas hier nur als ein Trübes wirke, indem daſſelbe, wenn es leicht angeraucht iſt, vor einen dunkeln Grund gehalten, blaulich erſcheint. Eben ſo wenig gelang es ihm, das Rothe aufs Gelbe zurück, und das Blaue aufs Violette vorwärts zu führen. Seine Bemerkung und Einſicht blieb daher unfruchtbar liegen.

Wegen übereinſtimmender Geſinnungen ſchalten wir an dieſer Stelle einen Deutſchen ein, den wir ſonſt nicht ſchicklicher unterzubringen wußten.

Johann Michael Conradi.

Anweiſung zur Optica. Coburg 1710 in 4.

Pag. 18 §. 16: „Wo das Auge nichts ſiehet, ſo meynet es, es ſehe etwas Schwarzes; als wenn man des Nachts gen Himmel ſiehet, da iſt wirklich nichts, und man meynet, die Sterne hingen an einem ſchwarzen expanso. Wo aber eine durchſcheinende Weiße vor dieſer Schwärze oder dieſem Nichts ſtehet, ſo giebt es eine blaue Farbe; daher der Himmel des Tages blau ſiehet, weil die Luft wegen der Dünſte weiß iſt. Dahero je reiner die Luft iſt, je hochblauer iſt der Himmel, als wo ein Gewitter vorüber iſt, und die Luft von denen vielen Dünſten gereinigt; je dünſtiger aber die Luft iſt, deſto weißlicher iſt dieſe blaue Farbe. Und daher ſcheinen auch die Wälder von weitem blau, weil vor dem ſchwarzen, ſchattenvollen Grün die weiße und illuminirte Luft ſich befindet.“

Malebranche.

Wir haben schon oben den Entwurf seiner Lehre eingerückt. Er gehört unter diejenigen welche Licht und Farbe zarter zu behandeln glaubten, wenn sie sich diese Phänomene als Schwingungen erklärten. Und es ist bekannt, daß diese Vorstellungsart durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Gunst gefunden.

Nun haben wir schon geäußert, daß nach unserer Ueberzeugung damit gar nichts gewonnen ist. Denn wenn uns der Ton deßwegen begreiflicher zu seyn scheint als die Farbe, weil wir mit Augen sehen und mit Händen greifen können, daß eine mechanische Impulsion Schwingungen an den Körpern und in der Luft hervorbringt, deren verschiedene Maßverhältnisse harmonische und disharmonische Töne bilden, so erfahren wir doch dadurch keineswegs was der Ton sey, und wie es zugehe, daß diese Schwingungen und ihre Abgemessenheiten das was wir im allgemeinen Musik nennen, hervorbringen mögen. Wenn wir nun aber gar diesen mechanischen Wirkungen, die wir für intelligibel halten, weil wir einen gewissermaßen groben Anstoß so zarter Erscheinungen bemerken können, zum Gleichniß brauchen, um das was Licht und Farbe leisten, uns auf eben dem Wege begreiflich zu machen, so ist dadurch eigentlich gar nichts gethan. Statt der Luft, die durch den Schall bewegt wird, einen Aether zu supponiren, der durch die Anregung des Lichtes auf eine ähnliche Weise vibrire, bringt das Geschäft um nichts weiter: denn freilich ist am Ende alles Leben und Bewegung, und beide können wir doch nichts anders gewahr werden, als daß sie sich selbst rühren, und durch Berührung das Nächste zum Fortschritt anreizen.

Wie unendlich viel ruhiger ist die Wirkung des Lichtes als die des Schalles. Eine Welt, die so anhaltend von Schall erfüllt wäre als sie es von Licht ist, würde ganz unerträglich seyn.

Durch diese oder eine ähnliche Betrachtung ist wahrscheinlich Malebranche, der ein sehr zartfühlender Mann war, auf seine wunderlichen **vibrations de pression** geführt worden, da die Wirkung des Lichtes durchaus mehr einem Druck als einem Stoß ähnlich ist. Wovon diejenigen, welche es interessirt, die Memoiren der Akademie von 1699 nachsehen werden.

was wir bös, unglücklich nennen kommt daher, daß sie nicht allem Entstehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deßwegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe sich nach den vielfaltigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen, und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbstständigkeit nicht aufzugeben.

Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch, gleich in den Körpern Polarität manifestirt, die eigentlich in ihnen allen schlummert.

Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen Wesens in völliger Bereitschaft sich zu manifestiren, zu differenziren, zu polarisiren.

In der Phanerogamie ist noch so viel Kryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren untheilbaren Energien.

Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?

Bernard le Bovier de Fontenelle,

geb. 1657, geſt. 1757.

Es war nicht möglich, daß die Franzoſen ſich lange mit den Wiſſenſchaften abgaben, ohne ſolche ins Leben, ja in die Societät zu ziehen, und ſie, durch eine gebildete Sprache, der Redekunſt, wo nicht gar der Dichtkunſt zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt über Gedichte und proſaiſche Aufſätze, über Theaterſtücke, Kanzelreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Geſellſchaften zu diſſertiren, und ſeine Meinung, ſein Urtheil gegenſeitig zu eröffnen. Im Briefwechſel ſuchten Männer und Frauen der obern Stände ſich an Einſicht in die Welthändel und Charaktere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmuth bei der möglichſten Beſtimmtheit zu übertreffen; und nun trat die Naturwiſſenſchaft als eine ſpätere Gabe hinzu. Die Forſcher ſo gut als andere Literateren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt; ſie mußten auch für ſich Intereſſe zu erregen ſuchen, und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeſchäft lag eigentlich von der Welt ab. Die Unterſuchung der Natur durch Experimente, die mathematiſche oder philoſophiſche Behandlung des Erfahrenen erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erſcheinung ſind geeignet vor die Verſammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Societät nennt. Ja manches Abſtracte, Abſtruſe läßt ſich in die gewöhnliche Sprache nicht überſetzen. Aber dem lebhaften, geſelligen, mundfertigen Franzoſen ſchien nichts zu ſchwer, und gedrängt durch die Nöthigung einer großen gebildeten Maſſe, unternahm er eben Himmel und Erde mit allen ihren Geheimniſſen zu vulgariſiren.

Ein Werk dieſer Art iſt Fontenelle's Schrift über die Mehrheit der Welten. Seitdem die Erde im Copernicaniſchen Syſtem auf einem ſubalternen Platz erſchien, ſo traten vor allen Dingen die übrigen Planeten in gleiche Rechte. Die Erde war bewachſen und bewohnt, alle Klimate brachten nach ihren Bedingungen und Eigenheiten eigene Geſchöpfe hervor, und die Folgerung lag ganz nahe, daß die ähnlichen Geſtirne, und vielleicht auch gar die unähnlichen, ebenfalls mit Leben überſäet und beglückt ſeyn müßten. Was die Erde an ihrem hohen Rang verloren, ward ihr gleichſam hier durch Geſellſchaft erſetzt, und für

Menſchen die ſich gern mittheilen, war es ein angenehmer Gedanke, früher oder ſpäter einen Beſuch auf den umliegenden Welten abzuſtatten. Fontenelle's Werk fand großen Beifall und wirkte viel, indem es außer dem Hauptgedanken noch manches andere, den Weltbau und deſſen Einrichtung betreffend, populariſiren mußte.

Dem Redner kommt es auf den Werth, die Würde, die Vollſtändigkeit, ja die Wahrheit ſeines Gegenſtandes nicht an; die Hauptfrage iſt, ob er intereſſant ſey oder intereſſant gemacht werde. Die Wiſſenſchaft ſelbſt kann durch eine ſolche Behandlung wohl nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminiſiren und Infantiſiren ſo mancher höheren und profunderen Materie geſehen haben. Dasjenige wovon das Publicum hört, daß man ſich damit in den Werkſtätten, in den Studirzimmern der Gelehrten beſchäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzuſehen, wenn die Wiſſenden davon ſich laut unterhalten. Darum beſchäftigen ſich ſo viele Redigirende, Epitemiſirende, Ausziehende, Urtheilende, Vorurtheilende; die launigen Schriftſteller verfehlen nicht Seitenblicke dahin zu thun; der Komödienſchreiber ſcheut ſich nicht das Ehrwürdige auf dem Theater zu verſpotten, wobei die Menge immer am freieſten Athem holt, weil ſie fühlt, daß ſie etwas Edles, etwas Bedeutendes los iſt, und daß ſie vor dem was andere für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelle's Zeiten war dieſes alles erſt im Werden. Es läßt ſich aber ſchon bemerken, daß Irrthum und Wahrheit, ſo wie ſie im Gange waren, von guten Köpfen ausgebreitet, und eins wie das andere wechſelsweiſe mit Gunſt oder Ungunſt behandelt wurden.

Dem großen Rufe Newtons, als derſelbe in einem hohen Alter mit Tode abging, war niemand gewachſen. Die Wirkungen ſeiner Perſönlichkeit erſchienen durch ihre Tiefe und Ausbreitung der Welt höchſt ehrwürdig, und jeder Verdacht, daß ein ſolcher Mann geirrt haben könnte, wurde weggewieſen. Das Unbedingte, an dem ſich die menſchliche Natur erfreut, erſcheint nicht mächtiger als im Beifall und im Tadel, im Haß und der Neigung der Menge. Alles oder nichts iſt von jeher die Deviſe des angeregten Demos.

Schon von jener erſten, der Sprache gewidmeten Akademie ward der löbliche Gebrauch eingeführt, bei dem Todtenamte, das einem verſtorbenen Mitgliede gehalten wurde, eine kurze Nachricht von des Abgeſchiedenen Leben mitzutheilen. Pelliſſon, der Geſchichtſchreiber jener

Akademie, giebt uns solche Notizen von den zu seiner Zeit verstorbenen Gliedern auf seine reine, natürliche, liebenswürdige Weise. Je mehr nachher diese Institute selbst sich Ansehen geben und verschaffen, je mehr man Ursache hat aus den Todten etwas zu machen, damit die Lebendigen als etwas erscheinen, deste mehr werden solche Personalien aufgeschmückt und treten in der Gestalt von Elogien hervor.

Daß nach dem Tode Newtons, der ein Mitglied der französischen Akademie war, eine bedeutende, allgemein verständliche, von den Anhängern Newtons durchaus zu billigende Lobrede würde gehalten werden, ließ sich erwarten. Fontenelle hielt sie. Von seinem Leben und seiner Lehre, und also auch von seiner Farbentheorie wurde mit Beifall Rechenschaft gegeben. Wir übersetzen die hierauf bezüglichen Stellen, und begleiten sie mit einigen Bemerkungen, welche durch den polemischen Theil unserer Arbeit bestätigt und gerechtfertigt werden.

Fontenelle's Lobrede auf Newton,

ausgezogen und mit Bemerkungen begleitet.

„Zu gleicher Zeit als Newton an seinem großen Werk der Principien arbeitete, hatte er noch ein anderes unter Händen, das eben so originell und neu, weniger allgemein durch seinen Titel, aber durch die Manier, in welcher der Verfasser einen einzelnen Gegenstand zu behandeln sich vornahm, eben so ausgebreitet werden sollte. Es ist die Optik oder das Werk über Licht und Farbe, welches zum erstenmal 1704 erschien. Er hatte in dem Lauf von dreißig Jahren die Experimente angestellt, deren er bedurfte."

In der Optik steht kein bedeutendes Experiment das sich nicht schon in den optischen Lectionen fände, ja in diesen steht manches was in jener ausgelassen ward, weil es nicht in die künstliche Darstellung paßte, an welcher Newton dreißig Jahre gearbeitet hat.

„Die Kunst Versuche zu machen, in einem gewissen Grade, ist keineswegs gemein. Das geringste Factum, das sich unsern Augen darbietet, ist aus so viel andern Facten verwickelt, die es zusammensetzen oder bedingen, daß man ohne eine außerordentliche Gewandtheit nicht alles was darin begriffen ist, entwickeln, noch ohne vorzüglichen Scharfsinn

vermuthen kann was alles darin begriffen seyn dürfte. Man muß das Factum wovon die Rede ist, in so viele andere trennen, die abermals zusammengesetzt sind, und manchmal, wenn man seinen Weg nicht gut gewählt hätte, würde man sich in Irrgänge einlassen, aus welchen man keinen Ausgang fände. Die ursprünglichen und elementaren Facta scheinen von der Natur mit so viel Sorgfalt wie die Ursachen versteckt worden zu seyn; und gelangt man endlich dahin sie zu sehen, so ist es ein ganz neues und überraschendes Schauspiel."

Diese Periode, die dem Sinne nach allen Beifall verdient, wenn gleich die Art des Ausdrucks vielleicht eine nähere Bestimmung erforderte, paßt auf Newton nur dem Verurtheil, keineswegs aber dem Verdienst nach; denn eben hier liegt der von uns erwiesene, von ihm begangene Hauptfehler, daß er das Phänomen in seine einfachen Elemente nicht zerlegt hat; welches doch bis auf einen gewissen Grad leicht gewesen wäre, da ihm die Erscheinungen, aus denen sein Spectrum zusammengesetzt wird, selbst nicht unbekannt waren.

„Der Gegenstand dieser Optik ist durchaus die Anatomie des Lichtes. Dieser Ausdruck ist nicht zu kühn, es ist die Sache selbst."

So weit war man nach und nach im Glauben gekommen! An die Stelle des Phänomens setzte man eine Erklärung: nun nannte man die Erklärung ein Factum, und das Factum gar zuletzt eine Sache.

Bei dem Streite mit Newton, da er ihn noch selbst führte, findet man, daß die Gegner seine Erklärung als Hypothese behandelten; er aber glaubte, daß man sie als eine Theorie, ja wohl gar ein Factum nennen könnte, und nun macht sein Lobredner die Erklärung gar zur Sache!

„Ein sehr kleiner Lichtstrahl," —

Hier ist also der hypothetische Lichtstrahl: denn bei dem Experiment bleibt es immer das ganze Sonnenbild.

— „den man in eine vollkommen dunkle Kammer hereinläßt," —

In jedem hellen Zimmer ist der Effect eben derselbe.

— „der aber niemals so klein seyn kann, daß er nicht noch eine unendliche Menge von Strahlen enthielte, wird getheilt, zerschnitten, so daß man nun die Elementarstrahlen hat," —

Man hat sie, und wohl gar als Sache!

— „aus welchen er vorher zusammengesetzt war, die nun aber von einander getrennt sind, jeder von einer andern Farbe gefärbt, die nach

dieſer Trennung nicht mehr verändert werden können. Das Weiße alſo war der geſammte Strahl vor ſeiner Trennung, und entſtand aus dem Gemiſch aller dieſer beſondern Farben der primitiven Lichtſtrahlen."

Wie es ſich mit dieſen Redensarten verhalte, iſt anderwärts genugſam gezeigt.

„Die Trennung dieſer Strahlen war ſo ſchwer," —

Hinter die Schwierigkeit der Verſuche ſteckt ſich die ganze Newton'ſche Schule. Das was an den Erſcheinungen wahr und natürlich iſt, läßt ſich ſehr leicht darſtellen: was aber Newton zuſammengekünſtelt hat, um ſeine falſche Theorie zu beſchönigen, iſt nicht ſowohl ſchwer als beſchwerlich troublesome darzuſtellen; einiges, und gerade das Hauptſächlichſte, iſt ſogar unmöglich. Die Trennung der farbigen Strahlen in ſieben runde, völlig von einander abſtehende Bilder iſt ein Mährchen, das bloß als imaginäre Figur auf dem Papier ſteht, und in der Wirklichkeit gar nicht darzuſtellen iſt.

— „daß Herr Mariotte, als er auf das erſte Gerücht von Herrn Newtons Erfahrungen dieſe Verſuche unternahm," —

Ehe Mariotte ſeinen Tractat über die Farben herausgab, konnte er den Aufſatz in den Transactionen recht gut geleſen haben.

— „ſie verfehlte, er, der ſo viel Genie für die Erfahrung hatte, und dem es bei andern Gegenſtänden ſo ſehr geglückt iſt."

Und ſo mußte der treffliche Mariotte, weil er das Hocuspocus, vor dem ſich die übrigen Schulgläubigen beugten, als ein ehrlicher Mann, der Augen hatte, nicht anerkennen wollte, ſeinen wohlhergebrachten Ruf als guter Beobachter vor ſeiner eigenen Nation verlieren, den wir ihm denn hiermit auf das vollkommenſte wiederherzuſtellen wünſchen.

„Noch ein anderer Nutzen dieſes Werks der Optik, ſo groß vielleicht, als der den man aus der großen Anzahl neuer Kenntniſſe nehmen kann, womit man es angefüllt findet, iſt, daß es ein vortreffliches Muſter liefert der Kunſt ſich in der Experimentalphiloſophie zu benehmen."

Was man ſich unter Experimentalphiloſophie gedacht, iſt oben ſchon ausgeführt, ſo wie wir auch gehörigen Orts dargethan haben, daß man nie verkehrter zu Werke gegangen iſt, um eine Theorie auf Experimente aufzubauen, oder wenn man will, Experimente an eine Theorie anzuſchließen.

„Will man die Natur durch Erfahrungen und Beobachtungen fragen,

so muß man sie fragen wie Herr Newton, auf eine so gewandte und dringende Weise."

Die Ausdrücke gewandt und dringend sind recht wohl angebracht, um die Newton'sche künstliche Behandlungsweise auszudrücken. Die englischen Lobredner sprechen gar von nice experiments, welches Beiwort alles was genau und streng, scharf, ja spitzfindig, behutsam, vorsichtig, bedenklich, gewissenhaft und pünktlich bis zur Uebertreibung und Kleinlichkeit einschließt. Wir können aber ganz kühnlich sagen: Die Experimente sind einseitig; man läßt den Zuschauer nicht alles sehen, am wenigsten das worauf es eigentlich ankommt; sie sind unnöthig umständlich, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird; sie sind complicirt, wodurch sie sich der Beurtheilung entziehen, und also durchaus taschenspielerisch.

„Sachen, die sich fast der Untersuchung entziehen, weil sie zu subtil (déliées) sind," —

Hier haben wir schon wieder Sachen, und zwar so ganz feine, flüchtige, der Untersuchung entwischende Sachen!

— „versteht er dem Calcül zu unterwerfen, der nicht allein das Wissen guter Geometer verlangt, sondern, was mehr ist, eine besondere Geschicklichkeit."

Nun so wäre denn endlich die Untersuchung in die Geheimnisse der Mathematik gehüllt, damit doch ja niemand so leicht wage sich diesem Heiligthum zu nähern.

„Die Anwendung, die er von seiner Geometrie macht, ist so fein, als seine Geometrie erhaben ist."

Auf diesen rednerischen Schwung und Schwank brauchen wir nur so viel zu erwiedern, daß die Hauptformeln dieser sublim feinen Geometrie, nach Entdeckung der achromatischen Fernröhre, falsch befunden und dafür allgemein anerkannt sind. Jene famose Messung und Berechnung des Farbenbildes, wodurch ihnen eine Art von Tonleiter angedichtet wird, ist von uns auch anderweit vernichtet worden, und es wird von ihr zum Ueberfluß noch im nächsten Artikel die Rede seyn.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03833/197

Johann Jakob d'Ortous de Mairan,

geb. 1678, geſt. 1771.

Ein Mann gleichſam von der Natur beſtimmt mit Fontenelle zu wetteifern, unterrichtet, klar, ſcharfſinnig, fleißig, von einer ſocialen und höchſt gefälligen Natur. Er folgte Fontenelle im Secretariat bei der Akademie, ſchrieb einige Jahre die erforderlichen Lobreden, erhielt ſich die Gunſt der vornehmen und rührigen Welt bis in ſein Alter, das er beinahe ſo hoch als Fontenelle brachte. Uns geziemt nur desjenigen zu gedenken, was er gethan um die Farbenlehre zu fördern.

Schon mochte bei den Phyſikern vergeſſen ſeyn, was Mariotte für dieſe Lehre geleiſtet; der Weg den er gegangen, den er eingeleitet, war vielleicht zum zweitenmal von einem Franzoſen nicht zu betreten. Er hatte ſtill und einſam gelebt, ſo daß man beinahe nichts von ihm weiß; und wie wäre es ſonſt auch möglich geweſen, den Erfahrungen mit ſolcher Schärfe und Genauigkeit bis in ihre letzten nothwendigſten und einfachſten Bedingungen zu folgen! Von Nuguet und demjenigen, was er im Journal de Trévoux geäußert, ſcheint niemand die mindeſte Notiz genommen zu haben; eben ſo wenig von de Lahire's richtigem Aperçu wegen des Blauen und Rothen. Alles das war für die Franzoſen verloren, deren Blick durch die magiſche Gewalt des engliſchen Geſtirns faſcinirt worden. Newton war Präſident einer ſchon gegründeten Societät, als die franzöſiſche Akademie in ihrer erſten Bildungsepoche begriffen war; ſie ſchätzte ſich's zur Ehre, ihn zum Mitglied aufzunehmen, und von dieſem Augenblick an ſcheinen ſie auch ſeine Lehre, ſeine Geſinnungen adoptirt zu haben.

Gelehrte Geſellſchaften, ſobald ſie vom Gouvernement beſtätigt einen Körper ausmachen, befinden ſich in Abſicht der reinen Wahrheit in einer mißlichen Lage. Sie haben einen Rang und können ihn mittheilen; ſie haben Rechte und können ſie übertragen; ſie ſtehen gegen ihre Glieder, ſie ſtehen gegen gleiche Corporationen, gegen die übrigen Staatszweige, gegen die Nation, gegen die Welt in einer gewiſſen Beziehung. Im Einzelnen verdient nicht jeder den ſie aufnehmen, ſeine Stelle; im Einzelnen kann nicht alles was ſie billigen recht, nicht alles was ſie tadeln falſch ſeyn: denn wie ſollten ſie vor allen andern Menſchen und ihren Verſammlungen das Privilegium haben, das Vergangene ohne hergebrachtes

Urtheil, das Gegenwärtige ohne leidenschaftliches Vorurtheil, das Neuauftretende ohne mißtrauische Gesinnung, und das Künftige ohne übertriebene Hoffnung oder Apprehension zu kennen, zu beschauen, zu betrachten und zu erwarten?

So wie bei einzelnen Menschen, um so mehr bei solchen Gesellschaften kann nicht alles um der Wahrheit willen geschehen, welche eigentlich ein überirdisches Gut, selbstständig und über alle menschliche Hülfe erhaben ist. Wer aber in diesem irdischen Wesen Existenz, Würde, Verhältnisse jeder Art erhalten will, bei dem kommt manches in Betracht, was vor einer höhern Ansicht sogleich verschwinden müßte.

Als Glied eines solchen Körpers, der sich nun schon die Newton'sche Lehre als integrirenden Theil seiner Organisation angeeignet hatte, müssen wir Mairan betrachten, wenn wir gegen ihn gerecht seyn wollen. Außerdem ging er von einem Grundsatze aus, der sehr löblich ist, wenn dessen Anwendung nur nicht so schwer und gefährlich wäre, von dem Grundsatze der Einförmigkeit der Natur, von der Ueberzeugung, es sey möglich durch Betrachtung der Analogien ihrem Gesetzlichen näher zu kommen. Bei seiner Verliebe für die Schwingungslehre erfreute ihn deßwegen die Vergleichung, welche Newton zwischen dem Spectrum und dem Monochord anstellte. Er beschäftigte sich damit mehrere Jahre: denn von 1720 finden sich seine ersten Andeutungen, 1738 seine letzten Ausarbeitungen.

Rizzetti ist ihm bekannt, aber dieser ist schon durch Desaguliers aus den Schranken getrieben; niemand denkt mehr an die wichtigen Fragen welche der Italiäner zur Sprache gebracht, niemand an die große Anzahl von bedeutenden Erfahrungen, die er aufgestellt: alles ist durch einen wunderlichen Zauber in das Newton'sche Spectrum versenkt und an demselben gefesselt, gerade so wie es Newton vorzustellen beliebt.

Wenn man bedenkt, daß Mairan sich an die zwanzig Jahre mit dieser Sache, wenigstens von Zeit zu Zeit abgegeben, daß er das Phänomen selbst wieder hervorgebracht, das Spectrum gemessen und die gefundenen Maße auf eine sehr geschickte, ja künstlichere Art als Newton selbst, auf die Monochordleiter angewendet; wenn man sieht, daß er in nichts weder an Aufmerksamkeit noch an Nachdenken noch an Fleiß gespart, wie wirklich seine Ausarbeitung zierlich und allerliebst ist: so darf man es sich nicht verdrießen lassen, daß alles dieses umsonst geschehen, sondern man

muß es eben als ein Beispiel betrachten, daß falsche Annahmen so gut wie wahre auf das genaueste durchgearbeitet werden können.

Beinahe unbegreiflich jedoch bleibt es, daß Mairan, welcher das Spectrum wiederholt gemessen haben muß, nicht zufällig seine Tafel näher oder weiter vom Prisma gestellt hat, da er denn nothwendig hätte finden müssen, daß in keinem von beiden Fällen die Newton'schen Maße treffen. Man kann daher wohl behaupten, daß er in der Dunkelheit seines Vorurtheils immer erst die Tafel so gerückt, bis er die Maße nach der Angabe richtig erfunden. So muß auch sein Apparat höchst beschränkt gewesen seyn; denn er hätte bei jeder größern Oeffnung im Fensterladen und beibehaltener erster Entfernung abermals die Maße anders finden müssen.

Dem sey nun wie ihm wolle, so scheint sich durch diese im Grunde redlichen, bewundernswürdigen und von der Akademie gebilligten Bemühungen die Newton'sche Lehre nur noch fester gesetzt und den Gemüthern noch tiefer eingeprägt zu haben. Doch ist es sonderbar, daß seit 1738, als unter welchem Jahre die gedachte Abhandlung sich findet, der Artikel Farbe aus dem Register der Akademie verschwindet und kaum späterhin wieder zum Vorschein kommt.

Cardinal Polignac,

geb. 1661, gest. 1741.

Im Gefolg der Akademiker führen wir diesen Mann auf, der als Welt- und Staatsmann und Negotiateur einen großen Ruf hinterlassen hat, dessen weit umgreifender Geist aber sich über andere Gegenstände, besonders auch der Naturwissenschaft, verbreitete. Der Cartesischen Lehre, zu der er in früher Jugend gebildet worden, blieb er treu, und war also gewissermaßen ein Gegner Newtons. Rizzetti dedicirte demselben sein Werk de **luminis affectionibus**. Unser Cardinal beschäftigte sich mit Prüfung der Newton'schen Lehre. Ganger behauptet in seinen Briefen S. 40: der Cardinal sey durch das **Experimentum crucis** überzeugt worden. Eine Stelle aus den **Anecdotes littéraires, Paris 1750, Tome II. p. 430** lassen wir im Original abdrucken, welche sich auf diese Untersuchungen bezieht.

Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr bethätigt.

Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, gelbroth sauer schmecken. Alle Manifestationen der Wesenheiten sind verwandt.

Alles ist einfacher als man denken kann, zugleich verschränkter als zu begreifen ist.

Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen Lichtern zusammensetzen, sind die eigentlichen Obscuranten.

Wer sich an eine falsche Vorstellung gewöhnt, dem wird jeder Irrthum willkommen seyn.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte sich nur halb von dem alten System loszulösen, das wenigstens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Rechthaberei durch ein complicirtes Uhrwerk ersetzen, das weder den Sinnen zu schauen noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton, als Mathematiker, steht in so hohem Ruf, daß der ungeschickteste Irrthum: nämlich das klare, reine, ewig ungetrübte Licht sey aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht Mathematiker, die dieses Absurde noch immer vertheidigen und gleich dem gemeinsten Hörer in Worten wiederholen, bei denen man nichts denken kann?

Les expériences de Newton avoient été tentées plusieurs fois en France, et toujours sans succès, d'où l'on commençoit à inférer, que le Système du docte Anglois ne pouvoit pas se soutenir. Le Cardinal de Polignac, qui n'a jamais été Newtonien, dit, qu'un fait avancé par Newton, ne devoit pas être nié légèrement, et qu'il falloit recommencer les expériences jusqu'à ce qu'on put s'assurer de les avoir bien faites. Il fit venir des Prismes d'Angleterre. Les expériences furent faites en sa présence aux Cordeliers, et elles réussirent. Il ne put jamais cependant parvenir à faire du blanc, par la réunion des rayons, d'où il conclut que le blanc n'est pas le résultat de cette réunion, mais le produit des rayons directs, non rompus et non réfrangibles. Newton, qui s'étoit plaint du peu d'exactitude et même du peu de bonne foi des Physiciens Français, écrivit au Cardinal, pour le remercier d'un procédé si honnête et qui marquoit tant de droiture.

Wir gestehen gerne, daß wir mit den gesperrt gedruckten Worten nichts anzufangen wissen. Wahrscheinlich hat sich der Cardinal mündlich über diese Sache anders ausgedrückt, und man hat ihn unrecht verstanden.

Dem sey nun wie ihm sey, so haben wir nicht Ursache uns dabei aufzuhalten; denn es ist außer Zweifel, daß der Cardinal die Newton'sche diverse Refrangibilität angenommen, wie aus einer Stelle seines Anti-Lucretius hervorgeht, wo er, im Begriff Newton in einigen Punkten zu widersprechen, hierzu durch Lob und Beifall sich gleichsam die Erlaubniß zu nehmen sucht.

Lib. II. v. 871.

Dicam
Tanti pace viri, quo non solertior alter
Naturam rerum ad leges componere motus,
Ac mundi partes justa perpendere libra,
Et radium solis transverso prismate fractum
Septem in primigenos permansurosque colores
Solvere: qui potuit spatium sibi fingere vanum,
Quod nihil est, multisque prius nihil esse probatum est?

Voltaire,

geb. 1694, geſt. 1778.

In der beſten Zeit dieſes außerordentlichen Mannes war es zum höchſten Bedürfniß geworden Göttliches und Menſchliches, Himmliſches und Irdiſches vor das Publicum überhaupt, beſonders vor die gute Geſellſchaft zu bringen, um ſie zu unterhalten, zu belehren, aufzuregen, zu erſchüttern. Gefühle, Thaten, Gegenwärtiges, Vergangenes, Nahes und Entferntes, Erſcheinungen der ſittlichen und der phyſiſchen Welt, von allem mußte geſchöpft, alles, wenn es auch nicht zu erſchöpfen war, oberflächlich gekoſtet werden.

Voltaire's großes Talent ſich auf alle Weiſe, ſich in jeder Form zu communiciren, machte ihn für eine gewiſſe Zeit zum unumſchränkten geiſtigen Herrn ſeiner Nation. Was er ihr anbot, mußte ſie aufnehmen, kein Widerſtreben half; mit aller Kraft und Künſtlichkeit wußte er ſeine Gegner bei Seite zu drängen, und was er dem Publicum nicht aufnöthigen konnte, das wußte er ihm aufzuſchmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen.

Als Flüchtling fand er in England die beſte Aufnahme und jede Art von Unterſtützung. Von dorther zurückgekehrt machte er ſich's zur Pflicht das Newton'ſche Evangelium, das ohnehin ſchon die allgemeine Gunſt erworben hatte, noch weiter auszubreiten, und vorzüglich die Farbenlehre den Gemüthern recht einzuſchärfen. Zu dieſen phyſiſchen Studien ſcheint er beſonders durch ſeine Freundin, die Marquiſe du Chatelet, geführt worden zu ſeyn; wobei jedoch merkwürdig iſt, daß in ihren **Institutions physiques**, **Amsterdam 1742**, nichts von Farben vorkommt. Es iſt möglich, daß ſie die Sache ſchon durch ihren Freund für völlig abgethan gehalten, deſſen Bemühungen wir jedoch nicht umſtändlich recenſiren, ſondern nur mit wenigem einen Begriff davon zu geben ſuchen.

Élémens de la philosophie de Newton mis à la portée de tout le monde. Amsterdam 1738.

In der Epiſtel an die Marquiſe du Chatelet heißt es:

Il déploye à mes yeux par une main savante
De l'astre des saisons la robe étincelante.
L'emeraude, l'azur, le pourpre, le rubis,
Sont l'immortel tissu dont brillent ses habits.

Chacun de ses rayons dans sa substance pure,
Porte en soi les couleurs dont se peint la nature,
Et confondus ensemble, ils éclairent nos yeux,
Ils animent le monde, ils emplissent les cieux.

Der Vortrag selbst ist heiter, ja mitunter drollig, wie es sich von Voltaire erwarten läßt, dagegen aber auch unglaublich seicht und schief. Eine nähere Entwickelung wäre wohl der Mühe werth. Facta, Versuche, mathematische Behandlung derselben, Hypothese, Theorie sind so durch einander geworfen, daß man nicht weiß was man denken und sagen soll, und das heißt zuletzt triumphirende Wahrheit!

Die beigefügten Figuren sind äußerst schlecht: sie drücken als Linearzeichnungen allenfalls die Newton'schen Versuche und Lehren aus; die Fensterchen aber, wodurch das Licht hereinfällt, und die Puppen, die zu sehen, sind ganz sinn- und geschmacklos.

Beispiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton.

Brief an Herrn Thiriot, den 7. August 1738.

„Wenn man Herrn Algarotti den behauptenden Ton vorwirft, so hat man ihn nicht gelesen. Viel eher könnte man ihm vorwerfen nicht genug behauptet zu haben; ich meine nicht genug Sachen gesagt und zu viel gesprochen zu haben. Uebrigens wenn das Buch nach Verdienst übersetzt ist, so muß es Glück machen.

„Was mein Buch betrifft (Élémens de la philosophie de Newton), so ist es bis jetzt das erste in Europa, das parvulos ad regnum coelorum berufen hat: denn regnum coelorum ist Newton, die Franzosen überhaupt sind parvuli genug. Mit Euch bin ich nicht einig, wenn Ihr sagt, es seyen neue Meinungen in Newtons Werken. Erfahrungen sind es und Berechnungen, und zuletzt muß die ganze Welt sich unterwerfen. Die Regnaults und Castels werden den Triumph der Vernunft auf die Länge nicht verhindern."

In demselben Briefe.

„Der Pater Castel hat wenig Methode, sein Geist ist das Umgekehrte vom Geiste des Jahrhunderts. Man könnte nicht leicht einen Auszug verworrener und unbelehrender einrichten."

Brief an Herrn de Ferment, den 1. April 1740.

„Alſo habt ihr den unnützen Plunder über die Färberei geleſen, den Herr Pater Caſtel ſeine Optik nennt. Es iſt luſtig genug, daß er ſich beigehen läßt zu ſagen, Newton habe ſich betrogen, ohne es im mindeſten zu beweiſen, ohne den geringſten Verſuch über die urſprünglichen Farben gemacht zu haben. Es ſcheint die Phyſik will nun drollig werden, ſeitdem es die Komödie nicht mehr iſt."

Franz Algarotti,

geb. 1712. geſt. 1764.

Stammend aus einem reichen venetianiſchen Kaufmannshauſe, erhielt er bei ſehr ſchönen Fähigkeiten ſeine erſte Bildung in Bologna, reiſte ſchon ſehr jung, und kam im zwanzigſten Jahre nach Paris. Dort ergriff auch er den Weg der Populariſation eines abſtrufen Gegenſtandes, um ſich bekannt und beliebt zu machen. Newton war der Abgott des Tages, und das ſiebenfarbige Licht ein gar zu luſtiger Gegenſtand. Algarotti betrat die Pfade Fontenelle's, aber nicht mit gleichem Geiſt, gleicher Anmuth und Glück.

Fontenelle ſteht ſowohl in der Conception als in der Ausführung ſehr viel höher. Bei ihm geht ein Abbé mit einer ſchönen Dame, die aber mit wenig Zügen ſo geſchildert iſt, daß einem kein Liebesverhältniß einfallen kann, bei ſternhellem Himmel ſpazieren. Der Abbé wird über dieſes Schauſpiel nachdenklich; ſie macht ihm Vorwürfe, und er macht ihr dagegen die Würde dieſes Anblicks begreiflich. Und ſo knüpft ſich das Geſpräch über die Mehrheit der Welten an. Sie ſezen es immer nur Abends fort, und der herrlichſte Sternhimmel wird jedesmal für die Einbildungskraft zurückgerufen.

Von einer ſolchen Vergegenwärtigung iſt bei Algarotti keine Spur. Er befindet ſich zwar auch in der Geſellſchaft einer ſchönen Marcheſina, an welche viel Verbindliches zu richten wäre, umgeben von der ſchönſten italiäniſchen Gegend; allein Himmel und Erde mit allen ihren bezaubernden Farben bieten ihm keinen Anlaß dar, in die Materie hineinzukommen; die Dame muß zufälliger Weiſe in irgend einem Sonett von dem ſiebenfachen

Lichte gelesen haben, das ihr denn freilich etwas seltsam vorkommt. Um ihr nun diese Phrase zu erklären, holt der Gesellschafter sehr weit aus, indem er, als ein wohlunterrichteter Mann, von der Naturforschung überhaupt und über die Lehre vom Licht besonders manches Historische und Dogmatische recht gut vorbringt. Allein zuletzt, da er auf die Newton'sche Lehre übergehen will, geschieht es durch einen Sprung, wie denn ja die Lehre selbst durch einen Sprung in die Physik gekommen. Und wer ein Buch mit aufmerksamer Theilnahme zu lesen gewohnt ist, wird sogleich das Unzusammenhängende des Vortrags empfinden. Die Lehre kommt von nichts und geht zu nichts. Er muß sie starr und steif hinlegen, wie sie der Meister überliefert hat.

Auch zeigt er sich nicht einmal so gewandt, die schöne Dame in eine dunkle Kammer zu führen, wohin er ja allenfalls, des Anstands und selbst des bessern Dialogs wegen, eine Vertraute mitnehmen konnte. Bloß mit Worten führt er ihr die Phänomene vor, erklärt sie mit Worten, und die schöne Frau wird auf der Stelle so gläubig als hundert andere. Sie braucht auch über die Sache nicht weiter nachzudenken; sie ist über die Farben auf immer beruhigt. Denn Himmelblau und Morgenroth, Wiesengrün und Veilchenblau, alles entspringt aus Strahlen und noch einmal Strahlen, die so höflich sind sich in Feuer, Wasser, Luft und Erde an allen lebendigen und leblosen Gegenständen auf jede Art und Weise spalten, verschlucken, zurückwerfen und bunt herumstreuen zu lassen. Und damit glaubt er sie genugsam unterhalten zu haben, und sie ist überzeugt genugsam unterrichtet zu seyn.

Von jener Zeit an wird nun nicht leicht ein Dichter oder Redner, ein Versknstler oder Prosaist gefunden, der nicht einmal oder mehreremal in seinem Leben diese farbige Spaltung des Lichts zum Gleichniß der Entwickelung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen gebraucht hätte; und es ist freilich niemand zu verargen, wenn einmal so eine wunderliche Synthese zum Behuf einer so wunderlichen Analyse gemacht worden, wenn der Glaube daran allgemein ist, daß er sie auch zu seinem Behuf, es sey nun des Belehrens und Ueberzeugens, oder des Blendens und Ueberredens, als Instanz oder Gleichniß beibringe.

Anglomanie.

Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet Auswärtigen zu imponiren. Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigensinn und Wohlthätigkeit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von dem was alle Menschen sich wünschen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulassen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früherer Zeit bis zur neuesten in der französischen Literatur vorkommt. Dieser Enthusiasmus der französischen Nation für die englische soll sich besonders gleich nach einem geschlossenen Frieden am lebhaftesten äußern; welches wohl daher kommen mag, weil alsdann nach wiederhergestellter Communication beider Nationen der Reichthum und die Comforts der Engländer dem wenigstens in früherer Zeit geldarmen und genügsamen Franzosen gar wünschenswerth in die Augen leuchten müssen.

Dieses Vorziehen einer fremden Völkerschaft, dieses Hintansetzen seiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden, als wir es oben bei Voltaire finden, der die Newton'sche Lehre zum regnum coelorum und die Franzosen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn das Vorurtheil in seiner Nation nicht schon gäng und gäbe gewesen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er sich doch, etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er seinen Deismus überall und so entschieden ausspricht, bloß damit er sich vom Verdacht des Atheismus reinige; einer Denkweise, die jederzeit nur wenigen Menschen gemäß und den übrigen zum Abscheu seyn mußte.

Chemiker.

Das Verhalten der Lackmustinctur gegen Säuren und Alkalien, so bekannt es war, blieb doch immer wegen seiner Eminenz und seiner Brauchbarkeit den Chemikern merkwürdig, ja das Phänomen wurde gewissermaßen für einzig gehalten. Die frühern Bemerkungen des Paracelsus und seiner Schule, daß die Farben aus dem Schwefel und dessen Verbindung mit den Salzen sich herschreiben möchten, waren auch noch in frischem Andenken geblieben. Man gedachte mit Interesse eines Versuchs von Mariotte, der einen rothen französischen Wein durch Alkalien

gebräunt und ihm das Ansehen eines schlechten verdorbenen Weins gegeben, nachher aber durch Schwefelgeist die erste Farbe, und zwar noch schöner, hergestellt. Man erklärte damals daraus das Vortheilhafte des Aus- und Aufbrennens der Weinfässer durch Schwefel, und fand diese Erfahrung bedeutend.

Die Akademie interessirte sich für die chemische Analyse der Pflanzentheile, und als man die Resultate bei den verschiedensten Pflanzen ziemlich einförmig und übereinstimmend fand, so beschäftigten sich andere wieder die Unterschiede aufzusuchen.

Geoffroy, der jüngere, scheint zuerst auf den Gedanken gekommen zu seyn, die essentiellen Oele der Vegetabilien mit Säuren und Alkalien zu behandeln, und die dabei vorkommenden Farbenerscheinungen zu beobachten.

Sein allgemeineres Theoretisches gelingt ihm nicht sonderlich. Er braucht körperliche Configurationen, und dann wieder besondere Feuertheile und was dergleichen Dinge mehr sind. Aber die Anwendung seiner chemischen Versuche auf die Farben der Pflanzen selbst hat viel Gutes. Er gesteht zwar selbst die Zartheit und Beweglichkeit der Kriterien ein, giebt aber doch deßwegen nicht alle Hoffnungen auf; wie wir denn von dem was er uns überliefert, nähern Gebrauch zu machen gedenken, wenn wir auf diese Materie, die wir in unserm Entwurf nur beiläufig behandelt haben, dereinst zurückkehren.

In dem animalischen Reiche hatte Réaumur den Saft einiger europäischen Purpurschnecken und dessen Färbungseigenschaften untersucht. Man fand, daß Licht und Luft die Farbe gar herrlich erhöhten. Andere waren auf die Farbe des Blutes aufmerksam geworden, und beobachteten, daß das arterielle Blut ein höheres, das venöse ein tieferes Roth zeige. Man schrieb der Wirkung der Luft auf die Lungen jene Farbe zu; weil man es aber materiell und mechanisch nahm, so kam man nicht weiter und erregte Widerspruch.

Das Mineralreich bot dagegen bequeme und sichere Versuche dar. Lemery, der jüngere, untersuchte die Metalle nach ihren verschiedenen Auflösungen und Präcipitationen. Man schrieb dem Queckſilber die größte Versatilität in Absicht der Farben zu, weil sie sich an demselben am leichtesten offenbart. Wegen der übrigen, glaubte man eine Specification eines jeden Metalls zu gewissen Farben annehmen zu müssen, und blieb

deßwegen in einer gewiſſen Beſchränktheit, aus der wir uns noch nicht ganz haben herausreißen können.

Bei allen Verſuchen Lemery's jedoch zeigt ſich deutlich das von uns relevirte Schwanken der Farbe, das durch Säuren und Alkalien, oder wie man das was ihre Stelle vertritt, nennen mag, hervorgebracht wird. Wie denn auch die Sache ſo einfach iſt, daß wenn man ſich nicht in die Nüancen, welche nur als Beſchmutzung anzuſehen ſind, einläßt, man ſich ſehr wohl einen allgemeinen Begriff zu eigen machen kann.

Die Citate zu Vorſtehendem fügen wir nicht bei, weil man ſolche gar leicht in dem zu der Histoire und den Mémoires de l'Académie Française gefertigten Regiſtern auffinden kann.

Carl Franz Dufay,

geb. 1698, geſt. 1739.

Die franzöſiſche Regierung hatte unter Anleitung von Colbert durch wohlüberdachte Verordnungen das Gutfärben und Schönfärben getrennt, zum großen Vortheil aller, denen, es ſey zu welchem Gebrauch, zu wiſſen nöthig war, daß ſie mit haltbar gefärbten Zeugen oder Geſpinnſten gewiſſenhaft verſorgt würden. Die Polizei fand nun die Aufſicht über beiderlei Arten der Färberei bequemer, indem dem Gutfärber eben ſo wohl verboten war vergängliche Materialien in der Werkſtatt zu haben, als dem Schönfärber dauerhafte. Und ſo konnte ſich auch jeder Handwerker in dem ihm angewieſenen Kreiſe immer mehr und mehr vervollkommnen. Für die Technik und den Gebrauch war geſorgt.

Allein es ließ ſich bald bemerken, daß die Wiſſenſchaft, ja die Kunſt ſelbſt dabei leiden mußte. Die Behandlungsarten waren getrennt. Niemand blickte über ſeinen Kreis hinaus, und niemand gewann eine Ueberſicht des Ganzen. Eine einſichtige Regierung jedoch fühlte dieſen Mangel bald, ſchenkte wiſſenſchaftlich gebildeten Männern ihr Zutrauen und gab ihnen den Auftrag, das was durch die Geſetzgebung getrennt war, auf einem höhern Standpunkte zu vereinigen. Dufay iſt einer von dieſen.

Die Beſchreibungen auch anderer Handwerker ſollten unternommen werden. Dufay bearbeitete die Färberei. Ein kurzer Aufſatz in

Memoiren der Akademie 1737 ist sehr verständig geschrieben. Wir übergehen was uns nicht nahe berührt, und bemerken nur folgendes.

Wer von der Färberei in die Farbenlehre kommt, muß es höchst drollig finden, wenn er von sieben, ja noch mehr Urfarben reden hört. Er wird bei der geringsten Aufmerksamkeit gewahr, daß sich in der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Natur drei Farben isoliren und specificiren. Er kann sich Gelb, Blau und Roth ganz rein verschaffen; er kann sie den Gewerben mittheilen und durch verschiedene, wirkende und gegenwirkende Behandlung so wie durch Mischung die übrigen Farben hervorbringen, die ihm also abgeleitet erscheinen. Unmöglich wäre es ihm, das Grün zu einer Urfarbe zu machen. Weiß hervorzubringen, ist ihm durch Färbung nicht möglich; hingegen durch Entfärbung leicht genug dargestellt, giebt es ihm den Begriff von völliger Farblosigkeit, und wird ihm die wünschenswertheste Unterlage alles zu Färbenden. Alle Farben zusammengemischt geben ihm Schwarz.

So erblickt der ruhige Sinn, der gesunde Menschenverstand die Natur, und wenn er auch in ihre Tiefen nicht eindringt, so kann er sich doch niemals auf einen falschen Weg verlieren, und er kommt zum Besitz dessen was ihm zum verständigen Gebrauch nothwendig ist. Jene drei Farben nennt daher Tufay seine Mutterfarben, seine ursprünglichen Farben, und zwar als Färber mit völligem Recht. Der Newton'schen Lehre gedenkt er im Vorbeigehen, verspricht etwas mehr darüber zu äußern; ob es aber geschehen, ist mir nicht bekannt.

Ludwig Bertram Castel,

geb. 1688, gest. 1757.

L'optique des coleurs, fondée sur les simples observations et tournée sur toute la pratique de la peinture avec figures. Paris 1740.

Jesuit und geistreicher Mann, der indem er auf dem Wege Fontenelle's ging, die sogenannten exacten Wissenschaften durch einen lebendigen und angenehmen Vortrag in die Gesellschaft einzuführen, und sich dadurch den beiden gleichsam vorzüglich cultivirten Nationen, der englischen und der französischen, bekannt und beliebt zu machen suchte. Er hatte deßhalb, wie alle die sich damals auf diese Weise beschäftigten, mit Newton

und Carteſius pro und contra zu thun; da er denn auch bald dieſen bald jenen nach ſeiner Ueberzeugung begünſtigte, oft aber auch ſeine eigenen Vorſtellungsarten mitzutheilen und durchzuſetzen trachtete.

Wir haben hier nur das zu bedenken, was er in der Farbenlehre geleiſtet, weßhalb er, wie wir oben geſehen, von Voltaire ſo übel behandelt worden.

Eine Regierung darf nur auf einen vernünftigen Weg deuten, ſo wird dieß ſogleich zur Aufforderung für viele, ihn zu wandeln und ſich darauf zu bemühen. So ſcheint auch Pater Caſtel zu ſeiner Arbeit nicht durch beſondern Auftrag der Obern, wie Dufay, ſondern durch Neigung und durch den Wunſch, dem Staate als Privatmann nützlich zu werden, in dieſes Fach getrieben zu ſeyn, das er um ſo mehr cultivirte, als er neben ſeinen Studien eine große Luſt zum Mechaniſchen und Techniſchen empfand.

Auch auf ſeinem Gange werden ihm die Newton'ſchen ſieben Urfarben unerträglich; er führt ſie auf drei zurück. Das Clair-obscur, das Schwarze und Weiße, das Erhellen und Verdunkeln der Haupt- und abgeleiteten Farben beſchäftigen ihn um ſo mehr, als er auch dem Maler entgegen gehen will.

Man kann nicht läugnen, daß er die Probleme der Farbenlehre meiſt alle vorbringt, doch ohne ſie gerade aufzulöſen. Seinem Buche fehlt es nicht an einer gewiſſen Ordnung; aber durch Umſtändlichkeit, Kleinigkeitskrämerei und Weitſchweifigkeit verdirbt er ſich das Spiel gegen den billigſten Leſer. Sein größtes Unglück iſt, daß er ebenfalls die Farbe mit dem Tone vergleichen will, zwar auf einem andern Wege als Newton und Mairan, aber auch nicht glücklicher. Auch ihm hilft es nichts, daß er eine Art von Ahnung von der ſogenannten Sparſamkeit der Natur hat, von jener geheimnißvollen Urkraft, die mit wenigem viel, und mit dem Einfachſten das Mannichfaltigſte leiſtet. Er ſucht es noch, wie ſeine Vorgänger, in dem was man Analogie heißt, wodurch aber nichts gewonnen werden kann, als daß man ein paar ſich ähnelnde empiriſche Erſcheinungen einander an die Seite ſetzt, und ſich verwundert, wenn ſie ſich vergleichen und zugleich nicht vergleichen laſſen.

Sein Farbenclavier, das auf eine ſolche Uebereinſtimmung gebaut werden ſollte, und woran er ſein ganzes Leben hin und her verſuchte, konnte freilich nicht zu Stande kommen; und doch ward die Möglichkeit

Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative, auf alles, was sich durch Zahl und Maaß bestimmen läßt, und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwei Pole des erscheinenden Daseyns gelten müssen; daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mit zu begreifen. Nun erscheint ihm alles greifbar, faßlich und mechanisch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarste, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Daseyn aufzugeben scheint.

Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunft-Fähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem, der sich ihrer bedient, nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann sie eben so gut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternden Mystik verwenden; man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht prosodisch untadelhafte und doch nonsensicalische Verse zu machen.

Unser Freund, der Ritter Ciccolini, sagt: ich wünschte wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genie's und der Klarheit eines La Grange sich bedienten, d. h. möchten doch alle den gründlich klaren Sinn eines La Grange besitzen und damit Wissen und Wissenschaft behandeln.

---

und Ausführbarkeit eines ſolchen Farbenclaviers immer einmal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen ſind den alten gefolgt. Worin er ſich aber vollkommen einſichtig bewies, iſt ſeine lebhafte Controvers gegen die Newton'ſche falſche Darſtellung der prismatiſchen Erſcheinung. Mit munterer franzöſiſcher Eigenthümlichkeit wagt er den Scherz: es ſey dem Newton'ſchen Spectrum eben ſo gefährlich, wenn man es ohne Grün, als einer hübſchen Frau, wenn man ſie ohne Roth ertappe. Auch nennt er mit Recht die Newton'ſche Farbenlehre eine Remora aller geſunden Phyſik.

Seine Invectiven gegen die Newton'ſche Darſtellung des Spectrums überſetzen wir um ſo lieber, als wir ſie ſämmtlich unterſchreiben können. Hätte Caſtels Widerſpruch damals gegriffen und auch nur einen Theil der gelehrten Welt überzeugt, ſo wären wir einer ſehr beſchwerlichen Mühe überhoben geweſen.

„Da ich mich gar gerne zu den Gegenſtänden meiner Aufmerkſamkeit zurückfinde, ſo war mein erſter oder zweiter Schritt in dieſer Laufbahn mit einem Gefühl von Ueberraſchung und Erſtaunen begleitet, wovon ich mich noch kaum erholen kann. Das Prisma, das Herr Newton und ganz Europa in Händen gehabt hatte, konnte und ſollte noch wirklich ein ganz neues Mittel zur Erfahrung und Beobachtung werden. Das Prisma, auf alle mögliche Weiſe hin und wieder gedreht, aus allen Standpunkten angeſehen, ſollte das nicht durch ſo viel geſchickte Hände erſchöpft worden ſeyn? Wer hätte vermuthen können, daß alle dieſe Verſuche, von denen die Welt geblendet iſt, ſich auf einen oder zwei zurückführen ließen, auf eine einzige Anſicht und zwar auf eine ganz gemeine, aus hundert andern Anſichten, wie man das Prisma faſſen kann, und aus tauſend Erfahrungen und Beobachtungen ſo tiefſinnig als man ſie vielleicht nicht machen ſollte.

„Niemals hatte Herr Newton einen andern Gegenſtand als ſein farbiges Geſpenſt. Das Prisma zeigte es zuerſt auch ganz unphiloſophiſchen Augen. Die erſten welche das Prisma nach ihm handhabten, handhabten es ihm nur nach. Sie ſetzten ihren ganzen Ruhm darein, den genauen Punkt ſeiner Verſuche zu erhaſchen, und ſie mit einer abergläubiſchen Treue zu copiren. Wie hätten ſie etwas anders finden können, als was er gefunden hatte? Sie ſuchten was er geſucht hatte, und hätten ſie etwas anderes gefunden, ſo hätten ſie ſich deſſen nicht rühmen dürfen;

sie würden sich selbst darüber geschämt, sich daraus einen heimlichen Vorwurf gemacht haben. So kostete es dem berühmten Herrn Mariotte seinen Ruf, der doch ein geschickter Mann war, weil er es wagte, weil er verstand den betretenen Weg zu verlassen. Gab es jemals eine Knechtschaft, die Künsten und Wissenschaften schädlicher gewesen wäre?

„Und hätte Herr Newton das Wahre gefunden, das Wahre ist unendlich und man kann sich nicht darin beschränken. Unglücklicherweise that er nichts, als auf einen ersten Irrthum unzählige Irrthümer häufen. Denn eben dadurch können Geometerie und scharfe Folgerungen schädlich werden, daß sie einen Irrthum fruchtbar und systematisch machen. Der Irrthum eines Ignoranten oder eines Thoren ist nur ein Irrthum; auch gehört er ihm nicht einmal an, er adeptirt ihn nur. Ich werde mich hüten Herrn Newton einer Unredlichkeit zu beschuldigen: andere würden sagen, er hat sich's recht angelegen seyn lassen sich zu betrügen und uns zu verführen.

„Zuerst selbst verführt durch das Prismengespenst sucht er es nur auszuputzen, nachdem er sich ihm einzig ergeben hat. Hätte er es doch als Geometer gemessen, berechnet und combinirt, dagegen wäre nichts zu sagen; aber er hat darüber als Physiker entscheiden, dessen Natur bestimmen, dessen Ursprung bezeichnen wollen. Auch dieses stand ihm frei. Das Prisma ist freilich der Ursprung und die unmittelbare Ursache der Farben dieses Gespenstes; aber man geht stromaufwärts, wenn man die Quelle sucht. Doch Herr Newton wendet dem Prisma ganz den Rücken, und scheint nur besorgt das Gespenst in der größten Entfernung aufzufassen; und nichts hat er seinen Schülern mehr empfohlen.

„Das Gespenst ist schöner, seine Farben haben mehr Einheit, mehr Glanz, mehr Entschiedenheit, je mehr sie sich von der Quelle entfernen. Sollte aber ein Philosoph nur nach dem Spielwerk schöner Farben laufen? Die vollkommensten Phänomene sind immer am entferntesten von ihren geheimen Ursachen, und die Natur glänzt niemals mehr, als indem sie ihre Kunst mit der größten Sorgfalt verbirgt.

„Und doch wollte Herr Newton die Farben trennen, entwirren, zersetzen. Sollte ihn hier die Geometerie nicht betrogen haben? Eine Gleichung läßt sich in mehrere Gleichungen auflösen; je mehr Farben, der Zahl nach verschieden, ihm das Gespenst zeigte, für desto einfacher, für desto zersetzter hielt er sie. Aber er dachte nicht daran, daß die

Natur mannichfaltig und zahlreich in ihren Phänomenen, in ihren Ursachen sehr einfach, fast unitarisch, höchstens und sehr oft trinitarisch zu seyn pflege.

„Und doch ist das Prisma, wie ich gestehe, die unmittelbare und unläugbare Ursache des Gespenstes; aber hier hätte Herr Newton aufmerken und sehen sollen, daß die Farben nur erst in gevierter Zahl aus dem Prisma hervortreten, sich dann aber vermischen, um sieben hervorzubringen, zwölf wenn man will, ja eine Unzahl.

„Aber zu warten bis die Farben recht verwickelt sind, um sie zu entwirren, mit Gefahr sie noch mehr zu verwirren, ist das eine Unredlichkeit des Herzens, die ein schlechtes System bemäntelt, oder eine Schiefheit des Geistes, die es aufzustutzen sucht?

„Die Farben kommen fast ganz getrennt aus dem Prisma in zwei Bündeln, durch einen breiten Streif weißen Lichtes getrennt, der ihnen nicht erlaubt sich zusammenzubegeben, sich in eine einzige Erscheinung zu vereinigen, als nach einer merklichen Entfernung, die man nach Belieben vergrößern kann. Hier ist der wahre Standpunkt, günstig für den, der die redliche Gesinnung hat das zusammengesetzte Gespenst zu entwirren. Die Natur selbst bietet einem jeden diese Ansicht, den das gefährliche Gespenst nicht zu sehr bezaubert hat. Wir klagen die Natur an, sie sey geheimnißvoll; aber unser Geist ist es, der Spitzfindigkeiten und Geheimnisse liebt.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

„Herr Newton hat mit Kreuzesmarter und Gewalt hier die Natur zu beseitigen gesucht; tausendmal hat er dieses primitive Phänomen gesehen; die Farben sind nicht so schön, aber sie sind wahrer, sie sprechen uns natürlicher an. Von dieser Erscheinung spricht der große Mann, aber im Vorbeigehen und gleichsam vorsätzlich, daß nicht mehr davon die Rede sey, daß die Nachfolger gewissermaßen verhindert werden die Augen für die Wahrheit zu eröffnen.

„Er thut mehr. Auch wider Willen würde man das rechte Verhältniß erkennen beim Gebrauch eines großen Prisma's, wo das weiße Licht, das die zwei ursprünglichen Farbensäume trennt, sehr breit ist. In einem kleinen Prisma sind die beiden Säume näher beisammen. Sie erreichen einander viel geschwinder, und betrügen den unaufmerksamen

Beobachter. Herr Newton giebt kleinen Prismen den Vorzug; die berühmtesten Prismen sind die englischen, und gerade diese sind auch die kleinsten.

„Ein geistreicher Gegner Newtons sagte mit Verdruß: Diese Prismen sind sämmtlich Betrüger, alle zur Theatererscheinung des magischen Gespenstes zugerichtet. Aber das Uebermaß Newton'scher — Unredlichkeit sage ich nicht, sondern wohl nur Newton'schen Irrthums zeigt sich darin, daß man sich nicht mit kleinen Prismen begnügt, sondern uns über alles anempfiehlt, ja nur den feinsten, leisesten Strahl hereinzulassen, so daß man über die Kleinheit der Oeffnung, wodurch der Sonnenstrahl in eine dunkle Kammer fallen soll, recht spitzfindig verhandelt, und ausdrücklich verlangt, das Loch soll mit einem feinen Nadelstich in einer bleiernen oder kupfernen Platte angebracht seyn. Ein großer Mann und seine Bewunderer behandeln diese Kleinigkeiten nicht als geringfügig; und das ist gewiß, hätte man uns Natur und Wahrheit vorsätzlich verhüllen wollen, was ich nicht glaube, so hätte man es nicht mit mehr Gewandtheit anfangen können. Ein so feiner Strahl kommt aus dem Prisma mit einem so schmalen weißen Licht, und seine beiden Säume sind schon dergestalt genähert zu Gunsten des Gespenstes und zu Ungunsten des Beschauers.

„Wirklich zum Unheil dessen, der sich betrügen läßt. Das Publicum sollte demjenigen höchlich danken, der es warnt; denn die Verführung kam dergestalt in Zug, daß es äußerst verdienstlich ist ihre Fortschritte zu hemmen. Die Physik mit andern ihr verwandten Wissenschaften und von ihr abhängigen Künsten war ohne Rettung verloren durch dieses System des Irrthums und durch andere Lehren, denen die Autorität desselben statt Beweises diente. Aber in diesen wie in jenem wird man künftig das Schädliche einsehen.

„Sein Gespenst ist wahrhaft nur ein Gespenst, ein phantastischer Gegenstand, der an nichts geheftet ist, an keinen wirklichen Körper; es bezieht sich vielmehr auf das, wo die Dinge nicht mehr sind, als auf ihr Wesen, ihre Substanz, ihre Ausdehnung. Da wo die Körper endigen, da, ganz genau da bildet es sich, und welche Größe es auch durch Divergenz der Strahlen erhalte, so gehen diese Strahlen doch nur von Einem Punkte aus, von diesem untheilbaren Punkte, der zwei angränzende Körper trennt, das Licht des einen von dem naheliegenden Schatten oder dem schwächern Licht des andern."

Friede mit seiner Asche! Uns aber verzeihe man, wenn wir mit einigem Behagen darauf hinsehen, daß wir einen solchen Mann, der zwar nicht unter die ersten Geister, aber doch unter die vorzüglichen seiner Nation gehört, gegen seine Landsleute in Schutz genommen, und seinem Andenken die verdiente Achtung wieder hergestellt haben.

Technische Malerei.

Die Nachahmung von braunen Zeichnungen durch mehrere Holzstöcke, welche in Italien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Andreas Andreani und andern versucht wurde, ist Liebhabern der Kunst genugsam bekannt. Später thut sich die Nachahmung der Malerei oder bunter Zeichnungen durch mehrere Platten hervor. Lastmann, Rembrandts Lehrer, soll sich damit beschäftigt haben.

Ohne daß wir hierüber besondere Nachforschungen angestellt hätten, so scheint uns, daß die Erfindung der schwarzen Kunst dem Abdruck bunter Bilder vorausgehen mußte. Sehr leicht fand sich sodann der Weg dahin. Durch Zufall, aus Scherz, mit Vorsatz konnte man eine schwarze Kunstplatte mit einer andern Farbe abdrucken, und bei dem ewigen Streben der menschlichen Natur von der Abstraction, wie doch alle Monochromen angesehen werden können, zu der Wirklichkeit und also auch zu der farbigen Nachahmung der Oberflächen, war ein wiederholter theilweiser Abdruck derselben Platte, ein Druck mit mehreren Platten, ja das Malen auf die Platte stufenweise ganz wohl zu denken.

Daß jedoch diese Art von Arbeit zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt und üblich war, läßt sich daraus schließen, daß de Lahire in seinem sehr schönen und unterrichtenden Tractat über die praktische Malerei dieser bunten Drucke nicht erwähnt, ob er gleich sonst sehr ausführlich ist, und auch einiger ganz nahe verwandten Künste und Künsteleien gedenkt und uns mit dem Verfahren dabei bekannt macht.

Gegenwärtig haben wir zu unsern Zwecken zwei Männer anzuführen, welche sich besonders in der Epoche, bei der wir verweilen, in diesem Fache mit Eifer bemüht haben.

Jakob Chriſtoph le Blond,

geb. 1670, geſt. 1741.

Gebürtig von Frankfurt am Main, ſteht nicht bloß hier ſeines Namens wegen unter den Franzoſen, ſondern weil er ſich in Frankreich und England thätig bewieſen.

Er verſuchte erſt, nach der Newton'ſchen Lehre mit ſieben Platten zu drucken; allein er bringt bei großer Beſchwerlichkeit nur einen geringen Effect hervor. Er reducirt ſie deßhalb auf drei und verharrt bei dieſer Methode, ohne daß ihm jedoch ſeine Arbeit, die er mehrere Jahre fortſetzt, ſonderlich Vortheil verſchafft. Er legt ſeinen Druckbildern kein **Clair-obscur**, etwa durch eine ſchwarze Platte, zum Grunde, ſondern ſeine Schwärze, ſein Schatten ſoll ihm da entſtehen, wo beim Abdruck die drei Farben zuſammentreffen. Man wirft ihm vor, daß ſeine Behandlung unvollkommen geweſen, und daß er deßhalb viel retouchiren müſſen. Indeß ſcheint er der erſte zu ſeyn, der mit dieſer Arbeit einiges Aufſehen erregt. Sein Programm, das er in London deßhalb herausgegeben, iſt uns nicht zu Geſicht gekommen; es ſoll dunkel und abſtrus geſchrieben ſeyn.

Jakob Gautier.

Ein thätiger, raſcher, etwas wilder, zwar talentvoller, aber doch mehr als billig zudringlicher und Aufſehen liebender Mann. Er ſtudirte erſt die Malerei, dann die Kupferſtecherkunſt, und kommt gleichfalls auf den Gedanken mit drei farbigen Platten zu drucken, wobei er eine vierte, die das Clair-obscur leiſten ſoll, zum Grunde legt. Er behauptet, ſeine Verfahrungsart ſey eine ganz andere und beſſere als die des Le Blond, mit welchem er über die Priorität in Streit geräth. Seine Myologie kommt 1746, die Anatomie des Hauptes und ein Theil der Nervenlehre 1748 in Paris heraus. Die Arbeit iſt ſehr verdienſtvoll; allein es iſt überaus ſchwer über das eigentliche Verfahren, welches er beim Druck dieſer colorirten Tafeln angewendet, etwas Befriedigendes zu ſagen. Dergleichen Dinge laſſen ſich nicht ganz mechaniſch behandeln; und ob es gleich ausgemacht iſt, daß er mit mehreren Platten gedruckt, ſo ſcheint es doch, daß er weniger als vier angewendet, daß auf die

Clairobscur-Platte stellenweise schon gemalt worden, und daß sonst auch durch eine zärtere künstlerische Behandlung diese Abdrücke den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welchem wir sie sehen.

Indessen, da er auf dem praktischen und technischen Malerweg über die Farben zu denken genöthigt ist, so muß er freilich darauf kommen, daß man aus drei Farben alle die übrigen hervorbringen kann. Er faßt daher, wie Castel und andere, ein richtiges Aperçu gegen Newton, und verfolgt es, indem er die prismatischen Versuche durcharbeitet.

Im November des Jahres 1749 trägt er der Akademie ein umständliches Mémoire vor, worin er sowohl gegen Newton polemisirt als auch das, was er theoretisch für wahr hält, niederlegt. Diese gelehrte Gesellschaft war nun schon so groß und mächtig, daß sie der Wissenschaft schaden konnte. Vorzügliche Mitglieder derselben, wie Nollet und Buffon, hatten sich der Newton'schen Lehre hingegeben. Gautiers Zudringlichkeit mag höchst unbequem gewesen seyn. Genug, sein Aufsatz ward nicht in die Mémoiren der Akademie aufgenommen, ja man erwähnte desselben nicht einmal in der Geschichte der Verhandlungen. Wir hätten auch nichts davon erfahren, wäre uns nicht eine wunderliche lateinische Uebersetzung desselben zu Handen gekommen, welche ein Pariser Chirurgus, Carl Nicolas Jenty, London 1750, herausgegeben, unter dem Titel: φωτογενεσις χρωματων; **De optice errores Isaaci Newtonis Aurati Equitis demonstrans.** Diese, wie der Titel, fehlerhafte, ungrammatische, incorrecte, überhaupt barbarische Uebersetzung konnte freilich kein Glück machen, obgleich der Inhalt dieses Werkchens sehr schätzenswerth, mit Einsicht und Scharfsinn concipirt, und mit Lebhaftigkeit und Ordnung vorgetragen ist. Wir haben uns jedoch dabei nicht aufzuhalten, weil es eigentlich nur eine Art von Auszug aus dem größern Werke ist, von dem wir umständlicher handeln werden. Uebrigens wollen wir nicht läugnen, daß wir fast durchgängig mit ihm einig sind, wenige Stellen ausgenommen, in welchen er uns verkünstelnd zu verfahren scheint.

Sein ausführliches Werk führt den Titel: **Chroagenesie ou Génération des Couleurs, contre le système de Newton, Paris 1750. 51. II. Tomes 8.** Die Darstellung seiner Farbentheorie so wie die Controvers gegen die Newton'sche gehen erst im zweiten Bande Seite 49 an. Das Allgemeine von beiden findet sich Seite 60 bis 68. Von da an folgen umständliche anti-newtonische Versuche.

1) Mit Pergamentblättchen vor der Oeffnung in der dunkeln Kammer. Steigerung dadurch von Gelb auf Roth. (E. 170.)

2) Er entdeckt, daß der untere blaue Theil der Flamme nur blau erscheint, wenn sich Dunkel, nicht aber wenn ein Helles sich dahinter befindet. (E. 159.) Weil er aber das, was wir durch Trübe aussprechen, noch durch Licht ausspricht, so geht er von dieser Erfahrung nicht weiter; sie thut ihm genug, ob es gleich nur ein einzelner Fall ist.

3) Er hält fest darauf, daß bei prismatischen Versuchen die Farben nicht erscheinen als nur da, wo eine dunkle Fläche an eine helle gränzt; ferner daß diese durch Refraction gegen einander bewegt werden müssen, und erklärt daher ganz richtig, warum die perpendicularen Gränzen nicht gefärbt werden. (E. 197 f.)

4) Weil er aber immer noch mit Strahlen zu thun hat, so kann er damit nicht fertig werden, warum das Bild an der Wand und das im Auge, bei gleicher Lage des brechenden Winkels, umgekehrt gefärbt sind. Er spricht von auf- und niedersteigenden Strahlen. Hätte er es unter der Formel des auf- und niedergedrückten Bildes ausgesprochen, so war alles abgethan. Bei dieser Gelegenheit entwickelt er ganz richtig den ersten Versuch der Newton'schen Optik, auf die Weise wie es auch von uns geschehen (34 ff.).

5) Ein Wasserprisma theilt er in der Mitte durch eine Wand, füllt die eine Hälfte mit einem schönen rothen, die andere mit einem schönen blauen Liquor, läßt durch jedes ein Sonnenbild durchfallen, und bemerkt dabei die Verrückung und Färbung. Es ist dieses ein sehr guter Versuch, der noch besonders unterrichtend werden kann, wenn man durch eine etwas größere Oeffnung die Lichtscheibe halb auf die eine, halb auf die andere Seite fallen läßt, da sich denn nach der Refraction das wahre Verhältniß gar schön ausspricht. Es versteht sich von selbst, daß man successiv mehrere Farben neben einander bringen kann.

Bei dieser Gelegenheit wird das zweite Experiment Newtons kritisirt und auf die Weise, wie wir auch gethan haben, gezeigt, daß man nur Hellblau zu nehmen habe, um das wahre Verhältniß der Sache einzusehen (47 ff.).

6) Versuch mit dem subjectiven Herunterrücken des objectiven Bildes, dessen Entfärbung und Umfärbung.

7) Versuch mit einem linsenförmigen Prisma, d. h. mit einem solchen, dessen eine Seite convex ist. Wir sind nie dazu gelangt mit einer

solchen Vorrichtung zu operiren und lassen daher diese Stelle auf sich beruhen.

8) Versuch gegen das sogenannte **Experimentum crucis.** Wir glauben die Sache kürzer gefaßt zu haben (114 ff.).

9) Diese Nummer ist übersprungen.

10) In Gefolg von Nummer 8. Bei der Entwickelung des Experimentum crucis scheint uns der Verfasser die verschiedene Incidenz allzu sehr zu urgiren. Zwar ist etwas daran; aber die Eminenz des Phänomens wird dadurch nicht zum Vorschein gebracht.

11) Versuch gegen die Newton'sche Behauptung gerichtet, die different refrangibeln Strahlen seyen auch different reflexibel. Der Gedanke, das Spectrum durch einen Planspiegel aufzufassen, und es nach allerlei Seiten hin zu werfen, unter solchen Winkeln und Bedingungen, daß eine diverse Reflexibilität sich darthun müßte, wenn sie existirte, ist lobenswerth. Man wende jedoch einen metallenen Spiegel an, damit keine Irrung durch die untere Fläche entstehe, und man wird, wie Gautier, finden, daß die Farben des Spectrums nach ihrem Einfallswinkel zurückgeworfen werden und keineswegs eine diverse Reflexion erleiden. Bei dieser Gelegenheit gedenkt er des neunten Newton'schen Versuchs, den wir aufs genaueste analysirt (196—203) und ihm eine besondere Tafel, die achte, gewidmet haben. Der Verfasser sieht denselben an wie wir; so wie auch den zehnten.

12) Versuch gegen das erste Theorem des zweiten Theils des ersten Buchs der Optik, wo Newton behauptet, die Gränze des Lichts und Schattens trage nichts zur Entstehung der prismatischen Farbe bei. Gautier führt mit Recht über den mittlern weißen Theil der prismatischen Erscheinung eines großen Prisma's seinen Finger oder einen Stab, und zeigt dadurch die bloß an der Gränze entstehenden Farben. Dabei erzählt er, daß die Newtonianer sich gegen dieses Phänomen dadurch retten wollen, daß sie behaupteten, erst am Finger gehe die Brechung vor. Man sieht, daß dieser Secte scheu vor sechzig Jahren eben so unbedenklich war, Albernheiten zu sagen, wie am heutigen Tag.

13) Er bringt zur Bestätigung seiner Erklärung noch einen complicirten Versuch vor, dessen Werth wir andern zu prüfen überlassen.

14) Er läßt das Spectrum auf eine durchlöcherte Pappe fallen, so daß jede Farbe einzeln durchgeht. Hier, durch eine zweite Begränzung,

ohne wiederholte Refraction, erscheinen die Farbenbildchen nach dem ersten Gesetz aufs neue gesäumt, und widerlegen die Lehre von Unveränderlichkeit der sogenannten homogenen Lichter. Der Verfasser gedenkt mit Ehren Mariottes, der dieses Phänomen zuerst vor ihm beobachtete.

15) Er wendet hier abermals das Prisma mit der converen Seite an, die mit einer Art von fein durchlöchertem siebartigem Deckel bedeckt ist, und bringt dadurch mannichfaltige Abwechselung der Erscheinung hervor, wodurch er seine Behauptungen begünstigt glaubt. Wir haben diesen Versuch nicht nachgebildet.

16) Verbindung der Linse und des Prisma's, wodurch die Farben des Spectrums zum Weißen vereinigt werden sollen. Hierbei Versuch mit einem T, der an seinem Ort zu entwickeln ist.

Hiermit endigen sich die anti-newtonischen Versuche.

Ueber Newtons Erklärung des Regenbogens.

Ueber die Nebensonnen, wobei die paroptischen Farben zur Sprache kommen.

Ueber die bleibenden Farben der Körper. Erst gegen die Erklärungsart Newtons; dann leitet der Verfasser Weiß und Schwarz ungefähr wie Boyle ab. Das Blaue bringt er durch das Helle über dem Dunkeln hervor; das Rothe umgekehrt, welches freilich nicht ganz so glücklich ist; das Gelbe auf eben die Weise und mit mehrerem Recht. Er beschreibt manche Versuche, um diese Lehre zu bestätigen. Der Kürze halber beziehen wir uns auf unsere Darstellung der Sache (S. 501 ff.).

Hierauf folgt die Erklärung seiner Kupfertafeln und zugleich eine Zurückweisung auf die Stellen des Werks, zu welchen sie eigentlich gehören.

Hätte er seiner Controvers, an welcher wir wenig auszusetzen finden, eine etwas ausführlichere Farbenlehre folgen lassen und sich damit begnügt, ohne die ganze übrige Naturlehre umfassen zu wollen, so hätte er vielleicht mehr Wirkung hervorgebracht. Allein sein Fehler, wie der

Die Phänomene ſind nichts werth, als wenn ſie uns eine tiefere reichere Einſicht in die Natur gewähren, oder wenn ſie uns zum Nutzen anzuwenden ſind.

Falſche Vorſtellung, daß man ein Phänomen durch Calcul oder durch Worte abthun und beſeitigen könne.

Der Newtoniſche Verſuch, auf dem die herkömmliche Farbenlehre beruht, iſt von der vielfachſten Complication, er verknüpft folgende Bedingungen.

Damit das Geſpenſt erſcheine iſt nöthig:

Erſtens — Ein gläſern Prisma;
Zweitens — Dreiſeitig;
Drittens — Klein;
Viertens — Ein Fenſterladen;
Fünftens — Eine Oeffnung darin;
Sechstens — Dieſe ſehr klein;
Siebentes — Sonnenbild, das herein fällt;
Achtens — Aus einer gewiſſen Entfernung;
Neuntens — In einer gewiſſen Richtung aufs Prisma fällt.
Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
Eilftens — Die in einer gewiſſen Entfernung hinter das Prisma geſtellt iſt.

Nehme man von dieſen Bedingungen drei, ſechs und eilf weg, man mache die Oeffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man ſtelle die Tafel nah heran, und das beliebte Spectrum kann und wird nicht zum Vorſchein kommen.

Man ſpricht geheimnißvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erſt recht bekräftigen will; ich

seiner Vorgänger, besteht darin, daß Newton, weil seine Farbenlehre unhaltbar befunden wird, auch in gar nichts Recht haben soll, daß man also unternimmt auch alles übrige was er geleistet, zu kritisiren, ja, was noch schlimmer ist, ein eigenes System dagegen aufzubauen, und sich etwas, das viel über seine Kräfte geht, anzumaßen.

In gedachtem Sinne hat leider Gautier ein zweites Titelblatt seinem Buche vorgesetzt: Nouveau système de l'Univers, sous le titre de Chromogenesie, ou Critique des prétendues découvertes de Newton. Und so enthält denn der erste Theil nichts, was sich auf Farbe bezieht, sondern behandelt die allgemeinsten physischen und damit verwandten metaphysischen Gegenstände, denen Gautier, ob er sich gleich historisch genugsam mit ihnen bekannt gemacht, dennoch weder als Philosoph noch als Naturforscher gewachsen seyn mochte.

Erst am Schlusse des ersten Theils findet man etwas über die Geschichte der Farbenlehre. Der Anfang des zweiten giebt einen kurzen Abriß der im ersten verhandelten allgemeinen, physisch-metaphysischen Principien, von denen der Verfasser zuletzt auf das Licht übergeht, und um Newton auch in der Behandlung keinen Vorzug zu lassen, mit Definitionen und Axiomen gerüstet auftritt, sodann die Definitionen und Axiomen Newtons wiederholt, da denn erst auf der 49. Seite des zweiten Theils die Hauptsache wirklich zur Sprache kommt, die wir oben ausführlich ausgezogen haben.

Hiernach mag man erkennen, warum dem Verfasser nicht geglückt ist Wirkung hervorzubringen. Seine Controvers, so wie seine theoretische Ueberzeugung hätte sich ganz isolirt darstellen lassen. Beide hatten mit Anziehen und Abstoßen, mit Schwere und sonst dergleichen Allgemeinheiten gar nichts zu schaffen. Wollte er die Farbenlehre an die Physik überhaupt anschließen, so mußte er einen andern Weg einschlagen.

Außerdem begeht er noch einen Haupt- und Grundfehler, daß er mit Strahlen zu operiren glaubt, und also, wie seine Vorgänger, den Gegner ganz im Vortheil läßt. Auch sind seine Figuren nicht glücklich; es gilt von ihnen, was wir von der Rizzetti'schen gesagt haben. Newton hatte seine falsche Lehre symbolisch auszudrücken verstanden; seine Gegner wissen für das Wahre keine entschiedene Darstellung zu finden.

Von dem mannichfaltigen Verdruß den er ausgestanden, so wie von allerlei Argumentationen, die er gegen die Schule geführt, giebt uns der

leidenschaftliche Mann selbst Nachricht, in einer Art von physikalischem Journal, das er aber nicht weit geführt. Die drei Hefte, welche den ersten Band ausmachen und zu Paris 1752 herausgekommen, liegen vor uns und führen den Titel: **Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture, avec des planches imprimées en couleur.** Sie enthalten ein wahres Quodlibet von Naturgeschichte und Naturlehre, jedoch, wie man gestehen muß, durchaus interessante Materien und Gegenstände. Sie sind auf bunte Tafeln gegründet, nach Art des großen anatomischen Werks.

In diesen Heften fehlt es nicht an verschiedenen Aufsätzen, seine Controvers mit Newton und der Newton'schen Schule betreffend. Er kann sich freilich dabei nur, wie wir auch gethan, immer wiederholen, sich verwundern und ärgern, da die Sache im Grunde so simpel ist, daß sie jedes verständige unbefangene Kind bald einsehen müßte. Wie aber die gelehrte und naturforschende Welt damals durch das Newton'sche Spectrum benebelt gewesen, so daß sie sich gar nichts anderes daneben denken können, und wie ihnen die Natur dadurch zur Unnatur geworden, ist auch aus diesen Blättern höchst merkwürdig zu ersehen.

Nach allem diesem bleibt uns nichts übrig als nochmals zu bekennen und zu wiederholen, daß Gautier unter denen, die sich mit der Sache beschäftigt, nach Rizzetti am weitesten gekommen, und daß wir ihm, in Absicht auf eine freiere Uebersicht der Controvers sowohl als der an die Stelle zu setzenden naturgemäßen Lehre, gar manches schuldig geworden.

Zu der Zeit, als diesen tüchtigen Mann die französische Akademie unterdrückte, lag ich als ein Kind von einigen Monaten in der Wiege. Er, umgeben von so vielen Widersachern, die er nicht überwinden konnte, obgleich begünstigt und pensionirt vom Könige, sah sich um eine gewünschte Wirkung und eben so wie treffliche Vorgänger um seinen guten Ruf gebracht. Ich freue mich sein Andenken, obgleich spät, zu rehabilitiren, seine Widersacher als die meinigen zu verfolgen und den von ihm, da er nicht durchdringen konnte, oft geäußerten Wunsch zu realisiren:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Cölestin Cominale.

Er war Professor der Philosophie bei dem königlichen Gymnasium zu Neapel. Von seinem Werke Anti-Newtonianismus kam daselbst der erste Theil 1754, der zweite 1756 in Quart heraus. Es ist eigentlich eine Bearbeitung des Gautier'schen Werkes, welche wohlgerathen genannt werden kann.

Der Verfasser hat mehr Methode als sein Vorgänger: denn er widmet den ersten Theil gleich ohne Umschweife der Controvers gegen Newtons Farbenlehre und den neu aufzustellenden theoretischen Ansichten. Er hat sich vollkommen von den Ueberzeugungen seines Vorgängers durchdrungen, und auch außerdem die Materie, sowohl theoretisch als praktisch, gut durchstudirt, so daß er das Werk wohl sein eigen nennen konnte. Der zweite Theil behandelt die übrigen physisch-metaphysischen Gegenstände, welche Gautier in seinem ersten Buche abgehandelt hatte. Die Tafeln, welche sich alle auf den ersten Theil beziehen, stellen theils Newton'sche, theils Gautier'sche, theils eigene Figuren vor. Im Ganzen ist es merkwürdig, daß Gautier, der unter seinen Landsleuten keine Wirkung hervorbringen konnte, aus der Ferne sich eines so reinen Wiederhalles zu erfreuen hatte.

Vielleicht geben uns diejenigen, welche mit der italiänischen Literatur bekannt sind, Nachricht von dem was man über Cominale damals in seinem Vaterlande geurtheilt. Seine Wirkung konnte jedoch sich nicht weit erstrecken: denn die Newton'sche Lehre war schon in die Jesuiterschulen aufgenommen. Lefeur und Jacquier hatten die Newton'schen Schriften schon mit einem durchgehenden Commentar versehen, und so war dem Anti-Newtonianismus Rom so wie die übrige gelehrte Welt verschlossen, und die Flamme der Wahrheit, die sich wieder hervorthun wollte, abermals mit Schulasche zugedeckt.

Wir verlassen nunmehr Frankreich und das Ausland, und wenden den Blick gegen das Vaterland.

Deutsche große und thätige Welt.

Wir setzen diese Rubrik hierher, nicht um sie auszufüllen, sondern nur anzudeuten, daß an diesem Platze eine ganz interessante Abhandlung stehen könnte.

Die deutschen Höfe hatten schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Verdienste um die Wissenschaften. Sowohl Fürsten als Fürstinnen waren aufgeregt, begünstigten gelehrte Männer und suchten sich selbst zu unterrichten.

Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, nahm 1704 Hartsoekern in seine Dienste. Dieser hatte schon in seinem **Essai de Dioptrique** die diverse Refrangibilität anerkannt, doch auf seine Weise erklärt, und sie den verschiedenen Geschwindigkeiten der farbigen Strahlen zugeschrieben.

Was der Cassel'sche Hof, was die Höfe Niederdeutschlands gethan, und wiefern auch die Newton'sche Lehre zur Sprache gekommen und Gunst erhalten, wird in der Folge zu untersuchen seyn. Nur Eins können wir anführen, daß Professor Hamberger 1743 nach Gotha berufen wird, um die Newton'schen Versuche, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, bei Hofe vorzuzeigen. Wahrscheinlich hat man das Zimmer recht dunkel gemacht, durch das **foramen exiguum** im Fensterladen erst den sogenannten Strahl hereingelassen, das fertige prismatische Bild an der Wand gezeigt, mit einem durchlöcherten Bleche die einzelnen Farben dargestellt, und durch eine zweite ungleiche Verrückung, durch das sogenannte **Experimentum crucis**, auf der Stelle die höchsten Herrschaften und den sämmtlichen Hof überzeugt, so daß Hamberger triumphirend zur Akademie zurückkehren konnte.

Deutsche gelehrte Welt.

Um die Thätigkeit derselben und was sie in dieser Sache gewirkt kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich auf Akademieen umzusehen. Was und wie es gelehrt worden, davon geben uns die Compendien am besten und kürzesten Nachricht.

Jeder der ein Lehrbuch schreibt, das sich auf eine Erfahrungswissenschaft bezieht, ist im Falle eben so oft Irrthümer als Wahrheiten aufzuzeichnen: denn er kann viele Versuche nicht selbst machen, er muß sich auf anderer Treu und Glauben verlassen und oft das Wahrscheinliche statt des Wahren aufnehmen. Deßwegen sind die Compendien Monumente der Zeit, in welcher die Data gesammelt wurden; deßwegen müssen sie auch oft erneuert und umgeschrieben werden. Aber indem sie neue Entdeckungen geschwind aufnehmen und einige Capitel dadurch verbessern, so

erhalten sie in andern falsche Versuche und unrichtige Schlußfolgen deste länger.

Wenn nun der Compendienschreiber gewöhnlich das benutzt, was er schon völlig fertig vor sich findet, so war die Boyle'sche Bemühung viele Farbenphänomene zusammenzustellen und gewissermaßen zu erklären, solchen Männern sehr angenehm, und man findet auch noch bis über das erste Viertel des achtzehnten Jahrhunderts diese Methode herrschen, bis sie endlich von der Newton'schen Lehre völlig verdrängt wird.

Wir wollen die Compendien, die uns bekannt geworden, besonders die deutschen, welche bei Mehrheit der Universitäten zu einer größern Anzahl als in andern Ländern anwuchsen, kürzlich anzeigen und das hierher Gehörige mit wenigem ausziehen.

Physica oder Naturwissenschaft durch Scheuchzer, 1703. Ein würdiger, wohlgesinnter, fleißiger und unterrichteter Mann bringt in diesem Werke meistens die Geschichte der Meinungen mit vor, und geht von der Metaphysik seiner Zeit zur Physik über. Die Farbenlehre überliefert er nach Boyle, Hooke und Carteſius.

In der zweiten Ausgabe von 1711 fügt er ein besonderes Capitel bei, worin er die Newton'sche Lehre nach Anleitung der Optik genau und umständlich vorträgt, so wie er auch die Kupfertafeln nachstechen läßt. Die Newton'sche Lehre steht, wie eine unverarbeitete Masse, gleichsam nur literarisch da; man sieht nicht, daß er irgend ein Experiment mit Augen gesehen, oder über die Sachen gedacht habe.

Hermann Friedrich Teichmeyer, Amoenitates. Jena 1712. Hält sich noch an Hooke und Boyle. Man findet keine Newton'sche Spur.

Deutsche Physik durch Theodor Hersfeld, 1714. Der wahre Name ist Conrad Mel. Ein pedantisches, philisterhaftes Werk. Die Farbenerscheinungen bringt er confus und ungeschickt genug hervor. Er will die Farben der Körper aus der verschiedenen Art ihrer Theile herleiten, so wie aus den von ihnen wunderlich zurückgeworfenen Lichtstrahlen. Die Newton'sche Lehre scheint er gar nicht zu kennen.

Martin Gotthelf Löscher, Physica experimentalis. Wittenberg 1715. Scheint ein Schüler von Teichmeyer zu seyn; wenigstens sind die Phänomene beinahe eben dieselben, so wie auch die Erklärung.

Bei ihm ist color tertia affectio specialis corporum naturalium, seu ea lucis in poris ac superficiebus corporum modificatio, quae

eadem nobis sistit colorata et diverso colore praedita. Man erkennt hier Boyle; Newtons wird nicht erwähnt.

Johannes Wenceslaus Caſchubius, Elementa Physicae. Jena 1718. Hier fängt ſchon der Refrain an, den man künftig immerfort hört: Si per foramen rotundum etc.

Er thut die apparenten und körperlichen Farben in ein paar Paragraphen nach Newton'ſcher Art ab.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur von Chriſtian Wolf, 1723. Der Verfaſſer beweist die Lehre von der Heterogeneität des Lichtes a priori.

Julius Bernhard von Rohr, Phyſikaliſche Bibliothek, Leipzig 1724. Seine Literatur iſt ſehr mager; mit Newton mag er nichts zu thun haben, weil er lieber künſtliche und mechaniſche Zuſammenſetzungen als mühſame Ausrechnungen befördert wünſcht.

Johann Matthäus Barth, Physica generalior. Regensburg 1724. Ein Geiſtlicher und wohldenkender Mann, der dem Aberglauben entgegen arbeitet, und ſich daher mit Naturlehre abgiebt, doch nicht ſowohl ſelbſt verſucht, als das was andere geleiſtet zuſammenſtellt. Im Paragraphen von den Farben folgt er Boyle, gedenkt der Lehre Newtons, läßt ſich aber nicht darauf ein, und hat folgende merkwürdige Stelle: „Es hat mich Herr Baier, Professor Theologiae zu Alterf, einſt im Discours verſichert, daß er in dergleichen Verſuchen (den Newton'ſchen nämlich, von denen eben die Rede iſt) betrügliche Umſtände gefunden, welche er publicirt wünſchte."

Dieſes iſt die erſte Spur die ich finde, daß ein Deutſcher gegen die Newton'ſche Lehre einigen Zweifel erregt. Ferner gedenkt Barth deſſen, was Mariotte derſelben entgegenſetzt.

Johann Friedrich Wucherer, Institutiones philosophiae naturalis eclecticae. Jena 1725, vom 258. §. an. Die Farbe ſey nichts Reelles. Das Reelle ſey, was exiſtire, wenn es auch niemand dächte; aber es gäbe keinen Schmerz, wenn ihn niemand fühlte. Darin kämen alle neuern Phyſiker überein. Wenn das Licht weggenommen iſt, ſieht man alles ſchwarz. Blinde können Farben fühlen, z. B. Boyle's Vermaaſen. Finch. tractactus de coloribus. Schmidii dissertatio: Caecus de colore judicans. Sturm führt ein Beiſpiel an, daß ein Blinder die verſchiedenen Farben riechen konnte. Vide illius physicam hypotheticam.

Die Farben kommen also von der Verschiedenheit der Oberfläche der Körper her, et hinc pendente reflexione, refractione, infractione, collectione, dissipatione radiorum solarium. Gründe die Boyle angiebt. Bei verändertem Licht verändern sich die Farben. So auch bei veränderter Oberfläche, wie auch durch veränderte Lage. Hier bringt er nicht sehr glücklich die Regentropfen und das Prisma vor. Nachdem er seine Lehre auf die verschiedenen Farben angewendet, fährt er fort: Haec equidem non sine ratione dicuntur, et ad colores supra dictos non sine specie veri accommodantur. At vero ad specialia ubi descendimus, difficultates omnino tales occurrunt, quibus solvendis spes ulla vix superest.

Er citirt Hamelius de corporum affectionibus, Weidlerus, in Explicatione nova Experimentorum Newtonianorum. Er kennt Newtons Lehre, nimmt aber keine Notiz davon.

Herrmann Friedrich Teichmeyer, Elementa Philosophiae naturalis, Jena 1733. Eine neue Auflage seines frühern Compendiums. Sein Vortrag ist noch immer der alte.

Georg Erhard Hamberger, Elementa physices, Jena 1735. Auf der 339. Seite beruft er sich auf Wolf, daß dieser die Heterogeneität des Lichts a priori bewiesen habe und verweist auf ihn.

Er führt einen gewissen Complex der Newton'schen Versuche an, und beginnt mit dem bekannten Liede: Sit igitur conclave tenebrosum et admittatur per exiguum foramen radius lucis. Uebrigens sind seine Figuren von den Newton'schen copirt, und es findet sich keine Spur daß er über die Sache nachgedacht oder kritisch experimentirt habe.

Samuel Christian Hollmann, Physica. Introductionis in universam Philosophiam Tom. II. Göttingen 1747 §. 147. Non id enim, quod rubicundum, flavum, caeruleum etc. appellamus, in rebus ipsis extra nos positis, sed in nostris solum perceptionibus, immo certa tantummodo perceptionum nostrarum modificatio est, a sola diversa lucis modificatione in nobis solum oriunda.

Er verwirft daher die alte Eintheilung in reales und apparentes, trägt die Newton'sche Lehre bündig, doch mehr überredend als entscheidend vor.

Die Note zum 150. §. enthält zur Geschichte der Theorie sehr brauchbare Allegate, woraus man sieht, daß er die Entstehung der Lehre

sowohl als die Controversen dagegen recht gut kennt, nicht weniger den Beifall den sie erhalten. Aus dem Tone des Vortrags im Texte bemerkt man, daß er sein Urtheil in suspenso halten will.

Johann Heinrich Winkler, Institutiones mathematico-physicae. 1738. §. 1112 erwähnt er der Newton'schen Lehre im Vorbeigehen, bei Gelegenheit der undeutlichen Bilder durch die Linsen: Praeterea Newtonus observavit, radium unum per refractionem in plures diversi coloris dispesci, qui cum catheto refractionis diversos angulos efficiunt.

Samuel Christian Hollmann, Primae physicae experimentalis lineae, Göttingen 1742. Die Newton'sche Lehre lakonisch, jedoch noch mit videtur vorgetragen. In den Ausgaben von 1749, 1753, 1765 lakonisch und ganz entschieden.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, von Christian Wolf, fünfte Ausgabe von 1746. Im ersten Theile §. 129 erklärt er die Farbenerscheinung an den Körpern ganz nach Newton'scher Manier, und beruft sich auf den zweiten Theil seiner Experimenta.

Johann Andreas von Segner, Einleitung in die Naturlehre, erste Auflage 1746, zweite Göttingen 1754, trägt die Newton'schen Versuche so wie die Theorie kurz vor. Seine Figuren sind nach Newton copirt. Es zeigt sich keine Spur, daß er die Phänomene selbst gesehen.

Georg Wolfgang Kraft, Praelectiones in Physicam theoreticam. Tübingen 1750. Er folgte, wie er selbst sagt, dem Muschenbroek, läßt die Lehre von den Farben ganz aus, und verweist auf einen optischen Tractat, p. 267.

Andreas Gordon, Physicae experimentalis elementa, Erfurt 1751. Ein Benedictiner im Schottenkloster zu Erfurt, ein sehr fleißiger Mann voller Kenntnisse. Man sieht, daß in katholischen Schulen man damals noch mit der Scholastik zu streiten hatte.

Im 1220. §. sind ihm die Farben auch Körper, die sich vom Licht beschreiben. Sein Vortrag der Newton'schen Lehre ist ein wenig confus; seine Figuren sind, wie die der ganzen Schule, falsch und mährchenhaft.

Die chemischen Experimente trägt er zuletzt vor und schließt: Quae omnia pulchra quidem, suis tamen haud carent difficultatibus.

Johanne Charlotte Zieglerinn, Grundriß einer Naturlehre für Frauenzimmer, Halle 1751, S. 424 trägt sie die hergebrachte Lehre vor und verweist ihre Leserinnen auf Algarotti.

Johann Peter Eberhard, Erste Gründe der Naturlehre, Halle 1753. Die Newton'sche Theorie, doch mit einiger Modification, die er schon in einer kleinen Schrift angegeben. Im 387. §. fängt er den ganzen Vortrag mit dem bekannten Refrain an: „Man lasse durch eine kleine runde Oeffnung ꝛc." Seine Figuren sind klein, schlecht, und wie alle aus dieser Schule nicht nach dem Phänomen, sondern nach der Hypothese gebildet. In seiner Sammlung der ausgemachten Wahrheiten der Naturlehre (1755) setzt er, wie natürlich, die Newton'sche Theorie auch unter die ausgemachten Wahrheiten. Man sey darüber einig, daß die Sonnenstrahlen nicht gleich stark gebrochen werden. Er bringt etwas von der Geschichte der Farbenlehre bei, und citirt wegen des Beifalls, den Newton fast überall gefunden, die Schriften mehrerer Naturforscher. „Es hat zwar der bekannte Pater Castel Einwürfe dagegen gemacht, die aber auf solche Versuche gegründet waren, bei welchen der gute Franzose keine mathematische Accurateſſe bewiesen. (Welche wunderlichen Redensarten! als wenn es keine andere Accurateſſe gäbe als die mathematische!) Man sieht aus den Miscell. curios. p. 115, daß man auch schon damals in Paris Newtons Theorie angegriffen, welches aber aus einem Mißverständniß geschehen."

Florian Dalham, Institutiones physicae. Wien 1753. Ein Geistlicher bringt etwas weniges von der Geschichte der Farbenlehre vor; dann intonirt er: Radius solis per foramen A. etc. Mit den Einwürfen ist er bald fertig; dann folgen einige chemische Experimente.

Emanuel von Swedenborg, Prodromus Principiorum rerum naturalium, Hildburghausen 1754 p. 137. Wie er durch diese ganze Schrift die Körper aus Kugeln verschiedener Größe und Art, aus Kreisen und Kränzen und deren Interstitien aufs wunderlichste zusammensetzt, eben so macht er es mit der Transparenz, dem Weißen, Rothen und Gelben. Alles sey transparent seinen kleinsten Theilen nach: Albedo; si anguli reflexionis varie confundantur in particulis transparentibus, albedinem oriri. Rubedo; si superficies particularum varii generis particulis variegetur, oriri rubedinem. Flavedo: si albedo mixta sit cum rubedine, flavedinem oriri.

Jakob Friedrich Maler, Physik, Carlsruhe 1767 S. 225. Kurz und schlechtweg Newtons Lehre.

Bernhard Grant, Praelectiones encyclopaedicae in physicam

experimentalem. Erfurt 1770 p. 47. Newtons Lehre schlechtweg und kurz.

Johann Christian Polykarp Erxleben, Anfangsgründe der Naturlehre, 1772. „Wenn man durch ein kleines rundes Loch ꝛc." Er trägt übrigens die Newton'sche und Euler'sche Lehre in der bösen, halb historischen, halb didaktischen Manier vor, die sich nicht compromittiren mag, und immer noch eine Hintertüre findet, wenn die Lehre auch falsch befunden würde.

Ludwig Christoph Schmahling, Naturlehre für Schulen, Göttingen und Gotha 1774 S. 8. Das gewöhnliche Stoßgebet.

Johann Lorenz Böckmann, Naturlehre, Carlsruhe 1775, S. 321. Das alte Lied: „Man lasse durch eine mittelmäßige runde Oeffnung ꝛc."

Matthias Gabler, Naturlehre, drei Theile, München 1778, S. 319. Item: „Man lasse einen Lichtstrahl ꝛc." S. 323 läßt er sich in Controvers ein, glaubt aber, wie die Schule überhaupt, viel zu geschwind mit dem Gegner fertig zu werden. Einwand eines Anti-Newtonianers oder eigentlich Anti-Eulerianers, von den Trabanten des Jupiter hergenommen. Auch Herr Gabler fertigt Mariotte und Rizzetti leicht ab.

Wenceslaus Johann Gustav Karsten, Naturlehre, 1781. Erst wie gewöhnlich die Lehre von der Brechung für sich: dann §. 390: „Mit der Strahlenbrechung ist noch ein Erfolg verbunden ꝛc." Merkwürdig ist, daß der Verfasser seine Ausdrücke behutsamer als hundert andere stellt, z. B.: „Der Erfolg läßt sich am besten erklären, wenn man mit Herrn Newton annimmt ꝛc., wenn es wahr ist, daß rothes Licht am wenigsten brechbar ist ꝛc."

Christian Gottlieb Kratzenstein, Vorlesungen über Experimentalphysik, Kopenhagen 1782, S. 134: „Das weiße Licht besteht nach Newton aus sieben Hauptfarben ꝛc."

Johann Daniel Tietz, Physicae experimentalis elementa, Lipsiae 1782 §. 111. Der Radius solaris, dann aber zwei Prismen, man weiß nicht warum, denn das Experimentum crucis ist es nicht. Auch dieser macht einen Sprung: Patet ex hoc experimento, diversam radiorum solarium refrangibilitatem etc. Dann einige Folgerungen und etwas weniges Chemisches.

Wenceslaus Johann Gustav Karsten, Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, Halle 1783, §. 1 ff., ungefähr in dem Sinne wie in seiner Naturlehre.

kenn' es recht gut und kann es auch darstellen: das ganze Kunststück ist, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokuspokus sich noch mehr verwickelt.

Der Frauenhoferische Versuch, wo Querlinien im Spectrum erscheinen, ist von derselben Art, so wie auch die Versuche, wodurch eine neue Eigenschaft des Lichts entdeckt werden soll. Sie sind doppelt und dreifach complicirt; wenn sie was nützen sollten, müßten sie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wissenden nicht schwer fallt, welches aber zu fassen und zu begreifen kein Laie weder Vorkenntniß noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt; man nimmt lieber überhaupt an, was man sieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl, daß diese Worte vergebens dastehen, aber sie mögen als offenbares Geheimniß der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht interessirt sich auch noch einmal ein La Grange für diese Angelegenheit.

Der Historiker kann und braucht nicht alles aufs Gewisse zu führen; wissen doch die Mathematiker auch nicht zu erklaren, warum der Komet von 1770, der in fünf oder eilf Jahren wieder kommen sollte, sich zur bestimmten Zeit noch nicht wieder hat sehen lassen.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Die Mathematiker sind wunderliche Leute: durch das Große, was sie leisteten, haben sie sich zur Universal-Gilde

Johann Philipp Hobert, Grundriß der Naturlehre, Berlin 1789, §. 221. Lichtſtrahl, enge Oeffnung, verfinſtertes Zimmer ꝛc., wie ſo viele andere hinter der ganzen Heerde drein.

Anton Bruchhauſen, Institutiones physicae, überſetzt von Bergmann, Mainz 1790. Sonnenſtrahl, kleine Oeffnung und ſogar Lichtfäden.

Johann Baptiſt Horvath, Elementa physicae. Budae 1799. Die alte Leier. Stamina lucis, colore immutabili praedita.

Matthäus Panki, Compendium institutionum physicarum Pars I. Posoniae 1793. p. 160. cap. 3 de lucis heterogeneitate. Veteribus lumen simplicissima et homogenea substantia fuit. Newtonus heterogeneam esse extra omnem dubitationem posuit.

A. W. von Hauch, Anfangsgründe der Experimentalphyſik, aus dem Däniſchen von Tobiesen. Schleswig 1795, erſter Theil §. 286. Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt.

Wir ſind bei dieſer Anzeige der Compendien weit über die Epoche hinausgegangen, in der wir uns gegenwärtig befinden, und haben die Recenſion ſolcher Schriften bis gegen das Ende des achtzehnten vorigen Jahrhunderts fortgeſetzt, indem wir auf dieſe Wiederholungen und Nachbetereien nicht wieder zurückzukehren wünſchten.

Akademie Göttingen.

Es iſt intereſſant zu ſehen, durch welche Reihe von Perſonen auf einer beſuchten Akademie die Newton'ſche Lehre fortgepflanzt worden. Ein Göttinger Profeſſor hatte ohnehin, bei der nahen Verwandtſchaft mit England, keine Urſache eine Meinung näher zu prüfen, welche ſchon durchgängig angenommen war, und ſo wird ſie denn auch bis auf den heutigen Tag noch dort ſo gut als auf anderen Akademien gelehrt.

Hollmann, 1736, lieſt Phyſik als einen Theil des philoſophiſchen Curſes. Seine Institutiones werden 1738 gedruckt. Er lieſt weitläufige Experimentalphyſik, nachher dieſelbe zuſammengezogener. Fährt damit nach Abgang Segners fort bis gegen 1775; ſtirbt 1788, nachdem er ſchon mehrere Jahre der Phyſik, und ſpäter den übrigen Vorleſungen ſich entzogen.

Von Segner, 1736, liest Physik über Hamberger, Wolf, Muschenbroek nach Dictaten von 1744 an; sodann über seine Anfangsgründe von 1746 bis zu seinem Abgang 1754.

Käſtner, liest 1759 Physik nach Winkler, ſpäter nach Eberhards erſten Gründen der Naturlehre. Er hat als Mathematiker den beſondern Tik die Phyſiker anzufeinden.

Meiſter lieſt Perſpective und Optik.

Erxleben, Professor extraordinarius ſeit 1770. Erſte Ausgabe ſeines Compendii 1772; ſtirbt 1777.

Lichtenberg, Professor extraordinarius ſeit 1770. Anfangs viel abweſend und mit mathematicis beſchäftigt, lieſt von 1778 an über Erxleben und giebt ſieben vermehrte Auflagen heraus.

Mayer, nach Lichtenbergs Tod, ſtimmt in einem neuen Compendium das alte Lied an.

Nachleſe.

Smith und Martin, Engländer, bringen die Lehre Newtons im Auszuge in ihre Lehrbücher.

Leſeur und Jacquier, geiſtliche Väter zu Rom, commentiren Newtons Werke und verbreiten ſeine Lehre.

Encyclopädiſten. Da ein Lexicon, ſo wie ein Compendium einer Erfahrungswiſſenſchaft, eigentlich nur eine Sammlung des curſirenden Wahren und Falſchen iſt, ſo wird man auch von dieſer Geſellſchaft nichts weiter erwarten. Man konnte ihr nicht zumuthen, daß ſie jede Wiſſenſchaft ſollte neu durcharbeiten laſſen. Und ſo haben ſie denn auch die alte Confeſſion mit Ernſt und Vollſtändigkeit dergeſtalt abgelegt, daß ſie vor den ſämmtlichen Glaubensgenoſſen mit Ehren beſtehen können. Die Artikel, unter welchen ſolches aufzuſuchen, verſtehen ſich von ſelbſt.

Montucla. In der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatten ſich, wie wir wiſſen, die Formeln und Redensarten völlig ausgebildet, welche man zu Gunſten Newtons und zu Ungunſten ſeiner Gegner wiederholte und einander nachſagte. In Montucla's Histoire des Mathématiques, Paris 1758, findet man auch nichts anders. Nicht allein Auswärtige, wie Rizetti, behalten Unrecht, ſondern es geſchieht auch Franzoſen, Mariotte, Caſtel, Dufay, von dem Franzoſen Unrecht. Da ſich dieſe

ſo ſehr auf Ehre haltende Nation gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil nicht wieder erholen konnte, ſo wird man ja wohl andern, nicht ſo lebhaften und nicht ſo eigenwilligen Völkern verzeihen, wenn ſie auch bei dem einmal Angenommenen ruhig verharrten.

Tobias Mayer.

De affinitate colorum commentatio, lecta in conventu publico. Gottingae 1758. in den kleinen nach deſſen Tod von Lichtenberg herausgegebenen Schriften.

Der Newten'ſche Wortkram wurde nunmehr von allen deutſchen Kathedern ausgeboten. Man freute ſich die Urfarben aus dem Licht hervorgelockt zu haben; es ſollten ihrer unzählige ſeyn. Dieſe erſten homogenen, einfachen Farben hatten aber die wunderliche Eigenſchaft, daß ein großer Theil derſelben von den zuſammengeſetzten nicht zu unterſcheiden war.

Betrachtete man jedoch das ſogenannte Spectrum genauer, ſo konnte nicht verborgen bleiben, daß theils der Natur der Sache nach, theils der Bequemlichkeit des Vortrags wegen ſich dieſe unendlichen Farben auf eine geringere Zahl reduciren ließen. Man nahm ihrer fünf an oder ſieben. Weil aber das höchſte, im völligen Gleichgewicht ſtehende Roth dem prismatiſchen Farbenbild abging, ſo fehlte auch hier die ſechste oder die achte Farbe; das Ganze blieb unvollſtändig, und die Sache confus.

Alle diejenigen, die von der Malerei und Färberei an die Farbenlehre herantraten, fanden dagegen, wie uns die Geſchichte umſtändlich unterrichtet, naturgemäß und bequem, nur drei Grundfarben anzunehmen. Dieſes hatte ſchon Boyle im zwölften Experiment des dritten Theils ſeines bekannten Werks kurz und bündig ausgeſprochen, und den Malern das Recht ertheilt, nur drei primäre Farben zu ſtatuiren, weil man denn doch wohl diejenigen ſo nennen dürfe, die aus keinen andern entſpringen, alle übrigen aber erzeugen.

In dieſem Sinne iſt denn auch Mayers Aufſatz geſchrieben. Es herrſcht darin der gerade geſunde Menſchenverſtand. Er operirt zwar mit Pigmenten, wählt aber unter ihnen diejenigen aus, die er als Repräſentanten jener durch den Begriff beſtimmten, einfachen Farben anſehen

darf. Durch Combination und Berechnung will er nun die möglichen, unterscheidbaren Zusammensetzungen ausmitteln.

Allein weil er atomistisch zu Werke geht, so ist seine Behandlung keineswegs zulänglich. Die einfachen, die Grundfarben mögen dem Verstande bestimmbar seyn, aber wo sollen sie in der Erfahrung als Körper aufgefunden werden? Jedes Pigment hat seine besondern Eigenschaften und verhält sich, sowohl färbend als körperlich, gegen die übrigen nicht als ein Allgemeines, sondern als ein Specifisches. Ferner entsteht die Frage, soll man die Pigmente nach Maß oder nach Gewicht zusammenbringen? Beides kann hier nicht frommen. Alle Mischung der Pigmente zu malerischen Zwecken ist empirisch-ästhetisch, und hängt von Kenntniß der unterliegenden Körper und von dem zarten Gefühle des Auges ab. Hier, wie in allen Künsten, gilt ein geistreiches, incalculables Eingreifen in die Erfahrung.

Noch manches wäre hier beizubringen, doch wird es demjenigen, der unserm Vortrage bisher aufmerksam gefolgt ist, gewiß gegenwärtig seyn. Wir geben daher ohne weiteres die Summe des Mayer'schen Aufsatzes nach seiner Paragraphenzahl.

1) Es seyen nur drei einfache primitive Farben, aus denen durch Mischung die übrigen entstehen.

2) Schwarz und Weiß sey nicht unter die Farben zu rechnen, hingegen dem Licht und der Finsterniß zu vergleichen.

3) Die secundären Farben seyen gemischt aus zwei oder drei einfachen.

4) Mischung von Roth und Gelb.

5) Mischung von Gelb und Blau.

6) Mischung von Roth und Blau.

7) Weitere Ausführung.

8) Mischung der drei Farben in verschiedenen Proportionen.

9) Weiß und Schwarz zu den Farben gemischt, macht sie nur heller und dunkler. Die drei Urfarben in gehörigem Maße zusammengemischt, machen Grau, so wie jene beiden.

10) Von chemischen Mischungen ist nicht die Rede. Die Versuche zu dem gegenwärtigen Zweck sind mit trockenen Pulvern anzustellen, die auf einander nicht weiter einwirken.

11) Die Portion der einer andern zuzumischenden Farbe muß nicht zu klein seyn, sonst ist das Resultat nicht bestimmbar.

12) Man kann zwölf Theile einer jeden Farbe festsetzen, bezüglich auf Musik und Architektur, welche auch nur so viel Theile für sensibel halten.

13) Bezeichnung mit Buchstaben und Zahlen.

14) Durch gemeinsame Factoren multiplicirt oder dividirt, ändert sich das Resultat nicht.

15) Die einfachen Farben werden erst zu zwei, dann zu drei zwölfmal combinirt.

16) Durch weitere Operation entstehen einundneunzig Veränderungen,

17) die in einem Dreieck aufgestellt werden können.

18) Die Felder dieses Dreiecks sollen nur nach ihren Zahlbezeichnungen colorirt werden. Dieß soll durch einen Maler geschehen. Dadurch wird also das Fundament der Sache dem Auge, dem Gefühl des Künstlers überlassen.

19) Ein Pigment stelle die Farbe nicht rein dar. Dieses ist freilich ganz natürlich, weil sie an irgend einem Körper besonders bedingt wird. Die reine Farbe ist eine bloße Abstraction, die wohl manchmal, aber selten zur Wirklichkeit kommt. So nimmt Mayer z. B. den Zinnober als ein vollkommenes Roth an, der doch durchaus einen gelben Schein mit sich führt.

20) Vier Pigmente werden angegeben mit ihren Buchstaben und Ziffern des Dreiecks. Nun wird berechnet, welche Farbe aus diesen Pigmenten entstehen soll. Diese Pigmente müssen also doch erst mit den Feldern des Dreiecks verglichen werden; und wer vergleicht sie, als ein geübtes Auge? und wer wird die zusammengesetzte Farbe mit der durch das Zeichen des Resultats der Berechnung angegebenen Farbe vergleichen?

21) Die Aufgabe wird umgekehrt. Man verlangt eine gewisse Farbe; wie viele Theile der übrigen sollen dazu genommen werden?

22) Mehr als drei Pigmente dürfe man nicht annehmen, sonst werde die Aufgabe unbestimmt.

23) Mischung der vollkommenen, gehörig beleuchteten, mit Licht versehenen Farben mit Weiß,

24) wodurch sie heller werden, und zugleich unkenntlicher, d. i. weniger unterscheidbar. Des Weißen werden auch zwölf Theile angenommen, und so entstehen dreihundert vierundsechzig Farben. Diese Zahl deutet auf eine Pyramidalfläche, deren je eine Seite zwölf enthält.

25) Dieſelbige Operation mit Schwarz.

26) Vollkommene Farben ſollen immer etwas Weiß oder Licht bei ſich haben.

27) Weitere Ausführung.

28) Schwarz, betrachtet als die Privation des Weißen.

29) Sämmtliche auf dieſem Wege hervorgebrachte Farben belaufen ſich auf achthundert neunzehn.

30) Schlußbetrachtung über dieſe beſtimmte große Mannichfaltigkeit und über die noch weit größere der verſchiedenen Abſtufungen, die dazwiſchen liegen.

Mayer hatte, wie natürlich war, ſeine Unzufriedenheit mit der Newton'ſchen Terminologie zu erkennen gegeben. Dieſes zog ihm nicht den beſten Willen ſeiner Collegen und der gelehrten Welt überhaupt zu. Schon in der Vorleſung ſelbſt machte Röderer eine unbedeutende und unrichtige Bemerkung, welche aber begierig aufgefaßt und durch Käſtner fortgepflanzt wurde. Was dieſer und nachher Erxleben, Lichtenberg, Johann Tobias Mayer, Mollweide und andere, wenn die Sache zur Sprache kam, für Sandweben über dieſen Gegenſtand hingetrieben und ihn damit zugedeckt, wäre allzu umſtändlich aus einander zu ſetzen. Der beſſer Unterrichtete wird es künftig ſelbſt leiſten können.

Johann Heinrich Lambert.

Beſchreibung einer mit dem Calauiſchen Wachſe ausgemalten Farbenpyramide. Berlin 1772. 4.

Der Mayer'ſchen Abhandlung war eine colorirte Tafel beigefügt, welche die Farbenmiſchung und Abſtufung in einem Dreieck, freilich ſehr unzulänglich, vorgeſtellt. Dieſer Darſtellung mehr Ausdehnung und Vielſeitigkeit zu geben, wählte man ſpäter die körperliche Pyramide. Die Calauiſche Arbeit und die Lambert'ſche Erklärung iſt gegenwärtig nicht vor uns; doch läßt ſich leicht denken, was dadurch geleiſtet worden. Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von deſſen ſchönen Einſichten in die Farbenlehre, von der maleriſchen Seite her wir ſchon früher ein Zeugniß abgelegt, die Abſtufungen der Farben und ihr Abſchattiren gegen Hell

und Dunkel auf einer Kugel dargestellt, und wie wir glauben, diese Art von Bemühungen völlig abgeschlossen.

Lamberts Photometrie berühren wir hier nur insofern, als wir uns nicht erinnern, daß er, bei Messung der verschiedenen Lichtstärken, jene Farbenerscheinungen gewahr geworden, welche doch bei dieser Gelegenheit so leicht entspringen, wie vor ihm Bouguer und nach ihm Rumford wohl bemerkt. Sie sind theils physisch, indem sie aus der Mäßigung des Lichtes entspringen, theils physiologisch, insofern sie sich an die farbigen Schatten anschließen.

Carl Scherffer.

Abhandlung von den zufälligen Farben. Wien 1765.

Bouguer und Buffon hatten bei Gelegenheit des abklingenden Bildes im Auge und der farbigen Schatten, diese, wie es schien, unwesentlichen Farben, denen wir jedoch unter der Rubrik der physiologischen den ersten Platz zugestanden, zur Sprache gebracht und sie zufällig genannt, weil es noch nicht gelungen war ihre Gesetzmäßigkeit anzuerkennen.

Scherffer, ein Priester der Gesellschaft Jesu, beschäftigte sich mit diesen Erscheinungen und vermannichfaltigte die Versuche, wobei er sich als einen scharfsinnigen und redlichen Beobachter zeigt. Da er jedoch der Lehre Newtons zugethan ist, so sucht er die Phänomene nach derselben zu erklären oder vielmehr sie ihr anzupassen. Die Umkehrung eines hellen Bildes im Auge in ein dunkles, eines dunkeln in ein helles, nach verschiedenen gegebenen Bedingungen (S. 15 ff.), erklärte man, wie am angeführten Orte ersichtlich ist. Nun schlug Pater Scherffer zu Erklärung der farbig mit einander abwechselnden Erscheinungen folgenden Weg ein.

Er legt jenen mangelhaften Newton'schen Farbenkreis (592—594 zum Grunde, dessen Zusammenmischung Weiß geben soll. Dann fragt er, was für eine Farbe z. B. entstehen würde, wenn man aus diesem Kreise das Grün hinwegnähme? Nun fängt er an zu rechnen, zu operiren, Schwerpunkte zu suchen, und findet, daß ein Violett entstehen müsse, welches zwar, wie er selbst sagt, in der Erfahrung nicht entsteht, wohl aber ein Roth, das er dann eben auch gelten läßt.

Nun soll das Auge, wenn es von den grünen Strahlen afficirt

worden, der grüne Gegenstand aber weggehoben wird, sich in einer Art von Nothwendigkeit befinden, von dem Resultat der sämmtlichen übrigen Strahlen afficirt zu werden.

Da nun aber diese Resultate niemals rein zutreffen — und wie wäre es auch möglich, indem das vollkommene Roth, welches eigentlich der Gegensatz des Grünen ist, jenem Kreise fehlt! — so muß der gute Pater auch in die Hetmannsmanier fallen, worin ihm denn freilich sein Herr und Meister weidlich vorgegangen, so daß er Ausflüchte, Ausnahmen, Einschränkungen überall finden und nach seinem Sinne gebrauchen kann.

Darwin, der in der letzten Zeit diese Erscheinungen ausführlich vorgenommen, erklärt sie zwar auch nach der Newton'schen Lehre, hält sich aber weniger dabei auf, inwiefern diese zu den Erscheinungen passe oder nicht.

Unser einfacher naturgemäßer Farbenkreis Taf. I. Fig. 1 dient jedoch dazu, diese Gegensätze, indem man bloß die Diameter zieht, bequem aufzufinden.

Weil übrigens jeder tüchtige Mensch, selbst auf dem Wege des Irrthums, das Wahre ahnt, so hat auch Scherffer dasjenige was wir unter der Form der Totalität ausgesprochen, zwar auf eine schwankende und unbestimmte, aber doch sehr anmuthige Weise ausgedrückt, wie folgt.

„Bei Erwägung dieser und mehr dergleichen Muthmaßungen glaube ich nicht, daß ich mich betrüge, wenn ich dafür halte, es habe mit dem Auge eine solche Beschaffenheit, daß es nach einem empfindlichern Drucke des Lichtes nicht allein durch die Ruhe, sondern auch durch den Unterschied der Farben wiederum müsse gleichfalls erfrischt werden; jener Ekel, den wir durch das längere Ansehen einer Farbe verspüren, rühre nicht so viel von dem uns angeborenen Wankelmuthe her, als von der Einrichtung des Auges selbst, vermöge welcher auch die schönste Farbe durch den allzu lang anhaltenden Eindruck ihre Annehmlichkeit verliert. Und vielleicht hat die vorsichtige Natur dieses zum Absehen gehabt, damit wir einen so edlen Sinn nicht immer mit einer Sache beschäftigen, indem sie unserer Untersuchung eine so große Menge darbietet, da sie den Unterschied in Abwechselung der Farben weit reizender machte als alle Schönheit einer jeden insbesondere."

Wir enthalten uns manche interessante Beobachtung und Betrachtung hier auszuziehen, um so mehr als diese Schrift in jedes wahren Liebhabers der Farbenlehre eigene Hände zu gelangen verdient.

Benjamin Franklin.

Kleine Schriften, herausgegeben von G. Schatz 1794. Zweiter Theil S. 324 f.

„Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenstand auf die Sehnerven macht, dauert zwanzig bis dreißig Secunden. Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer sitzt, eine Zeit lang in die Mitte eines Fensters, und schließt sodann die Augen, so bleibt die Gestalt des Fensters eine Zeit lang im Auge, und zwar so deutlich, daß man im Stande ist die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig ist bei dieser Erfahrung der Umstand, daß der Eindruck der Form sich besser erhält als der Eindruck der Farbe. Denn sobald man die Augen schließt, scheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fensters anfängt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie hält, so erfolgt sogleich das Gegentheil: die Fächer erscheinen leuchtend und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine, grüne oder sogenannte Conservationsbrille gesehen, und nimmt sie nun ab, so sieht das weiße Papier eines Buchs röthlich aus, so wie es grünlich aussieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dieß scheint eine noch nicht erklärte Verwandtschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen."

Noch manches was sich hier anschließt, ist von Buffon, Mazeas, Beguelin, Melville beobachtet und überliefert worden. Es findet sich beisammen in Prieſtley's Geſchichte der Optik S. 327, woselbst es unſre Leſer aufzusuchen belieben werden.

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweite Epoche,

von Dollond bis auf unsere Zeit.

Achromasie.

Die Geschichte dieser wichtigen Entdeckung ist im allgemeinen bekannt genug, indem sie theils in besondern Schriften theils in Lehr- und Geschichtsbüchern öfters wiederholt worden. Uns geziemt daher nur das Hauptsächliche zu sagen, vorzüglich aber zu zeigen, wie diese bedeutende Aufklärung einer ungeahnten Natureigenschaft auf das Praktische einen großen, auf das Theoretische gar keinen Einfluß gewinnen können.

Von uralten Zeiten her war bekannt und außer Frage, daß Brechung auf mannichfaltige Weise ohne Farbenerscheinung stattfinden könne. Man sah daher diese, welche sich doch manchmal dazu gesellte, lange Zeit als zufällig an. Nachdem aber Newton ihre Ursache in der Brechung selbst gesucht und die Beständigkeit des Phänomens dargethan, so wurden beide für unzertrennlich gehalten.

Dessenungeachtet konnte man sich nicht läugnen, daß ja unser Auge selbst durch Brechung sieht, daß also, da wir mit nacktem Auge nirgends Farbensäume oder sonst eine apparente Färbung der Art erblicken, Brechung und Farbenerscheinung bei dieser Gelegenheit von einander unabhängig gedacht werden können.

Rizzetti hatte das schon zur Sprache gebracht; weil aber seine Zeit in manchem noch zurück war, weil er den nächsten Weg verfehlte und in seiner Lage verfehlen mußte, so wurde auch dieses Verhältnisses nicht weiter gedacht. Indessen war es anatomisch und physiologisch bekannt, daß unser Auge aus verschiedenen Mitteln bestehe. Die Folgerung, daß durch verschiedene Mittel eine Compensation möglich sey, lag nahe, aber niemand fand sie.

Dem sey wie ihm wolle, so stellte Newton selbst den so oft besprochenen Versuch, den achten seines zweiten Theils, mit verschiedenen Mitteln an, und wollte gefunden haben, daß wenn in diesem Fall der ausgehende Strahl nur dahin gebracht würde, daß er parallel mit dem eingehenden sich berichtet befände, die Farbenerscheinung alsdann aufgehoben sey.

aufgeworfen und wollen nichts anerkennen, als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der ersten Mathematiker sagte, bei Gelegenheit, wo man ihm ein physisches Capitel andringlich empfehlen wollte: „aber läßt sich denn gar nichts auf den Calcul reduciren?“

Wir erinnern uns gar wohl der Jahre, wo sich niemand unterstehen durfte, von geheimen umherschleichenden Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit, da sie das Vaterland unterminirten; wir wissen auch recht gut, wer diese Censur ausübte und welcher Vortheile man sich dabei bediente.

So übt schon seit zwanzig Jahren die physiko-mathematische Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; sie verschreien solche in Collegien und wo nicht sonst; davon wissen mir jetzo Männer über dreißig Jahre genugsam zu erzählen, und jene haben nicht Unrecht. Der Besitz, in dem sie sich stark fühlen, wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in diesem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Aristokratie sich zu wehren alle Ursache hat.

Die große Aufgabe wäre: die mathematisch-philosophischen Theorien aus den Theilen der Physik zu verbannen, in welchen sie Erkenntniß anstatt sie zu fördern nur verhindern, und in welchen die mathematische Behandlung durch Einseitigkeit der Entwicklung der neuern wissenschaftlichen Bildung eine so verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforschung sey, wie derselbe auf dem einfachsten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Versuch zu steigern sey und wie dieser endlich zum Resultate führe.

Zuerst kann es auffallen, daß Newton, indem ihm bei parallelen sogenannten Strahlen Brechung übrig geblieben und die Farbenerscheinung aufgehoben worden, nicht weiter gegangen, sondern daß es ihm vielmehr beliebt wunderliche Theoreme aufzustellen, die aus dieser Erfahrung herfließen sollten.

Ein Vertheidiger Newtons hat in der Folge die artige Vermuthung geäußert, daß in dem Wasser, dessen sich Newton bedient, Bleizucker aufgelöst gewesen, den er auch in anderen Fällen angewendet. Dadurch wird allerdings das Phänomen möglich, zugleich aber die Betrachtung auffallend, daß dem vorzüglichsten Menschen etwas ganz deutlich vor Augen kommen kann, ohne von ihm bemerkt und aufgefaßt zu werden. Genug, Newton verharrte bei seiner theoretischen Ueberzeugung, so wie bei der praktischen Behauptung, die dioptrischen Fernröhre seyen nicht zu verbessern. Es kam daher ein Stillstand in die Sache, der nur erst durch einen andern außerordentlichen Menschen wieder konnte aufgehoben werden.

Euler, einer von denjenigen Männern, die bestimmt sind wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Ernte ihrer Vorgänger gerathen, ließ die Betrachtung des menschlichen Auges, das für sich keine apparenten Farben erblickt, ob es gleich die Gegenstände durch bedeutende Brechung sieht und gewahr wird, nicht aus dem Sinne und kam darauf, Menisken, mit verschiedenen Feuchtigkeiten angefüllt, zu verbinden, und gelangte durch Versuche und Berechnung dahin, daß er sich zu behaupten getraute, die Farbenerscheinung lasse sich in solchen Fällen aufheben, und es bleibe noch Brechung übrig.

Die Newton'sche Schule vernahm dieses, wie billig, mit Entsetzen und Abscheu; im stillen aber, wir wissen nicht, ob auf Anlaß dieser Euler'schen Behauptung oder aus eigenem Antriebe, ließ Chester-Moreball in England heimlich und geheimnißvoll achromatische Fernröhre zusammensetzen, so daß 1754 schon dergleichen verhanden, obgleich nicht öffentlich bekannt waren.

Dollond, ein berühmter optischer Künstler, widersprach gleichfalls Eulern aus Newton'schen Grundsätzen, und fing zugleich an praktisch gegen ihn zu operiren; allein zu seinem eigenen Erstaunen entdeckt er das Gegentheil von dem, was er behauptet; die Eigenschaften des Flint- und Crownglases werden gefunden, und die Achromasie steht unwidersprechlich da.

Bei alledem widerstrebt die Schule noch eine Zeit lang; doch ein

trefflicher Mann, Klingenstierna, macht sich um die theoretische Ausführung verdient.

Niemand konnte nunmehr verborgen bleiben, daß der Lehre eine tödtliche Wunde beigebracht sey. Wie sie aber eigentlich nur in Worten lebte, so war sie auch durch ein Wort zu heilen. Man hatte die Ursache der Farbenerscheinung in der Brechung selbst gesucht; sie war es, welche diese Urtheile aus dem Licht entwickelte, denen man zu diesem Behuf eine verschiedene Brechbarkeit zuschrieb. Nun war aber bei gleicher Brechung diese Brechbarkeit sehr verschieden, und nun faßte man ein Wort auf, den Ausdruck Zerstreuung, und setzte hinter diese Brechung und Brechbarkeit noch eine von ihr unabhängige Zerstreuung und Zerstreubarkeit, welche im Hinterhalt auf Gelegenheit warten mußte sich zu manifestiren; und ein solches Flickwerk wurde in der wissenschaftlichen Welt, so viel mir bekannt geworden, ohne Widerspruch aufgenommen.

Das Wort Zerstreuung kommt schon in den ältesten Zeiten, wenn vom Licht die Rede ist, vor. Man kann es als einen Trivialausdruck ansehen, wenn man dasjenige, was man als Kraft betrachten sollte, materiell nimmt, und das was eine gehinderte, gemäßigte Kraft ist, als eine zerstückelte, zermalmte, zersplitterte ansieht.

Wenn ein blendendes Sonnenlicht gegen eine weiße Wand fällt, so wirkt es von dort nach allen entgegengesetzten Enden und Ecken zurück, mit mehr oder weniger geschwächter Kraft. Führt man aber mit einer gewaltsamen Feuerspritze eine Wassermasse gegen diese Wand, so wirkt diese Masse gleichfalls zurück, aber zerstiebend und in Millionen Theile sich zerstreuend. Aus einer solchen Vorstellungsart ist der Ausdruck Zerstreuung des Lichtes entstanden.

Je mehr man das Licht als Materie, als Körper ansah, für deste passender hielt man diese Gleichnißrede. Grimaldi wird gar nicht fertig das Licht zu zerstreuen, zu zerbrechen und zu zerreißen. Bei Rizzetti findet auch die Dispersion der Strahlen mit denen er operirt, jedoch wider ihren Willen und zu ihrem höchsten Verdrusse, statt. Newton, bei dem die Strahlen ja auch aus einander gebrochen werden, brauchte diesen und ähnliche Ausdrücke, aber nur discursiv, als erläuternd, versinnlichend; und auf diese Weise wird jenes Wort herangetragen, bis es endlich in dem neu eintretenden unerwarteten Nothfalle aufgeschnappt und zum Kunstworte gestempelt wird.

Mir sind nicht alle Documente dieses wichtigen Ereignisses zu Handen gekommen, daher ich nicht sagen kann, wer sich zuerst so ausgedrückt. Genug, dieses Kunstwort ward bald ohne Bedenken gebraucht, und wird es noch, ohne daß irgend jemand einfiele, wie durch jene große Entdeckung das Alte völlig verändert und aufgehoben worden. Man hat mit diesem Pflaster den Schaden zugedeckt, und wer in der Kürze einen eminenten Fall sehen will, wie man mit der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flickt, der lese in den Anfangsgründen der Naturlehre von Johann Tobias Mayer die kurze Darstellung von der Theorie der Farben; besonders vergleiche man den 630. und 635. Paragraphen. Wäre dieß ein alter Autor, so würden die Kritiker sich mit der größten Sorgfalt nach andern Codicibus umsehen, um solche Stellen, die gar keinen Sinn haben, mit Bedacht und Vorsicht zu emendiren.

Die Lehre mag sich indessen stellen wie sie will, das Leben geht seinen Gang fort. Achromatische Fernröhre werden verfertigt, einzelne Männer und ganze Nationen auf die Eigenschaften der verschiedenen Glasarten aufmerksam. Clairaut in Frankreich bedient sich der sogenannten **Pierres de Stras** statt des Flintglases, und die Entdeckung lag ganz nahe, daß der Bleikalk dem Glase jene Eigenschaft, die Farbensäume disproportionirlich gegen die Brechung zu verbreitern, mittheilen könne. Zeiher in Petersburg machte sich um die Sache verdient. Was Boscovich und Steiner gethan, um diese Angelegenheit theoretisch und praktisch zu fördern, bleibt unvergessen.

Le Baude erhielt in Frankreich 1773 den Preis für eine Glasart, die dem Flint nahe kam. Dufougerais hat zu unserer Zeit, in seiner Manufactur zu Mont-Cenis, ein Glas verfertigt, wovon ein Prisma zu zehn Graden, mit einem Prisma von Crownglas zu achtzehn Graden zusammengestellt, die Farbenerscheinung aufhebt.

Von dieser Glasart liegt noch eine große Masse vorräthig, und es ist zu wünschen, daß ein Theil derselben von den französischen Optikern zu Prismen von allen Winkeln genutzt, und zum Besten der Wissenschaft in einen allgemeinen Handelsartikel verwandelt werde.

Das Weitere und Nähere, was diese wichtige Epoche betrifft, ist in Priestley's Geschichte der Optik nachzuschlagen; wobei die Klügel'schen Zusätze von großer Bedeutung sind. Uebrigens ist Priestley hier, wie

durchaus, mit Vorsicht zu lesen. Er kann die Erfahrung, er kann die großen, gegen Newton daraus entspringenden Resultate nicht läugnen, giebt aber ganz gewissenlos zu verstehen, Euler sey durch einen Wink Newtons angeregt worden; als wenn jemand auf etwas hinwinken könnte, was er aufs hartnäckigste läugnet, ja was noch schlimmer ist, von dessen Möglichkeit er gar keine Spur hat! Unser in diesem Falle so wie in andern geradsinnige Kügel läßt es ihm auch nicht durchgehen, sondern macht in einer Note aufmerksam auf diese Unredlichkeit.

Joseph Priestley.

The history and present state of discoveries relating to vision, light and colours. London 1772. 4.

Ohne diesem Werk sein Verdienst verkümmern oder ihm denjenigen Nutzen abläugnen zu wollen, den wir selbst daraus gezogen haben, sind wir doch genöthigt auszusprechen, daß dadurch besonders die anbrüchige Newton'sche Lehre wieder hergestellt worden. Der Verfasser braucht die eingeführten Phrasen wieder ruhig fort. Alles was im Alterthum und in der mittlern Zeit geschehen, wird für nichts geachtet. Newtons Versuche und Theorien werden mit großem Bombast ausgekramt. Die achromatische Entdeckung wird so vorgetragen, als sey jene Lehre dadurch nur ein wenig modificirt worden. Alles kommt wieder ins gleiche, und der theoretische Schlendrian schleift sich wieder so hin.

Da man dieses Werk, genau betrachtet, gleichfalls mehr als Materialien denn als wirkliche Geschichtserzählung anzusehen hat, so verweisen wir übrigens unsere Leser gerne darauf, weil wir auf manches, was dort ausführlich behandelt worden, nur im Vorbeigehen hingedeutet haben.

Paul Frisi.

Wir erwähnen hier dieses Mannes, ob er gleich erst später, 1778, eine Lobschrift auf Newton herausgegeben, um nur mit wenigem zu bemerken, daß immer noch die ältere Lehre, wie sie Newton vorgetragen, Desaguliers sie vertheidigt, wie sie in die Schulen aufgenommen worden,

ihre unbedingten Lobredner findet, selbst in der neuern Epoche, die ihren Untergang entschieden hätte herbeiführen müssen, wenn die Menschen, unter dem Druck einer beschränkten Gewohnheit hinlebend, zu einem neuen Aperçu Augen und Geist entschieden froh hinaufheben könnten.

Wird übrigens ein Muster verlangt, wie ein ächter Newtonianer gedacht und gesprochen und sich die Sache vorgestellt, so kann diese übrigens sehr gut geschriebene und mit heiterm Enthusiasmus vorgetragene Lobschrift zur Hand genommen und beherzigt werden.

Georg Simon Klügel.

Die Lehre von der Achromasie war wie ein fruchtbarer und unzerstörlicher Same über das Feld der Wissenschaften ausgestreut. So manches davon auch unter die Schuldornen fiel, um daselbst zu ersticken, so manches davon auch von den immer geschäftigen theoretisch-kritischen Vögeln aufgepickt und verschluckt wurde, so manches davon das Schicksal hatte auf dem platten Wege der Gemeinheit zertreten zu werden, so konnte es doch nicht fehlen, daß in guten und tragbaren Boden ein Theil trefflich aufgenommen ward, und wo nicht gleich Frucht trug, doch wenigstens im Stillen keimte.

So haben wir oft genug unsern redlichen Landsmann Klügel bewundert und gelobt, wenn wir sein Verfahren bei Ueberfetzung und Supplirung der Priestley'schen Optik mit Ruhe beobachteten. Ueberall vernimmt man leise Warnungen, vielleicht zu leise, als daß sie hätten können gehört werden. Klügel wiederholt bescheiden und oft, daß alle theoretischen Enunciationen nur Gleichnißreden seyen. Er deutet an, daß wir nur den Wiederschein und nicht das Wesen der Dinge sehen, er bemerkt, daß die Newton'sche Theorie durch die achromatische Erfindung wohl [illegible] aufgehoben seyn könnte.

Wenn es uns nicht ziemt von seinem Hauptverdienste, das außer unserm Gesichtskreise liegt, zu sprechen, so geben wir um so lieber ihm das Zeugniß eines vielleicht noch seltenern Verdienstes, daß ein Mann wie er, von so viel mathematischer Gewandtheit, dem Wissenschaft und Erfahrung in solcher Breite zu Gebote standen, daß dieser eine vorurtheilsfreie verständige Uebersicht dergestalt walten ließ, daß seine wissen-

ſchaftlichen Behandlungen, ſicher ohne dogmatiſch, warnend ohne ſkeptiſch zu ſeyn, uns mit dem Vergangenen bekannt machen, das Gegenwärtige wohl einprägen, ohne den Blick für die Zukunft zu verſchließen.

Uebergang.

Die Newton'ſche Schule mochte ſich indeſſen gebärden wie ſie wollte. Es war nun ſo oft von vielen bedeutenden Männern, in ſo vielen Schriften, welche gleichſam jeden Tag wirkſam waren — denn die Sache wurde lebhaft betrieben — es war ausgeſprochen worden, daß Newton ſich in einem Haar*punkte geirrt habe, und mehr als alle Worte ſprachen dieß die dioptriſchen Fernröhre auf Sternwarten und Maſtbäumen, in den Händen der Forſcher und der Privatleute, immer lauter und unwiderſprechlicher aus.

Der Menſch — wir haben ſchon früher darauf appuyirt — unterwirft ſich eben ſo gern der Autorität, als er ſich derſelben entzieht: es kommt bloß auf die Epochen an, die ihn zu dem einen oder dem andern veranlaſſen. In der gegenwärtigen Epoche der Farbenlehre erhielten nunmehr jüngere, geiſtreichere, ernſt und treugeſinnte Menſchen eine gewiſſe Halbfreiheit, die, weil ſie keinen Punkt der Vereinigung vor ſich ſah, einen jeden auf ſich ſelbſt zurückwies, eines jeden eigene Anſichten, Lieblingsmeinungen, Grillen hervorrief, und ſo zwar manchem Guten förderlich war, dagegen aber auch eine Art von Anarchie weiſſagte und vorbereitete, welche in unſern Tagen völlig erſchienen iſt.

Was Einzelne gethan, die Natur der Farbe auf dieſe oder jene Weiſe mehr zu ergründen und zu erklären, ohne auf die Newton'ſche Lehre beſonders Rückſicht zu nehmen, iſt jetzt die Hauptaufgabe unſeres fernern Vortrags. Wir nehmen mit, was wir ſonſt noch auf unſerm Wege finden, laſſen aber dazwiſchen manches Einzelne liegen, welches nicht frommt und fördert.

Chriſtian Friedrich Gotthard Weſtfeld.

Die Erzeugung der Farben, eine Hypotheſe. Göttingen 1767.

Dieſer einzelne Bogen verdiente wohl, wenn man eine Anzahl

kleiner, auf die Farbenlehre bezüglicher, sich verlierender Schriften sammeln und der Vergessenheit entziehen wollte, mit abgedruckt zu werden.

Des Verfassers Vortrag ist zwar nicht luminos, und weil er sich gleich in Controvers verwickelt, keineswegs erfreulich; doch ist seine Ueberzeugung guter Art. Erst drückt er sie im allgemeinen folgendermaßen aus: „Die Verschiedenheit der Farben ist nur eine Verschiedenheit der Bewegung in den nervigen Fasern der Netzhaut;“ dann aber tritt er der Sache näher, und schreibt die Farbenwirkung aufs Auge einer mehr oder minder erregten Wärme auf der Netzhaut zu.

Mit einer vergnüglichen Zufriedenheit sehen wir dasjenige geahnt und vorbereitet, was später von Herschel entdeckt und zu unserer Zeit weit ausgeführt worden. Wir wollen ihn selbst hören.

„Das Licht ist ein ausgedehntes Feuer, das man nur in einen engen Raum zusammendrängen darf, um sich von der Heftigkeit seiner Wirkungen zu überführen. Die Netzhaut des Auges hat die natürliche Wärme des Körpers. Die Lichtstrahlen, die auf sie fallen, müssen ihre natürliche Wärme vermehren, und ihre Fasern desto mehr ausdehnen, je dichter sie sind. Diese Verschiedenheit der Ausdehnung der nervigen Fasern muß eine verschiedene Empfindung in der Seele hervorbringen, und diese verschiedenen Empfindungen nennen wir Farben. Mit den Empfindungen, wenn sie zu heftig sind, ist bisweilen ein gewisses Gefühl verbunden, das wir Schmerz heißen. Wenn die Lichtstrahlen solche Empfindungen erregen, so haben sie einen zu heftigen Grad der Ausdehnung hervorgebracht. Die Empfindungen, die wir Farbe nennen, müssen von einem geringern Grade der Ausdehnung herrühren, und unter diesen ist die heftigste Empfindung gelbe Farbe, weniger heftige die rothe, grüne, blaue Farbe.

„Ein einzelner Lichtstrahl dehnt die Stelle der Netzhaut, auf die er fällt, so aus, daß dadurch die Empfindung in der Seele entsteht, die wir gelbe Farbe nennen. Man zerlege diesen Lichtstrahl durch das Prisma in sieben Theile, wovon einer immer dichter ist als der andere, so werden diese sieben Theile, nach Verhältniß ihrer Dichtigkeit, verschiedene Ausdehnungen erzeugen, wovon wir jede mit einem eigenen Namen belegen. Schwarze Körper saugen die meisten Lichtstrahlen ein; folglich bringen sie auch die geringste Ausdehnung auf die Netzhaut hervor; violette etwas mehr, und dieß steigt bis zu den gelben und weißen

Körpern, die, weil sie am dichtesten sind, die meisten Lichtstrahlen zurückwerfen, und dadurch die heftigste Ausdehnung auf der Netzhaut erregen.

„Man merke es wohl, was wir vorhin gesagt haben, daß die natürliche Wärme der Netzhaut vermehrt werden muß, wenn wir Farben sehen, oder überhaupt wenn wir sehen sollen. So können wir lange in einem warmen finstern Zimmer seyn, worinnen wir durch die Wärme nicht sehen. Der ganze Körper empfindet in diesem Falle, und deßwegen lassen sich die Empfindungen an einzelnen Theilen nicht unterscheiden. Wir sehen im Winter bei einer heftigen Kälte gefärbte und ungefärbte Körper, weil sie Lichtstrahlen in unser Auge werfen, und dadurch eine größere Wärme oder größere Ausdehnung erregen.

„Die Dichtigkeit der Lichtstrahlen, die die gelbe oder weiße Farbe in uns erzeugt, kann sehr verschieden seyn, ohne daß sie eine andere Farbe hervorbringt. Das Licht, das in der Nähe gelb brennt, brennt auch noch in einer großen Entfernung so. Kreide sieht in der Nähe und in der Ferne weiß aus. Ganz anders verhält es sich mit den Farben, die von einer viel mindern Dichtigkeit der Lichtstrahlen entstehen; diese werden schon in einer kleinen Entfernung schwarz.

„Ich sehe nicht, wie ein Newtonianer verantworten kann, daß Körper von schwachen Farben in der Entfernung schwarz zu seyn scheinen. Wenn sie z. B. nur die blauen Lichttheilchen zurückwerfen, warum bleiben denn diese auf der entfernten Netzhaut nicht eben so wohl blaue Lichttheilchen als auf der nahen? Es ist ja nicht wie mit dem Geschmacke eines Salzes, das man mit zu vielem Wasser verdünnt hat. Die blauen Lichttheilchen werden auch in der Entfernung mit nichts vermischt, das ihre Wirkungen verändern könnte. Sie gehen zwar durch die Atmosphäre, die voll fremder Körper und anderer Farbetheilchen ist, aber sie leiden doch dadurch keine Veränderung.

„Die scheinbaren Farben lassen sich aus dieser Hypothese noch leichter als aus den übrigen erklären. Wenn die Netzhaut, indem das Auge lange in das Licht sah oder einen andern gefärbten Körper einige Zeit betrachtete, nach Verhältniß der Dichtigkeit der empfangenen Lichtstrahlen erwärmt wurde, so konnte sich diese Wärme nur nach und nach verlieren. So wird ein warmes Metall nicht auf einmal kalt. Mit der Fortdauer der Wärme dauerte die Ausdehnung fort, und folglich die Farben, die allmählig, so wie sich die Wärme verlor, in andere Farben übergingen.

„Ich mag diese Hypothese jetzt nicht weitläufiger ausführen, und deßwegen will ich nur noch das Wahre derselben, von dem Wahrscheinlichen abgesondert, herausetzen. Wahr ist es, daß die Lichtstrahlen, so einfach sie auch seyn mögen, Wärme und Ausdehnung auf der Netzhaut hervorbringen müssen, daß die Seele diese Ausdehnung empfinden muß. Denn man erkläre auch die Farben wie man will, so muß man mir doch allezeit zugeben, daß das, was z. B. die blaue Farbe erzeugt, nicht heftiger wirken kann, als die Wärme eines solchen blauen Lichttheilchens wirkt."

Hätte Westfeld statt des Mehr und Minder, wodurch doch immer nur eine Abstufung ausgedrückt wird, von der man nicht weiß wo sie anfangen und wo sie aufhören soll, seine Meinung als Gegensatz ausgesprochen, und die Farbenwirkungen als erwärmend und erkältend angenommen, so daß die von der einen Seite die natürliche Wärme der Retina erhöhen, die von der andern sie vermindern, so wäre nach ihm diese Ansicht nicht viel mehr zu erweitern gewesen. Sie gehört in das Capitel von der Wirkung farbiger Beleuchtung, wo wir theils das Nöthige schon angegeben haben, theils werden wir das allenfalls Erforderliche künftig suppliren.

Wilhelm Germain Guyot.

Nouvelles récréations physiques et mathématiques. Paris, 1769—70. 4 Bände. 8.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß eine Theorie sich nicht besser bewährt, als wenn sie dem Praktiker sein Urtheil erleichtert und seine Anwendungen fördert. Bei der Newton'schen ist gerade das Gegentheil: sie steht jedem im Wege, der mit Farben irgend etwas beginnen will; und dieß ist auch hier der Fall bei einem Manne, der sich unter andern physischen Erscheinungen und Kräften auch der Farben zu mancherlei Kunststücken und Erheiterungen bedienen will.

Er findet bald, daß er, um alle Farben hervorzubringen, nur drei Hauptfarben bedarf, die er also auch wohl Ur- und Grundfarben nennen mag. Er bringt diese in helleren, sich nach und nach verdunkelnden Reihen auf durchscheinendes, über Quadratrahmen gespanntes Papier, bedient sich dieser erst einzeln, nachher aber dergestalt mit einander verbunden,

daß die hellern und dunklern Streifen übers Kreuz zu stehen kommen: und so entspringen wirklich alle Farbenschattirungen, sowohl in Absicht auf Mischung als auf Erhellung und Verdunkelung, zu welchem letztern Zwecke er jedoch noch eine besondere Vorrichtung macht.

Sich dieser Rahmen zu bedienen, verfertigte er ein Kästchen, worein sie passen, wovon die eine Seite ganz offen und nach der Sonne gerichtet ist, die andere aber mit einer hinreichenden Oeffnung versehen, daß man die gefärbten Flächen überschauen könne.

Bei diesen Operationen, die so einfach sind, und eben weil sie so einfach sind, steht ihm die Newton'sche Theorie im Wege, worüber er sich, zwar mit vorhergeschickten Protestationen, daß er dem scharfsinnigen und curiosen System keineswegs zu widersprechen wage, folgendermaßen äußert.

„Die Wirkung, welche von diesen gefärbten durchscheinenden Papieren hervorgebracht wird, scheint nicht mit dem gegenwärtigen System von der Bildung der Farben übereinzustimmen. Denn das Papier, worauf man z. B. die blaue Farbe angebracht hat, wirft die blauen Strahlen zurück, wenn man es durch die große Oeffnung des Kastens betrachtet, indeß die andere geschlossen ist. Schaut man aber durch die kleinere, indeß die größere gegen die Sonne gewendet ist, so erblickt man durch das Papier hindurch eben dieselben blauen Strahlen. Dieses aber wäre, dem System nach, ein Widerspruch, weil ja dasselbe Papier dieselben Strahlen zurückwirft und durchläßt. Man kann auch nicht sagen, das Papier werfe nur einen Theil zurück und lasse den andern durchgehen: denn bei dieser Voraussetzung müßte das Papier, indem es nur einen Theil der blauen Strahlen durchließe, die Kraft haben alle übrigen zu verschlingen, da man doch, wenn man den gelben Rahmen hinter den blauen stellt, nichts sieht als grüne Strahlen, welche vielmehr der blaue Rahmen verschlingen sollte. Ja man dürfte gar keine Farbe sehen, denn die einzigen blauen Strahlen, welche durch den blauen Rahmen durchzugehen im Stande sind, müßten ja durch den zweiten Rahmen verschluckt werden, der nur die gelben durchläßt. Dieselbe Betrachtung kann man bei allen übrigen Farben machen, welche durch die verschiedenen Stellungen dieser farbigen Rahmen hervorgebracht werden."

Und so hat auch dieser verständige, im Kleinen thätige Mann, nach seiner Weise und auf seinem Wege, die Absurdität des Newton'schen

Wenn die Hoffnungen sich verwirklichen, daß die Menschen sich mit allen ihren Kräften, mit Herz und Geist, mit Verstand und Liebe vereinigen und von einander Kenntniß nehmen, so wird sich ereignen, woran jetzt noch kein Mensch denken kann. Die Mathematiker werden sich gefallen lassen in diesen allgemeinen sittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach sich des Dünkels entäußern, als Universalmonarchen über alles zu herrschen; sie werden sich nicht mehr beigehen lassen, alles für nichtig, für ineract, für unzulänglich zu erklären, was sich nicht dem Calcul unterwerfen läßt.

Wir müssen erkennen und bekennen, was Mathematik sey, wozu sie der Naturforschung wesentlich dienen könne, wohingegen sie nicht hingehöre und in welche klägliche Abirrung, Wissenschaft und Kunst durch falsche Anwendung seit ihrer Regeneration gerathen sey.

Die Mathematiker sind eine Art Franzosen; redet man zu ihnen, so übersetzen sie es in ihre Sprache, und dann ist es alsobald ganz etwas anderes.

Wer das Falsche vertheidigen will, hat alle Ursache leise aufzutreten und sich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf seiner Seite fühlt, muß derb auftreten, ein höfliches Recht will gar nichts heißen.

Deßwegen sagte man ganz richtig: „Wer die Menschen betrügen will, muß vor allen Dingen das Absurde plausibel machen."

Systems eingesehen und ausgesprochen: abermals ein Franzose, der gleichfalls die umsichtige Klugheit und Gewandtheit seiner Nation beurkundet.

Manclere.

Traité des couleurs et vernis. Paris 1773.

Die Farbenkörper haben gegen einander nicht gleichen Gehalt, und das Gelbe sey ausgiebiger als das Blaue, so daß, wenn man ihre Wirkung mit einander ins Gleichgewicht zu einem Grün setzen wolle, man drei Theile Blau gegen zwei Theile Gelb nehmen müsse. So sey auch das hohe Roth stärker als das Blaue, und man müsse fünf Theile Blau gegen vier Theile Roth nehmen, wenn das Gemisch gerade in die Mitte von beiden fallen solle.

Jean Paul Marat.

Découvertes sur le feu, l'électricité et la lumière. Paris 1779. 8.
Découvertes sur la lumière. Londres et Paris 1780. 8.
Notions élémentaires d'Optique. Paris 1784. 8.

Ohne uns auf die große Anzahl Versuche einzulassen, worauf Marat seine Ueberzeugungen gründet, kann es hier bloß unsere Absicht seyn, den Gang, den er genommen, anzudeuten.

Die erste Schrift liefert umständliche Untersuchungen über das was er feuriges Fluidum, fluide igné, nennt. Er bringt nämlich brennende, glühende, erhitzte Körper in das Sonnenlicht, und beobachtet den Schatten ihrer Ausflüsse und was sonst bei dieser Gelegenheit sichtbar wird.

Da er sich nun das Vorgehende noch deutlicher machen will, so bedient er sich in einer dunkeln Kammer des Objectives von einem Sonnenmikroskop, und bemerkt dadurch genauer die Schatten der Körper, der Dünste, die verschiedenen Bewegungen und Abstufungen.

Den Uebergang zu dem was uns eigentlich interessirt, werden wir hier gleich gewahr, und da er auch erkaltende, ja kalte Körper auf diese Weise beobachtet, so findet er, daß auch etwas Eigenes um sie vorgeht.

Er bemerkt Schatten und Lichtstreifen, hellere und dunklere Linien, welche das Schattenbild des Körpers begleiten.

War die feurige Flüssigkeit bei jenen ersten Versuchen aus dem Körper herausdringend sichtbar geworden, so wird ihm nunmehr eine Eigenschaft des Lichtes anschaulich, welche darin bestehen soll, daß es sich von den Körpern anziehen läßt, indem es an ihnen vorbeigeht. Er beobachtet die Phänomene genau und will finden, daß diese Anziehung, woraus jene von Grimaldi früher schon so genannte Beugung entsteht, nach der verschiedenen Natur der Körper, verschieden sey. Er beobachtet und mißt die Stärke dieser Anziehungskräfte, und wie weit sich die Atmosphäre dieser Anziehung erstrecken möchte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt er jene uns auch schon bekannten Farbensäume. Er findet nur zwei Farben, die blaue und die gelbe, an welche beiden sich die dritte, die rothe, nur anschließend sehen läßt.

Das Licht ist nun einmal angezogen, es ist von seinem Wege abgelenkt; dieß deutet ihm gleichfalls auf die Eigenschaft eines Fluidums. Er verharrt auf dem alten Begriff der Decomposition des Lichtes in farbige Lichttheile: aber diese sind ihm weder fünf, noch sieben, noch unzählige, sondern nur zwei, höchstens drei.

Da er nun bei diesen Versuchen, welche wir die paroptischen nannten, auch wie bei jenen, die feurige Flüssigkeit betreffenden, das Objectivglas eines Sonnenmikroskops anwendet, so verbinden sich ihm die dioptrischen Erfahrungen der zweiten Klasse, die Refractionsfälle, sogleich mit den paroptischen, deren Verwandtschaft freilich nicht abzuläugnen ist, und er widerspricht also von dieser Seite der Newton'schen Lehre, indem er ungefähr diejenigen Versuche aufführt, die auch wir und andere vorgelegt haben. Er spricht entschieden aus, daß die Farbenerscheinung nur an den Rändern entspringe, daß sie nur in einem einfachen Gegensatz entstehe, daß man das Licht hin und wieder brechen könne so viel man wolle, ohne daß eine Farbenerscheinung statt finde. Und wenn er auch zugesteht, daß das Licht decomponirt werde, so behauptet er steif und fest, es werde nur auf dem paroptischen Wege durch die sogenannte Beugung decomponirt, und die Refraction wirke weiter nichts dabei, als daß sie die Erscheinung eminent mache.

Er operirt nunmehr mit Versuchen und Argumenten gegen die diverse Refrangibilität, um seiner diversen Inflexibilität das erwünschte Ansehen

zu verschaffen; sodann fügt er noch einiges über die gefärbten Schatten hinzu, welches gleichfalls seine Aufmerksamkeit und Sagacität verräth, und verspricht diese und verwandte Materien weiter durchzuarbeiten.

Wer unserm Entwurf der Farbenlehre und dem historischen Faden unserer Bemühung gefolgt ist, wird selbst übersehen, in welchem Verhältniß gegen diesen Forscher wir uns befinden. Paroptische Farben sind, nach unserer eigenen Ueberzeugung, ganz nahe mit den bei der Refraction erscheinenden verwandt (E. 415). Ob man jedoch, wie wir glaubten, diese Phänomene allein aus dem Doppelschatten herleiten könne oder ob man zu geheimnißvolleren Wirkungen des Lichtes und der Körper seine Zuflucht nehmen müsse, um diese Phänomene zu erklären, lassen wir gern unentschieden, da für uns und andere in diesem Fache noch manches zu thun übrig bleibt.

Wir bemerken nur noch, daß wir die paroptischen Fälle mit den Refractionsfällen zwar verwandt, aber nicht identisch halten. Marat hingegen, der sie völlig identificiren will, findet zwar bei den objectiven Versuchen, wenn das Sonnenbild durchs Prisma geht, ziemlich seine Rechnung, allein bei subjectiven Versuchen, wo sich nicht denken läßt, daß das Licht an der Gränze eines auf einer flachen Tafel aufgetragenen Bildes hergehe, muß er sich freilich wunderlich gebärden, um auch hier eine Beugung zu erzwingen. Es ist merkwürdig genug, daß den Newtonianern bei ihrem Verfahren die subjectiven Versuche gleichfalls im Wege sind.

Wie wenig Gunst die Marat'schen Bemühungen bei den Naturforschern, besonders bei der Akademie, fanden, läßt sich denken, da er die hergebrachte Lehre, ob er gleich ihr letztes Resultat, die Decomposition des Lichtes, zugab, auf dem Wege den sie dahin genommen, so entschieden angriff. Das Gutachten der Commissarien ist als ein Muster anzusehen, wie grimassirend ein böser Wille sich gebärdet, um etwas das sich nicht ganz verneinen läßt, wenigstens zu beseitigen.

Was uns betrifft, so halten wir dafür, daß Marat mit viel Scharfsinn und Beobachtungsgabe die Lehre der Farben, welche bei der Refraction und sogenannten Inflexion entstehen, auf einen sehr zarten Punkt geführt habe, der noch fernerer Untersuchung werth ist, und von dessen Aufklärung wir einen wahren Zuwachs der Farbenlehre zu hoffen haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die beiden letztern oben benannten Schriften, welche uns eigentlich interessiren, gewissermaßen gleichlautend

sind, indem die zweite nur als eine Redaction und Epitome der ersten angesehen werden kann, welche von Christian Ehrenfried Weigel ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, Leipzig 1783, herausgekommen ist.

H. F. T.

Observations sur les ombres colorées, à Paris 1782.

Dieser, übrigens so viel wir wissen unbekannt gebliebene, Verfasser macht eine eigene und artige Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaft. Ohne mit der Naturlehre überhaupt oder auch nur mit diesem besondern Capitel des Lichtes und der Farben bekannt zu seyn, fallen ihm die farbigen Schatten auf, die er denn, da er sie einmal bemerkt hat, überall gewahr wird. Mit ruhigem und geduldigem Antheil beobachtet er die mancherlei Fälle, in welchen sie erscheinen, und ordnet zuletzt in diesem Buche zweiundneunzig Erfahrungen, durch welche er der Natur dieser Erscheinungen näher zu kommen denkt. Allein alle diese Erfahrungen und sogenannten **expériences** sind immer nur beobachtete Fälle, durch deren Anhäufung die Beantwortung der Frage immer mehr ins Weite gespielt wird. Der Verfasser hat keineswegs die Gabe mehreren Fällen ihr Gemeinsames abzulernen, sie ins Enge zu bringen, und in bequeme Versuche zusammenzufassen. Da dieses letztere von uns geleistet ist (E. 62—80), so läßt sich nunmehr auch leichter übersehen, was der Verfasser eigentlich mit Augen geschaut, und wie er sich die Erscheinungen ausgelegt hat.

Bei der Seltenheit des Buches halten wir es für wohlgethan, einen kurzen Auszug davon, nach den Rubriken der Capitel, zu geben.

Einleitung. Historische Nachricht, was Leonardo da Vinci, Buffon, Millot und Nollet über die farbigen Schatten hinterlassen.

Erster Theil. Was nöthig sey um farbige Schatten hervorzubringen? Nämlich zwei Lichter oder Licht von zwei Seiten; sodann eine entschiedene Proportion der beiderseitigen Helligkeit.

Zweiter Theil. Von den verschiedenen Mitteln farbige Schatten hervorzubringen, und von der Verschiedenheit ihrer Farben.

I. Von farbigen Schatten, welche durch das directe Licht der Sonne hervorgebracht werden. Hier werden sowohl die Schatten bei Untergang der Sonne als bei gemäßigtem Licht den Tag über beobachtet.

II. Farbige Schatten, durch den Wiederschein des Sonnenlichtes hervorgebracht. Hier werden Spiegel, Mauern und andere Licht zurückwerfende Gegenstände mit in die Erfahrung gezogen.

III. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre hervorgebracht, und erleuchtet durch die Sonne. Es werden diese seltener gesehen, weil das Sonnenlicht sehr schwach werden muß, um den von der Atmosphäre hervorgebrachten Schatten nicht völlig aufzuheben. Sie kommen daher gewöhnlich nur dann vor, wenn die Sonne schon zum Theil unter den Horizont gesunken ist.

IV. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre allein hervorgebracht. Es muß, wo nicht von zwei Seiten, doch wenigstens übers Kreuz fallen. Diese Versuche sind eigentlich nur in Zimmern anzustellen.

V. Farbige Schatten, hervorgebracht durch künstliche Lichter. Hier bedient sich der Verfasser zweier oder mehrerer Kerzen, die er sodann mit dem Kaminfeuer in Verhältniß bringt.

VI. Farbige Schatten, hervorgebracht durch das atmosphärische Licht und ein künstliches. Dieses sind die bekanntesten Versuche mit der Kerze und dem Tageslicht, unter den mannichfaltigsten empirischen Bedingungen angestellt.

VII. Farbige Schatten, hervorgebracht durch den Mondenschein und ein künstliches Licht. Dieses ist ohne Frage die schönste und eminenteste von allen Erfahrungen.

Dritter Theil. Von der Ursache der verschiedenen Farben der Schatten. Nachdem er im Vorhergehenden das obige Erforderniß eines Doppellichtes und ein gewisses Verhältniß der beiderseitigen Helligkeit nunmehr völlig außer Zweifel gesetzt zu haben glaubt, so scheint ihm beim weitern Fortschritt besonders bedenklich, warum dasselbe Gegenlicht nicht immer die Schatten gleich färbe?

I. Vom Licht und den Farben. Er hält sich vor allen Dingen an die Newton'sche Lehre, kann jedoch seine farbigen Schatten nicht mit der Refraction verbinden. Er muß sie in der Reflexion suchen, weiß aber doch nicht recht wie er sich gebärden soll.

Er kommt auf Gautiers System, welches ihn mehr zu begünstigen scheint, weil hier die Farben aus Licht und Schatten zusammengesetzt werden. Er giebt auch einen ziemlich umständlichen Auszug; aber auch diese Lehre will ihm so wenig als die Newton'sche genügen, die farbigen Schatten zu erklären.

II. Von verschiedenen Arten der farbigen Schatten. Er bemerkt, daß diese Erscheinungen sich nicht gleich sind, indem man den einen eine gewisse Wirklichkeit, den andern nur eine gewisse Apparenz zuschreiben könne. Allein er kann sich doch, weil ihm das Wort des Räthsels fehlt, aus der Sache nicht finden. Daß die rothen Schatten von der untergehenden Sonne und den sie begleitenden Wolken herkommen, ist auffallend; aber warum verwandelt sich der entgegengesetzte Schatten bei dieser Gelegenheit aus dem Blauen ins Grüne? Daß diese Farben, wenn die Schatten auf einen wirklich gefärbten Grund geworfen werden, sich nach demselben modificiren und mischen, zeigt er umständlich.

III. Ueber die Farbe der Luft. Enthält die confusen und dunkeln Meinungen der Naturforscher über ein so leicht zu erklärendes Phänomen (E. 151).

IV. Bemerkungen über die Hervorbringung der farbigen Schatten. Die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auf diesem Wege die farbigen Schatten zu erklären, vermehren sich nur. Der Verfasser nähert sich jedoch dem Rechten, indem er folgert, die Farben dieser Schatten sey man sowohl dem Lichte schuldig, welches den Schatten verursacht, als demjenigen das ihn erleuchtet.

Der Verfasser beobachtet so genau und wendet die Sache so oft hin und wieder, daß er immer sogleich auf Widersprüche stößt, sobald er einmal etwas festgesetzt hat. Er sieht wohl, daß das früher von ihm aufgestellte Erforderniß einer gewissen Proportion der Lichter gegen einander nicht hinreicht; er sucht es nun in gewissen Eigenschaften der leuchtenden Körper, besonders der Flammen, und berührt auch den Umstand, daß verschiedene Lichter nicht einerlei gleiche Farben verbreiten.

V. Beobachtungen über die Ursachen der verschiedenen Schattenfarben. Er vermannichfaltigt die Versuche abermals, besonders um zu erkennen, auf welchem Wege eine Schattenfarbe in die andere übergeht, und ob dieser Uebergang nach einer gewissen Ordnung geschehe? Dabei beharrt er immer auf dem Begriff von der verschiedenen Intensität des Lichtes, und sucht sich damit durchzuhelfen, ob es gleich nur kümmerlich gelingt. Und weil er durchaus redlich zu Werke geht, begegnen ihm immer neue Widersprüche, die er eingesteht und dann wieder mit dem was er schon festgesetzt, zu vereinigen sucht. Seine letzten Resultate sind folgende.

Farbige Schatten entspringen:

1) durch das stärkere oder schwächere Licht, das die Schatten empfangen;

2) durch die größere oder geringere Klarheit des Lichtes, welches die Schatten hervorbringt;

3) von der größern oder kleinern Entfernung der Lichter von den Schatten;

4) von der größern oder geringern Entfernung der schattenwerfenden Körper von dem Grunde, der sie empfängt;

5) von der größern oder geringern Incidenz sowohl der Schatten als des Lichtes, das sie erleuchtet, gegen den Grund der sie aufnimmt.

6) Man könnte noch sagen von der Farbe des Grundes, welcher die Schatten aufnimmt.

Auf diese Weise beschließt der Verfasser seine Arbeit, die ich um so besser beurtheilen kann, als ich, ohne seine Bemühungen zu kennen, früher auf dem selbigen Wege gewesen; aus welcher Zeit ich noch eine kleine in diesem Sinne geschriebene Abhandlung besitze.

An Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit fehlt es diesem ruhig theilnehmenden Beobachter nicht. Die geringsten Umstände zeigt er an: das Jahr, die Jahreszeit, den Tag, die Stunde; die Höhen der himmlischen, die Stellung der künstlichen Lichter; die größere oder geringere Klarheit der Atmosphäre; Entfernung und alle Arten von Bezug: aber gerade die Hauptsache bleibt ihm verborgen, daß das eine Licht den weißen Grund, worauf es fällt und den Schatten projicirt, einigermaßen färben müsse. So entgeht ihm, daß die sinkende Sonne das Papier gelb und sodann roth färbt, wodurch im ersten Fall der blaue, sodann der grüne Schatten entsteht. Ihm entgeht, daß bei einem von Mauern zurückstrahlenden Lichte leicht ein gelblicher Schein auf einen weißen Grund geworfen und daselbst ein violetter Schatten erzeugt wird; daß die dem Tageslicht entgegengesetzte Kerze dem Papier gleichfalls einen gelblich rothen Schein mittheilt, wodurch der blaue Schatten gefordert wird. Er übersieht, daß wenn er ein atmosphärisches Licht von zwei Seiten in sein Zimmer fallen läßt, von einem benachbarten Hause abermals ein gelblicher Schein sich hereinmischen kann. So darf, selbst wenn bei Nachtzeit mit zwei Kerzen experirt wird, die eine nur näher als die andere an einer gelblichen Wand stehen. So ist ein Kaminfeuer nicht sowohl stärker und mächtiger als eine Kerze, sondern es bringt, besonders wenn viele glühende Kohlen sich dabei befinden, sogar einen rothen Schein hervor; deßwegen, wie beim Untergang der Sonne, leicht grüne Schatten entstehen. Das

Mondlicht färbt jede weiße Fläche mit einem entſchieden gelben Schein. Und ſo entſpringen alle die Widerſprüche, die dem Verfaſſer begegnen, bloß daher, daß er die Nebenumſtände aufs genaueſte beachtet, ohne daß ihm die Hauptbedingung deutlich geworden wäre.

Daß indeſſen ſchwach wirkende Lichter ſelbſt ſchon als farbig und färbend anzuſehen, darauf haben wir auch ſchon hingedeutet (E. 81. ff.). Daß ſich alſo, in einem gewiſſen Sinne, die mehr oder mindere Intenſität des Lichtes an die Erſcheinung der farbigen Schatten anſchließe, wollen wir nicht in Abrede ſeyn; nur wirkt ſie nicht als eine ſolche, ſondern als eine gefärbte und färbende. Wie man denn überhaupt das Schattenhafte und Schattenverwandte der Farbe, unter welchen Bedingungen ſie auch erſcheinen mag, hier recht zu beherzigen abermals aufgefordert wird.

Diego de Carvalho e Sampayo.

Tratado das cores. Malte. 1787.

Dissertação sobre as cores primitivas. 1788. Dieſem iſt beigefügt:

Breve Tratado sobre a composição artificial das cores.

Elementos de agricultura. Madrid, 1790. 1791.

Memoria sobre a formação natural das cores. Madrid, 1791.

Der Verfaſſer, ein Malteſerritter, wird zufälliger Weiſe auf die Betrachtung farbiger Schatten geleitet. Nach wenigen Beobachtungen eilt er gleich zu einer Art Theorie und ſucht ſich von derſelben durch mehrere Verſuche zu überzeugen. Seine Erfahrungen und Geſinnungen finden ſich in den vier erſten oben benannten Schriften aufgezeichnet und in der letzten epitomirt. Wir ziehen ſie noch mehr ins Enge zuſammen um unſeren Leſern einen Begriff von dieſen zwar redlichen, doch ſeltſamen und unzulänglichen Bemühungen zu geben.

Theoretiſche Grundſätze.

„Die Farben manifeſtiren und formiren ſich durchs Licht. Das Licht, welches von leuchtenden Körpern ausfließt oder das von dunkeln Körpern zurückſtrahlt, enthält die nämlichen Farben und producirt eben dieſelben Phänomene. Die Lebhaftigkeit des Lichtes iſt eben ſo zerſtörend für die

Farben, als die Tiefe des Schattens. Bei einem Mittellicht erscheinen und bilden sich die Farben.

„Primitive Farben giebt es zwei, Roth und Grün. Blau und Gelb sind keine primitiven Farben. Schwarz ist eine positive Farbe, sie entsteht aus Roth und Grün. Weiß ist eine positive Farbe, und entsteht durch die äußerste Trennung der primitiven Farben, Roth und Grün."

Erfahrungen, die den Verfasser auf seine Theorie geleitet.

„Der Anlaß, Roth und Grün als primitive Farben anzunehmen und zu sehen, gab sich mir durch einen Zufall im December 1788 zu Lamego. Ich kam in ein Zimmer und sah an der Wand grüne und rothe Reflexe. Als ich das Licht suchte, welches dieselben hervorbrachte, fand ich daß es von der Sonne kam, die durch das Fenster drang und auf die entgegengesetzte Wand und das grüne Tuch fiel, mit welchem ein Tisch bedeckt war. Dazwischen stand ein Stuhl, mit dessen Schatten die farbigen Reflexe von Roth und Grün zusammentrafen.

„Ich zog den Stuhl weg, daß kein Körper dazwischen stehen möchte, und sogleich verschwanden die Farben. Ich stellte mein spanisches Rohr, das ich in der Hand hatte, dazwischen, und sogleich bildeten sich dieselben Farben, und ich bemerkte, daß die rothe Farbe mit der Zurückstrahlung des grünen Tuchs correspondirte, und die grüne mit dem Theile der Wand, auf welchen die Sonne fiel.

„Ich nahm das Tuch vom Tische, so daß die Sonne bloß auf die Wand fiel, und auch da verschwanden die Farben, und aus den dazwischen liegenden Körpern resultirte nur ein dunkler Schatten. Ich machte daß die Sonne bloß auf das Tuch fiel, ohne auf die Wand zu fallen, und ebenfalls verschwanden die Farben, und aus den zwischenliegenden Körpern resultirte der dunkle Schatten, den das von der Wand reflectirende Licht hervorbrachte.

„Indem ich diese Experimente anstellte, beobachtete ich, daß die Farben lebhafter erschienen, wenn das Zimmer dunkel und die Reflexe stärker waren, als das natürliche Licht; und daß sie sogar endlich verschwanden, wenn das natürliche Licht, welches man durch Fenster oder Thüre eingehen ließ, die Reflexe an Stärke übertraf.

„Bei der Wiederholung der Versuche stellte ich mich so, daß ein Theil der Sonne auf die weiße Wand fiel und ein anderer auf einen Theil

meiner ſcharlachrothen Malteſeruniform, und indem ich die Reflexe der Wand beobachtete, ſah ich ſie nochmals roth und grün, ſo daß die grüne Farbe mit dem rothen Reflex und die rothe mit dem Lichte an der Wand correſpondirte.

„So oft ich dieſe Obſervationen machte, ſo oft ergaben ſich die nämlichen Reſultate. Es ergiebt ſich alſo, daß das Licht der Sonne eine achromatiſche Flüſſigkeit iſt, mit der Eigenſchaft wie das Waſſer, ſich mit allen Farben färben zu können, und daß in dieſer Flüſſigkeit einige farbige und ſehr feine Theilchen ſchwimmen, welche, das Licht verſchiedentlich färbend, durch Refraction, Reflexion und Inflexion alle diejenigen Farben bilden, die wir auf den natürlichen Körpern und in dem gefärbten Lichte erblicken.

„Das Licht, als Element angeſehen, iſt kein einfacher Körper, ſondern aus unter ſich verſchiedenen Principien zuſammengeſetzt. Eine achromatiſche, höchſt feine durchſichtige Flüſſigkeit bildet ſeine Baſis, und eine farbige, heterogene dunkle Materie ſchwimmt beſtändig in dieſer Flüſſigkeit.

„Wenn nicht in dem Lichte eine achromatiſche Flüſſigkeit exiſtirte, ſo würde die Intenſität der Farben des Lichtes in jeder ſeiner Arten immer dieſelbe ſeyn; z. B. das Rothe würde immer dieſelbe Stärke behalten, ohne ſich zum Hellern diluiren oder zum Dunklern concentriren zu können. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß die Farben des Lichtes ſich concentriren und diluiren, ohne ihre Natur zu verändern; alſo folgt, daß in demſelben Lichte eine achromatiſche Materie exiſtiren muß, die dergleichen Modificationen hervorzubringen vermögend iſt.

„So muß auch die farbige Materie des Lichtes nicht homogen ſeyn: denn wäre ſie bloß von einer Natur, z. B. roth, ſo würde man in allen Körpern nichts mehr ſehen als dieſe Farbe, hell oder dunkel, nach dem Grade der Intenſität oder der Verdünnung des Lichtes. Nun aber ſieht man in den Körpern eine erſtaunliche Mannichfaltigkeit verſchiedener Farben, nicht nur der Intenſität, ſondern auch der Qualität nach; folglich iſt die farbige Materie, welche in der achromatiſchen Flüſſigkeit ſchwimmt, nicht homogen, ſondern von verſchiedenen Beſchaffenheiten.

„Durch eine Reihe neuer und entſchiedener Experimente, die von mir über das Licht gemacht worden, iſt es hinlänglich bewieſen, daß es eine farbige Materie von zweierlei Art gebe, eine die vermögend iſt, in uns ein Gefühl der rothen Farbe zu erwecken, und eine andere die ein

Man datirt von Bacon von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwiſſenſchaften. Ihr Weg iſt jedoch durch theoretiſche Tendenzen oft durchſchnitten und ungangbar gemacht worden. Genau beſehen kann und ſoll man von jedem Tag eine neue Epoche datiren.

Schon jetzt erklären die Meiſter der Naturwiſſenſchaften die Nothwendigkeit monographiſcher Behandlung und alſo das Intereſſe an Einzelnheiten. Dieß iſt aber nicht denkbar ohne eine Methode, die das Intereſſe an der Geſammtheit offenbart. Hat man das erlangt, ſo braucht man freilich nicht in Millionen Einzelnheiten umherzutaſten.

Begriff iſt Summe, Idee Reſultat der Erfahrung; jene zu ziehen wird Verſtand, dieſes zu erfaſſen Vernunft erfordert.

Nicht alles Wünſchenswerthe iſt erreichbar, nicht alles Erkennungswerthe erkennbar.

Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, deſto näher kommt man dem Unerforſchlichen; jemehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, deſto mehr ſieht man, daß das Unerforſchliche keinen praktiſchen Nutzen hat.

Das ſchönſte Glück des denkenden Menſchen iſt das Erforſchliche erforſcht zu haben, und das Unerforſchliche ruhig zu verehren.

Derjenige, der ſich mit Einſicht für beſchränkt erklärt, iſt der Vollkommenheit am nächſten.

Gefühl der grünen Farbe hervorbringen kann. Alle die andern Farben die man im Lichte ſieht, ſind aus dieſen beiden zuſammengeſetzt, und ſind anzuſehen als bloße Reſultate ihrer wechſelſeitigen Verbindung mit der achromatiſchen Materie zu einem Zuſtand von größerer oder kleinerer Dichtigkeit. Denn das Licht hat eine Kraft ſich zu concentriren, daß es einen Glanz und eine unerträgliche Stärke für das Geſichtsorgan erhält, und zugleich die Fähigkeit, ſich ſo ſehr zu verdünnen, daß es demſelben Organ nicht mehr merklich iſt, und die Gegenſtände nicht mehr ſichtbar macht.

„Endlich iſt die farbige Materie des Lichtes von Natur dunkel, weil ſie, indem ſie ſich vermittelſt ſchicklicher Vorrichtungen verbindet, entweder den freien Durchgang der achromatiſchen Strahlen verhindert oder uns die Oberfläche der Gegenſtände verdeckt, über welche ſich dieſe farbige Materie verbreitet."

Verſuche.

Seine Vorrichtung iſt nicht ungeſchickt farbige Schatten hervorzubringen. Er bereitet hohle Röhren, beſpannt das eine Ende mit leichten ſeidenen Zeugen, theils weißen theils von verſchiedenen Farben. Dieſe bringt er in dem Laden einer Camera obscura dergeſtalt an, daß er auf eine entgegengeſtellte Tafel entweder ſein achromatiſches oder ſeine verſchieden gefärbten Lichter hereinbringen kann. Dazwiſchen ſtellt er irgend einen Körper, um einen einfachen oder Doppelſchatten hervorzubringen. Da er ſeine ſeidenen Ueberzüge Objective nennt, ſo wollen wir der Kürze wegen dieſen Ausdruck beibehalten.

Ein weißes Objectiv giebt farbloſes Licht und ſchwarzen Schatten.

Zwei weiße Objective geben farbloſes Licht und farbloſe Halbſchatten.

Ein rothes und ein weißes Objectiv geben ein helles Licht und rothen Schein, den er Reflex nennt, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

Ein grünes und ein weißes Objectiv geben ein ſchwaches grünes Licht und ſodann grüne und rothe Halbſchatten.

Ein rothes und ein grünes Objectiv geben ein verdunkeltes Licht, ohne einige Farbe, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

So weit iſt alles in der Ordnung. Nun verbindet er aber mit dem rothen und grünen Objectiv noch ein weißes, und will dadurch auf mancherlei Art Blau, Gelb, ſo wie Orange und Violett erhalten haben.

Nun fährt er fort ein Objectiv von Orangefarbe und ein weißes zuſammenzuſtellen. Er erhält ein ſchwaches Orangelicht, ſodann orange und blaue Schatten. Ein weißes und blaues Objectiv geben ihm ein ſchwachblaues Licht und blaue und gelbe Schatten. (Soll wohl rothgelbe heißen.) Ein gelbes und weißes Objectiv geben ihm ein hellgelbes Licht und gelbe und violette Schatten. Ein violettes und weißes Objectiv zuſammen geben ihm nunmehr violette und grünliche Schatten.

Dieſes Violett that hier, wie man ſieht, die Wirkung vom reinen Roth; der Verfaſſer glaubt aber hier wieder an dem Anfange zu ſeyn, wo er ausgegangen iſt. Anſtatt jedoch die richtigen Erfahrungen, die ihm die Natur von dem Gegenſatz der Farben darbot, zu beachten und weiter zu verfolgen, hielt er die geforderten Scheinfarben für reale, wirklich aus dem Licht hervorgelockte Farben, und getäuſcht durch jenen mittlern Verſuch, bei welchem ein nicht beachteter Nebenumſtand, den wir jedoch zu entwickeln noch nicht Gelegenheit gehabt, eintreten mochte, beſtand er auf ſeinem erſten wunderlichen Ar[illegible]u in Lamego, Roth und Grün, vielleicht ſeiner Malteſeruniform [illegible] dem Teppich zu Ehren, als die einzigen Urfarben anzuſprechen.

Seine Bemühungen ſind redlich, ſeine Aufmerkſamkeit genau und anhaltend. Er wird die dunkle Eigenſchaft der Farbe gewahr, die Nothwendigkeit eines farbloſen Lichtes zur Erſcheinung der Farbe, und führt die ſämmtlichen Paare der ſich fordernden Farben ganz richtig durch; nur übereilt er ſich im Urtheil, und kommt ſo wenig als H. F. T. auf das Apergu, daß die zweite Farbe eine phyſiologiſche ſey.

Das letzte der oben benannten Werke, ſehr ſchön auf 32 Seiten in klein Quart gedruckt, verdiente wohl ganz überſetzt, und mit der ihm beigefügten Kupfertafel begleitet zu werden, indem nur zweihundert Exemplare davon exiſtiren, und alle aufrichtigen Verſuche zu dem Wahren zu gelangen, ſchätzbar und ſelbſt die Mißgriffe belehrend ſind.

Robert Waring Darwin.

On the ocular Spectra of light and colours. Abgedruckt in den philoſophiſchen Transactionen, Vol. 76. pag. 313. datirt vom

November 1785.' Nochmals abgedruckt in Erasmus Darwins Zoonomie.

Dieser Aufsatz von den Augengespenstern ist ohne Zweifel der ausführlichste unter allen die erschienen sind, ob ihm gleich die oben angezeigte Schrift des Pater Scherffer an die Seite gestellt werden dürfte. Nach der Inhaltsanzeige folgt eine kurze Einleitung, welche eine Eintheilung dieser Gespenster und einige Literarnotizen enthält. Die Ueberschriften und Summarien seiner Capitel sind folgende:

1) Thätigkeit der Netzhaut beim Sehen.

2) Von Gespenstern aus Mangel von Empfindlichkeit.

Die Retina wird nicht so leicht durch geringere Reizung in Thätigkeit gesetzt, wenn sie kurz vorher eine stärkere erlitten.

3) Von Gespenstern aus Uebermaß von Empfindlichkeit.

Die Retina wird leichter zur Thätigkeit erregt durch einen größern Reiz, wenn sie kurz vorher einen geringern erfahren.

4) Von directen Augengespenstern.

Eine Reizung über das natürliche Maß erregt die Retina zu einer krampfhaften Thätigkeit, welche in wenig Secunden aufhört.

5) Ein Reiz, stärker als der letzterwähnte, erregt die Retina zu krampfhafter Thätigkeit, welche wechselsweise sich verliert und wiederkehrt.

6) Von umgekehrten Augengespenstern.

Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz aufgeregt worden, welcher abermals etwas größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine entgegengesetzte krampfhafte Thätigkeit.

7) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals größer ist als der letzterwähnte, fällt in verschiedene auf einander folgende krampfhafte Thätigkeiten.

8) Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, der einigermaßen größer ist als der letzterwähnte, fällt in eine fixe krampfhafte Thätigkeit, welche mehrere Tage anhält.

9) Ein Reiz, größer als der vorhergehende, bringt eine temporäre Paralyse in dem Gesichtsorgan hervor.

10) Vermischte Bemerkungen. Hier bringt der Verfasser solche Beobachtungen an, welche aus einem ganz natürlichen Grunde zu den vorhergehenden nicht passen.

a) Von directen und umgekehrten Gespenstern, die zu gleicher Zeit

exiſtiren. Von wechſelſeitigen directen Geſpenſtern. Von einer Verbindung directer und umgekehrter Geſpenſter. Von einem geſpenſterhaften Hofe. Regeln die Farben der Geſpenſter vorauszuſagen.

b) Veränderlichkeit und Lebhaftigkeit der Geſpenſter, durch fremdes Licht bewirkt.

c) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Zahl, Geſtalt und Nachlaſſen.

d) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Glanz. Die Sichtbarkeit der Circulation des Blutes im Auge.

e) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Deutlichkeit und Größe, mit einer neuen Art die Gegenſtände zu vergrößern.

f) Schluß.

Jedem, der dieſe Summarien und Rubriken mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet, wird in die Augen fallen, was an dem Vortrag des Verfaſſers zu tadeln ſey. Waring Darwin, wie ſein Bluts- oder Namensvetter, Erasmus Darwin, begehen, bei allem Verdienſt einer heitern und ſorgfältigen Beobachtung, den Fehler, daß ſie als Aerzte alle Erſcheinungen mehr pathologiſch als phyſiologiſch nehmen. Waring erkennt in ſeinem erſten Artikel, daß wohl alles Sehen von der Thätigkeit der Netzhaut abhängen möchte, und nimmt nun nicht etwa den naturgemäßen Weg, die Geſetze wonach ein ſolches geſundes Organ wirkt und gegenwirkt, auszumitteln und zu bezeichnen, ſondern er führt ſie unter der künſtlichen, ärztlichen Form auf, wie ſie ſich gegen ſchwächere und ſtärkere Reize verhalten; welches in dieſem Falle von geringer Bedeutung, ja in der Erfahrung, wie man aus ſeinen Rubriken wohl ſehen kann, gar nicht zu beſtimmen iſt.

Wir haben den Gehalt dieſer Abhandlung, ſo wie der übrigen uns bekannt gewordenen, geſondert und an der Natur ſelbſt, zum Nachtheil unſerer eigenen Augen, wiederholt geprüft, und in unſerer Abtheilung von phyſiologiſchen, nicht weniger in dem Anhang von pathologiſchen Farben die allgemeinen Umriſſe zu ziehen geſucht, in welchen ſich alles einſchließt, die beſte Ordnung auszufinden getrachtet, nach welcher ſich die Phänomene darſtellen und einſehen laſſen.

Anſtatt alſo den Darwin'ſchen Aufſatz Artikel für Artikel durchzugehen, anſtatt Beifall und Mißfallen im Einzelnen zu bezeigen, erſuchen

wir unſere Leſer, die es beſonders intereſſiren könnte, dieſe Abhandlung mit unſerer erſtgemeldeten Abtheilung des Entwurfs zuſammenzuhalten und ſich durch eigene Anſicht von dem dort Geleiſteten zu überzeugen.

Wir haben bei Recenſion des Darwin'ſchen Aufſatzes den Ausdruck Augengeſpenſt mit Fleiß gewählt und beibehalten, theils weil man dasjenige was erſcheint ohne Körperlichkeit zu haben, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nach, ein Geſpenſt nennt, theils weil dieſes Wort, durch Bezeichnung der prismatiſchen Erſcheinung das Bürgerrecht in der Farbenlehre ſich hergebracht und erworben. Das Wort Augentäuſchungen, welches der ſonſt ſo verdienſtvolle Ueberſetzer der Darwin'ſchen Zoonomie dafür gebraucht hat, wünſchten wir ein- für allemal verbannt. Das Auge täuſcht ſich nicht: es handelt geſetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte, aber nicht dem Weſen nach ein Geſpenſt zu nennen berechtigt iſt.

Wir fügen die obengemeldeten literariſchen Notizen hinzu, die wir theils dem Verfaſſer, theils dem Ueberſetzer ſchuldig ſind.

Dr. Jurin in Smiths Optik, zu Ende. Aepinus in den Petersburger neuen Commentarien Vol. X. Beguelin in den Berliner Memoiren Vol. II. 1771. D'Arcy, Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften, 1765. De Lahire, Buffon, Memoiren der franzöſiſchen Akademie 1743. Chriſtian Ernſt Wünſch, Visus phaenomena quaedam. Lips. 1776. 4. Johann Eichel, Experimenta circa sensum videndi, in den Collectaneis societatis medicae Havniensis. Vol. I. 1774. 8.

Anton Raphael Mengs.

Lezioni prattiche di pittura, in ſeinen Werken, herausgekommen zu Parma 1780. 4.

Den Grund der Harmonie, welche wir bei einem Gemälde empfinden, ſetzte Mengs in das Helldunkel, ſo wie er denn auch dem allgemeinen Ton die vorzüglichſte Wirkung zuſchrieb. Die Farben waren ihm dagegen nur einzelne Töne, womit man die Oberflächen der Körper ſpecificirte, welche ſich dem Helldunkel und dem allgemeinen Ton ſubordiniren ſollten, ohne eben gerade für ſich und unter ſich einen Anſpruch an Uebereinſtimmung und Ganzheit zu machen.

Er bemerkte jedoch, daß eine Farbe, wenn ſie in ihrer völligen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere gewiſſermaßen aufgewogen werden müſſe, um erträglich zu ſeyn. Und ſo fand ſein offener Sinn und guter Geſchmack die einfachen Geſetze der Farbenharmonie, ohne jedoch ihren phyſiologiſchen Grund einzuſehen.

„Bei dem Gebrauch der Farben iſt es nöthig ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weiſe finden wollen, ſie mit Anmuth anzuwenden und gut zu begleiten. Eigentlich giebt es nur drei Farben, Gelb, Roth und Blau. Dieſe darf man nie an und für ſich in einem Werke gebrauchen: doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, ſo ſuche man die Art und Weiſe eine andere aus zweien gemiſcht, an die Seite zu ſetzen: z. B. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieſes aus Roth und Blau beſteht. Hat man ein reines Roth angewendet, ſo füge man aus derſelben Urſache das Grüne hinzu, das ein Gemiſch von Blau und Gelb iſt. Beſonders iſt die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Miſchung entſteht, ſchwer mit Vortheil anzuwenden, weil dieſe Farbe zu lebhaft iſt; deßwegen man das Blau zu ſeiner Begleitung hinzufügen muß."

Man ſehe, was wir hierüber im naturgemäßen Zuſammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben (S. 803 ff.).

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollſtändiges Färbe- und Bleichbuch ꝛc. ꝛc. Sechs Bände. Ulm, 1779 bis 1793.

Dieſer Mann, welcher zu Sindelfingen bei Stuttgart anſäſſig und zuletzt im Badenſchen angeſtellt war, deſſen Lebensgang wohl mehr verdiente bekannt zu ſeyn, war in ſeinem Handwerk, in ſeiner Halbkunſt, wie man es nennen will, ſo viel wir ihn beurtheilen können, wohl zu Hauſe. Alle Erforderniſſe bei der Färberei, ſowohl inſofern ſie vorbereitend als ausführend und vollendend gedacht werden, lagen ihm zur Hand, ſo wie die verſchiedenſten Anwendungen, welche man von Farben techniſch auf alle Arten von Zeugen und Stoffen nach und nach erſonnen hat.

Bei der großen Breite, bei dem genauen Detail ſeiner Kenntniſſe

ſah er ſich nach einem Leitfaden um, an welchem er ſich durch das Labyrinth der Natur- und Kunſterſcheinungen durchwinden könnte. Da er aber weder gelehrte noch philoſophiſche noch literariſche Bildung hatte, ſo wurde es ſeinem übrigens tüchtigen Charakter ſehr ſchwer, wo nicht unmöglich, ſich überall zurecht zu finden.

Er ſah wohl ein, daß bei allem Verfahren des Färbers nur ſehr einfache Maximen zum Grunde lagen, die ſich aber unter einem Wuſt von einzelnen Recepten und zufälligen Behandlungen verbargen und kaum gefaßt werden konnten.

Daß mit einer klugen Anwendung von Säuren und Alkalien viel, ja beinahe alles gethan ſey, ward ihm klar, und bei dem Drange zum Allgemeinen, den er in ſich fühlte, wollte er dem Material ſeines Geſchäfts und deſſen Anwendung nicht allein, ſondern zugleich der ganzen Natur einen eben ſo einfachen Gegenſatz zum Grunde legen. Deßhalb wurden ihm Feuer und Waſſer die zwei Hauptelemente. Jenem geſellte er die Säuren, dieſem die Alkalien zu. In jenem wollte er zugleich die hochrothe, in dieſem die blaue Farbe finden, und hiermit war ſeine Theorie abgeſchloſſen; das übrige ſollte ſich hieraus entwickeln und ergeben.

Da die eminenteſten und beſtändigſten Farben aus den Metallen hervorzubringen waren, ſo ſchenkte er auch dieſen vorzügliche Aufmerkſamkeit und eine beſondere Ehrfurcht. Dem Feuer, den Säuren, dem Hochrothen ſoll Gold und Eiſen, dem Waſſer, den Alkalien, dem Blauen ſoll vorzüglich Kupfer antworten und gemäß ſeyn; und überall wo man dieſe Farben finde, ſoll etwas wo nicht gerade wirklich Metalliſches, doch dem Metalliſchen nahe Verwandtes und Analoges angetroffen werden.

Man ſieht leicht, daß dieſe Vorſtellungsart ſehr beſchränkt iſt und bei der Anwendung oft genug unbequem werden muß. Weil jedoch ſeine Erfahrung ſehr ſicher und ſtät, ſeine Kunſtbehandlung meiſterhaft iſt, ſo kommen bei dieſer ſeltſamen Terminologie Verhältniſſe zur Sprache, an die man ſonſt nicht gedacht hätte, und er muß die Phänomene ſelbſt recht deutlich machen, damit ſie vielſeitig werden, und er ihnen durch ſeine wunderliche Theorie etwas abgewinnen kann. Uns wenigſtens hat es geſchienen, daß eine Umarbeitung dieſes Buchs, nach einer freiern theoretiſchen Anſicht, von mannichfaltigem Nutzen ſeyn müßte.

Da, wie der Titel ſeines Buches ausweiſt, die erſte Sorge des Färbers, die Farbloſigkeit und Reinigkeit der Stoffe auf welche er wirken

will, ihm niemals aus den Augen gekommen, da er die Mittel sorgfältig angiebt, wie solchen Stoffen alle Farbe und Unreinigkeit zu entziehen, so muß ihm freilich der Newton'sche siebenfarbige Schmutz, so wie bei seiner einfachern Ansicht, die siebenfache Gesellschaft der Grundfarben höchst zuwider seyn; deßwegen er sich auch gegen die Newton'sche Lehre sehr verdrießlich und unfreundlich geberdet.

Mit den Chemikern seiner Zeit, Meyer, Justi und andern, verträgt er sich mehr oder weniger. Das acidum pingue des ersten ist ihm nicht ganz zuwider; mit dem zweiten steht er in mancherlei Differenz. So ist er auch in dem was zu seiner Zeit über die Färbekunst geschrieben worden, und was man sonst über die Farbenlehre geäußert, nicht unbekannt.

So viel sey genug, das Andenken eines Mannes aufzufrischen, der ein laborioses und ernstes Leben geführt, und dem es nicht allein darum zu thun war, für sich und die Seinigen zu wirken und zu schaffen, sondern der auch dasjenige was er erfahren, und wie er sich's zurecht gelegt, andern zu Nutz und Bequemlichkeit, emsig mittheilen wollte.

Eduard Hussey Delaval.

Versuch und Bemerkungen über die Ursache der dauerhaften Farben undurchsichtiger Körper. Uebersetzt und herausgegeben von Crell. Berlin und Stettin 1788. 8.

Der eigentliche Gehalt dieser Schrift, ob er gleich in der Farbenlehre von großer Bedeutung ist, läßt sich doch mit wenigen Worten aussprechen. Des Verfassers Hauptaugenmerk ruht auf dem *Grunde*, auf der dunkeln Eigenschaft der Farbe, wohin wir auch wiederholt gedeutet haben.

Er behandelt vorzüglich färbende Stoffe aus dem Mineralreiche, sodann auch aus dem vegetabilischen und animalischen; er zeigt, daß diese Stoffe in ihrem feinsten und concentrirtesten Zustande keine Farbe bei auffallendem Lichte sehen lassen, sondern vielmehr schwarz erscheinen.

Auch in Feuchtigkeiten aufgelöste reine Farbestoffe, so wie farbige Gläser zeigen, wenn ein dunkler Grund hinter ihnen liegt, keine Farbe, sondern nur, wenn ein heller hinter ihnen befindlich ist. Alsdann aber lassen sie ihre farbige Eigenschaft eben so gut als bei durchfallendem Lichte sehen.

Was sich auch vielleicht gegen des Verfassers Verfahrungsart bei seinen Versuchen einwenden läßt, so bleibt doch das Resultat derselben für denjenigen, der sie nachzuahmen und zu vermannichfaltigen weiß, unverrückt stehen, in welchem sich das ganze Fundament der Färberei und Malerei ausdrückt.

Des Verfassers Vortrag hingegen ist keiner von den glücklichsten. Seine Ueberzeugung trifft mit der Newton'schen nicht zusammen, und doch kann er sich von dieser nicht losmachen, so wenig als von der Terminologie, wodurch sie sich ausspricht. Man sieht ferner durch seine Deduction wohl den Faden durch, an welchen er sich hält, allein er verschlingt ihn selbst und macht dadurch den Leser verwirren.

Da er vorzüglich in dem chemischen Felde arbeitet, so steht ihm freilich die Vorstellungsart seiner Zeit und die damalige Terminologie entgegen, wo das Phlogiston so wunderbar Widersprechendes wirken sollte. Die Kenntniß der verschiedenen Luftarten ist auf dem Wege; aber der Verfasser entbehrt noch die großen Vorzüge der neuern französischen Chemie und ihres Sprachgebrauchs, wodurch wir denn freilich gegenwärtig viel weiter reichen. Es gehört daher eine Ueberzeugung von seinem Hauptgrundsatze und ein guter Wille dazu, um das Aechte und Verdienstliche seiner Arbeit auszuziehen und anzuerkennen.

Wir haben ihn seit langen Jahren geschätzt und daher auch schon E. 572 ff. seine Ueberzeugung, verbunden mit der unsern, aufgeführt.

Bei den Pflanzen geräth es ihm am besten. Er entzieht ihnen das Färbende und es bleibt eine weiße Structur übrig. Dieses ausgezogene Färbende verfinstert sich immer mehr beim Verdichten, manifestirt seine schattenhafte Natur, nähert sich dem Schwarzen, Ununterscheidbaren, und kann wieder einer andern weißen Fläche mitgetheilt und in seiner vorigen Specification und Herrlichkeit dargestellt werden. Im Thierreich ist es schon schwieriger. Im Mineralreiche finden sich noch mehr Hindernisse, wenn man den Grundsatz durchführen will. Jedoch beharrt er fest bei demselben und wendet ihn, wo er empirisch anwendbar ist, glücklich an.

In der Vorrede sind zwei kurze Aufsätze, die jedoch dem Verfasser nicht besonders günstig sind, vom Herausgeber eingeschaltet, der eine von Klügel, der andere von Lichtenberg. In dem ersten finden wir einen gemüthlichen und redlichen, in dem zweiten einen geistreichen und gewandten Scepticismus. Wir mögen hierbei eine Bemerkung äußern, welche wohl

verdiente gesperrt gedruckt zu werden, daß nämlich auf eine solche Weise, wie von beiden Männern hier geschehen, alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könne, denn weil nichts was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitirende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, insofern es in der Erfahrung vor uns steht, so hat auch jeder Versuch, er sey wie er wolle und zeige was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der dasjenige was der Versuch a potiori ausspricht, begränzt und unsicher macht. Dieß ist die Ursache, warum man im Lehren, ja sogar im Unterrichten nicht weit kommt; bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß.

Der Delaval'schen Ueberzeugung, die wir kennen, wird die Lehre von Newtons Lamellen an die Seite gesetzt, und freilich sind sie sehr verwandt. Bei Newton kommt auch die Farbe nicht von der Oberfläche, sondern das Licht muß durch eine Lamelle des Körpers eindringen und decomponirt zurückkehren. Bei Delaval ist die Farbe dieser Lamelle specificirt und wird nicht anders gesehen, als wenn hinter ihr ein heller, weißer Grund sich befindet, von dem das Licht alsdann gleichfalls specifisch gefärbt zurückkehrt.

Merkwürdig ist besonders in dem Lichtenbergischen Aufsatz, wie man der Newton'schen Lehre durch chemische Hülfstruppen in jener Zeit wieder beigestanden. Man hatte eine latente Wärme ausgemittelt; warum sollte es nicht auch ein latentes Licht geben? und warum sollten die nach der Theorie dem Licht angehörigen farbigen Lichter nicht auch der Reihe nach Versteckens spielen, und wenn es den gelben beliebte hervorzuzucken, warum sollten die übrigen nicht neckisch im Hinterhalte lauschen können?

Zwei merkwürdige, unserer Ueberzeugung günstige Stellen aus gedachtem Aufsatz jedoch, wovon wir die eine schon früher angeführt (S. 584), mögen hier Platz nehmen.

„Ich bemerke hier im Vorbeigehen, daß vielleicht die Lehre von den Farben eben deßwegen bisher so viele Schwierigkeiten hatte, weil alles auf Einem Wege, z. B. Brechung erklärt werden sollte."

Wir haben oft genug wiederholt, daß alles auf den Weg ankommt, auf welchem man zu einer Wissenschaft gelangt. Newton ging von einem Phänomen der Brechung aus, von einem abgeleiteten Complicirten.

Was die Wissenschaften am meisten retardirt, ist: daß diejenigen, die sich damit beschäftigen, ungleiche Geister sind.

Es ist ihnen wohl Ernst, aber sie wissen nicht, was sie mit dem Ernst machen sollen.

Vor zwei Dingen kann man sich nicht genug in Acht nehmen: beschränkt man sich in seinem Fache, vor Starrsinn; tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Das Unzulängliche widerstrebt mehr als man denken sollte dem Auslangenden.

Die Menschen, da sie zum Nothwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze.

Im sechzehnten Jahrhundert gehören die Wissenschaften nicht diesem oder jenem Menschen, sondern der Welt. Diese hat sie, besitzt sie und der Mensch ergreift nur den Reichthum.

Das Jahrhundert ist vorgerückt; jeder Einzelne aber fängt doch von vorne an.

Dadurch ward Brechung das Hauptaugenmerk, das Hauptkunstwort, und was bei einem einzelnen Falle vorging, die Grundregel, das Grundgesetz fürs Allgemeine. Hatte man hier mehrere, ja unzählige Grundfarben angenommen, so bedurften die, welche von der Malerei und Färberei herkamen, nur drei Farben, noch mehr Aufpassende und Sondernde gar nur zwei, und so veränderte sich alles nach den verschiedenen Ansichten.

Carvalhe und der Franzose H. F. T. fanden die farbigen Schatten höchst bedeutend und legten den ganzen Grund der Farbenlehre dahin. Aber alle diese Phänomene, sie mögen Namen haben wie sie wollen, haben ein gleiches Recht Grundphänomene zu seyn. Die von uns aufgeführten physiologischen, physischen, chemischen Farben sind alle gleich befugt, die Aufmerksamkeit der Beobachtenden und Theoretisirenden anzusprechen. Die Natur allein hat den wahren republicanischen Sinn, da der Mensch sich gleich zur Aristokratie und Monarchie hinneigt, und diese seine Eigenheit überall, besonders auch theoretisirend stattfinden läßt.

„Auch scheint es mir aus andern Gründen wahrscheinlich, daß unser Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfangen müsse."

Was hier Lichtenberg im Vorbeigehen äußert, ist denn das etwas anderes als was Delaval behauptet? Nur daß dieser das Helle hinter das Dunkle bringt und die Specification des Dunkeln dadurch erscheinen macht, und daß jener das Helle unter das Dunkle mischt; welches ja auch nichts weiter ist, als daß eins mit und durch das andere erscheint. Ob ich ein durchsichtiges Blau über Gelb lasire oder ob ich Gelb und Blau vermische, ist in gewissem Sinne einerlei: denn auf beide Weise wird ein Grün hervorgebracht. Jene Behandlungsart aber steht viel höher, wie wir wohl nicht weiter auszuführen brauchen.

Uebrigens wird Delavals Vortrag, besonders indem er auf die trüben Mittel gelangt, unsicher und unscheinbar. Er kehrt zu der Newton'schen Lehre zurück, ohne sie doch in ihrer ganzen Reinheit beizubehalten; dadurch entsteht bei ihm, wie bei so vielen andern, ein unglückliches eklektisches Schwanken: denn man muß sich zu Newton ganz bekennen oder ihm ganz entsagen.

Johann Leonhard Hoffmann.

Versuch einer Geschichte der malerischen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbesondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunst und vielen praktischen Anmerkungen, Halle 1786.

Dieser Mann, dessen Andenken fast gänzlich verschwunden ist, lebte um gedachtes Jahr in Leipzig als privatisirender Gelehrter, war als guter Physiker und rechtlicher Mann geschätzt, ohne sich jedoch einer ärmlichen Existenz entwinden zu können. Er nahm beträchtlichen Antheil an physikalischen, technologischen, ökonomischen Journalen und andern Schriften dieses Inhalts. Mehr ist uns von ihm nicht bekannt geworden.

Seine obgemeldete Schrift zeigt ihn uns als einen durch Studien wohl gebildeten Mann. Kenntniß der Sprachen, des Alterthums, der Kunstgeschichte und recht treue Theilnahme an der Kunst selbst ist überall sichtbar. Ohne selbst Künstler zu seyn, scheint er sich mit der Malerei, besonders aber mit dem Malen, als ein guter Beobachter und Aufmerker beschäftigt zu haben, indem er die Erfordernisse der Kunst und Technik recht wohl einsieht und penetrirt.

Da er jedoch in allem dem, was von dem Maler verlangt wird und was er leistet, kein eigentliches Fundament finden kann, so sucht er durch Vergleichung mit der Tonkunst eine theoretische Ansicht zu begründen, und die malerischen und musikalischen Phänomene, so wie die Behandlungsweise der beiden Künste mit einander zu parallelisiren.

Eine solche, von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen, und indem wir das eine fallen lassen, das andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder zu schaukeln.

Auf dem empirischen Wege, wie wir schon früher bemerkt (S. 748 ff.), werden sich beide Künste niemals vergleichen lassen, so wenig als zwei Maßstäbe von verschiedenen Längen und Eintheilungen, neben einander gehalten. Wenn auch irgendwo einmal ein Einschnitt paßt, so treffen die übrigen nicht zusammen; rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, so verschieben sich die ersten wieder, und so wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben.

Wir können dieß nicht anschaulicher machen, als wenn wir diejenigen Erscheinungen und Begriffe, die er parallelisirt, neben einander stellen.

Licht	Laut
Dunkelheit	Schweigen
Schatten	
Lichtstrahlen	Schallstrahlen
Farbe	Ton
Farbenkörper	Instrument
Ganze Farben	Ganze Töne
Gemischte Farben	Halbe Töne
Gebrochene Farbe	Abweichung des Tons
Helle	Höhe
Dunkel	Tiefe
Farbenreihe	Octave
Wiederholte Farbenreihe	Mehrere Octave
Helldunkel	Unisono
Himmlische Farben	Hohe Töne
Irdische (braune) Farben	Contratöne
Herrschender Ton	Solostimme
Licht und Halbschatten	Prime und Secundstimme
Indig	Violoncell
Ultramarin	Viole und Violine
Grün	Menschenkehle
Gelb	Clarinette
Hochroth	Trompete
Rosenroth	Hoboe
Kermesroth	Querflöte
Purpur	Waldhorn
Violett	Faget
Zurichtung der Palette	Stimmung der Instrumente
Tractement	Applicatur
Bunte lavirte Zeichnung	Claviercencert
Impastirtes Gemälde.	Symphonie.

Bei dieser Art von strengem Nebeneinandersetzen, welches im Buche theils wirklich ausgesprochen, theils durch Contert und Styl nur herbeigeführt und eingeleitet ist, sieht jedermann das Gezwungene, Willkürliche und Unpassende zweier großen in sich selbst abgeschlossenen Naturerscheinungen, insofern sie theilweise mit einander verglichen werden sollen.

Es ist zu verwundern, daß der Verfasser, der sich sehr lebhaft gegen das Farbenclavier erklärt und dasselbe für unausführbar und unnütz hält, ein solches Vergnügen fand, sich aus Verschlingung der beiden Künste gleichsam selbst ein Labyrinth zu erschaffen. Dieses wird denn in seinen letzten Capiteln recht kraus, indem er den motus rectus und contrarius, Intervalle, Consonanzen und Dissonanzen, den modus major und minor, Accord und Disharmonie, an einander gereihte Octaven und was noch alles sonst der Musik eigen ist, auch in der Farbenlehre und der sie anwendenden Malerkunst finden will.

Er muß freilich, als ein im Grunde scharfsinniger Mann, sich zuletzt daran stoßen, daß die Malerei eine simultane Harmonie, die Musik eine successive fordere. Er findet natürlich die Intervalle der Farben nicht so bestimm- und meßbar, wie die der Töne. Da er seine Farbenscala nicht in ihr selbst abschließt, sondern sie, statt in einem Cirkel, in einer Reihe vorstellt, um sie an eine hellere Octave wieder anschließen zu können, so weiß er nicht, welche er zur ersten und welche zur letzten machen, und wie er dieses Anschließen am natürlichsten bewirken soll. Ihm steht entgegen, daß er von einem gewissen Gelb auf geradem Wege durch Roth und Blau hindurch niemals zu einem hellern Gelb gelangen kann, und er muß fühlen, daß es ein unendlicher Unterschied ist zwischen der Operation wodurch man eine Farbe verdünnt, und zwischen der wodurch man zu einem höhern Ton verschreitet.

Eben so traurig ist es anzusehen, wenn er glaubt, man könne jede Farbe durch gewisse Modificationen in den Minor setzen, wie man es mit den Tönen vermag, weil die einzelnen Töne sich gegen den ganzen musikalischen Umfang viel gleichgültiger verhalten, als die einzelnen Farben gegen den Umkreis, in welchem sie aufgestellt sind: denn die Farben machen in diesem Kreise selbst das majus und minus, sie machen selbst diesen entschiedenen Gegensatz, welcher sichtbar und empfindbar ist und der nicht aufzuheben geht, ohne daß man das Ganze zerstört.

Die Töne hingegen sind, wie gesagt, gleichgültiger Natur; sie stehen

jedoch unter dem geheimen Gesetz eines gleichfalls entschiedenen Gegensatzes, der aber nicht an sich, wie bei der Farbe, nothwendig und unveränderlich empfindbar wird, sondern, nach Belieben des Künstlers, an einem jeden Tone und seiner von ihm herfließenden Folge hörbar und empfindbar gemacht werden kann.

Es ist uns angenehm, indem wir gegen das Ende zueilen, nochmals Gelegenheit gefunden zu haben, uns über diesen wichtigen Punkt zu erklären, auf welchen schon im Laufe unseres Vortrags auf mehr als eine Weise hingedeutet worden.

Das Büchelchen selbst verdient eine Stelle in der Sammlung eines jeden Natur- und Kunstfreundes, sowohl damit das Andenken eines braven, beinahe völlig vergessenen Mannes erhalten, als damit die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung einem jeden deutlicher gemacht werde. Geistreiche Personen werden an den künstlichen, aber redlich gemeinten, und so weit es nur gehen wollte, ernstlich durchgeführten Bemühungen des Verfassers Unterhaltung und Vergnügen finden.

Robert Blair.

Experiments and observations on the unequal refrangibility of Light, in den Transactionen der königlichen Societät zu Edinburg, **Vol. III. 1794.**

Das Phänomen der Achromasie war nun allgemein bekannt und besonders durch die einfachen prismatischen Versuche außer allen Zweifel gesetzt worden; doch stand der Anwendung dieses Naturgesetzes auf Objectivgläser manches im Wege, sowohl von der chemischen als von der mechanischen Seite, indem es seine Schwierigkeiten hat, ein innerlich vollkommen reines Flintglas zu bereiten und genau zusammenpassende Gläser zu schleifen. Besonders aber stellten sich manche Hindernisse ein, wenn man die Weite der Objectivgläser über einen gewissen Grad vermehren wollte.

Daß nicht allein feste, sondern auch allerlei flüssige Mittel die Farbenerscheinung zu erhöhen im Stande seyn, war bekannt. **Dr. Blair** beschäftigte sich mit diesen letzten, um so mehr, als er wollte gefunden haben, daß bei der gewöhnlichen Art durch Verbindung von Flint- und Crownglas, die Achromasie nicht vollkommen werden könne.

Er hatte dabei die Newton'sche Vorstellungsart auf seiner Seite: denn wenn man sich das Spectrum als eine fertige, in allen ihren einzelnen Theilen ungleich gebrochene Strahlenreihe denkt, so läßt sich wohl hoffen, daß ein entgegengesetztes Mittel allenfalls einen Theil derselben, aber nicht alle aufheben und verbessern könne. Dieses war schon früher zur Sprache gekommen und Dr. Blairs Versuche, so wie die daraus gezogenen Folgerungen wurden von den Newtonianern mit Gunst aufgenommen.

Wir wollen ihn erst selbst hören und sodann dasjenige, was wir dabei zu erinnern im Fall sind, nachbringen.

Versuche des Dr. Blair über die chromatische Kraft verschiedener Flüssigkeiten und Auflösungen.

„Verschiedene Auflösungen von Metallen und Halbmetallen in verschiedenen Gestalten fanden sich immer chromatischer als Crownglas. Die Auflösungen einiger Salze in Wasser, z. B. des rohen Ammoniaksalzes, vermehren die Erscheinung sehr. Die Salzsäure hat auch diese Kraft, und je concentrirter sie ist, desto stärker wirkt sie. Ich fand daher, daß diejenigen Flüssigkeiten die allerhöchste chromatische Kraft haben, in welchen die Salzsäure und die Metalle verbunden sind. Die chemische Präparation, genannt **Causticum antimoniale** oder **Butyrum antimonii**, besitzt in ihrem concentrirtesten Zustande, wenn sie eben genug Feuchtigkeit an sich gezogen hat, um flüssig zu seyn, diese Kraft in einem erstaunlichen Grade, so daß drei Keile Crownglas nöthig sind, um die Farbe aufzuheben, die durch einen entgegengesetzten Keil von gleichem Winkel hervorgebracht werden. Die große Menge des in dieser Solution enthaltenen Halbmetalls, und der concentrirte Zustand der Salzsäure scheinen diesen kaum glaublichen Effect hervorzubringen.

„Aetzendes sublimirtes Quecksilber mit einer Auflösung von rohem Ammoniaksalz in Wasser ist an Stärke die nächste Auflösung. Man kann sie so stark machen, daß der Winkel eines Prisma's von Crownglas, welches ihre Farbenerscheinung aufwiegen soll, doppelt so groß seyn muß. Hier sind auch offenbar das Quecksilber und die Salzsäure an der Erscheinung Ursache: denn weder das Wasser noch das flüchtige Laugensalz,

als die übrigen Theile der Zusammensetzung, zeigen, wenn man sie einzeln untersucht, eine solche Wirkung.

„Die wesentlichen Oele folgen zunächst. Diejenigen, welche man aus harzigen Mineralien erhält, wirken am stärksten: als aus natürlichem Bergöl, Steinkohle und Ambra. Ihr Verhältniß zu dem Crownglas ist ungefähr wie zwei zu drei. Das wesentliche Oel des Sassafras wirkt nicht viel geringer. Wesentliches Citronenöl, ganz ächt, verhält sich wie drei zu vier, Terpentinöl wie sechs zu sieben, und im wesentlichen Rosmarinöl ist die Kraft noch etwas geringer.

„Ausgepreßte Oele unterscheiden sich nicht sonderlich vom Crownglas, so auch rectificirte Geister und der Aether des Salpeters und Vitriols."

Vorlesung des Dr. Blair.

„I. Die ungleiche Refrangibilität des Lichtes, wie sie Isaak Newton entdeckt und umständlich erörtert hat, steht nur insofern unwidersprochen gegründet, als die Refraction an der Gränze irgend eines Mediums und eines leeren Raumes vorgeht. Alsdann sind die Strahlen von verschiedenen Farben ungleich gebrochen, die rothmachenden Strahlen sind die am wenigsten, die violettmachenden die am meisten brechbaren Strahlen.

„II. Die Entdeckung von demjenigen was man die verschieden zerstreuende Kraft in den verschieden brechenden Medien nannte, zeigt, daß die Newton'schen Theoreme nicht allgemein sind, wenn er schließt, daß der Unterschied der Brechung zwischen den meist und geringst brechbaren Strahlen immer in einem gegebenen Verhältnisse zu der Refraction der mittelst refrangibeln stehe. Man zweifelt nicht, daß dieser Satz wahr sey, bezüglich auf die Mittel, an welchen diese Erfahrungen gemacht sind; aber es finden sich manche Ausnahmen desselben.

„III. Denn die Erfahrungen des Herrn Dollond beweisen, daß der Unterschied der Brechung zwischen den rothen und violetten Strahlen, im Verhältniß zu der Refraction des ganzen Strahlenpinsels, größer ist in gewissen Glasarten als im Wasser, und größer im Flintglas als im Crownglas.

„IV. Die erste Reihe der obenerwähnten Versuche zeigt, daß die Eigenschaft, die farbigen Strahlen in einem höhern Grade als Crownglas

zu zerstreuen, nicht auf wenige Mittel begränzt ist, sondern einer großen Mannichfaltigkeit von Flüssigkeiten angehört, und einigen derselben in ganz außerordentlichem Grade. Metallauflösungen, wesentliche Oele, mineralische Säuren, mit Ausnahme der vitriolischen, sind in diesem Betracht höchst merkwürdig.

„V. Einige Folgerungen, die sich aus Verbindung solcher Mittel, welche eine verschiedene zerstreuende Kraft haben, ergeben und bisher noch nicht genug beachtet worden, lassen sich auf diese Weise erklären. Obgleich die größere Refrangibilität der violetten vor den rothen Strahlen, wenn das Licht aus irgend einem Mittel in einen leeren Raum geht, als ein Gesetz der Natur betrachtet werden kann, so sind es doch gewisse Eigenschaften der Mittel, von denen es abhängt, welche von diesen Strahlen beim Uebergang des Lichtes aus einem Mittel ins andere, die meist refrangibeln seyn sollen, oder inwiefern irgend ein Unterschied in ihrer Brechbarkeit stattfinde.

„VI. Die Anwendung von Huygens Demonstrationen auf die Verbesserung jener Abweichung, die sich von der sphärischen Figur der Linsen herschreibt, sie mögen fest oder flüssig seyn, kann als der nächste Schritt, die Theorie der Ferngläser zu verbessern, angesehen werden.

„VII. Sodann bei Versuchen, welche mit Objectivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht, und in welchen beide Abweichungen, infofern es die Grundsätze erlauben, verbessert worden, findet sich, daß die Farbenabweichung durch die gemeine Verbindung zweier Mittel von verschiedener Dispersivkraft nicht vollkommen zu verbessern sey. Die homogenen grünen Strahlen sind alsdann die meist refrangirten, zunächst bei diesen Blau und Gelb vereinigt, dann Indig und Orange vereinigt, dann Violett und Roth vereinigt, welche am wenigsten refrangirt sind.

„VIII. Wenn diese Farbenhervorbringung beständig und die Länge des secundären Spectrums dieselbe wäre, in allen Verbindungen der Mittel, wo die ganze Brechung des Pinsels gleich ist, so würde die vollkommene Verbesserung jener Abweichung, die aus der Verschiedenheit der Refrangibilität entsteht, unmöglich seyn und als ein unübersteigliches Hinderniß der Verbesserung dioptrischer Instrumente entgegenstehen.

„IX. Der Zweck meiner Experimente war daher, zu untersuchen, ob die Natur solche durchsichtige Mittel gewähre, welche dem Grade nach, in welchem sie die Strahlen des prismatischen Spectrums zerstreuen,

verschieden wären, zugleich aber die mancherlei Reihen der Strahlen in derselben Proportion aus einander hielten. Denn wenn sich solche Mittel fänden, so würde das obgemeldete secundäre Spectrum verschwinden, und die Abweichung, welche durch die verschiedene Refrangibilität entsteht, könnte aufgehoben werden. Der Erfolg dieser Untersuchung war nicht glücklich in Betracht ihres Hauptgegenstandes. In jeder Verbindung, die man versuchte, bemerkte man dieselbe Art von nicht beseitigter Farbe, und man schloß daraus, daß es keine directe Methode gebe, die Aberration wegzuschaffen.

„X. Aber es zeigte sich in dem Verlauf der Versuche, daß die Breite des secundären Spectrums geringer war in einigen Verbindungen als in andern, und da eröffnete sich ein indirecter Weg, jene Verbesserung zu finden, indem man nämlich eine zusammengesetzte hohle Linse von Materialien, welche die meiste Farbe hervorbringen, mit einer zusammengesetzten convexen Linse von Materialien, welche die wenigste Farbe hervorbringen, verband und nun beobachtete, auf was Weise man dieß durch drei Mittel bewirken könnte, ob es gleich schien, daß ihrer vier nöthig wären.

„XI. Indem man sich nun nach Mitteln umsah, welche zu jenem Zweck am geschicktesten seyn möchten, so entdeckte man eine wunderbare und merkwürdige Eigenschaft in der Salzsäure. In allen Mitteln, deren Zerstreuungskräfte man bisher untersucht hatte, waren die grünen Strahlen, welche sonst die mittlern refrangibeln im Crownglas sind, unter den weniger refangibeln, und daher verursachten sie jene nicht beseitigte Farbe, welche vorher beschrieben worden. In der Salzsäure hingegen machen dieselben Strahlen einen Theil der mehr refrangibeln, und in Gefolg davon ist die Ordnung der Farben in dem secundären Spectrum, welches durch eine Verbindung von Crownglas mit dieser Flüssigkeit hervorgebracht war, umgekehrt, indem das homogene Grün das wenigst Refrangible und das verbundene Roth und Violett das meist Refrangible war.

„XII. Diese merkwürdige Eigenschaft, die man in der Salzsäure gefunden, führt zu dem vollkommensten Erfolg, dem großen Mangel der optischen Instrumente abzuhelfen, nämlich der Zerstreuung oder Abweichung der Strahlen, welche sich von ihrer ungleichen Refrangibilität herschrieb, und wodurch es bisher unmöglich ward, sie alle zusammen auf Einen Punkt zu bringen, sowohl bei einfachen als bei entgegengesetzten

Brechungen. Eine Flüssigkeit, in welcher Theile der Salzsäure mit metallischen in gehörigem Verhältniß stehen, trennt die äußersten Strahlen des Spectrums weit mehr als Crownglas, bricht aber alle Reihen der Strahlen genau in demselben Verhältniß, wie dieß Glas thut; und daher können die Strahlen aller Farben, welche durch die Brechung des Glases divergent geworden, wieder parallel werden, entweder durch eine folgende Refraction auf der Gränze des Glases und gedachter Flüssigkeit, oder indem die brechende Dichtigkeit derselben geschwächt wird. Die Brechung, welche an der Gränze derselben und des Glases stattfindet, kann so regelmäßig als wäre es Reflexion, gemacht werden, indessen die Mängel, welche von unvermeidlicher Unvollkommenheit des Schleifens entspringen müssen, hier viel weniger anstößig sind als bei der Reflexion, und die Masse Licht, welche durch gleiche Oeffnung der Teleskope durchfällt, viel größer ist.

„XIII. Dieses sind die Vortheile, welche unsere Entdeckung anbietet. In der Ausführung mußte man beim ersten Angreifen der Sache mancherlei Schwierigkeiten erwarten und deren manche überwinden, ehe die Erfahrungen vollständig wirken konnten; denn zur Genauigkeit der Beobachtungen gehört, daß die Objectivgläser sehr sorgfältig gearbeitet werden, indem die Phänomene viel auffallender sind, wenn die vergrößernden Kräfte wachsen. Die Mathematiker haben sich viel Mühe zu geringem Zwecke gegeben, indem sie die Radien der Sphären ausrechneten, welche zu achromatischen Teleskopen nöthig sind: denn sie bedachten nicht, daß Objectivgläser viel zartere Prüfmittel sind für die optischen Eigenschaften brechender Medien als die groben Versuche durch Prismen, und daß die Resultate ihrer Demonstrationen nicht über die Genauigkeit der Beobachtungen hinausgehen, wohl aber dahinter zurückbleiben können.

„XIV. Ich schließe diesen Vortrag, der schon länger geworden als ich mir vorsetzte, indem ich die verschiedenen Fälle ungleicher Brechbarkeit des Lichtes erzähle, damit ihre Mannichfaltigkeit auf einmal deutlich eingesehen werde.

„XV. Bei der Brechung, welche an der Gränze eines jeden bekannten Mittels und eines leeren Raums stattfindet, sind die verschiedenfarbigen Strahlen ungleich brechbar, die rothmachenden am wenigsten, die violettmachenden am meisten. Dieser Unterschied der Brechbarkeit der rothen und violetten Strahlen ist jedoch nicht derselbige in allen Mitteln.

Nachträgliches.

Das Höchſte was wir von Gott und der Natur erhalten haben iſt das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um ſich ſelbſt, welche weder Raſt noch Ruhe kennt; der Trieb das Leben zu hegen und zu pflegen iſt einem jeden unverwüſtlich eingeboren, die Eigenthümlichkeit deſſelben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimniß.

Die zweite Gunſt der von oben wirkenden Weſen iſt das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendig-beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch ſie ſich erſt ſelbſt als innerlich Gränzenloſes, als äußerlich Begränztes gewahr wird. Ueber dieſes Erlebte können wir, obgleich Anlage, Aufmerkſamkeit und Glück dazu gehört, in uns ſelbſt klar werden; andern bleibt aber auch dieß immer ein Geheimniß.

Als Drittes entwickelt ſich nun dasjenige was wir als Handlung und That, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieſes gehört derſelben mehr an als uns ſelbſt, ſo wie ſie ſich darüber auch eher verſtändigen kann als wir es ſelbſt vermögen; jedoch fühlt ſie, daß ſie, um recht klar darüber zu werden, auch von unſerm Erlebten ſo viel als möglich zu erfahren habe. Weßhalb man auch auf Jugend-Anfänge,

Solche Mittel, in welchen der Unterschied am größten ist, und welche daher die verschiedenfarbigen Strahlen am meisten trennen oder zerstreuen, hat man durch den Ausdruck dispersive unterschieden, und diejenigen, welche die Strahlen am wenigsten von einander trennen, sind indispersive genannt worden. Diese Mittel sind also dadurch von einander unterschieden, und mehr noch durch einen andern, höchst wesentlichen Umstand.

„XVI. Es zeigt sich durch Versuche, welche man auf indispersive Mittel gemacht hat, daß das mittlere refrangible Licht immer dasselbe und zwar von grüner Farbe ist.

„XVII. Hingegen in der weitläufigen Klasse dispersiver Mittel, wozu Flintglas, metallische Auflösungen und wesentliche Oele gehören, macht das grüne Licht nicht die mittlere refrangible Reihe, sondern bildet eine von den weniger refrangiblen Reihen, indem man solches im prismatischen Spectrum näher am tiefen Roth, als an dem äußersten Violett findet.

„XVIII. In einer andern Klasse dispersiver Mittel, welche die Salz- und Salpetersäure enthält, wird dasselbe grüne Licht eines der mehr refrangibeln, indem es sich näher am letzten Violett, als am tiefsten Roth zeigt.

„XIX. Dieses sind die Verschiedenheiten in der Brechbarkeit des Lichtes, wenn die Refraction an der Gränze eines leeren Raumes stattfindet, und die Phänomene werden nicht merklich unterschieden seyn, wenn die Brechungen an der Gränze des dichten Mittels und der Luft geschehen. Aber wenn Licht aus einem dichten Mittel ins andere übergeht, sind die Fälle der ungleichen Refrangibilität viel verwickelter.

„XX. Bei Refractionen, welche auf der Gränze von Mitteln geschehen, welche nur an Stärke und nicht an Eigenschaft verschieden sind, als Wasser und Crownglas, oder an der Gränze von verschieden dispersiven Flüssigkeiten, welche mehr oder weniger verdünnt sind, wird der Unterschied der Refrangibilität derselbe seyn, der oben an der Gränze dichter Mittel und der Luft bemerkt worden, nur daß die Refraction geringer ist.

„XXI. An der Gränze eines indispersiven und eines dünnen Mittels, das zu irgend einer Klasse der dispersiven gehört, können die rothen und violetten Strahlen gleich refrangibel gemacht werden. Wenn die dispersive Gewalt des dünnern Mittels sich vermehrt, so werden die violetten Strahlen die

wenigſt refrangibeln, und die rothen die meiſt refrangibeln. Wenn die mittlere refractive Dichtigkeit zweier Mittel gleich iſt, ſo werden die rothen und violetten Strahlen in entgegengeſetzten Richtungen gebrochen, die einen zu, die andern von dem Perpendikel.

„XXII. Dieſes begegnet den rothen und violetten Strahlen, welche Art von diſperſiven Mitteln man auch brauche; aber die Refrangibilität der mittlern Strahlenordnung und beſonders der grünen Strahlen wird verſchieden ſeyn, wenn die Klaſſe der diſperſiven Mittel verändert wird.

„XXIII. So in dem erſten Fall, wenn rothe und violette Strahlen gleich refrangibel gemacht worden, werden die grünen Strahlen als die meiſt refrangibeln heraustreten, ſobald man die erſte Klaſſe der diſperſiven Mittel gebraucht, und als die wenigſt refrangibeln, ſobald die zweite Klaſſe angewendet wird. So in den zwei andern Fällen, wo das Violette das am wenigſten und das Rothe das am meiſten Refrangible wird, und wo dieſe beiden in entgegengeſetzten Directionen gebrochen werden; alsdann werden die grünen Strahlen zu den rothen gelangen, wenn die erſte Klaſſe der diſperſiven Mittel gebraucht wird, und werden ſich zu den violetten geſellen, wenn man die zweite Klaſſe braucht.

„XXIV. Nur noch ein anderer Fall ungleicher Refraction bleibt übrig zu bemerken, und das iſt der, wenn Licht gebrochen wird an der Gränze von Mitteln, die zu den zwei verſchiedenen Klaſſen diſperſiver Flüſſigkeiten gehören. Bei dem Uebergang z. B. von einem weſentlichen Oel oder einer metalliſchen Solution in die Salzſäuren, läßt ſich die refractive Dichtigkeit dieſer Flüſſigkeiten ſo zurichten, daß die rothen und violetten Strahlen keine Refraction erdulden, wenn ſie aus einer Flüſſigkeit in die andere gehen, wie ſchief auch ihre Incidenz ſeyn möge. Aber die grünen Strahlen werden alsdann eine merkliche Brechung erleiden, und dieſe Brechung wird ſich vom Perpendikel wegbewegen, wenn das Licht aus der Salzſäure in das weſentliche Oel übergeht, und gegen den Perpendikel, wenn es von dem weſentlichen Oel in die Salzſäure übergeht. Die andern Reihen der Strahlen erleiden ähnliche Brechungen, welche am größten ſind bei denen, die dem Grünen am nächſten kommen, und abnehmen, wie ſie ſich dem tiefen Rothen an der einen Seite und dem letzten Violetten an der andern nähern, wo Refraction vollkommen aufhört.“

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Wir können voraussetzen, daß unsere Leser die Lehre von der Achromasie überhaupt, theils wie wir solche in unserm Entwurf, theils im historischen Theile vorgetragen, genugsam gegenwärtig haben. Was die Blair'schen Bemühungen betrifft, so findet sich über dieselben ein Aufsatz in den Gilbert'schen Annalen der Physik (sechster Bd. S. 129 ff.); auch kommen in dem Reichsanzeiger (1794, Nr. 152 und 1795, Nr. 4 und 14) einige Notizen vor, welche zur Erläuterung der Sache dienen. Wir haben den Autor selbst reden lassen, und seine einzelnen Paragraphen numerirt, um einige Bemerkungen darauf beziehen zu können.

Die Blair'schen Versuche sind mit Prismen und Objectivgläsern gemacht, aber beide Arten sind nicht deutlich von einander abgesondert, noch ist die Beschreibung so gefaßt, daß man wissen könnte, wann die eine oder die andere Weise zu versuchen eintritt. Er nennt die prismatischen Versuche grob. Wir finden dieß eine des Naturforschers unwürdige Art sich auszudrücken. Sie sind, wie alle ähnlichen einfachen Versuche, keineswegs grob, sondern rein zu nennen. Die reine Mathematik ist nicht grob, verglichen mit der angewandten, ja sie ist vielmehr zarter und zuverlässiger.

Das größte Uebel jedoch, das den Blair'schen Versuchen beiwohnt, ist, daß sie nach der Newton'schen Theorie beschrieben sind. Versuche, nach einer falschen Terminologie ausgesprochen, sind, wenn man sie nicht wiederholen kann, sehr schwer durch eine Conjecturalkritik auf den rechten Fuß zu stellen. Wir fanden uns nicht in dem Fall, die Blair'schen Versuche zu wiederholen; doch werden wir möglichst suchen, ihnen auf die Spur zu kommen.

Ad VII.

Es sollen Versuche mit achromatischen Objectivgläsern von sehr weiter Oeffnung gemacht worden seyn; was für Versuche aber, ist nicht deutlich. Man kann durch solche Objectivgläser das Sonnenlicht fallen lassen, um zu sehen, ob es bei seinem Zusammenziehen oder Ausdehnen Farben zeige; man kann schwarze und weiße kleine Scheiben auf entgegengesetzten Gründen dadurch betrachten, ob sich Ränder an ihnen zeigen oder nicht. Wir nehmen an, daß er den Versuch auf die erste Weise angestellt; nun sagt er, in diesen Objectivgläsern wären die beiden Abweichungen

gewissermaßen verbessert gewesen. Dieß heißt doch wohl von Seiten der Form und von Seiten der Farbe. Ist dieses letztere auch nur einigermaßen geschehen, wie können denn die wunderlichen Farbenerscheinungen noch übrig bleiben, von denen der Schluß des Paragraphen spricht?

Wir finden uns bei Betrachtung dieser Stelle in nicht geringer Verlegenheit. Homogene grüne Strahlen, die wir nach unserer Lehre gar nicht kennen, sollen die meist refrangirten seyn. Das müßte also doch wohl heißen: sie kommen zuerst im Focus an. Hier wäre also irgend etwas Grünes gesehen worden. Wie soll man nun aber das folgende verstehen, wo immer je zwei und zwei farbige Strahlen vereinigt seyn sollen? Hat man sie gesehen oder nicht gesehen? Im ersten Fall müßten sie jedesmal an einander gränzen, und doppelfarbige Kreise bilden. Oder hat man sie nicht gesehen, und heißt das vereinigt hier, nach der unglückseligen Newton'schen Theorie, wieder zu Weiß verbunden, wie erkennt man denn, daß sie da waren, und wie erfährt man, wo sie geblieben sind?

Wir dachten uns aus dieser Verwirrung allenfalls durch eine doppelte Vermuthung zu helfen. Bei achromatischen Fernröhren kommt manchmal der Fall vor, daß die Convex- und Concavlinse so genau passen, daß sie sich unmittelbar berühren und drücken, wodurch die lebhaftesten epoptischen Farben entstehen. Trat vielleicht bei jenem Objectiv dieser Umstand ein, und Blair ließ das Sonnenlicht hindurchfallen, so konnten solche Farbenkreise entstehen, wie er sie bezeichnet, aber von einer ganz andern Seite. Sie gehören unter eine ganz andere Rubrik, als wohin er sie zieht. Noch ein anderer Umstand konnte stattfinden, daß nämlich das zu diesem Objectiv angewandte Crownglas nicht vollkommen rein war, und sich also mit Refraction verbundene pareptische Farbenkreise zeigten; doch bleibt es uns unmöglich, etwas Gewisses hierüber festzusetzen.

Ad XI.

Die Versuche von denen hier die Rede ist, müssen mit Prismen gemacht worden seyn. Er hält sich besonders bei dem Grünen des prismatischen Spectrums auf, welches, wie bekannt, ursprünglich darin gar nicht existirt. Die Redensart, daß grüne Strahlen die mittlern brechbaren seyn sollen, ist grundfalsch. Wir haben es tausendmal wiederholt, die Mitte des Gespenstes ist zuerst weiß.

Man nehme unsere fünfte Tafel zur Hand. Wo Gelb und Blau sich berühren, entsteht das Grün, und erscheint einen Augenblick ungefähr in der Mitte des Spectrums. Wie aber bei Anwendung eines jeden Mittels, es sey von welcher Art es wolle, das Violette wächst, so gehört Grün freilich mehr dem untern als dem obern Theile zu.

Weil nun sogenannte mehr disperſive Mittel einen längern violetten Schweif bilden, so bleibt das Grün, obgleich immer an seiner Stelle, doch weiter unten, und nun rechnet es der Verfasser gar zu den minder refrangibeln Strahlen. Es steckt aber eigentlich nur in der Enge des hellen Bildes, und der violette Saum geht weit darüber hinaus. Hiermit wären wir also im Reinen.

Daß es aber stark disperſive Mittel geben soll, durch welche das Grün mehr nach oben gerückt wird oder, nach jener Terminologie, zu den mehr refrangibeln Reihen gehört, scheint ganz unmöglich, weil die Säume ins helle Bild hinein stärker wachsen müßten, als aus dem Hellen hinaus; welches sich nicht denken läßt, da beide Randerscheinungen sich jederzeit völlig auf gleiche Weise ausdehnen.

Was hingegen **Dr.** Blair gesehen haben mag, glauben wir indeß durch eine Vermuthung auslegen zu können. Er bedient sich zu diesen Versuchen seiner hohlen Prismen. Diese sind aus Messing und Glas zusammengesetzt. Wahrscheinlich haben Salz- und Salpetersäure etwas von dem Messing aufgelöst, und einen Grünspan in sich aufgenommen. Durch dieses nunmehr grün gefärbte Mittel wurde das Grün des Spectrums erhöht, und der violette Theil desselben deprimirt. Ja es ist möglich, daß der äußerste zarte Theil des Saums völlig aufgehoben worden. Auf diese Weise rückt freilich das Grün scheinbar weit genug hinauf, wie man sich dieß Resultat schon durch jedes grüne Glas vergegenwärtigen kann.

Ad XXIII und XXIV.

Durch diese beiden Paragraphen wird jene Vermuthung noch bestärkt: denn hier kommen Versuche vor, durch welche, nach aufgehobenen Randstrahlen, die grünen mittlern Strahlen in ihrem Werth geblieben seyn sollen. Was kann das anders heißen, als daß zuletzt ein grünes Bild noch übrig blieb? Aber wie kann dieses entstehen, wenn die Reihen der entgegengesetzten Enden aufgehoben sind, da es bloß aus diesen zusammengesetzt ist? Schwerlich kann es etwas anders seyn und heißen, als daß

ein an ſeinen Rändern wirklich achromatiſirtes, durch ein grünes Mittel aber grün gefärbtes gebrochenes Bild noch übrig geblieben.

So viel von unſern Vermuthungen, denen wir noch manches hinzufügen könnten. Allein es iſt eine traurige Aufgabe, mit Worten gegen Worte zu ſtreiten; und die Verſuche anzuſtellen, um der Sache genau auf die Spur zu kommen, mangelt uns gegenwärtig Zeit und Gelegenheit. Sie verdient wegen Erweiterung der theoretiſchen Anſicht vielleicht künftig noch eine nähere Prüfung. Denn was das Praktiſche betrifft, ſo ſieht man leicht, daß dieſen aus Glas und ſaliniſchen Flüſſigkeiten zuſammengeſetzten ſogenannten aplanatiſchen Gläſern in der Ausführung noch mehr Hinderniſſe entgegen ſtanden, als jenen aus zwei Glasarten verbundenen achromatiſchen. Auch ſcheint das Unternehmen nicht weiter geführt worden zu ſeyn. Ob wir hierüber nähere Nachricht erhalten können, muß die Zeit lehren.

Uns ſey indeſſen vergönnt, da wir uns dem Schluſſe unſerer Arbeit immer mehr nähern, eine allgemeine, hierher wohl paſſende Anmerkung beizubringen.

In phyſiſchen ſowohl als andern Erfahrungswiſſenſchaften kann der Menſch nicht unterlaſſen ins Minutiöſe zu gehen, theils weil es etwas Reizendes hat, ein Phänomen ins unendlich Kleine zu verfolgen, theils weil wir im Praktiſchen, wenn einmal etwas geleiſtet iſt, das Vollkommenere zu ſuchen immer aufgefordert werden. Beides kann ſeinen Nutzen haben; aber der daraus entſpringende Schade iſt nicht weniger merklich. Durch jenes erſtgenannte Bemühen wird ein unendlicher Wiſſensmuſt aufgehäuft und das Würdige mit dem Unwürdigen, das Werthe mit dem Unwerthen durch einander gerüttelt und eins mit dem andern der Aufmerkſamkeit entzogen.

Was die praktiſchen Forderungen betrifft, ſo mögen unnütze Bemühungen noch eher hingehen: denn es ſpringt zuletzt doch manchmal etwas Unerwartetes hervor. Aber der, dem es Ernſt um die Sache iſt, bedenke doch ja, daß der Menſch in einen Mittelzuſtand geſetzt iſt, und daß ihm nur erlaubt iſt das Mittlere zu erkennen und zu ergreifen. Der Natur, um ganz zunächſt bei der Materie zu bleiben, von der wir eben handeln, war es ſelbſt nicht möglich, das Auge ganz achromatiſch zu machen. Es iſt achromatiſch nur inſofern als wir frei, gerade vor uns hin ſehen.

Bücken wir den Kopf nieder oder heben ihn in die Höhe, und blicken in dieſer gezwungenen Stellung nach irgend einem entſchiedenen hellen oder dunkeln Bilde, nach einem zu dieſen Erfahrungen immer bereiten Fenſterkreuz, ſo werden wir mit bloßen Augen die prismatiſchen Säume gewahr. Wie ſollte es alſo der Kunſt gelingen, die Natur in einem ſolchen Grade zu meiſtern, da man ja nicht mit abſtracten, ſondern mit concreten Kräften und Körpern zu thun hat, und es ſich mit dem Höchſten, der Idee, eben ſo verhält, daß man ſie keineswegs ins Enge noch ins Gleiche bringen kann!

Keineswegs werde jedoch, wie ſchon geſagt, der Forſcher und Techniker abgeſchreckt, ins Feinere und Genauere zu gehen; nur thue er es mit Bewußtſeyn, um nicht Zeit und Fähigkeiten zu vertändeln und zu verſchwenden.

Confession des Verfassers

Da uns, wenn wir an irgend an einem Geschehenen Theil nehmen, nichts willkommener seyn kann, als daß Personen welche mitgewirkt, uns die besondern Umstände offenbaren mögen, wie dieses oder jenes Ereigniß seinen Ursprung genommen, und dieß sowohl von der politischen als wissenschaftlichen Geschichte gilt, auch in beiden nichts so klein geachtet werden mag, das nicht irgend einem Nachkommenden einmal bedeutend seyn könnte: so habe ich nicht unterlassen wollen, nachdem ich dem Lebensgange so mancher andern nachgespürt, gleichfalls aufzuzeichnen, wie ich zu diesen physischen und besonders chromatischen Untersuchungen gelangt bin; welches um so mehr erwartet werden darf, weil eine solche Beschäftigung schon manchem als meinem übrigen Lebensgange fremd erschienen ist.

Die Menge mag wohl jemand irgend ein Talent zugestehen, worin er sich thätig bewiesen und wobei das Glück sich ihm nicht abhold gezeigt; will er aber in ein anderes Fach übergehen und seine Künste vervielfältigen, so scheint es als wenn er die Rechte verletze, die er einmal der öffentlichen Meinung über sich eingeräumt, und es werden daher seine Bemühungen in einer neuen Region selten freundlich und gefällig aufgenommen.

Hierin kann die Menge wohl einigermaßen Recht haben: denn es hat jedes einzelne Beginnen so viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menschen, ja mehrere zusammen braucht, um zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thätigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzusehen sind, sondern daß sie einander wechselsweise zu Hülfe kommen, und daß der Mensch, wie mit andern also auch mit sich selbst, öfters in ein Bündniß treten

und daher ſich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehreren Tugenden zu üben hat.

Wie es mir hierin im Ganzen ergangen, würde nur durch eine umſtändliche Erzählung mitgetheilt werden können, und ſo mag das Gegenwärtige als ein einzelnes Capitel jenes größern Bekenntniſſes angeſehen werden, welches abzulegen mir vielleicht noch Zeit und Muth übrig bleibt.

Indem ſich meine Zeitgenoſſen gleich bei dem erſten Erſcheinen meiner dichteriſchen Verſuche freundlich genug gegen mich erwieſen, und mir, wenn ſie gleich ſonſt mancherlei auszuſetzen fanden, wenigſtens ein poetiſches Talent mit Geneigtheit zuerkannten, ſo hatte ich ſelbſt gegen die Dichtkunſt ein eigenes wunderſames Verhältniß, das bloß praktiſch war, indem ich einen Gegenſtand der mich ergriff, ein Muſter das mich aufregte, einen Vorgänger der mich anzog, ſo lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entſtanden war, das als mein angeſehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal, gleichſam aus dem Stegreife und gewiſſermaßen inſtinctartig, auf das Papier fixirte. Daher denn die Lebhaftigkeit und Wirkſamkeit meiner Productionen ſich ableiten mag.

Da mir aber, ſowohl in Abſicht auf die Conception eines würdigen Gegenſtandes als auf die Compoſition und Ausbildung der einzelnen Theile, ſo wie was die Technik des rhythmiſchen und proſaiſchen Stils betraf, nichts Brauchbares, weder von den Lehrſtühlen noch aus den Büchern entgegenkam, indem ich manches Falſche zwar zu verabſcheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte und deßhalb ſelbſt wieder auf falſche Wege gerieth: ſo ſuchte ich mir außerhalb der Dichtkunſt eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen, und dasjenige was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewiſſen Entfernung überſehen und beurtheilen könnte.

Dieſen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends beſſer hinwenden, als zur bildenden Kunſt. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß: denn ich hatte ſo oft von der Verwandtſchaft der Künſte gehört, welche man auch in einer gewiſſen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einſamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerkſam geworden, wie ſie ſich als Landſchaft zeigt, und hatte, da ich von Kindheit auf in den Werkſtätten der Maler aus- und einging, Verſuche gemacht, das was mir in der Wirklichkeit erſchien, ſo gut es ſich ſchicken wollte, in ein Bild zu

verwandeln; ja ich fühlte hierzu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß iſt es, daß die falſchen Tendenzen den Menſchen öfters mit größerer Leidenſchaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachſtrebt was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

Je weniger alſo mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunſt geworden war, deſto mehr ſah ich mich nach Geſetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Techniſche der Malerei, als auf das Techniſche der Dichtkunſt; wie man denn durch Verſtand und Einſicht dasjenige auszufüllen ſucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelaſſen hat.

Je mehr ich nun durch Anſchauung der Kunſtwerke, inſofern ſie mir im nördlichen Deutſchland vor die Augen kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reiſenden, durch Leſen ſolcher Schriften, welche ein lange pedantiſch vergrabenes Alterthum einem geiſtigern Anſchauen entgegenzubeben verſprachen, an Einſicht gewiſſermaßen zunahm, deſto mehr fühlte ich das Bodenloſe meiner Kenntniſſe, und ſah immer mehr ein, daß nur von einer Reiſe nach Italien etwas Befriedigendes zu hoffen ſeyn möchte.

Als ich endlich nach manchem Zaudern über die Alpen gelangt war, ſo empfand ich gar bald, bei dem Zudrang ſo vieler unendlichen Gegenſtände, daß ich nicht gekommen ſey, um Lücken auszufüllen und mich zu bereichern, ſondern daß ich von Grund aus anfangen müſſe alles bisher Gewähnte wegzuwerfen und das Wahre in ſeinen einfachſten Elementen aufzuſuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen von der Poeſie herübergebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen feſthalten, ſo daß es mir zwar ſchwer aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochenes Anſchauen der Natur und Kunſt, durch lebendiges wirkſames Geſpräch mit mehr oder weniger einſeitigen Kennern, durch ſtetes Leben mit mehr oder weniger praktiſchen oder denkenden Künſtlern, nach und nach mir die Kunſt überhaupt einzutheilen, ohne ſie zu zerſtückeln, und ihre verſchiedenen lebendig in einander greifenden Elemente gewahr zu werden.

Freilich nur gewahr zu werden und feſtzuhalten, ihre tauſendfältigen Anwendungen und Ramificationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzuſparen! Auch ging es mir, wie jedem der reiſend oder lebend mit Ernſt gehandelt, daß ich in dem Augenblicke des Scheidens erſt einigermaßen

Stufen der Bildung, Lebens-Einzelnheiten, Anekdoten und dergleichen höchſt begierig iſt.

Dieſer Wirkung nach Außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es ſey nun daß Liebe uns zu fördern ſuche, oder Haß uns zu hindern wiſſe. Dieſer Conflict bleibt ſich im Leben ziemlich gleich, indem ja der Menſch ſich gleich bleibt und eben ſo alles dasjenige was Zuneigung oder Abneigung an ſeiner Art zu ſeyn empfinden muß.

Was Freunde mit und für uns thun, iſt auch ein Erlebtes; denn es ſtärkt und fördert unſere Perſönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und ſchützen uns dagegen, wie gegen Froſt, Sturm, Regen und Schloßenwetter, oder ſonſt äußere Uebel die zu erwarten ſind.

Man mag nicht mit jedem leben, und ſo kann man auch nicht für jeden leben; wer das recht einſieht wird ſeine Freunde höchlich zu ſchätzen wiſſen, ſeine Feinde nicht haſſen noch verfolgen, vielmehr erlangt der Menſch nicht leicht einen größeren Vortheil, als wenn er die Vorzüge ſeiner Widerſacher gewahr werden kann, dieß giebt ihm ein entſchiedenes Uebergewicht über ſie.

Gehen wir in die Geſchichte zurück, ſo finden wir überall Perſönlichkeiten mit denen wir uns vertrügen, andere mit denen wir uns gewiß in Widerſtreit befänden.

Das Wichtigſte bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es ſich in uns am reinſten abſpiegelt, wir uns in ihm.

mich werth fühlte, hereinzutreten. Mich tröſteten die mannichfaltigen und unentwickelten Schätze, die ich mir geſammelt; ich erfreute mich an der Art wie ich ſah, daß Poeſie und bildende Kunſt wechſelſeitig auf einander einwirken könnten. Manches war mir im einzelnen deutlich, manches im ganzen Zuſammenhange klar. Von einem einzigen Punkte wußte ich mir nicht die mindeſte Rechenſchaft zu geben: es war das Colorit.

Mehrere Gemälde waren in meiner Gegenwart erfunden, componirt, die Theile, der Stellung und Form nach, ſorgfältig durchſtudirt worden, und über alles dieſes konnten mir die Künſtler, konnte ich mir und ihnen Rechenſchaft, ja ſogar manchmal Rath ertheilen. Kam es aber an die Färbung, ſo ſchien alles dem Zufall überlaſſen zu ſeyn, dem Zufall der durch einen gewiſſen Geſchmack, einen Geſchmack der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil das durch Eigenheiten des Künſtlers, des Kenners, des Liebhabers beſtimmt wurde. Bei den Lebendigen war kein Troſt, eben ſo wenig bei den Abgeſchiedenen; keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunſtwerken. Denn wie beſcheiden ſich über dieſen Punkt z. B. Laireſſe ausdrückt, kann Verwunderung erregen. Und wie wenig ſich irgend eine Maxime aus der Färbung, welche neuere Künſtler in ihren Gemälden angebracht, abſtrahiren laſſe, zeigt die Geſchichte des Colorits, verfaßt von einem Freunde, der ſchon damals mit mir zu ſuchen und zu unterſuchen geneigt war, und bis jetzt dieſem gemeinſam eingeſchlagenen Weg auf die löblichſte Weiſe treu geblieben.

Je weniger mir nun bei allen Bemühungen etwas erfreulich Belehrendes entgegenſchien, deſto mehr brachte ich dieſen mir ſo wichtigen Punkt überall wiederholt, lebhaft und dringend zur Sprache, dergeſtalt, daß ich dadurch ſelbſt Wohlwollenden faſt läſtig und verdrießlich fiel. Aber ich konnte nur bemerken, daß die lebenden Künſtler bloß aus ſchwankenden Ueberlieferungen und einem gewiſſen Impuls handelten, daß Helldunkel, Colorit, Harmonie der Farben immer in einem wunderlichen Kreiſe ſich durcheinander drehten: keins entwickelte ſich aus dem andern, keins griff nothwendig ein in das andere. Was man ausübte, ſprach man als techniſchen Kunſtgriff, nicht als Grundſatz aus. Ich hörte zwar von kalten und warmen Farben, von Farben die einander heben, und was dergleichen mehr war; allein bei jeder Ausführung konnte ich bemerken, daß man in einem ſehr engen Kreiſe wandelte, ohne doch denſelben überſchauen oder beherrſchen zu können.

Das Sulzer'sche Wörterbuch wurde um Rath gefragt. Aber auch da fand sich wenig Heil. Ich dachte selbst über die Sache nach, und um das Gespräch zu beleben, um eine oft durchgedroschene Materie wieder bedeutend zu machen, unterhielt ich mich und die Freunde mit Paradoxen. Ich hatte die Ohnmacht des Blauen sehr deutlich empfunden, und seine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Schwarzen bemerkt; nun gefiel es mir zu behaupten, das Blaue sey keine Farbe! und ich freute mich eines allgemeinen Widerspruchs. Nur Angelica, deren Freundschaft und Freundlichkeit mir schon öfters in solchen Fällen entgegengekommen war — sie hatte z. B. auf mein Ersuchen erst ein Bild, nach Art älterer Florentiner, Grau in Grau gemalt und es bei völlig entschiedenem und fertigem Helldunkel mit durchscheinender Farbe überzogen, wodurch eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht wurde, ob man es gleich von einem auf die gewöhnliche Weise gemalten Bilde nicht unterscheiden konnte — Angelica gab mir Beifall und versprach eine kleine Landschaft ohne Blau zu malen. Sie hielt Wort und es entsprang ein sehr hübsches harmonisches Bild, etwa in der Art wie ein Athanobleps die Welt sehen würde; wobei ich jedoch nicht läugnen will, daß sie ein Schwarz anwendete, welches nach dem Blauen hinzog. Wahrscheinlich findet sich dieses Bild in den Händen irgend eines Liebhabers, für den es durch diese Anekdote noch mehr Werth erhält.

Daß hierdurch nichts ausgemacht wurde, ja vielmehr die Sache in einen geselligen Scherz ablief, war ganz natürlich. Indessen versäumte ich nicht, die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedenste Stufenfolge der Luftperspective, die Bläue der Ferne so wie naher Schatten auffallend bemerken ließ. Beim Scirocco-himmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit schenkte, als ich schon in der ersten Jugend bei frühem Studiren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht heranwuchs, diesem Phänomen meine Bewunderung nicht entziehen konnte. Doch wurden alle diese Beobachtungen nur gelegentlich angestellt, durch so viel anderes mannichfaltiges Interesse zerstreut und verdrängt, so daß ich meine Rückreise unternahm und zu Hause, bei manchem Zudrang fremdartiger Dinge, die Kunst und alle Betrachtung derselben fast gänzlich aus dem Auge verlor.

Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den

eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen, trat mir in Absicht auf Colorit dasjenige entgegen, was mir schon in Italien nicht verborgen bleiben konnte. Ich hatte nämlich zuletzt eingesehen, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von der Seite der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle. Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die sämmtlichen Farben im Licht enthalten seyen; nie war es mir anders gesagt worden, und niemals hatte ich die geringste Ursache gefunden, daran zu zweifeln, weil ich bei der Sache nicht weiter interessirt war. Auf der Akademie hatte ich mir Physik wie ein anderer vortragen und die Experimente vorzeigen lassen. Winkler in Leipzig, einer der ersten der sich um Elektricität verdient machte, behandelte diese Abtheilung sehr umständlich und mit Liebe, so daß mir die sämmtlichen Versuche mit ihren Bedingungen fast noch jetzt durchaus gegenwärtig sind. Die Gestelle waren sämmtlich blau angestrichen; man brauchte ausschließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats; welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newton'sche Theorie bewiesen werden soll, jemals gesehen zu haben; wie sie denn gewöhnlich in der Experimentalphysik auf gelegentlichen Sonnenschein verschoben, und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden.

Als ich mich nun von Seiten der Physik den Farben zu nähern gedachte, las ich in irgend einem Compendium das hergebrachte Kapitel; und weil ich aus der Lehre, wie sie da stand, nichts für meinen Zweck entwickeln konnte, so nahm ich mir vor, die Phänomene wenigstens selbst zu sehen, zu welchen Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, den nöthigen Apparat mitgebracht und mir ihn nach seiner freundlich mittheilenden Weise sogleich angeboten hatte. Es fehlte nur also noch an einer dunkeln Kammer, die durch einen wohlverschlossenen Fensterladen bewirkt werden sollte; es fehlt nur noch an Foramen exiguum, das ich mit aller Gewissenhaftigkeit, nach dem angegebenen Maß, in ein Blech einzubohren im Begriff stand. Die Hindernisse jedoch, wodurch ich abgehalten ward, die Versuche nach der Vorschrift, nach der bisherigen Methode anzustellen, waren Ursache, daß ich von einer ganz andern Seite zu den Phänomenen gelangte und dieselben durch eine umgekehrte Methode ergriff, die ich noch umständlich zu erzählen gedenke.

Eben zu dieser Zeit kam ich in den Fall meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen frühern Vorsatz vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes schmales Zimmer mit einem Fenster gegen Südwest; was hätte mir erwünschter seyn können! Indessen fand sich bei meiner neuen Einrichtung so viel zu thun, so manche Hindernisse traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen standen eingepackt wie sie gekommen waren in einem Kasten unter dem Tische, und ohne die Ungeduld des Jenaischen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können.

Hofrath Büttner, der alles, was er von Büchern und Instrumenten besaß, gerne mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem vorsichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzu lange behalten, daß man sie zeitig zurückgeben und lieber einmal wieder aufs neue borgen solle. Er war in solchen Dingen unvergessen und ließ es, wenn eine gewisse Zeit verflossen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit solchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen, allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena, der gute Mann sey ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zugesendet werde. Ich ließ dringend um einige Frist bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht besser anwendete: denn ich war von ganz anderm Interesse festgehalten. Die Farbe so wie die bildende Kunst überhaupt hatte wenig Theil an meiner Aufmerksamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieser Epoche, bei Gelegenheit der Sauffure'schen Reisen auf den Montblanc und des dabei gebrauchten Cyanemeters, die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. s. w. zusammenschrieb, um mich und andere zu überzeugen, daß das Blaue nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finstern verschieden sey.

So verstrich abermals eine geraume Zeit, die leichte Vorrichtung des Fensterladens und der kleinen Oeffnung ward vernachlässigt, als ich von meinem Jenaischen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich aufs lebhafteste bat, die Prismen zurückzusenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Besitzer sich von ihrem Daseyn überzeugte, daß er sie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich sollte sie alsdann zu längerm Gebrauch wieder zurückerhalten. Die Absendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkstelligen. Da ich mich mit diesen Untersuchungen sobald nicht abzugeben hoffte, entschloß ich mich das gerechte

Verlangen sogleich zu erfüllen. Schon hatte ich den Kasten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wolle doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was ich seit meiner frühesten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß alles bunt erschien; auf welche Weise jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newton'schen Theorie, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt, das von da ins Auge zurückkehrende Licht in so viel farbige Lichter zersplittert zu sehen.

Aber wie verwundert war ich, als die durchs Prisma angeschaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Es bedurfte keiner langen Ueberlegung, so erkannte ich, daß eine Gränze nothwendig sey, um Farben hervorzubringen, und ich sprach wie durch einen Instinct sogleich für mich laut aus, daß die Newton'sche Lehre falsch sey. Nun war an keine Zurücksendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Ueberredungen und Gefälligkeiten suchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durchs Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene, und erhob sie, indem ich mich bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Versuchen.

Die beiden sich immer einander entgegengesetzten Ränder, die Verbreiterung derselben, das Uebereinandergreifen über einen hellen Streif und das dadurch entstehende Grün, wie die Entstehung des Rothen beim Uebereinandergreifen über einen dunkeln Streif, alles entwickelte sich vor mir nach und nach. Auf einen schwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche, in einer gewissen Entfernung durchs Prisma angesehen, das bekannte Spectrum vorstellte, und vollkommen den Newton'schen Hauptversuch in der Camera obscura vertrat. Eine schwarze Scheibe auf hellem Grund machte aber auch ein farbiges und gewissermaßen noch prächtigeres Gespenst. Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst, sagte ich zu mir selbst, so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden.

Der Apparat meiner Tafeln war sorgfältig und reinlich zusammengeschafft, vereinfacht so viel wie möglich, und so eingerichtet, daß man die sämmtlichen Phänomene in einer gewissen Ordnung dabei betrachten konnte. Ich wußte mir im Stillen nicht wenig mit meiner Entdeckung: denn sie schien sich an manches bisher von mir Erfahrene und Geglaubte anzuschließen. Der Gegensatz von warmen und kalten Farben der Maler zeigte sich hier in abgesonderten blauen und gelben Rändern. Das Blaue erschien gleichsam als Schleier des Schwarzen, wie sich das Gelbe als ein Schleier des Weißen bewies. Ein Helles mußte über das Dunkle, ein Dunkles über das Helle geführt werden, wenn die Erscheinung eintreten sollte; denn keine perpendiculare Gränze war gefärbt. Das alles schloß sich an dasjenige an, was ich in der Kunst von Licht und Schatten, und in der Natur von apparenten Farben gehört und gesehen hatte. Doch stand alles dieses mir ohne Zusammenhang vor der Seele, und keineswegs so entschieden, wie ich es hier ausspreche.

Da ich in solchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte sicher fortwandeln können, so ersuchte ich einen benachbarten Physiker, die Resultate dieser Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken lassen, daß sie mir Zweifel in Absicht auf die Newton'sche Theorie erregt hätten, und hoffte sicher, daß der erste Blick auch in ihm die Ueberzeugung, von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erscheinungen in der Ordnung, wie sie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich versicherte, daß diese Phänomene bekannt und aus der Newton'schen Theorie vollkommen erklärt seyen! Diese Farben gehörten keineswegs der Gränze, sondern dem Licht ganz allein an; die Gränze sey nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangibeln, im andern die mehr refrangibeln Strahlen zum Vorschein kämen. Das Weiße in der Mitte sey aber noch ein zusammengesetztes, durch Brechung nicht separirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber stufenweise über einander geschobener Lichter entspringe, welches alles bei Newton selbst und in den nach seinem Sinn verfaßten Büchern umständlich zu lesen sey.

Ich mochte dagegen nun einwenden was ich wollte, daß nämlich das Violette nicht refrangibeler sey als das Gelbe, sondern nur, wie dieses in das Helle so jenes in das Dunkle hineinstrahle; ich mochte anführen,

daß, bei wachsender Breite der Säume, das Weiße so wenig als das Schwarze in Farben zerlegt, sondern in dem einen Falle nur durch ein zusammengesetztes Grün, in dem andern durch ein zusammengesetztes Roth zugedeckt werde; kurz, ich mochte mich mit meinen Versuchen und Ueberzeugungen gebärden wie ich wollte: immer vernahm ich nur das erste Credo, und mußte mir sagen lassen, daß die Versuche in der dunkeln Kammer weit mehr geeignet seyen, die wahre Ansicht der Phänomene zu verschaffen.

Ich war nunmehr auf mich selbst zurückgewiesen; doch konnte ich es nicht ganz lassen und [illegible]gte noch einigemal an, aber mit eben so wenig Glück, und ich wurde in nichts gefördert. Man sah die Phänomene gerne: die Ununterrichteten amüsirten sich damit, die Unterrichteten sprachen von Brechung und Brechbarkeit, und glaubten sich dadurch von aller weitern Prüfung loszuzählen. Nachdem ich nun diese, in der Folge von mir subjectiv genannten Versuche ins unendliche, ja unnöthige vervielfältigte, Weiß, Schwarz, Grau, Bunt in allen Verhältnissen an und über einander auf Tafeln gebracht hatte, wobei immer nur das erste simple Phänomen, bloß anders bedingt, erschien, so setzte ich nun auch die Prismen in die Sonne, und richtete die Camera obscura mit schwarz ausgeschlagenen Wänden so genau und finster als möglich ein; das Foramen exiguum selbst wurde sorgfältig angebracht. Allein diese beschränkten Taschenspielerbedingungen hatten keine Gewalt mehr über mich. Alles was die subjectiven Versuche mir leisteten, wollte ich auch durch die objectiven darstellen. Die Kleinheit der Prismen stand mir im Wege. Ich ließ ein größeres aus Spiegelscheiben zusammensetzen, durch welches ich nun, vermittelst vorgeschobener ausgeschnittener Pappen, alles dasjenige hervorzubringen suchte, was auf meinen Tafeln gesehen wurde, wenn man sie durchs Prisma betrachtete.

Die Sache lag mir am Herzen, sie beschäftigte mich; aber ich fand mich in einem neuen unabsehlichen Felde, welches zu durchmessen ich mich nicht geeignet fühlte. Ich sah mich überall nach Theilnehmern um; ich hätte gern meinen Apparat, meine Bemerkungen, meine Vermuthungen, meine Ueberzeugungen einem andern übergeben, wenn ich nur irgend hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen.

All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die Folgen der französischen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem

Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Physiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beschäftigt. Ueberall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieser Sache, überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.

Höchst undankbar würde ich hingegen seyn, wenn ich hier nicht diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens schuldig geworden, vergönnte mir auch dießmal den Raum, die Muße, die Bequemlichkeit zu diesem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete mir sein physikalisches Cabinet, wodurch ich die Versuche zu vermannichfaltigen und ins größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Der Prinz August von Gotha verehrte mir aus England verschiedene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Der Fürst Primas, damals in Erfurt, schenkte meinen ersten und allen folgenden Versuchen eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, ja er begnadigte einen umständlichen Aufsatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigener Hand, den ich noch als eine höchst schätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.

Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beistand leisteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling; hingegen keinen Physiker.

Mit Lichtenberg correspondirte ich eine Zeit lang und sendete ihm ein paar auf Gestellen bewegliche Schirme, woran die sämmtlichen subjectiven Erscheinungen auf eine bequeme Weise dargestellt werden konnten, ingleichen einige Aufsätze, freilich noch roh und ungeschlacht genug. Eine Zeit lang antwortete er mir; als ich aber zuletzt dringender ward und das ekelhafte Newton'sche Weiß mit Gewalt verfolgte, brach er ab über diese Dinge zu schreiben und zu antworten; ja er hatte nicht einmal die Freundlichkeit, ungeachtet eines so guten Verhältnisses, meiner Beiträge in der letzten Ausgabe seines Erxleben zu erwähnen. So war ich denn wieder auf meinen eigenen Weg gewiesen.

Ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inoculirte Krankheit anzusehen: man wird sie nicht los bis sie durchgekämpft ist. Schon längst hatte ich

angefangen über die Sache nachzulesen. Die Nachbeterei der Compendien ward mir bald zuwider und ihre beschränkte Einförmigkeit gar zu auffallend. Ich ging nun an die Newton'sche Optik, auf die sich doch zuletzt jedermann bezog, und freute mich, das Captiose, Falsche seines ersten Experiments mir schon durch meine Tafeln anschaulich gemacht zu haben und mir das ganze Räthsel bequem auflösen zu können. Nachdem ich diese Verpesten glücklich überwältigt, drang ich tiefer in das Buch, wiederholte die Experimente, entwickelte und ordnete sie, und fand sehr bald, daß der ganze Fehler darauf beruhe, daß ein complicirtes Phänomen zum Grunde gelegt und das Einfachere aus dem Zusammengesetzten erklärt werden sollte. Manche Zeit und manche Sorgfalt jedoch bedurfte es, um die Irrgänge alle zu durchwandern, in welche Newton seine Nachfolger zu verwirren beliebt hat. Hierzu waren mir die **Lectiones opticae** höchst behülflich, indem diese einfacher, mit mehr Aufrichtigkeit und eigener Ueberzeugung des Verfassers geschrieben sind. Die Resultate dieser Bemühungen enthält mein **polemischer Theil**.

Wenn ich nun auf diese Weise das Grundlose der Newton'schen Lehre, besonders nach genauer Einsicht in das Phänomen der Achromasie, vollkommen erkannte, so half mir zu einem neuen theoretischen Weg jenes erste Gewahrwerden, daß ein entschiedenes Auseinandertreten, Gegensetzen, Vertheilen, Differenziiren, oder wie man es nennen wollte, bei den prismatischen Farbenerscheinungen statt habe, welches ich mir kurz und gut unter der Formel der Polarität zusammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß sie auch bei den übrigen Farbenphänomenen durchgeführt werden könne.

Was mir inzwischen als Privatmann nicht gelingen mochte, bei irgend jemand Theilnahme zu erregen, der sich zu meinen Untersuchungen gesellt, meine Ueberzeugungen aufgenommen und danach fortgearbeitet hätte, das wollte ich nun als Autor versuchen; ich wollte die Frage an das größere Publicum bringen. Ich stellte daher die nothwendigsten Bilder zusammen, die man bei den subjectiven Versuchen zum Grunde legen mußte. Sie waren schwarz und weiß, damit sie als Apparat dienen, damit sie jedermann sogleich durchs Prisma beschauen könnte; andere waren bunt, um zu zeigen, wie diese schwarzen und weißen Bilder durchs Prisma verändert würden. Die Nähe einer Kartenfabrik veranlaßte mich das Format von Spielkarten zu wählen, und indem ich Versuche beschrieb und gleich die

Gelegenheit sie anzustellen gab, glaubte ich das Erforderliche gethan zu haben, um in irgend einem Geiste das Apercu hervorzurufen, das in dem meinigen so lebendig gewirkt hatte.

Allein ich kannte damals, ob ich gleich alt genug war, die Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden noch nicht, diesen Handwerkssinn, der wohl etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern kann; und es waren drei Punkte die für mich schädlich wirkten. Erstlich hatte ich mein kleines Heft Beiträge zur Optik betitelt. Hätte ich Chromatik gesagt, so wäre es unverfänglicher gewesen: denn da die Optik zum größten Theil mathematisch ist, so konnte und wollte niemand begreifen, wie einer der keine Ansprüche an Meßkunst machte, in der Optik wirken könne. Zweitens hatte ich, zwar nur ganz leise, angedeutet, daß ich die Newton'sche Theorie nicht zulänglich hielte, die vorgetragenen Phänomene zu erklären. Hierdurch regte ich die ganze Schule gegen mich auf und nun verwunderte man sich erst höchlich, wie jemand, ohne höhere Einsicht in die Mathematik, wagen könne Newton zu widersprechen: denn daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire, davon schien man keinen Begriff mehr zu haben. Die uralte Wahrheit, daß der Mathematiker sobald er in das Feld der Erfahrung tritt, so gut wie jeder andere dem Irrthum unterworfen sey, wollte niemand in diesem Falle anerkennen. In gelehrten Zeitungen, Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolzmitleidig auf mich herab, und keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unsinn nochmals abdrucken zu lassen, den man nun fast hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer in ihren physikalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf ewig vergessen zu machen.

Ich gab, ohne mich hierdurch weiter rühren zu lassen, das zweite Stück meiner Beiträge heraus, welches die subjectiven Versuche mit bunten Papieren enthält, die mir um so wichtiger waren als dadurch für jeden, der nur einigermaßen in die Sache hätte sehen wollen, der erste Versuch der Newton'schen Optik vollkommen enthüllt und dem Baum die Axt an die Wurzel gelegt wurde. Ich fügte die Abbildung des großen

Cato ward in seinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in seiner Vertheidigungsrede hauptsächlich hervorhob: man könne sich vor niemand vertheidigen, als vor denen mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen Recht; wie will eine Jury aus Prämissen urtheilen, die ihr ganz abgehen? wie will sie sich über Motive berathen die längst schon hinter ihr liegen?

Das Erlebte weiß jeder zu schätzen, am meisten der Denkende und Nachsinnende im Alter; er fühlt, mit Zuversicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

So ruhen meine Natur-Studien auf der reinen Basis des Erlebten; wer kann mir nehmen daß ich 1749 geboren bin, daß ich (um vieles zu überspringen) mich aus Erxleben's Naturlehre erster Ausgabe treulich unterrichtet, daß ich den Zuwachs der übrigen Editionen, die sich durch Lichtenberg's Aufmerksamkeit gränzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerst gesehen, sondern jede neue Entdeckung im Fortschreiten sogleich vernommen und erfahren; daß ich Schritt vor Schritt folgend, die großen Entdeckungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, wie einen Wunderstern nach dem andern vor mir aufgehen sehn. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerksames Bestreben, mancher großen, weltüberraschenden Entdeckung selbst so nahe gekommen zu seyn, daß ihre Erscheinung gleichsam aus meinem eignen Innern hervorbrach, und ich nun die wenigen Schritte klar vor mir liegen sah, welche zu wagen ich in düsterer Forschung versäumt hatte.

Wasserprisma's hinzu, die ich auch wieder unter die Tafeln des gegenwärtigen Werkes aufgenommen habe. Es geschah damals, weil ich zu den objectiven Versuchen übergehen und die Natur aus der dunkeln Kammer und von den winzigen Prismen zu befreien dachte.

Da ich in dem Wahn stand, denen die sich mit Naturwissenschaften abgeben, sey es um die Phänomene zu thun, so gesellte ich wie zum ersten Stücke meiner Beiträge ein Packet Karten, so zum zweiten eine Foliotafel, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern dergestalt angebracht waren, daß man sie nur vor sich hinstellen, durch ein Prisma betrachten durfte, um alles wovon in dem Hefte die Rede war, sogleich gewahr zu werden. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache hinderlich, und der dritte Fehler den ich begieng. Denn diese Tafel, viel mehr noch als die Karten, war unbequem zu packen und zu versenden, so daß selbst einige aufmerksam gewordene Liebhaber sich beklagten, die Beiträge nebst dem Apparat durch den Buchhandel nicht erhalten zu können.

Ich selbst war zu anderen Lebensweisen, Sorgen und Zerstreuungen hingerissen. Feldzüge, Reisen, Aufenthalt an fremden Orten nahmen mir den größten Theil mehrerer Jahre weg: dennoch hielten mich die einmal angefangenen Betrachtungen, das einmal übernommene Geschäft — denn zum Geschäft war diese Beschäftigung geworden — auch selbst in den bewegtesten und zerstreutesten Momenten fest; ja ich fand Gelegenheit in der freien Welt Phänomene zu bemerken, die meine Einsicht vermehrten und meine Ansicht erweiterten.

Nachdem ich lange genug in der Breite der Phänomene herumgetastet und mancherlei Versuche gemacht hatte, sie zu schematisiren und zu ordnen, fand ich mich am meisten gefördert, als ich die Gesetzmäßigkeit der physiologischen Erscheinungen, die Bedeutsamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten, und endlich die versatile Beständigkeit der chemischen Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen lernte. Hiernach bestimmte sich die Eintheilung, der ich, weil ich sie als die beste befunden, stets treu geblieben. Nun ließ sich ohne Methode die Menge von Erfahrungen weder sondern noch verbinden; es wurden daher theoretische Erklärungsarten rege, und ich machte meinen Weg durch manche hypothetische Irrthümer und Einseitigkeiten. Doch ließ ich den überall sich wieder zeigenden Gegensatz, die einmal ausgesprochene Polarität nicht fahren, und zwar um so weniger,

als ich mich durch solche Grundsätze im Stand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzuschließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu stellen. Auf diese Weise ist der gegenwärtige Entwurf einer Farbenlehre entstanden.

Nichts war natürlicher, als daß ich aufsuchte, was uns über diese Materie in Schriften überliefert worden, und es von den ältesten Zeiten bis zu den unsrigen nach und nach auszog und sammelte. Durch eigene Aufmerksamkeit, durch guten Willen und Theilnahme mancher Freunde kamen mir auch die seltneren Bücher in die Hände; doch nirgends bin ich auf einmal so viel gefördert worden, als in Göttingen durch den mit großer Liberalität und thätiger Beihülfe gestatteten Gebrauch der unschätzbaren Bücherſammlung. So häufte sich allmählig eine große Masse von Abschriften und Excerpten, aus denen die Materialien zur Geschichte der Farbenlehre redigirt werden und wovon noch manches zu weiterer Bearbeitung zurückliegt.

Und so war ich, ohne es beinahe selbst bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poesie zur bildenden Kunst, von dieser zur Naturforschung überging, und dasjenige, was nur Hülfsmittel seyn sollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt.

Ein Freund, Heinrich Meyer, dem ich schon früher in Rom manche Belehrung schuldig geworden, unterließ nicht, nach seiner Rückkehr, zu dem einmal vorgesetzten Zweck, den er selbst wohl ins Auge gefaßt hatte, mitzuwirken. Nach angestellten Erfahrungen, nach entwickelten Grundsätzen machte er manchen Versuch gefärbter Zeichnungen, um dasjenige mehr ins Licht zu setzen und wenigstens für uns selbst gewisser zu machen, was gegen das Ende meines Entwurfs über Farbengebung mitgetheilt wird. In den Propyläen versäumten wir nicht, auf manches hinzudeuten, und wer das dort Gesagte mit dem nunmehr umständlicher Ausgeführten vergleichen will, dem wird der innige Zusammenhang nicht entgehen.

Höchst bedeutend aber ward für das ganze Unternehmen die fortgesetzte Bemühung des gedachten Freundes, der sowohl bei wiederholter Reise nach Italien als auch sonst bei anhaltender Betrachtung von Gemälden, die Geschichte des Colorits zum vorzüglichen Augenmerk behielt,

und dieselbe in zwei Abtheilungen entwarf: die ältere, hypothetisch genannt, weil sie, ohne genugsame Beispiele, mehr aus der Natur des Menschen und der Kunst, als aus der Erfahrung zu entwickeln war; die neuere, welche auf Documenten beruht, die noch von jedermann betrachtet und beurtheilt werden können.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere, so werde ich durch einen Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besondern Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch, in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, aufs kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren. Durch die große Natürlichkeit seines Genie's ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte worauf es ankam, sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflectirende Kraft vorwärts zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt seyn möge.

Aber alle diese Fortschritte wären durch die ungeheuern Ereignisse dieser letzten Jahre noch kurz vor dem Ziel aufgehalten und eine öffentliche Mittheilung unmöglich geworden, hätte nicht unsere verehrteste Herzogin, mitten unter dem Drang und Sturm gewaltsamer Umgebungen, auch mich in meinem Kreise nicht allein gesichert und beruhigt, sondern zugleich aufs höchste aufgemuntert, indem sie einer Experimentaldarstellung der sämmtlichen sich nach meiner Einsicht nunmehr glücklich an einander schließenden Naturerscheinungen beizuwohnen und eine aufmerksame Versammlung durch ihre Gegenwart zu concentriren und zu beleben geruhte. Hierdurch allein wurde ich in den Stand gesetzt, alles Aeußere zu vergessen und mir dasjenige lebhaft zu vergegenwärtigen, was bald einem größern Publicum mitgetheilt werden sollte. Und so sey denn auch hier am Schlusse, wie schon am Anfange geschehen, die durch Ihren Einfluß glücklich vollbrachte Arbeit dieser nicht genug zu verehrenden Fürstin dankbar gewidmet.

Statt des versprochenen

supplementaren Theils.

1810.

Wir kommen unser sechs Geschwister
Von einem wundersamen Paar
Die Mutter ewig ernst und düster
Der Vater fröhlich immerdar

Von beiden erben wir die Jugend
Von ihr die Milde von ihm den Glanz
So treiben wir uns in ew'ger Jugend
Um dich herum im Cirkeltanz

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag
Wir sind es die die Welt beseelen
Mit unsers Lebens Zauberschlag

Wir sind des Frühlings luft'ge Boten
Und führen seinen muntern Reihn
Drum ziehen wir das Haus der Todten
Denn um uns her muß Leben sein

Uns mag kein Glücklicher entbehren
Wir sind dabei wo man sich freut
Und läßt der Kaiser sich verehren
Wir leihen ihm die Herrlichkeit

Schiller

In der Vorrede des ersten Bandes haben wir zu den drei nunmehr beendigten Theilen unseres Werkes, dem didaktischen, polemischen, historischen, noch einen vierten supplementaren versprochen, welcher sich bei einer solchen Unternehmung allerdings nöthig macht; und es wird daher, in doppeltem Sinne, einer Entschuldigung bedürfen, daß derselbe nicht gegenwärtig mit den übrigen zugleich erscheint.

Ohne zu gedenken, wie lange diese Bände, die man hier dem Publicum übergiebt, vorbereitet waren, dürfen wir wohl bemerken, daß schon vor vier Jahren der Druck derselben angefangen und durch so manche öffentliche und häusliche, durch geistige und körperliche, wissenschaftliche und technische Hindernisse verspätet worden.

Abermals nähert sich mit dem Frühjahr derjenige Termin, an welchem die stillen Früchte gelehrten Fleißes durch den Buchhandel verbreitet werden, eben zu der Zeit als die drei ersten Theile unserer chromatischen Arbeit die Presse verlassen, und mit den dazu gehörigen Tafeln ausgestattet worden. Der dritte Theil ist zur Stärke eines ganzen Bandes herangewachsen, dessen größere Hälfte er eigentlich nur ausmachen sollte, und es scheint daher wohl räthlich, die Herausgabe des so weit Gediehenen nicht aufzuschieben, indem die vorliegende Masse groß genug ist, um als eine nicht ganz unwerthe Gabe der theilnehmenden Welt angeboten zu werden.

Was jedoch von einem supplementaren Theile zu erwarten stehe, wollen wir hier mit wenigem bemerken. Eine Revision des Didaktischen kann auf mancherlei Weise stattfinden; denn wir werden im Laufe einer solchen Arbeit mit Phänomenen bekannt, die, wenn auch nicht neu oder von solcher Bedeutung, daß sie unerwartete Aufschlüsse geben, doch mehr als andere sich zu Repräsentanten von vielen Fällen qualificiren, und sich daher gerade in ein Lehrbuch aufgenommen zu werden vorzüglich eignen, weil man das Didaktische von allen Einzelnheiten, allem Zweideutigen und Schwankenden so viel als möglich zu reinigen hat, um dasselbe immer sicherer und bedeutender zu machen.

Hierdurch wird auch dasjenige was allein Methode zu nennen ist,

immer vollkommener: denn je mehr die einzelnen Theile an innerem Werthe wachsen, deste reiner und sicherer schließen sie an einander und das Ganze ist leichter zu übersehen, dergestalt daß zuletzt die höhern theoretischen Einsichten von selbst und unerwartet hervor- und dem Betrachter entgegentreten.

Die Beschreibung des Apparats wäre sodann das Nothwendigste: denn obgleich die Haupterfordernisse bei den Versuchen selbst angegeben sind, und eigentlich nichts vorkommt was außerhalb der Einsicht eines geschickten Mechanikers und Experimentators läge, so würde es doch gut seyn, auf wenigen Blättern zu übersehen, was man denn eigentlich bedürfe, um die sämmtlichen Phänomene, auf welche es ankommt, bequem hervorzubringen. Und freilich sind hierzu Hülfsmittel der verschiedensten Art nöthig. Auch hat man diesen Apparat, wenn er sich einmal beisammen befindet, so gut als jeden andern, ja vielleicht noch mehr, in Ordnung zu halten, damit man zu jeder Zeit die verlangten Versuche anstellen und vorlegen könne; denn es wird künftig nicht wie bisher die Ausrede gelten, daß durch gewisse Versuche, vor hundert Jahren in England angestellt, alles hinlänglich auch für uns bewiesen und abgethan sey. Nicht weniger ist zu bedenken, daß, ob wir gleich die Farbenlehre der freien Natur wieder zugeben so viel als möglich bemüht gewesen, doch ein geräumiges Zimmer, welches man nach Belieben erhellen und verfinstern kann, nöthig bleibt, damit man für sich und andere sowohl die Lehre als die Controvers befriedigend durch Versuche und Beispiele belegen könne. Diese ganz unerläßliche Einrichtung ist von der Art, daß sie einem Privatmanne beschwerlich werden müßte; deßwegen darf man sie wohl Universitäten und Akademien der Wissenschaften zur Pflicht machen, damit statt des alten Wortkrams die Erscheinungen selbst und ihre wahren Verhältnisse dem Wißbegierigen anschaulich werden.

Was den polemischen Theil betrifft, so ist demselben noch eine Abhandlung hinzuzufügen über dasjenige was vorgeht, wenn die so nahe verwandten Werkzeuge, Prismen und Linsen, vereinigt gebraucht werden. Es ist zwar höchst einfach und wäre von einem jeden leicht einzusehen, wenn nicht Newton und seine Schüler auch hier einen völlig willkürlichen Gebrauch der Werkzeuge zu ganz entgegengesetzten Zwecken eingeführt hätten: denn einmal sollen auf diesem Wege die farbigen Lichter völlig separirt, ein andermal wieder völlig vereinigt werden; welches denn beides nicht geleistet wird, noch werden kann.

An diese Betrachtungen schließt sich unmittelbar eine andere. Es ist nämlich die Frage, was in einer Glas- oder Wasserkugel durch Refraction

oder Reflexion gewirkt werde, damit wir das so merkwürdige als schöne Phänomen des Regenbogens erblicken. Auch mit diesem hat man, wie mit so vielem andern, fertig und ins Reine zu seyn geglaubt. Wir hingegen sind überzeugt, daß man den Hauptpunkt vernachlässigt, welchen Antonius de Dominis bei seiner Behandlung dieses Gegenstandes schon sicher und entschieden ausgesprochen.

Zu dem historischen Theile ließen sich auch mancherlei Supplemente geben. Zuerst wären Citate nachzubringen, gar mancherlei Verbesserungen in Namen, Jahrzahlen und andern kleinen Angaben; bei manchem Artikel könnte sogar eine neue Bearbeitung stattfinden, wie wir z. B. das über Keppler Gesagte gegenwärtig bedeutender und zweckgemäßer auszuführen uns getrauten.

Auch mit Rubriken und kurzen Inhaltsanzeigen kleinerer Schriften ließen sich diese historisch-literarischen Materialien um vieles vermehren, von denen hier manches weggeblieben, was uns einen gewissen Bezug versteckt hätte, der aus einer Hintereinanderstellung bedeutender Schriften Eines Zeitraums von sich selbst, ohne weiteres Raisonniren und Pragmatisiren, hervorzugehen schien.

Soll jedoch dereinst das Geschichtliche einen unmittelbaren Einfluß auf das Didaktische erlangen, so wäre jenes einmal nach den Abtheilungen, Rubriken, Capiteln des Entwurfs gedrängt aufzuführen, wodurch die Zeitenfolge zwar aufgehoben, die Folge und Uebereinstimmung des Sinnes hingegen sich desto deutlicher zeigen würde. Der Liberalgesinnte, nicht auf seiner Persönlichkeit und Eigenheit Verharrende würde mit Vergnügen auch hier bemerken, daß nichts Neues unter der Sonne, daß das Wissen und die Wissenschaft ewig sey, daß das wahrhaft Bedeutende darin von unsern Vorfahren, wo nicht immer erkannt und ergriffen, doch wenigstens geahnt, und das Ganze der Wissenschaft so wie jeder Tüchtigkeit und Kunst, von ihnen empfunden, geschätzt und nach ihrer Weise geübt worden.

Doch wäre vielleicht vor allem andern noch das Geschichtliche der letzten zwanzig Jahre nachzubringen, obgleich keine sonderliche Ausbeute davon zu hoffen steht. Das Bedeutende darunter, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, welche Herschel wieder zur Sprache gebracht, findet sich in einem Aufsatze, den wir Herrn Dr. Seebeck in Jena verdanken. Das seltsam Unerfreuliche, durch welches Wünsch neue Verwirrung in der Farbenlehre angerichtet, ist bei Erklärung der Tafeln in seine ersten Elemente aufgelöst und dabei das Nöthige erinnert worden.

Der andern, minder wirksamen Aeußerungen möchte ich überhaupt gegenwärtig nicht gerne, so wenig als dessen was sich auf mich bezieht, gedenken. Theils hat man gesucht, durch ein mißwollendes Verschweigen, meine früheren Bemühungen gänzlich auszulöschen, welches um so mehr thulich schien, als ich selbst seit vielen Jahren nichts direct deßhalb zur Sprache brachte; theils hat man von meinen Ansichten, die ich seit eben so langer Zeit im Leben und Gespräch gerne mittheilte, in größeren und kleineren Schriften eine Art von Halbgebrauch gemacht, ohne mir die Ehre zu erzeigen, meiner dabei zu gedenken. Dieses alles zu rügen, deutlich zu machen, wie auf diese Weise die gute Sache retardirt und discreditirt worden, würde zu unfreundlichen Erklärungen Anlaß geben, und ich könnte denn doch, da ich mit meinen Vorfahren und mit mir selbst streng genug umgegangen, die Mitlebenden nicht wohl schonender behandeln.

Viel besser und auch wohl gelinder macht sich dieß in der folgenden Zeit; wenn sich erst ergeben wird, ob dieses Werk sich Eingang verschafft und was für Wirkungen es hervorbringt. Die Farbenlehre scheint überhaupt jetzt an die Tagesordnung zu kommen. Außer dem was Runge in Hamburg als Maler bereits gegeben, verspricht Klotz in München gleichfalls von der Kunstseite her einen ansehnlichen Beitrag. Placidus Heinrich zu Regensburg läßt ein ausführliches Werk erwarten, und mit einem schönen Aufsatz über die Bedeutung der Farben in der Natur hat uns Steffens beschenkt. Diesem möchten wir vorzüglich die gute Sache empfehlen, da er in die Farbenwelt von der chemischen Seite hereintritt und also mit freiem unbefangenem Muth sein Verdienst hier bethätigen kann. Nichts von allem soll uns unbeachtet bleiben: wir bemerken, was für und gegen uns, was mit und wider uns erscheint, wer den antiquirten Irrthum zu wiederholen trachtet, oder wer das alte und vorhandene Wahre erneut und belebt, und wohl gar unerwartete Ansichten durch Genie oder Zufall eröffnet, um eine Lehre zu fördern, deren abgeschlossener Kreis sich vielleicht vor vielen andern ausfüllen und vollenden läßt.

Was diesen frommen Wünschen und Hoffnungen entgegensteht, ist mir nicht unbekannt. Der Sache würde nicht dienlich seyn, es hier ausdrücklich auszusprechen. Einige Jahre belehren uns hierüber am besten, und man vergönne mir nur Zeit, zu überlegen, ob es vortheilhafter sey, die theils nothwendigen, theils nutzbaren Supplemente zusammen in einem Bande oder beiweise nach Gelegenheit herauszugeben.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's

sämmtliche Werke.

Dreißigster Band.

Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entstand, welcher Antheil die Luftschiffer begleitete, welche Sehnsucht in so viel tausend Gemüthern hervordrang an solchen längst vorausgesetzten, vorausgesagten, immer geglaubten und immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Theil zu nehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne glückliche Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dieß ist unmöglich selbst in der Erinnerung wieder herzustellen, so wenig als wie lebhaft man sich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchst bedeutenden Krieg interessirte.

Die schönste Metempsychose ist die wenn wir uns im andern wieder auftreten sehn.

Professor Zauper's deutsche Poetik aus Goethe, so wie der Nachtrag zu derselben, Wien 1822, darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es ist ihm als wenn er an Spiegeln vorbeiginge und sich im günstigsten Lichte dargestellt erblickte.

Und wäre es denn anders? Was der junge Freund an uns erlebt ist ja gerade Handlung und That, Wort und Schrift, die von uns in glücklichen Momenten ausgegangen sind, zu denen wir uns immer gern bekennen.

Gar selten thun wir uns selbst genug, desto tröstender ist es andern genug gethan zu haben.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Dreißigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1851.

[illegible]50/525

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart

Inhalt.

Seite.

Nachträge zur Farbenlehre.

Aeltere Einleitung 7
Neuere Einleitung 13
Physiologe Farben 16
Physische Farben 20
Gegner und Freunde 29
Geschichtliches 45
Nachträge 49
Wartesteine 58
Herrn von Henning's Vorlesungen 64
Neuer entoptischer Fall 67
Schöne entoptische Entdeckung 68
Petersburger Preisaufgabe 69
Ueber den Regenbogen 79

Naturwissenschaftliche Einzelnheiten.

Johann Kunckel 89
Architektonisch-naturhistorisches Problem 93
Physisch-chemisch-mechanisches Problem 99
Gemälde der organischen Natur von Wilbrand und Ritgen . . 102
System der Natur von Voigt 104

Seite

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge 107
Carlsbad 107
Joseph Müller'sche Sammlung 109
Ferneres über Joseph Müller und dessen Sammlung 124
An Herrn von Leonhard 128
Freimüthiges Bekenntniß 134
Recht und Pflicht 136
Gestaltung ächter anorganischer Massen 138
Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt von Keferstein 151
Der Kammerberg bei Eger 154
Zur Geologie, besonders der böhmischen 165
Problematisch 177
Carl Wilhelm Nose 182
Der Horn 190
Ferneres über den Kammerberg bei Eger 192
Producte böhmischer Erdbrände 194
Marienbad überhaupt, besonders in Rücksicht auf Geologie 197
Böhmen vor Entdeckung Amerika's 209
Brandschiefer 213
Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe par le Général Sorriot de l'Host 214
D'Aubuissons de Voisins Geognosie 216
Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 218
Handbuch der Oryktognosie von Leonhard 227
Die Luisenburg bei Alexandersbad 229
Zur Geognosie und Topographie von Böhmen 231
Der Welsberg 236
Kraitt, neuentdeckte Naturseuer- und Gluthspuren 239
Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung 243
Verschiedene Bekenntnisse 247
King Coal 252

Meteorologie.

Wolkengestalt nach Howard 257
Luke Howard an Goethe 280

	Seite
Versuch einer Witterungslehre	289
Einleitendes und Allgemeines	289
Barometer	291
Thermometer	293
Manometer	293
Die Windfahne	295
Atmosphäre	295
Wasserbildung	298
Wolkenbildung	298
Electricität	298
Winterregnung	299
Jahreszeiten	300
Mittellinie	301
Sogenannte Oscillation	304
Wiederaufnahme	305
Bändigen und Entlassen der Elemente	305
Analogie	307
Anerkennung des Gesetzlichen	308
Selbstprüfung	309

Zur Naturwissenschaft im allgemeinen.

Die Natur	313
Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject	316
Das Sehen in subjectiver Hinsicht, von Purkinje	326
Gruß Liebenroths Psychologie	336
Zwischenrede	339
Einwirkung der neuern Philosophie	340
Anschauende Urtheilskraft	344
Bedenken und Ergeben	346
Bildungstrieb	348
Problem und Erwiederung	350
Bedeutende Fordernis durch ein einziges geistreiches Wort	361
Ueber die Anforderung an naturhistorische Abbildungen	365
Einfluß des Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen	372
Meteore des literarischen Himmels	373
Gründen und Entdecken	379
Ueber Mathematik und deren Mißbrauch	381

Seite
Vorschlag zur Güte 392
Analyse und Synthese 394
Principes de Philosophie Zoologique par Geoffroy de Saint-Hilaire . 397
Erläuterungen zu dem Aufsatz: „die Natur" 423
Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften 427
Inhaltsverzeichniß 439

Nachträge zur Farbenlehre.

Nachträge zur Farbenlehre

Priester werden Messe singen,
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung sich entled'gen,
Und sich der Gemeine freuen,
Die sich um ihn her versammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ungefähre Worte stammelt.
Und so lasset auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der lästlichsten der Sünden!

Wir ſehen in unſer Leben doch nur als in ein zerſtückeltes zurück, weil das Verſäumte, Mißlungene uns immer zuerſt entgegentritt und das Geleiſtete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

Davon kommt dem theilnehmenden Jüngling nichts zur Erſcheinung; er ſieht, genießt, benutzt die Jugend eines Vorfahren und erbaut ſich ſelbſt daran aus dem Innerſten heraus, als wenn er ſchon einmal geweſen wäre was er iſt.

Auf ähnliche, ja gleiche Weiſe erfreuen mich die mannichfaltigen Anklänge die aus fremden Ländern an mich gelangen. Fremde Nationen lernen erſt ſpäter unſere Jugend-Arbeiten kennen; ihre Jünglinge, ihre Männer, ſtrebend und thätig, ſehen ihr Bild in unſerm Spiegel, ſie erfahren daß wir das was ſie wollen auch wollten, ziehen uns in ihre Gemeinſchaft und täuſchen mit dem Schein einer rückkehrenden Jugend.

Die Wiſſenſchaft wird dadurch ſehr zurückgehalten daß man ſich abgiebt mit dem, was nicht wiſſenswerth, und mit dem, was nicht wißbar iſt.

Die höhere Empirie verhält ſich zur Natur, wie der Menſchenverſtand zum praktiſchen Leben.

Vor den Urphänomenen, wenn ſie unſeren Sinnen enthüllt erſcheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angſt. Die ſinnlichen Menſchen retten ſich ins Erſtaunen; geſchwind aber kommt der thätige Kuppler Verſtand und will auf ſeine Weiſe das Edelſte mit dem Gemeinſten vermitteln.

Die ächte Conversation
Hält weder früh noch Abends Stich:
In der Jugend sind wir meuterisch,
Im Alter wiederholt man sich.

Auge,

empfänglich und gegenwirkend.

Berührt im höheren Sinne
von
Licht und Finsterniß;
beide durch Trübe
innerlich verbunden, erzeugen
Farbe.

Berührt im gemeinen Sinne
von
Weiß und Schwarz;
beide durch Mengung
atomistisch gemischt, erzeugen
Grau.

Roth
Gelbroth Blaureth
Farbenkreis
gültig
für alle Erscheinungen.
Gelb Blau
Grün.

Farbe manifestirt sich

Physiologisch.

Subjectiv,
unaufhaltsam, flüchtig;
Vermittlung im Subject.

Physisch.

Subjectiv und objectiv.
wandelbar, verschwindend;
Vermittlung durchscheinender, durchsichtiger Körper.

Chemisch.

Objectiv,
wandelbar, festzuhalten;
Vermittlung von Körpern aller Art.

Licht erweitert. Finsterniß verengt.
Helles Bild vergrößert, dunkles verkleinert sich.
Helles Bild nähert, dunkles entfernt sich.
Licht blendet, Finsterniß stellt her.
Dauer des Eindrucks.
Umkehrung.
Verklingen, farbiges.
Forderungen.
Blendung, roth;
Umkehrung, grün.
Bild, roth, orange, gelb;
Gegenbild, grün, blau, violett.
Farbiges Licht und Schatten eben so.

Dioptrisch:
durchscheinend, ohne Refraction und Bild;
durchsichtig, mit Refraction und Bild.
Katoptrisch: Bei beschränktem Zurückwerfen.
Paroptisch: Bei kreuzendem Vorbeischeinen.
Epoptisch: Auf der Fläche und zwischen Flächen.
Enoptisch: Innerhalb durchsichtiger Körper.

Active Seite.
Gelb, Gelbroth, Purpur;
durch Säuren gesteigert.
Gelb, gelbroth;
wärmend,
Licht entziehend,
Metallkalk nicht verändernd.
Passive Seite.
Blau, Blaureth, Grün;
durch Alkalien herabgezogen.
Blau und Blaureth;
kältend,
Licht mittheilend,
Metallkalk entsäurend.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Aeltere Einleitung.

Der Verfasser eines Entwurfes der Farbenlehre wurde oft gefragt, warum er seinen Gegnern nicht antworte, welche mit so großer Heftigkeit seinen Bemühungen alles Verdienst absprechen, seine Darstellung als mangelhaft, seine Vorstellungsart als unzulässig, seine Behauptungen als unhaltbar, seine Gründe als unüberzeugend ausschreien. Hierauf ward einzelnen Freunden erwiedert, daß er von jeher zu aller Controvers wenig Zutrauen gehabt; deßhalb er auch seine frühern Arbeiten nie bevorwortet, weil hinter einer Vorrede gewöhnlich eine Mißhelligkeit mit dem Leser versteckt sey. Auch hat er allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegengestellt, als eine fortwährende Thätigkeit, die er sich nur durch Vermeidung alles Streites, welcher sowohl den Autor als das Publicum von der Hauptsache gewöhnlich ablenkt, zu erhalten entschlossen blieb; ich habe, sprach er, niemals Gegner gehabt, Widersacher viele.

Ein Autor, der mit etwas Ungewöhnlichem auftritt, appellirt mit Recht an die Nachwelt, weil sich ja erst ein Tribunal bilden muß, vor dem das Ungewohnte beurtheilt werden kann, und einen solchen Gerichtshof einzusetzen vermag nur die Zeit, welche dem Seltsamsten das Fremde abstreift und es als etwas Bekanntes vor uns hinstellt. Vergleichen wir die Recensionen des Tags im ästhetischen Fache mit denen vor dreißig Jahren, so wird man, wenn auch nicht immer einstimmen, doch erstaunen, wie hoch das Urtheil der Deutschen gestiegen ist, seitdem sie es so lange Zeit an den Productionen einheimischer Schriftsteller üben konnten. Denn Fremdes beurtheilt niemand, ehe er zu Hause einsichtig ist.

Alles dieses läßt sich auf wissenschaftliche Dinge ebenfalls anwenden. Der Verfasser gab vor vielen Jahren die kleine Abhandlung über die Metamorphose der Pflanzen heraus; man wußte nicht recht, was man daraus machen sollte. Pflanzenkenner nahmen sie, wo nicht

unfreundlich, doch kalt auf; man ließ das Gesagte höchstens für einen witzigen Einfall gelten, und gestand dem Verfasser einigen Scharfsinn zu. Er setzte seine Beobachtungen im stillen fort, erstreckte sie über die höhern Organisationen, behandelte die Verwandlung der Insecten, welche niemand läugnet, bearbeitete mit Fleiß comparirte Osteologie, und indem er etwas davon öffentlich mitzutheilen zauderte, hatte er das Vergnügen zu sehen, daß dieselben Ideen durch natürlichen Geistesfortschritt sich auch im Publicum entwickelten, dieselben Begriffe sich sonderten und dieselben Ueberzeugungen sich festsetzten, obgleich unter dem Druck der herrschenden Verstellungsart. Kein Forscher läugnet mehr die normalen und abnormen Umwandlungen organischer Wesen; die Naturgeschichte erhält dadurch neue Aufklärung, die ärztliche Behandlung einen rationellen Gang. Freilich ist auch hier mancher Mißgriff zu bemerken, manche Uebereilung, wovon sich aber die Wissenschaft, rein fortschreitend, bald erholen wird. Man tadelt zwar mit Recht, daß das Wort Metamorphose, von dessen Bedeutung man vor zwanzig Jahren nichts wissen wollte, schon zur Phrase geworden; aber man sey immer zufrieden, daß durch Anregen und Auffassen dieses Begriffs so viel Gutes und Heilsames zur Klarheit gekommen!

Eben so muß es mit der Farbenlehre auch werden; es dauert vielleicht noch zwanzig Jahre, bis ein Tribunal sich bildet, vor welchem die Sache ventilirt und mit gerechter Einsicht entschieden werden kann. In diesem Fache läßt sich aber keine reine Erfahrungslehre aufstellen, wenn man nicht die unreine, hypothetische, falsche Newton'sche Lehre, oder vielmehr ihre Trümmer, aus dem Wege räumt: denn sie ist gegenwärtig schon aufgelöst, weil man ihr alle Entdeckungen, die ihr geradezu widersprechen, dennoch anpassen, oder sie vielmehr danach zerren und verstümmeln wollen. So mußte, nach Erfindung der achromatischen Gläser, zur Brechbarkeit noch eine Zerstreubarkeit gesellt werden, um sich nothdürftig theils im Vortrag, theils in Berechnungen durchhelfen zu können.

Die Newton'sche Phraseologie ist jedoch schon über hundert Jahre im Gange: alle alternden Physiker sind darin von Jugend auf eingelernt; auch Männern von mittleren Jahren ist sie geläufig, weil sie wie eine Art von Scheidemünze durchaus gebraucht wird. Dazu kommt noch daß der Mathematiker den großen Ruf eines verdienten, allgemeinen Kunstgenossen nicht möchte ausdrücklich schmälern lassen, wenn er gleich im Einzelnen die Irrungen des außerordentlichen Mannes zugesteht. Noch bis

auf den heutigen Tag werden junge Leute auf diese Weise ins Hallwahre und Falsche eingeweiht, und ich muß daher meinen Nachfahren hinterlassen die Sache dereinst vor ein competentes Gericht zu bringen, weil ich den gleichzeitigen Schöppenstuhl durchaus nicht anerkenne.

Indessen habe ich, nach Herausgabe jener Bände, diesem Fache eine kaum unterbrochene Aufmerksamkeit gewidmet, treffliche Mitarbeiter und Freunde gewonnen, deren Bemühungen gewiß nicht unfruchtbar bleiben werden. Diesen zu Liebe und Förderniß breche ich eigentlich mein Stillschweigen: denn ob ich freilich Verzicht thue, mich über das Gelingen meines Unternehmens endlich zu freuen, so wünsche ich doch durch Gegenwärtiges gebildete Leser in den Stand zu setzen vorläufig einzusehen, wovon eigentlich die Rede sey, nicht damit sie die Sache beurtheilen, sondern den Grund einsehen des Beharrens auf meiner Vorstellungsart, trotz allem Widerspruch der Wissenschaftsverwandten und zum Verdruß aller Giftemeister.

Jene Bände führen den etwas sonderbaren Titel: Zur Farbenlehre, wodurch ausgedrückt wird, daß es nur eine Vorarbeit seyn soll. Auch ist die erste Abtheilung des ganzen Werkes Entwurf einer Farbenlehre betitelt, woraus hervorgeht, daß man eine völlig ausgebildete Lehre vorzutragen sich nicht anmaße. Dagegen kann man von einer solchen Vorarbeit verlangen, daß sie bis auf einen gewissen Grad zulänglich sey, daß sie dem Nacharbeitenden manche Mühe erspare; wozu denn zweierlei erforderlich ist, erstlich, daß die Phänomene fleißig gesammelt, sodann, daß sie in einer gewissen faßlichen Ordnung aufgestellt werden. Was das erste betrifft, so habe ich mit aller Aufmerksamkeit die sämmtlichen Erscheinungen, die mir seit vielen Jahren bekannt geworden, nachdem ich sie erst mit Augen gesehen, im Sinne betrachtet, im Geiste geprüft, in meinen didaktischen Kreis aufgenommen, und fahre fort im stillen nachzutragen, was mir theils verborgen geblieben, theils was neuentdeckt und bestätigt worden. Jeder Wohlwollende kann dasselbige thun: denn hierzu, wie zu andern Zwecken, ist die Eintheilung in Paragraphen beliebt worden. Doch würde diese zu bequemer Faßlichkeit nicht hinreichend seyn, wären die Erscheinungen nicht in gewisse Fächer, nach natürlicher Verwandtschaft, getheilt und zugleich gesenkert und an einander gereiht worden. Diese Eintheilung geht dergestalt aus der Sache selbst hervor, daß sie von

erfahrenen und denkenden Männern gewissermaßen gebraucht werden schon vor der unseligen Newton'schen Theorie, und auch nachher, als diese die Welt in physischen Aberglauben verhüllt hatte.

Der Abtheilungen sind drei. Die erste enthält diejenigen Farben, welche dem Auge selbst angehören, indem sie schon durch farblose Anregung von außen entspringen und die Gegenwirkung des Auges gegen äußere Eindrücke bethätigen. Es sind also solche, die der Person, dem Beschauer, dem Betrachter eigens angehören, und verdienen daher den ersten Rang; wir nennen sie die physiologischen. In die dritte Abtheilung sind solche gestellt, die wir dem Gegenstande zuschreiben müssen. Sie werden an Körpern hervorgebracht, verändern sich bei veränderten Eigenschaften des Körpers; sie können an denselben für ewige Zeiten fixirt werden und sind penetrativ; man nennt sie die chemischen, weil der sie hervorbringende Proceß ein allgemein chemischer ist, der sich an allem Körperlichen dieser Welt manifestirt; deßwegen denn nicht allein die eigentlich chemischen Farben, sondern auch solche, die sich an organischen Körpern zeigen und sich gleichen Gesetzen unterwerfen, hierher geordnet sind. Die zweite Klasse enthält nun die Phänomene, welche vermittelnd zwischen denen der ersten und dritten stehen. Man hat solche die scheinbaren genannt, weil gewisse Mittel, unter gewissen Bedingungen, dem Auge Farbenerscheinungen darbringen, welche dem vermittelnden Körper nicht angehören, indem derselbe, sobald die Bedingung aufhört, farblos erscheint.

Der ächte und aufrichtige Wissenschaftsfreund findet nun hier ein dreifach Geschäft: erstlich zu untersuchen, ob die Phänomene vollständig aufgezeichnet sind, und er wird das Fehlende nachbringen; sodann, ob ihm die Methode behage, nach welcher sie gereiht sind; ist diese seiner Denkart nicht gemäß, so mag er nach einer andern die Erscheinungen unordnen, und wir wünschen ihm Glück dazu. Schließlich wird er aufmerken, inwiefern eine von uns neubeliebte Terminologie mit den Phänomenen übereinstimme, und in wiefern eine gewisse theoretische Ansicht, ohne welche weder Benennung noch Methode denkbar ist, naturgemäß erscheinen könne. Durch alles dieses würde er meinen Dank verdienen, aber nicht als Gegner auftreten.

Eben so verhält es sich mit den allgemeinen Ansichten nach außen und was über nachbarliche Verhältnisse zu andern Wissenschaften gesagt ist. Was ich zuletzt über sinnlich sittliche Wirkung der Farben geäußert

und dadurch das Wissenschaftliche an die bildende Kunst angeschlossen habe, findet weniger Anfechtung, ja man hat es brauchbar gefunden; wie man denn überhaupt meiner Arbeit schon die Ehre anthut sie hie und da zu benutzen, ohne gerade meiner dabei zu gedenken.

Als Materialien zur Geschichte der Farbenlehre ist alles, was ich deßhalb gesammelt, was ich dabei gedacht und wie es mir vergekommen, den Jahren nach zusammengereiht. Auch hier findet der Freund des Wahren gar mancherlei Beschäftigung: er wird, wie ich seit jener Zeit auch selbst gethan, gar manches Uebersehene nachtragen, Lücken ausfüllen, die Meinung aufklären und in Gang und Schritt dieser geschichtlichen Wanderung mehr Gleichheit bringen; auch dadurch wird er mich verbinden, und kann, indem er mich unterrichtet und belehrt, niemals mein Gegner werden.

Was nun aber zuletzt die Anhänger Newtons betrifft, so sind auch diese nicht meine Gegner, ich aber bin der ihrige. Ich behaupte, daß ihr altes Castell, schon durch die Zeit sehr angegriffen, nicht lange mehr bestehen kann, und ich bekenne, daß ich alles beizutragen Lust habe, damit es je eher je lieber zusammenstürze. Mir aber können sie nichts zerstören: denn ich habe nicht gebaut: aber gesäet habe ich, und so weit in die Welt hinaus, daß sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.

Was man jedoch mit mehr Grund von mir fordern könnte und was ich wohl noch zu leisten wünschte, wäre ein Supplementarband, in welchem als Nachtrag erschiene alles was mir zeither von älteren und neueren Erfahrungen noch bekannt geworden, sodann, inwiefern ich meine Vorstellung über diese Dinge erprobt gefunden oder verändert.

Hierzu würde die Geschichte der Farbenlehre, vom Anfang des Jahrhunderts bis auf den letzten Tag, vor allen Dingen erforderlich seyn, wobei ich versuchen würde meine Widersacher so zu behandeln, als wenn wir sämmtlich aus der Region des Blinzens und Meinens schon lange in die Regionen des Schauens und Erkennens übergegangen wären. Hieran würde sich schließen die Anwendung meiner einfachen Darstellung, um nicht zu sagen Grundsätze, auf complicirtere Phänomene, deren Erwähnung ich bisher mit Fleiß vermieden; besonders eine neue Entwickelung des Regenbogens. Dieses ist gerade das Phänomen, worauf sich die mathematische Physik am meisten zu gute thut. Hier, versichert man, treffe die Rechnung mit der Theorie vollkommen zusammen.

Es ist belehrend, daß so viele tief- und scharfsinnige Männer nicht einsahen, wie eine Berechnung mit dem Phänomen vollkommen übereinstimmen kann, und deßwegen gleichwohl die das Phänomen erklärende Theorie falsch seyn dürfte. Im Praktischen gewahren wir's jeden Tag, doch in der Wissenschaft sollten auf der Höhe der Philosophie, auf der wir stehen und, obgleich mit einigem Schwanken, gegründet sind, dergleichen Verwechselungen nicht mehr vorkommen.

Jener Supplementband, den ich selbst an mich fordere, aber leider nicht verspreche, sollte nun ferner enthalten das Verzeichniß eines vollkommenen Apparats, den jeder nicht allein besitzen, sondern jederzeit zu eigenem und fremdem Gebrauch benutzen könnte. Denn es ist nichts jammervoller, als die akademisch-optischen Apparate, welche das Jahr über verstauben und verblinden, bis das Capitel an die Reihe kommt, wo der Lehrer kümmerliche Versuche von Licht und Farben gerne darstellen möchte, wenn nur die Sonne bei der Hand wäre. Es kann seyn, daß irgendwo etwas einigermaßen Hinreichendes vorgezeigt werde; immer geschieht's aber nur nach dem kümmerlichen Anlaß der Compendien, in welchen sich die Newton'sche Lehre, die doch anfangs wenigstens ein Abracadabra war, zu unzusammenhängenden Trivialitäten verschlechtert. Die Zeugnisse hiervon stehen schon in meiner *Geschichte der Farbenlehre*, und in den Sessionsberichten des künftigen Gerichts wird bei dieser Gelegenheit öfters stehen: *Man lacht!*

Ein solches Verzeichniß des nothwendigen Apparats wird ausführlich aufzusetzen seyn, da meine sämmtlichen Vorrichtungen, mit den Büttner'schen und älteren fürstlichen Instrumenten vereinigt, in Jena aufgestellt, einen vollständigen Vortrag der Farbenlehre möglich machen werden. Jeder Studirende fordere auf seiner Akademie vom Professor der Physik einen Vortrag sämmtlicher Phänomene, nach beliebiger Ordnung; fängt dieser aber den bisherigen Bocksbeutel damit an: „Man lasse durch ein kleines Loch einen Lichtstrahl u. s. w.", so lache man ihn aus, verlasse die dunkle Kammer, erfreue sich am blauen Himmel und am glühenden Roth der untergehenden Sonne nach unserer Anleitung.

Auch würde jener intentirte Supplementband noch manches andere nachbringen, was einem verziehen wird, der nicht viel Zeit hat, das was ihm zu sagen wichtig ist in leserliche Phrasen einzukleiden.

Neuere Einleitung

Nach abgeschlossenem enteptischem Vortrag, dessen Bearbeitung uns mehrere Jahre beschäftigt, nach dem frischen Beweis, daß an unsere Farbenlehre sich jede neu entdeckte Erscheinung freundlich anschließt, ins Ganze fügt und keiner besondern theoretischen Erklärung bedarf, finden wir der Sache gerathen, manches Einzelne, was sich bisher gesammelt, hier gleichfalls darzulegen und in jene Einheit zu verschlingen. Den Hauptsinn unseres ganzen Verhabens wiederholen wir daher, weil das meiste, was bis jetzt über Farbe öffentlich gesagt worden, auf das deutlichste zeigt, daß man meine Bemühungen entweder nicht kennt oder ignorirt, nicht versteht oder nicht verstehen will.

Und so wird es nicht zu weit ausgeholt seyn, wenn wir sagen, daß unsere ältesten Verfahren bei ihrer Naturbeschauung sich mit dem Phänomen begnügt, dasselbe wohl zu kennen getrachtet, aber an Versuche, wodurch es wiederholt würde, wodurch sein Allgemeineres zu Tage käme, nicht gedacht. Sie beschauten die Natur, besuchten Handwerker und Fabrikanten und belehrten sich, ohne sich aufzuklären. Sehr lange verfuhr man so; denn wie kindlich war noch die Art von Versuch, daß man in einem ehernen Kessel Eisenfeilspäne durch einen untergehaltenen Magnet gleichsam sieden ließ!

In der Zwischenzeit wollen wir uns nicht aufhalten und nur gedenken, wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die unendlichste Masse von einzelnen Erfahrungen auf die Menschen eindrang, wie Porta Kenntnisse und Fertigkeiten viele Jahre durch in der ganzen Welt zusammensuchte, und wie Gilbert am Magneten zeigte, daß man auch ein einzelnes Phänomen in sich abschließen könne.

In demselben Zeitraum zeigte Bacon auf das lebhafteste zur

Die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Ueber Kunst sprechen heißt die Vermittlerin vermitteln wollen, nnd doch ist uns daher viel Köstliches erfolgt.

Es ist mit den Ableitungsgründen wie mit den Eintheilungsgründen, sie müssen durchgehen oder es ist gar nichts dran.

Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer gethan seyn.

Alles wahre Aperçu kömmt aus einer Folge und bringt Folge. Es ist ein Mittelglied einer großen productiv aufsteigenden Kette.

Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere, sodann aber, daß sie dem immer gesteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke, zur Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nutzbaren.

Man klagt über wissenschaftliche Akademien daß sie nicht frisch genug ins Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art die Wissenschaft zu behandeln überhaupt.

Erfahrung hin und erregte das Verlangen, unzählbaren und unübersehbaren Einzelnheiten nachzugehen. Immer mehr und mehr beobachtete man; man probirte, versuchte, wiederholte; man überdachte, man überlegte zugleich, und so kam ein Wissen zur Erscheinung, von dem man vorher keinen Begriff gehabt hatte. Weil dieß aber nicht vorübergehen, sondern das einmal Gefundene festgehalten und immer wieder dargestellt werden sollte, so befleißigte man sich schon in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nothdürftig verbesserter Instrumente, und es fanden sich Personen, die aus dem Handhaben derselben eine Art von Gewerbe machten. Dieß alles war gut und löblich, aber die Lust zu theoretisiren, gegen welche Bacon sich so heftig geäußert hatte, kann und darf den Menschen nicht verlassen, und so groß ist die Macht des Gedankens, er sey wahr oder falsch, daß er die Erfahrung mit sich fortreißt; daher denn auch gesteigerte und verwickelte Maschinen der Theorie zu Diensten seyn und dem Wahren wie dem Falschen zur Bestätigung und Gründung dienen mußten. Nirgends war dieses umgekehrte Verfahren trauriger als in der Farbenlehre, wo eine ganz falsche, auf ein falsches Experiment gegründete Lehre durch neue, das Unwahre stets verbergende und die Verwirrung immer vermehrende, verwickeltere Versuche unzugänglich gemacht und vor dem reinen Menschenverstand düster verhüllt ward.

Da ich in die Naturwissenschaft als Freiwilliger hineinkam, ohne Aussicht und Absicht auf einen Lehrstuhl, welchen besteigend man denn doch immer bereit seyn muß eben so gut dasjenige vorzutragen, was man nicht weiß, als das was man weiß, und zwar um der lieben Vollständigkeit willen, so konnte ich dagegen auf eine andere Vollständigkeit denken, auf den Baconischen Weg zurückkehrend, und die sämmtlichen Phänomene, so viel ich ihrer gewahr werden konnte, sammelnd, welches ohne eine gewisse Ordnung, ohne ein Neben-, Ueber- und Untereinander, für den denkenden Geist unmöglich ist.

Wie ich in der Farbenlehre gehandelt, liegt jedermann vor Augen, der es beschauen will; das Fachwerk, das ich beliebt, wüßte ich noch jetzt nicht zu verändern; noch jetzt giebt es mir Gelegenheit Verwandtes mit Verwandtem zu gesellen, wie die enoptischen Farben bezeugen mögen, die als neu entdeckt sich in meinen übrigen Vortrag einschalten lassen, eben als hätte man sie gleich anfangs in Betracht gezogen. Hierdurch finde ich mich also berechtigt, ja genöthigt, was ich etwa nachzubringen habe

in derſelben Ordnung anzuführen; denn es kommt hier nicht darauf an durch eine Hypotheſe die Erſcheinungen zu verrenken, ſondern die klaren, natürlichen Rechte einer jeden anzuerkennen und ihr den Platz in der Stadt Gottes und der Natur anzuweiſen, wo ſie ſich denn gerne hin ſtellen, ja niederlaſſen mag. Und wie ſollte man einen ſo großen, errungenen und erprobten Vortheil aufgeben, da jedermann, der ein Inſtrument erfunden, das ihm in der Ausübung beſondere Bequemlichkeit gewährt, aber andern unbekannt iſt, ſolches bekannt zu machen ſucht, entweder zu ſeiner Ehre oder wenn er das Glück hat ein Engländer zu ſeyn, nach erlangtem Patent zu ſeinem zeitlichen Gewinn. Laſſe man mich alſo auch die Vortheile wiederholt an Beiſpielen praktiſch ausſprechen, die mir aus der Methode zufließen, wonach ich die Farbenlehre gebildet. Sobald ich nämlich die Haupt- und Grundphänomene gefunden und, wie ſie ſich verzweigen und auf einander beziehen, geordnet hatte, ſo entſtanden wahrhaft geiſtige Locate, in welche man gar leicht den beſondern Fall dem allgemeinen Begriff unterzuordnen und das Vereinzelte, Seltſame, Wunderbare in den Kreis des Bekannten und Faßlichen einzuſchließen fähig wird.

Zu leichterer Ueberſicht iſt deßhalb eine Tabelle vorausgeſchickt.

Phyſiologe Farben.

Dieſe ſind es die als Anfang und Ende aller Farbenlehre bei unſerm Vortrag vorangeſtellt werden, die auch wohl nach und nach in ihrem ganzen Werth und Würde anerkannt, und anſtatt daß man ſie vorher als flüchtige Augenfehler betrachtete, nunmehr als Norm und Richtſchnur alles übrigen Sichtbaren feſtgehalten werden. Vorzüglich aber iſt darauf zu achten, daß unſer Auge weder auf das kräftigſte Licht noch auf die tiefſte Finſterniß eingerichtet; jenes blendet, dieſe verneint im Uebermaß. Das Organ des Sehens iſt, wie die übrigen, auf einen Mittelſtand angewieſen. Hell, Dunkel und die zwiſchen beiden entſpringenden Farben ſind die Elemente, aus denen das Auge ſeine Welt ſchöpft und ſchafft. Aus dieſem Grundſatz fließt alles übrige, und wer ihn auffaßt und anwenden lernt, wird ſich mit unſerer Darſtellung leicht befreunden.

1.

Hell und Dunkel, im Auge bleibend.

Hell und Dunkel, welche eins oder das andere, auf das Auge wirkend, ſogleich ihren Gegenſatz fordern, ſtehen vor allem voran. Ein dunkler Gegenſtand, ſobald er ſich entfernt, hinterläßt dem Auge die Nöthigung dieſelbe Form hell zu ſehen. In Scherz und Ernſt führen wir eine Stelle aus Fauſt an, welche hierher bezüglich iſt. Fauſt und Wagner, auf dem Felde gegen Abend ſpazierend, bemerken einen Pudel.

Fauſt.

Siehſt du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel ſtreifen?

Wagner.

Ich ſah ihn lange ſchon, nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betracht' ihn recht! Für was hältſt du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Fauſt.

Bemerkſt du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel:
Es mag bei euch wohl Augentäuſchung ſeyn.

Vorſtehendes war ſchon lange, aus dichteriſcher Ahnung und nur im halben Bewußtſeyn geſchrieben, als bei gemäßigtem Licht vor meinem Fenſter auf der Straße ein ſchwarzer Pudel vorbeilief, der einen hellen Lichtſchein nach ſich zog, das undeutliche, im Auge gebliebene Bild ſeiner vorübereilenden Geſtalt. Solche Erſcheinungen ſind um deſto angenehm überraſchender, als ſie gerade, wenn wir unſer Auge bewußtlos hingeben, am lebhafteſten und ſchönſten ſich anmelden.

2.

Weiteres Beiſpiel.

Wo ich die gleiche Erſcheinung auch höchſt auffallend bemerkte, war als bei bedecktem Himmel und friſchem Schnee die Schlitten eilend vorbei rutſchten, da denn die dunkeln Kufen weit hinter ſich die klarſten Lichtſtreifen nachſchleppten. Niemand iſt, dem ſolche Nachbilder nicht öfters vorkamen, aber man läßt ſie unbeachtet vorübergehen; jedoch habe ich Perſonen gekannt, die ſich deßhalb ängſtigten und einen fehlerhaften Zuſtand ihrer Augen darin zu finden glaubten, worauf denn der Aufſchluß, den ich geben konnte, ſie höchſt erfreulich beruhigte.

3.

Eintretende Reflexion.

Wer von dem eigentlichen Verhältniß unterrichtet iſt, bemerkt das Phänomen öfters, weil die Reflexion gleich eintritt. Schiller verwünſchte

vielmal dieſe ihm mitgetheilte Anſicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt geworden.

4.

Complementare Farben.

Nun erinnern wir uns ſogleich, daß eben ſo wie Hell und Dunkel auch die Farben ſich ihrem Gegenſatze nach unmittelbar fordern, ſo daß nämlich im Satz und Gegenſatz alle immer zugleich enthalten ſind. Deßwegen hat man auch die geforderten Farben, nicht mit Unrecht, complementare genannt, indem die Wirkung und Gegenwirkung den ganzen Farbenkreis darſtellt, ſo daß wenn wir mit den Malern und Pigmentiſten Blau, Gelb und Roth als Hauptfarben annehmen, alle drei in folgenden Gegenſätzen immer gegenwärtig ſind:

Gelb	Violett
Blau	Orange
Roth	Grün.

Von dieſen Phänomenen bringen wir einige in Erinnerung, beſonderer Umſtände wegen, die ſie merkwürdig machen.

5.

Leuchtende Blumen.

Sehr erfreulich iſt es, in den Stockholmer Abhandlungen, Band XXIV, Seite 291 zu leſen, daß ein Frauenzimmer das Blitzen der rothgelben Blumen zuerſt entdeckt habe. Denn dort heißt es: „Die feuergelben Blumen des Tropaeolum majus L. blitzen jeden Abend vor der Dämmerung, wie ſolches die Fräulein Tochter des Ritters Carl von Linné, Eliſabeth Chriſtina, auf ihres Herrn Vaters Landgute Hamarby, eine Meile von Upſala, in Geſellſchaft anderer in dem Garten beobachtet hat. Dieſes Blitzen beſteht in einem plötzlichen Hervorſchießen des Glanzes, daß man ſich es nicht ſchneller vorſtellen kann.“

Die Blumen, an welchen, außer dem Tropaeolum, die gleiche Erſcheinung bemerkt wurde, waren die Calendel, Feuerlilie, Tagetes und manchmal die Sonnenblume. Mit vollem Rechte läßt ſich aber der orientaliſche Mohn hinzuthun, wie ich in meinem Entwurf der Farbenlehre §. 54 umſtändlich erzählt habe und ſolches hier einrücke, da meinen Leſern jenes Buch nicht gleich zur Hand ſeyn möchte.

„Am 19. Juni 1799, als ich zu ſpäter Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf und ab ging, bemerkten wir ſehr deutlich an den Blumen des orientaliſchen Mohns, die vor allen andern eine mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das ſich in ihrer Nähe zeigte. Wir ſtellten uns vor die Stauden hin, ſahen aufmerkſam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich bei abermaligem Hin- und Wiedergehen gelang, indem wir ſeitwärts darauf blickten, die Erſcheinung ſo oft zu wiederholen als uns beliebte. Es zeigte ſich, daß es ein phyſiologiſches Farbenphänomen und der ſcheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume in der geforderten blaugrünen Farbe ſey.“

6.

Weiter geführt und ausgelegt.

Iſt uns nun aber einmal die Urſache dieſes Ereigniſſes bekannt, ſo überzeugt man ſich, daß unter gar vielen andern Bedingungen daſſelbige hervorzubringen ſey. Am Tage in dem blumenreichen Garten auf und ab gehend, bei gemäßigtem Licht, ſogar beim hellen Sonnenſchein wird der aufmerkſame Beobachter ſolche Scheinbilder gewahr; nur wenn man die Abſicht hat ſie zu ſehen, faſſe man dunkle Blumen ins Auge, welche den beſten Erfolg gewähren. Die Purpurfarbe einer Päonie giebt im Gegenſatz ein helles Meergrün; das violette Geranium ein gelblich grünes Nachbild; einen dunkeln Buxbaumſtreifen der Rabatteneinfaſſung kann man, durch Abwendung des Auges, auf den Sandweg hell violett projicirt und mit einiger Uebung ſich und andere von der Conſtanz dieſes Phänomens überzeugen. Denn ob wir gleich ganz unbewußt und unaufmerkſam dieſe Erſcheinungen vielleicht am lebhafteſten gewahr werden, ſo hängt es doch auch von unſerm Willen ab, dieſelben vollkommen in jedem Augenblick zu wiederholen.

7.

Wechſelſeitige Erhöhung.

Wenn nun Hell und Dunkel, ſo wie die obgenannten ſich fordernden Farben, wechſelſeitig hervortreten, ſobald nur eine derſelben dem Auge geboten wird, ſo folgt daraus, daß ſie ſich wechſelſeitig erhöhen, wenn

ſie neben einander geſtellt ſind. Was Hell und Dunkel betrifft, ſo giebt folgender Verſuch eine überraſchend angenehme Erſcheinung.

Man habe graues Papier von verſchiedenen auf einander folgenden Schattirungen; man klebe Streifen deſſelben, der Ordnung nach, neben einander; man ſtelle ſie vertical und man wird finden, daß jeder Streifen an der Seite, wo er ans Hellere ſtößt, dunkler, an der Seite, mit der er ans Dunkle ſtoßt, heller ausſieht, dergeſtalt daß die Streifen zuſammen dem Bilde einer cannelirten Säule, die von einer Seite her beleuchtet iſt, völlig ähnlich ſehen.

Phyſiſche Farben.

8

Falſche Ableitung des Himmelblauen

Zu traurigen Betrachtungen giebt es Anlaß, wenn man in der Naturlehre, nach Anerkennung eines wahren Princips, ſolches alſobald falſch anwenden ſieht. Die phyſiologen Farben ſind kaum eingeſtanden und dadurch die Chromatik im Subject gegründet, ſo ſchwärmt man ſchon wieder unther und zieht Erſcheinungen heran, die in ein ganz ander Capitel gehören. Die Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 12. Jahrgang, 10. Heft, ſprechen von Muncke's Anfangsgründen der Naturlehre und äußern ſich folgendermaßen:

„Namentlich ſind in der Optik die gefärbten Schatten, ſo wie die Bläue des Himmels als ſubjective Farben dargeſtellt, und findet für die letztere Behauptung, daß die atmoſphäriſche Luft nicht blau gefärbt ſey, ſondern nur durch ſubjective Farbenbildung blau und über den hochroth gefärbten Bergſpitzen grün erſcheine, unter andern der einfache Grund ſtatt, daß der blaueſte Himmel, mit einem Auge frei, mit dem andern durch ein ſchwarz gefärbtes enges Rohr betrachtet, bloß dem freien Auge blau erſcheint.“

Daß die farbigen Schatten zu den ſubjectiven Farben gehören, daran iſt wohl kein Zweifel: indem aber die Heidelberger Jahrbücher der nachfolgenden grundloſen Behauptung, das Himmelblau betreffend, Beifall geben, ſo retardiren ſie, wie ſchon vormals geſchehen, die Ausbreitung der ächten Farbenlehre. Gar ſehr wünſchten wir, Recenſent hätte dagegen Herrn Muncke zurecht gewieſen und uns die Mühe erſpart abermals

zu wiederholen: Die Himmelsbläue gehört in das Capitel von der Trübe, man ſehe Goethe's Farbenlehre §. 55 ff., wo ſich alles natürlich entwickelt. Wie es aber irgend jemand einfallen könne, dieſe Bläue für eine ſubjective Farbe anzuſprechen, iſt demjenigen unbegreiflich, der es weiß, daß phyſiologe Farbe aus einer Wechſelwirkung entſpringt, wo denn eine Erſcheinung die andere nothwendig vorausſetzt.

Das reine Hellblau wird durch ſeinen Gegenſatz, das Gelbrothe, gefordert; nun möchte ich doch einmal die orangefarbene Welt ſehen, die das Auge nöthigte den Himmel blau zu erblicken! Unter allen Bedingungen erſcheint uns der reine Himmel blau, wir mögen ihn über alten Schindel- und Strohdächern, über Ziegel- und Schieferdächern ſehen; hinter jedem kahlen, unbewachſenen grauen Berge, über dem düſterſten Fichtenwald, über dem munterſten Buchenwald erſcheint am heitern Tage der Himmel gleich blau, ja aus einem Brunnen heraus müßte er eben ſo erſcheinen. Hier alſo kann von keiner geforderten Farbe die Rede ſeyn.

Wenden wir uns nun zu dem vorgeſchriebenen Verſuch, welcher jene Meinung begründen ſoll, ſo finden wir, daß Herr Muncke ſich eben ſo im Sehen wie im Denken übereilt hat; wie denn immer eins aus dem andern zu folgen pflegt. Nehme ich, nach dem Himmel ſchauend, vor das eine Auge ein Rohr und laſſe das andere frei, ſo iſt jenes, vor allem eindringenden Licht geſchützt, ruhiger und empfänglicher und ſieht alſo die Himmelsbläue heller; da nun aber in unſern nördlichen Gegenden ſehr ſelten die Atmoſphäre ein vollkommenes Blau ſehen läßt, ſo kann ein helleres, bläſſeres Blau gar leicht für weißlich, ja für farblos gehalten werden.

Mit einer jeden reinblauen Tapete läßt ſich derſelbe Verſuch wiederholen; das freie Auge wird ſie dunkler ſehen als das geſchützte. Vervielfältigt nun, nach des experimentirenden Phyſikers erſter Pflicht, den Verſuch immer weiter, ſo werdet ihr finden, daß das Geſagte nicht allein vom Blauen, ſondern von allem Sichtbaren gelte, es gilt vom Weißen, von allen Stufen des Grauen bis ins Schwarze, von allen Farbenſtufen, reinern und unreinern. Jedes Geſehene wird dem beruhigten Auge immer heller und folglich auch deutlicher erſcheinen als dem Auge, welches von allen Seiten Licht empfängt. Jede Papierrolle, ſie braucht gar nicht einmal inwendig geſchwärzt zu ſeyn, ſetzt uns jeden Augenblick in den Stand dieſen einfachſten aller Verſuche anzuſtellen:

man nehme sie vor das eine Auge und blicke zugleich mit dem andern freien umher im Zimmer oder in der Landschaft, so wird man die Wahrheit des Gesagten erfahren. Das freie Auge sieht den frischgefallenen Schnee grau, wenn er dem durch die Rolle geschützten glänzend und beinahe blendend erscheint.

Kaum aber bedarf es der Rolle: man sehe durch die als Röhre zusammengebogenen Finger, und eine zwar schwächere, doch gleiche Wirkung wird erfolgen, wie jeder Kunstfreund weiß, der bei Beschauung von Gemälden diese natürlich leichte Vorrichtung sogleich zur Hand hat.

Schließlich gedenken wir noch eines ganz einfachen Apparats, dessen wir uns in Bildergalerien bedienen, und welcher uns vollkommen überzeugen kann, daß die Himmelsbläue keine subjective Farbe sey.

Man verfertige ein Kästchen von Blech oder Pappe, das vorn offen, hinten zwei, den beiden Augen correspondirende, kurze Röhren habe und inwendig schwarz gefärbt sey; hierdurch schließe man alle irdischen Gegenstände aus, beschaue mit beiden Augen den reinen Himmel, und er wird vollkommen blau erscheinen. Wo ist denn aber nun das Pomeranzengelb, um jenen Gegensatz hervorzurufen?

Hierher gehört auch nachstehende Erfahrung. Es ist mir oft auf Reisen begegnet, daß ich, in der Postchaise sitzend, am hellen Sonnentage eingeschlafen bin, da mir denn beim Erwachen die Gegenstände, welche zuerst in die Augen fielen, überraschend hell, klar, rein und glänzend erschienen, kurz danach aber, auf die gewohnte Weise, wieder in einem gemäßigten Lichte sich darstellten.

9.

Trüber Schmelz auf Glas.

Da sich uns nun abermals aufdringt, wie nöthig es ist die Lehre vom Trüben, woraus alle physischen Farbenphänomene sich entwickeln lassen, weiter zu verbreiten und die erfreulich überraschende Erscheinung vor jedermanns Auge zu bringen, so sey folgendes hier denen gesagt, welche zu schauen Lust haben; den Wahnlustigen kann es nichts helfen.

Schon in der alten Glasmalerei, welche ihren großen Effect den Metallkalken verdankt, findet man einen trüben Schmelz, welcher, auf Glas getragen, bei durchscheinendem Lichte ein schönes Gelb hervorbringt: zu diesem Zwecke ward er auch daher benutzt. Die blaue Erscheinung

dagegen, bei auffallendem Licht und dunklem Grunde, kam dabei zwar nicht in Betracht; ich besitze jedoch eine solche Scheibe, durch die Gunst des Herrn Achim von Arnim, wo gewisse Räume beim durchscheinenden Licht, der Absicht des Malers gemäß, ein reines Gelb, in der entgegengesetzten Lage ein schönes Violett, zur Freude des Physikers, hervorbringen.

In der neuern Zeit, wo die Glasmalerei wieder sehr löblich geübt wird, habe ich auf Wiener und Carlsbader Trinkgläsern dieses herrliche Phänomen in seiner größten Vollkommenheit gesehen. Am letztern Orte hat der Glasarbeiter Matteoni den guten Gedanken gehabt, auf einem Glasbecher eine geringelte Schlange mit einer solchen Lasur zu überziehen, welche, bei durchscheinendem Licht oder auf einen weißen Grund gehalten, hochgelb, bei aufscheinendem Licht und dunklem Grunde aber das schönste Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten und das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violett hervorbringen. Möge der Künstler dergleichen viele in Bereitschaft haben, damit Badegäste sowohl als Durchreisende sich mit solchen Gefäßen versehen können, um dem Physiker ernstlich an Hand zu gehen und zum Scherz sowohl Junge als Alte ergötzlich zu überraschen. Hier erscheint ein Urphänomen, jetzt natürliche Menschen in Erstaunen, und bringt die Erklärsucht zur Verzweiflung.

Ferner hat man den Kranz um manche Glasbecher mit solchem trüben Mittel überzogen, woraus der sehr angenehme Effect entspringt, daß die aufgetragenen leichten Goldzierrathen sich von einem gelben durchscheinenden, goldgleichen Grunde bald metallisch glänzend absetzen, bald auf blauem Grunde um vieles schöner hervorgehoben werden. Mögen häufige Nachfragen die Künstler anfeuern solche Gefäße zu vervielfältigen!

Aus der Bereitung selbst machen sie kein Geheimniß: es ist feingeriebenes schwefelsaures Silber; bei dem Einschmelzen jedoch müssen zufällige, mir noch unbekannte Umstände eintreten; denn verschiedene nach Vorschrift unternommene Versuche haben bis jetzt nicht glücken wollen. Unsere so bereiteten Glastafeln bringen beim Durchscheinen zwar das Gelbe zur Ansicht, die Umkehrung ins Blaue beim Aufscheinen will jedoch nicht gelingen. Dabei ist zu bemerken, daß das Silber unter dem Einschmelzen sich oft reducirt und zu körperlich wird, um trüb zu seyn.

Ethiſches.

10.

Trübe Infusionen

Wenn wir aber von trüben Mitteln sprechen, so erinnert sich jedermann der Infusion des sogenannten **Lignum nephriticum**. Es hat aufgehört officinell zu seyn; die in den Apotheken unter dieser Rubrik noch vorhandenen Stücke gaben meist einen gelben, nicht aber ins Blaue sich umwendenden Aufguß. Herr Hofrath Döbereiner, dessen Mitwirkung ich die entschiedensten Vortheile verdanke, ist gelegentlich zu einer Infusion gekommen, welche das Phänomen aufs allerschönste darstellt. Hier die Verfahrungsweise, wie er solche mitgetheilt.

„Das **Lignum quassiae** von **Quassia excelsa** enthält eine eigenthümliche, rein bittere Substanz. Um diese zum Behuf einer nähern Untersuchung unverändert darzustellen, wurde jenes Holz, in gepülvertem Zustande, in meine Auflösungspresse mit Wasser durch den Druck einer drei Fuß hohen Queckſilbersäule kalt extrahirt. Nachdem das Holz erschöpft war oder vielmehr aufgehört hatte dem Wasser farbigen Stoff mitzutheilen, wurde es mit einer neuen Quantität Wasser in der Absicht behandelt, um den letzten Antheil des etwa noch in ihm enthaltenen auflöslichen Stoffes zu scheiden und zu meinem Zwecke zu gewinnen. Das Resultat dieser letzten Behandlung war Wasser ungefärbt, jedoch bitter schmeckend und mit der Eigenschaft begabt, die wir an rein trüben Mitteln kennen, wenn sie in einem durchsichtigen Glas erleuchtet oder beschattet werden.

„Hat man also die Absicht aus der **Quassia** das weiße, flüssige Chamäleon darzustellen, so muß man dieselbe pülvern und durch sie so lange kaltes Wasser filtriren, bis sie von farbiger Substanz befreit und dieses nur noch äußerst schwach zu trüben fähig ist. In dieser Periode stellt sich, bei fortgesetzten Aufgüssen kalten Wassers, die oben beschriebene Flüssigkeit dar."

Es hat diese Infusion den Vortheil, daß sie, in einem Glase gut verschlossen, wohl über ein halbes Jahr das Phänomen sehr deutlich zeigt und zum Vorweisen immer bei der Hand ist; da jedoch die Bereitung Mühe und Genauigkeit erfordert, so geben wir ein anderes Mittel an, wobei sich die Erscheinung augenblicklich manifestirt.

Man nehme einen Streifen frischer Rinde von der Roßkastanie,

man ſtecke denſelben in ein Glas Waſſer und in der kürzeſten Zeit werden wir das vollkommenſte Himmelblau entſtehen ſehen, da wo das von vorn erleuchtete Glas auf dunkeln Grund geſtellt iſt, hingegen das ſchönſte Gelb, wenn wir es gegen das Licht halten. Dem Schüler wie dem Lehrer, dem Laien wie dem Eingeweihten iſt es jeden Tag zur Hand.

11.

Im Waſſer Flamme.

Georg Agricola, in ſeinem Werke **de natura eorum quae effluunt ex terra**, und zwar deſſen viertem Buche, meldet folgendes: **Si lapis in lacum, qui est prope Dennstadium, Toringiae oppidum, injicitur, dum delabitur in profundum teli ardentis speciem prae se ferre solet.**

Buffon, flammender Phänomene gedenkend, bringt dieſe Stelle genau überſetzt: **Agricola rapporte, que lorsqu'on jette une pierre dans le lac de Dennsted, en Turingue, il semble, lorsqu'elle descend dans l'eau, que ce soit un trait de feu.**

Vorgemeldetes Phänomen erkennen wir als wahr an, vindiciren aber ſolches der Farbenlehre und zählen es zu den prismatiſchen Verſuchen; und zwar verhält ſich's damit folgendermaßen.

Am obern Ende der weſtlichen Vorſtadt von Tennſtedt, einem durch Ackerbau geſegneten, im angenehmen Thale liegenden und von reichlichem Bach- und Brunnenwaſſer wohl verſorgten Orte, liegt ein Teich mäßiger Größe, welcher nicht durch äußern Zufluß, ſondern durch mächtige, in ihm ſelbſt hervorſtrebende Quellen ſeinen immer gleichen Waſſergehalt einer zunächſt daran gebauten Mühle überflüſſig liefert. Von der unergründlichen Tiefe dieſes Teichs, daß er im Sommer des Waſſers nicht ermangele und Winters nicht zufriere, wiſſen die Anwohner viel zu erzählen, ſo auch die Klarheit des Waſſers über alles zu rühmen. Letzteres iſt auch ohne Widerrede zuzugeſtehen, und eben die Reinheit eines tiefen Waſſers macht jenes den Augen vorgebildete Feuerphänomen möglich.

Nun bemerke man, daß um den Teich her nur weiße Kalkſteine liegen und mit ſolchen iſt auch der Verſuch nur anzuſtellen; man wähle einen ſchwarzen Stein und nichts von Flamme wird geſehen werden. Wenn aber ein weißer unterſinkt, ſo zeigen ſich an ihm prismatiſche Ränder, und zwar, weil er als helles Bild auf dunkelm Grunde, er ſinke

noch so tief, immer durch die Refraction dem Auge entgegen gehoben wird, unten gelbroth und gelb, oben blau und blauroth; und so zittert diese Erscheinung als ein umgekehrtes Flämmchen in die Tiefe.

Leider war bei meinem dortigen Sommeraufenthalte 1816 der Teich lange nicht von Wasserpflanzen gereinigt worden, die aufs üppigste aus der Tiefe bis an und über die Oberfläche hervorsproßten, worunter die Chara, welche immer auf Schwefelquellen hindeutet, sich häufig bemerken ließ. Die einzigen reinen Stellen waren die der quellenden Punkte, aber zu weit von dem Ufer und zu sehr bewegt, als daß ich das Phänomen jemanden sonst als mir selbst darzustellen vermochte.

Jedoch hatte ich das gleiche in dem Feldzuge von 1792 schon in der Nähe von Verdun gesehen, wo ein tiefer, fast cirkelrunder Erdkessel vom klarsten, dem Grund entsprießenden Quellwasser gefüllt war. Dort wiederholte ich meine herkömmlichen prismatischen Versuche im Großen, und zwar wählte ich zu Gegenständen zerbrochene Steingutscherben, welche an den dunkeln Seiten des Kessels sich angenehm flammenartig und auffallend farbiger, je kleiner sie waren, hinabsenkten. Ganze kaum beschädigte Teller überließ mir die freundliche Felsküche. Unten auf dem Boden liegend zeigt ein solches helles Rund zunächst dem Beschauer immer Gelbroth und Gelb, oben Blau und Blauroth; und so werden kleinere Stücke, wie die beiden Farbenränder sich verbreiten, wohl für ein Flämmchen gelten.

Wer eine solche reine, ruhige Wassertiefe vor sich hat, der kann diese Erfahrung leicht zum Versuch erheben. Er gebe solchen Scherben eine ovale Gestalt, durchbohre sie am obern Theil, befestige sie an einen Faden, diesen an eine Fischerruthe und tauche so das helle Bild ins Wasser, lasse es niedersinken und ziehe es wieder heraus, so wird er den flammenden Pfeil nach Belieben verstärken, seine Farben vermehren und vermindern können.

Gelingt es einem Naturfreunde den Tennstedter Mühlenteich von Pflanzen reinigen zu lassen, wobei er wohl aufachten möchte, welche Geschlechter und Arten hier einheimisch sind, so wird man auf angezeigte Weise den Versuch jeden Augenblick wiederholen können. Ja der Mühlknappe könnte sich, durch einen immer verhandenen leichten Apparat, wie ich oben angegeben, manches Trinkgeld von Badegästen und Reisenden verdienen, da die Straße von Leipzig nach Mühlhausen an diesem Teiche

vorbeigeht, und Tennstedt wegen der Wirksamkeit seiner Schwefelwasser immer besucht seyn wird.

Doch brauchen wir eigentlich deßwegen keine weite Reise zu machen: ein wahrer Versuch muß sich immer und überall wiederholen lassen, wie denn jedermann auf seinem Schreibtische ein Stück Siegellack findet, welches gerieben auf die höchste, alles durchdringende, alles verbindende Naturkraft hindeutet. Eben so ist auch ein jeder Brunnentrog voll klaren Wassers hinreichend das merkwürdige Tennstedter Flämmchen hervorzubringen. Wir bedienen uns hierzu einer schwarzen Blechscheibe, nicht gar einen Fuß im Durchmesser, in deren Mitte ein weißes Rund gemalt ist; wir tauchen sie, an einen Faden geheftet, ein, und es bedarf kaum einer Elle Wassers, so ist die Erscheinung für den aufmerksamen Beobachter schon da; mit mehrerer Tiefe vermehrt sich Glanz und Stärke. Nun ist aber die andere Seite weiß angestrichen, mit einem schwarzen Rund in der Mitte; nun versinkt ein eigentliches Flämmchen, violett und blau unterwärts, gelb und gelbroth oberwärts, und das alles wieder aus Gründen, die doch endlich jedermann bekannt werden sollten.

12.

Ehrenrettung.

In den Gilbert'schen Annalen der Physik, Band XVI, findet sich Seite 278 Robertsons Bericht von seiner zweiten Luftfahrt zu Hamburg, gehalten am 11. August 1803, mit Noten von dem Herausgeber, in welchen der Luftschiffer für Gefahr und Bemühung wenig Dank findet. Er soll nicht gut gesehen, beobachtet, gefolgert, geschlossen, ja sogar, unter den gegebenen Umständen, manches Unmögliche referirt haben. Das müssen wir nun dahin gestellt seyn lassen; nur wegen eines einzigen Punktes halten wir für Pflicht uns seiner anzunehmen.

Seite 283 sagt Robertson: „Ich habe bemerkt, daß die durch ein Prisma gebrochenen Lichtstrahlen nicht mehr die lebhaften und klar sich unterscheidenden Farben, sondern bleiche und verworrene geben." Hierauf entgegnet die Note: „Wie hat der Aerenaut das bemerken können? Darüber müßte er uns vor allen Dingen belehrt haben, sollten wir einer solchen Beobachtung einiges Vertrauen schenken." Wir aber versetzen hierauf: Allerdings hat der Mann ganz recht gesehen; weit über die Erde erhaben vermißte er um sich her jeden Gegenstand, und konnte

durch sein Prisma nur nach den Wolken schauen. Diese gaben ihm bleiche verwerrene Farben, wie jeder jeden Tag auf Erden die Beobachtung wiederholen kann.

Aus meinen Beiträgen zur Optik von 1791 erhellt schon aufs deutlichste, daß bei der prismatischen Erscheinung nicht von Lichtstrahlen, sondern von Bildern und ihren Rändern die Rede ist. Je schärfer sich diese, hell oder dunkel, vom Grunde abschneiden, deste stärker ist die Farbenerscheinung. Hätte der gute Robertson eine Farbentafel mit schwarzen und weißen Bildern mit in die Höhe genommen und sie durchs Prisma betrachtet, so würden die Ränder eben so stark als auf der Erde gewesen seyn. Wenn wir nun auch diese Kenntniß von ihm nicht fordern, so durfte man sie doch wohl von dem Herausgeber eines physischen Journals, welches schon 1799 seinen Anfang genommen, billig erwarten. Leider werden wir von dem Nichtwissen oder Nichtwissenwollen dieser privilegirten Zunftherren noch manches Beispiel anzuführen haben.

13.

Unsinn.

Die Münchener politische Zeitung enthält folgende Bemerkungen über die Witterung dieses Winters:

„Zu Ende des Sommers hatten wir keine Aequinoctialstürme, und schon im September gab es dafür excessivrothe Abendtämmerungen, so daß, wo das Roth in die Himmelsbläue überging, der Himmel, nach dem Farbenmischungsgesetze, oft auf Strecken von 36 Grad, ganz grün gefärbt war, welches Phänomen einer Abendgrüne sich in den folgenden Monaten einigemal wiederholte."

Allgemeine Zeitung 1818. Nr. 55.

14.

Desgleichen.

So wie nicht leicht etwas Vernünftiges gedacht oder gesagt werden kann, was nicht irgendwo schon einmal gedacht oder gesagt wäre, so finden wir auch wohl die Absurditäten unserer Mitlebenden in verjährten Schriften aufgezeichnet, und zu jedem neuen Irrthume sind alte Parallelstellen zu finden.

In Claudii Minois Commentarien, womit er die Embleme des Alciatus erläutert, finden wir folgende Stelle: Color flavus, qui ex albo, rufo et viridi concretus est. Daß also das Einfachste aus Zusammensetzung entspringe, muß doch von jeher gelehrten und unterrichteten Menschen nicht so albern vorgekommen seyn als es ist. Hier haben wir unsern guten Wünsch wieder, und seinen Essig, der aus Gurkensalat erzeugt wird.

Gegner und Freunde.

15.

Widersacher

Als im Mai des Jahres 1810 der Druck meiner Farbenlehre geendigt war, reiste ich alsobald nach Carlsbad, mit dem festen Vorsatz diesen Betrachtungen, insofern es möglich wäre, so bald nicht weiter nachzuhangen. Ich wandte Sinn und Gedanken gegen biographische Erinnerungen, recapitulirte mein eigenes Leben, so wie das Leben eingreifender Freunde. Hackerts Biographie ward vorgesucht und, weil ich einmal ins Erzählen gekommen war, mehrere kleine Novellen, Geschichten, Romane, wie man sie nennen will, niedergeschrieben, deren Stoff mir längst schon erfreulich gewesen, die ich oft genug in guter Gesellschaft erzählt und, nach endlicher Behandlung, unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zu sammeln und zu vereinigen gedachte.

Gewissenhaft, wie bei früheren Arbeiten geschehen, vermied ich auch nur die geringste Kenntniß zu nehmen, was gegen meine der Farbenlehre gewidmeten Absichten und Bemühungen von Seiten einer mächtigen und tiefverletzten Partei Feindseliges möchte unternommen werden. Damit ich aber künftig, bei erneuter Lust die chromatischen Geschäfte wieder aufzunehmen, mit einiger Bequemlichkeit verfände was die Zeit über geschehen, so ersuchte ich einen werthen Freund, der sowohl der Physik im Ganzen und besonders diesem Theile ununterbrochene Aufmerksamkeit schenkte, mir zu notiren, wo er meine Ansichten, welche auch die seinigen waren, angefochten fände, und mir solches, bis zur gelegenen Stunde, aufzubewahren. Dieses geschah denn, wie ich solches hier mittheile.

Neue oberdeutsche allgemeine Literaturzeitung. 1810. Nr. 132.

Zachs monatliche Correspondenz. 1810. Juli S. 91—93. (Von Mollweide.)

Leipziger Literaturzeitung. 1810. Nr. 102.

Kritischer Anzeiger für Literatur und Kunst. München 1810. Nr. 30—33. (Vom Hofmaler Kloz.)

Heidelberger Jahrbücher. 3. Jahrg. (1810) 39. Heft. S. 289—307. (Soll von Prof. J. Fries verfaßt seyn.)

Hallische allgemeine Literaturzeitung. 1811. Januar. Nr. 30—32. (Wahrscheinlich von Mollweide.)

Mollweide Demonstratio propositionis quae theoriae colorum Newtoni fundamenti loco est. Lips. 1811.

Angekündigt war in der Hallischen allgemeinen Literaturzeitung 1811. Nr. 107.

„Darstellung der optischen Irrthümer in des Herrn von Goethe Farbenlehre, und Widerlegung seiner Einwürfe gegen die Newton'sche Theorie, vom Prof. Mollweide. Halle 1811. Bei Kümmel. 8."

Zachs monatliche Correspondenz. 1811. April. S. 322. (Von von Lindenau.)

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1811. 99. St.

Gilberts Annalen der Physik. 1811. 2. St. S. 135—154. (Von Pfaffer.)

Parrots Grundriß der Physik. 2. Thl. Dorpat und Riga 1811. Vorrede S. V—IX. XX—XXIV.

Gilberts Annalen der Physik. 1812. 1. St. S. 103—115. (Von Malus.)

Das Original dieses Aufsatzes befindet sich in den Annales de Chimie. 1811. Août p. 199—209.

Jenaische allgemeine Literaturzeitung. 1812. Nr. 77. In der Recension von Schweiggers Journal ꝛc.

Ebendaselbst. 1813. Nr. 3—6.

Ebendaselbst. Ergänzungsblätter. 1813.

Bibliothèque Britannique. Nr. 418. 1813. Mai. (Von Prevost.)

Pfaff, C. H. Ueber Newtons Farbentheorie, Herrn von Goethe's Farbenlehre und den chemischen Gegensatz der Farben. Lpz. 1813.

Recensionen über Pfaffs Werk in:

Göttingiſche gelehrte Anzeigen. 1813. St. 77. S. 761—767, und Heidelberger Jahrbücher. 1814. Nr. 27. S. 417—430.

Pfaff, C. H. Ueber die farbigen Säume der Nebenbilder des Doppelſpaths, mit beſonderer Rückſicht auf Herrn von Goethe's Erklärung der Farbenentſtehung durch Nebenbilder, in Schweiggers Journal für Chemie und Phyſik. B. 6. H. 2. S. 177—211.

The Quarterly Review. Lond. 1814. January. N. XX. p. 423—441.

Heidelberger Jahrbücher. 1815. Nr. 25. (Prof. J. Fries, in der Recenſion von Hegels Logik.)

Benzenberg, Reiſe in die Schweiz. 2. Thl. 34. Brief.

Prof. Weiß, deßgleichen Prof. Jungius haben in der naturforſchenden Geſellſchaft in Berlin Aufſätze gegen meine Farbenlehre vorgeleſen; ob ſie gedruckt worden, iſt mir nicht bekannt.

Prof. E. G. Fiſcher hat eine lange Abhandlung über die Farbenlehre in der philomathiſchen Geſellſchaft zu Berlin vorgeleſen.

16.

Wohl zu erwägen.

Als ich mit einem einſichtigen, meiner Farbenlehre günſtigen Manne über dieſe Angelegenheit ſprach, und auch des hartnäckigen Widerſtandes erwähnte, den ſie ſeit ſo vielen Jahren erdulden müſſen, eröffnete er mir folgendes. Er habe ſeit langer Zeit mit Phyſikern darüber geſprochen, und gefunden, der Widerwille komme eigentlich daher, daß ich meine erſten kleinen Hefte Beiträge zur Optik genannt: denn da die Optik eine abgeſchloſſene, dem Mathematiker bisher ganz anheim gegebene Wiſſenſchaft geweſen ſey, ſo habe niemand begreifen können noch wollen, wie man, ohne Mathematik, Beiträge zur Optik bringen, oder wohl gar die Hauptlehrſätze derſelben bezweifeln und bekämpfen dürfe. Und ſo überzeugte mich der treffliche Freund gar leicht, daß, wenn ich gleich anfangs Beiträge zur Farbenlehre angekündigt und, wie ich nachher gethan, den Vortrag dieſer Erſcheinungen in die allgemeine Naturwiſſenſchaft geſpielt, die Sache ein ganz anderes Anſehen gewonnen hätte.

Es ſcheint mir dieſer Fall merkwürdig genug, um aufmerkſam zu machen, wie eine falſche Behandlung bei Einleitung eines wichtigen Gegenſtands das Geſchäft ſo viele Jahre erſchweren, wo nicht gar deſſen

Ausführung so völlig hindern könne, eben wie durch eine verfehlte Rechtsform die triftigste Rechtssache verloren werden kann. Ich mußte lange leben, um zu sehen, daß jener Fehler sich nach und nach durch die Zeit verbessere.

Wie ich jetzt die Stellung meiner Farbenlehre gegen die wissenschaftliche Welt betrachte, will ich kürzlich aussprechen. Ich wünsche, daß ein aufgeweckter, guter, besonders aber liberaler Kopf zur Sache greife. Liberal aber heiße ich von beschränkendem Egoismus frei, von dem selbstsüchtigen Gefühl, das weder mit guter Art zu nehmen noch zu geben weiß.

17.

Lehrbuch der Physik von Professor Neumann,

2 Bände. Wien 1820.

Diesem vorzüglichen Naturforscher und Kenner habe ich verpflichteten Dank zu sagen für die Art und Weise, wie er meiner Farbenlehre gedenkt. Zwar versäumt er keineswegs die Pflicht, seine Schüler bekannt zu machen mit der allgemein angenommenen und verbreiteten theoretischen Erklärungsweise, doch gedenkt er auch, an schicklichen Orten, wenn nicht mit entschiedenem Beifall, doch mit billigem Anerkennen, desjenigen, was ich nach meiner Art und Ueberzeugung vorgetragen. So äußert er sich z. B. im 2. Theile S. 323 §. 738: „Unter die Hauptgegner der Lehre Newtons von dem farbigen Lichte gehört vorzüglich Herr von Goethe. Er erklärt alle Farbenerscheinung daraus, daß entweder das Licht durch ein trübes Mittel gesehen wird, oder hinter einem beleuchteten trüben Mittel sich die Finsterniß als ein Hintergrund befindet. Geschieht das erste, so erscheint das Licht, bei geringer Trübung des Mittels, gelb, und geht mit zunehmender Trübe in Gelbroth und Roth über. So sieht man die Sonne, wenn sie ihren höchsten Stand hat, ziemlich weiß, obgleich auch hier ins Gelbe spielend; immer gelber aber erscheint sie, je tiefer sie sich senkt, je größer demnach der Theil der Atmosphäre ist, den ihre Strahlen zu durchlaufen haben, bis sie endlich roth untergeht. — Sieht man dagegen durch ein weißerleuchtetes Trübe in die Finsterniß des unendlichen Raumes hin, so erscheint dieser, wenn die Trübe dicht ist, bläulich; ist sie weniger dicht, so nimmt die Bläue an Tiefe zu und verliert sich ins Violette. — Die prismatischen Versuche sucht von Goethe durch eine Verrückung des

Hellen (z. B. des Sonnenbildes in der dunkeln Kammer) über das Dunkle, und durch eine Bedeckung des Hellen durch das Dunkle zu erklären."

Gleichermaßen gedenkt Herr Prof. Neumann an andern Stellen mancher Phänomene, die ich hervorgehoben, gesondert, zusammengestellt, benamset und abgeleitet, durchaus mit reiner Theilnahme und wohlwollender Mäßigung, wofür demselben denn hiermit wiederholter Dank gebracht sey.

18.

Französische gute Gesellschaft.

Frau von Necker hat uns in ihrem Werke: **Nouveaux mélanges. Paris 1801. Tome I. p. 879** ein merkwürdiges Zeugniß aufbehalten, wie ihre Umgebung von den Newton'schen Arbeiten dachte. Sie drückt sich folgendermaßen aus.

„Die Synthese ist eine Methode, die nicht erlaubt klar zu seyn. Newton hat seine optischen Lehren in seinen philosophischen Transactionen nach der analytischen Methode geschrieben und man verstand ihn vollkommen; nachher schrieb er sie auf synthetische Weise und niemand kann es lesen."

Zuerst müssen wir einen Ausdruck berichtigen. Statt in seinen philosophischen Transactionen könnte stehen: in seinem Briefe in den philosophischen Transactionen; wahrscheinlich aber soll es heißen: optischen Lectionen; denn in diesen ist ein freierer Erfahrungsgang, aus dem zuletzt das Theoretische hervorspringen soll. Die Optik hingegen ist dasjenige Werk, welches hier als auf synthetische Weise behandelt, nicht mit Unrecht angegeben wird.

Dieses vorausgesetzt, so haben wir nur die wichtigen Worte zu betrachten: Niemand kann es lesen.

Frau von Necker lebte in sehr bedeutender Gesellschaft. Sie hatte Fontenelle gekannt, war genau mit Buffon verbunden und eben so mit d'Alembert, und schrieb in ihren Mélanges sowohl ihre eigenen Gefühle und Ueberzeugungen als die Meinungen und Aussprüche ihrer Societät nieder.

Eine Frau ihrer Art würde nie gewagt haben vor dem französischen Publicum laut zu sagen, daß niemand Newtons Optik lesen könne, wenn das nicht eine unter ihren gelehrten Bekannten öfters gebrauchte Redensart, ein offenes Geständniß der verträglichsten Männer gewesen wäre.

Denn wie wenig sie in die Sache selbst hineingesehen, ist schon daraus klar, daß sie die Bücher und Titel verwechselt. Wir nehmen es daher als ein Zeugniß an, daß kein Franzose der letzten Zeit die Optik gelesen, wie sie denn wirklich kaum zu lesen ist.

Aber daran ist nicht die synthetische Manier Schuld, sondern die verwickelte captiose Art, wie sie angewendet wird. Der Leser soll von etwas Unwahrem überzeugt werden, das ihm nicht zu Kopfe will: er verwirrt sich und glaubt dem Autor lieber gleich, daß er Recht habe, und läßt das Buch liegen.

19.

Prediger in der Wüste, ein Deutscher.

„Gesetzt, eine Experimentalphysik des Lichtes lieferte sogar alle Resultate als mit der Erfahrung übereinstimmend, geflissentlich aber ja kein einziges Resultat anders als nur durch das Mittel eines mystischen Hypothesenkrams; und sie verhielte sich ununterbrochen, als ob eine ruhige, genaue Ansicht der Experimente und ihrer Resultate, an sich allein und ohne alle Verbrämungen, schlechterdings nichts, dagegen aber die üppigste Phantasmagorie alles in allem wäre, welche unaufhörlich das Gehirn des Lesers zu ihren Zwecken bearbeitet; alle Pfiffigkeiten der Diplomatie, Sophistik, Rhetorik, alle Künste des Helldunkels anwendet; die gründlichsten Beweise für ihre Behauptungen lange vorher sehr freigebig verspricht, in der Folge sich dieses Versprechens so wenig als der ganz bekehrte Leser erinnert; gleich am Anfange ein Beiwort als unschuldig, weiterhin ein zweites, drittes behutsam und crescendo einschleichen läßt, sodann durch die sorgfältigste Wiederholung derselben ihre Ausdehnung usurpirt ex praescriptione, bis der Leser über ihre ungeheure Bedeutung stutzt, aber zu spät, da er sein Gehirn schon ganz in der Mache des liebkosenden Mysticismus wahrnimmt u. s. w."

Ueber Polarisation des Lichts von Rhode, Potsdam 1819.

20.

Desgleichen, ein Franzose.

Cependant ne serait-on pas fondé à croire que les productions modernes ont acquis plus de certitude, par l'usage établi depuis

un siècle de traiter géométriquement toutes les propositions d'un système? C'est-à-dire qu'au produit souvent chimérique de l'imagination, si l'on peut adapter quelque démonstration géométrique, on en a prouvé l'évidence! On n'est pas revenu, et on reviendra difficilement sur l'effet merveilleux de ce mot emphatique, *géométriquement* ou *mathématiquement*. Ceux qui ne sont pas en état de s'élever contre tout ce que paraît avoir confirmé la science exacte, la science par excellence, et c'est le plus grand nombre, croient sur quelques probabilités, parcequ'ils ne voient point, et qu'ils sont persuadés que la vérité est toujours renfermée dans ce qui est au-dessus de leur intelligence: accoutumés à considérer ces démonstrations mathématiques comme le voile qui la leur cache, ils s'en rapportent à ceux qui peuvent soulever ce voile; et ceux-ci, qui, pour la plupart, ne s'attachent qu'à reconnaître l'exactitude des calculs, sont, pour la multitude, des autorités au nom desquelles elle sacrifie bien souvent la raison.

Je ne veux parler ici que de la partie analytique de cette science; puisque la partie purement géométrique marche de front avec le raisonnement; l'autre au contraire le transporte à la conclusion, sans le faire passer par tous les degrés intermédiaires. Il y a dans cette manière de procéder un motif de défiance pour le moins plausible, c'est que cet instrument si expéditif pourrait être appliqué à faux, ou seulement à une base trop étroite. Les yeux entièrement fixés sur lui jugent du succès de l'opération par le terme de ses mouvemens. On voit la fin dans les moyens, ce qui sans doute est d'une grande conséquence.

Cette réflexion, qui trouvera son application dans la suite de cet ouvrage, me conduit tout naturellement à une autre, qu'on regardera comme une espèce de blasphème: „la méthode analytique appliquée à la physique a produit plus de mal qu'elle n'a fait de bien, par la certitude qu'on lui suppose." En effet, c'est le rempart, le phylactérion, le talisman le plus redoutable; il protège les erreurs et les vérités avec une égale puissance: les unes et les autres en reçoivent le même degré d'inviolabilité; et elles passent pour être inattaquables, non pas précisément parceque leur solidité est mise en évidence, mais parcequ'il leur prête son

secours. La physique, je ne crains pas de l'affirmer, n'en a, pour ainsi dire, aucun besoin. Les succès de ceux qui l'ont traitée par le raisonnement le prouvent. Ceux qui, suivant la même route, n'ont pas aussi bien réussi, sont au-moins sans danger pour la science, et les faux jugemens ne sont pas longtemps à craindre en pareil cas. C'est ce qu'on ne peut pas dire de la méthode analytique, puisque c'est un levier qui, quoique dans les mains d'un petit nombre, peut-être employé par toute espèce de mains; et comme la faculté de s'en servir facilement ne me semble avoir aucune liaison nécessaire avec le jugement le plus juste, et qu'on ne peut pas prouver que le talent de raisonner soit un don de la culture de la partie analytique, l'habileté de celui qui l'emploie peut bien être un garant de l'exactitude des opérations, mais n'établit aucunement leur connexion avec les propositions qui en sont l'objet.

Nouvelle Chroagénésie par *H. S. le Prince*.
Paris 1819. page XIII ss.

Verdeutscht.

„Hiernach aber sollte man denn doch zu glauben berechtigt seyn, die wissenschaftlichen Erzeugnisse der Neuern hätten mehr Gewißheit erlangt durch die seit einem Jahrhundert eingeführte Gewohnheit, alle Sätze eines Lehrgebäudes geometrisch zu behandeln. Keineswegs. Denn wenn man bei irgend einem chimärischen Product der Einbildungskraft nur etwas von geometrischer Demonstration anbringen kann, so wähnt man schon die Evidenz eines Hirngespinnstes erwiesen zu haben. Schwerlich wird man sich der wundersamen magischen Wirkung des emphatischen Worts auf geometrische oder mathematische Weise völlig entziehen. Diejenigen die sich nicht zu erheben im Stande sind über alles was durch diese exacte Wissenschaft, diese Wissenschaft par excellence erwiesen scheint — und deren sind viele — ergeben sich schon auf einige Wahrscheinlichkeiten hin einem unbedingten Glauben, eben weil sie gar nichts sehen und weil sie sich überzeugten, die Wahrheit liege jedesmal in dem was über ihren Verstand hinaus ist. Gewohnt diese mathematischen Demonstrationen anzusehen wie einen Schleier, der ihnen das Wahre verbirgt, halten sie sich in dieser Hinsicht an solche, welche diesen Schleier

zu heben im Stande ſcheinen; und dieſe die größtentheils ſich nur darauf verſtehen, die Richtigkeit eines Calcüls einzuſehen, ſind für den großen Haufen Autoritäten, in deren Namen er öfters die Vernunft gefangen giebt.

„Ich rede hier nur von dem analytiſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft; denn der reingeometriſche hält mit der Vernunft gleichen Schritt; der andere im Gegentheil entrückt ſie wohl zum ſchnellen Reſultat, ohne ſie durch alle Mittelſchritte zu führen. Wir finden aber Urſache genug dieſer Verfahrungsart zu mißtrauen, weil dieſes expedite Werkzeug falſch oder im beſchränkten Sinn könnte angewendet werden. Die Augen ganz auf Manipulation gerichtet urtheilen wir, ſie ſey gelungen, weil ſie fertig iſt; man ſieht das Ziel in den Mitteln, und dieß iſt denn doch von bedeutendem Einfluß.

„Dieſe Bemerkung führt mich auf eine andere, die man für eine Art Gottesläſterung erklären wird. Die analytiſche Methode, auf die Phyſik angewendet, hat mehr Uebels als Gutes geſtiftet, durch die Gewißheit, die man ihr vorausſetzt, in der That iſt ſie eine Schutzwehr, ein Amulet, ein Talisman von der furchtbarſten Art; ſie beſchützt Irrthümer und Wahrheiten mit gleicher Macht; die einen wie die andern erhalten von ihr denſelben Grad von Unverletzlichkeit, ſie gelten für unantaſtbar, nicht weil ihre Begründung in Evidenz geſetzt iſt, ſondern weil ſie ſo hohen Schutz gefunden haben. Die Phyſik — ich wage es zu behaupten — bedarf ihrer ganz und gar nicht; dieß beweiſt der glückliche Erfolg ſo mancher, die ſie innerhalb des Kreiſes eines reinen, ruhigen Menſchenverſtandes behandelt haben. Iſt es auch andern auf demſelben Wege nicht vollkommen gelungen, ſo waren ſie für die Wiſſenſchaft wenigſtens nicht gefährlich; denn falſche Urtheile ſind in dieſem Falle nicht lange zu fürchten. Von der analytiſchen Methode kann man dieß nicht behaupten; denn ſie iſt ein Hebel, der, obgleich in den Händen einer kleinen Anzahl, doch von einer jeden Fauſt gebraucht werden kann, und da die Fähigkeit ihn zu handhaben meines Erachtens nicht eben im ſtrengſten Zuſammenhange ſteht mit der Schärfe und Richtigkeit des Urtheils, man auch nicht beweiſen kann, das Talent richtig zu ſehen und zu folgern, ſey ein Geſchenk der analytiſchen Cultur, ſo kann die Geſchicklichkeit deſſen der ſie anwendet, vielleicht für die Genauigkeit der Operation Gewähr leiſten, aber ſie begründet keineswegs den Zuſammenhang derſelben mit der Aufgabe, worauf ſie angewendet wird."

21.

Neueste aufmunternde Theilnahme.

„Unter dem so reichen Inhalte des Heftes habe ich aber vor allem für das Verständniß zu danken, welches Sie uns über die entoptischen Farben haben aufschließen wollen; der Gang und die Abrundung dieser Tractation wie der Inhalt haben meine höchste Befriedigung und Anerkennung erwecken müssen. Denn bisher hatten wir, der so vielfachen Apparate, Machinationen und Versuche über diesen Gegenstand unerachtet, oder vielmehr wohl gar um derselben willen selbst, von den ersten Malusschen und den ferneren hieraus hervorgegangenen Erscheinungen nichts verstanden; bei mir wenigstens aber geht das Verstehen über alles, und das Interesse des trockenen Phänomens ist für mich weiter nichts als eine erweckte Begierde es zu verstehen.

„Nun aber wende ich mich zu solchen, die was sie haben und wissen, ganz allein von Ihnen prostitirt haben und nun thun als ob sie aus eigenen Schachten es gehelt, dann aber, wenn sie etwa auf ein weiteres Detail stoßen, hier sogleich, wie wenig sie das Empfangene auch nur sich zu eigen gemacht, dadurch beweisen, daß sie solches etwaige Weitere nicht zum Verständniß aus jenen Grundlagen zu bringen vermögen und es Ihnen lediglich anheim stellen müssen, den Klumpen zur Gestalt herauszulecken, ihm erst einen geistigen Odem in die Nase zu blasen. Dieser geistige Odem — und von ihm ist es daß ich eigentlich sprechen wollte, und der eigentlich allein des Besprechens werth ist — ist es, der mich in der Darstellung Ew. ꝛc. von den Phänomenen der entoptischen Farben höchlich hat erfreuen müssen. Das Einfache und Abstracte, was Sie sehr treffend das Urphänomen nennen, stellen Sie an die Spitze, zeigen dann die concretern Erscheinungen auf als entstehend durch das Hinzukommen weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu den zusammengesetzteren fortschreitet, und so rangirt das Verwickelte nun durch diese Decompositien in seiner Klarheit erscheint. Das Urphänomen auszuspüren, es von den andern, ihm selbst zufälligen Umgebungen zu befreien, es abstract, wie wir dieß heißen, aufzufassen, dieß halte ich für eine Sache des großen geistigen Naturſinns, so wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der Erkenntniß in diesem Felde.

„Bei dem Urphänomen fällt mir die Erzählung ein, die Ew. ꝛc. der Farbenlehre hinzufügen, von der Begegniß nämlich, wie Sie mit Büttners schon die Treppe hinabeilenden Prismen noch die weiße Wand angesehen und nichts gesehen haben als die weiße Wand. Diese Erzählung hat mir den Eingang in die Farbenlehre sehr erleichtert, und so oft ich mit der ganzen Materie zu thun bekomme, sehe ich das Urphänomen vor mir, Ew. ꝛc. mit Büttners Prismen die weiße Wand betrachten und nichts sehen als weiß.

„Darf ich Ew. ꝛc. aber nun auch noch von dem besondern Interesse sprechen, welches ein so herausgehobenes Urphänomen für uns Philosophen hat, daß wir nämlich ein solches Präparat — mit Ew. ꝛc. Erlaubniß geradezu in den philosophischen Nutzen verwenden können! — Haben wir nämlich endlich unser zunächst austernhaftes, graues oder ganz schwarzes — wie Sie wollen — Absolutes doch gegen Luft und Licht hingearbeitet, daß es desselben begehrlich geworden, so brauchen wir Fensterstellen, um es vollends an das Licht des Tages herauszuführen; unsere Schemen würden zu Dunst verschweben, wenn wir sie so geradezu in die bunte, verworrene Gesellschaft der widerhältigen Welt versetzen wollten. Hier kommen uns nun Ew. ꝛc. Urphänomene vortrefflich zu statten; in diesem Zwielichte, geistig und begreiflich durch seine Einfachheit, sichtlich oder greiflich durch seine Sinnlichkeit, begrüßen sich die beiden Welten, unser Abstruses und das erscheinende Daseyn, einander.

„Wenn ich nun wohl auch finde, daß Ew. ꝛc. das Gebiet eines Unerforschlichen und Unbegreiflichen ungefähr eben dahin verlegen, wo wir hausen — eben dahin, von wo heraus wir Ihre Ansichten und Urphänomene rechtfertigen, begreifen, ja wie man es heißt, beweisen, deduciren, construiren u. s. f. wollen, so weiß ich zugleich, daß Ew. ꝛc., wenn Sie uns eben keinen Dank dafür wissen können, uns doch toleranterweise mit dem Ihrigen so nach unserer unschuldigen Art gewähren lassen; es ist doch immer noch nicht das Schlimmste was Ihnen widerfahren ist, und ich kann mich darauf verlassen, daß Ew. ꝛc. die Art der Menschennatur, daß wo einer etwas Tüchtiges gemacht, die andern herbeirennen und dabei auch etwas von dem Ihrigen wollen gethan haben, zu gut kennen.

„Ich muß noch auf eine der Belehrungen Ew. ꝛc. zurückkommen, indem ich mich nicht enthalten kann Ihnen noch meine herzliche Freude und Anerkennung über die Ansicht, die Sie über die Natur der doppelt refrangirenten Körper gegeben haben, auszusprechen. Dieses Gegenbild

von derselben Sache, einmal als durch äußerliche, mechanische Mittel dargestellt, das andermal eine innere Damaszweberei der Natur, ist meiner Meinung nach gewiß einer der schönsten Griffe, die gethan werden konnten.

Berlin, den 20. Febr. 1821

Hegel."

22.

Entschuldigendes Nachwort

Wenn man fleißig ausgearbeitete Bücher, vor einigen hundert Jahren gedruckt, aufschlägt, so kommen uns gewöhnlich mancherlei Encomien rhythmisch entgegen; der Autor getraut sich nicht allein ins Publicum, nur wohl escortirt und empfohlen kann er Muth fassen. In der neuern Zeit wagt man sich kühn und zuversichtlich heraus, und überläßt auf gut Glück seine Production dem Wohlwollen oder Mißwollen der Beurtheilenden.

Nehmen Sie es in diesem Sinne, theurer verehrter Freund, wenn ich nicht säume beikommende Nachempfehlungen versprochenermaßen mitzutheilen. Diese geistreich heitern, durchdringenden, obgleich nicht einem jeden gleich eingänglichen Worte machen Ihnen gewiß Vergnügen um meinet- und der Sache willen.

Wenn man so alt geworden ist als ich, und in einem so würdigen, werthen Unternehmen von den verworrenen Mitlebenden nur widerwillige Hindernisse erfahren hat, muß es höchlich freuen, durch einen so wichtigen Mann die Angelegenheit für die Zukunft sicher zu sehen: denn außerdem hat ein Appell an die Nachwelt immer etwas Triftes.

23.

Aciteste aufmunternde Theilnahme

„Im Jahre 1795 sandte ich Ew. ꝛc. meinen Versuch über Lebenskraft, der zum Theil durch Ihre Schrift über die Metamorphose der Pflanzen veranlaßt war. Sie reichten mir dafür mit einem Geiste die Hand, der mich unbeschreiblich glücklich machte. Ich müßte Ihnen eine Art von Beichte ablegen, wenn ich Ihnen die Ursachen sagen wollte, warum Sie nichts weiter von mir hörten. Blieb der einzelne in der

Ferne stehen, so mußte die Ursache daran wohl in seiner durch äußere Umstände begünstigten Unthätigkeit, gewiß am wenigsten in Mangel an Erkenntniß Ihres Geistes liegen.

Ihr Buch zur Farbenlehre hat mich ganz wieder erweckt. Ich möchte es jedem Arzt und Naturforscher als Muster darbieten, wie Untersuchungen ohne Mischen und Manschen gemacht werden sollen! Mein Erwachen soll aber nicht durch Lobgeschrei verkündigt werden.

Es ist in so vielen Punkten meinen Ideen begegnet und hat sie bekräftigt und aufgeklärt; erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen einige Erfahrungen und Bemerkungen mittheile, wozu ich um so mehr berechtigt zu seyn glaube, da sie zum Theil an mir selbst und meiner Familie angestellt sind, über Ihre Akyanoblepsie. Ich führe mich also bei Ihnen als einen Akyanobleps ein, in dessen Unterhaltung man in die größte Verwirrung geräth und fürchtet wahnsinnig zu werden. Ich wage es bei Ihnen aber schon darauf hin.

Sie haben die alte Newton'sche Burg, welche mit gelehrtem Fleiß und Scharfsinn, aber gewiß ohne Erinnerung an die Platonischen Grundsätze, daß die Aussicht in die Ferne nicht müsse verbaut werden, aufgebaut war, vollkommen niedergerissen. Es mußte einem grauen, wenn man im Dunkeln hineintrat und nur die Vögel der Pallas darin schwirren hörte. In meiner Vorrede zur Lebenskraft sprach ich mein Grauen aus und diese veranlaßte damals den seligen Engel, indem er mir seine Abhandlung über das Licht mit der Versicherung zusandte, daß meine Vorrede dazu Anlaß gegeben habe, mir ein Trostwort zuzusprechen, das aber freilich, wie alles Beschwichtigen der Kinder im Finstern, nur das Grauen vermehrte.

Mit sorgfältiger Beobachtung der Gränzen für den Naturforscher haben Sie auf diese heilige Stätte kein neues Gebäude von Menschenhänden gemacht; der Sänger des Faust und der Verfasser der nachbarlichen Verhältnisse der Farbenlehre zu andern Lehren hätte einen Tempel darauf bauen können, der viele mit Andacht erfüllt hätte, aber doch bald wieder von Abgöttern eingenommen wäre.

Nun aber zu meiner Persönlichkeit! Ich bin in jeder Rücksicht in der Lage, wie Sie den Akyanobleps beschreiben; habe dadurch meiner guten Frau manche kleine Empfindlichkeit veranlaßt, wenn ich ein hellblaues Band oder Kleid für rosenfarb ansah, das sie ehrbar für sich ausgewählt

hatte, und bin darüber leider selbst schon für die literarische Ewigkeit bezeichnet, indem es mir der selige Murray in seinem **Apparatu medicaminum. Vol. IV. pag. 208** nicht verzeihen konnte, daß ich in einer Dissertation, der er selbst den Preis zuerkannt hatte, dem **oleum Ricini** die rechte Farbe nicht gegeben hatte. Er sagte daselbst: **Colorem glauco viridescentem prae se fert. et gravitate specifica tam olea omnia unguinosa, quam pinguedines animales antecellit. frigore solidescit; colore succini. pellucidum fere Brandis Comm. de oleis unguinos. pag. 22.**

Mehrere meiner Familie leiden an demselben Uebel. Ein Schwesterchen war in eine gute Seidenhandlung als Lehrling gegeben; man war zufrieden mit ihm und er mit seiner Lage, mußte aber diesen Beruf verlassen, weil er den Käufern Himmelblau für Rosenroth verkaufte. Ein mitleidiger, in der Geschichte der Gelehrsamkeit nicht bewanderter Commis der Handlung hoffte durch die Gelehrigkeit des jungen Menschen den Fehler zu ersetzen; es wurden Farbentafeln von Seidenband gemacht, unter jede Farbe der Name geschrieben, und nun saß der arme Knabe Tage lang und lernte, hoffte freudig die Sache ergründet zu haben, und das Resultat der Gelehrsamkeit war, daß der nächste Käufer Rosenroth für Himmelblau erhielt.

Hatte der Mensch wirklich zwischen Rosenroth und Himmelblau keinen Unterschied sehen können, so konnte er ja nicht hoffen ihn lernen zu wollen. Sehe ich beide Farben neben einander, so finde ich den Unterschied sehr deutlich, auch wohl kurze Zeit nachher; soll ich aber ohne Vergleichung es bestimmen, so wird es mir wenigstens sehr schwer. Ihre Landschaft ist freilich nicht ganz so wie ich die Natur sehe; daß sie aber einen rosenrothen Himmel habe, mußte ich erst aus dem Texte lernen. Dabei weiß ich gewiß:

a. Daß ich für Raumverhältnisse wo nicht ein ausgezeichnet scharfes, doch nicht schlechtes Gesicht habe. Ich hatte in Göttingen in Rücksicht meines sichern Blickes in Erkenntniß der Mineralien Zutrauen. Nach Textur und Krystallisation forschte ich aber freilich immer sorgfältiger als nach Farbe, und ich kann es nicht läugnen, daß mir selbst rothgülden Erz von weißgülden schwer zu unterscheiden war, wenn dieses fehlte. Ich konnte das Gewicht von Diamanten und ihren Werth Juweliern richtig taxiren, konnte genau sehen ob sie ins Gelbe zogen u. s. w.

b. Eben ſo kann ich das Helle und Dunkle der Farben genau unterſcheiden, und dieſe Nüancen bleiben meinem Gedächtniß eingeprägt.

c. Ich habe kein ausgezeichnet ſcharfes Geſicht in die Ferne, weil es nicht dazu geübt iſt, aber auch durchaus kein ſchwaches. Ich habe funfzig Jahre meine Augen gebraucht, habe bald durch Mikroſkop, bald durch Teleſkop die primordia rerum erforſchen wollen, habe manche Nacht gewacht, ich fühle aber keine Veränderung darin. Sie ſind übrigens graublau, die meines Neffen und eines Bruders ſind aber braun.

d. Grün und blau, deßgleichen Gelb und Roth verwechſele ich nicht, hingegen leicht Rothgelb und Grün in dunkeln Tinten, ſo wie Blau und Roth in hellen.

e. Was dieſe Farbenverwechſelung auf meinen Kunſtſinn für Einfluß gehabt hat, bin ich nicht im Stande zu beurtheilen, da mir die eigentliche Kennerſchaft in anderer Rückſicht nicht gemüthlich war. Daß ich mich an wahren Kunſtwerken der Maler mehr freue als an andern Genüſſen, fühle ich ſehr lebhaft, noch lebhafter, daß ich weit glücklicher bin, wenn ich meinen roſenfarbenen Himmel klar über mir und die gelbrothe Natur um mich habe.

f. In meiner ärztlichen Praxis glaube ich viel auf Farbe Rückſicht zu nehmen, und faſt getraue ich mich die blühenden Wangen einer Bergbewohnerin von denen der nördlichen Küſtenbewohnerinnen zu unterſcheiden, gewiß die einer Scrophulöſen, einer Bleichſüchtigen, Schwindſüchtigen u. ſ. w. Es hat mich noch kein Maler mit einem blaubäckigen Mädchen zu täuſchen geſucht, ich glaube auch nicht, daß es möglich wäre: hier ſind die Aſſociationen, Vergleichungen u. ſ. w. gewohnter und kräftiger. Vielleicht geht es mir aber auch bei den feineren Nüancen dieſer ſchönern Kryſtalliſationen wie in der Mineralogie, und ich referire die Textur auf die Farbe.

g. Scharlachroth thut meinen Augen nicht weher als andern, gewiß weniger als manchen Augenkranken, die ich wirklich dadurch habe leiden geſehen.

Es ſcheint mir unmöglich, daß ein Auge, welches Licht und Finſterniß, Weiß und Schwarz neben einander, und Finſterniß und Licht hinter einander in genauen Dimenſionen unterſcheiden kann, nicht auch Licht mit Finſterniß hinter einander unterſcheiden könnte, und meine Erfahrungen widerſprechen dieſem. Ich kann die poſitiven und negativen

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; so wie alles was Productivität voraussetzt. Daß diese sich mit den Jahren erhält, ist ein seltener Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden seyn, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Mensch, abgesehen von der Herrschaft in welcher die Passion ihn fesselt, ist noch von manchen nothwendigen Verhältnissen gebunden. Wer diese nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht sich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm ist, sich abwesend mir immer darstellt, den Wunsch des erneuerten Gegenwärtigseyns immerfort erregt, bei Erfüllung dieses Wunsches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortsetzung dieses Glücks von einer immer gleichen Anmuth begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt, daß wir alles lieben können was zu unserer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszusprechen: Die Liebe des Göttlichen strebt immer darnach sich das Höchste zu vergegenwärtigen.

Farben sehr gut unterscheiden, wenn ich sie zugleich sehe; aber ich habe kein sicheres Gedächtniß für das Positive und Negative, ungeachtet es mir nicht an Gedächtniß für das Maß in beiden fehlt. Ich bin einem Kaufmann zu vergleichen, der sein Buch von Credit und Debet sorgfältig hält und die Summen in beiden nicht vergißt, aber seine Schuld mit seinem wirklichen Vermögen leicht verwechselt — weil er vielleicht das Positive für groß genug hält. Ich verwechsele das Centralsystem mit den Ciliarsysteme.

So weit der homo dexter et sinister wahrscheinlich auch auf einem entgegengesetzten, zu einer Einheit wieder vereinigten Polaritätsverhältnisse beruht, könnte man diese pathologische Augenerscheinung mit dem Linksseyn vergleichen, und zufällig bin ich auch links, habe aber die rechte Hand zu manchen Arbeiten durch Gewohnheit und Uebung gezwungen; ich schreibe mit der rechten, esse mit der rechten Hand, weil ich immer dazu gezwungen bin, gebe aber in der Regel die linke Hand, wenn mir das da jungere dextram auch noch so lebhaft ist; so wie ich glaube, daß ich mein Central- und Ciliarsystem zur Erkenntniß der rothen und blauen Farbe unter bestimmten Associationen gezwungen habe. Ich zweifle fast nicht, daß Gewohnheit, Mangel an Aufmerksamkeit von Jugend auf auf diesen Augenfehler ähnlichen Einfluß haben als das Linksseyn.

Sollten in andern Sinnen nicht ähnliche Erscheinungen vorkommen? Für alle andern Sinne geht die Bejahung und Verneinung durch zusammengesetztere media, ist schon mehr Reflex der Reflexe, und daher wird es uns wenigstens bis jetzt schwerer die Antithese rein aufzufinden; unsere Empfindungen sind in diesen Sinnen mehr auf ein bloß quantitatives Verhältniß in der Fläche als auf ein reines Polaritätsverhältniß reducirt. In diesen Sinnen scheint die Mittheilung des Lebens der Außenwelt so zu geschehen als wenn das Auge durch galvanische Leitung, durch die Ciliarnerven Licht sieht. Ich möchte also den, der ein schlechtes musikalisches Gehör oder schlechten Geschmackssinn hat, eher einen schlechten Rechenmeister als einen Akoasobleps fürs Gehör oder den Geschmack nennen. Hingegen wäre derjenige, der ein Clavier ohne Stimmgabel in den verlangten Kammer- oder Oberton stimmen könnte, mit einem Mann zu vergleichen, der die Farbennüancen im Hell wie im Dunkel genau unterscheiden könnte. Zuweilen hat es mir gar scheinen wollen, als wenn

ich noch andere Beweiſe bei den Individuen dafür gefunden hätte. Ich will ſie aber gern zurück behalten, ſonſt könnte ein *ετεροσκιον* oder *ετεροχειον* gegen den *ανανύβλεψ* zu Felde ziehen ꝛc. ꝛc.

Copenhagen, den 11. Januar 1811.

Dr. Brandis,
königl. Leibarzt und Ritter des Danebrogordens.

Geſchichtliches.

24.

Bernardinus Teleſius.

In dem hiſtoriſchen Theile zur Farbenlehre Br. XXIX. S. 81 hatte ich zu bedauern, daß mir das Werk gedachten Mannes über den gleichen Gegenſtand nicht zur Hand gekommen. Seit jener Zeit war ich ſo glücklich daſſelbe mitgetheilt zu erhalten und zu benutzen. Von ihm ſelbſt und ſeinem Lebensgange nur Folgendes.

Bernardinus Teleſius, geboren zu Coſenza 1508, aus einem guten Hauſe, ſtudirte zu Mailand, kommt 1525 nach Rom, und wird 1527 in das Unglück der Stadt mit verwickelt. Er verliert ſein Vermögen und wird eingekerkert, nach zwei Monaten befreit, begiebt ſich nach Padua, weicht vom Ariſtoteles ab und ſucht ſich einen neuen Weg. Kehrt wieder nach Rom zurück, findet Freunde und Gönner. Paul IV bietet ihm das Erzbisthum von Coſenza an, das er ſeinem Bruder zuwendet. Er heirathet und zeugt drei Söhne. Zwei ſterben mit der Mutter; der überbliebene übernimmt die Beſorgung der Güter, und der Vater widmet ſich ganz allein den Studien. Seine Werke kommen heraus; er begiebt ſich nach Neapel und errichtet eine Art von gelehrter Geſellſchaft, lehrt die Jugend, kehrt nach Coſenza zurück und ſtirbt beinahe achtzig Jahre alt.

Nachgemeldete Schrift iſt mir nicht zu Handen gekommen:

Ex Historia Philosophica de Bernardini Telesii Philosophi Ital. Seculo XVI. clari, vita et Philosophia, publicam cum eruditis dissertationem instituit M. Joannes Georgius Lotterus Augustanus, respondente Georgio Gottl. Steinert. Lipsiae 1726.

Da nach genauer Betrachtung des Werkes, welches den Titel führt: **Bernardini Consentini de colorum generatione opusculum**, eine Ueberſetzung deſſelben höchſt ſchwierig und das Original hier einzuſchalten nicht räthlich ſchien; ſo bringen wir nur den Inhalt der Capitel bei, und fügen, nach Anlaß derſelben, einige Bemerkungen hinzu.

Cap. 1. Lucem vel calorem summum, et in tenuitate existentem, vel ejus speciem esse.

Cap. 2. Lucem robur a caloris robore, puritatem a tenuitate habere, et album sui natura esse; a crassitie autem impurari, et aliis intingi coloribus.

Cap. 3. Colores lucem esse imminutam foedatamque, et lucis omnino tenebrarumque esse medios.

Cap. 4. Qui colores albo proximiores, et qui remotiores, nec eorum tamen differentias omnes inquirendas esse.

Cap. 5. Albedinem tenuitatis propriam, et caloris omnino esse opus; nigredinem contra crassitiei propriam et frigoris opus.

Cap. 6. Aer et aqua et terra alba, ignis vero et sol flavi, et niger color reliquis elementis ab igne combustis; colores alii ex horum commistione fieri Aristoteli videntur.

Cap. 7. Nec flavus color simplex, nec sol atque ignis flavi, nec terra alba videri debuit Aristoteli.

Cap. 8. Nigrum colorem humidi copia fieri, Aristoteli interdum visum fuisse.

Cap. 9. Colorem nigrum humidi copia fieri, album vero ejus defectu perperam Aristoteli visum fuisse.

Die Uranfänge der ſinnlich erſcheinenden Dinge vierfach einzutheilen, Feuer, Waſſer, Luft und Erde einander gegenüber zu ſtellen, iſt einer ſinnlich tüchtigen, gewiſſermaßen poetiſchen Anſchauung keineswegs zu verargen, dagegen auch der Verſuch höchſt lebenswürdig, auf einfachere Principien, auf einen einzigen Gegenſatz die Erſcheinung zurückzuführen.

Der Verfaſſer lebte in einer Zeit, wo man ſich von den Schulſpeculationen wieder gegen die Natur zu wenden anfing und daher die religiöſen ſowohl als philoſophiſchen Lehrſätze vor ein offenes Gericht zu

fordern wagte, deſſen man ſich um ſo eher erkühnen durfte, als die Menſchen mit größerer Freiheit über ſich ſelbſt, ihre innern und äußern Verhältniſſe nachzudenken einen unwiderſtehlichen Trieb fühlten.

Unſerm Teleſius, einem vorzüglichen, ernſten, aufmerkenden Manne geſteht man gerne zu, daß er ſeinen Gegenſtand wohl angeſehen und ſich auf alle Weiſe mit demſelben bekannt gemacht habe; den [illegible] hat er ihn keineswegs ganz durchdrungen und mit Freiheit behandelt; er läßt ſich vielmehr durch den einmal angenommenen Gegenſatz von Hitze und Froſt, Flüchtigem und Starrem, Reinem und Unreinem ꝛc. hin- und herführen und geräth zuletzt ins Stocken. Wie es ihm aber auf ſeinem Wege eigentlich ergangen, wollen wir mit wenigem bezeichnen und andeuten.

Im erſten Capitel gelingt es ihm das Weiße, Flüchtige, höchſt Erhitzte zu vereinigen, als identiſch darzuſtellen und wechſelsweiſe hervorzubringen. Wenn er nun im zweiten und dritten Capitel zwar ganz auf dem rechten Wege iſt die Farben durch Hinzutritt eines Finſtern, Feſten, dem Licht Hinderlichen, Widerſtrebenden entſtehen zu laſſen, ſo verführt ihn die Derbheit der lateiniſchen Sprache, und indem er ſeiner Tenuitas die Crassities entgegenſetzt und von [illegible]re, impurare ſpricht, verwirrt er ſich und kann ſein Werk nicht zu Stande bringen. Im vierten Capitel verſucht er die Farben dem Weißen zu nähern, dann zu entfernen und ſie dorther gewiſſermaßen abzuleiten; zuletzt aber muß er bei der unendlichen Mannichfaltigkeit das Geſchäft aufgeben und geſtehen, daß auf ſeine Weiſe der Urſprung aller Farben nicht darzuthun ſey. Im fünften Capitel ſucht er ſodann eine große Schwierigkeit zu löſen und den Einwurf zu entkräften, daß ja gar viele Dinge, Schnee, Kreide, Bleiweiß u. dgl., denen die Tenuität mehr oder weniger abgeht, doch auch als weiß anerkannt werden müſſen, wobei er ſich in complicirte organiſche Fälle einläßt und dialektiſche Wendungen braucht, um ſich einigermaßen herauszuhelfen. In den folgenden Capiteln ſtellt er ſeine Lehre der Ariſtoteliſchen gegenüber und muß, wie es in ſolchen Controverſen zu gehen pflegt, ſeinem Gegner bald beipflichten, bald widerſprechen, und der Leſer blickt, ohne ſonderliche Belehrung, in einen ganz eigenen Zuſtand der Geiſter und der Wiſſenſchaft.

Als Vorstehendes schon verfaßt war, kam folgendes Werk mir noch zur Hand:

J. G. Lotteri de vita et philosophia Bernardini Telesii Commentarius. Lips. 1733. 4.

Es enthält die weitere Ausführung der oben angezeigten Dissertation, und ich sehe mich daher in den Stand gesetzt, noch einiges über den würdigen Mann, mit dem wir uns bisher beschäftigt, nachzubringen.

Zu einer Zeit geboren, wo in Italien die alte Literatur der schönsten Blüthe sich zu erfreuen hatte, ward er früh durch einen Oheim in der lateinischen und griechischen Sprache, Redekunst und Poesie eingeweiht. Auch durfte es an Philosophie nicht fehlen, die noch immer im Aristotelischen Sinne vorgetragen wurde. Allein schon hatte das Studium der Griechen und Römer freiere Weltansichten geöffnet, und gute Köpfe auf andere Denkweisen hingeleitet: wie denn Martin Luther die Sittenlehre des Aristoteles, Petrus Ramus dessen Philosophieen überhaupt angegriffen. Eben so ward unser Telesius auf die Natur gewiesen. Da man nun bisher sich bloß von innen heraus beschäftigte, in Pythagoräischen Zahlen, Platonischen Ideen, Aristotelischen Schlußfolgen die wahre Behandlung zu finden geglaubt hatte, so wandte man sich nunmehr nach außen und suchte sich mit der Natur unmittelbar zu befreunden. Hier mußte man denn freilich den Sinnen, die man bisher befeitigt, ihre Rechte zugestehen und eine nothwendige Theilnahme derselben an allen Betrachtungen frei anerkennen. Da nun aber solche Männer die philosophischen Studien nach alter Weise in ihrer Jugend getrieben hatten, so wendeten sie nun ihre Dialektik gegen die Schule selbst, und ein heftig und lange geführter Streit entspann sich.

Unter den verschiedenen Werken aber, die Telesius geschrieben, nennen wir: **De natura rerum, juxta propria principia. Libri II. Romae 1565. 4.**, wiederholt **Neapoli 1570**, worin er seine Ansichten der Natur an den Tag legt. Er statuirt zwei geistige Gegensätze, Wärme und Kälte, und zwischen beiden eine Materie, auf welche sie wirken. Diese dagegen widerstrebt, und aus solchem Conflict entstehen sodann die Körper. Jedem seiner beiden geistigen Principien ertheilt er zugleich vier mitgeborene Eigenschaften, der Wärme nämlich das Heiße, Leuchtende, Bewegliche und Dünne, der Kälte aber das Kalte, Unbewegliche, Dunkle und Dichte.

Diese inwohnenden Kräfte, Determinationen und Eigenschaften sollen aber, wie die Principien selbst, einander völlig entgegengesetzt, in der Erscheinung niemals vereinbar seyn. Hier widerspricht nun die Erfahrung, denn es kann ja etwas Helles kalt, etwas Dunkles aber warm seyn. Da er nun hier im Ganzen verfährt, wie oben bei den besondern Farbenbetrachtungen, wo er mit Weiß und Schwarz auch nicht fertig werden konnte, so begreift sich, wie er eigentlich eine Schule zu stiften und entschiedenen Einfluß zu erlangen nicht ganz geeignet war. Den Rang jedoch eines Vorläufers und glücklichen Neuerers wird man ihm nicht abläugnen: denn wie er sich Zeit und Umständen nach benommen, und andern durch Kraft und Kühnheit den Weg gebahnt, läßt sich aus der Hochschätzung erkennen, welche Bacon von Verulam, obgleich nicht mit seiner Lehre durchaus einstimmig, über ihn zu äußern pflegt.

Wir wollen aber, wenn wir die Dinge besser anzusehen glauben, hierüber nicht allzu sehr triumphiren, sondern vielmehr bescheidentlich bedenken, wie langsam sich der Mensch aus dem Irrthume erhebt, um sich gegen die Wahrheit zu wenden; viel geschwinder kehrt er sich vom Wahren zum Falschen. Jeder möge in seinen eigenen Busen greifen!

Verschiedene Nachträge.

25.

Symbolik.

Anthropomorphismus der Sprache.

In der Geschichte überhaupt, besonders aber der Philosophie, Wissenschaft, Religion, fällt es uns auf, daß die armen beschränkten Menschen ihre dunkelsten subjectiven Gefühle, die Appreheusionen eingeengter Zustände in das Beschauen des Weltalls und dessen hoher Erscheinungen übertragen nicht unwürdig finden.

Zugegeben, daß der Tag, von dem Urquell des Lichtes ausgehend, weil er uns erquickt, belebt, erfreut, alle Verehrung verdiene, so folgt noch nicht, daß die Finsterniß, weil sie uns unheimlich macht, abkühlt, einschläfert, sogleich als böses Princip angesprochen und verabscheut werden

müsse; wir sehen vielmehr in einem solchen Verfahren die Kennzeichen düsterstinnlicher, von den Erscheinungen beherrschter Geschöpfe.

Wie es damit in der alten Symbolik ausgesehen, davon giebt uns Nachstehendes genugsames Zeugniß.

„Bedeutend wird endlich, daß der finstere Thaumas, zugleich mit den Harpyien, die Göttin des Regenbogens, die siebenfarbige Iris gezeugt hat. Es sind aus der Finsterniß, mit der weißen Farbe der Kälte, alle Farben des Lichts und des Feuers entsprungen, und selbst der böse Ahriman, die ewige geistige Finsterniß, soll die Farben ausgestreut haben."

Kanne, Pantheum S. 339.

26.

Würdigste Autorität.

L' azzurro dell' aria nasce dalla grandezza del corpo dell' aria alluminata, interposta fra le tenebre superiori e la terra. L' aria per sè non ha qualità d' odori, o di sapori, o di colori, ma in sè piglia le similitudini delle cose che dopo lei sono collocate, e tanto sarà di più bell' azzurro quanto dietro ad essa saranno maggiori tenebre, non essendo essa di troppo spazio, nè di troppa grossezza d' umidità; e vedesi ne' monti che hanno più ombre, esser più bell' azzurro nelle lunghe distanze, e così dove è più alluminato, mostrar più il color del monte che dell' azzurro appicatogli dall' aria che infra lui e l' occhio s' interpone.

Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci. Roma 1817. pag. 136.

Deutsch ausgesprochen.

Das Blau der Luft entspringt aus der Masse ihres erleuchteten Körpers, welche sich zwischen die obern Finsternisse und die Erde stellt. So wenig aber die Luft eine Eigenschaft hat von Gerüchen oder Geschmäcken, so wenig hat sie solche von Farben. In diesem Falle nämlich nimmt sie vielmehr die Aehnlichkeit der Dinge, die hinter ihr sind, in sich auf. Deßhalb wird das schönste Blau dasjenige seyn, hinter welchem sich die stärksten Finsternisse befinden; nur darf der Luftkörper nicht zu

geräumig, noch auch die ihn bildende Feuchtigkeit allzu dicht seyn. Darum sieht man der fernen Berge Schattenseiten viel schöner blau als die beleuchteten, weil man an diesen mehr die Farbe des Bergs erblickt, als das Blaue, das ihm durch die dazwischen schwebende Luft hätte mitgetheilt werden können.

27.

Der Ausdruck Trüb.

Es scheint als könne man, bei Erklärung, Beschreibung, Bestimmung des Trüben, nicht füglich dem Durchsichtigen aus dem Wege gehen.

Licht und Finsterniß haben ein gemeinsames Feld, einen Raum, ein Vacuum, in welchem sie auftretend gesehen werden. Dieser ist das Durchsichtige. Ohne Durchsichtiges ist weder Licht noch Finsterniß. Dieses Vacuum aber ist nicht die Luft, ob es schon mit Luft erfüllt seyn kann.

Wie sich die einzelnen Farben auf Licht und Finsterniß als ihre erzeugenden Ursachen beziehen, so bezieht sich ihr Körperliches, ihr Medium, die Trübe, auf das Durchsichtige. Jene geben den Geist, dieses den Leib der Farbe.

Die erste Minderung des Durchsichtigen, d. h. die erste leiseste Raumerfüllung, gleichsam der erste Ansatz zu einem Körperlichen, Undurchsichtigen, ist die Trübe. Sie ist demnach die zarteste Materie, die erste Lamelle der Körperlichkeit. Der Geist, der erscheinen will, webt sich eine zarte Trübe, und die Einbildungskraft aller Völker läßt die Geister in einem nebelartigen Gewand erscheinen.

Eine Verminderung des Durchsichtigen ist einerseits eine Verminderung des Lichtes, anderseits eine Verminderung der Finsterniß.

Das zwischen Licht und Finsterniß gewordene Undurchsichtige, Körperliche wirft Licht und Finsterniß nach ihnen selbst zurück. Das Licht heißt in diesem Falle Wiederschein, die Finsterniß heißt Schatten.

Wenn nun die Trübe die verminderte Durchsichtigkeit und der Anfang der Körperlichkeit ist, so können wir sie als eine Versammlung von Ungleichartigem, d. h. von Undurchsichtigem und Durchsichtigem ansprechen, wodurch der Anblick eines ungleichartigen Gewebes entspringt, den wir durch einen Ausdruck bezeichnen, der von der gestörten Einheit, Ruhe, Zusammenhang solcher Theile, die nunmehr in Unordnung und Verwirrung gerathen sind, hergenommen ist, nämlich Trübe. Dunst, Dampf, Rauch, Staubwirbel,

Nebel, dicke Luft, Wolke, Regen, Schneegestöber sind sämmtlich Aggregate, Versammlungen von Ungleichartigem, d. h. von Atomen und deren Vacuum, wovon jene keine Durchsicht, dieses aber eine Durchsicht gestattet. Trübes Wasser ist ein Durchsichtiges, mit Undurchsichtigem in Vermischung, der gestalt daß Wasseratome und Erdatome, copulirt, das dichteste Netz von Körperchen und deren Vacuum verbilden.

Auf diese Weise drücken sich auch die lateinische und deren Töchtersprachen aus:

turbo, are.
turbidus, von turba
turbido, ital.
turbio, span.
trouble, franz.

Das griechische θολός, θαλερός beurkundet, durch den attischen Dialekt ὀλός, ἀλερός hindurch, seine Verwandtschaft mit μέλας (μέλαινος in αἰθαλεινὰ) und αἰθαλώδης, d. h. mit dem völlig Undurchsichtigen, worin nichts mehr zu unterscheiten ist, oder dem Schwarzen; wie hingegen σκιαρός, σκιαλος das durch ein Gewimmel undurchsichtiger Atome entstehende Trübe des Rauches und ähnlicher Erscheinungen andeutet.

Indem die ungleichartigen Theilchen zwar gesondert, doch an einander hangend oder angenähert schweben, bilden sie zugleich das was wir auch

locker,
dünn,

die Römer **rarus** (Lucret. II. 106.), die Griechen ἀραιὸς nennen (διὸ τὰ μέσα διάστασιν πρὸς ἄλληλα ἔχει).

Wir können demnach die Trübe auch als ein **Dünnes** ansprechen, als eine verminderte, theilweise aufgehobene Undurchsichtigkeit, als ein Liquesciren des Soliden, als ein Zerreißen und Durchlöchern eines Continuum oder Dichten.

Die Luft, als ein vorzügliches Mittel zwischen Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit, zwischen **Vacuum** und **Solidum**, bietet uns das Trübe in mannichfaltigen Graden, als **Dunst, Nebel, Wolke**, und in allen diesen Gestalten als ein wahres ἀραιὸν oder **rarum**.

In dieser Hinsicht hat die griechische Sprache vor andern glücklich durch die von **Luft**, ἀήρ, ἠέρ, gebildeten Ableitungen ἀήριος, ἠέριος, ἀηρουδής, ἠερουδής, Ursache und Wirkung oder Grund und Erscheinungs-

weise des Trüben schon früh zu bezeichnen gewußt, welche nicht allein die farblose Trübe, wie ὑφιλότης und ὑπιχλότης, sondern auch den vor dunkeln Gegenständen durch sie entstehenden Blauduft naturgemäß anzeigen.

Indem aber auch das Trübe, als zwischen Licht und Finsterniß stehend, eins wie das andere überschwelt, und vor erleuchteten wie vor beschatteten Körpern sich fixiren kann, bringt es die Erscheinung hervor, wo wir das Trübe bezeichnen durch:

angelaufen
beschlagen
blind.
appanato
nebbioso } nat.
terne. franz.

Auch in diesem Falle ist das Trübe eine Versammlung von Durchsichtigem und Undurchsichtigem, ein netzartiger Ueberzug von undurchsichtigen Atomen und deren durchsichtigen Vacuis.

Riemer.

28.

Wahres, mystisch vorgetragen.

Naturae naturantis et naturatae Mysterium in Scuto Davidico etc. Berlenburg 1724.

§. VIII.

„Die Farben scheiden sich nach Licht und Finsterniß, und nach verschiedenen gradibus derselben; und geben dennoch aus einem Centro, welches den Grund aller Farben in sich hat. Ist das Licht in progressu, und will das Licht aus der Finsterniß sich zum Licht erbähren: so ist der erste gradus das Rothe; hieraus erhebret sich das Gelbe; und aus diesem das völlig Weiße. Ist aber das Licht in regressu, und will die Finsterniß aus dem Licht sich zur Finsterniß begeben: so ist der erste gradus das Grüne; hierauf erfolget das Blaue; und nach diesem das völlig Schwarze. Doch endigt sich der höchste Grad der Farben wiederum in dem ersten. Dann das höchste Weiß verkläret sich im Rothen; und das höchste Schwarz verlichtet sich im Grünen: und wer diesem allen etwas tiefer nachsinnet, der wird diese Anmerkungen mit der geheimen Philosophie und Experienz derer Chemicorum desto leichter vereinigen können."

IX.

„Zwischen aber ist zwischen Grün und Blau, und hinwiederum zwischen Roth und Gelb, darinn ein merklicher Unterscheid, daß die zwey ersten Farben aus einer Vermischung, die zwey letzteren Farben aber ohne Vermischung, durch eine gleichsam natürliche Geburt hervorkommen. Denn, durch Vermischung der beyden äußersten contrairen Farben, des Schwarzen und des Weißen, entstehet das Blaue; und durch Vermischung der beyden mittlern contrairen Farben des Blauen und des Gelben, entstehet das Grüne: hingegen Roth und Gelb entstehen aus keiner Mischung, sondern urständen aus dem natürlichen Fortgange des Lichts: welches in seiner wesentlichen Gebuhrt nicht hinter sich, sondern vielmehr vor sich gehet."

X.

„Die rothe Farbe gehört dem **Marti** und dem röthlichen Eisen: die grüne der **Veneri** und dem grünlichen Kupfer; die gelbe dem **Soli** und dem gelbscheinenden Golde; die blaue dem **Jovi** und dem blaulichen Zinn; die weiße der **Lunae** und dem weißen Silber; die schwarze dem **Saturno** und dem schwärzlichen Bley; die gemischte oder melirte Farbe dem **Mercurio** und Quecksilber, als dem Samen aller Metalle."

XI.

„In dem Rothen eröffnet sich das Feuer: im Gelben das Licht: in dem Weißen die Klarheit; in dem Grünen hingegen ist Verbergung des Lichts: im Blauen der Schatten; im Schwarzen die Finsterniß."

XII.

„In dem Rothen ist suchen und begehren; in dem Gelben ist finden und erkennen; in dem Weißen ist besitzen und genießen: hinwiederum in dem Grünen ist hoffen und erwarten; in dem Blauen ist merken und denken; in dem Schwarzen ist vergessen und entbehren."

29.

Geheimniß wird angerathen.

Sed considero, quod in pellibus caprarum et ovium non tradantur secreta naturae, ut a quolibet intelligantur, sicut vult

Socrates et Aristoteles. Ipsemet enim dicit in libro secretorum, quod esset fractor sigilli coelestis, qui communicaret secreta naturae et artis, adjungens, quod multa mala sequuntur eum, qui revelat secreta. Caeterum in lib. Noctium Atticarum de collatione sapientum, quod stultum est asino praebere lactucas, cum ei sufficiant cardui: atque in lib. Lapidum scribitur, quod rerum minuit majestatem, qui divulgat mystica, nec manent secreta, quorum turba sit conscia. Ex divisione enim probabili vulgi dicendi oppositum contra sapientes; nam quod videtur omnibus est verum; et quod sapientibus similiter, et maxime notis. Ergo quod pluribus, hoc est vulgo, in quantum hujusmodi videtur, oportet quod sit falsum. De vulgo loquor, quod contra sapientes distinguitur in hac dictione. Nam in communibus conceptionibus animi concordat cum sapientibus, sed in propriis principiis et conclusionibus artium et scientiarum discordat, laborantes circa apparentias in sophismatibus, subtilitatibus, et de quibus sapientes non curant. In propriis igitur vel secretis vulgus errat, et sic dividitur contra sapientes, sed in communibus sub lege omnium continetur, et cum sapientibus concordat. Communia vero pauci sunt valoris, nec proprie sequenda, sed propter particularia et propria. Sed causa hujus latentiae fuit apud omnes sapientes, quia vulgus deridet et negligit secreta sapientiae, et nescit uti rebus dignissimis; atque si aliquod magnificum in ejus notitiam cadat, a fortuna illud per accidens suscipit, et eo abutitur in damnum multipliciter personarum atque communitatis: et ideo insanus est, qui aliquod secretum scribit, nisi a vulgo celetur, et vix a studiosis et sapientibus possit intelligi. Sic currit vita sapientum a principio, et multis modis occultaverunt a vulgo sapientiae secreta.

30

Die je bedenkliche Warnung eines weisen Verfahren muß uns wunderlich dünken in einer Zeit wo nichts geheim bleiben, sondern alles öffentlich ausgesprochen und verhandelt werden soll. Indessen wird es doch für höchst merkwürdig gelten, wenn wir, bei erweiterter Uebersicht

und nach tieferer Betrachtung, gar wohl erkennen, daß weder das Geheime noch das Oeffentliche sein Recht völlig aufgiebt, vielmehr eins das andere im Zaum zu halten, zu bändigen, bald heranzulassen, bald abzuweisen versteht. Gar manches wird ausgesprochen, gedruckt und an den Tag gebracht, welches dessenungeachtet geheim bleibt; man übersieht, verkennt, verstößt es. Von der andern Seite wird einiges verheimlicht, welches, trotz aller Vorsicht und Bedächtigkeit der Bewahrer, endlich doch einmal gewaltsam, unvermuthet ans Licht springt. Unsere ganze Klugheit, ja Weisheit besteht also darin, daß wir beides im Auge behalten, im Offenbaren das Verborgene, im Verborgenen das Offenbare wieder zu erkennen, um uns auf solche Weise mit unserm Zeitalter ins Gleichgewicht zu setzen.

31.

Alle Wirkungen, von welcher Art sie seyen, die wir in der Erfahrung bemerken, hängen auf die stätigste Weise zusammen, gehen in einander über; sie unduliren von der ersten bis zur letzten. Daß man sie von einander trennt, sie einander entgegensetzt, sie unter einander vermengt, ist unvermeidlich; doch mußte daher in den Wissenschaften ein gränzenloser Widerstreit entstehen. Starre, scheidende Pedanterie und verfließender Mysticismus bringen beide gleiches Unheil. Aber jene Thätigkeiten, von der gemeinsten bis zur höchsten, vom Ziegelstein, der dem Dache entstürzt, bis zum leuchtenden Geistesblick, der dir aufgeht und den du mittheilst, reihen sie sich an einander. Wir versuchen es auszusprechen:

Zufällig,
Mechanisch,
Physisch,
Chemisch,
Organisch,
Psychisch,
Ethisch,
Religiös,
Genial.

32.

Aus Ueberzeugung, das Wahre könne durch Controvers gar leicht verrückt, verschoben und verdeckt werden, haben wir den Gegnern bisher nicht geantwortet, und sie wußten sich unserer Schweigsamkeit, diese vollen zehn Jahre her, zu ihrem Vortheile gar trefflich zu bedienen. Einstimmig deuteten sie mein Stillschweigen dahin, daß ich mich selbst für widerlegt halte, da ich nach ihrer Ueberzeugung genugsam widerlegt sey.

Ich aber finde es nun gerade an der Zeit dagegen auszusprechen, daß sämmtliche Gegner, wie ich sie oben genannt und bezeichnet, nichts gethan als die alten Irrthümer zu wiederholen, welche durch meine Arbeiten zur Farbenlehre längst widerlegt und aufgeklärt sind; wobei ich zugleich versichere, daß ich meine Sammlung von Phänomenen noch immer für vollständig genug und meine Weise sie zu stellen höchst vortheilhaft halte; wie sich denn die neuentdeckten entoptischen Farben sogleich den übrigen schon bekannten physischen Farben willig angeschlossen haben, anstatt daß die Schule bei jeder neuen Erscheinung eine neue und immer seltsamere Modification des Lichtes entdecken wollte.

Wartesteine.

In Bezug auf die zu Seite 4 eingeheftete Tafel, welche keiner weitern Erklärung bedarf, und nach Anleitung derselben fügen wir noch einiges hinzu.

Die physiologe Abtheilung ist genau nach meiner Farbenlehre schematisirt, doch dabei zu bemerken, daß die glücklichen Bemühungen des Herrn Geh. Staatraths Schultz zu Berlin und des Herrn Professors Purkinje zu Prag dieser Lehre abermalige Begründung, weitere Ausdehnung, genauere Bestimmung und frischen Glanz verliehen. Diese denkenden Beobachter führen solche immer tiefer in das Subject hinein, so daß aus dem Sinne des Sehens sich endlich die höchsten Geistesfunctionen entwickeln. Ich werde nicht verfehlen so treffliche Arbeiten auch von meiner Seite dankbar anerkennend zu benutzen.

Aus der physischen Abtheilung sprechen wir zuerst von den dioptrischen Farben der ersten Klasse, die Lehre vom Trüben abermals einschärfend. Hier kommen wir nochmals auf die falsche Ableitung des Himmelblauen zurück. Man will das atmosphärische Blau in die vorbergehende Abtheilung setzen und es zu einer physiologen Farbe machen. S. 22.

Kein größerer Schade kann der Wissenschaft geschehen als die ewigen Neuerungen im Erklären: denn da alles Erklären ein Herleiten ist, so zerreißt jede falsche Erklärung den Faden, der durchs Ganze durchgehen soll, und die Methode ist zerstört. Auf diese Weise kann man, indem man sich meiner Farbenlehre bedient, sie freilich zerstückeln.

Nun aber sey von jener anempfohlenen Vorrichtung gesprochen, man

solle mit dem einen Auge durch eine schwarze enge Röhre sehen. Warum denn schwarz? Zur Täuschung ganz zweckmäßig: denn im Gegensatz vom Dunkeln wird das Helle heller und jede Farbe nähert sich dem Weißen. Warum denn eng? Gleichfalls Verrirrung begünstigend: das Auge empfängt das zu Unterscheidende im geringsten Maße und wird in den Fall gesetzt, von dem eindringenden Licht geblendet zu werden. Das ist gerade der Newton'sche Geist, der noch über den Häuptern der Naturforscher waltet.

Bei der sonderbaren Witterung des vergangenen Decembers, wo das Himmelblau schöner war als es sonst bei uns zu seyn pflegt, war das Blau beiden Augen, dem eingeschränkten sowohl als dem freien, vollkommen sichtbar; ich schaute durch eine innerlich geschwärzte Röhre einen Zoll im Durchmesser — diesen mußte sie haben, wenn sie den Augapfel fassen sollte —; eine weiße ließ wenig Unterschied bemerken.

Schon de Saussure mußte, auf seinen Bergreisen und bei Einrichtung des Cyanometers, sich der rechten Anleitung nähern, wie sie unsere Vorfahren längst gekannt und ausgesprochen hatten (S. 50). Es ist aber mit dem Wahren völlig wie mit dem Bernstein in den Dünen; es thäte Noth man triebe Bergbau drauf.

Wenn bei dunstvollem Himmel die Bläue sich ins Weiße verlieren kann, so zeigt sich der Gegensatz sehr schön in der Erfahrung eines neuern Reisenden, des Herrn Hofrath Hamel von Petersburg, welcher, auf seinen merkwürdigen und gefahrvollen Wanderungen zum Montblanc, den hochblauen Himmel neben den glänzenden aufgethürmten Eismassen beinahe schwarz gesehen. Dieß alles beruht auf mehr oder weniger Dunst und starkem Contrast.

Und so hängen die Phänomene zusammen, wie wir sie in unserer Farbenlehre gewissenhaft dargestellt haben.

Zu den paroptischen Farben bemerken wir folgendes. Bei eintretender Sonnenfinsterniß am 7. September 1820 hatte jemand den glücklichen Gedanken auf eine Fläche vertical eine Nadel aufzustecken, und bemerkte, wie zu vermuthen war, bei vollkommen ringförmiger Verfinsterung zwei Schatten; welches auf eine einfache Weise abermals beweist, wovon wir längst überzeugt sind, daß die Sonne ihre Strahlen nicht

parallel, sondern kreuzweise zu uns sendet, und daß es daher unmöglich sey einen einzelnen Sonnenstrahl durch das kleine Löchlein in die dunkle Kammer zu lassen. Daher ist es ein übereilter Schluß, wenn wir das hinter der Oeffnung aufgefangene, die Größe derselben weit überschreitende Bild einer Beugung und sodann das Erscheinen gewisser farbigen Säume einer Decomposition des Lichtes zuschreiben: denn die farbigen Streifen sind und bleiben Halbschatten, durch streifende, sich kreuzende Halblichter hervorgebracht, wie unsere Farbenlehre im Capitel von paroptischen Farben umständlich darthut. Wer Ernst, Lust und Liebe hat, kann sich durch jeden Schein und Gegenschein davon überzeugen; wo sich denn, weil ein Phänomen immer aufs andere hindeutet, die Lehre von den farbigen Schatten unmittelbar anschließt.

Herr Fraunhofer in München hat die paroptischen Farben ins Gränzenlose getrieben und das Mikroskop dabei angewendet, auch seine Erfahrungen mit den genauesten Abbildungen begleitet, wofür wir ihm den schönsten Dank sagen, könnten aber in den durch Gitter und sonstige Hindernisse neu veranlaßten Schattenpunkten und Kreuzerscheinungen keineswegs eine neue Modification des Lichtes entdecken. Eben so sind auch die im prismatischen Spectrum von ihm bemerkten Querstreifen nur in den beim Eintritt des freien, reinen Sonnenbildes in die kleine Oeffnung sich kreuzenden Halblichtern zu suchen. Wir wollen zwar keineswegs solchen Arbeiten ihr Verdienst absprechen, aber die Wissenschaft würde mehr gewinnen, wenn wir, anstatt die Phänomene in unendliche Breite zu vermannichfaltigen und dadurch nur eine zweite fruchtlosere Empirie zu erschaffen, sie nach ihnen zurückführten, wo zwar nicht so viel Verwunderswürdiges zu berechnen, aber doch immer noch genug Bewunderungswürdiges übrig bliebe, das der wahren Erkenntniß frommte und dem Leben, durch unmittelbare Anwendung, praktisch nutzen würde.

Zu den enoptischen Farben haben wir folgendes hinzuzufügen.

Die enoptischen Gestalten von gewissen Farben begleitet, richten sich nach der Form der Glaskörper; wir kannten diese bisher nur in scharf begränzten Tafeln, Cubus, Parallelepipeden u. dergl. Nun erinnere man sich aber auch der sogenannten Florentiner kolben- oder keulenartig geblasenen, schnell verkühlten Gläser, welche durch ein hineingeworfenes

Steinchen gleich zerspringen. Wenn man diese nun in ihrer Integrität zwischen die beiden Spiegel bringt, und zwar so, daß der Kolben nach unten, der Hals und die Oeffnung aber nach oben gerichtet sind, so läßt sich auf ihrem Boden sowohl das schwarze als weiße Kreuz zum allerschönsten erblicken. Hier ist also eine durch Abrundung hervorgebrachte Begränzung hinreichend, um das Phänomen zu manifestiren.

Als uns vor einigen Jahren des Herrn Biot stark beleibte Physik zu Gesicht kam, besonders aber der uns am meisten interessirende vierte Theil der allerbleibteste erschien, bedauerten wir die würdigen Männer, denen Studium und Geschäft die Nothwendigkeit auferlegt ein solch Abracadabra von Zahlen und Zeichen zu entwirren, da wir uns bei Durchsicht der Prämissen schon überzeugen konnten, daß manches Unnütze und Falsche in dieser Bogenmasse enthalten sey. Das Studium des Auszuges, der uns näher lag, unsere eigene gewissenhafte Bearbeitung der entoptischen Farben bestätigten die Ueberzeugung; wir sprachen aber die Lehre rein aus, ohne im Widerspruch auch nur ein einziges Wort zu verlieren, das Fernere der Zukunft anheimgebend.

Jetzt aber geht uns von Frankreich selbst her ein neues Licht auf; wir sehen der Hoffnung entgegen, aus gedachtem vierten Bande der Biot schen Physik hundert Seiten auf einmal loszuwerden: denn die mobile Polarisation nebst den daraus hergeleiteten Oscillationen der Licht-Ur-Theilchen sind im Begriff den Abschied zu erhalten, wenn sie nicht selbst darum nachzusuchen belieben sollten.

Es war nämlich schon längst kein Geheimniß, daß Herr Arago, der anfangs gemeinschaftlich mit Biot in diesem Felde gearbeitet hatte, in gar manchen Punkten keineswegs die Ueberzeugung seines Collegen theile, und wir hofften zeither immer auf eine Erläuterung deßhalb. Nun aber lesen wir mit Vergnügen und Beruhigung folgendes:

Les Mémoires que M. Biot a publiés sur la théorie de la polarisation mobile formeraient plus de deux gros volumes in 4to. Ce n'est certainement pas trop, si ces Mémoires établissent, comme on l'a prétendu, que les molécules de lumière, dans leur trajet au travers des cristaux, oscillent sur elles-mêmes à la manière d'un pendule; tandis que le tout pourrait, sans difficulté, être

reduit à une quarantaine de pages, si les objections de M. Fresnel sont fondées.

M. Fresnel établit aussi qu'il y a, non pas seulement de simples analogies, mais la liaison la plus intime entre ces phénomènes et ceux des anneaux colorés ordinaires et de la diffraction.

N'est-il pas d'ailleurs évident qu'ils (les détails historiques) sont plutôt contraires que favorables à la théorie de la polarisation mobile, et que s'ils prouvent quelque chose, c'est seulement la grande mobilité d'idées de M. Biot?

Arago.

Annales de chimie et de physique.
Juillet 1821.

Wir lassen nunmehr eine Ueberſetzung dieſer Stelle folgen und fügen einige Bemerkungen hinzu, nicht ohne Ausſicht und Vorſatz auf dieſen Gegenſtand wieder zurückzukommen.

Vor etwa zehn Jahren hielt der berühmte franzöſiſche Phyſiker Biot, welcher um die Lehre der Polariſation viel bemüht geweſen, ſich genöthigt, um gewiſſe dabei eintretende Phänomene zu erklären, nach und nach zu ſo viel andern Hypotheſen eine mobile Polariſation anzunehmen. Vor fünf Jahren übergab Fresnel, ein jüngerer Naturforſcher, der Akademie einen Aufſatz, worin er jene Lehre zu widerlegen ſuchte. Die beiden Akademiker Arago und Ampère erhielten den Auftrag hierüber Bericht zu erſtatten: er fiel für den Verfaſſer günſtig aus, und obgleich die Berichtenden ſich ſehr mäßig und vorſichtig benahmen, ſo war doch der bürgerliche Krieg innerhalb der Akademie erklärt, und Biot ließ in die Annalen der Phyſik und zwar Juli 1821 eine heftige Vertheidigung einrücken, die ſowohl Gehalt als Form des Berichtes angriff.

In einer, eben demſelben Stücke der Annalen einverleibten Gegenrede von Arago merkten wir uns die Stelle: „Die Aufſätze, welche Herr Biot über die mobile Polariſation herausgegeben, würden mehr als zwei ſtarke Bände in Quart füllen, und es wäre das nicht zu viel, wenn

dieſe Aufſätze, wie man behaupten wollte, wirklich bewieſen, daß die Ur-Theilchen des Lichtes, indem ſie durch Kryſtalle durchgehen, eine ſchwingende Bewegung annehmen wie die des Pendels; indeſſen konnte man das Ganze ohne Schwierigkeit auf etwa vierzig Seiten bringen, wenn die Einwendungen des Herrn Fresnel gegründet ſind."

Hierauf erhellt alſo abermals, daß man um einen Irrthum zu beſchönigen und geltend zu machen, viele Worte braucht, anſtatt daß die Wahrheit ſich mit wenigem vertragen läßt. Wollte man alles zuſammenſtellen, was über die Polariſation des Lichtes geſchrieben werden, ſo würde man eine hübſche Bibliothek vor ſich ſehen. Wir aber ſagen mit einiger Zuverſicht, daß wir alles worauf es dabei ankommt, auf fünfundvierzig Seiten dargeſtellt. (Siehe Entoptiſche Farben Nr. **XXVIII**. S. 246.)

Wenn uns nun, ohne weiter in die Sache ſelbſt einzugehen, höchſt erfreulich iſt, daß ein geiſtreicher Franzoſe jene Weitläufigkeit, womit uns ihre Phyſik erſchreckt, ins Enge zu bringen anfängt, ſo war uns folgendes zu leſen eben ſo angenehm.

„Herr Fresnel ſetzt feſt, daß nicht etwa nur bloß Analogien, ſondern die innerſte Verbindung ſtattfinde zwiſchen gedachten Phänomenen, den gewöhnlichen farbigen Ringen und den Erſcheinungen der prismatiſchen Farbenſäume.

Auf dieſer Ueberzeugung beruht denn auch im Allgemeinen unſere Farbenlehre, wie im Beſondern die Abtheilung der phyſiſchen Farben. Wir halten ſie nur inſofern verſchieden als ſie unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinen, überhaupt aber doch nur das Urphänomen darſtellen; wie denn für die ganze Naturwiſſenſchaft durch verſchiedene Bedingungen dasjenige als verſchieden in die Wirklichkeit tritt, was der Möglichkeit nach eins und daſſelbe geweſen wäre. Gerathen wir nicht ſeit kurzem in die Verſuchung Erdmagnetismus und Elektricität als identiſch anzuſprechen?

Höchſt beachtenswerth iſt ſodann nachfolgende Stelle des franzöſiſchen Textes. „Wollte man ſich auf hiſtoriſche Einzelnheiten, wie Herr Biot verlangt, einlaſſen, ſo würde in die Augen fallen, daß ſie der Theorie einer beweglichen Polariſation eher ungünſtig als günſtig ſind, und ſollten ſie ja etwas beweiſen, ſo wäre es die große Beweglichkeit der Ideen des Herrn Biot."

Einem redlichen Deutſchen, dem es um die wahre Naturwiſſenſchaft zu thun iſt, muß dieſer innerliche Krieg der franzöſiſchen Phyſiker höchſt

Geiſtes-Epochen,

nach Hermann's neuſten Mittheilungen.

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menſchen iſt ſich gleich. Wüſte Leerheit umfängt erſt alles, der Geiſt jedoch brütet ſchon über Beweglichem und Gebildetem. Indeß die Autochthonen-Menge ſtaunend ängſtlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichſte Bedürfniß zu befriedigen, ſchaut ein begünſtigter Geiſt in die großen Welterſcheinungen hinein, bemerkt was ſich ereignet und ſpricht das Vorhandene ahnungsvoll aus als wenn es entſtünde. So haben wir in der älteſten Zeit Betrachtung, Philoſophie, Benamſung und Poeſie der Natur alles in Einem.

Die Welt wird heiterer, jene düſtern Elemente klären ſich auf, entwirren ſich, der Menſch greift nach ihnen, ſie auf andere Weiſe zu gewältigen. Eine friſche geſunde Sinnlichkeit blickt umher, freundlich ſieht ſie im Vergangenen und Gegenwärtigen nur ihres Gleichen. Dem alten Namen verleiht ſie neue Geſtalt, anthropomorphoſirt, perſonificirt das Lebloſe wie das Abgeſtorbene und vertheilt ihren eigenen Charakter über alle Geſchöpfe. So lebt und webt der Volksglaube, der ſich von allem Abſtruſen, was aus jener Urepoche übrig

willkommen seyn, weil hierbey Dinge zur Sprache kommen, deren zu gedenken man sich bei uns kaum erkühnt. Wir leben in größerer wissenschaftlicher Abhängigkeit vom Auslande als man sich gesteht, und es leuchtet uns wirklich ein glücklicher Stern, wenn uns Fremde gegen Fremde zu Hülfe kommen.

Wir haben auf der 56. Seite einen zwar wohlüberdachten, doch immer kühn scheinenden Schritt gewagt, die sämmtlichen Welterscheinungen in stätiger Folge, wie sie sich aus einander entwickeln, in einander verketten, unbedenklich aufzuzeichnen. Damit aber das was dort noch einigermaßen paradox lauten möchte, bei näherer Ueberlegung sich dem Denkenden einschmeichle, führen wir das eingeleitete Beispiel ausführlicher durch.

Ein Ziegelstein löst sich vom Dache los: wir nennen dieß im gemeinen Sinne zufällig; er trifft die Schultern eines Vorübergehenden doch wohl mechanisch; allein nicht ganz mechanisch, er folgt den Gesetzen der Schwere und so wirkt er physisch. Die zerrissenen Lebensgefäße geben sogleich ihre Function auf; im Augenblicke wirken die Säfte chemisch, die elementaren Eigenschaften treten hervor. Allein das gestörte organische Leben widersetzt sich eben so schnell und sucht sich herzustellen; interessirt das menschliche Ganze mehr oder weniger bewußtlos und psychisch zerrüttet. Die sich wiederkennende Person fühlt sich ethisch im tiefsten verletzt; sie beklagt ihre gestörte Thätigkeit, von welcher Art sie auch sey, aber ungern ergäbe der Mensch sich in Geduld. Religiös hingegen wird ihm leicht diesen Fall einer höhern Schickung zuzuschreiben; ihn als Bewahrung vor größerem Uebel, als Einleitung zu höherem Guten anzusehen. Dieß reicht hin für den Leidenden; aber der Genesende erhebt sich genial, vertraut Gott und sich selbst und fühlt sich gerettet, ergreift auch wohl das Zufällige, wendet's zu seinem Vortheil, um einen ewig frischen Lebenskreis zu beginnen.

Herrn von Hennings Vorlesungen.

Einleitung zu öffentlichen Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre, gehalten an der königlichen Universität zu Berlin von Leopold von Henning, Dr. der Philosophie. Berlin 1822.

„Dem Verfaſſer dieſer kleinen Schrift — der obſchon er nicht Phyſiker von Beruf iſt, ſich gleichwohl von der philoſophiſchen Seite her lebhaft auch zur Beſchäftigung mit dem empiriſchen Theil der Naturwiſſenſchaft hingetrieben gefühlt, insbeſondere aber ſeit längerer Zeit eine genaue Bekanntſchaft mit den Goethe'ſchen Forſchungen über die Natur der Farben, wegen ihres großen Intereſſes für eine gedankenmäßige Betrachtung der Natur, ſich zu erwerben geſucht hat — iſt die ausgezeichnete Gunſt zu Theil geworden, durch die Liberalität der höchſten Unterrichtsbehörde des Staates, welcher ſich die Beförderung und den Schutz wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen aller Art auf eine ſo ruhmwürdige Weiſe angelegen ſeyn läßt, mit allem zum Behuf eines experimentalen Vortrags der Farbenlehre Nöthigen und Wünſchenswerthen reichlich verſehen zu werden.

Er fühlte ſich dadurch verpflichtet einen vollſtändigen Curſus dieſer in allen ihren Theilen zuſammenhängenden Lehre öffentlich vorzutragen, die ſämmtlichen Erfahrungen experimentirend in ihr wahres Licht zu ſetzen.

Was hieraus entſpringt, muß geduldig abgewartet werden; indeſſen habe ich zu dem talentvollen jungen Mann, der, wie ich aus mündlicher Unterhaltung ſchon gewahr geworden, und wie vorzüglich aus genanntem Hefte hervorgeht, ſich mit dem Gegenſtand innig befreundet und denſelben völlig in ſich aufgenommen und zu dem ſeinigen gemacht hat, das völlige Vertrauen, daß er nicht allein das Vorhandene klar und ſicher überliefern, ſondern auch was daraus zu folgern iſt, ſelbſt entdecken und weiter führen kann.

Vorerſt mögen wir es für ein großes Glück rechnen, daß ein Apparat möglich geworden, die wirklich herrlichen und erfreulichen Phänomene der ſämmtlichen Chromatik zum Anſchauen zu bringen; wo eine frohe Bewunderung die Luſt zu erklären nicht aufkommen läßt, und wo ein accordneter, im Kreiſe ſich abſchließender Vortrag eine jede Hypotheſe verdächtig macht und entfernt.

Zugleich wollen wir denn auch hoffen und erwarten, daß Männer vom Fache gewahr werden, wie ich auch für ſie mich bemüht, wie das was ich gewonnen, auch für ſie ein Gewinnſt wird. Aber auch dieſe Wirkung kann nicht beſchleunigt werden; ſie hängt von Umſtänden, vom Zufall ab; denn es bedarf eben ſowohl einer Art von Eingebung, um in dem Ueberlieferten das Wahre zu entdecken, als um eine originelle Entdeckung, durch irgend einen Gegenſtand angeregt, ſelbſt zu machen.

Und so gedenkt denn schon ein mehrjähriger geprüfter Freund, Wilhelm von Schütz, in dem dritten Hefte seiner intellectuellen und substantiellen Morphologie abermals meiner Farbenlehre und sonstigen Leistungen dieser Art mit Wohlwollen, welches dankbarlichst erkenne. Er betrachtet das Wahrzeichen, das ich errichtet, als einen Gränzstein zwischen der Tag- und Nachtseite, von wo aus jeder nun nach Belieben zu einer oder der andern Regien seinen Weg einschlagen könne.

Auch dieses finde ich meinen Vorsätzen und Wünschen gemäß; denn insofern mir vergönnt ist auf meiner von der Natur angewiesenen Stelle zu verharren, wird es mir höchst erfreulich und lehrreich, wenn Freunde, von ihren Reisen nach allen Seiten wieder zurückkehrend, bei mir einsprechen und ihren allgemeineren Gewinnst mitzutheilen geneigt sind.

Neuer entoptischer Fall

Bei der grosen eintretenden Kälte des vergangenen Winters 1822 waren die Fensterscheiben unbewohnter Zimmer sehr stark gefroren; man heizte ein und die baumförmig gestalteten Eisrinden fingen an aufzuthauen. Zufällig lag ein schwarzer Glasspiegel auf der Fensterbank, in welchem ein Hinzutretender die sämmtlichen Zweiggestalten des aufthauenden Eises in herrlicher Abwechselung aller Farben glänzend erblickte. Dieses Phänomen erschien sodann mehrere Tage an allen aufthauenden Fensterscheiben, deren schmelzende Eisbilder man im untergelegten Spiegel in völligem Glanz der apparenten Farben mehrere Stunden sehen konnte.

Diese Erscheinung giebt zu vergleichender Betrachtung Anlaß. Denn da dem Glase selbst durch schnellen Temperaturwechsel die chromatische Eigenschaft mitgetheilt wird, die es alsdann für ewige Zeiten behält, so ist hier ein Temperaturwechsel gleichfalls die Ursache an einer schneller verübergehenden Eigenschaft des durch Frost zum glasartigen Körper erstarrten Wassers.

Schöne entoptische Entdeckung.

Wir sind diese der Aufmerksamkeit des Herrn von Heming schuldig: jedermann der mit dem angegebenen Apparate (siehe Entoptische Farben, Bd. XXVIII. S. 256) versehen ist, kann sich diese bedeutende Erscheinung leicht vor Augen bringen.

Man lege einen größeren Cubus, wie gewöhnlich, zwischen die beiden Spiegel und stelle darauf einen viel kleineren in die Mitte desselben, so werden beide, je nachdem die Richtung des oberen Spiegels beliebt ist, in der Erscheinung gleich seyn. Setzt man den kleineren Cubus in die Ecken des größeren, so kehrt die Erscheinung sich um: hat die Mitte das weiße Kreuz, so zeigen die Enden das schwarze und umgekehrt.

Dieser Fund ist von der größten Wichtigkeit; denn er deutet auf die Wahrheit unserer Auslegung des Phänomens überhaupt, daß in dem einen Falle, wenn das weiße Kreuz in der Mitte erscheint, das Dunkle nach dem Hellen und umgekehrten Falles das Helle nach dem Dunkeln strebe, wie wir denn hier sehen, daß die Ecken immer das Umgekehrte von der Mitte wirken. Man bedenke was wir (s. Bd. XXVIII. S. 242: Elemente der entoptischen Farben) von den Quellpunkten umständlich ausgesprochen.

Phyſikaliſche Preisaufgabe

der

Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften.

Die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg hat am 29. December 1826, als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, mehrere Ehren- und correſpondirende Mitglieder ausgerufen und zugleich nachſtehende bedeutende phyſikaliſche Aufgabe, mit ausgeſetztem anſtändigen Preiſe den Naturforſchern vorgelegt.

Question de physique.

La nature nous offre dans la physique de la lumière quatre problèmes à résoudre, dont la difficulté n'a échappé à aucun physicien; la diffraction de la lumière, les anneaux colorés, la polarisation et la double réfraction.

Newton a imaginé pour la solution des deux premiers son hypothèse des accès de facile transmission et de facile réflexion, hypothèse que M. Biot a reprise, modifiée et soumise au calcul avec une sagacité, qui semble ne laisser rien a desirer. La découverte de la polarisation de la lumière, due à M. Malus, a jeté un nouveau jour sur le phenomène de la double réfraction, traité surtout par Newton et Huygens, et nous devons aux travaux de M. Biot un plus grand développement de ces deux objets, aussi étendu que l'observation et le calcul peuvent l'offrir de nos jours.

Malgré tous ces travaux qui nous font pénetrer dans les operations les plus delicates de la nature, nous ne nous trouvons

dans ce champ semé de difficultés que vis-à-vis de considérations mathématiques, qui nous laissent dans l'obscurité sur *la cause physique* de ces phénomènes. Nous sentons confusément qu'ils doivent tous se réduire à un phénomène simple, celui de la réfraction ordinaire. Car d'un côté l'on peut, sans s'appuyer sur une hypothèse quelconque, considérer la diffraction et les anneaux colorés comme des décompositions de la lumière et des déviations des rayons simples, et de l'autre nous savons par les travaux de M. Brewster, que l'angle de polarisation est entièrement dépendant de l'angle de réfraction, et par ceux de M. Biot, que la lumière se polarise en traversant plusieurs lames d'un même milieu, séparées par des couches d'air ou d'un autre milieu hétérogène.

Ainsi nous ne connaissons ces phénomènes que mathématiquement, les deux premiers en supposant une qualité occulte dans la lumière, qui ne s'est point manifestée par des phénomènes simples, les autres en les ramenant à des forces attractives et répulsives, dont l'analyse a réduit l'action à des axes mathématiques donnés de position. Mais cette qualité occulte et ces forces qui semblent partir d'une ligne géométrique, ne peuvent suffire au physicien, ni satisfaire à son devoir, de ne rapporter les phénomènes compliqués qu'à des phénomènes simples bien constatés.

M. Young a cru atteindre ce but pour la diffraction et les anneaux colorés, trouver la cause de ces phénomènes mystérieux dans la loi simple du mouvement, en abandonnant le système d'émanation créé par Newton pour celui des vibrations imaginé par Descartes, travaillé par Huygens, complété par Euler et abandonné depuis, et en substituant à l'hypothèse des accès le principe des interférences, qui est parfaitement fondé dans la théorie mathématique des ondes ou des vibrations.

Tout physicien se rendrait volontiers à l'évidence de ces explications aussi physiques que mathématiques, s'il n'était arrêté par les considérations suivantes.

Les rayons de lumière, introduits par une petite ouverture dans un espace obscur, ne se transmettent que dans leur direction

primitive, et non comme le son dans toutes les directions. M. Young n'a admis de règle que la première espèce de transmission, mais cependant il a dû, ou plutôt M. Fresnel à sa place, avoir recours à la seconde pour expliquer certaines parties du phénomène de la diffraction; ce qui certainement est une contradiction, aucune raison ne pouvant être alléguée, pour que la lumière garde sa direction dans la plûpart des cas, et se disperse en tous sens dans d'autres cas.

Dans le système des ondes la vitesse de la lumière au travers de milieux transparents est en raison réciproque des densités, plus petite dans les plus denses et plus grande dans les moins denses, principe qu'Euler avait déjà déduit de sa théorie. Or ce principe contredit formellement la simple et satisfaisante explication de la réfraction que Newton a appuyée de tant d'expériences, renforcées par celle de M. Parrot, dans laquelle on voit une petite bande de rayons solaires se fléchir, dans un milieu, dont les couches ont des densités variables vers les couches plus denses, et, au sortir hors de ces couches, produire à quelques pieds de distance l'image des couleurs prismatiques aussi prononcée que dans l'image même du prisme. Comme cette explication de Newton, si rigoureusement démontrée, et qui se prête à tous les phénomènes connus de réfraction, met évidemment en principe, que la vitesse de la lumière est plus grande dans les milieux plus denses, il est clair que le système des ondes ne peut pas être le système de la nature.

Enfin les propriétés chimiques de la lumière, si généralement constatées, répugnent à ce système, en ce qu'il n'est pas concevable que l'éther en repos, ne puisse pas agir chimiquement, et qu'il faille qu'il se forme en ondes pour faire cet effet. L'exemple de l'air atmosphérique, dont on emprunte les phénomènes des sons pour étayer le système optique des ondes, réfute directement l'idée, que les opérations chimiques de l'éther n'aient lieu qu'en vertu du mouvement ondoyant, puisqu'il est bien connu que l'air atmospherique n'a pas besoin de former des sons pour déployer ses affinités.

Il existe un troisième système de la lumière, connu depuis 1809, mais moins repandu que les autres et que l'on pourrait

nommer système chimique d'optique, où M. Parrot fait dériver les phénomènes d'Optique des propriétés chimiques de la lumière. Ce système explique les détails uniquement par le principe d'une plus grande réfraction dans les milieux plus denses, principe qui offre une marche analogue à celle du principe des transférences imaginé depuis par M. Young. Mais, appuyé dans ses applications uniquement sur quelques constructions géométriques et dénué de calculs analytiques, il n'a par cette raison pas ce degré d'évidence qui résulte de l'accord des résultats de calcul avec ceux de l'observation. En outre il n'a pas encore été appliqué à la polarisation de la lumière.

Vu cet état des choses, l'Académie propose au choix des concurrens les trois problèmes suivans:

Ou de trouver et bien établir la cause physique des quatre phénomènes ci-dessus nommés dans le système de l'émanation et des accès.

Ou de délivrer le système optique des ondes de toutes les objections qu'on lui a faites, à ce qu'il paraît de droit, et d'en faire l'application à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

Ou d'étayer le système chimique d'optique sur les calculs et les expériences nécessaires pour l'élever à la dignité d'une théorie, qui embrasse tous les phénomènes qui se rapportent à la diffraction, aux anneaux colorés, à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

L'Académie, qui désire réunir enfin par ce concurs les idées des physiciens sur ces objets aussi délicats qu'importans, fixe le terme du concours à deux ans, c'est à dire au 1. Janvier 1829, et décernera un prix de 200 ducats à celui qui aura complétement réussi à fonder d'une manière irréprochable une des trois hypothèses qui viennent d'être nommées.

Pour le cas où aucun des Mémoires ne remplirait les vues de l'Académie, celui qui en aura le plus approché et qui contiendra de nouvelles et importantes recherches, obtiendra un accessit de 100 ducats.

Kritik vorstehender Preisaufgabe.

In der physikalischen Wissenschaft, insofern sie sich mit dem Lichte beschäftigt, wurde man im Verlauf der Zeit auf vier Erscheinungen aufmerksam, welche sich bei verschiedenen Versuchen hervorthun:

1) auf das Farbengespenst des prismatischen Versuches;
2) auf die farbigen Ringe beim Druck zweier durchsichtiger Platten auf einander;
3) auf das Erhellen und Verdunkeln bei doppelter verschiedener Reflexion, und
4) auf die doppelte Refraction.

Diese vier Erscheinungen bietet uns keineswegs die Natur, sondern es bedarf vorsätzlicher, künstlich zusammenbereiteter Vorrichtungen, um gedachte Phänomene, welche freilich in ihrem tiefsten Grunde natürlich sind, nur gerade auf diese Weise, wie es im wissenschaftlichen Vortrage gefordert wird, abgeschlossen darzustellen.

Ferner ist es nicht rathsam von vier Problemen zu reden: denn hier werden zwei Hypothesen ausgesprochen, die Diffraction des Lichtes und die Polarisation, dann aber zwei augenfällige reine Erscheinungen, die farbigen Ringe und die doppelte Refraction.

Nachdem nun die Societät das, was unter diesen vier Rubriken im wissenschaftlichen Kreise geschehen, uns vorgelegt hat, so gesteht sie, daß alle diese Bemühungen der Mathematiker nicht hinreichend seyen eine gründliche befriedigende Naturansicht zu fördern; sie spricht zugleich sehr bescheiden aus, daß sie bis jetzt ein verworrenes unklares Gefühl vor sich habe, und verlangt deßhalb diese sämmtlichen Erscheinungen auf ein einfaches einzelnes Phänomen zurückgeführt zu sehen.

Dieses Gefühl ist vollkommen richtig; möge es nur nicht in dem berkenanischen Labyrinth sich irre führen lassen, wie es beinahe den Anschein hat! Denn wenn man sich überreden will, daß die gewöhnliche Refraction ein solches einfaches Phänomen sey, so thut man einen großen Mißgriff: denn das farbige Phänomen der Refraction ist ein abgeleitetes, und wie es in dem Newton'schen Versuche zugestutzt wird, ist es ein doppelt und dreifach zusammengesetztes, das erst selbst wieder auf ein einfacheres zurückgebracht werden muß, wenn es einigermaßen verstanden, oder wie man zu sagen pflegt, erklärt werden soll.

geblieben seyn mag, oft leichtsinnig befreit. Das Reich der Poesie blüht auf und nur der ist Poet der den Volksglauben besitzt oder sich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieser Epoche ist freie, tüchtige, ernste, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Mensch in Absicht der Veredlung sein selbst keine Gränzen kennt, auch die klare Region des Daseyns ihm nicht in allen Umständen zusagt, so strebt er ins Geheimniß zurück, sucht höhere Ableitung dessen was ihm erscheint. Und, wie die Poesie Dryaden und Hamadryaden schafft, über denen höhere Götter ihr Wesen treiben, so erzeugt die Theologie Dämonen, die sie so lange einander unterordnet, bis sie zuletzt sämmtlich von Einem Gotte abhängig gedacht werden. Diese Epoche dürfen wir die heilige nennen, sie gehört im höchsten Sinne der Vernunft an, kann sich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil sie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben aufstutzt, ohne Poesie zu seyn, weil sie das Wunderbarste ausspricht und ihm objective Gültigkeit zuschreibt, endlich dem Verstand verdächtig werden. Dieser, in seiner größten Energie und Reinheit verehrt die Uranfänge, erfreut sich am poetischen Volksglauben, und schätzt das edle Menschenbedürfniß ein Oberstes anzuerkennen. Allein der Verständige strebt alles Denkbare seiner Klarheit anzueignen und selbst die geheimnißvollsten Erscheinungen faßlich aufzulösen. Volks- und Priester-Glaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter demselben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung gesucht, das Besondere ins Allgemeine verwandelt, und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menschheit überhaupt Zustandiges herausgeleitet. Dieser Epoche kann man ein edles, reines, kluges Bestreben nicht absprechen, sie genügt

Alle vier Erscheinungen also, ohne von den bisher ihnen beigefügten Hypothesen Kenntniß zu nehmen, erklären wir als völlig gleiche, auf einer Linie stehende, mit einander von einem höhern Princip abhängige.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein Versäumniß anklagen, dessen sich das Programm der Aufgabe schuldig macht. Jene genannten vier Phänomene sind durchaus von Farbe begleitet, und zwar dergestalt, daß in dem reinen Naturzustande die Farbe nicht von ihnen zu trennen ist, ja daß, wenn sie nicht Farbe mit sich führten, kaum von ihnen würde gesprochen werden seyn.

Hieraus geht nun hervor, daß von diesen Erscheinungen, als rein und ohne von Farben begleitet, gar nichts prädicirt werden kann, und daß also das Ziel weiter gesteckt werden muß, als es der Akademie beliebt hat; man muß bis zur Farbenerzeugung vordringen, wenn man sich einen folgerechten Begriff von demjenigen machen will, welches bisher unmöglich war, weil man mit Linien zu operiren hinreichend hielt.

Hier aber treffen wir auf den wichtigen Punkt, wo wir statt vom Beobachteten zu reden, vom Beobachter selbst sprechen müssen. Hier wie überall behauptet der menschliche Geist seine Rechte, welches bei der bestimmt verschiedenen Denkart nur in einem Widerstreit geschehen kann. Auch hier hat die atomistische Vorstellung als die bequemste die Oberhand erworben und sich zu erhalten gewußt; man gewöhnte sich zu denken, das reine weiße Licht sey zusammengesetzt aus dunkeln Lichtern, aus welchen es wieder zusammengesetzt sey.

Diese grobe Vorstellungsart wollte feineren Geistern nicht gefallen; man verlieh dem Lichte Schwingungen und fühlte nicht, daß man auch hier sehr materiell verfuhr: denn bei etwas was schwingen soll, muß doch etwas schon da seyn, das einer Bewegung fähig ist. Man bemerkte nicht, daß man eigentlich ein Gleichniß als Erklärung anwendete, das von den Schwingungen einer Saite hergenommen war, deren Bewegung man mit Augen sehen, deren materielle Einwirkung auf die Luft man mit dem Ohr vernehmen kann.

Wenn nun die Akademie ausspricht, daß die bisherigen mathematischen Bemühungen das Räthsel aufzulösen nicht hinlänglich gewesen, so haben wir schon viel gewonnen, indem wir dadurch aufgefordert werden uns anderwärts umzusehen; allein wir kommen in Gefahr uns in die Metaphysik zu verlieren, wenn wir uns nicht bescheiden innerhalb des physischen Kreises unsere Bemühungen zu beschränken.

Wie wir uns diese Beschränkung denken, suchen wir folgendermaßen auszudrücken. Die Pflicht des Physikers besteht nach uns darin, daß er sich von den zusammengesetzten Phänomenen zu den einfachen, von den einfachen zu den zusammengesetzten bewege, um dadurch sowohl jene in ihrer einfachen Würde kennen zu lernen als diese in ihren auffallenden Erscheinungen sich verdeutlichen zu können. Von dem einfachsten Phänomen des blauen Himmels bis zu dem zusammengesetztesten des Regenbogens, die wir beide in der reinen Natur an der Himmelswölbung gewahr werden, ist ein unendlicher und verschlungener Weg, den noch niemand zurückgelegt hat. Mit wenig Worten läßt sich die Ursache der Himmelsbläue aussprechen, mit vielen Vorrichtungen und Bemühungen kaum das Ereigniß des Regenbogens faßlich machen; und eben die Schritte zu bezeichnen, wie von dem einen zu dem andern zu gelangen sey, ist die Schwierigkeit. Es gehört hierzu kein weitläufiger und kostbarer Apparat, aber ein vollständiger, damit man alles, wovon die Rede ist, dem Auge darlegen könne. Mit bloßen Worten, gesprochenen noch viel weniger geschriebenen, mit linearen Zeichnungen ist nichts zu thun: denn ehe man sich's versieht, kommt man auf die eine wie auf die andere Weise zu einer Symbolik, mit der man, alsdann verfährt wie Kartenspieler mit gestempelten Blättern; man versteht sich, aber es kommt weiter nichts dabei heraus, als daß man sich verstanden hat; es war ein Spiel innerhalb eines gegebenen und angenommenen Kreises, das aber außerdem ohne Wirkung bleibt.

Die Aufgabe der Akademie setzt die vier bisher mehr oder weniger gangbaren Hypothesen:

1) der Emanation,
2) der Schwingungen,
3) der Polarisation,
4) der doppelten Refraction,

als Wesen voraus, welche, wie irdische Staatsmächte, das Recht haben mit einander Krieg zu führen, und zu fordern, daß sie sich wechselsweise, wie das Glück gut ist, einander subordiniren.

Dieser Krieg dauert schon eine Weile fort: sie haben sich von einander unabhängig erklärt, und bei jeder neuen Entdeckung hat man eine neue unabhängige Hypothese vorgebracht. Die Diffraction hat die ältesten Rechte behauptet: die Undulation hat viel Widerspruch gefunden; die

Polarisation hat sich eingedrungen und steht für sich eigentlich am unabhängigsten von den andern; die doppelte Refraction ist so nah mit ihr verwandt; niemand wird sie läugnen, aber niemand weiß recht, was er damit machen soll. Die chemische Ansicht tritt denn auch für sich auf und, wie man die neuesten Compendien der Physik ansieht, so werden sie zusammen historisch vorgetragen: die Phänomene, wie sie nach und nach bemerkt werden, die Meinungen, die man bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, werden aufgeführt, wobei an keine eigentliche Verknüpfung zu denken ist, wenn sie auch zum Schein versucht wird, und alles läuft zuletzt hinaus auf das Voltaire'sche: **Demandez à Monsieur Newton, il vous dira etc.**

Daß dieses sich so verhalte, giebt die Aufgabe der Akademie selbst an den Tag, ja sie spricht es aus und thut uns dadurch einen großen Dienst. Wie sie oben bekannt, daß die Mathematiker der Sache nicht genug gethan, so bezeugt sie nun auch, daß die Physiker noch keinen Vereinigungspunkt der verschiedenen Vorstellungsarten gefunden haben.

Wie sollte dieß aber auch auf dem bisherigen Wege möglich gewesen seyn! Wer der Mathematik entgehen wollte, fiel der Metaphysik in die Netze, und dort kommt es ja darauf an, zu welcher Gesinnung sich dieser oder jener hinneigt. Der Atomist wird alles aus Theilchen zusammengesetzt sehen und aus dem Dunkeln das Helle entspringen lassen, ohne im mindesten einen Widerspruch zu ahnen; der Dynamiker, wenn er von Bewegung spricht, bleibt immer noch materiell, denn es muß doch etwas da seyn, was bewegt wird. Da giebt es denn hypothetische Schwingungen, und was versucht nicht jeder nach seiner Art!

Deßhalb sind die Schriften, welche dießmal um den Preis concurriren, aller Aufmerksamkeit werth; er mag gewonnen oder ausgesetzt werden, es wird immer Epoche machen.

Sollen wir aber die Hauptfrage geistreich mit Einfalt und Freimüthigkeit anfassen, so sey verziehen, wenn wir sagen: Die Aufgabe, wie sie von der Akademie gestellt worden, ist viel zu beschränkt; man stellt vier Erscheinungen als die merkwürdigsten, ja den Kreis abschließenden, den Hauptgegenstand erschöpfenden auf; sie sollen unter einander verglichen, wenn es möglich einander subordinirt werden. Aber es giebt noch gar manche Phänomene von gleichem, ja höherem Werth und Würde, die zur Sprache kommen müßten, wenn eine gedeihliche Abrundung dieses

Geschäfts möglich seyn sollte. Gegenwärtig wäre nur an Vorarbeiten zu denken, wovon wir vorerst zwei aufführen und näher bezeichnen wollen, ehe wir weiter fortschreiten.

Das erste wäre die Verknüpfung jener anzustellenden Untersuchungen mit der Farbenlehre. Das Obengesagte schärfen wir nochmals ein: die sämmtlichen ausgesprochenen Phänomene sind durchaus von Farben begleitet, sie können ohne Farbe kaum gedacht werden. Allein wir könnten auf unserm Wege zu gar nichts gelangen, wenn wir uns nicht vorerst der herkömmlichen Denkweise entschlagen, der Meinung, die Farben seyen als Lichter im ursprünglichen Licht enthalten, und werden durch mancherlei Umstände und Bedingungen hervorgelockt. Alles dieses und was man sonst noch gewähnt haben mag, müssen wir entfernen und uns erst ein Fundament, unabhängig von jeder Meinung verschaffen, worunter wir eine methodische Aufstellung aller Phänomene verstehen, wo das Auge Farbe gewahr wird. Dabei nun werden die oben wiederholt genannten Phänomene sämmtlich an Ort und Stelle ihren Platz finden und sich durch Nachbarschaft und Folge wechselseitig aufklären.

Hierzu aber müßte die zweite Vorarbeit geschehen; eine Revision sämmtlicher Versuche wäre anzustellen, und nicht allein aller derjenigen, auf welche gedachte Hypothesen gegründet sind, sondern auch aller andern, welche noch irgend gefordert werden könnten.

Eine solche Revision, mit Einsicht unternommen, würde eigentlich keinen bedeutenden Geldaufwand erfordern; aber da das Geschäft größer und schwieriger ist als man denken möchte, so gehört ein Mann dazu, der sich mit Liebe dafür hergäbe und sein Leben darin verwendete. Gelegenheit und Localität müßte ihm zu Gebote stehen, wo er, einen Mechaniker an der Seite, seinen Apparat aufstellen könnte. Die Erfordernisse sämmtlich müßten methodisch aufgestellt seyn, damit alles und jedes zur rechten Zeit bei der Hand wäre; er müßte sich in den Stand setzen alle Versuche, wenn es verlangt würde, zu wiederholen, die einfachsten wie die verschränktesten, diejenigen auf die man bisher wenig Werth gelegt und die wichtigsten, worauf sich die Theorien des Tags begründen, alles was vor, in und nach Newtons Zeit beobachtet und besprochen worden. Alsdann würde sich wunderbar hervorthun, welch ein Unterschied es sey zwischen den kümmerlichen Linearzeichnungen, in welchen dieses Capitel erstarrt ist, und der gegenwärtigen lebendigen Darstellung der Phänomene.

Derjenige aber, der mit freiem Sinn und durchdringendem Geiste dieses Geschäft unternimmt, wird erstaunen und bei seinen Zuhörern Erstaunen erregen, wenn unwidersprechlich hervorgeht, daß seit hundert und mehr Jahren aus diesem herrlichsten Capitel der Naturlehre alle Kritik verbannt und jeder sorgfältige Beobachter, sobald er auf das Wahre hingedeutet, sogleich beseitigt und geächtet worden. Desto größere Freude aber wird er empfinden, wenn er überschaut, in welche Ernte er berufen sey, und daß es Zeit sey das Unkraut zu sondern von dem Weizen.

Wir sehen uns als Vorläufer eines solchen Mannes an, ja solcher Männer; denn die Sache ist nicht mit einmal und sogleich abzuthun. Die Akademie hat ein neues Jahrhundert vor sich, und im Laufe desselben muß das ganze Geschäft von Grund aus eine andere Ansicht gewonnen haben.

Ueber den Regenbogen.

I.

Goethe an Sulpiz Boiſſerée.

Für Ihren werthen Brief im allgemeinen und zum allerſchönſten dankend, will ich nur eiligſt die wichtige Frage wegen des Regenbogens zu erwiedern anfangen. Hier iſt mit Worten nichts ausgerichtet, nichts mit Linien und Buchſtaben; unmittelbare Anſchauung iſt noth und eigenes Thun und Denken. Schaffen Sie ſich alſo augenblicklich eine hohle Glaskugel a, etwa 5 Zoll, mehr oder weniger, im Durchmeſſer, wie ſie Schuſter und Schneider überall brauchen, um das Lampenlicht auf den Punkt ihrer Arbeit zu concentriren, füllen ſolche mit Waſſer durch das

Hälschen und verſchließen ſie durch den Stöpſel b, ſtellen ſie auf ein feſtes Geſtelle gegen ein verſchloſſenes Fenſter d, treten alsdann mit dem Rücken gegen das Fenſter gekehrt in e, etwas zur Seite, um das in der

Rückseite der Kugel sich präsentirende umgekehrte verkleinerte Fensterbild zu schauen, fixiren solches und bewegen sich ganz wenig nach Ihrer rechten Hand zu, wo Sie denn sehen werden, daß die Glastafeln zwischen den Fensterleisten sich verengen und zuletzt von den dunkeln Kreuzen völlig zusammengedrängt, mit einer schon vorher bemerkbaren Farbenerscheinung verschwinden, und zwar ganz am äußersten Rande g die rothe Farbe glänzend zuletzt.

Diese Kugel entfernen Sie nicht aus Ihrer Gegenwart, sondern betrachten sie, hin und her gehend, beim hellsten Sonnenschein, Abends bei Licht: immer werden Sie finden, daß ein gebrochenes Bild an der einen Seite der Kugel sich abspiegelt und so, nach innen gefärbt, sich, wie Sie Ihr Auge nach dem Rande zu bewegen, verengt und bei nicht ganz deutlichen mittleren Farben entschieden roth verschwindet.

Es ist also ein Bild und immer ein Bild, welches refrangirt und bewegt werden muß; die Sonne selbst ist hier weiter nichts als ein Bild. Von Strahlen ist gar die Rede nicht; sie sind eine Abstraction, die erfunden wurde, um das Phänomen in seiner größten Einfalt allenfalls darzustellen, von welcher Abstraction aber forteperirt, auf welche weiter gebaut oder vielmehr aufgehäuft, die Angelegenheit zuletzt ins Unbegreifliche gespielt worden. Man braucht die Linien zu einer Art von mathematischer Demonstration; sie sagen aber wenig oder gar nichts, weil von Massen und Bildern die Rede ist, wie man sie nicht darstellen und also im Buche nicht brauchen kann.

Haben Sie das angegebene ganz einfache Experiment recht zu Herzen genommen, so schreiben Sie mir, auf welche Weise es Ihnen zusagt, und wir wollen sehen wie wir immer weiter schreiten, bis wir es endlich im Regenbogen wieder finden.

Mehr nicht für heute, damit Gegenwärtiges als das Nothwendigste nicht aufgehalten werde.

Weimar, den 11. Januar 1832.

II.

Erwiederung.

Die Glaskugel, verehrteſter Freund, ſteht nun ſchon ſeit vielen Tagen vor meinen Augen, und ich habe noch nicht dazu gelangen können Ihnen zu ſagen was ich darin geſehen.

Ihrem Rath gemäß habe ich ſie bei gewöhnlichem Tageslicht wie bei Sonnen- und Kerzenlicht vielfach betrachtet, und immer habe ich bei der Bewegung meines Auges nach der Seite geſehen, daß das hintere Bild des Fenſters, der Sonne oder der Kerze am Rande der Kugel roth verſchwindet. Beim Sonnen- und Kerzenlicht habe ich bemerkt, daß das hintere Bild ſich auch nach der Seite in der Kugel bei h abſpiegelt, und daß die Farben erſcheinen, wenn man ſo weit zur Seite ſchreitet, daß beide Bilder ſich (bei g) über einander ſchieben, und zwar löſt ſich die ganze Erſcheinung in Roth auf, ſobald beide Bilder ſich decken; bei fernerem Fortſchreiten verſchwindet damit das Phänomen.

Es ist offenbar, daß bei dem gewöhnlichen Tageslicht daſſelbe vergeht; nur erscheint hierbei das zweite Spiegelbild h nicht recht deutlich, weil das Fenster ein zu groſses Bild macht und daher das zweite Spiegelbild bei diesem Experiment auf der gebogenen Kugelfläche sich in einen unförmlichen Lichtschimmer auflöst. Die Sonnenscheibe und die Kerzenflamme hingegen erscheinen in ganz entschiedenen Bildern. Man sieht das vordere a, welches sich bei dem Zurseiteschreiten nur wenig bewegt, und die beiden hintern Bilder f und h, welche sich, je nachdem man fortschreitet, gegen einander bewegen und endlich farbig über einander schieben, bis sie sich gänzlich decken und roth verschwinden.

Ferner habe ich die Kugel auf die Erde gestellt und das Bild der Sonne oder der daneben gestellten Kerze darauf fallen lassen, indem ich im rechten Winkel nahe an die Kugel trat.

Grundriß.

Das weiße Bild a erschien dann nicht weit von dem Hals der Kugel f, und in b zeigte sich ein farbiges Spectrum, welches bei der Bewegung nach d blau und bei der Bewegung nach e roth verschwand. Um das Experiment am bequemsten zu machen, stellte ich mich in die Nähe eines Tisches, auf dessen Ecke ich mich stützen konnte, so daß ich stehen bleiben durfte und nur den Oberleib nach den beiden Seiten hin oder leise vorwärts und rückwärts zu bewegen brauchte. Das Spectrum

ſcheint auch hier nicht auf einem einfachen Bilde zu beruhen, welches durch einen Theil der Glaskugel gebrochen wird, ſondern es ſcheint, daß man hier gleich zwei über einander geſchobene Bilder ſieht; denn als ich das Experiment mit Kerzenlicht machte, zeigten ſich nach dem Verſchwinden des blauen Lichts zwei aus einander gehende ſchwache Bilder. Daß ich dieſes beim Sonnenlicht nicht geſehen, mag daher rühren, weil bei dem weißeren Licht der Sonne die reflectirten Spiegelbilder im Gegenſatz gegen das ſehr glänzende Spectrum weniger anſprechend erſcheinen als bei dem orangefarbenen Kerzenlicht.

Genug, ich habe mich mit der Glaskugel vielfältig befreundet, und erkenne darin einen ſehr belehrenden Repräſentanten des Regentropfens, ſo daß die Gedanken nun ſchon zum Regenbogen eilen. Ich halte ſie zurück, um Ihrer Belehrung nicht vorzugreifen, die mir erſt die gehörige Sicherheit zum Weiterſchreiten geben oder mir zeigen wird, daß ich auf dem Weg des Irrthums bin. Es wird mich unendlich freuen, wenn Sie mich über dieſe wunderbar anziehende Naturerſcheinung einmal zur Klarheit bringen. Was die gewöhnlichen Naturforſcher darüber zu ſagen wiſſen iſt gar unbefriedigend.

München, den 2. Februar 1832

Sulpiz Boiſſerée.

III.

Goethe an Sulpiz Boiſſerée.

Es iſt ein groſſer Fehler, deſſen man ſich bei der Naturforſchung ſchuldig macht, wenn wir hoffen ein complicirtes Phänomen als ſolches erklären zu können, da ſchon viel dazu gehört daſſelbe auf ſeine erſten Elemente zurückzubringen; es aber durch alle verwickelten Fälle mit eben der Klarheit durchführen zu wollen, iſt ein vergebenes Beſtreben. Wir müſſen einſehen lernen, daß wir dasjenige, was wir im Einfachſten geſchaut und erkannt, im Zuſammengeſetzten ſupponiren und glauben müſſen: denn das Einfache verbirgt ſich im Mannichfaltigen, und da iſt's, wo

aber mehr dem einzelnen, wohlbegabten Menſchen als ganzen Völkern.

Denn wie ſich dieſe Sinnesart verbreitet, folgt ſogleich die letzte Epoche, welche wir die proſaiſche nennen dürfen, da ſie nicht etwa den Gehalt der frühern humaniſiren, dem reinen Menſchenverſtand und Hausgebrauch aneignen möchte, ſondern das Aelteſte in die Geſtalt des gemeinen Tags zieht, und, auf dieſe Weiſe, Urgefühle, Volks- und Prieſter-Glauben ja den Glauben des Verſtandes, der hinter dem Seltſamen noch einen löblichen Zuſammenhang vermuthet, völlig zerſtört.

Dieſe Epoche kann nicht lange dauern. Das Menſchenbedürfniß, durch Weltſchickſale aufgeregt, überſpringt rückwärts die verſtändige Leitung, vermiſcht Prieſter-, Volks- und Urglauben, klammert ſich bald da bald dort an Ueberlieferungen, verſenkt ſich in Geheimniſſe, ſetzt Mährchen an die Stelle der Poeſie und erhebt ſie zu Glaubensartikeln. Anſtatt verſtändig zu belehren und ruhig einzuwirken ſtreut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt, auf den hingeſchaut werde, iſt mehr gegeben, jeder Einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und giebt ſeine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganzes.

Und ſo wird denn auch der Werth eines jeden Geheimniſſes zerſtört, der Volksglaube ſelbſt entweiht; Eigenſchaften, die ſich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie ſtreitende Elemente gegen einander und ſo iſt das Tohu wa Bohu wieder da, aber nicht das erſte, befruchtete, gebärende, ſondern ein abſterbendes, in Verweſung übergehendes, aus dem der Geiſt Gottes kaum ſelbſt eine ihm würdige Welt abermals erſchaffen könnte.

bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist.

Der Regenbogen ist ein Refractionsfall, und vielleicht der complicirteste von allen, wozu sich noch Reflexion gesellt. Wir können uns also sagen, daß das Besondere dieser Erscheinung alles, was von dem Allgemeinen der Refraction und Reflexion erkennbar ist, enthalten muß.

Nehmen Sie ferner das Heft meiner Tafeln und deren Erklärung vor sich, und betrachten auf der zweiten die vier Figuren in der obersten Reihe, bezeichnet mit **A**, **B**, **C**, **D**. Lesen Sie, was Seite 5 zur Erklärung gesagt ist, und gehen Sie nun drauf los, sich mit diesen Anfängen völlig zu befreunden. Und zwar würde ich vorschlagen, zuerst die objectiven Versuche bei durchfallendem Sonnenlichte zu nehmen.

Versehen Sie sich mit verschiedenen Linsen, besonders von bedeutendem Durchmesser und ziemlich ferner Brennweite, so werden Sie, wenn Sie Lichtmasse hindurch und auf ein Papier fallen lassen, sehen, wie sich ein abgebildeter Kreis verengt und einen gelben, zunächst am dunkeln einen gelbrothen Saum erzeugt. Wie Sie nun die Erscheinung näher betrachten, so bemerken Sie, daß sich ein sehr heller Kreis an den farbigen anschließt, aus der Mitte des Bildes jedoch sich ein graulich dunkler Raum entwickelt. Dieser läßt nun nach dem Hellen zu einen blauen Saum sehen, welcher violett das mittlere Dunkel umgränzt, welches sich hinter dem Focus über das ganze Feld ausbreitet und durchaus blausäumt erscheint.

Lassen Sie sich diese Phänomene auf das wiederholteste angelegen seyn, so werden Sie alsdann zu weiteren Fortschritten hingerissen werden.

Hängen Sie nunmehr Ihre mit Wasser gefüllte Kugel, die Sie als eine gesetzlich aufgeblasene Linse ansehen können, ins freie Sonnenlicht, stellen Sie sich alsdann, gerade wie in meiner Zeichnung des ersten Versuchs angegeben ist, schauen Sie in die Kugel, so werden Sie, statt jenes reflectirten Fensters, die auf die Kugel fallende Lichtmasse in einen Kreis zusammengezogen sehen, indessen derselbige Kreis durch das Glas durchgeht, um hinter der äußern Fläche einen Brennpunkt zu suchen. Der Kreis aber innerhalb der Kugel, welcher durch Reflexion und Refraction nunmehr in Ihr Auge kommt, ist der eigentliche Grund jener Zurückstrahlung, wodurch der Regenbogen möglich werden soll.

Bewegen Sie sich nunmehr, wie in den andern bisherigen Fällen, so werden Sie bemerken, daß, indem Sie eine schiefere Stellung annehmen, der Kreis sich nach und nach oval macht, bis er sich dergestalt zusammenzieht, daß er Ihnen zuletzt auf der Seite sichtbar zu werden scheint, und endlich als ein rother Punkt verschwindet. Zugleich wenn Sie aufmerksam sind, werden Sie bemerken, daß das Innere dieses rothgesäumten Kreises dunkel ist, und mit einem blauvioletten Saum, welcher mit dem Gelben des äußern Kreises zusammentreffend zuerst das Grüne hervorbringt, sich sodann als Blau manifestirt und zuletzt bei völligem Zusammendrängen als roth erscheint.

Dabei müssen Sie sich nicht irre machen lassen, daß noch ein paar kleine Sonnenbilder sich an den Rand des Kreises gesellen, die ebenfalls ihre kleineren Höfe um sich haben, die denn auch bei oben bewirktem Zusammenziehen ihr Farbenspiel gleichfalls treiben, und deren zusammengedrängte Kreise, als an ihren nach außen gekehrten halben Rändern gleichfalls roth, das Roth des Hauptkreises kurz vor dem Verschwinden noch erhöhen müssen. Haben Sie alles dieses sich bekannt und durch wiederholtes Schauen ganz zu eigen gemacht, so werden Sie finden, daß doch noch nicht alles gethan ist, wobei ich denn auf den allgemein betrachtenden Anfang meiner unternommenen Mittheilung hinweisen muß, Ihnen Gegenwärtiges zur Beherzigung und Ausübung bestens empfehlend, worauf wir denn nach und nach in unsern Andeutungen fortzufahren und des eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen suchen werden.

Nun aber denken Sie nicht, daß Sie diese Angelegenheit jemals los werden. Wenn sie Ihnen das ganze Leben über zu schaffen macht, müssen Sie sich's gefallen lassen. Entfernen Sie die Kugel den Sommer über nicht aus Ihrer Nähe, wiederholen Sie an ihr die sämmtlichen Erfahrungen, auch jene mit Linsen und Prismen: es ist immer eins und eben dasselbe, das aber in Labyrinthen Versteckens spielt, wenn wir täppisch, hypothetisch, mathematisch, linearisch, angularisch danach zu greifen wagen. Ich kehre zu meinem Anfang zurück und spreche noch aus wie folgt.

Ich habe immer gesucht das möglichst Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu ergreifen und habe es, zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung anderer, darin weit gebracht. Hierdurch bin ich für mich an die Gränze gelangt, dergestalt daß ich da anfange zu glauben wo andere

verzweifeln, und zwar diejenigen die vom Erkennen zu viel verlangen, und wenn sie nur ein gewisses dem Menschen Beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen ins Einzelne und aus dem Einzelnen ins Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht.

Für freundliche Theilnahme dankbar,
fortgesetzte Geduld wünschend,
fernerer Vertrauen hoffend.

Weimar den 25 Februar 1832

Naturwissenschaftliche

Einzelnheiten.

Johann Kunckel.

1822.

Geboren zu Schleswig 1630, wandte sich, ohne studirt zu haben, von der Apothekerkunst zur Chemie, wo er denn, in einer noch alchymistisch düstern Zeit, mit seltsamen Meinungen hervortrat, welche nicht eben günstig aufgenommen wurden; doch mußte er, als ein praktisch gewandter Mann, bei feuerlustigen, Geheimes forschenden Fürsten und Herren guten Eingang finden. Zuerst am Lauenburgischen Hofe, dann zu Dresden, zu Berlin und endlich in Schweden angestellt, hinterließ er seine Erfahrungen in dem Quartband: Die vollkommene Glasmacherkunst, einem zwar vielfach wichtigen und nützlichen, aber doch schwer zugänglichen Buche. Ich erinnere mich aus früherer Zeit bei flüchtiger Ansicht niemals klug daraus geworden zu seyn; gegenwärtig neu angeregt, habe ich es genauer betrachtet und denke durch Nachstehendes den Kunstfreunden einen freiern Eingang zu eröffnen.

Kunckels Werk enthält von ihm selbst weniges, aber an sich Bedeutendes und durch die Stellung noch bedeutender Erscheinendes.

Die Grundlage des Ganzen macht ein Tractat des Antonius Neri über gerachte Kunst. Dieser Mann, von Florenz gebürtig, war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in voller Thätigkeit, und mochte zu Muran, wo schon seit zweihundert Jahren die Glaskunst blühte, den Grund seiner Kenntnisse und Fertigkeiten gelegt haben. Sodann hielt er sich in Antwerpen, ferner in Pisa und Florenz auf, zu einer Zeit wo man überall mit den Venetianern zu wetteifern anfing. Von der Richtung seiner Studien und Beschäftigungen giebt uns das Büchlein genugsames

Zeugniß. Aus dem Italiänischen ward es zuerst ins Lateinische, dann ins Teutsche übersetzt, und hierauf von Kunckel zum Grunde seiner eigenen Arbeiten und Bemerkungen gelegt; es besteht aus sieben Büchern, deren jedem eine Folge von Kunckels Anmerkungen hinzugefügt ist.

Das erste beschäftigt sich ordnungsgemäß mit den Ingredienzien des Glases, dem Kali, der Soda, dem Quarz, und zeigt wie man vollkommenes und gemeines Glas machen solle. Sodann werden mancherlei Arten angegeben, wie man das Glas färben könne. Kunckels Anmerkungen bestätigen, berichtigen und erweitern den Text.

Das zweite Buch geht schon auf complicirtere Glasfärbung, und handelt deßhalb von den Reagentien, wenn die Metalle aufgelöst und verkalkt werden. Die kurzen Anmerkungen billigen theils das angerühmte Verfahren, theils deuten sie auf den kürzern Weg.

Das dritte Buch fährt fort sich mit Färbung des Glases zu beschäftigen; die Anmerkungen hadern mit dem Verfasser, daß seine Vorschriften irre führen, obgleich manches Gute zugestanden wird.

Das vierte Buch handelt vom Bleiglas und den dadurch zu erzeugenden Farben, auch noch von einigen andern Färbungen und Bezügungen. Kunckel verwirft das Bleiglas als allzuweich und zeigt was bei dem übrigen zu bedenken sey.

Das fünfte Buch lehrt in Gefolg des vorigen, wie die natürlichen Edelsteine nachzuahmen, ja an Schönheit zu übertreffen, obgleich an Härte nicht zu erreichen. Kunckel ist hierüber sehr unzufrieden, weil die Paste zu schwer sey und doch keine rechte Politur annehme; dann fügt er einige Berichtigungen und Erleichterungen hinzu.

Das sechste Buch trägt nun die Bereitung des Schmelzwerkes, neuerlich Emaille genannt, deutlich vor, wenn Kunckel so zufrieden ist, daß er um dieses Buches willen das ganze Werk eigentlich zu schätzen versichert; dabei gesteht er mit Vergnügen sämmtliche Versuche durchprobirt zu haben, wovon auch seine Anmerkungen Zeuge sind.

Das siebente Buch endlich handelt von Lackfarben, sodann vom Ultramarin; zuletzt wendet sich der Vortrag zur Glaskunst wieder zurück, da denn auch Kunckel das Seinige hinzufügt.

Hierauf folgt nun eine besondere Zugabe, welche unterweist und anleitet, wie man sowohl Gläser als Flüsse oder künstliche Edelsteine zur größten Perfection und Härte bringen solle; deßwegen denn auch ein

hierzu erforderlicher Glasofen vorgeschrieben ist. Am Schlusse wird ausgeführt, wie man Doubletten fertigen und erkennen möge.

Diese erste Abtheilung ist nun geschlossen und es folgen darauf **Christoph Merrets** Anmerkungen über die Bücher des Antonius Neri. Merret, ein englischer Arzt und Chemiker, schrieb, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, Noten zu Antonius Neri in englischer Sprache, welche sodann **Andreas Frisius** nebst dem Werke des Antonius Neri in das alles vermittelnde Latein übertrug und 1668 herausgab, wodurch denn die Uebersetzung weiter ins Deutsche gefördert ward.

Der Engländer macht seine Anmerkungen nach den Paragraphen, die durch Neri's ganzes Werk durchgehen. Kunckel, welcher in seinen früheren Anmerkungen sich auf Merret öfters mit Beifall bezogen, berichtigt noch einiges auf wenig Blättern, und fügt eine Anmerkung über Bereitung der Pottasche hinzu, damit man des orientalischen oder spanischen Materials entbehren könne.

Hierauf folgt nun **der Glasmacherkunst zweiter Theil**, an Blättern etwa halb so stark als der erste; auch dieser enthält mehr Fremdes als Eigenes. Die erste Abtheilung handelt vom Glasbrennen, Vergolden und Malen; das Tractätlein schreibt sich von einem guten, aber anonymen Nürnberger Glasmaler her, welcher sich H. J. S. unterzeichnet. Es sind hundert Experimente, offenbar aus langer, entschiedener Erfahrung, einfach vorgelegt, mit wenig eingeschobenen Anmerkungen Kunckels, welcher noch einige Recepte hinzufügt.

Die andere Abtheilung enthält eine Anweisung zur holländischen weißen und bunten Töpferglasur und Makerwerk (fayence), welche Kunckel selbst, nicht ohne große Mühe, Unkosten und Aufopferung zusammengebracht; dann folgt noch eine Zugabe von dem kleinen Glasblasen mit der Lampe.

Die dritte Abtheilung enthält funfzig Experimente, von Kunckel zwar nicht erfunden, aber nachprobirt, nebst einigen Zugaben.

Den völligen Schluß macht als Anhang ein Sendbrief, aus dem Englischen übersetzt, handelnd von der Kenntniß der Edelsteine und was dahin gerechnet ist. Ein Register über das ganze Werk ist hinzugefügt, bequem zu benutzen, weil die Seitenzahl durch beide Theile durchgeht.

Aus diesem kurzen Inhaltsverzeichniß wird der sinnige Leser alsobald gewahr werden, wie ein collectives, aus vielen Theilen zusammengesetztes

Werk durch einen tüchtigen, erfahrenen, seiner Sache gewissen, praktisch ausgebildeten Mann zur Einheit umgeschaffen werden, und wir dürfen uns schmeicheln, daß aufmerksamen Kunstverwandten sich nur desto lieber und leichter mit dem Einzelnen zu befreunden willkommene Gelegenheit gegeben sey.

Denn obgleich in dem chemischen Fache, wie in so vielen andern, seit einem halben Jahrhunderte das Unerwartete geschehen, so muß doch immer unterhaltend und belehrend bleiben, rückwärts zu schauen und historisch zu erkennen was unsere Verfahren geleistet, wie weit ihr Wissen vorwärts gedrungen und wo es gestockt. Hierdurch finden wir uns denn aufs neue angeregt, hie und da die angedeuteten Wege zu verfolgen.

Die sich gegenwärtig wieder hervorthuende Glasmalerei wird hierbei nicht ohne Vortheil bleiben; die Kunst ist nicht sowohl verloren als deren Ausübung eingeengt und erschwert, wodurch wir aufgefordert werden, uns nach einzelnen wohl erprobten Handgriffen umzuthun. Der jetzt ins Ganze wirkende Chemiker verfolgt so große Zwecke, daß er sich um das Einzelne, neben dem Weg Liegende nicht emsig bekümmern kann, und so gelingt nicht alles und jedes was im Laufe der Erfahrungen und Versuche gefordert wird. Lange vermißten wir die wahren Scheiben, die bei hellem Grunde Gelb, bei dunklem Blau zeigen; eben so konnten wir nicht mit Gewißheit zu enteptisirten Gläsern gelangen. Beide Körper können nunmehr den Freunden der Chromatik nach Lust und Belieben zugestellt werden, wie das weitere nächstens auszuführen ist.

TEMPEL DES JUPITER SERAPIS ZU PUTZUOLO

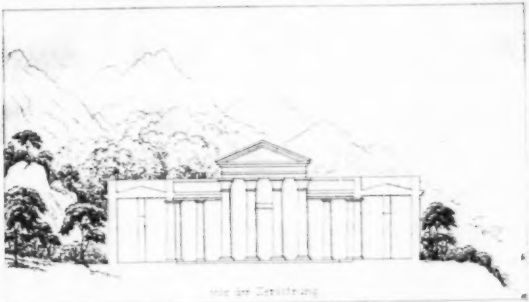

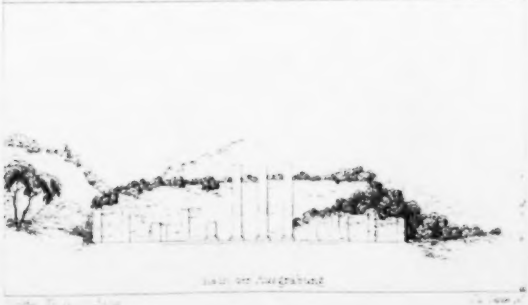

Uranfange

tiefsinnig beschaut, schicklich benamst.

Poesie	Volksglaube	Tüchtig	Einbildungskraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig	Vernunft
Philosophie	Aufklärendes Herabziehen	Klug	Verstand
Prosa	Auflösung ins Alltägliche	Gemein	Sinnlichkeit

Vermischung, Widerstreben, Auflösung.

Architektonisch-naturhistorisches Problem.

1823.

Nach meiner Rückkehr aus Sicilien fand sich in Neapel noch manches nachzuholen, was in dem Drange des südlichen Lebens versäumt worden war; dahin gehörte denn auch der Tempel des Jupiter Serapis bei Pozzuoli, an dessen übrig gebliebenen Säulen sich ein unerklärliches Phänomen dem Erd- und Naturforscher längst bemerklich machte.

Am 19. Mai 1787 verfügten wir uns dahin; ich betrachtete mir alle Umstände genau, und setzte gar bald bei mir fest wie die Erscheinung zu erklären sey. Was ich schon damals in mein Tagebuch schrieb und aufzeichnete, will ich nach so geraumer Zeit mit allem was mir zeither bekannt geworden, hier in anschaulicherer Folge, in Bezug auf eine wohlgerathene Kupfertafel getreulich vortragen.

Die Lage des Tempels, eigentlich aber seiner noch vorhandenen Ueberreste, ist nordwärts von Pozzuoli, etwa zweihundert Toisen von der Stadt entfernt: er lag unmittelbar am Meer, etwa funfzehn Fuß über den Wasserspiegel erhöht.

Noch immer nimmt das Mauerwerk einen Raum ein von fünfundzwanzig Toisen ins Gevierte; davon gehen ab die Zellen der Priester ringsum, so daß für den innern Hof, einen umgebenden Säulengang mitgerechnet, neunzehn Toisen übrig bleiben. In der Mitte findet sich eine runde Erhöhung, mit vier steilen Stufen zu ersteigen; sie hat zehn und eine halbe Toise im Durchschnitt und trug auf Säulen einen runden durchsichtigen Tempel ohne Zelle.

Die Zahl der freistehenden Säulen daran war sechzehn; den Hof umgaben sechsunddreißig, und da einer jeden Säule auch eine Statue zugetheilt worden, so mußten zweiundfünfzig derselben in diesem mäßigen Raume Platz finden. Denke man sich nun das Ganze korinthischer Ordnung,

wie die Proportionen der Säulen, desgleichen die noch umherliegenden Gesimsglieder beweisen, so wird man gestehen, daß es hier auf eine große Prachtwirkung angesehen war. Diese ward noch dadurch erhöht, daß der Stoff edel, Massen sowohl als Bekleidung Marmor gewesen; wie denn die engen Priesterzellen und die seltsamen Reinigungszimmer alles von köstlichem Marmor getäfelt, gepflastert und eingerichtet gefunden worden.

Alle diese Kennzeichen, vorzüglich auch der Plan, näher betrachtet, deuten eher auf das dritte als zweite Jahrhundert; der Werth gemeldeter architektonischen Zierrathen, welcher am sichersten entscheiden würde, ist uns nicht mehr gegenwärtig.

Noch ungewisser bleibt die Epoche, wann dieser Tempel durch vulcanische Asche und sonstigen feurigen Auswurf verschüttet worden; doch geben wir von dem was man noch sieht, so wie von dem was man sich zu folgern erlaubt, in Bezug auf die Kupfertafel zunächst Rechenschaft.

In dem obern Felde derselben sieht man einen Aufriß des Tempels in seiner Integrität, und zwar den Hof im Durchschnitt genommen; die vier hohen Säulen des Porticus standen im Grunde des Hofs vor dem Allerheiligsten; man sieht ferner den von einem Säulengang umgebenen Hof und dahinter die priesterlichen Gemächer.

Daß der Tempel in einer uns unbekannten Epoche des Mittelalters verschüttet wurde, ist kein Wunder. Man nehme den Plan der **Campi Phlegraei** vor sich und betrachte Krater an Krater, Erhöhung und Vertiefung immerfort wechselnd, so wird man sich überzeugen, daß der Boden hier niemals zur Ruhe gekommen. Unser Tempel liegt nur anderthalb Stunden vom neuen Berge (**monte nuovo**), der im September 1538 zu einer Höhe von tausend Fuß emporgewachsen, entfernt, und gar nur eine halbe von der Solfatara, welche noch immer brennt und glüht.

Man beschaue nun das mittlere Bild und denke sich den niedergehenden dichten Aschenregen, so werden die Priesterwohnungen, davon bedeckt, zu Hügeln anschwellen, der freie Hof hingegen wird nur bis zu einer gewissen Höhe angefüllt werden. Dadurch verblieb in der Mitte eine Vertiefung, welche sich nur zwölf Fuß über den alten Boden erhebt, aus welchem die übrig gebliebenen Hauptsäulen, auch wohl der obere Theil der Säulen des Umgangs hie und da hervorragten.

Der Bach, der zur Reinigung durch den Tempel geführt war, wovon die ausgegrabenen Rinnen und Röhren, die wunderlich durchschnittenen

Marmorbänke genugsam zeugen, das mit Sorgfalt hergeleitete Wasser, das noch jetzt nicht fern vorbeifließt, bildete stockend einen Teich, der denn etwa fünf Fuß hoch gewesen seyn und in dieser Höhe die Säulen des Porticus bespült haben mag.

Innerhalb dieses Gewässers entstehen Pholaden und fressen den griechischen Cipollinmarmor ringsum an, und zwar völlig in der Wasserwage.

Wie viele Jahre dieser Schatz verborgen geblieben, ist unbekannt; wahrscheinlich bebuschte sich der Wall rings umher; auch ist die Gegend überhaupt so ruinenreich, daß die wenigen hervorragenden Säulen kaum die Aufmerksamkeit an sich ziehen mochten.

Endlich aber fanden neuere Architekten hier eine erwünschte Fundgrube. Man leitete das Wasser ab und unternahm eine Ausgrabung; nicht aber um das alte Monument wieder herzustellen; es wurde vielmehr als Steinbruch behandelt, und der Marmor bei dem Bau von Caserta, der 1752 begann, verbraucht.

Dieß ist denn auch die Ursache, warum der aufgeräumte Platz so wenig gebildete Reste sehen läßt, und die drei Säulen, auf gereinigtem geplattetem Boden stehend, unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen. Diese sind es denn, die in der ganzen Höhe von zwölf Fuß über dem Boden völlig rein gesehen werden, sodann aber fünf Fuß weiter hinauf von Pholaden zerfressen sind. Bei näherer Untersuchung hat man das Maß der durch diese Geschöpfe bewirkten Vertiefungen vier Zoll gefunden und die Schalenreste unversehrt herausgezogen.

Seit jener Zeit des Aufgrabens und Benutzens scheint jedoch weiter nichts angerührt worden zu seyn; denn das Werk: **Antichità di Puzzuolo**, ein Folioband, in welchem bildliche Darstellungen und Text, beides in Kupfer gestochen, gefunden werden, zwar ohne Jahrzahl, aber bei der Vermählung Ferdinands IV mit Caroline von Oesterreich, also im Jahre 1768 dem hohen Paare gewidmet, zeigt auf der fünfzehnten Tafel den damaligen Zustand ungefähr so wie wir ihn auch gefunden, und wie eine Zeichnung, durch Herrn Verschaffeldt 1790 verfertigt, welche, auf hiesiger großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt, denselben Gegenstand der Hauptsache nach übereinstimmend vorlegt.

Auch das bedeutende Werk: **Voyage pittoresque, ou description des Royaumes de Naples et de Sicile**, und zwar in dem zweiten Theile des ersten Bandes, beschäftigt sich gleichfalls von Seite 167 an mit

unserm Tempel. Der Text ist schätzenswerth und giebt mancherlei gute Nachrichten, wenn er uns gleich zu keinem Ziele führt. Zwei Abbildungen gegenüber sind, nach flüchtigen Skizzen, willkürlich zu gefälligem Schein ausgeführt, aber doch der Wahrheit nicht ganz entfremdet.

Weniger Gutes läßt sich von der in demselbigen Werk zu Seite 172 gehörigen Restauration sagen, wie es die Herausgeber selbst eingestehen; es ist bloß eine phantastische Theaterdecoration, viel zu geräumig und kolossal, da dieses ganze heilige Gebäude, wie schon die Dimensionen anzeigen, in sehr mäßigen Verhältnissen aufgeführt, obgleich überflüssig verziert war.

Hiervon kann man sich durch den Grundriß überzeugen, welcher im erstgenannten Werk Antichità di Puzzuolo, Tafel XVI, eingeschaltet und in dem Voyage pittoresque zu Seite 170 copirt erscheint.

Aus allem diesem aber ist ersichtlich, daß für einen geschickten und gewandten Architekten hier noch viel zu thun bleibe; genauere Maßangabe als wir liefern konnten, deßhalb Revision des Grundrisses, nach Anleitung obgenannter Werke, genaue Untersuchung der noch umherliegenden Trümmer, kennerhafte Beurtheilung des Geschmacks daran, woraus die Zeit der Erbauung am ersten abzuleiten wäre; kunstgemäße Restauration des Ganzen sowohl als des Einzelnen, im Sinn der Epoche, in welcher das Gebäude errichtet worden.

Dem Antiquar wäre dadurch vorgearbeitet, der von seiner Seite die Art des Gottesdienstes, welche hier geübt wurde, nachweisen möchte; blutig muß er gewesen seyn, denn es finden sich noch eherne Ringe im Fußboden, woran man die Stiere geheftet, deren Blut abzuleiten die umhergehenden Rinnen bestimmt gewesen; ja es findet sich in Centrum der Mittelerhöhung eine gleiche Oeffnung, wodurch das Opferblut abfließen konnte. Uns scheint dieß alles auf eine spätere Zeit, an einen geheimnißvollen düstern Götzendienst hinzudeuten.

Nach allem diesem kehre ich zu dem Hauptzwecke zurück, den Pholadenlöchern, die man wohl ungezweifelt solchen Thieren zuschreiben muß. Wie sie da hinauf gereicht und nur einen gewissen Streifen um die Säulen angenagt, entwickelt unsere oben gegebene Erklärung; sie ist local und bringt, mit dem geringsten Aufwande, die Sache zur Klarheit, und wird sich gewiß des Beifalls ächter Naturforscher zu erfreuen haben.

Man scheint in dieser Angelegenheit, wie so oft geschieht, von falscher Voraussetzung ausgegangen zu seyn. Die Säulen, sagte man,

ſind von Pholaden angefreſſen; dieſe leben nur im Meere, das Meer muß alſo ſo hoch geſtiegen und die Säulen eine Zeit lang von ihm umgeben worden ſeyn.

Eine ſolche Schlußfolge darf man nur umkehren und ſagen: eben weil man die Wirkung von Pholaden hier mehr als dreißig Fuß über dem Meeresſpiegel findet und ſich ein zufälliger Teich hier oben nachweiſen läßt, ſo müſſen Pholaden, von welcher Art ſie auch ſeyn, im ſüßen oder doch durch vulcaniſche Aſche angeſalzten Waſſer exiſtiren können. Und hier ſpreche ich im allgemeinen unbedenklich aus: eine Erklärung, die ſich auf eine neue Erfahrung ſtützt, iſt achtungswerth.

Denke man ſich nun gegentheils in der dunkelſten Pfaffen- und Ritterzeit das mittelländiſche Meer dreißig Fuß über ſeinen wagerechten Stand ſich erhebend, welche Veränderungen müßten die ſämmtlichen Ufer in ihren Zuſtänden erfahren haben. Wie viel Buchten mußten erweitert, wie viel Landſtrecken zerwühlt, wie manche Häfen ausgefüllt werden. Und das Gewäſſer ſollte noch überdieß längere Zeit in dieſem Stande geblieben ſeyn? Davon wäre aber in keiner Chronik, in keiner Fürſten-, Stadt-, Kirchen- oder Kloſtergeſchichte Meldung geſchehen, da doch in allen Jahrhunderten nach der Römer Herrſchaft Nachrichten und Ueberlieferungen niemals völlig abreißen.

Hier unterbricht man uns aber und ruft: „Was ſtreitet ihr? mit wem ſtreitet ihr? Hat denn irgend jemand behauptet, jene Meereswallung habe ſich ſo ſpät, während unſerer chriſtlichen Zeitrechnung ereignet? Nein, ſie gehört früheren Jahren an, vielleicht gar dem poetiſchen Kreiſe."

Es ſey! Wir ergeben uns gerne, da wir Streit und Widerſtreit nicht lieben; für uns iſt's genug, daß ein Tempel, im dritten Jahrhundert erbaut, wohl ſchwerlich könne in dem Maße vom Meere jemals überſchwemmt worden ſeyn.

Und ſo will ich denn nur noch, auf beiliegende Tafel mich beziehend, einiges wiederholen und wenige Bemerkungen hinzufügen. Auf der obern Abtheilung wie auf den übrigen iſt a die Linie der Meeresfläche, b die geringe Erhöhung des Tempels über dieſelbe.

Auf dem mittlern Bilde iſt unſere Ueberzeugung ausgedrückt; die Linie c deutet auf die Verſchüttung des Tempelhofes und den Grund des Teiches, d auf die Höhe des Waſſerſtandes in demſelbigen Teiche; zwiſchen beiden Punkten war den gefräßigen Muſcheln der Aufenthalt

Bayerische Staatsbibliothek

vergönnt; e sodann deutet auf den Wall, der bei der Verschüttung sich über und um den Tempel hinlegte, wie man denn Säulen und Mauerwerk im durchschnittenen Terrain punktirt sieht.

Im untern Felde, wo sich die ausgegrabenen Räume zeigen, correspondiren die von Pholaden angefressenen punktirten Säulenhöhen mit dem vormaligen Teiche c d und machen die Absicht unserer Erklärung vollkommen deutlich: nur ist zu bemerken, daß man in der Wirklichkeit das umgebende Mauerwerk des Tempels nicht so frei, wie hier um der Uebereinstimmung willen gezeichnet worden, sondern verschüttet antreffen wird; da man zu jener Zeit nur das Nachgraben so weit verfolgte, als man Ausbeute für seine Zwecke verfand.

Sollte ich nun noch etwas hinzufügen, so hätte ich die Ursachen anzugeben, warum ich nicht längst mit dieser Erklärung hervorgetreten. In diesem wie in andern Fällen hatte ich mich fest überzeugt und fühlte keinen Beruf in dieser widersprechenden Welt auch andere überzeugen zu wollen. Als ich meine Italiänische Reise herausgab, hielt ich gerade diese Stelle meines Hefts zurück, weil mir eine solche Ausführung mit dem übrigen nicht zu passen schien, auch im Tagebuch der Hauptgedanke nur angedeutet und mit wenigen Federzügen erläutert war.

Nun treffen aber in diesen letzten Zeiten zwei Umstände zusammen, die mich zu dieser Eröffnung bestimmen und sie möglich machen. Ein so freundlicher als genial gewandter Baumeister zeichnete, nach meinen geringen Andeutungen, die parallelisirende Tafel, welche, ohne weitere umständliche Ausführung, nur von wenig Worten begleitet, die Sache schon ins Klare gesetzt hätte; sie wird, sehr sauber von Schwerdgeburth gestochen, Naturfreunden genugthun.

Zugleich aber regte mich auf, daß Herr von Hoff in seinem unschätzbaren Werke, wodurch er dem sinnigen Naturforscher so viele unnöthige Fragen, Untersuchungen, Folgerungen und Antworten erspart, auch des gegenwärtigen Falles gedenken mochte. Bedächtig setzt er das Problematische aus einander, und wünscht eine weniger desperate Erklärung als jene, die eine Erhöhung des Mittelmeers zu einem so winzigen Zwecke für nöthig erachtet. Diesem würdigen Manne sey denn zuvörderst gegenwärtiger Aufsatz gewidmet, mit Vorbehalt, unsern verpflichteten Dank für die große durchgreifende Arbeit öfters und zwar bei Gelegenheit anderer bedeutenden Punkte unbewunden auszusprechen.

Phyſiſch-chemiſch-mechaniſches Problem.

1823.

Im Jahre 1821 entzündete der Blitz eine bei Greifswalde nahgelegene Windmühle und beſchädigte einige Flügel. Als man die Mühle wieder herſtellen wollte und alle Theile derſelben durchforſchte, fand man in der Welle eine Oeffnung zu einer Höhlung führend, aus welcher man zweihundert und achtzig ſchwarze Kugeln nach und nach herauszog, alle von gleicher Größe.

Hiervon erhielt Herr Bergrath Lenz einige, und eine halbe ward Herrn Hofrath Döbereiner zur Unterſuchung überlaſſen, welcher folgendes Reſultat mittheilte. „Sie hat die Geſtalt eines elliptiſchen Sphäroids, deſſen große Achſe 18 und deſſen kleine Achſe 17 Pariſer Linien beträgt. Ihre Maſſe iſt ſchwarzgrau, dicht (nicht porös), von ſpröder Beſchaffenheit und kleine, kaum erkennbare Holzſpäne eingeſprengt enthaltend. Auf der Oberfläche erſcheint ſie ſchalig. Sie verhält ſich chemiſch theils wie Braunkohle, theils wie geröſtetes Holz. Denn ſie wird von Ammoniak und noch leichter von einer Auflöſung von Aetzkali im Waſſer faſt ganz bis auf die eingeſprengten Holzſpäne zu einer dunkelbraunen Flüſſigkeit aufgelöst und verbrennt, wenn ſie, unter dem Zutritt der Luft, ſtark genug erhitzt wird, anfangs flammend und zuletzt glühend, wobei die Producte des verbrennenden Holzes, nämlich Kohlenſäure, Waſſer und eine alkaliſch reagirende Aſche gebildet werden. Die Subſtanz jener Kugel iſt alſo bloß verändertes Holz der Welle, worin ſie gefunden worden.“

Ein ſo ſeltſames Phänomen zu erklären wird ſich wohl jeder Naturfreund gedrungen fühlen, und da begegnet uns denn ſogleich die erſte Frage: Hat der Blitz hier mitgewirkt, oder gab er bloß Gelegenheit zur Reparatur der Mühle und zur Entdeckung des Phänomens?

Nehmen wir jenes an, so könnte man sagen, daß die Welle vom Blitz getroffen und durchdrungen worden, daß die Holzsubstanz von der Elektricität zermalmt, geschmolzen, halb verkohlt und zuletzt von der negativen, die Materie kugelig gestaltenden elektrischen Thätigkeit sphärisch ausgebildet worden. Diese Kugeln wären alsdann ein polares Seitenstück zu Lichtenbergs elektrischen Figuren, und den Blitzröhren, die man als durch positive Electricität gebildet ansehen darf.

Eine andere Erklärungsart, welche den Blitz nicht zu Hülfe nimmt, wird folgendermaßen vorgetragen.

Betrachtet man jene Halbkugel näher, so sieht man, daß sie aus Partikelchen, die sich nach und nach angelegt, gebildet worden, und findet sie aus einer Schale und einem Kern bestehend. Die Schale ist ungefähr einen guten Viertelzoll stark, der Kern unregelmäßig. Untersucht man die Schale näher, so findet man sie aus vielen Theilchen zusammengefügt, die aber so fest an einander hängen, daß wir sie als zu einem Ganzen gehörig müssen gelten lassen. Der Kern, manchmal aus mehreren Stücken bestehend, ist zwar dieselbe Masse, doch jedes Stück für sich ein zusammenhängendes Ganzes. Nun stellen wir uns vor, daß, als die Welle anfing zu faulen, sich Klümpchen bildeten, die jetzigen Kerne, welche mit zunehmender Fäulniß der Welle auch zunahmen und durch das beständige Umdrehen sich zu Kugeln gestalteten; woraus hervorgeht, daß eine gewisse Anziehungskraft der Mulmtheile stattgefunden, und diese Körper sich auf physischem Wege durch Vereinigung getrennter aber homogener Theile bei einer gleichförmig anhaltenden Rotation gebildet.

Daß auch hiernach das Problem nicht vollkommen gelöst sey, will man gerne zugeben; ein weiteres Nachforschen zu veranlassen stehe hier folgendes.

Man meldet uns zu gleicher Zeit, daß bei Thorn derselbe Fall vorgekommen, wo jedoch die Kugeln viel größer gefunden worden. Eine genauere Nachricht von dorther wäre höchst wünschenswerth.

Hier wäre Gelegenheit, wo eine Akademie der Wissenschaften fruchtbar eintreten könnte, indem sie die Besitzer von Wind- und Wassermühlen auf einen solchen Fall aufmerksam machte, damit derjenige Müller, der eine alte Welle zu repariren oder gar wegzunehmen hätte, genau aufpaßte, ob eine solche Hohlung und eben so gebildete Kugeln sich in derselben befänden. Versprächte man ihm einen Beitrag zu der neuen Welle oder,

was in großen Verhältnissen unbedeutend wäre, eine neue Welle gratis, so könnte er verpflichtet werden die Kugeln abzuliefern, die Umstände genau anzuzeigen, die alte Welle nicht zu Scheitholz zu spalten, sondern sie einer wissenschaftlichen Untersuchung zu überlassen. Zu unserer Zeit, wo Naturfreunde sich überall verbreiten, müßte wohl in jeder Gegend eine unterrichtete Person, ein Gutsbesitzer, Amtmann, Pfarrer, Physicus, Förster, Landbaumeister und wer sonst noch sich befinden, der aufmerksam auf einen solchen Fall sich ernstlicher Betrachtung unterzöge.

Höchst merkwürdig ist hierbei, daß die Kugeln von gleicher Größe gefunden werden, welches auf langsame Fäulniß, immer gleichen Umschwung, einen nach und nach entstehenden gleich hohlen cylindrischen Raum hindeutet. Woraus man sich denn überzeugt, daß nur genauere Erfahrungen das Problematische des Falles aufzulösen würden geeignet seyn.

Urworte Orphiſch.

Nachſtehende fünf Stanzen ſind ſchon im zweiten Heft der Morphologie abgedruckt, allein ſie verdienen wohl einem größern Publicum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünſcht, daß zum Verſtändniß derſelben einiges geſchähe, damit dasjenige, was ſich hier faſt nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben ſey.

Was nun von älteren und neueren Orphiſchen Lehren überliefert worden, hat man hier zuſammenzudrängen, poetiſch compendios, lakoniſch vorzutragen geſucht. Dieſe wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man ſie erſt kennt, dem Geiſte die wichtigſten Betrachtungen erleichtert.

Δαίμων, Dämon.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz wonach du angetreten.
So mußt du ſeyn, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form die lebend ſich entwickelt.

Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde, von Wilbrand und Ritgen: lithographirt von Päringer.

1822—1823.

Der Versuch, zwar sinnliche, aber dem Auge keineswegs faßliche Gegenstände durch symbolische Darstellung vor den Blick zu bringen, und der Einbildung, dem Gedächtniß, dem Verstand das übrige anheim zu geben, ist oft wiederholt worden und wird sich immer erneuern; dießmal ist er in einem hohen Grade den Unternehmenden gelungen.

Auf einer, nach Leipziger Maß, 4 Fuß 4 Zoll langen, 1 Fuß 10 Zoll hohen Tafel sehen wir zuerst ein 8 Zoll hohes Meer. Die Horizontlinie über demselben geht vom 90. Grad nördlicher bis zum 90. Grad südlicher Breite. In der Mitte zeigt sich die Aequatorialgegend, die reichste an mannichfaltigem Leben, welches sich von hier aus nach allen Seiten verbreitet, und so senkt sich dagegen aus der Mitte die Schneelinie in einer Curve von ihrem höchsten Punkte nieder, bis sie sich zuletzt rechts und links aufs Meer legt, im Süden früher, im Norden später. Ueber ihr geben die höchsten Schnee- und Eisgipfel, besonders da hier auch die Himalayagebirge dargestellt sind, einen imposanten Anblick. Nun werden durch Linien, die sich auf das Centrum des Ganzen, welches unmittelbar auf der Meeresfläche angenommen ist, beziehen, unterwärts die Fische, rechts die Thiere, links die Pflanzen bezeichnet und ihr klimatisches Leben angedeutet.

Gedächtniß und Einbildungskraft sind sogleich erregt; alle Erfahrungen, die uns reisende Naturforscher überliefert, werden an symbolischer Stelle alsobald wieder lebendig, Erde und Meer in jedem Sinne bevölkert. Hat man diese große Tafel einmal an der Wand befestigt, so mag man sie

nicht wieder entbehren; auch das kleine erläuternde Büchlein hat man immer gerne zur Hand.

Beiden Männern iſt Glück zu wünſchen, daß ſie ſich gefunden, erkannt und zur Mitarbeit vereinigt haben, wobei es ihnen höchlich zu Statten kam, daß ein geſchickter Techniker ſich bei der Ausführung gleichfalls untadelhaft bewies.

Daß die Färbung glücklich ſey und den Begriff, den man faſſen ſoll, erleichtere, muß gleichfalls gerühmt werden; deßhalb zu wünſchen iſt, alle Exemplare möchten ſo gut illuminirt ſeyn wie dasjenige was wir vor uns haben.

Bei Betrachtung dieſer großen, ſymboliſch-lakoniſchen Tafel kommt uns denn eigentlich ein neues, ſorgfältig ausgeführtes Werk zu Hülfe: deßhalb wir es auch immer ganz nahe hinzulegen.

Friedr. Sigismund Voigt, Hofrath und Professor zu Jena, System der Natur und ihrer Geschichte. Jena 1823.

Da wir so manche Jahre her Zeugen von dem unermüdeten Fleiß des Herrn Verfassers in dem herrlichen Naturreiche gewesen, so freut es uns, ein so bedeutendes Resultat seiner Studien und seines Nachdenkens öffentlich dargelegt zu sehen; auch wir verschweigen in der Folge nicht den Vortheil, den wir daraus gezogen, der bis jetzt schon nicht gering ist, indem nicht nur eine Uebersicht über das Ganze uns zu manchem Nachdenken aufgefordert hatte, sondern wir uns auch im Einzelnen nach Bedürfniß kurz und bündig unterrichtet, sodann, wo wir nöthig fanden weiter zu gehen, durch zweckmäßige und gewissenhafte Citate überall gefördert sahen. Da nun mancher Naturfreund aus diesem inhaltreichen Werke nach seinem Bedürfniß, Unterricht, Erinnerung, Aushülfe, Andeutung und sonstiges Gute, was man von einem Lehrbuche verlangt und erwartet, schöpfen wird, so zweifeln wir nicht, daß sich mehrere in unserm Falle befinden und gegen den verdienten Herrn Verfasser eine dankbare Empfindung zu hegen geneigt seyn werden.

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge.

1817.

Was ich dort gelebt, genossen,
Was mir all dorther entsprossen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzu lang Geständniß!
Mög es jeden so erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Carlsbad.

Vor geraumen Jahren verweilte ich einen glücklichen Sommer an der heißen Heilquelle, in Gesellschaft des edeln, für Kunst und Wissenschaft immer thätigen von Racknitz, an dessen Freundschaft und Umgang ich der vergnüglichsten Belehrung genoß. Er hatte schon bedeutende Kenntnisse des Mineralreichs aus der ersten Hand empfangen; die Akademie in Freiberg wirkte mächtig auf Sachsen, auf Deutschland; unser umsichtiger junger Fürst hatte Carl Wilhelm Voigt dorthin gesandt, um sich theoretisch und praktisch zu solchen Geschäften auszubilden. Auch ich ward veranlaßt mich in dem anorganischen Reiche umzusehen, dessen Theile sich aufzuklären schienen, und auf dessen Ganzes man mit mehrerem Zutrauen hinzuschauen wagte.

Hier am Orte fühlte ich nun zuerst, welche große Gabe auch der geselligen Unterhaltung durch eine solche aufkeimende Wissenschaft mit geprüften Freunden, so wie mit Neubekannten gegeben sey. In freier Luft, bei jedem Spaziergang, er führe nun durchs ruhige Thal oder zu schroffen, wilden Klippen, war Stoff und Gelegenheit zur Beobachtung,

Betrachtung, Urtheil und Meinung; die Gegenstände blieben fest, die Ansichten bewegten sich aufs mannichfaltigste.

Nöthigte ein widerwärtiges Wetter die Naturfreunde ins Zimmer, so hatten sich auch da so viele Musterstücke gehäuft, an denen man das Andenken der größten Gegenstände wieder beleben, und die auch den kleinsten Theilen zu widmende Aufmerksamkeit prüfen und schärfen konnte. Hierzu war der Steinschneider Joseph Müller auf das treufleißigste behülflich: er hatte zuerst die Carlsbader Sprudelsteine, die sich vor allen Kalksintern der Welt vortheilhaft auszeichnen, in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Mannichfaltigkeit gesammelt, geschnitten, geschliffen und bekannt gemacht. Daneben versäumte derselbe nicht, auch auf andere geologische Denkwürdigkeiten seine Aufmerksamkeit gleichfalls zu richten; er verschaffte die merkwürdigen, aus dem verwitternden Granit sich ablösenden Zwillingskrystalle und andere Musterstücke der an mannichfaltigen Erzeugnissen so reichen Gegend.

Die Briefe, welche hierauf der scharfblickende, bedächtige, genaue, emsige von Racknitz an den lebhaft umherschauenden, beobachtenden, erläuternden, erklärenden, meinenden und wähnenden von Beltheim schrieb und drucken ließ, dienten mir bei wiederholtem Besuch jener Urgegend zum festen Anhaltspunkte, und ich entfernte mich niemals von dem geliebten Ort ohne Gewinn an Belehrung und Bildung.

Nach einem Zwischenraum so mancher Jahre verfügte ich mich wieder dahin. Ich fand die Gegend immer dieselbe, so auch den wackern Müller, an Tagen älter, in ununterbrochener Jünglingsthätigkeit: er hatte seine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt, und seine Sammlung, vom Grundgebirge an, durch alle Uebergänge bis zu den pseudovulcanischen Erscheinungen verbreitet. Er theilte mir einen schriftlichen Aufsatz mit, dessen Redaction er wünschte; wir kamen über eine gewisse Anordnung überein, wie sie in dem nachstehenden Verzeichniß beliebt ist, und so wurden auch die Gedanken dieses braven Mannes, insofern ich sie mir aneignen konnte, mit meinen Ueberzeugungen verschmolzen, der daraus entsprungene Aufsatz, unter Theilnahme und Mitwirkung des Dr. Riemer, der mir in ästhetischen und wissenschaftlichen Arbeiten viele Jahre treulich beigestanden, auf der Stelle verfaßt und abgedruckt.

Diese wenigen Blätter gaben zeither den Besuchenden Fingerzeige, wonach sie die Gegend beschauen und sich nach eigener Sinnesweise daran

belehren könnten. Möge nun auch dieß erneuerte Denkmal einer von mir immer treulich fortgesetzten Bemühung nicht ohne Nutzen für unsere Nachreisenden bleiben.

Joseph Müller'sche Sammlung.

1807.

Die Felsen und Berge, von denen man sich in Carlsbad umgeben sieht, bestehen, was ihre Gipfel betrifft, sämmtlich, die meisten aber auch bis zu ihrem Fuß herab, aus Granit, welcher feinkörnig (1. 2) und grobkörnig (3. 4) in mancherlei Abwechslung vorkommt.

Große Theile rhombischen Feldspathes zeigen sich auffallend in der grobkörnigen Art. Sie deuten sowohl ihrer innern Structur als äußern Form nach auf eine Krystallisation, welche sich bald entschiedener ausspricht. Denn es giebt große Massen des Carlsbader Granits, worin man vollkommene Krystalle, und zwar von sehr complicirter Bildung antrifft (5). Es sind Doppelkrystalle, welche aus zwei in und über einander greifenden Krystallen zu bestehen scheinen, ohne daß man jedoch den einen ohne den andern einzeln denken könnte. Ihre Form ist durch Beschreibung nicht wohl vor die Einbildungskraft zu bringen; man kann sich solche aber im Ganzen als zwei in einander gefügte rhombische Tafeln vorstellen (6. 7. 8).

Die größten, welche wir aufgefunden, sind drei Zoll lang und drittehalb Zoll breit, die kleinsten etwa von der Länge eines Zolls und in gleichem Verhältnisse breit; wiewohl auch bei größeren und kleineren öfters Länge und Breite mit einander übereinkommt. Sie sind in den Granit innig verwachsen, und insofern er nicht verwitterlicher Art ist, geben sie den Platten desselben, dergleichen hier als Trittsteine vor den Häusern liegen, ein schönes porphyrartiges Ansehen, besonders wenn sie vom Regen abgespült worden. Will man sie in den Granitblöcken kennen lernen, so steige man hinter dem Hammer den Torf- und Waldweg hinauf.

Von ihrer eigentlichen merkwürdigen Bildung aber würden wir keinen deutlichen Begriff haben, wenn der Granit, der sie enthält, nicht manchmal dergestalt verwitterte, daß die Umgebung zu Sand und Grus zerfiele, die Krystalle selbst aber fest und unverändert zur Freiheit kämen; wobei

jedoch zu beobachten ist, daß sie bald aufgelesen werden müssen, weil auch sie durch Zeit und Witterung zerfallen, wenigstens brüchig werden.

Kennen wir sie nun in ihrer einfachen Doppelgestalt, so finden wir sie auch mit einander auf vielfache Weise verbunden. Theils ist Tafel auf Tafel aufgewachsen, theils sind mehrere unregelmäßig zusammengehäuft. Manchmal sind zwei solcher Doppelkrystalle in Kreuzform innig vereint. Sehr selten erscheinen sie zu weißer Porcellanerde verwittert. Auch die kleinern Bruchstücke, die man von ihnen findet, behalten noch immer das Ansehen und die Eigenschaften des Feldspathes.

Hierauf legen wir, um mehrerer Mannichfaltigkeit willen, Musterstücke entfernterer Granitarten bei, als von Fischern (9), von Tallwitz (10) und eine sonstige Abänderung (11).

Nach diesem zieht ein feinkörniger Granit, der an mehreren Orten des hiesigen Gebirges vorkommt, unsere Aufmerksamkeit an sich. Er hat eine röthliche Farbe, die an den Lepidolith erinnert, und zeigt auf dem frischen Bruche kleine braunrothe Flecken (12).

Beobachtet man diese näher und an mehreren Beispielen, so wird man bald gewahr, daß auch hier eine Krystallform angedeutet ist. Verwittert nun gar das Gestein bis auf einen gewissen Grad, so findet man, indem man es aus einander schlägt, völlig ausgebildete Krystalle, jedoch mit der Eigenheit, daß sie nur mit einem Theile aus dem Gestein hervorragen, der andere aber in demselben fest verwachsen bleibt (13); wie uns denn kein völlig loser, vollständiger Krystall der Art jemals vorgekommen.

An Gestalt gleichen sie jenen ersterwähnten Doppelkrystallen des Feldspathes; nur überschreiten sie selten einen Zoll, die gewöhnlichsten erreichen kaum einen halben.

Ihre Farbe ist ursprünglich braunroth, die sich auch wohl äußerlich gegen das Violblaue zieht; doch gehen sie öfters in eine weiße Porcellanerde über (14). Zerschlägt man ein Stück dieses Gesteins, das man von einer ganz frischen Stelle, welche im Steinbruche erst entblößt worden, weggenommen, so findet man den Bruch der Krystalle stets vollkommen roth. Erleidet aber dieses Gestein den Einfluß der Witterung, so fängt die Veränderung von außen an, da wo die Krystalle mit dem Muttergestein zusammenhängen, und zieht sich nach und nach gegen das Innere. Die rothe Farbe verschwindet und macht der weißen Platz, welche den ganzen

Kryſtall endlich durchdringt, der nun aber auch zugleich ſeine Conſiſtenz verliert, und beim Zerſchlagen des Steins ſeine Form nicht mehr entſchieden behalten kann.

Unterſucht man ferner die Mannichfaltigkeit der Carlsbader Granite, ſo findet man mehrere Stellen, welche auf ein Talkartiges hindeuten. Die grüne Farbe zeigt und verbreitet ſich durch das Geſtein, und an den Ablöſungen läßt ſich ein glänzendes Feſtes beobachten, das man für nephritiſch anſprechen möchte.

In einem gewiſſen Granit, der an mehreren Orten zwiſchen dem andern anſteht und oft einen rothen, von Quarzkörnern durchſäeten Feldſpath enthält, wobei der Glimmer kaum merklich iſt, finden ſich Kryſtalle, der vorbeſchriebenen ähnlich, der Größe nach nie einen Zoll erreichend, an Farbe gelbgrünlich, übrigens von völlig ſpeckſteinähnlichem Anſehen (15). Wie nun die grüne Farbe dem ganzen Geſtein angehört, ſo ſcheint ſie auch urſprünglich den Kryſtallen eigen zu ſeyn: denn ſie bleiben ſich unter allen Umſtänden gleich, und laſſen ſich nicht, wie jene rothen, auf dem Uebergang in einen andern Zuſtand, in eine andere Farbe betreffen und beobachten. Feſt und vollkommen ſowohl, als verwittert und zerbröckelt, behalten ſie ihre grüne Farbe und das ſpeckſteinartige Anſehen. Niemals erreichen ſie die Größe eines Zolls; doch laſſen ſie uns jene oben erwähnte kryſtalliſche Doppelgeſtalt bei dem Maß von drei Linien noch deutlich genug erblicken (16).

Wir verlaſſen nunmehr dieſe Kryſtalliſationen und ſuchen den Feldſpath auf, wie er auch als Maſſe zwiſchen und neben dem Granit gefunden wird. Der ſchönſte zeigt ſich in der Dorotheen-Aue als Gang: ſeine Flächen ſpiegeln ſehr lebhaft, ſeine Farbe zieht ſtellenweiſe aus dem Fleiſchrothen ins Grünliche, und man durfte ihn daher gar wohl mit der Adularia vergleichen (17).

Weniger edel, doch rein und mächtig, tritt er bei Tallwitz neben und unter dem Granit in großen Maſſen hervor (18). Er verwandelt ſich in dem Porcellanfeuer zu einem ſchönen, weißen, dem Fettquarz ähnlichen Körper (19), welchen man zur Fabrication des Steingutes zu nutzen weiß.

In und an dem Granit von Engelhaus finden ſich mancherlei Abweichungen. Beſonders merkwürdig ſind Stellen deſſelben, wo ſich in dem Feldſpath erſt Quarztheile unregelmäßig eingeſtreut befinden, nachher

Der Bezug der Ueberschrift auf die Strophe selbst bedarf einer Erlauterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begränzte Individualität der Person, das Charakterische wodurch sich der Einzelne von jedem andern, bei noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. Diese Bestimmung schrieb man dem einwirkenden Gestirn zu und es ließen sich die unendlich mannichfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter sich selbst und zu der Erde, gar schicklich mit den mannichfaltigen Abwechselungen der Geburten in Bezug stellen. Hiervon sollte nun auch das künftige Schicksal des Menschen ausgehen, und man möchte, jenes erste zugebend, gar wohl gestehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles Uebrige, des Menschen Schicksal bestimme.

Deßhalb spricht diese Strophe die Unveranderlichkeit des Individuums mit wiederholter Betheuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhalt, nicht zersplittert, noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unsere Philosophie.

Τύχη. das Zufällige.

Die strenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so wie ein andrer handelt.

aber Quarz und Feldspath zusammen einen vollkommenen Schriftgranit bilden (20).

Eben so zeigt sich in dieser Gegend ein Feldspath, auf welchen der Glimmer Einfluß gehabt, von dendritischem Ansehen. Die Zweige breiten sich aus, zärter oder stärker, wobei der Glimmer sich bald deutlicher sehen läßt, bald sich verbirgt, jedoch immer hie und da silberweiß in einzelnen Blättern zum Vorschein kommt (21, 22).

Bei Carlsbad, sowohl diesseits als jenseits der Eger, trifft man in einem sehr feinkörnigen Granit den Glimmer an, der sich nesterweise zusammengezogen und seine nächste Umgebung völlig verlassen, welche deswegen weißer als das übrige Gestein erscheint (23). Innerhalb dieser Nester, in welchen der Glimmer mehr oder weniger undeutlich wird, fängt man den Schörl zu bemerken an; wie man denn auch dieses letztere Mineral theils nesterweise, theils durch den Granit vertheilt, entschieden deutlich antrifft (24).

Haben wir uns bisher mit dem Urgebirg beschäftigt und an demselben theilweise manches gefunden, was auf den Uebergang in eine andere Epoche deuten möchte, so gelangen wir nunmehr an eine Gebirgs- oder vielmehr Gesteinart, die indem sie den vorigen nahe verwandt ist, unsere Betrachtung weiter leitet.

Feinkörniger Granit, demjenigen ähnlich, in welchem wir die Glimmernester angetroffen, enthält schmale Gänge von Hornstein (25). Sie kommen vor als Haarklüfte, sodann in der Breite einer Linie bis über zwei Zoll, gehen in dem Granit neben einander her und fassen, indem sie sich durch einander schlingen, größere oder kleinere Theile desselben (26).

Eine Steinart, welche diesen Hornstein vorzubereiten scheint, zeigt sich, jedoch seltener als ein schweres weißliches Thongestein, das am Stahle Feuer giebt und sich überhaupt in seinem ganzen Wesen dem Jaspis nähert (27). Man findet es gleichfalls mit dem Granit verbunden, und es lassen sich Stücke vorweisen, woran der Uebergang in jenen vollkommenen Hornstein deutlich zu erkennen ist.

Die stärkeren Gänge des reinen Hornsteins enthalten kleine Nester von Granit, wobei zu bemerken ist, daß die Granittheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen (28).

Nunmehr findet sich auch die Masse des Hornsteins mächtiger, welche größere oder kleinere Granittheile in sich enthält (29), die jedoch dergestalt

eingesprengt und verwachsen sind, daß man die enthaltende Masse mit der enthaltenen als gleichzeitig ansprechen muß; wie denn auch dergleichen Stücke ein völlig porphyrartiges Ansehen haben.

Innerhalb dieser Steinart tritt nun auch der Kalk bedeutend hervor, indem er zuerst schmale Klüfte und kleine Räume zwischen dem Granit und Hornstein, als ein feiner weißer Kalkspath, ausfüllt (30). Hier zeigt sich zugleich der Hornstein von einem Eisenocker durchdrungen und überzogen. Er wird im Bruche erdiger und matter, und legt nach und nach seinen entschiedenen Charakter völlig ab.

Der Kalkspath nimmt überhand, so daß er zuletzt schichtweise, theils dicht, theils krystallisirt vorkommt (31). Nicht weniger findet sich ein Kalkstein von körnigem Gefüge und isabellgelber Farbe, der in größeren Partien einen Bestandtheil des Ganzen ausmacht (32), bis sich zuletzt abermals der Kalkspath als eine über zwei Zoll starke Schale, von Eisenocker durchdrungen und schwarzbraun gefärbt, an die Gebirgsart anlegt (33), mit welcher derselbe zwar fest und ursprünglich verwachsen ist, sich aber an kleinen Mustern schwerer in dieser Verbindung darstellen läßt, weil die anliegenden Schalen bei dem Zerschlagen der größeren Stücke sich leicht absondern.

Auch kommt in dieser Gesteinart der Schwefelkies vor, in dem Hornstein eingeschlossen, von Quarz durchdrungen, in unbestimmten Figuren, doch manchmal zum Viereck sich hinneigend (34).

Daß diese Gebirgsart, auf der Oberfläche durchlöchert, verwittert, mit Eisenocker überzogen, in einer unscheinbaren wilden Gestalt sich finde, läßt sich aus dem obigen schließen; wie wir denn manche, einem genauen Beobachter interessante Abweichungen und Abänderungen gegenwärtig übergehen.

Dieses von der 25. bis zur 34. Nummer beschriebene Gestein läßt sich an Ort und Stelle kaum noch beobachten, indem es da wo es von Alters her der Luft und Witterung ausgesetzt, frei, wie z. B. am Bernhardsfelsen, ansteht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Anlagen und Baue bemerkt und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit anwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an den Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirg anlegt und den Schloßberg bildet.

Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gesteinart entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.

Innerhalb dieses Bezirks befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherlei Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig an jeder Stelle mineralisches Wasser hervorzubringen; wovon man sich jedoch gegenwärtig, da der ganze Raum meistens bebaut und verflastert ist, nicht leicht eine Vorstellung machen kann.

Doch lassen uns mehrere Stellen des Flußbettes selbst dieses wahre Verhältniß augenfällig werden. Unmittelbar von der Sprudeldecke den Tepelfluß hinabwärts quillt an mehr als einer Stelle entwickelte Luft gewaltsam empor; so wie man von der Galerie des Neubrunnens die in dem Fluß aufsteigenden Blasen deutlich gewahr wird. Eben dieses geschieht zwischen diesen beiden Punkten, wo das Flußbette nicht durch das Mühlwehr verbaut oder von hergeschwemmten Felsstücken und Geschieben verschüttet ist. Hierbei gedenke man, daß in der Gegend des Rathhauses vormals eine bedeutende Quelle gewesen; daß oberhalb desselben noch jetzt der Schloßbrunnen quillt; daß in den Kellern auf dem Markte sich öfters dergleichen Anzeichen hervorthun; daß man auf dem Platze selbst in früheren Zeiten, ehe das Pflaster erhöht wurde, nach einem Regen die sich unterirrisch entwickelnde Luft in Blasen aufsteigen sah. Ferner beobachte man, wie von dem Mühlbade an bis über den Bernhardsfelsen aus tausend Ritzen des Gesteins mineralisches Wasser mehr oder weniger warm hervordringt.

Wie nun dasselbe seinen irdischen Gehalt, besonders Kalk und Eisen, deren Gegenwart wir oben in dem Muttergestein dargethan haben, an freier Luft offenbaren, wie es sich selbst überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Canäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach ab- und aufsetzen könne, und sich selbst ein Behälter zu bilden im Stande sey, besonders wenn man einer freiwirkenden Natur Jahrtausende Zeit läßt, davon kann man sich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnens in größerem und kleinerem Maßstab einen Begriff machen.

Musterstücke dieses von uralten Zeiten her entstandenen und noch täglich vor unsern Augen entstehenden Gesteins liegen mehrere bei. Es ist ein Kalksinter, der vor allen übrigen, welche in der bekannten Welt entstehen, sich auszeichnet, und der durch seine verschiedenen Lagen und Farben, durch die schöne Politur, die er annimmt, zuerst auf die hiesigen Steinarten aufmerksam gemacht hat.

Man kann ihn seinen Farben und seiner Härte nach betrachten und ordnen. Was die Farbe betrifft, so erscheint derjenige der sich mit Zutritt der atmosphärischen Luft gebildet hat, braun und braunroth, indem sich die eisenhaltige Natur des Wassers offenbart und in den kleinsten Theilen des Gesteins entwickelt. Von dieser Farbe ist mehr oder weniger dasjenige Gestein, das sich beim Ablauf des Sprudels, ferner an Behältern, Röhren, Rinnen und anderem Holzwerk ansetzt (35). Braunroth sind alle incrustirten natürlichen oder künstlichen Körper, Blumen, Früchte, Krebse, Töpferwaare, welche man absichtlich dem Anspritzen des Sprudels aussetzt, um den Curgästen ein wundersames Andenken von Carlsbad zu bereiten.

Weiß dagegen war der Kalksinter, der sich in einer verschlossenen Röhre bildete, die man vom Schloßbrunnen nach dem Marktbrunnen einen Winter durch hingeleitet, um das Einfrieren des letztern zu verhüten. Weiß übersintert ist durchaus das Tannenreis, das Stroh und andere Materialien, womit man in früherer Zeit die Oeffnungen unregelmäßiger Ausbrüche des Sprudels verstopfte, und welche später durch verschiedene Zufälligkeiten wieder an den Tag gekommen sind (36).

Daß diese Versinterung schichtweise geschehe, folgt aus der Sache selbst. Daß in diese Schichten, insofern sie in freier Luft gebildet werden, ein grünes vegetabilisches Wesen, eine Ulva, mit aufgenommen und eintrystallisirt werden könne, ist eben so natürlich und läßt sich täglich mit Augen schauen (37).

Von der Entstehung der übrigen Musterstücke kann man nur muthmaßliche Rechenschaft geben. Diese verschiedenen Arten und Abänderungen sind wahrscheinlich innerhalb der Gewölbe selbst theils durch Andünstung, theils durch Anspritzung von den ältesten Zeiten her entstanden. Die vorzüglichsten Arten kamen beim Grundgraben der Kirche zum Vorschein; woher sich denn auch noch die gegenwärtigen Musterstücke schreiben. Ihre Farben sind mannichfaltig und ihre Härte verschieden.

Die weniger harten zeigen insgesammt durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eisens. Hierzu kann auch ein gelblich weißer, aus zickzack gebogenen Lagen bestehender Sprudelstein gerechnet werden (38, 39, 40); ferner solche, an denen helle und dunkle fleischrothe Lagen abwechselnd zu sehen sind (41, 42).

Am angenehmsten fallen die von der härtesten Art in die Augen, welche eine so schöne Politur annehmen, daß man sie für Chalcedon und Onyx halten sollte (43, 44, 45). Diese Stücke sind gewiß in den ältesten Zeiten entstanden, und daß sich solche noch gegenwärtig in den tiefsten der heißen Räume erzeugen, bleibt höchst wahrscheinlich, da hier die Natur auf eine einfache und gleiche Weise immer fortwirkt.

Die bisher vorgeführten Sinterarten haben sich an festen Punkten und Flecken, an Wänden und Gewölben erzeugt. Wir finden nun eine nicht weniger interessante Art, die aus dem Kalksinter besteht, der sich um einen frei schwimmenden und immerfort bewegten Punkt angesetzt, woraus größere oder kleinere erbsenförmige Körper entstanden, die sich nach und nach zu ganzen Massen verbunden und die sogenannten Erbsensteine gebildet; wovon sehr schöne, mit jedem andern Gestein, dem Auge nach, wetteifernde Beispiele gleichfalls im Grund der Kirche gefunden und in die Cabinette vertheilt worden (46, 47, 48).

Indem wir nun eben die Gebirgsart an und in welcher die heißen Quellen erzeugt werden, nachher aber das Gestein, das durch die heißen Quellen erzeugt wird, zur Kenntniß gebracht, so überlassen wir dem Betrachter über den nähern Anlaß der Erhitzung, der Elasticität, des Hervorspringens und Hervorquellens dieses heilsamen Wassers weiter nachzudenken, und kehren zu jener Gesteinart des Schloßberges nochmals zurück.

Da derselbe auf der linken Seite der Tepel liegt, die Hauptquelle aber auf der rechten sich befindet, so durfte man hoffen jenes Gestein auch hier wieder aufzufinden; welches aber in der Nähe des Sprudels, weil daselbst alles vermauert und zugepflastert ist, nicht wohl geschehen konnte. Jedoch fand man dasselbe in der mittlern Höhe des Dreikreuzberges wieder, nur mit dem Unterschiede, daß der Hornstein mehr als Quarz erscheint und in demselben nicht allein Granitpunkte, sondern auch die Bestandtheile des Granits einzeln, Glimmer, Quarz und Feldspath, sich vertheilt befinden, und dem Gestein das Ansehen eines seltenen Porphyrs geben (49).

Merkwürdig ist auch in der Nachbarschaft, da wo der Galgenberg gleichfalls eine Art Bergebirg wie jenseits und weiter flußaufwärts der Schloßberg bildet, daß mehrgedachtes Gestein sich theils in ein grünes (50), theils weißes (51) porphyr- oder breccienartiges Wesen verliert, und zuletzt in ein wahres Conglomerat übergeht (52), dessen nahe Verwandtschaft mit dem vorhergehenden an mehreren, obgleich selteneren Musterstücken vor Augen gebracht werden kann.

Wie nun diese zuletzt beschriebenen Gebirgs- und Steinarten nur einen kleinen Raum einnehmen, so verbreitet sich die folgende über die ganze vorliegende tiefere Landschaft, abwechselnd, doch nicht in großer Mannichfaltigkeit.

Man thut dieser Gebirgsart wohl Unrecht, wenn man sie mit dem Namen eines Sandsteins bezeichnet. Große Massen derselben bestehen aus einem völlig dichten Quarze von splitterigem Bruche (53), worin man sehr feine, silberweiße Glimmerblättchen bemerken kann.

Dieses Quarzgestein, von einfachem Ansehen, verändert sich auf mancherlei Weise. Es erscheint nun bald als eine hellere (54), bald als eine dunklere (55) Grundmasse, worin hellere Quarztheile eingefaßt sind. Diese, durchaus scharfkantig, nehmen nach und nach in der Masse dergestalt überhand, daß sie einander berühren und Höhlungen zwischen sich lassen, ja zuletzt ganz aus dem Bindungsmittel hervortreten (56), ihre scharfkantige Gestalt behalten, auch wohl auf eine krystallische Bildung hindeuten und mit einander durch ein ockerartiges Wesen verbunden sind (57), ob sie gleich oft unmittelbar mit einander zusammenhängen und man auf dem Bruche die Bemerkung machen kann, daß sie in einander überfließen.

Diese sich unmittelbar, wie an mehreren, jedoch seltneren Bruchstücken angezeigt werden kann, an die frühern Epochen und zwar nicht mechanisch, sondern chemisch anschließende Steinart ist sehr weit verbreitet. Sie zeigt sich in den Schluchten über Carlsbad, welche gegen die Tepel zu fallen: sie steigt westwärts bis an den Schloßberg heran, bildet den Fuß und einen Theil der Höhe des Galgenberges, vorzüglich aber die Hügel, an welchen her sich die Tepel nach der Eger schlingt. Ueber der Eger verbreitet sie sich weit, und jenes Gestein, das die Bergesfläche gegen Zwoda hin bedeckt, ist alles gleichen Ursprungs.

Auf diesem Wege, besonders an der neuen Chaussee wo sich mancher

entblößte Rand beobachten läßt, kann man bemerken, daß dieses Gestein theilweise sehr vielen Thon enthält, welcher an mehreren Stellen sogar das Uebergewicht gewinnt. Denn es zeigen sich große Massen und Lager, die, obgleich mit dem Harztgestein von gleichem Ursprung, fast gänzlich zu einem weißen Thon verwittern.

Wir wenden unsere Betrachtung nunmehr auf die besonders zwischen dem Ausfluß der Tepel und der Egerbrücke vorkommende Verbindung dieses Gesteins mit vegetabilischen Resten (58, 59). Man findet sie in dem dichtesten Quarzgestein, so wie in demjenigen das sich einem Conglomerat vergleichen läßt. Binsen und Schilfarten scheinen hier vorzüglich niedergelegt zu seyn. Doch finden sich auch Stücke von Aesten völlig in dieses Gestein verwandelt und gleichsam aufs neue im Mineralreiche verkörpert (60). Die schwarze Farbe, womit diese Steinmasse öfters tingirt ist, während hellere Quarzkörner in ihr eingeschlossen sind, scheint sich auch von der Vegetation herzuschreiben; wovon wir uns zunächst überzeugen können, wenn wir die aus den Steinkohlengruben von Dallwitz genommenen Stücke betrachten.

Wir finden daselbst eine offenbar durch Kohle gefärbte thonige Quarzmasse (61), manchmal trummweise mit ansitzenden Amethystkrystallen (62), manchmal einen solchen Trumm, begleitet von faserigem Quarz, der gleichfalls durch Kohle gefärbt ist. Oft sitzen auf versteinertem Holze zwischen deutlicher Kohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Bergkrystalle (63). Die Kohle daselbst ist nicht von so guter Art als die beiliegende (64).

Wenn wir diese Gruben verlassen und wieder auf die Oberfläche zurückkehren, finden wir jene Quarzbreccie, jenes Conglomerat, wovon oben die Rede gewesen, höchst grobkörnig wieder (65). Ferner zeigt sich ein grober, leicht zerreiblicher Sandstein (66), mit wenigem Thon, ein anderer dagegen (67), in welchem der Thon die Oberhand gewonnen. Hier giebt es auch große Thonlager aller Art vom Capselthon an bis zum Porcellanthon, mit Spuren von Quarz und Glimmer (68, 69).

Hierher ordnen wir, der Nachbarschaft wegen, das versteinte Holz von Lessau, das sich durch seine blaulich und weiß ich graue Farbe, durch die ansitzenden Amethystkrystalle und durch die öfters mit Chalcedon ausgefüllten Hohlungen von allen andern versteinerten Hölzern auszeichnet (70, 71).

Auch werden in jener Gegend ausgewitterte Chalcedonstücke einzeln gefunden, welche deutlich zeigen, daß sie sich vormals in Zwischenräumen irgend eines Gesteins erzeugt haben (72).

Wir haben bisher manches Quarz- und Thongestein in seinem ursprünglichen Zustande betrachtet; jetzt kommen wir in den Fall dasselbe in einem sehr veränderten zu sehen, nämlich indem wir die Erzeugnisse eines Erdbrandes vorlegen, der sich zwischen den Hügeln von Hohdorf und weiter in den frühesten Zeiten ereignet haben mag. Es hat derselbe auf jenes Quarzgestein, auf jenes Conglomerat, auf ein schieferiges Thongestein, auf reinen Thon, vielleicht auch auf Granitgeschiebe gewirkt.

Man findet also in diesem Bezirk ein schieferiges Thongestein, durch das Feuer verhärtet, so daß es am Stahle Funken giebt; seine Farbe ist rothbraun geworden (73). Dasselbe findet sich sodann etwas mehr verändert und mit Quarzpunkten durchsäet (74). Diese Punkte nehmen immer mehr überhand, so daß man bald das Quarzgestein der 54. und 55. Nummer, bald Granitstücke, durch das Feuer höchst verändert, zu sehen glaubt (75, 76). Theilweise findet man es auch schieferig (77), da es sich denn immer mehr der Erdschlacke nähert (78). Zuletzt geht es über in völlig blasige Erdschlacke, woran man kaum das Gestein, woraus sie entstanden, erkennen kann (79). Doch zeigt sich bald der Uebergang zum Porcellanjaspis an Mustern von mehrerer Härte und Schwere (80, 81), endlich der Porcellanjaspis selbst von gelber und Lilafarbe (82, 83), der schwerste und härteste Körper dieser umgebildeten Folge. Manchmal findet sich auch versteinertes, durch Feuer verändertes Holz (84), das wir vorhin in seiner ursprünglichen Gestalt kennen gelernt.

An diese pseudovulcanischen Erzeugnisse scheinen sich die Erdschlacken von außerordentlicher Schwere unmittelbar anzuschließen, welche sich jedoch in ziemlicher Entfernung bei der Kobesmühle befinden (85, 86). Seltener und um deste interessanter ist der stängelige Eisenstein (87); Pseudo-Retinten (88) und mit sehr kenntlichen Blättern durchzogener, oft aus denselben fast gänzlich bestehender Rasen-Eisenstein, (89), welcher oft so fest und schwer als obige Erdschlacke gefunden wird, leiten unsere Betrachtung wieder zu den Erzeugnissen des Wassers hinüber.

An dem linken Ufer der Eger gegen Fischern findet sich der Basalt unmittelbar an dem Granit. Eine halbe Basaltkugel liegt hier bei (90),

ingleichen basaltischer Mandelstein von daher (91); ferner Basalt mit gelbem Kalkstein durchzogen (92).

Ohne weitern Zusammenhang sind nunmehr die letzten Nummern. Basaltischer Mandelstein aus der Gegend (93); Kalkspath von geradstängligen, abgesonderten Stücken aus dem Basalte von der Hard (94); Klingstein von Engelhaus (95); Pechstein von daher (96); Conglomerat, sogenanntes weißliegendes, zwischen Tepel und Theising, welches zu Mühlsteinen verwendet wird (97); Basalt von dem sogenannten Schloßberge hinter dem Hammer (98), und Augitkrystalle in einer dem Basalt und Mandelstein ähnelnden, grünlichen und röthlichen Masse (99, 100) mögen hier einzeln den Schluß machen, bis sie in der Folge an ihre Nachbarn und Verwandten näher anzuknüpfen sind.

Damit man diese Sammlung bequemer behandeln und leichter ordnen könne, fügen wir noch eine kurze Recapitulation hinzu, wobei wir die Gelegenheit ergreifen, schließlich zu bemerken, daß die einzelnen Nummern nicht immer vollkommen mit der Beschreibung übereintreffen können, weil vorzüglich von Uebergängen die Rede ist. Will man also die Beschreibung mit den Körpern zusammenhalten, so thut man wohl die jedesmalige Reihe vor sich zu legen, da denn was an einem Exemplar nicht völlig zur Erscheinung kommt, an mehreren gewiß deutlich werden wird.

Recapitulation.

1) Feinkörniger Granit von Carlsbad.
2) Dergleichen daher.
3) Grobkörniger Granit eben daher.
4) Dergleichen.
5) Carlsbader Granit mit deutlichen Feldspathkrystallen.
6, 7, 8) Diese Krystalle isolirt.
9) Granit von Fischern.
10) Granit von Dallwitz.
11) Sonstige Abänderung.
12) Granit mit braunrothen Flecken.
13) Granit, in dem sich diese Flecken als braunrothe Krystalle zeigen.
14) Granit, in welchem diese Krystalle in Porcellanerde übergehen.

15) Granit mit ähnlichen Krystallen von speckſteinartigem Anſehen.
16) Dieſe Krystalle einzeln.
17) Feldſpath von der Dorothea-Aue.
18) Feldſpath von Dallwitz.
19) Derſelbe durchs Feuer verändert.
20) Schriftgranit von Engelhaus.
21) Dendritiſcher Feldſpath von daher.
22) Dergleichen.
23) Glimmernester im Granit.
24) Schörlneſter im Granit.
25) Granit mit Gängen von Hornſtein.
26) Dergleichen mit ſtärkeren Gängen, die ſich durchkreuzen.
27) Jaspisähnliches Thongeſtein.
28) Hornſteingänge, Granit enthaltend.
29) Hornſteinmaſſe, Granit enthaltend.
30) Voriges Geſtein mit Kalkſpath.
31) Kalkſpath in Schichten.
32) Iſabellgelber Kalkſtein von körnigem Gefüge.
33) Schwarzbrauner Kalkſpath.
34) Hornſtein mit Schwefelkies.
35) Braunrother Kalkſinter vom Ablauf des Sprudels.
36) Weißer Kalkſinter aus dem Innern.
37) Kalkſinter, mit einkryſtalliſirter Ulva.
38, 39, 40) Schalen von Sprudelſtein, bräunlich, mitunter feſtungsartig gezeichnet.
41, 42) Dergleichen mit abwechſelnden, hell und dunkel fleiſchrothen Lagen.
43, 44, 45) Dergleichen von der härteſten Art.
46, 47, 48) Erbſenſteine.
49) Geſtein von porphyrartigem Anſehen.
50) Dergleichen mehr breccienartig, grün.
51) Dergleichen hellgelb.
52) Conglomerat, dem vorigen Geſtein verwandt.
53) Quarzgeſtein, von ſplitterigem Bruch.
54) Dichtes Quarzgeſtein, grau, mit helleren Punkten.
55) Dergleichen ſchwarz, mit hellen Punkten.

Im Leben ist's bald hin- bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

Zufällig ist es jedoch nicht daß einer aus dieser oder jener Nation, Stamm oder Familie sein Herkommen ableite: denn die auf der Erde verbreiteten Nationen sind, so wie ihre mannichfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzusehen und die Tyche kann nur bei Vermischung und Durchkreuzung eingreifen. Wir sehen das wichtige Beispiel von hartnäckiger Persönlichkeit solcher Stämme an der Judenschaft; europäische Nationen, in andere Welttheile versetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen seyn; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, so wie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Damon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer nothwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt was denn

56) Dergleichen mit anstehenden, durch ein ockerartiges Wesen verbundenen Quarzkörnern.
57) Dieses scheinbare Conglomerat isolirt.
58, 59) Quarzgestein, mit vegetabilischen Resten.
60) Dergleichen.
61) Quarzmasse, durch Kohle völlig schwarz gefärbt, von Tallwitz.
62) Trumm, mit anstehenden Amethystkrystallen.
63) Mit vollkommen ausgebildeten Bergkrystallen.
64) Reine Kohle aus der Gegend.
65) Conglomerat von Hebdorf.
66) Greber, leicht zerreiblicher Sandstein von daher.
67) Sandstein mit vorwaltendem Thon.
68, 69) Thonarten aus der Gegend.
70, 71) Versteinertes Holz von Lessau.
72) Ausgewitterte Chalcedongänge von daher.
73) Durch Feuer verändertes schieferiges Thongestein.
74) Dasselbe etwas mehr verändert, mit Quarzpunkten.
75, 76) Dasselbe noch mehr verändert.
77) Sehr verändert, von schieferiger Textur.
78) Annäherung an die Erdschlacke.
79) Völlig blasige Erdschlacke.
80, 81) Uebergang in den Porcellanjaspis.
82, 83) Porcellanjaspis selbst.
84) Versteinertes, durch Feuer verändertes Holz.
85, 86) Sehr schwere Erdschlacken von der Kobesmühle.
87) Stängeliger Eisenstein.
88) Pisolo-Aerit.
89) Aus Blättern zusammengesinterter Rasen-Eisenstein.
90) Halbe Basaltkugel vom linken Ufer der Eger.
91) Basaltischer Mandelstein von daher.
92) Gelber Kalkstein mit Basalt von daher.
93) Basaltischer Mandelstein.
94) Kalkspath aus dem Basalt von der Hard.
95) Klingstein von Engelhaus.
96) Pechstein von daher.
97) Weißliegendes

98) Basalt vom Schloßberge über dem Hammer.
99, 100) Basaltisches Gestein, mit Augitkrystallen.

Nachträge.

I.

Merkwürdig ist die sehr nahe Verwandtschaft der unter Nr. 88 aufgeführten Pseudo-Aetiten mit der schweren Erdschlacke Nr. 85 und 86; beide kommen zunächst der Kobes- (Jakobs-) Mühle vor. Erstere sind basaltischer Natur. Denn indem ein äußerlich mehrseitiger Basalt verwittert, so zeigen sich die Ecken immer abgestumpfter, bis die Mitte des Durchschnitts kreisförmig wird, und solche mehrschalige kugel- oder eiförmige Körper zum Vorschein kommen.

Derselbe Basalt nun ward durch einen Erdbrand geschmolzen, und gab jene merkwürdigen schweren Schlacken, die einzig in ihrer Art sind, als Erzeugnisse her, wovon man sich an Ort und Stelle überzeugen und bedeutende Beispiele, sowohl der beiden Extreme als der Uebergänge, sammeln kann.

II.

Das nächste, dessen wir gedenken müssen, sind die höchst bedeutenden Uebergänge des Granits in einen durch Glimmer modificirten, ramificirten Feldspath, den wir in dem Augenblicke gewannen, als man, verwegen genug, den Felsen, aus welchem der Neubrunnen entspringt, abarbeitete, mehrern Raum und bessern Zugang für die Quellgäste zu gewinnen.

Ferneres über Joseph Müller und deſſen Sammlung

Joſeph Müller, gebürtig von Liebenau in Böhmen, hatte ſich wahrſcheinlich in Turnau, wo die edlern Gangarten des Rieſengebirgs verarbeitet werden, zum Wappen- und Steinſchneider gebildet, und kam, ſeine Kunſt auszuüben, nach Carlsbad, wo er auch gute Geſchäfte machte. Seine Abſicht war ſich daſelbſt niederzulaſſen, als im Mai des Jahres 1759 ein unglückliches Feuer den größten Theil der Stadt in die Aſche legte. Er miethete ſich in Schlakenwerth ein, und kam nur nach Carlsbad um Arbeit abzuliefern oder Beſtellungen anzunehmen, woran es ihm nicht fehlen konnte.

Er zeigte im hohen Alter noch Abdrücke ſeiner Arbeiten vor, und man erkannte daran eine große Fertigkeit, in dem ächten heraldiſchen Styl die complicirteſten Familienwappen darzuſtellen.

Als er hierauf 1760 ſich in Carlsbad niederließ, mußte es ſich ereignen, daß, bei dem Grundgraben ſo vieler Häuſer, gar manche Sorten Tyrnadelſteine zum Vorſchein kamen, die er wegen ihrer Schönheit, ſobald ſie polirt waren, auch für eine Art von Edelſteinen anſprechen durfte, indem ſie, bei vollkommener Glätte und Glanz, den Anſchein von Chalcedon, Achat, Jaspis und antikem Jaspis nachahmten und, bei viel geringerer Härte, ſich der Bearbeitung bequemer darboten.

Von beſondern Vorzügen waren die aus dem Grund der Kirche ausgegrabenen, die man, um die Stadt von den Schutthaufen zu befreien, hinabwärts nach der Tepelbrücke geſchafft hatte, um zugleich die dorthin führende ſehr üble Wegſtrecke zu beſſern. Sobald er dieß entdeckt hatte, bot er alles auf ſich dieſes Schatzes zu bemächtigen, und erlangte wirklich

die Erlaubniß dort nachzugraben und das Verschüttete wieder in Ehre zu bringen.

Hier kam nun seine Steinschneidekunst zu Hülfe: er ließ mancherlei Kleinigkeiten daraus fertigen, brachte aber dieses Mineral den Naturforschern zur nähern Kenntniß, indem er die mannichfaltigsten Abwechselungen zu sondern, zu ordnen und in gätlichen viereckten Täfelchen den Liebhabern und Kennern vorzulegen wußte.

Seit jener Zeit wird nicht leicht eine Mineraliensammlung bestehen, welche nicht dergleichen vorzuweisen hätte. Auch kam diese Steinart in solchen Ruf, daß man ihrer in vielen Schriften gedacht und ihr sogar eine eigene Abhandlung gewidmet, worin sie abgebildet und colorirt, auch näher beschrieben, in einem Heft klein Quart, den Bibliotheken der Naturforscher willkommen gewesen, unter dem Titel: Uebelackers System des Carlsbader Sinters, unter Vorstellung schöner und seltener Stücke. Mit illuminirten Kupfern. Erlangen 1782. 4.

Große Tafeln, an welchen man die Abwechselungen von Farbe in zierlichen achatartigen Linien am deutlichsten ersehen kann, besitzt das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena.

Nachdem sich jener wackere Mann mehrere Jahre mit diesem reizenden Gegenstande beschäftigt, konnte es nicht fehlen, daß er seine aufmerksame Thätigkeit bis auf andere mineralogisch-geognostische Merkwürdigkeiten erstreckte. Die so höchst bedeutenden Zwillingskrystalle des Feldspathes war er zu sammeln und den Liebhabern zu überlassen bemüht. Hierbei konnte er nicht stehen bleiben, sondern er bemerkte die vielfachen Verschiedenheiten der Gebirgs- und Gangarten in der nähern Umgegend, und suchte sie nach seiner Weise zu ordnen. Wie er sie denn im Jahre 1807 nebst einem Katalog den dort sich aufhaltenden Naturfreunden vorlegte.

Freilich war es ihm hier, wie allen Autodidakten, gar wunderlich ergangen, zu selbsteigenen Erfahrungen zwar nicht zu verwerfende, aber doch eigentlich abstruse und nicht leicht zu enthüllende Gedanken hinzuzufügen; doch war er auf eine gewisse Weise leicht zu behandeln. Man ging die Sammlung nach dem Katalog mit ihm durch, und suchte sie nach geognostischen Einsichten erst zu sondern und dann an einander zu fügen, woraus denn zuletzt diejenige geordnete Sammlung entstand, welche noch jetzt eifrigen Geognosten, welcher Meinung sie auch seyn mögen, als

Leitfaden dienen kann, um die Gegend, wie sie vor uns liegt, schneller kennen zu lernen und nach eigener Weise zu untersuchen.

Dergleichen Sammlungen immerfort einzurichten, hatte er ganze Lasten von Steinen bei sich angehäuft, woraus er jederzeit die erforderlichen Exemplare, nach ihrem instructiven Werth, besonders in der einmal angenommenen Größe zusammenzustellen auf das sorgsamste verfuhr, indem er sich dazu Bretter mit abgemessenen kleinen Quadraten hatte verfertigen lassen.

Und so beschäftigte er sich unaufhörlich auch sogar im hohen Alter, wo ihm die sonst so dienstfertigen Füße versagten und er, nur noch liegend, doch mit heiterem Geiste, bei dem gleichen Beruf unermüdlich verharrte, bis im Jahre 1817, im 84. des Lebens, seinem ununterbrochenen eifrigen Bemühen ein Ziel gesteckt ward.

Gedachte ganze ungesonderte Haufen, worin die merkwürdigsten Exemplare zu finden waren, hat der Handelsmann David Knoll käuflich an sich gebracht und, um zu Aufstellung gleicher Sammlungen immer bereit zu seyn, nicht versäumt die Fundörter der einzelnen Exemplare, woraus Müller wohl ein Geheimniß machte, zu erforschen, wodurch er jeden abgängigen Artikel wieder zu ersetzen im Stande ist.

Daß die Wirkung des entspringenden heißen Wassers weiter oben in dem Flusse gewesen, hatte man daran erkannt, daß bei dem Grundgraben des Komödienhauses Erbsensteine gefunden wurden. Durch die Bemühung des gedachten gegenwärtigen Besitzers wird nun klar, daß, sowohl die Tepel aufwärts bis zur gedachten Stelle als rechts und links derselben, in vorigen Zeiten die heiße Quelle gewaltet und diese Naturwirkung nach und nach sich den Fluß hinabgezogen. Wie denn ja auch schon die Entstehung der Hygieas-Quelle Andeutung giebt und man darauf wird zu achten haben, inwiefern dieser Herd sich an der rechten Seite des Flusses zwar langsam, aber doch stätig hinabzieht.

Wenn nun schon in der Hauptsammlung von den Sprudelproducten Nr. 35 bis 48 incl. die Hauptunterschiede zu finden sind, so ist es doch erfreulich nunmehr diesen Gegenstand ganz insbesondere behandelt zu sehen. Es wird deßhalb, nach einem beigefügten Verzeichniß, den Liebhabern eine Sammlung von funfzig rohen Stücken des Sprudelsinters angeboten, auf welchen ihre Färbung vom dunkelsten Braun bis zum klaren Weiß mit allen Mittelfärbungen und Zeichnungen vorgelegt wird.

Damit aber auch eine ſolche Sammlung zu ihrem erſten Intereſſe, in ihrer ganzen Anmuth zurückkehre, ſo iſt dieſelbe in Form kleiner halbirter Ovalſteine auf das vollkommenſte polirt und edeln Steinen gleichgeſtellt, in welcher Art ſie nun einem jeden Freunde der Natur nicht allein, ſondern auch dem ſich am Schmuck erfreuenden Auge vorgelegt werden, und wir ihnen denn zur Belohnung und Aufmunterung des ſo thätigen Unternehmers und Anordners viel günſtige Kunden zu wünſchen haben.

An Herrn von Leonhard

Weimar, den 25. November 1807.

Sie haben die Gefälligkeit gehabt meinem Aufsatz über die Carlsbader geognostische Sammlung in Ihrem Taschenbuche einen schönen Platz anzuweisen: wofür ich meine Dankbarkeit dadurch ausdrücken möchte, daß ich gegenwärtig einigen Nachtrag übersende.

Unter Ihrer Anleitung tritt jene kleinere Schrift nunmehr vor ein anderes Publicum, vor das wissenschaftliche, da sie früher nur bestimmt war ein allgemeines Interesse zu erregen und gewisse Gegenstände vor den Augen der Kenner und Nichtkenner in einer bequemern Ordnung aufzuführen, als sie bisher mehr oder weniger bekannt betrachtet wurden. Vielleicht könnte man, da ich mich in einem neuen Fach mit dem Publicum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch giebt vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein jeder auch mit dem geringsten Beitrag willkommen ist.

Um manches Mißverständniß zu vermeiden, sollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sey.

So gestehe ich gerne, daß ich da noch oft simultane Wirkungen erblicke, wo andere schon eine successive sehen; daß ich manchem Gestein, das andere für ein Conglomerat, für ein aus Trümmern Zusammengeführtes und Zusammengebackenes halten, ein auf Porphyrweise aus einer heterogenen Masse in sich selbst Geschiedenes und Getrenntes und sodann

durch Conſolidation Feſtgehaltenes zu ſchauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart ſich mehr zur chemiſchen als zur mechaniſchen hinneigt.

Gewiß würde man, nach meiner Ueberzeugung, über Gegenſtände des Wiſſens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger ſtreiten, wenn jeder vor allen Dingen ſich ſelbſt kennte und wüßte, zu welcher Partei er gehöre, was für eine Denkweiſe ſeiner Natur am angemeſſenſten ſey. Wir würden alsdann die Maximen die uns beherrſchen, ganz unbewunden ausſprechen und unſere Erfahrungen und Urtheile dieſem gemäß ruhig mittheilen, ohne uns in irgend einen Streit einzulaſſen: denn bei allen Streitigkeiten kommt am Ende doch nichts weiter heraus, als daß ſich zwei entgegengeſetzte nicht zu vereinigende Vorſtellungsarten recht deutlich ausſprechen, und jeder auf der ſeinigen nur deſto feſter und ſtrenger beharrt. Sollte man alſo mit meinen geologiſchen Aeußerungen ſich nicht durchaus vereinigen können, ſo wird man den Punkt in Betracht ziehen, von dem ich ausgehe und zu dem ich wieder zurückkehre. In dieſem Sinne gedenke ich zu jenem Aufſatze einige Bemerkungen nachzubringen.

Die Mannichfaltigkeit des Granits kann man in Carlsbad neben einander in einem ziemlich engen Raume kennen lernen. Er wechſelt groß-, grob- und feinkörnig mit verſchiedener Proportion und Verbindungsweiſe der Beſtandtheile öfters mit einander ab und läßt ſich, ſowohl durch Natur als durch Menſchenhand entblößt, an vielen Stellen gut genug beobachten. Sieht man alsdann wie genau alles zuſammenhängt, und wie eine durchgehend allgemeine Eigenſchaft jenes Mannichfaltige verbindet, ſo mag man die großen Maſſen, die in Geſtalt von Bänken, Schichten, Gängen ſich an einander lehnen, neben und durch einander erſcheinen, gern als gleichzeitig ausſprechen. Die Fragen, welcher Granit älter oder neuer ſey? ob es wohl gar einen regenerirten Granit gebe? kommen uns immer bedenklicher vor: denn genau betrachtet, ſo entſtehen ſolche Zweifelsfragen daher, daß man erſt den Begriff des Granits zu eng gefaßt und ihn bei vielfacheren Erfahrungen nicht zu erweitern getraut, und lieber bei Erklärung der Phänomene zu äußern Bedingungen und Nebenbeſtimmungen ſeine Zuflucht genommen.

Von Nummer 6, 7 und 8 kommen merkwürdige monſtroſe Exemplare vor. Es iſt ſchwer über ſie etwas auszuſprechen; doch glaubt man folgendes daran zu bemerken. Der Feldſpath fängt an ſich auf die bekannte

Weise innerhalb der Granitmasse zu gestalten. Sehr oft, ja meistens, finden sich die Krystalle völlig zusammen, und bilden sich zur Haarform aus; aber auch manchmal ergreift dieses werdende Bilden einen bildsamen Granit und nimmt ihn mit in sich auf, so daß er nunmehr als Gang, wenn man will, durch einen Krystall durchzugehen, oder zwei Krystalle, zu denen beiden er gehört, als intermediäre Masse zu verbinden scheint. Wie dem auch sey, und wie man dergleichen Stücke beschreiben mag, so gewähren sie dem Beschauer diesen Vortheil, daß man daran wie an allen monstrosen Ausgeburten der Natur, das Eintreten der ideellen Gestalt in die Wirklichkeit, das sich uns bei regelmäßigen vollendeten abgeschlossenen Formen geheimnißvoll verbirgt, wo nicht mit Augen sehen, doch mit dem Sinn und der Einbildungskraft einigermaßen erreichen kann.

Bei Nummer 12, 13 und 14 läßt sich anmerken, daß man über die rothen Krystalle, welche manchmal von einer weißen, entweder oberflächlichen oder tiefer eindringenden Schale umgeben sind, auf dreierlei Weise denken könne. Es läßt sich nämlich annehmen, daß der Krystall von Natur weiß sey, nachher im Kerne roth werde, daß diese Röthe sich nach und nach von innen heraus verbreite, und endlich das Weiße gänzlich vertreibe. Man kann sich im Gegentheil vorstellen, daß der Krystall ursprünglich roth sey und das Weiße nur Zeichen einer Verwitterung, welche von außen hineinwärts wirkt. So kann man sich auch drittens denken, daß der Krystall sich gleich anfänglich, sowohl roth als weiß, eines mehr als das andere gebildet. Wir streiten mit niemand, halten aber die erste Vorstellung für ganz unzulässig; der dritten sprechen wir nicht alle Wahrscheinlichkeit ab, sind jedoch der zweiten zugethan.

Bei Nummer 15 ist zu bemerken, daß die in dem Gestein disseminirten Quarzkörner sich bei genauerer Betrachtung zum größten Theil als doppelte sechsseitige Pyramiden zeigen.

Die Gesteinart Nummer 21 und 22 verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein Feldspath auf den der Glimmer besondern Einfluß ausgeübt, so daß eine Art von dendritischer Form daher entspringt. Sieht man gewisse Stücke davon einzeln, so kann man sie gar wohl als eine Abänderung von Gneis ansprechen. Ich mache daher auf eine frühere Bemerkung eines fleißigen Mitarbeiters in diesem Fache hier aufmerksam.

In des **Dr. Reuß** Lehrbuch der Geognosie steht im zweiten Band, Seite 590, folgende Stelle: „Merkwürdig ist das Vorkommen vollkommener

Gneisgeschiebe in dem Porphyrschiefer des Biliner Steins, da wo er auf dem Gneis unmittelbar aufliegt, also an der Steinscheidung."

Ich besitze ein solches Stück Porphyrschiefer und zugleich ein abgesondertes Stück des hier sogenannten Gneises von der Steinscheidung. Es ist aber kein Gneis, sondern vollkommen das unter Nummer 21 und 22 aufgeführte Gestein, welches wir ein Auslaufen des Granits nennen möchten; wobei uns noch folgender Umstand bedeutend vorkommt. Dieses unser Gestein findet sich bei Engelhaus, wo bekanntlich der große Fels Porphyrschiefer oder Klingstein aufsitzt; und es ist also hier derselbe Fall wie in Bilin, nur daß bei Engelhaus die Steinscheidung noch nicht entdeckt ist. Diese sonderbare Connexion des Urgebirges aber mit dem Klingstein an mehreren Orten zu entdecken, wäre um so wichtiger, als die Exemplare eines solchen Vorkommens selbst in Bilin selten sind, und das in meinem Exemplar eingeschlossene sogenannte Geschiebe nicht deutlich genug ist, um irgend eine vollständige Vorstellung zu erregen.

Das Gestein, dessen Folge wir von Nummer 25 und 29 beschrieben, ist höchst wichtig und hat, obgleich schon Herr von Racknitz desselben in seinen Briefen gedenkt, doch in dieser langen Zeit die Aufmerksamkeit der Geognosten nicht genugsam auf sich gezogen. Ob man nun gleich gegenwärtig in der Müller'schen Sammlung sehr instructive Exemplare davon findet, die um so schätzenswerther sind, als man es in der Natur nicht ganz bequem beobachten kann, so wird es doch einigermaßen problematisch bleiben, weil es dem aufmerksamen Beschauer einen Widerspruch auszudrücken scheint.

Betrachtet man es auf dem Wege, wie ihn unsere Nummern andeuten, fängt man an dem Punkte an, wo ganz schmale Hornsteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, sich nachher verbreitern, sich theilen, wieder zusammenfließen, und indem sie den Granit auf tausendfache Weise durchschneiden, vereinzelte Theile desselben in sich enthalten; betrachtet man nun weiter wie die Hornsteinmasse zunimmt, und der Granit, der vorher das Enthaltende, das Continens war, nunmehr das Enthaltene, das Contentum wird, so sind wir freilich geneigt unsere simultane Erklärungsart hier anzuwenden, und wir dürfen es um so mehr, als diejenigen die sich zu der successiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der scharfkantigen Form der Granittheile wohl eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein unmittelbares Eintreten der

eigentlich zu thun sey, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich, mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da- bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Ερως. Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süß und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Hierunter ist alles begriffen was man, von der leisesten Neigung bis zur leidenschaftlichsten Raserei, nur denken möchte; hier verbinden sich der individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander; der Mensch scheint nur sich zu gehorchen, sein eigenes Wollen walten zu lassen, seinem Triebe zu fröhnen, und doch sind es Zufälligkeiten die sich unterschieben, Fremdartiges was ihn von seinem Wege ablenkt; er glaubt zu ergaschen und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und ist schon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, sie lockt den Verirrten zu neuen

Hornsteinmasse zugeben. Ueberhaupt ist dieses ein Punkt wo sich die beiden Vorstellungsarten nähern, indem da wo der eine Beobachter gleichzeitig ausspricht, der andere wenigstens gleich nachzeitig zu setzen sich bewogen findet.

Uebrigens könnte man vielleicht auch das gegenwärtige Gestein ein Auslaufen des Granits nennen, indem man dadurch das Ende einer Epoche bezeichnet, anstatt daß man da wo ein folgendes sogleich nachzuweisen ist, das Auslaufen ganz schicklich einen Uebergang nennen kann.

Ueber die Art wie der Kalk in dieses dem Urgebirg so nahverwandte Gestein sich gefunden, wird man sich vielleicht noch weniger vereinigen. Betrachtet man den Kalkspath wie wir ihn unter Nummer 30, 31 und 33 aufgeführt, so mag man sich wohl vorstellen, daß derselbe in die Zwischenräume dieses unregelmäßigen Gesteins sich eingesintert; wobei denn aber die Frage schwer zu beantworten bleibt, woher denn der Kalk gekommen, der sich in die Tiefen dieses Gesteins so reichlich eingesenkt? Betrachtet man nun gar den isabellfarbigen körnigen Kalkstein, der bei uns mit Nummer 32 bezeichnet ist, und die Art wie er sich, keineswegs als Sinter, sondern als ein derber Bestandtheil zwischen den übrigen findet, so wird man wieder darauf gewiesen, daß wenigstens ein Theil dieses Kalks mit dem Gesteine selbst ursprünglich gleichzeitig seyn möchte.

Dem sey nun wie ihm wolle, so steht dieses Gestein in der genauesten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen, die alle daraus hervortreten. Und wenn man auch die in demselben offenbar enthaltenen Bestandtheile, den erst erwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies nicht für hinreichend halten sollte, die warmen Quellen mit ihren Ingredienzien und Bedingungen hervorzubringen, so wird man doch eine entschiedene Mitwirkung nicht läugnen können, welche schon früher, obgleich vielleicht nicht bestimmt genug, anerkannt worden.

Möchte es doch den Geologen gefallen zu untersuchen und gelegentlich anzuzeigen, ob sich irgend sonstwo ein Gestein demjenigen ähnlich, wie wir es von Nummer 24—35 angezeigt, befinden möchte.

Was sonst noch bei jener Sammlung zu bemerken wäre, verspare ich auf ein andermal, und gebe nur noch einige Nachricht von ein paar geologischen Merkwürdigkeiten, die mir dieses Jahr bekannt geworden.

Die erste ist ein Gneis, dessen faserige Textur durch deutliche fleischfarbene Feldspathkrystalle hervorgebracht wird. Diese sind jenen Doppel-

krystallen ähnlich, welche wir unter den Nummern 6, 7 und 8 eingeführt haben. Nur ist dabei merkwürdig daß, wie der Glimmer sich nach ihnen in seiner Lage bequemt, auch ihre Krystallisation nach ihm sich einigermaßen gerichtet hat. Auch lassen sie sich nicht abgesondert darstellen, sondern sind mit dem Glimmer und dem übrigen Gestein innig verbunden. Nicht gar einen Zoll lang deuten sie, wie jene obgedachten Krystalle, auf die sechsseitige Säule so wie auf ein rhombisch Tafelartiges, und machen durch Farbe und gleiche Austheilung in dem ganzen Gestein ein sehr angenehm in die Augen fallendes Mineral. Diese Steinart findet sich zwischen Tepel und Theising. Ich verdanke die Kenntniß derselben der Aufmerksamkeit und Gefälligkeit des Herrn Hofrath Sulzer in Renneburg. In den geognostischen Sammlungen der mineralogischen Gesellschaft zu Jena findet sich ein Aschaffenburger Gneis, der einige Aehnlichkeit mit dem beschriebenen, doch nicht sein angenehmes Aussehen hat.

Eine zweite geologische Merkwürdigkeit findet sich zwischen Hof und Schleitz, kurz vor dem letztern Ort, links an der Chaussee. Es zeigt sich daselbst Basalt Urgrünstein) von der schwärzesten und härtesten Sorte theils in unregelmäßigen Massen, theils in deutlichen Säulen, vielfach bis ins Innerste zerklüftet, und alle Klüfte, selbst die zartesten, mit Asbest ausgefüllt.

So setzt auch Asbest durch den anstehenden Thonschiefer, füllt die kleinsten Abtheilungen der Gesteinscheidungen und verbindet sich innig mit dem Gestein. Die starke Verwitterung verhinderte die nähere Einsicht bei einer flüchtigen Beobachtung; daher zu wünschen ist, daß dieser Punkt die Aufmerksamkeit reisender Geologen auf sich ziehe.

Manches andere verspare ich für den nächsten Jahrgang, und füge nur noch den Wunsch hinzu, daß die von mir nur im allgemeinen angedeuteten Mineralien durch Oryktognosten vom Metier nach und nach in der Kunstsprache möchten beschrieben werden. Inzwischen sind zur Erleichterung der Kenntniß von dieser Seite die bedeutendsten Exemplare in der Sammlung der mineralogischen Gesellschaft zu Jena niedergelegt worden.

Der ich mich hiermit den Freunden der Natur und Ihnen bestens empfehle.

Freimüthiges Bekenntniß

1824.

Die Natur, kraft ihrer Allthätigkeit, wirkt in und an der Nähe, so wie von fern her und in der Ferne; beide Wirkungen sind immerfort zu beachten, keine Beobachtungsweise darf und kann die andere verdrängen. Vorstehende Blätter, vor so viel Jahren geschrieben, sind der Nähe gewidmet; man sucht merkwürdige Naturerscheinungen aus nahe liegenden Bedingungen zu erklären, man thut es mit Recht und wird es immerfort thun.

Wenn wir aber den Ursprung der heißen Quellen unmittelbar auf der Stelle suchen und zu finden glauben, so wird dadurch niemand die Befugniß verkümmert, sie aus dem siedenden Abgrunde unserer Erdkruste bis auf die höchsten Gebirge heiß und unverkühlt emporsprudeln zu lassen; und wenn letztere Vorstellungsart jetzt die herrschende geworden, so muß es erlaubt seyn daran bloß ein historisches Phänomen zu erblicken, und dagegen auch bei einer historisch-herkömmlichen, individuell-angemessenen Denkweise zu verharren, welche von ihrer Seite gewiß nicht minder die Erfahrung zu bereichern in Thätigkeit bleiben wird.

Man beachte nachgemeldeten Fall.

Auszug eines Schreibens des Herrn Baron von Eschwege.

Lissabon, den 2. Juni 1824.

„Das problematische Phänomen, wovon man das Nähere zu wissen wünscht, steht ausführlich beschrieben in dem Diario do Governo vom 22. Januar 1821, und ereignete sich am Rio Douro.

Der Besitzer eines Gartens daselbst ging um zehn Uhr Morgens aus, um den Schaden, durch heftigen Regen veranlaßt, in Augenschein zu nehmen; noch wenig Schritte vom Garten entfernt sieht er auf einmal einen großen Fleck Landes sich erheben und aufthürmen; mit furchtbarem Getöse kommt eine Wassersäule emporgeströmt; Weinpflanzungen, Keller und Häuser, welche dieser Ausbruch erreichte, wurden fortgerissen, und vier Menschen verloren dabei das Leben. Nachdem das Wasser sich verlaufen, war ein großes Loch entstanden von außerordentlicher Tiefe, welches stark rauchte: an drei andern Orten in der Nachbarschaft waren ebenfalls Ausbrüche gewesen."

Häufig niedergegangenes Regenwasser sammelt sich in Gebirgshöhlen; es senkt sich in Schluchten tief hinab und sucht sich endlich in der nachbarlichen Ebene einen möglichen Weg zu gewaltsamer Entladung durch leichten fruchtbaren Boden: dort steigt und wirkt es nach Verhältniß seiner Masse, seines Falles und Druckes.

Sollte hierdurch das Phänomen nicht genugsam aufgeklärt seyn? sollte man auch hier Vulcane und Erdbeben zu Hülfe rufen?

Recht und Pflicht.

1821.

Wenn der Naturforscher sein Recht einer freien Beschauung und Betrachtung behaupten will, so mache er sich zur Pflicht die Rechte der Natur zu sichern: nur da wo sie frei ist, wird er frei seyn; da wo man sie mit Menschensatzungen bindet, wird auch er gefesselt werden.

Eins der größten Rechte und Befugnisse der Natur ist, dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlassen. Nachstehendes diene zum Beispiel.

Schon im Jahre 1822 wurden die Naturfreunde, die sich im Marienbad geognostisch beschäftigten, auf den Einfluß hingewiesen, welchen die dort so stark wirkenden Dunstarten selbst auf das Urgestein ausübten, indem sie einige Theile desselben völlig aus- und aufzehrten, andere unverändert stehen ließen und so ein löcheriges, oft blasenartiges Gestein darstellten. Feldspath und Glimmer war es eigentlich, den sie feindselig behandelten, selbst die Almandine blieben nicht ausgeschlossen; der Quarz indessen blieb fest, starr und unverührt.

Im Jahre 1823 beachtete man dergleichen Vorkommen genauer; man veranlaßte eine Sammlung, welche schon an und für sich, besonders aber mit dem unversehrten Originalgestein in Vergleichung gebracht, höchst merkwürdig ist. Die aufgelösten Theile nähern sich der Porcellanerde; daher die Exemplare, indem auch der Quarz weiß ist, meistentheils ein helles Ansehen haben. Der Katalog von dem vorliegenden Gestein bildete sich folgendermaßen.

Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg.

1) Grobkörniger Granit mit ſchwarzem Glimmer.
2) Feinkörniger Granit.
3) Feinkörniger Granit mit ſchiefriger Textur.
4) Ein Stück von mittlerem Korn.
5) Quarzgang, woran die Zellen des Feldſpaths noch zu ſehen.
6) Granit wo der Quarz überwiegend war.
7) Drei kleinere dergleichen.
8) Gneis von mittlerem Korn.
9) Deßgleichen etwas gröber.
10) Deßgleichen noch gröber Korn.
11) Beinahe daſſelbe, nur feiner.
12) Deßgleichen ganz leicht.
13) Deßgleichen von dem allerfeinſten.
14) Hornblende mit Almandinen.
15) Geſundes Geſtein, nur von außen angegriffen.
16) Deßgleichen mehr und ſchon zellig.
17) Deßgleichen beinahe ganz aufgezehrt.
18) Ganz zellig, die Almandine nur wenig bemerkbar.
19) Ein kleines Stück mit noch aufſitzenden Almandinen.
20) Völlig bimsſteinartig, ohne Kennzeichen des Originalgeſteins.
21) Ein dem Glimmerſchiefer verwandtes Geſtein, mit großen Almandinen, die im geſunden Zuſtande als ſchwarze Punkte ſichtbar ſind.
22) Ausgefreſſener Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepel.
23) Porphyrartiges Geſtein, als Gangart im Granit vorkommend, wo bloß die feinen Gänge vom Quarz ſtehen geblieben.
24) Beſondere Aufmerkſamkeit verdient ein zelliger Quarz, deſſen Entſtehung dadurch deutlich wird, daß man ſehen kann, wie das Gas theilweiſe das in den Zwiſchenräumen noch hie und da ſichtbare Eiſen aufgelöst und weggenommen hat.

Geſtaltung großer anorganiſcher Maſſen

1824.

Von einer geringen, faſt unſcheinbaren Naturwirkung, die wir als Experiment täglich wiederholen können, von einer partiellen Zerſtörung urweltlicher Gebirgsarten gehen wir zu einer der ungeheuerſten Wirkungen über, die unſern Geiſt erheben und durch Anſchauung in die Vorzeit verſetzen ſoll. Wir ſprechen von der Geſtaltung der Schneemaſſen auf den höchſten Gebirgen.

Fiſcher, Bergreiſen 2. Thl. S. 153: „Serac, eine groſe paral lelepipediſch geformte Maſſe Schnee. In ſolche regelmäßige Formen theilen ſich die Lavinen, wenn ſie eine Zeit lang gelegen haben."

Joſeph Hamel, Beſchreibung zweier Reiſen auf den Montblanc. Wien 1821: „Zwanzig Minuten nach 7 Uhr erreichten wir die erſte der drei Schnee-Ebenen, welche zwiſchen dem Dome du Goute und dem Mont Maudit, einer Felſenreihe, welche die öſtliche Schulter des Montblanc bildet, eine nach der andern von Norden nach Süden folgen. Hier hat man nahe zur Rechten auf dem Dome die ungeheuern in die Luft ragenden Eismaſſen, Seracs genannt, welche man vom Chamounythal aus ſehr gut ſieht. Der Himmel, welcher dunkelblaue Farbe zeigt, erſchien neben dieſen blendendweißen Eisthürmen faſt ſchwarz.

Dieſe Benennung Serac kommt von einer Art im Thal verfertigter weißer Molkenkäſe, der in parallelepipediſchen Formen gepreßt wird und nachgehends beim Trocknen an den Rändern Riſſe bekommt, wodurch er dieſen Eismaſſen in etwas ähnlich ſieht. Vielleicht kommt der Name des Käſes von serum, Molke."

Bei dieſen freilich nicht ganz hinreichenden Relationen machten wir, in Gefolg vieljähriger Gebirgsbeobachtung, nachſtehende Betrachtung. Die Schneemaſſen, ſobald ſie ſolideſciren und aus einem ſtaub- und flockenartigen Zuſtande in einen feſten übergehen, trennen ſich in regelmäßige Geſtalten, wie es die Maſſen des Mineralreichs thaten und noch thun. Sie ſtehen als große Wände auf den Berggipfeln, wie die mauer-, thurm- und ſäulenartigen Granitmaſſen auf den Bergreihen. Wahrſcheinlich aber ſind dieſe großen blanken Eiswände nicht in völlig ebenen, ununterbrochenen Flächen eingeſchloſſen, ſondern ſie haben, gleich jenen Käſen, denen ſie verglichen werden, Riſſe, Einſchnitte und, nach unſerer Vorſtellungsart, nicht zufällige, ſondern regelmäßige.

Betrachten wir am Harze die großen emporſtehenden Klippen, z. B. Arendsklint und die Wernigeröder Feuerſteine, ſo wird eine gemeine Einbildungskraft gar nicht zu ſchelten ſeyn, wenn ſie ſolche als Käſe oder Kuchen über einander gethürmt anſpräche. Nicht allein alle Felsarten des Urgebirgs, ſondern bis herauf zum bunten Sandſtein und weiter haben das Bedürfniß ſich in mannichfachen, regelmäßigen Richtungen zu trennen, ſo daß Parallelepipeden entſtehen, welche wieder in der Diagonale ſich zu durchſchneiden die Geneigtheit haben. Dieſem allgemeinen Geſetze habe ich vor vierzig Jahren am Harze nachgeſpürt, und bewahre davon die ſchönſten Zeichnungen eines trefflichen Künſtlers, und war ſchon damals nicht abgeneigt zu glauben, daß dieſe großen innern Trennungen der Gebirgsmaſſen ſich auf telluriſche und koſmiſche Wirkungen beziehen möchten, wovon die ſüdnördliche uns längſt bekannt war, die weſtöſtliche aber erſt neuerlich offenbart worden iſt.

Um ſich aber von ſolcher Geſtaltung der Steinmaſſen den Begriff zu erleichtern, ſo fingire man, daß ein Gitterwerk durch ſie durchgehe, und zwar ſechsſeitig, wodurch ſo viele einzelne Körper abgeſchnitten werden, cubiſch, parallelepipediſch, rhombiſch, rhomboidiſch, ſäulen- oder plattenförmig, welcher Art es auch wäre.

Hierbei muß man ſich aber ſagen, dieſe Trennung ſey anzuſehen als ideell, als potentia, der Möglichkeit nach, und ſey daher theilweiſe ſowohl an eine ewige Ruhe gebunden als einer frühern oder ſpätern Erſcheinung anheim gegeben: da denn nicht alle intentionirten Sonderungen jedesmal zur Wirklichkeit gelangen und man ſie vielleicht nur hie und da actu in der Gegenwart vorzeigen kann, indem an großen Gebirgskörpern

oben angedeutete Formen bald einzeln ausgebildet hervortreten, bald aber in große Massen verschlungen und darin versteckt gedacht werden müssen.

Durch diesen Begriff kommt auch der Zeichner ganz allein zur Fähigkeit Felsenwände und Gipfel richtig und wahrhaft darzustellen, indem er das Unsichtbare durch das Sichtbare sich verdeutlicht und den allgemeinen Charakter im Kleinen wie im Ungeheuern durchzuführen vermag. Die Urgestaltung wird ihm klar; er begreift wie dasselbe Gestein bald als Platte, Säule und doch auch als Wand erscheinen könne, und wie allen diesen Phänomenen eine verwandte Form zum Grunde liege.

Eine solche hypothetische Gebirgsdarstellung haben wir auf einer Tafel versucht, deren Raum mit gegitterten Linien durchzogen, ein landschaftliches Bild aber, dem man diese Grundzüge kaum anmerkt, in dieses Gewebe hinein gezeichnet ist.

Von der oben erwähnten 1784 sorgfältig mit manchen Aufopferungen durchgeführten Harzreise haben wir sehr schöne, noch jetzt wohl erhaltene schwarze Kreidezeichnungen, meist in Großfolioblättern mitgebracht. Verkleinert können sie nicht werden; der Aufwand sie in Kupfer stechen zu lassen war abschreckend: nun aber wären sie lithographisch vielleicht eher mitzutheilen; nur wird ein sehr gewandter, mit charakteristischem Geiste begabter Künstler, der Sache kundig, liebevoll sich damit zu beschäftigen haben.

Einstweilen stehe das Verzeichniß hier an passender Stelle.

1) Teufelskanzel und Hexenaltar auf dem Brocken. Meisterhaft charakteristischer Umriß, hinreichend schattirt.

2) Arendsklint, eine Felsgruppe vom Brocken nordwestwärts; hiervon stellt diese Nummer mit den drei folgenden einzelne Klippen vor Augen. Umriß einer großen Felsmasse, mit wenig verticalen und vielen horizontalen Abtheilungen.

3) Deßgleichen, doch von ganz anderer Naturconstruction als die vorhergehende. Die Hauptmasse mit Aufmerksamkeit ausgeführt.

4) Kleinere Zeichnung, den Granit kugel- und säulenförmig zugleich vorstellend.

5) Abermals eine Felsmasse von Arendsklint. Sorgfältiger Umriß und zur nöthigen Deutlichkeit schattirt.

6) Ein Schnarcher, einer der schönen Granitfelsen, die auf dem Barenberge in der Nähe von Schierke stehen. Der Punkt ist bemerkt,

wo dieser Fels die Magnetnadel verändert. Genauer Umriß, durch Schattirung hervorgehoben.

7) Wernigeröder Feuerstein. Der Hauptgegenstand von oben herein charakteristisch ausgeführt.

8) Bei der Susenburg an der Bude, quarzreiches porphyrartiges Gestein. Sorgfältiger Umriß der Hauptpartien.

9) Der Punkt wo die Bude von oben herab aus dem Schiefergebirg auf den Granit stößt und durch denselben hindurchdringt. Kleine Zeichnung, auf der Gränze beider Gesteinarten genommen, wenig colorirt. Der sehr quarzhaltige Thonschiefer ist blaulich, der Granit röthlich angewaschen.

10) Aus der Höhe in der Schlucht weiter abwärts, wo die Bude sehr gedrängt ein Becken macht. Man bemerkt den bei hohem Wasser durch das vorbeiströmende Floßholz ausgewaschenen Granit.

11) Granitfelsen, vom linken Ufer der Bude, unter dem Roßtrapp. Gehörig schattirte Zeichnung.

12) Deßgleichen. In der Höhe der Felsen des Roßtrapps selbst. Umriß; der Vordergrund charakteristisch schattirt.

13) Ein deßgleichen, aus dem Budethal emporsteigender Granitfelsen. Vollkommen ausgeführte Zeichnung.

14) Granitklippe im Ockerthal, zum Begriff von verborgenen und offenbaren Zerklüftungen sehr dienlich.

15) Kieselschieferklippe an der Ocker, merkwürdig wegen der horizontalen und verticalen Ablösungen. Charakteristische Skizze.

16) Marmor, mit Quarz durchzogen; die Kalktheile wittern aus, der Quarz bleibt stehen; dieß giebt dem Fels ein ganz eigen ausgefressenes Ansehen. Aus der innern, unangegriffenen Masse lassen sich bedeutende Tafeln schneiden und schön poliren. Ockerthal?

17) Der Hübichenstein, Kalkfelsen am Iberge in der Nähe der Bergstadt Grund, eigentlich ein Korallenfels, an welchem auch die tellurischen Trennungen, obgleich unregelmäßig, zu bemerken sind. Vollkommen ausgeführte Zeichnung. Die zweite Vignette in dem wichtigen Werke unseres abgeschiedenen Freundes von Trebra Erfahrungen vom Innern der Gebirge. Dessau und Leipzig 1785. Fol. ist eine leichte Skizze nach der mit der größten Sorgfalt vollkommen ausgeführten Zeichnung.

18) Hanskühnenburg, Sandstein. Völlig ausgeführte charakteristische Zeichnung.

Labyrinthen, hier iſt keine Gränze des Irrens: denn der Weg iſt ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das, was auf das Beſonderſte angelegt ſchien, ins Allgemeine verſchwebt und zerfließt. Daher will das raſche Eintreten der zwei letzten Zeilen uns einen entſcheidenden Wink geben, wie man allein dieſem Irrſal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt ſich erſt weſſen der Dämon fähig ſey; er, der ſelbſtſtändige, ſelbſtſüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand wenn Tyche, da oder dort, in den Weg trat, er fühlt nun, daß er nicht allein durch Natur beſtimmt und geſtempelt ſey; jetzt wird er in ſeinem Innern gewahr, daß er ſich ſelbſt beſtimmen könne, daß er den durchs Geſchick ihm zugeführten Gegenſtand nicht nur gewaltſam ergreifen, ſondern auch ſich aneignen und, was noch mehr iſt, ein zweites Weſen, eben wie ſich ſelbſt, mit ewiger unzerſtörlicher Neigung umfaſſen könne.

Kaum war dieſer Schritt gethan, ſo iſt durch freien Entſchluß die Freiheit aufgegeben; zwei Seelen ſollen ſich in Einen Leib, zwei Leiber in Eine Seele ſchicken und indem eine ſolche Uebereinkunft ſich einleitet, ſo tritt, zu wechſelſeitiger liebevoller Nöthigung, noch eine Dritte hinzu; Eltern und Kinder müſſen ſich abermals zu einem Ganzen bilden; groß iſt die gemeinſame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus ſo viel Gliedern beſtehende Körper krankt, gemäß dem irdiſchen Geſchick, an irgend einem Theile, und, anſtatt daß er ſich im Ganzen freuen ſollte, leidet er am Einzelnen und deſſen ungeachtet wird ein ſolches Verhältniß ſo wünſchenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen jeden an, und man läßt ſich gefallen die Nachtheile zu

19) Grauwacke, in der Nähe vom wilden Mann, flötzartig gelagert. Sorgfältigst ausgeführte Zeichnung.

20) Eingang zu der Baumannshöhle. Klein Querfolie, eingetuscht; die Marmormassen in ihrem charakterlosen Charakter wohl ausgedrückt.

21) Eisengrube in Thonschiefer vom Tage herein. Eisenstein und Gebirgsart sind so vermischt, daß gewissermaßen nur ein Raubbau stattfindet.

22) Festung auf dem Regenstein, in den Sandstein eingegraben; das Ganze zerstört und verwittert. Klein Querfolie.

23) Höhlen auf dem Regenstein. Skizzirt; nicht sonderlich charakteristisch.

24) Die alte Burg bei Langenstein. Flüchtige, aber klare Zeichnung; die Gebirgsart nicht charakteristisch.

25) Die Clause bei Goslar. Sandstein; charakteristisch.

26) Teufelsmauer bei Thale gegen Quedlinburg. So merkwürdig als schön gezeichnet, die Nothwendigkeit des Einstürzens mancher Gebirgsarten unter gewissen Umständen vor Augen gestellt.

27) Gypswände bei Osterode. Reinlich umrissen und angetuscht, den schwachen Charakter dieser Gesteinart glücklich aussprechend.

Vorgemeldete Sammlung ist, wie man sieht, nach einer gewissen Ordnung gereiht; sie führt vom Granit des Brockens bis zum Gypsfelsen von Osterode, freilich weder vollkommen in geologischer noch geographischer Folge. Doch würde sie in beiden Rücksichten schon vollständiger werden, wenn man eine vorräthige doppelte Anzahl von kleineren weniger ausgeführten Umrissen, Skizzen und manchen flüchtigen Entwurf dazwischen legen wollte, welches um so instructiver seyn würde, weil jenes dieser Blätter, wenn auch mit weniger Zeitaufwand, doch immer zu jenem ausgesprochenen Zwecke mit Ueberlegung gefertigt worden. Ein lakonisches, gleichfalls übrig gebliebenes Tagebuch würde dabei noch weiter behülflich seyn.

Von jenen kleineren Zeichnungen bemerke folgende:

a) Hexenaltar auf dem Brocken, in geschichteter Lage. Noch vor funfzig Jahren glaubte man hier eine durch Menschenhände aufgerichtete Mauer zu erblicken.

b) Arendsklint, eine auf regelmäßigem Naturpiedestal aufgerichtete Felsensäule.

c) Unter dem Roßtrapp an der Bude. Flüchtige Skizze, die steilaufstrebenden Felsenpartien sehr gut ausdrückend.

d) Treppensteig, an der Ocker; regelmäßig rechtwinkelig getrennte Granitmasse.

e) Unter dem Treppensteig am Wasser; an unförmliche Granitmassen anstoßende sanftgeneigte regelmäßige Bänke desselben Gesteins.

f) Ziegenrücken im Ockerthale; beinahe verticale Bänke, horizontal und diagonal durchschnitten.

g) Kalkhöhle von oben erleuchtet; malerischer Effect.

h) Versteinerungslagen unter Grauwackebänken, am Schulenberg auf dem Oberharz.

i) Büttelsthaler Gypsbrüche; kleines Musterstück, die horizontale und verticale schwankende Durchklüftung dieser Gesteinart darstellend.

k) Clause bei Goslar; in den Sandstein gegraben, merkwürdig wegen regelmäßiger, doch schwankender Zerklüftung.

l) Rammelsberg bei Goslar; meisterhafte kleine Zeichnung, den ödesten trostlosesten Zustand, auf der Oberfläche metallischer Naturschätze vergegenwärtigend.

Ehe wir auf unserm bezeichneten Wege nunmehr weiter schreiten, fassen wir in einem Rückblick dasjenige zusammen, wovon bisher gehandelt worden.

Große anorganische Massen gestalten sich solidescirend und zwar regelmäßig. Wir gebrauchten ein Gitterwerk als Gleichniß, und gaben den Katalog einer Sammlung von Zeichnungen, zu diesem Zwecke vor vielen Jahren aufgenommen und bis jetzt sorgfältig aufbewahrt.

Den Augenblick der Solidescenz hat man als höchst bedeutend zu betrachten. Solidescenz ist der letzte Act des Werdens, aus dem Flüssigen durchs Weiche zum Festen hingeführt, das Gewordene abgeschlossen darstellend.

Im Solidesciren, im Uebergang aus dem Weichen in das Starre, ergiebt sich eine Scheidung, sie sey nun dem Ganzen angehörig oder sie ereigne sich im Innersten der Massen.

Jene Urdurchgitterung, wie wir, das Obengesagte ins Kurze zu fassen, die Erscheinung actu, die Vermuthung potentia nennen wollen, geschah niemals ohne Sonderung: denn alle Gebirgsmassen sind mehr oder

weniger zusammengesetzt; daher entstanden gleichzeitige Gänge dieses unzulängliche Wort müssen wir einstweilen gebrauchen; Gänge, die mit Gesteinabtheilungen parallel gehen, diese mögen nun vertical aufgerichtet stehen und deßhalb als Wände gelten, oder unter verschiedenen Winkeln geneigt, bald mit dem Namen Bänke, und endlich wohl gar Lager bezeichnet werden. Diese Gänge sprechen wir als gleichzeitig mit der Gebirgsmasse an. Wer einen Schriftgranitgang in einer Granitmasse eingeschlossen, ihrem Fallen und Streichen genau folgend, mit Augen gesehen hat, der wird den Sinn begreifen, den wir in diese Worte legen.

Jene Scheidung wird also von der Hauptgestaltung mit fortgerissen und fügt sich in die Richtungen jenes Gitterwerks.

So viel sey vorläufig von einer Angelegenheit gesagt, die schon tausendfach mit mehr oder weniger Glück ausgesprochen worden. Man erinnere sich der Füllungstheorie, welche so überhand nahm, daß eines werthen Mannes, von Charpentiers, verständige Bemühungen abgelehnt, beseitigt, mißgeachtet, vergessen und zuletzt gar nur durch Hohnrede wieder zur Erinnerung gebracht wurden. Eine Wiederaufnahme der Arbeiten eines höchst sinnigen Verfahren würde gerade jetzt einen guten Eindruck machen und vielleicht von erfreulichen Folgen seyn.

Aber gleichzeitig mit jener Scheidung, die dem Ganzen folgen muß, geht im Innersten der Massen noch eine besondere vor, welche den eigentlichen Charakter der Gebirgsart ausspricht, und dieses ist, was wir porphyrartig nennen. Auch hier wie dort sondert sich das Reinste, oder vielmehr Homogenste, nicht sowohl vom Unreinen als vielmehr vom Fremdartigen, das Einfachere vom Zusammengesetzten, das Enthaltene vom Enthaltenden, und zwar so, daß man oft die Identität beider nachweisen kann. Unzählige Beispiele, vom Granit bis zum letzten Gyps und Kalkstein, sind den Freunden dieses Wissens bekannt. Sehr oft ist das Enthaltene dem Enthaltenden nahe verwandt. Die Carlsbader und Elbogener Zwillingskrystalle sind eigentlich krystallisirter Granit; die großen Granaten oder Almandine von Tyrol sind offenbar krystallisirter Glimmerschiefer, die Eisengranaten krystallisirter Eisenglimmer.

Wie nun diese Gestaltungen sich selbst in beengender Masse hervorthun, so werden noch mehr die durch geistige Auflösung befreiten, auf

leeren Gebirgsklüften und Schluchten herumgeführten Ur-Theilchen sich noch reiner abtrennen und die gleichartigen sich einander zugesellen. Hier haben wir alsdann die ganz reinen Krystallbildungen, an denen wir uns höchlich erfreuen, unser Wissen daran bilden und ordnen können.

Auch jene porphyrartigen Erscheinungen habe ich sorgfältig gesammelt, und wie sich das oben behauptete in einzelnen Beispielen ausspricht, verdient wohl eine besondere Behandlung. Jedoch finde eine chemische Erfahrung hier einstweilen Platz.

Ich erhielt ein Glas Opodeldok von gleichartiger trübdurchscheinender Masse, worin aber runde weiße krystallisirte Körperchen in kleiner Erbsengröße schwebend gehalten werden. Bei einer nähern Erkundigung vernahm ich, daß dieses Glas erst vor drei Wochen bereitet worden. Schon am zweiten und dritten Tage zeigen sich Pünktchen, die sich nach und nach vergrößern und eine krystallinische Form annehmen, an welchen jedoch im Verlauf der Zeit kein weiteres Wachsthum zu bemerken ist.

Ferner hat sich gefunden, daß in kleineren Gläsern die Kryställchen häufiger und kleiner als Hirsenkörner entstehen, wodurch wir belehrt werden, daß sogar das Maß der Räumlichkeiten auf die Krystallbildung entschiedenen Einfluß hat, und zugleich auf manches krytognostische Vorkommen hingewiesen sind.

Auf diesem Wege jedoch begegnen wir einem andern Phänomen, das uns bei seiner Unerforschlichkeit nicht losläßt. Solidescenz ist mit Erschütterung verbunden. Nur selten kommt dieß Ereigniß, seiner Zartheit wegen, zur unmittelbaren entschiedenen Anerkennung.

„Derjenige welcher bei dem Versuch das Quecksilber gefrieren zu machen die Glasröhre in der Hand hielt, fühlte in dem Augenblick als das Metall seinen flüssigen Zustand verlor, eine plötzliche Erschütterung; und eine ganz ähnliche Erscheinung findet beim Festwerden des Phosphors statt.“

So zeigt sich auch Solidescenz durch Erschütterung. Ein Glas Wasser nahe am Gefrieren durch einen Schlag erschüttert, krystallisirt sogleich.

Gedenken wir an dieser Stelle, wenn sie auch weit abzuliegen scheinen, der Chladni'schen Versuche, wo die Erschütterung, regelmäßig geleitet, zugleich mit dem Ton eine Gestalt hervorbringt. Auf Glastafeln ist das Phänomen jedermann bekannt; vielleicht nicht allen folgendes.

Wasser, auf flachen geränderten Glastellern, mit Semen lycopodii bestreut und durch einen Violinbogen angeregt, giebt in vielfältigen Abtheilungen die Erscheinung gegitterter Flächen und eines entschiedenen Gewebes, so daß der umsichtig thätige Heufinger dessen in seiner Hyphologie gedenken könnte. Purkinje, ein merkwürdiger Forscher unserer Zeit, hat mir solches Gewebe durch eine scharfsinnige Verrichtung auf Glastäfelchen fixirt und freundlichst mitgetheilt.

Die entoptischen Erscheinungen lassen sich gleichfalls hier anschließen: durch schnelle Veränderung der Temperatur solidescirt ja in den Glastäfelchen eine sonst vorüberfliegende Gestaltung.

Bedeutend habe ich immer die Betrachtung gefunden, die uns das makro-mikromegische Verfahren der Natur einzusehen fähig macht; denn diese thut nichts im Großen was sie nicht auch im Kleinen thäte, bewirkt nichts im Verborgenen was sie nicht auch am Tageslicht offenbarte.

Daß der Thonschiefer im Großen von Quarzgängen häufig durchsetzt werde, ist bekannt; nun aber traf ich eine dergleichen Gebirgsart, deren mäßige tragbare Massen nach einem gewissen Streichen von Quarzgängen durchzogen waren, indessen schieferige Ablösungen diese Massen rechtwinkelig auf die Richtung der Gänge zu schmalen Täfelchen trennten, und so natürliche Durchschnitte vor Augen legten.

Ich lege ein solches Thonschiefertäfelchen vor mich, so daß der darauf sich zeigende etwa sechs Linien starke Quarzgang in horizontaler Richtung sey; ein schmälerer, etwa eine Linie breiter Gang kommt auf dem erstern im Winkel von etwa 45 Graden an, wird sogleich nach dem Perpendikel zu gebrochen, geht sichtlich durch den stärkern hindurch, kehrt unterwärts in die erste Richtung zurück und setzt parallel mit der Eintrittslinie seinen Weg weiter fort. Hier gebrauche ich, wie man sieht, eine bekannte Terminologie, deren man sich bedient um das Phänomen anzuzeigen, wenn das Licht, oder dessen sogenannter Strahl, aus dem dünnern Mittel ins dichtere und von da wieder ins dünnere übergeht.

Und fürwahr, wären unſere Täfelchen in Linearzeichnungen auf eine Kupferplatte gebracht, ſo würde jedermann glauben es ſeyen aus einem phyſikaliſchen Compendium jene auf die Lehre von Brechung des Lichtes bezüglichen Figuren copirt worden.

Doch wollen wir die Analogie nicht weiter treiben, ſondern nur erzählen, was wir vor uns ſehen. Der ſchwächere Gang auf dem ſtärkern vertical im rechten Winkel anlangend, ſcheint von ſeinem Wege nicht abgelenkt; doch gehen, genau betrachtet, zwei Gänge niemals durch einander, ohne daß ſie einigermaßen in ein Schwanken geriethen und eine leiſe Wirkung ſolches Zuſammentreffens andeuteten.

Der Fall welcher ſelten vorkommt, daß der ſchwächere Gang den ſtärkern verſchiebt, deutet auf die Erfahrung, daß ein ganz leeres Klüftchen den Gang aus ſeiner Richtung bringt, ihn aber nicht rückwärts lenkt, ſondern vorwärts zu ſchieben die Eigenſchaft hat.

Einen einzigen Fall habe ich gefunden, wo der ſchwächere Gang den ſtärkern vertical durchkreuzend ihn beinahe um ſeine Breite niederdrückt.

Im Thonſchiefer finden wir durchaus die reinſten Beiſpiele zu dieſer Lehre; der Kieſelſchiefer hingegen iſt ſo vielfach durchzogen und durchklüftet, daß bedeutende Beiſpiele nicht herauszuheben ſind. Der Marmor bietet uns ähnliche Betrachtungen dar, nur iſt alles leichtfertiger und unſicherer; doch fehlt es auch hier nicht an einer gewiſſen conſequenten Beſtimmtheit.

Ein merkwürdiges Beiſpiel, wodurch die Erſchütterung bei der Soliſcenz uns vor Augen gebracht wird, iſt der allbekannte Florentiniſche Ruinenmarmor. Wahrſcheinlich entſprang er aus einer eingeſinterten Gangart, die an einer Seite ſich bandartig zu bilden im Begriff war, als ein gewiſſes Zucken die zarten Streifen mit verticalen Klüftchen durchſchnitt und die horizontalen Linien bedeutend verrückte, daß die einen höher gehoben, die andern niedergehalten wurden, wodurch uns denn die Geſtalt einer lückenhaften Mauer vor Augen tritt. Indeſſen war am entgegengeſetzten Saalband die Maſſe breiartig in Bewegung; dieſe von jenen Erklüftungen wenig erleidend erſcheint nun bei geſchnittenen und polirten Tafeln über der Landſchaft als Bewölkung, wer es dafür will gelten laſſen; doch gleicht dieſe Stelle bei vorzüglichen Exemplaren ganz

deutlich dem sogenannten orientalischen Alabaster, einem kunstgestreiften durchscheinenden Kalkspath.

Ferner besitze ich andere Beispiele desselben Marmors, wie sie mir nur einmal vorgekommen. Die Masse nämlich, wie sie aus hellerem Grunde in mehr oder weniger helleren Bestandtheilen sich sondert, hatte nicht die Tendenz wie vorige sich bandartig zu bilden, sondern mag unbestimmt durch Scheidung neben einander schwimmend, bei der Solidescenz von Erschütterung ergriffen, durch unzählige sichtbare Klüftchen durchkreuzt worden seyn.

Nun sieht man die verschiedenfarbigen gesonderten Bestandtheile gerad linig in bestimmte Räumchen eingefaßt, in Trieckten, Vierecken, alles meist rhombisch spitz- und stumpfwinkelig.

Aehnliche Erscheinungen finden wir im Großen: denn man darf den erstbenannten Ruinenmarmor und dessen Durchschnittstäfelchen mit einem Durchschnitt vom Riegelsdorfer Flötz vergleichen, so wird man die große Aehnlichkeit bewundern.

Alles dieses ist nur gesagt, daß die Natur nicht später gewaltsame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erscheinungen mechanisch hervorzubringen, sondern daß sie in ihren ersten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte besitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugsamer Vorbereitung das Ungeheure so wie das Zarteste zu bilden vermögen.

Der bei Ilmenau vorkommende Bandjaspis giebt uns von einer gleichen Naturwirkung schöne Beispiele. Die einzelnen drei Finger breiten Stücke zeigen eine sehr regelmäßige Streifenbildung, graubräunlich dunkel auf hellerem Grunde. An vielen Stücken ist diese Linearzeichnung unverrückt, an andern aber bleibt zwar das parallele Verhältniß durchaus rein, allein die Linien sind wie durch einen kleinen Schreck im Augenblicke der Solidescenz verschoben und also erstarrt, daß sie nunmehr ein gelindes treppenartiges Steigen und Fallen verweisen. Was wir also vorher an einem leicht determinabeln Kalkgestein gesehen haben, erblicken wir nunmehr an einem festen quarzigen Thongestein.

Von einer heftigern Erschütterung in einem solchen Augenblicke giebt uns der Trümmerachat einen bedeutenden Beleg. Hier ist auch die erste Tendenz zum Bandartigen unverkennbar; durch eine Störung jedoch ward sie aufgehoben und in einzelne Stücke zertheilt: die Chalcedonmasse jedoch, die allen Achaten zum Grunde liegt, in dem Augenblicke noch weich, erstarrte zugleich mit den Trümmern, die sie enthielt, und so ist uns ein schönes Mineral vorbereitet worden.

Ich besitze eine Tafel Altdorfer Marmor, drei Fuß lang, zwei breit, deren ausgeschweifte Form darauf hindeutet, daß sie früher fürstliche Gemächer verziert hat; und sie verdiente diese Ehre wohl: denn auf einem grauen Grunde liegt Ammonshorn an Ammonshorn; die Schale des Ganzen ist noch deutlich sichtbar, der vordere Theil von der Grundmasse ausgefüllt, der hintere reiner weißer Kalkspath. Jedem Naturfreund ist dieser Marmor von Altdorf bekannt, mir aber wurde an diesem Stücke zuerst folgendes bedeutend. Es gehen zarte Klüfte quer durch das Ganze durch, die, wenn sie auf ein Schneckengehäus treffen, solches um einige Linien verschieben; an andern einzelnen Musterstücken fand sich auch wohl der Fall, daß die Schnecke auf vier Zwölftheile eines Pariser Zolls verschoben war.

Das was wir also am Bandjaspis, am Florentiner Marmor erblickten, fordert uns hier abermals zur Betrachtung auf: hier liegt es dem Anblick deutlich vor, daß das Ganze noch weich, noch determinabel in einem gewissen Grade von Erhärtung muß gewesen seyn, als die schmalen mit einer gilblichen Masse ausgefüllten Klüfte in gerader Richtung, obgleich wellenförmig, durch das Ganze hindurch liefen und alles was sie durchschnitten von der Stelle schoben. Außer dieser Haupttafel geben fünf kleinere, die ich durch Vermittlung des Herrn Professors Schweigger einer alten wackern Freundin, der Frau Burgermeisterin Baureis in Nürnberg, verdanke, mit welcher, wie früher mit ihrem Gatten, durch manche Zeit hindurch ein naturwissenschaftlicher Verkehr stattgefunden, eine ähnliche Anschauung.

Von einem solchen Halbgewordenen, Gestörten und wieder zum Ganzen Gefügten haben die Geognosten schon manche Beispiele angeführt, und man wird mit einiger Aufmerksamkeit noch viel mehrere finden, und manches sogenannte Breccienartige wird hierher zu zählen seyn. Die Quarzfelsen am Rheinufer unmittelbar unter der Rochuskapelle gehören hierher: scharfkantige Quarztrümmer sind durch eine frische flüssige kräftige Quarzmasse zu dem festesten Gestein verbunden, wie wir ja auch im Organischen ersehen, daß ein geheilter Knochen vor einem Bruche an derselben Stelle sicherer ist als an der benachbarten gefunden.

Deutſchland,

geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt von Chr. Keferſtein.

Weimar 1821

Eine Zeitſchrift. Zwei Hefte. 1. Heft: Generalkarte von Deutſchland, zwei Durchſchnitte von Süd nach Nord. 2. Heft: Zwei Durchſchnitte von Weſt nach Oſt. Karte von Tyrol.

1822.

Den Dank welchen Freunde der Geognoſie Herrn Keferſtein ſchuldig werden, kann ihm niemand froher und aufrichtiger abtragen als ich, da mir ſeine bedeutende Arbeit gerade zur rechten Zeit förderlich und nützlich wird. In einem Alter wo man Reſultate wünſcht, ohne daß man ſich ſelbſt im Stande fühlte in manchen Fächern zu einer Vollſtändigkeit von Erfahrung zu gelangen, das Längſtvorhandene mit dem Neuentdeckten überſehbar zu verknüpfen, iſt es höchſt willkommen, wenn Jüngere unſern Vorſatz leiſten, unſern Wunſch erfüllen.

Wenn ich gedenke was ich mich ſeit funfzig Jahren in dieſem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthiſch genug war, und nun mir das Einzelne vergegenwärtigen, zu einem allgemeinen Bilde verknüpfen möchte, ſo kommt mir vorliegende Arbeit, inſofern ſich meine Forſchung auf Deutſchland bezog, ſehr günſtig zu Statten.

Wie ich alſo, theils zufällig, theils vorſätzlich, mit Land und Gebirgſtrecken bekannt geworden, was ich von Erfahrungen notirt, von Zeichnungen trefflicher Künſtler aufbewahrt, an Gedanken fort und fort gehegt,

übernehmen. Familie reiht ſich an Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerſchaft hat ſich zuſammengefunden und wird gewahr daß auch dem Ganzen fromme was der Einzelne beſchloß; ſie macht den Beſchluß unwiederruflich durchs Geſetz; alles was liebevolle Neigung freiwillig gewährte wird nun Pflicht, welche tauſend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeſchloſſen ſey, läßt weder Staat noch Kirche, noch Herkommen es an Ceremonien fehlen. Alle Theile ſehen ſich durch die bündigſten Contracte, durch die möglichſten Oeffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinſten Theil durch Wankelmuth und Willkür gefährdet werde.

Ἀνάγκη. Nöthigung.

Da iſt's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille;
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß bequemt ſich Will und Grille.
So ſind wir ſcheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl dieſe Strophe weiter; niemand iſt, dem nicht Erfahrung genugſame Noten zu einem ſolchen Text darreichte, niemand, der ſich nicht peinlich gezwängt fühlte, wenn er nur erinnerungsweiſe ſich ſolche Zuſtände hervorruft, gar mancher der verzweifeln möchte, wenn ihn die Gegenwart alſo gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes ſeine Gemüth ſich

das alles wird sich jetzt deutlicher und kurzgefaßter entwickeln lassen, wenn ich, Herrn Keferſteins Karten und geognoſtiſche Zeitſchrift immer vor Augen habend, Aelteres und Neueres darauf beziehe, wodurch ich denn, ohne daß ich ein zuſammengreifendes Ganzes zu liefern im Stande wäre, doch, indem ich mich an ein Ganzes anſchließe, zu einer gewiſſen Einheit gelangen kann.

Herrn Keferſteins Unternehmen, ſobald die wohlgelungene Arbeit mir zu Augen gekommen, erregte meinen ganzen Antheil, und ich that zu Färbung der geognoſtiſchen Karte Vorſchläge; worauf ſich dieſe gründen, entwickeln wir folgendermaßen.

Man durfte ſich nicht ſchmeicheln eine dem Auge vollkommen gefällige äſthetiſche Wirkung hervorzubringen; man ſuchte nur die Aufgabe zu löſen, daß der Eindruck, welcher immer bunt bleiben mußte, entſchieden bedeutend und nicht widerwärtig wäre. Der Hauptformation, welche Granit, Gneis, Glimmerſchiefer mit allen Abweichungen und Einlagerungen enthält, ertheilte man die Karminfarbe, das reinſte ſchönſte Roth; dem unmittelbar anſtoßenden Schiefer gab man das harmonirende reine Grün; darauf dem Alpenkalk das Violett, auch dem Rothen verwandt, dem Grünen nicht widerſtrebend.

Den rothen Sandſtein, eine höchſt wichtige, meiſt nur in ſchmalen Streifen erſcheinende Bildung, bezeichnete man mit einem hervorſtechenden Gelbroth; den Porphyr andeuten ſollte die bräunliche Farbe, weil ſie überall kenntlich iſt und nichts verdirbt. Dem Quaderſandſtein eignete man das reine Gelb zu; dem bunten Sandſtein ein angeröthetes Chamois; dem Muſchelkalk blieb das reine Blau, dem Jurakalk ein Spangrün, und zuletzt ein kaum zu bemerkendes Blaßblau der Kreidebildung.

Dieſe Farben neben und durch einander machen keinen unangenehmern Eindruck als irgend eine illuminirte Karte, und vorausgeſetzt daß man ſich immer der beſten Farbeſtoffe bediene, des reinſten Auftrags befleißige, werden ſie durchaus einen freundlichen, zweckmäßigen Anblick gewähren. Auf der allgemeinen Karte von Deutſchland fühlt man die Totalität; die Karte von Tyrol, wo nicht alle Farben vorkommen, iſt charakteriſtiſch, man ſagt ſich gleich, daß man nichts Zerſtückeltes, nur große Maſſen gewahre; andere Gegenden werden andere Eindrücke verleihen. Das

auffallende Schwarz des Basaltes läßt sich, in Betracht der Bedeutsamkeit dieser Formation, gar wohl vergeben.

Wird nun der intendirte geognostische Atlas auf solche Weise durchgeführt, so wäre zu wünschen, daß die Freunde dieser Wissenschaft sich vereinigten und dieselben Farben zu Bezeichnung eben desselben Gesteins anwendeten, woraus eine schnellere Uebersicht hervorträte und manche Bequemlichkeit entstünde. Wir haben deßhalb umständlicher ausgesprochen, daß die vorliegende Färbung ursächlich und nicht zufällig angeordnet worden. Ueberhaupt wäre noch manches zu besprechen, ehe man Landkarten eigens zu geologischen Zwecken wirmen und stechen ließe, da denn durch gewisse, vom Kupferstecher schon eingegrabene Zeichen, auch die Hauptepochen in ihren Unterabtheilungen kenntlich zu machen wären.

Der Kammerberg bei Eger.

1808.

Der Kammerbühl (Hügel), ſonſt auch der Kammerberg, hat ſeinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage weniger Häuſer, die Kammer genannt. Er zeigt ſich, wenn man von Franzensbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Luſthäuschen auf ſeiner Höhe, und merkwürdig durch vulcaniſche Producte, aus denen er beſteht. Ob ſie ächte oder pſeudovulcaniſche ſeyen, kann die Frage entſtehen; aber man neige ſich auf welche Seite man will, ſo wird bei dieſem Falle wegen beſonderer Umſtände manches problematiſch bleiben.

Wir gäben zu unſerer Darſtellung gerne ein Kupfer und legten dabei eine Sammlung zum Grunde. Denn wenn man gleich mit Worten vieles leiſten kann, ſo iſt es doch wohlgethan bei natürlichen Dingen die Sache ſelbſt oder ein Bild vor ſich zu nehmen, indem dadurch jedermann ſchneller mit dem bekannt wird, wovon die Rede iſt.

Indeſſen ob uns gleich hier beides abgeht, ſo unterlaſſe ich doch nicht dieſen Aufſatz mitzutheilen. Vorgänger gehabt zu haben iſt immer vortheilhaft, und ſo benutzte auch ich ſpäter die Schrift des verewigten von Born. Wir ſehen aufmerkſamer, wenn von uns gefordert wird zu ſehen was jene geſehen haben; und es iſt immer ſchon genug, wenn einer ſieht was der andere ſah, ob er es gleich vielleicht anders ſieht. Was das Denken und Meinen betrifft, ſo iſt über ſolche Gegenſtände ohnehin keine Uebereinſtimmung zu erwarten.

Wie viele Naturfreunde beſuchen jährlich dieſe Gegenden, beſteigen dieſe wunderſame Mittelhöhe, und ohne große Schwierigkeit werden ſie, nach Anleitung des angefügten Verzeichniſſes, eine Sammlung zuſammen-

tragen, vielleicht vollſtändiger als die unſrige. Beſonders empfehlen wir ihnen die Nummern 11 — 14 aufzuſuchen. Bedeutend und recht ausgezeichnet ſind ſie ſelten; aber das Glück begünſtigt den leidenſchaftlichen, unermüdlichen Liebhaber.

Läßt ſich Böhmen als ein großes Thal anſehen, deſſen Waſſer bei Außig abfließen, ſo kann man den Egerdiſtrict als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieſes Namens ſich ſeiner Waſſer entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend, von der zunächſt hier die Rede iſt, ſo erblickt unſere Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzensbrunner Moors einen vormaligen Gebirgsſee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, deſſen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit mineraliſchem Alkali und andern chemiſchen Beſtandtheilen durchdrungen iſt, in welchem ſich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die ſehr lebhaften und gehaltreichen mineraliſchen Quellen und andere phyſiſche Phänomene ein vollſtändiges Zeugniß ablegen.

Die Hügel und Gebirge, welche dieſe Moorfläche umgeben, ſind ſämmtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldſpathkryſtallen, dem Carlsbader ähnlich, findet ſich zunächſt bei der Einſiedelei von Liebenſtein. Ein feinkörniger mit gleichgemiſchten Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäuſel. Nicht weniger bricht Gneis bei Roſſereit. Aus Glimmerſchiefer jedoch, der uns hier beſonders intereſſirt, beſteht der Rücken, welcher das Franzensbrunner Moor von dem Egerthale ſcheidet. Aus der Verwitterung dieſes Geſteins entſtand der Boden der meiſten Felder dieſer ſanften Anhöhen; deßwegen man auch allenthalben Ueberreſte von Quarz findet. Die Hohle hinter Treſenhof iſt in den Glimmerſchiefer eingeſchnitten.

Auf dieſem Rücken, ſanft, doch entſchieden erhoben, einzeln und abgeſondert, liegt der von allen Seiten her geſehene Kammerbühl. Seine Lage iſt an und für ſich ſchon hoch, und um ſo bedeutender wird die Ausſicht auf ſeiner Höhe.

Man verſetze ſich in das offene Luſthäuschen, und man findet ſich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nordweſten hat man die regelmäßigen ſchönen und heitern Gebäude Franzensbrunns vor ſich. Wie man ſich nach der Rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landſchaft in der Ferne

den sächsischen Fichtelberg, die Carlsbader Berge, sodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria-Kulm, dann das Städtchen Königswart, wohin zu das Moor seinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter Berg, weiter ostwärts den Tillberg, wo der Glimmerschiefer mit Granaten sich findet. Ungesehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt sich nicht. Ueber dem Thale hingegen, das er einschneidet, steht das Kloster St. Anna auf einer ansehnlichen Höhe, auf welcher schöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerschiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachsener Berg, der eine Einsiedelei verbirgt; in der Ferne treten sodann der Bayreuther Fichtelberg und die Wunsiedeler Berge hervor. Herwärts sieht man sodann das Schloß Hohberg, völlig im Abend den Kappelberg, mehrere Ansiedelungen, Dörfer und Schlösser, bis sich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzensbrunn anschließt.

Wir befinden uns also auf dem Gipfel eines länglichen nackten Hügels, der sich von Südwesten nach Nordosten zieht; rings umher läuft er gegen seine Base flach aus; nur ist die Westseite steiler. Eben dieses flache Auslaufen macht seine Peripherie ungewiß; doch kann man sie über 2000 Schritte annehmen. Die Länge des Rückens von dem Lusthäuschen bis an den Hohlweg, in welchem noch schlackige Spuren zu finden sind, beträgt 500 Schritte. Gegen Länge und Breite ist die Höhe gering; die Vegetation behilft sich dürftig, unmittelbar auf verwitterter Schlacke.

Geht man von dem Lusthäuschen den Rücken gegen Nordosten hinab, so trifft man sogleich auf eine kleine Vertiefung, die offenbar von Menschenhänden ausgegraben ist. Hat man auf dem sanften Abhang etwa 150 Schritte zurückgelegt, so gelangt man an die Stelle wo zum Gebrauch des Chausseebaues die Seite des Hügels aufgegraben, eine große Masse weggefördert, sein Inneres aufgeschlossen und für den Betrachter ein bedeutendes Profil gewonnen worden. Der Durchschnitt, der sich hier beobachten läßt, kann an seiner höchsten Stelle etwa 30 Fuß hoch seyn. Hier zeigen sich Lagen vulcanischer Producte, regelmäßige Lagen, welche sanft, doch etwas mehr als der Hügel nach Nordosten abfallen und eine geringe Neigung von Süden nach Norden haben. Sie sind an Farbe verschieden, unten schwarz und braunroth; höher nimmt das Braunroth überhand, weiter hinaufwärts zeigt sich die Farbe weniger ausgesprochen: da wo sie sich der Oberfläche nähern, ziehen sie sich ins Graulichgelbe.

Höchst merkwürdig ist an diesen sämmtlichen Lagen, daß sie so sanft abfallen, daß sie ohne eine Art von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig auf einander folgen, daß sie eine geringe Höhe haben; denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu sehen, bequem ihrer vierzig zählen.

Die Theile, aus welchen diese Lagen bestehen, sind durchaus lose, von einander abgesondert, nirgends eine compacte, zusammenhängende Masse. Das größte und seltenste Stück, das man darin finden möchte, wird wenig über eine Elle betragen.

Manche Theile dieses wunderbaren Gemenges zeigen ihren Ursprung ganz deutlich. So findet man häufig genug Glimmerschiefer, an Farbe und Form völlig unverändert, bald fester, bald mürber. In den oberen Lagen trifft man denselben öfter als in den unteren geröthet an.

Seltener sind jedoch solche Stücke, welche von einer leichtflüssigen, zarten Schlacke zum Theil umgeben sind. Bei einigen dieser Art scheint der Stein selbst angegriffen und zum Theil in Schmelzung gerathen. Aller dieser Glimmerschiefer ist, wie gesagt, der Form nach unverändert: es zeigt sich keine Abrundung, ja kaum eine Abstumpfung. Die Schlacken, die auf ihm aufsitzen, sind so scharf und frisch, als wenn sie eben erst erkaltet wären.

Gleichfalls ziemlich scharfkantig sind die Theile des Glimmerschiefers, die entweder einzeln oder in mehreren Stücken, von fester Schlacke völlig eingeschlossen, gänzlich überschlackt sind. Hieraus entstehen die Kugeln, die sich, wiewohl seltener, finden und deren Form uns verführen könnte sie für Geschiebe zu halten. Vielmehr aber hat sich die Schlacke um einen fremden Kern consolidirt, und mehr oder weniger regelmäßig kugelförmige Körper gebildet.

In den oberen Lagen, besonders den rothen, findet sich der Glimmerschiefer geröthet, mürbe, zerreiblich und wohl gar in eine sehr zarte, fettig anzufühlende, rothe Thonmasse verwandelt.

Den Antheil des Glimmerschiefers, den Quarz, findet man gleichfalls unverändert, meistens von außen roth, welche Farbe sich in die Klüfte hineingezogen hat. Noch verbunden mit dem Glimmerschiefer kommt er überschlackt vor, welches bei den abgesonderten Stücken nicht der Fall ist.

Nunmehr wenden wir unsere Aufmerksamkeit zur vollkommenen

Schlacke, welche völlig durchgeschmolzen, ziemlich leicht, schaumartig aufgebläht, breiartig geflossen, von außen rauhen, scharf und voller Höhlungen, inwendig aber öfters dichter ist. Aus ihr vorzüglich besteht der ganze Hügel. Man findet sie in einzelnen, für sich fertig gewordenen, abgeschlossenen Stücken. Die größten von einer Elle und drüber sind selten: die spannenlangen flachen verdienen Musterstücke zu seyn, so wie die faustgroßen unregelmäßig gestalten. Alle sind scharf, frisch, vollständig, als wenn sie so eben erstarrt wären.

Hinabwärts finden sie sich von allen Größen und verlieren sich endlich ins Staubartige. Dieses letzte füllt alle Zwischenräume aus, so daß die ganze Masse zwar lose, aber dicht auf einander liegt. Die schwarze Farbe ist die gewöhnliche. Auch sind die Schlacken inwendig alle schwarz. Die Röthe, welche sie manchmal von außen überzieht, scheint sich von dem gerötheten, in eine Thonmasse veränderten, leicht auflöslichen Glimmerschiefer herzuschreiben, der in den rothen Lagen häufig ist, in welchen auch lose Conglomerate von gleicher Farbe vorkommen.

Alle diese Körper sind leicht zu gewinnen, indem jeder einzelne aus der Masse herausgezogen werden kann. Die Beobachtung jedoch und Sammlung hat einige Unbequemlichkeit und Gefahr; indem man nämlich zum Behuf des Chausseebaues von der Masse unten wegnimmt, so stürzen die obern Theile nach, die Wände werden steil und überhängend; dabei denn der einströmende Regen große Partien zu nahem Sturze vorbereitet.

Auf der Oberfläche des Hügels sind die Schlacken alle von bräunlicher Farbe, welche auch ziemlich ins Innere der kleinern Stücke eindringt. Das Aeußere ist durchaus stumpfer und würde auf eine andere Art von Schmelzung deuten, wenn man nicht diese Abstumpfung so wie die Farbe der Witterung, welche hier seit undenklichen Zeiten gewirkt, zuschreiben müßte.

Ob nun gleich in allen diesen Schlacken sich ihr Ursprüngliches völlig zu verlieren scheint, so findet man doch durchaus selbst in denen, welche vollkommen geflossen sind, von der untersten bis zur obersten Schicht, deutliche Stücke von Glimmerschiefer und Quarz unverändert; daß man also an dem Material, woraus sie entstanden, nicht zweifeln kann.

Versetzen wir uns nunmehr in das Lusthäuschen zurück und begeben uns von oben herunter nach der Südwestseite, so zeigt sich ein zwar ähnliches, aber doch in einem gewissen Sinn ganz entgegengesetztes Gestein.

Die Südweſtſeite iſt im Ganzen abhängiger als die Nordoſtſeite. Inwiefern ſie flözartig ſey, läßt ſich nicht beurtheilen, weil hier keine Entblößung ſtattgefunden. Hingegen ſtehen beſonders gegen Süden große Felspartien zu Tage, die ſich in Einer Direction von dem höchſten Punkte des Hügels bis an den Fuß deſſelben erſtrecken. Dieſe Felſen ſind von zweierlei Art: die obern noch völlig ſchlackenähnlich, ſo daß die einzelnen Theile von jener erſtgemeldeten oberſten braunen Flözlage dem äußern Anſehen nach kaum zu unterſcheiden ſind, durchaus poros, jedoch keineswegs ſcharf, lückenhaft, wie aus Knötchen zuſammengeſetzt. Daß dieſes jedoch ihre urſprüngliche Natur ſey und keine Abſtumpfung obwalte, zeigt ſich in den Höhlungen und Lücken, die ſich hervorthun, wenn man Stücke vom Felſen trennt. Hier iſt das Innere dem Aeußern gleich, das Innere, wohin keine Verwitterung wirken kann.

Der Hauptunterſchied aber zwiſchen dieſem als Fels anſtehenden Geſtein und allem vorigen iſt ſeine größere Feſtigkeit und größere Schwere. So bröcklig und loſe es ausſieht, ſo ſchwer iſt ihm etwas abzugewinnen, ob es gleich eher zu gewinnen iſt als das folgende.

Dieſes liegt in großen Felsmaſſen am Fuße des Hügels. Zwiſchen dieſem und den vorerwähnten findet ſich eine Kluft, wahrſcheinlich durch frühere Steinbrüche entſtanden. Denn der alte viereckte Thurm auf der Citadelle von Eger, deſſen Erbauung wohl in den Zeiten der Römer zu ſuchen ſeyn möchte, iſt aus dieſem Stein gehauen; ja man findet in dem gegenwärtigen Felſen hie und da mehrere Löcher in einer Reihe, welche auf das Einſetzen von gabel- und kammförmigen Werkzeugen hindeuten, die vielleicht zu Bewegung der nächſtgelegenen Maſſen dienten.

Dieſes untere Geſtein, von dem wir ſprechen, iſt der Witterung, der Vegetation, dem Hammer faſt unbezwinglich. Seine Kanten ſind noch immer ſcharf, die verſchiedenen Moosüberzüge uralt, und nur mit tüchtigen Werkzeugen iſt man im Stande bedeutende Theile davon zu trennen. Es iſt ſchwer und feſt, ohne jedoch auf dem Bruche durchaus dicht zu ſeyn: denn ein großer Theil deſſelben iſt auf das feinſte poros; deßwegen auch der friſcheſte Bruch rauh und unſcheinbar iſt. Ja das feſteſte und dichteſte ſelbſt, deſſen Bruch ſich uneben und ſplitterig zeigt, hat größere und kleine Höhlungen in ſich, wie man ſich ſelbſt an kleineren Stücken überzeugen kann. Die Farbe iſt durchaus lichtgrau, manchmal aus dem Blaulichen ins Gelbliche übergehend.

Nachdem wir dasjenige, was uns der äußere Sinn in dem gegenwärtigen Falle gewahr werden läßt, umständlich und deutlich vorgetragen, so ist es natürlich, daß wir auch unser Inneres zu Rathe ziehen und versuchen, was Urtheil und Einbildungskraft diesen Gegenständen wohl abgewinnen könnten.

Betrachtet man die Lage des Kammerbühls von seiner eigenen Höhe oder von St. Annen herunter, so bemerkt man leicht, daß er noch lange unter Wasser gestanden, als die höhern das Thal umgebenden Gebirge schon längst aus demselben hervorragten. Stellen wir uns vor, wie sich die Wasser nach und nach vermindert, so sehen wir ihn als Insel erscheinen, umspült von den Gewässern; endlich bei weiterem Entweichen des Wassers als Vorgebirg, indem er auf der Nordostseite mit dem übrigen Rücken schon trocken zusammenhing, da auf der Südwestseite die Wasser des Egerthals noch mit den Wassern des gegenwärtigen Moors einen Zusammenhang hatten.

Finden wir nun bei seiner gegenwärtigen völligen Abtrocknung eine doppelte Erscheinung, ein Flözartiges und ein Felsartiges, so sprechen wir billig von jenem zuerst, weil wir zu seiner Entstehung das Wasser nothwendig zu Hülfe rufen müssen.

Ehe wir jedoch zur Sache selbst gehen, bleibt uns noch eine Vorfrage zu erörtern, ob der Inhalt dieses flözartig sich zeigenden Hügels auf der Stelle entstanden, oder ob er von ferne hierher geführt worden. Wir sind geneigt das erste zu bejahen: denn es müßten ungeheure Massen ähnlichen Gesteins in der Nachbarschaft sich finden, wie doch der Fall nicht ist, wenn dieser Hügel durch Strömungen hier sollte zusammengetrieben seyn. Ferner finden wir den Glimmerschiefer, auf dem das Ganze ruht, noch unverändert in den Lagen. Die Producte sind alle scharf, und besonders der umschlackte Glimmerschiefer von so zartem Gewebe, daß er alles vorhergängige Treiben und Reiben ausschließt. Nichts findet man abgerundet, als jene Kugeln, deren Aeußeres jedoch nicht glatt, sondern rauh überschlackt ist. Will man zu deren Entstehung eine fremde Gewalt zu Hülfe rufen, so findet ja, bei wiederholten Explosionen noch wirksamer Vulcane, ein solches Balletiren an manchen, in den Krater zurückfallenden Materien statt.

Lassen wir also diesen Hügel an der Stelle, die er einnimmt, vulcanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flözartigen Lage seiner

Schichten genöthigt, die Zeit der völligen Waſſerbedeckung zu dieſer Epoche anzunehmen. Denn alle Exploſionen in freier Luft wirken mehr oder weniger perpendicular, und die zurückſtürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigſtens viel ſteilere Schichten aufbauen. Exploſionen unter dem Waſſer, deſſen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müſſen ſowohl wegen des Widerſtandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte ſich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben, und das Niederſinkende wird ſich in flacheren Schichten ausbreiten. Ferner geben uns die vorkommenden Umſtände die Veranlaſſung zu vermuthen, daß das Geſchmolzene augenblicklich explodirt worden. Der unveränderte Glimmerſchiefer, die vollkommene Schärfe der Schlacken, ihre Abgeſchloſſenheit — denn von einem zuſammenhängenden Geſchmolzenen iſt keine Spur — ſcheinen dieſe Vermuthung zu begünſtigen.

Ein und dieſelbe Wirkung muß von Anfang an bis zu völliger Vollendung des gegenwärtigen Hügels fortgedauert haben: denn wir finden von unten hinauf die Lagen ſich immer auf gleiche Weiſe folgend. Das Waſſer mag entwichen ſeyn, wann es will, genug, es läßt ſich nicht darthun, daß nachher etwa noch Exploſionen in freier Luft ſtattgefunden.

Vielmehr findet man Anlaß zu vermuthen, daß die Fluthen noch eine Zeit lang den untern Theil des Hügels überſpült, den ausgehenden Theil der Lagen auf den höchſten Punkten weggenommen, und ſodann noch lange den Fuß des Hügels umſpült und die leichtern Schlacken immer weiter ausgebreitet, ja zuletzt über dieſelben, ganz am Auslaufen der ſchiefen Fläche, den durch die Verwitterung des unterſtehenden Glimmerſchiefers entſtandenen Lehm darüber gezogen, in welchem ſich keine weitern Spuren vulcaniſcher Producte finden.

Eben ſo ſcheint es uns, daß der eigentliche Krater, der Ort, woher die Exploſionen gekommen, den wir ſüdlich am Fuße des Hügels ſuchen würden, durch die Gewäſſer zugeſpült, und vor unſern Augen verdeckt worden.

Kennten wir auf dieſe Weiſe den flözartigen Theil dieſes Hügels einigermaßen in ſeinem Urſprunge vergegenwärtigen, ſo wird dieſes viel ſchwerer, wenn wir uns den felsartigen denken.

Stellen wir uns vor, er habe früher als der flözartige exiſtirt, dieſes Felsgeſtein habe uranfänglich baſaltähnlich auf dem Glimmerſchiefer aufgeſeſſen, ein Theil deſſelben habe, durch vulcaniſche Wirkung verändert

gern den Commentar ſittlich und religios zu bilden übernehmen wird.

Ἐλπίς. Hoffnung.

Doch ſolcher Gränze, ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt;
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt;
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelſchlag! und hinter uns Aeonen.

und verschmelzen, zu dem Inhalt jener Flözlage mit beigetragen, so steht entgegen, daß, bei der genauesten Untersuchung, keine Spur dieses Gesteins in gedachten Lagen sich gefunden. Geben wir ihm eine spätere Entstehung, nachdem der übrige Hügel schon fertig geworden, so bleibt uns die Wahl ihn von irgend einer basaltähnlichen, dem Wasser ihren Ursprung dankenden Gebirgsbildung abzuleiten, oder ihm gleichfalls einen vulcanischen Ursprung mit oder nach den Flözlagen zu geben.

Wir läugnen nicht, daß wir uns zu dieser letztern Meinung hinneigen. Alle vulcanischen Wirkungen theilen sich in Explosionen des einzelnen Geschmolzenen, und in zusammenhängenden Erguß des in großer Menge Flüssiggewordenen. Warum sollten hier in diesem offenbar, wenigstens von einer Seite vulcanischen Falle, nicht auch beide Wirkungen stattgefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulcane belehren, gleichzeitig seyn, auf einander folgen, mit einander abwechseln, einander gegenseitig aufheben und zerstören, wodurch die complicirtesten Resultate entstehen und verschwinden.

Was uns geneigt macht auch diese Felsmassen für vulcanisch zu halten, ist ihre innere Beschaffenheit, die sich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die obern, gleich unter dem Lusthäuschen hervortretenden Felsen nämlich unterscheiden sich von den ungezweifelten Schlacken der obersten Schicht nur durch größere Festigkeit, so wie die untersten Felsmassen auf dem frischesten Bruche sich rauh und poros zeigen. Da sich jedoch in diesen Massen wenig oder keine Spur einer Abkunft vom Glimmerschiefer und Quarz zeigt, so sind wir geneigt zu vermuthen, daß nach niedergesunkenem Wasser die Explosionen aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieser Stelle die Flözschichten nochmals durchgeschmolzen und ein compacteres, zusammenhängenderes Gestein hervorgebracht habe, wodurch denn die Südseite des Hügels steiler als die übrigen geworden.

Doch indem wir hier von erhitzenden Naturoperationen sprechen, so bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretischen Stelle befinden da nämlich wo der Streit zwischen Vulcanisten und Neptunisten sich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht ist es daher nöthig ausdrücklich zu erklären, was sich zwar von selbst versteht, daß wir diesem Versuch, uns den Ursprung des Hammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatischen Werth beilegen, sondern vielmehr jeden auffordern seinen Scharfsinn gleichfalls an diesem Gegenstand zu üben.

Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle solche Versuche, die Probleme der Natur zu lösen, eigentlich nur Conflicte der Denkkraft mit dem Anschauen sind. Das Anschauen giebt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleistetem; die Denkkraft, die sich doch auch etwas auf sich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, sondern auf ihre Weise zeigen und auslegen, wie es geleistet werden konnte und mußte. Da sie sich selbst nicht ganz zulänglich fühlt, so ruft sie die Einbildungskraft zu Hülfe, und so entstehen nach und nach solche Gedankenwesen (**entia rationis**), denen das große Verdienst bleibt, uns auf das Anschauen zurückzuführen und uns zu größerer Aufmerksamkeit, zu vollkommenerer Einsicht hinzudrängen.

So könnte man auch in dem gegenwärtigen Falle, nach genauer Ueberlegung aller Umstände, noch manches zur Aufklärung der Sache thun. Mit Erlaubniß des Grundbesitzers würden wenige Arbeiter uns gar bald zu erfreulichen Entdeckungen verhelfen. Wir haben indeß, was Zeit und Umstände erlauben wollen, vorzuarbeiten gesucht, leider von allen Büchern und Hülfsmitteln entfernt, nicht bekannt mit dem, was vor uns über diese Gegenstände schon öffentlich geäußert worden. Möchten unsere Nachfolger dieß alles zusammenfassen, die Natur wiederholt betrachten, die Beschaffenheit der Theile genauer bestimmen, die Bedingungen der Umstände schärfer angeben, die Masse entschiedener bezeichnen und dadurch das, was ihre Vorfahren gethan, vervollständigen oder, wie man unhöflicher zu sagen pflegt, berichtigen.

Sammlung.

Die hier zum Grunde gelegte Sammlung ist in das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena gebracht worden, wo man sie jedem Freunde der Natur mit Vergnügen vorzeigen wird, der sich solche übrigens, wenn er den Kammerbühl besucht, nach gegenwärtiger Anleitung leicht selbst wird verschaffen können.

1. Granit, kleinkörnig, von Hohenäpfel.
2. Gneis von Rossereit.
3. Glimmerschiefer ohne Quarz, von Tresenhof.
4. Glimmerschiefer mit Quarz, eben daher.

5) Glimmerschiefer Nr. 3, durch das Feuer des Porcellanofens geröthet.

6) Glimmerschiefer Nr. 4, gleichfalls im Porcellanofen geröthet.

Man hat diesen Versuch angestellt, um deste deutlicher zu zeigen, daß der in den Schichten des Kammerbergs befindliche mehr oder weniger geröthete Glimmerschiefer durch ein starkes Feuer gegangen.

7) Glimmerschiefer ohne Quarz, aus den Schichten des Kammerbergs. Seine Farbe ist jedoch grau und unverändert.

8) Derselbe durchs Porcellanfeuer gegangen, wodurch er röthlich geworden.

9) Geröthéter Glimmerschiefer aus den Schichten des Kammerbergs.

10) Deßgleichen.

11) Deßgleichen mit etwas Schlackigem auf der Oberfläche.

12) Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.

13) Quarz im Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.

14) Glimmerschiefer mit vollkommener Schlacke theilweise überzogen. Bedeutende Stücke dieser Art sind selten.

15) Unregelmäßig kugelförmiges umschlacktes Gestein.

16) Quarz von außen und auf allen Klüften geröthet.

17) Glimmerschiefer einem zerreiblichen Thone sich nähernd.

18) Fett anzufühlender rother Thon, dessen Ursprung nicht mehr zu erkennen.

19) In Schlacke übergehendes festes Gestein.

20) Dergleichen noch unscheinbarer.

21) Vollkommene Schlacke.

22) Dergleichen von außen geröthet.

23) Dergleichen von außen gebräunt, unter der Vegetation.

24) Festes, schlackenähnliches Gestein von den Felsmassen unter dem Lusthäuschen.

25) Festes, basaltähnliches Gestein, am Fuße des Hügels.

Zur Geologie, besonders der böhmischen.

1820.

> What is the inference? Only this, that geology partakes of the uncertainty which pervades every other department of science.
>
> Gieb mir wo ich stehe!
> Archimedes.
> Nimm dir wo du stehen kannst.
> Mefe

Zu der Zeit als der Erdkörper mich wissenschaftlich zu interessiren anfing und ich seine Gebirgsmassen im Ganzen, wie in den Theilen, innerlich und äußerlich, kennen zu lernen mich bestrebte, in jenen Tagen war uns ein fester Punkt gezeigt wo wir stehen sollten und wie wir ihn nicht besser wünschten: wir waren auf den Granit, als das Höchste und das Tiefste angewiesen, wir respectirten ihn in diesem Sinne, und man bemühte sich ihn näher kennen zu lernen. Da ergab sich denn bald, daß man unter denselben Namen mannichfaltiges, dem Ansehen nach höchst verschiedenes Gestein begreifen müsse; der Syenit wurde abgesondert, aber auch alsdann blieben noch unüberseh'bare Mannichfaltigkeiten übrig. Das Hauptkennzeichen jedoch ward festgehalten, daß er aus drei innig verbundenen, dem Gehalt nach verwandten, dem Ansehen nach verschiedenen Theilen bestehe, aus Quarz, Feldspath und Glimmer, welche gleiche Rechte des Beisammenseyns ausübten; man konnte von keinem sagen, daß er das Enthaltende, von keinem, daß er das Enthaltene sey; doch ließ sich bemerken, daß, bei der großen Mannichfaltigkeit des Gebildes, ein Theil über den andern das Uebergewicht gewinnen könne.

Bei meinem öftern Aufenthalte in Carlsbad mußte besonders auffallen, daß große Feldspathkrystalle, die zwar selbst noch alle Theile des

Granits enthielten, in der dortigen Gebirgsart überhäuft, den größten Bestandtheil desselben ausmachten. Wir wollen nur des Bezirks Elbogen gedenken, wo man sagen kann, die Natur habe sich mit der krystallinischen Felsizathbildung übernommen und sich in diesem Antheile völlig ausgegeben. Sogleich erscheint aber auch, daß die beiden andern Theile sich von der Gemeinschaft lossagen. Der Glimmer besonders ballt sich in Kugeln, und man sieht daß die Dreieinheit gefährdet sey. Nun fängt der Glimmer an eine Hauptrolle zu spielen; er legt sich zu Blättern und nöthigt die übrigen Antheile sich gleichfalls zu dieser Lage zu bequemen. Die Scheidung geht jedoch immer weiter; wir finden auf dem Wege nach Schlackenwalde Glimmer und Quarz in großen Steinmassen vollkommen getrennt, bis wir endlich zu Felsmassen gelangen, die ganz aus Quarz bestehen, Flecken jedoch von einem dergestalt durchaarzten Glimmer enthalten, daß er als Glimmer kaum mehr zu erkennen ist.

Bei allen diesen Erscheinungen ist eine vollkommene Scheidung sichtbar. Jeder Theil maßt sich das Uebergewicht an, wo und wie er kann, und wir sehen uns an der Schwelle der wichtigsten Ereignisse. Denn wenn man auch dem Granit in seinem vollkommensten Urzustande einen Eisengehalt nicht abläugnen wird, so erscheint doch in der von uns betretenen abgeleiteten Epoche zuerst das Zinn und eröffnet auf einmal den übrigen Metallen die Laufbahn.

Wundersam genug tritt, zugleich mit diesem Metall, so manches andere Mineral hervor: der Eisenglanz spielt eine große Rolle, der Wolfram, das Scheel, der Kalk, verschieden gesäuert, als Flußspath und Arragit, und was wäre nicht noch alles hinzuzufügen! Wenn nun in dem eigentlichen Granit kein Zinn gefunden werden, in welcher abgeleiteten Gebirgsart treffen wir denn auf diese wichtige Erscheinung? Zuerst also in Schlackenwalde, in einem Gestein, welchem ein Granit zu seyn nur der Feldspath fehlt, wo aber Glimmer und Quarz sich nach Granitweise dergestalt verbunden, daß sie, friedlich gepaart, im Gleichgewicht stehen, keins für das Enthaltende, keins für das Enthaltene geachtet werden kann. Die Bergleute haben solches Gestein Greißen genannt, sehr glücklich, mit einer geringen Abweichung von Gneis. Denke man nun, daß man, über Schlackenwalde bei Einsiedeln Serpentin aufstehend findet, daß Cölestin sich in jener Gegend gezeigt, daß die feinkörnigen Granite, so wie Gneis mit bedeutenden Almandinen sich bei Marienbad und gegen die Quellen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 03834/198

der Tepel finden, so wird man gern gestehen, daß hier eine wichtige geognostische Epoche zu studiren sey.

Dieß alles möge hier im Besondern gesagt seyn, um das Interesse zu legitimiren, welches ich an der Zinnformation genommen: denn wenn es bedeutend ist irgendwo festen Fuß zu fassen, so ist es noch bedeutender den ersten Schritt von da aus so zu thun, daß man auch wieder einen festen Fleck betrete, der abermals zum Grund- und Stützpunkt dienen könne. Deßhalb habe ich die Zinnformation viele Jahre betrachtet. Da nun auf dem Thüringer Wald, wo ich meine Lehrjahre antrat, keine Spur davon zu finden ist, so begann ich von den Seifen auf dem Fichtelberge. In Schlackenwalde war ich mehrmals; Geyer und Ehrenfriedrichsdorf kannte ich durch Charpentier und sonstige genaue Beschreibung, die dort erzeugten Minern aufs genaueste durch herrliche Stufen, die ich meinem verewigten Freunde Trebra verdanke. Von Graupen konnte ich mir genauere Kenntniß verschaffen, von Zinnwalde und Altenberge flüchtige Uebersicht, und in Gedanken bis ans Riesengebirge, wo sich Spuren finden sollen, verfolgte ich die Vorkommenheiten. Von allen genannten Hauptorten bedeutende Stufenfolgen zu verschaffen hatte ich das Glück. Der Mineralienhändler Herr Mawe in London versorgte mich mit einer vollkommen befriedigenden Sammlung aus Cornwallis, und Herrn Ritter von Giesecke bin ich, außer einem eingreifenden Nachtrag aus den englischen Zinnseifen, auch noch Malaccazinn schuldig geworden. Dieß alles liegt wohlgeordnet und erfreulich beisammen; der Versatz aber etwas Auslangendes hierüber zu liefern, erlosch in einem frommen Wunsche, wie so vieles was ich für die Naturwissenschaft unternommen und so gerne geleistet hätte.

Soll nun nicht alles verloren gehen, so muß ich mich entschließen, wie es mit andern wissenschaftlichen Zweigen geschehen, das Vorhandene mitzutheilen, um es möglichst an einander zu knüpfen und vielleicht mit einigen Hauptgedanken zu beleben.

Und so gebe ich denn hier vorerst das wenige, was ich auf einem Ausflug von Teplitz nach Zinnwalde notirt.

Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg.

Den 10. Juli 1813 fuhr ich gegen Abend von Teplitz ab. Bis Eichwald findet man gute Chauſſee; ich gelangte dahin in ¾ Stunden. Durch das Dorf ſelbſt iſt der Weg ſchlecht und enge Spur, hinter demſelben aber hat man vor kurzem den Weg bergauf dergeſtalt verbreitert und mit quergelegten Holzſtämmen zur Ableitung des Waſſers eingerichtet, daß er gar wohl verhältnißmäßig für gut gelten kann; wenigſtens leidet eine breitere Spur keinen Anſtoß, worauf doch eigentlich in Gebirgen alles ankommt.

Um halb acht Uhr war ich auf der Höhe von Zinnwalde. Dieſer Ort, durch welchen die Gränze zwiſchen Böhmen und Sachſen durchgeht, iſt auf einem flachen Bergrücken, mit zerſtreuten Häuſern, weitläufig angelegt, die Wohnungen ſind durch Wieſen getrennt, die den anſtoßenden Beſitzern gehören; hier ſieht man wenig Bäume und die Berghalden kündigen ſich von ferne an. Der bald auf- bald abſteigende Weg iſt ſchlecht und hier findet man wieder enge Spur.

Der Abend war ſehr ſchön, der Himmel klar; die Sonne ging rein unter und der Mond ſtand am Himmel. Ich kehrte in dem Gaſthofe ein, der einem Fleiſcher gehört, und fand nothdürftiges Unterkommen, ging noch auf die Halden, unterſuchte die daſelbſt befindlichen Gangarten und unterhielt mich mit dem Steinſchneider Mende, mit dem ich ſchon früher meine Ankunft verabredet hatte.

Den 11. Juli ging die Sonne am klarſten Himmel ſchon ſehr früh auf. Mich wunderte, daß in einem keineswegs reinlichen und durch eine Fleiſcherwirthſchaft noch mehr verunreinigten Hauſe auch nicht eine Fliege zu finden war. Es ſcheint alſo, daß dieſe Berghöhen ihnen nicht zuſagen.

Ich ging auf die Grube Vereinigt-Zwitterfeld, und fand daſelbſt den Steiger mit ſeinen Leuten über Tage mit Ausklauben beſchäftigt. Hier ſondern ſie den Zinnſtein von den anhängenden Gangarten, vorzüglich vom Wolfram, der häufig vorkommt und beim Schmelzen Unheil macht. Der Schacht iſt 48 Lachter tief; eben ſo viel bringt auch der Stollen ein. Sie bauen auf ſogenannten Flözen, welche aber völlig die Eigenſchaft der Erzlager haben, meiſt ganz horizontal liegen und nur gegen das Ende einen mehrern Fall bekommen. Die Bergleute ſagen: „Die Flöze richten ſich nach der Form des Berges;“ beſſer würde man ſich ausdrücken: „ſie

bringen die Form des Berges hervor." Sechs solche Hauptflöze liegen über einander, von verschiedener Mächtigkeit. Das mächtigste ist ¾ Ellen, aber nicht durchaus von gleicher Stärke; die schmälsten, von 6 bis 8 Zoll, sind die reichsten. Die Flöze bestehen durchgängig aus Quarz, welcher, von beiden Saalbändern herein, gleichsam strahlenweise krystallisirt erscheint, weil er aber wenig Räume zwischen sich läßt, für derb angesehen werden kann. Zerschlägt man ihn, so sondert er sich in stängelige Stücke. Die beiden Saalbänder dieser Flöze oder Horizontallager sind krystallisirter Glimmer, und in diesen Saalbändern, vorzüglich aber in dem untersten, findet sich der Zinnstein eingesprengt; der Quarz dagegen des Flözes ist durchaus taub, so wie auch das obere Saalband keinen Gehalt hat. Zwischen diesen Flözen liegen zwei verschiedene Bergarten, Greißen und Sandstein — sie sprechen Sandstein aus, daß es klingt wie Sqnsten oder Sanßken — genannt. Die erste ist aus Quarz und Glimmer gemischt, derjenigen ähnlich, woraus das Schlackenwalder Stockwerk besteht, die andere aus Quarz und Thon, und daher leicht verwitterlich.

Durch diese ganze Masse nun schneiden stehende, seigere Gänge durch (sie sprechen, daß es klingt wie Stehniche), meistens sehr schmal, höchstens 3 bis 4 Zoll breit. Sie streichen in der zweiten Stunde, sind an sich zinnhaltend und veredeln die Flöze, wo sie solche durchschneiden.

Noch eine andere Erscheinung ist das was sie **Klüfte** nennen; man könnte sie auch für Gänge ansprechen. Sie streichen in der dritten Stunde, gleichfalls seiger, und schneiden alles durch. Sie sind ellenbreit, enthalten einen weichen thonartigen Schmant, den die Bergleute **Besteg** nennen, und führen niemals Metall. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie die Flöze verwerfen. Wie nämlich eine solche Kluft auf das Flöz trifft, es sey von welcher Mächtigkeit es wolle, so schleppt sie dasselbe abwärts mit fort und verwirft es dergestalt, daß es erst 3 — 4 — 6 Lachter tiefer wieder vorkommt, und auch wohl wieder zu seiner vorigen Stärke gelangt.

Nachdem ich mir dieses alles erklären und die genannten Producte auf den Halden vorzeigen lassen, auch von jedem Musterstücke abgeschlagen, so begab ich mich mit dem Steinschneider in sein Haus. Außer einem kleinen Mineraliencabinet, das er für sich gesammelt hat, findet man bei ihm kleinere und größere Musterstücke von den Producten des Leitmeritzer

Kreises, besonders von allem was sich auf die Pseudovulcane bezieht: er hat eine besondere Geschicklichkeit im Zuschlagen seiner Muster, die deßwegen sauber und appetitlich aussehen.

Nun ging ich mit ihm abwärts gegen Nordwest bis an das Stollenmundloch; unterwegs fanden wir viel aufgerissenes Erdreich, in kleinen Hügeln. Hier wurden vor alten Zeiten die Tagflöze abgebaut, welche nah unter der Oberfläche lagen und zeigen, daß der ganze Berg zinnisch war, und das was man Tammerde nennt, in den ältesten Zeiten unbedeutend.

Wir wanderten nun den Berggraben hin, welcher das Wasser dieser Höhen, wie es hier von den Pechwerken kommt, nach Altenberg leitet: er zieht sich wie gewöhnlich an dem Bergrücken her, und der Weg ist sehr angenehm, weil es immer durch Waldung geht.

Ist man ungefähr eine halbe Stunde, so überschaut man die sich abstufenden Berge und Hügel zwischen hier und der Elbe. Den Fluß sieht man zwar nicht, aber die Bergreihen drüben bei klarem Wetter ganz deutlich.

Der kleine Ort Geißing wird zuerst im Thale sichtbar; die Häuser ziehen sich in dem engen Grunde herauf. Nun öffnet sich der Blick nach Altenberg, und zwar sieht man zuerst eine hohe steile Felswand: diese ist aber nicht durch Natur, sondern durch jenen großen Erdfall, Erdbruch entstanden, wodurch so viele Gruben zu Grunde gegangen.

Man muß sich vorstellen, daß die sämmtlichen Gruben an dem Abhange eines Berges gelegen, und da sie zusammengestürzt, so hat sich ein Trichter gebildet, mit Wänden von ungleicher Höhe, die vordere viel niedriger als die hintere. Sie nennen diesen Trichter, nach dem gewöhnlichen bergmännischen Ausdruck, die Binge.

Punkt Neun hatten wir den untern Rand erreicht. Von dem obern bis in die Tiefe mag es viel über hundert Fuß betragen. Das Gestein an den Wänden ist sowohl senkrecht als auch nach allen Richtungen zerklüftet, hat äußerlich eine rothe Farbe, die sich von dem Eisengehalte des Gesteines herschreiben mag.

Unsere Absicht zu melden ging mein Führer zu dem Bergmeister: dieser war nicht zu Hause, sondern in der Bergpredigt, indem heute gerade das Quartal Crucis eintrat, mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Das Städtchen Altenberg liegt näher zusammen als Zinnwalde, an

Bedenklichstes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal daß wir in einem Irrthum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest die uns unbegreiflich scheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtseyn und begreifen, daß ein Irrthum so gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entscheidend ist, so kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treffliches entstehen, weil die Wirkung jedes Gethanen ins Unendliche reicht. So ist das Hervorbringen freilich immer das Beste, aber auch das Zerstören ist nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarste Irrthum aber ist derjenige, der sich auf uns selbst und unsere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geschäft, einem ehrsamen Unternehmen widmen dem wir nicht gewachsen sind, daß wir nach einem Ziel streben das wir nie erreichen können. Die daraus entspringende Tantalisch-Sisyphische Qual empfindet jeder nur um desto bitterer je redlicher er es meinte. Und doch sehr oft wenn wir uns von dem Beabsichtigten für ewig getrennt sehen, haben wir schon auf unserm Wege irgend ein anderes Wünschenswerthes gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren sind.

einem sanften Abhange des Berges, und ist, nach sächsischer Art, schon städtischer gebaut als jenes. Man sieht auch hier verschiedene Giebel. Der mit Fichten wohl bewachsene Geißingsberg, welcher rechter Hand in einiger Entfernung hervorragt, giebt eine angenehme Ansicht.

Da ich auszuruhen wünschte, trat ich in die Kirche, und fand die ganze Knappschaft im Putz und Ornat versammelt. Der Diaconus predigte in hergebrachten bergmännischen Phrasen. Der Auszug aus der Kirche war nicht feierlich wie sonst; man bemerkte aber schöne Männer, besonders unter den Knappschaftsältesten, fast zu groß für Bergleute.

Wir besuchten einen Handelsmann, um ein Glas Wein zu trinken, diesen fanden wir in einer sonderbaren Beschäftigung. Er hatte nämlich einen Juden bei sich, wie sie mit Ferngläsern in dem Lande herumziehen; dieser stellte ein Mikroskop auf, weil der Kaufmann die Insecten näher betrachten wollte, die ihm seine Käse leichter machen, seinen Reiß mit Staub überziehen und die Rosinen verderben. Es kamen unter dem Vergrößerungsglas die abscheulichsten Thiere zum Vorschein, Mittelthiere zwischen Läusen und Käfern, durchscheinend am Leibe und den meisten Gliedern, übrigens grau; sie bewegten sich mit vieler Behendigkeit und waren von verschiedener Größe; man konnte auch ganz deutlich lange, stilliegende Larven erkennen, aus denen sie hervorgehen mögen.

Man versicherte uns, daß diese Geschöpfe einen großen holländischen Käse in einigen Wochen um ein paar Pfund leichter machen; ein Mittel dagegen sey aus Ziegelmehl einen feinen Brei zu bereiten und damit die Käse zu überstreichen; so blieben sie unangetastet. Die Ursache ist wohl, weil die Luft abgehalten wird, welche diese Geschöpfe zum Leben nöthig haben.

Nun nahmen wir unsern Weg gegen die Pochwerke. Ich kennte die Steinhaufen, welche daneben aufgeschüttet waren, nicht begreifen; sie schienen aus taubem Gestein zu bestehen, wovon ich Musterstücke mitnahm und mich nach gehaltreicheren Stufen umsah. Allein ich war sehr verwundert als ich bemerken mußte daß diese sämmtlichen Steine, wie sie durch einander lagen, zum Pochen bestimmt hierher gefahren werden.

Weil nun alle Bergleute nach dem Bergamte gezogen waren und überhaupt heute nicht gearbeitet wurde, so war die Stadt wie ausgestorben und wir unsern eigenen Betrachtungen überlassen. Mein Führer hatte ziemliche Kenntnisse dieser Dinge, und ein alter Mann, der heranschlich,

bestätigte seine Aussage, daß wirklich das ganze Gebirge zinnhaltig sey und selten einige Theile desselben vor andern vorzuziehen. Es werde deßhalb alles auf die Pochwerke gebracht, deren sehr viele hinunter in dem Thal gegen Geising angebracht sind.

Wir gingen von einer Halde zur andern und fanden sehr viele Abweichungen desselben Gesteines, die wir so lange auflasen und als Handstufen zerschlugen, bis wir zuletzt keine neue Abänderung mehr fanden. Wir traten darauf unsern Rückweg an, verfügten uns aber noch vorher an das Mundloch eines Versuchsstollens, den sie in der Gegend der Schmelzhütte treiben; dort kommt ein schöner Porphyr vor, den sie Syenitporphyr mit Recht nennen, weil röthliche Feldspathkrystalle in einem Grund von Hornblende liegen. Wir stiegen nun so weit wieder aufwärts, bis wir den Bergraben erreichten, und gingen auf dem kühlen Wege ganz bequem zurück.

Vom Stollenmundloch an, den Zinnwalder kahlen Berg hinauf, hatten wir dagegen in der Mittagsonne einen beschwerlichen Weg, und waren wohl zufrieden als wir um Ein Uhr in dem Gasthofe wieder anlangten.

Gegen Abend besuchte mich der Bergamtsassessor Friedrich August Schmidt von Altenberg, bedauerte daß sie heute verhindert werden, wie sie gewünscht hätten, mich zu empfangen, daß sie mit der Bergpredigt und dem Anschnitt beschäftigt gewesen, auch erst nach meiner Abreise meine Ankunft vernommen. Ich ersuchte ihn um einige Nachrichten, die er mir denn auch ertheilte.

Das große sogenannte Stockwerk zu Altenberg hat schon 1547 und 1548 einige Brüche erfahren; der Hauptbruch geschah aber 1620, wo 36 Gruben mit 36 Göpeln zu Grunde gingen. Dieses Unglück entstand aus der Natur des Berges und des Bergbaues; denn indem der Zinngehalt durch die ganze Masse des Berges ausgetheilt ist und sich in den verschiedenen Steinarten, woraus derselbe besteht, zerstreut befindet, ohne daß sich besondere baumürdige Gänge oder Flöze zeigten, so muß das sämmtliche Gestein weggenommen und überhaupt verpocht werden, wobei man denn, da man die entstandenen Räume nicht mit Holz wieder ausbauen kann, Bergfesten stehen läßt, um das Ganze einigermaßen zu unterstützen.

Da nun die 36 Gruben jede für sich einzeln bauten, jede so viel

als möglich aus ihrem Felde herausnahm, ohne sich um das Allgemeine oder um die Nachbarn zu bekümmern, so ward der Berg nach und nach ausgehöhlt, daß er sich nicht mehr hielt, sondern zusammenstürzte.

Dieser Unfall jedoch gereichte dem Werke zum Nutzen, indem die Hauptgewerken, ausländische reiche Kaufleute, unter Beirath von klugen Sachverständigen, mit vieler Mühe es dahin brachten, daß die Theilnehmer der 36 zerstörten Gruben sich in Eine Gewerkschaft vereinigten, deren Antheile durch eine verhältnißmäßige Anzahl der nunmehr beliebten 128 Kuxe wieder erstattet wurden.

Diese neue Gesellschaft theilt sich nun wieder in 3 Theile:

1) große Gewerkschaft, bestehend aus den Augsburger, Nürnberger und Dresdener Gewerken;

2) kleine Gewerkschaft;

3) Propre-Theile.

Da nun dieses Unternehmen groß und kühn war, so wußten sie sich zugleich von der Landesherrschaft viele Vortheile zu bedingen; sie stehen eigentlich nicht unter dem Bergamte, sondern unter einer Direction von drei Personen, die sich in Dresden aufhalten; am Orte haben sie einen eigenen Factor; der gegenwärtige heißt Löbel, der alles besorgt. Die Kirche haben sie erbaut, die Glocken und die Uhr angeschafft; die Pochmühlen gehören ihnen zum größten Theil; auch haben sie Waldungen und ein Rittergut angekauft, so daß ihnen zu den nothwendigsten Bedürfnissen nichts abgeht. Auch besitzen sie noch einen Theil des Berges, der damals nicht zusammenstürzte, und bauen sowohl unter als neben dem Bruche.

Der Bau unter dem Bruche ist sehr wunderbar, indem man sich nur versuchsweise der zusammengestürzten und zerbröckelten Steine zu bemächtigen sucht. Alles was man gewinnt wird zwar, wie oben gesagt, verpocht, und das Zinn aus der ganzen Masse herausgewaschen; aber man sucht sich doch auch im Einzelnen von dem mehr oder weniger Gehalt dieser und jener Steinart durch den Sichertrog zu unterrichten. Sie wissen es zu einer großen Fertigkeit zu bringen, und haben sich eine Terminologie gemacht, um zehn Grade der Bauwürdigkeit zu unterscheiden; es sind folgende:

1. Mauseöhrchen.
2. 3 er.

3. 6 pf
4. 1 gl.
5. 2 gl.
6. 1 gl.
7. 8 gl.
8. 9 gl.
9. Species Thaler.
10. Fensterscheibe.

Merkwürdig ist es, daß sie einen neuen Bruch befürchten müssen, indem sich um die große Binge her das Gebirg abermals abgelöst hat: weil aber diese Ablösung ganz seiger ist, und also wenn auch der vordere Theil nach der Binge zu einstürzen sollte, doch die Rückwand stehen bleiben und von oben nichts nachstürzen würde, so sind sie ohne Sorgen, ja sie bedienen sich des durch die Ablösung entstandenen Raumes zu Schächten und sonstigen Bedürfnissen.

Die verschiedenen Gruben, auf denen gebaut wird, haben ein schwerer oder leichter Geschäft und können den Centner Zinn verkaufen von 34 bis 39 Thaler, nachdem es ihnen mehr oder weniger zu gewinnen kostet.

Das Gestein des Gebirgs ist an und für sich sehr fest; daher hat ihnen das Zusammenstürzen der ungeheuern Masse den Vortheil gebracht, daß es dadurch zersplittert worden. Wie sie nun aber unter dem Bruche diese Trümmer gewinnen, ist mir zwar beschrieben worden, aber schwer zu begreifen und ohne Zeichnung nicht zu verstehen.

Wo sie im festen Gestein arbeiten, setzen sie Feuer und machen dadurch das Gestein brüchig; dessen ungeachtet bleiben immer noch große Stücke; diese werden auf ungeheuern Scheiterhaufen neben den Pochwerken abermals durchgeglüht und auf diese Weise zersprengt, daß man ihrer durchs Pochen eher Herr werden kann.

Von ihrem Schmelzproceß wüßte ich wenig zu sagen: sie rösten die Schliche, um den Arsenik und Schwefel wegzutreiben; übrigens macht die Beimischung von Wolfram und Eisen ihnen viel zu schaffen.

Sonntag den 12. Juli bereitete ich mich früh um sechs Uhr zur Stollenfahrt, und dieses um so lieber, als der Steiger von der Grube

Vereinigt-Zwitterfeld auch die Aufsicht über den Stollen hat. Ich fuhr bis zum Stollenmundloch im Wagen und fand daselbst den gedachten Steiger und Steinschneider.

Das erste Gestein, was man mit dem Stollen durchfahren hat, ist Porphyr, der seine Gleichzeitigkeit oder wenigstens sein baldiges Nachfolgen auf die Zinnformation dadurch beweist, daß Zinnflöze noch in ihn hineinsetzen. Wir fuhren bis unter den Schacht von Vereinigt-Zwitterfeld, ungefähr 300 Lachter. Der Stollen ist leider nicht in gerader Linie angelegt und so ist er auch von verschiedener Höhe, deßhalb unangenehm zu befahren. Auf dem Hin- und Herwege machte mich der Steiger auf alles dasjenige aufmerksam, was er mir gestern über Tage von der Natur des Gebirgs erzählt hatte; er zeigte mir die Flöze, deren Gangart, den Quarz, die Saalbänder von Glimmer, die reichen unten, die tauben oben, das Durchstreichen der stehenden Gänge, besonders aber der Klüfte, wobei ich einen höchst merkwürdigen Fall, wo ein Flöz durch die Kluft verschleppt ward, zwar mit einiger Mühseligkeit, aber doch sehr deutlich zu sehen bekam. So zeigte er mir auch eine große Weitung, da wo die Gruben Vereinigt-Zwitterfeld und Reicher-Trost zusammenstoßen. Hier konnte die ganze Masse zu gute gemacht werden, weil die Greißen stockwerkartig metallhaltig waren. Als sie diese Räume abbauten, trafen sie auf eine große Druse, in welcher sich schöne Bergkrystalle, theils einzeln, theils in Gruppen, fanden.

Ich konnte hiernach die gestern auf den Halden zusammengesuchten und bei dem Steinschneider angeschafften Stufen deste besser ordnen, welches sogleich geschah.

Hierbei bemerke ich noch, daß in Zinnwalde auf sächsischer Seite 14 Gruben sind, alle gangbar, auf der böhmischen mehrere, aber nur 6 gangbar.

Nachdem ich also vor Tische bei dem Steinschneider die Auswahl der mir interessanten Mineralien gemacht, so wurden selbe eingepackt. Ich fuhr um halb drei Uhr ab und war Dreiviertel auf Fünf in Teplitz. Ein starkes Gewitter, welches von der Gegend über der Elbe heranzog, erreichte mich nicht, indem die Gebirge dem Zug der Wetter Hindernisse in den Weg legen.

Wenn man das Datum bemerkt, wie ich den 12. Juli 1813 von dieser Höhe schied, so wird man verzeihen, daß ich einen mir so wichtigen Gegenstand nur flüchtig, ja verstohlen betrachtet. Es war während des

Stillstandes, an welchem das Schicksal der Welt hing, ein Wagstück nicht ohne leichtsinnige Kühnheit. Die Gränze von Sachsen und Böhmen geht durch Zinnwalde durch: um den Mineralienhändler zu besuchen, mußte ich schon Sachsen betreten; alles was für mich bedeutend war, lag auf dieser Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anscheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich üble Händel zuziehen sollen. Von sächsischer Seite war jedoch kein Mann zu sehen, alles ruhte dort im tiefsten Frieden; die östreichischen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwei Schimmeln über die Gränze führe; der Mauthner hatte auch nichts dagegen einzuwenden, und so kam ich glücklich zurück durch den Weg, den ich so gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbessert hatte. Abends spät gelangte ich nach Teplitz frank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Gesellschaft, welche schadenfreh gehofft hatte mich, für meine Verwegenheit bestraft, als Gefangenen escortirt vor den commandirenden General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürsten Moritz Liechtenstein und seine so lieb und werthe Umgebung gebracht zu sehen. Bedenke ich nun, daß diese ruhige Berggegend, die ich in dem vollkommensten Frieden, der aus meinem Tagebuche hervorleuchtet, verließ, schon am 27. August von dem fürchterlichsten Rückzuge überschwemmt, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt, ihren Wohlstand auf lange Zeit zerstört sah, so darf ich den Genius segnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unauslöschbaren Anschauen dieser Zustände trieb, die von so langer Zeit her das größte Interesse für mich gehabt hatten.

Problematisch.

1820.

Der im Vorigen ausgesprochenen Hauptmaxime getreu, alle geologischen Betrachtungen vom Granit anzufangen, sodann aber auf die Uebergänge, wie mannichfaltig sie auch seyn mögen, fleißig zu schauen, ward vor mehreren Jahren das Gestein in Betracht gezogen, woraus die Carlsbader Quellen entspringen. Neuere Anbrüche desselben lassen uns darauf wieder zurückkehren, da wir denn, um unsern Vortrag einzuleiten, folgendes bemerken.

Die hohen Gebirge, welche Carlsbad unmittelbar umgeben, sind sämmtlich Granit, und also auch der Hirschsprung und der Dreikreuzberg, welche einander gegenüberstehend eine Schlucht bilden, worin sich, bis auf eine gewisse Höhe, zu beiden Seiten ein Uebergangsgebirg bemerken läßt und wovon in unserm Aufsatz zur Joseph Müller'schen Sammlung schon umständlicher gesprochen worden.

Musterstücke dieses Gesteins mit seinen Abänderungen waren in der letzten Zeit schwer zu erlangen, weil alles verbaut und durch Besitzungen umschlossen ist, die freistehenden Felsen aber von der Witterung vieler Jahre angebräunt und verändert sind. Nur in diesem Frühling, als man, um Platz zu gewinnen, sich in die Felsen an mehreren Orten hineinarbeitete und oberhalb des Mühlbads, neben dem Hause zu den drei Sternen, nicht weniger auf dem Bernhardsfelsen Räume brach, fand sich gute Gelegenheit, bedeutend-belehrende Beispiele zu gewinnen, wovon wir, bezüglich auf die Nummern der Müller'schen Sammlung, hier einiges vorlegen und nachbringen.

Bei den drei Sternen zeigte sich ein Granit, feinkornig, worin der

Feldspath bald mehr, bald weniger aufgelöst erscheint und dessen Oberflächen mit Eisenoxyd überzogen sind; bei genauester Betrachtung fand sich daß es derjenige sey, durch welchen feine Haarklüfte, mit Hornstein durchdrungen, hindurchgehen (Nr. 25). An manchen Ablösungen gewahrte man Schwefelkies und hie und da zwischen dem Gestein quarzartige Tafeln, nicht gar einen Zoll breit.

Auf dem Bernhardsfelsen, wo unmittelbar hinter den Sohlen des Heiligen eine Fläche gebrochen wurde, war die Ausbeute schon reicher; man beeilte sich aus den vorliegenden Steinmassen die besten Exemplare herauszuschlagen, ehe sie wieder eingemauert wurden. Das Gestein Nr. 27, welches bisher selten gewesen, fand sich hier häufig und zeichnete sich jaspisähnlich aus. Es ist gelblichgrau, hat einen muscheligen Bruch und hie und da zarte ochergelbe Streifen, die an den Bandjaspis erinnern; man fand es in einen feinkörnigen Granit verflochten und es ließen sich Stellen bemerken, wo es in den vollkommenen Hornstein übergeht. Dieser fand sich denn auch in starken, obgleich unregelmäßigen Gängen das Gestein durchziehend, so daß bald der Hornstein den Granit, bald Granit den Hornstein zu enthalten scheint; auch fanden sich Massen des Hornsteins, welcher größere oder kleine Granittheile enthält, so daß dadurch ein sonderbares porphyrartiges Ansehen entspringt.

Ferner traf man auf eine reine Masse Hornstein in grünem Thon, welcher wahrscheinlich aus verwittertem Granit entstanden war; von Schwefelkies wurden wenige Spuren bemerkt.

Der Kalkspath jedoch, den wir früher in schmalen Klüften und manchmal schichtweise an dem Granit gefunden (Nr. 30, 31), war nicht anzutreffen, der isabellgelbe Kalkstein (Nr. 32) auch nicht: der braune jedoch (Nr. 33), obgleich nicht häufig, zeigte sich wieder. Kein Stück indessen haben wir angetroffen, das, wie sie sonst vorgekommen, mit dem Granit im Zusammenhang gewesen wäre. Wir geben eine ausführliche Beschreibung dieses immer merkwürdigen Gesteins. Theils ocher-, theils nelkenbraun gefärbt, derb, durchlöchert, die größern oder kleinern Höhlungen mit weißem Kalkspath ausgefüllt. Ist matt, und nur das nelkenbraun Gefärbte nähert sich dem Schimmernden, bis zum Pechglänzenden: im Bruche uneben, unbestimmt eckige, ziemlich stumpfkantige Bruchstücke. Hält das Mittel zwischen weich und halbhart. Im Ganzen kann man dieß Gestein für einen mit Kalk innig durchdrungenen Eisenocher ansehen.

Ein neuer Fund jedoch eines bisher noch unbekannten Gesteins verdient alle Aufmerksamkeit. Es war ein Klumpen Kalkstein, etwa einen Viertelscentner schwer, äußerlich schmutzig ochergelb, rauh und zerfressen, inwendig schneeweiß und schimmernd. Im Bruche uneben, splitterig, unbestimmt eckige, nicht scharfkantige Bruchstücke. Besteht aus fein und eckigkörnig abgesonderten Stücken, mit einer Neigung zum höchst Zartstängeligen. Das Ganze durchsetzen hell ochergelb gefärbte Adern; zerspringt beim Schlagen das Bruchstück an solcher Stelle, so findet man die Fläche gleichfalls hell ochergelb gefärbt, klein traubenförmig gestaltet. Ist in kleinen Stücken durchscheinend, halbhart, spröde und leicht zersprengbar.

Aus dieser Beschreibung ist zu ersehen, daß dergleichen wohl selten vorkommen mag; wenigstens befindet sich in der großen Sammlung der mineralogischen Gesellschaft, auch in anderen Sammlungen der Nähe nichts ähnliches: für Sinter kann man es nicht ansprechen; will man es für Marmor nehmen, so ist es wenigstens eine noch unbekannte Art. Die Höhe des Bernhardsfelsens, wo es zwischen dem andern Gestein gefunden worden, läßt uns vermuthen, daß es auch aus der Uebergangsperiode sey, und wenn wir auch nichts weiter hierüber bestimmen, so deutet es doch abermals auf den Kalkantheil der Felsen überhaupt; daher uns denn nicht schwer fällt, den großen Kalkgehalt des Carlsbader Wassers, welcher täglich und stündlich abgesetzt wird, bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen.

Da wir nun ober- und unterhalb des Neubrunnens jenes Uebergangsgestein gefunden, so bringen wir noch ein anderes zur Sprache, worauf wir schon früher hingedeutet (S. 123). Als man nämlich vor einigen Jahren, bei dem unternommenen Hauptbau am Neubrunnen, Raum um die Quelle gewinnen wollte, und den Felsen abarbeitete, aus dem sie unmittelbar entsprang, traf man auf einen durch Einfluß des Glimmers dendritisch gebildeten Feldspath, ebenfalls mit Hornstein durchzogen. Nun ist solcher verzweigter Feldspath mit dem Schriftgranit nahe verwandt, beide vom Granit ausgehend und eine erste Abweichung desselben. Hier brach nun unmittelbar die heiße Quelle hervor, und wir bemerken abermals, daß hier eine dem Granit zunächst verwandte Epoche gar wohl angenommen werden könne.

Auf der rechten Seite der Tepel, wohin wir uns nun wenden, brachte uns das Abarbeiten einer ganzen Granitwand ebenmäßig den Vortheil,

daß wir zu gleicher Zeit auch hier eine große Masse schwarzen Hornsteins mit Schwefelkies vorfanden, demjenigen ähnlich, welchen wir drüben am Bernhardsfelsen gefunden. Wie wir denn schon vor mehreren Jahren den Berg höher hinauf ein Analogen des bisher so umständlich behandelten Uebergangs aus dem Granit entdeckt und solches (Nr. 49) beschrieben; es findet sich über der Andreascapelle, da wo gegenwärtig die Prager Straße an der Seite des Dreikreuzberges hergeht.

Vergebens haben wir uns dagegen bisher bemüht in der Nähe der eigentlichen Hauptsprudelquelle selbst dieses Gestein, wo es sich in seiner ganzen Entschiedenheit zeigen sollte, gleichfalls zu entdecken; die Nachbarschaft ist überbaut und die Kirche lastet auf der ehemaligen Werkstatt unserer heißen Quellen; wir zweifeln jedoch nicht, daß dieses Gestein auch hier zum Grunde liege, und zwar nicht in allzu großer Tiefe.

Schon oben bemerkten wir vorläufig unsere Neigung zu glauben, daß der Tepelfluß über dieses Gestein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Tepelwasser bewirke die heiße, heftige Naturerscheinung. Die Gebirgsart welche uns bisher beschäftigt, ist ein differenzirter Granit, ein solcher in welchem eine Veränderung sich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinstimmung seiner Theile gestört, ja aufgehoben ward. Wir sehen also dieses Gestein als eine galvanische Säule an, welche nur der Berührung des Wassers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere irdisch-salinische Substanzen, besonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulösen und siedend an den Tag zu fördern.

Uns wenigstens hat die Bemerkung wichtig geschienen, daß bei trockenem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere als bei angeschwollenem Fluß; ja wir sind nicht abgeneigt zu glauben daß, wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurückstauchende Wehr, welches das Wa... zu den Mühlen bringt, ablassen und so das Bett oberhalb so gut wie trocken legen wollte, man sehr bald einen merklichen Unterschied in dem Hervorsprudeln der obern heißen Wasser bemerken würde.

Daß aber auch unterwärts die Tepel über Grund und Boden laufe, welcher sich eignet dergleichen Wirkungen hervorzubringen, läßt sich daran erkennen, daß man, auf der Mühlbadbrücke stehend, oder von den Galerien des Neubrunnens hinunter schauend, die Oberfläche des Flusses mit aufsteigenden Bläschen immerfort belebt sieht.

Naturphiloſophie.

Eine Stelle in d'Alembert's Einleitung in das große franzöſiſche encyclopädiſche Werk, deren Ueberſetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; ſie beginnt Seite X der Quart-Ausgabe, mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, ſich an den Anfang anſchließend, umfaßt die große Wahrheit: daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerſt aufgeſtellten Grundſatzes und auf der Reinheit des Vorſatzes alles in den Wiſſenſchaften beruhe. Auch wir ſind überzeugt, daß dieſes große Erforderniß nicht bloß in mathematiſchen Fallen, ſondern überall in Wiſſenſchaften, Künſten, wie im Leben ſtattfinden müſſe.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter ſo wie der bildende Künſtler ſolle zuerſt aufmerken, ob der Gegenſtand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art ſey, daß ſich ein mannichfaltiges, vollſtändiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieſes verſäumt, ſo iſt alles übrige Beſtreben völlig vergebens: Sylbenfuß und Reimwort, Pinſelſtrich und Meiſelhieb ſind umſonſt verſchwendet; und wenn ſogar eine meiſterhafte Ausführung den geiſtreichen Beſchauer auch einige Augenblicke beſtechen könnte, ſo wird er doch das Geiſtloſe, woran alles Falſche krankt, gar bald empfinden.

Alſo kommt wie bei der künſtleriſchen, ſo bei der naturwiſſenſchaftlichen, auch bei der mathematiſchen Behandlung

Es ſey dieß alles hier niedergelegt, um die Wichtigkeit der erſten Uebergänge des Granits in ein anderes, mehr oder weniger ähnliches oder unähnliches, ja ganz verſchiedenes Geſtein bemerklich zu machen. Eben dieſes Differenziiren der Urgeſteinart ſcheint die größten Wirkungen in der älteſten Zeit hervorgebracht zu haben und wohl manche derſelben im gewiſſen Sinne noch fortzuſetzen. Man gebe uns zu, auch künftig die mannichfaltigen Erſcheinungen aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten.

Carl Wilhelm Voſe.

1820.

Dieſes werthen Mannes „hiſtoriſche Symbola, die Baſalt-Geneſe betreffend, zur Einigung der Parteien dargeboten" erhielt ich, durch ein beſonderes Glück, zur Aufmunterung, als ich gerade mit Redaction einiger geologiſchen Papiere beſchäftigt war. Die verſtehenden Aufſätze verläugnen den Einfluß nicht den dieſe wenigen Blätter auf mich ausgeübt; ich wagte mich über gewiſſe Naturgegenſtände und Verhältniſſe freier auszuſprechen als bisher, nachdem ein ſo theurer Vorgänger und Mitarbeiter aufgetreten, welcher, wie es ſich gar leicht bemerken läßt, des neueſten Vulcanismus hereinbrechende Laven fürchtend, ſich auf einen alten bewährten Urfelsboden flüchten möchte, um von dort her ſeine Meinung, ohne ſich einer unerfreulichen Controvers auszuſetzen, Wiſſenden und Wohlwollenden vorzutragen.

Es iſt dieſes jedoch nicht ſo klar und entſchieden geſchehen wie es wohl zu wünſchen wäre, und indem wir uns mit Leſen und Wiederleſen zu unſerm eigenen Vortheil treulich beſchäftigt, ſo wollen wir durch einen kurzen, geordneten Auszug den vielen Naturfreunden, welche ſich gleichfalls darum bemühen dürften, einige Bequemlichkeit zu leichterer und freierer Anſicht verbreiten.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft iſt die Wiſſenſchaft ſelbſt, die Geſchichte des Individuums das Individuum: deßhalb ſoll auch hier das Geſchichtliche verwalten.

1760 oder 1763 ſtritten Desmareſt und Monnet um die Ehre vermeintlicher Entdeckung: der Baſalt ſey ein vulcaniſches Produkt. Der

erſte Gedanke gehört alſo den Franzoſen; auch leiſteten ſie nicht wenig ſchon früh genug für die Geſchichte des Baſaltes.

1771 und 1773 erſchienen Raſpe und Ferber als deutſche Vulcaniſten, der letztere jedoch ſehr mäßig geſinnt. In demſelbigen Decennium ſtimmten Charpentier, Reuß, Rößler gegen die Vulcanität, Baumer gleichfalls.

1771 erklärte ſich Brünnich, 1777 Bergman, vom Auslande her, für die Neptunität, ſo wie ſpäter Kirwan. Die Gallier und Italiäner im Ganzen blieben dem Feuerſyſtem getreu, ſo auch bis jetzt.

Werner, in Sachſen, Schleſien, Böhmen, hauptſächlich nur auf Granit und Gneis den Baſalt aufgeſetzt findend, mußte ihn zu den Urgebirgsarten zählen. Im Verfolg der Zeit jedoch fand man ihn gelagert auf und in einer Menge Gebirgsarten von den verſchiedenſten Altern, bis zu den jüngſten hinab; dieß deutete auf ein ſpäteſtes Naturerzeugniß.

Es ergab ſich ferner daß die meiſten gleichnamigen, und inſofern auch gleichgeltenden Hauptgebirgsſtämme und Züge als ſolche angeſehen werden müſſen die zu ungleicher Zeit entſtanden ſind. Wem ſind wohl erſt die wahrgenommenen Unterſchiede von älterm und neuerm Granit, Syenit, Gneis, Glimmerſchiefer, Trapp, Porphyr, Thonſchiefer, Grauwacke, Kalkſtein, Sandſtein, Steinkohlen, von Conglomeraten oder Breccien ſogar u. ſ. w. wieder vorzuzählen? Warum ſollte man denn dem Baſalt, wie er auch entſtanden ſeyn möge, ungleiche Zeitepochen ſeiner Bildung abläugnen? und warum ſollte dieß nicht eben zu genauerer Beobachtung führen, wie, wann, oder wo und unter welchen Bedingungen er erſcheint?

In den Jahren 1789 bis 1797 findet ſich Roſe gleichfalls veranlaßt dieſen Gegenſtand näher zu betrachten: ſpäterhin bis auf den heutigen Tag gewann die Vorſtellung, der Baſalt ſey in einer ſehr neuen Zeit gebildet, mächtig die Oberhand. Ueberhaupt jedoch aufs Große und Ganze geſehen, überzeugt man ſich gerne, daß der Baſalt, in Bezug auf ſein zeitliches Eintreten, auf ſein relatives Alter, mit anderen Gebirgsarten ſich wo nicht paralleliſiren, doch combiniren laſſe.

Eben ſo erſcheint der Baſalt, wenn auf Zuſtände und Geſtaltungen geſehen wird, unter denen die Geſteine allerhand Art vorkommen, als friſch, urſprünglich, oder als verändert; ferner kommen die beſondern

Gestalten, als einzelne Kuppen, in Pfeilern, Tafeln und Kugeln, dem Basalt nicht ausschließlich zu: Granite, Porphyre, Schiefer, Sandsteine, und was nicht alles? gestalten sich gleichfalls: daß der Basalt diese Eigenschaft in eminentem Grade besitze, erregt die Aufmerksamkeit, giebt ihm aber kein ausschließliches Vorrecht.

An Uebergängen fehlt es ihm aber eben so wenig als andern Steinarten: unbezweifelt kennt man das Uebergehen der basaltischen Hauptmassen und Gemengtheile zum Ilyn, zu Thon- und Kieselschiefer, zu Phonolith, zu Horn-, Grün- und Mandelstein, zur Wacke, Grauwacke und zu Porphyren.

Dieses Ueberschreiten und Annähern führt uns auf die merklichen Mischungsverschiedenheiten der Basalte, indem sie bald thonige, bald quarzige, seltener talzige Grundmassen in wechselnden Verhältnissen aufzeigen. Dagegen aber beschaue man die Identität der Formen der Basalte, welche an den Felsen der verschiedensten Klimate bemerkt wird; eine so große Analogie des Baues läßt aber auch dieselben Ursachen vermuthen, die in sehr verschiedenen Epochen, unter allen Klimaten gewirkt haben: denn die mit Thonschiefern und compacten Kalksteinen bedeckten Basalte müssen von ganz anderm Alter seyn als die, welche auf Lagen von Steinkohlen und auf Geschieben ruhen. Und wie sollten Basalte vulcanisch an allen Orten und Enden völlig gleichartig entsprungen seyn, da das unterirdische Feuer verschiedenartige Grundlagen zu verkochen hatte!

Ueber das erste Entstehen, über die primitive Bildung irgend einer Gebirgsart im Großen sind keine Zeugnisse vorhanden. Das vulcanische Hervorsteigen von Inseln im Meere, von Bergen auf dem Lande dagegen geschieht noch immer vor unseren Augen.

Es theilte sich zuletzt diese Wissenschaft in ein Zwiefaches: man nahm die ältesten Gebirgsarten als auf dem nassen Weg entstanden an: die neuern, die nicht Anschwemmungen sind und sich durch Gewaltsamkeit so entschieden auszeichnen, mußten für Producte unterirdischen Feuers gelten. Wenn aber beim Vulcanismus man nicht gerade Steinkohle und Entzündliches zum Grunde legt, nicht Brennendes, sondern Hitze und Gährung Erzeugendes, zuletzt auch wohl in Flammen aufschlagendes, feuerfähiges Wesen, so will man sich auch gegen den krassen Neptunismus verwahren und nicht durchaus auf einen wellenschlagenden Meeresraum, sondern auf eine dichtere Atmosphäre hindeuten, wo mannichfaltige

Gasarten, mit mineralischen Theilen geschwängert, durch elektrisch-magnetische Anregung auf das Entstehen der Oberfläche unseres Planeten wirken.

Dieses Appriſche wird nur postulirt, weil wir den ersten Ring zu dieſer unermeßlichen Gliederkette haben müſſen; um Fuß zu faſſen iſt dieſes der Punkt, ein ideeller zwar, doch eben darum zur Um- und Ueberſicht hinreichend.

Das Geſchichtliche führt uns weiter. Wenn der Baſalt vulcaniſch ſeyn ſollte, ſo mußten Grundlagen geſucht werden, woraus er entſtehen können. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts reducirte Guettard ſeine Laven, mit Einſchluß der Baſalte, auf eine granitiſche oder wenigſtens granitähnliche Baſis, veranlaßt durch die Wahrnehmungen in Auvergne; zehn Jahre etwa ſpäter geſchah das nämliche von Desmareſt und Monnet. Auch kam noch ein Spath fusible hinzu. Wiederum ſo viel Zeit nachher vermehrten beſonders Dolomieu und Faujas de St. Fond ſolche Baſen mit Roche de corne, Petrosilex, Feldspath fusible et refractaire, die nun ſchon auch porphyriſch und trappartig genannt wurden, wenn ſie mancherlei Gemengtheile, vorzüglich Feldſpath bei ſich führten. Denſelben Weg ſchlug 1790 Gioeni ein und erweiterte ihn.

Wir Deutſchen blieben hinter den Ausländern ein wenig zurück. Was übrigens unſer Freund bedauerlich ſo wie ganz beſcheidentlich erzählt, bequemt ſich keinem Auszug; man höre den Verfaſſer bei ſich zu Hauſe.

„Laſſet uns jedoch deſto entſchiedener und derber auftreten, wo einzig Rettung zu ſuchen iſt. Der hiſtoriſche Fingerzeig deutet genugſam auf das Bedürfniß, auf die Nothwendigkeit für jedes vulcaniſche Product ein urſprüngliches Muttergeſtein aufzuſuchen und anzugeben; ohne Subſtrat bleibt alles räthſelhaft und dunkel.

„Nehme man ein gutes Beiſpiel an einem andern mineralogiſchen Verfahren. Wie ſich nämlich in den Steinen und Gebirgen gewiſſe Pflanzen und Thierformen finden ließen und dieß ſcientifiſch zu erwägen war, da betrachtete man die vegetabiliſchen und animaliſchen Organismen ebenmäßig als Grundlagen, welche vom Mineralreich aufgenommen, denſelben aſſimilirt und dadurch verändert, d. i. hier im allgemeinen verſteinert ſind. Je mehr die Bekanntſchaft mit dergleichen Urſtoffen zunahm, je genauer und vollſtändiger man das Pflanzen- und Thierreich kennen lernte, je weiter und tiefer man darin forſchte, gerade deſto vollkommener

bildete sich dadurch die Petrefactenkunde aus, desto schneller und erwünschter verschwanden die Nebel und Irrungen, welche früher dabei geblendet hatten; zu sprechendem Beweise, daß es überall ein Erstes geben und als solches erkannt werden müsse, wenn ein von ihm abhängiges zweites gehörig zu nehmen, vollständig aufzufassen, richtig zu beurtheilen und nach classischer, unanfechtbarer Manier zu behandeln stehen soll.

„Wenn daher auch der Basalt, als solcher und als Reihenführer gewisser Formationen, ebenfalls für eine ursprüngliche Gebirgsart anerkannt wird, entstanden, gleich jeder andern, durch eine allgemeine Primordialursache, die immerhin für uns unergründlich seyn und bleiben möge, in irgend einer oder mehreren Erdepochen, dann kann es nicht fehlen, man muß dabei sicherer fußen wie bei jedem Gegentheil, und in vollerm reinerm Lichte einhergehen.

„Der Mineralogе überkommt nunmehr ein für immer fixirtes Ob- oder Subject, seiner Familie rechtsbeständig beigeordnet, dessen Beschaffenheit und Verhältnisse sammt und sonders beobachtet, erforscht und mitgetheilt, dessen mannichfaltige Prädicate vollständig aufgezählt und ermessen werden können. Die kleinste wie die größte Veränderung daran, durch Feuer, Wasser, Gase u. s. w. bewirkt, steht alsdann gehörig wahrzunehmen, mit der primitiven Eigenschaft genau zu vergleichen und auf ihre Ursache mit Sicherheit zurückzuführen.

„Wie sich, nach solcher Manier, die Mutationen eines Fossils, auf dem sogenannten nassen Wege, in den verschiedensten Gradationen bestimmt nachweisen lassen, wie der Basalt klärlich von der ersten Stufe der Verwitterung bis zur wirklichen Auflösung in einem specifisch gearteten Lehmen wahrgenommen und verfolgt ist, eben so sind seine Metamorphosen durch jeden modificirten Hitzegrad theils erkenn- und reducirbar, theils durch eine Legion von angestellten Beobachtungen darüber in der Natur deutlichst aufgezeichnet.

„Gerieth man bei dieser oder jener einzelnen Vorkommenheit auf Schwierigkeiten, schien es zweifelhaft, welcher Ursache, ob der Hitze oder Nässe, manche Erscheinung an den Basalten zuzuschreiben sey, dann bot sich ein entscheidendes Auskunftsmittel dar in der Pyrotechnik. Bekanntlich ist der Basalt mehr oder weniger schmelzbar. Unterwirft man ihn nun der Hitze, vom Roth- und Weißglühen an bis zum Schmelzen und Zerfließen hin, beobachtet man die graduirten Umformungen, welche er

dadurch erhält, ſo ergiebt ſich ein ſicherer Maßſtab, wonach jeder Feuereffect auf ihn genau zu beſtimmen und richtig zu beurtheilen ſteht, und der insbeſondere dazu geeignet iſt ihn den Phänomenen derjenigen Baſalte anzupaſſen, welche die Natur in gewiſſen Gegenden des Erdkreiſes auffinden läßt.

„Zeigt ſich, bei der Vergleichung ſolcher Naturerzeugniſſe, mit den pyrotechniſch bewirkten Baſaltproducten, daß beide nicht bloß ähnlich, ſondern völlig gleich ſind, dann ſchließt man mit Zuverläſſigkeit, daß auf beide Arten von Producten eine und die nämliche Urſache, d. i. Hitze gewirkt habe.

„Dergleichen Experimente, Vergleichungen und Reſultate hat die mineralogiſche Baſalthiſtorie, ſeit dem Jahre 1792, aufzuweiſen, und bis auf die neueſte Zeit geht noch die löbliche Betrachtung und Unterſuchung fort.

„Iſt man nun über die Bildung gewiſſer Laven aus Baſalt eins geworden mit ſich, wenn auch nicht mit jedem andern, ſo wird ſich das Ordnen und Benennen der Laven, die von andern Geſteinen abſtammen, ebenfalls ergeben. Nachgewieſen und anzuerkennen ſind bereits Laven aus Ilyn (ſchmelzbarem Thonſtein), Pech- und Perlſtein nebſt Obſidian, welche ſämmtlich den Eigennamen Bimsſtein führen, aus mehrern Baſalt-, Porphyr- und Schieferarten, aus Conglomeraten und (verglaſurten) Sandſteinen.

„Hierdurch iſt dieſer Gegenſtand für uns erſchöpft, folglich auch eine Regel vorhanden, woran man ſich zu halten und auf ſeinem Wege unverrückt fortzuſchreiten hat. Dagegen wird aber nicht geläugnet, daß eben dieſe Naturereigniſſe noch eine problematiſche Seite haben, inwiefern nämlich das in der Natur vorhandene, Wärme und Hitze erzeugende Princip, ohne gerade in Feuer und Flamme aufzuſchlagen, höchſt wirkſam ſeyn und auf krypto-vulcaniſche Ereigniſſe hindeuten möge. In ſolchen Fällen wo das pyrotypiſche Ausſehen des Baſaltes zweifelhaft ſeyn könnte, erlaubte man ſich die Frage ſchon im Jahre 1790 aufzuwerfen, ob nicht etwa manches baſaltiſche Geſtein, im großen und lagerweiſe urſprünglich feinklüftig, riſſig oder löcherig gebildet worden, wie mancher Quarz und Kalkſtein ebenfalls. Die Baſalte der azoriſchen Inſel Graziosa ſtellen etwas ähnliches dar; dort wechſelt nämlich der dichte Baſalt mit poroſem und mit Mergel. Der in Mandelſtein übergehende poroſe Baſalt hat

längliche Höhlungen von zwei bis acht Linien im Durchmesser; man bemerkt nicht, daß sie in Einer Richtung liegen, noch daß der poröse Felsen auf compacten Schichten aufgelagert sey, wie dieß bei den Lavaströmen des Aetna und des Vesuv der Fall ist. Der dasige Mergel wechselt übrigens mehr denn hundertmal mit dem Basalte, und laufen seine Lagen parallel mit denen des Basalts. Woraus geschlossen wird, daß beide Fossilien von einerlei Formation und von gemeinschaftlichem Ursprunge sind.

„Um sich die Entstehung jener Cavitäten einigermaßen zu erklären, erinnere man sich des bedeutenden Wortes: Wenn große Massen von Materien aus dem flüssigen Zustand in den der Trockenheit übergehen, so kann dieses nicht ohne eine Entwickelung von Wärmestoff geschehen.

„Hier ist nun der mächtige Umfang des eigentlichen Vulcanitätsgebietes zu erwähnen. Der ganze bergige Theil des Königreichs Quito kann als ein ungeheurer Vulcan angesehen werden; eben so ist die ganze Gruppe der canarischen Inseln auf einen unter dem Meer befindlichen Vulcan gestellt; sodann ist der merkwürdigste Punkt zu berühren, daß alle Thatsachen zu beweisen scheinen, daß sich die vulcanischen Feuer auf den amerikanischen Inseln wie auf den Anden von Quito, in Auvergne, in Griechenland und auf dem größten Theile der Erde mitten durch primitive Gebirgsarten den Weg nach außen gebahnt haben."

Nachdem dieses alles nun so weit geführt worden, so geschieht ein Rückblick auf die Streitigkeiten selbst, welche über den Gegenstand sich erhoben; man deutet auf das mehrfache menschliche Fehlsame, auf die Unzulänglichkeit der Individuen, die denn doch was ihnen persönlich oder ihren Zwecken gemäß ist, gern zu einer allgemeinen Ueberzeugung umwandeln möchten. Wie das nun von jeher bis auf den heutigen Tag geschehen, wird kürzlich durchgeführt und zuletzt die Anmaßlichkeit derer abgelehnt, welche verlangen daß man dasjenige, worüber man urtheilen wolle, selbst müsse gesehen haben. Diese bedenken nicht, daß sie doch immer dem Object als Subject, als Individuum entgegen stehen und trotz ihrer Gegenwart nur mit ihren eigenen Augen und nicht mit dem allgemeinen menschlichen Blick die Gegenstände sowohl als den besondern Zustand beschauen. Männern wie von Humboldt und von Buch wird unbedingter Dank gezollt, daß sie die Welt umreisen mochten, eben um uns eine solche Reise zu ersparen.

In den Anhängen kommt nun die wichtigste Frage vor, inwiefern

wir ein Unerforſchtes für unerforſchlich erklären dürfen und wie weit es dem Menſchen vorwärts zu gehen erlaubt ſey, ehe er Urſache habe vor dem Unbegreiflichen zurückzutreten oder davor ſtille zu ſtehen. Unſere Meinung iſt, daß es dem Menſchen gar wohl gezieme ein Unerforſchliches anzunehmen, daß er dagegen aber ſeinem Forſchen keine Gränze zu ſetzen habe: denn wenn auch die Natur gegen den Menſchen im Vortheil ſteht und ihm manches zu verheimlichen ſcheint, ſo ſteht er wieder gegen ſie im Vortheil, daß er, wenn auch nicht durch ſie durch, doch über ſie hinaus denken kann. Wir ſind aber ſchon weit genug gegen ſie vorgedrungen, wenn wir zu den Urphänomenen gelangen, welche wir in ihrer unerforſchlichen Herrlichkeit von Angeſicht zu Angeſicht anſchauen und uns ſodann wieder rückwärts in die Welt der Erſcheinungen wenden, wo das in ſeiner Einfalt Unbegreifliche ſich in tauſend und abertauſend mannichfaltigen Erſcheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart.

Der Horn.

1820.

Ein freier hoher Gebirgsrücken, der auf einer flachen Höhe aufsitzt, bleibt dem Reisenden nach Carlsbad rechts, und wird von dorther immer als ein ansehnlicher Berg beachtet. Seinen Gipfel habe ich nie bestiegen; Fremde sagen er sey Basalt, so wie die von der Fläche seines Fußes gewonnenen Steine. Sie werden zur Chausseebesserung angefahren und haben das Merkwürdige, daß sie, ohne etwa zerschlagen zu seyn, einzeln klein sind, so daß eine Kinderhand die kleinern, die größern eine Knabenhand gar wohl zu fassen vermöchte. Sie werden also zwischen einem Tauben- und Gänsei hin und wieder schwanken.

Das Merkwürdigste aber hierbei darf wohl geachtet werden, daß sie sämmtlich, genau besehen, eine entschiedene Gestalt haben, ob sie sich gleich bis ins Unendliche mannichfaltig erweisen.

Die regelmäßigsten vergleichen sich dem Schädel eines Thiers ohne untere Kinnlade; sie haben alle eine entschiedene Fläche auf die man sie legen kann. Alsdann stehen uns drei Flächen entgegen, wovon man die obere für Stirn und Nase, die beiden Seiten für Oberkiefer und Wangen, die zwei rückwärts für die Schläfe gelten läßt, wenn die hinterste, letzte dem Hinterhaupt zugeschrieben wird. Ein Modell in diesem Sinne verfertigt, zeigt einen regelmäßigen Krystall, welcher nur selten in der Wirklichkeit erscheint, der aber, sobald man diese Grundform, diese Grundintention der Natur einmal anerkannt hat, überall, auch in den unförmlichsten Individuen wiederzufinden ist. Sie stellen sich nämlich von selbst auf ihre Base und überlassen dem Beschauer die übrigen sechs Flächen herauszufinden. Ich habe die bedeutendern Abweichungen in Thon nachgebildet und finde, daß selbst die unregelmäßigsten sich zu einer oder der

alles an auf das Grundwahre, deſſen Entwickelung ſich nicht ſo leicht in der Speculation als in der Praxis zeigt: denn dieſe iſt der Prüfſtein des vom Geiſt Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt ſeiner Vorſätze, ſich nach außen wendet und von der Welt verlangt, nicht etwa nur daß ſie mit ſeinen Vorſtellungen übereinkommen ſolle, ſondern daß ſie ſich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, ſie realiſiren müſſe; dann ergiebt ſich erſt für ihn die wichtige Erfahrung, ob er ſich in ſeinem Unternehmen geirrt, oder ob ſeine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am ſicherſten zu unterſcheiden iſt: jenes wirkt immer fruchtbar und begünſtigt den der es beſitzt und hegt; dahingegen das Falſche an und für ſich todt und fruchtlos daliegt, ja ſogar wie eine Nekroſe anzuſehen iſt, wo der abſterbende Theil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen.

andern Mittelgeſtalt hinneigen. Sie ſcheinen nicht von der Stelle gekommen zu ſeyn. Weder merklich abgeſtumpft noch abgewittert, liegen ſie auf den Aeckern um den Berg wie hingeſchneit. Ein geiſtreicher junger Geologe ſagte, es ſähe aus wie ein Aerolithenhaufen aus einer frühern prägnanten Atmoſphäre. Da wir im Grunde nicht wiſſen, woher dieſe Dinge kommen mögen, ſo iſt es gleichviel, ob wir ſie von oben oder von unten empfangen, wenn ſie uns nur immer zur Beobachtung reizen, Gedanken veranlaſſen und zu Beſcheidenheit freundlich nöthigen.

Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia.

Godofredus Hermannus.

Kammerberg bei Eger.

1820.

Man wird aus unſerer frühern Darſtellung des Kammerbergs bei Eger ſich wieder ins Gedächtniß rufen, was wir über einen ſo wichtigen Naturgegenſtand geſprochen und wie wir dieſe Hügelerhöhung als einen reinen Vulcan angeſehen, der ſich unter dem Meere, unmittelbar auf und aus Glimmerſchiefer gebildet habe.

Als ich am 26. April dieſes Jahres auf meiner Reiſe nach Carlsbad durch Eger ging, erfuhr ich von dem ſo unterrichteten als thätigen und gefälligen Herrn Polizeirath Grüner, daß man auf der Fläche des großen, zum Behuf der Chauſſeen ausgegrabenen Raumes des Kammerberger Vulcans mit einem Schacht niedergegangen, um zu ſehen, was in der Tiefe zu finden ſeyn möchte, und ob man nicht vielleicht auf Steinkohlen treffen dürfte.

Auf meiner Rückkehr, den 28. Mai, ward ich von dem wackern Manne auf's freundlichſte empfangen; er legte mir die kurze Geſchichte der Abteufung, welche doch ſchon ſiſtirt worden, nicht weniger die gefundenen Mineralkörper vor. Man hatte beim Abſinken von etwa $1\frac{1}{2}$ Lachter erſt eine etwas feſtere Lava, dann die gewöhnliche völlig verſchlackte in größeren und kleineren Stücken gefunden, als man auf eine loſe röthliche Maſſe traf, welche offenbar ein durchs Feuer veränderter feiner Glimmerſand war. Dieſer zeigte ſich theils mit kleinen Lavatrümmern vermiſcht, theils mit Lavabrocken feſt verbunden. Unter dieſem, etwa zwei Lachter Teufe vom Tage herab, traf man auf den feinſten weißen Glimmerſand, deſſen man eine gute Partie ausförderte, nachher aber, weil weiter nichts zu erwarten ſchien, die Unterſuchung aufgab. Wäre man tiefer gegangen,

wobei denn freilich der feine Sand eine genaue Zimmerung erfordert hätte, so würde man gewiß den Glimmerschiefer getroffen haben, wodurch denn unsere früher geäußerte Meinung Bestätigung gefunden hätte. Bei dem ganzen Unternehmen hatte sich nur etwa ein fingerlanges Stück gefunden, welches allenfalls für Steinkohle gelten könnte.

Man besprach die Sache weiter und gelangte bis zur Höhe des ehemaligen Lusthäuschens; hier konnte man, von oben herunter schauend, gar wohl bemerken, daß am Fuße des Hügels, an der Seite nach Franzensbrunn zu, der weiße Glimmersand, auf den man in dem Schacht getroffen, wirklich zu Tage ausgehe und man auf demselben schon zu irgend einem Zwecke nachgegraben. Hieraus könnte man schließen, daß die vulcanische Höhe des Kammerbergs nur oberflächlich auf einem theils sandigen, theils staubartigen, theils schieferig festen Glimmergrunde ausgebreitet sey. Wollte man nun etwas Bedeutendes zur Einsicht in diese Naturerscheinung mit einigem Kostenaufwand thun, so ginge man, auf der Spur des am Abhange sich manifestirenden Glimmersandes, mit einem Stollen gerade auf den Punkt des Hügels los, wo, gleich neben der höchsten Höhe des ehemaligen Sommerhauses, sich eine Vertiefung befindet, die man jederzeit für den Krater gehalten hat. Ein solcher Stollen hätte kein Wasser abzuleiten, und man würde die ganze vulcanische Werkstätte unterfahren und, was so selten geschehen kann, die ersten Berührungspunkte des ältern natürlichen Gebirges mit dem veränderten, geschmolzenen, aufgeblähten Gestein beobachten. Einzig in seiner Art wäre dieses Unternehmen, und wenn man zuletzt auf der hintern Seite in der Gegend der festen Laven wieder ans Tageslicht käme, so müßte dieß für den Naturforscher eine ganz unschätzbare Ansicht seyn.

Hierzu macht man uns nun, eben als ich zu schließen gedenke, die beste Hoffnung, indem versichert wird, daß auf Anrathen und Antrieb des Herrn Grafen Caspar Sternberg, dem wir schon so viel schuldig geworden, ein solches Unternehmen wirklich ausgeführt werden solle. Ueberlege nunmehr jeder Forscher, was für Fragen er in diesem Falle an die Natur zu thun habe, welche Beantwortung zu wünschen sey?

Producte böhmischer Erdbrände.

1820.

In meiner Auslegung der Joseph-Müller'schen Sammlung habe ich verschiedener, damals bekannter, pseudovulcanischer Producte gedacht und sie von Nr. 73—87 aufgeführt; es waren diejenigen, worauf, bei Hohdorf und Lessau, zuerst die Aufmerksamkeit der Geologen sich richtete: seit jener Zeit aber sind mehrere Punkte des Vorkommens entdeckt worden, und zwar ein sehr wichtiger, gleich über vorbenannten Orten, linker Hand unmittelbar an der Chaussee, welche nach Schlackenwerth führt. Ich theile verschiedene Betrachtungen mit, die ich bei dieser Gelegenheit angestellt.

Und so kann man denn erstlich annehmen, daß die in dieser Gegend bekannt gewordenen Erdbrände am Ausgehenden ungeheurer Kohlenlager stattgefunden: denn in den aufgeschlossenen Brüchen geht das durchgebrannte Gestein, es sey der lockere, gelbe, schieferige Porcellanjaspis oder ein anderes verändertes Mineral, bis unmittelbar unter die Oberfläche des gegenwärtigen Bodens, so daß die Vegetation ihre schwächern und stärkern Wurzeln darin versenkte; woraus denn auch wohl zu schließen wäre, daß diese Erdbrände zu der spätesten Epoche der Weltbildung gehören, wo die Wasser sich zurückgezogen hatten, die Hügel abgetrocknet da lagen, und nach geendigtem Brande keine neue Ueberschwemmung sich ereignete.

Zu einer zweiten Betrachtung führt uns die Frage, die jedermann aufwirft, der jenen in den Hügel eingegrabenen Bruch betritt, wo er nicht allein in einem großen Umfang, sondern auch in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß alles unmittelbar auf einander liegende Gestein durch

Feuergluth verändert, gebacken, verschlackt, angeschmolzen findet. Ich habe mir selbst diese Frage aufgeworfen, und auch andere ausrufen hören: was gehörte für eine Gluth dazu, um eine solche Wirkung hervorzubringen? welch eine unterliegende Masse von Brennmaterial wäre wohl nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse durchzuglühen? Hierauf erwiedern wir, daß sich Anzeigen und Andeutungen finden, daß diese Gesteinlagen, sie mochten nun aus Schieferthon oder aus sonstigen Mineralkörpern bestehen, mit vegetabilischen Resten, Braunkohlen und sonstigem genugsam vertheilten Brennbaren durchschichtet gewesen, welches also, im Falle eines Erdbrandes, gar wohl von unten nach oben, von oben auf unten, nach allen Seiten hin glimmen, die einzelnen Gesteintheile mehr oder weniger angreifen, erfassen und verändern konnte. In dem Chausseegraben links, wenn man nach mehr gedachtem Bruche zu die Schlackenwerther Chaussee hinauffährt, sieht man Kohlenstreifen durch den aufgeschwemmten Letten sich hindurchziehen; bei Lessau findet man eine von dem Erdbrande nicht erreichte Kohlendecke zwischen dem Porcellanjaspis und der Dammerde; auch haben wir im Innern gewisser bröckeliger Stücke noch wahrhaften, zerreiblichen, abfärbenden Kohlenantheil gefunden, der seinen Schwefelgeruch nicht verläugnet. Dahin deuten denn ebenfalls die im Innern von entschiedenen Schlacken zu findenden zarten Gypskrystalle, welche auf den alten Kohlen- und Kalkgehalt der ursprünglichen Mineralien hindeuten. Daß in dieser Gegend überhaupt selbst die letzten Niederschläge der Thon- und sonst sich schiefernden Erden mit Vegetabilien imprägnirt gewesen, läßt sich an mehreren Orten nachweisen. Bei dem Dorfe Grünlaß, am Fuße des Sandbergs, findet sich ein Brandschiefer, welcher am Lichte so wie auf Kohlen brennt und einen erdigen Theil zurückläßt. Von wie später Formation dieser aber sey, läßt sich daran erkennen, daß sich Larven von Wasserinsecten, von etwa einem Zoll Größe, darin entdecken lassen, Blätterartiges aber nicht.

Hiernach wenden wir uns zu einer dritten Betrachtung, welche uns durch die große Mannichfaltigkeit der Producte unserer Erdbrände abgenöthigt wird, indem wir über dreißig Exemplare zusammenlegen können, welchen man sämmtlich mehr oder weniger einen Unterschied zugestehen muß: dieß aber läßt sich daher gar wohl ableiten, daß der Erdbrand auf das verschiedenste, zwischen, über und neben Brennbarem liegenden Gestein zufällig wirkend, die mannichfaltigsten Erscheinungen hervorbringen mußte.

Hier steht uns aber noch eine Arbeit bevor, welche auch schon begonnen ist. Bei Vulcanen so wie bei Erdbränden ist für den Naturforscher die erste Pflicht sich umzusehen, ob es wohl möglich sey die ursprüngliche Steinart zu entdecken, aus welcher die veränderte hervorgegangen. Hiermit haben wir uns in der letzten Zeit sorgfältiger als sonst beschäftigt, deßhalb schon eine große Anzahl Gebirgsarten im Töpferfeuer geprüft worden, wodurch uns denn merkwürdige Erscheinungen von widerspenstigem nur leicht angegriffenem Gestein vorgekommen. Wir haben davon eine Sammlung angeordnet, wobei die ursprünglichen sowohl als die durchs Feuer gegangenen Exemplare zusammengelegt und ordnungsmäßig mit Nummern bezeichnet sind.

Diese Gegenstände sämmtlich, wie sie vorliegen, bekannt zu machen und zu beschreiben, würde zu unnützer und unerfreulicher Weitläufigkeit führen; wir werden daher nach den uns durch die Erfahrung gewordenen Andeutungen weiter schreiten, und unter Beistand des Herrn Hofrath Döbereiner, das Unterrichtende in überdachter Folge vorzulegen bemüht seyn.

Marienbad überhaupt, und besonders in Rücksicht auf Geologie.

1821.

Wir haben uns so viele Jahre mit Carlsbad beschäftigt, uns um die Gebirgserzeugnisse der dortigen Gegend gemüht, und erreichen zuletzt den schönen Zweck das mühsam Erforschte und sorgfältig Geordnete auch den Nachkommen zu erhalten. Ein ähnliches wünschten wir für Marienbad, wo nicht zu leisten doch vorzubereiten, und deßhalb sey ohne weiteres zum Werke geschritten.

Zuvörderst also möge von der Lage des Stiftes Tepel die Rede seyn, dessen Polhöhe 49° 58′ 53″ bestimmt worden. Ferner hat man durch Erfahrung und Rechnung gefunden, daß dasselbe 242 Pariser Klafter höher als die königliche Sternwarte zu Prag gelegen sey. Ist nun zugleich ausgemittelt, daß die äußerste Felsenspitze des Podhora (Podhornbergs), an dessen östlichem Fuße Tepel gelegen, um 324 Pariser Klafter über gedachte Prager Sternwarte hervorragt, so folgt die Ueberzeugung, daß man sich auf einem der höchsten Punkte von Böhmen befinde.

Dieß bestätigt die weite Aussicht, deren man schon auf einer Mittelhöhe genießt, ingleichen der Lauf sämmtlicher am genannten Berg entspringenden Gewässer: denn an der östlichen Seite des Rückens gießen mehrere Quellen ihre Wasser erst ostwärts nach dem Stifte zu, und laufen sodann, nachdem sie verschiedene Teiche gebildet, vereint und nun Tepel genannt, unter Carlsbad in die Eger; andere nicht weitabliegende an der Westseite, nur durch geringe Erhöhung getrennte Quellen ergießen dagegen sich südwärts, bis sie endlich mit vielen Bächen und kleinen Flüssen vereinigt in der Gegend von Pilsen den Namen Beraun erhalten.

Nun aber bemerken wir, daß nachstehender Vortrag in Gegenwart von Keferſteins erſter Karte geſchieht, welche gleichfalls vorzunehmen der Leſer freundlichſt erſucht wird.

Die Urgebirgsmaſſe, welche den Raum von Carlsbad bis hierher einnimmt, ſüdweſtwärts mit dem Fichtelberg, nordoſtwärts mit dem Erzgebirge zuſammenhängt, begreift vielfache Ausweichungen des Grundgeſteins und Einlagerungen verwandten Geſteins, deſſen Abänderungen wir bei und um Carlsbad weitläufig behandelt, bis Schlackenwalde verfolgt und nun den dortigen Punkten von hier aus entgegen zu gehen gedenken. Auch hier beginnen wir den Grund einer Sammlung zu legen, indem wir einen vorläufigen Katalog mittheilen, um einen jeden zu eigenem Aufſuchen und Forſchen zu veranlaſſen.

Wir haben jedoch bei Verfaſſung des Katalogs nicht die Vortheile wie in Carlsbad, wo die Felſen überall ſteil, ausgeſprochen von Natur oder durch Steinbrüche aufgeſchloſſen und von mehreren Seiten zugänglich gefunden werden; in dem Keſſel aber — wenn man das Local ſo nennen ſoll, worin Marienbad liegt — ſo wie in der Umgegend iſt alles in Raſen, Moor und Moos verhüllt, von Bäumen überwurzelt, durch Holz- und Blättererde verdeckt, ſo daß man nur hie und da Muſterſtücke hervorragen ſieht. Zwar kommt das jetzige Terraſſiren, die mehr gangbaren Steinbrüche und ſonſtige Rührigkeit des Ortes dem Forſcher zu Hülfe, doch taſtet er nur in der nähern und fernern Localität ſchwankend umher, bis ein weiteres Unterſuchen ihm auslangende Aufſchlüſſe gewähren kann.

Wir bemerken jedoch vorläufig, daß große Abänderlichkeit, das Schwanken der Urbildung gegen dieſes und jenes Geſtalten hier auffallend und merkwürdig ſey. So kommen partielle Abweichungen vor, die wir nicht recht zu benennen wiſſen; nicht etwa gangweiſe, ſondern mit der Schichtung des Granits, wie er ſich in mehr oder weniger geſenkte Bänke trennt, geht eine ſolche veränderte Bank, parallel ſich hüben und drüben anſchließend, fort und zeichnet ſich dadurch aus, daß ſie eine mehr oder minder abweichende Steinart bildet, einen Schriftgranit, oder gegen Jaspis, Chalcedon, Achat hingeneigt, wie wir bei einzelnen Nummern andeuten wollen.

Im Ganzen aber iſt hier noch auszuſprechen, daß wie die Urbildung ſich in allen Welttheilen gleich verhält, alſo auch hier um ſo mehr

dieſelben Phänomene vorkommen müſſen, welche bei Carlsbad zu bemerken geweſen; deßhalb wir uns künftig auf die dort beliebten Nummern beziehen werden.

Anleitender Katalog.

Granit betrachten wir als den Grund hieſiger Höhen; man findet ihn, gegenwärtig durch Bauanlagen entblößt, anſtehend als Felsmaſſe und zwar an dem Hauptſpaziergange, wo eben die Mauer vorgezogen wird; ferner in dem gräflich Klebelsbergiſchen Hof, wo er gleichfalls abgeſtuft zu ſehen war, indem man die abſchließende Mauer aufzuführen ſich beeilte.

Da aber dieſe Stellen nach und nach verbaut werden, ſo hat man ihn künftig in den Steinbrüchen hinter und über der Apotheke zu ſuchen; nach jetzigen Beobachtungen aber darf man dieſen Granit als eine große gegen Norden anſteigende Maſſe anſehen, welche gegenwärtig in Terraſſen geſchnitten wird.

1) Er iſt von mittelmäßigem Korn, enthält aber bedeutende Zwillingskryſtalle, nicht weniger reine Quarztheile von mäßiger Größe.

2) Derſelbe Granit, jedoch von einer Stelle, die leicht verwittert; die Arbeiter nennen ihn den faulen Gang.

3) Ein anderer, höchſt feſter Gang aber, welcher mit jenem Granit verwachſen iſt, hat kaum zu unterſcheidende Theile, und zeigt das feinſte Korn, mit größeren und kleineren grauen porphyrartigen Flecken.

4) Ein Exemplar mit einem großen ovalen porphyrartigen Flecken.

5 und 6) Er verändert ſich in ein ſchieferiges Weſen, wobei er jedoch durchaus kenntlich bleibt.

7 und 8) Die ſchieferige Bildung nimmt zu.

9) Auch kommen röthliche quarzartige Stellen vor, gleichfalls gangweiſe. Exemplar mit anſtehendem Granit Nr. 1.

10) Merkwürdige Abänderung, theils porphyr- theils breccienartig, ſtreicht diagonal durch den von Klebelsbergiſchen Hof nach der Apotheke zu.

11) Erſcheint aber auch mitunter dem Jaspis, Chalcedon und Hornſtein ſich nähernd.

12) Darin bildet ſich in Klüften ein Anhauch von den allerkleinſten weißen Amethyſtkryſtallen.

13) Dergleichen, wo ſich die Amethyſte größer zeigen und hie und da ſchon eine Säule bemerken laſſen.

14) Ein Nr. 10 ähnliches Vorkommen, gegen die Mühle zu.

15) Granit mit schwarzem Glimmer und großen Feldspathkrystallen, demjenigen ähnlich, welcher in Carlsbad gegen den Hammer ansteht. Hier fand man ihn nur in großen Blöcken umher liegen, ohne seinen Zusammenhang andeuten zu können.

16) Ein loser Zwillingskrystall, welche sich hier selten aus dem Gesteine rein auszusondern pflegen; der einzige welcher gefunden ward.

Wir wenden uns nun zu der Schlucht über dem Kreuzbrunnen, wo der Glimmer überhand nimmt; wir haben von Nr. 17 bis 21 die Uebergänge bis ins allerfeinste Korn verfolgt.

22) Dergleichen, doch etwas von Verwitterung angegriffen, deßhalb von gilblichem Ansehen.

23) Röthliche quarzartige Stelle, gangartig einstreichend.

Wir wenden uns nun gegen den Hammerhof; an dem Hügel

24) dorthin findet sich eine Granitart, feinkörnig von fettem Ansehen.

25) Fleischrother Granit, in der Nachbarschaft, mit überwiegendem Quarz.

26) Quarz und Feldspath in noch größeren Theilen.

27) Schwer zu bestimmendes Quarzgestein.

Vorgemeldetes Gestein ist mehr oder weniger zu Mauern zu gebrauchen;

28) der Granit aber, welcher zu Platten verarbeitet werden soll, wird von Sandau gebracht.

29) Eine andere dem Granit verwandte Steinart, mit vorwaltender Porcellanerde, übrigens höchst feinkörnig, welcher zu Fenstergewänden, Gesimsen und sonst verarbeitet wird. Vom Sangerberg bei Petschau.

30) Reiner Quarz, an der aufsteigenden Straße von Marienbad nach Tepel.

31) Schriftgranit, ebendaselbst.

32) Granit, an Schriftgranit anstoßend.

33) Gneis, an Schriftgranit anstoßend.

34) Granit, ein Stück Glimmerkugel enthaltend, im sogenannten Sandbruch hinter dem Amthause.

35) Nach der Verwitterung übrig gebliebene Glimmerkugel.

36) Schwankendes Gestein, in der Nähe von Nr. 33.

37) Granitischer Gang in schwarzem schwer zu bestimmendem Gestein, hinter der Apotheke auf der Höhe.

38) Daſſelbe als Geſchiebe.

39) Das problematiſche Geſtein Nr. 36, mit anſtehendem Glimmer.

40) Gneis, aus dem Steinbruche rechts an der Straße aufwärts nach Tepel.

41) Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepel.

42) Dergleichen von der feſteſten Art.

43) Auch daher, von der Marienquelle angegriffen.

44) Eine Abänderung.

45) Gneis, aus dem Steinbruch rechts an der Straße nach Tepel.

46) Gneis, dem Glimmerſchiefer nahe kommend.

47) Gneis, von Petſchau, in welchem die Flaſern Zwillingskryſtalle ſind, durch den Einfluß des Glimmers in die Länge gezogen. Dieſes Stück beſitze ich ſeit vielen Jahren, und habe deſſen auch ſchon früher (S. 133) gedacht.

47 a) Aehnliches Geſtein, dieſes Jahr als Geſchiebe unter Marienbad im Bache gefunden.

48 und 49) Deßgleichen.

50) Hornblende, mit durchgehendem Quarz, zwiſchen Hohdorf und Auſchowitz.

51) Deßgleichen.

52) Hornblende, von der feſteſten Art.

53) Deßgleichen von der Marienquelle angegriffen.

54) Hornblende, mit Quarz durchdrungen.

55) Hornblende, mit röthlichem Feldſpath.

56) Hornblende, mit rothem Feldſpath eingewachſen.

57) Hornblende, mit Andeutungen auf Almandinen.

58) Gneis, wo die Almandinen deutlicher.

59) Gneis, mit deutlichen Almandinen.

60) Hornblende, mit großen Almandinen.

61) Hornblende, mit Almandinen und Quarz.

62) Daſſelbe Geſtein, mit kleineren Almandinen.

63) Schweres feſtes Geſtein von ſchieferiger Textur, mit Almandinen, dem Smaragit aus Tyrol ähnlich; ein Geſchenk des Herrn Prälaten.

64) Ein ähnliches, von der Quelle angegriffen.

65) Von derſelben Formation mit vorwaltenden Almandinen und Quarz.

66) Deßgleichen mit deutlichen Almandinen.

66 a) Die Almandinen isolirt.

67) Hornblende, mit feinen Almandinen, von der Quelle angegriffen.

68) Daſſelbe Geſtein, wo die Almandinen von außen ſichtbar.

69) Daſſelbe von dem feinſten Gefüge.

70) Gehackter Quarz, an welchem die Wände der Einſchnitte durchaus mit feinen Kryſtallen beſetzt ſind; von einem loſen Klumpen in der Gegend des Gasbades.

70 a) Quarz, faſt durchgängig, beſonders aber auf den Klüften, kryſtalliſirt, als weißer Amethyſt, von der Chauſſee, die nach der Flaſchenfabrik führt; der Fundort bis jetzt unbekannt.

70 b) Feldſpath, mit Hornſteingängen, von derſelben Chauſſee; gleichfalls unbekannt woher.

71) Hornblende, nicht weit unter Wiſchkowitz.

72) Saliniſcher Kalk, unmittelbar am Gneiſe anſtehend, von Wiſchkowitz.

73) Derſelbe, jedoch mit Andeutung des Nebengeſteins.

74 und 75) Der Einfluß des Nebengeſteins thut ſich mehr hervor.

76) Kalk und Nebengeſtein in einander geſchlungen; hier manifeſtirt ſich Schwefelkies.

77) Grauer, feinkörnig-saliniſcher Kalk, den Bauleuten beſonders angenehm.

78) Tropfſteinartiger Kalk mit unreinen Kryſtallen, gleichfalls von daher und den Bauleuten beliebt.

79) Etwas reinere Kalkſpathkryſtalle, von daher.

79 a) Bergkork, welcher zuweilen zu entſtehen ſcheint und nach feuchter Witterung in den Klüften von Wiſchkowitz gefunden wird.

80) Ganz weißer saliniſcher Marmor von Michelsberg, gegen Plan zu.

81) Grauer Kalkſtein.

82) Baſalt, von dem Rücken des Perhera.

83) Serpentin und Pechſtein.

84) Anſtoßendes Urgeſtein.

Vorſtehendes Verzeichniß wird von Wiſſenſchaftsverwandten, die das immer mehr beſuchte und zu beſuchende Marienbad betreten, gewiß

freundlich aufgenommen; es ist freilich für andere so wie für uns selbst nur als Vorarbeit anzusehen, die, bei der ungünstigsten Witterung, mit nicht geringer Beschwerlichkeit unternommen worden. Sie giebt zu der Betrachtung Anlaß, daß in diesem Gebirge zur Urzeit nahe auf einander folgende, in einander greifende verwandte Formationen sich bethätigt, die wir, nach Grundlage, Abweichung, Sonderung, Wirkung und Gegenwirkung geordnet haben, welches freilich alles nur als Resultat des eigenen Nachdenkens zu gleichem Nachdenken, nach überstandener Mühe zu gleicher Mühe und Weise auffordern kann.

Basalt. Zu Nr. 82.

Im Böhmischen heißt Podhora eigentlich unter dem Berg, und mag in alten Zeiten nicht sowohl den Berggipfel, als dessen Flanken, Seiten und Umgebung bedeutet haben; wie denn viele böhmische Ortschaften die Localität gar bezeichnend ausdrücken. In späterer Zeit, wo die Nationalnamen in deutsche verwandelt wurden, hat man Podhornberg gesagt; dieß würde aber eigentlich heißen Berg unter dem Berg, wie wir ja dergleichen ähnliche pleonastische Verdoppelung belachen, wenn von einem Chapeaubashut die Rede ist. Deßhalb erlaube man uns die kleine Pedanterie, durchaus Podhora zu sagen, und verstehe hier zu Land immer den Podhornberg darunter.

Wer zwischen dem Stifte Tepel und Marienbad reist, kommt über den Abhang dieses Berges und findet einen bis jetzt freilich höchst beschwerlichen Weg über Basaltklumpen, welche, dereinst zerschlagen, sich zur bequemsten Chaussee fügen werden. Wahrscheinlich ist die Kuppe des Berges selbst, die waldbewachsen sich in der Gegend auf eine besondere Weise hervorthut, gleichfalls Basalt, und wir finden also diese merkwürdige Formation auf einem der höchsten Punkte in Böhmen. Wir haben dieses Vorkommen auf der Keferstein'schen Karte von Tepel aus etwas links, ein wenig unter dem funfzigsten Grad, mit einem schwarzen Punkte bezeichnet.

Serpentin und Pechstein. Zu Nr. 83.

Daß in der Gegend von Einsiedel Serpentin vorkomme, daß derselbe auch einigermaßen benutzt werde, war bekannt, wie denn die Umfassung des Kreuzbrunnens daraus gearbeitet worden; daß er also mit dem Urgebirg in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen müsse, ließ sich schließen.

Nun fand er sich auch unverhofft bei Marienbad, an der mittlern Höhe des Bergs, der an der Südwestseite des Badeorts aufsteigend, auf einem Pfade zugänglich ist, der links von dem Thiergarten, rechts von dem Mühlbach begränzt wird. Der Zusammenhang mit den ältesten Formationen mag sich bei besserem Wetter und günstigeren Umständen auffinden lassen. Feuchtes Moos und Gestrüpp, faule Stämme und Felstrümmer waren für dießmal hinderlich; doch konnte man mit dem Gelingen der ersten Beobachtung noch immer zufrieden seyn.

Man entdeckte einen Feldspath mit dunkelgrauen, schiefrigen Lamellen, von einer weißen Masse durchzogen, mit deutlichen eingeschlossenen Quarztheilen, und man glaubte hier eine Verwandtschaft mit dem Urgebirg zu erkennen. Unmittelbar daran fand sich schwarzgrüner, schwerer Serpentin, sodann leichterer, heller grün, durchzogen mit Amianth, worauf der Pechstein folgte, gleichfalls mit Amianth durchzogen, meist schwarzbraun, seltener gelbbraun.

Die Masse des Pechsteins war durchaus in kleinere Theile getrennt, davon die größten etwa sechs Zoll an Länge betragen mochten. Jedes dieser Stücke war ringsum mit einem grauen, staubartigen, abfärbenden Ueberzug umgeben, der nicht etwa als Verwitterung in den Pechstein hineindrang, sondern nach dem Abwaschen diesen glänzend wie auf frischem Bruche sehen ließ.

Im Ganzen schienen die Stücke des Pechsteins gestaltlos, von nicht zu bestimmender, unregelmäßiger Form, doch glaubte ich eine Anzahl auswählen zu können, welche einen vierseitigen, mehr oder weniger abgestutzten, auf einer nicht ganz horizontalen Basis ruhenden Obelisken vorstellte.

Da der Naturforscher überzeugt ist, daß alles nach Gestalt strebt, und auch das Unorganische erst für uns wahren Werth erhält, wenn es eine mehr oder weniger entschiedene Bildsamkeit auf eine oder die andere

Weise offenbart, so wird man ihm vergönnen auch bei problematischen Erscheinungen die Gestalt anzuerkennen, und das was er überall voraussetzt, auch im zweifelhaften Falle gelten zu lassen.

Dienstag, den 21. August.

Nachdem wir uns denn so umständlich mit den einzelnen Felspartien beschäftigt, so möchte wohl eine allgemeine landschaftliche Ansicht erfreulich seyn; ich erhalte daher das Andenken einer Spazierfahrt, die mir, unter gefälliger Leitung des freundlichen Hauswirths, Herrn von Bresecke, höchst genußreich und unterrichtend geworden.

Es war seit Monaten der zweite ganz vollkommen reine, heitere Morgen; wir fuhren um acht Uhr an der Ostseite des Thales die Tepler Chaussee hinauf, welche an dem rechter Hand anstehenden Gneis hergeht. Sogleich am Ende des Waldes auf der Höhe zeigte sich fruchtbares Erzreich und eine Fläche, die zunächst eine Aussicht in ferne Gegenden versprach. Wir lenkten rechts auf Hohdorf zu, hier stand der Berg Podhora links vor uns, indem wir rechts die Weite des sich ostwärts erstreckenden Pilsener Kreises übersahen. Verborgen blieben uns Stadt und Stift Tepel. Aber nun öffnete sich gegen Süden eine unübersehbare Ferne, wo die Ortschaften Habakladra und Millischau zuerst in die Augen fielen; wie man aber weiter verrückte und sich gegen Südwest ungehindert umsah, konnte man die Lage von Plan und Kuttenplan bemerken; Dürmaul zeigte sich und das Bergwerk Dreihacken war auf den jenseitigen Höhen deutlich zu erkennen. Die vollkommen wolkenlose Atmosphäre ließ, wenn auch durch einigen Höherauch, die ganze Gegend bis an ihre letzten Gränzen überschauen, ohne daß irgend ein augenfälliger Gegenstand sich hie oder da hervorgethan hatte.

Das ganze übersehbare Land ist anzusehen als Hügel an Hügel, in immerfort dauernder Bewegung. Höhen, Abhänge, Flächen, keineswegs contrastirend, sondern ganz in einander übergehend; daher denn Weide, Wiese, Fruchtbau, Wald immerfort abwechseln, zwar einen freien, frohen Blick gewähren, aber keinen entschiedenen Eindruck hinterlassen.

Bei solchem Anblick werden wir nun ins Allgemeine getrieben und sind genöthigt Böhmen, wenn wir das Gesehene einigermaßen begreifen wollen, uns als einen tausend- und abertausendjährigen Binnensee zu denken. Hier fand sich nun theils eine steilere, theils eine sanftere

Unterlage, worauf sich nach und nach, bei rücktretendem Wasser, Schlamm und Schlick absetzte, durch deren Hin- und Wiederwegen ein fruchtbares Erdreich sich vorbereitete. Thon und Kieselerde waren freilich die Hauptingredienzien, wie sie in tiefer Gegend der leicht verwitternde Gneis hergiebt; da aber weiterhin südwärts, an der Gränze der Schieferbildung, der frühere Kalk schon hervortritt, so ist auch im Lande eine fernere Mischung zu vermuthen.

In seiner Abgeschlossenheit bildet Böhmen von dieser Seite einen ganz eigenen Anblick; der Pilsener Kreis, wie ich ihn heute gesehen, erscheint als eine kleine Welt deßhalb ganz sonderbar, weil das in mäßigen Höhen gegen einander sich bewegende Erdreich Wälder und Fruchtbau, Wiesen und Weiden durch einander unregelmäßig dem Auge darbietet, so daß man kaum zu sagen wüßte, inwiefern Höhen oder Tiefen auf eine oder die andere Weise vortheilhaft benutzt seyen.

Die durchaus quellreichen Höhen, die nicht weniger wasserführenden Vertiefungen geben zu mancherlei Teichen Gelegenheit, die sich theils zur Fischerei, theils zu technischen Unternehmungen reichlich herbieten, und was sonst alles noch aus solchem Zusammenwirken entspringen mag.

Auf unserm heutigen Wege konnte man abermals bemerken was für alle Gegenden gilt, daß zwar die höhern, urbar gemachten Berg- und Hügelflächen zu einem mäßigen Fruchtbau Gelegenheit geben, daß aber, so wie man tiefer hinab kommt, der Vortheil sogleich bedeutend wächst, wie sich an dem sehr schön stehenden Winterkorn und dem wohlgerathenen, in die Blüthe tretenden Lein wahrnehmen ließ.

Zu bemerken ist auch hier der Conflict klimatischer Breite und gebirgischer Höhe; denn diese Gegend, die wir heute bei herrlichem Sonnenschein durchzogen, liegt noch etwas südlicher als Frankfurt am Main, aber freilich viel höher. Denn das Stift Tepel ist 2172 Pariser Fuß über der Meeresfläche berechnet, und am gestrigen ganz heitern 20. August stand das Thermometer Mittags auf 13, das Barometer aber auf 26, 5, 1, auf einem Punkte, wohin es vom 18. an schwankend gestiegen, und von dem es den 21. Nachmittags schon wieder herabgesunken war. Wir lassen dieses bedeutende Steigen und Fallen hierbei tabellarisch abdrucken und fügen zu weiterer Betrachtung den Barometer- und Thermometerstand auf der Jena'schen Sternwarte hinzu.

August.

Stift Tepel.

Tag.		Stunde.	Barometer.			Thermometer.	
18.	Aug.	Abends	7	26	1 9	14	3
19.	„	Früh	6	26	2 4	10	6
„	„	Mittags	12	26	3 2	12	7
„	„	Nachm.	3	26	3 —	12	8
„	„	Abends	7	26	3 3	11	9
20.	„	Früh	6	26	3 9	5	4
„	„	Mittags	12	26	5 1	13	—
„	„	Nachm.	3	26	4 10	13	7
„	„	Abends	7	26	4 10	13	4
21.	„	Früh	6	26	4 4	6	7
„	„	Mittags	12	26	4 8	15	—
„	„	Nachm.	3	26	3 7	16	2

Jena.

18.	„	Abends	8	27	9 4	14	—
19.	„	Morg.	8	27	10 7	13	2
„	„	Nachm.	2	27	11 4	17	—
„	„	Abends	8	28	— —	16	5
20.	„	Morg.	8	28	— 2	9	—
„	„	Nachm.	2	28	— 5	19	5
„	„	Abends	8	28	— —	13	8
21.	„	Morg.	8	28	— —	11	—
„	„	Nachm.	2	27	11 8	21	—
„	„	Abends	8	27	11 6	14	4

	Pariser Fuß.
Aus vielen Beobachtungen auf der Sternwarte zu Jena folgt ihre Höhe über der Meeresfläche	374, 4.
Nach vorläufiger Berechnung obenstehender beiden Tabellen liegt das Stift Tepel höher als Jena	1601, 6.
Also beträge die Höhe des Stifts über die Meeresfläche .	1976.

Nach Aloys David in seinem Heft: Bestimmung der Polhöhe Pariser Fuß
des Stifts Tepel beträge dessen Höhe über der Meeres-
fläche 2172,
welches eine Differenz gäbe von 196,
welche sich wohl in der Folge bei fortgesetzten, mehr conformen Beobachtungen ausgleichen wird, ob wir schon unsere Angabe von 1976 Pariser Fuß für sicherer zu halten Ursache haben.

Abschluß.

Mit Bedauern fühlen wir uns hier durch die Bogenzahl ermahnt, von einer erfreulichen Localität, einem interessanten Gegenstand und guter Gesellschaft Abschied zu nehmen. Wenn wir auch unsern Lesern überlassen, von der Marienbader Oertlichkeit, den Vorzügen der dortigen Anlagen und Einrichtungen, des heilsamen Einwirkens der Wasser und was von dorther sonst zu erfahren wünschenswerth ist, sich durch mehrere hierher handelnde kleinere und größere Hefte zu unterrichten, so hätte ich doch umständlicher und dankbarer gedenken sollen, wie sehr ich in meinen geologischen Zwecken von vielen Seiten her gefördert worden.

Unter Vergünstigung des Herrn Prälaten Reitenberger wurden mir vom Herrn Subprior, dem Anordner und Aufseher des im Stifte Tepel neuerrichteten Mineraliencabinets, mehrere böhmische Seltenheiten verabreicht. Herr Graf Sternberg hat mich durch seine beiden Hefte der vorweltlichen Flora, wie nicht weniger durch bedeutende Exemplare der in den Kohlenwerken gefundenen Pflanzenabdrücke geehrt und beglückt. Herr Kreishauptmann Breinl zu Pilsen versah mich reichlich mit den Eisensteinen von Rokizan, mit ausgezeichnet schönen Waveliten und andern interessanten Mineralkörpern. Die Herren Graf Klebelsberg, Baron von Brefecke, Gradl und Heidler ließen es an Beiträgen nicht ermangeln, und gern gedenke ich auch einiger Bergleute und Steinarbeiter, die mir manches Wünschenswerthe zutrugen.

Der Verfolg des mit der 84. Nummer abgebrochenen Katalogs wird künftig Reisende und Curgäste auf gar manchen interessanten Fund aufmerken lassen.

Böhmen,

vor Entdeckung Amerikas ein kleines Peru, von Andr. Cdr. Fichler. Prag 1820.

1821.

Dieſes kleine, aus fünf Bogen beſtehende Heft kommt mir bei gegenwärtigen Arbeiten ſehr zu Statten: denn man wird dadurch klar, was von den in der böhmiſchen Geſchichte legendenartig aufgeführten Bergwerksreichthümern zu denken ſey; man erfährt, wie die im Ganzen zwar mäßigen, aber doch immer bedeutenden Metallerzeugniſſe des innern Böhmens in früherer Zeit, bei unvollkommenen Anſtalten des Bergbaues, immer doch gefruchtet, wie aber die gränzenloſen Kriegsverwüſtungen mehrerer Jahrhunderte das Vorbereitete vernichtet und neuen Angriff faſt unmöglich gemacht.

Was die verſchiedenen Kreiſe liefern und leiſten, wird angezeigt; dann folgt ein alphabetiſches Regiſter der Foſſilien, welche in Böhmen gefunden werden; ſodann aber wird auf das Niclasberger und Moldauer Erzrevier ein theilnehmender Blick geworfen und die Mittel, den Bergbau wieder ins Leben zu rufen, einſichtig angegeben.

Wir haben auf unſerer dießjährigen Laufbahn viel Nutzen von dieſem Büchlein gezogen und niemand, der mit geognoſtiſchem, geologiſchem, orykognoſtiſchem Sinne Böhmen betritt, ſollte es an ſeiner Seite vermiſſen.

Wir haben an Keferſteins Unternehmen ſehr gebilligt, daß er ſich im allgemeinen gehalten hat, und ſo die in ſich verſchiedentlich abweichenden, ſchwankenden, wechſelſeitig übergebenden Abweichungen des früheſten Urgebirges mit reiner, ſchön rother Farbe und die Schieferbildung mit

der rein grünen bezeichnet hat, einem jeden überlassend die Lebendigkeit so mancher Uebergänge sich aufzusuchen und zurecht zu legen: eben so billigen wir, daß er alles was nicht Muschel- und Jurakalk ist, mit der Farbe des Alpenkalks violett bezeichnet.

Wie wir uns nun vorgenommen, nach solcher Anleitung dasjenige was sich mit Farben nicht ausdrücken läßt, mit Worten nachzubringen, so geben wir folgendes zu bemerken. Mit dem Thonschiefer kommt nicht allein ein älterer Kalk zum Vorschein, sondern es tritt noch ein eigener Umstand hervor, daß auch lebendige Wesen, wie noch jetzt, zu Auferbauung von Hügeln und Höhen mitgewirkt. In der geognostischen Karte von Deutschland finden wir von Pösneck bis Gera einen violetten Streifen zunächst an jenem Orte breiter, gegen den letztern zugespitzt. Diese Linie von Pösneck, Oppurg u. s. w. ist ein rauher, harter, wildgebildeter Kalkstein, meistens aus Madreporen gebildet und, so viel sich bemerken läßt, unmittelbar auf den Schiefer des Voigtlandes aufgesetzt, worauf man denn nordwärts der Orla hinabfolgend, gegen das Saalthal zu, in die Region des bunten Sandsteins gelangt, auf welchen zuletzt der Muschelkalk sich aufgelagert, wie gedachte Karte deutlich ausweist.

Auch in Böhmen fanden wir an zwei Orten einen solchen Kalk, der jenen Geschöpfen sein Daseyn verdankt, einmal unfern Franzensbrunnen, an dem Wege nach Carlsbad, sodann aber bei Treitnitz, erstem Dorfe von Eger nach Sandau.

Noch zu erwähnen aber haben wir eines zwar entfernten solchen Felsens, welcher als Korallenklippe in dem Urmeer von Bedeutung war; es ist der Hübichenstein am Harz, der, als zweite Pignet, in von Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge zu sehen ist. Eine vom Rath Kraus bei unserm Aufenthalt auf dem Harz im großen vortrefflich gezeichnete Abbildung, welche ich noch besitze, ist hier verkleinert. Freund Trebra aber spricht davon folgendermaßen. „Ein Kalkfelsen am Iberge unweit der Communion-Bergstadt Grund, der so hoch und so schmal, gegen die Höhe genommen, dem Hereinsturze wohl nicht entgangen seyn würde, wenn nicht seine ganze Masse mit Korallengewächsen, Madreporen, Fungiten und andern Wassergeschöpfen durchflechten wäre. Er steht in Masse da, ohne alle regelmäßig abgetheilte Lager. Die Spalten und Hohlungen oder Trusen, welche man äußerlich an ihm findet, berühren sich nicht, laufen zum größten Theil perpendicular, und nur auf sehr kleine Längen fort."

W. B. SYPD. W. PUSCHKIN DIVAN

Interessant wäre es zu bemerken, an welche Formation diese organischen Reste sich anschließen: die von mir beobachteten beziehen sich aufs Uebergangsgebirge; im Flözgebirg bin ich keinen begegnet.

Der Weg von Eger nach Sandau geht über ungeheure Anhäufungen von Quarzgeschieben, oder vielmehr kleiner Quarztrümmer, und ist deßwegen, so wie die darauf folgende Kunststraße bequem fahrbar; das am Fuß sich ausbreitende Thal liegt so flach, daß man nicht zu unterscheiden weiß, wohin die wenigen Wasser ziehen. Kurz vor Sandau geben die leicht zertrümmerbaren Quarzfelsen zu Tage aus; hinter dem Orte erscheinen bald hervorstehende Reste von Granit, die uns hier wie an mehreren Orten zeigen, daß eine große reine Quarzformation den Granit begleite.

Keferstein setzt in Böhmen den rothen Sandstein zwischen Podhorsam und Rakonitz, wie die gelbrothe Farbe auf der Karte deutlich ausdrückt: diese Formation zieht sich nach Westen fast bis gegen Buchau und greift also aus dem Rakonitzer in den Saatzer Kreis. Nun wollen wir von einer verwandten Gebirgsart, dem Weißliegenden im benachbarten Pilsener Kreise, einige Kenntniß geben, ob wir gleich nicht bestimmen können, in wiefern sie mit dem Rothliegenden unmittelbar zusammenstoße.

Zwischen den Herrschaften Theising und Breitenstein finden sich vom Weißliegenden drei Brüche: zu Trachau, Kamenahera (Steinberg), Bothstuhra; sie liefern seit langer Zeit Mühlsteine für einen großen Theil von Böhmen, auch werden solche in das Ausland verführt: man bricht sie von der feinkörnigsten Art bis zu der grobkörnigsten, in welcher letztern große Geschiebe mit eingebacken sind; das Bindungsmittel ist zum Theil Porcellanerde; sie haben die nöthige Härte und lassen sich gut schärfen.

In der Müller-Knollischen Sammlung sind sie unter Nr. 97 eingeführt. Jeder in dieser Gegend Reisende kann sich von solcher wirklich interessanten Gebirgsart die mannichfaltigsten Exemplare verschaffen, wenn er von den alten Mühlsteinen Stücke herunter schlägt, welche in der Nähe von jeder Mühle umherliegend und eingepflastert gefunden werden. In Sandau ist eine Niederlage frischer Mühlsteine.

Ferner sollen in Rokizan auch Mühlsteine gefördert werden, von

einer Gebirgsart, welche auch zu Schrittplatten an den Häusern hergelegt werden. Ich habe keine Beispiele davon gesehen: der Karte nach müßte es eine neuere Formation seyn, vielleicht festere Bänke des Sandsteins, der in der Gegend die Kohlen bedeckt.

Die Herrschaft Walsch im Rakonitzer Kreise ist der Aufmerksamkeit des Geognosten werth: daselbst kommt Hyalith vor, auf Thonschieferklüften, und zwar auf dem Schafberge daselbst; auch finden sich in gedachter Herrschaft im Kalkschiefer größere und kleinere Fische, ja Blätter. Eine Formation, die also wohl der Oeninger zu vergleichen wäre.

Der sogenannte Beutelliensstein wird gefunden zu Kornhaus bei Schlan.

Was ich schon vor Jahren gehört, was sich mir aber nicht bestätigt hatte, daß bei Lessau zwischen Carlsbad und Schlackenwerth fossile Mammalienknochen sich gefunden hätten, ward mir wieder erzählt.

Sonntag den 29. Juli.

In der Tiefe des Thals, zwischen Gibacht und Siehdichfür, ließ Fürst Metternich einen hohen Brückenbogen errichten, um der Chaussee von beiden Seiten gelindern Abhang geben zu können; alles ist noch im Werden, außer der Brücke. Als wir uns nun derselben näherten, fanden wir einen großen, länglich-viereckten Block des festesten Sandsteins mitten im Wege abgeladen, den wir sogleich als ein Erzeugniß außerböhmischer Formation anerkannten.

Auf Erkundigung erfuhren wir, daß die Masse von Berneck aus dem Bayerischen hierher geschafft sey, bestimmt auf der Brücke aufgestellt zu werden, mit bezeichnender Inschrift, wem man die Verbesserung des Wegs und die leichtere Communication zu danken habe.

Die Schwierigkeit des Transports dieser Masse war groß, wie sie denn auch bei Eger schon einmal strandete. Wir freuten uns der geologischen Einsicht, daß wir diese Steinart sogleich ausländisch angesprochen und als uns Keferssteins Karte in den bunten Sandstein wies, fanden wir uns durchaus befriedigt.

Brandschiefer.

1821.

Hellbraun, zimmetfarben, biegsam bis auf einen gewissen Grad in sehr dünne Blätter zu trennen, auf seinen Ablösungen zeigen sich Larven von Wasserthieren, auch glaubt man Grashalmen darin zu entdecken. Durch die Linse betrachtet scheint er fast ganz aus den feinsten Glimmertheilchen zu bestehen, daher denn auch wohl seine Theilbarkeit.

An der Kerzenflamme leicht entzündlich, nicht lange fortbrennend, vielen Ruß entwickelnd und einen eigenthümlichen, durchdringenden, aber nicht widerwärtigen Geruch. Im Töpferfeuer verliert er seine Biegsamkeit, schwillt wellenförmig auf, und ob er gleich theilweise zusammensintert, kommt doch hier seine gränzenlose Theilbarkeit erst recht zum Vorschein.

Da unsere Freunde dieses Mineral für interessant ansprachen, so möchten wir sie gerne an Ort und Stelle des Vorkommens hinweisen, welches aber einige Schwierigkeit hat. Wir fanden ihn in Böhmen, Elbogener Kreis, eine Stunde über Zwotau nach Carlsbad hin; da kommt man an einem Teich vorbei; denselben links lassend, bergunter, durch einzeln stehende Kiefern in eine Tiefe. Da führt ein Steg über ein beinahe stillstehendes Wasser, und von da an geht, an einer Sandhöhe, die Straße bergauf. Links ist nun ein Kiefer- und Fichtenwald, in diesem findet sich funfzig bis hundert Schritte hinein eine Schlucht vom Wasser gerissen, wo dieser Schiefer an der rechten Seite versteht: es sind mehrere Lager, die zusammen wohl zwei Lachter und drüber mächtig seyn können. Wenn man sich bei vorstehender Beschreibung vielleicht jener Andeutungen erinnern dürfte, womit Reineke Fuchs den König Nobel, zwischen Kreckelborn und Hüsterlo an die Stelle gewiesen, wo der wichtige Schatz zu finden seyn sollte, so müssen wir die Naturfreunde um Verzeihung bitten; man verlangte von uns die genaueste Bestimmung, und wir haben sie nicht anders zu geben gewußt.

Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe.

Par le Général Baron Sorriot de l'Host. Vienne 1816.

1821.

Schon seit seiner ersten Erscheinung hat uns dieses Werk auf mehr als Eine Weise beschäftigt. Man sieht hier den höchsten durch Europa sich schlängelnden Gebirgskamm, welcher durchgängig die Wasserscheide macht und die Flüsse entweder nach Nordwest oder Südwest zu strömen nöthigt. Er beginnt am südwestlichen Ende unseres Welttheils, in Spanien, und bildet, einigemal hin und her gehend, die solide Halbinsel; sodann streicht er zickzack, in größeren oder minderen Abweichungen, diagonal durch die Karte, so daß wir ihn endlich nordöstlich in Rußland noch immer antreffen.

Wir haben diese Schlangenlinie, wie sie nach Deutschland hineintritt, auf die Keferstein'sche Karte gezeichnet und betrachten sie oft mit Aufmerksamkeit. Hier eine flüchtige Andeutung ihres Ganges, um die Liebhaber aufzumuntern, ihrer geognostischen Karte ein gleiches Interesse zu geben. Sie geht vom Simplen auf den Gotthard bis ans Vorarlbergische immer granitisch; dann über Schiefer und Alpenkalk in den Quadersandstein, über dem Bodensee weg, und nöthigt den Rhein von da sich westwärts zu wenden; sie tritt ins Würtembergische, geht über Schiefer, rothen Sandstein auf den Schwarzwald, wo sie wieder granitisch wird, und indessen links der Rhein seine Zuflüsse daher erhält, rechts die Regien der Donau vorbereitet wird; sodann als wenn sie sich besänne, daß sie von dem vorgeschriebenen Wege zu weit abgelenkt, wendet sie sich über den rothen Sandstein in den Schiefer, zieht über die rauhe Alp, sich am

Schiefer lange haltend, zwiſchen Ellwangen und Dinkelsbühl durch, abwechſelnd über Quaderſandſtein, Schiefer und bunten Sandſtein bis nach Rothenburg, wo eine merkwürdige Scheide gebildet iſt, die ihre Waſſer mittelbar in den Main und Rhein, rechts aber unmittelbar in die Donau ſendet. Dann ſchlängelt ſich die Linie durch den bunten Sandſtein in den Schiefer, läßt Ansbach, Schwabach, Nürnberg links, ſchickt die Rednitz nach dem Main, ſteigt über den bunten Sandſtein bis zum Granit des Fichtelbergs, und ſendet von dort die Nab zur Donau. Sodann wendet ſie ſich ſtracks, erſt abwechſelnd zwiſchen Schiefer und Granit, nach Böhmen, und verfolgt lange, immer granitiſch, die ſüdöſtliche Richtung, ſteigt ſodann wieder gegen Nordoſt, bildet nordwärts die Regionen der Eger, Moldau und Elbe. Endlich tritt ſie in Mähren an den Schiefer der Sudeten und gelangt zum Granit des karpathiſchen Gebirges, wo wir ſie bei Jablunka verlaſſen.

Wie fruchtbar eine ſolche Betrachtung ſey, darf man Einſichtigen nicht erſt anpreiſen; doch werden ſich künftig auch von unſerer Seite hierüber noch manche Gedanken entwickeln laſſen.

D'Aubisson de Voisins Geognoste,

übersetzt von Wiemann. Erster Band. Dresden 1821.

1821.

Auch dieses Werk verfehlen wir nicht sogleich in unsern Nutzen zu ziehen; es verspricht uns schon auf dem Titel eine Darstellung der jetzigen Kenntnisse in diesem Fach oder vielmehr weitem Kreise. Der erste Band liefert uns vorzüglich Nomenclatur, wodurch wir denn in den Fall gesetzt werden uns über die Erscheinungen im allgemeinen zu verständigen, was und wie man es vorgetragen zu erfahren, wo wir gleich denken beizustimmen, wo wir eine andere Vorstellung haben solches zu bemerken: wir finden einen ernsten, festen Grund und Mittelpunkt, woran sich Altes und Neues anzuschließen aufgerufen wird; das Allgemeine der Erscheinungen wird uns gesichert.

Nun, zum Ueberflusse vielleicht, bemerke ich, daß die Hefte, Schriften und Bücher, deren ich erwähne, in einem eigenen Sinne aufgefaßt sind; denn wenn ich davon spreche, gebe ich nicht etwa eine Anzeige des Inhalts, noch eine Würdigung dessen was sie leisten und liefern, viel weniger ein Aufzählen des Mangelnden und Nachzubringenden: dieses alles überlasse ich andern Behörden: ich erwähne nur solcher Arbeiten, größerer oder kleinerer, insofern sie mich im Augenblicke berühren, mich fördern, einen Wunsch erfüllen oder mir eine Thätigkeit erleichtern. Ich danke ihnen daher auch als für ein Erlebtes, mir in meinem eigenen Sinne Erfreuliches; denn allem dem was uns widersteht oder widerstrebt, können wir unmöglich danken, als sehr spät und insofern es uns auf die rechten Wege genöthigt hat.

Wie wir Menschen in allem Praktischen auf ein gewisses Mittlere gewiesen sind, so ist es auch im Erkennen. Die Mitte, von da aus gerechnet wo wir stehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen; nur Anfang und Ende erreichen wir nie weder mit Gedanken noch Thun: daher es räthlich ist sich zeitig davon loszusagen.

Eben dieß gilt von der Geognosie: das mittlere Wirken der Weltgenese sehen wir leidlich klar und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jener in den Granit, dieses in den Basalt gesetzt, werden uns ewig problematisch bleiben.

Wenn bei einem problematischen, verschiedene Ansichten zulassenden Gegenstand eine Vorstellungsart didaktisch geworden, so fragt sich was man gewinnt, indem man eine gegen die andere vertauscht? Wenn ich statt Granitgneis sage Gneisgranit, so wird nur evident, daß beide Gebirgsarten, als nah verwandt, in einander übergehend gefunden werden, so daß wir bald den einen, bald den andern Ausdruck zu gebrauchen uns veranlaßt glauben.

Wie ich darüber denke habe ich bereits ausgesprochen, wobei ich verbleibe, und wenn ich auch nur dadurch einen stätig ableitenden Vortrag gewönne; denn alles was wir von der Natur prädiciren, ist doch nur Vortrag, womit wir erst uns, sodann unsern Schülern genug zu thun gedenken.

Warum ich zuletzt am liebsten mit der Natur verkehre, ist weil sie immer Recht hat und der Irrthum bloß auf meiner Seite seyn kann. Verhandle ich hingegen mit Menschen, so irren sie, dann ich, auch sie wieder und immer so fort, da kommt nichts aufs Reine: weiß ich mich aber in die Natur zu schicken, so ist alles gethan.

Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

1823.

Wie sehr ich mich seit geraumer Zeit für die böhmische Naturgeschichte, besonders Geologie und Oryktognosie interessirt, darf ich hier nicht betheuern, indem die frühern Aufsätze davon genugsames Zeugniß ablegen. Und so war mir denn, bei meinen geringen, unterbrochenen, unzulänglichen Bemühungen, schon seit einigen Jahren höchst erfreulich zu vernehmen, daß in der Hauptstadt Prag ein allgemeines Museum im Werke sey, welches nicht allein die Gegenstände der Naturgeschichte, sondern was auch von historischer und literarischer Bedeutung ist, in sich aufnehmen und versammeln werde. Nach ernstlich thätigen Vorbereitungen kam 1818 ein provisorischer Verein zu Stande, dessen Absichten höchsten Orts 1820 allergnädigst genehmigt wurden. Am Ende des Jahres 1822 versammelte sich endlich der permanente Verein, wählte in der Person des Herrn Grafen Caspar Sternberg sich einen Präsidenten, wodurch denn die Anstalt auf das sicherste gegründet erscheint.

Die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede des Herrn Obrist Burggrafen von Kolowrat-Liebsteinsky unterrichtet uns von dem schon bedeutend angewachsenen Grundvermögen der Societät, es sey an Capitalien, Verlagsartikeln, wie auch von dem bei einem so bedeutenden Unternehmen hinreichenden Locale; ferner vernehmen wir die Ausdehnung des wissenschaftlichen Besitzes an Büchern, Manuscripten und Originalurkunden, von Sammlungen, die sich auf Geologie und Oryktognosie des Königreiches erstrecken, bedeutenden Herbarien und zur auswärtigen Geognosie Gehörigem. Es fehlt nicht an böhmischen Alterthümern und Seltenheiten aller Art, welche nun schon zum Theil in Ordnung aufgestellt sind, zum Theil aber noch Vermehrung und Anordnung erwarten.

Sodann möchten wir aus der Rede des verehrten Herrn Präsidenten nur wenige Worte ausziehen, welche auf die wechselnden Lebensschicksale eines so bedeutenden Mannes hinweisen; derselbe spricht folgendermaßen.

„Die ehrenvolle Auszeichnung, die mir durch das schmeichelhafte Zutrauen meiner Landsleute in diesem Augenblicke geworden ist, erscheint mir als ein Wink der höhern leitenden Vorsehung, welche mich nach einer fünfundzwanzigjährigen Abwesenheit aus meinem Mutterlande, nachdem die ganze Richtung meiner frühern Laufbahn durch die Unbilden der Zeit verschoben, was ich mit jugendlichem Muth für die Zukunft gebaut, für die Wissenschaften gewirkt hatte, in stürmischen Kriegstagen zerstört worden, zu dem väterlichen Herd zurückführte, um im Herbst meiner Tage auf eine unerwartete Weise die Erfüllung oft gehegter, stets mißlungener Wünsche zu erleben, mich den Wissenschaften ganz widmen zu können und auf dieser Bahn dem Vaterlande meine letzten Kräfte zu weihen.

„Für den besten Willen und die reinsten Absichten kann das wenige, das ich seit dreizehn Jahren meines Hierseyns zu leisten vermochte, Bürge seyn; doch darf ich mir nicht verhehlen, daß ungeachtet des vielen, das in kurzer Zeit für das Museum geschehen ist, noch weit mehr zu thun übrig bleibt, um diese Anstalt auf jenen Standpunkt der Zweckmäßigkeit zu erheben, der in unsern Tagen strenge Anforderung der Wissenschaften, besonders der Naturkunde, geworden ist."

„Hieraus können wir uns denn die fromme tröstliche Lehre ziehen, daß, wer in sich selbst tüchtig gegründet, einen edlen Zweck im Auge hat, durch äußere Umstände zwar beschädigt und gestört, niemals aber von seinem Ziel abgelenkt werden kann, das sich ihm zuletzt oft wie durch ein Wunder selbst darbietet.

Die musterhafte Vaterlandsliebe, die sich schon so oft in Böhmen hervorgethan, auf die Hauptstadt als ihren Mittelpunkt zugewirkt und sich zu ähnlichem Zweck schon früher regsam bewiesen, sehen wir aufs neue hier in geregelter Thätigkeit, welche nicht ohne Segen und Gedeihen bleiben kann.

Eine besondere Gunst, mich als Ehrenmitglied sogleich aufgenommen zu sehen, empfinde ich tief und bedaure nur, daß späteren Jahren diese Regsamkeit nicht eigen ist, die mich früher innerhalb dieses Kreises beglückt. Doch soll auch das, was zu leisten mir noch Kräfte übrig bleiben, dieser hohen und würdigen Anstalt angehören und treulich gewidmet seyn.

Indem ich Vorstehendes abschließe, erhalte ich die neuern Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, und zwar das erste Heft. Da solches in die Hände aller Natur und Wissenschaftsfreunde gelangen muß, so sage ich hier nur so viel, daß wir dadurch erfahren, was bei der ersten ordentlichen allgemeinen Versammlung den 26. Februar 1823 vorgegangen. Der Geschäftsleiter des Museums, Fürst von Lobkowitz, giebt nähere Kenntniß von dem Beginn der Gesellschaft, ihren Grundgesetzen und deren allerhöchsten Bestätigung, ein Verzeichniß der an diesem Tage gewählten Männer, dem Herrn Präsidenten und Verwaltungsausschuß, den wirkenden Mitgliedern, den Ehrenmitgliedern, wo ich meinen Namen an rühmlicher Stelle bescheiden dankbar aufgezeichnet finde. Sodann folgt eine Rede des Herrn Präsidenten, die uns besonders die Naturwissenschaft überblicken läßt, so daß ein jeder Freund derselben, er arbeite nun im stillen, einzeln oder zu mehreren gesellt, sich prüfen kann, ob er in diesem Geschäft das Werthe und Würdige leistet? Einige Beilagen lassen uns in ältere Zeiten zurücksehen und die ganze Verhandlung zeugt von der Thätigkeit edler, würdiger, einsichtiger Männer, die ein so großes Geschäft mit Besonnenheit und Sicherheit übernehmen.

Denn groß ist es freilich und unübersehbar; die Gesellschaft setzt sich in den Mittelpunkt eines ausgedehnten und doch geeinigten concentrirten Reiches, das auf beinahe hundert Quadratmeilen die Menschenmasse von dreimalhundert und vierzigtausend über drei Millionen enthält. Denkt man was dazu gehört, die einzelnen Fähigen zur Bildung eines so wichtigen Centrums heranzufordern und hier Producte aller Art zu sammeln, dann aber wieder auf alle hinaus zu wirken, so daß der Centralbesitz bis an die Peripherie lebendig werde, so überschaut man im allgemeinen mit Bewunderung die übernommene Aufgabe und sieht, daß zu ihrer Lösung nicht allein wohlwollende und unterrichtete thätige Männer, sondern zugleich an hohen Stellen wirkende Personen, der obersten Macht näher stehende Gewalthaber erfordert werden. Und daraus folgt alsobald, daß weder Königreich noch Kaiserthum einer solchen Wirksamkeit Gränzen setzen dürfte, sie wird sich vielmehr auch auf die übrige Welt ausbreiten, und indem sie zu eigenen Zwecken vorschreitet, auch als anregendes Beispiel den übrigen vorleuchten, die sich in diesen schönen freien Regionen zu bemühen beschäftigt sind.

Aus dem mannichfaltigen, bei meinem letzten Aufenthalt in Böhmen Beobachteten und Geſammelten, füge ich hier nur Weniges hinzu, das Weitere mir für die Folge vorbehaltend.

Foſſiler Backzahn, wahrſcheinlich vom Mammut. Er wird ſchon über dreißig Jahre bei einer Familie der Stadt Eger aufbewahrt, welche die Ueberzeugung hegt, daß ſolcher in einem dieſem Hauſe gehörigen Kalkſteinbruch bei dem Dorfe Delitz ſey gefunden worden. Genanntes Gut ſowohl als der ehemalige Kalkſteinbruch liegt auf einer mäßigen Höhe am linken Ufer der Eger, etwa eine Viertelſtunde unter der Stadt. Der Bruch wird gegenwärtig nicht mehr benutzt und ſcheint oberflächlich geweſen zu ſeyn, da man die Stätte zuſammenpflügen konnte, ohne daß auf den Aeckern eine ſonderliche Vertiefung merkbar geblieben wäre. Einzeln finden ſich noch Stücke von dichtem Kalkſtein mit entſchiedenen Reſten von Schalthieren, auch auf den Aeckern viele iſolirte Kalkſteine, die man mit einiger Einbildungskraft für organiſche Gebilde halten könnte, ſich aber darüber völlig zu entſcheiden nicht wagen darf.

Der Zahn ſelbſt iſt ein Backzahn; er gleicht ziemlich nahe der Cuvier'ſchen Figur (III. Band. 3. Platte. 4. Nr.), befindet ſich außer der Kinnlade und hat nur drei Abtheilungen, wovon die mittlere mit gedachter Abbildung übereinſtimmt und vollkommen erhalten iſt, an der vordern und hintern aber iſt einiges beſchädigt. Iſt nun obengedachte Figur ein Viertheil der Größe, ſo wird unſer Exemplar etwas kleiner ſeyn; denn es erreicht nur das Drittel des Maßes jener. Das Email iſt grau und ſehr gut erhalten, ſo wie auch die innere Ausfüllung vom reinſten und dunkelſten Schwarz erſcheint.

Von dieſem, nunmehr ins Prager Muſeum geſtifteten foſſilen Backzahn beſorgte ich Abgüſſe, betrachtete ſorgfältig die Kupfer zu Cuviers drittem Bande und verſäumte nicht in dem dazu gehörigen Text zu ſtudiren. Ich ſendete hierauf einen Gypsabguß an Herrn d'Alton nach Bonn mit der Aeußerung: „Dieſer Backzahn möchte wohl zwiſchen die kleinern Maſtodonten und größern Tapire mitten inne zu ſtellen ſeyn. Sie werden ihm ſeinen Platz am ſicherſten anweiſen.“ Hierauf erhielt ich folgende Antwort: „Der foſſile Zahn ſcheint mir ſehr merkwürdig. Bei einer unverkennbaren Verwandtſchaft mit dem Maſtodont, unterſcheidet er

sich doch wesentlich von allen dahin gehörigen, mir bis jetzt bekannt gewordenen Formen. Höchst erwünscht und besonders wichtig sind, nach meiner Ansicht, an diesem schätzbaren Fragment die äußern noch unentwickelten Lamellen, welche zu beweisen scheinen, daß überall noch ursprüngliche Entwickelungsformen vorliegen und die eigenthümliche Gestalt der Kauflächen nicht durch ein Abreiben der Spitzen entstanden. Ohne dieses besondere Merkmal könnte dieser Zahn wohl auf ein tapirartiges Thier gedeutet werden."

Wie es sich denn eigentlich damit verhalte, werden wir durch die Vorsorge der Gesellschaft des Prager Museums vernehmen, von welcher uns eine Abbildung und nähere Bestimmung zugedacht ist.

Anthracit mit gediegenem Silber. Gewiß gehört dieß Fossil zu den selteneren, indem es ein Gemeng von Quarz und Anthracit ist, in welchem gediegen Silber, Eisenoxyd und etwas Kupferoxyd vorkömmt, und man, meines Wissens, diese Art des Vorkommens vom gediegenen Silber noch nicht kennt. Schon beim genauen Betrachten unter der Loupe erkennt man das als mikroskopisch kleine Punkte in verschiedenen Vertiefungen des Minerals liegende gediegene Silber.

Es besteht in 100 Theilen aus:

42,5 Anthracit,
30,5 Quarz,
22,75 Eisenoxyd,
1,5 Kupferoxyd,
2,37 Silber gediegen.

99,62.

Jena. Dr. Goebel.

Ist die Erscheinung eines solchen Minerals an sich schon wunderbar genug, so ist das geologische Vorkommen desselben ebenfalls wunderbar zu nennen. Um sich davon einigermaßen einen Begriff zu bilden, nehme man Specialkarten von Böhmen vor sich und betrachte den Gebirgsrücken, der den Pilsener vom Elbogener Kreise trennt und zugleich den Wasserlauf nordwärts nach der Eger, südwärts nach der Moldau entscheidet. Auf

dem nördlichen Abhange im Elbogener Kreise findet man das Gut Roggendorf, bei welchem ein Eisenhammerwerk betrieben wird, dessen gegenwärtiger Besitzer, Herr Baron Junker, auf Eisenstein muthete in dem Tepeler Stiftsbezirk, nicht weit von Einsiedel, zunächst bei einem kleinern Orte, Sangerberg genannt.

Um nun die der Gewinnung des Eisensteins hinderlichen Wasser abzuleiten, wurde ein Stollen getrieben und zwar durch festes grünsteinähnliches Gebirg. Nachdem man nun bis zehn Lachter durchbrochen hatte, fand sich ungefähr zwei Schuh unter der Erdoberfläche ein loses, mit braunem Staub überzogenes, durchklüftetes Quarzgestein, worunter man denn auch silberhaltiges entdeckte. Dieses Vorkommen wurde jedoch durch einen Letten wieder abgeschnitten; sobald sich aber wieder eben so loses Gestein zeigte, fand man auch wieder einigen Gehalt. Die Stufen, die man von diesem Mineral erlangen konnte, sind klein und unansehnlich, und unterscheiden sich wenig von den größeren unförmlichen und mit einem braunen Staube überzogenen Quarzstücken.

Betrachtet man nun das Gebirg im Ganzen, so macht Granit und Gneis die Hauptmasse, welche aber schon bei Marienbad zum Pechstein überzugehen geneigt ist, und bei Einsiedel Serpentin und Amianth in bedeutenden Massen sehen läßt.

Kammerbühl. Am 30. Juli 1822 begegnete mir das Glück, mit Herrn Grafen Caspar Sternberg, den Herren Berzelius, Pohl und Grüner den Kammerberg zu besteigen, diese ewig merkwürdige, immer wieder besuchte, betrachtete und immer wieder problematisch gefundene, weit und breit umherschauende, mäßige Erhöhung. Der pyrotrische Charakter ward nicht verkannt, die Vorstellung näherte sich der schon früher geäußerten, wie auch der dort räthlich befundene Vorschlag genehmigt ward. Das Nächste würde nun seyn, bergmännisch die Stunde zu bestimmen, in welcher man den Stollen unter der Haupthöhe durchzuführen habe, um auf der Sohle des weißen Sandes, der sich nordwärts am Fuße im Felde zeigt, durch den Berg zu gehen, dergestalt daß man nicht zu weit westwärts an das feste Gestein gelangte. Der zu erwartende Aufschluß wäre dann, ob man auf dem weißen Sande ununterbrochen auf der Südseite wieder an den Tag käme, oder ob man auf eine ins Tiefere

gehende festere oder mehr lockere Masse gelangte, und sich dadurch einer Eruption aus dem Innern versicherte? Läge nun dieser Hügel in einem eingerichteten Bergrevier, so würde das Unternehmen bequemer einzuleiten seyn; doch auch hier möchte es nicht an genugsamer Anordnung und Aufsicht fehlen. Gegenwärtig wären Vorarbeiten zu besorgen, wodurch man der Ausführung um einige Schritte näher käme, von der man das Beste hoffen darf, da an der thätigen Theilnahme des Grundbesitzers, Herrn Grafen von Zedwitz, nicht zu zweifeln ist.

Eger, den 6. August 1822.

Wunderbares Ereigniß. Da die Ueberzeugung so trefflicher Männer, mit denen ich den Kammerbühl abermals besuchte, gleichfalls eine vulcanische Erscheinung hier zuzugeben geneigt schien, so mußte mir's um deste mehr auffallen, als ein junger, munterer Badegast, der Naturforschung auch auf seine Weise ergeben, von meinem untermeerischen Vulcane und dessen successiven Explosionen, woraus ich zugleich Schmelzung und Stratification zu erklären gedacht, nicht sonderlich erbaut schien.

Mit bescheidener Höflichkeit trug er mir seine Meinung vor, die dahinaus ging, hier sey auch, wie in dem übrigen Böhmen, ein Pseudovulcan zu schauen. Man müsse sich, meinte er, beim ersten Anblick der Stratification überzeugen, daß diese Gleichheit der Lagen nicht einer Folge von Eruptionen zugeschrieben werden könne, sondern in solchem Falle alles viel tumultuarischer und wilder aussehen würde. Es seyen aber Kohlen und Glimmerschiefer, zu gehörigen Theilen vermischt, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden; nun lasse sich schon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die sämmtlichen Schichten so ruhig konnten über einander liegen bleiben, wie man ja auch bei anderen Pseudovulcanen, sobald man einen Durchschnitt wie hier im Großen übersehen könne, die frühern Schichtungen gar wohl bemerke.

Ich zeigte ihm die Schwierigkeiten, die bei dieser Erklärungsart noch übrig blieben, und trug ihm meine Hypothese als befriedigend vor, wogegen er mir neue Schwierigkeiten nachzuweisen wußte. Und so standen wir gegen einander, durch ein doppeltes Problem geschieden, durch Klüfte, die keiner zu überschreiten sich getraute, um zu dem andern zu gelangen; ich aber, nachdenklich, glaubte freilich einzusehen, daß es mehr Impuls

als Nöthigung ſey, die uns beſtimmt auf eine oder die andere Seite hinzutreten.

Hierdurch mußte bei mir eine milde, gewiſſermaßen verſatile Stimmung entſtehen, welche das angenehme Gefühl giebt, uns zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen hin und her zu wiegen und vielleicht bei keiner zu verharren. Dadurch verdoppeln wir unſere Perſönlichkeit, und in ſolcher Gemüthsverfaſſung konnte mir nachgemeldete Schrift nicht anders als höchſt willkommen ſeyn.

Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulcane in verſchiedenen Erdſtrichen, von Alexander von Humboldt. Berlin 1823.

Genanntes Heft, von Freundes Hand verfaßt und zugeſendet, nehme ich dankbarlichſt auf, indem es zu keiner gelegenern Zeit bei mir anlangen konnte. Ein weit umſichtiger, tiefblickender Mann, der auch ſeine Gegenſtändlichkeit und zwar eine gränzenloſe vor Augen hat, giebt hier aus hohem Standpunkt eine Anſicht, wie man ſich von der neuern ausgedehntern vulcaniſtiſchen Lehre eigentlich zu überzeugen habe.

Das fleißigſte Studium dieſer wenigen Blätter, dem Buchſtaben und dem Sinne nach, ſoll mir eine wichtige Aufgabe löſen helfen, ſoll mich fördern, wenn ich verſuche zu denken wie ein ſolcher Mann, welches jedoch nur möglich iſt, wenn ſein Gegenſtändliches mir zum Gegenſtändlichen wird, worauf ich denn mit allen Kräften hinzuarbeiten habe. Gelingt es, dann wird es mir nicht zur Beſchämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Abſagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die Hände eines ſo trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen.

Zur Naturwiſſenſchaft unt Morphologie, zwei Bände von Goethe, findet man durch drei bedeutende Männer in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung Nr. 101 ff. ſo günſtig als ausführlich recenſirt. Der Verfaſſer ſprach ſich nach dem erſten Leſen darüber aus wie folgt.

Und ſo habe ich denn der Parze großen Dank abzuſtatten, daß ſie mich, nicht etwa nur wie den Proteſilaus, auf Eine vergnügliche Nacht, ſondern auf Wochen und Tage beurlaubt hat, um das Angenehmſte was dem Menſchen begegnen kann, mit Heiterkeit zu genießen. Durch wohlwollende, einſichtige, vollkommen unterrichtete Männer ſehe ich mich günſtig

geſchildert, und zwar ſo recht durch und durch erkannt und aufgefaßt, mit Neigung das Gute, mit Scheuung das Bedenkliche dargeſtellt — ein ehrwürdiges Beiſpiel, wie Scharf- und Tiefblick mit Wohlwollen verbunden, durch Beifall wie durch Bedingen, Warnen, Berichtigen, ſogleich zur lebendigſten Förderniß behülflich ſind.

Bekenne ich jedoch: es hat etwas Apprehenſives, wenn das was wir leidenſchaftlich wollten und allenfalls leiſteten, als Bilderreihe wie Banque's Könige an uns vorüberzieht; die Vergangenheit wird lebendig und ſtellt ſich uns dar, wie wir ſie ſelbſt niemals gewahr werden konnten; dießmal freilich nicht als leere Schattenumriſſe, ſondern ſcharf in allen Theilen ergriffen und ausgeführt.

Hierbei muß ich aber bemerken, daß jene höchſt ſchätzenswerthe, ehrenvolle Schilderung erſt nur im allgemeinen und von ferne betrachtet werden; ich nehme ſie mit in die böhmiſchen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen. Schon jetzt aber fühle ich mich, durch freundliche Forderungen angeregt, ſehr geneigt, manches Frühere wieder aufzunehmen, das mir als zerſtückelt nirgenduo ſich anzuſchließen ſchien, nun aber, nach ſolcher gegebenen Ueberſicht, gar wohl ſein Plätzchen finden wird.

Die Punkte ſodann, worüber ſo würdige und im Ganzen gleichdenkende Männer ſich mit mir nicht vereinigen können, nochmals genau zu überlegen, den Grund einer ſolchen partiellen Differenz aufzuſuchen wird mir die angenehmſte und lehrreichſte Pflicht ſeyn.

Handbuch der Oryktognoſie,

von C. C. von Leonhard. Heidelberg 1821.

1821.

Ob mir gleich höhere Jahre und ein bedingtes Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft nicht vergönnen wollen, ein ſolches Werk, ſeinem Umfange und Zuſammenhange nach, gehörig zu ſtudiren, ſo habe ich es doch immer zur Seite, um durch den wohlüberdachten Vortrag mich von dem methodiſchen Gange, worin ſich die Wiſſenſchaft bewegt, durch den Inhalt von dem Reichthum der Erfahrung, durch die Zugaben von manchem wünſchenswerthen Einzelnen bequem zu unterrichten, und alſo wo nicht mit Wiſſen und Wiſſenſchaft gleichen Schritt zu halten, doch wenigſtens dieſes wichtigſte, ſich immer erweiternde, füllende und umorganiſirende Reich nie aus dem Auge zu verlieren.

Ein abermaliges Geſchenk bereitet uns der werthe Herr Verfaſſer in ſeiner Charakteriſtik der Felsarten, und ich rühme mich der beſondern Gunſt, daß er mich durch frühere einzelne Mittheilung ſchon jetzt, da es im Entſtehen begriffen iſt, Vortheil daraus zu ziehen befähigt. Acht Aushängebogen liegen vor mir, durch deren ſucceſſive Betrachtung faſt allein möglich wird ſich an die gränzenloſe Fülle des Werks einigermaßen zu gewöhnen.

Zuerſt findet man das Allgemeine feſtgeſtellt, ſodann die Reihenfolge der Gebirgsarten dargelegt, wovon ich denn Granit, Syenit, Dierit und Dolerit bis jetzt vor mir ſehe.

Die Folge dieſer einzelnen Mittheilung thut auf mich eine glückliche Wirkung; ich erwarte und leſe die Blätter mit Leidenſchaft wie Zeitungen;

Aufmerksamkeit und Interesse erhält sich von einem Sendungstage zum andern, und mir dienen diese bedeutenden Anfänge ganz eigentlich zum gründlichsten Examen. Von manchem erwarb ich mir schon früher unmittelbare Anschauung, anderes aber sondert sich ab, wonach ich mich noch umzuthun hätte: neue Namen werden erkannt, die Zweifel des Augenblicks sorgfältig bemerkt. Und so sehe ich ohne große Anstrengung mir manches Gute zugeeignet, mich auf manches Künftige hingewiesen.

Die Luisenburg bei Alexandersbad.

1820.

Unter den verschiedenen Abtheilungen des Fichtelgebirgs macht sich besonders merkwürdig ein hoher, langgestreckter Rücken, von alten Zeiten her Luchsburg genannt und von Reisenden häufig besucht, wegen zahlloser, alle Beschreibung und Einbildungskraft überragender, in sich zusammengestürzter und gethürmter Felsmassen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühsam durchkrochen, nun aber, durch architektische Gartenkunst, spazierbar und im Einzelnen beschaulich gefunden. Diese Gruppen zusammen tragen gegenwärtig den Namen Luisenburg, um anzudeuten, daß eine angebetete Königin, kurz vor großen Unfällen, einige frohe und ruhige Tage hier verlebt habe.

Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung über einander gestürzten Granitmassen giebt einen Anblick, dessen Gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen, und es ist niemand zu verargen, der, um sich diese Erstaunen, Schrecken und Grauen erregenden, chaotischen Zustände zu erklären, Fluthen und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulcane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hülfe ruft.

Bei näherer Betrachtung jedoch und bei gründlicher Kenntniß dessen was die Natur, ruhig und langsam wirkend, auch wohl Außerordentliches vermag, bot sich uns eine Auflösung dieses Räthsels dar, welche wir gegenwärtig mitzutheilen gedenken.

Dieses Granitgebirge hatte ursprünglich das Eigenthümliche vor andern, aus sehr großen, theils äußerst festen, theils leicht verwitterlichen Massen zu bestehen; wie denn der Geologe gar oft gewahr wird, daß die

kräftige Solidescenz des einen Theils dem nachbarlichen das Vermögen zu einer entschiedenen Festigkeit und längern Dauer zu gelangen völlig entzogen hat.

Von den ursprünglichen Felspartien, wie sie, der Granitbildung gemäß, aus einzelnen Blöcken, Platten und Lagern bestehen, sind noch mehrere aufrecht zu finden, die aber, weil sie nichts Sonderbares darbieten, nicht wie das übrige Wunderbare beachtet werden. Außer obgemeldeter ursprünglicher Eigenschaft höchst verschiedener Festigkeit und Verwitterns mag auch noch die schiefe, gegen das Land zu einschließende Richtung und eine vom Perpendikel abweichende Neigung, gleichfalls gegen das Land hin, Ursache des Einstürzens gewesen seyn. Die Wirkung aller dieser zusammentreffenden Umstände denken wir nun bildlich darzustellen.

Man mache sich vor allen Dingen mit den Buchstaben bekannt, wie sie in der obern, landschaftlichen Zeichnung an die Felsen geschrieben sind, und denke vorerst, daß die verschiedenen Steinmassen a. b. c. d. e. zusammen eine aufrechtstehende, gegen den Horizont etwas zugeneigte Felspartie bilden. Nun verwittere eine der mittlern Massen a, so wird die obere b herunterrutschen, und sich ungefähr in bb niederlegen; sodann verwittere die unterste hintere c und der Obelisk d wird, seinem Uebergewicht nach, herunterstürzen und sich in dd aufstellen, die Masse e wäre allein an ihrem Platz unverrückt und unverändert liegen geblieben.

Eine nur wenig in ihrer Hauptform von der vorigen abweichende aufrechtstehende Granitpartie bringen wir dem Beschauer in den kleineren Feldern gleichfalls vor Augen. Die vordere Spalte zeigt sie in ihrer Integrität, die andere aber verwittert, verschoben und verstürzt. Hier bedienen wir uns des Vortheils, ohne Buchstaben zu verfahren, indem wir das Verwitternde mit Schattenstrichen bedeckt, wodurch denn das Uebriggebliebene und Dislocirte sogleich in der nächsten Columne in die Augen fällt.

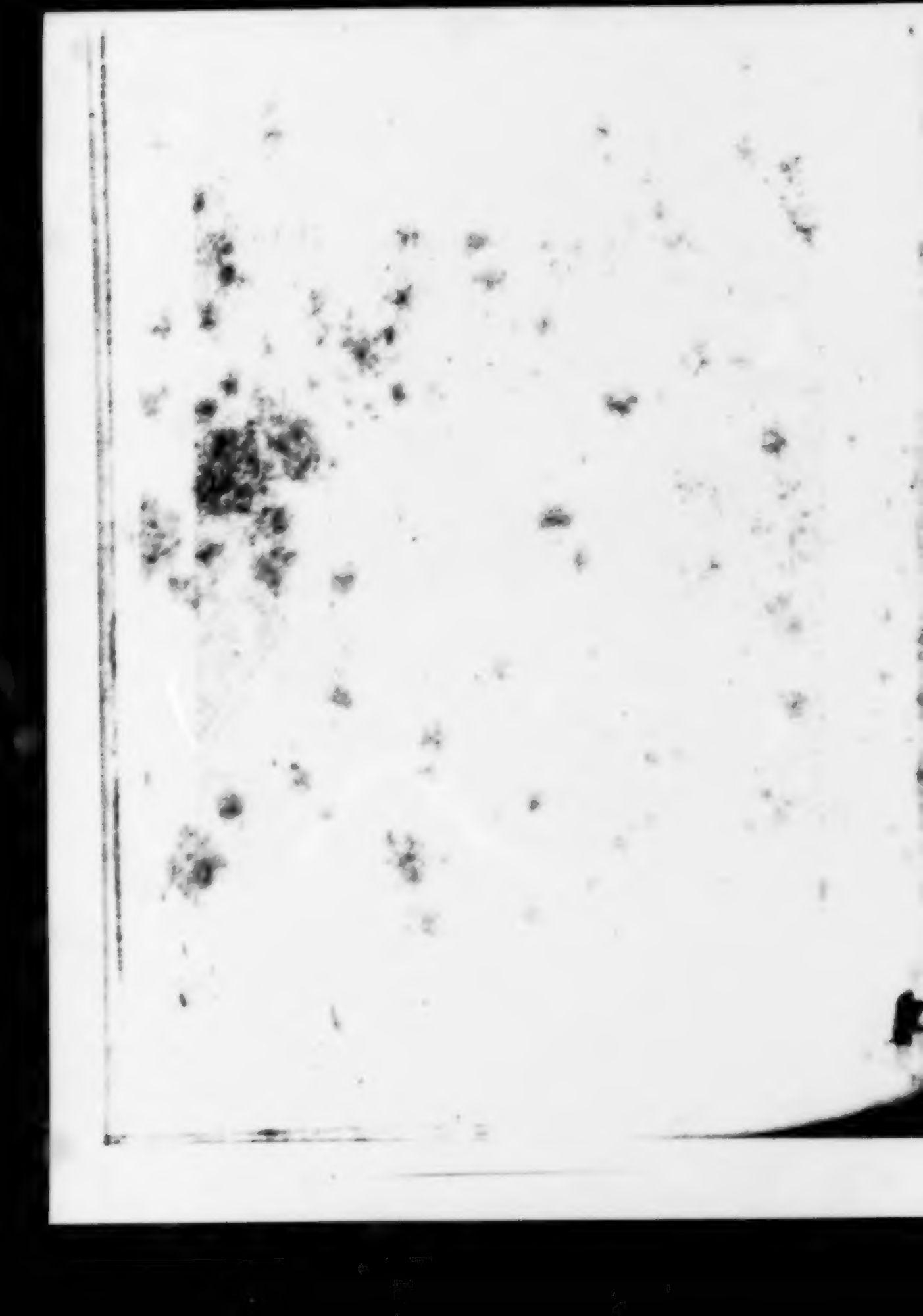

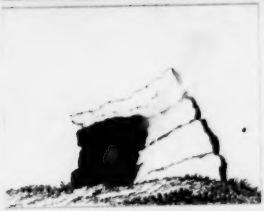

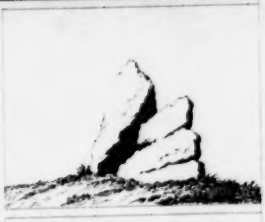

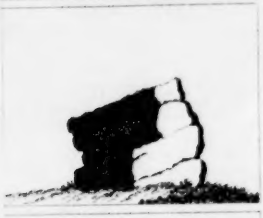

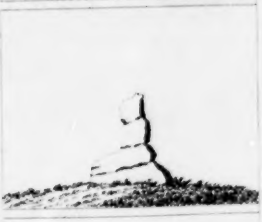

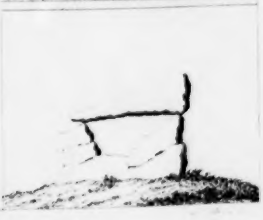

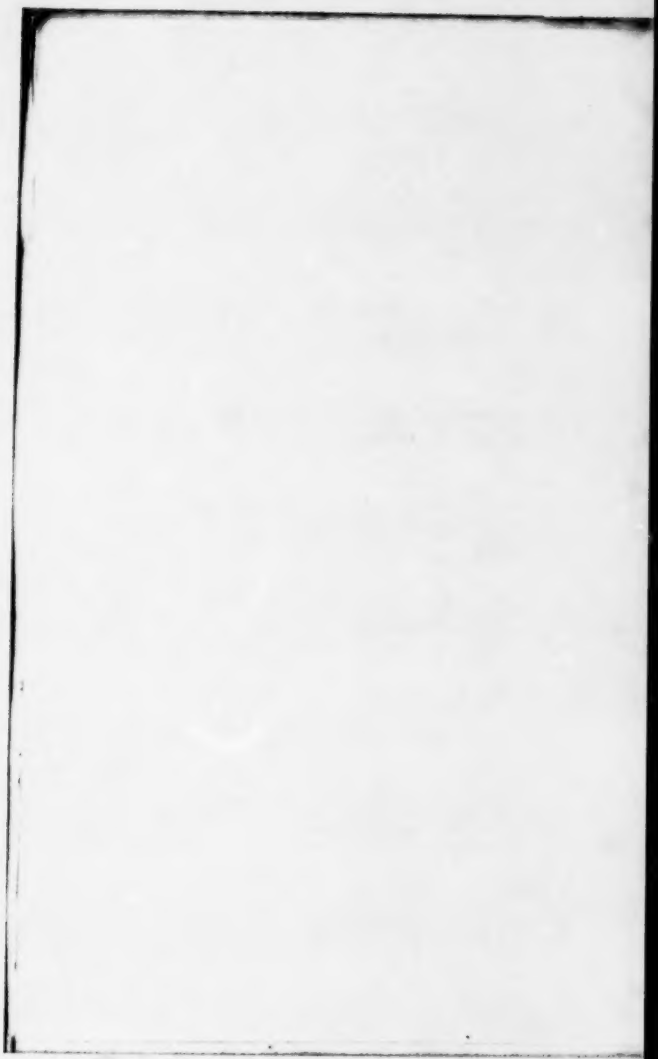

Zur Geognoſie und Topographie von Böhmen

1821.

Bei Betrachtung der Geognoſie von Böhmen, eines Königreichs das ſich vollkommen abgeſchloſſen zeigt, das, rings von Gebirgen umgeben, ſeine ausſtrömenden Gewäſſer faſt alle nur eigenen Quellen verdankt, iſt höchſt merkwürdig zu beobachten, wo ſich doch wohl irgend eine Ausnahme finden möchte? Wir wenden uns zuerſt an die Eger, die, in Bayern entſprungen, ſchon als bedeutendes Waſſer nach Böhmen eintritt: ſodann zur Wondra, dem Bache, der, gleichfalls in Bayern entſpringend, doch in Böhmen als der erſte ſich mit der Eger vereinigt.

Müſſen nun bei allen Unterſuchungen der jetzigen Erdoberfläche, und beſonders des nutzbaren Theils, deſſen Werth uns ſo nahe liegt, die Reſtagnationen des uralten Meers unſere Aufmerkſamkeit reizen, ſo haben wir die Einbildungskraft bis zu jener Zeit zurückzuführen, wo das böhmiſche Binnenmeer bis an den Fichtelberg reichte und dort, mit Ver- und Zurücktreten, gar manche, jetzt reichlich fruchttragende Flächen bildete. Nachfolgendes möge hierzu eine Einleitung ſeyn.

Fahrt nach Pograd.

Freitag, den 26ſten Juli 1822. Wir fuhren von Eger ab ſüdwärts; der Weg geht durch aufgeſchwemmtes Erdreich, worin ſich neben den loſen Kieſeln auch Breccien finden. Zufällig trafen wir eine von weißen, größeren und kleineren Quarzkieſeln, durch ein Bindungsmittel von ſchmalem, zartem Brauneiſenſtein zuſammengekittet.

Die Eisengruben, auf die wir unsere Fahrt gerichtet, sind unsern Pograd in einem aufgeschwemmten, von Glimmerschiefer herzuleitenden Gerölle. Die eine Grube war sechs Lachter tief. Erst trifft man auf ein weißgilbliches, thonartiges, gebröckeltes Gestein; in weniger Tiefe finden sich die Eisensteine, zufällig zerstreut. Ihre Entstehung erklärt man sich wohl: ein überall flüssig verhandener Eisengehalt durchdringt das Aufgeschwemmte und verkörpert es zu größeren und kleineren Breccienmassen. Sie liegen als Knollen oft concentrisch anzusehen; der größte dießmal verhandene ovale mochte im Durchschnitt eine Elle seyn; auch hier war das zum Grunde liegende zusammengebackene Conglomerat gar wohl erkennbar. Dieser Eisenstein ist hell- und dunkelbraun. Die Arbeiter zeigten aber auch einen eingeschlossenen weißen, den sie für besonders reichhaltig erklärten.

In diesem Conglomerat und neben demselben findet sich Holz, zerstückt, zerstreut, mit dem Gestein verwachsen, auch versteinert. Wenn nun in der frühesten Zeit ein solches braunkohlenartiges Holz vom Eisengehalt ergriffen ward, so durchdrang er dasselbe und verwandelte solches in seine Natur; wovon mir sehr schöne Stücke schon in Marienbad zu Theil wurden. Es enthält in hundert Theilen 62,7 metallisches Eisen.

Man machte uns eine über dem Bach liegende Halde bemerklich; dort hatten sie einen Stollen in den abhängigen Hügel getrieben und in dem fünfzehnten Lachter einen quer liegenden Baum durchfahren, der noch zu beiden Seiten ansteht. Auch hiervon sind mir bedeutende Exemplare früher verehrt worden, die mich eigentlich auf diese Gegend aufmerksam gemacht.

Pograd ist eine Herrschaft, Herrn Joseph Gabler, Ritter von Adlersfeld, gehörig; das Flüßchen Wondra fließt vorbei, worin der Bach Kibren von Kinsberg herabkommend sich einmündet. Die Gegend ist ungleich, kleinhügelich, auf eingesperrte ruhige Wasser der Urzeit hindeutend.

Das Flüßchen Wondra giebt uns bei geologischen Betrachtungen manchen Aufschluß; es kommt aus der Oberpfalz und zeigt an, daß der höchste Rücken der europäischen Wasserscheide an dieser Stelle durch Bayern gehe.

Der Bach Kidron hat wahrscheinlich seinen Namen den zweiunddreißig Stationen zu danken, die sich hier dem linken Ufer nähern; diese, vor uralten Zeiten errichtet, nach aufgehobenen Klöstern in Verfall gerathen, wurden im Verlauf der letzten Jahre durch eine alte Frau, die ein gesammeltes Almosen hierzu verwendete, vollkommen wieder hergestellt. Schon im vorigen Jahre erzählte mir der Postillon von Eger auf Sandau mit frommer Bewunderung, wie das gute Mütterchen an der ersten Station bettelnd so lange verharrt und gespart, bis sie, dieselbe herzustellen, Maurer, Tünchner, Maler und Vergolder zu bezahlen im Stande gewesen. Eben so habe sie bei der zweiten verfahren, da sich denn schon reichlichere Gaben und Hülfsarbeiten hinzugesellt, bis sie nach und nach durchgereicht und nunmehr Anstalten mache die letzte Hand daran zu legen.

Wir besuchten also den Oelberg, welcher als Schluß und Gipfel der ganzen frommen Anstalt zu betrachten ist; auch dieser wird bald fertig seyn, wie man denn alles schon dazu in Bereitschaft hielt. Sauber zugehauene Granitpfosten, worin die Latten des Geheges eingelassen werden sollen, liegen umher, und man sieht an den Splittern, daß Steinhauer daran beschäftigt sind, sie ins Reine zu arbeiten; auch finden sich frische Haufen Thonschiefer zu irgend einem Mauerwerk. Offenbar ist dieses der Granit, welcher bei Sandau gebrochen wird (Nr. 28 unseres Marienbader Verzeichnisses), wahrscheinlich durch Bittfuhren herbeigebracht, wie denn auch der eigentliche Oelbergshügel bald wieder eingehegt und den Garten Gethsemane darzustellen geeignet seyn wird.

Die Jünger schlafen noch im Grase von alten Zeiten her mit bunten Gewändern, fleischfarbenen Gesichtern, braunen und schwarzen Bärten, daß man davor erschrecken könnte; der tröstende Engel nimmt noch den Gipfel ein, aber den Rücken kehrt ihm der von seiner Stelle geschobene Heiland; auch dieser ist von Stein und angemalt, nur die betenden Hände fehlen, welche gewiß nächstens restaurirt werden.

Indessen [illegible] in einer nächsten Halle Judas Verrath und Christi Gefangennehmung schön aufgefrischt, die Augen lebhaft an. Und so sehen wir in frommer Beharrlichkeit eine bejahrte Bettlerin dasjenige wieder herstellen, was Mönche mit dem Rücken anfahen, da sie sich selbst nicht mehr erhalten konnten. Beobachten wir doch auch hier, wie alles zu seinem Anfange zurückkehrt! Die ersten Stifter vieler nachher so hoch beglückten geistlichen Anstalten waren einzelne Einsiedler und Bettler; wer weiß was

ſich hier für die Zukunft gründet? Nächſten grünen Donnerſtag wird ſich gewiß ein großer Zulauf einfinden.

Unter dieſen Betrachtungen ſah man auf dem Berge gegenüber St. Laurette liegen, ein Nonnenkloſter, das munter in der Gegend umherſchaut, welches der Staat aber, wie ſo viele andere, zu ſich genommen hat. Man ſieht es weit und breit, denn es iſt von außen friſch angeweißt.

Wir ſtiegen in die flache breite Tiefe hinab, welche beide Höhen ſcheidet: ſie hatte in uralten Zeiten ein See bedeckt, deſſen Waſſer, den aufgelöſten Glimmerſchiefer hin und her ſchlickend, einen den neueſten Bedürfniſſen höchſt willkommenen Thon abſetzte. Sonſt bediente man ſich zu den Eger Sauerbrunnenflaſchen eines ähnlichen Thons, der in der Tiefe unter Altenſtein zu graben iſt; nun wird er aber, ſowohl für Franzensbrunnen als für Marienbad, von hier genommen; er ſteht oft 20 Fuß tief unter der Oberfläche und wechſelt in weißen und grauen Lagen ab. Der letztere wird zu gedachten Flaſchen oder Steingut verarbeitet, welches kein wiederholtes Feuer auszuhalten braucht, da hingegen der weiße zum Töpfergeſchirr höchſt brauchbar iſt. Er wird in mäßigen Quadraten gewonnen, ungefähr wie der Torf; die Lagen ſind ungleich und ungewiß; daher der unvermeidliche Raubbau, den man immer getadelt, beklagt und fort geſetzt hat.

Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am Fuße der Höhe von Laurette; es iſt auf ſtarkkurchquarzten Thonſchiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm iſt eines der ſchönſten architektoniſchen Monumente dieſer Art, die ich kenne, und gewiß aus den beſten römiſchen Zeiten. Er mag 100 Fuß hoch ſeyn und ſteht, als prächtige toscaniſche Koloſſalſäule, unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er iſt aus Thonſchiefer gebaut, von welchem ſich verſchiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumſchlingen, der Folge nach, wie ſie der Bruch liefern mochte; kleine röthliche, die man faſt für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue plattenartige größere bilden gleichfalls ihre Cirkel oberwärts, und ſo geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeſchickt aufgeſetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.

Den Diameter wage ich nicht zu ſchätzen, doch ſage ich ſo viel, daß auf dem Oberboden des anſtoßenden Wohnhauſes durch eine urſprüngliche

Oeffnung ſich in den Thurm nothdürftig hineinſchauen läßt, da man denn innerlich eine eben ſo ſchöne Steinſetzung wie außen gewahr wird und die Mauer ſchätzen kann, welche 10 Fuß Leipziger Maß halten mag. Wenn man nun alſo den Mauern 20 Fuß zugeſteht und den innern Raum zu 40 annimmt, ſo hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa 60 Fuß im Durchmeſſer; doch hierüber wird uns ein reiſender Architekt nächſtens aufklären: denn ich ſage nicht zu viel, ſtünde dieſer Thurm in Trier, ſo würde man ihn unter die vorzüglichſten dortigen Alterthümer rechnen; ſtünde er in der Nähe von Rom, ſo würde man auch zu ihm wallfahrten.

Der Wolfsberg.

1823.

Die eigentliche Oertlichkeit dieſer anſehnlichen, rings umher freien, nach dem Böhmerwalde, nach dem Innern des Königreiches hinſchauenden, höchſt bedeutenden Höhe, iſt in dem Pilſener Kreiſe zu ſuchen, unſern Czerlochin, einer Poſtſtation auf dem Wege von Eger nach Prag.

Schon längſt hatten merkwürdige Producte daher meine Aufmerkſamkeit erregt, aber erſt dieſes Jahr ward ein ſo wichtiger Punkt, zu dem ich ſelbſt nicht gelangen konnte, von den Geſellen meiner Studien eifrig beſtiegen und vorläufig unterſucht: die Größe des Raums jedoch, die Abwechſelung des Bodens, die Mannichfaltigkeit des Geſteins, die problematiſche Erſcheinung deſſelben werden noch manchem Beobachter und Forſcher zu ſchaffen geben.

Nach unſerer hergebrachten Weiſe liefern wir vor allen Dingen ein Verzeichniß derjenigen Körper, die wir von dort gewonnen: wir ordnen ſie nach unſerer Art, einen jeden Nachfolger ſeiner eigenen Methode völlig anheimgebend. Hierbei bleibt immer unſer erſtes Augenmerk das Archetypiſche vom Pyrotypiſchen zu trennen und, ohne Rückſicht auf andere Vorſtellungsarten, den einmal eingeſchlagenen Weg zu verfolgen. Um nun zu unſerm Ziele hierin zu gelangen, bezeichnen wir vorerſt mit wenigem die Gebirgsarten, welche zwiſchen Marienbad und Czerlochin angetroffen wurden.

Bis zur Flaſchenfabrik Hornblendeſchiefer, aufgeſchwemmtes Erdreich bis gegen die Teiche und weiter: bei Plan Hornblendeſchiefer mit Granaten, auch ohne dieſelben: über Plan Granit, etwas feinkörniger als der bei Sandau und ſehr verwitterlich: kurz vor Teyn Thonſchiefer.

Vorkommniſſe des Wolfsbergs.

1) Thonſchiefer, urſprünglicher.

2) Derſelbe durchs Feuer gegangen, heller und dunkler geröthet.

3) Derſelbe ganz geröthet.

4) Dergleichen.

4a) Schieferiger Quarzgang, durchs Feuer verändert.

4b) Derſelbe im natürlichen Zuſtande.

5) Quarzgeſtein, aus keilförmigen Stücken beſtehend.

6) Dergleichen Keilchen allein, auf den Klüften ſehr geröthet. Dieſe Steinart ſchien ſehr problematiſch, bis man ſie in ihrem natürlichen Zuſtand gefunden, nämlich:

7) Stängeliger Quarz, oder vielmehr Amethyſtgang aus einem urſprünglichen Quarzgebirg.

8) Dergleichen Kryſtalle einzeln.

9) Urſprünglicher Baſalt.

10) Urſprünglicher an Augit und Hornblendekryſtallen reicher Fels.

11) Dergleichen.

12) Dergleichen durchs Feuer verändert.

13) Dergleichen mit anliegendem Thonſchiefer.

14) Bis zur blaſigen Schlacke verändertes Augitgeſtein, mit hervorſtehendem deutlichem Kryſtall.

15) Dergleichen.

16) Verſchlacktes und zuſammengebackenes Stück.

17) Von außen verſchlackter, inwendig noch zu erkennender Thonſchiefer.

18) Dergleichen.

19) Feinlöcherige Schlacke.

20) Schlacke mit größeren Löchern.

21) Augit- und Hornblendekryſtalle, ſchwarz.

22) Aehnliche, aber roth, und ſeltener zu finden.

Nachſchrift.

1824.

Leidenſchaftlichen Mineralogen war es nicht zu verdenken daß, als ſie im Sommer 1823 den Wolfsberg beſtiegen und dort eine Anzahl

ausgebildeter Augiten, Hornblendekrystalle von ganz besonderer Größe, theils frei und lose, ohne Spur einer Feuereinwirkung, theils an- und eingeschmolzen vor sich sahen, daß sie, sage ich, diese sonst nur einzeln gekannten, hoch und werthgeschätzten Körper ungenügsam zusammenrafften und solche metzenweise, um nicht zu sagen scheffelweise, ins Quartier brachten.

Von diesem Haufen sich zu trennen wäre gar zu empfindlich gewesen, und daher führte man sie nicht ohne Unstatten nach Weimar, wo sie zerstreut und lästig nirgends unterzubringen waren.

Höchst erwünscht fand sich daher die Mitwirkung eines werthen Mannes, Herrn Hofrath Soret, der, in Genf und Paris studirend, sich die Verdienste neuerer Krystallographie anzueignen gewußt. Ihm, der schon durch verschiedene würdige Aufsätze in diesem Fache rühmlich bekannt geworden, schien es vorbehalten, die ungefüge Menge zu durchspähen, zu sondern und ihre schätzbare Mannichfaltigkeit anerkennend zu ordnen. Ein Katalog, den er zu verfassen und selbst zum Druck zu befördern geneigt war, giebt von dieser Arbeit das beste Zeugniß.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Vierter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Uralte, neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren.

1823.

Eine vorjährige Fahrt von Eger aus nach der bayerischen Gränze hin ist unsern Lesern in frischem Andenken. Wir erzählten sie unter dem Titel: Fahrt nach Pograd; nun folgte die Wiederholung am 23. August 1823. Erst führte derselbige Weg gerade nach Pograd, da denn die Eisensteingruben abermals am Wege beschaut und sehr schöne mineralisirte Holzmasern aufgefunden wurden. Weiter ging die Fahrt über die Brücke des Baches Kirron und wir gelangten abermals zum Oelberg. Wie zu vermuthen fanden wir die Einrichtung desselben weiter vorgerückt, ja beinahe vollendet, leider auf das allergeschmacklosesste. Die Einhegung des Gartens Gethsemane mit Granitpfeilern und angemaltem Lattenwerk war durch eine unverschlossene Thüre abgerundet, der Heiland restaurirt am rechten Platze, der Engel gleichfalls; die Apostel schliefen ihren langen unthelnehmenden Schlaf; inwärts war das Stacket mit symbolischen, religiös-ascetischen Bildern und Inschriften dieser Art auf vielen an einander gereihten Tafeln verziert.

Von diesen kunst- ja handwerkslosen Absurditäten wandte man sich gerne auf das gegenüberstehende ältere dreiseitige Gebäude, wo hinter starken Gittern die Ereignisse jener bänglichen Nacht, nach guter Kunstüberlieferung, in Holz geschnitzt und angemalt dargestellt waren. Ein Engel, herabschwebend, der den in Seelenleiden vor sich zur Erde gesunkenen Christus aufzurichten im Begriff ist, interessirt der Kelch zwischen beiden auf einem Felsen in der Mitte steht, nimmt sich gut aus, und das Ganze ist kunstreich componirt, daß ich wohl wissen möchte, wonach dieses Schnitzwerk gebildet sey.

Die Aussicht auf St. Lamrette in der Höhe gegenüber, auf die Thongruben in der Tiefe ward zu freundlicher Erinnerung gerne begrüßt. Ich erwähne dieser Dinge umständlicher, um den Naturforschern, die sich von Eger oder von Franzensbrunn aus nach den Feuerspuren begeben möchten, unterwegs einige Unterhaltung zu versprechen.

Immer in mittägiger Richtung gelangt man nach Gosl: hier findet man ein reinliches Wirthshaus und eine hübsche Familie. Wir gaben die mitgebrachten Nahrungsmittel in Verwahrung und bestellten was man gewähren konnte.

Von hier aus führt ein unangenehmer Weg durch einen Kieferwald, die Straße breit genug, aber so ausgefahren, daß sie bei feuchtem Wetter einen Wagen kaum durchlassen muß; endlich gewinnt man einen Aufstieg, gleichfalls durch ein Kieferwäldchen, wo der Thonschiefer sogleich hervortritt, und endlich auf der freien Höhe des Rehberg gleichfalls ansteht, jedoch sich dadurch auszeichnet, daß häufige Quarzstreifen dem Ganzen ein wellenförmiges Ansehen geben.

In der Tiefe sieht man das Dorf Boden vor sich liegen; man stieg hinunter und traf die genannte Gebirgsart durchaus: man ging an dem gegen Mittag laufenden Wässerchen durchs Dorf hinauf und fand hier sehr bedeutende mit Quarz durchflaserte Thonschiefermassen, endlich große entschiedene Schlackenklumpen. An der rechten Seite des Bächleins, zuoberst des Dorfes, findet sich ein kleiner, doch merklicher Kegel ganz aus Schlacken bestehend, oben in der Mitte eine geringe Vertiefung; die Einwohner sagen es sey ein verschütteter Brunnen; die übrigen Seiten sind glatt und berast: beim Aufhacken treten sogleich löcherige Schlacken hervor; so vorzüglich ausgezeichnete wie die obgemeldeten im Bache fanden sich nicht. Man brachte uns kugel- und eiartig geformte Klumpen, wovon die kleinern durch Feuer angeschmolzene mit ihrer Gebirgsrinde zusammengesinterte Hornblendekrystalle inwendig sehen ließen, die größern aber eine bis zum Unkenntlichen durchs Feuer veränderte Grundsteinart genannt werden mußten.

Man wendet sich nun, über den Abhang des Rehberg, wieder nordwärts nach Altalbenreuth: unterwegs findet man in den mindesten Wasserrissen Spuren von zerstörten Hornblendekrystallen, größer und kleiner, bis zum Sande herab; übrigens ist alles flach abhängige Weide.

Bei Altalbenreuth selbst findet sich eine sogenannte Sandgrube, womit

man den Hügel aufgeschlossen, wo sich ein aufgeschwemmter vulcanischer Tuff gar wohl erkennen läßt.

So weit gingen dießmal unsere vorläufigen Betrachtungen, die wir denn bei günstiger Sommerszeit weiter fortzusetzen gedenken.

Verzeichniß der bei Boden und Altalbenreuth angetroffenen Mineralien.

1) Thonschiefer mit durchgehenden Quarzlagern, wellenförmigen Ansehens.

2) Vollkommen durchgeschmolzene Schlacke, aus dem Klumpen des Bachs bei Boden.

3) Breiartig geflossene Schlacke vom conischen Hügel am Ende des Dorfs.

4) Deßgleichen.

5) Bis zur Unkenntlichkeit verändertes Urgestein mit frischem Bruch.

6) Deßgleichen in runder Kugel.

7) Vom Feuer stark angegriffene Hornblende-Krystalle, mit der thonigen Gebirgsart zusammengeschmolzen. Diese Krystalle haben einen so gewaltsamen Grad des Feuers ausgestanden, daß im Innern kleine Höhlen wie vom Wurme gestochen gebildet sind.

8) Ein Stück von einem zusammengeschwemmten und gebackenen Tuff bei Albenreuth.

Nimmt man nun was wir über den Wolfsberg bei Czerlechin, sodann über den Fuß des Rehberg und die Vorkommnisse bei Boden und Altalbenreuth gesprochen, endlich zusammen und vergleicht es mit demjenigen was wir früher von dem Kammerberg bei Eger gemeldet, so findet man übereinstimmende und abweichende Erscheinungen; das Wichtigste möchte seyn, daß alle unmittelbar auf dem Thonschiefer oder an denselben anstoßend zum Vorschein kommen, wie auch übrigens die Umgebung seyn möge.

An und auf dem Wolfsberge haben wir außer dem Thonschiefer als archetypisch annehmen müssen Basalt und ein an Hornblende-Krystallen sehr reiches Urgestein. Das Pyretypische haben wir eben umständlich ausgeführt und zu bemerken gehabt, daß die Hornblende-Krystalle zwar

vom Feuer angegriffen, aber eigentlich nicht im höchsten Grade verändert, die Augitkrystalle dagegen noch ganz frisch erhalten seyen.

Den Rehberg finden wir nur aus Thonschiefer bestehend, der quarzreich durch ein wellenförmiges Ansehen sich von dem des Pilsener Kreises unterscheidet. Hornblende finden wir zerstückt, zerstreut, eingeschmolzen, aber den Urfels können wir nicht nachweisen, so wenig als von dem Gestein Nr. 5, welches in größerer Tiefe anstehen muß.

Wenden wir uns nun zum Kammerberg und nehmen von uns was wir früher hierüber geäußert, so sagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserm damaligen Vortrag: Das archetypische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen; wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschoben worden; dieses Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner frühern Schichtung auch so verändert über einander liegen geblieben, sondern die Gluth hat auch die anstoßenden Basaltfelsen ergriffen und auf den obern Theil derselben starken Einfluß gehabt, dahingegen die untersten in ihrer archetypischen Starrheit sich befinden. Durch diese Vorstellungsart, wie man auch von ihr denken möge, kommen die drei angeführten Localitäten, obschon eine jede ihr Eigenthümliches, je nachdem an Ort und Stelle ein anderes Frühgebirg von der Gluth verändert worden, behauptet, in eine gewisse Uebereinstimmung. Bedenkt man nun ferner, daß solche Erscheinungen in Böhmen, denen man ihre pyrotypische Eigenschaft nicht absprechen kann, auf dem Ausgehenden der Steinkohlen- und Braunkohlenlager sich finden, so wäre man am Ende wohl gar geneigt diese sämmtlichen Phänomene für pseudovulcanisch anzusprechen.

So viel sey in einer Angelegenheit, die wohl sobald nicht zur Entscheidung kommen möchte, für den Augenblick gesprochen.

Geologiſche Probleme und Verſuch ihrer Auflöſung.

1.

Horizontal liegende Flöze, welche ſich an ſteilen Felswänden oberhalb fortſetzen, werden durch Hebung einer ſolchen Bergwand erklärt.

Wir ſagen in früheſter Zeit jener Entſtehungen war alles Dynamiſche kräftiger als ſpäterhin, die Anziehungskraft der Theile größer. Die niedergehenden Elemente des Flözes ſenkten ſich zwar nieder und belegten die Fläche, aber in gleichem Maße wurden ſie angezogen von den Seitenwänden der nachſtehenden Berge, ſo daß ſie nicht allein an ſehr ſteilen Flächen, ſondern ſogar an überhängenden ſich feſtſetzen und die weitere Füllung des Raums abwarten konnten.

2.

Die auf großen Flächen weit entfernten Granitmaſſen haben auch zu vielem Nachdenken Gelegenheit gegeben.

Wir halten dafür, daß die Erklärung des Phänomens auf mehr als eine Weiſe geſchehen müſſe.

Die beſonders an der ſavoyiſchen Seite, an dem Genfer See ſich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, ſondern ſcharfkantig ſind, wie ſie vom höchſten Gebirg losgeriſſen worden, erklärt man, daß ſie bei dem tumultuariſchen Aufſtand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge ſeyen dahin geſchleudert worden.

Wir ſagen, es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit als die Waſſer das Continent noch bis auf 1000 Fuß Höhe bedeckten, und der Genfer See zur Thauzeit noch mit den nordiſchen Meeren zuſammenhing.

Damals gingen die Gletſcher des ſavoyer Gebirgs weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletſchern

niedergehenden langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Gouffrelinien bezeichnet, konnten eben so gut durch das Arve- und Transethal herunterziehen und die oben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen, wo sie uns noch heut zu Tag bei Thonen schaarenweise in Verwunderung setzen.

3.

Die im nördlichen Deutschland umherliegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verschiedenen Ursprung.

Der nunmehr zu einem bedeutenden Kunstwerk verarbeitete Landgrafenstein giebt uns das sicherste Zeugniß, daß es dem nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehlte.

Wir behaupten, daß theils zusammenhängende, theils einzeln stehende Klippen in dieser weiten und breiten Landschaft wahrscheinlich aus dem Wasser hervorragten, daß besonders der heilige Damm die Ueberreste anzeigt einer solchen Urgebirgsreihe, welche so wie das übrige weiter ins Land hinein, zum größeren Theil auflöslich, nur in ihren festesten Theilen den zerstörenden Jahrtausenden entgangen ist. Daher sind die dort gefundenen, seit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von so großer Schönheit und Werth, weil sie uns das Festeste und Edelste geognostischer Gegenstände seit Jahrtausenden verlegen.

4.

Wenn ich nun schon bisher zu meinen Ableitungen oder wenn man will Erklärungen heben Wasserstand und starke Kälte bedurfte, so sieht man wohl, daß ich geneigt bin den Einfluß zuzugestehen, den man den nordischen Gewässern und Gewaltstürmen auf diese Phänomene bisher auszusprechen schon geneigt war.

Wenn eine große Kälte, bei 1000 Fuß Höhe des allgemeinen Wasserstandes, einen großen Theil des nördlichen Deutschlands durch eine Eisfläche verband, so läßt sich denken was beim Aufthauen die durch einander getriebenen Eisschollen für eine Zerstörung anrichten, und wie sie, bei nördlichen, nordwest- und östlichen Stürmen, die auf die Schollen niedergestürzten Granitblöcke weiter gegen Süden führen mußten.

Wenn nun zuerst diese erste Urgebirgsmasse im nördlichen Deutschland gerettet ist, welches vorzüglich durch die ägyptischen Verwitterungen, welche bis auf den heutigen Tag fortgehen und die Fläche immer mehr

zur Fläche, die Wüste immer mehr zur Wüste machen, geschehen muß, so wird man sich zu erklären haben, daß man jenem Herüberführen auch aus den überbaltischen Regionen durch das Eis nicht abgeneigt ist; denn es gehen noch bis auf den heutigen Tag große Eismassen in den Sund ein, welche die von dem felsigen Ufer abgerissenen Urgebirgsmassen mit sich herabringen.

Allein diese Wirkung ist nur als secundär anzusehen. Indem wir im nördlichen Deutschland die Urgebirgsarten der nördlichsten Reiche erkennen, so folgt noch nicht, daß sie dort hergekommen; denn dieselbigen Arten des Urgebirgs können so hüben wie drüben zu Tage ausgegangen seyn. Ist doch das Urgebirg eben deßhalb so respectabel, weil es sich überall gleichsieht, und man Granit und Gneis aus Brasilien, wie mir die Exemplare zu Handen gekommen sind, von dem europäisch-nördlichen nicht zu unterscheiden vermöchte.

Wunderliche Art der Erklärungslustigen! Was fest und unerschütterlich ist, soll erst werden und sich bewegen, was ewig fort sich bewegt und verändert, soll stationär seyn und bleiben, und das alles bloß damit etwas gesagt werde.

Die Sache mag seyn wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche; und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Consens zu widersetzen Muth hat.

Im Ganzen denkt kein Mensch, daß wir als sehr beschränkte schwache Personen uns um das Ungeheure beschäftigen, ohne zu fragen wie man ihm gewachsen sey? Denn was ist die ganze Heberei der Gebirge zuletzt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es sind bloß Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben. Hiermit sey genug gesagt, wo nicht zu viel.

Das Schrecklichste was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung, die sämmtlichen Naturforscher seyen hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt, der weiß wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeiten sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler; eine

solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie, und führt sie mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. Hundert und aber hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in anderen Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respectirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun als jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht? Das heißt man alsdann allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.

Ich habe dieses, was ich hier sage, in concreto an ganz würdigen Männern gesehen; ihre Sache war im Felde der Naturlehre ihr Fach, ihr Geschäft, ihre Erfahrungen und Wissen zu innigen, zu isoliren, zu vervollständigen und durchzuarbeiten. Hier waren sie vortrefflich, durch Unterscheiden und Ordnen belehrend, ihr Urtheil sicher, genug höchst schätzenswerth: in anderen Fächern aber waren sie ganz gemein; was der Tag hatte, was der Tag brachte, was allenfalls in Compendien und Zeitschriften stand, das wußten sie, das billigten sie, nahmen aber auch nicht den geringsten weitern Theil daran.

Verschiedene Bekenntnisse

1830.

Wo der Mensch im Leben hergekommen, die Seite von welcher er in ein Fach hereingekommen, läßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge, welches natürlich und nothwendig ist.

Ich aber habe mich der Geognosie befreundet, veranlaßt durch den Flözbergbau. Die Consequenz dieser über einander geschichteten Massen zu studiren verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Diesen Ansichten war die Werner'sche Lehre günstig und ich hielt mich zu derselben, wenn ich schon recht gut zu fühlen glaubte, daß sie manche Probleme unaufgelöst liegen ließ.

Der Ilmenauer Bergbau veranlaßte nähere Beobachtung der sämmtlichen thüringischen Flöze, vom Todtliegenden bis zum obersten Flözkalke, hinabwärts bis zum Granit.

Diese Art des Anschauens begleitete mich auf Reisen: ich bestieg die Schweizer und Savoyer hohen Gebirge, erstere wiederholt; Tyrol und Graubündten blieben mir nicht fremd und ich ließ mir gefallen, daß diese mächtigen Massen sich wohl dürften aus einem Lichtnebel einer Kometen atmosphäre krystallisirt haben. Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologischen Betrachtungen, bestieg den Vesuv und Aetna, versäumte aber nicht die ungeheure gewaltsame Ausdehnung der Erdbrände, in Gefolg so gränzenloser Kohlenlager, zu beachten und war geneigt beide mehr oder weniger als Hauptschweren der Erdoberfläche anzusehen.

Ich legte doch hierauf keinen Werth, kehrte zu den thüringischen Flözen zurück und habe nun das Vergnügen, daß im vergangenen October

unser Salinendirector Glenck in der Tiefe eines Bohrloches von 1170 Fuß Steinsalz und zwar in ganz reiner Gestalt dem Bruchstücke nach, theils körnig, theils blätterig angetroffen.

Die Sicherheit womit dieser treffliche Mann zu Werke ging, in Ueberzeugung, daß die Flözlagen des nördlichen Deutschlands vollkommen jenen des südlichen gleich seyen, bestätigte meinen alten Glauben an die Consequenz der Flözbildung und vermehrte den Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens (Refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir nach meinem obigen Bekenntnisse durchaus widerwärtig von jeher erscheinen mußte.

Nun aber lese ich in den neuesten französischen Tagesblättern, daß dieses Heben und Schieben nicht auf einmal, sondern in vier Epochen geschehen. Voraus wird gesetzt, daß unter dem alten Meere alles ruhig und ordentlich zugegangen, daß aber zuerst der Jurakalk und die ältesten Versteinerungen in die Höhe gehoben worden, nach einiger Zeit denn das sächsisch-böhmische Erzgebirg, die Pyrenäen und Apenninen sich erhoben haben, sodann aber zum dritten- und letztenmal die höchsten Berge Savoyens und also der Montblanc hervorgetreten seyen. Dieses von Herrn Elie de Beaumont vorgetragne System wird am 28. October 1829 der französischen Akademie von der Untersuchungscommission zu beifälliger Aufnahme und Förderung bestens empfohlen. Ich aber läugne nicht, daß es mir gerade vorkommt, als wenn irgend ein christlicher Bischof einige Bekams für canonische Bücher erklären wollte.

Da ich hier nur Confessionen niederschreibe, so ist nur von mir und meiner Denkweise die Rede. Es ist nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich das was andern denkbar ist, unmöglich in meine Denk- und Fassungskraft aufzunehmen vermag.

Wenn ich aber zu meinem Anfang zurückkehre und nun ihr Werk betrachte, so sehe ich, daß sie von der allgemeinsten Seite in dieses Geschäft hereingegangen sind; Astronomie, physische Geographie, Physik, Chemie und was sonst noch allgemein ist, waltet über das Ganze und dient zu Unterstützung jeder ihrer Schritte. Ich hatte schon Kenntniß von der ersten Ausgabe und beschäftige mich dankbar mit der gegenwärtigen, ungewiß, was ich daraus mir aneignen und in meine gegen diese ungeheuern Allgemeinheiten beinahe abgeschlossenen Richtungen werde benutzen können. Auf alle Fälle sind einige Capitel mir schon höchst belehrend

gewesen, da ihre ausgebreiteten Studien sich über das neueste der Entdeckungen erstrecken, denen ich in meiner Lage nicht folgen kann.

Die Verlegenheit kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die, in der sich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der sowohl gegründet scheinenden als über die ganze Welt verbreiteten Werner'schen Lehre finden muß, wenn er, aus seiner ruhigen Ueberzeugung aufgeschreckt, von allen Seiten das Gegentheil derselben zu vernehmen hat.

Der Granit war ihm bisher die feste, unerschütterte Basis, auf welcher die ganze bekannte Erdoberfläche ihren Ruhestand nahm; er suchte sich die Einlagerungen und Ausweichungen dieses wichtigen Gesteins deutlich zu machen; er schritt über Schiefer und Urkalk, unterwegs auch wohl Porphyr antreffend, zum rothen Sandstein, und musterte von da manches Flöz zeitgemäß, wie es die Erscheinungen andeuten wollten. Und so wandelte er auf dem ehemals wasserbedeckten, nach und nach entwässerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Traf er auf die Gewalt der Vulcane, so erschienen ihm solche nur als noch immer fortdauernde, aber oberflächliche Spätlingswirkung der Natur. Nun aber scheint alles ganz anders herzugehen; er vernimmt, Schweden und Norwegen möchten sich wohl gelegentlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben, die ungarischen Bergwerke sollten ihre Schätze von untenauf einströmenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tyrols solle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit sich in die Höhe genommen haben — Wirkungen freilich der tiefsten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung gesehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult, den sie erregten, vernommen hat.

Was sieht denn hier also ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, sprungweise angewendete Inductionen und Analogien, Assertionen, die man auf Treu und Glauben annehmen soll.

Wiederholt viele Jahre schaute ich mir die Felsen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, ehe ich auszusprechen wagte, unser Ur- oder Grundgebirg habe sich aus der ersten großen chaotischen Infusion krystallinisch gebildet,

und sehen also alle jene Zacken und Hörner, alle Bergrücken und die zwischen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern, oder sonst woher abzuleiten, als aus jener ersten großen Naturwirkung. Eben so betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirg, und konnte durchaus das Bestreben selbst der größten Massen zu gewissen Gestaltungen nicht mehr zweifelhaft finden. Die dem Ursprung gleichzeitigen Gänge und die Verrückungen derselben klärten sich auf; die Uebergänge, Anlagerungen und was sonst vorkommen konnte, ward sorgfältig und wiederholt beobachtet, bis zuletzt die Flöze, sogar mit ihrem Inhalt von Kohlenversteinerungen, sich naturgemäß rationell anschlossen, wobei man freilich nicht übereilt verfahren durfte.

Alles, was ich hier ausspreche, habe ich wiederholt und anhaltend geschaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß sich nicht auslöschen, die genauesten Zeichnungen veranstaltet, und so habe ich, bezüglich auf den Theil der Erde, den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinstimmend an mehreren Orten und Enden gefunden.

Nach diesem Lebens- und Untersuchungsgange, wo nur Beständiges zu meinem Anschauen gekommen, da denn selbst der problematische Basalt als geregelt und in der Folge nothwendig erscheinen mußte, kann ich denn meine Sinnesweise nicht ändern, zu Lieb' einer Lehre, die von einer entgegengesetzten Anschauung ausgeht, wo von gar nichts Festem und Regelmäßigem mehr die Rede ist, sondern von zufälligen unzusammenhängenden Ereignissen. Nach meinem Anschauen baute sich die Erde aus sich selbst aus; hier erscheint sie überall geborsten, und diese Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt.

Durch dieses Bekenntniß gedenke ich keineswegs mich als Widersacher der neuern Lehre zu zeigen, sondern auch hier die Rechte meines gegenständlichen Denkens zu behaupten, wobei ich denn wohl zugeben will, daß wenn ich von jeher, wie die Neuern, die mit so großer Uebereinstimmung ihre These behaupten, auch aus Auvergne oder wohl gar von den Anden meine Anschauung hätte gewinnen und das, was mir jetzt als Ausnahme in der Natur vorkommt, mir als Regel hätte eindrücken können, ich wohl auch in völligem Einklang mit der jetzt gangbaren Lehre mich befunden hätte.

Gar manches wäre noch zu sagen, allein ich schließe, indem ich die Meinung eines Wohlwollenden oder vielmehr die Art sich auszudrücken,

mir zu eigen gemacht; er hat mich über mich selbst mehr aufgeklärt, den Grund und die Folge meines Daseyns mich besser fühlen lassen, als ich ohne dieß kaum je erreicht hätte.

Unbeschadet des Glaubens an eine fortschreitende Cultur, ließ sich, wie in der Weltgeschichte, so in der Geschichte der Wissenschaften, gar wohl bemerken, daß der menschliche Geist sich in einem gewissen Kreise von Denk- und Vorstellungsarten herumbewege. Man mag sich noch so sehr bemühen, man kommt nach vielen Umwegen immer in demselben Kreise auf einen gewissen Punkt zurück.

Pater Kircher, um gewisse geologische Phänomene zu erklären, legt mitten im Erdball ein Pyrophylakium an, und daneben herum manche Hydrophylakien. Da ist denn alles fertig und bei der Hand. Die kalten Quellen entspringen fern von der Feuergluth; die lauen schon etwas näher; die heißen ganz nahe, und diese müssen einen unendlichen Grad von Hitze annehmen, daß sie noch siedend bleiben, nachdem sie einige tausend Fuß sich durch das festeste Grundgestein durchgeschlungen haben. Braucht man einen Vulcan, so läßt man die Gluth selbst durch die geborstene Erde durchbrechen und alles geht seinen natürlichen Gang.

Dieser ältern anfänglichen Vorstellung ist die neuere ganz gleich. Man nimmt eine Feuergluth an unter unserm Ur- und Grundgebirge, die hie und da sich andeutet, ja hervorbricht, und überall hervorbrechen würde, wenn die Urgebirgsmassen nicht so schwer wären, daß sie nicht gehoben werden können. Und so sucht man überall problematische Data dahin zu deuten, daß dieses ein- oder das anderemal geschehen sey.

Kirchers Pyrophylakium ist in allen Ehren und Würden wieder hergestellt; das Hydrophylakium ist auch gleich wieder bei der Hand: die lauen und heißen Quellen sind oben schon erklärt, und diese Erklärung des Jesuiten im siebzehnten Jahrhundert ist so faßlich, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten der Verfasser der Amusemens des eaux de Spa. zu Verständigung und Unterhaltung der dortigen Curgäste, sie zwischen Liebes- und Spielabenteuern und anderen romanhaften Ereignissen mit der größten Gemüthsruhe und Sicherheit verträgt.

King Coal.

1829.

Die englische Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wissenschaftlichen Männer das ins Ganze Versammelte, so wie das einzeln Gefundene baldmöglichst in Thätigkeit zu bringen suchen; am sichersten kann dieß geschehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hierzu verschmähen sie kein Mittel, und es möchte vielleicht wunderlich scheinen, daß sie, indem andere Völkerschaften sich mit Streit und Zwist, was als Hypothese oder als Methode gelten soll, leidenschaftlich umhertreiben, sie durch Gedichte ernster und scherzhafter Art das was jedermann wissen sollte, unter die Menge bringen.

Didaktische Gedichte sind in England wohl aufgenommen; ein neueres, durchaus munteres und glücklich humoristisches verdient näher gekannt zu seyn. Es soll die geognostischen Kenntnisse nicht etwa populär machen, sondern vielmehr geistreiche Menschen zur Annäherung berufen. Uebrigens nehmen sie den Gebirgsbau im Sinne der Werner'schen Schule, und mehr braucht auch ein frei umblickender Reisender nicht, um sich an vielen vorüberfliegenden Gegenständen zu interessiren. Das Gedicht ist in drei Theilen geschrieben; der erste: King Coals Levee, or geological etiquette (by John Scafe).

König Coal, der Beherrscher, um seiner Gemahlin Pyrites zu gefallen, fordert die sämmtlichen Gebirgsarten von England und Wallis durch ein gebieterisches Erdbeben zusammen. Er, auf seinem schwarzen Throne sitzend, ernst und stattlich, sie, munter und glänzend, präsidiren in dem Audienzsaal, der von glimmergeschmückten Wänden ein blendendes Gaslicht zurückwirft.

Die Gebirgsarten kommen; ihre Rangordnung ist festgesetzt. Herzog Granit kommt zuerst, angekündigt durch Gneis; jener, mit Würde einhertretend, wird vom König Coal begrüßt, Gneis aber erscheint im verwitterten Zustande und prägt keinen Respekt ein. Hierauf tritt Marquis Schiefer heran; er ist aber auch nicht in den besten Gesundheitsumständen. Hierauf kommt die Gräfin Porphyry als Wittwe; sie hat ihre Prachtgarderobe in Aegypten gelassen: die Königin spottet über ihre schlechte Tracht; der König erklärt sie für eine gelehrte Dame, die um ihren Anzug nicht genug besorgt sey.

Ein schöner Mann, grün gekleidet, vornehm aber von geringen Besitzungen, Graf Serpentin, erscheint. Dann tritt Viscount Syenit hervor, jenem obengenannten Herzog Granit sehr ähnlich; er schien sich selbst zu gefallen: denn er besaß große Herrschaften, er war mit einem gewissen Hornblende verwandt, einem trockenen Manne; sie waren aber beide so intime Freunde, daß wer den einen sah, den andern zu sehen glaubte.

Graf Grauwacke tritt kühnlich auf, tüchtigen Ansehens, mit sommerfleckigem Gesichte. Der Zauberer Werner in Sachsen hatte ihn auferzogen, und nun mit großem Selbstvertrauen machte er Ansprüche auf die Besitzungen des Thonschiefers; der König meint jedoch, der Streit könne noch lange währen.

Nachbar Wasserblei, ein weitläufiger Verwandter des Königs, der über sein trauriges Schicksal, immer eingesperrt zu werden, melancholisch geworden, zeigt sich nur wenig im Vorübergehen. Nun tritt ein bedeutender Mann, Sandstein der ältere, nachdem er lange vergebens auf seinen Vetter, Sandstein den jüngern, gewartet, allein in die Audienz. Ihm folgt sogleich Sir Lorenz Urkalk, ein reichbegüterter Herr, unverheirathet, aber Freund von Miß Gypsum, die er ihres Reichthums wegen wohl geheirathet hätte; doch ihre süße Nichte Selenit macht gleichfalls Ansprüche an ihn, doch hat sie keine Reichthümer zu erben und dieß macht die Wahl zweifelhaft.

Die beiden Sandsteine machen auch Ansprüche an Miß Gypsum; der jüngere führt Salz in allen seinen Reden, wenn auch kein attisches; auch hat das Geschlecht Sandstein viele Seitenverwandte, wovon die meisten nicht präsentabel sind, aber alle stolz, weil sie sich von dem großen Pair, Lord Quarz, herschreiben.

Aber Sir Lorenz Urkalk iſt bei Hofe wohlgeſehen und von ausgebreiteten Beſitzungen; ſeine vier Söhne werden gleichfalls aufgeführt und dabei Vetter Mergel nicht vergeſſen.

Nun aber entſchuldigt Sir Lorenz ſeine Mutter, Lady Marmor, wegen ihrer entfernten Wohnung, worauf König Coal ſeine Gemahlin belehrt, was das für eine ſchöne Dame geweſen, ja wohl noch ſey; zwar in England nicht einheimiſch, doch in allen großen Häufern wohl aufgenommen. Er rühmt ihre hohe Politur und verſichert, an welchen Hof ſie käme, würde ſie ſich wohl zu Hauſe fühlen; ja es ſey jetzt eine Intrigue im Werk, ſie ſo hoch als möglich zu erheben: denn man höre wiederholt, Canova bezeige ihr große Aufmerkſamkeit.

Der jüngere Sandſtein, mit Miß Gypſum am Arme, treten vor, jedes von ſeiner Seite gar freundlich mit den Herren und Damen vom Hofe liebängelnd.

Nun erſcheint Tufſtein, wunderlich bewaffnet; er war nicht er ſelbſt, ja er ſchien betrunken; mit ſeltſamem Prunk hatte er mit Eidechſen und Fiſchen ſein Haupt geziert. Sein Schild war eine calcinirte Schildkrötenſchale; ein Ammonshorn krannte in der Mitte als Nabel; er ritt auf einem Krokodil und zeigte ſich als Herr ſämmtlicher Foſſilien.

Nun kommt Flözkalk und mit ihm der muntere hartherzige Bube Flint. Flözkalk, im ſüdlichen England wohnend, konnte niemals ohne dieſen Kobold ſeyn.

Hans Mergel und Jakob Thon kommen von Scheppiseiland und waren bei Hof wohl empfangen; die Königin war eine Freundin von Muſcheln und hatte dem Jakob Thon aufgetragen, ihr eine Sammlung zu veranſtalten. Auch die Botanik ward nicht hintangeſetzt und die Pflanzen der Vorwelt ſorgfältig geſammelt. Deßhalb erhält denn Jakob Thon eine gute Aufnahme, ſchmeichelt den Majeſtäten und ſucht ſich auch hier feſtzuſetzen.

Nun kommt, zwar etwas ſpät, Baron Baſalt, mit kühnem Auftreten, von Lady Grünſtein und Page Zeolith begleitet. Der Baron ſieht ſich verächtlich um, und da er keine Säulen ſieht, findet er den Saal unwürdig: Staffa und Fingalshöhlen ſeyen ganz was anders, meint er. Er verbarg ſeine Verachtung nicht, und man muß ihm das nicht übel nehmen, da er als vollkommener Architekt berühmt war.

Meteorologie.

Wolkengestalt nach Howard.

1820.

Vorwort.

Indem man sich zu einem Vortrag über irgend einen Gegenstand anschickt, so ist es wohlgethan zu bedenken und sodann andern mitzutheilen, wie man auf die Betrachtung gerade dieses Gegenstandes gekommen und unter welchen Umständen man demselben nach und nach mehrere Aufmerksamkeit zu widmen angeregt worden.

Mit kindlichem, jugendlich-frischem Sinn, bei einer städtisch-häuslichen Erziehung, blieb dem sehnsuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht als gegen die Atmosphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuser beschränkt, desto freier die Abendseite, wie denn auch der Spaziergang sich wohl eher in die Nacht verlängert, als daß er dem Tag zuvorkommen sollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach versinkenden Helle, das Andringen der Nacht beschäftigte gar oft den einsamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagelstürme, die auch meist von der Westseite heranziehen, erregten entschiedene Aufmerksamkeit, und es sind noch frühere Zeichnungen übrig in seltsamen Wolkengebilden verschiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Malers können atmosphärische Erscheinungen jemals fremd werden, und auf Reisen und Wanderungen sind sie eine bedeutende Beschäftigung, weil von trockenem und klarem Wetter auf dem Lande, so wie zur See von einem günstigen Winde, das ganze Schicksal einer Ernst- oder Lustfahrt oft allein abhängt.

In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmosphärischen Erscheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrene jedoch zusammenzustellen fehlten mir Umsicht und wissenschaftliche Verknüpfungszweige. Erst als Seine königliche Hoheit der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten Höchstdieselben mich aufmerksam auf die von Howard bezeichneten und unter gewisse Rubriken eingetheilten Wolkengestaltungen. Ich verfehlte nicht aus der Erinnerung was mir früher bekannt geworden, hervorzurufen, und erneuerte meine Aufmerksamkeit auf alles was in der Atmosphäre den Augen bemerkbar seyn konnte. Ich ergriff die Howard'sche Terminologie mit Freuden, weil sie mir einen Faden darreichte den ich bisher vermißt hatte. Den ganzen Complex der Witterungskunde, wie er tabellarisch durch Zahlen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen oder daran auf irgend eine Weise Theil zu nehmen, war meiner Natur unmöglich; ich freute mich daher einen integrirenden Theil derselben meiner Neigung und Lebensweise angemessen zu finden, und weil in diesem unendlichen All alles in ewiger, sicherer Beziehung steht, eins das andere hervorbringt oder wechselsweise hervorgebracht wird, so schärfte ich meinen Blick auf das dem Sinne der Augen Erfaßliche, und gewöhnte mich die Bezüge der atmosphärischen und irdischen Erscheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu setzen, ohne dergleichen Instrumente jederzeit bei der Hand zu haben.

Howards Terminologie.

Wenn man die Lehre Howards beim Beobachten wohl nutzen will, so muß man die von ihm bezeichneten Unterschiede fest im Auge behalten, und sich nicht irre machen lassen, wenn gewisse schwankende Erscheinungen vorkommen; man übe sich vielmehr dieselben auf die Hauptrubriken zurückzuführen.

Howards Terminologie wird hier aufgestellt, in der Ordnung wie die verschiedenen Wolkenformen Bezug auf die Erde oder auf die höhern Regionen haben mögen.

Stratus.

Hierunter werden alle diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif

West-östlicher Divan.

In zwölf Büchern.

an, der ſich vom Sumpf oder feuchten Wieſen erhebt, und darüber eine Zeit lang ſchweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken, kann alles mit dieſem Namen bezeichnet werden. Da nun, wie geſagt, die horizontal gelagerten Wolken eine nächſte Beziehung auf die Erde haben, ſo läßt ſich bemerken, daß ſie dieſe Form nur bis auf eine gewiſſe atmoſphäriſche Höhe behalten. Ich vermuthe, daß ſie nicht über 1200 Toiſen, das heißt höchſtens bis an unſere Schneelinie gelangen.

In dem Thal wo die Reuß nach dem Vierwaldſtätter See fließt, habe ich ſie geſehen, da denn dieſe Streifen, wie Soffiten von Couliſſe zu Couliſſe, ſo vom Felſen der einen Seite zum Felſen der andern horizontal herübergezogen waren. Eine bedeutende Zeichnung hiervon iſt noch in meiner Sammlung.

Wenn nun dieſe Wolkenſchichten nur in einer gewiſſen Höhe ſtatthaben, ſo müſſen ſie auch, ſobald das Barometer ſteigt, eine Veränderung der Form erleiden. Wir ſehen daher unterwärts die Wolke noch ſtreifen- und ſchichtweiſe horizontal ſchweben, aufwärts aber entwickeln ſich gedrängte, geballte Maſſen in verticaler Richtung nach der Höhe.

Stratocumulus

heißt dieſe Erſcheinung wie ſie hier beſchrieben worden, wenn nämlich beide Wolkenbeſtimmungen, der ſchon abgehandelte **Stratus** und der folgende **Cumulus**, noch zuſammen hängen und keine Abſonderung zwiſchen ihnen ſtattfindet.

Cumulus

werden ſolche aufgethürmte Wolkenmaſſen genannt, wenn ſie für ſich am Horizont heraufziehen, und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dieß ſind freilich die herrlichen Erſcheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen: ſie ſind es welche in Indien, mit unendlicher Geſtaltveränderung, von Süden nach Norden ziehen und über die ganze Halbinſel ſtreifend, Schritt für Schritt bis zu den Gebirgen hinan, die ungeheuern periodiſchen Regen ausſchütten. Auf dieſen Wolkenzug iſt das vortreffliche Gedicht Megha-Duta gerichtet, welches uns erſt neuerlich von Calkutta mitgetheilt worden. Auf den Gebirgen welche Sachſen und Böhmen trennen, läßt ſich dieſe Erſcheinung oft auf das vollſtändigſte bemerken. Erreicht

aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre, oder erhöht sich der Barometerstand, so zeigt sich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höheren Luftregionen zugeführt wird. Wenn diese Flocken sich unmittelbar aus der starren Wolke entwickeln und noch nicht von ihr getrennt sind, erhält die Erscheinung den Kunstnamen:

Cirrocumulus.

Dagegen wenn diese leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, werden sie

Cirrus

genannt. Dieser aber erscheint in vielerlei Gestalten, welche der Beobachter wohl kennen muß, um nicht irre zu werden. Bekannt sind sie einem jeden, wenn sie, wie eine Heerde hinter einander dahin ziehender Schäfchen oder gelockerter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen sich zeigen. Manchmal aber scheint der Himmel wie mit Besemen gekehrt, und die luftigen Wolkenstreifen haben keine bestimmte Richtung gegen einander, sondern streichen zufällig und seltsam durch die höhere Atmosphäre. Ferner ist ein seltener, aber schöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erscheint. Alle diese Fälle lassen sich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, so wie auch jene leicht hinschwebenden Wolken, die so gerne am Mond vorüberziehen. In der Folge wird sich für alles dieses eine unterabtheilende Terminologie finden, nur muß man erst eine Weile beobachtet haben, damit man nicht voreilig mit Bestimmungen ins Unendliche gehe, und den ganzen Unterschied wieder aufhebe.

Nachzuholen ist nun

Stratocirrus.

Es kann nämlich der Fall vorkommen, besonders zur Winterzeit, daß die auf den Bergrücken, z. B. auf dem Ettersberg, ruhenden Streifschichten, ohne sich erst zum Cumulus zu ballen, gleich luftig abgelöst und als Cirrus in die obere Region abgeführt werden; alsdann tritt gedachte Benennung ein.

Zuletzt ſtehe

Nimbus.

Mit dieſem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn ſich im Sommer, gewitterhaft, über große Landesbreiten eine düſtere Wolke heranwälzt und unten ſchon abregnet, indeſſen ihr oberer Saum noch von der Sonne beſchienen wird.

So weit Howard.

Wenn ich nun zunächſt einen Terminus, der noch zu fehlen ſcheint, vorſchlagen ſollte, ſo wäre es

Paries,

die Wand. Wenn nämlich ganz am Ende des Horizontes Schichtſtreifen ſo gedrängt über einander liegen, daß kein Zwiſchenraum ſich bemerken läßt, ſo ſchließen ſie den Horizont in einer gewiſſen Höhe, und laſſen den obern Himmel frei. Bald iſt ihr Umriß bergrückenartig, ſo daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu ſehen glaubt, bald bewegt ſich der Contour als Wolke, da denn eine Art Cumulo-stratus daraus entſteht.

Wenn ich nun die Howard'ſche Terminologie und die von ihm ſelbſt ausgehende kurz belehrende Darſtellung mir zu eigen machte, ſogleich aber wieder an die Natur ging und die verſchiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden ſuchte, ſo erweckte ich auch jüngere Männer, welche von der Zeit an mit geſchärfter Aufmerkſamkeit das Gleiche thaten. Forſters Arbeiten durfte ich nicht vernachläſſigen und manches war daraus zu lernen; allein ſeine Figuren ſind meiſtens nur den Howard'ſchen nachgebildet, keineswegs charakteriſtiſch, noch naturgemäß; auch wendet er ſich zu ſchnell gegen eine Theorie, die, nach meiner Anſicht, doch immer nur ein Idem per idem iſt.

Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt alle Naturphänomene in einer gewiſſen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Uebergänge vor und rückwärts aufmerkſam zu begleiten: denn dadurch gelangte ich ganz allein zur lebendigen Ueberſicht, aus welcher ein Begriff ſich bildet, der ſodann in aufſteigender Linie der Idee begegnen wird.

Eine friſche Aufmunterung genoß ich zuletzt durch Herrn Brandes

und deſſen Beiträge zur Witterungskunde. Hier zeigt ſich, wie ein Mann, die Einzelnheiten ins Ganze verarbeitend, auch das Iſolirteſte zu nutzen weiß. Ich war dadurch angeregt manches aus meinen Papieren mitzutheilen, das vielleicht, mit ſchon Vorhandenem zuſammengeknüpft, von Werth ſeyn könnte; da ich aber gleich darauf eine Badereiſe bei der glücklichſten, eine ſchöne Dauer verſprechenden Witterung unternahm, ſo entſchloß ich mich, die atmoſphäriſchen Erſcheinungen in der ſtrengſten Folge zu beobachten und zu vergleichen, um zu ſehen und darzuſtellen, wie es ſich mit dem Conflict der obern und untern Regien, der austrocknenden und anfeuchtenden verhalte.

Tagebuch.

Sonntag, den 23. April 1820, bis Schleiz.

Stand in Jena, früh des Morgens um fünf Uhr, das Barometer 28″ 2‴ 5‴‴.

Am ganz reinen Himmel, vor Sonnenaufgang, einige Streifen im Oſten, die ſich, wie ſie herankam, in Cirrus auflöſten; eben ſo die übrigen, im Norden und Zenith ſchwebenden Streifen. Die Nebel aus der Saale verfloſſen ſogleich in die Luft, legten ſich an die Berge, ſchlugen als Thau nieder; das Wenige was empor kam, zeigte ſich auch gleich als leichtere Streifen. Gegen Süden zu fahrend, ſah man am Horizent, in der Gegend der böhmiſchen und Fichtelgebirge, gleiche Streifen, aber gedrängter über einander.

Der Wind war Nord-Oſt-Oſt. Aufmerkſamkeit verdiente nunmehr, daß alle dieſe Streifen die Neigung zeigten in Cirrus überzugehen: denn ſie lockten und theilten ſich in ſich ſelbſt, indem ſie doch ihre horizontale Ausdehnung und Lage behielten. Bei wachſender Höhe des Sonnenſtandes ließ ſich ferner bemerken, daß ſie eine Art von Annäherung gegen einander ausübten, in Verbindung traten und Formen bildeten, die man für Stratus anzuſprechen hatte. Dieſe, obgleich an ihrer Baſe ziemlich horizontal, als aufliegend auf einer Luftſchichte die ſie trug, fingen doch an ihren obern Umriß aufzublähen, in verſchiedene Erhöhungen zu geſtalten und dadurch das Recht zu erlangen für Cumulus zu gelten.

Hier ſah man nun die drei Hauptbildungen gleichzeitig, und konnte

die Möglichkeit ihrer Coexistenz bei dem höchsten Barometerstand gar wohl begreifen.

Eine solche Schaar, von unten mehr oder weniger verflächten, oben ausgerundeten, geballten Luftkörpern hatte durchaus, vereinzelt und unzusammenhängend, gegen zwölf Uhr den ganzen Himmel eingenommen und schien, bei fortdauerndem Nordostwind mit geringer Bewegung gegen Süden, nicht abzunehmen.

Gegen Abend jedoch ließ sich ganz deutlich bemerken, daß sie nach und nach von der Luft aufgezehrt wurden; und zwar, wie sie reihenweise sachte nach Süden zogen, entwickelte sich meist die unterhalb ziehende Wolke gegen die obere und verband sich mit ihr, indeß diese nichts dabei gewann, indem auch sie von ihren obern Theilen nach der höhern Luft, sich einzeln auflösend, abgab, und sie sich endlich allesammt zerstreuten.

So war nach Sonnenuntergang gar bald der ganze Himmel rein, und hatte diese bedeutende Feuchtigkeit sich in der Atmosphäre aufgelöst.

Es war der vierte Tag nach dem ersten Viertel des Mondes. Dieser Tag war auf der Fahrt bis Schleiz zugebracht.

Montag, den 24. April, bis Hof.

War die Folge des gestrigen Tages und der vergangenen Nacht gar wohl zu beobachten.

Die Luft hatte alle Feuchtigkeit in sich aufgenommen, es entstand daher bei Sonnenaufgang eine Art von Höherauch, den man an entfernteren Gegenständen, auch an einem bläßeren Himmelsblau gar wohl bemerken konnte. Es zeigen sich nach und nach zarte horizontale Streifen, in die sich der Höherauch zusammenzieht; sie überdecken den ganzen Himmel, zugleich manifestiren sie ihre cirröse Tendenz; sie lockern sich aus einander und zeigen sich als Reihen von Schäfchen. Ein Theil des Höherauchs ist als Thau niedergegangen. Der Nordostwind strömt heftig; schon löst sich der obere Umriß aller Streifen flammig auf, ja es steigen aus demselben einzelne Säulen wie Rauch aus den Essen hervor, die aber doch oben sich wieder zur Schicht legen, als wenn sie ihren vorigen Zustand wieder annehmen wollten. Alle diese Bemühungen gelten aber nicht gegen den Nordost, der mit Heftigkeit bläst: keine Wolke vermag sich mehr zu ballen: gegen Mittag schon ist der ganze Himmel rein. Im Gasthof zum Hirschen in Hof konnte man die bewegliche Wetterfahne vom scharfen Ost

stoßweise auf Norden deutend beobachten. Der Mond stand am Himmel, nur wenige Wolken erschienen am Horizonte, und der Nacht blieb kaum übrig was sie aufzulösen hätte.

Dienstag, den 25. April, bis Alexandersbad.

Vor Sonnenaufgang leichte Streifen an dem ganzen Horizont hin, die sich erhoben und verstreckten, sobald sie hervortrat. Die Fahne, vollkommen in Nord, stand unbeweglich; mit wachsendem Tag häuften sich die Wolken. In Alexandersbad stand das Barometer 28 Zoll weniger 1', Linie, welches nach der Höhe des Orts schön Wetter andeutet. Nach Tische bewölkte sich der Himmel immer mehr, die Wolken schienen in tieferer Region zu schweben, Natur und Gestalt des Stratus anzunehmen; auch war das Barometer eine halbe Linie gefallen. Um acht Uhr war der Himmel ziemlich klar; doch lag im Süden eine langgestreckte dichte Wolke, die sich aber nach und nach aufzuzehren schien.

Mittwoch, den 26. April, bis Eger.

Das Barometer war etwas gesunken, dessen ungeachtet war vor Sonnenaufgang der Himmel ganz rein, nur wenige Streifen am Horizont im Norden. Windstille vor und nach Sonnenaufgang; die Hähne krähten. Den ganzen Morgen bis zu Mittag der Himmel völlig rein. In Eger vernahmen wir, das Barometer sey gefallen, aber ohne nähere Bestimmung. Der Himmel blieb den ganzen Tag rein und so auch vollkommen in der Nacht; der Mond schien hell und die Sterne funkelten; ein Nordostwind hatte den ganzen Tag fortgedauert. Jedoch bei wachsender Nacht zeigte sich eine große, obgleich nicht verdichtete Wolkenmasse, welche von Osten heraufsteigend den ganzen Himmel mit einzelnem Gewölk überzog.

Donnerstag, den 27. April, bis Marienbad.

Eben so verhielt es sich Morgens bei Sonnenaufgang. Der ganze Himmel war mit einzelnem, einander berührendem Gewölk bedeckt, davon sich ein Theil in die obere Luft auflöste, ein anderer aber so zottig und grau herunterhing, daß man jeden Augenblick erwartete ihn als Regen niederfallen zu sehn.

Auf dem Wege nach Sandau, wo wir gegen Südost fuhren, sahen wir die sämmtlichen Wolkenphänomene in ihrer charakteristischen Mannich

faltigkeit, Abgesondertheit, Verbindung und Uebergängen, als ich sie nie gesehen, und war in solcher Fülle, daß der ganze Himmel davon überdeckt war. Das leichteste Gespinnst der Besenstriche des Cirrus stand ruhig am obersten Himmel, ganze Reihen von Cumulus zogen, doppelt und dreifach über einander, parallel mit dem Horizonte, dahin; einige drängten sich in ungeheure Körper zusammen, und indem sie an ihrem obern Umriß immer abgezupft und der allgemeinen Atmosphäre angeeignet wurden, so ward ihr unterer Theil immer schwerer, stratusartiger, grau und undurchscheinend, sich niedersenkend und Regen drehend. Eine solche Masse zog sich uns über das Haupt hin, und es fielen wirklich einige Tropfen. Da nun alles dieses in der mittlern Luft verging, war uns die Aussicht auf den Horizont nicht versagt. Wir sahen auf dem ganzen Halbkreis der entferntesten böhmischen Gebirge ein über einander gethürmtes Amphitheater von Cumulus liegen, davon die einzelnen welligen Massen durch kräftigen Sonnenschein in Licht und Schatten gesetzt wurden. Der Wind hatte sich geändert, es war ein Südwest, der aber nur die untere Region zu afficiren schien. Und so dauerte der Conflict zwischen der Atmosphäre und den Wolken den ganzen Tag über. Nach Sonnenuntergang jedoch und Aufgang des Mondes hatte sich der Himmel ganz aufgeklärt, so daß nur ganz leichte Cirrusstreifen zu sehen waren.

Freitag, den 28. April, bis Eger.

Bei Sonnenaufgang ganz klarer Himmel, in Westen Nebelwand, die sich nach und nach heranzog, indem sich der Ostwind in Westwind umlegte, der ganze Himmel überzog sich wieder, aber leicht.

Auf dem Wege nach Eger sahen wir abermals ein herrliches, höchst unterrichtendes Schauspiel vor uns, zu dessen Erinnerung ich folgendes allgemeiner bezeichne.

Der Cumulus kann seiner Natur gemäß vorerst in einer mittlern Region schwebend angesehen werden; eine Menge desselben zieht in langen Reihen hinter einander hin, oben ausgezackt, in der Mitte bauchig, unten geradlinig, als wenn sie auf einer Luftschicht aufsäßen. Steigt nun der Cumulus, so wird er von der obern Luft ergriffen, die ihn auflöst und in die Region des Cirrus überführt; senkt er sich, so wird er schwerer, grauer, unempfänglicher dem Lichte; er ruht auf einer horizontalen, gestreckten Wolkenbase und verwandelt sich unten in Stratus. Die Erscheinung

sahen wir, in der größten Mannichfaltigkeit, an dem Halbkreise des westlichen Himmels vorgehen, bis die untere schwere Wolkenschicht, von der Erde angezogen, genöthigt war in Regenstrichen niederzugehen. Aber auch diese behielten einen leichten, luftigen Charakter, indem sie, schief und in sich selbst gekrümmt, nach der Erde gerichtet, bald abzuregnen schienen, bald eine Zeit lang in der Höhe schwebend verweilten, endlich aber strich- und streifenweise vertical in die Höhe stiegen, sich mit oberen stratusartigen Wolken verbanden, und wieder zu ihrem ersten Ursprung zurückkehrten.

Indessen sahen wir am ganzen westlichen Horizont unzählbare solche Regenschauer einzeln über Felder und Hügel niedergehen, wie uns denn auch ein solcher, dem Landmann höchst erwünschter Regenstrich vorüberstreifend benetzte.

Durch den Flor so wie durch die Zwischenräume dieser wässerigen Ergießungen sahen wir den Fichtelberg mit allem was ihm angehört, von einer schweren Masse festliegender Wolkenballen überlagert. Im Egerkreise war der Regen allgemein gewesen. Gegen Abend klärte sich's wieder auf.

Sonnabend, den 29. April, bis Carlsbad.

War der ganze Himmel überzogen; es mußte im Elbogener Kreise gestern und die Nacht viel geregnet haben, wie man am Weg und Aeckern sah; die Sonne zeigte sich im Mittag, der Wind war Nordwest und sodann ereignete sich das aufsteigende Spiel, Stratus verwandelte sich in Cumulus, Cumulus in Cirrus, wie wir in vorigen Tagen das niedersteigende beobachtet hatten. Der Himmel war mit Wolken aller Art bedeckt, jedoch der Abend freundlich.

Sonntag, den 30. April, Carlsbad.

Das alte Spiel vom Auflösen und Verkörpern der Wolken, ohne Resultat.

Montag, den 1. Mai.

Mit Nordwind zogen untere und obere Wolken, jede in ihrer Region gegen Süden, die untern stratus-, die obern cirrusartig. Diesen kam vom südlichen Berge ein Wolkenzug in einer mittlern Region entgegen, welches Phänomen ich der Anziehungskraft der obern Wolkenreihe zuschreibe;

denn der südliche Zug war, so wie er in die mittlere Region trat, sogleich an dem obern Umriß aufgelöst, mit den höheren Wolken vereinigt, und mußte, zu ihnen gesellt, nach Süden zurückkehren. Es war merkwürdig und seltsam anzuschauen. Dergleichen mag freilich nur in hohen Gebirgsgegenden vorkommen. Um Mittag leichter Schnee, gegen Abend gelinder Westwind.

Dienstag, den 2. Mai.

Der Conflict der obern und untern Luftregien, der Trockne und Feuchte, endigte sich in ein leichtes Schneegestöber, von Zeit zu Zeit wiederholt.

Mittwoch, den 3. Mai.

Es hatte gegen Morgen geschneit. Früh um fünf Uhr war der Schnee auf den Straßen, Platten und sonst Steinen geschmolzen; er hatte sich aber gehalten auf Holzstämmen, Brettern, Schindeln und auf den Planen der Fuhrleute. Den Tag über fortdauernder Wolkenconflict, sich manchmal in Schnee auflösend.

Donnerstag, den 4. Mai.

Im Ganzen wie gestern, gegen Mittag stärker, dichter Schneesturm, welcher wohl eine Stunde anhielt. Darauf wieder Sonnenblicke.

Freitag, den 5. Mai.

Um die Phänomene des Wettstreits der obern und untern Luft in größerer Breite zu sehen, als die Carlsbader Himmelsenge erlaubt, erstieg ich den Schloßberg und ging sodann den Schlackenwalder Weg hinauf, bis zu Findlaters Monument.

Auf diesem Gange läßt sich der Elbogener Kreis bis gegen das Egerland westlich und das Erzgebirge nördlich übersehen.

Es graupelte stark und der ganze Himmel war auf mannichfaltige ungleiche Weise überdeckt. Einherziehende Wolken, die man wohl mußte für Stratus gelten lassen, obgleich von denen im Spätsommer und Herbst bemerkten sehr unterschieden; sie waren viel leichter anzusehen und zogen in einer höhern Region daher, welche sich nach dem Maßstabe jener frühern Bemerkungen an Ort und Stelle gar wohl hätte bezeichnen lassen. Sie mochten in der Region schweben, in welcher sonst die Cumulus einhergehen; sie lösten sich, von Nordwest heranziehend, bald da bald dort in

Graupelschauer auf, welche Land und Gebirge wechselsweise bedeckten und frei ließen. Von Süden stiegen mächtige Cumulus auf, die sich aber, sobald sie sich jenem Zuge näherten, mit demselben sogleich vereint offenbar mit fortzogen und als Graupelschauer mit niedergingen. Sonnenblicke erheiterten das Land. Sogleich aber waren bald von Westen, bald von Süden her ganze Himmelsgegenden bedeckt und solche graue, mehr Nebel als Wolkenzüge in Anmarsch, wie ich solche vom Hammer her, das Teyelthal herunter, auf der Rückseite des Carlsbader Gebirgs kommen sah.

Alles dieses aber ging dem Augenschein nach in einer höhern Region vor, als wir den wässerigen Nimbus zu sehen gewohnt sind. Welches sich auch dadurch erweist, daß von eben diesen nebelhaften Wolkenzügen immerfort Theile cirrusartig aufgenommen werden, woraus sich ergiebt, daß das Barometer hoch stehen muß. Ich will nun sehen ob meine Vermuthung sich bestätigt, daß nämlich dieser Conflict sich zu Gunsten der obern Luft und des trocknenden Princips entscheiden werde. Wie ich denn mich vielleicht hierzu verführen lasse, weil ich für meine übrige Badezeit schönes Wetter wünsche, zugleich aber auch das umgekehrte Phänomen von jenem was ich vom 23. April bis zum 28. erlebt, rückwärts zu erleben hoffe. Welches denn auch Abends 4½ Uhr geschah.

Denn als ich die Höhe des westlichen Berges bei Gottels Sommerwohnung erreicht hatte, erblickte ich in Westen über dem Erzgebirge eine Reihe Cumulus liegen, doch eher schwebend und von leichterer Natur. Im Nordosten über dem Gebirg eine von der Sonne beschienene Wolkenwand weiß leuchtend und glänzend; graue Streifen, die an ihr herabhingen, zeigten daß sie sich auch in Graupeln auflöste, so wie sie sich oben rauchartig in die Luft verlor. In Osten ragten bergartig hinter dem Horizont herauf einzelne und festgeballte Cumulus.

Von Süden zogen über den Scheitel hin charakterlose Wolken, an denen man theilweise die Gestalt der übrigen sehen konnte.

Alle das Gewölk jedoch, wie es oben beschrieben, verzog sich oder versank, so daß bei Sonnenuntergang der Himmel beinahe, zu Nacht aber völlig rein und wolkenlos war.

Sonnabend, den 6. Mai.

Völlig klarer Himmel, aber nicht lange: denn der Wolkenzug von Norden her begann schon wieder und verbreitete sich nach und nach, jedoch

in abgesonderten Partien, über den ganzen Himmel. Desgleichen den ganzen Tag über Abend helle.

Sonntag, den 7. Mai.

Prächtiger Windbaum vor der aufgehenden Sonne, bis in den Zenith sich erstreckend, nach oben und der Seite ast- und zweigartig verbreitete Schäfchen, flocken- und streifenartig über dem übrigen Himmel. Milde Luft, schöner Sonnenschein. Gegen Mittag, mit Südwestwind, schon der ganze Himmel mit Wolken überzogen. Nach Tische, auf dem Schlackenwerther Wege, einen kalten Westwind sehr unangenehm empfunden. Der Himmel war von Gebirg zu Gebirg überwölkt, aber hoch. Nachts um eilf Uhr gewaltsamer Regenguß, der wohl eine Stunde dauerte.

Montag, den 8. Mai.

Luftbaum vor der Sonne. Der obere Himmel leicht bewölkt, der untere schwerer. Leichte Cumulus von Westen über den Dreikreuzberg herziehend. Der obere Himmel und die aufzehrende Gewalt der trocknenden Luft scheint die Uebergewalt zu behalten.

Dienstag, den 9. Mai.

Heller Himmel, jedoch mit leichten Streifen, höherauchartig, bedeckt; Sonne sehr heiß, die Atmosphäre sich nach und nach bewölkend.

Mittags Wind, umzusammenhängend bewölkte Atmosphäre, wenige Regentropfen, klare Nacht.

Mittwoch, den 10. Mai.

Höherauch, Schäfchen, dann wieder aufgeklärter Himmel; die Sonne brannte heiß, der Himmel überwölkte sich. Streifregen; es donnerte um ein Uhr, sodann von Zeit zu Zeit; der Himmel reinigte sich. Vollkommen klarer Himmel bei Sonnenuntergang, obschon Südwestwind.

Donnerstag, den 11. Mai.

Himmelfahrtsfest.

Vollkommen heiterer Himmel, obschon Westwind. Einzelne Wolken, im Ganzen aber der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein

Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirrusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich: denn kleine, leichte, wellige Wölkchen, vom östlichen Gebirge herziehend, wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in verticale Streifen verwandelt; doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wellige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahrscheinlich ging dieß auf der Gränze der obern und mittlern Regien vor.

Mit einem so anhaltenden, aufmerksamen Beschauen des Himmels war auch bisher das Vergnügen an dem Zustand der Erde verbunden. Im Ganzen thut einen sehr angenehm bemerkbaren Effect der bei einem so hohen Sonnenstande, unter dem funfzigsten Grad weit zurückgehaltene Frühling. Es ist als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu seyn. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen und die eröffneten entwickeln sich weiter.

Sehr lieblich ist es daher gegen Sonnenuntergang die Prager Straße hinab zu gehen; alle unbelaubten Bäume, bisher unbemerkbar, wenigstens unbemerkt, kommen nach und nach zur Erscheinung, wie sie ihre Blätter entfalten und, vom Sonnenlichte vom Rücken her beschienen, als völlig durchscheinend in ihrer eigenthümlichen Form dargestellt und kenntlich werden. Das junge gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig und an diesem stufenweise wachsenden Genusse kann man sich gewiß noch vierzehn Tage ergehen; denn vor Pfingsten wird das völlige Grün kaum entwickelt seyn. Die Gemüsegärten beschäftigen sich gleichfalls noch mit Vorbereitungen. Die Winterfaat steht schön, ob es gleich früher in vier Wochen nicht geregnet hatte; der späte Schnee scheint ihr genutzt zu haben und die Berge sind niemals ohne Thau. Der verlängerte Tag giebt auch eine höchst angenehme Empfindung, besonders in dieser Schlucht, die um fünf Uhr schon beschattet ist, wenn man auf der Höhe noch einige Stunden des freundlichen Sonnenscheins genießt.

Dem hiesigen Frühling gewährt auch noch ein ganz eigenes angenehmes Ansehen, daß Blüthen und Blätter zugleich hervortreten; dadurch erscheint der Schwarzdorn, die Kirsche, der Apfel als ganz anderer fremder Busch und Baum; die weißen Blüthen nehmen sich zwischen dem muntern Laub gar anmuthig aus.

Freitag, den 12. Mai.

Mit Streifen leicht bedeckter Himmel, kein reines Blau in der ganzen Atmosphäre, Windstille mit einer Andeutung auf Südwind. Die gestrige Beobachtung war heute viel entschiedener. Die von Süden heranziehenden, mehr flockig als geballten Wolken wurden in Streifen und lang sich emporziehende Faden aufgelöst, und auch dießmal schien die Operation viel niedriger als sonst vorzugehen; auch sah man den hieraus entstehenden Cirrus von anderer Art als den gewöhnlichen hohen; denn die emporsteigenden Fäden und gekrümmte leichte Streifen verwandelten sich an ihrem obern Ende schon wieder in Wölkchen, bis sich denn der Himmel nach und nach überzog. Nach Tische, auf einer Fahrt über Hohdorf und Lessau, vermehrte sich, bei schwüler Luft, die Menge und Schwere der Wolken. Gegen Abend war in Westen, an dem Erzgebirge her, ein meilenlanger Nimbus, der in vielen Strömungen niederging. Ich habe davon sogleich einen Entwurf gemacht, welchem ich den Versuch einer beschreibenden Erklärung hinzufüge. Die Wetterwolke zog von Westen gegen Osten und zeigte an ihrem untern Bauche deutliche kurze Streifen, welche in gleicher Richtung vorwärts den Strich führten. Die Wolke hingegen, wie sie vorrückte, unterlag im Einzelnen der Erdanziehung, und es senkten sich ganz verticale Gußstrahlen herunter. Diese schienen jedoch mit der Erde in solchen Contact und Verbindung zu kommen, daß sie mit ihrem untern Ende an dem Boden festhielten, der die Feuchtigkeit an sich saugte, indeß die Wolke weiter zog und das obere Ende dieser Schläuche mit fort nahm; deßhalb sie zu einer schiefen Richtung genöthigt wurden. Nun hatten aber andere solche früher niedergegangene Strömungen durch das Fortziehen der Wolke ihren Zusammenhalt mit der Erde verloren und schwebten, losgelassen, noch über dem Horizont.

Das Merkwürdigste jedoch war ein solcher Schlauch, der, obgleich der letzte, doch der stärkste, mit dem untern Theil entschieden an der Erde festhielt, indeß der obere fortgezogen wurde, wodurch ein gekrümmtes Aufsteigen bewirkt ward.

Sonnabend, den 13. Mai.

Wie gestern, schwül heranziehende Wolken, aufgelöst und sich wieder vereinigend; fortdauernde Abwechselung.

Sonntag, den 14. Mai.

Wie gestern, nur daß die Cumuli ihre eigenthümliche geballte Gestalt mehr behielten. Nicht angenehme Schwüle.

Montag, den 15. Mai.

Ganz früh meist heiterer Himmel. Um sechs Uhr dichter, starker Nebelzug, der, über den ganzen Himmel hin, sich nach Norden bewegte, bald aber die Atmosphäre wieder völlig frei ließ. Leicht Gewölk, doppelter Wolkenzug. Abends in Westen Cumulus, Abendroth.

Dienstag, den 16. Mai.

Der ganze Himmel leicht aber grau überwölkt, weder Sonne noch Atmosphäre zu sehen; gegen sieben Uhr Nordwind, getrennte Wolken, ein unterer, von Süden herankommender Zug in die höhere Region aufgelöst. Abwechselnde Bedeckung und Aufklärung des Himmels; nach sechs Uhr Sprühregen; sodann bei Untergang der Sonne im Südosten purpurgraue Regenwolken, in denen man die Iris theilweise stehen sah.

Mittwoch, den 17. Mai.

In der Nacht starker Regenguß, der Morgen bewölkt, von Zeit zu Zeit Streifregen. Wolkenzug nach Osten. Den Tag über mit Streifregen fortgesetzt, Abends der Himmel völlig rein, doch war die Sonne mit Abendroth untergegangen. Venus und der Mond über dem Hirschsprung.

Donnerstag, den 18. Mai.

Früh ganz klarer Himmel, nach und nach leichte Cirrus, um Mittag seltene, höchst auffallende Erscheinung, die mich aus der Enge auf eine freie Stätte rief. Von Westen herauf, mit entschiedenem Südwind, zogen lange, zarte Cirrusstreifen, einzeln und vereinigt; im Vorwärtsziehen krümmten sie das vordere Ende zu kleinen Wölkchen; etwas niedriger zogen unbestimmte weiße Wölkchen, die von jenen Streifen mit aufgenommen wurden; sonst standen noch alle Arten von Cirrus am blaulichen Himmel, Schäfchen, gegitterte Streifen, alles in Bewegung und Verwandlung. Der Himmel überwölkte sich nach und nach. Von der Prager Straße angesehen zeigten sich die Wolken in mancherlei Formen; doch immer Auflösung drohend. Abends acht Uhr unter Blitz und Donner Regengüsse.

Freitag, den 19. Mai.

Klarer Morgen, doch bald wieder leicht bewölkt; fortgesetzte Bewölkung den ganzen Tag über. Abends, den Schlackenwerther Weg herabfahrend, vielfache, Gewitter drohende Wolkengestaltung. Um die untergehende Sonne trübe Atmosphäre und ein weißer, hie und da farbiger Kreis, theilweise deutlicher und undeutlicher zu bemerken. Nachts gewaltiger Regenguß, mit Donner und Blitz.

Sonnabend, den 20. Mai.

Bedeckter Himmel, nach und nach gebrochen, Sonnenblicke, laue Luft.

Sonntag, den 21. Mai.

In der Nacht stärkster Platzregen, des Morgens schwächer bis neun Uhr; Regenwolken mit starkem Nordostwind vorüberziehend, desgleichen den ganzen Tag. Abends nach sieben Uhr gewaltsamer, allgemeiner Landregen, die ganze Nacht durch.

Montag, den 22. Mai.

Früh um neun Uhr Andeutung einer Aushellung, welche auch mit Absätzen erfolgte; die untere Atmosphäre ward durch vorüberziehende und aufsteigende Nebel immer getrübt. Bei durchbrochenen Momenten beobachtete man höhere Wolken, welche sich später zeigten. Dasselbige abwechselnd bis zur Nacht.

Dienstag, den 23. Mai.

Cumulus, weit und hochstehend, hellweiß und geballt. Regenwolken drunter herziehend, selten Donner, wenig Regen.

Mittwoch, den 24. Mai.

Wie gestern; doch mehr um Regen geneigt, und von Zeit zu Zeit Regen, mit Donner begleitet. So dauerte es über Mittag bis gegen fünf Uhr, wie wir auf einer Fahrt nach dem Horn erfuhren. Nun klärte es sich auf, und Abends acht Uhr stand der Mond hell am Himmel, später durch sehr leichte Wölkchen getrübt.

Donnerstag, den 25. Mai.

Heiterer Morgen, leichtes Gewölke den Tag über. Starker Wolkenzug in der höhern Regien von Südwest her. Sehr warm; ruhiger Abend. Herrliche Mondnacht.

Freitag, den 26. Mai.

Heller Morgen. Windstöße. Mehr bewölkt. Um drei Uhr sanfter Regen, Donner. Abwechselnd bis Abend. Schöne Mondnacht, nicht so klar wie gestern.

Sonnabend, den 27. Mai.

Welliger Cumulus, in Cirrus aufgelöst, dieser sich an einander reihend und steigend, jener wieder sich ballend und sinkend. Diese Erscheinungen glaubte man in drei Etagen über einander vorgehen zu sehen. Immer mehr zur Auflösung der Wolken und zur Heiterkeit geneigt.

Sonntag, den 28. Mai. Rückreise.

Früh vier Uhr allgemeiner Landregen; um sechs Uhr bricht sich der Himmel, ohne jedoch Blau sehen zu lassen. Der Regen pausirt. Starker Wolkenzug vom Erzgebirge her, desgleichen über den Horn in die Tepelregion. Neun Uhr. Der Regen beginnt wieder, wird sehr stark mit Nordwest. Zehn Uhr deckt er nebelartig ferne und, verhältnißmäßig, auch nahe Gegenstände. Eilf Uhr. Auf der Höhe von Maria-Kulm bemerkte man, daß die Himmelsgegend über dem Fichtelgebirge sich aufhellt. Mittag. Unendliche Nebel- und Regenwolken ziehen, vom Nordwest herbeigebracht, am Erzgebirge hin, auch über den Horn in die Tepelregion. Ganz Böhmen überdeckt von Gewölk, niedrig schwebend, grau, fleckig, zottig, ungestalt, in jedem Momente sich in Wassergüsse aufzulösen drohend. Indessen auf dem sich aufklärenden langgestreckten Rücken des Fichtelgebirges ruhen gelagert Cumulus, nicht ganz fest geballt. Drei Uhr. Im Nordwesten hellt sich's immer mehr auf, nach und nach klärt sich daselbst der Himmel; die Sonne tritt hervor. Auch im Süden wird's rein. Wenige Wölkchen, vom West getrieben, ziehen leise auf ihrer Bahn. Cirrus in der obern blauen Luft.

Von da an unerfreulicher West, bald gegen Norden, bald gegen Süden sich umsetzend, Regenschauer bringend, austrocknend, widerwärtig zu beobachten. Dieser Zustand dauerte bis den 24. Juni, da sich denn mit Nordost das Wetter bestätigte, und der Himmel sich aufklärte.

Zur Erläuterung.

Zu beſſerem Verſtändniß der in vorſtehendem Aufſatze gebrauchten Ausdrücke wird nachträglich angezeigt, daß, in Uebereinſtimmung mit Männern, welche die Sache bisher bearbeitet, angenommen wird, es gebe drei Luftregionen, die obere, mittlere und untere, welcher man die vierte, die unterſte, noch hinzufügen kann. Die Herrſchaft der obern Region manifeſtirt ſich durch trockenes helles Wetter: die Atmoſphäre iſt in einem Zuſtande, daß ſie Feuchtigkeit in ſich aufnehmen, tragen, emporheben kann, es ſey nun daß ſie das Wäſſerige zertheilt in ſich enthalte, oder daß ſie ſolches verändert, in ſeine Elemente getrennt, in ſich aufnehme. Dieſer Zuſtand der Atmoſphäre wird durch die größte Barometerhöhe offenbart, und wir erfreuen uns eines ſchönen, beſtändigen Wetters; der Himmel iſt klar, in gewiſſen Weltgegenden ganz wolkenlos und hochblau. In dieſe Region gehören alle Cirrusarten, die man mit verſchiedenen Namen bezeichnen kann.

Die mittlere Region iſt die des Cumulus: in ihr wird eigentlich der Conflict bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten ſoll. Dieſe Region hat die Eigenſchaft, daß ſie zwar viel Feuchtes in ſich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflöſung; es vereinigt ſich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erſcheint uns geballt, gehäuft und nach oben in beſtimmten Formen ausgebegt und begränzt; unterwärts haben dieſe Wolkenhaufen eine horizontale Grundlinie, wodurch eine dritte Region angedeutet wird, auf welcher ſie wie auf einer Schicht auf einem Elemente ruhen und ſchweben.

Gewinnt nun die obere Region ihre trocknende, Waſſer auflöſende, in ſich aufnehmende Gewalt, die Oberhand, ſo werden dieſe geballten Maſſen an ihrem obern Saum aufgelöst, aufgezupft; ſie ziehen ſich flockenweiſe in die Höhe und erſcheinen als Cirrus und verſchwinden zuletzt in dem unendlichen Raum. Ueberwindet nun aber die untere Region, welche die dichteſte Feuchtigkeit an ſich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen darzuſtellen geneigt iſt, ſo ſenkt ſich die horizontale Baſis des Cumulus nieder, die Wolke dehnt ſich zum Stratus, ſie ſteht und zieht ſchichtweiſe und ſtürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erſcheinung zuſammen Nimbus genannt wird.

Wie wir nun von oben herunter geſtiegen ſind, ſo kann man wieder

von unten hinauf steigen, so daß sich dichte Nebel erheben und in der untern Luft schwere Schichten bilden, die sich aber doch wieder an ihrem obern Theile ballen, höher drängen und zuletzt nach und nach in die obere Luft aufgelöst werden.

Man nimmt diese drei Regionen als Norm an, bemerkt aber dabei, daß die Disposition der obersten Luft alle Feuchtigkeit in sich vollkommen aufzunehmen, auch bis zur Erde herunter steigen könne, da denn jeder Dunst- und Nebelstreif sogleich in Cirrus aufgelöst und sodann verflüchtigt wird.

Und so mag sich auch der eigentliche Stratus, diese horizontal gebildete Masse, einmal höher erheben als das anderemal, der Jahreszeit, der Polhöhe und der Bergeshöhe gemäß. Auch der Cumulus schwebt bald höher, bald tiefer; im Ganzen bleiben aber diese Wolkengestalten immer stufenweise über einander, wie man gar wohl sehen kann, wenn sich alle vier Erscheinungen dem Beobachter auf einmal darbieten.

Diese vier Hauptbestimmungen, Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus, habe ich unverändert beibehalten, überzeugt, daß im Wissenschaftlichen überhaupt eine entschiedene lakonische Terminologie, wodurch die Gegenstände gestempelt werden, zum größten Vortheil gereiche. Denn wie ein Eigenname den Mann von einem jeden andern trennt, so trennen solche Termini technici das Bezeichnete ab von allem übrigen. Sind sie einmal gut gefunden, so soll man sie in alle Sprachen aufnehmen; man soll sie nicht übersetzen, weil man dadurch die erste Absicht des Erfinders und Begründers zerstört, der die Absicht hatte etwas fertig zu machen und abzuschließen. Wenn ich Stratus höre so weiß ich, daß wir in der wissenschaftlichen Wolkengestaltung versiren, und man unterhält sich darüber nur mit Wissenden. Eben so erleichtert eine solche beibehaltene Terminologie den Verkehr mit fremden Nationen. Auch bedenke man, daß durch diesen patriotischen Purismus der Styl um nichts besser werde: denn da man ohnehin weiß, daß in solchen Aufsätzen dießmal nur von Wolken die Rede sey, so klingt es nicht gut, Haufenwolke ꝛc. zu sagen und das Allgemeine beim Besondern immer zu wiederholen. In andern wissenschaftlichen Beschreibungen ist dieß ausdrücklich verbeten.

Die Zwischenerscheinungen dagegen, welche Howard durch Verbindung jener drei Benennungen bezeichnet, habe ich nicht gebraucht, auch nicht übersetzt, sondern sie nach ihrem Vorkommen und Erscheinen jedesmal

angedeutet und beſchrieben, weil die Mannichfaltigkeit ſo groß iſt, daß ſolche zu beſtimmen keine Terminologie vermag und nur die Einbildungskraft mehr verwirrt als ihr nachzuhelfen; wie man das gar oft bei meteorologiſchen Tabellen fühlt, bei denen eine Columne für die Wolkengeſtaltung angebracht iſt. Der Einſichtige, dem es um Anſchauung und nicht um Worte zu thun iſt, wird die Schwierigkeit in der Praxis ſelbſt gar leicht entdecken.

Schließlich bemerken wir noch den Hauptpunkt, daß der Sieg der obern Regien, die Herrſchaft der Trockniß, durch den Oſtwind und den ihm zugetheilten Nordwind, der Sieg der untern Regien, der ſich auf die Erde beziehenden Feuchte, durch den Weſt- und den ihm verbündeten Südwind angedeutet, begleitet und bewirkt werde.

Um nun, da man von jeher die Poeſie als wohlgeſchickt zu ſummariſchen Darſtellungen gehalten, ſo folge noch zum Ehrengedächtniß unſeres Meiſters die Grundlehre, damit ſie ſich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime verfaßt.

Howards Ehrengedächtniß.

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterſcheiden und dann verbinden;
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterſchied.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte ſchwankend wandelt leicht und ſchwer,
Des Schleiers Falten ſammelt, ſie zerſtreut,
Am Wechſel der Geſtalten ſich erfreut,
Jetzt ſtarr ſich hält, dann ſchwindet wie ein Traum:
Da ſtaunen wir und traun dem Auge kaum.

Nun regt ſich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbeſtimmtes zu Beſtimmtem ſchafft;

Da dreht ein Leu, dort wegt ein Elephant,
Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treuste Wolkenbote selbst zerstiebt,
Eh er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, giebt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn:
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sey die Ehre dein!
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar deiner sich die Welt.

Stratus.

Wenn von dem stillen Wasserspiegelplan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erscheins vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt sich's wohl am Berge, sammelnd breit
An Streife Streifen; so umdüstert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wässert, oder luftig steigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höhrer Atmosphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichsten gebaut,
Verkündet, festgebildet, Machtgewalt,
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, so es unten bebt.

Inhalt.

Seite

Buch des Sängers.

Hegire 1
Segenspfänder 3
Freisinn 4
Talismane 4
Vier Gnaden 5
Geständniß 6
Elemente 7
Erschaffen und Beleben 8
Phänomen 9
Liebliches 9
Zwiespalt 10
Im Gegenwärtigen Vergangnes 11
Lied und Gebilde 12
Dreifaltigkeit 13
Dero und Tüchtig 13
Alleben 14
Schwarzer Schatten ist über dem Staub ꝛc. 16
Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen ꝛc. 16
Selige Sehnsucht 16
Thut ein Schiff sich doch hervor ꝛc. 17

Buch Hafis.

Beiname 18
Anklage 19
Fetwa. Hafis Dichterzuge sie bezeichnen ꝛc. 20
Der Deutsche dankt 21
Fetwa. Der Mufti las des Mikri Gedichte ꝛc. 21
Unbegränzt 22
Nachbildung 23

Cirrus.

Doch immer höher ſteigt der edle Drang!
Erlöſung iſt ein himmliſch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst ſich's auf,
Wie Schäflein trippelnd, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt was unten leicht entſtand
Dem Vater oben ſtill in Schooß und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen was ſich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend ſich ergehn,
Heerſchaaren gleich entrollen und verwehn! —
Der Erde thätig-leidendes Geſchick! —
Doch mit dem Bilde hebet euern Blick:
Die Rede geht herab; denn ſie beſchreibt:
Der Geiſt will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihen
Und uns eines Folgelebens erfreuen.

So, wenn der Maler, der Poet,
Mit Howards Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten:
Doch ihm ertheilen luftige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Luke Howard an Goethe.

1822.

Wie ſehr mich die Howard'ſche Wolkenbeſtimmung angezogen, wie ſehr mir die Formung des Formloſen, ein geſetzlicher Geſtaltenwechſel des Unbegränzten erwünſcht ſeyn mußte, folgt aus meinem ganzen Beſtreben in Wiſſenſchaft und Kunſt; ich ſuchte mich von dieſer Lehre zu durchdringen, befleißigte mich einer Anwendung derſelben zu Hauſe wie auf Reiſen, in jeder Jahreszeit und auf bedeutend verſchiedenen Barometerhöhen: da fand ich denn durch jene ſondernde Terminologie immer Förderniß, wenn ich ſie, unter mannichfachen Bedingungen, im Uebergange und Verſchmelzen ſtudirte. Ich entwarf manches Bild nach der Natur und ſuchte das Bewegliche, dem Begriff gemäß, auf Blättern zu fixiren; berief Künſtler dazu, und bin vielleicht bald im Stande eine Reihe von charakteriſtiſch befriedigenden Abbildungen zu liefern, wovon bis jetzt ein durchgängiger Mangel bedauert wird.

Indeß bei wachſender Ueberzeugung, daß alles was durch Menſchen geſchieht in ethiſchem Sinne betrachtet werden müſſe, der ſittliche Werth jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurtheilen ſey, erſuchte ich einen ſtets thätigen gefälligen Freund, Herrn Hüttner in London, mir wo möglich etwas, und wären es auch nur die einfachſten Linien, von Howards Lebenswege zu verſchaffen, damit ich erkennte, wie ein ſolcher Geiſt ſich ausgebildet, welche Gelegenheit, welche Umſtände ihn auf Pfade geführt die Natur natürlich anzuſchauen, ſich ihr zu ergeben, ihre Geſetze zu erkennen, und ihr ſolche naturmenſchlich wieder vorzuſchreiben.

Meine Strophen zu Howards Ehren waren in England überſetzt, und empfahlen ſich beſonders durch eine aufklärende rhythmiſche Einleitung:

sie wurden durch den Druck bekannt, und also durfte ich hoffen, daß irgend ein Wohlwollender meinen Wünschen begegnen werde.

Dieses ist denn auch über mein Erwarten geschehen, indem ich einen eigenhändigen Brief von Luke Howard erhalte, welcher eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Gesinnungsgeschichte, mit der größten Klarheit, Reinheit und Offenheit geschrieben, freundlichst begleitet und mir davon öffentlichen Gebrauch zu machen vergönnt. Es giebt vielleicht kein schöneres Beispiel, welchen Geistern die Natur sich gerne offenbart, mit welchen Gemüthern sie innige Gemeinschaft fortdauernd zu unterhalten geneigt ist.

Gleich beim Empfang dieses liebenswürdigen Documentes ward ich unwiderstehlich angezogen und verschaffte mir durch Uebersetzung den schönsten Genuß, den ich nun durch nachfolgende Mittheilung auch andern bereiten möchte.

„Der gerühmte Schriftsteller, den ich so zum erstenmal und ohne weitere Ceremonien anspreche, verlangt, wie ich von seinem Freund in London vernehme, zur Mittheilung an das deutsche Publicum einige Nachricht über denjenigen, welcher den Versuch schrieb über die Wolkenbildung. Da niemand wahrscheinlich so gut vorbereitet ist dasjenige mitzutheilen, welches gegenwärtig zu diesem Zwecke dienlich seyn möchte, als ich selbst, und verschiedene Ursachen sich finden, jetzt wo man es verlangt hat, damit nicht zurückzuhalten, so füge ich einen Aufsatz bei, welchen ich mir die Freiheit nahm auf die natürlichste Weise, wie mir scheint, zu schreiben, nämlich in der ersten Person. Da mich jedoch drängende Geschäfte und die Nothwendigkeit Gegenwärtiges morgen abzusenden bestürmen, so habe ich der Hand eines nahen Freundes überlassen die reine Abschrift meines Manuscriptes zu fertigen.

„Tottenham Green, bei London, den 21. des 2. Monats 1822.

„In London ward ich geboren den 28. des 11. Monats (November) 1772, von achtbaren Voreltern. Damit meine ich zuerst und vorzüglich, daß mein Vater, Robert Howard, mein Großvater desselbigen Namens, und, wie ich auch nur irgend habe erfahren können, mein Urgroßvater, Personen von Rechtlichkeit und ehrwürdig in ihrem Stande waren,

als Handelsleute nämlich und Manufacturisten. Sie waren verheirathet an Personen, welche an gleiche Hochachtung Anspruch machten. Sodann aber soll mein Urgroßvater, Gravely Howard, nach einer Familienüberlieferung, sein Vermögen zu Grunde gerichtet oder auf irgend eine Weise seine Güter, in Berkshire gelegen, verloren haben, indem er sich an die Sache Jakobs II. hielt und ihm nach Irland folgte.

„Sein Sohn, Stanley Howard, ward ein Quäker und ließ sich in England nieder, indem er sich an die Gesellschaft anschloß, die man nun gewöhnlich mit dem Namen der Freunde bezeichnet. Dadurch erhielten die Beschäftigungen seiner Abkömmlinge eine neue Richtung, wenn sie anders bei seinem Bekenntnisse bleiben wollten: denn die Gesetze der Freunde schließen die Glieder der Gesellschaft vom Kriegs- und Kirchenstande aus und also fast gänzlich von Staatsstellen und Ehren; aber, meines Erachtens, entschädigen sie dieselben, indem sie ihnen mehr Muße und Anlaß geben solche freiwillige Geschäfte zu übernehmen, wodurch in diesem Lande vernünftiger Freiheit ein Mann, der das Gemüth dazu hat, im allgemeinen, nach Maßgabe seiner Kräfte, dem Vaterlande und der Menschheit hinreichende Dienste leisten kann.

„Ich war sieben Jahre in einer großen lateinischen Schule zu Burford, nahe bei Oxford, unter einem Freund, einem trefflichen Mann und guten Classiker, der aber von der alten Schule die Art hatte diejenigen zu spornen, die nicht geschwind genug lernen konnten, und diejenigen, die es vermochten, zu sehr ihrem eigenen Schritt zu überlassen. Für mich hatte dieß die Folge, daß ich immer noch mehr Latein lernte, als ich die Zeit her, auch bei vernachlässigten Studien, habe verlernen können; in der Mathematik aber war ich so vernachlässigt, daß ich in Mitte so mannichfaltiger Beschäftigungen zeither den Weg dahin niemals habe finden können.

„Meine Ansprüche auf einen Mann von Wissenschaft sind daher nur gering; weil ich aber mit Beobachtungsfähigkeit geboren war, so fing ich an davon Gebrauch zu machen, so gut ich ohne Führer vermochte: denn Wissenschaft war damals noch nicht, wie gegenwärtig, ein Theil von jedes Kinds Vergnügen und Erholung, dessen Eltern ihm Bücher und Spielsachen zu verschaffen im Stande waren.

„Hiernach also zogen die vielen Nordlichter jener Jahre meine Aufmerksamkeit auf sich; ich hielt merkwürdige seltene Wolkenbildung in der Einbildungskraft fest, machte Versuche über das Gefrieren des

Waſſers, welche ſich mit dem Zerſpringen meines Glasgefäßes endigten; ferner erinnere ich mich genau des merkwürdigen Höherauchs von 1783, ſo wie auch ganz deutlich der vorüberziehenden Erſcheinungen des glänzenden Meteors im achten Monat gedachten Jahres.

„Ich verließ die Schule und nach wenig Monaten ging ich in den mühſamen Lehrdienſt eines Apothekers in einem Städtchen bei Mancheſter. Pharmacie war hier ein Theil meiner Hauptbeſchäftigung; in den kurzen Zwiſchenſtunden aber bemühte ich mich um franzöſiſche Sprache, Chemie, Botanik u. ſ. w. Die Werke Lavoiſiers und ſeiner Mitarbeiter wirkten auf viele von uns wie die aufgehende Sonne nach mergendlichem Mondſchein; aber Chemie hat ſich jetzt mit der Mathematik verlobt und beweiſt ſich nun etwas ſpröder gegen ihre vorigen Verehrer.

„Nach London in meinem 22. Jahre zurückgekehrt, fuhr ich auf derſelben Linie des von mir einmal gewählten Geſchäftes fort. Aber hier begegnete mir ein Unfall, welcher mir beinahe verderblich geweſen wäre: ich fiel von der Leiter auf eine Flaſche, die ich in meiner linken Hand hielt, gefüllt mit einer Auflöſung von Arſenik; die Arterie des Arms war getroffen durch einen tiefen und weiten Einſchnitt in die Hand unter dem Gelenk, und das Gift drang ungehindert in die Wunde. Ich gedenke dieſes Umſtandes, weil ich nicht gewiß bin noch manchmal davon zu leiden: denn es folgten mehrere Tage ſtarke Blutflüſſe periodiſch zu gewiſſer Zeit des Nachmittags, da denn die Wundärzte ſich nicht anders zu helfen wußten, als die Arterie zu unterbinden, worauf denn die Heilung eintrat und eine Geneſung nach einigen Jahren allmählig erfolgte.

„In der Zwiſchenzeit meines unthätigen Lebens, wozu ich nun genöthigt war, ward ich zwiſchen andern Unterſuchungen aufmerkſam auf die Eigenſchaften des Blumenſtaubs, wenn man ihn auf Waſſer und Weingeiſt unter dem Mikroſkop betrachtet. Ueber welchen Gegenſtand im Jahre 1800 ein Aufſatz von mir vor der Linnéiſchen Societät geleſen ward.

„Im Jahre 1798 trat ich in Geſchäftsverbindung mit meinem immer innigſten Freund Wilhelm Allen, einem Manne, deſſen Name überall geehrt wird, wo Wiſſenſchaft und Bildung Aufnahme gefunden haben, und Gelegenheit gaben zwiſchen Menſchen von verſchiedenen Nationen Verkehr zu eröffnen. Mein eigentliches Geſchäft in dieſer Verbindung war, ein damals neu eingerichtetes Laboratorium in Plaiſtow, wenig Meilen von London, zu beſorgen; da ich denn, meiner Pflicht nach von einem

Werk zum andern gehend, oft unter freiem Himmel zu seyn genöthigt, die sonst gewohnten Beobachtungen wieder aufnahm, und über die Ansichten der Atmosphäre und meteorologische Register zu schreiben anfing.

„Mein Freund Allen und ich gehörten zu einer auserlesenen philosophischen Gesellschaft, welche vierzehntägig im Winter in London zusammen kam; jedes Mitglied war verpflichtet der Reihe nach einen Versuch zur Prüfung vorzulegen, oder eine Buße zu bezahlen. Dieser Verpflichtung gemäß fand ich mich veranlaßt der Gesellschaft, unter andern weniger originellen Papieren, den Versuch über die Wolken vorzulegen. Man hielt ihn öffentlicher Mittheilung werth, und er ward in Tillochs philosophischem Magazin abgedruckt, dessen Herausgeber zu unsern Mitgliedern gehörte. Umstände haben längst diese kleine Brüderschaft aufgelöst, die so lange sie bestand, sich die Askesian Society nannte, von ἄσκησις, exercitatio, und ich glaube, daß manche, die sich dazu mit Eifer hielten, jenen Exercitien gar manchen Vortheil im wissenschaftlichen Charakter schuldig geworden.

„Hier hat nun mein ehrwürdiger und allzu parteiischer Freund die Uebersicht des in Betracht der Wissenschaft thätigsten und bemerkenswerthesten Theils meines Lebens; und da er nun gesehen, wie die Perle, die er schätzt, aus der Muschel genommen worden, und nun auch die Schale gefischt hat, um sie als Perlmutter in seinem Cabinet aufzustellen, so möchte er vielleicht unangenehm überrascht seyn, wenn es doch nur zuletzt eine Austerschale wäre.

„Mein vorgemeldeter trefflicher Freund Allen und ich, nachdem wir sieben Jahre zusammen gearbeitet hatten, trennten uns mit wechselseitiger Zufriedenheit; er behielt sein Interesse in London, in den dortigen Einrichtungen, und ich wählte zu Theilnehmern zwei Männer, deren ungemeines Verdienst an ihren verschiedenen Stellen als Aufseher bei dem ersten Unternehmen ihnen das Recht gab als Principale zu erscheinen. Unter ihrer unmittelbaren Sorge nun, durch die Kraft ihres Fleißes und Geschicklichkeit, gewann das Laboratorium einen festen Charakter, und ist bis auf den heutigen Tag vorwärts gegangen, nur mit verändertem Locale, das nunmehr in Stratford, Grafschaft Esser, gelegen: es beschäftigt über dreißig Arbeiter und liefert in großen Quantitäten verschiedene chemische Producte, deren der Apotheker und mancher andere Künstler bedarf.

„Nun möchte es aber wunderlich scheinen, daß ich bei so guter

Gelegenheit nichts als Chemiker herausgegeben. Die Antwort auf eine ſolche Frage möchte kurz und entſcheidend ſeyn: C'est notre métier! Wir leben von Ausübung der Chemie als einer Kunſt, nicht um ſie als Wiſſenſchaft dem Publicum mitzutheilen. Der glückliche Erfolg unſerer Arbeiten bei der kräftigen Mitbewerbung, welcher der geiſtreiche Mann hier nicht entgehen kann, hängt davon ab, daß wir, ſo lange es nur thunlich iſt, ausſchließlich die neuen Vortheile und Handgriffe benutzen, die uns im Praktiſchen bekannt werden. In ſolcher Lage und da wir Söhne haben, die in unſern Stellen dereinſt folgen ſollen, lehnen wir ab unſere Behandlungsweiſe irgend jemand mitzutheilen; dadurch erhalten und fördern wir eine Anſtalt, die in der That nützlich und bedeutend für ein Land iſt, das zum größten Theil von ihrem Daſeyn nichts weiß. Dabei darf man wohl behaupten, daß ſelbſt die Fortſchritte der chemiſchen Wiſſenſchaft mehr gefördert als zurückgehalten worden durch ein ſolches Betragen, indem wir immerfort im Stande ſind dem experimentirenden Chemiker ein oder das andere Material im vollkommenen Zuſtand zu überliefern.

„Gleiche Urſachen mit einem unveränderten Gefallen an dem Gegenſtande haben meinen Zuſammenhang mit der Wiſſenſchaft auf den einzigen Zweig der Meteorologie begränzt. Ich habe neuerlich die Reſultate von zehnjährigen Beobachtungen geordnet in einem Werk, zwei Bände 8., betitelt: Das Klima von London. Ich ſende es nach Weimar und wünſche denſelben bei ſeiner Ankunft eine freundliche Aufnahme. Darin bin ich ſo frei mit den Jahreszeiten umgegangen als früher mit den Wolken, und ich darf mir ſchmeicheln, daß auch hier eine zunehmende Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand das Reſultat geworden. Es hat eine freundliche Aufnahme gefunden, und ſeit ſeiner Erſcheinung bin ich als Mitglied der Königlichen Societät, wohin ich noch andere Aufſätze geſendet habe, vorgeſchlagen und aufgenommen worden.

„Sollte man hier aber noch zu fragen bewogen ſeyn, wie ich, ohne ein Geſchäft, das meine ganz beſondere Aufmerkſamkeit erfordere und wenig zur Wiſſenſchaft beitrage, wie ich es einrichte meine Zeit zuzubringen; ſo könnte ich wohl verſchiedene Urſachen meiner Unthätigkeit anführen, noch außer einer ſchwachen Geſundheit, wovon ſchon die Rede war.

„Ich bin nämlich ein Mann von häuslichen Gewohnheiten, glücklich in meiner Familie und mit wenigen Freunden, die ich nur mit Widerſtreben für andere Cirkel verlaſſe. Und hier ſcheint mir der Ort zu

gedenken, daß ich 1796 in den verehelichten Stand trat mit Mariabella, Tochter von Johann Eliot von London, einem Ehrenmanne, Mitglied der Gesellschaft der Freunde. Wir haben fünf lebende Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, wovon das älteste nahe einundzwanzig Jahre zählt; sie sind alle bis daher zu Hause erzogen und in der Nachbarschaft, daß die Periode ihres Heranwachsens uns eine Quelle von Vergnügen und wechselseitigem Lieberwerden seyn mußte, welches meinen eigenen guten Eltern fehlte, da ihre Kinder so weit umher vertheilt waren; und dennoch bin ich sehr viel im Leben der Sorge und dem Schutz eines trefflichen Vaters schuldig geworden.

„Da nun aber der Mann so deutlich vor Dir steht, so darf ich wohl auch mit Einemmal die wahre Ursache aussprechen, warum er vergleichungsweise unfruchtbar für die Wissenschaft ist, zugleich aber die Quelle seiner größten Schmerzen und höchsten Vergnügungen aufdecken. Mit Einem Wort nun: er ist ein Christ, und der praktische Sinn, in welchem er seine Religion erfaßt, vergönnt ihm in der That nur wenig Zeit für ihn selbst.

„Ich bitte, mein Freund, nicht zu stutzen, als wenn etwas Enthusiastisches folgen sollte; ich versuche vielmehr mich deutlich zu machen. Christenthum ist bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man speculiren könnte, oder eine Reihe von Ceremonien, womit man sein Gewissen beschwichtigt, wenn man auch sonst an Handlungen nichts Gutes aufzuweisen hätte; es ist kein System, durch Gewalt vorgeschrieben, durch menschliche Gesetze bekräftigt, zu dessen Bekenntniß man andere durch Zwang nöthigen oder sie durch Kunst anlocken könnte, es ist vielmehr der gerade reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im neuen Testament, es ist die Methode wodurch der Mensch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden ist, nach redlichem Bereuen ihm wieder versöhnt wird durch Jesus Christus, dessen Opfer und Vermittlung; sodann aber, solcher Weise durch ihn erlöst, an ihn glaubend, fähig wird dem inwohnenden Bösen zu widerstehen, aufgelegt zu guten Werken, durch geheime Hülfe und Einfluß des heiligen Gottesgeistes.

„Betrachte ich nun meine Religion in diesem Lichte und fühle nach dieser Weise, daß sie Gesetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden, so kann ich mich nicht entschließen um mein selbst willen zu leben,

da die Freuden jenes Lebenslaufes zehnfach größer sind als alles was mir sonst angeboten werden könnte.

„Auszubreiten daher gute Grundsätze, Moralität zu befördern und sorgfältige Erziehung der Jugend, auf Erhaltung der Ordnung und Disciplin in der Gesellschaft der Freunde, zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Auferbauung der Bedrängten an Leib und Seele beizutragen, dieß ist die Natur des Bestrebens und der Vereine, welchen ich nun herkömmlich angehöre.

„Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Feder erworben habe, bin ich zufrieden sie oft in solchen Diensten zu benutzen, woher weder Ruhm noch Vortheil entspringen kann, und wobei wahrscheinlich die auf diese Weise entstandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewissen Autor mehr zuzuschreiben sind.

„Bin ich deßhalb ein Thor nach Goethe's Schätzung? Ich glaube nicht. Denn so gewiß als die gegenwärtige Welt wirklich ist, so gewiß wird nach diesem auch eine seyn, wo jeder gerichtet werden wird nach den Thaten, die er hier gethan hat. Auf dieser Zukunft beruhen meine Hoffnungen und daraus fließt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, versichert, daß wenn ich bis ans Ende verharre, ich meinen Lohn empfangen werde.

„Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, so bin ich zufrieden darin meistentheils als Christ beschäftigt zu seyn. Die Wissenschaft wird ohnehin vorwärts gehen, denn es finden sich viele Arbeiter; die nützlichen Künste werden sich der Vollkommenheit nähern (die schädlichen, denke ich, sind schon ganz daran, ihren Meridian zu verlassen); das Menschengeschlecht wird zunehmen, die Erde bevölkert werden, wie sich es gegenwärtig nicht wohl von ihr behaupten läßt, und indessen Geschlechter vorwärts gehen, wird der Verstand der Menschen erleuchteter werden, und der, so die Welt regiert, wird nicht zugeben, daß ihre Herzen verderben bleiben. Nein, die christliche Religion, in aufrichtiger Ausübung, wird sich über die Nationen verbreiten und der Zustand der Menschen überhaupt verbessert werden. Theilweise ist dieß schon auf einen unberechenbaren Grad geschehen, sowohl im sittlichen als bürgerlichen Sinne; Kriege werden aufhören mit anderm erniedrigendem Aberglauben und verderblichen Pratiken; die Gesellschaft wird eine neue Gestalt gewinnen, allgemeines Uebereinstimmen und wechselseitiges gutes Bedienen, zwischen Nationen und Individuen, wird

an die Stelle treten der gegenwärtigen Selbstheit und Mißstimmung. Mag's doch seyn, daß zwischen alles dieses irgend eine Periode von Gegenwirkung und Verfolgung der Guten eintrete, zuletzt wird immer über diese geprüfte und glückliche Gesellschaft der Sohn Gottes, welcher sein Leben hingab, als das Mittel die Welt zu bilden, in Frieden regieren, bis das Ende kommt. Dann wird ein geringer Glaube, welcher in diesem Leben zur Tugend reifte, die stolzesten Denkmale der Gewalt menschlichen Verstandes überwiegend gefunden werden. O welch ein edles Gedicht könnte sich aus einem solchen Gegenstand entwickeln! Doch ich träume! Unser eigener Mitten, so hoch er sich erheb, hatte keine Schwingen dorthin zu reichen. Und sehr weislich wendete er „die Gedanken, die sich freiwillig in harmonischen Maßen bewegten," mehr die äußerlichen Umstände zu imaginiren, als daß er versucht hätte die Substanz göttlicher Dinge zu entwickeln. Denn diese begreift nach allem doch am besten, wer, mit demüthigem Herzen und Gebet zu Gott um sein Licht in dieser Angelegenheit, die klare kräftige Prosa des alten und neuen Testaments in sich aufnimmt.

„Hiernach wird es meinen Freund nicht wundern, daß ich mich für die allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften erkläre und wirklich sehr viele Zeit abwechselnd den Geschäften der brittischen und ausländischen Bibelsocietät zuwende, von deren Committirten in London ich ein Mitglied bin, wie auch mein Vater war, vom Ursprung dieses Unternehmens bis zu seinem Tode.

„Schließlich, sollte ein Mann wie dieser, und so beschäftigt, ferner den Antheil von Goethe sich erhalten können, so werden Briefe freundlich aufgenommen und jede schuldige Genugthuung seinen Fragen und Wünschen erfolgen.

Nachschrift.

„Was die zerstreuten Aufsätze betrifft, auf die ich Anspruch machen könnte, als Versuche verschiedener Art, so sind es die Artikel Benn und Woolmann, beides biographisch, und Quakers, historisch, in Rees' Cyclopädie; diese, nebst den Artikeln Wolken und Thau, waren meine Beiträge zu gedachtem Werk, mit dessen ehrenwerthem Herausgeber ich lange das Vergnügen der Bekanntschaft genoß.

Luke Howard."

Seite

An Hafis. Hafis, die ſich gleich zu ſtellen ꝛc. 28
Offenbar Geheimniß. 28
Wink 28
An Hafis. Was alle wollen weißt du ſchon ꝛc. 25

Buch der Liebe.

Muſterbilder 28
Noch ein Paar 29
Leſebuch 29
Ja, die Augen waren's, ja der Mund ꝛc. 30
Gewarnt 30
Verſunken 31
Bedenklich 32
Liebchen, ach! im ſtarren Bande ꝛc. 32
Was wird mir jede Stunde ſo bang ꝛc. 33
Schlechter Troſt 33
Genugſam 34
Gruß 34
Huldvoll ſprach' mit Einem Blicke ꝛc. 35
Huldvoll auf dem Palmen-Steckchen ꝛ 35
Ergebung 36
Unvermeidlich 36
Geheimes 37
Bei einſtes 37

Buch der Betrachtungen.

Höre den Rath den die Leyer tönt ꝛc. 39
Fünf Dinge 39
Fünf andere 40
Lieblich iſt des Mädchens Blick ꝛc. 40
Und was im Pend-Nameh ſteht ꝛc. 40
Reiteſt du bei einem Schmied vorbei ꝛc. 41
Den Gruß des Unbekannten ehre ja ꝛc. 41
Haben ſie von deinen Feſten ꝛc. 42
Märkte reizen dich zum Kauf ꝛc. 42
Wie ich ſo ehrlich war ꝛc. 43
Frage nicht durch welche Pforte ꝛ 43

Verſuch einer Witterungslehre.

1825.

Einleitendes und Allgemeines.

Das Wahre, mit dem Göttlichen identiſch, läßt ſich niemals von uns direct erkennen: wir ſchauen es nur im Abglanz, im Beiſpiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erſcheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben, und können dem Wunſch nicht entſagen es dennoch zu begreifen.

Dieſes gilt von allen Phänomenen der faßlichen Welt; wir aber wollen dießmal nur von der ſchwer zu faſſenden Witterungslehre ſprechen.

Die Witterung offenbart ſich uns, inſofern wir handelnde, wirkende Menſchen ſind, vorzüglich durch Wärme und Kälte, durch Feuchte und Trockene, durch Maß und Uebermaß ſolcher Zuſtände, und das alles empfinden wir unmittelbar, ohne weiteres Nachdenken und Unterſuchen.

Nun hat man manches Inſtrument erſonnen, um eben jene uns täglich anfechtenden Wirkungen dem Grade nach zu verſinnlichen: das Thermometer beſchäftigt jedermann, und wenn er ſchmachtet oder friert, ſo ſcheint er in gewiſſem Sinne beruhigt, wenn er nur ſein Leiden nach Réaumur oder Fahrenheit dem Grade nach ausſprechen kann. Nach dem Hygrometer wird weniger geſehen. Näſſe und Dürre nehmen wir täglich und monatlich auf, wie ſie eintreten. Aber der Wind beſchäftigt jedermann: die vielen aufgeſteckten Fahnen laſſen einen jeden wiſſen, woher er komme und wohin er gehe; jedoch was es eigentlich im Ganzen heißen ſolle, bleibt hier, wie bei den übrigen Erſcheinungen, ungewiß.

Merkwürdig iſt es aber, daß gerade die wichtigſte Beſtimmung der

atmosphärischen Zustände von dem Tagesmenschen am allerwenigsten bemerkt wird; denn es gehört eine kränkliche Natur dazu, um gewahr zu werden, es gehört schon eine höhere Bildung dazu, um zu beobachten diejenige atmosphärische Veränderung, die uns das Barometer anzeigt.

Diejenige Eigenschaft der Atmosphäre daher, die uns so lange verborgen blieb, da sie bald schwerer bald leichter, in einer Folgezeit an demselbigen Ort oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten und zwar in verschiedenen Höhen sich manifestirt, ist es, die wir denn doch in neuerer Zeit immer an der Spitze aller Witterungsbeobachtungen sehen, und der auch wir einen besondern Vorzug einräumen.

Hier ist nun vor allen Dingen der Hauptpunkt zu beachten, daß alles was ist oder erscheint, dauert oder vorübergeht, nicht ganz isolirt, nicht ganz nackt gedacht werden dürfe: eines wird immer noch von einem andern durchdrungen, begleitet, umkleidet, umhüllt; es verursacht und es leidet Einwirkungen, und wenn so viele Wesen durch einander arbeiten, wo soll am Ende die Einsicht, die Entscheidung herkommen, was das Herrschende, was das Dienende sey, was vorangehen bestimmt, was zu folgen genöthigt werde? Dieses ist's, was die große Schwierigkeit alles theoretischen Behauptens mit sich führt, hier liegt die Gefahr, Ursache und Wirkung, Krankheit und Symptome, That und Charakter zu verwechseln.

Da bleibt nun für den Ernstbetrachtenden nichts übrig, als daß er sich entschließe, irgendwo den Mittelpunkt hinzusetzen, und alsdann zu sehen und zu suchen, wie er das übrige peripherisch behandle. Ein solches haben auch wir gewagt, wie sich aus dem folgenden weiter zeigen wird.

Eigentlich ist es denn die Atmosphäre, in der und mit der wir uns gegenwärtig beschäftigen. Wir leben darin als Bewohner der Meeresufer, wir steigen nach und nach hinauf bis auf die höchsten Gebirge, wo es zu leben schwer wird; allein mit Gedanken steigen wir weiter, wir wagen den Mond, die Mitplaneten und ihre Monde, zuletzt die gegen einander unbeweglichen Gestirne als mitwirkend zu betrachten, und der Mensch, der alles nothwendig auf sich bezieht, unterläßt nicht sich mit dem Wahne zu schmeicheln, daß wirklich das All, dessen Theil er freilich ausmacht, auch einen besondern merklichen Einfluß auf ihn ausübe.

Daher wenn er auch die astrologischen Grillen, als regiere der gestirnte Himmel die Schicksale der Menschen, verständig aufgab, so wollte

er doch die Ueberzeugung nicht fahren laſſen, daß wo nicht die Fixſterne, doch die Planeten, wo nicht die Planeten, doch der Mond die Witterung bedinge, beſtimme, und auf dieſelbe einen regelmäßigen Einfluß ausübe.

Alle dergleichen Einwirkungen aber lehnen wir ab; die Witterungserſcheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmiſch noch planetariſch, ſondern wir müſſen ſie nach unſern Prämiſſen für rein telluriſch erklären.

Barometer.

Bei allen meteorologiſchen Beobachtungen wird der Barometerſtand als Hauptphänomen, als Grund aller Wetterbetrachtungen angeſehen. Auch ich bin der Ueberzeugung, daß man darin ganz richtig verfahre.

Das Queckſilber, in der luftleeren, heberförmigen Glasröhre auf einer gewiſſen Höhe gehalten, überzeugt uns längſt von einem entſchiedenen Druck, von einer Schwere, Elaſticität, oder wie man es nennen will, der durchſichtigen, durchſcheinenden Materie, welche den uns umgebenden Raum erfüllt.

An dem Meeresufer ſteht das Queckſilber am höchſten; wie wir uns aber bergan wärts bewegen, wird es nach und nach fallen: in jeder Region aber, wo wir eine Zeit lang verweilen, iſt ein temporäres Steigen und Fallen bemerklich; dieſes beſchränkt ſich in einen kleinen Höheraum, welcher am Meeresufer etwa 30 Linien und auf hohen Gebirgen etwa 20 Linien beträgt. Dieſes geringe Steigen und Fallen iſt nun an jedem Orte der Gegenſtand unſerer unausgeſetzten Beobachtungen, deren unzählige angeſtellt und ſorgfältig aufgezeichnet worden, womit man denn tagtäglich auf das fleißigſte fortfährt. Dabei iſt allgemein bekannt, daß, bei unveränderter Oertlichkeit, das Steigen des Mercurs klares, heiteres, trockenes, das Sinken trübes, feuchtes, ſtürmiſches Wetter andeute.

Nach ſo vielen ſorgfältigen Bemühungen aber iſt man doch nicht dazu gelangt, etwas Regelmäßiges in dieſem Ab- und Aufſteigen zu bemerken; es geſchieht zwar genau innerhalb der beſtimmten Raumeshöhe, aber Zeit und Augenblick der Wiederkehr auf denſelbigen Punkt iſt nicht vorauszuſehen.

Um aber hierin etwas feſtſetzen, ja vorherſagen zu können, hat man ſich nach allen Seiten umgethan, Mond und Planeten, Tag und Nacht,

Jahreszeiten und Jahrescirkel zu Hülfe gerufen und sich dadurch nur immer in größere Labyrinthe verwickelt; man spricht von Ebbe und Fluth in der Atmosphäre, welche an den barometrischen Bewegungen mit Ursache seyn sollen.

Nun hat sich aber erst neuerlich, bei genauer Betrachtung der auf der Jenaischen Sternwarte gefertigten vergleichenden Darstellungen bemerken lassen, daß gedachtes Steigen und Fallen an verschiedenen, näher und ferner, nicht weniger in unterschiedenen Längen, Breiten und Höhen gelegenen Beobachtungsorten einen fast parallelen Gang habe.

(Fr. Daniell Meteorological Essays. London 1823. p. 112. Barometers, situated at great distances from each other, often rise and fall together with great regularity. — It has been observed, that this unison of action extends farther in the direction of the latitude, than in that of the longitude.)

Man nehme, um sich hiervon zu überzeugen, die von Dr. Schrön ausgearbeitete graphische Darstellung vor Augen (siehe den 2. Jahrgang der meteorologischen Beobachtungen im Großherzogthum Weimar, im Verlag des Industriecomptoirs 1824), wo die mittlern Barometerstände von Jena, Weimar, Schönderf, Wartburg und Ilmenau vom Jahre 1823 über einander gezeichnet sind, und es wird alsobald die Gleichheit solcher Bewegung augenfällig seyn.

Eben so haben wir später gefunden, daß die Bewegungslinien von Frankenhain und Ilmenau einander vollkommen decken, obgleich jenes 700 Fuß höher über der Meeresfläche liegt, und die eine sich einen Zoll höher als die andere bewegt. Ja, die Bewegungslinie des Bernhardsberges ist mit den unsrigen gleichmäßig und gleichzeitig gefunden worden. Auf diese Uebereinstimmung ist nun im allgemeinen hinzuarbeiten, da selbst unter den verschiedensten Meridianen wie unter den verschiedensten Breiten die größte Uebereinstimmung herrscht.

Wenn nun die Barometerstände der verschiedensten Orte das Aehnliche, wo nicht das Gleiche besagen, so scheinen wir dadurch berechtigt allen außerirdischen Einfluß auf die Quecksilberbewegung abzulehnen, und wir wagen auszusprechen, daß hier keine kosmische, keine atmosphärische, sondern eine tellurische Ursache obwalte.

Denn es ist anerkannt und bestätigt, daß alle Schwere von der Anziehungskraft der Erde abhängig sey; übt nun die Luft, insofern sie

körperlich ist, eine Schwerkraft, einen verticalen Druck aus, so geschieht es vermöge dieser allgemeinen Attraction; vermindert u... vermehrt sich daher der Druck, diese Schwere, so folgt daraus, daß die allgemeine Anziehungskraft sich vermehre, sich vermindere.

Nehmen wir also mit den Physikern an, daß die Anziehungskraft der ganzen Erdmasse von der uns unerforschten Tiefe bis zu dem Meeresufer, und von dieser Gränze der uns bekannten Erdoberfläche bis zu den höchsten Berggipfeln und darüber hinaus erfahrungsgemäß nach und nach abnehme, wobei aber ein gewisses Auf- und Absteigen, Aus- und Einathmen sich ergebe; welches denn zuletzt vielleicht nur durch ein geringes Pulsiren ihre Lebendigkeit andeuten werde.

Thermometer.

Obgedachte Schrönische Tabelle legt uns vor Augen, wie das Thermometer seinen eigenen Gang geht, ohne mit dem Barometerstande auch nur die mindeste Gemeinschaft anzudeuten. Vom Januar bis in den August steigt er und senkt sich wieder bis in den December, ohne daß man mit dem Barometerstand irgend eine Spur von Wechselwirkung entdecken könnte.

Wird nun das Barometer durch die Schwere der Atmosphäre bedingt, das Thermometer hingegen durch den fernern oder nähern Bezug der Erde zur Sonne, läugnen wir daß beide Wirksamkeiten unmittelbar auf einander einfließen, so müssen wir doch zugestehen, daß wir sie bei Witterungserscheinungen nicht ohne Verhältniß denken können; dieses aber suchen wir darin, daß jedes von seiner Seite auf ein drittes wirkt, auf die materielle, gleichfalls für sich bestehende Atmosphäre, und hier liegt nun das Wichtigste, das Schwere in Beurtheilung der Wetterbeobachtung.

Manometer.

Dieses Instrument, schon von Otto von Guerike erfunden, nachher auf mannichfache Weise verändert und verbessert, ward erst in seinen Wirkungen dem Barometer gleich geachtet, nachher von demselben getrennt, und wird bei atmosphärischen Beobachtungen nicht mehr zu Rathe gezogen.

Außer dem verticalen sogenannten Druck der Luft, wovon das Barometer uns Kenntniß giebt, kann dieselbe auch in einem verdichtetern oder verdünntern Zustände existiren. Auf das Barometer hat dieses keinen merklichen Einfluß, ob man gleich denken sollte, daß eine verdünnte Luftsäule weniger lasten sollte als eine verdichtete; man müßte sich denn die eine sehr viel höher und die andere sehr viel niedriger denken. So scheint mir, daß nach meinen Prämissen die Sache folgender Gestalt angesehen werden könnte.

Das Steigen und Fallen des Barometers, verursacht durch die vermehrte oder verminderte Anziehungskraft der Erde, hat eine allgemeine tellurische Ursache; dahingegen die Verdünnung und Verdichtung der Luft, durch Erwärmung bewirkt, nur local ist und, in Bezug aufs große Ganze, von keiner Bedeutung.

Da jedoch auch bei uns die Verdunstung so wie der Niederschlag, Wasserverneinung und Wasserbildung, von der höchsten Bedeutung bleibt, so beruhigt sich der Beobachter dabei, daß Thermometer und Hygrometer diesen Forschungen völlig genug thun, weil die Wärme, als Ursache der Verdunstung, das Feuchte hingegen als die entgegengesetzte zu betrachten ist, also dasjenige, was durch das Manometer gesucht wird, hierdurch genugsam offenbart wird.

Das Barometer giebt uns eine unmittelbare Andeutung von einer großen Naturerscheinung, von der ab- und zunehmenden Schwere der atmosphärischen Masse; daher darf dieses, was wir hier vor Augen sehen, ein Grundphänomen genannt werden; dagegen sind die Erscheinungen des Manometers als complicirt und abgeleitet zu betrachten, weßhalb über seine Andeutungen immerfort Zweifel entstehen.

Die möglichst luftfreie Kugel denke man sich in einem gewissen Gleichgewicht auf der atmosphärischen Masse ruhend und schwebend; sie hebt sich und senkt sich, je nachdem das Element schwerer und leichter wird. Ihre Bewegung entspringt aus derselbigen Ursache wie die des Barometers, aber, als abgeleitet, kann sie mit dem Originalphänomen nicht Schritt halten, und wird also mit dem Barometer gradweise nicht zu vergleichen seyn.

Es sinkt mit dem sinkenden Barometer; aber es ist nicht sensibel genug, um gleich wieder mit ihm zu steigen. Es steigt und besinnt sich erst wieder ehe es jenem nachsinkt.

Merken wir ja darauf, unter den Phänomenen iſt ein großer Unterſchied: das Urphänomen, das reinſte, widerſpricht ſich nie in ſeiner ewigen Einfalt; das abgeleitete erduldet Stockungen, Frictionen, und überliefert uns nur Undeutlichkeiten.

Die Windfahne.

In dieſem Sinne iſt die Windfahne gleichfalls ein unſicheres und ſehr wenig die augenblicklichſte Luftbewegung andeutendes Inſtrument. Wie man auch die Friction vermindern mag, ſo bleibt eine mechaniſche Reibung immer übrig. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſie dem Weſtwinde immer mehr gehorcht als den übrigen Winden: denn er iſt der ſtärkſte, und mit den Jahren biegt ſich endlich durch die Gewalt die Spindel, wenn die Fahne groß und ſchwer iſt; ſie ſenkt ſich deßwegen nach Oſten, und der Wind kann ſich ſchon eine Weile umgelegt haben, ehe ſie ſich entſchließt ihre Stellung zu verändern. Den Wolkenzug anſtatt der Windfahne zu beobachten, wird immer das Sicherſte bleiben: denn man erfährt nicht allein, welcher Wind in der untern Region herrſcht, ſondern man wird zugleich aufmerkſam auf das was in der obern vorgeht, wo man denn oft Ruhe und Stille bemerkt, wenn unterwärts Zug und Bewegung ſich ſpüren läßt.

Atmoſphäre.

Der aufmerkſame Beobachter der Witterungsbegebenheiten wird von vielen Seiten her auf den Gedanken getrieben, die den Erdball umgebende Atmoſphäre nehme nicht nur, wie das Barometer ausweiſt, von der Meeresfläche aufwärts an Dichtigkeit, Schwere, Elaſticität in ſtätiger Folge nach und nach ab, hinunterwärts aber zu, ſondern es ſeyen eben in dieſem atmoſphäriſchen Raume gewiſſe geheime, concentriſche Kreiſe abgeſchloſſen, die ſich, als beſonders geeigenſchaftet, gelegentlich manifeſtiren. Was und wie es auch damit ſey, wir bemerken folgendes.

Und zwar ſuchen wir Gelegenheit zuerſt vor die große Wilbrandiſch-Ritgen'ſche Karte zu treten, indem dieſe ſolchen allgemeinen Betrachtungen beſonders günſtig iſt; wir ſehen darauf die Schneelinie bezeichnet, wie ſie

ſich von ihrer Höhe unter dem Aequator nach Norden und Süden aufs Meer legt, und ſo über und neben ſich das Eis ungeſchmolzen bewahrt. Hier ſehen wir alſo eine entſchiedene Zone, in welcher die auf dem höchſtmöglichen Punkt am Erdkreis wachſende Wärme die Solideſcenz des Waſſers nicht hindern kann, und wir werden darauf geführt unter und über derſelben noch mehrere dergleichen Luftgürtel aufzuſuchen.

Betrachten wir nun zu dieſem Zwecke das Verhältniß lebendiger Weſen zu derſelben, ſo finden wir, daß Geſchöpfe bis an ſie herangehen und deßhalb aber auch Verkünder werden, wenn dieſelbe nach Anlaß der Jahreszeiten herabſteigt. Ich nehme das Beiſpiel von den Finken und erinnere mich, als wir im September 1797 auf Maria-Einſiedeln verweilten, und ein in der Nacht gefallener Schnee in einer gewiſſen mittlern Höhe des Gebirges liegen geblieben war, ſogleich jene zarten Vögel, um ſo viel herabweichend den Vogelſtellern unzählig in die Netze fielen, und Pilgern ſo wie Reiſenden als eine ſchmackhafte Speiſe zu gute kamen.

Und ſo manifeſtirt ſich an allen gebirgigen Orten dem aufmerkſamen Beobachter eine mit der Jahreszeit nach und nach niederſinkende Schneelinie, die, nach eintretenden Umſtänden, eine gewiſſe Linearhöhe beobachtet. Eine dergleichen zieht ſich am großen Ettersberge über Weimar her, läßt Lützendorf unter ſich, die Marke in Obeliskenform über ſich, und wird am kleinen Ettersberge unſcheinbar. Hier bleibt der erſte Schnee eine Zeit lang liegen, obgleich die Lage des Berghanges gegen Mittag geſenkt iſt.

Dieſes Phänomen wiederholte ſich mehrere Jahre, und mir wurden aus Thüringen andere Beiſpiele bekannt, wobei freilich zur Sprache kam, daß außer der barometriſchen Höhe noch die Lage gegen dieſe oder jene Himmelsgegend, die Nachbarſchaft zu andern Bergen, ſonſtige Expoſitionen, vielleicht die Gebirgsart, in Betracht zu ziehen ſey.

Ohne dieſe Bemerkungen abzulehnen, fand ich doch Urſache auf jene erſte Lehre von den concentriſchen Kreiſen der Atmoſphäre gar manches Phänomen zu beziehen.

So ſey noch eins bemerkt. Die gewaltſamen Stürme, die im letzten December nah an der Erde wütheten, wurden dem Beobachter zu Frankenhain auf der Rhön, welcher über zweitauſend Fuß über der Meeresfläche geſtellt iſt, keineswegs in dem in der Tiefe herrſchenden Grade fühlbar; wie ſeine eingereichten genauen Tabellen beweiſen. Und gerade mag der

Sturm deßhalb so fürchterlich wüthen, weil er sich an die Oberfläche des Meeres und der Erde schmiegt, und in geringer Höhe allerwärts erzeugt, während er von weitem herzukommen und in undenkbarer Eile heranzutoben scheint.

Dergleichen atmosphärische Kreise lassen sich auch aus der Wolkengestaltung vermuthen; sehr selten wird ein Cumulus bei uns an seinem untern Rande geballt oder in einiger Auszackung gebildet erscheinen, vielmehr legt er sich gewöhnlich flach und ruht mit einer stratusähnlichen Basis gleichsam auf einem fremdartigen schwerern Elemente, das ihn zu einer horizontalen Gestaltung nöthigt; so wie umgekehrt in einer gewissen Höhe, etwa 2000 Fuß über der Meeresfläche, der Cumulus unten wie oben ausgezackt ist, auch bei steigendem Barometer sogleich an allen Enden in Cirrus aufgelockert wird.

Wie dem auch sey, so geht daraus hervor, daß die verschiedenen atmosphärischen Etagen auf Wasserbildung und Verneinung, auf Wolkengestaltung, auf das Niedergehen derselben als Regen oder ihre Auflösung zu Schäfchen einen verschiedenen Bezug haben.

So wenig man sich nun anmaßen darf die jedesmalige Höhe des Kreises über diesem oder jenem Ort zu bestimmen, so tragen wir doch kein Bedenken solche relative Atmosphären anzunehmen, wenn wir uns in dem Labyrinthe der Witterungsbeobachtung mit einigem vernünftigen Behagen ergehen wollen.

Als einwirkend auf diese Atmosphäre und deren vermuthliche Kreise werden nun die beiden großen Mächte gegen einander über gestellt, die sich uns durch das Barometer und Thermometer offenbaren; sie werden, nach jener oben ausgesprochenen Maxime, als von einander vollkommen unabhängig erklärt, um desto reiner zu fassen, wie durch sie die atmosphärischen Zustände bestimmt werden.

Man verzeihe Wiederholungen: diese sind in solchem Falle unerläßlich, wo man am einfachen Grunde festhalten und die Mannichfaltigkeit der Erscheinung darauf zurückführen will.

Indessen stehe hier eine allgemeine Warnung, welche für alle Capitel der Naturforschung gilt, hier aber besonders beherzigt zu werden verdient. Man hüte sich Ursache und Wirkung zu verwechseln, besonders aber das Barometer von atmosphärischen Ereignissen abhängig zu machen. Worauf man aber höchst aufmerksam zu seyn Ursache hat, das sind die Correlate,

die Bezüge, die sich als Resultate neben- und zusammenwirkender Thätigkeiten hervorzuthun.

Wasserbildung.

In der Atmosphäre schwebt immerfort, durch Verdunstung und sonst, erzeugtes Wasser; es wird selbst bei den heitersten Tagen als Dunst gleichmäßig ausgetheilt, in dem ätherischen Raume getragen, in den untern Regionen dichter, in den obern klarer; wie uns in den tiefern Localitäten das weißliche Himmelblau überzeugt, welche Farbe denn immer dunkler und gesättigter wird, je höher wir bergan steigen.

Diese fortdauernde Tendenz der Wasserbildung verschafft uns einen respirabeln Luftraum; der niedere Barometerstand begünstigt sie, der höhere verneint sie; hier ist die erste, am meisten in die Sinne fallende Erscheinung, auf die wir bei Wetterbeobachtungen zu merken pflegen.

Wolkenbildung.

Durch Howards glücklichen Gedanken, die Wolkenbildungen zu sondern, zu charakterisiren, zu benennen, sind wir mehr als man glauben könnte, gefördert: Cirrus deutet auf hohen Barometerstand, Cumulus auf mittlern, Stratus auf niedern, Nimbus auf den niedrigsten Zustand; wobei zugleich zu bemerken ist, daß die atmosphärische Höhe zugleich mit wirksam ist, wie denn wohl der Fall vorkommen kann, daß der Cumulus oben sich in Cirrus auflöst, unten zum Stratus sich verflächt, und dieser näher an der Erde zum Nimbus übergeht.

Elektricität.

Diese darf man wohl, und im höchsten Sinne, problematisch ansprechen. Wir betrachten sie daher vorerst unabhängig von allen übrigen Erscheinungen: sie ist das durchgehende allgegenwärtige Element, das alles materielle Daseyn begleitet, und eben so das atmosphärische; man kann

Seite

Woher ich kam? Es iſt noch eine Frage ꝛc. 43
Es geht eins nach dem andern hin ꝛc. 44
Behandelt die Frauen mit Nachſicht ꝛc. 44
Das Leben iſt ein ſchlechter Spaß ꝛc. 45
Das Leben iſt ein Gänſeſpiel ꝛc. 45
Die Jahre nahmen dir, du ſagſt, ſo vieles ꝛc. 45
Vor den Wiſſenden ſich ſtellen ꝛc. 46
Freigebiger wird betrogen ꝛc. 46
Wer beſehden kann wird loben ꝛc. 46
Schach Schedſchaa und ſeines Gleichen 47
Höchſte Gunſt 47
Firduſi ſpricht 48
Dſchelâl-eddin Rumi ſpricht 49
Suleika ſpricht 49

Buch des Unmuths.

„Wo haſt du das genommen ꝛc. 50
Keinen Reimer wird man finden ꝛc. 51
Mit der Deutſchen Freundſchaft ꝛc. 52
Befindet ſich einer heiter und gut ꝛc. 53
Uebermacht, ihr könnt es ſpüren ꝛc. 53
Mich nach- und umzubilden, mißzubilden ꝛc. 54
Wenn du auf dem Guten ruhſt ꝛc. 54
Als wenn das auf Namen ruhte ꝛc. 55
Medſchnun heißt — ich will nicht ſagen ꝛc. 57
Hab' ich euch denn je gerathen ꝛc. 57
Wanderers Gemüthsruhe 58
Wer wird von der Welt verlangen ꝛc. 58
Sich ſelbſt zu loben iſt ein Fehler ꝛc. 59
Glaubſt du denn: von Mund zu Ohr ꝛc. 59
Und wer franzt oder brittet ꝛc. 59
Sonſt, wenn man den heiligen Koran citirte ꝛc. 60
Der Prophet ſpricht 60
Timur ſpricht 61

Buch der Sprüche.

Achtundfunfzig . . . . . 62 — 70

sie sich unbefangen als Weltseele denken. Inwiefern sie sich nun ruhig verbirgt, sodann aber durch den geringsten Anlaß gestimmt wird sich bald von dieser, bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den andern Pol herauszukehren, sich anzuhäufen und von da sich unbemerkt wieder zu zerstreuen, oder aber wohl mit den gewaltsamsten und wunderbarsten Explosionen sich zu manifestiren, darüber möchte wohl schwer seyn durch Erfahrung nachzukommen, ob sich schon nicht läugnen läßt, daß Barometer- und Thermometerstände darauf bedeutend einfließen mögen.

Winderzeugung.

Ist gleichfalls vorerst als von dem Barometerstand abhängig zu achten: Ost und Nord haben Bezug auf hohen, West und Süd auf niedern Quecksilberstand.

Eben diese Hauptverhältnisse erscheinen oft in einem unerklärlichen Schwanken, aber auch hier muß uns das früher Festgesetzte als Regel zu Hülfe kommen, um uns durch die Irrwege der Erfahrung zu begleiten.

Der Wolkenzug läßt uns alle Windfahnen entbehren, und bei demselben kommt vorerst wieder der Zustand verschiedener atmosphärischer Regionen in Betracht.

Der Westwind ist der untern Region besonders angehörig; bezeichnen wir einen Fall statt vieler.

Bei niederem Barometerstand sey der Himmel zum großen Theil überzogen, graue Regenwolken ziehen mit gelindem Westwind langsam einher; dieses kann bei gleich tiefem Barometerstande mehrere Tage anhalten; das Barometer steigt, der Wolkenzug von Westen nach Osten dauert langsam fort, doch bleibt von den obern Wolkensäumen nach und nach etwas zurück, löst sich auf, und begiebt sich in höhere Regionen; endlich stocken ganze Massen, verharren als Cumulus, lehnen sich als Wand an die Gebirge. Ueberdeckt auch manchmal eine Wolkenmasse den Himmel, so bleibt sie getrennt; die Nacht ist mondenklar; die Wolken stehen beinahe still, sie bewegen sich nur ganz gelind unter einander.

Jahreszeiten.

Diese muß man von seinem Standpunkte aus besonders beobachtet haben, um genugsame Prämissen zu künftiger Dijudicatur vorkommender Fälle sich zu erwerben.

So sehr auch zu jeder Jahreszeit Verdunstung des Meeres und der Erdoberfläche, insofern sie beeist oder frei ist, vor sich geht, so ist sie doch im Sommer bei uns stärker als im Winter; daher denn an langen Tagen das Phänomen nicht selten ist, daß, beim höchsten Barometerstande, sich allmählig nach Aufgang der Sonne die Atmosphäre mit Dünsten füllt, die sich zu Wolkengestalten zusammen geben, welche man als leichte, schwebende, ringsum ausgezackte Cumulus ansprechen möchte. Ich habe sie um Mittag den ganzen Himmel einnehmen sehen, allein sie schweben jede für sich und, obgleich mit nur geringen Zwischenräumen, verschmelzen sie nicht in einander, bald nach Sonnenuntergang aber ist alles verschwunden; es sey nun daß sie als Thau niedergegangen oder sich physisch, vielleicht chemisch, in der Atmosphäre aufgelöst haben, um nach kurzer Nacht bei frühem Morgen das vorige Spiel wieder anzufangen, welches die herrlichsten Ansichten kurz vor und gleich nach Sonnenaufgang gewährt. Man sieht leichte Nebelstreifen emporsteigen, sich bald in Cirrus auflösen, oder auch wohl einen Gebirgsrücken als Cumulus überthürmen, wozu das geringste Niedergehen des Barometers sogleich Anlaß geben kann.

Noch ein Beispiel ist nöthig um zu zeigen, wie verschiedene Jahreszeiten verschiedene Phänomene, bei immer fortdauerndem Grundgesetz, zum Vorschein bringen.

Wir pflegen bei feuchten und unfreundlichen Sommermonaten uns gewöhnlich mit dem Herbst zu trösten; auch giebt die Erfahrung, daß wir im September und October die meisten, wo nicht schönen, doch regenlosen, für den Reisenden, Ackerbemühten, Spaziergänger und andere im Offenen beschäftigte Personen leidlichen Tage haben. Schreiben wir nun dem Barometerstand auf die Witterung einen immer gleichen Einfluß zu, so scheint es wunderbar, daß, obschon in gedachten Monaten das Quecksilber, wie in den übrigen, sich über und unter der Mittellinie bewegt, doch die Witterung immer schön, gut und wenigstens leidlich bleibt.

Hier müssen wir nun mit unsern Betrachtungen gerade wieder zur untern Atmosphäre unsere Aufmerksamkeit wenden und aussprechen: Sie

ſelbſt ſteht in verſchiedenem Verhältniß zu den verſchiedenen Jahreszeiten.

Oben iſt dargeſtellt worden, wie im Sommer bei langen Tagen eine große überſchwengliche Ausdünſtung vor ſich gehe, worüber ſelbſt die höchſt elaſtiſche Luft kaum Herr werden kann. Werden hingegen die Tage kürzer, wird die Ausdünſtung, durch Sonnenwärme verurſacht, immer geringer, ſo kämpft eine mehr oder weniger elaſtiſche Luft mit beſſerem Geſchick gegen die in der Atmoſphäre ſchwebenden Dünſte. Steht das Barometer über der Mittellinie, ſo iſt die Luft alſobald rein; ſteigt es höher, ſo haben wir die ſchönſten Tage; ſteigt es wieder herab unter die Mittellinie, ſo gehen die Wolken nicht gleich in Regen über; ſie ziehen vorbei, es zeigen ſich abwechſelnd freundliche Sonnenblicke, eine belebende Wärme, die mit dem niedern Barometerſtand ſich wohl verträgt, kann ſich verbreiten, und man iſt in freier Luft noch immer behaglich; ſteigt aber das Barometer glücklicherweiſe, ſo iſt mit dem Oſtwind ein heiterer Himmel unverzüglich da, und wer im Freien lebt, genießt der ſchönſten Tage, die ſich an vergangene, mäßig heitere und immer genießbare Stunden wohlthätig anſchließen.

Mittellinie.

Aus vorgemeldeten gar verſchiedenen auf die Witterung einfließenden Umſtänden, welche noch mit vielen andern Bedenklichkeiten vermehrt werden könnten, iſt erſichtlich, daß alle diejenigen, welche zu ſtillem Hausgebrauch ſich das Barometer beſchauen, und dadurch von der nächſten Witterung einige Kenntniß zu erlangen wünſchen, gar oft in Verworrenheit und Unſicherheit gerathen möchten. Bemerken wir daher folgendes.

Auf Barometern früherer Zeit, wie ſolche die ſogenannten Italiäner herumtrugen und wie ſie noch an manchen Orten gefunden werden, ſehen wir auf dem Zolltäfelchen eine gewiſſe Linie gezogen, woneben geſchrieben ſteht unbeſtändig; über derſelben finden wir ſtufenweiſe ſchön und ſodann beſtändig Wetter angezeigt; unterhalb iſt trüb, Regen und Sturm angemerkt. Dieſe Beſtimmungen ſämmtlich hat man auf neueren Barometern als empiriſch, unzuverläſſig und unwürdig weggelaſſen, und zwar mit Recht, indem eine allgemeine, auf allen Barometern gleichmäßig beſtimmte Linie für die verſchiedenſten Ortslagen nicht hinreichte und ſelten zutreffen konnte.

Gleichwohl ist es für den Tagesgebrauch solcher Personen, die einige allgemeine Kunde des nächst bevorstehenden Wetters zu erlangen wünschen, oder welche sich von der schon eingetretenen Witterung Rechenschaft zu geben gedenken, zweckmäßig, daß wenigstens die Mittellinie auf ihren Barometern bemerkt werde.

Es bezeichnet aber diese Linie den aus mehrjährigen, gehörig beobachteten Barometerständen eines Ortes berechneten Durchschnitt, mithin die für diese Stände gezogene Mitte; deßwegen sie denn auch den Indifferenzpunkt gewissermaßen darstellt, von wo alle Veränderungen ausgehen.

Wenn nun für jede höhere und tiefere Ortslage ein solcher Mittelstand erst auszuforschen ist, so giebt die Berechnung sowohl als auch die Erfahrung die Auskunft, daß bei uns in Weimar 27 Zoll 6 Linien ungefähr diese Gränze zu ziehen ist.

Sie kann mit Recht als den veränderlichen Zustand andeutend angesehen werden: denn da man nie voraus wissen kann, ob das Quecksilber darüber steigen oder darunter fallen werde, so kann man sich doch versichert halten, daß das Quecksilber im Steigen auf einen klaren, heitern, im Sinken auf einen bewölkten Zustand hindeute. Steht das Barometer sehr hoch, so hat man beständig Wetter angenommen, wenn schon Beständigkeit vom Barometer auf keiner Stufe zu erwarten steht; da jedoch von dieser Höhe (bei uns 28 Zoll) das Quecksilber mehrere Tage sich nieder senken und auf und ab bewegen kann, ohne daß es sich unter die Mittellinie herunterläßt, so ist das heitere Wetter, im gewissen Sinne, beständig; aber es ist nicht beständiger als das trübe, regnerische, stürmische Wetter, wenn das Quecksilber unter gedachter Linie sich auf und ab bewegt, ohne sie zu überschreiten.

Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile ein solcher Fingerzeig dem harmlosen Beobachter bringt, der keine Ansprüche an höhere wissenschaftliche Mittheilungen zu machen denkt, sondern sich nur in diesem Labyrinthe nach einem Leitfaden und nach einem festen Punkte umsieht, woran er denselben heften kann.

Auf wohlgearbeiteten Barometern zu Ende des vorigen Jahrhunderts findet sich die Mittellinie noch; allein da, wie gesagt, eine allgemeine Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreicht, so muß dieser Indifferenzpunkt auf den Barometern eines jeden Ortes besonders bestimmt werden, worüber folgendes zu sagen wäre.

„Am einfachſten gelangt man zum Zweck, wenn man, bei unbekanntem Höhenunterſchied zweier Orte, ſich mit einem andern Beobachter in Rapport ſetzt, welcher die Mittellinie für ſein Inſtrument ſchon beſitzt. Bei dem bemerkten parallelen Gang des Barometers würden ſchon wenige während einiger Tage an verabredeten Stunden zu machende Beobachtungen genügen, um zu erkennen, um wie viel dort unter oder über der bekannten Mittellinie das Queckſilber ſtand, wonach man denn hier die Mittellinie um eben ſo viel unter oder über den hier beobachteten Ständen ziehen würde.

Iſt aber der Höhenunterſchied beider Orte bekannt und zeigen beide Barometer neben einander hangend gleiche Stände, ſo iſt die neue Mittellinie nach der bereits bekannten unmittelbar zu beſtimmen. Denn läge der Ort, wo die Mittellinie geſucht wird, etwa 80 Pariſer Fuß höher als der andere Ort, wo man dieſe Linie bereits ausgemittelt hat, ſo würde die neue Mittellinie um 1 Pariſer Linie tiefer zu beſtimmen ſeyn. Und ſo nach Verhältniß an allen übrigen Orten.

In Ermangelung dieſer Hülfsmittel wird der Durchſchnitt regelmäßiger Beobachtungen die Mittellinie ergeben, und zwar um ſo genauer, je länger man beobachtet: denn während nur Eines Jahres kann man ſich bei drei täglichen Beobachtungen freilich um 1 Pariſer Linie und mehr irren.

Haben wir nun das Vorgeſagte gemerkt, wiſſen wir uns an die Mittellinie zu halten, haben wir beobachtet, wie hoch und wie tief auf unſerm Barometer das Queckſilber zu ſteigen und dann auch auf eine Reihe von Zeit wieder zu fallen pflegt, ſo müſſen wir folgendes im Auge behalten.

Das Steigen und Fallen des Barometers deutet auf eine Urſache, deren Wirkung erſt ſpäter hervortritt, wie denn vieljährige in ein und demſelben Local bei unverrücktem Barometer täglich und ſtündlich angeſtellte Beobachtungen zur Ueberzeugung hinführen, daß man vierundzwanzig Stunden vorher die Witterung vorausſagen könne.

Nimmt man dieſes auch nicht für ſo ganz entſchieden an, da in der täglichen Erſcheinung auch irgend ein Schwanken gar wohl zum Vorſchein kommen könnte, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß es in der Hauptſache nie trügen werde.

Sogenannte Oscillation.

Außer der bisher behandelten, weder an Jahres- noch Tageszeit gebundenen Bewegung des Mercurs in der Glasröhre iſt uns in der neuern Zeit durch mannichfache Beobachtungen eine andere Bewegung des Queckſilbers in der Röhre bekannt geworden, welche ihre Beſtimmung in vierundzwanzig Stunden durchläuft.

Die verſchiedenen in Europa angeſtellten Beobachtungen zeigen dieſe Bewegung nicht unmittelbar; wir übergehen ſie jetzt und halten uns an Beobachtungen, die unter dem Aequator auf dem Meer angeſtellt worden, wo das Phänomen aufs deutlichſte hervorzutreten ſcheint.

Wir legen eine Stelle aus Simonows Beſchreibung einer Entdeckungsreiſe, Wien 1824, zum Grunde, welche folgendermaßen lautet.

S. 33. „Die Erſcheinungen, die ſich nach dieſen Beobachtungen auf dem Barometer zeigten und die bisher ſelten unterſucht wurden, beſtehen darin, daß das Queckſilber an jedem Tage allmählig bis zum höchſten Grade des Barometers ſteigt und von dieſem wieder langſam zu fallen anfängt. Dieſes Steigen und Fallen des Queckſilbers im Barometer geſchieht zweimal in vierundzwanzig Stunden. Nämlich um neun Uhr in der Frühe und Abends um dieſelbe Stunde (ſteht es am höchſten), Nachmitternacht und Nachmittag auf dem niedrigſten Punkte."

(Voyage d'Alexandre de Humboldt. Tom. III. p. 2 s. Les oscillations du Mercure dans le baromètre indiquent l'heure presque comme un horloge. p. 310. Les deux minima barométriques coincident presque avec les époques les plus chaudes et les plus froides du jour et de la nuit.)

Auch hier gedenken wir uns, nach gewohnter Art, an das Gewiſſeſte zu halten, um nach und nach dem Ungewiſſen deſto eher beizukommen.

Ganz deutlich iſt in Vorſtehendem ausgeſprochen, daß um Nachmittag und Nachmitternacht das Barometer auf dem niedrigſten Punkte ſtehe; daß um neun Uhr früh und Abends um dieſelbe Stunde es am höchſten ſtehe, mußten wir durch eine Parentheſe ausſprechen, da es uns nur zufällig ausgelaſſen ſcheint.

Hierauf nun fußend lehnen wir alle äußern Einflüſſe abermals ab und ſagen, dieſe Erſcheinung iſt telluriſch. Wir ſtellen uns vor, daß innerhalb der Erde eine rotirende Bewegung ſey, welche den ungeheuern

Ball in vierundzwanzig Stunden um ſich ſelbſt herum nöthigt, und die man ſich als lebendige Schraube ohne Ende verſinnlichen mag.

Aber dieſes iſt nicht genug; dieſe Bewegung hat ein gewiſſes Pulſiren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre; es iſt gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zuſammenziehen, das ſich in vierundzwanzig Stunden wiederholt, am ſchwächſten nach Mittag und nach Mitternacht wirkt, und Morgens neun Uhr und Abends um dieſelbe Stunde die höchſte Stufe erreicht.

Wiederaufnahme.

Hiernach werden alſo zwei Grundbewegungen des lebendigen Erdkörpers angenommen, und ſämmtliche barometriſche Erſcheinungen als ſymboliſche Aeußerung derſelben betrachtet.

Zuerſt deutet uns die ſogenannte Oſcillation auf eine geſetzmäßige Bewegung um die Achſe, wodurch die Umdrehung der Erde hervorgebracht wird, woraus denn Tag und Nacht erfolgt. Dieſes Bewegende ſenkt ſich in vierundzwanzig Stunden zweimal und erhebt ſich zweimal, wie ſolches aus mannichfaltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir verſinnlichen ſie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende; ſie bewirkt als anziehend und nachlaſſend das tägliche Steigen und Fallen des Barometers unter der Linie; dort, wo die größte Erdmaſſe ſich umrollt, muß ſie am bemerklichſten ſeyn, gegen die Pole ſich vermindern, ja null werden, wie auch ſchon von Beobachtern ausgeſprochen iſt. Dieſe Rotation hat auf die Atmoſphäre entſchiedenen Einfluß; Klarheit und Regen erſcheinen tagtäglich abwechſelnd, wie die Beobachtungen unter dem Aequator deutlich beweiſen.

Die zweite allgemein bekannte Bewegung, die wir einer vermehrten oder verminderten Schwerkraft gleichfalls zuſchreiben und ſie einem Ein- und Ausathmen vom Mittelpunkte gegen die Peripherie vergleichen, dieſe darzuthun haben wir das Steigen und Fallen des Barometers als Symptom betrachtet.

Bändigen und Entlaſſen der Elemente.

Indem wir nun Vorſtehendes unabläſſig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht ſind, werden wir durch manches eintretende

Ereigniß immer weiter geführt; man lasse uns daher in Betracht des Gesagten und Ausgeführten noch folgendes vortragen.

Es ist offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, seinen eigenen wilden wüsten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Insofern sich nun der Mensch den Besitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet ist, muß er sich zum Widerstand bereiten und wachsam erhalten. Aber einzelne Vorsichtsmaßregeln sind keineswegs so wirksam, als wenn man dem Regellosen das Gesetz entgegenzustellen vermöchte; und hier hat uns die Natur aufs herrlichste vorgearbeitet, und zwar indem sie ein gestaltetes Leben dem Gestaltlosen entgegenstellt.

Die Elemente daher sind als kolossale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und sie nur durch die höchste Kraft des Geistes, durch Muth und List im einzelnen Fall bewältigen.

Die Elemente sind die Willkür selbst zu nennen. Die Erde möchte sich des Wassers immerfort bemächtigen und es zur Solidescenz zwingen, als Erde, Fels oder Eis in ihren Umfang nöthigen. Eben so unruhig möchte das Wasser die Erde, die es ungern verließ, wieder in seinen Abgrund reißen. Die Luft, die uns freundlich umhüllen und beleben sollte, rast auf einmal als Sturm daher, uns niederzuschmettern und zu ersticken. Das Feuer ergreift unaufhaltsam was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen ist. Diese Betrachtungen schlagen uns nieder, indem wir solche so oft bei großem unersetzlichem Unheil anzustellen haben. Herz und Geist erhebend ist dagegen, wenn man zu schauen kommt was der Mensch seinerseits gethan hat, sich zu waffnen, zu wehren, ja seinen Feind als Sklaven zu benutzen.

Das Höchste jedoch, was in solchen Fällen dem Gedanken gelingt, ist gewahr zu werden, was die Natur in sich selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, gesetzlosen Wesen zu imponiren. Wie viel ist nicht davon zu unserer Kenntniß gekommen! Hier dürfen wir nur des Nächsten gedenken.

Die erhöhte Anziehungskraft der Erde, von der wir durch das Steigen des Barometers in Kenntniß gesetzt sind, ist die Gewalt die den Zustand der Atmosphäre regelt und den Elementen ein Ziel setzt; sie widersteht der übermäßigen Wasserbildung, den gewaltsamsten Luftbewegungen, ja die Electricität scheint dadurch in der eigentlichsten Indifferenz gehalten zu werden.

Niederer Barometerstand hingegen entläßt die Elemente, und hier ist vor allen Dingen zu bemerken, daß die untere Region der Continentalatmosphäre Neigung habe, von Westen nach Osten zu strömen; Feuchtigkeit, Regen, Güsse, Wellen, Wogen, alles zieht milder oder stürmischer ostwärts, und wo diese Phänomene unterwegs auch entspringen mögen, so werden sie schon mit der Tendenz nach Osten zu dringen geboren.

Hierbei deuten wir noch auf einen wichtigen bedenklichen Punkt. Wenn nämlich das Barometer lange tief gestanden hat und die Elemente des Gehorsams ganz entwöhnt sind, so kehren sie nicht alsobald bei erhöhter Barometerbewegung in ihre Gränzen zurück; sie verfolgen vielmehr noch einige Zeit das vorige Gleis und erst nach und nach, wenn der obere Himmel schon längst zu ruhiger Entschiedenheit gekommen, giebt sich das in den unteren Räumen Aufgeregte in das erwünschte Gleichgewicht. Leider werden wir auch von dieser letzten Periode zunächst betroffen und haben, besonders als Meeranwohner und Schifffahrende, großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen giebt davon die traurigste Kunde; West und Südwest erregen, begleiten die traurigsten Meeres- und Küstenereignisse.

Ist man nun einmal auf dem Wege seine Gedanken ins Allgemeine zu richten, so findet sich kaum eine Gränze; gar geneigt wären wir daher, das Erdbeben als entbundene tellurische Electricität, die Vulkane als erregtes Elementarfeuer anzusehen, und solche mit den barometrischen Erscheinungen im Verhältniß zu denken. Hiermit aber trifft die Erfahrung nicht überein; diese Bewegungen und Ereignisse scheinen besonderen Localitäten, mit mehr oder minderer Wirkung in die Ferne, ganz eigens anzugehören.

Analogie.

Hat man sich vermessen, wie man wohl gelegentlich verführt wird, ein größeres oder kleineres wissenschaftliches Gebäude aufzuführen, so thut man wohl, zu Prüfung desselben sich nach Analogien umzusehen. Befolge ich aber diesen Rath im gegenwärtigen Falle, so finde ich, daß die verstehende Ausführung derjenigen ähnelt, welche ich bei dem Vortrag der Farbenlehre gebraucht.

In der Chromatik nämlich setze ich Licht und Finsterniß einander

gegenüber: diese würden zu einander in Ewigkeit keinen Bezug haben, stellte sich nicht die Materie zwischen beide; diese sey nun undurchsichtig, durchsichtig oder gar belebt, so wird Helles und Dunkles an ihr sich manifestiren und die Farbe sogleich in tausend Bedingungen an ihr entstehen.

Eben so haben wir nun Anziehungskraft und deren Erscheinen, Schwere, an der einen Seite, dagegen an der andern Erwärmungskraft und deren Erscheinen, Ausdehnung, als unabhängig gegen einander über gestellt; zwischen beide hinein setzten wir die Atmosphäre, den von eigentlich sogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir sehen, je nachdem obgenannte beide Kräfte auf die feine Luftmaterialität wirken, das was wir Witterung nennen entstehen und so das Element, in dem und von dem wir leben, aufs mannichfaltigste und zugleich gesetzlichste bestimmt.

Anerkennung des Gesetzlichen.

Bei dieser, wie man sieht, höchst complicirten Sache glauben wir daher ganz richtig zu verfahren, daß wir uns erst am Gewissesten halten; dieß ist nun dasjenige was in der Erscheinung in gleichmäßigem Bezug sich öfters wiederholt und auf eine ewige Regel hindeutet. Dabei dürfen wir uns nur nicht irre machen lassen, daß das, was wir als zusammenwirkend, als übereinstimmend betrachtet haben, auch zu Zeiten abzuweichen und sich zu widersprechen scheint. Besonders ist solches nöthig in Fällen wie dieser, wo man, bei vielfältiger Verwickelung, Ursache und Wirkung so leicht verwechselt, wo man Correlate als wechselseitig bestimmend und bedingend ansieht. Wir nehmen zwar ein Witterungsgrundgesetz an, achten aber desto genauer auf die unendlichen physischen, geologischen, topographischen Verschiedenheiten, um uns die Abweichungen der Erscheinung wo möglich deuten zu können. Hält man fest an der Regel, so findet man sich auch immer in der Erfahrung zu derselben zurückgeführt; wer das Gesetz verkennt, verzweifelt an der Erfahrung: denn im allerhöchsten Sinne ist jede Ausnahme schon in der Regel begriffen.

Seite

Buch des Timur.

Der Winter und Timur 71
An Suleika 72

Buch Suleika.

Einladung 74
Daß Suleika von Juſſuf entzückt war ꝛc. 75
Da du nur Suleika heißeſt ꝛc. 75
Hatem. Nicht Gelegenheit macht Diebe ꝛc. 76
Suleika. Hochbeglückt in deiner Liebe ꝛc. 76
Der Liebende wird nicht irre gehn ꝛc. 77
Iſt's möglich, daß ich Liebchen dich koſe ꝛc. 77
Suleika. Als ich auf dem Euphrat ſchiffte ꝛc. 77
Hatem. Dieß zu deuten bin erbötig ꝛc. 78
Kenne wohl der Männer Blicke ꝛc. 79
Gingo biloba 80
Suleika. Sag, du haſt wohl viel gedichtet ꝛc. 80
Suleika. Die Sonne kommt! Ein Prachterſcheinen ꝛc. 81
Komm, Liebchen, komm! i mwinde mir die Müze ꝛc. 81
Nur wenig iſt's was ich verlange ꝛc. 82
Hätt' ich irgend wohl Bedenken ꝛc. 84
An Suleika. Süßes Kind, die Perlenreihen ꝛc. 84
Die ſchön geſchriebenen ꝛc. 86
Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde ꝛc. 88
Ach, ich kann ſie nicht erwiedern ꝛc. 88
Herrlich biſt du wie Moſchus ꝛc. 88
Suleika. Volk und Knecht und Ueberwinder ꝛc. 89
Hatem. Sprich! unter welchem Himmelszeichen ꝛc. 90
Hatem. Wie des Goldſchmieds Bazarlädchen ꝛc. 92
Hatem. Locken, haltet mich gefangen ꝛc. 93
Suleika. Nimmer will ich dich verlieren ꝛc. 93
Laß deinen ſüßen Rubinenmund ꝛc. 93
Biſt du von deiner Geliebten getrennt ꝛc. 94
Mag ſie ſich immer ergänzen ꝛc. 94
O, daß der Sinnen doch ſo viele ſind ꝛc. 94
Auch in der Ferne dir ſo nah ꝛc. 94
Wie ſollt' ich heiter bleiben ꝛc. 95

Selbſtprüfung.

Während man mit dem Wagſtück, wie vorſtehender Aufſatz, beſchäftigt iſt, kann man nicht unterlaſſen ſich auf mancherlei Weiſe ſelbſt zu prüfen, und es geſchieht dieß am allerbeſten und ſicherſten, wenn man in die Geſchichte zurückſieht.

Alle Forſcher, wenn man auch nur bei denjenigen ſtehen bleibt, welche nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gearbeitet haben, fanden ſich genöthigt, mit demjenigen was die Erfahrung ihnen dargebracht, ſo gut als möglich zu gebaren. Die Summe des wahrhaft Bekannten ließ in ihrer Breite gar manche Lücken, welche denn, weil jeder zum Ganzen ſtrebt, bald mit Verſtand, bald mit Einbildungskraft auszufüllen dieſer und jener bemüht war. Wie die Erfahrung wuchs, wurde das was die Einbildungskraft gefabelt, was der Verſtand voreilig geſchloſſen hatte, ſogleich beſeitigt; ein reines Factum ſetzte ſich an die Stelle und die Erſcheinungen zeigten ſich nach und nach immer mehr wirklich und zu gleicher Zeit harmoniſcher. Ein einziges Beiſpiel ſtehe hier ſtatt aller.

Von dem früheſten Unterricht meiner Lehrjahre bis auf die neuern Zeiten erinnere ich mich gar wohl, daß der große und unproportionirte Raum zwiſchen Mars und Jupiter jedermann auffallend geweſen und zu gar mancherlei Auslegungen Gelegenheit gegeben. Man ſehe unſeres herrlichen Kant Bemühungen ſich über dieſes Phänomen einigermaßen zu beruhigen.

Hier lag alſo ein Problem, man darf ſagen am Tage: denn der Tag ſelbſt verbarg, daß ſich hier mehrere kleine Geſtirne um ſich ſelbſt bewegten und die Stelle eines größern dem Raum angehörigen Geſtirns auf die wunderſamſte Weiſe eingenommen hatten.

Dergleichen Probleme liegen zu tauſenden innerhalb des Kreiſes der Naturforſchung, und ſie würden ſich früher auflöſen, wenn man nicht zu ſchnell verführe, um ſie durch Meinungen zu beſeitigen und zu verdüſtern.

Indeſſen behauptet alles was man Hypotheſe nennt ihr altes Recht, wenn ſie nur das Problem, beſonders wenn es gar keiner Auflöſung fähig ſcheint, einigermaßen von der Stelle ſchiebt und es dahin verſetzt, wo das Beſchauen erleichtert wird. Ein ſolches Verdienſt hatte die antiphlogiſtiſche Chemie: es waren dieſelben Gegenſtände von denen gehandelt wurde, aber ſie waren in andere Stellen, in andere Reihen gerückt, ſo daß man ihnen auf neue Weiſe von andern Seiten beikommen konnte.

Was meinen Verſuch betrifft, die Hauptbedingungen der Witterungslehre für telluriſch zu erklären und einer veränderlichen pulſirenden Schwerkraft der Erde die atmoſphäriſchen Erſcheinungen in gewiſſem Sinne zuzuſchreiben, ſo iſt er von derſelben Art. Die völlige Unzulänglichkeit, ſo conſtante Phänomene den Planeten, dem Monde, einer unbekannten Ebbe und Fluth des Luftkreiſes zuzuſchreiben, ließ ſich Tag für Tag mehr empfinden, und wenn ich die Vorſtellung darüber nunmehr vereinfacht habe, ſo kann man dem eigentlichen Grund der Sache ſich um ſo viel näher glauben.

Denn ob ich gleich mir nicht einbilde, daß hiermit alles gefunden und abgethan ſey, ſo bin ich doch überzeugt, wenn man auf dieſem Wege die Forſchungen fortſetzt und die ſich hervorthuenden nähern Bedingungen und Beſtimmungen genau beachtet, ſo wird man auf etwas kommen, das ich ſelbſt weder denke noch denken kann, das aber ſowohl die Auflöſung dieſes Problems als mehrerer verwandten mit ſich führen wird.

Die Natur.

(Aphoriſtiſch.)

(Um das Jahr 1780.)

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in ſie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten, was da iſt war noch nie; was war kommt nicht wieder: alles iſt neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und ſind ihr fremde. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie, und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern: und die Mutter, wo iſt ſie? Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoff zu den größten Contraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung; zur genaueſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel: ob ſie es ſelbſt ſieht, wiſſen wir nicht, und doch ſpielt ſie's für uns die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig, und iſt kein Moment

Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest: ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Geacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel, und freut sich je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schuh geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannichfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie giebt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht! Jedes Bedürfniß ist Wohlthat;

ſchnell befriedigt, ſchnell wieder erwachſend. Giebt ſie eins mehr, ſo iſt's ein neuer Quell der Luſt; aber ſie kommt bald ins Gleichgewicht.

Sie ſetzt alle Augenblicke zum längſten Lauf an, und iſt alle Augenblicke am Ziele.

Sie iſt die Eitelkeit ſelbſt, aber nicht für uns, denen ſie ſich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an ſich künſteln, jeden Thoren über ſich richten, tauſende ſtumpf über ſich hingehen und nichts ſehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Geſetzen, auch wenn man ihnen widerſtrebt; man wirkt *mit* ihr, auch wenn man *gegen* ſie wirken will.

Sie macht alles was ſie giebt, zur Wohlthat; denn ſie macht es erſt unentbehrlich. Sie ſäumt, daß man ſie verlange; ſie eilt, daß man ſie nicht ſatt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber ſie ſchafft Zungen und Herzen, durch die ſie fühlt und ſpricht.

Ihre Krone iſt die Liebe: nur durch ſie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwiſchen allen Weſen, und alles will ſich verſchlingen. Sie hat alles iſolirt, um alles zuſammen zu ziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält ſie für ein Leben voll Mühe ſchadlos.

Sie iſt alles. Sie belohnt ſich ſelbſt und beſtraft ſich ſelbſt, erfreut und quält ſich ſelbſt. Sie iſt rauh und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trotzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig giebt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſt's ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eigenen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen, und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten; ſie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr; nein, was wahr iſt und was falſch iſt alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, alles iſt ihr Verdienſt.

Der Verſuch, als Vermittler von Object und Subject.

1793.

Sobald der Menſch die Gegenſtände um ſich her gewahr wird, betrachtet er ſie in Bezug auf ſich ſelbſt, und mit Recht: denn es hängt ſein ganzes Schickſal davon ab, ob ſie ihm gefallen oder mißfallen, ob ſie ihn anziehen oder abſtoßen, ob ſie ihm nutzen oder ſchaden. Dieſe ganz natürliche Art die Sachen anzuſehen und zu beurtheilen, ſcheint ſo leicht zu ſeyn als ſie nothwendig iſt, und doch iſt der Menſch dabei tauſend Irrthümern ausgeſetzt, die ihn oft beſchämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit ſchwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß die Gegenſtände der Natur an ſich ſelbſt und in ihren Verhältniſſen unter einander zu beobachten ſtrebt: denn ſie vermiſſen bald den Maßſtab, der ihnen zu Hülfe kam; wenn ſie als Menſchen die Dinge in Bezug auf ſich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßſtab des Gefallens und Mißfallens, des Anziehens und Abſtoßens, des Nutzens und Schadens; dieſem ſollen ſie ganz entſagen, ſie ſollen als gleichgültige und gleichſam göttliche Weſen ſuchen und unterſuchen was iſt, und nicht was behagt. So ſoll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er ſoll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche unterſuchen; und wie ſie alle von der Sonne hervorgelockt und beſchienen werden, ſo ſoll er mit einem gleichen ruhigen Blicke ſie alle anſehen und überſehen, und den Maßſtab zu dieſer Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus ſich, ſondern aus dem Kreiſe der Dinge nehmen, die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenſtand in Beziehung auf ſich ſelbſt und in Verhältniß mit andern betrachten, und denſelben nicht unmittelbar entweder

begehren oder verabſcheuen, ſo werden wir mit einer ruhigen Aufmerkſamkeit uns bald von ihm, ſeinen Theilen, ſeinen Verhältniſſen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir dieſe Betrachtungen fortſetzen, je mehr wir Gegenſtände unter einander verknüpfen, deſto mehr üben wir die Beobachtungsgabe die in uns iſt. Wiſſen wir in Handlungen dieſe Erkenntniſſe auf uns zu beziehen, ſo verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohl organiſirten Menſchen, der entweder von Natur mäßig iſt oder durch die Umſtände mäßig eingeſchränkt wird, iſt die Klugheit keine ſchwere Sache; denn das Leben weiſt uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben dieſe ſcharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältniſſe anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichſam allein iſt, auf ſeine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, ſich vor jeder Uebereilung hüten, ſeinen Zweck ſtets in Augen haben ſoll, ohne doch ſelbſt auf dem Wege irgend einen nützlichen oder ſchädlichen Umſtand unbemerkt vorbei zu laſſen; wenn er auch da, wo er von niemand ſo leicht controlirt werden kann, ſein eigener ſtrengſter Beobachter ſeyn, und bei ſeinen eifrigſten Bemühungen immer gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch ſeyn ſoll: ſo ſieht wohl jeder, wie ſtreng dieſe Forderungen ſind und wie wenig man hoffen kann, ſie ganz erfüllt zu ſehen, man mag ſie nun an andere oder an ſich machen. Doch müſſen uns dieſe Schwierigkeiten, ja man darf wohl ſagen, dieſe hypothetiſche Unmöglichkeit, nicht abhalten, das Möglichſte zu thun, und wir werden wenigſtens am weitſten kommen, wenn wir uns die Mittel im allgemeinen zu vergegenwärtigen ſuchen, wodurch vorzügliche Menſchen die Wiſſenſchaften zu erweitern gewußt haben, wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen ſie ſich verirrt, und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis ſpätere Erfahrungen erſt wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in allem was der Menſch unternimmt, ſo auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich ſpreche, den größten Einfluß habe und haben ſolle, wird niemand läugnen, ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichſam ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird. Allein wie dieſe Erfahrungen zu machen und wie ſie zu nutzen, wie unſere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder ſo allgemein bekannt noch anerkannt ſeyn.

Sobald Menſchen von ſcharfen friſchen Sinnen auf Gegenſtände aufmerkſam gemacht werden, findet man ſie zu Beobachtungen ſo geneigt als geſchickt. Ich habe dieſes oft bemerken können, ſeitdem ich die Lehre des Lichtes und der Farben mit Eifer behandle und wie es zu geſchehen pflegt mich auch mit Perſonen, denen ſolche Betrachtungen ſonſt fremd ſind, von dem, was mich ſo eben ſehr intereſſirt, unterhalte. Sobald ihre Aufmerkſamkeit nur rege war, bemerkten ſie Phänomene, die ich theils nicht gekannt theils überſehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, ſchnellere Schritte zu thun und aus der Einſchränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühſame Unterſuchung oft gefangen hält.

Es gilt alſo auch hier, was bei ſo vielen andern menſchlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Intereſſe mehrerer auf Einen Punkt gerichtet etwas Vorzügliches hervorzubringen im Stande ſey. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere ſo gern von der Ehre einer Entdeckung ausſchließen möchte, daß die unmäßige Begierde etwas Entdecktes nur nach ſeiner Art zu behandeln und auszuarbeiten, dem Forſcher ſelbſt das größte Hinderniß ſey.

Ich habe mich bisher bei der Methode mit mehreren zu arbeiten zu wohl befunden, als daß ich nicht ſolche fortſetzen ſollte. Ich weiß genau wem ich dieſes und jenes auf meinem Wege ſchuldig geworden, und es ſoll mir eine Freude ſeyn es künftig öffentlich bekannt zu machen.

Sind uns nun bloß natürliche aufmerkſame Menſchen ſo viel zu nutzen im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen ſeyn, wenn unterrichtete Menſchen einander in die Hände arbeiten! Schon iſt eine Wiſſenſchaft an und für ſich ſelbſt eine ſo große Maſſe, daß ſie viele Menſchen trägt, wenn ſie gleich kein Menſch tragen kann. Es läßt ſich bemerken, daß die Kenntniſſe, gleichſam wie ein eingeſchloſſenes aber lebendiges Waſſer, ſich nach und nach zu einem gewiſſen Niveau erheben, daß die ſchönſten Entdeckungen nicht ſowohl durch Menſchen als durch die Zeit gemacht worden; wie denn eben ſehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweien oder wohl gar mehreren geübten Denkern gemacht werden. Wenn alſo wir in jenem erſten Fall der Geſellſchaft und den Freunden ſo vieles ſchuldig ſind, ſo werden wir in dieſem der Welt und dem Jahrhundert noch mehr ſchuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nöthig Mittheilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerſpruch ſey, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen.

Seite

Wenn ich dein gedenke ꝛc. 91
Die Liebende ſpricht 91
Die Liebende abermals 91
Buch Suleika 91
Aus vollen Büſchelzweigen ꝛc. 91
Suleika. An des luſt'gen Brunnens Rand ꝛc. 92
Suleika. Kaum daß ich dich wieder habe ꝛc. 92
Behramgur, ſagt man, hat den Reim erfunden ꝛc. 94
Deinem Blick mich zu bequemen ꝛc. 101
Laßt mich weinen! umſchränkt von Nacht ꝛc. 101
Suleika. Was bedeutet die Bewegung ꝛc. 102
Hochbild 102
Nachklang 103
Suleika. Ach, um deine feuchten Schwingen ꝛc. 103
Wiederfinden 104
Vollmondnacht 104
Geheimſchrift 104
Abglanz 104
Suleika. Wie mit innigſtem Behagen ꝛc. 105
Laß den Weltenſpiegel Alexandern ꝛc. 105
Die Welt iſt durchaus lieblich anzuſchauen ꝛc. 110
Nicht mehr auf Seidenblatt ꝛc. 110
In tauſend Formen magſt du dich verſtecken ꝛc. 111

Das Schenkenbuch.

Ja, in der Schenke hab' ich auch geſeſſen ꝛc. 111
Sitz' ich allein ꝛc. 111
So weit bracht' es Muley ꝛc. 111
Ob der Koran von Ewigkeit ſey ꝛc. 111
Trunken müſſen wir alle ſeyn ꝛc. 112
Da wird nicht mehr nachgefragt ꝛc. 112
In welchem Weine ꝛc. 112
So lang man nüchtern iſt ꝛc. 113
Suleika. Warum du nur oft ſo unhold biſt ꝛc. 113
Wenn der Körper ein Kerker iſt ꝛc. 114
Dem Kellner 114
Dem Schenken 114

Man hat daher in wissenschaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von dem zu thun, was der Künstler räthlich findet: denn er thut wohl sein Kunstwerk nicht öffentlich sehen zu lassen, bis es vollendet ist, weil ihm nicht leicht jemand rathen noch Beistand leisten kann; ist es hingegen vollendet, so hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, solches mit seiner Erfahrung zu vereinigen und sich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wissenschaftlichen Dingen hingegen ist es schon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung öffentlich mitzutheilen, und es ist höchst räthlich, ein wissenschaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgewählt sind.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir selbst oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorsätzlich wiederholen und die Phänomene, die theils zufällig, theils künstlich entstanden sind, wieder darstellen, so nennen wir dieses einen Versuch.

Der Werth eines Versuches besteht vorzüglich darin, daß er, er sey nun einfach oder zusammengesetzt, unter gewissen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geschicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, so oft sich die bedingten Umstände vereinigen lassen. Wir bewundern mit Recht den menschlichen Verstand, wenn wir auch nur obenhin die Combinationen ansehen, die er zu diesen Endzwecke gemacht hat, und die Maschinen betrachten, die dazu erfunden worden sind, und man darf wohl sagen täglich erfunden werden.

So schätzbar aber auch ein jeder Versuch einzeln betrachtet seyn mag, so erhält er doch nur seinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwei Versuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerksamkeit, als selbst scharfe Beobachter oft von sich gefordert haben. Es können zwei Phänomene mit einander verwandt seyn, aber doch noch lange nicht so nah als wir glauben. Zwei Versuche können scheinen aus einander zu folgen, wenn zwischen ihnen noch eine große Reihe stehen müßte, um sie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann sich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Versuchen nicht zu geschwind zu folgern: denn beim Uebergang von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine innern Feinde auflauern

Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist als man denkt, hier eine Art von Paradoxen aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten, daß Ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sey, als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung, die wir machen, ein jeder Versuch, durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwei Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt seyn, aber noch näher verwandt scheinen; und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten, als sie sind. Es ist dieses der Natur des Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt, daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistentheils entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen, der Mensch erfreut sich nur einer Sache, insofern er sich dieselbe vorstellt; sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältniß zu bringen, das sie, streng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorien, Terminologien und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unseres Wesens nothwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch ihrer

Natur nach als isolirt anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes alles, was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuern Gewalt zu verbinden strebt, so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgend ein Verhältniß, das nicht ganz sinnlich ist, das aber die bildende Kraft des Geistes schon ausgesprochen hat, durch einzelne Versuche beweisen will.

Es entstehen durch eine solche Bemühung meistentheils Theorien und Systeme, die dem Scharfsinn der Verfasser Ehre machen, die aber, wenn sie mehr als billig ist Beifall finden, wenn sie sich länger als recht ist erhalten, dem Fortschritte des menschlichen Geistes, den sie in gewissem Sinne befördern, sogleich wieder hemmen und schädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln; daß er die übrigen so zu ordnen versteht, wie sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen lernen und bewundern und, insofern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre dergestalt die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligthum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinen Menschensinne wieder vindicien, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Secte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagte: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug seyn, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt; oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankommt, so ist es nöthig sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Facta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt, seyen, es ist nur die Frage: Wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?

Wir haben oben gesehen, daß diejenigen am ersten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein isolirtes Factum mit ihrer Denk- und Urtheilskraft unmittelbar zu verbinden suchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meisten geleistet haben, welche nicht ablassen, alle Seiten und Modificationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Versuches nach aller Möglichkeit durchzuforschen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, besonders aber die allgemeineren Kräfte und Elemente, in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung sind, so kann man von einem jeden Phänomen sagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung stehe, wie wir von einem freischwebenden leuchtenden Punkte sagen, daß er seine Strahlen nach allen Seiten aussende. Haben wir also einen solchen Versuch gefaßt, eine solche Erfahrung gemacht, so können wir nicht sorgfältig genug untersuchen, was unmittelbar an ihn gränzt? was zunächst auf ihn folgt? Dieses ist's, worauf wir mehr zu sehen haben als auf das, was sich auf ihn bezieht? Die Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Versuches ist also die eigentliche Pflicht eines Naturforschers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftstellers, der unterhalten will: dieser wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig läßt, jener muß rastlos arbeiten, als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu thun übrig lassen wollte, wenn ihn gleich die Dispropertion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe, in irgend einer Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwei ersten Stücken meiner optischen Beiträge eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst an einander

gränzen und ſich unmittelbar berühren, ja, wenn man ſie alle genau kennt und überſieht, gleichſam nur Einen Verſuch ausmachen, nur Eine Erfahrung unter den mannichfaltigſten Anſichten darſtellen.

Eine ſolche Erfahrung, die aus mehreren andern beſteht, iſt offenbar von einer höhern Art. Sie ſtellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf ſolche Erfahrungen der höhern Art loszuarbeiten halte ich für höchſte Pflicht des Naturforſchers, und dahin weiſt uns das Exempel der vorzüglichſten Männer, die in dieſem Fache gearbeitet haben.

Dieſe Bedächtigkeit, nur das Nächſte ans Nächſte zu reihen, oder vielmehr das Nächſte aus dem Nächſten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen und ſelbſt da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müſſen wir immer ſo zu Werke gehen, als wenn wir dem ſtrengſten Geometer Rechenſchaft zu geben ſchuldig wären.

Denn eigentlich iſt es die mathematiſche Methode, welche wegen ihrer Bedächtigkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Aſſertion offenbart, und ihre Beweiſe ſind eigentlich nur umſtändliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, ſchon in ſeinen einfachen Theilen und in ſeiner ganzen Folge da geweſen, in ſeinem ganzen Umfange überſehen und unter allen Bedingungen richtig und unumſtößlich erfunden worden. Und ſo ſind ihre Demonſtrationen immer mehr Darlegungen, Recapitulationen als Argumente. Da ich dieſen Unterſchied hier mache, ſo ſey es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun.

Man ſieht den großen Unterſchied zwiſchen einer mathematiſchen Demonſtration, welche die erſten Elemente durch ſo viele Verbindungen durchführt, und zwiſchen dem Beweis, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz iſolirte Verhältniſſe enthalten, und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf Einen Punkt zuſammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falſchen überraſchend genug hervorgebracht werden. Eben ſo kann man, zu Gunſten einer Hypotheſe oder Theorie, die einzelnen Verſuche gleich Argumenten zuſammenſtellen und einen Beweis führen, der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu thun iſt, mit ſich ſelbſt und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das ſorgfältigſte die einzelnen Verſuche

durcharbeiten und ſo die Erfahrungen der höhern Art auszubilden ſuchen. Dieſe laſſen ſich durch kurze und faßliche Sätze ausſprechen, neben einander ſtellen, und wie ſie nach und nach ausgebildet werden, können ſie geordnet und in ein ſolches Verhältniß gebracht werden, daß ſie ſo gut als mathematiſche Sätze entweder einzeln oder zuſammengenommen unerſchütterlich ſtehen.

Die Elemente dieſer Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Verſuche ſind, können alsdann von jedem unterſucht und geprüft werden, und es iſt nicht ſchwer zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz ausgeſprochen werden können? denn hier findet keine Willkür ſtatt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas, das wir behaupten, durch iſolirte Verſuche, gleichſam als durch Argumente, beweiſen wollen, wird das Urtheil öfters nur erſchlichen, wenn es nicht gar in Zweifel ſtehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höhern Art zuſammengebracht, ſo übe ſich alsdann der Verſtand, die Einbildungskraft, der Witz an denſelben, wie ſie nur mögen, es wird nicht ſchädlich, ja es wird nützlich ſeyn. Jene erſte Arbeit kann nicht ſorgfältig, emſig, ſtreng, ja pedantiſch genug vorgenommen werden; denn ſie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber dieſe Materialien müſſen in Reihen geordnet und niedergelegt ſeyn, nicht auf eine hypothetiſche Weiſe zuſammengeſtellt, nicht zu einer ſyſtematiſchen Form verwendet. Es ſteht alsdann einem jeden frei, ſie nach ſeiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menſchlichen Vorſtellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm ſey. Auf dieſe Weiſe wird unterſchieden, was zu unterſcheiden iſt, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel ſchneller und reiner vermehren, als wenn man die ſpätern Verſuche, wie Steine, die nach einem geendigten Bau herbeigeſchafft werden, unbenutzt bei Seite legen muß.

Die Meinung der vorzüglichſten Männer und ihr Beiſpiel läßt mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege ſey, und ich wünſche, daß mit dieſer Erklärung meine Freunde zufrieden ſeyn mögen, die mich manchmal fragen, was denn eigentlich bei meinen optiſchen Bemühungen meine Abſicht ſey? Meine Abſicht iſt, alle Erfahrungen in dieſem Fache zu ſammeln, alle Verſuche ſelbſt anzuſtellen und ſie durch ihre größte Mannichfaltigkeit durchzuführen, wodurch ſie denn auch leicht nachzumachen und nicht aus

dem Gesichtskreise so vieler Menschen hinausgerückt sind, sodann die Sätze, in welchen sich die Erfahrungen von der höhern Gattung aussprechen lassen, aufzustellen und abzuwarten, inwiefern sich auch diese unter ein höheres Princip rangiren. Sollte indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal vorauseilen, so giebt die Verfahrungsart selbst die Richtung des Punktes an, wohin sie wieder zurückzukehren haben.

Das Sehen in subjectiver Hinsicht,

von Purkinje. 1819.

1821.

Den löblichen Gebrauch, bedeutende Schriften gleich zum erstenmal in Gegenwart eines Schreibenden zu lesen und sogleich Auszüge mit Bemerkungen, wie sie im Geiste erregt wurden, flüchtig zu dictiren, unterließ ich nicht bei obgenanntem Hefte und brachte curforisch diese Angelegenheit bis gegen das Ende.

Meinem ersten Vorhaben ausführlicher hierüber zu werden, muß ich zwar entsagen; den weitläufigen Auszug aus einer Schrift, die gegenwärtig in allen Händen ist, lege ich bei Seite und führe vom Texte nur an, was Veranlassung zu den nächsten Bemerkungen gab, indeß ich noch gar manche, welche noch bedeutende Nacharbeiten gefordert hätten, gleichfalls zurücklasse, in Hoffnung, daß das gegenwärtig Mitgetheilte nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Noch ist zu bemerken, daß die Seitenzahl immer eine Stelle des Textes ankündige, in Klammern aber meine Bemerkungen eingeschlossen sind.

S. 7. Jeder Sinn kann durch Beobachtung und Experimente sowohl in seinem Eigenleben als in seiner eigenthümlichen Reaction gegen die Außenwelt aufgefaßt und dargestellt werden, jeder ist gewissermaßen ein Individuum; daher die Specificität, das zugleich Fremde und Eigene in den Empfindungen.

[Das Anerkennen eines Neben-, Mit- und Ineinandersehns und Wirkens verwandter lebendiger Wesen leitet uns bei jeder Betrachtung des

Organismus und erleuchtet den Stufenweg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen. Die wunderſame Erfahrung, daß ein Sinn an die Stelle des andern einrücken und den entbehrten vertreten könne, wird uns eine naturgemäße Erſcheinung, und das innigſte Geflecht der verſchiedenſten Syſteme hört auf, als Labyrinth den Geiſt zu verwirren.]

Der einzige Weg in dieſer Forſchung iſt ſtrenge ſinnliche Abſtraction und Experimente am eigenen Organismus. Beide ſind wichtige Zweige der phyſikaliſchen Kunſt überhaupt und fordern eine eigene Richtung der Aufmerkſamkeit, eine eigene und methodiſche Folge von Abhärtungen, Uebungen und Fertigkeiten. Es giebt Gegenſtände der Naturforſchung, die nur auf dieſem Wege erwirbt werden können, von denen wir außerdem kaum eine Ahnung hätten.

[Wir wünſchen dem Verfaſſer Glück, daß er die Dispoſition, dieſes Geſchäft zu unternehmen und auf den hohen Grad durchzuführen, von der Natur empfangen, und erfreuen uns an der Verſicherung, daß dieſe anhaltenden und bedenklichen Verſuche ſeinem Organ keineswegs geſchadet, und daß er auch im ethiſchen Sinne ſich auf alle Weiſe dieſem Unternehmen gewachſen erzeigt. „Man muß tüchtig geboren ſeyn, um ohne Kränklichkeit auf ſein Inneres zurückzugehen.“ Geſundes Hineinblicken in ſich ſelbſt, ohne ſich zu untergraben, nicht mit Wahn und Fabelei, ſondern mit reinem Schauen in die unerforſchte Tiefe ſich wagen, iſt eine ſeltene Gabe, aber auch die Reſultate ſolcher Forſchung für Welt und Wiſſenſchaft ein ſeltenes Glück.

Wir danken dem Verfaſſer für ſeine kühne und wichtige Arbeit, eben wie wir das Verdienſt trefflicher Reiſenden anerkennen, welche jede Art von Entbehrung und Noth übernehmen, um uns dadurch einer gleichen Mühe und Qual zu überheben. Nicht ein jeder hat nöthig, dieſe Verſuche perſönlich zu wiederholen, wie ſich der wunderliche Wahn gerade im Phyſiſchen eingeſchlichen hat, daß man alles mit eigenen Augen ſehen müſſe, wobei man nicht bedenkt, daß man die Gegenſtände auch mit eigenen Vorurtheilen ſieht. Nichts aber iſt nöthiger, als daß man lerne, eigenes Thun und Vollbringen an das anzuſchließen, was andere gethan und vollbracht haben, das Productive mit dem Hiſtoriſchen zu verbinden.

Damit nun gerade dieſes Büchlein um ſo mehr Zutrauen finde, ſo wollen wir, ohne die Anmaßung, des Verfaſſers Arbeiten eigener Prüfung zu unterwerfen, vielmehr das worin wir, durch identiſche und analoge

Erfahrungen geleitet, mit ihm völlig übereinstimmen, auf eine Weise hinzufügen, welche wir dem Zweck am vortheilhaftesten glauben.]

S. 9. Ich habe einiges Hierhergehörige gefunden, was mir neu scheint, oder was wenigstens von mir mehr als anderswo ins Einzelne verfolgt wurde.

S. 10. Für jetzt beschränke ich mich nur auf den Gesichtssinn.

[Jedem ein Naturfreund, der sich um alle Sinne bekümmert, sich auf Einen Sinn beschränkt, wird er sich aufklärender Andeutungen ins Allgemeine nicht enthalten können; er wird nach mehreren Seiten hinweisen, und das Entferntscheinende zu verknüpfen suchen. Daß er zuerst aus dem Gesichtssinne heraus wirkt, und ihn für dießmal zum Mittelpunkt der übrigen macht, ist mir um so viel erfreulicher, weil es auch gerade derjenige Sinn ist, durch welchen ich die Außenwelt am vorzüglichsten ergreife.]

S. 10. Die Lichtschattenfigur des Auges.

[Hier gleich beim Eintritt begrüßen wir den Verfasser aufs freundlichste, betheuernd vollkommene Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, Einklang mit seiner Methode, Zusammentreffen mit Ziel und Zweck. Auch wir betrachten Licht und Finsterniß als den Grund aller Chroageneste, sind überzeugt, daß alles was innen ist, auch außen sey, und daß nur ein Zusammentreffen beider Wesenheiten als Wahrheit gelten dürfe.]

S. 11. Ich stelle mich mit geschlossenen Augen in hellen Sonnenschein, das Angesicht senkrecht gegen die Sonne. Nun fahre ich mit gestreckten, etwas aus einander gehaltenen Fingern vor den Augen hin und her, daß sie abwechselnd beschattet und beleuchtet werden. Auf dem sonst, bei der bloßen Schließung der Augenlieder, vorhandenen gleichmäßig gelbrothen Gesichtsfelde erscheint nun eine schöne, regelmäßige Figur, die sich jedoch anfangs sehr schwer fixiren und näher bestimmen läßt, bis man sich nach und nach in ihr mehr orientirt.

[Da ich, bei vieljähriger Forschung über die innigste Entstehung und über das ausgebreitete Erscheinen der Farbenwelt, meine Augen nicht geschont, so sind mir manche Phänomene, welche der Verfasser deutlich entwickelt und in Ordnung aufstellt, jedoch nur zufällig und wankend vorgekommen. Auch gegenwärtig, da ich diesem edlen Sinn nichts Außerordentliches mehr zumuthen darf, finde ich mich keineswegs berufen, dergleichen Versuche abermals vorzunehmen, und durch eigene Erfahrungen zu bestätigen, sondern beruhige mich gern bei seinem glaubwürdigen

Seite

Schenke ſpricht 117
Sie haben wegen der Trunkenheit ꝛc. 117
Du kleiner Schelm du ꝛc. 118
Was in der Schenke waren heute ꝛc. 118
Schenke. Welch ein Zuſtand ꝛc. 119
Jene garſtige Vettel ꝛc. 119
Schenke. Heute haſt du gut gegeſſen 120
Schenke. Nennen dich den großen Dichter ꝛc. 121
Dichter. Schenke komm! Noch einen Becher ꝛc. 121
Sakt. Denk, o Herr! wenn du getrunken ꝛc. 122
Sommernacht 125
Der Schenke ſchläfrig 125
Hatem. Der ſchläft recht ſüß ꝛc. 126

Buch der Parabeln.

Vom Himmel ſank in wilder Meere Schauer ꝛc. 127
Vulkuls Nachtlied durch die Schauer ꝛc. 127
Wunderglaube 128
Die Perle die der Muſchel entraun ꝛc. 128
Ich ſah mit Staunen und Vergnügen ꝛc. 128
Ein Kaiſer hatte zwei Caſſiere ꝛc. 129
Zum Keſſel ſprach der neue Topf ꝛc. 129
Alle Menſchen groß und klein ꝛc. 130
Vom Himmel ſteigend Jeſus bracht' ꝛc. 130
Es iſt gut 131

Buch des Parſen.

Vermächtniß altperſiſchen Glaubens 132
Wenn der Menſch die Erde ſchäget ꝛc. 135

Buch des Paradieſes.

Vorſchmack 136
Berechtigte Männer 137
Auserwählte Frauen 139
Einlaß 140
Ausklang 141

zusammenhängenden Vortrag. Da jedoch, wie er selbst versichert, und ich auch überzeugt bin, diese Phänomene als allgemeine Bedingung des Sehens zu betrachten sind, so wird es an Personen nicht fehlen, die dergleichen entweder schon gewahr geworden, oder in der Folge, sie zufällig, vielleicht auch vorsätzlich, gewahr werden, diese so schön sich ausbildende Lehre immer mehr sicher stellen.

Und so können wir denn auch vorläufig gedenken, daß der rühmlich bekannte Hofkupferstecher Herr Schwerdgeburth, gleichfalls ein empfängliches Auge hat, dergleichen Erscheinungen leicht und öfters gewahr zu werden. Sie setzten ihn sonst in Furcht, als ob das einem jeden und ihm besonders höchst werthe Organ dadurch gefährdet sey. Nun aber nahm er Theil an den beruhigenden Purkinje'schen Erfahrungen, er zeichnete die Phänemene, wie sie ihm gewöhnlich vorschweben. Ich habe das Blatt zu gelegentlicher Vergleichung der Purkinje'schen Tafel beigefellt.]

S. 37. Nun sey mir erlaubt, die Analogie der dargestellten Phänomene mit andern Naturerscheinungen aufzuzeigen. So lange eine Beobachtung im Reiche der Naturkunde isolirt steht, so lange sie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern, mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen ist, und durch Einwirken in das übrige System eine Art Charakter und Rang erworben hat, ist sie immer in Gefahr, längere Zeit ganz unbeachtet zu bleiben, oder wenn sie sich anfangs durch eine neue Erscheinungsweise aufgedrungen hat, wieder in Vergessenheit zu gerathen. Nur wenn im ununterbrochenen Entwicklungsgange des Wissens die ihr nächst verwandten Gegenstände mehrfach auf sie deuten, und sie endlich in die ihr gebührende Stelle aufnehmen, erst dann wird sie in dem ihr zukommenden Lichte der Wissenschaft stehen, um nie wieder in die Finsterniß der Verborgenheit zurückzukehren.

[Wir sagen dem Verfasser aufrichtigsten Dank, daß er diese köstlichen Worte so frei und treulich ausspricht; ohne Befolgung des Sinnes derselben blüht kein Heil in unserer Wissenschaft.

Zwei Behandlungsarten dagegen sind zu Hinderniß und Verspätung die traurigsten Werkzeuge: entweder man nähert und verknüpft himmelweit entfernte Dinge, in düsterer Phantasie und witziger Mystik, oder man vereinzelt das Zusammengehörige durch zersplitternden Unverstand, bemüht sich nahverwandte Erscheinungen zu sondern, jeder ein eigen Gesetz unterzulegen, woraus sie zu erklären seyn soll.

Ferne bleibe von uns dieſes falſche Begnügen, halten wir aber um deſto mehr zuſammen, weil wir es anderen keineswegs unterſagen können.]

S. 38. Die beſchriebenen Figuren im Innern des Auges wecken in uns unwiderſtehlich die Erinnerung an die Chladni'ſchen Klangfiguren, und zwar vorzüglich an ihre primäre Form. Ich unterſcheide nämlich bei dieſen, eben ſo wie ich oben die verſchiedenen Ordnungen der Würfelfelder als primäre, die aus ihrer wechſelſeitigen Beſchränkung entſtehenden Linien als ſecundäre Formen unterſchied, auch bei den Chladni'ſchen Figuren primäre und ſecundäre Geſtaltungen. Die erſtern werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die andern durch die ruhenden conſtituirt. Mit letzteren hat ſich vorzüglich Chladni beſchäftigt.

[Wenn wir vorher im allgemeinen mit dem Verfaſſer vollkommen übereinſtimmten, ſo freuen wir uns gar ſehr, in beſonderer Anwendung gleichfalls mit ihm zuſammen zu treffen. In unſern Mittheilungen zur Naturlehre konnten wir, bei Behandlung der entoptiſchen Erſcheinungen, uns nicht enthalten, ſie den Chladni'ſchen Tonfiguren zu vergleichen. Da wir nun die große Aehnlichkeit beider ausgeſprochen, ſo geben wir gern zu, daß im Auge ein Analogen vorgehe, und wir drücken uns darüber folgendermaßen aus. Alles was den Raum füllt, nimmt, inſofern es ſolideſcirt, ſogleich eine Geſtalt an; dieſe regelt ſich mehr oder weniger und hat gegen die Umgebung gleiche Bezüge mit anderen gleichgeſtalteten Weſen. Wenn nun die Chladni'ſchen Figuren nach eingewirkter Bewegung erſt ſchweben, beben, oſcilliren und dann ſich beruhigen, ſo zeigt der entoptiſche Cubus gleiche Empfindlichkeit gegen die Wirkung des Lichtes und die atmoſphäriſche Gegenwirkung.

Wagen wir noch einen Schritt und ſprechen: Das entoptiſche Glas, welches wir ja auch als Linſe darſtellen können, vergleicht ſich dem Auge; es iſt ein fein-getrübtes Weſen, ſenſibel für directen und obliquen Widerſchein, und zugleich für die zarteſten Uebergänge empfindlich. Die Achtfigur im Auge deutet auf das ähnliche; ſie zeigt ein organiſches Kreuz, welches hervorzubringen Hell und Dunkel abwechſeln müſſen. Noch nähere Verhältniſſe werden ſich entdecken.]

S. 43. Ueberall wo entgegengeſetzte, continuirlich wirkende Kräfte einander beſchränken, entſteht im Wechſelſiege der einen über die andere Periodismus in der Zeit, Oſcillation im Raume; jener als Vorherrſchen der einen Kraft über die andere in verſchiedenen Momenten, dieſe wegen

Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern an verſchiedenen Stellen, ſo daß auch bei einer ſcheinbaren äußern Ruhe dennoch die innigſte Bewegung in und zwiſchen den Begränzungspunkten Statt finden kann.

S. 92. Die Blendungsbilder.

Es iſt ein unabweisbarer Glaube des Naturforſchers, daß einer jeden Modification des Subjectiven innerhalb der Sinnenſphäre jedesmal eine im Objectiven entſpreche. Gewiß ſind die Sinne die feinſten und erregbarſten Meſſer und Reagenten der ihnen gehörigen Qualitäten und Verhältniſſe der Materie [Hört!], und wir müſſen innerhalb des individuellen Kreiſes des Organismus eben ſo die Geſetze der materiellen Welt erforſchen, wie der Phyſiker äußerlich durch mannichfaltigen Apparat.

Könnte das Subjective alle Materie ſo innig oder noch inniger durchdringen, wie es die Nervenmaſſe durchdrungen hält, ſo würden wahrſcheinlich unzählbare neue, höchſt zarte Modificationen derſelben zur Erſcheinung kommen, von denen man es jetzt kaum wagen möchte eine Ahnung zu faſſen.

S. 103. Das Blendungsgebild verhält ſich gegen das äußere Licht wie ein trübes Mittel, das aber in gehöriger Finſterniß ſelbſt leuchtend iſt.

[Hier, wo die Blendungsbilder zur Sprache kommen, iſt wohl billig deſſen zu gedenken, was ich hierüber in meinem Entwurf einer Farbenlehre und zwar in deſſen erſter Abtheilung durchaus, beſonders aber §. 23 ff. von geſunden Augen, §. 121 ff. aber von krankhaften umſtändlich angezeigt habe.]

S. 145. Einheit beider Geſichtsfelder. Doppelſehen.

[Aus eigener Erfahrung kann ich folgendes anführen und vorſchlagen. Man nehme irgend ein Rohr vor das eine Auge und ſchaue damit, indem man das andere offen behält, gegen einen Stern, ſo wird man ihn nur einfach erblicken. Nun wende man das Rohr von dem Stern ab, ſo wird derſelbe dem freien Auge gleichfalls einfach erſcheinen. Nun führe man das Rohr ſachte gegen den Stern zu, und es wird derſelbe auch am Rande des Geſichtsfeldes abermals und alſo doppelt erſcheinen. Wenn man dieſe Operation vorſichtig macht, ſo kann man das doppelte Bild ziemlich weit von einander bringen und in das Geſichtsfeld des Rohres auffaſſen, wobei man in dem Wahne ſteht, man ſehe ſie beide wirklich durch das Rohr. Es dauert aber nicht lange, ſo ziehen ſie gegen einander und decken ſich. Schließt man zur Zeit, wo man den Stern doppelt durchs

Rohr zu ſehen glaubt, das äußere Auge, ſo verſchwindet ganz natürlich die Doppelerſcheinung und nur der eine Stern iſt ſichtbar.

Da ich von Jugend auf meine Augen ſehr leicht in den Zuſtand des Schielens verſetzen kann, ſo ergötzte ich mich manchmal an folgendem Phänomen. Ich ſtellte eine Kerze vor mich hin und, die Augen ins Schielen gewendet, ſah ich zwei, welche ich ſo lange mir beliebte aus einander halten konnte. Nun aber nahm ich zwei Kerzen und ſah daher, ſie anſchielend, vier. Dieſe konnte ich jedoch nicht aus einander halten: denn die zwei mittlern bewegten ſich gegen einander und deckten ſich gar bald, ſo daß ich nunmehr drei ſah, deren Beſchauung ich nach Belieben verlängern konnte.]

S. 149. Ich denke mir die Möglichkeit dieſer Erſcheinung auf folgende Weiſe. Jedes Auge kann, ſo lange das Bewußtſeyn ganz in deſſen beſondere Begränztheit verſunken iſt, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches, in Beziehung auf die Außenwelt, ſein Vornen, Oben und Unten, ſein Links und Rechts hat. Daſſelbe gilt von dem Taſtſinne. Alle dieſe Begriffe aber ſind relativ und gelten nur in Rückſicht des Subjects und ſeines räumlichen Verhältniſſes zum Objecte.

[Das räumliche Verhältniß des Subjects zum Objecte iſt durchaus von der größten Bedeutung. Hierher gehört das Phänomen, daß eine Erbſe zwiſchen kreuzweiſe gelegten Fingern einer Hand doppelt empfunden wird, und fällt dieſe Erſcheinung mit dem Schielen völlig zuſammen. Nun hat jeder Finger ſein Rechts und Links, ſein Hüben und Drüben, welches zugleich der ganzen Hand angehört. Wenn alſo der eine Finger die Kugel an der linken Seite fühlt, der andere aber an der rechten Seite, ſo iſt es keine Täuſchung, ſondern es deutet ganz eigentlich conſequente Bildung des Subjects zum Object an, ohne welche das erſtere letzteres keineswegs faſſen, noch mit ihm in Verbindung treten könnte.

Eine unnatürliche Richtung gegen die Außenwelt anderer Art iſt auch hier, da beſonders vom ſubjectiven Sehen die Rede iſt, zu bemerken. Wenn man auf einer Höhe ſtehend bei klarem Himmel einen weiten Geſichtskreis überſieht, ſo blicke man alsdann niedergebückt durch die Füße, oder lehne ſich über irgend eine Erderhöhung hinterwärts und ſchaue ſo, in beiden Fällen gleichſam auf dem Kopf ſtehend, nach der Gegend, ſo wird man ſie in der allerhöchſten Farbenpracht erblicken, wie nur auf dem ſchönſten Bilde des geübteſten trefflichſten Malers, übrigens nicht etwa

umgekehrt, ſondern völlig wie beim aufrechten Stande, nur glaube ich mich zu erinnern etwas in die Breite gezogen.]

S. 166. Das Nachbild. Imagination, Gedächtniß des Geſichtsſinnes.

S. 167. Das Nachbild iſt genau von dem Blendungsbilde zu unterſcheiden. Das Nachbild wird nur durch freie Thätigkeit längere Zeit feſtgehalten, und verſchwindet ſobald der Wille nachläßt, kann aber von demſelben wieder hervorgerufen werden; das Blendungsbild ſchwebt unwillkürlich dem Sinne vor, verſchwindet und erſcheint wieder aus objectiven Gründen.

S. 168. Beſonders lebhaft iſt das Nachbild bei erhöhter Seelenthätigkeit, das Blendungsbild hingegen pflegt bei nervöſer Stimmung in aſthenischem Zuſtande länger nachzuhalten, und verſchwindet deſto ſchneller, je energiſcher das Organ vom Leben durchſtrömt wird.

S. 169. Ich glaube, daß man durch Uebung, indem man, nach ergreifender Anſchauung des Gegenſtandes, das Nachbild immer länger und inniger feſthielte, daſſelbe wohl der den Sinn befangenden Realität des Urbildes nahe bringen könnte, welche Uebung als Vorbildung des Gedächtniſſes und der Einbildungskraft nicht unwichtig ſeyn dürfte.

S. 170. Zunächſt dieſem ließe ſich behaupten, daß Gedächtniß und Einbildungskraft in den Sinnesorganen ſelbſt thätig ſind, und daß jeder Sinn ſein ihm eigenthümlich zukommendes Gedächtniß und Einbildungskraft beſitze, die, als einzelne begränzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen ſind.

[Von der Productivität ſolcher innern vor die Augen gerufenen Bilder bliebe mir manches zu erzählen. Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen ſchloß und mit niedergeſenktem Haupte mir in der Mitte des Sehergans eine Blume dachte, ſo verharrte ſie nicht einen Augenblick in ihrer erſten Geſtalt, ſondern ſie legte ſich aus einander und aus ihrem Innern entfalteten ſich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, ſondern phantaſtiſche, jedoch regelmäßig wie die Roſetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte ſie ſo lange als mir beliebte, ermattete nicht und verſtärkte ſich nicht. Daſſelbe konnte ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie ſich

immerfort veränderte, völlig wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidoskope. Ich erinnere mich nicht, inwiefern bei dieser regelmäßigen Bewegung eine Zahl zu bemerken gewesen, vermuthlich aber bezog sie sich auf den Achtstrahl: denn nicht weniger Blätter hatten die oben gemeldeten Blumen. Mit andern Gegenständen fiel mir nicht ein den Versuch zu machen; warum aber diese bereitwillig von selbst hervortraten, mochte darin liegen, daß die vieljährige Betrachtung der Pflanzenmetamorphose, so wie nachheriges Studium der gemalten Scheiben, mich mit diesen Gegenständen ganz durchdrungen hatte: und hier tritt hervor was Herr Purkinje so bedeutend anregt. Hier ist die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Begriff und Idee alles auf einmal im Spiel und manifestirt sich in der eigenen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit ohne Vorsatz und Leitung.

Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunst eintreten; man sieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentlichen Künstler geboren seyn müssen. Es muß nämlich ihre innere productive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervorthun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen und zusammenziehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenständliche Wesen zu werden.

Wie besonders die Alten mit diesen Idolen begabt gewesen seyn müssen, läßt sich aus Demokrits Lehre von den Idolen schließen. Er kann nur aus der eigenen lebendigen Erfahrung seiner Phantasie darauf gekommen seyn.

Je größer das Talent, je entschiedener bildet sich gleich anfangs das zu producirende Bild. Man sehe Zeichnungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein strenger Umriß das was dargestellt werden soll, vom Grunde loslöst und körperlich einfaßt. Dagegen werden spätere, obgleich treffliche Künstler auf einer Art von Tasten ertappt; es ist öfters als wenn sie erst durch leichte, aber gleichgültige Züge aufs Papier ein Element erschaffen wollen, woraus nachher Kopf und Haar, Gestalt und Gewand und was sonst noch wie aus dem Ei das Hühnchen sich bilden solle. Von noch späteren Künstlern finden sich wunderbare Beispiele. Ich besitze eine verdienstvolle Federzeichnung, wo, bei Anbetung der Hirten, Mutter und Kind, Joseph und die Schäfer, ja Ochs und

Eifel doppelt und dreifach durch einander ſpielen. Doch muß man geſtehen, daß ein geiſtreicher Künſtler mit Geſchmack bei dieſer Gelegenheit verfahren, und den vorſchwebenden Traum ſo gut als möglich zu fixiren geſucht. Und ſo wird ſich immer die Entſchiedenheit des eingeborenen Talents gegen die Velleität eines Dilettanten beweiſen, und man ſieht daher wie höchſt Recht jene Kunſtlehrer haben, welche das Skizziren verwerfen und den ſcharfen Federumriß einer weichlichen Kreidezeichnung vorziehen. Alles kommt darauf an, das Eigenleben des Auges und der correſpondirenden Finger zu der entſchiedenſten verbündeten Wirkſamkeit heranzuſteigern.]

Ernſt Stiedenroth.

Pſychologie zur Erklärung der Seelenerſcheinungen.

Erſter Theil.

Berlin 1824.

Von jeher zählte ich unter die glücklichen Ereigniſſe meines Lebens, wenn ein bedeutendes Werk gerade zu der Zeit mir in die Hand kam, wo es mit meinem gegenwärtigen Beſtreben übereinſtimmte, mich in meinem Thun beſtärkte und alſo auch förderte. Oft fanden ſich dergleichen aus höherem Alterthume; gleichzeitige jedoch waren die wirkſamſten: denn das Allernächſte bleibt doch immer das Lebendigſte.

Nun begegnet mir dieſer angenehme Fall mit obgenanntem Buche. Es langt bei mir, durch die Geneigtheit des Verfaſſers, zeitig an und trifft mich gerade in dem Augenblick, da ich die Bemerkungen über Purkinje, die ſchon mehrere Jahre bei mir gelegen, endlich zum Druck abſende.

Die Philoſophen vom Fach werden das Werk beurtheilen und würdigen, ich zeige nur kürzlich an wie es mir damit ergangen.

Wenn man ſich einen Zweig denkt, der, einem ſanft hinabgleitenden Bache überlaſſen, ſeinen Weg ſo genöthigt als willig verfolgt, vielleicht von einem Stein augenblicklich aufgehalten, vielleicht in irgend einer Krümmung einige Zeit verweilend, ſodann aber, von der lebendigen Welle fortgetragen, immer wieder unaufhaltſam im Zuge bleibt, ſo vergegenwärtigt man ſich die Art und Weiſe, wie die folgerechte und folgenreiche Schrift auf mich gewirkt.

Der Verfaſſer wird am beſten einſehen, was ich eigentlich damit ſagen wollte; denn ſchon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth

geäußert, den mir in jüngeren Jahren die Lehre von den untern und obern Seelenkräften erregte. In dem menſchlichen Geiſte, ſo wie im Univerſum, iſt nichts oben noch unten; alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinſamen Mittelpunkt, der ſein geheimes Daſeyn eben durch das harmoniſche Verhältniß aller Theile zu ihm manifeſtirt. Alle Streitigkeiten der Aeltern und Neuern bis zur neueſten Zeit entſpringen aus der Trennung deſſen, was Gott in ſeiner Natur vereint hervorgebracht. Recht gut wiſſen wir, daß in einzelnen menſchlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit ſich hervorthut und daß daraus Einſeitigkeiten der Vorſtellungsart nothwendig entſpringen, indem der Menſch die Welt nur durch ſich kennt und alſo, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn und um ſeinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt denn, daß er ſeine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen ſetzt und was an ihm das Mindere ſich findet, ganz und gar abläugnen und aus ſeiner eigenen Totalität hinausſtoßen möchte. Wer nicht überzeugt iſt, daß er alle Manifeſtationen des menſchlichen Weſens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verſtand, zu einer entſchiedenen Einheit ausbilden müſſe, welche von dieſen Eigenſchaften auch bei ihm die vorwaltende ſey, der wird ſich in einer unerfreulichen Beſchränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er ſo viele hartnäckige Gegner hat, und warum er ſich ſelbſt ſogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufſtößt.

So wird ein Mann zu den ſogenannten exacten Wiſſenſchaften geboren und gebildet, auf der Höhe ſeiner Verſtandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exacte ſinnliche Phantaſie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunſt denkbar iſt. Auch um denſelben Punkt ſtreiten ſich die Schüler einer Gefühls- und Vernunftreligion: wenn die letztern nicht eingeſtehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, ſo wollen die erſten nicht zugeben, daß ſie ſich zur Vernünftigkeit ausbilden müſſe.

Dieß und dergleichen ward bei mir durch obgemeldetes Werk erregt. Jeder, der es lieſt, wird auf ſeine Weiſe Vortheil davon haben, und ich kann erwarten, daß bei näherer Betrachtung, es noch oft mir als Text zu mancher glücklichen Note Gelegenheit geben werde.

Hier eine Stelle (S. 140), wo sich das Gebiet des Denkens unmittelbar an das Feld des Dichtens und Bildens anschließt, wohin wir eben einige Blicke gewagt haben.

„Es geht aus dem Bisherigen hervor, daß das Denken Reproduction voraussetzt. Die Reproduction richtet sich nach der jedesmaligen Bestimmtheit der Vorstellung. Auf der einen Seite wird daher für ein tüchtiges Denken eine hinreichend scharfe Bestimmtheit der gegenwärtigen Vorstellung vorausgesetzt, auf der andern Reichthum und angemessene Verbindung des zu Reproducirenden. Diese Verbindung des zu Reproducirenden, wie sie für das Denken taugt, wird selbst großentheils erst im Denken gestiftet, wiefern aus mehrerem das Entsprechende eine besondere Verbindung durch das nähere Verhältniß seines Inhalts eingeht. Das tüchtige Denken in jeder Weise wird daher ganz abhängen von der Zweckmäßigkeit der Reproduction, deren man fähig ist. Wer in dieser Hinsicht nichts Rechtes verräthig hat, der wird nichts Rechtes leisten. Wessen Reproductionen dürftig sind, der wird Geistesarmuth zeigen; wessen Reproductionen einseitig sind, der wird einseitig denken; wessen Reproductionen ungeordnet und verworren sind, der wird den hellen Kopf vermissen lassen; und so im übrigen. Das Denken also macht sich nicht etwa aus nichts, sondern es setzt eine hinreichende Vorbildung, Ververbindung und da wo es Denken im engern Sinn ist, eine der Sache entsprechende Verbindung und Ordnung der Vorstellungen voraus, wobei sich die erforderliche Vollständigkeit von selbst versteht."

Seite
Dichter. Deine Liebe, dein Kuß mich entzücket ꝛc. 145
Huri. Wieder einen Finger ſchlägſt du mir ein ꝛc. 146
Begünſtigte Thiere 147
Höheres und Höchſtes 148
Siebenſchläfer 150
Gute Nacht! 153

Noten und Abhandlungen
zu beſſerem Verſtändniß des Weſt-öſtlichen Divans.

Einleitung 157
Hebräer 160
Araber 162
Uebergang 169
Aeltere Perſer 169
Regiment 171
Geſchichte 175
Mahomet 179
Califen 183
Fortleitende Bemerkung 185
Mahmud von Gasna 186
Dichterkönige 190
Ueberlieferungen 190
Firduſi 192
Enweri 193
Aſſami 195
Dſchelâl-eddin Rumi 196
Saadi 197
Hafis 198
Dſchami 201
Ueberſicht 201
Allgemeines 204
Allgemeinſtes 208
Neuere, Neueſte 209
Zweifel 215
Deſpotie 218
Einrede 217
Nachtrag 220

Zwiſchenrede.

1819.

Nachſtehende Aufſätze ſind eben ſo wenig als die vorhergehenden für Theile eines ganzen ſchriftſtelleriſchen Werkes anzuſehen. Nach abwechſelnden Anſichten, unter dem Einfluſſe entgegengeſetzter Gemüthsſtimmungen verfaßt, zu verſchiedenen Zeiten niedergeſchrieben, konnten ſie nimmermehr zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt ſich nicht hinzufügen, theils weil ſie nicht immer bemerkt war, theils weil ich, gegen meine eigenen Papiere mich als Redacteur verhaltend, das Ueberflüſſige und manches Unbehagliche daraus verbannen durfte. Deſſen ungeachtet iſt einiges geblieben, wofür ich nicht einſtehe; Widerſprüche und Wiederholungen ließen ſich nicht vermeiden, wenn das damit unzertrennbar Verknüpfte nicht gänzlich zerſtört werden ſollte.

Und ſo können dieſe Hefte (zur Morphologie) denn doch, als Theile eines menſchlichen Lebens, für Zeugniſſe gelten, durch wie vielerlei Zuſtände derjenige ſich durchzuarbeiten hat, der ſich mehr als es zum praktiſchen Wandel nothwendig wäre, vielſeitig auszubilden gedrängt iſt, dem Wahlſpruch ſich ergebend:

Willſt du ins Unendliche ſchreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten!

Oder wie es ſonſt heißt:

Natura infinita est,
sed qui symbola animadverterit,
omnia intelliget,
licet non omnino.

Einwirkung der neuern Philoſophie.

Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philoſophen, eben auch als wären es Gegenſtände, zu faſſen und mich daran auszubilden ſuchte. Bruckers Geſchichte der Philoſophie liebte ich in meiner Jugend fleißig zu leſen; es ging mir aber dabei wie einem, der ſein ganzes Leben den Sternhimmel über ſeinem Haupte drehen ſieht, manches auffallende Sternbild unterſcheidet, ohne etwas von der Aſtronomie zu verſtehen, den großen Bären kennt, nicht aber den Polarſtern.

Ueber Kunſt und ihre theoretiſchen Forderungen hatte ich mit Moritz in Rom viel verhandelt; eine kleine Druckſchrift zeugt noch heute von unſerer damaligen fruchtbaren Dunkelheit. Fernerhin bei Darſtellung des Verſuchs der Pflanzenmetamorphoſe mußte ſich eine naturgemäße Methode entwickeln; denn als die Vegetation mir Schritt für Schritt ihr Verfahren vorbildete, konnte ich nicht irren, ſondern mußte, indem ich ſie gewähren ließ, die Wege und Mittel anerkennen, wie ſie den eingehülltſten Zuſtand zur Vollendung nach und nach zu befördern weiß. Bei phyſiſchen Unterſuchungen drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß bei aller Betrachtung der Gegenſtände, die höchſte Pflicht ſey, jede Bedingung, unter welcher ein Phänomen erſcheint, genau aufzuſuchen und nach möglichſter Vollſtändigkeit der Phänomene zu trachten; weil ſie doch zuletzt ſich an einander zu reihen oder vielmehr über einander zu greifen genöthigt werden und vor dem Anſchauen des Forſchers auch eine Art Organiſation bilden, ihr inneres Geſammtleben manifeſtiren müſſen. Indeß war dieſer Zuſtand immerfort nur dämmernd, nirgends fand ich Aufklärung nach meinem

Sinne; denn am Ende kann doch nur ein jeder in ſeinem eigenen Sinne aufgeklärt werden.

Kants Kritik der reinen Vernunft war ſchon längſt erſchienen; ſie lag aber völlig außerhalb meines Kreiſes. Ich wohnte jedoch manchem Geſpräch darüber bei und mit einiger Aufmerkſamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage ſich erneuere, wie viel unſer Selbſt und wie viel die Außenwelt zu unſerem geiſtigen Daſeyn beitrage? Ich hatte beide niemals geſondert und wenn ich nach meiner Weiſe über Gegenſtände philoſophirte, ſo that ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich, ich ſähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gerne auf diejenige Seite ſtellen, welche dem Menſchen am meiſten Ehre macht und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten, wenn gleich alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, ſo entſpringe ſie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntniſſe a priori ließ ich mir auch gefallen, ſo wie die ſynthetiſchen Urtheile a priori: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, ſynthetiſch und dann wieder analytiſch verfahren; die Syſtole und Diaſtole des menſchlichen Geiſtes war mir, wie ein zweites Athemholen, niemals getrennt, immer pulſirend. Für alles dieſes jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phraſen; nun aber ſchien zum erſtenmal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es, der mir gefiel; ins Labyrinth ſelbſt konnte ich mich nicht wagen; bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menſchenverſtand, und ich fühlte mich nirgend gebeſſert.

Unglücklicherweiſe war Herder zwar ein Schüler, doch ein Gegner Kants und nun befand ich mich noch ſchlimmer: mit Herder konnte ich nicht übereinſtimmen, Kant aber auch nicht folgen. Indeſſen fuhr ich fort der Bildung und Umbildung organiſcher Naturen ernſtlich nachzuforſchen, wobei mir die Methode, womit ich die Pflanzen behandelt, zuverläſſig als Wegweiſer diente. Mir entging nicht, die Natur beobachte ſtets analytiſches Verfahren, eine Entwickelung aus einem lebendigen geheimnißvollen Ganzen; und dann ſchien ſie wieder ſynthetiſch zu handeln, indem ja völlig fremdſcheinende Verhältniſſe einander angenähert und ſie zuſammen in Eins verknüpft wurden. Aber- und abermals kehrte ich daher zu der Kant'ſchen Lehre zurück; einzelne Capitel glaubte ich vor andern zu verſtehen und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch.

Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das andere; ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise.

Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer, dem Verfasser sich zu fügen, möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da seyn, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander.

Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden; ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seyen, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort, weil ich selbst nicht wußte, wohin sie führten, und für das, was und wie ich mir's zugeeignet hatte, bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich sprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich gelesen hatte. Auf mich selbst zurückgewiesen, studirte ich das Buch immer hin und wieder. Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen, die ich damals anstrich, so wie dergleichen in der Kritik der Vernunft, in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen schien: denn beide Werke, aus Einem Geist entsprungen, deuten immer eins aufs andere. Nicht eben so gelang es mir, mich den Kantischen Schülern anzunähern: sie hörten mich wohl, konnten mir aber nichts erwiedern, noch irgend förderlich seyn. Mehr als einmal begegnete es mir, daß einer oder der andere mit lächelnder Verwunderung zugestand, es sey freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames.

Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sey, trat erst hervor, als mein Verhältniß zu Schiller sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht

verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigener Ueberzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf begründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein hervorhob, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerthe gelten ließ, so ward er zu schärferem Nachdenken genöthigt, und eben diesem Conflict verdanken wir den Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung. Beide Dichtungsweisen sollten sich bequemen, einander gegenüberstehend, sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen.

Er legte hierdurch den ersten Grund zur ganzen neuen Aesthetik; denn Hellenisch und Romantisch und was sonst noch für Synonymen mochten aufgefunden werden, lassen sich alle dorthin zurückführen, wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerst die Rede war.

Und so gewöhnte ich mich nach und nach an eine Sprache, die mir völlig fremd gewesen, und in die ich mich um desto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft, welche sie begünstigte, mir selbst vornehmer und reicher dünken mochte, da wir andern vorher uns von den Popularphilosophen und von einer andern Art Philosophen, der ich keinen Namen zu geben weiß, gar unwürdig mußten behandeln lassen.

Weitere Fortschritte verdanke ich besonders Niethammern, der mit freundlichster Beharrlichkeit mir die Haupträthsel zu entsiegeln, die einzelnen Begriffe und Ausdrücke zu entwickeln und zu erklären trachtete. Was ich gleichzeitig und späterhin Fichte, Schelling, Hegel, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln seyn, wenn mir gegönnt wäre jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehnt des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

Anſchauende Urtheilskraft.

Als ich die Kantiſche Lehre wo nicht zu durchdringen, doch möglichſt zu nutzen ſuchte, wollte mir manchmal dünken, der köſtliche Mann verfahre ſchalkhaft ironiſch, indem er bald das Erkenntnißvermögen aufs engſte einzuſchränken bemüht ſchien, bald über die Gränzen, die er ſelbſt gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben wie anmaßend und naſeweiſe der Menſch verfährt, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüſtet, ſogleich unbekennen abſpricht und voreilig etwas feſtzuſetzen, eine Grille die ihm durchs Gehirn läuft, den Gegenſtänden aufzuheften trachtet. Deßwegen beſchränkt unſer Meiſter ſeinen Denkenden auf eine reflectirende discurſive Urtheilskraft, unterſagt ihm eine beſtimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugſam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entſchließt er ſich zu den liberalſten Aeußerungen und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen, die er einigermaßen zugeſteht. In dieſem Sinne war mir folgende Stelle höchſt bedeutend:

„Wir können uns einen Verſtand denken, der, weil er nicht wie der unſrige discurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſynthetiſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen als eines ſolchen, zum Beſondern geht, das iſt, von dem Ganzen zu den Theilen. — Hierbei iſt gar nicht nöthig zu beweiſen, daß ein ſolcher intellectus archetypus möglich ſey, ſondern nur daß wir in der Dagegenhaltung unſeres discurſiven, der Bilder bedürftigen Verſtandes (intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer ſolchen Beſchaffenheit auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, dieſe auch keinen Widerſpruch enthalte."

Zwar ſcheint der Verfaſſer hier auf einen göttlichen Verſtand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und

Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen, so dürfte es wohl im Intellectuellen derselbe Fall seyn, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewußt und aus innerm Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, muthig zu bestehen.

Bedenken und Ergebung.

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen; wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen seyn möchten.

Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar ins Bewußtseyn tritt, daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Dessenungeachtet bleibt unser ewiges Bestreben diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden.

Endlich finden wir, bei redlich fortgesetzten Bemühungen, daß der Philosoph wohl möchte Recht haben, welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugiebt, daß Idee und Erfahrung analog seyn können, ja müssen.

Die Schwierigkeit Idee und Erfahrung mit einander zu verbinden erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung: die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt; daher ist in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung, die wir der Idee gemäß als simultan und successiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte,

und ſo bleibt der Widerſtreit zwiſchen Aufgefaßtem und Ideirtem immerfort unaufgelöst.

Deßhalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunſt flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechſelung erneuern:

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.
Das hat ſie nicht zuſammen gebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt.
Damit der ewige Meiſtermann
Getroſt den Einſchlag werfen kann.

Bildungstrieb.

Ueber dasjenige, was in genannter wichtiger Angelegenheit gethan ſey, erklärt ſich Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft folgendermaßen. „In Anſehung dieſer Theorie der Epigeneſis hat niemand mehr ſowohl zum Beweiſe derſelben als auch zur Gründung der ächten Principien ihrer Anwendung, zum Theil durch die Beſchränkung eines zu vermeſſenen Gebrauchs derſelben, geleiſtet als Herr Blumenbach.“

Ein ſolches Zeugniß des gewiſſenhaften Kant regte mich an, das Blumenbachiſche Werk wieder vorzunehmen, das ich zwar früher geleſen, aber nicht durchdrungen hatte. Hier fand ich nun meinen Caspar Friedrich Wolf als Mittelglied zwiſchen Haller und Bonnet auf der einen und Blumenbach auf der andern Seite. Wolf mußte zum Behuf ſeiner Epigeneſe ein organiſches Element vorausſetzen, woraus alsdann die zum organiſchen Leben beſtimmten Weſen ſich ernährten. Er gab dieſer Materie eine vis essentialis, die ſich zu allem fügt, was ſich ſelbſt hervorbringen wollte und ſich dadurch zu dem Range eines Hervorbringenden ſelbſt erhob.

Ausdrücke der Art ließen noch einiges zu wünſchen übrig: denn an einer organiſchen Materie, und wenn ſie noch ſo lebendig gedacht wird, bleibt immer etwas Stoffartiges kleben. Das Wort Kraft bezeichnet zunächſt etwas nur Phyſiſches, ſogar Mechaniſches, und das was ſich aus jener Materie organiſiren ſoll, bleibt uns ein dunkler unbegreiflicher Punkt. Nun gewann Blumenbach das Höchſte und Letzte des Ausdrucks: er anthropomorphiſirte das Wort des Räthſels und nannte das wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Thätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden ſollte.

Betrachten wir das alles genauer, ſo hätten wir es kürzer, bequemer

Seite

Gegenwirkung 222
Eingeschaltetes 225
Orientalischer Poesie Ur-Elemente 226
Uebergang von Tropen zu Gleichnissen 228
Warnung 230
Vergleichung 232
Verwahrung 235
Dichtarten 237
Naturformen der Dichtung 237
Nachtrag 239
Buch-Orakel 240
Blumen- und Zeichenwechsel 241
Schiffer 245
Künftiger Divan 247
Alt-Testamentliches 262
Israel in der Wüste 263
Nähere Hülfsmittel 283
Wallfahrten und Kreuzzüge 285
Marco Polo 286
Johannes von Montevilla 288
Pietro della Valle 288
Entschuldigung 306
Olearius 306
Tavernier und Chardin 307
Neuere und neuste Reisende 308
Lehrer; Abgeschiedene, Mitlebende 310
Von Diez 311
Von Hammer 320
Uebersetzungen 322
Endlicher Abschluß 323
Revision 331
Register 331

und vielleicht gründlicher, wenn wir eingeſtünden, daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Thätigkeit zugeben müſſen und daß, wenn wir uns eine Thätigkeit denken wollen, wir derſelben ein ſchicklich Element unterlegen, worauf ſie wirken konnte, und daß wir zuletzt dieſe Thätigkeit mit dieſer Unterlage als immerfort zuſammen beſtehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müſſen. Dieſes Ungeheure perſonificirt tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preiſen wir auf alle Weiſe aufgefordert ſind.

Kehren wir in das Feld der Philoſophie zurück und betrachten Evolution und Epigeneſe nochmals, ſo ſcheinen dieß Worte zu ſeyn, mit denen wir uns nur hinhalten. Die Einſchachtelungslehre wird freilich einem Höhergebildeten gar bald widerlich, aber bei der Lehre eines Auf- und Annehmens wird doch immer ein Aufnehmendes und Aufzunehmendes vorausgeſetzt, und wenn wir keine Präformation denken mögen, ſo kommen wir auf eine Prädelineation, Prädetermination, auf ein Präſtabiliren, und wie das alles heißen mag, was vorausgehen müßte, bis wir etwas gewahr werden könnten.

So viel aber getraue ich mir zu behaupten, daß wenn ein organiſches Weſen in die Erſcheinung hervortritt, Einheit und Freiheit des Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphoſe nicht zu faſſen ſey.

Zum Schluß ein Schema, um weiteres Nachdenken aufzuregen:

Stoff.
Vermögen.
Kraft.
Gewalt.
Streben.
Trieb.
Form.

} Leben.

Problem und Erwiederung.

Nachſtehende fragmentariſche Blätter notirte ich ſtellenweiſe auf meinen Sommerfahrten im Gefolge manches Geſprächs, einſamen Nachdenkens und zuletzt angeregt durch eines jungen Freundes geiſtreiche Briefe.

Das hier Angedeutete auszuführen, in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widerſprüche zu vergleichen, fehlte es mir darauf an Sammlung, die ein folgerechtes Denken allein möglich macht; ich hielt es daher für räthlich, das Manuſcript an den Theilnehmenden abzuſenden, ihn zu erſuchen, dieſe paradoxen Sätze als Text oder ſonſtigen Anlaß zum eigenen Betrachten anzuſehen, und mir einiges darüber zu vermelden, welches ich denn, wie es geſchehen, als Zeugniß reiner Sinn- und Geiſtesgemeinſchaft hier einrücke.

Weimar, den 17. März 1823.

Probleme.

Natürlich Syſtem, ein widerſprechender Ausdruck.

Die Natur hat kein Syſtem; ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum, zu einer nicht erkennbaren Gränze. Naturbetrachtung iſt daher endlos, man mag ins Einzelnſte theilend verfahren oder im Ganzen nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.

Die Idee der Metamorphoſe iſt eine höchſt ehrwürdige, aber zugleich höchſt gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formloſe, zerſtört das Weſſen, löst es auf. Sie iſt gleich der vis centrifuga und würde ſich

ins Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen deſſen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen, eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefſten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann. Man betrachte das Geſchlecht der Eriken.

Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, ſo müßten wir ſie auch bei didaktiſcher Ueberlieferung zugleich darſtellen, welches unmöglich ſcheint.

Vielleicht retten wir uns nicht aus dieſer Verlegenheit als abermals durch ein künſtliches Verfahren.

Vergleichung mit den natürlich immer fortſchreitenden Tönen und der in die Octaven eingeengten gleichſchwebenden Temperatur, wodurch eine entſchieden durchgreifende höhere Muſik, zum Trotz der Natur, eigentlich erſt möglich wird.

Wir müßten einen künſtlichen Vortrag eintreten laſſen, eine Symbolik wäre aufzuſtellen! Wer aber ſoll ſie leiſten? Wer das Geleiſtete anerkennen?

Wenn ich dasjenige betrachte, was man in der Botanik genera nennt und ſie, wie ſie aufgeſtellt ſind, gelten laſſe, ſo wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geſchlecht nicht auf gleiche Art wie das andere behandeln könne. Es giebt Geſchlechter, möchte ich ſagen, welche einen Charakter haben, den ſie in allen ihren Species wieder darſtellen, ſo daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann; ſie verlieren ſich nicht leicht in Varietäten, und verdienen daher wohl mit Achtung behandelt zu werden; ich nenne die Genzianen; der umſichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wiſſen.

Dagegen gibt es charakterloſe Geſchlechter, denen man vielleicht kaum Species zuſchreiben darf, da ſie ſich in gränzenloſe Varietäten verlieren. Behandelt man dieſe mit wiſſenſchaftlichem Ernſt, ſo wird man nie fertig, ja man verwirrt ſich vielmehr an ihnen, da ſie jeder Beſtimmung, jedem Geſetz entſchlüpfen. Die Geſchlechter habe ich manchmal die liederlichen zu nennen mich erkühnt, und die Roſe mit dieſem Epithet zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht verkümmert werden kann; beſonders möchte rosa canina ſich dieſen Vorwurf zuziehen. — —

Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend, vorerſt im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religiöſen, ſich zu einer beſondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, ſodann auf derſelben analoge, beſtimmte äußere Ceremonien beſchränkend. Im Regiment, es ſey friedlich oder kriegeriſch, geſchieht das gleiche: Handlung und That ſind nur von Bedeutung, wenn er ſie ſich ſelbſt und andern vorſchrieb. In Künſten iſt es daſſelbe: wie der Menſchengeiſt ſich die Muſik unterwarf, ſagt verſtehendes; wie er auf die bildende Kunſt in den höchſten Epochen, durch die größten Talente wirkend, ſeinen Einfluß bethätigte, iſt zu unſerer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wiſſenſchaft deuten die unzähligen Verſuche zu ſyſtematiſiren, zu ſchematiſiren dahin. Unſere ganze Aufmerkſamkeit muß aber darauf gerichtet ſeyn, der Natur ihr Verfahren abzulauſchen, damit wir ſie durch zwängende Vorſchriften nicht widerſpenſtig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen laſſen.

Erwiederung.

„Vorſtehende Blätter erneuern, zunächſt in Beziehung auf Botanik, eine alte, ernſte Frage, die unter verſchiedenen Geſtalten bei jeder Forſchung uns in den Weg tritt. Denn in ihrem tiefern Grunde iſt es gewiß dieſelbe Frage, die den Mathematiker ängſtigt, wenn er den Kreis zu berechnen, den Philoſophen, wenn er die ſittliche Freiheit vor der Nothwendigkeit zu retten, den Naturforſcher, wenn er die lebendige Welt, die ihn umfluthet, zu befeſtigen, ſo ſich gedrungen wie gehindert fühlt. Das Princip verſtändiger Ordnung, das wir in uns tragen, das wir als Siegel unſerer Macht auf alles prägen möchten, was uns berührt, widerſtrebt der Natur. Und um die Verwirrung aufs höchſte zu ſteigern, fühlen wir uns zugleich nicht nur genöthigt, uns als Glieder der Natur zu bekennen, ſondern auch berechtigt, eine ſtäte Regel in ihrer ſcheinbaren Willkür vorauszuſetzen. So iſt denn auch natürliches Syſtem ein widerſprechender Ausdruck; allein das Beſtreben, dieſen Widerſpruch zu löſen, iſt ein Naturtrieb, den ſelbſt die anerkannte Unmöglichkeit, ihn zu befriedigen, nicht auslöſchen würde.

„Wir wollen nicht fragen, ob es einen Standpunkt geben müſſe, von

welchem aus, wenn er uns zugänglich wäre, Natur und System als Bild und Gegenbild einander entsprechend erscheinen würden? Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Standpunkt, wenn er existirt, dem Menschen durchaus unerreichbar sey? Erreicht ist er noch nicht, das ist gewiß; was immer die Naturforscher, namentlich die Botaniker, in ihrem Bezirk versucht haben, den angedeuteten Widerspruch zu lösen, bald waren es mehr oder minder die Natur beengende Systeme, bald mehr oder minder die Wissenschaft mystificirende Naturverkündigungen.

„Linné's Leistungen sind früher in diesen Heften (zur Morphologie), auch wohl an andern Orten, treffend gewürdigt. Seine Zeit liegt schon weiter zurück, die Botanik hat seitdem vielleicht den größten Umschwung erfahren, dessen sie fähig war; beides erleichtert die richtige Schätzung Linné'scher Botanik und ihrer Bedeutsamkeit für Naturwissenschaft überhaupt.

„Neuer unter uns ist die Idee der Metamorphose: sie beherrscht noch mit der Gewalt des ersten Eindrucks die Gemüther, deren sie sich bemächtigte; weit schwerer, wenn nicht unmöglich, ist daher schon jetzt vorauszusehen, wohin sie die Wissenschaft führen werde. An Zeichen fehlt es indessen nicht, welche befürchten lassen, daß man auch ihr, wie früher dem Sexualsystem, eine Zeit lang unbedingt huldigen, und zu einem Aeußersten fortschreiten werde, von dem abermals nur der reine Gegensatz ins Gleichgewicht zurückrufen kann.

„Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga, und würde sich ins unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben. So warnt uns Goethe selbst, nachdem er die erstarrte Wissenschaft durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche diese Gabe mit sich führt. So erkannte einst Linné, nachdem er das Chaos, das er vorfand, geordnet, zuerst die wahre Bedeutung seines Systems, und warnte seine Schüler, wiewohl vergeblich, vor dessen Mißbrauch.

„Das unerläßliche Gegengewicht wird nun näher bezeichnet. Ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen, eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann.

„Wir begegnen hier einem zweiten Widerſpruch, der dem erſten völlig analog iſt, doch ſo, daß beide in umgekehrtem Verhältniß zu einander ſtehen. In der Forderung eines natürlichen Syſtems ſcheint der menſchliche Verſtand ſeine Gränzen zu überſchreiten, ohne doch die Forderung ſelbſt aufgeben zu können. Ein Beharrlichkeitsvermögen in der Natur ſcheint den Strom des Lebens hemmen zu wollen; und doch iſt in ihr etwas Beharrliches; der unbefangene Beobachter muß es anerkennen. Als auffallendere Beiſpiele dafür in der Pflanzenwelt möchte ich am liebſten ſolche Pflanzen nennen, die man ihrer reinen Eigenthümlichkeit wegen mit andern nicht einmal in Eine Gattung, oft kaum in Eine Familie vereinigen kann. Dahin gehören Aphyteia Hydnora, Buxbaumia aphylla, Isoëtes lacustris, Schmidtia utriculosa, Aphyllanthes Monspeliensis, Coris Monspeliensis, Hippuris vulgaris, Adoxa Moschatellina, Tamarindus indica, Schizandra coccinea, Xanthorrhiza apiifolia, und ſehr viele andere.

„Verfolgen wir aber dieſe Analogie beider an ſich ſelbſt wie es ſcheint unauflöslichen Widerſprüche, ſo überraſcht uns wohl die Hoffnung, daß vielleicht gegenſeitig der eine im andern ſeine Löſung finde.

„Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend. Allein er mag nicht immer herrſchen; oft zieht er vor in Liebe ſich hinzugeben und von geheimer Neigung beherrſchen zu laſſen. Indem er ſo der Natur ſich zuwendet, entſteht ein höchſt glückliches Verhältniß: das gegenſeitige Widerſtreben hört auf; ſie läßt ihr tiefſtes Geheimniß ahnend durchſchauen, und ihm iſt das erweiterte Leben Erſatz für das Opfer nie zu befriedigender Anſprüche.

„Die Natur hat kein Syſtem, ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Gränze. Allein was ſie im Ganzen verſagt, geſtattet ſie deſto williger im Einzelnen. Jedes beſondere Naturweſen beſchreibt außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es Theil hat, noch eine engere ihm eigenthümliche Bahn, und das Charakteriſtiſche derſelben, welches ſich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlaufe wie in dem andern durch die fortgeſetzte Reihe der Geſchlechter ausſpricht, dieß beharrlich Wiederkehrende im Wechſel der Erſcheinungen bezeichnet die Art. Aus innigſter Ueberzeugung behaupte ich feſt: gleicher Art iſt, was gleiches Stammes iſt. Es iſt unmöglich, daß eine Art aus der andern hervorgehe; denn

nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur; gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte; und dieß ist es, von dem unser Text sagt, daß man ihm auf rationellem Wege beikommen könne. Was von den Abweichungen zu halten sey, die in einzelnen oder auch mehreren Umläufen des Lebens vorkommen, und die man Varietäten, Abarten nennt, wollen wir unten näher beleuchten. Wer aber sie für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Auch dem Einwurf ist zu begegnen, daß zuweilen, wenn auch selten, ganz dieselben Formen in den entlegensten durch Meere, Wüsten und Schneegebirge geschiedenen Ländern sich wiederholen. Die Annahme einer gemeinsamen Abstammung wäre hier in der That gezwungen, könnte man nicht von dem ersten Thierpaar, von der ersten Mutterpflanze jeder Art noch einen Schritt weiter hinabsteigen bis zum specifischen Entstehungsgrunde derselben im Schooße der alles erzeugenden Erde. Dieser bald ängstlich vermiedene, bald besinnungslos gethane Schritt rechtfertigt nicht nur obigen Begriff der Art, sondern macht ihn allererst nicht bloß auf Thiere und Pflanzen, nein auf jedes Naturwesen ohne Ausnahme anwendbar. Doch hier ist nicht der Ort, diesen weitläufigen Gegenstand zu erschöpfen.

„Will nun der Botaniker sich als Gesetzgeber geltend machen, so wendet er sich mit Recht an die Arten der Pflanzen, bestimmt und ordnet sie so gut er kann, in irgend ein Fachwerk. Allein er thut Unrecht, sobald er mit gleicher Schärfe den Kreis der Metamorphose theilt, die lebendige Pflanze terminologisch zerstückelt. Will er sich der Natur in Liebe ergeben, so mag die Idee der Metamorphose ihn sicher leiten, so lange sie ihn nicht verführt Arten in Arten hinüberzuziehen, das wahrhaft Gesonderte mystisch zu verflößen. Von einem System des Organismus, von einer Metamorphose der Arten, von beiden kann nur symbolisch die Rede seyn. Es ist ein gefährlicher Irrthum, ist Götzendienst des Verstandes oder der Natur, das Symbol mit der Sache selbst zu verwechseln, die es bedeutet.

„Hüten wir uns aber vor diesem Mißbrauch, so macht eine Symbolik vielleicht das Unmögliche möglich, und setzt uns in den Stand, das Zugleichwirken der beiden Kräfte, die unser Text bezeichnet, auch bei didaktischer Ueberlieferung zugleich darstellen zu können. Wie es mit dieser Symbolik gemeint sey, erläutert die überaus glückliche Vergleichung der

Botanik mit der Musik. Wir können aber diese Vergleichung noch etwas weiter ausdehnen, um noch mehr Licht in den Focus zu sammeln.

„Aufs genaueste sind die neben einander liegenden Töne nach ihren Intervallen bestimmt; nie wird man von den bekannten vierundzwanzig Tonarten eine ausschließen oder zu ihnen eine neue hinzuthun können, und mit mathematischer Strenge beherrscht der Generalbaß die Harmonie. Um so freier bewegt sich die Melodie, das eigentliche Leben der Töne; Tact und Tempo streben umsonst sie zu fesseln. Beide in der Tonwissenschaft, die von Melodie eigentlich gar nichts weiß, unmittelbar zu vereinigen, wäre wenigstens eben so schwer, wo nicht unmöglich, als in der Botanik eine unmittelbare Vereinigung des Systems mit der Idee der Metamorphose. Aber die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Die Kunst der Töne, die höhere Musik ertrotzt von der Natur die Geregeltheit, erschmeichelt das Fließende von der Theorie.

„Wenn es nun ferner heißt: Wir müßten einen künstlichen Vortrag eintreten lassen; eine Symbolik wäre aufzustellen, so ist hier offenbar das Wort Kunst in einem höhern Sinne genommen, als die Botaniker ihm beizulegen gewohnt sind, wenn sie von künstlichen, das heißt logischen Systemen reden. Die Wissenschaft, da sie nun einmal nicht ganz zur Kunst sich veredeln kann, soll wenigstens dieser so weit als möglich durch eine Symbolik sich nähern.

„Es sey mir vergönnt, hier an eine Stelle aus der Farbenlehre zu erinnern, welche den Grundgedanken vorstehender Fragmente vielleicht besser erläutert als alles, was eine fremde Hand darüber beibringen kann. In den Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten lesen wir folgendermaßen: „Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Aeußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft nothwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir diese nicht im Allgemeinen, im Ueberschwänglichen zu suchen, sondern wie die Kunst sich immer ganz in jedem einzelnen Kunstwerk darstellt, so sollte die Wissenschaft sich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweisen. Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Thätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physische

Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſey, entſtehen kann."

„Wie aber wäre eine künſtliche Behandlung der Botanik in dieſem Sinne möglich, als nur durch Symbolik? Sie allein vermittelt das Widerſtrebende, ohne eins im andern zu vernichten oder alles in charakterloſe Allgemeinheit zu verflößen.

„Zuvörderſt möchte es darauf ankommen, ſowohl die Arten in ihrer Beſonderheit und Standhaftigkeit als auch das Leben in ſeiner Allgemeinheit und Beweglichkeit unwiderruflich anzuerkennen. Sodann aber nicht ohne dieſe Bedingung, wäre ein Pflanzenſyſtem nach dem Typus der Metamorphoſe, eine Geſchichte des Pflanzenlebens nach dem Typus des Syſtems zu verſuchen. Beide dienten einander zu ſymboliſcher Bezeichnung deſſen, was der Verſtand in die Natur nicht hineintragen, was die Natur dem Verſtande nicht enthüllen kann. Auch müßten beide im genaueſten Gleichgewicht auftreten, äußerlich zwar geſchieden, doch innen von demſelben Geiſte ſo ganz durchdrungen, daß jedes im andern ſeinen Grundſtein wie Schlußſtein fände.

„Als Schema ſolcher ſymboliſchen Naturwiſſenſchaft der Pflanzenwelt bietet ſich die Ellipſe dar. Die Metamorphoſe des Lebens und die Beharrlichkeit der Arten wären ihre Brennpunkte. Ruhend gedacht möchten die Radien, welche von dem Einen Brennpunkte bis zum Umfang hinausträten, das Syſtem der Pflanzen andeuten, welches, ausgehend vom Centrum der einfachſten infuſoriellen Pflanzenform, ringsum, doch nicht gleichweit nach allen Seiten, hinaustritt. Als Bahn einer geregelten Bewegung gedacht, möchte ſie das Leben der Urpflanze bezeichnen, den Umfang, der alle wirklichen und möglichen Radien einſchließt. Im einen Falle wäre dieſes, im andern jenes Centrum das urſprünglich beſtimmende, welchem aber, damit ſich der Kreis zur Ellipſe erweitere, das gegenüberſtehende ſymboliſch vermittelnde Centrum niemals fehlen dürfte.

„So viel zur Andeutung der geforderten Symbolik. Wer aber ſoll ſie leiſten? wer das Geleiſtete anerkennen? Die zweite Frage möchte immerhin unbeantwortet bleiben, wüßten wir nur für die erſte Rath. Allein wie die Botanik heutiges Tages da ſteht, wird morgen

oder übermorgen noch keiner die Aufgabe lösen. Es fehlt ihr noch das innere Gleichgewicht. Die Metamorphose iſt im Verhältniß zur Kenntniß der Arten noch viel zu wenig bearbeitet, als daß ein ihr entſprechendes Syſtem ſchon jetzt gelingen könnte. Möchte man ſich daher der voreiligen Verſuche, ein Pflanzenſyſtem gleichſam zu errathen, lieber ganz enthalten und ſich überzeugen, daß ein ſymboliſch natürliches Pflanzenſyſtem von ſelbſt nach und nach hervortreten werde, in dem Maße, in welchem unſere Erkenntniß der pflanzlichen Entwickelung und Umbildung unſerer weit vorausgeeilten Kenntniß der beſondern Pflanzenformen wiederum nachkommt. Goethe ſelbſt hat das Gemälde des Pflanzenlebens mit wenigen kräftigen Zügen entworfen; und wie viel iſt damit auch für das Syſtem bereits gewonnen? An uns iſt es nun, das Gemälde weiter auszuführen, wenn wir jemals zu einem ausgeführtern ſymboliſch natürlichen Syſtem gelangen wollen.

„Um nur einiges hervorzuheben, wie wenig unterſucht iſt noch immer das Verhältniß der Wurzel zum Stängel und beider zu dem was ſie vermittelt! Nicht minder das Verhältniß des Blatts zum Internodium, und beider zum vermittelnden Knoten. Ferner der Bau und die Bedeutung des Knotens an ſich und ſeiner Umbildung einerſeits in die Collectivknoten der Knospen, Zwiebeln u. ſ. w. andrerſeits in die Halbknoten der vereinzelten Blätter dikotyledoniſcher Pflanzen, bei denen urſprünglich je zwei Blätter zu einem Vollknoten gehören. Ferner das Verhältniß der Ramification des Stängels zur Inflorescenz, welche die Natur durch den merkwürdigen Gegenſatz der anthesis basiflora und centriflora aus einander hält, und damit den wahren Culminationspunkt jedes einzelnen Umlaufes der Metamorphoſe bezeichnet. Sodann die Bedeutung der Normalzahlen der Theile in aufſteigender Folge der Organe. Bei den Blättern die Bedeutung der ſogenannten Afterblätter, stipulae, welche ſo wichtig ſind, daß ſie oft ſicherer als Frucht oder Blumen die Verwandtſchaft der Pflanzen bezeichnen. Beim Stängel das Aufrechtſtehen oder Niederliegen, die Windung nach der rechten oder linken Seite. Doch ich breche ab, da ich vergeblich das Ende ſuchen würde.

„Wer ſoll das alles leiſten? zumal wenn man ſich einbildet, es ſey auf dieſer Seite ſchon genug geſchehen. Wenn ich aber die Schriften eines Juſſieu, eines Robert Brown ſtudire, und mit Bewunderung erkenne, wie dieſe Männer, ihrem Genius vertrauend, wenigſtens hie und da ſo

Moganni Nameh.

Buch des Sängers.

Zwanzig Jahre ließ ich gehn
Und genoß was mir beſchieden.
Eine Reihe völlig ſchön
Wie die Zeit der Barmekiden.

Hegire.

Nord und Weſt und Süd zerſplittern,
Throne berſten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Oſten
Patriarchenluft zu koſten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chiſers Quell verjüngen.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menſchlichen Geſchlechten
In des Urſprungs Tiefe bringen,
Wo ſie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdeſprachen,
Und ſich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo ſie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienſt verwehrten;

gearbeitet haben, als ob alles was wir noch vermiſſen, längſt fertig ihnen zu Gebot geſtanden hätte, ſo glaube ich auch in der Botanik an die Möglichkeit einer kunſtmäßigen Behandlung, und enthalte mich nicht, einen einzigen ihrer tiefen und ſichern Blicke in die Verwandtſchaften der Pflanzen höher zu achten, als all jene bei uns aufwuchernden Syſteme. Mögen wir doch der Hoffnung leben, daß in der verjüngten Wiſſenſchaft auch unter uns Männer aufſtehen werden, die mit jenen ſich vergleichen oder ſie gar übertreffen werden. Sie als Vorbilder zu verſchmähen, weil ſie Ausländer ſind, wird man uns nie überreden.

„Schließlich noch ein paar Worte über die beiden Sätze der Fragmente, die von charakteriſtiſchen und charakterloſen Pflanzengattungen handeln. Je leichter jene ſich fügen, deſto ſchwerer iſt mit dieſen fertig zu werden. Wer ſie aber mit Ernſt und anhaltendem Eifer beobachtet, und des angeborenen durch Uebung ausgebildeten Tactes nicht ganz ermangelt, der wird ſicherlich, weit entfernt an ihnen ſich zu verwirren, die wahrhaften Arten und deren Charakter aus aller Mannichfaltigkeit der Formen gar bald herausfinden. Wer iſt je in Verſuchung gerathen, eine Rosa canina, welche Form, Farbe und Bekleidung ſie auch angenommen habe, mit einer Rosa cinnamomea, arvensis, Alpina, rubiginosa zu verwechſeln? Dagegen die Uebergänge der Rosa canina in die ſogenannte Rosa glaucescens, dumetorum, collina, aciphylla und zahlloſe andere, die man zu voreilig zu Arten hat erheben wollen, täglich vorkommen, ja wohl gar aus einer und derſelben Wurzel auf jüngeren oder älteren, beſchnittenen oder unbeſchnittenen Stämmen ſich zeigen. Sollte aber wirklich in irgend einer formenreichen Gattung durchaus keine Gränze, welche die Natur ſelbſt achtet, zu finden ſeyn, was hindert uns dann, ſie als eine einzige Art, alle ihre Formen als eben ſo viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der ſchwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art beſtehe, ſondern daß jede, auch die entfernteſte Form durch Mittelglieder aus der andern hervorgehen könne, ſo lange muß man uns jenes Verfahren ſchon gelten laſſen.

„Damit ſoll aber keineswegs das Studium der Varietäten als überflüſſig oder gar verderblich abgelehnt werden. Man mache nur nicht mehr und nicht weniger aus ihnen, als Natur und Wiſſenſchaft fordern. Dann iſt nichts leichter, als ihnen den rechten Platz anzuweiſen; zugleich nichts nothwendiger, um das Gebäude der Wiſſenſchaft zu vollenden.

„Die Mannichfaltigkeit der Arten fand ihren Gegenſatz in der Einheit des Lebens. Gleichwie nun das Leben, abweichend von der mittlern Norm der Geſundheit, doch ſtets ſeiner alten Regel treu, in Krankheit ausartet, ſo ſchweift jede Art, abweichend von der mittlern Norm des Gewohnten, doch ſtets ihrem Charakter treu, in mehr oder weniger Varietäten hinüber. Und wie das Syſtem der Arten und die Metamorphoſe des Lebens ſich gegenſeitig zu ſymboliſcher Erläuterung dienen, ſo werden wir die vegetative Krankheit nicht eher verſtehen lernen, bis wir die Varietäten ihr gegenüber geſtellt, dieſe nicht eher zu ordnen wiſſen, bis wir das Weſen jener klarer durchſchaut haben. Die Wiſſenſchaft kann auch hier einer vermittelnden Symbolik nicht entbehren; in der Natur ſelbſt verſchlingen ſich krankhafte Mißbildung und geſunde Abart eben ſo unauflöslich in einander, wie beim normalen Zuſtande der Formen und des Lebens die Formen lebendig ſich an einander reihen, das Leben ſeine höhern Pulſe in den Formen zu erkennen giebt.

„Auch dieſe Anſicht fügt ſich bequem in das obige Schema. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Varietäten verhält ſich zu der beſtimmten, wiewohl unbekannten Zahl der wirklich vorhandenen Arten, wie ſich die Radien, mittelſt deren der Mathematiker den Kreis in Grade theilt, zu der Unendlichkeit denkbarer Radien verhält. Und die eine abſolute Geſundheit, die wir vorauszuſetzen genöthigt ſind, verhält ſich zu den Krankheiten ſowohl einer beſchleunigten als verzögerten Metamorphoſe, ſo wie ſich irgend ein geſetzter Umkreis in beſtimmtem Abſtande von ſeiner Mitte zu der Unendlichkeit der Kreiſe verhält, die enger oder weiter um jeden Punkt gedacht werden können.

„Zu dem letzten Satze der Fragmente noch etwas hinzuzufügen ſcheint überflüſſig. Muß ich doch befürchten, daß ich ohnehin ſchon zu viel geſagt, die klaren Gedanken des Textes durch die Menge der Worte vielleicht abſichtslos getrübt habe. Doch wie konnte ich ſo ſchmeichelhafter Aufforderung widerſtehen? Mag nun der Meiſter den Schüler belehren, oder nach alter Sitte ihn vertreten.

Ernſt Meyer.“

Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort.

1823.

Herr Dr. Heinroth in seiner Anthropologie, einem Werke zu dem wir mehrmals zurückkommen werden, spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigenthümliche, daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich thätig sey, womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere; daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden; daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sey; welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will.

Zu was für Betrachtungen jenes einzige Wort, begleitet von solcher Billigung, mich angeregt, mögen folgende wenige Blätter aussprechen, die ich dem theilnehmenden Leser empfehle, wenn er vorher, Seite 389 genannten Buches, mit dem Ausführlichern sich bekannt gemacht hat.

In dem gegenwärtigen, wie in den früheren Heften (zur Morphologie), habe ich die Absicht verfolgt, auszusprechen, wie ich die Natur anschaue, zugleich aber gewissermaßen mich selbst, mein Inneres, meine Art zu seyn, insofern es möglich wäre, zu offenbaren. Hierzu wird besonders ein älterer Aufsatz: Der Versuch als Vermittler zwischen Subject und Object, dienlich gefunden werden.

Hierbei bekenne ich, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne dich selbst! immer verrächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare

Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falschen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beschaut, schließt ein neues Organ in uns auf.

Am aller förderſamſten aber ſind unſere Nebenmenſchen, welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntniß von uns zu erlangen, als wir ſelbſt gewinnen mögen.

Ich habe daher in reiferen Jahren große Aufmerkſamkeit gehegt, inwiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an ſo viel Spiegeln, über mich ſelbſt und über mein Inneres deutlicher werden könnte.

Widerſacher kommen nicht in Betracht: denn mein Daſeyn iſt ihnen verhaßt; ſie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Thun gerichtet iſt, und die Mittel dazu achten ſie für eben ſo viel falſches Beſtreben. Ich weiſe ſie daher ab und ignorire ſie: denn ſie können mich nicht fördern, und das iſt's, worauf im Leben alles ankommt; von Freunden aber laſſe ich mich eben ſo gern bedingen als ins Unendliche hinweiſen; ſtets merke ich auf ſie mit reinem Zutrauen zu wahrhafter Erbauung.

Was nun von meinem gegenſtändlichen Denken geſagt iſt, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenſtändliche Dichtung beziehen. Mir drückten ſich gewiſſe große Motive, Legenden, uralterſchichtlich Ueberliefertes ſo tief in den Sinn, daß ich ſie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt; mir ſchien der ſchönſte Beſitz, ſolche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu ſehen, da ſie ſich denn zwar immer umgeſtalteten, doch ohne ſich zu verändern, einer reineren Form, einer entſchiedeneren Darſtellung entgegen reiften. Ich will hiervon nur die Braut von Corinth, den Gott und die Bayadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder, und zuletzt noch den baldigſt mitzutheilenden Paria nennen.

Aus Obigem erklärt ſich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wozu jedes Beſondere irgend eines Zuſtandes mich unwiderſtehlich aufregte. Und ſo bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zum Grunde liegt, daß ein gewiſſer Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Frucht einwohne; deßwegen ſie auch mehrere Jahre nicht

gesungen wurden, besonders die von entschiedenem Charakter, weil sie an den Vortragenden die Anforderung machen, er solle sich aus seinem allgemein gleichgültigen Zustande in eine besondere, fremde Anschauung und Stimmung versetzen, die Worte deutlich articuliren, damit man auch wisse, woron die Rede sey. Strophen sehnsüchtigen Inhalts dagegen fanden eher Gnade, und sie sind auch mit andern deutschen Erzeugnissen ihrer Art in einigen Umlauf gekommen.

An eben diese Betrachtung schließt sich die vieljährige Richtung meines Geistes gegen die französische Revolution unmittelbar an, und es erklärt sich die gränzenlose Bemühung, dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen. Schaue ich in die vielen Jahre zurück, so sehe ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt; und doch hat jener Eindruck so tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht läugnen kann, wie ich noch immer an die Fortsetzung der natürlichen Tochter denke, dieses wunderbare Erzeugniß in Gedanken ausbilde, ohne den Muth mich im Einzelnen der Ausführung zu widmen.

Wende ich mich nun zu dem gegenständlichen Denken, das man mir zugesteht, so finde ich, daß ich eben dasselbe Verfahren auch bei naturhistorischen Gegenständen zu beobachten genöthigt war. Welche Reihe von Anschauung und Nachdenken verfolgte ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphose in mir aufging! wie solches meine Italiänische Reise den Freunden vertraute.

Eben so war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei hintersten erkannte ich bald, aber erst im Jahr 1790, als ich aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpsenkopf aufhob, gewahrte ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seyen, indem ich den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen sah; da hatte ich denn das Ganze im Allgemeinsten beisammen. So viel möge dießmal das früher Geleistete aufzuklären hinreichen. Wie aber jener Ausdruck des wohlwollenden einsichtigen Mannes mich auch in der Gegenwart fördert, davon noch kurze vorläufige Worte.

Schon einige Jahre suche ich meine geognostischen Studien zu revidiren,

besonders in der Rücksicht, inwiefern ich sie und die daraus gewonnene Ueberzeugung der neuen, sich überall verbreitenden Feuerlehre nur einigermaßen annähern könnte, welches mir bisher unmöglich fallen wollte. Nun aber durch das Wort gegenständlich ward ich auf einmal aufgeklärt, indem ich deutlich vor Augen sah, daß alle Gegenstände, die ich seit funfzig Jahren betrachtet und untersucht hatte, gerade die Vorstellung und Ueberzeugung in mir erregen mußten, von denen ich jetzt nicht ablassen kann. Zwar vermag ich für kurze Zeit mich auf jenen Standpunkt zu versetzen, aber ich muß doch immer, wenn es mir einigermaßen behaglich werden soll, zu meiner alten Denkweise wieder zurückkehren.

Aufgeregt nun durch eben diese Betrachtungen, fuhr ich fort, mich zu prüfen und fand, daß mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe; ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich vieles ableiten läßt, oder vielmehr der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegenträgt, da ich denn im Bemühen und Empfangen vorsichtig und treu zu Werke gehe. Findet sich in der Erfahrung irgend eine Erscheinung, die ich nicht abzuleiten weiß, so lasse ich sie als Problem liegen, und ich habe diese Verfahrungsart in einem langen Leben sehr vortheilhaft gefunden; denn wenn ich auch die Herkunft und Verknüpfung irgend eines Phänomens lange nicht enträthseln konnte, sondern es bei Seite lassen mußte, so fand sich nach Jahren auf einmal alles aufgeklärt in dem schönsten Zusammenhange. Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, meine bisherigen Erfahrungen und Bemerkungen und die daraus entspringende Sinnesweise fernerhin in diesen Blättern (den Heften zur Morphologie) geschichtlich darzulegen; wenigstens ist dabei ein charakteristisches Glaubensbekenntniß zu erzwecken, Gegnern zur Einsicht, Gleichdenkenden zur Förderniß, der Nachwelt zur Kenntniß, und wenn es glückt, zu einiger Ausgleichung.

Ueber die Anforderungen an naturhiſtoriſche Abbildungen im allgemeinen, und an oſteologiſche insbeſondere.

1823.

„Wenn überall, wo der wörtlichen Darſtellung ein beſtimmtes Bild der Formen zum Grunde liegt, das Bedürfniß einer figürlichen Nachbildung erkannt wird, ſo ſind Abbildungen beſonders da unentbehrlich, wo beſtimmte Formen mit einander verglichen und aus der verſchiedenen äußern Geſtalt eine innere Gleichheit oder umgekehrt, bei einer allgemeinen Uebereinſtimmung der Bildung die Verſchiedenheiten der einzelnen Formen gezeigt und daraus gefolgert werden ſollen. Auch beſchränkt ſich die wörtliche Darſtellung nur auf die Anſichten und den Geſichtspunkt des Beobachters, aus welchem derſelbe die Gegenſtände betrachtet, dahingegen gute Abbildungen auch dem einſeitigen Beobachter eigene beſondere und allgemeine Vergleichungen geſtatten.

„Die beſchreibende Darſtellung allein iſt nur ſo lange zureichend, als von Allgemeinem in Beziehung auf bekannte Formen die Rede iſt oder die Bedeutung und die Functionen der Theile zu bezeichnen und aus den Eigenſchaften zu erkennen ſind. In dieſem Falle können auch unvollkommene Abbildungen für brauchbar gelten. Sollte aber die Function der Theile und ihre verſchiedene Bedeutung nur von der Form ſelbſt abgeleitet werden, wie bei oſteologiſchen Vergleichungen, ſo iſt die Richtigkeit der Folgerung nur durch eine getreue Abbildung zu erweiſen. Da aber in dieſem Falle die Abbildungen die Stelle der Natur ſelbſt vertreten, ſo müſſen ſie, um ſich behaupten zu können, ihre Gültigkeit durch Naturwahrheit, das iſt, durch Merkmale bezeichnen, die ihre Beglaubigung in ſich tragen.

„Da wir aber unter den räumlichen Verhältnissen der Körper, ihrer Größe, Lage und Gestalt, wie Treviranus (Biologie Bd. VI. S. 424) richtig bemerkt, diese Attribute der Körper, als Attribute und als Verhältnisse derselben, nur erkennen, indem wir sie zugleich auf unsere übrigen Sinne, besonders den des Getastes beziehen, und da dieses Beziehen nur durch Urtheile geschieht, die jedoch das Resultat eines angeborenen, bewußtlos bei allen Individuen auf gleiche Art wirkenden Vermögens sind, so könnten in diesem Verhältniß nur plastische Nachbildungen die Stelle der Natur vertreten. Was jedoch die rohen Natursinne nur in ihrer Gemeinschaft vermögen, das vermag das gebildete Auge auch allein zu erfassen, indem es die den Körpern nur mittelbar zukommenden Eigenschaften nach ihren Gesetzen zu erkennen und zu ermessen befähigt ist.

„Diese Eigenschaften der Körper, deren richtige Kenntniß und Anwendung auch einer Zeichnung die völlige Bedeutsamkeit eines erhabenen Körpers zu geben vermögen, sind die regelmäßigen Wirkungen von Licht und Schatten und die Linien- und Luftperspective, wonach ein tüchtiger Plastiker, wie dieß öfters bei Porträtgemälden geschehen ist, nach einer vollkommenen Abbildung einen Körper modelliren kann, der in allen äußeren Verhältnissen und Formen dem Original der Zeichnung eben so ähnlich ist, als eine nach diesem Modell unter gleicher Beleuchtung und gleichem Gesichtspunkt gefertigte Zeichnung der ersten Abbildung gleich seyn wird. Die übereinstimmende Wirkung der Beleuchtung und der Linien- und Luftperspective ist demnach auch das charakteristische Merkmal der Vollkommenheit aller naturhistorischen Abbildungen. Es kann daher eine Verschiedenheit der artistischen Darstellung von der wissenschaftlichen nicht angenommen werden. Die strengste Beobachtung dieser Regeln ist für den Zweck der einen wie der andern gleich erforderlich, und nur der Mangel zulänglicher Talente hat die Wissenschaft genöthigt, zur Erreichung ihrer Zwecke andere Wege einzuschlagen.

„Der große Albin, der dieses Verhältniß richtig erkannte, hat uns allein Abbildungen gegeben, die ein ewiges Muster der Nachahmung bleiben werden. Es muß für Muthwillen eines jugendlich aufstrebenden Genie's angesehen werden, daß Peter Camper, der in allen Zweigen der bildenden Künste große Fertigkeit besaß, sich gegen Albins Tafeln erklärte, und zuerst die Anforderung aussprach, die sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, daß alle naturhistorischen Gegenstände nicht perspectivisch,

ſondern zum Behufe der Vergleichung, jeder Theil aus ſeinem Mittelpunkte angeſehen und gezeichnet werden müſſe. Daß dieſe Methode an ſich nicht richtig ſey, und eine ſolche mit Schatten und Licht ausgeführte Zeichnung niemals dem Charakter des Gegenſtandes entſprechen kann, um ſo weniger, als der Gegenſtand in ſeinen Formen mannichfaltiger und im Ganzen größer iſt, bedarf wohl keines weitern Beweiſes. Außer dem, daß auch dieſe Methode uns nicht der Mühe überhebt, einen Gegenſtand, der einer beſondern Vergleichung unterworfen werden ſoll, von mehreren Seiten abzubilden, wird jeder, der die Regeln der Perſpective vollkommen inne hat, bei Vergleichung einer Zeichnung nach Albins Methode leicht den Geſichtspunkt auffinden, aus welchem er ſeine Vergleichungen zu machen und die Verhältniſſe mit eben der Gewißheit zu beurtheilen hat, wie bei einer Zeichnung nach Campers Manier, die überhaupt nur einer ungeübten Hand zur Nachbildung einzelner Theile zu empfehlen iſt. Denn die einfache Verrichtung eines mit einem Bleiſtift verbundenen Winkelmeſſers reicht hier hin, von einem ſoliden Körper, wie z. B. einem Knochen, einen ſichern Umriß zu verfertigen, ſo wie ſich auch mit Hülfe einer aus einer einfachen Glasſcheibe beſtehenden und mit einem beweglichen, rohrartigen Abſehen verbundenen camera clara die innern Verhältniſſe eines Gegenſtandes hinlänglich genau beſtimmen laſſen. Die Ueberzeugung, daß zur Vollkommenheit aller Umriſſe wie zu ihrem Verſtändniſſe die Kenntniß der Perſpective unerläßlich iſt, muß uns auch die Unzulänglichkeit des Camper'ſchen Verfahrens klar machen.

„Dieſe Methode ſollte endlich einer noch mangelhaftern weichen, die dadurch, daß ſie mit Punkten, Linien und Winkeln operirt, Anſprüche auf geometriſche Beſtimmtheit der Verhältniſſe macht, und uns zugleich auch die Reſultate der Vergleichungen zuzumeſſen unternimmt. Allein da hier alle Punkte eines runden Körpers, aus welchen die Linien gezogen ſind, nur willkürlich gezogen werden, aber keineswegs mit Beſtimmtheit anzugeben ſind, und als auf einer Fläche liegend dargeſtellt werden, ſo iſt dieſe Art der Vergleichung auch nicht einmal auf Zeichnungen anwendbar, die nach ſolcher Methode verfertigt ſind, noch viel weniger zu Vergleichungen derſelben mit der Natur.

„Da aber eine Vergleichung organiſcher Körper nur in Bezug auf die Bedeutung der Verſchiedenheit gedacht werden kann, und die allgemeine Beobachtung dahin ſchon feſt ſteht, daß ſich in der ganzen Natur nicht

zwei Körper auffinden laſſen, die ſich in dem Grade wie zwei Abdrücke Einer Form gleichen, ja in den höheren Organiſationen nicht ſelten die nächſten unmittelbaren Nachkommen größere Verſchiedenheiten zeigen, als die entfernteren Glieder verwandter Geſchlechter, ſich auch nicht einmal zwei Blätter eines Baumes vollkommen gleich ſind, ſo iſt nicht wohl zu begreifen, was durch ein ſolches Verfahren ausgemittelt werden ſoll. Dieſe Methode iſt eben ſo ungeſchickt zum Nachzeichnen wie zum Vergleichen, da das Auge zum Meſſen der Verhältniſſe nur der horizontalen und verticalen Linie bedarf.

„Nicht weniger ungegründet iſt die von einem andern Naturforſcher ausgeſprochene Meinung, daß die Dinge nicht nachgebildet ſehen, wie ſie erſcheinen, ſondern wie ſie an ſich ſind. Es iſt ſchwer zu begreifen, was unter dieſer Forderung nur verſtanden werden ſoll, da die Rede von Abbildungen iſt, die einzig anzuzeigen beſtimmt ſind, wie man ſich die Gegenſtände vorzuſtellen habe. Was die Dinge außer ihrer Erſcheinung an ſich ſind, kann nicht wohl ein Gegenſtand der bildlichen Darſtellungen ſeyn. Sollte aber dadurch gefordert werden, zu zeigen, wie die Dinge in ihrem Zuſammenhange äußerlich und innerlich zugleich betrachtet erſcheinen, als ſehen ſie durchſichtig, was auch durch Durchſchnitte gezeigt werden kann: ſo ſtände dann auch dieſe Forderung unſerer Methode, die Gegenſtände in der Einheit ihres Charakters von Einem Standpunkte aus betrachtet zu zeichnen, nicht entgegen.

„Da aber hier die Richtigkeit der Vergleichung die Vollkommenheit der Zeichnung vorausſetzt, ja die Fähigkeit der erſtern auf das Vermögen der letztern ſich gewiſſermaßen gründet, ſo iſt jedem Naturforſcher die vollſtändigſte Kenntniß von Licht und Schatten und den Linien- und Luftperſpectiven unerläßlich, da man ohne den vollkommenſten Beſitz dieſer Kenntniſſe weder richtige mikroſkopiſche Beobachtungen machen kann, indem dieſe keine Ueberzeugung durchs Getaſte geſtatten, noch irgend eine Abbildung richtig zu beurtheilen vermag. Die vollkommenſte Kenntniß der Geſetze des Sehens, woraus hier das Weſen der Erſcheinungen erkannt wird, und wodurch die Dinge eben ſo zu unſern Sinnen ſprechen, wie ſie durch ihre der Außenwelt zugekehrten Sinne ſich entwickelt haben, kann in der Naturforſchung nicht als eine unweſentliche Aeußerlichkeit betrachtet und abgelehnt werden, da wir das Innere nur in der äußern Erſcheinung aufzufaſſen vermögen, ſo wie dagegen auch die höhere Kunſt ihr Ziel, der

Will mich freun der Jugendſchranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort ſo wichtig dort war,
Weil es ein geſprochen Wort war.

Will mich unter Hirten miſchen,
An Oaſen mich erfriſchen,
Wenn mit Caravanen wandle,
Schawl, Caffee und Moſchus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüſte zu den Städten.

Bösen Felsweg auf und nieder
Tröſten Hafis deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maulthiers hohem Rücken
Singt, die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erſchrecken.

Will in Bädern und in Schenken
Heil'ger Hafis dein gedenken,
Wenn den Schleier Liebchen lüftet,
Schüttelnd Ambralocken düftet.
Ja des Dichters Liebesflüſtern
Mache ſelbſt die Huri's lüſtern.

Wolltet ihr ihm dieß beneiden,
Oder etwa gar verleiden;
Wiſſet nur, daß Dichterworte
Um des Paradieſes Pforte
Immer leiſe klopfend ſchweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Darſtellung Leben zu ſchaffen, niemals durch bloße Nachahmung der todten Form erreichen kann, wenn ſie die Bedeutung der Formen nicht im Innern zu erfaſſen vermag.

„Um dieſer Anforderung auf eine bequeme Weiſe zu genügen, empfehlen wir im Zeichnen wenig geübten Naturforſchern für kleine Gegenſtände die camera lucida, wozu das kleinſte Stahlblättchen mit dem beſten Erfolg zu gebrauchen iſt, für größere Gegenſtände die camera clara. Für große Objecte aber, die ſich nur in gewiſſer Ferne als ein Ganzes überſehen laſſen, wäre ein mit Netzfaden überſpannter Rahmen und ein mit einem unverrückbaren Abſehen beſetztes Zeichenbrett, auf dem ſich die dem Netzrahmen entſprechenden Quadrate in beliebiger Größe zum Zeichnen gezogen finden, allen andern Vorrichtungen vorzuziehen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier der Gegenſtand vollkommen richtig hinter dem Rahmen aufgeſtellt angenommen wird. Thiere unmittelbar nach dem Leben zu zeichnen, kann nur von geübter Hand unternommen werden; weniger Geübten kann ein nach einer Abbildung gemachter Entwurf zur bequemern Ausführung nach dem Leben dienen.

d'Alton."

Indem nun der Meiſter ausſpricht, was er von ſich ſelbſt und ſeinesgleichen fordert, dabei aber nachſichtig die Jüngern, Heranſtrebenden belehrt, und ihnen techniſche Hülfsmittel zugeſteht, ja empfiehlt, betrachten wir ſeine beiden neuen Hefte mit abermaliger Bewunderung, und wüßten, wenn wir unſern Beifall in Worte faſſen ſollten, nur das zu wiederholen, was wir von dem vorigen (Bd. XXVII, S. 251 ff.) ausgeſprochen haben.

Wir ſehen hier die Raubthiere und Wiederkäuer eben ſo behandelt, wie das Rieſenfaulthier und die Dickhäutigen. Der Künſtler ſetzt ſich an die Stelle der Natur, und was in dieſem Falle noch mehr iſt, an die Stelle der Muſeen, und giebt uns Kenntniß von ihren in der Welt weit umher verbreiteten und zerſtreuten Schätzen.

Möge doch die Anerkennung ſo großer Verdienſte bei ſeiner ferneren Arbeit dem unermüdeten Manne immer gegenwärtig ſeyn!

Das bei den Pachydermen ſchon eingeführte Geſpenſt der äußeren

Gestalt wird auch bei den Wiederkäuern, im höchsten Grad aber bei den fleischfressenden Thieren bedeutend, indem die Behaarung aller Körpertheile nach ihrem verschiedensten Charakter ausgedrückt ist, und zugleich als Grund dem Skelett zur Folie dient.

Tief eingreifend in Kunst und Wissenschaft wird diese Arbeit fortwirken, wie wir denn von vielfachen Betrachtungen nur Eine hier berühren.

Schon früher (Bd. XXVII, S. 260) haben wir das Profil des äthiopischen Schweins d'Altens Pachydermen, Tab. XII, fig. b) in Betrachtung gezogen, und die vorragenden Augenhöhlen, bei monstroser Stellung gegen das Hinterhaupt zu, als ein Zeichen der Wildheit und Rohheit des Geschöpfes angesehen.

Es geschah dieses bei Gelegenheit, als wir von dem Schädel eines Urstiers zu sprechen hatten, an welchem die Augenkapseln weiter vorspringend und höher hinaufgerückt erschienen als an dem größten zahmen ungarischen Ochsen; einen verwandten Fall brachte uns die bildende Kunst entgegen.

An dem Elgin'schen Pferdekopf, einem der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammen zu wirken scheinen, und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. Es sieht so übermächtig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch, jener Beobachtung gemäß, hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu seyn.

Das venetianische verliert wirklich dagegen und gerade dadurch, daß das Auge weiter vom Ohr, weiter vom Hinterhaupt abrückt, ob wir gleich nicht so gering von ihm denken als der englische Maler Haydon in seiner Comparaison entre la tête d'un des chevaux de Venise et la tête du cheval d'Elgin du Parthenon. Lond. 1818.

Ob seine Behauptung, das athenienſische Pferd stimme in seinen Haupttheilen mit den ächten arabischen Racenpferden zusammen, richtig sey, wünschen wir von Herrn d'Alton als dem competentesten Richter bekräftigt zu sehen.

Sollte man nachlesen, was wir Kunst und Alterthum Bd. II.

H. 2, S. 93 über beide Pferdeköpfe gesagt haben, so wird man es hier gleichfalls anwendbar finden. Gegenwärtig sind so manche Abgüsse dieses unschätzbaren Restes in Deutschland, daß Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums gar wohl das Anschauen desselben sich verschaffen können; daß uns dadurch ein neuer Natur- und Kunstbegriff mitgetheilt werde, möchte unter Einsichtigen wohl keine Frage seyn.

Einfluß des Urſprungs wiſſenſchaftlicher Entdeckungen.

1823.

Eine höchſt wichtige Betrachtung in der Geſchichte der Wiſſenſchaft iſt die, daß ſich aus den erſten Anfängen einer Entdeckung manches in den Gang des Wiſſens heran- und durchzieht, welches den Fortſchritt hindert, ſogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung iſt freilich höchſt wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für ſich ſelbſt nicht ſchädlich ſind. Elektricität erhielt vom Bernſtein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernſtein dieſe Eigenſchaft zugeeignet wurde, ſo dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegenſetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Anſicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken, was uns zu einer Erſcheinung geleite, ſey auch der Beginn die Urſache derſelben; dabei beharren wir, anſtatt von der umgekehrten Seite heranzugehen, und die Probe auf unſere erſte Anſicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten ſagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palaſt gekommen wäre und nun, bei Beſchreibung und Darſtellung eines ſolchen Gebäudes, alles auf dieſe erſte untergeordnete Seite beziehen wollte? Und doch geſchieht dieß in den Wiſſenſchaften jeden Tag. In der Geſchichte müſſen wir es zugeben, ſchwer aber wird uns zu bekennen, daß wir ſelbſt noch in ſolchen Dunkelheiten befangen ſind.

Meteore des literariſchen Himmels.

Priorität. Anticipation. Präoccupation. Plagiat. Poſſeß. Uſurpation.

1817.

Den lateiniſchen Urſprung vorſtehender Wörter wird man ihnen nicht verargen, indem ſie Verhältniſſe bezeichnen, die gewöhnlich nur unter Gelehrten Statt finden; man wird vielmehr, da ſie ſich ſchwerlich überſetzen laſſen, nach ihrer Bedeutung forſchen und dieſe recht ins Auge faſſen, weil man ſonſt weder in alter noch neuer Literargeſchichte, eben ſo wenig als in der Geſchichte der Wiſſenſchaften, irgend entſchiedene Schritte zu thun, noch weniger andern ſeine Anſichten über mancherlei wiederkehrende Ereigniſſe beſtimmt mitzutheilen vermag. Ich halte deßhalb zu unſrem Vorſatze ſehr gerathen, ausführlich anzuzeigen, was ich mir bei jenen Worten denke, und in welchem Sinne ich ſie künftig brauchen werde; und dieß geſchehe redlich und ohne weitern Rückhalt. Die allgemeine Freiheit, ſeine Ueberzeugungen durch den Druck zu verbreiten, möge auch mir zu Statten kommen.

Priorität.

Von Kindheit auf empfinden wir die größte Freude über Gegenſtände, inſofern wir ſie lebhaft gewahr werden; daher die neugierigen Fragen der kleinen Geſchöpfe, ſobald ſie nur irgend zum Bewußtſeyn kommen. Man belehrt und befriedigt ſie für eine Zeit lang. Mit den Jahren aber wächst die Luſt am Ergrübeln, Entdecken, Erfinden, und durch ſolche Thätigkeit wird nach und nach Werth und Würde des Subjects geſteigert.

Wer ſodann in der Folge, beim Anlaß einer äußern Erſcheinung, ſich in ſeinem innern Selbſt gewahr wird, der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Luſt, die zugleich eine befriedigende Beruhigung giebt: dieß nennt man entdecken, erfinden. Der Menſch erlangt die Gewißheit ſeines eigenen Weſens dadurch, daß er das Weſen außer ihm als ſeines gleichen als geſetzlich anerkennt. Jedem einzelnen iſt zu verzeihen, wenn er hierüber gloriirt, indem die ganze Nation Theil nimmt an der Ehre und Freude die ihrem Landsmann geworden iſt.

Anticipation.

Sich auf eine Entdeckung etwas zu gute thun, iſt ein edles, rechtmäßiges Gefühl. Es wird jedoch ſehr bald gekränkt: denn wie ſchnell erfährt ein junger Mann, daß die Altvordern ihm zuvor gekommen ſind. Dieſen erregten Verdruß nennen die Engländer ſehr ſchicklich mortification: denn es iſt eine wahre Ertödtung des alten Adam, wenn wir unſer beſonderes Verdienſt aufgeben, uns zwar in der ganzen Menſchheit ſelbſt hochſchätzen, unſere Eigenthümlichkeit jedoch als Opfer hinliefern ſollen. Man ſieht ſich unwillig doppelt; man findet ſich mit der Menſchheit, und alſo mit ſich ſelbſt, in Rivalität.

Indeſſen läßt ſich nicht widerſtreben. Wir werden auf die Geſchichte hingewieſen; da erſcheint uns ein neues Licht. Nach und nach lernen wir den großen Vortheil kennen, der uns dadurch zuwächst, daß wir bedeutende Vorgänger hatten, welche auf die Folgezeit bis zu uns heran wirkten. Uns wird ja dadurch die Sicherheit, daß wir, inſofern wir etwas leiſten, auch auf die Zukunft wirken müſſen, und ſo beruhigen wir uns in einem heitern Ergeben.

Geſchieht es aber, daß eine ſolche Entdeckung, über die wir uns im ſtillen freuen, durch Mitlebende, die nichts von uns, ſo wie wir nichts von ihnen wiſſen, aber auf denſelben bedeutenden Gedanken gerathen, früher in die Welt gefördert wird, ſo entſteht ein Mißbehagen, das viel verdrießlicher iſt als im vorhergehenden Falle. Denn wenn wir der Vorwelt auch noch zur Noth einige Ehre gönnen, weil wir uns ſpäterer Vorzüge zu rühmen haben, ſo mögen wir den Zeitgenoſſen nicht gern erlauben ſich einer gleichen genialen Begünſtigung anzumaßen. Dringen daher zu derſelben Zeit große Wahrheiten aus verſchiedenen Individuen

hervor, ſo giebt es Händel und Conteſtationen, weil niemand ſo leicht bedenkt, daß er auf die Mitwelt denſelben Bezug hat wie zu Vor- und Nachwelt. Perſonen, Schulen, ja Völkerſchaften führen hierüber nicht beizulegende Streitigkeiten.

Und doch ziehen manchmal gewiſſe Geſümmungen und Gedanken ſchon in der Luft umher, ſo daß mehrere ſie erfaſſen können. Immanet aër. sicut anima communis, quae omnibus praesto est, et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aëre persentiscunt, quod cogitat alter homo. Oder um weniger myſtiſch zu reden, gewiſſe Vorſtellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verſchiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume.

Weil aber von Mitlebenden, beſonders von denen die in Einem Fach arbeiten, ſchwer auszumitteln iſt, ob nicht etwa einer von dem andern ſchon gewußt und ihm alſo vorſätzlich vorgegriffen habe, ſo tritt jenes ideelle Mißbehagen ins gemeine Leben, und eine höhere Gabe wird, wie ein anderer irdiſcher Beſitz, zum Gegenſtand von Streit und Hader. Nicht allein das betroffene Individuum ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde und Landsleute ſtehen auf und nehmen Antheil am Streit. Unheilbarer Zwieſpalt entſpringt, und keine Zeit vermag das Leidenſchaftliche von dem Ereigniß zu trennen. Man erinnere ſich der Händel zwiſchen Leibnitz und Newton; bis auf den heutigen Tag ſind vielleicht nur die Meiſter in dieſem Fache im Stand, ſich von jenen Verhältniſſen genaue Rechenſchaft zu geben.

Präoccupation.

Daher iſt die Gränze, wo dieſes Wort gebraucht werden darf, ſchwer auszumitteln: denn die eigentliche Entdeckung und Erfindung iſt ein Gewahrwerden, deſſen Ausbildung nicht ſogleich erfolgt. Es liegt in Sinn und Herz; wer es mit ſich herumträgt, fühlt ſich gedrückt: er muß davon ſprechen; er ſucht andern ſeine Ueberzeugungen aufzudringen, er wird nicht anerkannt. Endlich ergreift es ein Fähiger und bringt es mehr oder weniger als ſein Eigenes vor.

Bei dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wo ſo manches zu entdecken war, half man ſich durch Logogryphen. Wer einen glücklichen,

folgereichen Gedanken hatte und ihn nicht gleich offenbaren wollte, gab ihn verſteckt in einem Worträthſel ins Publicum. Späterhin legte man dergleichen Entdeckungen bei den Akademien nieder, um der Ehre eines geiſtigen Beſitzes gewiß zu ſeyn; woher denn bei den Engländern, die, wie billig, aus allem Nutzen und Vortheil ziehen, die Patente den Urſprung nahmen, wodurch auf eine gewiſſe Zeit die Nachbildung irgend eines Erfundenen verboten wird.

Der Verdruß aber den die Präoccupation erregt, wächst höchſt leidenſchaftlich: er bezieht ſich auf den Menſchen der uns bevortheilt, und nährt ſich in unverſöhnlichem Haß.

Plagiat

nennt man die gröbſte Art von Occupation, wozu Kühnheit und Unverſchämtheit gehört und auch wohl deßhalb eine Zeit lang glücken kann. Wer geſchriebene, gedruckte, nur nicht allzubekannte Werke benutzt und für ſein Eigenthum ausgiebt, wird ein Plagiarier genannt. Armſeligen Menſchen verzeihen wir ſolche Kniffe; werden ſie aber, wie es auch wohl geſchieht, von talentvollen Perſonen ausgeübt, ſo erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Mißbehagen, weil durch ſchlechte Mittel Ehre geſucht worden, Anſehen durch niedriges Beginnen.

Dagegen müſſen wir den bildenden Künſtler in Schutz nehmen, welcher nicht verdient Plagiarier genannt zu werden, wenn er ſchon vorhandene, gebrauchte, ja bis auf einen gewiſſen Grad geſteigerte Motive nochmals behandelt.

Die Menge, die einen falſchen Begriff von Originalität hat, glaubt ihn deßhalb tadeln zu dürfen, anſtatt daß er höchlich zu loben iſt, wenn er irgend etwas ſchon Vorhandenes auf einen höhern, ja den höchſten Grad der Bearbeitung bringt. Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine geſteigerte wo nicht vollendete Form uns angehört.

Eben ſo kann und muß auch der Gelehrte ſeine Vorgänger benutzen, ohne jedesmal ängſtlich anzudeuten, woher es ihm gekommen; verſäumen wird er aber niemals ſeine Dankbarkeit gelegentlich auszudrücken gegen die Wohlthäter, welche die Welt ihm aufgeſchloſſen, es mag nun ſeyn daß er ihnen Anſicht über das Ganze oder Einſicht ins Einzelne verdankt.

Poſſeß.

Nicht alle ſind Erfinder, doch will jedermann dafür gehalten ſeyn; um ſo verdienſtlicher handeln diejenigen, welche, gern und gewiſſenhaft, anerkannte Wahrheiten fortpflanzen. Freilich folgen darauf auch weniger begabte Menſchen, die am Eingelernten feſthalten, am Herkömmlichen, am Gewohnten. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine ſogenannte Schule und in derſelben eine Sprache, in der man ſich nach ſeiner Art verſteht, ſie deßwegen aber nicht ablegen kann, ob ſich gleich das Bezeichnete durch Erfahrung längſt verändert hat.

Mehrere Männer dieſer Art regieren das wiſſenſchaftliche Gildeweſen, welches, wie ein Handwerk das ſich von der Kunſt entfernt, immer ſchlechter wird, je mehr man das eigenthümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachläſſigt.

Da jedoch dergleichen Perſonen von Jugend auf in ſolchen Glaubensbekenntniſſen unterrichtet ſind, und im Vertrauen auf ihre Lehrer das mühſam Erworbene in Beſchränktheit und Gewohnheit hartnäckig behaupten, ſo läßt ſich vieles zu ihrer Entſchuldigung ſagen und man empfinde ja keinen Unwillen gegen ſie. Derjenige aber der anders denkt, der vorwärts will, mache ſich deutlich, daß nur ein ruhiges, folgerechtes Gegenwirken die Hinderniſſe die ſie in den Weg legen, obgleich ſpät, doch endlich überwinden könne und müſſe.

Uſurpation.

Jede Beſitzergreifung die nicht mit vollkommenem Recht geſchieht, nennen wir Uſurpation; deßwegen in Kunſt und Wiſſenſchaft im ſtrengen Sinne Uſurpation nicht ſtattfindet: denn um irgend eine Wirkung hervorzubringen iſt Kraft nöthig, welche jederzeit Achtung verdient. Iſt aber, wie es in allem was auf die Menſchen ſittlich wirkt, leicht geſchehen kann, die Wirkung größer als die Kraft verdiente, ſo kann demjenigen der ſie hervorbringt, weder verdacht werden wenn er die Menſchen im Wahn läßt, oder auch wohl ſich ſelbſt mehr dünkt als er ſollte. Endlich kommt ein auf dieſe Weiſe erhaltener Ruf bei der Menge gelegentlich in Verdacht, und wenn ſie ſich darüber gar zuletzt aufklärt, ſo ſchilt ſie auf einen ſolchen uſurpirten Ruhm, anſtatt daß ſie auf ſich ſelbſt ſchelten ſollte; denn ſie iſt es ja die ihn ertheilt hat.

Im Aesthetischen ist es leichter sich Beifall und Namen zu erwerben: denn man braucht nur zu gefallen; und was gefällt nicht eine Weile? Im Wissenschaftlichen wird Zustimmung und Ruhm immer bis auf einen gewissen Grad verdient, und die eigentliche Usurpation liegt nicht in Ergreifung, sondern in Behauptung eines unrechtmäßigen Besitzes. Diese findet statt bei allen Universitäten, Akademien und Societäten. Man hat sich einmal zu irgend einer Lehre bekannt; man muß sie behaupten, wenn man auch ihre Schwächen empfindet. Nun heiligt der Zweck alle Mittel; ein kluger Nepotismus weiß die Angehörigen empor zu heben. Fremdes Verdienst wird beseitigt, die Wirkung durch Verneinen, Verschweigen gelähmt. Besonders macht sich das Falsche dadurch stark, daß man es, mit oder ohne Bewußtseyn, wiederholt als wenn es das Wahre wäre.

Unredlichkeit und Arglist wird nun zuletzt der Hauptcharakter dieses falsch und unrecht gewordenen Besitzes. Die Gegenwirkung wird immer schwerer: Scharfsinn verläßt geistreiche Menschen nie, am wenigsten wenn sie Unrecht haben. Hier sehen wir nun oft Haß und Grimm in dem Herzen Neustrebender entstehen; es zeigen sich die heftigsten Aeußerungen, deren sich die Usurpatoren, weil das schwachgesinnte schwankende Publicum, dem es, nach tausend Unschicklichkeiten endlich einfällt einmal für Schicklichkeit zu stimmen, dergleichen Schritte beseitigen mag, zu ihrem Vortheil und zu Befestigung des Reiches gar wohl zu bedienen wissen.

Segenspfänder.

Talisman in Carneol
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx Grunde
Küß ihn mit geweihtem Munde!
Alles Uebel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und That entzündet:
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

Amulete sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edles Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen
Längre Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um, als Scapuliere.

Die Inschrift aber hat nichts hinter sich,
Sie ist sie selbst, und muß dir alles sagen,
Was hinterdrein mit redlichem Behagen
Du gerne sagst: Ich sag' es! Ich!

Doch Abraxas bring' ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das allerhöchste gelten.

Erfinden und Entdecken.

Es iſt immer der Mühe werth nachzudenken, warum die vielfachen und harten Conteſtationen über Priorität bei Entdecken und Erfinden beſtändig fortdauern und aufs neue entſtehen.

Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geiſt, und beide können beides nicht entbehren.

Dieſes ſpricht aus und beweist, daß man, ohne Ueberlieferung, unmittelbar perſönlich Naturgegenſtände oder deren Eigenſchaften gewahr werden könne.

Das Erkennen und Erfinden ſehen wir als den vorzüglichſten ſelbſt erworbenen Beſitz an und brüſten uns damit.

Der kluge Engländer verwandelt ihn durch ein Patent ſogleich in Realitäten und überhebt ſich dadurch alles verdrießlichen Ehrenſtreites.

Aus obigem aber erſehen wir, wie ſehr wir von Autorität, von Ueberlieferung abhängen, daß ein ganz friſches eigenthümliches Gewahrwerden ſo hoch geachtet wird; deßhalb auch niemand zu verargen iſt, wenn er nicht aufgeben will, was ihn vor ſo vielen andern auszeichnet.

Johann Hunter, Spätlingſohn eines Landgeiſtlichen, ohne Unterricht bis ins ſechzehnte Jahr heraufgewachſen, wie er ſich ans Wiſſen begiebt, gewinnt ſchnell das Vorgefühl von vielen Dingen; er entdeckt dieſes und jenes durch geniale Ueberſicht und Folgerung: wie er ſich aber darauf gegen andere etwas zu gute thut, muß er zu ſeiner Verzweiflung erfahren, daß das alles ſchon entdeckt ſey.

Endlich da er als Proſecter ſeines viel ältern Bruders, Profeſſors der Anatomie, wirklich im menſchlichen Körperbau etwas Neues entdeckt, der Bruder aber in ſeinen Vorleſungen und Programmen davon Gebrauch macht ohne ſeiner zu gedenken, entſteht in ihm ein ſolcher Haß, es

ergiebt ſich ein Zwieſpalt zwiſchen beiden, der zum öffentlichen Skandal wird, und nach großem ruhmvoll durcharbeitetem Leben auf dem Todbette ſich nicht ausgleichen läßt.

Solche Verdienſte des eigenen Gewahrwerdens ſehen wir uns durch Zeitgenoſſen verkümmert, daß es Noth thäte Tag und Stunde nachzuweiſen, wo uns eine ſolche Offenbarung geworden. Auch die Nachkommen bemühen ſich Ueberlieferungen nachzuweiſen: denn es giebt Menſchen, die, um nur etwas zu thun, das Wahre ſchelten und das Falſche loben und ſich aus der Negation des Verdienſtes ein Geſchäft machen.

Um ſich die Priorität zu bewahren einer Entdeckung die er nicht ausſprechen wollte, ergriff Galilei ein geiſtreiches Mittel: er verſteckte ſeine Erfindung anagrammatiſch in lateiniſche Verſe, die er ſogleich bekannt machte, um ſich im Falle ohne weiteres dieſes öffentlichen Geheimniſſes bedienen zu können.

Ferner iſt Entdecken, Erfinden, Mittheilen, Benutzen ſo nahe verwandt, daß mehrere bei einer ſolchen Handlung als Eine Perſon können angeſehen werden. Der Gärtner entdeckt daß das Waſſer in der Pumpe ſich nur auf eine gewiſſe Höhe heben läßt; der Phyſiker verwandelt eine Flüſſigkeit in die andere, und ein großes Geheimniß kommt an den Tag: eigentlich war jener der Entdecker, dieſer der Erfinder. Ein Koſak führt den reiſenden Pallas zu der großen Maſſe gediegenen Eiſens in der Wüſte; jener iſt Erfinder, dieſer der Aufdecker zu nennen; es trägt ſeinen Namen, weil er es uns bekannt gemacht hat.

Ein merkwürdiges Beiſpiel wie die Nachwelt irgend einem Vorfahren die Ehre zu rauben geneigt iſt, ſehen wir an den Bemühungen die man ſich gab, Chriſtoph Colombo die Ehre der Entdeckung der neuen Welt zu entreißen. Freilich hatte die Einbildungskraft den weſtlichen Ocean ſchon längſt mit Inſeln und Land bevölkert, daß man ſogar in der erſten düſtern Zeit lieber eine ungeheure Inſel untergehen ließ als daß man dieſe Räume leer gelaſſen hätte. Freilich waren die Nachrichten von Aſien her ſchon weit herangerückt; Kühngeſinnten und Wagehälſen genügte die Küſtenſchifffahrt nicht mehr; durch die glückliche Unternehmung der Portugieſen war die ganze Welt in Erregung; aber es gehörte denn doch zuletzt ein Mann dazu, der das alles zuſammenfaßte, um Fabel und Nachricht, Wahn und Ueberlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Ueber Mathematik und deren Mißbrauch,

so wie

das periodische Verwalten einzelner wissenschaftlichen Zweige.

Das Recht, die Natur in ihren einfachsten geheimsten Ursprüngen, so wie in ihren offenbarsten am höchsten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei geleistet, liegt vor Augen; wie es andern frommt, wird sich ergeben.

Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Bestrebungen einen falschen Sinn untergeschoben hat. Ich hörte mich anklagen, als sey ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher schätzen kann als ich, da sie gerade das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt werden. Hierüber möchte ich mich gern erklären und wähle dazu ein eigenes Mittel, solches durch Wort und Vortrag anderer bedeutender und namhafter Männer zu thun.

I.

d'Alembert.

„Was die mathematischen Wissenschaften betrifft, so muß uns ihre Natur und ihre Vielzahl keineswegs imponiren. Der Einfalt ihres Gegenstandes sind sie vorzüglich ihre Gewißheit schuldig. Sogar muß man bekennen, daß, da die verschiedenen Theile der Mathematik nicht einen gleich

einfachen Gegenstand behandeln, also auch eine eigentliche Gewißheit, die jenige nämlich, welche auf nothwendig wahren und durch sich selbst evidenten Principien beruht, allen diesen Abtheilungen weder gleich noch auf gleiche Weise zukommt. Mehrere derselben, an physische Principien sich lehnend, d. h. an Erfahrungswahrheiten oder bloße Hypothesen, haben so zu sagen nur eine Erfahrungsgewißheit oder eine bloße Voraussetzung. Um also genau zu sprechen, sind nur diejenigen Abtheilungen, welche die Berechnung der Größen und allgemeinen Eigenschaften des Raumes behandeln, d. h. die Algebra, die Geometrie, die Mechanik, diejenigen, welche man als mit dem Stempel der Evidenz beglaubigt ansehen kann. Sogar ist in dem Lichte das diese Wissenschaften unserm Geiste verleihen, eine Art Abstufung und einige Schattirung zu beobachten. Je weiter der Gegenstand ist, den sie umfassen, auf eine allgemeine und abstracte Weise betrachten, desto mehr sind ihre Principien von Wolken frei. Deßhalb die Geometrie einfacher ist als die Mechanik und beide einfacher als die Algebra.

„Man wird also wohl darin übereinkommen, daß die sämmtlichen mathematischen Kenntnisse nicht auf gleiche Weise den Geist befriedigen. Schreiten wir weiter und untersuchen ohne Vorliebe, worauf denn eigentlich diese Kenntnisse sich beschränken? Bei dem ersten Anblick fürwahr erscheinen sie in sehr großer Zahl und sogar gewissermaßen unerschöpflich; betrachtet man sie aber alle beisammen und nimmt eine philosophische Zählung vor, so bemerkt man, daß wir lange nicht so reich sind, als wir glaubten. Ich spreche hier nicht von der geringen Anwendung, von dem wenigen Gebrauch den man von diesen Wahrheiten machen kann — dieß wäre vielleicht ein sehr schwaches Argument, das man gegen diese Wahrheiten aufstellen könnte; ich rede von diesen Wahrheiten an sich selbst betrachtet. Was wollen denn die meisten dieser Axiome bedeuten, worauf die Geometrie so stolz ist? Sie sind eigentlich nur der Ausdruck einer einfachen Idee durch zwei verschiedene Zeichen oder Worte. Derjenige der sagt, daß 2 mal 2 4 sey, hat der mehr Kenntniß als derjenige welcher sagen möchte: 2 mal 2 ist 2 mal 2? Die Ideen des Ganzen, der Theile, des Größern, des Kleinern sind sie nicht, eigentlich zu reden, dieselbe einfache und einwohnende Idee, indem man die eine nicht haben kann, ohne daß die übrigen alle sich zu gleicher Zeit darstellen? Schon haben einige Philosophen bemerkt, daß wir gar manchen Irrthum dem

Mißbrauch der Worte verdanken. Iſt es vielleicht derſelbige Mißbrauch woher die Axiome ſich ableiten? Uebrigens will ich hierdurch den Gebrauch derſelben nicht durchaus verdammen; nur wünſche ich bemerklich zu machen, worauf er ſie einſchränkt. Dadurch ſollen nämlich die einfachen Ideen uns durch Gewohnheit mehr eigen werden, damit ſie uns mehr bei der Hand ſeyen, wenn wir ſie auf verſchiedene Weiſe zu brauchen denken. Ich ſage faſt eben daſſelbe, obgleich mit ſchicklichen Einſchränkungen von den mathematiſchen Theoremen. Ohne Vorurtheil betrachtet ſchmelzen ſie zu einer ſehr kleinen Zahl urſprünglicher Wahrheiten zuſammen. Man unterſuche eine Folge von geometriſchen Propoſitionen, die eine aus der andern hergeleitet iſt, ſo daß zwei nachbarliche Sätze ſich unmittelbar und ohne Zwiſchenraum berühren, ſo wird man gewahr werden, daß ſie alle zuſammen nur die erſte Propoſition ſind, die ſich ſo zu ſagen in ſtätiger Folge nach und nach in dem Uebergang einer Conſequenz zur andern entſtellt, die aber doch eigentlich durch dieſe Verkettung nicht vermannichfaltigt werden iſt, ſondern nur ſich verſchiedenen Formen bequemt hat. Es iſt ungefähr als wenn man einen ſolchen Satz durch eine Sprache ausdrücken wollte, die ſich unmerklich von ihrem Urſprung entfernt hat, und daß man ihn nach und nach auf verſchiedene Weiſe darſtellte, welche die verſchiedenen Zuſtände, durch welche die Sprache gegangen iſt, bezeichnete. Einen jeden dieſer Zuſtände würde man in ſeinem unmittelbaren Nachbar wieder erkennen, aber in weiterer Entfernung würde man ihn nicht mehr anerkennen, ob er gleich immer von dem nächſtvorhergehenden Zuſtande abhängt, wie denn auch immer dieſelbige Idee ausgedrückt werden ſollte. Eben ſo kann man die Verkettung mehrerer geometriſchen Wahrheiten als Ueberſetzungen anſehen, mehr oder weniger verſchieden, mehr oder weniger verflochten, aber immer denſelbigen Satz, oft dieſelbe Hypotheſe ausdrückend. Dieſe Ueberſetzungen ſind übrigens ſehr vortheilhaft, weil ſie uns befähigen von dem Theorem, das ſie ausſprechen, den verſchiedenſten Gebrauch zu machen, Gebrauch, mehr oder weniger ſchätzenswerth, nach dem Maßſtab ſeiner Wichtigkeit und Ausdehnung. Geben wir aber auch einer ſolchen mathematiſchen Ueberſetzung eines Grundſatzes einen wirklichen Werth zu, ſo muß man doch anerkennen, daß dieſes Verdienſt urſprünglich der Propoſition ſelbſt einwohnt. Dieß nun lehrt uns empfinden, wie viel wir den erfindenden Geiſtern ſchuldig ſind, welche einige jener Grundwahrheiten entdeckend, die als Quelle, als Originale

von manchen andern gelten, die Geometrie wirklich bereichert und ihren Beſitz erweitert haben."

II.

Le Globe Nr. 104. p. 325.

Traité de Physique par Despretz.

„Die Werke des Herrn Biot haben in Frankreich nicht wenig dazu beigetragen die Wiſſenſchaften auf mathematiſche Weiſe zu behandeln. Und gewiß bleibt das phyſikaliſche Werk dieſes Verfaſſers ein vorzügliches, und die Theorien der Akuſtik und Elektricität ſind Meiſterſtücke der Darlegung und des Styls.

„Zugleich aber muß man bekennen, daß in dieſem Buche eine Vorliebe für den Calcül, ein Mißbrauch der Mathematik herrſcht, wodurch die Wiſſenſchaft Schaden leidet. So ſind z. B. die Formeln der Dichtigkeiten der Gasarten unentwirrbar und ſowohl mühſelig für den der lernen will als ganz und gar unnütz in der Anwendung.

„Heut zu Tage legt man gewöhnlich bei dem öffentlichen Unterricht entweder die letzte Ausgabe des Tractats von Hauy, das Werk von Herrn Beudant oder den Auszug von Herrn Biot unter. Die beiden erſten haben mit viel zu viel Einzelnheiten die Theorie der Kryſtalle entwickelt und es iſt leicht zu begreifen, wie der ehrwürdige Hauy ſich habe hinreißen laſſen, um mit Wohlgefallen aus ſeinen eigenen Entdeckungen ein beſonderes Capitel der Phyſik zu machen; Herr Beudant aber ſcheint nicht zu entſchuldigen.

„Der Auszug des Herrn Biot, ob er gleich keine Berechnung enthält, hat faſt dieſelben Fehler wie das große Werk. Den Seiten des Styls ſogar bleibt es ein merkwürdig literariſches Studium, dieſes phyſikaliſche Buch. Herr Biot hat ſich bemüht, ohne irgend eine algebraiſche Analyſe, die Formeln des Calcüls in der Darſtellung der Phänomene wiederzugeben. Man findet kein X; übrigens iſt dieſer Auszug vollkommen mathematiſch und für den Anfänger allzu ermüdend. Man vergißt nur zu oft, wenn man Elementarwerke niederſchreibt, daß die Hauptſache ſolcher Werke ſey, andere zu unterrichten und nicht ſelbſt zu glänzen."

Diese Stelle aus einer höchst bedeutenden französischen Zeitschrift giebt die deutlichsten Beispiele vom Mißbrauch der Mathematik. Eben diese Vorliebe für die Anwendung von Formeln macht nach und nach diese zur Hauptsache. Ein Geschäft, das eigentlich nur zu Gunsten eines Zweckes geführt werden sollte, wird nun der Zweck selbst, und keine Art von Absicht wird erfüllt. Wir erinnern hier, was wir auf gleiche Weise bei der Gelegenheit gesagt haben, wo wir die gränzenlosen Zauberformeln anklagten, womit der Grundsatz von Polarisation des Lichtes dünenartig zugedeckt wurde, so daß niemand mehr unterscheiden konnte, ob ein Körper oder ein Wrack darunter begraben lag?

Ein anderes Gravamen, welches man gegen wissenschaftliche Behandlung aufzuführen hat, ist dieses, daß gewisse einzelne Fächer von Zeit zu Zeit ein Uebergewicht in der Wissenschaft nehmen, welches freilich nur durch die Zeit ins Gleiche gebracht werden kann. Das neu hervorstrebende, frisch aufstrebende Erkenntniß erregt die Menschen zur Theilnahme: Männer, die durch vorzügliche Beschäftigungen sich in solchen Fächern hervorgethan, arbeiten sie sorgfältig aus; sie gewinnen sich Schüler, Mit- und Nacharbeiter, und so schwillt ein gewisser Theil des Ganzen zum Hauptpunkte auf, indessen die übrigen schon in ihre Gränzen als Theilnehmer einer Gesammtheit zurückgetreten sind.

Doch ist im höhern ethischen Sinne hieran eigentlich nichts auszusetzen; denn die Geschichte der Wissenschaften lehrt uns, daß gerade diese Vorliebe fürs Neue und noch Unbekannte das Glück der Entdeckung sey, das einen Einzigen begünstigte und nun das lebhafte Zugreifen mehrerer zur Folge hat, die hier mitwirken und am Besitz der Kenntniß wie an der Freude des Ruhms auch ihren Antheil mitwegnehmen möchten.

Gerade dieses ist es, was ein solches Capitel schnell zur Klarheit und Vollkommenheit heraufhebt. Streitigkeiten, die bei den verschiedenen Denkweisen der Menschen unvermeidlich sind, lassen die Aufgabe nicht allzubald zur Beruhigung kommen und unsere Kenntnisse werden auf eine bewundernswürdige Weise bereichert.

Und so habe ich denn auch seit vielen Jahren die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft sich entwickeln gesehen. Jede unerwartete Entdeckung interessirt als Zeitungsneuigkeit die Welt; nun aber wird sie durchgearbeitet, durchgeprüft, durchgestritten, niemals erschöpft, zuletzt aber doch eingeordnet und beseitigt.

Man bedenke, daß bei meiner Geburt gerade die Elektricität eine solche Würde der allgemeinen Theilnahme behauptete. Man denke sich, was nach und nach bis auf die letzte Zeit hervortrat und man wird sich überzeugen, daß die wichtigsten Erscheinungen nach und nach der allgemeinen Aufmerksamkeit sich entzogen theils weil für den neugierigen Theil des Publicums die auffallenden Versuche sich nach und nach erschöpften, theils weil man sich in höheren Resultaten zu beruhigen Ursache hatte; theils aber auch weil das Eine erst Isolirte nach und nach, indem es dem Verwandten sich anschloß, sich darin verlor und seine Selbstständigkeit aufgab.

Hier ist aber der Fall, worüber der französische Kritiker sich beklagt. So lange nämlich ein solcher Theil des unendlichen Wissens verwaltet, so verrückt er die übrigen und, wie alle Disproportion, erregt er dem Ueberschauenden eine mißbehagliche Stimmung.

Schon der Franzose bemerkt, daß die ausführliche Bearbeitung der Krystallographie über das Nachbarwissen sich einiges Uebergewicht zu verschaffen gewußt. Und wir fügen hinzu, daß einige Zeit erforderlich seyn wird, bis diese höchst bedeutende Rubrik sich in sich selbst selbstständig vollendet sieht, damit sie sich bequeme, als Hülfswissenschaft in die verwandten Fächer einzuwirken. Es soll ihr alsdann gar gern erlaubt seyn, auch aus dem verwandten Wissen sich, was ihr beliebt, herüberzunehmen und sich damit reichlich auszustatten.

Es liegt in jedem Menschen und ist ihm von Natur gegeben, sich als Mittelpunkt der Welt zu betrachten, weil doch alle Radien von seinem Bewußtseyn ausgehen und dahin wieder zurückkehren. Darf man daher vorzüglichen Geistern eine gewisse Eroberungssucht, eine Aneignungsbegierde wohl verargen?

Um uns dem einzelnen zu nähern, bemerken wir, daß gerade die Mineralogie im Fall sey, vom benachbarten allgemeinen Wissen aufgezehrt zu werden, so daß sie einige Zeit für ihre Selbstständigkeit wird zu kämpfen haben. Der Krystallograph macht sich darin zum Herrn und Meister und zwar nicht ganz mit Unrecht; denn da die Gestalt immer das Höchste bleibt, warum sollte man ihm verargen, auch das Anorganische nur insofern es gestaltet ist zu erkennen, zu schätzen und zu ordnen?

Der Chemiker, gerade im Gegensatz, mag sich um das Gebildete wenig bekümmern; er spürt den allgemeinen Gesetzen der Natur nach,

insofern sie sich auch im Mineralreich offenbaren; ihm ist Gestaltetes, Mißgestaltetes, Ungestaltetes auf gleiche Weise unterworfen. Nur die Frage sucht er zu beantworten: Wie bezieht sich das Einzelne auf jene ewige unendliche Angel, um die sich alles was ist zu drehen hat?

Mögen doch beide, Krystallograph und Chemiker, in ihren Bemühungen unablässig fortfahren; jedem Freunde des Wissens und der Wissenschaft steht es denn doch am Ende frei, welchem Wirkungskreise er sich hingeben oder was er von dorther für den seinigen zu nutzen sucht.

Uebrigens könnten wir wohl, halb im Ernst, halb im Scherz, die Oryktognosie noch von einer Seite bedrohen und zwar von der geologischen. Wollte man den Geologen tadeln, welcher aufträte, seine Wissenschaft für selbstständig zu erklären, alle einzelnen Mineralien, ihre Krystallgestalten, so wie ihre übrigen äußerlichen Kennzeichen, ihre innern chemischen Eigenschaften und was aus einer solchen Bearbeitung hervorgeht, alles nur insofern für werth und wichtig zu halten, als sie, auf dem Erdball vorkommend, sich in einer gewissen Folge und unter gewissen Umständen darstellen? Es würde sogar diese Behandlungsweise, zu der ja schon so vieles vorgearbeitet ist, den verwandten Wissenschaften, in welchen sie jetzt nur als beiläufig gilt, von großem Vortheil seyn; wie denn ein jeder neuer Standpunkt auch zu neuen Gesichtspunkten befähigt, und auf der Peripherie eines jeden Kreises unendliche zu denken sind, die in gar manchen Beziehungen unter einander stehen.

Alles was hier gewissermaßen gelobt und getadelt, gewünscht und abgelehnt worden, deutet doch auf das unaufhaltsam fortschreitende Wirken und Leben des menschlichen Geistes, der sich aber vorzüglich an der That prüfen sollte, wodurch sich denn erst alles Schwankende und Zweifelhafte zur löblichsten Wirklichkeit consolidirt.

III.

Ritter Ciccolini in Rom an Baron von Zach in Genua.

„Dieser Brief, mein Herr Baron, handelt, von Aufzeichnung und Theorie horizontaler Sonnenuhren, welche als der Pivot gnomenischer Wissenschaft zu betrachten ist. Ich setze mir zum Hauptzweck eine Methode

wieder frisch zu beleben, die, wo nicht vergessen, doch verlassen worden, ob sie gleich den Vorzug verdient vor allen andern, die man in gnomonischen Werken verträgt.

„Damit man aber jene bessere Methode nach ihrem Werth schätzen lerne, will ich auch die andere vortragen, deren man sich allgemein bedient; ich werde ihre Fehler zeigen und diese sogar möglichst zu mindern suchen, um, wie ich hoffe, deutlich zu machen, daß ungeachtet dieser Verbesserungen ihr die weniger bekannte Methode vorzuziehen sey, als einfacher, eleganter und leichter anzuwenden. Deßhalb ich denn einen Platz für sie wieder zu erobern hoffe in den Abhandlungen über Sonnenuhren, welche man in der Folge herausgeben wird, und man giebt deren sehr oft heraus."

Hier sucht nun der Verfasser dasjenige ausführlich zu leisten was er sich vorgenommen, indem er die Mängel der bestrittenen Methode weitläufig an den Tag legt, sodann aber mit wenigem das Verfahren das er begünstigt, vorträgt und sich darauf im allgemeinen äußert wie folgt.

„Man wird nicht läugnen, daß diese Construction sehr einfach und selbst sehr zierlich sey, weil sie uns horizontale Sonnenuhren liefert, durch Vermittelung eines einzigen gleichschenkeligen Triangels, einer symmetrischen leicht aufzuzeichnenden Figur. Wundern muß mich daher, daß man ihrer in den Abhandlungen der Gnomonik nicht gedenkt, die in Frankreich und Italien herauskommen, da man in Frankreich oder England kurz vor der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts jene Construction schon erfunden hatte. Wußte man etwa nichts von diesem schönen Verfahren in Frankreich und Italien? oder vernachlässigte man dasselbe? vielleicht weil die großen Analytiker des vorigen Jahrhunderts, um die beiden gedachten Linien zu finden und zu beweisen, die analytische Methode anwendeten und dadurch was leicht war erschwerten? Leider ist dieß noch immer der Fehler mehrerer Mathematiker unserer Tage.

„In Werken über die Gnomonik, wie sie vor kurzem heraus kamen, macht man von neuen Theorien Gebrauch, die man von der analytischen Geometrie entlehnt, ohne zu bemerken, daß man das Einfache durch das Zusammengesetzte zu erklären denkt. Bei dieser Gelegenheit sage ich mit La Grange: „Dieß nutzt zu weiter nichts als zur Uebung im Calcül." Und fürwahr dieser großsprecherische Aufwand ist ein unnützer Luxus am falschen Platze. Der Wissenschaft der Gnomonik genügt die Lehre von der Kugel, der zwei Trigonometrien und der Kegelschnitte; durch diese Mittel

Sag' ich euch abſurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraxas bringe.

Ein Siegelring iſt ſchwer zu zeichnen,
Den höchſten Sinn im engſten Raum;
Doch weißt du hier ein Aechtes anzueignen,
Gegraben ſteht das Wort, du denkſt es kaum.

Freiſinn.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mütze nur die Sterne.

Er hat euch die Geſtirne geſetzt
Als Leiter zu Land und See;
Damit ihr euch daran ergetzt
Stets blickend in die Höh'.

Talismane.

Gottes iſt der Orient!
Gottes iſt der Occident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.

löst man alle Probleme dieses Geschäftes. Aber die Mode siegt, und der Mißbrauch, um nicht zu sagen die Thorheit, ist wirklich auf den Gipfel gelangt, und diese Uebertriebenheit dehnt sich unglücklicherweise über alle Wissenschaften aus; die wahren Einsichtigen seufzen und klagen, spotten wohl auch manchmal, wie solches vor kurzem ein ausgezeichneter Gelehrter gethan, welcher ein bändereiches Werk eines großen Geometers die Apokalypse der Mathematiker nannte. Ein anderer Gelehrter, dem ich bei seiner Arbeit die Bemerkung machte, daß ein gewisser Uebergang einer Gleichung in die andere bei Lösung eines gewissen Problems mir nicht klar noch zuläßig schiene, antwortete mir sehr leichtfertig: „Was wollt Ihr, ich habe die Schwierigkeit wohl gemerkt, aber die Zeit drängte mich, und da ich sah, daß die Herren N. N. N. und N. sich in ihren Werken noch größere Sprünge erlaubten, so habe ich, um aus der Verlegenheit zu kommen, auch einen Salto mortale gewagt.

„Ich für meinen Theil bin kein Feind der Analyse, im Gegentheil, ohne gerade an den Rang des Mathematikers Anspruch zu machen, liebe ich sie sehr; und ich werde niemals irgend jemand rathen, die kleinlichen Methoden des Clavius, des Tacquet und anderer dieser Art zu befolgen, aber ich wünschte gar sehr, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Geistes und der Klarheit eines La Grange sich bedienen möchten!"

Die vorstehend übersetzte Stelle enthält eine doppelte Anklage des mathematischen Verfahrens; zuerst daß man nicht etwa nur die höhern und complicirteren Formeln im praktischen Leben eintreten lasse, wenn die ersten einfachen nicht hinreichen, sondern daß man ohne Noth jene statt dieser eintreten läßt und dadurch das aufgegebene Geschäft erschwert und verspätet.

Es kommt dieser Fall in manchen, sowohl wissenschaftlichen als weltlichen Dingen vor, wo das Mittel zum Zweck wird. Und es ist dieses ein politisches Hülfsmittel, um da, wo man wenig oder nichts thut, die Menschen glauben zu machen, man thue viel; da dann die Geschäftigkeit an die Stelle der Thätigkeit tritt.

Jene Personen, welche mit verwickelten Mitteln einfache Zwecke zu erlangen suchen, gleichen dem Mechaniker, der eine umständliche Maschine erfand, um den Pfropf aus einer Bouteille zu ziehen, welches denn freilich

durch zwei Menſchen-Arme und Hände gar leicht zu bewirken iſt. Und gewiß leiſtet die einfache Geometrie mit ihren nächſten Rubriken, da ſie dem gemeinen Menſchenverſtand näher liegt, ſchon ſehr viel, hauptſächlich auch im geiſtigen Sinne deßhalb, weil der Menſchenverſtand unmittelbar auf die Zwecke dringt, das Nützliche fordert und die Umwege abzuſchneiden ſucht. Obiges Beiſpiel, von den Sonnenuhren abgenommen, möge uns ſtatt einer umſtändlichen Erklärung gelten.

Der zweite Vorwurf aber, welchen jener römiſche Freund den Mathematikern macht, iſt der ſchwerſte der ihnen, ja einem jeden, welcher Wiſſenſchaften behandelt, zu machen iſt, nämlich die Unredlichkeit. Wenn in weltlichen Geſchäften, wo von Mein und Dein in jedem Sinne die Rede iſt, von Erreichung beſonderer Zwecke, wo ſich Gegenwirkungen denken laſſen, ſich nicht ſtets mit Redlichkeit verfahren läßt, ſo mag der erlangte Gewinn hierbei zur Entſchuldigung dienen, und die Vorwürfe, die man ſich allenfalls machen könnte, möglichſt aufwiegen; aber in wiſſenſchaftlicher Angelegenheit, wo nichts Beſonderes, nichts Augenblickliches ſtattfinden, ſondern alles unaufhaltſam ins Allgemeine, ins Ewige fortwirken ſoll, iſt es höchſt verwerflich. Denn da in jedem Geſchäft und alſo auch im wiſſenſchaftlichen, die beſchränkten Individualitäten genugſame Hinderniß geben, und Starrſinn, Dünkel, Neid und Rivalität den Fortſchritten in mannichfachem Sinne hinderlich ſind, ſo tritt zuletzt die Unredlichkeit zu allen dieſen widerwärtigen Leidenſchaften hinzu und kann wohl ein halbes Jahrhundert Entdeckungen verdüſtern und was ſchlimmer iſt, die Anwendung derſelben zurückdrängen.

Articuliren wir nun jene Anklage nochmals, indem wir ſie in Zuſammenhang und Betrachtung ſtellen. D'Alembert vergleicht in der von uns überſetzten erſten Stelle eine Folge von geometriſchen Propoſitionen, deren eine aus der andern hergeleitet iſt, einer Art von Ueberſetzung aus einem Idiom in ein anderes, das ſich aus dem erſten fortgebildet hätte, in welcher Verkettung aber eigentlich doch nur die erſte Propoſition enthalten ſeyn müßte, wenn ſchon mehr verdeutlicht und der Benutzung zugänglicher gemacht. Wobei denn vorausgeſetzt wird, daß, bei einem ohnehin bedenklichen Unternehmen, die größte Stätigkeit beobachtet werde. Wenn nun aber unſer römiſcher Freund, indem er einen gewiſſen Uebergang einer Gleichung in die andere bei Löſung eines gewiſſen Problems nicht klar noch zuläſſig findet, und der Gelehrte, der dieſe Arbeit verfaßt, nicht allein

geſteht, daß er dieſe Schwierigkeit wohl gemerkt habe, ſondern da auch zur Sprache kommt, daß mehrere Gildeglieder in ihren Werken ſich noch größere Sprünge erlauben, ſo frage ich an, welches Zutrauen man auf die Reſultate jener Zauberformeln haben könne, und ob es nicht, beſonders dem Laien, zu rathen ſey, ſich an die erſte Propoſition zu halten und dieſe, ſo weit Erfahrung und Menſchenverſtand reicht, zu unterſuchen und das Gefundene zu nutzen, das aber, was außer ſeinem Bereich iſt, völlig abzulehnen!

Und ſo möge denn zur Entſchuldigung, ja zur Berechtigung des Geſagten das Motto dienen, womit der vorzügliche Mann, dem wir die oben ſtehende Mittheilung ſchuldig ſind, im wiſſenſchaftlichen Felde vorangeht und Unſchätzbares leiſtet, ſich in ſeinem Thun und Laſſen wie mit einer Aegide beſchirmt:

Sans franc-penser en l'exercice des lettres
Il n'y a ni lettres, ni sciences, ni esprit, ni rien.
Plutarque.

Weimar, den 12 November 1826

Vorschlag zur Güte.

1817.

Die Natur gehört sich selbst an, Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihr, sie dem Menschen. Wer mit gesunden, offenen, freien Sinnen sich hineinfühlt, übt sein Recht aus, eben so das frische Kind, als der ernsteste Betrachter. Wunderſam ist es daher, wenn die Naturforscher sich im ungemessenen Felde den Platz unter einander bestreiten und eine gränzenlose Welt sich wechselsweise verengen möchten.

Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistesthätigkeiten, welche tausendfältig, einzeln und zusammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerken, sondern, zählen, messen, wägen sind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Mensch die Natur umfaßt und über sie Herr zu werden sucht, damit er zuletzt alles zu seinem Nutzen verwende.

Von diesen genannten sämmtlichen Wirksamkeiten und vielen andern verschwisterten hat die gütige Mutter niemand ausgeschlossen. Ein Kind, ein Iriot macht wohl eine Bemerkung, die dem gewandtesten entgeht und eignet sich von dem großen Gemeingut, heiter unbewußt, sein beschieden Theil zu.

Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwissenschaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen was sie fördern und was sie hindern kann, und nichts wird förderlicher seyn als wenn jeder an seinem Platze fest hält, weiß was er vermag, ausübt was er kann, andern dagegen die gleiche Befugniß zugesteht, daß auch sie wirken und leisten. Leider aber geschieht, wie die Sachen stehen, dieß nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Welt- und Menschenweise feindselige Kräfte wirken,

ausschließende Besitzungen sich festbilden und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen, sondern öffentlich eintreten.

Auch in diesen unsern Blättern (zur Naturwissenschaft) konnte Widerspruch und Widerstreit, ja sogar heftiger, nicht vermieden werden, doch wünsche ich nichts mehr, als daß die feindlichen Elemente sich nach und nach daraus immer mehr entfernen. Weil ich aber für mich und andere einen freiern Spielraum, als man uns bisher gegönnt, zu erringen wünsche, so darf man mir und den Gleichgesinnten keineswegs verargen, wenn wir dasjenige, was unsern rechtmäßigen Forderungen entgegensteht, scharf bezeichnen und uns nicht mehr gefallen lassen, was man seit so vielen Jahren herkömmlich gegen uns verübte.

Damit aber deste schneller alle widerwärtige Geistesaufregung verklinge, so geht unser Vorschlag zur Güte dahin, daß doch ein jeder, er sey auch wer er wolle, seine Befugniß prüfen und sich fragen möge: Was leistest du denn eigentlich an deiner Stelle und wozu bist du berufen? Wir thun es jeden Tag und diese Hefte sind die Bekenntnisse darüber, die wir so klar und rein als der Gegenstand und die Kräfte es erlauben, ungestört fortzusetzen gedenken.

Analyse und Synthese.

1829.

Herr Victor Cousin, in der dritten dießjährigen Vorlesung über die Geschichte der Philosophie, rühmt das achtzehnte Jahrhundert vorzüglich deßhalb, daß es sich in Behandlung der Wissenschaften, besonders der Analyse ergeben, und sich vor übereilter Synthese, d. h. vor Hypothesen in Acht genommen; jedoch, nachdem er dieses Verfahren fast ausschließlich gebilligt, bemerkt er noch zuletzt, daß man die Synthese nicht durchaus zu versäumen, sondern sich von Zeit zu Zeit mit Vorsicht wieder zu derselben zu wenden habe.

Bei Betrachtung dieser Aeußerungen kam uns zuvörderst in den Sinn, daß selbst in dieser Hinsicht dem neunzehnten Jahrhundert noch Bedeutendes übrig geblieben: denn es haben die Freunde und Bekenner der Wissenschaften aufs genaueste zu beachten, daß man versäumt, die falschen Synthesen, d. h. also die Hypothesen, die uns überliefert worden, zu prüfen, zu entwickeln, ins Klare zu setzen, und den Geist in seine alten Rechte sich unmittelbar gegen die Natur zu stellen, wieder einzusetzen.

Hier wollen wir zwei solcher falschen Synthesen namhaft machen, die Decomposition des Lichtes nämlich und die Polarisation desselben. Beides sind hohle Worte, die dem Denkenden gar nichts sagen und die doch so oft von wissenschaftlichen Männern wiederholt werden.

Es ist nicht genug, daß wir bei Beobachtung der Natur das analytische Verfahren anwenden, d. h. daß wir aus einem irgend gegebenen Gegenstand so viel Einzelnheiten als möglich entwickeln und sie auf diese

Weise kennen lernen, sondern wir haben auch eben diese Analyse auf die vorhandenen Synthesen anzuwenden, um zu erforschen, ob man denn auch richtig, ob man der wahren Methode gemäß zu Werke gegangen.

Wir haben deßhalb das Verfahren Newtons umständlich aus einander gesetzt. Er begeht den Fehler, ein einziges und noch dazu verkünsteltes Phänomen zu Grunde zu legen, auf dasselbe eine Hypothese zu bauen, und aus dieser die mannichfaltigsten gränzenlosesten Erscheinungen erklären zu wollen.

Wir haben uns bei der Farbenlehre des analytischen Verfahrens bedient und möglichst alle Erscheinungen, wie sie nur bekannt sind, in einer gewissen Folge dargestellt um zu versuchen, inwiefern hier ein Allgemeines zu finden sey, unter welches sie sich allenfalls unterordnen ließen, und glauben also, jener Pflicht des neunzehnten Jahrhunderts vorgearbeitet zu haben.

Ein gleiches thaten wir, um jene Phänomene sämmtlich darzustellen, welche sich bei verdoppelter Spiegelung ereignen. Beides überlassen wir einer nähern oder entferntern Zukunft, mit dem Bewußtseyn, jene Untersuchungen wieder an die Natur zurückgewiesen und ihnen die wahre Freiheit wieder gegeben zu haben.

Wir wenden uns zu einer andern allgemeineren Betrachtung. Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt, und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege: denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einathmen, machen das Leben der Wissenschaft.

Eine falsche Hypothese ist besser als gar keine; denn daß sie falsch ist, ist gar kein Schade: aber wenn sie sich befestigt, wenn sie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntniß wird, woran niemand zweifeln, welches niemand untersuchen darf, dieß ist eigentlich das Unheil woran Jahrhunderte leiden.

Die Newton'sche Lehre mochte vorgetragen werden: schon zu seiner Zeit wurden die Mängel derselben ihr entgegengesetzt, aber die übrigen großen Verdienste des Mannes, seine Stellung in der bürgerlichen und gelehrten Welt ließen den Widerspruch nicht aufkommen. Besonders aber haben die Franzosen die größte Schuld an der Verbreitung und Verknöcherung dieser Lehre. Diese sollten also im neunzehnten Jahrhundert,

um jenen Fehler wieder gut zu machen, eine frische Analyse jener verwickelten und erstarrten Hypothese begünstigen.

Die Hauptsache, woran man bei ausschließlicher Anwendung der Analyse nicht zu denken scheint, ist, daß jede Analyse eine Synthese voraussetzt. Ein Sandhaufen läßt sich nicht analysiren; bestünde er aber aus verschiedenen Theilen, man setze Sand und Gold, so ist das Waschen eine Analyse, wo das Leichte weggeschwemmt und das Schwere zurückgehalten wird.

So beruht die neuere Chemie hauptsächlich darauf, das zu trennen, was die Natur vereinigt hatte; wir heben die Synthese der Natur auf, um sie in getrennten Elementen kennen zu lernen.

Was ist eine höhere Synthese, als ein lebendiges Wesen? Und was haben wir uns mit Anatomie, Physiologie und Psychologie zu quälen, als um uns von dem Complex nur einigermaßen einen Begriff zu machen, welcher sich immerfort herstellt, wir mögen ihn in noch so viele Theile zerfleischt haben!

Eine große Gefahr, in welche der Analytiker geräth, ist deßhalb die, wenn er seine Methode da anwendet, wo keine Synthese zu Grunde liegt. Dann ist seine Arbeit ganz eigentlich ein Bemühen der Danaiden; und wir sehen hiervon die traurigsten Beispiele; denn im Grunde treibt er doch eigentlich sein Geschäft, um zuletzt wieder zur Synthese zu gelangen. Liegt aber bei dem Gegenstand, den er behandelt, keine zum Grunde, so bemüht er sich vergebens sie zu entdecken; alle Beobachtungen werden ihm immer nur hinderlich, je mehr sich ihre Zahl vermehrt.

Vor allem also sollte der Analytiker untersuchen oder vielmehr sein Augenmerk dahin richten, ob er denn wirklich mit einer geheimnißvollen Synthese zu thun habe oder ob das, womit er sich beschäftigt, nur eine Aggregation sey, ein Nebeneinander, ein Miteinander oder wie das alles modificirt werden könnte. Einen Argwohn dieser Art geben diejenigen Capitel des Wissens, mit denen es nicht vorwärts will. In diesem Sinne könnte man über Geologie und Meteorologie gar fruchtbare Betrachtungen anstellen.

Principes de Philosophie Zoologique.

Discutés en Mars 1830 au sein de l'académie royale des sciences

par

Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire.

Paris 1830.

I. Abſchnitt.

Bei einer Sitzung der franzöſiſchen Akademie am 22. Februar dieſes Jahres begab ſich ein wichtiger Vorfall, der nicht ohne höchſt bedeutende Folgen bleiben kann. In dieſem Heiligthum der Wiſſenſchaften, wo alles in Gegenwart eines zahlreichen Publicums auf das anſtändigſte vorzugehen pflegt, wo man mit der Mäßigung, ja der Verſtellung wohlerzogener Perſonen ſich begegnet, bei Verſchiedenheit der Meinungen nur mit Maß erwiedert, das Zweifelhafte eher beſeitigt als beſtreitet, hier ereignet ſich über einen wiſſenſchaftlichen Punkt ein Streit, der perſönlich zu werden droht, aber genau beſehen weit mehr bedeuten will.

Es offenbart ſich hier der immer fortwährende Conflict zwiſchen den zwei Denkweiſen, in die ſich die wiſſenſchaftliche Welt ſchon lange trennt, der ſich auch zwiſchen unſern nachbarlichen Naturforſchern immerfort hinſchlich, nun aber dießmal merkwürdig heftig ſich hervorthut und ausbricht.

Zwei vorzügliche Männer, der perpetuirliche Secretär der Akademie, Baron Cuvier, und ein würdiges Mitglied, Geoffroy de Saint-Hilaire, treten gegen einander auf; der erſte aller Welt, der zweite den Naturforſchern rühmlichſt bekannt; ſeit dreißig Jahren Collegen an

Einer Anſtalt lehren ſie Naturgeſchichte am Jardin des Plantes, in dem unüberſehbaren Felde beide eifrigſt beſchäftigt, erſt gemeinſchaftlich arbeitend, aber nach und nach durch Verſchiedenheit der Anſichten getrennt und ſich eher ausweichend.

Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterſcheidender, das Vorliegende genau Beſchreibender, und gewinnt ſich eine Herrſchaft über eine unermeßliche Breite. Geoffroy de Saint-Hilaire hingegen iſt im ſtillen um die Analogien der Geſchöpfe und ihre geheimnißvollen Verwandtſchaften bemüht; jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgeſetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; dieſer hegt das Ganze im innern Sinne und lebt in der Ueberzeugung fort, das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden. Wichtig aber iſt zu bemerken, daß manches was dieſem in der Erfahrung klar und deutlich nachzuweiſen gelingt, von jenem dankbar aufgenommen wird; eben ſo verſchmäht dieſer keineswegs, was ihm von dorther einzeln Entſchiedenes zukommt; und ſo treffen ſie auf mehreren Punkten zuſammen, ohne daß ſie ſich deßhalb Wechſelwirkung zugeſtehen. Denn eine Voranſchauung, Vorahnung des Einzelnen im Ganzen will der Trennende, Unterſcheidende, auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende nicht zugeben. Dasjenige erkennen und kennen zu wollen, was man nicht mit Augen ſieht, was man nicht greifbar darſtellen kann, erklärt er nicht undeutlich für eine Anmaßung. Der andere jedoch, auf gewiſſe Grundſätze haltend, einer hohen Leitung ſich überlaſſend, will die Autorität jener Behandlungsweiſe nicht gelten laſſen.

Nach dieſem einleitenden Vortrag wird uns nunmehr wohl niemand verargen, wenn wir das Obengeſagte wiederholen; hier ſind zwei verſchiedene Denkweiſen im Spiele, welche ſich in dem menſchlichen Geſchlecht meiſtens getrennt und dergeſtalt vertheilt finden, daß ſie, wie überall ſo auch im Wiſſenſchaftlichen ſchwer zuſammen verbunden angetroffen werden, und wie ſie getrennt ſind, ſich nicht wohl vereinigen mögen. Ja es geht ſo weit, daß wenn ein Theil von dem andern auch etwas nutzen kann, er es doch gewiſſermaßen widerwillig aufnimmt. Haben wir die Geſchichte der Wiſſenſchaften und eine eigene lange Erfahrung vor Augen, ſo möchte man befürchten, die menſchliche Natur werde ſich von dieſem Zwieſpalt kaum jemals retten können. Wir führen das Vorhergeſagte noch weiter aus.

Der Unterſcheidende wendet ſo viel Scharfſichtigkeit an, er bedarf

Sey, von ſeinen hundert Namen,
Dieſer hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren;
Doch du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gieb du meinem Weg die Richte.

Ob ich Ird'ſches denk' und ſinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geiſt zerſtoben,
Dringet, in ſich ſelbſt gedrängt, nach oben.

Im Athemholen ſind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, ſich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieſes erfriſcht;
So wunderbar iſt das Leben gemiſcht.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Vier Gnaden.

Daß Araber an ihrem Theil
Die Weite froh durchziehen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

Den Turban erſt, der beſſer ſchmückt
Als alle Kaiſerkronen,
Ein Zelt, das man vom Orte rückt
Um überall zu wohnen;

einer ununterbrochenen Aufmerkſamkeit, einer bis ins Kleinſte durchdringenden Gewandtheit, die Abweichungen der Geſtalten zu bemerken, und zuletzt gleichfalls der entſchiedenen Geiſtesgabe, dieſe Differenzen zu benennen, daß man ihm nicht wohl verargen kann, wenn er hierauf ſtolz iſt, wenn er dieſe Behandlungsweiſe als die einzig gründliche und richtige ſchätzen mag.

Sieht er nun gar den Ruhm, der ihm deßhalb zu Theil ward, darauf beruhen, ſo möchte er nicht leicht über ſich gewinnen, die anerkannten Vorzüge mit einem andern zu theilen, der ſich, wie es ſcheint, die Arbeit leichter gemacht hat, ein Ziel zu erreichen, wo eigentlich nur für Fleiß, Mühe, Anhaltſamkeit der Kranz dargeboten werden ſollte.

Freilich glaubt derjenige der von der Idee ausgeht, ſich auch etwas einbilden zu dürfen, er der einen Hauptbegriff zu faſſen weiß, dem ſich die Erfahrung nach und nach unterordnet, der in ſicherer Zuverſicht lebt, er werde das was er hie und da gefunden und ſchon im Ganzen ausgeſprochen hat, gewiß in einzelnen Fällen wieder antreffen. Einem ſo geſtellten Manne haben wir wohl auch eine Art von Stolz, ein gewiſſes inneres Gefühl ſeiner Vorzüge nachzuſehen, wenn er von ſeiner Seite nicht nachgiebt, am wenigſten aber eine gewiſſe Geringſchätzung nicht ertragen kann, die ihm von der Gegenſeite öfters, wenn auch auf eine leiſe, mäßige Art erzeigt wird.

Was aber den Zwieſpalt unheilbar macht, dürfte wohl folgendes ſeyn. Da der Unterſcheidende durchaus ſich mit dem Faßlichen abgiebt, das was er leiſtet, belegen kann, keine ungewöhnlichen Anſichten fordert, niemals was paradox erſcheinen möchte, vorträgt, ſo muß er ſich ein größeres, ja ein allgemeines Publicum erwerben; dagegen jener ſich, mehr oder weniger, als Eremiten findet, der ſelbſt mit denjenigen die ihm beipflichten, ſich nicht immer zu vereinigen weiß. Schon oft iſt in der Wiſſenſchaft dieſer Antagonismus hervorgetreten, und es muß ſich das Phänomen immer wieder erneuern, da, wie wir eben geſehen, die Elemente hierzu ſich immer getrennt neben einander fortbilden, und wo ſie ſich berühren, jederzeit eine Exploſion verurſachen.

Meiſt geſchieht dieß nun, wenn Individuen verſchiedener Nationen, verſchiedenen Alters oder in ſonſtiger Entfernung der Zuſtände auf einander wirken. In gegenwärtigem Falle erſcheint jedoch der merkwürdige Umſtand, daß zwei Männer, im Alter gleich vorgerückt, ſeit achtunddreißig

Jahren Collegen an Einer Anstalt, so lange Zeit auf Einem Felde in verschiedenen Richtungen verkehrend, sich einander ausweichend, sich duldend, jeder für sich fortwirkend, die feinste Lebensart ausübend, doch zuletzt einem Ausbruch, einer endlichen öffentlichen Widerwärtigkeit ausgesetzt und unterworfen werden.

Nachdem wir nun eine Zeit lang im allgemeinen verweilt, so ist es nun sachgemäß, dem Werke dessen Titel wir oben angezeigt haben, näher zu treten.

Seit Anfang März unterhalten uns schon die Pariser Tagesblätter von einem solchen Vorfall, indem sie sich dieser oder jener Seite mit Beifall zuneigen. In einigen folgenden Sessionen dauerte der Widerstreit fort, bis endlich Geoffroy de Saint-Hilaire den Umständen angemessen findet, diese Discussionen aus jenem Kreise zu entfernen und durch eine eigene Druckschrift vor das größere Publicum zu bringen.

Wir haben gedachtes Heft durchgelesen und studirt, dabei aber manche Schwierigkeit zu überwinden gehabt und uns deßhalb zu gegenwärtigem Aufsatz entschlossen, damit uns mancher, der gedachte Schrift in die Hand nimmt, freundlich danken möge, daß wir ihm zu einiger Einleitung verhelfen. Deßhalb stehe denn hier als Inhalt des fraglichen Werks die Chronik dieser neuesten französischen akademischen Streitigkeiten.

Den 15. Februar 1830 (S. 35)

trägt Geoffroy de Saint-Hilaire einen Rapport vor über einen Aufsatz, worin einige junge Leute Betrachtungen anstellen, die Organisation der Mollusken betreffend, freilich mit besonderer Vorliebe für die Behandlungsart, die man a priori nennt, und wo die unité de composition organique als der wahre Schlüssel zu den Naturbetrachtungen gerühmt wird.

Den 22. Februar (S. 53)

tritt Baron Cuvier mit seiner Gegenrede auf und streitet gegen das anmaßliche einzige Princip, erklärt es für ein untergeordnetes und spricht ein anderes aus, welches er für höher und für fruchtbarer erklärt.

In derselben Sitzung (S. 73)

improvisirt Geoffroy de Saint-Hilaire eine Beantwortung, worin er sein Glaubensbekenntniß noch unbewundener ausspricht.

Sitzung vom 1. März (S. 81).

Geoffroy de Saint-Hilaire liest einen Aufsatz vor in demselben

Sinne, worin er die Theorie der Analogien als neu und höchſt brauchbar darzuſtellen ſucht.

Sitzung vom 22. März (S. 109).

Derſelbe unternimmt die Theorie der Analogien auf die Organiſation der Fiſche nützlich anzuwenden.

In derſelben Seſſion (S. 139)

ſucht Baron Cuvier die Argumente ſeines Gegners zu entkräften, indem er an das os hyoïdes, welches zur Sprache gekommen war, ſeine Behauptungen anknüpft.

Sitzung vom 29. März (S. 163).

Geoffroy de Saint-Hilaire vertheidigt ſeine Anſichten des os hyoïdes und fügt einige Schlußbetrachtungen hinzu.

Die Zeitſchrift le temps in der Nummer vom 5. März giebt ein für Geoffroy de Saint-Hilaire günſtiges Reſumé aus unter der Rubrik: „Auf die Lehre von der philoſophiſchen Uebereinſtimmung der Weſen bezüglich.“ Der National thut in der Nummer vom 22. März das Gleiche.

Geoffroy de Saint-Hilaire entſchließt ſich die Sache aus dem Kreiſe der Akademie herauszunehmen, läßt das bisher Vergefallene zuſammen drucken und ſchreibt dazu einen Vorbericht: „Ueber die Theorie der Analogien,“ und datirt ſolchen vom 15. April.

Hierdurch nun ſetzt er ſeine Ueberzeugung hinlänglich ins Klare, ſo daß er unſern Wünſchen, die Angelegenheit möglichſt allgemein verſtändlich vorzuführen glücklich entgegenkommt, wie er auch in einem Nachtrag (S. 27) die Nothwendigkeit der Verhandlung in Druckſchriften behauptet, da bei mündlichen Discuſſionen das Recht wie das Unrecht zu verhallen pflege.

Ganz geneigt aber den Ausländern erwähnt er, mit Zufriedenheit und Beiſtimmung, deſſen was die Deutſchen und die Edinburger in dieſem Fache geleiſtet, und bekennt ſich als ihren Alliirten, woher denn die wiſſenſchaftliche Welt ſich bedeutende Vortheile zu verſprechen hat.

Hier aber laſſen wir zunächſt einige, nach unſerer Weiſe, aus dem Allgemeinen ins Beſondere wechſelnde Bemerkungen folgen, damit für uns der möglichſte Gewinn ſich daraus ergebe.

Wenn uns in der Staaten-, ſo auch in der Gelehrtengeſchichte gar manche Beiſpiele begegnen, daß irgend ein beſonderes, oft geringes und zufälliges Ereigniß eintritt, das die bisher verhüllten Parteien offen einander gegenüberſtellt, ſo finden wir hier denſelben Fall, welcher aber

unglücklicherweise das Eigene hat, daß gerade der Anlaß, der diese Contestationen hervorgerufen, ganz specieller Art ist und die Angelegenheit auf Wege leitet, wo sie von einer gränzenlosen Verwirrung bedroht wird, indem die wissenschaftlichen Punkte, die zur Sprache kommen, an und für sich weder ein bedeutendes Interesse erregen noch dem größten Theile des Publicums klar werden können; daher es denn wohl verdienstlich seyn müßte, den Streit auf seine ersten Elemente zurückzuführen.

Da aber alles was sich unter Menschen im höhern Sinne ereignet, aus dem ethischen Standpunkte betrachtet, beschaut und beurtheilt werden muß, zunächst aber die Persönlichkeit, die Individualität der fraglichen Personen vorzüglich zu beachten ist, so wollen wir uns vor allen Dingen mit der Lebensgeschichte der beiden genannten Männer, wenn auch nur im Allgemeinsten, bekannt machen.

Geoffroy de Saint-Hilaire, geboren 1772, wird als Professor der Zoologie im Jahre 1793 angestellt, und zwar als man den Jardin du Roi zu einer öffentlichen Lehrschule bestimmt. Bald nachher wird Cuvier gleichfalls zu dieser Anstalt berufen; beide arbeiten zutraulich zusammen, wie es wohlmeinende Jünglinge pflegen, unbewußt ihrer innern Differenz.

Geoffroy de Saint-Hilaire gesellt sich im Jahre 1798 zu der ungeheuer problematischen Expedition nach Aegypten, und wird dadurch seinem Lehrgeschäft gewissermaßen entfremdet; aber die ihm inwohnende Gesinnung, aus dem Allgemeinen ins Besondere zu gehen, befestigt sich nur immer mehr, und nach seiner Rückkunft, bei dem Antheil an dem großen ägyptischen Werke, findet er die erwünschteste Gelegenheit, seine Methode anzuwenden und zu nutzen.

Das Vertrauen, das seine Einsichten so wie sein Charakter erworben, beweist sich in der Folge abermals dadurch, daß ihn das Gouvernement im Jahre 1810 nach Portugal sendet, um dort, wie man sich ausdrückt, die Studien zu organisiren; er kommt von dieser ephemeren Unternehmung zurück, und bereichert das Pariser Museum durch manches Bedeutende.

Wie er nun in seinem Fache unermüdet zu arbeiten fortfährt, so wird er auch von der Nation als Biedermann anerkannt und im Jahr 1815 zum Deputirten erwählt. Dieß war aber der Schauplatz nicht, auf welchem er glänzen sollte; niemals bestieg er die Tribüne.

Die Grundsätze, nach welchen er die Natur betrachtet, spricht er endlich in einem 1818 herausgegebenen Werke deutlich aus und erklärt

seinen Hauptgedanken, die Organisation der Thiere sey einem allgemeinen nur hie und da modificirten Plan, woher die Unterscheidung derselben abzuleiten sey, unterworfen."

Wenden wir uns nun zu seinem Gegner.

Georg Leopold Cuvier, geboren 1769 in dem damals noch würtembergischen Mömpelgard; er gewinnt hierbei genauere Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur; seine entschiedene Neigung zur Naturgeschichte giebt ihm ein Verhältniß zu dem trefflichen Kielmeyer, welches auch nachher aus der Ferne fortgesetzt wird. Wir erinnern uns im Jahre 1797 frühere Briefe Cuviers an den genannten Naturforscher gesehen zu haben, merkwürdig durch die in den Text charakteristisch und meisterhaft eingezeichneten Anatomien von durchforschten niedern Organisationen.

Bei seinem Aufenthalt in der Normandie bearbeitet er die Linné'sche Klasse der Würmer, bleibt den Pariser Naturfreunden nicht unbekannt, und Geoffroy de Saint-Hilaire bestimmt ihn nach der Hauptstadt zu kommen. Sie verbinden sich zu der Herausgabe mehrerer Werke zu didaktischen Zwecken, besonders suchen sie eine Anordnung der Säugethiere zu gewinnen.

Die Vorzüge eines solchen Mannes bleiben ferner nicht unbeachtet: er wird 1795 bei der Centralschule zu Paris angestellt und als Mitglied des Instituts in dessen erste Klasse aufgenommen. Für den Bedarf jener Schule giebt er im Jahre 1798 heraus: **Tableaux élémentaires de l'histoire naturelle des animaux. 8.**

Er erhält die Stelle eines Professers der vergleichenden Anatomie, und gewinnt sich durch seinen Scharfblick die weite klare Uebersicht, durch einen hellen glänzenden Vortrag den allgemeinsten und lautesten Beifall. Nach Daubentons Abgang wird ihm dessen Platz beim Collège de France und, von Napoleon anerkannt, tritt er zum Departement des öffentlichen Unterrichts. Als ein Mitglied derselben reist er durch Holland und einen Theil von Deutschland, durch die als Departemente dem Kaiserthum damals einverleibten Provinzen, die Lehr- und Schulanstalten zu untersuchen; sein erstatteter Bericht ist beizuschaffen. Beiläufig ward mir bekannt, er habe darin die Vorzüge deutscher Schulen vor den französischen herauszusetzen nicht unterlassen.

Seit 1813 wird er zu höheren Staatsverhältnissen berufen, in welchen er nach der Bourbonen Rückkehr bestätigt wird und bis auf den heutigen Tag in öffentlicher sowohl als wissenschaftlicher Wirksamkeit fortfährt.

Seine Arbeiten ſind unüberſehbar: ſie umfaſſen das ganze Naturreich, und ſeine Darlegungen dienen auch uns zur Kenntniß der Gegenſtände und zum Muſter der Behandlung. Nicht allein das gränzenloſe Reich der lebendigen Organiſationen hat er zu erforſchen und zu ordnen getrachtet, auch die längſt ausgeſtorbenen Geſchlechter danken ihm ihre wiſſenſchaftliche Wiederauferſtehung.

Wie genau er denn auch das ganze menſchliche Weltweſen kenne und in die Charaktere der vorzüglich Mitwirkenden einzudringen vermöge, gewahrt man in den Ehrendenkmälern, die er verſtorbenen Gliedern des Inſtituts aufzurichten weiß; wo denn zugleich ſeine ſo ausgebreiteten Ueberſichten aller wiſſenſchaftlichen Regionen zu erkennen ſind.

Verziehen ſey das Skizzenhafte dieſer biographiſchen Verſuche; hier war nicht die Rede, die allenfalls Theilnehmenden zu unterrichten, ihnen etwas Neues vorzulegen, ſondern ſie nur an dasjenige zu erinnern, was ihnen von beiden würdigen Männern längſt bekannt ſeyn mußte.

Nun aber möchte man wohl fragen: welche Urſache, welche Befugniß hat der Deutſche, von dieſem Streit nähere Kenntniß zu nehmen? ja vielleicht als Partei ſich zu irgend einer Seite zu geſellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wiſſenſchaftliche Frage, wo ſie auch zur Sprache komme, jede gebildete Nation intereſſire, wie man denn auch wohl die ſcientifiſche Welt als einen einzigen Körper betrachten darf, ſo iſt hier nachzuweiſen, daß wir dießmal beſonders aufgerufen ſind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere deutſche Männer als mit ihm in gleicher Geſinnung begriffen; Baron Cuvier dagegen ſcheint von unſern deutſchen Bemühungen in dieſem Felde die ungünſtigſten Begriffe ſich gebildet zu haben; es äußert ſich derſelbe in einer Eingabe vom 5. April (Seite 24 in der Note) folgendermaßen: „Ich weiß wohl, ich weiß, daß für gewiſſe Geiſter hinter dieſer Theorie der Analogien, wenigſtens verworrener Weiſe, eine andere ſehr alte Theorie ſich verbergen mag, die, ſchon längſt widerlegt, von einigen Deutſchen wieder hervorgeſucht worden, um das pantheiſtiſche Syſtem zu begünſtigen, welches ſie Naturphiloſophie nennen.“ Dieſe Aeußerung Wort für Wort zu commentiren, den Sinn derſelben deutlich zu machen, die fromme Unſchuld deutſcher Naturdenker klar hinzulegen, bedürfte es wohl auch eines Octavbändchens; wir wollen in der Folge ſuchen auf die kürzeſte Weiſe unſern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforschers, wie Geoffroy de Saint-Hilaire, ist freilich von der Art, daß es ihm Vergnügen machen muß, von den Bemühungen deutscher Forscher einigermaßen unterrichtet zu seyn, sich zu überzeugen, daß sie ähnliche Gesinnungen hegen wie er, daß sie auf demselben Wege sich bemühen, und daß er also von ihrer Seite sich umsichtigen Beifall und wenn er es verlangt, hinreichenden Beistand zu erwarten hat. Wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unsern westlichen Nachbaren niemals zu Schaden gedieh, wenn sie von deutschem Forschen und Bestreben einige Kenntniß nahmen.

Die deutschen Naturforscher, welche bei dieser Gelegenheit genannt werden, sind: Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann, und zugleich werden unserer Theilnahme an diesen Studien dreißig Jahre zugestanden. Allein ich darf wohl behaupten, daß es über funfzig sind, die uns schon mit wahrhafter Neigung an solche Untersuchungen gekettet sehen. Kaum erinnert sich noch jemand außer mir jener Anfänge, und mir sey gegönnt hier jener treuen Jugendforschungen zu erwähnen, wodurch sogar einiges Licht auf gegenwärtige Streitigkeiten fallen konnte.

„Ich lehre nicht, ich erzähle.“ (Montaigne.)

Weimar, im September 1830.

II. Abschnitt.

„Ich lehre nicht, ich erzähle,“ damit schloß ich den ersten Abschnitt meiner Betrachtungen über das genannte Werk; nun aber finde ich, um den Standpunkt, woraus ich beurtheilt werden möchte, noch näher zu bestimmen, rathsam, die Worte eines Franzosen hier vorzusetzen, welche besser als irgend etwas anders die Art, womit ich mich verständlich zu machen suche, kürzlich aussprechen möchten.

„Es giebt geistreiche Männer, die eine eigene Art des Vortrags haben: nach ihrer Weise fangen sie an, sprechen zuerst von sich selbst und machen sich nur ungern von ihrer Persönlichkeit los. Ehe sie euch die Resultate ihres Nachdenkens vorlegen, fühlen sie ein Bedürfniß, erst aufzuzählen, wo und wie dergleichen Betrachtungen ihnen zukamen.“

Werde mir deshalb in diesem Sinne zugegeben, den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen ich meine Jahre gewidmet, ohne

weitere Anmaßung, synchronistisch mit meinem Leben, freilich nur im allgemeinsten, zu behandeln.

Hiernach also wäre zu erwähnen, wie früh ein Anklang der Naturgeschichte, unbestimmt aber eindringlich, auf mich gewirkt hat. Graf Buffon gab gerade in meinem Geburtsjahr 1749, den ersten Theil seiner Histoire naturelle heraus, und erregte großen Antheil unter den damals französischer Einwirkung sehr zugänglichen Deutschen. Die Bände folgten jahrweise und so begleitete das Interesse einer gebildeten Gesellschaft mein Wachsthum, ohne daß ich mehr als den Namen dieses bedeutenden Mannes, so wie die Namen seiner eminenten Zeitgenossen, wäre gewahr werden.

Graf Buffon, geboren 1707. Dieser vorzügliche Mann hatte eine heitere freie Uebersicht, Lust am Leben und Freude am Lebendigen des Daseyns; froh interessirt er sich für alles, was da ist. Lebemann, Weltmann hat er durchaus den Wunsch, im Belehren zu gefallen, im Unterrichten sich einzuschmeicheln. Seine Darstellungen sind mehr Schilderungen als Beschreibungen; er führt die Creatur in ihrer Ganzheit vor, besonders gern in Bezug auf den Menschen; deßwegen er diesem die Hausthiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt sich alles Bekannten; die Naturforscher nicht allein weiß er zu nutzen, der Resultate aller Reisenden versteht er sich zu bedienen. Man sieht ihn in Paris, dem großen Mittelpunkte der Wissenschaften, als Intendanten des schon bedeutenden königlichen Cabinets, begünstigt im Aeußern, wohlhabend, in den Grafenstand erhoben und sich auch so vornehm als anmuthig gegen seine Leser betragend.

Auf diesem Standpunkt weiß er sich aus dem Einzelnen das Umfassende zu bilden, und wenn er auch, was uns hier zunächst berührt, in dem zweiten Band Seite 544 niederschreibt: „Die Arme des Menschen gleichen auf keine Weise den Vorderfüßen der Thiere, so wenig als den Flügeln der Vögel," so spricht er im Sinne der natürlich hinblickenden, die Gegenstände wie sie sind aufnehmenden Menge. Aber in seinem Innern entwickelt sich's besser, denn im vierten Bande Seite 379 sagt er: „Es giebt eine ursprüngliche und allgemeine Vorzeichnung, die man sehr weit verfolgen kann," und somit hat er die Grundmaxime der vergleichenden Naturlehre ein- für allemal festgesetzt.

Man verzeihe diese flüchtigen, fast frevelhaft eilenden Worte, womit wir einen so verdienten Mann vorüberführen; es ist genug uns zu

überzeugen, daß, ungeachtet der gränzenlosen Einzelnheiten, denen er sich hingiebt, er nicht verfehlte, ein Umfassendes anzuerkennen. Gewiß ist, wenn wir jetzt seine Werke durchgehen, so finden wir, daß er aller Hauptprobleme sich bewußt war, mit welchen die Naturlehre sich beschäftigt, ernstlich bemüht, sie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulösen; dabei leidet die Ehrfurcht, die wir für ihn empfinden, nicht im mindesten, wenn man einsieht, daß wir Spätern, als hätten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen schon vollkommen gelöst, nur allzu frühzeitig triumphiren. Dem allem ungeachtet müssen wir gestehen, daß, wenn er sich eine höhere Ansicht zu gewinnen suchte, er die Hülfe der Einbildungskraft nicht verschmähte: wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber sich von dem eigentlichen Element, woraus die Wissenschaft gebildet werden soll, einigermaßen entfernte und diese Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialektik hinüberzuführen schien.

Suchen wir in einer so bedeutenden Sache immer deutlicher zu werden. Graf Buffon wird als Oberaufseher des Jardin du Roi angestellt; er soll eine Ausarbeitung der Naturgeschichte darauf gründen. Seine Tendenz geht in das Ganze, insofern es lebt, in einander wirkt und sich besonders auf den Menschen bezieht.

Für das Detail bedarf er eines Gehülfen und beruft Daubenton, einen Landsmann. Dieser faßt die Angelegenheit von der entgegengesetzten Seite, ist ein genauer scharfer Anatomiker. Dieses Fach wird ihm viel schuldig, allein er hält sich dergestalt am Einzelnen, daß er auch das Nächstverwandte nicht an einander fügen mag.

Leider veranlaßt diese ganze verschiedene Behandlungsart auch zwischen diesen beiden Männern eine nicht herzustellende Trennung. Wie sie sich auch mag entschieden haben, genug, Daubenton nimmt seit dem Jahre 1768 keinen Theil mehr an der Buffon'schen Naturgeschichte, arbeitet aber emsig für sich allein fort; und nachdem Buffon im hohen Alter abgegangen, bleibt der gleichfalls bejahrte Daubenton an seiner Stelle und zieht sich in Geoffroy de Saint Hilaire einen jüngern Mitarbeiter heran. Dieser wünscht sich einen Gesellen und findet ihn in Cuvier. Sonderbar genug, daß sich in diesen beiden, gleichfalls höchst verdienten Männern im stillen die gleiche Differenz entwickelt, nur auf einer höhern Stufe. Cuvier hält sich entschieden und in einem systematisch ordnenden Sinne ans Einzelne: denn eine größere Uebersicht leitet schon und nöthigt zu einer Methode der

Aufstellung. Geoffroy, seiner Denkart gemäß, sucht ins Ganze zu dringen, aber nicht wie Buffon ins Vorhandene, Bestehende, Ausgebildete, sondern ins Wirkende, Werdende, Sichentwickelnde. Und so nährt sich heimlich der abermalige Widerstreit und bleibt länger verborgen als der ältere, indem höhere gesellige Bildung, gewisse Convenienzen, schweigende Schonungen den Ausbruch ein Jahr nach dem andern hinhalten, bis denn doch endlich eine geringe Veranlassung, die nach außen und innen künstlich getrennte Elektricität der Leydener Flasche, den geheimen Zwiespalt durch eine gewaltige Explosion offenbart.

Fahren wir jedoch fort, über jene vier so oft genannten und in der Naturwissenschaft immer wieder zu nennenden Männer unsere Betrachtungen anzustellen, wenn wir uns auch einigermaßen wiederholen sollten; denn sie sind es, die, allen übrigen unbeschadet, als Stifter und Beförderer der französischen Naturgeschichte vorleuchten und den Kern bilden, aus welchem sich so manches Wünschenswerthe glücklich hervorthut; seit fast einem Jahrhunderte der wichtigen Anstalt vorgesetzt, dieselbe vermehrend, benutzend und auf alle Weise die Naturgeschichte fördernd, die synthetische und analytische Behandlungsweise der Wissenschaft repräsentirend. Buffon nimmt die Außenwelt, wie er sie findet, in ihrer Mannichfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganzes. Daubenton, als Anatom fortwährend im Trennen und Sondern begriffen, hütet sich, irgend das was er einzeln gefunden, mit einem andern zusammenzufügen; sorgfältig stellt er alles neben einander hin, mißt und beschreibt ein jedes für sich.

In demselben Sinne, nur mit mehr Freiheit und Umsicht, arbeitet Cuvier; ihm ist die Gabe verliehen, gränzenlose Einzelnheiten zu bemerken, zu unterscheiden, unter einander zu vergleichen, sie zu stellen, zu ordnen und sich dergestalt großes Verdienst zu erwerben.

Aber auch er hat eine gewisse Apprehension gegen eine höhere Methode, die er denn doch selbst nicht entbehrt und, obgleich unbewußt, dennoch anwendet; und so stellt er in einem höhern Sinne die Eigenschaften Daubentons wieder dar. Eben so möchten wir sagen, daß Geoffroy einigermaßen auf Buffon zurückweist. Denn wenn dieser die große Synthese der empirischen Welt gelten läßt und in sich aufnimmt, sich aber zugleich mit allen Merkmalen, die sich ihm zum Behuf der Unterscheidung darbieten, bekannt macht und sie benutzt, so tritt Geoffroy bereits der großen abstracten, von

Ein Schwert, das tüchtiger beſchützt
Als Felſ und hohe Mauern,
Ein Liedchen, das gefällt und nützt,
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen ſing' ich ungeſtört
Von ihrem Schawl herunter,
Sie weiß recht wohl was ihr gehört
Und bleibt mir hold und munter.

Und Blum' und Früchte weiß ich euch
Gar zierlich aufzutiſchen,
Wollt ihr Moralien zugleich,
So geb' ich von den friſchen.

Geſtändniß.

Was iſt ſchwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner iſt ſchwer zu verbergen auch
Die Liebe, noch ſo ſtille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen ſchlägt.
Am ſchwerſten zu bergen iſt ein Gedicht,
Man ſtellt es untern Scheffel nicht.
Hat es der Dichter friſch geſungen,
So iſt er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geſchrieben,
Will er die ganze Welt ſoll's lieben.
Er lieſ't es jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

---

jenem nur geahnten Einheit näher, erschrickt nicht vor ihr und weiß, indem er sie auffaßt, ihre Ableitungen zu seinem Vortheil zu nutzen.

Vielleicht kommt der Fall in der Geschichte des Wissens und der Wissenschaft nicht wieder vor, daß an dem gleichen Ort, auf eben derselben Stelle, in Bezug auf dieselben Gegenstände, Amt und Pflicht gemäß, durch so lange Zeit eine Wissenschaft im beständigen Gegensatze von so höchst bedeutenden Männern wäre gefördert worden, welche, anstatt durch die Einheit der ihnen vorgelegten Aufgabe sich zu einer gemeinsamen Bearbeitung, wenn auch aus verschiedenen Gesichtspunkten, einladen zu lassen, nicht durch den Gegenstand, sondern durch die Art ihn anzusehen, bis zu feindseligem Widerstreit hingerissen gegen einander auftreten. Ein so merkwürdiger Fall aber muß uns allen, muß der Wissenschaft selbst zum Besten gereichen! Möge doch jeder von uns bei dieser Gelegenheit sagen, daß Sondern und Verknüpfen zwei unzertrennliche Lebensacte sind. Vielleicht ist es besser gesagt, daß es unerläßlich ist, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen ins Einzelne, aus dem Einzelnen ins Ganze zu gehen, und je lebendiger diese Functionen des Geistes, wie Aus- und Einathmen, sich zusammen verhalten, desto besser wird für die Wissenschaften und ihre Freunde gesorgt seyn.

Wir verlassen diesen Punkt, um darauf wieder zurückzukehren, wenn wir nur erst von denjenigen Männern gesprochen haben, die in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Hunderts uns auf dem eigens eingeschlagenen Wege förderten.

Peter Camper, ein Mann von ganz eigenem Beobachtungs- und Verknüpfungsgeiste, der mit dem aufmerksamen Beschauen zugleich eine glückliche Nachbildungsgabe verband und so, durch Reproduction des Erfahrenen, dieses in sich selbst belebte und sein Nachdenken durch Selbstthätigkeit zu schärfen wußte.

Seine großen Verdienste sind allgemein anerkannt; ich erwähne hier nur seiner Faciallinie, wodurch das Verrücken der Stirn, als Gefäß des geistigen Organs, über die untere mehr thierische Bildung anschaulicher und dem Nachdenken angeeigneter werden.

Geoffroy giebt ihm das herrliche Zeugniß Seite 149 in der Note: „Ein weitumfassender Geist, hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinstimmung organischer Systeme so ein lebhaftes und tiefes Gefühl, daß er, mit Vorliebe, alle außerordentlichen Fälle aufsuchte,

wo er einen Anlaß fände, sich mit Problemen zu beschäftigen, eine Gelegenheit Scharfsinn zu üben, um sogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen." Und was ließe sich nicht alles hinzufügen, wenn hier mehr als Andeutung sollte geliefert werden!

Hier möchte nun der Ort seyn zu bemerken, daß der Naturforscher auf diesem Wege am ersten und leichtesten den Werth, die Würde des Gesetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Geregelte, so denken wir, es müsse so seyn, von jeher sey es also bestimmt und deßwegen stationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgestalten, so erkennen wir, daß die Regel zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig sey, daß die Wesen, zwar nicht aus derselben heraus, aber doch innerhalb derselben sich ins Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrschaft des Gesetzes anerkennen müssen.

Samuel Thomas Sömmering, ward durch Camper angeregt. Ein höchst fähiger, zum Schauen, Bemerken, Denken aufgeweckter lebendiger Geist. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchst sinnige Ausspruch, der Mensch unterscheide sich von den Thieren hauptsächlich dadurch, daß die Masse seines Gehirns den Complex der übrigen Nerven in einem hohen Grad überwiege, welches bei den übrigen Thieren nicht stattfinde, war höchst folgereich. Und was gewann nicht, in jener empfänglichen Zeit, der gelbe Fleck im Mittelpunkte der Retina für eine Theilnahme! Wie viel wurden, in der Folge, die Sinnesorgane, das Auge, das Ohr seinem Einblick, seiner nachbildenden Hand schuldig!

Sein Umgang, ein briefliches Verhältniß zu ihm, war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Factum, eine frische Ansicht, eine tiefere Erwägung wurden mitgetheilt, und jede Wirksamkeit aufgeregt: alles Aufkeimende entwickelte sich schnell und eine frische Jugend ahnte die Hindernisse nicht, die sich ihr entgegenzustellen auf dem Wege waren.

Johann Heinrich Merck, als Kriegszahlmeister im Hessen-Darmstädtischen angestellt, verdient auf alle Weise hier genannt zu werden. Er war ein Mann von unermüdeter geistiger Thätigkeit, die sich nur deßwegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete; weil er, als talentvoller Dilettant, nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde.

Auch er ergab sich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo

ihm denn auch ein zeichnerisches Talent, das sich leicht und bestimmt auszudrücken wußte, glücklich zu Hülfe kam.

Die eigentliche Veranlassung jedoch hierzu gaben die merkwürdigen Fossilien, auf die man in jener Zeit erst eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtete, und welche mannichfaltig und wiederholt in der Flußregion des Rheins ausgegraben wurden. Mit habsüchtiger Liebhaberei bemächtigte er sich mancher vorzüglichen Exemplare, deren Sammlung nach seinem Ableben in das großherzoglich hessische Museum geschafft und eingeordnet und auch daselbst durch den einsichtigen Custos von Schleiermacher sorgfältig verwahrt und vermehrt worden.

Mein inniges Verhältniß zu beiden Männern steigerte zuerst bei persönlicher Bekanntschaft, sodann durch fortgesetzte Correspondenz, meine Neigung zu diesen Studien; deßhalb suchte ich, meiner angeborenen Anlage gemäß, vor allen Dingen nach einem Leitfaden, oder wie man es auch nennen möchte, nach einem Punkt wovon man ausginge, eine Maxime an der man sich halten, einen Kreis aus welchem nicht abzuirren wäre.

Ergeben sich nun heutiges Tags in unserm Felde auffallende Differenzen, so ist nichts natürlicher, als daß diese damals sich noch mehr und öfter hervorthun mußten, weil jeder, von seinem Standpunkt ausgehend, jedes zu seinen Zwecken, alles zu allem nützlich anzuwenden bemüht war.

Bei der vergleichenden Anatomie im weitesten Sinne, insofern sie eine Morphologie begründen sollte, war man denn doch immerfort so mit den Unterschieden wie mit den Uebereinstimmungen beschäftigt. Aber ich bemerkte gar bald, daß man sich bisher ohne Methode nur in die Breite bemüht habe; man verglich, wie es gerade vorkam, Thier mit Thier, Thiere mit Thieren, Thiere mit Menschen, woraus eine unübersehbare Weitläufigkeit und eine sinnebetäubende Verworrenheit entstand, indem es theils allenfalls paßte, theils aber ganz und gar sich nicht fügen wollte.

Nun lege ich die Bücher bei Seite und ging unmittelbar an die Natur, an ein übersehbares Thierskelett; die Stellung auf vier Füßen war die entschiedenste und ich fing an von vorn nach hinten, der Ordnung nach, zu untersuchen.

Hier fiel der Zwischenknochen vor allen, als der vorderste in die Augen, und ich betrachtete ihn daher durch die verschiedensten Thiergeschlechter.

Aber ganz andere Betrachtungen wurden eben dazumal rege. Die nahe Verwandtschaft des Affen zu dem Menschen nöthigte den Naturforscher zu peinlichen Ueberlegungen, und der vortreffliche Camper glaubte den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin gefunden zu haben, daß jenem ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zugetheilt sey, diesem aber ein solcher fehle.

Ich kann nicht ausdrücken, welche schmerzliche Empfindung es mir war, mit demjenigen in entschiedenem Gegensatz zu stehen, dem ich so viel schuldig geworden, dem ich mich zu nähern, mich als seinen Schüler zu bekennen, von dem ich alles zu lernen hoffte.

Wer sich meine damaligen Bemühungen zu vergegenwärtigen die Absicht hätte, findet, was schriftlich verfaßt worden, in dem ersten Bande dessen, was ich zur Morphologie geliefert habe (jetzt Bd. XXVII); und welche Mühe man sich gegeben, auch bildlich, worauf doch alles ankommt, die verschiedenen abweichenden Gestalten jenes Knochens zu verzeichnen, läßt sich nunmehr aus den Verhandlungen der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher ersehen, wo sowohl der Text wieder abgedruckt als die dazu gehörigen lange Jahre im Verborgenen gebliebenen Tafeln freundlichst aufgenommen werden. Beides findet sich in der ersten Abtheilung des fünfzehnten Bandes.

Doch ehe wir jenen Band aufschlagen, habe ich noch etwas zu erzählen, zu bemerken und zu bekennen, welches, wenn es auch nicht von großer Bedeutung wäre, doch unsern strebenden Nachkommen zum Vortheil gereichen kann.

Nicht allein die ganz frische Jugend, sondern auch der schon herangebildete Mann wird, sobald ihm ein prägnanter, folgerechter Gedanke aufgegangen, sich mittheilen, bei andern eine gleiche Denkweise aufregen wollen.

Ich merkte daher den Mißgriff nicht, da ich die Abhandlung, die man so eben finden wird, ins Lateinische übersetzt, mit theils umrissenen, theils ausgeführten Zeichnungen ausgestattet, an Peter Camper zu übersenden die unbesonnene Gutmüthigkeit hatte. Ich erhielt darauf eine sehr ausführliche, wohlwollende Antwort, worin er die Aufmerksamkeit, die ich diesen Gegenständen geschenkt, höchlich lobte, die Zeichnungen zwar nicht mißbilligte, wie aber solche Gegenstände besser von der Natur abzunehmen seyen, guten Rath ertheilte und einige Vortheile zu beachten gab.

Er ſchien ſogar über dieſe Bemühung etwas verwundert, fragte ob ich dieſes Heft etwa abgedruckt haben wollte: zeigte die Schwierigkeiten wegen der Kupfer umſtändlich an, auch die Mittel ſie zu überwinden. Genug, er nahm als Vater und Gönner allen billigen Antheil an der Sache.

Aber davon war nicht die geringſte Spur, daß er meinen Zweck bemerkt habe, ſeiner Meinung entgegen zu treten und irgend etwas anderes als ein Programm zu beabſichtigen. Ich erwiederte beſcheiden und erhielt noch einige ausführliche wohlwollende Schreiben, genau beſehen nur materiellen Inhalts, die ſich aber keineswegs auf meinen Zweck bezogen, dergeſtalt daß ich zuletzt, da dieſe eingeleitete Verbindung nichts fördern konnte, ſie ruhig fallen ließ, ohne jedoch daraus, wie ich wohl hätte ſollen, die bedeutende Erfahrung zu ſchöpfen, daß man einen Meiſter nicht von ſeinem Irrthum überzeugen könne, weil er ja in ſeine Meiſterſchaft aufgenommen und dadurch legitimirt ward.

Verloren ſind leider, mit ſo vielen andern Documenten, jene Briefe, welche den tüchtigen Zuſtand jenes hohen Mannes und zugleich meine gläubige, jüngerhafte Deferenz ſehr lebhaft vergegenwärtigen müßten.

Aber noch ein anderes Mißgeſchick betraf mich: ein ausgezeichneter Mann, Johann Friedrich Blumenbach, der ſich mit Glück der Naturwiſſenſchaft gewidmet, auch beſonders die vergleichende Anatomie durchzuarbeiten begonnen, trat in ſeinem Compendium derſelben auf Campers Seite und ſprach dem Menſchen den Zwiſchenknochen ab. Meine Verlegenheit wurde dadurch aufs höchſte geſteigert, indem ein ſchätzbares Lehrbuch, ein vertrauenswürdiger Lehrer meine Geſinnungen, meine Abſichten durchaus beſeitigen ſollte.

Aber ein ſo geiſtreicher, fort unterſuchender und denkender Mann konnte nicht immer bei einer vorgefaßten Meinung verharren und ich bin ihm, bei traulichen Verhältniſſen, über dieſen Punkt, wie über viele andere, eine theilnehmende Belehrung ſchuldig geworden, indem er mich benachrichtigte, daß der Zwiſchenknochen bei waſſerköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgeſondert ſich manifeſtire.

Nun aber kann ich jene, damals mit Proteſt zurückgewieſenen Arbeiten, welche ſo viele Jahre im ſtillen geruht, hervorrufen und für dieſelben mir einige Aufmerkſamkeit erbitten.

Auf die erwähnten Abbildungen habe ich mich zunächſt vollkommener

Deutlichkeit wegen zu berufen, noch mehr aber auf das d'Alton'sche große osteologische Werk hinzudeuten, wo eine weit größere, freiere, ins Ganze gehende Uebersicht zu gewinnen ist.

Bei allem diesem aber habe ich Ursache den Leser zu ersuchen, sämmtliches Bishergesagte und noch zu Sagende, als mittelbar oder unmittelbar bezüglich auf den Streit jener beiden trefflichen französischen Naturforscher, von welchem gegenwärtig immer die Rede bleibt, durchaus anzusehen.

Sodann darf ich voraussetzen, man werde jene so eben bezeichneten Tafeln vor sich zu nehmen und sie mit uns durchzugehen geneigt seyn.

Sobald man von Abbildungen spricht, versteht sich, daß eigentlich von Gestalt gehandelt werde, im gegenwärtigen Falle aber sind wir unmittelbar auf die Function der Theile hingewiesen; denn die Gestalt steht in Bezug auf die ganze Organisation, wozu der Theil gehört und somit auch auf die Außenwelt, von welcher das vollständig organisirte Wesen als ein Theil betrachtet werden muß. In diesem Sinne also gehen wir ohne Bedenken weiter zu Werke.

Auf der ersten Tafel sehen wir diesen Knochen, welchen wir als den vordersten des ganzen Thierbaues erkennen, auf verschiedene Weise gestaltet; eine nähere Betrachtung läßt uns bemerken, daß durch ihn die nöthigste Nahrung dem Thier zugeeignet werde; so verschieden daher die Nahrung, so verschieden wird auch dieses Organ gestaltet seyn. Bei dem Reh finden wir einen leichten, zahnlosen, knöchernen Bügel, um Grashalmen und Blattzweige mäßig abzurupfen. An dem Ochsen sehen wir ungefähr dieselbige Gestalt, nur breiter, plumper, kräftiger, nach Maßgabe der Bedürfnisse des Geschöpfes. In der dritten Figur haben wir das Kameel, welches schafartig eine gewisse beinahe monstrose Unentschiedenheit zeigt, so daß der Zwischenknochen von der obern Kinnlade, Schneidezahn vom Eckzahn kaum zu unterscheiden sind.

Auf der zweiten Tafel zeigt sich das Pferd mit einem bedeutenden Zwischenknochen, sechs abgestumpfte Schneidezähne enthaltend; der hier, bei einem jungen Subject, unentwickelte Eckzahn ist der obern Kinnlade vollkommen zugeeignet.

Bemerkenswerth ist an der zweiten Figur derselben Tafel die obere Kinnlade der Sus babirussa, von der Seite betrachtet; hier sieht man in der obern Kinnlade den wunderbaren Eckzahn ganz eigentlich enthalten,

indem deſſen Alveole an den ſchweinartig bezahnten Zwiſchenkiefer kaum anſtreift und nicht die mindeſte Einwirkung auf denſelben bemerken läßt.

Auf der dritten Tafel ſchenken wir unſere Aufmerkſamkeit der dritten Figur, dem Wolfsgebiß. Der vorgeſchobene, mit ſechs tüchtigen ſcharfen Schneidezähnen verſehene Zwiſchenknochen unterſcheidet ſich an Figur b durch eine Sutur ſehr deutlich von der obern Kinnlade, und läßt, obgleich ſehr vorgeſchoben, die genaue Nachbarſchaft mit dem Eckzahne erſehen. Das Löwengebiß, mehr zuſammengezogen, zahnkräftiger und gewaltſamer, zeigt jene Unterſcheidung und Nachbarſchaft noch genauer. Des Eisbärs gleiches Vordergebiß, mächtig, aber unbehülflich, plump, eine charakterloſe Bildung, auf alle Fälle weniger zum Ergreifen als zum Zerknirſchen fähig; die Canales palatini breit und offen; von jener Sutur aber keine Spur, die man jedoch im Geiſte zeichnen und ihr den Lauf anweiſen wird.

Auf der vierten Tafel Trichecus rosmarus giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Das große Uebergewicht der Eckzähne gebietet dem Zwiſchenknochen zurückzutreten, und das widerwärtige Geſchöpf erhält dadurch ein menſchenähnliches Anſehen. Fig. 1 eines ſchon erwachſenen Thieres verkleinerte Abzeichnung, läßt den abgeſonderten Zwiſchenknochen deutlich ſehen; auch beobachtet man, wie die mächtige, in der obern Kinnlade gegründete Wurzel, bei fortwachſendem Hinaufſtreben, eine Art Geſchwulſt auf der Wangenfläche hervorbrachte. Die Figuren 2 und 3 ſind nach einem jungen Thiere gleicher Größe gebildet. Bei dieſem Exemplar ließ ſich der Zwiſchenknochen völlig von der obern Kinnlade ſondern, da alsdann der Eckzahn in ſeiner, der obern Kinnlade ganz allein angehörigen Alveole ungeſtört zurückbleibt.

Nach allem dieſem dürfen wir kühnlich behaupten, daß der große Elephantenzahn gleichfalls in der obern Kinnlade wurzele; wobei wir zu bedenken haben, daß bei der ungeheuern Forderung, die hier an die obere Kinnlade geſchieht, der benachbarte Zwiſchenknochen, wo nicht zur Bildung der ungeheuern Alveolen, doch zu deren Verſtärkung eine Lamelle hergeben ſollte. So viel haben wir bei ſorgfältiger Unterſuchung mehrerer Exemplare auszufinden geglaubt, wenn auch ſchon die im vierzehnten Bande vorgeſtellten Schädelabbildungen hierin keine Entſcheidung herbeiführen.

Denn hier iſt es, wo uns der Genius der Analogie als Schutzengel zur Seite ſtehen möge, damit wir eine an vielen Beiſpielen erprobte

Wahrheit nicht in einem einzigen, zweifelhaften Fall verkennen, ſondern auch da dem Geſetz gebührende Ehre erweiſen, wo es ſich uns in der Erſcheinung entziehen möchte.

Auf der fünften Tafel iſt Affe und Menſch einander entgegengeſtellt. Was den letztern betrifft, ſo iſt, nach einem beſondern Präparat, Trennung und Verſchmelzung des gedachten Knochens deutlich genug angegeben. Vielleicht wären beide Geſtalten, als Ziel der ganzen Abhandlung, mannichfaltiger und klarer abzubilden und gegen einander zu ſtellen geweſen. Aber gerade zuletzt, in der prägnanteſten Zeit, ſtockte Neigung und Thätigkeit in jenem Fache, ſo daß wir ſchon dankbar anerkennen müſſen, wenn eine hochzuverehrende Societät der Naturforſcher dieſe Fragmente ihrer Aufmerkſamkeit würdigen, und das Andenken redlicher Bemühungen in dem unzerſtörbaren Körper ihrer Acten aufbewahren wollen.

Noch aber müſſen wir unſere Leſer um fortgeſetzte Aufmerkſamkeit bitten: denn, von Herrn Geoffroy ſelbſt veranlaßt, haben wir noch ein anderes Organ in eben dieſem Sinne zu betrachten.

Die Natur bleibt ewig reſpectabel, ewig bis auf einen gewiſſen Punkt erkennbar, ewig dem Verſtändigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannichfaltige Seiten zu; was ſie verbirgt, deutet ſie wenigſtens an; dem Beobachter wie dem Denker giebt ſie vielfältigen Anlaß, und wir haben Urſache, kein Mittel zu verſchmähen, wodurch ihr Aeußeres ſchärfer zu bemerken und ihr Inneres gründlich zu erforſchen iſt. Wir nehmen daher zu unſern Zwecken ohne weiteres die Function in Schutz.

Function, recht begriffen, iſt das Daſeyn in Thätigkeit gedacht, und ſo beſchäftigen wir uns, von Geoffroy ſelbſt aufgerufen, mit dem Arme des Menſchen, mit den Vorderfüßen des Thieres.

Ohne gelehrt ſcheinen zu wollen, beginnen wir von Ariſtoteles, Hippokrates und Galen, nach dem Bericht des letztern. Die heitern Griechen ſchrieben der Natur einen allerliebſten Verſtand zu. Habe ſie doch alles ſo artig eingerichtet, daß man das Ganze immer vollkommen finden müſſe. Den kräftigen Thieren verleihe ſie Klauen und Hörner, den ſchwächeren leichte Beine. Der Menſch aber ſey beſonders verſorgt, durch ſeine vielthätige Hand, wodurch er ſtatt Hörner und Klauen ſich Schwert und Spieß anzuſchaffen wiſſe. Eben ſo iſt der Zweck, warum der Mittelfinger länger ſey als die übrigen, recht luſtig zu vernehmen.

Wollen wir jedoch nach unſerer Art weiter fortſchreiten, müſſen wir

das große d'Alton'ſche Werk vor uns legen und aus deſſen Reichthum die Belege zu unſeren Betrachtungen entnehmen.

Den Vorderam des Menſchen, die Verbindung deſſelben mit der Hand und welche Wunder hier geleiſtet werden, nehmen wir als allgemein bekannt an. Es iſt nichts Geiſtiges, was nicht in dieſen Bereich fiele.

Betrachte man hiernach die reißenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Aneignen der Nahrung geſchickt und geſchäftig ſind, und wie ſie, außer einigem Spieltrieb, dem Zwiſchenknochen untergeordnet und die Knechte des Freßwerkzeugs bleiben.

Die fünf Finger ſind bei dem Pferde in einen Huf geſchloſſen; wir ſehen dieß in geiſtiger Anſchauung, wenn uns nicht auch einmal, durch irgend eine Monſtroſität, die Theilbarkeit des Hufes in Finger davon überzeugte. Dieſes edle Geſchöpf bedarf keines gewaltſamen Anſichreißens ſeiner Nahrung; eine luftige nicht allzu feuchte Weide befördert ſein freies Daſeyn, welches eigentlich nur einer gränzenloſen Bewegung von hin- und herſchwärmendem, behaglichem Muthwillen geeignet zu ſeyn ſcheint; welche Naturbeſtimmung denn auch der Menſch zu nützlichen und leidenſchaftlichen Zwecken gar wohl zu gebrauchen weiß.

Betrachten wir nun dieſen Theil aufmerkſam durch die verſchiedenſten Thiergattungen, ſo finden wir daß die Vollkommenheit deſſelben und ſeiner Functionen zunimmt und abnimmt, je nachdem Pronation und Supination mehr oder weniger leicht und vollſtändig ausgeübt werden kann. Solchen Vortheil beſitzen, in mehr oder minderem Grade, gar viele Thiere; da ſie aber den Vorderarm nothwendig zum Stehen und Fortſchreiten benutzen, ſo exiſtiren ſie die meiſte Zeit in der Pronation, und da auf dieſe Weiſe der Radius mit dem Daumen, welchem er organiſch verbunden iſt, nach innen gekehrt wird, ſo wird derſelbe, als den eigentlichen Schwerpunkt bezeichnend, nach Beſchaffenheit der Umſtände bedeutender, ja zuletzt faſt alleinig an ſeiner Stelle.

Zu den beweglichſten Vorderarmen und den geſchickteſten Händen können wir wohl die des Eichhörnchens und verwandter Nagethiere zählen. Ihr leichter Körper, inſofern er zur aufrechten Stellung mehr oder weniger gelangt, und die hüpfende Bewegung laſſen die Vorderhände nicht plump werden. Es iſt nichts anmuthiger anzuſehen, als das Eichhörnchen, das einen Tannzapfen abſchält; die mittlere Säule wird ganz rein weggeworfen, und es wäre wohl der Beobachtung werth, ob dieſe Geſchöpfe nicht die

Samenkörner in der Spiralfolge, wie ſie ſich entwickelt haben, abknuſpern und ſich zueignen.

Hier können wir ſchicklich der beiden vorſtehenden Nagezähne dieſer Familie gedenken, die im Zwiſchenknochen enthalten auf unſeren Tafeln nicht dargeſtellt worden, aber deſto mannichfaltiger in den d'Alton'ſchen Heften vorgeführt ſind.

Höchſt merkwürdig ſcheint es zu ſeyn, daß durch eine geheimnißvolle Uebereinſtimmung, bei vollkommener Thätigkeit der Hand auch zugleich die Vorderzähne eine höhere Cultur bekommen. Denn während dieſe bei andern Thieren die Nahrung ergreifen, ſo wird ſie hier von den Händen auf geſchickte Weiſe zum Mund gebracht, wodurch nunmehr die Zähne bloß zum Nagen determinirt werden, und ſo dieſes einigermaßen techniſch wird.

Hier aber werden wir in Verſuchung geführt, jenes griechiſche Dictum nicht ſowohl zu wiederholen, als weiterſchreitend abzuändern. Die Thiere werden von ihren Gliedern tyranniſirt, möchten wir ſagen, indem ſie ſich zwar derſelben zu Verlängerung und Fortpflanzung ihres Daſeyns ohne weiteres bedienen; da jedoch die Thätigkeit einer jeden ſolchen Beſtimmung, auch ohne Bedürfniß, immer fortwährt, ſo müſſen deßhalb die Nagethiere, wenn ſie geſättigt ſind, zu zerſtören anfangen, bis endlich dieſe Tendenz durch den Biber ein Analogon vernünftiger Architektonik hervorbringt.

Doch auf dieſe Weiſe dürfen wir nicht fortfahren, weil wir uns ins Gränzenloſe verlieren müßten; deßwegen wir uns kurz zuſammenfaſſen.

Wie das Thier ſich immer weiter zum Stehen und Gehen beſtimmt fühlt, deſto mehr wird der Radius an Kraft zunehmen, dem Körper der Ulna von ſeiner Maſſe abziehen, ſo daß dieſe zuletzt faſt verſchwindet und nur das Olekranon als nothwendigſte Articulation mit dem Oberarme übrig bleibt. Gehe man die vorliegenden d'Alton'ſchen Bildniſſe durch, ſo wird man hierüber gründliche Betrachtungen anſtellen, und immer zuletzt an dieſem Theil und anderen das Daſeyn, das ſich durch die Geſtalt hervorthut, in lebendiger, verhältnißmäßiger Function erblicken.

Nun aber haben wir des Falles zu gedenken, wo noch hinreichende Andeutung des Organs übrig iſt, auch da, wo alle Function völlig aufhört, welches uns auf einer neuen Seite in die Geheimniſſe der Natur zu dringen befähigt.

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied ſich nähren,
Daß es Laien gern empfinden,
Meiſter es mit Freuden hören?

Liebe ſey vor allen Dingen
Unſer Thema, wenn wir ſingen;
Kann ſie gar das Lied durchdringen,
Wird's um deſto beſſer klingen.

Dann muß Klang der Gläſer tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den ſchönſten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Drommete ſchmettre;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Dann zuletzt iſt unerläßlich,
Daß der Dichter manches haſſe;
Was unleidlich iſt und häßlich
Nicht wie Schönes leben laſſe.

Weiß der Sänger dieſer Viere
Urgewalt'gen Stoff zu miſchen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfriſchen.

Man nehme das Heft d'Altons dieſes Jahres, die ſtraußartigen Vögel vorſtellend, zur Hand und betrachte von der erſten bis zur vierten Tafel, vom Skelette des Straußes bis zu dem des neuholländiſchen Caſuars, und bemerke, wie ſich der Vorderarm ſtufenweiſe zuſammenzieht und vereinfacht.

Ob nun gleich dieſes Organ, welches den Menſchen eigentlich zum Menſchen, den Vogel zum Vogel macht, zuletzt auf das ſonderbarſte abbrevirt erſcheint, daß man daſſelbe als eine zufällige Mißbildung anſprechen könnte, ſo ſind doch die ſämmtlichen einzelnen Gliedmaßen daran gar wohl zu unterſcheiden: das Analogon ihrer Geſtalt iſt nicht zu verkennen, eben ſo wenig, wie weit ſie ſich erſtrecken, wo ſie ſich einfügen und, obgleich die vorderſten ſich an Zahl verringern, die überbleibenden ihre beſtimmte Nachbarſchaft nicht aufgeben.

Dieſen wichtigen Punkt, den man bei Unterſuchung der höhern thieriſchen Oſteologie ins Auge faſſen muß, hat Geoffroy vollkommen richtig eingeſehen und entſchieden ausgedrückt, daß man irgend einen beſondern Knochen, der ſich uns zu verbergen ſcheint, am ſicherſten innerhalb der Gränzen ſeiner Nachbarſchaft entdecken könne.

Von einer andern Hauptwahrheit, die ſich hier unmittelbar anſchließt, iſt er gleichfalls durchdrungen, daß nämlich die haushältiſche Natur ſich einen Etat, ein Budget vorgeſchrieben, in deſſen einzelnen Capiteln ſie ſich die vollkommenſte Willkür vorbehält, in der Hauptſumme jedoch ſich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben worden, ſie es der andern abzieht und auf die entſchiedenſte Weiſe ſich ins Gleiche ſtellt. Dieſe beiden ſichern Wegweiſer, denen unſere Deutſchen ſeit ſo manchen Jahren ſo viel verdanken, ſind von Herrn Geoffroy dergeſtalt anerkannt, daß ſie ihm auf ſeinem wiſſenſchaftlichen Lebensgange jederzeit die beſten Dienſte leiſten; wie ſie denn überhaupt den traurigen Behelf der Endurſachen völlig beſeitigen werden.

So viel ſey genug, um anzudeuten, daß wir keine Art der Manifeſtation des labyrinthiſchen Organismus außer Acht laſſen dürfen, wenn wir durch Anſchauung des Aeußern zur Einſicht in das Innerſte gelangen wollen.

Aus dem bisher Verhandelten iſt erſichtlich, daß Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäßen Denkweiſe gelangt ſey. Leider bietet ihm ſeine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da ſein

Gegner ſich im gleichen Falle befindet, ſo wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen ſuchen, dieſen Umſtand beſcheidentlich aufzuklären. Denn wir möchten dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, bemerklich zu machen wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei franzöſiſchen Verträgen, ja bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer, zu bedeutenden Irrungen Veranlaſſung giebt. Man glaubt in reiner Proſa zu reden und man ſpricht ſchon tropiſch; den Tropen wendet einer anders an, als der andere, führt ihn in verwandtem Sinne weiter und ſo wird der Streit unendlich und das Räthſel unauflöslich.

Matériaux. Dieſes Wortes bedient man ſich, um die Theile eines organiſchen Weſens auszudrücken, die zuſammen entweder ein Ganzes oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In dieſem Sinne würde man den Zwiſchenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein Materialien nennen, woraus das Gewölbe des Rachens zuſammengeſetzt iſt; eben ſo den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannichfaltigen der Hand als Materialien betrachten, woraus der Arm des Menſchen, der Vorderfuß des Thieres zuſammengeſetzt iſt.

Im allgemeinſten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzuſammenhängende, wohl auch nicht zuſammengehörige, ihre Bezüge durch willkürliche Beſtimmung erhaltende Körper. Balken, Bretter, Latten ſind Materialien Einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und ſo denn auch z. B. ein Dach zuſammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink, haben mit jenen gar nichts gemein, und werden doch nach Umſtänden das Dach abzuſchließen nöthig.

Wir müſſen daher dem franzöſiſchen Wort **matériaux** einen viel höhern Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geſchieht, weil wir die Folgen vorausſehen.

Composition. Ein gleichfalls unglückliches Wort, mechaniſch mit dem vorigen mechaniſchen verwandt. Die Franzoſen haben ſolches, als ſie über Künſte zu denken und zu ſchreiben anfingen, in unſere Kunſtlehren eingeführt; denn ſo heißt es, der Maler componire ſein Gemälde; der Muſicus wird ſogar ein für allemal Componiſt genannt, und doch, wenn beide den wahren Namen eines Künſtlers verdienen wollen, ſo ſetzen ſie ihre Werke nicht zuſammen, ſondern ſie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höhern Anklang natur- und kunſtgemäß.

Eben ſo wie in der Kunſt, iſt, wenn von der Natur geſprochen wird, dieſer Ausdruck herabwürdigend. Die Organe componiren ſich nicht als vorher fertig, ſie entwickeln ſich aus und an einander zu einem nothwendigen ins Ganze greifenden Daſeyn. Da mag denn von Function, Geſtalt, Farbe, Maß, Maſſe, Gewicht oder von andern Beſtimmungen, wie ſie heißen mögen, die Rede ſeyn, alles iſt beim Betrachten und Forſchen zuläſſig; das lebendige geht ungeſtört ſeinen Gang, pflanzt ſich weiter, ſchwebt, ſchwankt, und erreicht zuletzt ſeine Vollendung.

Embranchement iſt gleichfalls ein techniſches Wort des Zimmerhandwerks und drückt aus, die Balken und Sparren in und an einander zu fügen. Ein Fall, wo dieſes Wort zuläſſig und ausdrücklich erſcheint, iſt wenn es gebraucht wird, um die Verzweigung einer Straße in mehrere zu bezeichnen.

Wir glauben hier im Einzelnen ſo wie im Ganzen die Nachwirkung jener Epoche zu ſehen, wo die Nation dem Senſualismus hingegeben war, gewohnt, ſich materieller, mechaniſcher, atomiſtiſcher Ausdrücke zu bedienen, da denn der forterbende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, ſobald aber die Unterhaltung ſich ins Geiſtige erhebt, den höheren Anſichten vorzüglicher Männer offenbar widerſtrebt.

Noch ein Wort führen wir an, das Wort **plan**. Weil ſich, um die Materialien wohl zu componiren, eine gewiſſe voraus überdachte Anordnung nöthig macht, ſo bedienen jene ſich des Wortes **plan**, werden aber ſogleich dadurch auf den Begriff eines Hauſes, einer Stadt geleitet, welche, noch ſo vernünftig angelegt, immer noch keine Analogie zu einem organiſchen Weſen darbieten können. Dennoch brauchen ſie unbedacht Gebäude und Straßen als Gleichniß; da denn zugleich der Ausdruck **unité du plan** zum Mißverſtändniſſe, zum Hinundwiderſprechen Anlaß giebt und die Frage, worauf alles ankommt, durchaus verdüſtert wird. **Unité du type** würde die Sache ſchon näher auf den rechten Weg geleitet haben und dieß lag ſo nahe, indem ſie das Wort **type** im Context der Rede gar wohl zu brauchen wiſſen, da es eigentlich obenan ſtehen und zur Ausgleichung des Streites beitragen ſollte.

Wiederholen wir zunächſt nur, daß Graf Buffon ſchon im Jahre 1753 drucken läßt, er bekenne ſich zu einem **dessin primitif et général — qu'on peut suivre très loin — sur lequel tout semble avoir été conçu. Tome IV. p. 379.**

Was bedarf es weiter Zeugniß?

Hier aber möchte es der Ort seyn, zu der Streitigkeit, von der wir ausgingen, wieder zurückzukehren und ihre Folgen nach der Zeitreihe, insofern es uns möglich ward, vorzutragen.

Erinnern wird man sich, daß dasjenige Heft, welches unser Vorstehendes veranlaßte, vom 15. April 1830 datirt ist. Die sämmtlichen Tagesblätter nehmen sogleich Kenntniß von der Sache und sprechen sich für und dawider aus.

Im Monat Juni bringen die Herausgeber der Revue encyclopédique die Angelegenheit zur Sprache, nicht ohne Gunst für Geoffroy. Sie erklären dieselbe für europäisch, d. h. in- und außerhalb des wissenschaftlichen Kreises bedeutend. Sie rücken einen Aufsatz des vorzüglichen Mannes in extenso ein, welcher allgemein gekannt zu seyn verdient, da er kurz und zusammengefaßt, wie es eigentlich gemeint sey, ausspricht.

Wie leidenschaftlich der Streit behandelt werde, sieht man daraus, daß am 19. Juli, wo die politische Gährung schon einen hohen Grad erreicht hatte, diese weit abliegende wissenschaftlich-theoretische Frage solche Geister beschäftigt und aufregt.

Dem sey nun wie ihm sey, wir werden durch diese Controvers auf die innern besondern Verhältnisse der französischen Akademie der Wissenschaften hingewiesen: denn daß diese innere Mißhelligkeit nicht eher laut geworden, davon mag folgendes wohl die Ursache gewesen seyn.

In den früheren Zeiten waren die Sitzungen der Akademie geschlossen; nur die Mitglieder fanden sich ein und discutirten über Erfahrungen und Meinungen. Nach und nach ließ man Freunde der Wissenschaften als Zuhörer freundlich herein; andere Zudringende konnten in der Folge nicht wohl abgehalten werden, und so sah man sich endlich in Gegenwart eines bedeutenden Publicums.

Wenn wir den Weltlauf mit Sorgfalt betrachten, so erfahren wir, daß alle öffentlichen Verhandlungen, sie mögen religiös, politisch oder wissenschaftlich seyn, früher oder später durchaus formell werden.

Die französischen Akademisten enthielten sich deßhalb, wie in guter Gesellschaft herkömmlich, aller gründlichen und zugleich heftigen Controvers; man discutirte nicht über die Vorträge, sie wurden an Commissionen zur Untersuchung gegeben und nach deren Gutachten behandelt, worauf

denn einem oder dem andern Aufſatz die Ehre widerfuhr, in die Memoiren der Akademie aufgenommen zu werden. So viel iſt es was uns im allgemeinen bekannt geworden.

Nun aber wird in unſerm Falle gemeldet, die einmal ausgebrochene Streitigkeit werde auch auf ein ſolches Herkommen bedeutenden Einfluß haben.

In der Akademieſitzung vom 19. Juli vernehmen wir einen Nachklang jener Differenzen und nun kommen ſogar die beiden perpetuirlichen Secretäre Cuvier und Arago in Conflict.

Bisher war, wie wir vernommen haben, die Gewohnheit, in einer jeden folgenden Seſſion nur die Rubriken der vorhergehenden vorgetragenen Nummern zu referiren, und freilich dadurch alles zu beſeitigen. Der andere perpetuirliche Secretär Arago macht jedoch dießmal eine unerwartete Ausnahme und trägt die von Cuvier eingelegte Proteſtation umſtändlich vor. Dieſer reproteſtirt jedoch gegen ſolche Neuerungen, welche großen Zeitaufwand nach ſich ziehen müßten, indem er ſich zugleich über die Unvollſtändigkeit des eben vorgetragenen Reſumé's beklagt.

Geoffroy de St. Hilaire widerſpricht; es werden die Beiſpiele anderer Inſtitute angeführt, wo dergleichen mit Nutzen geſchehe.

Dem wird abermals widerſprochen und man hält es zuletzt für nöthig, dieſe Angelegenheit weiterer Ueberlegung anheim zu geben.

In einer Sitzung vom 11. October lieſt Geoffroy einen Aufſatz über die beſonderen Formen des Hinterhauptes der Krokodile und des Teleosaurus; hier wirft er nun Herrn Cuvier eine Verſäumniß in Beobachtung dieſer Theile vor: der letztere ſteht auf, ſehr wider ſeinen Willen, wie er verſichert, aber durch dieſe Vorwürfe genöthigt, um ſolche nicht ſtillſchweigend zuzugeben. Uns iſt dieſes ein merkwürdiges Beiſpiel, welchen großen Schaden es bringe, wenn der Streit um höhere Anſichten bei Einzelnheiten zur Sprache kommt.

Bald darauf erfolgt eine Seſſion, deren wir mit den eignen Worten des Herrn Geoffroy hier gedenken wollen, wie er ſich darüber in der Gazette Médicale vom 23. October vernehmen läßt.

„Gegenwärtige Zeitung und andere öffentliche Blätter hatten die Neuigkeit verbreitet, jene zwiſchen Herrn Cuvier und mir entſponnene Streitigkeit ſollte in der nächſten akademiſchen Sitzung wieder aufgenommen werden. Man eilte herbei, um die Entwickelungen meines Gegners zu

vernehmen, welche er über das Felsbein der Krokodile vorläufig angekündigt hatte.

„Der Saal war mehr als gewöhnlich angefüllt und man glaubte unter den Zuhörern nicht nur solche zu sehen, welche, von reinem Interesse beseelt, aus den wissenschaftlichen Gärten herankommen; man hatte vielmehr Neugierige zu bemerken und Aeußerungen eines athenienſischen Parterres von ganz abweichenden Gesinnungen zu vernehmen.

„Dieſer Umſtand, Herrn Cuvier mitgetheilt, bewog ihn, den Vortrag ſeines Aufſatzes auf eine andere Sitzung zu verſchieben.

„Von ſeinem anfänglichen Vorhaben in Kenntniß geſetzt, hielt ich mich zu antworten bereit, war es aber nun ſehr zufrieden, dieſe Sache dergeſtalt ſich auflöſen zu ſehen. Denn einem wiſſenſchaftlichen Wettkampfe ziehe ich vor, meine Folgerungen und Schlüſſe bei der Akademie zu hinterlegen.

„Meinen Aufſatz hatte ich niedergeſchrieben, in der Abſicht, wenn ich aus dem Stegreiſe über die Angelegenheit geſprochen hätte, denſelben zur Aufbewahrung dem akademiſchen Archiv anzuvertrauen, mit der Bedingung, ne varietur.«

Seit jenen Ereigniſſen iſt nun ſchon ein Jahr vorüber und man überzeugt ſich aus dem Geſagten, daß wir auf die Folge einer ſo bedeutenden wiſſenſchaftlichen Exploſion, ſelbſt nach der großen politiſchen, aufmerkſam geblieben. Jetzt aber, damit das Vorſtehende nicht ganz veralte, wollen wir nur ſo viel erklären, daß wir glauben bemerkt zu haben, es werden die wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen in dieſem Felde zeither bei unſeren Nachbarn mit mehr Freiheit und auf eine geiſtreichere Weiſe behandelt.

Von unſeren deutſchen Theilnehmenden haben wir folgende Namen erwähnt gefunden: Bojanus, Carus, Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann. Darf man nun vorausſetzen, daß die Verdienſte dieſer Männer anerkannt und genutzt werden, daß die genetiſche Denkweiſe, deren ſich der Deutſche nun einmal nicht entſchlagen kann, mehr Credit gewinne, ſo können wir uns gewiß von jener Seite einer fortgeſetzten theilnehmenden Mitarbeit erfreuen.

Weimar im März 1832.

Erläuterung zu dem aphoriſtiſchen Aufſatz,

die Natur.

Seite 313 dieſes Bandes

Goethe an den Canzler von Müller.

Jener Aufſatz iſt mir vor kurzem aus der brieflichen Verlaſſenſchaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden; er iſt von einer wohlbekannten Hand geſchrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geſchäften zu bedienen pflegte.

Daß ich dieſe Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factiſch zwar nicht erinnern, allein ſie ſtimmen mit den Vorſtellungen wohl überein, zu denen ſich mein Geiſt damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einſicht einen Comparativ nennen, der ſeine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt iſt. Man ſieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterſcheinungen ein unerforſchliches, unbedingtes, humoriſtiſches, ſich ſelbſt widerſprechendes Weſen zum Grunde gedacht iſt, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernſt iſt, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, iſt die Anſchauung der zwei großen Triebräder aller Natur, der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, inſofern wir ſie materiell, dieſe ihr dagegen, inſofern wir ſie geiſtig denken, angehörig; jene iſt in immerwährendem Anziehen und Abſtoßen, dieſe in immerſtrebendem Aufſteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geiſt, der Geiſt nie ohne Materie exiſtirt und wirkſam ſeyn kann, ſo vermag auch die Materie ſich zu

ſteigern, ſo wie ſich's der Geiſt nicht nehmen läßt anzuziehen und abzuſtoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugſam getrennt hat um zu verbinden, genugſam verbunden hat um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren wohin gedachter Aufſatz fallen möchte, war ich hauptſächlich mit vergleichender Anatomie beſchäftigt und gab mir 1786 unſägliche Mühe, bei anderen an meiner Ueberzeugung, dem Menſchen dürfe der Zwiſchenknochen nicht abgeſprochen werden, Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieſer Behauptung wollten ſelbſt ſehr gute Köpfe nicht einſehen; die Wichtigkeit läugneten die beſten Beobachter, und ich mußte, wie in ſo vielen andern Dingen, im ſtillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Verſatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unabläſſig und es glückte mir im Jahre 1787 in Sicilien die Metamorphoſe der Pflanzen, ſo im Anſchauen wie im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphoſe des Thierreichs lag nahe dran und im Jahre 1790 offenbarte ſich mir in Venedig der Urſprung des Schädels aus Wirbelknochen; ich verfolgte nun eifriger die Conſtruction des Typus, dictirte das Schema im Jahre 1795 an Max Jacobi in Jena und hatte bald die Freude von deutſchen Naturforſchern mich in dieſem Fache abgelöst zu ſehen.

Vergegenwärtigt man ſich die hohe Ausführung, durch welche die ſämmtlichen Naturerſcheinungen nach und nach vor dem menſchlichen Geiſte verkettet worden, und lieſt alsdann obigen Aufſatz von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht, ſo wird man nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeſchloſſen wird, vergleichen und eines funfzigjährigen Fortſchreitens ſich erfreuen.

Weimar, den 24. Mai 1828.

Chronologie

der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften.

Erſchaffen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menſchen machte,
Doch bracht' er aus der Mutter Schooß
Noch vieles Ungeſchlachte.

Die Elohim zur Naſ' hinein
Den beſten Geiſt ihm bliesen,
Nun ſchien er ſchon was mehr zu ſeyn,
Denn er fing an zu nieſen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt ſogleich den Schwung,
Sobald er ſich benetzet,
So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung ſetzet.

So, Hafis, mag dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel,
Uns führen, bei der Gläſer Klang,
Zu unſres Schöpfers Tempel.

1765.

Das Gedicht: die Höllenfahrt Christi.

1766—1769.

Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Von kleineren Gedichten: drei Oden an Behrisch; An Zachariä; An Hendel; Die Brautnacht; Wahrer Genuß; Die schöne Nacht; Glück und Traum; Der Misanthrop; Verschiedene Drohung; Mädchenwünsche; Beweggrund; Liebe wider Willen; Lebendiges Andenken; Glück der Entfernung; An Luna; Schadenfreude; Unschuld; Scheintod; Wechsel; An Mademoiselle Oeser.

1770—1771.

Lieder: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; Blinde Kuh; Der Abschied; An die Erwählte; Willkommen und Abschied; Mit einem gemalten Bande; Nach Seesenheim; Wanderers Sturmlied.

1772.

Uebersetzt das Deserted Village von Goldsmith. Schreibt das Gedicht: Der Wanderer. Ueber deutsche Baukunst. Brief eines Landgeistlichen. Zwo wichtige biblische Fragen. Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Götz von Berlichingen.

1773—1774.

Werther; Clavigo; Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; Fahrt; Pater Brey; Satyros; Götter, Helden und Wieland; Hanswurstes Hochzeit. Die Gedichte: Der König in Thule; „Es war ein Buhle frech genung ꝛc.“; „Hoch auf dem alten Thurme steht ꝛc.“; „Zwischen Lavater und Basedow ꝛc.“ — Plan zu einem dramatischen Gedichte: Mahomet, woraus „Mahomets Gesang“ sich erhalten. Fragmente des ewigen Juden. Schreibt den Prometheus; Stella; die ältesten Scenen des Faust: Künstlers Erdewallen. Ferner die Gedichte: Künstlers Abendlied; Kenner und Künstler; Kenner und Enthusiast; Sendschreiben; Künstlers Fug und Recht; An Schwager Kronos.

1775.

Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga. Die Lieder: Neue Liebe neues Leben; An Belinden; „In allen guten Stunden ꝛc.“ Einzelne Scenen des Faust. Die Opern: Erwin und Elmire; Claudine von Villa Bella; desgleichen ein verloren gegangenes kleines Stück unter dem Titel: „Sie kommt nicht.“ Ferner die Gedichte: „Und frische Nahrung neues Blut ꝛc.“; „Angedenken du verklungner Freude ꝛc.“; Lili's Park. Beginnt den Egmont.

1776.

Gedichte: Hans Sachs; Seefahrt; Proserpina. Wanderers Nachtlied; Liebesbedürfniß; Einschränkung. Schreibt die Geschwister.

1777.

Schreibt die Oper: Lila, und den Triumph der Empfindsamkeit. Anfänge

des Wilhelm Meister. Beginnt ein Gedicht vom Prinzen Radegisi, welches verloren gegangen. Schreibt die Ode: „Dem Geier gleich ꝛc.“

1778.

Das erste Buch von Wilhelm Meister in älterer Bearbeitung beendigt. Die Oper: Lila umgearbeitet; auch einige neue Scenen am Egmont geschrieben. Die Gedichte: An den Mond; Grabschrift.

1779.

Iphigenie in Prosa vollendet. An Egmont fortgefahren. Jery und Bätely.

1780.

Ferneres am Egmont. Anfänge des Tasso. Schreibt: Die Vögel, und das Neueste von Plundersweilern. Das Gedicht: Meine Göttin. Redigirt die zweite Abtheilung der Briefe aus der Schweiz. Beschäftigt sich mit einer Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar.

1781.

Vollendet den Tasso in Prosa. Redoutengedicht: Ein Zug Lappländer. Arien zur Fischerin. Anfänge des Elpenor. Gedichte: Der Becher; An die Cicade.

1782.

Gedichte zu den Redoutenaufzügen: des Winters, der vier Weltalter, der weiblichen Tugenden, des Amor. Schreibt ferner die Gedichte: Miedings Tod, Versus memoriales; Das Göttliche; Einsamkeit; Erwählter Fels; Ländliches Glück. Das Singspiel: Die Fischerin vollendet. Zweites und drittes Buch des Wilhelm Meister. Werther vervollständigt.

1783.

Gedicht: Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen. Zwei Acte von Elpenor geendet. Die Gedichte: Ilmenau; „Ueber allen Gipfeln ist Ruh ꝛc.“ Viertes Buch von Wilhelm Meister.

1784.

Der Maskenzug: Planetentanz. Oper: Scherz, List und Rache. Aufsatz über den Zwischenknochen. Fünftes Buch von Wilhelm Meister.

1785.

Episches Gedicht: Die Geheimnisse. Gedicht auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig. Endigt das sechste Buch des Wilhelm Meister; Plan zu weiteren sechs Büchern. Auslegung des Hamlet.

1786.

Redigirt die ersten Bände seiner bei Göschen in Leipzig erscheinenden Schriften. Gedicht: Abschied im Namen der Engelhäuser Bäuerinnen. Zueignung zu den Gedichten. Schreibt in Italien seine Iphigenie in Versen. Plan zu einer Iphigenie in Delphi.

1787.

Den Tasso in Verse zu bringen angefangen. Anfänge einer Tragödie: Nausikaa. Einiges zum Wilhelm Meister. Egmont vollendet. Die Opern: Claudine von Villa Bella, und Erwin und Elmire umzuarbeiten angefangen.

1788.

Redigirt den achten Band seiner Schriften. Die Opern: Erwin und Elmire,

und Claudine von Villa Bella beendigt. Schreibt die Aufsätze: Frauenrollen, auf dem römischen Theater durch Männer gespielt; Zur Theorie der bildenden Künste; Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl; Von Arabesken. Dichtet die Römischen Elegien: ingleichen das Gedicht: Amor als Landschaftsmaler. Plan zu einer weitern Ausarbeitung des Faust, und einige Scenen davon geschrieben. Die Scene der Hexenküche im Garten Borgheie ausgeführt. Künstlers Apotheose. Tasso fortgesetzt und den Plan vervollständigt.

1789.

Römisches Carneval. Tasso vollendet. Lieder: „Lasset Gelehrte sich zanken und streiten ꝛc." und „Geh! gehorche meinen Winken ꝛc." Beginnt das Singspiel: Die ungleichen Hausgenossen. Aufsatz: Ueber Christus und die zwölf Apostel.

1790.

Die Ausgabe der gesammelten Schriften beendigt. Redigirt die Römischen Elegien. Schreibt die Metamorphose der Pflanzen. Erstes Aperçu seiner Farbenlehre. Schreibt zu Venedig den Aufsatz: Ueber ältere Gemälde; desgleichen die Venetianischen Epigramme.

1791.

Erstes Stück optischer Beiträge. Prolog zu Eröffnung des Theaters. Der Groß-Cophta. Stammbaum Cagliostro's. Die Oper: Theatralische Abenteuer bearbeitet und die beiden Lieder: „An dem reinsten Frühlingsmorgen ꝛc." und „Bei dem Glanz der Abendröthe ꝛc." eingelegt. Prolog vom 1. October.

1792.

Herausgabe seiner neuen Schriften bei Unger begonnen. Zweites Stück optischer Beiträge. Epilog vom 11. Juni. In der Farbenlehre fortgefahren. Reise der Söhne Megaprazons. Gedicht: Der neue Amor. Epilog vom letzten December.

1793.

Reineke Fuchs. Der Bürgergeneral. Prolog vom 15. October. Die Aufgeregten und die Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten begonnen. Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject.

1794.

Die Aufgeregten fortgesetzt. Die drei ersten Bücher von Wilhelm Meister vollendet. Prolog zum 6. October. Schreibt die beiden Episteln in Hexametern. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten fortgesetzt.

1795.

Erzählung von der Sängerin Antonelli; von Bassompierre mit der Krämerin; desgleichen vom Procurator. Bekenntnisse einer schönen Seele. Schreibt den Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Von Gedichten erscheinen: Die Nähe des Geliebten; Der Besuch; Meeresstille; Glückliche Fahrt. Redigirt die Venezianischen Epigramme. Das Mährchen geschrieben und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten geschlossen. Uebersetzt den „Versuch über die Dichtungen ꝛc." von Frau von Staël. Schreibt den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Wilhelm Meister's viertes bis sechstes Buch.

1796.

Die Xenien. Erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz redigirt. Die Ueberſetzung des Benvenute Cellini begonnen. Die vier Jahreszeiten Plato als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung. Gedichte: Alexis und Dora; Die Muſen und Grazien in der Mark; Der Chineſe in Rom; Lied: An Mignon. Schreibt den Aufſatz: Vorträge über den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Entzieht den Wilhelm Meiſter. Schreibt die erſten Geſänge von Hermann und Dorothea, deßgleichen die Elegie dieſes Namens. Auch am Fauſt einiges gethan.

1797.

Hermann und Dorothea vollendet. Plan zu einem epiſchen Gedichte: Die Jagd. Schema der Metamorphoſe der Inſecten. Cellini fortgeſetzt. Aufſatz: Iſrael in der Wüſte. Gedichte: Der Schatzgräber; Der neue Pauſias; Die Metamorphoſe der Pflanzen; Der Zauberlehrling: Die Braut von Corinth; Der Gott und die Bajadere; deßgleichen die beiden Lieder: „Wenn die Reben wieder blühen ꝛc.“ und „Zu lieblich iſt's ein Wort zu brechen ꝛc.“ Entwirft ein Schema zur Beſchreibung der Peterskirche in Rom. Das Schema zum Fauſt vervollſtändigt, ſo wie Oberons und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und den Prolog geſchrieben. Aufſatz: Laokoon; deßgleichen über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke. Balladen: Der Edelknabe und die Müllerin; Der Junggeſell und der Mühlbach; Der Müllerin Reue. Aufſatz: Vortheile, die ein junger Maler haben könnte. Elegie: Amyntas. Plan, die Sage des Wilhelm Tell als epiſches Gedicht zu behandeln. Gedicht: Schweizeralpe. Elegie: Euphroſyne. Aufſatz: Ueber epiſche und dramatiſche Dichtkunſt. Einleitung in die Propyläen. Legende vom Hufeiſen.

1798.

Maskenzug zum 30. Januar. Cellini fortgeſetzt, und Noten dazu. Aufſatz über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins. Geſchichte der Farbenlehre geordnet. Fauſt fortgeſetzt. Homer's Ilias ſchematiſirt. Plan zur Achilleis. Gedichte: Der Müllerin Verrath; Die Muſageten; Das Blümlein Wunderſchön; Deutſcher Parnaß; Die Weiſſagungen des Bakis. Diderot von den Farben überſetzt, und Anmerkungen dazu. Einleitung zur Farbenlehre. Der Sammler und die Seinigen angefangen. Recenſion der Grübel'ſchen Gedichte.

1799.

Achilleis erſter Geſang. Gedicht: Spiegel der Muſe. Der Sammler und die Seinigen beendigt. Schreibt mit Schiller das Schema: Ueber den Dilettantismus in den Künſten. Idee zu einem großen Naturgedicht. Die Propyläen fortgeſetzt. Redigirt ſeine neuern kleinen Gedichte zur Herausgabe bei Unger in Berlin. Schreibt die Cantate: Erſte Walpurgisnacht. Den Fauſt wieder vorgenommen; auch einiges an der Farbenlehre gethan. Ueberſetzt den Mahomet von Voltaire. Plan zur natürlichen Tochter.

1800.

Die Arbeit an der Farbenlehre fortgeſetzt, und ſolche in drei Hauptmaſſen, die didaktiſche, polemiſche und hiſtoriſche eingetheilt. Expoſition des ſchon früher begonnenen zweiten Theils der Zauberflöte. Die guten Weiber. Helena

angefangen. Paläophren und Neoterpe. Sechstes und letztes Stück der Propyläen. Uebersetzt den Tancred.

1801.

Uebersetzt das Büchlein Theophrasts von den Farben. Schema eines Romans: die Wanderschaft nach Pyrmont im Jahre 1582. In Göttingen fernere Materialien zur Geschichte der Farbenlehre gesammelt. Erster Act der natürlichen Tochter. Lied zum neuen Jahr 1802.

1802.

Maskenzug zum Geburtstag der Herzogin Luise am 30. Januar. Aufsatz: Weimarisches Theater. Zweiter Act der natürlichen Tochter. Gedichte: Tischlied; Stiftungslied; Frühzeitiger Frühling; Hochzeitlied. Schreibt das Vorspiel: Was wir bringen. An der Farbenlehre und Cellini fortgefahren.

1803.

Cellini beendigt; desgleichen den ersten Theil der natürlichen Tochter. Entwurf einer Fortsetzung derselben. Gedicht: Magisches Netz. Schreibt die Regeln für Schauspieler. Plan zur Erzählung der Mann von funfzig Jahren. Aufsatz über Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi. Es erscheinen die Gedichte: Generalbeichte; Weltseele; Dauer im Wechsel; Schäfers Klagelied; Trost in Thränen; Sehnsucht; Nachtgesang; Bergschloß; Die glücklichen Gatten; Wanderer und Pächterin; Ritter Curts Brautfahrt; Kriegserklärung; Selbstbetrug; Der Rattenfänger; Frühlingsorakel.

1804.

Recensionen der Gedichte von Voß. Götz von Berlichingen für das Theater eingerichtet. An der Farbenlehre fortgefahren. Winckelmann und sein Jahrhundert begonnen; desgleichen eine Uebersetzung von Rameau's Neffen.

1805.

Rameau's Neffen beendigt; desgleichen die Anmerkungen dazu geschrieben. Recension der Gedichte von Hebel. Winckelmann und sein Jahrhundert abgeschlossen. Epilog zu Schillers Glocke. Druck der Farbenlehre beginnt.

1806.

Recensionen über des Knaben Wunderhorn, Hillers Gedichte, Humboldts Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse ꝛc. in die Jenaische Literaturzeitung. Arbeiten über den Galvanismus. Den ersten Theil des Faust abgeschlossen. Ausgabe seiner Werke bei Cotta in zwölf Bänden. Vier Gedichte an Tischbein geschrieben. Redaction der Farbenlehre fortgesetzt. Ein Schema der allgemeinen Naturlehre.

1807.

Die Rede von Johannes von Müller über Friedrich den Großen übersetzt. Rede zum Andenken der Herzogin Amalia. Prolog zur Eröffnung des Theaters in Leipzig. Plan zu den Wanderjahren. Schreibt St. Joseph den Zweiten; Die neue Melusine; Die pilgernde Thörin; Die gefährliche Wette, und Der Mann von funfzig Jahren. Ordnet die Materialien zu Hackerts Leben. Macht einen Katalog der Carlsbader Mineralien-Sammlung. Schreibt das Vorspiel zu Eröffnung

des Weimarischen Theaters; der Pandora ersten Aufzug; desgleichen einige Sonette. Redaction und Druck der Farbenlehre fortgesetzt.

1808.

Ballade: Wirkung in die Ferne. Gedicht an die Kurprinzeß von Cassel, unter dem Titel: „Euer hohen Reinen." Mehrere Sonette. Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Schema eines lyrischen und historischen Volksbuches. Beschreibung des Kammerbergs bei Eger. Die Wahlverwandtschaften schematisirt. Gedicht: Der Goldschmiedsgesell.

1809.

Mit der Farbenlehre beschäftigt. Ballade: Johanna Sebus. Die Wahlverwandtschaften geschrieben. Verarbeiten zu Wahrheit und Dichtung.

1810.

Maskenzug: die romantische Poesie, zum Geburtstage der Herzogin Luise; desgleichen einen Maskenzug russischer Nationen, zum Geburtstag der Großfürstin Maria Paulowna. Gedichte: Rechenschaft; Ergo bibamus; Genialisch Treiben; Fliegentod; Schneidereeurage. Die Farbenlehre abgeschlossen. Schreibt in Carlsbad: Das nußbraune Mädchen; desgleichen die Gedichte: Der Kaiserin Ankunft; Der Kaiserin Becher; Der Kaiserin Platz; Der Kaiserin Abschied. Die Tabellen der Tonlehre entworfen. Hackerts Leben angefangen. Wahrheit und Dichtung schematisirt. Finnisches Lied.

1811.

Sicilianisches Lied; Schweizerlied. Cantate: Rinaldo. Hackerts Leben beendigt. Das Knabenmährchen geschrieben. Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Halle. Den ersten Band von Wahrheit und Dichtung vollendet. Romeo und Julie fürs Theater.

1812.

Aufsatz: Der Tänzerin Grab. Gedichte an den Kaiser und die Kaiserin von Oestreich; desgleichen an die Kaiserin von Frankreich. Das kleine Lustspiel: Die Wette. Sonett an Bondi. Den zweiten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt; den dritten begonnen. Versuch, den Faust für die Bühne zu bearbeiten. Aufsatz: Myrons Kuh.

1813.

Schreibt zum Geburtstage der Herzogin Luise die Cantate: Idylle. Schreibt ferner die Gedichte: „Alles kündet dich an ꝛc."; „Donnerstag nach Belvedere ꝛc."; Sonett in das Stammbuch der Großfürstin Maria Paulowna. Parabel: Pfaffenspiel. Lied: „Ich habe geliebet ꝛc." Rede zum Andenken Wielands. Von Aufsätzen fallen in dieses Jahr: Doppelbilder des rhomboidischen Kalkspaths; Kunstdacl als Dichter; Shakspeare und kein Ende; über Zinnformation. Es entstehen die Balladen: Die wandelnde Glocke; Der getreue Eckart; Der Todtentanz. Den dritten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt. Epilog zum Essex. Eine Oper, der Löwenstuhl, begonnen.

1814.

Redactien seiner Italiänischen Reise beginnt; desgleichen die neue Ausgabe seiner

Werke in zwanzig Bänden bei Cotta. Von Gedichten entſtehen: Kriegsglück; Die Weiſen und die Leute; Jahrmarkt zu Hünefeld; Auf den Kauf; Das Parterre ſpricht. Schreibt in Verbindung mit Riemer das Vorſpiel für Halle zum Andenken Reils. Schreibt Epimenides' Erwachen. Schema des Rochusfeſtes zu Bingen. Ferner entſteht in dieſem Jahre ein großer Theil ſeiner Gedichte des Weſtöſtlichen Divans.

1815.

Redaction der Italiäniſchen Reiſe und neue Ausgabe der Werke fortgeſetzt. Viele Gedichte zum Divan. Das Requiem auf den Tod des Prinzen von Ligne begonnen. Schreibt die Aufſätze: Ueber das deutſche Theater. Don Ciccio, und Nachricht von altdeutſchen in Leipzig entdeckten Kunſtſchätzen. Schreibt in Verbindung mit Peucer das Nachſpiel zu den Hageſtolzen. Erſtes Heft von Kunſt und Alterthum vorbereitet. Lied: „Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe ꝛc."

1816.

Redaction der neuen Ausgabe ſeiner Werke fortgeſetzt. Plan zu einer orientaliſchen Oper. Gedicht: „Im Namen deſſen, der ſich ſelbſt erſchuf ꝛc." Den erſten Band der Italiäniſchen Reiſe abgeſchloſſen; deßgleichen das erſte Heft von Kunſt und Alterthum. Theorie der entoptiſchen Farben begonnen. Schreibt den Aufſatz: Shakſpeare als Theaterdichter; ſo wie das Rochusfeſt zu Bingen. Die Herausgabe ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Hefte vorbereitet. Gedicht zum Jubiläum des Staatsminiſters von Voigt. Entwurf einer großen Cantate zum Lutherfeſt. Redaction des zweiten Bandes ſeiner Italiäniſchen Reiſe begonnen. Den vierten Band von Wahrheit und Dichtung ſchematiſirt. Schreibt die Ballade: „Herein, o du Guter! du Alter herein ꝛc."; deßgleichen die Lieder: „Zu erfinden, zu beſchließen ꝛc.; „So iſt der Held der mir gefällt ꝛc." und verſchiedene Gedichte zum Divan.

1817.

Das zweite Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Kotzebue's Schutzgeiſt und deſſen Luſtſpiel: Die Beſtohlenen, für die Weimariſche Bühne eingerichtet. Schreibt die Geſchichte ſeines botaniſchen Studiums; deßgleichen den Aufſatz über ſeine erſte Bekanntſchaft mit Schiller. Redigirt das erſte Heft zur Naturwiſſenſchaft, und das erſte Heft zur Morphologie. Den zweiten Band ſeiner Italiäniſchen Reiſe beendigt. Schreibt die Aufſätze: Verein deutſcher Bildhauer; Anforderung an den modernen Bildhauer; über Blüchers Denkmal; Elemente der entoptiſchen Farben; Vorſchlag zur Güte; Meteore des literariſchen Himmels; Bildungstrieb; Caſti's redende Thiere; Naivetät und Humor; Wolkenbildung. Dichtet die Orphiſchen Urworte; den Iriſchen Klaggeſang, und die Verſe zu Howards Ehrengedächtniß. Recenſion des Manfred von Byron. Divan fortgeſetzt. Aufſatz über Leonardo da Vinci's Abendmahl begonnen.

1818.

Ueber Blumenmalerei; Geiſtesepochen. Leonardo da Vinci's Abendmahl beendigt. Drittes Heft von Kunſt und Alterthum. Lied: Um Mitternacht. Beſchreibung der Philoſtratiſchen Gemälde. Schreibt den Aufſatz: Antik und modern; deßgleichen die Noten und Abhandlungen zum beſſern Verſtändniß des Divan. Viertes Heft von Kunſt und Alterthum. Die Theorie der entoptiſchen Farben

fortgesetzt. Ueber Classiker und Romantiker in Italien. Schreibt den großen Masken zug zum 18. December bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna.

1819.

Die Annalen begonnen; den Divan beendigt; desgleichen die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Bänden. Theorie der enteptischen Farben fortgesetzt. Schreibt das Gedicht: Die Metamorphose der Thiere; desgleichen Fuchs und Kranich. Arnolds Pfingstmontag beurtheilt. Zusätze zur Abhandlung von Zwischenknochen.

1820.

Zweites Heft zur Naturwissenschaft und Morphologie abgeschlossen, desgleichen das fünfte Heft von Kunst und Alterthum. Uebersetzt das: Veni creator spiritus. Schreibt nachträglich zum Divan die Gedichte: „Der ächte Moslem spricht vom Paradiese ꝛc.“; „Heute sah' ich meine Wache ꝛc.“, und „Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt ꝛc.“ Schreibt den Commentar über die orphischen Urworte. Gedicht: „Zu der Aufschwörerin ꝛc.“, und St. Nepomucks Verabend. Schreibt die Erzählung: Wo ist der Verräther? Die Theorie der enteptischen Farben beendigt; desgleichen das sechste Heft von Kunst und Alterthum. Manzoni's Carmagnola beurtheilt, den „Mann von funfzig Jahren“ und „Das nußbraune Mädchen“ fortgesetzt. Mantegna's Triumphzug. Redaction der Wanderjahre. Der Herr, Carl Wilhelm Nose und andere Aufsätze zur Geologie. Das dritte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie.

1821.

Beendigt die erste Ausgabe der Wanderjahre, desgleichen das siebente Heft von Kunst und Alterthum. Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters. Gedichte zu seinen Handzeichnungen. Erste Abtheilung zahmer Xenien redigirt. Achtes Heft von Kunst und Alterthum. Gedichte zu Tischbeins Idyllen. Schreibt Bemerkungen über Zauners Grundzüge einer deutschen Poetik. Graf Carmagnola noch einmal. Ueber Calderons Tochter der Luft. Ueber Knebels Lukrez. Das Sehen in subjectiver Hinsicht von Purkinje. Zum vierten Bande von Wahrheit und Dichtung den Geburtstag Lili's geschrieben. Versucht eine Wiederherstellung des Phaëthon des Euripides. Die Novelle „Nicht zu weit“ begonnen, desgleichen die Redaction der Campagne in Frankreich. Ueber Marienbad. Commentar zu Tischbeins Idyllen. Gedicht: Der Paria. Howards Ehrengedächtniß ergänzt. Neuntes Heft von Kunst und Alterthum, viertes zur Naturwissenschaft und zur Morphologie.

1822.

Die Campagne in Frankreich beendigt. Manzoni's Ode auf Napoleon übersetzt. Vorwort zum deutschen Gil Blas. Abhandlung über d'Altons Faulthiere und den fossilen Stier. Viertes Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie abgeschlossen. Johann Kunckel. Mantegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt. Bemerkungen über die Gabriele von Johanna Schopenhauer. Ueber Volkspoesie. Neugriechische Heldenlieder übersetzt. An den Annalen gearbeitet. Justus Möser. Eine Abhandlung über Meteorologie geschrieben. Zehntes Heft von Kunst und Alterthum. Ueber Tautinameh. Gedicht: Aeolsharfen.

1823.

Die Annalen fortgeſetzt. Ueber die tragiſchen Tetralogien der Griechen. Nachtrag zum Phaëthon des Euripides. Bedeutende Förderniß durch ein geiſtreiches Wort. Von deutſcher Baukunſt 1823. Das eilfte Heft von Kunſt und Alterthum geſchloſſen, deßgleichen das fünfte Heft zur Naturwiſſenſchaft und zur Morphologie. Gedichte an Tieck und Lord Byron. Elegie von Marienbad. Schreibt die Aufſätze: Architektoniſch-naturhiſtoriſches Problem; Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthſpuren; Zur Geognoſie und Topographie von Böhmen; Der Wolfsberg; Problem und Erwiederung; Die Lepaden; Bedeutende Förderniß durch ein geiſtreiches Wort; Ueber naturhiſtoriſche Abbildungen; Die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen; ſpaniſche Romanzen. Redigirt eine zweite Abtheilung zahmer Xenien. Schließt das zwölfte Heft von Kunſt und Alterthum.

1824.

Ueber Salvandy's Alonſo, Byrons Cain. Externſteine. Die drei Paria. Frithiofs Saga. Biographiſche Denkmale von Varnhagen von Enſe. Gedicht zu Thaers Jubelfeſt. Gedicht an Werther. Vorwort zum jungen Feldjäger. Die Redaction ſeines Briefwechſels mit Schiller begonnen. Dreizehntes Heft von Kunſt und Alterthum. Ueber ſein Verhältniß zu Byron. Ueber d'Aliens Nagethiere. Ueber Stiedenroth's Pſychologie. Ueber ſerbiſche Lieder. Ueber Martius genera et species Palmarum. Ueber Gebirgsgeſtaltung im Ganzen und Einzelnen. Das ſechste Heft zur Morphologie und zur Naturwiſſenſchaft abgeſchloſſen. Ueber die Parodie bei den Alten. Vergleichende Knochenlehre. Das Schädelgerüſte. Zweiter Urſtier. Ueber Ricati.

1825.

Neuer Schluß zu Jery und Bätely. Verſuch einer Witterungslehre. Am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung einiges geſchrieben. Geſchichte des nußbraunen Mädchens fortgeſetzt. Den zweiten Theil des Fauſt wieder vorgenommen, und einiges am fünften Act vollendet. Das vierzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Den Anfang der Helena wieder vorgenommen und weiter geführt. Die Annalen fortgeſetzt. Die Wanderjahre neu zu bearbeiten angefangen. Liebe-Skolien nach dem Neugriechiſchen geſchrieben. Ueber Daïnos von Rheſa. Gedicht zu dem Jubiläum des Großherzogs Carl Auguſt. Ueber das Lehrgedicht. Herausgabe ſeiner Werke in vierzig Bänden begonnen.

1826.

Ueber Gerards hiſtoriſche Porträts. Die Helena vollendet. Ueber die erſte Ausgabe des Hamlet; deßgleichen über den Globe und die Oeuvres dramatiques de Goethe. Das fünfzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Die neue Bearbeitung der Wanderjahre fortgeſetzt. Die Geſchichte des Mannes von funfzig Jahren weiter geführt. Nachleſe zu Ariſtoteles' Poetik. Vorrede zu des Feldjägers Kriegskamerad. Gedichte: Bei Betrachtung von Schillers Schädel; An den Herzog Bernhard von Weimar; „Als ich ein junger Geſelle war ꝛc.“ Schreibt die Novelle vom Kind und Löwen. Ueber Mathematik und deren Mißbrauch. Ueber Dante. Ueber die Volkslieder der Serben. Fährt fort am zweiten Theile des Fauſt.

1827.

Ueber neuere französische Literatur. Ueber chinesische Gedichte. Ueber serbische Gedichte. Ueber das Neueste der serbischen Literatur. Ueber böhmische Poesie. Ueber Manzoni's Adelchi. Ueber die neueste deutsche Poesie. Die Einleitung zu den Memoiren Robert Guillemards geschrieben. Das sechzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die Erweiterung der Wanderjahre fortgesetzt. Am zweiten Theile des Faust fortgefahren. Kritik der Petersburger Preisaufgabe. Ueber Jacobi's Briefwechsel. Ueber das Leben Napoleons von Walter Scott. Die Gedichte der chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten geschrieben.

1828.

Am zweiten Theile des Faust fortgearbeitet. Gedichte: Zu den Erzeugnissen der Stetternheimer Saline; Zu Zelters Geburtstag; Dem aufgehenden Vollmonde; Der Bräutigam; „Früh wenn Thal, Gebirg und Schatten ꝛc.“; „Und wenn mich am Tag die Ferne ꝛc.“ Aufsätze: Ueber nationelle Dichtkunst; Ueber Rizo-Neroulos' Cour de litérature grecque moderne. Das siebenzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die Wanderjahre fortgeführt. Die Redaction des zweiten Aufenthalts in Rom begonnen.

1829.

Die Wanderjahre beendigt; desgleichen den zweiten Aufenthalt in Rom. Das Gedicht „Vermächtniß“ geschrieben. Am zweiten Theil des Faust fortgearbeitet. Analyse und Synthese. Ueber das Denkmal bei Zgel. Ueber King Coal.

1830.

Ueber Krummachers Predigten. Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren. Vorwort zu Schillers Leben von Carlyle. Ueber das Luisenfest. Gedichte: Dem würdigen Bruderfeste Johanni 1830. Parabel: „Ich trat in meine Gartenthür ꝛc.“ Ueber Zahns Ornamente und Gemälde zu Pompeji. Ueber die Briefe eines Verstorbenen. Verschiedene Bekenntnisse. Ueber die Principes de Philosophie zoologique par Geoffroy de Saint-Hilaire. An Fausts zweitem Theile fortgefahren; desgleichen am vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Herausgabe seiner Werke in vierzig Bänden beendigt.

1831.

Ueber die Spiraltendenz der Vegetation. Die Geschichte seiner botanischen Studien ergänzt. Wirkung meiner Schrift: Die Metamorphose der Pflanzen. Den zweiten Theil von Faust vollendet, desgleichen den vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Epochen geselliger Bildung. Nachträgliches zu Rameau's Neffen. Beurtheilung des Livre des Cent-et-un.

1832.

Ueber plastische Anatomie. Ueber die Oper: Die Athenerinnen. Ueber den Regenbogen. Zweiter Abschnitt des Artikels Principes etc. par Geoffroy de Saint-Hilaire. Stirbt am 22. März in seinem 83. Jahre.

Phänomen.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus ſich gattet,
Gleich ſteht ein Bogenrand
Farbig beſchattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh' ich gezogen,
Zwar iſt der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So ſollſt du muntrer Greis
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt du lieben.

Liebliches.

Was doch buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verblindet
Mir des Blickes ſcharfe Sehe.

Sind es Zelte des Veſires,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Feſtes,
Weil er ſich der Liebſten traute?

Alphabetiſches Inhaltsverzeichniß

von

Goethe's ſämmtlichen Werken,

Octav-Ausgabe in dreißig Bänden.

(Die römiſche Zahl bezeichnet den Band, die arabiſche die Seite.)

Abendmahl von Leonardo da Vinci. XXV, 36.
Achilleïs. V, 71.
Altgriechiſche Litteratur. XXVI, 321.
Annalen, oder Tag- und Jahreshefte von 1749 bis Ende 1822. XXI, 1.
Anatomie (plaſtiſche). XXV, 238.
Antik und Modern. XXIV, 341.
Antike (zwei) weibliche Figuren. XXV, 301.
Arabesken (von). XXV, 27.
Architectur in Sicilien. XXV, 277.
Aufgeregten (die). Politiſches Drama. X, 119.
Ausgewanderten (Unterhaltungen deutſcher). XVI, 401.

Bahrdt. VII, 175.
Bakis (Weiſſagungen des). I, 343.
Balladen. I, 137.
Baukunſt. XXV, 17; — (von deutſcher, 1771). XXV, 1; — (1823). XXV, 262.
Belagerung von Mainz. XX, 157.
Berlichingen (Götz von). Schauſpiel. IX, 1; für die Bühne bearbeitet. XIII, 291. Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatiſirt. XIII, 1.
Bibliſche Fragen (zwo). XIV, 261.

Bildhauer (Anforderung an moderne). XXV, 205. — Verein der deutſchen —. XXV, 223.
Bildung und Umbildung organiſcher Naturen. XXVII, 1.
Biographiſche Einzelnheiten. XXI, 341.
Blüchers Denkmal. XXV, 206.
Blumenmalerei. XXV, 137.
Brey (Vater). Faſtnachtsſpiel. VII, 137.
Brief eines Landgeiſtlichen. XIV, 181.
Briefe aus der Schweiz. XIV, 115.
Bürgergeneral (der). Luſtſpiel. X, 81.

Campagne in Frankreich. XX, 1.
Cantaten. VIII, 301.
Cellini (Benvenuto) nebſt Anhang. XXII. XXIII, 1—150.
Charon, als Preisaufgabe. XXV, 173.
Chineſiſch-deutſche Jahres- und Tageszeiten. II, 383.
Chriſtus (über) und die zwölf Apoſtel, nach Raphael von Marc-Anton geſtochen. XXV, 31. — Chriſtus, nebſt zwölf alt- und neuteſtamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeſchlagen. XXV, 210.
Chronologie der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften. XXX, 427.
Claudine von Villa Bella. Singſpiel. VIII, 1; — in der früheſten Geſtalt. XIII, 189.
Clavigo. Trauerſpiel. IX, 191.

Danaë. XXV, 307.
Denkmal (das altrömiſche) bei Igel unweit Trier. XXV, 283.
Denkmale. XXV, 227.
Deutſche Literatur. XXVI, 1.
Diderots Verſuch über die Malerei, mit Anmerkungen. XXIII, 283.
Dilettantismus (über den). XXV, 317.
Divan, weſtöſtlicher. IV, 1. — Noten und Abhandlungen dazu. IV, 199.

Egmont. Trauerſpiel. IX, 109.
Elegien. I, 265.
Elpenor. Trauerſpiel. XII, 311.
Engliſche Literatur. XXVI, 423.
Epigramme. I, 321.
Epigrammatiſch. II, 265.
Epilog, ſ. Theaterreden.
Epimenides' Erwachen. X, 165.

Epiſteln. I, 313.
Erwin und Elmire. Singſpiel. VIII, 71; — in der früheſten Geſtalt. XIII, 161.
Ethiſches. III, 309.
Externſteine (die). XXV, 212.

Farben: chemiſche. XXVIII, 132; dioptriſche. 53; enoptiſche. 233; epoptiſche. 119; kataoptriſche. 106; paroptiſche. 111; pathologiſche. 45; phyſiologiſche. 20; phyſiſche. 51.
Farbenlehre (zur); didaktiſcher Theil. XXVIII, 1—284; — polemiſcher Theil. XXVIII. 285—466; Geſchichte der — XXIX; Nachträge zur — XXX, 1—85.
Fauſt. Erſter und zweiter Theil. XI. — Paralipomena zu Fauſt. XIII, 246.
Feſtgedichte. VI, 13.
Fiſcherin (die). Singſpiel. VIII, 169.
Fragmente einer Tragödie. XIII, 264.
Frankreich (Campagne in). XX, 1.
Franzöſiſche Literatur. XXVI, 357.

Galerie zu Shakſpeare von Retzſch. XXV, 171.
Gedichte:
Antiker Form ſich nähernd. I, 251.
Bakis (Weiſſagungen des). I, 343.
Balladen. I, 167.
zu Bildern. VI, 215.
Carlsbad (im Namen der Bürgerſchaft von). VI, 309.
Chineſiſch-deutſche Jahres- und Tageszeiten. II, 383.
Divan, weſtöſtlicher. IV, 1—198. Noten und Abhandlungen dazu. IV, 199.
Elegien. I, 265.
Epigramme. I, 321.
Epigrammatiſch. II, 265.
Epiſteln. I, 313.
Feſtgedichte. VI, 13.
zu feſtlichen Gelegenheiten (einzelne Scenen). VI, 409.
aus fremden Sprachen. II, 393.
Geſellige Lieder. I, 109.
Gott und Welt. II, 349.
Invectiven. VI, 191.
Jahreszeiten (vier). I, 351.

Gedichte:
Kunſt. II, 181.
Lieder. I, 5. — geſellige. I, 109.
Loge. VI, 1.
Maskenzüge. VI, 229.
aus Wilhelm Meiſter. I, 157.
Parabeliſch. II, 219.
an Perſonen. VI, 45.
Politica. II, 343.
Sonette. II, 1.
Sprüche in Reimen. III, 1.
Vermiſchte. II, 21.
Gemälde (altdeutſche) in Leipzig. XXV, 155.
Gemmenſammlung (Hemſterhuis-Galliziniſche). XXV, 252.
Geologie (Mineralogie und). XXX, 105.
Gerards hiſtoriſche Porträte. XXV, 159.
Geſchwiſter (die). Schauſpiel. IX, 281.
Glasmalerei. XXV, 172.
Gott und Welt, ſ. Gedichte.
Götter, Helden und Wieland. VII, 181.
Granitarbeiten in Berlin. XXV, 236.
Griechiſche (Alt-) Literatur. XXVI, 321.
Groß-Cophta (der). Luſtſpiel. X, 1.

Hackert (Philipp). XXIV, 37.
Handzeichnungen von Goethe. XXV, 128.
Hanswurſts Hochzeit. XIII, 241.
Hausgenoſſen (die ungleichen). Singſpiel. Fragmentariſch. VIII, 243.
Hemſterhuis-Galliziniſche Gemmenſammlung. XXV, 252.
Hermann und Dorothea. V, 1.
Homers Apotheoſe. XXV, 296.

Invectiven. VI, 191.
Iphigenie auf Tauris. Schauſpiel. XII, 1; — in Proſa. XIII, 117.
Italien (über) Fragmente. XIX, 517. — Italiäniſche Literatur. XXVI, 461.
— Italiäniſche Reiſe. XIX, 1—337.
Jahreszeiten (vier). I, 351.
Jahres- und Tageszeiten (chineſiſch-deutſche). II, 383.
Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern. Schönbartſpiel. VII, 95.

Jery und Bätely. Singſpiel. VIII, 109.
Johann von Paris (Finale zu). VI, 411.

Kirchen, Paläſte und Klöſter in Italien von Ruhl. XXV, 280.
Kunſt, ſ. Gedichte.
Kunſt (über). XXV. — Verſchiedenes. XXV, 9.
Kunſtſchätze am Rhein, Main und Neckar. XX, 375.
Künſtlers Erdenwallen und Apotheoſe. Dramen. VII, 215. 221.
Künſtleriſche Behandlung landſchaftlicher Gegenſtände. XXV, 142.
Kupferſtich nach Tizian. XXV, 107.

Landſchaftlicher Gegenſtände künſtleriſche Behandlung. XXV, 142.
Laokoon (über). XXIV, 223.
Laune (die) des Verliebten. Schäferſpiel. VII, 1.
Leben (aus meinem). Wahrheit und Dichtung. XVII, XVIII.
Lieder, ſ. Gedichte.
Lila. VIII, 137.
Literatur (deutſche). XXVI, 1. — Altgriechiſche. XXVI, 321. — Engliſche. XXVI, 423; — Franzöſiſche. XXVI, 357; — Italieniſche. XXV, 461; — Orientaliſche. XXVI, 509.
Loge. VI, 1.

Mahomet. Trauerſpiel nach Voltaire. XIII, 415.
Mainz (Belagerung von). XX, 157.
Malende (zu) Gegenſtände. XXV, 316.
Maler (Vortheile die ein junger) haben könnte, welcher ſich zu einem Bildhauer in die Lehre begäbe. XXV, 314.
Mantegna's Triumphzug. XXV, 66.
Markgrafenſtein (der). XXV, 237.
Maskenzüge, ſ. Gedichte.
Material der bildenden Kunſt. XXV, 20.
Médailles (Notice sur le Cabinet des) et des Pierres gravées du Roi des Pays-bas. XXV, 255.
Meiſters (Wilhelm) Lehrjahre. Erſter und zweiter Theil. XV. — Wanderjahre XVI, 1—384.
Metamorphoſe (die) der Pflanzen. XXVII, 12.
Meteorologie. XXX, 255.
Mineralogie und Geologie. XXX, 105.
Mitſchuldigen (die). Luſtſpiel. VII, 31.

Münzkunde der deutschen Mittelzeit. XXV, 260.
Myrons Kuh. XXV, 198.

Nachahmung (einfache) der Natur. Manier. Styl. XXV, 22.
Naturwissenschaft im allgemeinen. XXX, 311.
Naturwissenschaftliche Einzelnheiten. XXX, 87.
Naumkam. XIII, 282.
Newton'sche Optik. XXVIII, 296.
Novelle. XVI, 531.

Optik (Beiträge zur). XXVII, 289. — Newton'sche. XXVIII, 296.
Orientalische Literatur. XXVI, 509.
Otaheitische. XXVII, 163.

Palaephren und Neoterpe. VI, 327. Schluß dazu. VI, 415.
Pandora. Festspiel. X, 207. Schema der Fortsetzung. XIII, 279.
Parabelisch, s. Gedichte.
Pater Brey. Fastnachtsspiel. VII, 137.
Pentazonium Vimariense vom Oberbaudirector Gentzau. XXV, 274.
Philostrats Gemälde, und Antik und Modern. XXIV, 295—341. Nachträgliches dazu. XXIV, 348.
Plunderswellern (Jahrmarktsfest zu). VII, 95; — zwei ältere Scenen daraus. XIII, 238; — (das Neueste aus). VII, 123.
Politica, s. Gedichte.
Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi. XXV, 87.
Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule. XXV, 248.
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt. VII, 175.
Prologe, s. Theaterreden.
Prometheus. Dramatisches Fragment. VII, 195.
Propyläen (Einleitung in die). XXIV, 205.

Rameau's Neffe. Dialog von Diderot. XXIII, 151. Anmerkungen. 233. Nachträgliches. 269.
Rauchs Basrelief am Piedestal von Blüchers Statue. XXV, 234.
Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. XXVI, 3; — in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung. XXVI, 69.
Reden: bei Eröffnung des Ilmenauer Bergbaues. XXI, 302; — zum Andenken der Herzogin Amalia. XXI, 308; — zum Andenken Wielands. XXI, 311; — Johannes v. Müllers über Friedrich den Großen, deutsch von Goethe. XXI, 331.

Reineke Fuchs. VI, 93.
Reiſe der Söhne Megapyrgons. Fragmente. XVI, 385.
Reiſe am Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815. XX, 389.
Reizmittel in der bildenden Kunſt. XXV, 303.
Rembrandt der Denker. XXV, 310.
Rheingau (Herbſttage im). XX, 364.
Rochusfeſt (Sanct-) zu Bingen. XX, 339.
Rom (Goethe's Aufenthalt in). XXIX, 338.
Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano. XXV, 299.
Roux (Jakob) über die Farben. XXV, 197.
Ruhl, Kirchen, Paläſte und Klöſter in Italien. XXV, 280.
Ruysdael als Dichter. XXV, 150.

Sammler (der) und die Seinigen. XXIV, 235.
Satyros. Drama. VII, 151.
Scenen (einzelne) zu feſtlichen Gelegenheiten. VI, 409.
Scherz, Liſt und Rache. Singſpiel. VIII, 191.
Schmidt (Georg Friedrich). XXV, 312.
Schweiz (Briefe aus der). XIV, 115.
Schweizerreiſe im Jahre 1797. XX, 193.
Skizzen zu Gaſti's redenden Thieren. XXV, 133.
Sonette. II, 1.
Sprüche in Proſa. III, 143; — in Reimen. III, 1.
Steine (Verzeichniß der geſchnittenen) in dem königlichen Muſeum der Alterthümer zu Berlin. XXV, 240.
Stella. Trauerſpiel. IX, 237.
Straßburger Münſters (Herſtellung des). XXV, 267.
Symboliſcher Behandlung (Beiſpiele). XXV, 308.

Tag- und Jahreshefte, ſ. Annalen.
Tancred. Trauerſpiel nach Voltaire. XIII, 487.
Tänzerin (der) Grab. XXV, 291.
Taſſo (Torquato). Schauſpiel. XII, 81.
Teufelchen (zwei) und Amor. XIII, 260.
Theater und dramatiſche Poeſie. XIII, 563.
Theaterreden. VI, 419.
Thierreins Idyllen. XXV, 110; — Zeichnungen des Ammazzaments der Schweine in Rom. XXV, 305.
Tochter (die natürliche). Trauerſpiel. XII, 199. Schema der Fortſetzung. XIII, 273.

Tragödie (Fragmente einer). XIII, 264.
Triumph der Empfindsamkeit. VII, 233.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. XVI, 401.

Vögel (die). VII, 283.
Volksreden. XXVI, 517.
Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. XXV, 245.
Vorschläge, den Künstlern Arbeit zu verschaffen. XXV, 229.
Vorspiele: zu Eröffnung des Weimarischen Theaters 1807. VI, 339; — Was wir bringen. Lauchstädt 1802. VI, 353; — Was wir bringen. Halle 1814. VI, 391.

Wahlverwandtschaften (die). XIV, 207.
Wahrheit (über) und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. XXIV, 287.
Wallensteins Lager (zu). VI, 416.
Weiber (die guten). XVI, 507.
Weissagungen des Bakis. I, 343.
Werther (Leiden des jungen). XIV, 1.
Westöstlicher Divan. IV, 1.
Wette (die). Lustspiel. XIII, 401.
Wieland (Götter, Helden und). VII, 181.
Winckelmann. XXIV, 1.

Zahns Ornamente und Gemälde. XXV, 183.
Zauberflöte. Zweiter Theil. Fragment. VIII, 269.

Druckfehler.

Band I.	Seite	255	ist der vorletzte Pentameter einzurücken
"	"	283	Zeile 6 v. u. lies: biß statt bis
"	"	305	" 3 v. u. lies: erhabenen statt erhabnen
XIX	"	11	" 7 v. o. lies: hiezu füge ich noch die Zwei
"	"	94	" 4 v. u. lies: überwirft statt überwürft
"	"	101	" 15 v. o. lies Aoligno statt Aolingo
"	"	166	" 5 v. u. lies: Feudi statt Feudi
"	"	509	" 19 v. o. lies: Rosio statt Rosio
XX	"	18	" 14 v. u. lies: Zeiten statt Zeiten
"	"	124	" 15 v. o. lies einzudringen statt einzudrängen
"	"	151	" 5 v. u. lies: jener statt jeder
"	"	176	" 12 v. u. lies: eingeschossen statt eingeschlossen
XXV	"	122	" 16 v. u. lies: Kunstwelt statt Kunstwerk
	"	134 und	135 lies: Jost Amman statt Ammon
"	"	175	Zeile 9 v. u. lies: wir statt mir
XXVI	"	50	" 17 v. u. lies: um statt und

Roth und weiß, gemiſcht, geſprenkelt
Wüßt ich ſchönres nicht zu ſchauen,
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja es ſind die bunten Mohne,
Die ſich nachbarlich erſtrecken,
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder ſtreifsweis freundlich decken.

Möge ſtets ſo der Geſcheute
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenſchein, wie heute,
Klären ſie auf meinen Wegen!

Zwieſpalt.

Wenn links an Baches Rand
Cupido flötet,
Im Felde rechter Hand
Mavors brommetet,
Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.
Nun flötet's immer voll
Im Kriegesthunder,
Ich werde raſend, toll;
Iſt das ein Wunder?

Die herben und unrichtigen Urtheile, welche die so eben beendigte neue gr. 8° Ausgabe von Goethe's Werken im literarischen Centralblatte gefunden hat — Urtheile, nach welchen sogar der Herausgeber einer Geschichte der deutschen Literatur seine Meinung gebildet zu haben scheint, indem er dieselbe als incorrect bezeichnet — legen uns die Pflicht der Erwiderung und Rechtfertigung auf. Diese konnte nach unserer Ansicht am besten von der Redaction dieser Ausgabe gegeben werden, und somit überreichen wir dem Publicum deren Erklärung.

Wir unsererseits sind uns bewußt, zur würdigen inneren und äußeren Ausstattung dieser neuen Goethe-Ausgabe weder Mühe noch Kosten gespart zu haben. Wenn, trotz einer umsichtigen Vorcorrectur und einer doppelten, ja dreifachen Revision der Druckbogen eine, verhältnißmäßig jedoch geringe, Zahl von Druckfehlern stehen geblieben ist, deren bedeutendere durch Cartons beseitigt wurden, so liegt wohl eine hinlängliche Entschuldigung in dem massenhaften Umfange dieser Werke und in der Kürze der Frist, welche wir in dieser Zeit eines allseitig beschleunigten Geschäftbetriebs zur Vollendung des Druckes uns vorstecken zu müssen glaubten.

Indem wir uns des näheren auf die Erklärung des Herrn Professor Dr. Düntzer, zumal auf seine Schlußworte beziehen, ersuchen wir, im Interesse unserer National-Literatur, jeden Kenner und denkenden Leser der Goethe'schen Schriften, erhebliche Bemerkungen über diese neue 8° Ausgabe, sowohl was die Correctheit des Druckes, als die Reinheit und

Richtigkeit, die Vollſtändigkeit und die Anordnung des Textes betrifft, uns gefälligſt mitzutheilen.

Dieſe Bemerkungen werden von uns als Material für ſpätere Ausgaben geſammelt und mit ſorgfältigſter Prüfung gewiſſenhaft benutzt werden. So wird Jedem, der den Beruf in ſich fühlt und wahres Intereſſe an der Sache hat, Gelegenheit gegeben, an der Fortbildung des Goethe'ſchen Textes zu arbeiten und ſich den Dank der Nation zu verdienen.

Stuttgart, im Dezember 1851.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Als die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart den Unterzeichneten mit dem Antrage beehrte, zu der neuen Ausgabe von Goethe's Werken, welche nach der Bestimmung der Enkel des Dichters ein Abdruck der „vollständigen, neugeordneten" Ausgabe in vierzig Bänden mit bloßer Umstellung zweier (Bd. 34. 35.) und abweichender Eintheilung sein sollte, die letztgenannte mit der ihr vorhergehenden „letzter Hand" zur Tilgung der Druckfehler zu vergleichen, lagen bereits zwei Bände der neuen Ausgabe vollendet vor, und der dritte war schon im Drucke begriffen, so daß meine Bemerkungen nur zum vierten zum Theil zeitig genug kommen konnten. Ich übernahm diese Vergleichung mit Freuden, da ich eine Gelegenheit gegeben sah, dem Texte unseres größten Dichters, mit dessen Werken ich in jeder Beziehung vertraut genug zu sein hoffen durfte, hiermit einen guten Dienst zu erweisen. Ich stellte demnach eine genaue Vergleichung der Ausgabe in vierzig Bänden mit der letzten vom Dichter selbst herausgegebenen an und verzeichnete in ersterer alle Abweichungen, die sich als bloße Druckfehler herausstellten, damit sie nicht in den neuen Abdruck übergingen, wobei ich die erfreuliche Bemerkung machte, daß die Ausgabe in vierzig Bänden durch Riemer und Eckermann eine sehr bedeutende Anzahl richtiger Verbesserungen, besonders auch in den von Goethe selbst oft seltsam verwechselten Namen, gegen ihre Vorgängerin enthalte. Aber hierbei glaubte ich nicht stehen bleiben zu dürfen, vielmehr hielt ich es für eine Pflicht gegen den Dichter, überall, wo es mir möglich war, auf die ersten Ausgaben zurückzugehen, die mir nur in sehr wenigen Fällen nicht vorlagen, um hiernach die aus der Ausgabe „letzter Hand" fortgepflanzten Versehen möglichst zu tilgen, ja auch offenbare, allen Ausgaben gemeinsame Druckfehler auszumerzen — eine Aufgabe, deren Lösung nicht allein angestrengtesten Fleiß und größte Sorgfalt, sondern auch genaueste, in's einzelnste gehende Kenntniß des Dichters voraussetzte,

besonders bei der nicht selten höchst schwierigen Entscheidung der Frage, ob eine spätere Lesart wirklich eine Aenderung des Dichters selbst sei oder auf bloßem Druckfehler beruhe, wie auch bei dem oft vom Gewöhnlichen abweichenden Sprachgebrauche des Dichters. Eine besondere Sorgfalt glaubte ich der auf die wunderlichste Weise verwahrlosten Orthographie und Interpunction zuwenden zu müssen, wo ich wenigstens in demselben Werke eine Gleichmäßigkeit herzustellen suchte. Wer in dieser Beziehung z. B. „Wilhelm Meister's Lehrjahre" und „Reinele Fuchs" in den früheren Ausgaben betrachtet, der wird sich über die seltsame Verworrenheit in dieser Beziehung wundern, wo die ursprüngliche, durch die Abschreiber gegründete Ungleichmäßigkeit, theils vom Dichter selbst, theils von Riemer ungleichmäßig verbessert, den buntesten Wechsel darbietet, der sich auch auf die Formbildung selbst erstreckt, worüber ich zu anderer Zeit die Beobachtungen, auf die sich meine Herstellung gründet, mitzutheilen gedenke, überzeugt, daß jeder urtheilsfähige Leser des Dichters die hierauf verwandte außerordentliche Sorgfalt dankbar anerkennen wird. Für alle diese während mehr als acht Monaten ununterbrochen dem Texte des Dichters geleistete Mühewaltung fühle ich mich hinlänglich durch das Bewußtsein belohnt, einen großen Schritt zu einer so wünschenswerthen, des Dichters völlig würdigen Ausgabe Goethe's gethan zu haben, welche sich freilich in so kurzer Zeit und bei den gesetzten Schranken diesmal nicht liefern ließ. Sehr bedauerlich ist es freilich, daß die neue Ausgabe, wie es bei der versprochenen schnellen Erscheinung in Jahresfrist kaum anders möglich war, von neuen Druckfehlern nicht ganz frei geblieben ist: aber mögen sich unter diesen auch einzelne arge befinden — der stärkste möchte wohl Bd. VI, 342, 9 Israel statt Irrsal sein[1] —, so hat doch die Verlagshandlung durch die Beilage eines Cartonheftes für die Entfernung des größten Theils der ihr bekannt gewordenen Druckfehler Sorge getragen, die meisten übrigen aber sind so unbedeutend, daß sie den Leser kaum irren können, und jedenfalls ist der neue Abdruck von einer sehr großen Masse der in der letzten Ausgabe begangenen oder fortgepflanzten Druckfehler glücklich befreit.

Dieser Erklärung würde es nicht bedürfen, hätte nicht ein Beurtheiler dieser neuen Ausgabe im „Literarischen Centralblatt"[2] sich gemüßigt gesehen, dieselbe auf die ärgste Weise zu verdächtigen, indem er einzelne Druckfehler herausgreift und hiernach mit seltener Leichtfertigkeit die ganze Ausgabe als eine völlig unzuverlässige brandmarkt, an der die Correctoren

[1] Dieser Fehler ist durch den am Schlusse dieses angedruckten Carton verbessert.
[2] 1850 Nro. 4. 9. 1851 Nro. 2 7. 10. 15. 22. 30. 39. 42. 49.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETAE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03835799

und Herausgeber so argen Schaden angerichtet, daß sie einer wahren Sühne bedürfe und ohne weiteres nach Amerika — dieſen Antrag ſtellt im Ernſte der geſtrenge Staatsanwalt des „Centralblattes“ — deportirt werden müſſe. Hat ſelbſt Lachmann's muſterhafte Ausgabe Leſſing's, bei welcher viel weniger Schwierigkeiten zu überwinden waren, dem Tadel nicht entgehen können, wie wäre es da zu verwundern, daß auch dieſer neue Abdruck Goethe's der Splitterrichterei verfallen mußte? Aber die Art jenes Beurtheilers trägt zu ſehr die Spuren des calumniare audacter an ſich, als daß derſelbe unabgefertigt bleiben dürfte, beſonders da jene Verdächtigung auf Treu und Glauben deſſelben bereits in Werke über die neuere Literaturgeſchichte überzugehen begonnen hat. Wir können die verhältnißmäßig nicht übergroße Zahl der vom Beurtheiler aufgeſtochenen Druckfehler, welche jetzt faſt alle durch Cartons weggeſchafft ſind, nicht in Abrede ſtellen, und wünſchten, derſelbe hätte ſich auch an den übrigen Bänden als ehrlicher Reviſor, jedoch ohne über dieſen Kreis hinauszugehen, beſtens bewährt: aber der Vorwurf der Unzuverläſſigkeit iſt völlig aus der Luft gegriffen, und was das Schlimmſte iſt, ſo hat der Beurtheiler, der nirgendwo beſondere Urtheilsfähigkeit beweiſt, die vielfachen unzweifelhaften Verbeſſerungen, welche die neue Ausgabe bietet, völlig außer Acht gelaſſen, wie ihm auch die Herſtellung gleichmäßiger Orthographie und Interpunction, wenigſtens im Bereich deſſelben Werkes, durchaus entgangen iſt; nur für die Druckfehler hat er allein Sinn, die Verbeſſerungen ſah er nicht oder nahm ſie, weil ſie zu ſeinem Zwecke nicht paſſend ſchienen, als ſelbſtverſtändlich ſtillſchweigend in den Kauf.

Doch wir wollen uns der undankbaren Mühe unterziehen, die Ausſtellungen unſeres Beurtheilers im einzelnen zu verfolgen, nachdem wir vorab bemerkt haben, daß die Verlagshandlung, allen billigen Wünſchen zu entſprechen befliſſen, in Folge jener Druckfehlerangaben des „Centralblattes“ an mehreren Stellen Cartons gegeben hat, wo wir ſie ſogar für unnöthig halten; uns ſind dieſelben wegen der Eile, mit welcher die Verlagshandlung dem Uebel abzuhelfen bemüht war, erſt nach dem Abdrucke zu Geſicht gekommen.

In den beiden erſten Bänden merkt der Beurtheiler zwei jetzt durch Cartons weggeſchaffte Druckfehler an, im dritten und vierten zuſammen nur einen, der ſich aus der erſten Ausgabe — die betreffende Xenie erſchien zuerſt im Jahre 1827 in dem dritten Bande der Ausgabe letzter Hand — fortgepflanzt hat, von mir längſt bemerkt und jetzt, Dank unſerm Kritiker! durch einen Carton entfernt iſt. Der Beurtheiler erkennt die auf meine Veranlaſſung geſchehene Veränderung, daß die in der

letzten Ausgabe zweimal an verschiedenen Stellen abgedruckten 52 Sprüche und die Verse „Gott und Welt“ jetzt nur einmal, und zwar an ihrer rechten Stelle, stehen, beifällig an. Die ähnliche bei dem Gedichte „Bielrath“, das bisher zweimal in Goethe's Werken stand Bd. 2, 267. 3, 93 der Ausgabe in vierzig Bänden), getroffene Veränderung ist ihm, da sie nicht aus dem Inhaltsverzeichnisse zu entnehmen war, ganz entgangen. Aus dem fünften und sechsten Bande werden aus jedem drei Druckfehler angeführt, von welchen ich den ersten und letzten (V, 11. VI, 425) sehr bezweifle, doch hat die Verlagsbuchhandlung zu allen sechs Stellen Cartons drucken lassen. Beim siebenten und achten Bande macht der Beurtheiler die Entdeckung, daß „als Manuscript die Ausgabe von vierzig Bänden gedient habe“ (ohne alle Verbesserung?!), gesteht aber, daß die Correctheit sonst nichts zu wünschen übrig lasse. Er schlägt im siebenten Bande drei Verbesserungen vor. In der Stelle VII, 191: „Hast mit deinem verzehrenden Schwert abgeweihet ihre Haare?“ soll abgeweidet gelesen werden müssen. Auch hier hat die Verlagshandlung dieser abgeschmackten Schlimmbesserung zu Liebe einen Carton drucken lassen. Die Haare mit dem Schwert abweiden ist ein geradezu lächerlicher Ausdruck. Dem Dichter schwebt hier die Vorstellung vor, daß der Tod den Sterbenden zur Unterwelt weiht, indem er mit dem Schwerte ein paar Haare abschneidet, und wahrscheinlich dachte er an das Wort κατάρχεσθαι dessen sich Euripides in seiner „Alcestis“ V. 74 bedient; er braucht demnach abweihen in energischer, ihm so geläufiger Kürze in der Bedeutung durch Abschneiden weihen. Die beiden andern Aenderungen, welche in den Cartons aufgenommen sind, erkennen wir an, dagegen bewährt der Beurtheiler wenig Urtheil, wenn er Bd. VIII, 312 Z. 8 das so schön bezeichnende Lustgesänge[1] durch das auf einem bloßen Druckfehler beruhende, mit Recht in die Ausgabe letzter Hand nicht übergegangene Luftgesänge verdrängt wissen will, da hier offenbar nicht an das Singen der Vögel in der Luft, sondern an fröhliche Gesänge des Volkes zu denken ist. Ueber den neunten, zehnten und zwölften Band äußert sich der Beurtheiler, wohl weil er keinen Steff zu seinem Tadel fand, mit keiner Sylbe, dagegen bemerkt er über den im eilften Bande enthaltenen ersten Theil des „Faust“ — in den zweiten Theil scheint er sich nicht gewagt zu haben —: „In dem vorliegenden Abdruck des Faust sind zwar manche der stereotypen Druckfehler berichtigt, was mit dem gebührenden Dank anerkannt werden muß; aber es fehlt nicht an neuen. —

[1] Vgl. Wieland's „Oberon“ IV, 19. „Der Vögel Lustgesang“.

Die Interpunction ist gegen früher vielfach verbessert, nur hat der Corrector über den Gebrauch des Fragezeichens seine eigenen Grundsätze.“ Die vom Beurtheiler bemerkten Druckfehler — und man kann darauf rechnen, daß dies die einzigen sind, die er auffinden konnte — sind jetzt sämmtlich durch Cartons beseitigt, mit Ausnahme von zweien S. 37, 16 v. u., wo will sie, und S. 185, 4 v. u., wo will der statt will er mit Recht gefordert wird, und einer Stelle, wo keine Veränderung nöthig scheint, S. 165, 7, vielmehr die gegebene Lesart eines Todten das Richtige ist. Gar sehr erstaunt der Beurtheiler, S. 132 zu lesen:

Nach ihm nur schau'
Ich zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh'
Ich aus dem Haus,

während man früher das ich zum ersten und dritten Vers zog. Wenn der Herausgeber, fügt unser Beurtheiler hinzu, zur Rechtfertigung dieser Umstellung sich auf meinen Commentar berufen möchte, so habe er meine, ich denke, unmöglich mißzuverstehende, Andeutung gewiß übel verstanden. Possierlich genug ruft er mich hier gegen mich selbst auf. Ich muß auch jetzt noch auf der Vertheidigung der von mir gegebenen Abtheilung bestehen, in welcher ich um so weniger ein crimen laesae majestatis sehen kann, als Goethe in solchen Dingen wenig sorgfältig war, wie ich denn kurz vorher S. 130 zuerst zwei Verse abgetheilt habe, die bisher immerfort, ganz fehlerhaft, wie der Reim zeigt, als einer gedruckt wurden. Es ist offenbar, daß schau' und geh' schärfer hervorgehoben werden, wenn sie am Ende des Verses stehen, als wenn das schwache ich nachschlägt, das hingegen den folgenden Vers gefällig einleitet. Ganz ähnlich ist:

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin,

wo unser Beurtheiler das sich wohl auch in die erste Zeile setzen wird. Doch es bedarf kaum einer Vertheidigung dieser in meinem Commentar begründeten Veränderung der Versabtheilung, die durch einen Carton wieder verschwunden ist.[1] In seiner schulmeisterlichen Siegesfreude schließt der Beurtheiler mit der drohenden Warnung: „Möge sich der Herausgeber gesagt sein lassen, daß dergleichen Schulmeister-Experimente durchaus unstatthaft sind; sie sind geeignet, diese Ausgabe vollends um allen Credit zu bringen, und es ist Pflicht, gleich bei dem ersten Versuche

[1] Für diejenigen, welche sich seiner bedienen wollen.

dieser Art so laut, als möglich dagegen zu protestiren." Ein solcher emphatischer Weheruf bei einer verhältnißmäßig ganz unbedeutenden, dazu auf guten Gründen beruhenden Aenderung würde eben so unbegreiflich sein, als das Schweigen über die vielen Verbesserungen im zweiten Theile des „Faust", über die ich auf meinen Commentar verweise, wäre es dem Beurtheiler nicht gerade darum zu thun, diese Ausgabe „um allen Credit zu bringen", was ihm aber nicht gelingen soll.

Den Bericht über den dreizehnten und vierzehnten Band eröffnet derselbe mit der Vorbemerkung, „sicherem Vernehmen nach" habe der Unterzeichnete die Redaction der zweiten Hälfte dieser Ausgabe, „also (?) vom fünfzehnten Bande an", übernommen, wozu er mich für „vorzugsweise befähigt" zu halten und „meine vielfachen Verdienste um die Kritik und das Verständniß von Goethe's Werken" anzuerkennen freundlich geneigt ist. Leider wußte er nicht, trotz „sichern Vernehmens", daß ich bereits vom fünften Bande an bei dieser Ausgabe betheiligt war. Er beklagt aber, daß die J. G. Cotta'sche Buchhandlung sich nicht zur Anstellung „eines gewissenhaften und geübten, dabei einigermaßen verständigen Correctors" zu entschließen vermöge, und meint: „Wir werden es aber schon als einen Gewinn ansehen müssen — traurig genug, daß es so ist! —, wenn wir künftig vor solchen thörichten Eigenmächtigkeiten bewahrt bleiben, wie sie in den zuletzt angezeigten Bänden gerügt werden mußten, und auch in den vorliegenden wieder zu Tage kommen." Das ist doch eine mehr als Falstaffische Uebertreibung, bei welcher wohl darauf gerechnet ist, daß zwischen dieser Anzeige und der der beiden vorhergehenden Centralblätter sechs Nummern in der Mitte liegen, die frühern Anzeigen noch viel weiter entfernt sind. Denn fragen wir, wo die „thörichten Eigenmächtigkeiten" sich finden, welche in den vorigen Bänden aufgezeigt sein sollen, so kann als solche einzig und allein — der Beurtheiler hat dies selbst in Nr. 15 als die erste ihm aufgefallene Eigenmächtigkeit bezeichnet — die eben besprochene veränderte Abtheilung zweier Verse im Liede Gretchen's angeführt werden, an der wir aus kaum zu widerlegenden Gründen festhalten müssen. Aber das **calumniare audacter** ist ein goldener Spruch. Der Leser wird nicht die vorhergehenden Centralblätter nachschlagen, um sich zu überzeugen, welche „tolle Eigenmächtigkeiten" der Beurtheiler dem Herausgeber nachgewiesen, und so hat ersterer mit seiner falschen Verdächtigung gewonnen Spiel! Aber auch der dreizehnte und vierzehnte Band sollen Beispiele „toller Eigenmächtigkeiten" liefern. Sehen wir zu! denn wir haben Ursache genug gefunden, gegen die Behauptungen des Beurtheilers auf der Hut zu sein. Im dreizehnten Bande, dessen Volumen — er enthält 657 Seiten — vom

Beurtheiler unförmlich und höchst unbequem gescholten wird, steht unter anderm auch „Erwin und Elmire in der frühesten Gestalt". Diese Wiedergabe der frühesten Gestalt wird nun durch die seltsame Bemerkung zu verdächtigen gesucht: „Angeblich — denn der Herausgeber hat es nicht unterlassen können, S. 168 in dem Liede: „Erwin, o schau" die Zeile, die in der frühesten Gestalt lautet: „O Liebe, gib mir den Tod!" nach der spätern Bearbeitung (?!) auszufüllen, ohne Zweifel des Wohllauts wegen. Das verzweifelte musicalische Gehör, mit dem dieser Mann geplagt ist, läßt ihn jede andere Rücksicht beiseite setzen." Die treue Wiedergabe der frühesten Gestalt eines Stückes ist wahrlich dadurch nicht gefährdet, wenn ein in der ersten Ausgabe durch Schreib- oder Druckversehen entstandener, auch in die folgende Bearbeitung, was der Beurtheiler übersah, übergegangener Fehler weggeschafft wird. Die Herstellung des in Rede stehenden Verses durch Wiederholung des Wortes gib erweist sich für jeden als nöthig, der das betreffende Lied genauer betrachtet; denn in einem aus mehreren Strophen nach derselben Melodie zu singenden Liede müssen doch wenigstens die entsprechenden Verse der Strophen sich metrisch gleich sein. Nun sind alle Verse der drei Strophen dieses Liedes vierfüßige Jamben, nur die gleichlautenden vierten Verse der ersten und dritten Strophe würden nach der jetzigen Lesart dreifüßig sein; das kann nur Schreib- oder Druckfehler sein, dem wir durch die kräftige Wiederholung des gib leicht abhelfen. Zum Ueberfluß verweisen wir noch auf die übrigen Liedchen in der frühesten Gestalt von „Erwin und Elmire", wo überall die jambischen sich entsprechenden Verse auch gleich viel Füße haben. So hat der Beurtheiler auch hier bloß seine eigene Urtheilslosigkeit bewiesen, und man könnte der neuen Ausgabe nur daraus einen Vorwurf machen, daß die nöthige Verbesserung nicht auch Bd. VIII, 82 aufgenommen ist. Das mit Recht gerügte, jetzt durch einen Carton getilgte Versehen, daß zwischen S. 249 und 250 ein Vers weggefallen ist, trifft nur den Corrector, gegen den nun einmal keine Nachsicht geübt werden soll. Den Gipfel der Entstellung erreicht der Beurtheiler, wenn er den sinnlosen Druckfehler Thon statt Ton Bd. XIV, 190 — und gerade dieser Druckfehler ist bekanntlich (man vergleiche nur unten das Verzeichniß unserer Verbesserungen) ein sehr gewöhnlicher — für eine „eben so zarte als sinnreiche Conjectur des Herausgebers" erklärt. Das sind unehrliche Waffen! Doch wir sind von dem guten Willen des Beurtheilers, diese Ausgabe „um allen Credit zu bringen", schon sattsam belehrt. Auch dieser Druckfehler ist jetzt beseitigt.

Bei der Anzeige des fünfzehnten bis achtzehnten Bandes stellt die Beurtheilung des neuen Redacteurs Genauigkeit und Pietät den in den

Fort wächſ't der Flötenton,
Schall der Poſaunen,
Ich irre, raſe ſchon;
Iſt das zu ſtaunen?

Im Gegenwärtigen Vergangnes.

Roſ' und Lilie morgenthaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuſcht und traulich,
Steigt der Felſen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Ritterſchloß gekrönet,
Lenkt ſich hin des Gipfels Bogen,
Bis er ſich dem Thal verſöhnet.

Und da duftet's wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Pſalters
Mit dem Morgenſtrahl ſich ſtritten;
Wo das Jagdlied aus den Büſchen
Fülle rundes Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfriſchen
Wie's der Buſen wollt' und brauchte.

Nun die Wälder ewig ſproſſen,
So ermuthigt euch mit dieſen,
Was ihr ſonſt für euch genoſſen
Läßt in andern ſich genießen.

früheren Anzeigen angeführten „Absurditäten" seines Vorgängers entgegen. Unglücklich genug treffen Lob und Tadel dieselbe Person! Welche Bewandtniß es mit jenen „Absurditäten" habe, ist eben gezeigt; aber der Beurtheiler bleibt seinem calumniare audacter getreu. Beim fünfzehnten und siebzehnten Bande gesteht die Beurtheilung, daß der Corrector im ganzen seine Sache vortrefflich gemacht habe. „Die kleine Variante in dem Liedchen: Nur wer die Sehnsucht kennt (Bd. XV, 211), wollen wir nicht aufstechen," bemerkt er. Die Variante besteht darin, daß einmal zwischen Weiß und was das Komma ausgefallen. Im sechzehnten, mehr als 550 Seiten umfassenden Bande werden vier zum Theil unbedeutende Druckfehler nachgewiesen, von denen nur einer, S. 416, 2 v. u. auch nun statt nun auch, nicht durch einen Carton weggeschafft ist, wogegen die im achtzehnten Bande mit Recht aufgestochenen fünf Druckfehler sämmtlich weggefallen sind. Die völlige Urtheilslosigkeit des Beurtheilers aber verräth sich auf ärgste Weise darin, wenn er in den Worten Bd. XVIII, 204, 25 ff.: „Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet, und endlich das Stielchen wie an einem Gewerbe niederklappt," das ganz richtige Gewerbe als Druckfehler für das hier völlig sinnlose Gewebe betrachtet. Daß das Wort Gewerbe auch die Bedeutung Gewinde, Gelenk (charnière) habe, war ihm wohl ganz unbekannt. Freilich steht in dem ersten Abdruck des vierten Theiles von „Wahrheit und Dichtung" in den „nachgelassenen Werken" wirklich Gewebe, aber dies ist einer der manchen Druckfehler dieses ersten Abdrucks, die schon in der Ausgabe in vierzig Bänden größtentheils ihre Verbesserung gefunden haben.

Beim neunzehnten und zwanzigsten Bande wird zugestanden, daß der Herausgeber sich um die Herstellung eines correcten Textes die größte Mühe gegeben. „Sein Streben ist denn auch von erfreulichem Erfolge begleitet gewesen, insofern manche hergebrachte Unrichtigkeiten, die nur ein aufmerksames Auge entdecken konnte, hier zum erstenmal glücklich beseitigt sind. Sichtbarer Fleiß ist auch durchgängig auf die Rechtschreibung der italiänischen Eigennamen verwandt, worin Goethe freilich den Anforderungen der Schule und ihrer Meister wenig genügte." Dagegen sieht der Herausgeber darin einen Mangel an Pietät, daß ich die liederlichen und falschen Datirungen berichtigt habe. Freilich finden auch wir die Art, wie Goethe die Reiseberichte als an einzelnen Tagen geschriebene Briefe zusammengestellt hat, nicht besonders gelungen, aber Goethe hat nun einmal solche bestimmte Datirungen beliebt, und wenn dieselben durch Nach-

läſſigkeit Riemer's — denn Goethe überließ dieſem bekanntlich ſolche Aeußerlichkeiten ſeiner Druckſchriften — ungenau und falſch ſind, ſo verdient wahrlich derjenige Dank, der ſolche Mißſtände wegſchafft, wie dies Riemer und Eckermann ſelbſt in anderen Fällen in der Ausgabe von vierzig Bänden gethan haben. Von der Leichtfertigkeit des Beurtheilers zeugt hier wieder der ſeltſame Vorwurf, ich habe gleich beim erſten Briefe der italiäniſchen Reiſe einen argen Mißgriff gethan. Es ſei bekannt, bemerkt er, daß Goethe ſeine Reiſebeſchreibung mit der Bemerkung beginne, er ſei am 3. September früh drei Uhr von Karlsbad aufgebrochen. Nun laute zwar der Anfang jetzt noch, wie bisher: „Früh drei Uhr ſtahl ich mich aus Karlsbad", aber vor dieſen Worten prange jetzt das neue, noch dazu ſehr zweifelhafte ?) Datum: „Regensburg den 4. September 1786". Aber der datirte Brief beginnt nicht mit den Worten: „Heute früh drei Uhr", und es folgt im weitern Verlauf des Briefes: „Genug, ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg;" eine Seite ſpäter heißt es: „Heute ſchreibe ich unter dem neunundvierzigſten Grade", wonach der Brief, wenn er anders datirt werden ſoll, nicht vom 3. September, wo Goethe nicht nach Regensburg kam, ſondern vom folgenden Tage datirt werden muß. Man muß ſehr verblendet ſein, um ſo etwas überſehen zu können! Auch die nöthigen Umſtellungen findet der Beurtheiler bedenklich. Bekanntlich erſchien die Beſchreibung des römiſchen Carnevals urſprünglich ſelbſtſtändig für ſich; in der Ausgabe letzter Hand nahm Goethe ſie in die Beſchreibung des zweiten Aufenthaltes in Rom auf, aber unglücklicherweiſe an einer falſchen Stelle; denn der Carneval fiel 1788 in den Februar, nicht in den Januar, unter deſſen „Bericht" Goethe oder vielmehr Riemer ſie geſetzt hat. Weshalb ſoll nun dieſer für den Leſer unbequeme Irrthum auf ewige Zeiten fortgepflanzt werden? Aehnlich verhält es ſich mit dem ſpäter geſchriebenen Aufſatze über Filippo Neri, den Goethe an das Ende des Jahres 1787 geſtellt hat, da er doch ganz offenbar zum Berichte über Neapel, zum Mai 1787, gehört. Solche durchaus nöthige Umſtellungen dürften auf dankbare Anerkennung gegründeten Anſpruch machen, da durch ſie offenbare Nachläſſigkeiten der Redaction verbeſſert werden, wie dies ſchon Riemer und Eckermann anderswo zum Theil gethan haben. Wenn nun der Beurtheiler gar in den Ausruf ausbricht: „Das ſind eben ſo unnöthige als unſtatthafte Bemühungen. So nimmt wohl ein Flickſchneider einen alten Rock zur Hand, um ihn auszubeſſern und zu wenden. Aber ein Goethe'ſcher Text iſt noch lange kein alter Rock," ſo macht er ſich durch ſeine unglückliche Vergleichung nur lächerlich. Wohl ziemt es, dem Dichter die Fäſerchen abzublaſen, die ein Verſehen der Redaction ihm angeweht

hat, und wer einen schönen, aber bestaubten Rock bürstet, ist noch lange kein Flickschneider, wie der Beurtheiler vorauszusetzen scheint. Daß Riemer und Eckermann in der Ausgabe von vierzig Bänden ganze Briefe und sonstige, früher einzeln stehende Abschnitte in die italiänische Reisebeschreibung und in die „Annalen“ eingeschoben haben, scheint dem Beurtheiler ganz unbekannt zu sein. Die Correctheit des neunzehnten und zwanzigsten Bandes rühmt er im allgemeinen; aus ersterm führt er sieben Druckfehler an, von denen nur vier erheblich sind, aus letzterm sechs, die alle theils durch Cartons weggeschafft, theils als Druckfehler bezeichnet sind. Wenn der Wegfall des bekannten Motto's der „Campagne in Frankreich“: „Auch ich in der Champagne!“ bedauert wird, so vergißt der Beurtheiler, daß Goethe dieses mit Absicht bereits in der Ausgabe letzter Hand weggelassen hat, woher es denn auch in der Ausgabe in vierzig Bänden fehlt. Daß ich auch in der „Campagne in Frankreich“ offenbar falsche Datirungen verbessert habe, bedarf keiner Entschuldigung.

Ueber die auf den zwanzigsten folgenden vier, von mir mit großer Sorgfalt durchgegangenen Bände geht das „Centralblatt“ trockenen Fußes hinweg. Am fünfundzwanzigsten rügt es sechs Druckfehler, die jetzt theils durch Cartons weggebracht, theils angemerkt sind, von denen wir aber zwei nicht anerkennen können. S. 6, 17 ist herrliches statt treffliches eine Verbesserung des Dichters selbst, die er bei dem Abdrucke in „Kunst und Alterthum“ IV, 3, 25 machte. Wenn gar Jost Ammon statt Jost Amman S. 134 f. als Druckfehler gelten soll, so hätte der Beurtheiler wissen sollen, daß der betreffende Künstler sich beider Namensformen bediente (vgl. Ebert), und Goethe, wie viele seiner ältern Zeitgenossen, die erstere brauchte, von welcher wir ohne Noth nicht abweichen zu dürfen glaubten. Im sechsundzwanzigsten Bande wird die durch das Wiederkehren desselben Wortes veranlaßte Auslassung zweier Zeilen mit Recht scharf getadelt, doch ist dem Schaden durch einen Carton abgeholfen. Von den sonst in diesem Bande noch bemerkten drei Druckfehlern, von denen zwei durch einen Carton getilgt, einer angemerkt ist, können wir den letzten S. 50, 20 unmöglich anerkennen. Die S. 26, 6 f. versuchte Verbesserung mitgeborenen Wohlstand statt mit geborenem Wohlstand ist so unglücklich als möglich, und wir gönnen dem Beurtheiler gerne diese wunderbare Erfindung, durch die wir Goethe's Text um keinen Preis entstellen möchten. Daß wir die sämmtlichen einzelnen Recensionen und Aufsätze in ihren ersten Drucken sorgfältig verglichen haben, dafür hat der Beurtheiler natürlich kein Auge.

Auch über die letzten vier Bände geht das „Centralblatt“ ruhig hin,

indem es sich nur über die beigegebenen Cartons und das freilich etwas spärliche Druckfehlerverzeichniß lustig macht. Wir erlauben uns hier nur die Bemerkung, daß einzelne Cartons nicht durch das „Centralblatt", sondern durch anderweitige Bemerkungen veranlaßt sind, wodurch der erste Band, in welchem wir nur auch S. 349, 3 v. u. wird es statt wird er, wie im vierten 231, 10 1262 statt 1162, hergestellt wünschten, bedeutend gewonnen hat.

Ziehen wir die Summe der sämmtlichen Anzeigen des „Centralblattes", so hat dasselbe von den dreißig Bänden zwölf ganz unbesprochen gelassen; von den übrigen achtzehn Bänden muß es die Correctheit von vieren rühmen, in einem Bande ist der gerügte Druckfehler nur ein geträumter, in fünf Bänden ist in jedem nur ein Druckfehler nachgewiesen, in vier anderen nur zwei oder drei, in zwei vier, in zwei fünf, in einem sieben und in einem zehn, und die meisten dieser Fehler sind jetzt durch Cartons ausgemerzt, ein Theil wenigstens als Druckfehler angemerkt. Ist es nun auch nicht zu leugnen, daß auch noch hier und da andere Druckfehler sich finden werden, so beruht doch die Ansicht, welche das „Centralblatt" gern verbreiten möchte, daß die Saat der Druckfehler den Text überwuchert habe, auf der entschiedensten Unwahrheit, und wohl dürfte die neue Ausgabe trotz ihres raschen Erscheinens an einer verhältnißmäßig sehr geringen Zahl störender Druckfehler leiden. Die Beschuldigung alberner Eigenmächtigkeit ist nur eine fixe Idee, deren Richtigkeit wir nachgewiesen haben.

Aber einem solchen verdächtigenden Angriffe gegenüber, wie ihn das „Centralblatt" gegen die neue Ausgabe gewagt, genügt es nicht, die einzelnen Bedenken auf das Maß der Wahrheit zurückzuführen und den bösen Willen abzuwehren, sondern die Nothwehr fordert auch, daß wenigstens andeutungsweise die Vorzüge der neuen Ausgabe, welche nicht verdient durch übelwollende Beschränktheit „um allen Credit gebracht" zu werden, durch Beispiele belegt werden. Von dem großen Verdienste, welches dieselbe durch Durchführung einer geregelten Orthographie und Interpunction, so wie auch einer erwünschten Gleichmäßigkeit der Formen in den einzelnen Werken sich erworben, vielfache Beispiele anzuführen, würde sehr ermüdend sein; wer sich davon überzeugen will, möge etwa den „Reineke", „Wilhelm Meister's Lehrjahre", „Faust" oder „Werther" in der neuen Ausgabe mit den früheren vergleichen. Dagegen wollen wir nicht unterlassen, durch eine keineswegs erschöpfende Sammlung von Beispielen den Beweis zu liefern, wie sehr die neue Ausgabe durch unsere genaue Vergleichung und Herstellung den Vorzug vor allen ihren

Vergängerinnen verdient, wobei wir im voraus bemerken, daß wir hierbei den „Faust“ und die „Pandora“, die so ganz wesentlich in Folge unserer Kritik gewonnen haben, völlig unberücksichtigt lassen und in Bezug auf sie lediglich auf unsere Commentare verweisen wollen.

Wir haben schon oben gelegentlich hervorgehoben, daß die Ausgabe in vierzig Bänden sehr wesentliche und bedeutende Verbesserungen durch Riemer und Eckermann erhalten hat; dabei hat sich aber eine Anzahl neuer Druckfehler eingeschlichen, deren Beschaffung vor allem bei einer neuen Ausgabe zu bewirken oblag. Wir beginnen daher mit einer Nachweisung von solchen Stellen, wo wir die in der Ausgabe in vierzig Bänden durch Druckfehler entstellte Lesart der Ausgabe letzter Hand wiederhergestellt haben, wobei wir alle durch leicht erkennbare Buchstabenverwechslung entstandenen Versehen, die auch ohne unsere Bemerkung sich nicht fortgepflanzt haben würden, ganz ausschließen wollen.

So haben wir Bd. V. 11, 40 hergestellt zu fürchten statt fürchten, 12, 20 reicht' statt reicht, 87, 7 v. u. Kronos statt Kronies, 192, 12 Widder statt wieder. VI. 10, 3 beständige statt Beständige, 69, 12 Brächt' statt Brächt', 389, 14 Vertraun statt Vertrauen, 396, 11 weis' statt weis', 431, 4 1794 statt 1797. VII. 53, 9 folgt statt folg', 58, 17 mir statt nur, 224, 18 zu gut statt so gut, 272, 8 einziehst statt einziehst, 275, 15 v. u. laßt statt laß. VIII. 16, 3 erlange statt verlange, 39, 10 Sagen statt Sage, 87, 6 beizustehen statt beizustehn, 93 l. Z. Des statt Deß, 126, 18 v. u. laßt statt laß, 165, 12 Dämons statt Dämon, 202, 1 der statt den. IX. 272, 9 v. u. dumpfem statt dumpfen, 276, 4 v. u. Schränken statt Schranken. XII. 195, 21 kein statt ein. XIII. 305, 9 durchklimmt statt durchglimmt. XIV. 45, 10 das statt daß, 198, 15 wahren statt Wahren. XV. 105, 8 v. u. sagte statt sagt, 337, 7 den Muth statt der Muth, 395, 16 schien statt schein. XVI. 155, 9 v. u. hinderte statt hindert, 264, 15 v. u. seine statt seiner, 326, 12 v. u. erschienen statt erscheinen, 410, 2 v. u. rief vielmehr statt rief: vielmehr, 429, 7 v. u. und statt und und, 432, 2 v. u. zuschrieben statt zuschreiben, 529, 10 v. u. Ihre statt ihre. XVII. 3, 9 daraus statt durchaus, 53 l. Z. übrig gebliebene statt übriggebliebenen, 65, 21 Zubehör statt Zugehör, 245, 7 erregten statt erregte, 287, 11 könnten statt können, 335, 3. v. u. unser statt unter, 369, 8 v. u. ich im statt im. XVIII. 294, 1 auszeichnet statt ausgezeichnet, 12 v. u. furchtbarsten statt fruchtbarsten. XIX. 81, 3 alles

statt als, 158, 12 v. u. den statt der, 161, 3 v. u. Ton statt Thon, 194, 8 Kunstfreude statt Kunstfreunde, 226, 18 antikcostümirte statt anticostümirte, 282, 10 fürchterlichsten statt fürchterlichen, 288, 5 v. u. stille, stille statt stille, 365 l. Z. feinem statt feinem, 484, 5 hört statt hörte, 528, 10 Se statt so, or statt o, 530, 18 Jo statt Je. XX, 148, 4 bekränzt statt begränzt, 115, 2 Um statt Und, 159, 11 v. u. sinnlich-sittliche statt sinnliche-sittliche, 161, 13 v. u. erinnere statt erinnerte, 178, 3 v. u. seine statt seiner, 228, 5. v. u. seinen statt seinem, 297, 10 v. u. schöne statt schön. XXII, 99, 13 ihn statt ihm. XXIII, 83, 3 v. u. das statt daß, 308, 9 Ausdruck statt Ausbruch. XXIV, 57, 19 volle statt voll, 87, 15 ihre Pläne statt ihren Plan, 265, 14 ich das statt das ich. XXV, 165, 1 er es statt er. XXVI, 183, 2 Wunderlichem statt Wunderlichen, 379, 17 Handels statt Handelns, 507, 15 v. u. Geringern statt Geringen (in der Ausgabe letzter Hand stand durch wunderliche Buchstabenverwechselung Geringeén). XXVII, 33, 4 österreichen statt österischen, 103, 4. v. u. Punkten statt Punkte, 111, 9 v. u. Constantin statt Constantio, 142, 7 v. u. Eschenzweige statt Aschenzweige, 158, 14 v. u. silberweiße statt silberweise, 175, 21 oculi statt occuli, 185, 8 v. u. meinem statt meinen, 187, 17 einen statt ein, 207, 17 v. u. babirussa statt habirussa, 226, 11 v. u. innere statt jüngere, 5 v. u. ganzen statt ganzes, 259, 9 wildverschränkte statt wildverschrankte, 286, 12 v. u. unmöglich statt möglich, 295, 18 unserm statt unsere, 303, 11 wunderbaren statt wunderbare, 309 l. Z. runden statt runde. XXVIII, 72, 8 Farbe mittheilen statt Farben mittheilen, 25 f. sich nicht an sie statt sie nicht an sich, 124, 16 werden statt werden, 127, 5. v. u. diesem statt diesen, 152, 10 v. u. notionales statt nationales, 341, 23 durchs statt durch. XXIX, 30, 11 v. u. VI (ausgefallen in der Ausgabe in vierzig Bänden), 102, 13 herzlichsten statt herzlichen, 3 v. u. materiae statt materia, 233, 3 v. u. noch statt nach, 245, 12 das statt daß, 256, 3 alles statt in alles, 271, 18 Sandweben statt Sandwehen, 321, 20 unendlich statt unendliche. XXX, 80, 12 deutlicheren statt deutlicheren, 92, 16 um statt an, 112, 19 den statt der, 117, 2 flußaufwärts statt flußauf, 146, 4 v. u. gebrauche statt gebrauchte, 159, 12 v. u. dienten statt dringen, 283, 7 v. u. vor der statt von der, 284, 19 Theils statt Theil. Die Summe der eben angeführten Stellen beläuft sich auf 112.

Noch bedeutender ist die Anzahl der Stellen, wo über die Ausgabe letzter Hand hinausgegangen und aus dem ersten Drucke das Richtige hergestellt werden mußte. Hiernach haben wir Bd. V, 86, 9 gestützt statt gestürzt zurückgeführt, 88, 8 schätzet statt schätzt, 91, 16 andres statt anders, 100, 5 Königes statt Königs, 102, 13 v. u. solle statt sollte, 8 v. u. ward statt war, 104, 15 sollet statt solltet, 107, 1 nehmt statt nehmet, 108, 9 Abel (wie auch im Original steht) statt Aber, 110, 19 rief er, du statt rief er, 142, 10 v. u. sollen's statt sollten's, 180, 14 zu verkleiden statt verkleiden. VI, 5, 11 Tromm'l statt Tromml', 9, 11 bekränzend statt begränzend, 11, 11 Er statt er, 58, 3 v. u. Du Dir statt sich Dir, 70, 3 v. u. nicht statt nichts, 80, 16 das statt daß, 404, 12 dem Wagen statt den Wagen. VII, 55, 3 v. u. Teufel? statt Teufel!, 74, 13 Ihre statt ihre, 93, 17 Will' (nach dem ersten Druck und der ersten Ausgabe der Werke, in der Bedeutung Absicht) statt Mitt', 131, 12 eine jede statt jede, 246 l. Z. allenfalls statt ebenfalls, 273, 17 nicht anders statt nichts anders, 305, 6 haushält statt aushält oder aushalt. VIII, 75, 19 und 76, 11 laß statt laßt, 236 l. Z. noch ein statt ein, 299, 2 v. u. wieder statt weder. IX, 16, 10 widrigen statt niedrigen, 17, 11 v. u. fragt' statt frag', 21, 5 gut geblieben statt geblieben, 50, 2 gespürt statt gehört, 11 ihm hingezahlt statt hingezahlt, 51 l. Z. so viel verunglückte statt verunglückte, 53, 4 mit mir statt mir, 83, 5 meine Feinde, deine Feinde statt meine Feinde, 89, 2 v. u. hätt statt hält, 93, 2 v. u. ward statt war, 114, 4—2 v. u. die Worte: sie sind — nicht singen, die durch Druckversehen ausgefallen waren, 133, 2 v. u. mit statt mir, 176, 24 vor'm statt im (wie 182, 5 v. u.), 184, 1 einen statt einem, 202, 8 v. u. jüngern statt jüngsten, 215, 19 wollten statt wollen, 221, 2 man so statt man, 289 l. Z. auch vor statt vor, 292, 14 auf die Wage legte und, welche Worte ausgefallen waren. X, 5, 9 Zusammenkunft statt Zusammenkünfte, 23, 19 v. u. übrigen großen statt übrigen, 24, 2 v. u. Ihr statt ihr, 26, 14 gehalten statt behalten, 52, 16 liebste statt liebe. XII, 41, 9 Stern und Nebelhülle statt Stern- und Nebelhülle, 93, 11 sich zuletzt statt sich, 145, 10 Einen Freund statt einen, 223, 12 v. u. steile statt stille. XIII, 240, wo vier ausgefallene Verse hergestellt sind, 279, 7 eben statt oben, 9 Mißkommen statt Willkommen. XIV, 16, 7 Abstractionen statt Abstraction, 37, 9 v. u. Erzählt statt

Erzähl'. XV, 9, 3 v. u. noch statt und, 16, 11 v. u. Blitze statt Blitz, 44, 5 v. u. diese statt die, 48, 15 f. die ausgelassenen Worte: und Pomade, 146, 18 Empfindung statt Erfindung, 151, 9, Decoration statt Decorationen, 155, 8 nicht statt es nicht, 4 v. u. eingeweiht statt geweiht, 164, 18 f. übermächtige statt übermüthige, 190, 11 früherer statt früher, 12 f. den Ereignissen statt dem Ereignisse, 206, 17 herantritt statt hereintrat, 207, 10 wolle statt wollte, 214, 12 fühlt statt fühlte, 215, 13 v. u. schrecklichste statt schreckliche, 238, 2 v. u. seine statt seinen, 255, 4 besonders in die statt besonders in der, 258, 15 daß das statt daß, 264, 8 v. u. besten passen statt besten, 274, 1 diese Pappen statt die Pappen, 3 wodurch ganz statt wodurch, 294, 6 dein statt denn, 299, 14 Anblick statt Augenblick, 304, 5 hat statt hatte, 324, 20 angenehmes und nützliches statt angenehmes, 326, 5 die ausgefallenen, durchaus nöthigen Worte: kein Wundarzt kam, 330, 13 v. u. allenfalls statt ebenfalls, 333, 3 v. u. zum größten statt zum, 335, 12 verrichten statt zernichten (vgl. Z. 8—6 v. u.), 433, 3 v. u. nur statt mir, 440, 19 Sollten statt Sollen. XVI, 24, 16 angesehen statt abgesehen, 39, 3 und sie statt und, 68, 6 Neigung statt Meinung, 86, 2 v. u. die ausgelassenen, ganz unentbehrlichen Worte: Sie kehrten auf einem Pachthofe ein, 88, 2 Nur statt Nun, 93, 20 Geschäftsvorträgen statt Geschäftsverträgen, 94, 15 Ablauf statt Anlauf, 128, 2 v. u. Busenstreif täglich statt Busenstreif, 135, 10 einen statt einem, 137, 8 v. u. beschädigte statt beschädigt, 141, 12 Hauptgegenstande statt Gegenstande, 150, 14 v. u. sagte statt versetzte, 152, 8 die ausgelassenen Worte: das ihr eben ein Bote gebracht hatte, 159, 3 denn statt als, 203, 10 würdigen Mann statt würdigen, 204, 17 Bedingung statt Bedeutung, 19 und statt um, 205, 4 v. u. Umgebung statt Umgegend, 206, 7 am Ufer immer statt am Ufer, 207, 14 Entfernen statt Entfernung, 208, 9 v. u. wurden statt worden, 220, 8 ihr ihn in statt ihr in, 3 v. u. die Frage statt eine Frage, 229, 3 Falle statt des aus dem vorhergehenden wiederholten Nachtheil, 231, 4 die ausgelassenen Worte: wirklich konnten sie einander wohl beobachten, 253, 10 u. u. kamen singend statt kamen, 260, 4 Schloßgärten statt Schloßgarten, 304, 11 v. u. die ausgelassenen, unentbehrlichen Worte: des Zwergenreiche, 308, 7. v. u. die ausgelassenen, durchaus nöthigen Worte: und der Mann wieder höher, 321, 9 v. u.

einiger statt einiger, 505, 2 v. u. alles statt das, 544, 18 Ihr statt ihr. **XVII.** 19, 5 Einritt statt Eintritt, 19, 14 v. u. Reiter statt Ritter, 33, 24 und so statt und, 98, 1 ein statt sein, 105, 12 v. u. zerfetzen statt zerfressen, 112, 17 äußere statt größere, 115, 16 Anmerkungen statt Anmerkung, 118, 18 werden statt wurden, 121, 1 scheinen statt schienen, 124, 20 jedes statt dieses, 132, 12 vielleicht auch statt vielleicht, 136, 15 mehrere geistreiche statt mehrere, 139, 10 sowohl durch sein Talent als statt wohl, 175, 2 stimmt statt stimmte, 177, 11 Familienlampe statt Lampe, 180, 16 v. u. festlichsten statt festlichen, 215, 16 v. u. Freund statt mein Freund, 221, 13 v. u. nur noch statt nur, 296, 8 v. u. auf statt an, 315, 5 lustig genug statt lustig, 317, 3 unmittelbar statt mittelbar, 318, 8 sie sich statt sich, 360, 7 denkbaren statt dankbaren. **XVIII.** 38, 6 mit Erhebung statt mit Erholung, Erhebung, 40, 13 die ausgelassenen Worte: von Ewigkeit her und, 41, 3 allen andern statt andern, 43, 11 v. u. angenehme statt angenehm, 72, 16 jene statt eine, 96, 4 ihr statt der, 149, 13 f. anfauchen statt anfachen, 156, 4 v. u. Einen statt Einem, 172, 7 inständig statt anständig, 180, 10 v. u. Das ist statt Das, 185 l. Z. aufzufassen statt anzufassen, 187, 7 dienlichsten statt dienstlichsten, 191, 5 v. u. Dürftige statt dürftige. **XIX.** 219, 13 v. u. unvollkommene statt vollkommene, 246, 13 die ausgelassenen Worte: über ihre Aeußerungen, 462, 9 Bogen statt Boden, 529, 6 v. u. und 532, 14 v. u. [illegible]or statt amer, 538, 20 er kennt sie statt er bringt sie. **XX.** 308, 1 Ton statt Thon, 358, 1 freute statt freut. **XXI.** 15, 19 Hans statt Haus, 26, 13 v. u. schienen statt schien, 272, 7 v. u. solchem statt solchen, 303, 7 v. u. ernten statt erwarten, 305, 8 die ausgefallenen Worte: auf die Nachkommenschaft kommen. Ja möge. **XXII.** 17, 11 meinem Vater statt meinen Vater, 41, 8 v. u. die ausgefallenen Worte: nach der Gesundheit, 56, 7 v. u. von statt vor, 81, 7 Grabstein setzen statt Grabstein, 82, 17 die ausgelassenen Worte: Nacken und dem, 90, 4 v. u. Darauf statt Daher, 139, 13 v. u. diesen bösen Dienst statt diesen Dienst, 9 v. u. die vielen statt die, 151, 16 nur statt nun, 182, 11 v. u. allem statt allen, 194, 9 ergeben statt gegeben, 239, 16 f. die ausgelassenen Worte: in euern Formen, 248, 9 v. u. meiner guten deutschen statt meiner deutschen, 271, 14 Sogleich statt So. **XXIII.** 23, 3 haben statt hatten, 26, 7 v. u. mir aber statt mir, 40, 18 ich

ihnen statt ich, 42, 11 widersetze statt widersetzte, 43, 8 mir statt in mir, 48, 7 v. u. um und statt und, 52, 17 versucht statt verursacht, 83, 10 und 99, 11 außerordentlich statt ordentlich, 119, 10 wurden statt werden, 134, 11 v. u. dem statt sein, 319, 4 Lehre statt Lage. XXIV, 13, 22 ab statt auf, 65, 14 Anblick statt Augenblick, 72, 2 v. u. scopulos statt scopulus, 73 l. Z. sagten statt sagen, 76, 14 v. u. noch immer statt immer, 85, 4 v. u. Burg von statt Burg, 89, 4 ihre alten statt ihre, 120, 10 v. u. hätte statt hatte, 139, 11 einrichteten statt errichteten, 146, 11 andern statt anderer, 185, 2 v. u. erstem statt ersten, 220, 20 uns nun statt nun, 237, 7 f. die ausgefallenen Worte: die ähnlichen Gesinnungen in ihren Papieren wieder angetroffen und, 247, 14 unverträglich statt unerträglich, 270, 22 ausgebildet statt ausbildet, 294, 19 gemalten statt abgemalten. XXV, 1, 17 zeugen statt erzeugen, 3, 8 heutigen statt heurigen, 7, 2 diese statt die, 5 v. u. mir verhaßt statt verhaßt, 8, 2 v. u. leite statt leitet, 60, 2 v. u. könnte statt konnte, 74, 6 v. u. gelten statt dienen, 93, 23 diesen statt diesem, 148, 12 v. u. schön statt schöne, 257, 11 ehemaligen statt ehemaligem. XXVI, 21, 7 und 6 v. u. die ausgefallenen Worte: der Natur, von Niedlichkeiten, 22, 21 wo statt wie, 23, 14 v. u. die Inductien statt Induction, 48, 16 genug statt genug sein, 50, 24 ein Glück statt Glück, 53, 17 den großen Hansen statt dem großen Haufen, 56, 3 das ausgefallene unentbehrliche Wort: Christi, 58, 17 f. seinem Gesetze statt seinen Gesetzen, 59, 4 aber dünkt statt dünkt, 60, 20 that statt thut, 88, 15 innern statt innerm, 106, 20 aus statt auf, 119, 10 Ghibellinischem statt Ghibellinischen, 162, 17 Fliehn statt Fliehen, 200, 10 v. u. überwiegendem statt überwiegenden, 206 l. Z. welchen statt welchem, 417, 2 Erfordernisse statt Erfordernissen, 476, 7 mit ihm statt mit, 492, 17 liebwerthen statt liebewerthen, 540, 10 v. u. den Türken statt dem Türken. XXVII, 24, 6 und 28, 16 allen statt allem, 34, 11 v. u. sie völlig statt sich völlig, 54, 10 Becherzahl statt Becher, 91, 16 v. u. Blattkrönchen statt Blattkörnchen, 94, 8 obern statt Obern, 103, 9 v. u. bilden, hingehend statt bildend hingehen, 111, 18 erweitern statt erweiterten, 173, 2 und 175, 17 speciem statt spiciem. 263 die fehlende Stelle des Philargyrius, wo nur Camuri statt lamuri zu lesen, 274, 6 v. u. specificirend statt specifirend. XXVIII,

Niemand wird uns dann beſchreien
Daß wir's uns alleine gönnen!
Nun in allen Lebensreihen
Müſſet ihr genießen können.

Und mit dieſem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafiſen,
Denn es ziemt des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche ſeinen Thon
Zu Geſtalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern ſein Entzücken;

Aber uns iſt wonnereich
In den Euphrat greifen,
Und im flüß'gen Element
Hin und wieder ſchweifen.

Löſcht' ich ſo der Seele Brand,
Lied es wird erſchallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Waſſer wird ſich ballen.

199, 4 vom statt von, 211, 10 v. u. piazosso statt plazosso. 228, 12 klares statt Klares, 311, 21 medias statt medio. XXIX. 261, 8 v. u. Vom statt Von, 262, 11 v. u. das ausgelassene Wort Physica. 319, 7 v. u. XI statt VI, 320, 8 v. u. XXIII statt XXII. XXX. 18, 5 Tagetes statt Taygetes, 30, 9 v. u. Chimie statt Chemie. 117, 6 vorhergehenden statt vorübergehenden, 128, 2 25 statt 23, 215, 8 Nab statt Nah, 288, 6 v. u. sind es statt sind, 321, 12 hemmen statt hemmend, 367, 9 v. u. welchen statt welchem. Die leicht zu vermehrende Zahl der eben angeführten Stellen, in welchen wir die aus der Ausgabe letzter Hand fortgepflanzten falschen Lesarten aus den früheren Drucken verbessert haben, beläuft sich auf 278.

An nicht wenigen Stellen bieten aber sämmtliche Drucke irrige Lesarten, indem der ursprüngliche Druck- oder Schreibfehler sich unverändert fortgepflanzt hat. An manchen Stellen finden sich bedeutendere Lücken, wo wir eine Ergänzung nicht wagen durften, dagegen haben wir an vielen Stellen, wo ein bestimmtes Wort offenbar ausgefallen oder mit einem andern verwechselt war, das Richtige hergestellt, uns aber nur auf das Sichere beschränkt, indem wir lieber das Irrige stehn lassen, als etwas Zweifelhaftes an seine Stelle setzen wollten. Auch von diesen Verbesserungen wollen wir hier eine Anzahl von Beispielen anführen: IV, 136, 8 Auen statt Augen, V, 88, 12 v. u. regt statt erregt, 101, 7 v. u. Sept statt Sept (nach dem Original). VI, 68, 19 Schieb'ler statt Schüb'ler. IX, 206, 13 zu sehn statt sehn. XV, 79, 11 v. u. Gedenke statt Gedenkt (wie 498, 11), 338, 7 nichts statt nicht, 499, 8 sich statt sie. XVI, 59, 14 Tafelstunde statt Tagesstunde (vergl. S. 101, 10), 176, 4 Die statt Diese, 22 fierent statt dum fierent, 195, 13 verspreche statt verspräche, 221, 4 wieder statt sodann wieder, 327 l. Z. abmüdet statt sich abmüdet, 347, 8 v. u. Ihnen statt ihnen, 355, 16 zu wenden statt wenden, 377, 7 v. u. jenem statt jenen, 400, 3 v. u. Charis statt Xaris, 421, 13 erkennen statt kennen, 474, 13 und 12 v. u. reichlicher statt rechtlicher, 550, 19 und 18 v. u. hatte, geleitet statt hatte. XVII, 33, 11 Gewächsen statt Gewächse, 314, 18 andern Seite statt andern. XVIII, 229 erforderte der Zusammenhang die Umstellung des verschobenen Satzes: Liebende Seelen — aufnehmen. XIX, 120, 17 ff. ist welches, diente und verliehe statt welche, dienten und verliehen hergestellt. Goethe hatte früher ohne Zweifel statt ein Gedicht geschrieben Verse, bei der Aenderung

aber vergessen, auch das folgende entsprechend umzuändern. Dieselbe Bewandniß hat es mit XIX, 146, 25, wo ich statt nach der Höhe geschrieben die Höhe; der Dichter hatte früher nach der Höhe zu gelangen gebraucht, statt gelangen aber später gewinnen gesetzt, wobei er vergaß, das nach der Höhe zu ändern. XIX, 151, 13 v. u. habe ich das ausgefallene darauf eingeschoben, 416, 10 er statt es hergestellt, wie es auch IV, 176, 12 hätte geschehen sollen (an beiden Stellen stand ohne Zweifel vorher ein anderes Wort, worauf es sich bezog), 464, 7 v. u. Statur statt Natur geschrieben. XX, 11, 6 und statt und sich, 94, 17 siebzehn statt zwölf, 269, 2 kann man statt kann. XXI, 5 fand statt fanden, 69, 15 angenehmen Fahrt statt angenehmen, 6 v. u. ward mit statt ward, 88, 4 zuzuerkennen statt zu erkennen, 105, 5 einsichtig statt einseitig, 115, 19 sollte statt solle, 129, 19 bedienen statt zu bedienen, 133, 26 v. u. das a statt vor d., wo es sinnlos ist, vor der Jahreszahl, 154, 16 den statt dem, 166, 2 September dahin statt September, 315, 23 hervorzurufen statt hervorrufen. S. 356 ist das richtige Datum hergestellt. XXIII, 66, 9 Palaste statt Platze, 206, 11 verloren, verloren statt des einfachen verloren, dessen Verdoppelung der Zusammenhang fordert, 236, 17 1718 statt 1715, 237, 4 v. u. 1734 und 1789 statt 1736 und 1780, 264, 4 v. u. vorwerfen statt vorzuwerfen. XXIV, 91, 15 einstmals statt einsmals, 292, 8 erscheint statt scheint. XXV, 162, 12 v. u. uns statt und, 182, 4 erfunden statt gefunden. XXVI, 58, 15 geht aus statt setzt aus, 220, 4 ward statt war, 289, 9 v. u. Zeiten (was in der angeführten Ueberschrift Schlosser's wirklich sich findet) statt Zeichen, 309, 5 v. u. wägt (wie im angeführten Gedichte Bd. 2, 114, 1 richtig steht) statt wohnt, 505, 8 v. u. dafür statt daher, 531, 11 slavische statt serbische, 532, 8 des Agan (vergl. Bd. 1, 248, 2) statt Agan. XXVII, 176, 2 Der oben mitgetheilte Aufsatz statt des offenbar falschen, beziehungslosen: Die beiden mitgetheilten Aufsätze, 331, 1 er statt es, 335 l. Z. ihrer statt ihre, 172, 2 v. u. beidem statt beiden, 278, 4 bewirkt finden statt finden (man vergleiche die früher abweichende Fassung der Stelle), 354, 12 v. u. Stocken statt Stecken, 395, 10 diesem statt diesen, 407, 12 v. u. Kosakenhetman statt Cosaken Hetman. XXIX, 2, 12 sollte dieser Band statt des jetzt irrigen sollten diese Bände, 63, 18 v. u. ersten statt letzten, 75, 4 v. u. 1541 statt 1543, 149, 12 v. u.

1635 statt 1633. XXX, 217, 9 jener statt jenen, 284, 18 im statt in, 290, 8 v. u. wagen statt wagten, 306, 9 sie statt es, 357, 11 Allgemeinheit statt Alleinheit. An allen diesen Stellen haben wir ohne allen Zweifel das Richtige hergestellt, nur Bd. XVI, 91, 7 v. u., wo wir in den offenbar lückenhaften Worten: Ich habe mich ganz hingebettet, allein nach ganz eingeschoben haben, ist es uns zweifelhaft, ob wir das Rechte getroffen; wahrscheinlich ist ganz hingebettet ein Druckfehler statt ganz hinten gebettet. Von besonderer Art sind die Fälle, wo Goethe später eine Aenderung gemacht, aber vergessen hat, dieselbe an allen Stellen durchzuführen. So lautete der zweite Vers des Orakels im „Triumph der Empfindsamkeit" früher: Und der leinene Sack seine Geweide gibt her; Goethe änderte im ersten Akte gibt her in verleiht, vergaß aber diese Aenderung auch in den fünften Akt einzuführen, wie wir Bd. VII, 270, 2 gethan haben. Aehnlich verhält es sich mit den Anfangsworten des Liedes: „Cupido, loser, eigensinniger Knabe" (Bd. VIII, 33, 9 v. u.) und mit dem Liedchen Georg's im „Göz", wo wir Bd. IX, 75, 1 Vöglein hergestellt haben. Die Zahl der eben aufgeführten Verbesserungen — und wir haben nur einen Theil der Verbesserungen dieser Art angeführt — beläuft sich auf 80.

Diese ansehnliche Zahl — es betragen diese Verbesserungen im Ganzen 470 — haben wir hier angeben zu müssen geglaubt, um den schlagendsten Beweis zu liefern, wie wenig der Kritiker des „Centralblattes", der von allem diesem fast nur beim achtzehnten und neunzehnten Bande und bei dem absichtlich hier übergangenen „Faust" etwas gemerkt zu haben scheint, zu einer eingehenden Würdigung dieser neuen, mit größter Sorgfalt durchgesehenen Ausgabe befähigt war, weshalb man uns nicht zumuthen wird, mit ihm uns weiter in irgend eine Verhandlung einzulassen, sollte er sich bei dieser Abfertigung nicht beruhigen wollen. Mögen immer einzelne Druckfehler, die bei so schneller Lieferung eines solchen umfangreichen Werkes schwer ganz zu vermeiden sein werden, diese Ausgabe entstellen, wie bei längerer Zeit auch der Unterzeichnete noch einzelne jetzt gebliebene Mängel ausgemerzt haben würde, wie Bd. VII, 306, 11 f., wo die Ausgabe in vierzig Bänden eurer Mitte statt euern Mitteln schreibt, eurem Mittel, XVI, 453, 7 meinem Gelübde statt einem Gelübde herzustellen sein dürfte, jedenfalls wird eine umsichtige Kritik, die etwas Höheres als bloßes Druckfehlerhaschen kennt, die neue Ausgabe für einen sehr bedeutenden Fortschritt und nicht allein für die schönste, sondern auch für die beste aller bisherigen Ausgaben von

Goethe's Werken anerkennen müssen, wobei der dringende Wunsch, daß die nächste Folgezeit eine in jeder Beziehung vollständige, allen Anforderungen völlig genügende Gesammtausgabe Goethe's liefern möge, sein gutes Recht behalten wird.

Das „Centralblatt" wirft in seiner Schlußanzeige die Frage nach einem des Dichters ganz würdigen Herausgeber seiner Werke auf, und ist naiv genug, da es den Unterzeichneten nach seinen gelieferten Proben hierzu nicht mehr für „vorzugsweise befähigt" zu halten scheint, Professor Otto Jahn in Leipzig als den rechten Mann dafür in Vorschlag zu bringen. Wie sehr wir aber auch Jahn als kenntnißreichen und geschmackvollen Archäologen und scharfsinnigen Kritiker in seinem Felde ehrend anerkennen, so glauben wir doch, daß derselbe keineswegs die zu einem solchen Unternehmen besonders nöthige, nach allen Seiten hin ausgebreitete Kenntniß Goethe's und der ganzen gleichzeitigen deutschen Literatur besitze, wie uns gerade seine freilich fleißige, aber manche Lücken der Kenntniß verrathende Herausgabe der „Briefe Goethe's an Leipziger Freunde" zu beweisen scheint; auch dürfte er selbst, der wohl weiß, daß nur der, welcher sich ganz in einen Schriftsteller hineingelebt hat, die verwickelten Fragen der Kritik sicher zu entscheiden vermag, am wenigsten die Lösung dieser mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpften Aufgabe für sich in Anspruch nehmen. Aber es handelt sich augenblicklich noch gar nicht um die Person des Herausgebers, vielmehr gilt es zunächst, sich über die Grundsätze zu verständigen, nach welchen eine solche des Dichters und seines Volkes würdige Ausgabe endlich herzustellen sei: denn hierin liegt gerade die größte Schwierigkeit, und es steht zu erwarten, daß derjenige, welcher, gestützt auf das genaueste Studium sämmtlicher Ausgaben Goethe's und der ersten Drucke, diese Grundsätze bis in's einzelnste mit aller Bestimmtheit und Klarheit zu entwickeln und zu begründen weiß, auch am geeignetsten sein dürfte, dieselben in Ausführung zu bringen. Wäre in unseren deutschen Akademien der Wissenschaften für die neuere klassische Literatur unseres Volkes irgend eine Stätte, so würden diese wohlbegründeten höchsten wissenschaftlichen Anstalten am geeignetsten sein, die Sache in starke Hand zu nehmen und durch Ausschreibung einer in angeführter Weise gefaßten Preisaufgabe am erfolgreichsten für diesen Zweck zu wirken im Stande sein. Aber so wenig irgend eine deutsche Akademie sich durch Aufnahme eines Lessing, Wieland, Goethe, Schiller unter ihre Mitglieder geehrt hat, während ein Kotzebue und A. W. Schlegel, freilich nicht als Dichter, zu ihnen Zutritt hatten, Herder fast nur zufällig durch seine Preisschriften Aufnahme fand, so ist die neuere klassische

Nationalliteratur in unseren Akademien ohne alle Vertreter und in demselben Zustande der Recht- und Heimatlosigkeit, wie fast an allen deutschen Universitäten. Auch unsere größern Goethevereine könnten in dieser Beziehung ein gutes Werk thun, aber leider ruht auch auf ihnen nicht der rechte thatkräftige Geist, und scheinen sie mehr leere Schattenspiele der Mode und des Pompes, als lebendige, ihres Zweckes bewußte Wesen zu sein. So würden wir also wohl nur von den Enkeln Goethe's selbst, so lange die Bestimmung über die weitern Ausgaben diesen allein verbleibt, eine erfreuliche Erledigung der Sache hoffen dürfen, und wäre es sehr zu wünschen, daß diese im wohl verstandenen eigenen Interesse und im Gefühle der Anforderungen, welche das deutsche Volk an die Träger eines solchen Namens, denen vor allem eine würdige Erscheinung der Werke ihres großen Ahnen eine heilige Pflicht sein muß, die Möglichkeit einer solchen auf dem bezeichneten Wege vorbereiten möchten.

In dem Wunsche, daß die neue schöne Ausgabe Goethe's in zahlreichen Exemplaren nach Amerika deportirt werden möge, doch nicht zur Verbannung und als unbrauchbare Waare, wie es Horaz seinem Büchlein droht, sondern zur Verbreitung edelster deutscher Bildung, stimmen wir mit dem Kritiker des „Centralblattes" überein: aber auch in unserm Deutschland wünschen wir ihr die reichste und glücklichste Verbreitung: denn es ist wahrlich Zeit, daß das deutsche Volk, dessen neuerdings in sehr bedenklicher Weise wachsende Neigung für fade Zuckerwasserpoesie ein gar schlimmes Anzeichen von der einreißenden Geschmacksverderbniß gibt, an dieser reinen und kräftigen Speise Geist und Herz wieder nähre; sind ja Kant, Lessing und Goethe die gesundesten und kernhaftesten Naturen, an denen deutscher Sinn sich wieder mächtig aufrichten kann. Möchte sich bald eine neue Ausgabe unseres größten Dichters nöthig machen, nicht um die eben beendigte zu sühnen, wie das „Centralblatt" faselt, sondern um die Kenntniß Goethe's auf immer weitere Kreise hin auszubreiten und zum vorschwebenden Ziele einer in jeder Beziehung genügenden Ausgabe um so rascher zu führen. Bis dahin wird man sich an dieser schönsten und besten aller vorhandenen Ausgaben gerne genügen lassen, in der Ueberzeugung, daß auch hier das höchste Ziel nur allmählich erreicht werden könne; ein tüchtiger Schritt zum Bessern — und ein solcher ist diesmal glücklich gethan — bleibt immer dankenswerth.

Köln, im Dezember 1851.

H. Düntzer.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Goethe's und Knebel's Briefwechsel.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Knebel.

(1774 — 1832.)

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, welchem — als einer wichtigen Ergänzung sowol der Goethe'schen Correspondenz als auch des von Varnhagen von Ense und Th. Mundt (1835) herausgegebenen „Literarischen Nachlasses und Briefwechsels" von Knebel — die Freunde der Literatur lange entgegensehen, war bald nach Goethe's Tode, während der Minderjährigkeit der Erben, durch Riemer zur Herausgabe bearbeitet und zum Druck vorbereitet worden. Aeußere Hindernisse jedoch traten dem Erscheinen desselben entgegen. Diese nun von Riemer besorgte, von dem S.-Weimarischen Kanzler v. Müller durchgesehene und nachredigirte Recension des Textes ward mir im ver-

Dreiſtigkeit.

Worauf kommt es überall an
Daß der Menſch geſundet?
Jeder höret gern den Schall an
Der zum Ton ſich rundet.

Alles weg, was deinen Lauf ſtört!
Nur kein düſter Streben!
Eh er ſingt und eh er aufhört
Muß der Dichter leben.

Und ſo mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter ſich das Herz bang,
Wird ſich ſelbſt verſöhnen.

Derb und Tüchtig.

Dichten iſt ein Uebermuth,
Niemand ſchelte mich!
Habt getroſt ein warmes Blut
Froh und frei wie ich.

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter ſchmecken mir,
Würd' ich auch beſcheiden ſeyn
Und noch mehr als ihr.

Denn Beſcheidenheit iſt fein
Wenn das Mädchen blüht,
Sie will zart geworben ſeyn
Die den Rohen flieht.

flossenen Jahre von den Gebrüdern von Goethe behufs der Herausgabe eingehändigt.

Das Manuscript mußte vor Allem mit den vorhandenen Urschriften verglichen werden. Die Urschriften von Goethe's Briefen, gegenwärtig den Schätzen der Königlichen Bibliothek von Berlin einverleibt, wurden an Ort und Stelle collationirt; die Originale von Knebel's Briefen sind mir von den Enkeln Goethe's — nachdem es ihren Bemühungen gelungen war, sie aus dem v. Müller'schen Nachlasse wiederzuerlangen — zugestellt worden. Durch diese Vergleichung war es möglich, nicht nur eine Anzahl lesenswerther und zurückgelegter Briefe dem Ganzen wiedereinzuschalten, sondern auch den nach Form und Inhalt vielfach abgeänderten Text — Veränderungen, welche nicht immer durch persönliche oder locale Beziehungen geboten schienen — in seine ursprüngliche Fassung wiederherzustellen. Welche Freiheit der verstorbene Kanzler v. Müller als Redacteur von Goethe's nachgelassenen Schriften und Briefwechseln, so weit er daran betheiligt war, sich nehmen zu dürfen glaubte, welche eigenthümliche, subjective Grundsätze er dabei befolgte, ist Denjenigen, welche zufällig einen vergleichenden Blick in diese seine Thä-

tigkeit werfen konnten, nur zu wohl bekannt. Diesen Wink glaube ich aber dem künftigen kritischen Herausgeber von Goethe's nachgelassenen Werken, und namentlich seinem sämmtlichen Briefwechsel, schuldig zu sein. Dessen Sache wird es auch sein, diese und jene Lücke auszufüllen, welche in unserm Briefwechsel die unumgängliche Rücksicht auf Lebende oder Familien, denen man nicht wehe thun wollte, jetzt nöthig machte. Da übrigens Riemer seinen „Mittheilungen über Goethe" eine Reihe ausgewählter Bruchstücke aus dem ungedruckten Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, den er damals unter Händen hatte — mehrmals ohne die Quelle ausdrücklich anzugeben — einverleibt hat, so wird der Leser die sich darbietenden Abweichungen der Texte aus dem eben Bemerkten von selbst erklären. Von Riemer rühren die erläuternden Anmerkungen zu diesem Briefwechsel bei weitem zum größten Theile her; hier und da hat Herr v. Müller eine Note hinzugefügt, die übrigen sind von der Hand des Herausgebers.

Man wird von Nr. 2 — 104 dieses Briefwechsels die Antworten Knebel's vermissen; sie waren bei Goethe's Tode nicht mehr vorhanden und gehörten

ohne Zweifel zu der Zahl derjenigen an Goethe seit 1772 gesendeten Briefe, welche er im Jahre 1797, vor seiner Reise nach der Schweiz, „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung", wie die eigenen Worte (Werke, XXXI, 74) lauten, sämmtlich verbrannt hat. Der Leser wird mit uns diesen Verlust aufrichtig bedauern; die übrigen uns erhaltenen Briefe an Goethe berechtigen dazu.

Breslau, October 1851.

G. E. Guhrauer.

I.

1774 — 1806.

1. Knebel an seine Schwester.*)

Mayntz, den 13. Februar 1774.

Meine liebste Henriette!

Schon gestern hatte ich Dir von Frankfurt aus geschrieben, unser Freund Goethe kam, und ich verbrannte den halbvollendeten Brief. Was soll ich Dir sagen, mein gutes Kind? Alles ist zu viel, um es Dir zu sagen. Ich blieb gestern allein in Frankfurt um den besten aller Menschen zu genießen. Heute bin ich mit ihm hieher gefahren, wo wir unsre Prinzen wieder angetroffen haben, und diesen Abend werden wir in die Comödie gehn. Ich habe den Rhein diesen Mittag zuerst passirt. Uebermorgen gehn wir wieder von hier weg und geradezu

„Da will der Bruder nun nicht fortfahren, kann auch nicht wohl, denn er ist in seiner Bewegung die Sie wohl kennen müssen, weil ich sie kenne, der anderthalb 24 Stunden mit ihm ist. Und doch wollt ich daß der Brief geendigt und zugesiegelt wäre, sonst gehts ihm wie einem von gestern Abend der verbranndt wurde, und ich halte davor, dass wenn gleich ein Autor viel Bogen

*) Ueber Knebel's Schwester Henriette, damals in Ansbach, vergl. v. Knebel's Literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense und Th. Mundt, I, XLI und II, 179—206.

ungeendet lassen, oder wenn sie geendet sind sie verbrennen soll, doch ein Bruder an seine Schwester, und umgekehrt das unbedeutendste Oktav Blättchen fortsenden und beschleunigen mag. Denn ich hab eine Schwester und weiss auch drum was Sie Ihrem Bruder seyn können. Und so leben Sie recht wohl der Brief soll nun fort, wärs auch nur um Ihnen zu versichern, daß Ihr Bruder recht leidlich ist in dem alten Maynz und Sie recht lieb hat. Das sieht nun wohl lächerlich dass ich das für ihn schreiben soll. Aber doch nicht, denn ein Mensch dem's wohl ist und ein rechter Liebhaber, ist kein guter Geschichtschreiber. Ich bins fast auch nicht, wie sie an meiner Hand und Courtoisie sehen mögen; das schadt aber nichts, ich wünsche dass Sie mögen so einen schönen Abend haben da Sie das lesen, als ich da ich das schreibe, und so frag ich nicht ob meine treue Patschhand etwa ein wenig zu rauh fallen mögte. Ich bitte Sie vergelten Sie Ihren Bruder was er an mir gethan hat.

Goethe.

Postscriptum.

Ihr Bruder konnte vorstehendes nicht recht lesen, da fällt mir ein: vielleicht können Sie's auch nicht lesen. Und da bitt ich denken Sie ich hätts in dem Hof Ton etwas zu leis geredt und Sie hätten mich da auch nicht verstanden."

Ich kann nicht ein Wort mehr hinzufügen, als daß Du aus dem Vorstehenden sehen wirst, daß der Verfasser der Leiden des jungen Werther's der liebenswürdigste auf der Welt ist, und daß es mir auf diese Art recht gut geht. Er hat uns von Frankfurth hierher nach Maynz begleiten müssen. Uebermorgen gehen wir gerade zu, wie ich hoffe, nach Carlsruh.

Schreibe mir doch dahin, ob die 100 Thaler nach Weimar sind geschickt worden. Dieß ist anitzt meine einzige Sorge. Ich hoffe, daß man dieß wird für mich gethan haben, denn das Gegentheil wäre ja unverantwortlich.

Lebe wohl beste Henriette! Grüsse unsere lieben Eltern, unsere Brüder. Meinen Brief nach Carlsruh schließe ein unter der Addresse: An Herrn Herrn Legationsrath Klopstock in Carlsruh — und bitte im Couvert, gegenwärtigen Brief bei meiner Ankunft abzugeben. Adieu, bestes Kind! Ich muß fort, und darf nur in Gedanken fast stets bei Dir seyn.

Dein Carl.

„Ew. Gnaden mögen Sich nicht an die Form gegenwärtigen Schreibens stossen, es ist alles herzlich gut gemeynt." *)

Goethe.

2. Goethe an Knebel.

Frankfurt, den 28. Februar 1774.

Ich muss nur anfangen, lieber Knebel, ich muss Sie anbohren, sonst erfahr ich wohl von all dem nichts, was ich so gern wissen möchte: wie's Ihnen allzusammen bisher gegangen ist? was für Würckung die neuen Menschen auf Sie thun? Von allem möcht ich mein Theil haben, soviel ich wissen darf. Also von mir anzufangen. Mir war's

*) Ueber das erste Zusammentreffen Goethe's mit Knebel und den Prinzen in Frankfurt und Mainz vergl. Goethe's Werke, XXVI, 317 — 331. Dieses von den Biographen und Auslegern Goethe's früher allgemein in den December des Jahres 1774 gesetzte Ereigniß wird durch das Datum vorstehenden Briefes beleuchtet und die Chronologie jener Epoche dadurch berichtigt. Vergl. Goethe an Knebel vom 27. März 1813.

ganz seltsam als ich so unter dem Thor der drey Kronen [1]) stund als es anfing zu tagen. Recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze hinunter geführt und dadrein so mit ganz offenem Herzen herumgewebt und auf einmal alles verschwunden.

Und nun jezt krieg ich Ihren Brief; verzeihen Sie mir meinen Unglauben, Dank! herzlichen Dank! Wenns möglich ist soll der Landgräfin Grab gefertigt werden. Von Ihrer Schwester freut mich das sehr. Wieland hat mir geschrieben, hat meinen Grus just so aufgenommen wie ich ihn gab. [2]) — Empfelen Sie mich denen Prinzen viel; fühlt Gr. Görz [3]) was für mich? — Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, vom Presidenten Hahn einige bedeutende Worte. Im Vergleich mit andern Presidenten! jeden nach seiner Art. Ihre Worte über Klopstock sind herrlich. Lieben Sie mich. Geben Sie meine Sachen nur nicht aus Händen. Es wäre nichts dran gelegen, wenn nicht gewisse Leute was draus machten. Und dann bitt ich Sie sondiren Sie mir wo möglich den Markgrafen und Presidenten über meinen Schwager, den Schlosser. Auch unbedeutende Worte geben Licht.

Adieu; wann sehen wir uns wieder? G.

3.

Frankfurth, den 13. Januar 1775.

Lieber Knebel! Ich bitte Sie gar sehr um ein Wort von Ihnen und um meine Sachen. Wo sind Sie? Bin

1) Gasthaus in Mainz, wo der Herzog von Weimar mit seinem Gefolge logirte.

2) Vergl. Goethe's Werke, XXVI, 330.

3) Gouverneur der Prinzen, von 1761—75; nachmaliger preußischer Staatsminister. Vergl. Goethe's Werke, XXVI, 320.

ich in gutem Andenken unter Ihnen? Addio; ich habe einige sehr gute productive Tage gehabt. G.

4.

Frankfurt, den 14. April 1775.

Lieber Knebel! Ich weiß nicht wohin ich ein Wörtgen an Sie senden soll. Item es mag laufen. Lieben Sie mich noch? und denken Sie an mich? Ich! — falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschen Geschicks, aus dem ich mich erst kaum gerettet hatte. Klopstock fand mich in sonderbarer Bewegung. Ich habe von dem Theuern nur geschlurpft. Ich habe allerley gethan und doch wenig. Hab ein Schauspiel bald fertig, treibe die bürgerlichen Geschäfte so heimlich leise, als trieb ich Schleichhandel, bin sonst immer der den Sie kennen. Und nun schreiben Sie mir viel von Ihnen. Vom theuern Herzog, erinnern Sie ihn meiner in Liebe. Adieu. Adieu.

G.

5.

Emmendingen, den 4. Juni 1775.

Hier schick ich, l. Knebel, Claudinen; lesen Sie's unserm Herzog zur freien Stunde, und dann bitte ich Sie es wieder zurück an meine Schwester hierher mit dem Postwagen zu senden. Nicht abgeschrieben! Ich bitte gar schön. Danke für Ihr Brieflein! Ist mir herzl. lieb daß Sie nicht abwendig von mir werden. Ihro Durchl. alles herzl. von mir. Addio. Morgen gehe ich nach Schafhausen wenns Glück gut ist. G.

Auch iſt gut Beſcheidenheit,
Spricht ein weiſer Mann,
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten iſt ein Uebermuth!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, friſch von Blut,
Kommt nur auch herein!

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt'
Schwatze nicht auf mich ein!
Zwar du machſt mich caput,
Nicht beſcheiden, nein!

Deiner Phraſen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeſchliffen hab' ich das
An den Sohlen ſchon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte ſie nicht ein:
Denn wer einmal uns verſteht
Wird uns auch verzeihn.

Alleben.

Staub iſt eins der Elemente
Das du gar geſchickt bezwingeſt,
Hafis, wenn zu Liebchens Ehren,
Du ein zierlich Liedchen ſingeſt.

6.

Frankfurt, den 1. August 1775

Wie gehts Ihnen, lieber Knebel, ich möchte gern ein Wort von Ihnen hören und von unserm Herzog. Ich bin wieder hier, habe die liebe heilige Schweiz deutscher Nation durchwallfahrtet, und finde mich um ein guts besser, und ganz zufrieden mit dem Vergangenen und hoffnungsvoll auf die Zukunft. Schicken Sie mir Claudinen zurück und behalten mich lieb.

G.

(Gedruckte Beilage.)

Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir wars, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet seyn konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu seyn, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.

Frankfurt, am 9. April 1775.

G.

Ich vermuthe daß Sie was von der Sache wissen, drum schick ich das mit. Weiter mag ich darüber nichts sagen. *)

G.

*) Vergl. Goethe, Aus meinem Leben, III, 503 fg., oder sämmtliche Werke, XXVI, 332 fg. Das Stück „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" (Göttingen 1775) ist wieder abgedruckt in Heinrich Düntzer's Studien zu Goethe's Werken (zu Goethe's Jubelfeier), 1849, im Anhang. (Vergl. Gervinus, IV, 381.)

7.

Frankfurt im Oktober 1775.

Euer junges herzogliches Paar verlangte ich sollte sie nach Weimar begleiten, ich richtete mich ein, packte, zog meine Reisekleider an, nahm Abschied und blieb sitzen durch welch Geschick weis ich nicht [1]), Kalb kam nicht, an den man mich verwies, aber ich wäre doch nachgefahren, wenn es nicht zu fatal wäre bey jetziger Witterung und Strasse den Weg allein zu machen. Indessen sind Briefe gewiss an mich bey Kalb und Wieland, und drunter die mein Herz nah angehen; drum macht sie zusammen, bitt ich, und schickt sie mit der reitenden an meine gewöhnliche Addresse nach Frankfurt; sollten Packete da seyn, schickt sie mit der fahrenden, nur bald. Liebt mich und grüßt alles was sich mein erinnert, nach Stands und Herzens-Gebühr und Würden,

G.

8.

Weimar. (Nov. 1775.)

Ich höre von den Grafen [2]), daß sie heut Abend nicht von der Parthie sind. Ist das ein Versehen oder hats Ursachen? Mich dauern die Jungens, daß sie ihren Abend allein verhungern sollen. Allenfals bleibe ich mit Ihnen. Ein Wort Antwort. G.

1) S. Goethe's sämmtliche Werke, XLVIII, 181, 190.

2) Ohne Datum. Die beiden Grafen Stolberg, welche hier gemeint sein werden, kamen auf ihrer Heimreise von der Schweiz 1775 nach Weimar. (Wachsmuth, Weimars Musenhof ꝛc., S. 60. Schäfer, Goethe's Leben, I, 222.

9.

(1775?)

Frau v. Stein hat jetzt schon Antwort von mir. Heut thun wir alle wohl in unsern Höhlen zu bleiben. — Es geht eins nach dem andern hin, singt die christliche Kirche. Unser Dichter von der Ostsee*) ist zu diesen trüben und kurzen Tagen recht erwünscht gekommen. Lebe recht wohl.

G.

10.

(1776.) [1])

Wir kommen Dir l. Br. morgen Montags den 27. mit hellem Heer auf den Hals. Es werden sieben Personen seyn, die wunderlichste Societät, die je an einem Tische gesessen. Mache ja keine Umstände sondern alles hübsch ordentlich. Ich freue mich Dich wieder zu sehen. G.

11.

Weimar, den 30. November 1778.

Beiliegende Geschenke Deiner Freundinnen und Freunde zum Geburtstage, der uns überrascht hat, sollte ich mit einem begleitenden Gedichte zusammen binden. Da ich aber kaum zu diesem prosaischen Wunsche Zeit habe; so lebe wohl und gedenke unser. G.

---

*) Friedrich Graf zu Stolberg?

1) Ohne Datum; der Handschrift nach aus der frühesten Periode von Goethe's Leben in Weimar. Ende November 1776 war ein sehr bewegtes Leben in Weimar „eine tolle Compagnie von Volk". Goethe an Merk, 22. November 1776 (Wachsmuth, S. 60).

12.

(1778.) [1])

Hier mein lieber das erste Buch meines Romans. Ohngefähr der achte Theil desselben. Ich wünschte von Dir zu hören, wie er sich ließt und ob diese Introduzzione würdige Erwartungen erregt? G.

13.

(1778?) [*])

Ich kann Dir selbst sagen, daß ich wieder auf guten Wegen bin. Mein Backen ist noch geschwollen, es wird aber auch sich balde geben. Ich danke für Deine Liebe Deinen Antheil, und freue mich der Zeit, die uns zusammen bringen wird. Herders Büchlein ist köstlich. Adieu. Behalte mich in einem guten Herzen. G.

14.

Weimar, den 13. Februar (1779?).

Lieber Br. ich will tugendhaft seyn und morgen nicht mit nach Kochberg gehen. Ein gut Werk, das auch Euch nutze ist, lockt mich an. Es sind gewisse Dinge in Gährung, denen ich abhelfen muß, und morgen der Tag ist mir von Bedeutung.

Gehst Du noch, so grüsse die Stein recht herzlich.

1) Ohne Datum. 1778 ward das erste Buch von Wilhelm Meister beendigt. Goethe's Werke, LX, 316.

*) Ohne Datum. Der Handschrift nach aus der frühesten Weimarschen Periode. „Herders Büchlein" dürfte auf die 1778 erschienenen „Stimmen der Völker" am nächsten bezogen werden.

Montags kriegt ſie einen Brief von mir. Ich bin wie der Bock, der für die Sünden der Geſellſchaft in der Wüſte ſpaziren muß.

Adieu, behalte mich lieb. Grüße auch Lingen und Fritzen und bring mir etwas mit. G.

15.

Weimar, den 15. März (1779).

Hier ſind die drei Akte der Iphigenia; lies ſie Herdern und Seckendorfen. Letzterem gieb ſie mit unter der Bedingung der Stille.

Nimm doch auch ja den Prinzen Conſtantin vor, und leg ihm ſeine Scenen ein bischen aus und ſteh ihm mit gutem Rathe bei.

Adieu. Ich komme nicht eher von Ilmenau wieder, bis das Stück fertig iſt. G.

16.

(1779.)

Die Luſt die ich dieſe acht Tage her in Betrachtung und Bildung meines Stücks gehabt habe, iſt in ihrem Laufe durch die Abneigung gehemmt worden, die Du mir geſtern gegen das Erſcheinen auf dem Theater, mitunter haſt ſehen laſſen. Wenn Du Dich bereden kannſt mit mir auch noch dieſes Abenteuer zu beſtehen, einigen guten Menſchen Freude zu machen und einige Hände Salz ins Publikum zu werfen, ſo will ich muthig ans Werk gehen. Iſt aber Dein Widerwille unüberwindlich ſo mag es auch mit andern ernſtlicheren Planen und Hoffnungen in die ſtille Tiefe des Meeres verſinken. G.

17.

Apolda, den 5. Abends (März 1779.)*)

Ehrlicher alter Hr. König! [1]) ich muß Dir geſtehen, daß ich als ambulirender Poeta ſehr geſchunden bin, und hätt' ich die paar ſchönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen [2]) nicht gehabt, ſo wäre das Ey halb angebrütet verfault.

Denn von hier ſeh ich keine gute Hoffnung, vielleicht in Alſtedt! Doch ſind die guten Geiſter offt zu Hauſe wo man ſie nicht vermuthet. Hier machen mich den ganzen Abend ein paar Hunde toll, die ich mit Befehlen und Trinkgeldern nicht ſtillen kann. (Es kommt mir närriſch vor daß, da ich ſonſt in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu beſehen pflege, ich nun nach der Phyſiognomik des Rheiniſchen Streichmaßes alle jungen Burſche des Landes klaſſificire. [3]) Doch muß ich ſagen, daß nichts vortheilhafter iſt als in ſolchem Zeug zu kramen. Von oben herein ſieht man alles falſch und die Dinge gehen ſo menſchlich, daß man, um etwas zu nützen, ſich nicht genug im menſchlichen

*) März 1779 iſt dem Original mit Bleiſtift hinzugefügt. — Die eingeklammerte Stelle dieſes Briefes fehlt in dem Originale und kann nur von Riemer, von deſſen Hand die Abſchrift herrührt, aus einem andern, dem Herausgeber nicht zu Geſicht gekommenen Briefe Goethe's, eingeſchaltet werden ſein. Vergl. Riemer, Mittheilungen über Goethe, II, 82—83.

1) Anſpielung auf die Rolle des Thoas, die Knebel bei Aufführung der Iphigenie, an der Goethe damals arbeitete, übernommen hatte. Goethe ſpielte den Oreſt, Prinz Conſtantin den Pylades, Corona Schröder die Iphigenia. Die erſte Aufführung geſchah den 6. April 1779.

2) Vergl. Goethe an Zelter, Nr. 604.

3) Goethe hatte zu der Zeit, als Mitglied der Kriegscommiſſion, das Geſchäft der Recrutenaushebung. S. unten Brief vom 26. Februar 1782.

Gesichtskreis halten kann. Uebrigens lasse ich mir allerley erzählen, und alsdann steig ich in meine alte Burg der Poesie und koche an meinem Töchterchen. [1])

Laß etwas von Dir hören. Montags den 8ten bin ich in Buttstedt; sage es der Stein, vielleicht giebt sie was mit, dahin schick mir etwa einen Boten mit irgend einer Narrenspoſſe, daß meine Seele ergözt werde. Dafür bring ich Euch auch was mit, daß der König und die Königin sagen sollen: mein liebes Löwchen, brülle noch einmal.

G.

18.

Zürich, den 30. November 1779. [2])

L. Br. ich hatte gehofft Du würdeſt aus Deiner Einsamkeit einmal ein Wörtchen zu mir herüber reden, so aber seh ich wohl ich muß anklopfen, und aus meiner Zerſtreuung Dir zurufen. So schön und glücklich daß man sich nicht unterſtehen darf zu preiſen, iſt unſre Reiſe bisher geweſen. Helfe die willige Glücksluft weiter und führe uns gesund wieder zu Euch! So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben iſt, sehn' ich mich wieder nach Hauſe, und ausdrücken kann ich Dir nicht wie lieb ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott bitte daß er uns, auch wenn wir wieder näher rücken, immer fort möge fühlen und genießen laſſen was wir an einander haben. Daſſ die ehrenen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert

1) Iphigenie. Goethe schrieb den vierten Act an einem Tage auf dem Schwalbenſtein bei Ilmenau, den 19. März, und endigte ſie den 28. Wegen des Ausdrucks koche vergl. Fauſt II, 103—106.

2) Goethe begleitete damals den Herzog Karl August von Sachſen-Weimar auf einer Spätherbſtreiſe durch die Schweiz. S. Goethe's Werke, XVI: „Briefe aus der Schweiz", Abth. 2.

und auf ewig ins hölliſche Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen uns der eingebildeten Uebel entſchlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente ans Herz legen! Hebe dieſen Brief auf, ich bitte Dich, und wenn ich unhold werde zeig mir ihn vor daß ich in mich kehre.

Hier bin ich bey Lavatern, im reinſten Zuſammengenuß des Lebens. In dem Kreiſe ſeiner Freunde iſt eine Engelsſtille und Ruh, bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes mitgenießen von Freud und Schmerz; doch hab ich deutlich geſehen, daß es vorzüglich darin liegt daß jeder ſein Haus, Frau, Kinder und eine reine menſchliche Exiſtenz in der nächſten Nothdurft hat. Das ſchließt an einander, und ſpeit was feindlich iſt, ſogleich aus. Von der Reiſe ſelbſt laß Dir doch die Stein die Tour durch die Savoy-Gletſcher zeigen. Den Zug durchs Wallis hoff' ich auch ehſtens zu ſchicken.

Lavater iſt und bleibt ein einziger Menſch, den man, nur 3 Schritte von ihm, gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Gedult, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebſamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ꝛc. iſt weder in Iſrael noch unter den Heiden. Von Kunſtſachen haben wir eine Menge mit uns gerollt. Treffliche Sachen mitunter. Ich habe per fas et nefas einige Fueslíſche Gemälde und Skizzen erwiſcht, über die ihr erſchrecken werdet; grüs Herdern, und gieb ihm ſeinen Theil von dieſem Briefe. Leb wohl und vergnügt, und thut das eurige wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung ſind, euch freundlicher als jemals, entgegen zu gehen. Adieu, Alter, laß mir nach Frankfurt etwas hören.

G.

19. An Herrn Hauptmann von Knebel

zu geneigter weitern Beförderung.

G.

Weimar, den 19. Januar 1780.

Den 4. Mai 1778 schrieb der Herr Statthalter v. Dalberg ein Billet in folgendem:

„Müller, der Maler, geht nach Italien. Wünscht Unterstützung, braucht sie. Verspricht dagegen Zeichnungen, Nachrichten von seiner Reise, warmes Dankgefühl. Also bis zu seiner Rückkunft eine jährliche Pension: Ich wage es eine Subscription zu eröffnen."

Es unterzeichneten sich:

Durchl. Herzog . . .	für	20 Louisd'ors.
Durchl. Herzogin Mutter	„	10 Louisd'ors.
Durchl. Reg. Herzogin .	„	10 Louisd'ors.
Durchl. Prinz Constantin	„	10 Ducaten.
Goethe	„	5 Ducaten.
von Knebel	„	2 Louisd'ors.
Wieland	„	5 Ducaten.
von Dalberg	„	10 Ducaten.

Müller, der im August nach Italien gieng, erhielt durch mich den größten Theil der Pension fürs erste Jahr im September, mit dem Versprechen, daß jährlich fortgefahren werden sollte, und er also seine Einrichtung darnach machen könne.

Er erwartete also vergangenen September die versprochene Summe zum zweiten Mal; da aber in meiner Abwesenheit [1]) Niemand war, der das Geld einsammelte und besorgt hätte, so gerieth Müller dadurch in große Verlegenheit.

1) Während der Schweizerreise.

Er schrieb einen Brief von Rom den 16. vergangenen Oktobers, den ich bei meiner Rückkunft antraf.

Er klagt, daß man zu Manheim übel mit ihm umgehe und wie er seine einzige Hofnung auf die Beihülfe von Weimar setze.

Ich zeichne einige Stellen des Briefes aus:

„Ich habe ein Stück für Sie fertig; was es ist, will ich Ihnen jetzo gleich sagen, hernach können wir weiter fortreden. Dieß Stück ist aus der Epistel Judä genommen, stellt den Streit des Erzengels Michaelis mit Satan über den Leichnam Mosis vor, ein Subject das Raphael oder ein Michel Angelo hätte malen sollen. — Kurz ich habs gemacht, und wie ich's gemacht, werden Sie bald sehen, wenn ichs künftiges Frühjahr durch meinen Freund Mechau nach Weimar werde überbringen lassen. — Wers einmal gesehen, kommt immer und sichts wieder, und ob ich gleich nur ein Jahr hier bin, hat mirs doch so viel zuwege bracht, daß mein Wort immer unter denen, die zwölf und funfzehn Jahr schon hier studiren, gilt. —

„Denken Sie also darauf, mein lieber Goethe, wie Sie's mit meiner Pension einrichten wollen. — Wir Deutsche müssen unsere eigene Academie hier unterhalten ꝛc. Glauben Sie, daß zu dem Gemälde, das ich Ihnen überschicken werde, die Studien allein an Modellen, Gipse, Malereien, die ich copirte, und für die Erlaubniß bezahlen müssen, sich über dreißig Zechinen belaufen — das ist, so wahr Gott lebt, die Wahrheit."

Unter diesen Umständen habe ich sogleich bei meiner Rückkunft die ganze Summe, die 304 Thlr. 12 Gr. nach hiesigem Gelde ausmacht, an ihn nach Rom übermacht und erbitte mir von seinen hohen Gönnern gnädigen und gefälligen Ersatz.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Iſt dem Teppich vorzuziehen,
Deſſen goldgewirkte Blumen
Mahmuds Günſtlinge beknieen.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
Wolken Staubs herüber,
Mehr als Moſchus ſind die Düfte
Und als Roſenöl dir lieber.

Staub, den hab' ich längſt entbehret
In dem ſtets umhüllten Norden,
Aber in dem heißen Süden
Iſt er mir genugſam worden.

Doch ſchon längſt, daß liebe Pforten
Mir auf ihren Angeln ſchwiegen!
Heile mich Gewitterregen,
Laß mich, daß es grunelt, riechen!

Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und ſogleich entſpringt ein Leben,
Schwillt ein heilig heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdiſchen Bezirken.

Ich bin überzeugt, daß er der wohlthätigen Gesellschaft in der Folge sowohl Ehre als Vergnügen machen wird.

Wegen einer Einrichtung für die Zukunft will ich mich mit ihm abreden und seine Antwort vorzulegen nicht verfehlen. G.

20.

(Weimar) den 4. Juni 1780.

Spät wirst Du diesen Brief erhalten, doch zur guten Zeit, denn Du wirst bey Lavatern seyn. Es geht alles hier ruhig und gemein zu. Von der Dessauer Reise sind die Herrschaften sehr zufrieden. Die Herzogin hat ihre Schwester gesehen [1]; die Wöllwarth hat eine kindische Freude in Potsdam gewesen zu seyn. Ich habe indeß meinen Gotha'schen Besuch abgelegt, und bin zufrieden von Ihnen und Sie, hoff' ich, von mir, nach fünf Tagen mancherley Unterhaltung geschieden. Die Waldner war zu gleicher Zeit drüben. Oeser ist hier und hat viel Gutes veranlaßt [2]. Alle Künste, in denen wir sachte des Jahres fortklempern, hat er wieder um einige Grade weiter gerückt. Wenn man nur immer fleißig ist und es auch nicht sehr zuzunehmen scheint, so macht man sich doch geschickt, durch das Wort eines Verständigen schnell vorwärts gebracht zu werden. Die Theater-Malerei hat er sehr verbessert, Farben und Methoden angegeben ꝛc. Den ersten Akt der Vögel, aber ganz neu, werden wir ehstens [3] in Ettersburg geben. Sobald er fertig ist schick' ich eine Abschrift an Dich, er ist voller Muthwillen,

1) Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 116.
2) Briefe an Merk, Nr. 113.
3) Ebend., Nr. 115, 117.

Ausgelassenheit und Thorheit. Der Prinz [1]) beträgt sich recht gut. Ich hab schon einiges gethan seiner Haushaltung eine gute Richtung zu geben. Gustel hat einen Dienst, den wäre er also los, und braucht keinen neuen vor der Hand. Wir wollen eins nach dem andren ins Beste zu bringen suchen [2]). . . . .

G.

21.

Den 3. Juli 1780.

Die Stein macht noch nicht Mine wiederzukommen. Oeser ist weg. Klauer hat seine Büste gar gut gefertigt [3]). Ich bin allein und mitunter geplagt, man kann sich weder auf Holz, Stein, Erz, Feuer, Wasser noch Menschen verlassen. Laß Dirs ja wohl seyn in der Fremde. Man nimmt von den Vortheilen der Erdbewohner sein Stückchen und läßt ihnen ihre Beschwerden. Ich hoffe von Dir zu hören. Adieu! Den Brief der Werthern hab' ich aufgemacht, weil er zu weiblich gesiegelt war, aber kein Wort drinn angesehen. Adieu.

G.

22.

Den 28. Juli 1780.

Du erhältst einen Brief auf die Herren Morin Lombard und Borel nach Genv mit der Ordre Dir hundert Carolin auszuzahlen.

Deinen Brief von Richtensweyer erhielt ich gestern und

1) Konstantin.
2) Hier folgen noch sieben bis zur Unleserlichkeit durchstrichene Zeilen.
3) Vgl. Briefe an Merk, Nr. 13.

das was Du drinne begehrst ist ziemlich durch diese Anweisung erfüllt. Brauchst Du gegen das Ende Deiner Reise noch etwas, wird sich auch Rath finden. Hoze ist ein gar guter Mann und muß Dir besonders wohlgethan haben. Ein Büstgen und auch den Sattel für ihn will ich besorgen.

Wolltest Du Hrn. Pastor Wytenbach in Bern bitten, daß er mir einige Stückchen Granit und Gneus vom Gotthard und andern Bergen schickt und was er sonst von Gebürgarten entbehren kann. Er mag es nur an Lavatern schicken, von dem erhalt' ichs nachher leichter. Ich will ihm dagegen auch etwas aus unsrer Gegend übermachen.

Daß Du mit Genv schließen willst, ist gar wohl gethan; Du kommst zur rechten Zeit wieder, hast eine schöne ganze Tour gemacht. Nur hüte Dich vor dem Winter, man verdirbt sich das genossne Gute indem man in der bösen Jahreszeit reist. Gebe Gott daß Du alsdann gerne und zufrieden in Deinem Zustande mit uns leben magst.

Hier leben wir einige Zeit her ruhig neben einander; was sich an einander geschlossen hat bleibt, und das andere stört sich wenigstens nicht [1]).

Nimm inliegenden Brief wohl in Acht, denn dem Ueberbringer werden 100 Carol. ausgezahlt, da man Dich dort nicht kennt.

Es grüßt Dich alles. Der erste Akt meiner Vögel ist fertig und wird nächstens aufgeführt [2]).

Ich habe viel guten Humor, bin aber dabey immer Hypochonder selon Mdm. de Fr.... [3]).

Adieu! Moser [4]) ist aus Darmstädtischen Diensten, das

1) Vgl. Knebel's literarischer Nachlaß, I, Nr. 6, S. 122.
2) Vgl. Merk's Briefwechsel, Nr. 113, 117.
3) sic!
4) Merk's Briefwechsel, Nr. 127.

Du wohl noch nicht weißt. Die elende alte Rothenhahn iſt geſtorben. G.

Wenn Du nach Emmendingen kommſt; ſo lies ihnen [1]) die Iphigenie; ich hab's lange verſprochen und nicht geſchickt.

23.

Den 13. Auguſt 1780.

Lieber Bruder, Deine glückliche Reiſe freut mich ſehr; komm, ich bitte Dich, zurück, wenn Dirs das Herz ſagt. Du wirſt nichts hier verändert finden, Gott ſey Dank und leider, wie Du's nehmen willſt. Ich bin der alte Hoffer und hoffe immer es ſoll auch mit Dir gut gehen. Gegen den 25. geh ich mit dem Herzog nach Ilmenau u. ſ. w. Haſt Du etwas zu ſchreiben, ſo ſchick's an die Stein und wenn es etwas iſt was ſie ausrichten kann, ſchreib's ihr gleich, wenns auch Geldſachen wären, ich will ihr darüber meine Anweiſungen hinterlaſſen. Wir kommen vor 4 Wochen nicht wieder. Adieu, genieße der freien Luft, denn zu Hauſe hängt immer ein leichtes ſorgliches Gewebe über den Menſchen. Adieu, heut (den 18.) werden meine Vögel probirt. Du findſt ſie in Frankfurt [2]), wo Du nun doch durch mußt. Adieu, ſchreibe bald [3]). G.

1) Joh. Georg Schleſer und deſſen Frau, Goethe's Schweſter.

2) Briefe an Merk, Nr. 120, S. 269.

3) Zwiſchen dieſen und den nächſtfolgenden Brief wäre Goethe's Gedicht: „Der regierenden Herzogin von Weimar zum Geburtstage. 1781" (30. Januar) einzuſchalten, welches in einer Abſchrift von Goethe's Hand dieſem Briefe beigefügt iſt. Es iſt abgedruckt in Goethe's Werken, LVI, 41, unter der Ueberſchrift: „Ein Zug Lappländer. Zum 30. Januar 1781. Dem Geburtstag der Herzogin Louiſe."

24.

Den 23. August 1781.

Hier Möser über Iphigenie, und die Rede eines Obristen von Scholten [1]) vor einer Gesellschaft der Wissenschaften in Treuenpriezen. Gewiß wird Dich das viel denken machen. Adieu tausendmal. G.

25.

Den 21. September 1781.

Ich habe den schnellen Entschluß gefaßt morgen auf Dessau zu gehen und mein langes Aussenbleiben dadurch wieder gut zu machen, daß ich auf der Hoheit Geburtstag und zu den dabei angestellten Spielen und Festen komme.

Lebe indessen wohl. In acht Tagen bin ich wieder hier. Grüße Toblern. Mit Herdern bin ich in ein Verhältniß gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! man schont sich selbst wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den Unsrigen wieder näher werden können.

Leb recht wohl. Ich hoffe mir viel Gutes von dieser kleinen Ausflucht. G.

26.

(1781.) [2])

Ich gehe heut Abend auf Gotha, hier ist Gablidon.

1) Rede bey Eröffnung der Gesellschaft in Treuenbriezen. Dessau und Leipzig 1781.

2) Ohne Datum. Die Erwähnung Tobler's deutet auf Knebel's Schweizerreise im Sommer 1780. S. Knebel's Literarischer Nachlaß,

Lies ihn und zeige das Wunder wem Du denkſt. Hier ein Brief an Tobler. Wahrſcheinlich bin ich wieder hier ehe acht Tage vergehen.

Adieu. (Ohne Unterſchrift.)

27.

Weimar den 3. December 1781.

Die Chronologen [1]) ſchicke ich ſogleich mit Dank wieder zurück. Ich kenne ſie ſchon eine Weile, und habe manchmal gerne drinne geleſen. Was Du mir vom Verfaſſer ſagſt, macht mich aufmerkſam auf ihn. Es war bisher etwas in ſeinen Sachen, das mir anmaslich ſchien. Hier und da ſeyn-ſollender Witz und Geiſt, und ein Schnarpen nach höherer Vorſtellungsart als ihm von Natur gewährt ſeyn möchte; doch muß ich geſtehen daß ſich nach dieſen beiden letzten Stücken und der Nachricht, daß er Verfaſſer des Milchtorfes ſey, mein Urtheil anders wendet und ſich berichtigt. Wenn das Bunte ſeiner Schrift und Schreibart nur ein wenig durch Geſchmack mehr geläutert wäre, ſo könnte ſie wirklich in ihrer Art vortrefflich werden, denn er hat viele Mannichfaltigkeit und Lebhaftigkeit und, was zu allem dieſem den hübſchen Grund macht, eine große natürliche Gutmüthigkeit. Schreibe mir mehr von ihm, und enthalte mir überhaupt nichts vor, was Du Merkwürdiges von Menſchen und Sachen auf Deiner Wanderung antrifſt, damit ich in meiner Einſamkeit ergözet werde.

Daß Du uber den neuen Beweiß meiner Unermüdlich-

I, xxxiii. – „Gabliden" ſcheint irgend eine, vielleicht nicht gedruckte Dichtung zu bedeuten.

1) Journal von Wilh. Ludw. Weckherlin, von 1779–81.

keit lächeln würdest, konnte ich mir wohl vorstellen; doch ist sie bei mir wenig Verdienst. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam seyn müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sey nun hier zeitlich oder dort ewig. Von dem Kaiser [1]) denke ich auch wie Du [2]). Wenn ihm das Glück will und ihn sein Genius nicht verläßt, so ist er gemacht viel, ohne Schwerdtstreich, zu erobern. G.

28.

Den 3. Februar 1782.

Wieder einmal ein Wort aus dem Lärm in Deine Einsamkeit.

Der Herzog von Gotha und Pr. August sind seit gestern hier und seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Comödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand den Kräusel zu treiben habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen oft schon herzlich müde ist.

Hierbei liegt die Skizze eines Redoutenaufzugs der sich gut ausgenommen hat.

Am 30. haben wir ein Ballet [3]) meist von Kindern [4])

1) Joseph II.

2) Erst hatte Goethe gesetzt: denke ich auch so. „Auch" hat er nicht gelöscht.

3) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 131.

4) Wahrscheinlich „Der Rattenfänger zu Hameln", woraus noch

gegeben, das ich Dir auch abschreiben lasse. Ein Amor brachte, am Schluß, der Herzogin beiliegendes Band [1]).

Auf der letzten Redoute erschien ein Aufzug der weiblichen Tugenden [2]), die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die Bescheidenheit, der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit dem auch beiliegenden Band geflochten waren.

Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahreszeiten auf, die französischen Verse sind von ihm.

Ich unterhalte Dich von nichts als Luft. Inwendig sichts viel anders aus, welches niemand besser als wir andern Leib und Hofmedizi wissen können.

Doch ist meine Tenacität unüberwindlich und da es mir gelingt mich täglich mehr einzurichten und zu schicken; so werd ich auch täglich zufriedner in mir selbst. Ich danke Gott daß er mich bei meiner Natur in so eine eng-weite Situation gesetzt hat, wo die mannigfaltigen Fasern meiner Existenz alle durchgebeizt werden können und müssen. Die Stein hält mich wie ein Korkwamms über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte. Die Schardt ist ein gutes treffliches Wesen. Sie hat neulich in meinem Stück das beste Wort das drinn war, aus dem Munde eines schlechten Akteurs gleichwie aus der Luft geschossen, das den andern allen entgangen war. Die W..... gewinnt nichts durch Deine Abwesenheit. Ihre Natur die Du ausgetrieben

---

die Ballade unter dieser Rubrik in Goethe's Werken, I, 204, verhanden. Goethe hatte auch einige Programme zu Kinderballets geschrieben, gedachten „Rattenfänger" und „Die Weiber von Weinsberg". Die Manuscripte müssen der Bellomo'schen Gesellschaft verblieben und mit derselben zerstreut worden sein, denn sie waren schon 1806 nicht mehr aufzufinden.

1) Goethe's Werke, XIII, 204

2) Ebend., XIII, 203.

oder in die Enge getrieben hattest, kehrt in ihre alten Rechte zurück. Ich seh ihr so im Stillen zu, sie will mir gar nicht gefallen. Vielleicht sollt ich Dir so was nicht sagen, warum auch immer schweigen.

Händel hats in Curia auch wieder gegeben. Stein, Werther und Seckendorf haben sich gezankt, ohne sich die Hälse zu brechen. Wir haben an Schardt und Staff zwey Cammer-, an Luck einen Hofjunker. Die Herzoginnen sind wie es scheint zufrieden und leidlich mit sich und andern, das Prinzeßchen wächst in seiner Prinzeßheit. Mit dem Herzog hab ich gute Stunden gehabt. Leb wohl und schreibe mir bald. G.

Arlekin-Burgemeister hat von seinem Bruder, dem Milchtopf, nichts. Es ist ein elend Pasquill [1]).

29.

Weimar den 26. Februar 1782.

Gestern ist ein Kästgen an den Herzog, woraus ich für mich die Amazonenkönigin erhalten habe, angekommen, und es werden heute von dem an Frau von Stein geschickten Mehl Waffeln gebacken.

Ich beneide Dich um die Ruhe Deines Zustandes und um die Nachbarschaft der Raphaels. Neuerlich lese ich die Schriften des verstorbenen Mengs und da lernt man sich bescheiden, daß eigentlich Niemand als ein solcher Künstler über die Kunst reden sollte. Sie sind in allem Betracht vortrefflich und gereichen mir zu rechtem Trost, da ich so vieles, was bisher bei mir nur Stückwerk war, verbinden, und meine Erkenntniß der vortrefflichen Sachen immer recht schärffen kann.

1) Beide Satiren haben Wekhrlin zum Verfasser.

Du hast recht wohl gethan, Deinem letzten Brief jene lange Rechtfertigung einzurücken. Es ist nimmer gut, wenn man dergleichen Gegenstände unter sich abhandelt, denn gewöhnlich setzt man sich etwas in den Kopf und je länger es treibt und Wurzel schlägt, desto schwerer ist es auszurotten.

Unser Carnaval ist zu meinem großen Vergnügen endlich auch vorbey. Ich habe viel ausgestanden, da ich mich, aus alten und neuen Ursachen, dienstfertig erwieß und verschiedene Aufzüge erfand und besorgte. Ich lege Dir den Entwurf und die Verse des letzten bey, welchen die beyden Herzoginnen aufführten.

Das Theaterstück zu der Herzogin Geburtstag lasse ich Dir auch abschreiben. Da es meist Pantomime und Tanz war, so ist freilich nicht viel dran zu lesen. So viel von der glänzenden Schaale unsers Daseyns, das Innere ist im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechsel sich das eine Capitel verschlimmert, indem sich das andere verbessert. Das alberne Geschäft [1]) der Auslesung junger Leute zum Militare setzt mich in die Nothwendigkeit, nächstens vier Wochen im Lande herum zu reiten. Ich denke mir die Reise angenehm und auf alle Weise nützlich zu machen. Es giebt gar vielerlei Weisen die Welt anzusehen und Vortheil von ihr zu ziehen. Mein Gedicht auf Miedings Tod [2]) sollst Du haben, so bald es fertig ist. Es hat in seiner unvollendeten Gestalt schon einen Beifall erhalten, der mich vergnügen muß [3]).

Uebrigens ist, wie sich es versteht, in dieser Jahreszeit niemand wohl [4]).

1) (Von Knebel's Hand?) Als Knebel Goethe bei diesem Geschäfte in Buttstädt besuchte, so fand er ihn am Tische sitzend, die Rekruten um ihn her und er selbst dabei an der Iphigenia schreibend.

2) Goethe's Werke, XIII, 135.

3) Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 131.

4) Ebend.

Schwarzer Schatten iſt über dem Staub
Der Geliebten Gefährte;
Ich machte mich zum Staube,
Aber der Schatten ging über mich hin.

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen
Wie es mir beliebt?
Da uns Gott des Lebens Gleichniß
In der Mücke giebt.

Sollt' ich nicht ein Gleichniß brauchen
Wie es mir beliebt?
Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichniß giebt.

Selige Sehnſucht.

Sagt es niemand, nur den Weiſen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebend'ge will ich preiſen
Das nach Flammentod ſich ſehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugteſt,
Ueberfällt dich fremde Fühlung
Wenn die ſtille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibeſt du umfangen
In der Finſterniß Beſchattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Es wäre mir angenehm, wenn Preſtel aus ſeinen Werken diejenigen Kupfer, die nach Raphaelen ſind, um einen leidlichen Preiß einzeln verlaſſen wollte.

Lebe wohl. Nächſtens, vielleicht noch vor meiner Reiſe, die ich den 14. Merz antrete, ein mehreres. G.

30.

Den 9. März 1782

Hier von Lieben und Guten einige Töne in Deine Einſamkeit [1]). Dabey das Ballet zum 30. Januar. Die Artigkeit der Kinder, die in alte Weibchen und Gnomen verkleidet waren, und das Saubere der Ausführung bey einer gefälligen Muſik gab dem Stück den Werth.

Lebe wohl und bete für mich! G.

31.

Ilmenau den 17. April 82.

Die Erinnerung der guten Zeiten, die wir vermiſcht mit böſen Stunden zuſammen hier genoſſen, treibt mich an, Dir zu ſchreiben, beſonders da ich weiß, wenn ich nach Weimar zurückkomme, drängt ſich gleich eine Menge Sachen auf mich zu.

Seit Charfreitags habe ich einen weiten, und oft beſchwerlichen Weg über Gotha, Eiſenach, Creuzburg, Gerſtungen, Tiefenort, Barchfeld, Kaltennordheim, Oſtheim, Meiningen und über den Thüringer Wald hierher gemacht, und viel geſehen und erfahren was mir Freude macht.

Du erinnerſt Dich noch mit welcher Sorgfalt und Lei-

1) in Tiefurt.

denſchaft ich die Gebürge durchſtrich und die Abwechſelungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen ſeyn ließ. Das hab ich nun wie auf einer Einmaleins Tafel, und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenſchafft zu geben. Dieſes Fundament läßt mich nun gar ſicher auftreten, ich gehe weiter und ſehe nun zu, was die Natur ferner dieſen Boden benutzt und was der Menſch ſich zu eigen macht. Ich kann Dir verſichern daß, wenn ich mit Batty [1]) umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit ſeiner richtigen Praxis immer übereinſtimmt; worüber ich denn, wie Du denken kannſt, große Freude habe. So ſteig ich durch alle Stände aufwärts, ſehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich auskommen wäre, wenn er nur für ſich ſchwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und ſo geht's weiter, und wir haben's ſo weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem organisirt beygebracht werden kann.

ad alia.

Hier haſt Du eine Innſchrift aus dem Alterthum die man einem komiſchen Schauſpieler aufs Grab ſetzte:

Pro jocis quibus cunctos
oblectabat
Si quid oblectamenti apud
vos est
manes insontes reficite
animulam.

1) Landcommiſſarius, durch Merk nach Weimar gebracht und vom Herzog Karl Auguſt wie von Goethe höchlich belobt und geſchätzt. S. Briefe an Merk, Nr 112, 120, 121. Goethe ſchreibt in ſeinem Tagebuche: „Das iſt mein faſt einziger lieber Zehn an dem ich Wohlge-

Ich finde sie eben in meiner Brieftasche wieder, sie hat mich gar sehr gefreut.

Einige Tage hab' ich mit den Gothischen, einige mit den Meinungschen Herrschaften zugebracht und fühle mich recht glücklich, daß ich an jedem Orte ohne Vorurtheil leben und in einem richtigen Verhältniß zu meinem und der andern Vergnügen existiren kann.

Schreibe mir balde und werde nicht federfaul, wie es in der Entfernung gar leicht geschieht.

Wenn Du meinen Mieding nicht hast, so soll gleich ein Exemplar abgehen, wenn ich nach Weimar komme. Ich bin mir noch keiner so schönen Sensation bewußt, als dieses Gedicht in unserm Kreis gemacht hat [1]), und wünsche, daß es bei Dir auch so anschlagen möge.

Schicke mir von Deinem Virgil [2]), Du sollst auch alle die kleinen Sachen haben mit denen ich mir das Leben würze. Ich bin nun auch in den Geschmack der Inschrifften Epigramme gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen.

Von Weimar weis ich wenig. Der Graf und die Gräfin Brühl werden Dir schon empfohlen seyn. Es wird ein neu Stück von Einsiedeln gespielt. Lebe wohl. Grüße Deine liebe Schwester. G.

32.

Weimar den 5. May 1782.

Die Zeichnungen sind glücklich angelangt und ich danke Dir dafür. Der Weidenbaum ist vortrefflich von der Hand

fallen habe. So lang' ich lebe, soll es ihm weder am Nassen noch am Trocknen fehlen."

1) S. Knebel's literarischer Nachlaß, I, 131, 132.

2) Ebend., II, 41, 141—143, 298, 299.

des Waterloo; die Kirche iſt gar leicht und geiſtreich, gewiß auf dem Platz entworfen. Wenn Du manchmal ſo etwas erhaſcheſt, ſo ſchicke mir es zu.

Von dem Abbé Raynal, der uns einige Tage ſehr angenehm unterhalten hat, werden Dir Deine Correſpondentinnen wohl manches ſchreiben [1]). Er ſtikt voll der angenehmſten Anekdoten, die er mit dem franzöſiſch-philoſophiſchen Weltgeiſte unter einander verbindet. Er ſagt den Königen die Wahrheit und ſchmeichelt den Frauen, läßt ſich aus Paris verbannen und weiß ſich ſehr gut in jeden kleinen Hof zu ſchicken. Ich habe, wie Du Dir leicht verſtellen kannſt, ſehr viele Ideen durch ihn komplettiret. Hier lege ich ein Antwortsſchreiben des Kaiſers an den Churfürſten von Trier bey, das Du vielleicht noch nicht geſehen haſt. Wenn es avtentiſch iſt, wie mich ein und anderer Umſtand vermuthen läßt, ſo iſt es meiner Meinung nach doch ein wenig zu ſchnakiſch. Zwar läßt ſich es einem Kayſer ſchwer vorſchreiben, wie er die Sache behandeln ſoll.

Die Inſchriften, die Du auf beiliegenden Blättern findeſt, werden eheſtens, in ſteinerne Tafeln eingegraben, erſcheinen [2]).

Wir haben auf des Abbé Raynal histoire philosophique des Indes eine Geſellſchaft gegründet, die wöchentlich dreymal zuſammenkommt und es durchleſen will. Wir nehmen die Karten dazu und ein jeder trägt zu Erklärung für die Damen das ſeinige bey. Es iſt wenigſtens ein Band auf eine Weile und wir wollen ſehen, wie es hält. Haſt Du Wielands Ueberſetzung der Horaziſchen Epiſteln geſehen? [3]) Ich bin neugierig, ob das Publikum ihm den verdienten

1) S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, I, 133. — Briefe an Merk, Nr. 150, S. 327.

2) Sie folgen dem Briefe.

3) S. Briefe an Merk, Nr. 150, S. 328.

Dank dafür abtragen wird. Wenn man sie laut in Gesellschaft liest, fühlt man, wie glücklich er mit dem einen Fuß auf dem alten Rom und mit dem andern in unserm deutschen Reiche stehet und sich angenehm hin und herschaukelt. Ich fürchte, man wird sich, wie gewöhnlich, an einige Stellen hängen, wo ihn der gute Geist verlaßen hat, und ich gestehe selbst, wenn man das Lateinische dazu nimmt, so erhält dieses so ein Uebergewicht, daß man den Werth der Uebersetzung fast zu gering angeben mögte.

Herders Geist der hebräischen Poesie habe ich noch nicht gesehen.

Lebe wohl und laß mich bald wieder von Dir hören.

G.

Könntest Du mir ohne Deine Beschwerde eine Schilderung des Anspacher Hofes machen, vornehmlich auch derer die in Geschäften gelten? Vielleicht brauchen wir das Haus balde. Laß Dir aber nichts merken.

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten,
Heiter sprach er zu mir: werde mir Zeuge Du Stein;
Doch erhebe Dich nicht, Du hast noch viele Gesellen:
Jedem Felsen der Flur, die mich den Glyklichen nährt,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich schlinge,
Ruf ich weihend und froh: werde mir Denkmal des Glyks.
Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm kyst.

Seyd o Geister des Hayns, seyd, o ihr Nymphen des Flusses
Eurer Entfernten gedenk und euren Nahen zur Lust.
Jene feyerten erst hier still die laendlichen Feste,
Wir beschleichen sanft auf ihren Tritten das Glyck.
Amor wohne mit euch, es macht der himmlische Knabe
Gegenwärtige lieb und die Entfernten euch nah.

Die ihr Felsen und Baeume bewohnet, o heilsame Nymphen,
Gebet ieglichem gern was er im Stillen begehrt.
Schaffet dem Traurigen Muth, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt dass ihm begegne sein Glyk;
Denn euch gaben die Götter, was sie den Menschen versagten:
Jedem, der euch vertraut, hülfreich und tröstlich zu seyn.

33.

Coburg den 13. May 1782.

Du wirst Dich wundern, wie ich Dir auf einmal so nahe komme. Ich habe hier zu thun und sehr ungerne kehr ich zurück, ohne Dich und die Raphaels besucht zu haben. Die schönen Tage haben mich neu belebt, ich bin zu Pferde über Gotha, Meiningen, Hildburghausen hierher gegangen und werde über Rudolstadt zurück gehen und also alle Thüringischen Höfe auf einmal besuchen. Ich werde durch die Berge der Aemter Sonneburg und Schalkau mich auf der Steinjagd erlustigen, und auf unsre vorigen Pfade, wo wir vorm Jahre vergnügt reisten, wieder treffen.

Daß Du an meinem Mieding Freude gehabt, ergötzt mich sehr. Ich habe noch ein Gedicht im Sinne, einen Abschied an meinen Garten, da ich eben zur schönsten Zeit genöthigt bin hereinzuziehen. Sollte es fertig werden, so schicke ich es Dir.

Wie wunderbar es ist! Sonst dacht' ich es mir ärger als den Tod, aus meinem Garten zu gehen, jetzt aber, da bey verwickelten Verhältnissen eine unerträgliche Unbequemlichkeit, Versäumniß für mich und andere daraus entsteht, so ist mir's eine rechte Wohlthat, daß ich mich ausbreiten und meine Sachen beisammen haben kann, und gewiß am Ende genieß ich den Garten mit meinem Freunde doch noch besser.

Villoison habe ich nur einige Tage gesehen, es ist ein guter, unterhaltender, glücklicher Mensch [1]).

Der Maler und sein Weibchen sind ein artig Pärchen; ein großer Künstler ist er nicht.

Lebe wohl. Schicke mir meinen Tasso zurück.

34.

Den 14. Abends.

Morgen früh gehe ich wieder zurück. Die Gegend ist sehr schön und das junge Grün auf einmal sehr erquicklich. Adieu. G.

35.

Den 27. Juli 1782.

So lange habe ich Dir nicht geschrieben, daß ich nicht weis, wiederhol' ich mich, oder übergeh' ich etwas. Du wirst durch andre mehr wissen. Daß Kalb weg ist und daß auch diese Last auf mich fällt, hast Du gehört [2]). Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, seh ich wie nothwendig dieser Schritt war.

Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt; und wenn Du nun nimmst, daß ich diese dreye wohl mit der Feder sondern kann, im Leben es aber nur ein und derselbe ist, so denke Dir. Doch Du kannst Dirs und brauchst Dirs nicht zu denken. Es ist vorüber.

Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzu-

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 133, 190, 191, 193.
2) Ebend., I, 133 fg. — Briefe an Merk, Nr. 153, 154.

opfern, biſſ die Fäden nur ſo geſammelt ſind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich ſehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditions Stube geſchrieben:

Hic est, aut nusquam, quod quaerimus [1]).

Dabey bin ich vergnügter als jemals, denn nun hab' ich nicht mehr, wenigſtens in dieſem Fache, das Gute zu wünſchen und halb zu thun und das Böſe zu verabſcheuen und ganz zu leiden. Was nun geſchieht muß ich mir ſelbſt zuſchreiben, und es würkt nichts dunkel durch den Dritten und Vierten, ſondern hell gerade auf mich. Daß ich bisher ſo treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich; ich habe nun anſchauliche Begriffe faſt von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältniſſen, und komme ſo leicht durch.

Du kannſt denken, daß ich über dieſe Dinge mit Niemandem ſpreche und alſo bitt ich Dich auch keinen Gebrauch hiervon, ſelbſt zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menſchen müſſen verſchieden über ſolche Vorfälle urtheilen und man muß thun, was man muß.

Da nun meine Zeit ſo ſehr genommen iſt, wird es ein großes Glück, daß unſere Herrſchaften ein leichtes und leidliches Leben in und unter ſich haben, daß man die wenigen Stunden des geſelligen Lebens in Friede, auch wohl in Freude zubringt.

Für Tiefurt hab ich eine Operette [2]) gemacht, die ſehr gut und glücklich aufgeführt worden. Da Du das Lokale ſo genau kennſt, wirſt Du Dir beym Leſen den ſchönen Effect denken können. Die Zuſchauer ſaßen in der Mooshütte, wo-

1) Briefe an Merk, Nr. 154.

2) Die Fiſcherin. S. Goethe's Werke, XI, 93 fg. Vgl. Briefe an Merk, Nr. 154, 159.

von die Wand gegen das Wasser ausgehoben war. Der Kahn kam von unten herauf ꝛc. Besonders war auf den Augenblick gerechnet, wo in dem Chor die ganze Gegend von vielen Feuern erleuchtet und lebendig von Menschen wird.

Hierbei liegt eine Invitations-Epistel an die Herdern.

Auch einige Epigramms.

Das zweyte Buch von Wilh. Meister erhältst Du bald, ich habe es mitten in dem Taumel geschrieben.

Lavaters Erscheinung in der Gegend von Frankfurt hat große Bewegung gemacht [1]).

In Wilhelmsbad hätte ich ihn selbst sehen mögen. Lebe wohl und schreibe manchmal. G.

Woron Dir Tobler schrieb und was Du wohl nicht verstanden hast, ist Folgendes. Wie er das erste Mal hier weggeht, schreibt er in einem Briefe an Lavatern über uns Alle Urtheile, die mitunter nicht die günstigsten sind, und läßt unvorsichtig das Blatt in ein paar Beinkleidern stecken, die er dem Schneider zur Reparatur hinterläßt. Von da cirkulirt dieses Blatt und macht leidige Sensation. Doch ist alles getüscht und vorbey. Ich hab' ihm zur Warnung die Sache nicht verschwiegen u. s. w.

36.

Weimar den 20. October 1782.

Hier folgt endlich Dein Tibull. Bisher war mit Deinen wenigen Sachen nicht in Ordnung zu kommen, nun habe ich sie, Bücher und alles, nach einem Inventario übernommen und bewahre sie in meinem neuen Hause, wo ich Platz

1) S. Briefe an Merk, Nr. 155, 156, 158, 159, 163, 174.

genug habe und wo Du wohl auch gelegentlich ein Absteigequartierchen finden könntest.

Du sollst ehstens das erste und zweyte Buch Wilh. Meisters erhalten. Jenes für Deine Schwester, dieses für beyde. Das dritte rückt auch schon vor und wird wahrscheinlich geschwinder fertig als die ersten. Es thut mir gar zu wohl, wenn ich manchmal einige Augenblicke diesen alten Lieblingen zuwenden kann.

Dein Schönnig ist ein guter Mensch und hat sich hier so ziemlich wohl befunden. Die Zeichnungen, die er mitbrachte, sind artig, sauber und charakteristisch.

Ich danke Dir auch für das Prestelische Blatt. Der Herzog ist von seiner Dresdner Reise sehr zufrieden zurückgekommen [1]). Man ist es auch von ihm, und alles sonst gut abgelaufen.

Eine neue Hof- und Jagduniform setzt die Gemüther sehr in Bewegung, bis sie endlich zum Alletags Rock werden wird. Hat man Dir schon von einem grossen Stein gemeldet, der nach den neuen Anlagen zum Point de Vue und Monument transportirt wird? [2])

Lebe wohl. Schreibe mir bald, und behalte Antheil an uns. G.

37.

Den 21. November 1782.

Ich bedaure sehr Deinen Zustand, es ist gar übel ganz allein zu seyn, und selbst die Gegenwart Deiner guten Schwe-

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 137. Vgl. Briefe an Merk, Nr. 170, S. 362.

2) S. folgenden Brief; Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 138. Briefe an Merk, Nr. 156, S. 341.

Keine Ferne macht dich ſchwierig,
Kommſt geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Biſt du Schmetterling verbrannt.

Und ſo lang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werde!
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Thut ein Schilf ſich doch hervor,
Welten zu verſüßen!
Möge meinem Schreibe-Rohr
Liebliches entfließen!

ſter macht Dich noch einſamer. Wie traurig iſt's ſeine Freunde ſo zu ſehen, da fühlt man erſt wie ohnmächtig man iſt.

Seit einiger Zeit lebe ich ſehr glücklich. Ich komme faſt nicht aus dem Hauſe, verſehe meine Arbeiten und ſchreibe in guten Stunden die Mährchen auf die ich mir ſelbſt zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du ſollſt bald die drey erſten Bücher der Theatraliſchen Sendung haben. Sie werden abgeſchrieben.

Meinen Werther hab ich durchgegangen und laſſe ihn wieder ins Manuſcript ſchreiben, er kehrt in ſeiner Mutter Leib zurück. Du ſollſt ihn nach ſeiner Wiedergeburt ſehen. Da ich ſehr geſammelt bin, ſo fühle ich mich zu ſo einer delikaten und gefährlichen Arbeit geſchickt.

Alle Briefe an mich ſeit 72 und viele Papiere jener Zeiten, lagen bey mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden; ich ſondere ſie ab und laſſe ſie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heis dabey. Aber ich laſſe nicht ab, ich will dieſe zehn Jahre vor mir liegen ſehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel geſehen wird.

Meine jetzige Stimmung macht dieſe Operation erträglich und möglich. Ich ſeh es als einen Wink des Schickſals an. Auf alle Weiſe macht's Epoche in mir.

Ich ſehe faſt niemand, auſſer wer mich in Geſchäften zu ſprechen hat; ich habe mein politiſches und geſellſchafftliches Leben ganz von meinem moraliſchen und poetiſchen getrennt (äußerlich verſteht ſich) und ſo befinde ich mich am beſten. Alle Woche gebe ich einen großen Thee, wovon niemand ausgeſchloſſen iſt, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät aufs wohlfeilſte. Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publiko noch einen gröſſeren Begriff erlaube, entſchuldigen mich, daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bey der Stein und habe nichts verborgenes vor ihr. Die Herzogin Mutter ſeh ich manchmal u. ſ. w.

Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich, er nimmt einen willigen und leidlichen Theil dran und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen seyn, pflanzt und reißt aus ꝛc. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben, beide seh ich selten.

Und so fange ich an mir selber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daseyn reifen, müßten auf diesen Boden gesät, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen lies, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxin zu verbinden, eben so getrennt laß' ich jetzt den Geheimderath und mein andres selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann. Nur im innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat.

Ich sage Dir viel von mir, weil Du mich liebst und es magst, und um Dich zum gleichen einzuladen.

Die Cosmogonie und die neusten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neustens der Beruf, mich der Oeconomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte, umgiebt mich wie Bakons grosses Salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nikolai streiten. Lebe wohl. Oeser war hier. Ich lerne ihn erst recht kennen. Ein Mann voll Geschmack und Geist und stiller Künstler- und Weltmanns Klugheit.

Wenn der große Stein [1]) in seinem Glanze steht und

1) S. den vorhergehenden Brief und Note.

seine Bestimmung offenbar ist, sollst Du eine Zeichnung davon haben.

Lebe wohl. Wenn Du nicht eher wiederkommen willst, biß Harmonie im Ganzen ist und Du eine Uniform nicht für Harmonie nehmen kannst; so werd' ich Dich ewig entbehren müssen. Adieu, Guter. G.

38.

Den 3. März 1783.

Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Würkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder einzelne ist wie er war, doch das Ganze hat eine andere Richtung und wenn ich sagen soll, er würkt in seiner Wiege wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe [1]). Die Herzogin ist gar wohl und glücklich, denn freylich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts anders gegeben werden.

Die Musen aller Art haben sich, wie Du wirst gesehen haben, auf alle Weise bemüht das Fest zu verherrlichen [2]). Wieland und Herder haben zwey Singstücke, der eine für den Hof, der andere für die Kirche hervorgebracht; Du wirst sie mit Vergnügen lesen [3]). Wolfs Musik zu der Wielandischen hab' ich probiren hören, sie ist recht glücklich gerathen.

1) Vgl. Briefe an Merk, Nr. 178, 179, 180.

2) Ebend., Nr. 178.

3) Vgl. Sammlung von Reden und Glückwünschungsgedichten auf die durch Gottes Gnade am 2. Februar 1783 geschehene höchsterfreuliche Geburt des Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl Friedrich, Erbprinzen zu Sachsen Weimar und Eisenach ꝛc. ꝛc. (Weimar.)

Ich hatte gehofft das Stück, deſſen Anfang Du kennſt [1]), auch noch biß zum Ausgange der Herzogin fertig zu ſchreiben, es iſt aber unmöglich. Der alte Plan war fehlerhaft und ich mußte es von vorne an neu umarbeiten. Ich fahre ſachte dran fort und ich denke es wird ja nicht zu ſpät kommen.

Ich bin ſehr neugierig ob ich das gewünſchte aus der Kupferſtich Auction erhalten werde; ich hoffe doch der Freund wird mehr als die Duvers erſtanden haben.

Könnteſt Du mir nicht eine gute Beſchreibung von dem Altdorfer Marmorbruch und der umliegenden Gegend verſchaffen, auch vielleicht einige merkwürdige Verſteinerungen von denen die dort brechen? Gar zu gerne möchte ich eine Zeichnung des verſteinerten Crokodilskopfs, deßen Du erwähnteſt, ſehen [2]); denn wahrſcheinlich iſt es der Kopf eines Phyſeters, dergleichen mehr verſteinert vorkommen. Kenneſt Du nicht etwa dort einen Liebhaber, der nach einer Anweiſung die man ihm geben könnte, die Gegend unterſuchte und dadurch zu Erweiterung dieſer Wiſſenſchaft auch etwas beiträge?

Es ſoll in Nürnberg eine Art von Tontine und Leibrente errichtet worden ſeyn; ſie ſey zwar, ſagt man, ſchon voll, allein weil es damit ſo gut gegangen iſt, ſo wolle man noch eine neue einrichten. Schicke mir auf alle Fälle den Plan derſelben.

Der Aufſatz im Tiefurter Journale deßen Du erwähnſt, iſt nicht von mir und ich habe bißher ein Geheimniß draus gemacht von wem er ſey. [3]) Ich kann nicht leugnen daß der Verfaſſer mit mir umgegangen und mit mir über dieſe

1) Vielleicht Cyprior? Vgl. Schiller's Briefwechſel, Nr. 470 a.
2) Vgl. Briefe an Merk, Nr. 179, 182, 185, 197.
3) S. Goethe's Werke, I, 3—7 coll. S. 251—253.

Gegenstände oft gesprochen habe. Es hat mir selbst viel Vergnügen gemacht und hat eine gewiße Leichtigkeit und Weichheit, die ich ihm vielleicht nicht hätte geben können.

Sobald Du die Kupfer erhältst, schicke mir sie gleich; ich hoffe daß mir der Reinecke Fuchs [1]) nicht entgangen seyn wird.

Leb wohl und nimm mit diesem Blatt vorlieb. Mit Wilhelm Meister hält mich der Abschreiber unsäglich auf.

Ich habe diese Zeit wieder einen Accesſ vom Zeichenfieber gehabt, das aber durch die bittre Rinde des Lebensholzes bald wieder vertrieben worden ist.

Adieu. Schreibe mir bald. Grüsse Deine Schwester.

G.

39.

Weimar, den 2. April 1783.

Ich schicke Dir sogleich den Katalogus der Zeichnungen wieder zurück, weil ich weder im Ganzen noch im einzelnen etwas darauf bieten kann. Zusammen ist mirs zu viel und nach den angegebenen Namen läßt sich nichts aussuchen und nichts bestimmen, wenn man die Blätter nicht selbst sieht. Es mögen schöne Sachen drunter seyn. Ich sehe es als einen Depot an, der irgend in einer alten Familie oder Erbschaft steckt. Die Regensburger Auktion ist lange vorbey und unsere Empletten müßen bald kommen. Die Sachen sind hoch hinauf getrieben worden und es scheinen viele Liebhaber beysammen gewesen zu sein. Der Herzog hat sich einen Katalogus durchschießen und die Preise dazu schreiben lassen. Auch die Nahmen, wer sie erstanden hat. Die Nachrichten vom Altorfer Marmor sind mir recht angenehm.

1) Von Everdingen.

Wenn ich den versteinten [1]) Kopf wohleingepackt, überschickt erhalten könnte, so wollte ich zwar auf das sorgfältigste damit umgehen und ihn dem Eigenthümer mit einem Gratial nach gemachtem Gebrauche wieder zurückschicken. Vielleicht ihn auch behalten, wenn die Forderung dafür nicht gar übermäßig wäre.

Wir genießen des schönen Wetters; der Herzog pflanzt viel und der Prinz wächst zusehends.

Die Musik von Wolfen zu denen beyden Gedichten die Du nun haben wirst, ist gut gerathen. Es läßt sich aber davon nichts transportiren, weil die Wirkung des ganzen das beste ist.

Die Abschrift des Wilhelm Meister wird nun bald kommen. Ich will sie in ein Kästchen packen und wenn ihr ihn gelesen habt, so schickst Du es gleich an meine Mutter weiter. Lebe wohl. G.

40.

Weimar, den 21. April 1783.

Die Kupferstiche sind pünktlich angekommen und sind durchgängig sehr schöne Abdrücke. Die Everdings und Guido die für mich sind, haben mich besonders erfreut.

Es hat nichts zu sagen, daß einige mit gekommen sind, die nicht aufgezeichnet waren, danke nur unserm Commissionäre sehr für seine gehabte Mühe.

Wir waren einige Tage in Ilmenau und es ist daselbst auch Deiner gedacht worden.

Der Prinz ist frisch und wohl und wird ein sehr starkes muntres Kind geben. Er scheint mir von einer sanguinischen behäglichen Complexion zu seyn.

1) Crokodilskopf. S. Briefe an Merk, Nr. 182, S. 384.

Herders Kinder haben die natürlichen, doch gutartigen Blattern.

Uebrigens lebt man hier ein klein wenig egaler, sonst aber weder besser noch schlimmer als vordem, und man kann, ohne Prophet zu seyn, das Prognostikon auf die andere Zeit hinaus stellen.

Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bey meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsatzen.

Der Herzog pflanzt viel und möchte auch schon daß es gewachsen wäre.

Das große Kupfer der Verklärung wird durch die Vergleichung der kleinen Skizze doppelt und dreifach interessant. Man sieht wie durch weiteres Nachdenken und Sinnen über diesem Gegenstand sich derselbe vor dem Künstler über *) höher verklärte. Das Ganze hat sich erweitert, erhöhet und doch ist es wieder so viel schärfer richtiger und reiner geworden. Das Dichterische und Gedachte daran ist viel wärmer, angemessener, ausführlicher. Welch einen hohen Genuß möchte es erst geben, wenn man die Originalzeichnung mit dem Originalgemälde zusammenhalten könnte. Was bey den alten Meistern so verehrungswürdig ist! die Sicherheit und Festigkeit ihrer Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins bessere. Es mag dies immer die Anzeige eines großen Künstlers seyn, anstatt daß ein geringerer entweder Alles oder Nichts von seinem ersten Entwurfe bey behält.

Die Guido sind gar lieblich und die Everdings so meisterhaft und kräftig als etwas in dieser Art gearbeitet seyn kann.

---

*) Verschrieben statt: immer?

Lebe wohl, grüſſe Deine Fräulein Schweſter und ſchreibe mir bald. G.

41.

Den 19. May 1783.

Endlich iſt mit heutiger Poſt der Wilhelm abgegangen, und ich empfehle ihn Dir und Deiner Frl. Schweſter zu Gunſten. Wenn ihr ihn geleſen habt, ſo ſchicke ihn meiner Mutter. Ich habe ein Käſtgen dazu machen laſſen um das Packen zu erleichtern.

Das Geld für die Kupfer habe ich Bertuchen vor einiger Zeit gegeben, wenn er von Leipzig zurückkommt will ich es erinnern und auch des Feuerzeugs gedenken.

Was Du mir von einem kleinen Beſitzthum ſagſt das Du Dir wünſcheſt, verſteh ich nicht ganz. Auch werde ich Niemand, der nicht von der Erde geboren iſt, rathen, ſich mit der Erde einzulaſſen. Es iſt ſchwer ihr etwas abnehmen und thörig, ihr noch gar hingeben. Das letzte thut jeder, der nur einige Imagination zum Feldbau und zur Landwirthſchaft bringt. Der gute Stein iſt ein trauriges Beyſpiel.

Ich bin heute eben nicht ſchreibſelig um Dir viel zu ſagen. Einſiedel hat angefangen ſeine Sachen drucken zu laſſen. [1]) Seckendorfs Rad des Schickſals [2]) iſt auch herausgekommen. Lebe wohl, behalte mich lieb und ſchreib mir etwas über Wilhelm. G.

Ungern hör' ich, daß die Büſte der Herzogin zerbrochen iſt. Man hat alle mögliche Sorgfalt beym Packen an-

1) Neueſte vermiſchte Schriften (1. und 2. Bd., Deſſau u. Leipzig 1783 u. 1784).

2) Oder Geſchichte des Theangeleo's (2 Bde., Deſſau 1783).

gewendet. Mich freut daß Dir dieſes Bild lieb und werth iſt; wir haben viel Plage damit gehabt, und ich hätte gern noch länger daran arbeiten laſſen. Mich dünkt auch es ſey gar ſchön und liebreich.

42.

Den 3. Juli 1783.

Es freut mich recht ſehr, daß Du meinen Wilh. ſo gut aufgenommen haſt und daß Du mir Deine Gedanken darüber ſagen magſt. Was Du daran lobſt, habe ich wenigſtens zu erreichen geſucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich ſelbſt habe auch keinen Genuß daran; dieſe Schrift iſt weder in ruhigen Stimmungen geſchrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, ſie im ganzen zu überſehen. Und ſelten daß ein Leſer beſtimmt ſagen kann, was ihm wohl gethan hat. Das vierte Buch iſt zur Hälfte fertig. Vielleicht rückt die andere Hälfte bald nach, als denn ſollſt Du es bald haben. Schicke aber doch die drey Bücher die in Deinen Händen ſind meiner Mutter; ſie und andere, denen ich's angekündigt, warten ſehnlich darauf. Du kannſt ſie einmal wieder haben.

Lebe wohl und genieſſe der Ruhe, die Dir geſchenkt iſt. Zu uns zu kommen, würde ich Dir jetzt noch nicht rathen, vielleicht kommt eine Zeit da Du mit denen Menſchen leben kannſt die Dir ſo nahe verwandt ſind, ohne ſie und Dich unglücklich zu machen.

Grüſſe Deine Fräulein Schweſter. Schreibe mir manchmal. Fr. v. Stein läßt mich Deine Briefe leſen, die mir wohlthätig ſind. Adieu. G.

43.

Weimar, den 29. Auguſt 1783.

Eh ich auf einige Zeit von hier weggehe, ich denke meine Reiſe richtet ſich nach dem Harze, muß ich Dir noch ein Wort ſagen.

Geſtern war mein Geburtstag und ich bitte Dich auch für dies neu angehende Jahr um Deine Liebe und Freundſchaft. Meine hieſige Freunde und Guten waren gar artig und lieb und haben mir viel Freundlichkeit erzeigt; nach allen Aſpekten hoffe ich eine glückliche Zeit.

Die kleinen Stückchen die ich hier zurückſchicke ſind mit Verſtand gemacht. Ich wünſche Dir Glück zu der Acquiſition guter Sachen.

Die Herzogin Mutter iſt in Braunſchweig ſehr vergnügt, man begegnet allen ſehr gut. [1])

Der Prinz (Konſtantin) lebt ſtille, ſeine Geſundheit braucht Erhohlung. Der Herzog beträgt ſich gar gut gegen ihn.

Lebe wohl. Schreibe mir manchmal, diesmal ſag ich nicht mehr. G.

44.

Den 14. November 1783.

Ich danke Dir für Deine freundlichen Worte, und erwiedere nur weniges mit flüchtiger Feder. Ehſtens erhältſt Du das vierte Buch Wilh. Meiſters, möge es Dir einen guten Abend machen; nimm auch mit dieſem Stücke vorlieb, ich kann nicht mehr geben. Schicke es alsdann bald

---

1) S. Knebel's literariſcher Nachlaß, I, 194, Nr. 9.

Hafis Nameh.

Buch Hafis.

Sey das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geiſt,
Dieſe Hochzeit hat gekannt
Wer Hafizen preiſt.

Beiname.

Dichter.

Mohammed Schems-eddin ſage,
Warum hat dein Volk, das hehre,
Hafis dich genannt?

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwiedre deine Frage.
Weil in glücklichem Gedächtniß,
Des Korans geweiht Vermächtniß
Unverändert ich verwahre,
Und damit ſo fromm gebahre
Daß gemeines Tages Schlechtniß
Weder mich noch die berühret
Die Prophetenwort und Samen
Schätzen wie es ſich gebühret;
Darum gab man mir den Namen.

an meine Mutter, daß es die übrigen Freunde noch vor Schlusse des Jahres erhalten, wie ich versprochen habe.

Wir sind jetzt ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dazu gehört ausgegossen. Sey doch so gut Dich zu erkundigen was ein wohlgewählter Atlas von Homannischen Carten kostet; es müsste aber nicht so einer seyn wie sie auf den Kauf binden lassen, sondern die neusten besten Karten und so viel als man zum allgemeinen Gebrauch nöthig hat, die spezialern haben wir auf der Bibliothek, wo man freilich nicht immer hinrekurriren kann. Sage, haben sie nicht etwa auch einen Globus mäßiger Größe, worauf die neuesten Entdeckungen verzeichnet wären?

Die November Geburtstäge werden ehstens gefeiert und und Deiner dabey in Ehren gedacht werden.

Im Tiefurter Journal zeichnet sich ein Gedicht an die Erinnerung aus. Weißt Du den Verfasser?

Diesen Winter werde ich schwerlich von hier wegkommen, ich habe allerlei Pensa zu absolviren. Künftiges Jahr aber muß ich auf den Fichtelberg; wie schön wenn wir uns da begegnen könnten. Meine Passion zur Mineralogie hat mich zu schönen Entdeckungen auf meiner letzten Reise geführt.

Habe ich Dir schon gesagt, daß ich in Göttingen die Gelehrten und in Cassel den gelehrten Hof gesehen habe? [1] Zwar am letzten ist die Gelehrsamkeit nur Eine Seite des monstrosen Tableau's.

Lebe wohl.

Der durch seine Bemühungen über die Arabische Poesie bekannte Jones hat die Moallahat oder die 7 Gedichte der 7 großen arabischen Dichter, die in der Moschee zu Mecca aufgehängt sind, mit einer englischen Uebersetzung

1) Im September 1783. S. Briefe an Merk, Nr. 204, S. 426.

herausgegeben. Sie sind in Ganzen sehr merkwürdig, und einzelne allerliebste Stellen drinne. Wir haben uns vorgenommen, sie in Gesellschaft zu übersetzen, und also wirst Du sie auch bald zu sehen kriegen. Nochmals Adieu.

G.

45.

Weimar, den 8. December 1783.

Ehstens kommt Wilh. Mstr. 4. Buch von Gotha aus zu Dir, wo es den Prinzen August besucht hat. Wenn Du es gelesen bitte ich es nur in blaue Pappe einbinden zu lassen. Da es durch mehr Hände gehen soll, ist es zu leicht geheftet. Geniese was Dir geniesbar ist daran und schick es an meine Mutter.

Für den Catalog der Charten, besonders für das Büschingische Verzeichniß, danke ich Dir. Ich werde mir das lezte zu nutze machen und von Bremen das Nöthigste kommen lassen.

Herder schreibt eine Philosophie der Geschichte, wie Du Dir denken kannst, von Grund aus neu. Die ersten Kapitel haben wir vorgestern zusammen gelesen, sie sind köstlich. Ich lebe neuerdings sehr eng, doch artig. Welt- und Natur- geschichte rast jezt recht bey uns.

Lebe wohl und laß manchmal von Dir hören. G.

46.

Den 21. December 1783.

Deine Wohlthaten sind schon lange glücklich angekommen, ich habe von einem Posttage zum andern versäumt, Dir zu danken. Es soll alles mit Freude und in Frieden genossen werden.

Der December hat mich und Fr. v. Stein nicht wohl behandelt; das ist auch mit Ursache, daß ich nicht geschrieben habe.

Wenn mein Wilh. Dir ein guter Weyhnachten war, freut mich's; schreibe mir viel drüber daß ich ermuntert werde fortzufahren.

Es hat sich zu Ende des Jahrs noch viele physische und politische trübe Materie um mich versammelt, die nun durchgearbeitet ist.

Das neue Jahr bietet mir einen anmuthigern Anblick als noch keines. Buchholz [1]) peinigt vergebens die Lüfte, die Kugeln wollen nicht steigen. Eine hat sich einmal gleichsam aus Bosheit bis an die Decke gehoben und nun nicht wieder.

Ich habe nun selbst in meinen Herzen beschlossen, stille anzugehen und hoffe auf die Mongolfiers Art eine ungeheure Kugel gewiß in die Luft zu jagen. [2])

Freylich sind viel Accidents zu befürchten. Selbst von den 3 Versuchen Montgolf's ist keiner vollkommen reussirt.

Lebe wohl. Ich fudle entsetzlich, damit Du nur ein Wort habest.

Schreibe bald. G.

Dein Brief kommt noch vor Abgang dieses an, also noch einige Worte. Ich danke für gute Aufnahme Wilh.'s Jede Bemerkung besonders von Dir ist mir lieb. Ich fahre nun fort, und will sehen ob ich das Werkchen zu Ende schreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen übersehen, durchsehen

---

1) S. Goethe's Werke, XXXI, 69.

2) S. Goethe's Versuch über die Metamorphose der Pflanzen (Stuttgart 1831), Nachträge und Zusätze, S. 118.

und alles schärfer und fühlbarer an einander rücken kann. [1]) Lebe recht wohl. Viel Glück zu 84. ich habe Hoffnungen auf das Jahr. Grüsse Deine Fr. Schwester.

47.

Den 16. Februar 1784.

Die ganze Zeit her war ich nichts weniger als schreibselig, drum verzeih, daß Du so lange nichts von mir gehört hast.

Hier schicke ich Einladungen zum Ilmen. Bergwerk. Die Nürnberger waren in vorigen Zeiten stark dabei interessirt, vielleicht finden sich dort wenigstens einige Gewerken. Wir haben schon 500, und eröffnen den neuen Johannisschacht auf Fastnacht. Es macht mir viel Vergnügen, daß nach überwundenen so mannichfaltigen Hindernissen auch dieses Unternehmen endlich so weit ist.

Einige Exemplare der Gedichte zum Geburtstage der Herzogin [2]) lege ich bei, und einen Fächer zu Ehren der November Geburtstäge für Deine Frl. Schwester.

Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut, und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oekonomikum auf einem guten Grunde und das ist die Hauptsache.

Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis meines Daseyns in den ich mich klüglich verschanzt habe.

Schreibe mir doch balde. Noch habe ich auf die Reise nach dem Fichtelberg nicht renuncirt, obgleich ein schöner

1) (Durchstrichen): ich bin jetzt . . .
2) S. Goethe's Werke, XIII, 206—213.

Theil des Sommers dem Eisenacher Ausschußtag gewidmet werden muß.

Lebe wohl. Behalte mich lieb und gedenke mein fleissig.

G.

48.

Den 24. April 1784.

Die schöne Versteinerung die Du mir geschickt, ist schon lange glücklich angekommen. Verzeihe daß ich Dich nicht eher davon benachtrichtiget und Dir dafür gedankt. Es ist in dem ganzen Jenaischen Kabinete kein dergleichen Stück. Es ist ein Nautilus und kein Ammonshorn, und deswegen merkwürdig, weil es so breit und groß und nicht zusammengedrückt ist. Ich danke Dir daß Du Dich vor unsere Ilmenauer neue Anstalt interessirst. Die Hälfte unserer Gewerkschaft ist schon beisammen und es finden sich noch täglich Liebhaber. Mit dem Baue selbst geht es sehr gut. Wir sind schon 16. Lachter nieder und haben nunmehro den Gips erschroten, in welchem wir bis fast auf's Flöz immer bleiben werden. Die sechzehn Lachter stehn in verlorner Zimmerung und soll dieser Theil des Schachtes in der Folge ausgemauert werden. Wir haben wenig aber gute Leute bei der Anstalt, und bis jetzo betragen sie sich auf das beste. Man kann das Werk mit gutem Gewissen empfehlen. Die Kommission führt die Direktion umsonst und hat also die Gewerkschaft nur die Unterbediente und eigentliche Arbeit zu bezahlen.

Der Tod des Prinzeßchens hat viele Hoffnungen zerstört und Sorgen vermehrt.

Aus einem Briefe von Dir an die Fräulein Göchhausen sehe ich, daß Du Lust hast uns auf den Sommer zu besuchen. Ich wünsche, wenn Du es ausführst, daß es Dir

zur Freude gereichen möge, wie ich beinah fürchte daß es nicht geschehen wird: Denn Du findest zu viel verändert um Dein altes Leben anzuknüpfen, und zu wenig verändert, um von vorne anfangen zu können. Ende Mais gehen wir nach Eisenach. Die große Karavane des Hofs, fürchte ich, wird bei dieser Gelegenheit mehr Beschwerde als Anmuth haben.

Lebe wohl. Verzeih daß ich diesen Brief dictirt habe, ich verlerne das Schreiben. G.

49.

Den 9. May 1784.

Schreibe mir doch wenn Du kommen wirst; den ganzen Juni bin ich nicht zu Hause und möchte doch gern einen Theil Deiner Zeit hier mit Dir seyn.

Ich biete Dir eine artige Wohnung bey mir an, wo Du frey und ungestört seyn kannst. Wirst Du auch manchmal in Tiefurt seyn, so ist es doch besser Du hast eine Burg im Rücken in die Du Dich Nothfalls werfen kannst.

Uebrigens sage ich Dir nichts und freue mich auf Dich.

Wenn ich auch noch in Eisenach wäre, könntest Du doch recht bequem in meinem Hause seyn, richte Dich also ja darauf, es wird Dir doch nirgends besser.

Lebe wohl. Ich komme eben von Jena, wo wir Anstalt machen das Verschwemmte wieder herzustellen. Lebe wohl. G.

50.

Den 6. November 1784.

Die Angelegenheit, von der Du mir schreibst, ist zu wichtig als daß ich Dir aus dem Stegreife antworten könnte. Ich will, wenn's möglich ist, morgen zu Dir hinüber kommen. Vielleicht bring ich einige Freunde mit.

Kommen wir mehrere, so erfährst Du es bey Zeiten. Mache nur ja wenig, damit wir nicht überfüttert werden.

Lebe wohl. G.

51.

Den 11. November 1784.

Ich bitte Dich, l. K., um die Regensburger Correspondenz, ich kann sie nicht länger entbehren. Es ist Nachfrage darnach.

Habe Dank für die schönen Aepfel, müsse Dir dagegen jeder ungeschlachte Stein zum Marzepan werden.

Ehstens schick ich mein Knöchlein [1]) und was dem anhangig, wenn Du es angesehen giebst Du's an Lodern und sorgst daß ich es gleich wieder erhalte. Ich möcht' es nun los seyn.

Wir haben heute eine neue Operette [2]). Die Geister der Musik werden wenigstens in der Ferne erscheinen.

Lebe wohl. Und sag mir balde wie es Dir geht.

---

1) Die Abhandlung vom Zwischenknochen, os intermaxillare. S. Goethe's Werke, XXXI, 16; LV, 135 fg., 162 fg.

2) Wahrscheinlich „Die Wassergeister" von Einsiedel, in dessen Neusten Schriften, Th. 2.

Jakobi [1]) hat mir alle Werke des Hemsterhuis geschickt. Sie freuen mich sehr.

Ich lese mit der Fr. v. Stein die Ethik des Spinoza [2]). Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist, als der meinige. Lebe wohl. G.

52.

(Weimar, November 1784.)

Hier schicke ich Dir endlich die kleine Abhandlung aus dem Knochenreiche und bitte um Deine Gedanken drüber. Ich habe mich enthalten das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzo merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit dem Thieren verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und grossen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist diese kleine Schrifft geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse das darinne verborgen liegt. [3])

1) Er war im September d. J. in Weimar gewesen. S. Jacobi's Briefwechsel, Nr. 137 u. 142. ic. Knebel's literarischer Nachlaß, II, 232 fg.

2) Goethe hatte sie früher schon für sich studirt. S. Goethe's Werke, XXVI, 290 fg.; XXXII, 73; XLVIII, 7—14.

3) Herder's Urtheil darüber s. in Knebel's literarischer Nachlaß, II, 236 fg.; dagegen Camper's in Briefen an Merk, Nr. 231; Sömmering's, ebent., Nr. 214, und Goethe's richtige Ahnung, Nr. 217.

Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, so würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur thun, und ohne Studium der Schriftsteller, die in diesen Fächern gearbeitet haben, läßt sich auch nichts thun; ich werde mir es aufheben, bis mich das Schicksal quiescirt oder jubilirt.

Lebe wohl. Gieb das Portefeuille an Lodern und schaffe, daß ich es bald wieder habe.

Schreibe mir von Deinen Studien.

Lebe wohl, Lieber.

Es wäre gut wenn wir uns in Holland einen verständigen freundlichen Correspondenten verschaffen könnten.

Eben erhalte ich Deinen Brief und danke Dir für Deine Vorsorge und Liebe.

Es freut mich daß von fremden Orten her etwas Menschliches gekommen ist, und wünsche Dir immer mehr Lust und Liebe zur Erkenntniß natürlicher Dinge.

Wie es vor alten Zeiten, da die Menschen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten und sie auf's geistige aufmerksam zu machen, so ist's jetzt eine größere sie nach der Erde zurückzuführen, um die Elasticität ihrer angefesselten Ballons ein wenig zu vermindern. Lebe wohl und liebe.

Herder ist über der Anthologie [1]) und ist im Uebersetzen sehr glücklich und übersetzt glücklich. (sic.)

Vom Herzog hört man nichts. Ich muthmaße er ist in Zürich. G.

1) Vergl. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 319.

53.

Den 15. December 1784.

Ich habe schon längst verlangt, von Dir zu hören, und danke Dir daß Du mir Nachricht giebst. Ich denke oft an Dich und wünschte zu Zeiten Deine Abgeschiedenheit theilen zu können, ob ich gleich außer den Geschäften fast eben so einsam lebe.

Die Stein und Herder sind mir vom größten Werth, und sind beinahe meine einzigen hiesigen Capitale von denen ich Zinsen ziehe.

Es freut mich sehr, daß Waiz [1]) sich gut hält.

Grüße Lodern und danke ihm für die Sorgfalt an der lateinischen Uebersetzung. Frage ihn was ich etwa Uebersetzer und Abschreiber zu geben habe. Es ist nunmehr davon ein prächtig Exemplar [2]) abgeschrieben, wird gebunden und soll vor Weihnachten seine Reise antreten.

Seidler wünsche ich Geschick und Glück zum Anfange, es kommt viel auf den Eintritt an.

Wie der Herzog unterwegs [3]) vom Geiste der Naturlehre überfallen worden, wundert mich; es schienen seine Organe am wenigsten vorbereitet dieses Wehen zu vernehmen.

Du hast ganz recht gegen das Encyclopädische Gastmahl zu eifern was Hr. Schlettwein [4]) auftischt. Indessen bleiben die meisten dieser Materien, man spreche öffentlich davon so viel man will, scientia occulta. Wenigstens gewiß in der Anwendung, und das haben sie mit mehreren gemein.

---

1) Osteologischer Zeichner und Kupferstecher. S. Goethe's Werke, LV, 164. Briefe an Merk, Nr. 217.

2) Ebend., Nr. 231.

3) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 113.

4) Staatswissenschaftlicher Vielschreiber jener Zeit, aus Weimar gebürtig.

Dichter.

Haſis drum, ſo will mir ſcheinen,
Möcht' ich dir nicht gerne weichen:
Denn, wenn wir wie andre meinen,
Werden wir den andern gleichen.
Und ſo gleich ich dir vollkommen
Der ich unſrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildniß drückte,
Mich in ſtiller Bruſt erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens.

Anklage.

Wißt ihr denn auf wen die Teufel lauern,
In der Wüſte zwiſchen Fels und Mauern?
Und wie ſie den Augenblick erpaſſen,
Nach der Hölle ſie entführend faſſen?
Lügner ſind es und der Böſewicht.

Der Poete, warum ſcheut er nicht,
Sich mit ſolchen Leuten einzulaſſen!

Weiß denn der mit wem er geht und wandelt,
Er, der immer nur im Wahnſinn handelt?
Gränzenlos, von eigenſinn'gem Lieben,
Wird er in die Oede fortgetrieben,
Seiner Klagen Reim', in Sand geſchrieben,

Du wirst vielleicht Frau v. Reck gesehen haben. Ich bin neugierig wie sie Dir einsamen erschienen ist.

Herder ist fleisig; es ist unglaublich was er arbeiten kann.

Mich hat der Dezember diesmal weniger als sonst geplagt; doch hab' ich nichts als Geschäfte bey Seite gebracht. Eine Operette in Zwischenstunden, das ist alles.

Lebe wohl. Ich lade Dich nicht zum Besuch. Dein Zimmer steht bereit.

Wenn Oeser auf die Feyertage nicht kommt, besuche ich Dich vielleicht. G.

54.

Weimar den 6. Januar 1785.

Nochmals Glück zum neuen Jahr, das ich mit guten Vorbedeutungen angetreten habe; mögen sie auch meinen Freunden gelten.

Die schöne Schlittenbahn hätte uns zu Dir hinübergelockt, wenn nicht Frau von Stein Gäste von Rudolstadt gehabt hätte, die hieher gekommen waren Frau von Recke zu treffen. Diese sonderbare Frau ist auch wieder weg [1]). Sie war hier nicht in ihrem Elemente; sie mag gern alle und jede genießen und sich überall so gut aufgenommen sehen, wie sie jeden aufnimmt. Man war ihr höflich mehr als herzlich. Mir ist's wenigstens nicht gegeben gegen die Menge und mit der Menge herzlich zu seyn.

Hier schicke ich Deine Uebersetzung [2]) zurück; sie ist sehr lesbar und schön. Fahre ja fort, daß Du wenigstens den

1) Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, Nr. 36, S. 294, und Zelter's Briefwechsel, Nr. 494, S. 157.

2) Des Sallust. S. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, Nr. 36, S. 294, und Nr. 39, S. 297.

Catilina vollendest. Gegen das Original konnte ich sie nicht halten.

Wie geht es sonst? Du hast einige Besuche gehabt.

Schreibe mir doch manchmal und verzeihe wenn ich nicht antworte, wenigstens nicht gleich. Diese Tage war es mir unmöglich.

Rückst Du in der Mineralogie vor? Ich habe in diesem edlen Studio seit meinem letzten Ilmenauer Aufenthalt nichts gethan; desto frischer soll es gehn, wenn ich wieder dran komme.

In den andern Theilen der Naturlehre treibe ich mich mit Herdern durch Disputiren immer weiter. Er ist fleißig an seinem zweiten Theile [1]).

Der alte Semmler hat sich auch in dieses Fach gewendet, es hat mich außerordentlich gefreut. Bei der offenbaren Nichtigkeit so vieler andern Dinge und der Wahrheit und Wichtigkeit der sich ewig immergleichen Natur giebt mich's nicht Wunder. Ich hoffe noch auf mehr Proselyten.

Er hat angefangen eine Nachlese zur Bonnet'schen Insectologie [2]) herauszugeben, und ist derselbe wie er sich in seinen ältern Schriften gezeigt hat.

Lebe wohl. Da mich der Frost nicht zu Dir gebracht hat, bringt mich vielleicht das Thauwetter.

Eine Empfehlung an die Hausgenossen Hofrath Loder und Büttner.

Adieu. Der Herzog macht noch nicht Miene zu kommen [3]). G.

(Nachschrift.) Imhofs Brief war mir angenehm zu

1) der „Ideen zur Philosophie der Geschichte".

2) Erstes Stück, Leipzig 1783.

3) Vgl. Briefe an Merk, Nr. 212, S. 435.

lesen. Da sind die Fische recht im Wasser, schade daß sie keine englischen Floßfedern haben.

Schicke mir doch Gerhardts Mineralogie zurück.

55.

Den 2. März 1785.

Der Herzog von Gotha der hier ist [1]), geht morgen weg. Wenn Du also kommen wolltest, fändest Du von der Seite kein Hinderniß. Doch wollte ich Dir fast rathen, diesmal nicht zu kommen. Die Ursachen mündlich. Du wirst meinen Brief haben, worin ich mich auf den Sonnabend anmelde, noch sehe ich nicht daß mich etwas abhalten könnte als daß die Fr. v. Stein seit einigen Tagen übler ist. Kommst Du Donnerstag oder Freytag, so bleibe ich hier und wir gehen nachher zusammen.

Seckendorf hat das Mikroscop gewonnen; ob er es bey seinen Negotiationen wird brauchen können, weis ich nicht.

Von Imhofs ist auch Nachricht hier.

Lebe wohl, ich sehe Dich auf eine oder die andre Weise bald. G.

56.

Den 28. März 1785.

Hier schicke ich das Büchlein [2]) mit Dank zurück, ich habe es in einigen Tagen, da ein Weh an den Zähnen mich unthätig hielt, ganz durchgelesen und mich an der Willkühr eines Gemüthes voll Grazie sehr ergötzt.

---

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, Nr. 6, S. 239.

3) Wahrscheinlich die Mémoires de Skott. S. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 240 coll. I, 111.

Auch bin ich wieder fleißig an meinem grosen Gedichte [1]) gewesen und bin bis zur 40sten Strophe gelangt. Das ist wohl noch sehr im Vorhofe. Das Unternehmen ist zu ungeheuer für meine Lage, indeß will ich fortfahren und sehen wie weit ich komme.

Der Herzog ist nach Leipzig.

Und wir sind still [2]).

Lebe wohl und sey fein fleißig, damit das Frühjahr uns bereit finde. G.

57.

(Ohne Datum.)

Auf das beste danke ich Dir, mein Werther, für das gute Wort das Du mir zusprichst. Je mehr man bei seiner Bildung und bei seinen Arbeiten nur auf die strengsten Forderungen der Natur und Kunst achtet, desto seltner kann man sich einen reinen Wiederklang von außen versprechen. Sehr tröstend, beruhigend und aufmunternd ist daher die Versicherung des Freundes, der uns auf unsern Wegen gerne begleiten und begegnen mag.

Ich habe mich jetzt wieder in das epische Fach gewendet, woraus ich Dir einige Proben bald vorzutragen wünsche.

Lebe recht wohl und gehe mit gewigtem Gemüthe an den letzten Theil des Romans. G.

1) „Die Geheimnisse." S. Goethe's Sämmtliche Werke, XIII, 167.

2) Vgl. Briefe an Merk, Nr. 216, S. 444.

58.

Den 2. April 1785.

Hier einige Soulavie'[1]), ich habe sie selbst noch nicht recht lesen können. Du wirst mir einen Gefallen erzeigen, wenn Du einiges notirst worüber wir sprechen könnten

Gerne schickte ich Dir eine kleine botanische Lektion, wenn sie nur schon geschrieben wäre. Die Materie von Samen habe ich durchgedacht, so weit meine Erfahrungen reichen; wenn Du mir nur den Joseph ab Aromatariis[2]) aus Büttners Bibl. verschaffen könntest. Auch mögte ich die Linnëische Dissertation de seminibus muscorum haben und was neueres über diese Materie da wäre.

Ich mag am liebsten meine freien Augenblicke zu diesen Betrachtungen anwenden. Die Consequenz der Natur tröstet schön über die Inconsequenz der Menschen.

Hier das Portrait zurück. Es ist eine gute wackre Art von Menschen, der (sic) wohl in dem armseligen Elemente unsrer kleinen Staaten schlecht fortkommen mögte. Neulich war ein ehemalig. kathol. Geistlicher bey mir, der sich zur Protestantischen Kirche gewendet hatte und der nicht begreifen konnte, daß alle Fürsten des Reichs nicht im Stande seyn sollten, ihm Brodt zu geben. Er war schon an mehreren Höfgen abgewiesen worden.

Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in

---

1) Wahrscheinlich die Histoire de la France meridionale, 1re partie: Minéraux; 2me partie: Des Plantes distribuées par climas (Paris 1780).

2) Vermuthlich wegen dessen Epistola de generatione plantarum ex seminibus vor seiner Dissertatio de rabie contagiosa (Venedig 1625, 4.; Frankfurt 1626, 4.); auch in G. Richter's Epistolae selectae (Nürnberg 1662, 4.) abgedruckt.

dem man fort will und soll und einem die Füße versagen. Sie kommen mir wie solche Träumende vor und mir ist's, als wenn ich mit ihnen träumte.....

Laß ihnen den glücklichen Selbstbetrug. Das kluge Betragen der Grosen wird hoffentlich den kleinen die Motion ersparen, die sie sich gerne auf Andrer Unkosten machen möchten.

Ich habe auf dies Capitel weder Barmherzigkeit, Antheil, noch Hoffnung und Schonung mehr. Befleissige Dich dies Kreuz auch auf Dich zu nehmen und mir nachzufolgen.

Herder ist ganz vergnügt.

Ich habe 48 Stanzen an meinem Gedichte. Und muß nun schliessen.

Lebe wohl. Gedenke mein. Ich freue mich auf unsre Frühjahr- und Sommerwanderungen. G.

59.

(April 1785.)

Den Sonntag Nachmittag will ich hier wegfahren und zur rechten Zeit einlangen. Laß doch Hofrath Webern einliegendes Zettelchen zuschicken.

Soulavie bring ich mit. Lebe wohl. Ich würde Dich mit noch froherem Herzen besuchen, wenn ich nicht Fr. v. Stein mit ihrem Uebel allein lassen müßte. G.

60.

Den 20. April 1785.

Zu dem Frühlingswetter bin ich wieder recht wohl. Ich wäre nach Jena gekommen, da ich höre daß das Wasser

wächst, wenn ich glaubte dort zu etwas nütze zu seyn. Castrop [1]) wird seine Sachen schon machen. Grüße ihn.

Keinen Zelthimmel habe ich, der kleiner wäre als 16 Fuß breit und 22 lang; kannst Du den brauchen, so kannst Du ihn haben mit den Wänden. Er muß nur vorsichtig befestigt werden wegen der Winde.

Lebe wohl. Sei fein fleißig. Liebe mich. Ich freue mich auf diesen Sommer mehr als jemals auf die gute Jahreszeit. Adieu. G.

61.

Den 30. April 1785.

Wie gut es ist, vertraulich über seinen Zustand mit Freunden hin und wiederreden! Ich ging mit viel freierem Muthe von Dir weg, und habe meine Arbeiten wieder angegriffen als wenn es für ewig seyn sollte.

Ich danke Dir daß Du mich hast fühlen lassen, daß ich so nah in Dein Daseyn verwebt bin; fern sey es von mir solche Bande vorsetzlich zu trennen.

Seckendorfs Todt [2]) wird Dich unerwartet getroffen haben, wie uns alle. Es ist dieser Fall reich an nachdenklichem Stoff. —

Voigt freut sich Dich zu besuchen, er wird Dir von Nutzen seyn.

Lebe wohl, und sorge daß Loder Voigten gut aufnehme und daß dieser sein Wesen im Cabinete treiben könne. G.

1) Weimarischer Ingenieur und Artilleriehauptmann, Erbauer der ehemaligen, unter dem Namen der Schnecke bekannten, im Zickzack geführten Landstraße ins Mühlthal zwischen Weimar und Jena.

2) Am 26. April 1785.

62.

Den 7. May 1785.

Ich schicke Dir, nebst einigen Büchern, wenige Steine: Harzer Producte die ich von meiner letzten Reise mitbrachte. Ehe wir nach dem Carlsbade gehen, kommst Du noch einmal auf einige Tage herüber, damit wir die Gebirgslehre durchsprechen und uns vorbereiten können. Der Todt des Pr. Leopold [1]) wird Dich gerührt haben. Lebe wohl. Die Gothische Herrschafft ist hier. Behalte mich lieb. Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will.

Auf oder nach Pfingsten geht's nach Ilmenau. Du kommst doch mit? G.

Laß mir die beigelegten drei Steine schleifen und schicke sie bald zurück. Der unscheinbarste ist der merkwürdigste.

63.

Den 8. May 1785.

Die ersten warmen Tage habe ich angewendet meine Eroberungen vom vorigen Jahre zu ordnen, und schicke Dir Deinen Theil.

Es ist nicht alles gleich interessant. Einiges Ilmenauische liegt daben, damit Du zum Voraus etwas von dorther in Besitz habest, und sich die Lust mehre das Vollständige selbst zu holen.

Wenn Du herüber kommst, bringe doch Deinen Catalogus mit; ich kann Dir manches noch abgeben.

Dasmal nicht weiter.

1) Zu Frankfurt an der Oder den 27. April 1785.

Nach Pfingsten wollten wir nach Ilmenau. Wenn Du Dich einrichtetest, wäre es gut. Vielleicht hole ich Dich ab und wir gehn den Saalgrund hinauf. Den Ilmgrund habe ich so satt, daß ich nicht daran denken mag. Auch über Ohrdruff habe ich den Weg schon so oft gemacht. G.

64.

Den 1. September 1785.

Endlich bin ich zurück, l. Br., nachdem ich länger als ich dachte in Carlsbad geblieben; es ist mir recht gut daselbst gegangen [1]). Die Fürstin blieb bis den .... und ich ging den .... [2]) weg. Die schöne Tina [3]) war auch von der Gesellschaft, und schien am Ende mehr Antheil an mir zu nehmen, als ich um sie verdient habe. Dich grüsst sie und ist voller Dankbarkeit für Deine Gutheit gegen sie.

Sonst war alles fort was zu unsrer Generation gehörte, auch Fr. v. Rochau habe ich noch begraben.

Edelsheim [4]) kam da ich wegging und machte mir den Abschied abermals schwer; mit ihm ist trefflich schwatzen und in Politicis Erbauung zu hohlen.

In Joachimsthal bin ich nicht eingefahren, hingegen habe ich mich viel in Joh. Georgenstadt umgesehn. In Schneeberg ist wieder verboten, Fremde unter die Erde zu lassen. Das Cabinet des Bergmeisters Beyers ist dagegen

1) Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 250. — Briefe an Merk, Nr. 222.

2) Die leeren Stellen sind in der Urschrift.

3) Gräfin Tina Brühl, an welche Goethe die „Stammbuchverse, Carlsbad, den 24. Juli 1785" (Werke, LVI, 70) gerichtet hat.

4) Markgräflich Badenscher wirklicher Geheimerath. Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, Nr. 29, S. 157. — Fr. H. Jacobi's Auserlesener Briefwechsel, Nr. 70.

höchst interessant. Speckstein, Hornstein, Feldspatkrystallen in Menge, Du würdest nicht weggekonnt haben. Und er eine sehr redliche Seele, wie es scheint guter Beamter und wohl unterrichtet.

Für Deine Sorgfalt mich vom Wege noch mit Gebirgsarten zu versehen, danke ich Dir; Du sollst auch von dem meinigen etwas erhalten.

Meine Hypothese freut mich immer mehr, es folgt gar leicht und gut alles daraus, und ich bin gewiss daß man auf diesem Wege zu schönen Entdeckungen kommen kann.

Der Herzog will gern etwas thun, um Imhofen herzuziehen. Ich glaube das Beste wäre er gäbe ihm ein Gewisses in der Stille [1]), um den Leuten nicht das Maul aufzusperren. Sage mir Deine Meinung und was Du etwa glaubst.

Hier gehts übrigens im Alten. Schade für das schöne Gebäude das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat! Doch was hat Grund auf der beweglichen Erde!

Prinz August [2]) ist hier, seine Gegenwart thut wohl. Heute verreist Fr. v. Stein nach Hochberg und läßt mir eine große Lücke. Lebe wohl. Schreibe bald. Sinningsseiold war hier. G.

63.

Den 11. September 1785.

Unter dem ersten Sept. habe ich Dir nach Mörbach geschrieben und nun auch Deine beiden Briefe von Bareuth erhalten. Möge es Dir doch recht wohl gehn und Du im-

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, Nr. 21, S. 145.
2) von Gotha.

Sind vom Winde gleich verjagt;
Er verſteht nicht was er ſagt,
Was er ſagt wird er nicht halten.

Doch ſein Lied man läßt es immer walten,
Da es doch dem Koran widerſpricht.
Lehret nun, ihr des Geſetzes Kenner,
Weisheit-fromme, hochgelahrte Männer,
Treuer Mosleminen feſte Pflicht.

Hafis ins beſondre ſchaffet Aergerniſſe,
Mirza ſprengt den Geiſt ins Ungewiſſe,
Saget was man thun und laſſen müſſe?

F e t w a.

Hafis Dichterzüge ſie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöſchlich,
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Geſetzes.
Willſt du ſicher gehn, ſo mußt du wiſſen
Schlangengift und Theriak zu ſondern —
Doch der reinen Wolluſt edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlaſſen,
Und vor ſolcher, der nur ewige Pein folgt,
Mit beſonnenem Sinn ſich zu bewahren,
Iſt gewiß das beſte um nicht zu fehlen.
Dieſes ſchrieb der arme Ebuſuud euch,
Gott verzeih' ihm ſeine Sünden alle.

mer der Freiheit genießen können. Ich bin wieder gebunden, fühle aber die Würkung des Bades sehr heilsam; mein Gemüth ist viel freyer, ich kann mehr thun und habe, neben meinen Arbeiten, viel gelesen. Necker und seine Antagonisten [1]) beschäftigen mich jetzo. Ich finde viel Vergnügen daran, obgleich dieses Studium wegen der vielen fremden Details beschwerlich, und im Ganzen höchst abstrakt und fein ist.

Fr. v. Stein ist nicht hier, Friz in Frankfurt und sieht vielleicht in dieser Woche noch Blanchard aufsteigen. Mit Herders bin ich viel [2]). Prinz August ist auch bei uns.

An Wilhelm fahr ich sachte fort und denke im November Wort zu halten. Beinah die Hälfte des sechsten Buchs ist geschrieben, die andere Hälfte geordnet, und werden die Scheite dieses Holzstoßes recht ausgedörrt, damit sie deste schneller in Flammen schlagen.

Darbes ist in Dresden und wechselt zwischen der Gallerie und Tina.

Hemsterhuis und die Fürstin [3]) lassen noch nichts von sich hören.

Wegen Imhof hab ich mit dem Herzog gesprochen; er ist gar nicht abgeneigt ihm einen Zuschuß in der Stille zu geben [4]). Wie viel? hat er sich nicht gleich entschlossen, wie es geht. Sprich noch einmal mit Imhof und schreibe mir etwas Bestimmtes, ob und unter welchen Bedingungen er kommen möchte, nur daß nicht wieder Schwiegermutter und

---

1) Wahrscheinlich Moser's Schrift „Necker" und die von Merk dagegen verfaßte, aber nicht in Druck gekommene Satire „Antinecker". S. Briefe an Merk, Nr. 185, Note.

2) Vgl. Knebel's literarischer Nachlaß, II, 318.

3) Gallizin.

4) S. Knebel's literarischer Nachlaß, I, 145.

alles drein gemischt wird. Oder schreibe dem H. selbst; er spricht mir doch davon alsdann und ich will es betreiben.

Die Rechnung soll gemacht und Dir zugeschickt werden, mit Ludekus will ich abrechnen.

Seckend. ist fort. Mir ist auch lieber Er ist Reichshofrath [1]), als daß ich's seyn sollte.

Deine überschickten Steine und Beschreibung haben mir viel Freude gemacht, fahre ja bei aller Gelegenheit fort. Unsre Wunsiedler Granite die über Hof gingen sind noch nicht hier, schreibe doch den Spediteur.

Ich habe nun auch die Speckstein-krystallen und werde nächstens noch reicher werden. Deine Liebhaberei an diesen Sachen hilft mir sehr mit auf.

Ich war in Jena, da war alles sehr leer.

Lebe wohl, grüße was um Dich ist. G.

66.

Den 18. November 1785.

Mit Freuden habe ich wieder einmal einen Brief von Dir erhalten und gerne daraus gesehn, daß Du in den Gebürgen [2]) wohl gewesen bist, daß Du noch vor Winters Dir die Bilder so großer und schöner Gegenstände eigen gemacht hast. Ueber die Bergbewohner habe ich auch neuerdings besondere Spekulationen.

Schreibe nun auch balde von München etwas, damit man erfahre wie dort der Ton ist, wie die Menschen sind und was sich auszeichnet; ich bin sehr neugierig darauf.

Ich führe mein stilles Leben fort, bin manchmal in

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 250.
2) in Tirol.

Jena, wo ich Dich immer vermisse. Erst jetzo komme ich von Ilmenau zurück, wo alles sehr gut geht, bin über Gotha gegangen und habe einige freundliche Tage daselbst zugebracht.

Das sechste Buch meines Wilhelms ist fertig, ich las es Fr. v. Stein, Imhof und Herders vor. Du fehltest, sonst wäre mein kleines Publikum vollkommen gewesen. Ich war glücklich viel Beyfall zu erhalten, und werde Dir es nicht schicken, um Dich, wenn Du zurückkommst, mit etwas bewirthen zu können.

Schreibe mir doch auch vom Münchner Theater ausführlich, besonders von der Operette. Erkundige Dich nach dem Entrepreneur oder der Direktion, und ob es Leute sind die etwas anwenden können. Ich möchte gar gerne meine letzte Operette [1]), die Kayser recht brav komponirt, irgendwo unterbringen, um dem jungen Künstler ein Stück Geld zu verschaffen und ihn in der deutschen Welt bekannt zu machen.

Deine Beschreibungen haben mir grose Lust gemacht, auch Tyrol einmal zu sehen; wie anders würden mir jetzt diese Massen als sonst erscheinen.

Fr. v. Imhof ist hier. —

Uebrigens kann ich Dir wenig sagen. Ausser meinen gewöhnlichen Geschäften, bin ich auch sonst fleissig. In der Botanik bin ich ziemlich vorgerückt.

An der Fürstin Gallizin, Hemsterhuis, von Fürstenberg [2]), Sprickmann [3]) habe ich interessante Bekanntschaften

1) „Scherz, List und Rache." S. Goethe's Werke, XI, 121 fg. Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 149.

2) S. Goethe's Briefe, XXX, 198. — Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 318.

3) Anton Matth. Sprickmann, Doctor der Rechte, kurkölnisch-münsterischer Regierungsrath, Referendar und Professor des deutschen Staatsrechts zu Münster, Verfasser mehrer dramatischen Stücke, als eines Lustspiels: „Die natürliche Tochter" (1774); kleiner Gedichte im

gemacht. Jakobi's metaphyſiſches Unweſen über Spinoza, wo er mich leider auch compromittirt [1]), wirſt Du geſehen haben. Der Herzog geht im Januar nach Berlin, Klinkowſtröm und Wedel begleiten ihn [2]). Und ich weiche nun nicht vom Platze, bis mich die gute Jahreszeit in's Carlsbad führt. Verſchmähe uns nicht ganz, denn wir lieben Dich herzlich und wünſchen Dich bei uns zu ſehen. Lebe wohl. Schreibe bald wieder und laß mich München wie im Schattenriß erblicken.

G.

67.

Den 30. Dezember 1785.

Mit vieler Freude hab ich Deinen langen Brief erhalten, der mich München näher bringt und mir Dein Leben dort gleichſam im Spiegel ſehen läßt. Deine Briefe an unſre Freunde hab' ich auch geleſen, mir auch das meinige daraus genommen und lebe ſo auch in der Entfernung mit Dir fort. Deine miner. Bemerkungen durch Tyrol waren mir werth; Du biſt auf dem rechten Wege und ſiehſt auch wie nothwendig jene erſten großen Begriffe ſind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenſtände der Natur und Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Menſch iſt mit ſeinem Wohnorte ſo nah verwandt, daß die Betrachtung über dieſen auch uns über den Bewohner aufklären muß.

Leipziger Muſenalmanach 1775, und verſchiedener Aufſätze im Deutſchen Muſeum von 1776 und 1778 ꝛc.

1) Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Herrn Moſes Mendelsſohn (erſte Ausgabe 1785; neue Ausgabe in Jacobi's Werken) IV, 1. Abth., S. 52 fg., durch „voreilige Publication" des Gedichts „Prometheus". Vgl. Goethe's Werke, XXVI, 315. Zelter, Briefwechſel, Nr. 341, S. 86, 87.

2) S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, I, Nr. 22, S. 147.

Deine Beſchreibung vom Münchner Publiko in Abſicht aufs Theater verſetzt mich in's Schauſpielhaus; leider iſt auch da für meine Abſicht wenig zu thun, doch geb' ich nicht alle Hoffnung auf.

Meine Sache iſt dieſe, die ich Dir ans Herz lege, überdenke ſie und ſchreibe mir Deine Gedanken.

Kayſer in Zürich hat mich von Jugend auf intereſſirt, ſein ſtilles zurückhaltendes Weſen hat mich gehindert, ihn früher in die Welt zu bringen, das, wie ich nunmehr ſehe, ſehr glücklich war. Ich merkte aus ſeinen Briefen, die er auf ſeiner italiäniſchen Reiſe ſchrieb, daß er den Geiſt der komiſchen Oper wohl gefaßt hatte, ich machte ihm das bekannte Stück [1]) und er iſt nun drüber. Zwey Akte habe ich und es wird gewis alles Beifalls werth. Nun iſt leider das deutſche lyriſche Theater überall erbärmlich; wer ſingen und ſpielen kann zieht ſich zum italiäniſchen und das mit Recht. Du glaubſt ſelbſt es ſey in München für unſer Stück nichts zu thun. Das ſchadete aber im Grunde nichts, man kann ein anderes machen.

Was ſagſt Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn [2]) nach München ſchicken; er ſollte dort vor Kennern und Liebhabern nur in Conzerten einzelne Arien ohne Prätenſion produciren, da er ſelbſt ein trefflicher Clavierſpieler iſt; ſich hören laſſen ohne den Virtuoſen zu machen, ohne ſich bezahlen zu laſſen; ſollte ſich empfehlen, den Geſchmack des Publici ſtudiren, mir ſeine Gedanken ſchreiben und ich könnte ihm alsdann, wenn ich beſonders durch Deine Bemerkungen was dort gefällt, was von Ernſt und Scherz

1) Scherz, Liſt und Rache. S. den vorhergehenden Brief.
2) Kayſer.

am meiſten Effect macht, genugſam unterrichtet wäre, ein Stück machen, das gewiß würken ſollte.

Ueberdenke es und laß es mit Endzweck Deines dortigen Bleibens ſeyn. Ich kommunizire Dir meinen Plan, leſe Dir das Stück und Du mußt in die Seele des Münchner Publicums votiren.

Ein ähnliches habe ich auf Wien mit ihm vor; er kann und wird ſich pouſſiren.

Du thuſt mir einen weſentlichen Dienſt wenn Du ihm auch Freunde vorbereiteſt, und Dich um die Verhältniſſe des Virtueſen Weſens erkundigſt, damit er in ein bekannt Land komme. Setze gelegentlich Punkte auf, die ihm zur Inſtruktion dienen können, damit alles leichter und geſchwinder gehe. Welches iſt die beſte Jahreszeit? Wie viel brauchte er wohl um ein Vierteljahr zu exiſtiren.

Dies iſt's was mir jetzo ſehr am Herzen liegt, hilf mir es ausführen.

Der Kaſten mit Mineralien iſt an Dich ſchon abgegangen, ich wünſche guten Tauſch. Wir können mehr ſchicken.

Verſchreibe auch die Turnalin Stufe, ich will das Geld an Ludekus zahlen.

Was mit mir das nächſte Jahr werden wird, weiß ich noch nicht. Groſen und weiten Ausſichten mag ich den Blick nicht zuwenden.

Ins Carlsbad geh ich auf alle Fälle, ich bin dieſer Quelle eine ganz andere Exiſtenz ſchuldig.

Uebrigens bin ich fleiſſig, meine Geſchäffte gehen ihren Gang, ſie bilden mich, indem ich ſie bilde.

Wilhelms 6tes Buch iſt fertig, ich ſchicke Dirs aber nicht.

Ich habe wieder ein Singſpiel [1]) angefangen, das aber leider auch nicht für München iſt.

---

1) Entweder „Die Myſtifizirten", die hernach in den Groß Cophta

Mache mir doch einmal eine Beschreibung der singenden Schauspieler und ihrer Fähigkeiten. Lebe wohl. Liebe mich, ich bin Dir herzlich getreu.

Hier ein Brief vom Herzog [1]).

Adieu. Alle Freunde sind wohl. G.

68.

Den 12. März 1786.

Schon war gepackt und gesattelt wie Dir Seter (?) sagen wird, als der Fürst von Dessau kam. Ich bleibe also hier. Der Fürst bezeigte ein Verlangen Dich zu sehen und der Herzog sagte mir, ich sollte Dirs zu vernehmen geben. Thu also wie Du kannst und magst. Gern hätt' ich diese Paar Tage bey Dir zugebracht. Lebe wohl. Mündlich mehr. Der Fürst geht Montags weg.

Lebe wohl. G.

69.

Den 30. April 86.

Ich schicke Dir das Mikroskop, das Du durch Hülfe des Hrn. Cammer. Wied [2]) bald in Ordnung bringen kannst. Die Linse No. 1 fehlt. Ich danke für Deine Liebe und Bewirthung. Morgen geht es im Regen nach Ilmenau, damit ich der schönen Jenaischen Tage in Ehren eingedenk bleibe. Ich fürchte für die Maikur. Lebe wohl. Liebe mich.

G.

überging, oder „Die ungleichen Hausgenossen", fragmentarisch in der neuen Ausgabe in Einem Bande.

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, Nr. 22, S. 146.

2) Kammerrath Wiedeburg (?).

70.

Carlsbad den 13. Auguſt 1786.

Ich ſchreibe Dir nur einen Gruß, denn was von mir und unſerm hieſigen Weſen zu ſagen iſt, wird Frau von Stein viel beſſer erzählen.

Ich bin wohl und werde nach dem Bade noch eine Zeitlang der freien Lufft und Welt genießen, mich geiſtig und leiblich zu ſtärken.

Von Dresden aus habe ich die Erlaubniß, in Schneeberg anzufahren, welches mich ſehr freut und eine ganz beſondere Gunſt zeigt. Da werde ich denn alſo die Kobolde in ihrem eigenſten Hauſe ſehen und das innere eines Gebürgs das mir höchſt intereſſant iſt. Bisher kann ich faſt ſagen: ich habe keinen Stein angerührt, wenigſtens habe ich keinen gekauft. Von Opalen war nichts zu ſpüren.

Fr. von Stein erzähle Dir von Herrn von Racknitz [1]) und Prof. Titius aus Dresden, zwey werthen neuen Bekanntſchaften.

Lebe Dein Leben wohl. Wills Gott komme ich nicht zurück als mit gutem Gewinnſt [2]). Lebe wohl. G.

71.

Rom den 17. November 86.

Auch Dich, mein Lieber, muß ich aus Abrahams Schooße beſonders begrüßen. Wie vielmal denk' ich an Dich und wie manches möcht' ich Dir mittheilen.

Ich bin wie zu Hauſe. Tiſchbeins [3]) Liebe und Vor-

1) S. Goethe's Werke, XXXI, 267.
2) Ebend., XXVII, 5, 7, 46. Vgl. Briefe an Merk, Nr. 253, 254.
3) Johann Heinrich Wilhelm Tiſchbein.

ſorge erleichtert und befördert mir alles, es iſt ein gar guter und kluger Menſch.

Von dem Privat Leben der Alten ſind wie bekannt wenig Spuren noch übrig, deſto größer ſind die Reſte, die uns ihre Sorge fürs Volk, fürs Allgemeine und ihre wahre welt-herrliche Größe zeigen. Schon hab' ich das merkwürdigſte geſehen und wiedergeſehen.

Waſſerleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Palläſte der Kayſer, die Gräber der Großen — Mit dieſen Bildern hab' ich meinen Geiſt genährt und geſtärkt. Ich leſe den Vitruv, daß der Geiſt der Zeit mich anwehe, wo das alles erſt aus der Erde ſtieg; ich habe den Palladio, der zu ſeiner Zeit noch vieles ganzes ſah, maß und mit ſeinem großen Verſtand in Zeichnungen herſtellte, und ſo ſteigt der alte Phönix Rom wie ein Geiſt aus ſeinem Grabe; doch iſt's Anſtrengung ſtatt Genuſſes und Trauer ſtatt Freude.

Gewiß, man muß ſich einen eigenen Sinn machen, Rom zu ſehen, alles iſt nur Trümmer und doch, wer dieſe Trümmer nicht geſehen hat, kann ſich von Größe keinen Begriff machen. So ſind Muſeen und Gallerien auch nur Schädelſtätten, Gebeinhäuſer und Rumpfkammern; aber was für Schädel! ꝛc. Alle Kirchen geben uns nur die Begriffe von Martern und Verſtümmelung. Alle neue Palläſte ſind auch nur geraubte und geplünderte Theilchen der Welt. — Ich mag meinen Worten keine weitere Auslegung geben! Genug, man kann alles hier ſuchen, nur keine Einheit, keine Uebereinſtimmung, und das iſt's was viele Fremde irre macht. Ich bin nun drey Wochen da und ich ſage ſelbſt: wenn es einem Ernſt iſt, kann man ein halb Jahr bleiben, um nur erſt gewahr zu werden, wo man iſt.

Und ſolch ein Stückwerk iſt mein Brief auch, ſind alle

meine Briefe, die ich von hier aus schreibe. Wenn ich wiederkomme, soll mein Mund etwas ganzeres bringen.

So spät die Jahreszeit ist, so freut mich doch mein bißchen Botanik erst recht in diesem Lande, wo eine frohre, weniger unterbrochne Vegetation zu Hause ist.

Ich habe schon recht artige, ins Allgemeine gehende Bemerkungen gemacht, die auch Dir in der Folge angenehm seyn werden.

Das Steinreich hat hier seinen Thron, wo von allen Enden der Welt das Kostbarste zusammengebracht wird.

Wie ein Granit-Freund die Obelisken und Säulen ansieht, kannst Du denken.

Tischbein, dem ich einmal Färbers [1]) Brief über die alten Steinarten in Abschrift schickte, hat sich mit einem ächten sinnlichen Künstler Sinn auf diese Gegenstände geworfen, hat sich alles bekannt gemacht und erleichtert mir auch wissenschafftlich das Studium.

Der Vesuv hat vor ohngefähr 14 Tagen eine Eruption gemacht. Die Lava ist stark geflossen. Auf meinem Tische liegt schon ein ganz frisch gebackenes Stück vor mir, das ein Reisender daher brachte.

Wie viel ich auf Deinen Spuren durch Tyrol an Dich gedacht habe, sag' ich Dir nicht; auf dem Brenner bin ich einige Tage geblieben.

Kobeln in München traf ich nicht zu Hause. Alle diese vorliegenden Gegenden rollt' ich nur durch und hatte keine Ruhe als hier, wo ich mich denn auch recht satt weide.

Ich schließe dies Blat ungesiegelt an Frau von Stein. Lebe wohl. Liebe mich und hilf die gute Stäte einer Rückkehr für mich bereiten. G.

---

1) Vgl. Goethes Werke, XXVII, 51; LI, 132.

Der Deutſche dankt.

Heiliger Ebuſuud, haſt's getroffen!
Solche Heilige wünſchet ſich der Dichter;
Denn gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Geſetzes
Sind das Erbtheil wo er übermüthig,
Selbſt im Kummer luſtig, ſich beweget.
Schlangengift und Therial muß
Ihm das eine wie das andre ſcheinen.
Tödten wird nicht jenes, dieß nicht heilen:
Denn das wahre Leben iſt des Handelns
Ew'ge Unſchuld, die ſich ſo erweiſet,
Daß ſie niemand ſchadet als ſich ſelber.
Und ſo kann der alte Dichter hoffen,
Daß die Huri's ihn im Paradieſe
Als verklärten Jüngling wohl empfangen.
Heiliger Ebuſuud, haſt's getroffen!

F e t w a.

Der Mufti las des Misri Gedichte
Eins nach dem andern, alle zuſammen,
Und wohlbedächtig warf ſie in die Flammen,
Das ſchöngeſchriebne Buch es ging zunichte.

Verbrannt ſey jeder, ſprach der hohe Richter,
Wer ſpricht und glaubt wie Misri — er allein
Sey ausgenommen von des Feuers Pein:
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter;
Mißbraucht er ſie im Wandel ſeiner Sünden,
So ſeh' er zu, mit Gott ſich abzufinden.

Von dem Bologneser Gypsspat, welcher nach der Calcination leuchtet, hab ich schöne Stücke aus dem Berge selbst genommen. Dieser Stein ist mir besonders wegen seiner außerordentlichen specifischen Schwere gegen den übrigen Gyps merkwürdig.

72.

Rom den 19. Februar 87.

Deine theilnehmenden Briefe, l. K., habe ich erhalten. Es ist mir um Deint und des Herzogs willen lieb, daß Du mitgereist bist [1]). Man soll sich nicht isoliren, denn man kann nicht isolirt bleiben, in Gesellschaft lernt man eher sich und andre tragen. Endlich ist meine Abreise nach Neapel gegen Ende dieser Woche festgesetzt, das Wetter ist köstlich, ich nehme Tischbein mit und genieße in seiner Gesellschaft alles doppelt und dreyfach.

Diese letzte Zeit in Rom geht es ein wenig bunt übereinander in meinem Kopfe, um so mehr als der Zeichengeist in mich gefahren und ich seit 14 Tagen beständig gekritzelt und gesudelt habe. Ich schicke 10 Stückchen mannichfaltiger Gegenden, die vielleicht nicht 3000 Schritte aus einander liegen. Ich hatte ihrer noch viel gezeichnet um die Abänderung der Gegenstände recht fühlbar zu machen, sie wurden aber nicht fertig.

In einer Schachtel, die Kranz [2]) mitbringt, liegt ein Stück bononischer Schwerspat und ein Stück Breccia Silicea d'Egitto für Dich bey. Seidel [3]) wird Dir sie einhändigen.

---

1) S. Knebel's literarischer Nachlaß, I, 155.
2) Concertmeister. S. Goethe's Werke, XXIX, 50, 83.
3) Goethe's damaliger Diener.

Wie vieles könnte ich mitbringen, wenn nicht der Transport zu theuer wäre, das hier mit nichts anzuſchaffen iſt.

In wenigen Tagen geht's nach Neapel, dort erwartet mein eine neue Welt, die ich, wie die zerſtückte hier, mit offnen und geſunden Augen anzuſehen hoffe. Indeß bin ich immer fleiſſig. Nun wird an Taſſo gearbeitet, der geendigt werden ſoll. Neue Ideen bieten ſich mir zu hunderten dar, die ich vors erſte ablehnen muß. Wenn mir das gute Geſchick frohen Muth erhält; ſo kann ich viel und vielerlei thun.

Der Veſuv wirft Aſche und Steine aus und bei Nachtzeit ſieht man den Gipfel in Feuer. Nun ein Lava-Strom, und ich habe nichts weiter zu wünſchen. Wegen Sicilien laß ich das Schickſal walten. Vorbereitet bin ich, wenn das Glück mich lockt, geh' ich. Lebe Du indeſſen wohl und hilf den Freunden leben. Gerne ſchrieb ich viel und intereſſantes. Ja ich wollte, von Rom abſcheidend, wenn ich Zeit hätte, nur über das was mir beſonders vorgekommen und aufgefallen, einen Quartband ſchreiben. Meine Lage war ſehr glücklich und erwünſcht hier, ich habe die drei Monate recht radikal nutzen können, und wenn ich manches habe müſſen bei Seite liegen laſſen, ſo hab ich dagegen andre Theile geſehen und kennen lernen, wie wenig Fremde in einer ſo kurzen Zeit. Rechneſt Du dazu, daß ich die Hälfte der neuen Arbeit an Iphigenien hier gethan habe; ſo wirſt Du ſagen daß ich nicht müßig war. Uebrigens iſt Rom eine Welt, und es gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um ſagen zu können: ich kenne ſie nur einiger Maſſen. Meine größte Sorge war, keinen falſchen Begriff mitzunehmen.

Sehr wohl hab' ich mit meinem Incognito gethan, doppelt und dreyfach. Ich habe Zeit und Geld geſpart, und habe doch luſtig und bequem gelebt und Freunde mitgenießen laſſen.

Das Carneval muß man sehen, so wenig Vergnügen es gewährt; eben so ist's mit den geistlichen Mummereien.

Die Gegenden um Rom hab ich fast gar nicht gesehen. In Tivoli war ich nicht, nicht in Albano, das wird auf die Rückkunft aufbewahrt.

Ich bin wohl und das Wetter ist unbeschreiblich schön.

Daß Du meinen Götz mitgenommen, ist recht gut; wenn Du ihn brauchen kannst, so behalte ihn bis ich wiederkomme, und gebrauche meines Hauses nach Deinem Willen.

Lebe wohl. Auf der Reise nach Neapel wird viel gezeichnet, so der Himmel will. Tischbein geht mit. Wie leid thut es mir, daß ich diese meine zweyte Jugend nicht auch mit Dir verleben kann. G.

Hierbey liegt für den Herzog ein Specimen hielandischer Naturgeschichte. Wir können mit Saamen von diesen Früchten aufwarten.

73.

Rom den 18. August 87.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, lange nichts von Dir gehört. Ich bin nun auf einem Punkte wo ich alle meinen Fleiß auf die Gegenwart concentriren muß. Die Fr. v. Stein wird Dir manches von mir bei ihrer Rückkunft aus dem Carlsbade erzählt haben.

Ich werde mit den Künsten und der Natur immer verwandter und mit der Nation immer fremder; ich bin ohnedieß schon ein isolirtes Wesen und mit diesem Volke hab ich gar nichts gemein. Doch getraute ich mich als Künstler hier zu leben, wenn ich nur einige meiner Freunde hierher versetzen könnte. Denn eigentlich ist doch der Grund und das A und O aller Kunst hier noch aufbewahrt. Man schreibt

mir, es ſey in Deutſchland ein ſchöner Sommer geweſen, mögeſt Du ihn auch genoſſen haben. Schreibe mir einmal wieder, wo und wie Du lebſt.

Wenn man als Künſtler gern in Rom iſt und bleibt, ſo wünſcht man als Liebhaber der Natur nun weiter ſüdlich zu gehen. Nach dem was ich bei Neapel, in Sicilien, von Pflanzen und Fiſchen geſehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahr jünger wäre, ſehr verſucht ſeyn eine Reiſe nach Indien zu machen, nicht um etwas Neues zu entdecken, ſondern um das Entdeckte nach meiner Art anzuſehen. Wie ich es oft vorausſagte habe ich es gefunden, daß hier alles aufgeſchloſſ-ner und entwickelter iſt. Manches was ich bey uns nur vermuthete und mit dem Mikroſkop ſuchte, ſeh ich hier mit bloßen Augen als eine zweifelloſe Gewißheit. Ich hoffe Du wirſt auch dereinſt an meiner Harmonia Plantarum, wodurch das Linnäiſche Syſtem aufs ſchönſte erleuchtet wird, alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöſ't, ja ſogar alle Monstra erklärt werden [1] .....

Hier iſt es bey der Nelkenflor etwas Gewöhnliches, daß aus einer gewiſſen Sorte gefüllter Nelken eine andere gefüllte völlige Blume herauswächſt. Ich habe eine ſolche gefunden, da aus der Hauptblume vier andere herausgewachſen waren [2]. NB. Vollkommen, mit Stielen und allem, daß man jede beſonders abbrechen hätte können; ich habe ſie ſorgfältig gezeichnet, auch die Anatomie davon in die kleinſten Theile.

Im Herbſte geht es aufs Land, und wenn gleich mein Hauptzweck iſt, Landſchaft zu zeichnen und meine Einbildungskraft zu bereichern und meinen Styl zu erweitern, zu reinigen, zu vergrößern, ſo wird doch nebenher manches eingeſammelt werden.

1) Der Nachſatz, leicht zu ergänzen, fehlt im Original.

2) S. Goethe's Verſuch über die Metamorphoſe der Pflanzen, neueſte Ausgabe (Stuttgart 1831), Cap. XVI, 84.

Sage doch Batschen [1]), er möchte mir schreiben wie es ihm geht? Was er studiert? Was er die Zeit gearbeitet? Ob ich ihm mit was dienen und helfen kann? Sein Wesen und Schicksal interessirt mich, ich möchte ihn nicht ganz aus den Augen verliehren.

Und da wir nicht nach Indien gehn, werden wir uns wohl gelegentlich auf der Büttnerschen Bibliothek wiederfinden.

Grüße Eichhorn, Büttner, Loder, Wiedeburg, Schütz und wen Du sonst etwa magst, auch Bentheim, wenn er noch lebt [2]).

Sage mir auch sonst etwas von Academicis, Politicis wie Du magst und willst.

Behalte mich in gutem Andenken, mein Herz ist bey Euch. Wenn ich nach Deutschland zurückdenke, mag ich nirgends leben als in Eurer Mitte. Gebe nur der Himmel, daß ich Euch gesund wiederfinde!

Wo wirst Du diesen Winter bleiben?

Du addressirst die Briefe auf die alte Weise an mich, oder giebst sie Seideln.

Lebe wohl. G.

74.

Frascati den 3. Oktober 1787.

Dein Brief erfreute mich zu meiner Abreise von Rom, nun bin ich seit acht Tagen hier, in Gesellschaft des alten Kunstfreundes Reifenstein, der sehr viele Kenntnisse hat und

---

1) S. Goethe's Werke, XXXI, 55, 70. Versuch über die Metamorphose der Pflanzen (neueste Ausgabe, Stuttgart 1831), Nachträge und Zusätze, S. 128 fg.

2) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 158.

ein gefälliger, guter, muntrer Gesellschafter ist. Ich setze hier das Studium des Landschafts Zeichnens eifrig fort. Jetzt oder niemals werde ich über gewisse Schwierigkeiten hinauskommen und mir wenigstens ein bequemeres Talent für die Zukunft erwerben, als ich bisher besaß, wo es mir mehr Verdruß als Freude machte.

Das Studium der Kunst wird sehr ernsthaft getrieben. Besonders da ich jetzt Zeit vor mir sehe. Nur dies Land zu recognosciren braucht es ein Jahr, und erst seit ich von Neapel zurück bin, hab' ich eine Art von Ruhe empfunden. Die heissen Monate hab' ich der stillen Betrachtung, der Arbeit zu Hause und dem Egmont gewidmet, der jetzt wohl bey Herdern angekommen seyn wird. Mich verlangt, eure Meynung darüber zu hören [1]).

Die bildende Kunst wird so ernsthaft als möglich getrieben. Man kann mit ihr, wie mit den heiligsten Sachen spielen, wofür ich mich denn sehr in Acht nehme.

Kaum war die erste Begierde des Anschauens gesättigt, kaum hatte sich mein Geist aus der Kleinheit der Vorstellungsart, die uns Ultramontanen mehr oder weniger anklebt, erhoben; so sah ich mich schnell nach den besten und sichersten Wegen um. Ich fand sie leicht und gehe nun Schritt vor Schritt darauf hin, langsam, aber sicher, als wenn es mein Metier werden sollte, und so daß ich einen festen Grund habe, auf dem ich, selbst in der Entfernung von diesen Gegenden, zwar langsam, doch gewiß fortbauen kann. Glücklicherweise hab' ich auch eine Combination der Kunst mit meiner Vorstellungsart der Natur gefunden und so werden mir beide doppelt lieb.

Die Botanik übe ich auf Wegen und Stegen. Es möchte wie eine Rodomontade klingen, wenn ich sagte, wie

1) S. Goethe's Werke, XXIX, 183 fg.

weit ich darin gekommen zu seyn glaube. Genug ich werde immer sichrer, daß die allgemeine Formel die ich gefunden habe, auf alle Pflanzen anwendbar ist. Ich kann schon die eigensinnigsten Formen z. E. Passiflora, Arum, dadurch erklären und mit einander in Parallel setzen.

Zur völligen Ausbildung dieser Idee braucht's doch noch Zeit. Dieses Land ist schon recht zu einem solchen Studio gemacht. Was ich im Norden nur vermuthete, finde ich hier offenbar. Leider daß ich so ganz von allen Büchern, die zu diesem Studio gehören, entfernt bin! Die Genera Plantar. und noch dazu eine alte Edition, sind der ganze Vorrath meines Robinson Crusoe'schen Musei.

Ich habe diesen Sommer eine Nelke gefunden aus welcher 4 andre, vollkommene Nelken herausgewachsen waren, und aus diesen wieder andre gewachsen wären, hätte die Vegetation Trieb genug gehabt [1]). Es ist ein höchst merkwürdiges Phänomen und meine Hypothese wird dadurch zur Gewißheit. Das Phänomen ist ganz anders als es Hill beschreibt, der von solchen Pflanzen ein Traktätchen herausgegeben hat.

Die Reise des D. Saussure auf dem Mont blanc, die man mir aus der Schweiz zugeschickt hat, freut mich herzlich. Es ist immer schön wenn jemand einen Gipfel seiner Wünsche erreicht. Nur giebt michs wunder, daß er es nicht eher gethan und sich die Palme des ersten Ersteigens hat rauben lassen. Als ich in Chamouni war, sagte ich voraus, daß es möglich sey und gab eine Art an, die von der, welche sie gebraucht wenig unterschieden war.

Grüße Batschen. Ich fürchte der Heurathsversuch wird mißlingen. Es ist freylich der schönste den ein Naturkundiger machen kann, nur will er nicht immer gerathen.

---

1) S. den vorhergehenden Brief, Note 1.

Lebe wohl und gebrauche des Meinigen. Empfiehl mich dem Herzoge, den Herzoginnen und guten Freunden. Und was Du beytragen kannſt, daß mir die Zeit meiner Entfernung friedlich hinſtreiche, daß mir mein Willkommen bei Euch freundlich werde, das thu [1]). Liebe mich G.

75.

Rom den 21. December 87.

Du biſt gar freundlich, lieber Br., daß Du mir oft ſchreibſt, Deine Briefe erfreuen mich ſehr. Laß nicht ab, mich auch durch dieſes Band feſt an euch zu halten.

Wie ſonderbar kommt es mir vor, Dich in meinem Garten zu denken, in den niedrigen Zimmerchen, wohl eingepackt und kalfatert, indeſſen ich in einem hohen Saal, faſt ohne Feuer, eines andern Himmels genieße. Möge Dir es recht wohl ſeyn! Du haſt doch die Vorfenſter eingeſetzt und Dich auch mit Teppichen verwahrt?

Die vorige Woche hab ich noch eine Wanderung in die Gebürge hinter Rom mit einigen Freunden angeſtellt. Es waren unglaublich ſchöne Tage. Wir gingen noch einmal die Gegend von Frascati bis Nemi durch und ſtiegen ſogar auf den Monte Cavo. Alles iſt Vulkan und die Gegend die mannichfaltigſte, die ich kenne. Um Neapel und Catania wo andere herrliche Gegenſtände ſind, iſt nichts dergleichen, ſo kompendieus und zierlich. Jene gehen mehr ins Weite. Es iſt eine Welt für den Landſchaftsmahler.

Ich halte mich immer ernſthafter an die Kunſt, mit der ich zeitlebens nur gefrielt habe, und fühle erſt was Gelegenheit und Unterricht einem angeborenen Talente, einer drin-

1) Vgl. Goethe's Werke, XXIX, 165.

genden Neigung aufhelfen. Es versteht sich daß ich bei meinen Jahren in der Ausführung zurückbleiben muß; in ächter, bestimmter Kenntniß will ich wenigstens so weit vorwärts als möglich.

Meine Kenntniß der natürlichen Dinge hilft mir sehr fort. Es ist unsäglich wie die Alten der Natur und mit welchem großen Sinn sie ihr gefolgt sind.

Ich hoffe noch einige Zeit zu gewinnen, denn es wäre sehr schmerzlich wenn ich jetzt abbrechen sollte, da ich soweit vorwärts gegangen bin. Auch glaube ich, vorerst mögt Ihr mich und könnt mich wohl entbehren. Ich lebe ganz einsam mit meinen Hausgenossen, Kayser ist bei uns und thut uns wohl. Die Woche seh ich Angelika zweimal, es ist das beste Wesen von der Welt. Man hat keinen Begriff von einem solchen Talent, mit solcher Einfalt, Herzensgüte und ächter Bescheidenheit. Uebrigens widersteh ich allem Andringen der sogenannten großen Welt. Ich will auch keine Stunde um der Menschen willen versäumen, die mir nichts geben können und denen ich nichts geben kann. Sie haben Freunde genug, die Visitenbillets abgeben, einen Platz bei Tische und am Spieltisch einnehmen. Den Commandeur Dolomieu habe ich kennen lernen. Er hat viele und gute mineralogische Kenntnisse. Der junge Camper ist auch hier, ein fähiger, unterrichteter Mann, lebhaft und fahrig [1]). Zimmermann von Braunschweig ist auch angekommen, ich hab ihn noch nicht gesehen. Was kommt nicht alles nach Rom.

Nach Weimar ist die schöne Gore gekommen [2]), die Dir doch auch wohl in die Augen gestochen hat.

Lebe wohl. Grüße die Freunde. Gedenke mein. G.

---

1) Vgl. Goethe's Werke, XXIX, 216.

2) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 167, II, 243 coll. 260.

76.

Mayland den 24. May 88.

Manche Schuld, mein l. Knebel, werde ich Dir mündlich abzutragen haben, denn ich habe Dir lange nicht geschrieben. In der letzten römischen Zeit hatte ich nichts mehr zu sagen, es ging hart zu da ich mich trennte [1]). Nun wittre ich wieder Gebirgs und Vaterlands Luft, da wird mir's denn, wo nicht besser, doch anders.

Erst heute hat mich die Mineralogie wieder einmal angelächelt. Ich war beim Pater Pini und sah seine Bergkrystallisirten Feldspaths und ward wieder einmal nach einem Stück Stein lüstern. Er hat mir einiges versprochen, es ist ein guter behaglicher Mann.

Nun habe ich eine schöne Reise vor mir. Auf Como über den See nach Cleven, Chur und so weiter. Da wird auch manch Stück Granit betreten und wieder einmal geklopft werden. Ich kaufe hier einen Hammer und werde an den Felsen pochen um des Todes Bitterkeit zu vertreiben.

In Rom wurde kein Stein mehr angesehen wenn er nicht gestaltet ist. Die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt. Jetzt wird eine Crystallisation schon wieder wichtig und ein unförmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist.

Ich höre von fern, und kann es ohne das vermuthen daß mein Egmont in alle Welt ausgangen ist. Ich wünsche daß er auch gedruckt meinen Freunden Freude mache, die ihm, da er als Manuscript kam, eine gute Aufnahme gönnten.

Jetzt bin ich an einer sonderbaren Aufgabe, an Tasso. Ich kann und darf nichts darüber sagen. Die ersten Akte müssen fast ganz aufgeopfert werden.

---

1) Vgl. Goethe's Werke, XXIX, 331—341.

Unbegränzt.

Daß du nicht enden kannſt, das macht dich groß,
Und daß du nie beginnſt das iſt dein Loos.
Dein Lied iſt drehend wie das Sterngewölbe,
Anfang und Ende immerfort daſſelbe,
Und was die Mitte bringt iſt offenbar
Das was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Du biſt der Freuden ächte Dichterquelle,
Und ungezählt entfließt dir Well' auf Welle.
Zum Küſſen ſtets bereiter Mund,
Ein Bruſtgeſang der lieblich fließet,
Zum Trinken ſtets gereizter Schlund,
Ein gutes Herz das ſich ergießet.

Und mag die ganze Welt verſinken!
Haſis, mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern! Luſt und Pein
Sey uns den Zwillingen gemein!
Wie du zu lieben und zu trinken,
Das ſoll mein Stolz, mein Leben ſeyn.

Nun töne Lied mit eignem Feuer!
Denn du biſt älter, du biſt neuer.

Nun lebe wohl. Bald werden wir uns ſehen [1]). Ich bringe vieles mit, wenn Ihr nur im Falle ſeyd es zu genießen. Liebe mich. G.

77.

Weimar den 2. September 1788.

Du biſt wieder [2]) zu Hauſe angekommen, wozu ich Glück wünſche.

Sey doch ſo gut mir ſobald als möglich die

Mémoires de l'Academie des Sciences

von 1751. zu ſchicken.

Ich habe wieder einen ſchönen geſchnittenen Stein von Rom erhalten.

Lebe wohl. G.

78.

Weimar den 20. September 1788.

Auf den Dienſtag, mein Lieber, komme ich mit einigen kleinen Freunden *) zu Dir und bitte Dich um ein frugales Mittageſſen. Wäre Dir's ungelegen, ſo ſchreibe mir; fiele mir etwas vor, ſo ließe ich's Montags ſagen. Ich hoffe das Wetter ſoll ſich erhohlen.

In Gotha iſt mir's recht wohl gegangen und ich kann in mehr als Einem Betracht von meinem Aufenthalte zufrieden ſeyn. Lebe wohl. G.

1) Goethe traf den 18. Juni 1788 wieder in Weimar ein, Abends um 10 Uhr mit dem Vollmonde. S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, 242.

2) von Ilmenau. S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, 242.

*) Von Müller hat als Gloſſe eingeſchaltet: „unſerm kleinen Erbprinzen und einigen andern".

79.

Weimar den 1. Oktober 1788.

Ich danke Dir für Dein Andenken und die Früchte. Hier etwas aus meinem Garten [1]).

Ich lege des Künstlers Erdenwallen dazu, weil Du es vielleicht nicht bei der Hand hast und es doch voraus gelesen werden muß.

Nun bin ich eifrig an Tasso, er geht von statten. Es wird ihm aber doch nicht jemand leicht, wenn er fertig ist, die Arbeit ansehn die er kostet und man soll's auch nicht.

Lebe wohl. Gedenke mein. Vielleicht besuche ich Dich bald wieder. Schreibe mir wenn Weinlese ist. G.

80.

Weimar den 11. Oktober 1788.

Wahrscheinlich, m. L., komme ich etwa Dienstag oder Mittwoch zu Dir, ich habe einiges drüben zu thun. Wedel wird wohl mitkommen. Es soll mich freuen wenn die Weinlese schön Wetter hat.

Es ist mir sehr lieb daß Dir mein kleines Gedicht gefallen hat. Tasso rückt nur langsam. An natürliche Gegenstände wird nur selten gedacht, die Kunst steht auch fast stille.

Von Spalanzani habe ich nur beykommendes. In Italien hab ich an diese Gegenstände gar nicht gedacht.

Lebe wohl und gedenke mein. G.

Vielleicht bring ich den Prinzen zur Weinlese.

1) „Künstlers Apotheose." Goethe's Werke, XIII, 145 fg. coll. XXIX, 291.

81.

Den 25. Oktober 1788.

Wofür Du dankſt, lieber Bruder, habe ich zu danken, glaube mir daß ich Deine Liebe und Freundſchaft erkenne.

Ich bin hier faſt ganz allein. Jedermann findet ſeine Convenienz ſich zu iſoliren, und mir geht es nun gar wie dem Epimenides nach ſeinem Erwachen.

Es iſt wenig gethan worden. Da nichts recht vom Flecke wollte, habe ich indeſſen geordnet, unzählige kleine Skizzen, die ich mitgebracht habe, in Bücher gebracht, daß ſie nur einigermaaßen genießbar werden.

Die Cenci*) ſoll auf Dich warten, ich mag ſie nicht ſchicken, aus Furcht es begegne ihr etwas. Danke für das Kleeblatt der Dichter, ich beſaß es nicht.

Göttlingen hab ich eine Partie Bologneſer Spath zu Verſuchen gegeben; ich will die mineralogiſche Beſchreibung machen der Art, wie er bricht, und es Trebra in ſeine Acta geben. Du kennſt das Unternehmen wohl noch kaum, hier ſchicke ich das Einladungsſchreiben mit dem erſten Bogen.

Taſſo hat einen Stillſtand gemacht. Der achte Band iſt indeß auf dem Sprunge. Ein Summa Summarum ſo mancher Empfindungen eines ganzen Lebens iſt ein wunderlich Ding und es konnte noch viel bunter ausſehen, ich mußte zu viel weglaßen.

Es hat mich gereut, daß ich von Dir gegangen bin, wir waren auf guten Wegen. Ich wünſche daß Du in Jena ſeyn mögeſt, wenn ich meinen anatomiſchen Curs antrete.

Den erſten Band der hinterlaſſenen Werke des großen

*) Ohne Zweifel die Skizze eines Gemäldes von der durch ihr tragiſches Schickſal berühmten Beatrix Cenci im Palaſt Colonna zu Rom.

Alten [1]) habe ich gelesen. Es ist doch was Einziges um diesen Menschen! Die Anecdotenschreiber will ich doch aufsuchen.

Lebe wohl und liebe mich. G.

82.

Weimar den 8. November 1788.

Morgen Sonntag den 9ten treff ich bey Dir ein und bleibe wohl acht Tage, ich bringe Fritzen [2]) mit, der früher wieder nach Hause reiten wird. Ich will die Myologie nochmals angreifen und sehen ob ich Bresche schießen und sie mit Sturm erobern kann.

Ich freue mich auf unser stilles Zusammenseyn. Lebe wohl. Mündlich mehr. G.

83.

Weimar den 5. Januar 1789.

Ich habe einige Tage das Zimmer, ja sogar das Bett hüten müssen, Du erhältst also später ein Wort auf Deinen Trauerbrief. Der gute Wiedeburg hat mich sehr gedauert, mehr, daß er des Lebens nicht sonderlich froh ward, als daß er gestorben ist.

Hier schicke ich die versprochenen Kupfer, theile sie unter die Wohlwollenden aus. Komm doch bald wieder, Du wirst doch nicht den 12. hujus in Jena zubringen wollen?

Moritz grüßt. Er lehrt den Herzog Englisch, es geht unglaublich schnell. G.

1) Kenias Friedrich II.

2) Fritz Stein.

84.

Den 28. Januar 1789.

Ich habe an Dir bemerkt und habe durch Moritzen ausführlicher gehört, daß Du über den Brief im Merkur [1]) böse bist. Hätte ich vermuthet Dich dadurch verletzen zu können; so würdest Du ihn weder gedruckt sehn, noch würde ich schriftlich oder mündlich dieser Sache weiter erwähnt haben.

Gegenwärtig kann ich nichts weiter sagen als daß ich's ernstlich und aufrichtig gemeint habe, daß meine Absicht war: einen Grundstein zu künftigem gemeinschaftlichen Bau manches wissenschaftlichen Denkmals zu setzen. Gelingt das nicht und wir stehen in Prinzipien zu weit auseinander; so ist es ja besser, es behandelt jeder die Sache auf seine Weise, als daß wir uns einander immer anzuähnlichen suchen und uns dann am weitsten entfernt finden, wo wir uns eben zu begegnen glaubten.

Es ist mir sehr Ernst in allem was die großen ewigen Verhältnisse der Natur betrifft, und meine Freunde sollten über die Art, wie ich meine Erkenntnisse manchmal mittheile, einigermaßen nachsichtig werden.

Was übrigens in diesem Falle zu entschuldigen und zurechtzulegen ist, das überlasse ich Deinem freundschaftlichen Herzen, das das beste dabey thun muß. G.

85.

(1789).

Ich danke Dir Deinen Morgengruß und Deine Expectoration. Schon ist es Trost, daß wir auch eine Masse

1) S. Teutscher Merkur, 1789, Febr., S. 126; desgl. März, S. 252.

vergangenen Tage gefreut. Ich habe ſie genutzt ſo gut wie möglich und Taſſo ſteht nun auf dem Punkt fertig zu werden. Die drey erſten Akte ſchicke ich Dir hoffentlich noch dieſe Woche und komme vielleicht Sonnabends mit den beiden andern nach. Ohngefähr vier, fünf Tage möchte ich bey Dir bleiben und der Zeit genießen, wenn ſie freundlich iſt. In meiner Stille bin ich ganz zufrieden, ich habe mir auf ein Jahr Arbeit ſchon beſtimmt; wir werden ſehen, wie weit wir kommen.

Lebe indeſſen wohl und ſchreibe mir ob ich Dir gelegen komme. Morgen erwarten wir Fr. v. Stein. G.

89.

Weimar den 17. October 1789.

Ich höre vom Herzoge und von Herdern daß Altes und Neues, das Dir unangenehme Empfindungen erregt, Dich von uns, wenigſtens eine Zeit, entfernen wird [1]). Ich kann nichts dazu ſagen, als daß es mir ſehr leid thut und daß ich fühle wie viel ich durch Deine Abweſenheit verliere. Iſt es Dir möglich ſo bleib und laſſ uns dieſen Winter zuſammen freundlich verleben. Hier ſchick ich das neue Muſeum, vielleicht haſt Du es noch nicht. Lebe wohl G.

90.

Jena den 22. Dezember 1789.

Ich melde Dir, mein Lieber, daß es mir wohl geht und daß Batſch die Sache ſehr gut aufgenommen hat. Ich

1) Vergl. Knebel's literariſcher Nachlaß, I, Nr. 39, S. 168.

habe wieder neue pſychologiſche Erfahrungen bei dieſer Gelegenheit gemacht, und ſehe wohl, daß der Umfang des Ganzen ſchwer zu denken iſt. Ich arbeite es nun aus und es mag hingehen. Die Hauptſache wird nun ſeyn, daß ich die Idee weiter ausarbeite und durch Beiſpiele und Tafeln erläutere.

Des Thee's auf den Sonnabend nimmſt Du Dich wohl an. Beſonders daß es an einen L'hombre-Tiſch nicht fehle.

Lebe wohl. Es iſt gar ſtill und freundlich in Deiner Stube. G.

91.

Verona den 31. Mai 1790.

Die Herzogin Mutter hat oft nach Dir mit aufrichtigem Antheil gefragt; ſie hat noch geſtern geſagt daß es ihr Freude machen würde Dich in Nürnberg einen Tag zu ſehen. Ich zeige Dir, lieber Freund, dieſes um ſo lieber an; da ich Dich auch wiederzuſehen wünſche. Wir ſind den 11 oder 12 Juni wahrſcheinlich in Nürnberg und ſteigen dort im rothen Roß ab. Meine Reiſe, mein Aufenthalt in Venedig, ehe die Herzogin ankam, waren glücklich und angenehm. Du haſt wohl einen Brief und einige Epigrammen erhalten. — —

Lebe wohl. Ich habe dieſes Vierteljahr gar vergnüglich zugebracht und für meine Lieblingsfächer manches geſammelt. Lebe wohl. In Mantua haben wir zwey ſchöne Tage zugebracht. Morgen gehen wir ab und hoffen den 16—17 Juni zu Hauſe einzutreffen. G.

92.

(1790) [1].

Hier ſchicke ich Dir endlich das mühſam ausgearbeitete Werkchen. Wenn Du es Freitags leſen könnteſt, ſo würde ich es Sonnabend früh an Batſch überſchicken, den ich doch noch einmal darüber hören will. Wenn ich es nun könnte ein Jahr liegen laſſen und es dann wieder vornehmen, ſollte es doch noch eine reinere Geſtalt kriegen. Ich habe indeß mein möglichſtes gethan, und was abgeht hoffe ich durch eine Fortſetzung, durch einen Commentar nachzuholen. Vale.

G.

93.

Weimar den 9. Juli. 1790.

Meinen Fauſt und das Botaniſche Werkchen wirſt Du erhalten haben; mit jenem habe ich die faſt ſo mühſame als genialiſche Arbeit der Ausgabe meiner Schriften geendigt; mit dieſem fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beſchwerlichkeit wandeln werde. Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwiſſenſchaft, und mich wundert nur, daß in dem proſaiſchen Deutſchland noch ein Wölkchen Poeſie über meinem Scheitel ſchweben bleibt. Mein libellus Epigrammatum iſt zuſammengeſchrieben, Du ſollſt ihn dereinſt ſehen, aus der Hand kann ich ihn noch nicht geben.

Kaum habe ich mich von meiner Venetianiſchen Reiſe erholt, ſo werde ich zu einer andern berufen, von der ich

1) Ohne Datum. Das erwähnte „Werkchen“ kann, wegen der Beziehung zu Batſch, nur die Metamorphoſe der Pflanzen geweſen ſein, geſchrieben zu Jena 1790 (Werke, XXXI, 13). Vgl. den folgenden Brief.

mir auſſer mancherley Beſchwerden viel Vergnügen und Nutzen verſpreche. Der Herzog hat mich nach Schleſien berufen, wo ich einmal ſtatt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern beſät finden werde. Unterwegs gedenke ich Dresden zu ſehen, im Rückweg Freyberg.

Sollte ich irgendwo lange Stunden haben, ſo ſchreibe ich das zweyte Stück über die Metamorphoſe der Pflanzen, und den Verſuch über die Geſtalt der Thiere. Beydes möchte ich künftige Oſtern herausgeben.

Soviel von mir, wenn ich gleich noch manches zu ſagen hätte.

Die Herzogin-Mutter iſt nach Belvedere gezogen [1]), ſie beträgt ſich wirklich heroiſch und verbirgt was ſie ſchmerzt unter einer Affabilität die jedem wohlthut. Wenn es nur einigermaßen ſchön Wetter wird, ſo wird ihr Aufenthalt in Belvedere ihr angenehm werden. Es werden viele Menſchen ſich um ſie verſammeln und ſie wird für den troſtloſen Winter einige Stärkung gewinnen.

Empfiehl mich Deiner Fr. Schweſter, ich habe mir recht ſehnlich gewünſcht länger mit ihr zu ſeyn und über manches mich mit ihr auszuſchwätzen. Vielleicht wird mir es künftig ſo wohl.

Deinen Brief habe ich dem H. [2]) geſchickt, wenn ich ihn ſpreche werde ich Deinen Auftrag ausrichten.

Meine Caſſe für den jungen Steinſchneider iſt durch ſeine Reiſen dieſen Sommer und durch die Erbauung ſeiner Maſchine etwas ſchmal geworden. Ich kann deswegen den obgleich vortheilhaften Handel der Petſchaft-Steine nicht machen. Schicke mir gelegentlich einige zur Probe und zum Verſuch, in einiger Zeit kann ich ſie vielleicht alle nehmen.

---

1) Vgl. Knebel's literariſcher Nachlaß, I, 201; II, 253, 256.
2) Herzog.

Nachbildung.

In deine Reimart hoff' ich mich zu finden,
Das Wiederholen ſoll mir auch gefallen,
Erſt werd' ich Sinn, ſodann auch Worte finden;
Zum zweitenmal ſoll mir kein Klang erſchallen,
Er müßte denn beſondern Sinn begründen,
Wie du's vermagſt, Begünſtigter vor allen!

Denn wie ein Funke fähig zu entzünden
Die Kaiſerſtadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich winderzeugend, glühn von eignen Winden,
Er, ſchon erloſchen, ſchwand zu Sternenhallen;
So ſchlang's von dir ſich fort mit ew'gen Gluthen
Ein deutſches Herz von friſchem zu ermuthen.

Zugemeßne Rhythmen reizen freilich,
Das Talent erfreut ſich wohl darin;
Doch wie ſchnelle widern ſie abſcheulich,
Hohle Masken ohne Blut und Sinn;
Selbſt der Geiſt erſcheint ſich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener todten Form ein Ende macht.

An Hafis.

Hafis, dir ſich gleich zu ſtellen,
Welch ein Wahn!
Rauſcht doch wohl auf Meeres-Wellen
Raſch ein Schiff hinan,

Grüße die Frau Castellan schönstens und den Holzschuher. Murr [1]) hat mir schon geschrieben und mir wieder einen Handel angeboten. Was ich auch mit ihm schachre, will ich, wenn Du magst, durch Deine Vermittlung thun. Zu den Aretinis habe ich noch immer Lust. Laß Dir doch gelegentlich den Catalogus geben. Lebe wohl. Dießmal sag ich nicht mehr. Aus Schlesien sollst Du ein Wort hören. Lebe in Deinem Kreise glücklich und laß uns die Hoffnung, daß wir Dich bald wieder sehen. G.

94.

Weimar den 17. Oktober 1790.

Wir sind nun wohl und glücklich aus Schlesien zurückgekommen und ich begrüße Dich wieder aus Thüringen. Ich kann sehr zufrieden von meiner Reise seyn, denn ich habe sehr viel Interessantes gesehen, besonders hat mich Dresden zuletzt recht glücklich gemacht. Sehen wir uns wieder, so werde ich manches erzählen und mittheilen können. Meine kleinen Arbeiten gehen auch immer fort und ich denke noch vor Ende des Jahres das anatomische Werkchen zu endigen.

Heute schreibe ich Dir in einer eignen Angelegenheit, die ich wohl zu überlegen, vorerst aber zu verheimlichen bitte, daß keine Luft davon hierher wehe.

Die Herzogin Mutter ist schon seit einem Jahr mit der Göchhausen radicaliter brouillirt, es ist nicht möglich daß sich das Verhältniß wiederherstelle. Die Herzogin wünscht sie je eher je lieber los zu werden, und da die Rostiz gestorben, so wird die Sache erleichtert. Sie hat Absicht auf Deine Frl. Schwester und das ist es, wovon ich Dir Nach-

1) Christoph Gottl. von Murr, der bekannte Nürnberger Literator und Sammler (starb 1811).

richt geben wollte. Ueberlege mit den Deinigen, ob auf dieſe Weiſe euer Verhältniß zu uns und in dieſem Lande nicht angenehmer und feſter werden könnte. Du hatteſt Abſicht zu einem kleinen Beſitzthum, etwa in Jena, vielleicht läßt ſich das zuſammen verbinden [1]). Daß ich die Möglichkeit wünſche, kannſt Du denken; ich ſage aber nichts weiter, bis ich ein Wort von Dir höre, ob Du es ganz ablehneſt oder darauf reflectiren magſt. Heute ſage ich nichts weiter. Lebe wohl und liebe mich. G.

95.

den 1. Januar 1791.

Auf Deinen lieben Brief antworte ich ſogleich um einigermaaßen die Schuld meines langen Stillſchweigens zu bezahlen. Wohl habe ich zur rechten Zeit das Schächtelchen erhalten und mich über deſſen Inhalt gefreut; ich bin aber dieſe Zeit ſo entfernt von aller Schreibeluſt daß noch mehr gute Briefe unbeantwortet mir ſtille Vorwürfe machen. Seit meiner Rückkehr aus Schleſien habe ich mich, nach einer unruhigen Zeit in dieſem letzten Vierteljahr, wieder zuſammengenommen. Dresden hat mir große Freude gemacht und meine Luſt, an Kunſt zu denken, wieder belebt. Es iſt ein unglaublicher Schatz aller Art an dieſem ſchönen Orte.

Kaum war ich wieder zu Hauſe als ich mir vornahm den Verſuch über die Geſtalt der Thiere zu ſchreiben, wozu mich beſonders eine Sammlung Thierſkelette, welche ich in Dresden fand, aufmunterte; ich habe auch ohngefähr drey Wochen daran gedacht und dictirt, zuletzt aber wollte es mit dieſer mehr als abſtrakten Materie nicht fort und ich

1) Vgl. Knebel's Literariſchen Nachlaß, I. Nr. 41, S. 172.

mußte ſie zurücklegen. Indeſſen bin ich doch ſehr vorgerückt und habe mir für das nächſtemal viel vorgearbeitet.

Die Büchlein Elegien und Epigramme habe ich auch ſo ziemlich gefaltet und gelegt. Auch war ich nicht abgeneigt die erſten herauszugeben. Herder widerrieth mir's und ich habe blindlings gefolgt.

Durch Aufmunterung der Herzogin-Mutter habe ich in dieſen letzten Tagen Wilhelm Meiſter wieder vorgenommen [1]). Vielleicht ruckt in dieſem neuen Jahr auch dieſes alte Werk ſeiner Vollendung näher.

Wir haben jetzt Becks von Manheim hier [2]). Sie ſingt ſehr brav, Er iſt ein intereſſanter Akteur, der denkt und ſich Mühe giebt.

Ich habe mich dieſen Winter in den untern Zimmern eingerichtet. Es hat mir auch einige Zeit gekoſtet und bin noch nicht in der Ordnung.

Die Sammlung geſchnittener Steine von der Du ſchreibſt, iſt gewiß ſehr intereſſant. Ich erwarte die Schwefel zu denen Du Hoffnung machſt, wollteſt Du ſie, wenn ſie fertig ſind, an mich addreſſiren, ſo geſchähe mir ein Gefalle. Doch kann man aus Kupfer und Zeichnungen wenig, und ſelbſt aus Schwefeln nicht alles ſehn; ein kleiner Umſtand verändert ſehr viel und ſetzt einen unglaublich herauf oder herab. Wenn ich die Schwefel geſehen habe, will ich meine Gedanken ſagen [3]). Könnteſt Du die Kupferplatten zugleich abdrucken laſſen? es gehen 4. auf ein Quartblatt, ſo käme man ſchon etwas weiter.

Der grüne Feldſpath den Du mir geſchickt haſt iſt mir ſehr angenehm; ich halte ſeitdem den ſchönen grünen Theil

1) Vgl. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, Nr. 16, S. 260.
2) Ebend., I, 206; II, 260.
3) Ebend., I, Nr. 18, 19, 20, S. 203—205.

des Verde di Corsica auch für Feldſpath, und glaube auch in einem Steinchen, das wir aus der Saale gezogen dergleichen zu ſehen.

Die Hoffnung Dich und Deine Frl. Schweſter, die ich herzlich grüße, aufs Frühjahr zu ſehen, macht mir viel Freude.

Möge es Euch in der Nähe wohl werden können. Was Du arbeiteſt, wird mich gewiß aufmuntern. Ich bin wohl und zufrieden. Schreibe mir ja manchmal und wecke mich, wenn ich ſchlummre. G.

96.

Weimar den 14. März 1791.

Ich begrüße Dich und Deine Frl. Schweſter aufs herzlichſte; wäre ich nicht ſo angebunden, ſo ginge ich Euch entgegen. Der ſolide Bau des Schloſſes und der leichte des theatraliſchen Gerüſtes beſchäftigen mich jetzt. Lebe recht wohl und komme bald herüber. G.

97.

Weimar den 31. März 1791.

Gegen Dein zierliches Bändchen ſchicke ich Dir Nachrichten von dem Ilmenauer Werke und wünſche daß Du ſie freundlich aufnehmeſt. Im Juni iſt Gewerken Tag, vielleicht wohnſt Du ihm bey und ſiehſt das alte Ilmenau einmal wieder. Es iſt zu wünſchen daß die Gewerkſchaft zu einem Hauptentſchluſſe Muth haben möge. Ich bin ſo zerſtreut, daß ich Dir auf Deinen lieben Brief wenig ſagen kann. Mündlich wird es an Unterhaltung nicht fehlen.

Ich bin fleiſſig [1]) und bringe nach und nach allerlei zuſammen. Lebe wohl und erfreue uns bald mit Deiner Gegenwart. G.

98.

30. Auguſt (1791?) *).

Ich danke Dir für Deinen Brief und für die ſtille Feier meines Geburtstages. Wir haben daran getanzt bis nach Mitternacht. Auch ſind mir ſonſt allerlei freundliche Dinge begegnet, welche gute Augurii ſind. Wir wollen der beſten Hoffnungen leben.

Fahre wohl einmal wieder in die Berge. Mir ſind meine vulkaniſchen Sachen angekommen und einiges Erfreuliche aus Sicilien. Beſonders eine Schwerſpathdruſe von der erſten Schönheit.

Mit dem Herzog geht es recht gut. Das heißt die Wunde beſſert ſich merklich. Wenn er Geduld hat auszuharren; ſo wird er bald kurirt ſeyn.

Lebe wohl. Gedenke mein. G.

99.

Weimar den 26. September 1791.

Wollteſt Du wohl die Güte haben und Prof. Batſch erſuchen daß er eine lateiniſche Ueberſetzung der Erklärung ſeiner microſcopiſchen Muſcheln fertige. Die deutſche iſt fürs Ausland unbrauchbar.

---

1) S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, 263.

*) Das Original fehlt. Die Abſchrift und (zweifelhafte) Stelle dieſes Billets rührt von Riemer her.

Dann wünschte ich das Stück, ich weiß nicht welcher Monatsschrift, in welcher die farbige Microscopische Erscheinung beschrieben ist, die er vor einigen Jahren bemerkte. Ich werde ihrer in meiner Abhandlung gedenken.

Lebe wohl und glücklich in dem Schooße wissenschaftlicher Demokratie und gedenke mein. G.

100.

Weimar den 5. Oktober 1791.

Es thut mir herzlich leid daß ich diese schönen Tage nicht mit Dir in Jena zubringen kann, eine doppelte Beschäftigung hält mich hier zurück: die Ausgabe des optischen Versuchs und die Einrichtung des Schauspiels; jenes macht mir mehr Freude als dieses, denn ich kann hoffen dort etwas Reelles und Bleibendes zu leisten, wenn die vorübergehende Theater Erscheinung nicht einmal ihre Wirkung in dem Augenblick äußert für den sie bestimmt ist. Vielleicht kann ich nächsten Sonntag abkommen, ich schreibe Dir es Sonnabend.

Es verlangt mich recht sehr was Du zu meinem ersten Stücke der optischen Beiträge sagen wirst? es ist sehr kurz und wird kaum drei gedruckte Bogen enthalten, das Publicum muß erst mit diesem Pensum bekannt seyn eh ich weiter spreche. Indessen arbeite ich schon am zweiten Stücke, weil ich doch einmal in der Materie bin; es wird auch dazu noch eine Sammlung Tafeln nöthig. Lebe recht wohl und erfreue Dich des scheidenden Jahres in der schönen Gegend.

G.

101.

Weimar den 8. Oktober 1791.

Das ſchlimme Wetter iſt's nicht allein was mich abhält Morgen zu kommen. Die Correctur der kleinen Schrift und Theater-Angelegenheiten laſſen mir keine Freiheit. Ich werde kaum diesmal das Jenaiſche Thal an Deiner Seite durchwandern können.

An einem Jeſuiten Grimaldi [1]), welcher ohngefähr zu eben der Zeit mit Neuton ſich um das Licht und die Farben bekümmerte, habe ich ſehr große Freude und Troſt. Sein Buch de Lumine, coloribus et Iride iſt fünf Jahre früher gedruckt als Neuton ſeine optiſchen Vorleſungen hielt und viel früher als er ſeine Optik herausgab. Grimaldi iſt ein weit ſchärferer Beobachter als Neuton und ganz, dünkt mich, auf dem rechten Wege, von dem uns dieſer Kirchenvater abgebracht hat. Lebe wohl. Gedenke mein. G.

102.

Weimar den 12. Oktober 1791.

Du erhältſt endlich das erſte Stück der Beiträge zur Optik, das an Bogen nicht ſtark geworden; möge der Inhalt deſto ſpecifiſch ſchwerer ſeyn. Ich bin neugierig wie man es anfaſſen wird, denn freilich etwas räthſelhaft ſieht es aus; in dem zweiten Stücke denk' ich doch eine etwas weitere Ausſicht zu eröffnen. Einige ſehr ſchöne Experimente habe ich wieder gefunden, und die Erſcheinungen ſcheinen ſich immer mehr um Einen Punkt zu verſammeln.

1) S. Goethe, Zur Farbenlehre, II, 306—311, oder Ausgabe letzter Hand, LIII, 231 fg.

Die Theater-Qual hält mich noch immer fest und ich sehe nicht wie ich abkommen will. Lebe recht wohl und genieße die guten letzten Tage und gedenke mein. G.

Ich schicke zugleich zwey Prismen, welche H. Büttner gehören und die er mir vor weniger Zeit gesendet, zurück, damit es euch zu den Versuchen daran nicht fehlen möge.

103.

(Oktober 1791).

Aus meinem optischen Laboratorio frage ich bey Dir an, ob Du wohl zu mir kommen und einige hübsche Experimente sehen wolltest. Zugleich wünsche ich, Du möchtest diesen Mittag mit mir vorlieb nehmen. Wir haben lange nicht geschwatzt. G.

104.

Im Lager bey Hans den 27. September 1792 [1].

Dein Brief hat mich recht erfreut und ich eile Dir nur ein Wort zu sagen, da gleich wieder eine Gelegenheit geht. In diesen vier Wochen habe ich manches erfahren, und dieses Musterstück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann:

et quorum pars minima fui.

Wir sind in einer sonderbaren Lage. Nach der Einnahme von Verdun fand man, daß die Franzosen die Forêt

1) S. Goethe's Werke, XXX, 3—94.

d'Argonne besetzt und den Paß von Clermont auf Ste Menehould verrannt hatten. Man suchte sie zu tourniren und mit Hülfe des Generals Clairfait vertrieb man sie von dem Posten von Grandpré, die ganze Armee ging über diesen Ort und setzte sich zwischen S. Menehould und Chalons. Als man den Feind zu Gesichte bekam, ging eine gewaltige Canonade los, es war am 20ten, und da man endlich genug hatte, war alles still und ist nun schon 7 Tage still. Sogar die Vorposten schießen nicht mehr. Die Franzosen stehen ohngefähr wie vorher und von uns kann man nur über Grandpré nach Verdün gelangen. Entsetzliches Wetter, Mangel an Brod, das langsam nachkommt, machen diesen Stillstand noch verdrießlicher. Man fängt an den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtete und (wie es zu gehen pflegt bei solchen Uebergängen) für mehr zu halten als recht ist.

In kurzem wird sich zeigen was man beschließt. Es sind nur wenig Wege aus dieser Lage zu kommen.

Der Herzog ist recht wohl, ich bin es auch, ob ich gleich täglich etwas von meinem Fette zusetze, wie meine Westen und Röcke zeugen. Ich bin nach meiner Art im Stillen fleißig und denke mir manches aus; in Opticis habe ich einige schöne Vorschritte gethan.

Ich lese französische Schriftsteller, die ich sonst nie würde gesehen haben, und so nütze ich die Zeit so gut ich kann. Wäre es gut Wetter, so wäre alles anders und man könnte manches versuchen und mehr Menschen sehen, so aber mag man Tage lang nicht aus dem Zelte. Die Gegend ist abscheulich.

Behalte mich lieb. Empfiehl mich den Durchl. Herzoginnen und allen Freunden. Es freut mich sehr zu hören daß Herder wohl ist, um wenige Tage hätte ich ihn in Frankfurt gesehen. Ich wünsche sehr bald wieder bei euch zu seyn,

da aber unser Weg sehr parabolisch ist, läßt sich die Bahn schwer berechnen.

Indessen mag meine Wohnung fertig werden und, wie sie Meyer einrichtet, ein Plätzchen werden, wo meine Freunde gern zusammen kommen. Lebe wohl. Liebe mich! G.

Inliegendes bitte an Durchl. die Herzogin-Mutter, sodann an Prinz August zu befördern.

105. An Goethe.

Jena den 11. May 1793.

Mich freut Dein Andenken recht sehr, und daß ich Dir noch ein Wort vor Deiner Abreise sagen kann. Mir geht es hier gut, und ich freue mich auf den alten Bergen herumzuklettern, wie ich gestern gethan habe und die nach einer bessern Heimath schmecken.

Loder, oder vielmehr seine Frau, läßt Dir für das schöne Geschenk von Kupferstichen gar sehr danken. Sie sind enthusiastisch dafür eingenommen. Er bittet die Abhandlung ihm noch vorher zu schicken, wenn Du allzulang ausbleiben solltest. Letzteres wollen wir uns deshalb verbitten, da nicht einzusehen ist, warum der allgemeinen Thorheit auch noch ein besonderes Opfer zu bringen sey. Es scheint vielmehr Pflicht zu seyn, aus dem allgemeinen Uebel so viel einzelnes Gutes herauszubringen, als möglich ist. Trage also Sorge für Dich und mache daß Du Dich wohlbefindest, und sage auch dem Herzog was Gutes von mir, wenn Du magst. Die Natur hat eine sonderbare Gleichgültigkeit gegen die einzeln Individuen. Man muß es abwarten, und seiner eigenen Sorge etwas zulegen.

Es thut mir leid, wenn Du Deinen Reinecke Fuchs nicht bei uns läßt.

Fühlet ſeine Segel ſchwellen,
Wandelt kühn und ſtolz;
Will's der Ocean zerſchellen,
Schwimmt's ein morſches Holz.
Dir in Liedern, leichten, ſchnellen,
Wallet kühle Fluth,
Siedet auf zu Feuerwellen;
Mich verſchlingt die Gluth!
Doch mir will ein Dünkel ſchwellen,
Der mir Kühnheit giebt;
Hab' doch auch im ſonnenhellen
Land gelebt, geliebt!

Offenbar Geheimniß.

Sie haben dich, heiliger Hafis,
Die myſtiſche Zunge genannt,
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.

Myſtiſch heißeſt du ihnen,
Weil ſie närriſches bei dir denken,
Und ihren unlautern Wein
In deinem Namen verſchenken.

Du aber biſt myſtiſch rein
Weil ſie dich nicht verſtehn,
Der du, ohne fromm zu ſeyn, ſelig biſt!
Das wollen ſie dir nicht zugeſtehn.

Hier habe ich noch nicht sonderlich viel gelernt. Es scheint, als wenn die Zeiten auch dieses akademische Leben wegschlemmten. Es will nicht mehr so gehen, und die jungen Professors müssen sich schon mit vorlesen behelfen, zum Zeichen daß es mit ihren Ohren nicht mehr recht gehen will, und daß ihnen die Jugend über den Kopf wächst.

Dein August befindet sich recht wohl, wie mir Götze [1]) sagt. Lebe wohl und vergesse mich nicht. Knebel.

Grüsse doch Meyer gar sehr.

106. An Knebel.

Weimar den 11. May 1793.

Nur noch ein Wort zum Abschied. Möge Dir die Cur in Gesellschaft der Musen recht wohl bekommen, ich will suchen mitten im Getümmel recht fleißig zu seyn. Grüße Nachbar und Nachbarin. Ich schicke von Zeit zu Zeit etwas. Meinen Kleinen empfehl ich Dir; er kommt, hoff ich, glücklich durch. Reinecken muß ich mitnehmen. Die Correctur so eines Stücks ist eine Sache, die sich nur nach und nach macht. Meyer grüßt aufs beste. Lebe tausendmal wohl.

G.

107. An Knebel.

Lager bei Marienborn, 2. July 93.

Ich sage Dir nichts von dem was um mich vorgeht, es ist menschlich genommen sehr unerfreulich [2]); hilft es politisch, so wollen wir uns damit trösten.

1) Paul Götze, Goethe's „treuer Zögling, Diener und Gefährte" in der Campagne 1792. S. Goethe's Werke, XXX, 80.

2) Ebend., XXX, 278—284, 305.

Ich frage wie geht es Dir? arbeitest Du fleißig? und wie weit biſt Du mit Deinem Werke vorgerückt? Iſt die Kur wohl bekommen?

Wie ſehr wünſcht' ich den Muſen des Friedens huldigen zu können! Was möglich iſt thue ich doch. Reinecken habe ich ſtark durchgeputzt, auch an meinen optiſchen Sachen habe ich viel gearbeitet; theils habe ich manches Einzelne aufgeſchrieben, theils habe ich mir eine Ueberſicht über das Ganze zu verſchaffen geſucht, worüber ich jetzt einen kleinen Aufſatz ausarbeite. Ich halte mich um ſo feſter an dieſe Gegenſtände des Denkens, da wir in dieſem Augenblicke mehr als jemals der Ableiter bedürfen.

Du biſt, wie ich höre, wieder in Weimar; Deine Fräulein Schweſter, deren Krankheit mich in Sorge geſetzt hat, iſt wieder beſſer, wozu ich Glück wünſche. Lebe wohl, empfiehl mich beſtens und ſchreibe mir ein Wort. G.

108. An Knebel.

(Ohne Datum.) 1793 [1]).

Hier ſchicke ich, werther Freund und Kunſtgenoſſe, den erſten Geſang Reinekens mit der Bitte, ihn wohl zu beherzigen und kritiſch zu beleuchten, indem ich ihn zum Drucke bald abzuſenden gedenke. G.

109. An Goethe.

Weimar den 17. Juli 1793.

Es freut mich gar ſehr von jenen Gegenden, an welche man nicht mit Freude und Zufriedenheit denken kann, ein Wort Deines Wohlſeyns und Andenkens zu hören. Schon

1) Goethe's Werke, LX, 319.

lange wollte ich Dir auch selbst was sagen, aber ich fürchtete meine Stimme bei dem Donner der Kanonen hören zu lassen.

Ich rege mich so viel ich nur kann und bin erst vorgestern von Ilmenau zurückgekehrt, woselbst ich einen Aufenthalt von etlichen Tagen, in Lynkers [1]) Gesellschaft, der durch eine Commission dahin bestimmt war, gemacht habe. Mit Zufriedenheit hab ich daselbst die Betreibung unsres Bergwerkes wahrgenommen. Mehrere tausend Zentner Schiefer, die man aus der Tiefe des Schachts gebracht, sind und werden bereits geröstet. Wir haben auch der ersten Wäsche beygewohnt, wobey sich der Schlicht freilich nicht reichhaltig, doch so gezeigt hat, daß man hoffen kann, die Menge des Gesteins werde den innern Gehalt ersetzen helfen. In 4—5 Wochen werden sie schmelzen, wozu die Gebäude und Anstalten nun bald gänzlich im Stande seyn werden, und wozu der Hüttenmeister ein zu seinem Werke verständiger rechtlicher Mann scheint. Lynker hat auch in seinem Geschäfte, wegen Zerschlagung Niederpörlicher Guts, über Erwarten reüssirt, und die Leute scheinen damit wohl zufrieden. Ueberhaupt hat sich uns der gute Sinn dortiger Landbewohner zu unsrer herzlichen Freude aufs neue offenbart, und die größere Freiheit, deren sie genießen, macht sie nur williger, arbeitsamer, und an ihr Wesen und ihren Landesherrn gebundener. Man zählt in Ilmenau bereits gar keine Bettler mehr; jeder nährt sich und treibt etwas, und die Umstände der Stadt und Gegend wachsen sichtlich. Möchten doch Alle bedenken, daß die Menschen nur schlechter werden, wenn man sie schlechter behandelt! Auch die übrigen Menschen haben uns größtentheils gefallen. Arenswald ist da recht an seinem Platz.

1) Lynker von Lützenwick (Joseph Johann Jakob), geb. 1747, zuletzt Geheimer Kammerrath, gest. den 13. Juni 1807 (vgl. Knebel an Goethe, 1. Juli 1807), Uebersetzer der „Eyschen Fabel der Psyche nach dem Apulejus“ (Jena 1804).

Kein beſſeres Subject hätte ſich für dieſen Ort nicht finden können. Noch muß ich Linkern das Zeugniß geben, daß er die Sachen, ſoweit ich nur davon urtheilen kann, mit vollkommener Einſicht und Verſtand geführet hat, und überhaupt in allen Stücken eine Rechtlichkeit und Redlichkeit gezeigt hat, die ich mir zum Muſter nehmen möchte. Er wird übermorgen von hier ins Carlsbad gehen.

Nun zu uns! Es freut mich gar ſehr, daß ſich Reinecke der Fuchs bei dem Donner der Kanonen ſo unter Deinen Händen verbeſſert. Das zeigt von ſeiner guten Natur, und es gehört mit zur ſchönſten Fabel Deines Gedichts. Dein Opticismus wäre mir, ich muß es geſtehen, unter Deiner Lage gleichfalls ein zu feiner Ableiter, an den ich bei den rauchenden Flammen einer Stadt und bei ſo vielem Umſturz von Schickſal und Glück nicht gedenken dürfte. Meine Beſchäftigungen ſind weit geringer, und doch komme ich nicht immer dazu; oft aus Mangel hinlänglicher Geiſteskraft. Das erſte Buch meines Lukrez iſt beinahe geendigt. Weiter bin ich noch nicht fortgerückt; treibe es aber auch nicht zu ſehr, weil ich mir anſcheinlich gewiß bin, daß ich ihn endigen werde. Er iſt ein gar guter Tonſtimmer meines inneren Selbſts, ſo daß ich nicht einmal wünſchen kann, damit ſogleich, wie mit einer andern Arbeit, fertig zu werden. Auch hoff' ich ſoll er bei dieſem längern Umgang nichts verlieren.

Dieß alles hätt' ich Dir nun ſelbſt hinterbringen können, wenn ich den Einladungen unſers alten guten Gere [1]) gefolgt hätte, der mich, nach meiner Zurückkunft von Ilmenau, mit ſich in Euer Feldlager haben wollte. Ich habe es ihm aber abſchlagen müſſen, aus hundert Urſachen, ob ich gleich gerne dem Herzog meine Aufwartung gemacht und Dich beſucht hätte. Ich fürchte eine gewaltſame Zerſtreuung, da ich

1) S. Goethe's Werke, XXX, 296, 306—308.

nicht große Mittel habe wieder auszubessern und herzustellen, und finde keinen Genuß des Lebens mehr, als unter den Schatten. Die Mittel aequum animum sibi parare haben mich meine philosophische Dichter gelehrt; nur darf keine gewaltsame Zerstörung von aussen hinzukommen.

Unser guter Meyer ist recht fleißig und wacker. Freilich leidet er immer, innerlich und äusserlich, und der Mittel sind hier so wenig, oder vielmehr die Anwendung derselben fällt hier so schwer, um die Kräfte des Lebens zu erneuern. Er ist öfters in Tiefurt, woselbst die Herzogin recht wohl und gut ist. — Gleiches läßt sich nicht von der Frl. Göchhausen sagen, die seither öfters bettlägerig geworden ist. Uebrigens ist der größte Theil unsrer Menschen im Bade, oder zieht noch dahin, um in einem Zehntel oder Eilftel des Jahres auszubessern was die andern Theile zu Grunde richten und verderben.

Herders sind wohl. Sie werden vielleicht auch auf einige Tage nach dem thüringer Walde zu Holze ziehn. Der fünfte Theil seiner zerstreuten Blätter ist erschienen; ich habe ihn aber nur gesehen.

Meine Schwester dankt Dir sehr liebreich für Dein gütiges Andenken. Lebe recht wohl, und empfehle mich gelegentlich dem Herzog.

Knebel.

---

110. An Goethe.

(Weimar) den 28. August 1793.

Ich danke Dir für die Mittheilung gegenwärtigen Aufsatzes, den ich noch gestern Abend mit Aufmerksamkeit und großem Wohlgefallen durchgelesen habe. Besonders hat es mich erfreut, daß Du nun einen reinen Satz zuletzt selbst aufgestellt hast, an den man sich halten kann, und der mit

der Erfahrung übereinzustimmen scheint. Ich glaube wenn Du so nach und nach Deine eignen Sätze hinstelltest, nemlich diejenigen welche Du noch der Farbenlehre hinzuzufügen glaubst, oder worinnen Deine Beobachtungen und Erfahrungen von den bisherigen verschieden sind, so würde dies das nächste Mittel seyn, die Aufmerksamkeit rege zu machen und die Gemüther auf den Punkt zu ziehen, welchen Du für ihr Interesse lebendig machen möchtest. Ich kenne vielleicht das Deutsche Publicum nicht genug, aber ich habe wenig Hofnung zu einem Beitritt von mehrern. Zudem ist es auch schwer einzelne Fächer und Theile zu bearbeiten, wo man nicht gewissermaßen das Ganze übersieht und sich eigen gemacht hat. Indessen ist Deine Austheilung und Verfächerung (wenn ich so sagen darf) vortrefflich, und sie kann auch in andere Theile der Naturhistorischen Wissenschaften bei großer Ausdehnung große Klarheit und Ordnung bringen.

Verzeihe daß ich Dir dieses alles sage, da ich nur gleichsam wie ein Fremder von den Sachen urtheile, und laß Dir indessen, als einem Kinde des Lichts, zu dem Lichte Deines heutigen Geburtstages Glück wünschen. In meiner Lichtlehre wird diese Erscheinung immer ziemlich oben an zu stehen kommen. Knebel.

111. An Goethe.

(Weimar) Sonntags den 8. December (1793).

Ich danke Dir für die guten Zeilen die Du mir zurückgelassen hast, und wünsche daß Dir Dein Aufenthalt in Ilmenau erträglich seyn möge. Du hast wohl recht, daß man sich aus dem Geist der jetzigen Zeit herausetzen müsse, um nur leben zu mögen. Bei uns wird er dadurch zum Selbstmord, daß man sich durch die äussersten Dinge aufgespannt fühlt, ohne daß man Zweck, Mittel und Wege fände, auch

nur die kleinste Wirkung damit hervorzubringen. Auch habe ich seit ein paar Tagen Lukrez gänzlich allein wieder à l'ordre du jour gelegt, weil ich empfinde, daß mir sogar das Lesen nicht mehr anschlagen will.

Man sagt hier, und namentlich hat es mir Frl. Riedesel gestern in der Komödie gesagt, daß die preußischen Prinzen in Eisenach ausgesagt hätten, unser Herzog werde nicht hieher kommen. Weiter weiß ich nichts; vermuthlich wissen es die Herzoginnen auch noch nicht.

Figaro ist gestern gespielt worden und passabel, obgleich noch weniger rasch wie das erste Mal. Die Rudorf [1]) war gleich anfangs krank, doch hat sie das ganze Stück ausgehalten und die Arie im vierten Akt vortrefflich gesungen. Heute ist sie todkrank.

Lebe wohl und hilf das Säkulum wenigstens unter der Erde wieder in das erste Saturnische verwandeln. Magst Du dem Geh. Rath Voigt und seinem Bruder etwas Gutes von mir sagen! Auch dem ächten Sans-culotte Ahrenswald!

Lebe recht wohl, und glaube, daß ich den herzlichsten Theil nehme an allem was Dir begegnen mag.

Dein Knebel.

112. An Goethe.

(Februar 1794.)

Ich danke Dir für die Mittheilung beifolgender Tabellen. Ihre Uebersicht ist weit, groß und schön. Wenn Du ihre Festigkeit mit dem Gesang der Muse verschmelzen kannst, so wird es ein Einziges ewigdauerndes Werk werden. Mögen sie Dir alle dazu beihelfen und günstig seyn!

Knebel.

1) Kammersängerin der Herzogin Amalie, Knebel's nachherige Gattin.

113. An Knebel.

(Februar 1794.)

Den Inhalt beikommender Abhandlung habe ich Dir oft, ja ad nauseam wiederhohlt; verzeihe also wenn ich Dich bitte nochmals Deine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand und auf die Methode des Vortrags zu wenden und mir Deine Bemerkungen nur flüchtig zu notiren. Dieser Aufsatz soll Lichtenbergen vorgelegt werden; ich wünschte sehr daß dieser Mann meiner Unternehmung Freund bliebe, wenn er auch sich von meiner Meinung nicht überreden konnte. G.

114. An Goethe.

(Weimar, März 1794.)

Ich sende Dir mit vielem Dank gegenwärtige [1]) Beobachtungen zurück, die Du mir mitzutheilen die Güte gehabt hast. Die klare, einfache, behutsame Art, mit welcher sie dargestellt sind, überzeugt an und vor sich selbst, wenn man auch die Erscheinungen nicht gesehen hätte, da ich doch die meisten bei Dir schon gesehen habe. Man wünscht freilich immer das Wort zu den so schönen und klaren Räthseln der Natur zu finden, und es tantalisirt den aufmerksamen Sinn nicht wenig, daß es ihm so leicht nicht wird solches zu errathen. Vielleicht und ohne Zweifel hilfst Du uns in der Zukunft aus, und es scheint mir sehr begreiflich, daß man bei solcher deutlichen wohlverfolgten Vorstellung der Erfahrungen zuletzt von selbst zum Aufschluß gelangen könne, wenn wir nur von der Lichtmaterie einen zulänglichen Begriff hätten!

1) optische. W.

Ich habe noch manches Neues in Deiner Abhandlung gefunden, wovon ich Dir mündlich sagen will. Indessen danke ich Dir nochmals von Herzen. Knebel.

115. An Goethe.

(1794.) [1]

Ich muß Dir für Mittheilung Deines Versuches aufs herzlichste danken und kann weiter nichts hinzufügen, als daß er mir von einem Ende zum andern nicht nur völlig genug gethan, sondern mich durch das neue klare Licht seiner Beobachtungen und Folgerungen auf das überzeugendste und vorzüglichste erleuchtet hat. Ich weiß gar nicht, was sich gegen diese Darstellung könnte aufbringen lassen; ob Hr. Lichtenberg die fernern Folgerungen daraus wird ziehen wollen, wird von ihm zu erwarten sein. Allerdings aber ist es gut, daß Du einen Mann zum Beistand erwählet hast, der die einmal angenommne Wissenschaft mit allen Kautelen zu vertheidigen weiß. Desto sicherer muß der Strahl der Wahrheit hervordringen. Lebe wohl, ich sehe Dich vermuthlich diesen Mittag. K.

116. An Goethe.

(1794.)

Ich danke Dir Lieber für die Mittheilung der beiden Briefe, die mich recht glücklich gemacht haben. Ich bin nun auf lange Zeit mit unsern Schriftstellern wieder ausgesöhnt, da ich sehe, daß es unter ihnen giebt, die es so warm und so ernstlich nehmen können.

1) Ohne Datum. Das Jahr geht aus den beiden vorhergehenden Briefen hervor.

Die allenfalsigen Zweifel und Einwürfe über Deine Farbentheorie bitte ich mir selbst einmal vollkommen klar zu machen, da ich sie nicht so ganz hinlänglich fassen kann; doch sind in diesem Briefe noch einige generelle Bemerkungen, die mir gar sehr zu bas gekommen sind. Dürfte ich Deine Antwort doch auch gelegentlich lesen?

Der arme Vogt! Es ist gut, daß ihm seine schnellen Conzeptionen ein wenig gesperrt worden sind. Und auf so gute Art, mit solchen Gründen! Ich hätte mir nie von Lichtenberg so viel allgemeine Kenntniß und solchen Ueberblick erwartet [1]).

Lebe wohl und erfreue uns mit den Geschenken der Musen, die Dich begleiten. K.

117. An Goethe.

(1795.)

Es ist ein junger Engländer, der Blackford heißt, mir, als Freund der Mineralogie, vom Prf. Blumenbach zugewiesen worden. Da er Morgen wieder Weimar verläßt, so wollte ich ihm doch in der kurzen Zeit etwas merkwürdiges zeigen, und da würde ihn ohne Zweifel Deine Person — und auch wohl Deine Sammlung am meisten interessiren. Willst Du Beides, oder auch nur Eines von diesen ihm zugestehen, so würde ich mir die Erlaubniß nehmen, ihn diesen Nachmittag zu Dir zu führen! Er kommt nach halb drey Uhr zu mir, Du hast also die Güte, von dieser Stunde an über uns zu bestimmen. K.

1) Ueber Lichtenberg's anfängliche, bald aber erkaltete Theilnahme an Goethe's optischen Versuchen vgl. Goethe's Werke, LIX, 301.

Wink.

Und doch haben ſie Recht, die ich ſchelte:
Denn, daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte ſich wohl von ſelbſt verſtehn.
Das Wort iſt ein Fächer! Zwiſchen den Stäben
Blicken ein Paar ſchöne Augen hervor.
Der Fächer iſt nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Geſicht;
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das ſchönſte was ſie beſitzt,
Das Auge, mir ins Auge blitzt.

An Hafis.

Was alle wollen weißt du ſchon
Und haſt es wohl verſtanden:
Denn Sehnſucht hält, von Staub zu Thron,
Uns all' in ſtrengen Banden.

Es thut ſo weh, ſo wohl hernach,
Wer ſträubte ſich dagegen?
Und wenn den Hals der eine brach,
Der andre bleibt verwegen.

Verzeihe, Meiſter, wie du weißt
Daß ich mich oft vermeſſe,
Wenn ſie das Auge nach ſich reißt
Die wandelnde Cypreſſe.

118. An Knebel.

(1795.) [1]

Ich habe meine Einrichtung gemacht, morgen nach Jena zu gehen, Mittwochs kommen Dumanoir mit noch einigen der Colonie, und Millau bewohnt die Zimmer nach dem Graben, ich weiß also nicht was ich Dir rathen, oder wozu ich Dich einladen soll. Wäre Dirs nicht zuwieder, so könntest Du im Bären logiren, wo ich oft war, und wo man ganz sauber und leidlich ist. Ginge ich nicht hinüber um zu arbeiten, so könnten wir uns wohl in den vorderen Zimmern zusammenthun, dadurch käme aber keiner zur Ruhe.

Möchtest Du im Bären logiren, so könnten wir morgen zusammen fahren, Du könntest Mittwochs nach Belieben Dich sehen lassen oder nicht, und man hätte dann noch manche Stunde zusammen. G.

119. An Knebel.

(1795.)

Bey Zurücksendung des Archivs der Zeit [2]) ersuche ich Dich ein Exemplar der Horen anzunehmen, wovon die übrigen Stücke seiner Zeit folgen sollen. Ich freue mich schon im voraus, die Elegien künftig drin zu sehen. Ehe ich abreise besuche ich Dich noch. G.

1) Ohne Datum. Wol 1795, bei welchem Jahre Goethe (XXXI, 44) seiner Bekanntschaft mit Graf Dumanoir, einem Emigrirten, gedenkt.

2) Berliner Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Von Rambach, W. L. M. Meier und Feßler. Sechs Jahrgänge. (Berlin 1795—1800.)

120. An Knebel.

(Ohne Datum, 1795?)

Die elektrischen Beobachtungen, für deren Mittheilung ich danke sind sehr artig, Voigt hatte mir das Manuscript gezeigt, gesehen hab ich sie noch nicht, wir können sie aber, wenn ich Dich einmal bei mir sehe, wenigstens im Allgemeinen versuchen. Wie siehts mit den Elegien aus? G.

121. An Goethe.

Im Garten den 29. October (1795).

— Die Herdern hat mir eben aufgetragen, um einer Sache die sie betrift, mit Dir zu sprechen. Da ich mit einen starken Schnupfen behaftet bin, so ist es mir heute nicht wohl möglich. Vielleicht hast Du die Güte mir auf morgen oder übermorgen die Stunde anzuweisen, wo ich Dich am besten treffe. Knebel.

122. An Goethe.

(Ende November 1795.)

Hier überschicke ich Dir, lieber, meine Elegien aus dem Properz, da ich sie heute nicht selber überbringen kann. Sieh sie mit Freundesaugen an! Sie sind freilich noch mancher Verbesserung bedürftig. Da ich es nicht lassen konnte, was ich bei Wiederlesung fand noch zu ändern, so ist das Manuscript etwas zerhackt und unrein geworden. Sollteſt Du finden daß es so nicht bleiben könne, so bitte ich es auf meine Kosten abschreiben zu lassen! — Und nun danke ich noch herzlich für den überschickten dritten Theil des Wilhelm Meister. Da die Neugierde meiner Schwester, als

eines Frauenzimmers, in diesen Sachen der meinigen vorausgeht, so hab ich ihr diesen Band sogleich zuschicken müssen. Sie hat mich gebeten, Dir was recht schönes darüber zu sagen, da sie solchen mit ihr eigenem Vergnügen gelesen hätte. — — Den Unfall den Du kürzlich in Deinem Hause gehabt hast, beklage ich recht sehr. Ich nehme herzlichen Antheil daran [1]).

Knebel.

123. An Goethe.

(8. December 1795.)

Lieber, verzeihe wenn ich Dich in einer etwas beschwerlichen Sache abermals behellige! Es ist aber für Andrer Glück — und ich darf wohl sagen, für ein gemeinschaftliches Glück.

Ich habe dieser Tage mit der Herdern wegen Ihrer Umstände gesprochen, und ihr ohngefähr das begreiflich zu machen gesucht, was Du mir letzthin bey Dir sagtest. Sie findet freilich in den Umständen, worinnen sie sich dermalen bey so zahlreicher Familie befindet, die eben, wenn ich so sagen darf, in die Knospe schießt und den meisten Saft verlangt, die Summe von tausend oder zwölfhundert Thalern sehr unzureichend. Sie meinet, daß, da es der Herzog durch eine Art von Pakt übernommen hätte für ihre Kinder zu sorgen, (welcher Pakt oder Contrakt doch von ihrer Seite sehr ernstlich hätte verstanden seyn müssen, da sie sonsten unbesonnen oder treulos gegen ihre Kinder gehandelt hätten) so seyen 300 ℔ für jedes von 4. Kindern gerechnet, eine Summe welche, wie jeder erachten könnte, bey dermaligen Zeiten nicht sehr bedeutend sey. Indeß wolle sie sich

1) S. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Nr. 115, 116, 118, 119, 120.

fürs erste damit befriedigen, und bittet nur, daß sie der Herzog etwa im Verlauf von zwey Jahren noch mit 800. andern Thalern zur Hülfe ihrer Familie unterstützen möge! Sie stellet mir vor, daß sie zur Erhaltung des Lebens von ihrem Manne das nächste Jahr durchaus eine Badereise mit ihm vornehmen müsse, und daß sie dies aufs neue in Kosten stecke, wozu sie die Mittel nicht habe.

Ich will keine weitern Beweggründe hinzufügen: denn was hilfts zu argumentiren, wo die natürliche Empfindung spricht! Und bei Dir wird sie hinlänglich sprechen, ohne selbst durch irgend eine andere Rücksicht gereizt zu werden. Es kommt nur darauf an, in wieferne Du es selber einleiten kannst, daß dieses bewerkstelligt werde, und daß sie etwa 600 ℔ zum neuen Jahre, (wie sie es sehr wünschen) und die übrigen 600 ℔ auf Ostern ausbezahlet erhielten! H. selbst ist, wie Du ihn kennst, hierin ein so wunderbarer, reizbarer und empfindlicher Mann, daß sich seine Frau nicht getrauet hierüber mit ihm zu sprechen — und freylich mag es dem, der uns die Schätze der Wissenschaften aufgräbt, zu verzeihen seyn, wenn es ihm widrig wird zu sorgen, wo er das Eisen hernehme um das Gold zu erscharren.

Ich übergebe jetzt alles Deinem Genius und Deiner Sorge! Sie werden beide wohlthätig und hülfreich seyn, wie sie es immer gewesen sind! Knebel.

124. An Goethe.

(15. December 1795.)

Erstens danke ich Dir, Lieber! für das leckre Graziengeschenk von den Händen der Nymphen überreichet; Zweitens für die fortdauernde Theilnahme an dem geringen Spiele meiner Muse. Du wirst aus beiliegendem ersehen, wie und

wo ich helfen kann, und wie ich manches ansehe. Ich möchte fast wünschen, daß unsre Kritiker noch etwas tiefer schörfen möchten! Meine Arbeit, so leicht sie aussieht, ist doch das Resultat mancher Beobachtungen und Abstraktionen, und ich habe nicht so leicht ohne Grund etwas hingesetzt oder stehen lassen. Daß es noch zu poliren giebt, weiß ich am besten; nur wünschte ich freilich den wichtigern Fleck zuerst zu verbessern — und dieser ist wohl die Sache selbst, Sinn und lebendiger Ausdruck. Dieses letztere zumalen scheint unsern strengen Rigoristen eine Nebensache, ohne Bedeutung, — wofern nur die Sylben richtig sind. Sie bedenken auch nicht daß, gerade bey den ersten Dichtern aller Zeiten, letztere sehr oft, auf Unkosten jener Vorzüge, haben Noth leiden müssen, und daß man, nicht nur im Properz, sondern im Virgil und Homer Strichelchen die Menge machen könnte, wenn sie ein ächter, strenger, teutscher Kritikus unter sich kriegte. Doch wozu sag ich dies Dir? —

Endlich muß ich aber nur noch einem kleinen Scheinsatze begegnen. Es ist nemlich nicht wahr, daß der Uebersetzer solcher Werke einen leichtern Stand habe, als die Originaldichter. Freilich ist er nicht Erfinder seines Gedichtes, aber die Mühe ist eine ungleich größere, da er nicht nach Willkühr mit den Ausdrücken, noch weniger mit den Gedanken, schalten kann. In Einer Folge zwey Properzische Zeilen mit zweyen deutschen zu geben, immer mit ähnlichem Sinn, Wendung und Nachdruck — wo sind denn die Originalmodele dazu in unsrer Sprache? Lieber! laß uns Deine Elegien wegnehmen, das übrige ist ja meistens Gewäsch, wo nicht Sylben, sondern Seiten, ja die ganze Sache wegzustreichen wäre. Doch ist es gut, wenn man ein vornehmes Gesicht macht, und sich hohe Stelzen anleget! —

Du wirst lachen, daß ich mich meiner armen Stiefkinder so annehme; doch möchte ich ihnen keine eigene Brut nach-

schicken, und wenn sie mir auch nur den leichtesten Trieb sie zu machen kosteten!

Lebe wohl, und danke dem Jenischen Aristarch wenigstens für seinen guten Willen! Du selbst aber nimm von diesem Dank für Dich das beste! Knebel.

125. An Goethe.

17. December 1795.

Zuvörderst muß ich Dir danken für die gestern übersendeten spanischen Bücher. Das wäre freilich ein hübsches Stückchen Arbeit, wer es erreichen könnte!

Dann muß ich Dich bitten, wenn es anders möglich ist, beiliegendes Papier, worauf ich noch einige kleine aber nothwendige Veränderungen in Einer der Elegien angedeutet habe, sobald es seyn kann, nach Jena nachzuschicken! Du wirst mir damit eine rechte Gefälligkeit erweisen.

Unser Dichter Gerning, der Dir hier ein Exemplar seiner Triumphlieder [1]) schickt, plagt mich aufs gewaltigste um ein gewisses Manuskript über Albrecht Dürers Bilder, welches Du, wie Herder mir sagt, von ihm empfangen hast. Ich bitte Dich darum, um den unglücklichen Musensohn einigermaßen zu befriedigen, den Dein grausamer Vorwurf wegen der Kastanien in brennendes Leid versetzt hat. Er wird Dir solche gerne mit einigen Saphicis und Alcaicis ersetzen wollen. K.

1) Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, Nr. 4, S. 380.

126. An Goethe.

22. December 1795.

Ich habe nur immer für neue Güte und Sorgfalt Dir zu danken. Durch die Nachricht die Du mir wegen H.[1]) giebst, ist mir eine große Last vom Herzen genommen. Ich danke Dir tausend — tausendmal dafür! Die Liebe die Du meinen adoptirten Elegien erzeigst, ist unvergeltbar. Ich bin mit allem im voraus zufrieden was Du ändern und ordnen wirst. Nur bemerke ich, daß die Aenderungen welche in dem letztern Scripto, wegen Versbau und Sylbenmaaß, gefodert wurden, nicht auf Kenntniß noch Geschmack der Sache und der Sprache gegründet waren. Ich habe davon eine feste aufgeklärte Ueberzeugung. Denn erstlich ist der Gebrauch des doppelten Trochäen zu Anfang des Pentameters an und vor sich nicht schleppend; Properz würde sich seiner sonst nicht — es müßte denn seyn daß der Spondee, den er gebraucht hat, weniger schleppend wäre — fast beständig bedient haben. In jeder Elegie fand ich ihn ein paarmal, und zuweilen hinter einem Hexameter der blos aus Spondeen besteht.

Nimm dieselbe zwölfte Elegie des zweiten Buches, bei mir die erste:

Nec quis|qu' ex il|lo vulnere sanus abit —

und der allernächste darauf: —

Sed cer|te pen|nas perdidit ille suas. —

Die gleichfolgende Elegie im Original:

Non ego| sum for|mae tan|tum mirator honestae
Nec si| qu' illus|tres femina jactat avos.

Hier hat der Hexameter nur Einen Daktylen, und doch fängt

1) Herder.

der Pentameter mit zwei schweren Füßen an. Ja sogar der allererste Pentameter im ganzen Properz ist ein solcher:

Contactum nullis ante Cupidinibus.

Properzens Sylbenmaß geht überhaupt sehr langsam. Die springenden Verse sind seine Sache nicht, und ich habe, so viel es möglich war, mein Ohr genauer an seinen Sylbenklang gehalten.

Was die zweisylbigen Pronomina und andere dergleichen Wörter belangt, die ich als kurze gebraucht habe, so bin ich von der gänzlichen Nothwendigkeit davon überzeugt. Auch sind sie sogar dem Nachdruck und daher dem wahren Wohllaut beförderlich; wenn wir Abwechslung des Verses für nothwendig erachten, und nicht ewig den ähnlichen Fall wiederholen wollen — wie es unsre neuern übelorganisirten Hrn Puristen machen.

Genug hiervon, Lieber! da Du im vollkommenen Besitz bist, auch hierüber Regel auf dem Parnaß zu geben, und ich z. B. Deinen Reinecke Fuchs für das beste, und der Sprache eigenthümlichste, Werk deutscher Prosodie halte; so wollte ich nicht, daß Du Andern, die bey weitem nicht Gefühl und Geschmack genug zu dieser Sache haben, aus zu vieler Nachsicht und Gutheit zu viel einräumtest. Der lebendige Geist, mit Sinn und Geschmack verbunden, fehlt ja fast überall noch in unsern Gedichten, und was soll es werden, wenn sich unsre einzigen Muster unter die Regel einseitiger oder fühlloser Pedanten schmiegen!

Für die überschickten[1]) Novellen danke ich weiters noch. Gott, wenn mir meine Stille hier aussen ausser der Ruhe auch noch die Munterkeit gäbe, mich durch eine fremde Sprache in diese Novellen einzuarbeiten! — Dieser letzte französische Uebersetzer ist äusserst willkührlich. Knebel.

1) spanischen.

127. An Goethe.

Den 3. Januar 1796.

Ich danke Dir, Lieber, für Deine freundschaftliche Vorfrage in allem und werde das übersandte wohl behändigen.

Gestern hatte ich einen recht zufriedenen Abend bei der Fr. v. Kalb. Ich las, auf Verlangen, dem alten Wieland einige der Elegien vor, und er hatte außererdentliches Gefallen daran. Dabey erinnerte ich mir, welche geschickte und schöne Verbesserungen ich Dir schuldig bin, und mein Gemüth war recht dankbar dafür.

Lebe wohl auf Deiner Fahrt nach dem literarischen Jena, und vergiß unser nicht ganz! Dein K.

Von Deinen Epigrammen im Neuen Musen Almanach wurden auch einige mit großer Freude gelesen. Sie verschönern den schönen Almanach noch um vieles. — Auch ich bin jetzt wirklich über meine spanische Guitarilla her.

128. An Knebel.

Jena den 6. Januar 1796.

Aus meinem Hause wird man Dir melden wenn die 600 ℔ für Herder anlangen. Es wäre mir lieb wenn Du sie alsdann eines Abends selbst abhohlen und an die Behörde schaffen wolltest, ohne Aufsehen, und damit man selbst bey mir nicht wüßte wo sie eigentlich hinkommen. Ich habe Ordre gestellt, daß das Geld entweder Dir oder Deinem Bedienten gegen Quittung soll verabfolgt werden. Lebe recht wohl in Deiner Einsamkeit, ich befinde mich vergnügt und meine Arbeit geht von Statten [1]). G.

1) Herzog Karl August unterstützte Herdern mit diesen 600 Thalern.

129. An Goethe.

Weimar 13. Januar 1796.

Lieber, ich muß Dir nur sagen, daß ich zwar Deinen Brief von Jena erhalten habe, seitdem aber nichts weiter. Was machst Du denn in dem Saalathen? Arbeitest Du daran, ihm den Namen mit Recht zu geben, und sind die Musen gefällig, Dir den Aufenthalt noch vorzüglicher zu machen? Ich zweifle nicht, daß sie Dir nicht noch ein besondres Geschenk daselbst sollten aufgehoben haben. Hier ist es etwas öder. Der befruchtende Geist zeigt sich meist nur in Keimen, und wird bald durch ein unmildes Schicksal wieder hinweggeführt. Ich habe indeß meine Properzischen Elegien wieder durchgelesen, und eine nach andern Lesearten mit mehreren Zusätzen hergestellt. Ich weiß nicht wie Du damit zufrieden seyn dürftest; sollte sie Dir aber nicht gefallen, so bin ich eben über einer andern, welche sich statt jener einschalten liesse.

Unser politischer Kessel ist übrigens noch immer im Halbkochen, und will nicht gar werden. Die Spezereien unserer Ausgewanderten setzen zwar starke Phlogista zu, aber sie thun widrigen Effect. Ich fürchte das ganze Gebräue dürfte umschlagen.

Lebe wohl, lieber! Grüsse doch Schillern und seine Frau. Ich habe nicht ohne Erbauung und Theilnahme seinen Aufsatz über die Dichter im letzten Stücke der Horen gelesen. So treffend und schön manches darinnen ist, so möchte ich doch bei weitem nicht alle Urtheile genau unterschreiben. Vossens Luise z. B. ist, nach meinem Urtheile, auf einen viel zu hohen Gipfel gesetzt. Ich lasse einzelne Schilderungen und Versbau gelten, aber selbst die affektirte Nachahmung der homerischen Sprache ist zuweilen burleske, so wie gar manches platten Inhaltes ist; und was Dichter-

Wie Wurzelfasern ſchleicht ihr Fuß
Und bublet mit dem Boden;
Wie leicht Gewölk verſchmilzt ihr Gruß,
Wie Oſt-Gekoſ' ihr Oden.

Das alles drängt uns ahndevoll,
Wo Leck' an Locke kräuſelt,
In brauner Fülle ringelnd ſchwoll,
Sodann im Winde ſäuſelt.

Nun öffnet ſich die Stirne klar,
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmſt ein Lied ſo froh und wahr
Den Geiſt darin zu betten.

Und wenn die Lippen ſich dabei
Aufs niedlichſte bewegen;
Sie machen dich auf einmal frei
In Feſſeln dich zu legen.

Der Athem will nicht mehr zurück,
Die Seel' zur Seele fliehend,
Gerüche winden ſich durchs Glück
Unſichtbar wollig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greifſt du nach der Schale:
Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erſt- und zweitenmale.

Sein Auge blitzt, ſein Herz erbebt,
Er hofft auf deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geiſt erhebt,
Im höchſten Sinn zu hören.

talent anbetrift, so möchte ich in der That einige von Zacharia's heroisch-komischen Gedichten lieber geschrieben haben. Doch wir vergessen gar bald was wir bereits besitzen.

Knebel.

130. An Goethe.

Januar 1796.

Erlaube mir, Lieber, daß ich Dich schon wieder in poëtischen Angelegenheiten behelligen darf! Ich habe nemlich die vier letzten Elegien, welche für die Horen bestimmt seyn sollen, gar zusammen gemacht. Statt des Lemurischen Festes habe ich eine andre (eine der zierlichsten!) übersetzt, um dem hohen moralischen Sinn des vortreflichen Publikums durch erstere kein Skandal zu geben. Nun wünschte ich aber, daß diese vier sogleich in das nächstkünftige Stück der Horen möchten eingerückt werden, wenn es irgend thunlich ist. Man wünschet einige von den größern Elegien des vierten Buchs zu sehen, und so würde dem Verlangen bald gewillfahret. Du hast wohl die Güte, und siehst sie noch ein wenig durch! Ich habe mein möglichstes gethan. Alles giebt sich freylich nicht sogleich.

In den ersten Tagen besuche ich Dich selbst.

Knebel.

131. An Goethe.

(Februar 1796?)

Ich kann meinen Dank nicht zurückhalten, ob ich Dir gleich diesen Morgen die neuverlangten Elegien mitschicken wollte. Es ist vielleicht das erste Mal in meinem Leben, daß mir etwas von mir gefällt, wie heute die Elegien im Gewande der Horen. Aber für Deine treflichen Verbesse-

rungen kann ich Dir nicht genug danken; es ist mir eigentlich nur, als wenn sie mir um derentwillen gefielen.

Ich habe bei diesem Sturme nicht Lust auszugehen, sonst wäre ich diesen Morgen zu Dir gekommen. Ich will Dir auch die nächsten Elegien heute gar liefern. Ich habe derselben noch drey gemacht, so daß es jetzt in allem vierundzwanzig sind. Du kannst es damit halten, wie Du willst, aussondern und weglassen, was Du nicht magst. Nur muß ich Dich freilich bitten, ihnen eine Stunde zu schenken. Deine Aenderungen nur geben ihnen eine wahre Zierde, und sie erhalten dadurch eine vollkommene Gestalt. Es ist auch fast nicht möglich daß man, bei meiner wenigen Uebung an eigner Arbeit, alles sogleich übersieht.

Daß Dein Wilhelm so guten Fortgang hat, freuet mich gar sehr. Ich bin sehr verlangend immer wieder etwas Neues aus dieser interessanten Familie zu sehen.

Für das beigelegte prächtige Gold, dessen meine Verse lange nicht werth sind, danke ich gar sehr.

Sage auch Schillern etwas Verbindliches. Ich bin für die Mühe, die er sich wahrscheinlich beim Drucke gegeben, und mit dem Drucke selbst äußerst zufrieden. Knebel.

132. An Goethe.

Weimar den 2. März 1796.

Ich bitte noch um Entschuldigung, Lieber, Deine Musen jüngst so unbedeutend gestört zu haben, und danke Dir noch für alle Freundschaft und Güte.

Der Winter hat seitdem festen Besitz von uns genommen, und, wie ich höre, führet er schon bey uns Aristocratie und Democratie aufs Eis zusammen, und ist also ein wahrer Friedensmediateur geworden. Vielleicht steigen dabey die

unreinen Lüfte innerlicher Gährungen auch als Eisblasen in die Höhe, und lassen die Bahn künftig wo nicht ebner doch sicherer.

Wollte Gott, daß es sich die Musen in Kopf setzten, uns für alles dieses Nichtleben reichlicher zu belohnen, und gegen die Säuren dieses Lebens ihren Honig in vollerem Maße mitzutheilen! Aber es scheint schon, daß der engere Himmel sie auch beschränket, und sie wenden nur wenigen ihre Gaben zu, da sie Dir wahrscheinlich anjetzt an Ausarbeitung Deines Wilh. Meister allein behülflich sind.

Wenn ich was Erhebliches von hier wüßte, so würde ich es Dir gewiß schreiben. Ich ergötze mich noch in Gedanken und Anwendungen an der trefflichen Theorie, die Du mir jüngst vom Auge gabst. — K.

Nachschrift. Du saheſt kürzlich ein paar Zeilen von mir auf einer Karte mit Nachsicht an. Erlaube, daß ich Dir hier ein paar andre schicke, die ich soeben hinwerfe — und woraus ich Dich bitte ein ordentliches Epigramm zu machen! —

Ich finde soeben in meinem Garten eine wunderlich verwachsene Tulpe, an der sich die Blumenblätter in drey Theile getheilt haben. Da mein Garten nicht viel seltene Producte bringet, als die sich etwa durch Ausartung zeugen, so mag diese wenigstens mir Gelegenheit geben, Dir mein Andenken zu bezeigen. Mich freut es, wenn Du übrigens recht wohl bist, und den Frühling in Deine Tage überbringst.

Knebel.

133. An Knebel.

(Mai 1796?) [1])

Hier mein Lieber einige Blättchen von Meyer, die ſich wohl eine gute Aufnahme verſprechen dürfen; er iſt fleißig, und es läßt ſich von ſeinen ſtillen Bemühungen viel hoffen.

Die vierzehn Tage meines hieſigen Aufenthalts habe ich mehr geſellig als fleißig zugebracht. Wir hofften Dich auch zu ſehen.

Doch iſt eine Idylle zu Stande gekommen, die ich Dir bald vorzutragen hoffe.

Lebe recht wohl und liebe mich. G.

134. An Goethe.

Weimar den 18. Mai 1796.

— Daß Du in friedlicher Stimmung den Idyllengeiſt in Dir erweckſt, iſt mir ſehr angenehm zu hören. Es iſt Zeit, daß man ſich über dies Weſen und Weben der Dinge beruhige, ehe uns die Natur mit Gewalt zur Ruhe zwingt, und aus unſerm Grabhügel eine Idylle macht. Nicht alle Gemüther ſind bey uns in dieſer Verfaſſung; öfters ſtören ſie Andere. Ich bedaure es ſehr; aber es iſt nun einmal ſo, und die Kräfte der Natur bereiten im Menſchen Eſſig, wie in andern Weſen, wann ſie nicht zur reifen Traube verglühen können.

Ich habe ſeither viel Gutes geleſen, worunter auch Herders 7te und 8te Sammlung der Humanitätsbriefe iſt.

1) Siehe den folgenden Brief Knebel's. Meyer war 1795 und 1796 in Italien (Goethe's Werke, XXXI, 45, 66). Die Idylle deute ich auf Hermann und Dorothea (ebend., S. 66).

Nur finde ich, daß er gegen das Ende zu ungerecht gegen die ausländischen Dichter ist [1]).

Lebe wohl, und grüsse Schillern bestens.

Dein Knebel.

135. An Knebel.

(1796.) [2])

Da Schiller in diesen Tagen die zweite Sendung der Elegien wünscht, so sende ich hier das Paquet mit, bitte sie auszusuchen, Deine bisherigen Korekturen dazu zu schreiben, und sie mir zuzuschicken. Ich wünsche guten Besuch der Musen in der Einsamkeit.

Ich habe die Aussicht, daß mein Roman vor Ende dieses Monats fertig sein wird, worüber ich eine große Freude empfinde. Vale.

G.

136. An Knebel.

(1796?)

Schiller wünscht Utzens Bildniß vor seinen Calender zu setzen. Könntest Du uns wohl ein gutes Gemählde zu diesem Gebrauch auf eine oder die andere Weise verschaffen?

G.

1) Vgl. Schiller's Briefwechsel, Nr. 165, S. 46 fg.; Nr. 168, S. 50 fg.

2) Ohne Datum. Im August 1796 ward der hier angeführte Roman (Wilhelm Meister's Lehrjahre) beendigt. Goethe's Werke, LX, 320.

137. An Knebel.

(1796.)[1]

Hier die Robespierrische Rede zurück. Davon mündlich, wenn Du morgen Mittag mit uns essen willst, wo ich Herders erwarte. Meinen Roman bitte nicht aus der Hand zu geben; da noch manches darin zu bessern sein möchte, so ist es gut, wenn er erst ganz unter uns bleibt. G.

138. An Goethe.

(Oktober 1796.)

Ich danke Dir, Lieber, gar sehr für Deine holden Gaben und Geistesgeschenke, die mich sehr erfreuet haben. Ich habe den letzten Wilhelm sogleich zum Schneider geschickt, daß er ihm ein Röckchen anpasse; dann soll er mich ergötzen. Glaube, daß ich den Werth Deiner Talente und Geistesprodukte erkenne und sie zu schätzen weiß. Nicht durch jene nur, sondern auch durch Richtigkeit Deiner Beurtheilungskraft stehst Du mir vor allen Schriftstellern unsers Vaterlandes voran. Dieses letztere macht mir den Mann, der freilich in den mannichfaltigsten Reichen der Einbildungskraft schwerer herauszufinden ist, als in dem gewöhnlichen Leben, aber sich durch den richtigen Takt seiner Urtheile und Gefühle zeigt.

Ich weiß nicht, ob ich hier etwas sehr Verständliches — oder gar Verständiges, sage. Es sind allgemeine Eindrücke, die mir seit kurzem — und auch bei Erscheinung der Schillerschen Musen-Almanache geblieben sind, wovon ich nur den hintersten Theil noch gelesen habe. An Geist und Witz,

1) Ohne Datum. Der angeführte, eben beendigte Roman (Wilhelm Meister) weist auf 1796.

Einbildungskraft und richtiger scharfer Beurtheilung — die leider bei uns so selten ist! — fehlt es da nicht. Es ist ein heiliges Geschäfte die Thoren zu züchtigen, zumalen wer, wie Du, die Geisel vom Apollo dazu erhalten hat. Du hast ein Theseisches Werk bestanden, und obwohl die Ungeheuer Gift und Galle schäumen werden, so wird sie doch schadlos zur Erde fallen.

Wie angenehm ist es, den Freunden nur einen Theil von Sich Selbst vorhalten zu dürfen, um ihnen die schmeichelhafteste Empfindung zu geben, die wir ihnen zu geben vermögend sind! Knebel.

139. An Goethe.

(Oktober 1796.)

Ich danke tausendmal für die Mittheilung des Buches*). Es hat mir Leben gegeben, da, im Allerheiligsten der Seele, wo es so wohl thut. In der That es ist vortrefflich gedacht, empfunden und geschrieben. Die Züge der Reisfeder bleiben fest und getreu bis zum äussersten Umriß. Sprüche und Bilder, wie sie die sieben Weisen des Alterthums möchten gesagt und vorgestellet haben; und ganz neu, durch die neueste Scene der Menschheit so ganz durchgefühlt die Revolution! —

Dank auch für den Stein! Du bist immer gut!

Knebel.

140. An Knebel.

(Weimar) October 1796.

Auf das beste danke ich Dir, mein Werther, für das gute Wort das Du mir zusprichst. Je mehr man bey seiner

*) Wilhelm Meister, wie aus Goethe's Antwort hervorgeht.

Bildung und bey seinen Arbeiten nur auf die strengsten Forderungen der Natur und der Kunst achtet, desto seltner kann man sich einen reinen Wiederklang von außen versprechen. Sehr tröstlich, beruhigend und aufmunternd ist daher die Versicherung des Freundes der uns auf unsern Wegen gerne begleiten und begegnen mag.

Ich habe mich jetzt wieder in das epische Fach gewendet [1]), woraus ich Dir einige Proben bald vorzutragen wünsche.

Lebe recht wohl und gehe mit geneigtem Gemüthe an den letzten Theil des Romans. G.

141. An Goethe.

Den 1. November 1796.

Den letzten Band Deines Wilh. Meister habe ich durchgelesen, und ich danke Dir für meinen Theil gar sehr für das Gastmal das Du uns ausgerichtet, und für den schöngeschliffenen Menschenspiegel, worinnen sich uns so manches Annehmliche und Annehmungswürdige zeigt. In diesem Sinn und Gefühle habe ich das Ganze verfolgt, und es hat mich bei ruhiger Lesung immer weiter gelockt, und nie ganz ohne Interesse gelassen. Da jedem dichterischen Werke eine Art von Muse präsidirt, so möchte ich das Geschlecht der Romane dreien Göttinnen unterordnen, nemlich gewisse Zauberromane blos den Feen, die nichts mit den gemäßigtern Musen zu theilen haben; andere, tragische, der Melpomene, und die letzten, von der gegenwärtigen Art des Wilh. Meister, vermischt mit dieser der Thalia, mit dem ruhigen Hinblick und Verstand, wie sie Meister Terenz erkannt hat — in das Leben der Menschen wie in einen Spiegel hinein-

1) Hermann und Dorothea.

zuschauen, der heiter und klar seyn muß, ohne die tausendfachen Farbenbrechungen.

Da ich niemals daran gedacht habe, mir ein Werk dieser Art, auch nur als einen hervorgebrachten Traum zu bilden, so bin ich zur genauern Beurtheilung ungeschickt, und nicht sehr aufmerksam und aufgelegt dem Faden nachzugehen oder der Intrigue aufzupassen. Da ich Dein und unser äusseres Leben kenne, so bin ich vielmehr verwundernd, daß Du noch so viel Stoff und Hülfsmittel ausgefunden hast — da Du Dir die Zaubermittel größtentheils versagtest. Einen einzigen Anstand habe ich bei dem hinreißenden Ende des Ganzen gefunden, und da dieser höhern Belangs ist und in die moralische Naturgeschichte des Menschen gehört, so wünschte ich wohl darüber nähere Auskunft. Ich möchte nemlich wissen, ob Dir zur Geschichte Mignons und seiner Eltern irgend ein bestehendes historisches Faktum Gelegenheit gegeben hätte?

Die Frage ist nicht ganz unwichtig. Sie interessirt die Menschheit. Hat der Dichter, der übrigens das Gleichmaß der menschlichen Handlungen und ihrer Folgen so sehr zu erhalten sucht, (das vorzüglichste Verdienst bey dieser Art von Schriften, wie ich glaube) hier, aus eigener Willkühr, einer Handlung alle die schrecklichen Zufälligkeiten beigelegt, oder hat er nur was wirklich Geschehenes erzählt, und nach seiner Art wiedergegeben? Auf jeden Fall aber scheinet mir zu viel schreckhaftes, und daher der Neigung widriges in dem Ausgange dieser Geschichte zu liegen. Ist die letzte Verklärung einem so dämonischen Wesen, wie nun Mignon erscheint, angemessen? Kann sie wohlthun? Konnte nicht der Vater wenigstens, der aus einem ursprünglich reinem Triebe, dessen Vertheidigung so wohl gesetzt wird, gehandelt hatte, um die Entstehungsgeschichte des Kindes zu mildern, ohne Schuld aus der Welt gehen? Und hat

wirklich die Lüge der Pfaffen Einfluß auf die Gesetze der Natur? —

Dieses Alles lasse ich Dir zur bessern Entscheidung über.

Habe nochmals herzlichen Dank für alles das Gute und Gefällige, was in diesem Buche enthalten ist — denn Dank ist leider unsere einzige Gabe! Knebel.

142. An Goethe.

December 1796.

Ich danke Dir, Lieber, für das liebe Geschenk Deiner Muse [1]). Es erfreut mich herzlich. Wie wohl thun die Töne, die unmittelbar aus der Brust hervordringen! Ich sage Ja! und Amen! zu Allem. Es ist schön, auszusprechen was diesen Zuruf hervorbringt. Es ist schön, den Pöbel niederzudrücken, damit sich der Edlere erheben könne. Es ist schön, mit immer neuen Lorbeereisern das Haupt zu umflechten, wann gleich Cäsars Täuschung nicht vonnöthen ist.

Sey meiner Theilnahme, meiner Freude und meines Dankes gewiß! Knebel.

143. An Goethe.

(December 1796.)

Ich muß mich am frühen Morgen nach Deinem Wohlseyn erkundigen, und Dir versichern, daß ich noch nicht eingefroren bin, wie Du wohl glauben möchtest; im Gegentheil heizt sich mein Stübchen vortrefflich bei stiller Luft, und die eignen Naturerscheinungen sind jetzt unterhaltend.

1) Elegie zur Ankündigung von Hermann und Dorothea. Siehe Goethe's Werke, 1, 330. Vgl. Schiller's Briefwechsel, Nr. 217, S. 283, Nr. 218, S. 286, Nr. 249, S. 290.

Ihm öffnet ſich der Welten Raum,
Im Innern Heil und Orden,
Es ſchwillt die Bruſt, es bräunt der Pflaum,
Er iſt ein Jüngling worden.

Und wenn dir kein Geheimniß blieb
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkſt du treu und lieb,
Daß ſich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürſtenhort
Sich nicht für uns verliere,
Giebſt du dem Schah ein gutes Wort
Und giebſt es dem Vezière.

Das alles kennſt und ſingſt du heut
Und ſingſt es morgen eben:
So trägt uns freundlich dein Geleit
Durchs rauhe milde Leben.

Erlaubst Du wohl, daß ich Dich wegen des Buchs der Frau von Stael [1]) befrage? Wenn Du es wieder bekommen haſt [2]) und auf einige Tage wegleihen kannſt, ſo wird es ſehr begierige Leſerinnen erhalten.

Von Deinen optiſchen Aufſätzen haſt Du mir jüngſt etwas mitzutheilen verſprochen. Ich wäre anjetzt ſehr in Bereitſchaft etwas davon zu leſen. Schicke mir doch, was Dir für gut dünkt. Knebel.

144. An Goethe.

(December 1796.)

Ich freue mich, daß Du meinen wahren Beifall und meine kleinen Zweifel ſo wohl genommen haſt.

Ich habe ſeitdem den neuſten Muſen-Almanach geleſen, und da habe ich von erſterem noch mehr zu ertheilen. Ich habe, bei mehreren ſchönen und vortrefflichen, die beiden ſchönſten Diſticha gefunden, die ich nur in deutſcher Sprache — ich hätte bald geſagt in irgend einer — kenne.

Knebel.

145. An Goethe.

W. den 13. December 1796.

Lieber, die beiden Kaledonier [3]), Böttiger und Herder, wollen morgen Mittag bei mir hier auſſen im Garten vorlieb nehmen. Möchteſt Du wohl dem rauhen Weg und Wetter trotzen, und mein kleines Mahl mit Deiner Gegenwart krönen?

1) De l'Influence des passions sur le bonheur des individues et des nations (Lauſanne 1796).

2) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 255, 256, S. 300, 301.

3) Schottländer. S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 257, S. 305.

Ich brauche kein weiteres Motiv, aber ich hoffe, daß Du mir's nicht versageſt! Knebel.

146. An Goethe.

December 1796.

Ich danke Dir für Dein gutes Andenken, und für den zierlichen Goldſtein, den Du mir geſchickt haſt. Er iſt gar fröhlich und ſchön, und ein holdes mineraliſches Kleinod hier in meinem Zimmerchen.

Daß Du ſo glücklich in Deinen optiſchen Aufſätzen fortrückſt, freut mich gar ſehr. Es intereſſirt mich doppelt, um der Sache ſelbſt willen, und dann Deinetwillen — ne quid temere feciſse opineris. Ich dächte, ohne eigene Hypotheſe unterzuſtellen, ſollteſt Du doch Neutons Hypotheſe zu den gemachten Verſuchen hinſtellen, ob? und wie? der beliebige Leſer beide mit einander vereinen kann. Dies würde dienlich ſeyn, um das Unzuverläßige ſeiner Hypotheſe auffallender zu machen.

Ich erhalte eben ein neues Stück des vortrefflichen Journals Deutſchland. Die Kerls gebrauchen Dich auf mancherley Weiſe. Hier iſt vieles aus Meiſter klaſſiſch angeführt, und ſogar ein Lied von Mignon komponirt. Von den beliebten Xenien iſt noch nichts gedacht. à propos, Stolberg ſoll ja ein Gedicht in der neuen hamb. Zeitung haben einrücken laſſen, voll chriſtlicher Großmuth. Wenn Du es haſt, ſo bitte ich darum!

Uebrigens geht es mir in meiner einſamen Clauſe ganz wohl, und ich bemerke den Winter kaum, den ich kürzlich noch ſo ſehr fürchtete. Ich begreife nicht, wie die Menſchen nicht glücklicher ſind, da es doch um ſo weniges erlaubt iſt.

Aber das Unglück gehört unter die Krankheiten, wie L.... von der Religion sagt. Knebel.

147. An Goethe.

(December 1796.)

Ich habe gegenwärtige Bogen [1]) mit der größten Aufmerksamkeit gelesen und danke Dir für deren Mittheilung. Da alles noch größtentheils auf bloße Thatsachen beruht, so kann ich nichts sagen, als daß die Erfahrungen rein, deutlich und bestimmend vorgetragen sind, so daß sie zu lautern und bestimmten Resultaten führen müssen. Ich ahnde freilich die Schwierigkeit des Ganzen, in diesem Verfolg bis zu dem Schlusse einer festen Theorie zu kommen, die, auf diese Weise fortgeführt, und von allen Seiten gegen Eingriffe verwahrt, einzig und vortrefflich seyn würde. Ich dächte aber, Du solltest Dir die Sache gleich anfänglich so gar schwer nicht nehmen, sondern sie in gewisse Parthien vertheilen, die eine sichtbare Vorstellung des Ganzen darböten und so nach und nach, durch Ausfüllung mit mehrern Gliedern, ihr volles Leben und Bestand geben.

Ausser, daß Dir die Sache sehr beschwerlich werden muß, so möchte auch eine sehr lange hingestellte Reihe von Erfahrungen, ohne ein gewisses sinnliches Resultat, das blos dem ingenio des Lesers überlassen wird, zu sehr ermüden.

Ich muntere mit allen meinen Kräften auf; leider aber habe ich auch keine andern, als Ermunterungskräfte.

Der Engel des Lichts stärke und bewahre Dich! K.

1) der optischen Aufsätze. Vgl. Schiller's Briefwechsel, Nr. 253, S. 297.

148. An Goethe.

(Ende December) 1796.

Ich habe meinen Dank noch aufgehoben für das Afrikaniſche Landſchäftchen, das Du mir ſo hübſch haſt copiren laſſen.

Wie geht es Dir bey dem abenteuerlichen Wetter! — Uns iſt in Jena ganz wohl geweſen; vorzüglich auch den Kaledoniſchen [1]) Bergbewohnern. Sie freuten ſich wie Kinder, Berge zu ſehen.

Schiller [2]) habe ich zweymal beſucht. Er empfiehlt ſich, wie die übrigen, die Dich bald zu ſehen hoffen.

Die neuen Schätze des Cabinets haben wir, obwohl etwas in Eile geſehen, weil es ſehr kalt in den Zimmern war.

Hufelands Makrobiotik iſt erſchienen und ſcheint ein ſehr leſerliches Buch zu ſeyn. Knebel.

149. An Goethe.

(Weimar den 11. Januar 1797.)

Ich freue mich Deiner Ankunft [3]), die ich in der That diesmal ſehnlicher erwartet hatte. Laß mir einen Wink geben, wenn ich Dich bequem zu Hauſe finden kann.

Ich lebe hier ſo meiſt in meinem kleinen Kamtſchatka, und ſuche mir das Leben nicht ganz ungenießbar zu erhalten, indem ich mich von der unbedeutenden oft widrigen Menge entferne.

Das Buch hat, ſoviel ich mich erinnere, Herder jüngſt

1) S. vorher Brief vom 13. December.
2) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 257, S. 305.
3) Ebend., Nr. 259, S. 3 fg.

zu ſich geſteckt [1]). Doch weiß ich es nicht ganz gewiß, und er hat mir nichts darüber geſprochen.

Lebe wohl. Ich bin begierig von Deinem auswärtigen Leben etwas zu erfahren. Knebel.

150. An Goethe.

(Weimar, Februar 1797.)

Ich darf Dich wohl an Dein Verſprechen erinnern, mir von Deiner neuen epiſchen Arbeit [2]) etwas hören zu laſſen! Beſtimme mir eine Stunde des Morgens oder des Nachmittags, daß ich zu Dir kommen kann. Zu mir iſt Dir wohl der Weg zu weit, und billig zu ſchmutzig.

Ich bin ſehr verlangend das Verſprochene zu hören, und Aganippens Waſſerfall im Thüringer-Lande zu vernehmen. K.

151. An Knebel.

Jena den 2. März 1797.

Einen freundlichen Gruß habe ich zu rechter Zeit erhalten und mich deſſen erfreut; ſeitdem habe ich mich zu meinen poetiſchen Arbeiten, nach gewohnter Weiſe, vorbereitet und bin nun ſo nach und nach zur Stimmung gekommen, in der ich, wenn ſie mich nicht zu früh verläßt, mein Gedicht [3]) zu endigen hoffe.

Ich habe in der Zwiſchenzeit mit meinen Beobachtungen und Zuſammenſtellungen, die Du kennſt, fortgefahren; nun

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 259, S. 5 fg.

2) Hermann und Dorothea.

3) Hermann und Dorothea. Vgl. Schiller's Briefwechſel, Nr. 280, S. 46.

iſt der Bergrath von Humboldt hier, der, wie ein reiches Cornu copiae, ſeine Gaben mit Liberalität mittheilt und deſſen Umgang äußerſt erfreulich und nützlich iſt.

Damit Du ſiehſt, daß meine Spatziergänge nicht ganz unfruchtbar ſind, ſo ſchicke ich Dir das Schwänzlein eines beliebten Thiers, welches ich in Dein Naturaliencabinet aufzuheben bitte.

Es iſt übrigens hier meiſt in allen Fächern ein ſo ſchnelles literariſches Treiben, daß einem der Kopf ganz drehend wird, wenn man drauf horcht. Es iſt aber ſehr merkwürdig zu ſehen wie in unſerer Zeit nichts, auch nur einen Augenblick, an ſeiner Stelle bleiben kann und alles ſich wo nicht verbeſſert doch immer verändert. Die literariſche Welt hat das Eigne, daß in ihr nichts zerſtört wird ohne daß etwas Neues daraus entſteht, und zwar etwas Neues derſelben Art. Es bleibt in ihr dadurch ein ewiges Leben, ſie iſt immer Greis, Mann, Jüngling und Kind zugleich, und da wo nicht alles, doch das meiſte bei der Zerſtörung auch noch erhalten wird, ſo kommt ihr kein anderer Zuſtand gleich. Das macht auch daß alle, die rein darinne leben, eine Art von Seligkeit und Selbſtgenügſamkeit genießen, von der man auswärts keinen Begriff hat.

Dieſe Bemerkung die ſich mir aufdringt und die ich nur ſo hinwerfe, verdiente beſſer geſagt und abgehandelt zu werden.

Ich habe dieſe Tage den Swammerdam ſtudirt, es iſt eine außerordentlich ſchöne Natur und ein trefflicher Beobachter. Er erhob ſich unglaublich über ſein Zeitalter, durch eine treue Beobachtung der Phänomene, durch eine klare Aufſtellung und eine verſtändige Zuſammenſtellung derſelben; er dachte gut und es fehlte ihm bis auf einen gewiſſen Punkt weder an Klarheit noch an Methode. Im Vortrag iſt er nicht immer glücklich, und im polemiſchen

Theile giebt er seine eigne erkannte Wahrheit einigermaßen auf, um dem Feinde desto sicherer aus dem Felde zu schleichen.

Lebe wohl und verzeih daß ich dergleichen Urtheile und Meinungen schreibe, so leicht hin wie sie allenfalls im Discours passiren.

Ich muß mich nun die erste Zeit recht zusammenhalten, bis mein letzter Gesang auch aus seiner Puppe ausgekrochen ist und ihm die Flügel gewachsen sind; dann hoffe ich wieder eine Zeit lang, will's Gott, als ein freyer Mensch zu leben. G.

152. An Goethe.

Weimar den 4. März 1797.

Ich freue mich recht sehr etwas von Dir zu hören, und insonderheit auch daß Du in guter Stimmung bist und Dein Gedicht heranwächst. Mögen Dich die Götter des Himmels, die sich zwar jetzt heiter aber kalt zeigen, immer dabei erhalten.

Den innern Genuß der Seele, welchen uns die Studien geben, fühle ich jetzt auch zuweilen ein wenig, und fühle daher, wie wahr Du Dir das sagen kannst, der Du eine weit reichere Erbschaft hiezu erlangt hast. Ich lese jetzt in den Werken von Büffon, auf den mich einige Anekdoten aus seinem Leben gebracht haben, und das mit großem Genuß. Wenn er nicht der allererste Beobachter seyn sollte, so ist er mir doch der erste Schreiber und das will viel sagen, in dem Geiste wie er es selbst genommen hat. Bey ihm kann man sich die Lust zur Naturgeschichte wie aus der Natur selbst holen.

Ich möchte wohl den Swammerdam bei Dir sehen, d. h. mir einiges von ihm von Dir zeigen und sagen lassen.

Auch Humboldt möchte ich ſehen. Sollte es einen Tag der künftigen Woche Dir nicht beſchwerlich ſeyn, ſo komme ich hinüber. Du müßteſt mir aber den Tag beſtimmen und ſo käm' ich früh. Böttigern und ſo was, müßte ich wohl mitnehmen.

Ich habe indeß die chaumière Indienne erhalten, von der Frau von Stael ſo herzlich ſpricht. Sie paſſirt nun in der Welt herum, ſonſt wollte ich Dir eine Stelle abſchreiben, die Dir, der optiſchen Beobachtungen wegen, ſehr auffallen würde. Ein andermal!

Unſer Herder iſt krank und liegt zu Bette. K.

153. An Knebel.

Jena den 28. März 1797.

Ich habe Dir, mein werther Freund, lange nicht geſchrieben und Dich nicht, wie ich vorhatte, eingeladen; es hat ſich dießmal alles ſo gedrängt, daß mich die Mannigfaltigkeit der Exiſtenz und die Anforderungen des Tages faſt betäubt haben. Wenn Du mein Gedicht [1]) ſehen wirſt, das beinahe ganz geendigt und von vorn bis hinten nochmals durchgearbeitet iſt, ſo wirſt Du am beſten beurtheilen können, daß ich dieſe vier Wochen nicht müßig war. Dann fordert die Thätigkeit der Freunde und Kunſtverwandten auch noch zur Theilnahme auf. Schiller iſt fleißig an ſeinem Wallenſtein, der ältere Humboldt arbeitet an der Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylus, der ältere Schlegel an einer des Julius Cäſar von Shakſpeare, und indem ich ſo ſehr Urſache habe über die Natur des epiſchen Gedichts nachzudenken, ſo werde ich zugleich veranlaßt auch auf das Trauer-

1) Hermann und Dorothea.

ſpiel aufmerkſam zu ſeyn, wodurch denn manches beſondere Verhältniß zur Sprache kommt.

Dabey bringt noch die Gegenwart des jüngern von Humboldt, die allein hinreichte eine ganze Lebensepoche intereſſant auszufüllen, alles in Bewegung was nur chemiſch, phyſiſch und phyſiologiſch intereſſant ſeyn kann, ſo daß es mir manchmal recht ſchwer ward mich in meinen Kreis zurückzuziehen.

Nimmſt Du nun dazu, daß Fichte eine neue Darſtellung ſeiner Wiſſenſchaftslehre, im philoſophiſchen Journal, herauszugeben anfängt, und daß ich, bei der ſpekulativen Tendenz des Kreiſes in dem ich lebe, wenigſtens im Ganzen Antheil daran nehmen muß; ſo wirſt Du leicht ſehen, daß man manchmal nicht wiſſen mag wo einem der Kopf ſteht, beſonders wenn noch reichliche Abendeſſen die Nacht verkürzen und die den Studien ſo nöthige Mäßigkeit nicht begünſtigen. Ich freue mich daher bald wieder nach Weimar zu kommen, um mich wieder in einem andern Kreiſe zu erholen. Unglaublich aber iſt's, was für ein Treiben die wiſſenſchaftlichen Dinge herumpeitſcht, und mit welcher Schnelligkeit die jungen Leute das, was ſich erwerben läßt, ergreifen. Lebe indeſſen wohl in Deinem ruhigen Garten, wo ich Dich zu Ende der Woche wieder zu ſehen hoffe. G.

154. An Goethe.

April 1797.

Wie geht es Dir, Lieber? Ich habe Dir ſeitdem jeden Tag wieder danken wollen für Deine Bemühung, das Leben hier aus ſeiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit zu reiſſen, und für Deine letzte liebe Vorleſung. Möchte es Dir vielleicht einmal dünken, um den Ort zu verändern, mir das Ende

davon in meinem Garten genießen zu laſſen? Er iſt zwar nicht ſo wohl zubereitet wie der Deinige, aber doch auch ſtill und einſam.

Darf ich Dich um die Kupfer vom Mont-blanc wieder bitten? Sie gehören zu Saussure's Werk und ich will ſie binden laſſen.

Lebe wohl. Knebel.

155. An Knebel.

(1797.) [1]

Indem ich Dir meine Ankunft melde mit der Hoffnung Dich bald zu ſehen; ſo frage ich an, ob Du nicht etwa jene Herzensergießungen eines Kloſterbruders, welche Rath Schlegel damals mitbrachte, zu Dir genommen haſt? oder ob Du weißt wer etwa von der Geſellſchaft das Buch haben könnte? ich werde wieder daran erinnert, hatte es ganz vergeſſen und finde es nicht in meinem Zimmer.

Es iſt mir die Zeit über recht wohl gegangen und die Menge der Menſchen und neuer Gegenſtände hat mich recht wohl unterhalten, wovon mündlich mehr. G.

156. An Goethe.

(1797.) [2]

Magſt Du vielleicht wiſſen, wie die Franzoſen ein Stück, wie unſer Monodrama Medea war, beurtheilen, ſo

1) Ohne Datum. Im Jahre 1797 kam der hier erwähnte Roman Wackenroder's heraus. Vgl. Goethe's Werke, XLV, 135; XXXI, 142.

2) Die Medée von Fr. Ben. Hoffmann (tragédie lyrique en 3 actes en vers) erſchien zu Paris an V (1797). Quérard. La France littéraire. T. IV.

Uſchk Nameh.

Buch der Liebe.

Sage mir,
Was mein Herz begehrt?

Mein Herz iſt bei dir
Halt' es werth.

Muſterbilder.

Hör' und bewahre
Sechs Liebespaare.
Wortbild entzündet, Liebe ſchürt zu:
Ruſtan und Rodawu.
Unbekannte ſind ſich nah:
Juſſuf und Sulcika.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
Medſchnun und Leila.
Liebend im Alter ſah
Dſchemil auf Boteinah.

wirſt Du es in gegenwärtiger Decade am bezeichneten Orte finden. Der Lit. Hofmann ſcheint es ganz nach dem Teutſchen gebildet zu haben, ob er dieſes gleich nicht nennt.

Auch das vorſtehende Fragment — sur les pommes wird Dir Spas machen. — Darf ich mir's heute wieder zurück erbitten?

Guten Morgen! Knebel.

157. An Goethe.

Bayreuth den 25. Jul. 1797.

Mich verlanget, Lieber, an Dich zu ſchreiben, da es mir beinahe ſchon ein halbes Jahr dünkt, daß ich Dich verlaſſen habe, ob es gleich kaum über vier Wochen ſeyn mag, daß ich von Weimar entfernt bin.

Aber die Zeit verlängert ſich in der Vorſtellung unendlich, wann mehrere veränderte Punkte in ſie gelegt werden. Dir von dieſen die Erzählung zu machen, würde für Dich und für mich anjetzt beſchwerlich ſeyn. Wer ſo lange wieder in der zuſammengeengten Welt ſeiner ſelbſt geſeſſen hat, wie ich letzten Winter, dem öffnet ſich leicht ein weiter Schauplatz, wann er nur einige Meilen von der Stelle kommt, und gleichſam wieder anfängt mit Menſchen zu leben. Das Leben der Menſchen hat ſo was Unbeſtimmbares, daß, ob es gleich nur die beſtändige Wiederholung der alten Bemerkungen und Regeln iſt, man doch mit jeder Stunde auf neuem Boden zu ſtehen glaubt. Woher auch ſonſt erhielte ſich das Intereſſe für daſſelbe?

Um Dir alſo von mir anzufangen, ſo muß ich Dir nur ſagen, daß es mir bisher recht gut gegangen iſt, und daß ich überall bin wohl aufgenommen worden. Mein

Weg mit Matthisson bis Coburg [1]) war für uns beide angenehm, und niemals ist wohl der Thüringer Wald poetischer durchreis't worden. Er hat mir das Vergnügen gemacht, mir den größten Theil seiner Gedichte, die er meist auswendig kann, im Wagen vorzusagen, und ich habe durch seinen Ausdruck erst ihren ganzen Werth und ihre Eigenthümlichkeit gefühlt.

Die Gegend um Bayreuth, so wie die Stadt selbst, ist einladend und schön. Die Meinigen fand ich wohl; sie nahmen mich freundlich auf. Ich besuchte den Präsident Schuckmann, der mich beinahe brüderlich aufnahm. Er ist gar sehr Dein Freund. Um seinetwillen allein wäre es mir von großer Wichtigkeit gewesen, mich einige Zeit hier aufzuhalten. Er ist in einem sehr hohen Grade das, was ich mir von einem Manne, der solchem Wesen vorsteht, nur denken könnte. Simpel und ohne einen Schatten von Eitelkeit, die sich so vielfach verkleidet, — gleichsam ohne Person, wenn ich so sagen darf; — gerade nur auf die Sache und ihren Grund losgehend; unerschütterlich in seinem Wesen und Geschäfte, und doch voll warmen menschenfreundlichen Sinnes und biegsamer Nachgiebigkeit.

Ich habe seitdem andere von den großen Preußischen Geschäftsmännern in seiner Gesellschaft gesehen, welche die Nähe der Bäder hier durchführte. Ihre gewaltsame Thätigkeit machte mir beinahe Furcht vor jedem Thun. Sie erreichen alles mit ihren halben Kenntnissen, d. h. sie pfuschen überall; möchten die Luft verarbeiten, um sie zum Nutzen des Staates anzuwenden, und können, aus eigner Superficiellität, die schönen Geister gar nicht vertragen. Ihre eigne Person ist immer der Hauptgegenstand ihrer Be-

1) S. Knebel's literarischer Nachlaß, I, Nr. 2, S. 131.

mühungen, und in der That sollte man sich zuweilen wundern, daß sie das noch aus ihr herausbringen.

Daß mich Schuckmann wohl aufgenommen habe, brauch ich Dir also nicht zu wiederholen, und gewiß würde es mir hier nicht schwer fallen, künftig eine von den neuetablirten Kreisdirektorstellen zu erhalten (bei der nächsten Erledigung einer derselben), das er mir beinahe versichert hat. Ich bin jetzt unbekümmerter um mein Schicksal, und ob es mir gleich an Fleiß und gutem Willen nicht fehlen wird, so scheue ich mich doch eine Laufbahn anzutreten, zu der entweder eine ältere Erfahrung gehöret, oder ein etwas jugendlicherer Trieb zum Aushalten in meist subalternen Geschäften. Auf die Nachsicht meiner Obern möcht' ich nicht gerne rechnen, und so könnte es kommen, daß mir unter angestrengter Arbeit der Zweck verloren ginge, weshalb ich solche unternommen, nemlich um das Leben zu arbeiten. Das arme Vorurtheil, das bisher in Weimar geherrscht hat, daß zu gewissen Geschäften nur außerordentliche Fähigkeiten der Praxis erfordert würden, herrscht wenigstens in Schuckmanns Kopf nicht. Er weiß, daß man mit Vernunft sich gar leicht eine Praxis macht, und rechnet auf diese mehr, als auf alles was ohne eigene Vernunft geschieht. Indeß bleibt uns bei unsern langen politischen Vorurtheilen doch immer und leider eine Vernachläßigung gewisser Kräfte, die denn durch Anstrengung beschwerlich ersetzet wird. Gehe es nun wie es wolle! Ich will unbekümmert um mein Schicksal seyn. An guten Willen hat es mir nicht gefehlt; die Hälfte der Schuld mögen die verkehrten Zeiten tragen! —

Ich hätte Dir noch viel zu sagen, Lieber! aber das Blatt ist beschränkter als mein Wille. Ich kann nicht leugnen, daß mir zuweilen das Gefühl kommt, als wenn aus der Schule, woraus wir gekommen sind, das Leben

einen höhern Gesichtspunkt verdiente, als ihm die gemeinen Geschäfte anweisen. Dies sey noch zum vorigen. Lebe wohl und erhalte mir Deine Freundschaft. Empfehle mich auch dem Herzog, wenn es die Gelegenheit giebt.

Dein treuer Knebel.

158. An Knebel.

Frankfurth a/M. den 10. August 1797.

Deinen lieben Brief habe ich in Frankfurth erhalten und bin gegenwärtig ein Reisender wie Du. Ich fühle das sehr lebhaft was Du über die Veränderung des Zustandes sagst, denn mir geht es hierin beinah wie Dir, und wenn man nicht immer in der Welt lebt, so sieht man sie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und so gut man sie kennt, machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man denn das alte plumpe Mährchen wieder bald gewahr wird. Ich wünsche Dir zu allen Deinen Unternehmungen Glück und begreife den Sinn einiger Stellen Deines Briefes recht wohl; ich hoffe daß Dein gutes Geschick Dich verhindern wird, Dich noch in alten Tagen einer solchen Subalternität zu unterwerfen, die jeden rechtlichen Menschen zur Verzweiflung bringen muß. Kannst Du eine gute Pfründe Sine cura erwischen, so thue es ja und laß die Andern aus Licht und Luft arbeiten was sie können.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich mehr, als sehr viel wichtigere Dinge auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im

Hauſe wohlſtehen. Die wenigen Tage die ich hier bin hat mich die Betrachtung ſo mancher Gegenſtände ſchon ſehr vergnügt und unterhalten, und ich habe für die nächſte Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unſern guten Meyer, der am Zürcher See angekommen iſt, aufſuchen und ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen [1]). Nach Italien habe ich keine Luſt, ich mag die Raupen und Chryſaliden der Freiheit nicht beobachten, weit lieber möchte ich die ausgekrochenen franzöſiſchen Schmetterlinge ſehen.

Lebe recht wohl, und ehe Du einen neuen Zuſtand erwählſt, ſo bedenke alles ja wohl, denn es iſt nichts gefährlicher als ſich in unſerm Alter zu vergreifen.

Empfiehl mich Herrn von Schuckmann, es iſt einer der ſchätzbarſten Männer die ich in meinem Leben gekannt habe. G.

139. An Knebel.

Weimar den 2. Januar 1798.

Beiliegendes Blatt gibt nähere Auskunft was mit den Büchern und dem Gelde zu thun, du haſt die Güte das nöthige zu beſorgen. —

Wir hatten um ſo mehr Urſache uns Deines freundlichen Empfanges in Nürnberg [2]) zu freuen, da es das letzte Gute war, das uns auf der Reiſe begegnete, Weg und Wetter fanden wir nachher abſcheulich.

Seit meinem Hierſeyn habe ich mehr einiges vorbereitet als etwas gethan; in dieſer Jahreszeit bin ich ohnedies nicht zu viel Gutem aufgelegt und die Reiſe hatte mich be-

1) S. Goethe's ſämmtliche Werke, XLIII, 164—244.
2) Ebend., XLIII, 244. Schiller's Briefwechſel, Nr. 347.

sonders zerstreut. Man ist in einem gewissen Alter an einen gewissen Ideengang gewöhnt, das Neue was man sieht ist nicht neu und erinnert mehr an unangenehme als angenehme Verhältnisse, und ganz vorzügliche Gegenstände begegnen einem doch selten.

Ich will nun nach und nach wieder an irgend eine Arbeit gehen; denn wenn ein Jahr nicht leer verlaufen soll, so muß man bei Zeiten anfangen. Ich denke den Faust zuerst vorzunehmen und zu gleicher Zeit meine physikalischen und naturhistorischen Arbeiten fortzusetzen. Wie weit wir kommen muß die Folge zeigen.

Wir haben jetzt ein paar Elephanten hier, die nebst ihrer übrigen Gesellschaft unser altes und junges Publikum sehr in Bewegung setzen; außer noch einigen wilden Thieren sind außerordentlich schöne Papageyen dabei.

In einiger Zeit denke ich nach Jena zu gehen und innerhalb Deiner vier Wände mir Stimmung zu allerlei Gutem zu holen. Lebe Du auch indessen recht wohl und laß mich von Dir hören. Möge Dir die Zeit das Beste bringen. Nochmals Dank für alles Gute.

Meyer ist sehr heiter, er grüßt und schreibt. G.

Grüße die Freunde bestens.

Du hast ja wohl die Güte durch Deinen Bedienten oder sonst einen dienstbaren Geist die Antwort auf inliegendes Blatt bey dem Mechanikus Behringer abholen zu lassen, und mir solche zu melden. Ich habe den Mann selbst besucht und er versprach mir in einigen Monaten den angefangenen Globus zu liefern.

160. An Goethe.

Nürnberg den 5. Januar 1798.

Schon längst, Lieber! hätte ich bei Dir zugesprochen, wenn mir meine nicht immer heitere Stirne erlaubt hätte, Deinen Musentempel zu besuchen.

Ich denke mit dem 20. dieses, oder wenigstens sogleich darnach, von hier abzugehen und mich in Ilmenau zu etabliren. Der Bergrath Voigt daselbst ist äußerst gut und gefällig gegen mich und verspricht mir alles zu bereiten. Ich werde nicht unglücklich seyn. Sage, wenn Du es gut findest, doch dem Geh. Rath Voigt auch was von mir und suche ihn mir zu verbinden. Es ist doch nöthig, da man gegen uns Partey macht, daß wir auch etwas zusammenhalten. In wenigen Tagen gehe ich nach Anspach, meine Mutter da zu besuchen, und zugleich den Minister Hardenberg zu sprechen. Ich werde suchen, mir doch einige Aussicht im Nothfall für die Zukunft offen zu halten.

Nun zu andern! Ich habe Deinen Hermann und Dorothea diese Zeit wieder bei Holzschuher [1]) und den Seinigen vorgelesen. Sie haben uns den allermeisten Genuß verschafft. Kein Wort fiel ohngefühlt zur Erde. Wir lieben und bewundern dies herrliche Produkt einer seltenen Geistesintegrität.

Meine letzten Anmerkungen zum Properz habe ich nun an Böttiger überschickt. Da ich alles wieder von neuem studiren mußte und mir öfters die Geistesstimmung fehlte, so sind sie, so klein und unbedeutend sie auch sind, mir doch ziemlich sauer geworden. Sie brauchen aber durch-

1) Knebel's Jugendfreund in Nürnberg, „ein biederer, Kunst und Wissenschaft liebender Mann". (Knebel's Literarischer Nachlaß, I, xxxv.)

aus noch einer strengen Revision und ich bitte Dich, Lieber! daß Du Herrn Böttiger bereden mögest, solche zu übernehmen! Ich habe ihn auch gebeten, das Leben des Properz dazu zu schreiben [1]). Bey seinem weitläuftigen Vorrath und vieler Beleſenheit iſt ihm das ein leichtes, das mir jetzt beinahe unmöglich ſeyn würde. Ich bitte Dich, unterſtütze mein Verlangen, damit dieſe kleine Arbeit endlich auf Oſtern vollendet ſeyn möge.

Und nun Dank, Lieber, im voraus, wenn Du alle meine Bitten erhörſt! Ich liebe Dich herzlich, wie auch alle Guten hier.

Herr von Murr läßt Dich doch auch ſeiner Hochachtung verſichern, ob er gleich den wohlfeilen Götzen nicht vergeſſen kann [2]). Ich habe ihm unterdeſſen auch ein paar Blätter eines alten Manuſcripts von Properz abgezwickt, die er irgendwo vom Einband eines alten Buches aufgegabelt hat und von denen er einen gelehrten Gebrauch machen wollte. Wirklich ſind ein paar merkwürdige neue Lesarten auf dieſen Blättern. Knebel.

161. An Knebel.

Weimar den 12. Januar 1798.

Auf Deinen lieben Brief will ich nur gleich einige Worte ſagen, damit ſie Dich noch in Nürnberg antreffen.

Ich wünſche Dir Glück zu Deinem Entſchluß, denn in ſolchen Fällen bleibt doch zuletzt nichts übrig, als ſich zu einer oder der andern Aufopferung zu entſchließen, und zu einer ſolchen Wahl kann ſich der den es trifft doch immer

1) S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, III, 29.

2) Bezieht ſich auf einen Kunſtgegenſtand aus ſeiner Sammlung.

nur zuletzt selbst bestimmen. Nimm es daher mit denen nicht zu genau, die als bloße Zuschauer Dir theils zu heftig widerstrebten, theils zweifelhaft waren was und wie sie mitwirken sollten. Bei noch so verschiedener Ueberzeugung hat doch jeder nur Dein Bestes, freilich auf seine Art und Weise, gewünscht, und nichts kann Deinen Entschluß besser rechtfertigen als Dein künftiges Glück.

In wie fern Böttiger sich entschließen wird, Deine Anmerkungen zum Properz zu revidiren, wollen wir von ihm vernehmen. Er ist freilich über alle Begriffe überhäuft und es ist schwer sich in die Arbeit eines Andern hinein zu denken. Du sollst bald erfahren was hat geschehen können.

Du hast in Ilmenau an dem Bergrath einen gar guten Nachbar und Agenten.

Geheime Rath Voigt wird Dir gern in allem gefällig seyn, was Dir in Ilmenau wünschenswerth seyn kann.

Herr von Fürstenbach ist nicht in hiesigen Diensten angestellt, ich weiß auch nicht daß davon die Rede gewesen sey, er lebt still und ich wüßte weder etwas lobens- noch tadelnswürdiges zu sagen.

Es freut mich, daß Du mein Gedicht nochmals vorlesen wollen. Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechtswegen die beste Wirkung der Poesie seyn.

Seit ich zurück bin habe ich noch nichts hervorgebracht, dagegen aber vieles gelesen und manches vorbereitet. In diesen letzten Tagen habe ich die Farbenlehre wieder vorgenommen und will meine vielen Erfahrungen wenigstens so stellen, daß meine Arbeit andern nicht ganz unnütz bleibe. Wenn ich genöthigt wäre, diese Lehre nur zwei halbe Jahre öffentlich zu lesen, so wäre alles gethan; aber die Gelehrsamkeit auf dem Papiere und zum Papiere hat gar zu wenig

Reiz für mich. Man glaubt nicht wie viel Todtes und Todtendes in den Wissenschaften ist, bis man mit Ernst und Trieb selbst hineinkommt, und durchaus scheint mir die eigentlichen wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben. Doch es mag jeder sein Handwerk treiben [1]).

Lebe nun schönstens wohl und komm uns glücklich näher, es läßt sich alsdann wohl eine ganz leidliche Communication nach Ilmenau einrichten. Indessen lass, ehe Du von Nürnberg weggehst, noch ein paar Worte von Dir hören. G.

Vielleicht magst Du an einer Sendung Theil nehmen, die ich an Mineralien vom Gotthardt kommen lasse. Magst Du Dich auf 1 bis 2 Karolin unterschreiben, so sollst Du verhältnißmäßig interessante Sachen erhalten. Ich erbitte mir hierüber bald einige Nachricht.

162. An Goethe.

Nürnberg den 18. Jenner 1798.

Deinen Brief vom 2. dieses habe ich in Ansbach, und den letzten vom 12. hier vor ein paar Tagen erhalten.

In Ansbach ging es mir diesmal nach Wunsch. Präsident Schuckmann kam kurz zuvor von Baireuth aus hin und nahm mich wieder mit Freundschaft auf. Ich eröffnete ihm, daß ich größtentheils, auch meiner Familie wegen, einige vortheilhafte Aussicht in diesen Landen zu haben wünschte, wobei ich doch in kein neues Joch mich zwängen könnte, noch möchte. Er kam mir auf halbem Wege entgegen und

1) Vgl. Schiller's Briefwechsel, Nr. 405, S. 27.

Süße Liebeslaune,
Salomo und die Braune!
Haſt du ſie wohl vermerkt,
Biſt im Lieben geſtärkt.

Noch ein Paar.

Ja, Lieben iſt ein groß Verdienſt!
Wer findet ſchöneren Gewinnſt? —
Du wirſt nicht mächtig, wirſt nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, ſo gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Aſra reden. —
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen alle kennen.
Was ſie gethan, was ſie geübt,
Das weiß kein Menſch! Daß ſie geliebt,
Das wiſſen wir. Genug geſagt,
Wenn man nach Wamik und Aſra fragt.

Leſebuch.

Wunderlichſtes Buch der Bücher
Iſt das Buch der Liebe;
Aufmerkſam hab' ich's geleſen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden,

gab mir eine Aussicht, die — wenn das Schicksal dieser Lande ferner so bestehen sollte — für mich und Andere Annehmlichkeit und Vortheil haben könnte. Er ermahnte mich hierauf, die Sache ihm gänzlich zu überlassen, und da er täglich mehr Zutrauen und Einfluß gewinnt, so konnt' ich mich dabey wohl beruhigen. Uebrigens fand ich daselbst meine alte Mutter sehr zufrieden und wohl, und in des Ministers [1]) Haus empfing ich mehrmalen Zeichen destinguirter Achtung. —

Von Herrn Böttiger will ich mir die Abschrift meiner Uebersetzungen nochmals nach Ilmenau ausbitten und da der Druck ohnehin nicht sogleich gefördert wird, sie selbst nochmals durchsehen. Doch wünschte ich, daß er mir einiges bezeichnete. Ich hoffe, daß er das letztere wird erhalten haben. Künftigen Sonntag in der Nacht denke ich von hier abzugehen und da die Reise Tag und Nacht gehet, so denke ich wohl nächsten Dienstag schon in Ilmenau zu seyn. Ich hoffe sehr darauf, daß Du mir die Communikation zwischen da und Weimar etwas erleichtern werdest, und ein Mittel ausfinden mögest, den Mangel literarischer und anderer Neuigkeiten ohne Deine zu große Beschwerde, zu ersetzen.

Zu einer Theilnehmung an Mineralien vom Gotthardtsberge stimme ich für die benannte Summe gar gerne. Ueberhaupt wird das Steinreich für meinen künftigen Aufenthalt mir wichtiger werden. Ich habe einige recht schöne Sachen hierzu in Anspach erhalten, auch einige miranda naturae, die ich Dir aufbewahre.

Ueber die seltne Erscheinung der Elephanten, die auch ohne Zweifel in diese Gegenden kommen werden, freut man

1) Hardenberg.

sich allenthalben. Vielleicht ist schon ihrethalben der Winter etwas gelinder.

Daß Du Dich von der Muse des Gesangs wieder zur Muse der Naturgeschichte wendest, ist erfreuend für mich. Beide sind dem Menschen so würdig und so nahe. Auch ich verdamme die Papierweisheit, und glaube, daß alles mehr in lebendigen Vortrag übergehen sollte. Wie wenig diese belesenen Menschen durch innere Natur und Charakter vermögen, habe ich in dieser letzten Zeit wahrgenommen. Wie weit mehr Zuversichtliches und Sicheres liegt in diesen roheren Menschen, deren Kruste weniger glänzend und polirt ist. Der Unterschied der Sophistik und Wahrheitsliebe, den den Du in Deinem Briefe machst, ist äußerst wahr und bemerkenswerth.

Nun lebe wohl, Lieber! Ich freue mich, Dir bald näher zu kommen, und in meinen Wäldern soll künftig auch Dein Name ertönen. Grüsse nochmals den guten Meyer, den ich so sehr schätze, und bleibe mir gewogen!

Dein K.

163. An Goethe.

Ilmenau den 21. Jenner 1798.

Seit gestern, Lieber, bin ich hier, und freue mich wenigstens Deiner Nähe. Alles lässet mich hier einen zufriedenen Aufenthalt ahnen, und Deine gute Sorgfalt ist mir hierin auch schon zuvorgekommen. Der gute Voigt hat mich wie einen langerwarteten Gast wohl vorbereitet aufgenommen. Ich habe hier mein Quartier auf dem Markte, in dem Hause, das eine angenehme französische Familie vor mir soll bewohnt haben. Das Quartier ist artig, nur wird es ziemlich enge werden. Jetzt bin ich mit den ersten Einrichtungen beschäftigt.

Meine Hieherreise, bei den abscheulichsten Wegen, die sich je Menschen denken können, war doch nicht ganz ohne Annehmlichkeit. Ob wir gleich Stunden lang im Moraste verweilen mußten, wo wir stecken geblieben, so machte mir doch der erfahrne verständige Sinn unsers Wagenpiloten (denn ich fuhr mit dem Hamburger Wagen bis Hildburghausen) manches Vergnügen, und durch den Wald bin ich gestern lustig auf den Schlitten hergekommen. Da liegt der Schnee 3 bis 4 Ellen tief, und wo der Weg nicht gebahnt ist, findet man nichts als Abgründe. In der That unterstützte ich das eigene dieser Fahrt mit der Idee, daß ich in Kamschatka sey, und niemals bin ich den polarischen Reichen in meiner Vorstellung näher gewesen.

Nun, Lieber! unterstütze auch Du mich zuweilen mit Nachrichten von Dir, mit etwas Literarischem, das Dir zufällt, und laß mir den Südwind des Genies von Norden herwehen.

Ich liebe Dich herzlich, wie auch unsern guten Meyer. Ihr werdet mir immer, wie der zusammenfrierende Wein, kostbarer.

Lebe wohl, Du Guter! Knebel.

164. An Knebel.

Weimar am 1. Februar 1798.

Sey mir schönstens in dem Ilmenauer Schnee gegrüßt, in dessen Nähe ich Dir heitere Tage wünsche, bis das Frühjahr uns alle wieder erquickt. Möge der letzte Knoten [1]), den Du in Dein Schicksal knüpftest, Dir alles wünschbare Gute herbei führen.

1) Knebel's Verheirathung.

Laß mich von Zeit zu Zeit hören wie Du Dich befindest, und womit man Dir einiges Vergnügen machen könnte. Kommt mir irgend was merkwürdig Neues zur Hand, so soll es Dir mitgetheilt werden. Ich habe in diesen Tagen nur geordnet und bei Seite geschafft, ich muß mir Raum machen, um bald einen Jenaischen Aufenthalt zu einigen Arbeiten nutzen zu können. Leider hat meine Reise, mit ihren Folgen, mich sehr viel Zeit gekostet, ob ich gleich nicht Ursache habe sie mich reuen zu lassen. So wie man bei dem wilden Zustand der Welt recht zufrieden seyn kann, sich wieder zu Hause zu befinden. Lebe recht wohl und gieb mir bald Nachricht von Deinem Leben und Wesen. G.

165. An Goethe.

Ilmenau den 17. Februar 1798.

Lieber! Mein Herz hat viel seitdem an Dich gedacht und oft gewünscht es Dir sagen zu können. Zumalen hat mich Dein guter Wunsch gerührt. Nur der Weise weiß was er zu wünschen hat, wie, wann, und unter welchen Bedingnissen. Ich nehme ihn an, als Zusage eines guten Glücks.

Den 9ten dieses habe ich mich bei Bergrath Voigt mit Luisen [1]) trauen lassen, die Tags zuvor spät in der Nacht hier ankam, da sie den Wagen im Walde zerbrochen hatten. Ich nahm dieses als letztes Zeichen des bösen Geistes, der uns bisher so tückisch verfolgt hatte. Seitdem bin ich glücklich, froh und heiter, und sie ist es auch. Mehr will ich nicht sagen; aber ich hoffe, es soll sich fernerhin bestätigen. Ich habe immer ein zartes gutes Gefühl und einen gesunden

1) Fräulein Luise von Rudorf. Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, XLVIII.

Sinn bei einem Weibe für das angesehen, was zum Glück eines Mannes durch sie hinlänglich sey. Für die andern hohen Naturen habe ich keinen rechten Sinn mehr, und ich bin neuerer Zeit immer mehr abgekommen, das eigentlich Moralische, das aus einer höhern Ansicht der Dinge und einer Vergleichung und Aehnlichstellung unserer Natur mit derselben sich herleitet, auf die weibliche Natur zu passen. Es kommt ihnen nur dem Scheine nach zu, nicht aber von innen heraus, durch eigene Erkenntniß; denn es verläßt sie auch alsbald wieder in dem Punkte, wo es am entschiedensten wirken sollte. Ich kann mir durchaus keinen Zug eines Weibes in der Geschichte erinnern, der auf wahrer innerer moralischer Größe ruhte. Ihnen muß Stolz oder Eitelkeit das ersetzen. Was nicht durch einen natürlich guten Instinkt bei ihnen gewirkt wird, hat für mich keinen Werth mehr — es sey denn Fleiß und Lebensgeschäfte. —

Soviel genug. Uebrigens ist mir mein Aufenthalt hier sehr lieb und auch Luisen gefällt er. Wir lieben beide nicht sehr herumzuspazieren, und die Bekanntschaften aufzusuchen, und übrigens ist Zeitvertreib genug. Ich sage mir das — suave, mari magno — meines Lukrez[1]) vor, und vorzüglich das — sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est — und so finde ich Ilmenau den leidlichsten Ort von der Welt.

Du wirst Dich nun bald nach Deinem Jena begeben — oder bist Du vielleicht schon da! Da wünsch ich Dir auch viel Gutes. Dich werden freilich andere Göttinnen erwarten, die ich hier nicht zu beherbergen würdig bin, aber doch wünscht ich von ihren Conversationen zuweilen etwas zu vernehmen.

Lieber! wenn Du unter Deinen Naturhistorischen Bü-

1) zu Anfang des zweiten Buchs.

chern ein vorzügliches Werk über die Mooſe haſt, ſo ſchicke mir es doch. Ich denke dieſen Theil der Naturgeſchichte mir etwas näher hier bekannt zu machen.

Was macht denn der gute Meyer? Auch ihn nicht zuweilen ſehen zu können, gehört unter meine weſentlichſten Verluſte. Vielleicht verirrt er ſich doch einmal in dieſe Berggegenden, wo wenigſtens geſundes Waſſer läuft.

Ich ſchicke Dir hier ein kleines mirandum naturae. Du ſollſt mir ſagen, was es iſt und von welchem Thiere? Mehreres ſoll ſchon nachkommen. Du könnteſt uns aber auch ein paar Müſterchen von Deinem Gotthardtsberg ſchicken!

Magſt Du die Güte haben, mir durch Geiſt, Cooks Reiſen, die Schiller von mir hat, abfordern zu laſſen und mir ſie gelegentlich übermachen?

Dein K.

166. An Knebel.

26. Februar 1798.

— Für das überſchickte mirandum naturae danke ich, es iſt in doppelter Rückſicht merkwürdig. Es iſt ein Ueberbleibſel eines Haſenſchädels, deſſen Vorderzähne, ſowohl die größern, als die nach dem Gaumen zuſtehenden kleinen, ſich widernatürlich verlängert und krumm gebogen haben. Dieſe Erſcheinung iſt an ſich ſchon merkwürdig genug, ſie wird es aber für mich noch mehr, da ich zu bemerken glaube, daß das Thier in der obern Kinnlade keine Backzähne gehabt hat, wodurch das alte, mir ſo unendlich werthe Geſetz der organiſchen Natur, daß an einem Orte kein Ueberfluß ſeyn kann, wenn am andern nicht ein Mangel entſteht, aufs neue beſtätigt wird.

Einiges vom Gotthardsberge lege ich bei, freilich nur wenig; denn ich habe, um mich nicht zu beladen, nur meiſt

einzelne Stücke mitgenommen. Ich hoffe daß uns künftig mein Correspondent vom Gipfel dieses ehrwürdigen Berges einige gute Stufen zuschicken soll.

Die Wahl unseres Bergrath Voigt hat, wie ich bemerken konnte, auch in seiner Familie Beyfall. Grüße ihn und wünsche ihm Glück.

Ich habe seit Anfang des Jahres meist mit dem Studio der Farbenlehre zugebracht und habe die Sache wieder etwas weiter vorwärts geschoben. Ich hoffe daß die Geschichte derselben interessant genug werden und viel Licht über die Materie überhaupt verbreiten soll.

Ich subscribire für zwey Exemplare des Werkes von Grübel mit dem Portrait. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, aber freylich aus einer alten Welt [1]). Wenn seine Sachen einmal heraus sind, so wird man sehr leicht Auszüge daraus ins gewöhnliche Deutsch übersetzen und sie dadurch weiter bekannt machen können; das wird aber dem armen Teufel zur Einnahme wenig helfen.

Nun lebe recht wohl, grüsse Deine Gattin und gedenke mein.

Zu Anfang März will ich nach Jena gehen. G.

167. An Goethe.

Ilmenau den 6. März 1798.

Deinen Brief mit den werthen Geschenken vom Gotthardtsberge habe ich mit besonderer Freude erhalten. Laß es Dich nicht reuen daß Du den Raub an Dir begangen hast; der Weg dazu steht Dir noch immer offen, und wenn

1) Vgl. Schiller's Briefwechsel, Nr. 415, S. 68; Nr. 536, S. 379, 381, 384.

ſich auf meinen Wegen und Stegen etwas findet, das Dir Freude machen kann, ſo werde ich auch nicht unterlaſſen es aufzuleſen. Wenn Voigt zu mir kommt, (das wohl heut geſchehen dürfte) ſo wollen wir noch beſonders über die überſandten Stücke Rath halten. Da ich jetzt den edlen Steinfreund Saussure fleißiger leſe, ſo haben mir die Stücke von den Schweizerbergen, und beſonders der blättrige Granit (von dem er öfters ſpricht) ſehr wohl gethan.

Ich überſchicke Dir für jetzt die geſammelten Helfenbeinſtückchen, die freylich ſehr enge zuſammengeſchnitten ſind, weil ſie von den Kammmachern kommen, die auf den Gebrauch des Materials etwas ſparſam ſind. Sonſt habe ich auch einige wunderbarverwachſene Gehörne von Hirſchen und Rehböcken, die durch Krankheit oder Verkümmerung dieſer Thiere, wie die Jäger ſagen, entſtanden ſind, mitgebracht, und mögen ſolche allerdings für den naturforſchenden Kenner einige Wichtigkeit haben.

Voigt iſt auf die Entdeckung des kryſtalliſirten Erdpechs von Lenz ſehr eiferſüchtig. Er kann nicht ruhen bis er auch davon erhalten hat.

Wegen Berichtigung des wunderbaren Zahnes danke ich ſehr. Ich hätte ihn von jedem Thiere eher als vom Haſen vermuthet, und glaubte er müſſe durchaus von einem fleiſchfreſſenden Thiere ſeyn.

Verlangend bin ich von Deinen Fortſchritten in der Farbenlehre bald etwas zu leſen. Ein Aufenthalt wie der hieſige, reizt mehr zu naturhiſtoriſchen Forſchungen; wenn ich nur in vorigen Zeiten mich mehr mit dem Mechaniſchen hiezu hätte abgeben und die Hülfsmittel mir anſchaffen können!

Soll ich wegen der Subſcription auf Grübels Gedichte für Dich nach Nürnberg ſchreiben? Einen andern jungen Mann daſelbſt, der Dir unter dem Namen Prediger Witſchel im Abendclubb iſt vorgeſtellt worden, und der das Diplom

als Dichter, wie wenige nur, aus den Händen der Natur erhalten hat, haben sie, wie ich höre, ganz kürzlich garstig in der Allgem. Lit. Zeitung herumgenommen, und ihm nicht einen Funken von Talent und Vernunft zugestanden. Die Unverständigen! die um der Vernachlässigungen oder Mistritte willen nicht die angeborene Kraft des Talents erblicken. Seinen Hermolaus [1]), den sie, wie ich höre, so mißhandeln, habe ich schon mehrmalen gelesen, und lese ihn immer wieder. Wie wenige unsrer Dichter haben eine so ursprünglich edle Ader! Seine Dichtungen, die ich mir von Nürnberg mitgenommen habe, machen größtentheils mein Vergnügen. Er vernachlässigt sich freylich oft und schreibt was er selbst nicht weiß, aber wie sich in Nürnberg bilden? und wozu sein Talent da? und bei seiner Lebensart? In andern steht ihm die leichte Erfindung willig zur Seite und des poetischen Ausdrucks ist er mächtig, wie irgend ein Dichter. Der arme treffliche Mensch! Er wird bald zu Grunde gehn. Er ist genöthigt beynahe ums Tagelohn zu dichten, und da macht er freylich zu viel; denn schwer wirds ihm nicht. Ich habe noch einige schöne ungedruckte Gedichte von ihm [2]).

Für das überschickte zehnte Stück der Horen danke ich. Sie sind ja recht niedlich ausgeputzt. K.

168. An Knebel.

Weimar am 9. März 1798.

Mit dem rücklehrenden Boten nur wenige Worte: Zuerst meinen Dank für das Elfenbein! Die Stücke sind trefflich instructiv und würden es vielleicht weniger seyn wenn sie

1) K. Knebel's literarischer Nachlaß, II, 274.
2) Ebend.

nicht ſo unbarmherzig zuſammengeſchnitten wären. Dadurch iſt aber eben manches Intereſſante an den Tag gekommen [1]).

Von dem Erdpech kann ich Euch vielleicht etwas ſchicken. Wenn ich nach Jena gehe, will ich davon zu erhalten ſuchen.

Wegen Grübels Gedichten will ich an Herrn Merkel ſchreiben, mit dem ich doch jetzt in einigem Verhältniß ſtehe.

Was es mit dem guten Witſchel werden kann, ſehe ich nicht voraus. Wir hatten ein Bändchen ſeiner Gedichte auf der Reiſe mit uns, und laſen es alſo mit heiterer Unbefangenheit. Poetiſches Talent kann man ihm nicht abſprechen; es fehlt aber ſeinen Sachen irgend wo, ob an einem gewiſſen natürlichen Geſchmack, oder an Mangel von Bildung, weiß ich nicht zu unterſcheiden.

In dieſen Tagen habe ich den Cellini wieder vorgenommen [2]), um ihn zu einer neuen Ausgabe vorzubereiten. Er ſoll nun ganz erſcheinen und durch erläuternde Noten an die allgemeine politiſche und Kunſtgeſchichte ſeiner Zeit angeknüpft werden.

Unſer alter Oppel hat uns verlaſſen. Fräulein Seebach die ältere heurathet Karl von Stein, die jüngere einen Herrn von Ahlefeld, das ſind ſo die wichtigſten Stadtneuigkeiten.

Befinde Dich ja wohl hinter Deinen Thüringer Bergen; in der übrigen Welt, nach Mittag zu, will es noch nicht luſtiger ausſehen. Grüße die Deinigen und Herrn Bergrath Voigt. G.

1) S. Goethe's Werke, XXXI, 80 fg.

2) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 435, S. 134; Nr. 437, S. 139.

Einen Abſchnitt macht die Trennung.
Wiederſehn! ein klein Capitel,
Fragmentariſch. Bände Kummers
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maaß.
O Niſami! — doch am Ende
Haſt den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches wer löſ't es?
Liebende ſich wieder findend.

Ja die Augen waren's, ja der Mund,
Die mir blickten, die mich küßten.
Hüfte ſchmal, der Leib ſo rund
Wie zu Paradieſes Lüſten.
War ſie da? Wo iſt ſie hin?
Ja! ſie war's, ſie hat's gegeben,
Hat gegeben ſich im Fliehn
Und gefeſſelt all mein Leben.

Gewarnt.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und ſo, Hafis, wär's wie dir
Deinem Freund ergangen.

169. An Knebel.

Weimar am 18. März 1798.

Ich bin im Begriff nach Jena zu gehen und will ſehen ob ich der Muſe dort etwas abloken kann [1]). Die zweite Hälfte des Winters habe ich hier ganz vergnügt zugebracht. Unſer Theater überhaupt, beſonders aber die Oper, hat mir viel Unterhaltung gegeben. Die von Einſiedel überſetzte Oper **Il marito disperato**, Muſik von Cimarosa, iſt fürtrefflich und recht gut gegangen, ſo wie die heimliche Heirath und **Cosi fan tutte** immer gewinnen, je mehr man ſie hört.

Auch muß ich Dir melden daß ich das kleine Gut zu Oberroßla erſtanden habe, wodurch noch ein neues Kapitel in die Mannigfaltigkeit meiner Exiſtenz eingeſchoben wird [2]). Ich werde mir zwar nie einfallen laſſen es zu adminiſtriren, aber wenn ich nur deutlich wiſſen will, was ich denn eigentlich beſitze? ſo muß ich mich in das geheimnißvolle Feld der Landwirthſchaft wagen, das, mehr als man glauben ſollte, von denen die im Beſitz ſind ſorgfältig verwahrt wird, damit kein Laye dieſe offenbaren Geheimniſſe kennen lerne. Da ich aber einmal feſten Fuß habe, ſo will ich ihnen wohl bald auf die Sprünge kommen.

Meinen Cellini habe ich nun bald, in einer abermals corrigirten Abſchrift, neu beiſammen. Ich bin nun darüber die Anmerkungen zuſammenzuſtellen, die jenes Jahrhundert, die genannten Perſonen, Sitten und Kunſt jener Zeit dem Leſer näher bringen und ſo den Werth der Schrift ſelbſt erſt recht ins Klare ſtellen ſollen.

Uebrigens hoffe ich ſoll mein Jenaiſcher Aufenthalt mir in mehr als Einem Sinne fruchtbar ſeyn. Lebe recht wohl

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 441.
2) Ebend., Nr. 439.

mit der Deinigen, und erfreue Dich des Frühjahrs, das in euren Bergen sich in einer eignen Gestalt zeigt.

Schreibe mir doch zunächst: ob von dem berühmten Erdpech schon etwas zu euch gekommen ist? oder ob ich einige Stücke von Jena senden soll?

Nochmals ein Lebewohl. Meyer grüßt schönstens.

G.

170. An Goethe.

Ilmenau den 29. März 1798.

— Auf die Freuden der Kallioye, Thalia und Melpomene, die Dir diesen Winter Vergnügen geschafft haben, muß ich wohl hier Verzicht thun. Die Beruhigung des Geistes ist alles wonach ich streben kann. Indeß freue ich mich doch, daß Dir jene Anmuth und Zufriedenheit verschafft haben.

Zu Deiner Acquisition des Gutes von Oberroßla gratulire ich von Herzen. Es scheint wohlgethan, wenn man es vermag, zu jetzigen Zeiten der Mutter Erde selbst ein kleines Besitzthum abzukaufen. Die beweglichen Güter scheinen durch die Umstände immer beweglicher zu werden, und wer kann am Ende für ihr Daseyn stehen? Der Boden muß doch halten. Die Herrn Franzosen scheinen nun das südliche Deutschland auch nach und nach zur Republik organisiren zu wollen, und diese Absicht war schon voraus zu ersehen. Im Würtenbergischen sollen sich die Landstände in ihren Versammlungen fur permanent erklärt haben, und im Badischen geht es auch an allen Ecken los. Ein Brief, den mir gestern Herr von Röder von seiner Schwägerin aus Carlsruhe zeigte, ist voll Unruhe und Besorgniß. Aber wie man sich auch benimmt! Der kleine rachgierige Geist französischer Emigranten hat alle die herrschenden Köpfe eingenommen, und indem man schimpft, verläumdet und schmäht,

sieht man sich gezwungen, alle Vorschläge der Transrhenaner — die in keinem Punkte weichen — unbedingt anzunehmen.

Daß das Uebel mehr ein inokulirtes als durch Luft erzeugtes sey, mag Dir auch gegenwärtige Erklärung der Nürnberger bezeugen. Wie kann man zu jetzigen Zeiten ein Volk und eine Stadt, die so lange in ihrem Wesen existirt hat, so aufs äusserste treiben! Hier kann der Ausdruck Shakspeare's statt finden: „um einem grimmigen Löwen zu entfliehen, würde ich ins tobende Meer springen".

Meinem Hauswirth in Nürnberg, dem Hrn. v. U.... [1]), (der einen Abend bei uns zubrachte) haben sie einen für ihn nicht lustigen Streich gespielt. Da er sich immer etwas preußisch gesinnt gezeigt hat, so haben sie ihm eines Abends spät, als er nach Hause ging, aufgepaßt, ihn tüchtig durchgeprügelt, und ihm nachher einen preußischen Adler, den sie zuvor mit rother Farbe bestrichen hatten, auf dem Buckel abgedrückt. Man sieht daraus wie animirt die Bürger sind.

Holzschuher empfiehlt sich aufs beste. Witschel hat mich mit einem recht artigen herzlichen Gedicht beschenkt. Der gute Mensch! Freilich fehlt es seinem Talente noch an genugsamer Ausbildung, und er ist seiner Sache nicht immer gewiß. Aber was unser Lukrez pectus nennt, das hat er gewiß und das ziehe ich aller der kleinen Kunst unserer halbgräcisirenden Herren vor. Man sollte ihn in einer öffentlichen Kritik anweisen, zurechtstellen, ermuntern — aber wir haben nicht die theokritischen Schäferzeiten, wo die Jungen sangen und irgend ein Alter richtete; bei uns singen meist nur die Alten und die Buben richten. Ich habe gestern noch in seinem Hermolaus mit großer Innigkeit gelesen.

Doch wozu das alles an Dich? Die goldne Muse die

1) unleserlich.

Dich immer begleitet, stehe Dir ferner bei und lasse mir bald von ihren erfreulichen Früchten sehen. Ich freue mich jetzt nur des herannahenden Frühlings; und wenn mir die Stimme fehlt ihn zu singen, so fehlt mir wenigstens die Brust nicht ihn zu fühlen. — — Knebel.

Vom krystallisirten Erdpech haben wir noch nichts. Entschuldige mich, wenn Du magst, bei Lenz, daß ich ihm noch nicht für die Ehre gedankt, mich in seine mineralogische Gesellschaft aufzunehmen. Ich finde mich aber beinahe deren unwürdig.

171. An Goethe.

Ilmenau den 31. März 1798.

Da mein Brief, aus Mangel an Gelegenheit, so spät erst abgeht, so erlaube mir noch einige Worte. Erstlich gratulire ich zu Deinem Einzug nach Jena. Wenn die Witterung daselbst nicht gefälliger ist als hier, so wirst Du noch manche rauhe Stürme haben erfahren müssen, die sich hier meist noch mit den krystallinischen Formen des Schnees vergesellschaftet finden, der aber, wenn er nicht auf die Berge fällt, bald wieder zu Wasser wird.

Indessen haben wir hier (zu meiner Verwunderung) Blümchen aller Art schon lang in diesem Monat gehabt. Die Kleeblümchen und Primeln fand ich gleich zu Anfang dieses Monats in dem kleinen Garten, den ich mir gemiethet. Veilchen haben wir seit 14 Tagen. Die tussilago farfara und andere frühzeitige Blumen fand ich schon zu Ausgang des Februars auf den nassen Wiesen u. s. w. Das bezeugt mir, daß der Unterschied des Wachsthums der Pflanzen unter ähnlichen Breiten nicht sonderlich ist — ausser was jeder Pflanze wegen der besondern Erd- und Steinart

eigen seyn mag. Seltsam ist es, daß mir der alte Holzschuher von Nürnberg vom 22. März schreibt, daß er mir gern eine Primel schicken möchte, wenn schon eine um Nürnberg zu finden wäre. Damals fand ich die meinigen schon 10. Tage vorher hier im Garten. Ich glaube, daß mit Sorgfalt (den Schaden der Stürme und des Schnees abgerechnet) alles hier zu pflanzen wäre, was in Weimar und Jena wächst.

Bei dieser Gelegenheit mag ich Dich wohl bitten, ob Du mir nicht zu einem guten Barometer in Jena behülflich seyn könntest? Wenn es ein portatifes, nach Humbolds Art wäre, würde es mir hier wohl gelegener seyn. Wo nicht, so schreibe ich an den Präs. Schuckmann, der mir eines in B. verfertigen zu lassen, versprochen hat.

Diesem guten Mann möchte ich auch, zum kleinen Andenken, etwas von dem neuentdeckten krystallisirten Erdpech zuschicken. Wenn Du ein gutes Stück erhalten kannst, so bitte ich darum.

Lebe wohl, lieber! Genieße des Glücks, das Dir Dein Genius bereitet und vergiß unser nicht.

Dein Knebel.

172. An Knebel.

Weimar den 5. Mai 1798.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben und auch lange nichts von Dir gehört; hier sende ich eine Schachtel mit der Bitte: die inliegenden hölzernen Modelle, nebst dem Billet, Herrn Bergrath Voigt zu übergeben, er wird die Gefälligkeit haben mir diese Körper in Eisen gießen zu lassen, ich brauche sie zu magnetischen Versuchen und hoffe dadurch einige artige Resultate zu gewinnen. Zugleich liegt auch

etwas mineralisches für Dich bey, Gipskrystalle von Montmartre und der sogenannte krystallisirte Sandstein von Fontainebleau. Ich habe von Humboldt einige Stücke dieser Art erhalten, welche ich der Gefälligkeit Dolomieu's verdanke. Dieser lebt noch immer, wenigstens ruhig und leidlich, in Paris.

Humboldts befinden sich auch recht wohl.

Wir haben indessen Iffland hier gehabt, der uns acht sehr vergnügliche Abende verschaffte [1]); er ist und bleibt ein sehr schätzbarer Künstler.

Von dem was ich bisher gethan, kann ich nicht viel rühmen, ob ich gleich immer fortgearbeitet und manches vorbereitet habe.

Am ernsthaftesten und anhaltendsten hat mich das Studium der Ilias beschäftigt, das ich auch noch eine Zeit lang fortzusetzen denke [2]).

Da mein erster epischer Versuch [3]) gut aufgenommen worden, so ist es mir eine Art von Pflicht diese Dichtungsart noch näher zu studiren, um mich noch weiter drinnen zu wagen; denn ich finde sie sowohl meinen Jahren als meiner Neigung, so wie auch den Umständen überhaupt am angemessensten, ja vielleicht dürfen wir Deutsche in keiner Dichtart uns so nahe an die echten alten Muster halten als in dieser, und es kommen so viel Umstände zusammen, die ein schwer ja fast unmöglich scheinendes Unternehmen begünstigen. Habe ich in Hermann und Dorothea mich näher an die Odyssee gehalten, so möchte ich mich wohl in einem zweiten Falle der Ilias nähern; sollte aber auch ein solches Unternehmen zu kühn seyn, so gewinne ich doch schon un-

1) S. Schiller's Briefwechsel, Nr. 450—459.
2) Ebend., Nr. 459.
3) Hermann und Dorothea.

glaublich beim bloßen Studie, und eine Aussicht auf einen künftig praktischen Gebrauch, wenn sie auch nur ein frommer Wahn wäre, begünstigt doch unglaublich jede theoretische Untersuchung. Und selbst die klare Einsicht von Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes gewährt schon einen unaussprechlichen Genuß, ja es ist jetzo gewissermaßen einem jeden, der sich mit ästhetischen Gegenständen beschäftigt, die höchste Angelegenheit, sich über diese alten Meisterstücke, wenigstens mit sich selbst, in Einigkeit zu setzen, da man von allerlei Seiten so manches Sonderbare darüber hören muß.

Bergrath Scherer ist am Sonnabend zurück und wir haben also auch ein chemisches Orakel in der Nähe, welches um so wünschenswerther ist, als diese Wissenschaft nicht allein vorschreitet, sondern auch hin und wieder schwankt, so daß ihr nur derjenige folgen kann dessen eigentliches Geschäft sie geworden ist.

Unser guter Meyer fährt fleißig fort seine Bemerkungen sowohl als seine Grundsätze über bildende Kunst zusammenzuschreiben. Ich werde auch einiges dazuthun und wir wollen mit dem Druck nicht lange säumen. Ich freue mich dadurch, mit Dir und andern entfernten Freunden einen neuen Communicationsweg eröffnet zu sehen.

Lebe recht wohl und genieße der schönen Jahreszeit und laß mich bald hören, daß Du Dich wohl befindest. G.

No. 1. [1]) Chaux sulfatée Crystallisée ou Gypse crystallisé, de Montmartre près Paris.

No. 2. Grés à pate calcaire, affectant les formes du spat calcaire, de Fontainebleau.

---

1) Von Goethe eigenhändig hinzugefügt.

173. An Knebel. *)

Hier M. Ideen über die Bildung des Schönen zusammengerückt und mit einem Köpfchen und Schwänzchen versehen, wie es wohl als Rec. in der Lit. Zeitung passiren möchte. Schicke mirs Morgen früh zurück und sage mir Deine Meinung.

174. An Goethe.

Ilmenau den 30. Mai 1798.

Ich komme eben von einem kleinen Marsche nach dem hohen Ofen in Güntersfeld zurück, wo ich Deinen durch Herrn Bergrath Voigt bewilligten Auftrag selbst besorgt habe. Der Bergamtsassessor Herley [1]) daselbst hat mir versprochen, die Gießung der mathematischen Körper aufs beste zu besorgen.

Den guten August Herder, der einige Zeit abwechselnd bei mir zugebracht, und nun seine Reise zu Fuß weiter fortgesetzet, habe ich zugleich dahin begleitet. Ich habe mich sehr verwundert über die trefflichen Progressen dieses guten jungen Menschen, in jeder Rücksicht. Er hat sich seine Wissenschaft ganz eigen gemacht, zum Theil aus Pflicht, zum Theil aus Neigung, und seine Mäßigung und sein gutes moralisches Betragen weteifert mit seiner Liebe für die Kenntniß. Ich habe recht holde Tage mit ihm zugebracht und er hat mich manches erkennen gemacht, was ich vorher

*) Ich schalte dieses undatirte Billet hier ein, weil ich keinen passendern Platz dafür weiß. Ich vermuthe nur, daß M. auf den im vorangehenden Briefe genannten Heinrich Meyer geht.

1) Nachmaliger Oberberghauptmann zu Freiberg. S. Knebel's literarischer Nachlaß, II, 275 fg.

nicht wußte; wobey ich denn den feinen Bemerkungsgeist und den systematischen Kopf seines Lehrers Werner bewundern lernte.

Daß Du, Lieber, nun zu einer Iliade schreitest, das ist freilich ein großes Unternehmen, zumalen in dem Städtchen Weimar, aber für Dein Genie, das so vieles zu besiegen weiß, nicht unmöglich. Ich gebe den bergmännischen Zuruf von ganzem Herzen dazu, der sichrer eintreffen wird, als der auf unsern Gebirgen, wo die goldnen Adern etwas selten sind.

Für die beiden überschickten mineralogischen Seltenheiten danke ich gar sehr. Den Montmartre Gyps habe ich noch nie so gesehen. Ich wünschte Dir aus unsern Bergen etwas dagegen schicken zu können. Aber was wir auf den Bergen umher gesammelt haben ist nicht von solcher Wichtigkeit. Doch findet sich noch manches, das vielleicht eine sorgfältigere Untersuchung verdiente. Im Schwarzburgischen hat obengedachter Hr. Herley jetzt einen kupferhaltigen Gang im Porphyrgebirge gefunden, von dem er sich viel verspricht. Er ist 7 Fuß mächtig, und Herr Heckert hier hat in dem Gestein, das man bis jetzt herausgefördert, 10 pr.C. Kupfer gefunden. Mit nächsten schicke ich Dir ein paar Stückchen davon. — —

Der Deinige Knebel.

Holzschuher aus Nürnberg wird mich nächstens hier besuchen, und über Weimar kommen, wo er sich wohl einer freundlichen Aufnahme auch von Dir zu versprechen hat.

175. An Goethe.

Ilmenau den 5. Juni 1798.

Ich schicke Dir hier etwas von der Steinart, worauf sie jetzt im Amte Gehren spekuliren — nur um auch etwas

von hier zu schicken. Das darinn enthaltene Erz scheint Kupferfahlerz, und das Gestein selbst hornsteinartig zu seyn. Bei den vielen Abänderungen die der Porphyr hat, kommt auch diese hornsteinartige vor, und sie scheint immer etwas metallisches zu enthalten. Ich lege Dir ein Stück bey, das wir auf dem Wege nach Manebach in der Gegend unter dem Schwalbenstein gefunden haben, und das auch dergleichen Spuren enthält. Vielleicht ist es Dir angenehm, auch die alten Bekannten unter den Steinreiche wieder einmal zu sehen.

Von den in Eisen zu gießenden mathematischen Figuren habe ich noch keine Nachricht erhalten; ich erwarte sie aber täglich.

Uebrigens steht es ganz gut in unsern Bergen, und wir würden Freude haben, Dich auch einmal wieder darin zu sehen. Für mich sind sie ein Symbol der Ruhe, das bei gegenwärtigen fluctuirenden Zeiten sich gar wohlthätig dem Gemüthe realisirt. Auch anderwärts fühlt sich diese Noth des Gemüthes gar sehr und wenn die Unruhe im Reiche fortdauern sollte, so möchte es mir nicht leid seyn, recht artige Kolonisten hierher zu bekommen. Unter diesen stellt sich die reiche Frau Ritterhauptmännin von Hutten zuerst an; und ob ich es gleich bisher nur für Scherz hielte, so läßt sie mich doch in ganzen Ernste versichern, daß — wie es fast den Anschein habe — wann die Preußen Nürnberg bekämen, sie hieher ziehen wolle.

Dem geschehe wie ihm wolle, so will ich mich mit dem Schutze meiner Berge begnügen, und meine Schulstudien, die einzigen in denen ich mich noch etwas regen kann, hier fortsetzen, und soweit es mir erlaubt ist, vollenden. Mit Antheil und Vergnügen sehe ich Deinen höhern Bemühungen aus der Ferne zu, und ob mich gleich zuweilen ein Verlangen dahin reizt, so bescheide ich mich doch mit dem

Aber Zöpfe flechten ſie
Nun aus langen Haaren,
Unterm Helme fechten ſie
Wie wir wohl erfahren.

Wer ſich aber wohl beſann
Läßt ſich ſo nicht zwingen:
Schwere Ketten fürchtet man,
Rennt in leichte Schlingen.

Verſunken.

Voll Locken kraus ein Haupt ſo rund! –
Und darf ich dann in ſolchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl' ich mich von Herzensgrund geſund.
Und küſſ' ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich friſch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm wo ſollt' er ſtocken?
Er kehrt ſchon wieder zu den Locken.
Das Ohr verſagt ſich nicht dem Spiel,
Hier iſt nicht Fleiſch, hier iſt nicht Haut,
So zart zum Scherz, ſo liebeviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,
Man wird in ſolchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So haſt du, Hafis, auch gethan,
Wir fangen es von vornen an.

---

geringern Theil, den ich erhalten, und der hinlänglich iſt, mich zu beſchäftigen. Knebel.

176. An Goethe.

Ilmenau, den 19. Juni 1798.

Ich bin ſehr verlangend, etwas von Deiner dermaligen Exiſtenz zu wiſſen, die ohne Zweifel mit den ſchönen und hohen Wirkungen der Natur gleichen Schritt hält. Ich ergötze mich hier nur, gleich einem andern Erdenkinde, an der letzten; und unſer alter Holzſchuher aus Nürnberg (der ſich Dir beſtens empfiehlt) theilt dieſe Freuden mit mir, und wird noch einige Zeit ſie hier genießen.

Von den mathematiſchen Körpern habe ich aus Günterſfeld noch nichts erhalten; ich habe ſie aber erinnern laſſen.

Lebe wohl, Lieber, und behalte mich in Deinem ſchätzbaren Andenken! K.

177. An Knebel.

Weimar, 29. Juni 1798.

Deine Briefe, mein lieber Freund, habe ich theils in Jena, theils in Roßla erhalten. An dem letzten Orte nahm ich das kleine erſtandene Gut in Beſitz [1]). Nun bin ich wieder hier, um, wenn der Herzog wieder weg iſt, abermals nach Jena zurückzukehren und ſelbſt vor Winter noch manches auszuarbeiten.

Beyliegend erhältſt Du einen Verſuch, das Anſchauen der Natur, wo nicht poetiſch doch rhythmiſch darzuſtellen [2]).

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 439, 469 a, S. 219.

2) Abſchrift des Gedichts: „Die Metamorphoſe der Pflanzen.“ S. Goethe's Werke, I, 326.

Wer kann mehr Antheil daran nehmen als Du, indem Du es mit der Lucrezischen Art vergleichst. Sage mir doch ja bald Deine Gedanken darüber. Es ist nebst noch verschiedenen andern für den nächsten Musenalmanach bestimmt.

Sobald Du die Eisenkörper erhältst, überschickst Du sie mir. Ich habe die magnetischen Phänomene nach meiner Art zusammengestellt.

Uebrigens wird noch allerley vorbereitet, getrieben und redigirt, wovon die Resultate nächstens wo nicht öffentlich, doch im Stillen, den Freunden bekannt werden sollen.

Es that mir herzlich leid, daß ich unsern guten Holzschuher in Weimar versäumt. Wie gern hätte ich ihm für seine vielfachen Gefälligkeiten eine geringe Dankbarkeit bezeigt. Grüße ihn ja von mir aufs allerbeste! G.

178. An Goethe.

Ilmenau, den 7. Juli 1798.

Die bestellten Figuren von Eisen wirst Du nun nächstens erhalten. Ich bin selbst diesen Morgen auf dem Hammer bey Langerwiesen gewesen, und ich habe sie in Augenschein genommen.

Ich lebe hier nach meiner Weise auch so fort, und genieße das Daseyn mehr als in irgend einem Zeitpunct meines Lebens. Daß ich dabey nicht ganz unbeschäftigt sey, kannst Du wohl denken; aber ich begränze und beschränke mich nach dem Maaß meiner Kräfte. Ein Glück ist es, daß ich durch den Umstand des Ortes von manchen heterogenen Sachen abgezogen werde. Ich arbeite jetzt, für gewöhnlich, an meinem alten Lukrez, mit Sorgfalt und Liebe, und wie ich vielleicht hoffen darf, mit einigem Glück — so daß künftige Ostern der erste Band gewiß erscheinen kann,

wenn ich anders einen Verleger dazu finde. Ich will nemlich das Ganze in 3. Bändchen absondern, wovon der dritte meine eignen Anmerkungen enthalten soll. Mein Properz wird um nächste Michaelis, unter Hrn. Göschens Protektion, gewiß erscheinen.

So im Kleinen! was wir thun, obgleich just nicht alles was wir sind; denn weiter Umfang würde mich zu jeder Sphäre bereit finden, wohin Du mich führen wolltest.

— Der alte Holzschuher hat vierzehn Tage bey mir zugebracht und war sehr glücklich hier. Ilmenau ließ sich in einem besondern Glanze sehen, denn fast alle Tage waren Convivia, und man hatte ihn sehr gern. Auch haben wir viele Reisen zu Fuß gemacht und waren in Paulinzell und andern Gegenden. Die Reste sind sehr schön; es fehlte nichts als eine Flöße.

Die weiten Fußpromenaden geben mir hier gleichsam eine neue Gesundheit und ich bin meistens sehr wohl und heiter. Glücklich daß ich mein Leben in den so oft gewünschten Bergen einmal gefunden habe!

Lebe wohl, Lieber! und bleibe mir gewogen, wie ich Dir von Herzen zugethan bin. K.

Abends 8 Uhr.

Eben erhalte ich Deinen lieben Brief, nebst dem Stück Horen, da der meinige fort muß. Ich danke dafür und werde alles besorgen. Die Eisenkörper kommen nächsten Mittwoch, mit dem Bothen. Sey glücklich in den Deinigen und durch das Deinige! Ich liebe Dich herzlich. —

179. An Knebel.

Weimar den 16. Juli 1798.

Die schweren richtigen Eisenmodelle [1]) so wie die leichten und trefflichen Käse sind beide glücklich angekommen, ich danke Dir schönstens für Deine Sorgfalt.

Ich lege Dir das vergeßne Blatt [2]) bey und kann mir eine gute Aufnahme versprechen.

Ich denke vielleicht ehestens ein Gedicht über die magnetischen Kräfte auf eben die Weise aufzustellen. Man muß einzeln versuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte [3]). Nächstens erhältst Du noch ein paar Gedichte von der lustigen Art.

Mein Contingent zum Musenalmanach wird dies Jahr wieder stark. Uebrigens weiß ich kaum wo mir der Kopf steht und bin leider diesmal, durch allerlei Umstände, wie ein Ball zwischen Jena und Weimar hin und hergeworfen worden.

Ein zur Decoration des Schlosses berufener, geschickter Stuttgarter Künstler, Professor Thouret [4]), hat auch eine Zeichnung zur Decoration des Theatersaals gemacht, die wir in der Geschwindigkeit auszuführen gedenken. Wie glücklich würde ich mich finden und was wollte ich vor mich bringen, wenn ich ein Vierteljahr mit Dir in der Abgeschiedenheit leben könnte.

Es soll mich freuen die Wirkungen Deines Fleißes gelegentlich zu sehen.

Was Dein Häusliches betrifft, so wünsche ich Dir das

---

1) S. Schiller's Briefwechsel, Nr. 476, S. 234 fg.
2) Abschrift der Metamorphose der Pflanzen.
3) S. Schiller's Briefwechsel, Nr. 477, S. 238.
4) S. Goethe's Werke, XXXI, 75, 79; XLIII, 96.

Beſte. Was wir nicht meiſtern können, in der Stille abzuwarten und ſich ums Publikum ſo wenig als möglich zu bekümmern, iſt was ich am probateſten gefunden habe.

Lebe wohl und behalte mich lieb; laß mich ja von Zeit zu Zeit etwas von Dir hören. G.

180. An Goethe.

Ilmenau den 18. Juli 1798.

Dein Gedicht [1]) macht einen ſeltſamen gefälligen Eindruck auf mich. So führſt Du alſo die Poeſie auf die ſimplen belehrenden Formen wieder zurück, die ſie zum Theil bei den Griechen und Römern hatte. So haben Empedocles, Lukrez, Virgil und ſo viele andere, die Naturkenntniſſe die ſie hatten, in Verſe gebracht. Es iſt wahrer Sinn der Sache und erhebt die Poeſie von einer gefälligen Freundin zur Lehrerin. Ich freue mich herzlich darüber, auch daß Du den eiteln poetiſchen Schmuck verworfen haſt. Die Sache und ihr reiner Vortrag, muß ſich ſelbſt hier durch höhere Schönheit ſchmücken. Dies iſt alles was ich jetzt noch darüber ſagen kann; doch wünſchte ich beinahe, Du hätteſt den ganzen Herameter vorgezogen, obgleich der weichere Vortrag an eine Freundin den elegiſchen Vers entſchuldigen mag. Habe tauſend Dank für die Mittheilung und laß mich bald wieder etwas hoffen.

Mich freut es, daß Euer Weimariſches Theater ſo ſchöne Dekorationen bekömmt, und wünſchte ſie wohl einmal zu ſehen. Von Kunſt weiß man hier nicht viel; ich muß mich alſo an die alte Künſtlerin halten, Daedala Tellus. S.

1) Die Metamorphoſe der Pflanzen.

181. An Knebel.

Weimar den 27. Juli 1798.

Dein Bedienter iſt hier und ich will ihm nebſt einem Gruß doch etwas mitgeben. Du erinnerſt Dich wohl, daß vor 10 Jahren ein kleiner Roman: la folle en pélerinage, an der Tagesordnung war; in demſelben ſtand eine kleine Romanze, die wegen der Artigkeit allgemein gefiel. Ich legte mir ſchon damals die ſchwere Pflicht auf ſie zu überſetzen, allein es wollte nicht gehen. Nun habe ich ſie umgebildet, wie Du in der Beilage ſiehſt [1]); ich wünſche, daß Du an dem Scherz einiges Vergnügen finden mögeſt.

Für Deine Käſe habe den beſten Dank, ſie verdienen eine eigne Ecloge.

Bald ſiehſt Du mehr von mir, denn ich habe ein eigen Bedürfniß fleißig zu ſeyn. G.

182. An Goethe.

Ilmenau den 1. Auguſt 1798.

Deine artigen Verſe habe ich erhalten, die mir viel Vergnügen gemacht haben.

— Ich freue mich bald wieder eine Frucht Deines Geiſtes zu ſehen. Die Pflanzen-Metamorphoſe hab ich ſeitdem noch öfter zu meinem Vergnügen geleſen. Eine Sache die man lebendig begreift, auf wie mancherlei Weiſe läßt ſie ſich nicht darſtellen! Alles auf dieſe Art begriffene, das einer ſinnlichen Darſtellung fähig iſt, gehöret ins Reich der Muſe. Ich weiß nicht ob dieſes ſo ganz der Fall mit abſtrakten

1) S. Goethe's ſämmtliche Werke, 1, 210: „Der Müllerin Verrath.“ Vgl. Schiller's Briefwechſel, Nr. 469 a und Nr. 374.

oder blos relativen Gegenständen seyn könnte, wie z. B. die Sylbenmaße, die Klopstock zum Gegenstand einiger lyrischen Gedichte gemacht hat. Diese Dinge, die an sich keinen Körper haben und nur Weisen sind, wie gewisse Schalle empfunden werden, scheinen mir kein Gegenstand der Poesie. Ich las gestern Abends in Klopstocks Oden, und da fiel es mir auf. Ich möchte wohl eine gesunde Kritik über diese Oden lesen. Sie scheinen mir mehr Kinder eines starken, viel in sich selbst wirkenden Geistes, und einer hochgespannten Empfindung, als der gefälligen Muse. Das dulce sonat ist wenigstens selten. Der Pindarische Anhauch und Forttrieb war doch, wenn ich nicht irre, ein anderer. K.

183. An Knebel.

Weimar den 23. August 1798.

Da der Bote bei mir anfragt ob ich nichts nach Ilmenau zu bestellen habe, so will ich ihm wenigstens einen Gruß mitgeben, ob ich gleich sonst gegenwärtig nichts mitgeben kann.

Mich beschäftigt gegenwärtig die neue Einrichtung des Schauspielhauses, das, wie ich hoffe, ganz anständig und lustig aussehen wird [1]); übrigens bin ich fleißig ohne viel aufweisen zu können.

Man erwartet den Herzog heute, man sagt daß er diesen Mittag in Tiefurt speise. Die Herzogin Mutter war krank, hat sich aber ganz leidlich wieder erholt.

Am Almanach vom nächsten Jahre wird schon gedruckt; auch schicke ich Dir bald einige Bogen von einem Werke [2])

1) S. Schiller's Briefwechsel, Nr. 489.
2) Propyläen.

in dem Meyer und ich unsere Kunstconfession niederzulegen gedenken.

So viel für heute. Lebe recht wohl und schreibe mir bald wie Du Dich befindest. G.

184. An Goethe.

Ilmenau den 28. August 1798.

Es ist recht freundlich von Dir, daß Du jüngsthin des Boten Anfrage bei Dir mit einigen Zeilen beschenken wolltest. Der unvermuthete Anstoß der Freunde thut sehr wohl, zumalen da er bei mir so selten ist.

Ich verlange recht sehr nach der Arbeit, die Du mit unserm guten und geistvollen Meyer unternommen hast, so wie nach allem was von Dir und aus Deiner Feder kommt. Die geistigen Resultate einsichtsvoller und über das Gemeine erhobener Menschen sind der letzte und schönste Genuß der Menschheit, über welchen Gegenstand sie sich auch verbreiten mögen. Hier sind die Musen alle verschwistert, und ein aufgeklärter Geist weiß sie alle unter Ein Band zu bringen.

Ich bin seit einiger Zeit nichts als ein eigentlicher Versifex, und putze und räume an meinen Lukrezischen Versen, denen ich gerne eine annehmliche Gestalt geben möchte, und unserer Sprache, wie man sagt, damit eine Ehre anthun. Daß ich dabei öfter einen Blick auf Deine Werke werfe, kannst Du wohl denken. Ich finde, daß Du unter allen unsre Sprache am natürlichsten, ihr eigensten gebraucht hast und daß sie Dir selbst hierin kräftig beigestanden hat. In welcher andern lebenden Sprache hättest Du das wohl machen können? Die Franzosen, die sich aller Fesseln haben entledigen können, haben doch nicht Kraft

des Geiſtes genug gehabt, die Feſſeln des Reimes von ſich zu ſchütteln, die ihrer Poeſie immer ein enges, ängſtliches, geziertes Daſeyn geben werden.

Die Lateiniſche Sprache war nicht ſo trefflich und wohlklingend als wir es uns jetzt einbilden. Stelle Dir einen Vers des Lukrez vor

Nam cer|te non | inter | se sti|pata cohaeret
Materies.

So macht ihn nicht leicht ein ehrlicher Deutſcher ſo ſchlecht.

Was hat aber Virgil aus dieſer Sprache gemacht! Und doch auch nicht überall; — doch ich mag über dieſen ſonoriſchen und ausgearbeitetſten aller Dichter nicht urtheilen [1])!

Ich habe geſtern noch Moriz Proſodie, die Du mir geſchenkt haſt, ganz durchſtudirt und bei manchen Verirrungen, wo er ſich auf ſein individuelles Gefühl bezieht, das ihn zuweilen irre führt, treffliche und aus der Natur der Sache erſonnene Bemerkungen gefunden. Ich habe vielleicht irgendwo Gelegenheit, meine eignen hierüber gemachten Bemerkungen anzubringen.

Uebrigens geht es hier und in meinem Hausweſen ganz gut. Wir leben in der glücklichen Untheilnehmung von vielen Dingen, haben zuweilen kleine Geſellſchaften, die wenigſtens ohne allen Zwang und Anſpruch und dabei liberal genug ſind, und laſſen uns das Leben genügen. Die Menſchen ſind wie die Erze; es giebt freilich taube darunter, das reine Gold iſt ſelten, aber die andern, wenn man die rauhe Gangart und die ſchwefelichten und arſenikaliſchen Theile herausgebracht hat, ſo findet man doch noch einen Gehalt,

1) Homer, wenn es auf dieſen göttlichen Graubart noch kommt, hat mitunter herzlich ſchlechte Verſe gemacht, wie ſichs aus mehrern erweiſen läſſet. (Knebel's Anmerkung.)

er ſey ſo klein er wolle. An den Höfen und dergleichen wird nur alles mehr verſchwefelt und vererzt; das giebt dann vielleicht Farben und Geſtalten, aber wenig Gehalt. —

K.

183. An Goethe.

Ilmenau, den 8. September 1798.

Ich hatte immer gehofft, Dich wenigſtens in der Nachbarſchaft von hier dieſen Sommer einmal zu ſehen; aber es ſcheint daß Deine kleinen Ausflüge eine andre Himmelslage erwählt haben, wo Du mehr Nahrung für Dich findeſt. Sollte Dir aber doch, vor Schluß dieſes Sonnenjahres, der Gedanke noch kommen die dicken Wälder einmal zu beſuchen, ſo laſſe mich's wiſſen, und ich will Dir entgegen kommen, wohin Du es verlangſt.

Das Enrollement unſers S. (?) unter die preußiſche Kavallerie haben wir auch vernommen. Es ſcheint mir mehr das Projekt irgend eines unſrer franzöſiſchen Freunde, die ſich in den Staaten der kleinen Fürſten nicht mehr ſicher genug glauben und ſo auf ihren Hörnern zum Brunnen hinauszufreigen glauben.

Wenn es nur zwiſchen unſern Bergen ſtille und Friede bleibt, wo es zur Zeit noch recht behaglich und gut iſt.

Von dem aſtronomiſchen Congreß in Gotha höre ich zur Zeit noch gar nichts. Sollte es ihm wie dem zu Raſtadt gehen, wo die deutſchen Deputirten eben nicht die glänzendſte Rolle ſpielen? Lalande ſcheint mir ein beſondrer Mann zu ſeyn, und noch etwas unter das ancien régime der Eitelkeit zu gehören. Ich habe vieles ſeither in den franzöſiſchen Journalen von ihm geleſen. K.

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die dein Finger niedlich zeigt?
Manchmal iſt ein Wort vonnöthen,
Oft iſt's beſſer daß man ſchweigt.

Alſo ſag' ich: daß die Farbe
Grün und augerquicklich ſey!
Sage nicht: daß Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah dabei.

Immerhin! du magſt es leſen!
Warum übſt du ſolche Macht!
„So gefährlich iſt dein Weſen
Als erquicklich der Smaragd."

Liebchen, ach! im ſtarren Bande
Zwängen ſich die freien Lieder,
Die im reinen Himmelslande
Munter flogen hin und wieder.
Allem iſt die Zeit verderblich,
Sie erhalten ſich allein!
Jede Zeile ſoll unſterblich,
Ewig wie die Liebe ſeyn.

186. An Knebel.

Weimar am 30. October 1798.

Du wirſt mir verzeihen, werther Freund, daß ich ſo gar lange nichts von mir gemeldet habe. Hier ſende ich Dir ein Stück der Propyläen und wünſche daß Du Dich aus der Ferne durch dieſes Mittel gerne mit uns unterhalten mögeſt.

Ueber die Einrichtung des Theaters, ſowohl zum Schauſpiel als zur Redoute, bin ich bisher faſt nicht zu mir gekommen, nun mag denn alles gelaſſen ſeinen Gang gehen, ich werde mich eheſter Tags wieder nach Jena [1]) begeben und von dorther Dir etwas mehr ſchreiben.

Von Wien habe ich ſehr ſchöne ungariſche Stufen erhalten, durch Graf Fries und Lerſe; die verſchiedenen Pechſteine, Halb- Holz- und Wachsopale, ſchöne Antimonialſtufen, Titamit, haben ſich bey dieſer Gelegenheit eingefunden. Es thut mir leid daß ich ſie Dir nicht vorzeigen kann, denn bey ſolchen Gelegenheiten freut man ſich gar zu gern mit ſeinen Nachbarn.

Lebe recht wohl, gedenke mein! G.

187. An Knebel.

Weimar den 8. November 1798.

Wie bunt es mir bisher um den Kopf gegangen iſt, wie ſehr ich mir eine Einſamkeit, der Deinigen ähnlich, gewünſcht habe, kann ich Dir nicht ausdrücken. Deinen Properz erwarte ich mit Verlangen. Das erſte Stück der Pro-

1) Schiller's Briefwechſel, Nr. 520.

pyläen wirst Du erhalten haben oder erhalten. Gedenke unser in Freundschaft. Lebe recht wohl und behalte uns lieb. G.

188. An Goethe.

Ilmenau den 14. November 1798.

Deine Propyläen habe ich erhalten und ich danke dafür. Du hast sie weit und hoch aufgestellt, und es scheint anmuthig da zu wandeln. Ich lese das gelesene wieder und erhalte dadurch mehr. Auch unsers guten Meyers trefflichtreffende Art ist äußerst belehrend. Noch hab ich nicht alles gelesen.

Hier schicke ich Dir auch ein Exemplar von meinem Properz. Nimm es mit Güte auf, und laß es einen Platz unter Deiner kleinen Bücherzahl einnehmen. Die beiden andern hast Du die Güte an Herren Schiller und Meyer gelangen zu lassen.

Ich danke letzterem noch gar sehr für seine Bemühung dabey, und wünsche, daß meine Uebersetzungen so gut mögen gerathen seyn, wie die seinigen immer gerathen.

Deine Friesischen und Lersischen Erdprodukte wünschte ich gar sehr zu sehen. Bei uns bedeckt sich nun die Erde mit dem chemischen Niederschlag des Schnees. K.

189. An Knebel.

Jena den 28. November 1798.

Ich muß Dir, mein lieber Freund, doch nun auch für Deine Elegien danken, die ich in demselben Zimmer [1]) er-

1) S. Schiller's Briefwechsel, Nr. 806.

hielt, wo Du mir die ersten Versuche dieser Uebersetzung manchmal vorlasest. Vieles hat sich mit uns, vieles hat sich seit der Zeit in der Welt verändert, und doch bleiben diese artigen Werke der Kunst immer das was sie waren und ergötzen noch jetzt, wie vormals, den der sie zu empfinden und zu schätzen versteht. Eine öffentliche Meldung dieser verdienstlichen Arbeiten wird, wie man mir versichert, bald erscheinen. Ich erwarte, daß sie der Sache gemäß, das heißt ehrenvoll seyn werde.

Ich habe den größten Theil der Elegien wieder gelesen und sie haben eine Erschütterung in meiner Natur hervorgebracht, wie es Werke dieser Art zu thun pflegen, eine Lust etwas Aehnliches hervorzubringen, und die ich vermeiden mußte, weil ich gegenwärtig freilich ganz andere Dinge vorhabe.

Das zweyte Stücke der Propyläen ist abgesendet und das dritte stellt sich schon zusammen. Eine solche vierteljährige periodische Ausgabe fordert zu anhaltendem Fleiß auf, besonders wenn man es ernstlich nimmt. Doch ist es gut, wenn man ein so bestimmtes Pensum hat, denn man kann immer mehr thun als man thut. Besonders will ich den Winter zu diesen Arbeiten anwenden und sehen ob ich das Frühjahr nicht wieder etwas Poetisches hervorbringen kann; es liegt noch so manches Unvollendetes da, das ich seiner Erscheinung langsam entgegenschiebe.

Seit 18 Tagen bin ich nun wieder in Deiner alten Stube, in der nichts als der Ofen verruckt ist, der nun aus dem kleinen hintern Zimmer eingeheizt wird, wodurch ich viel Holz erspare und um vieles behaglicher wohne.

Die Steine Deines kleinen Schränkchens sind in vier Kästchen nach Weimar abgegangen, die feinen Sachen findest Du darin besonders wieder in Schachteln gepackt und ich wünsche daß alles wohlbehalten bei Dir ankommen mag.

Einiges davon iſt noch in einzelnen Schachteln in meinen Händen, die ich auch einmal mit einer größern Sendung nachſchicken will.

Deine Landcharten ſollen nun auch aufgerollt werden, wie Du verlangſt und nachfolgen. Inzwiſchen wird Dein Geiſt und Dein Andenken ſo leicht nicht aus dieſem Kreiſe verſchwinden.

Meyer grüßt ſchönſtens und wird ſelbſt ſchreiben [1]). So dankt auch Schiller für das überſchickte Exemplar.

Hier geht alles in ſeinem gewöhnlichen Fleiße fort, und es iſt wirklich intereſſant ſo viele Menſchen zu ſehen, von denen jeder arbeitet als wenn er für alle arbeiten müßte. Dieſe Betriebſamkeit hat für mich immer etwas Anſteckendes.

Nun ſage mir doch auch, wie Du Dich in Deinen beſchneiten Bergen befindeſt, denn der Schneegott, der uns ſo früh und reichlich heimgeſucht hat, wird es auch wohl bei euch nicht fehlen laſſen. G.

190. An Goethe.

Ilmenau den 1. December 1798.

Schon lange haben mir keine ſchwarzen auf Weiß gedruckten Lettern ſo wohl gethan, als Deine Propyläen. Es iſt ſo angenehm, ſich von Sachen belehren zu laſſen, die uns ſo nahe ſind, nach denen wir ſolches Verlangen tragen, die wir ſelbſt gegenwärtig nicht ſo genießen würden, und wobey wir durchaus nicht im Streit weder mit uns ſelbſt noch mit anderer Meinung kommen, weil uns die Klarheit der Vorſtellung von der Gewißheit überzeugt.

1) S. Knebel's literariſcher Nachlaß, II. Nr. 1. S. 112.

Mehr will ich noch nicht zu dieser neuen Erscheinung sagen; aber ich höre auch, daß sie allgemein Beifall erhält.

Hier leben wir so fort unter einem wunderbaren Himmel. Die Abwechslungen sind stark und zum Theil vehement. Indeß gewähren sie meiner Aussicht das seltsamste und oft ergötzendste Schauspiel. Neulich sah ich beym großen Schnee die ganze mir gegenüberliegende südliche Seite der Berge, beym glänzenden Untergange der Sonne, in den schönsten und auffallendsten blauen Farbenschatten. Auch die Nebel und Wolken ergötzen durch ihre Abwechslung. Die elektrischen Wirkungen in der Atmosphäre scheinen stärker auf diesen Höhen zu seyn, als in den niedrigern Gegenden. Vielleicht tragen auch die vielen Harzwälder dazu bey. Die Wolken haben nur sehr selten die einförmigen langweiligen Formen, die sie um Weimar haben.

Das sind großentheils in der Länge des Tages meine Abwechslungen. Könnte ich nur bestimmtere Erfahrungen darüber machen!

Herder [1]) hat mir ein Buch empfohlen, in dessen Besitz Du seyn sollst. Es heißt „Schellings Ideen zur Philosophie der Natur und ein Schreiben von der Weltseele". Wenn Du mir solches mittheilen wolltest, würdest Du mich sehr verbinden. Ich werde es zur bestimmten Zeit wieder zurückgeben.

Ich höre ja nichts von dem neuesten Musenalmanach. — Lebe wohl, und erhalte mir Deine Freundschaft. K.

---

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 276. Vgl. Goethe's sämmtliche Werke, XXXI, 80.

191. An Knebel.

Weimar am 7. December 1798.

Mit der Rolle Landcharten, welche der Bote überbringt, ſage ich Dir nur einen Gruß. Ich bin wieder in Weimar und wir haben dieſe Zeit Beſuch vom Graf Fries und Lerſe gehabt.

Ich freue mich ſehr daß Du Dich mit den Propyläen befreundeſt, denn ſo kann ich doch hoffen Dir vierteljährig etwas Angenehmes zu ſenden.

Schellings beide Schriften ſind nicht zu Hauſe, ſobald ich ſie erhalte, will ich Dir ſie überſchicken. Er iſt ein ganz trefflicher Kopf und ich bin ſehr zufrieden daß er uns ſo nahe iſt. Er läßt jetzt ein kleines Werk als Grundlage zu ſeinen Vorleſungen drucken, das ich Dir auch, ſobald es beiſammen iſt, ſenden werde. Es iſt noch faßlicher als die beiden andern Schriften. Lebe wohl! für heute ſage ich nicht mehr. G.

192. An Goethe.

Ilmenau den 13. December 1798.

— Daß Du meinen Properz ſo freundlich aufgenommen haſt, danke ich Dir ſehr. Ich wollte Du hätteſt mir nur was von dem geſchickt, was er Dir eingegeben hat. Ich fühle hier den wahren Unterſchied von der eigentlichen Dichterader. So ſehr ich die Properziſche Art und Weiſe glaube zu fühlen und inne zu haben, ſo wenig dürft' ich es wagen, etwas Aehnliches hervorzubringen. Du haſt den Geiſt zu bilden; doch ſind Deine Bildungen in andrer Anſicht als die Properziſchen, wenn ich nicht irre; obgleich in Manier und Behandlung oft ſo ähnlich.

Für die künftigen Propyläen danke ich im Voraus. Das gegenwärtige erste Stück hat mir viel Freude und Genuß verschafft. So manches was in der Einleitung von der Kunst überhaupt gesagt ist, läßt sich auf unsre Poesie besonders anwenden. Man lobt stets die Alten, und ist himmelweit von ihrer Manier verschieden. Ganze Nationen haben ein solches Idol der Kunst verehrt und sich dabey immerfort mit den Alten gemessen, sie auch wohl zu übertreffen geglaubt, ohne zu bedenken, daß der alte Verehrte vielleicht kaum eine Zeile von den ihrigen in sein Werk hätte brauchen können. Solche Urtheile und Prüfungen, wie in diesen Propyläen über die Werke bildender Kunst aufgestellt sind, müßten auch über Werke der Dichtkunst gefällt werden. Es wäre schön, ein und denselben Gegenstand, von Einem oder von mehrern Alten bearbeitet, und dann auch von einem Neuern, neben einander zu stellen.

Dein kleines Gespräch[1]) „über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit in den Werken der Kunst" hat auch auf leichten Grund ein wichtiges Interesse ausgeführt. Die Briefe[2]) zuletzt sind mir gar werth. Sage nur dem guten Meyer was Herzliches!

Hier haben wir seit ein paar Tagen sehr kalt; zumalen war es so in letzter Nacht. Die Abwechslung der Witterung und Stellung der Sonne geben hier schöne Schauspiele und Dekorationen. Ich habe fast alle Morgen eine neue. Wenn ich doch ein Maler wäre, um das Interessante dieses nordischen Himmels darzustellen! Wann z. B. bei meist heiterm Himmel sich die Nebel und Dünste zum Theil mit der Atmosphäre, zum Theil mit der Höhe

1) Propyläen, Stück I, Nr. III; auch in Goethe's Werken, XXXVIII, 143.

2) über etrurische Monumente, von H. Meyer. Ebend. Nr. IV.

des Bergwaldes vermiſchen, daß man nicht weiß, wo jene anfängt und dieſer aufhört, und die untergehende Sonne dieſe Miſchungen noch ſeltſamer und bunter macht. — —

Lebe recht wohl und behalte uns lieb!

Dein G.

193. An Knebel.

Weimar den 14. December 1798.

Der Bote, der mir Deinen Brief überbringt, eilt wieder fort und ich ſende Dir diesmal ohne viele Worte Schellings beide Werke [1]), welche ihrem Gehalt nach eine tuchtige Ladung ausmachen. Lebe recht wohl und erfreue Dich derſelben in Deinen beſchneiten und bereiften Gebirgen, und gedenke mein. G.

194. An Knebel.

Weimar den 19. December 1798.

— Daß Du die Propyläen beſonders mit Neigung durchleſen und durchdenken magſt, iſt mir ſehr angenehm; denn bei ſo einem Werke muß das, was man in andern erregt, immer weit beſſer ſeyn als das, was man geben kann.

Sehr treffend bemerkſt Du, daß man ſo vieles was nur von der bildenden Kunſt geſagt zu ſeyn ſcheint, auch auf Poeſie anwenden könne. Es wird künftig ein immer angenehmeres Geſchäft werden, anſchaulicher zu machen was ſie alle gemein haben müſſen, und auf welchen Punkten ſie ſich von einander aufs ernſtlichſte geſondert halten ſollen. In

1) Ideen zu einer Philoſophie der Natur, Th. 1 (Leipzig 1797); Von der Weltſeele (Hamburg 1798).

der Theorie ist man so uneinig darüber nicht, aber die Schwierigkeit scheint zu [illegible]n, es dem Künstler, zur Leitung bei seinen Arbeiten, deutlich zu machen.

Ich wünsche uns Deine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ja ich darf sie hoffen.

Für heute lebe wohl! das düstre Wetter scheint sich um die Seele wie um die Augen zu ziehen.

Lebe frisch und gesund auf Deinen Bergen und theile mir etwas gelegentlich von Deinen Gedanken und Ansichten mit. G.

195. An Goethe.

Ilmenau den 29. December 1798.

— Für den übersandten Schelling danke ich. Er hat mich einige Tage durch stark exercirt. Es ist Schade, daß auch dieses Produkt unter die unreifen Werke gehört, die in unsern Tagen so mancherlei erscheinen. Ihre Schreibart ist aufreizend, verworren, schwer, weil die Gedanken nicht berichtigt sind, die Frucht unbefriedigend und sauer. Gerade das Gegentheil von den Propyläen, wo Reife herrscht und süßen Genuß verschafft. August [1]) hat mir erst die angenehme Erscheinung des Schillerschen Musen-Almanachs verkündigt; so sehr sind wir hier in Neuigkeiten zurück. K.

196. An Knebel.

Weimar am 31. December 1798.

— Ich lege die Recension Deines Properz bei, sie ist von Rath Schlegel in Jena. Ich wünsche daß Du Dich

1) Herder. S. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, Nr. 58, S. 311. R.

mit ihm in Relation setzest und mit ihm über Deinen Lucrez conferirtest, es würde Dich gewiß fördern, in ein solches Verhältniß zu kommen. Er hat sehr schöne Einsichten, und einen kritischen Freund an der Seite kommt man immer schneller vom Fleck. Schicke mir aber das Blatt wieder, denn es gehört zu einem Exemplar auf Schreibpapier, das schwer wieder zu ergänzen ist.

Auch lege ich Dir ein Exemplar vom Almanach bei, ich habe kein besseres im Hause.

Schelling arbeitet jetzt seine Ideen zum Behuf seiner Vorlesungen nochmals aus; sie müssen freilich noch manchmal durchs Läuterfeuer bis sie völlig rein dastehen, er ist aber auch noch jung und das Unternehmen ist groß und schwer.

Ich freue mich August Herder wieder zu sehen.

Lebe recht wohl in Deinen Schneegebirgen und behalte mich lieb. G.

197. An Goethe.

Ilmenau den 12. Januar 1799.

Du hast mich durch Deine letzte Sendung so reich gemacht, daß es mir wohl verziehen werden mag, daß ich mich eine Weile darüber in Ruhe setzte und zu schreiben unterließ. Hiezu kamen auch noch äussere Verhinderungen, als der Besuch unsers guten braven Scherers [1]), den ich als einen neubelebten treflichen Menschen fand; die Nachrichten vom Tode meines Bruders, die mich in Schmerz und Unruhe versetzten.

Nun empfange also meinen besten Dank für alles Gute — auch vom metallischen Gehalt; vor allem aber für Deine

1) Weimarischer Bergrath. Goethe's Werke, XXXI, 73, und Musculus, 243.

Was wird mir jede Stunde so bang? —
Das Leben ist kurz, der Tag ist lang.
Und immer sehnt sich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor sich selber fliehn.
Und fliegt es an der Liebsten Brust,
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Der Lebe-Strudel reißt es fort
Und immer hängts an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt sein eigner Thor.

Schlechter Trost.

Mitternachts weint' und schluchzt' ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgespenster
Und ich schämte mich.
Nachtgespenster, sagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermiss' ich.
Denkt nicht schlimmer von mir,
Den ihr sonst weise nanntet,
Großes Uebel betrifft ihn! —
Und die Nachtgespenster

treffliche Euphrosyne [1]), die ich aber und aber gelesen, mit tiefer Herzens- und Geistesrührung. Sie ist eines der naturseligsten zartesten Werke, die je von eines Dichters Seele durch die Feder geflossen; einzig, eigen und schön; die Verse, frei wie die Natur.

Nach dieser wirst Du wohl nicht verlangen, daß ich Dir viel von dem übrigen sagen soll: doch habe ich Deine übrigen Schätze bemerkt, so manches zierliche, schöne und artige in dieser Sammlung: Matthissons Herenlaunen, Schillers künstlichschönen Prolog und so manche verständigen, lieblichen und artigen Sächelchen, wobey auch Louisens Verse gar leicht und gefällig hinlaufen. So viele Werke ähnlicher Art kann das Gemüth nicht auf einmal gehörig fassen; Du wirst es mir also verzeihen, wenn ich über manches mein Urtheil noch aufbewahre.

Für die überschickte Recension der allgemeinen Literatur-Zeitung danke ich Dir auch, und vorzüglich daß sie so bald erschienen ist, welches dem Verleger lieb seyn wird. Es ist uns immer angenehm und schmeichelhaft, über unsre Arbeit irgend etwas Belangendes und Treffendes zu hören, ob es gleich dieser Recension an manchem noch fehlen dürfte, was der Uebersetzer als erstes Urtheil eines kunstrichterlichen Ausspruchs hätte erwarten mögen. Und das ist der Geist und die Sache selbst, nach welchem der Uebersetzer das wieder hervorzubringen sucht, was in der Seele des Dichters die Ursache des Gedichts war, und was er selbst zu bewirken wünschte. Hier wäre einige Vergleichung der Sprachen nothwendig gewesen, und wie weit der Deutsche den Effekt des Römers erreicht. So hält sich der Kunstrichter fast blos ans Mechanische, worin doch auch sein Urtheil zuweilen schwankt. Das Loben wird ihm aber überhaupt etwas sauer.

1) S. Goethe's Werke, I, 314.

Zur Bearbeitung meines Lukrez hätt' ich mir freilich lange schon einen Freund gewünscht, der mit ähnlich poetisch-philosophischer Neigung und mit reichern Kenntnissen als ich begabt, verbunden mit etwas Beharrlichkeit, mir hierin hätte beistehen mögen. Ich zweifle, daß Hr. Rath Schlegel Umfang und Tiefe des Gefühls genug hat, die zu dieser Arbeit erfordert wird; aber im Mechanischen könnte es mir allerdings von Nutzen seyn und ich wage es, das erste Buch gegenwärtig für ihn abschreiben zu lassen, um, wenn Du es erlaubst, durch Deine Hände es ihm anzuvertrauen.

Wir leben hier unter und über dem allmächtigen Schnee, der zuweilen doch auch eine Oede in dem Gemüthe zurückläßt. Manchmal umzieht Trauer meine Seele, um den Tod so mancher Wackern und Braven. So hat mich Garvens — Heldentod, darf ich wohl sagen, mächtig gerührt. Ich habe sein letztes Werk hier vor mir, seine Ethik des Aristoteles, worin doch eine schöne Auseinandersetzung und Klarheit, bey vortrefflicher Kenntniß ist. Einen solchen Freund wünscht' ich mir zum Lukrez.

Kants Streit der Fakultäten wird Dich auch ergötzt haben. Mich unendlich. Was werden denn die blinden Anbeter sagen, die ihn als guten Christen so hoch schätzten — und nie seinen Spaß verstanden? [1]) K.

198. An Knebel.

Weimar den 14. Januar 1799.

Heute nur Weniges, damit der Bote von hier nicht ganz leer weggehe.

Ich freue mich gar sehr daß die Euphrosyne, in dieser

1) Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 323.

schneebedeckten Jahreszeit, als eine freundliche Natur- und Kunstblume entgegengeleuchtet hat. Ein solcher Beifall ist sehr belohnend; der öffentliche, wie Du ganz richtig bemerkst, ist mehr für den Verleger als den Autor wünschenswerth.

Es ist mir lieb daß Du das erste Buch Deines Lukrez abschreiben lässest, um es Schlegeln zu communiciren. Die Theilnahme ist so selten in der Welt, daß man sich mit einem Theil derselben oft schon begnügen muß.

Für heute lebe recht wohl, nächstens mehr. G.

199. An Goethe.

Ilmenau den 17. Januar 1799.

Ich schicke Dir hier mein erstes Buch des Lukrez, weil Du solches erlaubt hast.

Du siehst wohl daß es ein Werk großer Mühe und Sorgfalt ist, wann es irgend einen Grad der Vollkommenheit erreichen soll und genießbar soll werden. Mir sind daher alle Bemerkungen willkommen, weil man selbst so manches noch immer übersieht, was fremdem Auge so leicht sichtbar wird. Auch geschicktere Wendungen, neue und bestimmtere Ausdrücke und Worte würden mir ein angenehmes Geschenk seyn; wozu ich Hrn. Rath Schlegel zu ermuntern bitte. Denn das Dialektische in der Sache macht die meiste Schwierigkeit; und hierin muß der Uebersetzer mehr Klarheit bringen, als Lukrez selbst es gethan hat, sonst wird die Sache zum Gedichte widrig — das, ohne besondere Weihung, ohnehin nicht jedem genießbar ist. —

Das zweite Buch kann diesem bald folgen, da es nächstens fertig seyn wird. Für Deine vorgestern erhaltnen werthen Zeilen danke ich. Ich werde den Almanach so lange behalten, bis Du ihn forderst. Euphrosyne wird immer

ein Werk unvergänglicher Dauer bleiben, ſo ſehr iſt große Natur mit zarter Kunſt gemiſcht.

Hier erholen wir uns an den einfachen Vergnügungen des Winters, die demohngeachtet ergötzlich ſind. Geſtern machten wir eine große Schlittenfarth nach Frauenwalde, und regten uns in dieſer Schnee und Eiswelt, wo jetzt faſt jeder Baum eine verſteinerte Kaskade vorſtellt. Es iſt doch anmuthig, die Natur in ihren großen Wirkungen zu ſehen.

Die vielen fremden Thiere, die dieſen Winter in Nürnberg befindlich ſind, haben nicht gleiche Luſt empfunden. Der tigre royal iſt wirklich Todes verblichen, dem einen Elephanten iſt ein Zahn ausgefallen, und mehrere ſind in kläglichen Umſtänden. Man hat ihnen Kleider und Röcke müſſen machen laſſen.

Suche daß Du wohl ſeyeſt. Die Kälte iſt doch auch dem menſchlichen Weſen nicht zuträglich. — K.

200. An Knebel.

Weimar am 22. Januar 1799.

Das zweyte Stück der Propyläen begleite ich nur mit wenigen Worten.

Das erſte Buch Deines Lukrez habe ich erhalten und will es im Februar mit nach Jena nehmen. Indem ich es durchlas hat ſich manches bei mir geregt; denn ſeit dem vorigen Sommer [1]) habe ich oft über die Möglichkeit eines Naturgedichtes in unſern Tagen gedacht, und ſeit der kleinen Probe über die Metamorphoſe der Pflanzen bin ich verſchiedentlich [2]) aufgemuntert worden. Um ſo intereſſanter wäre

1) S. oben den Brief vom 16. Juli 1798, Nr. 143.
2) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 625, S. 157.

es auch für mich, wenn Dein Lukrez recht vollendet in unserer Sprache hervorgehen könnte, damit das Alte als die Base des Neuen dastünde.

Auf den 30. geben wir Wallensteins ersten Theil, wozu die Vorbereitungen gar mannigfaltig sind.

Lebe wohl und gedenke mein. G.

201. An Goethe.

Ilmenau den 16. Februar 1799.

Ich bin schon lange bei Dir in der Schuld, aber nur mit der Feder, nicht im Gemüthe. Der ungeheure dicke Schnee, indem er uns gleichsam in unsere Wohnungen eingekerkert hat, hat auch die Seele mehr in sich zurückgehalten, und die äussern Berührungen von uns entfernt. Heute löst sich die allgewaltige Kruste mit heftigem Regen und Thauwind, und ich wage es zu Dir über die Wasser zu setzen.

Habe also fürs Erste Dank für die zweiten Propyläen. Sie waren mir, wie die ersten, süße Nahrung und herrlicher Duft. Ich habe bey der Unterhaltung mit Rafael gleichsam die süße Begeisterung eines epischen Gedichts gefühlt, und bei dieser Gelegenheit dieser Dichtart doch den ersten Rang zugestehen müssen, weil sie uns Wesen giebt, statt dessen die andern nur Empfindungen. Was über Diderot gesagt wird, ist mit vieler Schärfe und Richtigkeit.

Von Schillers Schauspiel ist mir manches Gute zu Ohren gekommen, das mich sehr verlangend danach macht. Wie viel Dank verdient ein Mann, der diesem undankbaren und kallösen Zeitalter etwas Vortreffliches sagen mag!

Die Möglichkeit eines Naturgedichts von Deiner Arbeit, die Du mich ahnen lässest, hat mich mit innigster Freude

erfüllt. Schon lange war es mein geheimer Wunsch, und er ist auch mir bei Deinem Gedichte über die Metamorphose der Pflanzen gewachsen. Es ist allerdings ein ungeheures Unternehmen, das aber Deine Schultern allein zu tragen vermögen. Selbst in Rücksicht des Gemüthes würde es ein Wagestück seyn, da Du Dich von der Wahrheit des Lukrezischen Geistes nicht würdest entfernen wollen. Zu einer Zeit aber, wo man, aus Mangel gesunderer Grundsätze, offenbar ein Verfinsterungssystem einzuführen sucht, würde man bei Aufdeckung solcher Wahrheiten, um deren willen es fast allein der Mühe werth wäre, eine solche Arbeit zu unternehmen — Gefahr laufen. Der Himmel segne Dich, und setze Deinen vielen Bemühungen den schönsten Kranz dadurch auf! — Was meine Arbeit der Uebersetzung anbetrifft, so habe ich solche seit einiger Zeit mit ununterbrochenem Fleiße fortgesetzt. Die Natur derselben gestattet freilich nicht, schnell und viel zu fördern. Es sind gewissermaßen beschwerlichere Rücksichten als bei eigenem Unternehmen, die mehr den Fortschritt hemmen. Indeß, wann ich so fortfahren kann, so denke ich in einem Jahre viel gethan zu haben, und hoffe mich ziemlich am Rande meines Gegenstandes zu befinden Ein Glück ists, daß er mich gewissermaßen immer mehr begeistert.

Auch in dem ersten Buche, welches ich Dir bereits zugeschickt, habe ich schon wieder vieles geändert — nachdem man sich nämlich immer mehr von dem Eindrucke des Originals zurückzieht, und durch eignen Anblick sieht.

Ich bin ungewiß, ob ich Dich in Weimar oder Jena suchen soll, doch vermuthe ich Dich am letzten Orte. Ich fürchte ihr werdet daselbst, bei dem gewaltigschnellen Aufthauen, von Wassersgefahr leiden.

— Unser 99r Jahr scheint sich zu sonderbaren Ereignissen vorzubereiten, die große Veränderungen erwarten las-

sen [1]). Es scheint, daß die allgemeine Sicherheit und sogar eine gewisse Verwegenheit in dieser, sie noch vielmehr herbeiführe.

Dein treuer K.

202. An Knebel.

Weimar am 15. März 1799.

Ich wollte Dir auf Deine verschiedene lieben Briefe nicht antworten bis ich etwas mitschicken konnte. Hier sind nun vier Bogen des dritten Stücks der Propyläen [2]), die ich mir jedoch bald wieder zurück zu schicken bitte, indessen wird das Ganze fertig und Du erhältst Dein Exemplar.

Du findest wieder ein Capitel Diderot. Man glaubt nicht wie leicht und lose ein übrigens so trefflicher Mann solche Gegenstände behandelt; aber freilich niemand fühlt es leicht als wer beym eignen Hervorbringen Rath und Trost in solchen Schriften sucht; allen denen die nur beschauen, ist eine theoretische Leerheit gewissermaßen recht willkommen.

Meyer grüßt und wünscht auch seiner Niobe eine freundliche Aufnahme. Es ist uns beyden ein sehr angenehmes Gefühl, da wir keine großen Briefschreiber sind, uns mit Freunden in der Abwesenheit periodisch unterhalten zu können. Bis jetzt noch müssen wir das Abenteuer allein bestehen, das uns denn freilich genug zu thun giebt. Indessen liegt ein unendlicher Stoff parat, und zur Form mag die Stimmung des Augenblicks helfen. Denn in unsern Tagen geht alles so entsetzlich schnell, daß ich Aufsätze die vor einem Jahr geschrieben sind, ohne sie umzuarbeiten, nicht kann drucken lassen.

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, II, 323.
2) Bd. 2, St. 1.

Bey manchen äußerlichen Hinderniſſen des Lebens habe ich mir ſeit einiger Zeit innerlich eine gute Stimmung zu erhalten geſucht und ſie angewendet eine ſonderbare Arbeit anzufangen, die ich ſeit einiger Zeit mit mir herumtrage und wovon ich Dir das Bekenntniß machen muß. Schon lange habe ich viel über das epiſche Gedicht nachgedacht; ſeit der Streitigkeit über das Alter der Homeriſchen Geſänge und der Ausführung von Hermann und Dorothea ſind mir dieſe Gegenſtände faſt nie aus den Gedanken gekommen, und ich habe bei mir einen Plan verſucht, wie man die Ilias fortſetzen, oder vielmehr wie man ein Gedicht, das den Tod des Achills enthielte, daran anſchließen könnte [1]). Da ich nur denken kann, inſofern ich producire, ſo wird mir ein ſolches kühnes Unterfangen zur angenehmſten Beſchäftigung, und es mag daraus entſtehen was da will, ſo iſt mein Genuß und meine Belehrung im Sichern: denn wer bey ſeinen Arbeiten nicht ſchon ganz ſeinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erſcheint, der iſt übel dran.

Ich denke mich dieſen Sommer nicht weit von Hauſe zu entfernen und wir kommen vielleicht einmal irgendwo auf halbem Wege zuſammen, und wenn das Glück gut iſt ſo bringe ich ſchon einige Geſänge mit [2]).

Den erſten Geſang Deines Lukrez erhältſt Du bald mit Anmerkungen von Schlegel zurück. Ich wünſche, daß Dir ſein guter Wille förderlich ſeyn möge.

Lebe recht wohl und gedenke meiner in Freundſchaft.

G.

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 395, S. 385; Nr. 397, S. 393; Nr. 454, S. 173.

2) Ebend., Nr. 454, S. 173.

203. An Goethe.

Ilmenau den 19. März 1799.

Dein neues Stück der Propyläen [1]) hat mir wieder unendliche Freude gemacht. Es ist nicht nur ein Spaziergang unter Vorsäulen, es ist ein schöner antiker Marmortempel selbst.

Deine Art die Diderotschen Kunstvisionen zu berichtigen, ist bestimmt, streng und scharf, und doch dabey genialisch. Das ist, was unsern Kunstrichtern fehlt. Unsers trefflichen Meyers Niobe [2]) würde mir freilich noch mehr Vergnügen gewähren, wann mir das Bild vor Augen wäre, oder ich es nur gesehen hätte; aber auch so ist was er darüber sagt herrlich und belehrend, und man sieht das Kunstwerk, durch die zergliederte Kunstvorstellung desselben, gleichsam gebildet vor sich.

Auch das voranstehende poetische Bildchen [3]) ist leider sehr nah weissagend. Dieses alles zeigt mir, daß euer Herz noch im Friedens- und Freiheitszustand besteht, wo freier Wechsel von innen nach aussen stattfindet. Das meinige hab ich schon längst in Belagerungszustand versetzen müssen, wo ich nur für dessen innere Sicherheit besorgt seyn kann.

Daß Du, wie es scheint, von der Idee eines Lukrezischen Gedichts abgekommen bist, nimmt mich eigentlich nicht Wunder. Der Stoff gehört zu den widerstrebenden, und vereinigt sich nicht eigentlich mit dem wahren Sinne der Dichtung. Ich freue mich von Deiner neuen Bildung etwas zu hören. Mir ist die Geschichte und der Gegenstand nicht ganz bekannt, worauf Du Dein Werk gründen werdest; aber

1) Bd. 2, St. 2.
2) Ebend. 182.
3) Phöbos und Hermes; s. Goethe's Werke, II, 137.

ich kann im voraus gewiß ſeyn, daß es auf gutem Grunde ſtehen werde.

Lebe geſund und wohl — das übrige wirſt Du Dir ſelbſt geben. Mich würde es ſehr freuen, wenn ich Dich dieſes Frühjahr oder dieſen Sommer wieder einmal ſehen ſollte K.

204. An Knebel.

Jena, 22. März 99.

Deinen Brief erhielt ich eben, als ich von Weimar nach Jena gehen wollte.

— — Von hier aus will ich Dir nun wenigſtens ein Wort ſchreiben und Dir von meinen Hoffnungen etwas ſagen.

Die Achilleis iſt eine alte [1]) Idee, die ich mit mir herumtrage und die beſonders durch die letzten Händel über das Alter der Homeriſchen Gedichte und über die rhapſodiſche Zuſammenſtellung derſelben neues Leben und Intereſſe erhalten hat. Ich fange mit dem Schluß der Ilias an, der Tod des Achills iſt mein nächſter Gegenſtand, indeſſen werde ich wohl noch etwas weiter greifen. Dieſe Arbeit führt mich auf die wichtigſten Punkte der poetiſchen Kunſt, indem ich über das Epiſche nachzudenken alle Urſache habe. Schiller fördert indeſſen das Trauerſpiel und ſo kommt man theoretiſch und practiſch immer etwas weiter. Ich ſehe recht zufrieden in den vorſtehenden Sommer hinein und auf die nächſten Arbeiten, die ſämmtlich von vergnüglicher und geiſterhebender Art ſind.

Jenes große Naturwerk habe ich auch noch nicht auf-

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 395, 397, 454 fg., 459, 464 — 466 a, 565, 566, 567, 569, 570, 571, 573, 545 und vgl. Goethe's Werke, XXXI, 79.

Mit langen Geſichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weiſe oder thörig
Völlig unbekümmert.

Genügſam.

„Wie irrig wähneſt du:
Aus Liebe gehöre das Mädchen dir zu.
Das könnte mich nun gar nicht freuen,
Sie verſteht ſich auf Schmeicheleien."

Dichter.

Ich bin zufrieden, daß ich's habe!
Mir diene zur Entſchuldigung:
Liebe iſt freiwillige Gabe,
Schmeichelei Huldigung.

Gruß.

O wie ſelig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muſcheln
Im Stein ſucht' ich die verſteinten;
Hudhud lief einher.

gegeben. Mir däucht ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht beſſer nutzen als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeite. Du haſt den kleinen Verſuch über die Metamorphoſe der Pflanzen gut aufgenommen, und Herder hat mir auch etwas beſonders Freundliches darüber geſagt, welches mich ſehr ermuntert an das größere Werk zu denken. Freilich iſt es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick, doch muß man denken, daß man nach und nach durch anhaltenden Fleiß vieles zu Stande bringt.

Lebe recht wohl und halte Dich auch am Fleiße; ſobald das dritte Stück der Propyläen geheftet iſt, erhältſt Du es. Du findeſt wohl noch einiges darin was Dir Freude macht. Lebe wohl und gedenke mein. G.

203. An Goethe.

Ilmenau den 9. April 1799.

— Einen frühern Brief habe ich bereits von Dir erhalten, von fröhlicherm Inhalt. Ich nehme an Deiner Achilleis großen Antheil, doch freut es mich noch mehr, daß Du deshalb die Idee von einem Naturgedichte nicht willſt fahren laſſen. Zuweilen denk ich wie ſolches werden kann! Der Lukreziſche Weg kann Dein Weg nicht ſeyn. Dieſer faßte alles zuſammen, wie in einem orbis pictus, weil die Wiſſenſchaft noch enge war, und die philoſophiſche Welt noch etwas unmündig. Daß dieſes anders geworden ſey, iſt klar. Indeſſen hat doch dieſe Unmündigkeit und Enge dem Werk, als Gedicht, aufgeholfen, da es mehr für die Sinne zu ſprechen fand, wo wir jetzt, in allgemeinerer Anſicht, nur dem Verſtande reden. Auch giebt das Motiv des ganzen, als Bekehrungswerk ſeines Memmius zu der neuen Philoſophie,

noch ein dringenderes Interesse, das durch das Ganze hervorleuchtet und die öftern Wiederholungen und minutiösen Details entschuldigen muß. Diesem ohngeachtet ist es, aus dem ganzen römischen Alterthum wenigstens, für die Philosophie und in jedem andern Betracht, vielleicht das wichtigste Werk. — Ich eile jetzt mit dem vierten Buche zu Ende, das ich mir schmeichle, so schwer es ist, nicht ohne Klarheit und Glück wiedergegeben zu haben. —

In der Allgemeinen Zeitung hab ich eine Anzeige von Schillers Wallenstein gelesen, die mir gefiel. Möchte mir nicht Schiller den Monolog von Wallenstein besonders schicken?

Jetzt regt sich der Frühling auch bei uns, und mein Herz sehnt sich ihm entgegen. Lebe wohl.

Dein K.

206. An Goethe.

Ilmenau den 17. Juni 1799.

Es ist Zeit, Lieber, daß ich mich auch einmal wieder bei Dir melde, damit Du nicht glauben mögest, ich sey durch den kalten Winter und Sommer, wie die zu frühen Blätter, vielleicht gar verschrumpft, oder was noch schlimmer wäre, ich hätte der Anhänglichkeit und Treue vergessen, die ich Dir durch mein ganzes Leben schuldig bin. Keines, zum Glück, von beiden ist wahr, und obgleich der unmilde Himmel, den wir seit geraumer Zeit erfahren, die Gänge meines Bluts nicht sonderlich in Bewegung setzt, so trieb ich mich doch wie das Moos oder andere Pflanzen unter den Schnee fort, und erhalte, wenn auch keine sonderlichen Blüthen und Gewächse, doch den Umlauf des Lebens. Dein Garten steht reicher und tiefer gepflanzet, auf besseren Grund; auch hast Du mir vor einiger Zeit segnende Früchte daraus zugeschickt, für die ich Dir seitdem, zwar nicht mit dem Herzen, aber

doch mit der Feder und dem Munde zu danken, unterlaſſen habe.

Nimm eben jetzt noch meinen herzlichſten Dank für das letzte ſchöne Stück der Propyläen! Ich ſprenge mich gleichſam daraus an, wie aus einem heiligen Quell; denn in der That alles iſt ſo rein und kräftig darin. Dieſe Säulen ragen freilich etwas ſehr über den Geiſt unſrer gegenwärtigen Kunſtverwandten hervor, aber ſie finden doch den guten Beifall von den wenigen, und werden wie zu hoffen iſt, der aufgehenden Jugend rathen. Schwer iſt es freilich ſich Deutſchland je als ein Kunſtland in dieſem hohen Sinne zu denken — aber genug, daß wir nur wenigſtens vor der Hand die fräßigen Franzoſen auf einige Zeit los ſind, die alles zu unterdrücken und uns von allem zu berauben würden geſucht haben. Der Himmel laſſe — wenn es auch nichts weiter iſt — den Deutſchen nur ihre Erde; vielleicht erwächſt dennoch mit der Zeit darauf auch ein und anders Gefälliges.

Daß die Kantiſche Philoſophie wieder etwas die Wege räumen zu müſſen ſcheint, iſt auch ein großes Glück; und unſer Bergrath Voigt lebt wieder neu auf, da die Vulkanität des Baſalts wieder neue Wahrſcheinlichkeit erhält.

Dies iſt alles was ich Dir aus unſern engen Gegenden ſchreiben kann. Damit Du nicht immer nur Quittungen *) von mir erhältſt, ſo lege ich Dir noch etwas von meinen eignen Berg- und Wald-Phantaſien bei. Mögſt Du es mit Gefallen aufnehmen!

Ich freue mich von Dir und Deinen Unternehmungen bald wieder zu hören, da ich doch nicht darauf rechnen kann, Dich ſobald zu ſehen. —

Dein K.

*) über die ausgezahlte Penſion.

207. An Knebel.

Weimar am 25. Juni 1799.

Da ich ein mehr mühſames als arbeitſames Vierteljahr durchlebt habe und wenig davon zu ſagen weiß, als daß es vorbei iſt; ſo wollte ich nicht eher ſchreiben, als bis ich Dir das neueſte Propyläenſtück mitſchicken könnte, in welchem doch wenigſtens einige Spuren meines Daſeyns zurückgeblieben ſind. Wie oft habe ich Urſache Deine Einſamkeit zu beneiden.

Deine Elegie hat mir viel Freude gemacht. Die Verbindung des Allgemeinen und Individuellen, des Poetiſchen und menſchlich Wahren thut eine ſehr gute Wirkung und eine ernſte doch angenehme Stimmung theilt ſich mit.

Gernings [1]) Beſuch hat Dir gewiß Freude gemacht. Er iſt von ſeiner Reiſe ſehr vergnügt zurückgekommen, er hat mir Deinen Zuſtand geſchildert wie ich Dich gern ſehen mag.

Ich wünſche Dir einen guten Nachſommer und einen leidlichern Winter als den vorigen, ob er gleich auf dem Walde noch lang und ſtreng genug bleibt.

Von mancherlei Dingen die ich vorhabe mag ich nichts ſagen, ja ich mag nicht gern daran denken wie viel ich vorhabe! Es ſind alles Dinge die nur durch die reinſte Stimmung hervorgebracht werden können, und die weltlichen Dinge ſind nicht geeignet, ſie uns zu geben oder zu erhalten.

Die nahe Ankunft des Königs [2]) bringt uns auch aus unſerm Geſchicke. Da wir zweimal hinter einander Schauſpiel geben, ſo bin ich bei dieſer Erſcheinung auch nicht frei von allen Beſchwerden [3]).

Lebe recht wohl und behalte mich lieb. G.

1) Vgl. Goethe's Werke, XLIII, 16, 341, 347. Musculus, 113.
2) von Preußen.
3) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 587, S. 64; Nr. 593, S. 79.

208. An Goethe.

Ilmenau den 6. Juli 1799.

— Daß Du mit meinem überſchickten kleinen Verſuche zufrieden biſt, freut und ermuntert mich gar ſehr. Vielleicht kann ich Dir bald eine zweite Elegie dieſer Art überſchicken. Zu großen Dingen bin ich nicht beſtimmt; aber ich möchte der Seele doch gern einen Widerſchein laſſen, wozu mir die Poeſie das holdeſte Mittel ſcheint. Für die Proſe fürchte ich mich, wann ſie nicht von reellen Gegenſtänden handelt. Dieſe habe ich nicht hinlänglich geſammelt und iſt jetzt auch nicht mehr Zeit dazu. Ich muß mich allein von meinen Wäldern belehren laſſen, die mir manches ſagen und in Erinnerung bringen — was man auch in guter Geſellſchaft nicht immer erfährt. Ich habe erſt dieſen Morgen meine Lektion da gehalten und bin mit heitrem Gemüthe zurückgekehrt. Deine Arbeiten ſtehen mir neben den Arbeiten der Alten, immer vor dem Sinne. Du haſt — beinahe der Einzige unter uns — den wahren Pfad betreten. Dein glückliches Genie leitete Dich und Deine frühe Liebe zur Natur und zu den Künſten. Selbſt Deine frühern Schriften ſind gleichſam mehr mit dem Pinſel als mit der Feder geſchrieben und Du lernteſt nachher immer mehr, die ſtrengen Geſetze der Kunſt auch auf die Poeſie übertragen.

Aber was ſoll ich Dir das ſagen? Ich wollte, ich könnte es der Welt zeigen und ſagen, wie ich es verſtehe und fühle. Aber was hülf' auch dies? Sie erkennen einzelne abſtrakte Regeln, und ſchmieren oder krähen nach ihrer Art fort; preiſen ein andermal das Mittelmäßige und Schlechte wie das Gute und Vortreffliche.

Aus den Propyläen könnten ſie ſich eine ars poetica machen.

Gernings Beſuch hat mich recht erfreut. Die ſchönen

Sachen, die er mitgebracht, und ſein leichter dichteriſcher Sinn, der an allem gefällig Antheil nimmt, haben unſer brauneres Kolorit mit einigen hellern Farben aufgeheitert. Er hat viel geſehen, und obgleich ihm nur die flüchtigſten Eindrücke geblieben ſind, ſo bemerkt man doch gern auch die leichten Spuren davon. Aehnliche Beſuche ſind in unſern etwas unkultivirten Wäldern, unter dem ziegenfüßigen Geſchlechte, ſehr wohlthuend.

Vielleicht beſucht mich auch mein alter Holzſchuher wieder, der jetzt, für ſeinen Spaß, eine kleine Reiſe nach Hamburg gemacht hat. Ich habe ſeine feine und zarte Seele immer mehr kennen lernen. Von der Gegenwart der Königlichen Perſonen in Weimar hat man auch hier viel erzählt; da dies eine rechte Materie iſt, den Mund des Volkes zu fullen. In Hildburghauſen, wo man ihn [1]) ganz ſimrel und ganz nach ſeiner Verordnung aufgenommen hat, ſoll er ſich ſehr wohl gefallen haben. In Weimar iſt man mehr in Geſchmack, durch Unruhe ein vermeintliches Leben zu geben.

Dieſe iſt nicht gut für den arbeitenden Geiſt und ich wollte daß Du Dein Naturgedicht bald und mit heiterer Seele beginnen könnteſt. Gewiß würde dieſe Arbeit ſowohl für Dich ſelbſt als für andere einen unſäglichen Werth haben. Ich weiß kaum was man ſchreiben ſoll, wenn man dieſes kann! Das blos Menſchliche iſt ja bei uns leider faſt zu entfernt; man lieſt es höchſtens zum Wohlgefallen.

Lebe recht wohl und behalte uns und unſre Wälder lieb! Grüſſe den braven Meyer. K.

1) den König von Preußen.

209. An Goethe.

Ilmenau den 14. Auguſt 1799.

Mein langes Stillſchweigen magſt Du immer als eine Selbſtbeſtrafung für mich anſehen, da ich mich einer Mittheilung beraubt habe, die mir beinahe unentbehrlich iſt; zumalen bei einem Leben, wo ſo wenig wahres Menſchliches unterläuft. Was aber nicht auf dem Papiere geſchehen iſt, iſt im Stillen geſchehen. Deine neuſten Propyläen [1]) hab ich auch etwas ſpäter geleſen; weil mich kleine Hinderungen ſtörten, die gleiche Gemüthsſtimmung hinzuzubringen, durch die ich mir das Deinige gehörig eigen zu machen ſuche.

Ich danke Dir alſo abermals für das holde ſchöne Geſchenk. Die Propyläen haben mich durchaus ergötzt. Das voranſtehende kleine poetiſche Bildchen [2]) iſt, ſeinem Sinne und ſeiner Ausführung nach, unvergleichlich. Der Eingang zur Abhandlung über Lehranſtalten u. ſ. w. hat mich gewiſſermaßen erhoben. Wie würdig iſt die wahre Würde des Künſtlers vorgeſtellt! Es war indeſſen Zeit, wie mich dünkt, dieſen edlen Ton etwas näher zur Faſſung und Unterhaltung des größern Theils des Publicum herabzuſtimmen, und Du haſt dies in den nachfolgenden Briefen vortrefflich erreicht. Unſre Kunſtkenner können doch zum Theil ihre Bilder da finden und es wird nützliches und treffliches dabei geſagt. Die Behauptung und Ausführung des Satzes, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunſt ſey, hat mir ſonderlich gefallen. Freilich iſt dieſer Satz umfaſſender, als viele denken, die das Schöne mit dem Gefälligen nur in einen engern Raum einzuſchließen vermögen — das doch alles charakteriſtiſche in ſich faßt und gleichſam durch Vollkommenheit nur

---

1) Bd. 2, St. 2.

2) „Spiegel der Muſe.“ Goethe's Werke, II, 137.

erhöhet. Das Schöne wie mich dünkt, bezeichnet alle Arten von ſinnlicher Vollkommenheit, die eine Sache für uns haben kann; das Charakteriſtiſche iſt nur ein beſtimmter Theil davon. — Doch ich will es Dir überlaſſen einen Gegenſtand auseinander zu ſetzen, worinnen Du ſo ſehr Meiſter biſt; ich freue mich nur, durch dieſe Erörterung ſelbſt einen Aufſchluß erhalten zu haben, warum z. B. manche Gedichte nicht gefallen, wenn man ihnen gleich das Charakteriſtiſche, das Bedeutende, nicht abſprechen kann.

Deine Zufriedenheit mit meinem letzthin Dir beigelegten kleinen Produkt macht, daß ich es wage, Dir wieder eines hier beizulegen. Zeichne mir die Zeilen und Diſtichen an, die Dir minder gefallen ſollten. Ich habe noch einige lieblichere Gegenſtände im Herzen, denen ich den Segen der Muſe wünſchte. K.

210. An Goethe.

Ilmenau den 10. September 1799.

Ich erfahre nichts von Dir, was Du macheſt, und ob Du Dich meiner erinnerſt. Die Trennung von meinen Freunden, bei denen ſich mein Gemüth Raths zu erholen pflegte, wird mir zuweilen ſehr fühlbar. Ich kann ſie durch keine andern erſetzen. Und überdies ſcheint ein unmilderer Himmel auch da Einfluß zu haben, wo er ihn nicht haben ſollte. Die Vergleichung mit den Schickſalen anderer muß in dieſen Zeiten gewaltig zu unſerm Troſte beitragen.

Der Herzog war vor kurzem auch bei uns, wie Du wirſt gehöret haben. Er war, nach ſeiner Art, freundlich und gut; auch blickte zuweilen Empfindung durch, wo ſie nicht durch den allgemeinen Weltton, den er ſich anzueignen ſucht, gehindert wurde.

Die beiden jüngern Einſiedels haben ſich hier auf einige

Zeit etablirt. Sie leben nach ihrer Weiſe eingezogen und gut. Wir gehen öfters zuſammen ſpaziren.

Auch Gerning will ein paar Monate hier zubringen.

Ich habe ſeit kurzem Pallas' neueſte Reiſen in das ſüdliche Rußland geleſen. Ihr Inhalt kann freilich nicht reicher ſeyn, als die Gegenden es ſelbſt ſind, wo Sandſteppen und Salzſeen den weitläuftigſten Gegenſtand ausmachen; doch iſt die allgemeine Wiſſenſchaft des Mannes in alle Theile der Naturkunde und der Landesökonomie zu bewundern; auch blicket bei einem ſo wiſſenſchaftlichen Manne nicht gemeiner empfindender Geiſt durch.

Was machſt denn Du? und wie bald bekomme ich wo nicht etwas ſchriftliches, doch etwas gedrucktes Neues von Dir zu leſen?

Was macht Dein guter Auguſt, von dem ich ſo gar nichts höre? Ich habe auch einen Buben, den ich ſehr liebe, und der mir jetzt ſchon zuweilen Sorge macht. Er hat ein äußerſt zartes und rechtliches Gemüth und da möchte ich ihn gerne der rauhen Stöße des Lebens überheben, die ſein Vater zuweilen hat ertragen müſſen, und die er ſchwerlich aushalten dürfte. Ducimur fatis! —

Dein K.

211. An Knebel.

Jena den 17. September 1799.

Ich habe Dir lange, mein lieber Freund, nicht geſchrieben und thue es gleich, da ich mich wieder in meinem und Deinem alten Zimmer in Jena befinde; gewiſſe Orte behalten ſich immer das Recht vor uns gewiſſe Eindrücke zu geben. Hier [1]) bin ich fleißiger und geſammelter als in

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 806.

Weimar, ob es mir gleich auch dort an Einſamkeit nicht fehlt.

Ich habe ſechs Wochen in meinem alten Garten zugebracht, der jetzt, bei einer Veränderung die mit dem ſogenannten Stern vorgenommen worden, viel gewonnen hat und angenehm zu bewohnen iſt. Ich muß nur erſt das nächſte Frühjahr die Wildniß ein wenig bändigen, denn die Bäume und Sträuche, die vor 20 Jahren geſetzt worden, haben dem Boden und dem Hauſe Licht und Luft faſt weggenommen. So kommt es doch wohl manchmal, daß uns unſere eigenen Wünſche über den Kopf wachſen.

In der ziemlichen Abgeſondertheit, in der ich daſelbſt lebte, nahm ich meine kleinern Gedichte vor, die etwa ſeit 10 Jahren das Licht der Welt erblickten [1]). Ich ſtellte ſie zuſammen und ſuchte ihnen ſowohl an Gehalt als Form was fehlen mochte zu geben, und ich werde noch eine Zeit lang zu arbeiten haben, wenn ich mir genug thun will. Es iſt indeſſen eine angenehme Beſchäftigung. Der Rückblick auf ſo mancherlei Situationen die man durchlebte, die Erinnerung an ſo viele Stimmungen in die man ſich verſetzt fühlte, macht uns gleichſam wieder jung, und wenn man fühlt daß man mit den Jahren vielleicht an Ueberſicht und Geſchmack gewonnen hat, ſo glaubt man einigen Erſatz zu ſehen, wenn ſich Energie und Fülle nach und nach verlieren will.

Außerdem habe ich jetzt mit Meyern die Kunſtgeſchichte des gegenwärtigen Jahrhunderts vor. Erſt bis auf Mengs und Winkelmann, dann die Epoche die ſie machten und welche Wendung nach ihnen die Sachen genommen haben. Bei der beinah faſt ganz falſchen Richtung unſerer Zeit ſind vielleicht hiſtoriſche Darſtellungen, in welchen man den Geiſt

1) Schiller's Briefwechſel, Nr. 597, 618, 620.

Die Krone entfaltend;
Stolzirte, neckiſcher Art,
Ueber das Todte ſcherzend
Der Lebend'ge.
Hudhud, ſagt' ich, fürwahr!
Ein ſchöner Vogel biſt du.
Eile doch, Wiedehopf!
Eile, der Geliebten
Zu verkünden, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Haſt du doch auch
Zwiſchen Salomo
Und Saba's Königin
Ehemals den Kuppler gemacht!

Hudhud ſprach: mit Einem Blicke
Hat ſie alles mir vertraut
Und ich bin von eurem Glücke
Immer, wie ich's war, erbaut.
Liebt ihr doch! — In Trennungs-Nächten
Seht, wie ſich's in Sternen ſchreibt:
Daß, geſellt zu ewigen Mächten,
Glanzreich eure Liebe bleibt.

Hudhud auf dem Palmen-Steckchen,
Hier im Eckchen,
Niſtet änglend, wie charmant!
Und iſt immer vigilant.

---

und die Triebe der Nationen in den verschiedenen Epochen übersieht, das Nützlichste. Es hält freilich schwer nicht einseitig zu seyn, und wer möchte gern gestehen, daß das was er vermag das Unrechte sey, besonders wenn es noch sogar vor der Welt gilt.

Die Preiszeichnungen sind auch eingekommen, acht an der Zahl, und ob sie gleich keineswegs sind wie sie seyn sollten, so ist doch manches Verdienstliche darunter; und da wir sie genau betrachten und beurtheilen müssen, öfnen sie uns einen Blick über den Zustand der Künste in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, und über deutsche Art und Natur selbst. Auch das liebe Publikum manifestirt sich bei dieser Gelegenheit auf seine Weise. Da wir allein die Namen und die nähern Verhältnisse kennen, so machen wir uns im Stillen über das hin und wieder Rathen und Tapren lustig; denn wer der Künstler sey und wo er sich aufhalte, interessirt die Menschen mehr als was er gemacht hat.

Vom sonstigen Leben und Treiben könnte ich noch manches erzählen, doch will ich schließen, wenn ich Dir vorher für die geist- und leibliche Speise gedankt habe, die Du mir zugesendet hast.

Deine Elegien sind recht brav. Du hast Dich in diese Art wacker einstudirt. Der kräftige Ton der zweiten [1]) ziemt auch wohl der Elegie, die sich allen Regionen, also auch der höhern Satyre, in gewissem Sinne, nähern darf. Doch hätte ich gewünscht daß Du die guten Deutschen mehr bedauert als gescholten hättest. Vielleicht hätte es Dir einige schöne und eigentlich elegische Stellen gegeben. Doch es muß jeder machen und thun was ihm das Beste dünkt. Vielleicht sage ich Dir gelegentlich etwas über einzelne Stellen.

---

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 22.

Die köſtlichen Käſe, die Du mir überſchickt haſt, verdienen auf alle Weiſe einen Platz in einer Theokritiſchen Idylle; ſie können nicht beſſer gewünſcht werden [1]).

Mein Auguſt wächſt und hat zu gewiſſen Dingen viel Geſchick: zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem was angeſchaut werden muß, ſo wie er auch ein ſehr gutes Gedächtniß hat. Meine einzige Sorge iſt blos, das zu cultiviren was wirklich in ihm liegt und alles was er lernt ihn gründlich erlernen zu laſſen. Unſere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Noth nach ſo viel Seiten hin und iſt Schuld an ſo viel falſchen Richtungen, die wir an Erwachſenen bemerken. Uebrigens will ich ihn nicht von mir laſſen und, wenn er noch einige Jahre hin hat, allenfalls auf eine Reiſe mitnehmen. Er iſt mit in Frankfurt geweſen und ich ſchicke ihn in der Gegend auch überall herum. Ich wünſche Deinen Knaben wohl auch einmal zu ſehen, möge er Dir viel Vergnügen machen.

So lebe nun wohl und laß mich bald wieder etwas von Dir vernehmen. G.

212. An Goethe.

Ilmenau den 27. September 1799.

Dein geſtern erhaltener Brief hat mir viel Freude gemacht, ſowohl wegen Deines guten Andenkens an mich, als auch daß Du Dich ſelbſt ſo wohl befindeſt. Es iſt ein wahres Geſchenk für mich, wenn Du mir zuweilen einige Zeilen zuſchicken magſt. Ich möchte, wie Adam Smith, beinahe alle guten Gefühle auf Sympathie gründen, wenig-

1) Vgl. eben Brief vom 27. Juli 1798, und Briefe an Merk, Nr. 67.

ſtens erhalten ſie durch Zuſammenſtimmung erſt ihr volles Leben und ihre Dauer.

Daß Du Dich dieſen Sommer in Deinem Garten mit Deinen kleinern Gedichten beſchäftiget haſt, freut mich auch nicht wenig. Sie ſind ein Schatz für mich, ſo weit ich ſie kenne, und ich wollte wohl, daß Du mir von den unbekanntern einige auszeichnen ließeſt, um mich daran zu ergötzen. Ich werde gewiſſenhaft damit umgehn.

Daß Du meine paar Elegien Deiner Aufmerkſamkeit gewürdigt haſt, dafür danke ich gar ſehr. Deine Erinnerungen ſind mir ſehr werth. Vergiß nicht diejenigen mir nachzuholen, die Du über einzelne Stellen zu machen haſt. Nur dadurch kommt man zu etwas Sicherm und Allgemeinerm — wenigſtens in der Betrachtung, wenn man auch das ſeinige nicht ändern könnte. Die harte Stelle an die Deutſchen will ich zu lindern ſuchen, ſo weit es das Steigende des Affekts erlaubt, welches der Schluß hauptſächlich mir zu erfordern ſcheint.

Da die Elegie bey uns doch mehr durch die Form als durch die innere Situation des Gemüths beſteht, ſo hab ich eine ganz lehrende verſucht. Ich habe dieſen Sommer nämlich den Heſiodus [1]) geleſen, und gewünſcht, von ſeiner ſinn- und ſpruchreichen Art etwas nachahmen zu können. Auch wirſt Du aus dem Anfange eine bekannte Stelle von ihm erkennen. Ich wünſche, daß Du mir auch hier etwas ſagen mögeſt.

Zu lieblichern Gegenſtänden ſind mir leider die Tage nicht warm und nicht heiter genug; ſonſt hätt' ich noch den Urſprung der Ilm geſungen und von dem ſchmalen engern Strom aus auch Euch, Ihr Lieben, ein Blättchen meines Dankes hinfließen laſſen. Aber noch fließt der kleine

1) S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, 279.

Strom und vielleicht gelingt es mir noch etwas an ihm zu bilden [1]).

Ich bin ſehr verlangend nach der Fortſetzung Eurer Propyläen und auf die Darſtellung der Kunſtgeſchichte. Heilſam für Sinn und Geſchmack iſt dies Unternehmen. Auch wäre ich begierig von den eingelaufenen Preiszeichnungen etwas zu vernehmen, die ich wohl in Eurer Gegenwart betrachten möchte. Was das deutſche Publikum betrift, ſo kenne ich es auch zum Theil und wie verloren man iſt, wenn man auf wahres Intereſſe zählt. Sollte es denn nicht ſeyn, daß ſie etwas ſtumpfen Geiſtes ſind? Doch haſſe ich nichts ſo ſehr, als den fatalen Geiſt der Franzoſen — ob ich ſie gleich leſe.

Was Du mir wegen Erziehung Deines Sohnes ſchreibſt, billige ich ſehr. Ich fühle erſt hier ganz die Unnützbarkeit der Verwirrung in Vielem, zumalen bei heutiger Selbſtgenügſamkeit. Mein Kleiner, der nun bald vier Jahr hat, beſchäftigt ſich mehr mit der Einbildungskraft und mag ſich immer etwas bilden — K.

213. An Knebel.

Weimar am 23. Oktober 1799.

Du haſt mir diesmal, mein wertheſter Freund, zweyerley zu verzeihen: erſtlich daß ich ohne Anfrage Deine Elegie [2]) in den Almanach abdrucken laſſen, zweitens daß ich in derſelben einige Veränderungen gemacht. Ich wünſche daß Dir beides nicht unangenehm ſeyn möge. Schiller grüßt

1) Vgl. Knebel's Literariſcher Nachlaß, I, 29: „An der Quelle der Ilm.“

2) Ebend., I, 19: „Die Stunden.“

beſtens, überſchickt hier ein Exemplar und läßt Dich erſuchen, Deine übrigen Arbeiten uns für das nächſte Jahr aufzuſparen; denn man muß bei ſo einem Inſtitut, wie in einer Garküche, indem die Gäſte ſich zu Tiſche ſetzen, ſchon an die nächſte Mahlzeit denken.

Von Deinem Lukrez ſollſt Du auch nächſtens hören; für heute ſage ich Dir weiter nichts, damit nur der Almanach fortkommt. Erhalte Dir den Lebensmuth und ſey fleißig. G.

214. An Goethe.

Ilmenau den 28. Oktober 1799.

Du haſt mir eine große Freude durch Ueberſendung des Muſen-Almanachs [1]) gemacht, wofür ich Dir und Schillern herzlichſt danke.

Die Schweſtern von Leſbos [2]) haben mich in angenehmes Erſtaunen geſetzt. Griechiſche Töne, mit griechiſcher Seele, gleichſam unter einem griechiſchen Himmel geſungen, ſo jungfräulich und zart, und doch mit ſolcher Geiſtesüberſicht und Fülle! Ueberall ſproſſen Blumen, und nicht nur die nahen und gewöhnlichen, ſondern auch die entferntern, mit jungem Reize. Ueberdies iſt der Faden des Gedichts und der Umriß der Charaktere ſo feſt und wohl gehalten, wie bei einem Werke des geübteſten Dichters. Ich freue mich dieſes ſchönen Kunſtwerkes, dieſes ſeltnen Schatzes für unſre Sprache und werde es noch oft leſen.

Auch unſer Meyer hat von ſeinem Genius lieblich hinzugethan. Die anflatternde Taube iſt mir ein willkommnes

1) von 1800.

2) in ſechs Geſängen von Amalie von Imhof. S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 571, 572, 583—587.

Symbol und die Mädchen am Borne eine höchſtliebliche Ausführung. Dank Euch, Ihr Lieben, für ſolche Geſchenke!

Daß Du meine Elegie haſt wollen anfügen laſſen, gereicht ihr zur Ehre. Eigentlich war ſie für Herders Aurora beſtimmt. Da dieſe aber mit nächſtem Jahre noch nicht erſcheint, ſo mag ſie ſich etwas voreilig hier zeigen. Daß Du Dir die Mühe genommen haſt einige ſchwierige Stellen darinnen aufzulöſen, danke ich Dir gleichfalls. Mit einigen bin ich zufrieden, bei einigen hab' ich aber noch Bedenken.

Wir haben ſeit einiger Zeit angenehme Beſuche hier gehabt. Auch Herder [1]) war hier und hat mich höchlich erfreut: Sein freundlicher Beſuch hat auch in meinem Häuslichen viel Gutes geſtiftet, und vieles zur Vernunft und Ruhe gebracht. So viel vermag zuweilen die Gegenwart eines braven Mannes!

Die übrige kleine Kolonie hier lebt fort nach ihrer Weiſe und ſieht dabei ganz geſund aus. Die Weimariſchen, darunter unſer Einſiedel, der auch hier war, finde ich etwas gealtert — doch werden ſie mich auch nicht jünger gefunden haben. Nur kommt es einem etwas ſeltſam vor, wenn das kindiſche, nichts bedeutende Hofleben immer mit den grauen Köpfen noch fortgeht. Die Fürſten können nicht oft genug rekrutiren. K.

215. An Knebel.

Weimar am 7. November 1799.

Nachſtehendes iſt ein Auszug aus einem Schlegelſchen Brief den ich vor einigen Tagen erhielt.

Da ich gegenwärtig keine ruhige Zeit vorausſehe, in welcher ich mich einigermaßen in den Lukrez eindenken und

1) S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, Nr. 30, S. 286.

Dir etwas Bedeutendes über Deine Ueberſetzung ſagen könnte; ſo ſchicke ich das erſte Buch mit den Schlegelſchen Bemerkungen gleich. Haſt Du davon Gebrauch gemacht, ſo ſendeſt Du mir beides wohl einmal wieder zurück, damit ich auch, auf eine oder die andere Weiſe, an dieſer Deiner ſchönen Arbeit Theil nehme.

Ich habe den Mahomet von Voltaire überſetzt, und denke ihn bald aufführen zu laſſen. Ich weiß nicht was dieſer ſonderbare Verſuch für eine Wirkung haben kann [1]).

In dem nächſten Propyläenſtück findeſt Du einen ſehr bedeutenden Aufſatz über das gegenwärtige franzöſiſche tragiſche Theater.

Ueberhaupt, hoffe ich, ſoll Dir dieſes Stück durch ſeinen Inhalt und Mannigfaltigkeit Vergnügen machen.

Lebe recht wohl, grüße Herrn Gerning der wohl noch in Deiner Nachbarſchaft ſich befindet und gedenke mein.

G.

Beilage.

(A. W. Schlegel an Goethe.)

Jena den 5. November 1799.

„Sie erhalten hierbei das Manuſcript des Herrn von Knebel zurück, haben Sie die Güte mich wegen des langen Aufſchubs bei ihm beſtens zu entſchuldigen, und ihn zu bitten, daß er mit dieſen unbedeutenden Anmerkungen vorlieb nimmt. Ueber die verſchiedne Methode, die man ſelbſt befolgen würde, kann man ſich nicht ſo gut durch Worte erklären als durch die That, und ſo intereſſirt es vielleicht den Verfaſſer der Ueberſetzung zu erfahren, daß ich auch einmal ein 40 Verſe des Lukrez überſetzt habe, um ſie mit ſeiner Ueberſetzung derſelben Stelle zu vergleichen. Sie

1) K. Knebel's literariſcher Nachlaß, I, 181, coll. II, 381.

ſtehen in meines Bruders Geſchichte der griechiſchen Poeſie abgedruckt. Freilich iſt es ſchon einige Jahre her und ich würde jetzt manches anders machen.

Uebrigens iſts mir bei dieſer Confrontation ſehr klar geworden, daß eine Ueberſetzung des Lukrez zu den ſchwierigſten Aufgaben aus dem ganzen Alterthume gehört, wobey ſichs alſo der Ueberſetzer nicht darf verdrießen laſſen, daß vieles zum erſten Mal nicht gelingt."

216. An Goethe.

Ilmenau den 18. November 1799.

Für Deine lieben Zeilen und die beigefügten Anmerkungen des Hrn. Rath Schlegels über einen Theil meiner Lukreziſchen Ueberſetzung danke ich Dir recht ſehr. Ich habe in beigefügtem Blatte Hrn. Rath Schlegel ſelbſt meinen Dank hierüber geſagt, und einige Bemerkungen hinzugefügt, die ich aus der Sache genommen habe und die ſchon von einſichtsvollen Männern gemacht worden ſind. Ich kenne übrigens die von Hrn. Schlegel überſetzten Verſe nicht, werde mir aber ſolche zu verſchaffen ſuchen. Eine Stelle, die Hr. Voß, und wie es ſcheint mit beſonderer Sorgfalt, überſetzt hat, habe ich vor Augen gehabt. So ſchön dieſe Stelle an ſich und auch in der Ueberſetzung iſt, ſo laſſen ſich doch Erinnerungen dabei machen, und ſo ſehr ich die Vortheile des Hrn. Voß erkenne, ſo finde ich es doch nicht für gut, ſeine Manier nachzuahmen.

Was ich noch wegen unſrer deutſchen Proſodie in kurzem dieſem Blatte angehängt habe, hat mir beinahe die Nothwendigkeit des Wahren nur abgedrungen. Man iſt zumalen bei einer Arbeit wie bei dem Lukrez — ſo oft in Verlegenheit mit ſich ſelbſt, um dieſen neuen Forderungen, ohne ge-

waltsame Verschränkung der Wortstellungen, genug zu thun, so daß man am Ende finden muß, daß sie in der That größtentheils der Natur und dem Geiste unsrer Sprache zuwider sind. Sanftmuth erträgt, Weisheit belehrt, Hofnung ernährt, Anmuth vergnügt — und so viele unsrer deutschen Redensarten und Wortverbindungen, sind so unzertrennlich durch unser Gehör und die Natur unsrer Sprache aneinandergeknüpft, daß sie auseinander zu reissen und dem Ohr dafür reine seynsollende Spondeen zu geben, eine gewaltsame That ist, die weder dem Geiste noch dem Gehöre Anmuth bringt. Ich sage nichts von den übrigen Zerrüttungen unsrer Sprache, die absolut nur zu dem jetzigen Modeton gehören und nicht aus der Natur der Sprache selbst geschöpft sind. Klopstock — der doch auch ein Wort in dieser Sache haben dürfte — hat sich hierüber in seiner Ode: Unsere Sprache an uns sehr deutlich und bestimmt erklärt. Eine poetische Kabale hat, wie es scheint, diese Ode aus seinen Werken zu entfernen gewußt. Ich habe Hrn. Schlegels Elegie an Dich in dem neusten Athenäum gelesen. Sie ist in der That ungemein schön und fleißig bearbeitet, und hat allen diesen neuen Foderungen hinlänglich Genüge gethan. Er wird mir aber verzeihen, daß ich die Bemerkung mache, daß, wahrscheinlich diese Foderungen zu befriedigen, er sehr oft aus dem eigentlichen elegischen Rhythmus gekommen ist, dem das öftere Ueberschreiten der Distichen ineinander zuwider scheint.

Was sollt' es mit größern Gedichten werden? Und wie kann die Sprache diese Fesseln ertragen, die weit beschwerlicher für uns sind, als sie für Griechen und Römer waren und gewiß auch für den wahren Endzweck der Poesie höchst unfruchtbar.

Doch was sage ich solches Dir, der Du längst durch die That bewiesen, welcher Gesinnung Du hierüber seyst.

Deſto vorſichtiger, ſollte man meinen, würden andere ſeyn, Geſetze zu geben, die durch kein hinlängliches Anſehn autoriſirt ſind.

Nun möchte ich noch gerne wiſſen, was Du aus dem Voltair'ſchen Mahomet gemacht haſt! Ich werde ihn wieder leſen, da ich ihn beſitze, um etwa Deine Gedanken daraus zu errathen.

Auf die nächſten Propyläen freue ich mich. Schicke ſie nur bald!

Unſer Parnaſſus iſt beſchneit und wir werden wohl wenige Früchte für dieſen Winter mehr daher holen.

Gerning ſitzt, wie ein Abdruck des Apolls, auf ſeiner Sonnenhöhe; iſt ſehr arbeitſam, und empfiehlt ſich beſtens. Wahrſcheinlich wird er noch einige Zeit hier zubringen. Er verſieht mich von Zeit zu Zeit mit kleinen Kunſtwerken, die mir ſehr wohlthätig ſind. K.

Beilage.

30. November 1799.

Die Mühe, die ſich Hr. Rath Schlegel gegeben hat, mir einige Bemerkungen über das erſte Buch meiner Lukreziſchen Ueberſetzung mitzutheilen, erkenne ich mit dem verbindlichſten Danke. Sie ſind größtentheils in dem Sinne, wie ich ſie mir von einſichtsvollen Kennern wünſche, und wenn gleich die Folge ſelbſt mehrere Veränderungen von mir herbeigebracht hätte, ſo befördern ſie doch die Arbeit ungemein, indem ſie unſer Urtheil über zweifelhafte Stellen aufs neue ſpannen.

Es ſey mir erlaubt, hier einige Bemerkungen über das Werk des Lukrez ſelbſt anzubringen, um damit einigen vom Hrn. Rath Schlegel vorausgeſchickten Erinnerungen zu begegnen.

Man wird nemlich bei genauerer Prüfung des Lukre-

Ergebung.

„Du vergehſt und biſt ſo freundlich,
Verzehrſt dich und ſingſt ſo ſchön?“

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern geſtehn,
Ich ſinge mit ſchwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerze..,
Sie leuchten indem ſie vergehn.

Eine Stelle ſuchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüſt und einſam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und niſtete ſich in das leere.

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Vögeln
Still zu ſeyn auf der Flur?
Und wer verbieten zu zappeln
Den Schafen unter der Schur?

Stell' ich mich wohl ungebärdig,
Wenn mir die Wolle krauſ't?
Nein! Die Ungebärden entzwingt mir
Der Scheerer, der mich zerzauſ't.

zischen Gedichts gar bald gewahr, daß solches zwar nach einem weiten Entwurf, mit großen Fleiß und Nachdenken gebildet worden sey, aber deshalb in seinen Theilen große Ungleichheiten und Unvollkommenheiten habe. Diese zeigen sich vornemlich in der nachlässigern Bearbeitung des Vortrags und des Styls, wo der Dichter nicht selten schon gesagte Sachen etwas langweilig, zuweilen zum Ueberdruß, wiederholet, sondern auch in Darstellung seiner Gedanken und Bilder selbst öfter ohne Noth weitschweifig ist, gleichsam unter den Augen des Lesers selbst den Gedanken erst gebiert, und dabei um die Wahl der Worte und die eigentliche Bildung des Verses wenig bekümmert ist, wann er nur seine Absicht, den Gedanken, erreicht hat. Dieses läßt sich aus mehrern Stellen, zumalen der ersten Bücher, darthun, und diese Sorglosigkeit des Dichters (nach welcher er auch ganze schon vorhergebrauchte Stellen zum zweiten Male wieder seinen Büchern einschaltet) mag zum Theil ihren Ursprung in dem persönlicher Charakter desselben haben, zum Theil auch in der Trockenheit der Materien selbst, gewiß aber auch in den Vorurtheilen seiner Schule, der er eifrigst sich nachzubilden strebte, und welche, nach ihrem Meister Epikur, allen Schmuck und Zierde der Rede verwarf, und in Gedichten vorzüglich nur auf die Wirkung auf das Gemüth des Menschen und auf moralische Endzwecke drang. Diese nun angeführten Eigenschaften sind größtentheils Ursache, warum es so schwer wird, den Lukrez zu übersetzen und überhaupt, bei der Trockenheit der Materien, die uns nicht mehr so interessiren können, ein lesbares Buch aus ihm zu machen. Unstreitig wäre daher dieser Dichter freier zu übersetzen, als vielleicht irgend ein anderer, wann seine wahren Eigenthümlichkeiten, von den Unbeholfenheiten (wie sich Hr. A. Schlegel recht wohl ausdrückt) die keinen dichterischen Charakter repräsentiren, genau und mit

Einſicht unterſchieden würden. So haben auch alle Ueberſetzer deſſelben (von denen ich in mehrern Sprachen alle mir bekannten zur Hand habe) von ihm geurtheilt und Hr. Meinecke ſelbſt, der zwar die Zahl der Verſe richtig ausfüllt, iſt nichts weniger als dem Sinne und dem Ausdrucke des Dichters ſtets getreu geblieben und hat ihn, bei ſeinem übrigen guten Verdienſte, oft etwas platt verunſtaltet.

Nun noch ein paar Worte über unſre deutſche Proſodie!

Es iſt gewiß verdienſtlich, daß wir unſerm Versbau, durch genauere Beſtimmung der Accentuation und des Gewichtes der Sylben, angemeſſenere Geſetze aufzulegen ſuchen. Wenn wir aber hierinnen, nach allzugenauer Maßgabe der griechiſchen und römiſchen Sylbenmaße, unſre Forderungen zu ſtrenge treiben, ſo möchte zu befürchten ſeyn, daß wir die erhaltnen Vortheile wieder vernichteten. Denn da unſre Sprache ſich nicht ähnlicher Vortheile bedienen kann, wie jene Sprachen, welche z. B. durch die Poſition faſt jede Sylbe lang oder kurz machen können, ſo würde die Schwerfälligkeit derſelben nur noch mehr ans Licht kommen, da ihr immer die ähnliche Accentuation bleibt.

Kleinere, mit Mühe bearbeitete Gedichte können hierin nicht entſcheiden. Es fragt ſich, ob ein Dichter, der ſich in der Nothwendigkeit eines anhaltenden freiern Ausbruchs ſeiner Einbildungskraft befindet, ſich in die ängſtlichen Geſetze dieſer Versbaues werde einſchließen laſſen, und die Frage iſt noch bisher mit: Nein! beantwortet worden.

Sonderbar iſt es in der That, und einem deutſchen Biederherzen wohl zu erwägen, daß ein Mann, der beinahe ſeine ganze lange Lebenszeit im Studium ſeiner Mutterſprache und deren Proſodie in Verhältniß der alten Sprachen zugebracht und ſelbſt ein Heldengedicht von zwanzig Ge-

fängen mit großem Fleiße gemacht hat [1]), bei unsrer neusten Sprachconstitution gar nicht in Anregung gebracht wird, ob er sich gleich, wie es scheint, gar nicht zu ihren Gesetzen bekennen will, noch in seinen Gedichten dazu bekannt hat. Indessen leugne ich nicht, daß mir der Bau seines Hexameters, im Ganzen genommen, noch immer als der unsrer Sprache angemessenste und wohllautendste vorkommt, wobei es mehr auf wahren poetischen Perioden und Numerus ankömmt, als auf die ängstliche Beschränkung der Sylben. Doch vielleicht kommt auch jene Mode wieder; denn wir Deutschen scheinen nur in den verständigen Sachen Moden zu machen, wo andre Nationen etwas getreuer ausharren.

K.

217. An Goethe.

Ilmenau den 16. December 1799.

Umsonst erwartete ich seit einiger Zeit Deine mir versprochenen neuesten Propyläen, um mich von den vielen unreifen und albernen Produkten, die man jetzt unter Gesicht bekommt, durch sie schadlos zu halten. Vielleicht stehet mir dieses Vergnügen nun bald bevor. Ich ergötze mich indeß an einer Spanischen Reise von Hrn. Fischer in Dresden, die sehr anmuthig geschrieben ist, uns unter ein froheres Clima versetzt und Bescheidenheit und Charakter des Verfassers verräth, was jetzt so selten ist.

Von den neuesten politischen Ereignissen in Frankreich verspricht man sich ja viel. Nicht so günstig sind die Nachrichten aus Rußland, wo ein großer Akt der Tyranney, durch Ausschließung des ältesten Prinzen vom Throne, vor-

1) Klopstock.

gegangen zu seyn scheint. Zu welchen Auftritten kann eine solche Handlung noch Anlaß geben. Mich hat eine Stelle in Pallas neuesten Reisen, in Rücksicht auf diesen Prinzen [1]), besonders gerührt, wo er einem außerordentlich vortrefflichen Gesundbrunnen den Namen Alexandersquelle ertheilt: wie er mit Rührung hinzuzusetzen scheint, nach dem Namen eines vortrefflichen Prinzen. Alle Leute in Rußland scheinen sich doch nicht mit Pauls Kopfe drehen zu wollen.

Lebe wohl, Lieber, und erhalte Deine Gesundheit, welche, unter diesen Umständen, noch das hülfreichste Gut ist.

G.

218. An Knebel.

Weimar am 1. Januar 1800.

Möge Dir das fünfte Stück der Propyläen [2]) zum neuen Jahre eine angenehme Gabe seyn und Dir die langen Winternächte verkürzen helfen. Es ist mir eine angenehme Empfindung, mich auf diese Weise mit entfernten Freunden zu unterhalten. Ich hoffe Du sollst bald noch andere Früchte meines Fleißes sehen, den ich so wenig als möglich unterbreche und der mein ganzes Glück macht.

Schiller ist hier [3]) zu meinem großen Troste; er ist nach seiner Art ziemlich gesund, munter und thätig.

Lebe wohl in Deiner Einsamkeit, gedenke mein und schreibe mir von Zeit zu Zeit.

G.

1) den Großfürsten Alexander.
2) Bd. 3, St. 1.
3) S. Schiller's Briefwechsel, Nr. 657.

219. An Goethe.

Ilmenau den 2. Januar 1800

Glück zum Neuen Jahre und zu den vielgerundeten Zahlen! Man ſagt mir, daß in Weimar gar ſchöne Sachen vorgehen, Opern, Concerte und dgl. und daß Du Deinen Mahomet vorgeleſen haſt. Nach letzterm wäre ich ſonderlich verlangend.

Wir zwitſchern hier nur wie die Wintermeiſen unter dem Schnee. Willſt Du was von dieſem Gezwitſcher hören, ſo will ich Dir hier beilegen wie ich geſtern den ſchönen Neujahrsmorgen begrüßt habe.

Unſerm Gerning wird auf unſern Höhen ganz froſtrig; doch ſchreibt er unendlich an ſeiner Reiſe.

Einſiedel treibt ſeine chemiſchen Verſuche mit vieler Gefälligkeit.

Ich habe dem Böttiger eine arabiſche Elegie zu ſeinem Merkur [1]) zugeſandt. Ich bin verlangend, was Du dazu ſagen wirſt. Es iſt ein eigner Geiſt darin.

Lebe wohl, und laß uns auch im neuen Jahre Dir nicht unwerth ſeyn. K.

1. Januar 1800. [2])

Hofnungſchwangeres Jahr, weheſt Du neues Glück
Vom Olympus herab? Sieh, wie umleuchtet uns
Mit dem goldenen Saume
Lieblichröthlicher Morgenduft!
Und er ſenkt ſich herab, hauchet uns milder an:
Starrt ſchon blendender Schnee hoch um der Berge Haupt,
Zeigt er heller die Bahn nur
Zu des Himmels gewölbtem Blau.

1) Jahrgang 1800, Januar, S. 8—18.
2) S. Herder's Adraſtea, 1. Stück (Leipzig 1801).

Sey willkommen, o Jahr! Deinen erwarteten
Segen, geuß ihn herab; denn wir bedürfen ſein!
Gleich dem ſchimmernden Morgen
Sey Dein ſinkendes Abendroth!

220. An Knebel.

Weimar am 10. Januar 1800.

Da wir das letzte Stück der Propyläen nach Möglichkeit auszuſtatten gedachten, ſo iſt uns ein Beifall wie der Deine, der ſo friſch und freundlich zu uns kommt, freilich ſehr erwünſcht, und es iſt mir ſehr angenehm daß Du meinem Mahomet ein gutes Zeugniß giebſt. Die Gelegenheit zur Vergleichung mit dem Original ſollte den denkenden Deutſchen auffordern, über das Verhältniß der Kunſt beider Nationen nachzudenken. Gebe mir der Himmel mehr ſolche Leſer wie Du biſt [1])!—

Magſt Du etwa einem auswärtigen Freunde, dem die Propyläen nicht gerade in die Hände kommen, einige Notiz geben von dem Stücke überhaupt und der neuen Preisaufgabe, ſo liegen einige Exemplare bei des Bogens, den ich beſonders habe abdrucken laſſen.

Die Ueberſetzung ſchicke ich Dir ganz, ſobald ich eine Abſchrift entbehren kann.

Heute ſage ich nichts weiter, denn die Zeit iſt kurz. G.

1) Vgl. dagegen Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, Nr. 10, S. 329; Nr. 11, S. 331.

221. An Goethe.

Ilmenau den 9. Januar 1800

Du haſt mir durch Ueberſendung Deiner neuſten Propyläen [1]) ein reiches Geſchenk gemacht. Du kannſt Dir wohl denken, daß mich der Anblick des Mahomet zuerſt erfreute. Ich las ihn und verglich ihn dann mit dem Originale. Wie ergözt es mich, nicht etwa den Sinn und Ausdruck des Originals treu und zierlich dargeſtellt zu ſehen, ſondern auch ſeine poetiſche Vollkommenheit erhöht, und gleichſam die poetiſche Logik deſſelben reicher und vollkommener ausgedacht zu finden. Dieſe Ueberſetzung iſt ein Kommentar über alle Gallicismen, ſo weit ſolche nemlich nur irgend aus einem franzöſiſchen Originale weggeſchafft werden können. Die zweite Scene hat deren ſchon weniger; aber ſie iſt auch ein Meiſterſtück von Voltairens Talent — und unendlich paſſend auf die jetzige Zeit.

Die Nachrichten von der gegenwärtigen franzöſiſchen Bühne las ich erſt nachher. Sie ſind reich an feinen und richtigen Beobachtungen und mitunter an tiefen Spekulationen. Der Unterſchied der Deutſchen und Franzoſen iſt hübſch bezeichnet; beſonders von dem was dieſe Natur heißen, wodurch ein Kunſtwerk entſteht u. ſ. w. Das ſcheint mir wohl ausgedacht und zeigt ſehr vom gegenwärtigen lebhaften Eindruck der Sache ſelbſt. Daß wir weniger ſinnlich poetiſches Gehör haben, als andere Nationen, das iſt wohl klar: wie weit aber der Verfaſſer meint, daß unſre Ausbildung hierin durch Hrn. Voß noch wunderbar gewinnen werde — das iſt mir noch ein Räthſel. Die Sprache müßte vollends alles Eigenthümliche verlieren, wie wir an unſern neueſten Ausbildern ſehen, die ſolche wagerechte Verſe machen, die

1) Bd. 3, St. 1.

kein Menſch hören kann. Hr. Voß hört übrigens nur mit den Augen und ziemlich holſteiniſch, wie wir aus ſeinen eignen Verſen und Liedern ſehen. Ich geſtehe, daß ich mich jüngſt in der gefälligſten Laune für ihn an ſeinen Virgil machte — ich konnt' ihn aber für Härte und Verzerrtheit des Ausdrucks nicht leſen.

Das erſte Stück der Sammlung [1]) hat mich wieder ſehr erbaut. Ich leſe es in der doppelten Hinſicht auf poetiſche Kunſt und bildliche Malerei, und da wünſche ich, daß wir mit den Werken der erſtern auch ſo aufs Reine und Richtige kommen möchten: Zuſammenſtellung der Zeit, des innern Vermögens und der äuſſern Umſtände. So viel gründliche, klare, aus der Natur der Sache gewonnene Beobachtungen und Urtheile!

Das Beſtreben Deines Fleißes ſoll auch mich ermuntern — denn, ſo große Philoſophen wir auch ſind, ſo iſt doch zuweilen eine Ermunterung von auſſen nöthig. So iſt mir auch der freundliche gemüthliche Brief, den mir der Herzog [2]) geſchrieben hat, wahre Ermunterung geweſen. Die Seele wird gleichgültiger gegen äuſſere Thätigkeit, wann ſie ſich ſelbſt nur als den Zuſchauer davon betrachten darf.

Gerning lieſt uns zuweilen von ſeiner italiäniſchen Reiſe vor, die ich mit Vergnügen anhöre. Ich weiß nicht was alles davon ſein eigen iſt, doch hat er vielerley zuſammengetragen.

Schillers Glockengeſang im neuſten Muſ. Almanach iſt ſehr hübſch. K.

1) der Propyläen.

2) S. Knebel's Litterariſcher Nachlaß, I, Nr. 48, S. 181

222. An Goethe.

Ilmenau den 27. Januar 1801.

Lieber, erlaube mir daß ich mich mit wenigen Zeilen an Dich wende. Ich habe nämlich von meinem Bruder, dem gewesnen Hanöverschen Gesandten am schwäbischen Kreise, ein Herschelsches Telescop von Schrader verfertigt ererbt. Meinen Bruder hat es über tausend Gulden gekostet, und da er es selbst verfertigen lies, und in dem Posten stand, wo er Verbindungen hatte, so ist nicht wahrscheinlich, daß er es zu theuer bezahlt habe. Auch hat er in seinem Testamente besonders angemerkt, daß wir es nicht unter hundert Louisd'or verkaufen möchten; und Hr. v. Zach [1]), den ich vor Kurzem deshalb habe durch Einsiedel befragen lassen, hat ihm gesagt, daß dieser Preis keinesweges zu hoch sei, woferne nur der Spiegel wohl erhalten wird, denn darauf käme alles an. Diesen habe ich vor kurzem visitirt, und da er treflich eingemacht und verwahrt ist, so ist auch nicht die geringste Beschädigung daran wahrzunehmen.

Indessen fürchte ich doch, das Instrument könne hier Schaden nehmen, und da ich es durchaus nicht gebrauchen kann, auch es nicht einmal aufzustellen vermag, so wünschte ich es je eher je lieber wegzugeben. Es fragt sich ob Du mir hiezu eine Auskunft verschaffen kannst, und Du würdest mir eine große Freundschaft erweisen, wenn Du mir solches unterbrächtest. Ich wollte es für 500 ℛ hiesiger Währung lassen.

Ich dachte weil der Herzog ohnehin ein kleines Observatorium in seinem Garten hat, so könnte er es zu mancherlei Unterhaltung gebrauchen.

---

1) Vgl. Goethe's Werke, L, 178. 185 (Musculus).

Auf Verlangen würde ich Dir das Instrument gern überschicken.

Wenn Du mir also hierüber was Gutes sagen oder bewirken kannst, so weiß ich Du unterlässest es nicht — und giebst mir bald hievon Nachricht.

Glück zu zum Mahomet! K.

223. An Knebel.

Weimar am 30. Januar 1800.

Wegen Deines Telescops hätte ich Folgendes zu sagen. Sogleich einen Kaufmann dazu zu verschaffen, wird vielleicht schwer fallen. Die hiesige kleine Sternwarte ist längst geschleift und sonst sind auch die Umstände so, daß man an eine solche Acquisition nicht leicht denken kann.

Indessen wenn Du mir das Werk gelegentlich senden willst, so habe ich in meinem Hause wohl Gelegenheit es aufzustellen und durch unsern geschickten Mechanikus Auch, der sich aus Schwaben hieher begeben hat, in vollkommne Ordnung bringen zu lassen. Vielleicht verspräche man solchem Manne einige Prozente, wenn das Werk durch sein Zuthun verkauft würde, man ließe es in den Ephemeriden und sonst ausbieten, man ließe Fremde, die hier sind oder durchgehen, den Mond einmal darin beschauen, und so fände sich in der großen deutschen Welt vielleicht bald ein Liebhaber, wenn sich jeder gleich selbst überzeugen könnte, daß das Werk in gutem Stand ist.

Zum Transport könnte ich ja wohl einmal eine Extrafuhre, ohne daß es uns was kostet, hinaufschicken. Schreibe mir Deine Gedanken darüber.

Ueberhaupt mag ich die Sache ansehen, wie ich will, so glaube ich, es wird besser seyn, die Waare aufzustellen

Wer will mir wehren zu ſingen
Nach Luſt zum Himmel hinan,
Den Wolken zu vertrauen
Wie lieb ſie mir's angethan?

Geheimes

Ueber meines Liebchens Aeugeln
Stehn verwundert alle Leute;
Ich, der Wiſſende, dagegen
Weiß recht gut was das bedeute.

Denn es heißt: ich liebe dieſen,
Und nicht etwa den und jenen.
Laſſet nur ihr guten Leute
Euer Wundern, euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuren Mächten
Blicket ſie wohl in die Runde;
Doch ſie ſucht nur zu verkünden
Ihm die nächſte ſüße Stunde.

Geheimſtes.

„Wir ſind emſig nachzuſpüren,
Wir, die Anekdotenjäger,
Wer dein Liebchen ſey und ob du
Nicht auch habeſt viele Schwäger.

und auszuputzen, wenn man die Käufer locken will. Man müßte Bertuch, Gaspari, der gegenwärtig hier iſt, und wer ſich ſonſt mit dergleichen Dingen befaſſen mag, intereſſiren. Mit Hülfe des gedachten Auchs eine recht kunſt- und handwerksmäßige Beſchreibung liefern, auch einige Obſervationen über die Mondsgegenden machen und dasjenige was man ſieht, mit den Schröderſchen Selenotopographiſchen Tafeln vergleichen, welches das beſte wäre, um Liebhaber von der Wirkung des Teleſcops zu überzeugen. Ich wollte das recht gerne ſelbſt thun, um ſo mehr als ich mich den vorigen Sommer bis auf einen gewiſſen Grad in die Mondsfläche einſtudirt habe. Dies ſind meine Vorſchläge, aus denen Du wenigſtens meinen guten Willen ſehen wirſt. Den Erfolg muß man erwarten. Lebe recht wohl und laß bald von Dir hören.

— Heute Abend wird Mahomet aufgeführt. Den Proben nach zu urtheilen wird es, im Ganzen genommen, recht gut gehen und Einzelnes ganz vorzüglich vorgetragen werden. Da das Stück ſo obligat und in ſich ſelbſt zuſammengearbeitet iſt, ſo entſteht eine Wirkung sui generis, der man nicht entrinnen kann, und ich ſollte denken es müſſte für die Menge impoſant und rührend ſeyn, wenn ſie gleich übrigens die Regungen, welche die neuſten Theaterſtücke hervorbringen, vermiſſen wird.

Mir iſt übrigens alles recht, ſowohl wie das Stück gefällt, als was übrigens daraus entſteht. Ich ſehe es als einen Verſuch an, bey welchem Autor, Schauſpieler und Publicum wenigſtens manche gute Lehre gewinnen können.

Nochmals ein Lebe wohl. Danke dem Herrn Bergrath Voigt für Brief und Buch, ich werde ihm nächſtens das weitere ſchreiben. G.

224. An Goethe.

Ilmenau den 7. Februar 1800.

Ich danke Dir recht sehr für die Sorgfalt, die Du für mich trägst.

Hr. Gerning denkt in der Mitte dieses Monats wieder in Weimar zu seyn. Er hat einen Theil seiner Münzsammlung an den Herzog von Gotha für 350 Louisd'or verkauft. Es ist schon nothwendig, daß ihn das Glück von dieser Seite begleite.

Lebe wohl, Lieber, und laß mich bald etwas Mehreres von Dir und Deinem Mahomet hören. K.

225. An Knebel.

Weimar am 12. März 1800.

— Ich habe Dein Telescop, sobald es ankam, in meinem Gartenhause aufgestellt, mich mit ihm bekannt gemacht, so daß ich es recht gut handhaben kann und sowohl am Himmel als auf der Erde verschiedene Gegenstände zum Versuch betrachtet. Es hat große Vorzüge, doch habe ich bis jetzt das Ultimum von Klarheit, was man doch eigentlich fordert, nicht erreichen können. Unser Auch giebt verschiedne Ursachen an, wovon nunmehr eine nach der andern untersucht werden soll. Ich habe deshalb eine Fracturschrift an Goullons Hause befestigen lassen, um einen festen Gegenstand zu haben, an dem man die Versuche anstellen kann. Der Mond soll gleichfalls, sobald die Kälte nur ein wenig nachläßt, wieder betrachtet werden.

Mit den Planeten hat es noch nicht glücken wollen, sie erscheinen als farbige Flämmchen und beim Saturn abudet

man kaum, daß er ſich oval zeigt; doch auch dieſes Hinderniß muß gehoben werden, ſobald das Teleſcop nur wieder zuſammengefügt iſt.

Das Geſtell iſt ſchon wieder aus des Tiſchlers Händen zurück, ſo wie die Röhre. Jenes war an verſchiednen Theilen wackligt worden, und mußte wieder geheizt und abgerieben, auch einiges zerbrochnes Nebenwerk angeleimt werden. Jetzt ſehen ſie wieder ganz ſtattlich aus.

Eiſen und Meſſingwerk iſt auch geputzt, ſobald die Kälte ein wenig nachläßt, wird alles wieder ausgeſchraubt und zurechte geſtellt.

Eine Anzeige des Werks und Feilbietung deſſelben ſoll in verſchiednen Blättern und Zeitſchriften erſcheinen. Ich habe ſchon verſchiedene Anſchläge gemacht, es hier zu behalten und Dir früher zu Deinem Gelde zu verhelfen, ich weiß aber nicht ob es mir gelingen wird.

Die Hauptſache iſt jetzt, daß wir den Effect der Maſchine auf den höchſten Grad treiben, denn das iſts was der Kenner fordert und was den Liebhaber anzieht.

Mehr ſage ich heute nicht und ich wüßte auch nicht viel zu ſagen, denn ich habe dieſe Zeit her mehr geſchäftig als productiv zugebracht.

Im Wiſſenſchaftlichen ſind einige artige Schritte geſchehen. Von der Naturgeſchichte war Botanik, von der Phyſik war der Magnet an der Reihe. Lebe recht wohl. Wir haben euch manchmal um eure Schlittenbahn beneidet.

G.

226. An Goethe.

Ilmenau den 18. März 1840.

Für die dieſen Morgen erhaltnen 50 Thaler meiner Penſion danke ich gar ſehr, ſo wie überhaupt für alle Deine

Bemühungen, sonderlich wegen des Teleskops. Es ist mir nicht angenehm zu hören, daß dieses die gehörige Wirkung nicht thut, ohne welche es freilich keinen Liebhaber finden dürfte. Indeß, da ich mir nicht anders vorstellen kann, als daß das Instrument zum richtigen Gebrauch eingerichtet ist, so wird sich, wie ich hoffe, die genauere Bestimmung noch finden. Im widrigen Falle würde ich mich verbunden sehen, an den Verfertiger desselben selbst zu schreiben.

Uebrigens wünscht ich freilich es recht bald an Mann gebracht zu sehen, und Deine Bemühungen werden mir gewiß hiezu behülflich seyn. Alle Reparaturen bitte auf meine Rechnung zu bringen.

Deinen botanischen und magnetischen Beobachtungen wünschte ich auch beiwohnen zu können! Ueberhaupt zieht mich immer noch eine große Neigung zu diesen Wissenschaften; aber ich kann nur über ihre Abwesenheit trauren, wie über so manches andere Schöne. Raum und Vermögen gestatten mir nicht eigne Versuche zu machen, und mit dem Kleinen mag ich nicht mehr anfangen.

Ich habe diesen letzten Sommer eine botanische Erscheinung an einer Kiefer entdeckt, von welcher ein Ast, wenigstens zwey bis dritthalb Schuh in der Circumferenz, völlig von den übrigen ausgeartet war. An der Wurzel des Astes konnte man nichts bemerken, als daß, von dieser an, der Ast etwas dicker und unförmlicher angeschwollen war, auch eine zartere und harzigere Schale zu haben schien. Weiter fort waren die Zweige gleichsam in länglich gezogenen Knollen, der ganze Ast struppig und dicht in der Runde verwachsen, gleichsam wie in einer Blumendolde, die Nadeln viel kürzer, fetter und dichter, und enger mit dem Stiele an dem Zweige sitzend. Das Ganze unterschied sich sehr von dem übrigen

Gewächse des Baumes [1]). Ich wollte Dir den abgeschnittenen Zweig verwahren, aber sie haben mir ihn aus Unvorsichtigkeit ins Feuer geworfen.

Dies brachte mich auf den Gedanken, daß wohl diese ganze Abweichung von einer bei Entstehung des Asts eingeimpften Schärfe, wie bei Galläpfeln, möge entstanden seyn. Sollte man nicht künstliche Versuche dieser Art machen können? Die Veränderungen an Blumen und Bäumen dürften nicht unwichtig seyn. Sollt' ich wieder nach Stützerbach gehen, so will ich mir ein paar Sprützen mit umgebogenen Schnäbeln, die sich in Haarröhren endigen, machen lassen um damit fremde Säfte einzusprützen. Auch wünschte ich, daß Du Versuche hierin machen möchtest, da Du glücklicher und geschickter dazu bist.

Was nimmt man aber vorzüglich für Säuren dazu? Ich glaube die Farbe an einigen Blumen müsse sich wenigstens verändern lassen.

Uebrigens leben wir hier noch weit von der Blumenzeit. Der Winter sammelt sich immer aufs neue und will uns recht zur Geduld härten.

„Nur im Glanze des Phöbus ergötzen sich liebliche Musen;
„Ist der Stralende fern, sind auch die Lieblichen fern."

Dein Hermann und Dorothea sind durch Hrn. Bitaubé ins Französische übersetzt. Ich möchte wohl die Uebersetzung sehen. Uebrigens lebe wohl. Grüsse den guten Meyer und behalt' uns lieb. K.

In Paris ist bei der letzten Revolution die Pièce: la Girouette de St. Cloud — in 24 Stunden gemacht, gelernt und gespielt worden. Es meldeten sich 5 Verfasser zum Stück.

---

1) S. über dergleichen Phänomene Goethe's Schriften, LV, 120. und 124.

Das Couplet annoncirte im Ton:
„Ainsi jadis un grand prophète.“

D'un fait qui vivra dans l'histoire,
Tout à l'heure on vous parlera;
Et si nous manquons de mémoire,
Aucun de vous n'en manquera.
Notre pièce, avant d'être prête,
Fut annoncée aux spectateurs;
L'ouvrage est mal dans notre tête,
Mais le sujet est dans nos coeurs.

Das Couplet auf Bonaparte wurde ſehr applaudirt:

La fuite en Egypte, jadis,
Conserva le Sauveur des hommes;
Pourtant quelques malins esprits
En doutent, au siècle où nous sommes:
Mais un fait bien sûr, en ce jour,
Du vieux miracle quoiqu'on pense,
C'est que d'Egypte le retour
Ramène un sauveur à la France.

227. An Knebel.

Weimar am 2. April 1800.

Das Teleſcop iſt nun aufgeſtellt und ſein ſchönes äußeres Anſehen iſt lockend, ſo daß man auch ſeine innern Tugenden wünſcht kennen zu lernen.

Den Mond zeigt es köſtlich, mit den Planeten will es aber noch nicht ganz gelingen, ob man gleich den Ring des Saturns ſehr deutlich unterſcheidet; vielleicht gelingt es uns auch noch, das zweydeutige und doppelbildartige in dieſen Fällen bey Seite zu bringen.

Aus den Acten ſieht man, daß das Teleſcop 400 ℔ in

Louisd'or zu 5 ℳ gekostet hat, willst Du es nun für 400 ℳ Courant lassen, so will ich Dir denselben gleich abnehmen, und ich glaube, daß Du nicht übel thun wirst.

Denn wenn Du die Interessen rechnest, die Dir bei längerer Erwartung entgehen, wenn Du rechnest, daß der Hofmechaniker Auch, wenn er den Liebhabern das Instrument vorzeigen soll, (und Liebhaber wird es mehr geben, als Käufer) doch auch zuletzt mit einigen Procenten zu regaliren ist, wenn sich voraussehen läßt, daß ein fremder Käufer auch dann markten und abdingen wird, so sollte ich denken, Du nähmst mein Anerbieten an, ich schicke Dir das Geld auf der Stelle und so wär denn auch diese Sache abgethan und ich würde mir eine Ehre daraus machen, einem Institut, dem ich vorstehe, ein so schönes Instrument verschafft zu haben.

Lebe recht wohl, ich sage diesmal nicht mehr, nächstens schreibe ich mehr und schicke einiges.

Sey doch so gut mir durch Berchten, wenn er zurückkehrt, eine Schachtel mit Schossern für die Kinder zu schicken. G.

228. An Goethe.

Ilmenau den 5. April 1800.

Mit Vergnügen überlasse ich Dir das Telescop und freue mich, daß es zu Deinem Gebrauch komme.

Da ich mancherlei Ausgaben dabei gehabt habe, und damit doch die Sache eher einem Kauf und Handel ähnlich sieht, verlange ich, daß Du mir noch die Ausgabe Deiner Werke bei Göschen (wenn Du anders ein Exemplar davon vorräthig hast) darein geben mögest. Ich habe sie zwar schon ehemals von Dir erhalten und habe deshalb eine Rückschuld, sie ist mir aber nach Gewohnheit vertragen und verschleppt worden. So wäre denn der Handel gemacht, und ich werde

mich freuen, wenn ich einmal durch Dein Glas den fernen Saturn werde zu sehen bekommen, der, gleich andern großen Herrn, oft am Himmel steht, aber nur von Wenigen gesehen wird.

Morgen verläßt uns auch Herr Gerning und geht wieder nach Weimar. Er geht wie es scheint mit gerührtem Herzen. Ich habe bei seinem Hiersein verschiedene Gefühle gehabt, doch ist er nicht ganz ohne Talent und ohne Gemüth. Er kommt mir vor wie die jungen Kirschbäume, die stark blühen. Die poetische Neigung von gewisser Art nimmt allerdings etwas von der Realität.

Für den letzthin aus der Herrschaftlichen Bibliothek erhaltenen Lukrez von Haverkamp danke ich. Ich wünschte ihn aber etwas länger behalten zu dürfen, als der gewöhnliche Termin ist. Ich habe es dem Herrn Bibliothekar Schmidt gesagt, der eben hier ist, und ihn auch um den Italienischen des Marchetti ersucht, wozu ich ebenfals um die Erlaubniß bitte. K.

229. An Goethe.

Ilmenau den 28. April 1800.

Wir haben jetzt hier so schöne Witterung, daß man glauben sollte, wir wären unter einen andern Himmelsstrich versetzt. Wir kommen eben von einer Promenade wieder, die ich wohl eine der schönsten nennen kann. Dies alles scheint Dich nicht mehr hieher verlocken zu können, da ich sogar höre, daß Ihr Euren Gewerketag in Weimar halten wollt.

Möge es Dir übrigens mit der guten Zeit doch recht gut gehen, und mögen wir bald etwas von den perenirenden Blumen und Früchten Deines Frühlings sehen! Dein treuer K.

230. An Knebel.

Weimar am 21. May 1800.

— Ich bin auf der Leipziger Meſſe geweſen und habe mich ganz wohl amüſirt[1]). Es that mir wirklich Noth, einmal wieder recht viele fremde Gegenſtände und Geſtalten in mich aufzunehmen.

Jetzt haben wir die Weimariſchen Ausſchußſtände hier, bald werden die Jenaiſchen kommen, alsdann gehts nach Eiſenach und ſo wird man nicht wiſſen wo der Sommer hingeht. Ich bin indeſſen, ſo gut es gehen will, auf allerley Art und Weiſe fleißig, und hoffe auch von Dir bald wieder etwas Umſtändliches zu hören. Lebe wohl, indem ich heute nur wenig ſagen kann. G.

231. An Goethe.

Ilmenau den 25. Mai 1800.

Es freut mich daß Du ſo wohl biſt, und daß die kleine Reiſe Dir Zufriedenheit gemacht hat. Ich komme nicht aus meinen umgränzenden Bergen, und habe auch vor der Hand nicht Luſt mich daraus zu entfernen; die beſſere und gelindere Jahrszeit allein genügt mir. Ich habe weiter kein ſonderliches Verhältniß zu den Menſchen, außer daß ich mir einen Freund hieher wünſche.

Herders haben mich zu Anfang des Monats hier beſucht, in den ſchönſten Tagen. Sie waren ſehr vergnügt und ich war es auch[2]).

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 719 (vom 28. April bis zum 16. Mai).

2) S. Knebel's Nachlaß, II, 334.

Hier ſchick ich Dir wieder eine kleine Elegie, die ich damals vorgeleſen. Wenn ſie Hr. Schiller zu ſeinem Muſenalmanach gebrauchen kann, ſo ſteht ſie zu Befehl. Ich will ihm noch eine, die ich Dir ſchon im vorigen Jahr geſchickt, noch etwas zurecht putzen. Parvi parva donamus. Ich ſtehe im umgekehrten Sendungsverhältniß mit Dir. Ich ſollte Dir Metalle ſchicken, und Du mir Lieder. Doch erhalt ich vielleicht bald wieder einen Theil der Propyläen und dann iſt alles gut. Grüße den guten Meyer.

Die Unordnung bey mir iſt groß, da ich morgen mein bisheriges Quartier verlaſſe, und näher den untern Regionen und dem Walde zuziehe. K.

232. An Goethe.

Ilmenau den 23. Juni 1800.

Ich hab' es ſchon recht lange anſtehen laſſen Dir zu ſchreiben, aber hierüber mag mich größtentheils die bisherige unförmliche Witterung entſchuldigen, die mich nur halb zum Menſchen macht.

Ich habe die traurigen Tage mit den Produkten der literariſchen Oſtermeſſe zu verändern geſucht, und habe mich ſehr erfreut, die Sammlung Deiner kleinern Gedichte unter andern vielen ſchönen Sachen zu finden. Die romantiſchen Dichtungen von Tieck, zweyter Theil — denn den erſten hab ich noch nicht zu Geſicht bekommen, haben mir auch, zumalen durch die heil. Genofeva, große Freude gemacht.

Das politiſche Product der Mémoires sécrets de la Russie ſcheint auch vielen Eindruck zu machen, obgleich es die Pariſer — wahrſcheinlich aus Politik gegen Kaiſer Paul — anjetzt herabwürdigen. Man ſagt, letzterer ſene mit

Denn, daß du verliebt biſt, ſehn wir,
Mögen dir es gerne gönnen;
Doch, daß Liebchen ſo dich liebe,
Werden wir nicht glauben können."

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht ſie auf! nur hört das Eine:
Ihr erſchrecket, wenn ſie daſteht!
Iſt ſie fort, ihr koſ't dem Scheine.

Wißt ihr wie Schehâb-eddin
Sich auf Arafat entmantelt;
Niemand haltet ihr für thörig
Der in ſeinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaiſers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird geſprochen,
Sey es dir zu höchſtem Lohne.

Darum war's der höchſte Jammer
Als einſt Medſchnun ſterbend wollte,
Daß vor Leila ſeinen Namen
Man forthin nicht nennen ſollte.

Oeſterreich ſo zerfallen, daß er ſeine Tochter, die Gemahlin des Erzherzogs Palatinus, wieder zurückfordere.

Wie gerne mocht ich bey Euren ſchönen Feten, zumalen dem Schauſpiele der Güte des Titus, zugegen ſeyn, wenn ſich ſolches im Geiſte thun ließe! So ſcheint in unſerm Leben noch zuviel unorganiſirte Materie zwiſchen inne zu liegen, die ein Mann, der Empfindung hat und ſich ſelber ſchätzt, vermeiden muß, um nicht böſe Nachwehen zu erhalten. Die Innenſeiten des Menſchen ſind bei uns noch unter kein reguläres Syſtem gebracht.

Seit ich mein neues Quartier — ſonſt am Ententeich, jetzt in der Allee — bezogen habe, bewahre ich ein eigenes, nicht unfreundliches, Zimmerchen, wann es Dir einmal beykommen ſollte, Deine Ilmenauer Berge wieder zu beſuchen. —

Lebe recht wohl und genieße des Sonnenſcheins Deines eigenen Glückes! K.

233. An Knebel.

Weimar am 3. November 1800.

Ich habe Dir ſo lange nicht geſchrieben, daß ich dadurch auf mehr als Eine Weiſe, theils in Deine Schuld gekommen, theils darin geblieben bin; es ſoll meine erſte Sorge ſeyn, damit nicht in das nächſte Jahrhundert hinüber zu gehen. Eigentlich iſt die Verſpätung der Propyläen auch Schuld an meinem verſpäteten Schreiben. Ich dachte ſie von Zeit zu Zeit zu ſchicken und doch kann ich auch jetzt nur die erſten Bogen ſenden, die ich mir zurück erbitte, wenn Du zunächſt das ganze Stück erhältſt.

Unſere diesjährige Ausſtellung war ſehr bedeutend. Wir haben 28 Stücke erhalten, worunter ſich, ſowohl in Abſicht der Meiſterſchaft als der Genialität, manches Unerwartete befand. Du wirſt die Recenſion derſelben in den Propyläen

gewiß mit Vergnügen leſen, für uns war es auf acht Wochen eine ſehr angenehme Unterhaltung und treffliche Uebung des Kunſturtheils. Ganz beſonders wirkend war auch dieſe kleine Gallerie, wenn man bedachte, daß ſie von lauter gleichzeitigen Menſchen, in dem Augenblick und für den Augenblick gearbeitet war. Man wurde dadurch ſowohl von dem gegenwärtigen Zuſtand der Kunſt in manchen Gegenden Deutſchlands unterrichtet, als auch durch Hoffnungen und Erwartungen vergnügt, die man für die Zukunft faſſen konnte.

Die Naturlehre hat uns auch, ſowohl durch neue Entdeckungen als durch die immer mehr ſich erweiternde Theorie, großen Genuß gegeben. Du haſt ja ſchon wohl von der Galvaniſchen Batterie, welche Volta veranlaßt, vernommen.

So ſehr ich Dir zu Deinem ruhigen Aufenthalt in Ilmenau Glück wünſche, ſo kann ich mich doch auch manchmal des Wunſches nicht enthalten: daß Du uns von Zeit zu Zeit beſuchen und an demjenigen Guten Theil nehmen mögeſt, das ein Zuſammentreffen von bedeutenden Menſchen gewähren kann.

In poeticis iſt auch einiges gethan worden. An Fauſt habe ich verſchiedentlich gearbeitet und es ſcheint immer möglicher, daß ich ihn noch werde vollenden können, ſo wunderbar und ſchwer die Aufgabe iſt.

Haſt Du von Tiecks Journal und romantiſchen Dichtungen noch nichts geſehen, ſo kann ich Dir einige Bände davon ſchicken. Erregt ſonſt etwas Neues Deine Aufmerkſamkeit, ſo ſchreibe mir, ich finde vielleicht Gelegenheit es Dir zum Durchleſen (zu) verſchaffen.

So könnte ich Dir die Ueberſetzung von Hermann und Dorothea durch Bitaubé ſchicken. Die Ueberſetzung ſelbſt ſowohl als ſeine Aeußerungen in der Vorrede, und einige Bemerkungen eines Recenſenten in der Décade Philoſophique, ſind deshalb merkwürdig, weil die franzöſiſche Na-

tion hier in einem bedeutenden Gegenſatz gegen die Deutſche erſcheint. Es zeigt ſich, daß wir durch Schätzung des Mittelſtandes ächt republikaniſche Geſinnung verrathen, anſtatt daß die Republikaner davon gar nichts wiſſen wollen, ſondern ſich noch immer, nach dem Zeugniß ihrer eignen Landsleute, als eingefleiſchte Ariſtokraten beweiſen.

Den ſiebenten Band meiner Schriften lege ich bei und wünſche daß Du dem Alten wie dem Neuen darin geneigt ſeyn mögeſt.

Das Teleſcop hat mir und Freunden ſchon manchen vergnügten Abend gemacht [1]). Es erregt die würdigſten Gefühle, wenn man einen ſo weit entfernten Gegenſtand ſich ſo nahe gerückt ſieht, wenn es uns möglich wird, den Zuſtand eines 50,000 Meilen von uns entfernten Körpers mit ſo viel Klarheit einzuſehen. Schröters Selenotopographiſche Fragmente ſind freilich dabey ein ſehr ſchätzbares und unentbehrliches Hülfsmittel.

Auf einem beyliegenden Blättchen findeſt Du die Titel der Bücher, welche Hofr. Büttner ſich von Dir zurück erbittet. Habe die Güte, was Du davon finden kannſt, mir gelegentlich zu ſchicken. Ich werde deshalb von ihm, ſo oft ich nach Jena komme, gequält.

Von Hrn. von Fritſch erfahre ich ſo eben, daß Du einen böſen Fall gethan haſt, welches mir herzlich leid thut. Ich wünſche zu hören, daß es ohne weitere Folgen geweſen iſt. Und ſomit, nebſt Befreiung von allem Uebel, wünſche ich wohl zu leben und bitte meiner freundlich zu gedenken.

G.

---

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 622, 627, 629, 703, 721.

234. An Knebel.

Weimar (im November 1800).

Deine Briefe, mein lieber Freund, habe ich Theils in Jena, Theils in Roßla erhalten. An dem letzten Orte nahm ich das kleine erſtandene Gut in Beſitz. Nun bin ich wieder hier, verſchiedener Geſchäfte wegen, um, wenn der Herzog wieder weg iſt, abermals nach Jena zurückzukehren und daſelbſt vor Winter noch manches auszuarbeiten.

Beiliegend erhältſt Du einen Verſuch, das Anſchauen der Natur, wo nicht poetiſch doch wenigſtens rhythmiſch darzuſtellen. Wer kann mehr Antheil daran nehmen als Du, indem Du es mit der Lukretiſchen Art vergleichſt; ſage mir doch bald Deine Gedanken darüber. Es iſt nebſt noch verſchiedenen andern für den nächſten Muſenalmanach beſtimmt.

Sobald Du die Eiſenkörper erhältſt, überſchickſt Du ſie mir, es wird ſich ja wohl eine Gelegenheit finden. Ich habe die magnetiſchen Phänomene nach meiner Art zuſammengeſtellt.

Uebrigens wird noch allerlei vorbereitet, getrieben und redigirt, wovon die Reſultate nächſtens, wo nicht öffentlich, doch im Stillen, den Freunden bekannt werden ſollen.

Es that mir herzlich leid, daß ich unſern guten Holzſchuer in Weimar verſäumte, wie gern hätte ich ihm für ſeine vielfachen Gefälligkeiten eine geringe Dankbarkeit bezeigt. Grüße ihn ja von mir aufs Allerbeſte. G.

235. An Goethe.

Ilmenau den 20. November 1800.

Deine freundſchaftliche Wiedererinnerung hat mir viel Freude gemacht. Vorzüglich danke ich Dir für die ſchöne

Reihe koſtbarer Andenken, die Du in der Sammlung einiger kleinern Gedichte gleichſam in eine Schnur zuſammengehängt haſt und auch mich damit haſt beſchenken wollen. Eigentlich aber habe ich derſelben noch nicht ganz habhaft werden können, denn ſie gehen vorerſt in meinem Hauſe herum, und werden da von vorne herein abgeſungen.

Die neuen Propyläen [1]) ſind von der Hand des Meiſters, und haben mich gleichſam entzückt. Wie froh bin ich, daß dieſer Phönix aller Journale nicht untergegangen iſt. Mantua iſt reizend, gefällig und ſchön. Welch ein Eden haucht aus Deiner Schilderung, aus der Beſchreibung von Natur und Kunſt entgegen!

Wie glücklich iſt, der ſolchen Nachhall hört; zumal wann er ſich nie Hoffnung machen kann, das Halleluja der Verklärten an Ort und Stelle zu vernehmen.

So iſt auch Rafaels Darſtellung eingreifend und trefflich. Ich ſchicke Dir das Fragment zurück, in der Hofnung, daß Du mich bald mit dem Ganzen erfreuen wirſt.

Nach den Ausſtellungen über die Preisaufgabe wäre ich ſehr verlangend. Ich freue mich wenigſtens, das Urtheil hierüber in den Propyläen zu finden. Ich traure ſehr oft um unſer Vaterland, das ſo vielen guten Geiſt hervorbringt, der zu keinem wahren Gedeihen kommen kann. Ich weiß nicht wer — bei Gelegenheit Friedrich des Großen — ſagte, man müſſe etwas vom Teufel haben, um ein guter Regent zu ſeyn — und ſo wollte ich, wir hätten etwas mehr von den Franzoſen, um eine Nation zu werden. Ein ächter republicaniſcher Grundſtoff liegt im Deutſchen; aber ſie können ſich, als Nation, zu nichts mehr erheben und bilden, und bleiben ewig die Knechte der übrigen.

Du würdeſt mir durch Mittheilung von Vitaubé's

1) Bd. 3, St. 2

Ueberſetzung eine Gefälligkeit erzeigen; auch wünſchte ich das Urtheil in der Decade philos. zu leſen.

Tiecks Schriften hab ich meiſt ſchon geleſen. In den romantiſchen Erzählungen iſt viel Vortreffliches.

Zum Fauſt wünſch ich recht herzlich Glück. Dieſes Niederländiſche Sujet iſt wahrlich Deines Pinſels werth. Ich möchte auch ſagen, was in den Propyläen von Rafael ſteht: der Dichter verdient hier, wenn jemals einer, den ehrenvollen Beinamen eines Philoſophen.

Wie gerne wünſcht' ich einmal nach Weimar zu kommen, um an manchem ſo intereſſanten Theil nehmen zu können: aber die Götter haben mirs noch nicht vergönnt — und alſo will ich mein Bellerophontiſches [1]) Leben unter den dicken Wäldern fortſetzen, das mir zu meinem Seelenzuſtande behaglich genug iſt.

Zu dem hat mir das Schickſal, durch meinen letzten Fall [2]), einen harten Schlag beigefügt, von dem ich mich noch nicht ganz erholen kann.

Von der Galvaniſchen Batterie habe ich noch gar nichts gehört.

Ein neues Mineral iſt in hieſiger Gegend in der Entdeckung. Es iſt aber noch ein Geheimniß und erſt Hrn. Werner zur Entſcheidung zugeſchickt worden. Es ſoll Eiſentitan ſeyn. Sobald ich ein Stück bekommen kann, ſollſt Du es erhalten.

---

1) Anſpielung auf Homer's Ilias, Geſang 6, Vers 200—203, wo es vom (melancholiſchen) Bellerophon heißt:

Ητο, ὁ καπνεδίον τὸ Ἀλήϊον οἷος ἀλᾶτο,
Ὃν θυμὸν κατέδων, πάτον ἀνθρώπων ἀλεείνων:

oder nach Cicero's Ueberſetzung:

Qui miser in campis moerens errabat Aleis,
Ipse suum cor edens, hominum vestigia vitans. Tuscul. Quaest. III.

2) S. Knebel's literariſcher Nachlaß, II, Nr. 31, S. 288.

Von meinem Lukrez wird vielleicht nächſtens das 6te Buch, als Probe, gedruckt erſcheinen. Ich arbeite ſeit geraumer Zeit faſt täglich daran, um es, nach meiner Einſicht, der Vollkommenheit ſo nahe als möglich zu bringen. Ein ſonderbarer Umſtand hat ſich ereignet. Ein Engländer giebt den Lukrez heraus, verwirft beinah alle von den großen Gelehrten und Kritikern eingeſchalteten Lesarten und nimmt die alten wieder zurück. Vorzüglich bemüht er ſich einer neuen, ſehr beſtimmten Interpunktion. Es iſt unglaublich, wie ſehr Lukrez dadurch gewonnen hat. Die meiſten ſuchten nur den Grammatiker, den Syſtematiker — dieſer den Schriftſteller, den Dichter. Ich arbeite alles das Meinige danach um, da es mir gerade zur geſchlagenen Stunde kam. Lebe recht wohl. K.

236. An Knebel.

Weimar den 26. November 1800.

Verzeih wenn ich heute ganz kurz bin.

Dank für Deinen lieben Brief, wegen dem Du nächſtens mehr höreſt.

Ein Stück der Propyläen [1]) liegt bei. Der Artikel Mantua iſt von Meyer, ſo wie die beiden folgenden und die Recenſion der Preisſtücke.

Die Buttneriana beſorge ich.

Lebe recht wohl und erhole Dich bald von Deinem Schaden [2]). G.

1) Bd. 3, St. 2.

2) durch einen Sturz vom Pferde. S. Knebel's literariſcher Nachlaß, II, Nr. 31, S. 288.

237. An Goethe.

Ilmenau den 25. Januar 1801.

Den gefährlichen Zuſtand Deiner Krankheit hatte ich bereits durch Herders [1]) vernommen und ich danke Dir, daß Du mir auch durch Deinen Geiſt [2]) einige Nachricht von Dir haſt wollen geben laſſen. Ich freue mich herzlich, daß Du auf einem ſo ſchönen Wege der Beſſerung biſt. Die verlangten Kartoffeln ſollen mit chester Gelegenheit erfolgen. Ich bitte dieſes Deinem Diener zu ſagen, dem ich für ſeinen Brief danke. Auch für die treffliche zweite Hälfte der Propyläen bin ich Dir noch meinen Dank ſchuldig.

Wenn wir uns doch ähnlicher lichter Kritik in den ſchönen Wiſſenſchaften zu erfreuen hätten!

Mit meiner Geſundheit geht es übrigens beſſer, ob ich gleich dieſen Winter manches erfahren habe. Der Zufall [3]) hat meinen rechten Schenkel etwas galvaniſch präparirt, und ihn gegen die Einflüſſe der Atmoſphäre ſehr empfindlich gemacht. Dabei wird man auch älter.

Lebe wohl und laß mich bald angenehme Nachrichten von Deiner gänzlichen Wiederherſtellung hören! K.

---

238. An Knebel.

Weimar den 2. Juni 1801.

Ehe ich nach Pyrmont abgehe, wohin mich die Aerzte treiben, mache ich Dir noch ein Packet Bücher von dem ver-

---

1) S. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, S. 337; Schiller's Briefwechſel, Nr. 769.

2) So hieß Goethe's damaliger Diener.

3) ſein Sturz vom Pferde; ſ. Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, S. 288.

ſchiedenſten Inhalte zuſammen. Vielleicht haſt Du einiges davon noch nicht geſehen und erfreueſt Dich daran.

Mit meiner Geſundheit geht es ganz leidlich und ich habe die Zeit bisher ſo gut als möglich genutzt; in mancherlei Dingen geht es jetzt ſehr raſch, beſonders im Ausbilden der Ideen die auf die Natur Bezug haben; nur Schade daß wir einander nicht etwas näher ſind, daß ich kein expediter Correſpondent und kein mobiler Reiter bin, ſonſt ſollte man ſich regelmäßiger mittheilen, welches, beſonders da Du, wie ich höre, Deine Arbeit am Lukrez getreulich fortſetzeſt, manches Gute hervorbringen müßte.

Lebe indeſſen recht wohl, wenn ich zurückkomme höreſt Du wieder von mir. G.

239. An Knebel.

Weimar am 16. October 1801.

Es that mir ſehr leid, werther Freund, daß ich, gerade zu der Zeit in welcher Du wieder einmal Weimar beſuchteſt [1]), abweſend ſeyn mußte; ich hätte doch manches Dir mitzutheilen und vorzuzeigen gehabt, ſo wie ich gewünſcht hätte, Dich wieder einmal in Deinem Weſen und Treiben zu ſchauen. Indeſſen kann ich hoffen, daß Du uns durch dieſen Beſuch wieder näher geworden biſt und ihn wohl gelegentlich einmal wiederholen magſt.

Meine Reiſe [2]) iſt mir ganz leidlich bekommen, auch habe ich manches Intereſſante geſehen und erfahren, beſonders hat mir der Aufenthalt in Göttingen vielen Nutzen geſchafft.

1) Ende Juni. S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 795, S. 54.
2) nach Pyrmont. S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 795, S. 54.

Deine Mobilien in Jena werde ich ſämmtlich behalten und ſie, nach Deiner ſehr leidlichen Taxe, dankbar bezahlen. Berechnung und Geld liegt hier bei.

Unſere Ausſtellung iſt dieſes Jahr zahlreich und intereſſant genug, beiliegend empfängſt Du das kurze Verzeichniß; ſobald die öffentliche Beurtheilung erſcheint, ſoll ſie gleichfalls Dir aufwarten.

Der gute Büttner in Jena iſt endlich auch abgegangen: Wir werden an ſeinen Papieren und ſeinem Nachlaß manches zu entwirren haben [1]).

Lebe recht wohl und gedenke mein. G.

Beiliegenden Kalender [2]) nimm freundlich auf und gedenke mein bei den Scherzen, die Du von mir darinnen finden wirſt [3]).

240. An Goethe.

Ilmenau den 1. Februar 1802.

Ich ſende Dir hier das dritte Heft der Darmſtädtiſchen Ornithologie, von welcher Dir Hr. Gerning die beiden erſten Hefte zugeſtellt haben wird.

Wir leben übrigens ziemlich nach Art der Troglodyten hier in unſern überſchneiten Höhlen, und hören nur von den Wundern in Weimar. So ſehr wir wünſchten hie und da einige davon zu ſehen, ſo überwiegt doch das dem Menſchen, wie man ſagt, angeborne Geſetz der Trägheit, und wir erſetzen uns die Wirklichkeit der Erſcheinungen durch die bloße Vorſtellung davon.

1) S. Schiller's Briefwechſel, Nr. 808.

2) Neujahrs-Taſchenbuch von Weimar auf das Jahr 1801, herausgegeben von Seckendorf.

3) Paläofron und Neoterpe ꝛc. S. Goethe's Werke, XI, 235 fg.; IV, 214, und vergl. XXXI, 146 fg.

Tefkir Nameh.

Buch der Betrachtungen.

Höre den Rath den die Leier tönt;
Doch er nutzet nur, wenn du fähig biſt.
Das glücklichſte Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr iſt.

„Was tönt denn die Leier?“ ſie tönet laut:
Die ſchönſte das iſt nicht die beſte Braut;
Doch wenn wir dich unter uns zählen ſollen,
So mußt du das Schönſte, das Beſte wollen.

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor,
Du, dieſer Lehre öffne du dein Ohr:
Der ſtolzen Bruſt wird Freundſchaft nicht entſproſſen;
Unhöflich ſind der Niedrigkeit Genoſſen;
Ein Böſewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidiſche, erbarmt ſich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben;
Das halte feſt und niemand laß dir's rauben.

Sonſt geht es, zumalen bei dem heranwachſenden Sonnenlichte, ganz leidlich. Ich wünſche, daß es Dir immer noch beſſer als dieſes (Jahr) ergehen möge und daß ſich, was ſonſt ſeltner zu ſeyn pflegt, die Vorzüge des Geiſtes mit den Vorzügen des Glücks bei Dir paaren mögen.

Lebe recht wohl. G.

Grüße, wenn es gefällig iſt, den guten Meyer. Ich habe mich über alles, was bei der letzten Ausſtellung vorgefallen und veranſtaltet worden iſt, gar ſehr erfreut.

241. An Knebel.

Weimar am 28. November 1802.

Das beykommende Bändchen mag zu einiger Entſchuldigung dienen, daß ich ſo lange nicht geſchrieben. Ich wollte warten, bis es ganz zuſammen wäre, jedoch da der Abdruck der einzelnen Stücke langſam ging, ſo hat es ſich bis jetzt verſpätet.

Ich wünſche daß Du an dieſen Arbeiten einigen Antheil nehmen und bey dieſen langen Winterabenden einige Unterhaltung daran finden mögeſt.

Der Bau des Lauchſtädter Schauſpielhauſes und die Einrichtung der Büttnerſchen Bibliothek haben mich dieſes Jahr mehrere Monat beſchäftigt, übrigens habe ich mich aber nicht weit von Weimar entfernt. Es wäre wohl Zeit daß wir einander wieder ſehen.

Das jenaiſche Mineralienkabinet der Societät hat wieder einen anſehnlichen Zuwachs, durch die dahin geſchenkte Sammlung des Fürſten Gallizin, erhalten, ſo wie überhaupt in dieſem Fach mancher neue und intereſſante Körper zum Vorſchein kommt.

Den unvermutheten Tod unſers guten Profeſſor Batſch wirſt Du mit uns bedauert haben.

In meinem Hauſe geht durch unſers guten Meyers Verheyrathung eine große Veränderung vor, indem ich die Nähe eines ſo lieben Freundes künftig entbehren muß. Die Hausgenoſſenſchaft hat das Eigene, daß ſie, wie eine Blutsverwandſchaft, zum Umgang nöthigt, da man gute Freunde ſelten ſieht, wenn man ſich erſt ſie zu beſuchen oder einzuladen entſchließen ſoll.

Was ſonſt bey uns vorgeht, vernimmſt Du ja wohl durch andere Freunde, ſo daß mir wohl ſchwerlich eine Neuigkeit zu melden übrig bliebe.

Das Studium der Kunſt iſt in dieſen letzten Zeiten, auf mehr als Eine Weiſe, bey uns gefördert worden. Die Ausſtellung war nicht brillant, aber artig und unterrichtend genug, auch iſt manches Alte und Neue bey mir eingefloſſen.

Das Wichtigſte iſt die Sammlung der Mionettiſchen Schwefelpaſten alter Münzen. Wir haben zwar nur die erſte Lieferung von 1400 Stück, die aber deswegen ſehr ſchätzenswerth iſt, weil ſie die Münzen des untern Italiens, Siciliens, Griechenlands, Aſiens und Aegyptens und der übrigen nördlichen Afrikaniſchen Küſte enthält. Zur Geſchichte der Kunſt ſind dieſe Documente ganz unſchätzbar.

Und ſo nimm mit dieſem wenigen fur diesmal vorlieb, laß bald etwas von Dir hören, damit nicht ein ſo langer Hiatus wieder in unſerer Correſpondenz entſtehe. G.

242. An Goethe.

Ilmenau den 22. December 1802.

Deine werthe Zuſchrift habe ich etwas ſpät, und zwar erſt vor wenigen Tagen erhalten. Ich danke für Dein gutes

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03836/200

Andenken und für das beigefügte holde Geschenk. Freilich habe ich es nicht erwarten können, die schätzbaren Früchte Deiner Muse mir schon eher anzuschaffen, und ich bin also mit denselben schon bekannt. Das Vorspiel, Was wir bringen [1]), hat mich sehr überrascht und erfreut. Es ist ein durchdachtes Werk des Meisters, mit vielem Glück und Humor ersonnen, und den Umständen angefügt. Auch habe ich die wahre pedestrem sermonem der Alten in dem Prologe und hie und da im Stücke selbst bewundert. Es ist ganz zu einem gefällig überraschenden und bezaubernden Eindruck gebildet.

Die beiden andern Stücke [2]) habe ich noch nicht hinlänglich mit dem Originale verglichen; aber der kräftigere poetische Gang und Ausdruck fällt sogleich in Aug' und Sinnen. Du hast Dein Original mit in die Höhe genommen, da andre es gewöhnlich herunter zu ziehen pflegen.

Daß es in den übrigen Dingen noch so gut gehet, freut mich von Herzen; und es freut mich, daß Du es mir sagest. Der Tod des guten Batsch ist mir sehr nahe gegangen. Ich bin versichert daß Du für die gute Wittwe und für die braven Kinder Sorge mittragen werdest.

Daß sich unser guter Meyer wieder erneuet und verjünget, hat mich gar sehr erfreut, und ich wünsche ihm das beste Glück. Du magst nun den kleinen Verlust schon ertragen; er wird sich auf andern Wegen ersetzen.

Ich habe es bedauert Dich diesen Sommer nicht in Weimar zu finden, wie ich es hoffte. Das Reisen fällt mir jetzt schon schwer, und ich fühle merklich daß ich älter werde. Diesen Winter habe ich schon einen langwierigen heftigen Husten gehabt, der mir beinahe das Leben gekostet hätte.

1) Goethe's sämmtliche Werke, XI, 255.
2) Mohammed und Tancred. Ebend., VII, 147 fg. und 237 fg.

Ich wünsche nur um meines Kleinen willen mich noch zu erhalten, der meiner Hülfe so sehr bedarf, und der mir die herzlichsten und besten Früchte von sich verspricht.

Sonst kann ich Dir von meinen Bemühungen eben nicht viel sagen. Ich treibe mich nicht zu sehr, ohne eben müßig zu seyn. Mein alter Lukrez ist nicht vergessen, so langwierig es auch mit ihm geht. So was muß aber langwierig gehen, wenn es gehörig reifen soll. Ueberdies denke ich ihn mit Noten zu bereichern, von meiner eignen Art, die nemlich auf den Grund seiner Aussprüche und seines philosophischen Systems selbst gerichtet seyn sollen. Man hat dem sonst trefflichen System viel Gutes und zu viel Böses beigemessen, wie es immer geht. Es ist zum Theil nur zu dürftig und zu einseitig. Ich habe einige treffliche data, die beweisen, daß es viel älter ist, als Epikur und Lukrez. Epikur ist (was so wenige wissen) ein wahrer und großer Verehrer der Götter gewesen.

Dergleichen muß ich nun so bei mir einsam bedenken, und darum geht es freilich langsamer — und wird vielleicht mangelhafter. Doch wie ist dem zu helfen! —

Etwas von meinen eignen kleinen Aufflügen wirst Du vielleicht schon in der Adrastea erblickt haben. Ich mache mir Sonn' und Mond zu Gesellschaftern, die mich doch oft freundlich hier besuchen. K.

243. An Goethe.

Ilmenau den 19. Juli 1803.

Ich kann Dir für alle Güte und Freundschaft, die Du mir aufs neue in Weimar erzeigt hast, nichts — als einen armen Schafkäse schicken, von dem ich nicht einmal gewiß

bin, ob er ganz gut seyn wird. Doch nimm meinen herzlichen Dank noch hinzu, und ich weiß, daß Dir daran genug ist.

Noch möchte ich auch einen besondern Dank von andrer Art hinzufügen, für das schöne Gedicht das Du uns vorgelesen hast, und Zelter, nebst den übrigen, so meisterlich spielte. Ich konnte mich nicht sogleich erholen; aber der Sinn davon drang mir bedeutend zu den Ohren.

Glücklich, wer sich auf dieser ziemlich mager unterwachsenen Welt selbst etwas hinzuzaubern weiß! Die Musengöttinnen, die Dein Leben begleiteten, haben es Dir daran nicht fehlen lassen. Dafür nährst Du Dich auch mit Ambrosia, wo andere kaum die bittre Weide haben.

Wir, die wir hier nicht so gar stattlich genährt sind, befriedigen uns mit der simpeln Kost, die zuweilen die gütige Natur den Sterblichen zuweist.

Aber wir freuen uns doch, wenn wir wissen, daß denen, welchen Besseres gebührt, auch Besseres zu Theil wird.

K.

---

244. An Goethe.

Jena den 12. Juli 1804.

Meine Frau dankt gar sehr der Deinigen für die überschickten schönen Gemüse.

Wir leben jetzt hier unter lauter Regen, und dieser begünstigt gar sehr meine Faulheit — die Du so gern in mir erkennst — nicht aus dem Hause zu gehn. Indeß hab ich doch den wackern Voß u. a. seitdem bey mir gesehen.

So spinne ich den stillen nicht sehr bedeutenden Faden meines Lebens fort, und suche allmählig meine kleinen Bemühungen ans Licht zu bringen — womit es mir gelingen möge. Vale.

K.

---

245. An Goethe.

Jena den 19. März 1805.

Ich habe mich sehr erfreut, Dich in Weimar so munter und wohlaussehend in Deinem Garten zu finden.

Bleibe nur bei diesen guten Fortschritten, und sey versichert, daß wir Alle den herzlichsten Antheil daran nehmen.

Erst gestern las ich Deine Beurtheilung der Weimarischen Kunsteinsendungen in der Lit. Zeitung, und zwar mit dem größten Vergnügen. Das ist für mich eine wahre ars poëtica. So zart, so tief und richtig ist alles abgezeichnet und bestimmt. Habe Dank für diese schöne Arbeit. Wenn ich Maler wäre, so arbeitete ich mehr Dein Urtheil zu vernehmen, als den Preis zu erhalten.

Laß Dir also nicht bange seyn, daß die Nachwelt noch genug an Dir zu bewundern finden wird; und sorge jetzt für Dich und Deine Existenz. Dazu, glaube ich, daß eine Veränderung des Ortes und der Lebensart Dir nöthig seyn dürfte, wo eine lebhafte Luft, gesunde Nahrung und Uebung, Dir Vortheil bringen würden. Ich weiß nicht welche Vorliebe ich für Tyrol habe; aber ich glaube, daß Du dieses da erreichen würdest. Auch ist wohlfeil da zu leben.

Nimm mit meinem guten Rath vorlieb, der nur Dein Wohl zur Absicht hat, und bleibe uns ferner gewogen. K.

246. An Knebel.

Weimar den 20. März 1805.

Hierbey folgen die drey Teller mit vielem Dank zurück, ich hoffe glücklich, wenigstens sollen sie gut empfohlen werden. Ich danke Dir herzlich für Deinen Antheil an meinen bessern Zuständen. Daß ich mich diesen Sommer auf einige

Zeit hinausbegeben muß begreife ich wohl, doch wohin ist schwer sich zu entschließen.

Deine Zufriedenheit mit dem diesjährigen Programm macht mir viel Freude, doch gehört das Lob, das Du ihm beilegst, eigentlich Meyern allein: denn meine Redactien dabei will nicht viel heißen. Obgleich diese Anstalt mir manche Mühe und Kosten verursacht, so will ich sie doch noch ein paar Jahre fortzuführen suchen. Sie bringt jährlich ein neues Leben in unsre übrigens ziemlich kunstlosen Verhältnisse, regt das Urtheil auf und giebt Gelegenheit zu mannigfaltiger Unterhaltung und Bildung.

Möchtest Du mir gelegentlich Deinen Holzschnitt von Simson und Delila zuschicken, so thätest Du mir einen Gefallen; noch einen größern, wenn Du mir denselben abtreten wolltest. Wir sind so eben in allerlei historischen Betrachtungen begriffen, wozu wir das Anschaun gar weit und breit zusammensuchen müssen. Gerning hatte schöne Sachen bei sich und brachte uns dadurch wirklich Vergnügen und Nutzen.

Auf Ostern hoffe ich Dir einige Werke zu senden, die Dich interessiren sollen. Es ist dabei manches lange Vorbereitete und Bearbeitete und wieder manches aus dem Stegreife [1]), doch hoff' ich soll alles belehrend oder unterhaltend seyn.

Lebe recht wohl und grüße die Deinigen von meinem ganzen Haue. G.

247. An Knebel.

Weimar den 1. May 1805.

Ob ich gleich sonst nicht lecker bin und das Aufkeimen einer jeden eßbaren Pflanze ganz ruhig abwarte, so ist mir

1) Winkelmann und sein Jahrhundert; desgl. Rameau's Neffe.

doch diesmal die Langsamkeit der Spargel höchst verdrießlich: denn nach einer so langen Winterkrankheit wissen die Aerzte fast selbst nichts weiter, als daß sie einen auf die nächste Vegetation anweisen. Nun harren wir deren diesmal freilich allzulange.

Habe daher den besten Dank für das neulich übersendete Gericht und gedenke meiner mit den Deinigen im Guten.

Ich bin wieder ziemlich fleißig und hoffe diesmal über die Epoche der Wiederkehr meines Uebels glücklich hinauszukommen, auch Dir bald einige Meßneuigkeiten zu überschicken. G.

248. An Goethe.

Jena den 18. Juni 1805.

Du kannst wohl glauben, Lieber! daß ich die vereinten holden Geschenke, die Du mir in Winkelmanns Briefen geschickt hast, mit Dank aufgenommen, und mit größter Theilnahme gelesen und empfunden habe. Es geht ein so sanft belebender und belehrender Geist durch das Ganze dieses Werks, daß man im Lesen mit Verlangen weiter strebt und doch mit Furcht sich zurückhält, man möchte zu früh endigen, oder einige der guten und wohlgesuchten Worte verlieren.

Die Briefe Winkelmanns erregen das Herz; zumal durch die ängstliche Bekümmerniß, mit welcher er sich einen Zustand suchen mußte, und in welche Lage sich so mancher Deutsche dieser Art so leicht hinein denken und fühlen kann. Nicht jeder möchte die Schale durchbrechen, wie er; und auch dieses hätte er ohne Beihülfe fremder Götter kaum vermocht.

Uebrigens haben die Briefe noch den Vortheil in einem Zeitpunkte zu erscheinen, wo sie gleichsam hervorgerufen scheinen; nemlich die Albernheit des Katholicismus eben nicht durch Winkelmanns Ueberzeugung zu beschönen.

Doch was ist in diesem ganzen Buche nicht zur rechten Zeit gesagt! Ich schlage hin und wieder auf, und lese wieder, und ergötze mich an Deinen Gedanken, Bemühungen und Aussprüchen. Ein erfahrner, durchdachter, höher begeisterter Sinn leuchtet mir überall entgegen, und deutet mit weiser Wissenschaft auf die Erkenntniß des Wahren darin.

Doch ich will jetzt nicht mehr sagen; denn ich fühle mich gar weit zurück, den Werth des Ganzen zu bestimmen. Nur habe Dank, den herzlichsten Dank, auch von meiner geringen Seite!

Mich freut es gar innigst, daß es mit Deiner Gesundheit, wie ich höre, so viel besser steht. Erhalte Dich uns ja auf alle Weise. Der Weg zum schwarzen Kocytus ist zwar jedem offen und unabänderlich; aber die Stunden des Weisen wiegen Tage und Jahre der übrigen Welt auf. Gewiß scheinet es, daß die Elemente des Erdballs mit sich selbst gegenwärtig im Streite sind, und daß die armen Sterblichen dadurch nur leichter, wie die Blätter, abfallen. Wir hoffen bestimmtere, befestigendere Zeiten.

Loder war kürzlich auch hier, und besuchte mich. Ich freute mich ihn wieder zu sehen. Der Zwang der Umstände hat ihn etwas ernster gemacht, und das steht ihm wohl an. Er hat Vorliebe für seinen alten hiesigen Aufenthalt behalten, und Dein mit großer Theilnahme gedacht. Seine Frau ist noch hier.

Unter allen Verlusten, die wir hier erleiden, ist mir der von Thibaut wohl der empfindlichste. Ich kenne nicht leicht einen Mann, der mit dem hellen Blick und der unzuermüdenden Thätigkeit dieselbe immer rege Theilnahme des Gemüthes und unzubestechende Redlichkeit besäße. Seine übrigen Talente und Eigenschaften machen ihn überdies zum angenehmsten Freunde. Er ist jetzt in Kiel, und wird erst in einigen Wochen wiederkommen. K.

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht ſie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange beſinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

Lieblich iſt des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick iſt lieblich, eh er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenſchein im Herbſt, der dich beſonnte.
Lieblicher als alles dieſes habe
Stets vor Augen, wie ſich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand ſo hübſch entgegen dränget,
Zierlich dankbar was du reichſt empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein ſprechend Streben!
Schau es recht und du wirſt immer geben.

Und was im Pend-Nameh ſteht
Iſt dir aus der Bruſt geſchrieben:
Jeden, dem du ſelber giebſt,
Wirſt du wie dich ſelber lieben.

Ueberhaupt sieht Loder Deine Umstände für so gefährlich nicht an und meint, es seye blos innere Erschlaffung der Theile.

249. An Knebel.

Jena den 14. Oktober 1805.

Ueber die Societäts Angelegenheit sage ich vor meiner Abreise mit den besten Grüßen folgendes. Ich bin mit Hofrath Voigt im Batschischen Hause gewesen und habe auch den der Societät zugehörigen Theil des Cabinets angesehen, der freilich sehr zerstört und verwirrt aussieht.

Hofr. Voigt war selbst über den ansehnlichen der Wittwe zugesprochenen Theil betroffen, wie Du von ihm vernehmen kannst. Angenehm wär mir's, Du sähest die Lage selbst an. Ich halte die Sache noch für curabel, alles kommt darauf an ob die Batsch sich billig finden läßt [1]). Hab ich von ihren Forderungen einige Kenntniß; so will ich weitere Vorschläge thun. Lebe wohl und liebe mich. Grüße die Deinen.

G.

250. An Goethe.

Jena den 2. December 1805.

Ich schicke Dir hier die Verse des Lukrez [2]), und wünsche daß Du damit zufrieden seyn mögest. Sie sind zu jedem Gebrauche Dir zu Diensten.

Wir erholen uns so nach und nach wieder, obgleich die Kraft des Herrn in diesem Winter nicht recht über uns

1) S. den weitern Verlauf der Sache in Goethe's Werke, XXXI, 255, 256.

2) Buch II, V. 730—841.

kommen will. Wenn Du uns etwas von Deinem Geiste zum Kapital leihen möchtest, so würde es ohne Zweifel besser mit uns stehn.

Von dem wackern Käſtner, dem Verf. der Materialien aus Heidelberg, hab ich einen Brief. Sie leben dort wie die Vögel auf dem Dache, und wiſſen und bekümmern ſich nichts um den Krieg. Ich dächte wir könnten auch ruhiger ſeyn, wenn wir wollten; wenn wir anders nichts an Polen zu fordern haben, das Bonaparte wahrſcheinlich für einen neuen franzöſiſchen Prinzen organiſiren dürfte. Das hat Preuſſens enge einſeitige Politik zu Wege gebracht; denn die Barbaren will man ſo nahe nicht haben.

Wir leben hier ſehr entfernt von dieſen Dingen, und überlaſſen ferner die Regierung der Welt den Händen, die ſie wahrſcheinlich am wenigſten zu führen wiſſen. Ziehen ja auch in der Lotterie nur die Kinder die vielen Verluſte und wenigen Gewinnſte heraus.

Wenn wir nur zuweilen von Deiner Gegenwart und Deinem Geiſte profitiren könnten, Du vielverehrter und lieber Mann! K.

251. An Goethe.

Jena den 6. December 1805.

Ich habe eine wichtige Bitte an Dich, lieber Freund, — und dieſe iſt keine andere, als — Du wirſt lachen — daß Du in der Abſchrift, die ich Dir kürzlich zuſchickte, ſogleich ein Wort vernichten, und, ſtatt deſſen, ein anderes ſetzen mögeſt. Nemlich gleich vom Anfang im vierten Vers bitte ich, ſtatt

„Oder das ſchwärzliche nicht“ ꝛc.

zu ſetzen:

„Oder was ſchwarz ausſieht, aus ſchwarzem“ ꝛc.

Ich ſetzte nemlich erſteres, um, dem Original gleich, den Ausdruck zu verändern; ich finde aber, daß der beſtimmte Ausdruck, quae nigrant, was ſchwarz ausſieht, hier nothwendig iſt.

Dergleichen Streitigkeiten des Zierlichen mit dem Beſtimmtern, weshalb Quintilian dem Lukrez eine große Eleganz beilegt, und das die Neuern faſt gänzlich an ihm überſehen haben, machen die Ueberſetzung zu einem Gegenſtande einer ewigen Verbeſſerung.

Wenn nur die Götter uns lieben wollen, und uns in Dir einen neuen Lukrez geben! Lebe wohl K.

Ich freue mich der Fortdauer Deiner Vorleſungen [1]), und nehme immer im Geiſte daran Antheil.

252. An Knebel.

Weimar den 7. December 1805.

Mit vielem Antheil haben wir (Riemer und ich) die Stelle aus dem Lukrez in Deiner Ueberſetzung ſtudirt, vielleicht verbreitet ſich von ihr aus eine nähere Theilnahme über das Ganze. Einiges haben wir noch zu erinnern, das nächſtens mitgetheilt wird, die überſendete Veränderung ſoll mit eingezeichnet werden.

An dem was wir aus den Alten über die Farben zuſammenſtellen, wirſt Du gewiß Freude haben.

Der Mittwoch treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne zu denken und fördert mich ſehr.

1) Goethe hielt um jene Zeit einem Kreiſe von Freundinnen alle Mittwochs Vormittags Vorleſungen über äſthetiſche und naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände, und beſonders über die Farbenlehre.

Lebe wohl, gedenke mein mit den Deinen. Vielleicht überrasche ich Dich bald wieder auf Deiner Zinne. G.

253. An Goethe.

Jena den 30. December 1805.

Ich danke Dir, Lieber, gar sehr für die gütige Theilnahme an meinem Lukrez. Ich habe Deine Verbesserungen sogleich adoptirt, ein paar Kleinigkeiten ausgenommen, worüber Dir Hr. Riemer Rechenschaft geben wird. Dieser gute Mann will sich meiner Arbeit ferner annehmen, wodurch mir eine ausnehmende Gefälligkeit geschieht; zumal wenn Du Dir zuweilen die schwierigern Stellen möchtest vorlegen lassen. Ich kann dieses Kind nicht allein zur Welt gebähren; da es nicht wie andere in der Luft sondern mit Bedacht muß erzeuget werden. Hr. Riemer hat recht viele Einsichten und guten Takt; worauf es mir am meisten mitankömmt.

Gestern hatten wir zusammen ein großes Convivium bey Frommanns, wo auch einige Preußische Officiers zugegen waren. Die rohe Beschränktheit dieser Menschen leuchtet bey solchen Gelegenheiten am meisten hervor. Sie können sich von nichts Begriffe machen, was nicht in ihrem engen Kreise liegt, und finden da allein alles schön und höchstverständig. Selbst ihr Patriotismus ist nur Roheit und daher gewissermaßen beleidigend. Wir hielten uns sehr still und gut, und sie schienen nicht zu ahnden, was die andern dachten. Nur ich vertheidigte und lobte einigermaßen die französische Bildung.

Ich hörte, Du seyest etwas unbas. Hoffentlich ist es von keiner Bedeutung. K.

254. An Knebel.

Weimar den 14. März 1806.

Daß Dir die Humboldtiſche Arbeit viel Vergnügen machen würde, ſah ich voraus und ſchickte Dir die kleinen Hefte um ſo lieber. Dießmal theile ich Dir auch ſeinen Brief mit, nur mit der ausdrücklichen und inſtändigen Bitte, Niemanden nichts davon ſehen noch wiſſen zu laſſen. Wie ſehr wir Urſache haben auf ſeine Naturgemälde der Tropenwelt zu verlangen, brauche ich nicht zu ſagen.

Möchteſt Du mir zu meinen gegenwärtigen chromatiſchen Studien ein paar Bücher verſchaffen, die wahrſcheinlich Hofrath Voigt beſitzt, ſo erzeigteſt Du mir einen beſondern Gefallen. Erſtlich Ritters Abhandlung vom Licht und den Farben, zu der ich durch den Buchhandel nicht gelangen kann; zweitens den Theil von Green's Journal, in welchem die Recenſion meiner optiſchen Beiträge ſteht. Sie findet ſich wahrſcheinlich in dem Jahrgange von 1792, oder 1793. Ich bin in Bearbeitung dieſer Materie und in Redaction meiner älteren Papiere gegenwärtig ſo fleißig, als es nur gehen will, und hoffe daß dieſer ſiſyphiſche Stein mir dießmal nicht wieder zurückrollen ſoll.

Ich freue mich, indem die Sonne höher rückt, ſchon auf die guten Tage, die ich in Jena mit Dir zu verbringen hoffe, wenn die Bäume nach und nach ausſchlagen und die Blüthen ſich wieder einſtellen.

Deiner lieben Ehehälfte danke zum ſchönſten für den nochmals überſchickten Braten, und ſende mir doch gelegentlich die Rechnung. Da ich faſt nichts mehr als Fleiſch und Wein genieße, ſo iſt es eine große Gabe, mich mit dem erſten zu verſehen, das bey uns nicht immer gut und hinreichend zu haben iſt.

Lebe indeſſen recht wohl mit den Deinigen und bringe,

da doch Wetter und Weg immer beſſer werden, Deinen Knaben noch zu einigen bedeutenden Stücken herüber, womit wir uns dem Publikum noch zu empfehlen hoffen. G.

255. An Goethe.

Jena den 13. September 1806.

Wir hoffen, daß es mit Deinem Wohlſeyn darum nicht ſchlimmer ſtehen ſoll, ob wir gleich lange nichts genaues davon gehört haben. Die Freude, die uns Deine hieſige Gegenwart macht, macht uns auch hoffen, daß Du bald wieder zu uns zurückkehren mögeſt.

Unſere Geſellſchaft [1]) hat abermals ein Geſchenk von Hrn. Hofrath Schultz aus Neubrandenburg im Mecklenburgiſchen, nebſt einer verbindlichen Zuſchrift erhalten, nemlich ſeinen prodromus florae Stargardiensis. Dieſer ſcheint fleißig und wohlgeordnet, und mit vieler Liebe für die Wiſſenſchaft verfertigt. Vielleicht daß der Verfaſſer auch eine Anzeige in der Litt. Zeitung wünſchte. Dr. Voigt hat ſeither vorzüglich die Inſekten und Conchylien, nach den wenigen Hülfsmitteln die er hat, wohl geordnet, und in dieſem Fache noch manche ſchöne Sachen verſteckt gefunden.

Ich habe es gewagt, der Herzogin Mutter in einem Briefe von unſerer Geſellſchaft zu erzählen, und dabei auf einen fonds angeſpielt, den ſie vielleicht noch von ihrer Huld zu erwarten hätte. Ich weiß ſie würde etwas thun, wenn ſie ſich ſelbſt nicht zu eingeengt fände. Vielleicht findet ſich Gelegenheit, daß Du dieſen Antrag unterſtützen könnteſt.

Ich ſehe aus dem Briefe des Herrn Hofrath Schultz,

1) Die mineralogiſche Geſellſchaft in Jena.

daß man ein gewaltiges Zutrauen zu unſerer Geſellſchaft hat, mehr als ſie für jetzt zu tragen im Stande iſt.

Seebeck hat auch wieder verſchiedene Licht-Experimente gemacht, womit er ſehr zufrieden iſt, und hofft, daß ſie auch Dir Vergnügen machen würden.

Grüße Hrn. Riemer aufs freundlichſte. Ich habe jetzt ein ganz beſonderes Anliegen an ihn. Die gute Herdern hat mir nemlich eine ziemlich ſtarke Anzahl Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen, Pindar und Horaz, im Muſter von ihrem ſel. Mann zugeſchickt, mit der Bitte, ſolche durchzuſehen. Dieſem Geſchäft bin ich allein nicht gewachſen, ſonderlich im Griechiſchen — und doch finde ich daß manches noch zu ändern ſei. Indeß möchte ich ihr Zutrauen erfüllen, und deſto mehr, da vortreffliche Stücke darunter ſind, welche verdienen, daß ſie in Herders Geiſt und Art erhalten werden. Vielleicht magſt Du Hrn. Riemer vorerſt ein wenig hierüber tentiren, und ihm und mir Muth und Willen dazu einſprechen; da ein ſchöner Gewinnſt für die teutſche Litteratur, zumal bey dem jetzigen ſteifen Weſen, davon einzuerndten iſt. Die Sache bleibt indeß nur im Vertrauen unter uns.

Die Meinigen empfehlen ſich aufs Herzlichſte, und wir wünſchen nur, daß wir Deinen unerſchöpflichen Fleiß hier durch unſere Gegenwart zuweilen unterbrechen könnten. K.

256. An Knebel.

Weimar den 21. October 1806. *)

— Der Verluſt von Schelvern und Seebeck thut mir ſehr leid, aber was will man in den Momenten des Schiff-

1) Am ſiebenten Tage nach der Schlacht von Jena und der darauf

bruchs anders erwarten! Möge es ihnen auswärts wohlgehn! Vielleicht stellen wir uns her, daß sie gerne wieder kommen mögen.

Von der Herzogin Mutter, dem Erbprinzen, der Prinzeß [1]) und also auch Deiner Fräulein Schwester haben wir Spur bis Langensalza [2]). Kein Unfall hat sie betroffen. Vom Herzog weiß man nichts, auch nichts vom Prinz Bernhard.

Haltet Euch so gut es möglich ist. Nur die erste Zeit ist noch peinlich. Es werden auch Stunden der Genesung und des Wohlseyns wiederkommen.

Wegen unserer wissenschaftlichen Anstalten schreibe ich Dir nächstens und bitte Dich auf alle ein Auge zu haben.

Die regierende Herzogin ist an ihrem Posten.

Denon, Director aller Kaiserlichen Museen, logirte zwei Tage bei mir. Ich hatte ihn in Venedig gekannt und viel Freude am Wiedersehen.

Lebe wohl. Grüße und schreibe oft. G.

Nachschrift. Unendliche Freude hatte ich, zu vernehmen daß es euch leidlich ergangen ist. Haltet Euch nur noch diese ersten Tage, bis man selbst wieder beysammen ist, und thätiger zu Hülfe kommen kann.

Vorstehendes war gesiegelt. Dein freundliches erwünschtes von gestern kommt an [3]). Ich setze nur hinzu: Grüße Dr. Voigt. Sobald der gute Schelver wirklich abgereist ist, schreibe mir und Du sollst einen Gedanken wegen der Botanischen Anstalt erfahren. D. 22. Oct. 1806.

---

zu Weimar und Jena erfolgten Plünderung geschrieben. Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, III, 106.

1) Karoline.

2) Vgl. Knebel's Literarischer Nachlaß, III, 106.

3) fehlt.

257. An Knebel.

Weimar den 23. Oktober 1806.

Demoiselle Huber in Hrn. v. Hendrichs Hause, welche einen halben Eimer Würzburger auf Bouteillen von uns im Keller hat, ist von mir angewiesen Dir diesen sämmtlichen Vorrath abfolgen zu lassen. Magst Du ihr gegen Quittung etwa 6 ℔ Geld geben; so stehe ich dafür. Das arme Mädchen ist ganz verlassen. Ich will sehen daß ich ihr eine Auszahlung von des Majors Traktament verschaffe. Tausend Grüsse! Die Herzogin Mutter, Prinzeß ꝛc. sind in Göttingen. Vielleicht von da schon hierher auf dem Wege. Ich habe einen Brief von Blumenbach. G.

258. An Knebel.

Weimar den 23. Oktober 1806.

Herr Doctor Müller, ein Bruder unsers hiesigen Regierungsrathes, geht nach Jena, um sich unseres besondern, von der Academie separirten Instituts anzunehmen. Haltet Euch an ihn und steht ihm in allem bey. Wenn Professor Schelver schon abgereist ist, oder seine Wohnung gänzlich verlassen hat, so wird Doctor Müller Herrn D. Voigt ersuchen, sich der Sache einweilen anzunehmen. Was Euch sonst beygeht, bedenkt, beredet und richtet aus. Lebe tausendmal wohl.

Habe ich Dir schon geschrieben, daß ich einen Besuch von meinem alten Freund Denon hatte, der sich einige Tage bey uns aufhielt. So muß erst ein Gewitter vorbeyziehen, wenn ein Regenbogen erscheinen soll. Er war äußerst munter und artig. G.

259. An Knebel.

Weimar, den 21. Oktober 1806.

Ich danke Dir für Deinen umständlichen Brief und gratulire Dir, daß Du aus dem Wehrstande in den Lehrstand übergegangen bist. Jetzt nur das Nöthigste. Ich lege einen Brief von Blumenbach bei, woraus erscheint, daß wir die Herrschaften hier zu erwarten haben. Sobald sie ankommen, erfährst Du's.

D. Vogt soll in diesen Tagen von Fürstlicher Commission den Auftrag in forma erhalten, sich des botanischen Gartens anzunehmen, mit dem Versprechen, nach Schelvers endlicher bis jetzt noch nicht erfolgter Resignation die Stelle zu erhalten, insofern sie unter den neuen Umständen noch eine Stelle seyn wird.

Bei uns ist es sehr still, außer daß preußische Gefangene in Unzahl durchgeführt werden.

Jeder muß sich nur in diesen ersten Augenblicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem Ganzen geholfen. Man kann nun schon wieder anfangen um sich her und für andre zu wirken. Ich freue mich der tüchtigen und thätigen Menschen, die Du mir nennst. Daß die morsche Jenaische Verfassung bei dieser Gelegenheit zusammenbrechen würde, ließ sich voraussehen. Jämmerlicher konnte kein gemeines Wesen geführt seyn. Ich weiß was es mir für Noth machte, meine wenigen Anstalten als ein gesundes Glied innerhalb eines absterbenden Körpers zu erhalten.

Lebe wohl und laß uns von Augenblick zu Augenblick das Nöthigste thun G.

Bedarf Hegel etwas Geld, so gieb ihm biß etwa auf 10 Thaler.

Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Gold-Vermächtniß,
Eile freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniß.

Reiteſt du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht wann er dein Pferd beſchlägt;
Siehſt du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht ob ſie dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegneſt du ſchön und kühn,
Er überwindet dich künftig oder du ihn.
Am ſicherſten kannſt du vom Rebſtock ſagen
Er werde für dich was Gutes tragen.
So biſt du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er ſey dir werth als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten ſagt ihr Lebewohl!
Zum Oſten du, er weſtwärts, Pfad an Pfad —
Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig aus:
Er iſt es! ja, da war's! als hätte nicht
So manche Tagefahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr ſich drein gelegt.
Nun tauſchet Waar' um Waare, theilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirke neuen Bund —
Der erſte Gruß iſt viele Tauſend werth,
Drum grüße freundlich jeden der begrüßt.

---

260. An Knebel.

Weimar den 29. Oktober 1806.

Demoiselle Huber, welche das Hendrichsche Hauswesen mit wahrhaftem Amazonenmuth, so viel es möglich war, erhalten hat, nimmt diesen Brief mit hinüber, durch den ich Dir die besten Grüße sende, wobei ich sagen kann, daß wir uns eben auch nach und nach wiederherstellen. Demoiselle Huber hat Auftrag Dir meinen übrigen Würzburger noch zuzustellen, und wenn Du etwas von dem Hendrichschen geretteten Vorrath, wovon man aber nicht laut reden darf, wünschtest, Dir es gleichfalls für meine Rechnung zu geben. Besuche diese gute, in mehr als einem Sinne schätzenswerthe Person, stehe ihr mit gutem Rath bey: denn sie steckt freilich in dem Schlosse sehr verlassen; und benutze wieder was sie Dir gefälliges und erfreuliches bezeigen kann.

Jetzt da die große Ueberschwemmung über uns weggegangen ist, so wäre nichts wünschenswerther, als daß von oben herein alles beisammen wäre: denn es fehlt nur ein kleiner Anstoß der durchginge, so wäre in wenig Tagen und Stunden alles auf dem alten Fleck. Indessen muß man den Einzelheiten nur Zeit lassen, so ziehen sie auch wieder ins Gleis.

Wenn ich Dir auf einige Fragen nicht antworte, so verzeihe. Man ist denn doch im Grunde noch in einer sehr zerrissenen Lage. Mich freut nur, daß Ihr drüben wieder so thätig seyd, um zu erhalten und herzustellen.

Von der Herzogin Mutter und allem was in ihrem Gefolge ist, kann ich Dir noch nichts bestimmtes sagen. Es scheint die Eisenacher möchten sie gern als ein Palladium bei sich behalten, und vermehren deshalb Sorge und Irresolution in der Gesellschaft. Von Papenheim hat den Oberforstmeister von Stein nach Eisenach geschickt, um, wenn

die Herzogin nicht wieder nach Weimar kommen will, wenigstens die junge Frau herzuholen. In einigen Tagen kann ich Dir das Nähere melden.

Von Könneritz wissen wir keine Nachricht zu geben. Sobald ich etwas erfahre sollst Du es wissen. Ich setze meine Arbeiten so viel wie möglich fort, und hoffe in ein paar Tagen Manuscript zu ein paar Bogen der Farbenlehre abzusenden.

Ersuche D. Voigt, alle Zeit die er übrig hat auf mein Manuscript zu wenden. Ich will es baldigst abdrucken lassen, damit nur nicht die Bemühungen eines ganzen Lebens an einem Hefte Papier hängen. Seine Noten und Bemerkungen, die er dazu machen will, werden ohnedem hinterdrein gedruckt und meine Einleitung, die ich über Morphologie schreiben will, kann später gedruckt und vorgebunden werden.

Lebe recht wohl, gedenke mein und laß mich bald wieder von Dir erfahren. G.

261. An Knebel.

Weimar den 1. November 1806.

Daß die Herzogin Mutter und die Prinzeß [1]) und also auch Deine Fräulein Schwester [2]) glücklich zurückgekommen, davon wirst Du schon Nachricht erhalten haben. Wir hoffen auch von Dir und von Jena überhaupt bald wieder Gutes zu vernehmen: denn leider hör' ich, daß ihr noch mit Blessirten sehr überhäuft seyd.

So eben erhalte ich Deine beyden Briefe. Der zweyte gereicht mir zum Trost. Leider läßt sich wenig rathen und

1) Karoline.
2) Gouvernante der Prinzessin.

helfen. Fritsch [1]) iſt gewiß ein tüchtiger Mann; aber ich weiß ja wie mir's in Friedenszeiten bei meinen Anſtalten ging. Ich hielt die größte Ordnung, und wenn ich den Rücken kehrte, ſo machten ſie mir, aus den kleinſten perſönlichen Rückſichten und Zwecken, die dümmſten Streiche. Ueberhaupt ſieht man erſt jetzt, wie ſehr das Land von Männern degarnirt iſt, die Sinn und Energie beſitzen. Laſſe daher nicht ab, in dieſen kritiſchen Augenblicken durch Dich und Deine nächſten das Mögliche zu wirken.

Auch hier giebt es manches zu thun und zu bedenken, aber bei uns herrſcht doch eine größere Ruhe, ja man hat gewiſſermaßen lange Weile, weil man zur Arbeit keine Sammlung und Stimmung findet. Indeſſen ſende ich doch heute etwas Manuſcript der Farbenlehre an Frommann. So wie jeder ſein Gewerbe wieder anknüpfen muß, ſo wollen wir's denn auch an dem unſrigen wo möglich nicht fehlen laſſen.

Viel Grüße von mir und den Meinigen mit dem Wunſche, daß wir uns bald, wo nicht in völligem Frieden, doch wenigſtens in leidlichem Ruheſtande wieder ſehen mögen. Auch an die Tümplingſche Familie viel Grüße und Wünſche. G.

262. An Goethe.

Jena den 1. November 1806.

Seit einigen Tagen iſt auch Windſtille bei uns eingetreten, und wir ſind froh unſre Sinne etwas beruhigen zu können.

Von Errichtung der Garde bourgeoise de Jena wirſt

1) nachmals Staatsminiſter, damals Vorſtand der Kriegs-Verpflegungsanſtalten.

Du schon gehört haben, und wir hoffen den größten Theil unsrer Gäste bald los zu werden.

Auch in das Schloß und in Deine Zimmer daselbst haben sie, wie ich höre, Blessirte gelegt, das mich denn sehr verdrießt, aber es scheint, daß der große Geist Napoleons so einer Aussühnung bedürfe.

Tümplings sind schon am Sonnabend wieder von hier abgereist, und fürs erste nach Schleiz gegangen. Sie sind gräßlich auf ihrem Gute ausgeplündert worden.

Eben gehen wieder Wagen mit Blessirten hier vorbei und weiter. Unter den vielen traurigen und häßlichen Geschichten giebt es auch lustige facta, die Dich ergötzen dürften. Der D. Voigt erhält — ich weiß nicht woher? von Weimar oder anderwärts! einen Kasten mit einem Pferdegerippe, der so wohl verwahrt war, daß er und Ferber nicht im Stande waren ihn zu öffnen. Sie lassen ihn also stehn, und in der Nacht kommen die Banditen. Sie glauben große Schätze darin zu finden, eröffnen ihn mit aller Gewalt und brechen ein paar Bajonette darüber entzwei. Der Schrecken über den negativen Raub muß sie so befallen haben, daß sie noch eine Ofengabel im Stiche ließen, die, da sie nicht ins Haus gehört, sich Dr. Voigt, als einen eben bedürftigen Hausrath beigelegt hat. Vielleicht hat dieser Zufall auch unsre Sammlung daselbst errettet.

Mir fallen dabei die Schatzgräber in Deiner Tischbeinischen Zeichnung ein.

Wir sehnen uns recht Dich zu sehen, um unser Herz durch Deine Gegenwart zu erheben. Das Herz wird immer mehr und mehr durch die trüben Umstände umschlungen und verliert Expansion und Kraft, zumal da es so wenig Hoffnung vor sich sieht. Da haben es doch die Räuber besser: die Gewaltthat treibt sie vorwärts, wenn alles moralische Gefühl in scheinbarer Größe erstickt ist. — Was ist doch

ein **Mann** werth! Wir fühlen es und wünſchen ihn bald in Dir wieder zu ſehen. K.

263. An Knebel.

Weimar den 5. November 1806.

Mir iſt höchſt erfreulich, die Verſicherung zu erhalten, daß Ihr Euch nach und nach zu einiger Ruhe und Heiterkeit wieder herſtellt. Ich ſuche es auch durch innere Thätigkeit zu thun, und rücke täglich an meiner Farbenlehre ein wenig zu recht, damit ſie nicht ganz unwerth ſey dem Druck übergeben zu werden. Doch habe ich einen Abſchnitt gemacht und erklärt, daß ich's künftig mit der Redaction nicht ſo genau nehmen werde. Die Hauptſache kommt doch zuletzt darauf an, daß die Materialien in einer gewiſſen Ordnung ins Publicum kommen. Wie wir die Menſchen kennen, beſonders unſre Zeitgenoſſen, ſo macht ſich doch jeder zuletzt ſeine eigene Sauce dran.

Das Pferdeſkelet ſchreibt ſich von mir her. Es ſtand ehmals hier auf der Reitbahn, hernach über zwey Jahr wohl eingepackt in Jena und mußte nun noch ſo einen glücklichen Effect hervorbringen.

Wenn Ihr uns beſuchen könntet, würdet Ihr ſehr willkommen ſeyn. Der Herzogin Mutter würde dieſe Erſcheinung gewiß auch Freude machen.

Lebe recht wohl und nimm Tauſend Grüße von den Meinigen. G.

264. An Knebel.

Weimar den 26. November 1806.

— Zu der ſucceſſiven Wiederherſtellung unſrer Zuſtände haben wir uns Glück zu wünſchen. Freilich brauchen wir

alle geiſtliche, leibliche und öconomiſche Kräfte, um die vergangenen Uebel zu heilen und die gegenwärtigen zu ertragen.

Was mich betrifft, ſo halte ich mich ganz ziemlich und ſuche beſonders das chromatiſche Manuſcript in die Druckerey zu ſchaffen, um endlich dieſen ſiſyphiſchen Stein los zu werden.

Von Halle hab' ich Nachricht, daß wirklich dort alles Academiſche Weſen noch inhibirt iſt und die Fonds vorerſt in Beſchlag genommen ſind. Uebrigens hör' ich aber nicht, daß dieſes Unheil der Schweſter, der almae Jenensi, zu Gute kommt.

Lebe recht wohl! grüße die Deinigen und laß mich bald hören, daß Du völlig wiederhergeſtellt biſt. G.

265. An Goethe.

Jena den 5. December 1806.

Ich habe mich lange nicht nach Dir befragt, ob ich gleich Nachrichten von Deinem Wohlbefinden hatte; denn Du wandelſt mit unermüdetem Fleiß in den hohen Regionen der Betrachtung fort, indeß wir Armen unter der Contraction der Witterung und der Zeit nur ſo fort athmen. Dennoch wünſche ich, daß Du von Deinem Siſyphiſchen Stein bald erlöſt ſeyn möchteſt, um uns wieder näher zu kommen.

Hier geſchieht, ſo viel ich weiß, nichts, d. h. nicht viel; ſo wie wohl jetzt an mehrern deutſchen Orten. Man ſchleppt ſich unter der Laſt der Tage hin und wartet auf eine Erſcheinung an die man nicht glaubt. Die Phyſiognomie unſrer Univerſität giebt auch nicht große Hoffnung zur Wiederauferſtehung. Es fehlt ein Heiland, der den todten Körper wecke; denn von ſelbſt hat er keine Kraft ſich zu beleben. Auch wann dieſe Bäume Blätter treiben, ſo möchte es

schwer fallen, gedeihliche Früchte daraus zu ziehen, da das Holz allzuschlecht ist.

Die wenigen, die noch etwas hervorzubringen wagen, legen sich, anstatt brave Lehrer zu werden, auf das Pamphletschreiben, wie es die Franzosen nennen, oder auf die langen und breiten Artikels in den Journalen, wodurch denn niemand großes Heil geschieht, wofür sie aber doch ihren baaren Thaler haben. Daraus kann nun nicht viel kommen. Das Gemeinwesen störet niemand — ausser ein Paar Abgelebte.

Du verzeihst, daß ich Dir dies nicht angenehme Portrait der Dinge mache, das Du selbst ohne Zweifel schon kennst, und nur mit Fassung und Gedult zu ertragen suchst.

Der französische Geistliche Henri, der eben bei mir war, macht mir das Herz schwer, wegen unsers Zustandes und wegen der enormen Foderungen, welche die Franzosen an uns machen.

Ich bitte Dich schreibe mir ein Wort Trost darüber, und ob ich Hofnung habe, wenigstens einen Theil meiner Pension auf Weihnachten zu erhalten. Ich wüßte nicht was ich anfangen sollte, wenn es nicht wäre, und ich würde mich und die Meinigen in der größten Verlegenheit sehen.

Uebrigens hat mir gedachter Henri mit großer Rührung von der Erkenntlichkeit gesprochen, die man, sowohl von Seiten der Stadt als der Universität, ihm hier bezeiget hat; und in der That er verdient sie.

Unter diesen Umständen ist es aber schwer aufzuleben, auch sich und andern den gesunden Muth zu erhalten. K.

266. An Knebel.

Weimar den 13. December 1806.

Die kurzen Tage gehen mir geschwind in allerley Beschäftigungen vorbey; besonders ist die Farbenlehre stark auf dem Amboß. Das Manuscript zum eigentlichen didactischen Entwurf ist schon ganz abgesendet; nun sind wir am polemischen Theile des ersten Bandes, bey welcher Arbeit gute Unterhaltung, ja sogar leidenschaftliche Gemüthsbewegung zu finden ist.

Die Abende habe ich mich gewöhnt in Gesellschaft zu gehen und so hoffe ich über die nächsten sechs Wochen glücklich hinauszukommen.

Daß Prinz Bernhard und Herr von Hinzenstern angekommen sind, wirst Du wissen; auch die Equipage des Herzogs und einige Husaren haben sich eingefunden. Der Herzog verweilt noch in Berlin und unsre Lage ist wie die des sämmtlichen Deutschlands ungewiß und precär. Doch scheint für das Nächste nichts zu fürchten und ich vermuthe, daß das Weihnachtsquartal der Besoldungen und Pension nicht zurückbleiben werde. Verzeih mein kurzes Schreiben. Sollte ich manchmal auf eine Anfrage nicht antworten, so wiederhole sie doch: denn ich bin mitunter zerstreut. Lebe recht wohl und sey von uns allen mit den Deinigen herzlich gegrüßt. G.

II.

1807 — 1815.

Haben ſie von deinen Fehlen
Immer viel erzählt,
Und für wahr ſie zu erzählen
Vielfach ſich gequält.
Hätten ſie von deinem Guten
Freundlich dir erzählt,
Mit verſtändig treuen Winken
Wie man Beſtes wählt;
O gewiß! das Allerbeſte
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäſte
In der Clauſe zählt.
Nun als Schüler mich, zu kommen,
Endlich auserwählt,
Und mich lehrt der Buße Frommen,
Wenn der Menſch gefehlt.

Märkte reizen dich zum Kauf;
Doch das Wiſſen blühet auf.
Wer im Stillen um ſich ſchaut
Lernet wie die Lieb' erbaut.
Biſt du Tag und Nacht befliſſen
Viel zu hören viel zu wiſſen;
Horch an einer andern Thüre
Wie zu wiſſen ſich gebühre.
Soll das Rechte zu dir ein
Fühl' in Gott was Rechts zu ſeyn:
Wer von reiner Lieb' entbrannt
Wird vom lieben Gott erkannt.

---

267. An Goethe.

Jena den 2. Januar 1807.

Wir denken, daß Du das Neue Jahr ſollſt glücklich mit den Deinigen angetreten haben, weil wir es ſo wünſchen. Jetzt hoffen wir Dich auch bald einmal hier zu ſehen, weil wir ſolches gleichfalls wünſchen.

Der größte Theil der Franzoſen iſt fort, worunter doch der bisherige Commandant bei weitem der beſte war. Er hat Spuren eines nicht gemeinen zarten Herzens hinterlaſſen, und, wie ich höre, war auch ſelbſt gerührt beim Abſchied. Die Zeilen, die er dem jungen Voigt ins Stammbuch geſchrieben, ſind herzig, wie ſie ſelten aus der Feder eines Franzoſen fließen mögen. Ich will ſie Dir abſchreiben.

Nun iſt es recht ſtille hier, und die Natur zeigt ſich mild, daß man leben mag.

Um mich in einen andern Welttheil zu verſetzen, leſe ich jetzt viel von Indiſcher Litteratur, und befinde mich ganz wohl dabei. Der große Friede, der beinahe bis zur Auflöſung geht, ſticht mit dieſen tumultuöſen zerſtörenden Zeiten wunderbar ab.

Auch der Madam Huber Leben ihres Mannes habe ich geleſen und mich gewaltig davon fortreißen laſſen. Es iſt mit feinem, überſchwebendem Geiſt, mit Herz und Geſchick-

lichkeit geschrieben. Wenn Herr Huber nicht immer das Glück gehabt hat, seine Menschen ganz zu fassen, und in Dir die wahre Bescheidenheit zu erkennen, so wirst Du es ihm wohl verzeihen. Knebel.

268. An Knebel.

Weimar den 3. Januar 1807.

Dein Andenken zum neuen Jahr erscheint mir sehr freundlich, wozu die artigen Verse des Franzosen mir liebliche Beylage sind. Es giebt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation nicht feind seyn können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrath Müller erzählen hört, der von Berlin [1]) mit dem Friedens-Document gekommen ist, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden. Wenn man in der Welt etwas voraussähe, so hätte man voraussehen müssen, daß die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war, auf dem Gipfel dieser so hoch, ja übercultivirten Nation hervortreten mußte. Man verläugnet sich das Ungeheuere so lange man kann und verwehrt sich eine richtige Einsicht des Einzelnen woraus es zusammengesetzt ist. Wenn man aber diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freylich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht seyn wird. Ich hoffe Dir bald davon zu erzählen.

Wenn das Schloß von Blessirten rein ist, wag' ich wohl einmal einen Besuch bei Euch; denn ich möchte nicht eher hinüber kommen, bis ich Anstalt zur Reinigung und Wiederherstellung machen kann.

1) Von Posen und Berlin.

Der erſte didactiſche Theil meines Farbenweſens iſt bald abgedruckt. Er wird etwa 21 Bogen machen, der zweite, polemiſche wird etwa mit 10 abgethan ſeyn. Dazu habe ich das Manuſcript ſchon zur Hälfte, nur bedarf es freilich noch einer tüchtigen Reviſion. Hubers Leben und Briefe habe ich mit großem Antheil geleſen, und ich finde, daß ſich aus dieſen Charactern, Verhältniſſen und Begebenheiten ein ſehr intereſſanter Roman ſchreiben ließe, weil man alsdann herausheben könnte, was hier vertuſcht werden mußte. Daß er mit mir weder als Schriftſteller noch als Menſch fertig werden kann, nehme ich ihm gar nicht übel. Er zeigt übrigens durchaus guten Willen gegen mein Weſen und Treiben; und iſt es doch immer die Individualität eines Jeden, die ihn hindert die Individualitäten der andern in ihrem ganzen Umfange gewahr zu werden.

Hierbei ſchicke ich eine Poſſe, die Du vielleicht noch nicht geſehen und die Dir wohl einigen Spaß machen kann.

Daß der indiſche Quietismus mit dem gegenwärtigen nördlichen Treiben einen wunderlichen Contraſt in der Betrachtung hervorbringt, iſt keine Frage. Du thuſt aber ſehr wohl, in ſo eine ganz fremde Gegend wie ein Zugvogel hinüber zu eilen.

Grüße die Deinigen und den jungen Voigt von den Meinigen und Mir. Ich freue mich unſerer nächſten Unterhaltung für die ich manches aufſpare. G.

269. An Goethe.

Jena den 12. Januar 1807.

Für Deinen lieben Brief danke ich Dir gar ſehr. Das beigefügte Luſtſpiel hat uns viel Vergnügen gemacht. Es iſt ſinnreich und wohl gezeichnet. Du vergönnſt es wohl

den Freunden noch etliche Tage, die ſich auch daran er götzen wollen. Man kann anjetzt das Lachen nicht genug vervielfältigen.

Der junge Voigt treibt ſeine oſteologiſchen Unterſuchungen mit vielem Fleiße und, wie mich dünkt, mit vielem Glücke fort. Er baut dieſes ſinnreiche abwechſelnde Gebäude recht artig zuſammen, und iſt unermüdet in ſeinen Nachforſchungen. Ich hab ihn bisher mit der ſtillen Hoffnung ernährt, daß er Schelvers Stelle gewiß erhalten würde. — Ich wünſchte ſehr, daß Du ihm dieſe Zuſicherung bald verſchaffen könnteſt, und daß wir ihn der Univerſität und dieſem Orte erhalten möchten, welchen beiden er gewiß zur Zierde und vielfachem Nutzen gereichen würde.

Uebrigens iſt es uns eben nicht tröſtlich, daß Du erſt mit dem gänzlichen Abzuge der Franzoſen herüberzukommen verſprichſt. Soviel man mir ſagt, ſind deren noch 50 bis 60 im Schloſſe, und, da es ſchwer Bleſſirte ſind, ſo verſpricht man ſich deren Abmarſch unter ein paar Monaten, vielleicht auch länger, nicht.

Wenn Du uns indeſſen Bogen von Deiner Farbenlehre zuſchicken möchteſt, würden wir uns ſehr daran erfreuen.

Von Nürnberg hab ich Briefe, daß ſich in dortigen Gegenden auch ein Aufſtand, wegen der Conſcription, erzeugt. Von der neuen Baierſchen Regierung daſelbſt erweiſt ſich noch gar kein Symptom, als daß man die wenigen Bäume in der Stadt hat niederhauen — und die alte Capelle bei St. Lorenz niederbrechen laſſen!! — Lebe wohl mit den Deinigen. K.

270. An Knebel.

Weimar den 14. Januar 1807.

Daß es Dir und den Deinigen wohlgeht, freut mich von Herzen. Ich halte mich ſo ziemlich und ſuche die von Zeit zu Zeit androhenden Uebel möglichſt auszupariren.

Hierbei liegt auch ein Blättchen an Lenz, wogegen er das Mineralienkäſtchen wohl aushändigen wird. — Dieſe Woche noch ſchreib ich an Schelver und auf deſſen Antwort werde ich ein Votum aufſetzen und die Commiſſariſche Reſolution unſerm jungen Freunde ſogleich mittheilen. Wir wiſſen freilich bei unſerer Caſſe noch nicht, was wir künftig haben werden. Jedermann ſpricht von Einſchränkungen, und da ſind gerade manchmal gewiſſe unſchuldige Capitel, die in dieſem Falle zu leiden haben. Doch hoff' ich das Beſte.

Mit dem didactiſchen Theil meiner Farbenlehre, dem eigentlichen Entwurf derſelben, bin ich nunmehr, Gott ſeys gedankt! fertig. Sobald er völlig abgedruckt iſt, es fehlt nur noch ein Bogen daran, erhältſt Du das Heft. Freylich geht nunmehr eine neue Noth an: denn die polemiſche Arbeit iſt begonnen, ein Theil des Newtoniſchen Werks, der Optik, wird ausgezogen, überſetzt und mit fortgeſetzten Noten begleitet. Dieſes Penſum ſoll von rechtswegen bis Oſtern geleiſtet ſeyn, wozu ich Hoffnung habe, wenn nichts Zufälliges dazwiſchen tritt.

Ich bin nicht ſo ganz Franzoſenſcheu, daß eben alle von Jena wegſeyn müſſten, ehe ich hinüberkäme; doch will ich die ſcheinbar nahe Ankunft des Herzogs erſt abwarten, und abwarten ob ſich mein Befinden in dieſen gefährlichen Monaten leidlich beträgt wie bisher.

Sonſt habe ich wenig zu ſagen. Das Theater nimmt

die Abende weg, die Morgen ſind kurz und der Tag vergangen, ehe man viel geleiſtet hat.

Lebe recht wohl mit den Deinigen. G.

271. An Goethe.

Jena den 16. Januar 1807.

— Auf jeden Fall iſt Schelver noch in Heidelberg und, wie ich höre, noch nicht angeſtellt; obgleich in Erwartung deſſen. Eine allenfallſige Rückkehr hieher in ſeine alte Stelle, wovon man auch hier ſagt, könnte, wie mich dünkt, auf keine Weiſe für ihn wünſchenswerth ſeyn, da er ſich ſchwerlich einer Verbeſſerung derſelben zu erwarten hat und, bei dem faſt gänzlichen Mangel an Zuhörern, auch von dieſer Seite nichts verdienen kann. In jedem Falle wünſche ich dem guten Schelver ein beſſeres Loos, daß er ſchwerlich hier auf dieſe Weiſe erzwecken würde. Wir haben hier ſo manche, auch ſelbſt durch die kargen Umſtände ſieche Menſchen, daß es wirklich wehe thut, dieſes Lazareth vermehrt zu ſehen.

Voigt hat, außer ſeinem natürlichen Talente zu den Wiſſenſchaften und zum Lehrer, noch den jugendlichen Muth, die ſtille Genügſamkeit, und wird auf jedem Falle an dieſem Platze mehr leiſten, als ſelbſt ein alter bewährter leiſten könnte.

Ich überlaſſe das Uebrige Deiner Einſicht und der Möglichkeit die Sache beordnen zu können. Für meinen Theil kann ich es nicht leugnen, daß ich aus gar vieler Rückſicht ſehr wünſche, daß der junge Voigt dieſe Stelle erhalten möge.

Den Landesvätern wäre freilich bei jeder Gelegenheit vorſtellig zu machen, daß es den Einwohnern dieſer Stadt und Gegend an nichts mehr gelegen ſei, als an der wirk-

lichen Wiederherſtellung der Univerſität, und daß ſie, wenigſtens in Rückſicht ihres erlittenen Unglücks, verdienen, daß man einigermaßen auf ihre Wünſche Achtung nehme.

Daß übrigens auch Dein Theil von Beſchwerden bei jetzigen Umſtänden nicht gering ſei, begreife ich wohl. Möge Dir nur Geſundheit in reichem Maaße verliehen ſeyn, und dieſe zu erhalten, ſey beſorgt. Ich rathe Dir deshalb ſelbſt nicht, in dieſe alten Schloßwohnungen ſo bald zurückzukehren, und wünſchte Dir eine freundlichere Wohnung bei mir bereiten zu können — wozu Dir alles was ich habe, nemlich mein ganzer Saal, frei und offen ſteht.

Für die Sendung der Farbenlehre danken wir im voraus. Ich kann nicht ſagen, mit welchem Vergnügen ich den Anfang geleſen habe. K.

Nachſchrift. Erſuche doch Deinen guten Auguſt, daß er uns, nebſt den andern Thierſchädeln, auch einen geſprengten Hirnſchädel überſchicken möge.

272. An Knebel.

Weimar den 21. Januar 1807.

Da die Franzoſen dasjenige luſtig behandeln können, was ihnen eben keine Ehre macht, ſo ſollten wir ja auch wohl den Muth haben, darüber zu lachen, was uns Schaden bringt. Ich ſende Dir daher beiliegend einen Spaß, der uns zwar nicht ganz verſtändlich iſt, der aber ſtellenweiſe Dir gewiß Vergnügen machen wird. Ob ich mich gleich dieſer Tage her nicht zum beſten befand, ſo habe ich mich doch auf den Beinen erhalten, und hoffe ſo fortzufahren.

Schelver hat ſeine Stelle reſignirt. Ich werde nun Hrn. G. R. Voigt wegen der Zukunft meine Vorſchläge

thun. Ob alles beim Alten bleiben wird, weiß ich nicht; doch will ich für unsern jungen Freund aufs möglichste besorgt seyn.

Lebe recht wohl und grüße die Deinigen. G.

273. An Goethe.

Jena den 30. Januar 1807.

Ich danke Dir für die freundlichen Zeilen und für das seltsame Produkt des Witzes, das Du ihnen beigefügt hast. Dies Studium des Details und dies Aushalten im Humor über eine so niederträchtige Sache, macht diese Verse wirklich verdienstlich und erhöht das Lächerliche.

Wir haben hier einen Franzosen, den Ob. Chirurgus Geoffroi, den ich zuweilen sehe und dem ich sie gezeigt habe. Er hatte große Freude darüber und versicherte mich, daß die Sache so ganz ihre wahre Richtigkeit habe und daß man sie auch so in Frankreich kenne. Wir Armen, die wir unter so erleuchteten Häuptern stehn!

Dieser Geoffroi ist ein sehr ehrlicher Mann, und als solcher haßt er auch dies Commissariatswesen ganz herzlich — das ihm auch von den Hrn. Commissairs, wie ich höre, redlich erwiedert wird. Er wünscht nichts mehr, als daß diese Schrift zum Druck kommen möge, und er sieht keine Gefahr dabei, vielmehr Nutzen.

Unsre gutmüthigen Männer verstehen sich freilich auf dergleichen wohlorganisirte Pfiffe nicht — die auch hier leider nicht fehlen.

Daß die abwechselnde Witterung Deiner Gesundheit nicht zuträglich ist, kann ich wohl begreifen: auch hier ist es häufig der Fall. Suche Dich nur vor diesem Wechsel so viel möglich zu schützen. Man bedarf jetzt mehr noch

der Kunſt, um zu leben, als gewöhnlich; und ein Leben, das uns ſo theuer iſt wie das Deinige — durch welches Mittel wünſchten wir es nicht erhalten zu können! Man fühlt jetzt, was ein Leben werth ſey — da ſo viele ſind, deren Leben keinen Werth hat.

Auch der Tod des alten Gore hat mich ſehr betrübt. Er war doch eine wohlthätige Natur.

Ich halte mich ziemlich frei in meinem obern Schloß von Menſchen und Sachen, und ſo erhalt' ich mich ziemlich in meiner Zufriedenheit. Nur wöchentlich ſehe ich einmal oder auch ein paarmal einige Freunde — oder Troſtbedürftige — bei mir. Den Komet haben wir noch nicht ausſpähen können, da er ſich noch immer in Dünſte und Nebel hüllt. Vorgeſtern war ein heiterer Tag, doch war Abends der Horizont wieder dunſtig, und er ſteht nicht hoch. Hofrath Voigt hat mir ſeinen ganzen Apparat dazu geliehen, vielleicht kriegen wir ihn doch noch.

Von meinem Vetter in Deſſau hab ich Nachricht, daß der Fürſt ganz ohne Auflage von dem franzöſiſchen Kaiſer geblieben iſt. Zum Glück iſt ihnen noch die Elbbrücke abgebrannt; ſo daß ſie nun auch gar keine Durchzüge haben.

Lebe wohl, mein Beſter! und laß uns bald gute Nachricht von Deinem Wohlſeyn hören. K.

274. An Goethe.

Jena den 13. Februar 1807.

Die Anſtellung des jungen Voigt hat mir viel Freude gemacht, und ich danke Dir für die genommene Sorgfalt. Ich bin verſichert, daß er ſich des Amtes würdig zeigen wird; denn er gehört unter die Menſchen, die eigene Liebe

zur Sache bringen. Hoffentlich wird er doch auch den Professors-Titel erhalten.

Auch das Siegel der naturforschenden Gesellschaft hat mich sehr vergnügt. Es ist wohl ausgedacht und spricht mit bedeutender Kraft an.

Sonst haben wir nicht viel auf dem Kabinet gemacht, weil die Zeit eben nicht günstig war. Eine See-Möve, Carus canus, die hier bei Burgau geschossen worden, haben wir ausstopfen lassen. Seine osteologischen Anmerkungen wird Dir Voigt, wie er mir sagt, sogleich schicken. Er freut sich auf sein botanisches Logis.

Der Carneval ist hier auf römische Art gefeiert worden. Die Masken liefen auf dem Markt, auch wohl in der Stadt herum und machten allerlei drolliges Zeug.

Der Commandant ist, wie es scheint, Liebhaber von der Lustigkeit des Volks und findet, daß man hier nur zu viel verbietet.

Die Jungens sind, wie ich bemerkt habe, immer lustig auf dem Markt, wo er wohnet, und spielen da Ball und allerlei Spiele.

Wir haben zwei unglückliche Preuß. Blessirte, die nun bald enden werden, den Major Herrwarth aus Baireuth und den Cpt. Roß aus Schlesien. Erstern besuche ich zuweilen und letztern haben wir auch einige Hülfe zufließen lassen, beide werden aber, allem Anschein nach, nur wenige Tage noch leben. Das gegenwärtige Wetter scheint vorzüglich schwachen Naturen, so wie den Kindern, beschwerlich.

Knebel.

Wie ich ſo ehrlich war,
Hab' ich gefehlt,
Und habe Jahre lang
Mich durchgequält;
Ich galt und galt auch nicht,
Was ſollt' es heißen?
Nun wollt' ich Schelm ſeyn,
Thät mich befleißen;
Das wollt' mir gar nicht ein,
Mußt' mich zerreißen.
Da dacht' ich: ehrlich ſeyn
Iſt doch das beſte;
War es nur kümmerlich,
So ſteht es feſte.

Frage nicht durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib' am ſtillen Orte
Wo du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weiſen,
Und nach Mächtigen, die befehlen;
Jene werden unterweiſen,
Dieſe That und Kräfte ſtählen.

Wenn du nützlich und gelaſſen
So dem Staate treu geblieben,
Wiſſe! Niemand wird dich haſſen
Und dich werden Viele lieben.

275. An Knebel.

Weimar den 25. Februar 1807.

Da ich bei mir einigermaßen Ordnung mache, ſo finde ich den Käſtner, der Dein gehört und den Gautieri, den ich dem D. Voigt zu übergeben bitte. Es liegt auch ein Papier drin das er zu ſeinen Acten nehmen wird. Ich freue mich auf dieſen jungen Mann, wenn er nur erſt ſein neues Quartier wird bezogen und ſich in ſeine neuen Verhältniſſe eingerichtet haben. In ſeinem letzten Briefe detaillirt er mir, wie er mit Anwendung der metamorphoſiſchen Ideen vorwärts geht, und ich geſtehe, es gelingt ihm recht gut. Wenn er noch ein paar Puncte überwindet, ſo bleibt nichts weiter zu erinnern. Bei unſerer nächſten Zuſammenkunft will ich ihn drüber hinaushelfen, wenn er nicht indeß, wie mir ſehr wahrſcheinlich iſt, darüber hinwegkommt.

Der zweite polemiſche Theil meines chromatiſchen Werks wächſt auch zuſehends. Es iſt aber immer eine ſchreckliche Arbeit. Wenn ſie fertig iſt, wird man kaum glauben, daß man ſie gemacht hat. Aus dem gröbſten bin ich durch, aber nun muß das alles noch einmal erſt bedacht, redigirt, vieles nochmals durch experimentirt und manches umgeſchrieben werden. Indeſſen, wenn nur jeden Tag etwas geſchieht, ſo ſammelt ſichs doch zuletzt, und ich treibe dieſe Arbeit mit deſto mehr Luſt, weil ich nach ihrer Beendigung an den hiſtoriſchen Theil der Farbenlehre gelange, den ich als ein Symbol der Geſchichte aller Wiſſenſchaften behandeln kann. Dabei kann ich denn freilich kaum an einen Termin denken, wann das alles fertig ſeyn ſoll. Doch das hat nichts zu ſagen. Wir leben ohnehin mehr, als man glauben ſollte, außer der Zeit.

Geſtern beſuchte mich Hr. v. Dohm, der von Warſchau kam; und obgleich das worüber man ſprach, ſehr unerfreu-

lich war, ſo erquickte man ſich doch, einen ſo tüchtigen ſtandhaften und unter allem Wechſel ſeinem Geſchäft treu bleibenden Mann zu ſehen. Solche Stärkungen werden denn doch von Zeit zu Zeit Bedürfniß.

Die Vorſtellung vom Taſſo hat einen ſehr guten Eindruck gemacht, einen beſſern als ich erwarten konnte. Vielleicht haben Dir die Frauenzimmer davon geſchrieben. Uebrigens iſt noch mancherley Intereſſantes angelangt, das ich Dir wohl einmal zu zeigen wünſchte, z. E. eine unzweifelhafte Celliniſche Medaille, die freilich etwas durch Uebergoldung an Schärfe verloren hat, doch aber ſeine Kunſt und Art noch recht gut erkennen läßt.

Laß mich bald wieder von Dir vernehmen und ſey mit den Deinigen von mir und den Meinigen aufs beſte gegrüßt. G.

276. An Goethe.

Jena den 27. Februar 1807.

Dich, Paradies [1]), dich ſeh ich nicht mehr: du biſt in den Waſſern
Weggeſchwemmt; in Waſſern allgegenwärtiger Sündflut —
Klopſtock.

In der That fährt man mit Fähren bis nahe an mein Haus und die halbe Stadt iſt in Waſſer. Indeß danke ich für Deinen lieben Brief und die gütige Erinnerung an uns. Geſtern hatt ich einen recht intereſſanten Abend mit unſerm jungen Voigt, der mir ſeine oſteologiſchen Zeichnungen der Thierſchädel vorzeigte und dabei erklärte.

Er kann die beiden Punkte noch nicht ganz errathen,

1) Anſpielung auf die Lage von Knebel's Wohnung in Jena.

die Du ihm zu übersteigen vorhältst: doch hofft er auch dahin zu kommen.

Deinen Tasso hätt' ich gern mögen aufführen sehen. Es ist ein wunderbares Stück und verlangt große Kunst der Sprache und Vorstellung.

Ueber den Fortgang Deiner Farbengeschichte freuen wir uns sehr. Glücklich wer so was unter diesen Umständen festzuhalten vermag. Es ist doch ein Glück, daß die Natur noch über der Menschen Wesen und Sachen emporsteht und daß es noch ein höheres Interesse giebt als was diese treiben — sonst hätten wir Armen, unter der Herrschaft des Mars, warlich wenig Lust. Aber ich verlasse mich noch immer auf die gütige Mutter, alma natura, und denke — sie wird ihnen am Ende doch auch die Hälse biegen oder brechen.

Sonst geht es, ausser der heutigen Wasserflut, hier noch ganz still und ruhig zu.

Menschen, wie unser französischer Commandant, lieben die kleinen Unruhen nicht, und geben auch nicht viel darauf. Der alte durchkribelte Kerl läßt sich wohl seyn — und bedauert nur, daß wir ihn nicht sehr lieben können. K.

277. An Goethe.

Jena den 13. März 1807.

Beiliegendes hat mir Professor Hegel für Dich zurückgelassen, der auf kurze Zeit wieder nach Bamberg abgereist ist, die Herausgabe seiner Schriften zu befördern.

Da haben sie einen Franzosen, der hier verschieden, skeletirt; dessen Hirnschädel sie auch nach Galls Grundsätzen manches Zweideutige nachsagen, ob er sich gleich im An-

ſcheine ganz wohl ausnimmt: aber ich mag mich nicht in dieſe frevelhaften Dinge einlaſſen.

Mit Vergnügen habe ich die Anzeige der Kunſtwerke in der Literatur-Zeitung geleſen. Es iſt doch hübſch, wenn man von Zeit zu Zeit ſo ein geſundes Urtheil hört. Dieſe ſind ſelten. Auch hat mich die Recenſion von Schlegels Rom wohl unterhalten. Ich erinnere mich, daß zur Zeit als ich in Potsdam geweſen — es iſt ſchon ein Weilchen her — viel Redens war, daß man, auch ohne alle weitere muſikaliſche Kenntniß, blos durch Rechnung und Kalkul ein muſikaliſches Stück komponiren könne; und ich erinnere mich noch, daß der treffliche Cochius mir ſelbſt dergleichen vorgeſpiegelt hat. Zu dergleichen kalten Späßen iſt das deutſche Genie aufgelegt, und unſre großen Dichter haben größtentheils damit aufgehört. Jetzt fängt man damit an, und es iſt vielleicht gut, daß die Deutſchen, die eben keine große politiſche Rechenmeiſter zu ſeyn ſcheinen, wenigſtens in der Kunſt ſich ſo zeigen.

Ich gratulire zum Cellini, und hoffe ihn, wenn die Witterung etwas günſtiger wird, bald bei Dir zu ſehen.

K.

278. An Knebel.

Weimar den 14. Merz 1807.

Die Krankheit des guten Voigt iſt mir ſehr unangenehm und ich danke Dir deshalb, daß Du mich ſo bald beruhigſt. Es wäre ein ſehr großer Verluſt geweſen, wenn er bei ſo ſchönen Kräften und ſo gutem Willen uns wäre entriſſen worden. Grüße ihn ja vielmals von mir.

Daß Hegel nach Bamberg gegangen, um den Druck ſeiner Werke zu ſollicitiren, iſt mir ſehr lieb. Ich verlange endlich einmal eine Darſtellung ſeiner Denkweiſe zu ſehen.

Es iſt ein ſo trefflicher Kopf und es wird ihm ſchwer ſich mitzutheilen!

Daß die moderne Rhythmik ohne Poeſie in der Geſtalt einer Recenſion Dich würde beluſtigt haben, daran hatte ich keinen Zweifel. Es iſt übrigens recht gut, daß die Deutſchen durch dieſe Krankheit durchkommen, und was daraus entſteht iſt wohl nicht für uns, doch für unſre Nachfahren nützlich und bequem. Die Menſchen können nichts mäßig thun, ſie müſſen ſich immer auf Eine Seite legen. In zehn Jahren wird der Dünkel, womit die Rhythmiker von der ſtrengen Obſervanz ſich jetzt vernehmen laſſen, höchſt lächerlich ſeyn, und doch leiſteten ſie nicht was ſie leiſten, wenn ſie ſich nicht ſoviel darauf einbildeten.

Zu dem Oratorium wünſche ich Glück. Die Jahreszeit iſt mir denn doch noch zu unfreundlich, ſonſt beſuchte ich Euch bei dieſer Gelegenheit, und daß das Feſt in der Kirche gegeben wird, macht die Sache für mich noch bedenklicher.

Lebe wohl. Beſuche uns bald, Du findeſt bey uns ſchöne neuangekommene Sachen. G.

279. An Knebel *).

Jena 24. März 1807.

Wir nehmen ſchriftlich Abſchied, da wir uns heute den ganzen heißen Tag zu Hauſe gehalten haben. Gegen Abend wagte ich den Weg nicht mehr, weil wir Morgen früh um vier Uhr abfahren, und noch manches zu beſorgen iſt. Lebe recht wohl mit den lieben Deinigen, gedenke unſerer und

*) Riemern dictirt.

empfange uns freundlich, wenn wir wieder kommen. Wir wollen die Carlsbader Felsen zum schönsten von Dir grüßen.

G.

280. An Goethe.

Jena den 31. März 1807.

— Von Deinem Wohlbefinden laß ich mir von Zeit zu Zeit von unsern Reisenden Nachrichten ertheilen, und freue mich daß diese immer noch angenehm sind. Bei mir läßt sich das Alter merken und fängt an, mich von der Theilnahme an manchem zu trennen. Auch liegen wir ohnehin alle so einzeln abgesetzt, daß dieses leichter möglich wird.

Deine Farbentheorie ist nun wohl bald zu Stande? Ich würde mich herzlich darüber freuen.

Man sagt mir, daß Du Müllers Lob Friedrichs des Zweiten übersetzt habest. Das macht Deiner Bescheidenheit Ehre.

Ich habe in diesen Feyertagen, halb aus Verzweiflung, eine Erzählung aus dem Englischen übersetzt. Sie hat, wie mich dünkt, eine ächt poetische Anlage.

Auch haben wir, wie ich vernehme, einen poetischen weiblichen Zuwachs hier erhalten. Ob ich gleich die Person noch nicht kenne, so hat mich doch die Probe die ich von ihr gesehen habe, sehr erfreut.

Ich habe auch den Criminalrath Schmidt, der aus Warschau kam, gesprochen. Was ich am liebsten von ihm hörte, war, daß die beyden Regimenter, die hier und in Weimar geplündert haben, allgemein bei der Armee dafür verachtet würden.

Der arme Trabitius [1]) ist nun auch todt, und wird

1) Schloßvogt zu Jena.

gewiß als Pförtner im Himmel Eingang finden. Sein Hr. Succeſſor[1]) wird ſein Amt mit großer Bedachtſamkeit verwalten und ſcheint es nicht übel zu nehmen, daß er zur Succeſſion eingeſetzt iſt.

Lebewohl und laß mich wenigſtens an Deinem Daſeyn noch Antheil nehmen, das ich aufs herzlichſte thue. K.

281. An Knebel.

Weimar den 4. April 1807.

Deine Bemerkung iſt ganz richtig, daß wir für das Alter ein wenig zu weit auseinander geſäet ſind. Die Jugend mag ſich wohl auseinander begeben, denn ſie iſt beweglich genug, um wieder zuſammenzukommen. Auch ſind die Zeiten ſo wie Herbſt- und Wintertage, wo man gern näher zuſammenrücken mag. In Humboldts Reiſen haben mir deswegen jene Affen gefallen, die ſobald ſie in eine kühlere Temperatur kommen, ſich gleich in großen Schaaren enge zuſammendrängen. Dabey ſucht denn jeder in die Mitte zu kommen, um ſo warm zu ſitzen als möglich; welches zu gar poſſirlichen Unterhandlungen Anlaß geben mag.

Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon geſchrieben habe, daß der Humboldtiſchen Reiſe erſter Theil angekommen iſt. Er enthält Vorſchläge zu einer Geographie der Pflanzen, und ein allgemeines Naturgemälde der tropiſchen Länder. Es iſt ein ſehr gedrängtes gehaltreiches Werk, das von vielen Seiten intereſſirt. Da es beſonders an die Einbildungskraft Anforderungen macht, ſo habe ich, da ein Durchſchnitt, der ihr zu Hülfe kommen ſoll, noch nicht fertig und ausgegeben iſt, einſtweilen ſelbſt eine ideale Landſchaft ſkizzirt und nach

1) Färber.

dem angeſchriebenen Maaß von 4000 Toiſen an der Seite, die Höhen der europäiſchen und amerikaniſchen Berge gegeneinander geſtellt, auch deren Schneelinien und Vegetationshöhen bezeichnet; wodurch uns ganz wunderliche Verhältniſſe anſchaulich werden. Vielleicht ſchreibt Dir Deine Fräulein Schweſter etwas davon: denn ich habe dieſe Dinge zum Gegenſtand meiner Vorleſungen gemacht, welche Mittwochs wieder angegangen ſind und die ich bis zu meiner Abreiſe ins Carlsbad fortzuſetzen hoffe. Wenn Du uns beſuchſt ſo wirſt Du gern daran Theil nehmen.

Die Müllerſche Rede [1]) überſetzte ich, weil mir die Art ſehr wohl gefiel, wie er unter den gegebenen Umſtänden ſeinen Gegenſtand gefaßt hat. Ich ließ die Ueberſetzung drucken, weil ich hörte, daß der Verfaſſer deshalb mancherley Unannehmlichkeiten gehabt hatte, und ich überzeugt war, es werde zu ſeinem Vortheil gereichen, wenn mehrere Das, was er geſagt hatte, in Deutſcher Sprache vernähmen.

An dem Farbenweſen wird immer fortgearbeitet, aber ich ſehe das Ende noch nicht ab. Bey der polemiſchen Behandlung muß ich Schritt vor Schritt die Newtoniſchen Verſuche wiederholen, um ſie genau beurtheilen und entwickeln zu können; und da läßt mich denn die Sonne mehr als einmal im Stich.

Wollteſt Du wohl dem Doctor Vogt ſagen, er möchte doch die Gefälligkeit haben, mir die große franzöſiſche botaniſche Charte zu ſchicken. Ich bedarf ihrer jetzt gar ſehr zu den Studien nach Humboldt. So weit für dießmal, mit den beſten Grüßen und Wünſchen für Dein Wohlſeyn und Deine baldige Ankunft in Weimar. G.

1) S. Goethe's Sämmtliche Werke, XLIX, 187—203.

282. An Goethe.

Jena den 24. April 1807.

Mit tausend Dank, Lob und Bewunderung erhältst Du hier Dein anvertrautes Werk wieder. Es war mir in diesen letzten unfreundlichen Tagen noch allein zur Erquickung. Ein so weitverbreiteter Blick, überall von tiefer Erforschung begleitet, u.. in der schwierigsten Sache mit solcher Klarheit alles vorgetragen. Auch Seebeck war ganz entzückt davon, und es hat ihn aufs neue ermuntert, einige Gegenstände dieser Farbenlehre weiter zu untersuchen und zu berichtigen. Wir freuen uns auf die Folge, nemlich den polemischen Theil; wonach S. sonderlich auch verlangend ist.

Deine Unpäßlichkeit hat uns sehr leid gethan. Vertraue nur nicht zuviel der tückischen Luft, und dem noch feuchten Boden. Ich kann noch bis jetzt den Katarrh gar nicht los werden. Der gute Voigt will sich auch noch nicht ganz wieder herstellen, ob er gleich in seinem botanischen Palais eingezogen ist. Sein Streben geht jetzt, die weichern animalischen Theile eben so zu erforschen, wie die osteologischen.

Die ungebührliche Jahreszeit hat uns ein paar hübsche Vögel in unsre Sammlung getrieben.

Diesen Morgen sind Schlichtegrolls aus Gotha bei uns gewesen. Er geht als Sekretär der neuen Akademie nach München.

Der Maler Rour allhier wird in wenig Tagen nach Dresden gehen. Er hat vom Herzog von Gotha hübsche Geschenke erhalten, um sich eine Zeit lang da aufhalten zu können.

Danke Hrn. Riemer für die beiden überschickten Trauerreden. Wer sich wie Du auf höhere und niedere Gegenstände herablassen kann, um unsern Geist mit sich in die Höhe zu nehmen, der ist glücklich und macht glückliche. K.

283. An Goethe.

Jena den 5. Mai 1807.

Erlaube mir, Lieber, daß ich mein Andenken bei Dir in einigen Zeilen erneuern darf. Mit Freuden höre ich, daß Du wieder wohl seyest, und dazu wünsche ich Glück und gute Fortdauer. Mit mir will es noch nicht so ganz werden. — — —

Die Egyptische Reise von Denon macht mir indeß viel Vergnügen, ob ich gleich auch hier beseufze, daß die Pracht viel Beschwerde verursacht.

Die Zahl unsrer Studiosen hat sich merklich vermehrt, obgleich einige, wie ich gehört, aus Mangel der gehörigen Kollegien wieder abgereist seyn sollen. Was uns noch kränkt, ist, daß, aus Mangel polizeilicher Aufsicht, böse Buben, man sagt, Bedienten, auch wohl der Hr. Oberförster selbst, alle Singvögel und Nachtigallen rund um die Stadt wegschießen, so daß wir den Frühling nur durch die Spazen verkündigen hören. Wenn Du hierüber ein Wort an den Präs. Fritsch oder an den Ob. Forstmeister Stein verlieren möchtest, so könnte es vielleicht helfen.

In dem botanischen Garten wirst Du es recht ordentlich und hübsch finden, auch liest der junge Voigt zwei Kollegia über Botanik und Zoologie. Seine Gesundheit stellt sich sachte wieder her. Seebeck benutzt die Sonnenstrahlen zu seinen Versuchen.

Nimm dies Wenige von unsrer Armuth, und laß uns von Deinem Reichthum, Du Unerschöpflicher, Unermüdeter, auch bald etwas genießen. K.

Und der Fürſt erkennt die Treue,
Sie erhält die That lebendig;
Dann bewährt ſich auch das Neue
Nächſt dem Alten erſt beſtändig.

Woher ich kam? Es iſt noch eine Frage,
Mein Weg hierher, der iſt mir kaum bewußt,
Heut nun und hier am himmelfrohen Tage
Begegnen ſich wie Freunde, Schmerz und Luſt.
O ſüßes Glück, wenn beide ſich vereinen!
Einſam, wer möchte lachen, möchte weinen?

Es geht eins nach dem andern hin,
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns raſch und brav und kühn
Die Lebenswege wandern.
Es hält dich auf, mit Seitenblick,
Der Blumen viel zu leſen;
Doch hält nichts grimmiger zurück
Als wenn du falſch geweſen.

Behandelt die Frauen mit Nachſicht!
Aus krummer Rippe ward ſie erſchaffen,
Gott konnte ſie nicht ganz grade machen.
Willſt du ſie biegen, ſie bricht;
Läßt du ſie ruhig, ſie wird noch krümmer;
Du guter Adam, was iſt denn ſchlimmer? —
Behandelt die Frauen mit Nachſicht:
Es iſt nicht gut daß euch eine Rippe bricht.

---

284. An Knebel.

Carlsbad den 1. Julius 1807.

Eine gute Gelegenheit die nach Weimar geht will ich nicht vorbey laſſen, ohne Dir auch einmal zu ſagen, daß es mir bisher ganz leidlich gegangen. Das Waſſer bekommt mir ſehr wohl, beſonders ſeitdem ich eine Veränderung in der Curart gemacht und den Sprudel gegen mildere Quellen vertauſcht habe. Uebrigens lebe ich hier nach alter Weiſe. Vor allen Dingen werden Steine gepocht, dann gezeichnet; dann vor langer Weile allerlei Geld vertändelt und im Spazirengehen manche Converſation geführt. Ich habe mehrere Bekanntſchaften gemacht, worunter wohl der Reſident Reinhard, der nachdem er den Poſten von Jaſſy verlaſſen mußte, auf ſonderbaren Umwegen und durch ein eigenes Geſchick hieher gelangt iſt, wohl die intereſſanteſte ſeyn möchte. Ich wünſchte daß Du ihn kennen lernteſt, wenn er auf ſeiner Reiſe durch Weimar kommt. Da er über Dresden geht, ſo berührt er vielleicht Jena nicht, ſonſt würde ich ihn Dir adreſſiren. Andere will ich nicht nennen; dagegen aber von ihnen erzählen, wenn ich wieder zu Dir zurückkomme. Ich bin nun über 4 Wochen hier und fahre noch fort in kleinen Portionen zu trinken, doch gedenke ich eine Zeit lang zu baden und ſo möchte der Juli wohl hingehen, ehe ich Euch wiederſehe. Der Ort und die Gegend ſind gar anmuthig und bedeutend. Heute waren wir in Ellenbogen, deſſen ich mich gar nicht mehr aus vorigen Zeiten erinnerte, und das über alle Beſchreibung ſchön liegt, und ſich als ein landſchaftliches Kunſtwerk von allen Seiten betrachten läßt. Das Wetter iſt abwechſelnd, doch mit unter gerade wie man es braucht, und das iſt ja eben ſoviel als man verlangen kann. Der Herzog iſt auch länger hier geblieben, als er ſich vorgeſetzt hatte. Ihm ſcheint das Waſſer ganz gut zu bekom-

men. So viel für dießmal, in Hoffnung Dich bald wieder zu sehen und Dich mit den Deinigen gesund und froh anzutreffen. G.

„Unterzeichneter benutzt den übrigen (Raum) um sich dem Herrn Major zu gütigem Andenken zu empfehlen. Er theilt einigermaßen die Beschäftigungen des Hrn. Geh. Raths, indem er sich viel mit Zeichnen abgiebt und so ziemlich ein ganzes Portefeuille vorzeigen zu können hofft. So viel von mir . . ." Riemer.

(Dessen Hand Goethe bei diesem und andern seiner Briefe sich bedient.)

285. An Goethe.

Jena den 1. Julius 1807.

Dein lieber Brief hat mich höchlich erfreut: erstlich, daß es Dir wohl geht, und daß Du eine freiere, Deinen Umständen angemessenere Lebensart erwählt hast. Wo Du auch seyn wirst, wird uns Deine Zufriedenheit am meisten interessiren, und wir werden unter dieser Bedingung den Verlust Deiner Abwesenheit am leichtesten ertragen.

Was uns anbetrifft, so geht es nun auch so leidlich. Die Jahreszeit selbst scheint die Gemüther zu besänftigen, und dadurch ist schon viel gethan. Man fängt auch an der alten Uebel gewohnt zu werden, und selbst das Kriegswesen, zumal bei seiner jetzigen Entfernung, schreckt uns nicht sehr. Sonst erfahren wir freilich aus den Zeitungen manches was wir besser wünschten.

Vor kurzem war ich auch auf einige Tage in Weimar und besuchte die Deinigen. Ich fand alles gar wohl da; auch läßt sich Prinzeßchen und meine Schwester Dir sehr empfehlen. Der alte Linker ist gestorben, wie Du schon wirst

gehöret haben. Er mochte bei den Unruhen in Denſtädt viel gelitten haben, ſowohl phyſiſch als moraliſch, und war ſeitdem, wie mir ſein Sohn ſagt, nicht mehr recht zu gebrauchen. Ein Nervenſchlag traf ihn.

In einer Vorleſung bei Frau v. Wedel hörte ich den Anfang des neuen Romans von Fr. v. Stael, Corinne. Dies iſt eine Improviſatorin, die auf dem Capitol iſt gekrönt worden. Der Anfang dieſes Romans, ſoweit ich ihn gehört habe, iſt ungewöhnlich reizend und prächtig. Die Dichterin ſcheint mir mit dem Anfange Deines Taſſo haben wetteifern zu wollen.

Voigt geht ſeinen Weg ganz wacker fort, und empfiehlt ſich zu Gnaden. Er hat den Vorſatz, ſeines Vaters Journal fortzuſetzen, aber auf eine veränderte Art und blos in Bezug auf naturhiſtoriſche Dinge. Ich habe ihn ſehr dazu ermuntert, und er ſchmeichelt ſich, auch Deinen Namen zur Ehre und Beförderung des Werkes zu erhalten.

Hrn. Riemer wirſt Du gar ſehr von uns grüßen und ihm für ſeine werthen Zeilen danken. Ich beneide ihm das Glück des Zeichnens und freue mich im voraus auf die holden Gegenſtände.

Meiner Schweſter habe ich geſchrieben, wenn Hr. Reinhard nach W. kommen, und ſich da aufhalten ſollte, mir es zu melden. Ich freute mich ſehr, als ich hörte, daß er in Carlsbad ſey.

Zuweilen, und wenigſtens die Woche einmal, beſuchen wir unſern Weinberg, wo es vorzüglich im Herbſt ſehr heimlich werden wird. Auch ſcheint es, daß ich für einige Zeit noch meine jetzige Wohnung behalten werde. Die Umſtände lehren es, daß man immer nachſichtiger gegen Menſchen und Dinge werden muß, damit man doch etwas für ſich behalte.

Seebeck und die Seinigen ſind wohl. Ein Theil der Heidelberger Freunde möchte wohl wieder zu uns kehren.

wenn wir empfänglicher wären. In München treiben sie wunderlich Zeug, und sind in der Gewißheit, das Journal „der Siderismus" wird nächstens erscheinen. K.

Grüße die wunderlichen Berge Böhmens.

286. An Goethe (nach Karlsbad).

Jena den 19. August 1807.

Dein guter August besucht mich und fragt, ob ich nicht ein paar offene Zeilen für Dich hätte. Mit Freuden geb' ich ihm auch den schriftlichen Wunsch mit, daß es Dir wohl gehen möge, und daß wir Dich bald heil und gesund wieder sehen.

Bei uns geht alles so leidlich wohl: der Sommer hat uns warm gemacht, und jetzt freuen wir uns der süßen Früchte, die der herannahende Herbst beut. — Karl arbeitet fleißig an einem Trauerspiel, wobei die Trommeln und Kanonen die beste Rolle spielen. Ich suche das Leben, wie Frau v. Stael sagt, mit den wohlfeilsten Kosten zu erhalten, und putze und arbeite an meinen alten Dingen.

Die Corinne hat mir große Freude gemacht. Man sollte nicht glauben was sich alles aus dem Leben herausbringen ließe, wenn es ein Geist dieser Art bearbeitet.

Reinhard habe ich nicht gesehen. Er war denselben Tag in Jena, als ich in Weimar war, und die Furcht vor der Hitze hielt mich ab, nochmals dahin zu reisen.

Die Madam Schoppenhauer ist seit ein paar Wochen bei uns, und wohnt im Klippsteinischen Garten. Sie scheint sich recht wohl zu gefallen und da sie eigne Beschäftigung liebt, so fällt ihr das um so minder schwer. Ich habe einige recht brave Köpfe von Kügelgen bei ihr gesehen, von dem sie sagt, daß er nächstens in unsre Gegend kommen würde.

K.

287. An Knebel.

Carlsbad den 23. Auguſt 1807.

Durch den rückkehrenden Wagen, der meinen Auguſt hieher gebracht hat, will ich Dir gleich für das freundliche Andenken ein Gegenwörtchen zuſenden. Die Poſten gehen gar zu langſam und verderben einem den ganzen Spaß der Mittheilung nach Weimar und Jena.

Von meinem bisherigen Thun und Treiben will ich nur ſo viel ſagen, daß ich ein paar gedruckte Bogen zu Stande gebracht, die ich leider noch nicht überſchicken kann: denn ſie ſind noch nicht rein abgezogen. Ich habe die Müllerſche [1]) Sammlung von 100 Stück auf meine Weiſe commentirt, und einen Grund gelegt, worauf man noch manche andere geologiſche Betrachtung aufbauen kann. Manche Mängel der currenten geognoſtiſchen Vorſtellungsart, die ich ſchon früher zu bemerken glaubte, ſind mir deutlicher geworden. Es iſt [illegible]nlich mit allen Vorſtellungsarten ſo eine Sache, und [illegible] Menſch gewöhnt ſich an die unbequemſte; doch kann man es nicht laſſen, mit eignen Augen zu ſehen und ſich ſelbſt zu überzeugen. Vielleicht mögen andere künftig auf dieſem oder auf eigenen Wegen zu gleicher Ueberzeugung gelangen.

Wenn ich mich übrigens ferner auf allgemeine Reflexionen einlaſſen ſollte, ſo müßte ich ein viel größeres Blatt vor mir haben, jetzt will ich Dir nur ſagen, daß Auguſt glücklich angekommen iſt und daß es ihm großen Spaß macht dieſe wunderliche neue Welt zu ſehen. Denn Carlsbad hat, wie jeder gleich bemerkt, der nur einigermaßen reflectirt, nicht allein etwas sui generis, ſondern wirklich etwas Individuel

1) Des karlsbader Steinſchneiders Joſeph Müller. S. Goethe's Werke, LI, 5.

les, das frappirt und, ohne daß man es ſelbſt weiß eine gewiſſe Cultur giebt.

Es iſt noch allerlei gethan worden, wovon mundlich zu erzählen iſt. Laß mich nur mit dieſen eiligen Zeilen an Deine Erinnerung und gute Neigung appelliren. Grüße die Deinigen und ermuntere den Tragödienſchreiber. G

288. An Goethe.

Jena den 5. Oktober 1807.

Es iſt wohl Zeit daß ich mich einmal bei Dir auch melde, wenn nicht perſönlich, wie ich gerne wünſchte, doch wenigſtens im Briefe. Du haſt die gute Art, uns doch zuweilen durch Nachrichten wiſſen zu laſſen, daß Du dieſes und jenes vortreflich gemacht haſt; aber wir, was iſt von uns zu erzählen? als höchſtens, wenn es noch gelingt, daß wir ein ruhiges und friedliches Leben führen.

Dem mag es nun ſo ſeyn; indeß befriedigen wir uns doch nicht ſo ganz mit dieſen allgemeinen Nachrichten, und da nur durch das Beſondere und Nähere der Menſch am meiſten erweckt wird, ſo möchten wir uns wirklich Dein Daſeyn, und alles was dieſes hervorbringt, näher zu Sinne führen.

Entſchließe Dich alſo, und theile uns wenigſtens fürs erſte Deinen Prolog[1]) mit, von dem ich ſo viel Rühmliches gehört habe!

Wenn mich die Feindſeligkeit der Zeiten und gewiſſe andre Nothwendigkeiten nicht abhielten, ſo wäre es freilich beſſer und ſchicklicher geweſen, ſelbſt in Perſon nach Weimar zu kommen, und da die ſchönen Vorſtellungen mit anzuſehen

1) S. Goethe's Sämmtliche Werke, XI, 255.

und die trefflichen Worte eigen zu hören; aber es ist leider etwas in meiner Natur, das mich nicht immer das Rechte genießen läßt und die rauhen Zeitstürme verschließen uns beinahe in unsre Höhlen.

Sey also nachsichtig und mild, und denke, daß die Menschen auf mancherlei Weise den Weg des Schicksals gehen!

Ich habe mich für einige Zeit zum Pindar begeben, und suche mit einem tüchtigen Mitgenossen, den ich mir an dem hiesigen Rektor Danz erwählt habe, zum Theil schon vorhandene einzelne Uebersetzungen zu rectificiren, zum Theil auch den ganzen Pindar zu übersetzen. Ich schicke Dir hier eine Probe, die auf Herders Grund erbaut ist, und bitte sie Hrn. Riemer mitzutheilen, der mir vielleicht sagen möchte, ob er manches anders und besser wünschte. Denn eine energische Treue haben wir uns vor allen Stücken zum Gesetz gemacht. Sollte Hr. Riemer auch einige übersetzte Oden des Hrn. v. Humbold uns verschaffen können, so bitten wir darum. Einige derselben sind in Journalen zerstreut, aber wir haben sie nicht.

Auch unser Freund Seebeck ist wacker und fleißig, und sucht die Münchner Ritter etwas zu controlliren. Ich glaube sie würden nicht übel thun, wenn sie ihn da zu ihrem Mitgliede der Akademie machten. Wenn Du Jacobi's Antrittsrede hast, so theile sie uns doch auf kurze Zeit mit.

Von den übrigen weiß ich nicht viel. Ein gewisser Franzose, der im Deutschen Hase heißen würde, hat einen auf der Insel Elba entdeckten Stein in französischer Rechtschreibekunst Yénite benannt. Das hat der Preußische Mineraloge Gehler als eine Beleidigung aufgenommen, und ihm darauf ganz artig, aber doch derb, sowohl in seinem eigenen Journal als in dem Journal de physique geantwortet — daß sie wenigstens noch keinen Rosbachite gemacht hätten

K.

289. An Knebel.

Ohne Datum. [1]

Den neuen Wagen, der schönen Müllerin abgehandelt, dacht ich zu produciren und manches in Bezug auf hiesige wissenschaftliche Institute zu sprechen. Morgen früh muß ich weiter. Ungern. Lebe wohl. Grüße die Deinigen schönstens. Bald bin ich wieder hier und hoffe auf manches gemeinsame Gute. G.

290. An Knebel.

Weimar den 7. Oktober 1798.

Diese Zeit habe ich immer gehofft, meine Jenaischen Freunde zu besuchen. Indessen haben mich manche Theater-Sorgen und Besorgungen, darauf des Herzogs Krankheit und das böse Wetter abgehalten. Nun bin ich in allerlei Arbeiten gerathen, die ich nicht unterbrechen mag. Dank daher, daß Du mich etwas von Dir hören lässest.

Den Prolog, oder vielmehr das Vorspiel [2], sende ich hierbei und bitte nur, daß Du es nicht aus den Händen gebest, auch mir dasselbe Sonnabends wieder zurücksendest.

Leider erhältst Du nur den Theil, der in Worten verfaßt ist und auf das Papier gebracht werden kann; Alles was auf sinnlichen Effect berechnet war, geht ab, und so bleibt es nur Stückwerk. Die theatralischen Contraste, die hier aufgestellt wurden, lassen sich durch die Einbildungskraft nicht nachbringen. Der furchtbare, bis zum Gräßlichen gesteigerte erste Theil schloß sich, indem eine heitere Stern-

1) Beigeschrieben ist zu der Abschrift: Jena 1807 oder 1809.

2) Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807. Werke, XI, 253.

erſcheinung Jeden erfreulich erinnerte, was man unſrer vortrefflichen Fürſtin vor'm Jahre ſchuldig geworden, an die zweite glänzende und prächtige Hälfte durch einen ſanften Uebergang gefällig an; und die hülfereiche ordnende Erſcheinung der Majeſtät war nicht ganz unerwartet. Der gefällige Friede ſtellte ſich dem Ernſt anmuthig entgegen; und dadurch daß die vier Perſonen durch zwey Schauſpielerinnen vorgeſtellt wurden, welche nur die Kleidung und den Ausdruck ihres Vortrags geändert hatten, erhielt das Ganze für den äußern und innern Sinn eine erquickliche Einheit. Wie denn auch das Andenken an die Herzogin Mutter am Schluſſe die treuen, Ihr ergebenen Herzen mit ſanfter Rührung entließ.

Ich freue mich, durch dieſe extemporirte Arbeit, denn ich habe ſie in acht Tagen von Grund aus erfunden und verfertigt, durchaus einen guten Eindruck hervorgebracht zu haben. Ich wünſche, daß Du beym Leſen und Vorleſen etwas Aehnliches empfinden und erregen mögeſt.

Jacobi's Rede[1]) ſollſt Du auf den Sonnabend erhalten. Es iſt ein Wort zu ſeiner Zeit, ob ſich gleich in mancher Rückſicht dabei manches erinnern läßt. Man muß ſich in die Lage ſetzen, in der er ſie ſchrieb und die Verhältniſſe beachten, die ihn umgeben.

Deine Pindariſchen Ueberſetzungen wollen wir treulich beherzigen und dagegen einiges erwiedern. Den beſondern Abdruck einer Humboldtiſchen Ueberſetzung habe ich beſeſſen. Vielleicht findet ſie ſich und ſo ſoll ſie gleich aufwarten.

Möchteſt Du mir wohl eine Abſchrift der Stelle des Lucrez über die Farben von dem Vers an

„Oder aus jeglicher Farbe mit welcher es gänzlich im Streit ſteht,"

1) Ueber gelehrte Geſellſchaften, ihren Geiſt und Zweck, bei der feierlichen Einweihung der K. Akademie der Wiſſenſchaften zu München 1807. F. H. Jacobi's Werke, VI, zu Anfang.

bis zu Ende überschicken: Denn bis zu gedachtem Vers ist abgedruckt. Weil ich aber eine gar zu lange Pause gemacht habe, so weiß ich nicht wo das übrige Manuscript hingekommen ist. Ich will nun fortfahren und diesen historischen Theil etwas weiter schieben. Meyer hat einen gar schönen Beitrag gegeben, die Geschichte des Colorits bei den Griechischen Malereien betreffend, meist nach Plinius [1]). Ich bin nun beschäftigt, einige Betrachtungen über die Farbenlehre der Alten aufzusetzen, und dann über die Kluft des Mittelalters bis zur neuern Zeit herüberzuspringen. Es ist freilich noch gar zu viel was zu thun ist.

Nun noch einen kleinen Auftrag. Möchtest Du mir wohl bey Hertels ein Stammbuch von kleinem Format und gutem Papier ausnehmen und herüberschicken. Ich wünschte ein solches Taschenbüchelchen wieder zu haben, das man zu sich steckte, um von Zeit zu Zeit etwas hineinzuzeichnen. Vor'm Jahr nahm ich dort eins [2]), das recht gätlich war, nur war das Papier schlecht.

Grüße die Deinigen und die Hausfreunde. Ich wünsche mir einige ruhige Tage bei Euch, um von Hrn. Seebecks und Voigts Arbeiten genießen zu können. Leb recht wohl, gedenke mein und laß manchmal von Dir hören. G.

291. An Goethe.

Jena den 9. Oktober 1807.

Deine Trimeter haben mir große Freude gemacht, und mit dem Geiste der Alten bewegst Du Dich herrlich in ihrem Cothurne. Ich wüßte diesem kleinen Gedichte nichts gleich

1) S. Goethe zur Farbenlehre, Bd. 2.
2) S. Goethe's Werke, XLVII, 165.

Das Leben iſt ein ſchlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dieß, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, der zuviel,
Und Kann und Glück kommt auch ins Spiel.
Und hat ſich's Unglück drein gelegt,
Jeder wie er nicht wollte trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannnicht-Willnicht weiter tragen.

Das Leben iſt ein Gänſeſpiel:
Je mehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo niemand gerne ſtehet.

Man ſagt die Gänſe wären dumm,
O glaubt mir nicht den Leuten:
Denn eine ſieht einmal ſich 'rum.
Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders iſt's in dieſer Welt
Wo alles vorwärts drücket,
Wenn einer ſtolpert oder fällt
Keine Seele rückwärts blicket.

„Die Jahre nahmen dir, du ſagſt, ſo vieles:
Die eigentliche Luſt des Sinneſpieles,
Erinnerung des allerliebſten Tandes
Von geſtern weit- und breiten Landes
Durchſchweifen frommt nicht mehr; ſelbſt nicht von Oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben

zu ſetzen an Geiſt, Kraft und Ausſprache; Du haſt wie Herkules einen neuen nemeiſchen Löwen erlegt.

Auch die Freunde, denen ich es vorgeleſen, haben großen Gefallen daran gehabt. Du ſchaffſt mit leichter Mühe, was wir nur theilweiſe mit ſchwerer Arbeit aus den Alten uns herzuſtellen ſuchen, die gottbegeiſterten Geſänge, wie ſie Pindar nennt. Ich danke Dir für die ſchöne Mittheilung; ſie erhebt Dich ſo weit über unſer Zeitalter.

Daß Du Dich bei dieſen Beſchäftigungen noch mit andern und phyſikaliſchen Arbeiten abgeben magſt, gereicht Dir zum doppelten Ruhme. Unterdeſſen würdeſt Du freilich aus der übrigen Welt nicht nehmen können, was Dir die wiſſenſchaftliche zu Erhaltung Deines Geiſtes darbietet.

Nimm alſo die doppelfältige Krone!

Hier erhältſt Du auch die Verſe aus dem Lucrez. K.

292. An Goethe.

Jena den 19. Januar 1808.

Das Wunderhorn [1]) iſt wirklich hier angekommen, eben als Du geſtern ſchon fort wareſt. Wir wollen es Dir nun verwahren, bis Du hoffentlich bald wieder hieher kommſt. Es hat eine graziose Geſtalt.

Indeß danke ich Dir für die prächtigen Feldſpathkryſtalle, die mir Hr. Ferber heute überbracht hat. Sie ſind gar ſchön und ich bleibe immer in Deiner Schuld.

Der Schnee hat uns doch wirklich hinausgelockt und wir haben geſtern eine große Schlittenfarth gemacht, bei welcher ich das Glück hatte, Madame Thiriot in der Wirthsſtube zu Göſchwiz kennen zu lernen. Sie hat wirklich ein

1) Steinbockshorn.

artiges Gesicht, dessen treue Abbildung die schönste Dose zieren würde.

Für die liebe Vorlesung [1]) bei Fromanns danken wir noch. Man könnte sie der König und sein Künstler betiteln. Das ächte spanische Blut in jenem macht sie beinahe mährchenhaft.

Lebe recht wohl und behalte uns lieb. K.

293. An Knebel.

Weimar den 23. Januar 1808.

Hier, mein lieber Freund, das Schlegelsche Kunstwerk, das als ein verlornes Schaf zu seinem Herrn endlich zurückkehrt. Ich danke Dir noch für Deinen heitern Antheil, den Du an den Hackertschen Anecdoten nahmst. Dergleichen Dinge werden erst etwas, wenn sie sich in empfänglichen und geistreichen Gemüthern bespiegeln.

Ich habe noch gar mancherley Dinge eigne und fremde bei mir liegen, deren Mittheilung manchen Winterabend verkürzen könnte. Nur sieht man sich so selten und so kurz; und auch hier ist ein Geist der Zerstreuung und Unruhe, der beinah jede Folge der Unterhaltung zerstört. Diese Woche macht mir der Hof- und Leichenstaat unsrer sarmatischen Königin [2]) viele Noth; doch geht es ganz lustig dabey her und zuletzt kommt etwas Seltsames zur Erscheinung. G.

294. An Goethe.

Jena den 5. Februar 1808.

Ich kann es nicht länger aufschieben, Dir und dem neuen Schauspiele meine Aufwartung zu machen. Wenn es

1) Aus Hackert's Leben. S. Goethe's Werke, XXXVII, 224 fg.
2) Wanda, von Z. Werner.

wieder gegeben wird, ſo bitte ich es mir durch meine Schweſter wiſſen zu laſſen. Morgen, ſagt man mir, ſey es Don Juan.

Ich habe wirklich Geiſt nöthig, und hier haben wir nur Waſſer im Ueberfluß. Die Saale hat unſer Paradies meiſt überſchwemmt; doch den neuen Rieſenweg zur Zeit noch verſchont gelaſſen. Der Sonnenſchein und die lauen Lüfte machen rund umher den Boden grün. Lebe wohl, Lieber! Ich verlange Dein Angeſicht zu ſehen.

Grüſſe die Deinigen und Hrn. Werner. K.

295. An Knebel.

Weimar den 9. Februar 1808.

Es thut mir leid, daß Du die zweite Vorſtellung von Wanda, Mittwoch den 2. Februar, verſäumt haſt. Sie ging ſehr gut und wir hatten uns ſchon eingerichtet, Euch freundlichſt zu empfangen. Die Couverte waren gelegt und wir hofften noch bis nach 1. Uhr. Nun wird ſie ſchwerlich vor dem Kirchengang der Hoheit wieder gegeben, welche das Stück nicht geſehen hat. Du ſollſt in Zeiten benachrichtigt werden und biſt nebſt den lieben Deinigen zum Voraus dazu eingeladen.

Ich wünſche mir ſehr oft aus Deinem Fenſter das ſchöne Erd- und Wolkenſpiel mit anzuſehen, deſſen Du täglich genießeſt.

Ich kann nicht ſagen, daß ich die Zeit her fleißig geweſen wäre; doch geſchieht immer etwas, wenn auch nur vor- oder nacharbeitend. Lebe recht wohl, gedenke mein und laß manchmal von Dir hören. G.

296. An Goethe.

Jena den 26. Februar 1808.

Meine Schweſter ſchreibt mir, daß Du noch nicht ausgingſt und ich hoffe, daß dies mehr aus Vorſorge als Unpäßlichkeit herkommen möge. Uebrigens fehlt es Dir an Unterhaltung bei Dir Selbſt wohl am wenigſten.

Von den intereſſanten Verſuchen die unſer Seebeck ſeitdem gemacht, wird Dir Frau v. Stein ſchon geſagt haben. Er glaubt nun wirklich Metall aus Alkali zu beſitzen. Wenn Du einmal hieher kommſt, wirſt Du das näher unterſuchen.

Ich habe dieſe Tage wieder einen wahren literariſchen Aerger gehabt. Man hat die Ausgabe der Oſſianiſchen Originale ſo lang und laut angeprieſen, daß ich ſehr begierig war etwas davon zu ſehen. Nun hat ſich ein Schulrektor, Hr. Ahlwardt in Oldenburg, ſogleich darüber gemacht und auch eine deutſche Ueberſetzung angekündigt und eine Probe davon herausgegeben. Dieſe Probe ließ ich mir verſchreiben und habe jetzt keinen andern Troſt davon, als daß ich für das geringere Geld das größere erſpart habe, das ich vielleicht für die ganze Ueberſetzung hingegeben hätte.

Hr. Ahlwardt, der mit pedantiſcher Luſt unaufhörlich auf den armen Macpherſon loszieht, macht den Oſſian völlig ungenießbar. Gott behüte vor den Oldenburger Dichtern!

Von der Münchner Akademie hat Seebeck auch ſchlechte Nachrichten. Sie glauben, ſie werde wie eine unglückliche Liebe auseinander gehn. Gut iſt es, daß ſie einen vermöglichen Präſidenten haben, der noch etwas Kredit hat; ſonſt müſſen ſie die Ausgaben zu ihren Verſuchen beim Juden Juël — oder wie er heißt — borgen. Gewiß, dieſe Akademie dient von unten auf!

Möchteſt Du wohl die Güte haben und mir die Vorleſungen von Adam Müller, die ich jüngſt bei Frau von

Stein ſah, auf einige Tage leihen? Deinen Flavius Joſephus hab ich mir in einer alten deutſchen Ueberſetzung aus der Bibliothek kommen laſſen. Es iſt ein wunderlicher Scribent, doch als der einzige ſeiner Art ſehr merkwürdig. Ich glaube die Theologen haben ihn ſo zurückgeſetzt; denn er muß, auſſer der Bibel, doch noch mehrere Urkunden der alten jüdiſchen Geſchichte vor ſich gehabt haben.

Ein bon mot iſt mir bei den alten derben Holzſchnitten meiner Ueberſetzung eingefallen, das den Malern und Künſtlern zur Nachricht dienen kann. Sie malen nämlich immer Potiphars Weib ſo reizend und hübſch, das iſt nicht wahrſcheinlich. Unſer altdeutſcher Künſtler ſtellt ſie zwar noch derb genug, aber eben nicht als die reizendſte vor, und ſo wird Joſephs Tugend etwas begreiflicher.

Lebe recht wohl und empfehle mich den Deinigen. Grüße auch den guten ſatyriſchen Sonettendichter. [1]) Er ſoll ja kein Sonett auf mich machen! K.

297. An Goethe.

Jena den 11. Merz 1808.

Ich und mein Karl bitten uns die Erlaubniß aus, uns morgen Mittag bei Dir melden zu dürfen und ein paar Sitze für uns in der Komödie zu erbitten.

Wilhelm Tell reißt uns mit ſo unwiderſtehlicher Macht fort, daß wir, der theuren Zeiten ungeachtet, werden anſpannen laſſen und zugleich das Vergnügen haben, Dich und die Deinigen in Weimar zu begrüßen. K.

1) Riemer.

298. An Goethe.

20. März 1808.

Ich ſchicke Dir, Lieber, hier etwas, das mir unter Verpflichtung es geheim zu halten in die Hand gekommen iſt, und das Dich wohl intereſſiren dürfte.

— Es hat mir leid gethan, Dich geſtern nicht in meinem neuen Garten aufſuchen zu können *). Da es heute noch nicht ſehr nachgelaſſen, ſo muß ich der angenehmen Geſellſchaft bei Frommanns für dieſen Abend entſagen — was mir noch mehr Leid thut, da ich Dich daſelbſt anzutreffen hoffen konnte.

Uebrigens ſind meine Leute im brennenden Eifer des Ausziehens, zumal da man uns ſchon wieder mit den Franzoſen droht.

Lebe wohl, mein Beſter! und wenn Du Dich verirrſt, ſo gerathe auch zu mir. Ich kann Dir zwar nicht den Olympiſchen Kranz, den Du verdienſt, auf die Scheitel ſetzen; aber mein Herz iſt Dir mit Treue und Liebe zugethan.

K.

299. An Goethe.

Jena den 22. Merz 1808.

Ich muß Dir nur ſagen, daß es mir beſſer geht und daß ich wirklich als ein aufrechter Menſch einhergehen kann.

Seltſam iſt es, daß Voigt, der am 20. Mrz zu mir kam, mir ſagte, daß er mich gerade an dieſem Tage vorm Jahre in ähnlichen Umſtänden gefunden hatte. Ich will mich vor dieſen Nachtgleichen und periodiſchen Uebeln wahren, und bitte Dich ein Gleiches zu thun.

*) wegen einer Entzündung am Fuße.

Indeſſen war ich in dieſen Tagen ganz heiter und am meiſten hat wohl Dein lieber Beſuch dazu beigetragen. Die herrlichen Töne Deiner holden Vorleſung leben mir noch in Geiſt und Ohren. Nicht nur, daß Du das Neue und Ungewohnte ſagſt, ſondern auch, daß Du das Entfernte, Verborgene, ſo nahe zu uns ans Licht bringſt, daß wir es mit Augen ſehen und gleichſam mit Händen greifen können. Nicht nur die Eigenſchaften Deines Genies, ſondern auch die hohe Menſchheit, die Du in Dir pflegſt, bringen dieſes hervor und machen uns bewundern.

Möge lange noch mit dieſen beglückt ſeyn, und uns durch ſie beglückt machen. K.

300. An Goethe.

Ohne Datum. [1])

Sonntag früh.

Prinzeſſin [2]) grüßt Dich recht ſchön, und meine Schweſter hat die Abſchrift ſogleich ſelber verfertigt, um Dich nicht warten zu laſſen. Sie hofft nichts falſches geſchrieben zu haben.

Prinzeſſin dankt Dir noch für das gute Beiſpiel Deines Fleißes und ſagt, Sie wolle, ſo gut es gehen wolle, ſich auch der Uebung befleißen: nur haben ſie wieder hohe Viſiten. Eine Badiſche Prinzeſſin aus Rußland iſt da, und wieder eine Preußiſche Prinzeſſin, die nach Hamburg geht, erwarten ſie, ſo daß des Ruſſiſch-Preußiſchen Segens kein Ende wird. K.

1) Beigeſchrieben: 1808.

2) Karoline.

301. An Goethe.

Jena den 29. Merz 1808.

— — Dein Auguſt iſt bei uns geweſen und hat uns durch ſeine Gegenwart ſehr erfreut. Es iſt ein wackerer junger Menſch und läßt den Eltern nicht zu viel Sorge zurück, da er ſich in ſeiner Art ſchon recht brav ausgebildet hat. Der Abſchied von der Eltern Haus hat indeß auch ihm, und wohl mit Recht, beſchwerlich geſchienen. Du wirſt Freude an ihm erleben und kannſt ziemlich ſicher ſeines Betragens ſeyn. Wir wünſchen ihm alles Gute.

Mein kleines Uebel hat mich noch nicht ganz verlaſſen wollen, da es ſich ſo begünſtigt von der Witterung findet. Wir müſſen uns eben an dieſen Tribut der Natur, ſo wie an den Bonapartiſchen, ſchon nach und nach gewöhnen.

Die Chriſtkatholiſchen Seelen dürften über dieſes letztern Selbſterhebung zum Pabſte [1]) doch etwas rückfällig werden — und ſo wäre von dieſer Seite wieder etwas gewonnen.

Auch der Ruſſiſche Kaiſer iſt erſter Patriarch in ſeinem Reiche, und dadurch werden alle Religionszwiſtigkeiten gehoben.

Wir ſind übrigens nicht unfleißig und dazu ermahnt uns auch noch das hübſche Stubenwetter. Voigt wird bald mit ſeinem neuen Buche erſcheinen und Seebeck arbeitet tapfer. Noch wollen aber die Experimente wenig ganz Entſcheidendes geben; doch hat er große Hofnung zur Sache.

— — Wir grüſſen alle von Herzen und auch den guten Riemer. K.

1) Vgl. Jacobi's Auserleſener Briefwechſel, II, Nr. 326, S. 398.

302. An Goethe.

Den 30. April 1808.

— Ich erfahre eben durch meine Schweſter, daß der Herzog von Oldenburg in Weimar iſt: Du könnteſt alſo morgen füglich Deine Rückreiſe noch aufſchieben, und da Du uns noch etwas aus dem Prometheus oder vielmehr der Pandora vorzuleſen verſprochen haſt, ſo möchten wir Dich doch bitten, uns noch einen halben Tag — aber vom Mittag an — zu ſchenken. Du brächteſt ſelbſt Dir ein paar werthe Gäſte mit und erhöheſt uns das Feſt des angehenden Mai.

Ich ſage weiter kein Wort und erwarte das Beſte von Deiner Güte. K.

303. An Goethe. [1])

Jena den 3. Mai 1808.

Da wir Dir eben noch für Deinen ſo werthen und lieben Beſuch zu danken haben, ſo kommen wir doch ſchon mit einer kleinen Nachbitte und dieſe iſt: ob Du uns den Prometheus [2]) auf etliche Tage zuſchicken möchteſt — um aus ihm Deine Pandora zu fiſchen. Freunde ſind dabei intereſſirt, die ſie noch nicht kennen und im voraus großen Antheil daran nehmen.

Auch wollte ich bei dieſer Gelegenheit das Steinbockshorn erinnern, das wir noch bezahlen müſſen und 25 Fl. koſten ſoll.

1) Goethe war vom 23. April bis zum 1. Mai in Jena.

2) Prometheus, eine Zeitſchrift, der höhern Bildung der Menſchen gewidmet von Leo von Seckendorf und Joſ. Ldw. Stoll (2 Bde., Wien 1808).

So sehr wir Dir Glück zu Deiner Reise und zu Deinem Aufenthalte im Karlsbade wünschen, so sind wir doch etwas neidisch auf diese Hippokrene, die uns Deine Gegenwart so lange entziehen wird. Du gehörst nun einmal zu unserm Schicksal, und da uns die Fäden desselben immer schmaler und kürzer werden, so können wir eine so wohlnährende Wurzel nicht lange entbehren. Doch es erhalte sich nur Dein göttlicher νοῦς, so wird er doch auch immer noch zu unsrer Erhaltung beitragen.

Die falschen Götzlein, die sich jetzt selbst errichten wollen, und um die doch der Pöbel gafft, sind mir gewaltig zuwider, und ich wollte, daß in ihrem Betracht eine herbere Disciplin eingeführt würde.

Das neuste Stück vom Phöbus [1]), das ich eben erhalten, ist ein Wunder von Abgeschmacktheit, Geschmacklosigkeit und Pretension.

Doch damit will ich Dich eben nicht unterhalten. Lebe recht wohl, und gedenke unter und auf den Böhmischen Granitfelsen zuweilen unser.

K.

304. An Goethe.

Jena den 2. Juni 1808.

Ob ich gleich von Deinem Aufenthalt in den warmen Bädern noch nicht viel gehört habe, außer dem Gruße den mir Hendrich gestern von Dir brachte, so glaube ich doch, daß es Dir wohl daselbst gehen müsse. — —

Wir haben auch manche äussere Zeichen des Einflusses dieser milden Gestirne seitdem bei uns gehabt. Vor nicht

1) Phöbus, ein Journal für die Kunst, von H. v. Kleist und Adam Heinr. Müller (Dresden 1808).

Erfreulich ſonſt. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreiſtes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht was dir Beſondres bliebe?"

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

Vor den Wiſſenden ſich ſtellen
Sicher iſt's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet
Weiß er gleich wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfſt du hoffen,
Denn er weiß wo du's getroffen.

Freigebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgeſogen,
Verſtändiger irrgeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,
Der Harte wird umgangen,
Der Gimpel wird gefangen.
Beherrſche dieſe Lüge,
Betrogener betrüge!

Wer befehlen kann wird loben
Und er wird auch wieder ſchelten,
Und das muß dir treuer Diener,
Eines wie das andre gelten.

gar langem feierte unſre ſämmtliche Herrſchaft das Feſt des Frühlings auf unſrer Triesnitz, wo eine ziemlich allgemeine Heiterkeit herrſchte, nur die regierende Herzogin ſchien etwas abgeſpannt und ermüdet. Seitdem, da ich ſie kürzlich wieder in Weimar beſuchte, fand ich ſie doch friſcher.

Die Großfürſtin iſt geſtern mit ihrem Gemal nach Petersburg abgereiſt. Bald hätt' ich vergeſſen, daß ich den Tag zuvor, vor dieſem Triesnitzer Feſte, auch ſchon daſelbſt in Geſellſchaft unſers Wieland war, der wie eine jugendliche Rebe, oder vielmehr wie ein reifer Weinſtock, unter der ſchattigten Umgebung grünte. Dieſer hat mir auch ſeitdem ſeine epistolas Ciceronianas zugeſchickt, mit denen ich eine große innige Freude habe.

Auch die Oelſiſchen Schätze [1]) ſind ſeitdem angelangt, über die Dir Hr. Vulpius und Meier nähere Auskunft geben werden. Unter den Handzeichnungen ſcheinen mir mehrere von Werth zu ſeyn; vorzüglich iſt mir auch die ziemlich beträchtliche Sammlung der Landſchaften von Heß ſehr angenehm. Heute werden ſie, ſamt den Büchern, ſchon wieder eingepackt, um nach Weimar zu gehen.

Dieſe letztern ſind die wahren Ueberbleibſel einer fürſtl. Bibliothek: Viel ſchön gebundene Bände, die Hauptwerke meiſt zerſtückelt.

Hr. Cotta iſt wieder ſo artig geweſen, mir den Reſt Deiner ſämmtlichen Werke zu überſchicken. Ich habe ſie ſogleich zum Buchbinder geſchickt, vorher mich aber noch, mit unausſprechlichem Ergötzen, ein wenig mit der Walpurgis-Nacht bekannt gemacht. Ich konnte ſie in ein paar Tagen nicht aus dem Kopfe bringen.

---

1) Aus der Verlaſſenſchaft des zu Weimar 1804 verſtorbenen Herzogs Friedrich Auguſt von Braunſchweig-Oels, Bruders der Herzogin Amalie; vgl. Goethe's Werke, XXXI, 250; XXXII, 230.

Für das zurückgelaſſene Teleskop danke ich Dir noch beſonders. Ich werde es mit Sorgfalt verwahren.

Frau v. Stael kommt doch noch zu Weimar an; wie man mir ſchreibt, wird ſie nicht lange daſelbſt verweilen.

Wieland zieht nach Belvedere.

Unſre hieſigen Freunde ſind wohl und fleißig. Voigt hat doch noch eine hübſche Zahl Zuhörer zu ſeiner Botanik und auch zur Naturgeſchichte bekommen. Die Pfingſtfeiertage hat ihn der Herzog nach Weimar berufen, um daſelbſt ſeine botaniſchen Schätze zu unterſuchen. Er hoft manches mit herüber zu bringen.

Oken hat ſein Univerſum in ein Programm gebracht und das wunderbare große Kind nicht ohne ägyptiſche Zeichen niedergelegt. Der Pöbel ſtarrt es an und ſchimpft darauf, weil er nichts davon verſteht. Unterdeſſen glaubt er ſelbſt doch, keine fausse couche gemacht zu haben und glaubt, ſeine Geburt noch bilden und größer erziehen zu können. Ich rathe ihm, ſeinen Theilen nur Symmetrie und Proportion zu geben. Er hört das willig an.

Und nun, mein Theurer, Lieber, ſchicke ich Dir dieſen Brief durch Frau von Ziegeſar, von der man mir ſagt, ſie reiſe künftigen Sonntag oder Montag nach Karlsbad ab. Möge er Dich und unſern guten Riemer wohl antreffen — und die kaſtaliſchen Fluten der Böhmiſchen Berge Dich immer wieder zu neuem Leben verjüngen! K.

Von der Helvig [1]) iſt auch ein Brief aus Stockholm angekommen, mit einer etwas langen Sehnſucht in Verſen, nach dem Frühling. Beides hab' ich noch nicht geſehen.

---

1) Amalie von Helvig, geb. von Imhof.

Auch unſer Robinſon [1]) hat geſchrieben, aber ohne Ort und Datum.

305. An Knebel.

Karlsbad den 2. July 1808.

Dein freundlicher Brief iſt mir vor etwa drey Wochen wohl zugekommen. Nun will ich auch durch eine Gelegenheit antworten, da man ſich hier wegen des hohen Porto's und des langſamen Ganges der Briefe vor der Poſt zu ſcheuen pflegt.

Die ſechſte Woche meines hieſigen Aufenthalts iſt nun ſchon vergangen. Meine eigentliche Kur habe ich geendigt und trinke nur noch von Zeit zu Zeit weniges nach.

Bisher war die Geſellſchaft nicht groß. Man hielt ſich nur Partieenweis zuſammen. Mit der Ziegeſarſchen Familie [2]) bin ich viel geweſen. Dieſe ſind gegenwärtig nach Franzensbrunn.

Man erwartet die Herzogin von Curland, den Herzog von Gotha und die Coburgiſchen Herrſchaften, wodurch aber mir weder Freude noch Leid zuwachſen wird.

Bei vielem Gleichgiltigen und Wunderlichen findet ſich doch auch manches Intereſſante und Aechte unter ſo vielen Menſchen; z. B. ein Graf Borkowski aus Gallizien, der ſich ſehr für Mineralogie und Geologie intereſſirt und über Frei-

1) Ein Engländer, der zu Anfange des Jahrhunderts in Jena ſtudirt hatte, derſelbe, deſſen Goethe in den Briefen an Zelter, Bd. V, Nr. 675, S. 280, Z. 3 v. e., als eines großen Kenners der deutſchen Literatur gedenkt, ohne ihn zu nennen, und der noch öfter in dieſer Briefſammlung vorkommen wird. Z. B. in Knebel's Brief vom 30. Aug. 1818, desgl. vom 14. Auguſt 1828 und Goethe's Brief vom 18. Auguſt 1828.

2) Vgl. A. F. H. Freiherr von Ziegeſar, von F. A. Kothe. In den Zeitgenoſſen, Neue Reihe, Bd. 2 (Leipzig 1822).

berg und Dresden zu euch kommen wird. Ich werde ihm ein Blättchen an Dich mitgeben und ersuche Dich, Seebeck, Lenz, Vogt auf seine Ankunft vorzubereiten. Es ist ein höchst interessanter, noch junger Mann, eine Art Natur dergleichen bei uns gar nicht vorkommt, und von einem unglaublichen Ernst bei allem was er unternimmt. Er ist ruh und unabhängig. Seine Bekanntschaft machte ich dadurch, daß er einige von den Steinen mitbrachte, die bei Schammern in Mähren, ein paar Stunden von Iglau, aus der Atmosphäre gefallen sind. Die äußere wellenförmige Verglasung des einen, der inwendig und übrigens ganz mit den französischen übereinkommt, ist höchst merkwürdig, so wie der völlig abweichende habitus des andern.

Der Steinschneider Müller hat doch wieder einige Nova durch seine gewöhnliche Aufmerksamkeit zusammengebracht, so wie ich durch einen Geraischen Arzt [1]) auf die dortige Schaumerde aufmerksam geworden, wovon mündlich bei Vorzeigung der Exemplare mehreres erfolgen soll.

Gearbeitet habe ich indessen manches. Zuvörderst brachte ich das Pandorische Drama wenigstens zu einem gewissen Hauptabschnitt. Ich hoffe die Wiener sollen diesen Theil bald gedruckt umhersenden. Vielleicht kommt es Dir auch früher als Manuscript in die Hände.

Nun aber laß Dich, mein lieber Freund, nicht faul finden, mir auch von Frau v. Stael und was sie betrifft, manches zu melden: wie sie sich im Ganzen und besonders auch mit Dir gehalten hat. So viel wirst Du mir zugeben, daß es der Mühe werth ist, sie zu kennen; denn man kann sich nur einen Begriff von ihr durch sich selbst machen, indem es ein so höchst merkwürdiges Individuum ist, bey dessen Schilderung man immer in Lob und Tadel das Maaß verfehlt.

1) Hofrath Sulzer in Ronneburg.

Die Felsen und Gebirge habe ich dieses Jahr besser besuchen können als das vorige, da ich mich denn mancher neuen und wohl auch mancher vergessenen Aussichten erfreut habe. In Ellbogen und Engelhaus bin ich auch sehr oft gewesen und habe durch die Bemühung, die ich mir vor einem Jahre mit den hiesigen Fossilien gegeben, eine recht schöne Vorbereitung über diese Gegenstände mehr zu denken und mehr ins Einzelne gehende Beobachtungen zu machen. Ich habe mir vorgenommen meinen Aufsatz [1]) stehen zu lassen wie er ist, aber ihn durch Noten und Zusätze [2]) immer deutlicher, anschaulicher und nützlicher zu machen. Schon brauchen ihn die Gäste hier bei ihren Excursionen und Müller hat doch auch einigen Absatz.

Soweit für dießmal. Doch will ich nicht vergessen noch hinzuzufügen, daß ich abermals kleinere und größere Geschichten [3]) bearbeite, um mit meinen Vorlesungen fortfahren zu können, wenn wir uns wiedersehen.

Viele Grüße! G.

306. An Goethe.

Jena den 10. Jul. 1808.

Daß wir uns öfter nach dem Freund sehnen, der auf und unter den Böhmischen Bergen einherschreitet, magst Du wohl glauben, indessen bescheiden wir uns doch wohl, wenn wir wissen daß es ihm wohlgeht.

Dieser Sommer hat sich etwas wunderlich bei uns betragen, indem er uns ein paarmal zu ersäufen drohte. Die Wiesen wenigstens im Saalgrund hat er alle überschwemmt,

1) Joseph Müller'sche Sammlung. S. Goethe's Werke, LI, 9—32.
2) Ebend., 33—39.
3) Später in die Wanderjahre verwebt.

und dadurch den Landwirthen einen sehr beträchtlichen Schaden verursacht. Jetzt ruht sich der Himmel seit etlichen Tagen wieder aus.

Ich habe vor der Abreise der Herzogin nach Wilhelmsthal die Bekanntschaft der Frau von Stael in Weimar gemacht. Ich war mehrere Tage hintereinander in ihrer Gesellschaft, und hatte eben nicht Ursache meine Zeit bei ihr zu bereuen, ob ich gleich den Wunsch nicht empfand, daß ich alle Tage meines Lebens mit ihr zubringen möchte. Auf das Nächste zu kommen, so sind ihre Kenntnisse und Begriffe von deutscher Literatur höchst unvollständig, wenn man anders das nur Kenntnisse nennen kann, was ihr divinatorischer Geist aus einzelnen Lesungen und Stellen erräth. Leid that es mir noch hiebei, daß ich bemerken mußte, daß ihre Begriffe ziemlich parteiisch gemodelt sind, und so ist der deutsche Kosmopolitismus oder Pantheismus überall ein wenig widrig, da er doch nur auf das Beschränkte hinausläuft.

Das Leben und geistige Interesse der Frau von Stael ist übrigens sehr erweckend und höchst preiswürdig. Sie möchte wie ein Genius diese todte Welt beseelen, aber freilich ziemlich nach ihrer Art. Was mir am wohlsten in ihrer Unterhaltung machte, sind die glücklichen Ausdrücke und feinen Combinationen, die ihr Blick und ihre große Kenntniß der Welt und der Dinge eigen und interessant machen. So sagte sie z. B. daß aus den Wienern im Leben nichts werden könnte, so lange sie, wie sie es in den höhern Ständen zu thun pflegten, andere Sprachen sprächen. Ce sont comme des images de cire, qui parlent des langues mortes und so könnten sie im Leben nicht vorwärts kommen.

Als ich ihr bei einem kleinen Souper, das sie uns gab und wobei der Herzog zugegen war, eine Idee von Deiner Optik geben sollte, das ich nur in wenigen und verworrenen

Worten hervorbringen konnte, ſo faßte ſie doch die Idee und rief aus: ah, mon âge est le rayon affoibli (es war aber ein anderes Wort, wie: verfallend oder abſtufend) de ma jeunesse — als wenn die Jugend gelb und das Alter blau wäre.

Ich habe noch mehrere Reden bemerkt, die mir aber jetzt eben nicht einfallen. Sonſt war ſie überaus gutmüthig und einnehmend gegen Jedermann. Nur eines Abends kamen wir bei Frau von Wollzogen, wo wir ſoupirten, etwas hart aneinander, da ſie uns anfänglich von den Engländern und nachher von Religion unterhielt und ich mich über ihre Eitelkeit etwas luſtig machte. Sie ſchrieb mir aber den Tag darauf ein ſehr verbindliches Billet und dabei blieb es. Sonſt ſagte ſie noch zu Hrn. Falk, der ſie einige Male beſuchte: „Vous me plaisez, Mr. Falk: j'aime les bavards".

Und das ſey genug von der mit Recht geehrten und bewunderten Frau.

Ich ſoll nach Wilhelmsthal kommen, aber ich möchte lieber in die einſamen Wälder. Behalte uns lieb! K.

Noch Eins! die Wolff machte die Jungfrau von Orleans vortrefflich. Ich war in der Loge der Frau von Stael. Sie ſagte ein paarmal: Elle joue comme une inspirée. — Dieſer Ausdruck hat mir ſehr gefallen, um das Wahre in der Kunſt von dem Mechaniſchen zu unterſcheiden.

307. An Goethe.

Jena den 20. September 1808.

Mein patriotiſcher Sinn treibt mich an, Dir, Guter! vorzuſtellen, ob es nicht etwa wohlgethan ſeyn möchte, im Falle wir hier, wie es heißt, eine ſtarke franzöſiſche Einquar-

tirung erhalten ſollten, die Bürger vorher zu ermahnen, daß ſie alles mit gutem Willen bereiten und herbeiſchaffen möchten, damit wir nicht auch hier, wie letzthin in Weimar, unangenehme Scenen erleben dürften. Man könnte ja wohl auch den Magiſtrat bedeuten, daß wo gar keine Mittel vorhanden, man die Verpflegung auf gemeine Unkoſten tragen müſſe. Ich weiß von den hieſigen Anſtalten gar nichts und bekümmere mich auch nicht darum, doch höre ich, daß hie und da ungeſchickte Aeußerungen im Publiko vernommen worden, welche die Sache um nichts beſſer machen, vielmehr ſehr verſchlimmern können.

Auch möchte es wohl gut gethan ſeyn, wenn die Univerſität, mit Erlaubniß des Herzogs, eine Deputation an den Kaiſer ſchickte, das dann ſehr gut dürfte aufgenommen werden. Doch müßte der franzöſiſche Prediger Henry dabei ſeyn, ſonſt kann keiner reden. Hier ſind ſie noch zu allem unentſchlüſſig.

Ich hoffe, daß dieſer vornehme Beſuch doch nicht lange dauern konne — und empfehle das übrige dem gütigen Willen des Himmels.

Wie haſt Du Deine Laren wiedergefunden und wie befindeſt Du Dich bei denſelben? Eine neue Pandora ſtreue Dir alles Glück auf Deine Wege! K.

Eben erhalte ich von Hendrich ein Blatt von Dir. Habe tauſend Dank für die gegebenen Nachrichten. Ich habe eine ſtille Ahndung, daß die hohe Zuſammenkunft zum Vortheil unſers Erbprinzen ausſchlagen könne. Möge es der Himmel geben — damit uns auch einmal eine ſüße Freude erwüchſe! —

308. An Knebel.

Jena den 13. Oktober 1808.

Nachdem ich Dir heute früh meinen besten Willen wegen der Naturforschenden Gesellschaft gezeigt, bin ich gegangen das zu sehen, was man der Batsch herausgegeben und bin erschrocken, wie die Lage des ganzen Geschäftes dadurch verschoben worden.

Ich sage mich daher für den Augenblick davon los und zeige Dir es sogleich an, damit Du nicht etwa nach unserer Abrede einen Schritt thuest der uns compromittirt. Läßt sich die Sache wieder ins Gleiche bringen, so will ich gern dazu die Hände bieten. Vor allen Dingen müßte man erst sehen, was der Societät geblieben, welches geschehen kann, wenn der junge Voigt zurückkommt. Nächstens ausführlich hierüber. G.

309. An Goethe.

Jena den 31. Oktober 1808.

Nachdem Dein Geist, o Du Liebster! meine gereizte Empfindlichkeit wieder etwas in Ruhe und auf die richtige Spur gebracht hat, so habe ich in der gewöhnlichen Sanftmuth meines Herzens beiliegendes entworfen, welches, wenn Du es genehmigst, ich Hrn. Riemer ersuche, gelegentlich an die Cottaische Buchhandlung abgehen zu lassen. Ich glaube nothwendig in demselben Blatte, wo ich verdeckter Weise angegriffen worden, wieder antworten zu müssen: auch sind die Gedichte zur besondern Herausgabe nicht wichtig genug und ich glaube Hrn. Cotta, der sonst mir Gefälligkeiten zu erweisen bereit ist, dadurch ein angenehmes Geschenk zu machen.

Unter den Manuskripten, die mir der sel. Götz zugeschickt hat, sind noch mehrere, die sich in der Ramlerischen

Ausgabe befinden, ich habe aber nur einige herausgesucht, in denen sich die Unzulässigkeit der Ramlerschen Verbesserungen am deutlichsten erweiset. Es ist bei der Vergleichung unbegreiflich, wie ein Mann von so feinem Geschmack, wie Hr. Ramler, die ungekünstelten Naivetäten des Dichters mit so erkünstelten habe ersetzen wollen. Auch hat die Sprache des Dichters, die hie und da schon etwas ältlich ist, in manchen Stellen, wie mich deucht, viel verloren.

Die Briefe an Vater, Sohn und Schwiegersohn, habe ich hier blos zu Deiner Ansicht beigefüget. Sie rechtfertigen meine Sache nur zu sehr. Wenn ich es aber aufrichtig sagen soll, so scheint es mir, daß den alten Götz die taedia vitae et laborum, die ihn in der letzten Zeit zu sehr schienen übermannt zu haben, dahin mögen gebracht haben, daß er, einer alten Freundschaft getreu, solche nicht hat verungünstigen wollen, und so seine Gedichte an Ramlern übergeben hat, in der stillen Hoffnung jedoch, daß die folgende Zeit sich ihrer wieder bemächtigen würde. Denn warum hätte er sie so sauber und sorgfältig abgeschrieben und zurechtgelegt und niemals, so viel ich weiß, mit Ramlerischen Verbesserungen? Ist das nicht testamentarischer Beweis genug?

Wenn Du an Werner schreiben solltest, so grüsse diesen wunderlichen Dichterkopf recht sehr von uns.

Gries ist wieder angekommen.

Was macht der Pandektenfreund August? K.

310. An Goethe.

Jena den 25. November 1808.

Du scheinst uns, liebster Freund, gänzlich vergessen zu wollen. Wir hofften Dich schon eher hier zu sehen, doch

Denn er lobt wohl das Geringe,
Schilt auch, wo er ſollte loben;
Aber bleibſt du guter Dinge
Wird er dich zuletzt erproben.

Und ſo haltet's auch, ihr Hohen,
Gegen Gott wie der Geringe,
Thut und leidet, wie ſich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.

Schach Sedſchan und ſeines Gleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Transoxanen
Erkühnt ſich unſer Sang
Auf deine Bahnen!
Uns iſt für gar nichts bang,
In dir lebendig,
Dein Leben daure lang,
Dein Reich beſtändig!

Höchſte Gunſt.

Ungezähmt ſo wie ich war
Hab' ich einen Herrn gefunden,
Und gezähmt nach manchem Jahr
Eine Herrin auch gefunden.

da wir hörten daß der römiſche Humboldt in Weimar ſei, thaten wir Verzicht darauf. Nun da wir hören, daß er wieder abgereiſt iſt, biſt Du noch nicht da.

Wir haben freilich wenig hier, was anlocken konnte. Der Winter hat die Gegend grau gemacht und unſer übriges Leben iſt ziemlich nothdürftig. Der neue Zufluß macht den Teich zwar größer, aber nicht anmuthiger noch fiſchreicher. Der Geiſt des Herrn fehlt über den Waſſern.

Unſere jungen Männer geben ſich Mühe und ſind durchaus brav, aber es fehlt an materiellem Inhalt. Ich ſpreche von den Naturphiloſophen und denen die ſich der Naturſtudien befleißen und die wirklich von den übrigen eine Ausnahme machen. Man hat bemerkt, daß dieſe zugleich auch die humanſten, hingegen die, welche die Humanitätsſtudien hier treiben, gerade die inhumanſten ſind: lichtſcheu und voll kleiner hämiſchen Leidenſchaften.

Wir ergötzen uns hier mit Bücherkaufen aus den gegenwärtigen Auktionen, und geben mehr aus als wir haben.

Ich habe verſchiedenes von des alten Jeniſchen Profeſſors Juſtus Lipſius Schriften erſtanden, das mich unendlich ergötzt. Man möchte faſt ſagen, daß dieſe Männer beſſer Latein geſchrieben haben als die alten Römer ſelbſt; wenigſtens iſt ihr Styl reicher und uns näher. Von unſerm Jena kommt nicht viel vor: nur Einmal der gravitätiſche Vers an einen Freund:

mox Te clivosae ceperunt moenia Jenae.

Wir wünſchen, daß Dich das clivose Jena auch bald umfangen möge! Bleibe nur ferner uns gewogen und liebe die Dich Liebenden! K.

311. An Knebel.

Weimar den 25. November 1808.

Vielen Dank, lieber Freund, für Deinen guten und freundlichen Zuruf. Meine Absichten Dich zu besuchen sind durch mehr als einen Anlaß vereitelt worden. Nach der Abreise der Kaiser und andern hohen Herrschaften bemerkte ist erst, daß ich einen ganzen Sommer abwesend gewesen war und fand gar manche Lücken in Geschäften und Unternehmungen, wo nicht alle Fäden so leicht anzuknüpfen waren. In Hauptsachen hab ich auch noch wenig vor mich gebracht.

Die Mittwochen sind wieder im Gang. Ich lese die Nibelungen vor, allein dabei geht es mir auch wie einem jungen Professor, oder wie einem Koch, der sein Leben zubringt um einige Stunden etwas Genießbares aufzutischen. Indessen ist es mir selbst von großen Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgelesen und noch viel weniger so viel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexionen und Parallelen die Sache anschaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von andern sagt, daß sie das Wasser trüben um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Mir sind dabei recht artige Aperçüs vorgekommen und wenn man ihnen hier und da leugnen möchte, daß sie ganz genau zum Gegenstand passen, so sind sie doch schon lustig für sich selbst, z. B. so

hab' ich im Sinne der Voßiſchen Charten zu Homer, Heſiodus und Aeſchylus, eine Charte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf ſehr hübſche Reflexionen führt. Auch habe ich nächſt genauer Betrachtung der Sujets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Coſtüm und andere Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Urſprung des Gedichts näher beikommen kann. Das alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich Dir an einem hübſchen traulichen Winterabende dereinſt mit.

Ueberhaupt laſſe ich mich nicht irre machen, daß unſre modernen, religiöſen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unſchätzbare ans Tageslicht, das der allerneuſten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.

Deine Bemerkung zu Ehren der Naturſtudien gilt nicht für Jena und für dieſen Moment allein; es liegt ein viel Allgemeineres dahinter und daran. Schon faſt ſeit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüth deſſen der ſie treibt und es iſt ein rechtes Glück, daß die Natur dazwiſchen getreten, das Intereſſe an ſich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Ich danke Dir, daß Du mich an die Bedürfniſſe des jungen Voigt erinnerſt; ich will in dieſen Tagen ſeine Sache vornehmen und wünſche gar gerne ihm etwas zu Liebe zu thun, weil ich ihn gar gerne be- und erhalten möchte. Denn es iſt ein Individuum, dergleichen zum zweiten Mal nicht wieder geboren wird.

Meine Frau iſt von Frankfurt zurückgekommen, wo ſie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbſchaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble

Weise abzuthun. Sie grüßt Dich und die Deinigen vielmals und wünscht Euch gelegentlich zu bewirthen, da sie diesen Winter wohl schwerlich nach Jena kommen möchte.

Uebrigens ist es bei uns sonderbar genug. Die Abreise des Erbprinzen, das vermuthliche Außenbleiben der Hoheit und anderes haben das Gefühl der Geselligkeit bei uns äußerst angeregt und die Woche könnte mehr Tage haben und immer doch noch genugsame Unterhaltung darbieten.

Bey Frau Hofrath Schopenhauer sind der Donnerstag und der Sonntag jeder auf seine Art interessant: der erste wegen vieler Societät, wo man eine sehr mannigfaltige Unterhaltung findet; der zweite, wo man wegen kleinerer Societät genöthigt ist, auf eine concentrirte und concentrirende Unterhaltung zu denken, und, was Du Dir kaum vorstellen könntest, in kurzem wird unser geselliges Wesen eine Art von Kunstform kriegen, an der Du Dich gelegentlich selbst ergötzen sollst.

Eine mir sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung gibt mir Dr. Werneburg. Er bringt das allerfremdeste was in mein Haus kommen kann, die Mathematik an meinen Tisch, wobey wir jedoch schon eine Convention geschlossen haben, daß nur im alleräußersten Falle von Zahlen die Rede seyn darf. Wenn es mir nachgegangen wäre, so hättet ihr ihn schon lange in Jena und er würde in dem Kreise, den Du belebst, redlich und erfreulich mitwirken. Aber so ist er leider dort noch nicht angestellt und muß, wider meinen Willen, zu meiner größten Zufriedenheit mein Nachbar seyn.

Wenn das Papier noch mehr Raum darböte, so möchte ich noch manches mittheilen. Nimm indessen mit dem Gegenwärtigen vorlieb, laß mich bald von Dir hören und reize uns von Zeit zu Zeit zu Mittheilungen. G.

312. An Goethe.

Jena den 4. December 1808.

— [1]) Bei dieſen Umſtänden mußte ich noch in dieſen letzten Tagen die hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten des Hrn. v. Maſſenbach leſen, die gleichfalls krampfhaft geſchrieben ſind und in ähnliche Zufälle verſetzen könnten. Wir müſſen es dem Verfaſſer danken, daß er uns ſo das Schauſpiel aufgedeckt hat; ob es gleich zu bezweifeln ſteht, daß es ihm oder andern großes Frommen bringen dürfte. Wer einen verweſeten Körper noch zu anatomiren unternimmt, erregt wenigſtens böſe Gerüche.

Ich danke Dir noch für Deinen letzten lieben Brief, der mir viel Gutes geſagt hat, und mich durch die Anſicht Deiner Nibelungen auf manche richtige Spur gebracht. Es iſt äußerſt intereſſant, ein würdiges Kunſtwerk in ſeiner wahren Natur zu erkennen: nur daraus entſteht die wahre Aeſthetik.

Unſre gütige Prinzeſſin [2]) hat mir wieder ein paar neue Stücke des Phöbus zukommen laſſen, die ich zwar nicht leſen kann, doch hab ich ein ziemlich ſtechendes Blatt auf unſern neuen deutſchen Homer darin gefunden. Es iſt, wie mich deucht, Wahrheit, was es enthält; doch dürfte ſie nicht ſehr nach dem Geſchmack des Heidelberger Grammatikers ſeyn.

Meine Kundmachung wegen der Götziſchen Gedichte ſcheint mir noch nicht im Morgenblatte aufgenommen; ich hoffe doch, ſie werden ſie mir nicht unterſchlagen, ſonſt müßte ich ſie in ein andres Blatt geben.

---

1) Voran ging eine Nachricht Knebel's über die Krankheit ſeiner Frau.

2) Karoline.

Da unſre Naturphiloſophen alles in und durch Polarität erklären, ſo bin ich etwas aufmerkſamer auf dieſes Phänomen geworden, und finde, daß unſer geſellſchaftlicher Zuſtand hier, mit dem in Weimar, in ähnlichen Verhältniſſen ſteht. Indeſſen bin ich mit meinem indifferenten Zuſtand ganz wohl zufrieden und ziehe ihn einer zu großen Attraktion vor.

d'Alton hat mir kürzlich mit einem in Sepia kopirten Kopfe ſeiner Arbeit, nach ſeinem Correggio, ein Preſent gemacht. Er iſt vortrefflich gearbeitet und über alle Maßen hold. Ueberhaupt iſt dieß eine ſehr liebenswürdige Familie. Ich wünſche, daß es ihnen in der Weimariſchen Gegend wohl werden möge. K.

313. An Knebel.

Weimar den 17. December 1808.

Verzeih mir, lieber Freund und Bruder, wenn ich dieſe Zeit her ſo ſtumm geblieben und was Du geſagt und geſendet, nicht auch freundlich erwidert. Ich werde von den nächſten und irdiſchen Dingen ſo gedroſchen, daß ich das Ferne und Himmliſche ganz aus den Augen verliere.

Die Neroniſchen Verſe mit der Ueberſetzung haben uns viel Vergnügen gemacht und zu allerlei Bemerkungen Anlaß gegeben, die wir einmal mündlich mittheilen wollen.

Habe die Gefälligkeit und ſende mir das Journal de physique von dem Du ſprichſt. Ich war ſchon unterrichtet, daß ein Mémoire von Haſſenfraz über die Farben beim Inſtitut liege und daß man ſich vor dieſem Noli me tangere einigermaßen ſcheue. Nun bin ich neugierig, wie man ſich aus der Sache gezogen hat. Ich hoffe eben ſo nieder-

trächtig wie aus der Galliſchen. Mehr ſage ich nicht: denn mich drängt allerlei!

Lebe wohl, Dir iſt manches aufgeſpart zu einer Zuſammenkunft hier oder in Jena. G.

Anſchrift von Niemer.

— — Während naher und entfernter Befehdungen ſitzen wir ruhig in unſerm Zimmer und verfolgen nur bald den Gang der Farbenlehre durch die barbariſchen und folgenden Jahrhunderte, bald den Weg den die Nibelungen durch König Etzels Land genommen haben, und ſind glücklich, die meiſten Orte auf der Charte zu entdecken. . . .

Täglich erwarten wir Wernern, der ſeinen Beſuch ſchon vorlängſt zugeſagt hat. Die übrigen die ſich angemeldet haben, ſcheinen indeß ausbleiben zu wollen. Baggeſen iſt ſchon wieder nach Amſterdam gegangen. Herr v. Kügelchen iſt aber hier und mahlt den Geh. Rath. Nun dürfen wir endlich hoffen, ein von mehreren Seiten gut getroffenes Bildniß von ihm zu beſitzen.

So eben erhalte ich für gewiß die Nachricht, daß 2500 Mann Franzoſen in das Weimariſche Land einquartirt werden ſollen innerhalb 3 Tagen, welches denn freylich ein ſehr übler heiliger Chriſt ſeyn würde. — —

314. An Goethe.

Jena den 17. März 1809.

Lieber und Vortrefflicher!

Beiliegendes erhalte ich geſtern vom alten Voß aus Heidelberg und ich theile es Dir ſogleich mit, um Deine Meinung darüber zu hören.

Es wird Dir ſchwerlich möglich ſeyn, das Ganze durch

zulesen; denn es wurde auch mir schwer genug. Ich spiele auch wohl zuweilen mit kleiner Waare, aber ich handle doch nicht damit.

Herr Voß ist zutraulich gegen mich und sogar zuweilen schmeichelnd. Manches sieht er richtig und gut, manches etwas dumpf und schief.

Ich habe nicht Lust in der Lit. Zeitung zu antworten, zumal da ich mit Herrn Eichstädt in gar keiner Verbindung stehe. Ueberhaupt werde ich die Correspondenz sehr kurz machen; doch muß ich einiges sagen und dazu bitte ich mir die jüngst überschickten Götzischen Briefe gefälligst wieder zuzusenden. Auch den gegenwärtigen Brief nebst Beilage erbitte ich mir bald wieder.

Gestern habe ich noch einen sehr unruhigen Tag gehabt. Eine Menge Franzosen zogen in die Stadt ein, und man hatte die Güte, mir einen Offizier und 1. Mann in die Stube zur Einquartirung einzulegen.

Dieses verdroß mich anfangs sehr und ich äusserte mich auch etwas stark darüber — aber was ist mit diesen achtungslosen Menschen anzufangen?

Nachher versöhnte mich die gute Gestalt des jungen Menschen bald wieder, der sich so herzlich und verständig bezeigte. Er ist ein Corse, also Landsmann von Napoleon; geliebt und verlangt von seinen Eltern, wie ich aus einem Briefe von ihnen ersah. Diesen Morgen nahm er wieder herzlichen Abschied. Nun sollen wir noch zwei oder drei Tage hintereinander dergleichen Besuche erhalten, die mich, ich gestehe es, etwas beunruhigen. Ich liebe eine wahre Indische Ruhe und ob mir gleich der Himmel einen guten Theil davon geschenkt hat, so ist es mir doch immer noch nicht genug.

Diese Kriegsleute wünschten auch gerne den Dingen ein Ende zu sehen, und alles, wie ich merke, sehnt sich nach Ruhe.

Du Lieber, genieße auch ſoviel Du kannſt Deiner geiſtigen Ruhe und vergönne uns bald wieder das Glück Deiner Erſcheinung. Nur Deine Gegenwart kann mich ſtärken und erheitern.

Den Wallenſtein [1]) darf ich wohl noch einige Tage behalten? Ich muß ihn gar zu Ende ſtudiren. K.

315. An Knebel.

Weimar den 18. März 1809.

Ich ſende Dir, mein lieber Freund, Büchelchen und Brief ſogleich zurück. Das erſte habe ich nur angeleſen und dabei genug gehabt. Ich kann nun nach nichts mehr als nach Reſultaten fragen, und was reſultirt aus der ganzen Sache? Daß Götz ein angebornes Talent hatte, das aber durch Zeit und Umſtände gehindert, ſich nicht entwickeln konnte; daß man Ramlern mehr Geſchmack und Routine nicht abſprechen kann, ob er gleich nicht entſchieden wußte was er wollte; daß Deine Gutmüthigkeit zwiſchen Verfaſſer, Verbeſſerer und Herausgeber eingeklemmt war; daß nun ein Vierter kommt, der ſich für weiſer und gerechter hält als die Drey: Mehr kann ich mir aus der Sache nicht nehmen. Ich bitte Dich inſtändig, lieber Freund, ſcheide daraus mit dem wenigſten Aufwand. Ich, nach meiner Art zu ſeyn, würde gar nicht darauf antworten: denn wenn Du Dich auch in Deiner Relation einigermaßen geirrt hatteſt, ſo will das gar nichts heißen. Die Welt hat jetzt andere Intereſſes. Handle jedoch nach Deiner Weiſe. Die Götzi-

1) Des Benjamin Conſtant's Wallstein, tragédie en 5 Actes, précédée de quelques réflexions sur le théâtre Allemand et suivi de notes historiques (Paris 1809).

chen Papiere, die noch in meinen Händen ſind, erhältſt Du zugleich.

Die jetzigen Truppenbewegungen bringen uns freilich immer fremde und ungebetene Gäſte. Indeſſen iſt bei der Unbequemlichkeit manchmal auch Gewinn; wie ich Dir denn zu Deinem jungen Corſen gratulire.

Ich bin ſehr fleißig an der Geſchichte der Farbenlehre und ſtecke im 17. Jahrhundert, das ich mit Gewalt angreifen muß, wenn es durchkommen will, und es gehört einiger Muth dazu; denn für eine ſolche Arbeit iſt wenig Dank einzuerndten.

Lebe recht wohl! Grüße die Deinigen von mir und meinem Hauſe. Sobald die Vegetation mehr vorrückt und wir milderes Wetter zu hoffen haben, hoffe ich euch zu beſuchen und mich herzlich für Gegenwart und Umgebung zu freuen [1]). G.

316. An Goethe.

Jena den 24. April 1809.

Mein kleiner Ausflug nach Weimar hat mir recht wohlgethan und es hat mir einige Freude gemacht, Dich, lieber und verehrter Freund, und die lieben Deinigen wieder wohl zu ſehen. Wenn ich an meinem Looſe etwas auszuſetzen wüßte, ſo wär es wohl dieſes, daß es nicht öfter geſchehen kann; doch, da es mein Loos iſt, ſo muß ich mich auch darein fügen.

Wir haben dieſe Zeit mehr Kriegsaufzug als Kriegsunruhe hier gehabt und die ſämmtlichen Sächſiſchen Armeen hier vorbeiziehen ſehen. Sie ſcheinen mir ziemlich friedlicher

1) Beigefügt iſt eine Abſchrift des Gedichts: „Zum Andenken von Johanna Sebus“ (Goethe's Werke II, 37).

Da ſie Prüfung nicht geſpart
Haben ſie mich treu gefunden,
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz, den ſie gefunden.
Niemand diente zweien Herrn
Der dabei ſein Glück gefunden;
Herr und Herrin ſehn es gern
Daß ſie beide mich gefunden,
Und mir leuchtet Glück und Stern
Da ich beide Sie gefunden.

Firduſi

ſpricht.

O Welt! wie ſchamlos und boshaft biſt du!
Du nährſt und erzieheſt und tödteſt zugleich.

Nur wer von Allah begünſtiget iſt,
Der nährt ſich, erzieht ſich, lebendig und reich.

Was heißt denn Reichthum? Eine wärmende Sonne,
Genießt ſie der Bettler, wie wir ſie genießen!
Es möge doch keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigenſinn ſelige Wonne.

Disposition zu seyn, und gleichen hierin — wie in mehrerem — ihrem hohen Allürten nicht. Es ist zu wünschen, daß ihr Schicksal nur mit der Promenade endigen möge. Den Prinzen Ponte Corvo habe ich leider nicht gesehen.

Unser junger Freund Voigt sucht sich auch wieder zu erholen, ob es gleich etwas langsam geht. Er hat große Lust diesen Sommer eine Reise nach Paris zu machen und ich habe ihm hiezu meinen großen Beifall gegeben. . . .

Er hat unter den Adjutanten des Prinzen Ponte Corvo einen botanischen und mineralogischen Freund gefunden. Courbe glaub ich, heißt er.

Die Lettres und Pensées vom Prinz Ligne habe ich gelesen. Das ist eine brillante Lektüre. Auf Frau von Staels Geschmack darf man rechnen.

Lebe wohl, Lieber!

Dein treuer K.

Gestern war das allgemeine Gerücht hier, daß die Oesterreicher kommen würden, und viele Leute packten schon ein, wie sie auch in Rudolstadt sollen eingepackt haben. Es schien mir so ganz unwahrscheinlich nicht, um vielleicht die Sachsen aufzuheben. Wenn Du etwas Bestimmteres hierüber uns sagen kannst, so laß es mir durch einige Worte wissen; hauptsächlich um die leeren Gerüchte und Erzählungen einigermaßen zu zerstreuen.

317. An Goethe.

Jena den 14. Juli 1809.

Ich danke Dir für Deine Theilnahme an meinem Zustand. Ich kenne den D. Müller [1]) schon lange als einen

1) Hofgerichtsadvocat.

wackern und fleißigen jungen Mann und er kam bisher öfters in mein Haus. Was aber die fragliche Sache betrifft, so glaub ich doch nicht, daß sie für ihn paßt.

Uebrigens will ich mich, wie bisher, dem Schicksal und mir selbst anvertrauen und mit einem größern Maaße Leiden in diesem Stücke vorlieb nehmen, in der Hoffnung, daß ich auf andere Weise Besseres verdienen werde.

Mit meinem Saul fahre ich langsam, doch fleißig fort und bin jetzt im dritten Akt, bei den Gesängen Davids. Diese sind freilich ihrer Art nach mühsamer, doch hoffe ich, daß ich nicht unterliegen werde, und daß ich auch Deine Zufriedenheit über meine Arbeit erhalten möchte, nach der ich sehr eifere. Als Probe schicke ich Dir hier einen der Gesänge und wünsche, daß mir die Anapästen nicht mislungen seyn mögen.

Wir leben seit gestern hier in großer Unruhe, indem wir stündlich die sich zurückziehenden, vermuthlich geschlagenen Truppen hier erwarten. Bagage und Munitionswägen, nebst reitenden und andern Mannschaften passiren häufig und in großer Eile.

d'Alton trägt mir seinen Respekt an Dich auf und wir empfehlen uns sämmtlich aufs beste. K.

318. An Knebel.

Jena den 25. August 1809.

Ich befinde mich, mein theurer Freund, in einer Verlegenheit, aus der ich mir zu helfen denke. Der Kanzler Niemeyer mit Professor Delbrück aus Berlin, die sich nach Weimar angemeldet hatten, und nun hieher gekommen sind, können erwarten, daß ich ihnen etwas Freundliches erzeige. Nun weißt Du wie es mit meinem Lokal und son-

ſtigen Zuſtänden ausſieht; deswegen ich Dich um die Erlaubniß erſuchen wollte, ſie heute Abend um 7 Uhr zu Dir zu bringen, damit wir einige Stunden genöſſen. — — Verzeihe mir, daß ich mich in dieſer Angelegenheit lieber an Dich, als an andere wende. Die nähere Urſache mündlich. Sollte man Seebeck nicht auch einladen?

Profeſſor Delbrück hat ſich ſeit langer Zeit ſchon um mich verdient gemacht, daß er meinen Productionen mit Neigung ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte und manches wohlüberdachte darüber öffentlich äußerte. — Es iſt noch ein erwachſener Sohn von Niemeyer mit in der Geſellſchaft.

G.

— — [1]) Jetzt erſt erfahre ich, daß die Halliſche Geſellſchaft größer iſt, als ich mir vorſtellte und ſo kann ich Dir ſie unmöglich ins Haus bringen.

Nimm alſo alles als abbeſtellt an und komme, wenn Du magſt, gegen 6 Uhr in den Botaniſchen Garten. G.

319. An Knebel.

Jena, den 19. September 1809.

Uns ſind zwar hinter die Loderiſchen Pappeln [2]) einige wunderliche Seefiſche zugekommen; aber wir haben denſelben keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen können. Es ſcheint daß die Kartoffeln vom Neuthor [3]) die wahre Baſe, und die Schrittſchuh- und Waſſereimer-Oden [4]) das ächte Ge-

1) von demſelben Datum.

2) in dem Gärtchen am Zenaiſchen Schloß, auf welche Goethe's Zimmer in demſelben die Ausſicht hatte.

3) vor welchem Knebel's damalige Wohnung war.

4) von Klopſtock. S. derſelben Bd. I, S. 207: „Der Eislauf", und

würz bleiben, wodurch dergleichen Natur- und Handelsprodukte ergötzlich werden können. Drum senden wir Dir dieselbigen, mit Vorausverkündigung eines Besuchs aus dem Stegreife zwischen heut und dem Vollmond. Die besten Wünsche beifügend. G.

320. An Knebel.

Jena den 21. September 1809.

Meine Frau grüßt zum schönsten und dankt für Deine freundliche Zuschrift. Zugleich soll ich Dir einige Feigen übersenden, damit Du Dir von ihrer Obstcultur einen guten Begriff machst.

Und da ich nun einmal Dich mit Süßigkeiten bestreche, so will ich bei dieser Gelegenheit auch den ersten Theil meines Romans [1]) unterschieben, mit Bitte ihn freundlich aufzunehmen, jedoch ja nicht aus Händen zu geben. Mit dem besten Lebewohl. G.

321. An Goethe.

Den 13. October (1809).

— Ich finde jetzt unter dem Zusammensuchen meiner zerstreuten Papiere manches Interessante das ich mir ausgezeichnet habe; aber meine Jugendgedichte wollen mir nicht schmecken. Ich möchte fast meinen Saul citiren, welcher sagt: „wie sieht man doch in der Jugend die Sachen anders, wie im Alter!“

Bd. 2, S. 238: „Der Wein und das Wasser.“ Von beiden war am 16. und 18. über dem Abendessen bei Knebel die Rede gewesen, der Einiges daraus recitirt hatte.

1) Die Wahlverwandtschaften.

Glücklich, daß Du früh gut und richtig geſehen haſt. Ich werde meine Produkte auf wenige Bogen reduciren.

Das neueſte Heidelberger Taſchenbuch iſt wieder ein Pröbchen deutſcher Philiſterei — ob es gleich von außen elegant iſt. Sie haben mir die Ehre gethan, mir ein paar Gedichte zuzuſchreiben, die ich gar nicht kenne.

Ich leſe den Calderon, doch mit Mühe, wegen der Verſe. Sie kommen mir vor wie Filigranarbeit.

Den zweiten Theil der Wahlverwandtſchaften erwarte ich mit Schmerzen. K.

322. An Knebel.

Weimar den 21. October 1809.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich an dieſen ſchönen Tagen gar zu gern vor Deinen Fenſtern in die Hände patſchen und Dich zum Spaziergang aufforderu möchte. Ich gehe zwar auch hier weit und breit umher; doch läßt ſich, wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, der Gegend nichts abgewinnen, ſobald man einmal an die Jenaiſche gewöhnt iſt. Doch was iſt zu thun! Wir müſſen uns eben auf dieſen Winter einrichten.

Dein Karl wird wohl in dem Wald von Herrmannſtadt ſich gehörig ergangen haben. Ich hoffe er hat erzählt, daß die Abenteuer glücklich abgelaufen ſind. Ich ſchicke ihm hier einiges zur Uebung: er ſoll es nur hübſch ſorgfältig nachzeichnen und nicht allzugeſchwind verfahren. Er ſchickt mir alsdann ſeine Kopie mit den Originalen zurück und erhält wieder etwas Neues.

Wenn wieder ein wichtiges Stück vorkommt, ſo melde ich es und Du ſendeſt mir ihn auf längere Zeit.

Die große Ausgabe von Musarion [1]), von der Du wirst gehört haben, iſt nun auch in meine Hände gekommen. Sie iſt wirklich recht ſchön und lobenswurdig, und muß den guten Wieland freuen. Er hat ſich von ſeiner böſen Krankheit, wie er uns ſagen läßt, wieder ganz leidlich erholt. Ich habe ihn noch nicht wiedergeſehen, weil er nicht gern Jemand zu ſich ließ.

Mein Auguſt freut ſich ſehr auf Jena. Erlaube ihm, daß er Dich von Zeit zu Zeit beſucht: er wird Dir, hoffe ich, dieſen Winter kein unangenehmer Geſellſchafter werden.

Den zweiten Theil meines Romans [2]) ſchicke ich Dir nicht, Du möchteſt mich darüber noch mehr als über den erſten ausſchelten. Kommt er Dir von andern Seiten her in die Hände, ſo bin ich alsdann unſchuldig daran. Die armen Autoren müſſen viel leiden und es iſt hergebracht, daß gerade die Exemplare die ſie ſelbſt ausgeben, ihnen die größte Noth machen.

Außerdem könnte ich von allerlei guten und erfreulichen Dingen Nachricht geben, die aber mit Augen geſehen ſeyn wollen. So iſt z. B. ein kleines Programm über das Theater in architectoniſcher Hinſicht, mit Beziehung auf Plan und Ausführung des neuen Hoftheaters zu Carlsruhe, durch Weinbrenner zu uns gekommen. Es verdient dieſes Unternehmen alle Aufmerkſamkeit und Achtung.

Ich habe die ruhigen Tage, beſonders im Gegenſatz mit den Oktobertagen von 1806, zum Theil dazu verwendet, meine Sammlungen wo nicht zu ordnen, doch wenigſtens etwas mehr zuſammenzubringen. Dabey habe ich viel Freude gehabt, denn ich habe wirklich recht ſchöne Sachen, die mir in dieſen unruhigen Jahren ganz aus dem Gedächtniß ge-

1) Wien, 1808, Großfolio.
2) Die Wahlverwandſchaften.

kommen ſind. Du würdeſt gar nicht übel thun, auch Deine Schubladen etwas mehr zu rangiren: denn Du haſt köſtliche Sachen, nur gehſt Du etwas zu wild damit um.

Sollteſt Du in dieſen Tagen einſame Stunden haben, wie ich vermuthe, ſo kommt Jemand Dir ſeine ſchuldige Aufwartung zu machen und Dir die Zeit zu vertreiben. G.

323. An Goethe.

Jena den 23. Oktober 1809.

— Ich habe ſeitdem auch einen Beſuch von Matthiſſon gehabt, der von Zürich über Heidelberg und Stuttgart hierher kam. Er empfiehlt ſich Dir aufs angelegentlichſte. Sein ganz kurzer Aufenthalt in Weimar mit einem Reiſegefährten hat ihm nicht erlaubt Dir, diesmal aufzuwarten; er denkt aber bald wieder dieſe Gegenden zu paſſiren, wo er es nicht verſäumen wird. Da er von dem Könige in Würtenberg den Auftrag hat, ihn jährlich Einmal zu beſuchen, ſo will er ſich eine poetiſche Militärroute über Jena und Weimar errichten.

Er hat in den zwölf Jahren, in denen ich ihn nicht geſehen, ſehr an Konſiſtenz gewonnen, iſt geſunder und kräftiger an Geiſt und Körper. Uebrigens iſt er ein ſehr lieber Menſch und hat eine eigene Milde in Denkungsart und Charakter. Dich verehrt er religiös und iſt für Dich eine lebende Nachwelt. Eine natürliche Schüchternheit, von der er ſich doch nicht ganz losmachen kann, hat ihn bisher abgehalten Dir näher zu kommen. Er arbeitet an ſeinen Reiſen, die er nur in einzelnen Punkten, als Erinnerungen, in mehrern Bänden herauszugeben denkt. Wir haben bereits mehrere Bogen davon zuſammen hier geleſen, und wenn

man auch zuweilen gewiſſe Theile davon kräftiger gefaßt wünſchte, ſo ſind ſie doch wohl und angenehm geſchrieben und immer intereſſant. Ich habe mich hier an ſeiner immer noch kindlichen Freude an der Natur mit erfreut. Er war ſehr glücklich hier an den Ufern unſerer Saale.

Der ſchwäbiſche Monarch hat ein ganz beſonderes Wohlgefallen an ihm gefaßt und arbeitet ſelbſt ſchon ſeit geraumer Zeit an der Errichtung ſeines Wappens zu ſeinem Adelsbrief. In Heidelberg fand er es etwas ſteinern. Denke Dir nur, der alte Voß hat mir nochmals durch Matthiſſon ſein Scriptum an mich zugeſchickt, mit freundlichen Worten und mit der Vorausſetzung, daß ich das erſte nicht erhalten habe. Nun muß ich wohl antworten.

Es iſt wohl etwas unfreundlich von Dir, daß Du mir Dein neues Werk nicht ſchicken willſt. Ich weiß nicht, worüber ich geſcholten hätte, und iſt dies die Art nicht, wie ich Deinen Schriften begegne. Wenn ich vielleicht einige Sätze noch zweifelhaft fand, ſo zeigt das mehr von der Art, wie ich mich damit beſchäftige und kommt nicht ſo ſehr auf Rechnung des Werks, als der Perſonen die darin agiren. Ich erwarte den Aufſchluß von dem zweiten Bande vielleicht; und Du ſollteſt ſchon mehr auch für meine Reputation beſorgt ſeyn, da jetzt, wo alles Dein Werk hier lieſt und lobet, es mir zum wahren Vorwurfe gereicht, wenn ich der Einzige bin, der es nicht geleſen hat.

Wir freuen uns auf Deinen Auguſt. Seine Geſellſchaft wird mir dieſen Winter zuweilen Bedürfniß ſeyn, denn ich fühle ſchon jetzt den Abgang des lieben Vaters, der mich zuweilen von meinem Neſte herunterlockte; da ich jetzt faſt gar nicht mehr auskomme, ſondern nur mit den Augen auf der ſchönen bunten Landſchaft promenire.

Dank dem Herrn Riemer für ſein Andenken und für

Lebe wohl und grüße alles aufs beste! wir wünschten, daß Du Deinen vierzigtägigen Aufenthalt in der Wüste noch einmal anfangen möchtest. G.

325. An Knebel.

Weimar den 1. November 1809.

— Der Knabe [1]) soll für seine Zeichnungen und sein geschriebenes Blättchen gelobt werden und nächsten Sonnabend neue Musterblätter erhalten. Wenn er nur auf diesem Wege fleißig fortfahrt, so springt, eh man sichs versieht, bei der natürlichen Anlage die er hat, bei irgend einem Anlaß das Bessere hervor. Zu den Umrissen soll er seine Tusche nur stärker machen. Zum Ausschattiren kann er sie alsdann schon schwächer nehmen.

Lebe wohl und gedenke mein und laß Dir Augusten empfohlen seyn. G.

326. An Knebel.

Weimar den 4. November 1809.

Deinem Knäblein sende ich hier abermals einige schöne Muster. Ich wünsche, daß er in Abzeichnung derselben immer mit mehrerer Sorgfalt verführe; auch müßte die Tusche zu den Umrissen stärker seyn, damit die Striche aus dem Lavirten hernach besser hervorstächen. Wenn er in seinen Zeichnungen so sauber wird wie in seiner Handschrift, so möchte nichts dabei zu erinnern seyn.

Ich füge eine Nachricht hinzu, wie es eigentlich in Karls-

1) von Knebel's Sohn Karl.

Dſchelàl-eddîn Rumi

ſpricht.

Verweilſt du in der Welt, ſie flieht als Traum,
Du reiſeſt, ein Geſchick beſtimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagſt du feſt zu halten,
Und was dir blüht, ſogleich wird es veralten.

Suleika

ſpricht.

Der Spiegel ſagt mir ich bin ſchön!
Ihr ſagt: zu altern ſey auch mein Geſchick.
Vor Gott muß alles ewig ſtehn,
In mir liebt Ihn, für dieſen Augenblick.

---

bad ergangen, die Dich um ſo mehr intereſſiren wird, als Dir das Local von Alters her noch vor den Gedanken ſchwebt.

Es ſind die Zeit her allerlei gute Dinge bei mir angekommen, unter andern ein Contour nach einer Aquarellzeichnung von Bürn, die Apotheoſe von Johanne Sebus [1]) vorſtellend. Die Compoſition iſt ſehr gut gedacht, und wenn ſie nochmals durchgearbeitet würde, ſo könnte ſie muſterhaft werden.

Von den Friedensbedingungen möchte ich Dir gern was ſchreiben; der König von Sachſen, der auf ſeiner Durchreiſe ſehr heiter und geſprächig war, erhielt ſie durch einen Courier; es iſt aber nichts davon tranſpirirt. Nach und nach wird ſich ja die Welt wohl gewöhnen, dieſe Dinge erſt zu erfahren, wenn ſie ſchon eine Weile geſchehen ſind.

Lebe recht wohl, grüße die Deinigen und Auguſten, dem Du wohl hie und da etwas zu verzeihen haben wirſt. Voigt iſt ſehr glücklich in Paris. Man hat einen längern Aufenthalt für ihn dort möglich zu machen geſucht. G.

327. An Goethe.

Jena den 5. November 1809.

Die Ausſicht, die Du mir für unſern guten Voigt in Deinem geſtrigen Briefe giebſt, erfreuet mich. Ich denke, man legt die Kapitalien des hülfreichen Beiſtandes bei ihm gut an. Er iſt fruchtbringend. Es iſt angenehm zu ſehen, wie er proſperirt. Er hat eine glückliche Miſchung von Eigenſchaften, die jeden Verſtändigen für ihn intereſſiren.

Dein Auguſt hat letzthin Schwämme bei uns gegeſſen. Den andern Tag wollten die beiden Jünglinge in den Wald

1) S. Goethe's Werke, II, 37.

gehen, um auch für Dich welche zu suchen; aber das Wetter war zu schlecht. Ich bin mit Deinem August sehr wohl zufrieden. Er hat was Bestimmtes Vernünftiges und Charaktermäßiges, was bei der unbestimmten charakterlosen Menge gar wohl thut. Ueberdies ist er im Gemüth redlich und bescheiden, dabei ernst und aufmerksam auf sein Geschäft. Was kann man mehr?

Aber was soll ich sagen zu Deinem zweiten Theil der Verwandschaften, den ich nun gelesen! Ich wäre wohl gestraft gewesen, wenn Du mir ihn nicht geschickt hättest. Jedes Kapitel ist in seinem Inhalte tief, vortrefflich und schön — meisterhaft geschrieben. Ich habe mich sehr ergötzt an dem tief erkannten, und gleichsam ganz auf eine neue Art ans Licht geförderten. Was soll ich zu der schönen Novelle sagen? und dann zu der schaurigen Ruhe, zu der die Geschichte gegen das Ende steigt? Es ist neu und doch wahr und vortrefflich. Mit welchem Auge hast Du die Menschen und ihre Dinge gesehen? —

Hier sind wir gesund — und lassen uns das genug seyn. Erhalte Dich mir auch so. K.

328. An Goethe.

Jena den 8. November 1809.

Mit vielem Danke schicke ich Dir die Nachricht aus Karlsbad wieder. Es war uns lieb, etwas Bestimmtes von der Sache in Erfahrung zu bringen. Welch wunderlich Schicksal trift übrigens Menschen, Länder und Städte! In dem Augenblicke da das Land in größter Bedrängniß ist, droht die Stadt unter ihren Einwohnern einzusinken [1]).

1) von der Verwüstung, welche der Sprudel, seine Decke durchbrechend, angerichtet hatte. Vgl. Goethe's Werke, XXXII, 62.

August kommt selten zu uns. Ich habe ihn die ganze Woche nicht gesehen. Es möchte ihm doch auch nicht ganz unnütz seyn, sich bei Zeiten mit den Alten ennüyiren zu lernen.

Ich höre Du bist fleißig an Deiner Optik. Dafür möge Dich der Himmel segnen und Dich auch wohl und gesund erhalten. Es ist kein kleines, so was liefern zu können, und der beste Genuß entspringt ja wohl aus der gefundenen und sicher gestellten Wahrheit.

Unser Oken ist auch wieder hier und liest zwei Collegia. Er ist in der Schweiz und in München ꝛc. gewesen.

Madam Schoppenhauer malt Frommann in Papel, und will mich auch in Wachs bossiren.

Man sagt, Werner sey in Neapel. Er hat sein Stück, den 24. Februar, in Copet mit Schlegel und einem Frauenzimmer aufgeführt. Ich möchte es wohl von Dir zum lesen erhalten.

Wir haben hier auch dicke Luft, doch ist niemand krank; im Gegentheil sagt man, es sey in 5 Wochen niemand hier gestorben und die Todengräber seyen in Verzweiflung. So leidet immer eines durch des andern Wohl oder Weh.

Meinen Brief an Voß lege ich Dir hier in der Abschrift bei, wenn Du ihn vielleicht ansehen magst. Ich erbitte mir aber diese, nebst Voigts Brief wieder zurück. Ich dachte mit Höflichkeit am kürzesten aus dem Weg zu kommen, um auf das übrige alles lieber gar nicht zu antworten. Wenn er nicht sehr dumpf ist, so kann er, was ich meine, merken. K.

329. An Knebel.

Weimar den 11. November 1809.

Dein Karl hat sich abermals recht wacker gehalten und ich werde ihm nächstens wieder neue Blätter zuschicken. Bei

seiner Art kommt es blos darauf an, daß er viel zeichnet; mehr Sicherheit, Accurateſſe und Reinlichkeit muß man freylich von folgenden Jahren erwarten. Jetzt iſt es nur darum zu thun, daß er Aug' und Hand gewöhne und daß ihm die Sache bequem werde.

Den Brief an Voß ſchicke ich Dir zurück. Nach meiner Art und Weiſe die Sache zu ſehen, hätte ich Dir immer gerathen wie bisher zu ſchweigen; da Du Dich aber einmal geäußert haſt, ſo wünſche ich nur, daß Dir daraus kein neuer Verdruß entſtehe, denn ich fürchte, der haberechtiſche Griesgram läßt Dir's nicht ſo hingehn.

Mein chromatiſches Weſen geht nun wieder ſeinen Gang und ich erlaube mir die Hoffnung, zur Oſtermeſſe fertig zu ſeyn. Ich weiß noch gar nicht, wie ich mich fühlen werde, wenn ich dieſe Laſt los bin. Indeſſen gewährt mir der hiſtoriſche Theil jetzt ſehr großes Vergnügen.

Voigts Brief liegt auch hier bey. Er hat mir ſowohl in Abſicht auf den Character des jungen Mannes, als auch in Abſicht auf ſein Benehmen viel Vergnügen gemacht. Uebrigens, unter uns geſagt, ſieht man doch bei alle den ungeheuren Reichthümern eine ſehr eitle und leere Welt auf und abwandeln, die für das Leben das Angenehme hat, daß jeder den andern kümmerlich gelten läßt, um nur auch kümmerlich etwas zu ſeyn.

Entſchuldige Auguſten, wenn er nicht ſo fleißig kommt. Den Abend bringt er meiſt in Geſellſchaft ſeiner jungen Freunde zu, und dann iſt es freilich ſehr weit zu Dir hinaus, beſonders für die Jugend, die bequemer iſt als das Alter.

Wenn Färber einige Deſideria hat wegen des Naturforſchenden Muſeums, ſo ſoll er mir ſie nur melden, was es iſt und wie viel er dazu braucht. Sey nur ſo gut und ſchreib mit einigen Worten Deine Billigung hinzu. G.

330. An Goethe.

Jena den 19. November 1809.

Deine liebe muntere Frau hat uns durch Ihre Gegenwart erfreut. Sie sagt uns, Du seist fleißig. Dies glaubten wir von selbst; indeß habe Dank, Du Guter, daß Du die Bürden, die Dir Dein Geist auflegt, so willig und muthig erträgst.

Auch für das überschickte Buch danke ich und für die wunderlichen Verse, die Hr. Riemer vorangeklebt [1]). Ich hab' es bald durchgelesen, doch kann ich eben nicht sagen, daß ich dadurch heiterer geworden wäre. Es hält durch den größten Theil seines Inhaltes zu nahe an das Gegenwärtige. Sonst ist des Geistigen, Sinnreichen, Witzigen aller Art unendlich viel darin und es darf jedem empfohlen werden. Wenn es nur Ruhe im Lesen gewährte. Der gute Jean Paul straft sich mit seiner eignen Nemesis, dem Uebermaaß. Der Anfang schwebt in hohen Abstraktionen; aber es geht ihm wie mehrern christlichen Bekehrern, die, wenn sie zu Verstande kommen, Freigeister werden, und da sie das nicht wollen, sich wunderlich verwirren. Der Zweck seiner Spekulationen führt auf einen Epikureismus; doch dahin will er nicht und so gehts wunderlich. Treffliche Gedanken und Bemerkungen sind in dem folgenden untermischt, aus reinem braven Herzen; doch überall geschmückt, wie eine orientalische Braut, mit der buntesten Strahlung.

Gestern bekam ich von ihm eine sehr feine Recension

1) Nicht Riemer, sondern Goethe hatte ein griechisches Räthsel, das jener ihm absichtslos mitgetheilt, in ein Exemplar von Jean Paul's Dämmerungen geklebt, und so in dieser witzigen Accommodation sein eigenes Urtheil über jene Schrift und ihren Verfasser angedeutet. Das Räthsel siehe am Schluß des Briefes.

eines Werkes über Poesie von Herrn Dellbrück in die Hand, der letzthin mit Niemeier bei uns war. Sie steht im Heidelberger Journal. Aber wie erschrak ich, da wir, dieses Werkes ganz unkundig (wahrscheinlich auch Du) Herrn Dellbrück nicht ein Wort darüber gesagt hatten. Da es ziemlich mittelmäßig und altschmacklich zu seyn scheint — so artig der Recensent auch die Fehler zudeckt oder nur leise berührt — so mußte es den guten Mann wahrscheinlich desto mehr verschnupfen, daß er nicht ein Wort darüber von uns hörte. Du magst es verantworten; aber auf mir bleibt ein schwerer Flecken der Verdammniß, zumal da es mir mit dem andern Manne auch nicht viel besser ging.

So geht es, wenn man mit berühmten Leuten zusammen ist. Ich werde mich künftig allein nur an Dich halten.

K.

Das griechische Räthsel steht in der Anthologia Graeca. IV, 291 (der Ausgabe von Friedrich Jacobs, Leipzig 1794), und lautet:

Αἶνός τις ἐστιν, ὡς ἀνὴρ τε κοὐκ ἀνὴρ,
ὄρνιν δ' ὁρῶν τε κοὐκ ὁρῶν, ἰδών τε κοὐκ ἰδών,
ἐπὶ ξύλου τε κοὐ ξύλου καθημένην,
λίθῳ τε κοὐ λίθῳ βάλειν τε κοὐ βάλειν; d. i.

Ein Räthsel ist: wie daß ein Mann und auch nicht Mann,
Der einen Vogel und auch nicht Vogel sah und auch nicht sah,
Auf einem Holz, das auch nicht Holz, sitzend,
Mit einem Stein und auch nicht Stein warf und auch nicht warf.

Die Auflösung ist in der Ueberschrift gegeben: Εὐνοῦχος στραβὸς ὢν νυκτερίδα ἐπὶ νάρθηκος καθημένην κισσήρει βάλλει καὶ ἀστοχεῖ, d. i. Ein schielender Hämling (Verschnittener), der nach einer Fledermaus, die auf einem Fenchelstängel sitzt, mit einem Bimsstein wirft und sie nicht trifft.

---

331. An Goethe.

Jena den 12. December 1809.

Meine Schwester schreibt mir, daß es mit Dir besser ginge, daß Du aber nicht ausgehen wolleſt; wobei ich mich

über das erstere erfreue und über das andere Dir nicht ganz unrecht geben kann.

Ich lasse mich auch so wenig nur möglich zur feuchten Erde herab, und freue mich, daß ich in meiner Höhe die liebe Sonne so ganz nahe ihrem letzten Ziele sehe. Der liebe Mond sucht jetzt die dunkeln Nächte aufzuhellen und so können wir ganz geduldig den nächsten Schneemond abwarten, der immer lange genug verweilen wird.

Frau v. Stein hat uns vorigen Sonntag, nebst Frl. Bose, einen sehr angenehmen Besuch gemacht. Man freut sich immer seine alten Freunde noch in solcher Blüthe zu sehen. Dir, der Du in Apollons heiligen Tempel getreten bist, wo man nie verblühet, Dir sollte nur auch die Natur immer fröhlicher lachen; zumal da Du Dich seiner doppelten Geschenke, des goldnen Lichtes und der hohen Gesänge, erfreust.

Was das erste betrifft, so wünschen wir sehr, daß Du uns bald wieder von seinen Erscheinungen mittheilen mögest, um auch den trüben Winter uns aufzuhellen; denn wir hören, daß Du sehr fleißig bist. Nimm nur vor allem Deiner Gesundheit sehr wahr, und laß die trübe Nacht nicht zu bald über uns einbrechen.

Die Unsterblichkeit bei andern ist dies nicht werth.

Ich vergleiche mich hierin zu den Göttinnen in Raphaels Bildern, die immer mit Einem Fuß auf der untersten Stufe vor ihren Tempeln stehen, und habe mich kürzlich zu einem neuen Hymnus aufgeschwungen. Wenn Dir an dergleichen etwas gelegen seyn könnte, so kann ich vielleicht bald damit aufwarten. In dem Heidelberger Taschenbuch haben sie mir die Ehre gethan, mich mit einem zu beschenken, von dem ich kein Wort weiß. Das ist eine elende Stoppelei. K.

332. An Knebel.

Weimar den 10. Januar 1810.

Ob ich gleich, wie man mir zu vernehmen giebt, mit den Wiener Herrlichkeiten nicht ganz gut bei Dir angekommen bin, so will ich es doch wagen, Dir abermals ein Heft zu senden, das auch theilweise bedenklich ist, aber doch vielleicht theilweise Dein Gefallen erregt. Wenn Du es wiedersendest, erhältst Du ein anders, das sehr lesbar und unterrichtend ist, die Fortsetzung von Schlegels Vorlesungen. Der Streit den das französische Theater schon über 100 Jahre mit sich selbst und andern Nationen führt, wird hier auf eine sehr kenntniß- und geistreiche Weise auseinander gesetzt. Wird dieß Werk ins Französische übersetzt, so muß es gute Wirkung thun: denn unter den Franzosen sind Gleichgesinnte, die aber freilich nicht auftauchen können.

Die Gegenwart des Herrn v. Humboldt hat Dir gewiß auch viel Freude gemacht. Mir war sie belehrend und aufmunternd. Ich erfuhr genauer, wie es im Preußischen mit dem Erziehungs- und Wissenschaftlichen Wesen aussieht und was man davon hoffen darf. In der jetzigen Lage hätte man vielleicht keinen Mann gefunden, der sich zu Restauration so gut geschickt hätte, als Er.

Er hatte die Artigkeit, in den wenigen Stunden, die ihm übrig blieben, meine Farbenlehre und was dazu gehört zu durchlaufen und schien, da ihn der Inhalt eigentlich nicht interessiren konnte, mit der Behandlung und Methode wohl zufrieden. Der erste Band ist nun schon bis zum 39. Bogen gelangt, der zweite bis zum 30sten. Und ob ich gleich dem Ende nunmehr entgegensehe, so habe ich doch bis Ostern noch voll auf zu thun. Ich hoffe daß dieses Werk, wenn es zu Stande ist, auch Dir zur Zufriedenheit gereichen soll. Anderes kann ich bis dahin nichts vornehmen.

Von Voigt aus Paris habe ich einen kurzen, aber verständigen Brief. Er geht auf seine Weise unverrückt fort und sieht nun deutlich genug, daß er eigentlich dort aufs Wissen auszugehen hat: denn was das Raisonnement betrifft, darin werden Deutsche und Franzosen wohl nie zusammentreffen.

Wenn ich Deinen Saul noch liegen lasse, so verzeihst Du mir. Unsere Theaterfreunde haben dazu kein Vertrauen fassen wollen, so daß ich das Stück auf den Geburtstag nicht wagen konnte. Bei genauer Ueberlegung tritt noch der Umstand ein, daß die Foderung fast unerläßlich ist, die Gesänge Davids, wenigstens nach Art der Melodramen, mit Musik zu begleiten und eine solche Composition ist eine sehr schwere, nicht leicht zu lösende Aufgabe; doch habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben und denke es vielleicht nach Bianca della Porta und Zaire an die Reihe zu bringen.

Dein Karl hat die letzten Köpfchen sehr gut und lobenswürdig nachgeahmt. Wenn er so fortfährt, so wird es ihm wohl gelingen. Ich schicke ihm heut wieder einiges, nächstens aber größere Dinge, damit er nach und nach aus dem engern Wesen herauskommt. Nur müßte man sehen, wie man ihm größere Pinsel verschaffte. Besonders mag er immer mehr auf Licht und Schatten acht geben, Licht und Halblicht, Schatten und Halbschatten von einander sondern, damit die Gegenstände rund werden und auseinandergehen. Lebe recht wohl und denke unser. G.

333. An Goethe.

Jena 11. Januar 1810.

Verehrtester Freund!

Du wirst mir erlauben, daß ich Dir gegenwärtigen kurzen Auszug zuschicken darf, der Dich in manchem, worüber

ich Dich zuweilen klagen hörte, vergewiſſern und zugleich tröſten kann, daß es noch andere giebt, die das Gleiche bemerken. Hier iſt zwar nur von der höhern Mathematik die Rede; aber worauf ließe ſich ſolches nicht anwenden?

Herr Riemer hat mich von Deinem Wohlſeyn verſichert, das mir ſehr erfreulich war. Ich genieße nur einer winterhaften Geſundheit; doch hab ich mich in dieſen letzten Tagen mehr heraus gewagt und ſogar einer kleinen Fête bei Herrn Frommann beigewohnt. Ein großer Theil der Menſchen, die ich da fand, war mir intereſſant.

Dieſen Morgen hat uns ein Bruder des Miniſter Altenſtein, der nach Berlin geht, hier verlaſſen. Es iſt ein kreuzbraver Menſch, von der ſchlichteſten Präſentation, aber von derbem innerm Gehalt. Eine ſolche Imperturbabilität kommt in Iſrael ſelten vor, und wäre auch ohne die eigene phyſiſche Anlage nicht leicht zu erhalten. So hat er die ſchlüpfrigen und ſchmutzigen Angelegenheiten in Hildburghauſen durchgeführt, und iſt nun darüber in vollkommener Ruhe, ſo ſehr auch Manche auf ihn läſtern.

Ich möchte wohl, daß Du mich etwas über den Oberſt Burr vernehmen ließeſt: wes Geiſtes Kind er ſeyn mag?

Ich freue mich, daß Du in Deinen Arbeiten ſo ſehr fortrückeſt und die Laſt mit Oſtern abzuwerfen gedenkſt. Wahrlich das iſt kein Kleines!

Wir ſind wie die Schnecken, oder vielmehr wir gehen gar nicht. Nicht, daß uns das Laub nicht angenehm wäre, aber es fehlt uns an Bewegkraft. Nur Oken thut ſich, nach der Litt. Zeitung, durch ein neues genetiſches Werk kund; worin von den Organen der Mineralien und der Mineralanatomie die Rede iſt. —

K.

Rendſch Nameh.

Buch des Unmuths.

„Wo haſt du das genommen?
Wie konnt' es zu dir kommen?
Wie aus dem Lebensplunder
Erwarbſt du dieſen Zunder,
Der Funken letzte Gluthen
Von friſchem zu ermuthen?“

Euch mög' es nicht bedünkeln
Es ſey gemeines Fünkeln;
Auf ungemeßner Ferne,
Im Ocean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren.

Von weißer Schafe Wogen
Die Hügel überzogen,
Umſorgt von ernſten Hirten,
Die gern und ſchmal bewirthen,
So ruhig, liebe Leute,
Daß jeder mich erfreute.

334. An Goethe.

Jena den 12. Januar 1810.

Ich hatte beiliegenden Brief gestern schon geschrieben, als ich Deine für mich und Karl so angenehme Sendung erhielt.

Für das Pantheon danke ich gleichfalls, und die lateinischen Musen mögen den Sünder decken, der sich hinter sie verbirgt. Ich bin nach Schlegels zweitem Theil der Vorlesungen sehr verlangend.

Hrn. v. Humboldts Besuch hatte mich sehr erfreut und Du beurtheilst, auch nach meiner Gesinnung, seine Geschäftsleitung sehr richtig. Er ist in vielen Punkten bis zum gemeinen Sinn aufgeklärt, und weiß was ungefähr in der Welt gehen und gelten kann. Dabei hat er die unermüdliche Thätigkeit, die ich die Humboldtische nennen möchte. Er hat hier in 24 Stunden die ganze Welt gesehen und besucht. Deine Farbenlehre mußt' ihn wohl sehr erfreuen, da er sich doch auch auf Styl und Behandlung versteht, und den hohen Werth der Klarheit und Einfalt zu schätzen weiß. Dein Fleiß ist nicht genug zu loben, und eine ganz neue Saat von Lorbern blüht für Dich.

Mit meinem Saul hat es nichts zu sagen, wenn er auch ruhig bleibt. Ich hatte freilich gewünscht, daß er, als ein geringes Zeichen meiner Devotion für die Herzogin, an ihrem Geburtstage möchte aufgeführet werden; aber ich begreife die Schwierigkeiten wohl und fürchte, wenn auch die Musik gelingen sollte, doch nur die Poesie durch diese verständlich werden könnte. Doch sagt man mir, Dein Parzenlied in der Iphigenie habe auf dem Theater Effect gemacht.

S.

Seebeck hat große Freude an
dem Bonner Stein.

335. An Goethe.

Jena den 15. Januar 1810.

Die Gegenwart des Prinzen von Mecklenburg scheint wegen des Antrags um unsre Prinzessin Caroline am Weimarischen Hofe einige Bewegungen zu verursachen. Meine Schwester hat mir davon geschrieben und ich hab ihr darauf geantwortet, wie ich die Sache ansehe. Ich habe alles gethan um ihrem Entschluß eine fröhliche Wendung zu geben. Freilich verlieren wir viel an ihr und ganz Weimar, besonders auch ihre Brüder. Aber was hilfts? Die Prinzessinnen sind in Deutschland da, den guten Geist weiter zu verbreiten und das Land ist glücklich, das Sie erhält. Daß der Geist dort bis jetzt noch schlecht seyn müsse, beweist unter anderm, daß die Mecklenburger Studenten allhier schon seit mehrern Wochen von dieser Verbindung als gewiß gesprochen haben. Gott gebe unserer Prinzessin Festigkeit, daß sie ihren schönen Charakter entwickeln könne. Hoffentlich wird sie daselbst in die Rechte einer regierenden Fürstin eingesetzt werden, da der regierende Herzog verwittwet ist; und man wird in Weimar darauf halten, daß es so geschehe, wie es in Baden ist. Gott gebe ihr nur Muth und Stärke unter dem nordischen Klima auszuhalten!

Wir haben heute hier die Kälte von 20° und ich sitze hier wie an der Esse des Vulkans, ohne recht warm zu werden. Doch sinkt das Barometer.

Ueber Altons schöne Pferde hab ich mich erfreut.

Das Pantheon [1]) erhältst Du bald wieder. Ich erstaunte über die aufgepflanzte Fichte. Da er in seinem Leben manches Ungereimte gesagt, so ist es wohl gut, daß er

1) Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, herausgegeben von Büsching (J. G. G.) und Kannegießer (K. L.), Berlin 1810.

ſich aufs Reimen legt. Der Aufſatz über Dürer iſt brav; auch hat uns die Legende von Abeken gefallen. Die beiden Extreme der poetiſchen Sprache in der überſetzten Pindariſchen Ode und den nachgeahmten Minneliedern — ſind eben Extreme. Wenn ſich dieſe Herrn nur nicht in der Meiſterſchaft dünkten.

Sei nicht allzufleißig und warte Deiner Geſundheit, die uns warlich nothwendiger iſt als alles übrige. Ich habe einen Vers aus dem alten Elegiker Kallinus geleſen, der ſo ganz auf Dich paßt:

„Denn, was Vielen geziemt, hatte der Eine gethan [1]).“

M.

336. An Goethe.

Jena den 2. Februar 1810.

Ich überſende Dir hier, lieber und verehrter Freund, einen Brief von unſerm Voigt an ſeine Eltern, den ſie ſchon vor mehrern Tagen erhalten haben, und der Dich doch von mehrern Seiten intereſſiren dürfte. Ein geſtern von ihm erhaltner Brief an eben dieſelben enthält die unangenehme Nachricht, daß ihm durch die Unvorſichtigkeit eines Kutſchers auf der Straße der Unfall begegnet ſei, unter den Huf eines Pferdes zu gerathen, wodurch ihm der rechte Arm außer Stand geſetzt worden, ihn, wahrſcheinlich auf längere Zeit, zu gebrauchen. Dies iſt für den guten fleißigen Menſchen ein wahres Unglück, der ſich übrigens dabei ſehr wohl beträgt und durch Hilfe eines deutſchen Arztes wieder hergeſtellt zu werden hofft. Seine dortigen Freunde bezeugen ihm

1) χρῆσε γὰρ πολλῶν ἄξια μοῦνος ἑών.
S. Brunckii Gnomici poetae Graeci. S. 58

alle mögliche theilnehmende Dienſtleiſtung, doch geht freilich die Sache ohne Schaden und Koſten nicht ab.

Wenn die vielen Feſtivitäten in Weimar vorüber ſeyn werden und die Luft ſich wieder aufſchließt, denke ich meinen lange vorgefaßten Beſuch bei Dir in Weimar abzuſtatten.

Gegenwärtig ſcheue ich die kalte und rauhe Luft gar zu ſehr und noch mehr das Gedränge der Menſchen, die Dich, wie ich höre, in Deinen meiſt für ſie ſo fremdartigen Unterſuchungen geſtöret haben. Wo etwas geopfert wird, da fehlt es an Freuden und Luſt für andre nicht. K.

337. An Knebel.

Weimar den 7. Februar 1810.

Es iſt mir dieſe Zeit her, wie Du erfahren und geſehen haſt, gar wunderlich gegangen, indem ich durch äußern Andrang zu einem Gedicht [1]) angeregt worden, woran ich außerdem wohl niemals gedacht hätte. Man hat es überaus gut aufgenommen und es freut mich zu vernehmen, daß es auch Deinen Beifall hat. Freilich war der Text zu dieſem Commentar ſehr ſchön. Es iſt nicht leicht bei uns ein ſo mannigfaltiger und brillanter Aufzug erſchienen. Leider bin ich dadurch von meinem chromatiſchen Weſen abgeführt worden und werde zwiſchen hier und Oſtern noch mehr gedrängt ſeyn. Nun ſteht uns auch der Geburtstag der Hoheit bevor, der auch durch Redouten und Maskeraden gefeiert werden wird. Jener Aufzug wird wiederholt und es wäre ſchon der Mühe werth, herüber zu kommen, um ihn zu ſehen. Du brauchteſt deswegen dem lärmenden Feſte nicht ſelber beizuwohnen.

1) Maskenzug der romantiſchen Poeſie. S. Goethe's Sämmtliche Werke, XIII, 221.

Mit etwas Poetischem müssen wir auch wieder auftreten und ich sehe mich erschöpft. Ein oder ein paar Sonette will ich wohl zu Stande bringen. Der Schreiber [1]) des gegenwärtigen wird auch nicht feiern. So haben wir auch Gries eingeladen uns etwas dazu zu stiften. Wolltest Du in der Distichenform, die Dir sowohl geräth, auch ein paar kleine Gedichte hinzufügen; so wäre es sehr artig. Ein solches collectives Geschenk wäre auch wieder was Neues, erregt den Wunsch zu wissen, von wem jedes Einzelne entsprungen und was dergleichen mehr ist; und die Hoheit würde, nach Ihrer äußerst freundlichen Art, Jedem Dank wissen und bezeigen. Es ist noch lange hin, nämlich bis zum 15ten. Man ließe die Verse in schicklicher Ordnung drucken. Für das alles wollte ich sorgen.

Laß Dir von meinem August das Umständlichere des Aufzugs erzählen. Er hat sich dabei sehr gut ausgenommen und produzirt [2]).

Lebe recht wohl und grüße die Deinigen. G.

338. An Goethe.

Jena den 13. Februar 1810.

Nur um Dein Verlangen einigermaßen zu erfüllen, lieber und verehrter Freund, erhältst Du hier zwei Beiträge von uns. Der von Gries scheint mir artig genug; der meinige aber ist unbedeutender und ich überlasse es Dir und Deiner Freundschaft, ob Du ihn willst drucken lassen.

Ich habe der Gedanken gar wenige jetzt und muß mich mit dem Ordinären begnügen. In jedem Falle aber wün-

1) Riemer.

2) in der Maske des die Stanzen recitirenden „Heldendichters".

schen wir Beide, daß unsre Namen möchten verschwiegen bleiben.

Dein Ruf zu dem hohen Feste nach Weimar ist freundlich und meines besten Dankes werth; doch scheue ich Nässe und Kälte gar zu sehr, — daß ich schwerlich glaube dahin kommen zu können.

Für die schönen neulichen Stanzen [1]) danke ich Dir noch besonders. Sie haben Deine Natur und sind von innerm Leben beseelt. Dies ist es, was den meisten Gedichten dieser Art abgeht und sie daher nur zu einem technischen Kunststück machet.

August werde ich in den ersten Tagen herholen lassen, sonst kommt er nicht. Ich kann mir wohl denken, daß er seine Rolle gut gemacht hat. K.

339. An Knebel.

Weimar den 14. Februar 1810.

Tausend Dank in Einem Worte Dir und Herrn Gries für das Uebersendete! Die Blätter wandern gleich in die Druckerei. Abdrücke sollen bald möglichst aufwarten. Ich lege noch ein paar vom vorigen Aufzug bey.

Auch die Voigtschen Briefe. Ich dachte sie dem Herzog sehen zu lassen, weil sie gar löblich sind und weil ich wünsche, daß der Fürst mit einer mäßigen Gabe den leider so hart verletzten erfreute. Auf alle Fälle trage ich darauf an.

Herrn Doctor Seebeck danke schönstens für seinen Brief. Er wird mir erlauben, ihn in meiner Farbengeschichte abdrucken zu lassen [2]).

1) des „Maskenzugs".

2) Zur Farbenlehre, Ausgabe von 1810, II, 703: „Wirkung farbiger Beleuchtung."

Ich schreibe nächstens selbst an ihn und sende die Journaux de Physique.

Heute nicht weiter: denn es geht sehr bunt bei uns.

G.

340. An Goethe.

Jena den 27. Febr. 1810.

Wir haben Dir und Herrn Riemer noch den besten Dank zu sagen für Uebersendung der Völkerwanderungen [1]). Sie haben sich hie und da gar schön ausgezeichnet, und uns viel Vergnügen gemacht. Für die Verbesserungen, die Du an meiner kleinen Arbeit gemacht, danke ich Dir verbindlichst. Sie waren am rechten Fleck.

Nun wird die Ruhe in Weimar auch wieder gedeihlich werden; denn nach den Berichten, haben sich die Vergnügungen daselbst seither etwas par force gejagt, und Du allein wußtest sie noch mit Anmuth auszuzieren.

Was Du für den jungen Voigt zu thun gedenkst, dafür werden wir Dir in der Seele danken. Sein zartes und vorsichtiges Gemüth braucht Zuruf und Stärke.

Wir haben seitdem nichts mehr von ihm gehört. Auch Karl freut sich Deiner Güte und zeichnet seinen Doktor Luther mit dem Teufel [2]) frisch weg. Er wird Dir selbst danken [3]). K.

1) Völkerwanderung. Poesien gesammelt bei einem Maskenzug, aufgeführt den 16. Februar (Weimar 1810). Die Beiträge lieferten, nächst Goethe, v. Einsiedel, v. Knebel, Fr. v. Müller, Geh. R. v. Voigt, Ungenannte und Riemer. Die seinigen hat Goethe unter dem Titel: Maskenzug russischer Nationen zum 16. Februar 1810, in seine Werke aufgenommen, XIII, 234—237.

2) Handzeichnung eines alten Meisters in Goethe's Sammlung.

3) Ein hierauf bezüglicher Brief Goethe's an Karl von Knebel, den ältesten, noch lebenden Sohn Knebel's, aus Weimar den 19. Februar 1810, ist abgedruckt in Goethe's Briefen in den Jahren 1768—1832, herausg. von Heinrich Döring (Leipzig 1837). Nr. 624. S. 251.

341. An Goethe.

Jena den 2. März 1810.

Wir haben die Bitte an Dich, daß wann Du herüber kommſt, Du uns das neue Stück von Werner [1]) mitbringen mögeſt.

Die Berge haben ſich nun den ganzen Winterfroſt bald abgewaſchen und ſuchen ihre braune Farbe in grünlichte zu verwandeln; auch mein böſer Huſten hat mit dem Winter größtentheils Abſchied genommen. K.

---

342. An Goethe.

Jena den 3. Juni 1810.

Deine liebe Frau, welche uns einige Tage beſucht hat und nun wieder nach Weimar zurückzugehen gedenkt, hat mir etwas von Deinen angenehmen Reiſebeſchreibungen mitgetheilt, und wir freuen uns des Glückes das Euch [2]) begleitet hat. So leicht mag es nach ein paar abgelegten mühſamen Bänden [3]) zu reiſen ſeyn!

Wir, die wir in der Station geblieben ſind, haben zwar auch mitunter heitere Tage gehabt, aber jetzt verfolgt uns der Gog und Magog in Geſtalt eines froſtigen Eisgottes. Geſtern wollte das Reaumürſche Thermometer in meiner Stube nicht über 11° ſteigen, und heute ſteht es gar auf 8°, und dabei ſieht der Himmel aus — man mag es nicht beſchreiben.

Jetzt heißt es und iſt wohl gewiß, daß die Großfürſtin

---

1) „Der 24. Februar", auch an dieſem Tage zuerſt aufgeführt. S. Goethe's Werke, XXXII, 59.

2) Goethe und ſeinen Reiſegeſellſchafter.

3) der „Farbenlehre".

übermorgen auf einige Zeit, nebſt ihrer Prinzeß und ihrem ganzen Hofweſen herüber ziehen würde, um hier den böſen Huſten, der ſie ſeit einiger Zeit plagt, durch Veränderung der Luft zu vertreiben. Was das aber für eine Luft ſeyn wird, die wir ihr präſentiren können, das weiß der Himmel! Dazu ſind alle Bäume und alle Blumen blaß und erſtarrt.

Die Herzogin hat ſich den Fuß ausgetreten und kann ſeit mehrern Tagen nicht gehen; der Herzog leidet an der Gicht in der linken Seite. Hier iſt der Hofrath Heinrich, der Syndikus Gensler und noch ein paar geſtorben, die ich nicht zu nennen weiß. Hier haſt Du Unglück genug, außer dem was uns täglich in minder oder mehrerem Grade zugetheilt wird, um an den Leiden Deiner Mitmenſchen auch in Karlsbad Theil zu nehmen.

Der alte Griesbach iſt hingegen glücklich wiedergekommen, und ſieht aus wie einer, der eben erſt aus dem Jugendquell getrunken, und hat nichts als Glück und Freude mitgebracht. So halten ſich die Dinge in der Wage. Bei mir ſteht ſie ziemlich in gleicher Schale, auch dürfte ſie das Hofglück eben nicht begünſtigen.

Seebeck rüſtet ſich zum Abmarſch. Nicht zu vergeſſen, die Großfürſtin zieht hier in mein voriges Quartier. Die untern böſen Geiſter werden ausgejagt und die ganzen Quartiere umher ſind in Beſchlag genommen und werden zubereitet. — Wenn ſich nur eben ſo gut die Vergnügungen hier in Miethe nehmen ließen!

Frau von Stein ſchickt mir beiliegendes Briefchen für Dich. Unſer liebes Prinzeßchen und meine Schweſter würden Dich wohl auch grüſſen laſſen, wenn ſie wüßten, daß ich Dir ſchrieb. Ich denke ſie während des Aufenthalts der Großfürſtin hier zu ſehen. Lebe wohl. Grüſſe Hrn. Riemern aufs allerbeſte und ſei glücklich. K.

343. An Knebel. *)

Den 16. May 1810.

Mit tausend Dank für alles erzeigte Gute sende ich Dir 20 Rthlr. Sächs. für den Halbgott, Du wirst hoffe ich im Namen Deiner Committenten damit zufrieden seyn. Ich will das Werk weder rühmen noch herabsetzen, es kostet mich aber noch 10 Rthlr. bis ich es wieder auf die Beine bringe und dann ist es just der rechte Preis. Lebe recht wohl. Gedenke mein. Von Carlsbad vernimmst Du das Weitere. G.

344. An Knebel.

Carlsbad den 12. Juni 1810.

Es ist freilich ein großer Unterschied seit den vorigen Monaten, da ich alle Morgen Deine Fenster anrief und so manchen schönen Abend bei Dir zubrachte, daß ich jetzt so lange nichts von mir hören ließ und Dich erst später begrüße. Ich befinde mich sehr wohl, ob uns gleich das Wetter nicht sonderlich begünstigt. Ihr habt auch Kälte und manches andere Unerfreuliche gehabt, wie ich höre. Dagegen ist die Gesellschaft schon sehr glänzend und angenehm. Die Gegenwart der Kaiserin und der Sächsischen Herrschaften bringt viel Leben und Bewegung hieher. Sie sehen Niemanden bei sich, sind aber auf Promenaden und in Sälen zugänglich, theilnehmend und gesprächig. Niemand ist in Kleidern oder sonst auf eine Weise genirt. Auf ausdrückliche Anordnung und Befehl erscheint Jedermann in seiner gewohnten Tracht. In dem Sale, wo sich die Herrschaften befinden, stehen Spieltische für die Cavaliere und die jungen

1) eigenhändig.

In ſchauerlichen Nächten,
Bedrohet von Gefechten;
Das Stöhnen der Kameele
Durchdrang das Ohr, die Seele,
Und derer, die ſie führen,
Einbildung und Stolziren.

Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter,
Und unſer ganzes Ziehen
Es ſchien ein ewig Fliehen,
Blau, hinter Wüſt' und Heere,
Der Streif erlogner Meere.

Keinen Reimer wird man finden
Der ſich nicht den beſten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodien ſpielte.

Und ich konnte ſie nicht tadeln;
Wenn wir andern Ehre geben
Müſſen wir uns ſelbſt entadeln;
Lebt man denn wenn andre leben?

Und ſo fand ich's denn auch juſte
In gewiſſen Antichambern,
Wo man nicht zu ſondern wußte
Mäuſedreck von Koriandern.

Das Geweſ'ne wollte haſſen
Solche rüſtige neue Beſen,
Dieſe dann nicht gelten laſſen
Was ſonſt Beſen war geweſen.

Personen spielen im Vorsal kleine Spiele und so, weil es Jedermann behaglich ist, vermehrt sich die Menge täglich, um somehr als täglich neue Gäste ankommen.

Die Intervalle schöner Tage und Stunden, die sich zwischen den rauhen und regnerischen zeigen, habe ich benutzt, um mich in der Nähe wieder umzusehen. Die neue Chaussée die oberhalb Carlsbad weg, am Fuß des drey Kreuzberges, über den Galgenberg in vielen Zickzacks nach der Töpel herunter geführt wird, fordert wieder zu neuen Promenaden auf und wird, wenn sie einmal fertig ist, die größte Zierde von Carlsbad seyn.

Viele alte Bekanntschaften habe ich erneuert und einige neue, ganz angenehme gemacht. So eben vernehme ich, daß Jena auch durch die Gegenwart Ihro Hoheit der Großfürstin belebt ist. Ich wünsche den besten Erfolg dieses Aufenthalts. Empfiehl mich ja zu Gnaden und bringe mich bei allen Freunden und Gönnern ins Andenken.

Auch in Weimar laß mich aufs beste empfohlen seyn.

Prinz Bernhard ist seit einigen Tagen hier. Gegenwärtiges erhältst Du durch die Gelegenheit seiner Rückkehr.

Graf Razoumowsky, gegenwärtig hier, hat schöne geschnittene Steine; auch einige andere Gäste manches Beneidenswerthe. Von diesem portativen Genre von Kunstwerken kriegt man allenfalls noch etwas zu sehen. Herr von Rühl hat schöne Mosaiken bei sich. Vielleicht kann er Dir sie zeigen, wenn er durch Jena geht, wo der Prinz Bernhard sich doch aufhalten wird.

Ueber den ehernen Stier, den ich Dir verdanke, habe ich eine eigene Hypothese ausgebildet. Ich halte nämlich dafür, daß es Jupiter in dieser Gestalt sey, der Europen trägt, oder vielmehr trug, da leider diese Schönheit verloren gegangen ist. Das Majestätische und Pferdehafte klärt sich dadurch am besten auf; zu den äußeren Kennzeichen scheint

mir eine auf dem Rücken befindliche, nunmehr aber zugelöthete Oeffnung zu gehören: denn daß dieſes edle Geſchöpf einigemal reſtaurirt worden und jetzt wieder in einen zerſtückten Zuſtand gerathen, iſt evident.

Wir wollen es gelegentlich zuſammen unterſuchen [1]). Könnt' ich Dir oder Karl'n etwas von den Karlsbader Produkten wünſchenswerthes mitbringen, ſo wird es mich freuen. Gib mir einen Anlaß dazu und lebe wohl. G.

1) Vergl. damit, was Goethe über ein anderes Exemplar eines ſolchen Stiers, das er Herrn David Friedländer verdankte, an Zelter ſchreibt, in deſſen Briefwechſel, I, 442 fg.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's und Knebel's Briefwechsel.

Briefwechsel
Goethe u.
Knebel
1774-1832

67BG 2

Briefwechsel

zwiſchen

Goethe und Knebel.

(1774 — 1832.)

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1851.

II.

1807 — 1815.

(Fortſetzung.)

345. An Goethe.

Jena den 1. Juli 1810.

Ich ſchreibe eigentlich ſchon ſeit ein paar Wochen an Dich, und kann doch nie zum rechten Schreiben kommen. Nun iſt es Zeit, dunkt mich, daß ich wenigſtens einmal anfange.

Unſere Sachen ſtunden bisher auf einer ſeltſamen Schneide der Dinge, und noch iſt es nicht ganz entſchieden, wohin ſich das Schickſal wenden wird. Du weißt, daß die Großfürſtin hieher gezogen iſt, bald nach Deiner Abreiſe, den 3ten oder 6ten des vorigen Monats, um ſich und ihr Kind [1] von dem fatalen Keuchhuſten, durch vermeinte beſſere Luft allhier zu kuriren. Die Sache ſchlug aber für das letzte, das Kind nicht zum Beſten aus, und ſtatt beſſer zu werden, vermehrten ſich die Uebel ſo mannigfaltig und ſehr, daß nun ſeit länger als 14 Tagen die Aerzte gänzlich an dem Aufkommen des Kindes verzweifelten. Du kannſt denken, was für Einfluß dieſer Umſtand auf die Großfürſtin und alle andern Menſchen, zumalen die ihr zunächſt ſind und ſtehen, haben mußte. Noch zu dieſer Stunde ſind wir nicht ganz von der Sorge befreit, obgleich ſeit ein paar Tagen wieder etwas Hofnung hervorleuchtet. Geh. Hofr. Stark, der Dir dieſen Brief überbringen ſoll, und der ſchon ſeit 3 Wochen

1) Prinzeß Marie.

seinen Wagen zur Abreise nach Karlsbad gepackt hält, kann Dir dies alles mehr und besser erklären, als ich es schreiben kann.

Heute ist nun der Vermählungstag unsrer Prinzessin Caroline! Unter welchen Aspekten! Hat das Kind nur sein Leben aufgehoben, um den Tag nicht ganz trübe zu machen, oder lacht uns eine tröstlichere Zukunft? Die Großfürstin ist gestern hinüber gefahren und wenn das Kind nicht schlimmer wird, so wird sie ein paar Tage da zubringen. Uebrigens beträgt sie sich wie die zärtlichste Mutter und ist in Nächten nicht von des Kindes Bette hinweggekommen.

So steht es mit uns. Daß dieß auf alle Gemüther Einfluß hat, magst Du wohl denken: doch erweckt der geringste Strahl von Hofnung wieder. Zum Glück hat sich die Großfürstin noch so ziemlich erhalten, und bewirkt durch ihr vorzügliches und gütiges Betragen Liebe und Bewunderung bei Jedermann.

Auch die Prinzessin Caroline hat in den letzten Tagen, da ich in Weimar zugegen war, ihre schöne Seele unter einem milden Schleier sehr vorzüglich hervorblicken lassen — so, daß ich für meine Person überzeugt bin, daß es an einem Grundfehler ihres künftigen Gemals liegen müsse, wenn sie beide nicht glücklich leben sollten.

Da ich dieses heute sehr spät schreibe, so wirst Du mir erlauben, daß ich Dir für jetzt gute Nacht sage. Morgen will ich meinen Brief fortsetzen.

Den 2 Juli. Deinen lieben Brief habe ich durch Prinz Bernhard erhalten und mich Deines Wohlbefindens sehr erfreut. Das nun später eingetroffene schöne Wetter wird Dir das Vergnügen noch erhöhen.

Was Du mir wegen des ehernen Stiers schreibst, ist

Und wo ſich die Völker trennen,
Gegenſeitig im Verachten,
Keins von beiden wird bekennen,
Daß ſie nach demſelben trachten.

Und das grobe Selbſtempfinden
Haben Leute hart geſcholten,
Die am wenigſten verwinden,
Wenn die andern was gegolten.

Mit der Deutſchen Freundſchaft
Hat's keine Noth,
Aergerlichſter Feindſchaft
Steht Höflichkeit zu Gebot;
Je ſanfter ſie ſich erwieſen,
Hab' ich immer friſch gedroht,
Ließ mich nicht verdrießen
Trübes Morgen- und Abendroth;
Ließ die Waſſer fließen
Fließen zu Freud und Noth.
Aber mit allem dieſen
Blieb ich mir ſelbſt zu Gebot:
Sie alle wollten genießen
Was ihnen die Stunde bot;
Ihnen hab' ich's nicht verwieſen,
Jeder hat ſeine Noth.
Sie laſſen mich alle grüßen
Und haſſen mich bis in Tod.

---

gar wohl; doch hat ſich zufälliger Weiſe ſeitdem eine neue Hypotheſe dargeſtellt, die faſt keinen Zweifel übrig läßt. Beim Aufſchlagen nämlich eines Buchs, das Hr. v. Ende[1] beſitzt, sur la religion des Gaulois, finde ich unſern Stier leibhaftig abgebildet. Karl hat Dir ihn abgezeichnet und Du wirſt keinen Zweifel tragen. Nur iſt der Deinige in der Figur etwas edler und ſchöner: beide haben, wenn ich nicht irre, die Pferdehufe. Die Beſchreibung werde ich Dir aus dem Buche beilegen. Der Himmel weiß wie dieſes Buch zu uns gekommen iſt! Vermuthlich ſelbſt durch einen Franzoſen, deren ſich ehemals viele in Baireuth aufhielten und aus deren Verlaſſenſchaft mein Bruder es mag erſtanden haben.

Seebeck hat uns in der Mitte des Monats Junius mit ſeiner lieben Familie verlaſſen. Die Unruhe der gegenwärtigen Zeit hat mir den Verluſt ſeines verſtändigen Umgangs noch nicht ſo fühlen laſſen, als ich ihn in der Folge fühlen werde. Jetzt hat ſich ein anderer Zweig der Naturgeſchichte bei uns hervorgethan und zwar durch Hrn. v. Ende, der die Inſektologie mit Paſſion liebt und verfolget. Unſre ſtehenden Waſſer und Teiche müſſen ihm täglich neuen Vorrath von dergleichen Geſchöpfen liefern, und die Polypen ſind bei uns an der Tagesordnung. Dazu werden nun alle Bücher, Mikroſkope und dergleichen Inſtrumente herbeigeſchleppt, und er findet mehrere ſich beifernde Freunde dazu — worunter unſer Ferber einer der vorzüglichſten. Wirklich behandelt er die Sache mit Liebe und Talent, zeichnet auch recht artig, und ſchlägt alles nach. So wird ihm der hieſige Aufenthalt nicht langweilig, und er findet ſich hier ungemein wohl, bei ſo manchen andern trüben Aſpekten. Wir ſchätzen und lieben ihn und unſer Profeſſor Voigt findet ſich auch öfters

1) Hofmarſchall der Großfürſtin von Weimar, ſpäter preußiſcher General.

ein — deſſen Collegia er beſucht und deſſen Kenntniſſe und Wiſſenſchaft wir auch in dieſem Theile bewundern.

Die Großfürſtin beträgt ſich gar verſtändig in allen Dingen, und macht niemanden etwas ſchwer. Sie hat mich auch eines beſondern Zutrauens gewürdigt und ich bin ſehr oft da.

Nun muß ich Dir noch ſagen, daß ich ganz kürzlich ein paar Tage in Weimar zugebracht habe und mir die Freiheit genommen in Deinem Hauſe abzutreten, wo mich Deine Frau mit ihrer gewöhnlichen Liebe und Freundſchaft aufgenommen hat. Ich habe ein paar der ſchönſten Frühmorgen in Deinem Garten zugebracht und durch die Güte Deiner Frau mich mit dem Egerbronnen erfriſcht, der mir ſehr wohl bekam. Der Garten gefiel mir ſeiner Ordnung, Lage und Einrichtung nach ganz ungemein, und ich würde ihn zu den behaglichſten Winkeln in ganz Weimar rechnen. Alles ſteht da ausgewählt und gut, und in manchem Betracht beſſer als hier in Jena, wo ſich die Trockne doch ſchon mehr anjetzt bemerken läßt. Die Sorgfalt und Ordnung Deiner Gattin iſt über alles zu loben. Sie wird in dieſer Woche noch, wie ſie geſagt, nach Lauchſtedt abreiſen.

Der Herzog reiſt nun den 5. dieſes, wie man ſagt, nach Töplitz ab.

Poeſie wird jetzt hier gar nicht getrieben und wir geben mehr den Stoff dazu, als daß wir ihn ſelbſt verarbeiten ſollten. Die Reiſebeſchreibungen ſind mehr an der Tagesordnung. Ich habe kürzlich die des Péron geleſen, welche wohl eine der intereſſanteſten und inſtruktivſten ſeyn möchte, die ich kenne. Die Naturgeſchichte erhält dadurch einen großen Zuwachs, und ſie iſt mit Einſicht und Verſtand abgefaßt, auch gar wohl geſchrieben. Wenn ein Reiſender zu uns aus dem Monde käme, ſo könnte er uns kaum ſeltſamere und fremdere Dinge erzählen, als dieſer

Reisende von Neuholland bringt. Manchmal erscheint beinahe die bekannte Ordnung der Dinge ganz umgekehrt und die Welt für die Seethiere, nicht für den Menschen gemacht. Auch haben diese letztern zum Theil ganz andre Gestalten. Die Einrichtung der Engländer im Port Jackson ist zu bewundern. Jetzt erhalte ich Krusensterns Reise von der Großfürstin.

Man sagt jetzt, Du würdest nach Wien gehn. Ohne Zweifel bist Du von der Kaiserin selbst eingeladen und da wäre es so unrecht nicht. Wenn Du uns nur nicht zu lange wegbleibst.

Langermann geht es in Berlin sehr wohl. Man will ihn überall haben. Auch hat er zu seinen 2000 ℔ noch 500 ℔ Zulage erhalten. Das ist doch etwas. Indessen scheint er die Sachen nach ihrem Grunde zu beurtheilen.

Die Drakendorfer kleine Gesellschaft, die jetzt zuweilen hier ist, wie auch die Frau von Ziegesar aus Hummelshain, die jetzt beständig um die Großfürstin ist, hat mir aufgetragen, sie bestens Dir zu empfehlen.

— Auch schicke ich Dir hier einen Brief von unsrer lieben Prinzessin, den ich schon vor mehrern Tagen erhalten habe.

Deine Empfehlungen habe ich überall und wiederholt angebracht und Du bleibst in gutem Andenken. Wegen Deiner Farbenlehre habe ich nichts besonderes noch gehört; sie verdauen wohl erst an dem wichtigen Werke, wir ergötzen uns daran.

Grüsse den guten Herrn Riemer recht herzlich von mir. Ich habe in seiner Stube gewohnt, aber nichts daselbst gestört. Einige alte Schriften, die ich daselbst fand, als von Voß, das Athenaum u. s. w. haben mich eben nicht auf sehr tröstliche Bemerkungen geführt. Ich vergleiche jetzt alles mit dem bon sens des Franklin — und auch wohl der Alten —

und da will mir das Allgemeine gar nicht recht behagen. So hat auch unser Hr. Passow den Musäos herausgegeben, dessen Schreibart mir aber nicht immer recht gefällt. Sonst ist viel Schönes und Gelehrtes darin, und die Uebersetzung ist trefflich. Dieser verläßt nun Weimar und geht als Direktor einer Schule nach Jenkau bei Danzig.

Voß will uns den Herbst hier besuchen — ich wollt' er bliebe weg. Die neue Uebersetzung des Hrn. Ahlwardt von Ossian ist auch erschienen. Ich bin versichert, daß sie treu ist; aber durch sie wäre wohl Ossian nie so oft in unser Gedächtniß gekommen. K.

346. An Goethe.

Jena den 4. Julius 1810.

Endlich wird doch der Geheime Hofrath Stark morgen von hier abreisen und Dir meine und unser aller herzlichste Grüsse überbringen.

Die Luft löst sich hier in sanfte Gewitter auf, und manches schwere Gewölk ist auch übrigens seit kurzem vorübergezogen.

Die Prinzessin Karoline soll sich an ihrem Vermählungstage mit großer Würde und Anmuth betragen haben, so daß alle Herzen davon gerührt waren. Dieses sagte mir gestern die Großfürstin, die selbst davon gerührt war — und die übrigens seit ein paar Tagen um vieles heiterer ist, da es sich mit dem Kinde zu einiger Besserung anläßt.

Heute, sagt man mir, kämen die sämmtlichen Herrschaften von Weimar hieher. Genaueres weiß ich noch nichts davon. Sie sehnen sich wohl sämmtlich aus den schweren Umgebungen in die freiere Luft.

Krusensterns Reise habe ich nun auch erhalten; sie scheint

mir aber an Intereſſe und Styl tief unter der Péroniſchen zu ſeyn.

Man ſagt nun gewiß, Erfurt ſei an den König von Sachſen überlaſſen.

Der Erbprinz, ſagt mir Hr. v. Ende, wolle hier eine Badeanſtalt anlegen laſſen, ſeitdem kürzlich wieder ein Student hier beim Baden ertrunken iſt. Unſer Paradies iſt hier nun recht ſauber aufgeräumt, ſo, daß Du es, nach der vorigen Unreinlichkeit der Wege beſonders, kaum recht erkennen würdeſt.

Ich habe es Dir wohl noch nicht geſchrieben, daß Brand [1]) die große Zufriedenheit der Großfürſtin erlangt hat, indem er die beiden Ausſichten aus ihrem Zimmer (d. h. aus meinem vorigen Zimmer bei Helfelds, wo ſie wohnt) für ſie gezeichnet hat. Er arbeitet ſie jetzt noch ein paarmal für ſie aus, und ſie hat verſprochen, ihm künftig behülflich zu ſeyn zu einer Reiſe — das ihn ſehr glücklich macht.

K.

347. An Knebel.

Karlsbad den 10. Jul. 1810.

Ich danke Dir, mein lieber Freund, für die reichhaltigen Blätter, die Du mir durch Hrn. Geh. Hofrath Stark geſendet, und erwiedere nur weniges, da ich Gelegenheit nach Jena habe. Vor allen Dingen wünſche ich Glück, daß die letzte Epoche, die Euch viel zu leiden gab, doch ſoweit glücklich vorüber iſt. Krankheiten, Scheiden, Kriegsbewegungen machen zuſammen eine böſe Zugabe zum Leben. Möge Sommer und Herbſt ſich deſto beſſer legitimiren! und unſre liebe

1) ein junger Maler, der, als Freiwilliger an dem Feldzuge von 1814 theilnehmend, vor Paris geblieben iſt.

Hoheit erfreuliche Tage in Jena genießen. Vom Herzog hoffe ich nun bald zu vernehmen, daß er in Töplitz angekommen ist. Empfiehl mich unsrer lieben Prinzeß, die mit allgemeiner Bewunderung scheidet. Was ich über sie höre und lese ist durchaus gleichlautend. Dank' ihr für das liebenswürdige Blatt; ich bleibe ihr Schuldner.

Meine Absicht war, ihr etwas zum Tage der Abreise zu widmen; aber mein Juli ist mir auf eine unerwartete, aber doch angenehme Weise draufgegangen. Ich lege einige Exemplare der Gedichte bei, welche durch den Aufenthalt der Kaiserin veranlaßt worden [1]). Die beiden ersten schrieb ich aus Gefälligkeit gegen die Einwohner, das dritte aus eigenem Antrieb, als ein hübscher Platz Ihrer Majestät gewidmet wurde; das letzte hat sie selbst verlangt. Sie wollte, daß den Karlsbadern etwas Freundliches in Ihrem Namen gesagt werden sollte. Man ist mit der Art zufrieden wie ich mich aus der Sache gezogen habe.

Danke Karln für die Zeichnung. Er soll ja immer fortfahren: denn was ist dieß nicht für ein Vortheil, in der Geschwindigkeit gleich ein Bild versenden und communiciren zu können! Ueber die Sache denke ich so. Das Urbild dieses Stiers ist aus der besten Zeit der Kunst; und wie die Alten so klug waren, was einmal recht war, nicht noch besser machen zu wollen [2]), so ist dieser Stier wahrscheinlich unzählige Male wiederholt worden. In welche Zeit die Bronce zu setzen, wird uns der Meyer entscheiden. Jener Bildhauer, der in der späteren römischen Zeit ein wunderliches Götterbild machen sollte, hat diesen Stier auch nachgebildet und den Kriegsmann auf eine sehr ungeschickte Weise

1) S. Goethes Werk., XIII, 239 fg.

2) Quod semel bene dictum est nescit retinquere, sagt Seneca zu Ovid. (Riemer.)

draufgeſtellt, ſo wie der Adler auch nur angeklebt iſt. In den Werkſtätten ſolcher Künſtler mögen die alten Modelle geſtanden haben, wie ſie bei unſern ſtehen; und ein ungeſchicktes Zuſammenſetzen vortrefflicher Kunſtelemente kommt öfters vor. Haſt Du Zeit den Montfaucon. Caylus durchzuſehen; ſo finden ſich wahrſcheinlich noch Repetitionen [1]).

Daß Hr. von Ende [2]) einen intereſſanten Theil der Naturgeſchichte ergreift, iſt auch für uns höchlich erwünſcht. Ich freue mich, durch ihn dieſes Fach in unſerm Kreiſe belebt zu ſehen. Dem guten Voigt iſt es gewiß auch anregend und giebt ihm Gelegenheit zu zeigen, was er auch in dieſer mikroscopiſchen Welt gearbeitet. Grüße beide und erhalte mein Andenken bis ich zurückkehre.

Daß Du Dich in meinem Hauſe wohlbefunden und meiner gedacht haſt, macht mir viel Freude. Ich erwarte einen Brief von meiner Frau aus Lauchſtedt; von Auguſt habe ich nichts gehört, ſeitdem ich weg bin. Er macht ſeine Sachen wahrſcheinlich nach ſeiner Art, und die iſt noch gut genug. Ich denke, er wird ſich aus dieſem Weltſtoff Rock und Mantel ſchneiden, wie ſie ihm paſſen, und dadurch einen großen Vorſprung vor uns andern haben.

Es iſt mir nicht angenehm, daß wir Paſſow verlieren, vielleicht wäre er mit der Zeit communicabler geworden. Das müſſen wir uns wohl gefallen laſſen, daß junge Leute nicht mehr an einem Orte ausdauern und etwas zu Auferbauung dieſes Ortes leiſten. Jeder ſieht ſich um, wo er von ſeinem Talente Vortheil ziehen kann, und ich mußte mich ſehr irren, wenn ein dauerhafter und gründlicher Nachwuchs zu unſern Zeiten erſcheinen ſollte. — F

1) S. die Note zu Goethe's Brief vom 12. Juni.
2) Siehe eben: S. 5, Note 1.

348. An Goethe.

Jena den 10. August 1805.

Ich wage es einmal, einen Brief an Dich der Post anzuvertrauen, da ich bisher umsonst auf eine andere schickliche Gelegenheit gewartet habe. Für Deinen lieben Brief vom 10. v. M. danke ich Dir noch. Er hat mich sehr erfreut. Seitdem habe ich gehört, sonst Du etwas krank wieder gewesen, das nun Gott lob wieder vorbei ist. Wir haben hier unser fatales Zwischenspiel durch die Krankheit der kleinen Prinzessin erträglich noch geschlossen, und diese nebst ihrer verehrten Mutter, vor ungefähr 14 Tagen in einem ganz leidlichen Zustande nach Weimar wieder zurückgeschickt. Dadurch hat sich das Angesicht von Jena noch ganz freundlich erhalten und wir hatten schon vorgestern wieder das Vergnügen, die Herzogin nebst ihrer Frau Schwiegertochter zum Thee in Wedels Garten zu sehen, wohin sie von Dornburg kamen und Abends wieder zurückfuhren. Jetzt denken sie, unser altes Ilmenau auf einige Tage zu besuchen.

Vom Herzog hat mir auch die Herzogin gute Nachricht erzählt und so ginge denn alles äußerlich ganz wohl.

Die schönen Gedichte, die Du bei der Anwesenheit der Kaiserin gemacht hast, haben auch unser aller großen Beifall erhalten. Die Großfürstin las das letzte davon selbst in meiner Gegenwart mit großer Aufmerksamkeit und fand den Gedanken hübsch, daß auch die gute Kaiserin etwas dagegen sagen mochte.

Seitdem studire ich nun erst Deine Farbenlehre und zwar bisher nur den historischen Theil, in abwechselnden Tagen und Stunden. Ich bin davon so mächtig erbaut, daß ich diese zusammengehefteten Bogen mit Andacht verehre. Das ganze Reich der Wissenschaften ist in denselben von einem so hohen Standpunkte angesehen und das We-

sentliche derselben so genau und innig erforschet, daß ich kein Buch hierin diesem Buche gleich zu schätzen weiß. Der Geist wahrer tiefer Humanität herrscht dabei überall, sowohl im Tadel wie im Lobe, und der wissenschaftliche Mensch selbst wird gleichsam aufgerufen, vor allem ein Mensch zu seyn. Ich kann nicht sagen, wie sehr mich manche Stellen gerührt und entzückt haben, die allein ganzer sonst gut geschriebener Bücher werth sind. Selbst eine gewisse scheinbare Unordnung hie und da giebt dem Werke einen menschlichern Werth, und legt die darin enthaltenen Wahrheiten wie Orakelsprüche dar. Es ist alles nur um der Sache, nichts um des Scheins oder anderer Absichten wegen da.

Es kann nicht fehlen, daß dieses Buch anfangs große Widersprüche erhalte; doch nur anfangs und bis die angeschwellten Wasser des Eigendünkels sich ein wenig möchten verlaufen haben. Ich wundere mich sogar, daß es jetzt schon günstigere Aufnahme findet, als sich zum Theil vermuthen ließe. Dieses macht Dein Name und die humane Art der Behandlung, die endlich zur Vernunft zwingt. Dabei ist die Welt auch an das Neuere jetzt mehr gewöhnt: denn ich kenne kein revolutionäreres Buch im guten Sinne als das Deinige.

Unser guter Seebeck hat seitdem gar noch nichts von sich hören lassen, doch von weitem vernehme ich, daß es mit ihm und den Seinigen ganz gut steht. Auch Deine Pandora ist mir zu Handen gekommen. Mich deucht, die Umrisse dazu sind recht artig, und das ganze klein doch gefällig.

Deinen August sehe ich zuweilen, er ist ganz munter und brav. Mein Karl liegt noch im Knoten; ich muß erwarten, wie er sich entwickeln werde und ob er Gewalt über sich erhält. Immer ist es ein guter Junge. Der alte Holzschuher ist seit 14 Tagen oder 3 Wochen bei mir. Er empfiehlt sich zu Gnaden. Unsre liebe Prinzeß in Mecklenburg

ſchreibt kurze aber artige Briefe an meine Schweſter. Sie iſt jetzt in Ludwigsluſt, wo die Gegend, wie ſie ſchreibt, abſcheulich ſey, aber die innere Einrichtung hübſch. Sie hat ſich mit Geiſt, Charakter und Anmuth in ihren neuen Stand gefügt und ſcheint ſich auch ſo darin erhalten zu wollen. Sie wird allgemein verehrt und beſonders auch von ihrem Gemal. Nicht ganz ſo geht es ihren Umgebungen, von denen ſich einige ſchon ſehr zurückwünſchen. Meine Schweſter wird ihr nebſt Frl. Boſe zu Ende dieſes Monats folgen. Sie empfiehlt ſich Deiner Güte und Freundſchaft.

Mein alter Diezelſcher Garten grüßt Dich gar ſehr und wünſchte wohl Deine Geſtalt uns wieder einmal zu zeigen. Wir haben kein ſonderliches Jahr gehabt und noch herrſcht Dürre an mehrern Orten. Auch bin ich in dieſem Jahre gar wenig noch auf die Felder gekommen und habe mich meiſt mit den grünen Umgebungen meines Gartens beholfen.

Der gute Voigt beſucht mich gar fleißig und geht ſeinen Weg hübſch fort. Er weiß das Wiſſenſchaftliche ſo geſchickt unter das Leben zu miſchen und iſt dabei ſehr fleißig.

Herrn Riemer danke ich für ſeine paar guten Zeilen. Er ſoll unſer nicht vergeſſen, denn wir ſchätzen und lieben ihn. Geſtern waren wir zu einem Convivium bei Frommanns, wo ſeiner auch mit Liebe gedacht wurde.

Sei nur Du nicht allzufleißig und bemüht an Deinen Hippokrenen, die ſich uns nicht günſtiger erzeugen können, als wenn ſie Dich geſund erhalten. M.

Befindet ſich einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen;
So lang der Tüchtige lebt und thut,
Möchten ſie ihn gerne ſteinigen.
Iſt er hinterher aber todt,
Gleich ſammeln ſie große Spenden,
Zu Ehren ſeiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden;
Doch ihren Vortheil ſollte dann
Die Menge wohl ermeſſen,
Geſcheidter wärs, den guten Mann
Auf immerdar vergeſſen.

Uebermacht, ihr könnt es ſpüren,
Iſt nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt zu converſiren
Mit Geſcheidten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am ſtärkſten pochten,
Und die Halben, die Beſchränkten
Gar zu gern uns unterjochten;

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weiſen,
Dieſe bleiben ungeſtöret,
Jene möchten ſich zerreißen.

Denken, in Gewalt und Liebe,
Müßten wir zuletzt uns gatten,

349. An Knebel.

Teplitz den 30. Auguſt 1809.

Mit den Leuten des Herzogs ſende ich Dir, mein lieber Freund, ein paar Worte mit dem beſten Dank für Deinen letzten Brief. Es war mir ſehr angenehm, Deinen freundſchaftlichen Zuruf aus der Ferne zu hören.

Von mir kann ich Dir gute Nachricht ertheilen, daß mir das Töplitzer Waſſer ſehr wohl bekommt. Es war aber auch nöthig: denn ich kam von Carlsbad verſtimmt und verdrießlich hieher. Das ſchlechte Wetter der letzten vierzehn Tage hatte nicht wenig beigetragen, mir jenen ſonſt ſo lieben Ort zu verleiden. Hier iſt nunmehr das ſchönſte Wetter, die Gegend iſt heiter und frei an der mittägigen Seite des Erzgebirges, und hat an der andern Seite das wunderliche, baſaltiſche, porphyrſchiefrige, pſeudo-vulkaniſche, ſogenannte Mittelgebirg. Der Bilinerfels beſonders iſt prächtig anzuſehen, wegen der ungeheuren, ernſthaften und durch manche maleriſche Theile intereſſanten ausgeſprochenen Geſtalt. Wir [1]) haben einen ſehr vergnügten Tag an deſſen Fuße zugebracht und bringen einige Zeichnungen mit.

Uebrigens iſt die Gegend mit Städtchen, Schlöſſern, Dörfern, Klöſtern und Luſtorten beſäet, ſo daß es an Spazierfahrten nicht fehlen kann. Man beklagt ſich hier über den Mangel an Geſelligkeit, ich kann aber nichts als Gutes auch von dieſer Seite von Töplitz ſagen. Freilich macht die Gegenwart des Herzogs, daß ich viele Menſchen ſehe und an viele Orte hinkomme, die mir vielleicht ſonſt fremd wären.

Der Herzog befindet ſich auf das Bad ganz wohl; ich

1) Goeth. und ſein Reiſegefährte. Vgl. Zelter's Briefwechſel. I. Nr. 156. 2. 116.

wünſche nur, daß die vielen Jagden und andere ſtarken Bewegungen nicht wieder einen Theil des Guten wegnehmen.

In Carlsbad hatte ich faſt keinen Umriß gemacht, hier aber bin ich durch die neuen Gegenſtände wieder angeregt worden. Nur hält es leider nicht lange bei mir nach, und wenn auch einiges glückt, ſo kann doch nichts Rechtes daraus werden.

In etwa 8 Tagen will ich auch von hier weg und auf Dresden gehen, wo ich ſo lange nicht war, und ſodann über Freiberg nach Hauſe, da ich Dich denn aufs Herzlichſte zu begrüßen denke.

Von unſern Bekannten ſind wenige hier. Herr von Dankelmann und Frau, geborne Jagemann; Demoiſelle Luiſe Seidler war nur auf kurze Zeit erſchienen. Die Prinzeß Solms, Schweſter der Königin von Preußen, hat uns viel Sorge gemacht: ſie war ſehr krank und einige Tage gefährlich. Jetzt iſt ſie wieder auf gutem Weg, worüber wir uns alle freuen [1]). Nach Dir aber hat beſonders Frau von Berg gefragt, welche der Fürſtin Solms zu aſſiſtiren hierher kam. Sie erinnerte ſich Deiner Eigenheiten ſo gut, daß man wohl ſah, Du hatteſt Eindruck auf ſie gemacht.

Eine höchſt intereſſante Bekanntſchaft habe ich an dem König von Holland gemacht, mit dem ich in Einem Hauſe wohne. Er ſieht ſeinem Bruder ähnlich genug. Sein Charakter iſt eine höchſt reſpektable Herzensgüte, wovon ich Dir im Zuſammenhang manches zu erzählen gedenke. Ich bin mehrmals bei ihm. Er iſt ſehr freundlich und zutraulich, wie er denn überhaupt eine königliche Offenheit hat, wie Sophocles [2]) ſagt: „dem Könige allein ziemt's zu ſagen,

1) Vgl. Goethe's ſämmtliche Werke, XXXII, 15.

2) Sophoclis Antigone. V. 506, 507:

ἀλλ' ἡ τυραννὶς πολλά τ' ἄλλ' εὐδαιμονεῖ
κἀξεστιν αὐτῇ δρᾶν, λέγειν θ' ἃ βούλεται.

was er denkt.“ Wie man ihn genauer kennen lernt, ſo ſieht man wohl, daß die Gründe ſeiner Abdikation mit ihm geboren ſind [1]).

Noch ſo viel Platz iſt übrig, um von Prince de Ligne ein Wort zu ſagen. Dieſer iſt in ſeinem 78. Jahre noch ſo Hof- und Weltmann, noch ſo heiter und leichtſinnig als jemals. Er belebt durch ſeinen Anmut jede Geſellſchaft in der er ſich befindet.

Nun lebe wohl, erfreue Dich des ſchönen Herbſtes, in welchem ich Dich glücklich wiederzuſehen hoffe. G.

350. An Goethe.

Jena den 17. Oktober 1810.

Wir haben es uns als möglich gedacht, daß Du, wie Du ſagteſt, in kurzer Zeit wieder zu uns kommen könnteſt. Nun hat es wenig Anſchein dazu, und wir müſſen uns, wie über manches, zu tröſten ſuchen, indem wir uns auf Deine Sorgfalt für uns verlaſſen.

Gern hätten wir aus Deinem Munde manches über die Geſchichte Deiner letzten Tage vernommen und uns an Deinen Anſichten ergötzt, die von denen der gewöhnlichen Weltleute etwas verſchieden zu ſeyn pflegen. Ich halte mich indeß an Deine hiſtoriſchen Darſtellungen, die wir gedruckt vor uns ſehen, und hoffe und wünſche, daß Du uns auch andere aus Deinem Leben künftig reichen werdeſt.

Dr. Walch, den Du kennſt, geht mit einer anſehnlichen Beſoldung nach Berlin als Profeſſor am Gymnaſium. — Man hat ihn hier, da er nichts als die Profeſſorsſtelle ver-

1) S. ferneres über ihn in Goethe's Werken, XXXIX, 245 fg.; XLVI, 179.

langte, zurückgewiesen und fast unwürdig behandelt. Wir verlieren an ihm einen gründlichen Gelehrten, und ich einen höchst freundlichen und gefälligen Umgang.

Ich kann nicht sagen, daß die schnelle Zerstörung des ganzen vegetabilischen Reiches um uns her durch die Kälte mich eben sehr glücklich machte. Man muß es eben ertragen, wie andere Gewohnheiten der Natur.

Ich bin seit einiger Zeit zum Kriegsmann geworden, und lese die Kommentare des Cäsar von Guischard, vorzüglich über den spanischen Krieg, mit großem Vergnügen. Alles eminente Neuere ist doch auf das Alte gestutzt und so wahrhaftig auch die Kriegskunst. Die neuern Franzosen haben ihr Wesen aus dieser Fundgrube hergestellt, sonst würden sie warlich nicht so weit gekommen seyn — indeß man in einem benachbarten Staate zu predigen anfing, das Studium der Alten sey überflüssig.

Auch den Pfiff, seine Soldaten nicht zu bezahlen, wußte Cäsar schon. Er borgte sogar noch das Geld von ihnen — il eut l'art de s'en faire prêter de l'argent, pour leur faire prendre un plus vif intérêt à ses succès.

Was uns Wunder nehmen dürfte, ist, daß er selbst ein so großer Grammatiker gewesen. Er schrieb zwei Bücher grammatischen Inhalts, de analogia, und hielt sehr auf die Orthographie. Merkwürdig ist es, daß jemehr das Römische Reich an Macht und Größe stieg, desto aufmerksamer war es auf seine Sprache und auf die Genauigkeit derselben, selbst unter den brutalsten Kaisern. Tiberius und Nero waren zwei rechte Grammatiker. — Laß dieses ja nicht Hrn. Riemer zum Schlimmen wenden! —

In diesem Augenblick, da ich dieses schreibe, erhalte ich einen Brief von meiner Schwester [1]). Er ist voll guter

1) aus Ludwigslust.

und vernünftiger Sachen, die ich Dir mitzutheilen wünſchte. Selbſt die Handſchrift meiner Schweſter bezeugt mir, daß ſie ruhiger und zufriedener lebt. Daß ſie Deiner oft und mit Wärme gedenken, verſichert ſie mich. Ich erhalte auch mit dieſer Gelegenheit einen andern, ältern Brief von der Prinzeſſin [1]), den ich Dir mittheilen will, wegen des Intereſſe das ſie an Deinem neuſten Werke nimmt. Ich bitte mir aber den Brief zurück, und ſchicke ihn nur im Vertrauen, weil ſo manches was gut iſt, in Weimar doch übel gedeutet werden kann.

Zugleich lege ich zwei Exemplare von einem Gedichte bei, das ich dieſen Sommer zuſammengeſtellt habe. Ich habe es drucken laſſen, um als Viſitenkarte zu dienen, womit man den Freunden ein Lebenszeichen von ſich geben kann. Nimm es mit Deiner gewohnten Güte und Gefälligkeit auf und gieb Hrn. Riemer auch ein Exemplar, nebſt meinem beſten Gruß. Empfehle mich auch Deiner Frau Gemahlin und dem hellaugichten Nebengeſchöpf.

Nach Weimar kann ich leider ſobald nicht kommen. Der böſe Froſt hat uns die Weinleſe verdorben, aber in 8 Tagen haben wir Jahrmarkt. K.

351. An Goethe.

Ohne Datum [2]). (1810?)

Du wirſt es mir wohl nicht für ungut nehmen, wenn ich Dir dieſen Nachmittag eine ſchöne liebenswürdige Ita-

1) Karoline.

2) Serbie Reinhart, berühmte Malerin aus Karlsruhe, machte im Jahre 1810 eine größere Reiſe nach Italien, Oeſtreich und Ungarn. (Nagler's Künſtler-Lexikon s. v.) In dieſes oder das folgende Jahr dürfte dieſes Billet zu ſetzen ſein.

lienerin zuſchicken werde? Sie iſt aus Mailand und kommt hieher Dich zu ſehen. Dieſen Abend reiſt ſie wieder ab. Ihr Name iſt Bianeha, noch Fräulein und Malerin. Ihre Begleiterin iſt Mlle. Reinhard aus Carlsruh, ſeit ein paar Jahren in Heidelberg, gleichfalls Malerin.

Roux wird ſie zu Dir bringen. Nun bitten ſie nur, daß Du ihnen die Stunde beſtimmen möchteſt. — Vielleicht magſt Du ſie mit Deinem Wagen an die Teufelsdächer bringen laſſen, die ſie gerne ſehen möchten.

Es ſind gute Geſchöpfe, und ſie haben die Welt geſehen. Ich würde ſie ſelbſt begleiten, wenn ich nicht zu matt wäre. K.

352. An Goethe.

Jena den 18. Oktober 1810.

Verzeihe, Beſter, wenn ich Dich mit meinen Briefen beunruhigen ſollte; aber ein Auftrag, den ich jüngſthin vergeſſen, liegt mir noch auf dem Herzen. Meine Schweſter ſchrieb mir nemlich, daß ſich die Prinzeſſin jetzt öfters in Verlegenheit guter Originale zum Nachzeichnen befände, weil in dortigen Gegenden wenig Vorzügliches vorhanden. Sie würde deshalb einen kleinen Aufwand nicht ſcheuen, wenn ſie dafür irgend etwas Gutes erhalten könnte. Sie ermahnt mich deshalb, Dich oder unſern Hofrath Meier in dieſer Angelegenheit für ſie zu intereſſiren.

Nun, da unſre Dresdner Kunſtfreundinnen zurückgekehrt ſind und mir manches aus der Verlaſſenſchaft des guten Kaaz gewieſen haben, das zu verkaufen ſtand, dachte ich daran, ob vielleicht dort für die Prinzeſſin etwas zu erſtehen ſeyn möchte. Da Du von den Sachen am beſten unterrichtet biſt, ſo lege ich Dir das in Erinnerung.

Die Prinzessin schien sehr nach dem Bilde des Lukas Kranach zu verlangen, das Hr. Dr. Vulpius jüngst erstanden hat, und das ihr die Freundinnen so anmuthig beschrieben. Ich glaube, daß der Herzog leicht zu bereden wäre, ihr solches zu schicken; und daß er ihr die größte Freude damit machen würde, ist gewiß.

Da der Herzog hier einen außerordentlich schönen bureau von dem Hofebenist Geth für die Prinzessin machen läßt, so würde bei Uebersendung desselben dieses Bild den erfreulichsten Einschluß machen.

Wir sind begierig von Deinem Leben etwas zu wissen, zumal da es jetzt so still und geistesöde um uns ist. Physisch glauben wir noch nicht auszutrocknen, so lange die Saale noch an unsern Ufern vorüberfließt; doch sieht es auch hier bedenklich aus, da das Barometer seinen hohen Stand durchaus nicht verlassen will, und sogleich zurücksteigt, wenn es einmal etwas gesunken ist.

Dein Bild nach Kügelgen, das ich hier gesehen, scheint mir unter allen, die ich kenne, das ähnlichste und ist ungemein wohl gemacht. Ich freue mich der Fortschritte, die die jungen Kunstfreundinnen gemacht haben.

Uebrigens sehnen wir uns Dich zu sehen, ob wir gleich bescheiden in unsern Wünschen sind, indem wir glauben, daß Du Nothwendigeres vor Dir hast. K.

353. An Knebel.

Weimar am 20. Oktober 1810.

Zuerst, mein lieber Freund, muß ich Dir für Dein schönes Gedicht den besten Dank sagen. Es ist trefflich gerathen und zeigt in einem Schüler Lukrezens einen Original-Anbeter der Natur. Herzerhebend für mich ist es, zu

ſehen, daß wir Alten noch Luſt, Muth und Tüchtigkeit haben, indeß die jüngern auf das ekelhafteſte ächzen und krächzen, und mit großer Selbſtgenügſamkeit verſichern, daß dieſes das Aechte und Wahre ſey [1]).

Was die Kaaziſchen Zeichnungen betrifft, ſo würde die Prinzeß daran gewiß viel Freude haben. Es ſind ſehr ſchätzbare Entwürfe nach der Natur, auch einige gewiſſermaßen ausgeführt. Bei den meiſten thut einem die Wahl weh. Würde mir eine Summe hier aſſignirt; ſo würde ich gleich einen zuverläſſigen und kenntnißreichen Freund bevollmächtigen, etwas auszuſuchen und unmittelbar an Durchlaucht die Prinzeß abzuſchicken. Freilich wünſchte ich, daß es bald geſchähe; denn die Dinge ſind ſehr verführeriſch, in ihrer Art gut, ja vortrefflich, und verhältnißmäßig von ſehr geringem Preis. Ich hatte ſelbſt Luſt etwas zu nehmen; aber man gibt des Geldes doch am Ende zu viel aus.

Was das Kranachſche Bild betrifft, ſo iſt es wirklich ſehr gut und die Freude es zu beſitzen noch ſo neu, daß ich nicht gern die Veranlaſſung geben möchte, es zu entfernen. Ich würde darüber große Klagen und Vorwürfe hören müſſen, denen ich mich nicht ausſetzen mag, ſo gern ich unſerer lieben Prinzeß die Freude gönnen möchte, es zu ſehen.

Wie mir es geht und was ich treibe, davon iſt nicht viel zu ſagen. Vielleicht kann ich in einiger Zeit Früchte von dieſem augenblicklichen Stillſtande vorweiſen. Man hat immer Noth, nach ſo einer langen Abweſenheit, ſich wieder in Alles zu finden und zu fügen. Doch würde ich ſehr undankbar ſeyn, wenn ich nicht erkennte, daß man mir den freundlichſten Empfang gegönnt. Durchlaucht der Herzog

1) Gegen dieſe iſt das Lied „Rechenſchaft" gerichtet. S. Goethe's Werke, I, 154. Vergl. Zelter's Briefwechſel, I, 387, 398.

hat Auguſten zum Kammeraſſeſſor ernannt und mir ein paar Kutſchpferde verehrt; wodurch Jenem ein entſchiedener Lebensgang angewieſen und mir eine große Bequemlichkeit beſcheert iſt.

Von mancherlei intereſſanten Büchern, Brochüren und ähnlichen Dingen ſage ich nichts, um Dir nicht allzugroße Luſt zu erregen, allein von einem Naturwunder muß ich etwas melden. Es iſt die ſogenannte Pietra fungaja, welche in Wörterbüchern und ſonſt als ein Kalktuff beſchrieben wird, auf welchem Schwämme wachſen [1]). Die mir aus Italien zugeſendete, 15½ ℔ ſchwere Maſſe iſt aber ganz eigentlich eine coloſſale Trüffel, deren um ſich greifendes Wachsthum manche fremde Körper, Wurzeln, Steine u. drgl. in ſich aufgenommen hat und welche die Eigenſchaft zu haben ſcheint, nach und nach ihre Vegetabilität mit einem ſteinhaften Weſen zu vertauſchen. Kalkartiges iſt nichts dabey. Nun kommt es aber hauptſächlich darauf an, ob dieſe harte Maſſe, die ſich wie ein Tonklumpen ſchaben läßt, wenn man ſie im Keller mit feuchter Erde bedeckt hält, wenigſtens auf ihrer Oberfläche wieder zu quellen, zu vegetiren, fortzuwachſen und, wie man behauptet, eßbar zu werden anfängt. Der Verſuch ſoll nächſtens angeſtellt werden.

Und hiermit lebe recht wohl, grüße die Denigen. Den Brief unſrer lieben Prinzeß lege ich wieder bei. Empfiehl mich ihr zum allerbeſten, ſo wie auch Deiner Fräulein Schweſter. Wenn es mir möglich iſt, ſo erſehe ich noch für einen Augenblick die Gelegenheit, vor Ende Oktobers zu Euch zu kommen. G.

1) S. Abbildung und Beſchreibung in Mercati's Metallotheca Vaticana edit. Lancisii (Rom 1719), S. 148.

Beilage [1]).

Finniſches Lied [2]).

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Völlig ſo wie er geſchieden;
Kuſſ erkläng' an ſeinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut ſie geröthet;
Ihm den Handſchlag gäb' ich, wären
Seine Fingerſpitzen Schlangen.

Wind! o! hätteſt Du Verſtändniß!
Wort um Worte trügſt Du wechſelnd,
Solle' auch einiges verhallen,
Zwiſchen zwei entfernten Liebchen.

Gern entbert' ich guter Biſſen,
Prieſters Tafelfleiſch vergäß' ich,
Eher als dem Freund entſagen,
Den ich Sommers raſch bezwungen,
Winters langerweil' bezähmte.

Den 25. November 1810. G.

334. An Goethe.

Jena den 4. December 1810.

Ich bin Dir noch den Dank für das gefällige Geſchäft ſchuldig, mit welchem Du uns das artige Finnländiſche

1) Eigenhändig, mit lateiniſcher Schrift.

2) Vergl. Joſeph Acerbi's Reiſe durch Schweden und Finnland bis an die äußerſten Grenzen von Lappland, in den Jahren 1798—99. Aus dem Engliſchen überſetzt von Ch. Wieland, in dem Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen (Berlin 1803), XXVI, 244 fg.

Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Hafis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz bestimmt sich rüsten
Gegen braun' und blaue Kutten;
Meine gehn wie andre Christen.

„Aber nenn' uns doch die Feinde!"
Niemand soll sie unterscheiden:
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

Mich nach- und umzubilden, mißzubilden
Versuchten sie seit vollen fünfzig Jahren;
Ich dächte doch, da konntest du erfahren,
Was an dir sey in Vaterlands-Gefilden.
Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden
Dämonisch genialen jungen Schaaren,
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, göttlich-milden.

Wenn du auf dem Guten ruhst,
Nimmer werd' ich's tadeln,
Wenn du gar das Gute thust,
Sieh, das soll dich adeln!
Hast du aber deinen Zaun
Um dein Gut gezogen,
Leb ich frei und lebe traun
Keineswegs betrogen.

Liedchen übergetragen haſt. Es gefällt mir erſt jetzt recht und es iſt ſehr gelungen.

Meinen Beſuch in Weimar habe ich bis hieher verſchoben und erwarte erſt einen Wink von Dir darüber. Es deucht mich etwas ſeltſam, von meiner Alltagswelt in die Zauberwelt einer Oper [1]) überzugehen; aber bei Dir werde ich der Wunder bald gewohnt.

Der gute König von Holland iſt ſo ſchnurig nach Paris abberufen worden. Seit Du mir von ihm geſprochen, intereſſirt mich ſein Schickſal noch mehr.

Eben erhalt ich einen Brief von dem guten Paſſow bei Danzig [2]). Er fühlt ſich glücklich, wenn Du ſeiner gedenken möchteſt. Noch ſcheint er mit dem dortigen Leben ganz zufrieden, mehr als man es hier vorgiebt: doch hat er der Arbeit noch viele und ſchwere. Es ſcheint, als wenn noch gar nichts bei der dortigen Anſtalt organiſirt iſt.

Der wackere Walch reiſt mit nächſter Woche nach Berlin ab. Es ſcheint ein Glück für ihn, daß er von hier wegkommt. Er beträgt ſich ungemein beſcheiden, verſtändig und ordentlich und hat ſeinen ganzen Tacitus, den er überſetzt hat, noch hier unter ſeiner Aufſicht ſchreiben laſſen. Ich denke, wenn er Wolfs Winke noch dazu gebrauchen kann, ſo ſoll etwas daraus werden.

Ich habe an Hrn. Cotta, wegen Herausgabe meines Lukrez auf Oſtern, geſchrieben. Ich will ſehen was er antworten wird. Das Format in quarto habe ich zu einer nothwendigen Bedingung gemacht. So möchte ich auch alle Deine Schriften ſehen, wie es einem Klaſſiker gebührt;

1) Achille, von Paer, italieniſch gegeben. Vergl. Zelter's Briefwechſel, I. Nr. 158, S. 418. Goethe's Werke, XXXII, 59.

2) S. denſelben in Knebel's Literariſcher Nachlaß, II, Nr. 9, S. 488.

doch wollen wir mit Deinen Wanderſchaften auf Oſtern auch einſtweilen in Oktav vorlieb nehmen.

Lebe wohl, Lieber, und bedeute mich, wenn ich etwa am ſchicklichſten nach Weimar kommen kann, jetzt da mir der Mond zur Rückfahrt bequem iſt. Du erlaubſt wohl, daß ich bei Dir abſteige. K.

Auch von Gerning hab ich einen Brief erhalten, der ſich Dir gar ſehr empfiehlt und nächſtens mit Kaſtanien und Mirabellen aufwarten wird. Er iſt bei den dortigen Umſtänden dennoch ganz heiter und gutes Muthes, und das gefällt mir. Seine Schmetterlinge hofft er durch Blumenbachs Vorſorge nach Göttingen zu verhandeln.

353. An Knebel.

Weimar den 3. December 1810.

In Erwiederung Deines freundlichen Briefs vermelde ich nur kürzlich, daß Sonnabends die Oper wiederholt wird. Du ſollſt freundlich willkommen ſeyn mit den Deinigen, ein gutes Mittageſſen ſoll Euer warten, ſo wie auch Schlafſtellen für die Nacht bereitet ſeyn, alles nach Luſt und Belieben. Mehr ſage ich heute nicht, werde Dir aber bei Deiner Ankunft manches Artige mittheilen können. Lebe recht wohl und gedenke meiner. G.

356. An Goethe.

Jena den 10. December 1810.

Du wirſt mir erlauben, daß ich der Rückſendung einiger Bücher an Herrn Riemer noch einige Zeilen des gefühlteſten Dankes für mich und meinen guten Reiſegefährten [1]) beilegen darf. Wenn Du mich als einen Teutſchen zuweilen anzuklagen ſcheinſt, ſo kann es doch nicht von Seite des Herzens ſeyn, das Dir immer mit Erkenntniß und Wille ergeben war. Uebrigens trage ich freilich die gemeine Schuld meines Vaterlandes, die nicht ſowohl im Mangel des Gefühls beſteht, ſondern im Mangel des Muthes und der Geſchicklichkeit, das gefühlte Gute zu offenbaren. Ich lobe und liebe daher in meinen alten Tagen nicht eben die Heuchler, wie unſre gute Kaſtellanin [2]), aber die Enthuſiaſten; und ziehe dieſe — wenn ſie von etwas Vernunft geleitet werden — allen andern gewöhnlichen Menſchen vor. Der Verderb bei den kalten Nationen iſt es, daß ſie von Jugend auf geleitet werden, den Verſtand — und was danach ausſieht — als das Höchſte im Menſchen anzuſehen, da glücklichere und beſſere Völker den Namen des Begeiſterten, als den vorzüglichſten, dem Menſchen beigelegt haben.

So könnte man nun dem armen Teutſchen den Namen des Unbegeiſterten, oder auch zuweilen des unbegeiſtert ſcheinen wollenden, beilegen und in beiden Fällen mag man ſeine Armuth entſchuldigen.

Ungeachtet ich nun auch mir den Anſpruch jener hohen Würde verſagen muß, ſo erkläre ich doch ganz deutlich, daß wir von Deiner und Deiner ſchätzbaren Gemalin Güte und

1) Prof. Voigt. Knebel war mit ihm in Weimar den 8. und 9. December.

2) zu Nürnberg.

Liebe durchdrungen ſind, und daß wir in jedem Fragmente Deines Lebens den Mann lieben, ehren und bewundern, den uns ein günſtiges Schickſal zum Vorleuchter des unſrigen hat gewähren wollen. Möge Dir ein gleiches gutes Geſchick Deine Tage immerfort erheitern und Dir auf Deinem Sommerwege keine verdrießliche Planetenumſtände begegnen laſſen, die auch der heiterſte Stral nicht immer zernichten noch zerſtreuen kann.

Mit dieſem Wunſch empfehle ich mich und die Meinigen Deiner und der Deinigen Liebe und Güte. K.

357. An Goethe.

Jena den 23. December 1810.

Nimm Du, beſter und höchſter der Freunde, meinen herzlichſten Dank für die mir abermals in Deinem Hauſe [1]) erzeigte viele Freundſchaft und Güte.

Man geht aus dem Hauſe des Weiſen nie hinweg, ohne noch andere Schätze erworben zu haben, als die uns auch die gewöhnliche Freundſchaft darbietet. Ich danke Dir aber auch für die letztern ſehr. Manches erhält erſt hier jetzt bei mir Reife und Gedeihen. Darunter gehören auch die lieben Vorleſungen, die Du mir gehalten haſt. Die Art, wie auch gewöhnliche Dinge von einem trefflichen Munde ausgeſprochen werden, unterſcheidet ſich ſo ſehr, daß ſie ſelbſt auch ſchon einen höhern Charakter der Vollkommenheit der Sache ſelbſt giebt. Deine Darſtellung des Lebens von Hackert wird dadurch vortrefflich werden.

Kaazens liebliche Zeichnungen haben mich beſonders gerührt. Man glaubt das Anwehen jener Luft, beſonders durch

1) S. war den 19. bis 22. December wieder in Weimar geweſen.

das weiche und zarte Material des Bleistiftes, noch näher zu vernehmen und mit dem Künstler selbst am Orte zu seyn. Du hast die Güte mir das Verzeichniß hierüber bald zuzuschicken, damit ich der Prinzessin doch vorher auch andeuten kann, was sie etwa zu erhalten hat.

Bei meiner gestrigen Rückkunft erhielt ich auch einen Brief von Hegel aus Nürnberg, der mich bittet, ihn Dir aufs beste zu empfehlen. Er scheint mit der dortigen Zucht und Wirthschaft nicht eben sonderlich zufrieden. Der Fonds fehlt immer zu allen Einrichtungen d. h. sowohl der materielle als auch wohl der intellektuelle. Man weiß selten, durch was die Sache bestehen kann. Indeß sucht man doch die Studienanstalten (wie er sich ausdrückt) nach äußerer Nützlichkeit und nach Staatszwecken hinzurichten. — Uebrigens giebt er mir noch als Privatnachrichten, daß die dortige Sittlichkeit sehr verfalle . . .

Lebe wohl, Bester! und gönne uns bald das Glück Dich hier [1]) zu sehen. K.

358. An Goethe.

[Januar? 1811.] [2])

Meine Schwester schreibt mir, daß die Prinzessin eine gar große Freude habe über die Kaazischen Zeichnungen, die Du für Sie erstanden [3]), und sie mit Sehnsucht erwarte; Sie sei zwar jetzt ein wenig arm, die gute Prinzessin, sie werde aber schon die Bezahlung dafür Dir an Ihre Weimarischen Gelder anweisen, Sie wisse Dir einstweilen unendlichen Dank für Deine Sorgfalt. Meine Schwester glaubt

1) G. kam den 9. Januar nach Jena und blieb daselbst bis zum 21.
2) Ohne Datum. Das vorhandene von Riemer angesetzt.
3) S. Goethe's Werke, XXXII, 67.

sogar, daß die Zeichnungen viel beitragen würden, das Gemüth der Prinzessin wieder etwas zu erheitern, die auch durch die Zeitumstände leidet und manches tiefer empfindet als man es glaubt. Dieses mag zum Theil auch Mitursache seyn der zunehmenden Magerkeit, die man an ihr bemerkt, wobei Magenschwäche und gänzliche Unverdaulichkeit sich einstellen. Meine Schwester ist deshalb besorgt, und wollte den nun verstorbenen Ech. Hofr. Starke deshalb berathfragen, weil sie zu den dortigen Aerzten wenig Zutrauen hat.

Mein Zustand ist heute wieder erträglicher und wir hoffen diesen Abend das Vergnügen zu haben, Dich, den guten August und Herrn Riemer bei uns zu sehen. Wir erwarten uns auch einen Zuspruch von Drakendorf, der Dir nicht misfällig seyn dürfte. K.

359. An Goethe.

Jena den 9. Februar 1811.

Die zurückgekommenen Wallfahrter haben viel Schönes und Vortreffliches von Dir und dem standhaften Prinzen zu erzählen gewußt, und ich bedaure es sehr nicht gegenwärtig gewesen zu sein. Indeß freut es mich, daß Du Freude gehabt hast — die Dir wohl selten entstehen sollte, wo Du Deine Bemühung irgend einer Sache geliehen hast.

Gestern erhielt ich einige Zeilen und einen kleinen gedruckten Aufsatz von unserem Freund Seebeck, der sich Dir bestens empfiehlt. Er hat den Aufsatz, wie er mir schreibt, Dir selbst schon zugeschickt, und Du wirst ihn ohne Zweifel auch erhalten haben. Wie mich deucht, so ist die Sache darin ganz klar und deutlich hingestellt.

Die heutigen Winde verkündigen uns die Abreise des strengen Winters, und beleben dadurch das Gemüth. Auch erwecken sie in uns die Hoffnung, Dich bald einmal wieder,

und zwar auf gangbaren Wegen zu uns kommen zu ſehen. Wir wollen uns indeſſen wo möglich das Gemüth friſch erhalten, damit wir Dir auch mit gebührender Freude entgegen kommen können.

Mein Karl hat einen Zufall gehabt, der mich etwas in Sorgen ſetzt. Er iſt nämlich bei einer neulichen Schlittſchuhfahrt auf der Saale durchgebrochen; und ich hatte weiter nichts dawider, da er doch lebendig nach Hauſe kam und dieſes ſeine Erfahrung ſtärken mag. Indeß hatte er doch ſeitdem ſchmerzliche Empfindung, die er mir bisher verſchwieg. Dein Auguſt war, wie ich glaube, bei dem Zufall zugegen und hat ihm recht freundliche Hülfe geleiſtet, die er rühmt.

Nun habe ich noch eine Bitte, und zwar nicht ſowohl an Dich, als an Herrn Dr. Riemer oder an Herrn Vulpius — nämlich ein Exemplar des Dictionnaire universelle de Biographie etc. durch den Kanal der herzoglichen Bücher, die aus Frankreich kommen, für den Subſcriptions-Preis zu verſchaffen. Es iſt eigentlich eine Gefälligkeit, die ich dem Hofrath Luden erzeigen möchte, der mich darum gebeten hat. Ich wollte auch für mich ſubſcribiren, aber ich weiß nicht ob ich das Ende dieſer Arbeit erleben dürfte. K.

360. An Knebel.

Weimar den 27. Februar 1811.

Verzeihe, liebſter Freund, wenn ich ſo lange in Deiner Schuld geblieben. Ich bin in eine wunderliche Arbeit gerathen, und weil ſie vom Fleck geht, ſo habe ich ſie nicht unterbrechen wollen: denn meiſtens geräth ſo etwas ins Stocken und wird nicht ſo leicht wieder aufgenommen.

Zuvörderſt alſo recht vielen Dank für Dein liebes Früh-

lingsgedicht [1]). Bald wirst Du in Deinem Garten beneidenswerth seyn, und für Deine Wintergeduld genugsam belohnt werden. Seit dem standhaften Prinzen [2]) pausirt unser Theater einigermaßen, wie es nach solchen Anstrengungen immer zu gehen pflegt. Die Rollen Deines Saul werden ausgeschrieben und wegen des dritten Akts ist mit dem Kapellmeister Abrede genommen. Er wird die lyrischen Stellen, indem sie Wolff recitirt, hinter der Coulisse mit dem Pianoforte begleiten; dieß scheint uns in jedem Sinne das Beste.

Die Kaazischen Zeichnungen sollen diese Woche an unsre liebe Prinzeß abgehen. Du bist ja wohl so freundlich, sie anzumelden.

Die musikalischen Unterhaltungen wachsen täglich bei uns. Auf dem Theater haben wir die vier Jahreszeiten von Haydn als Oratorium gehört [3]). Es sind sehr schöne Details darin, wenn nur das Ganze des Textes nicht so unendlich absurd wäre. Ich schicke Dir diesen Gräuel, damit Du den Componisten bedauerst, der auf ein solches Segeltuch seine Stickerei hat anwenden müssen [4]).

Eine sehr angenehme Erscheinung ist mir von Petersburg geworden. Ein junger Mann, Namens Uwaroff, Kaiserlicher Cammerjunker und Schwiegersohn des Grafen Rasumowsky, des Ministers der Studien, hat mir ein an seinen Schwiegervater dedicirtes Memoire übersendet, welches Vorschläge zu einer asiatischen Societät enthält, welche Sprachen und Literatur sämmtlicher alten und neuen orientalischen Völker zu unsrer Kenntniß fördern soll. Es ist mit sehr großer Sachkenntniß geschrieben und zeigt von schönen An-

1) S. Knebel's Literarischer Nachlaß, I, 47, das Gedicht „An Goethe".

2) zum ersten mal aufgeführt den 30. Januar 1811.

3) Den 23. Februar.

4) Vergl. Zelter's Briefwechsel, II, Nr. 179, S. 19.

ſichten und Einſichten. Unſer kleiner Klaproth, deſſen Du Dich wohl noch erinnerſt, kommt dabei wegen ſeiner chineſiſchen Kenntniſſe zu Ehren. Der Verfaſſer iſt erſt 25 Jahr alt und ſcheint bei ſeinem lebhaften Streben und ſeinen günſtigen äußern Verhältniſſen wohl erwarten zu können, daß man ihn an die Spitze einer ſolchen Anſtalt ſetze, und da ſich in Wien, ja überall in Deutſchland eine gleiche Neigung regt, ſo kann uns auf dieſem Wege wohl doppelt erſetzt werden, was wir von Seiten der Engländer her entbehren müſſen.

Daß die von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin von Oeſterreich mir zugedachte Doſe angekommen[1]), darf ich nicht vergeſſen Dir zu melden. Sie iſt ſo reich als hübſch[2]) und macht mir viel Vergnügen. Habe ich ſchon des Verſuchs über die Regierung der Oſtgothen von Sartorius erwähnt? Er iſt Dir gewiß ſchon in die Hände gekommen und verdient geleſen und ſtudirt zu werden. Die Anſichten ſind groß und rein, ſo wie die Behandlung und der Styl muſterhaft. Die Beweisſtellen ſind am Ende des Buchs in Noten zuſammengebracht, wodurch denn das Ganze ſo gründlich wird, als die Schrift ſelbſt lesbar iſt. Nun will ich aber ſchließen, weil die Boten mich drängen, und in Hoffnung Dich bald wieder zu ſehen, das Beſte wünſchen.

Schreibe mir doch wie es Deinem Knaben ergeht. Wegen dem Dictionnaire historique nächſtens. G.

361. An Goethe.

Jena den 1. März 1811.

Dein gutiges Andenken, lieber und verehrter Freund, hat mich gar ſehr erfreut. Man mag ſo ungern von ſeinen

1) Den 18. Februar.
2) S. Zelter's Briefwechſel, I, 433.

Freunden vergeſſen ſeyn und ſo gern auch wieder von ihrem Wohlſeyn unterrichtet. Auch nehme ich großen Antheil daran, daß Dir Dein Genius ſo hold iſt, und freue mich im voraus ſeiner Geſchenke.

Daß der Saul noch aufgeführt werden ſolle, habe ich mir kaum mehr erwartet, da ich ſeitdem den ſtandhaften Prinzen — den ich ſo unglücklich war, nicht zu ſehen — wieder durchgeleſen habe. Gegen den Glanz und die Schönheit dieſes kann es wohl Saul keineswegs auf dem Theater aufnehmen. Laß Dir aber die Mühe, die Du Dir damit giebſt, nicht verdrießen und danke auch im Voraus den guten Wolffs. Wir wünſchten gerne dieſe auch einmal hier bei uns zu ſehen, und bitten Dich, daß Du ſie uns einmal herüberſchicken oder ſelbſt herüber bringen mögeſt.

Für die überſchickten Jahreszeiten [1]) muß ich danken. Der Autor behandelt darin die Natur wie ein ſchlechter Arzt ſeinen Patienten und hält alle Pulſe auf. Ich kann mir nicht denken, daß ſelbſt die herrlichſte Muſik in ſolcher Ausführlichkeit wirken könne.

Was Du mir wegen neuerer Beſtrebungen um die Aſiatiſche Literatur ſchreibſt, iſt ſehr intereſſant. Das Feld iſt freilich groß und ſehr verſchieden, und nur von den Indiern etwas zu hoffen; denn der mahomedaniſche Glaube vernichtet faſt alles, was Kunſt heißt.

Ich habe mich einige Zeit her mit meinem Herrn Niebuhr viel in Arabien herumgetrieben, von Kunſt aber wenig bei ihm gefunden.

Wunderſame Menſchen ſind da und der Heiligen viel. Jeder ſolcher Heilige, welches meiſt Gelehrte aller Art, Dichter und dergleichen ſind, hat eine eigene Moskee zu ſeinem Begräbniſſe. Darunter ſind ſehr prächtige, dahin wahlfar-

1) von Haydn.

Denn die Menſchen ſie ſind gut,
Würden beſſer bleiben,
Sollte nicht, wie's einer thut,
Auch der andre treiben.
Auf dem Weg da iſt's ein Wort,
Niemand wird's verdammen:
Wollen wir an Einen Ort,
Nun, wir gehn zuſammen.

Vieles wird ſich da und hie
Uns entgegen ſtellen.
In der Liebe mag man nie
Helfer und Geſellen;
Geld und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende;
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweit am Ende.

Hat doch über ſolches Zeug
Hafis auch geſprochen,
Ueber manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen,
Und ich ſeh' nicht was es frommt
Aus der Welt zu laufen,
Magſt du, wenn's zum Schlimmſten kommt,
Aus einmal dich raufen.

Als wenn das auf Namen ruhte,
Was ſich ſchweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das ſchöne Gute
Wie es ſich aus Gott geſtaltet.

then ſie nun; auch hat der dabei liegende Ort den Namen von dieſer Moskee. Ich finde dieſen Gebrauch geiſtiger und erhabener als die bloßen Monumente. Der Dichter Hafiz und andere haben herrliche Moskeen, worunter Eine ſo angelegt iſt, daß in der Mitte derſelben eine ſtarke Quelle hervorbricht, um welche marmorne Sitze angebracht ſind, die dem durſtigen und müden Wanderer in jenen dürren Gegenden ungemeine Erquickung verſchaffen. Der Quell iſt nachher unter der Erde fortgeleitet und wäſſert und benetzt die ſchönſten Blumengärten, die in jener Gegend befindlich. Ich kann mir kein gefälligeres Bild der Lebendringenden Poeſie denken.

Die Meinigen empfehlen ſich nebſt mir Dir und den lieben Deinigen aufs beſte. Zu der ſchönen Doſe der trefflichen Kaiſerin gratuliren wir von Herzen und wünſchen ſie zu ſehen. Lebe wohl. K.

Von meiner Schweſter und der lieben Prinzeſſin erhalte ich immer die beſten Empfehlungen an Dich.

362. An Goethe.

Göttingen den 24. März [1]).

Hr. Profeſſor Reißig in Caſſel, der nunmehr in Petersburg als Profeſſor der Aſtronomie angeſtellt iſt, hat ein hautrelief vom Monde aus Gips verfertiget, und der hieſigen Societät der Wiſſenſchaften zum Geſchenk überſandt.

Bereits Tobias Maier hat zu Nürnberg im Jahre 1754 die Idee dazu gegeben, wovon aber die Ausführung wegen nachheriger Kriegsumſtände unterblieb.

1) Mit Bleiſtift beigeſetzt: 1811.

Dieſes Hautrelief ſtellt eine Halbkugel von 2 Pariſer Fuß im Durchmeſſer dar, und gewährt beſonders bei Lampenbeleuchtung auf dunklem Hintergrunde eine angenehme Täuſchung, wenn man die einzelnen Theile der Mondoberfläche in dem gehörigen Abſtande durch einen kleinen Tubus betrachtet. Vermittelſt einer Bewegung, die man der Beleuchtung am unteren beweglichen Arme des Stativs ertheilen kann, iſt das ab und zunehmende Licht der Mondſcheibe, ſo wie die allmähliche Beleuchtung und Verdunklung der Mondsgebirge und Thäler ſehr gut zu verſinnlichen.

Der Prof. Reißig hat bei ſeiner Arbeit auch die Schröterſchen Zeichnungen mit zu Hülfe genommen, und bei der Beſtimmung der Mondsgebirge, der Kraterförmigen Vertiefungen und dergl. die Höhe einer franzöſiſchen Meile durch 1 Pariſer Linie ausgedrückt, wodurch denn die vorzüglichſten Ungleichheiten der Mondoberfläche ſich mit einem Blick überſehen laſſen. (Ohne Unterſchrift.)

363. An Knebel.

Weimar den 3. April 1811

Nur mit wenigen Worten vermelde, daß künftigen Sonnabend[1]) die Vorſtellung von Saul ſeyn wird. Du biſt mit den lieben Deinigen und ſonſtigen Freunden zu Mittag eingeladen. Kein Nachtquartier kann ich Dir anbieten, da mein Haus voll iſt.

Hierbei liegen Gerningiana. Dieſer gute Freund bleibt ſich doch immer gleich. Aus dem literariſchen Pfuſchen wird er wohl nie herauskommen. Lebe recht wohl. Ich hoffe Dich froh und geſund zu ſehen. G.

1) den 6. April.

364. An Goethe.

Jena den 12. April 1811

In der Hofnung Dir vielleicht etwas Neues melden zu konnen, verſchob ich es bisher Dir meinen nochmaligen Dank fur die kürzlich mir und den Meinigen erzeigte viele Güte und Liebe zu ſagen. Hier bleibt es indeß immer beim Alten, wenn nicht die Elemente ſich bemühen, etwas neues gedeihliches hervorzubringen.

Indeß iſt mir doch eine Erſcheinung gekommen, die mehr etwas Seltſames, Vortreffliches anzeigt, als es ſchon giebt und dieſes iſt der Katalogus von des verſtorbenen Beireis Wunderſachen [1]). Ohne Zweifel wirſt Du ihn ſchon erhalten haben. Ich kann kaum hineinſehen ohne meine Seele zu kränken, daß ich nicht ſo manches davon beſitze. Das ſind Sachen, die allen Glanz der geprägten Reichthümer weit übertreffen — wenn man ſolche nur nicht nöthig hätte, ſie zu erhalten. Ich bitte Dich auf Mittel zu denken, wie wir wenigſtens eines guten Theiles derſelben habhaft werden können. Was ich noch von Münze habe will ich gern zuſammen ſuchen, um mitbeizutragen.

Habe doch die Güte mir gelegentlich das Manuſkript von meinem Saul wieder zuſchicken zu laſſen. Ich habe ſeitdem die Athalie von Racine geleſen, um doch einen Vergleich anzuſtellen. Aber wie weit iſt Alfieri über Racine erhaben, in jedem Betrachte. Welche ſeichte Materie hat dieſer, welche Ceremonienſprache! was von tieferer Forſchung darin iſt, iſt meiſt alles aus den Alten. Nach dieſem Stücke zu urtheilen thut man Alfieri großes Unrecht, ihn mit den Franzoſen zu vergleichen. Man ſieht vielmehr daß er gegen ſie geſtrebt hat. —

1) S. Goethe's Werke, XXXI, 215 fg.

Einer neuen Erscheinung allhier hätte ich doch beinahe vergessen, und diese ist der zweite oder dritte Theil von Okens großem Natursystem. Schon der Titel davon ist merkwürdig, noch merkwürdiger die Vorrede, worin er sich beklagt, daß man ihm für seine Erfindungen nicht genug dankte noch lobte. Diese ist etwas weitläuftig. Man erfährt unter andern darin, aus dem Briefe eines Freundes, daß das Ewige noch unendlich erhaben über das Unendliche sei. Wenn das Unendliche = ∽ einem Circumflex ist, so sei das Ewige = ∽∽ (NB. es will mir das Ewige in der Zeichnung nicht recht gelingen; es sieht aber akkurat dem Schwanz eines gewissen unreinen Thieres gleich). Sind das nicht tiefe Erforschungen! —

Doch ich will Dich mit dergleichen Kostbarkeiten nicht länger unterhalten und bitte nur noch, mich nebst den Meinigen Dir bestens empfohlen seyn zu lassen. K.

---

363. An Goethe (nach Carlsbad).

Jena den 24. Mai 1811.

Lieber und höchstverehrter Freund,

Daß ich meinen Brief nicht blos, wie die Zeitungen, mit Unglücksfällen anfülle, so sage ich Dir vor allem meinen herzlichsten Dank für das schöne Geschenk, das Du mir und der Welt durch Ph. Hackerts Leben gemacht hast.

Es ist so zierlich zusammengestellt, daß man alles darin findet, was nur eine angenehme und unterhaltende Lektüre gewähren kann; und man könnte das Ganze zugleich einen wahren Kunst-, Menschen- und Fürstenspiegel nennen.

Da es in allen Theilen der Welt gefallen wird, so hätte der Verleger wohl nicht Unrecht gehabt, zugleich eine fran-

zösische Ueberſetzung von dieſem Werke zu veranſtalten, die ihm nicht wenig würde eingetragen haben.

Uebrigens erfreuen wir uns des ſchönſten Wetters, das nur ehmals dieſe nordiſche Welt von 50° aufgeklärt und erheitert hat. Damit aber unſer Glück das Maaß nicht zu ſehr überſchreite, ſo hat die Natur ihm hiedurch eine Grenze geſetzt, daß es auch ein ſehr Inſektenreiches Jahr iſt, und vorzüglich die unglückſelige Spannraupe den größten Theil unſrer Obſtbäume zu Beſen macht. Dann auch drohen ſchwere Ungewitter am Himmel, die zwar bisher noch vor uns vorbeigezogen ſind, aber in der Gegend von Weimar, nach Magdel zu, großes Unheil angerichtet haben.

Was nun unſere akademiſchen Luſtgärten betrifft, ſo iſt davon auch nicht viel Ergötzliches zu ſagen. Man weiß nicht recht welchem Uebel man dieſes zuſchreiben ſoll. Unſre jungen Leute ſind ſo reell, daß ſie nichts als Brodſtudien treiben wollen, in ihren übrigen Beſchäftigungen aber ſind ſie weit weniger für den Geſchmack, in dem Sinne nemlich, wie ihn der gute Hackert genommen hat, beſorgt. Von unſern naturhiſtoriſchen, mathematiſchen, philoſophiſchen und belletriſtiſchen Kollegien kommt faſt keines zu Stande, aus Mangel der Zuhörer: ſelbſt der große Eichſtädt kann die Zuhörer nicht zuſammenbringen, welche ihm die runde Zahl ſeiner Thaler, als den beſtimmten Preis ſeiner Vorleſungen, voll machen könnten.

Unſer guter Voigt hat zu ſeiner Naturgeſchichte keine Liebhaber gefunden und zur Botanik hat er, nebſt meinem Karl, etwa noch 4. oder 5. — wovon NB. 1/2tel gratis horen. Demungeachtet lieſt er brav fort und giebt ſich mit den Wenigen um ſo mehr Mühe. Auch der wackere Münchow thut das, der, außer meinem Karl, noch ein paar haben mag. So ſteht es nun mit den Wiſſenſchaften hier. Ich lobe mir die ſchöne begrenzte und unbegrenzte Na-

tur, die ich nun in diesem Winkel der Erde vorzüglich genieſſe.

Du wirſt Dich in Deinen geiſtigen Fluten auf doppelte Weiſe ergötzen und uns heilende Wirkungen von da zurückbringen. Segen und Glück über Dich und das Deinige!

Grüſſe den guten Riemer auf das freundlichſte von mir.

Lebe wohl, Beſter! die Meinigen empfehlen ſich Dir aufs angelegentlichſte. S.

366. An Goethe.

Jena den 30. Jul. 1811.

Der Prediger Salomo, der ein weiſer Mann war und den ich jetzt fleißig ſtudire — ſagt, daß die guten und die böſen Tage im beſtändigen Wechſel aufeinander folgten. Nun habe ich mich zwar über die letztern eben nicht zu beklagen; aber unter die guten kann ich es gewiß rechnen, wenn Du hier und in unſrer Nähe biſt, und ich die Hoffnung habe, Dich auch zur unerwarteten Stunde zu ſehen und zu ſprechen. Habe alſo Dank für die, die Du uns kürzlich verliehen und laß uns zuſehen, wie wir die andern nicht ſo gar übel zubringen mögen.

Zwar hat Phöbus anjetzt die brennenden Gluthen gemildert,
Linder hauchet der Weſt durch die bewegete Flur;
Aber wir warten umſonſt im grünenden Garten der Freude,
Deren Thau des Geſprächs uns noch am Abend erquickt.

Der alte Voß iſt von uns gewichen, und wird, wie er ſagt, ſeinen Rückweg nach Heidelberg über Rudolſtadt, Gotha und Meiningen nehmen. Ich ſollte glauben, daß er wirklich noch einige Abſichten habe, ſich in hieſigen Gegenden zu etabliren, da er ſich in Heidelberg nicht ſonderlich mehr zu gefallen ſcheint. Uebrigens liegt ein wirkliches Deficit in

ſeiner Natur, das blos mit Hexametern ausgeſtopft zu ſeyn ſcheint. Vom Menſchen kann er ſich gar wenig Begriff machen. Walch reiſt Freitags wieder zurück nach Berlin. Er nimmt einen Theil meines Lukrez mit ſich, den ich für ihn habe abſchreiben laſſen. Ich bin verlangend, was der alte Wolf für ein Urtheil fällen wird [1]).

367. An Goethe.

Jena den 2. Auguſt 1811.

Da ich ſo gern die Gelegenheit ergreife Dir, mein Theuerſter, wenigſtens einen guten Morgen ſagen zu können, ſo melde ich Dir anjetzt, daß ich Briefe von Mecklenburg erhalten habe, in welchen Du freundlich erſucht wirſt, die Fauſtiniſchen Zeichnungen [2]) an die Prinzeß abgehen zu laſſen. — —

Es ſcheint, daß ſie in dortigen Gegenden Ausſicht haben, von dem franzöſiſchen Hofe die Erlaubniß zur Getraide-Ausfuhr zu erhalten, wodurch ſie ihre Kaſſen, die ſich bisher in den kläglichſten Umſtänden befanden, wieder etwas zu füllen hoffen.

Sonſt ſoll ich Dir noch recht viel Empfehlungen von der lieben Prinzeß und von meiner Schweſter machen, die immer mit dankbarer Achtung und Freude Dein gedenken.

Hier ſtehen die Sachen wie immer und beim Alten. Die Früchte reifen am noch nicht ſehr gemilderten Sonnenſtrahl; doch gehen wir dem Herbſt mit ſtarken Schritten entgegen. Du wirſt auch der Herbſtfreuden in Deinem

1) Dieſem Briefe ſind wörtliche Auszüge aus dem Journal des Modes: Anekdoten und Bonmots der berühmten Schauſpielerin Sophie Arnould beigefügt.

2) von Rauwerk in Ratzeburg. S. Goethe's Werke, XXXII, 67.

schönen Gärtchen, das Dir Deine liebe Frau so artig zubereitet hat, mit Lust genießen. K.

N. S. Es dürfte vielleicht gut seyn, wenn Du einige Notiz der Zeichnungen beifügen möchtest, damit ihr Sinn desto leichter gefaßt wird.

Habe doch die Güte dem Hrn. Riemer zu vermelden, daß ich eben zu meinem und aller Un-Vossischen Hexametristen Troste, von dem abreisenden Prof. Walch erfahren habe, daß die Griechen ebenfalls von dergleichen Versen gehabt haben, die weder mit einem Spondeus noch Daktylus angefangen und daß man einen solchen versus ἀκέφαλος nannte, von denen man im Homer schon über 300 zählt. Je mehr unsre grammatischen Herschels diese Sternengebäude beobachten werden, desto mehr haben wir zu hoffen, daß sie darin nicht Menschen, aber doch Verse unserer Art antreffen dürften, und unsre Sprache nicht nach eingebildeten Vollkommenheiten zu denaturalisiren brauchen.

368. An Goethe.

Jena den 17. August 1811.

Deinen Prolog [1]) habe ich durch Hrn. Riemer erhalten und danke Dir gar sehr dafür. Er ist im Sophokleischen Styl geschrieben und hat mir bei der Durchlesung noch mehr gefallen, als selbst bei Deinem Vortrag. Die Exemplare werden bald vertheilt seyn, denn ich habe nach Drakendorf auch eins abgeben müssen.

Schlegels Vorlesungen über die neuere Geschichte habe ich nun auch beinahe bis zum Ende gelesen, bin aber als Geschichte davon nicht durchaus erbauet. Man sieht gar

1) für Halle. S. Goethe's sämmtliche Werke, XI, 369.

zu ſehr, wen und welche Partei er dadurch in ein glänzendes Licht hat ſtellen wollen, und daß es ihm nur nebenbei um Wahrheit zu thun war. Solch ein Geſchichtſchreiber iſt nicht reſpektabel, wenn er auch den glänzendſten Vortrag hätte. Er hätte ein Exempel an For' Geſchichte nehmen ſollen, der mit ſolchem Licht und ſo gewiſſenhafter Treue die Thaten abgewogen hat. Schiller ſagte mir einmal: „aus allem was ſie ſchreiben, ſehe ich immer den Schlegel hervor;" und das iſt wohl wahr, ſie können nicht ohne Parteilichkeit bleiben und vergeſſen ihre Perſon niemals.

Wann es mir weniger Ungelegenheit verurſachte, ſo hätte ich die große Muſik in Erfurt [1]) gerne mit angehört. Gries war von der letzten in Frankenhauſen ſo entzückt, daß er ſagte: er möchte um keinen Preis ſie nicht gehört haben. Auch diesmal geht er dahin.

Geſtern hatten wir unſern Erbprinzen hier. Dies verſchaffte mir Gelegenheit, einige neu angekommene Mineralien im Kabinet zu beſehen, worunter ein Kryſtall von grünlichgelbem Bleierz, eine ſechsſeitige Säule ungefähr einen halben Zoll in der Höhe, von außerordentlicher Schönheit. Ich glaube es iſt aus Böhmen, und iſt daſſelbe arſenikaliſche Bleierz, welches nach Widenmann, zu Rosiers in Auvergne gefunden wird.

Sonſt wird es ſchon etwas herbſtlich bei uns, doch lieben wir den Herbſt und an Früchten iſt eben auch kein Mangel.

Voigt hat ſeine Analyſe der Frucht und des Samenkornes nach Richard, nun auch nächſtens zu Ende gebracht und wird bald damit erſcheinen. Von andern weiß ich nicht viel und halte mich meiſt nur zu dem Alten. Unſer guter Griesbach hat aufgehört zu leſen, und ob er ſich gleich

1) den 15. Auguſt in der Barfüßerkirche.

immer vornimmt wieder anzufangen, so wird ich sein auflösender Husten es nicht gestatten. Der Verlust, den die Universität durch diesen trefflichen Lehrer erhalten würde, wird doch schon allgemein voraus gespürt. K.

369. An Knebel.

Weimar den 24. Aug. 1811.

Du sollst, mein lieber Freund, auch wieder einmal etwas von mir vernehmen, ob ich gleich dießmal nicht viel zu sagen habe. Wir sind in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Unsere Hoheit läßt sich nicht mehr öffentlich sehen, war aber das letztemal als ich sie sprach, ganz heiter und so ist sie es auch noch, wie ich höre.

An die Prinzeß sind die Zeichnungen zum Faust abgegangen. Ich wünsche daß sie Beifall erhalten mögen.

Daß die Schlegelschen Vorlesungen Dir nicht behagt, thut mir leid. In unsern Zeiten sollte man immer dieses oder jenes nachsehen. Alles Partheiliche fällt mir wenig auf. Hat man es einmal zugegeben und ist das Werk sonst gut geschrieben, so kann man wohl Vergnügen und Nutzen daraus ziehen.

Mir ist ein wunderbares Heft [1]) in die Hände gekommen, was Du vielleicht auch schon gesehen hast. Es sind Briefe, die Prinz Eugen an gleichzeitige Kriegs- und Staatsmänner geschrieben haben soll. Der Herausgeber, von Sartori, Bibliothekar zu Wien, will die Originale besitzen, die

1) Das erste einer „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen" (Tübingen 1811—21), in nach und nach erschienenen acht Abtheilungen. Der Herausgeber starb schon 1812.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haſſ' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Willſt ſie aber näher kennen?
Sieh' auf's Rechte, ſieh auf's Schlechte;
Was ſie ganz fürtrefflich nennen
Iſt wahrſcheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen
Muß man aus dem Grunde leben,
Und ſaalbadriſch auszuſchweifen
Dünket mich ein ſeicht Beſtreben.

Wohl, Herr Knitterer, er kann ſich
Mit Zerſplitterer vereinen,
Und Verwitterer alsdann ſich
Allenfalls der beſte ſcheinen!

Daß nur immer in Ernennung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerſtreuung
Jeden in ſich ſelbſt zerſtöre.

Dieß der Landsmann wünſcht und liebet,
Mag er Deutſch mag Teutſch ſich ſchreiben,
Und das Lied nur heimlich piepet
Alſo war es und wird bleiben.

franzöſiſch ſeyn ſollen. Allein dieſe Briefe ſcheinen mir problematiſch. Sie ſind mit Geiſt, Freiheit und Einſicht geſchrieben; aber hie und da klingen ſie doch etwas zu modern. Die Thätigkeit und Ungerechtigkeit der Franzoſen wird gar zu ſtark mit der Wohldenkendheit und Langſamkeit des Wiener Hofes in Gegenſatz gebracht, ſo daß es ausſieht, man habe ſich dieſer Maske bedienen wollen, um etwas öffentlich zu ſagen, wozu ſich kein Gleichzeitiger leicht bekennen dürfte. Unſere Herrn Kritiker werden das bald ausmachen [1]).

Ein recht intereſſantes Buch iſt mir auch zugekommen: Johannes Spix von München, Geſchichte und Beurtheilung aller Syſteme in der Zoologie. Es iſt mit viel Kenntniß ſehr gut und klar geſchrieben. Dieſe Dinge berühren Dich zwar nicht eigentlich; aber wenn Dir das Büchlein begegnet, ſo ſiehſt Du wohl die Einleitung an und die erſten griechiſchen und römiſchen Zeiten.

Unſer Vogelſchießen iſt ſehr lebhaft und man kann dort die ſämmtlichen Stände von Weimar in einem mäßigen Bezirk, Tags und Abends beiſammen finden. Ich habe mich einige Male, obwohl nur auf kurze Zeit, draußen umgeſehen.

Was mich jetzt vorzüglich beſchäftigt, iſt mit Meyern die Hefte ſeiner Kunſtgeſchichte durchzugehen, welche ſchon jetzt vortrefflich genannt werden können. Betrachtet man ſie aber als Grundlage eines ausführlichen Werkes, ſo geben ſie die größten Hoffnungen.

1) Wie richtig Goethe divinirte, zeigt die Halliſche allgemeine Literaturzeitung von 1812, Nr. 189. Nach dem Urtheil des Recenſenten (von Engel, Verf. der Geſchichte des Ungariſchen Reiches) „hat Sartori ſich von Eitelkeit und miniſteriellem Selbſtbewußtſein ſo weit verblenden laſſen, um Sartoriana mit Eugeniana zu vermiſchen, und ſich ſo an dem Nachlaſſe eines großen Mannes gräulich verſündigt". (R.)

Meine biographiſchen Späße gehen auch ihren Gang und werden gegen Michael aufwarten.

Von einem merkwürdigen Manne [1]) lege ich einige unerfreuliche Hefte [2]) bey. Es giebt doch recht wunderliche Menſchen! Lebe recht wohl und grüße die Deinigen zum allerſchönſten. G.

370. An Goethe.

Jena den 20. September 1811.

Es iſt wohl Zeit, daß ich mich bei Dir, verehrteſter Freund, auch wieder einmal melde, um mein Andenken bei Dir nicht welken zu laſſen. So ungewöhnlich ſchön die Zeit bisher bei uns war, ſo konnte ich doch nicht immer mich ſo ganz ihrer Heiterkeit überlaſſen. Sorgen kommen mit den wachſenden Jahren und wenig findet ſich von auſſen ihrem Zudrang Einhalt zu thun, oder gar ihn abzuhalten. Dieſe verdoppeln ſogar ſich natürlicher Weiſe noch mit dem Heranwachſen eines immergeliebten Kindes, das man, außer der Sorgfalt die man für ſeine häusliche Bildung trägt, nun, beim Hervortreten in die geſellſchaftliche Welt, Uebeln ausgeſetzt ſieht, welche Vernunft und Menſchheit verabſcheuen. So iſt das Studentenleben, das, anſtatt zu Sitten, Vernunft und den friedlichen gefälligen Muſen zu führen, ſich täglich mit dem Schläger bewaffnen lehrt, um ſich ſeines Lebens zu erwehren. — Doch ich ſchweige von dieſen Abſcheulichkeiten, und ſage Dir, daß, wenn ich ſolche vergeſſen kann — das freilich jetzt ſeltner iſt — ich noch immer heitrer Stunden genieße.

1) Martoni-Laguna.

2) Mirgolf, nach Klopſtock. Erſtes Lied, geſungen bei Reinhard's Geneſung in Dresden, im Juni 1811, mit erläuternden Anmerkungen (Dresden, gr. 4.).

Der Himmel iſt ſo unglaublich ſchön, daß er ſcheint es ſich vorgenommen zu haben, uns für alles was auf der Erde paſſiren kann allein ſchadlos zu halten. Er zieht auch wohl deshalb unſern Blick nach ihm durch den wunderlichen Kometen noch mehr an, und ſetzt unſre Sinnen in eigene Bewegung. Nur ſeufzet das Land durch Dürre und Trockenheit des Bodens.

Wielands Unfall hat mir was unſchickliches, das ich nicht gut verdauen kann. Ein ſolcher Mann ſollte ſich nie niedrigen Fuhrleuten anvertrauen. Am meiſten beklage ich ihn um das Schickſal ſeiner armen Tochter.

Des Hrn. Profeſſor Spix Zoologie, die Du mir jüngſt empfahlſt, habe ich wirklich geleſen, und mit großer Erbauung. Seine Anſicht für dieſe Wiſſenſchaft ſcheint mir trefflich und groß und zugleich höchſt belehrend. Auch unſer guter Voigt hat ſich daran erfreut. Dieſer iſt nun nach Göttingen abgereiſt, und wird ſich wahrſcheinlich wieder neuen Vorrath ſammeln.

Nun bin ich aber ſehr begierig Dich ſelbſt und Dein Leben von Dir unter Augen zu faſſen. Schicke mir, wenn Du magſt, nur etwa ſolche Aushängebogen davon. Es wird genug für mich darin ſeyn, um mir mein eigenes Leben daraus zu erfriſchen. K.

371. An Goethe.

Jena den 15. December 1811.

Ich habe Dir, liebſter und verehrteſter Freund, ſchon vor mehreren Tagen ſchreiben wollen, um Dir beſonders noch für Deinen letzten höchſterfreulichen Beſuch [1]) zu danken — aber manche kleine Hinderniſſe traten ein, dazu weicht

1) Vom 30. October bis 7. November.

das Sonnenlicht ſo ſchnell vom Tage, und bei Nacht ſchreibe ich nicht gern.

Fürs erſte alſo ſchicke ich das Buch von Jacobi[1]) mit vielem Dank zurück. Es iſt viel Scharfſinniges darin, ob uns gleich das Buch im Ganzen nicht viel Neues lehrt. Der Verfaſſer erbaut ſeinen Tempel, wie mehrere von oben herunter, und dabei fehlt es ihm an tieferem Eindringen in die innere Natur. Einen gewiſſen Biſamgeruch, der ſeinen Schriften eigen iſt, muß man ihm ſchon verzeihen.

Nun muß ich ſogleich mit einer Anfrage und Bitte an Dich gelangen. Da ich nemlich über die allenfallſige Herausgabe meines Lukrez bisher noch keine Zeile von Berlin erhalten habe, ob ich gleich den mir ſonſt freundſchaftlichen und gefälligen Profeſſor Walch ſchon vor geraumer Zeit noch beſonders ſchriftlich angegangen habe, ſo muß ich argwohnen, daß irgend eine eigne Laune, vermuthlich von dem Geh. R. Wolf, die Schuld davon ſey. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo habe ich mich entſchloſſen, damit meine Arbeit doch nicht durch irgend einen ſchleunigen Zufall vielleicht gänzlich untergehen möge, ſolche in einer ſaubern Abſchrift in die Herzogl. Bibliothek zu Weimar zu ſtiften. — —

Die Proben, die uns Hr. Voß von ſeiner neuſten Ueberſetzung des Proverz im Heidelberger Muſen-Almanach gegeben hat, bezeugen zwar, daß er dieſem Geſchäfte beſondern Fleiß zugewendet und vieles glücklich erreicht hat; aber ich glaube nicht, daß für diejenigen welche Sinn für den Geiſt des Dichters haben, meine Arbeit dadurch überflüſſig geworden ſey. Ich bin vielmehr überzeugt, daß die gefühlloſe mechaniſche Arbeit dieſen Geiſt beinahe gänzlich verſchwinden macht.

---

1) „Von den göttlichen Dingen.“ Vergl. Goethe's Urtheil in ſeinen Werken, XXXII, 72 fg.

Sonſt iſt noch in demſelben Almanach ein Gedicht, „die Verwandlungen“, eine Viſion von Neuſer, das mir, zumal bei dem übrigen armen Inhalt des Bändchens, ganz beſonders aufgefallen iſt. Nun muß ich Dir noch erzählen was unſerm armen Werner in Rom ominöſes begegnet iſt. Dieſer ſchickte nemlich ſeine in Rom verfertigte Büſte an unſere Prinzeſſin in Meklenburg. Die Götter wollten aber nicht haben, daß es da anlangen ſollte. Sie ſchickten alſo die franzöſiſchen Douaniers darüber, und das Bildniß Werners kam in unkenntlichen zerbröckelten Stücken an, wobei es noch viel Zank und Hader gab. „Das iſts, den fremden Göttern zu vertraun!“ K.

372. An Knebel.

Weimar den 28. December 1811.

Meine Frauenzimmer ſind von Jena ſehr vergnügt zurückgekommen. Sie rühmen Deine Hospitalität und guten Humor wie immer. Gegenwärtig beſchäftigt die nächſte Ausſicht auf die Schlittenbahn die Gemüther unſerer jungen Leute und wahrſcheinlich auch eurer Jenaiſchen.

Ich bin mit theatraliſchen Arbeiten und Sorgen beſchäftigt. Die drei Geburtstäge, die zu Ende Januars und Anfang Februars ſo ſchnell aufeinander folgen, machen uns viel zu ſchaffen; indeſſen iſt Romeo und Julie ſo gut als fertig und ich hoffe davon gute Wirkung, die Du an Dir ſelbſt zu erfahren, den 30. Januar nicht verſäumen mußt.

Unſer alter Freund Trebra hat mir ein kleines Lineal geſchickt aus der Zittauer Braunkohle geſchnitten. Ein Tiſchermeiſter ſelbſt möchte nicht leicht rathen, was es für Holz iſt.

Sodann habe ich einen getrockneten Fiſch erhalten, von

welchem Dir Bergrath Voigt erzählen mag. Er hält ihn für einen Stör, hat ihn aber noch nicht näher bestimmen können.

Meine Sammlung von Handschriften vermehrt sich jetzt fast täglich. Ich lege ein Blättchen des Verzeichnisses bey, das Du ja wohl gelegentlich einmal nach Nürnberg oder sonst wohin sendest, es wird irgend ein Freund dadurch wohl angeregt.

Werners Büste ist hier glücklicher als in Mecklenburg angekommen. Sie ist sehr gut und schön gearbeitet und nimmt sich recht gut aus. Im Ganzen ist viel Uebereinstimmung; das Scheinheilige aber darin ist nicht zu verkennen.

Die Sicklersche Charte von Latium und sein Panorama von Rom sind recht interessant und brav gearbeitet. Die erstere kann man nicht entbehren; sie ist ein sehr schönes Hülfsmittel zum Studium der römischen Geschichte. Auch an diesen Arbeiten sieht man, wie nach und nach immer mehr sich Anschauen und kritische Untersuchung verbinden.

Eben so treffen auch Niebuhrs erster Band und Micali's Werk: L'Italia avanti il Dominio dei Romani gar gut zusammen und geben über jene dunklen Zeiten die erwünschtesten Aufschlüsse.

Soviel für dießmal. Ich gratulire zu dem weißen Kleide das Deine Gegend nun angezogen hat, und möchte sie wohl auch, wenn es auch nur ein Stündchen wäre, in Deiner Gesellschaft darin bewundern. G.

---

373. An Goethe.

Jena den 21. März 1812.

Ich denke in diesen trüben Tagen oft an Dich, und an die Unruhen, die Dich umgeben, und wünschte etwas zu

Deiner Erheiterung beitragen zu können — aber leider iſt die Materie dazu etwas ſelten.

Wir haben gehört, daß Du einige franzöſiſche Bekanntſchaften gemacht haſt, die nicht ohne Intereſſe ſeyn dürften — und wir hoffen, daß Du uns künftig etwas davon mittheilen werdeſt.

Gottlob, ſind wir hier von Einquartirung noch verſchont geblieben; dennoch fühle ich eure Unruhe und Beſchwerden.

Wie ich höre, haſt Du Dich von unſerm guten Riemer trennen müſſen. Das thut mir leid, für ihn und für Dich und für uns — die wir ihn jetzt ſeltner hier ſehen werden.

Sage ihm viel Gutes, und daß wir ihm Glück zu ſeinem neuen Geſchäfte wünſchen.

Ich habe unterdeſſen wieder ein paarmal der guten Luiſe Seidler zum Portrait geſeſſen, und es wird recht gut. Sie hat Erbarmen mit mir gehabt, und mich etwas älter gemalt — damit man doch manches auch an mir entſchuldigen möge.

Sonſt waren wir noch zu einem großen Doktorſchmaus bei Hofrath Starke; wobei ich mir immer die Anfangsſtellen aus Fichte's neulicher Rede zu ſeinem Protektorat in die Seele rief. Wenn Du Dich dieſer Stellen nicht mehr erinnern ſollteſt, ſo will ich Dir etwas davon herſchreiben.

„Die Univerſität iſt die ſichtbare Darſtellung der Unſterblichkeit unſers Geſchlechts, indem ſie nichts wahrhaft Seiendes erſterben läßt — und indem zum Inhalte derſelben neu Hinzutretenden die Gottheit immerfort ſich entwickelt zu einem neuen und friſchen Leben, iſt in der Univerſität alle Trennung zwiſchen dem Ueberweltlichen und Weltlichen aufgehoben und ſie iſt die ſichtbare Darſtellung der Einheit der Welt, als der Erſcheinung Gottes, und Gottes ſelbſt.

Der Zweck des Studirenden iſt, daß das Göttliche in ihm erſcheine, und ſich darſtelle von irgend einer neuen

Seite — in welcher allein ſich abbilden kann die Gottheit, der letzte und höchſte Zweck der Univerſität — ꝛc.“

Sonſt habe ich auch in dieſen Tagen Niebuhrs Römiſche Geſchichte geleſen, die mich ſehr in Verwunderung geſetzt hat, wegen ihrer ausgebreiteten Wiſſenſchaft und Kenntniß, und ihrer tiefen und mühſamen Forſchung. Das Werk muß in der Geſchichte Epoche machen. Schade, daß der Styl nicht ausgearbeitet genug iſt und die Rede oft unverſtändlich: daher wird das Buch ſchwer zu leſen.

Frau von Schiller wird Dir die artigen Schweizergedichte mittheilen, die mir einen ſehr ſtürmiſchen Tag höchſt freundlich gemacht haben.

Lebe wohl, Lieber! und nimm vorlieb mit unſrer Armuth. Wir möchten gerne mehr und beſſeres geben. K.

374. An Knebel.

Weimar den 25. März 1812.

— Der gute Riemer hat uns geſtern verlaſſen; eine ſolche Trennung muß freilich einmal geſchehen. Sie ward mir leichter, weil ich weiß, daß ſie zu ſeinem Glück gereicht. Es dient ihm die gegenwärtige Stelle nur zur Vorbereitung: denn ſobald die Curatoren der Academien und die Scholaren erfahren, daß er ſich dem Lehramte widmen mag; ſo erhält er gewiß einen Ruf über den andern und er ſieht ſich alsdenn entweder billigermaßen verbeſſert, oder ehrenvoll entlaſſen. Möge das Letzte auch um meinetwillen ferne ſeyn, doch muß man daran denken und ſich darauf vorbereiten.

Ich habe indeß meine biographiſchen Studien wieder vorgenommen, ſie dienen mir zur angenehmen Unterhaltung

und zu gründlicher Recapitulation meines Lebens und Wesens, und regen mich an zu mannigfaltiger Lectur alter und neuer Schriften, um mir meinen Gang synchroniſtiſch in dem Gange der Umgebung zu denken.

Geleſen habe ich dieſe Tage mit viel Intereſſe die Briefe der Mdme Du Defant. die Mémoires de St. Simon. und nun habe ich mich an Chateaubriand Génie du Christianisme gemacht. Das Verhältniß zu dieſen Werken iſt mir lebhafter und natürlicher geworden durch intereſſante Unterredungen mit dem Baron de St. Aignan und dem General Sebaſtiani. Es iſt ganz was anders, wenn man ſolche Werke aus dem Geſichtspunkte vorzüglicher Männer von derſelben Nation betrachtet, als wenn man ſie nach ſeinem eignen Maaßſtabe mit noch ſo vieler Billigkeit mißt.

Hier auch etwas aus Spanien. Wir legten ältere und neuere Kupferabbildungen von Granada, beſonders aber vom Alhambra dem General Sebaſtiani und ſeinen Adjutanten vor. Sie waren damit zum Theil ſehr zufrieden und verſicherten, daß das Gebäude, ja die Bäder und die Waſſerleitungen zu denſelben, noch in dem beſten Stande ſeyen, welches ſie ihrer köſtlichen und ſorgfältigen Structur, ſowohl in Abſicht auf den Zuſchnitt der Steine als der Verklammerung und Verkittung derſelben, zu danken hätten. General Sebaſtiani hat es reinigen und auf türkiſche Weiſe ausmeubliren laſſen, mit Sophas, Divans, Teppichen und dgl. Die große Fontaine und deren alabaſterne Löwen, welche die Schale tragen, wovon der Löwenhof den Namen hat, der in den Händeln der Zegri's und Abencerragen ſo oft vorkommt, iſt noch im beſten Stande u. ſ. w.

Ein Buch welches mich erſchreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, iſt von Schelling gegen Jacobi.

Nach der Art wie der Letzte ſich in den ſogenannten „göttlichen Dingen" herausgelaſſen, konnte der Erſte freilich

nicht schweigen, ob er gleich sonst zu den hartnäckigen Schweigern gehört. Wir Andern, die wir uns zur Schellingschen Seite bekennen, müssen finden, daß Jakobi übel wegkommt. Das Buch muß die Münchner Scandale, die ohnehin kaum erst ein wenig beruhigt sind, wieder aufs neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben und wollen sehen, ob wir beim literarischen Krieg etwas gewinnen, was bei dem andern der Fall nicht seyn kann. G.

375. An Knebel.

Weimar den 8. April 1812.

Auf Deinen lieben Brief will ich sogleich etwas erwiedern und wünschte wohl, daß es mündlich geschehen könnte, denn es ist mir in der letzten Zeit gar manches vorgekommen, das ich wohl mittheilen möchte.

Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem beengten und doch immerfort regem Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung, oder (wie ein neuerer Franzos sich genialisch ausdrückt) Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und seyn werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können; wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen.

Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehen, daß wir Menschen einseitig verfahren, und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet seyn

Medſchnun heißt — ich will nicht ſagen
Daß es grad' ein Toller heiße;
Doch ihr müßt mich nicht verklagen
Daß ich mich als Medſchnun preiſe.

Wenn die Bruſt, die redlich volle,
Sich entladet euch zu retten,
Ruft ihr nicht: das iſt der Tolle!
Holet Stricke, ſchaffet Ketten!

Und wenn ihr zuletzt in Feſſeln
Seht die Klügeren verſchmachten,
Sengt es euch wie Feuernesſeln,
Das vergebens zu betrachten.

Hab' ich euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen ſolltet?
Schalt ich euch, nach euren Thaten,
Wenn ihr Friede ſchließen wolltet?

Und ſo hab' ich auch den Fiſcher
Ruhig ſehen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tiſcher
Winkelmaaß nicht einzuſchärfen.

Aber ihr wollt' beſſer wiſſen
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich befliſſen,
Schon zu meinem Eigen machte.

ſoll, von unſerer Seite her in die andere Seite einzudringen, ja wo möglich ſie zu durchdringen und ſelbſt bei unſeren Antipoden wieder aufrecht auf unſere Füße geſtellt zu Tage zu kommen, der ſollte einen ſo hohen Ton nicht anſtimmen. Aber dieſer iſt leider gerade die Folge von jener Beſchränktheit.

Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, ſo ſage ich nur ſoviel: wir handeln eigentlich nur gut, in ſofern wir mit uns ſelbſt bekannt ſind; Dunkelheit über uns ſelbſt läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und ſo iſt es denn eben ſoviel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Böſen, ja, wenn er unbedingt iſt, zum Schlechten, ohne daß man gerade ſagen könnte, daß der Menſch, der ſchlecht handelt, ſchlecht ſey.

Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken: wie eben dieſer Freund, unter fortdauernden Proteſtationen von Liebe und Neigung, meine redlichſten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgeſtumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das ſo viele Jahre ertragen, denn — Gott iſt gerecht! — ſagte der Perſiſche Geſandte, und jetzo werde ich mich's freilich nicht anfechten laſſen, wenn ſein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt. Sind doch auch in dem unglücklichen Buch von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine beſten Ueberzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunſt ſich beziehenden Aufſätzen und Schriften ſeit vielen Jahren bekenne und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfaſſers an mich, und was dergleichen Dinge mehr ſind.

Uebrigens ſoll ihm Dank werden, daß er Schellingen aus ſeiner Burg hervorgenöthigt hat. Für mich iſt ſein Werk von der größten Bedeutung, weil ſich Schelling noch

nie ſo deutlich ausgeſprochen hat, und mir gerade jetzt in meinem augenblicklichen Sinnen und Treiben daran gelegen iſt, den statum controversiae zwiſchen den Natur- und Freiheitsmännern recht deutlich einzuſehen, um nach Maaßgabe dieſer Einſicht meine Thätigkeit in verſchiedenen Fächern fortzuſetzen.

„Das Uebrige in den Beilagen [1])“. G.

376. An Knebel.

Carlsbad den 14. Auguſt 1812.

Die wenigen Worte, welche ich hier, bei Gelegenheit daß meine Frau zurückgeht, vernehmen laſſe, nimmſt Du, theurer Freund, gewiß liebreich auf, und läßt Dir von meinen Frauenzimmerchen manches erzählen als Vorrede zu dem, was ich bei meiner Rückkunft mündlich zu überliefern gedenke. Eines jedoch kann ich nicht übergehen, daß ich ſo glücklich geweſen bin, den guten Staatsrath Langermann in Töplitz [2]), zwar nur eine Stunde, aber eine ſehr gehaltreiche, zu ſehen. Er iſt ſo tüchtig und thätig wie immer, ja ſeine Verdienſte kommen um ſo mehr zum Vorſchein als er in einer Zeit wirkt, an der nichts mehr zu halten und in einem Staate der nicht mehr zu retten iſt. So ſehr man ſich über ihn, ſeine Klarheit und Unermüdlichkeit freut, ſo ſehr betrübt man ſich, daß ſolche Vorzüge in dem allgemeinen Ruin mit zu Grunde gehen. Doch wenn Deutlichkeit über die irdiſchen Dinge von ſo großem Werth iſt, ſo muß ich geſtehn, daß ſeine Unterhaltung mir wahren Vortheil verſchafft hat.

1) Von Goethe eigenhändig. Die Beilagen fehlen.

2) Vergl. Goethe an Zelter, Karlsbad den 2. Sept. 1812, Briefwechſel, II.

Ich fange nun abermals ein neues Leben in Carlsbad an, wo ich hoffen kann, mich durch Ruhe ins Gleichgewicht zu ſetzen, das ich denn doch bisher mitunter verloren habe. Dazu wünſche ich mir und uns allen beſſere Witterung als uns die vergangenen Monate brachten, wodurch Geſunde gehindert und Kranke beſchädigt wurden. Ich habe einige hübſche Acquiſitionen gemacht, die Dich auch freuen werden. Ich habe allerlei Erfahrungen und Kenntniſſe mitzutheilen, und bin überzeugt, daß es bei euch an Thätigkeit auch nicht gefehlt hat. Und ſo lebe wohl! Empfiehl mich den Deinigen und allen Freunden und wandle heiter in Deinen Garten, bis ich Dich daſelbſt aufſuche. G.

377. An Goethe.

Jena den 6. Oktober 1812.

Theurer verehrter Freund.

— Für Deinen letzten lieben Beſuch ſind wir Dir gleichfalls vieles ſchuldig. Er hat mich wie immer erquickt; ob ich mir gleich nachher Vorwürfe machte, Dich am Abend noch mit meinen Diskurſen beläſtiget zu haben. Es ſind viele Dinge, die ſobald ſie vorüber ſind, man nicht mehr in Anregung bringen ſollte; aber dazu ſind wir nicht ſtark genug. Ich fürchte nur, daß dieſe politiſchen Händel, wie ſchon öfters, der häuslichen Zufriedenheit Eintrag thun mögen — und ich habe leider ſchon davon gewahr worden. Es gehen auch hier alberne Dinge vor, die leicht zum Schaden gereichen könnten.

Ich freue mich jetzt auf Deinen zweiten Theil der Lebensgeſchichte, der manche neue Anſicht der Dinge in mir rege machen wird. Ich bin des Alltäglichen ſatt — obgleich die Dinge immer Neues genug in ſich haben, das man aber nicht ſogleich herausfinden kann.

Ich lese seit ein paar Nächten Klaproths Reise nach dem Kaukasus, das in vieler Rücksicht, ein unterhaltendes und lesenswürdiges Buch ist. Den Russen schmeichelt er eben nicht, und er zeigt bei vielen Umständen, wie bei ihnen der Schein mehr ist als das Wesentliche. So sind sie prächtig, gastfrei, mehr aus Eitelkeit als aus dem Gefühle, wohl zu thun. Ihre innern Anstalten haben meist nur den äussern Schein, und nichts ist eigentlich um der Sache willen da. So sind ihre neuern Universitäten das erbärmlichste was man sich denken kann. Alles hat zwar eine gewisse große äußere Idee, aber die Ausführung entspricht dieser höchst selten. Die neue Universität Charkow z. B. nennt er einen Musensumpf, wo niemand zu dem andern kommen kann, ohne im Morast stecken zu bleiben. Gelehrt und gelernt wird eigentlich da gar nicht; denn obgleich viele angesehene und reiche Familien in der Nähe sind, so hat doch niemand ein Verlangen noch den Begriff etwas zu lernen. Die Professoren leben von ihren Pensionen, und das Höchste was etwa gelehrt wird, ist etwas Mathesis. Nun führt der Verfasser aus Schlötzern an, der gesagt haben soll, daß noch nie eine Nation durch Mathematik der Barbarei sey entrissen worden.

Was mich am meisten in diesem Buche bisher noch erfreute, ist die Religiosität der Mongolen. So viel Spielwerk auch hiebei ist, so zeigt es doch von einem wahren Bedürfniß dieser Völker hierzu. Ihr Gefühl, die wohlthätigen Einflüsse der Natur zu verbreiten, geht so weit, daß sie auch für die Thiere beten und dies bei keiner Gelegenheit unterlassen. Ihre Gebete, deren mehrere übersetzt sind, sind heilig und groß. Es herrscht eine unglaubliche Reinheit und Strenge in ihren Sitten.

— Du wirst mich bei Dir auf ein paar Tage gütig aufnehmen. Ich fühle wohl, wie viel ich verliere, Dich nicht öfters daselbst sehen zu können, so wie andre gute Personen,

denen ich herzlich zugethan bin, und ihnen viel Dank ſchuldig. Aber es iſt bei mir ſo leicht daß ſich Nebengefühle eindrängen, die mir dann die Seele etwas trüben. Drum bin ich immer am glücklichſten, wenn ich Dich hier ſehe, und Deines freien edlen Geiſtes ganz genießen kann. Dergleichen erhebt mir noch die Seele, das allzuvermiſchte Gute drückt mich mehr darnieder.

S.

378. An Goethe.

Jena den 16. Oktober 1812.

Meine Schweſter ſchreibt mir, ihre Prinzeſſin habe Dir einige von ihren Zeichnungen zugeſchickt; ſie hoffen Du werdeſt ſie erhalten haben.

Uebrigens leben ſie dort in ihrer verſtändigen Beſchränkung und haben keine Noth, als die ihnen das zulaufende, klagende, vornehme Volk macht.

Noch iſt Stillſtand in den Ferien und die Batterien zu Beſchießung der — Unwiſſenheit — werden nur einſtweilen aufgeführt; doch ſtellen ſich die Mitſtreiter noch nicht eben gar häufig ein.

Ludens Einleitung zu Herders Ideen zur Geſchichte der Menſchheit hat viel durchſchauendes. Schade nur, daß unſere jungen Männer ihre Gedanken und Schriften nicht immer zur vollen Reife können gedeihen laſſen.

Leislers, in Frankfurt, Entdeckung, daß mehrere Vögelarten, zumal die wandernden, bei ihrem Mauſern Geſtalt und Farbe verändern, auch zum Theil ihren ganzen Habitus, kann den Naturforſchern manchen Irrthum in dieſem Fache benehmen. Etwas davon bemerken wir ſchon an unſerm Kreuzſchnabel, wie an allen jungen Thieren. — So verändern auch gewiſſe Arten Moven viermal ihr Gefieder.

Nun ſchreibe ich Dir noch eine Stelle aus dem Calderon ab, die mir unſre artige zartfühlende Helmine Chezy zugeſchickt hat. M.

379. An Knebel.

Weimar den 17. Oktober 1812.

Schönen Dank für Deine liebe Zuſchrift! Die Zeichnungen unſerer lieben Prinzeß in Mecklenburg habe ich zu meiner großen Freude erhalten. Die Gegenſtände als ſolche ſind recht wohl gefaßt und ſehr zart behandelt. Mit dem zweiten Bande meiner biographiſchen Verſuche, deren Erſcheinung ſich aber noch etwas verzögern wird, werde ich noch einige Carlsbader Schatten abſenden und zugleich für das freundliche und gnädige Schreiben danken.

Hier intereſſirt uns hauptſächlich die handſchriftlich bekannte Correſpondenz des Herrn Baron von Grimm. Es bleibt immer ein höchſt bedeutendes Werk, ein reiches Dokument einer einzigen Zeit. Jedermann kann ſich daraus etwas Anderes zueignen, und doch iſt es nicht ungerecht zu ſagen: man erfährt viel dadurch, aber man lernt nichts daraus.

Ich habe mir den Spaß gemacht, alle Worte auszuziehen, wodurch Menſchen ſowohl als literariſche und ſociale Gegenſtände verkleinert, geſcholten oder gar vernichtet werden [1]), und ich denke daraus ein Dictionnaire detractif zu bilden, welches dem dictionaire des negations [2]) des

1) S. Kunſt und Alterthum, Bd. I, Heft 3, S. 56; desgleichen Sämmtliche Werke, XLV, 151 fg.

2) Eigentlich: Vocabulaire de nouveaux privatifs français, imité des langues latine, italienne, portugaise, allemande et anglaise, avec des autorités tirées des meilleurs écrivains les plus célèbres

Herrn Pougens zum Supplement dienen mag. Geiſterhebendes findet ſich wenig. Voltaire iſt im Verſchwinden, Rouſſeau im Verborgnen, Büffon macht kein eigentliches Aufſehen, d'Alembert, Helvetius und andere erſcheinen auch nur von ihrer klugen Seite. Die alten Literatoren ſterben achtzigjährig und von den Neuen ſoll nichts gelten. Die nordiſchen Heroen Catharina, Friedrich, Guſtav, der Erbprinz von Braunſchweig und andere erſcheinen als erbärmliche Tributair's des franzöſiſchen Sprach- und Schwätzübergewichts. Zwei einzige Figuren halten ſich aufrecht in dem ſocialen, politiſchen, religioſen Conflict, wo immer einer den andern zu vernichten ſucht, und die beiden ſind Diderot und Galliani [1]).

Verzeih daß ich Dir vorgreife. Du wirſt es bald ſelbſt in die Hände nehmen und da Du viele perſönlich gekannt haſt, manche angenehme Erinnerung haben.

Daß Leisler in Frankfurt die Metamorphoſe der Vögel näher ins Licht ſetzt freut mich ſehr. Das Mauſen iſt als eine Art von Häutung zu betrachten (ſiehe Kieſer über die Frantheme). Es ſind jährliche Ausbildungs- und Umbildungsepochen.

Für die Stelle vom Calderon danke ich. Sie iſt zart und hübſch. Leider werden wir Deutſche eben ſeine zarte Seite mit unſerer ſchwachen in Rapport ſetzen. Von ſeiner wahren Stärke iſt noch wenig Begriff unter uns.... Das Leben ein Traum iſt wieder fürtrefflich, und glücklich aufgeführt worden. Einſiedel hat den wundervollen Magus

---

en ces cinq langues etc. Paris, de l'imprimerie du Cercle Social, 1791.

1) Ferdinand Galliani, geboren 1728, ſtarb 1778, „deſſen franzöſiſche Geſpräche (1770) über den Getreidehandel als claſſiſch gelten" (ſ. Wachler, Handbuch der Geſchichte der Literatur, III, 152, 241).

überſetzt. Es iſt das Sujet vom Doktor Fauſt, mit einer unglaublichen Großheit behandelt.

Für diesmal nicht weiter. Sobald wir Gewißheit haben, wenn Iffland kommt, ſo melde ich's, damit Du Dich darnach einrichteſt. G.

380. An Knebel.

Weimar den 23. Oktober 1812.

Du erhältſt hierbei, mein Wertheſter, den zweiten Band meiner biographiſchen Scherze, welchem ich eine gute Aufnahme erbitte. Sonntag den 1. November hoffe ich bei Euch zu ſeyn und einige Zeit zu verweilen. Iffland kommt wahrſcheinlich erſt in der zweiten Hälfte Novembers und wir konnten alsdann zuſammen herüberfahren.

Ein herzliches Lebewohl. G.

381. An Goethe.

Jena den 27. Oktober 1812.

Von Deinem zweiten Theile habe ich ſchon vieles geleſen, ob ich ihn gleich erſt dieſen Morgen vom Buchbinder erhalten habe.

Das Heitre, Muntre darin ſpricht mich gar ſehr an, zumal da ich nun ſeit ein paar Wochen etwas hypochonder bin. Ich danke Dir für dieſe milde Gabe, und freue mich gar ſelig darauf, daß Du uns mit nachſter Woche beſuchen willſt. Wir brauchen eine überirdiſche Erſcheinung. Du wirſt auch eine ehemalige kleine Freundin finden, die, vor ihrer Verpflichtung auf ewig, noch einmal ihre zeitlichen Freunde beſuchen will.

Lebe wohl, Lieber! Wir erwarten Deine Ankunft mit Freuden. K.

382. An Knebel.

(November 1812.)

Ein paar Worte muß ich Dir, mein lieber Freund, doch auch wieder zuſchreiben. Ich befinde mich zwar ganz leidlich, thue aber doch beſſer, mich einige Zeit zu Hauſe zu halten, wo mir denn die Zeit nicht lang wird, denn ich habe mancherley zu thun.

Trebra hat mir wieder ſehr ſchöne und belehrende Stücke geſchickt und überhaupt gehts mit den Naturwiſſenſchaften recht ſchön und gut; man muß nur von dem Volke keine Notiz nehmen, das ſich den Krebsgang liebt und gern auch andre retrograd machen möchte.

Deines Carls Gedichte mit Vignetten ſind recht hübſch. Er ſoll nur ſo fortfahren. Dieſe Dinge haben völlig den Charakter der Volkslieder, ſie könnten im Wunderhorn ſtehen, ohne daß irgend jemand einen Anſtoß nähme: denn auf dieſem Wege ſind auch dieſe mehr Natur- als Kunſtprodukte entſtanden. G.

383. An Goethe.

Jena den 25. November.

Mein Guter! ich halte es für meine Schuldigkeit Dir für die an uns erwieſene Treue nochmals ſchriftlich zu danken und zugleich Dir weitern Rapport zu ertheilen.

Der Herzog war nemlich geſtern überaus freundlich und gnädig. Nach Tiſche nahm ich mir die Erlaubniß, Ihm in dem Seitenzimmer für die dem Karl erwieſene Gnade in ein paar Worten zu danken. . . .

Dir, Lieber, habe ich es allein zu danken, daß ich bei dieser Gelegenheit mich nicht heftiger geäussert habe. Ich sehe jetzt ein, daß es so besser war. So braucht man auch bei einem alten Kopf noch immer einen Freund!

Karl komponirt Lieder und Verse, wovon er Dir noch ein paar zu übersenden dreist genug ist. Es geht bei ihm freilich etwas geschwind, doch mag ich ihn nicht daran stören und freue mich doch einer edlern Gabe, die so manches Gute von Seiten des Kopfes und Herzens erwarten läßt.

Nun hoffe auch ich wieder, nach diesen häßlichen Plakereien, Geist und Gemüth etwas sammeln zu können, und hiermit empfehle ich mich Deiner fernern Freundschaft und Gewogenheit. K.

N. S. Der Herzog hat beifolgenden Titel der Voyages — par Crevecoeur etc. verlangt. Magst Du die Güte haben, ihm solchen zuzuschicken.

Den Magus wird die nächste Botin überbringen.

384. An Knebel.

Weimar den 28. November 1812.

Ich lese jetzt mit Vergnügen Döbereiners Chemie. Er ist seiner Sache mächtig und geht frisch und redlich vorwärts; welch ein Unterschied gegen die heimtückschen Druckfer. Da hat ein Hans Narr, der sonst belobte Herr Pfaff in Kiel, in Widerlegung meiner, darzuthun gesucht, daß das reine weiße Licht aus einem Doppelgrau bestehe. Der Newtonsche einfache Schmutz hat also durch diese neuste Entdeckung ein Brüderchen bekommen. Es soll mir viel Spaß werden, wenn ich die Geschichte der Farbenlehre bis auf

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke?
Nun so fördert eure Sachen!
Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen.

Wanderers Gemüthsruhe.

Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.

Wandrer! — Gegen solche Noth
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth
Laß sie drehn und stäuben.

Wer wird von der Welt verlangen
Was sie selbst vermißt und träumet,
Rückwärts oder seitwärts blickend
Stets den Tag des Tags versäumet?
Ihr Bemühn, ihr guter Wille,
Hinkt nur nach dem raschen Leben,
Und was du vor Jahren brauchtest,
Möchte sie dir heute geben.

unſere Tage fortſetzen und auch dieſe Menächmen mit reinem weißen Licht beleuchten kann. G.

385. An Goethe.

Jena den 4. December 1812.

— — Ich habe den Hrn. Pfaff über den Doppelſpath und das was er bei dieſer Gelegenheit über einiges Deiner Farbenlehre ſagt, geleſen. Ich kann über dieſe Sachen aus zu weniger Erfahrung nicht urtheilen, nur ſcheint es mir, daß dieſe Herren auch hier, wie in andern Dingen, den Sinn, das Ganze einer Sache, ſo wenig umfaſſen können. Dieſe Fachgelehrten ſind meiſt ſchrecklich dumm, wenn ſie etwas aus den gewöhnlichen Grenzen ihres Faches heraustreten ſollen.

Ich leſe ſeit etlichen Tagen die höchſtintereſſanten Correſpondenzen des Ruſſiſchen, Preußiſchen und Oeſterreichiſchen Hofes vom Jahr 1770 und 71, welche der Graf Görz herausgegeben und welche Frau v. Wedel mir zu leihen die Güte gehabt hat. Es iſt ſonderbar, daß der große Friedrich hierin, als Politiker, beinahe die beſchränkteſte Rolle zu ſpielen ſcheint und daß die große Catharina ihm an Ausſicht und Wendungen weit überlegen iſt. Es ſcheint, der König habe nur dieſen Theil der Landkarte ſtudirt, der den nächſten Bezug auf ihn und ſeine Länder hatte: das andere kümmerte ihn wenig.

Auf eine andere Materie zu kommen, ſo habe ich kürzlich unſrer Freundin, der Fr. v. Helvig in Heidelberg, meine Meinung über ihr neuſtes Taſchenbuch, von ihr aufgefordert, kund thun müſſen. Je näher ich es betrachtete, deſto mehr fielen mir die ſchon zum Theil von Dir geahndeten Unſtatthaftigkeiten und leeren Wundergeſchichten auf. Nichts iſt in

der That unreeller und unpoetiſcher als ein Wunder — das jeder Narr erdichten kann. Ich nahm mir daher die Erlaubniß, ihr das Ungereimte und Lächerliche einer ſolchen Poeſie zu zeigen, die blos auf ſolche Wunder ausgeht, von denen niemand weiß, wo ſie herkommen und wo ſie hingehen, und drückte mich in der Manier meines Lukrez drüber etwas derb aus. Ich glaube nun dadurch eine proteſtantiſche Seele von den Gräueln des Katholicismus errettet zu haben.

Man ſagt nun hier, Iffland ſei krank und komme gar nicht. Wie dem auch ſei, ſo hoffe ich doch dieſen Winter Dich noch in Weimar zu beſuchen, und Deines mir ſo erſehnlichen Umgangs daſelbſt genießen zu können. K.

386. An Goethe.

Jena den 8. December 1812.

— Dein Buch, das Du durch mich überſandt haſt, hat in Ludwigsluſt große Freude erregt; ſie haben es ganz empfunden und genoſſen und ich kann Dir die Ausdrücke nicht wiederholen, mit welchen ſie mir ihr Vergnügen darüber zu erkennen gegeben.

Eine der Freundinnen meinte ſogar, in dem Ausbruch ihres Entzückens, daß es nur Schade ſey, daß Du nicht von Ewigkeit her geſchrieben hätteſt, um ſolche Freuden zu verſchaffen. — Du mußt geſtehen, daß dieſes viel geſagt ſei — und doch geſchah es aus gutem Willen.

Ihre Urtheile ſind übrigens auch fein und richtig und Du würdeſt Dich über ſolche Leſer nicht beklagen können.

Wie uns Deine Frau ſagt, ſo biſt Du wieder etwas wohler und das freut uns ſehr. Man ſagt, in nächſter

Woche käm Iffland. Wenn nur das Wetter dann gelinder wird, denn ich fürchte die ſcharfe Kälte.

Ich will Dich vom Leſen der lieben Zeilen nicht länger zurückhalten und empfehle mich Dir und Deiner Freundſchaft.

K.

387. An Knebel.

Weimar den 14. December 1812.

Endlich iſt es denn entſchieden, daß Iffland ankommt. Sonnabend den 19. iſt die große Oper die Veſtalin; Sonntag tritt Iffland in der Clementine auf und ſpielt wahrſcheinlich gleich viermal hintereinander.

Wenn Du alſo Sonnabends zu Tiſche bei uns anlangſt, ſo kannſt Du fünf conſecutiven bedeutenden Vorſtellungen beiwohnen, welches Dir gewiß wohl thun wird.

Unſere liebe Prinzeß hat mir einen gar herrlichen Brief geſchrieben, wofür Du ihr vorläufig danken wirſt, bis ich ſelbſt meine Schuld abtrage.

Die Stücke in welchen Iffland auftritt ſind folgende: Clementine, der gutherzige Polterer, die Läſterſchule, Don Ranudo de Colibrados, der arme Poet, der Kaufmann von Venedig, Selbſtbeherrſchung, der Jude, Künſtlers Erdenwallen.

Und hiermit den Göttern und den Muſen empfohlen!

G.

388. An Goethe.

Jena den 15. December 1812.

Deine freundliche Einladung auf nächſten Sonnabend nehme ich mit Vergnügen an und hoffe, daß die Witterung bis dahin gelinder werden wird.

Um nicht ganz unthätig für Dich zu seyn, habe ich einstweilen einige Handschriften aus der Griesbachschen Verlassenschaft mit Erlaubniß der Wittwe gesammelt. Es sollen noch einige interessantere nachfolgen.

Es freut mich, daß unsre vortreffliche Prinzessin Dir was Angenehmes geschrieben hat und daß es Seelen gibt, die das Herrliche Deiner Arbeiten so fühlen können. M.

389. An Goethe.

Jena den 3. Januar 1813.

Wenn ich für die viele Güte und Liebe die ich in Deinem Hause erhalten habe, Dir bis jetzt noch nicht schriftlich wiedergedankt habe, so wirst Du mich, gütigster Freund, für diesmal entschuldigen.

Ein paar Tage nach meiner Rückkunft war ich noch wie betäubt; dann kamen schriftliche und andere Besuche, die mich vielmals störten, und zuletzt drang mich die Reisegeschichte des Herrn von Langsdorf, welche die Herzogin die Gnade hatte mir zu leihen, und die ich bald wieder zurücksenden wollte.

Den Brief von Seebeck wirst Du durch Mell Seidler erhalten haben. Er hat mir auch dabei geschrieben — und ich hätte fast Lust, Dir den Brief in toto zuzuschicken, um immer mehr daraus zu ersehen, wie die B***schen Halbbarbaren ihr wissenschaftliches Werk treiben.

In Langsdorfs Reise habe ich noch ein treffliches Gegenstück grosthuender Barbarei gefunden.

Hr. v. Resanof, den seine japanische Mission, wohin er als Gesandte geschickt wurde, gänzlich mißlungen war, wurde nun beordert, die nordwestlichen Besitzungen der Russen in Amerika, wozu die kurilischen und aleutischen Inseln gehören,

zu besichtigen, um daselbst bessere Ordnung einzuführen. Hr. v. Resanof war nicht der Mann, die Sachen besser herzustellen, er wollte aber doch seines Namens Gedächtniß auf eine merkwürdige Art stiften, und errichtete deshalb auf der größten der Aleutischen Inseln, Kodiak genannt, unter den ganz verhungerten von Fischthran sich nährenden Kaluschen (so werden die Einwohner dieser Insel genannt) und dem niederträchtigsten russischen Gesindel, eine Art von Akademie; wozu er mehrere tausend Bücher aus Rußland kommen ließ, Institute für Naturgeschichte anlegte und eine Elektrisirmaschine, die dem Kaiser von Japan zum Present sollte gemacht werden, aber dieser nicht annahm, hinverehrte.

Die Wohnungen der Insulaner in Kodiak sind meist unter der Erde, so daß man, um dahin zu kommen, auf dem Bauch hineinschlüpfen oder zum Schornstein hinuntersteigen muß. Ein Aufseher der dasigen Nordamerikanischen Handelsgesellschaft hatte ein paar Jahre zuvor ein Häuschen für sich errichtet: dieses sollte erweitert und zum Musentempel eingeweihet werden — damit, sagte Hr. v. Resanof, ein künftiger Reisender erstaunen soll, an einem so verlassenen und wüsten Winkel der Erde eine solche Einrichtung zu finden. Noch muß ich bemerken, daß er auch durch Madam Bander, die Frau des damaligen Aufsehers, eine gute Köchin und geschickte Hausfrau, ein Mädcheninstitut errichten ließ, worin die wilden Aleuterinnen zur Kochkunst und andern weiblichen Arbeiten sollten angehalten und unterrichtet werden. —

Die Reise des Hrn. Langsdorf ist in vielen Betracht interessant und wohlgeschrieben. Man findet darin zugleich den gemüthlichen Deutschen, der uns auch die nächsten Sachen, die ihn umgeben, nicht vorenthält. Am merkwürdigsten jedoch ist die Reise nach Japan und die dortige Aufnahme der Russischen Gesandtschaft, die wirklich etwas

großes enthält, wovon ich Dir vielleicht ein andersmal erzählen kann. Als der Russische Gesandte dem Japanischen Minister wollte fühlen lassen, daß es doch eine Ehre für Japan sei, mit einem so großen Staate, wie das Russische Reich, verbunden zu seyn, erwiederte ihm dieser: die Freundschaft sei anzusehen wie eine Kette, worin jeder Ring nothwendig gleich stark seyn müsse, sonst würde der größere den geringern bald zerreiben, und die Kette könne nicht lange bestehen. —

Mein Karl hat Dir ein Present, das der Gouverneur von Nagasaki dem Russischen Gesandten zum Neujahr machte [1]), abgezeichnet. Es ist von ihm etwas eilig gemacht, doch will ich es Dir der Seltsamkeit und Simplicität wegen beilegen. K.

390. An Goethe.

Jena den 11. Januar 1813.

Hier schicke ich Dir, mein Bester, wieder einen Theil meist theologischer Handschriften aus der Griesbachischen Verlassenschaft. Ich habe sie, ohne sie besonders durchzulesen, herausgenommen; Du wirst von selbst die Güte haben, wenn Briefe etwas Anstößiges enthalten sollten, solche zu cachiren. — K.

Gries Uebersetzung der spanischen Stanzen ist vortrefflich gerathen.

1) S. von Langsdorf's Reise, I, 253, Kupfertafel Nr. 20.

391. An Knebel.

Weimar den 18. Januar 1813.

Es war ein ſehr glücklicher Gedanke, den Dir die Freundſchaft eingab, daß Du Dich meiner bei Gelegenheit der Griesbachſchen Nachlaſſenſchaft erinnern wollteſt. Die heutige Sendung iſt mir beſonders merkwürdig. Sie enthält die Handſchriften ſehr bedeutender Männer aus dem philologiſchen Fache, von denen ich wenig beſaß. Sie ſollen ſogleich einrangirt werden. Es ſind ſehr merkwürdige und bedeutende Hände darunter, und weil dieſe Männer doch an allen Enden Deutſchlands gebildet waren, eine ſehr große Abwechſelung. Dagegen will ich Dir aber auch ſogleich eine kleine Gegengabe ſenden, wie ich Dir auch noch den Dank für das Japaniſche Neujahrspräſent ſchuldig bin. Du erhältſt nämlich hierbei die Staëlſchen Blätter, wobey ich Dich nur um die Pietät bitte, ſie in Jena nicht aus den Händen zu geben, noch auch abſchreiben zu laſſen. Du kannſt ſie aber wohl im Original unſerer lieben Prinzeß nach Mecklenburg ſchicken, mit dem herzlichſten Dank für ihr letztes freundliches Schreiben.

Ich bedaure, daß auch Du von der Jahreszeit angegriffen worden biſt. Mir ging es nicht beſſer: denn kaum wagte ich mich aus meiner langen Verborgenheit hervor, ging einige Male nach Hofe und in die Stadt, ſo meldeten ſich ſchon allerlei Mängel und ich muß wieder das Zimmer hüten; doch muß man mit jedem Zuſtande zufrieden ſeyn, in Betrachtung, daß ſo viele Menſchen in dieſem Augenblick leiden und fernerhin auf das unſäglichſte leiden werden.

Der arme Lenz hat mich ſehr gedauert; man muß ſehen, daß man ihm mit etwas zu Hülfe kommt. Wieland hat auch einen Anfall gehabt, erholt ſich aber wieder.

Habe ich Dir schon geschrieben, daß mir zum Neuenjahr eine merkwürdige Antike ins Haus gekommen. Es ist Halbherme von Rosso antico, ein bärtiger Bachus, ohne Zweifel aus den Zeiten Hadrians, bis auf Weniges sehr gut erhalten. Ein köstlicher alter Götze, der mich über alle modernen Legenden-Götter tröstet.

Die beikommende römische Calender-Heilige [1]) unterhält Dich auch wohl einen Augenblick. Wenn die Böttigerische Ader, die durch das Ganze geht, einen auch ein bischen unwillig macht, so versöhnt man sich doch bald wieder mit dem Ganzen, da auf diese Weise das Alterthum doch an die Gegenwart und ans Leben angeknüpft wird. Bedenkt man hingegen die trostlose Behandlungsweise mancher Philologen, wodurch das der Vergangenheit inwohnende Leben Leben immer mehr ertödtet, das Zusammenhängende zersplittert, dem Gefühl entrissen und bloß in die Studierstuben gezogen wird, so möchte man solche Dinge, wie gegenwärtiges, gar für heilsam und vortrefflich erklären.

Und somit lebe froh unter den Deinigen. Ertrage die nothwendigen Uebel und laß mich hoffen, in erneuter Jahreszeit wieder einige gute Wochen unter Euch zuzubringen.

G.

1) Aphrodite, die römische Calender-Heilige, zu Erklärung eines alten Kunstbildes, von Fr. Sickler, im Journal für Luxus, Mode und Gegenstände der Kunst (Weimar 1813), Januarheft.

392. An Goethe.

Jena den 15. Januar 1813.

Daß Dir die Ueberſendung der Handſchriften einiges Vergnügen gemacht, freut mich ausnehmend. Allerdings ſind die Handſchriften ausgezeichneter Männer nicht ohne Bedeutung; auch ließen ſich ſolche, wie mich deucht, in gewiſſe Abtheilungen bringen. So ſind die Handſchriften vorzüglicher Philologen, ſoviel ich ihrer kenne, meiſt etwas verworren; hingegen kenne ich keinen Dichter von ganz ſchlechter Handſchrift.

Eben leſe ich zu meinem Bewundern, daß der berühmte Pico von Mirandola in ſeiner Jugend, als er noch Dichter war, eine vorzüglich ſchöne Handſchrift gehabt habe, die ſich aber immer mehr verwirrte und zuletzt unleſerlich wurde, als er ſich in den Abgrund chriſtlicher Geheimniſſe ſtürzte und die Feinde der Kirche zu beſtreiten anfieng. — Möchte ſo was nicht bei unſerm Dichter Werner vorhergeſpuckt haben?

Für das Ueberſandte danke ich vielmals. Die zierlichen Fragmente der Frau von Stael werden unſerer Prinzeß viel Vergnügen machen. —

Herrn Sicklers artiges Neujahrsgeſchenk werde ich Dir nächſtens mit Dank wieder zurückſenden. Es iſt ſeltſam genug, daß in dem Augenblick, in welchem er behauptet, der Urſprung der Neujahrgeſchenke ſei uns allein von den Römern gekommen, ein japaniſches, gewiß in ſeiner Art nicht unbedeutendes, noch unzierliches Neujahrgeſchenk uns zu Geſicht kommen mußte. Ich glaube, daß es Neujahrsgeſchenke unter allen Volkern gegeben habe, die ein Neues Jahr feierten.

Zu dem ſeltenen Bacchus in antico rosso wunſche

ich Glück. Ich möchte ihn wohl ſehen. Noch kann ich den allmächtigen Moſes [1]) nicht vergeſſen.

Gries hübſche Ueberſetzung der Stanzen des Calderon ſchicke ich heute an Einſiedel. Ich wünſche Du möchteſt ſie anſehen. Gries empfiehlt ſich Dir aufs Beſte.

Ich muß Dir doch die neueſte Entdeckung eines Italiäners, über die Erregung des Magnetismus durch die violetten Strahlen des Prisma, in dem Schweiggeriſchen Journal zuſchicken. Da das Journal zirkulirt, ſo bitte ich mir es in den erſten Tagen wieder zurück.

Der Himmel erhalte Dir Wohl und Geſundheit. G.

393. An Knebel.

Weimar den 20. Januar 1813.

Indem ich Dir, mein lieber Freund, für Deine Mittheilung ſchönſtens danke, ſende ich das Journalſtück wieder, welches einen auch mir ſehr bedeutenden Aufſatz enthält. Ich leugne nicht, daß die Verbindung des Erd- und Eiſenmagnetismus mit den übrigen Polaritäten der phyſiſch-chemiſchen Natur, welche bisher noch nicht hat glücken wollen, ein wiſſenſchaftliches Ereigniß wäre, welches ich zu erleben wünſche, da ich an der Möglichkeit gar nicht zweifle. Am allererfreulichſten müßte es für mich ſeyn, wenn eben jener Magnetismus unmittelbar mit der Farbe in Rapport geſetzt werden konnte. Ich habe auch auf Veranlaſſung der italiäniſchen Nachricht einige Verſuche gemacht, die aber ohne Reſultate geblieben ſind. Da die angegebenen Verſuche jedoch ſehr einfach ſind, ſo hoff' ich, man wird ſie an

1) Eine kleine bronzene Copie der koloſſalen Marmorſtatue des Moſes von Michel Angelo, in Goethe's Beſitz.

Sich ſelbſt zu loben iſt ein Fehler,
Doch jeder thut's, der etwas Gutes thut;
Und iſt er dann in Worten kein Verhehler,
Das Gute bleibt doch immer gut.

Laßt doch, ihr Narren, doch die Freude
Dem Weiſen, der ſich weiſe hält,
Daß er, ein Narr wir ihr, vergeude
Den abgeſchmackten Dank der Welt.

Glaubſt du denn: von Mund zu Ohr
Sey ein redlicher Gewinnſt?
Ueberliefrung, o du Thor
Iſt auch wohl ein Hirngeſpinnſt!
Nun geht erſt das Urtheil an;
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verſtand allein zu retten,
Dem du ſchon Verzicht gethan.

Und wer franzet oder brittet,
Italiänert oder teutſchet,
Einer will nur wie der andre
Was die Eigenliebe heiſchet.

Denn es iſt kein Anerkennen,
Weder Vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert
Wo man ſelbſt was möchte ſcheinen.

mehreren Orten wiederholen und vielleicht iſt jemand glücklich genug, den wahren Punkt zu treffen. Ich wünſche, daß ſich Seebeck dafür intereſſirte, um ſo mehr da er die Gebrüder Buruket's in Nürnberg neben ſich hat, welche in magnetiſchen Angelegenheiten ſehr gewandt und erfahren ſind.

Die Nachricht, daß unſere liebe Prinzeß nicht ganz wohl iſt, betrübt mich. Ich wollte ihr und uns wohl gönnen, daß ſie in guter Jahreszeit ihr altes Bergland wieder beträte und die friſche Luft deſſelben einathmete.

Prinz Bernhard wird in Paris ſehr fetirt und man hört nichts als vergnügliches von ihm.

Herrn Doctor Gries danke vielmals für die außerordentlich ſchönen Stanzen [1]). Es wäre ein großer Gewinn, wenn er die ganze Einſiedelſche Vorarbeit gleichmäßig beachten und ſie dem herrlichen Rhythmus des Originals und jener glücklichen Diction näher führen wollte. Ich würde alsdann die theatraliſche Aufführung möglich zu machen ſuchen und ich ſollte mir viel Wirkung von dem Stücke verſprechen.

Die Nachricht von dem Tode des Prinzen [2]) von Oldenburg hat ſich zu dem Heer von Uebeln hinzugeſellt, die uns befallen haben und bedrohen.

Indeſſen gehn wir muthig auf vier Geburtstäge los, die wir ſämmtlich innerhalb vierzehn Tagen zu feiern haben. Neue Theaterſtücke, Concerte, Tänze werden ſich hervorthun. Iſt das alles geleiſtet, ſo hoff' ich gegen Ende Februar wieder einige gute Tage bei Euch zuzubringen. — — G.

1) aus der Zenobia des Calderon.
2) Georg.

394. An Goethe.

Jena den 5. Febr. 1813.

Noch will uns der böse Winter nicht verlaſſen und doch ſehnt ſich das Herz nach Frühlingsgeſtalten, deren Mangel ich nicht beſſer zu erſetzen weiß, als wenn ich mich an Dich wende, geliebteſter Freund!

Du haſt, den Römern gleich, die bei nachtheiligen Umſtänden Freudenfeſte veranſtalten um die Gemüther zu erwecken, auch Deinen Quirinen die Feſte nicht verſagt, von deren nähern Umſtänden mir demungeachtet noch die Beſchreibung fehlt. Wir drückten uns unter dem Schnee ſo fort, ſuchten uns meiſt nur in Büchern zu unterhalten, und die entfernten Leiden ſoviel möglich aus unſerm Gedächtniß zu bringen.

Dennoch haben uns auch einige nahe betroffen, und vorgeſtern Abends ſtarb noch eines ſehr ſchnellen Todes der Geh. Hofrath Ulrich, ohne Zweifel der gelehrteſte unſrer hieſigen Profeſſoren. Er wußte viel und noch kürzlich erzählte mir ein Freund, daß er ſo gute Kenntniſſe der Anatomie habe, daß er füglich darüber Collegia leſen könne. Auch ſoll er mehrere philoſophiſche Werke des Cicero, den er beinahe auswendig kannte, trefflich überſetzt haben. Von dieſem allen ſprach er nicht, und war unermüdet in ſeinen Vorleſungen, von denen er vorigen Dienſtag die letzte gab. — —

Sonſt habe ich mich durch die allgemeine Weltgeſchichte unſers Johannes von Müller in dieſen Tagen etwas zu erheben geſucht und es iſt mir auch zum Theil gelungen. Wie ein Atlas hat er dieſe Weltlaſt auf ſich geladen, und ob man ihm gleich die Mühe und Arbeit wohl anſieht, die es ihm gekoſtet, ſo macht er doch durch die Kürze und Beſtimmtheit ſeiner Darſtellungen dem Leſer die Sache unge-

mein leicht. Die lebendige Nachahmung in dem Style der Alten hat ihm hiebei nicht geschadet.

Aus dem Briefe des jüngern Hrn. Voß an einen seiner Freunde allhier ersah ich, daß sein Vater nun den Aristophanes übersetzt habe; wodurch er die Wolfische Uebersetzung bekriegen will. Das Uebersetzen geht übrigens in dieser Fabrik unaufhörlich fort. Alle Sprachen müssen dazu ihre Schätze herreichen, und auch an Calderon dürfte es noch zuletzt kommen. Der häusliche Frieden wird aber dadurch in H. eben nicht befördert, und der etwas beengte Kreis der Ansichten eben auch nicht sonderlich erweitert.

Mit vielem Dank schicke ich Dir hier Hrn. Siklers Aphrodite wieder zurück; auch lege ich ein kleines Gedicht bei, das mir ein junger Freund, nebst einigen andern, zugeschickt hat. Da die Trauergerüste jetzt zu den Alltagserscheinungen gehören, so mag es doch nicht so widrig seyn, einmal ein niedliches im Gedicht zu finden [1]). K.

395. An Goethe.

Jena den 10. Febr. 1813.

Da Deine Feste vermuthlich mit dieser Woche zu Ende gegangen sind, so glaube ich desto weniger Dich mit meinen Zeilen zu stören.

Ich habe so viel Anmuthiges von diesen letzten Tagen aus Weimar gehört, daß ich beinahe anfing mit mir selbst unzufrieden zu werden, so abwechselnd schöne Darstellungen nicht persönlich mitgenossen zu haben. Vor allem aber sind die rückkommenden Freunde von Deiner Gedächtnißrede über unsern guten Wieland [2]) äusserst entzückt.

1) Das Gedicht fehlt.
2) S. Goethe's Werke, XXXII, 233 fg.

Da ich nun nicht zu dem geweihten Chor gehöre, so würde selbst eine kleine Reise mich des Grames nicht entlediget haben, solche nicht mit anhören zu dürfen und ich komme also, im Gefühle meiner Unwürdigkeit, Dich zu bitten, mir den Genuß eines von so vielen Seiten mir wichtigen Dokumentes nicht lange zu entziehen!

Eben diese Freunde machen mir Hoffnung, Dich bald hier zu sehen. Wann Du jetzt bei mir eintreten würdest, so möchte ich fast Ursache haben zu glauben, die Natur habe sich um Deinetwillen hier um mich herum so wunderbar prächtig ausgeschmückt. Auf dem weiten See der immer regen Wellen, der mich umgiebt, tanzen die brillantirten Fluthen in bezaubernder Schönheit, und würden selbst einem spanischen Dichter Mühe machen, sie nach Wahrheit und Verdienst zu schildern. Der gestrigen Mondnacht nicht zu vergessen, die mir eine ganz neue bezauberte Gegend darstellte.

So haben wir doch auch unsre Vorstellungen — aber das Beste fehlt uns doch, nemlich Deine Gegenwart, die uns die schönen Gegenstände der Natur noch erhöhter würde fühlen machen.

Eine recht tolle Reisebeschreibung in Briefen habe ich von dem halbverrückten Kosmeli erhalten, die aber doch voll Witz, naiver Laune und trefflicher Schilderungen ist.

Die Frühlingswinde werden uns immer holder wehen, je näher sie uns Deine Ankunft verkünden und hiermit lebe wohl, Du Bester! K.

396. An Knebel.

Weimar den 20. Februar 1813.

Indem ich Dir, mein Theurer, für Dein freundliches Schreiben den schönsten Dank sage, gestehe ich gern, daß es mich höchlich freut, wenn die malerischen und rednerischen

Darſtellungen dieſer Tage allgemein gut aufgenommen worden. Sie haben mich ganzer ſechs Wochen gekoſtet und die Vorbereitungen dazu ſind nicht ohne Mühe, ja nicht ohne Leiden geweſen.

Die Tableaux gingen nur zu ſchnell vorüber, ſie machten aber wirklich einen höchſt bedeutenden Effect. Die Compoſition und Beleuchtung der Malerei, in Verbindung mit der Wirklichkeit hat etwas Einziges und die Wirkung iſt um ſo größer als der Maler ſelbſt ja nach wirklichen Modellen und nach bekleideten Gliedermännern arbeitet, um ſich dieſer Wirklichkeit mühſam zu nähern, die wir hier ohne große Anſtrengung hervorbringen.

Glücklicherweiſe iſt die Rede eher überlieferbar. Du ſollſt davon [1]) ſobald als möglich eine Copie ſehen. Die Feyer ſelbſt war ſehr anſtändig und wohl zuſammenhängend.

Zu den unſchädlichen Waſſerſcenen wünſche ich Glück und möchte wohl einer Mondſcheinnacht beiwohnen. Grüße die Deinen wie die Meinen und ſey dieſen freundlich. G.

397. An Goethe.

Sonntag den 7. März 1813.

— Wir leben indeſſen hier ſo fort und es fehlt uns weiter nichts, als der Geiſt des Herrn, der über uns walte, und der jetzt ſeine Flügel ſehr ſparſam verbreitet. Deſto mehr walten und flattern die andern Geiſter mit Eulen und Fledermausflügeln und ſetzen die Welt in Unruh. Es iſt ſeltſam wie die Menſchen von dieſen aufgeſchreckt und her-

1) Erklärung der Bilder, ſ. im Februarſtück des Weimariſchen Modejournals von 1813, desgl. in Riemer's Gedichten, I, 122 fg.: „Bilderſcenen mit Geſang.“

umgetrieben werden, und ſelbſt noch ein ängſtliches Vergnügen daran haben. Lügen von unzählbarer ungeheurer Art ſind im Schwange, ſo daß die Luft davon verfinſtert werden möchte. Dieß iſt ein böſes Zeichen; denn ein ſo ſtinkendes Gas haucht ſchwerlich ein geſunder Körper von ſich. Zu fürchten iſt wohl, daß dieſer böſe Geruch auf eine gänzliche Fäulniß deuten möge — und warlich dieſe ſcheint nicht zu weit entfernt. Wir wollen indeß mit reger Sorgſamkeit unſre kleinen Zimmer mit oxydirter Salzſäure räuchern und die Peſt, ſo viel möglich, von uns abzuhalten ſuchen.

Deine ſchöne Rede auf Wieland, ſagt man mir, werde gedruckt. Ich verlange ſehr danach, ſie recht bald zu ſehen. Ich habe mir unterdeſſen von den Kindern des Alten ſein ſchwarzes Käppchen zum Geſchenk machen laſſen und dachte damit wenigſtens meinem Haupte einige Salbung zu geben. Es will aber nicht recht darauf paſſen, und ſomit werde ich es nur als eine Reliquie aufbewahren. Die letzten Tage und Stunden ſeines Lebens haben mir die Kinder gleichfalls aufgezeichnet und mit dieſen hat ſich eine ſtärkende Kraft über mein Weſen verbreitet.

Von unſern Meklenburger Freundinnen hab ich geſtern leidliche Nachrichten erhalten. Bey dieſen ſcheint die geiſtige Nothdurft um ſie her noch von empfindlicherm Einfluß zu ſeyn, als die leibliche, die denn auch nicht gering iſt. Sie halten ſich indeß für ihre Perſonen wacker und ſie ſchreiben meinen kleinen Bemühungen um ſie davon einiges Verdienſt zu.

Da man nicht immer ſo ganz von eignen Mitteln zehren kann, ſo hab ich mir jetzt ein Buch des älteſten Jenaiſchen Profeſſors, **Justus Lipsius de Constantia**, erwählt, worin ich öfters nachſehe. Ich finde wunderliche heterodoxe Sachen darin, die ich aber der Welt nicht offenbaren will, denn ſie möchten mich ſonſt ſogar für einen ſchlechten deut-

ſchen Patrioten halten. Närriſch aber beinahe iſt es, daß dieſer ſonſt ſo brave Mann auf Vaterland und ängſtliches Mitleiden (miseratio) eben nicht viel hält.

Hiemit gut, mein Lieber, und verzeihe, daß ich Dir ſo lange vorgeplaudert habe! Indeß Du dichteriſche Wahrheiten und wahre Dichtungen ſchaffſt und die Menſchen dadurch belehreſt und erfreuſt, ſuch ich die Krümelchen auf, die von Deinem Tiſche fallen, und ergötze und nähre mein Herz damit.

Der kleinſte Schatz von jenen kann mehr geben, als wenn ich acht Tage lang bei Hofe ſchmauſte. K.

398. An Knebel.

Weimar den 10. März 1813.

Leider kann ich auch heute dasjenige noch nicht überſchicken, was ich zu Wielands Andenken geſprochen habe. Der Druck geht langſam und Du wirſt Dich dieſe Woche noch gedulden müſſen. Mein Zaudern, das mich abgehalten hat, nach Jena zu gehn, kann ich heute nicht tadeln, da der Schnee unſere Gärten wieder zudeckt. Die Jahreszeit iſt noch früh genug, und ich will mich gern die nächſten Monate gedulden, wenn wir nur einen beſſern Sommer haben wie vor dem Jahr.

Ein ſehr merkwürdiges Werk iſt mir zugekommen: die Ueberſetzung der Ilias von Abbate Monti, und zwar die ſorgfältig revidirte zweite Auflage. Die Ueberſetzung iſt in Hendecaſyllaben, reimlos, und wenn man ſie laut lieſt, ſo nöthigt ſie einen zu dem Ton und Tactfall der italiäniſchen Recitative dergeſtalt, daß wenn ein gewandter Componiſt z. B. Abt Vogler, (und) ein wohlbegründeter genialer Sänger ſich zuſammenthäten, ſo konnten ſie, mit weniger Vor-

bereitung, aus dem Stegreife die Rhapsoden und Sänger des Alterthums vollkommen nachahmen und den Zuhörern einen vollkommenen Genuß gewähren, besonders denen, deren Ohr an den Canto fermo und das damit verwandte Recitativ gewöhnt ist. Diese Lectur hat mich aufs neue überzeugt, daß alles was wirken soll, sich an ein Vorhandenes anschließen, sich auf irgend etwas Gewohntes gründen müsse.

Wie weit unser sonst verdienstlicher Voßischer Homer noch von der allgemeinen Faßlichkeit absteht, hab' ich vor kurzem gesehen, als ich mir von einer jungen Actrice, die gar nicht ungescheidt ist, einige Gesänge der Odyssee vorlesen ließ. Diesen Kindermund wollten gar manche Stellen gar nicht kleiden, und doch waren diese Dinge zuerst für Kinder und für das Volk calculirt.

Meine Biographie bedenk ich jetzt täglich und werde ich wieder zu dictiren anfangen, recht ausführliche Schemata aufsetzen und mir eine große Masse Stoff zubereiten. Alsdann geht die Ausführung leichter von Statten. Du hattest mir zugesagt, auch etwas über Dein Leben aufzusetzen. Versäum es nicht, denn ich bedarf mancherlei Anregung: denn leider sind mir schon in den nächsten Epochen die Gegenstände nicht (so) deutlich und mit solchem Detail gegenwärtig [1]) wie in der ersten. Die stärkern Leidenschaften, die (uns be)unruhigen, hindern uns an der Aufmerksamkeit (auf die) Außenwelt, und die innere Beschäftigung stumpft (gegen) die äußeren Wirkungen ab; doch wollen wir sehen, wie (wir sie) auch hier durch allerlei Hülfsmittel aufstutzen.

Ich habe diese Tage nur Shakspeare und Tacitus gelesen. Es war mir sehr unerwartet, daß diese beiden Männer sich in gewissen Sinne parallelisiren lassen.

1) Das Original ist hier am Rande ausgeschnitten, sodaß die Endworte ergänzt werden müssen.

Lebe recht wohl und laß mich hoffen, daß wir die Knospen bald zuſammen begrüßen werden. G.

399. An Goethe.

Jena den 16. Merz 1813.

An dieſem kalten und unfreundlichen Morgen wirſt Du mir es wohl verzeihen, wenn ich mit einem etwas ungelegenen Schreiben Deine Zeit ſtören ſollte.

Erſtlich danke ich für Dein letzthin erhaltenes, das mir einige ſehr freundliche Ideen erweckte; darunter die von einer geiſtreichen Ueberſetzung des Homers ins Italiäniſche und was Du darüber ſageſt, vorzüglich mit gehören. Bei einer Nation wie die Italiäniſche, welche den wahren Nutzen und Gebrauch der Poeſie dadurch erkennet, daß ſie ſolche ins tägliche Leben einmiſchet, möchten freilich Ueberſetzungen wie die Voſſiſchen wenig Eingang finden. Indeß können wir uns den Gebrauch des Hexameters, zumal bei Ueberſetzungen der Alten, doch nicht abſtreiten laſſen und wir haben ſchon durch die angemeſſene Ordnung und Folge in Darſtellung des Satzes viel dabei gewonnen. Auch könnte der Hexameter, wenn er mehr dem Rhythmus der Gedanken folgte, und nicht blos als Repreſentant der Proſodie hingeſtellt würde, gar wohl auch bei uns ſingbar gemacht werden. Viele Stellen Deines Reinecke Fuchs zeugen davon, und wir haben, Karl und ich, gleich den Anfang des Gedichtes gar oft gleichſam abgeſungen.

Sonſt laſen in voriger Zeit meine Schweſter und andere ihrer Geſellſchaft die Bodmeriſche Ueberſetzung immer weit lieber als die Voſſiſche; und noch hab ich Neigung für jene und leſe ſie öfters. Wenn Du uns hoffentlich bald einmal beſuchſt, ſo bringe doch Deinen Abbate Monti mit.

Zu Fortsetzung Deiner Biographie wünsch' ich Dir recht vieles Glück und zwar deste mehr, je weniger die gegenwärtige Zeit dem unbefangenen Gemüthe freien Lauf läßt. Ich spüre das um so viel mehr, je weniger die Kräfte meines Geistes hinreichen, die Wolken, die sich doch immer um das Gemüth sammeln, gänzlich zu zerstreuen. Bei Deinem letzten Hiersenn faßte ich den kühnen Entschluß, einige Erinnerungen aus meinem Leben [1]) aufzuschreiben. Seitdem ist mir der Gedanke gänzlich wieder eingestarrt; denn es ist immer Heiterkeit nöthig, auf uns selbst zurückzuschauen, damit sich nicht das Trübe und Gemeine in die Ansicht vermische.

Ich lese meist noch immer an Müllers allgemeiner Geschichte die mir vielen Genuß giebt. Freilich sind die Begebenheiten sehr zusammengedrängt, aber die Uebersicht ist weit und groß und mit unendlichen Studium geschrieben.

Eine Stelle muß ich Dir doch abschreiben, die ich in diesen Tagen einigen unsrer enthusiasmirten Jünglinge (worunter auch mein Karl gehört) vorhielt:

Bd. II. Seite 278.

„Um die Mitte des 13 Jahrhunderts unternahm Ludwig IX, König in Frankreich, nach dem Geiste seiner Zeiten, gegen die Mohamedaner in Aegypten einen solchen Kreuzzug, wie (mit noch größerm Unrecht) sein Vater gegen die unglücklichen Albigenser. Der Geist der Zeiten lud ihn ein: selbst Kinder hatte derselbe so eingenommen, daß im Anfange des Jahrhunderts bei Neunzigtausend aus mehrern Ländern Eltern und Schulmeister verließen, um nach dem heiligen Lande zu ziehen. In großen Haufen kamen sie bis Marseille und Brindisi; Kälte, Hunger und Krankheiten tödteten die meisten —". item vorher S. 244.

---

1) Vergl. Knebel's literarischer Nachlaß, III, 303 fg.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgeſinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunſt gewinnet.

Wer nicht von dreitauſend Jahren
Sich weiß Rechenſchaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Sonſt wenn man den heiligen Koran citirte,
Nannte man die Sure, den Vers dazu,
Und jeder Moslim, wie ſich's gebührte,
Fühlte ſein Gewiſſen in Reſpect und Ruh.
Die neuen Derwiſche wiſſen's nicht beſſer,
Sie ſchwatzen das Alte, das Neue dazu.
Die Verwirrung wird täglich größer,
O heiliger Koran! O ewige Ruh!

Der Prophet

ſpricht.

Aergert's jemand, daß es Gott gefallen
Mahomet zu gönnen Schutz und Glück,
An den ſtärkſten Balken ſeiner Hallen
Da befeſtig' er den derben Strick,
Knüpfe ſich daran! das hält und trägt;
Er wird fühlen, daß ſein Zorn ſich legt.

„Als der Sultan Saladin in das Land fiel und an dem galiläiſchen Meere Tiberias belagerte, zog Wido mit der Tempelmiliz und allen Großen ihm entgegen. Noch rathſchlagten die Chriſten — als der Sultan ſie überraſchte. Hiezu wählte er die Hitze des Tages und eine ſolche Stellung, worin die Sonne ſie blendete. Da wurden die Tempelherren und Johanniter meiſt alle erſchlagen: Wido fiel in die Hände der Feinde: die welche ihm gerathen hatten, an dem Sultan friedbrüchig zu werden, wurden hingerichtet. Die meiſten Städte ergaben ſich, und Gnade war der Lohn der Unterwerfung."

S. 245.

— „Die Franzoſen unter dem größten König, den ſie von langem her hatten, die Engländer unter dem biederſten Ritter ſeiner Zeit, Graf Heinrich v. Champagne, Thibaut von Blois, Stephan von Sancerre, Philipp von Flandern, viele eifrige Prälaten, die Blüthe des Adels, fuhren mit großem Gepränge zur See. Sie frugen bei Kalabrien den weiſſagenden Abt Joachim; aber er bezeugte, die Stunde der Befreiung ſei noch nicht erſchienen." —

Ein großer Theil unſerer Jünglinge iſt in voriger Nacht zu den Verſammlungsörtern abgereiſt. Andere ſollen ihnen folgen. Die Verwirrung dürfte ziemlich allgemein werden, wenn Minerva nicht bei Zeiten einigen die blonden Locken ziemlich durchſchüttelt.

Lebe wohl, mein Geliebter! der liebe Frühling ſchaut bei uns ſchon unter den Schneedecken hervor. A.

400. An Knebel.

Weimar den 27. März 1813.

Hier kommt denn endlich, mein werther Freund, was ich zu Wielands Andenken in der Loge gesprochen [1]). Die Beschreibung der Feyer selbst mit ihren Beilagen sollst Du nun auch bald haben. Ich wünsche daß Dir alles zur angenehmen Unterhaltung dienen und Deinen Beifall erhalten möge; doch bitte ich, vorsichtig mit diesen Heftchen umzugehen. Sie sind zwar kein Geheimniß, aber das Geschlecht der Tags- und Wochenblättler ist gar zu gierig, und die Noth zwingt sie, alles gleich vor's Publicum zu schleppen.

Das schöne Wetter möchte ich wohl in Eurem Thal mitgenießen, allein es sind gar mancherlei Ursachen, die mir anrathen, das Haus zu hüten; auch ist mir mein Hausgarten, den ich mehrere Jahre nicht keimen und bluhen gesehen, jetzt sehr angenehm, weil ich einen guten und sorgfältigen Gärtner habe, so daß alles viel früher reinlich und ordentlich ist. Daß Du nicht Lust hast, Deine Gedanken ins ehemalige Leben zurückzuwenden, kann ich Dir keineswegs verargen; ich fühle selbst wie wunderlich die Aufgabe ist, aber doch eins wollte ich Dich recht schön ersuchen, um eine detaillirte Nachricht von unserm ersten Zusammentreffen und was damals in Weimar und Maynz vorgefallen. Ueber diese so wie einige andere Epochen hat der Fluß Lethe so ziemlich seine Gewalt ausgeübt. Ich bin eben an der Stelle und möchte nicht gern stocken bleiben.

Meine Frau dankt schönstens für die übersendeten Fische. Wir wollen sie auf Deine Gesundheit verzehren. So habe ich Dir auch für geistige Mittheilung zu danken, womit Du Deine Briefe zu schmücken freundlich beliebt hast.

1) S. Goethe's Werke, XXXII, 233 fg.

Die Apoſtel und Propheten vom Grabe Sebaldi in Nürnberg im Abguß, die mir D. Seebeck ſendet, ſind angekommen, aber noch nicht ausgepackt. Eine Wallfahrt zu dieſen möchte wohl erbaulich ſeyn. Weiter wüßte ich für dießmal nichts zu melden. G.

401. An Goethe.

Sonntag den 4. April 1813.

Du ſiehſt wohl, daß ich nicht lange bleiben kann, ohne Dir ein Zeichen unſers Andenkens zu geben.

Wir haben einige ſchöne Tage gehabt, die jedoch mit etwas Unruhe verflochten waren. Das meiſte kam aus den Vorſtellungen, die der ungeſtüme Sinn der Menſchen nur mehr zu erregen ſucht; die Sache ſelbſt war das wenigſte. Wir glauben ſogar jetzt von dem Anlauf wilder Horden, wenigſtens auf eine Zeit noch, verſchonet zu bleiben. Im übrigen müſſen wir uns dem Schickſal ergeben, das, wenn man nur bei ruhigen Sinnen bleibt, immer noch ſo gewaltſam nicht iſt.

Ich leſe bei dieſer Zeit meiſt nur ernſtere Geſchichte und finde daß ſchon alles geſagt iſt, nur der betäubte Sinn der Menſchen wird und mag es nicht gewahr werden.

Die Sterblichkeit iſt übrigens auch hier ſo groß nicht, als man ſie macht. Im Frühjahr ſterben immer mehr Menſchen wie gewöhnlich; der angeſteckten mögen nur wenige geweſen ſeyn. Reinlichkeit und etwas Vorſicht dürften die beſten Gegenmittel ſeyn. Ich habe nicht ohne Vergnügen den Dank eines franzöſiſchen Kapitäns in dem hieſigen Morgenblatte geleſen, den er für die gute Aufnahme der hieſigen Einwohner, und auch für die reine Luft abgeſtattet

hat. Hier in meinem Winkel habe ich mir dieſe noch ziemlich erhalten.

Vorgeſtern hatten wir Beſuch von 1200 Baiern, wozu noch einige Hundert Franzoſen oder Italiäner kamen. Unter erſtern ſind noch hübſche muntere Leute. Was dabei wehe that, iſt die Abneigung, die man unter den Nationen gegen einander bemerken kann. Sonſt ging alles ziemlich ruhig zu.

Auf was anders zu kommen, ſo wurde mir dieſer Tage ein Pack diesjähriger Morgenblätter zugeſchickt, worunter ich vom Monat Februar einen geſtochenen Abdruck einiger merkwürdigen Handſchriften fand, nemlich von Voltaire, Franklin, Rouſſeau u. a. Am ſeltſamſten ſchien mir die von der Königin Eliſabeth, welche wie Zaubercharaktere ausſieht. Da Du dergl. Blätter nicht mit gehöriger Andacht zu leſen pflegſt, ſo wollte ich Dich doch daran erinnern, dieſes Blatt Dir hervorſuchen zu laſſen.

Ich hoffe und wünſche, daß Dir die gegenwärtigen Stürme nicht den Geiſt bei Deinen Arbeiten mögen beunruhigen. Gar oft denke ich deshalb an Dich — den Einzigen, der ſo hoch durch ſeinen Geiſt über dies Zeitalter emporragt. Es iſt wirklich calamitas calamitatum in allen dieſen Köpfen — und doch ſind die Sachen ſo ſimpel.

— Eben erhalt ich noch einen Brief von der guten und feinen Frau v. Helwig. Sie hat meine letzten Vermahnungen nicht ſo ganz gelind aufgenommen. Die Phantaſie begeiſtert dieſe Menſchen, und damit wollen ſie das Elend dieſer Welt zwingen. Ich weiß nicht, ob es ihnen überall gelingen dürfte. Doch beſitzt Frau v. Helwig einen guten Theil davon.

Magſt Du wohl die Güte haben, und mir die übrigen Freimaurerreden, die am 18. Febr. geſprochen worden, noch zuſenden laſſen. Freilich mögen es etwas trockne Blätter zu Deinem Kranz ſeyn, doch möchte ich ſie haben.

Seebeck ſoll, wie mir Döbereiner ſagt, eine Entdeckung gemacht haben, die ihm viel Freude macht. Vielleicht hat er Dir ſchon davon geſchrieben.

Mit herzlicher Verehrung

der Deine K.

402. An Goethe.

Dienſtag den 13. April.

Nach einem heitern und vergnügten Tage kamen wir geſtern ganz wohlbehalten hier wieder an, auch hörten wir nichts von neuen Einquartirungen.

Für Deine gütige Aufnahme danke ich nebſt den Meinigen Dir und Deiner lieben Frau. Ich freute mich, Dich in Deinen Zauberzirkeln zu finden, die Dich beſſer beſchützen werden, als alle neuerrichtete Kohorten.

Für die anvertrauten Wielandiana danke ich noch beſonders, und ſende ſie hier wieder zurück. Sollteſt Du ein Exemplar davon unſrer theuren Prinzeſſin in Ludwigsluſt mittheilen können, ſo übernehme ich es, der Geſchäftsträger davon zu ſeyn. Ihr gehört wohl ſo was ganz vorzüglich, und Du würdeſt ihr unbeſchreibliches Vergnügen damit machen.

Die letzten Worte Wielands ſind wirklich als ein feines Kompliment an das Leben und die Welt höchſt merkwürdig und artig. Es iſt der Hahn des Sokrates. K.

403. An Knebel.

Weimar den 14. April 1813.

Hier ſende ich gleich ein Exemplar [1]) für die liebe Prinzeß Caroline. Vielleicht findeſt Du bald Gelegenheit, es zu ſpediren.

1) Der Trauererde auf Wieland.

Wielands letzter Aufsatz ist wirklich allerliebst; so ganz mit ihm aus einem Stücke. Diese animula vagula blandula[1]) nimmt sehr artig Abschied. Ich weiß nicht, ob Dir schon zu Ohren gekommen ist, daß seine letzten Worte waren:

To be or not to be, that is the question.

Das heißt doch seinen Skepticismus bis ans Ende bewähren!

G.

---

404. An Goethe.

Jena den 27. August 1813.

Du wirst mir erlauben, bester und verehrungswürdigster Freund, daß ich Dir zur Feier Deines morgenden Geburtstages ein kleines Geschenk übersenden darf, das zwar nicht von mir herrührt, sondern von unserm Freunde Merkel in Nürnberg (der es aus der Murrschen Verlassenschaft für Dich erhalten hat), und das, wie ich glaube, Dir einiges Vergnügen machen wird.

Die Zahl der Briefe ist 59, und sie sind sowohl der Handschriften als des Inhalts wegen zum Theil merkwürdig. Sonderlich hat sich mir auch ein Brief des alten Professor Kästners in Göttingen ausgezeichnet, der, indem er den Hrn. v. Murr eines Plagiats seiner Schriften bezeihet, ihm zugleich auf eine höfliche Art ein Epigramm auf ihn zuschicket, davon er ihm den Druck freistellt. Daß Hr. v. Murr diesen Brief, wie mehrere andere, unter seiner Sammlung verwahrt hat, zeugt von seiner großen Liebe zu Handschriften.

---

1) Animula vagula blandula,
Hospes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula rigida nudula?
Nec, ut soles, dabis jocos.

Letzte Worte des sterbenden Hadrian. S. Spartian im Leben desselben.

Hoffentlich wirſt Du Dich nun wieder in Deinem alten Wohnort, bei Deinem hübſchen Kloſtergarten, eingerichtet haben und Dich daſelbſt wohl befinden und uns ſchöne Sachen erzeugen und bilden.

Ich fange an, meines beſchwerlichen gichtiſchen Fluſſes am Rückrade nach und nach los zu werden und unterhalte mich mit Lektüre. Darunter hat mich nun zuletzt der Aufſatz der Frau v. Staël sur le suicide, den ich durch die Güte unſrer durchlauchtigen Herzogin beſitze, höchlich zufrieden geſtellt. Es iſt ſo viel aus Verſtand, Welt, Gemüth und Kenntniß hervorgeſproſſene reife Beobachtung und Philoſophie darin, und iſt dabei mit ſolcher Fülle und Zierlichkeit geſchrieben, daß man es wohl für ein kleines Meiſterwerk halten mag. Selbſt die Argumente, die ſie aus der chriſtlichen Religion nimmt, ſind mit ſo guter Wahl und ſo gemüthlich hingeſtellt, daß man ihnen das Ueberredende nicht verſagen kann. Noch einige Beiſpiele aus der neuſten Geſchichte, worunter die Kleiſtiſche, reizen die Aufmerkſamkeit. Ueber die Deutſchen ſind bei dieſer Gelegenheit mancherlei Beobachtungen aufgeſtellt, die größtentheils auch wohl wahr ſeyn mögen.

Doch ich wiederhole Dir vielleicht nur, was Du ſchon geleſen haſt.

K.

405. An Knebel.

Weimar (5.) September 1813 [1].

Zum allerſchönſten danke ich Dir, mein theuerſter Freund, für den herrlichen Beweis Deiner Liebe und Sorgfalt, womit Du mich in Ilmenau aufgeſucht haſt. Die Murriſche

1) In Goethe's Dictat iſt für die Zahl eine Lücke. Die 5 ſcheint von K. eingeſchaltet.

Correſpondenz war der erſte bedeutende Zuwachs zu meiner handſchriftlichen Sammlung, der mir dieſes Jahr geworden iſt. Merkwürdig ſind die Männer, welche ſchreiben, und merkwürdig der Mann, den ſeine meiſten Correſpondenten heruntermachen, und ihm ſeine Zudringlichkeit, ſeinen Eigennutz, ſeine Prellereien deutlich genug zu verſtehen geben. Wie man dieſes mit höflichen Wendungen thut, kann man wirklich aus gedachten Briefen lernen. Meinen dießjährigen Gewinn habe ich nunmehr alphabetiſch geordnet und werde ihn ſogleich einrangiren.

In Ilmenau habe ich ſieben ſehr vergnügte Tage zugebracht und die Erinnerungen alter Zeit waren mir gar wohlthätig; ſie iſt lange genug vorbei, ſo daß nur das, was eigentlich fruchtbar in ihr lebte, für die Einbildungskraft übrig geblieben iſt. Das Gute, was man beabſichtigte und leiſtete, iſt in allen Hauptpunkten wohlerhalten und fortgeſetzt worden. Doch Du warſt ja ſelbſt vor kurzem Zeuge wie es ſich dort lebt, und Dein Andenken blüht ja auch daſelbſt und man ſpricht noch von manchen guten Tagen und Stunden.

Sonnenſchmidt[1]) habe ich auch beſucht und vortreffliche Sachen bei ihm geſehen. Sein wunderliches Weſen, über welches ſich manche beklagen, hat er wenigſtens nicht gegen mich ausgeübt.

Mit Bergrath Voigt habe ich die alten Geologica wieder aufgeſucht und zugleich den 3. Band (von) des Meinunger Heims Schriften aus dieſem Fache geleſen. Es iſt immer merkwürdig genug, wie ſich ein klarer Verſtand anhaltend treuer Beobachtungen zu bemächtigen ſucht; aber es iſt auch eben ſo auffallend, daß er ohne eine gewiſſe höhere Bildung nicht durchkommt. Das Heimiſche Buch iſt Epochenweiſe vortrefflich und wieder Epochenweiſe ſehr ſchwach,

1) Ehemaliger Mexicaniſcher Berginſpector.

und das bloß deswegen, weil er im erſten Falle die Gegenſtände meiſtert, und ſich im andern von ihnen meiſtern läßt. Hierüber mündlich das mehrere.

Sonſt habe ich einen Tag zu Pferde, auf der Troſchke und auch wohl ſpazirengehend zugebracht. Der Herzog war guten Humors; meinen Geburtstag feierten ſie auf eine heitere Weiſe, das Wetter war in den letzten Tagen ſehr ſchön, ſo daß wir ſämmtlich ungern wegzogen, und ſo habe ich nun weiter nichts zu wünſchen, als noch einige gute Wochen in Jena, wo ich Dich und die lieben Deinigen wohl und geſund zu finden hoffe. G.

(Eigenhändig.) Iſt das Werk sur le Suicide [1]) noch in Deinen Händen, ſo erbitte mir's. Marie [2]) des Königs von Holland hat mir viel Vergnügen gemacht.

406. An Goethe.

Jena den 10. September 1813.

Du erhältſt hier, verehrteſter Freund, die Schrift sur le Suicide von Fr. v. Stael, die ich ſchon eher würde zurückgeſendet haben, wenn nicht einige Freunde mich um deren Mittheilung gebeten hätten.

Es iſt eine wahre Wohlthat und die die Herzogin ſo gütig vergönnt, wenn man Freunden, die es werth ſind, zu jetziger Zeit eine intereſſante Lektüre mittheilen kann. So hat mir die verehrte Herzogin auch Lichtenſteins Reiſen zugeſchickt, die mir in den letzten Tagen unendliches Vergnügen

1) von Frau v. Stael.

2) Marie, ou les peines de l'amour. Roman. (2 Bde., Amſterdam 1812.)

gemacht haben. Ich möchte faſt ſagen, wie Voltaire an Madame Dudeffant vom Orlando furioso geſagt hat: es ſei, nach dem Pentateuch, das erſte Buch in der Welt. Doch es gibt auch noch andere Leute, die ſchreiben, und auch noch andere Bücher, die wir gerne leſen — aber der Charakter dieſer Reiſe hat, wie der Charakter des Landes ſelber, von dem erzählt wird, durch die wunderbaren Kontraſte etwas äuſſerſt Auffallendes.

Ein trefflicher Beobachter iſt überdies dieſer brave Lichtenſtein.

Daß Du in Ilmenau mit Vergnügen geweſen biſt, haben wir gerne gehört. Es hat auch unſrer Geſellſchaft diesmal beſonders daſelbſt wohlgefallen und bei der ſchicklichen Einrichtung, welche die Herzogin treffen ließ, war jedermann heiter und wohl. Mich freut es, daß Du Sonnenſchmidt haſt kennen lernen. Was Du mir von Heim's Charakter und Schriften ſagſt, kommt mir ſehr begreiflich vor. Die halbe Bildung iſt ſo manchem Schriftſteller und Menſchen eigen und, was das ſchlimmſte iſt, ſie ſind dann ſo ſchwer aus dem dunkeln Punkt herauszurücken.

Wir freuen uns auf Deine Hieherkunft. Der Herbſt iſt mir diesmal beſonders angenehm, ob ich gleich noch etwas mit gebücktem Rücken einhergehen muß, und deshalb nicht aus dem Bezirke meines Gartens komme. Die Meinigen empfehlen ſich mit mir aufs beſte, und ſind alle wohl. Mein Kleinſter macht mir viel Freude, die keimende holde Menſchheit an ihm hervorgehen zu ſehen. K.

407. An Knebel.

Weimar den 30. September 1813.

Ich habe Dir, mein Theurer, lange nicht geſchrieben; es iſt aber freilich jetzt die Zeit nicht, ſeine Freunde beim-

Timur

spricht.

Was? Ihr mißbilligt den kräftigen Sturm
Des Uebermuths, verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen.

zuſuchen, weder in Perſon, noch brieflich. Geſtern erhielt ich aber ein liebes Schreiben von der Prinzeß von Mecklenburg, die Deiner in allem Guten gedenkt, und ſo will ich Dich auch heute mit wenigen Worten begrüßen.

Das Werklein der Frau von Stael [1]) iſt immer merkwürdig, man unterhält ſich nicht oft mit einer ſo bedeutenden Perſon. Die Sache ſelbſt iſt freilich wenig gefördert, alle dieſe Argumente gelten für diejenigen, welche ohnehin gern leben mögen, und deren iſt, Gott ſey Dank, immer eine große Zahl.

Solche problematiſche Fragen beantworten ſich ſchwer durch Beweiſe und Lehren, am beſten aber durch Exempel, und ſo iſt auch der Brief von Johanne Gray ſehr gut gelungen und Jedermann findet ſich für den Augenblick überzeugt, dankt aber Gott, daß er nicht in dem Fall iſt. — Marie des Königs von Holland habe ich mit viel Antheil geleſen; ſeine ſchöne Seele verbreitet ſich durch das Ganze und über das Ganze.

Nun von dieſen zartern Dingen zu etwas ſchroffern überzugehen, will ich Dir vermelden, daß ich mich die Zeit viel mit geognoſtiſchen Betrachtungen abgegeben habe. Ich habe meine Sammlungen, die Zinnformation betreffend, ſauber geordnet, Altes und Neues zuſammenrangirt, da ſich denn das Ganze recht ſchön überſehen läßt. Das amerikaniſche Tropfzinn, das ich Deiner Güte verdanke, ziert dieſes Fach gar ſehr. Gegen mich war Herr Sonnenſchmidt zwar ſehr freundlich, aber nicht generös.

(Eigenh.) Soviel für diesmal! gieb mir bald Nachricht von Dir und den Deinigen, beſonders von dem Wachsthum der neuſten Progenituren. G.

1) Sur le suicide.

408. An Goethe.

Jena den 4. October 1813.

Lange beſchäftigt mich ſchon, was Du wohl treiben mögeſt, da ich weiß, daß Dein Geiſt zu keiner Zeit ſtille ſteht. So bin ich denn auch nach dem dritten Theil Deiner Lebensgeſchichte ſehr verlangend. Man ſagt mir, Du werdeſt mit dieſem Theile enden — doch nur für jetzt, hoffe ich. Das Werk kann nicht unterbleiben; denn es wird ſeiner Natur nach der wichtigſte Beitrag zur Zeitgeſchichte werden. Und was braucht dieſe Zeit nicht für Aufklärung von Innen? Kein Menſch kann uns recht begreifen, nämlich uns Deutſche, unſerm Weſen und Thun nach. Wir haben ſo viel Disparates und von andern Völkern Abweichendes in allen Erſcheinungen, daß man uns bald zu viel, bald zu wenig Ehre oder Schande anthut. Dieſes ließe ſich auf mancherlei Art erweiſen. Da würde nun ein Mann wie Du manches Licht aufſtecken können.

Deine geognoſtiſchen Betrachtungen intereſſiren mich ſchon im voraus ſehr, weil ich weiß, daß Du immer das Richtige und Ungefundene hervorbringſt. Ich nehme an dieſen Dingen großen Theil; doch weiß ich auch, daß man, um die Erde und ihre Beſchaffenheiten zu kennen, ſie zuweilen bereiſt haben muß, und dies lag außer meinem Vermögen.

Ich leſe Vieles, und darunter manches Gute. So iſt das Buch von Latium, von Bonſtetten, das mir der freundſchaftliche Vulpius zugeſchickt hat, durch mancherlei Anſichten intereſſant geweſen. Es ergötzt uns zu wiſſen, daß noch vieles verborgen iſt.

Hr. Geh. Reg. Rath Müller in Weimar hat die Güte, mir Blätter der Gazette de france zuweilen zuzuſchicken. Obgleich ſolche meiſt ſehr zerriſſen und lückenhaft an mich kommen, ſo ergötze ich mich doch daran, indem mehrere wiſ-

ſenſchaftliche Artikel ſehr artig geſchrieben ſind. Mein Lieblingsſchriftſteller unter den Franzoſen iſt jetzt Hr. Jouy, der ſich l'Eremite de la Chaussée d'Antin unterſchreibt und deſſen kleine Aufſätze voll Geiſt und Leben ſind. Sie ſind zum Theil in der Art des Engliſchen Spectators; aber ſeine Gemälde der Sitten und des Lebens in Paris ſind mit außerordentlich reichem und freiem Pinſel ausgeſtattet.

Du haſt noch die Güte, mich nach meinem Hausweſen zu befragen, und da kann ich Dir ſagen, daß alles ziemlich wohl ſteht. Mein kleiner Bernhardt macht die Luſt der Eltern und er wird bald der Herr im Hauſe ſeyn. Mir macht es Freude, das erſte Aufkeimen der Menſchheit an dem Kinde zu beobachten, und da muß ich ſehen, daß der Menſch ein liebliches Geſchöpf iſt, wie er aus der Hand der Natur kommt. Der Teufel fährt erſt ſpäter in ihn; drum ſollte man die Alten taufen laſſen und nicht die Kinder . . .

Lebe wohl, mein Beſter! — ich kann nicht weiter . . .

K.

Um Dir noch etwas Luſtigeres mitzutheilen, lege ich hier bei, was man kürzlich am ſchwarzen Brete gegen das Edikt wider die Bärte angeſchlagen gefunden hat.

Beilage.

Colloquium inter Carolum et Fridericum studiosos, de barbâ tondendâ.

Fridericus (per forum currit).

Carolus (eum alloquitur). Heus Friderice! quo tendis tam cito?

Fr. Ad tonsorem.

C. Quid ibi vis?

Fr. Tondere barbam.

C. Quamobrem? non amplius barba promissa tibi placet?

Fr. Placet quidem, sed prohibitum est a Prorectore barbâ promissâ incedere.

C. Quid? Prohibitum a Prorectore? insanis! Quid barba ad Prorectorem?

Fr. Nescio; sed prohibitum est, ut me Dii ament!

C. Miror. Nonne corpora nostra libera sunt? Quo jure defendit ille barbâ promissâ incedere?

Fr. Quo jure? Ridiculum caput! Jamjam oblitus es dicti illius vetulae effrenatae, ni fallor, apud Martialem: Sic volo, sic jubeo, stet pro ratione voluntas.

C. Novi; sed dicas mihi, quaeso, unde Prorectori ille furor in barbam nostram?

Fr. Adparat sibi novum pulvinar et opinor, illam pilo studiosorum propter majorem eorum mollitiem pulvinis esse adhibiturum.

C. Pulvinar Prorectoris, quid hoc ad me? Cui bono barba est tondenda?

Fr. Cui bono? barba tonsa multa affert commoda.

C. Commoda? multa? mehercle! audio.

Fr. Primum defendit nos a philosophiâ spuriâ; deinde . . .

C. A philosophiâ spuriâ? qui hoc?

Fr. Nonne tibi notum est ex historiâ philosophiae, philosophiam spuriam Romanos invasisse, cum philosophi eorum barbâ promissâ incedere eniterentur?

C. Putabam philosophiam non esse sitam in barba.

Fr. Deinde barba promissa consumit vires, quae lucubrationibus sunt impendendae, ut Ackermannus ille, anatomiae peritissimus, satis demonstravit.

C. Ackermannus ille apud nos igni et aquâ interdictus est cum theoriâ suâ chimiatricâ.

Fr. Postremum bene scis, Parthos mox esse venturos, qui animalcula adportant sex pedibus instructa, quae circa inguina humida versantur; et metuendum est, ne illa barbas promissas occupent.

C. Scurra! Putabam, Prorectori et Senatui res majoris

momenti esse curandas, quam barbas studiosorum; ut Orphanos professoris fame perditi nutriendos; bibliotheculam universitatis, quae omnibus exteris ludibrio est, augendam; studiosos malâ sedulitate nonnullorum pulsos reducendos.

Fr. Volunt et haec curare; sed in arduis rebus sat est, voluisse, et multi amant, rixari de lanâ caprinâ. Valeas! propero ad tonsorem.

C. Vale! Ego barbam nequaquam tondebo.

409. An Goethe.

Jena den 19. October 1813.

Die unruhige Zeit bringt uns wahrſcheinlich auch um das Vergnügen, Dich hier bei uns zu ſehen, und in den Augenblicken, da wir eines höheren Freundes am meiſten bedürftig wären, ſehen wir uns ganz allein uns überlaſſen.

Indeſſen trägt uns das Schickſal noch ſo fort, und auch von Weimar aus hören wir wenigſtens erträgliche Nachrichten.

Ich ſchicke Dir hier ein Epigramm, das ich letzthin in einer Nachleſe von Günthers Gedichten[1]) fand. Es iſt un-

1) Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. (Breslau 1745, bei Korn.) S. 138.

In ancillam Amsterodamensem, quae peste tribus locis affecta et in hortum deportata juveni amatori, cui desponsa erat, singulis noctibus condormiit et illaeso juvene convaluit *).

Incubat in tactam non unâ peste puellam,
Sponsus et aegrotâ virgine prurit amans.
Figit pallidulis rorantia basia labris
Et mediâ partes morte precantis obit.
Non juveni fuit ancillae facere ista molestum,
Nec fuit ancillae res gravis ista pati.
Ite procul Medici: Nova sunt medicamina pesti;
Sanatur sponso succuba sponsa suo.

*) S. Joh. van Beverwik, Schat der Gesontheit, III, 312.

ſtreitig von ihm ſelber, da auch in der Sammlung noch einige zierliche lateiniſche Gedichte von ihm ſtehen.

Gewiſſermaßen könnt' es zu einem Pendant zu Deinem im Auſonius aufgefundenen Sinngedichte ſtehen, da es einen wunderlich ſeltnen mediciniſchen Fall zum Grunde hat.

Ich habe auf der andern Seite noch ein Epigramm vom Martial beifügen laſſen, das mir unſer junger Göttling überſetzt hat.

Vom Buchhändler Geßner in Zürich habe ich jüngſt einen langen Brief erhalten, der eine Anwerbung von Briefen ſeines Schwiegervaters aus hieſigen Gegenden zum Grunde hat. Ich habe noch nicht darauf geantwortet, weil ich nicht weiß, wo ich ſie herbekommen ſoll. Könnteſt Du mir denn keine Nachricht von den Briefen an unſre Herzogin Amalia ertheilen? Da würde ohne Zweifel den Sammlern ſehr mit gedienet ſeyn.

Auch der Sohn läßt, wie ich höre, ſchon an Briefen in Wien drucken, und man ſagt, Böttiger wolle gleichfalls eine Sammlung herausgeben.

Hae merent aera litterae variis.

Der Prinz Friederich in Gotha, an den Geßner um die Briefe ſeines Schwiegervaters an deſſen ſel. Hrn. Onkel geſchrieben, hat ihm zur Antwort ertheilt, daß er auf expreſſen Befehl ſeines verſtorbenen Hrn. Onkels ſeinen ganzen literariſchen Nachlaß habe verbrennen laſſen. Das heiße ich großmüthig. Wahrſcheinlich waren die an ihn gerichteten Briefe der intereſſanteſte Theil dieſes Nachlaſſes. K.

410. An Knebel.

Weimar den 4. November 1813.

Es war mir ſehr angenehm, Deinem hübſchen Soldaten ein freundliches Wort zu ſagen und eine köſtliche Vorſtellung

von Don Juan versetzen zu können; es wird mir immer lieb seyn, irgend Jemand zu sprechen, den Du mir addressiren magst.

Wie wir seit vierzehn Tagen leben, brauchen wir einander nicht zu articuliren, denn jeder hat sein Theil geduldet. Ich habe viel interessante Bekanntschaften gemacht, die ich Dir wirklich als reichlichen Ersatz des Uebels, das mir widerfahren, betrachten kann; ich freue mich darauf Dir, bei unserer nächsten Zusammenkunft, mehrere Schilderungen mitzutheilen.

Was mich aber am eigentlichsten über diese Tage tröstet, sind ein paar Arbeiten, die mir seit dem siebenzehnten Oktober, ich darf wohl sagen, gelungen sind. Unsere Schauspieler lernen den Esser ein. Madam Wolff, welcher die Rolle der Elisabeth übertragen ist, bat mich um eine Schlußrede, statt der ganz erbärmlichen, wie sie der Text enthält; dazu mußte ich die Lage der Person übersehen, erinnerte mich des Lebens der Königin, und so entstand ein großer Monolog, eine Art Epilog [1]), wie sie die Engländer haben, der ricochetweise einen großen Raum durchläuft. Das andere ist eine Ballade [2]), deren Gegenstand ich schon lange gehegt, aber nicht zur Erscheinung bringen können; es scheint, daß das Fieber dieser Tage solchen Productionen günstig ist. Ich hoffe, Dir beide nächstens vorzulesen: denn ich wünsche nichts mehr, als einige Wochen in Jena zuzubringen.

So will ich denn vermelden, daß wir mit der Biographie bis zum achtzehnten Druckbogen gelangt sind. Riemer steht mir gar löblich bei, sonst möchte das Werklein in diesen unsaubern Zeiten wohl schwerlich zur erwünschten Reinlichkeit gelangen.

1) S. Goethe's Werke, XI, 374.
2) Der Todtentanz. S. Goethe's Werke, I, 229

Nun begrüße ich Deine älteren und jüngeren Lieben, in Hoffnung eines glücklichen Zusammentreffens; die Meinigen haben sich auch ganz wacker gehalten [1]). G.

---

1) Zur Erläuterung der Bekenntnisse im Anfange dieses Briefes diene folgende, von dem Herrn Geheimen Ober-Regierungsrath Heinke in Breslau, dessen Verbindung mit Goethe und dem Goethe'schen Hause mehre Jahre vor der Epoche von 1813 beginnt, dem Herausgeber gütigst gemachte Mittheilung:

„Weimar war während der Monate November und December 1813 ein für die Armee der Alliirten wichtiger Ort. Es befanden sich dort nicht nur die Hauptlazarethe des zweiten preußischen Armeecorps, welches damals Erfurt belagerte, und in welchem die Ruhr und der Typhus wüthete, sondern es war auch der Punkt, nach welchem alle Recenvalescenten und Ergänzungsmannschaften gewiesen wurden, um von dort aus zu ihren Truppentheilen dirigirt zu werden. Es war daher der Chef eines preußischen Landwehr-Cavalerie-Regiments, in welchem Heinke Adjutant war, zum Commandanten von Weimar ernannt, während auch ein russischer und ein östreichischer Etappen-Commandant sich daselbst befanden. H., welcher ganz in der Nähe von Goethe, in dem Hause des Kammerherrn v. Helldorf einquartirt war, hatte bei ersterm eine sehr freundliche Aufnahme gefunden und ging täglich bei ihm aus und ein. Am 6. November wurde er von Goethe benachrichtigt, daß ihm soeben von dem städtischen Einquartierungsamte zwölf Mann Donischer Kosacken angesagt worden, welche er in seinem von Einquartierung bisher befreit gewesenen Hause nicht unterzubringen wüßte. Er ließ ersuchen, diese neue Last wo möglich von ihm abzuwenden. H., erfreut, daß einem preußischen Offizier Gelegenheit wurde, die billige Rücksicht für den großen Mann geltend zu machen, welche seine Ortsbehörde, vielleicht von den Umständen gedrängt, in diesem Augenblick ihm versagte, zögerte keinen Augenblick, traf aber, als er auf die Straße kam, bereits zwölf riesengroße Gardekosacken vor Goethe's verschlossener Hausthür, Einlaß begehrend. Es war schwer, sich mit ihnen zu verständigen, da sie keiner andern als der russischen Sprache mächtig waren. Endlich vermochte er doch einen aus ihrer Mitte, ihn nach dem Einquartierungsamte zu begleiten und den Uebrigen deutlich zu machen, daß sie seiner Rückkehr ruhig warten sollten. Bei dem Einquartierungsamt fand H. anfangs wenig Bereitwilligkeit, das Goethe'sche Haus ferner frei zu lassen, bewirkte aber endlich doch,

411. An Goethe.

Jena den 8. November 1813.

Daß Dich die Musen noch so freundlich unter dem wilden Getöse des Kriegs besuchen, scheint mir ein Geschenk der Götter. Wahrlich, sie lieben Dich mehr als andere, die das lärmende Geräusch nicht so leicht zum Gesang begeistern mag.

---

daß das auf Goethe's Haus lautende Billet zurückgenommen und ein anderes, auf ein öffentliches Gasthaus lautendes Billet für die zwölf Mann ausgefertigt wurde. Indeß wartete seiner bei der Rückkehr eine neue Schwierigkeit. Der Kosack, sein Begleiter, welchem das neue Billet eingehändigt worden, hatte von der ganzen Verhandlung nichts verstanden und die Meinung gefaßt, daß eigentlich nur ein falsches Billet gegen das rechte ausgetauscht, das Goethe'sche Haus aber das rechte und für ihre Unterbringung bestimmte sei, auf welches das mitgebrachte Billet lautete. Alle Bemühungen, ihm diesen Irrthum zu benehmen und die Kosacken nach dem Gasthofe zu führen, blieben fruchtlos. H. sah sich daher genöthigt, durch eine Ordonnanz den russischen Etappen-Commandanten, Oberst v. Engelhardt, wiewol dieser soeben krank darniederlag, um Beistand anzugehen. Die Noth aber wuchs, als die des Wartens müden Kosacken mit den Schaften ihrer Lanzen gegen die Hausthür stießen und verständlich machten, sich den Eingang mit Gewalt verschaffen zu wollen. Um dem vorzubeugen, schickte H. nach der von preußischen Truppen besetzten Wache und ließ durch die von dieser angelangten Mannschaft die Thüre besetzen. Das Mißverständniß, welches die ganze Aufregung hervorrief, dauerte aber fort und drohte, eine vielleicht für beide Theile unangenehme Wendung zu nehmen, als der Adjutant des genannten russischen Obersten zur rechten Zeit eintraf. Die Kosacken verließen jetzt willig das Haus, und der fast zweistündige Straßentumult, welcher viele Zuschauer versammelt hatte, war beendet. Goethe hatte während dieser Auftritte in unbehaglicher Stimmung in einem der hinteren Zimmer seines Hauses sich aufgehalten. Am folgenden Tage empfing H. aus den Händen des großen Dichters ein Exemplar der Wahlverwandtschaften, über welche der Empfänger einige Tage zuvor in einer Unterhaltung mit ihm sich mit Vorliebe ausgesprochen hatte. Einige freundliche Zeilen von Goethe's Hand vor dem Titel des Buches enthielten eine Andeutung der unter dem Druck der geschilderten Umstände erlittenen Empfindungen."

Ich verlange sehr nach Deinen Versen, so wie auch nach der Fortsetzung Deiner Lebensgeschichte. Beide werden mich wieder etwas emporrichten; denn wir brauchen ja zuweilen dergleichen Hülfe.

Wie viel verlange ich nicht von Dir zu hören und zu wissen! Die Erfahrungen über Zeit und Welt häufen sich so, daß man sich beinahe älter glauben möchte, als man bereits schon ist. Sich hierüber mit einem Manne, wie Du bist, unterhalten zu können, ist ein großes Glück — zumal für einen, der dieses Alltagsgewäsches, das man hier hören muß, sehr überdrüssig ist.

Ich lese jetzt die Reden des Cicero und ergötze mich an dieser Stimme und Gewandheit des Geistes. Cicero muß man als Redner hören, als Philosoph war er weniger. Man erkennt ihn auch nicht ganz aus seinen Briefen, wenn man die Reden nicht gelesen hat. Er stellt sich in denselben auf eine, uns ungewöhnliche freie Weise dar . . . Aber was war das für eine Republik! Man sollte glauben, daß das Vortrefflichste nur mit dem Abscheulichsten bestehen könne: Oder auch umgekehrt. Gottlob, daß wir in unsern Tagen dergleichen Schändlichkeiten nicht leicht mehr vor Gericht zu stellen haben . . . Eine Phrase über Roscius hat mich sonderlich gerührt. Er sagt von ihm [1]): „so wie er hier, als Schauspieler, auf der Bühne steht, so verdiente er auch, als Mann, im Senat zu stehen." Das ist viel gesagt.

Die Götter, die Dir so manches im Ueberfluß und mit gutem Maaße verliehen haben, wollen Dich auch ferner in dieser Zeit schützen, und Dir den hohen Geist, der, wie Pin-

1) Pro Q. Roscio Comoedo, cap. 6.: quem Populus Romanus meliorem virum quam histrionem esse arbitratur: qui ita dignissimus est scenâ propter artificium, ut dignissimus sit curiâ propter abstinentiam.

Hikmet Nahmeh.

Buch der Sprüche.

Talismane werd' ich in dem Buch zerſtreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel ſticht
Ueberall ſoll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts
Als was die geſtrigen gebracht.

Wer geboren in böſ'ſten Tagen
Dem werden ſelbſt die böſen behagen.

Wie etwas ſey leicht
Weiß der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer fluthet immer,
Das Land behält es nimmer.

Prüft das Geſchick dich, weiß es wohl warum:
Es wünſchte dich enthaltſam! Folge ſtumm.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

dar[1]) ſagt, die Fäden vieler Dinge in Eins zuſammenzufaſſen weiß, ferner gewähren! — —

Bei mir ſteht es ganz leidlich. Jung und alt empfehlen ſich. Heute ſoll die Großfürſtin und Ihre Frau Schweſter hier ankommen. Man macht dazu allerlei Anſtalten und mein Karl iſt mit einigen Studenten entgegen geritten. Das Wetter iſt ſchlecht und wir haben ſtarke Einquartierung. Lebe wohl, mein Beſter! K.

412. An Knebel.

Den 10. November 1813.

Bis ich das erwünſchte Vergnügen habe, Dich wieder zu ſehen, wollen wir es an ſchriftlicher Unterhaltung nicht fehlen laſſen. Bergrath Voigt wird Dir manches bedeutende erzählt und vorgewieſen haben. Er hat manches gute und vortheilhafte bemerkt und geſammelt und ſich wacker genug gehalten. Den armen Hanauern, von denen er ſo viel gutes zu ſagen weiß, iſt es indeß übel genug ergangen.

Ich habe die Zeit, mehr um mich zu zerſtreuen als um etwas zu thun, gar mancherlei vorgenommen, beſonders habe ich China, und was dazu gehört, fleißig durchſtudirt. Ich hatte mir dieſes wichtige Land gleichſam aufgehoben und abgeſondert, um mich im Fall der Noth, wie es auch jetzt geſchehen, dahin zu flüchten. Sich in einem ganz neuen Zuſtande auch nur in Gedanken zu befinden, iſt ſehr heilſam. Die Ankunft des Hofrath Klaproth, deſſen Du Dich wohl aus früheren Zeiten erinnerſt, und der ein eingefleiſchter Chineſe iſt, hat mich ſehr gefördert, indem er mir gar manches

1) Wahrſcheinlich hatte K. die Stelle in der 2. Olympiſchen Hymne im Sinne, wo ὁ πολλὰ εἰδὼς Φύσ ſoviel iſt als unſer „Genie“. K.

suppliren und bestätigen konnte. Nur eins will ich bemerken, manches andere zu mündlicher Unterhaltung aussetzend. Sowohl aus den ältesten Nachrichten der Missionarien, als aus den neusten Reisebeschreibungen konnte ich mir eine Art Geologie dieses großen Landes zusammensetzen. Merkwürdig war mir, daß das Ur- und Grundgebirg sich durchaus, ja bis an die Meeresküste, obgleich in geringerer Höhe, als es bei uns zu geschehrn pflegt, aus dem Boden erhebt, deswegen auch Granit, Talk- und Thongebirgsarten, Feldspath und Porzellanthon häufig vorkommen, nicht weniger der Urkalk. Sich hiervon durch das Anschauen zu überzeugen, gab es eine artige Gelegenheit. Schon vor einigen Jahren hatte ich aus Kopenhagen ein chinesisches Malerkästchen erhalten, worin mir besonders einige Tafeln von Parischem Marmor, von großem salinischen Korne merkwürdig waren; ich glaubte, sie seyen in Europa hinzugekommen. Nun versichert mir aber Klapproth: sie seyen eben so gut als die übrigen Geräthschaften von lydischem- und Bildstein, ächt chinesisch, indem er von solchem salinischen Urkalk in Petersburg kleine Schirme gesehen, die auf solchen dünngesägten Platten an der einen Seite ein Bild, an der andern einen Sittenspruch enthielten. Die große Uebereinstimmung der Erdbildung auf noch so entfernten Punkten deutet auch hier auf die Einfachheit der Naturwirkungen, deren Mannigfaltigkeit wir erst recht fassen und begreifen, jemehr wir das Eine, wo alles herstammt, schauen und verehren lernen. So viel für diesmal. Die Ankunft der Hoheiten hat uns zu guter Stunde Hoffnung besserer Tage gebracht. G.

413. An Goethe.

Jena den 11. November 1813.

Für Deinen lieben Brief, welcher mir etwas Sonnen-

ſchein, der dieſen Morgen fehlet, in mein Zimmer bringt, will ich Dir ſogleich meinen Dank abſtatten.

Mich freut es, daß Dich ſo angenehme und intereſſante Gegenſtände der Natur gegenwärtig unterhalten, und hoffe von Dir bei Deinem Beſuche, den Du uns verſprichſt und wonach wir uns ſehnen, viel Erfreuliches zu hören.

Unſer Voigt, den ich geſtern bei dem ſchönen Wetter beſuchte, hat das Verlangen nach dieſen Dingen gleichſam aufs neue in mir rege gemacht. Ich brauche hiezu einen Anſtoß von außen, da ich nichts von mir ſelber erfinden kann. Meine Liebe dazu entzündet ſich dann leicht.

Man geht hier — vorerſt nur in Gedanken — mit einem neuen Zeitungsblatt um, nach Art der Gazette de france, welches politiſche Artikel mit wiſſenſchaftlichen verbinden und wovon Luden der Herausgeber ſeyn ſollte. Ich konnte dem Gedanken meinen Beifall nicht verſagen, da es jetzt ſo Noth thut, daß auch aufgeklärtere Menſchen über gewiſſe Gegenſtände ſprechen und eine Volksmeinung bilden helfen. Alles dürfte freilich von der Ausführung abhängen. So könnte auch ein ſolches Blatt mit der Zeit einträglich für die Herausgeber werden, und vielen thut das Noth, die ſonſt bei dem Mangel an Zufluß gänzlich eintrocknen möchten.

Zu wünſchen wäre es, daß Du wenigſtens einige Ideen zu Ordnung der Dinge herleihen möchteſt; denn armſelig, wie unſer gewöhnliches politiſches Geſchwätz, dürfte es nicht werden. Die Franzoſen ſtehen auch gegen uns in dergleichen Produkten zu hoch . . .

K.

414. An Knebel.

Weimar den 13. November 1813.

Das überſendete Programm, welches mir Riemer, um mich nicht zu betrüben, verheimlicht hatte, konnte mir frei-

lich wenig Freude machen. Wie schade iſt es, daß ein Mann von ſolchen Gaben wie ..... in ſolche Fratzen verfällt und nun als Lehrer manchen Jungling, wo nicht fürs ganze Leben, doch auf mehrere Jahre irre führt. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation eine ſolche Luſt am Krebsgang hat, als die Deutſche. Kaum ſchreiben unſere Mädchen und Jünglinge, unſere Hausfrauen und Geſchäftsmänner einen natürlichen Styl und wiſſen ſich allgemein verſtändlich und angenehm auszudrücken, ſo treten junge Männer auf, um etwas ganz fremdes, ungehöriges, unverſtändliches und abſchmacktes geltend zu machen. Und hinter allen dieſen ſteckt doch eigentlich nur die falſche Sucht, Original ſeyn zu wollen. Wir können nur bedauern, was wir ſo deutlich einſehen.

Daß man in Jena an ein neues Zeitungsblatt denkt, kann ich nicht mißbilligen, beſonders wenn ein ſo vorzüglicher Mann wie Luden die Redaction übernehmen will. Mag man mir die Intentionen näher bekannt machen, ſo will ich gern darüber auch meine Gedanken ſagen; vorzüglich aber würd' ich rathen, ehe man hervortritt, ſich mit den höhern Behörden, den Preuſſiſchen und Oeſterreichiſchen in Rapport zu ſetzen: denn von nun an ſollte kein Deutſcher etwas auf eigene Hand unternehmen. Von allen dieſen zu ſeiner Zeit ein mehreres.

Die Erbprinzeß Kaiſerl. Hoheit hat ſehr hübſche und nützliche Sachen, ſowohl für hier als für Jena mitgebracht. Sie verdient ganz eigentlich eine Friedensfürſtin zu ſeyn, ob ſie ſich auch gleich im Kriege recht gut ausnimmt und ſeit ihrem Hierſeyn manches zu vermitteln gewußt hat.

Voigts glückliche Rückkehr freut mich für ihn und uns, ich habe dieſe Tage an Geheimrath Leonhard nach Hanau geſchrieben, um zu vernehmen, wie es dieſen Freunden in der letzten Zeit gegangen iſt, es wäre zu bedauern, wenn ihre

wiſſenſchaftliche Sorgfalt dem ungeheuern Uebel nicht entgangen wäre.

In dieſer confuſen Zeit wußte ich mich nicht beſſer zu zerſtreuen, als daß ich meine Kunſtſachen, beſonders die Kupferſtiche, in Ordnung brachte. Ich fange an, ſie nach den Schulen zu legen und die verſchiedenen Sammlungen zu vereinigen; im Zuſammenhang wird jedes Blatt inſtruktiv, und man beſitzt mehr, als man geglaubt hat. Jetzt lebe ſchönſtens wohl und laß bald wieder von Dir hören. G.

413. An Goethe.

Jena den 15. November 1813.

Für die guten Worte, die Du mir durch zarte Finger haſt zuſchreiben laſſen, danke ich Dir, mein Verehrteſter, aufs verbindlichſte. Es iſt ſo wahr, was Du ſchreibſt, und daß die Deutſchen durch den wilden Drang nach Originalität nur krebsgängig würden. Dieſes zeigt ſich leider auch bei Ueberſetzung der Alten, und unſer Wolf ſogar hat, wie ich vernehme, neuerlich ein ſchreckendes Beiſpiel davon gegeben.

Doch hiervon will ich mich gegenwärtig abwenden und Dich vielmehr um Rath und That in einer mich dringendern Angelegenheit bitten. Es iſt nemlich der ſchon eher erwachte Soldatengeiſt bei uns gegenwärtig und durch den neuern Aufruf in volle Flammen gerathen, und unſre Jugend will ſich nicht mehr gut halten laſſen. Da dieſer Enthuſiasmus im Allgemeinen ſehr zu loben iſt, ſo iſt doch dafür zu ſorgen — und dieſes iſt auch eine Angelegenheit des Staates — daß dieſer Eifer ſo wenig als möglich für jetzt und für die Zukunft den jungen Leuten zum Schaden ausfallen möge. Die ſich unter die freiwilligen Corps angeſtellt zu ſehen wünſchen, welches freilich die mehrſten ſind, ſehen nicht, daß

ſchon ihre gegenwärtige Ausrüſtung bei den meiſten das Vermögen ihrer Eltern weit überſteigt, daß ſie, nach gemachtem Frieden, weniger Hoffnung zu Anſtellung haben, und daß die gemachte Hoffnung, durch Beute und anderes, ihren Sitten und Charakter ſehr nachtheilig werden könne.

Damit ich es aber nun kurz mache, ſo will ſich mein Karl nun auch nicht länger mehr halten laſſen, ſeinen guten Willen und Eifer fürs Vaterland durch Militärdienſte an den Tag zu legen; und da wir übereinſtimmend glauben, daß wir uns hierin vorzüglich nach dem Willen unſers Landesherrn, der uns bisher ernährt hat, zu richten haben; ſo bietet er ſeine Dienſte dem Herzoge dar, mit der Hoffnung, daß dieſer auch für ſein Glück ſorgen werde. Er überläßt deſſen Gnade und Vorſehung alles; doch wünſcht er am liebſten unter der Cavallerie, wenn ſolche errichtet werden ſollte, zu dienen, und hofft auch die Mittel zu ſeiner Equipirung — da der Vater hiezu unmächtig iſt — von des Herzogs Gnade zu erhalten. —

Dieſes iſt mein Vortrag und meine Bitte an Dich, mein Lieber! und ich erſuche Dich noch, daß Du ſolche auch an des Herzogs Durchlaucht mögeſt gelangen laſſen, dem ich jetzt durch eigenes Schreiben nicht beſchwerlich fallen will, und ſie bei Ihm durch Deine Vorſprache unterſtützen.

Noch iſt dieſes aber nicht genug. Ich ſoll auch für andere Vorſtellungen bey Dir machen — um ſie weiter zu bringen [1]). — —

Ich freue mich, ſo brave und wackere Leute zu empfehlen zu haben, und wünſche, daß Du etwas Vortheilhaftes und Gutes für ſie ausrichten könneſt — was Du gewiß nicht wirſt ermangeln laſſen.

---

1) Dieſe Vorſtellungen — für den weimariſchen Kammerjunker v. Lümpling und Weller — bleiben fort

Unſer Voigt — — muß nun freilich mit dem größten Theil der übrigen Profeſſoren auf die Wintervorleſungen Verzicht thun, da alles in den Krieg geht. Wir wollen ſehen, wie wir einander durchhelfen! K.

416. An Knebel[1]).

Weimar den 17. November 1813.

Auf Deine vertrauliche Anfrage antworte vorläufig mit wenigem. Daß man unſerm Herzog gleichfalls anſinne, nach ſchon vorhandenen Vorgängen, ein anſehnlich Contingent nicht allein zu ſtellen, ſondern auch eine Landwehr und einen Landſturm zu organiſiren, iſt ganz natürlich. Je mehr junge Leute nun Luſt haben, die militäriſche Carriere auf eine oder die andere Weiſe zu ergreifen, deſto beſſer iſt es; räthlich jedoch, daß man ſich nicht übereile. Man warte des Herzogs Aufruf ab, mache ſich mit den alsdann ausgeſprochenen Bedingungen bekannt und ſuche ſein Beſtes, entweder durch Verdienſt oder durch Gunſt oder beides. Und in ſolchem Falle ſtehe ich zu guter Einleitung zu Dienſten. Indeſſen will ich an ſchicklichem Orte Deines Kriegsluſtigen erwähnen und wo nicht das Nützliche doch das Unſchädliche vorbereiten, und ſobald es Zeit iſt, das Weitere melden. Zu wählen wird nicht viel ſeyn; an Cavallerie iſt gar nicht zu denken. Hiemit lebe wohl und beſchwichtige die ſtrebenden Gemüther noch kurze Zeit. G.

417. An Knebel.

Weimar den 18. November 1813.

Du erhältſt durch eine bekannte vertraute Hand eine

1) Eigenhändig.

bestimmtere Antwort auf Deine Anfrage. Handle daher nach meinem gegenwärtigen Rath.

Du bietest Deinen Karl, in einem geziemenden Schreiben, welches Dir nicht sauer werden wird, dem Herzog an, und sprichst im Allgemeinen Deine und seine Wünsche aus, d. h. daß er auf jeden wahrscheinlichen Fall bereit sey. Vermuthlich antwortet Dir der Herzog kurz und ohne etwas zu entscheiden, aber Dein Brief wird an die Behörde gegeben und der junge Streitlustige notirt und in der Folge wegen seiner Bereitwilligkeit wohl gut angesehen.

Weller reicht ein ähnliches Schreiben ein, in seinem eigenen Namen, und beruft sich allenfalls auf Dein Zeugniß seines Wohlverhaltens und seiner Tüchtigkeit. Auch dieser wird notirt, und ich will suchen bei der Behörde ihr Bestes zu befördern.

Von Tümpling hat sich schon gemeldet, ist schon notirt und wegen dessen vor der Hand nichts weiter zu thun. In der Folge will ich gern für die, die Du empfiehlst, nicht müßig seyn. Karln kannst Du zu seinem Trost und Vergnügen sagen, daß wohl allenfalls noch von Hott Hottchen die Rede seyn könnte, einem Organ, das seinen Patriotismus gewiß aufs schönste fördern wird, und somit Adieu. G.

418. An Goethe.

Jena den 22. November 1813.

Ich habe Deinem freundschaftlichen Rathe zu Folge heute an den Herzog geschrieben. Wir hoffen das Beste und danken Deiner gütigen Theilnahme.

Eine Freude habe ich noch gehabt an unsers guten Gries Uebersetzung von Calderons „das Leben ist ein Traum". Alle Leichtigkeit und Zierlichkeit des spanischen Dichters ist

in dieſer Ueberſetzung. Das Original kann ſich nicht beſſer leſen laſſen. Sogar der ſpaniſche Bombaſt ſteht ihm wohl an. Ich erhielt einſtweilen nur den 1. Akt von ihm.

Ich las kürzlich Schlegels Gedicht an Dich, die Kunſt der Griechen, und erſtaunte über die Art, wie der Verfaſſer dieß alles mit Kenntniß und kaltem Sinne zuſammenreihen konnte. So hat man ſonſt in Berlin (unter Kirnberger ꝛc.) Muſiken und Konzerte nach blos mathematiſchem Kalkul komponirt. In der Ueberſetzung aus dem Spaniſchen iſt mir Gries weit über Schlegel.

Unſre Mathematiker fangen an, wie es ſcheint, eine Herrnhuteriſche Brüdergemeinde zu errichten, wo ein paar große Männer in dieſer Wiſſenſchaft als Vorſteher und Heilige verehrt werden. Auch dieſes gehört wahrſcheinlich zur deutſchen Originalität.

Lebe wohl, mein Lieber! die Tage ziehen ſich jetzt ziemlich enge zuſammen, und man möchte wünſchen, daß man bei den Antipoden wohnte, nur um längere Briefe ſchreiben zu können. Du wirſt uns indeß doch Deine Freundſchaft gönnen, wie in den längſten Tagen des Sommers. K.

Haſt Du jemals Leibnitzens Gedicht vom Phosphor geleſen? oder Addiſons vom Barometer? — Beide ſollen ſehr ſchöne Stellen enthalten. Ich möchte ſie wohl ſehen [1]).

1) Jenes, mit der Ueberſchrift: Phosphorus igneus, ſteht in den Miscellaneis Berolinensibus, Tom. I. part. II, S. 96 fg.; letzteres, mit dem Titel: Barometri descriptio, in Addiſen's Miscellaneous Works in Verse and Prose (London 1753), II, 14. (Riemer.)

(Das erwähnte Gedicht Leibnitzens iſt ein Auszug aus deſſen Epicedium auf den Herzog Johann Friedrich von Hannover, welcher, auf Leibnitzens Betrieb, den wahren Erfinder des Phosphors, Brand, belohnt hatte. Jenes Epicedium iſt abgedruckt in Leibnitzens Geſammelten Werken, herausgegeben von G. H. Pertz, I. Folge, Geſchichte, IV, 32—42. Vergl. Leibnitz, eine Biographie, I, 196—198.)

419. An Knebel.

Weimar den 21. November 1813

Beiliegender Brief war schon vor einigen Tagen gesiegelt, ich sende ihn und füge hinzu, daß der Herzog nach Frankfurt ist. In einigen Tagen wird der Aufruf an die Freiwilligen erscheinen, wer sich schon gemeldet, kann alsdann wohl warten, bis der Fürst zurückkommt, wo wir mehr vernehmen werden.

Sage Bergrath Voigt, daß mich ein Brief von Geheimerath Leonhard aus Hanau benachrichtigt, daß er und seine Freunde nur an den allgemeinen Drangsalen gelitten, aber keine besonderen Leiden erfahren haben, das allgemeine Museum sowohl als die besondern sind unberührt geblieben. Ich legte gern den umständlichen interessanten Brief bei, aber es stehen Dinge darin, die der vierte nicht wissen sollte.

Ich gehe in meinem Wesen so fort und suche zu erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegensatz mit dem Lauf der Welt, und so suche ich auch noch, außer Dir, Freunde der Wissenschaft und Kunst, die zu Hause bleiben, aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben wird, und wäre es auch nur unter der Asche, erhalten mögen.

Sage mir doch etwas Näheres von der Euklidischen Gemeinde! Sich von einander abzusondern, ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen, als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist!

Griesens Uebersetzung der Zenobia ist in jedem Sinn vortrefflich. Wenn er fortfährt, sich an den Calderon zu halten, so wird er uns eine große Wohlthat erzeigen, sich selbst für mehrere Jahre Beschäftigung geben und einen noch von Niemand erreichten Ruhm erwerben, ich meine den der

Was machſt du an der Welt, ſie iſt ſchon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Loos iſt gefallen, verfolge die Weiſe,
Der Weg iſt begonnen, vollende die Reiſe:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie ſchleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Wenn der ſchwer Gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung ſey verſagt,
Bleibet heilſam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

„Wie ungeſchickt habt ihr euch benommen,
Da euch das Glück ins Haus gekommen!“
Das Mädchen hat's nicht übel genommen,
Und iſt noch ein paarmal wieder gekommen.

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit iſt mein Beſitz, mein Acker iſt die Zeit.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Das überliefre deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

Enweri ſagt's, ein herrlichſter der Männer,
Des tiefſten Herzens, höchſten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit:
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.

---

beiden Ueberſetzungsweiſen: dem Original ganz treu, und ſeiner Nation verſtändlich und behaglich zu ſeyn. Ich negozire jetzt mit mir ſelbſt wegen der Aufführung; ich kann niemand deshalb weder um Rath fragen, noch ein Zu- oder Abſtimmen vernehmen: denn zuletzt, wenn es zur Ausführung kommt, trete ich doch die Kelter allein.

Der junge Schopenhauer hat ſich mir als einen merkwürdigen und intereſſanten jungen Mann dargeſtellt; Du wirſt weniger Berührungspunkte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er iſt mit einem gewiſſen ſcharfſinnigen Eigenſinn beſchäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenſpiel unſerer neuen Philoſophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde paſſiren laſſen; ich finde ihn geiſtreich, und das übrige laſſe ich dahin geſtellt. In unſerm nächſten Cirkel iſt alles wohl, außer Riemern, der an einem böſen Hals und Bruſtbeſchwerden leidet. Es iſt mir ſehr unangenehm, ihn an der Marktecke ſo iſolirt zu wiſſen, in einer Zeit, wo Jedermann ſo bedrängt und beſchäftigt iſt, daß er im Innern genug zu thun hat. Ziegeſar beſſert ſich, hat aber unglaublich ausgeſtanden.

Auf Deine Frage wegen der beiden didaktiſchen Gedichte muß ich antworten, daß ich ſie nicht geſehen habe. Dieſes genre iſt Legion, beſonders in England [1]). Letzten Sommer habe ich mich daran in Töplitz müde und matt geleſen. Man bewundert den Verſtand und die Tüchtigkeit, aber man vermißt die Poeſie, von der nur das Sylbenmaaß, und die Tiefe der Betrachtung, von der nur das allgemein Faßliche übrig bleibt. Und hiermit Gott befohlen! Wie ſehr wünſchte ich bald in Jena mein altes akademiſches Leben wieder anzutreten!

G.

1) Vergl. Goethe's Werke. LI, 193 fg., über das geognoſtiſche Lehrgedicht King Coal's Levee, or geological etiquette.

420. An Goethe.

Freitag den 26. November 1813.

Für Deine gütige Sorgfalt und Theilnahme an unſers Karls Glück danken wir Dir herzlichſt.

Des Herzogs Aufruf iſt jetzt hier angelangt und angeſchlagen. Er errichtet eine Schwadron Jäger zu Pferde und eine Compagnie zu Fuße. Nun wünſchte ich freilich, daß Karl unter die erſten als Officier kommen könnte. Der Stellen ſind freilich wenige, und man wird hiezu wohlhabende auswählen. — —

Meine Notiz von der Euklidiſchen Gemeinde habe ich aus der Anzeige des Herrn von Lindenau auf dem Seeberge genommen, die ich kürzlich in dem Allgemeinen Anzeiger [1]) fand. Dieſer nämlich kündigt uns ein Buch an, „das Leben eines Aſtronomen", das er nächſtens herauszugeben gedenke. Dieſe Anzeige iſt in einem wunderbaren halb myſtiſchen Tone verfaßt, den man nicht von einem Mathematiker erwarten ſollte. Es iſt nämlich von einer Abſonderung und Untheilnehmung an der Welt und ihrem Weſen, zu Gunſten der aſtronomiſchen Wiſſenſchaft, darin geſprochen, die man eben nicht vom Himmel allein ſollte entſprungen glauben.

Hiedurch glaubte ich nun auch über das Betragen unſers Münchow etwas klarer zu werden, das ich mir ſeit einiger Zeit durchaus nicht erklären konnte. —

An dem guten Riemer nehmen wir großen Antheil. Auch von ihm thut mir die Trennung oft weh.

Uebrigens leſe ich meinen alten Seneca meiſt Abends vor Bettegehen immer noch ſo fort, und tröſte mich aus ſeinen oft wiederholten Sätzen über alles was im menſchlichen

1) von 1813, Nr. 293.

Leben vorgehen mag. Doch bin ich nicht ganz gewiß, ob die Sätze im vorkommenden Fall immer aushalten würden . . .

K.

421. An Goethe.

Jena den 10. December 1813.

Ich kann nun heute ſchon wieder mit freierem Gemüthe an Dich ſchreiben, da mir ein Uebel vorübergegangen iſt, das mich auf lange Zeit in Trauer hätte verſetzen können. Mein Karl iſt nemlich wieder beſſer, und wahrſcheinlich außer aller Gefahr. Daß mir dieſe Begebenheit viel äußere und innere Unruhe verurſacht hat, kannſt Du wohl denken. Mein Gemüth braucht Erholung und wird ſie wohl nach und nach auch finden.

Einer eigenen Erſcheinung bei dieſer Krankheit muß ich doch gedenken, daß nemlich, wenn die Krankheit im höchſten Steigen iſt, der Patient ſich doppelt glaubt. Mein Karl drückte ſich mehrmals darüber aufs beſtimmteſte aus. Wenn man ihn fragte, antwortete er: „ich bins ja nicht, das iſt der", und ſah ſich nach der Seite des Kopfkiſſens um. So mehrere male. Hofrath Starke ſagte mir, bei dem Reg. Rath v. Ziegeſar habe ſich dieſelbe Erſcheinung gezeigt. — — Noch muß ich bemerken, daß dieſes Uebel, das ſich zwar, ſo viel ich davon höre, bei jedem Individuum etwas verſchieden zeigt, mit der von Lukrez beſchriebenen Peſt ſehr viel ähnliches hat, jedoch bei weit minderer Heftigkeit.

Was aber den Vater anbetrifft, ſo möchte Dich dieſer freundlich erſuchen, ihm, zu einigem Labſal und Erquickung nach überſtandenem Uebel, da er doch ſogleich Dich hier zu ſehen nicht erwarten kann, Deinen Epilog zum Grafen Eſſex zu ſchicken. Er verſpricht heilig, ſolchen niemand mitzutheilen, als etwa an Voigt und Gries, wenn Du ſolches erlaubſt. Er hofft, das poetiſche Leben werde ſich am beſten durch dieſen einigermaßen wieder bei ihm erwecken.

Uebrigens sind die Schicksale der Welt jetzt so groß, daß man gerne das Schauspiel noch eine Weile mit anzusehen wünscht, wenn man auch das Ende davon nicht erreichen dürfte. Omne volat fatum, sagt der alte Seneca ... Mein herzliches Anliegen ist, Gutes und Gedeibliches von Dir zu hören. Ich freue mich blos an dem Individuellen ...

Sonst sieht es in meinem Hause eben nicht trübselig aus, und das jüngste und kleinste Individuum davon ist eine beständige Quelle von Freundlichkeit. K.

422. An Knebel.

Weimar den 11. December 1813.

Wir haben uns die Zeit her sehr fleißig erkundigt, wie es Dir und den Deinen ergehe, und die Nachrichten haben uns immer gute Hoffnungen gegeben. Es freut mich, daß sie nun erfüllt sind und den guten Eltern ihre Sorge und Sorgfalt durch die Wiederherstellung belohnt ist. Dieses Gefühl ist um so lebhafter, als von allen Seiten mir die Nachrichten von dem Tode trefflicher Menschen einlaufen. Voigt hat sich gewiß über den Tod des verdienstvollen Leisler betrübt.

Den Epilog zu Esser sende ich hier mit dem Wunsch, daß er nicht abgeschrieben werde und nicht aus Deiner Hand komme, wenn Du ihn auch vorlesen magst; darin will ich Deinen guten Humor nicht beschränken. Und hiermit lebe recht wohl. Grüße Karl und wünsche ihm Glück, daß er wieder zur Einheit gekommen ist. Sage mir doch etwas über Ludens Vornehmen. Ich mußte mich sehr irren, oder die Nahre [1]) ist schon verfahren. Darüber ließen sich allerley Betrachtungen anstellen. Jetzt halte Dich aufrecht so gut es gehen will, ich will das Gleiche zu thun suchen G.

1) Die „Nemesis" ist gemeint.

423. An Goethe.

Jena den 13. December 1813.

Deine Verſe haben mich ſehr erregt. Sie ſind allein ein ganzes Trauerſpiel werth. Der wandelbare Charakter der Königin hat ſich in feſte Form gegoſſen und zu ſchöner Geſtalt ausgeprägt. Welche Tiefe des Gefühls! Verſe, die jeder Dichter beneiden möchte, ſind nur Dir eigen. Du erlaubſt mir, das Gedicht eine Zeit lang behalten zu dürfen?

Ueber die Ludenſche Zeitſchrift wollen wir weiter nichts ſagen. Sie wird manches Gute und Nützliche enthalten, und wie ich glaube, Glück machen. Die Deutſchen lieben es, in ihren Schriften mit vier Pferden zu fahren — wenigſtens anzuſpannen. Jeder Schriftſteller hat ſeine eignen Anſichten, ſeinen eignen Ton — und verliert mit dem faſt alles. Freilich hatte ich mir die Sache auch etwas anders gedacht. Indeſſen wird es dem guten Luden für ſeine Perſon doch auch nicht ſchaden; denn ich glaube ſchwerlich, daß die Franzoſen in der vorigen Geſtalt wieder nach Deutſchland kommen dürften.

Lebe wohl, mein Beſter! — Was macht Hr. Riemer? Grüße ihn freundlich. Wo iſt denn Dein Hr. Jones hin? . . .

Laß uns die Freunde lieber ſeyn, je enger ſich ihre Zahl ſchließt.

S.

424. An Knebel.

Weimar den 23. December 1813.

Du haſt mich, mein theuerſter Freund, durch die reine und ernſtliche Theilnahme an meinem Epilog [1]) ſehr erfreut.

1) zu Eſſex.

Die selbstständige Poesie muß in diesem Augenblick verzweifeln, da nichts als stoffartige Wirkungen verlangt werden und dieser Zustand noch lange genug dauern mag. Es wird lange werden, bis man wieder einmal ein Kunstwerk an sich betrachtet.

Wegen Deines Sohnes sage ich nur so viel: seine Krankheit kam recht zur ungelegenen Zeit. Der Herzog ist jetzt so obruirt, daß ihn nur das augenblicklich Gegenwärtige beschäftigen kann. Wenn er zurückkehrt, muß sich Karl sogleich präsentiren, oder sich vielmehr präsentiren lassen, durch Herrn von Gersdorf, an welchen in der Zwischenzeit das Gesuch zu wiederholen wäre. Aber nun ist die Frage, worum man nachsuchen will? Ich würde rathen, um eine Stelle bei dem Linien-Bataillon, denn das ist ein respectabler Körper, dessen Glied zu seyn man sich nicht schämen darf. Aus dem beiliegenden Billet des Herrn von Gersdorf siehst Du aber, daß man übercomplet ist. Doch benimmt er als ein wohlwollender Mann nicht alle Hoffnung.

Vor den Freiwilligen habe ich allen Respect, wenn sie von Hause aus Masse machen und der Geist, der sie vereint, eintritt, anstatt des Handwerks, das sie noch nicht verstehen. Auch unsern Paar Männchen will ich das Glück nicht absprechen; aber sie müssen doch immer, wo nicht untergeschoben, doch angeschlossen werden. Was daraus entspringen kann, muß die Zeit lehren; ich wünsche, daß mein Mißtrauen möge beschämt werden. — —

Mein August geht mit Kammerrath Rühlemann nach Frankfurt am Main, um ein sehr leidiges Geschäft zu besorgen; die Jugend hat aber jetzt keine andere Aussicht, als auf Gefahr und Quälerei, und darein mag sie sich denn finden. Lebe wohl und gedenke mein unter den Deinigen und Freunden.

G.

425. An Goethe.

Jena den 27. December 1813.

Für Deine gütige Theilnahme an unſers Karls Schickſal danken wir Dir, Vater, Mutter und Sohn.

Auch Dir, Guter, wird es an Sorgen mancherlei Art nicht fehlen. Die Zeiten ſind ſo verwickelt, daß ſich auch die freiſten Gemüther nicht davon los machen können; am wenigſten die, welche Familie haben. Man theilt doch ſein Leben im eigentlichſten Verſtande mit den Seinigen.

Gott gebe nur, daß alles, wo nicht gut, doch wenigſtens erträglich gehen möge und daß den fremden Völkern auf ewig unſre Heimath verleidet werde.

Haſt Du das ſpaniſche Gedicht[1]) Pyrenäus, von Friedländer überſetzt, geleſen? Es iſt gewiß brav. Man ſieht den Geiſt der Nation und die Unthaten der Fremden. Auch die Schrift Sur le Système Continental habe ich geleſen. Sie iſt klar und meiſterhaft geſchrieben und kann den übrigen Zeitſchriften zum Text und Muſter dienen. Von Schlegel iſt ſie wohl nicht, wie man doch ſagt[2]). Man darf nur ſeine Schrift über die Politik der däniſchen Regierung dagegen anſehen, um den Unterſchied zu fühlen[3]).

Luden, der eben bei mir war und ſich Dir beſtens empfiehlt, iſt fleißig an ſeiner Nemeſis. Er wird darin viel Gutes aus der alten Geſchichte zur Vergleichung anbringen. Die Holländer machen ziemliche Fortſchritte und ſollen be-

1) Des Don Juan Bapt. de Arriaza Profecia del Pirineo: die Prepheseiung des Pyrenäus. Aus dem Spaniſchen überſetzt von S. H. Friedländer (Berlin 1814).

2) Ueber das Continentalſyſtem und den Einfluß deſſelben auf Schweden (von A. W. von Schlegel). Aus dem Franzöſiſchen (Wien 1813).

3) Ueber die Politik der Däniſchen Regierung (Greifswald 1813).

reits Breda haben. Möge es doch am Rhein auch so geben!

Magſt Du mir nicht Deine Ballade einmal ſchicken? –

426. An Knebel.

Weimar den 2. Januar 1814.

Zum neuen Jahr will ich Dir nur mit wenig Worten ausdrücklich Glück wünſchen, da Du es weißt, daß ich es gewiß im Stillen thue. Ein artiges Gedicht, das man mir zugewendet, lege ich bei [1]). Ich bin neugierig, ob Du, aus dem Addreßkalender, den Namen herausfinden wirſt, welcher

1) Das Gedicht liegt nicht bei, iſt aber von Riemer der Abſchrift hinzugefügt.

Am Neujahrstage.

An des neuen Jahres Schwelle
Tritt es trüb' und tritt es helle
Vor mein Augenpaar:
Nichts verbleibt an ſeiner Stelle, —
Wie ſich folget Well' auf Welle,
Alſo Jahr auf Jahr.

Steht vom Rhein zur Dardanelle
Etwas, das die Zeit nicht fälle?
Das beſtändig warf?
Sind nicht Kronen leichte Bälle?
Hemmen Mauern, Brücken, Wälle,
Heere die Gefahr?

Doch in meines Herzens Zelle
Rinnt Dir treuer Liebe Quelle
Sicher, ſtät und klar:
Wenn umher mit Blitzes Schnelle
Alles wankt aus ſeiner Stelle,
Ich von Dir kein Haar.

ein — e. — in der Mitte des Namens hat, ohne daß ein eh oder ek darunter verborgen läge. Niemern ſelbſt, dem großen Wortkünſtler, iſt es nicht gelungen. Lebe recht wohl und grüße die Freunde und die lieben Deinigen. G.

427. An Knebel.

Weimar den 4. Januar 1814.

In Beantwortung Deines lieben Schreibens erwidere ich nur eilig ſo viel, daß Durchlaucht Herzog Sonnabends den 7ten abreiſt und daß Du alſo zu eilen haſt, wenn Du ihn noch ſprechen willſt. Auf alle Fälle kommſt Du in eine ſtürmiſche Epoche, wo die Bedürfniſſe der Einzelnen verſchwinden und ihre Wünſche verhallen. Die Deinigen, ſo beſcheiden ſie ſind, laſſen ſich vielleicht im Augenblicke nicht erfüllen. Ich weiß, was es für Negotiationen koſtete, um zwei wohlempfohlenen jungen Leuten in ſächſiſchen Regimentern die letzten Stellen zu verſchaffen. Ich ſage dies voraus, damit ein ungünſtiger Erfolg vorbereitet und ein günſtiger deſto erfreulicher ſei. — G.

428. An Goethe.

Jena den 11. Januar 1814.

Für alles Liebe und Gute, an meinem Karl erwieſen, unendlichen Dank. Ich weiß zur Stunde noch nicht, was aus ihm geworden iſt — und ob der grauſame Schnee ihn gar noch in Weimar zurückgehalten hat. Sollte er noch da ſein, ſo grüße ihn von uns herzlich.

Für die überſandten Akten der Zinnformation danke ich gleichfalls gar ſehr. Sie intereſſiren und ergötzen mich. Ich

bewundere dabei Deine Aufmerkſamkeit, Kenntniß und guten Humor. Wenn das Wetter nur etwas gelinder wird, will ich — si dii ſavent — das Muſeum öfters beſuchen, um mein lang verſäumtes etwas nachzuholen, und die erſten Bildungskräfte im Unterirdiſchen etwas genauer zu erforſchen. Dein Verfahren wird mir immer zum Muſter dienen.

Vorgeſtern wohnte ich einem Abendſchmaus bei unſerem Herrn Starke bei, der mich aber bald etwas zu frühe in jenes unterirdiſche Reich gebracht hätte, denn ich bekam geſtern Morgen einen heftigen Schwindel darauf.

Viel mag dazu auch beigetragen haben das unendlich abſurde Geſpräch, das unſer Einſiedel und ſein Nachbar . . . vorzüglich am Tiſche verführten. Es nöthigte mich noch zuletzt, etwas grob zu werden, zumal da ein ſehr intereſſanter Mann, Huſaren-Rittmeiſter v. Werlan, neveu vom Feldmarſchall Laſcy, der ſeine Bleſſuren vollends zu heilen hierher gekommen iſt, mit am Tiſche ſaß, und kaum zum Worte kommen konnte. Dieſer Oeſterreichiſche Huſaren-Rittmeiſter hat Kenntniſſe von Dir und Deinen Schriften, ſpricht mehrere Sprachen, und hat genaue Wiſſenſchaft von dem Agentlichen Kriegsverfahren. Gries Taſſo hat er im Bannat geleſen und lobt ihn ſehr. Er ſelbſt hat auch ſchon in Italien gedient. Er hat die Beſcheidenheit eines Mannes von Verdienſt. Ueber das Lob, das Du ſeiner Kaiſerin gegeben haben ſollſt, hat er ſich ſehr erfreut.

Gries möchte gar zu gern das italieniſche Gedicht ſehen, von dem Du uns ſprachſt, und iſt auch wohl bereit, es zu überſetzen, wenn Du es für gut findeſt und es ſeine Kräfte nicht überſteigt.

Geſtern las ich in einem neuen franzöſiſchen Journal eine feine Ueberſetzung Deines kleinen Gedichtes, Amor ein Landſchaftsmaler. — Sie war in Proſa — und deſto beſſer.

Das Stammbuch ſoll nächſtens folgen. M

Was klagſt du über Feinde?
Sollten ſolche je werden Freunde,
Denen das Weſen wie du biſt
Im Stillen ein ewiger Vorwurf iſt.

Dümmer iſt nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme ſagen den Weiſen:
Daß ſie ſich in großen Tagen
Sollten beſcheidentlich erweiſen.

Wenn Gott ſo ſchlechter Nachbar wäre
Als ich bin und als du biſt,
Wir hätten beide wenig Ehre;
Der läßt einen jeden wie er iſt.

Geſteht's! die Dichter des Orients
Sind größer als wir des Occidents.
Worin wir ſie aber völlig erreichen,
Das iſt im Haß auf unſres Gleichen.

Ueberall will jeder obenauf ſeyn,
Wie's eben in der Welt ſo geht.
Jeder ſollte freilich grob ſeyn,
Aber nur in dem was er verſteht.

Verſchon uns Gott mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid ſich doch zerreißen,
Laß ihn ſeinen Hunger ſpeiſen.

---

429. An Knebel.

Weimar den 12. Januar 1814.

Dein Karl, mein werther Freund, nachdem er ſich die einigen Tage recht gut benommen, iſt geſtern früh, um zehn Uhr, an der Seite ſeines Freundes und Waffenbruders [1]), vor meinem Hauſe vorbey ausmarſchiert, der Weg ging über Berka, weil die Truppen das franzöſiſche Unweſen, welches die auf dem Petersberg eingeſchloſſene Garniſon noch immer forttreibt, vermeiden und über Arnſtadt gehen ſollten.

Hierbey das italiäniſche Gedicht! Dem geübten Talent des Herrn Gries wird eine Ueberſetzung ſo leicht werden, als ſie ihn unterhalten wird. Von einer ganzen Sammluug ähnlicher Gedichte iſt dies das einzige producile, die übrigen ſind ein bischen gar zu luſtig. G.

430. An Goethe.

Jena den 18. Januar 1814.

Ich muß meinen Brief an Dich, hochverehrter Freund, heute mit einer Klage anfangen — nämlich uber die Nachläſſigkeit unſrer gewöhnlichen Botenjungfern.

Ich erhielt Deinen Brief vom 12ten erſt vorgeſtern den 16ten, und das iſt nicht das erſte Mal, daß mir dergleichen begegnet. Ich bitte alſo, ihnen ihre Schuldigkeit etwas ſtreng injungiren zu laſſen, damit ſie nicht allzufrüh von der wiedererworbenen neuen deutſchen Freiheit profitiren.

Deine Schriften über die Zinnformation habe ich mit großer Aufmerkſamkeit und Intereſſe durchleſen. Sie führen mit der Dir gewöhnlichen Klarheit und Deutlichkeit ins In-

1) Cotta. (Von ſpäterer Hand eingeſchaltet.)

nere der Sache, und regen Geiſt und Gemüth auf. Freilich hätte ich noch gewünſcht, daß Du ſelbſt oder wenigſtens Dein Kabinet mir bei manchen Erzählungen näher geweſen wäre. Hoffentlich ſchickt das die Zukunft und bald.

Du haſt mich ganz wieder in dieſes glänzende unterirdiſche Reich verſetzt, und ich fange auch ſchon wieder an zu ſammeln. Auch hat es mir ſchon geglückt, in dieſen Tagen ein paar ſchöne mineraliſche Körper zu erhalten, worunter ein faſt blutrother Karniol von ziemlicher Größe, zwar noch mit gelber, jaspisartiger äußerer Kruſte, der aber doch vor dem Licht ganz rein und ungetrübt durchſcheint.

Ich habe Deine Manuſcripte jetzt an Bergrath Voigt gegeben, zwar nicht mit Deiner beſonderen Erlaubniß, aber doch mit der Ueberzeugung, daß Du nichts dawider haben werdeſt. Das italiäniſche Gedicht habe ich an Gries abgegeben, der dafür dankt. Er fand, daß die ſechszeiligen Stanzen neuerer Formation ſeien, und hat auf Casti als Verfaſſer gerathen.

Ich bitte Dich, mir die holde Verfaſſerin der artigen und gefälligen Verſe als Neujahrswunſch an Dich zu nennen [1]). Ich, und wie es ſcheint, auch meine hieſigen Freunde ſind etwas ſchwer im Errathen — und keinen Adreßkalender habe ich ja nicht bei der Hand.

Das Stammbuch der artigen Mandarine[2]) kann ich noch nicht überſchicken. Ich bin ſo dumm im Kopf, daß ich nichts hinein zu ſchreiben weiß. Es wird aber ſchon beſſer werden . . .[3])

Dafür ſchicke ich Dir aber ein paar von den in hieſigen Sandbrüchen gefundenen Kugeln, die mir mein Karl

1) S. den folgenden Brief.
2) Dlle. Ulrich.
3) S. weiterhin Knebel's Brief vom 25. Januar.

ehemals gebracht hat. Sie haben Aehnlichkeit mit denen mit Lasur durchzogenen von Chessy, die Du mir gewiesen. Ich habe eine davon zerschlagen, und finde innen dichtgewebten Feldspath, wie ich glaube; untersuche das weitere — und bleibe uns ferner, wie bisher gewogen. K.

431. An Knebel.

Weimar den 19. Januar 1814.

Diesmal, mein lieber Freund, sind die Botenfrauen nicht Schuld an der Verspätung, das Packet war durch ein Versehen bei mir liegen geblieben. Ich freue mich der guten Wirkung meiner geologischen Akten, freilich gehören die Gegenstände dazu, da alle Beschreibung und Theorie sich auf dieselbe bezieht.

Der Verfasser des Gedichts ist freilich ein neuer, mit Casti gleichzeitig, aber jünger: es sind zwei Bändchen galanter Novellen, unter dem fingirten Namen P. Atanasio da Verrocchio, und dem angeblichen Druckort London 1800 herausgekommen, seinen eigentlichen Namen habe ich noch nicht erfahren können.

Das kleine Gedicht ist von unserm Regierungsrath Peucer [1]) welcher ganz in der Stille ein recht schönes Talent bewahrt [2]).

Unsere Mechaniker beschäftigt gegenwärtig hier eine Feldfuhrküche, erfunden von einem jungen Mann Namens Kurowski, welcher sie vor Kurzem selbst produzirte [3]). Der

1) S. Weimarische Blätter von Friedrich Peucer (Leipzig 1834). S. 77 und 602 die Anmerkung dazu.

2) S. Goethe's Werke, XLV, 80—97 und 98.

3) Auch darüber eine Schrift herausgab.

Gedanke iſt ſehr glücklich und leidet Ausbildung und Anwendung ins Unendliche. Bei Hönniger [1]) ſind hier ſchon ſo viele beſtellt, daß er ſie gar nicht ſchaffen kann. Die Jenenſer ſollen ſich auch damit hervorthun.

Karl [2]) hat ſich recht brav bewieſen und ich will gern am rechten Orte ſeiner gedenken. Dies bemerke ich aber: daß es für junge Leute eine wahre Wohlthat iſt, wenn ihnen gewiſſe beſſere und höhere Zuſtände, eine Zeit lang, verſagt bleiben, dadurch lernt man erſt ſchätzen, was man erhält; denn leider ſieht der Menſch, nach einem Jeden was ihm geworden, immer wieder was neues Wünſchenswerthes vor ſich und ſeine Ungeduld wächſt mit jedem Gelingen. Verzeihe dieſe allgemeine Bemerkung! ich habe ſie in meiner Pädagogik gegen meine jungen Leute immer gern zur Ausübung gebracht.

Auguſt befindet ſich in Frankfurt ganz wohl, doch will es ihm nicht gerade behagen wie ſonſt, da er jünger war und nicht ſo ſcharf bemerkte, was für ein Unterſchied in den Kulturen iſt. Das religiös-myſtiſche, leider oft hohle und ſtets dünkelhafte Weſen hat auch die beſten Menſchen ergriffen, und Werner [3]) findet die beſte Gelegenheit, ſeine Spitzbübereien auszuüben.

Wenn Du das Stammbuch nicht bald expedirſt, ſo wird man dagegen erwarten, daß Du mit einer großen Anzahl Freunde darin auftreteſt.

Die Kugeln ſind intereſſant und ihre Formation jener

---

1) Kupferſchmied.

2) Bezieht ſich auf ein Schreiben Knebel's vom 2. Januar 1814, worin er Goethe bittet, bei dem Herzog dahin zu wirken, daß Karl von Knebel in ein „ordentliches Sächſiſches Kavallerie-Regiment placirt werde".

3) Zacharias Werner. Vergl. Jacobi's und P. Richter's Urtheile in dem Briefwechſel des Erſtern, Nr. 331 und 336.

genannten ſehr ähnlich; vor allen Dingen müſſen die Chemiker um Rath gefragt werden. Das ſchönſte Lebewohl. G.

432. An Goethe.

Jena den 21. Januar 1814.

Hier, mein Theuerſter, ſchicke ich Dir mit unſerm beſten Dank die beiden gütigſt mitgetheilten Manuſcripte zurück. Unſer Voigt hat ſich die Erlaubniß genommen, ein paar Notizen über die Zinnformation beizulegen.

Unſer Gries hat, wie es ſcheint, nicht Luſt, das italiäniſche Gedicht zu überſetzen. Er will beim Calderon bleiben, und hofft, daß Du ihm nächſtens etwas über ſeine letzte Arbeit, die Du durch Einſiedel wirſt erhalten haben, kundthun mögeſt.

Hier lege ich Dir noch etwas zur Anſicht bei, worüber ich ſehr in Verlegenheit bin, weil ich niemand hier habe, den ich darüber befragen konnte. Da man nämlich neuerlich von der Nemeſis ſo viel ſpricht, ſo fiel mir ein, daß ich unter meinen alten Paſten eine habe, von der ich glaubte, daß ſie dieſe Göttin vorſtellen ſoll. Leider iſt die Paſte ſelbſt ſchlecht ausgedrückt, und man muß die Geſtalt halb errathen. Vorzüglich iſt es ſchwierig herauszubringen, was ſie in ihrer Hand hält. Ich rathe auf den Balg eines Drachen, da ſich über der zuſammengedrückten Fauſt einige Wulſten offenbaren, die mir auf ſo was hindeuten.

Habe die Güte, uns darüber aufzuklären, und ſchicke mir die Paſte gelegentlich wieder.

Mit meinem mineralogiſchen Studium auf dem Schloſſe kann es für jetzt noch nicht gehen. Lenz lieſt in ſeinem Hauſe, und kommt nur ſelten auf das Muſeum, wo es nicht eingeheizt iſt. Ich werde meinen eigenen kleinen Vor-

rath durchſuchen und habe ſchon hübſche Gneiſe gefunden. Auch Zinn von der Zinnwäſche auf dem Fichtelberg, die wir beſucht und das ich in Deiner Sammlung nicht bemerkt habe. Wenn Du davon willſt, kann ich Dir noch etwas abgeben.

Daß Dein guter Auguſt zu Frankfurt in rationeller Hinſicht einige Bedenklichkeiten findet, wird mir nicht ſchwer zu glauben. Ein kultivirterer Menſchenverſtand iſt bei uns leider noch höchſt ſelten zu finden. Man glaubt es nicht, was auch die Gelehrteren hierin für Beſtien ſind. Ich erfahre es auch hier leider!

Herrn Reg. Rath Peucer kenne ich nur aus Proben einer Ueberſetzung vom Tacitus, die vor mehrern Jahren — ich glaube in den Morgenblättern — erſchienen ſind und von Joh. Müller ſehr gelobt wurden. Sie machten mich ſehr Gutes von dem Verfaſſer denken und ich hegte den Wunſch, mehr von ihm zu ſehen. Daß ſich ſein Talent in dem kleinen Gedichte ſo artig und gefällig zeigt, wie in jener Arbeit ſtark und männlich, freut mich überaus.

Sage nur der holden Briefſchreiberin, daß ſie mich noch ein Weilchen an ihren Buchſtaben möchte ergötzen laſſen, die mir zum Salze meiner Unterhaltung dienen. Mein Kreis der Freunde iſt hier gar enge eingeſchloſſen und ich zähle derer, die mich beſuchen, kaum über zwei oder drei.

K.

433. An Knebel.

Weimar den 22. Januar 1815.

Auf Deine liebe Sendung erwiedere ich kürzlich das Nothwendigſte.

1. Die von Voigt zugeſagten Notizen über die Zinn-

formation vermiſſe ich in dem Faſcikel, um ſo unlieber, als jeder Beitrag mir höchſt angenehm iſt.

2. Unſerem trefflichen Gries kann ich nicht verdenken, daß er der einmal ergriffenen Dichtungsart, die ſo würdig iſt, treu bleiben will. Sein „Leben ein Traum", weiß ich um ſo mehr zu ſchätzen, da mir, wie ſchön er unſere [1]) Vorarbeiten zu übertreffen gewußt hat, buchſtäblich gegenwärtig iſt.

3. Die Paſte, die ich noch behalte, iſt himmelweit von der Nemeſis verſchieden; ſie ſtellt vor: einen nicht übel gedachten, aber wild und plump ausgeführten Genius / Amor, die Rechte hält den Bogen und das keulenartige in der Linken ſoll wohl der Pfeil ſeyn. Näher betrachtet könnte es auch für einen Zweig gelten, von welchem ein Genius die Spitze als Frucht abbricht. Noch ein anderer Beobachter könnte behaupten, er habe eine Schlange mit beiden Händen gefaßt und derſelben gelähmtes Haupt hinge herunter. Hier biſt Du alſo, mein werther Freund, nicht beſſer dran, als wenn Du Notas variorum über eine dunkele Stelle zu Rathe ziehſt. Ich will das wunderliche Dokument noch bei mir behalten und Dir zunächſt davon Rechenſchaft geben.

Auf alle Fälle iſt es keine Nemeſis. Von dieſer würde ich Dir ſogleich einen ſchönen Abdruck ſchicken, wenn ich mich nicht fürchtete, in die Kälte zu gehen und Niemand anders hier an meiner Statt ſuchen und finden kann, nächſten Mittwoch hoffe ich damit aufzuwarten. Ad vocem Nemesis muß ich fragen, ob Du die Anzeige in der allgemeinen Literatur-Zeitung [2]) und die darin aufgeſtellten Grundſätze wegen Beurtheilung der neuern Kriegs- und

1) v. Einſiedel's und Riemer's.

2) Im letzten Stück des Decemberheftes von 1813.

Staatsschriften beachtet hast. Wollte Gott unser braver Luden hätte diesen Weg eingeschlagen, so könnte man sich an seiner Bemühung freuen und Theil daran nehmen. Wie viel hat sich in diesen vier Wochen geändert und wie wenig paßt die damals gerechte Wuth gegen die fliehenden Feinde, zu den jetzigen Erklärungen der Krieg führenden Mächte, welche Schonung und Mitleid aussprechen. Diesmal werden wir doch recht kräftig belehrt, wie schwach und unzeitig das Reden der Einzelnen in prägnanten Momenten sey, von denen man eine gänzliche Umwälzung zu erwarten hat.

4. Vergnüglich nunmehr, nach Anlaß Deines Briefes, zur Geologie zurückkehrend, nehme ich Dein Anerbieten dankbar an und bitte mir etwas von dem Fichtelberger Zinnsande nebst näherer Bemerkung des Orts, wo wir ihn aufgenommen, baldigst zu senden. Die hübsche Bemerkung unsers Heims: daß die Zinnformation östlich des Thüringerwaldes anfange und längst dem Erzgebirge hin, bis fast an die Elbe sich erstrecke, will ich mir nun, in einer Folge von Mustern, zu vergegenwärtigen suchen, um meinen Grillen desto freier nachzuhängen. Von meinen mannigfaltigen Doubletten dieser Art soll Dir nächstens etwas zu Theil werden.

5. Deinem Karl bekommt dieser Ausflug gewiß recht gut, für meinen August hoffe ich desgleichen.

6. Die Schreiberin bittet inständig um das Stammbuch. In Betracht, daß man binnen der Zeit manchen Freund mußte vorbeziehen lassen, ohne sein Andenken bewahren zu können.

Und somit sey unter vielen Segenswünschen diese Depesche abgeschlossen. G.

434. An Goethe.

Den 25. Januar 1814.

Ich danke Dir wegen der Zurechtweisungen der vermeinten Nemesis. Doch das Ding in der Hand iſt mir noch ein Räthſel. Für einen Bogen kann ich es nicht halten.

Hier folgt das Stammbuch, mit vielmaligem Dank an die Beſitzerin. Gries hat das beſte dabei gethan, wir andern brauchen wärmere Luft, um unſern poetiſchen Geiſt zu erfriſchen. Zum Glück hat ſich die liebe Sonne ſchon weit links hinter den Vorderhügel unſrer Kernberge zurückgezogen, und gibt uns alſo baldige Hoffnung. Dieſen Morgen war es indeß ſehr kalt, und der Schnee iſt unermeßlich. Wenn nur unſere armen Nordarmeen nicht verſinken!

Wegen der in der allgemeinen Literaturzeitung neuerlich gemachten Anzeigen im politiſchen Fache bin ich auch Deiner Meinung, und billige ſie ſehr. Indeſſen iſt doch das Leidenſchaftliche ein beſſerer Vehikel zum Vielſchreiben und das thut jetzt Noth. Auch kann man ſich deſſen bei gewiſſen Betrachtungen nicht wohl enthalten. Die lange Täuſchung reizt zur Rache.

Wenn doch die Menſchen wollten leben bleiben! Wir haben wieder bittere Fälle gehabt, zwar nicht unter genau Bekannten, doch von Menſchen an denen man Antheil nehmen muß.

Unſer Gries iſt entzückt von dem Lobe, das Du ihm ertheilt haſt. Es iſt ein wahres Talent, das er beſitzt, und da er ſich ſo hübſch in demſelben beſchränkt hat und dabei anhaltend fleißig iſt, ſo kann man es wohl vortrefflich nennen. Man wird ſelten Mitbürger ſeiner Art finden, die ſich mit ſo wenig Lob und Auszeichnung begnügten

Hier ſchicke ich Dir ein Gläschen von dem Zinnſand,

den wir ehmals auf unſrer Reiſe nach dem Fichtelberg von der Zinnwäſche, nicht weit von dem Urſprunge der Saale, uns geben ließen. Es iſt ein verſchüttetes Gebirge und man weiß nicht recht, wie dieſes Zinn dahin gekommen iſt. Den nächſten Ort kann ich mir nicht recht mehr erinnern; doch wenn Dir daran gelegen iſt, ſo kann ich ihn vielleicht in meinem Tagbuche noch finden.

Mein kleiner Bernhard wünſcht, daß Du ihn bald in ſeiner rothen Freiheitsmütze ſehen mögeſt, die ihm ſehr gut ſteht. K.

In das Stammbuch der Demlle Ulrich.

Was ſchreib' ich heut im kalten Januar
Der Schönen die mich oft beglücket,
Wenn Sie, in Zügen rein und klar,
Mit Worten mich des Freunds entzücket?
Mit Schwanesfedern ſchreibt ſie nicht;
Denn Sie iſt ſelbſt der Schwan der ſchreibet ...
O wunderbar! faſt ein Gedicht!
Ein Schwan, der Schwanes Worte ſchreibet! ...

Jena den 24. Januar 1814. K.

435. An Knebel.

Weimar den 29. Januar 1814.

Wir ſtecken mitten in der Herrlichkeit und es ſieht bei uns prächtiger aus als je; bis alſo die hohe Fluth des Hofes und Krieges ſich verläuft, mußt Du mit Wenigem vorlieb nehmen.

Der Genius folgt zurück; was er hält, iſt eine erdroſſelte Schlange. Der Gedanke wäre nicht übel, wenn er nur gut ausgeführt wäre.

Sich im Reſpect zu erhalten
Muß man recht borſtig ſeyn.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

Was hilft's dem Pfaffen-Orden
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfaßt worden
Wird auch ſchief nicht erkannt.

Einen Helden mit Luſt preiſen und nennen
Wird jeder, der ſelbſt als kühner ſtritt.
Des Menſchen Werth kann niemand erkennen
Der nicht ſelbſt Hitze und Kälte litt.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe,
Was du thuſt verbleibt dir nicht;
Und wenn es auch dir verbliebe,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

Soll man dich nicht aufs ſchmählichſte berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

Wie kommt's daß man an jedem Orte
So viel Gutes, ſo viel Dummes hört?
Die Jüngſten wiederholen der Aelteſten Worte,
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerſpruch verleiten,
Weiſe fallen in Unwiſſenheit
Wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten.

Unſer Gries ſoll ſich ja auch über die Schlegelſchen Ueberſetzungen des Calderon machen, und ſie überarbeiten. Er wird noch genug daran zu thun finden, ſo daß er ſie wohl ſein eigen wird nennen dürfen. Es ſind bei allen Verdienſten noch gar viel trübe, undeutliche und gezwungene Stellen darin.

Das Gläschen Zinnſand iſt in die Suite dankbar reponirt worden. Trebra hat angefangen zu ſenden, nun weiß ich auch wie es in Annaberg ausſieht. Je vollſtändiger die Sammlung wird, deſto leichter iſt ſie zu überſchauen.

Unſere Frau von Stein war nicht ganz wohl, ich habe ſie leider lange nicht geſehen; der Schnee befängt mich und dann iſt jetzt des Treibens und Erwartens hier kein Ende. Vor Hälfte Februar iſt an keine ruhige Stunde zu denken.

Möchteſt Du Dich wohl und zufrieden in Deinem ſtillen Winkel mit den Deinigen befinden. Alles Gute mit Dir. G.

436. An Knebel.

Weimar den 5. Februar 1814.

Heute vermelde ich Dir, mein theuerſter Freund, daß ein Kleeblatt artiger Freundinnen [1]), ohne den Froſt zu fürchten, ſich morgen Sonntag den 6. Febr. zuſammenthun und auf dem Schlitten dem geliebten Jena zueilen wird. Gegen Abend werden ſie bei Euch erſcheinen, ſie hoffen eine freundliche Aufnahme und ein Whiſt zu finden, und vertrauen auf Eure Güte.

Eine Zeit lang war ich unſchlüſſig, ob ich ſie nicht begleiten ſollte, dann aber behielt die löbliche Hausgewohnheit

1) „Die Luſtigen von Weimar.“ S. Goethe's Werke. I. 166.

mächtig die Oberhand. Ich benutze dieſe ziemlich ruhigen Augenblicke manches zu ordnen, was mehrere Jahre her, durch Krankheit, Reiſen und Krieg dergeſtalt verwirrt worden, daß meine hübſchen Beſitzungen ein unerträglich chaotiſches Anſehen haben und völlig ungenießbar geworden ſind. Die Meinigen haben den Auftrag mehr zu erzählen, deshalb ich um Wohlwollen bittend eilig ſchließe. G.

437. An Goethe.

Jena den 7. Februar 1814.

Wir danken Dir für den freundlichen Beſuch, den Du uns geſtern zugeſchickt haſt. Er hat uns ſehr erfreut. Freilich hätten wir gewünſcht, Dich unverſehrt in der ländlichen Wohnung mit begrüßen zu können; doch dieſes Glück ſcheint uns auf ein andermal verſpart.

Am Morgen erhielten wir auch einen Brief von unſerm Karl vom 18. Januar, aus einem Dorfe hinter Caſſel. Der gute Menſch ſcheint ſchon viel ausgeſtanden zu haben, doch iſt ſein Brief munter und gut. Er ſchreibt, ſie marſchirten jetzt auf Düſſeldorf zu und würden wahrſcheinlich nach Frankreich gehen.

Die Damen haben mir mit Wohlgefallen erzählt, daß Du Dir Deine Schätze näher zu konzentriren ſuchſt, welches ich denn auch mit Vergnügen hörte. Nur wünſche ich, daß das Beſchwerliche davon, zumal bei jetziger kalter Zeit, nicht zu ſehr Dir laſten möge.

Von den hieſigen Menſchen erfahre ich wenig, kann alſo auch wenig von ihnen ſagen. Wann dieſer Krieg ſonſt nichts Gutes haben ſollte, ſo kann er wenigſtens den Vortheil bringen, daß er einige der jungen Menſchen vor künftigem Philiſterzuſtand bewahrt.

Recht viel habe ich mir von der holden Kaiſerin [1]) und Ihrer Huld gegen Dich erzählen laſſen. K.

438. An Knebel.

Weimar den 7. Februar 1814.

Habe Dank, mein theurer Freund, für die gute Aufnahme der Damen, wofür die Schreiberin nochmals perſönlich dankt. Sie haben nicht Wunders genug von Deinem dreigemützten Knaben erzählen können. Sollte dieſes nicht auf baldige Wiederherſtellung der dreifachen Krone des Pabſtes deuten? Du kannſt Dich alſo wohl tröſten, daß Du Deinen älteſten Sohn an den Altar des Vaterlandes geführt, und ihn dem Opfermeſſer des Zufalls anheimgegeben haſt, da Dir die Götter, nicht etwa wie ihrem Günſtling dem Abraham, ein Surrogat in einem Widder gegeben haben, ſondern ein leibhaft Gleiches, und wegen ſeines Werdens und Wachſens noch Angenehmeres. Wegen Karl ſey auch unbeſorgt, auch nicht unruhig wegen ſeines Avancements. Durchlaucht. Herzogin wird gewiß das Mögliche thun. In dem ehernen Kriegsweſen aber werden unſere beſten Wünſche nur durch Zufall erfüllt. Die gezeichneten Blätter ſende zurück; es iſt in ihnen, wie in ſeinen erſten Sachen, eine maleriſche Anſchauung. Hätte er Ruhe und Fleiß gehabt, ſich ein wenig Technik anzueignen, ſo würde er jetzt den großen Vortheil davon ſpüren. Wir haben es ja aber auch nicht anders gemacht und uns lieber ein ganzes Leben durch mit Pfuſchen, als ein Jahr im Handwerk gequält.

1) von Rußland, Eliſabeth Alexiewna. Vergl. Goethe's Werke, IV, 94, und Anmerkungen S. 180, Nr. 6, 7, 8.

Vom Herzog ſind die beſten Nachrichten eingegangen, er war ſchon über Arnheim hin in einem Orte der, wenn ich nicht irre, Bockhold heißt. Möge es bald glücklich in Antwerpen einziehen! G.

439. An Goethe.

Jena den 8. März 1814.

Der ſtets gepanzerte Himmel und die faſt verſteinte Erde ſchließen auch Leib und Seele in engere Schranken ein, und dies iſt Urſache, warum ich es nicht gewagt habe, ſeither Dir zu ſchreiben. — —

Wir laboriren jetzt nicht ſowohl am Nervenfieber als an den politiſchen Ereigniſſen. Es ſcheint Fortuna habe den Verbündeten die Fahne noch nicht ſo feſt geſteckt, daß ſie nicht zuweilen ſich noch wenden könne. Es iſt für dieſe noch leichter der Kraft zu widerſtehen, als der Liſt, die jenen faſt immer wieder durchgeholfen hat.

Das Buch von Benjamin-Constant: De l'esprit de la conquête et de l'usurpation hat viel Durchdachtes und eine ſchöne Gegenwart der Geſchichte. Unſere politiſchen Schriften ſind mehr redneriſch.

Den erſten Theil der Frau v. Stael sur l'Allemagne habe ich mit Vergnügen geleſen. Er iſt voll Geiſt.

Gerning hat mir durch Deinen Auguſt ſeinen Taunus zugeſchickt. Es iſt ein gutes topographiſches Gedicht, dergleichen man auch ſchon im Lateiniſchen hat.

Wenn es ſo fortdauert, ſo könnten wir freilich ſicherer als auf politiſchem Wege zur alterthümlichen Zeit wieder zurückkommen, die unſre Geiſter ſo ſehr wünſchen, und die Tacitus und Seneka ſo kräftig geſchildert haben: Perpetua

illos (Germanos), ſagt letzterer [1]), premit hiems, triste coelum, maligne solum sterile sustentat, imbrem culmo aut fronde defendunt, super durata glacie stagna persultant.... Dieſe Stelle muß Klopſtock nicht gekannt haben, ſonſt hätt' er daraus wahrſcheinlich machen können, daß ſchon damals die Schrittſchuhe unter den Teutſchen bekannt waren.

Iterum vale, optime! K.

440. An Knebel.

Weimar den 9. März 1814.

Habe Dank, mein Theurer, für die freundliche Anregung; auch mich hat das erneute Winterwetter auf einige Zeit ins Innere des Hauſes und Sinnes zurückgeführt. Von Carlen hatte ich mir bisher wieder einige Nachricht gewünſcht und es freut mich zu erfahren, daß es ihm wohlgeht. Eine ſolche Expedition iſt nicht ohne Beſchwerlichkeit und Gefahr, doch einmal überſtanden ein Gewinn fürs ganze Leben. Für Deinen Karl zumal, der Soldat iſt und bleiben wird.

Das Werk der Frau von Stael mag man immer gerne wieder leſen; man glaubt wirklich in guter Geſellſchaft zu ſeyn, man wird durch dieſe Blätter zum Denken und zum Erwiedern aufgefordert. Iſt es einmal fertig da, ſo wird es zu ſchönen Betrachtungen über uns und über unſere Nachbarn Anlaß geben, vorzüglich weil es während einer ſo großen Umwälzung erſcheint, welche den innern Zu-

1) L. Annaeus Seneca, De Providentia. Cap. 4. Vergl. Ovid. de Ponto. Buch IV, El. 10, V. 32 ꝛc., und Tristium. Buch III. El. 10, V. 31.

ſtand ſowohl als die äußeren Verhältniſſe bedeutend verändern wird.

Die Bezüge auf die engliſche Nation treten nun auch wieder ein, und die guten Deutſchen bemerken nicht, mit welcher Klemme ſie von dieſer Seite bedroht ſind. Dem franzöſiſchen Stolz kann man beikommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdert iſt, dem Engliſchen Hochmuth aber nicht, weil er kaufmänniſch auf der Würde des Goldes ruht. Doch wollen wir dies alles abwarten und, da wir weder reich noch eitel ſind, uns in unſern ſtillen Kreiſen wie früher behagen.

Kannſt Du mir den Constant ſenden, ſo geſchieht mir ein beſonderer Gefalle; wo befindet ſich denn der Ehrenmann jetzo? Mir iſt von neuen Dingen nichts Erfreuliches zugekommen, das ich mittheilen möchte. Ein franzöſiſches Werk bringe ich gelegentlich mit. Es iſt ein Catalog eines mineralogiſchen Muſeums, deſſen Beſitzer Herr de Drée iſt. Es beſteht aus acht unterſchiedenen Sammlungen und, wie es ſcheint, aus entſchiedenen Prachtſtufen. Ferner hat er alles was ſich nur einigermaßen als Edelſtein anſehen läßt, vom Diamant bis zum Türkis, geſchliffen, ſich zu verſchaffen gewußt, gibt Rechenſchaft wie die verſchiedenen Steine im Schliff zu behandeln, was ihren Werth beſtimmt, mit großer Luſt und Klarheit; man ſieht, daß es ihm recht wohl bei ſeinen Schätzen zu Muthe iſt. Dem Wunſch, etwas von dieſen Merkwürdigkeiten vor Augen zu ſehen, kommt er durch ſehr ſauber geſtochene Kupfer entgegen.

Da ich mich dieſes Jahr nicht weit von Weimar zu entfernen denke, ſo habe ich mir in Berka ein Quartier genommen und hoffe die ſchöne Jahreszeit zwiſchen der Ilm und der Saale zu theilen. Möge der erſte retrograde Schritt der verbündeten Völker auch der letzte ſeyn. Doch leider iſt der fromme Wunſch, ein Ende zu ſehen uns nur

zu oft verkümmert worden! Um jedoch diesem Blatt einiges Gewicht zu geben, lege ich ein Werklein bei, welches interessant genug ist. Wenn die Unpartheilichkeit (wie Frau von Staël sagt) als Luxus der Gerechtigkeit angesehen werden kann, so findet man hier das ungeheure Völkerschicksal nach der Mode. Vale! G.

441. An Goethe.

Den 12. März 1814.

Hier, Lieber, überschicke ich Dir auf gutem Wege die Schrift von Benjamin-Constant. Da sie mir nicht selbst gehört, so muß ich bitten sie mir in einigen Tagen wieder zu senden.

Für die erhaltenen Wanderungen danke ich. Ich werde sie lesen, nur mag ich mir den Kopf nicht auf einmal mit zu viel Kriegsgeschichten anhäufen. Mit Vergnügen lese ich Ludens zweite Nemesis. Sie ist mit wahrer Demosthenischer Kraft und Beredsamkeit abgefaßt.

Es wäre wohl zu wünschen, daß das Werk der Frau von Stael, wie Du sagst, von einer geschickten und freundlichen Hand erwiedert und zum Theil berichtiget würde. Die Deutschen geben sich jetzt Mühe, wie es scheint, ihre Nation zu einer Nation zu bilden. Dahin sollten alle Hände — oder vielmehr Köpfe — gerichtet seyn. Du hast schon viel Gutes dazu gethan, aber die Deutschen fassen, wegen einer gewissen Geistesträgheit, das Indirekte so leicht nicht. Man muß ihnen die Sache öfter und derb sagen — doch mit dem sagen allein wird es auch nicht ausgerichtet seyn.

Indeß muß man auch nicht verzweifeln; denn den

braven guten Willen, den gegenwärtig die Nation zeigt, hätte man auch kaum erwarten können.

Wir wünschen, daß Du uns Dein französisches mineralogisches Werk mitbringen mögest. Hier erfahre ich, zumal da ich nicht ausgehe, gar nichts neues dieser Art. Döbereiner, der mich jetzt zuweilen besucht, belehrt mich über Auflösungen. M.

442. An Knebel.

Weimar den 16. März 1814.

Mit Dank folgt hier die französische Schrift zurück, ich habe sie nur durchblättert: denn geben wir nicht auf uns Acht, so machen uns solche Aufsätze hypochondrisch, indem sie uns die große Last, die wir moralisch, politisch und ökonomisch seit mehr als zwanzig Jahren tragen, wieder einzeln vorzuwiegen unternehmen; da man denn nicht begreift, wie jenes ausgehalten worden. Man schilt mit gleichem Recht auf Anarchie und Tyranney; wo ist denn aber der wünschenswerthe Mittelzustand? Der vernünftige Mensch sucht ihn in seinem Kreise hervorzubringen, und da gelingt es ihm kaum.

Gar sehr erfreut hat mich hingegen ein Aufsatz von **Jean Paul**, No. 45 und 46 des Morgenblattes, ausgezogen aus einer neuen Ausgabe der **Levana**. Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine kühnsten Tugenden, ohne die mindeste Ausartung, große richtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichthum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig und das alles in dem gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen

Blättern zu ſagen und erwarte die neue Levana mit Verlangen [1]).

Wie tröſtlich iſt dieſes, da ſo manches ſchöne Talent (wie z. B. das Werneriſche) ſich niemals von Schlacken reinigen wird, ja ſich immer von neuem mit dem vermiſcht, was es abſtoßen ſollte.

Viel andere gute Dinge ſind mir geworden, die mir in den erneuten Schneetagen zu guter Unterhaltung dienen, indem ich ſie mit meiner nächſten Umgebung genieße.

Riemer iſt ſehr brav. Wir leſen jetzt, eine neue Ausgabe vorbereitend, Wilhelm Meiſter zuſammen. Da ich dieſes Werklein, ſo wie meine übrigen Sachen, als Nachtwandler geſchrieben, ſo ſind mir ſeine Bemerkungen über meinen Styl höchſt lehrreich und anmuthig. Verändert wird übrigens nichts, als was im eigentlichen Sinne als Schreib- oder Druckfehler gelten kann.

Zelter hat vortreffliche Compoſitionen geſchickt, die uns Moltke [2]) mit Flügel und Guitarre begleitet vorträgt, ſo wie ſeine eigenen Compoſitionen, die um deſto angenehmer ſind, als er ſie nach Sinn und Stimme geſetzt hat.

Und ſo lebe denn mit den lieben Deinigen wohl und vergnügt, bis der Schneedamm zwiſchen uns wieder geſchmolzen iſt. G.

---

1) Jean Paul ward damals durch Knebel von dieſem Urtheil in Kenntniß geſetzt. S. Wahrheit aus Jean Paul's Leben, VIII, 26.

2) Goethes Werke, XXXII, 49.

443. An Goethe.

Jena den 17. März 1814.

Deinen lieben Brief nebst der beigelegten französischen Schrift habe ich diesen Morgen erhalten und danke dafür.

Du hast wohl Recht, daß man sich mit dergleichen Schriften das Gemüth mehr betrübt als erfreut, weil man den Erfolg davon sogleich nicht einsieht. Demungeachtet ist solcher ihnen nicht ganz abzusprechen, und es mag den Gemüthern auch wohl erlaubt seyn, sich einmal Luft zu machen. Zu leugnen ist übrigens nicht, daß in dieser letzten Zeit weit mehr geschehen ist, als man je hätte erwarten können. Vielleicht führt die Folgezeit auch Schicksale herbei, die vorzüglich unserm verwirrten Vaterlande heilsamer werden können. Die Aufmerksamkeit darauf ist doch jetzt mehr wie jemals erregt und guter Wille zeigt sich von vielen Seiten. Reiche und Staaten haben, wie der Himmel und die Jahreszeiten, ihre Witterung, und der Frühling bricht selten ohne Stürme und Schlacken hervor.

Ich lese jetzt das Leben des berühmten englischen Ministers Fox [1]), und sehe unter welchen wunderlichen Stürmen und Gährungen sich ein Staat fortbildet. Wo es gar zu stille ist, da entsteht nichts recht Gedeihliches, und der Krieg den Einer führt, gereicht nur zum Elende der Menschheit.

Doch ich halte mich hiebei zu lange auf und muß Dir nur sagen, daß mir durch Mittheilung unsers Geh. Reg. Rath Müller die Freude — ich möchte wohl auch sagen, das Glück geworden ist, den zweiten Theil der Schrift der Frau v. Stael zu durchlesen. Wenn es wahr ist, was ich Dich, wie ich glaube, zuweilen sagen hörte, daß ein Buch nur dadurch gut seie, wenn es einen zu etwas erhübe; so

1) wahrscheinlich das in den Zeitgenossen, von Hasse.

„Warum iſt Wahrheit fern und weit?
Birgt ſich hinab in tiefſte Gründe?“

Niemand verſtehet zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verſtünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Was willſt du unterſuchen
Wohin die Milde fließt.
Ins Waſſer wirf deine Kuchen
Wer weiß, wer ſie genießt.

Als ich einmal eine Spinne erſchlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl geſollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an dieſen Tagen!

„Dunkel iſt die Nacht, bei Gott iſt Licht.“
Warum hat er uns nicht auch ſo zugericht?

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tiſch ſitzen Freund' und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir was ich verpraſſen kann.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erſt das Dach beſteigen.

Wer ſchweigt hat wenig zu ſorgen,
Der Menſch bleibt unter der Zunge verborgen.

---

gebührt dieſem Buche in der That vor vielen der Preis. Die Erforſchung des Guten, Schönen und Vortrefflichen in jeder Art theilt dem Gemüthe etwas von ſeinem Gegenſtande mit, und lehrt den Werth der Dinge unterſcheiden. Ich kann deshalb das ſtumme Loben oder Tadeln unſrer mehrſten Landsleute nicht wohl leiden, das dann zuletzt zuweilen in einen etwas ſtupiden Enthuſiasmus oder in gänzliches Abſprechen ausbricht.

Mit welchem Geiſte hat nicht Frau von Stael vorzüglich auch Deine Arbeiten durchforſcht. Wie einzeln, trocken und mager iſt dagegen das meiſte was man in unſern kritiſchen Zeitſchriften darüber antrifft! Solche Urtheile erwecken, wenn andere dagegen niederſchlagen.

Ich mag jetzt nicht mehr hiervon ſagen, weil ich ſelbſt noch zu voll von der Lektüre bin; aber man kann nicht genug zum Lobe der Verfaſſerin ſagen.

Daß unſer Jean Paul, wie Du ſageſt, ſich etwas von ſeinen Schlacken reiniget, erfreut mich ſehr von Dir zu hören. Ich hielt auch ſonſt ſeine Levana für eines ſeiner am beſten geſchriebenen Bücher.

Unſer Profeſſor Luden hat mich in dieſen Tagen angegangen, ob ich nicht ihm das von Bucholz geſchriebene Buch „London und Rom“ verſchaffen könnte. Du haſt es mir ehemals geliehen und wenn Du es noch haſt, ſo bitte ich darum!

Müller hat mir manches von Dir erzählt, und auch von einigen kleinen Gedichten, die Du noch neuerlich verfertigt. Ich bin recht verlangend, ſie von Dir ſelbſt zu hören, und bin aufmerkſamer auf die Schritte einer endlich einmal erwärmenden Sonne, die Dich hoffentlich zu uns herüber führen wird. L.

444. An Goethe.

den 25. März 1814.

— Ich habe mich aus meiner Saalſchlucht noch nicht hervorgewagt und befinde mich ſonach ganz leidlich. Des Leſens iſt kein Ende und doch hab ich Dir Deine Wanderung noch nicht zurückgeſchickt, da ich an die militäriſchen Bücher nur immer zuletzt komme. Indeß habe ich geſtern Mozarts Leben durchleſen, das Dir dedicirt iſt, und bin über die wunderbaren Gaben der Natur erſtaunt. Welches Leben! Man ſollte ſagen, die Natur verliere nur zuweilen einige von ihren Perlen, die ſie gen Himmel trägt.

Forens Leben habe ich jüngſt durchleſen. Das iſt eine wahre Shakſpeare'ſche Geſtalt, voll großer Untugenden und herrlicher Eigenſchaften. Es iſt was Gigantiſches darin. Nach einer Nacht, die er bis am Morgen vorzüglich beim Spiel, dem er ſehr ergeben war, durchſchwärmt hatte, ging er des andern Tages von der Taverne aus, ohne auszuruhen, ins Parlament und hielt eine der vortrefflichſten Reden in einer ſehr wichtigen Angelegenheit. So war auch ſeine Gutmüthigkeit außerordentlich. Als er nach Frankreich kam, ließ er ſich beim erſten Conſul anſagen. Dieſer nahm ihn mit den ſchmeichelhafteſten Worten auf und brachte es ſo weit bei ihm, daß ihn For für einen Mann of proud candor, der niemals krumme Wege ginge, ſondern alles was er wollte und dächte, gerade herausſagte und dem man alſo nicht widerſtehen könne, bei ſeiner Rückkehr nach England ausprieß. Dieſer hatte ihn auch verſichert, daß er durchaus keine Intention gegen England hätte, ſondern blos gegen den Continent, und ſo wurde unter For Einfluß im Miniſterium der Frieden von Amiens geſchloſſen, den die Engländer nachher ſo ſehr zu bereuen fanden.

Sehr erfreut hat es mich, daß ich in der Literatur-Zeitung Deinen Hermann und Dorothea unter den politischen Schriften fand. Dies iſt das erſte Mal, ſo viel ich weiß, daß ein teutſcher Schriftſteller einem teutſchen Gedichte eine Stimme in politiſchen Angelegenheiten ertheilt. Ich dächte, ſie könnten ſich in der Zukunft beſſer dabei befinden.

Die Schrift des Herrn v. Berlepſch, hauptſächlich über das Weſtphäliſche Finanzweſen ꝛc., ſcheint mir nach der halliſchen Literatur Zeitung, wo ſie Rehberg angezeigt hat, von großer Wichtigkeit zu ſeyn. Er bittet ja, daß man nicht alles bisherige verwerfen möge, obſchon er zugleich die Mängel und den Ruin deſſelben in der Fortdauer zeigt.

Verzeihe, daß ich Dir ſo meine memoranda herſchreibe, doch weiß ich für heute nicht viel Beſſeres, und empfehle mich nur noch Deiner Freundſchaft und Güte. K.

445. An Knebel. [1]

Weimar den 30. März 1814.

Wir freuen uns herzlich, daß Deinem Karl geworden iſt, was ihm nicht lange fehlen konnte [2]) und ich thue mir etwas darauf zu Gute, daß ich voraus geſagt wie es kommen würde. Eine gewünſchte Gabe die uns unerwartet zu Theil wird, beſonders wenn wir ſie ſchon einigermaßen verdient haben, macht doppelte Freude. Möge auch in der Folge für ihn alles gut gehn.

Mein Garten fängt auch an abzutrocknen und gibt mir die Hoffnung, daß auch Jena bald wieder zugänglich ſeyn

1) ziemhändig.

2) die gewünſchte und gehoffte Officierſtelle. Vergl. oben Brief vom 19. Januar und 7. Februar.

werde; denn ich ſehne mich recht, mit Dir wieder eine Folgezeit, wenn auch nur eine kurze, zu verleben. Ich habe mich, wenigſtens in Gedanken, in die Lagunen geflüchtet, redigire die Tagebücher meines Venetianiſchen Aufenthalts und ſtudire, indem ich meine Kupferſtiche und Zeichnungen in Ordnung bringe, mit großer Auferbauung die neue Kunſtgeſchichte. Nun lebe fein wohl, grüße die Deinigen und erfreue Dich des aufleben den Jahres. G.

446. An Knebel.

Weimar den 2. April 1814.

Hier das Brieflein [1]) mit vielem Danke zurück. Er ſtellt den Zuſtand, in dem er ſich befindet, ſehr lebhaft dar. Möge er glücklich wiederkehren und dieſe Expedition wird ihm ſehr wohl thun. Der treue Gradſinn der ihm eigen iſt, nimmt ſich in dieſem Metier vortrefflich aus.

Geſtern überraſchte uns eine ganz beſondere Erſcheinung, Fürſt Radzivil, der ein herrlich Violoncell ſpielt, ſelbſt componirt, und zu dieſem Bogeninſtrumente ſingt. Es iſt der erſte wahre Troubadour der mir vorgekommen; ein kräftiges Talent, ein Enthuſiasmus, ja — wenn man will — etwas Phantaſtiſches, zeichnen ihn aus, und alles was er vorbringt, hat einen individuellen Charakter. Wäre ſeine Stimme entſchiedener, ſo würde der Eindruck, den er machen könnte, unberechenbar ſeyn. Und ſomit lebe wohl und grüße die Deinigen. G.

1) Karl's von Knebel.

447. An Goethe.

Den 8. Mai 1814.

Ich erhalte eben diesen Morgen Deinen dritten Theil [1]) zu meiner großen Freude und mit meinem herzlichsten Dank.

So wie ich in das Buch hineinblicke, geht mir Geist und Leben entgegen, und von ungefähr schlage ich die Reime hinten auf, für und wider den Hof, die mich wunderbar ergötzten. Daß Du doch die Formen von allem Verständigen so wohl aufzufinden weißt und so glücklich anzuwenden! — —

Du wirst mir erlauben, daß ich das Buch langsam lese; denn man übereilt sich gar zu sehr bei Werken dieser Art. Gott möge Dir nur Leben und Gesundheit verleihen, daß Du wenigstens zwölf Bände dieses Werkes mit derselben Ruhe und Heiterkeit des Geistes vollenden mögest!!

Ich habe in diesen letzten Tagen eine große Freundschaft und Verwandtschaft mit dem guten Michel Montaigne errichtet — den ich denn auch mit Herzlichkeit lese.

Rührend war es mir, als er in seinem so gemüthlichen Kapitel sur la Présomption, liv. 11. Cap. 17. zuletzt klagt, daß ihm so wenig Rühmliches von Personen in seiner Zeit begegnet wäre. Nun nennt er alle die berühmten Personen seiner Zeit, in jeder Art, worunter er seinen Freund Stephanus Boëtius bedeutend vorzieht. „C'estoit vrayement un ame pleine, et qui montroit un beau visage à tout sens.“ — Zuletzt aber blieb ihm nur seine Marie de Gournay le Jars, ma fille d'alliance, wie er sie nennt und die seinen Tod bitter beweinte.

Wenn ich mich mit Michel Montaigne vergleichen dürfte, wie viel hätte mir das Schicksal hierin vorausgeschenkt! . . .

1) „Aus meinem Leben.“ Goethe's Werke, XXVI, 323 - 325.

Dein August hat sich letzthin fortgemacht, und mich nicht wieder besucht. Es hat mich sehr erfreut, bei dem Besuche den er mir gemacht, eine richtige und sichere Basis des Verstandes und Gemüthes gefunden zu haben. Möge er auf diesem Wege weiter gehen und das große Beispiel seines Vaters wenigstens in seiner Art befolgen.

Von meinem Karl habe ich kürzlich gute Briefe erhalten. Er beträgt sich wie ein wackerer guter Mensch, hat auch schon Kugeln pfeifen hören, wie er sagt, und hat mir mehrere kleine Zeichnungen beigelegt, die er meist auf seinen Vorposten entworfen hat. Am meisten freut mich, daß er sich selbst in der Zucht hält und an sich bildet; und was kann für einen Vater erfreulicher seyn!

Wir hatten vorgestern das Vergnügen, die beiden Fürstinnen Weimars bei uns zu sehen. Sie waren überaus huldreich, und der Tag war schön. Jetzt wird es mit jedem Tage, mit jeder Stunde möchte man fast sagen, hier schöner. Die Fruchtbäume, deren Kinder ich schon in der Geburt vom Frost erdrosselt glaubte, blühen so schön, als ich sie noch nie gesehen.

Wann aber werden wir Dich hier sehen, mein Lieber? Ich verlange nach der Stunde, und die jetzigen scheinen mir die angenehmsten. Auch singt die Nachtigall hier von dem nahen Baume Dir schon bei Tag und bei Nacht die Einladung und Dein Lob zu.

Was mich selbst anbelangt, so komme ich mir ungefähr wie die alten Fichten auf dem Gickelhahn vor. Hoch wachsen sie nicht, wie auch schon Dein Motto [1]) sagt: ich sorge nur, daß das lange bärtige Moos nicht zu häufig an ihnen anwachsen möge. K.

1) „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

448. An Knebel.

Berka an der Ilm den 18. May 1814.

Aus meiner dießmaligen Frühlings-Einſamkeit an der Ilm darf ich nicht verſäumen Dir zu ſchreiben. Der Aufenthalt iſt hier ſehr angenehm, und bis jetzt äußerſt ſtille; da ich mir manches zu thun vorgenommen habe, ſo iſt dies mir höchſt erwünſcht.

Als ich die Berkaiſchen Steinbrüche beſuchte und die Arbeiter beſchäftigt fand, gedachte ich Deiner Anregung: daß man Färbern ein kleines aber artiges Denkmal ſetzen ſollte. Den Gedanken habe ich dazu, auch die Inſchrift, nun fragt ſich aber, was man für einen Beitrag von Freunden erwarten könnte, um es fertigen zu laſſen. Transport und Aufſtellung nähme wohl Herzogl. Commiſſion über ſich. Sage mir etwas hierüber, denn es wäre in jedem Sinne vortheilhaft, wenn ich das Werklein, das ich gerne zierlich und bedeutend ausbilden möchte, in meiner Gegenwart könnte vollenden laſſen, da es mir an Beſuch und Kunſtfreunden nicht fehlen wird.

Das Werk der Frau von Stael wird nun auch ganz in Deinen Händen ſeyn; es iſt ſehr dankenswerth; wir Deutſchen hätten uns nicht leicht ſelbſt ſo reaſſumirt, wie es in dieſem Schlegeliſch-Staeliſchen Werke geſchieht. Freilich, wenn man einen großen Theil der Epoche, von welcher die Rede iſt, ſelbſt miterlebt und mitgewirkt hat, ſo glaubt man manches, wo nicht beſſer, doch anders zu wiſſen.

Ueber meinen dritten Theil habe ich von Freundinnen ſchon erheiternde und aufmunternde Aeußerungen. Die Frauen ſind glücklich genug, den erſten Eindrücken zu trauen und ſie muthig auszuſprechen.

Nun lebe wohl, grüße die Deinigen. Was Du mir

mittheilen willſt, ſende nach Weimar, es kommt mir alſobald zu Handen. G.

449. An Goethe.

Jena den 23. Mai 1814.

Du wirſt mir verzeihen, mein Beſter, daß ich Deinen letzten lieben Brief aus Berka nicht ſogleich beantwortet habe; doch mancherlei Hinderniſſe hielten mich ab; auch eigene Dispoſition bei dem fortdauernden kalten und trocknen Wetter mangelte zuweilen. Ich habe indeſſen mein Wort ſchlecht gehalten, und da ich Deinen dritten Band nur langſam leſen wollte, ihn in wenigen Tagen abſolvirt. Der Zauber der Erzählung und der Sachen riß mich fort. Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr mich die Vortrefflichkeit des Werkes weggenommen hat. Ich wurde gegen alle meine herumliegenden, eben nicht ſchlechten, Bücher gleichgiltig und mochte es das Buch par excellence nennen. Es iſt ein wahrer Lebens- und Seelenſpiegel. Das Urtheil herrſcht darin par excellence, daß nichts darüber zu ſagen iſt, mit ſolcher Klarheit, Wahrheit und Zartheit, daß uns nichts wie Wohlgefallen und Bewunderung bleibt. Für die freundliche und gefällige Art, mit der Du meiner in dem Buche gedacht haſt, danke ich noch beſonders. Welchen glücklichen Einfluß auf mein Leben hat nicht dieſer geringe Anfang gehabt! . . .

Ich habe auf Einladung der Großfürſtin und Ihres Gemals einem wunderlichen Schauſpiel in dieſen Tagen beigewohnt. Es waren nemlich zwei Chineſen, die ein engliſcher Kaufmann nach Weimar brachte, und ſie der Großfürſtin präſentirte. Der Eine davon, der für die Zeit auch den Koch bei ſeinem Herrn macht, ſollte eine Art von Deklamation, verſteht ſich in ſeiner Sprache halten. Es wurde

in dem großen Zimmer ein Kreis gemacht und er fing an seine Töne unter mancherlei wunderlichen Stellungen und Geberden hervorzubringen. Dieſe machten nun eben nicht den angenehmſten Eindruck, denn ſie waren mit Anſtrengung und Gewalt hervorgeſtoßen, und hielten ungefähr das Mittel zwiſchen einer Judenſchule, dem Miauen der Katzen und dem heiſern Ruf eines Nachtwächters.

So trug er mehrere Stücke vor, die alle einen gewiſſen Inhalt haben ſollten, der aber, nach der Auslegung des Engländers, unbedeutend ſchien. Manche wollten in den Verſen den Reim bemerkt haben. Beide waren etwas unter mittlerer Statur und bräunlich von Farbe. Der Deklamator, an dem ich beſonders die hochſtehenden Ohren bemerkte, ſah immer mit finſtern Blick zur Erde. Der andere jüngere war nicht unangenehm von Geſtalt und hatte ein wohlproportionirtes Geſicht, doch einen unendlich ſcheuen Blick. Beide wünſchten ſich gar ſehr wieder in ihr Vaterland. Ich glaube, daß der ältere eine Art von Komödianten in China iſt, deren es dort ſo viele gibt; denn ſeine Bewegungen waren auch wohl abgemeſſen. Doch war nichts in der Vorſtellung, das wir beneiden könnten. K.

430. An Knebel.

Berka an der Ilm den 23. May 1814.

Wenn ich, mein lieber Freund, Dir diesmal einen ganz armen Teufel nicht empfehle, ſondern nur bitte, daß Du ihn anhörſt, ihm ein Stücklein Brod und ein Glas Wein zur Erquickung reichſt, ſo wirſt Du verzeihen. Thue mir zunächſt das Gleiche. Er iſt ein Wittenberger und nach dem dortigen großen Unglück und mancherlei Schickſalen von unverſtändigen Gönnern nach Weimar gewieſen, als wenn wir

noch die alten wären! Nun konnte ich nichts thun, als ihn seinem Vaterlande wieder näher bringen. Gieb ihm ein gutes Wort und wenn Du kannst einen guten Rath. Lebe recht wohl, besuche mich in Berka. Das Ich ist diesmal in ziemlich guten Umständen und würde, wie eine epicurische Gottheit leben, wenn nicht das Nicht-Ich mit Anmuth und Unmuth mich in meine Einsamkeit verfolgte. Ich habe beinah so viel Händel auf dem Halse, von guter und schlechter Sorte, als der Marschall von Bassompierre, welcher einer Tochter aus großem Hause ein Kind gemacht hatte, eine sehr gefährliche Ehrensache ausbaden sollte und zugleich im Fall war, von seinen Creditoren in den Schuldthurm geführt zu werden. Dieses alles hat er, wie er schreibt, durch die Gnade Gottes vergnüglich überstanden, und so hoff' ich soll es mir auch ergehen. Lebe wohl und besuche mich, obgleich ich Dir weder Sinica noch Japonica vorzusetzen habe. G.

451. An Knebel. [1]

Weimar den 9. Juli 1814.

In diesen Tagen, in welchen ich mehr als billig beschäftigt war, hoffte ich immer auch etwas von unsern werthen Jenensern, besonders aber von Dir, mein trefflicher Freund, zu hören und zu erhalten. Aufgefodert und unaufgefodert strömen Gedichte [2]) herbei, worunter sich recht artige befinden. Ich übernahm mit Riemern die Redaction, Bertuch den Druck; sie sollen nicht einzeln und verzettelt überreicht werden, sondern ein Bändchen ausmachen, das

1) eigenhändig.

2) auf die Wiederkehr des Großherzogs von Weimar.

Ein Herre mit zwei Geſind
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus worin zwei Weiber ſind
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabei
Und ſagt nur: Autos epha!
Was ſagt ihr lange Mann und Weib,
Adam, ſo heißt's, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wiſſen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

Närriſch, daß jeder in ſeinem Falle
Seine beſondere Meinung preiſ't!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und ſterben wir alle.

Wer auf die Welt kommt baut ein neues Haus,
Er geht und läßt es einem zweiten.
Der wird ſich's anders zubereiten
Und niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt der kann ſchelten
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Thür aber müßt' er paſſen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten laſſen.

---

wir nicht übel zu geſtalten hoffen [1]). Gieb uns auch einen Beitrag und veranlaſſe die Freunde. Da wir noch etwas Zeit haben (denn der Herzog kommt ſchwerlich in der nächſten Woche [2])) ſo bitte ich um ſo mehr darum. Mein Feſtſpiel [3]) für Berlin iſt, Gott ſey Dank, fertig, es hat mir zuletzt die meiſte Qual gemacht: denn bis ſo ein geborenes Kind getauft wird, iſt der Umſtändlichkeiten kein Ende. Und ſo lebe zum ſchönſten wohl. G.

452. An Goethe.

Jena den 15. Julius 1814.

Mein Karl iſt zur Freude ſeiner Eltern glücklich zurückgekommen und hat mir auch einen freundlichen Gruß von Dir mitgebracht, wofür ich danke. —

Wir haben hier einen ſtarken Beſuch von mehrern Tauſenden Ruſſiſcher Reiter gehabt. Man bewundert die Schönheit der Truppen und der Pferde nach einer ſo beſchwerlichen Kampagne. Alles ging, ſo viel ich weiß, in guter Ordnung. Wir haben Urſach, mit unſerm Kommandanten v. Beulwiz ſehr zufrieden zu ſeyn.

Die Anſtalten in Weimar, von denen ich ſo viel habe rühmen hören, werden durch die verſpätete Rückkunft des Herzogs ohne Zweifel verloren gehen. Auch hier wird der gute Wille für die Sache ſprechen müſſen.

Wir freuen uns nur Deines guten Wohlſeins, und wünſchen, daß Du Deine Kräfte nicht zu ſehr anſtrengen

1) Unter dem Titel „Willkommen!“ (Weimar 1814).

2) Er kam ſogar erſt den 1. September.

3) „Des Epimenides Erwachen.“ S. Goethe's Werke, XIII, 261 fg.

mögeſt, um uns noch lange — lange in den trüben Zeiten ein erfreuliches Licht zu geben. M.

453. An Knebel.

Weimar den 2. Novbr. 1814.

Nachdem ich ſo lange, in der Fremde umherziehend, geſchwiegen, will ich, zu Hauſe angekommen, Dir ſogleich, mein Theuerſter, vorläufig einige Worte zuſenden, bis ich Dir in Jena ſelbſt, umſtändlicher, wie es mir ergangen erzählen kann. Ich habe von dem Wiesbader Waſſer gute Folgen geſpürt und mich die 3 Monate in einer für mich ganz neu gewordenen Welt herumgetrieben, viel geſehen und gelernt und mancherlei Zuſtände angeſchaut und durchgeſchaut. Leider hatte ich niemanden bei mir, der mir geſchrieben hätte, weshalb auch meine Freunde ſämmtlich ohne Nachricht von mir geblieben ſind. Doch habe ich vieles notirt, welches ich freilich nun erſt revidiren muß. Damit ich aber nicht ganz leer vor Dir erſcheine und mich für Deinen freundlichen rhythmiſchen Empfang einigermaßen dankbar erweiſe; ſo lege hier ein paar bedeutende Briefe bei, welche von Wolf und Zelter geſchrieben, Dir von jenen Gegenden einen heitern Begriff überliefern werden. In kurzen denke ich auch durch einen kleinen Aufſatz und ſonſtige Mittheilungen von meinem Erwerb mehr Kenntniß zu geben. Sehr ungern vernehme ich, daß Du an einem unbequemen Uebel leideſt und hoffe bald durch meine Gegenwart und mancherlei Unterhaltung Dir es wenigſtens auf eine Zeit vergeſſen zu machen. Und ſomit lebe recht wohl, grüße die Deinigen und laß bald von Dir vernehmen. G.

454. An Goethe.

Jena den 7. Novbr. 1814.

Du haſt mich durch Deine freundliche Zuſchrift ſehr erfreut, mein Theuerſter. Auch die Beilagen haben mir viel Vergnügen gemacht, wofür ich Dir danke.

Mein Wunſch iſt, aus Deinem eigenen Munde bald etwas über Dich und die Zeitläufte zu vernehmen. Mein zergliederter Zuſtand dürfte mich wohl noch eine Zeit lang verhindern, dieſes ſelbſt bei Dir aufzuſuchen, mir bleibt alſo nur die Hoffnung, Dich wieder einmal in dem alten Jena bei uns zu ſehen.

Von uns hier iſt nicht viel zu ſagen; und da mir die äußern Kräfte fehlen, ſo zieht ſich das Gemüth immer mehr auf ſich ſelbſt zurück.

Ein wahres Vergnügen haben mir in dieſen Tagen die Verſe des Freimund Raimar [1]) gemacht, worin trefflicher Humor herrſcht und wahre Originalität.

Stelle Dir vor, daß ich vor kurzem von einem Freunde — den ich jetzt noch nicht nennen darf — eine Art Achilleïs erhielt, die er mit ziemlichen Fleiße ſcheint bearbeitet zu haben. Dieſes veranlaßte mich natürlicher Weiſe die Deinige wieder aufzuſchlagen und ich erfreute mich aufs neue über das herrliche Gedicht. Nicht jedem iſt's erlaubt nach Corinth zu reiſen, ſagten die Alten. Du haſt den Weg dahin auf mehr als eine Weiſe gefunden und wir finden immer neuen Vorrath in Deinen Schriften, uns wieder zu ergötzen.

Unſere Jünglinge, von denen mich einige hier beſucht haben, reiſen jetzt gewaltig nach Berlin, um ſich daſelbſt mit Kenntniſſen auszuſchmücken. Es ſind gute Köpfe darunter.

1) (Friedrich Rückert), Deutſche Gedichte (Heidelberg 1814).

Seltsam kommt es mir vor, daß diejenigen von ihnen, die sich bereits schon ziemlich mit den Schriften der Alten bekannt gemacht haben, so sehr jetzt nach dem Nordischen und dem Mittelalter streben. Das Gedicht der Nibelungen scheint ihnen beinahe ein Summum. Noch habe ich eben nicht viel Erkleckliches aus dieser Schule hervorkommen sehen. Wetzels neue Gedichte sind nicht ohne Geist und Phantasie, aber im Abentheuerlichen besteht doch nicht das Große. K.

433. An Knebel.

Weimar den 9. Novbr. 1814.

Unter denjenigen Vortheilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit oben an, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu thun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann Niemand meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich in Unglück helfen und im Glücke finden kann. In diesen Betrachtungen bin ich dieses Mal sehr glücklich durch die Welt gekommen, indem ich von Niemand etwas weiter verlangte, als was er geben konnte und wollte, ihm weiter nichts anbot als was ihm gemäß war, und mit großer Heiterkeit nahm und gab was Tag und Umstände brachten; und so hab' ich Niemanden in seiner Lebensweise irre gemacht. Ueberzeugung, Sitte, Gewohnheit, Liebhaberei, Religion, alles erschien mir durchaus den Personen gemäß, die sich gegen mich äußerten, und so habe ich es auch in Ansehung des Geschmacks gefunden.

Jeder sucht und wünscht wozu ihm Schnabel oder

Schnauze gewachſen iſt [1]). Der will's aus der enghalſigen Flaſche, der vom flachen Teller, einer die rohe, ein anderer die gekochte Speiſe. Und ſo hab' ich mir denn auch, bei dieſer Gelegenheit, meine Töpfe und Näpfchen, Flaſchen und Krüglein gar ſorgſam gefüllt, ja mein Geſchirr mit manchen Geräthſchaften vermehrt. Ich habe an der Homeriſchen, wie an der Nibelungiſchen Tafel geſchmauſ't, mir aber für meine Perſon nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechiſchen Dichter und Bildner.

Das Höchſte was mir zu Theil geworden, ſind einige Basreliefs von der Zelle des Parthenons, die Pallas-Velletri, der unendlich ſchöne Rumpf einer Venus, ſodann der Kopf eines Venetianiſchen Pferdes [2]).

Von köſtlichen Gemmen kann ich Abdrücke vorweiſen; von der hohen italiſchen Schule habe ich köſtliche Gemälde, Zeichnungen und Kupfer geſehen.

Soviel für diesmal. Ich lege eine Skizze meiner Reiſe-Chronologie bei, die ich mir bald wieder erbitte.

Vale fave. G.

456. An Goethe.

Jena den 15. Nov. 1814.

Für Deine freundliche Mittheilung muß ich Dir abermals danken, verehrteſter Freund. Dein Toleranzſyſtem lobe ich gar ſehr und Dein Name, dem die Welt Achtung und Verehrung ſchuldig iſt, verbürgt mir, daß Du Dich dabei werdeſt wohlbefunden haben Dein Wohlſeyn während der

1) S. die Parabel „Fuchs und Kranich" in Goethe's Werken, III, 186 fg.

2) eines der venetianiſchen Pferde.

Reiſe erfreut mich noch beſonders, als ein wahres Geſchenk des Himmels.

Die Schätze mancherlei Art die Du Dir geſammelt haſt, zu ſehen und darüber aus Deinem Munde zu hören, wäre nun freilich ein großes Verlangen für mich. Indeſſen muß ich die Stunde des Schickſals dazu abwarten. Mein arthritiſches Uebel will mich noch nicht ganz verlaſſen, und ſteigt auf und ab; doch hat es ſich meiſt in den Gelenken der beiden Fäuſte feſtgeſetzt.

Für den Auszug Deines Reiſejournals danke ich Dir gar ſehr. Ich kann mir die Freude der Freunde bei Deiner Anweſenheit denken und die Deinige in der an Gegenſtänden ſo reichen Natur. Wie werden ſich Deine Hausgötter erfreuet haben, den ſo Würdigen nach langen Jahren wieder zu empfangen! Wir wollen ſuchen das Leben ſo weiterhin zu ertragen, und dazu wird Deine Güte und Freundſchaft ein großes Hülfsmittel für mich ſeyn. K.

457. An Goethe.

Den 27. December (1814). [1]

Deine Wolkenbeobachtungen haben mir ungemeines Vergnügen gemacht und ich danke Dir herzlich für die Mittheilung derſelben. Ich konnte mit meinen eignen Erfahrungen faſt überall nachfolgen, und die klare und gefällige Darſtellung der Sache, die Dir ſo eigen iſt, giebt ihr Anmuth und Werth.

— Jetzt haben wir noch eine Bitte an Dich: ob Du uns nemlich nicht Morgen Mittag das Vergnügen Deiner Geſellſchaft gönnen möchteſt, und zugleich gegen Abend den Chriſtbaum meines Bernhard mit beleuchten helfeſt, der Dich

1) Dieſe Jahreszahl iſt mit Bleiſtift ſpäter hinzugefügt.

freundlich dazu einlädt. Er hat artige Sächelchen aus Nürnberg dazu erhalten, die ihm Freude machen werden. Von diesen nimmt er sich die Freiheit Dir einstweilen ein Lebkuchen — Stratum zu überschicken. K.

458. An Knebel. [1])

Jena den 11. December 1814.

Deiner entschiedenen Neigung zu Curiositäten gedenkend sende Dir, mein Bester, ein Curiosissimum, welches jedoch zu secretiren bitte. Sage mir gutes von Deinem Befinden. Montags eilf Uhr komme ich und wünsche Dich allein zu finden. Vale! G.

459. An Knebel.

Weimar den 11. Januar 1815.

Länger will ich nicht anstehen, Dir mein lieber Freund, auch wieder einmal ein Wort zu sagen. Eigentlich ist nach unserer letzten Zusammenkunft der Abstand gar zu groß, daß man sich nun wieder auf einmal gar nicht communicirt; allein es hält in die Ferne immer schwer, besonders in meinem Falle, da ich mit so vielerlei beschäftigt bin, wovon ich erst in einiger Zeit Rechenschaft geben kann.

So habe ich mich die Zeit her meist im Orient aufgehalten, wo denn freilich eine reiche Erndte zu finden ist. Man unterrichtet sich im Allgemeinen und Zerstückelten wohl von so einer großen Existenz, geht man aber einmal ernstlich hinein, so ist es vollkommen als wenn man ins Meer geriethe.

1) eigenhändig.

Indeſſen iſt es doch auch angenehm, in einem ſo breiten Elemente zu ſchwimmen und ſeine Kräfte darin zu üben. Ich thue dies nach meiner Weiſe, indem ich immer etwas nachbilde und mir ſo Sinn und Form jener Dichtarten aneigne.

Es iſt wunderlich zu ſehen, wie die verſchiedenen Nationen: Franzoſen, Engländer, Deutſche, wie die verſchiedenen Stände: Theologen, Aerzte, Moraliſten, Geſchichtſchreiber und Dichter den ungeheuren Stoff, jeder nach ſeiner Art behandelt, und ſo muß man es denn auch machen, wenn man ihm etwas abgewinnen will, und ſollte man dabei auch die Rolle des Kindes ſpielen, das mit einer Muſchel den Ocean in ſein Grübchen ſchöpfen will.

Die Gedichte [1]), denen Du Deinen Beifall ſchenkteſt, ſind indeſſen wohl aufs Doppelte angewachſen. Von andern zudringenden Geſchäften und Ereigniſſen, ſchweige ich, wünſche hingegen zu erfahren, wie es Dir und den lieben Deinen ergeht. G.

460. An Knebel.

Weimar den 8. Febr. 1815.

Für die mitgetheilten orientaliſchen Perlen, danke zum allerſchönſten. Ich habe ſie ſogleich mitaufgereiht. Wenn Du noch etwas dergleichen beſitzeſt, ſo bitte mir es nicht vorzuenthalten. Meine Schatzkammer füllt ſich täglich mehr mit Reichthümern aus Oſten; wie ich ſie ordnen und aufſtutzen kann, muß die Zeit lehren. Ich ſegne meinen Entſchluß zu dieſer Hegire, denn ich bin dadurch der Zeit und dem lieben Mittel-Europa entrückt, welches für eine große Gunſt des Himmels anzuſehen iſt, die nicht einem Jeden widerfährt.

1) zum Weſtöſtlichen Diwan.

Die neuen Seebeckſchen Verſuche und Entdeckungen ſind allerliebſt, ich möchte ſie Dir vorzeigen und auslegen. Du erinnerſt Dich der Farben die ich epoptiſche genannt habe, die auf der Oberfläche der Körper durch Hauch, Druck, Erhitzung u. ſ. w. entſpringen; nun hat man gefunden, daß auch im Innern des Glaſes, es ſey in Scheiben- oder Körpergeſtalt, wenn es ſchon verkühlt, durch Reflexion zwiſchen zwey Spiegeln ſich farbige Bilder erzeugen, die ſich nach der Geſtalt der Körper richten, in vollkommener Aehnlichkeit mit den Chladniſchen Tonfiguren. Man muß das Phänomen mit Augen ſehen, weil das Wunderbare und Anmuthige davon nicht zu beſchreiben iſt [1]).

Und hiermit für diesmal das ſchönſte Lebewohl. G.

461. An Knebel.

Weimar den 5. April 1815.

Mein theuerſter Freund, ich muß Dir nur mit Wenigem endlich wieder einmal einen Gruß zuſenden, und Dir anzeigen, daß ich von dem ſchrecklichſten Katarrh, der mich ſchon ſeit vier Wochen unter hundert Formen quält, mich endlich zu erheben anfange.

Ich habe leider die Zeit über, weder nach Außen noch Innen, etwas geleiſtet. Indeſſen ſind alte Bemühungen zur Sprache gekommen. Epimenides iſt am 30 März endlich in Berlin [2]) erwacht, gerade zu rechter Zeit, um daſſelbige, was ſich die Deutſchen bisher ſo oft in dürrer Proſa vorgeſagt, ſymboliſch zu wiederholen, daß ſie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, ſich ſodann aber auf eine herrliche

1) S. Goethe's Werke, LV, 7 fg.

2) S. Zelter's Briefwechſel, Bd. 2, Nr. 218, S. 144; Nr. 220, S. 150 fg.; Nr. 226, S. 187 fg.

Weise von diesem Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig ist, um das Errungene zu schützen und zu erhalten. Von der Aufführung selbst hab' ich noch keine Nachricht, alle vorläufigen Berichte aber deuten auf den besten Willen, und die zweckmäßigsten Anstalten. Mir scheint es, unser Carl Brühl habe zeigen wollen, was man leisten könne. Die Besetzung der Rollen ist ohne Tadel. Am übrigen arbeiten sie schon beinahe 11 Monate (vom 7 May v. J. war Iffands Brief datirt, in welchem er mir den Antrag thut) und in solcher Zeit, dächte ich, könnte man etwas vor sich bringen. So muß uns denn doch zuletzt etwas ernstlich Gesäetes und Gepflanztes unvermuthet entgegen keimen. Melde mir doch auch, ob Dir etwas Erfreuliches begegnet, ich wünschte nichts mehr als die erste Frühlingszeit in Deiner Nähe zuzubringen. G.

462. An Knebel.

Weimar den 22. April 1815.

Auf Deinen letzten vertraulichen Brief habe ich bisher geschwiegen, weil ich hoffen durfte, daß ich bei Rückkehr meiner Frau vernehmen würde, Du seyst über Deine häuslichen Angelegenheiten beruhigt; da denn dieses also auch erfolgt, so hat es mir besondere Freude gemacht. Freilich ist die Einwirkung jener großen politischen Atmosphären-Veränderung an jedem, selbst dem stillsten häuslichsten Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht waltet in jedem Gemüthe. Man weiß wahrlich nicht, woran man besser thut, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern. Ja, beides will nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte, die jetzt wieder in Bewegung sind, und ihre Wirkungen klar machen können, und wer könnte

Herr, laß dir gefallen
Dieſes kleine Haus,
Größre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Du biſt auf immer geborgen
Das nimmt dir niemand wieder;
Zwei Freunde, ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder.

„Was brachte Lokman nicht hervor,
Den man den garſt'gen hieß!"
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker der iſt ſüß.

Herrlich iſt der Orient
Uebers Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weiß was Calderon geſungen.

„Was ſchmückſt du die eine Hand denn nun
Weit mehr als ihr gebührte?"
Was ſollte denn die linke thun,
Wenn ſie die rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mecca triebe
Chriſtus' Eſel, würd' er nicht
Dadurch beſſer abgericht,
Sondern ſtets ein Eſel bliebe.

---

jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringt, wieder auseinanderreißt? Epimenides ſelbſt würde diesmal nicht in einem heilſamen Schlummer verharren können.

Und ſo folgt denn hier das Werklein, das vor kurzem, als ich Dir's vorlas, noch ein beſſeres Anſehen hatte; es mag denn als ein ſeltſames Document einer ſo merkwürdigen Epoche in der Geſchichte der deutſchen Poeſie ſeinen Platz einnehmen.

Mehr ſage ich für diesmal nicht, als daß es mir ſehr weh thut, mich einem Jenaiſchen Aufenthalte dieſes Frühjahr nicht hingeben zu können. Mein vierwöchentlicher Catarrh hat mich in allen Dingen ſehr retardirt, ſo daß ich jetzt kaum weiß, wo und wie ich alles angreifen ſoll, was mir obliegt. An eine Badereiſe muß ich auch denken, obgleich niemand vorausſehen kann, wozu und wohin man gelangen wird.

Der Deinige G.

Iſt wegen Ausgabe Deiner Gedichte etwas entſchieden?

463. An Knebel.

Weimar den 29. April 1815.

Indem ich ein Pakt unſeres immerfort poetiſirenden Freundes [1]) aus Frankfurt überſchicke, entſchuldige ich mich, daß ich kein Exemplar des Epimenides für unſere theure Prinzeß ablaſſen konnte. Meine Berliner Papierfreunde haben ſich nicht zum freigebigſten erwieſen.

1) Gerning.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 0383720I

Ich zweifelte nicht, daß mein neues Siegel Dich aufmerksam machen werde. Es gelangte dieser treffliche alte Carniol zu mir gerade in den Tagen jener schlimmen Nachrichten, die unsern Zustand aufs neue erschüttern. Ich zog daraus eine günstige Vorbedeutung, und lege Dir, weil der Stein erhaben ist und sich in Siegellack niemals ganz ausdruckt, einen Abdruck in Wachs bei, der Dir, mit nacktem und bewaffnetem Auge betrachtet, gewiß Freude machen wird.

G.

464. An Goethe.

Jena den 1. Mai 1815.

Für Deine liebe Sendung tausend Dank! Ich habe nicht bald den Ausdruck der Majestät so glücklich dargestellt gesehen, als in Deiner Gemme. Ist sie wirklich antik? und wo ist sie so lange verborgen geblieben? denn ich habe noch kein Bild von ihr gesehen. — Wie heißt man das, worauf der Adler steht? und worauf die Siegesgöttinnen stehen? — Es ist eine herrliche Darstellung!

Für das Ueberschickte von Gerning danke ich gleichfalls. Ich werde ihm selbst schreiben. Ich kenne keinen Menschen, der glücklicher durch seine Poesie wäre, als Gerning. Es ist ihm wohl zu gönnen. Auch ist er in der Verskünstelei eben nicht ungeschickt, und diese Uebersetzungen lesen sich recht wohl.

Es ist heute ein herrlicher Maimorgen unter wunderlichen Nebelgestalten uber uns aufgegangen. Wenn es nur so fortdauert.

Wie steht es bei Dir? — Noch habe ich keine Nachtigallen gehört, und den Gukguk gestern zum ersten Mal.

Der alte Voigt besucht mich jetzt öfters, und seine Unterhaltung ist mir belehrend. Er ist gleichsam ein reperto-

rium der Physik und hat ein treffliches Gedächtniß. Gestern erzählte er mir von einem neuen galvanischen Apparat, den ein Engländer gemacht hätte, wozu die Platten 6 Fuß im Diameter hätten. Mit diesem schmeltzte er Stangen von Platine zu Fäden von weit feinerer Dünne als die feinsten Haare, welches von der unglaublichen Wirkung dieses Apparats zeugt. Nachdem mir der gute Mann von den Wirkungen des Galvanismus durch das allgemeine mit vielem Sinn und seiner eigenen Phantasie gesprochen hatte, fügte er noch ein bon mot hinzu, das ich Dir nicht ganz verschweigen kann. Das Merkwürdigste und Eigenste bei den galvanischen Operationen nemlich ist, daß, wenn sich nicht die drei Körper, Kupfer, Zink und salzbefeuchtete Pappe, immer in derselben Ordnung folgen, alle Wirkung gänzlich aufhört und vorbei ist. So meinte der gute Voigt, daß auf die Ordnung, wie sich die Theile zusammenfügen und verbinden, alles in der Natur ankäme, und nachdem er dieses auch mit eigenem Witz auf geistige und moralische Dinge applicirt hatte, so fand er solches auch bei den Armeen, so, daß eine Reichsarmee niemals eine Wirkung hervorbringen könne — welches die französischen Generale durch combinaison auszudrücken pflegten, indem sie sagten: es fehle den deutschen Armeen nur an combinaison.

Verzeihe, daß ich Dich mit diesen Dingen unterhalte, und laß mich nunmehr noch des schönen Morgens genießen, der auch Dir Heil und Wohlseyn in Dein wohlangelegtes und wohlgelegenes Gärtchen bringen wird. K.

465. An Knebel.

Weimar den 10. Mai 1815

Ich muß, mein lieber Freund, schriftlich von Dir Abschied nehmen, da ich vor meiner Abreise Dich in Jena nicht mehr besuchen kann. Da die Zurückkunft unseres gnädigsten Herrn sich immer weiter hinausschiebt, so werde ich durch freundliche Ermahnungen, ja sogar durch eine Art Geheiß unserer gnädigsten Fürstin nach Wiesbaden gleichsam getrieben, indem ich meine Wohnung, die gerade in dieser Jahreszeit am angenehmsten ist, ungern verlasse und mich hinauswage in das Welt- und Badegetümmel, wo man wohl Heilung, aber keine Erquickung hoffen darf. Ich wünsche Dir, indessen es draußen stürmt, in Deinem Thal Friede und Freude.

Daß Dir die Gemme, von der ich Dir einen Abdruck schickte, viel Freude machen würde, war ich überzeugt, indem Du auf solche Dinge ein geübtes Auge hast. Es ist diese geschmackvolle, ja prächtige Composition in einen schönen, gegen die Hyazinthfarbe hinziehenden Carniol geschnitten, ächt antiken Ursprungs, etwa aus den Zeiten der Antonine. Die Stäbe zu beiden Seiten sind eigentlich militärische signa, als auf welchen Adler sowohl als Victorien und andere Gestalten zu stehen pflegten. Daß die Siegesgöttinnen den Jupiter Serapis zu kränzen, oder vielmehr ihre kleinen Kränzlein auf den Modius, gleichsam als auf einen Altar zu legen scheinen, ist sehr gut ausgedacht. Der Adler führt keinen Donnerkeil, sondern nur gleichfalls einen Kranz im Schnabel. Das worauf er steht, könnte man für ein Septum halten; es sind aber eigentlich die drei Buchstaben ◊ ◊ ◊ in einer Art von Pfeilschrift. Was diese bedeuten, ist schwer zu rathen, ob man ihnen gleich, auf unsere Zeiten, einen

ziemlich directen Bezug geben könnte. Wunderſam iſt es freilich, daß man in keiner Schwefelſammlung einen Abdruck, in keinem Werke eine Abbildung davon geſehen. Meyer ſelbſt, bei ſeiner weitumfaſſenden Kenntniß, erinnert ſich deſſen nicht. Dieſer Stein iſt mir ſeit zehn Jahren ſchon bekannt, die Hände, die ihn damals hielten, ſind durch Schulden und Tod aufgelöſt. Die ſehr ſaubere Faſſung deutet auf die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Verzeih, daß ich über dieſen mir ſo werthen Talisman ſo viele Worte mache.

Gar Manches hätte ich noch zu ſagen, und ich hätte Dich deshalb noch gern geſprochen. Eine Fahrt zu Dir will ſich jedoch mit meinen Zuſtänden nicht vereinigen laſſen. Nimm daher meine beſten Wünſche für Dein Wohl, grüße die Deinigen und gedenke mein. Da ich erſt etwa in acht Tagen gehe, ſo gieb mir noch ein Paar freundliche Worte auf den Weg.

Unſerer lieben Prinzeſſin von Meklenburg empfehle mich ſchönſtens und wünſch' ihr Glück zu der Vermehrung der kleinen Familie und ſomit nochmals ein herzliches Lebewohl!

G.

466. An Goethe.

Jena den 11. Mai 1815.

Für Deinen lieben Brief, den ich dieſen Morgen erhalten, danke ich Dir gar ſehr. Erſtlich, daß Du Dich meiner immer ſo freundlich erinnern magſt, und dann auch, daß Du die Reiſe beſchleunigſt, die ich für Deine Geſundheit, zumal bei dieſer Witterung, für gut und nützlich erachte Wir andern kommen dabei, wie billig, nicht recht in Bedacht; denn ſo ſehr wir auch Deine Gegenwart gewünſcht hätten, ſo iſt uns doch Dein Wohlſein von größerm Gewicht. Möge Dir

der Himmel an dem Orte, den Du gegenwärtig zu besuchen denkst, den Quell der Jugend finden lassen, und Dich mit neuer Kraft und Wohlsein stärken! — Für die Erläuterung Deiner Gemme danke ich Dir gleichfalls.

Es ist ein wunderbares Werk. Fast möchte ich sagen zu zierlich, für eine ganz antike Arbeit, und doch wieder voll hoher Würde. Da Du seine Entstehung in die Zeiten der Kaiser setzest, so ist es begreiflicher. Ich möchte doch das, worauf der Adler steht, für ein Altarmäßiges Gestell halten, und mich deucht, als wenn ich dergleichen schon in Zeichnungen oder Abdrücken gesehen hätte.

Von Deinem Epimenides höre ich überall nichts als Beifall und Lob. Die gute Erbprinzessin von Meklenburg hat ihn noch den Abend vor ihrer Niederkunft zu großer Erbauung vorgelesen.

Der alte Philosoph thut mit seiner Umgebung gute Wirkung.

Da ich Dir nichts weiter zu schicken weiß, so erhältst Du hier zu Deiner Sammlung ein Handbillet des ehemaligen Ritters Boufflers, der doch auch ein Mann von Geist und Witz war, und vor mehrern Jahren ein paar Tage hier in Jena bei mir zugebracht hat.

Noch will ich Dir doch auch ein Trost- und Ermunterungsliedchen von mir selber beilegen, das ich an diesen letzten schönen Morgen mir zusammengestellt habe. Ich habe dergleichen zuweilen nöthig, damit das Gemüth nicht zu sehr unter sich selbst herunter sinkt und sich von dem Allgemeinen verschlingen läßt.

Lebe wohl, mein Bester! Die Meinigen empfehlen sich gar herzlich und wünschen das beste Glück zur Reise. Mein Kleinster weiß Deinen Namen schon auszusprechen und ist ein Kind voll Geist und Liebe. M.

467. An Knebel.

Weimar den 21. Oktober 1815.

Unverantwortlich muß ich es ſelbſt nennen, wenn ich ſo lange nichts von mir hören laſſen. Zu meiner Entſchuldigung möchte ich Dir recht bald erzählen, wie ich ſeit vier Monaten, als ein Ball, von mehr guten als böſen Ereigniſſen hin und wieder geworfen worden. Denn es iſt doch wohl ſeltſam genug, wenn ich geſtehen muß, daß ich mehr dem Willen anderer, als dem meinigen gefolgt bin. Da mir aber dadurch planlos mehr Gutes zugegangen, als mir nach dem wohlüberlegteſten Plan hätte werden können, ſo habe ich alle Urſache zufrieden zu ſeyn und ſuche nun, indem ich in der Erinnerung lebe, die Erfahrungen mir und andern zum beſten zu leiten.

Ich bin veranlaßt worden, über Kunſt und Alterthum, in den Rhein- und Maingegenden, dasjenige zu Papiere zu bringen, was zu wiederholten Malen theilnehmend ja leidenſchaftlich ausgeſprochen worden. Auch dieſes thu' ich mehr andern als mir zu Liebe, denn freilich in dieſem Augenblick, wo ſo vieles in Bewegung iſt, fürchten die Einſichtigen, manches möchte ſich falſch fixiren, und da wünſchen ſie, daß ich meine Meinung ausſpreche, die zugleich die ihrige iſt. Kommt Dir dieſes Heft zur Hand, wie es denn nicht lange ſäumen wird, ſo weißt Du auf einmal, was mich bisher beſchäftigte.

Zugleich muß ich Dir mit Vergnügen melden, daß für den Divan ſich neue reiche Quellen aufgethan, ſo daß er auf eine ſehr brillante Weiſe erweitert worden. Bei Paulus habe ich vierzehn Tage arabiſch geſchrieben, welches zu manchen geſelligen Scherzen Anlaß gab.

Das Wetter war in der letzten Zeit ganz himmliſch.

Den 6. dieſes befand ich mich noch in Carlsruh an einem unglaublich ſchönen Tage. Hebel iſt ein ganz trefflicher Mann. Jung iſt leider in ſeinem Glauben an die Vorſehung zur Mumie geworden. Ich darf nicht anfangen, von Menſchen zu reden, deren ich unzählige geſehen, und nehme für diesmal zugleich Abſchied. Gerning bringt durch ſeine Art von Thätigkeit ſich doch immer ſo durch und etwas weiter; weniger dünkelhaft würde er noch größre Vorſchritte thun. Gegen mich hat er ſich ſehr gut betragen und es an einem dankenswerthen Gaſtgeſchenk nicht fehlen laſſen.

Gerning ſchickt hier noch ein paar Ovide[1]). Es iſt nichts luſtiger, als wenn er mit einem ſolchen Exemplar den jungen Prinzeſſinnen ein Geſchenk macht, die eigentlich nicht wiſſen, was es heißen ſoll, wenn die ältern Damen es mit einer ſchicklichen Miene zu ignoriren ſuchen.

Mir geht es nach meiner Art ganz gut, möge ich bald das beſte von Dir hören. G.

---

468. An Goethe.

Jena den 21. Oktober 1815

— Daß Du Dich ſeit dieſer Zeit mehr nach dem Willen Anderer als nach Deinem eignen von dem Schickſale haſt herumwerfen laſſen, darüber lobe ich Dich ſehr. Bei ſolcher Reife des Gemüthes weiß man ſich leicht in alle Umſtände zu finden, und das Schickſal iſt ſo artig und weiſ't dem Folgſamen meiſt die beſſern an. So iſt es Dir, wie ich zum Theil gehört habe, während dieſer Zeit recht herrlich gegan-

---

1) Ovid's erotiſche Gedichte, metriſch überſetzt von J. J. von Gerning (Frankfurt a. M. 1815).

gen — doch davon mußt Du mir noch selbst ausführliche Nachricht ertheilen, und solltest Du auch nur auf Einen Tag Dein Gespann hieher ermüden wollen.

Nun fragst Du auch nach meinem Thun. Dieses beschränkt sich aber auf sehr Wenig, da ich seit mehrern Monaten hauptsächlich mit körperlichen Schmerzen zu kämpfen habe. Da mir aber diese nicht unvorbereitet kamen, indem ich wohl meine Jahre und Tage zu zählen weiß und nicht vergesse, daß das Alter wissen muß sich zu beschränken, so habe ich solche noch mit besserm Humor ertragen, als ich mir selbst zugetraut hätte. Noch erfolgte mir auch das Gute von den strengen Privationen, denen ich mich unterwerfen muß, daß mein innerer Zustand gedeihlicher wurde und mir der Geist heiterer blieb. Unter diesen Umständen und blos von äußerem Schmerz angefochten, ertrug ich auch meine lange Incarcerirung — da ich nun seit Jahr und Tagen nicht aus dem Hause gekommen bin — ohne sonderliche lange Weile. Ob ich nun gleich bei meinen Jahren nicht hoffen kann, das Uebel ganz los zu werden, so hoffe ich doch, bei sorgsamer Diät, ein leidliches Leben fortführen zu können.

Von Deinen Reisegeschichten wirst Du mir bald etwas zu lesen geben, wonach ich sehr verlange. Es ist herrlich, wenn Du den Menschen hie und da lichte Punkte aufsteckest, wonach sie zu sehen haben. Die Gemüther schwanken fast überall noch sehr.

Eben so freue ich mich auf Deinen Diwan, den Du herrlich wirst ausgeziert haben. Ich habe manches seither über die Morgenländischen Völker gelesen, wobei es mich sehr erfreuet hat, ein so interessantes Werk wie Bartholdy's Reise nach Griechenland unter den Teutschen zu finden.

Uebrigens vertreibe ich mir die Zeit meist mit Englischen Journalen, die jetzt in Haufen bei uns angekommen

Getretner Quark
Wird breit, nicht ſtark.

Schlägſt du ihn aber mit Gewalt
In feſte Form, er nimmt Geſtalt.
Dergleichen Steine wirſt du kennen,
Europäer Piſé ſie nennen.

Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl wenn andre fehlen;
Allein wer fehlt der iſt erſt recht daran,
Er weiß nun deutlich wie ſie wohl gethan.

Du haſt gar vielen nicht gedankt
Die dir ſo manches Gute gegeben!
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mußt du dir machen,
Unterſcheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

Die Fluth der Leidenſchaft ſie ſtürmt vergebens
Ans unbezwungne feſte Land. —
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und das iſt ſchon Gewinn des Lebens.

Vertrauter.

Du haſt ſo manche Bitte gewährt
Und wenn ſie dir auch ſchädlich war;
Der gute Mann da hat wenig begehrt,
Dabei hat es doch keine Gefahr.

sind. Ich habe eine besondere Neigung für diese Blätter, von denen man aus der ganzen Welt etwas erfährt. So beschränkt — ich möchte fast sagen stupid — sie über manche Gegenstände sind, so interessant sind sie wieder über andere, und ihnen liegt meist eine gewisse positive Humanität — wenn ich so sagen mag — und guter Humor zum Grunde, die man bei andern Völkern nicht so findet. Was mich sehr verwundert hat und worüber ich fast erstaunt bin, ist, daß sich gute Köpfe unter ihnen den Grundsätzen Deiner Farbenlehre nähern — vielleicht ohne diese gekannt zu haben — mehr als die deutschen Professoren. Zum Beweise will ich Dir den Titel eines Aufsatzes herschreiben, der gerade wider Neutons Optik gerichtet ist.

— Monthly Magazine August 1814. Experiments to prove that the spectrum is not an Image of the Sun, as Newton endeavoured the demonstrate in the 3rd Experiment of his Optics p. 21. but an Image of Representation of the Hole in his Window-Shutter etc.

Der Verfasser schließt seinen Aufsatz folgendermaaßen: Indeed, the more we examine his (Isaac Newtons) theory of colours, the more cause we have to doubt the results of his experiments. And, however great his name, his genius, or his mathematical ingenuity, truth obliges us to form the opinion, that, if the optics were stripped of their geometric trappings, a nahedness of reasoning, a paucity of experimental knowledge, with a tiresome display of seemingly — accurate investigation, would consign the book to deserved oblivion, or to a place on the shelf with other mystic writings, whose greatest merit consist

in being above, or more properly speaking below, our comprehension . . . Joseph Reade M. D.[1])

Auch habe ich seitdem Deine Pandora wieder studirt, ein wahres Meisterwerk der Dichtkunst. Wie wenigen geht jedoch das Licht auf bei solchen Erscheinungen, und sie treiben ihr Fratzen- und Flitterspiel immer fort.

Für die Sendung unsers guten Gerning danke ich Dir recht sehr. Sein Ovid ist keine der schlechtesten deutschen Uebersetzungen, vielmehr sieht man ihr die kräftige Hilfe von Heidelberg aus sehr an.

Da er mir ein Paar der Exemplare überschickt, so suche ich sie auch jetzt unter die jungen Damen zu bringen, damit hoffentlich des Uebersetzers Endzweck erfüllt werde in dem, was ihm selbst nicht recht hat gelingen wollen.

Noch muß ich hier bemerken, daß in der Englischen Sprache durchaus keine Uebersetzung des Properz vorhanden[2]). So sittig ist dies Volk! Den Lukrez haben sie hingegen ein halbdutzendmal übersetzt — schlecht genug! . . .

K.

1) Derselbe gab später heraus: Experimental outlines for a new theory of Colours, Light and Vision with critical remarks on Sir Isaac Newton's opinions and some new Experiments on Radical caloric (London 1816). „Obgleich Newton's Irrthum aufdeckend, wird er doch die fire Idee einer diversen Refrangibilität nicht los." S. Goethe's Werke, L, 70.

2) Ausgenommen: Propertii Monobiblos: or that book of the Elegies of Propertius entitled Cynthia; translated into english verse. With classical notes (London 1782).

469. An Goethe.

Jena den 31. Oktober 1815.

Du wirst die kleine Sammlung meiner Gedichte [1]) freundschaftlich und gütig aufnehmen, ob es gleich nur Schaupfennige sind, die ich an der Schwelle eines Königlichen Schatzes niederlege.

Unser deutscher Didot in Leipzig hat sich ganz reinlich dabei verhalten, nur scheint es mir, daß die Lettern zum Verhältniß des Formats etwas zu klein sind. K.

470. An Knebel.

Weimar den 4. November 1810.

Gar freundlich blicken die zarten Gedichte [2]) aus den schönen Räumen, und wenn auch die Lettern anfangs etwas zu klein scheinen dürften, so befreundet man sich doch bald damit, da sie dem Inhalt angemessen sind, und manches Gedicht gerade dadurch einen schicklichen Platz ausfüllt. Habe herzlichen Dank, daß Du sie mir sobald und liebreich übersenden wollen. Der erste ruhige Augenblick soll Dir gewidmet seyn. Es freut mich sehr, Dir einmal auf Deinem stillen Musenpfade durchaus zu folgen. „Leider schiebt sich ein Hinderniß übers andere, daß ich Dich nicht besuchen kann. Lebe und liebe“ [3]) G.

1) Sammlung kleiner Gedichte (Leipzig 1815. 4.).
2) Knebel's Gedichte.
3) Die bezeichneten Worte eigenhändig hinzugefügt.

471. An Goethe.

Jena den 2. December 1815.

Du haſt mich durch Deine Gegenwart erwärmt und begeiſtert, und mir gleichſam eine neue Welt des geiſtigen Vermögens geſchenkt. Du Unerſchöpflicher! der Du weißt das Verborgene ans Licht zu bringen und Blüthen und Früchte daraus zu erſchaffen. Dein Leben iſt uns zehnfacher Genuß. Der Himmel erhalte es noch lange.

Ich lebe in meiner Einſamkeit ſo fort und ergötze mich an Sonne und Mond, zumal da ſich erſtere jetzt bei ihrem Aufgange ſo wunderbar erzeiget. Wann ich ſie nur über den dicken Berg wieder nach dem beliebten Ziegenhain werde gebracht haben, dann wird ſchon eine fröhlichere Ausſicht auf das Jahr kommen. Da Du Dich den tropiſchen Ländern mehr jetzt genähert haſt, ſo genießeſt Du auch mehr ſchon der Anmuth ihrer Früchte, die bei uns, zumal in dieſem vergangenen Jahre, ſehr karg und ſparſam ausfielen.

Unſer Gerning, dem Du nicht allzuviel von Deinem Geiſte hinterlaſſen haſt, will uns indeſſen doch auch mit leiblichen Früchten füttern, und es erwartet Dich und mich nächſtens eine große Schachtel mit Taunusopfern beladen.

Wenn ſich dieſen noch eine kleine Leſe von Deinen verſprochenen Schätzen beigeſellen würde, ſo wäre ja Leib und Seele auf lange Zeit bei mir verſorget.

Von unſrer Meklenburger hohen Freundin habe ich ein liebes, aber — leider nur halbtröſtliches Briefchen erhalten, dem ſie ſogar ein kleines geſchnittenes Steinchen beigefügt hat. Die theure Seele leidet am Fieber, das jedoch die Kräfte ihres Geiſtes nicht ganz unterzubringen vermag. Ich fürchte einen böſen Ausgang; denn man kann ſagen, daß ihr eigentlich nur die Luft fehlt. Jetzt, glaube ich, kommt der

Wechsel von dieser zu spät. Sie war nicht für diese nordische Welt geboren.

Grüße die Deinen aufs Herzlichste — und laß uns Dein Antlitz bald wiederum leuchten. K.

Von unserm Seebeck erhalte ich auch einen Brief nebst einer kleinen Welt von Nürnberger Bildern, die meinem Kleinen große Freude machen. Er erinnert sich mit Vergnügen und Dank der guten Tage, die er bei Dir in Erfurt zugebracht hat. Er beklagt sich über den wenigen Beifall, den seine optischen Versuche in den hies. Lit. Zeitungen gefunden hatten. Wer sich über Misurtheile in jedem Fach, außer dem Theologischen, beklagt, der kennt die Welt nicht.

Hier erhältst Du den versprochenen arabisch-italiänischen Brief.

Lebe wohl und erhalte uns Deine Gesundheit. K.

III.

1816 — 1832.

472. An Knebel.

Weimar den 3. Januar 1816.

Nur in Eile kann ich heut für das neuliche ſehr ſchöne orientaliſche Gedicht und für die Weiß-Pfefferkuchen danken. Letztere hat ſich meine Frau ſchon zugeeignet. Ich bin lange nicht vor die Thüre gekommen, aber von allerley Geſchäftstreiben und vielem Fremdartigen, was man ſich nach und nach aufläd, ſieht es um mich her turbulent aus, ſo daß ich Deine Paradieſes-Ruhe oft beneide[1]). Doch wird manches fertig, was Dir früher oder ſpäter Freude machen ſoll. Nun lebe wohl mit den lieben Deinigen und gedenke mein.

Der Deine G.

---

473. An Goethe.

Jena den 8. Januar 1816.

Wir wünſchen und hoffen, daß Du die Feyertage wohl und glücklich überlebt haſt, und nun auch das Neue Jahr fröhlich angetreten — unter dem Schutz aller der guten Geiſter, die Dich umgeben und die Dich ferner beſchützen werden.

Mit uns geht es nun auch noch ſo ziemlich leidlich,

1) Anſpielung auf Knebel's Wohnung im „Paradies" in Jena.

und ob uns gleich die Geister weniger zu Gebote stehen, so haben wir doch noch Isis und Osiris — als astronomische Zeichen — deren Strahlen uns mild beleuchten.

Den in Pariser Schmuck gekleideten Hrn. Korck erhältst Du hier mit Dank wieder. Ich hätte mir allerdings etwas mehr von ihm versprochen, mehr Urtheil und Bearbeitung. Wenn er sich länger in Uebersetzung der Alten geübt hätte, so wäre es ihm vielleicht gelungen, nach den Gesetzen der Pflanzenmetamorphose, aus Blättern Blumen und Früchte hervorzubringen. Viele freuen sich hierüber, daß man doch selbst in Paris die Teutschen Verse habe drucken müssen, worin die Schandsäule, ziemlich wunderlich, um ihre eigene Vernichtung bittet!

Ich bin an den neusten Producten unserer Literatur höchst arm; nur die Freunde unterhalten mich noch, die jetzt den Hrn. Schmalz schmelzen, aber nicht mit wohlriechendem Fett. Eine so gemeine, niedrige Natur kann wegen der nahen Blutsverwandtschaft so vieler anderer leicht ansteckend werden.

Mit Schmerzen erwarten wir Deine uns versprochene Reisebeschreibung. Laß uns doch diese bald mit den Düften des Rosenöls herüberwehen — und etwas geistigeres Leben in uns erwecken! Wir haben zwar schon Mosen und die Propheten — aber man strebt doch immer wieder nach dem Neuen: und wer kann es uns vortrefflicher geben?

Dein K.

474. An Knebel.

Weimar den 12. Januar 1816.

Mit vielem Dank für das angenehm Gesendete und Gemeldete überschicke ich mit wenigen Worten einige sehr

seltsame Gedichte des wunderlichen Luck[1]). Es ist doch eine ganz eigne Originalität in dem Manne.

Das schönste Lebewohl. G.

475. An Knebel.

Weimar den 27. Januar 1816.

Hier, mein werther Freund, sende Dir Berolinensia, die Dir, wenn Du sie nicht kennst, einiges Vergnügen machen werden. Sie stehen Dir erb- und eigenthümlich zu Diensten. Auch sende ich Dir einen Probedruck des Deckels zum kleinen Reisehefte, der ein ganz munteres Ansehen hat. Für diesmal aber muß ich gleich Abschied nehmen. Director Schadow und Capellmeister Weber sind hier[2]). Die Proben von Epimenides gehen rasch und gut, doch wird uns die Trauer um die höchstbedauerte Erbgroßherzogin von Mecklenburg wohl die Aufführung des Mittwochs verkümmern. Und so lebe denn schönstens wohl. G.

476. An Goethe.

Jena den 1. Februar 1816.

Ich würde Dir schon früher für Deine freundlichen und schönen Sendungen gedankt haben, wenn ich nicht befürchtet hätte, bei jetziger Zeit Dich zu stören.

Nun da die angekündigten Freudenfeste sich vielmehr in Trauer verkehrt haben, wird der leisere Ton des Gemüthes wieder etwas hörbarer. Man möcht' es fast als eine Wohlthat bisheriger Zeitumstände anzusehen haben, daß wir durch

1) S. Goethe's Werke, XXXII, 152.
2) S. Goethe's Werke, XXXII, 89.

Veſir.

Der gute Mann hat wenig begehrt,
Und hätt' ich's ihm ſogleich gewährt
Er auf der Stelle verloren war.

Schlimm iſt es, wie doch wohl geſchieht,
Wenn Wahrheit ſich nach dem Irrthum zieht;
Das iſt auch manchmal ihr Behagen,
Wer wird ſo ſchöne Frau befragen?
Herr Irrthum wollt' er an Wahrheit ſich ſchließen
Das ſollte Frau Wahrheit baß verdrießen.

Wiſſe daß mir ſehr mißfällt
Wenn ſo viele ſingen und reden!
Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten!

ſie gegen Uebel gewiſſer Art weniger empfindlich geworden ſind. Das Gemüth bezieht ſich, wie der Körper, bei öfterer rauher Berührung mit einem gewiſſen callus, ſo daß Leiden und Freuden weniger tief in daſſelbe dringen können.

Der Verluſt unſrer theuren Prinzeſſin Caroline[1]) von Meklenburg würde gewiß unter andern Umſtänden mir noch eine tiefere Wunde verurſacht haben, da ich ſie ſo genau kannte und wußte, welch ein edler Geiſt dieſen zarten Körper bewohnte. Ich darf wohl ſagen, daß an zartem Gefühl und Richtigkeit des Verſtandes, in Beurtheilung ihrer ſelbſt und jedes andern Dinges, ſoweit es gerade zu ihrer Lage, zu ihrem Stand und Seyn gehörte, ich niemand weiß, der ſie übertroffen hätte. Auch die Werke der Kunſt liebte ſie mit inniger Seele und war glücklich genug, den Geiſt darin zu erkennen — ob ſie gleich ihrer zeitlichen Lage den Genuß derſelben größtentheils aufopfern mußte.

Die wenigen Zeilen, welche die kürzlich herausgekommene Sammlung meiner Gedichte ſchließen, ſind von Ihr. Es ſcheint als prophezeite ſie ſich ſelbſt darin ihr kurzes Daſein.

Doch genug für jetzt von dieſer Seligen! . . . Für die beiden hübſchen Gedichte, die Du mir noch zuletzt geſchickt haſt, danke ich Dir gar ſehr. Es freut mich ungemein, einen Dichter darin zu erkennen, der Deine Fußſtapfen mit ſo viel Glück und Geiſt verfolgt. Auch das gefährliche Unternehmen eines zweiten Epimenides ſcheint ihm nicht ganz misglückt zu haben.

Die beigelegten niedlichen Kupfer ſcheinen das Gewand einer geiſtreichen Darſtellung werden zu wollen. Habe im Voraus Dank für das, was ſie ſind und was ſie werden ſollen.

---

1) Vergl. Knebel an Kanzler v. Müller, Literariſcher Nachlaß, III, 75.

Die Gedichte des Hrn. v. Luck erhältſt Du gleichfalls mit Dank zurück. Das Organiſche Fragment iſt wirklich originell launicht. Ich habe mir ſeitdem von der Geſchichte des Verfaſſers erzählen laſſen, die in der That auch ſeltſam genug iſt.

Hier haben die mancherlei Friedensfeſte auch mancherlei Produkte hervorgebracht, von denen ich Dir aber nichts, das Deiner einigermaaßen würdig ſei, mittheilen kann. Der Ton dieſer Lieder iſt meiſt nur fromm, wie in Kirchengeſängen, oder erhebt ſich zu einem Freiheitjauchzen. Von Epimenidiſcher Art iſt wenig darin zu finden.

Als einen Beitrag zu Deiner Handſchriftenſammlung ſchicke ich Dir eine von ziemlich unelegantem Anſehen, die aber doch nicht ganz unintereſſant ſeyn dürfte — nemlich von unſerm verſtorbenen Geh. Hofrath Gruner. Es iſt ein kleiner Aufſatz, den er ſich gemacht hatte, den Studenten, die ihm bei Schließung ſeines letzten pathologiſchen Kollegiums ein Vivat brachten, dafür Dank zu ſagen. Selbſt der Inhalt iſt nicht unbedeutend, und zeugt von einem verſtändigen Gleichmuth.

Lebe wohl, mein Beſter! Wir ſind oft mit Sinn und Herzen bei Dir. K.

477. An Knebel.

Weimar den 1. Mai 1816.

Seit undenklicher Zeit habe ich unmittelbar von Dir nichts vernommen, aber durch Freunde gehört, daß Du wohl und munter biſt. Ich hoffte immer Dir etwas zu ſchicken, denn es wird vielerlei gearbeitet, es fehlt aber immer am Abſchluß und an einer communicablen Geſtalt. Ins Morgenblatt hab ich manches einrücken laſſen, ich weiß nicht, ob Dir dieſes zu Handen kommt.

Das Hellfeld'sche Haus haben wir wohlfeil genug gekauft, ich gönne es Döbereinern, aber ich leugne nicht, daß man es wohl selbst besitzen oder mit einem Freunde bewohnen möchte.

Von Seebeck hör' ich öfters: er ist sehr thätig, und die Anerkennung im Auslande muß günstig auf ihn wirken. Ich folge seinen letzten Entdeckungen und habe sie immer vor Augen. Sie sind gleichsam der Punkt aufs i. zu meiner Farbenlehre. Erleb' ich, diese Phänomene mit jenen zu verknüpfen, so wird es für den Geist eine schöne Anschauung geben.

Angenehm ist es, die Communication zwischen England und Frankreich vollkommen hergestellt zu sehen, und höchst erfreulich, zu bemerken, wie umsichtig diese Nationen sind und wie sie von Allem Notiz nehmen. In den Annals of Philosophy by Thomson, Januar d. J., finden sich Döbereiners Bemühungen so gut wie eines jeden andern. Die Rechenschaft, welche Thomson giebt von alle dem, was 1815 in Physik und Chemie gethan worden, ist recht schön geordnet und sehr lehrreich.

Den Meßkatalog habe noch nicht gesehen, wenn Du in Deinem Saal-Athen von einem neuen bedeutenden Werke hörst, so zeige mir's an.

Hauptsächlich beschäftige ich mich gegenwärtig mit meiner italiänischen Reise und habe mich in der letzten Zeit gar vergnüglich in Sicilien aufgehalten. Man kann erst später, wenn viele Jahre vorüber sind, bemerken, was für Einfluß ein solches Anschauen aufs ganze Leben gehabt hat.

Daß ich soviel Briefe an Freunde, und an der Stelle niedergeschriebene Bemerkungen übrig habe, giebt auch diesem Theil der Reise ein freundliches Leben.

Cotta druckt an meinen Werken fort, merkantilische Betrachtungen hielten ihn ab, früher damit hervorzutreten.

Schreibe mir doch auch einmal wieder, womit Du Dich beschäftigst und ob Du Dich bei dem schönen Wetter fleißig in den Garten begiebst. In dem meinigen ist es ganz anmuthig, obgleich die Dürre alles mehr oder weniger zurückhält.

Nun lebe wohl und laß dieses einen gesegneten Anfang zu erneuter Unterhaltung seyn. G.

478. An Goethe.

Jena den 1. Mai 1816.

Es ist Zeit, denke ich, daß ich mein Andenken bei Dir auch wieder einmal zu erneuern suche, damit Du mich nicht ganz aus dem Buche der Lebendigen hinweggestrichen glaubest.

Mein amphibisches Leben diesen Winter durch konnte mich nicht zu vielem führen, da ich meist nur auf meine eigene Erhaltung bedacht seyn mußte. Jetzt da der pindarische Vogel seine Lieder wieder von den Zweigen ertönen läßt und die Natur zu erwecken scheinet, jetzt möchte ich auch aus dem lange besessenen Hause, der Schnecke gleich, meine Hörner wieder etwas hervorstrecken und die grünen Fluren besuchen. Noch geht es zwar nicht ganz mit jugendlicher Kraft; man muß aber auch nicht mehr von sich verlangen, als Zeit und Jahre mit sich bringen.

Mit Leidwesen hab ich gehört, daß auch Deine Gesundheit diesen Winter über mancherlei Anstößen unterworfen gewesen, die jedoch den ununterbrochenen Lauf Deiner Wirksamkeit nicht zu unterbrechen vermocht. Gott schenke Dir Gesundheit und Leben, wodurch Du, bei dem unerschöpflichen Vorrath Deines Geistes, stets neue Freuden über die Menschen zu verbreiten gewohnt bist. Wir wollen für uns mit dem wenigen vorlieb nehmen, was uns der Himmel noch vergönnt hat, und nur die Kräfte zu erhalten suchen, die

uns nicht ganz ungenießbar für uns und unsere Freunde machen.

Recht verlangend bin ich, von Deinen neusten Produkten etwas zu Gesicht zu bekommen, die mich zum Leben vollends wieder erwecken werden, das durch unsere übrigen literarischen Neuigkeiten bisher eben noch nicht sonderlich gestärkt worden.

Vor ein paar Abenden las ich Deinen Hermann und Dorothee wieder, als ein Handbuch praktischer gesunder Vernunft. Von einer gewissen Seite betrachtet möchte ich es dem Reinecke Fuchs an die Seite setzen. So ergötze ich mich hie und da an Deinen Werken, von denen das kleinste Blatt wichtiger ist, als dicke Bände so vieler Andrer.

Man sagt mir, Ihr hättet Ueberbleibsel eines Elephanten [1]) in der Gegend um Weimar gefunden. So hätte sich also schon vor grauer Zeit das Seltne nach diesem Thale gezogen. Mich wundert es nicht, wo die Gebeine unserer Heiligen künftig auch als Reliquien werden hervorgezogen werden.

Lebe wohl, Du mein Bester! Empfehle mich den Deinigen und den Freunden.

Der Segen des Himmels sey mit Euch. K.

479. An Goethe.

Jena den 8. Mai 1816.

Für die gütige Aufnahme, die Du jüngst meinem Karl in Deinem Hause vergönnt, sind wir Dir sehr dankbar.

Zu gleicher Zeit erhielt ich auch Deinen freundlichen

1) Backzähne, gefunden in den Steinbrüchen bei Ober-Weimar, gegenwärtig in Goethe's mineralogischer Sammlung.

Brief, der mich sehr erfreut hat. Glücklich bist Du, der Du Dich immer mit erneuter Kraft in den weiten und schönen Feldern Deines Geistes und Deiner Wissenschaft ergehen und ergötzen kannst. Wir andern sind blos dazu da, um die gesammelten Schätze und Blumen mit Freude und Bewunderung anzuschauen. Der tiefe Geist der Wissenschaft fehlt uns — doch wissen wir das Gemeine von dem Vorzüglichen und Seltnen noch zu unterscheiden.

Ich lese fleißig und viel, und auch von unserm neusten Literaturgemische — bin aber selten davon sonderlich erbaut, und flüchte dann wieder zu den Alten.

Selbst zu komponiren versagen mir die Naturkräfte, und dann ist auch gar wenig äußerer Reiz dazu da. Man muß schon eine gewisse Herrschaft über das Publikum gewonnen haben, um nur von ihm gehört zu werden, und dann — wie hören auch die meisten!

Von auswärtiger Literatur kommt uns, außer jetzt den Englischen Journalen, gar weniges zu, was nicht abgelegte Waare wäre. Im Französischen habe ich doch einige interessante Werke bemerkt, weil ich aber nicht Hofnung habe, sie erhalten zu können, habe ich sie nicht aufgezeichnet. Eine neuere Schrift von Quatremère de Quincy „welchen Einfluß die Künste auf die Moralität haben" hätte ich wohl lesen mögen.

Die neusten Monthly Magazines enthalten auch fortgesetzte Artikel über die teutsche Litteratur — wahrscheinlich von Böttiger in Dresden. An Lob fehlt es darin nicht; demungeachtet halten uns diese Hrn. Insulaner im eigentlichen schriftstellerischen Fach noch sehr unter sich. Auch erleben unsre Dichter nicht, wie einige der ihrigen — Lord Byron, Southey — in kurzer Zeit die 13te Auflage ihrer Werke. Uebrigens sind sie, die chemischen und mechanischen Gegenstände ausgenommen, mitunter noch ziemlich sturid,

und vertheidigen z. B. die Mosaische Schöpfungsgeschichte auf Tod und Leben. Ein Bösewicht hat ihnen neuerlich den Streich gemacht und in einem ganz kurzen Artikel angefragt: „wie es denn gekommen sey, daß unser Herr-Gott den Kain besonders ausgezeichnet habe, daß ihn keiner erschlagen solle, da doch keine Menschen noch vorhanden gewesen; auch wie er nachher unter den fremden Völkern ein Weib genommen habe?"

Uebrigens sind diese Journale wegen der mancherlei Anekdoten nicht uninteressant.

Die Nachricht von dem gewonnenen Preise unsers Seebecks hat mich sehr erfreut, so wie auch, daß seine Entdeckung Dir zur Bestätigung der Deinigen dient. Wenn man sieht (besonders in religiösen Sachen), wie schwer es für die Menschen ist, alte Vorurtheile abzulegen, so darf man sich nicht wundern, daß sie immer der Beweise noch mehr verlangen.

Der Frühling läßt sich schön an; vielleicht lockt Dich einmal ein schöner Tag herüber! . . . K.

480. An Goethe.

Jena den 12. Mai 1816.

Habe Dank, Lieber, für Deinen gestrigen gütigen und freundlichen Besuch. Er hat mich doppelt gerührt, da er Dir so mühsam wurde — doch hat er mein Herz erfreut und gestärkt. Es ist so selten, eine Stimme zu hören, die mit entscheidender Wahrheit über Dinge sprechen möge, die dem Geist und Sinn doch so nahe liegen. Alles schwankt oder ist verwirrt. . . .

Daß ich übrigens im Scherz unser Unwesen etwas zu vertheidigen suchte, wirst Du mir wohl verzeihen. Man muß

nichts ganz umkommen laſſen, und eine Parthei die Dich zum Beſchützer hat, kann wohl den Widerſpruch leiden.

Möge ſich nur Deine Zufriedenheit und Geſundheit mit jedem Tage ſtärken und Dir den Genuß Deines herrlichen Lebens in vollem Maaße verleihen! Wir alle lieben und verehren Dich. Deine Verdienſte wird die ſpäte Nachwelt preiſen, und dem Vaterlande Glück wünſchen, das Dich, als den Einzigen, beſeſſen hat.

Wenn es möglich iſt, ſo vergönne uns noch einige Minuten Deiner tröſtlichen Gegenwart; auch möchte ich Dich gerne wegen einer Sache ſprechen, die mir nahe am Herzen liegt. K.

481. An Goethe.

Mittwoch den 5. Junius 1814.

Eigentlich kann man jetzt von nichts ſchreiben, als vom böſen Wetter — drum wollte ich erſt einen heitern Sonnenmorgen abwarten, um Dir, mein Verehrteſter, für die Liebe Deines letzten Beſuchs zu danken. Nam sol coeli tristitiam discutit, atque etiam humani nubila animi serenat — ſagt der alte Plinius, in dem ich jetzt mit Achtung und Vergnügen leſe. Hoffentlich biſt Du bei Deinen Laren glücklich wieder angelangt und haſt Dich mit Deinem Pantheon umgeben, wozu ich die heiterſten Stunden wünſche. Mache Dich nur von allem los, was dieſe trüben könnte, und lebe dem Ruhm nicht allein, ſondern auch Deinem Leben.

Ich habe mich dieſe Zeit über meiſt nur allein mit den engliſchen Schriften unterhalten, die Du uns hinterlaſſen haſt. Da hat ſich denn, zumal durch die Asiatic researches, die Welt noch etwas weiter vor mir aufgethan.

In den Gegenden wo ich, nach den Landkarten, faſt

keine Menſchen ſuchte, leben wunderbare Völker — zwiſchen Perſien und Indien — die ſich mit Reichthum und Glanz umgeben, auch Wiſſenſchaften haben, zumalen Poeſie. Da bildete ſich Bajazet — nemlich unter den Afgahnen — und fing ſeine mörderiſche Laufbahn, gleich dem Mahomet, mit der Religion an, wozu er die Völker bildete, und die er ſich in langer Zurückgezogenheit in Bergen und Wäldern ausgeſonnen hatte. Er lehrte ſie, daß Gott Alles in Allem ſei und daß alle exiſtirenden Dinge nur Form der Gottheit wären. Das Göttlichſte vom Göttlichen ſeien aber die Lehrer; dieſen müſſe man ſich in allem was ſie ſagten unterwerfen — und ſo ſei Er ihr Lehrer oder vielmehr ihr Gott. Dieſes wußte er auf mancherlei Weiſe ihnen darzuthun, um nachher ſeine Verwüſtungen und Räubereien darauf zu gründen.

Es iſt Schade, daß Napoleon nicht unter dieſen Völkern geboren iſt. Seine Gemüthsart und Sinnesneigungen gingen ganz dahin.

Uebrigens habe ich Dir noch aus dieſen Journalen ein mir höchſtliebliches Gedicht anzukündigen: the white Doe — oder der weiße Dammhirſch — von Hrn. Wordsworth. Ich habe noch in keinem engliſchen Dichter ſo eine gefällige Phantaſie, Bilder und Sprache angetroffen. Er grenzt darin etwas an unſern Hebel; auch bedient er ſich gern etwas alter Redensarten — das ihm die engliſchen Zuchtmeiſter zur großen Sünde machen.

Wann uns ein engliſcher Transport dieſes ſchöne Gedicht zubringen ſollte, ſo wäre wohl dabei das neuſte engliſche Trauerſpiel Bertram ou le Chateau de St. Aldovand, nicht zu vergeſſen, das ſo unermeßlichen Beifall jetzt in England erhält.

In Deutſchland ſind wir hierin etwas gemäßigter, und das iſt wohl bei der kalten Luft zu verzeihen, ſowie auch

Du mir verzeihen wirſt, daß ich Dich von dieſen Dingen unterhalte.

Man ſagt mir, Du habeſt einen Prolog zu einer nächſten Aufführung auf dem Theater verfertiget. Wenn Du mir dieſen zuſchicken wollteſt, ſo würde ich mich wieder ein wenig daran erwärmen. Noch manches Gute von Dir und Treffliche bleibt mir ohnehin noch im Rückſtand, das ich aber jetzt beim Empfang Deiner neuſten Ausgabe und der Morgenblätter — die ich mir beſtellt habe — nachholen werde.

Mit Schmerzen höre ich, daß Deine liebe Frau in letzter Zeit wieder unbäslich geweſen. Wie ſehr wünſchen wir Ihr und Dir, durch Sie fröhliche Stunden [1]). Erheitere Dein Gemüth und wenn es nicht anders ſeyn kann, ſo verlaß wieder auf einige Zeit den Ort.

Lebe wohl. Dein treuer K.

482. An Goethe.

Jena den 5. Juni 1816.

Eben da ich das letzte Wort an beiliegendem Brief geſchrieben habe, erhalte ich Nachricht durch Vulpius, daß Deine liebe Frau ſo krank iſt.

Wie ſehr nahe dies uns geht, kann ich Dir nicht ſagen. Tröſte Dich in der Stärke des Gemüths, und entferne Dich auf eine Zeit lang von dem Ort, der Dir jetzt traurig iſt. Mehr kann ich nicht ſagen.

Ich überſehe die Größe Deines Verluſtes, und kenne die Empfindlichkeit Deines Herzens.

1) Der Wunſch ging nicht in Erfüllung, Goethe's Gattin ſtarb den 6. Juni 1816. S. Zelter's Briefwechſel, Nr. 248. Vergl. Goethe's Werke, Bd. IV, Nr. 78, S. 160 und XLVII, 173.

Timur Nameh.

Buch des Timur.

Der Winter und Timur.

So umgab ſie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwiſchen alle,
Hetzt er die verſchiednen Winde
Widerwärtig auf ſie ein.
Ueber ſie gab er Gewaltkraft
Seinen froſtgeſpitzten Stürmen,
Stieg in Timur's Rath hernieder,
Schrie ihn drohend an und ſprach ſo:
Leiſe, langſam, Unglückſel'ger!
Wandle du Tyrann des Unrechts;
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Biſt du der verdammten Geiſter
Einer, wohl! ich bin der andre.
Du biſt Greis, ich auch, erſtarren
Machen wir ſo Land als Menſchen.

Was kann Deinem Geiſte jedoch in den menſchlichen Schickſalen ganz fremd ſeyn?

Bedenke dies — und habe Muth, das Uebel von Dir wegzuheben! K.

483. An Knebel.

Weimar den 8. Juny 1816.

Da Du in Indien weileſt, ſo ſende eine der gehaltvollſten ihrer Erfindungen, die als Symbol für jene ganze Mythologie gelten kann. Daß hier Sakontala's Abkunft zur Sprache kommt, iſt gar ſchön.

Vielleicht ſiehſt Du mich bald. G.

484. An Goethe.

Jena den 10. Juni 1816.

Ich danke Dir für die mitgetheilten Indiſchen Gedichte. Ich habe ſie noch den Abend durchgeleſen, nicht ohne Verwunderung über den ſeltſamen Charakter dieſes Volkes, das ſich vor keiner Erfindung ſcheut, wenn ſie auch noch ſo toll wäre. Alles kommt bei ihnen im Uebermaß vor, und ſo auch ihre poetiſchen Vorſtellungen, Bilder und Gedanken, ſelbſt ihre Tugenden. Daß man herrliche Juwelen darunter antrifft, iſt begreiflich.

Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die Du, Beſter, in dieſen letzten Tagen haſt ausdulten müſſen, will ich nicht durch meine Tröſtungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemalin wirklich geſchätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit ſehr achtungswürdig ſchien. Was ſoll man ſagen, wenn das Schickſal, das uns allen bevorſteht, losreißt und theilt? Der Schmerz

iſt groß, aber wir ſind, nach den Geſetzen der Natur, unſere Erhaltung ſchuldig. Bedenke dies jetzt und ſuche Dich von dem Uebel ſoviel möglich zu trennen.

Hier werden heute vielerlei Anſtalten zu dem Empfang des Prinzen Bernhard gemacht. Doch da ich nicht ausgehe, ſo kann ich davon keine Notiz nehmen.

Lebe wohl, mein Lieber, und laß Dich Dein Gemüth erheitern! Meine Frau, die die Deinige in Wahrheit geſchätzt und geliebt hat, iſt ſehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes ſagen.

Nochmals lebe wohl und komme zu uns, wenn Du kannſt! K.

485. An Goethe.

Jena den 17. Juni 1816.

— Frau von Stein überbrachte mir geſtern Deinen Gruß, und hat uns durch ihren Beſuch einen recht frohen Tag gemacht. Zugleich fand ſich auch Madam Rodde, die Tochter des ſel. Schlözers, mit ihren zwei Töchtern ein, die eine recht ſchätzbare und verſtändige Frau iſt. Es that ihr ſehr leid, Deine perſönliche Bekanntſchaft nicht wieder hier erneuert zu haben, aber ſie mußte heute, ihres Sohnes halber, der in Göttingen ſtudirt, wieder dahin zurück. Sie gab mir einen recht deutlichen Begriff von dem Göttinger Profeſſorenleben — oder vielmehr Nichtleben — das dem hieſigen, mit einigen Ausnahmen, ſo ziemlich gleich ſieht. Ihre Perſönlichkeit erinnert ſehr an die der Frau von Stael.

Du haſt uns ein großes neues Vergnügen durch die Herausgabe der beiden erſten Bände Deiner Gedichte gemacht. Wir werden nicht müde darin zu leſen und kennen ſchon die Sprüche halb auswendig, in welchen Du ſogar den König Salomo und den weiſen Jeſus Sirach übertriffſt.

Das sind goldne Körner, und sie werden auch hie und da ihren Boden finden. Auch danke ich Dir noch besonders für die „neupoetischen Katholiken“ [1]).

Eine Naturseltenheit hat sich bei uns gezeigt, nemlich ein weißer Rabe, den mir jüngst ein Bauer aus Ziegenhain zubrachte. Ich sollte ihn noch lebendig erhalten — er war aber schon todt. Ich weiß nicht auf welchem Weg der Mann dazu kam. Ich lasse ihn jetzt durch Wagner ausstopfen.

Wir freuen uns sehr, Dich bald wieder hier zu sehen. Vielleicht wird sich der Himmel dann ganz vor uns entwölken. K.

486. An Goethe.

Jena den 25. Juni 1816.

Das langweilig verdrießliche Wetter ist ohne Zweifel Schuld, daß wir noch des Vergnügens entbehren müssen Dich hier zu sehen.

Ich schicke Dir indessen Deinen großen indischen Gott wieder mit dem besten Dank. Es ist was großes übermenschliches in der Idee, wie sich der Mensch durch tausendjährige Bußen hinaufarbeiten muß zur Göttlichkeit. Nur eine so seltsame Menschheit wie die indische, konnte sich dergleichen zur festen Vorstellung machen. Da ich jetzt durch die Asiatic researches, die wir durch Deine Gefälligkeit haben, immer bekannter mit diesem Volke werde, so muß ich mich nur immer mehr über ihren Charakter und ihre Vorstellungsart wundern. Sie hängen mit den gewöhnlichsten

1) S. Goethe's Werke, II, 222.

Ideen über das Leben zusammen und dehnen solche wieder zu einer Unendlichkeit aus.

Man mag sie mit Recht das heilige Volk nennen. Alles wird ihnen heilig — oder abscheulich. Daher auch die Casten. Eine Flasche Wassers, die sie sich von den Quellen des Ganges holen (die mit unbeschreiblichen Anstrengungen zu ersteigen sind) gewährt ihnen Glückseligkeit durch alle Verwandlungen. Die Gefahr des Lebens achten sie dabei nicht. Ueberall sind Tempel; Tempel, die durch alle Zeiten gedauert haben, und noch dauern sollen. Sie wissen ihre Gottheiten nicht genug zu vermehren, und verehren dieselbe Gottheit unter tausenderlei Namen. Alles hat Namen bei ihnen, auch das geringste Ding oder Geschäft. Das macht ihre Sprache so schwer. Man müßte eine gute Zeit lang unter ihnen gelebt haben, um richtig und mit reinem Sinn von ihnen zu urtheilen. Freilich mag durch die Europäer vieles an ihnen verdorben worden seyn, aber die Spuren lassen sich doch finden. Ihr ausdauernder Sinn ist, was sie am vorzüglichsten charakterisirt. Dazu mag wohl auch das kleine beitragen, das so selten verändert, und die leichte Art den Lebensunterhalt zu finden. — —

Hr. v. Humbold, der, wie es heißt, jetzt nach Kalkutta geht, kann uns vielleicht hierüber Beleuchtung verschaffen — wenn ihn die Menschenwelt so sehr interessirt wie die übrige.

Verzeihe, mein Lieber, daß ich Dich mit meinen Gedanken so unterhalte — doch Du bist selbst schuld, da Du uns zu diesen interessanten Lektüren verholfen hast.

Sonst gibt es, ausser den Johannisfeuern, hier nicht viel Neues. Der beständige Regen hält die Menschen hübsch in ihren Hütten.

Madam B. ist mit ihrer Schwester nach Wiesbaden abgereist. Die Menschen besuchen auch bei uns die heiligen

Quellen, und, wie es ſcheint, deſto mehr, je mehr der Himmel Waſſer ſchickt. K.

487. An Goethe.

Freitags den 5. Juli 1816.

Du biſt uns, Lieber, ſo ſchnell entwiſcht, daß wir nicht einmal Abſchied von Dir nehmen konnten. Indeß ſagen wir Dir doch den herzlichſten Dank für Deine lieben Beſuche, die uns ſo ſehr erfreut haben.

Wie man auch vom Teufel ſagt, daß er Geſtank hinter ſich laſſe, ſo kann man von den guten Geiſtern ſagen, daß ſie Wohlgeruch hinter ſich laſſen, der noch lange nachher gefällig iſt und wohlthut. Wirklich hat mich Deine und des guten Meier Gegenwart ſehr erheitert und geſtärkt.

Seitdem habe ich einen Brief von dem guten Schubert aus Ludwigsluſt erhalten, den ich Dir doch im Original mittheilen will, damit Du daraus des Mannes Art und Charakter näher erſiehſt. Ich bitte mir aber den Brief wieder zurück.

Ich unterhalte mich fleißig mit den engliſchen Journalen, deren wir jetzt durch Deine Güte theilhaftig geworden ſind. Geſtern las ich das Leben des Alfieri, bei Gelegenheit einer Ueberſetzung ſeiner Werke ins Engliſche von einem Namens Lloyd, der auch das Deutſche wohl zu kennen ſcheint und vermuthlich einer von denen iſt, die ehemals eine Zeit lang bei uns in Weimar zubrachten. Ich freute mich, einmal ein billiges Urtheil von dort aus auch über das deutſche Theater zu finden, wo denn auch Deiner und Schillers auf gehörige Weiſe gedacht wird. Freilich ſetzen ſie das engliſche Theater allen andern vor, das franzöſiſche hingegen erklären ſie für das ſchlechteſte — vermuthlich ihren

Trauerspielen nach. Ich wußte nicht, daß Alfieri zuletzt noch Comödien geschrieben habe; von diesen sagen sie aber weiter nichts. Uebrigens beurtheilen sie ihn streng, und setzen ihn den Deutschen noch weit nach. K.

N. S. Welches war denn das dritte Versprechen, das sich der Dekan von dem Heiland geben ließ? Ich wollte die Geschichte nacherzählen, vergaß aber dieses. . . . [1])

Den einzigen Stein, den Du Dir vor allen hier ausgewählt hast, wirst Du mir wohl das nächste Mal zeigen? . . .

488. An Knebel.

Weimar den 6. Juli 1816.

Dank für die Mittheilung des hier zurückkommenden Briefes [2]). Es ist ein vorzüglicher Mann und klug genug, um es mit den Kindern dieser Welt aufzunehmen. Mir ist nicht bang für ihn, er wird sie schon Herr werden.

Zelter ist angekommen [3]) und wünscht gar sehr Dich zu besuchen. Hätte ich nicht vor kurzem die Bekanntschaft mit dem schrecklichen Mühlthal gemacht, so würde ich Dir ihn hinüberbringen.

Anbei ein englisches Produkt, welches in Deinem Kreise nicht unwillkommen seyn wird.

Den famosen Stein habe ich mit herüber genommen

1) Diese Geschichte, welche Hofrath Meyer einer altitalienischen Novelle mit eigenthümlichem Humor nachzuerzählen wußte, hat in der Hauptsache die meiste Aehnlichkeit mit der Legende vom Schmidt zu Jüterbock, und der von Falk dieser wiederum nachgebildeten vom Schmidt zu Apolda.

2) von Schubert.

3) S. Zelter's Briefwechsel, Nr. 249, S. 280 fg. und Nr. 251.

und laſſe einen Unterſatz dazu machen, da er denn bei Dir figuriren ſoll.

Die dritte Gabe, die der Dechant verlangte, war ein Spiel Charten, das nie verlöre, mit dieſem gewinnt er dem Teufel die zwölf Seelen ab, die er zuletzt in den Himmel bringt. —

Auf alle Fälle beſuch' ich Dich noch einmal eh' ich ins Bad gehe.

Alles Gute! G.

489. An Knebel.

Weimar den 17. July 1816.

Da ich nun, mein theuerſter Freund, künftigen Sonnabend von hier zu ſcheiden gedenke, in Hoffnung einem beſſern Clima und günſtigern Witterung entgegenzugehen, ſo begrüße Dich noch zum Abſchied aufs freundlichſte. Möge Dir im ſtillen Thal alles Gute werden.

Gönne beikommenden Bildchen einen Raum an Deiner Wand, damit Du mein deſto öfter und gewiſſer gedenkeſt.

Weiter weiß ich vor zuſtrömenden Schlußarbeiten nichts zu ſagen, nur daß ich theilnehmenden Freunden nicht verhehlen kann, wie mein Sohn in das Haushaltungs- und Geſchäftsweſen dergeſtalt eingreift, daß ich mit völliger Beruhigung ſcheiden kann. Sey ihm freundlich, wenn er nach Jena kommen ſollte.

Magſt Du mir in etwa vierzehn Tagen ein Wörtchen ſchreiben, ſo trifft es mich in Heidelberg bei den Gebrüdern Boiſſerée, oder wird mir von da nachgeſendet [1]). Lebe wohl

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, Nr. 251, S. 286.

mit den lieben Deinigen, möge der kleine muntere Schelm recht frisch und froh heranwachsen. G.

490. An Goethe.

Jena den 20. August 1816.

Geliebter und verehrter Freund!

Der schwere Himmel, der noch immerfort über uns liegt, mag mir zur Entschuldigung dienen, daß ich Dir nicht früher geschrieben.

Diesen Morgen war ich im Museum und übersah nur die von Deinem Sohn wohlausgelegte und geordnete Heimische Sammlung. Ich erfreute mich beim Anblick und über die Schätze, welche die Natur noch in sich trägt, wenn sie gleich nicht Gold und Silber enthalten. August hat alles mit Sinn und Fleiß geordnet, und er ist sehr zu loben. Es ist gut, daß Du es ihm aufgetragen hast. Die Sammlung ist unvergleichlich.

Manche andere Gegenstände, die mir noch neu waren, da ich das Museum seit ein paar Jahren nicht besucht habe, machten mir gleichfalls Vergnügen. Ueberhaupt auch die gute Ordnung, worin die Sachen sich befinden. Mein Bernhard, der mich begleitete, machte sich das Vergnügen, die ornithologische Sammlung mit einem weissen Raben zu vermehren, der mir jüngst aus Ziegenhain zugebracht worden. Lenz zeigte mir einen, der schon vorm Jahre aus derselben Gegend ihm zugebracht worden, doch hat der neuere den Vorzug, daß er durchaus keine dunkle Feder hat.

Chladin hat uns auch wieder verlassen, nachdem er uns seine Trümmer aus der planetarischen Oberwelt vorgezeigt hatte. Er besitzt einen solchen Eifer für diese Auswürfe, daß es nur Schade ist, daß der Himmel nicht öfter

dergleichen regnen läßt. Uebrigens ſind ſeine Räſonnements mit guten Gründen verſehen, und er kennt eine intereſſante Welt. Er freute ſich, Dich noch getroffen zu haben.

Für die Sendung der hübſchen Abbildung Deiner Vaterſtadt danke ich auch. Sie hat mir Freude gemacht.

Der Unfall, der Dich für dieſes Jahr von dem entlegenen Badeort abgehalten, war uns ſehr empfindlich; doch freut es uns, daß der gute Meyer Dich wieder hat erreichen können.

Die Wolken ziehen in dieſem Jahre wunderbar, und ſo auch über die Geſchicke der Menſchen. Möge der Himmel das Widrige endlich von uns abwenden und Dir auch inſonderheit ganz heitere Tage ſchenken, die Du wohl verdienſt und mit denen Du die Freunde und die Welt hinwieder belebeſt und beſeelſt! K.

491. An Knebel.

Weimar den 12. September 1816.

Für Dein liebes Andenken, mein Beſter, welches mir noch in Tennſtedt geworden, danke zum allerſchönſten.

Sieben Wochen verweilte ich im Ganzen daſelbſt, davon bracht ich vier mit Meyern zu [1]). Die drey einſamen habe ich mir durch Arbeit ſehr verkürzt, davon manches auch Dir, hoff ich, Freude machen ſoll. Nach Jena komm ich bald möglichſt und hoffe Dich und Deine Lieben im beſten Zuſtande zu finden. Allerlei Nova ſind mir zugekommen, doch grade nichts was ich mittheilen möchte.

Manches was ſich hier gehäuft hat, will ich ſchnell

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, Nr. 259.

wegzubringen ſuchen, um nicht lange das Vergnügen Deines Wiederſehens zu entbehren. G.

492. An Goethe.

Den 24. September 1816.

Daß Du glücklich aus dem Bade von Tennſtedt zurückgekommen, haben mir Deine lieben Zeilen geſagt, für die ich noch danke. Rüſte Dich und beſuche nun wieder die Jenaiſche Luft.

Herr Geh. Rath Wolf hat Dir, wie ich höre, im Bade den Beſuch gemacht [1]). Ich habe indeſſen ſeine Analecta geleſen, die mich zum Theil wohl unterhalten haben.

Ich liebe zuweilen die Sorgfalt der kritiſchen Geiſter, wann ſie in die nähere Bedeutung eines Wortes oder einer Stelle einzudringen ſuchen. Man ſieht daraus, wie auch die beſte Sprache den ſorgfältigſten Schriftſteller nicht ſchützen konnte, ſeinen Worten zuweilen eine Auslegung zu geben, die gerade das Gegentheil von dem ſeyn dürfte, was er ſich gedacht hat. Hierin iſt Bentley Meiſter, und ſeine gewaltige Gelehrſamkeit muß ihm immer beiſtehen, ſein Recht oder Unrecht zu vertheidigen.

Unſer guter Freund Riemer hat daher mit Recht in ſeiner trefflichen Vorrede [2]) darauf gedrungen, von den Sachen eine höhere Anſicht zu nehmen und ſich aus denen oft leeren Wortgeſpinnſten loszuwickeln. Wir können ihm für ſeine kleine, aber wichtige Abhandlung von Herzen danken, worin ſo viel Wahres und Schönes zu rechter Zeit

1) S. Zelter's Briefwechſel, Nr. 259.

2) zum zweiten Theil der zweiten Auflage ſeines Griechiſch-deutſchen Handwörterbuchs (Jena 1816).

Mars! du biſt's! ich bin Saturnus,
Uebelthätige Geſtirne,
Im Verein die Schrecklichſten.
Tödteſt du die Seele, kälteſt
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter als du ſeyn kannſt.
Quälen deine wilden Heere
Gläubige mit tauſend Martern;
Wohl, in meinen Tagen ſoll ſich,
Geb' es Gott! was ſchlimm'res finden.
Und bei Gott, dir ſchenk' ich nichts.
Hör' es Gott, was ich dir biete!
Ja bei Gott! von Todeskälte
Nicht, o Greis, vertheid'gen ſoll dich
Breite Kohlengluth vom Herde,
Keine Flamme des Decembers.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu koſen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knospend müſſen tauſend Roſen
Erſt in Gluthen untergehn.

Um ein Fläſchchen zu beſitzen
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerſpitzen,
Da bedarf es einer Welt;

gesprochen ist. Daß uns Hr. Wolf seine Uebersetzung der Odyssee so wohlfeil [1]) anbietet, ist allerdings anzunehmen, indem sie uns dadurch wohl schwerlich zu Theil werden dürfte. Ich hoffe, daß ihm, bei Lesung der Riemerschen Schrift, einige Zweifel aufstoßen sollen.

Unser Philosoph Bachmann hat uns, nach meiner Einsicht, ein ganz schätzbares Buch hervortreten lassen, über die Philosophie unsrer Zeit. Es herrscht ein klarer ungetrübter Sinn darin, und wenig Parteilichkeit; nur wollte ich, daß er die scharfen Urtheile über Jacobi und vorzüglich Fries, gerade für diesen Moment, ein wenig gemildert hätte. Sonderbar ist es, daß die beiden Philosophen hier in einem Hause zusammen logiren werden, das denn eine wahre Polarität hervorbringen dürfte.

Damit es nun auch an einem neuen Monstrum e Germania nicht fehlen möge, so ist Hr. Oken hervorgetreten, dessen Unternehmen mir Bedauerniß einflößt. Er wird wenig damit auferbauen und richtet Vieles zu Grund.

Wann Du zu uns kommen solltest, so vergiß nicht, von Deinen Schätzen etwas mitzubringen. Es verlangt mein Gemüth das Vollkommene zu sehen. K.

493. An Goethe.

Jena den 22. Oktober 1816.

Wie sehr hast Du mich abermals erfreut durch Deine Italiänische Reise, von der ich in diesen Tagen einige Bogen zu Gesicht bekam. Die holden Erzählungen, mit so glücklichem Humor und so geistreichen Ansichten und Bemerkungen, erheiterten mir wieder die Seele, die seit einiger Zeit in einem trüben Schlummer lag.

1) jeden Vers zu einem Friedrichsd'or.

Dich nur ſollte man auf Reiſen ſchicken, weil Du die Dinge ſo klar und richtig zu ſehen und zu beurtheilen weißt, und was uns nützt und ergötzt in ſo reichen Schätzen wieder nach Hauſe bringſt. Habe Dank, mein Lieber, für alles dies Gute und ſei verſichert, daß, wenn die Welt dafür den Ruhm Dir nicht nehmen wird, auch Deine Freunde den Dank im Herzen fühlen.

Die gute Seidlern, die uns geſtern Abends beſuchte, ſagte uns von Deiner Unpäßlichkeit, und daß Du auch an gichtiſchen Beſchwerden litteſt. So wenig dieſes bei diesjähriger Witterung Wunder iſt, ſo ſehr thut es uns doch leid. Könnten wir doch etwas zu Deiner Erleichterung beitragen! Aber getrennt, leider, wie wir leben, vermögen wir auch das wenige nicht. K.

494. An Goethe.

Jena den 5. November 1816.

Hier ſchicke ich Dir ein Blatt, das mir kürzlich Prof. Schweigger für Dich zurückgelaſſen hat.

Die Schrift, wozu es gehört, hatte er noch nicht; doch ſagte er: ſie enthalte eben die Anſicht, die Du in der Farbenlehre uns kund gethan. Ich wäre verlangend ſolches von Dir zu wiſſen.

Profeſſor Schweigger hat mir noch einige poetiſche Neuigkeiten aus England mitgebracht, die ich jetzt ſtudire, und Dir davon Nachricht ertheilen will. Wenn Du ſie verlangſt, kann ich Dir ſolche auch überſchicken. Lord Byron iſt ein gewaltiger Mann, dergleichen ſelten vorkommt. Die Leidenſchaft herrſcht faſt noch mehr als die Phantaſie in ſeinen Gedichten. Es läßt ſich denken, daß er ſelbſt einer zärtlich geliebten Frau zuwider ſeyn konnte.

Von unſrer Appellation ſehe ich weniges — oder eigentlich gar nichts. Ich laſſe meine Mitbürger um mich walten. Ein ziemlich anſtändiger und unterrichteter Mann iſt Hr. Bran — der aber nicht dazu gehört, ſondern der Herausgeber der Minerva und der Miscellen iſt, die er jetzt ſelbſt hier drucken will. Dieſe beiden Journale ſind wohl geſammelt, und er erhält immer die neuſten Nachrichten und Schriften vom Auslande.

Jedermann ſpricht mit Entzücken von Deiner Italiäniſchen Reiſe. Dir haben es nun die Götter gegeben, daß Du das Irdiſche ins Himmliſche, und das Himmliſche ins Irdiſche zu verwandeln vermagſt — aber was ſoll aus uns armen Teufeln werden? Wir müſſen nur an dem kargen Saft der Dinge ſaugen, und ſind ſchon zufrieden, uns nur das Leben zu erhalten. K.

495. An Knebel.

Weimar den 7. November 1816.

Vielen Dank für die freundlich wiederholten Zuſchriften, die mich immer anregen, bei Euch einen Beſuch und wär es auch nur einen kurzen abzuſtatten: denn es iſt am Ende gar zu drückend, wenn man immer auf einem Platze verharren ſoll. Da treten aber mancherlei Gebrechen hervor und die unſichern Nebel- und Regentage ſind keineswegs aufmunternd. Daß ich Euch durch meine Italiäniſche Reiſe etwas Erfreuliches bereiten konnte, macht mir ſehr viel Vergnügen; ich denke ſo fort zu fahren und ſo hilft mir das Bild früherer Tage über den Ungenuß der gegenwärtigen.

Die Farbentafel iſt wunderſam ſauber geſtochen und

illuminirt, ich möchte wohl das ganze Werk ſehen [1]). Dieſe 4te Tafel deutet freilich auf das, was ich in meiner Farbenlehre aufgeſtellt habe, worauf die Engländer nach und nach kommen, ſo wie es die übrige Welt auch anerkennen wird, wenn wir gelegentlich aus ihrer Mitte geſchieden ſind.

Jetzt beſchäftigen mich die Seebeckiſchen entoptiſchen Farben ſehr lebhaft. Ich ſchreibe ein Supplement-Capitel zu meiner Farbenlehre, als ein Tüpfchen aufs i. Da meine ganze Bemühung von jeher dahinaus lief, die Phänomene klar vorzuzeigen und ſie zu ſondern und nach ihrer Verwandſchaft zu ordnen; ſo kommt mir jede neue Entdeckung zu paß, denn ſie fügt ſich an und füllt eine Lücke. Die Newtoniſche Optik, dieſer Mikmak von Kraut und Rüben, wird endlich einer gebildeten Welt auch ſo ekelhaft vorkommen, wie mir jetzo.

Schweigger hat viel Gutes und Bedeutendes aus dem unendlich rührigen England mit gebracht. Ihre Gasbeleuchtung iſt ſchon bis in den Jenaiſchen Schloßhof gedrungen, wie Du vielleicht vernommen haſt.

Es langt ſo vielerlei bei mir an, und ſo manches dringt auf mich ein, daß ich mündlich viel zu erzählen hätte, was ſchriftlich nicht wohl gelänge.

Das eigentlich Intereſſanteſte ſind die Abdrücke der Wiener Gemmen, wo freilich etwas zu ſehen und zu lernen iſt.

Ein ganz entgegengeſetztes Intereſſe hat Profeſſor Renner [2]) wieder bei mir aufgeweckt, die längſt entſchlafene

1) Dieſes iſt wahrſcheinlich James Sowerby: A new Elucidation of Colours original prismatic and material etc., with some observations on the acuracy of Sir Isaac Newton etc. (London 1809), welches Goethe in der Folge mit dem obengedachten von Joſeph Reade, als auf eine andere Weiſe irrend, charakteriſirt in ſeinen Werken, L, 70.

2) Profeſſor der Anatomie zu Jena, ſ. Musculus.

comparirte Anatomie. Ich will meine Sammlung nach Jena hinüber schaffen, sie ist in manchem Sinne sehr schätzbar.

Auch hab' ich mich in diesen trüben Winterstunden durch Betrachtung der vom Westerwald mitgebrachten Mineralien aufgeheitert. Man läßt die Sachen, die man aus der Fremde zusammengeschleppt, nur allzulange unbenutzt liegen, weil man bei der Nachhausekunft gar zu sehr gleich wieder bestürmt wird. Sehr schöne Beispiele zur Erläuterung der schweren Lehre von Verschiebung der Gänge hab ich an der Lahn gefunden. Einen Aufsatz darüber fing ich an, nur kann man ohne bildliche Darstellung nichts leisten, ja Zeichnungen wollen nichts helfen, es müssen Modelle seyn. G.

496. An Goethe.

Den 8. November 1816.

— Ich freue mich Deiner männlichen Geschäftigkeit und wollte ich könnte Dir von Deinen Beschwerden etwas abnehmen. Jetzt lese ich Reisebeschreibungen, die mir die Großherzogin zuzuschicken die Gnade gehabt hat.

Die Eine ist von einem englischen Missionar in das südliche Afrika. Obgleich der Mann äußerst unwissend in jeder Naturwissenschaft ist, so lese ich doch das Buch nicht ohne Interesse. Ich überzeuge mich, daß diese Missionsanstalten von guter Wirkung seyn können, und daß die auf diese Art Reisenden vielleicht weiter dringen und mehr Unterricht verschaffen können, als jene andern, noch so reich und vorsichtig ausgestatteten. K.

497. An Goethe.

Jena den 30. December 1816.

Ich kann unmöglich dieses Jahr hingehen lassen, ohne wenigstens ein Lebenszeichen von uns zu geben, und für die im vergangenen Jahre erwiesene Güte und Freundschaft zu danken.

So schlecht das Jahr war, so hat es sich doch gegen Ende desselben mit meiner Gesundheit gebessert, und wenn ich sorgfältige Diät anwende und mein klösterliches Leben fortführe, so mag ich wohl noch ein paar Jahre auf dem Strome der Zeit fortschwimmen.

Von Deiner Gesundheit höre ich doch auch noch Erträgliches. Daß Du etwas Gicht im Arme verspürest, darf Dich nicht wundern, denn ich habe solche zwanzig Jahre in Weimar verspürt, so daß ich selten ohne Mühe das Schnupftuch aus der Tasche nehmen konnte. Wie ich nach Ilmenau kam, hat es sich verloren; doch kam es bald wieder, wenn ich nach Weimar zurückkehrte. Weimar ist der wahre Wohnsitz dieses Uebels, zumal für Wassertrinker.

Doch ich bin wohl unfreundlich, indem ich Dich zu trösten suche! Es ist aber doch gut, die Quelle seines Uebels zu wissen. Ich möchte Jena in dieser Rücksicht eben auch nicht anpreisen.

Ich habe aus meinem Geburtsorte Wallerstein 2 Stunden von Nördlingen, 4 Landsleute hierher bekommen, wackere Schwaben, die der nun mediatisirte Fürst auf seine Kosten hier studiren läßt. Er bezahlt ihnen alles, und außer ihrem Gehalt noch Bücher, Collegia, alles; auch werden sie auf seine Kosten nächsten Sommer zu Professor Sturm nach Tiefurth gehen. Ein Theil von ihnen ist schon angestellt. So erfahre ich nach so vielen Jahren doch etwas Löbliches aus meinem Neste.

Damit Du nun nicht glaubst, daß wir ganz zu Barbaren hier werden, so muß ich Dir nur sagen, daß ich vor kurzem durch Zufall zu einem großen Gemälde gekommen bin, und zwar von — Salvator Rosa! Es mißt 3 Ellen in der Breite und 2½ in der Höhe. Eine prächtige Landschaft, mit vielem trefflichen Vieh. Es hat ziemlich gelitten, doch ist alles noch deutlich zu erkennen, und ich bin eben darüber sie — nach Meyers Vorschrift — mit Mastix und Terpentinöl ein wenig anzustreichen.

Lebe wohl, mein Bester, und Glück zum neuen Jahre!

K.

498. An Knebel.

Weimar den 2. Januar 1817.

Deinem lieben ausführlichen Brief kann ich nur in kurzer Erwiederung heute begegnen. Zum neuen Jahr geht es etwas bunt um mich her. Die Nachricht, daß mein Sohn die ältere Fräulein von Pogwisch heirathet, wird schon zu Dir gelangt seyn. Es ist der Wille der beyden jungen Leute, die schon längst einander wohlwollen. Ich hatte mir schon früher erwartet, daß es ernstlicher werden müßte, und jetzt ist es gerade die schicklichste Zeit. Jedermann übersieht leicht, daß durch diese Verbindung gar manche gute und angenehme Verhältnisse angeknüpft werden. Hof und Stadt scheinen zufrieden, und so mag es denn gewagt seyn.

Daß es Dir wohlgeht, meldete Dein Brief; auch Ziegesar erzählte mir das Heiterste. Grüße die lieben Deinigen und gedenke mein.

G.

499. An Goethe.

Jena den 17. Januar 1817.

Die Nachricht von der Verlobung Deines Sohnes, die Du mir gegeben, hat uns ungemein erfreut. Wir wünschen Dir und ihm das beste Glück und glauben auch daß der Zeitpunkt wohl gewählt sei, damit der junge Stamm gehörige Wurzel fasse. Gut und verständig, wie Dein Sohn ist, zweifeln wir nicht an seinem Glück und daß solches Bestand haben werde. Dir setzt es gleichsam eine neue Sprosse an, das Leben empfänglicher für Dich zu machen.

Glück und Segen also dem neuen Ehebunde! und vorzüglich auch dem guten Vater, der das beste Glück verdient hat!

Daß Du, Unerschöpflicher, uns schon wieder neue Schätze bereitest, höre ich zwar mit Freuden; doch wünsche ich auch, daß zu viel Anstrengung Deiner Gesundheit nicht nachtheilig seyn möge. Du hast freilich schon einmal eine große Laufbahn eingenommen, und willst sie siegreich vollenden; aber einen Theil Deines Wohlseins und Deiner Existenz wollten wir nicht daß Du daran setztest, um mehr zu thun, als fast alle vor Dir gethan haben. Die Natur selbst setzt dem Bestreben einen Ruhepunkt, jedem nach seiner Art und seinem Vermögen — das sich doch nicht ins Unendliche erstrecken kann.

Wir erhalten jetzt zuweilen Besuche von Weimar, worunter uns kürzlich die jüngere Gräfin Egloffstein durch ihre herrlichen Zeichnungen ein überaus großes Vergnügen machte, und in eine Art von Erstaunen setzte.

Ich schicke Dir hier noch den Titel eines englischen Buchs, das ich kürzlich im Monthly Magazin angezeigt fand. Es scheint, die Engländer fangen eher an als die

Deutschen, der Wahrheit Deiner Entdeckungen Raum zu geben; wenigstens scheint mir gegenwärtiges Buch nicht in den Newtonischen Grundsätzen abgefaßt zu seyn. K.

500. An Knebel.

Weimar den 12. Febr. 1817.

Du hast mir, lieber Freund, so viel Gutes geschrieben und zugedacht, daß ich mir Vorwürfe mache, lange kein Zeichen des Lebens gesendet zu haben. Dir hat Frau Fama gewiß in Deine beneidenswerthe Einsamkeit die Nachricht überliefert, daß ich die Theaterlast in alten Tagen nochmals auf mich genommen habe [1]), eben als wenn wir noch junge Bursche wären. Dadurch daß mein Sohn mir zugegeben ist, wird eine solche Führung in der bedenklichen Lage nur allein möglich. Doch eben das Bedenkliche giebt den wahren Reiz. Ich hoffe, daß man zu Ostern schon sehen soll, was sich mit Ernst und Kraft thun läßt.

Am Rhein- und Maynheft wird fortgedruckt, es wird Euch bald mit wunderlichen Dingen begrüßen. Ueberhaupt ist mein Glück, daß so vieles vorgearbeitet daliegt und die jetzt drängende Noth mich mehr aufregt, etwas bei Seite zu schaffen, als daß sie mich hinderte.

Es kommen mancherlei kleine gedruckte Hefte an mich, worunter ich aber nichts Erfreuliches finde. Wenn die Deutschen anfangen, einen Gedanken oder ein Wollen, oder wie man's nennen mag, zu wiederholen, so können sie nicht fertig werden, sie singen immer unisono wie die protestantische Kirche ihre Choräle.

Vielleicht daß meine gegenwärtige Theaterqual den Je-

1) Vergl. Zelter's Briefwechsel, II, Nr. 286, S. 386 fg.

naiſchen Freunden, ja ſogar auch Dir etwas Angenehmes bereitet [1]).

Der Deine G.

501. An Goethe.

Jena den 14. Febr. 1817.

Deine guten Worte, mein verehrteſter Freund, haben mich ſehr erfreut.

Daß Du die Laſten wieder auf die Schultern, die mir zu alt werden, nimmſt, höre ich in ſoweit auch gerne, als Du Dir an Deinem Auguſt einen tüchtigen Gehilfen nimmſt. Er wird des Vaters Laſten mit jugendlichem Muthe aufzunehmen wiſſen, und an Verſtändniß und Geſchick kann es ihm durch Dich auch nicht fehlen.

Misera est bonorum inopia, ſagt ein gewiſſer römiſcher Dichter, und man könnte dies auf unſere Zeiten faſt auch anwenden.

Durch vereinte Kräfte macht ſich aber mehr; könnte ich doch nur zuweilen Augenzeuge Eurer Handlungen ſeyn!

Auf Deine Rhein und Mainhefte freue ich mich ſehr. Sende uns bald etwas Erquickendes in dieſer Noth; denn in der That ſcheint die phyſiſche Beſchaffenheit dieſer Zeit auch auf die geiſtige großen Einfluß zu haben. Du haſt wohl Recht zu ſagen, daß man nur immer daſſelbe Lied nach Einer Weiſe hört, und des Armſeligen wird kein Ende. Ich ſuche nach alten und ausländiſchen Schriften, und da bleibt mir Gott lob noch ein großer Vorrath. Hier ſeufzen indeß fünf oder ſechs Druckerpreſſen anjetzt, und wollen uns mit Geiſtesgaben überſchütten. Die vernünftigſte mitunter

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 290, S. 394.

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die, in ihrer Fülle Drang,
Ahndeten ſchon Bulbuls lieben
Seelerregenden Geſang.

Sollte jene Qual uns quälen,
Da ſie unſre Luſt vermehrt?
Hat nicht Myriaden Seelen
Timur's Herrſchaft aufgezehrt?

iſt noch die von Bran, der ſeine Minerva und Miscellen nun ſelbſt druckt. Er iſt ein verſtändiger Mann und ſeine Auswahl aus dem Neueſten der Politik, Reiſebeſchreibung und Geſchichte iſt vortrefflich, zumal da er die Schriften aus dem Ausland immer ſehr früh erhält.

Unſer guter Kothe wird ſeine „Zeitgenoſſen" wohl aufgeben, zumal da es ihm in dieſer letzten Zeit nicht recht damit gelingen will. Indem er das Feld der Selbſtbiographien zu weit offen gelaſſen, ſo haben ſich die Schelmen hineingeſtohlen, und Erzählungen von ſich gemacht, nach denen man ſie für die erſten Männer unſers Zeitalters halten müßte. So haben noch in dem letzten Hefte die beiden Brüder Schlegel, vorzüglich aber der jüngere, ſich als Reformatoren der deutſchen Literatur angekündigt, und Dinge von ſich geſagt, die denjenigen in Erſtaunen ſetzen müßten, der ſie nicht etwas beſſer kennte.

Ueberhaupt iſt doch der Unfug, den bei uns die allgemeine Preßfreiheit hervorbringt, zu niedrig und gewaltig, und dürfte nächſtens unſre Schriften, bei den Ausländern wenigſtens, zu dem Werthe der franzöſiſchen Aſſignaten herunterſetzen.

Buttmanns und Schleiermachers Ausfall [1]) auf Wolf wirſt Du wohl auch zu Geſicht bekommen haben! Der jüngere Voß ſoll ein ganzes Buch gegen dieſen geſchrieben haben. Das ſind die Dinge, die uns unterhalten! K.

502. An Knebel.

Weimar den 15. Febr. 1817.

Deinen freundlichen Nachrichts- und Lehre-reichen Brief, kann ich ſogleich mit etwas Angenehmen erwiedern, was mir

1) S. Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 264, S. 324.

begegnet iſt. So wohl wird es uns freilich nicht immer. Du haſt gewiß die Majolika des Herrn von Derſchau in Nürnberg geſehen; hiebei das Verzeichniß, zu bequemerer Erinnerung. Dieſe ſchöne und bedeutende Sammlung iſt durch freundliche Vermittelung unſeres wackern Seebecks in meinen Beſitz gekommen, ja ſogar ſchon glücklich angelangt, ohne die mindeſte Beſchädigung.

Wenn man weiß, was man von ſolchen Arbeiten zu erwarten und zu fordern hat, ſo wird man dieſe ſchöne Geſellſchaft, an dem Platz den ſie in der Kunſt- und Handwerksgeſchichte einnimmt, höchlich ſchätzen. Sie wird aufgeſtellt und ich wünſchte mir nahe Hoffnung, ſie Dir vorzeigen zu können. Die Schaale, die ich Deiner Güte zu verdanken habe, nimmt hier einen ehrenvollen Platz ein; die letzten Nummern 21. bis 23. ſind wirklich unſchätzbar und ſo kündigt ſich mir das Frühjahr freundlich genug an [1]).

Ich warte dieſe Tage auf das ſeltſamſte Document, auf Herrn Städels Teſtament, welcher Haus und Kunſtſammlungen nebſt einer Summe von

Dreizehnmal hundert tauſend Gulden,

zu einer Kunſtanſtalt vermacht hat [2]), wozu noch gar keine Anſtalt gemacht iſt. Das über die Verwendung eines ſo ungeheuren Geldes Reichsſtädter nicht untereinander einig werden können, läßt ſich denken. Es ſind hierüber zwei Parteyen entſtanden, die mir beide die Ehre erzeigen, mich in die Sache ziehen zu wollen. Der Executor des Teſtaments will, wie billig, nach demſelben und ſeiner Einſicht verfahren; die andere Partey behauptet: ich müſſe die Lei-

1) Ueber Goethe's Liebhaberei für dieſen Kunſtzweig ſ. Zelter's Briefwechſel, IX, Nr. 573, S. 438. Das Verzeichniß dieſer Majoliken iſt enthalten in „Goethe's Kunſtſammlungen", beſchrieben von Chr. Schuchardt u. A. (Jena 1848), II, 347—364.

2) S. Goethe's Werke, XLIII, 375; XLIV, 39.

tung des Ganzen übernehmen. Indeſſen beide ſich ſtreiten, laſſen ſie mir Zeit, den Vorſatz bei mir reif werden zu laſſen, daß ich auf keine Weiſe etwas damit zu thun haben will.

Von Berlin habe ich auch wunderliche Anträge [1]). Ich ehre das Zutrauen, aber ich will in alten Tagen nicht noch ſo ungeheure Verbindlichkeiten übernehmen. In ſolche ſich einzulaſſen, müßte man in vollen Kräften ſeyn und zwanzig Jahr in Hoffnung vor ſich ſehen.

Demohngeachtet kann man ſich nicht enthalten, wenigſtens dahin zu blicken, wo ſo Großes unternommen wird. Leider, weiß man nur zu ſehr, wie die Alltagswelt dergleichen in ihre Sphäre herabzuziehen, ja zu vernichten pflegt.

Hieraus, mein Lieber, erſiehſt Du, daß ich recht vorſätzlich faullenzen müßte, wenn ich mir nur einen Augenblick Langeweile fühlen ſollte; denn, dergleichen Anläſſe, man mag ſich gebärden, wie man will, zerren einen doch in Gedanken hin und her, wenn man ſich auch vor der That in Acht nimmt. Schreibe mir bald. Kann ich nicht kommen, ſo werde ich doch etwas zu ſenden bald im Stande ſeyn. G.

503. An Goethe.

Jena den 18. Febr. 1817.

Daß das alte Nürnberg Dich noch mit einem ſo reichen Majolikaſchatz verſehen hat, iſt mir ſehr angenehm zu hören. Die alte Mama hat immer noch etwas rückhältig in ihrem Käſtchen; aber nicht leicht theilt ſie es ſo glücklich aus als diesmal an Dich. In dieſen alten Gefäßen iſt etwas ſehr Ergötzliches, das auf eine Jugend der Kunſt deutet, die mit einem etwas leichten fröhlichen Sinn nach der Vollkommen-

1) S. Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 208, S. 408.

heit strebt. Die Gegenstände und selbst die Farben und die leichte Ausführung, geben ihnen, wie mich deucht, noch einen Vorzug vor unsern neuen Vasenmalereien.

Daß Du mir bei dieser Gelegenheit des alten Derschau Handschrift auch wieder hast zu Gesicht bringen wollen, ergötzte mich sehr. Es sind jetzt über gute vierzig Jahre, daß wir zusammen in Nürnberg lebten und schon damals seine Kunstflucht uns manche Unterhaltung gab. Er war nicht lange zuvor wegen körperlicher Beschwernisse aus Preußischen Kriegsdiensten gegangen, und nun scheint es, daß seine unersättliche Kunstliebhaberei ihm immer neuen Stoff zum [illegible] zugeschossen hat. Möge dieses bei allen Kunstliebh[illegible] stattfinden, so hat die Nachwelt noch Hofnung in Dir einen Methusalem zu verehren.

Das Vermächtniß des Hrn. Städels, wovon Du mir zu schreiben beliebst, ist wirklich ein ausserordentliches Ereigniß. Ich dächte Du ließest dieses weite Feld doch nicht ganz ohne wirksame Betrachtung. So was trägt sich, zumal in Deutschland, in einem Jahrhundert nicht einmal zu, und scheint gerade in Dein Zeitalter gefallen zu seyn, um die Peruanische Goldquelle zu einem nützlichen Gebrauch zu verwenden. Nach meinem Bedünken könnte daraus auch eine schöne Stiftung für angehende Künstler bereitet werden. Diese würde Deinen und den Namen des Stifters ewig preisen.

Daß sie in Berlin auch einsehen mögen, daß es ihnen hie und da an Führung fehlt, ist mir wohl begreiflich, und eben so begreiflich, daß sie Deinen Rath und Deine Beihülfe dazu wünschen. Thue was Du kannst, zum gemeinen Besten; aber vor allem erhalte Dich selbst! . .

Es wird bei uns schon ganz frühlingsmäßig und die gewaltigen Stürme suchen, nach Münchows Auslegung, die Atmosphäre wieder in ein gewisses Gleichgewicht zu bringen.

M.

504. An Knebel.

Weimar den 19. Febr. 1817.

Da wir einmal im Zuge ſind, mein Lieber, ſo ſchreib ich wieder gleich ein paar Worte, indem ich eine engliſche Notiz zu ſenden habe, die Dir Vergnügen machen wird, wenn Sie Dir noch nicht zu Handen kam.

Heute wird die Majolika aufgeſtellt. Möcht ich mich Deiner perſönlichen Theilnahme bald erfreuen können.

Wegen Frankfurt und Berlin haſt Du ganz recht. Bey aller Apprehenſion mich in fremde Händel zu miſchen, hab' ich doch interloquirt und die Sache nicht ganz abgewieſen. Auch nur zu erfahren was vorgeht, iſt ſchon einiger Mühe werth.

Auch darin ſtimm ich überein daß die Frankfurter am allervernünftigſten handelten, wenn ſie den größten Theil der Intereſſen ihres Capitals auf Künſtler verwendeten, die ſie in alle Hauptſtädte von Europa ſchickten. Unterdeſſen werden ſie's machen wie die Menſchen überhaupt; wir ſind ja ſelbſt nicht davon frei, daß wir zu viel Vorbereitungen machen, anſtatt ſogleich zur Sache zu ſchreiten. G.

505. An Goethe.

Jena am letzten Februar 1817.

Es hätte nicht viel gefehlt, daß ich nicht nach Empfang Deines freundlichen lieben Briefes mich ſogleich aufgemacht hätte, Dich in Weimar zu beſuchen.

Freunde aber wiederriethen mir es, und ich ſelbſt fand, daß es zu gewagt ſeyn würde, nachdem ich mich ſo lange zurückgehalten hatte, mich der Luft auf mehrere Stunden

auszuſetzen — zumal bei dieſer Witterung. Ich muß alſo einen gleichern mildern Himmel abwarten, um dieſes Vergnügens theilhaftig werden zu können.

Für den Monthly Advertiser danke ich. Ich ſehe daraus, daß die brittiſche Literatur gegenwärtig ganz beſonders anſchwillt — und der deutſchen hierin nichts nachgiebt — nur daß dieſe mehr Schutt und Schlamm mit ſich führt.

Wenn Du mir kannſt von engliſchen Büchern zuweilen etwas zukommen machen, ſo geſchieht mir ein großer Gefallen. In Weimar hat man vieles, hier gar nichts. Die Herren achten nicht leicht etwas, was ſie nicht ſogleich wieder zu Brod machen können und darin mögen ſie auch nach dem phyſiokratiſchen Syſtem recht haben.

Da die Zeitungsblätter und Journale jetzt ſo viel werden, daß man darunter erſticken möchte und alles ins Publicum kommt, ſo hat man ſich nicht viel zu erzählen. Unterdeſſen Du alſo Deine ſchöne Majolika in Ordnung ſtellſt, mache ich mir auch, bei dem unruhigen ungeſtümen Wetter, einen Zeitvertreib, meine wenigen Bilder und Kupferſtiche ins rechte Licht zu ſetzen; indem ich kürzlich von einem Künſtler las, der in Thränen ausbrach, ſo oft er eines ſeiner Bilder in unrechtes Licht geſtellt fand. Was müßten die Dichter thun, wenn ſie zuweilen ihre Gedichte vorleſen oder deklamiren hörten! Wir hatten kürzlich einen ſolchen Singvogel hier. Meiſtens beſchäftigen ſie ihr Publikum nur mit kleinen lächerlichen Geſchichtchen. Sollte man nicht an einem ſolchen Muſenort, wie die Univerſitäten ſeyn ſollen, ein ordentliches Odeon haben, wo angehende Schriftſteller und Dichter ihre Aufſätze öffentlich vortragen müßten? Das würde manchem zum Vortheil gereichen und manchen vielleicht auch zurückhalten — denn Verſe und Erzählungen macht jetzt jedes, das auch nicht leſen kann . . Man ſetzt jetzt das, was man ſchöne Wiſſenſchaften nennt, in der

Bildung gar zu weit zurück — und daher kommt auch der Unrath. . . .

Verzeihe mir, ich bitte, meine heutigen Grillen, und fahre fort, uns ferner mit Deiner Güte und Freundschaft zu beglücken! . . . K.

506. An Goethe.

Jena den 1. Merz 1817.

Ich erhielt in diesen Tagen einen Brief aus Dessau, der mir eben nicht viel erfreuliches brachte. Der Fürst — dessen Person wir so sehr verehrten — nimmt an Körper- und Geisteskräften gewaltig ab, und es hat bösen Einfluß auf die um ihn Seienden.

Diese Nachrichten erwecken nicht angenehme Gedanken.

Andere dagegen erhalte ich durch meine werthen Landsleute, die sich anjetzt hier befinden. So zeigten sie mir letzthin Briefe, die sie aus Wallerstein erhalten; wovon ich Einen, Dir zum Spaß, hier beilege — wozu ich die Erlaubniß erhalten. Er ist von dem Minister des Fürsten von Oettingen-Wallerstein, und der biedre gute Schwabensinn verträgt sich gar artig mit der zierlich Englisch-französischen Einfassung des Briefes. Man sollte Anstalten machen, in allen Kanzleien dergleichen Materiale einzuführen; vielleicht würde sich auch der Inhalt des Schriftlichen dadurch etwas mildern. Du hast die Güte, mir den Brief bald wieder zurück zu senden; denn in Deine Handschriftensammlung kann ich ihn wohl nicht abgeben.

Da ich jetzt eben in Nachrichten von meinen Freunden bin, so darf ich auch des Medizinal-Rathes Löbel nicht vergessen, der mir kürzlich seine Abhandlung über die Weine zugebracht hat. Diese wird auswärts sehr geschätzt, und der

berühmte Arzt Lobſtein in Strasburg überſetzt ſolche ins franzöſiſche.

Er wird Dir auch nächſtens ein Exemplar von ſeiner Schrift überſchicken. —

Lebe wohl, mein Lieber! und verzeihe mir meine unbedeutende Schrift! Die Winde jagen uns hier faſt auseinander! K.

507. An Knebel.

Weimar den 17. März 1817.

Für den mitgetheilten behaglichen Brief danke zum allerſchönſten; man ſieht in wunderliche Zuſtände hinein. Deswegen wird mir auch meine Sammlung von eigenhändigen Briefen bedeutender Menſchen immer intereſſanter, ja zuweilen furchtbar; man wird in ein vergangenes Leben, als in ein gegenwärtiges verſetzt, und wird verleitet das gegenwärtige als ein vergangenes anzuſehen.

Den Aufſatz von Ruckſtuhl haſt Du wohl ſchon in der Nemeſis [1]) geſehen. Ich ſchicke Dir aber einen beſondern Abdruck zu Erb- und Eigenthum; man kann ſich nicht genug daran erfreuen, noch ihn genugſam beſonders jungen Leuten empfehlen [2]).

Mein zweites Rhein- und Maynheft [3]) wird ehſtens aufwarten und wird als eine Bombe in den Kreis der Nazareniſchen Künſtler hineinplumpen. Es iſt grade jetzt die rechte Zeit ein zwanzigjähriges Unweſen anzugreifen, mit Kraft anzufallen, und in ſeinen Wurzeln zu erſchüttern. Die

1) Bd. 8, St. 3.

2) S. Kunſt und Alterthum, Bd. 1, Hft. 3, S. 42 fg., oder ſämmtliche Werke, XLV, 137 fg.

3) Kunſt und Alterthum, Bd. 1, Hft. 2, S. 7 fg.: „Neu-deutſche religiös patriotiſche Kunſt.“

paar Tage, die mir noch gegönnt ſind, will ich benutzen, um auszuſprechen, was ich für wahr und recht halte, und wäre es auch nur, um, wie ein diſſentirender Miniſter, meine Proteſtation zu den Akten zu geben. Der Aufſatz jedoch ſelbſt, mit ſeinen lehrreichen Noten, iſt von Meyer und dient als Confeſſion, worauf die Weimariſchen Kunſtfreunde leben und ſterben [1]).

Nun hab' ich nach dem Schutzgeiſte gleichfalls ein Kotzebuiſches kleines Stück für unſer Theater eingerichtet [2]), was ich mit mehrern zu thun Willens bin, weil alles darauf ankommt, daß unſer Repertorium wieder vollſtändig, ja reich werde; hernach macht mir das Geſchäft eigentlich nur noch wenig zu ſchaffen. Indem ich nun dieſe Exercitien eines vorzüglichen, aber ſchluderhaften Talents corrigire, lern' ich (es) immer mehr kennen und will einmal zur heiteren Stunde zu eigner und der Freunde Satisfaktion meine Gedanken ordnen und ſchriftlich aufſetzen. Es iſt wohl der Mühe werth, den Widerſtreit, in welchem er mit ſich ſelbſt, mit der Kunſt und dem Publikum ſein Leben zubringt, klar auszuſprechen und ihm ſelbſt, ſo wie denen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Denn er bleibt in der Theatergeſchichte immer ein höchſt bedeutendes Meteor.

Ich lege ein Bändchen Gedichte bei, die vielleicht Dir, gewiß aber unſern niederdeutſchen Freunden, welche ich ſchönſtens zu grüſſen bitte, viel Vergnügen machen. Majolika und die übrigen Nürnberger Schätze ſind nun glänzend aufgeſtellt, Kennern und Liebhabern zur Freude gereichend.

Lebe wohl und liebe. G.

1) Vergl. Goethe's Werke, XXXII, 172 fg. Zelter's Briefwechſel, III, Nr. 414, S. 330 fg.

2) Vergl. Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 290, S. 394.

508. An Goethe (in Jena).

Donnerstag früh den 29. Mai 1817.

Es war mir etwas traurig, Dich in dieſen Tagen nicht geſehen zu haben, zumal da, wie ich hörte, ein Unfall am Fuße Dich verhinderte, uns, nach Deiner gütigen Gewohnheit, zu beſuchen, und der traurige Olympus die Wege entſtellte und die Herzen noch mehr beſchwerte.

Jetzt höre ich, Du ſeiſt in den botaniſchen Garten gezogen [1]), wozu ich Glück wünſche, und den ich auch zuträglicher für Dich finde.

Für die überſchickten Elginſchen Marmorabzeichnungen danke ich. Sie werden aufs beſte bei mir bewahrt; ich habe ſie aber noch nicht alle durchgeleſen.

Lebe wohl und ſorge für Dein Wohlſein. Es thut mir leid, daß ich Dich nicht beſuchen kann.

Frau v. Stein läßt auch freundlichſt grüſſen. K.

N. S. Ein paar Zeilen, die ich geſtern Abends aus Byrons Gedichten fand, ließen mich den Contraſt zwiſchen unſerm und dem griechiſchen Himmel noch mehr fühlen:

. . . And they were canopied by the blue sky,
So cloudless, clear, and purely beautiful,
That God alone was to be seen in Heaven.

509. An Knebel.

Jena den 30. May 1817.

Bald werde ich, da Schnürſtiefeln angekommen ſind, wieder einmal von meiner Höhe herabſteigen, wo es denn auch ganz luſtig ausſieht. Hiebei ſende ich einige Blätter

1) S. Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 295, S. 404.

Suleika Nameh.

Buch Suleika.

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond ſahe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf.

Einladung.

Mußt nicht vor dem Tage fliehen:
Denn der Tag, den du ereileſt,
Iſt nicht beſſer als der heut'ge;
Aber wenn du froh verweileſt
Wo ich mir die Welt beſeit'ge,
Um die Welt an mich zu ziehen,
Biſt du gleich mit mir geborgen:
Heut iſt heute, morgen morgen,
Und was folgt und was vergangen
Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.
Bleibe du, mein Allerliebſtes;
Denn du bringſt es und du giebſt es.

Gubitz, artige Sachen enthaltend. Nur iſt das Schlimme, daß man hier nur die Wege ſieht, welche mit ſchwimmenden Kähnen, Balken und Planken ſpielt, nirgends Steuerruder, Segel und Zucht. An Verſtand fehlt es nicht, auch nicht an gutem Willen. Kenntniß der wünſchenswerthen Zwecke iſt auch vorhanden, nirgends aber Determination zum Rechten. Menſchen die Talent und Thätigkeit haben, zugleich aber verrückt ſind, thun den größten Schaden.

Schöne engliſche Bücher hat der Großherzog mitgebracht, die meiſten geiſtlichen Inhalts, die Miſſionen in Indien und den neuen Biſchof in Calkutta betreffend; dergleichen ſende ich Dir nicht wieder in Dein heidniſches Revier. Denn die Bildungsgeſchichte der trefflichſten Männer geht immer von College zu College, und man weiß niemals was man daraus nehmen ſoll. Die Engländer ſind ſo confus wie wir [1]), und ſo wollen wir einander ſämmtlich verzeihen.

G.

310. An Knebel.

Jena den 2. July 1817.

Die Prinzeſſinnen laſſen anfragen, ob Du heute weniger Timon biſt als neulich und wünſchen (Dich) heute zur Tafel zu ſehen. Sagſt Du zu, ſo hol ich Dich ab. G.

Neueſter deutſcher poetiſcher Sternhimmel —
(unter dieſen ironiſchen Worten iſt ein aus irgend einem deutſchen Tageblatt ausgeſchnittener Streifen mit folgenden, alphabetiſch geordneten Namen angeklebt):
„Hagen, Clemens Brentano, Büſching, Fouqué, Grävell,

1) Vergl. Goethe's und Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 295. S. 403.

K. Grumbach, F. W. Gubitz, Hoffmann, Theodor Hell, Franz Horn, Jahn, Guſtav Jördens, Julius Körner, Friedrich Kuhn, Langbein, Graf von Loeben (Iſidorus Orientalis), K. Müchler, K. L. M. Müller, Prätzel, Purgold, Roſe, v. Rohr, Franz Seewald, Karl Stein, L. Tieck, Weißer, Zeune, die verehrten Frauen: Louiſe Brachmann, Helmine von Chezy, die Verfaſſerin von „Julius Briefen“ und Andere.“

311. An Goethe (in Jena).

Montag den 21. Jul. früh nach 5.

Du wirſt mir verzeihen, wenn ich Dir heute ſchon am frühen Morgen etwas vorklage.

Ich habe nemlich eine unruhige Nacht gehabt und ſchwere fatale Träume. Noch las ich bis gegen Mitternacht in dem — verzeihe den leidenſchaftlichen Ausdruck! — verfluchten Philoſophen, der mir die Dinge zu Nichts beweist — vermuthlich um in dem nächſten Bande einen theologiſchen Troſt hervorzuholen — und ging mit dem leeren troſtloſen Gedanken zu Bette. Wo Nichts iſt, da iſt der Teufel; und der plagte mich alſo in böſen Träumen.

Doch dieſem will ich diesmal nicht alles allein zuſchreiben. Ich fürchte, daß Dein im Geſchmack ſo anmuthiger weiſſer Wein auch etwas dazu beigetragen hat. Ich wollte Dich alſo vor dem Gebrauch dieſes Weines etwas warnen, den ich Deiner Geſundheit nicht ganz zuträglich halte. Er hat ein eigenes jugendliches Feuer, das uns nicht ganz zuſteht.

Verzeihe mir meine Sorgfalt und laß uns — ſtatt der verdammten Philoſophen — bald wieder ein Kapitel aus dem Kabus hören! —

Guten Morgen K.

Die Sonne ſcheint dieſen Morgen ganz freundlich her, doch ſcheint ſie noch etwas ſchuppicht zu ſeyn.

512. An Knebel.

Jena den 21. Jul. 1817.

Herzlichen Dank für Deine Liebe und Sorgfalt. Laß Dir die böſe Wirkung Deiner geſtrigen Lectüre eine Warnung ſeyn! Nach dem bibliſchen Ausſpruch mögen die Philoſophen ihre Philoſophen begraben. Gleicherweiſe nehm ich auch das Anerbieten von etwas älterem Weine an und ſchicke deshalb noch heute ein Dutzend Flaſchen, auch allenfalls etwas mehr. So laßt ſich alsdann jenes leichtere jugendlichere Feuer wohl dazwiſchen vertragen. Zugleich ſende, um alle leidige abſtrakte Geiſter zu verjagen, ein Paquet concreter Heiterkeit; laß Dich das wenige corrigirte und zu corrigirende nicht irren. Nur gleich friſch hinunter mit der Doſe, probatum est! Uebrigens müſſen wir heute nothwendig eine Stunde ſpaziren fahren. Treu geſinnt. G.

513. An Goethe (in Jena).

Sonntag Morgens: 24. Jul. 1817.

Es thut mir leid, daß ich nichts von Dir höre; denn da Du immer ſo freundlich biſt, Dich von ſelbſt anzumelden, ſo muß ich faſt befürchten, daß ein übler Zufall Dir dieſes gegenwärtig nicht erlaubt.

Für das kürzlich überſchickte Buch danke ich. Ich werde bald damit fertig ſeyn. Es ſtrengt eben den Kopf nicht an, aber es iſt doch ſehr intereſſant, das Innere eines Hofes näher kennen zu lernen, der nie ſeines Gleichen gehabt hat.

Dieſes Gemiſch von Geiſt, Verſtand, Kenntniß und Wiſſenſchaft aller Art, vereint mit militäriſcher Tapferkeit und Tugend, mußte unter einem ſolchen Autokraten, bei dieſer Nation eine Erſcheinung hervorbringen, die werth war, ein Jahrhundert danach zu benennen.

Man läßt ſich übrigens von dieſem vornehmen Journaliſten gern Bericht erſtatten, da man das Gemeinere, das mitunter zum Grund mag gelegen haben, aus den Briefen der pfälziſchen Prinzeſſin hinlänglich weiß. . . K.

514. An Knebel.

Jena den 24. Juli 1817.

Hier ſende, mein lieber Freund, eine Melone, welche baldigſt mit den lieben Deinigen zu verzehren bitte, ich habe auf den Genuß dieſer ſchönen Frucht ganz renunzirt.

Zugleich aber kommt eine Blumenkohlſtaude, welche heute Abend, wenn es gefällt, collegialiter geſpeiſt werden könnte.

Um 5 Uhr wäre wohl abermals, wenn das Wetter ſich hält, eine Spazierfahrt zu verſuchen. G.

515. An Knebel.

Jena den 3. Auguſt 1817.

Hiebey ſende das Imhofiſche Manuſcript, ingleichen Klage und Klatſch um Wernern, geſchrieben und gedruckt. Dieſen Nachmittag um 4. Uhr ſende ich Dir den Wagen, Du trittſt einen Augenblick bei mir ab. Wir fahren zuſammen an den beſtimmten Ort.

Alles Gute wünſchend. G.

516. An Knebel.

Jena den 8. August 1817.

Da ich, mein theurer Freund, gern mit gutem Geruch von hinnen scheiden möchte, so sende Dir eine duftende Frucht, welche Deinen und der Deinigen Appetit erregen soll.

Aus beiliegenden Briefen wirst Du ersehen haben, daß die Weimaraner etwas mehr Festsinn haben, als die Jenenser, nicht weniger, daß man die Kerne der Frucht wohl und sorgfältig zu erhalten wünscht, ich bitte mir solche zu senden, damit wir folgendes Jahr dergleichen abermals hoffen können.

Lebe recht wohl, habe Du und die Deinigen allen Dank für Freundlichkeit und Vorsorge; in vierzehn Tagen hoffe ich wieder bei Euch zu seyn; möge uns allen alles gut gerathen. Staatsrath Schulz grüßt. G.

517. An Knebel.

Weimar den 22. August 1817.

Nachdem wir so lange Zeit uns täglich gesehen und einander so mancherley mitgetheilt, wird es mir zur peinlichen Entbehrung, Dir nicht mancherley auf der Stelle vorzulegen, die ich jetzt um so lebhafter fühle, als Staatsrath Schulz von hier abgereist ist [1]). Ich habe mit diesem vorzüglichen Manne manche bedeutende Unterhaltung gehabt, manches gelernt und manches entwickelt. Seine Art, die physiologischen Farben anzusehen, ist höchst bedeutend, und die entoptischen werden immer glänzender. Sein letztes und dringendes Anliegen war, mich nach Berlin einzuladen, worauf er schon während seines ganzen Hierseyns präludirte.

1) S. Zelter's Briefwechsel, II, Nr. 207, S. 407.

Wozu ich mich aufs Frühjahr entschließen werde, weiß ich nicht; denn gar vieles lockt mich dorthin und manches ist abschreckend.

Laß mich bald von Dir hören und sende mir die Werneriana, auch die Melonenkerne, an beides werde ich erinnert. Manches geht bei mir ein, doch gerade nichts, was ich Dir interessant glaube. Pfaffen und Schulleute quälen unendlich, die Reformation soll durch hunderterley Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so ins Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant, als Luthers Charakter und es ist auch das einzige, was der Menge eigentlich imponirt. Alles übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt.

Nun lebe schönstens wohl, grüsse die lieben Deinigen. Den Inhalt dieser Schachtel gieb dem kleinen Wildfang und schicke sie mir zurück. Ich bin fleißig und bringe besonders Papiere und Mineralien in Ordnung. G.

518. An Goethe.

Jena den 25. August 1817.

Für Deine liebe Sendung danken wir Dir. Bernhard hat mit Freuden in das halbgeöfnete Kistchen hineingeguckt — denn ganz wollten wir ihm die Schätze noch nicht offenbaren.

Die Gegenwart des Hrn. Staatsrath Schulz mag Dir wohl sehr unterhaltend gewesen seyn. Er schien mir überall wohl unterrichtet und von nicht gewöhnlichem feinen Geiste. Wir hatten jetzt mehrere Berliner hier, von denen ich nur

den Professor Walch zu Gesicht bekommen. Das Wesen und Treiben in dieser Hauptstadt scheint mir allerdings von Bedeutung, doch so, daß es noch hie und da in schwankender Bewegung ist. Dieß läßt sich wohl leicht erklären. Ein Mann Deiner Art könnte wohl in einigen Dingen festere Ansicht geben, und so würde Dein Aufenthalt daselbst nicht ohne Nutzen seyn. Die Menge sehnt sich überall, fester bestimmt zu werden, und leiht sich gerne Vorstellungen, wenn sie nicht zu sehr mit ihren Neigungen oder Vorurtheilen streiten.

Um Neigung oder Abneigung darf sich ein Mann Deiner Art aber nicht sehr bekümmern, da er endlich doch der Bessern versichert seyn kann. Die Menschen erkennen doch zuletzt gerne das Rechte, wenn es ihnen nur nicht zu viele Mühe macht. Es ist wohl auch nöthig, daß sich ein vorzüglicher Mann zeige; dieses bestimmt schon viele. Es herrscht viel Dünkel überall, und so wohl auch in Berlin. Der Hefen setzt sich, wenn man gewisse Spezereien unter die Masse bringt. Deine Gegenwart in Berlin würde schmeichelhaft für die Meisten seyn, und dadurch wäre schon viel gewonnen. Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß der Geist, der dort herrscht, uns allen, minder oder mehr, nicht gleichgültig seyn kann. Es ist doch wahrscheinlich, daß das Ganze einmal in eine genauere Masse zusammenfließen möchte, und da ist jeder Einfluß von Wichtigkeit.

Der junge Professor Kosegarten war bei mir. Er scheint ein recht gefälliger junger Mann zu seyn. Er wundert sich über den wenigen Wohlstand hier.

Döbereiner ist im Begriff mit einem Freunde eine Reise durch Frankreich nach England zu machen, wie Du wohl wissen wirst. Das wird ihm wohl bekommen. Er wartet nur die Ankunft des Großherzogs ab, um abreisen zu können.

Was Du mir wegen des bevorstehenden Reformationsfestes schreibst, ist ganz in meiner Gesinnung. Die Menschen

müssen aber nun einmal einen Götzen haben, und da ist es ziemlich einerley, wen oder was sie dazu machen — wenn es nur kein Menschenfresser ist. Uebrigens scheint mir die angekündigte Pracht dieses Reformationsfestes mehr als Opposition des Neukatholischen Wesens angestellt zu werden.

Wegen der Werneriana ist mir nichts bekannt und kenne ich diese nicht. Sonst habe ich noch einige Bücher von Dir, von denen ich die analecta von Wolf zu Ende gelesen habe. Was mir mit am besten darin gefallen hat, ist die Analekte von der Frau in Venedig, die ein Bild von Luther und Melanchthon täglich als die Heiligen Petrus und Paulus verehrt hat. Da siehst Du, was die Götzen sind.

Lebe wohl und gönne uns Deine glückliche Erscheinung bald wieder! . . . K.

519. An Knebel.

Weimar den 17. September 1817.

Leider ist man, mein Theuerster, hier nicht so beweglich wie in Jena, daß man seine Freunde des Tags ein paarmal überliefe. Ich treibe mich hier im eigensten Zirkel herum, ohne aus dem Hause zu gehen. Die folgenden Hefte meiner Unternehmungen werden bereitet, indem ich die alten Teiche und Sümpfe meiner Studien wieder anzapfe. Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben [1]).

Das längst schuldige Heft folgt hierbei als Appendix des besten Willens. Die mir geliehene „Weisheit der Indier" ist höchst umsichtig, groß und eine kostbare Sammlung; das poetische Verdienst der Behandlung hingegen weit unter

1) Hitopadesa? S. Goethe's Werke, VI, 31, 79, 123; XXXII, 137.

unserm Reinecke Fuchs. Hier schwankt aber das Urtheil der Welt und unser eigenes, daß Form und Stoff sich so schwer gegen einander ins Gleichgewicht der Achtung setzen läßt.

In Mineralogicis und Geologicis haben uns Leonhard und Consorten ganz unglaublich gefördert. In diesem mäßigen Foliobande von Tabellen und Ausfertigungen erblicken wir eben alles was man jetzt weiß; und wenn auch darunter viel Unzulängliches und Unerfreuliches getroffen wird, so kommt es uns doch ohne Mühe und Weitläuftigkeit zur Hand.

Mir gereicht es zur großen Beihülfe, da ich endlich das gern aussprechen möchte, was mir im Kragen sitzt. Wunderlicherweise ist mir Werner zu früh gestorben; denn wenn ich mich als seinen Gegner erkläre, so könnte man glauben, ich trete auf die Seite der Freyberger Pfaffen. Glücklicherweise hat er schon längst ganz unbewunden erklärt: ich habe ihm meine Meinung über Carlsbad und andere ähnliche Gegenstände weitläuftig mitgetheilt, er könne aber keineswegs mit mir übereinstimmen. Dasselbe hat er mir nach seiner höflichen Art schon längst ins Gesicht gesagt und die stille Kriegserklärung (pag. VI. Naturwissensch. überhaupt) [1]) war gedruckt schon vor seinem Tode; wir wollen also ohne weiteres Bedenken unsern Weg gehen. — Möge Dir und den Deinigen das Beste begegnen. G.

520. An Goethe.

Jena den 19. September 1817.

Für die überschickte Morphologie und Naturwissenschaft danke ich gar sehr. Sie hat mich sehr erfreut, und ich werde sie fleißig studiren.

1) Zur Naturwissenschaft überhaupt (1817), I, VI.

Gestern war der junge Batsch bei mir und zeigte mir von seinen ägyptischen Alterthümern und Zeichnungen. Sie sind sehr interessant, besonders ein kleines Isisbild, das wunderbar erhalten ist.

Seine Zeichnungen gleichen ungefähr denen von Gore, und sind außerordentlich zart und schön. Da er im Begriff ist nach Weimar zu gehen, so ersuchte ich ihn, Dir sogleich die schönen Sachen zuzubringen.

Sei nur nicht allzufleißig. Deine Betriebsamkeit ist unendlich und hierin kann es Dir, wie in mehrern Sachen, niemand gleich machen. Aber eine angemessene Zerstreuung ist dennoch nöthig, damit sich das Uhrwerk nicht aufreibe. Von den neuesten Mineralogicis und Geologicis weiß ich noch nichts. Unserm Lenz kommen auch die Offenbarungen immer etwas spät. Unser Prof. Kosegarten — der ein recht braver und gründlicher Mann ist — hat mir von seinen und andern Arbeiten über das Indische und die Sanskritasprache zugeschickt. Dieses hat mich erbaut; denn von dergleichen erfährt man aus unsern Literatur-Zeitungen selten etwas oder nichts. Sie haben jetzt nur mit Predigten und über Dr. Luther zu thun.

Als eine höchstwichtige Schrift, in politischer Rücksicht, habe ich auch in diesen Tagen de Pradt über Brasilien gelesen. Das ist ein heller Kopf.

Lebe wohl, mein Bester! Wir hoffen Dich bald hier zu sehen und Du wirst unsere Weinerndte gar reifen helfen. K.

521. An Goethe.

Jena den 3. Oktober 1817.

— Bei uns ist alles gesund und alles grüßt Dich herzlich. Ich selbst befinde mich recht leidlich, und habe sogar

Daß Suleika von Juſſuf entzückt war
Iſt keine Kunſt;
Er war jung, Jugend hat Gunſt,
Er war ſchön, ſie ſagen zum Entzücken,
Schön war ſie, konnten einander beglücken.
Aber daß du, die ſo lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir ſchickſt,
Jetzt mich liebſt, mich ſpäter beglückſt,
Das ſollen meine Lieder preiſen,
Sollſt mir ewig Suleika heißen.

Da du nun Suleika heißeſt
Sollt' ich auch benamſet ſeyn.
Wenn du deinen Geliebten preiſeſt;
Hatem! das ſoll der Name ſeyn.
Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung ſoll es ſeyn:
Wer ſich St. Georgenritter nennet
Denkt nicht gleich Sanct Georg zu ſeyn.
Nicht Hatem Thai, nicht der Alles Gebende
Kann ich in meiner Armuth ſeyn;
Hatem Zograi nicht, der reichlichſt Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich ſeyn.
Aber beide doch im Auge zu haben
Es wird nicht ganz verwerflich ſeyn:
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben
Wird immer ein groß Vergnügen ſeyn.
Sich liebend an einander laben
Wird Paradieſes Wonne ſeyn.

Dir, geliebter und verehrter Freund, noch den innigſten Dank.

Ob ich gleich kein ganz Eingeweihter in den Geheimniſſen dieſer hohen Lehren bin, ſo haben mich doch die tiefen Einſichten, der klare Vortrag, die energiſche Fülle der Gedanken in dieſen Bogen gar ſehr ergötzt. Was ich mir von Erkenntniſſen daraus nehmen konnte, liegt meiner Vorſtellung ſo nahe, daß ich es öfters für meine eignen Gedanken nehmen mochte. Du haſt aus Deinen reichen Vorräthen abermals einen Schatz niedergelegt, und die Nachwelt wird noch verehrend es erkennen. Auch der gute Luden, dem ich dieſes Werk freundſchaftlich mitgetheilt, hat große Freude daran und findet es beſonders zweckmäßig, daß Du die Art und Weiſe, wie Du zu dieſen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen gekommen, dargelegt habeſt.

Laß Dich alſo Deiner Bemühungen nicht gereuen und gönne uns noch ferner ein freundliches und fröhliches Daſein, in der gewiſſen Zuverſicht, daß Dein Werth und Deine hohen Verdienſte in Zeit und Afterzeit werden erkannt werden. Was uns betrifft, ſo leben wir wohl einige Stufen niedriger und ergötzen uns mehr an dem, was andere für uns bereitet.

Indem ich obiges ſchrieb, kommt Hr. Döbereiner zu mir; nicht zwar aus Paris noch London, ſondern aus Karlsruh. Die Schickſale dieſes guten Mannes auf ſeiner kleinen Reiſe ſind ſonderbar genug geweſen, aber nicht von den erfreulichſten. In Frankfurt fiel ſich ſein Sohn ein Loch in Kopf, in Karlsruh fand er einen Freund, der noch weit hypochondriſcher war, als er ſelbſt. Dieſem wurde der Urlaub für dieſes Jahr abgeſchlagen. Er iſt unglücklich für ſich und in ſeinem Hausweſen; übrigens ein ſtattlicher, wohlhabender Mann. Er wünſchte Döbereinern für ein Jahr bei ſich zu behalten; dieſer aber fand ſeine vorige Zeit in Karls-

ruh nicht mehr, und machte sich deshalb bald auf die Rückreise. Döbereiner sieht angegriffen aus und klagt sehr über den Unterleib, so daß er nicht mehr sitzen und schreiben kann. Verdauen kann er gar nicht mehr und nichts trocknes essen. Dennoch arbeitet er im Geiste fort. Es ist zu hoffen, daß der Großherzog diesem vorzüglichen Manne die auf seine Reise vorgeschossenen 400 Thlr. erlassen wird.

So leben wir zum Theil hier, ganz zufrieden mit dem Orte, nur muß man sich vor Hypochondrie hüten. Männer von lebhafter Natur, die zum Theil durch Umstände und Sorgen gebunden sind, kann solche leicht treffen. Sie nehmen dadurch eine fremde Gestalt an.

An Ingurd, dem berühmten neuen Trauerspiel, habe ich mich in diesen Tagen — nicht ergötzt. Es ist mir ein widriger Ton darin. Alles ist humoristisch, der König, der Ritter, der Knecht, sogar der arme Fischer, und jedes in derselben Art und Weise. Soll man es den Ausländern noch verargen, daß sie den Deutschen keinen Geschmack zuschreiben? —

Lebe wohl, mein Lieber, und laß uns immer etwas aus Deinem fruchtreichen Cornu copiae zukommen! K.

523. An Knebel.

Weimar am 9. Oktober 1817.

Habe vielen Dank, mein Theuerster, für die freundlichen Briefe und den ermunternden Zuruf. Möchte ich Euch doch aus meinen alten Schächten noch allerlei Willkommenes zu Tage fördern.

Durch Hermann, Kreuzer, Zoega und Welker bin ich in die griechische Mythologie, ja bis in die Orphischen Finsternisse gerathen. Es ist eine wunderliche Welt, die sich einem da aufthut, leider wird sie selbst durch die Bemühun

gen so vorzüglicher Männer nicht völlig ins Klare gesetzt werden, denn was der eine aufhellt, verdunkelt der andere wieder.

Hier das chinesische Drama [1]), das anfangs nicht munden will, das aber, wenn man es mit Ruhe durchliest und zuletzt überschaut, als ein höchst merkwürdiges und verdienstvolles Werk muß angesprochen werden.

Sartorius ist seit einigen Tagen mit seiner Frau hier, das giebt denn viel Anregung und manches kommt zur Sprache. Uebrigens leb' ich sehr allein und komme fast nicht aus dem Hause. Dadurch wird denn gar manche Arbeit gefördert und wenn sich meine Gesundheit diesen Winter über hält, so gedenke manches vor mich zu bringen.

Dein Karl wird Dir von einem Schweizerpanorama erzählt haben, welches sehr artig ist, es soll mit andern topographischen und geologischen Dingen nach Jena geschafft werden, der Großherzog brachte selbige von seiner Reise mit. Alles zusammen wird Dir recht wohl gefallen.

Durch Sartorius habe ich manchen bedeutenden Blick nach Göttingen thun können; dort steht freilich alles auf bedeutendem Fundament, so daß die Bewegungen des Augenblicks, wie sie auch entstehen können, keinen sonderlichen Einfluß darauf haben können. Ein glücklicher Umstand kömmt ihnen noch zu Hülfe: daß der Herzog von Nassau Göttingen für seine Landesuniversität erklärt hat, Stipendien, Freitische u. d. gl. dorthin stiften will. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, welcher große Kosten und Quälereien erspart. Nassau hatte ohnedies kein schickliches Local, Gießen und Marburg zu nah und so unbedeutend.

Lebe zum schönsten wohl und grüße die lieben Deinigen.

G.

1) S. dessen Inhalt in Goethe's Werken, XLIX, 144 fg.

Hast Du vielleicht gehört, daß auf den 18ten dieses ein preußisch Regiment in Eisenach angesagt ist? Diese Erscheinung möchte doch wohl dem Feste eine andere Gestalt geben.

324. An Knebel.

Weimar den 13. Oktober 1817.

Du erhältst, mein Bester, hierbey die folgenden Bände der großen Thier-Fabel [1]). Möge sie Dir zur Unterhaltung dienen und Du sie zu meinem Andenken gern aufbewahren. Es ist übrigens ein Zeichen der Zeit, und nicht zu verwundern, daß dieses revolutionaire Gedicht von Bremen her verdeutscht kommt, denn dort sind diese Gesinnungen am lebhaftesten im Umtrieb. Man muß diesem Wesen eben zusehen und zuhören, still seyn und eigenen Geschäften nachgehen.

Auch das Buch Kabus widme ich Dir erb- und eigenthümlich. Ich besitze noch ein Exemplar; es ist ein Werk, das man nicht hintereinander weglesen kann, und wiederholt lesen muß.

Die wunderbarste Erscheinung war mir diese Tage das Trauerspiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geschenk brachte. Dieser seltsame Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und für seine Hypochondrie die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat alle Motive auf seine Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deshalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Original höchst interessante Vorlesungen halten könnte;

1) Die redenden Thiere: ein episches Gedicht in 26 Gesängen, aus dem Italienischen des Casti (3 Thle., Bremen 1817).

wobey ich freilich nicht leugne, daß einem die düstre Gluth einer grenzenlosen reichen Verzweiflung denn doch am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft[1]). Sobald unsere für diesen Mann passionirten Frauen das Werk verschlungen, soll es Dir auch zu Theil werden. G.

525. An Knebel[2]).

Jena den 15. November 1817.

Nach Weimar berufen gehe ich ab in dieser Stunde. Bald hoffe ich wieder bei Euch zu seyn. — — —

Danke für alles Gute. Hierben novissima. G.

526. An Goethe.

Jena den 17. Oktober 1817.

Bester Freund,

— Für die letzte liebe Sendung danke ich nochmals. Ich bin äußerst verlangend, den Manfred von Byron zu sehen. Schicke mir ihn ja recht bald! — Langermann war gestern bei uns und brachte mir Deinen Gruß. Das ist ein lieber Mann! Er wird heute wieder kommen und hier singen. Morgen geht er. Ich wurde über Vieles von ihm berichtigt. Prof. Konopack ist auch hier angekommen.

Unsere Jünglinge sind fast alle nach Eisenach abgereist in der Bundesuniform. K.

1) Vergl. damit Goethe's Werke, XL. 1, 216 fg.
2) Eigenhändig.

527. An Knebel.

(Oktober 1817.)

Nun wollte ich, lieber Freund, vor allen Dingen bitten, beikommende drei Anzeigen Herrn Staatsrath Langermann zu gefälliger Annahme und Besorgung zu übergeben, sodann mir den ehernen Stier nebst seinem losen Fuße zu nochmaliger Beherzigung zu übersenden und anzuvertrauen, ferner mir zu sagen, wenn ich Dich etwa erwarten könnte.

Die Meinigen gehen um 5 Uhr fort. Meine Geschäfte sind alsdann abgethan, das Einpacken vollendet, wir kämen heut Abend wohl noch zu Dir, um zum Schlusse noch eine frohe Unterhaltung zu haben. G.

528. An Goethe.

Jena den 27. Oktober 1817.

Der alte chinesische Herr mit seinem jungen Sohn scheint recht dazu gemacht, die jetzigen trüben Tage aufzuheitern, die leider auch auf das Gemüth ihren Einfluß haben. Ich danke Dir recht verbindlich dafür. Das Stück ist ungemein wohl geführt und äußerst naiv; es hat mich sehr ergötzt. Auch die Contraste sind so schön.

Der gute Langermann hat uns den Abend, wo ich Dir zuletzt geschrieben, noch sehr durch seinen Gesang entzückt [1]). Er trug uns erst die hohen alten Karthäuser Töne vor, und dann Deinen Mahadö mit vieler Begeisterung, der uns herrlich ergötzte. Geh. Rath Schmidt und Prof. Rosegarten waren denselben Abend auch zufällig hier.

1) Vergl. Zelter's Briefwechsel, II, Nr. 184, S. 26—28.

Wir wußten ihm alle vielen Dank für ſeine Gefälligkeit und der Abend war recht munter.

Ueber das Berliner Weſen hat er mir einige Kenntniſſe ertheilt, die mir leider nicht ganz tröſtlich waren. So iſt es aber überall; nur meiſt noch etwas ſchlechter.

Die Eiſenacher Wallfahrer haben doch, wie ich höre, einen guten Spuck ausgeführt. Sie haben nemlich ein auto da fé von mehrern neuern Modeſchriften aufgerichtet und ſolche herrlich verbrannt [1]).

Das war doch einmal ein Gedanke, der dem alten Luther im Grabe Ehre macht — mehr als alle die gegenwärtigen albernen Spielereien.

Wir wundern uns, gar kein Monthly Magazine mehr zu ſehen, die vermuthlich in Bertuchſchen Händen bleiben. Kein Panorama iſt mir auch noch nicht zu Geſicht gekommen. Ich bin ſehr begierig auf den Manfred, den Du mir verſprochen.

So kürzen wir uns die langen Abende ein wenig ab, und machen die halben Nächte zu Tag. K.

529. An Goethe.

Jena den 7. November 1817.

Du erlaubſt wohl, daß ich Dir von unſern bisherigen Geſchichten und Reformations-Feierlichkeiten einige Nachricht ertheilen mag. Es iſt alles dabei recht anſtändig zugegangen und manches war ſogar zierlich.

Die Hauptkirche am vergangenen Freitag war recht anſtändig ausgeputzt und der Zug der Univerſitätsverwandten in dieſelbe, wie auch die Ordnung und Menge des Volks

1) S. Goethe's Anſicht der Sache in ſeinen Werken, XXXII, 132, und in Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 300, S. 415 fg.

darin, that einen recht guten Effect. Ich war auch zugegen und Marezolls Predigt war, fast über mein Erwarten, vernünftig und wohlgedacht. Ich machte aus meinem Gefühl die Bemerkung, daß die Kirchen ausgeruzt seyn müssen, weil sie gleichsam den kleinen Himmel hier auf Erden vorstellen sollen.

Mein Kirchgang bekam mir so wohl, daß wir, bei der gelinden Witterung, Nachmittags eine kleine Fußreise nach Wöllnitz unternahmen, die mir auch ganz wohl bekam.

Bei unsrer Rückkehr fand ich meine Fenster mit Damenköpfen ausgeschmückt, da die gute Frau v. Schiller mit ihrer Familie und die Griesbachischen gekommen waren uns zu besuchen, und schon über eine Stunde auf uns warteten. Ihr Besuch machte uns viel Vergnügen, doch sie eilten wieder davon, als es Abend wurde. Sonnabends besuchten wir die Collegienkirche, die auch recht feierlich ausgeschmückt war; doch meinen Bernhard inkommodirten die vielen Gräber und alten Bilder. Gestern war nun der letzte festliche Tag. Ich war nirgends zugegen, doch höre ich, daß alles recht wohl abgelaufen sey. Nur des Herrn Sch. zelotische Predigt wollte nicht allen gefallen. Uebrigens waren gestern und Donnerstags alle Häuser auf dem Markt und mehrere der Stadt prächtig illuminirt, wobei sich unter andern der Fürstenkeller durch seine Transparenten schön soll ausgenommen haben. Wir hatten Abends einen Ungarischen Sänger bei uns, der uns mehrere Lieder auf der Mandoline vorspielte. Heute ist großes Convivium auf der Rose, wozu ich zwar auch eingeladen bin, solches aber habe verbitten müssen. Nachmittags predigt ein Ungar in magyarischer Sprache, wozu die Lieder in derselben Sprache ausgetheilt sind.

Wir haben gestern einen schönen Tag und eine wunderschöne Nacht gehabt. Die Gestirne zeigten sich ganz vorzüglich an dem dunkelblauen Himmel. . . . K.

530. An Knebel.

Jena den 22. December 1817.

Dieſer Wolkenbote, welcher eben im Begriff iſt, nach Weimar zu ſegeln, kehrt noch einen Augenblick bei Dir ein, und wünſcht freundliche Theilnahme.

Da Vinci's Abendmahl iſt in einer kleinen genießbaren Copie ſo eben angelangt, zur Vorbereitung auf die gleichfalls hier anweſenden erſtaunenswürdigen Durchzeichnungen [1]).

Möge ich von Deinem Befinden Gutes vernehmen; auf mich iſt manches Seltſame, obgleich nicht Verdrießliche, eingeſtürmt.

Und ſo wäre denn auch der kürzeſte Tag überwunden.

G.

531. An Goethe.

Dienſtag den 27. December 1817.

Deine Wolkenbeobachtungen haben mir ungemeines Vergnügen gemacht und ich danke Dir herzlich für die Mittheilung derſelben. Ich konnte mit meinen eigenen Erfahrungen faſt überall nachfolgen und die klare und gefällige Darſtellung der Sache, die Dir ſo eigen iſt, giebt ihr Anmuth und Werth.

Jetzt haben wir noch eine Bitte an Dich: ob Du uns nemlich nicht morgen Mittag das Vergnügen Deiner Geſellſchaft gönnen möchteſt und zugleich gegen Abend den Chriſtbaum meines Bernhard mit beleuchten hülfeſt, der Dich freundlich dazu einlädt.

Er hat artige Sächelchen aus Nürnberg dazu erhalten,

1) S. Goethe's Werke, XXXIX, 89—136.

Hatem.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie iſt ſelbſt der größte Dieb;
Denn ſie ſtahl den Reſt der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat ſie ihn übergeben
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle ſchon Erbarmen
Im Funkel deines Blicks
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuerten Geſchicks.

Suleika.

Hochbeglückt in deiner Liebe
Schelt' ich nicht Gelegenheit,
Ward ſie auch an dir zum Diebe
Wie mich ſolch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gieb dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben —
Ja, ich bin's die dich beſtahl.

die ihm Freude machen werden. Von dieſen nimmt er ſich die Freiheit, Dir einſtweilen ein Lebkuchen = stratum zu überſchicken.

Lebe wohl, und verſage uns Deine Gegenwart nicht!

K.

532. An Knebel.

Jena den 20. Februar 1818.

Schon ſeit einigen Tagen iſt es nicht ganz gut mit mir, deswegen ich heute zu einiger Medicin greifen mußte, um nicht morgen von meiner Reiſe abgehalten zu werden. Ich vermiſſe daher ungern gute Speiſe und Geſellſchaft zu Mittag. Die beſten Wünſche in Hoffnung baldigen Wiederſehens.

G.

533. An Goethe.

Freitag den 27. Februar 1818.

Ich kann es nicht unterlaſſen, Dir heute noch Gernings Brief zuzuſchicken, den ich dieſen Abend erhielt. Er betrifft Dich auch ſelbſt noch in einem merkwürdigen Punkt.

Gerning! — Miniſter am Großbritanniſchen Hofe und Ehevaktskonſtitutor! — Lange hat mir nichts ſolchen Spaß gemacht! . . .

Wenn er Dir nur die goldne Julia dafür ſchicken wollen! Mirabellen kriegen wir ohnehin nicht. —

Wahrſcheinlich wirſt Du länger in Weimar verweilen, als Du es dachteſt. Die hohe Warte wird ſich nach Dir ſehnen, ſo wie auch unſer niederes Thal.

Unſer guter Reur hat ſich indeſſen vorgenommen, mich zu malen. An Jahren, ſcheint es, ſchenkt er mir nichts.

Mein Bild wird weiſer als ich ſelbſt. Er ſelbſt iſt während ſeiner Arbeit ein ganz anderer Menſch. Er kann lieblich und anmuthig ſeyn. K.

534. An Knebel.

Weimar den 7. März 1818.

Wenn unſer Freund ſeine Noten ans engliſche Miniſterium nicht reinlicher verfaßt als den beikommenden Brief, ſo weiß ich nicht, was die Herren denken ſollen. Hohler, leerer, abſurder und pracheriger iſt mir nie etwas vorgekommen und doch zieht der Kerl immerfort ſeine ewige Knicker-Silhouette, die immer magerer wird, je vornehmer er thut.

In kurzer Zeit denk ich wieder bei Euch zu ſeyn. Möge dem kleinen Menſchenkind das getrocknete Obſt wohlbekommen, es iſt auch nicht Eine Gerningſche Mirabelle dabei!

Meine Zuſtände dieſe letzten Tage waren nicht die beſten. Eine Parallelgeſchichte zu Deinem Thee hat mich auf eine Weile unbrauchbar gemacht. Ich würge mich indeſſen durch und bringe Tag vor Tag, ja Stunde vor Stunde, nur das Nothwendigſte zur Seite. Man weiß gar nicht, wie viel man trägt und wie viel man ſich dazu noch aufläd.

G.

535. An Knebel.

11. April 1818.

Das deutſche Recht in Bildern[1]) wird Dir gewiß Vergnügen machen. Heute Abend hoffe endlich wiederzuſehen.

G.

1) Vermuthlich: U. F. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit. Mit Kupfern und Holzſchnitten. Zwei Theile. 1819. (Die Jahreszahl muß antedatirt ſein.)

536. An Knebel.

Weimar den 8. Juli 1818.

Nach verklungenen Festen[1]) kann man sich denn einmal auch wieder nach Feld und Garten umsehen und da besuch ich Dich denn vor allen Dingen, und trage meine Schuld ab, mit Beifuge einer patriotischen Zugabe.

Von mir kann ich nur sagen, daß meine Zeit hingeht mit Ordnen, Zurechtlegen und Abschließen, weil die Zeit Ernst macht, und der Juli nach seiner Hälfte eilt.

Leider fehlt es nicht an Wiederanknüpfen: denn das Leben hört nicht auf zu enjambiren. Uebrigens geht mirs wohl, den Meinigen auch und so hoff ich Dich in einiger Zeit auf der Durchreise gleichfalls wohl und vergnügt zu begrüßen. G.

---

537. An Goethe.

Jena den 10. Juli 1818.

Ich las eben in der hiesigen Liter. Zeitung — die mir etwas spät zu Hand kommt — die Anzeige Deiner berühmten Reise, als mir das Geschenk selbst zugebracht wird.

Ich danke Dir vielmals dafür und werde es sogleich mit einem anständigen Rock bekleiden lassen.

Auch für die Beilage danke ich. Ich dächte, Hr. Ruckstuhl[2]) hätte seinen patriotischen Enthusiasmus entweder etwas enger zusammenziehen oder weiter ausbreiten können.

---

1) Bei Gelegenheit der Geburt und Taufe des Erbgroßherzogs von W. E. Vergl. Zelter's Briefwechsel, II, Nr. 316, S. 463 fg.

2) Von der Ausbildung der teutschen Sprache in Beziehung auf neuere dafür angestellte Bemühungen. Nemesis, VIII, Stück 3; Kunst und Alterthum, I, 3, 42 fg.; XLV, 137; XXXII, 110.

Die Vergleichung mit den griechiſchen Gymnaſien, die er von der ſchönen Gegend hernimmt, ſcheint mir nicht ganz paſſend. Die griechiſchen Uebungen — ſoviel ich mir noch aus dem Plato erinnern kann — fiengen vom geiſtigen an und giengen dann erſt aufs körperliche über, anſtatt daß bei unſern neuſten Turnübungen der Körper ſogar zum Nachtheil des Geiſtes in Uebung geſetzt wird.

Uebrigens gefallen mir die angeführten Stellen aus Horaz und andern recht wohl, ich habe aber noch von keinem Gaukler oder Athleten geleſen, daß er eine horaziſche Ode verfertigt hätte. Auch muß ich noch zur Rettung des deutſchen Alterthums ſagen, daß unſre Alten faule Diebe waren, die, wann es nicht auf die Jagd oder zum Kriege gieng, ſich auf ihren Bärenhäuten ſtreckten und, wie Tacitus ſagt, nicht einmal begreifen konnten, daß zwei Römer zur Luſt ſpazieren gehen mochten.

Unſer alter Holzſchuher hat ſich ſeit ein paar Tagen bei mir eingeſchlichen und bringt vielerlei Neues und Altes mit; denn das kleine Geſchwätz geht bei dem immer beweglichen Menſchen nicht aus. Er hat ein unauslöſchbares Gedächtniß und iſt dabei ſo jung als er vor dreißig oder vierzig Jahren war. Dabei iſt's aber eine gute Seele, von alter fränkiſcher Treue, und nimmt mit allem vorlieb.

Von den Weimariſchen Feſtlichkeiten habe ich mir genaue Nachrichten geben laſſen, und wir freuen uns, daß alles noch ſo leidlich abgelaufen iſt. Auch hier waren die Feierlichkeiten groß, von denen ich aber nichts in Augenſchein nehmen konnte.

Morgen werden die Prinzeſſinnen den Nachmittag bei uns zubringen, wir wollten, wir könnten Dich auch dazu einladen. K.

538. An Goethe.

Jena den 30. August 1818.

Wenn ich Dir nicht schon eher geschrieben habe, mein Theurer, so eigne es mehr den Umständen und einer gewissen Stagnation — die Zeit und Alter wohl herbeiführen können — als irgend einer andern Ursache zu. — —

Wir erwarten viel Interessantes von Dir bei Deiner bald zu erwünschenden Rückkunft.

Wir andern leben unser Leben hier so fort und es ließe sich eben nicht viel Gewichtiges davon sagen. Die Herrschaften brachten einige acht oder zehn Tage in Dornburg zu, bei ziemlich schlechtem Wetter — wo ich denn auch meine Aufwartung machte. Die Großfürstin hat sich sehr wieder erholt. Diesen Morgen reisen die Prinzessinnen ab, zu ihrem künftigen Aufenthalte nach Belvedere.

Besuche mancherlei Art, zumal von jüngern Menschen, haben wir auch erhalten. Der angenehmste darunter war mir der von unserm Freunde Robinson, der vor einigen Tagen unverhofft aus London zu mir kam. Er brachte einen Schatz von poetischer englischer Literatur mit, die wir jetzt täglich miteinander studiren. Am meisten zieht mich ein Gedicht von Southey an, das aus zwei Bändchen besteht und the curse of Kehama heißt. Es ist mir kaum denkbar, wie ein Mann, der selbst nicht in Indien gewesen, sich so in den Geist, in die Sitten und Gebräuche dieses Volkes versetzen konnte.

Seine Phantasie ist, ohne durch zu vielen Zauber zu ermüden, immer kräftig und bluhend; seine Sprache — soviel ich davon zu urtheilen vermag — vortrefflich und durch den schönen Vortrag unsers Freundes noch reizender. Sollte mir, wie ich hoffe, der gute Robinson diese Büchelchen hin-

terlaſſen, ſo wirſt auch Du eine Freude an dem ſeltnen Gedichte haben.

Uebrigens haſt Du an dieſem einen Liebhaber und großen Bewunderer. Er kann die meiſten Deiner kleinen Gedichte beinahe auswendig, und hat alle Deine Werke mit Fleiß und Aufmerkſamkeit ſtudirt, die dem deutſchen Indifferentismus faſt zur Schande gereicht. Die erſten Dichter und Männer Englands danken ihm ihre Bekanntſchaft mit dieſen, und er hat mir mehreres in ihren Gedichten gewieſen, das von dieſer näheren Bekanntſchaft Zeugniß giebt. Wehe thut es ihm, daß er Dir nicht hier ſelbſt ſeine Verehrung hat bezeigen können. Er iſt ein ganz ausgezeichneter rechtlicher und verſtändiger Menſch. In acht oder zehn Tagen wird er uns wieder verlaſſen.

Dobereiner iſt dieſen Morgen nach Aachen abgereiſt, auf einen Ruf des Fürſten Hardenberg, die Rheiniſchen Mineralquellen zu unterſuchen.

Unſer Erbgroßherzog beſucht uns anjetzt öfters. Daß die Großfürſtin den Griesbachſchen Garten für 6000 Thlr. erkauft hat, wirſt Du wiſſen. K.

539. An Knebel.

Carlsbad am 4. September 1818.

Dir ſey, mein verehrter Freund, hiedurch vermeldet, daß ich nach meinem Geburtstag, den ich noch ganz froh und munter beging, einen böſen catarrhaliſchen Sturz auszuſtehen hatte, von dem ich mich aber durch Hülfe unſeres Rehbein ſchnell genug erhole, ſo daß ich Sonntag den 13. von hier abzugehen gedenke. Ich ſchreibe dieß, damit Deine Freundſchaft durch Gerüchte nicht in Sorge geſetzt werde.

Uebrigens ſcheint dieſe Anmahnung an mich ergangen

zu ſeyn, damit man ſich nicht allzuglücklich fühle und dünke, denn die erſten fünf Wochen iſt mir Alles über Wunſch gegangen und gelungen, wovon viel zu ſprechen ſeyn wird. Grüße die lieben Hausgenoſſen und alle Freunde; verzeih mir auch, wenn ich allenfalls durch Jena durchgehe, ohne bei Dir einzukehren.

Treffliche Menſchen habe ich kennen gelernt, manches Wichtige zur Erfahrung geſammelt, auch ſchöne Kunſtwerke erworben um wohlfeilen Preis, wenn ich ineinander rechne, was mir geſchenkt ward und was ich bezahlen mußte. Und ſo will ich aufhören, damit ich nicht in weitläuftige Relationen gerathe und mir vorwegnehme, was ich zu erzählen hoffe. Leider kann Eins der erſten Ereigniſſe gar nicht zur Sprache kommen. Von Madame Catalani darf unſer Einer nur ſagen: ich habe ſie gehört, und da iſt man auch ſchon fertig. Gelte das Inpromptu als ein Stoßſeufzer, da uns Worte ermangeln [1]).

Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört man ſich nimmer ſatt,
Denn Du erfährſt zum erſten Mal,
Warum man Ohren hat.

G.

340. An Knebel.

Weimar den 19. September 1818.

So nahe bei Dir, verehrter Freund, vorbei zu fahren, habe ich kaum über mich vermocht; meine Rückkehr jedoch war dießmal ſo verklauſulirt, daß ich vorwärts mußte, ohne

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, III, 203; Goethe's Werke, XLVII, 177.

mich lange zu beſinnen. Weller gab mir Zeugniß von Eurem Wohlbefinden und ein Blick in die Bibliothek, wo alles ſo gar löblich und ordentlich zu ſehen war, machte mir mein kurzes Stillhalten höchſt erfreulich.

Hier hab' ich Alles wohl und munter gefunden und wünſche nur kurze Zeit im Stillen zu leben, weil denn doch der letzte Sturz, zu Anfang Septembers, mich zur Aufmerkſamkeit anregt, obgleich der Arzt, dem ich in dieſem Falle gern glaube, verſichert, es ſey zum Heil geweſen.

Dem lieben Bernhard, den ich nun ſchon als einen großen Menſchen behandele, ſende ich Schreibevorſchriften, wie in Prag Jedermann ſchreibt. Wenn er ſie nur vor Augen hat, ſo wird ſich's ſchon eindrücken, wie er einmal die Feder führen ſoll. G.

541. An Goethe.

Jena den 21. December 1818.

Wie gerne hätte ich das tauſendfache Echo Deines Lobes noch vermehren helfen, wenn mir anders der Himmel vergönnte, irdiſchen Seligkeiten perſönlich noch beizuwohnen.

Jetzo ſitze ich in meiner obern Kajüte, und freue mich nur des Wiederhalls und nehme Theil an allem was vorgeht.

Dein Prodromus [1]) verkündigt uns Großes, weiſe und tiefe Gedanken und mehr als jugendliche Einbildungskraft. Laſſe doch die Blüthen und Blumen, die aus dieſer Wurzel entſprungen, bald zu uns herüberkommen, damit wir den ſüßen Hauch vernehmen.

Wenn es mit Deiner Geſundheit erträglich geht, ſo iſt

1) Eigentlich Programm (wie es Goethe im folgenden Briefe ſelbſt nennt) zu dem Maskenzuge bei Anweſenheit Ihro Majeſtät der Kaiſerin Mutter. S. Goethe's Werke, IV, 1 fg.

uns doch dieses die erfreulichste Nachricht. Unglaublich ist es mir, wie Du dieses alles in so kurzer Zeit hast vollbringen können. In der That Du besitzest mehr als zehnfache Geisteskraft.

Wir andern, die wir uns etwas näher an das Epikurische System anschließen, wir leben so fort, was der Tag bringt, Gutes und Böses. In diesem Jahre scheint uns doch der Himmel noch besonders zu begünstigen, der sich immer heiter und schön zeigen will, auch wann der Frost ihn bindet. Wirklich weiß ich heute nicht, ob der Thomas oder der heil. Johannes schöner erscheinen könnte, vorausgesetzt daß jener eine warme Stube mit sich bringt.

Da Du bei Deinem Aufenthalt in Berka nicht viel Zeit wirst übrig behalten haben die englischen Journale zu lesen, und ich Dir gern etwas Neues erzählen möchte, so wisse, daß ein Reisender Belzoni bei seinem Aufenthalt in Kairo den Einfall bekommen hat, die zweite Pyramide (Cephrenes) nach der ersten (Cheops) zu öfnen, und nach großer und monatlicher schwerer Bemühung in einem großen Sarkophag nichts — als einen Ochsenknochen gefunden hat. Vermuthlich gehörte dieser dem Gotte Apis zu — aber dieß heißt doch ein Aufwand, ein paarmal hunderttausend Menschen zwanzig Jahre lang zu beschäftigen, um einem Ochsen ein Denkmal zu setzen. NB. Sie fanden noch in der innersten Kammer, wo der Sarkophag steht, eine Inschrift in arabischer Sprache, nach welcher ein tartarischer Sultan, wahrscheinlich schon vor einigen hundert Jahren, dieselbe Pyramide hatte öfnen lassen; auch war der Deckel des Sarkophags weggeschoben. Da man noch einige Knochen nebenbei fand, so vermuthet man, daß doch einer der Könige sich mit seinem Gotte hier habe beisetzen lassen. Die Egypter, sagt man, glaubten, daß, so lange noch ein Rest des Menschen übrig bleibe, die Seele bei demselben wohne . . .

Hier haſt Du doch etwas Ausländiſches.
Cura ut valeas! K.

542. An Knebel.

Weimar den 26. December 1818.

Dr. Weller, der mich in Berka beſuchte, wird erzählt haben, wie wunderlich mein Leben dort geführt wurde und wie viel ich Deiner gedacht. Nur durch eine ſtrenge Richtung aller Gedanken auf Einen Punkt war es mir möglich, die vielfachen Gedichte zu Stande zu bringen, die der Aufzug foderte, wie das Programm ausweiſt. Meine Kinder beſorgten indeß die Kleidung, Meyer und Coudray die Requiſiten; erſterer die Zeichnungen zu den Kleidern. Die ſchönen Sprecherinnen kamen nach Berka zum Vorunterricht und ſo fand ich rückkehrend alles im Gange; Didaskalien dauerten fort und ſo waren wir im Stande, nach Sechs Wochen ununterbrochener Arbeit, Freitags den 19. Decbr., ohne mehr als Eine Totalprobe am Morgen deſſelbigen Tages gehabt zu haben, bei Hofe, Abends, den Aufzug aufzuführen, dem einiger Beifall zu gönnen war[1]), da ſo großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld doch nur zuletzt, wie ein Feuerwerk, ein für allemal in der Luft verpuffte. Indeſſen haben wir die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von ſolchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abſchied genommen[2]).

Das größte Hinderniß dabei war, daß die Charaden zu gleicher Zeit im Werke waren und die zweite Donnerſtag Abends aufgeführt wurde. Dieſe Productionen ſind auch

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, III, Nr. 321, S. 3 u. 4.

2) Es iſt auch wirklich das letzte größere Gelegenheitsgedicht, das Goethe gemacht hat.

Was ſo willig du gegeben
Bringt die herrlichen Gewinn,
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin.

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück iſt meines gleich.

Der Liebende wird nicht irre gehn,
Wär's um ihn her auch noch ſo trübe.
Sollten Leila und Medſchnun auferſtehn,
Von mir erführen ſie den Weg der Liebe.

Iſt's möglich, daß ich Liebchen dich koſe!
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich ſcheint immer die Roſe,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat ſchiffte,
Streifte ſich der goldne Ring
Fingerab, in Waſſerklüfte,
Den ich jüngſt von dir empfing.

sehr gut gerathen, so glänzend als möglich, und ein entschiedener Beifall ward Coudray zum Lohne. Riemers erläuternde Gedichte[1]) werden gewiß auch Deinen Beifall erhalten.

Bis die meinigen gedruckt werden, hat es noch einige Zeit. Denn da sie sich gleichfalls auf Gegenstände beziehen, die vor Augen stehen sollten, so sehen sie auf dem Papiere gar zu fragmentarisch aus. Ueber die Art, wie die Lücken auszufüllen seyn möchten, bin ich mit mir noch nicht einig.

Ihro Majestät der Kaiserin von Rußland hatte ich einigemal im besondern aufzuwarten das Glück und bin über die zwiefache Gesundheit des Leibes und der Seele dieser hohen Dame erstaunt. Der Einblick in die Ansichten von so hoher Stelle war eine Fortsetzung dessen, was mir in Carlsbad geworden, und dient mir gar vortheilhaft, daß ich manches Zeitereigniß mit mehr Klarheit und Beruhigung ansehen kann. Leider, daß weniges davon mittheilbar ist, nicht weil es im Einzelnen ein Geheimniß wäre, sondern weil der Zusammenhang des Ganzen darzustellen einem geschickten pragmatischen Geschichtschreiber selbst Mühe machen müßte, besonders da ich ja auch an den Blick von unten hinauf und in der Wasserwaage gewöhnt bin. Von dem erhaltenen kostbaren Geschenk wird Dein Sohn und Weller gemeldet haben.

Soviel für dießmal; alle andern Arbeiten dringen nach so langer Pause wieder zu, doch hoffe ich Dich bei schönem klaren Winterwetter auf Deiner Zinne zu besuchen. G.

---

1) in dessen Gedichten, I, S. 59—87.

543. An Goethe.

Jena den 1. Februar 1819.

— Dabei fühlte ich nun die Laſt des Alters weniger drückend, ob es gleich Stunden gab, die mehr durch Unvermögen als durch Schwere ſich nicht auf angenehme Weiſe empfindlich machten.

Wer Kräfte hat, wie Du, die körperlichen Schwächen durch geiſtige Uebermacht zu bezwingen, der darf nicht ſo leicht ein Uebel im Leben erwarten. Sehr viel kommt auf die Vorſtellung an, und wer dieſe zu meiſtern weiß, hat die Hälfte des Unglücks im Leben überwunden.

Freilich ſteht das nicht immer in unſern Kräften und wir leiden mehr durch uns ſelbſt, als durch die Dinge.

Glücklich wer noch in Deinen Jahren durch eigene jugendliche Kraft in Geiſt und Wiſſenſchaft ſo viel zur Verjüngung anderer beitragen kann. Das haſt Du ſtets und neuerlich wieder beſonders erwieſen und wir erfreuen uns im voraus der baldigen Erſcheinung Deiner herrlichen Poeſie.

Das heißt ſchon bei Lebzeiten den Olympus, den Sitz der Götter, beſteigen und es braucht weiter keiner Verwandlung.

Der Himmel ſchütze Dich in Deinen Kräften! Dies iſt unſer einziger Wunſch . . .

Wir Armen nähren uns von der Gabe anderer, und ſelten blüht uns ein Blümchen, das eigen uns wäre, noch auf. Die Welt, die immer weiter ſich aufſchließt, dient uns mehr als Gegenſtand der Neugierde. Meiſt durch Hülfe engliſcher Zeitſchriften habe ich ſeither mehr von jenem uns weſtlichen Welttheil erfahren, deſſen Kenntniß ſich uns immer näher drängt. Es iſt erſtaunlich, was der engliſche Handelsgeiſt für Entdeckungen und Erfahrungen macht, und dadurch ſelbſt in jeder Hinſicht das Wiſſenſchaftliche beför-

dert. Man sollte beinahe der Nation zu ihrer Größe Glück wünschen, ohne welche vielleicht in Jahrhunderten dergleichen nicht hätte entstehen können. K.

544. An Goethe.

Sonntag den 21. Februar 1819.

Verehrtester Freund!

Daß Du bei dem Hrn. Grillparzer auch meiner hast gedenken wollen, erfreut mich sehr.

Der Name ist etwas ominös und die Musen scheinen ihn eben nicht eingesegnet zu haben; auch konnte ich mich noch nicht überwinden, viel über die ersten Seiten hinauszulesen: denn ich hasse die häßlichen Geschichten; aber ich will ihn mir als ein Zeichen des Tages vorbehalten.

Wundern kann ich mich nicht genug über allen Mangel an Gefühl und Schicklichkeit, ein solches Stück am Festtag einer Fürstin [1]) aufführen zu lassen! . . .

Wir freuen uns jetzt gar sehr auf die Ostereier, die Du uns, Deiner übrigen Bemühungen ungeachtet, bringen wirst. Herr Frommann ist, wie ich höre, sehr damit beschäftigt.

Wir brauchen etwas, das uns Geist und Muth errege. Deutschland scheint mir gleichsam wie unter einem dicken Nebel zu liegen, wo nur selten etwas Geisteslicht hervorglimmt, ob sie gleich alle schwatzen. So scheint auch alle Poesie mit Dir zu Ende gehen zu wollen.

Ich habe in diesen Tagen ein treffliches Werk gelesen,

1) „Die Ahnfrau" wurde zum ersten Mal am 30. Januar, dem Geburtstage der Großherzogin Luise, aufgeführt, aber nicht unter Goethe's Theaterdirection.

nemlich: **Bailleuls examen critique de l'ouvrage posthume de M. de Staël**, in zwei Bänden. Der Verfaſſer, der ſelbſt Deputirter im National-Convent war und unter der Folter der Revolution Jahr und Tage gelegen hatte, ſpricht wie ein Mann von Kopf und Herz über das Wahre der Geſchichte. Hier weiſ't er nun freilich in hundert Fällen die oberflächliche Beurtheilung der Frau von Stael zurecht, und ob er gleich ihrem Geiſt und Talent den Ruhm nicht verſagt, ſo zeiht er ſie doch einer gewaltigen Parteilichkeit und oft eines Widerſpruchs mit ſich ſelbſt. Das Werk iſt ungemein gut geſchrieben und aus dem Kern gefaßt, ſo daß ſchwerlich etwas Beſſeres und Gründlicheres über dieſen Gegenſtand zum Vorſchein gekommen iſt. Sollteſt Du es etwa zur Hand nehmen wollen, ſo bitte ich Dich, das 21. Kapitel des zweiten Bandes aufzuſchlagen, das wirklich eine merkwürdige Scene enthält, die etwas Großes hat.

Der Verluſt unſers guten Münchow ſchmerzt mich ſehr. Wir können ihn hier nicht wieder erſetzen. Er hat noch außer ſeiner Wiſſenſchaft ſo manche gründliche und ſchöne Kenntniſſe, und iſt überhaupt kein Söldling ſondern ein genialiſcher Menſch. K.

Erlaube, daß ich Dir aus meinem Medaillen-Kabinet etwas mitſchicken darf.

545. An Goethe.

Jena den 6. April 1819.

Dank, theurer Freund, Dank für das Ueberſchickte [1])! Ich habe die wunderbaren Zeilen durchleſen, und mich herrlich daran ergötzt. Alles iſt geiſtreich und ſchön, ſowohl in den Geſtalten als im Ausdruck und Verſe. Das iſt eine

1) Maskenzug. S. Goethe's Werke, IV, 1.

kleine wunderbare Welt des Gegenwärtigen und Vergangenen — selbst die Schatten der Verstorbenen treten mit neuem Glanze hervor.

Wer hat Dir alle diese Reichthümer verschafft? und wer hat Dein Gedächtniß so bereichert? — kaum kann ich es begreifen; so lebendig ist alles dargestellt. —

Diesen Augenblick trift der junge Voß aus Heidelberg bei mir ein. Er hat nicht viel Neues mitgebracht, und wir haben uns bloß von Alltagsreden unterhalten. Er bittet, ihn bestens Dir zu empfehlen und um Entschuldigung, daß er diesmal in Weimar seine Aufwartung nicht machen könne. Uebrigens ist er nicht magerer geworden.

Sonst bereichert sich diese Professorwelt mit neuen Ideen, wie es scheint, eben nicht sehr. Die Ehescheidung des Hrn. Schlegel von seiner jungen Frau ist bestimmt.

Unser Jena fängt an, ziemlich leer zu werden. Die Zahl der Abschiednehmenden nimmt immer zu. Zum Theil jagt sie vielleicht auch schon Schrecken und Furcht. Wir nehmen einen Italiensischen Charakter an. Wer weiß was noch alles aus uns werden wird! . . .

Von Deinem Divan habe ich schon Anzeige und Lob in den Englischen Blättern gelesen. Ich wollte, Du möchtest mir etwas davon mittheilen. Ich habe neuerlich altfranzösische Gedichte von unsrer Freundin, der Frau von Schmidt, erhalten. Sie haben dem Geiste nach etwas ähnliches mit den orientalischen und sind äußerst zart. Wegen der alten naiven Sprache möchten sie kaum zu übersetzen seyn.

Hoffentlich wirst Du uns vor Deiner Abreise nach dem Bade, wovon man spricht, hier noch besuchen: ne loca a Divis quoque deserta putentur — wie Lukrez sagt. Wie sehr wünschte ich einige Tage auch bei Dir in Weimar unter Deinen Heiligthümern zubringen zu können — aber die Umstände versagen mir es noch. K.

546. An Goethe.

Jena den 5. August 1819.

— Des Hrn. Kestners Agape habe ich nun durchgelesen, und mich höchlich über des Mannes Kenntnisse und Scharfsinn erfreut. Er hat mir viele neue Einsichten in die Dinge gegeben und Sachen aufgeschlossen, die mir noch unbekannt waren. Seine Zerlegung des Charakters des Mark-Aurel ist mit großem Scharfsinne aufgefaßt und hat mich sonderlich gerührt. Es ist Anmuth und tiefer Sinn in allem, was der Mann schreibt. Seine Kenntnisse bewundere ich.

Auch haben wir den Prof. Walch aus Berlin seit ein paar Tagen hier. Dieser junge Mann fährt fort, sich als einen tüchtigen Philologen zu erweisen. Er wird jetzt eine Ausgabe des Livius in 16. Bänden veranstalten, wozu er mir bereits die prolegomena übergeben. Schade, daß wir einen solchen Mann nicht hier behalten konnten — den man des Titels eines hiesigen Professors — denn weiter verlangte er nichts — nicht würdig fand!! . . .

Er hat mir eine kleine Schrift empfohlen, die kürzlich in Berlin herausgekommen ist, unter dem Titel: „Fr. Drieberg Arithmetik der Griechen". Er meint, man bekäme dadurch eine andre Vorstellung von der Mathesis der Griechen.

Wir besuchen noch immer die Pfade, die uns Deine guten Grauschimmel angewiesen, und staunen noch über die Wolkengebäude — die schwarzen Locken des Typhons, wie sie ein Dichter um den Aetna nennt.

Uebrigens ist alles still und ruhig um uns, und die Neophyten üben sich nur in Gesang und Liedern, um den Geist der Wiedergeburt nicht ermatten zu lassen. Neugierig wären wir wohl zu wissen, wie der Ausgang mit den Gefangenen in Bonn, Berlin u. s. w. seyn dürfte. Man sagt hier, es sey schon alles entlassen. K.

547. An Knebel.

Carlsbad den 20. September 1819.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt muß ich doch mit wenigen Zeilen bei Dir anklopfen und vor allen Dingen für die herrliche Stelle aus dem Lukrez meinen allerbesten Dank abstatten. Sie erschien mir als ein leuchtendes Meteor, höchst erquickend, obgleich durch die Anwendung einigermaßen beschämend.

Aber auch dafür danke herzlich, daß Du Dich zu bekannten und unbekannten Freunden gesellen mochtest, um mich an dem Tage[1]) fühlen zu lassen, daß man nicht allein sey. Es ist dies nöthiger als je: denn man findet doch überall ein Irrsal unter den Menschen, das sie vom Vertrauen lostrennt, indem sie es anzuknüpfen wünschen.

Meine erste Beschäftigung hier war, die Müllersche Sammlung wieder vor mir aufzulegen. Anfangs erschien sie blos als cadre, bis nach und nach das ganze Regiment vollständig ward und wirklich alles beysammen war, weshalb wir aber manche luftige Fahrt und manchen sauren Gang unternommen. Durch diese Veranlassung habe ich denn auch wieder die Gegend umher meist gesehen: Schlackenwerth, Engelhaus, Ellbogen zweimal, wo der Ueberrest des Meteorsteins höchst merkwürdig ist. Jammer Schade, daß man so ein kostbares Naturproduct in Stücken schnitt, eben als wenn man einen großen Diamanten spalten wollte, um sich darin zu theilen, oder wenn, nach salomonischem Urtheil, ein halbirtes Kind auch eine Art von Säugling wäre.

Sonst habe ich mancherley mitgenommene Papiere geordnet, schematisirt und auf den Winter vorbereitet. In

1) 28. August, Goethe's Geburtstag.

acht Tagen denke ich abzugehen und werde wohl bald bei Euch seyn.

Möge der Druck Deines Lukrez nur diesmal gelingen! damit man den herrlichen Geist auf Reisen immer mit sich führen könnte; da eine Uebersetzung wie die Deine uns ein Gefühl giebt, als wäre er uns näher verwandt geworden.

[1]) Verzeih der Unfähigkeit meines Schreibenden, unter gegenwärtigen Umständen ist er mir von großer Hülfe. Grüsse Wellern, er danke seinen Mitarbeitern! Kennst Du gegenüberstehende Juwelen griechischen Ursprungs [2])?

Alles Gute Dir und den Deinigen! G.

Knüpf' an das Grab des Ertrunknen getrost die Taue des Schiffes;
Ich ging unter, es ziehn Andere froh auf dem Meer.

Mich zerbrach ein Orkan! was schlagt ihr zum Schiff noch die Fichte,
Welche der Stürme Gewalt schon auf der Veste bestand?

---

1) Eigenbändig.

2) Ἄτρομος ἐκ τύμβου λύε πείσματα ναυηγοῖο.
χημιῶν ὀλλυμένων ἄλλος ἐνηοπόρει.
Leonidae Alexandrini.
Brunckii Anal. II. Nr. XL. 198. Edit. Jacobsii II, 182.

Ἐκλάσθην ἐπὶ γῆς ἀνέμῳ πίτυς. ἐς τί με πόντῳ
στέλλετε, ναυηγὸν κλώνα πρὸ ναυτιλίης;
Zeloti.
Brunckii Anal. II, Nr. I. 190. Edit. Jacobsii III, 108

548. An Goethe.

Jena den 20. Oktober 1819.

Bald nach Deinem Wegſeyn ließ ich mir das Buch des Hr. Görres bringen [1]). Es iſt vieles darin treffend wahr und ſtechend geſagt; doch haben ihn zuletzt, wie mich deucht, ſeine manes auch ereilt, wo er, die langen Perioden hindurch, den Entwurf zu einem neuen Regiment giebt, in welchem es — nach Deinem Ausdruck — ſehr alterthümelt, und der leidige Nähr-, Lehr- und Wehrſtand und dergleichen wieder zum Vorſchein kommt.

Eine neue Schrift des alten Voß kam mir geſtern zur Hand. Nämlich: „wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?“ — Schon aus der Ueberſchrift erkennt man den Mann. Ein ſolches zuſammengehäuftes Geklatſch von Jahren her iſt wohl nicht ſo bald zum Vorſchein gekommen. Man wundert ſich nur, wie ein Mann ſolchen Schimmel und Moder ſo lange ſorgfältig und buchſtäblich hat aufbewahren mögen! keinem Theil gereicht er zu ſonderlicher Ehre. Hier ſtreitet der gemeine Philiſterſtolz mit dem vornehmen Philiſterſtolz. Uebrigens ſcheint der derbe Bauernkittel, ſogar mit Stacheln bewaffnet, überall hervor [2]).

Mit Vergnügen las ich noch in Deinen Rheinſchen Alterthümern, wo mich Deine Ausſprüche über die neue alterthümelnde und chriſtelnde Kunſt beinahe entzückten.

Du haſt Dir in der That in der Kunſtnatur das Verdienſt erworben, was Lukrez an ſeinem Epikur über die Natur überhaupt preiſt.

---

1) Ohne Zweifel die Schrift: „Deutſchland und die Revolution“ (Koblenz 1819).

2) Vergl. Goethe's Anſicht der Sache in ſeinen Werken, XXXII, 178, 179.

Da ich Dir hier gleichsam Rechenschaft von meinen Lektüren gebe, so kann ich Dir ein gewisses — etwas boshaftes — Vergnügen nicht verschweigen, das mir die Anzeige einer neuen Schrift des Archidiakonus Harms aus Bremen gemacht hat. Du weißt von dem Streit, den seine Thesen erregt haben. Nun bleibt er fest auf seinen Sätzen stehen und läßt sich durch nichts erschüttern, sondern läßt vielmehr eine neue Schrift zum Vorschein kommen, mit der Aufschrift: „daß es mit der Vernunftreligion nichts sey." —

Er weiß seinen Sätzen keinen übeln Anstrich zu geben, und ich vermuthe, daß etwas Bosheit dahinter ist, wenn er so gegen die Vernunft spricht — indem sich seine Gegner fast zu Tod ärgern, daß ein Mann so spricht und doch noch immer ein angesehener Archidiakonus bleiben kann. K.

549. An Goethe.

Am Thomastag (21. Dezember) 1819.

Ich kann unmöglich den heil. Christ gar herankommen sehen, ohne Dir wenigstens ein Zeichen unsers Lebens und der Freude und Liebe, womit wir stets Dein gedenken, zuzusenden.

Die Nachrichten, die wir bisher von Deinem Wohlsein erhielten, haben uns sehr beruhigt. Der Himmel gebe, daß sie stets so verlauten mögen.

Die Recension Deines Divan in der Hallischen Lit.-Zeitung hat mich sehr erfreut. Nur Rosegarten konnte sie mit solcher Einsicht und Verstand machen. Es ist ein trefflicher Mensch. Ich habe mir in dem Exemplar, das Du mir geschenkt hast, diejenigen Gedichte ausgezeichnet, die mir vorzüglich gefallen haben. Es ist derselben keine kleine Zahl. Unter dem Titel Jussuff und Suleika durften sich

Alſo träumt' ich. Morgenröthe
Blipt' ins Auge durch den Baum,
Sag Poete, ſag Prophete!
Was bedeutet dieſer Traum?

Hatem.

Dieß zu deuten bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere ſich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach zu tauſend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeiſterſt du!

Mich, der von den Indoſtanen
Streifte bis Damascus hin,
Um mit neuen Caravanen
Bis ans rothe Meer zu ziehn,

Mich vermählſt du deinem Kuſſe,
Der Terraſſe, dieſem Hain,
Hier ſoll bis zum letzten Kuſſe
Dir mein Geiſt gewidmet ſeyn.

vielleicht die meiſten finden. Aber wer liebt jetzt bei uns ſo! —

Dieſe Nacht habe ich die Briefe des Mark-Aurel und Frontons geleſen. Man hat mir keinen hinlänglichen Begriff von dieſen Briefen gegeben. Es ſind köſtliche darunter und ein Beiſpiel ohne gleichen, daß ein Beherrſcher des Reiches bis an die Grenzen der Scythen und Parther an ſeinen alten Lehrer mit ſolcher Herzlichkeit und ſolchem Vertrauen ſchreibt. Das ſcheint mir einer ganz neuen pſychologiſchen Auflöſung werth zu ſeyn. Auch ſcheint es mir faſt unbegreiflich, daß ein Regent, der ſich, nach ſeinem Geſtändniß, von manchen äußern Umſtänden gedrängt fühlt, in einem Abendbillet, bei Gelegenheit des Schlafes, aller Stellen des Homers und anderer Dichter ſich erinnern kann, die hierauf Bezug haben... So was, glaubte ich, könnte Dir, Lieber, allein zugedacht werden, der Du an unerſchöpflichen Geiſteskräften immer aufs Neue erblühſt!... K.

330. An Goethe.

Am Neujahrstag 1820.

Mit großem Vergnügen erhielt ich Deinen lieben Brief, da er mich Deiner wiederhergeſtellten Geſundheit verſicherte. An dem heutigen Neujahrstage wollen wir unſre Wünſche noch für dieſe verdoppeln, und eine geſunde Lebensfriſt noch für lange Jahre aus warmen Herzen anwünſchen.

Für das Ueberſchickte danke ich. Es iſt artig, daß die Shakſpeare'ſchen Papiere noch nach Jahrhunderten wie die Sibylliſchen Blätter hervorgeſucht werden. Es ſteht zu hoffen, daß Hr. Tieck den Inhalt derſelben noch etwas umſtändlicher bekannt machen werde. Vielleicht könnte ſich mancher unſrer neuen Schauſpieldichter darin einkleiden.

Von München aus wird eine Ausgabe der sämmtlichen Hamanschen Schriften in 5 Bänden angekündigt, die wahrscheinlich der sel. Jacobi noch seinem Hausgenossen, dem Ministerial-Rath Roth, aufgetragen hat. Sie rechnen auf 2000 Exemplar Absatz; es ist aber zu zweifeln, daß sie diese Summe vollständig erhalten möchten — nam ille homo non est homo omnium hominum.

Mein Lukrez wird auch in diesen Tagen seine Abfarth nach Leipzig vollziehen, wo ihn Hr. Göschen aus Großmuth drucken will. Er dürfte vielleicht noch weniger Glück machen als Hamans Schriften — denn unser Publikum ist allzusehr an Zucker und Milchspeise verwöhnt. K.

331. An Goethe.

Freitag den 21. Januar 1820.

Wir freuen uns Deines guten Andenkens, und daß es mit Deiner Gesundheit doch erträglich geht.

Ich habe auf meiner hohen Citadelle den feindlichen Angriffen des Boreas getrotzt und bei ziemlich lockern Fenstern und Thüren, mit Beistand des Vulcanus, seine Attaquen ausgehalten. Dabei glaubt ich doch zu bemerken, daß die äußere Luft weniger schädlich ist, wenn man nur die Wärme des Körpers erhalten kann.

Jetzt leben wir mitten in der Sündfluth und ich kann mir so hohen Wassers nie erinnern.

Die Verse des Hrn. Mosengeil haben viel guten Sinn, nur zweifle ich, daß dergleichen Arten von Gedichten große Wirkung hervorbingen dürften. Die Trennung der Poesie von der Musik scheint mir unnatürlich. Auch scheint mir Hr. Mosengeil mit seiner Verskunst noch nicht ganz im Reinen. Man vermißt den Mangel an Reimen zu sehr, da

sein Vers keine innere Bewegung hat, und die eingemischten Reime machen diesen Mangel nur noch fühlbarer.

Du würdest den guten Mann sehr glücklich machen, wenn Du ihn wegen seiner Sendung nur mit einer Zeile begrüßen möchtest. Auch magst Du vielleicht auch von mir ihm etwas Dankbares sagen.

Rosegarten wird Dir seine Recension des Diran nächstens zuschicken, er besitzt sie selbst nicht mehr.

Du vergnügst Dich an Deinen Werken der Kunst, und schaffst derselben neue. So kann man über die Zeit Herr werden; doch nicht jedem ist diese Herrschaft gegeben. Ich schreibe jetzt an einer Vorrede zu meinem Lukrez, den Herr Goschen sehr freundlich aufgenommen hat. Ich hätte dabei viel zu sagen, doch nicht jedem führt der Genius die Hand, wie Dir.

Indessen will ich doch auf die Stellen etwas aufmerksam machen, wo der Genius dieses Dichters am meisten hervorleuchtet; denn nach Stellen wird doch nur ein solches Gedicht von den meisten beurtheilt. Wann ich fertig damit bin, so erlaubst Du mir wohl, daß ich Dir das Manuscript zuschicken darf, um es ein wenig zu revidiren.

Sonst giebt es nicht viel Neues hier. Unsre gelehrten Fabriken gehen ihren Weg fort, und die Früchte davon werden sich erst in der Folge zeigen.

Von Nürnberg habe ich noch traurige Nachrichten, daß unser Merkel nemlich auf den Tod liegt, und wahrscheinlich schon todt ist. Keinen bravern, würdigern, verdienstlichern Mann kenne ich nicht. So wird er überall geliebt und verehrt. Das ist eine seltne Menschenart. Noch nicht vor drei oder vier Wochen erhielt ich einen Brief von ihm, mit demselben Geist und derselben Hand geschrieben, wie ehemals; ob er sich gleich etwas über seine Gesundheit beklagte.

Der junge Holzschuher, der hier studirt hat, überschickte

mir einige revidirte Blätter für unſern Erbgroßherzog, auf deſſen Verlangen, von einem gewiſſen Maler Bottſchild, die zu plafonds ſollen gedient haben. Sie ſind ſehr geiſtreich, zumalen eines, welches die Göttin der Jagd mit ihrem Zuge vorſtellt. K.

332. An Goethe.

Jena den 29. März 1820.

Dein neuſtes Heft der Alterthümer ꝛc. [1]) habe ich mit aufmerkſamem Vergnügen geleſen und danke Dir dafür. Deine Anzeigen der Kunſtwerke ſind gewiß für den Künſtler und Kunſtfreund — und wer ſollte dieß nicht ſeyn! — vom größten Intereſſe. Ob ich gleich keines der angezeigten Kunſtwerke geſehen habe, ſo haſt Du ſie doch ſo klar hingeſtellt, daß ich ſie durch Deine Beſchreibung faſt beſſer geſehen habe, als mit wirklichen Augen. Du haſt das Geheimniß, was Horaz ſo ſehr lobt und empfiehlt: proprie communia dicere. Ueber das Romantiſche und den neuern Geſchmack ließe ſich freilich noch manches ſagen.

Mir kommt es vor, als wenn die Religion und die Kreuzzüge den größten Einfluß darauf gehabt hätten. Der Grieche ſuchte das Göttliche, weil er erſt es ſich erſchaffen mußte, in Geſtalt und Form; wir, weil wir es ſchon zu beſitzen glauben, überlaſſen uns mehr der Phantaſie.

Den alten Schriftſtellern war eine gewiſſe Philoſophie und Moral immer die Baſis, und ihre Götterlehre diente ihnen zur Zierde; bei uns iſt es beinahe umgekehrt. Drum ſagt der Apoſtel Paulus gar recht: „die Griechen fragen nach Weisheit und die Juden nach Wundern“.

1) Kunſt und Alterthum, Bd. 2, Heft 2.

Der Pfingſtmontag hat mich ſehr ergetzt, und zuletzt was Du über Lord Byron ſagſt. Die Ueberſetzung iſt vortrefflich — ſo wie die charakteriſtiſche Beſtimmung ſeiner Gedichte mit ſcharfſinniger Beurtheilung.

Sollte Dir ſein neueſtes Gedicht Don Juan zu Händen kommen, ſo magſt Du mir es vielleicht auf kurze Zeit mittheilen. Ich habe treffliche Stellen in einem engliſchen Journale gefunden. —

So gehe nun ferner Deinen ruhmwürdigen Pfad fort und diene andern zum leuchtenden Muſter und Exempel!

Mein Lukrez iſt bei Hrn. Göſchen in Leipzig, der nach der Oſtermeſſe anfangen will daran zu drucken.

Noch ſteht mir eine kleine Arbeit dabei bevor. Ich hatte mir nemlich vorgenommen etwas Umſtändlicheres über das Verdienſt des Gedichtes und überhaupt über die Epikuriſche Philoſophie in der Vorrede zu ſagen — bis ich endlich in der freilich etwas ſehr weitläuftigen Vorrede des neuſten engliſchen Ueberſetzers größtentheils das gefunden habe, was ich etwa zu ſagen hätte — übrigens dieſes mit einer Beleſenheit und Gelehrſamkeit, der ich bei weitem nicht gleichkomme. Ich habe alſo Hrn. Göſchen vorgeſchlagen, dieſe engl. Vorrede auszugsweiſe überſetzen zu laſſen — da ich hier niemand dazu finde. . . — Doch ich überſchreite die Grenzen meines Briefes! K.

533. An Goethe.

(1829) [1].

Frau von Rodde iſt dieſen Abend mit ihrer Tochter bei uns geweſen. Sie iſt eine gute freundliche Frau und freut ſich gar ſehr Dir morgen aufwarten zu dürfen.

1) Ohne Datum. Des Beſuchs der Frau von Rodde, geborene Schlözer, gedenkt Goethe beim Jahre 1829. Werke, XXXII, 183.

Ihre Reiſe hat die Abſicht, ihre etwas kränkliche Tochter nach Dresden zu führen.

Schlafe wohl, mein Lieber, und halte Deine Wolken etwas mehr in Ordnung, daß ſie ſich nicht zu tief herablaſſen. . . K.

554. An Goethe.

Mittwoch den 11. Oktober 1820.

Ich habe geſtern Abend noch Dein neuſtes Heft [1]) über Kunſt und Alterthum mit hoher Freude durchleſen, und danke Dir für das Vergnügen und die Belehrung die auch mir daraus geworden iſt.

Du haſt die einzige Kunſt, über alles was ſchön und belehrend iſt bei dem Tiefſten auch auf das anmuthigſte zu ſprechen, und dies wird Deinen Namen ewig theuer und verehrlich machen.

Die Lehren und Winke, die Du dem Künſtler giebſt, ſind auch auf jede Kunſt und das ganze Leben anzuwenden. So allgemeine Eigenſchaften theilt der Himmel ſelten den Sterblichen zu. Lebe ſelig und vergnügt und laß Dich die kurze Zeit nicht reuen, die Du unter uns zugebracht haſt, da die Beförderung des allgemeinen Wohls doch die einzige Seligkeit iſt, die das Schickſal dem armen Sterblichen zugetheilt hat! . . . K.

1) Bd. 2, Heft 2.

555. An Knebel.

Weimar den 11. November 1820.

Du kannſt wohl denken, theuerſter Freund, welchen traurigen Eindruck der Unfall unſerer verehrten Großherzogin auf mich gemacht hat, doppelt und dreyfach, gerade in einer Zeit, wo ich mich in eine ruhige thätige Winterſtellung einzurichten gedachte. Nun iſt durch eine ſolche, wahrhaft öffentliche Calamität das häusliche Behagen gänzlich aufgehoben, da man ja die Vorſtellung ihrer Leiden und der zu beſorgenden Folgen nicht los wird. Es geſchahe eben da ich eine Botſchaft von ihr erhalten hatte, ihr aufzuwarten. Man hört zwar nur verhältnißmäßig Gutes, allein es iſt doch immer nur von mindern Uebeln die Rede. Die nähern Umſtände wird man Dir gemeldet haben, deshalb ich darauf nicht eingehen will.

Hofrath Meyer iſt zurückgekommen, höchſt vergnügt über ſeinen Berliner Aufenthalt [1]). Von Kunſtſchätzen und Kunſtthätigkeit hat er gränzenlos zu erzählen, und wir werden manches öffentlich zur Sprache bringen.

Die Meinigen ſind wohl und munter, auch mir geht es gut; doch vermiſſe die Jenaiſchen Berge, Thäler und Freunde gar ſehr.

Es iſt mir der Gedanke gekommen, andern Zudringlichen nachzuahmen, die Dich unverſehens überfallen und ſich bei Dir einquartiren; an einem hübſchen Tage biſt Du nicht ſicher. Mein Gartenhaus habe ich ganz degarnirt und kann doch den Gedanken, Euch ſechs Monate nicht zu ſehen, keineswegs bei mir gelten laſſen.

Nun lebe wohl, grüße alle und jede Deiner Umgebung und gedenke mein. Treulichſt G.

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, II, Nr. 359, S. 165.

556. An Goethe.

Jena den 13. November 1820.

Du magſt wohl glauben, daß mich der Unfall unſrer hochverehrten Großherzogin mit gleicher Betrübniß erfüllt hat. Zugleich dachte ich auch Deiner und wie Dir ſolches Ereigniß unter den Umſtänden doppelt empfindlich ſeyn müſſe. Hr. Geh. Hofrath Starke, der mir die Nachricht davon noch am Abend hinterbrachte, war Zeuge meines Schreckens. Ich wollte ihm kaum glauben.

Glück und Unglück theilen ſich ſeit einiger Zeit ſonderbar bei mir. Kaum hatte ich mich aus der Bewegung, die mir meines Sohnes Begebenheit verurſacht hatte, etwas erholt und dem Himmel gedankt, der den guten und braven Menſchen ſo wunderbar von der nahen Todesgefahr errettet hatte — ſo trifft mich nun ein ſo großes allgemeines Uebel! . . .

Die Nachrichten, die ich geſtern erhalten hatte, ſind indeſſen, unter den Umſtänden, noch ganz tröſtlich, und mich tröſtet noch am meiſten der eigne Muth der Fürſtin, die ſchon ſo manches Unheil erfahren hat.

Wenn der traurige Ton, den nothwendig dieſes Ereigniß in Weimar verurſachen muß, Urſache ſeyn ſollte, daß Du Dich auf einige Zeit wieder zu uns flüchten wollteſt, ſo wäre es wohl etwas das für uns Gutes aus dieſem Zufall entſpringen möchte.

Mit Vergnügen leſe ich an Deiner Morphologie, die mir viel Belehrung verſchafft. Wenn doch mehrere unſrer Lehrer dieſen Grad von Einſicht und Klarheit in ihren Schriften erhalten möchten! . . .

Olfried und Liſena leſe ich nur zuweilen am Abend. Unbedingtes Lob möchte ich wohl dem Gedichte nicht beilegen. Unſre Stanzendichter ſind auch mit den Stanzen

gar nicht zufrieden, und auch wohl nicht ganz mit Unrecht. Ueberall bemerkt man das Hinderniß, das ihm die oft wiederholten Reime beilegen. Der dritte Gesang zeugt mir vorzüglich von dem Geist und Talent des Dichters, wo er bei den Statuen im Garten den Charakter der Personen auf das Trefflichste darstellt.

Mich freut es, daß der gute Meier so glücklich wiedergekehrt ist. Das wird Dir gute Unterhaltung geben. Vielleicht kommt er auch einmal mit Dir wieder in unser Jena.

Prof. Kestner ist zwar wieder etwas besser — aber der Arzt will ihm leider doch keine lange Lebensfrist zugestehn. Das wäre ein wahrer Verlust! Welcher Professor der Theologie könnte ihn ersetzen! . . .

Da Du doch immer politische Neuigkeiten von mir zu erfahren verlangst, so kann ich Dir melden, daß die heilige Caroline ganz nahe ihrem Triumphe ist. Ihre Vertheidiger haben sich herrlich bewiesen — und ich habe dabei bemerkt, daß eine Sache, wenn sie auf einen höhern Gesichtspunkt kann gestellt werden, leicht mehr Beifall und Nachsicht findet, als eine schlechte Anklage. . . . K.

537. An Knebel.

Weimar den 29. November 1829.

Wenn die Gypsabgüße Deines wohlgerathenen Bildnisses [1]) (zu Deinem Geburtstag bestimmt, von unsern dienstfertigen Geistern, aber etwas zu früh abgesendet) glücklich angekommen, so freut es mich sehr. Zwey davon, es waren ihrer ein halb Dutzend) habe ich mir zugeeignet, wovon eins

1) In Basrelief, von Friedrich Tieck.

auf unſerer Bibliothek, das andere in meinem Lararium prangen ſoll; ſie ſind gewiß höchſt erfreulich gerathen.

Mögeſt Du Deinen Tag froh und glücklich feiern!

Außer Meyern, welcher Abends zur rechten Stunde eintrifft, ſeh ich faſt niemanden; meine Correſpondenz erweitert ſich hingegen dergeſtalt, daß ich keine lange Weile habe. Ich gebe mich dieſer Beſchäftigung gerne hin, weil es intereſſant iſt, auf die unſchuldigſte Weiſe zu beobachten, wie es, im ſittlichen und äſthetiſchen Sinne, an vielen Ecken und Enden des lieben Vaterlandes ausſieht. Was uns in Politicis betroffen, trifft auch Dich, als einen emſigen Zeitungsleſer. Daß die erſte congreviſche Rakete von Nordoſten her, gerade auf uns gerichtet worden, iſt doch eigen genug und wir wollen ſehen, was der übrigen Welt nunmehr widerfährt.

Auch wird am neuen Hefte von Kunſt und Alterthum emſig fortgearbeitet, indem Meyer ſeine Ladung, die er aus Ophir zurückgebracht, auszupacken angefangen.

Wenn Du Aushängebogen des Lucrez erhältſt, überſende ſie mir doch (ich ſchicke ſie gleich zurück), damit ich nur mich von Geſtalt und Weiſe unmittelbar überzeugen möge. Da ich gar nicht ausgehe, ſo unterhält mich ſehr ein durchgeführtes Ordnen meiner Mineralien; wenn Du Dich in Gegenwart überzeugteſt, wie hübſch es iſt, würdeſt Du doch wohl zur Nacheiferung gereizt.

Dem guten Bernhard Beiliegendes. Seyd mir alle ſchönſtens gegrüßt. Treulichſt G.

Kenne wohl der Männer Blicke,
Einer ſagt: ich liebe, leide!
Ich begehre, zu verzweifle!
Und was ſonſt iſt kennt ein Mädchen.
Alles das kann mir nicht helfen,
Alles das kann mich nicht rühren;
Aber Hatem! deine Blicke
Geben erſt dem Tage Glanz.
Denn ſie ſagen: die gefällt mir,
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen.
Seh' ich Roſen, ſeh' ich Lilien,
Aller Gärten Zier und Ehre,
So Cypreſſen, Myrten, Veilchen,
Aufgeregt zum Schmuck der Erde;
Und geſchmückt iſt ſie ein Wunder,
Mit Erſtaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, ſegnend,
Daß wir uns geſundet fühlen,
Wieder gern erkranken möchten.
Da erblickteſt du Suleika
Und geſundeteſt erkrankend,
Und erkranketeſt geſundend,
Lächelteſt und ſahſt herüber
Wie du nie der Welt gelächelt.
Und Suleika fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: die gefällt mir
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen.

358. An Goethe.

Jena den 2. December 1820.

Dein holdes Andenken an meinen Geburtstag hat mir und uns allen große Freude gemacht.

Es war wirklich ein ausgezeichneter Tag für mich, da mehrere andere Freunde auch Antheil daran nahmen, und mich durch ihre Theilnahme belebten.

Vor allen aber war mein kleiner Bernhard sehr glücklich, daß Du ihn durch Deine Zeilen [1]) beehren wolltest. Still und verschwiegen trug er sein Glück.

Für die Uebersendung des Tieckschen Kunstwerkes danke ich. Man kann sich nicht immer selbst gleich in seinen Kopf finden; drum muß man das Urtheil davon Andern überlassen.

Ich werde Hrn. Tieck in einigen Zeilen danken. Daß Du Deine Correspondenz noch erweitert hast, freut mich für das ganze Publikum. Wie manches behältst Du ihm noch dadurch vor; denn was könntest Du schreiben, das nicht interessant wäre?

Ich habe Deine Aufsätze in dem neusten Stück der Morphologie mit innigster Freude studirt. Welche genaue und tiefe Ansicht so mannichfaltiger Dinge! Gewiß Du bist der Einzige! — Mit dem Entoptischen bin ich noch nicht ganz zu Rande. Meine Kenntnisse sind gar schwach, und dann wechseln die Stunden der Zusammenfassung gar zu sehr bei mir.

Meine Vorrede ist noch nicht fertig. Zwar liegen die Bogen gehäuft vor mir, und der Materialien werden immer mehr; aber es fehlt an dem Glühfeuer des Geistes, sie zusammenzuschmelzen.

1) S. Goethe's Werke, IV, 138.

Wenn man ſo ſelten ſpricht, ſo wünſchte man doch auch etwas geſagt zu haben — und zu ſagen wäre ſo viel! . . . .

Es mag einem fleißigen Ueberſetzer wohl erlaubt ſeyn, den Herren Commentatoren und Philologen über ihren beſchränkten und Kleinheitsgeiſt — wenigſtens etwas zu verſtehen zu geben. K.

559. An Knebel.

Weimar den 17. December 1820.

Meine Abſicht Dich einmal zu überraſchen, iſt durch die weichen regnenden Tage bis jetzt verhindert worden. Den kürzeſten Tag werden wir denn wohl in wechſelſeitiger Einſamkeit abwarten müſſen, wo ſodann die Sonne zu Deiner Freude jeden Morgen nach der Kunitzburg weiter rücken wird.

Meyers großer und entſchiedener Gewinn von der Berliner Reiſe unterhält mich gar höchlich die Abende; er hat es an ſchriftlichen Bemerkungen nicht fehlen laſſen, die denn freilich jetzt erſt zu redigiren und ins Reine zu ſchreiben ſind.

Ein vor zwanzig Jahren [1]) gefertigtes Schema, wo alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen ſind und von dem ich Dir wohl einmal geſagt habe, iſt nun ſorgfältig revidirt und der Laconismus deſſelben durch Ausführlichkeit der Gleichniſſe belebt worden. Ich habe bei dieſer Gelegenheit, da ich das Werk von vornen bis hinten und von hinten bis vornen anſchauend durchlaufen mußte, nur aufs Neue Reſpect vor den letzten Redacteurs empfunden, denen wir unſre Recenſion ſchuldig ſind. Wir können

1) Im Jahr 1798, vom 29. März bis 21. Mai.

dieſes Werk, in ſeinen Elementen als das würdigſte, in ſeiner Ausführung als das vollkommenſte anſehen, was wir beſitzen, und wollen alſo daſſelbe immerfort mit Dank anerkennen.

Bei dieſer Gelegenheit habe auch Wolfs Prolegomena wieder geleſen und mich daran erbaut und ergötzt. Da man das Vorurtheil aufgegeben hat der uralterthümlichen Einheit der homeriſchen Geſänge, ſo iſt es eine Freude, durch alle kritiſche Nebel hindurchzuſehen, wieviel uns übrig geblieben ſeyn muß.

Junge Freunde erſuchen mich dringend, mein Schema drucken zu laſſen und ich thue es vielleicht in einem meiner Hefte. Dem bildenden Künſtler wird es vom größten Vortheil ſeyn, der nunmehr die nackte That, ohne poetiſche Pracht, vor Augen ſieht und ſie nach ſeiner Weiſe nun wieder geiſtreich verkörpern und ausſtatten kann.

Im Beikommenden findeſt Du die Abbildung eines alten Vorfahren, den Du mit einer Stecknadel gern an die Wand heften mögeſt. Durch eine gewiſſe Aehnlichkeit bin ich veranlaßt worden, die in meinem Beſitz befindliche Medaille abgießen zu laſſen. Ob Ihr an der Saale auch dieſe Aehnlichkeit findet, wird ſich zeigen; meine Hausgenoſſen haben ſich ſogleich ausgeſprochen.

Jetzt lebe wohl und laß mich den erſten Aushängebogen vom Lukrez baldmöglichſt ſehen, damit ich mich vergnüglich überzeuge und ſage mir auch etwas von Deinen Zuſtänden.

In meinem Hauſe befindet ſich Jung und Alt ganz wohl. Treulichſt G.

560. An Goethe.

Jena den 22. December 1820.

Für Deine lieben Geschenke — ich rechne nemlich Deinen Brief auch dazu — sage ich Dir den herzlichsten Dank.

Mit uns steht's zur Stunde noch ganz gut. Wir freuen uns, den mächtigen Sol auf seinen tiefsten Punkt hinter den Bergen gebracht zu haben — damit uns seine Auferstehung bald wieder erfreue. Indessen sind doch Berg, Thal, Wald und Busch in weißes Blüthengewand gehüllt, und verlängern durch ihren Glanz die Kürze des Tages.

Daß Du zu Deiner heroischen Welt zurückkehrst und uns etwas über den Homer geben willst, das preise ich sehr. Es ist Zeit, daß wir den Sinn und Geschmack für dieses Alterthum wieder erwecken. Unsere Commentatoren gehen meist nur auf das Grammatikalische aus — das denn auch seinen Werth hat — der Geist aber geht ihnen verloren. Ich habe dieses bei meinem Lukrez erfahren — und erfahre es noch täglich.

Ich habe mich seit einigen Tagen in die Griechen wieder verliebt und habe mir sogar den Athenäus von der Bibliothek bringen lassen, um von ihren ungeheuern Späßen etwas zu erfahren. Diese möchten nun nicht eben alle nach unserm Geschmack seyn; aber es ist ein Reichthum und ein Wohlleben drinnen, das nicht zu sagen ist.

Daß Dir unser guter und trefflicher Meyer zum sichern Beistand ist, kann ich mir wohl denken. Ich möchte wohl zuweilen mit bei der Unterhaltung seyn — aber unser Loos ist schon, vereinzelt zu bleiben, und die Jahre trennen auch ab.

Die Aehnlichkeit von einer mir bekannten Person kann ich in den beiden mir zugeschickten Abdrucken nicht erkennen; aber ich erfreue mich an dem verständigen gelehrten Ausdruck

des alten Ficin, der der Freund und Lehrer meines Lieblings, des Lorenzo Medicis war, und zuerst den Plato in seiner Uebersetzung ans Licht brachte.

Vom Lukrez kann ich Dir noch keine Bogen schicken, aber auf Ostern erhältst Du das ganze Werk gewiß.

Bei dieser Gelegenheit habe ich den Ungeschmack unsrer Freunde aufs neue zu erkennen gefunden. Sie wollten nicht nur den Aufsatz des Hrn. Baumgarten-Crusius mit voransetzen, sondern auch Wakefields sämmtliche Noten lateinisch hinten anbringen. Welches Ungeheuer! —

Ich möchte in meiner Vorrede gerne den Geist des Mannes — wie es einem solchen Dichter gebührt — gehörig darstellen. Der wiederaufsteigende Phöbus wird mir vielleicht hiezu Kraft und Gedeihen verleihen. K.

561. An Goethe.

Jena den 29. December 1820.

Der fortdauernde strenge Frost hält uns hier ziemlich zusammen, und ich vermag nur aus der etwas schwer zu erwärmenden Stube die Schönheiten der Natur zu beobachten. Deine Wolkenerscheinungen begegnen mir oft; doch mag die stets veränderliche Göttin zuweilen auch andere Gestalten und Formen annehmen.

Nichts erfreut mich mehr, als wenn die Sonne jetzt beim Aufgehen einen hellen Dampf, gleichsam eine Lichtsäule voraus schickt, bis sie zuletzt selbst den Altar entzündet.

Von unsern Akademischen Verhandlungen weiß ich nichts, als daß man sagt, daß Hr. Schelling statt des Prof. Fries hieher kommen würde. Es wäre gut, wenn wir einmal der Philosophie einen festen Punkt setzten, da es in

andern Wissenschaften und Künsten noch so sehr bei uns schwankt.

An dem durch sein ehemaliges politisches Vortreten etwas verschrieenen Doktor Schröter allhier habe ich einen trefflichen Menschen gefunden. An Kenntniß und Schärfe der Beurtheilung möchten ihm nur wenige hier gleichen. Es wäre fast zu wünschen, daß er sich in dem etwas üblen Geruche von außen erhalten möge, damit wir ihn nicht zu zeitig wieder verlieren; er liest hier die Pandekten mit Beifall.

Gerning hat mir seine Rhein-Beschreibung zugeschickt — aber ohne Brief! . . .

Lebe wohl, mein Bester! — Der Himmel erhalte Dich und uns in dem kommenden neuen Jahre zu unserm wechselseitigen Trost und Vergnügen. Der Deinige K.

562. An Goethe.

Jena den 25. Januar 1821.

— Ein anhaltender Husten plagt mich schon seit ein paar Wochen und ermattet mich sehr — so, daß ich beinahe in einen Marasmus senilis zu verfallen glaube. Indessen habe ich doch noch Hoffnung zur bessern Zeit, und daß mich die lauen Weste wieder etwas erwecken dürften.

Eine Nachricht, die mir Hr. Weller gibt, daß er auf Dein Geheiß mein Bild von Hrn. Fieck in der Bibliothek aufhängen solle, hat schon etwas dazu beigetragen. Ich weiß nicht sehr wie ich zu dieser Ehre gelange, da ich nicht viel für meinen Ruhm gethan habe; indessen macht Deine freundschaftliche Gesinnung, die sich dadurch zeigt, mir ein dankbares Vergnügen.

Da ich mich doch zuweilen mit dem Himmel abgebe,

der uns jetzt wieder hellere Tage verſpricht, ſo ſprach ich kürzlich mit Freund Poſſelt über das hier befindliche Herſchelſche Teleſcop, das er, mit mir, ſehr in Stand geſetzt wünſchte. Die Koſten der Reparatur könnten ja ſo ungeheuer nicht ſeyn — und jeder Sternenliebhaber würde ſein Scherflein willig beitragen. Das Herſchelſche Teleſcop, das der vorige König in Spanien von Herſchel gekauft hat, und das noch jetzt in Madrid befindlich iſt, hat 11,000 ℔ Sterling gekoſtet. Wie weit iſt noch von der unſrigen zu dieſer Summe — und die jetzigen Landſtände könnten wohl etwas dazu ausfindig machen. . .

— Doch ich will nicht zu weit in unſerm ſanguiniſchen Wunſche gehen, nur die Sache Dir einigermaßen ans Herz gelegt haben. . . .

Was macht der kleine Walter und ſein Bruder? — Ich frage immer nach den Kindern — denn ihnen iſt das Himmelreich! . . . K.

563. An Knebel.

Weimar den 14. Februar 1821.

Endlich, theuerſter Freund, wird mir ein dringendes Anliegen erfüllt, welches ich ſo oft ſeit vielen Jahren ausgeſprochen habe, Deine Ueberſetzung nämlich des Lucrez zu ſehen. Herrn Göſchen will ich den ſchönſten Dank ſagen, daß er ſich hierin, wie in ſo manchem Andern, bereitwillig erwieſen, unſere Muſe zu begünſtigen.

Nun bleibt mir nichts zu wünſchen übrig, als dieſes wohlbedachte und durchgearbeitete Unternehmen auch von unſerm Publikum freundlich aufgenommen zu ſehen.

Du haſt, mein wertheſter Freund, wie ich von früher Zeit her weiß, die Abſicht, dieſe Ausgabe mit einem Vor-

wort zu begleiten, und ich fühle gar wohl, daß Du über die Art und Weiſe, wie dieſes geſchehen könne, einigermaßen in Zweifel ſchweben müſſeſt. Wie ich jedoch darüber denke, will ohne Weiteres in einem, hoffentlich, paſſenden Gleichniſſe ausdrucken.

Wenn wir irgend einen bedeutenden Reiſenden auswärtigen Gönnern und Freunden zu empfehlen gedenken, ſo drückt man zuerſt die Eigenſchaften aus, die ihn günſtig einführen und würdigen Perſonen würdig darſtellen können; überläßt aber alsdann, ohne umſtändliche Schilderung, ihnen ſelbſt, inwiefern ſie ſich näher anſchließen und ſich mit ſeinen Eigenheiten nach und nach befreunden wollen.

Sollte dieſer Vorſchlag auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden ſeyn, ſo wünſche von Dir, der Du dieſen Freund innig kennſt, das Nähere zu erfahren. Treulichſt G.

Was ich jedoch, wenn ich einen methodiſchen Gang einer ſolchen Unterhaltung denke, am erſtens beachtet wünſchte, iſt folgendes:

Was unſern Lucrez als Dichter ſo hoch ſtellt und ſeinen Rang auf ewige Zeiten ſichert, iſt ein hohes tüchtig-ſinnliches Anſchauungsvermögen, welches ihn zu kräftiger Darſtellung befähigt; ſodann ſteht ihm eine lebendige Einbildungskraft zu Gebot, um das Angeſchaute bis in die unſchaubaren Tiefen der Natur, auch über die Sinne hinaus, in alle geheimſten Schlupfwinkel zu verfolgen. Dieſes beides wäre vor allen Dingen durch Hindeutung auf die wichtigſten Stellen zu belegen. G.

Nachſchrift. So eben erhalte ich die wirklich ſehr ſchön gerathenen Druckbogen. Ich will ſie leicht heften laſſen, weil es ohne dieſes ſchwer, ja beinahe unmöglich iſt, das Lateiniſche mit der Ueberſetzung zu vergleichen, welches man denn doch nicht unterlaſſen kann.

Von denen Briefen, welche Du mir in dieſer Angelegenheit ſchreibſt, brauchſt Du keine Abſchrift zu nehmen: denn ich formire ein Faſcikel Acten, welches man zuletzt nach dem bewußten Zweck redigiren kann.

564. An Goethe.

(Ohne Datum [1]).

Bei aller meiner Bekanntſchaft mit dem Lukreziſchen Gedichte wird es mir doch etwas ſchwer, die mir in Deinem letzten Schreiben aufgeſtellten Sätze genügſam zu beantworten. Ich muß geſtehen, daß ich bei meiner Bearbeitung des Gedichtes meine Aufmerkſamkeit mehr auf die poetiſchen Vorzüge des Dichters, als auf die Darſtellung und Beweiſe ſeiner philoſophiſchen Sätze gewendet habe. Indeſſen will ich verſuchen was ich kann, in Erwartung Deiner Andeutung und Zurechtweiſung wo ich ſollte gefehlt haben.

Ich will alſo zu mehrerer Bequemlichkeit das Gedicht nach ſeinen 6 Büchern durchgehen, und nur noch zum Voraus bemerken, daß Lukrez gemeiniglich das Räſonnement vorausgehen läßt, bevor er ſeine Gründe und Beweiſe darlegt. Dieſe nimmt er aber meiſt nur aus der ſämmtlichen Anſchauung und Erfahrung, oder aus der Analogie mit andern Dingen. Nur Einmal geht er, wie man ſagen möchte, ins Transcendentale über, wenn er aus den Geſetzen der Vernunft das Leere beweiſt.

Das erſte Buch hat nun zum hauptſächlichſten Gegenſtande, daß aus Nichts nichts werden könne. Hierzu führt er die hinreichendſten und treffendſten Beweiſe an. Davon kommt er auf die kleinſten Theile, durch welche die

1) Dem Inhalt nach hierher gehörig.

Natur alles hervorbringt, und zuletzt auf das Leere, ohne welches keine Bewegung stattfände.

Er nimmt also nur zwei Dinge in der Natur an, Körper und Leeres. Die Gründe hierzu werden wiederholt vorgetragen, Abweichungen dieser Lehre getadelt, und Benennungen anderer Dinge darauf zurückgebracht.

Nun kommt er auf die Grundstoffe der Materie, durch deren Verein die Körper hervorgebracht werden, und beweist ihr Dasein und ihre Eigenschaften, ihre Einfachheit, und daher ihre Unauflöslichkeit und dauernde Einigkeit.

Zuletzt widerlegt er die falschen Meinungen anderer Philosophen von den Elementen, worunter er besonders den Heraklitus nennt, und, obwohl mit großem Lobe, den Empedokles, der die vier Elemente annahm. Gegen diesen beweist er die Unzulänglichkeit seiner Lehre, und gegen jenen ruft er die Sinne selbst an, auf die sich doch aller Grund der Wahrheit stütze. Hier kommen noch mehrere Zurechtweisungen anderer Meinungen der Philosophen vor, die durch manche sinnreiche Zusammenstellungen in der Einbildungskraft des Dichters der Natur widerlegt werden.

Er kommt nun auf die Homöomerien des Anaxagoras, die er darlegt und etwas spöttisch behandelt.

Alles kommt auf Verhältniß und Lage jener ersten Stoffe unter sich an. Hier der Vergleich mit unserer Sprache selbst, wie dieselben veränderten Buchstaben ganz andere Worte und Begriffe hervorbringen können.

Von hier aus kommt der Dichter durch einen prächtigen Uebergang auf die Grenzenlosigkeit des Ganzen, da es kein Aeußerstes geben kann, keinen Punkt von dem man nicht weiter sehen könnte. Auch kann nicht alles mit Materie angefüllt sein, sonst fehlte es den Dingen an Bewegung. Diese wechseln immer mit dem leeren Raume ab, wie wir

Gingo biloba.

Dieſes Baum's Blatt, der von Oſten
Meinem Garten anvertraut,
Giebt geheimen Sinn zu koſten,
Wie's den Wiſſenden erbaut.

Iſt es Ein lebendig Weſen,
Das ſich in ſich ſelbſt getrennt,
Sind es zwei, die ſich erleſen,
Daß man ſie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlſt du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Suleika.

Sag, du haſt wohl viel gedichtet,
Hin und her dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerandet,
Bis auf Punkt und Strich vollendet,
Zierlich loſend manchen Band?
Stets wo du ſie hingewendet
War's gewiß ein Liebespfand?

Hatem.

Ja, von mächtig holden Bliken,
Wie von lächelndem Entzücken

es an allen Dingen sehen. Es ist also ein endloses, unverwüstliches Leeres.

Ein Spott auf die Stoiker, die der Welt eine Seele zuschreiben. Sie ist durch die unendlich-wiederholte Veränderung zufälliger Verbindung der Stoffe entstanden. Durch diese wird auch Alles neu wieder hergestellt und erhalten, gleichsam wie Speise und Trank den menschlichen Körper ernährt und erhält.

Hier folgt die Widerlegung einiger, daß alles nach dem Mittelpunkt dringe. Dieses scheint dem Dichter unwahr, weil es überhaupt keinen Mittelpunkt im unendlichen All geben könne.

Dieser Meinung ist auch, daß Sonne und Sterne da seien, um die von der Erde aufsteigenden Theile der Luft und des Feuers aufzufassen und zurück zu halten, damit nicht durch einen gewaltigen Ausbruch der Stoffe zuletzt alles zu Grunde ginge. (Unterschrift fehlt.)

565. An Goethe.

Jena 16. Februar 1821.

Deine wenigen Zeilen haben meine Zweifel größtentheils gelöst und ich nehme sie als einen Ausspruch des Apolls an.

Bedenklich mußte mir allerdings der Fall vorkommen, ein Werk dem Publicum zu übergeben, das Wenige hinlänglich zu beurtheilen wissen, und das, seiner ernsten Natur nach, auch nur für Wenige etwas Anziehendes haben könnte. Selbst die Lehren, die darin vorgetragen werden, sind zum Theil schon durch neuere Erkenntnisse widerlegt, zum Theil auch für höchst ketzerisch gehalten worden.

Solchen vorgefaßten Meinungen und Urtheilen zu be-

gegnen, möchte bei Empfehlung eines Werkes eine beſchwerliche Sache ſeyn, und wenn man auch, um bei Deinem Gleichniſſe zu bleiben, von der Würdigkeit des einzuführenden Freundes ſelbſt überzeugt wäre, ſo würde es doch einen Mangel von Delicateſſe anzeigen, unſern Freund in eine Geſellſchaft zu bringen, wo er ſchon im voraus übel angeſchrieben wäre. —

Doch wir wollen nicht länger unſer Erkenntniß von dem Manne und ſeine Sache zurückhalten, und, wie Du wohl bemerkſt, ſo ſind hohe Anſchauung, kräftige Darſtellung und lebendige Einbildungskraft Eigenſchaften unſres Dichters, und dieſe haben ihm auch ſchon von jeher eine der erſten Stellen unter den Dichtern des Alterthums eingeräumt. Seine ſpätern Zeitgenoſſen, Virgil, Ovid, Horaz u. a. ſprechen mit hoher Achtung, ja mit Bewunderung von ihm, und erſterer zeigt beinah auf jedem Blatte ſeiner unſterblichen Gedichte, daß er unſern Lucrez als Muſter und Vorbild ſich gehalten. Der Unbeſtimmtheit und Trüglichkeit mancher ſeiner Sätze ungeachtet, ward er in folgenden Zeiten von den merkwürdigſten (Männern) als tiefer Denker und weiſer Sittenlehrer anerkannt, und die Trefflichkeit ſeiner einzelnen Anſchauung erhoben.

Ich ſage vor der Hand nicht mehr und erwarte nur vorher noch Deine Begünſtigung, ob ich durch Heraushebung einiger Stellen den Character des Mannes und ſeines Gedichtes näher darlegen ſoll. K.

566. An Knebel.

Weimar den 18. Febr. 1821.

Mich freut es ſehr und muntert mich auf, daß meine Vorarbeit zum Lukrez Deinen Beifall hat, denn wer kann

ſie beſſer empfinden und beurtheilen als Du, der Du das treffliche Weſen ſo innig kennſt. Anregung aber bedarf es freilich zu der Ausführung des Angekündigten, und ich fürchte mich gewiſſermaßen ſelbſt davor; meine Abſicht iſt ſie dieſen Sommer in fremden Landen vorzunehmen, wo der Geiſt freier wirkt. Vorbereiten aber will ich mich und dann würde doch das Beſte ſeyn, wenn wir etwa vierzehn Tage zuſammen conferirten und die Sache von Grund aus durchſprächen. Meiner Anſicht bin ich gewiß, weiß auch was und wohin ich will, aber man muß ſich erſt eines großen Details verſichern, wenn man ein ſolches Weſen durch die vier Categorien von Menſch und Dichter, Römer und Naturphiloſoph durchführen will. Doch müſſen wir es uns nicht ſchwer machen und lieber eine Skizze geben als zurückhalten.

Durch die Wendung, den angefochtenſten Theil ſeines Werks, das leidenſchaftliche Läugnen der Unſterblichkeit, in's Komiſche zu ſpielen, gewinnen wir unendlich; ſo wie ſich recht gut wird zeigen laſſen, daß alles, was ihm zum Vorwurf gereichen könnte, eigentlich ſeinem Jahrhundert als Schuld anzurechnen iſt.

Tiſchbein iſt ſehr vergnügt über die Darſtellung ſeiner Idyllen und ſendet immer eins nach dem andern.

Den Auszug aus der Ilias darf ich wohl empfehlen, ich habe mir ihn zu eignem Gebrauch vor vielen Jahren gefertigt. Sie ſtreiten: ob die Ilias als äſthetiſch Ganzes betrachtet werden könnte, und wie viele dürfen behaupten, daß ſie ſolche im Ganzen und Einzelnen gegenwärtig haben. Durch dieſe factiſchen Grundzüge menſchlicher Thaten, belebt durch die begeiſterten und localiſirenden Gleichniſſe, wird es eher möglich. Ich leſ' es manchmal wieder, weder Lehrer noch Schüler dürfen künftig dieſe Einleitung entbehren, die in dieſer Art und Vollſtändigkeit noch nicht da iſt. Mich regts oft auf, dieſen oder jenen Geſang wieder zu leſen,

man faßt ihn alsdann gleich an seiner Stelle, ohne daß uns das Rückwärts und Vorwärts verdüstert würde.

Hab ich Dir schon aus einem andern Fache des vortrefflichen O'Altons zweytes Heft der Osteologie (gesendet)? Das erste enthält die Faulthiere, dieses die Pachydermata, die dickhäutigen, schweineartigen Geschöpfe, Elephant, Rhinoceros, Hippopotamos u. s. w. mit der größten Einsicht und Geschicklichkeit gezeichnet und mit herrlicher Uebersicht commentirt.

Von einer andern Seite harret uns über diesen Gegenstand entschiedene Aufklärung und Förderung. Hofr. Carus ist von seiner Reise nach Genua zurückgekommen und wir haben von ihm ein herrliches Werk über das Schaalen- und Knochengerüst der Thiere zu erwarten. Da wird uns denn die Consequenz der Natur immerfort reiner vor den äußern und innern Sinn gebracht werden. G.

567. An Knebel.

Weimar den 21. Febr. 1821.

Um einen Schritt nach unserm löblichen Vorsatz weiter zu thun, erkläre mich über eine Stelle meines vorigen Briefes etwas umständlicher und sage: die **Anschauung** könne eine **physiologische** und **pathologische** seyn. Erstere macht den Naturforscher, letztere den Arzt; daß Lukrez zu beiden befähigt gewesen, ist wohl kein Zweifel; schön wäre es daher, wenn man Stellen andeutete, wo derselbe die Natur in ihrer ganzen Fülle und Gesundheit, sodann aber wo er sie als krank und mangelhaft gleichfalls erkennt und ausspricht.

Zur Anschauung gesellt sich die **Einbildungskraft**, diese ist zuerst *nachbildend*, die Gegenstände nur *wiederholend*

Sodann iſt ſie **productiv** indem ſie das Angefaßte belebt, entwickelt, erweitert, verwandelt.

Ferner können wir noch eine **umſichtige** Einbildungskraft annehmen, die ſich beim Vortrag umherſchaut; Gleiches und Aehnliches erfaßt um das Ausgeſprochene zu bewähren.

Hier zeigt ſich nun das Wünſchenswerthe der Analogie, die den Geiſt auf viele bezügliche Punkte verſetzt, damit ſeine Thätigkeit alles das Zuſammengehörige, das Zuſammenſtimmende wieder vereinige.

Unmittelbar daraus erzeugen ſich die **Gleichniſſe**, welche deſto mehr Werth haben, jemehr ſie ſich dem Gegenſtande nähern, zu deſſen Erleuchtung ſie herbeigerufen werden. Die vortrefflichſten aber ſind: welche den Gegenſtand völlig decken und identiſch mit ihm zu werden ſcheinen.

Von allen dieſen Geiſtesoperationen finden ſich herrliche Beiſpiele im Lucrez und ich wünſchte unter jeder Rubrik die vorzüglichſten aufgeführt zu ſehen, welches Dir, da Du ihn ganz inne haſt, nicht ſchwer fallen dürfte. Ich werde indeß, da ich mich mit Original und Ueberſetzung beſchäftige, nicht verfehlen, was für dieſe und die folgenden Punkte mir wichtig ſcheint, Verweis anzumerken.

Betrachtungswerth findet ſich gerade hiezu im ſechſten Buch die wichtige Stelle, von Vers 95 bis 599. Sie iſt ſehr ausgearbeitet und würde davon manches zu brauchen ſeyn; er ſelbſt hat ſie für ſo wichtig gehalten, daß er ihr einen Anruf an die Muſe vorausſchickt.

Laß Dich nicht verdrießen, den Dichter auf ſolche Weiſe gleichſam zu zerſtücken; ich kenne nur dieſen Weg, um aus der allgemeinen in die beſondere Bewunderung zu gelangen. Haben wir dies vorausgeſchickt, ſo können wir andere Verdienſte dieſes außerordentlichen Mannes gleichfalls hervorheben.

Ich habe nun die Aushängebogen geheftet vor mir, sie nehmen sich sehr gut und ich finde jetzt, bei mehrerer Bequemlichkeit, Deine Ueberſetzung eines ſo ſchwierigen Werkes, das man ſtellenweis' abſtrus nennen könnte, klar, eingänglich und fließend.

treulich G.

568. An Knebel.

Weimar den 28. Febr. 1821.

Gar wohl begreife ich, mein Theuerſter, daß meine vorgeſchlagene Behandlungsart des Dichters Dir nicht ganz zuſagt; denn es hat freilich immer einige Gefahr, einen Dichter auf dieſe Weiſe zu zerpflücken, weil man nicht ſicher iſt, ihn am Ende in ſeiner Ganzheit wieder herzuſtellen; deshalb billige ich Deinen Vorſatz, buchweiſe zu verfahren, gar ſehr und erwarte zunächſt eine Sendung.

Die Eile bitte zu verzeihen G.

569. An Knebel.

Weimar den 7. März 1821.

Ich kann nicht genug eilen, Dir die Blätter zurückzuſchicken und Glück zu wünſchen, daß die Arbeit ſo ſehr gut geräth. Fahre ſo fort und ſieh Dich weder rechts noch links um, denn mit dem Publikum fährſt Du am beſten, wenn Du thuſt, als wenn keins da wäre. Auch in Abſicht auf die Ausdehnung ſind ich Deine Arbeit ſehr glücklich, wenn Du durch die ſechs Bücher ſo fortfährſt, ſo könnte es, bei dem großen Format, nur wenig Bogen geben.

Fahre fleißig fort und ſende fleißig; auch ich befinde mich ganz leidlich und nicht gehindert, alle Tage mein Pen-

ſum wegzuarbeiten, um zu Oſtern mit mancherley fertig zu ſeyn. Möge dieſe Epoche uns beiden gleichmäßig Freude bringen

treulich G.

570. An Knebel.

Weimar den 18. März 1821.

Auch gegenwärtige Sendung kommt mit vielem Dank und allem Beifall zurück, ich wünſchte nichts hinzugefügt, noch weggenommen. Der Auszug iſt klar deutlich und hinreichend; doch habe ſtets im Sinne und vor Augen Dich vor Weitläuftigkeit und Controvers zu hüten; unter der Arbeit iſt beides leicht zu vermeiden, nachher kaum zu entfernen.

Die ſchöne Jahreszeit, welche ſich anmeldet, wird mich auch wohl bald zu Euch führen.

Die Bibelgeſellſchaft iſt eine wunderliche Erſcheinung; wir müſſen eben von allem ein Muſterſtück haben.

Mit den beſten treuſten Wünſchen G.

571. An Knebel.

Weimar den 28. März 1821.

Mit wenigen aber frohen Dankesworten begleite dieſe abermalige Rückſendung. Es ſchreitet ſchön und gut fort, möge der Druck nun bald das Ganze vollenden.

Mit den beſten Glückwünſchen zu der eintretenden, Allen ſo heilſamen Frühlingswitterung. G.

572. An Knebel.

Weimar den 7. April 1821.

Auch den Auszug dieſes Buchs finde durchaus vortrefflich und zweckmäßig, ſende ihn gleich zurück, indem ich gar nichts zu bedenken finde. Man kommt durch dieſen Auszug erſt in den Fall, das unüberſehbare Werk, wo nicht zu begreifen, doch wenigſtens im Einzelnen beſſer zu genießen. Fahre ſo fort und verharre bis ans Ende.

Ich von meiner Seite werde durch Deine Arbeit auch gar ſehr gefördert, indem jene Art, wie ich die Sache erſt anzugreifen rieth, durch Deine Vorarbeit erſt möglich wird. Ich trage das immer mit mir herum und hoffe zur verdienten Aufnahme dieſes Werks das Meinige beizutragen.

Auch meine übrigen Arbeiten werden unabläſſig gefördert und hoffe zu Oſtern meinen Freunden manches Erfreuliche vorzulegen.

Mit den beſten Wünſchen und Grüſſen

treulichſt G.

573. An Goethe.

Jena den 1. Mai 1821.

— Deine Gegenwart haben wir bisher vergeblich erwartet. Du wirſt uns doch nicht ganz verlaſſen, und uns einen Theil wenigſtens Deiner herrlichen Schätze mitbringen.

Ich möchte jetzt gerne ein wenig weiter noch ins Empyreum hineinſchauen — und es iſt uns Sterblichen ja nur auf kurze Zeit vergönnt!

Erde und Himmel ſind, wie ſie es im Mai ſollen, und die Luft iſt herrlich. Ich finde es der Mühe werth jetzt,

daß man lebe; doch komme ich nicht weit aus meinem Garten und Zimmer.

Möge Dir die Himmelsluft auch himmlisch gedeihen — und Du uns bald besuchen. M.

574. An Goethe.

Jena den 4. Juni 1821

Mit Liebe und Bewunderung habe ich Dein letztes Heft [1]) erhalten, Geist, Leben und Urtheil treten überall hervor. Ich habe die weisen Sprüche wohl beherziget, auch mögen die Leute mit den Bescheiden der Philosophen sich zufrieden stellen. Was mich aber am meisten erregte und meinen höchsten Beifall foderte, sind die Urtheile, Anweisungen und Lehren über die bildenden Künste. Sie können sich des herrlichsten Beistandes rühmen, da die arme Poesie noch immer in Lumpen einherlaufen muß und ihre großen Muster gar nicht zu beurtheilen versteht. Wunder hat es mich schon oft genommen, daß für diese auch nicht einmal die Lehrplätze auf den Universitäten bestellt sind — wovon man denn die leidigen Folgen sieht.

Ich dachte Dir meinen Lukrez mitschicken zu können, aber Hr. Göschen läßt schon einen Monat nichts von sich hören. Meine Furcht ist vor den Pfaffen — vielleicht nur wie man sich vor den Gespenstern fürchtet — daß sie meinem Buche möchten ein Unheil zubereitet haben. An gutem Willen fehlt es ihnen nicht.

Den ersten Theil von Hamans Schriften habe ich erhalten, auf die ich subscribirt hatte. Nun sollen noch 7 Bände folgen. Das ist viel! — Er kommt mir wie ein zertrümmerter Edelstein vor.

1) Kunst und Alterthum, Bd. 3.

Man sagt mir, so viel Schönes von Deinen Meisters Wanderjahren — ich möchte sie wohl auch sehen.

Für die zugeschickten englischen Journale danke ich. Ich erfahre immer etwas neues daraus; denn diese sind mit der ganzen Welt bekannt, und auch mit dem Alterthum. Ihre Erziehung zwingt sie, die alten Klassiker zu studiren. Ich war letzthin sehr verwundert, als mir der junge Lord Russel [1]) einige Stellen aus dem Lukrez citirte, der, wie er mir sagte, auch in ihren Schulen gelehrt würde. So was wäre ja in dem gelehrten Deutschland unerhört! . . .

Sollte ich das Trauerspiel von L. Byron, der Doge von Venedig, das ich mir durch Hrn. Frommann bestellt, erhalten, so werde ich es sogleich an Frau v. Pogwisch schicken. K.

575. An Goethe.

Im Juni 1821.

Hier überschicke ich Dir, nebst meiner besten Empfehlung, eines der eben angekommenen Exemplare meines Lukrez. Ich wünsche daß Du es gütig aufnehmen mögest.

Mit meiner prosaischen Darstellung ist es mir wunderlich ergangen; sie haben mir nemlich den ganzen Text, nur mit Hinweglassung des lateinischen Originals, geschickt. Ich weiß nicht, ob sich das Buch auf diese Weise überall anständig präsentiren läßt. Sollten sich indessen Liebhaber finden, so will ich noch ein paar Exemplare überschicken.

Ich mache jetzt bei meinem Bernhard den Schulmeister; und dieß scheint mir die nützlichste Anwendung meines übrigen Lebens. K.

1) Nicht zu verwechseln mit John Russel, Verfasser einer Reise durch Deutschland und einige südlichen Provinzen Oestreichs in den Jahren 1820, 1821 und 1822. Deutsch übersetzt ꝛc. (1825).

Und von Zähnen blendend klar,
Wimpern-Pfeile, Locken-Schlangen,
Hals und Buſen reizumhangen,
Tauſendfältige Gefahr!
Denke nun wie von ſo langem
Prophezeit Suleika war.

Suleika.

Die Sonne kommt! Ein Prachterſcheinen!
Der Sichelmond umklammert ſie.
Wer konnte ſolch ein Paar vereinen?
Dieß Räthſel wie erklärt ſich's? Wie?

Hatem.

Der Sultan konnt' es, er vermählte
Das allerhöchſte Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die tapferſten der treuen Schaar.

Auch ſey's ein Bild von unſrer Wonne!
Schon ſeh' ich wieder mich und dich,
Du nennſt mich, Liebchen, deine Sonne,
Komm, ſüßer Mond, umklammre mich!

Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze!
Aus deiner Hand nur iſt der Dulbend ſchön.
Hat Abbas doch, auf Irans höchſtem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden ſehn!

376. An Knebel.

Weimar den 13. Juni 1821.

Ein so erfreulicher Anblick als Deine nunmehr vollendeten Bände mir gewähren, theurer, verehrter Freund! ist im Leben höchst selten. Was entwickeln sich nicht alles für Erinnerungen, was für eine Zeitenreihe thut sich auf, wenn man Deiner standhaften Arbeit gedenkt. Lohne die Gegenwart und die Zukunft Dein treues Bemühen!

So wäre Dir denn gestern Abend schon Höchstangenehm(es) begegnet, wenn Du unter uns gewesen wärest. Ober-Baudirecter Coudray ergriff das zufällig auf dem Tische liegende Exemplar und las mit sehr gutem Vortrage, welcher immer besser wurde, als der Geist des Gedichts ihn mehr und mehr ansprach und er sich von der Klarheit Deiner Darstellung und dem Natürlich-Anmuthigen Deiner Verse enthusiastisch angeregt fühlte. Wolltest Du ein Exemplar, ohne lateinischen Text, an ihn wenden, so würde es die besten Früchte bringen, weil er gut und gern in Gesellschaften vorliest.

Mein Wanderer wird nächstens bei Dir anklopfen; der Buchbinder hält mich auf, sonst wäre es schon geschehen.

Die Herrschaften sind nun alle nach außen und es herrscht bei uns eine große Stille. Aus meinem Gebiet kann ich mich daher um destoweniger entfernen, als die lange Gewohnheit zu Hause zu bleiben, erst abgeschüttelt seyn will. Die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an, doch will ich nun suchen, mich einigermaßen mobil zu machen und zu allererst bei Dir freundlich einsprechen.

Grüße mir die lieben Deinigen; auch versäume nicht, wenn Du D. Gries begegnest, für „die Tochter der Luft" ihm doppelt und dreifach zu danken. Mir ist es das herr-

lichste von Calderons Stücken und ich halte es für eines seiner spätern. Ich bin dem Uebersetzer sehr verpflichtet, der alles so treu und rein wiedergegeben, ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne.

Des Herrn Canzlers von Müller Gefälligkeit, Gegenwärtiges mitzunehmen, nöthigt mich zu einem eiligen Schluß, welchem die besten Wünsche hinzufüge.

treulichst G.

577. An Knebel.

Weimar den 22. Juny 1821.

Verzeihe dem spät eintretenden Wanderer und nimm ihn freundlich auf; seine Ausbildung hat mich viele Jahre gekostet, möge er Dir einige gute Stunden gewähren.

Dieser Unsommer wird auch Deinen ländlichen Aufenthalt nicht erquicken; von allen Seiten her klagt man, von Wilhelmsthal, sowie von Marienbad. Auch ich traue mich nicht aus dem Hause, denn gern hätte ich Dir schon längst wenn auch nur einen kurzen Besuch gemacht.

treulichst G.

578. An Goethe.

Jena den 23. Jun. 1821.

Der Beifall, den Du meinem Lukrez ertheilst, macht mich sehr glücklich. Er dient mir statt allem übrigen; doch scheint es, daß das Buch auch sonst noch gute Aufnahme findet.

Den „Doge von Venedig" vom L. Byron habe ich jetzt hier — doch kann ich nicht sagen, daß er ganz mein Verlangen erfüllt. Das gewaltige Vermögen des Dichters

leuchtet überall hervor; doch ist der Gegenstand, wie mich deucht, nicht glücklich. Ein Fürst, der sich gegen seine Unterthanen — so nennt er sie doch — in Verschwörung einläßt, kann unmöglich eine würdige Rolle spielen. Hierin ist Carmagnola weit vorzuziehen.

Nun bin ich begierig, was auch der Wanderer uns bringt. Man sagt mir so viel Schönes von ihm, daß ich es kaum erwarten kann, seine Bekanntschaft zu machen .... Gries ist über das Lob, das Du seiner Lufttochter beilegest, hoch erfreut. Er wünscht nur, daß Du einmal literarisch ihrer gedenken mögest.

Der lange Artikel über Creuzer in der Liter. Zeitung ist das beste, was ich von Voßischer Prose gelesen habe.

Dein treuer Verehrer M.

379. An Goethe.

Jena den 26. Juni 1821.

Du hast mich, theuerster Freund, durch Sendung Deines Wanderers sehr erfreut. Er kam im glücklichsten Augenblick an, wo ich eben solcher Zerstreuung bedurfte.

Dein Joseph ist die lieblichste Dichtung von der Welt; man sieht das doppelte Bild gleichsam wie in einem schönen Spiegel. Die schönsten Naturscenen mit dem Ausdruck der ihnen eigen ist. Eigene und aus dem Innersten hervorgeholte Ansichten und Bemerkungen; ein so reicher und doch klarer Styl. Die Betrachtungen über Religion sind aus der Wahrheit geschöpft und äusserst sinnig. Was nun bald folgt, über Kunst und dergleichen, habe ich mir nicht immer so gleich zurecht legen können, vielleicht aus Unbekanntschaft mit der Sache selbst. Eine Wiederlesung dürfte mir wohl manches aufklären. Mit der neuen Melusine habe ich mich

heute zu Bette gelegt, und ſie verſchaffte mir angenehme Träume.

Nochmals danke ich Dir für dieſen Schatz von tiefen Betrachtungen und Schönheiten aller Art.

Uebrigens iſt der Himmel unerbittlich gegen uns. Er möchte ein neues Kapitel für Enthaltungen geben; denn wir ſehen uns aller Sonnenanmuth beraubt. Wunderbar iſt es, daß ſich dieſe Witterung beinahe über die ganze Hemiſphäre verbreitet.

Mein Karl hat uns beſucht, und wird ſich wohl noch ein Paar Tage bei uns aufhalten. Ihre Revue iſt glücklich beendigt, und er ſagt, man habe den König ſo vergnügt dabei geſehen, wie niemals.

Eine glückliche Abhandlung hat Dich Deine Badereiſe aufſchieben machen. Man darf wirklich bei jetziger Zeit um die Badegäſte beſorgt ſeyn, und unſre gute Großherzogin in ihrem Wilhelmsthal beängſtigt mich faſt.

Bei uns trägt ſich nichts Sonderliches zu — zumal da faſt alles verboten iſt. Indeſſen haben doch die Johannisfeuerchen recht ſchön gebrannt, und ich ſah noch um Mitternacht eines auf dem Hausberge vor uns glimmen. K.

Hier ein Exemplar für Hr. Courtray.

580. An Goethe.

Jena den 18. Jul. 1823.

Wir führen hier ein klimatiſches Leben, d. h. ein ſolches, das mit Wind, Luft und Wetter übereinſtimmt. Deshalb will es auch in meinem Kopf nicht recht heiter werden.

Wenn auf ein paar Tage zu rechnen wäre, ſo hätte ich gerne in Weimar meine Aufwartung gemacht; aber der tollen Witterung darf ich mich nicht hingeben.

Das schwarze Siegel bedeutet heute nur Napoleons Tod — der ruhig aus der Welt gegangen ist. — Empfehle uns den lieben Deinigen und bleibe uns ferner gewogen! . . .

K.

581. An Goethe.

Jena den 20. September 1821.

Ich kam erst gestern spät zur Entsiegelung Deiner mir anvertrauten Schätze — und habe sie mit großem Wohlgefallen genossen.

Du hast der schönen Zeichnung den Geist noch in Worten zugefügt, und sie daher doppelt schätzbar gemacht. Glücklich wer wie Du keinen Wechsel der Jahreszeiten im Leben kennt, und immer Blüthen und Früchte in gleichem Glanze der Schönheit hervorbringt! —

K.

582. An Goethe.

Jena den 17. November 1821.

Ich fühle mich fast verwaist seit Deiner Abreise von hier. Niemand findet sich leicht, den ich etwas fragen oder ihm sagen möchte. Indeß habe ich gestern einem Taufaktus bei Herrn Döbereiner beigestanden, wo auch der Naturphilosoph Oken zugegen war. Er kommt ganz frisch aus Paris und hatte viel zu erzählen, das er so ordentlich und verständig vortrug, daß ich Bedauerniß in mir fand, daß ein solcher Mann als Lehrer der hiesigen Universität sollte entrissen werden. Von seinen übrigen Irrthumern und Ungezogenheiten [1]) scheint er ziemlich geheilt, und ich glaube nicht, daß

1) In der Isis von 1817, Nr. 3.

man in der Folge mit ihm viel zu riskiren hätte. Dieſes ſchreibe ich Dir, um vielleicht in dem Schickſale des Mannes eine Veränderung bewirken zu können, zumal da ich höre, daß er gerne hier bliebe.

Uebrigens ſuche ich meine Welt ſo meiſt, wie bisher, in den engliſchen Journalen, die mir reichlichen Stoff liefern. Zwei intereſſante Hefte des New Monthly Magazine wird Dir Weller überſchickt haben, dafür habe ich drei neue erhalten. Die Engländer excelliren im practiſchen bon sens, ſo wie die Deutſchen im Abſtrakten. Ihre allgemeine Kenntniß der Literaturen findet man in Deutſchland bei weitem nicht ſo. Sie fangen auch an, die Deutſche kennen zu wollen, welche ſie aber, wegen der vielen Hinderniſſe, nicht ganz noch erfaſſen mögen. Bei uns wächſt des Unkrauts zu viel.

Der Beſuch des guten Zelter hat mir viel Freude gemacht; nur habe ich nicht genug von ihm profitiren können.

Ich habe bemerkt, daß er den hinhorchenden Ausdruck[1]) in ſeiner Phyſiognomie mit der Catalani gemein hat. Solchen haben auch die Singvögel.

Glücklich genug iſt auch die Mara in Weimar erſchienen. Ich bedaure, daß ich die alte Freundin nicht habe ſehen können.

Der Deinige K.

583. An Knebel.

Weimar den 1. December 1821.

In Hoffnung, daß der bildliche Beſuch eines treuen Freundes auch am Nachfeſte des erfreulichen Tags wohl

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, IV, 365, die Beſchreibung ſeines Portraits.

werde empfangen seyn, übersende Beikommendes, mit der Versicherung, daß mir in den letzten Tagen nichts erfreulicheres vorgekommen als Deine Wiederherstellung. Möge sie dauerhaft seyn und durch keinen Zwischenfall getrübt werden.

Mögest Du im Kreise der Deinen dieses Jahr gesund und vergnügt beschließen, damit wir das folgende, wie es Götter und Dämonen vergönnen, froh und thätig anfangen mögen.

Treulichst G

384. An Goethe.

Jena den 3. December 1821

Tausend Dank, mein Theuerster, für Dein gütiges Andenken! Die Theilnahme so mancher Freunde hat mir wirklich diese letzten Tage zu Freudentagen gemacht — und das Siegel gab ihnen Deine letzte liebe Sendung. Dieses liebe Bild wird mir und den Meinigen zum ewigen Andenken bleiben.

Auch ich fühle und bedaure sehr unsre Trennung. Gerne möchte ich Dir mein kleines Stübchen, das ich jetzt bewohne, zum Aufenthalt anweisen. Auch unter den Stürmen war es mir heiter. So geht es. Bei den Tausend Stimmen, die Dich loben und preisen, befindet man sich ofters allein, und hängt wie Christus am Kreuze. Dann mögen die Engel das Hallelujah singen.

Auch unser Gerning hat mir geschrieben, und empfiehlt sich Dir aufs beste. Es ist ein wunderlicher Mensch, dem nicht zu helfen seyn möchte. Er hat Lust, sich von der Welt zurückzuziehen, und merkt nach gerade, daß man ihn in der großen Welt meist immer nur zum Besten gehabt habe.

Vom Homburger Hofe, wo er ſo lange die honneurs gemacht, hat er auch nicht einen Kreuzer erhalten u. ſ. w.

Sein einziger Ruhm beſteht nun in der Schriftſtellerſchaft, und dieſem hängt er eifrig nach, und will auch über das kleinſte Produkt den Beifall wiſſen. Sein Brief iſt übrigens ſo konfus durch Schrift und Sinn, daß man ihn für eine verwitterte Hieroglyphe halten könnte.

Ich habe in dieſen letzten Tagen ein Büchelchen zur Hand bekommen, das mir viel Freude machte. Es hieß: Biologie oder Philoſophie der lebenden Natur von Treviranus.

Es iſt ungemein gut und tief eindringend, mit Vorſicht und Beſcheidenheit. Ich kann Dir es ſchicken, wenn Du es verlangſt. In einer anatomiſchen Begeiſterung wollte ich, zu genauerer Erkenntniß der vorgetragenen Sachen, ſie auch augenſcheinlich betrachten, und war eben im Begriff, mit dem Hofr. Fuchs einen Contrakt abzuſchließen, mir den abgeſchlagenen Kopf des in Weimar hinzurichtenden Miſſethäters zu diſſeciren — als ich vernahm, daß der Teufel noch mit ſeinem Kopf entwiſcht ſei. Das verurſachte mir kein eben humanes Bedauern.

Wir wünſchen und hoffen bald wieder etwas aus dem Sacrario Deines Geiſtes beherzigen zu können, und empfehlen uns ſämmtlich Dir und den Deinigen. K.

385. An Goethe.

Jena den 18. December 1821.

Herr Weller hat mir eben Dein Bild in ſchönen Rahmen eingefaßt überbracht, und ich nehme davon Gelegenheit, Dir nochmals meinen beſten Dank für das holde Geſchenk abzuſtatten.

Es wird meinem kleinen Salon zu hoher Zierde gereichen.

Gestern fand ich in einem meiner beliebten englischen Journale, bei Gelegenheit der von H. Moses nachgestochenen Umrisse des Hrn. Retsch nach dem Faust, ein Urtheil über das Gedicht selbst, das mich nicht wenig erfreute, zumal da es von einem Engländer kommt.

Da ich nicht weiß, ob Du es zu Gesicht bekommen, so will ich es hersetzen:

— The subjects represent some of the main passages in the tragedy — a work which very pathetically enforces the direfull results of appetit and passion when forsaken by conscience and reason; and the scenes are addressed with a potent effect to the fancy by the visible agency of a demon, witched, etc. — the allegorical personifications of vice and folly. Some of the scenes might be considered, perhaps, rather to luxuriant, but when attentively reflected upon in connexion with the moral reasonings, illustrations, and miseries detailed in the accompanying analysis of the tragedy, they cannot fail of enforcing the value and beauty of moral rectitude, and the necessity of controuling the senses. — S.

386. An Goethe.

Am letzten Tage des Jahres 1821.

Freunde versichern mich Deines bisherigen Wohlseins, worüber ich sehr erfreut bin, daß Du auch die gewaltigen Stürme, die diese seltsame Jahreszeit uns gebracht hat, glücklich überstanden hast.

Hier trägt sich eben nicht viel Neues zu.

Die Unpäßlichkeit des Großherzogs beunruhigt mich.

Wir wünſchen, daß er durch ſeine Anſtrengungen das Uebel vertreiben möge.

Im Litterariſchen Fache weiß ich nicht viel. Ich halte auch das Wenige von mir ab. Nur von Deinem Fleiße und Deiner Jugendkraft erwarte ich das Genießbare und Beſte.

Uebrigens halte ich mich meiſt immer noch an meine Engliſchen Magazine, wo ich, unter einigem Unverdaulichen, doch noch, bei vielem guten Humor, auch wahrhaften Plumpudding finde.

Die Vertheidigung der Lady Morgan gegen ihre vielen Kritiker, Reviewer und Verläumder hat mir ſehr gefallen. Sie iſt noch derber in Proſa als Byrons Verſe ausgefallen, und fängt gleich mit dem Verſe eines engliſchen Dichters an:

Mere rogues . . . but they are friends.

Sie hat, deucht mich, noch einen kräftigern Geiſt, als Madam Stael. Ich leſe jetzt ihr Italy, in zwei Quartbänden.

Laß uns bald etwas Erquickliches von Dir ſehen. Ich ſchmachte danach. K.

Wir beſchäftigen uns jetzt mit Silhouettenzeichnen.

387. An Knebel.

Weimar den 9. Januar 1822.

Möge beykommendes Heft [1]) Dir einige Unterhaltung gewähren und, was vorläufig über Lukrez geſagt worden [2]), Deiner Zuſtimmung nicht entbehren. Gar ſehr wünſche, daß

1) Kunſt und Alterthum, Bd. 3, Heft 3.
2) Ebend., S. 156 fg. Goethe's Sämmtliche Werke, XLV, 212 fg.

Ein Dulbend war das Band, das Alexandern
In Schleifen ſchön vom Haupte fiel,
Und allen Folgeherrſchern, jenen andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Dulbend iſt's, der unſern Kaiſer ſchmücket,
Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!
Juwel und Perle! ſey das Aug entzücket!
Der ſchönſte Schmuck iſt ſtets der Muſſelin.

Und dieſen hier, ganz rein und ſilberſtreifig,
Umwinde Liebchen um die Stirn umher.
Was iſt denn Hoheit? Mir iſt ſie geläufig!
Du ſchauſt mich an, ich bin ſo groß als Er.

Nur wenig iſt's was ich verlange,
Weil eben alles mir gefällt,
Und dieſes Wenige, wie lange,
Giebt mir gefällig ſchon die Welt!

Oft ſitz' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beſchränkten Haus;
Allein ſobald ich dein gedenke,
Dehnt ſich mein Geiſt erobernd aus.

Dir ſollten Timur's Reiche dienen,
Gehorchen ſein gebietend Heer,
Badakſchan zollte dir Rubinen,
Türkiſſe das Hyrkaniſche Meer.

Getrocknet honigſüße Früchte
Von Bokhara dem Sonnenland,

mir die ausgesprochenen Vorsätze gelingen mögen, wozu Du nicht wenig beytragen kannst, auf das Beste hindeutend, was über sein Leben und über sein Gedicht geschrieben ist. Mündliche Unterhaltung würde dazu das Vorzüglichste seyn; sobald ich mich aus dem Augenblick gerettet habe, besorg ich ein Schema, worüber sich alsdann bequemer conferiren läßt. G

388. An Goethe.

Jena den 11. Januar 1822.

Deine Anzeige des Lukrez habe ich durchlesen, mit einer Freude, die mir beynahe Thränen erweckt hätte. Dein historischer Ueberblick ist vortrefflich; er setzt das Gedicht erst in seinen wahren Werth und Bestand. Du hast alle die kleinen Zweifel gehoben, mit tiefer Einsicht und Gründlichkeit, und dabei mit gelinder Hand.

Jede Zeile ist Gold. —

Denselben scharfsinnigen Witz bewundere ich auch in der Darstellung der Tischbeinischen Idyllen [1]), so viel mir davon im Gedächtniß gegenwärtig ist. Du weißt allen Dingen den Geist zu entlocken.

Unter denen, die über Lukrez, sein Werk und seine Geschichte etwas geschrieben, möchten wohl Gassendi vita Epicuri und der Verfasser der neusten Engl. Uebersetzung die vorzüglichsten seyn. Der Englische Dichter Dryden hat auch den Lukrez sehr hoch geschätzt, und eine Stelle aus ihm trefflich übersetzt. So viel ich weiß, hat er auch Anmerkungen über ihn gemacht, und unter andern: daß Lukrez in jedem Verse suchte Dichter zu seyn und bey den trockensten Materien den Vers wenigstens mit einem wohllautenden Worte

1) Goethe's Werke, III, 128—134.

zu erheben. Dieſes erinnere ich mir nur aus einem Buche, das ich lange nicht geſehen habe, da Drydens Werke unter uns gänzlich unbekannt ſind.

Was ich aus den übrigen Ueberſetzungen und Ausgaben etwa noch Erhebliches finden kann, das will ich Dir auszeichnen. Hübſch iſt es, daß Du die lateiniſchen Verſe haſt hinzudrucken laſſen.

Selbſt im Bayle iſt, außer dem Gemeinen, nicht viel zu finden. Du überleuchteſt alle durch die Tiefe und Klarheit Deines Geiſtes. —

Die homeriſche Erzählung[1]) in demſelben Hefte iſt ſehr angenehm. Man erſchrickt, wenn man den großen Geiſt auch nur im Skelet ſieht. —

— Daß Du etwas Komiſches in dem Ausſchelten der Menſchen, die nicht ſterben wollen, gefunden haſt, hat mich ſehr erfreut. Es iſt auch ſo. Der Dichter weiß ſich von den fatalen Umſtänden nicht loszumachen — und fängt endlich an zu ſchimpfen. —

Genug für den heutigen Tag! da ich Dir gerne noch ſo viel Dankbares, Liebes und Gutes ſagen möchte! K.

589. An Goethe.

Jena den 4. Februar 1822.

Du haſt mich abermals mit einem reichen Schatze Deines Geiſtes und Fleißes beglücket. Ich ſage Dir herzlichen Dank dafür, und für die erheiternden Stunden, die er mir gegeben hat.

Daß ich den Inhalt Deines Büchleins[2]) mit Aufmerkſamkeit las, magſt Du wohl denken.

1) Atlas im Auszuge.

2) Kunſt und Alterthum, IV, Heft 1.

Vor allem hat mich die Beschreibung des Gemäldes von Mantegna angezogen, und hat mich beinahe im Tumult mit fortgerissen. Man sollte nicht glauben, daß Menschen so was erfinden könnten, und andere es so schön beschreiben. Du hast Dich auch hier wieder as the first of the now existing autors, wie Dich Byron nennt, gezeigt.

Der Prolog[1]) für das Berliner Theater war mir schon etwas bekannt. Er ist schön und trefflich gedacht und gesagt, nur, wie ich fürchte, für das Publicum etwas zu hoch. Dieses will, wie letzthin einer sagte, zwar empfinden, aber nicht denken.

Die Urtheile über Werke der Kunst sind vortrefflich, und für Künstler unschätzbar.

Daß unser guter Meyer sich in seiner Würde als Schriftsteller dargestellt hat, freut mich unendlich.

Die Ode von Manzoni[2]) ist etwas ampullirt, und historisch wohl nicht ganz richtig. Es hätten noch vortheilhaftere Partien aus Napoleons Leben können gezogen werden, und er hat bis an sein Ende nie fremde Hülfe gesucht.

Das Böhmische Mädchen[3]) ist allerliebst.

Doch ich will Dich mit meinen, vielleicht vorzeitigen Urtheilen nicht weiter beschweren, sondern Dir nur in meinem und des ganzen Publicums Namen den innigsten Dank sagen. S.

390. An Goethe.

Jena den 26. April 1822.

Ich schicke Dir hiermit einen Aufsatz von Petrus Rannius[4]) — ein ziemlich unbekannter Name! — über das

1) Goethe's Werke, IV, 195.
2) Ebendaselbst, III, 212.
3) Ebendaselbst, III, 217: „Das Sträußchen."
4) Peter Rannius, eigentl. Ranninck, geb. zu Alcmar 1500, ged.

zweite Buch des Lukrez, den mir die Aufmerksamkeit des Herrn Weller gebracht hat.

Er ist ungemein artig geschrieben und man findet darin den Geist und das unbefangene Urtheil so mancher Gelehrten jenes Zeitalters. So hat auch in demselben Bande die Vorrede des Petrus Cunäus zu den Kaisern Julians mich so angezogen, daß ich mir die Mühe nahm, sie zu übersetzen, weil man so etwas Frisches nicht leicht mehr bey uns findet.

Die „Kaiser" selbst haben mich entzückt.

Als jüngst unsere Herrschaft hier war, machte ich Bekanntschaft mit dem Oberst Eschwege, die mir ungemein zusagte. Ich las sogleich sein Buch, die Reise nach Brasilien, und fand darin große Aufmerksamkeit und Kenntniß, und den schlichten, guten Mann, den ich eben hatte kennen lernen. — Es ist wunderbar, wie jene Gegenden darin so verschieden von den unsrigen sind, daß sie fast nichts als Urgebirge haben. Ueberhaupt scheint die Physiognomie der Natur dort eine ganz andere, und bietet eine verschiedene Lebensart dar. Ich glaube nicht, daß aus dem Stamm der Botecudo's je ein Dichter oder Mahler entspringen könne. — —

Dein treuer K.

391. An Goethe.

Jena den 14. May 1822.

Du wirst Dich ohne Zweifel wundern, theurer Freund, daß ich Dir Dein so liebes Buch [1]) so bald wieder zurück-

1557, Prof. der lat. Sprache an dem Collegio trilingui zu Loewen, schrieb unter Andern: Somnium sive Paralipomena Virgilii, res inferae a poetâ relictae; desgl. Somnium alterum: in libr. II Lucretii praefatio, beides zusammengedruckt Lovanii MDCXL. 12.

1) Campagne in Frankreich. S. Goethe's Werke, XXX

schicke. Seit vorgestern Abends habe ich es aber kaum aus der Hand gelegt. Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon. Die genaue Aufmerksamkeit, der genialische Ueberblick, der männliche Humor, unterstützt vom innern Genius, — alles hat mich, so schlimm auch die Gegenstände seyn mögen, ergötzt und erquickt. Ich möchte das Buch gern behalten haben, um es auch den Meinigen zum Vergnügen mitzutheilen. Das Exemplar wäre mir hinlänglich gut genug und schätzbar gewesen.

Die zweite Hälfte desselben war mir auch äußerst interessant.

Ich möchte gerne von Dir über gewisse Zeiten und Umstände unterrichtet seyn. Das Epigramm, Amor und Venus Urania [1]), ist allerliebst. Aber von Voß brauchst Du Dich nicht in der Verskunst unterrichten zu lassen. In der That sind Deine Schicksale jener Zeit sonderbar und ein zweiter Homer könnte eine Odyssee daraus machen — nur müßte er die Könige und Helden weglassen.

Dank, noch einmal, mein Lieber, Dank für das schöne Werk!

Ich bin noch immer leicht zu ermatten, doch hat der böse Husten nachgelassen. Ich wünschte mir nur etwas von der Dauer Deines Geistes. Dein Werk hat mich auch physisch gestärkt. K.

392. An Goethe.

Jena den 24. Julius 1822.

Ich kann den guten Oberst Lynker, der morgen, wie ich höre, nach Marienbad abreist, unmöglich ohne eine schriftliche Begleitung an Dich abgehen lassen. Wir sind recht oft

1) S. Goethe's Werke, II, 139: „Der neue Amor."

bey Dir, und ich besuche mit Dir Felsen und Berge, wovon Du in Deinem letzten Morphologischen Heft uns einige specimina aufgezeichnet hast.

Uebrigens geht unser Leben, bei den etwas schwülen Tagen, so ziemlich träge fort. Ich wende meine letzten Stunden zum Unterricht meines Söhnchens an, der Morgen 9 Jahr alt wird, und von dem ich wünschte, daß er auch etwas, seinen Fähigkeiten gemäß, in die Welt bringen möchte.

Der gute Fürst von Ebersdorf ist todt. Man lobt seinen Nachfolger . . .

Ich schicke Dir hier die Rede, die Herr Eichstädt kürzlich in der Collegien-Kirche gehalten hat. —

Man sieht daraus, was ein Professor werth ist, und wer diesen nicht achtet, auch die Wissenschaften nicht achtet. Vorzüglich lobt er die liberalitatem an den Fürsten.

Wir sind hier ziemlich entvölkert. Frommanns sind fort und andere, denen wir eine Kastalische Quelle wünschten. Auch in Weimar soll es leer seyn.

Möge Dir das Bad der heiligen Jungfrau stärkend und erquicklich seyn, um uns mit den hellen Strömen des Geistes wiederum zu beglücken! K.

593. An Knebel.

Eger den 23. August 1822.

In den letzten Tagen meines Hierseyns muß ich noch, verehrter und geliebter Freund, Dir danksagen für die freundliche Sendung vom Anfange des vorigen Monats. Sie erquickte mich und gab mir Muth zu weiterem Leben und Streben, das ich nun schon in der zehnten Woche auswärts bestehe und verfolge. Alles ist mir wohl gelungen und ich

habe manche ſchöne Gelegenheit ergriffen, ſowohl der Natur als den Menſchen etwas abzugewinnen.

Des Herrn Grafen Caspar von Sternberg längſt gewünſchte und immer verſpätete perſönliche Bekanntſchaft war wohl das Vorzüglichſte[1]). Wenn wir andern ſo viele Jahre neben und mit einander hergingen und uns in Einem Elemente ausbildeten, ſo iſt es kein Wunder, daß wir, mehr oder weniger gleiches Sinnes, endlich in allen Hauptpuncten übereintreffen; finden wir aber einen tüchtigen Mann, der ſich gleichfalls aus jener Zeit herſchreibt, wo ſich Ausſichten hervorthaten, Geſinnungen entwickelten, Studien beſonderen Reiz ausübten, zu denen wir uns ſelbſt bekennen, ſo iſt eine ſolche Annäherung unendlich viel werth. Wir lebten zwey Wochen beiſammen in Marienbad, wo Tauſendfältiges zur Sprache kam; dann ging ich nach Eger voraus, theils um mich zu ſammeln, theils im naturhiſtoriſchen Fache ihm manches vorzubereiten.

Am 30. July kam er nach Eger, auf ſeiner Durchreiſe nach München mit Dr. Pohl, dem braſilianiſchen Reiſenden, der ihn begleitet, mit Berzelius, dem tüchtigſten und heiterſten Chemiker, der nach Carlsbad zurückging; und ſo ſchieden wir denn nicht ohne wechſelſeitigen bedeutenden Nutzen nach fröhlichem Beyſammenſeyn.

Seit der Zeit habe ich Erkurſionen gemacht nach Falkenau, zu einem tüchtigen Bergmeiſter Löſl, wo mir ein Naturdichter[2]) bekannt ward, auf deſſen, durch Gicht kontrakteſten Körper ſich ein Cerebralſyſtem ausgebildet hat, das dem ſchlankſten Ehre machen würde. Dann beſuchte ich Grafen Auersberg auf Hardenberg, die ſehr würdige Lage eines reichen, von Geſchäften zurückgezogenen, erfahrenen Mannes

1) Vergl. Zelter's Briefwechſel, III, Nr. 390, S. 271.
2) Anton Turnſtein. S. Goethe's Werke, XLV, 232—245.

zum zweiten Mal anzuſchauen. Unerwartet war mir in ſeinem Wald- und Bergbereich eine Schule Brüßler Spitzenarbeiten. Die Vorſteherin machte mich bekannt mit allem Geforderten und Erreichten; ich bringe gar artige Probeſtücke mit.

Bey allen dieſen Unternehmungen begünſtigte mich die Neigung des Polizeirath Grüner [1]), der, in Eger geboren, durch ſeine Stelle in der ganzen Gegend Einfluß, durch ſeinen Charakter Neigung und Zutrauen erwerben mußte.

Mit ihm gelang mir auch ein Ausflug nach Redwitz, einem Städtchen, das ſonſt als ein Intermundium zwiſchen Kulmbach und Böhmen lag, jetzt aber, an Baiern abgetreten, ſich in neuere Verhältniſſe zu ſchicken weiß. Die zweckmäßigſte Thätigkeit in Fabricationen mancher Art, noch eine alte ſeit Jahrhunderten bewährte Bürgerlichkeit, die ſich, ohne Polizey, in vortreflichem Fleiſch, Bier und Brod, beſonders auch in den unſchätzbarſten Kaffeebrödchen zu Tage legt, machten mir ſehr viel Freude. Ich wohnte in dem Hauſe eines Fabrickherrn, der Sublimat (Muriate suroxigène de Mercure) und zugleich kryſtalliſirte Weinſäure u. ſ. w. in großen Maſſen auflöſt und darſtellt. Sein Sohn, der bey Trommsdorf einen jährigen Curſus durchgearbeitet, hat mir ſogleich mit Glück die Glasſcheiben, die bey veränderter weißer und ſchwarzer Unterlage Gelb oder Blau darſtellen, zu Dutzenden gefertigt, ſo daß (ich) das einfache Credo meiner Naturlehre jedem Naturfreunde ſogleich in die Hände geben kann.

Da mein Wirth alle Abgänge obengenannter Operationen (als das Glauberſalz u. ſ. w.) zu der Glasfabrikation verwendet, beſuchten wir auch die Hütte; ich ſah daſelbſt mir unbekannte techniſche Wunder. Vor ſo vielen Jahren

1) S. Goethe's Werke, XXXII. 214. LI. 146

hatten wir das alles zu Stützerbach im Kleinen geſehen; hier blaſen ſie zu Fenſtertafeln Walzen zu 3 Fuß Höhe, und gehen mit dieſem glühend-ſchmelzend-biegſamen Metall gerade um wie die engliſchen Bereiter mit ihren Gliedern. Das Gefährliche, mit Sicherheit ausgeübt, erregt eine bängliche Bewunderung. Auch entoptiſche Glaskörper erhielt ich dort durch ſchnelle Verkühlungen. Dieſem Capitel hoffe, durch die Thätigkeit dieſes jungen Mannes, dem ich die Anlage zu einem Apparat wohlgeordnet zurückließ, viel zu gewinnen.

Eigentlich muß man reiſen, um ſein Erworbenes anzubringen und neu zu erwerben. Was ich hier in Einem Tage fand, daran laborire ich in Jena zwey Jahre, ohne zum Zweck zu gelangen.

Ueberhaupt habe ich dieſe zehen Wochen genutzt, um faſt außer Athem zu kommen; alles habe, um ja nichts zu verlieren, in Tagebüchern und Actenfascikeln ſorgfältig aufbewahrt, daß es den Freunden hoffentlich auch zu Gute kommen ſoll.

Und ſo ſey denn, mein Theuerſter, ſchönſtens gegrüßt. Bey meiner Durchfahrt durch Jena werde diesmal nicht anhalten können, um ſo mehr ſuche ich mich einzurichten, daß ich noch einige ſchöne Herbſttage mit Dir verleben könne, wobey dann manches zur Sprache kommen wird. Das herzlichſte Lebewohl! treulichſt G.

394. An Goethe.

Jena den 29. September 1822.

Da ich gegenwärtig nichts Beſſeres habe, ſo ſchicke ich Dir, gütigſter Freund, die Ueberſetzung eines alten lateini-

ſchen Briefes, deſſen Verfaſſer mir durch ſeine Briefe und Schriften viel Vergnügen gemacht hat.

Aehnliches Vergnügen genoſſen wir geſtern durch die Beſuche des guten Langermann, der uns einige Deiner trefflichen Lieder herrlich vorgeſungen hat.

Vale, vir maxime, et nos amare perge! K.

593. An Goethe.

Jena den 6. December 1822.

— Die übrigen Umſtände haben ſich bisher ganz ruhig und gleichgültig bei uns erhalten, nur ſeit einigen Tagen hat ſich Zwiſt und Aufſtand erregt.

Die Umſtände davon werden Dir ſchon bekannt ſeyn, und die fernern Folgen werden ſich bald ausweiſen. Ein Unglück iſt es, wenn ein ſonſt braver Mann an einen unrichtigen Poſten geſtellt iſt, wozu doch einige Erkenntniß und Erfahrung gehört. Dann iſt gar leicht Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Schade iſt es, wann dieſer Univerſität durch eigne Schuld noch mehr Nachtheil widerfahren ſoll.

Ich überſchicke Dir hier eine Schrift, die mir von Hrn. Roth zugekommen iſt. Der Styl derſelben iſt klaſſiſch, und der Verfaſſer hat ſeinen Tacitus ſtudirt. Ueberhaupt aber iſt kein gemeiner Geiſt darin [1]).

Nun verlangen wir bald etwas von Deinen Erzeugniſſen wieder zu ſehen. Du haſt uns zwar ſchon genug im Vorrath gelaſſen, aber Du haſt auch die Menſchen ſchon verwöhnt, daß ſie immer wieder nach Neuem ſtreben.

Von unſern Muſen hier iſt nicht viel zu erzählen. Die meiſten ſind auswärts, und die übrigen feiern. K.

1) Ob „Fr. Roth über Thucydides und Tacitus vergleichende Bemerkungen“ (München 1812) gemeint iſt?

Und tauſend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da ſollteſt du mit Freude leſen
Was ich von Ormus dir verſchrieb,
Und wie das ganze Handelsweſen
Sich nur bewegte dir zu lieb.

Wie in dem Lande der Bramanen
Viel tauſend Finger ſich bemüht,
Daß alle Pracht der Indoſtanen
Für dich auf Woll' und Seide blüht.

Ja, zu Verherrlichung der Lieben,
Gießbäche Soumelpours durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerill, Geſchieben
Dir Diamanten ausgeſpült.

Wie Taucherſchaar verwegner Männer
Der Perle Schatz dem Golf entriß,
Darauf ein Divan ſcharfer Kenner
Sie dir zu reihen ſich befliß.

Wenn nun Baſſora noch das Letzte,
Gewürz und Weihrauch, beigethan,
Bringt alles was die Welt ergetzte
Die Caravane dir heran.

Doch alle dieſe Kaiſergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüther
Eins nur im andern fühlt ſein Glück.

396. An Knebel.

Weimar den 12. December 1822.

Mit Gegenwärtigem meldet ſich ein gar vorzüglicher Mann, Herr Purkinje von Prag, gegenwärtig von Berlin kommend und nach Breslau als Profeſſor der Phyſiologie berufen; bekannt in der naturwiſſenſchaftlichen Welt durch ſein Büchlein: „über das ſubjective Sehen". Du wirſt einen denkenden, von innen heraus höchſt gebildeten Mann an ihm erkennen. Lebewohl! nächſtens das Mehrere.

treulichſt G.

397. An Knebel.

Weimar den 14. December 1822.

Die Züge Deiner Hand, mein theuerſter, herzlich geliebter und verehrter Freund, waren mir höchſt erbaulich, da uns die Nachricht von Deinem Mißbehagen gar ſehr betrübt und in Sorgen geſetzt hatte. Die Jahrszeit iſt zwar günſtig genug, aber die langen Abende fordern doch ein körperliches Behagen, um ſie durchzuführen.

Auch ich, obgleich näher an dem ſtädtiſchen Gewerbe, lebe ſehr einſam, bringe aber meine Stunden immer thätig zu. Ein Stück Kunſt und Alterthum iſt wieder bald abgedruckt; die wiſſenſchaftlichen Hefte rücken auch vor, manches andere wird bereitet, und beſonders biographiſche Skizzen fleißig geſammelt, ſo wie auch Monumente früherer Unternehmungen. Freylich verdirbt man in jüngern Jahren, wo die Kräfte noch beyſammen ſind, allzuviele Zeit in leidenſchaftlichen Irrungen und unzulänglichen Beſtrebungen; indeſſen ſoll man aus dem Fluß Lethe noch herauszufiſchen ſuchen was möglich iſt.

Die Jenaiſchen Ereigniſſe mußten mich ſehr betrüben: denn wenn man bedenkt, was für Lebensſtunden und Kräfte man auf dieſen Ort verwandt, welche vergnügte Tage man dort genoſſen, und wie man ſich noch täglich zum Beſten deſſelben emſig bemüht, ſo iſt eine zufällige, unnütze, ſchädliche Verletzung des geliebten Gegenſtandes höchſt ſchmerzlich. Nun, hör' ich, zieht das Ungewitter abermals vorbey, möge es keine Spur hinterlaſſen. Indeſſen, vorauszuſehen war dergleichen und wird auch in der Folge nicht fehlen.

Mit Staatsrath Schulz in Berlin iſt die Correſpondenz eine zeither ſehr lebhafte [1]). Es geſchieht wohl, daß manche Epochen ſich in einem reichern wechſelſeitigen Intereſſe hervorthun, und da muß man denn nicht feyern; eh man ſich's verſieht, tritt wieder etwas wo anders ein, und lockt uns vielleicht auf die entgegengeſetzte Seite. Diesmal iſt der Moment für beyde Theile höchſt fruchtbar, wovon Du nächſtens vernehmen wirſt.

Manzoni, deſſen Ode auf Napoleons Tod Dich freuen wird, hat eine neue Tragödie, Adelchi, aus der Longobardiſchen Geſchichte geliefert, und gerade des Zeitpunctes, wo Carl der Große bey dem Paſſe Chiuſa gehindert wird, nach Italien zu dringen. Das Stück iſt ganz im Sinne und Geiſte des Grafen Carmagnola, nur durchaus noch reicher an Charakteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geſchäft ſeyn, auch dieſe Arbeit zu entwickeln; ach! warum kann man denn nicht einem Deutſchen Zeitgenoſſen den gleichen Liebesdienſt erweiſen!

Doch um ſich hierüber ins Reine zu ſetzen, muß man in der höhern Kunſt allen Nationalvorzügen entſagen. Sind nicht Lord Byrons und Walter Scotts Werke in den Hän-

1) Vergl. K. A. Varnhagen von Enſe, Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. V, 133—140.

den aller Deutſchen, beſonders der zarten und ſchönen? Sprachſtudium und Anerkennung des Nachbarlichen iſt zu befördern, damit Eine Heerde unter Einem Hirten verſammelt ſey.

Purkinje wird Dich gleichfalls ſehr intereſſirt haben. Merkwürdig war mir: wie er ſich aus dem Abgrunde des Pfaffthumes durch eigene Kräfte herausgehoben, ſich autodidactiſch entwickelt und gebildet, dabey aber die Richtung in den Abgrund des eigenen Daſeyns genommen; deshalb er denn ein freywilliges Märtyrerthum untergangen und ſich an ſich ſelbſt im Einzelnen und im Ganzen zu belehren und zu begreifen geſucht. Ich ſah ihn mit Riemer und Rehbein; gar wunderlich nimmt ſich ein ſolches Weſen unter Proteſtanten aus, die ſich doch immer zwiſchen der Außen- und Innenwelt im Gleichgewicht zu halten ſuchen. Ich hätte wohl gewünſcht, ihn einige Tage feſtzuhalten; die große Treue gegen ſich ſelbſt, ſeines inneren Weſens und conſequenten Wirkens in aller Eigenthümlichkeit zu ſchauen, wäre vieles werth geweſen.

Ein herzliches Lebewohl! treulichſt G.

598. An Goethe.

Jena den 16. December 1822.

Deine liebreiche Zuſchrift hat mich ſehr erfreut, und um deſto mehr, weil ich daraus Dein leidliches Wohlbefinden erſehe, und zugleich, daß Zeit und Alter kein Recht über Dich und Deinen Geiſt haben.

Ungehindert gehſt Du in Deiner Bahn fort und findeſt die Belohnung ſchon ſelbſt im Beſtreben nach einem höhern Preis.

So freue ich mich Deiner fernern Bemühungen, und

bin im Voraus versichert, Unterricht, Genuß und Vergnügen daraus zu schöpfen.

Das mir letzthin zugeschickte ominöse Zauberblatt [1]) war mir anfänglich schwer zu dechifriren, bis ich zuletzt den berühmten fernen Meister darin erkannte, der sich Deiner Oberlehnsherrschaft bescheidener Weise ergiebt. Man kann nicht läugnen, daß die Handschrift selbst viel Charakteristisches bezeichnet.

Deine Bemühungen um das Alterthum sind höchst löblich. Man vergißt gar zu leicht, von wem man das Gute empfangen hat. Ich ließ mir in diesen Tagen den längst vergessenen und verschmähten Poeten Haacke aus der Bibliothek holen, dessen Jägerlied mir noch von Kindheit auf im Gedächtniß geblieben ist. Ich fand darin, und in andern Stücken des dicken Bandes weit mehr Naturell, als in den meisten Stücken unsrer Musenalmanache zusammengenommen.

Für die Bekanntschaft des guten Purkinje danke ich Dir gar sehr. Die besten Pflanzen keimen doch hervor, wenn sie eine Zeitlang unter dem Druck gelebt haben. Andere haben vielleicht mehr Blätter, diese mehr Saft und Kraft. Die Offenheit des guten bescheidenen Mannes war mir sehr erfreulich.

Was die hiesigen Angelegenheiten betrift, so schwebt ein weitverbreiteter Geist des Irrthums auch hier über die Ansichten der Dinge. Wir glaubten, wenigstens an diesem Orte, auf eine Zeitlang davor gesichert zu seyn.

Ich lese jetzt O'Meara's Erzählungen von Napoleon. Dieses Buch giebt uns Erkenntnisse und Erfahrungen von Jahrhunderten. Man muß es im Englischen lesen.

Möchtest Du mir von Manzoni's Producten gelegent-

1) von Lord Byron.

lich etwas zuſchicken, ſo würdeſt Du mich ſehr erfreuen. Mir hat Carmagnola groſſes Vergnügen gemacht. —

Ach, unſere Deutſchen! — des Gemeinen und Platten wird täglich mehr. Friedrich der Zweyte hatte wohl recht, zu ſagen:

L'Allemagne féconde en plats originaux. —

Ein Hirte und Eine Heerde!! Eher kann es wohl nichts werden. —

Lebe wohl, mein Theurer! Karl empfiehlt ſich aufs beſte. Er wird in ein paar Tagen ſeinen neuen Fürſten in Ebersbach beſuchen. Dein K.

599. An Knebel.

Weimar den 29. Januar 1823.

Mit herzlicher Theilnahme an dem guten Geſchick, das Deinem lieben Sohn zu leuchten anfängt, begrüße ich Dich, mein theurer alter Freund, zugleich die Früchte meiner dreymonatlichen Arbeit überſendend; mögeſt Du daraus Dir manches aneignen! Schon eilt wieder ein neues Heft zum Drucke; wie wollt' ich aber ſonſt auch die Winterzeit überleben, da, ſo wie ich, faſt alle Freunde in ihre Zimmer eingeſperrt ſind; Riemern und Meyern habe in vierzehn Tagen nicht geſehen. Sonſt iſt doch manches Hübſche zu mir gekommen, und Herr Soret, überhaupt ſehr wohl unterrichtet, hilft in der Kryſtallographie redlich nach, und ſo erleuchtet man ſich noch immer mehr über die Werke der Natur, die doch zuletzt, immer neu und immer verſchieden, höchſt ehrwürdig bleiben.

Soviel für diesmal, damit das Packetchen nicht retardirt werde. Mit der etwas wärmeren Atmoſphäre wirſt Du denn doch wohl auch zufrieden ſeyn.

Treulichſt wünſchend

anhänglichſt G.

600. An Knebel.

Weimar den 5. Februar 1823.

Mit herzlichem Dank, theuerſter älteſter Freund, für Deine lebhafte und motivirte Theilnahme, ſende den Triumph des Paulus Aemilius aus Plutarch überſetzt. Hier wird ein fürchterliches Gedränge der Einbildungskraft vorbeygeführt, wie es auf den Bildern [1]) den Augen dargeſtellt iſt, welche gelegentlich wiederzuſehen Dich gewiß freuen wird. Auch lege Riemers neuſtes Gedicht [2]) bey, welches, von Muſik begleitet, am 2ten Februar ſehr gut aufgenommen worden.

Mit Gruß und Wunſch for ever. G.

601. An Goethe.

Jena den 15. Februar 1823.

Mit Schmerzen haben wir vernommen, daß Du nicht wohl warſt; doch hat uns Herr Canzler Müller geſtern wieder getröſtet.

Für das beiliegende Zugeſchickte danke ich recht ſehr. Die Menſchen haben ſchon allerlei getrieben in der Welt; doch ergötzt mich Mantegna's Bild mehr als dieſe Wirklichkeit. Ich halte es mit den letzten paar Zeilen des Aufſatzes.

Die Saale hat ſich unter Sturm und Donner ihrer Bande losgemacht, und ſättigt nun die Wieſen mit ihrem Ueberfluß. Der Frühling liegt noch wie ein erſtgebornes Kind in Windeln.

Hoffentlich, wenn er erſt kräftiger wird, wirſt Du uns einmal wieder beſuchen; denn wie mich däucht, iſt die Natur hier im Frühling am freundlichſten.

Dein getreuer K.

1) des Mantegna.

2) Cantate zur Feier des 2. Februar 1823.

602. An Goethe.

Jena den 10. März 1823.

Du kannſt es wohl glauben, theuerſter Freund, wie beſorgt wir ſeit einiger Zeit um Dich waren, und wie glücklich uns die Nachricht von Deiner Wiedergeneſung gemacht hat. Gott erhalte Dich noch lange — ich darf es wohl ſagen — der Menſchheit und uns!

Mit erheiterten Blicken begegne Dir nun wieder der fröhliche Lenz, und bringe doppelte Freude Dir und andern zum Genuſſe! Wir dürfen nicht zweifeln, daß Deine eigene Sorgfalt dahin wird gerichtet ſeyn. Mit uns hat ſich der Winter, obgleich etwas ſtreng, doch ſonſt noch ganz freundlich betragen. Der Aufenthalt in meinem obern Zelt hat zwar dem Tautenburger Forſtamt ein paar Klaftern Holz mehr eingetragen, doch erhielt ſich die Luft immer rein und geſund. Nur die Abnahme meiner Augen wird mir etwas empfindlich, da ich die meiſte und beſte Unterhaltung doch immer in den Schriften ſuchen muß.

Ein großer Theil meiner Unterhaltungen dieſer Art — Du wirſt es mir verzeihen! — kommt mir jetzt durch die politiſchen Schriften. Der freundliche Kanzler ſchickt mir zuweilen etwas zu — und dann ſuche ich mir noch andere Kanäle. Ich möchte durchaus das Ende dieſer kritiſchen Zeit noch durchleben.

Die Schriften von und über Napoleon unterrichten und ergötzen mich ſehr, weil ſie zeigen, wie man die Sachen in der Welt auch vernünftiger Weiſe anſehen kann, welches doch ſo ſelten der Fall iſt.

Man lernt auch daraus, auf welche ſchwache Schrauben das Glück und Heil der Welt geſtellt iſt.

Man könnte Napoleon auch unter die aufmerkſamſten

Schriftſteller ſeiner Zeit rechnen; und wir haben es doch hauptſächlich dem rauhen Felſen zu verdanken, daß uns dieſe Offenbarungen von ihm geworden ſind. — K.

603. An Goethe.

Jena den 27. März 1823.

Welchen Antheil wir an Deinem Befinden nehmen, das wirſt Du wohl glauben. Jede Nachricht Deiner Beſſerung erweckt uns zur Freude. Wir hoffen, noch lange in Dir Stütze und Vorbild zu erleben.

Um mich einigermaaßen in der Friſche der Natur zu erhalten, habe ich mich vor einigen Wochen bemüht, den ſchönen Hymnus von Thomſon [1]) in unſere Sprache überzutragen. Ich ſchicke Dir hiermit ein Exemplar von meiner Arbeit und bitte, die übrigen an die Freunde zu vertheilen. Ich denke, bey jetziger Zeit kann es gut und nützlich ſeyn, einen würdigern Ton in den Gemüthern zu erwecken, die durch die armſelige Frömmelei ganz niedergedrückt ſind.

K.

604. An Knebel.

Weimar den 23. April 1823.

Nur mit wenigen Worten herzlichen Dank für alle Theilnahme, ingleichen für das liebenswürdige Gedicht [2]), das die Jahreszeiten ſehr angenehm ankündigt und die Menſchen auf den Gott in der Natur gar ſchön hinweiſt.

1) L. Knebel's Literariſcher Nachlaß, I, 12.

2) Hymnus zum Schluſſe der Jahrszeiten von Thomſen. L. Knebel's Literariſcher Nachlaß, I, 12.

Zugleich meine beſten Glückwünſche zu dem erfreulichen Zuſtand, in welchem ſich Carl befindet; ich kann mir übrigens recht gut denken, wie ſeine Perſönlichkeit in einem ſo hohen und doch ſo natürlichen Kreiſe willkommen ſeyn mußte.

Treulichſt G.

605. An Goethe.

Jena den 18. Juni 1823.

Ich erhalte eben Beifolgendes vom Profeſſor Schweigger aus Halle, und da ich den Inhalt des Briefes nicht zu beantworten weiß, ſo nehme ich mir die Erlaubniß, Dir ſolchen zuzuſchicken, mit Bitte der Rückſendung.

Von meinem Carl habe ich auch geſtern einen ſehr wohllautenden Brief aus London vom 3. d. M. erhalten. Er empfiehlt ſich Dir aufs Beſte, ſo wie auch Herr Dr. Röhden, dem er Dein Schreiben ſogleich eingehändiget hat.

Er iſt überall ſehr freundlich aufgenommen, und unſer Freund Robinſon treibt ſich den ganzen Tag mit ihm herum, zeigt ihm alles, und bringt ihn in intereſſante Geſellſchaften, wo von Dir und zu Deinem Lob enthuſiaſtiſch geſprochen wird. Ein Engländer erbot ſich, Dir bis Weimar einen Wagen entgegenzuſenden, wenn Du ihre Inſel beſuchen wollteſt.

K.

606. An Knebel.

Weimar den 22. Juni 1823.

Zuvörderſt alſo, mein Theuerſter, muß ich Glück wünſchen, daß es unſerm Karl ſo wohlgeht; es iſt keine Kleinigkeit, in ſolcher Jugend und bey ſo geſetztem Weſen dieſe

weite herrliche Welt zu beſchauen. Ich freue mich auch, von ihm zu hören, daß die Engländer meiner im Guten gedenken.

Heute geht ein gar feiner junger Mann von hier ab, mit Namen Eckermann, den Du gewiß freundlich aufnehmen wirſt. Er denkt ſich ein Vierteljahr in Jena aufzuhalten, iſt aus Niederſachſen gebürtig, kennt die deutſche Literatur und hat zu meinen Arbeiten beſondere Neigung und Vertrauen. Er wird Dir von Zeit zu Zeit eine angenehme Unterhaltung geben.

Ich bereite mich zu meiner Abreiſe, welches mir diesmal beſonders viel zu ſchaffen giebt; denn gar manches durch unſere Winter- und Frühjahrsübel Retardirte mußte nachgeholt werden.

Daß Du aufs Tiefurter Thal verzichteſt, freut mich zu hören; denn wie ich den dortigen Zuſtand kenne, ſo wärſt Du in die größte Abhängigkeit gerathen. Frühſtück, Abendbrod, Nachtball folgen einander, vor welchen Ueberfreuden Du Dich nicht leicht hätteſt retten können. Ich ſage dies, um den Entſchluß zur Aufopferung auch noch hinterdrein zu billigen.

Unſer guter Hofrath Meyer, nach Wiesbaden reiſend, ward in Gotha durch ein bedenkliches Uebel feſtgehalten, gerade zu der Zeit als die Herrſchaft durchging. Soret und Huſchke konnten ſich bey dieſer Gelegenheit ſehr freundlich erweiſen; der Erſte blieb bey ihm zur Wartung, der Andere kehrte gleich von Wilhelmsthal zurück. Ein entſchloſſener Arzt, Hofrath Dorl, hat ihn gut behandelt, doch ſetzt er ſeine Reiſe nicht fort und kehrt in dieſen Tagen hierher zurück. Es iſt für unſern kleinen Zirkel diesmal ein ſehr unfreundliches Jahr.

Meine beyden Hefte retardirten ſich, nicht ganz ohne meine Schuld, ob ich ſie gleich mit Andern theile; wenn

Hätt' ich irgend wohl Bedenken
Balch, Bokhara, Samarkand,
Süßes Liebchen, dir zu ſchenken,
Dieſer Städte Rauſch und Tand?

Aber frag einmal den Kaiſer,
Ob er dir die Städte giebt?
Er iſt herrlicher und weiſer;
Doch er weiß nicht, wie man liebt.

Herrſcher, zu dergleichen Gaben
Nimmermehr beſtimmſt du dich!
Solch ein Mädchen muß man haben
Und ein Bettler ſeyn wie ich.

An Suleika.

Süßes Kind, die Perlenreihen,
Wie ich irgend nur vermochte,
Wollte traulich dir verleihen
Als der Liebe Lampendochte.

Und nun kommſt du, haſt ein Zeichen
Dran gehängt, das, unter allen
Den Abraxas ſeines Gleichen,
Mir am ſchlechtſten will gefallen.

Dieſe ganz moderne Narrheit
Magſt du mir nach Schiras bringen!
Soll ich wohl, in ſeiner Starrheit,
Hölzchen quer auf Hölzchen ſingen?

Du ſie erhältſt, wirf ihnen einen freundlichen Blick zu. — —

Tauſend freundliches zum Abſchied.

Dein G.

607. An Knebel.

Weimar am 25. Juni 1823.

Das bis auf den letzten Augenblick meiner Abreiſe verſpätete Heft[1]) zu überſenden, iſt meine letzte Pflicht in Weimar. Möge es den Freunden zu einiger Unterhaltung dienen und mich ihnen vergegenwärtigen, wie ſie mir nahe waren, als ich es theilweiſe verfaßte und im Ganzen redigirte. Mehr iſt mir nicht erlaubt zu ſagen; die treuſten Wünſche begleiten dieſe Sendung.

Und doch ſetze noch folgendes kürzlich hinzu: leider mußt ich mich ſo einrichten, daß ich beym Durchfahren Dich nicht beſuchen kann. Hrn. Profeſſor Göttling grüße zum ſchönſten und gieb ihm das Innliegende.

Grüße Wellern, dank ihm für die Vorſorge für Eckermann, den Du wohl auch ſchon wirſt freundlich empfangen und werth geſchätzt haben.

Hofrath Meyer erwarte von Gotha zurück; er iſt außer Gefahr, aber kann die Reiſe nicht fortſetzen. Und ſo geht in dieſem Momente Erfreuliches und Unerfreuliches durcheinander, wodurch mir, wie ich nicht läugnen will, doch etwas ſchwirbelig wird.

Lebe und liebe G.

1) Kunſt und Alterthum, IV, Heft 2.

608. An Knebel.

Marienbad den 11. Julius 1823.

Herrn Dr. Bran darf ich nicht abreisen lassen, ohne Dich schriftlich schönstens zu begrüßen, und zu versichern, daß es mir besser geht, als ich hoffen konnte. Freylich war mein Zustand seit diesem Winter allzu stockend, ich wußte kaum, ob ich noch lebte und zu wirken vermochte. Alles regt sich nun wieder, sowohl der Körper als der Geist. Die nächsten Umgebungen sind mannigfaltig gebessert und höchst erfreulich. Noch vor Thorschluß habe ich ein allerliebstes Quartier getroffen, denn jetzt findet niemand ein Unterkommen, wer nicht voraus bestellt hat.

Der Großherzog befindet sich verhältnißmäßig sehr wohl, indem er einsichtigen und zusammenstimmenden Aerzten getreue Folge leistet.

Die Gesellschaft ist sehr gut, man kann sagen glänzend; gestern ist noch der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken, zu Wagen, Pferde und Fuß; wöchentlich werden Bälle gegeben, und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereis'ten Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen.

Durch ein sonderbares Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer, die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie, und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammenklopft, die erfreulichste Auswahl.

Hiezu das Allerbeste und Nothwendigste, trocknes Wetter, manchmal bedeckten Himmel, manchmal klaren oft auch heitern Sonnenschein; die schönsten Abende, wenn auch kühl. Und so sind mir seit meiner Abreise vierzehn Tage vergangen, die ich nicht anders als loben muß. Möge die Folge

ſich eben ſo verhalten und ich vernehmen, daß es Euch wohlgehe. Tauſend Gruß und Wunſch auf Wiederſehen!

Treu angehörig G.

609. An Goethe.

Jena den 17. Julius 1823.

Daß die Wünſche und Erwartungen, die wir uns von Deiner Wallfahrt nach dem Bade machten, ſo guten Erfolg zeigen, das macht uns ſehr glücklich. Der Himmel begünſtige das Weitere und ſetze Deinem ſo fruchtreichen Leben das entfernteſte Ziel.

Es wird Dir nicht unangenehm ſeyn, den Fürſten von Leuchtenberg kennen zu lernen. Mein Karl, dem er viel Gunſt bezeugte, hat mir viel Gutes von ihm geſagt, und er wird überhaupt ſehr gelobt.

Mit Deiner Frau Schwiegertochter werde ich nächſtens in gelehrte Correſpondenz kommen. Ich habe die erſte etwas lange Scene vom Werner überſetzt und werde ihr ſolche zuſchicken, damit ſie die folgende fertige, und ſo auch Scene für Scene ihren Freundinnen mittheile, damit auch jede zur Ueberſetzung beitrage. Ich halte den Werner für das ſtudirteſte von Lord Byron — aber der gemeine Haufe ſchätzt es nicht ſo. Die Idee zu ſeinem neueſten Heaven and Earth, das ich blos aus dem Monthly Magazine kenne, will mir nicht ſo beigehen. Es ſcheint mir was Monſtröſes darin, das Ewige mit dem Vergänglichen auf dieſe Art zu verbinden, doch iſt es glänzend ausgeführt. — Was ſage ich von Deinem letzten Hefte [1]), das Du mir geſchickt haſt? Es iſt reich und mannigfaltig, und hat mich ſehr ergötzt. Den

1) Kunſt und Alterthum, IV. Heft 2.

Thaethon haſt Du würdig und trefflich angedeutet und ausgeführt. Des Mantegna's Triumph, von dem ich bereits ſchon etwas bey Dir geſehen habe und den ich für das Einzige Werk ſeiner Art halte, haſt Du uns geiſtig und ſinnvoll dargeſtellt. So viel anderes Lehrreiches und mit wenigem Wohlbezeichnetes finden wir noch — ſo, daß wir dem Himmel mehr noch als Du Deinen Freunden für Deine Erhaltung Dank ſagen müſſen.

Der gute Gottling möchte Dir gern ſeinen Ariſtoteles dediciren, den er herausgiebt — er weiß aber nicht, ob es Dir recht ſeyn durfte. Ich ſuchte ihm den Zweifel zu benehmen. Laß ihm, wenn es Dir däucht, ein Wort wiſſen! Er iſt ſehr fleißig.

Unſere Dichter wachſen hier wie die Saat nach dem Regen auf. Probe von einem derſelben will ich hier beilegen. Es iſt unglaublich, was dieſer junge Menſch für eine Fertigkeit hat. Er macht mehrere derſelben, die nicht tief unter beiliegenden ſtehen, in gar wenig Tagen. Es freute mich, daß er ſeinen Stoff mehrentheils aus der alten Mythologie nimmt, und ſo ermuntere ich ihn. Iſt ſein Talent gleich nur rhythmiſch, wie Du es nennſt, ſo iſt es doch ungemein.

Lebe wohl, Theurer! Der Himmel ſegne Dich! K.

610. An Goethe.

Jena den 21. September 1824.

Die Hoffnung, die wir nährten, Dich von Zeit zu Zeit hier bei uns zu ſehen, hielt mich bisher zurück, mich ſchriftlich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Der Kreis der nahen und fernen Freunde, der Dich, wie ich hörte, umgeben hat, war wohl Urſache unſerer fehlgeſchlagenen Hoffnungen. Gerne hätte ich mich zu dieſen Freunden geſellt, aber

bei kritiſcher Unterſuchung meiner Kräfte fand ich, daß ich außer dem kleinen Bezirk meines Hauſes und meines Gartens nicht viel mehr in der Welt tauge. Das Alter zieht uns immer mehr in uns ſelbſt zurück, und die Außenſeiten unſeres Daſeyns verlieren immer mehr an Kraft und Nachdruck.

Bei Dir ſcheint dieß der Fall nicht zu ſeyn. Du ziehſt die Kräfte vielmehr immer noch näher zuſammen zu einem vollkommneren Daſeyn. So habe ich nun ſchon manches von dem neuſten Stücke Deiner Morphologie gehört, wonach ich herzlich verlange, und Dich darum bitte.

Da meine Kräfte eben nicht ſehr produktiv ſind, ſo übe ich ſie zuweilen noch an Ueberſetzungen, wozu mir hie und da die mitgetheilten engliſchen Journale Materie geben. Ich finde, daß der freie Geiſt der Engländer ihnen einen Humor zuläßt, mit dem ſie das Scherzhafte und Komiſche mit dem tiefſten Sinne zuweilen verbinden können. Dieſes iſt es auch, was Deinen Fauſt ſo anzüglich macht, was aber ſonſt unter uns ſo ſelten zu finden iſt.

Ich werde Dir nächſtens einen kleinen Aufſatz zur Probe hiervon zuſchicken. K.

611. An Knebel.

Weimar den 27. September 1823.

Auf längerem Vorausbereden, mein verehrter Freund, ruht kein Seegen. So muß ich Dir denn auch diesmal leider mein morgendes Kommen aufkündigen. Der Großherzog kömmt ſpät an, ich kann ihm nur morgen aufwarten und es ſähe wunderbar aus, abzufahren, wenn er einkehrt. Verzeihe und lebe wohl! Vielleicht komm ich die nächſte Woche unangemeldet, aber nicht beſchwerlich, wie ich hoffen darf. Grüße

alles. Ich bin thätig, aber doch faſt etwas überdrängt; wir wollen ſehen, wie wir durchkommen. G.

612. An Knebel.

Weimar den 29. October 1823.

Hierbey, mein Theurer, Verehrter, das Heft Morphologie ꝛc., was Du verlangſt. Im Verſchicken bin ich immer etwas ſcheu und wünſchte, daß dergleichen den werthen Freunden zur beſten Stunde zufällig in die Hände käme. Tauſend Lebensmomente ſind in einem ſolchen Hefte fixirt, wie ſollen ſie ſich gerade loslöſen und dem Leſer glücklich begegnen, der die Blätter aufſchlägt; auch hab' ich gefunden, daß ſie erſt Jahre hinterdrein empfunden und genoſſen werden; wie mir es ja auch geht mit ſo vielem Guten, was geheftet und gebunden ſich vor meinen Augen aufgelagert hat.

Den Zudrang von manchem wahrhaft Würdigen in mehreren Fächern mußte ich ohnehin entſchieden gleichgültig ablehnen, da ſeit meiner Rückkehr Beſuche von ältern Freunden mich wahrhaft auferbauen. Staatsrath Schulz und Graf Reinhard, aus zwey entgegen geſetzten Welten ſich hier begegnend, haben gar manches Höchſtbedeutende überliefert und aufgeregt. Eine Fluth von Fremden, worunter ſich engliſche Wellen beſonders befinden und auszeichnen, erhält uns jeden Augenblick wach.

Nun aber zuletzt tritt Madame Szymanowska herein, mit freundlichſter Liebenswürdigkeit und dem größten Talent; auf dem Pianoforte iſt ſie zu Hauſe und macht daſelbſt die allerliebſte Wirthin.

Ich hatte vierzehn Tage mit ihr in Marienbad verlebt, wenige in Carlsbad. Nun iſt ſie ſchon fünf Tage hier, ergötzt wer Ohren und ſonſt einen Sinn hat in unſerm Be-

zirk, wo glücklicherweise ein gutes Instrument steht. Heute spielt sie bey der Frau Erbgroßherzogin und es ist noch ungewiß, ob sie ein öffentliches Concert geben wird.

Da bin ich nun wieder in den Strudel der Töne hingerissen, die mir, modern gerichtet, nicht immer zusagen, mich aber doch diesmal durch so viel Gewandtheit und Schönheit gewinnen und festhalten, durch Vermittelung eines Wesens, das Genüsse, die man immer ahndet und immer entbehrt, zu verwirklichen geschaffen ist.

Hiernach, mein Bester, wäre wohl nicht viel zu denken, noch zu sagen; ich schließe sehr vergnügt, obgleich in völliger Ungewißheit des weiteren Erfolges. Sollte die Nachricht eines von hier angekündigten Concerts zu Euch hinüber kommen, so sende alle mobile Menschen herüber, schicke Wellern auf alle Fälle.

Eilig und treulich abschließend. G.

613. An Goethe.

Jena den 30. October 1823.

Dein neustes Stück der Morphologie[1]), das ich so eben erhalten, macht mir unendliche Freude. Ich habe nur einige Blicke hineingeworfen und es lacht mir wie ein Demantschmuck entgegen. Du läßt Dich auf Deinem großen und schönen Wege nicht irre machen, weder durch Lob noch Tadel — und das ist was ich lieben und bewundern muß.

Ich kann über das Einzelne noch nicht sprechen, aber die Verse zuletzt, die goldenen, begegneten mir sogleich wie ein strahlendes Licht. Sie sind auch mein Glaubensbekenntniß — aber wer hat es je so bündig und schön gedacht und

1) Bd. 2, Hft. 1.

gesagt? Das ist es wohl, was die Alten naturae convenienter vivere nannten; der reifeste Entschluß im Leben.

Warlich, Du hast nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze Deiner Weisheit werden früher oder später jedem denkenden Menschen Licht und Wahrheit geben. Was ein Englischer Autor in einem Aufsatze, den ich kürzlich an den Kanzler für Dich geschickt, über den Homer sagt, das geht auch auf Dich — „einen Ueberwinder der Zeiten". Homers Leben wird in der Fortdauer auch das Deinige seyn.

Mit Theilnahme habe ich von dem Besuche der Freunde bey Dir gehört; doch fürchtete ich, daß der Zufluß Dir zuletzt beschwerlich fallen dürfte. Das ist die Last des Rufes, die Rousseau so zu vermeiden suchte.

Von der Gegenwart der schönen Sängerin [1]) habe ich auch gehört. Wie manches muß ich nicht entbehren; ja selbst mir Einhalt thun, um es nicht zu genießen, um nicht nach mehrerem zu verlangen!

Die Kränze, die meine Jugend jüngsthin geflochten und aufgehängt hatte, als wir uns Hoffnung machten, Dich zu sehen, sind nun vertrocknet, und selbst die flos mirabilis, die über Deinem Bilde hing, hat ihre Gestalt verloren. Wir hoffen, sie werden vielleicht noch vor Anfang des Winters durch Deine Gegenwart wieder zum Leben kommen.

Was Du nicht vermuthen wirst, ich studire jetzt zuweilen in den Kirchenvätern, doch nur in Einem, dem Tertullian, und finde zum Theil gerade das Gegentheil darin von dem, was die heiligen Concilia angegeben haben. So ist der Betrug in der Welt! und wie viel Jahrtausende werden noch hingehen müssen, bis die Menschen zur Wahrheit gelangen; — die sie vielleicht nie erreichen.

Nur die genaue Forschung und Kenntniß der Natur

1) Madame Szymanowska, die Virtuosin, ist gemeint.

kann Licht verbreiten — jedoch iſt der Aberglaube dem Menſchen zu nothwendig, als daß er ihn ganz verlaſſen ſollte. — —

Es zeigen ſich mitunter fähige Köpfe unter den Studenten und die jungen Profeſſors ſind fleißig. Das große Unglück für die erſt aufwachſende Jugend iſt, daß keine öffentliche Schule mit tüchtigen Lehrern vorhanden, nirgends auch nur ein Inſtitut. — Ich führe es nebſt mehreren Vätern, und muß nun meinen armen fähigen Jungen den dürftigen Unterricht ſelbſt geben.

Doch keine Klagen! Grüße die lieben Deinigen und auch Herrn Eckermann und ſey unſrer herzlichen Liebe und Verehrung verſichert. K.

614. An Goethe.

Jena den 25. November 1823.

Meine vorgeſtern von Weimar Zurückkehrenden brachten mir die Nachricht, daß es mit Deinem Befinden erträglicher ſtünde; worüber ich mich ſehr erfreute.

Ich habe mich indeſſen an Deiner Morphologie [1]) ſehr erbaut, und ob ich gleich mit einigen Gegenſtänden nur wenig vertraut bin, doch den Schimmer des Lichts und der Wahrheit darin wahrgenommen.

Der gute Luke Howard iſt gewiſſermaßen eine Aufgabe [2]), daß gewiſſe Menſchen, ohne eben ſehr überwiegende Zeiteigenſchaften, durch eigene Lebensumſtände für gewiſſe Gegenſtände mehrere Fähigkeit erhalten. Dir hat ſie der Himmel in allen ihren Aeſten und Ausbreitungen ertheilt.

1) S. Zur Naturwiſſenſchaft und Morphologie, Bd. I, Hft. 3, S. 97 fg.; auch Sämmtliche Werke, LI, 201.

2) Knebel ſcheint an „Beweis, Beleg“ oder dergl. gedacht zu haben

So bewundere ich auch überall Deine Aufmerksamkeit und Deinen Fleiß.

Vorgestern brachte mir der Professor Bachmann ein Stück Bronzit aus Wriesberg im Vogtlande, welches Mineral mir noch unbekannt war. Wenn Du ein Stück wünschest, so kann ich es verschaffen.

Es ist Schade, daß wir den Professor Naumann nicht hier behalten haben. Er würde eine beträchtliche Lücke, die sich hier zeigt, ausgefüllt haben.

Adieu, mein Bester! des Himmels Segen walte über Dir und über uns in Deiner Erhaltung! — K.

615. An Goethe.

Am Sylvestertag 1823.

Ich könnte es mir kaum verzeihen, wenn ich nicht noch heute einen Glückwunsch für uns beide für das wohlgeendigte Jahr beeiligte. Die Nachrichten von Deinem Befinden sind mir seit einiger Zeit recht erfreulich und köstlich gewesen — und so möge es noch einige Jahre fortgehen, und Freunde und die Welt sich Deines Wohlseyns erfreuen.

Wie lange ich Zeuge davon werde seyn können, ist mir noch nicht vom Rathe der Götter aufgeschlossen, doch soll es mir an Trost bey Deinem Wohl nicht fehlen.

Uebrigens bringe ich mein Leben nicht ganz ohne die Lehren des weisen Epikur zu, und sehe meinen Schwächen etwas nach. Das ist, wie ich höre, bey Dir umgekehrt; und Du steigst noch immer mit gleichem Bemühen zum höchsten Gipfel des Olymps.

Das wollen und können wir nicht tadeln, wenn wir gleich den Mangel der Kräfte beklagen wollen, Dir auch nur in der Ferne zu folgen. Wir nehmen das alte — nicht eben

Abraham, den Herrn der Sterne
Hat er ſich zum Ahn erleſen;
Moſes iſt, in wüſter Ferne,
Durch den Einen groß geweſen.

David auch, durch viel Gebrechen,
Ja Verbrechen durchgewandelt,
Wußte doch ſich loszuſprechen:
Einem hab' ich recht gehandelt.

Jeſus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn ſelbſt zum Gotte machte
Kränkte ſeinen heil'gen Willen.

Und ſo muß das Rechte ſcheinen
Was auch Mahomet gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Wenn du aber dennoch Huld'gung
Dieſem leid'gen Ding verlangeſt;
Diene mir es zur Entſchuld'gung,
Daß du nicht alleine prangeſt. —

Doch allein! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter, betend anzuſchauen,
Wie die Närrinnen verehrten:

Iſis Horn, Anubis Rachen
Boten ſie dem Judenſtolze; —
Mir willſt du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

glorreiche Princip an: „was hat die Welt für uns gethan, daß wir viel für ſie thun ſollten!“ — denn gegen die Beſſerung derſelben legt uns die tägliche Erfahrung gar viele Zweifel vor.

Ich ſtudiere indeſſen des guten Eckermanns Beiträge zur Poeſie, und ergötze mich an deſſen tiefen Nachforſchungen in dem Geiſte Deiner Werke. Das iſt ein großes Verdienſt, und die beſte Aeſthetik zur Nachweiſung, wie ſolche Werke müſſen beurtheilt werden.

Manches andere von dem guten Manne iſt freilich noch den Zweifeln unterworfen, aber ſein guter und ſcharfer Geiſt und Sinn wird wohl noch das Rechte finden.

Scharfe und ſchärfere Kritiken dieſer Art ſind durchaus jetzt in Deutſchland nöthig, damit die Halbköpfe nicht alles vorzubringen wagen. Unſer Freund, der Graf Platen, ſchickte mir jüngſt ein Päcktchen zu, worin ein Theil der Fortſetzung ſeiner Ghaſelen gedruckt, und der andere eine ſogenannte Komödie, in fünf Acten, geſchrieben, enthielt. Dieſe letztere, ſchrieb mir der Verfaſſer, habe er in fünf Stunden verfertiget, und er denke damit, nebſt einigen andern Stücken dieſer Art, die er bereits an verſchiedene Theaterdirectionen verſchickt, eine neue Aera der Poeſie zu ſtiften. Dieſes Stück iſt das geſchmackloſeſte Machwerk, das kaum zu leſen iſt, und ich unterließ nicht, dieſes ihm zu verſichern. Nun hör ich, daß unſer Graf Platen, mit ſeinem Freunde Rückert in Erlangen, ſich zur Stiftung einer ſolchen neuen Aera entſchloſſen haben, wobey es darauf ankommt, wer die meiſten Sonette und Gedichte dieſer Art in der kürzeſten Zeit liefern kann. —

Unter nochmaliger Anwünſchung eines glückſeligen neuen Jahres. Dein treueſter Verehrer K.

616. An Goethe.

Jena, den 18. Februar 1824.

Du haſt mich mit Deiner holden Sendung ſehr erfreut. Was mich am meiſten beglückt iſt, daß ich daraus erſehe, daß ſich Deine Geiſteskräfte immer mehr in gleicher Blüthe erhalten, und keiner Abnahme unterworfen ſind. Möge der Himmel dieſes Dir noch lange gewähren, zum Trotz der vergänglichen Zeit!

Den Inhalt dieſes letzten Heftes [1]) habe ich mit Sorgfalt durchleſen, doch dabey öfters die Unzulänglichkeit meiner Kenntniſſe beklagen müſſen. Wie vieles iſt, ſonderlich in dem Fache der Künſte, das ich noch zu wiſſen wünſchen möchte und worüber mir eine genaue Einſicht fehlt. Indeſſen ſind mir doch immer Deine Urtheile wie wahrſagende Ausſprüche begründet, auch findet man darin, bei jedem Anlaſſe, Meinungen und Gründe ſich zu belehren.

Paria [2]) hat mich zum Anfange gerührt und entzückt. Man findet doch immer in den wunderſamen Gebilden der öſtlichen Indier hohes Streben nach Geiſtes-Erſcheinung; da ſich hingegen ihre weſtliche Nachbarn weit mehr an das blos Sinnliche halten.

Heldenmäßig gedacht und ausgeſprochen iſt das Andenken an Erwin. Man mag das ſelten ausgeſprochene Verdienſt eines Deutſchen nicht ohne Rührung hören.

Die über Kunſtwerke ausgeſprochene Urtheile übergehe ich, bey meiner wenigen Kenntniß und Einſicht. Doch iſt auch ſogar vieles daraus zu lernen. Die Höhe und Abgründe des Himalajagebirges möchte ich gern in der Abbildung ſehen.

---

1) Kunſt und Alterthum, IV, Heft 3.
2) S. Goethe's Werke, III, 9—17.

Von den ſerbiſchen Liedern habe ich kürzlich eins, in einem Zeitblatte gefunden, welches das Verlangen nach mehrern gar ſehr in mir erregte. Du haſt ſie auch gefunden und ich wünſche bald in Bekanntſchaft mit den übrigen zu kommen.

Was über die engliſchen Recenſionen geſagt iſt, gilt doch mehr über Werke der Ausländer, vorzüglich der Deutſchen. Da mag wohl Nationalſtolz, Jalouſie, Unwiſſenheit der Sprache, viel Schuld ſeyn. Ich habe die elendeſten Mißverſtändniſſe aus mangelhafter Sprachkenntniß zuweilen gefunden. Doch mögen unter den Deutſchen ſelbſt ſich ſchlechte Subjecte finden, die Neid einflößen.

Die zahmen Xenien ſind vortreffliche Ausſprüche; doch kann ich ſie mir nicht alle deuten.

Das Schickſal von Rameau's Neffen iſt doch ſonderbar. Nichts kann Diderotiſcher ſeyn, als dieſe Schrift [1]).

Mit dem Urtheile über die Ghaſelen des Grafen Platen bin ich auch zufrieden. Ich habe das Talent des jungen Mannes immer geſchätzt und gelebt. Aber wie es geht! Durch Ueberſchätzung ſeiner ſelbſt iſt er in einen fremden Boden gerathen, und nun geht die klare Quelle endlich im Schlamme aus. Ich fürchte, daß dieſes ſein Schickſal ſeyn dürfte, ſowie es ſchon das Schickſal ſeines Freundes Rückert geworden iſt. Uebrigens iſt doch auch in den Ghaſelen viel Manierirtes, und die ewige Wiederholung derſelben Zeile und deſſelben Reimes ſagt mir nichts.

Wohl mag ich glauben, daß Du anjetzo ſehr bedrängt biſt, da Du alles ſo in Ordnung zu bringen ſuchſt, und dem reichen Schatz, den Du der Welt hinterläßt, noch immer Neues hinzufügeſt.

Ich freue mich auf die drey Bände, die Du uns ver-

1) S. Goethe's Werke, XLVI, 79—84.

kundeſt — wenn mir ihre Anſicht noch erlaubt iſt, — denn das Rad des Lebens läuft ſchneller, wenn es gegen das Ende geht.

Die Lectüre macht meinen beſten Zeitvertreib, und ſo hab ich mich kürzlich an den **Documents Historiques** des Königs **Louis** — die ich Dir zu verdanken habe — ſehr ergötzt. Das iſt ein weiſer Antonin. —

Der kleine Maier war ſehr entzückt Deiner freundlichen Aufnahme wegen. K.

617. An Knebel.

Weimar den 9. April 1824.

Schon längſt iſt der Wunſch Deiner zahlreichen Freunde, ein wohlgerathenes Portrait von Dir zu ſehen. Schmellers bisher ſchon erprobte Geſchicklichkeit läßt hoffen, daß ihm dieſes Unternehmen gelingen werde. Gönne ihm ſo viel Zeit, daß er ein gutes Oelbild zu Stande bringe, welches ich der hieſigen Bibliothek beſtimme.

Lebe indeſſen wohl und freue Dich der gerechten Anerkennung Deiner ernſten Bemühungen, die Dir nun von allen Seiten zu Theil wird.

Treulichſt wie immer und für immer G.

618. An Goethe.

Jena den 27. April 1824.

Wir müſſen Dir allerdings vielen Dank wiſſen, daß Du ſo freundlich für uns geſorgt haſt, und uns mit uns ſelbſt haſt erfreuen wollen. Hr. Schmeller hat auch ſein

Möglichſtes gethan, und keinen über ſein Bild unbefriedigt gelaſſen.

Das Meinige hat ihm viel Fleiß und Mühe gekoſtet, und wenn man noch hie und da Zweifel machen möchte, ſo liegt es wohl daran, daß wir ſelbſt älter worden ſind.

Der Künſtler hat einen richtigen Blick und eine ungemein feſte und ſichere Hand, der Ausdruck ſeines innern Weſens wird ſich in ſeinen Bildern immer mehr und mehr hervorthun. Sein unermüdeter Fleiß läßt das Beſte von ihm erwarten.

Du wirſt ihm erlauben, daß er zuweilen herüber kommen darf, denn er findet hier noch mehr Liebhaber zu ſeinem Geſchäfte.

Da der gute Menſch viel Gefälligkeit für uns gehabt hat, ſo möcht ich ihm auch einen Wunſch erfüllen helfen, den er äußerte, das große Atelier in Weimar zu ſeiner Werkſtätte zu haben. Da ich das Lokale nicht kenne, ſo wirſt Du beſſer wiſſen ob er ſolches erhalten kann.

Die Kunſtliebhaberei macht übrigens mein Haus jetzt ſehr frequent, und ſetzt auch mich in ungewohnte Bewegung, der zum Glück die wärmere Witterung nicht zuwider iſt.

Die franzöſiſche Ueberſetzung Deiner Lebensgeſchichte iſt mir unterdeſſen zu Geſicht kommen; ich konnte ſie nicht genau examiniren, doch nimmt ſie ſich auch im Franzöſiſchen nicht übel aus. Die weitläufige Introduction nennt deutſche Dichternamen, die ich nicht kenne.

Der erſte Band des Alonzo, den ich durchleſen, hat mich ſehr wohl unterhalten, nur ſetzten die oft abgeriſſenen Fäden der Erzählung und vermiſchten Perſonen mein jetzt ſchwaches Gedächtniß in Verlegenheit.

Es iſt jetzt eine eigene Schreibart, die ſich manche Schriftſteller annehmen. Sie ſcheinen die Bilder beinahe zu übertreiben und die Ausdrücke zu ſuchen. Auch im Eng-

liſchen finde ich es. Man will immer neu ſeyn, bei dem Ueberfluſſe der Literatur.

Ein treffliches Werk habe ich kürzlich im Engliſchen geleſen, über Phyſiognomik von John Cross. Der Verfaſſer fängt an den unterſten Elementen der Bildung an, den Bau des Menſchen zu konſtruiren. Von der Pflanze zum Thier, durch die verſchiedenen Thierarten zum Menſchen. Luft und Nahrung ſind die Hauptbedingungen alles Lebens. Beides ſucht die Pflanze, das Thier, der Menſch; daher die Freßwerkzeuge bei dem Thiere; bei dem Menſchen kommt alles mehr ins Gleichgewicht. Ihn bezeichnet die perpendiculäre Linie von der Stirne zum Kinn; aber auch die übrigen Theile haben weit mehr Zuſammenwirkung, der Mund zur Naſe, der Bau der Naſe — die Thiere haben eigentlich keine Naſe — zur Stirne und dem Gehirn. Die Ohren ſind eigentlich die Wächter, bei den Thieren wie bei den Menſchen u. ſ. w. Der Verfaſſer hat alles durch anatomiſche Gründe dargethan, worin ich ihm freylich wegen meiner Unkenntniß nicht folgen konnte. Sehr intereſſant ſchien mir das Buch. Der Verfaſſer iſt leider todt. K.

619. An Knebel.

Weimar den 22 May 1821.

Erfreue Dich, mein Theuerſter, an beykommenden Verwegenheiten [1]). Zu vermelden habe ich den ſchönſten Gruß von Herrn Matthiſſon; er hat Deinem Bilde hier die gehörige Reverenz erwieſen.

Eine treffliche Skizze nach dem neugriechiſchen Charon

1) Lord Byron's Visionen.

habe erhalten [1]), ein wahrhaft heidnisches Memento mori, ein ganz anderes als die absurden Todestänze. Sorge, daß Du lebest, ich will von meiner Seite möglichst das Gleiche thun. G.

620. An Goethe.

Jena den 18. Juni 1824.

Die Byrons haben mich sehr ergötzt. Die Funken dieses brilliantenen Geistes sprühen allerwärts und reizen zur Bewunderung. Tags nachher, als ich die Vision gelesen hatte, erhielt ich die Nachricht von des Verfassers Tode. Ein Schlag hätte mich nicht heftiger treffen können. Ich überrechnete in Eile sein Leben, und fand, um nicht zu sehr auf das Schicksal zu zürnen, daß es vielleicht der glänzendste Augenblick seines Lebens gewesen sei. Ich nahm einen Cypressenzweig und legte ihn auf sein Bild.

Auch Belzoni, der tapfere Mensch, ist im Beginn einer großen Reise in America gestorben [2]).

Der geschickte und gute Schmeller, den Du uns herübergeschickt hast, macht hier grosse Progressen. Alle Menschen wollen ihre Gesichter auf Papier oder Leinwand haben, und zumal ist er in Porträtirung junger Gesichter sehr glücklich. Mein altes Gesicht hat er auch nochmals in Anspruch genommen, — und ich habe nur die Betrachtung gemacht, daß man sich in meinem Alter nicht mehr sollte mahlen lassen. Man setzt nur die Künstler in Verlegenheit.

1) S. Goethe's Werke, XLIV, 81 fg.

2) J. B. Belzoni, geb. 1778 in Padua, anfangs Schauspieler und Tänzer, bekannt durch seine Reisen und Entdeckungen in Afrika, starb 1823 auf dem Wege nach Benin in Gata, in der spanischen Provinz Valencia. Bouillet, Dictionnaire universelle d'histoire et de géographie. Ausg. 7 (Paris 1850), S. 195.

Du lieferſt uns die Abriſſe Deines unſterblichen Geiſtes immer wieder aufs neue, und, wie ich höre, iſt ſchon wieder davon unter Preſſe. Laß mir auch bald davon erſcheinen! Ich lebe jetzt blos in dem Wiederglanz von anderer Tugenden, worunter mich die Deinigen am herrlichſten erleuchten.

Mögeſt Du nur immer in dieſer wechſelnden Lebenszeit guter Stunden genießen, die doch zuweilen auch noch zu mir in meinen Garten kommen, obgleich die unmilde Witterung noch manches zurückgehalten hat! G.

621. An Goethe.

Jena den 13. Julius 1824.

Du haſt mich mit den reichen Früchten Deines Geiſtes und Fleißes [1]) aufs neue beſchenkt, und ich danke Dir recht herzlich dafür.

Du biſt wie ein Baum, der mit den Jahren immer ſtärker und kräftiger wird, und reichere Schatten und Früchte giebt.

Außer dem ſchönen Gedichte im Anfang und den einzelnen ſinnreichen Gedanken, hat mich ſogleich Dein Urtheil uber Alonzo an ſich gezogen. Trefflich fand ich es, über das treffliche Werk. Du haſt mir zugleich aus der Verwirrung geholfen, in die man nothwendig beim Fortleſen deſſelben gerathen mußte. Nun werd ich es bald mit noch größerem Antheil zum zweiten Mal leſen können.

Schillers Briefe haben mich über deſſen Art zu denken und zu urtheilen, verbunden mit den Deinigen, noch mehr zu recht geſetzt.

1) Kunſt und Alterthum, Bd. 5, Heft 1

Der brave Serbier [1]) hat mich auch sehr erfreut. Phantasie, mit etwas Aberglauben verbunden, ist doch das Element der Menschen.

Den Cain, ob ich ihn gleich selbst besitze, habe ich noch nicht gelesen. Ich fürchtete mich davor; jetzt will ich ihn lesen.

Aber die Parias sind gut; Dein lyrisches Gedicht trefflich. Ich dachte es gebe keine schlimmere Religion als die Spanische, diese ist aber noch abscheulicher.

Ueber die Anzeigen und trefflichen Bemerkungen der Kunstwerke getraue ich mir nichts zu sagen. Ich habe zu wenig Kenntniß und Erfahrung, aber ich fühle wohl, wie sich Arbeiter und Kenner darüber freuen und daraus belehren werden.

Gestern erhalte ich Beiliegendes von dem guten alten Eichhorn in Göttingen für Dich. Er hat auch mir ein Exemplar beigelegt. Er bittet um Nachsicht für seine Arbeit.

Die gute Großherzogin habe ich nun zweimal in Dornburg besucht, und immer recht wohl gefunden. Ich muß gestehen, daß mich diese kleine Reise doch etwas angegriffen hat. . . .

Auch muß ich Dich um Entschuldigung bitten, wegen meiner schlechten Handschrift. Sie ist nicht immer so, aber die heutige Schwüle setzt mir die Hand zu sehr in Bewegung. Deshalb mußt ich Dir auch mit einer eisernen Feder schreiben, die mir mein Carl aus London mitgebracht hat. K.

1) Kraljewitsch Marko.

622. An Goethe.

Jena den 23. Julius 1821.

Ich möchte die ſchöne Medaille [1]), die Du mir durch Herr Weller zuzuſchicken die Güte hatteſt, gerne heute wieder zurückſenden, — aber Du erlaubſt mir wohl, daß ich ſie noch einige Tage behalten darf, um ſie auch den Freunden zu zeigen. Sie hat mich ganz außerordentlich erfreut, und wenn ſie für Geld zu haben wäre, — ob ich gleich davon nicht viel beſitze, ſo möchte ich ſie mir doch verſchaffen.

Der Charakter des Alters iſt zugleich mit dem Charakter des Mannes freundlich ausgedrückt, und höchſt zierlich bearbeitet. Ich weiß kein ähnlicheres noch trefflicheres Bild von Dir.

Was ich nun wünſche und ſchon längſt gewünſcht habe, iſt, daß wir auch ein ſolches Kunſtſtück von unſerer theueren Herzogin haben möchten. Die Alten ſind ja auch in Abbildung der Frauen nicht ſparſam geweſen, und ein Gemälde auf Erz dauert doch länger als ein Gemälde auf Leinwand. — Letzteres haben wir von der Herzogin nicht einmal. —

An Deinen Memoiren überſetzen Engländer und Franzoſen fleißig. Die Biographiſchen Denkmale von Varnhagen hat die Großherzogin die Gnade gehabt mir zuzuſchicken. Sie ſind wohlgeſchrieben, zumal hat mich der Fürſt von der Lippe intereſſirt. Es wäre zu wünſchen, daß Deutſchland mehr ſolcher Männer, an rechter Stelle, hervorbrächte (Gewiß fehlt es an Stoff dazu nicht ganz.

Bei uns hier geht nicht vieles der Aufmerkſamkeit würdiges

1) Goethe von Rom nach Rauch's Büſte. Z. Kunſt und Alterthum, Bd. 5, Heft 2, S. 185.

Und ich will nicht beſſer ſcheinen
Als es ſich mit mir ereignet,
Salomo verſchwur den Seinen,
Meinen Gott hab' ich verleugnet.

Laß die Renegatenbürde
Mich in dieſem Kuß verſchmerzen:
Denn ein Vitzliputzli würde
Talisman an Deinem Herzen.

Die ſchön geſchriebenen,
Herrlich umgüldeten,
Belächelteſt du
Die anmaßlichen Blätter,
Verziehſt mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verziehſt anmuthigem Selbſtlob.

Selbſtlob! Nur dem Neide ſtinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daſeyns iſt groß,
Größer die Freud' am Daſeyn.
Wenn du Suleika
Mich überſchwenglich beglückſt,
Deine Leidenſchaft mir zuwirfſt
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange

ver. Professor Heusinger um Michaelis nach Würzburg. Es ist doch Schade um den Mann. Er ist durchaus wissenschaftlich gebildet. M.

623. An Knebel.

Weimar den 30. Julius 1824.

Den allerbesten Dank für die ausführliche und motivirte freundliche Aufnahme meines neuesten Heftes [1]). Freylich wenn man so geraume Zeit bemüht ist, ein Dutzend gedruckte Bogen würdig zu füllen, so wünscht man zuletzt einsichtige Theilnahme.

Daß auch die Medaille gut gerathen, ist mir wegen des Künstlers lieb, der dadurch sich in Deutschland bekannt macht, und wegen Soret, der sie vermittelte. Die Büste von Rauch liegt allerdings zum Grunde.

Zu einer Medaille auf das Großherzogliche Jubiläum haben wir eine Subscription eröffnet; sie soll in Berlin unter Herrn Rauchs Aufsicht gefördert und vollendet werden; ich weiß nicht, ob Herr von Müller schon eine Anzeige und Aufforderung nach Jena gesendet hat.

Von einer Medaille zum Andenken der Frau Großherzogin war auch die Rede; die Damen wollen sie unternehmen. Das Schlimmste ist, daß außer Klauers Bild weiter keine Spur ihrer früheren Gestalt zu finden. Sie hatte hartnäckig verweigert sich von Weißern, der doch recht geschickt war, nachbilden zu lassen, auch jetzt darf man daran nicht rühren.

Schmeller hat sich noch einigemal an Deinem Bildniß auch in Steindruck versucht; es ist aber keins wieder so

1) Kunst und Alterthum, Bd. 5, Heft 2, S. 185.

gut gerathen als das Oelbild [1]), dem Du Dich hätteſt günſtiger erweiſen ſollen.

In Breslau geben ſie Tauſend und Eine Nacht in neuerem beliebten Taſchenformat heraus; wie ſie ſagen, zum erſten Mal aus einer Tuneſiſchen Handſchrift ergänzt und vollſtändig überſetzt. Wie dem auch ſey, ſo iſt der Vortrag dieſer ewig anziehenden Mährchen ſehr natürlich und erfreulich, wie es einer deutſchen Proſa der neueſten Zeit gar wohl zukommt.

In der ſogenannten Vorſchule Shakſpear's von Tieck finden ſich drey merkwürdige engliſche Stücke überſetzt, älteren Urſprungs, wovon das eine gar wohl von Shakſpeare ſeyn kann, und unſere Bewunderung dieſes einzigen Menſchen nur noch vermehren müßte, wenn alle mit meinen Augen ſähen; welches ich ihnen jedoch nicht zumuthen kann.

Hab' ich ſchon von einer ſehr glücklichen Ueberſetzung der ſerbiſchen Lieder geſprochen, die ein deutſches, noch nicht genanntes Frauenzimmer zu Stande bringt? [2])

Für eine Bronzemedaille will ich ſorgen, es werden davon nächſtens welche zu haben ſeyn, indeſſen mir die überſendete zurückerbitte.

Beykommendes Hrn. Geh. Hofrath Eichhorn mit vielen Grüßen und dem beſten Dank. Ich habe dieſe würdige Urſchrift gleich wieder zur großen Erbauung durchgeleſen.

Und ſo das ſchönſte Lebewohl!

Treu anhänglichſt G.

1) jetzt auf der Weimariſchen Bibliothek befindlich.

2) Madame Robinſon, geb. v. Jacob.

624. An Goethe.

Jena den 3. August 1821.

Mit vielem Dank sende ich Dir, Theurer, Dein wohlgeprägtes Bild wieder zurück; ich trenne mich ungern von ihm, doch hoffe ich den Abdruck noch einmal von Dir zu erhalten.

Auch die Freunde haben sich darüber sehr erfreut und alle wünschten es behalten zu dürfen.

Der gute Eichhorn wird sich sehr über Deine Zeilen erfreuen. Ich werde sie ihm, vielleicht heute noch, übersenden.

Ich habe indessen in einem Englischen Journal eine gute Anzeige Deiner Mémoires gefunden. Auch die einzelnen Stellen daraus schienen mir wohl übertragen.

Von der Subscription auf die Medaille des Großherzogs ist mir noch nichts zu Gesicht gekommen. Ich werde sie aber doch wohl erhalten.

Es thut mir leid, daß sich der gute Schmeller mit meinem Bilde so unzufagend abgiebt. Die Nachwelt wird daran nicht viel verlieren — und immer ist es genug, wenn er nur einen rechtlichen Kopf macht. Der neue Englische Physiognomiker — der aber jetzt todt ist, — wird ihn nicht nachmessen. Wir wünschen den guten Schmeller bald wieder hier zu sehen.

Der gute Gries hat uns auch verlassen, und zwar vorgestern. Er zieht — eine Weile wenigstens — nach Stuttgardt. Hier ist fast keine Existenz mehr für ihn. Der gute Mensch hat ein eigenes Schicksal. Zur Gesellschaft, unter allen hierzu hier vorzüglich gemacht, ist er es allein, der seiner Taubheit wegen keine Gesellschaft genießen kann. Doch hat er noch immer einen erträglichen Humor sich erhalten. Jetzt reist er, allein, in einem Hauderwagen durch die Welt, und niemand versteht ihn, noch kann sich ihm ver-

ſtändlich machen. — Es gehört viel Geduld und Selbſtverläugnung dazu. — Er hat mir beſonders aufgetragen, ihn Dir zu empfehlen.

Nach der neu in Breslau herauskommenden Tauſend und Eine Nacht bin ich verlangend. Ich wünſchte, daß des ſeligen van der Velde Geiſt und Geſchick noch darin hätte obwalten können. Varnhagens biographiſche Denkmale haben mich recht wohl unterhalten. —

Geſtern fand ich in den letzten Stücken des Converſ.-Blattes — nicht ohne einige Gemüthserſchütterung — den Hergang des Prozeſſes über den Kügelchenſchen Mord. Er iſt gut erzählt — aber merkwürdig iſt es, wie die Gerechtigkeit bei dieſem Prozeſſe iſt gehandhabt worden. Der bald erkannte Mörder iſt, nach beinahe zweijährigem Prozeſſe, mit leichter Todesſtrafe davongekommen; hingegen der ganz unſchuldige halb blödſinnige, wegen einigen Verdachtes, in eben ſo langer Gefangenſchaft, bei einigen der Unterofficianten ihm angethanen Torturen, endlich freigeſprochen — doch mit Erſtattung der Koſten, die ihm der König doch zuletzt aus Gnade geſchenkt... Das iſt Juſtiz! —

Der arme Göttling iſt noch immer über ſeinem Ariſtoteles, und klagt nur über den langſamen Druck. Manche der jungen Leute ſind faſt zu fleißig. Die Meiſten ſind freilich arm, und thun vieles aus Noth.

Frau von Ziegeſar iſt mit einem Töchterchen niedergekommen. Ich habe auch einige Verſe für daſſelbe gemacht, und Hr. v. Ziegeſar hat mir in Verſen geantwortet. So ergiebig ſind hier die Muſen.

Lebe wohl, Beſter! K.

625. An Goethe.

Jena den 11. September 1824.

Unter mancherlei Gemengsel der neusten Literatur ist mir nun auch Voßens Uebersetzung des Aratus zur Hand gekommen. Keiner der jetztlebenden Sterblichen möchte sich wohl an dergleichen Gegenstand der Poesie wagen, und keiner derselben würde leicht auch vermögen, ein solches Werk so gut und pünctlich zu übersetzen — als Voß. Nach meinem Urtheil ist es sein gelungenstes Werk. Man merkt auch weniger den Zwang des Ausdrucks und der Verse, als in seinen übrigen Uebersetzungen. So wenig ich von dem Gegenstand des Gedichtes selbst verstehe und weiß, so hat es mich doch sehr erfreut. Welch wunderbare Aufgabe für einen Dichter! Jetziger Zeit scheint sie beinahe unbegreiflich.

Die ungeheure Wissenschaft und Forschung, die Voß in den Noten darlegt, möchte fast vor dem Werke selbst abschrecken.

Die Magazine über die fine arts, die mir der gute Kräuter [1]) zugeschickt, studire ich auch fleißig, und meine Unwissenheit belehrt sich über manches daraus. Es ist mir wenigstens klarer wie Aratus Sternenhimmel. — Auch hast Du meinem Bilde, wie ich höre, die Ehre angethan und es in der Bibliothek aufstellen lassen. Wie mir diese Ehre zukömmt, weiß ich nicht recht; doch wird es immer ein Zeichen seyn, wie sehr Du die Freundschaft ehrst, und von dieser Seite ist die Ehre Dein. —

Den guten Schmeller wünschten wir auch einmal wieder bei uns zu sehen. Es sind auch der Köpfe noch da, die sein warten. Er soll sie nur hübsch groß machen, denn so erscheinen sie nicht immer.

1) Bibliotheksecretair zu Weimar.

Leid thut es uns, daß wir jetzt so manchen guten Kopf hier verlieren. Kosegartens Recension von Hammers Motannebi, im Conv.-Blatt ist ein Meisterwerk voll gründlicher Wissenschaft. Er übersieht den Herrn von Hammer viel. Heusinger ist auch ein fleißiger freundlicher Mann. Der arme Neumann wünscht einmal wieder hier zurückkommen zu können. Viele junge Leute verlassen uns und doch steht das durch Natur anmuthige Jena noch da, und beut auch seine gelehrten Schätze! . . .

Unser Gries hat mich auch von Stuttgardt aus mit einem neuen Bande seines Calderon beschenkt. Es scheint nicht, als wenn sich die dortigen neuen Gäste recht gefallen wollten. Die Schwaben haben einen eigenen Patriotismus, der blos auf ihr Land und ihre Sprache begründet zu seyn scheint.

Sie behandeln uns beinahe wie die Juden — schreibt man von dorther, und die Frauenspersonen scheinen sich am wenigsten zu gefallen.

Man sieht, was Landessprache vermag. Mein gutes Meierchen aus Leipzig hat auch geschrieben. Der gute poetische Mensch scheint etwas verwirrt zu seyn; die Welt wird ihm zu enge und er scheint beinahe Lust zu haben, sich mit den streitbaren Griechen zu vermengen. Ich werde ihm abrathen. Jetzt, in der Ferienzeit, irrt er in den Harzwäldern. —

Genug, Theurer! Du wirst meines Schreibens müde werden — ich aber werde nie ermüden, Dich mit treuem Herzen zu verehren. K.

626. An Goethe.

Jena den 21 September 1821

Mit vielem Danke sende ich das freundlich mitgetheilte Europ. Magazin wieder zurück. Es ist ein großes und schönes Unternehmen, für Engländer allein möglich. Ich habe es ganz durchlesen und einige Sätze haben mich besonders interessirt — besonders der über die Egyptischen Hieroglyphen. Man mag die Investigationskraft des Entdeckers bewundern. Andere Artikel sind auch interessant, und vorzüglich gut geschrieben. Ich wünschte Deinen Namen auch unter der Zahl der Theilnehmer zu sehen, um die Fremden nicht zu sehr über uns aufwachsen zu lassen.

Der Italiäner Foseo geht stolz einher.

Die teutschen Dichter für die Griechen sind witzig zurecht gewiesen.

Ich habe jetzt die neue Schrift des Herrn Jouy unter der Hand — Les Hermites en Liberté. — So was lies't sich recht gut, und es zeugt auch von viel Welt- und Menschenkenntniß — tief greift es aber doch nicht, und es gehört mehr zum Modeschmuck.

Die schriftstellerische Welt ist jetzt sehr in Bewegung gegen die Censurgesetze in Frankreich. Die Erklärung des ehemaligen Ministers Chateaubriand darüber ist sehr bündig, und ich hätte ihm eine solche Freiheit und Stärke des Ausdrucks nicht zugetraut. In Deutschland dürfte man nicht so sprechen.

Die letztvergangenen schönen Tage des Septembers haben mich etwas in Begeisterung gesetzt, und ich wage es, um das Blatt nicht leer zu lassen, hier eine kleine Probe davon beizusetzen.

Beilage.

Elysium

im September 1824.

Iſt nicht Elyſium hier? — Ein reiner belebender Aether
Schwebt durch die ganze Natur. Es wiegen im Strahle der Sonne
Sanft ſich Blätter und Buſch, und himmliſch ſchwelgen die Blumen
In der erheiterten Luft, vom Strahle der Sonne begeiſtert.
Zarter Flor umſpinnt die bräunlichen Saaten und Felder,
Und mit düſterem Blau umhüllt ſich der felſichte Waldberg. –
Freut euch des himmliſchen Lichtes, und ſtimmet Saiten und Flöten
An, zum herrlichen Lob des gegenwärtigen Gottes! [1])

627. An Knebel.

Weimar den 11. Oktober 1824.

Hierbey, mein Wertheſter, das Aelteſte und Neueſte, mit Bitte, durch die nächſten Boten mir den Namen der guten Bürgermeiſterin von Nurnberg anzuzeigen, mit der wir ſonſt mancherlei Mineralogiſchen Verkehr gehabt. G.

1) Vergl. Hymne zum Schluß der Jahreszeiten von Thomſon in Knebel's Literariſcher Nachlaß, I, 12, und oben Goethe's Brief vom 2 April 1823.

628. An Goethe.

Jena den 15. October 1821

Mit großer Freude erhalte ich, theurer und verehrter Freund, das Geschenk Deines verjüngten Werthers [1]). Er hat sich recht schön herausgeputzt und ich liebe ihn deste mehr in dem ländlichen Gewande, da ich seinen Verwandten Faust schon in eben diesem Anzuge besitze.

Der Name der Nürnberger Frau, den Du wissen willst, ist ohne Zweifel — und wenn ich nicht irre — Frau Baureis gewesen; denn jetzt ist sie, so viel ich weiß, schon geraume Zeit todt.

Sie war sehr gefällig und freundlich, und hatte immer etwas Neues und Seltenes, das ihr meist die Juden aus Fürth zubrachten.

Damals war noch ein guter Handel von dergleichen alterthümlichen Seltenheiten in Nürnberg — der sich, wie es scheint, jetzt allein auf Herrn von Derschau reducirt hat.

Unseren guten Professor Schweigger in Halle hoffe ich von seiner orientalischen Mission bekehrt zu haben — da ich ihm den elenden Zustand der Englischen Missionsgeschäfte in jenen Ländern — nach den neuesten Berichten daher — überschrieb. Ja, diese Berichte lauten so ungünstig für die Engländer, daß zuverlässige Männer behaupten, sie würden sich selbst nicht lange mehr in der Insel erhalten können — indem die Europäer niemals das ganze Vertrauen eines Hindu erwerben könnten.

Im Verlauf eines ganzen Jahres haben die Englischen Missionairs nur Einen derselben — und zwar einen Paria — zur Taufe gebracht. Die Engländer haben so wenig Einfluß auf das Volk, daß sie, bey aller ihrer Bemühung,

1) nach der neuen Ausgabe in 16. (Leipzig 1821).

nicht einmal das abſcheuliche Verbrennen der Weiber haben abſtellen können. . . Dein treu ergebener K.

629. An Knebel.

Weimar den 24. December 1824.

Zum neuen Jahre ſchönſtens Glück wünſchend, überſende hierbei ein Bildniß, dem Du manchmal einen freundlichen Blick gönnen mögeſt. Ein gleiches lege für Herrn Profeſſor Göttling bey, den ich ſchönſtens zu grüßen und für ſeine Zuſchrift des Ariſtoteles zu danken bitte [1]). Er verzeihe wenn ich nicht ſelbſt ſchrieb, denn was ich ſenden wollte, iſt mir noch nicht zur Hand gekommen. Ich ſuche einen Brief von Schiller, worin derſelbe die Integrität, Einheit und Vollendung der ariſtoteliſchen Poetik auf gleiche Weiſe ausſpricht, wie Herr Göttling die der Politik. Wenn er herüber kommt, möge er mich ja beſuchen; es freut mich ſehr, daß neuere Begünſtigungen ihn uns auch für die Folge erhalten.

Möge das nächſte Jahr uns beyden und den Unſrigen günſtig ſeyn. Mir kann es nicht an Unterhaltung fehlen, denn ich ſehe für die nächſten dreyhundertfünfundſechzig Tage genug zu thun. Auch Du haſt Dir ſo viel Intereſſe erhalten, daß es Dir weder Tags noch Nachts fehlen kann.

Meine Correſpondenz mit Schiller, die nun faſt beiſammen iſt, hat mir Unterhaltung und Belehrung gegeben; ſie endigte 1805, und wenn man denkt, daß 1806 die Invaſion der Franzoſen eintrat, ſo ſieht man beym erſten Anblick, daß ſie

1) Gottling, Aristotelis Politicorum libri Octo (Jena 1824), mit der Zueignung an Goethe: Goethio laureati populi principi.

Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das iſt ein Augenblick!

Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.
Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erſchaffe
Tauſendfältig deiner Verſchwendungen Fülle,
Aufdröſ'le die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tauſendfadig
Von dir, o Suleika.

Hier nun dagegen
Dichteriſche Perlen,
Die mir deiner Leidenſchaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus.
Mit ſpitzen Fingern
Zierlich geleſen,
Durchreiht mit juwelenem
Goldſchmuck,
Nimm ſie an deinen Hals,
An deinen Buſen!
Die Regentropfen Allahs,
Gereift in beſcheidener Muſchel.

eine Epoche abſchließt, von der uns kaum eine Erinnerung bleibt. Jene Weiſe ſich zu bilden, die ſich aus der langen Friedens-Epoche entwickelte und immer fort ſteigerte, ward gewaltſam unterbrochen, alles von Jugend und Kindheit auf ward genöthigt, ſich anders zu bilden, da es denn auch in einer tumultuariſchen Zeit an Verbildung nicht fehlte. Deſto reiner ſteht jenes Zeugniß einer Epoche da, die vorüber iſt, nicht wieder kommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutſchland allein mächtig lebendigen Einfluß offenbart. Vergnügen wir uns, daß wir daran Theil nahmen und noch immer ſind was und wie wir waren, und daß unſere Freundſchaft ſich auch eben ſo dauerhaft bewährte. Und alſo wiederholt: Möge das nächſte Jahr uns abermals günſtig ſeyn!

In eben dieſem Sinne erhalt' ich eben einen köſtlichen Brief von Klinger. Er zeigt ſich noch immer ſo ſtreng und brav, als vor funfzig Jahren. Das Blatt iſt vor dem großen Unglück geſchrieben, das auch ihn betroffen, da ſein Haus eine Ecke dicht am Kanal bildet und auf dieſe Weiſe der Wuth des Sturmes und des Waſſers doppelt ausgeſetzt war, wie mir Gräfin Caroline [1]) meldet, die, nach dem höchſt verſtändigen und liebenswürdigen Geiſte, der ſie bewohnt, mir das Merkwürdigſte im Allgemeinen und Beſondern über dieſes Ereigniß geſchrieben hat.

Leider ſetzen die gewaltſamen Stürme, wovon Du auch wohl die Nächte her gelitten haſt, die Menſchen in Furcht, wozu ſeltſame Weiſſagungen noch hinzutreten. Möge dieſe bängliche Epoche bald vorübergehen. Treulichſt G.

1) Egloffſtein.

630. An Goethe.

Jena den 30. December 1824.

Ich kann unmöglich das neue Jahr herankommen ſehen, ohne Dir, mein Theurer und Verehrteſter, meine herzlichſten Glückswünſche darzubringen.

Da ich ſeither immer von Deinem Wohlbefinden vernahm, ſo wollte ich Dich nicht mit meinen Briefen beſchweren. Uebrigens ſehe ich das Leben an wie eine Laufbahn, wo man demjenigen, der wieder eine Strecke geſund und glücklich zurück gelegt hat, immer Glück wünſchen kann.

Daß Du Dich mit den Briefen eines ſolchen abgeſchiedenen Freundes [1]) beſchäftigſt, iſt ſehr lobenswerth. Oft bedaure ich, daß uns ſolche Freunde ſchon vorher genommen ſind. Wie gern möchte man auch von Ihnen etwas über die Ereigniſſe der Zeit vernehmen. Die Fluthen des Waſſers ſchwemmen ſo manches hinweg, was die Anſtrengungen der Geiſter ſo leicht nicht vermögen. Es iſt ein wunderbares Gewirre...

Ich lebe nun ſeit etlichen Tagen und Nächten mit dem guten Byron und ſeinem Gefolge. Das Letzte was mir eben unter der Hand iſt, iſt Correspondance de Lord Byron avec un ami, par Dallas. Hier löſt ſich das räthſelhafte von Byrons Seyn und Betragen ziemlich auf. Seine Briefe machen einen Contraſt mit dem größten Theile ſeiner Gedichte. Sie ſind meiſt mit anmuthiger Laune, oft faſt kindlicher Naivetät geſchrieben, und zeugen von der Anmuth ſeines Weſens, von ſeinem Wohlwollen und von ſeiner Ingenuität. Es iſt ein Wunder, daß ein junger Mann von 22 bis 23 Jahren ſolche Einſicht, Kenntniß und Reife des Verſtandes haben konnte.

1) Schiller iſt gemeint.

Von seinem Talente will ich nicht reden. Das kann ich nur mit dem Deinigen vergleichen; doch stund ihm auch eine unendliche Biegsamkeit zu Gebot.

So ergötze ich mich meist nur die Nächte, denn der Tag nimmt das Wenige, was er uns sichtbar werden läßt, bald wieder hinweg.

Daß Dir der alte Klinger geschrieben hat, freut mich sehr. Ich dachte in dieser Zeit mehrmal an ihn. Es ist ein alter etwas rauher Fels, und ich glaube, daß sein Haus leichter wegzunehmen war, wie sein Sinn. — Wenn der Brief mittheilbar ist, so wünschte ich wohl ihn zu sehen.

Der kleine Meier hat mir wieder aus Leipzig geschrieben. Er hat, wie Childe Harold, Reisen durch Deutschland gemacht und befindet sich nun bei Professor Hermann in L. Ich fürchte nur, daß er uns einmal eschappirt; denn es ist ein unruhiges Menschchen. K.

631. An Goethe.

Jena am Drei-Königs-Tage
(den 6. Januar) 1825.

Mit vielem Danke sende ich Dir, theuerster Herr und Freund, den hier beiliegenden Brief [1]) wieder zurück. Er hat mich sehr erfreut, doch hätte ich gewünscht, daß der brave Mann etwas von seinem eigenen Leben hinzugesetzt hätte. Die Ausländer, Engländer und Franzosen, dringen jetzt sehr auf Lebensgeschichten, und sie haben Recht, damit man den Menschen mehr an seinem Eigenen kennen lerne. Manche Renommeen täuschen sehr, sowie ich auch dieses jetzt in diesen Tagen aus dem Briefwechsel von Jacobi erkannt habe.

1) Von Klinger.

Dein Bild, in dem Medaillon das Du mir kürzlich zugeschickt haſt, ſehe ich immer mit neuem Vergnügen. Es hat den Ausdruck, als wenn der Kopf am Tage der Schöpfung der Welt mit zugegen geweſen wäre.

Nach Deinem neuſten Hefte zur Morphologie verlange ich ſehr; denn ob ich wohl ein unverdienter Schüler der Naturlehre bin, ſo mag ich doch gern etwas von ihr, zumal von Deiner Hand, vernehmen.

Jetzt bekehrt ſich die Erde, wie es ſcheint, zu einem richtigen Gange. Seit einiger Zeit war ſie krank, und hätte uns beinahe unter der Gewalt ihrer Ausbrüche erſäuft. Auch der Himmel nahm eine andere Geſtalt an. Die Wolken waren zerriſſen, oder ſchwebten flüſſig über den nahen Erdkreis, indeß der obere Theil derſelben feſt ſtand.

Der Himmel erhalte Dich unter dem Schutze der heiligen Neun noch lange Zeit zu unſerer und Aller Freude und Wonne. —

Der Deinige K.

632. An Goethe.

Jena, den 20. Januar 1825.

Für die gütige Mittheilung Deines neueſten Heftes [1]) danke ich Dir aufs verbindlichſte. Es enthält wichtige Dinge, und hat mich ſehr erfreut. Gleich anfangs haben mich „die Grundzüge" von Carus ſehr angezogen. Es ſind meine eigenſten Vorſtellungen, die ich freilich nie in ſolcher Ordnung und Folge auszuſprechen vermochte. Der Aufſatz „über das ſubjective Sehen" nebſt Deinen Beifügungen, hat mir manches Geheimniß aufgeſchloſſen; beſonders in Rückſicht

1) Zur Naturwiſſenſchaft und Morphologie, Bd. 2, Heft 2.

der Nachbilder. Es ist bey mir öfters der Fall gewesen, daß vor dem Einschlummern, bei noch halbwachenden Augen sich mir menschliche Bilder zeigten, worunter herrliche Gestalten waren, immer nur Brustbilder, die ich aber nie fixiren konnte, sondern die augenblicklich von einer Gestalt in die andere übergingen, und sich zuletzt in einen verwirrten Schein verloren.

Ich konnte den Grund dieser Erscheinungen nicht erforschen, und nahm Anstand andere zu befragen, ob es ihnen auch so ginge.

Bei zunehmendem Alter zeigt sich auch die Abnahme der Sehkraft darin, daß ich oft die Dinge doppelt sehe, und um die leuchtenden Dinge den Regenbogenglanz.

Der materielle Eindruck auf das Gehirn zeigt sich auch dadurch, daß die Gegenstände meiner ersten Jugend sich mir öfters im Traume ganz lebhaft darstellen, da die folgenden und nächsten mir selten zur Erscheinung kommen. —

Herrliche Sachen hast Du noch zu Stiedenroths Psychologie gesagt. Das freut mich sehr.

Die folgenden Artikel habe ich auch aufmerksam durchlesen, und finde sehr scharfsinnige Beobachtungen darin, ob wohl ich das Ganze nicht zu beurtheilen vermag.

Das Mineralogische hat mich noch mehr rege gemacht und ich wünschte mir 30 oder 40 Jahre zurück, um Deinen Forschungen weiter nachspüren zu können. Treffliche Bemerkungen von Dir sind überall, und man kann Dich mit Recht, wie Lukrez den Epikur, rerum inventor benennen. Das muß auf die Zukunft wirken; denn das richtige Anschauen der Natur muß, wie eben auch Lukrez sagt, den Nebel und das Dunkel der Dinge zerstreuen.

Was Du über Solidescenz sagst, ist gewiß wahr und trefflich.

In welche Verwirrung sind nicht so helle Geister, wie

Lavater, Jacobi u. a. ohne dieſe Anſchauung der Natur, gekommen! Der Briefwechſel des Letzteren, den mir unſer Kanzler mitgetheilt hat, iſt Zeuge davon. Kindiſche, ja abſurde Meinungen konnten dieſe Männer über die höchſten Dinge haben. So viel waren unſere alten Heiden aufgeklärter. Ich las kürzlich mit Staunen Cicero de Senectute. Welche Würde der Anſicht! welche Erhellung des Geiſtes! — Man möchte ſagen, unſer Zeitalter ſey erſt wieder kindiſch geworden — wenn es nicht etwas ſchlimmeres wäre. —

Ein guter Menſch iſt geſtorben, den ich Dir wohl nennen mag. Ein Menſch von zwei und zwanzig Jahren, zarter Natur, er hieß Lorber, von armen Eltern, ſtudirte Theologie und verzehrte wahrſcheinlich ſeine natürlichen Kräfte durch Fleiß und Anſtrengung; ſo daß, bei der ſparſamen geringen Erhaltung, ſein Körper in Auszehrung verfiel. Er ſchickte mir — nachdem er ſich zu ſeiner armen Mutter nach Krannichfeld begeben hatte — ein kleines Gedicht zu meinem Geburtstage, das ſo herzlich war, daß ich es nicht ſagen kann. Dabei rein, mit überaus ſchöner Handſchrift. Wir haben ihm zuweilen etwas zur Unterſtützung mitgetheilt, und jetzt wünſchten wir es für die Mutter; denn ſie hat noch einen Sohn! —

Der Deinige. K.

633. An Knebel.

Weimar, den 24. Januar 1825.

Es freut mich ſehr, daß mein letztes Heft Dir einen freundlichen Antheil abgewonnen. Ich habe gar manches und vieles darin über einander gehäuft; denn dieſen Dingen gebührlich zu folgen, möchte wohl nicht mehr Zeit ſeyn.

Ich geſtehe Dir, daß ich manchmal mich im Stillen

gewundert habe wie Du, bey tiefſter und treuſter Anerkennung des Lukreziſchen Gedichtes, Dich nicht haſt mit leichter Wendung zur Natur herüber werfen können. Doch hielt vielleicht gerade die Trefflichkeit unſeres alten Vorfahren Dich davon zurück: denn da er doch eigentlich ganz ſpeculativ iſt, ſo hätteſt Du müſſen ihm den Rücken zukehren, um nach Deiner Weiſe die Natur anzuſchauen, die Du ſo ſchön von ihm reflectirt erblickteſt.

Doch laß uns zufrieden ſeyn mit dem was wir gethan haben und erreicht, da unſere Nachfahren auf eine ſo löbliche Weiſe uns fortzuſetzen verſprechen. Dr. Carus iſt ein trefflicher Mann, er ſchreibt mir: „Da meine neuern Arbeiten mich übrigens auf eine Abänderung des §. XV in den allgemein naturwiſſenſchaftlichen Sätzen geführt haben und mir gerade eine Gedankenfolge, welche mich zu dieſer Aenderung bewog, in mancher Hinſicht ergiebig an ſonſtiger Ausbeute ſcheint, ſo wollte ich nicht verfehlen Ew. ꝛc. eine Abſchrift dieſer Ueberarbeitung hie zu beliebigem Gebrauch beyzulegen.“

Von dieſer Abänderung überſende Dir hierbei eine Abſchrift, welche Dich ſehr erfreuen und zu vielen Gedanken veranlaſſen wird; wollte man es auch nur als eine Formel gelten laſſen, wodurch der menſchliche Geiſt das Unbegreifliche ſich aneignen möchte, ſo ſteht ſie doch ſehr hoch und macht dem Individuum Ehre von dem ſie ausging.

Was ſagſt Du zu der wunderlichen Ueberſetzung der Odyſſee? [1]) Kann man ſie auch nicht billigen, ſo darf man ſie doch auch nicht ſchelten.

Treu anhänglich G.

---

1) Freie Nachbildung in zehnzeiligen Reimſtrophen, von Hedwig Hülle: ſ. Kunſt und Alterthum, Bd. 5, Heft 3, Rückſeite des Umſchlags.

634. An Goethe.

Jena den 3. Febr. 1825.

Hier, mein Theuerſter und Verehrteſter, ſende ich Dir die mir ſo freundlich mitgetheilte Homeriſche Erzählung mit vielem Danke wieder zurück.

Sie hat mich ſehr vergnügt, und man ſieht daraus, wie wenig das vortreffliche Gedicht — das einſt die Herren Schlegel gegen ein Nordiſches vertauſchen wollten — auch unter dieſer Geſtalt noch verliert.

Der Dichter weiß ſich in ſeinem Sylbenmaße gut zu wenden und obgleich das Gedicht durch daſſelbe in ſeiner Würde verliehrt, ſo bleibt es doch noch eine höchſt behagliche Erzählung.

Den Bogen von Herrn Carus darf ich wohl behalten? der Mann denkt gründlich und tief.

In dieſen Tagen fand ich im Edinburger philoſophiſchen Journal einen Aufſatz von einem Profeſſor Leslie daſelbſt über Elektricität, der mir auch manches Neue und Gründliche zu enthalten ſchien. Ob ich gleich wegen Unkunde der Sache ſelbſt, und aus den vielen geometriſchen Figuren Weniges nur, mir verſtändlich machen konnte, ſo fand ich doch etwas ſehr ſimples im Vortrag, das mich reizte. Er ſtreicht nemlich die ſogenannten elektriſchen Ausflüſſe, und die poſitiven und negativen Elektricitäten ganz weg und ſucht die Sache aus natürlichen Gründen darzulegen. — Mehr kann ich davon nicht ſagen, um nicht über meinen etwas engen Wiſſenskreis hinauszugehen. —

Noch kann ich doch auch ſagen, daß er den wunderlichen Satz — den doch auch Newton annahm — daß nämlich keine Bewegung ohne Impuls ſtatt finden könne — durchaus verwirft, und Wechſel mit Bewegung in jedem

Körper annimmt, das man zum Theil auch schon aus dem Geruch der Dinge erfahre. — Sein Grundsatz ist: Alles ist immer in Bewegung.

Den Verweis, den Du mir gewissermaßen zu geben scheinst, daß ich mich nicht ganz dem Studium der Natur hingegeben habe, muß ich zum Theil annehmen. Doch wer Zeit, Umstände, und meine Persönlichkeit selbst erwägt, wird mich entschuldigen. Es war in der That ein schon früher Gedanke von mir, ein Gedicht, dem Lukrezischen ähnlich, zu Stande zu bringen. Dazu fand ich aber bald, daß mir große Wissenschaft von nöthen sey — und diese zu erreichen fand ich weder Mittel noch Wege. Ich mußte also, bei noch mehrerer Zerstreuung, den Gedanken fahren lassen, und entschloß mich allein zu Bearbeitung des Lukrezischen Gedichts. Auch mußte ich Verzicht thun, meine Gedanken etwa in Noten nachzutragen, die immer störend sind, und von denen wenig Ersprießliches zu erwarten war. Man muß wohl bedenken, daß Lucrez nicht sowohl als Schilderer der Natur und ihrer Gesetze zu betrachten ist, sondern auch vorzüglich als Reformator, indem er, wie er oft sagt, durch das Anschauen der Natur die Menschen vom Aberglauben und ihren Verwirrungen zurückbringen will. Dieses giebt auch seinem Gedichte den vorzüglichsten Werth. — Dergleichen aber zu unserer Zeit bewirken zu wollen, würde vergebliche Mühe seyn; nam vulgus abhorret ab hoc, sagte Lukrez schon damals . . .

Die heutigen Stürme prophezeien nichts Gutes, weder zu Wasser noch zu Lande. Die Erde muß an vielen Orten krank seyn.

Du hast recht, wenn Du Dir von unsern Nachkömmlingen auch Etwas versprichst. Es fehlt nicht an guten Köpfen, und es öffnen sich gar mancherlei Wege; nur sind bei uns leider die Wege so verengt, daß manches zurückgehal-

ten oder gar zerdrückt wird. Wie erſtaunlich ſind nicht die Fortſchritte der Engländer? K.

633. An Goethe.

Jena, den 29. April 1825.

Deine fortdauernde Güte und Freundſchaft gegen mich hat mich aufs neue auf doppelte Art erfreut, da ſie mir zugleich den Beweis der ungeſchwächten Kräfte Deines Geiſtes dargelegt. Ich danke für das liebe Geſchenk, das mir ſo erfreulichen Genuß gegeben.

Die trefflichen Bemerkungen und Lehren über die Werke der bildenden Kunſt haben mich vor allem ſehr gereizt, nur bedaure ich, daß mir die Gegenſtände ſelbſt noch ſo fremd geblieben ſind. Ich bewundere dabei Deine Umſicht und Kenntniß durch ſo lange geſammelten Fleiß. Das Gedicht von der Bojana [1]) kann ich nicht lieben. Es iſt zu roh und barbariſch, und hat keinen Zweck; viel lieblicher iſt der Prinz Mujo [2]).

Was Du von den Serbiſchen Liedern ſagſt, gefällt mir ſehr. Es iſt bemerkbar, daß dieſe beſondere Naivetät vorzüglich ganz unkultivirten Menſchen eigen iſt. Ich weiß nicht ob Dir eine Sammlung kleiner Gedichte, unter dem Titel: „Keime im Garten meiner Muſe, von Ruſſelmann.“ zu Geſicht gekommen iſt. Dieſer ſoll ein Bauernjunge ſeyn in der Gegend von Lübeck. In der Sammlung befindet ſich ein Gedicht das des Verfaſſers der Allemaniſchen Gedichte würdig wäre. Schade nur, daß vermuthlich unverſtändige Freunde die Sammlung zu zahlreich haben werden laſſen.

1) Die Aufmauerung Scutaris: ſ. Kunſt und Alterthum, Bd. 5. Heft 2, S. 21 fg.

2) S. ebend., S. 60.

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuß um Kuß, vom treuſten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück.
So am Abend, ſo am Morgen!
Doch du fühlſt an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen;
Juſſufs Reize möcht' ich borgen
Deine Schönheit zu erwiedern.

Ach, ich kann ſie nicht erwiedern,
Wie ich auch daran mich freue;
Gnüg' es dir an meinen Liedern,
Meinem Herzen, meiner Treue!

Herrlich biſt du wie Moſchus:
Wo du warſt, gewahrt man dich noch.

Suleika.

Volk und Knecht und Ueberwinder
Sie geſtehn zu jeder Zeit:
Höchſtes Glück der Erdenkinder
Sey nur die Perſönlichkeit.

Jedes Leben ſey zu führen,
Wenn man ſich nicht ſelbſt vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man iſt.

Deine Correſpondenz mit Schiller wird uns ſehr intereſſant werden. Daß Du darin auch meiner alten Stube [1]) gedacht haſt, macht ihr große Ehre. Sie war für mich leider nicht ſo produktiv — ob ich gleich manches auch in meinem Leben geſchrieben habe, das mir jetzt, da ich die veraltete Rechnung durchſehe, nicht ganz ohne einiges Intereſſe ſcheint. Es ſind aber meiſt nur Inſpirationen, die von dem de me ipso ad me ipsum und nicht viel weiter, gereichen möchten.

Bei dem unglücklichen Brande [2]) in Weimar habe ich zuerſt an Dich gedacht. — Doch iſt es beſſer, daß das Gebäude, als daß der Grundmeiſter deſſelben zu Grunde gegangen ſei.

Die neugebährende Erde erfreut uns anjetzt, und mein Zuſtand beſſert ſich auch mit derſelben. Gleiches wünſche ich auch von Dir zu hören. K.

636. An Goethe.

Jena den 15. Auguſt 1825.

— Jetzt komme ich in einer Angelegenheit zu Dir, die einen beſondern Umſtand zum Grunde hat.

Es iſt nämlich ein junger Mann, der älteſte Sohn des Pfarrers Fritſch in Löbſtädt, der ſeit ungefähr drei Jahren, nach Vollendung ſeiner Studien, ſich auf meine Empfehlung, bei einem Vetter von mir in Pommern, als Hofmeiſter ſeiner Kinder mit vieler Zufriedenheit aufgehalten hat; gegenwärtig von ſeinen Eltern zurückberufen, um eine Pfarrerſtelle auf dem Lande anzunehmen. Das Reſcript von Weimar iſt gekommen, ſich in 14 Tagen einzuſtellen.

1) S. Brief Nr. 806.

2) der Theaterbrand in der Nacht vom 21. zum 22. März 1825.

Dieſer junge Mann hat nun nebſt andern guten Eigenſchaften, von jeher eine außerordentliche Neigung zur Malerei gehabt und ſolche immer unter ſeinen Studien fortgeſetzt. Zum Beweiſe ſeiner Fähigkeit ſende ich Dir hier ein Bild, das er in kurzer Zeit ſeiner Rückkunft, blos nach einem Kupferſtich verfertigt hat.

Er hat nie etwas Beſſeres, noch vorzügliche Werke geſehen, auch keine Anweiſung zu nichts gehabt, und wünſcht daher überaus ſich nach Dresden, oder nach einem andern kunſtreichen Orte begeben zu dürfen, um ſich daſelbſt zu bilden. Sein Fleiß in dieſem Fache iſt unermüdet.

Nun kommt freilich das Bedürfniß ſeiner Eltern im Wege, die bei mehreren Kindern den Sohn möchten angeſtellt wiſſen.

Als guter Sohn wünſcht er das Verlangen ſeiner Eltern zu erfüllen, wenn er ſonſt keine Auskunft finden könne, das Bedürfniß zu erſetzen. —

Ich ſage nun nichts mehr. Der Streit liegt zwiſchen Kunſt und Kirche. Wüßteſt Du eine Auskunft — auf die er ſelbſt noch wohl hofft — ſo würdeſt Du nach Deiner Art ein gutes Werk thun . . . .

Da die Anſtellung ſchon in 14 Tagen vor ſich gehen ſoll, ſo müßten wir freilich um eine baldige Entſcheidung bitten.

Der gute Menſch wäre ſelbſt gekommen, ſich und ſeine Bitte Dir zu präſentiren: aber er fürchtet, es möchte einen Argwohn gegen ihn in Weimar erregen. Sein inniger Wunſch geht dahin, daß er zur Zufriedenheit ſeiner Eltern einige Unterſtützung wenigſtens auf eine Zeitlang erhielte. Es iſt ein ſehr ernſter rechtſchaffener Menſch . . . . K.

N. S. Du haſt uns mit dem jungen Feldjäger einen angenehmen Gaſt eingeführt [1]).

1) Goethe's Werke, XL, 260.

637. An Knebel.

Weimar den 19. Auguſt 1825.

Wäre der junge Mann, theurer verehrter Freund, deſſen Du Dich annimmſt, der Sohn eines Malers, hätte er von Jugend auf gekritzelt und gezeichnet, angeſtrichen und gewinſelt, gefudelt und gemahlt; ſo wäre er freilich jetzt auf einem Flecke, wo man ihm forthelfen könnte und ſollte. Nun aber, bey aller nicht zu läugnenden Fähigkeit, würden Jahre hingehen bis er ein verkäufliches Bild hervorbrächte, und wo ſind zuletzt die reichen Liebhaber, die einen ſchon gebildeten Künſtler gehörig unterſtützten?

Ich kann in meinem Kreiſe nichts für ihn thun, indem ich bei ſehr eingeſchränkten Mitteln, die ſchon vorhandenen, hier gezogenen, geſchickten Menſchen einigermaßen fördern muß; wenn ich es aber auch könnte, ſo würde ich ihm durchaus abrathen, da ihm auf ſeinem Lebensgange eine Verſorgung angeboten iſt; ja ich muß Dich inſtändig bitten, ihn nicht irre zu machen. Unter unſeren Schülern ſind junge Leute, die es in der Kunſt ſehr weit gebracht haben und die deswegen doch auf ihrer bürgerlichen Geſchäftsbahn fortgehen.

Möge der junge Mann ſein Amt treulich verwalten und daneben ſeine Pfarre mit hübſchen Bildern ſchmücken, wie ein anderer ein angenehmes Gedicht macht, indem er als Geiſtlicher eine würdige Stelle einnimmt und vielfachen Nutzen bringt.

Wir wollen ſein Gemälde nächſtens mitausſtellen; er komme hierher und beurtheile ſich ſelbſt; iſt er ſodann in ſeine Pfarre eingerichtet, ſo kann man ihm mit guten Muſtern zur Hülfe kommen, und er ungeſtört Fortſchritte machen, die ſeinen Geiſt erheben, indem ſie ſeinen Geſchmack

reinigen. Es muß nicht gleich alles zum Handwerk werden, was unſerm Daſeyn zur Zierde gereichen kann.

Beſſeres wüßte ich nichts zu ſagen, da ich die Zuſtände im Einzelnen durchſchaue und nichts trauriger kenne, als einen ausgebildeten Künſtler, der keine Beſtellungen hat und für ſeine fertigen Bilder keine Abnehmer findet.

Nimm dieſes wenige Wohlgemeinte freundlich auf, ich ſpreche aus Sinnes und Herzens Grunde; aufrichtig währt am längſten und wirkt am ſicherſten. Mögeſt Du froh Dich wohl befinden; ich habe mich über meine Zuſtände nicht zu beklagen, nur das iſt mir peinlich, daß ich Dich und ſo manches was mich in Jena intereſſirt, nicht von Zeit zu Zeit heimſuchen kann.

Treu theilnehmend G.

638. An Goethe.

Jena den 3. September 1825.

Mit vielem Danke ſende ich Dir, Verehrteſter, das Blatt vom Globe wieder zurück. Es hat mich ſehr intereſſirt, zumal da ich ſehe, daß die Ausländer nun auch den Teutſchen gebührende Aufmerkſamkeit mit Achtung gewähren.

Für das mir durch Hrn. Weller überſandte Prachtwerk danke ich noch mehr. Die Pracht der Gegenſtände und der Ausführung ſetzt mich in Erſtaunen. Die Welt wird immer größer. Man hat nur ſo viel zu leſen und zu ſehen, daß man nicht damit zu Ende kommt.

Glücklich wer wie Du frühe angefangen hat, ſich der Gegenſtände zu bemeiſtern. Aber nicht jedem iſt auch das Prometheiſche Licht ſo zu Theil geworden. Bei mir wächſt das Verlangen mit den Jahren, aber —

Ich bedaure den Verluſt, den Du durch Rehbeins [1]) Abſchied erlitten haſt. Eine neue Quelle des Lebens und der Geſundheit ſtröme Dir von oben zu.

Hr. Kräuter ſchickt mir von Zeit zu Zeit recht freundlich Nahrungsmittel für den Geiſt. Alles kann man nicht leſen, doch freut man ſich über den Eifer und die Betriebſamkeit — zumal der Engländer — in allen Fächern des Wiſſens. Ihre Kenntniſſe, unterſtützt durch die vielen Reiſenden und die herrlichen Maſchinerien geben weite Ausſichten. Durch die Dampfböte z. B. ſoll man künftig in 6 Wochen nach Bombai kommen können, wozu man jetzt 4 Monate braucht. —

Nochmals meinen beſten Dank für die prächtige Himmellaga, die ich mit der größten Sorgfalt wieder zurückſenden werde. K.

639. An Knebel. [2])

Weimar den 10. Sept. 1825.

Der gar gute liebe Nicolovius bringt Dir Nachricht und Gruß von uns allen; von mir beſonders warmen Dank für Dein köſtliches Gedicht, das mir und vielen große Freude machte [3]). Lebe wohl, ich fange an mich von ſo viel Gutem zu erholen. G.

1) Goethe's Arzt. Vergl. Werke, XXXII, 151.

2) Auf einer Karte, eigenhändig, mit lateiniſcher Schrift.

3) Zur Logenfeier des 3. Sept. 1825 (Jubiläum des Großherzogs Karl Auguſt), Werke, III, 75—78.

640. An Goethe.

Jena den 3. October 1826.

Theuerſter Freund,

Für die Sendung des mir durch Hrn. Weller zugeſchickten Heftes [1]) danke ich Dir aufs verbindlichſte. Er hat meine Freuden wieder erneuert, da ich alles ſo ſtatthaft und wohl ausgerüſtet finde.

Ob ich gleich kein Künſtler bin, und mich von allen Zugängen der Kunſt beynahe abgeſchnitten finde, ſo geben mir doch Deine wörtlichen Darſtellungen viel Genuß und Freude. Alle Deine Gedanken enthalten gediegenen Werth.

Was über Shakſpeare daſteht, hat mir beſonders gefallen. Es iſt Zeit, daß dem ungeſtümen Lob einmal ein Maß zugeſetzt werde. Das Lob von Haydn hat mir indeß ſehr gefallen.

Ich hätte nicht geglaubt daß eine franzöſiſche Feder [2]) ſo kluge Sachen über Dich und Deine Werke ſchreiben könnte. Sie ſey indeß ſehr geprieſen. Alles Uebrige iſt uns intereſſant und wichtig.

Daß Du Dich bey allen Arbeiten noch ſo heiter und wohl befindeſt, haben mir die Meinigen mit Vergnügen erzählt.

Auch ſage ich Dir Dank für den Antheil den Du an meinem Bernhard nimmſt. Wir ſuchen, nach Deinen Vorſchriften, den faſt zu ſchnell aufkeimenden Geiſt etwas zu dämpfen. Es iſt Schade wenn eine ſo ſchöngeſtaltete Natur durch ſich ſelbſt untergehen ſollte.

Dein treuer Freund und Verehrer A.

1) Kunſt und Alterthum, Bd. 5, Heft 3.
2) Le Globe, 1826, Nr. 55 und 64.

641. An Goethe.

Jena den 9. November 1826.

Nicht aus Nachläßigkeit, ſondern vielmehr aus Beſorgniß Dich bei Deinen vielen Geſchäften nur zu überhäufen, habe ich es bisher unterlaſſen Dir öftere Nachricht von uns zu geben. Deine Perſon iſt uns immer gegenwärtig, und Du haſt uns Denkmale genug überlaſſen, wobei die Erinnerung nicht ausbleiben kann. Deine Schriften erfreuen uns täglich, und noch kürzlich habe ich in einem engliſchen Journale eine Anzeige Deiner Werke — und vorzüglich des Fauſts gefunden, die mich wegen ihres ſcharfſinnigen Urtheils ſehr erfreut hat. Der glückliche Fortgang der neuſten Ausgabe Deiner ſämmtlichen Werke macht mir auch großes Vergnügen, und ich erwarte ſchon mit Ungeduld die erſten Bände.

Der Himmel gebe Dir zu Allem Glück und Geſundheit! —

Was uns hier anbetrifft, ſo läuft das Rad unſerer Bewegungen immer ſo abwechſelnd fort. Ich brauche Dir von Vielem nicht Nachricht zu geben, da Du die Dinge ohnehin erfährſt. Ich für meine Perſon habe mich als ein treuer Schüler Epikurs, ſo viel möglich der Ruhe übergeben, und laſſe mich weniger von den Umſtänden anfechten. Es iſt noch gar viel Herrliches in der Welt, deſſen ich in meiner Abgeſchloſſenheit nicht ganz untheilhaftig bleibe. Oberſt Lynkers beſuchen uns fleißig, als unſere Nachbaren und ſind ſehr freundſchaftlich. Die Uebrigen haben meiſt ſelbſt mit ſich zu thun.

Unter den neuſten litterariſchen Erſcheinungen haben mir die Heldenlieder unſerer Frau v. Helwig beſonders gefallen. Ich bewundere den jugendlichen Geiſt der doch in Jahren

ſehr vorgerückten Dame. Den Frithjof habe ich eben erſt vom Buchhändler erhalten.

Sonſt treibe ich mich meiſt mit Reiſe- und andern Journalen in der Welt herum, um doch nicht ganz unwiſſend über den Zuſtand unſerer Erde zu ſein.

Die neuſten Nachrichten über die Beſchaffenheit über den mittleren Theil von Afrika — von dem man bisher ſo wenig wußte — haben mich doch erfreut. Man findet gutmüthige Menſchen da.

Mit eignen Arbeiten will es mir nicht mehr gelingen, und ich will das Wenige was ich zuſammengeſchrieben habe, künftigen Freunden überlaſſen. Es iſt ſo ſchwer über ſich ſelbſt zu urtheilen, und des Unnützen iſt ſchon genug in der Welt.

Sage doch den Deinigen und vorzüglich Deiner Frau Schwiegertochter, recht viel freundliches von uns. Ich freue mich ihrer engliſchen Kenntniſſe und möchte bei ihr in die Schule gehen.

Deine Enkel ſind liebe Kinder. Schicke ſie nur bald wieder zu uns! — K.

642. An Goethe.

Jena den 11. Mai 1827.

Dein magiſches Dichterwerk habe ich nochmals ſtudirt, und bin über den Reichthum der Gedanken darin in Erſtaunen gerathen. Ueber die Trefflichkeit des Werkes läßt ſich wohl nichts mehr ſagen — doch möchte es nicht jedem gleich verſtändlich werden.

Ich habe es mit unſerem Freunde Lynker durchtraktirt, und dieſer hat ſogar einen kleinen Kommentar darüber geſchrieben. Es liegen die Gedanken und Beobachtungen ſo

vieler Jahre in dieſem Werke verborgen, und eine ungeheure Schöpferkraft.

Lob und Dank ſei Dir, daß Du uns dieſe reiche Phantaſiewelt ſo ſchön vor Augen geführt haſt! —

Mit den übrigen Deiner Werke laſſe ich es ſo nach und nach kommen. Ich kann nicht zuviel auf einmal faſſen; doch habe ich ſchon viel Treffliches gefunden [1]).

Man ſagt Hr. Retſch mache Umriſſe zur Helena. Die möcht ich wohl ſehen.

Du haſt, wie ich höre, kürzlich trefflichen Beſuch von Berlin gehabt. Da müßt ich wohl zugegen geweſen ſein. Hoffentlich hat doch Hr. Hegel ſeine Sophiſterie mit Philoſophie vertauſcht. Er iſt ein feiner Kopf.

Hier iſt des naſſen Wetters ungeachtet noch alles ziemlich wohl. Zur Niederkunft Deiner Frau Schwiegertochter muß ich auch dem Großpapa Glück wünſchen. Es iſt erwünſcht, daß auch eine weibliche Blume dieſem Stamme entblühe. K.

643. An Goethe.

Jena den 20. Mai 1827.

Für Dein edles Geſchenk tauſend Lob und Dank! Du weißt uns ſchöne Maiblümchen zu binden und Deine Sonne ſteht immer im Mittag. Ich konnte das Heft [2]) nicht los werden, bis ich es durchleſen hatte.

Die Briefe zwiſchen Dir und Schiller haben mich ſehr erfreut. Sie ſind klar und belehrend — nur will es mich

1) Im J. 1827 erſchienen Goethe's Werke in 40 Bänden. „Das magiſche Dichterwerk" beziehe ich auf „Helena", von der nachſtehend die Rede iſt.

2) Kunſt und Alterthum, Bd. 6, Heft 1.

nicht ganz befriedigen, daß ich das didaktiſche Gedicht von dem Kreiſe wahrer Dichtung ausgeſchloſſen finde (S. 47).

Sind nicht Virgils Georgika ein wahres Gedicht und haſt Du nicht ſelbſt ein meteorologiſches Gedicht verfertigt? Wie viel Buntes und Liebliches iſt nicht in dieſem Hefte vereint! Doch kann ich nicht leugnen, daß mir das Inländiſche immer willkommener iſt als das Ausländiſche, das zu weit von unſern Sitten entfernt iſt.

Nach Deiner Helena bin ich ſehr verlangend. Was kannſt Du nicht alles machen und ausführen!

Die Schilderungen der Pompejaniſchen Gebilde von Hrn. Ternite [1]) reizen mich ſehr. Was muß ich nicht alles entbehren? — Doch Deine Beſchreibungen erſetzen viel.

Was ſagſt Du zu Rour Wachsbildern. — Er hat mir kürzlich geſchrieben und beklagt ſich ein wenig, daß Du ſeiner nicht mehr gedenken magſt. Ich habe Dich, wie billig, entſchuldigt.

In meiner Nachbarſchaft zeigt ſich eine wunderbare Metamorphoſe. Der berühmte Hof- und Kunſtgärtner Harras hat der Kunſt eine andere Seite abgewonnen, und will ein Marionetten-Schauſpiel errichten. Man ſagt, er habe bereits ſchon viele Figuren angeſchafft und will ſein Treibhaus zum Marionetten-Saal machen . . . K.

644. An Goethe.

Jena den 12. Jul. 1827.

Deine Helena hat uns mit Zauber umgeben. Ich ſtudire an dem vortrefflichen Werk und bin noch nicht ganz

1) Kunſt und Alterthum, VI, 1, 169—179. Zelter's Briefwechſel, IV, 265, 269; V, 290 fg.

Hatem.

Kann wohl ſeyn! ſo wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie ſie ſich an mich verſchwendet,
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte ſie ſich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

Nun mit Hatem wär's zu Ende;
Doch ſchon hab' ich umgelof't:
Ich verkörpere mich behende
In den Holden, den ſie kof't.

Wollte, wo nicht gar ein Nabbi,
Das will mir ſo recht nicht ein,
Doch Firduſi, Motanabbi,
Allenfalls der Kaiſer ſeyn.

Hatem.

Sprich! unter welchem Himmelszeichen
Der Tag liegt,
Wo mein Herz, das doch mein eigen,
Nicht mehr wegfliegt?
Und, wenn es flöge, zum Erreichen
Mir ganz nah liegt?
Auf dem Polſter, dem ſüßen, dem weichen,
Wo mein Herz an ihrem liegt.

damit am Rande, da ich das Exemplar erſt ſeit kurzem erhalten habe. Deine Kunſt an Erfindung und Ausdruck in Gedanken, Worten und in der ganzen Darſtellung hat mich entzückt. Noch manch Treffliches Unbekanntes ſchimmert mir aus den fünf kleinen Bändchen hervor. Ich muß mir aber Zeit nehmen.

Die Frau Großherzogin wird in dieſen Tagen Dornburg verlaſſen. Ich habe Ihr daſelbſt meine Aufwartung gemacht und fand ſie recht heiter.

Gerne möcht ich weiter, auch zu Dir mein Verehrteſter kommen — aber ich fürchte die Reiſe. Da ich des Sitzens jetzt ſo gewohnt bin, ſo greift mich eine längere Fahrt ſehr an. Und zu was bin ich dann Nutz? — Ich muß mich ja bald zu einer weitern Reiſe präpariren. —

Daß der alte Eichhorn in Göttingen todt iſt, wirſt Du gehört haben. Ich habe noch vor wenigen Monaten einen ungemein ſchönen Brief von ihm erhalten. —

Laß Dir an dieſen wenigen Zeilen gnügen mein Beſter! Die Luft iſt ungewöhnlich kalt, und erweckt nicht zum Schreiben. Wie gerne möchte ich eine Stunde bei Dir ſeyn! — K.

In dem Augenblick da ich dieſen Brief zuſammen legen will, kommt Hr. Durſt, ein junger Mann, der mit außerordentlichem Geſchicke ſeit einiger Zeit hier Unterricht im Zeichnen giebt, zu mir, und ſagt mir daß er Befehl von der Polizei erhalten habe, in acht Tagen Jena zu räumen.

Der rechtliche Mann weiß ſich darin nicht zu finden, und da man keine Urſache des Verbots angeben kann, als ſeine Kunſt, wodurch andern hier Angeſtellten Nachtheil erwachſe — ſo glaubt er doch nicht, daß dieſe hier eine Innung ſei, da er doch ſchon bereits zu dem Aufenthalte allhier die Erlaubniß von der Polizei erhalten habe. Ich habe ihm

gerathen nach Weimar zu gehen, und ſich da bei Hrn. Präſidenten Schwendler die Erlaubniß hier zu prakticiren einzuholen, zugleich aber Dir die Aufwartung zu machen, und einiges von ſeinen Arbeiten vorzuweiſen. Du wirſt vielleicht die Güte haben, ihn bei Hrn. v. Schwendler zu empfehlen, denn wir würden an dem geſchickten braven Menſchen außerordentlich verlieren . . .

Er hat das Glück gehabt dem Hrn. Erbgroßherzog ſeine Zeichnungen hier vorzuweiſen. — Seine Methode zu lehren iſt vortrefflich.

Der Deinige K.

645. An Knebel.

Weimar den 18. Jul. 1827.

Nach geraumer Zeit begrüße ich Dich wieder einmal, mein alter, verehrter Freund, und leugne nicht, wie ich manchmal beunruhigt bin, daß ein gutes Geſchick, das uns ſo lange miteinander und ſo nahe nebeneinander bleiben und wohnen läßt, uns beiderſeits auseinander hält, ohne daß wir unternehmen und wagen dürfen, öfter zuſammenzukommen. Ich tröſte mich dadurch, daß ich immerfort darauf hinarbeite, meinen Freunden von Zeit zu Zeit im Geiſte zu erſcheinen; wie ich mich denn beſonders freue, wenn meine Helena, auf die ich undenkliche Zeit und Sorgfalt verwendet, die Aufmerkſamkeit meiner Theuren auf ſich zieht, ſie zum Betrachten und Denken aufregt, zum Entwickeln und Vorſchreiten.

Weller wird Dir geſagt haben, daß der Zeichenmeiſter Lieber ſich in Dresden befindet, um dort bey dem großen Reſtaurator Palmaroli in dieſem wichtigen Geſchäfte ſich zu unterrichten. Du haſt einige Bilder, die gar ſehr dieſer Nachhülfe bedürfen. Wollteſt Du mir z. B. das

Portrait Deines Herrn Vaters herüberſchicken, welches gar wohl in manchem Sinne verdient erhalten und aufgefriſcht zu werden, ſo ſende ſolches noch mit dem nächſten Transport nach Dresden und Du würdeſt Freude an dem erneuten Bilde finden, die ich als Familien- und Kunſtfreund zu theilen hätte.

Den Maler Durſt habe ich geſprochen. Herr und Frau von Schwendler ſind in Berka, ich weiß alſo nicht, was ihm weiter gelungen iſt. Da man nicht gern ohne bedeutende Urſachen die Anordnungen einer untern Inſtanz reformirt, ſo hätte er, wie ich ihm auch geſagt habe, durch Zeugniſſe ſeiner Jenaiſchen Patrone darthun ſollen, daß er in Jena nützlich geweſen, daß ſein Aufenthalt daſelbſt gewünſcht werde, und daß ſein Unterhalt geſichert ſey; er ſich überdieß einer freien Kunſt befleißige, welche wohl durch kein Verbot einzuſchränken wäre. Vielleicht wird dieſer Weg noch eingeſchlagen.

Mich hat ſehr gefreut, unſre Freundin doch ſo weit wiederhergeſtellt zu ſehen; ſie hatte auch mir, um Eurer aller willen, große Sorge gemacht.

Noch eine Anfrage, da Dir doch ſo manches zu Geſicht kommt: Iſt in den deutſchen Tagesblättern und Heften dieſes Jahres von einem neuen Roman Manzoni's: I promessi sposi in 3. Bänden, irgendwo die Rede geweſen?

treulichſt G.

---

646. An Goethe.

Jena den 20. Jul. 1827.

Für das gütige Anerbieten, das Du mir wegen des Bildniſſes meines Vaters machſt, danke ich Dir gar ſehr. Herr Durſt hat mir verſprochen, alle meine Bilder zu rei

nigen, und da ich ihm das Verſtändniß zutraue, und die Sache weniger Weitläufigkeit machen würde, ſo will ich es ihm vor der Hand überlaſſen.

In dem Cottaiſchen Morgenblatt No. 143. dieſes Jahres, finde ich geſtern einen Artikel: „zwei Beſuche eines Franzoſen bei Goethe“ worin auch von Manzoni die Rede iſt. Dieſer Artikel hat mich ſehr erfreut. Hintenan, im Intelligenz-Blatt deſſelben Heftes ſteht auch die Anzeige von „Adelgis, Trauerſpiel von Manzoni, überſetzt von Streckfuß, Berlin“. Sonſt kann ich mich nicht erinnern, etwas über Manzoni geleſen zu haben, als in noch einem Blatt wo wo ſeiner gedacht wird, und daß Du ihn gelobt hätteſt.

Deine Helena hat in dieſer Zeit noch mehrmals mein Studium gemacht. Es iſt ein auſſerordentlich wunderbares Produkt, und es läßt keinen Zweifel, daß Du große Sorgfalt darauf verwendet habeſt. Etwas räthſelhaft wird es immer bleiben — aber das mag Mephiſtopheles verantworten. Die Verbindung der neuern mit der alten Poeſie konnte nicht kunſtreicher ausgedacht werden. Vorzüglich gefallen mir aber die alten Sylbenmaße und die treffliche Darſtellung des alten Geiſtes. Ich bewundere Deine Beleſenheit und Dein glückliches Gedächtniß.

Neulich erhalte ich ein Gedicht aus Gröningen in Holland, das mir wahre Freude machte. Es heißt „der Tempel der Natur“ von einem Hrn. von Helden, der es zum Jubiläum der dortigen Naturwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft verfertigte. Er entſchuldigt ſich, daß er es nicht holländiſch geſchrieben habe, aber die deutſche Sprache habe ihm bequemer hiezu geſchienen. Es iſt ein treffliches Gedicht. Ich vermuthe, daß es Dir ſelbſt zugeſchickt worden; wo nicht, ſo ſollſt Du eine Abſchrift davon haben. — K.

647. An Knebel.

Weimar den 21. Juli 1827.

Schönſtens grüßend, überſende was ſich auf Manzoni bezieht [1]). Wegen Adelphi darf ich auf Seite XXXX. hinweiſen. Das neue Werk: I promessi sposi, Storia milanese del seculo XVII. scoperta e rifatta da Allesandro Manzoni in drey Bänden habe geleſen, ſo mit Rührung wie mit Bewundrung, auch dem ſchließlichen Dafürhalten, daß es ſich neben dem Beſten was das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat und hervorbringen wird, einen ehrenvollen Platz behaupten ſoll.

Wenn Du der Helena befreundet bleibſt, ſo wird Dir weder im Ganzen noch im Einzelnen etwas räthſelhaft bleiben, ſo wenig Du an der treuen Freundſchaft zweifeln wirſt

Deines G.

---

648. An Goethe.

Jena den 12. Oktober 1827.

Bei Deinem kurzen Aufenthalte habe ich ſo manches zurückgelaſſen, weshalb ich Dich gerne befragen möchte.

Eins davon liegt mir noch auf dem Herzen.

Ich habe nämlich vor Kurzem eine Zuſendung von der Naturforſchenden Geſellſchaft in Gröningen erhalten, deren Mitglied — ich weiß nicht durch welchen Zufall — ich ſchon vor einiger Zeit geworden bin. Unter dieſem Päckchen fand ich — ohne weitere Zuſchrift, beiliegendes gedrucktes Gedicht von einem Herrn von Senden, womit dieſer als neu-

1) S. Opere poetiche di *Alessandro Manzoni* con prefazione di *Goethe* (Jena 1827).

aufgenommenes Mitglied, die Feier des fünfundzwanzig jährigen Jubiläums der Geſellſchaft begann. Das Gedicht ſcheint mir ſehr hübſch, um deſto mehr, da der Verfaſſer, als ein gebohrener Holländer, ſich ſo ſehr der Teutſchen Sprache bemächtigt hat.

Nun ſetzt es mich in Verlegenheit, was und wie ich darauf antwörten ſoll — zumal da ich mit der Geſellſchaft in keiner Correſpondenz ſtehe. Auch habe ich bedacht, daß es dem Verfaſſer des Gedichtes nicht unangenehm ſein dürfte, wenn er ſein Gedicht in irgend einem teutſchen Journale abgedruckt fände, nebſt einer ehrenhaften Anzeige.

Die Holländer ſuchen anjetzt ihre Sprache und Literatur ſehr empor zu bringen, und beklagen ſich über die Teutſchen, die ſo wenig oder gar keine Notiz von ihnen nehmen.

Ich wünſchte, daß Du die Güte haben möchteſt, mir einige Anweiſung in dieſer Sache zu geben, daß ſie für die dortige Geſellſchaft überhaupt etwas annehmliches haben könnte.

Deine Theilnahme an der Sache würde ſie gewiß unendlich erfreuen . . . . . K.

649. An Knebel.

Weimar den 14. November 1827.

Es iſt mir, theurer verehrter Freund, höchſt wohlthätig, wenn ich erfahre, daß meine älteſten edelſten Zeitgenoſſen ſich mit Helena beſchäftigen, da dieſes Werk, ein Erzeugniß vieler Jahre, mir gegenwärtig eben ſo wunderbar vorkommt als die hohen Bäume [1]) in meinem Garten am Stern, welche, doch noch jünger als dieſe poetiſche Conception, zu einer Höhe herangewachſen ſind, daß ein Wirkliches, welches

1) Goethe pflanzte ſie den 1. November 1776. laut ſeinem Tagebuche.

man selbst verursachte, als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes erscheint.

Aus meinem Briefwechsel mit Schiller [1]) geht hervor, daß er schon zu Anfang des Jahrhunderts von dieser Arbeit Kenntniß genommen, und als ich darüber in Zweifel gerieth, mich darin fortzufahren ermuthigt habe.

Und so ist es denn bis an die neuste Zeit herauf-herangewachsen, und erst in den letzten Tagen wirklich abgeschlossen worden. Daher denn die Masse von Erfahrung und Reflexion um einen Hauptpunkt versammelt, zu einem Kunstwerk anwachsen mußte, welches, ungeachtet seiner Einheit, dennoch schwer auf einmal zu übersehen ist.

Die rechte Art ihm beizukommen, es zu beschauen und zu genießen ist die, welche Du erwählt hast: es nämlich in Gesellschaft mit einem Freunde zu betrachten. Ueberhaupt ist jedes gemeinsame Anschauen von der größten Wirksamkeit; denn indem ein poetisches Werk für Viele geschrieben ist, gehören auch mehrere dazu, um es zu empfangen; da es viele Seiten hat, sollte es auch jederzeit vielseitig angesehen werden.

Mag Dein theilnehmender Freund mir seine schriftlich verfaßten Gedanken mittheilen, so sollt' es mich freuen und anregen, vielleicht noch ein und das andere Wort offen zu erwiedern. Hier sage schließlich nur so viel: die Hauptintention ist klar und das Ganze deutlich; auch das Einzelne wird es seyn und werden, wenn man die Theile nicht an sich betrachten und erklären, sondern in Beziehung auf das Ganze sich verdeutlichen mag.

Hegels Gegenwart zugleich mit Zelter [2]) war mir von

1) S. Schiller's Briefwechsel, V, Nr. 740, und vergl. Zelter's Briefwechsel, IV, Nr. 333, S. 290.

2) S. Zelter's Briefwechsel, IV, Nr. 370, S. 426.

großer Bedeutung und Erquickung. Gegen Letzteren, mit dem ich ſo viele Jahre in ſtetigem Verkehr lebe, konnte freilich das Eigenſte und Beſonderſte verhandelt werden; die Unterhaltung mit dem Erſteren jedoch mußte den Wunſch erregen, längere Zeit mit ihm zuſammen zu bleiben: denn was bei gedruckten Mittheilungen eines ſolchen Mannes uns unklar und abſtrus erſcheint, weil wir ſolches nicht unmittelbar unſerem Bedürfniß aneignen können, das wird im lebendigen Geſpräch alſobald unſer Eigenthum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Geſinnungen mit ihm übereinſtimmen, und man alſo in beiderſeitigem Entwickeln und Aufſchließen ſich gar wohl annähern und vereinigen könne.

Ueberdieß habe ich mit ihm in Anſehung der Chromatik ein glücklich harmoniſches Verhältniß, da er, ſchon in Nürnberg mit Seebecken zuſammenlebend und ſich verſtändigend, in dieſe Behandlung thätig eingriff und ihr immerfort auch von philoſophiſcher Seite her gewogen und mitwirkend blieb; welches denn auch ſogleich förderlich ward, indem man ſich über einige wichtige Punkte vollkommen aufklärte. Herr von Henning lieſt indeß die Chromatik in meinem Sinne fort. Freilich wird es noch eine Weile werden, bis man die Vortheile meiner Darſtellung allgemeiner einſieht, und die Nachtheile des alten verrotteten Wortkrams mit Schaudern einſehen lernt.

Verzeihung dieſer ſchreibſeligen Weitläuftigkeit! Beym Entbehren mündlichen Unterhaltens verfällt man zuletzt in dieſen Fehler. Tauſend Lebewohl!

treu angehörig G.

650. An Goethe.

Jena den 16. November 1827.

Für Deine geſtern erhaltene höchſt erfreuliche Zuſchrift danke ich Dir, mein Beſter!

Die Umſtände des guten Durſt haben ſich ſeitdem verändert. Er hat nämlich aus Aarau in der Schweiz von dem dortigen Direktor des Gymnaſiums einen Ruf als Zeichnungs-Lehrer bei demſelben erhalten.

So leid es uns thut ihn hier zu verlieren, ſo konnten wir ihm doch nicht rathen, dieſes Anerbieten auszuſchlagen.

Sein Wunſch, Italien zu beſuchen, könnte ſich auch mit der Zeit dadurch erleichtern. In wenigen Wochen wird er von hier abgehen. Seine kleine Reiſe in den Harz, von der er erſt ſeit einigen Tagen zurückgekehrt iſt, hat ihn mit vielen treflichen Zeichnungen bereichert.

Sein Fleiß gleicht ſeiner Geſchicklichkeit; denn er iſt unermüdet, und zum wahren Zeichner und Mahler gleichſam geboren. Bei ſeiner Abreiſe denkt er noch in Weimar ſeine Aufwartung zu machen, und Dir von ſeinen Arbeiten etwas zu präſentiren — Seine Kunſt hat ihm auch auf ſeiner kleinen Reiſe viele Freunde und Gönner erworben.

Daß Deine wunderbar herrliche Helena nicht in der nächſten Zeit ihre Entſtehung erhalten, war wohl zu erachten. So was war nicht in zehn Monden geboren — ſagt Properz. Indeſſen wird das Werk klarer, je mehr man es lieſt und iſt bewundernswürdig. Mit Lynker will ich Unterhandlung pflegen. Sein Kommentar betrifft nur das Geſchichtliche.

Wie ich höre hat Dich Mlle Sontag mit ihrem Beſuch erfreut. Ich möchte wohl zugegen geweſen ſeyn, doch muß ich ſtarke Anregungen vermeiden.

Du aber lebe fort unter dem Schutz aller freundlichen Götter! —

Der Deinige K.

651. An Goethe.

Jena den 11. Juni 1828.

Du wirst mir erlauben, daß ich Dir heute für die Freude danke, die mir gestern Dein neubereicherter Faust gemacht hat! — Was hast Du nicht alles in diese kleine Zauberwelt hineingebracht! und welche Gedanken, Bilder und Darstellungen! und welcher Zauber der Harmonie! —

Gewiß, Deine Erzählungen können für eine kleine Lebensphilosophie gelten, reich an Fülle und Anmuth.

Ich bewundere Deinen Geist, Deinen Fleiß und Deine Kräfte. Möge sie der Himmel Dir noch lange erhalten! —

Einen Freund, den Oberst von Lynker, werden wir nächstens verlieren. Er zieht auf sein Gut nach Ketschau. Es ist ein empfindlicher Verlust für uns.

In der politischen, wie in der literarischen Welt geht es etwas durcheinander. Nicht überall steigen solche Phänomene auf, wie Du sie uns giebst; Zank und Zwietracht herrschen überall. —

Dein K.

652. An Knebel.

Weimar den 5. Juli 1828.

Da nichts natürlicher ist als in einem traurig bedrängten Zustande nach alten geprüften Freunden sich umzusehen, so wirst Du es freundlich aufnehmen, wenn ich mich für

Hatem.

Wie des Goldſchmieds Bazarlädchen
Vielgefärbt geſchliffne Lichter,
So umgeben hübſche Mädchen
Den beinah ergrauten Dichter.

Mädchen.

Singſt du ſchon Suleika wieder!
Dieſe können wir nicht leiden,
Nicht um dich — um deine Lieder
Wollen, müſſen wir ſie neiden.

Denn wenn ſie auch garſtig wäre
Machſt du ſie zum ſchönſten Weſen,
Und ſo haben wir von Dſchemil
Und Boteinah viel geleſen.

Aber eben weil wir hübſch ſind
Möchten wir auch gern gemalt ſeyn,
Und, wenn du es billig macheſt,
Sollſt du auch recht hubſch bezahlt ſeyn.

Hatem.

Bräunchen komm, es wird ſchon gehen;
Zöpfe, Kämme groß und kleine,
Zieren Köpfchens nette Reine
Wie die Kuppel ziert Moſcheen.

Du Blondinchen biſt ſo zierlich,
Aller Weiſ' und Weg' ſo nette,
Man gedenkt nicht ungebührlich
Alſogleich der Minarette.

Montag Mittag bei Dir einlade, das Andenken unſeres Verehrten [1]) im ſtillſten Familienkreiſe zu feiern. G.

653. An Goethe (nach Dornburg).

Jena den 14. Aug. 1828.

Ich kann unmöglich den gefeierten 28. gar abwarten, ohne mich nach Deinem Befinden auf dem hohen Bergſchloß zu erkundigen. Alle Nachrichten, die mir daher gekommen ſind, ſind vortheilhaft für Dein Wohlſein. Ich wünſche Dir ferner Glück und daß Du zufrieden die hohe Luft genießen mögeſt.

Mit uns Andern im Thal geht es wie es der Tag bringt. Mehrere Male wollte ich Dich beſuchen, aber das ungleiche Wetter und eine Beſchwerlichkeit am Fuß verboten mir die kleine Reiſe.

Geſtern haben wir Dir ein ſeltnes Pärchen zugeſchickt. Mir begegnete damit ein Streich, der in einer Komödie nicht wunderlicher vorkommen könnte.

Robinſon aus London ſchrieb mir vor einiger Zeit, daß er mich Anfangs Auguſt hier beſuchen wolle. Wir erwarten ihn alle Tage. Nun läßt ein Hr. Robinſon — mit ſeiner Gemahlin — ſich bei mir anſagen. Ich denke dieſen hat auch ſo ein Fräulein unterwegs abgeſchnappt — und ich laſſe ſie herein kommen. Das Fräulein — oder jetzt Frau — iſt gar zu artig. Sie präſentirt mir ihren Gemahl — einen Amerikaner! Ich denke es iſt Spaß und ſuche meinen alten Freund. Ich ſehe ihn ringsum an — und kann ihn nicht erkennen. Ich frag' ihn: ſind Sie denn Robinſon? — Er

1) des kurz vorher (den 14. Juni) verſtorbenen Großherzogs Karl Auguſt.

ſagt, der bin ich. — Ich erkenne Sie nicht mehr! — Kurz ich war in einer Phantasmagorie — als wenn es nur Einen Robinſon in der Welt geben könne. Dieſer ſagte mir, er ſei nie in England geweſen und ſei in Boſton geboren. —

Wir brachten einen freundlichen Mittag zu, und ſie eilten zu ſchnell wieder davon, um Dich in Deinem Bergſchloß zu verehren.

Dein letztes Heft von Alterthum ꝛc. habe ich noch nicht erhalten. An Zufluß von Büchern fehlt es übrigens nicht. Alles ſchreibt, was nur die Feder halten kann.

Der Graf Platen macht hippogryphiſche Gedichte.

Der Freiherr von Wedekind läßt unſre Seelen ſchon von Ewigkeit her exiſtiren; ſonſt ſie nicht fortdauern könnten. — Du holſt uns wie Moſes den Segen vom Himmel herab . . .

Lebe wohl, mein Beſter! — und wenn es Deine Roſſe vertragen können, ſo laſſe ſie auch wieder einmal den Weg zu uns finden! . . . K.

654. An Knebel. [1]

Dornburg den 18. Auguſt 1828.

Es iſt ſehr wacker von Dir, mein wahrer alter Freund, daß Du mich ſchriftlich begrüßeſt, da ich freilich nicht hoffen konnte Dich hier zu ſehen. Ich habe meinen Wagen nach Hauſe geſchickt, ſonſt hätt' ich Dich ſchon beſucht; die Wege auf der Höhe ſind widerwärtig fahrbar, den Berg hinunter mag man auch nicht, weil die ſteile Rückkehr den Pferden allzuſchwierig und den Fahrenden faſt ängſtlich wird.

Alſo ſitz' ich hier auf dieſer Felſenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der ſcheidenden gleichfalls Ruhe

1) Auf einem ſchwarzgeränderten Bogen.

ſuchend [1]), den Tag über in gränzenloſer faſt lächerlicher Thätigkeit. Es ſähe prahleriſch aus, herzurechnen wie viel Alphabete ich geleſen und wie viel Buch Papier ich verdiktirt habe. Ich hoffe von allem dieſen, daß auch Dir manches zu Gute komme.

Indeſſen hier Kunſt und Alterthum, wogegen Du mir eine Freundlichkeit erweiſen würdeſt, wenn Du die Punkte bezeichneteſt, die Dich beſonders angeregt haben. Bei dem Vielfachen in Tag und Luft hineingeſchriebenen, iſt es belohnend, zu erfahren, daß eins und das andere von einem guten Geiſte wiederklingt.

Staatsrath Loder hat mir ein ſehr angenehmes Geſchenk geſendet; es iſt ein prächtig vergoldetes Gypsmodell, oder Abguß von dem Stücke gediegenen Goldes, welches am Ural gefunden worden iſt; das Gewicht des Originals beträgt beinahe einen Viertelszentner. Es wird bei dem Cadetten-Corps in St. Petersburg aufbewahrt.

Ein Herr Profeſſor v. Engelhardt zu Dorpat hat, auf Anordnung der Regierung, jene Gegenden beſucht, und als ein recht wackerer, ſinniger Geolog, uns das Herkommen dieſes Schichten- und Bodengeldes aus der Verwitterung der darüber ſtehenden Grundgebirge nachgewieſen. Die Erfüllung dieſes ſeit einigen Jahren gehegten Wunſches hab' ich alſo auch noch erlebt und dieſen blendend imoſanten Fetiſch als Hausgötzen in meiner Reiſe-Capelle aufzuſtellen die Freude gehabt.

Eine artige Reiſe nach Großheringen zu den Zuſammenfluß der Ilm und Saale und zu der dortigen Saline, habe, in Geſellſchaft unſeres jungen Actuarius Dr. Stichling dahier, unternommen und glücklich ausgeführt. Dieſer,

---

1) Vergl. die Gedichte in Goethe's Werken, XLVII, 66 und 67; imgl. die Briefe an Zelter, V, Nr. 604, 608, 612, 614. S.

ein Enkel Wielands, iſt ein gar angenehmer, gebildeter, wohldenkender und unterrichteter Mann.

Sonſt hab' ich auf meinem Montſerrat recht viel willkommene Beſuche gehabt, zuletzt denn den menächmiſchen Robinſon, mit ſeiner wirklich allerliebſten Gattin [1]). Sie ſieht ſo hübſch und ſo eigenſinnig aus, daß man hoffen kann, ſie werde ſowohl in der alten als neuen Welt glücklich durchkommen.

Eigentlich aber war doch meine Hauptbeſchäftigung im botaniſchen Sinne und zuletzt auch der Weinbau. Wenn die Kultur dieſer wichtigen Pflanze dieſes Jahr durch die reichliche Leſe begünſtigt wird, ſo muß es auffallen, daß man gerade ſeit kurzem anfing, die bisherige Behandlung zu tadeln und ein ganz neues Verfahren vorzuſchlagen.

Dies mußte mich, von dieſen Gegenſtänden umgeben, höchlich intereſſiren und ich habe mich drey Wochen her auf das ſorgfältigſte darum bekümmert, ſowohl das Alte als das Neue auf phyſiologiſche Kenntniſſe und Begriffe zurückzuführen geſucht und das Letztere ganz vorzüglich der Natur angemeſſen befunden.

In Jena hör' ich, ſey man auch ſchon aufmerkſam auf dieſes Problem; ich bin ſehr neugierig, mit eigenen Augen anzuſchauen, wie man ſich dabey benimmt.

Außer dieſem Geſchäft hab ich anderes angefangen, was ich noch abſchließen möchte, eh ich dieſe Burgen verlaſſe; alsdann wünſche aber einige Zeit in Jena zuzubringen, woraus ſich denn für uns manche gute Stunde ergeben müßte; denn außerdem hab' ich noch vieles mitzutheilen, weil ſich immer eins ans andere kettet und fügt.

Dagegen hoff ich aber, daß Du mir von Deiner viel-

1) Ueberſetzerin der Serbiſchen Lieder, unter dem Namen Talvi, nachh. Fräulein v. Jakob.

ſeitigen Lecture auch mein Theil nicht verſagen wirſt. Beſonders wünſche von der Wedekindſchen Unſterblichkeit zu vernehmen [1]). Wenn die entelechiſche Monade dieſes wackern Mannes ſich von Ewigkeit her in der Schöpfung herumtreibt, ſo giebt mich's Wunder, daß ſie nicht einmal auf das ſo häufig ausgeſäte Schönheitsprincip geſtoßen iſt und etwas davon ſeiner reſpektablen Individualität zugeeignet hat; welches denn doch für die empiriſche Erſcheinung nicht zu verachten wäre.

Von Weimar hört man nichts als Gutes, Liebes und Verſtändiges; daran wollen wir uns denn erfreuen und uns deſto eher zu einem friſchen gemeinſamen Leben herzuſtellen wiſſen.

Zunächſt alſo in Hoffnung baldigen Wiederſehens

treulichſt G.

655. An Goethe.

Jena den 11. September 1828.

Du wirſt mir verzeihen, daß ich ſo ſpät komme, mich nach Dir zu erkundigen. Ich hoffte von Zeit zu Zeit Dir perſönlich meine Aufwartung machen zu können; aber die ungewiſſe Witterung und mein halblahmer Fuß wollten es mir nicht geſtatten. Indeſſen erhielt ich doch immer Nachricht von Deinem Wohlbefinden und wie Du den Tempel der Muſen auf der Höhe zu bereiten ſucheſt.

Wir in unſerer Tiefe treiben uns eben ſo fort und leben von der Honigſpeiſe, die uns andere bereiten. Dein letztes Heft habe ich noch am Tage durchgeleſen wo ich es

1) Vermuthlich iſt hier von G. Ch. G. v. Wedekind's „Verhandlungen über die Beſtimmung des Menſchen" (Gießen 1827) die Rede.

erhielt, und nichts darin gefunden, was mich nicht erfreut und belehret hätte. Die artige Novelle im 15. Bande habe ich auch gefunden und ſie hat mich ergötzt. Ich las juſt am Tage vorher eine Indiſche Erzählung aus der Ramayana, mit der ſie eine ferne Aehnlichkeit hat. In dieſer iſt viel Zauberhaftes und das ergötzte mich hier auch ſehr.

Den Wedekind hätte ich Dir auch gerne geſchickt, Du kannſt ihn aber hier holen. Er iſt ſchwach, und man begreift nicht, wie ein Mann nach ſo vielen Jahren ſo armes Zeug noch hervorbringen mag.

Komme nur bald und bringe uns von dem Aetherhauch aus den hohen Lüften etwas mit. K.

656. An Goethe.

Jena den 28. Auguſt 1829.

Ich darf dieſen Tag nicht hingehen laſſen, ohne Dir wenigſtens ein ſchriftliches Zeichen unſrer herzlichen Theilnahme darzulegen.

Die hohe Verehrung, die Dir von uns allen gebührt, und die Freude über Dein fortdauerndes Wohlſein verdoppelt ſich an dieſem Tage zu neuen Wünſchen u. Hofnungen.

Dein Leben ſei noch ein fröhlicher Durchgang durch den Garten Deiner Erzeugniſſe, wodurch Du ſo Viele geſtärkt und beglückt haſt! —

Ich darf mich nicht mit Dir vergleichen, ob ich gleich an Jahren ſoviel älter bin. Mein Baum gleicht mehr einem wilden Sprößling, der nur hie und da einige eßbare Früchte gezeugt hat.

Mag es ſeyn, wie es wolle! et vita ars est, ſagt ein alter Weiſe; und wenn wir nicht in Gold oder Demant ar-

beiten, ſo mögen doch einige Schnitzeleien uns den Tag vertreiben helfen! —

Für das Bild unſers Engliſchen Freundes danke ich gar ſehr. Ich wünſchte, es möchte etwas anmuthiger gedacht ſeyn; ſonſt hat es viel Aehnliches.

Ich leſe jetzt die Mémoires von Bourienne, wovon mich beſonders der dritte Theil ganz entzückt. So ſollten alle Geſchichtsbücher und Biographien geſchrieben ſeyn.

Du haſt ihnen ein Exempel gegeben. —

Lebe wohl, mein Beſter! — Wir ſind leidlich geſund, des widrigen Wetters ungeachtet; nur meine Geiſteskräfte nehmen etwas ab.

Nochmals, lebe wohl! —

Dein Dich verehrender K.

657. An Knebel.

Weimar den 6. Januar 1830.

Es iſt zwar nicht recht und billig, mein theuerſter Freund, daß man nach einem ſo lange, mit und neben einander geführten bedeutenden Lebenswandel zuletzt ſo ganz ohne Wechſelwort und Wirkung verbleibe. Da ich aber von Dir vernehme und weiß, daß Du auf Deinem Gange redlich vorſchreiteſt, Dich zu unterhalten und zu belehren treulich fortfährſt, Du auch von mir manches mehr oder weniger Eingreifende von Zeit zu Zeit vernimmſt; wie ich mich denn, indem ich dieſes oder jenes ausfertige, auch Deiner ſtillen Theilnahme getröſten darf —: ſo wollen wir in unſerm bisherigen Zuſtande freundlich verweilen, bis uns eine günſtigere Jahreszeit wohl wieder, wenn auch nur auf Augenblicke, zuſammenbringt.

An dem vergangenen Winter iſt wenigſtens die Gleich-

förmigkeit zu loben. Bey einer wohlerwärmten Stube giebt uns eine weiße Außenwelt ein früheres und längeres Licht, also daß die nächsten Wochen leichter zu überstehen sein werden. Möge Dir und den lieben Deinigen das mögliche Gute zukommen, wenn auch unseren Wünschen und Hoffnungen immer noch etwas zurückbleiben dürfte.

Und so fortan!

Der Deine G.

658. An Goethe.

Jena den 8. Januar 1830.

Mit Vergnügen habe ich gestern Deinen wohlgemeinten Brief erhalten. Eine kleine Zurechtweisung habe ich wohl verdient, doch möchten sich auch Entschuldigungen finden lassen.

Ich erkundigte mich fleißig nach Deinem Wohlsein und da ich immer gute Nachrichten erhielt, dabei aber auch, daß Du mit Besuchen und Geschäften überhäuft seyst, so glaubte ich, daß mein unbedeutender Zutritt mehr hinderlich seyn könnte.

Meines Beifalls und Lobes bist Du gewiß und ich theile solches mit der ganzen Welt Bekenntniß; aber mein hochgestiegenes Alter nimmt von meinen Kräften mehr als den gehörigen Theil.

Die dreißig wohlgebundenen Bändchen stehen bei mir in hübscher Reihe nebeneinander, und ich hole mir zuweilen Raths aus ihnen; vergesse aber auch nicht die später hinzukommenden, und was Dein unerschöpflicher Fleiß stets noch hinzubringt.

Glücklich wem die Götter solche Gaben verliehen! Meine Produktionskraft ist äußerst beschränkt. Ich erfreue mich an

den Werken anderer, und ſuche nur den Kreis der Kenntniſſe, die mir zukommen, etwas vollſtändiger zu machen.

Dazu giebt mir die neuere Welt viel Gelegenheit, und die mancherlei Entdeckungen ſowohl in der Naturgeſchichte als in der politiſchen Welt reizen den Geiſt. —

Stelle Dir vor, daß ich in dieſer Nacht noch eine improviſirte Novelle von Napoleon geleſen habe*)! Sie iſt ziemlich lang und hat einen ſchauderhaften Charakter. Er ſoll mehrere dergleichen gemacht haben! . . .

Lebe wohl, Beſter! und verzeihe meinen ungeordneten Brief! Du ſiehſt wie ein ſchlechter Briefſteller ich bin! . . .

K.

659. An Goethe.

Jena den 25. Januar 1830.

Das neue Jahr drängt mich gleichſam, Dir meine Schuldigkeit zu erweiſen, und mich nicht ganz und gar von Dir vergeſſen zu machen.

Von meiner Theilnahme an Deinem Wohl und der Fortdauer deſſelben biſt Du überzeugt, und ich ſchätze mich glücklich, mit den beſten Menſchen nur Einen Wunſch darüber zu hegen.

Mir bleibt nicht viel übrig, als wie ein Wiedererſtandener aus dem Reiche der Schatten auf die Ereigniſſe der Welt noch hinzuſchauen.

Mit den kleinen Büchelchen, die mir aus dem reichen Vorrathe Deines Geiſtes zuweilen zufliegen, ergötze ich mich und hole mir aus ihnen noch einigen Saft des Lebens.

*) Sie ſteht in den Mémoires von Bourienne, 6ter Theil.
Anmerkung Knebel's.

Die neueſten Geſchichten laſſen uns auch nicht ohne Intereſſe.

Uebrigens erhalte ich mich ſorgſam in meiner wohlgeheizten Stube und erfreue mich über Nachrichten aus dem Reiche der Natur, die mir Freunde bringen, von denen der Lehrer meines Sohnes jetzt ſehr fleißig die Inſekten ſtudirt.

K.

660. An Goethe.

Jena den 22. Februar 1830.

Verehrteſter,

Die kalten, trüben und betrübten Tage haben faſt jeder freundlichen Mittheilung Einhalt gethan.

Sie iſt nicht mehr, auf die ſich unſer beſtes Vertrauen ſtützte [1])! —

Ich habe in letzter Zeit Deinen freundſchaftlichen Briefwechſel mit Schiller meiſt durchleſen und mir viel Vergnügen und Lehre daraus geſchöpft. Es iſt wohl ſelten, Männer dieſer Art in ſo offenem Geſtändniß gegen einander zu finden. Nur Kinder der Helden können ſich ſo frei geben und keine Blöße ſcheuen.

In der Ueberzeugung Deiner gütigen Nachſicht auch gegen mich, wage ich nun eine Bitte. Ich habe nemlich Luſt — und ſogar auf Bottigers Antrieb — eine neue, etwas verbeſſerte und wohlfeilere Ausgabe meines Lukrez herauszugeben.

Dazu fand ich kürzlich unter meinen Papieren einen Aufſatz „über das Leben des Epikur", den ich ſchon vor mehrern Jahren verfertiget hatte. Er ſcheint mir nicht ganz

1) Am 14. Februar 1830 ſtarb die Großherzogin Luiſe von S.-Weimar.

Du da hinten haſt der Augen
Zweierlei, du kannſt die beiden
Einzeln nach Belieben brauchen;
Doch ich ſollte dich vermeiden.

Leichtgedrückt die Augenlieder
Eines, die den Stern bewhelmen,
Deutet auf den Schelm der Schelmen,
Doch das andre ſchaut ſo bieder.

Dieß, wenn jen's verwundend angelt,
Heilend, nährend wird ſich's weiſen.
Niemand kann ich glücklich preiſen,
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und ſo könnt' ich alle loben,
Und ſo könnt' ich alle lieben:
Denn ſo wie ich euch erhoben
War die Herrin mit beſchrieben.

Mädchen.

Dichter will ſo gerne Knecht ſeyn,
Weil die Herrſchaft draus entſpringet;
Doch vor allem ſollt' ihm recht ſeyn,
Wenn das Liebchen ſelber ſinget.

Iſt ſie denn des Liedes mächtig
Wie's auf unſern Lippen waltet?
Denn es macht ſie gar verdächtig,
Daß ſie im Verborgnen ſchaltet.

unerheblich. Nun wollte ich Dich bitten, die Güte zu haben und ihn durchsehen, ob Du ihn für hinlänglich bedeutend finden möchtest, ihn, als Zugabe zu der neuen Ausgabe, anzuhängen? — Ich lasse ihn, wie er noch ist, und bitte nur um die Erlaubniß, ihn Dir zuschicken zu dürfen.

Ich enthalte mich gerne aller unzeitigen Zugaben. — Böttiger, ob er gleich sehr krank ist, hat mir noch lateinische und teutsche Verse seiner Art zugeschickt, die sich gut scandiren lassen, und in der Abendzeitung stehen. Auch will er sich der Ausgabe meines Lukrez annehmen.

Der gute — und wohl treffliche — Prof. Zenker setzt seine Vorlesungen über Naturgeschichte unermüdet fort. Meinen Bernhard hat er sich zum Liebling erkoren, und dieser wünscht nichts mehr, als auch einmal Professor der Naturgeschichte werden zu können.

Ich bin diesen Winter kaum einmal aus der Stube gekommen und dieses, glaube ich, erhält mich noch.

Möge der Himmel Dir gleiche Lebenskraft bis in das späteste Alter erhalten! K.

661. An Knebel. [1]

Weimar den 27. Februar 1830.

Du hast mir, mein alter würdiger Freund, soviel Gutes und längst Geschätztes durch Deine Sendung wieder zu Sinn gerufen, wofür ich nicht genug danken kann. Der Aufsatz über das Leben und die Weisheit des Epikur ist an-

1) Bereits gedruckt in der Sammlung: „Goethe's Briefe in den Jahren 1768—1832", herausgegeben von Heinrich Döring (Leipzig 1837), Nr. 1004, S. 457.

muthig überzeugend, die Betrachtung gründlich und die Zeugnisse der Vorfahren am rechten Orte.

Ich hatte einmal früher [1]) unternommen, Lukrezen als Römer in seinen Tagen, sechzig Jahre vor Christo, in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich, dem Geist und den Umständen nach, in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten müßte. Mit aller Bemühung aber hätte man doch nur wenige Data zusammengebracht, das Meiste hätte man dazu pragmatisiren, oder wenn Du willst, dichten müssen und so ließ ich die Vorarbeit liegen und überzeuge mich um desto mehr, daß der Weg, den Du eingeschlagen hast, der Rechte sey.

Der große Werth des Gedichtes, als ausgeführte Zusammenfassung der ganzen Lehre, tritt meines Bedünkens in der neusten Zeit erst recht hervor, nachdem uns von Epikur selbst verfaßte Stellen aus den pompejanischen Grüften mitgetheilt worden. Sie sind unerfreulich zu lesen, man muß sie erst aus Lukrezens Gedicht gleichsam erklären. Haben doch die Alten selbst, die um so viel näher standen, seinem Styl nichts abzugewinnen gewußt. Es ist also sehr wohlgethan, was die Lehre betrifft, sich an das Gedicht zu halten und sein Leben auf die Weise, wie Du es gethan, in seiner naiven Reinlichkeit darzustellen. Eine neue Ausgabe Deiner so schätzenswerthen Uebersetzung kommt übrigens wohl zur rechten Zeit, da die Franzosen selbst, gründlich und umsichtig, mit der Philosophie der Alten in den neusten Tagen sich zu benehmen anfangen, und ihr manche eigene Ansicht abzugewinnen suchen.

Fahre fort, im möglichsten Wohlbefinden diese nächsten

1) S. eben Brief vom 9. Januar 1822.

Tage dem Frühling entgegen zu dulden, dabei mein aufrichtiger Wunsch ist, Dir und den Deinigen möge jetzt und künftig das Wünschenswertheste zum Antheil gelangen..

treulichst G.

662. An Goethe.

Jena den 10. August 1830.

Ich kann es nicht länger anstehen lassen, Dir, Theurer! ein Zeichen wenigstens meines steten Andenkens und meiner Verehrung darzulegen.

Du wirst die Schuld meines langen Schweigens mit dem Mantel Deiner Geduld und Nachsicht decken, welche letztere der lange Lauf meiner Jahre vielleicht erfodern möchte. Es ist leider in der Erfahrung, wie sich in spätern Jahren der Hang zur Thätigkeit vermindert.

Man zögert, man schiebt auf und glaubt öfters schon gethan zu haben, was man erst zu thun vorhat.

Nur bei Dir ist es eine Ausnahme, und Dein Geist scheint sich noch mit den Jahren zu stärken. Wir Andern verpuppen uns endlich und unsre äußern Bewegungen scheinen kaum merklich. — Doch genug zu meiner Entschuldigung, die bei Dir leicht Annahme und Verzeihung finden wird.

Indeß lebe ich doch in den 35 Bändchen, die ich bereits von Deinen Werken erhalten habe, immer noch fort, und auch Deine letzten Korrespondenzen mit Schiller sind mir zugekommen.

Ich habe manches Treffliche und Einzelne darin gefunden, und die Offenbarungen, die sie enthalten, sind mir nicht ganz entkommen. Etwas mehr gemäßigte Urtheile wünschten wir freilich über einige Freunde — aber der Mensch ist sich doch nicht in allen Punkten des Lebens gleich. Indes-

ſen haben ſie mich auch zur abermaligen Durchleſung von Schillers Wallenſtein gebracht, die mich mit Bewunderung erfüllt hat. Von Deinen Arbeiten ſage ich nichts — denn Du biſt der Vortreffliche. Erſt ganz kürzlich hat Deine zweite Reiſe nach Italien mich höchlich ergötzt, und mir den alten Schleier etwas abgenommen.

Für Dein nachſichtiges Urtheil über meinen Aufſatz von dem Leben des Epikur danke ich gar ſehr. Ich möchte dieſem bei einer neuen Ausgabe des Lukrez noch etwas anhängen, doch ich fühle mir kaum Kräfte genug mehr, um was Ordentliches zuſammenzuſtellen. Uebrigens iſt der Haufe der Scribenten anjetzt ſo unzählig, daß man ſo was gar nicht in weitern Bedacht nimmt, oder ſich noch ſchlimmere Händel zuzieht.

Wir haben jetzt unſern jungen Prinzen nebſt Hrn. Soret hier. Ich habe ſie aber nur ſchriftlich begrüßt und weiter noch nicht zu Geſicht bekommen — indem mein armer Bernhard am Keuchhuſten leidet, den man für anſteckend hält.

Habe doch die Güte, mir etwas von Deinem Sohne wiſſen zu laſſen, und ob er jetzt etwa in Rom iſt. Ich möchte durch ihn gerne einen kleinen Brief an Robinſon bringen, der jetzt, wie ich vermuthe, auch in Rom iſt. Er hat mir von daher vor einiger Zeit geſchrieben.

Die neue franzöſiſche Revolution ſetzt jetzt die ganze Welt in Verwirrung, die ſchon etwas länger gegohren hat. Himmel und Erde ſcheinen ſich ſeit einiger Zeit in Bewegung geſetzt zu haben, um neue Erſcheinungen hervorzubringen.

Frau von Wolzogen kehrt immer recht glücklich von Weimar zurück, indem ſie Dich geſprochen hat.

Der Deinige K.

663. An Goethe.

Jena den 28. Auguſt 1830.

So ſehr ich auch unſre herzlichen Wünſche zu Deinem Geburtstage Dir heute ſelbſt überbringen möchte, ſo will es mir doch die Schwäche meiner Jahre nicht erlauben.

Nicht jedem iſt es vergönnt wie Dir, den Angriffen des Alters mit jugendlicher Kraft zu widerſtehen und Bewunderung und Lob noch im hohen Alter zu erringen; wir müſſen uns endlich unter der Laſt des Schickſals beugen.

Wie ich aus einem Blatte des Chaos [1]) erſehe, ſo befindet ſich Dein Sohn jetzt in Genua und genießt daſelbſt ein erquickliches Leben. Wie ich aus den Zeitungen erſehe, ſo klagt man daſelbſt über eine zu trockne Witterung.

Die Ueberſetzung des Hrn. Pongerville habe ich von Paris aus zum Geſchenk erhalten. Sie iſt hübſch — aber ich kann ſie nicht leſen. Lukrez erſcheint hier in franzöſiſcher Theatergeſtalt mit lauter wohlgeſchmückten Reimen. Der Ueberſetzer hat indeß ſein Original ſtudirt, vertheidigt und erhebt es zum Himmel.

Hr. Soret ſagt mir, daß er an einer Ueberſetzung Deiner Metamorphoſe der Pflanzen arbeite. Dieß freut ihn und iſt eine ſchöne Arbeit.

Ich leſe in dieſen Tagen Gaſſendi's Leben des Epikur. Es iſt doch ein Glück, von einem ſolchen Manne erkannt und gelobt zu werden. Epikur war wirklich eine außerordentliche Natur, im Theoretiſchen wie im Praktiſchen. Seine Irrungen ſchreiben ſich ſeinem Zeitalter zu. Er wurde 72 Jahre alt; war dabei doch von etwas ſchwächlicher Conſti-

1) Vergl. den Aufſatz über das „Chaos“ in „Weimar's Album zur vierten Säcularfeier 1840“ (Weimar 1840, 4.).

tution. Er war die Freundlichkeit und Liebe ſelbſt. Mit Recht ſetzte man ihm Bilder und Tempel. —

Die Nachwelt wartet auf Dich, und wird es am Gleichen nicht fehlen laſſen . . . K.

664. An Knebel.

Weimar den 12. September 1830.

Erſt jetzt, mein Theuerſter, kann ich Dich einladen, mir einen Brief nach Rom anzuvertrauen; denn ich bereite die erſte Sendung an meinen Sohn dahin. Sein letzter Brief iſt aus Florenz, wo er ſich, nach ausgeſtandenen einigen Unbilden, wohl und vergnügt befand, um jenes große Daſeyn mit Sinn und Verſtand in ſich aufnehmen zu können.

Ich lebe nach alter Art und Weiſe und habe mich über nichts zu beſchweren, als daß ich verhindert bin, mich vom Flecke zu bewegen und meine Freunde, die, von ſo vielfachem Intereſſe umgeben, ſich ſo ganz nahe befinden, und beſonders Dich an Deinem Stadtende (zu) beſuchen.

Zu Michael erſcheint die letzte Lieferung meiner Werke, die ich auf dem Bücherbrett zu ſchauen kaum hoffen durfte. Die Händel in der franzöſiſchen Akademie zwiſchen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire haben mich aufgeregt, und da ich, wegen der Soretiſchen Ueberſetzung meiner Metamorphoſe, mich ohnehin mit Ernſt wieder ins Naturfach einlaſſen mußte; ſo fand ich mich auf halbem Weg und bereite einen Aufſatz [1]), der ſeine Wirkung, den Gegenſtand ins Klare zu ſetzen, nicht verfehlen möge. Geoffroy merkt und ahnet, daß er in den Deutſchen Alliirte findet; ihn darüber aufzuklären und uns von der rechten Seite zu zeigen, iſt

1) S. Goethe's Werke, L, 201 fg.

eigentlich meine Absicht. Was auch daraus entstehe, man muß immer da beizutragen suchen, wo man im Augenblicke glaubt nützlich seyn zu können.

Jene im Februar entstandene Akademie-Streitigkeit ward freilich im Juli stark übertäubt, und auch wir kommen in eine Lage, wo es aussieht, als wenn wir auf den Kopf gestellt werden könnten, so daß die Kephalopoden, worüber jener Streit begann, uns zur schlimmen Vorbedeutung werden könnten. Es ist zwar bemerkenswerth, aber nicht wunderbar, daß wir die Reprise der Tragödie von 1790 wieder erleben müssen; indessen ist es weder Wahl noch Schuld von unsrer Seite und wir wollen uns das alte Wort durate! gesagt seyn lassen. G.

Auszug aus dem Tagebuch meines Sohnes am 25. August 1830.

„Als ich dies gethan, betrat ich den Saal der Niobe; das erste, was ich erblickte, war der Engländer Robinson und noch ein anderer Engländer, der auch in Weimar gewesen ist. Wir erfreuten uns an der Erinnerung der in Weimar verlebten Tage. Er empfiehlt sich Ihnen, lieber Vater, Ottilien, Herrn von Froriep, und lud mich auf morgen zum Kaffe ein."

Den andern Tag, schreibt er, habe er bei diesen guten Leuten angenehm gefrühstückt. Dieses vermelde eilig, weil ein Brief nach Florenz, an Hrn. Robinson addressirt, ohne Weiteres an ihn abgegeben werden wird; weil er dort allgemein bekannt und in dem Englischen Kreise angesehen ist.

Mehr nicht für heute als die besten Grüße

treu angehörig G.

665. An Goethe.

Jena den 15. September 1830.

Für Deinen freundlichen Brief und die Erlaubniß, Dir einen kleinen Brief an unſern Robinſon zum Einſchluß geben zu dürfen, danke ich aufs verbindlichſte.

Letzterer iſt hier beiſchlüſſig und Dein Herr Sohn, deſſen Unfall ich ſehr bedaure, wird die Güte haben, ihm ſolchen zuſtellig zu machen.

Hr. Soret, der uns heute mit ſeinem Prinzen verlaſſen wird, iſt von Deinem botaniſchen Nachtrag ſehr erbaut, und ſehr befliſſen, ihn ins Franzöſiſche überzubringen.

Glücklich wer Geſchick und Kräfte hat, dergleichen zu fördern!

Dein unermüdeter Fleiß verdient Bewunderung.

Die Frau Großherzogin, die ſchon geſtern Abſchied von uns genommen hat, hat mir die Ehre angethan, uns ſchon zweimal in unſerm Garten zu beſuchen. Sie war ſehr herablaſſend.

Die jetzigen politiſchen Erſcheinungen ſcheinen die ſchon vor einigen Decennien gemachten Prophezeiungen in Erfüllungen bringen zu wollen.

— Novus rerum nascitur ordo.

Wer aber der Heiland ſeyn wird, iſt noch ungewiß.

Der Tod der guten Madam Frommann wird Dir auch empfindlich geweſen ſeyn. Sie fand hier allgemeine Theilnahme. Die Kinder ſind gefaßt bei dem Unfall. K.

666. An Goethe.

Jena den 17. September 1830.

Ich hatte meinen Brief an Dich vorgeſtern ſchon auf die Poſt gegeben, als ich die Nachricht der Zuſammenkunft Deines Sohnes mit Robinſon in Florenz erhielt.

Ich finde den Aufenthalt der beiden Reisenden in Florenz sehr zukömmlich, zumal da jetzt in Kunstarbeiten viel davon gefördert wird. Auch die gute Emilie Gore hat uns freundlich von daher grüßen lassen.

Unsre gute Großherzogin und Ihr theurer Prinz haben uns verlassen, und nun ist es Zeit, daß Jupiter Pluvius auch seinen Abschied nimmt. Himmel und Erde haben uns seither das Leben etwas sauer zu machen gesucht. K.

667. An Goethe.

Jena den 14. November 1830.

Die Nachricht von dem Tode Deines Sohnes hat auch uns in Trauer versetzt. Er war auch unser Freund, und wir hofften, sein Ausflug in das geliebte Land werde ihm neue Kräfte geben. Nun deckt es seine Asche und läßt dem Vater nur die frohe Erinnerung voriger Zeit. Der Untergang so mancher Tausende in diesem Jahre, deren Verlust höchst bedauernswürdig ist, könnte uns gegen das Schicksal gleichgültiger machen, doch der nahe Schmerz ist immer der empfindlichste, und das verwandte Blut das theuerste.

Laß Dir meine wenigen Worte gefallen und laß die Ansicht Deiner lieben Enkel die Stirne erheitern! Auch Deiner lieben Frau Schwiegertochter sage tröstende Worte und ersetze Du selbst durch eine fröhliche Fortdauer das Leid gegenwärtiger Tage! —

Dieß ist der Wunsch Deines
aufrichtigen Freundes und Verehrers K.

668. An Goethe.

Jena den 10. December 1830.

Ich wende mich zu Dir, mein Verehrteſter, da ich nach den betrübten Tagen Deines Zuſtandes, woran wir herzlich Theil genommen haben, nun doch die freudige Nachricht Deiner völligen Wiederherſtellung vernehme.

Nun wage ich eine Bitte an Dich.

Deine gewohnte Güte und Freundſchaft für mich hat vielleicht meinen kleinen Aufſatz über das Leben des Epikur, den ich Dir zuzuſchicken mir die Erlaubniß nahm, mit zu gefälligen Augen angeſehen und meiner kleinen Bemühung einen ſchmeichelhaften Brief zugeſendet. Ich erkenne den Werth deſſelben und überhebe mich nicht. Da ich aber eine neue Ausgabe des Lukrez bereitet habe und den Verleger deſſelben nicht gerne in Schaden ſetzen möchte, ſo würde ihn Dein Name, den man überall gerne aufſucht, in die höchſte Autorität ſetzen und dem Werke gewiß einen beſſern Fortgang verſchaffen. Nun fragt ſichs, ob ich Deinen Brief, ganz wie er iſt, darin darf drucken laſſen, oder ob ich meine Lobſucht dabei zu ſehr in Tadel ſetzte? —

Ein Wörtchen darüber, mein Beſter! . . . K.

669. An Knebel.

Weimar den 15. December 1830.

Da wir, mein Theuerſter, mit gutem Glück auch über dieſen Sturz hinausgekommen ſind, ſo wollen wir der Tage genießen, die uns noch gegönnt ſeyn mögen, es auch an Thätigkeit für uns und andere nicht fehlen laſſen.

Der neuen Ausgabe Deines Lukrez haben wir uns zu freuen; ſende mir den fraglichen Brief, damit ich ſehe, ob

Hatem.

Nun wer weiß was ſie erfüllet!
Kennt ihr ſolcher Tiefe Grund?
Selbſtgefühltes Lied entquillet,
Selbſtgedichtetes dem Mund.

Von euch Dichterinnen allen
Iſt ihr eben keine gleich:
Denn ſie ſingt mir zu gefallen,
Und ihr ſingt und liebt nur euch.

Mädchen.

Merke wohl, du haſt uns eine
Jener Huri's vorgeheuchelt!
Mag ſchon ſeyn! wenn es nur keine
Sich auf dieſer Erde ſchmeichelt.

Hatem.

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreiſe des Geſichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwiedern hab' ich nichts.

Nur dieß Herz, es iſt von Dauer,
Schwillt in jugendlichſtem Flor;
Unter Schnee und Nebelſchauer
Raſ't ein Aetna dir hervor.

nicht noch etwas Behufiges hinzuzufügen ſey. Leider hab' ich die guten Intentionen, deren ich einmal in Kunſt und Alterthum bei Gelegenheit Deines Lukrez gedachte [1]), nicht durchführen können. Vielleicht wären ſie gerade gegenwärtig am Platz geweſen, wo aber nicht Raum noch Muth zu ſolchen Betrachtungen blieb. Gelange glücklich mit den Deinigen ins neue Jahr und gedenke mein freundlichſt wie immer.

treu angehörig G.

670. An Goethe.

Jena den 20. December 1830.

Ich danke Dir für die gütige Art, mit der Du meine letzten Zeilen aufgenommen und mich noch länger mit Deiner guten Meinung zu unterſtützen verſprichſt. Ich überſende Dir hier das Original Deines Briefes, bitte mir aber ſolches wieder zurück. Ich habe noch meiner Sendung an den Verleger einige Zeilen beizulegen für gut gefunden, die ich hier beilege. Weitläuftig habe ich nicht ſeyn wollen; man kann aber den Menſchen das Vernünftige nicht oft genug vorſagen.

Der heilige Thomas ſcheint die böſen dicken Nebel von uns wegjagen zu wollen. Das mag gut ſeyn, denn noch immer reizen ſie bei uns den Huſten.

Möge Dich der reine Himmel noch lange und immer umſcheinen und Dir heitere Tage geben! K.

1) S. oben Brief vom 9. Januar 1822, Note 3, und 27. Februar 1830.

671. An Knebel.

Weimar den 22. December 1830.

Deine lieben Mittheilungen, mein trefflicher unermüdeter Freund, zaudre ich nicht hier wieder beizulegen. Was einmal gut gedacht und geſagt iſt, ſoll man beruhen laſſen[1]) und nichts daran mäkeln und ändern.

Möge die neue Ausgabe Deines Lucrez Dir und uns zum Vergnügen gereichen und uns wieder den außerordentlichen Mann vors Gedächtniß führen, der uns die Denkweiſe der erſten Männer ſeiner Zeit ſo entſchieden friſch zur Anſchauung bringt. treulichſt G.

672. An Goethe.

Jena den 9. April 1831.

Mit Freuden habe ich von Deinen lieben Enkeln vernommen, daß Du von Deinem böſen Unfall glücklich wieder hergeſtellt biſt. Möge alles Böſe dieſer Art künftig weit von Dir entfernt bleiben.

Gott Lob hat mich der Himmel dieſen Winter über von dergleichen Zufällen meiſt befreit erhalten, und ich habe die trübe Zeit in meiner Klauſe ziemlich ruhig zugebracht. Geſtern wagte ich die erſte Spatzierfahrt und heute lockt der ſchöne Morgen zu ähnlichen Unternehmen. In Dir zeigen ſich noch die Kräfte Deiner Jugend, die in mir ziemlich veraltet ſind. Indeſſen ziehe ich mir doch noch einigen Saft aus den Sprüchen der Alten, und vorzüglich aus Deinen herrlichen Schriften. Ob mir gleich das Schreiben — wie Du ſiehſt — etwas beſchwerlich fällt, ſo habe ich doch nicht

1) Quod semel bene dictum est nescit relinquere, wird von den Alten an Ovid getadelt. S. oben Brief vom 10. Juli 1830.

unterlaſſen können, einige Zeilen als Denkſprüche aus einem neuen Journal auszuſchreiben. Sie fangen ſo an:

„Willſt Du Dir ein gut Leben zimmern“ u. ſ. w.[1])

Ich will ſie mir ins Gedächtniß ſchreiben.

Von unſerm Herrn Kanzler höre ich ſeit geraumer Zeit gar nichts.

Lebe wohl, mein Beſter! und befinde Dich immer wohl — und nimm mit dieſen armen Zeilen vorlieb!

Dein treuer Verehrer K.

673. An Knebel.

Weimar den 23. Oktober 1831.

Deine liebwerthe Sendung, theuerſter Herr und Freund, kam glücklicherweiſe mir in dem Augenblicke zu Handen, als ich, in Ilmenau am Fenſter ſtehend, Deine Wohnung, wo Du an dem trefflichen Werke ſchon emſig gearbeitet hatteſt, in der Nähe ſehen und den Platz davon in ſeiner grünen Baumreihe wieder erkennen durfte.

In dieſer Lage war mir denn der neue hübſche Band höchſt erwünſcht und ich konnte, meiſtens in ununterbrochener Stundenfolge, bei meinem dortigen Aufenthalt, die drey erſten Bücher ungeſtört durchleſen. Sie waren mir nicht neu, aber höchſt willkommen, und ich darf wohl ſagen, wahrhaft rührend: wie ſich jene edle Seele, auf den Fußpfaden ſeines Meiſters, eben da abmüdet, wo wir, wenn wir nicht das Gleiche thun wollen, uns demüthig beſcheiden müſſen. Dieß war mir diesmal ein großer Gewinn; die Betrachtungen darüber ſind mir hierher gefolgt und ich will nicht länger ſäu-

1) „Willſt Du Dir ein hübſch Leben zimmern“ u. ſ. w. Zahme Xenien, in Goethe's Werken, LVI, 107.

men, Dir meinen ſchönſten Dank für die Veranlaſſung abzuſtatten. Es darf Dir wirklich in Deinem hohen Alter ein heiteres Gefühl von Selbſtzufriedenheit geben, wenn Du bedenkſt was es heißen will, und was es hervorbringt, wenn man ſein Leben einem großen faſt unüberſehbaren und kaum zu vollendenden Werke widmet.

Bei der völligen Freiheit und Heiterkeit, die mir in jenen Tagen zu Gute kam, habe ich erſt aufs deutlichſte wieder empfunden, welches Verdienſt es ſey, uns dieſe tiefen errungenen, dem Widerſpruch ausgeſetzten Vorſtellungen, die durch mächtige Geiſter Realität gewinnen und ſich uns als poſitiv ausdrücken, mit ſolcher Klarheit und Anmuth, in einer neuern faßlichern Sprache vorzutragen, ſo daß man nirgends anſtößt, nirgends aufgehalten wird und ſich gerne dem Vortrag hingiebt, der, auch bei Verſchiedenheit der Meinungen, unſern Beifall mit ſich hinzureißen kräftig genug gefunden wird.

Doch was mach' ich viel Worte, deren ich mich ſchämen würde, wäre es nicht auch erlaubt, ja verdienſtlich, für das Unausſprechliche einen wörtlichen Ausdruck zu verſuchen.

Und ſo fortan!

Treu verbunden G.

674. An Goethe.

Jena 25. October 1831.

Es war geſtern, den 24. dieſes, als ich noch im Bette lag und mich mit Bedenken trug, ſo lange nichts von Dir gehört zu haben, daß mir Dein freundlicher Brief in die Hand gegeben ward. Er ermunterte mich ſehr, und ich danke Dir herzlich dafür. Dein Beyfall über meine Ueberſetzung des Lucrez iſt mir ſtatt aller andern Lobſprüche, die

meiſt etwas gleichgültig ausfallen, und die nicht immer der Inhalt des Gedichtes reizt.

Die Philoſophien neuerer Zeit, die ſo häufig jetzt erſcheinen, möchten doch den Lucreziſchen Geiſt nicht gänzlich überwinden.

Freude und Zufriedenheit bringen mir ſtets die Nachrichten von Deinem fortdauernden Wohlſeyn. Von Dir möchte man wohl ſagen, der Geiſt macht lebendig, da der meinige mit den Zufällen des Alters merklich abnimmt.

Für das ſchöne Geſchenk, das Du meinem Bernhard gemacht haſt, danken wir Dir von Herzen. Es iſt edel und ſchön und trägt zur Erfüllung meines Wunſches, ein Eigenthum zu beſitzen, weſentlich bei.

Uebrigens habe ich Urſache, mich mit meinem Haushalte ziemlich zufrieden zu ſtellen. Ich habe eine fleißige Frau und zwei gute Söhne; auch das Local meiner Wohnung iſt angenehm. Bey Erziehung meines Jüngern hab ich viel Glück. Er iſt ſelbſt fleißig und von gutem Naturell. Sein Lehrer, den ich noch bei mir habe, zwar ein Bauernſohn, aber ein ſehr brauchbarer trefflicher Menſch.

Eine Erſcheinung hat ſich bei uns aufgethan. Eines armen Strumpfwirkers Sohn aus Apolda ſucht es unſern beſten Lehrern in Mathematik und dieſer angränzenden Wiſſenſchaften beinahe zuvor zu thun. Sein Aeußeres iſt nicht eben einnehmend, aber er hat Sinn und gründliche Kenntniß von vielem. Dabei Klarheit im Unterricht und Gefälligkeit im Betragen, bei einer außerordentlichen Gedächtnißkraft. Ich habe ihn meinem Bernhard zum Tiſchgenoſſen gegeben.

Noch habe ich einen jungen Künſtler verſchwiegen, der Ries heißt und der ſich mit Miniatur-Zeichnungen und Malereyen außerordentlich hervorthut. Er hat ein angebornes Talent bei vielem Fleiß. Ich habe jüngſt ein kleines Mi-

niatur-Portrait von ihm geſehen, da ſich nichts vorzüglicheres in dieſer Art denken läßt. Armuth drückt freylich die meiſten dieſer naturbegabten Menſchen. K.

673. An Goethe.

Jena den 1. Merz 1832.

Ich kann unmöglich das Jahr weiter vorrücken laſſen ohne mich nicht, wenigſtens ſchriftlich, einmal nach Deinem Befinden zu erkundigen.

Zwar finde ich Deinen Namen ſehr oft in Schriften und Büchern mit dem ihm gebührenden Lob und Preiſe angeführt, aber das allein iſt doch nicht meinem Herzen genug.

Prof. Lenz iſt vorgeſtern geſtorben. Er hat ſich Zeit genommen, denn er hat beinahe mein Alter erreicht. Zu wünſchen wäre es, daß nun Prof. Zenker ſeine Stelle erhielte. Dieſer verdienſtvolle Mann, von dem ſelbſt unſer Prof. Döbereiner ſagt: dieſer iſt der Erſte unter uns!

Die Nachricht von Deinem lieben Walther, der an den Augen leiden ſoll, hat uns erſchreckt. Hoffentlich hat das Uebel keine Folge.

Ich ſelbſt war in meinen frühern Jahren immer Augenkranker; doch hat ſich das Uebel jetzt ſo geändert, daß ich in meinem hohen Alter ſeine Schrift auch ohne Brille leſen kann, und ſelten vor Mitternacht das Buch weglege.

Geſtern fand ich Deinen theuern Namen in einer Berliner Zeitſchrift unter dem Artikel über die Morphologie, von Carus.

Ich erfreute mich deſſelben ſehr und habe mir manches daraus zu eigen gemacht. Dein allgemeiner Blick gefällt mir ſehr. Bei Bildung der Pflanzen und Blätter fiel

mir ein, daß ich einen Freund der Botanik in Nürnberg kannte, welcher den Verſuch machte, einige Hanfkörner in die bloſe Erde zu ſtecken, andere aber unter einen elektriſchen Apparat zu bringen. Letztere wuchſen zu ſeiner Verwunderung ſchnell und zu einer Fülle und Reichthum empor, welche die andern bei weitem nicht erreichten, ſo daß er daraus ſchloß, daß die Elektrizität großen Einfluß auf die Bildung und den Wuchs der Pflanzen haben müſſe. Ich ſelbſt habe hier auf einer breiten Pappenheimer Steinplatte einen zierlichen Wald von wohlgeordneten Dendriten.

Unſer Univerſitätswesen treibt ſich ſo fort. Wir haben wieder einen neuen Zuwachs von Profeſſoren erhalten, die ich aber weiter nicht kenne.

Von unſerem außerordentlichen jungen Mathematiker habe ich Dir ſchon letzthin geſprochen. Er iſt ein ſeltenes — man darf wohl ſagen — Genie, dabei aber bettelarm. Herr von Kroß in Weimar hat ihn zu einem Geometer oder Feldmeſſer beſtimmt — damit er nicht verhungere. Er will und könnte aber mehr leiſten.

Für die Güte, die Du meinem Bernhard erzeigt haſt, ſind wir alle ſehr dankbar. Es wird ihm doppelt nützlich ſeyn, daß er auch ein Stück Feld beſitze. Zum Hofjunker ſchickt er ſich nicht ſo recht.

Sein älterer Bruder iſt jetzt, nebſt ſeiner Frau, auf einige Tage bei uns.

Mein neuer Lukrez ſcheint wohl aufgenommen zu werden. Dieſes alles habe ich Dir zu danken, denn ohne Dein Zeugniß wäre es wohl nicht ſo.

Herr Profeſſor Eichſtädt hat ihn in ſeinen Literaturblättern gar nicht einmal genannt, ob ich ihn gleich darum erſucht und ihm ein freies Exemplar zugeſchickt habe.

Lebe wohl, Beſter! Dein treuer Verehrer K.

Nachtrag

einiger undatirten Billete von

Goethe an Knebel.

1.

Hier ſchicke ich eine Schrift, die zwar nicht giebt, aber doch hoffen läßt, was uns von jeher zu erfahren und zu üben intereſſirt hat. G.

2.

Die Herzogin Mutter bezeigte geſtern Luſt nach Jena zu gehen. Ich nahm über mich, Dich darüber um Rath zu fragen. Aus verſchiedenen Urſachen wünſchte ich, daß es Montags geſchähe, Du wärſt ja wohl ſo gut und kämſt einen Augenblick zu mir, daß man die Sache beſprechen könnte. Von Deinem Lucrez habe ich geſtern draußen einige Stellen gefunden, die mich beſonders gefreut haben. G.

3.

Ich bin wohl angelangt und habe alles wohl, außer die Fenſter zerſchlagen gefunden, ich danke Dir für alles Gute.

Leider ſehe ich beim Auspacken meiner Papiere, daß mir die famoſen Popinen fehlen. Wahrſcheinlich habe ich ſie auf Deinem Tiſch liegen laſſen. Bringe ſie mir mit und ſchreibe mir das Gedicht, ich bitte Dich, nicht ab. Du ſollſt auch bald wieder etwas Neues hören.

Lebe wohl und komme bald. G.

4.

Gieb mir, mein Beſter, doch einige Nachricht, wie es in Dornburg ausſieht. Es ging ein Gerücht der Großherzog ſei in Ems unwohl. Was vernahmſt Du davon? Heute eilf Uhr gedenke ich hinab zu fahren. Was macht der Kleine? Weller käme vielleicht um 10 Uhr. G.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sulpiz Boisserée.

Erster Band.

Stuttgart.
Cotta'scher Verlag.
1862.

Du beſchämſt wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernſte Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flaſche!
Dieſen Becher bring ich Ihr!
Findet ſie ein Häufchen Aſche,
Sagt ſie: der verbrannte mir.

Suleika.

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe giebt der Liebe Kraft.
Magſt du meine Jugend zieren
Mit gewaltiger Leidenſchaft.
Ach! wie ſchmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preiſ't.
Denn das Leben iſt die Liebe,
Und des Lebens Leben Geiſt.

Laß deinen ſüßen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen;
Was hat Liebesſchmerz andern Grund
Als ſeine Heilung zu ſuchen?

Biſt du von deiner Geliebten getrennt
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüſten rennt;
Es giebt ſich überall ſelbſt das Geleit,
Für Liebende iſt Bagdad nicht weit.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorwort.

Unter Boisserée's Papieren befand sich der Anfang einer Selbstbiographie, die er auf den Wunsch seines Bruders und seiner Freunde begonnen hatte. Durch körperliches Leiden wurde er verhindert, dieselbe weiter als bis zum Jahr 1808 fortzuführen. Nach seinem Tode sie in derselben Weise zu vollenden, war unmöglich. Der ausgedehnte Briefwechsel meines Mannes und die Tagebücher, so wie meine eigenen Erinnerungen machten es aber möglich, ein wenn auch unvollkommenes Bild des vielbewegten Lebens zusammenzustellen.

Von den Briefen an Boisserée wurden, um die Discretion nicht zu verletzen, mit wenigen Ausnahmen nur die der Verstorbenen benützt.

Viele der ältern Freunde sind Boisserée bereits im Tode gefolgt, manche aber noch am Leben. Möchte diesen und den vielen jüngern Männern, welche ihm nahe standen, der folgende Lebensabriß zu einiger Freude gereichen.

Bonn, im August 1861.

Mathilde Boisserée,
geb. Mayr.

Lebensbeschreibung.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erſte Zeit bis 1800.

Unſer Name erregt gewöhnlich die Vermuthung, wir ſeyen von franzöſiſchem Urſprung, dem iſt aber eigentlich nicht ſo, denn die Eltern unſers Vaters ſtammten aus dem Lütticher Land. Unſer Großvater, Hadrian Boiſſerée, war ein angeſehener Beamter, anfangs zu Huy, ſpäter zu Stockem bei Maſtricht. In Stockem war er in zweiter Ehe mit Maria de Tongre aus Lüttich verheirathet, und dort wurde unſer Vater, Nicolas, 1736 geboren. Unſere Mutter trug auch einen ausländiſchen Namen, ihr Vater hieß Brentano und war ein geehrter Kaufherr in Köln; ihre Mutter aber, Gertrude Müllgens, gehörte einer ganz deutſchen, kölniſchen Familie an, die zu den geachtetſten des Kaufmannſtandes gezählt wurde. Sie war ſchon in ihrem fünfundzwanzigſten Jahr Wittwe geworden, und ihr einziges Kind, Maria Magdalena, war unſere Mutter. Ein reicher, kinderloſer Oheim, Nicolas de Tongre, veranlaßte unſern Vater nach Köln zu ziehen, wo er ihn an ſeinen Handelsgeſchäften Theil nehmen ließ, und ihn dann zum Haupterben einſetzte.

Die Ehe unſerer lieben Eltern war mit eilf Kindern geſegnet worden, wovon eines ſchon im zarten Alter ſtarb. Ich war das vorletzte, und wurde am Sonntag Morgen, den 3. Auguſt 1783, geboren. Mein Pathe war der Probſt von Langwaden, Herr Johann Sulpiz Pels, meine Pathin die Großmutter Brentano. Ich erhielt die Namen Johann Sulpiz Melchior Dominicus. Das letzte Kind wurde meinen Eltern im Jahr 1786 geboren, es war der ſiebente Sohn; er erhielt in der Taufe die Namen Melchior Hermann Joſeph Georg, und unſer Vater nannte ihn gern ſeinen Benjamin.

Von meiner frühesten Kindheit an habe ich mit diesem Bruder fast unzertrennlich gelebt, er stand mir auch im Alter von meinen Brüdern am nächsten. Viel erzählte man mir von meinem verstorbenen Brüderchen Peter, das mir immer als ein kleiner Engel im Himmel so schön geschildert wurde, daß ich oft ein großes Verlangen nach ihm hatte. Auch weiß ich noch aus der frühesten Zeit, daß die Kinder der uns befreundeten Familie Scholl öfters in der Portechaise zum Spielen zu uns gebracht wurden, wovon das kleine Stinettchen meine erste Liebschaft war. Eine lebhaftere Erinnerung ist mir geblieben von der Namenstagsfeier meines Vaters im Jahr 1789. Es wurde dabei ein neuer Saal des Hauses durch ein großes Gastmahl eingeweiht, wobei Austern und Kapaunen von Breda nicht fehlen durften. Zu diesem Familienfeste kamen, trotz der kurzen, kalten Decembertage sogar auch Freunde aus dem Lütticher Land, von denen wir zum erstenmal die Limburger Sprache reden hörten, die, außer unserm Vater, Niemand im Hause verstand. Unsere Mutter erschien dabei in ihrem schweren braunseidenen Staatskleid, und ihrem schönen Schmuck. Ich erinnere mich aber meiner lieben Mutter auch noch in einem weiß und blauen Morgenkleid und auch in das schwarzseidene Regentuch eingehüllt, worin sie früh morgens in die Kirche ging. Sie war sehr fromm und verkehrte gern mit geistlichen Herren, Ordensgeistlichen und Nonnen, die häufig zum Besuch in unser Haus kamen.

Im Jahr 1790 den 6. Mai starb schon unsere liebe, gute Mutter, ich war erst im siebenten Jahr und hatte so wenig wie mein Brüderchen Melchior einen Begriff davon, was es heißt, an das Sterbebett der Mutter geführt zu werden, so daß unsere alte Magd Christine uns noch ermahnte, wir sollten doch an was recht Bewegliches denken! Das feierliche Todtenamt in dem Augustinerkloster weiß ich mir nur noch dunkel zu erinnern.

Einen bleibenden Eindruck machte mir im Sommer desselben Jahrs mein erster Besuch in Langwaden, den ich mit meiner Großmutter dort machen durfte. Wir fuhren zuerst über die öde Fühlinger Haide; bald aber kamen wir in einen großen prächtigen Buchenwald, der zu dem Kloster gehörte; ich hatte noch keinen Wald gesehen, und jubelte laut auf.

Endlich fuhren wir über eine große Ziehbrücke in den Kloſterhof ein. Da durfte ich in der Kirche, die mir durch ihren ſchönen Marmorboden ſehr gefiel, meinem Pathen, dem Herrn Probſt, die heilige Meſſe dienen; in die Clauſur des Kloſters aber konnte ich nur durch die Drehſcheibe gebracht werden, wo ich dann als ein ſeltener kleiner Gaſt und als Pathenkind vom Herrn Probſt von den Nonnen durch Liebkoſungen faſt erdrückt wurde, und reich beſchenkt mit feinem Zuckerwerk und vielen ſchönen Bilderchen auf demſelben Weg wieder heraus kam. Sehr merkwürdig waren mir in dem ſchönen wohlgehaltenen Kloſtergarten mehrere große Weiher mit prächtigen Schwänen darauf. Die Frau Priorin war eine Schweſter unſerer Großmutter; und die ganze Erſcheinung der ſchönen, ſanften Frau in ihrem feinen weißen Ordenskleid iſt mir unvergeßlich geblieben.

Ganz beſondere Freude machte uns Kindern immer ein Beſuch in St. Anton bei einem der Antoniter, dem Herrn Fovcaux. Dieſer Orden war ein Mittelding zwiſchen Kloſter- und Stiftsherren. Jeder von dieſen Herren bewohnte ein eigenes kleines Haus mit einem kleinen Garten. Ihre Kleidung war die der Weltgeiſtlichen, nur trugen ſie ein blau emaillirtes Antoniterkreuz im Knopfloch. Das eben ſo elegant als bequem eingerichtete Häuschen, ſo wie das ſchöngehaltene Gärtchen voll ſeltener Blumen und Pflanzen, machte mit dem ſehr feinen Benehmen des liebenswürdigen Bewohners einen überaus harmoniſchen Eindruck. Im Hof war zu unſerer beſondern Beluſtigung auf einer hohen Stange ein zahmer Affe an einer Kette befeſtigt.

Als einer großen Begebenheit im Sommer von 1790 erinnere ich mich noch der erſten Hochzeit in unſerm Hauſe von meiner zweiten Schweſter Thereſe mit Herrn Schüllgen, die feierlich begangen wurde.

In demſelben Jahr bekam ich die heilige Firmung.

Im Jahr 1791 erhielt unſer Vater ein höheres Rathsamt, er wurde Appellations-Commiſſarius, das war eine große Angelegenheit für die ganze Familie. Die ſogenannte Glückwünſchung dauerte drei Abende hinter einander. Am erſten Abend kamen die vornehmſten Gratulanten, den zweiten die Freunde und nähern Bekannten, und am dritten die Verwandten mit ihren Angehörigen. Das Haus wurde dabei illuminirt und Feuerwerk davor

abgebrannt; auch wurde für eine reichliche Bewirthung der zahlreichen Gäste auf das Beste gesorgt.

Den Herbst brachten wir gewohnlich auf unserm kleinen Gut in Wesling zu; da waren wir Kinder ganz glücklich, spielten in den Scheunen, ließen unsere Vögel (Drachen) hoch in die Luft fliegen und oft stundenlang ungehindert oben stehen, durften auf dem Felde große Feuer machen und uns Kartoffeln braten: kurz, wir genossen alle Freuden eines einfachen Landlebens. An einem Sonntag Morgen vergaß ich mich aber auch so, daß ich nicht in die Schule zum Katechismus gehen wollte. Da jagte mich mein Vater fort und folgte mir eine Strecke auf der Straße nach; die Furcht, ihn in die Schule eintreten zu sehen, war unausſprechlich und prägte sich mir sehr tief ein. — Wir bekamen dort auch vielen Besuch von Verwandten und Freunden unseres Hauses, darunter der Herr Vetter Kümpler, ein alter, heiterer Mann, die Herren Canonici Eschweiler, Richards, Zumpott, der Hofrath Metternich, der junge v. Wittgenstein, die Tante Frank v. Düren, Frau v. Gall ꝛc.

Am Abend des 13. Septembers kam unser Bruder Wilhelm als Courier herausgeritten und brachte die frohe Nachricht, daß unserm Vater von der Frau Schüllgen die erste Enkelin geboren wurde; sie erhielt in der Taufe von der Urgroßmama den Namen Gertrude. — In dieser Zeit hatte sich unser lieber Vater oft unwohl gefühlt, so daß er sehr der Ruhe bedurfte; Melchior und ich kamen darum bei unserer Rückkehr in die Stadt zu dem Canonicus Kirion auf dem St. Görreskloster in die Schule.

Der älteste von unsern Brüdern, Nicolas, hatte sich dem geistlichen Stand gewidmet, zur großen Befriedigung der frommen Großmutter. Am 29. December las er seine erste heilige Messe in St. Marien in der Kupfergasse; unser Vater kaufte ihm nun ein eigenes kleines Haus mit einem Gärtchen davor, worin er als Canonicus eine sehr anständige Existenz hatte. Mit diesem Bruder besuchte ich häufig die verschiedenen Kirchen und Klöster, die ganz besonders an den hohen Festtagen durch ihre Pracht großen Eindruck auf mich machten.

Schon am 23. Februar 1792, Abends 10 Uhr, starb auch unser guter, lieber Vater im 56sten Lebensjahr an der Brustwassersucht. Mein dritter Bruder Bernhard hatte ihm in seinem großen

Leiden bis zu seinem Ende unermüdet beigestanden. Melchior und ich wurden an sein Sterbebette gerufen und erhielten noch den letzten väterlichen Segen. Während seiner langen Krankheit, die den ganzen Winter gedauert hatte, wurde er von dem Laienbruder Augustin treu gepflegt; wir durften ihn in dieser Zeit nur selten sehen, immer nur wenn er uns rufen ließ; da war er sehr freundlich und liebevoll, gab uns aber auch jedesmal gute Lehren und Ermahnungen. Das Traueramt wurde mit großer Feierlichkeit bei den Augustinern gehalten.

Unsere theure, fromme Großmutter war nun unsere erste Vormünderin und trat an die Stelle der so früh dahingeschiedenen Eltern. Herr Vellnagel wurde Vorsteher des Comptoirs. Ich erinnere mich noch, daß er jeden Tag die Großmutter oben auf ihrem Zimmer abholte und sie an der Hand die Treppe herunter und dann zu Tisch führte, wo er neben ihr den obersten Platz einnahm. Wir hatten alle eine große Liebe und Verehrung für die kleine, sehr lebhafte und verständige Frau.

Im Frühjahr kam der Herr Probst von Langwaden uns zu besuchen; die Großmutter hatte eine große Veneration für ihn. Da gab es viel im Haus zu thun, es wurden viele Vorbereitungen gemacht; das beste Fremdenzimmer, in dem ein großes Bett mit rothseidenen Vorhängen und eben solcher Bettdecke stand, wurde zurecht gerichtet. Ich freute mich immer darauf, ihm die Hand zu küssen, und dabei an seinem Finger den schönen Ring mit einem Saphir zu bewundern, den er als Zeichen seiner Würde trug. — Unser Haus stand in ununterbrochenem Verkehr mit dem Kloster, der alte Bote Engel kam jede Woche in die Stadt und hatte immer etwas bei uns abzuholen, brachte aber auch jedesmal etwas für uns mit.

Immer am zweiten Freitag nach Ostern wurde die Gottestracht gefeiert. Melchior und ich wurden, um diese feierliche Procession zu sehen, zum alten Meister Kruchem am Hof geführt. Sie begann schon Morgens um neun Uhr nach dem Hochamt vom Dom aus. Den Zug eröffnete ein Fähndrich mit Führer, Trompeter und Pfeifer. Der alte Kruchem erzählte uns, daß früher das sogenannte Gecke Bähnchen (Berndchen) voraufgetanzt habe, wie er und die alten frommen Leute glaubten, als Erinnerung an den König David; die jungen Leute aber wollten

Mag ſie ſich immer ergänzen
Eure brüchige Welt in ſich!
Dieſe klaren Augen ſie glänzen,
Dieſes Herz es ſchlägt für mich!

O, daß der Sinnen doch ſo viele ſind!
Verwirrung bringen ſie ins Glück herein.
Wenn ich dich ſehe wünſch' ich taub zu ſeyn,
Wenn ich dich höre blind.

Auch in der Ferne dir ſo nah!
Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder dich einmal,
Auf einmal biſt du wieder da!

Wie ſollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich ſchreiben
Und trinken mag ich nicht.

Wenn ſie mich an ſich lockte
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge ſtockte
So ſtockt die Feder auch.

Nur zu! geliebter Schenke,
Den Becher fülle ſtill!
Ich ſage nur: Gedenke!
Schon weiß man was ich will.

---

daraus eine lustige Person machen. Die Gottestracht bestand aus der Schuljugend aller Pfarreien, aus den Zünften, den Klostergeistlichen und Stiftsherren mit ihren Kreuzen und Fahnen, der Pfarrgeistlichkeit und den Vorständen der Stifte, den Prälaten von St. Martin und Pantaleon, den Prälaten von Deutz, Altenberg, Brauweiler, Siegburg und Heisterbach. Dann kam das Sanktissimum getragen vom Weihbischof, umgeben von der mit ihm funktionirenden Domgeistlichkeit und gefolgt von den zwei regierenden Bürgermeistern der Stadt und dem päpstlichen Nuntius. Dann folgten der Senat, an dessen Spitze die übrigen Bürgermeister und zu deren Seiten die Beamten der Stadt in voller Uniform; daran schloß sich eine Menge Andächtiger an. Der Zug bewegte sich über den Domhof durch die Neugasse an den Rhein, von da außerhalb der Stadtmauer nach der Richtung zum Bayenthurm, von dort über die sogenannten Graben wieder außerhalb der Stadtmauer, rund um die Stadt, und kehrte bei Cunibert an den Rhein zurück bis zu dem Punkt seines Ausganges, worauf er auf demselben Weg in den Dom zurückkehrte. Ueberall an den Thoren und Bollwerken wurde der Zug mit Geschützsalven begrüßt. Vor dem Weihertor war für das Stadtmilitär ein Lager abgesteckt, aus welchem die Mannschaft mit Kleingewehrfeuer salutirte. An diesem, wie an allen Hauptpunkten wurde der Segen gegeben. Bei der großen Ausdehnung der Stadt und ihrer Grenzen dauerte dieser feierliche Umzug von neun Uhr Morgens bis Nachmittags zwei bis drei Uhr. Derselbe war für die Theilnehmenden eine Art Feldzug, daher sich denn auch viele, ja die meisten an den von ihnen bewohnten Stadtwierteln, wo der Zug vorüber kam, von demselben entfernten, so daß außer der Geistlichkeit nur ein kleiner Theil nach dem Dom zurückkehrte.

In diesem Frühjahr feierte unser Vetter Birkenstock seine silberne Hochzeit. Melchior wurde dazu herrlich herausgeputzt, um seinem Pathen einen Spruch zu sagen, weiter ihn dieser mit einer goldenen Uhr beschenkte. Unsere älteste Schwester Gertrude, die wir ma soeur nannten, besuchte im Herbst unsern zweiten Bruder Lorenz in Frankfurt, der in einem Comptoir war, und brachte mir von dort einen großen Kasten voll Baubolzer, womit ich zu meiner großen Freude Gebäude aller Art aufbauen konnte.

Im Winter von 1792 auf 1793 hatte sich die österreichische Armee vor Dumouriez zurückgezogen, unsere ganze Stadt war voll von dem Hauptquartier des Erzherzogs. Als wir morgens in die Schule gingen, sahen wir zu unserm großen Erstaunen die prächtigen ungarischen Grenadiere auf dem Waidmarkt aufgestellt. Ein Ingenieurofficier, Hauptmann de Treux, wohnte bei uns; da sah ich oft bei ihm mit Freuden und Verwunderung seine Zeichnungen und Pläne, ohne sie noch zu verstehen. In Wesling war in diesem Herbst das Haus von Gästen überfüllt, es war da ein sehr lustiges Leben. Mit meiner Schwester Gertrude kam ich in der Stadt und auch hier auf dem Land viel in das Haus des Bankier Franz, der Sohn Xaver war mein Spielkamerad. Wir tummelten uns gern in dem sehr schön angelegten Garten herum, worin uns ein kunstreiches Labyrinth besonders anzog. Bei den Spazierfahrten nach Oberwinter und Godesberg sah ich die ersten Berge und Felsen, die mir einen tiefen Eindruck machten. Xaver und ich lernten mit großem Eifer Pauken schlagen, und freuten uns sehr darauf, an hohen Festtagen in der Kirche von Wessling beim Hochamt uns hören zu lassen. — In diesem Haus wurde viel und hoch gespielt; es versammelte sich da immer große Gesellschaft, auch fanden sich viele vornehme und angesehene Fremde ein. Herr von Gall hielt in Wessling die Spielbank. Da wurde mir eines Tages erlaubt, mit drei Stüberstücken auch zu spielen; ich gewann und dachte mir schon aus, wie ich mir einen kleinen Wagen mit einem Bock um Zeltstutschiren anschaffen und mir auch eine Uhr kaufen wollte. Ueber diesen Gedanken verlor ich meinen ganzen Gewinn wieder, und mit diesem meine erste und letzte Spielleidenschaft!

Im Juni 1794 nahm mich meine Schwester mit nach Bonn und Godesberg, da kam ich zum erstenmal in ein Theater; die Hagestolzen wurden gegeben; die Rolle des Gretchens spielte Mademoiselle Keilholz. Am andern Morgen sah ich auch den Kurfürsten, wie er in seiner Kaleiche, die Zügel und die Peitsche in der Hand haltend, vor der Kirche in Godesberg die Messe hörte! In Bonn wohnten wir der feierlichen Frohnleichnamsprocession bei, wozu der Kurfürst auf dem Balkon des Schlosses erschien; dann führte mich meine Schwester noch in die reich geschmückte Schloßkapelle.

Gegen Ende des Sommers kam die große brabändische Emigration, die ganze Stadt füllte und überfüllte sich; man sah die Emigranten in dichten Schaaren an dem Hahnenthor hereinziehen; auch unser Haus bekam seine Gäste. — Die zahlreiche Familie Harlez nahm alles in Beschlag, das ganze Haus kam aus den Fugen. Bei dem Hofmeister der Kinder sah ich das erste Herbarium.

Nun bekam ich auch ordentlichen französischen Unterricht bei einem französischen Geistlichen, Präsident Bey genannt, er wohnte bei uns im Nebenhaus. Wir lasen die Contes bleus und den Telemaque zusammen.

Später kam der Marquis de Beaufort mit seinen zwei Söhnen zu uns. Diese hatten ein sehr feines, anständiges, kein so zügelloses Benehmen wie die Familie Harlez. Mit den beiden Söhnen diente ich dem Hauslehrer die Messe in St. Jakob. — Die tägliche Achtuhrmesse ist den Beauforts und mir für immer eine Erinnerung an unsere Kinderzeit geblieben.

Seit dem vorigen Jahr war unser Bruder Bernhard auf der Universität in Würzburg, nun kam er in die Osterferien. Alle staunten ihn an ob der freien schmucken Juristenhaltung; er war groß und schlank und liebte von jeher sehr sorgfältige Kleidung. — Das revolutionäre Wesen kam um diese Zeit meinen ältern Brüdern auch in die Köpfe, sie besuchten die republikanischen Versammlungen, die auf dem Domhof in dem Pachhaus an dem Domkrahnen gehalten wurden. Auf meine Bitten nahmen sie mich eines Abends mit in ihre geheime Verbindung; ich bekam aber vor Allem, was ich sah und hörte, einen solchen Abscheu, daß ich für mein ganzes Leben vor solchem Treiben gesichert blieb.

Am 6. Oktober 1794, wenige Tage nach dem Rückzuge der Armee, waren schon die Franzosen da; es herrschte großer Schrecken und Bestürzung. Beim Einzug hatten die Soldaten ein sansculottisches Aussehen, sie trugen Brod, Fleisch, Kohl auf den Bayonetten, hatten Tapeten und Teppiche statt der Mäntel und marschirten in hölzernen Schuhen. Wir bekamen die erste Einquartierung. Unser Herr Vellnagel, der ein großer Franzosenfreund war, verlangte, daß man die Soldaten am Abendessen Theil nehmen ließ. Er war in seinem Aeußern sehr elegant, trug gewöhnlich beim

Ausgeben einen Rock von feinem Scharlachtuch, weißseidene Weste und Strümpfe, schwarzseidene Beinkleider und an jeder Seite eine Uhr mit feiner stählerner Kette. In seinem Enthusiasmus setzte er einen der Ankömmlinge an seine Seite, war aber sehr verwundert, als ihn derselbe als Bürger gleich mit Du anredete; als er ihm aber seinen Kopf auf die Schulter legte und mit der größten Ruhe eine von seinen Uhren aus der Tasche zog und in die seinige steckte, wurde er ganz eingeschüchtert. Auch die Freiheitsbrüder ließen die Ohren etwas hängen.

Unser ganzes Haus war wieder besetzt von Verwandten und Freunden und dem General Erneuff, chef de l'etat. major de l'armée de Jourdan. — Es wurde gleich eine Commission de commerce ernannt: die Waaren wurden sequestrirt.

Unsere jüngste Schwester Madlene war in Mainz in einem Institut gewesen, man ließ sie mit einem zuverlässigen Schiffer herunter kommen; auch Bernhard kam von Würzburg zurück. Die Noth trieb die Menschen zusammen; als sie dann aber sahen, daß das Leben doch seinen Gang ging, machten sie sich dasselbe so lustig als sie konnten. So verschwand der harte Winter schneller, als man gedacht hatte.

Melchior und ich kamen in dieser bewegten Zeit in ein Silentium zum Professor Berringen. Das wollte uns anfangs gar nicht gefallen, denn wir kamen nur zum Mittagessen nach Hause. Das Silentium war aber für uns sehr heilsam, es war eine Vorbereitungsschule für das Gymnasium und für die Schüler desselben eine Repetitionsanstalt. Diese Privatschulen wurden von den Professoren des untern Gymnasiums in ihren Wohnungen gehalten, und waren zum Theil, wie eben bei unserm Professer, dem eine Schwester die Wirthschaft führte, mit einem Pensionate verbunden.

Nachdem ich schon vor drei Jahren in unserer Schulkirche bei den Carmelitern beim Herrn Prior zur ersten Beichte gegangen war, empfing ich zu Ostern 1795 wohl vorbereitet, aber nicht ohne große Struppel und Gewissensangst, in derselben Kirche die erste heilige Communion. Mein Bruder Canonicus schenkte mir dazu den Homer von Stolberg, und mein Freund Cassel brachte mir kleine, eben in Zürich herausgekommene Büchelchen mit historischen und naturhistorischen Aufsätzen.

Im Sommer von 1796 wurde die Hochzeit unserer ältesten

Schwester Gertrud, meiner treuen Beschützerin, mit Herrn Starl gefeiert. Dann wurde ein großes Mittagessen in der Fasanerie in Brühl veranstaltet.

Im darauf folgenden Herbst kam ich auf unser Comptoir, obschon ich erst in meinem vierzehnten Jahr war. Unter den vielen jungen Leuten, die auf demselben beschäftigt waren, behandelte mich besonders freundlich Herr Arnold Böcker, er war mir in allen meinen Anliegen ein wohlwollender Berather. Ueberhaupt bezeigte man sich gegen mich sehr nachsichtig, so daß mir Zeit genug blieb, meine Liebhabereien fortzusetzen. Die meiste freie Zeit benützte ich zum Lesen; so kam es denn, daß der Erasmus Schleicher, Paul Hoyo, die Sagen der Vorzeit von Veit Weber, Otto von Wittelsbach, Agnes Bernauerin ꝛc., alles bunt durch einander in meinem Kopfe herum ging.

In dieser Zeit machte ich die Bekanntschaft des jungen Schüll, er war ein großer Blumenfreund; dadurch erwachte auch meine Gartenliebhaberei. Ich kaufte mir im Spätherbst eine Trauerweide, und war ganz glücklich, den ersten Baum zu pflanzen. Im Frühjahr konnte ich es kaum erwarten, bis er anfing auszuschlagen; da machte ich aber die traurige Entdeckung, daß der Gärtner mir eine gewöhnliche Haselnußstaude für eine Trauerweide verkauft hatte. Durch diesen Betrug ließ ich mich aber nicht abschrecken, nur war ich vorsichtiger geworden und legte mit dem zuverlässigen Gärtner Thenen den Garten hinter unserm elterlichen Hause ganz neu im englischen Geschmack an, bepflanzte denselben mit vielen, zum Theil seltenen Sträuchern und Bäumen, die in dem zwischen Häusern sehr geschützt gelegenen Garten herrlich gediehen.

Der Umgang mit meinem jungen Freunde Schüll wurde immer vertrauter; wir sahen uns oft, lasen den Jean Paul zusammen und verschafften uns auch den Shakespeare. Mitten im Winter von 1798 kam Christian Reinhard als Professor nach Köln; er war von seinem Bruder, dem Gesandten, durch Sievekking in Hamburg dringend an unser Haus empfohlen und wurde darum auf das freundlichste aufgenommen.

Im folgenden Sommer wurde von unserer Familie auf den Rath eines Geschäftsfreundes, Herrn Ziegler, beschlossen, daß ich nach Hamburg auf ein Comptoir kommen sollte. In dem neu

gegründeten Geschäft von Drewes und Compagnie fand sich eine Stelle für mich. Besonders schwer wurde mir der Abschied von Schüll, ich hatte dabei das Gefühl, daß wir uns nicht wiedersehen sollten. Am 13. August reiste ich wohl ausgestattet und unter den besten Segenswünschen unserer theuern Großmutter mit meinem Bruder Bernhard von Köln ab, den 24. kamen wir in Hamburg an. Ich stand nun in meinem fünfzehnten Jahr allein in einer für mich ganz neuen Welt. Bei meinem Lehrherrn wurde ich freundlich aufgenommen und gleich in dem Comptoir auf dem neuen Wall eingeführt; eine Wohnung fand ich vorläufig bei Warnecke an der Michaelikirche. Viel wichtiger aber für mich war die wahrhaft väterliche Aufnahme, die ich durch die Empfehlung von Professor Reinhard in dem Hause des bekannten Dr. Reimarus und in der mit diesem befreundeten Familie Sieveking fand. — Ich sah bald ein, daß die Geschäfte in unserm noch neuen Hause nicht eben brillant waren, und suchte mich auf alle Weise nebenbei auszubilden und die freie Zeit zu benützen: darum nahm ich Privatlektionen in der Mathematik, besuchte Handelscollegien und hörte Physik. Den größten Einfluß aber übte auf mich die Bekanntschaft des Buchhändlers Perthes aus. In seinem Geschäft fand man immer das Neueste und Beste in der Literatur, und dadurch, daß er ein großes Sortiment gebundener Bücher hatte, waren dieselben gleich zugänglich gemacht. Dadurch kam es denn auch, daß man immer bei ihm Lern- und Wißbegierige in großer Anzahl fand, denen er mit seltener Kenntniß und Gefälligkeit die Auswahl erleichterte, und den Unmündigen, wie eben mir, ein sicherer Führer in der Literatur wurde.

Schon im November erhielt ich die traurige Nachricht von dem frühen Hinscheiden meines Freundes Schüll. Seit dem Tode meines lieben Vaters, wo ich noch nicht neun Jahre alt war, hatte ich Niemand, der mir nahe stand, verloren. Es war mir dieser Verlust ein recht tiefer Schmerz und eine neue bittere Erfahrung. — Zu Anfang des Jahres 1799 bekam ich dagegen die frohe Botschaft, daß mein Bruder Bernhard sich am Dreikönigfest mit Fräulein Elisabeth Cornille verheirathen werde. Ich wußte, daß er diese Liebe seit den ersten Jünglingsjahren im Herzen trug. Ein seltsames Ereigniß brachte schon längst das Schicksal der jungen Leute zur Entscheidung und die bis dahin stille Liebe zu

einer Erklärung. Fräulein Cornille war in ihrem sechzehnten Jahr im Sommer bei einer befreundeten Familie zum Besuch auf dem Lande gewesen. An einem sehr heißen Tag wollte sie sich von einer großen Erhitzung durch ein kaltes Bad abkühlen. Kaum aber konnte sie wieder heraus kommen und sich mit Mühe nach dem nahe gelegenen Hause schleppen, denn sie war am ganzen Körper erstarrt. Die besonnene Haushälterin, die sie zuerst sah, erschrack, als sie das ganz veränderte, todtenbleiche, sonst so frische und sehr schöne Mädchen sah; ließ gleich anspannen und sie nach Hause fahren. Als sie bei ihrer Mutter ankam, wurde sie schnell zu Bette gebracht und der sehr erfahrene Hausarzt Dr. Best gerufen. Dieser erklärte gleich, nur wenn es möglich sey, bald eine heftige Transpiration hervor zu bringen, sey das junge Leben gerettet. Es wurden nun alle Mittel angewendet, aber immer vergebens. Die schwer Kranke kannte ihren Zustand und war auf das Schlimmste gefaßt. Da trat nach einer qualvollen Nacht die Mutter mit der Frage und Bitte zu der geliebten Tochter: ob sie nicht dem jungen Boisserée noch ein Lebewohl sagen möchte, er gehe in Verzweiflung vor dem Hause auf und nieder? Er war vorher nie in das Haus gekommen. Einen Augenblick nur besann sich die Kranke, dann sagte sie gefaßt: ja er soll kommen. Die besorgte Mutter ging nun selbst, um den unglücklichen jungen Mann herauf zu holen und vorzubereiten. Als sie ihn in das Krankenzimmer führte, brach er in einen Strom von Thränen aus und ergriff die Hand der jungen Geliebten, wie er fürchtete zum Abschied. Was kein anderes Mittel hervorbrachte, das bewirkte das Wiedersehen und die fest gefaßte Hand, eine sehr heftige Transpiration brach hervor und das theure Leben war gerettet! Als der Arzt die frohe Botschaft erhielt, rief er aus: das kann nur durch ein Wunder geschehen seyn! Bernhard war durch die politischen Ereignisse in seinem Studium unterbrochen worden, da entschloß er sich zum Kaufmannsstand überzugehen, wodurch er dann auch schneller zu dem längst ersehnten Ziele kam.

Die Winterabende durfte ich gewöhnlich in dem Reimarus'schen Hause zubringen. An dem Theetisch desselben versammelte sich immer ein Kreis von ausgezeichneten Männern und Frauen. Durch ihre geistreichen Gespräche gewann ich eine ganz neue Anschauung des Lebens, die von dem entschiedensten Einfluß auf meine Zukunft

war. Unter der immer zahlreichen Gesellschaft sah ich auch noch den ehrwürdigen Klopstock, der mit besonderer Verehrung behandelt wurde.

Im Frühjahr zog ich zu Fräulein Elise Reimarus, wodurch ich dann ganz Hausgenosse der ausgezeichneten Familie wurde, was für mich von besonderm Werth war, da Herr Drewes viele Geschäftsreisen machte und wir jungen Leute uns sehr oft selbst überlassen blieben. Ich nahm auch noch Unterricht im Architekturzeichnen bei einem Herrn Düfke, was mir großes Vergnügen gewährte, überhaupt beschäftigte ich mich am meisten und liebsten außerhalb des Comptoirs. Kaum war ich ein Jahr in Hamburg, da brach die Katastrophe von 1799 herein, die auch unser noch neues Etablissement ins Schwanken brachte. Wir sahen das Fallissement als unvermeidlich kommen und ein Jahr später trat es wirklich ein. Es war bei meinen bisherigen Beschäftigungen nicht zu verwundern, daß ich darüber nicht so betrübt und entmuthigt war, als es bei größerm Interesse für den Handel doch hätte sein müssen. Und ich würde Hamburg mit leichterm Herzen verlassen haben, wenn ich nicht den großen geistigen Verkehr, an dem ich Theil nehmen durfte, in seinem ganzen Werth für mich erkannt hätte.

Zu Ende August verließ ich diesen für mich so segensreichen Aufenthalt und kehrte über Frankfurt in die Vaterstadt zurück.

Fragment einer Selbstbiographie, 1800 bis 1808.

Seit meiner Rückkehr von Hamburg, im September 1800, waren meine Geschwister und Angehörigen darauf bedacht, mir das Leben im elterlichen Hause und in der Vaterstadt angenehm und behaglich zu machen. Unsere theure Großmutter und Vormünderin war immer sehr nachsichtig und liebevoll gegen mich gesinnt; die älteren Brüder hatten in dem altertümlichen Hause in unserm Garten ein paar Zimmer zu stiller Zurückgezogenheit und Arbeit für mich einrichten lassen. Ich stellte dort meine Bücher, meine englischen Landkarten, alle meine Hamburger Andenken und die

Bildnisse berühmter Männer auf. Man schaffte ein Reitpferd an, welches ich zur Erhaltung meiner Gesundheit benützen durfte, und ich sorgte durch fortgesetzten Verkehr mit dem mir so lieb gewordenen Buchhändler Perthes für ausgesuchte Lektüre. Aber nichts konnte mir in dem beschränkten Verhältniß einer längst verödeten, nun gar zu einer französischen Provinzialgrenzstätte herabgesunkenen alten Reichsstadt das großartige Handelsleben des bedeutendsten deutschen Seehafens ersetzen, nichts konnte mich in dem Einerlei eines sonst gemüthlichen Familienkreises für die geistig anregende, vielfach belebende Geselligkeit entschädigen, an die ich in dem Hause des Doktor Reimarus und seiner gegen mich so überaus gütigen Frau gewöhnt war. Ein heftiger Ausbruch meines Flechtenausschlages im Gesicht vermehrte im Winter noch das Drückende meiner Lage; indessen wie die Jugend immer neue Hoffnungen zu fassen bereit ist, so schwärmte ich in meinen Gedanken schon wieder in die Ferne, und ein Aufenthalt in England und große Seereisen lagen im Hintergrund meiner Wünsche, ohne daß ich eine Aussicht zur Ausführung gehabt hätte. In dieser halb unzufriedenen, halb erwartungsvollen Stimmung begegnete ich zu Anfang des Sommers bei meinem Buchbinder einem jungen Manne mit krausem Haar und lebhaften Augen, der durch sein Benehmen, noch mehr aber durch seine geistreichen, oft kühnen Aeußerungen über Literatur einen sehr tiefen Eindruck auf mich machte. Es war die Zeit, wo die kürzlich von der Ostermesse angelangten Neuigkeiten in der Literatur beim Buchbinder zum Lesen handbar gemacht wurden. Das Gespräch führte gleich auf die Brüder Schlegel, besonders auf Friedrich; die unbedingte Begeisterung, welche der junge Mann für diese beiden genialen, aber etwas gar zu stürmisch aufgetretenen Männer aussprach, wollte mir nicht einleuchten; kam ich doch aus der Hamburger Schule, wo noch die Achtung für den deutschen Parnaß bestand, und man faßt Schiller und Goethe zu frei fand, wo man an den groben Witzen des Athenäums gegen Wieland, Voß, Mathisson, W. v. Humboldt und andere großen Anstoß nahm. Wir geriethen bald in einen lebhaften Streit, den wir noch auf dem Heimweg fortsetzten, der aber beiderseits sich in den Wunsch auflöste, näher mit einander bekannt zu werden; nun erfuhr ich, daß er Bertram hieß, und sein elterliches Haus ganz nahe bei

dem unfrigen lag. Ich hatte bisher nur mit ältern Männern Umgang gehabt, aus deren Gespräch ich lernen konnte; von jüngern Männern, die mir näher standen, war mir noch keiner vorgekommen, der so viel Geist, so viel Bildung und dabei die Gabe der Mittheilung in dem Grade besaß, wie Bertram. Wir zögerten nicht, uns wieder zu sehen; es fand sich bald, daß unser Schicksal etwas Aehnliches hatte, obwohl sonst unsere Lebensbestimmung auseinander ging. Bertram war über sieben Jahre älter als ich, er hatte die Rechtskunde zu seiner Laufbahn erwählt, aber er war wie ich, nur etwas früher aus der Fremde in die verödete Vaterstadt zurückgekehrt, und empfand, wie ich, den Mangel an geistiger Unterhaltung. Mein neuer Freund hatte den Herbst 1797 auf der Universität Erlangen zugebracht, wo er bei Glück Pandekten gehört, mit besonderer Vorliebe aber sich philosophischen Studien gewidmet hatte, so namentlich dem Naturrecht, welches Gros nach Fichte las, der Logik, Moral und Aesthetik, welche Mehmel nach Kant und Fichte vortrug. Bertram wußte von diesen Studien und zugleich von dem Universitätsleben mit so viel Wärme und Lebendigkeit zu sprechen, daß ich ganz davon eingenommen wurde, und da ich in kurzer Zeit für meine Gesundheit nach Aachen ins Bad reisen mußte, so entspann sich während zwei Monaten ein fortgesetzter Briefwechsel, welcher die jugendliche Bekanntschaft beförderte und zur Freundschaft steigerte.

Ehe ich meine Badekur antrat, besuchte ich mit einem jungen Freund unseres Hauses, Herrn Masset, dessen Heimath, das schöne Limburger Land. Das macht einen eigenthümlichen heitern Anblick, der wellenförmige Boden ist mit den üppigsten Wiesen bedeckt, die alle mit Hagedornhecken und einzeln dazwischen stehenden hohen Ulmen abgetheilt, und vielfach mit zerstreut liegenden Wohnungen und Höfen besetzt sind. Da wir ein paar Tage verweilten, so traf es sich, daß wir am Sonntag an dem gebeimen Gottesdienst eines nicht geschworenen Priesters Theil nahmen. Wir versammelten uns in einem abgelegenen Hause, wo im großen Zimmer die Messe gelesen wurde. Es war für mich eine ganz neue Erfahrung, am Rhein wußte man nichts von dem Zwiespalt zwischen geschwornen und nicht geschwornen Priestern; im Limburger Land aber war, wie in Belgien, bei der Eroberung der Eid auf die französische Verfassung von den Geistlichen

Wenn ich dein gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
Herr, warum ſo ſtill?
Da von deinen Lehren
Immer weiter hören
Saki gerne will.

Wenn ich mich vergeſſe
Unter der Cypreſſe
Hält er nichts davon;
Und im ſtillen Kreiſe
Bin ich doch ſo weiſe,
Klug wie Salomon.

Die Liebende
ſpricht.

Und warum ſendet
Der Reiterhauptmann
Nicht ſeine Boten
Von Tag zu Tage?
Hat er doch Pferde,
Verſteht die Schrift.

Er ſchreibt ja Talik,
Auch Neski weiß er
Zierlich zu ſchreiben
Auf Seidenblätter.
An Seiner Stelle
Sey mir die Schrift.

gefordert worden, und so war das Unheil entstanden; erst durch das Concordat mit dem Papst stellte endlich der erste Consul im April 1802 den Kirchenfrieden wieder her. Von Herve gingen wir über Verviers nach Spaa, wir wollten den berühmtesten Brunnenort des vorigen Jahrhunderts sehen, und fanden nun seine zahlreichen, palastähnlichen Gasthöfe und Spielhäuser ganz verödet. Wir durchstreiften die kahle, hügelige Gegend mit ihren vielen Haidegründen bis nach Stablo, und hörten schon viel von den Ardennen reden, ohne einem Wald oder irgend einem Gegenstand von Bedeutung zu begegnen; um so mehr wurden wir erfreut, als wir über den Berg in das enge, aber höchst anmuthige Thal der Wester, nach Chaudfontaine kamen, von wo unser Weg uns an die Maas, und nach dem in aller Hinsicht von der Natur so reich ausgestatteten Lüttich führte.

Dieser Ausflug in das Limburger Land konnte der Umgebung von Aachen keinen Abbruch thun; das weite Thal mit seinen vielen Wiesen, Bächen und Teichen zwischen Hügeln und Waldeshöhen in den mannichfaltigsten Abwechslungen hat seinen besondern Reiz. Ich gewann die Spaziergänge vorzüglich in der Richtung von Burtscheid und Frankenberg immer lieber, je länger ich dort verweilte. Aber nicht nur die schöne Natur, auch angenehme Geselligkeit machte mir die lange Dauer einer besonders vorgeschriebenen Kur erträglich, ich hatte unter den Badegästen und in der Stadt einige Familien gefunden, deren Umgang mir sehr zusagte, weil er mich geistig anregte. In dem Hause des Präfecturrath Friedrich Jakobi hatte ich eine sehr wohlwollende Aufnahme gefunden, das hatte ich dem freundschaftlichen Verhältniß zu danken, in welchem dessen Vater, der berühmte Philosoph Jakobi zu meinen Hamburger Gönnern stand. Mit einem Verwandten dieses Hauses, einem offenen, lebhaften jungen Mann, Bernhard Hausmann, schloß ich dauernde Freundschaft. Mit Hausmann kam ich während dieser Zeit, so wie im folgenden Jahr, wiederholt nach dem sehr nahe auf holländischem Gebiet gelegenen merkwürdigen Ort Vaals. Ich wurde dort in die vielfach mit den Jakobis verbundene Familie von Clermont eingeführt. Die Herren von Clermont besaßen so großartige Tuchmanufakturen, wie man sie in damaliger Zeit wohl nur in England sah. Drei Häupter der Familie bewohnten jeder ein fürst-

liches Gebäude; das Clermont'sche Begräbniß bestand in einem großen, von Gartenanlagen umgebenen Mausoleum. Der Absatz war in Folge des Seekriegs ins Stocken gerathen, weil er besonders für die Türkei berechnet war. So konnte denn zuletzt das große Werk, welches Klugheit und Fleiß mit schönstem Gedeihen aufgerichtet hatten, wenn es auch vor gewaltsamem Untergang gesichert war, doch allmähligem Versinken und Verderben nicht entgehen. — Die Zeit meiner Badekur war abgelaufen, und ich kehrte aus der reizenden Abgeschlossenheit des Aachner Thals mit Freuden zu der weiten Ebene und dem belebenden großen Strom nach Köln zurück, wohin mich dießmal besonders die Aussicht auf den vielfach erregenden und belehrenden Umgang mit meinem neuen Freunde zog. Der Briefwechsel hatte uns zuletzt nicht mehr genügt; es waren Fragen zur Sprache gekommen, welche einen mündlichen Austausch erheischten. Diesem Bedürfniß konnten wir jetzt entsprechen, wir sahen uns täglich auf dem Spaziergang oder in dem stillen Studirzimmer, und stets beschäftigten wir uns mit literarischen Dingen. Aber je länger dieser Umgang dauerte, je vertrauter er wurde, desto fühlbarer wurde auch der Gegensatz der trockenen Arbeiten des Berufs, dem ich mich gewidmet hatte, gegen die geistige Thätigkeit eines auf wissenschaftliche Bildung gegründeten Standes, und ich beklagte es sehr, daß ich nicht früher eine andere, meiner Neigung besser zusagende Wahl getroffen hatte. Bertram suchte mir nun begreiflich zu machen, daß es bei meinen Verkenntnissen im 19. Jahr noch nicht zu spät sey, zu den Studien überzugehen, und so entstand ein innerer Kampf, der sobald ich zum Entschluß gekommen war, zu einem noch lebhaftern äußern werden sollte. Denn meine ältern Brüder mußten es sehr mißbilligen, daß ich nach dem scheinbar so guten Anlauf, den ich genommen, die Handelsgeschäfte verlassen und mein Heil auf einer Bahn suchen wollte, wo der Erfolg jedenfalls ungewiß sey. Indessen billigten meine Großmutter und ihr Mitvormund, ein alter Kölnischer Rechtsgelehrter, Geheimerath Schüller, das mit großem Eifer gefaßte Vorhaben, und so setzte ich nicht ohne Anstrengung und manche unangenehme Berührung die allmählige Loslösung von meinen kaufmännischen Obliegenheiten durch. Eine Zeit lang lebte ich jetzt wieder wie in Hamburg zwischen Studien und der Geschäfts-

stube getheilt, nur wandte ich mich vorzugsweise den lateinischen Autoren und der Philosophie zu. Letztere hörte ich bei einem sehr tüchtigen Mann, dem Pater Lector der Carmeliten, Augustin Weil, der mit der Kantischen Philosophie nicht unbekannt war, ich besuchte ihn täglich in seiner Zelle; es war während dem Jahr 1802 bis zum Sommer 1803, wo die Klöster in Köln aufgehoben wurden. Ich hatte mir vorgenommen, im Herbst des Jahres 1803 die damals in ihrer Blüthe stehende Universität Jena zu besuchen, und Freund Bertram hatte mir Hoffnung gemacht, mich dahin zu begleiten.

Man kann sich denken, daß meine Umwandlung auf den mir zunächst stehenden Bruder Melchior wirkte, sein Bildungstrieb wurde dadurch mächtig erregt, er war fast drei Jahre jünger als ich, und seine Wahl eines Berufs war noch nicht fest bestimmt. Er hatte schon ein Jahr vor mir das elterliche Haus verlassen, um in einer damals sehr empfohlenen Anstalt, in der kleinen Residenzstadt des Fürsten von Salm-Salm zu Anholt an der niederrheinisch-holländischen Grenze, einen Theil seiner Erziehung zu empfangen. Wir waren ungefähr zu gleicher Zeit nach Köln zurückgekehrt, und Melchior trieb nun mit vielem Eifer an der dortigen Centralschule vorzugsweise bei Professer Kramp, Mathematik, Physik und Chemie. Mit Literatur und philosophischen Studien hatte er sich wenig beschäftigt. Er wurde jetzt von mir und Bertram dazu aufgemuntert, und als er wegen Familienverhältnissen nach Antwerpen gehen mußte, wo er neun Monate blieb, unterhielten wir mit ihm einen lebhaften Briefwechsel, in welchem Bertram seine auch für die schriftliche Mittheilung weit ausreichende Lehrgabe auf eine so freundlich eifrige Weise bewährte, daß es auf das stets dankbare Gemüth von Melchior einen großen bleibenden Eindruck machte. Ich besuchte ihn während seines Aufenthalts an der Schelde, und bewunderte auf dieser kurzen Reise zum erstenmal die herrlichen Denkmale mittelalterlicher Baukunst in Löwen, Mecheln, Brüssel und Antwerpen. Georg Forster in seinen Ansichten vom Niederrhein war auch auf dieser Reise mein Führer, der schon früher meiner jugendlichen Verehrung für den Dom von Köln zur Stütze gegen die Verächter alles Mittelalterlichen geworden, so wie er es auch in der wieder aufgestellten Gallerie in Düsseldorf gewesen war. Diese

berühmte Gemäldesammlung war bekanntlich in den Kriegszeiten nach den Elbegegenden geflüchtet gewesen; seit dem Lüneviller Frieden 1801 hatte man sie in das sehr angemessene Gallerie-gebäude zurückgebracht, und ich erhielt durch den Aufenthalt meiner jüngsten Schwester Madlene an der Seite meines Schwagers Böcker, eines geistvollen Kaufmanns, wiederholt Veranlassung, diese Kunstschätze in Düsseldorf zu betrachten. In Belgien hatte kein so günstiges Schicksal für die vielen Kunstwerke gesorgt, inländischer Maler gewaltet; die meisten Gemälde waren nach Paris entführt worden, man hatte in Antwerpen nur ein einziges Gemälde von Rubens gelassen, jene heilige Familie, welche er selbst der St. Lukasgilde zum Geschenk gemacht hatte.

Es kann nicht befremden, daß ein junger Mann, wie ich, der sich zur Universität vorbereitete, seine Aufmerksamkeit auch auf die Kunst richtete, verschiedene Umstände vereinigten sich, dieß zu veranlassen. Durch die großartigen Kirchen, namentlich den Dom, die ich von Kindheit an vor Augen gehabt, war ich schon längst für die alte Kirchenbaukunst eingenommen. Nun wurde ich bei der vorherrschenden Neigung meines Freundes Bertram für ästhetische Studien mit den Schriften bekannt, wodurch seit den letzten Jahren Männer wie Goethe, Tieck und Schlegel die Theilnahme der gebildeten Welt auf die Kunst zu lenken suchten; namentlich die Preisfragen von 1798—1800, die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von 1797, Sternbalds Wanderungen von 1798, Tiecks Phantasien über die Kunst 1799, A. W. Schlegels Gedichte von 1800 und Friedrich Schlegel (Europa 1803). Hiermit traf die Wiedereröffnung der lange unsichtbar gewesenen Sammlungen, ganz vorzüglich aber die Aufstellung der aus Italien und den Niederlanden entführten Kunstwerke in Paris zusammen. Es entstand eine große Bewegung, alle Zeitungen sprachen von dem Vortheil und der Bequemlichkeit, jetzt in Paris die berühmtesten Kunstwerke der alten und christlichen Zeit vereinigt zu finden, die man sonst auf einer weiten Reise in verschiedenen Ländern und Städten hatte aufsuchen müssen; und so wanderten schaarenweise Künstler, Kunstfreunde und Neugierige zu diesem Zweck nach der französischen Hauptstadt. Auch noch eine, an sich zwar kleine, aber durch ihre örtliche und persönliche Beziehung für uns bedeutende Sache wirkte mit, unser

Auge auf die Kunst zu ziehen. Es galt nämlich nach den damaligen Verhältnissen für ein Ereigniß, daß unser Mitbürger, der Maler Joseph Hofmann, unterstützt durch den Rath des Professor Wallraf, zweimal nach einander den Preis gewann, den die Weimarer Kunstfreunde für die beste Lösung ihrer Aufgaben ausgesetzt hatten; es war der Tod des Rheſus, und Achill auf Skyros in Zeichnungen. Wir machten die Bekanntschaft des Mannes, der durch Goethe's Urtheil sehr geehrt und gehoben wurde, und säumten auch nicht, in Düsseldorf den jungen Peter Cornelius kennen zu lernen, der dem Beispiel des um manches Jahr ältern Hoffmann folgend, auch für die Weimarer Ausstellung arbeitete, und auch einen Preis erhielt.

Alles dieses würde nur unsere allgemeine Theilnahme für die Kunst beweisen, und es würde deßhalb keiner Erwähnung werth seyn, wenn es nicht durch die spätere Entwicklung eine besondere Bedeutung gewonnen hatte. Wichtiger war die Ferienreise, welche wir auf den kühnen Vorschlag unseres Freundes Bertram nach Paris unternahmen. Und doch würde auch diese Reise ohne eigentlichen Einfluß auf unsern Lebensgang geblieben seyn, wenn sich dabei das ernste Sprichwort: der Mensch denkt und Gott lenkt, nicht bewährt hätte; denn es sollte eine kurze Reise seyn, um in drei Wochen die Herrlichkeiten der neuen Weltstadt zu sehen. Mein Bruder Melchior kam Ende August von Antwerpen zurück; wir beredeten ihn bald, uns nach Paris zu begleiten; machten aber auch alle Anstalten zu der spätern Uebersiedlung nach Jena; und in dem Gefühl, daß der Ausflug nach Paris als ein Jugendstreich angesehen und erschwert würde, verschwiegen wir unser Vorhaben. In der Mitte September fuhren wir nach Düsseldorf, ließen uns dort Geld geben und reisten auf dem geradesten Weg über Aachen und Brüssel nach Paris, wo wir am 20. September 1803 glücklich anlangten.

Die ungeheure Stadt zog uns von allen Seiten an, wir hatten nicht Augen genug. Die großen Paraden des ersten Consuls im Hof der Tuilerien, die Spuren der Revolution mit ihren schwarzen Inschriften: Liberté, Egalité ou la mort! Die öffentlichen Gebäude und Gärten, die Spaziergänge auf den Boulevards, die Theater, Bibliotheken und Kunstsammlungen, zuletzt auch die Schlösser in der nächsten Umgebung, alles wollte gesehen seyn.

Die Tage verfloßen im raschesten Lauf, die festgesetzte Zeit war schon fast zu Ende, als unser bewegliches Leben, bei dem feuchten, herbstlichen Wetter, seine nachtheilige Wirkung auf meine Gesundheit zu äußern anfing; mein gewöhnliches Hautleiden stellte sich in verstärktem Grad wieder ein. Es mußte ein Arzt zu Rath gezogen werden; dadurch verrückten sich alle unsere Plane; für die Reise nach Jena wurde es zu spät; in dieser Verlegenheit kam uns die Freundlichkeit von Friedrich Schlegel zu Hülfe. Wir hatten kurz vor meiner Erkrankung die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Mannes gemacht und hatten von der wohlwollenden Aufnahme, die wir bei ihm und seiner Frau gefunden, einen so guten Eindruck behalten, daß wir das Vertrauen faßten, ihm den Vorschlag zu machen, wir würden den ganzen Winter in Paris bleiben, wenn er uns Vorlesungen halten und uns in seine Wohnung aufnehmen wollte. Wir kamen auf diesen Gedanken, weil Schlegel, der sich eigentlich wegen dem Studium des Sanskrit in Paris befand, nebenbei deutsche Vorträge über Literatur versucht hatte; auch bewohnte er in einer schönen, stillen Gegend der Stadt zwischen Hof und Garten mit einigen Bekannten ein Stockwerk, wo noch einige Zimmer unbesetzt waren. Alle Verhältnisse begünstigten unser neues Vorhaben, wir erfreuten uns bald eines für den Winter gesicherten, häuslichen Unterkommens, bei ebenso freundlichen als geistreichen deutschen Landsleuten, was besonders für mich in meinem leidenden Zustand den größten Werth hatte. Das Uebel verschlimmerte sich so, daß ich mehrere Tage das Bett und längere Zeit das Zimmer hüten mußte. Ich genoß dabei der sorgfältigen Pflege der Frau Schlegel und eines deutschen Arztes, Dr. Harbauer, welcher von Jena gekommen und sich in Paris schon viel Vertrauen erworben hatte und später die ehrenvolle Stelle eines Curators an der wieder errichteten Universität in Löwen erhielt. Mein Bruder und Bertram, die sich in der neuen sie umgebenden Welt viel bewegten, sorgten für Unterhaltung, und von meinen Fenstern konnte ich einen großen Theil der weithin ausgedehnten Stadt übersehen, denn unser Haus lag sehr hoch in der Straße Clichy, es war ehemals das Hotel des mit Helvetius, Diderot und Mirabeau oft genannten pfälzischen Baron Holbach, den man für den Verfaßer des Système de la nature hält. Der jetzige Eigenthümer war ein still lebender reicher Mann,

Miteigenthümer des komischen Theaters Montenfior. Einen Beweis, daß der Geist der Aufklärung noch nicht von diesem Hôtel gewichen war, gab uns der Portier, ein kleiner rüstiger Kerl, der eben so gutwillig im Dünger arbeitete, als er die Boden bohnte, daher auch sehr schmutzig war, obwohl er gepudertes Haar und einen Zopf trug. Dieses Menschenkind fragten wir am Weihnachtsfest, ob er nicht auch in die Messe gehe, es sey ja seit dem Concordat die Messe wieder hergestellt, darauf antwortete er: Bah, il faut bien une religion pour le peuple, mais moi je m'en passe! Mit Friedrich Schlegel war freilich die ganz entgegengesetzte Denkart des Baron Holbach in diese Räume eingezogen, denn obwohl Schlegels religiöse Gesinnung noch nicht so entwickelt war, wie sie sich später ausgesprochen hat, bekannte er sich doch damals schon für den höchsten Idealismus, und trug uns in diesem Sinn die Geschichte der griechischen Philosophie vor. Zugleich war er von der treusten Liebe zum deutschen Vaterland durchdrungen, und er unterließ keine Gelegenheit, seinen Schmerz über dessen Erniedrigung, so wie seine Bewunderung für dessen ehemalige Größe und Herrlichkeit auszudrücken. Diese doppelte Richtung, die ideelle und die nationale, ging bei Schlegel überhaupt in allen Ansichten durch, sie beurkundete sich auch in den Vorlesungen, womit er uns über die Literatur der gebildeten Völker alter und neuer Zeit belehrte, wie in seinen Urtheilen über die Kunst, und sie fesselten uns, trotz der Paradoxien, worin er sich dann und wann verstieg, weil wir eben jene doppelte Richtung in allem Höhern, im Leben und den Bedingungen seiner Erscheinung, in menschlichen Werken entsprechend fanden. Aber nicht nur Schlegels Vorträge, sondern der ganze Umgang mit diesem genialen Mann und seiner an Geist und Gemüth sehr begabten Frau war höchst bildsam für uns. Was haben wir nicht den Tischgesprächen, was den vertraulichen Abendunterhaltungen am Kamin, durch Aneignung oder auch durch Widerspruch zu verdanken.

Die Hausgenossenschaft bei Schlegel bildete außer dem großen Kenner des Sanskrit, dem A. Hamilton, eine kleine deutsche Kolonie; dazu gehörte der zehnjährige Sohn der Frau Schlegel, Philipp Veit, ein junger Philologe Hagemann von Hannover, der auch Sanskrit studirte, wir drei Kölner Freunde und Frau von Haffner von Berlin, welche mit Frau von Ochlis nach Paris

gekommen war und nun die französischen Miscellen bei Cotta in Tübingen herausgab. An der Tischgesellschaft nahmen neben uns gewöhnlich nur Hagemann und Frau von Haffner Theil. Diese junge Frau, durch ihre Monatsschrift darauf angewiesen, Neuigkeiten zu sammeln, erfreute sich der Gönnerschaft der schönen, allgemein verehrten Madame Recamier, des berühmten Dänen, Direktors der Museen, und mehrerer andern ausgezeichneten Personen; daher wußte sie der übrigen Gesellschaft, die in ihren Studien ein ziemlich abgeschlossenes Leben führte, stets mehr oder weniger merkwürdige Nachrichten zu bringen, und da sie in der Kritik derselben nicht immer sehr streng war, so kam ihr Schlegel oft mit Scherz und Witz zu Hülfe, woraus dann manche Heiterkeit entstand. Größere Gesellschaft versammelte sich selten in Schlegels Hause; eine Zeitlang fanden sich Sonntag Abends einige Besuche ein, es waren außer den nächsten Freunden meist Fremde, vorzüglich Deutsche. Darunter sind mir noch erinnerlich: der später hochberühmte Arzt Walther von Landshut, die Bildhauer Martin Wagner und Bartolini von Florenz, Maler Kolbe von Düsseldorf; der um die Kantische Philosophie sehr verdiente liebenswürdige Villers und seine Freundin, die geistreiche Frau Dr. Rodde aus Lübeck. Aber die Geselligkeit nahm dießmal mit dem Winter nicht zu, sondern sie verminderte sich nach dem neuen Jahr zusehends, denn es tauchten täglich unheimliche Gerüchte auf; man sprach von einer großen Verschwörung und hörte von vielen Verhaftungen; ja eine für den Verkehr der großen Stadt sehr hemmende und darum höchst selten angewandte Maßregel war, daß die Barrieren auf mehrere Wochen geschlossen wurden. Endlich verhaftete man Moreau, Pichegru, Georges, und im März wurde die grausame Entführung und Tödtung des Herzogs von Enghien auf Befehl des ersten Consuls im Geheimen rasch vollzogen und bekannt gemacht. Die Ungewißheit und die gewaltsame Spannung, worin die Bevölkerung während dieser Zustände gehalten wurde, drückte auf alle Verhältnisse; die Fremden verloren sich immer mehr, die Theater und Spaziergänge waren weniger besucht, und wenn der mächtige Herrscher mit seinem finstern Blick erschien, gab sich selten ein Beifall kund. Da zog sich jeder auf seinen vertrauten Kreis zurück, und wer mit öffentlichen Dingen nichts zu schaffen hatte, freute sich, die äußere, überall

verkümmerte Freiheit einigermaßen noch in seinem häuslichen Leben genießen zu können. Wir versenkten uns ganz in unsere Studien bei Schlegel, besuchten sehr eifrig das Museum, wo uns die Bildwerke der Alten, die Malereien von Raphael und seiner Zeitgenossen, sowie seiner Vorgänger, der Italiener und Deutschen, am meisten anzogen. Dabei lasen wir Winckelmann, den uns Schlegel in jeder Hinsicht als sehr lehrreich und musterhaft empfohlen hatte. Auch besuchten wir das Theater, wenn irgend eine bedeutende Tragödie von Corneille oder Racine, eine ausgezeichnete italienische Oper oder ein Werk von Gluck gegeben wurde. Zur Bildung unseres Geschmacks in der Musik hat Frau Schlegel viel beigetragen, sie war eine begeisterte Anhängerin des alten Fasch, der die Sing-Akademie in Berlin gestiftet und dadurch am meisten mitgewirkt hat, diese Stadt zum Hauptstützpunkt für alle höhere Musik in Deutschland zu machen.

Henriette Mendelssohn, die unverheirathete Schwester der Frau Schlegel, und ihr Bruder Abraham hielten sich damals auch in Paris auf und waren eben so für Musik eingenommen. Wir fanden sie oft in den Morgenconcerten des neu errichteten Conservatoriums, wo außer Werken von Cherubini, Mozart und Haydn damals versuchsweise einzelne Stücke von Leo, Durante und Pergolese gegeben wurden. Dieser Umgang mit Kindern des ehrwürdigen Moses Mendelssohn hatte für uns auch deßhalb noch einen eigenthümlichen Werth, weil wir schon von der Schule her gewöhnt waren, diesen weisen Mann hochzuschätzen; hatte ich doch in meinem eilften Jahre dessen Phädon, über die Unsterblichkeit der Seele, als goldnes Buch zum Schulpreis erhalten. Man nannte zu jener Zeit in Köln die Preisbücher, weil sie in rothem Leder mit Golddruck und Schnitt gebunden waren, goldne Bücher. Wer hätte damals wahrsagen können, daß seine begeisterte Liebe für Musik sich in seinem Sohne Felix so steigern sollte, daß er die ganze Welt mit seinen Compositionen erfreuen und erbauen würde.

War nun das Verhältniß zu Schlegel und seiner Familie zwar ein durchaus belehrendes, wobei wir eigentlich nur empfingen, so fand doch und hauptsächlich durch Bertrams lebhaftes Gedächtniß und seine Darstellungsgabe einiger Austausch statt. Schlegel hatte damals, auf dem Weg seiner historischen und philosophischen

Studien, ſchon eine günſtige Anſicht nicht nur von dem Mittelalter, ſondern auch von dem Katholicismus gefaßt; daher war Vieles ihm willkommen und merkwürdig, was Bertram von alten Einrichtungen und Gebräuchen der Reichsſtädte, der Klöſter und Stifte am Rhein, was er von dem Gottesdienſt und den Kirchen zu erzählen wußte. Durch irgend eine vorgefaßte Meinung hatte Schlegel die alte Kirche Notre-Dame zu Paris unbeachtet gelaſſen; dieſes großartige Gebäude verfehlte nicht, ihm einen tiefen Eindruck zu machen, als wir ihn hinführten, und ſeine ganze Aufmerkſamkeit wurde rege, als wir ihm einen weit höhern Genuß von den vielen alten Baudenkmalen in den Niederlanden, in Köln und überhaupt am Rhein verſprachen. Alles dieſes erweckte bei unſerm Freund den Wunſch, dieſe wegen ihren veralteten Volksſitten und Zuſtänden zu jener Zeit ſehr verkannten Landſtriche kennen zu lernen. Bei uns aber, die wir ſeine Vorträge und ſeinen Umgang ſo lehrreich fanden, entwickelte ſich der Gedanke, daß wir uns ein ſo fruchtbares Zuſammenleben noch auf längere Zeit ſichern könnten, wenn es Schlegel am Rhein gefiele. Während unſeres Aufenthaltes in Paris war ohnehin Jena, worauf wir früher unſer Augenmerk gerichtet, in ſeinem ſchönſten Schwung durch Entziehung vieler der beſten Kräfte geſtört worden. Die bayeriſche Regierung hatte Schelling, Niethammer und Andere nach dem neu erworbenen Würzburg und nach Erlangen berufen, und der Kurfürſt von Baden hatte Unterhandlungen zur Wiederbelebung von Heidelberg angeknüpft. Zugleich hatten ſich die großen Welthändel wieder ſehr getrübt, ein neuer Landkrieg drohte auszubrechen, und es ſchien wünſchenswerth für uns, die Entwicklung bei ruhigen Studien in der Heimath abzuwarten. Für Schlegel bot ſich die Ausſicht, wenn auch nur vorübergehend auf eine Anſtellung an der höhern Schule in Köln dar, indem Geſchichte und Literatur, die Fächer, in denen die Profeſſoren Reinhard und Faber thätig geweſen, noch nicht wieder beſetzt waren; Beide hatten einen ſehr vortheilhaften, ehrenvollen Ruf nach Rußland angenommen. In Köln hofften einige Männer auf die Möglichkeit einer theilweiſen Wiederherſtellung der Univerſität, weil die Regierung ſich mit einer neuen Einrichtung des Schulweſens beſchäftigte. Kurz, es waren Gründe genug, Schlegel zu einer Reiſe nach Köln aufzufordern; er ging bereitwillig darauf

Die Kranke will nicht,
Will nicht geneſen
Vom ſüßen Leiden,
Sie, an der Kunde
Von ihrem Liebſten
Geſundend, krankt.

Die Liebende

abermals.

Schreibt er in Neski,
So ſagt er's treulich;
Schreibt er in Talik,
's iſt gar erfreulich:
Eins wie das andre,
Genug, er liebt! —

Buch Suleika.

Ich möchte dieſes Buch wohl gern zuſammen ſchürzen,
Daß es den andern wäre gleich geſchnürt.
Allein wie willſt du Wort und Blatt verkürzen,
Wenn Liebeswahnſinn dich ins Weite führt?

An vollen Büſchelzweigen,
Geliebte, ſieh nur hin!
Laß dir die Früchte zeigen
Umſchalet ſtachlig grün.

ein und begleitete uns zu Ende April 1804 durch Belgien nach Aachen und von da über Düsseldorf nach Köln. Die im poetischen Taschenbuch für 1806 herausgegebenen Briefe: auf einer Reise durch die Niederlande und die Rheingegenden, so wie die Bemerkungen über das neue Museum zu Brüssel und die Gallerie in Düsseldorf in der Europa sind größtentheils durch diese Wanderfahrt entstanden. Ich kann hier eine kleine Begebenheit nicht vergessen, die wir in Aachen erlebten. Wir erzählten dort, bei Jakobi und Andern, so offen wie wir es in der letzten Zeit in Paris gewohnt waren: „daß der erste Consul sich nächstens würde zum Kaiser ausrufen lassen." In der Provinz fand man das noch so anstößig, daß der oberste Beamte, der Präfekt Mechin, uns am andern Morgen darüber zur Rede stellte und uns erst dann ohne Verweis entließ, als er aus unserer Unbefangenheit und den nähern Umständen sich überzeugte, daß wir kein falsches Gerücht verbreiteten. Einige Tage später wurde dann auch die seltsame Unwissenheit, in welcher das Land über eine so große Staatsveränderung geblieben war, durch amtliche Nachrichten aufgehoben.

Mit Schlegel ging es am Rhein vollkommen nach Wunsch und Erwartung, er fand sich, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt bei den Franzosen, in der ganz deutschen Volksumgebung sehr behaglich, und die damals noch sehr große Eigenthümlichkeit der Lebensverhältnisse in Köln zog ihn mehr an, als sie ihn abstieß. Wirken doch bedeutende in Verfall gerathene gesellschaftliche Zustände auf die Einbildungskraft, wie Ruinen großer Bauwerke, man ergänzt sich das fehlende, von dem man erzählen hört und die Spuren sieht, oft schöner und reicher als es gewesen; während man vielleicht auch die gewesene Herrlichkeit nicht erräth. Eine vorläufige Stellung bei der höhern Lehranstalt wurde bald ermittelt, und die öffentlichen Vorträge über Geschichte der Literatur, welche Schlegel gleich im ersten Sommerhalbjahr hielt, fanden großen Beifall bei ältern und jüngern Männern. Daß zu gleicher Zeit der Kunst in unserer Vaterstadt nicht vergessen ward, versteht sich von selbst. Bertram hatte noch eine Erinnerung von dem großen Altargemälde der Stadt Patronen in der Rathhauskapelle, welches auch in allen ältern Büchern, die von Köln handeln, als sehr kunstreich und berühmt angeführt wird. Dasselbe war seit mehreren Jahren aus der Kapelle verschwunden, der

Patriarch, ſo nannte man den Rathskaplan, war nämlich und mit ihm der Gottesdienſt abgeſchafft worden. In jener Zeit der Umwälzung hatte jedoch der um die Alterthümer der Stadt ſehr verdiente Profeſſer und Canonicus Wallraf veranlaßt, daß das Bild in ein abgeſchloſſenes Gewölbe beſeitigt und dadurch vor Zerſtörung und Verſchleuderung gerettet wurde. Auf nähere Nachfrage erfuhren wir, der lang verborgen gehaltene Schatz ſey ſeit Kurzem in einem der Säle des Rathhauſes wieder aufgeſtellt. Wir eilten hin und konnten die Herrlichkeit und Eigenthümlichkeit des ganz ausgezeichneten Bildes mit Schlegel nicht genug bewundern. In dem vierten Stück der Europa hat derſelbe das rühmlichſte Zeugniß von dem wahrhaft begeiſternden Eindruck gegeben, den dieſes Meiſterwerk auf ihn machte. Während unſerer Abweſenheit zu Anfang des Winters waren die aufgehobenen Klöſter und Kirchen geräumt worden, und was die ausgeſtoßenen Bewohner nicht mitgenommen, die Regierungsbevollmächtigten nicht mit Beſchlag belegt hatten, war in ſchnödeſter Haſt an Händler und Trödler verkauft worden. Durch dieſe gewaltſame Umkehrung kamen gleich mehrere ſchätzbare, bis dahin unbekannte alte Gemälde zum Vorſchein, die von Kennern und Liebhabern, beſonders von Canonicus Wallraf und Kaufmann Lieversberg, in ihre Sammlungen aufgenommen wurden. Wir fanden darunter Bilder, welche nicht nur an ſich ſehr bedeutend waren, ſondern auch die größten Erwartungen von dem erregten, was noch im Dunkel und in der Vergeſſenheit begraben ſeyn konnte.

Es war überhaupt ein ſeltſamer Zuſtand, alles was wir von Kunſtwerken ſahen und hörten, erinnerte an den ungeheuern Schiffbruch, aus dem die einzelnen Schätze geborgen werden; wie viel Köſtliches konnte in dem Sturm untergegangen ſeyn, wie Vieles konnten die bewegten Wellen noch an den Strand ſpülen. In der Stimmung, welche dieſer Zuſtand erregte, mußte der Wunſch, zu retten was noch zu retten war, gleich auftauchen und zur That werden, ſo bald nur die Gelegenheit ſich darbot; dieſe führte einer jener glücklichen Zufälle herbei, welche im menſchlichen Leben oft ſo entſcheidend wirken. Denn es geſchah in den erſten Monaten nach unſerer Rückkehr, als wir mit Schlegel auf dem Neumarkt, dem größten Platz der Stadt ſpazierten, daß wir einer Tragbahre mit allerlei Geräthe begegneten, worunter ſich

auch ein altes Gemälde befand, auf dem die goldenen Scheine der Heiligen von ferne leuchteten. Das Gemälde, die Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der Veronika darstellend, schien nicht ohne Vorzüge. Ich hatte es zuerst bemerkt und fragte nach dem Eigenthümer, der wohnte in der Nähe, er wußte nicht wo das große Bild zu lassen, und er war froh es für den geforderten Preis los zu werden. Nun hatten wir für die Unterbringung zu sorgen; um Aufsehen und Spottreden zu vermeiden, beschloßen wir das bestaubte Alterthum durch eine Hinterthüre in unser elterliches Haus zu fördern. Als wir dort anlangten, erschien durch ein eigenes Zusammentreffen unsere alte Großmutter an der Thüre, und nachdem sie das Gemälde eine Weile betrachtet hatte, sagte sie zu dem etwas verschamten neuen Besitzer: „Da hast du ein bewegliches (rührendes) Bild gekauft, da hast du wohl daran gethan!“ Es war der Segensspruch zu dem Anfang einer folgereichen Zukunft.

Bei diesem ersten Kauf vernahmen wir arge Dinge von der Mißachtung und Mißhandlung solcher Kirchenbilder; wir forschten nach, und da wir anfangs jede Forderung befriedigten, so gelang es uns, manches aus den Händen roher oder unwissender Menschen zu entreißen. Wir trieben unsere Bemühungen mit Wetteifer; jeder von uns Dreien hatte je nach seinem Glück auch seine eigenen Bilder, aber zuweilen auch seine eigenen Sorgen; es fehlte nämlich, obwohl der Aufwand noch gering war, doch einige mal das Nöthigste, und mußte allerlei List angewandt werden, um durch Veräußerung von Kleinodien und Sparstücken die Mittel zur Befriedigung eines so lebhaft angeregten Erhaltungstriebs zu gewinnen. In der ersten Zeit wurde indessen nichts sehr Bedeutendes erworben, das Merkwürdigste waren leicht behandelte Wiederholungen der drei Bilder der Stadtpatronen, aus dem Bild von der Rathskapelle; diese in kleinem Maßstab gehaltenen Tafeln hatte Bertram aufgefunden, später vertauschten wir sie an Wallraf. — So standen die Sachen, als Schlegel über die altkölnischen Malereien schrieb, es war in der ersten Hälfte des Septembers 1804; damals wurde die Bevölkerung am Rhein durch den Besuch des neuen Kaisers in Bewegung gesetzt, er kam mit der Kaiserin Josephine von Aachen, wo das Andenken und die Ueberreste Karls des Großen Beide sehr anzogen; in Köln verweilten

ſie einige Tage. Man ließ es nicht an Triumphpforten, Obelisken, bezüglichen Feſtgemälden mit Inſchriften und Beleuchtungen fehlen, alles nach der Angabe von Wallraf, der ſolche Feſtlichkeiten mit lateiniſchen Verſen und Lapidarſchriften auszuſtatten wußte. Wir ſahen den ernſten Herrſcher dießmal weniger finſter, als wir ihn in Paris geſehen hatten. Es wurde erzählt, er habe in Köln die Nachricht bekommen, der Papſt werde, um ihn zu krönen, nach Paris kommen; er habe darüber ſeine große Befriedigung gezeigt und ſich gleich von der Geiſtlichkeit das im Pontificale vorgeſchriebene Krönungsceremoniel zur Prüfung vorlegen laſſen.

Schlegel ging im Herbſt über Straßburg nach Coppet am Genfer See zur Frau von Staël, an welche ſich ſeit ihrem Beſuch in Berlin ſein Bruder Auguſt Wilhelm angeſchloſſen hatte; Friedrich brachte dann einen Theil des Winters in Paris zu, und kehrte im Frühjahr nach Köln zurück, um uns über den ganzen Umfang der Philoſophie, Naturrecht und höhere Politik inbegriffen, Privatvorleſungen zu halten. Dieſe Beſchäftigung nahm faſt das ganze Jahr ein. Sie erlitt nur eine kurze Unterbrechung, durch den Beſuch des Miniſters Reinhard. Er kam zu Anfang des Sommers mit ſeiner Familie von Hamburg, wo er den franzöſiſchen Herrſcher vertreten, aber zuletzt deſſen Ungnade ſich zugezogen hatte. Es war Ende Oktober 1804, daß bewaffnete franzöſiſche Mannſchaft aus dem Hannöveriſchen über die Elbe ging, und in einem Landhaus auf neutralem Gebiet den Ritter Rumbold, engliſchen Geſchäftsträger in Hamburg, aufhob. Reinhard erlaubte ſich nach dieſer Gewaltthat vorzuſtellen, daß ſie, weil gegen das Völkerrecht, ohne den Willen des Kaiſers geſchehen ſeyn müſſe; man wird leicht begreifen, daß das der allmächtige Gebieter übel aufnahm, daß ſein Geſandter ſeinen über alles Recht erhabenen Standpunkt nicht anerkennen wollte. Miniſter Reinhard glaubte ſich nun von allen öffentlichen Geſchäften zurückziehen zu können, und wünſchte ſich in einer deutſchen Provinz des franzöſiſchen Reiches anzukaufen. Ich ſollte als treuer Anhänger des Reimarus'ſchen Hauſes dazu behülflich ſeyn, und bemühte mich, ſo viel ich konnte, dieſer Aufforderung zu entſprechen. Der Beſuch galt nun der Beſichtigung einiger Patrimonialgüter in der Gegend von Bonn, hinter Godesberg. Schlegel

begleitete uns auf diesem Ausflug, wobei Reinhard und seine Frau sich sehr an der Bekanntschaft des geist- und kenntnißreichen Mannes erfreuten, und wir brachten ein paar heitere Tage auf dieser Fahrt zu. Damals wurde noch ein bedeutender Unterschied zwischen Patrimonial- und Nationalgütern oder sogenannten Domänen gemacht; man bezahlte jene mit 70 bis 80 kölnischen Reichsthalern den Morgen, während man für diese nur 45 bis 50 gab. Dieser erste Versuch blieb ohne Erfolg; indessen war damit der Grund zu einem Verhältniß mit dem würdigen Mann gelegt, welches sich nach und nach zu einem wahrhaft freundschaftlichen für das ganze Leben entwickelte. Es war eine merkwürdige und wohlthuende Erscheinung, daß der Mann, der durch besondere Schicksale und Verdienste in den höhern französischen Staatsdienst gekommen war, nicht nur eine edle, humane Gesinnung sich bewahrt, sondern auch die lebhafteste Theilnahme für deutsche Literatur und Bildung, ja seine eigenthümliche schwäbische Gemüthlichkeit erhalten hatte. Nach dem kurzen Aufenthalt am Rhein verweilte Reinhard zur Badekur in Aachen und ging dann nach Paris. Wir aber kehrten zu unsern philosophischen Studien zurück, welche wir unausgesetzt verfolgten, und zuletzt noch mit geschichtlichen Studien verbanden. Schlegel konnte sich uns in diesem und dem folgenden Jahr fast ganz widmen. Er brachte, da sein Bruder mit Frau von Staël sich in Italien aufhielt, auch den Winter von 1805 auf 1806 in Köln zu, und er trug uns außer der Philosophie noch Universalgeschichte vor. Oeffentlich las er im Sommer 1806 Logik und Kritik der verschiedenen philosophischen Systeme. Wir lebten zu jener Zeit eigentlich nur mit Schlegel und seiner Frau, wir sahen sie alle Tage und oft mehr als einmal. Die Weltverhältnisse waren damals für die Freunde des deutschen Vaterlandes so betrübend, daß man sich, besonders in einem unter fremder Herrschaft stehenden Lande, von allem zurückhalten mußte. Deutschlands Schmach war freilich schon mit den Verhandlungen des Reichsdeputationshauptschlusses zum Sprichwort geworden, aber die Folgen der Spaltung und Erniedrigung kamen in ihrer ganzen schrecklichen Größe doch erst in den Unglückstagen von Oesterreich und Preußen zum Vorschein. Unter dem Druck, der auf uns lastete, fanden wir einigermaßen Trost und Erhebung in den Schriften

einiger unabhängiger Geister, wie Gentz, Johannes Müller und Andern; die größte Wirkung aber machte auf uns „Arndts Geist der Zeit," welches Buch kurz vor dem Ausbruch des preußischen Krieges zu uns gelangte. War doch bisher keines von so unbeschränkter, kernhafter Freimüthigkeit und Kühnheit erschienen. Ein Land, wo es noch Männer von solcher Gesinnung gab, konnte nicht ganz verloren seyn.

Die Schicksale gingen indessen ihren Gang, die Länder wechselten ihren Herrn, wie man Kleider wechselt; doch immer gab es auch wohlmeinende Männer, welche für die Erhaltung dessen, was im Wechsel zu erhalten war, sorgten; ja, die selbst die Neigung eines neuen Herrschers, irgend etwas Ungewöhnliches und Nützliches zu stiften, zu benützen suchten. So hatte man in dem eben erst geschaffenen Großherzogthum Berg den Gedanken gefaßt, eine Universität in Düsseldorf zu errichten; man beschäftigte sich im Ministerium ernstlich damit. Georg Jakobi in Pempelfort hegte die größte Hoffnung dafür, man unterhandelte schon, um Schlegel zu berufen. Es schien, als wollte man dadurch das Land für den Verlust der Gemäldegallerie entschädigen, welche als Privateigenthum des Fürstenhauses nach Bayern gekommen war. Aber da kam der Feldzug gegen Preußen, und die Aussichten auf eine friedliche Regierung, die Murat bei der Besitznahme des Großherzogthums sich mochte gemacht haben, wurden zum Traum; er sah dieß Land nie wieder. Das enge Verhältniß zu seinem Herrn riß ihn fort; wir wissen, wie er das blutige Trauerspiel in Spanien eröffnen und nach so vielen Kriegszügen als König von Neapel endigen mußte.

Die öffentlichen Begebenheiten waren es aber nicht allein, welche uns in jenen Jahren tief betrübten, wir hatten auch im engern Kreise Krankheiten lieber Geschwister, den Verlust eines höchst geistvollen, theilnehmenden Arztes, und unserer verehrten Großmutter, zu beklagen. Diese sehr verständige und fromme Frau erreichte zwar ein Alter von 86 Jahren, blieb aber bis zuletzt bei voller Geisteskraft, und verschied in der ruhigsten, friedlichsten Stimmung. Sie war seit dem Tod unserer Eltern für die zehn Enkel eine wohlthätig schützende und begütigende Macht gewesen; zu mir hatte sie eine besondere Zuneigung, wovon ich mir den Grund nie zu erklären wußte. Unser Arzt, Dr. Best,

war ein feiner, vielseitig gebildeter Mann, der eine wahrhaft wissenschaftliche Richtung hatte und auch in dieser Hinsicht einen heilsamen Einfluß auf die Stadt ausübte. Wie denn bei einer Bevölkerung, deren Thätigkeit hauptsächlich in Handel und Erwerb besteht, der Arzt vorzugsweise dazu geeignet ist, die sonst leicht fehlende Verehrung für wissenschaftliche Dinge hervorzurufen, da er selbst als die unentbehrliche, hülfreiche Person, schon Glauben und Achtung voraus hat. Es ist ein ähnliches Verhältniß, wenn der Geistliche bei seiner Gemeinde, auch für höhere nicht nur gerade zur Kirche gehörende Dinge, das Vertrauen geltend machen will, welches er als tüchtiger Seelsorger und Verwalter des göttlichen Wortes in seinem Stande genießt.

Zu der Zurückgezogenheit, ja zu der Stimmung, in der wir lebten, paßte ganz die stille Wohnung von Schlegel, in dem geräumigen von einem Garten umgebenen Haus, der Frau von Blankart, Aebtissin von St. Marien auf dem Kapitol. Diese Frau, ehemals Vorsteherin des hochadeligen Damenstifts mit fürstlichem Rang und einem großen Einkommen, hatte nun wie alle anderen geistlichen Pensionäre 500 Franken jährlich, und weil sie das siebenzigste Jahr überschritten hatte, eine Zulage von 100 Franken. Damit hätte die alte Dame nicht ausreichen können, da auch ihre Verwandten in Folge der Zeitverhältnisse sie nicht unterstützen konnten. Da miethete ihr ehemaliger Kutscher das Abteigebäude mit dem großen Garten von der Domänenverwaltung und untermiethete dasselbe, und errichtete in dem Garten eine Kegelbahn mit einer Weinschenke für eine geschlossene Gesellschaft von geistlichen Herren, so daß es möglich wurde, daß die Frau Aebtissin in einem paar Zimmer ihrer ehemaligen Abtei bei ihrem Kutscher umsonst wohnen konnte. Wir wurden durch Schlegel und seine Frau mit dieser Dame bekannt und sahen sie zuweilen. Man sah an ihr noch die Spuren von sehr schöner Gestalt und Gesichtszügen, und in ihrer ganzen Haltung und Gesinnung sprach sich ein durchaus edles in dem besten Sinn vornehmes Wesen aus. Sie wußte noch sehr angenehm aus ihrer Jugend vom siebenjährigen Krieg und von der damaligen französischen Besatzung in Köln zu erzählen.

Schlegel besuchte Ende des Sommers den Bruder des ihm sehr befreundeten Herrn v. Hardenberg, als Schriftsteller unter

dem Namen Novalis bekannt, zu Unterzell bei Würzburg. Später ging er zu Frau v. Staël, die sich damals auf eine gewisse Entfernung von Paris verbannt, in der Normandie auf dem Schloß Acosta bei Aubergenville aufhielt. Dort trug Schlegel ihr seine Philosophie in französischer Sprache vor: es war ein, wie er sagte, etwas verdrießliches Unternehmen. Wir sahen seine Entwürfe dazu und mußten gestehen, daß die eigenthümlichen Ausdrücke der deutschen Philosophie uns in der abstrakten französischen Sprache viel seltsamer vorkamen als in unserer lebendigern, biegsamern Muttersprache. Doch begriffen wir auch, daß eine solche Uebertragung in manchen Stücken ein vortrefflicher Prüfstein und sehr lehrreich seyn könne.

In jener Zeit des deutschen Unglücks, wo man in Allem Trost suchte, was einer bessern Vergangenheit angehörte, warf man sich, wie bekannt, auch auf unsere lang versäumten Sprachalterthümer. Tieck hatte 1803 mit seinen Minneliedern Beifall gefunden; jetzt als von der Hagen mit seinen Nibelungen hervortrat, war das in viel höherem Grad der Fall. Wir hatten in dem Bedürfniß uns über unsere Sprache und die Geschichte ihrer Meisterwerke zu unterrichten, schon längst von Schlegel auch Vorlesungen über diesen Gegenstand verlangt. Nach seiner Rückkehr von Aubergenville kamen auch diese während dem Sommerhalbjahr 1807 zu Stande. Und was für Schlegels Ansehen und Ruhm am wichtigsten war, er brachte seine Forschungen über die Sprache und Weisheit der Inder zum Abschluß.

Was uns in den öffentlichen und persönlichen Trübsalen nächst unsern Studien eine große Erholung gewährte, war die fortgesetzte Beschäftigung mit den vaterländischen Kunstalterthümern. Dieselbe bot vielfaltige Befriedigung dar: ein großer Reiz lag schon darin, den Kunstwerth oder überhaupt nur die Merkwürdigkeit eines Gemäldes durch die Kruste hundertjährigen Schmutzes hindurch zu erkennen. Und wie freuten wir uns, wenn wir dann unter der reinigenden Hand des Restaurators irgend einen Kopf oder ein Stück eines schönen, blauen, rothen oder grünen Gewandes, wenn wir einen Kräuterboden mit Erdbeerblüthen und Früchten, mit Veilchen und andern Frühlingsblumen aus dem dunkeln Ueberzug von Kerzendampf und anderm Dunst klar hervortreten sahen. Wie oft ergriffen wir selbst den nassen Schwamm,

um uns diesen Genuß schon vorläufig zu verschaffen, weil wir es nicht erwarten konnten, bis der restaurirende Maler das Geschäft ordnungsmäßig vornahm. Wir hatten in jeder Hinsicht einen unerwarteten Erfolg, nicht nur war es uns vergönnt, auf diese Weise sehr schätzbare Bilder dem Verderben und der Vergessenheit zu entreißen, sondern wir machten auch für die Kunstgeschichte manche wichtige Entdeckung. So hatte man bis dahin die Gemälde für die älteren gehalten, welche mit den Werken der Brüder van Eyck einige Aehnlichkeit hatten, aber unvollkommener in der Zeichnung und Ausführung waren, überhaupt suchte man das höhere Alter nur in der größern Unvollkommenheit, nicht aber in einer ganz verschiedenen Auffassungsweise und Gestaltung der Köpfe und Gewänder. Als wir daher in der Vorhalle der St. Lorenzkirche zum erstenmal ein Gemälde der Apostel sahen, auf welchem die Köpfe mit großen breiten Formen, weichen Haaren und Bart, die Gewänder mit einfachen, rundlichen Falten und alles mit einem gelinden fließenden Pinsel ausgeführt war, hielten wir dieß Werk ohne Bedenken für italienisch; es schien uns jenen Brustbildern der Apostel auf Goldgrund aus St. Luigi in Rom ähnlich, welche wir im Restaurationssaal des französischen Museums gesehen (Europa. 4tes Stück S. 35.), und worin wir eine Probe italienisch-byzantinischer Kunstweise erkannt hatten. Die Verwandtschaft mit diesem italienischen Bild war so groß als andererseits die Verschiedenheit von allem, was wir bisher für die älteste kölnische Malerei gehalten hatten. Wir betrachteten also jenes Gemälde für eine einzelne Erscheinung; wie leicht konnte bei dem vielfältigen Verkehr mit Italien im 14. Jahrhundert ein solches Bild von dorther nach Köln gekommen seyn. Aber es dauerte nicht lange, so fanden wir mehrere dergleichen Bilder, deren einheimischer Ursprung aus dem 14. und zum Theil aus dem 15. Jahrhundert nicht zu bezweifeln war, und dagegen entdeckten wir Bilder mit Inschriften und Jahrzahlen, welche bewiesen, daß die wegen ihrer geringern Vollkommenheit für älter als die Brüder Eyck gehaltenen Werke, vielmehr ihrer Schule angehörten. Man mußte sich also überzeugen, wovon man bisher nicht die geringste Ahnung gehabt hatte, daß die ältere kölnische Malerei vor den Brüdern van Eyck, wie die gleichzeitige italienische sich ursprünglich auf alte Ueberlieferung byzantinischer Vorbilder

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03838/202

Sie hängen längſt geballet,
Still, unbekannt mit ſich,
Ein Aſt der ſchaukelnd wallet
Wiegt ſie geduldiglich.

Doch immer reift von Innen
Und ſchwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und ſäh' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er ſich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schooß.

Suleika.

An des luſt'gen Brunnens Rand
Der in Waſſerfäden ſpielt,
Wußt' ich nicht, was feſt mich hielt;
Doch da war von deiner Hand
Meine Chiffer leis gezogen,
Nieder blickt' ich, dir gewogen.

Hier, am Ende des Canals
Der gereihten Hauptallee,
Blick' ich wieder in die Höh,
Und da ſeh' ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
Bleibe! bleibe mir gewogen!

stütze, und daß sie sich aus den Grundzügen jener überlieferten Kunst, obwohl mit großer Eigenthümlichkeit, entwickelt habe. Eine Menge Wandgemälde, die auf den aufgedeckten Mauern einiger verlassenen Kirchen und Klöster hie und da sichtbar wurden, bezeugten wiederholt das Alter und die umfassende Thätigkeit dieser altkölnischen byzantinisirenden Malerschule. Wir sahen dergleichen Wandmalereien beim Niederlegen von Kirchen, was in jener Zeit in Köln sehr oft geschah. Man untergrub an diesem Zweck ein paar Pfeiler, stützte dieselben mit hölzernen Streben, zündete dann die Hölzer an, und im Augenblick wo die Pfeiler zusammenbrachen, sahen wir die Kalkdecke von den Wänden und Gewölben sich loslösen, unter welcher die bemalten Flächen wie in einem Blitz hervortraten, um dann für immer zu verschwinden. Es ergab sich oft auch, daß durch die Erschütterung zugleich die Kalkdecke, die die alten Bilder bedeckt hatte, von den anstoßenden Theilen des Gebäudes herabfiel, welche noch einige Tage stehen blieben, ehe an sie ebenfalls die Reihe der Zerstörung kam. Die Wandgemälde, die auf diese seltsame, traurige Weise uns vor die Augen kamen, bestanden meist aus einzelnen Figuren auf einfarbigen rothen, blauen oder andern oft teppichartigen Feldern; diese Abtheilungen folgten in mehreren Reihen über einander, die Figuren schienen am häufigsten nicht über lebensgroß, selten waren sie in einer Gruppe oder zu einer Handlung vereinigt.

Von den Kirchen, welche wir auf diese Weise abbrechen sahen, sind mir unter andern noch erinnerlich: die Augustiner-, die Deutschherrenkirche, die Katharina-, die Carmeliter- und die Dominikanerkirche, die Dominikaner Frauenkirche, St. Gertrud und die Maltheser Herrenkirche Johann und Cordula. Eine sehr lehrreiche Entdeckung machten wir in der verlassenen Abteikirche zu Heisterbach im Siebengebirge, dort fanden wir mehrere Tafelgemälde, worunter zwei mit Aposteln und heiligen Aebten, die zu dem vollendetsten gehören, was aus jener altkölnischen Schule übrig geblieben ist. Als wir die Tafeln umkehrten, zeigten sich in mehreren Abtheilungen historische Compositionen, welche in manchen Stücken die größte Aehnlichkeit mit dem Altarbild aus der Rathhauskapelle hatten; so daß die bei den Aposteln gefaßte Meinung, sie möchten von demselben Meister jenes großen Bildes gemalt seyn, eine überzeugende Bestätigung erhielt. Hiermit war denn

auch dem bewunderungswürdigen Kunstwerk, welches man wegen der ihm eigenen Mischung des Idealen und Individuellen, so wie wegen der höchst sanften, verschmelzenden und zugleich glänzenden Ausführung nicht wohl einzureihen gewußt hatte, seine wahre Stelle angewiesen. Wir erkannten, daß dasselbe der zur vollsten Selbstständigkeit gelangten, altkölnischen Schule angehörte, und den Uebergangspunkt von der ältern traditionellen, zu der neuern ganz naturgetreuen Kunst bezeichne, wie denn auch später Goethe dieses Bild sehr treffend die Achse der Niederrheinischen Kunstgeschichte genannt hat. (Kunst und Alterthum, I. St. S. 163.) Unter diesen Umständen wurden wir allmählig über unser ursprüngliches bloß auf Kenntniß, Rettung und Erhaltung altvaterländischer Kunstwerke gerichtetes Bestreben hinausgetrieben, der Wunsch, eine möglichst vollständige Reihe von Tafelgemälden der altkölnischen Schule aufzustellen, mischte sich ein, und je näher wir mit dem Kreise der Alterthumshändler und Besitzer bekannt wurden, desto mehr überzeugten wir uns, daß die bedeutendsten Erwerbungen erst noch gemacht werden könnten, wenn man verhältnißmäßigen Aufwand nicht scheute. Wir waren aber auch zu der Ueberzeugung gekommen, die anfangs gefaßte Vermuthung für übertrieben zu halten, daß Gemälde von hohem Kunstwerth unter den Händen roher Menschen zerstört worden seyen. Freilich waren hie und da aus Tafelgemälden ein Fensterladen, Taubenschlag, Tischblatt oder Schirmdach verfertigt worden; ja es war vorgekommen, daß man den Käufern von Glocken und altem Eisen zur Bedingung gemacht hatte, größere Gemälde, auf die wegen ihrer Schwere Niemand hatte bieten wollen, und die man doch von Ort und Stelle schaffen mußte, in den Kauf zu nehmen. Auch da, wo in den weitläufigen Kreuzgängen große, durch Staub und Schmutz unkenntlich gewordene Tafeln zurückgeblieben waren, und wo nun bloße Hüter der Klostergebäude, meist Leute von der gemeinsten Art und Sitte hausten, mögen dieselben wohl als Brennmaterial verbraucht worden seyn. Indessen fanden wir unter so manchen Ueberresten und Bruchstücken alter Gemälde, die uns zu Augen kamen, kein einziges, welches wir als Theil eines Ganzen, von höherer Bedeutung hätten erkennen müssen. Wohl aber wurde uns immer klarer, daß die vorzüglichsten Gemälde durch einen alten Ruf, der an ihnen gehaftet, vor dem allgemeinen Verderben

mehr oder weniger geschützt worden waren. Die meisten hatten schon vor hundert und hundert und fünfzig Jahren, dem neuen Geschmack in der Kirchenverzierung weichen müssen, und waren in Nebenkapellen, Kapitelsälen, Sakristeien und Schatzkammern versetzt worden, wo sie zwar wenig betrachtet, aber meistens gut erhalten wurden. Bei der Aufhebung der geistlichen Gemeinden fielen diese ehrwürdigen, nie eigentlich mißachteten Alterthümer entweder den ausgetriebenen Mitgliedern anheim, die sie zum Theil auf die Wiederkehr der alten Zeit Jahre lang verwahrten, oder sie kamen zur Verfügung der Vorsteher der beibehaltenen Kirchen, welche beim Mangel der nöthigsten Mittel, zur Herstellung der lang verwahrlosten Gebäude, diese Stücke mit Bewilligung des Bischofs und der Oberregierungsbehörde zu veräußern suchten. Für die Käufer war dieser Weg weitläufig und mühselig, er erforderte viele Geduld und Beharrlichkeit; mit welchem Erfolg ihn mein lieber Bruder Melchior betreten, und was er überhaupt für die Bildung der Sammlung gethan hat, wird später zur Sprache kommen.

Ich möchte zunächst wieder auf Reinhard zurückkommen. Wenn er sich nicht einen gefährlichen Zorn zuziehen wollte, mußte er sich unterwerfen, und sich als Ministerresident nach Jassy schicken lassen. Er gab aber den Wunsch, sich am Rhein anzukaufen, nicht auf, im Gegentheil hegte er denselben jetzt noch um so dringender, weil er fortgerissen von dem Strudel des öffentlichen Lebens, um so mehr das Bedürfniß fühlte, seinen Kindern ein Vermögen und vielleicht für sich eine stille Zuflucht zu sichern. Ich ritt nun im Lande herum und besah Güter, welche von der Regierung zur Tilgung alter Schulden an Armeelieferanten aus dem südlichen Frankreich in Zahlung waren gegeben worden. Leute aus Lodève in der Nähe von Montpellier kamen, um uns Güter unserer geistlichen Stiftungen zum Kauf anzutragen. Das führte mich nach verschiedenen Seiten durch die fruchtbaren Gefilde der Gilbach, an die baumreichen Ufer der Erft, in die Nähe von Neuß, wo ich den Lieblingsort meiner Kindheit, die Probstei Langwaden, dießmal als ein verkäufliches Gut, wieder betrat. Es war ein wehmüthiges Gefühl für mich, die alten Räume, in denen mein gütiger Pathe uns so oft freundlich beherbergt hatte, wenn auch sehr verödet, doch in ihrer soliden Ausstattung noch

unverändert wieder zu sehen: nur oberflächlich zeigte sich einige Vernachlässigung, so war es auch in den weitläufigen Höfen, Gärten und Weihern, aber die prächtigen Buchen in dem anstoßenden Wald waren während der zehn oder zwölf Jahre, daß ich sie zuletzt gesehen, nur noch stattlicher geworden. In dieser Umgebung wurde mein Erhaltungstrieb gar mächtig angeregt; der Wunsch, dieses Gut, an dem so viele mir liebe Erinnerungen hingen, in befreundete Hände übergehen zu sehen, verband sich mit der Ueberzeugung, daß die Erwerbung desselben eine sehr vortheilhafte seyn würde. Da ich noch zwei große Höfe in derselben Gegend fand, schloß ich vorläufig einen Kauf über alle drei Stücke. Ich hatte aber nachher den Verdruß, daß wegen Ermanglung einiger zur Sicherheit der Besitzer nöthigen Förmlichkeiten der Kauf von Langwaden nicht zur gehörigen Zeit konnte vollzogen werden; und so gelangte das werthvolle Gut später an den Marschall Maison. Als ich dem auf der Reise nach Jassy begriffenen Freunde von dem Kauf Nachricht gab, schrieb er mir von Wien aus, er gewähre ihm die größte Beruhigung, und fügte hinzu: „Es bleibt dabei, lieber Freund, daß wir nach Köln über Jassy gehen, unsere Herzen und unsere Einbildungskraft werden dem Rhein nahe seyn, während wir nach der Mündung der Donau eilen. Vielleicht sagen wir einst, dieser Umweg war nöthig, um das Ziel zu erreichen.“ — Das Schicksal wollte es wirklich so, denn der französische Resident verweilte kaum ein halbes Jahr in Jassy, da erfolgte die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland; und durch den falschen Eifer eines russischen Agenten wurde Reinhard gegen alles Herkommen zum Gefangenen erklärt und nach Krementschuk am Dniepr geführt. Kaiser Alexander mißbilligte höchlich diese Willkür, sobald er davon Kenntniß erhielt; ließ den Gefangenen unmittelbar in Freiheit setzen und mit seiner Familie unter der ehrenvollsten Behandlung nach Brody geleiten. Die Reise im tiefsten Winter durch die russischen Steppen nach der Ukraine und zurück nach Galizien war eine lebensgefährliche Aufgabe, und bildete ein seltsames Gegenstück zu der sechs Monate vorher in der stärksten Sonnenhitze erfolgten Ankunft, durch Ungarn, das Banat und Siebenbürgen in Jassy. Die Reisenden konnten Gott nicht genug loben, daß er sie und ihre beiden Kinder auf diesen großen Wanderungen vor aller

Krankheit behütet hatte. Sie kamen über Prag nach Karlsbad, brauchten dort eine Brunnenkur, erfreuten sich der Bekanntschaft und des nähern Umgangs mit Goethe, und kamen zu Ende des Sommers wieder an den Rhein.

Hier wurde der Güterkauf weiter verfolgt, denn es fehlte, da sich der Handel mit Langwaden zerschlagen hatte, noch an einem Landhaus. Dafür sollte nun Rath werden; man hatte die Probstei St. Apollinarisberg, oberhalb dem Siebengebirg, und das ursprünglich von dem Schloß zu Brühl abhängige Lusthaus Falkenlust in Vorschlag gebracht. Ersteres Gebäude war ganz verwüstet und ich hatte mit meinem Bruder Melchior den Wunsch, dasselbe nebst den dazu gehörigen Grundstücken zu erwerben. Das zweite hingegen, mit ansehnlichen Nebengebäuden, von einem schönen Park umgeben, und mit fürstlichem Aufwand ausgestattet, befand sich im besten Zustand, und überschritt in seinen Räumlichkeiten doch nicht das Maß und die Bequemlichkeit des Privatlebens. Es gelang mir, Reinhard zum Ankauf von Falkenlust zu überreden, und dadurch dieses köstliche Gebäude mit seinen eingelegten Fußböden, marmornen Kaminen, Gemälden an Decken und Wänden, eiserner Gittereinzäunung und dergleichen mehr vor der Zerstörung zu retten; der Preis war so niedrig, daß man ihn aus dem Abbruch hätte lösen können; wie das kurfürstliche Jagdschloß Rettgen, in der Nähe von Bonn, auch auf den Abbruch war verkauft und niedergelegt worden. Ueber den Apollinarisberg verstanden wir uns dahin, daß wir dieß kleine Gut kaufen, herstellen und so lange gemeinschaftlich besitzen wollten, bis die Trennung angemessen scheinen würde, wo dann der eine dem andern die Hälfte für den kostenden Preis überlassen sollte. Beide Ankäufe wurden im Winter 1807 gemacht; und so wurde der zwei Jahre durch alle Wechselfälle hindurch verfolgte Wunsch des vielgeprüften Mannes erfüllt. Reinhard brachte die drei Wintermonate in Köln im Sternberger Hof zu (zum Theil in den Zimmern, die drei Jahre vorher der neue Kaiser bewohnt hatte), wo er uns mit seiner sehr ausgezeichneten Frau in kleinerm Kreise oft Gelegenheit zu einer reichhaltigen, Geist und Gemüth ansprechenden Unterhaltung bot. Er konnte es kaum erwarten, von seinem eigenen Herd Besitz zu nehmen, zog darum schon zu Anfang März noch in Schnee und Eis mit den Seinigen hinaus

nach Zallenluft, und erfreute ſich dort gleich, wenn auch kühler, doch heiterer Tage.

Im Winter 1808 kam es in mir zu einer großen, gewaltigen Gährung. Die Vorleſungen von Schlegel waren beendigt; die Beſchäftigung mit der Kunſt, das Sammeln altdeutſcher Gemälde und das Studium der Kunſtgeſchichte, beſonders auch der mittelalterlichen Baukunſt hatte meine Neigung immer mehr in Anſpruch genommen. Nun warf ich mich zu Anfang dieſes Jahrs auch noch auf die Ausmeſſung des Doms, und ich begann leidenſchaftlich von einem Werk zu träumen, welches dieſes ſo traurig unterbrochene Denkmal deutſcher Größe im Bilde vollendet darſtellen ſollte. Dagegen erhoben ſich von Außen eine Menge Schwierigkeiten und Sorgen wegen der Mittel und Kräfte, eine kunſthiſtoriſche Laufbahn einzuſchlagen. Bertram konnte mich nicht tröſten und beruhigen, er ſchien mir die Welt zu leichtſinnig, zu keck und verwegen anzuſehen, und Melchior war noch zu jung, und ſtand auch zu ſehr unter dem Einfluß des um zehn Jahre ältern Bertram, der ihm ein zweiter Lehrer war. Ich fand mich ganz allein auf mich ſelbſt angewieſen; der Umgang mit Schlegel und Reinhard gab mir zwar einigen Halt; aber viel mehr gewährte mir die Freundſchaft mit einem jungen, geiſtreichen Arzt, Dr. Schmitz, dem ich ſeit dem Tode der Großmutter ſehr nahe gekommen war, und deſſen Liebe zur Muſik mir überaus zuſagte. Er bewunderte Händel, verehrte aber noch mehr Mozart, und mich begeiſterten deſſen Compoſitionen, damals beſonders ſeine Clavierconcerte, Quintette und Quartette dermaßen, daß wenn ich die Gabe der Sprache beſeſſen hätte, ich die Welt von Gedanken und Gefühlen, welche meine Seele erfüllten, gewiß in entſprechender Form würde dargeſtellt haben. — Bei dem Muſiker Maurer hatte eine Geſellſchaft von Muſikliebhabern beſtimmte Abende eingeführt, wo man bei den elenden Zuſtänden jener Zeit allein einigermaßen befriedigende Muſik hören konnte; Schmitz führte mich faſt jede Woche einmal dort ein. Dieſe Abende gewährten mir den höchſten Genuß, und verſetzten mich zuletzt in einen Zuſtand von Schwärmerei und Entzückung, daß ich einen Monat lang faſt alle Tage eine Herzensergießung in abgeſchloſſener Geſtalt niederſchreiben mußte.

Eine tiefe Schwermuth hatte ſich meiner bemächtigt, meine

von Kindheit an schwache Gesundheit mochte dazu mitgewirkt haben; ich fühlte mich ganz einsam und verlassen, wie einer der auf alle Lebensfreuden verzichten und zuletzt noch froh und dankbar seyn müsse, in der Hoffnung, wie ein armer Bergmann ein Stück Arbeit fördern zu können, welches die glücklichern Brüder zu Tage bringen, weiter verarbeiten und genießen sollten, und dabei ihres hinunter gefahrenen Gesellen liebreich gedenken würden; ich deutete mit diesen Worten auf das mir im Sinne liegende Werk über den Dom von Köln. Alle die höchsten Angelegenheiten des Herzens, des Geistes und Glaubens kamen in meinen überschwänglichen Ergießungen, bald in allgemeiner, bald in besonderer Beziehung zur Sprache. Der tiefe Ausdruck, der wie im Leben, so in der Kunst im Auge und im Munde liegt, wurde der Ausdruck begeisterter Betrachtung; Raphaels Gemälde schwebten mir dabei besonders vor. Ein andermal drückte ich meine Bewunderung für die umfassende Macht und Bedeutung der Musik aus; wie groß erschien sie mir schon in der Symphonie und der Concertcomposition, wo sie nach ihrer dreifachen Richtung, Kraft, Gewalt und Herrlichkeit, Trauer, Wehmuth und Sehnsucht, und endlich Freude, Lust und Jubel darstellt. Welch ein seelenvolles Leben offenbart sich im Gesang, welch eine reiche, vielbewegte Welt entwickelt sich in der dramatischen, welche Hoheit und Erhabenheit in der geistlichen Musik!

Ich erkannte damals als Grundursache der Kunst überhaupt das mehr oder weniger bewußte Streben des Menschen, nach Gottes Vorbild, eine neue Schöpfung zu seiner Verehrung hervor zu bringen. Die Baukunst schafft einen neuen Boden, einen neuen Wohnort, die Malerei und Bildhauerei bevölkern ihn mit neuen Gestalten von Pflanzen, Thieren und Menschen, die Musik endlich erfüllt ihn mit neuen harmonischen Tönen und trägt die Lob- und Bittgesänge empor zum dreieinigen Herrn des Himmels.

Alle meine Betrachtungen über die Kunst, über die Weltgeschichte und über den Gang des menschlichen Geistes, von den frühesten Zeiten bis auf die unsrige, wiesen mich auf den Aufschwung zum Höhern hin, den alle gebildeten Völker versucht haben und nicht aufhören zu versuchen, gleichsam in einem unendlichen Bau an der Stadt Gottes auf Erden.

Es ist begreiflich, daß ich bei dieser Richtung meine begeisterten

Ergüsse mit einem Versuch beschloß, die Vollendung des Kölner Doms seiner hohen Bedeutung nach in meiner poetischen Prosa darzustellen.

Lief nun unser Leben auf einen Wendepunkt hinaus, so war das nicht weniger mit den Verhältnissen unseres Freundes und Lehrers Schlegel der Fall. Alle Aussichten zu einer angenehmen Stelle am Rhein waren verschwunden; dagegen hatte sein Bruder August Wilhelm in der letzten Zeit in Wien Vorlesungen über dramatische Literatur gehalten, und bei der hochgebildeten und vornehmen Welt dort einen Beifall, eine Theilnahme gefunden, die ihn zu der Hoffnung berechtigten, Friedrich würde sich in Wien als öffentlicher Lehrer und Gelehrter eine ehrenvolle Laufbahn gründen können. Er lud ihn deßhalb ein, dorthin zu kommen, und traf auch schon Einleitung, daß er vor demselben Kreis von Zuhörern Vorträge über alte und neue Literatur halten sollte. Schlegel machte im April 1808 Anstalten, Köln zu verlassen, seine Frau sollte einstweilen bei uns bleiben; wir waren ganz mit dem Gedanken an diese Reise beschäftigt, da erklärten Beide eines Tages, es war am 16. April: sie seyen an diesem Morgen zur katholischen Kirche übergetreten. Es war eine große Ueberraschung für uns; wir kannten zwar die entschiedene Neigung, welche Schlegel für den katholischen Glauben und Gottesdienst gefaßt hatte, seit langer Zeit, und sahen voraus, daß er seine Ueberzeugung einmal öffentlich bekennen würde, und freuten uns, ihn mit unserer eigenen religiösen Gesinnung übereinstimmend zu wissen; aber in diesem Augenblick, wo der Uebertritt, der reine Gewissenssache war, so leicht den Schein äußerer Absicht und dadurch das widerwärtigste Aergerniß erregen konnte, war es uns schwer, die Ausführung eines so wichtigen Schrittes zu begreifen. Beide Freunde versicherten uns freilich, daß sie eben aus Rücksicht auf persönliche wie auf die Zeitverhältnisse diesen Schritt ganz im Stillen gethan, daher auch uns nicht einmal etwas davon vorher gesagt hätten, und daß man ihnen, bis zur angemessenen Zeit, vollkommene Geheimhaltung versprochen habe. Aber kaum war Schlegel ein paar Tage abgereist, als die französische Kölner Zeitung eine Nachricht brachte, die so abgefaßt war, als sey die Handlung mit absichtlicher Oeffentlichkeit und zwar im Dom vorgegangen. Diese Umstände, ja selbst der angegebene Tag war

nicht der Wahrheit gemäß, indessen war es dem Verfasser der Nachricht nur darauf angekommen, den Uebertritt auszuposaunen; mochte er es aus falschem Eifer für die Kirche oder aus Gehässigkeit gegen Schlegel gethan haben, genug, der Verdruß, den wir gleich bei der ersten Mittheilung befürchtet hatten, war im Ueberfluß herein gebrochen, es entstand das unangenehmste Geschwätz in und außerhalb der Zeitungen, man erschöpfte sich in Vermuthungen und Vernünfteleien, wobei Niemand etwas gewann. Wir mußten alles aufwenden, um die Redlichkeit unserer Freunde in Schutz zu nehmen, die das, was sie als eine Gewissenssache betrachteten, nicht an die große Glocke hatten hängen wollen, und weil sie ihre Ueberzeugung im stillen Heiligthum der Brust zu hegen gewünscht, deßwegen sie zur rechten Zeit und Gelegenheit nicht hatten verläugnen wollen. — Natürlich gehörte Reinhard zu denjenigen, die uns am lebhaftesten befragen; aber auf die offene Darlegung unserer Meinung und Ansicht ließ er als ein edel gesinnter Mann auch seine mißtrauischen Gedanken am ehesten fallen und gab zu, daß Schlegel wirklich seiner Ueberzeugung gefolgt sey, nur blieb ihm unbegreiflich, wie er mit seinem Geist und seinen Kenntnissen dazu habe kommen können.

Frau Reimarus in Hamburg an S. Boisserée.

Hamburg, den 18. Januar 1802.

Aus der innigen Zufriedenheit und dem Jubel, den nur die Ueberzeugung gibt, daß man das Beste gewählt hat, womit Sie mir die Veränderung Ihrer Laufbahn ankündigen, würde ich schon sagen, daß Sie recht daran thaten, wenn ich selbst nicht schon lange gedacht hätte, Boisserée sollte studiren. Nun es so gekommen ist, wünschen mein Mann und ich Ihnen herzlich Glück dazu. Ersterer gibt Ihnen als aufmerksamer Schüler mancher Lehrstunde das Zeugniß, daß Sie weiter kommen werden, weil Sie gerne forschten. Von Jena bis Hamburg ist es nicht so weit, daß Sie nicht einmal in den Ferien herüber kommen und ihm zeigen

können, wie weit Sie kamen. Möchte es möglich seyn und alle Entfernte sich um unsern Theetisch wieder versammeln. Unsere Tochter Reinhard sagt mir in jedem Brief: was auch unser Schicksal seyn möge und unsere Bestimmung, zu Hause kommen wir gewiß.

Es wird mir lieb seyn, guter Boisserée, wenn Sie uns etwas in Absicht Ihrer Plane zu den Studien mittheilen. Jurist müssen Sie freilich wohl werden, aber wills Gott, nicht Advokat; was man auch sage, der Augenpunkt eines solchen Menschen bleibt selten richtig, er weiß nicht, ob er zum Rechte verhilft oder davon wegzerrt. Ob die allmächtige Republik Stellen hat und gibt, die tüchtige Rechtsgelehrte bekleiden müssen, weiß ich nicht, seitdem sie Alles mit Militärpersonen besetzt! Indessen studiren Sie immer die Rechte und seyn dabei ganz ruhig, ein ehrlicher und unterrichteter Mann findet seinen Platz überall, und man hat sich leider überzeugen müssen, daß es gerade einerlei ist, einem Fürsten oder einer Republik zu dienen: vielleicht hat man in einem monarchischen Staate noch mehr ruhige Sicherheit. So klug sind wir seit vielen Jahren geworden und es hat uns viele Mühe gekostet, um zu begreifen, daß wir uns außer Athem liefen und nicht vom Fleck kamen. Karl Sieveking hat auch dem Kaufmannstand entsagt und sich entschlossen, ohne Zeitverlust die alten Sprachen zu lernen, er ist bei Trendelenburg in Lübeck in Pension und sehr vergnügt, dort hat er allen Unterricht, um sich vorzubereiten, und es wird ihm gelingen, weil er Kopf hat und sehr fleißig ist. Ich rede absichtlich von den gelehrten Sprachen, weil auch Sie die nicht überhüpfen können und weil diese wohl das Holprige Ihres Weges ausmachen werden. Mein Mann meint, das Latein wäre Ihnen nicht fremd und in den übrigen Theilen mancher Wissenschaft hätten Sie manche Vorkenntnisse. Das freut ihn, weil er die trockene Jurisprudenz nicht liebt, und findet, daß sie der Scirocco-wind des menschlichen Geistes ist. Indessen als Brodwissenschaft muß man sie schon gelten lassen und wer einmal das Bessere der Aufklärung gekostet hat, wird es schon fortsetzen. Karl studirt auch die Rechte, aber mit der Absicht, seiner Vaterstadt dadurch nützlich zu werden, nicht sie zur Chikane anzuwenden. Weil die Zeilen in Ihrem Briefe weit aus einander gerückt sind, sagte mein Mann: siehst du, er hat schon eine Advokatenhand, der Bogenweise bezahlt kriegt. Jakobi reist den 18. von Paris weg und geht nach

Hatem.

Möge Waſſer ſpringend, wallend
Die Cypreſſen dir geſtehn:
Von Suleika zu Suleika
Iſt mein Kommen und mein Gehn.

Suleika.

Kaum daß ich dich wieder habe,
Dich mit Kuß und Liedern labe,
Biſt du ſtill in dich gekehret;
Was beengt und drückt und ſtöret?

Hatem.

Ach Suleika, ſoll ich's ſagen?
Statt zu loben möcht' ich klagen!
Sangeſt ſonſt nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch dieſe loben,
Doch ſie ſind nur eingeſchoben;
Nicht von Hafis, nicht Nifami,
Nicht Saadi, nicht von Dſchami.

Kenn' ich doch der Väter Menge,
Sylb' um Sylbe, Klang um Klänge,
Im Gedächtniß unverloren;
Dieſe da ſind neu geboren.

Geſtern wurden ſie gedichtet.
Sag! haſt du dich neu verpflichtet?
Haucheſt du ſo froh-verwegen
Fremden Athem mir entgegen,

Aachen, vielleicht sehen Sie ihn, Baggesen kommt mit ihm, sein Aufenthalt in Paris war meiner Tochter sehr lieb und wir hatten auch gewünscht, daß Reinhards mit ihnen hätten den verzauberten Ort verlassen können, wo es keiner deutschen Moralität recht wohl seyn kann. Wie sich Fichte, Jakobi und alle Philosophen in Paris ausnehmen, berichten die Journale und das unglaublich seichte Urtheil, was man über Kant fällt. Bald werden Sie in Jena allen diesen Männern und ihren Aposteln zu Füßen sitzen. Es ist ein recht gebildeter Umgang dort, weil Weimar so nahe ist und Goethe und Schillers Geist überall weht, auch der Schlegelsche Dämon, etwas schwarz von Farbe, aber doch oft unterhaltend. Kotzebue hat durch sein letztes Jahr gewonnen und verloren. Seine Kasse steht sich gut dabei, aber man wird übel über der Kriecherei und blindes Lob. — Nun leben Sie wohl und denken unser aller.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Auvergenville, 11. Januar 1807.

Werthester Freund, die Zeit geht hier in ihrer Identität schneller hin, als selbst der Indifferenteste zu merken vermag, und mit Erstaunen sehe ich, daß meine Antwort fast einen Monat später datirt ist, als Ihr Schreiben. Ich wünschte oft, Briefe von Ihnen zu lesen, aber bis jetzt ist der eine auch der einzige geblieben; unterhalten Sie mich in meiner Einsamkeit von den Kölnischen Reichthümern jeder Art, so wie Sie jetzt vermuthlich die empfindlich schmetternde Lerche über alle Wallraf'sche Trübsal zu trösten versuchen werden. Ich bedarf der Unterhaltung eben so sehr, ja noch weit mehr.

Herzliche Freude habe ich an Bertrams Fleiß, nämlich dem katholischen; was die Philosophie betrifft, so weiß ich das schon. Hier hab' ich doch immer noch eine kleine Nachlese in der Kritik und Geschichte der alten Systeme gefunden und manches vielleicht klarer gestellt. Jetzt bin ich an der Dreieinigkeit und da sieht es schlimm aus; denn trinité ist doch etwas ganz anderes, so wie tragédie und Trauerspiel. Meine Frau wird Ihnen sagen, daß ich auf jeden Fall noch mehrere Monate in Köln leben werde.

Mit Klinger war ein gewisser Oehlenschläger hier, eine Art von Däne und Dichter, doch hat er noch viel mehr vom Seebären an sich. Er ist wohlgestaltet und jung, auch von Goethe so gut in allem Heidenthum unterrichtet worden, daß er uns großen Spaß gemacht hat. Mein Bruder aber, der diese Art von Affen weniger kennt, wollte fast darüber ergrimmen und hat ihm etwas gröblich begegnet, so daß jener anfing, rebellisch zu werden, welches für den dritten Mann sehr unterhaltend war; ich hätte Bertram dabei gewünscht, um nämlich das junge Wesen aus dem Grunde zu curiren oder wenigstens confus zu machen. Dieses ist nun für uns eine Neuigkeit, bis Madame Recamier wieder kommt. Empfehlen Sie mich Ihrer Familie, besonders Ihrer Schwester Marianne.

Reinhard an Sulpiz Boisserée.

Falkenluft, den 3. März 1808.

Wir sind nun, lieber Freund, vorgestern am fetten Dienstag glücklich in unserm Schlaraffenland angelangt. Der Weg von Wessling her war freilich ein Weg, um Buße zu thun, nicht in Staub und Asche, aber im Schnee und im Koth; die neugemalten Räder sanken ein bis über die Achse und das ganze Dorf mußte zusammen berufen werden, um sie los zu hauen. In den Zimmern fanden wir einen Luftzug, der durch alle Ritzen und Spitzen drang, und die ganze Nacht durch schien mich ein kalter Geist anzuwehen. Dem ungeachtet war es ein guter Tag und wie ich hoffe zur guten Stunde. Der Schalttag, der 29., wäre sehr unglücklich gewesen, wie alle meine Leute sagen (ich finde es sehr gutmüthig, einen Tag für unglücklich zu halten, der alle vier Jahre nur einmal kommt, und nicht vielmehr einen Tag, der alle Jahre kommt). Hingegen am ersten März, dem letzten Carnevalstage und dem ersten des Frühlingsmonats, hatten wir zugleich das Nachgefühl des einen und das Vorgefühl des andern. Selbst der Tag nachher, der traurige Aschermittwoch, war für uns der Nachcarneval von Köln, denn wir sahen fünf Chaisen an unserm Gitter vorbeiziehen, und so konnten wir alle wälschen Hahnen, alle Walzer und allen Maskenwitz noch nachgenießen,

wovon die vornehme Brühler Welt eben zurück kam. Eine noch vornehmere Chaise fuhr durch unsern Hof; es war der Herr Sous-Präfekt in Person, der zur Conscription reiste, aber in seiner Geschäftseile sich nicht aufhielt, sondern bloß ein Compliment herauf sagen ließ.

Ich denke, Sie werden es vorstehendem Paragraph ansehen, was ich gestern am Aschermittwoch zur Strafe meiner Sünden gelesen habe. Es ist der vierte Theil der Flegeljahre, den ich unter meinen Büchern oben auffand.

Wir sind heute spazieren gegangen; es ist schon Frühlingssonne in Falkenlust. Wenn es drei Tage nicht regnet, so werden Sie die Wege von Wessling her trocken finden, und wenn Frost eintritt, so ist der gerade Weg über Brühl vollkommen fahrbar.

Ihnen, mein gütiger junger Freund, kann ich für alle Mühe und Treue, die Sie in meinen Angelegenheiten gezeigt haben, nur vorläufig danken. Die Fortdauer dieser Verhältnisse ist durch unsere gemeinschaftliche Besitzung aufs Neue gegründet, und Alles, was mich in jedem Sinn näher an Sie anschließen kann, wird mir immer höchst willkommen seyn.

Die Frühlingssonne ist warm; kein Feuer kommt mehr in meinen Kamin, und weder von Osten noch von Westen klopft der Sturm mehr an unsere Fenster, dazu haben wir einen herrlichen Mond.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Weißenfels, 9. Mai 1808.

Geliebter Freund, wie schmerzlich war es mir, daß Sie meinetwegen noch so viel Verdruß und einen so harten Stand gehabt haben! Einen Ersatz jedoch und eine rechte Freude gewährte es mir, daß sich auch bei dieser Gelegenheit wieder Ihre Freundschaft so fest und so thätig bewiesen hat. Was Sie zunächst gethan haben, ist gerade das, was ich wünschte und was mir das Beste scheint. Ich meine das den andern deutschen Zeitungen auferlegte Stillschweigen. Damit ist unendlich viel gewonnen; erstlich wird Zeit gewonnen, denn obgleich jene Scribler,

was sie dort nicht dürfen, in die Morgenblätter ꝛc. einsenden werden, so kann dieß doch so schnell nicht geschehen; auch verliert das Ganze dadurch sein authentisches Gewicht, es wird Alles verworrener und unsicherer und man hat nachher um so freiere Hand, bei einer später etwa nöthig seyenden Erklärung sie desto dreister einzurichten, da besonders in der ersten öffentlichen Nachricht so große Unrichtigkeiten eingemischt sind und sie in einem so obscuren Blatt erschienen ist. Auch darin haben Sie recht, ich schreibe nicht an D. und K., denn es möchte leicht beides zu scharf und zu glimpflich ausfallen. Daß Sie aber scharf geredet haben, ist recht gut und ich danke Ihnen auch dafür. Kommt noch einmal die Rede darauf zurück, so ist noch Eines, was Sie den Herren sagen können und was Ihnen schwerer als alles andere auffallen wird, wenn Sie es auch in den glimpflichsten und mildesten Worten thun; Sie dürfen sich nämlich, wie es der Wahrheit gemäß ist, nur merken lassen, daß dieß gerade so anzusehen sey, als ob sie, was unter dem Siegel der Beichte ihnen anvertraut worden, ausgeschwatzt hätten, und daß man eigentlich aus diesem Gesichtspunkte es bei dem Bischof und bei noch höhern Behörden darstellen könne und im Nothfalle werde. Sie können immer so weit gehen, denn es würde mich in der That nur ein Wort kosten, um mich direkt in R. beklagen zu können, und der Zugang bei den höchsten Pariser Behörden ist uns ja auch nicht verschlossen. Das wünschte ich in der That, daß es Ihnen auch noch eingefallen seyn möchte, sich gleich an den Bischof zu wenden. Denn so armselig das Individuum seyn mag, so hat er doch zuverlässig durch den Standpunkt seiner Würde eine bessere Einsicht des ganzen Verhältnisses. Mit Stolberg das ist wohl zu weit hergeholt und geht nicht füglich. — Lieber Freund, halten Sie das Schweigen in den letzten Tagen doch ja nicht für einen Mangel an Vertrauen. Ich hatte Ihnen ja so oft und noch in der letzten Zeit gesagt, daß ich entschlossen sey — vor meiner Abreise aus Köln — vor Ostern u. s. w. Sie wußten es ja, und so wollte ich Sie gerade mit Tag und Stunde nicht weiter belästigen. Es scheint, wir haben uns nicht verstanden, denn sonst würden Sie mich wohl viel deutlicher und bestimmter gewarnt haben. Doch das ist nun vorbei und mit allem Ueberlegen würden wir denn doch nichts heraus gebracht haben, als daß es in Köln durchaus nicht werde

geheim bleiben können. Das hätte denn aber einen langen Aufschub erfordert, der für mich selbst drückend gewesen seyn würde, so daß ich dieß noch nicht recht bereuen kann. Hard. ist darin freilich viel glücklicher gewesen und ich sehe nun erst aus dem Vergleich die Weltunkenntniß und das grobe Ungefühl der Kölnischen recht klar ein.

Bei Reinhard habe ich nun wohl Alles verspielt? Dieß sollte mir sehr leid thun. Sagen Sie ihm indessen, wie sehr sich Goethe über die guten Nachrichten von ihm gefreut. Ich habe recht viel von Reinhards erzählen müssen. Den 12. Mai geht er nach Carlsbad ab. Ich nahm auch Gelegenheit, Goethen Moslers Zeichnungen altdeutscher Gemälde im voraus zu empfehlen und zwar sehr franchement; ich sagte ihm, es hätten einige aus der Vorliebe für die alte Malerei eine Art Sekte und Phantasterei gemacht, das sey hier gar nicht der Fall, wir wollten bloß der Vergessenheit entreißen, was ohne allen Zweifel in hohem Grade merkwürdig und zum Theil gewiß auch künstlerisch vortrefflich sey. Meine Ansicht, die übrigens bloß historisch und praktisch seyn könne, habe wenigstens das gewirkt, daß eine bedeutende Zahl vortrefflicher Kunstwerke vom Untergang gerettet worden ꝛc. Es schien Eindruck zu machen und er versprach die Sache mit Theilnahme und Ernst aufzunehmen, sobald es erschienen sey. Dann muß man ihm also eins der ersten Exemplare schicken. Sein Urtheil gilt doch sehr viel. Ich suchte ihm im Allgemeinen einen Begriff von der Kölnischen Malerei zu machen, was ihm auch sehr einzuleuchten schien. Er hat sich gewissermaßen bekehrt, indem er neulich etwas sehr zum Lobe von Albrecht Dürer geschrieben. Am meisten sprachen wir doch über das indische Studium, was ihn sehr lebhaft interessirte.

In Frankfurt sah ich die Sammlung eines Schöffen von Holthausen, kommen Sie durch, so versäumen Sie diese ja nicht. Es sind viele altdeutsche Bilder darin. Ein angeblicher Dürer schien mir dessen nicht ganz würdig und das bekannte Zeichen also falsch. Ein großer Cranach aber, ein Urtheil Salomonis gehört unstreitig zu den sehr guten altdeutschen Bildern, die ich je gesehen. Er hat noch viele altdeutsche Bilder, die er aber bisher zu schlecht geachtet, um einen goldenen Rahmen daran zu wenden. Nun hat er aber versprochen, Alles aufzustellen.

Danken Sie dem Wallraf in meinem Namen recht herzlich für seine Theilnahme und sein gutes Betragen.

Uebermorgen werde ich weiter gehen. Schon in Frankfurt hörte ich Kriegsgerüchte. Die Landmiliz in Oesterreich ist aufgeboten, alle ihre Truppen marschiren durch einander; den Tausch haben sie ausgeschlagen. In Königsberg erwartet man Russen und Franzosen. Die Contingente der kleineren Regierungen gehen zum Lager nach Berlin. — Von Goethe sind beide Lieferungen seiner Werke fertig.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Koblenz, 1. August 1808.

Gestern Nachmittag um halb fünfe bin ich wohlbehalten hier angelangt, sitze nun schon um fünf Uhr morgens am Fenster im Gasthof zu den drei Schweizern, der Rhein fließt in der aufsteigenden Sonne zwischen mir und dem zertrümmerten Ehrenbreitstein hinunter, und ich gebe ihm mit thränenden Augen und gewiß recht vollem Herzen Wünsche und Grüße für Köln mit. Ich wußte es wohl, daß ich Ihnen gleich von hier aus würde schreiben müssen! — Das Gefühl, als Sie gestern meine Hand ließen, und ich wie in eine Höhle hinuntersteigen mußte, wo mir der Tabaksdampf von einem halben Dutzend Soldatenpfeifen entgegen kam, und wie mir zu Muthe ward, als verließe mich mein Schutzgeist, das können Sie sich gewiß recht denken; aber wenn man sich eine Sache gar arg vorstellt, dann pflegt sie immer bei genauerer Bekanntschaft gar nicht so arg zu seyn; es ging ganz erträglich. Bis eilf Uhr ungefähr zog ich meinen Hut tief ins Gesicht, drückte mich in den Winkel, und überließ mich ausgelassen meiner recht überströmenden Wehmuth, und alles, was mir lieb und was mir leid war, zog mit hellen Farben durch mich hin. Endlich ward ich ganz erschrecklich hungrig und durstig, und nun wollte ich nicht länger träumen und weinen, um die Beschämung nicht zu haben, daß ich nicht wußte, ob meine Thränen aus Wehmuth oder aus Hunger fließen; ich raffte mich zusammen, nahm mein Tuch von den Augen, und siehe da, eine ganze Bank

der ehrlichsten, gutmüthigsten Gesichter saß in französischer Uniform mir gegenüber und zur Seite. Es waren lauter Deutsche vom Rheinufer, die in vorigen Kriegen gegen Oesterreich und Preußen mitgedient hatten, leicht blessirt waren, ihren Abschied hatten und nun nach den verschiedenen Heimathen zurückkehrten. Lauter liebe, brave Leute; dann zwei der Montirung nach Schweden convoyirten, davon war einer ein Pfälzer, der andere ein französischer Volontär, ein Kind von siebzehn Jahren. Kein ungeziemendes, ja kein unangenehmes Wort ward gesprochen. Ein ziemlich alter Grenadier (ein wenig wüster zwar als die andern jüngern, jedoch nicht ungeziemend) sang Lieder auf den deutschen und auf den französischen Kaiser, auf Prinz Johann und Karl, kurz auf alle Kriegführende und Generale mit recht kräftigen, heitern Melodien, die andern sangen nach Gelegenheit mit. Es war Soldatenpoesie; sehr wunderliche Darstellung der Absichten und des Charakters des jedesmaligen Helden, und nur selten gereimt, fast ausschließend immer nur in Assonanzen (ein großer Beweis gegen die Bekämpfer der Assonanzen, die sie dem deutschen Ohre für fremd halten). Ein vorüberfliegender Sonnenblick zog mich aufs Verdeck; die alte Rheineck ist sehr schön, auch Hammerstein mit der zertrümmerten Burg; ich bekam die herrlichen Ufer immer lieber, und fühlte es ganz bestimmt, daß ich sie nicht auf lebenslang zu verlassen glauben kann; gerade diese Ufer, diese Hügel und diese Felsen sind es, die mir immer als Phantasie vorschwebten, als ich noch trostlos auf immer an Berlin geschmiedet zu seyn wähnte; mag immerhin mein Körper zufällig in jener Wüste geformt seyn, meine ganze Seele bekennt die Ufer des Rheins zu ihrem Vaterlande! Und ist mir noch ein Wunsch vergönnt, so ist es der, hier die letzten Lebenstage zu athmen und hier zu sterben (jedoch nur nicht in Neuwied, wenn ich bitten darf!) — Andernach sieht sehr ehrwürdig aus, fast älter noch als Köln, doch nicht so prächtig. Hier sah ich einen ganz ungeheuern Floßkoloß erbauen, bei dem mir erstlich der Umfang und die Kühnheit sehr auffiel, dann aber auch der kräftige Geruch der Fleischbrühe aus der Küche; welch eine Empfindung für mich sehr hungernde Person! Aber nun auch mein Entsetzen, als ich mich erkundigte, und es hieß: wir fahren bis Koblenz nirgend an! Auch der Schiffer ließ sich nichts kochen, nirgend eine Aussicht. Ich bat die Köchin auf dem Schiff um

ein wenig Brod, sie brachte mir ein großes Stück sehr schwarzes Brod, das ich, zumal bei einem Anfall von Magenkrampf nicht zu genießen wagte. Zwei Frauenzimmer in der andern Ecke der Kajüte verzehrten gemüthlich ihr sehr niedliches Brödchen mit Schinken, ich forderte aber nichts, ich war zu trotzig; ich glaube aber, daß ich blaß ward; der Husar neben mir suchte seinen Reisesack und gab mir ein Stück recht gutes weißes Brod und sein Messer dazu, ich nahm es dankend und wollte eben meine Bouteille mit dem Branntwein, den ich aus Köln mitgenommen, hervorziehen, als mir der Pfälzer gegenüber seine herumgehende Branntweinflasche präsentirte; die Leute waren mir sehr lieb, aber das konnte ich denn doch nicht; ich lehnte also die Flasche ab, hatte nun aber auch die Impertinenz nicht, meinen eigenen Branntwein in ihrer Gegenwart zu trinken, ich aß also mein Brod trocken. Ein freundlicher Infanterist erzählte mir nun, wie sie bei Jena Hunger gelitten, und wie sie bei Auſterlitz statt aller Nahrung während 36 Stunden nichts hatten als Schnee, den sie im Munde zergehen ließen. Diesem Infanteristen war ein Ohr von einem Kartätschenschuß mitgenommen, er hatte als todt da gelegen, die Bauern hatten ihn schon nackt ausgezogen und wollten ihn eben zu den andern Todten legen, um sie zu begraben, als sein Kamerad (jener Alte, der die Lieder sang) ihn erkannte, und da er noch ein leises Herzklopfen und ein Zucken um den Mund an ihm bemerkte, trug er ihn auf den Schultern mehrere Stunden weit in ein Lazareth, wo er nach mehreren Tagen und unter beständiger Pflege jenes Kameraden wieder zur Besinnung kam, nun eine schmerzhafte Operation aushalten mußte, das Leben erhielt, aber das Gehör von einer Seite verlor. Ich sagte ihm, er würde nun viel zu erzählen haben, zu Hause: ja wohl, sagte er, Gutes und Böses, fuhr ich fort; — mehr Böses als Gutes, antwortete er, aber das Böse vergißt sich auch geschwind; und dann werde ich mich wohl hüten, es zu Haus zu erzählen. Warum? — Wir machen nun Andern Platz, wenn wir das Bös all erzählen wollten, dann verlören die nach uns kommen sollten, die Courage, und verspielten, was wir gewonnen haben! Ueberhaupt war die gefaßte Stimmung dieser Leute sehr interessant. — Heute werde ich die Gegend sehen, morgen, wenn es das Wetter erlaubt, nach Laach, und übermorgen zu Land nach Mainz gehen.

Den 8.

Aus jenem Uebermorgen iſt nichts geworden; ich bin noch hier und habe in den vier Tagen nicht einmal Zeit gefunden, Ihnen meinen Brief zu ſchicken. Ich war die ganze Zeit mit einer zahlreichen Kur umgeben, und gäbe ich mich den Bitten und Einladungen hin, ſo würde kein Ende hier. Mit einigen ſehr liebenswürdigen Familien habe ich von dem Augenblick an, wo ich neulich abbrach, in der Gegend umhergezogen, auch zu Laach. Auf geſtern war meine Abreiſe beſtimmt; ich wurde aber ſehr unwohl und mußte ſie um einige Tage verſchieben. Koblenz und ſeine reichen ſanftgeſchwungenen Hügel gefallen mir außerordentlich wohl, auch die Stadt iſt freundlich und luſtig, und die Luft durch die vielen, ſchönen, lebendigen Gewäſſer ſehr weich und wohlthätig. Daß Sie mich mit Laach bekannt gemacht, kann ich Ihnen nicht genug danken, der Tag und die Nacht, die wir dort zubrachten, war eine Kette von Bezauberungen, alle Mährchen wurden wieder lebendig vor meinen Augen; und doch war alles, was ich ſah und fühlte, nur wie ein fortlebender Nachklang der ſchönen Stunden auf dem Apollinarisberge, wenigſtens war das Andenken davon immer der Hintergrund, vor welchem die neuen Bilder ſich bewegten. Leben Sie wohl, recht wohl; ſo recht Abſchied werde ich erſt von Ihnen nehmen, wann ich die Ufer des Rheins verlaſſe, noch verbindet er uns, und ich meine noch immer, wir ſehen uns wieder. —

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, 17. Auguſt 1808.

Vorgeſtern, liebſter Freund, habe ich beſonders recht lebhaft an Köln gedacht und mir bei dem ſchönen Feſte dort zu ſeyn gewünſcht. Das einzige, was mich bei dieſem Andenken ſtörte, iſt, daß ich gar nicht wußte, ob meine Frau noch in Köln ſey oder nicht. Sollte ſie noch dort ſeyn, ſo ſagen Sie ihr, daß ich in der äußerſten Unruhe und Ungeduld ſey, ſo ganz ohne alle Nachricht von ihr zu bleiben. Meine an Sie und meine Frau gerichteten Briefe müſſen doch endlich angekommen ſeyn. Die Langſamkeit

dieses Weges der Mittheilung ist um einen zur Verzweiflung zu bringen. Auch Sie, lieber Freund, müssen es mir verzeihen, wenn ich Ihnen, bis erst diese Hauptangelegenheit in Ordnung gebracht ist, auch keinen eigentlichen und rechten Brief schreibe. Sobald ich aber einmal weiß, wo die Meinigen sind, und wo ich die Gedanken meines Herzens hinzurichten habe, werde ich wieder ruhiger seyn, und Ihnen dann Alles, was sie am meisten wünschen, über St. Stephan, über Kunst und Gemälde ausführlich berichten. Was die Gemälde betrifft, so ist leider nun das Beste, die deutsche Schule, eines Baues wegen jetzt nicht zu sehen. Kommen Sie indessen nur zum Winter her, so wird dieser Anstand gewiß gehoben seyn. In der That ist es recht sehr mein Ernst, dieß nicht bloß zu wünschen, sondern Ihnen ans Herz zu legen, halte ich für meine Pflicht und meine Gründe scheinen mir so triftig, daß ich schon Hoffnung darauf gründe. Auf jeden Fall können Sie für Ihre Zwecke hier weit mehr und weit besser als in Heidelberg lernen, und auch das Leben dann gleich mit dem Lernen in Verbindung setzen. — Ludwig Tieck ist jetzt bei uns. Ein wenig gebeugt und herabgesunken ist er wohl, doch könnte er sich wieder heben und ist oftmals ganz und gar der Alte; nur eigentlich zu sehr, zu wenig hat das neue Große ihn ergriffen, er steht noch ganz auf der alten Stelle, aber immer ist es eine Freude, ihn auch da zu sehen, da er derselben so ganz Meister ist. Reisten Sie über München, so würden Sie ihn dort treffen. Es ist sehr wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß mein Bruder wieder herkömmt im Spätherbst. Was fehlt also nunmehr, als daß Sie auch einen raschen Entschluß faßten und gleichfalls herkämen! Von meiner Frau hoffe ich auch mit Gewißheit, sie im Herbst hier zu sehen. Ein so schönes und vielfaches Zusammentreffen findet sich leicht sobald nicht wieder. Die übrigen Gründe wissen Sie ja alle! — Daß wir den Winter Ruhe behalten, ist nun wohl so gut als gewiß. — Mein ganzer Sinn ist außer Karl V. auf Vorlesungen über deutsche Geschichte gerichtet, die etwa im November beginnen müssen. — Ich hatte erst einen flüchtigen Gedanken, Tieck und seine Schwester nach Bayern zu begleiten, um München zu sehen und Baader kennen zu lernen. Allein ich sehe wohl, daß ich zu viel Zeit damit versäumen würde und bleibe nun hier. — Daß Sie gemeinschaftlich den neuen

Der dich eben ſo belebet,
Eben ſo in Liebe ſchwebet,
Lockend, ladend zum Vereine,
So harmoniſch als der meine?

Suleika.

War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war ſie ſo ſchön gelobt,
Da hat die Trennung ſich erprobt.
Wohl, daß ſie dir nicht fremde ſcheinen;
Sie ſind Suleika's, ſind die deinen.

Behramgur, ſagt man, hat den Reim erfunden,
Er ſprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram ſchnell, die Freundin ſeiner Stunden,
Erwiederte mit gleichem Wort und Klang.

Und ſo, Geliebte, warſt du mir beſchieden
Des Reims zu finden holden Luſtgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Saſſaniden,
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Haſt mir dieß Buch geweckt, du haſt's gegeben;
Denn was ich froh, aus vollem Herzen ſprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, ſo Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne;
Das Wort erreicht, und ſchwände Ton und Schall.
Iſt's nicht der Mantel noch geſä'ter Sterne?
Iſt's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Journalartikel in Köln über mein Katholischwerden verhindert haben oder verhindern wollten, ist mir sehr recht, und ich danke Ihnen von Herzen dafür. Setzen Sie ja in dieser Rücksicht Ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit auf meine Angelegenheiten fort. Es muß diese Sache auf eine ganz und gar andere Weise zur Sprache kommen. Die besten Grüße an Melchior und Bertram. Schaffte denn der Bertram nicht endlich ein Geschriebenes? — Hier wäre sein eigentliches rechtes Vaterland. Nirgends in der Welt würde es ihm so gefallen wie hier. — Hat Ihre Messung des Doms einen bestimmten äußern Zweck? Bei dem, über kölnische Gemälde, was ich durchaus noch schreiben will, müssen Sie mir nun behülflich seyn. — Grüßen Sie alle übrigen Freunde, Wallraf, Schmitz, besonders Reinhard die Ihrigen.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Lobenstein, 20. August 1808.

Unter mancherlei Abenteuern (die ich Ihnen erzählen will, wenn wir irgend an einem Ofen oder Kamin sitzen), bin ich auch heute ein wenig unter die aus Schlesien rückkehrenden Truppen gerathen. In der ganzen Gegend ist die Angst der Erwartung fürchterlich, und mein Kutscher, der mich bis Gera fahren sollte, gerieth in solche Furcht wegen seiner Pferde, daß ich ihn zurückschickte, und mich hier in der guten Stadt Lobenstein einquartierte, morgen in der Frühe werden die Truppen auch hier erwartet, und es ist doch immer besser, ich begegne ihnen hier, als im offenen Felde. Egypten ist mir aber nicht so fremd wie dieses Lobenstein, und meine Situation ist nolens volens so romantisch geworden, daß ich gar nicht weiß, was ich damit anfangen soll. Zum Glück habe ich mir in Bamberg Ihre Anweisung auf M. in Frankfurt auszahlen lassen; es ist alles entsetzlich theuer, und immer theurer je näher an Sachsen; einige Tage muß ich noch hier bleiben. — In Bamberg war ich drei Tage; die Paulus hätte ich am ersten Tag schon wieder verlassen können! ich liebe sie noch immer von ganzem Herzen, aber es that mir weh, zu sehen, wie alt sie geworden ist, seit ich sie das letztemal sah,

ohne daß sie weiter fortgelebt hat; sie steht mit dem Geiste noch da, wo ich sie vor sieben Jahren ließ, und Herz und Leib sind nun zwanzig Jahre älter; das ist fürchterlich! Einen wunderklugen Jungen von sieben Jahren hat sie aber, und ein sehr schönes Mädchen von sechzehn Jahren, die die Concerte von Mozart (unter andern auch das, welches Mozarts Wittwe dem Prinzen Ludwig von Preußen zugeeignet hat und das sehr schwer ist) mit aller erwünschten Fertigkeit und Präcision spielt. Das ist etwas, nicht wahr? Dabei ist sie schön, einfach erzogen, etwas stolz, ohne Prätension, aber noch sehr kalt. Ich muß gestehen, ich habe diese beiden Kinder sehr vorzüglich gefunden; der Mutter ist es jedoch nicht gelungen, dieser schlanken, blonden Klavierspielerin einige Zärtlichkeit zu geben, dieß ist das einzige, was ihr fehlt, um über alles liebenswürdig zu seyn. — Nun übrigens leben Paulus in derjenigen Welt, welche man die große nennt, und gleich am ersten Tage gerieth ich bei ihnen in einen brillanten Thee. Excellenzen blau und weiße Bänder im Knopfloch, gestickte Roben ꝛc. und dabei alle die schiefen und verkehrten Ansichten, und alle der Greuel, den wir uns oft als möglich dachten, so vor mir, wie wir es gar nicht einmal auszudenken im Stande waren, manchmal glaubte ich zu träumen, oder nicht recht gehört zu haben! Ich bekam den Abend und überhaupt in Bamberg den allergrößten Respekt vor den F. — Hegel lebt in Bamberg und schreibt dort die Zeitung; er ist alle Abend bei Paulus, und da ich in der Gesellschaft geschwiegen hatte, man mir aber den Widerspruch wohl an der Nase mochte angesehen haben, so brachten mich Paulus und Hegel im engern Ausschuß doch noch so weit, daß ich über allerlei mit ihnen disputiren und mich bloßgeben mußte. Dabei sind aber Grundsätze von ihrer Seite zum Vorschein gekommen, von denen man gar keinen Begriff hat! Nicht allein eine total verkehrte Ansicht, sondern ganz und gar nicht die geringste Kenntniß von dem Stand der Dinge! Kurz über alle Begriffe verkehrt! — Es darf nicht besser gehen in der Welt, so lange dergleichen regiert. Mit welcher Freude dachte ich an den Rhein zurück! Meinen Brief von Frankfurt werden Sie wohl erhalten haben. Der Rath Schlosser in Frankfurt hatte nach den Beschreibungen seines Bruders gemeint, Sie wären ein alter Mann, und er war ganz erstaunt, als ich ihm das Gegentheil

versicherte. Zum Bild vom Kaiser Maximilian wünsche ich Ihnen Glück, grüßen Sie ihn von mir.

Tagebuch 1808.

Am 11. September reiste ich von Köln aus. Sonntag brachte ich in Koblenz in Geschäften mit dem Bischof zu. In Heidelberg gefiel es mir ganz besonders. Meine Reise führte mich über Straßburg, Colmar, Freiburg und Basel, dann über Schaffhausen nach Ulm, Augsburg und München. Erst Ende November kam ich über Regensburg, Nürnberg, Würzburg und Frankfurt zurück.

Sulpiz Boisserée an Bertram.

Schaffhausen, 9. Oktober 1808.

Warum ich meine Reise bis Basel und Schaffhausen ausgedehnt, ist deßwegen geschehen, weil ich Colmar seiner alten Bilder wegen besuchen wollte; auch muß ich Dir gestehen, daß mich die Tafeln in Colmar und Freiburg wieder einmal sehr bildertoll gemacht, und gereizt haben, die Holbein in Basel zu sehen. Ich weiß aber nun nicht, wo ich anfangen soll, so viel steht zu sagen. In Colmar hängt eine ganze Gallerie voll alter Bilder, jedoch sind die wesentlichsten Stücke nur von zweierlei Art, eine Passion von sechzehn Stücken auf Goldgrund von Martin Schön und noch ein paar andere von ihm. Alles mit großer Kunstfertigkeit und viel Verständniß gemalt, die Zeichnung freilich sehr verrenkt. Du glaubst nicht, was das Streben nach dem Unmöglichen, bei so großer Kunstfertigkeit im einzelnen, einen wunderlich quälenden Eindruck macht; es ist der Wahnsinn im Kampf mit einer großen, gesunden, kräftigen Natur. Im Münster in Colmar befindet sich eine Maria auf Goldgrund in einer Laube mit dem Kind im Schooß in Lebensgröße.

Von Freiburg hatte ich Dir ein ganzes Buch zu schreiben, das

ist ein Ort aller Orte, alles Alte so schön mit Liebe erhalten, eine herrliche Lage, in jeder Gasse ein krystallheller Bach, in jeder ein alter Springbrunnen, in der Hauptstraße sogar drei (und doch nicht viel größer als etwa Mühlheim) rund um Weinwachs; alle Wälle ehemalige Festungswerke mit Reben bepflanzt; ein fruchtbarer, gedeihlicher Boden, und so gute kaiserliche Leute; man sieht überall die milde österreichische Hand; aber was rede ich da allerlei durcheinander, während ich von nichts anderm, als dem Münster erzählen soll, denn jenes kannst Du Dir vorstellen; nicht aber wie es hier aussieht, wo noch fast alle Altäre alt und schön erhalten sind; drei geschnitzte, drei gemalte, ohne den Hauptaltar, das Chor noch auf alte Weise mit gothischer Mauer und Laubwerk umgeben, zwei Springbrunnen, eine alte Kanzel, ein großes in Stein gehauenes Abendmahl, der Tisch, woran die lebensgroßen Figuren sitzen, dient als Altar; ein eben so großes heiliges Grab, und mehrere Denkmäler, ein Thron von steinernem Laubwerk für den Bischof, eine alte Orgel ꝛc. Die Fenster nicht ganz bemalt, aber in der Mitte ein Stück, wie man im Anfang von 1500 schon zu machen pflegte, bloß unten in den Gängen sind ganz gemalte Fenster, aus den Zeiten unseres Domes, sonst überhaupt ist hier meist alles in der Art der ersten Jahre von 1500. Das große Altarblatt von Baldung ist vorn und hinten bemalt, die Figuren sind lebensgroß; es herrscht eine nicht geringe Verschiedenheit unter diesen Tafeln selber; wie das bei den Meistern dieser großen, gährenden Epoche natürlich ist, aber auch das Urtheil über die eigenthümliche Art eines solchen Meisters gar sehr im Zaum zu halten lehrt. Die Aechtheit ist nicht durch ein Monogramm, sondern durch eine förmliche Inschrift auf dem Gemälde selber bewährt; gemalt wurde es 1516. Es ist unmöglich, Dir alle die verschiedenen Figuren zu beschreiben, ich würde nicht zu Ende kommen, und zuletzt wäre es doch ein vergebener Versuch, denn die Hauptsache bleibt doch das eigene Sehen. — Unter den kleinen Altären befindet sich einer von Holbein, die Geburt, ein Nachtstück, und die Anbetung der Könige; das hätte ich nie für Holbein gehalten; deutsch erscheint es aber durchaus mit Studien des italienischen Helldunkels von Leonardo. Die Passion, ein kleines Bildchen in drei Nachtstücken, läßt mich durch die Weichheit der Behandlung der Umrisse des Fleisches und

aller Farben hier wirklich an Holbein zweifeln, man müßte mir denn sagen können, daß er in seinen spätern Jahren in Italien gewesen sey. Es geht hier wie mit vielen Dingen, je mehr man sie kennen lernt, je weniger ist man am Ende. Für heute bin ich es aber; da Du seit einiger Zeit vor allen andern die Bilderwuth hast, denke ich, diese Bildercpistel wird Dir lieb seyn. — Ich logire hier zusammen mit Madame Händel, die Attitüden à la Hamilton, Venuse, Madonnen à la Raphael, Bauernweiber, Hexen, alles durch einander macht.

Sulpiz Boisserée an M. Boisserée.

Regensburg, 5. November 1808.

In der Verzweiflung die Zeichnung vom Dom noch in München zu erhalten, verschob ich meine Abreise noch um einige Tage, und brachte wirklich mit Aretin einen Traktat zu Stande. Ich gebe ihm die Zeichnungen und den Text unentgeltlich. Die Zeichnungen bleiben mein Eigenthum; er läßt Alles mit der ersten Vollkommenheit in Steindruck ausführen und zugleich eine Prachtausgabe veranstalten: ich bekomme 25 Exemplare ꝛc. Um nächst Michaeli muß das Ganze fertig seyn und in Umlauf gesetzt werden können; ich bringe den schriftlichen Vertrag, ein Exemplar von Dürers Handzeichnungen und zwei Proben von gothischer Architektur in Steindruck mit, sie sind sehr schön, aber in Craven-Manier; um ganz sicher zu gehen, soll auch eine Probe mit einer Federzeichnung gemacht werden.

Der alte Kupferstecher Heß hat mir vielen guten Rath und Beistand gethan und fernerhin versprochen, das ist ein gar braver und sehr verständiger Mann; so lange der sich der Sache annimmt, kann ich ganz sicher seyn, daß mit Genauigkeit und Sorgfalt gearbeitet wird.

Sage dem Fuchs meinen schönen Dank für die Zeichnung, sie ist recht treu und gut, nur macht sie, weil keine Tucker in den Linien sind, noch keinen Effekt. Das einzige, was ich zu tadeln habe, ist, daß er den Maßstab größer genommen, als ich ihm angegeben, das ist eine böse Sache, alle Welt klagt über die

ungeheure Breite des Formats. Hier ein Brief für de Groote, bloß als Lebenszeichen und zum Troſt, daß ich nun acht Tage ſpäter zurückkomme, woran Ihr Schuld ſeid, weil Ihr Fuchs nicht beſſer getrieben, ja vielmehr von dieſer Arbeit abgehalten habt! An dieſer ganz einfachen Zeichnung kann er unmöglich alle die Zeit gearbeitet haben, die Reſtauration des Colombabildes ſitzt dazwiſchen, am beſten iſt, daß Du dadurch nun auch das Mittel in Händen haſt, mich vollkommen zu beſänftigen; ſonſt, ſonſt wenn ich nach Köln komme, brülle ich wie ein Löwe!

Es wäre mir recht von Herz lieb, ich fände bei meiner Zurückkunft das große Zimmer mit den Apoſteln zu unſerem Studirzimmer eingerichtet, nebenan wollte ich ſchlafen. Ich habe dieſen Wunſch vor meiner Abreiſe der Schweſter Marianne geäußert, die ihn ganz ausführbar fand. Wollteſt Du ſorgen, daß die Sache zu Stande käme? Ich möchte Euch gerne gleich meine Reiſeherrlichkeiten auskramen und erzählen können. Der Dom hier iſt ſchön, das Innere nach Köln, das ſchönſte was ich bisher geſehen habe.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, 14. Januar 1809.

Dem Himmel ſey Dank, daß Sie glücklich wieder im alten Grippigenlande angekommen ſind. Schon längſt würde ich Ihren ſchönen und reichhaltigen Brief von München beantwortet haben, hätte ich nur gewußt, wohin ich meine Antwort richten ſollte; denn daß Sie ſobald wieder zu der hilligen Stadt Köln zurückkehren würden, glaubte ich keineswegs.

Vor allen Dingen meinen herzlichen Glückwunſch und alle Freude wegen der glücklich veranſtalteten Anslichtſtellung des Kölniſchen Doms. Zwar gönne ich die Ehre den Bayern nicht ſo ganz, indeſſen die Hauptſache iſt doch, daß es erſcheint. Laſſen Sie mich bald mehr davon hören. Nur eines bitte ich, daß Sie nämlich die verheißenen Reiſenotizen über alte Baukunſt und Malerei, für die neu erſtandene Europa deßhalb nicht verſäumen und vergeſſen. Da Sie von lauter Kunſtwerken zu reden haben,

die ich nicht gesehen habe, so dächte ich, es wäre das Beste, sie entschlößen sich, das Manuscript unmittelbar an die Druckerei zu senden. Auf Bertram ist bei der auserstehenden Europa sehr ernstlich gerechnet. Es ergeht hiermit durch Sie die förmliche, feierliche Einladung an ihn zur Theilnahme an derselben, und zwar zu der freiesten, unbedingtesten. Wenn er sich nun dießmal nicht entschließt, die deutsche Literatur ein wenig coram zu nehmen, so muß er sich es gefallen lassen, wenn ich ihm etwa, sobald mein Einfluß sich so weit erstreckt, ein förmliches, kaiserliches Diplom der Faulheit verschaffe. Doch will ich ihm durch jene Andeutung keineswegs vorgreifen, und soll außer dem bloß Literarischen auch alles Philosophische und Politische, so wie er es meint und behandeln würde, in der Einladung mitbegriffen seyn.

Sein Sie übrigens versichert, daß es mit der Europa sehr ernstlich vorwärts gehen soll, daß es bis jetzt noch zögerte, war nicht meine Schuld, es waren zum Theil auch die hiesigen Verhältnisse meines Lebens. Es ist noch immer nicht entschieden, ob ich eine historische Vorlesung hier halten werde oder nicht, und das würde allerdings auf die Europa Einfluß haben, darum wartet es auf die Entscheidung, die nun bald erfolgen muß. Ja, liebster Freund, Wien hat zwar nur wenig oder gar nichts, von der Alterthumlichkeit der belebten Stadt Köln; was aber die edle Langsamkeit und Schwerfälligkeit betrifft, so haben wir diese ganz so hier wieder gefunden, als ob es ein anderes billiges Wien wäre. Unterdessen habe ich schon viel gesehen, erfahren, gelernt; und es reut mich auf keine Weise, hier zu seyn. Wenn ich Ihnen sage, daß der Karl V. immer noch nicht fertig ist, so werden Sie um so mehr das von der Langsamkeit glauben, die also auch mich angesteckt habe. Indessen sind es mehr die Störungen der mir so ungewohnten, geselligen Lebensart, als Trägheit, was mich abgehalten hat. Bekanntschaften habe ich viele: den Erzherzog Johann sprach ich zweimal. Er steht seinem Ruhm. Ich kenne die meisten bedeutenden Männer hier.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 29. März 1809.

Lieber Sulpiz, Sie müssen gleich einer der Ersten seyn, denen ich das angenehme Ereigniß mittheilen muß, das sich bei uns zugetragen hat. Es versteht sich, daß ich auch Melchior und Bertram mit einschließe, obgleich Beide sich recht unfreundlich betragen, und daher es gar nicht befremdlich finden könnten, wenn wir ihrer ganz vergäßen, aber das Beste dabei ist, daß wir dieß gar nicht können, und Eurer so oft und so herzlich gedenken, als wäret Ihr noch so freundlich! Nun hören Sie: Friedrich hat gestern Abend die Bestätigung erhalten, daß er in kaiserlichen Diensten angestellt ist, und zwar recht gut und recht vortheilhaft. Er hat den Titel als Hofsekretär, und die übrigen Bedingungen sind so, daß wir recht zufrieden damit seyn können; sein Chef ist der Graf Friedrich Stadion, ein vortrefflicher Mann, für dessen Charakter sowohl, als seine Gesinnungen und Kenntnisse, man nicht anders als Liebe und Verehrung haben kann. Die Bestimmung ist ganz Friedrichs Sinn und Wünschen angemessen, und er ist ganz glücklich, er wird vorzüglich viel reisen müssen und diesen Sommer sich nicht in Wien aufhalten. Daher ich nicht weiß, ob ich hier oder auf dem Lande, oder in Dresden meinen Sommer zubringen werde. Ja, lieben Kinder, will das Glück uns wohl, so ist dies der Anfang zu einer ehrenvollen, ersprießlichen Thätigkeit, mit welcher eine ganz neue Epoche für uns und für viele andere anhebt; betet nur fleißig!... Was wirklich herrlich ist, und was wir Euch wohl wünschten, daß Ihr es mit angesehen hättet, das ist die Art und Weise, wie Friedrich dazu gelangt ist, es hätte Euch gewiß Freude gemacht, so gerade, so ehrenvoll, so redlich und milde, kurz, so daß man sich auf jede Art geehrt und wohl aufgehoben fühlt. Warum konntet Ihr nicht Zeuge seyn? Wir haben hier herrliche, thätige, treumeinende Freunde gefunden, und sind recht zur guten Stunde hergekommen. Ehrlich währt am längsten! Dieß bleibt die Losung. Jetzt wollte ich wieder ich wäre in Köln dabei, wenn dieser Brief gelesen wird, Ihr werdet Euch doch gewiß recht freuen und verwundern, und welchen scharfsinnigen Conjekturen wird sich unser Bertram überlassen! Wie oft wir Eurer denken, brauch' ich gewiß nicht noch einmal zu

versichern, das jetzige schöne Loos fing ja eigentlich mit Eurer Bekanntschaft, und mit dem Leben in Köln an, nie werden wir das vergessen, könnten wir uns nur recht bald einmal wiedersehen! In der Literatur geht vieles vor, was wir eigentlich auch zusammen erleben müßten, denn um davon zu schreiben, ist es nicht geeignet. Außer den Gedichten von Friedrich, die zu Ostern erscheinen werden, wird er diesen Sommer manches für die Literatur thun, das Ihr denn alles haben und erfahren sollt; besser aber wäre es, wir könnten es zusammen lesen! Ich bitte Sie, liebster Freund, theilen Sie unsere gute Nachricht allen mit, die uns wohlwollen. Besonders aber, nebst den freundschaftlichsten Grüßen, erst an Ihre ganze Familie und an Madame Bertram, dann an Wallraf, Herr Renner und an Deveches. Wenn Sie nach Coblenz schreiben, so bitte ich es auch an Mosler mitzutheilen, daß er es den andern Freunden dort erzählen mag. Leben Sie alle wohl und seyn Sie unserer eingedenk.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 2. August 1809.

Es ist heute der Jahrestag, daß wir auf dem Apollinarisberg dem Gewitter zugeschaut haben, es war nicht ohne Bedeutung, wäre ich nicht im Grunde ein sehr gedankenloses Wesen, so hätte ich es damals schon ahnden müssen, daß dieß Gewitter Vorbild und Spiegel der Begebenheiten war, die mich erwarteten. Geahndet habe ich freilich etwas, aber ich hielt meine innige Rührung an diesem, und einigen darauf folgenden Tagen, für eine pure Weichlichkeit. Trifft alles folgende eben so wieder ein, so habe ich noch die Erwartung in der Begleitung meines Freundes langsam, wenn auch spät und unter Regenschauern, unter irgend ein sicheres Obdach zu gelangen, aber noch blitzt es rings umher, und dunkle Wolken hängen tief herab und bedecken jede Aussicht. Ich könnte noch Stunden lang so fort fabeln, und das wäre noch das einzige, wozu ich aufgelegt bin, eigentlich aber wollte ich Ihnen nur ein Zeichen geben, daß ich noch auf dieser schönen Erde, und weder todt bombardirt, noch todt gehungert bin, wozu anfangs

die schönste Aussicht vorhanden war. Von Friedrich habe ich seit Mitte Juli keine Nachricht, damals war er mit seinem Herrn in Böhmen, wo er jetzt seyn mag, weiß ich nicht. Jetzt da der Friede, wie man sagt, gewiß ist, darf ich hoffen, ihn bald wieder zu sehen. Im März schrieb ich Ihnen, lieber Sulpiz, aber ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief erhalten haben? Eigentlich habe ich geglaubt, Ihr würdet so gescheit seyn, und mit den vielen hunderttausend Gesichtern her treiben, das wäre ein Mittel gewesen, mir sie sammt und sonders erträglicher zu machen, so habe ich nichts, als den puren Todärger davon. Für Eure Stüber bekämt Ihr eine gute Handvoll Bankozettel, und da Sie doch das Haus in Köln aufgegeben hatten, so würden Sie die Reise abgerechnet, hier nicht viel mehr als dort verzehrt haben, vermöge des Unterschiedes des Papiergeldes. Erzählen könnte ich Euch Tage und Wochen lang, bei welcher Gelegenheit Bertram Papier zerknüllen, Federn zerschneiden, und allerlei von seinen Künsten treiben könnte, aber zu schreiben bin ich nicht im Stande. Lesen Sie die Zeitungen, berechnen Sie, punktiren Sie, wenden Sie alle vier Species an, und von dem übrigen bilden Sie eine eigene Rubrik unter dem Titel: das verstehen wir nicht. Es geht uns allen nicht besser, wir verstehen hier auch das meiste nicht, eine Art Schlüssel finden wir in der bewußten Baumwolle im Zerbino, deren eigentliche Beschaffenheit hier nun nicht länger verläugnet werden kann. Es ist nur allzu wahr, es bleibt unserer Eigenliebe auch nicht das geringste Pflästerchen. Betet zu Gott, theuere Freunde, daß er uns erleuchte!

Und nun erzeigt mir die Liebe, grüßt alle Personen, die Antheil an unserem Schicksal nehmen, und gebt mir Nachricht von Allen. Vergeß. ja Niemanden zu grüßen, sie mögen dienen oder herrschen. Ferner grüßt mir den Dom, die drei Könige, alle Eure Bilder (à propos Bilder, Füger, dem die Gallerie hier anvertraut war, hat alles wichtigere zu retten gefunden, als die altdeutschen Gemälde, und so hat sie richtig der . . . geholt!) besonders alle meine Lieblinge darunter, und zuletzt setzt Euch auf die Brücke und grüßt mir den Rhein, wenn Ihr recht mitten darauf seyd.

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Bruſt,
Deine Stimme zu vernehmen
War die leſt' und erſte Luſt.

Geſtern, ach, war ſie die letzte,
Dann verloſch mir Leucht' und Feuer,
Jeder Scherz der mich ergötzte
Wird nun ſchuldenſchwer und theuer.

Eh es Allah nicht gefällt
Uns aufs neue zu vereinen,
Giebt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

Laßt mich weinen! umſchränkt von Nacht,
In unendlicher Wüſte.
Kameele ruhn, die Treiber deßgleichen,
Rechnend ſtill wacht der Armenier;
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden ärgerlichen Krümmungen.

Laßt mich weinen! das iſt keine Schande:
Weinende Männer ſind gut.
Weinte doch Achill um ſeine Briſeis!
Xerres beweinte das unerſchlagene Heer!
Ueber den ſelbſtgemordeten Liebling
Alexander weinte.
Laßt mich weinen! Thränen beleben den Staub,
Schon grunelt's.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 23. August 1809.

Herr Hotson, der nach Holland zurück reist, wird Ihnen diesen Brief überbringen, es wird Ihnen gewiß angenehm seyn, Nachricht von uns zu haben. Könnten wir doch auch welche von Ihnen erhalten! Durch Herrn Hotson können Sie sich von Friedrich erzählen lassen, er hat ihn kürzlich in Komorn gesprochen. Seit dem Waffenstillstande habe ich recht oft Briefe von ihm, worin er mir aber freilich nichts mittheilen kann, als die Nachricht seines Wohlbefindens; daß er in tiefster Seele betrübt ist, können wir uns allerdings vorstellen. Morgen denk' ich auf einige Tage nach Pesth zu reisen um den Friedrich zu sehen, und wegen der nächsten Zukunft einige Abrede mit ihm zu nehmen. Sollte er sich noch lange in Ungarn aufhalten müssen, so werde ich unterdessen nach Dresden zu meinen Söhnen emigriren. Sie haben gewiß oft unserer gedacht, davon bin ich überzeugt; aber auch ich dachte Ihrer und meines geliebten Rheines nicht weniger, und zwar sehr oft mit Sehnsucht nach dessen Anblick. Die Ufer der Donau werden noch viel zu thun haben, ehe sie mir jene geliebten Ufer ersetzen, und ich fürchte, es wird ihnen schwerlich je gelingen. Es mag wohl ein Vorurtheil seyn, aber es ist mir immer, wenn ich die Donau sehe, als erinnerte sie mich an die Türkei, und diese lieb' ich nun einmal nicht, die Erinnerungen des Rheins sind mir lieber. Werde ich ihn je wiedersehen, sammt den mir so lieben Bewohnern seiner Ufer? Man fing an mich hier tapfer auszulachen, wegen meiner Vorliebe für die Rheinländer, und wird sie nicht glänzend bewährt durch die Erscheinung des nassauischen Regiments? Das schönste, das beste und gutmüthigste der feindlichen Armee und meistens aus lauter Rheinländern bestehend. Aber welche Zeiten erleben wir, Freunde! und warum soll ich es läugnen, ich schreibe Euch nur allerlei Unbedeutendes, weil ich immer hoffe, eine Wendung zu finden, Euch von dem zu sprechen, was mir und auch Euch gewiß am meisten am Herzen liegt. Aber wie soll ich davon reden? Wo anfangen oder aufhören? Nur zu wahr ist Alles geworden, was ich immer geahndet habe, was Ihr und Friedrich mir zur Unthat anrechnetet, es zu ahnden, und was ich endlich aus Mißtrauen gegen mich selbst und im

Vertrauen Eurer bessern Einsicht verwarf ..... Auch hier ward, wie Goethe vom Hamlet sagt: eine That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist! Die zögernde Natur des Helden versäumt den Moment, und zieht Welten mit in ihr Verderben! Zum erstenmal empfinde ich eine große Traurigkeit darüber, nicht mehr jung zu seyn, um einen andern Welttheil mit meinen Angehörigen zu suchen. Meine Kinder werden es thun, und sie werden das Grab ihrer Mutter in einer Einöde, von raubenden Barbarenhorden bewohnt, unbesucht zurück lassen.

Den Leuten hier ist zu Muth wie Spielern, die in halbem Rausch alles auf eine letzte Karte gesetzt haben. Verzweiflung und Muthlosigkeit wechseln, und nur gar wenige sind ergeben, und finden selbst im Unglück Beruhigung und bessernde Tröstung. Könnten wir uns nicht einmal hier wiedersehen? Sie finden an der Donau jetzt Ihr Vaterland auf eben die Art wieder, wie Sie es am Rhein verlassen. Leben Sie wohl, erinnern Sie sich unserer, und empfehlen Sie mich tausendmal den Geschwistern, Freunden und allem, was Theil an uns nimmt.

Elisa, Wittwe des Dichters Bürger, an Sulpiz Boisserée.

Düsseldorf, 21. November 1809.

Noch habe ich von Herrn Böcker, bei welchem ich zweimal vorfuhr, ohne angenommen zu werden, keinen Brief von Ihnen oder Herrn Bertram erhalten. Wie ist das, mein werther Herr Boisserée? Ich bin darüber unangenehm betroffen, und bitte um Aufklärung.

In Crefeld habe ich ein dankbares und zahlreiches Auditorium gehabt, 200 Personen waren im Saal versammelt, und einige sehr kluge und wissenschaftliche Männer lernte ich unter ihnen kennen.

Hier lebe ich in einem adelichen Cirkel gesellschaftlich angenehm, nicht wissenschaftlich. Meine Zuhörerzahl war nur 160 Personen, und diese kleine Versammlung fühlte nur zum Theil die Schönheiten der Dichtungen; Herders Legende, die Orakelglocke, die Grazien des Widerspruchs, wurden nur von wenigen

verſtanden! Goet e's Legende für frivol und gaudirend über den Heiland erkannt! Man bittet mich, auf dem Theater eine Rolle zu geben, denn das Theater iſt den Düſſeldorfern Alles in Allem! Noch iſt nichts beſtimmt darüber, doch komme ich von Elberfeld, wohin ich morgen frühe reiſe, beſtimmt hieher zurück, und erwarte hier dann am Sonnabend eine Nachricht von wegen des Briefes, in welchem auch meine Stammbuchblättlein eingeſchloſſen ſeyn ſollten.

In der Familie Jacobi lernte ich die Geheimeräthin Schloſſer kennen, die auch Sie und Bertram kennt und ſchätzt; es iſt gar lieblich, wenn man Leute findet, die auch da erkannten und fühlten, wo es uns wohl war.

Leben Sie zwiſchen den herrlichen Zeichnungen des hohen Doms und den himmliſchen Geſtalten, die in Pracht und Fülle Ihre Zimmer ſchmücken, fort, und erfreuen Sie mit dem Beſchauen derſelben noch manches dankbare Herz, wie Sie das meinige erfreuten, das Sie und die Freunde grüßt.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, Feſt der unſchuldigen Kinder 1809.

Sein Sie mir endlich wieder gegrüßt, lieber Sulpiz, nach langem Stillſchweigen! Die Zeit iſt jetzt ſo ſchnellfüßig geworden, daß man nicht Schritt mit ihr zu halten im Stande iſt; zwiſchen einem Poſttag und dem andern liegt eine Weltgeſchichte, es wird einem zu Sinn, als ſähe man geſchickte Taſchenſpielerkünſte. Seit ich Ihnen ſchrieb, war ich einige Monate zu Veith bei Friedrich. Es iſt ein ſchönes, reiches Land, und es ließe ſich dort ſo gut, als anderswo exiſtiren, wenn .... und wenn .... und noch eine Menge Wenns, die Sie aber errathen müſſen. Sehr oft glaubte ich nicht mehr in Europa zu ſeyn, beſonders auf den Straßen, zwiſchen ſchönen Häuſern, im ellenhohen Koth, den man nicht ſich die Mühe gibt, wegzuräumen, umgeben von Turbanen und Kleidungen aller Art: Türken, Griechen, Juden, Wallachen, Croaten, Slavonier, Siebenbürger, Dalmatier, die auf den Straßen, beſonders an den Kaffeehäuſern herum ſitzen, mit untergeſchlagenen

Beinen, und aus sehr ernsthaften Pfeifen rauchend, umgeben von aufgethürmten Bergen, von den großen Wassermelonen, die sehr schön aussehen, auswendig dunkelgrün, inwendig rosenfarb, und die Kerne, womit das ganze Fleisch durchspickt ist, ganz schwarz. Diese Melonen sind das gewöhnliche Erfrischungsmittel auch der ärmsten Klasse, denn man kauft sie um wenige Kreuzer. Auch an anderm Obst ist Ueberfluß, aber jede Art nur auf kurze Zeit, wie die Jahreszeit sie eben bringt; keine Art von Cultur, wodurch man ihre Reife früher herbei zieht, oder ihre Dauer verlängert. Eine Vegetation, die den Orient verkündet, unbeschreiblich leicht könnte das ganze Land zu einem herrlichen Garten gemacht werden, aber .... aber. Nun auch diese Aber müssen Sie errathen, wie jene Wenns.

Die Donauufer, welch' ganz andere Empfindung flößten sie mir ein, als die unvergeßlichen Ufer des Rheins; wenn hier uns die vergangene Größe mit aller Wehmuth der Erinnerung anspricht, und wir die Gegenwart bald vergessen, bald würdigen, oder doch gelassener zu ertragen lernen; so bietet sie dort nur Verwirrung, während die Vergangenheit tartarisch wild aus den Ueberresten jener rohen Kraft hervorblickt, die das Land beherrschte, ohne es zu bilden, auch die Zukunft bietet noch keine nahe Rettung, wir können dort am allerwenigsten uns irgend eine glückliche Wendung träumen, deren Weg nicht über Zerstörung ginge. Am Tage aller Seelen kam ich allein wieder zurück, Friedrich ist erst seit acht Tagen zurück.

Ihren liebenswürdigen Brief, den ich hier vorfand, beantwortete ich nicht früher, weil ich gern vorher die Aufträge besorgen wollte, die Sie mir darin gegeben hatten; es ist mir zum Theil gelungen, das Verlangte herbei zu schaffen. Sie erhalten die Beschreibung der Stephanskirche mit den dazu gehörigen Kupfern, und noch außerdem so viele Kupferstiche des Thurms, als sich auftreiben ließen, das sehr große Blatt, welches bei Artaria herauskam, ausgenommen, weil Sie es schon besitzen. Von der innern Kirche habe ich noch keine Abbildung finden können. Auch ist kein Grundriß zu haben; an Mühe und Nachforschung ließ ich es nicht fehlen; doch habe ich das Versprechen vom Fürsten Salm, der selber Liebhaber und Sammler von architektonischen Merkwürdigkeiten ist, daß er mir seinen Grundriß, den er auf

einem seiner Landgüter liegen hat, hervorsuchen, und für mich copiren lassen will, wenn es ihm nicht gelingt, einen neuen davon aufnehmen zu lassen. Als ich erfuhr, daß der Fürst eine Münze suche, welche die Tyroler in diesem Jahr schlagen ließen, und ich diese Münze besaß, so habe ich sie ihm gegeben, in der Absicht, daß er sich meines Gesuchs desto eifriger annehmen würde, auch hat er wirklich sehr gerührt über mein Opfer (denn diese Münze ist rar), mich hoch und theuer versichert, daß ich nicht lange darauf warten solle. Fürst Salm ist ein vortrefflicher Mann, und sein gegebenes Fürstenwort nicht zu verachten, allein man übereilt sich hier so wenig, wie an irgend einer alten Reichsstadt sonst. Ferner erhalten Sie den vollständigen Katalog der kaiserlichen Bildergallerie in Belvedere, von Mecheln herausgegeben. Ich habe mir alle Mühe gegeben, den Direktor Füger zu bewegen, daß er mir diejenigen Stücke bezeichne, welche die Sieger mitgeschleppt haben, aber daran ist gar nicht zu denken. Man darf überhaupt mit dem Vortrefflichen nicht gar viel von diesem Ereigniß reden, denn es ist einzig die Schuld seiner Nachlässigkeit und seiner Nichtachtung der altdeutschen Gemälde, wodurch diese Schätze in die Hände der Feinde geriethen; nun er sieht, welchen Werth dieser darauf legt, stellt er sich höchst empfindlich gekränkt und betrübt, wenn die Rede davon ist. Diese Zartheit des edlen Füger ist vollends der Gipfel der Thorheit, nachdem durch seine Schuld alles verloren ward. Zuletzt finden Sie in dem Paket noch so allerlei, was Ihnen vielleicht angenehm ist zu sehen. Was möchte ich Ihnen nur nicht alles gern für Schönes sagen, erstlich über Ihr Treiben und Ihre Arbeiten, und dann, daß Sie die Liebenswürdigkeit hatten, es mir mitzutheilen. Wie lebhaft riefen Sie mir unser Köln, den Dom, ja Ihr Haus und sogar Ihr Zimmer und Ihren Tisch ins Gedächtniß zurück, ich sah Ihre Arbeiten mit Augen; welche Erfrischung gewährte mir Ihr ganzer Brief, gerade als ich aus Ungarn kam, wo ich so gar nichts ähnliches gehört oder gesehen, wo man sich täglich und stündlich mit den traurigsten Folgen der unglücklichsten Begebenheit martern lassen mußte. Noch muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie mich in jenem Moment erinnerten, daß es noch Denkmäler und Kunstsachen gibt, und daß man sich beim Anblick der Thürme, Spitzchen, Kapitälchen und Säulchen wieder erholen darf, wenn man von

Allem, was die Welt jetzt groß nennt, ist zerdrückt und zerstört worden. Der Zufall, daß Ihre drei Künstler, die sich mit dem Riesendem beschäftigen, klein und ausgewachsen sind, ist wunderlich genug. Philosophisch diese Erscheinung zu deduciren, sollte wohl ziemlich schwer seyn, auch mit dem größten Scharfsinn in Auffindung aller Beziehungen. Symbolisch sie zu erklären, wird schon leichter, und moralisch läßt sich vollends gar vieles darüber reden. Lassen wir aber die armen Zwerggestalten, ich rede wie Sie wissen, nicht gern darüber, am Ende fehlt es wohl Niemand an einem Auswuchs, desto ärger, wenn wir ihn innerlich tragen müssen, wo er oft wie eine Blase auf die Oberfläche treten kann, ehe wir uns dessen versehen. Wie viel möchte ich aber darum schenken, wenn ich Sie in dieser abenteuerlichen Begleitung könnte unter und an den hohen Säulen herum gehen sehen!

Wenn Sie uns wieder schreiben, melden Sie uns doch, was das für ein Ernst Friedrich Flemming ist, welcher im vergangenen Sommer in Westphalen als ein Anhänger Schills ist füsilirt worden? Es wird doch nimmermehr unser bekannter Flemming aus Neiße seyn. Gott empfohlen, lieber Sulpiz, und wäre es auch wahr, daß wir Nb. von jeher in Zank und Widerspruch gestanden hätten, wie Sie mir so hart vorwerfen, so höre ich doch nie auf Ihre Freundin zu seyn. Von Ihnen wollte man ein Gerücht verbreiten, als wäre jene Quelle zu Ems nicht bloß eine Gesundheit bringende für Sie gewesen, sondern eine Quelle der Liebe, wenigstens auf keinen Fall eine Quelle der Langenweile. Doch sind alle diese Sagen so unbestimmt und dunkel geblieben, daß sie für mich nur Mythen bleiben, bis Sie selbst mich aufklären. Ich wünschte nur, Sie wären hier und kennten meine Nina.

Tagebuch.

Fuchs und Walzer arbeiteten im December 1809 in der Domsakristei fleißig an der Herstellung des großen Altarblattes aus der Rathskapelle. Am 4. December hatten Klespe und Wittgenstein, als sie Abends bei mir die Domzeichnungen sahen,

meinen Bitten Gehör gegeben, und mein Bruder Bernhard unterstützte mich redlich in der Ausführung. Durch ihn geschah es, daß das Bild aus seiner dunkeln Gefangenschaft von der ehemaligen Rentkammer befreit und nach dem Dom getragen wurde. 1810 am Sonntag nach Dreikönig hatte ich die Freude, den alten Schatz in seiner neuen Herrlichkeit im Dom glänzen und alle Welt zur Andacht und Bewunderung hinreißen zu sehen; es war mir eine der größten Freuden, die ich je empfunden!

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 10. Januar 1810.

Geliebter Sulpiz, nachdem ich wieder freier athmen konnte, hatte ich nichts Angelegeneres zu wünschen gewußt, als recht umständliche Nachricht von Ihnen. Sie sind durch Ihren liebenswürdigen Brief an meine Frau meinen Wünschen zuvor gekommen. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr ich mich über Ihre Kunstthätigkeit freue, und mit welcher Begierde ich den ersten Zeichen und Wundern davon entgegen sehe. Noch oft erinnere ich mich an den Kauf jenes ersten (an Nachfolgern so fruchtbaren) Bildes auf dem Neumarkt, und an meine Prophezeihung, die damals noch wenig Glauben fand und jetzt schon so glorreich in Erfüllung geht. Einmal in meinem Leben war ich also doch ein vorwärts gekehrter Prophet! Uebrigens läßt sich nicht leicht eine verschiedenere Lebensweise erdenken als die, welche wir Beide in den letzten Monaten geführt: während ich mich im Staube des Krieges umher trieb, oder im Waffenstillstand noch ungeduldiger auf Entscheidung wartete, waren Sie auf das Angenehmste und Ruhigste damit beschäftigt, jenes bekannte kleine Kunstungeziefer, Fuchs genannt, in den innern Theilen des alten Gebäudes herum kriechen zu machen, um ruhige Zeichnungen nach den Vorarbeiten jenes Gewürmes zu entwerfen! Gern möchte ich Ihnen wenigstens aus der Zeit der letzten vier Monate meines Aufenthalts in Ungarn einige Beiträge und Nahrung für Ihre Kunstliebhaberei liefern. Aber leider war der Stoff nicht sehr reichhaltig. Zwar gibt es auch in Ungarn, ungeachtet der Zerstörung der

Türken, welche meist nur einige leichtsinnige Moscheen oder üppige Bäder zurückgelassen haben, manche gothische Kirchen und Thürme, besonders in den nördlichen von Deutschen gestifteten Städten, und vor allen scheinen sich meine alten Landsleute, die Sachsen in Siebenbürgen, durch einen ähnlichen Kunstfleiß wie in den Niederlanden noch bis auf den heutigen Tag auszuzeichnen. Nur in den Gegenden, wo ich war, gab es unglücklicherweise nichts von dergleichen Denkmalen. Was ich Ihnen etwa zu sehen wünschte, wäre eine ächt griechische Kirche, weil die Verschiedenheit von der katholischen Einrichtung viel zur Erklärung des alten gräcisirenden Styls in der Malerei beiträgt. Das Mysterium wird im griechischen Ritus im Verborgenen gefeiert; die Flügelthüren eröffnen sich nur zweimal, wo alsdann der Priester hervortritt und dem Volke das Hochwürdigste zeigt. Was also in den katholischen Kirchen der Chor und Hochaltar ist, das ist hier ein ganz abgesondertes und verborgenes Allerheiligstes. Die äußere Kirche ist nicht anders wie ein anderer Volksversammlungssaal eingerichtet, nur ist diejenige Wand, auf welche die Augen aller dem Gottesdienst beiwohnenden gerichtet sind, und welche den verborgenen Raum, wo die Messe gehalten wird, verdeckt, von oben bis unten mit (länglichten oder viereckigten, immer aber symmetrischen von gleicher Größe) Gemälden angefüllt; gleichsam wie ein mit Hieroglyphen bedeckter Teppich, welcher das Allerheiligste verhüllt und absondert. Dieses scheint mir auf die äußere Einrichtung der gräcisirenden Gemälde viel Einfluß zu haben. Am ähnlichsten mit dieser griechischen fand ich die Einrichtung der alten Kirche zu Karlstein in Böhmen.

Daß ich mir in Ungarn Geschichte, Sprache und Poesie des Landes nach meiner Weise zu Gemüthe gezogen, können Sie sich leicht denken. Wie soll ich Ihnen nur die Lage von Ofen, oder wie es sonst hieß, Etzilburg, wo ich so lange hausen und harren mußte, schildern? Wenn die Menschenkunst nur *etwas* dazu thun wollte, so wäre es vielleicht die schönste Stadt in Europa, wenigstens von allen an einem Fluß gelegenen. Die dasige Donau denken Sie sich wie einen wild gewordenen größern mächtigeren Rhein. Und so ist auch die Gegend, kühn und groß, die Rheingegenden sind dagegen wie von Menschenhänden und Menschenwitz gemacht Denn übrigens dort in Ungarn, so herrlich

auch die Natur ist, mußten mir doch unzähligemal die bedenklichen Worte unseres trefflichen Wallraf einfallen: „Schmitz, wir sind noch ein wenig roh, wir müssen uns bilden.“

Auch über das Nibelungen-Lied habe ich in den ungarischen Chroniken manchen Aufschluß gefunden und bin immer gewisser überzeugt, daß Heinrich v. Ofterdingen hier in Oesterreich dasselbe gedichtet hat.

Daß Schelling gegen mich geschrieben hat, werden Sie wohl schon wissen, wahrscheinlich besser, als ich es weiß. Denn mir gelang es noch nicht, dieser Schrift habhaft zu werden. Ich erwähne dessen nur, um Sie nebst den andern beiden theuern Freunden um verdoppelte Behutsamkeit zu bitten, in Rücksicht auf das anvertraute kostbare Gut meiner Philosophie. Zwar was die Kritik der Systeme oder Moral und eigentliche Religionslehre betrifft, so ist dabei keine Gefährde, und können richtige Grundsätze und gute Gesinnungen nicht genug verbreitet werden. Anders aber ist es mit den Ideen über die Natur und ihr Verhältniß zur Gottheit. Dieses sind im Grunde doch nur Geheimnisse der höhern Poesie, welche den Menschenkindern zu wissen nicht von Nöthen sind.

Ich muß Ihnen nur sagen, daß seit dem Waffenstillstand sich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach meiner Bibliothek bei mir geregt hat. Was hätte ich nicht darum gegeben, um gleich meinen S. Bonaventura, Thomas, Tauler und einige andere bei mir haben zu können! Ich habe in dieser Rücksicht eine Menge Bitten an Sie. Vor allen Dingen verwahren Sie mir nur diesen Schatz, als ob es Gold wäre, oder was bei Ihnen noch mehr gilt, als ob es alte Gemälde wären.

Was die Bücher betrifft, deren Versendung bis zum Frühjahr ausgesetzt bleiben muß, so habe ich auch noch einige Bitten an Sie: 1) mir vor allen Dingen den Rupertus Tuitiensis zu verschaffen, Wallraf hat ihn mir abzulassen versprochen. Er kann sich aber dagegen von historischen Werken oder sonst aus meinen Büchern aussuchen, was er nur immer will. Es ist mir an dem Rupertus der ältern deutschen Philosophie wegen unendlich viel gelegen. 2) Wenn Sie etwa zufällig einmal den Pater Renner sehen sollten, so fragen Sie ihn doch, nebst den herzlichsten Grüßen, nach einem geistlichen Buche von Henricus Suso, das ich einmal

von ihm gehabt. Freilich iſt es nur die lateiniſche Ueberſetzung. In Ermanglung des deutſchen Originals aber (das vielleicht gar nicht mehr exiſtirt), würde mir auch dieſe ſehr willkommen ſeyn. Nur ſehen Sie dahin, daß der gute Mann ſich nicht etwa meinetwegen eines Werkes beraubt, das er ungern entbehrt. Vielleicht findet ſich auch unter meinen Büchern eins oder das andere, was weniger ſelten iſt und was er zum Erſatz dafür nähme. Der alten deutſchen Philoſophie habe ich mir nun einmal vorgenommen, recht gründlich zu Leibe zu gehen.

Bei dem ſehr bald bevorſtehenden neuen Abdrucke meiner Kunſtbeſchreibungen wünſchte ich, obwohl ich Ihnen die weitere Ausführung der altdeutſchen Kunſtgeſchichte nun mit Freuden überlaſſe, dennoch zu dem über kölniſche Gemälde zuerſt Geſagten noch Einiges, ſo viel es aus der Erinnerung möglich iſt, hinzuzufügen, wozu ich mir Ihre Hülfe erbitte: wie wir dieß, glaube ich, auch ſchon früher einmal verabredet haben. Ich begehre weiter nichts als ein Verzeichniß der zwölf bis zwanzig Gemälde, von denen Sie ſelbſt wiſſen, daß ſie mir die liebſten und merkwürdigſten waren, mit Angabe der Dimenſionen, des Gegenſtandes, der einzelnen Figuren, der Jahreszahl, wo dergleichen ſich findet, damit ich keine materiellen Irrthümer begehe und dann verſuche, über einige dieſer Gemälde, die mir noch ganz gegenwärtig vor Augen ſtehen, Einiges verläufig zu jenen ältern Bemerkungen hinzuzufügen, im Uebrigen aber die Welt wegen der fernern an Sie verweiſe.

Schreiben Sie mir doch etwas ausführlich, was Bertram macht und treibt. Hätte er nur ſeinen Plan, ein katholiſches Feſtjahr zu ſchreiben, ausgeführt! Ich habe noch oft daran denken müſſen. Es wäre für die Kunſt und auch überhaupt eines der nothwendigſten und wichtigſten Werke.

Es wird hier eine Zeitſchrift erſcheinen, deren größere Hälfte literariſch ſeyn und unter meiner Leitung ſtehen wird. Ich glaube, wir ſollten ſie nutzen zur Verbreitung altdeutſcher Kunſtgeſchichte.

Schicken Sie mir wenigſtens dafür eine recht ausführliche, verläufige Anzeige Ihres Werkes über den Dom, und ſchreiben Sie mir überhaupt recht fleißig. Es kann zu allem Guten führen. Ich muß auch noch immer auf den Wunſch zurückkommen, Sie einmal hier zu ſehen. Ich ſehne mich oft recht herzlich nach Ihrem

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oſt mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen friſche Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Koſend ſpielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur ſichern Rebenlaube
Der Inſekten frohes Völkchen.

Lindert ſanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt ſein leiſes Flüſtern
Von dem Freunde tauſend Grüße;
Eh noch dieſe Hügel düſtern
Grüßen mich wohl tauſend Küſſe.

Und ſo kannſt du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfriſchtes Leben
Wird mir nur aus ſeinem Munde,
Kann mir nur ſein Athem geben.

und überhaupt der heiligen drei Kölner Umgang und Gespräch Am heiligen Dreikönigsabend wurde ihrer Aller, besonders aber auch Melchiors viel gedacht. Jetzt sind freilich die Umstände nicht von der Art, daß man einen Freund einladen möchte. Indessen vieles Interessante bleibt ungestört. So würde es wenigstens unser Umgang und Gespräch seyn. Und bald werden auch die noch sichtbaren Spuren des Krieges vollends verschwunden seyn.

Die herzlichsten, besten, angelegentlichsten Grüße an Bertram, Melchior, Wallraf, Ihre Familie, meine Bekannten und Allen, die sich meiner erinnern.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 30. März 1810.

Mein geliebter Sulpiz, ich habe recht oft an Sie gedacht, mich zu Ihnen oder vielmehr Sie zu mir gewünscht. Noch ehe Ihr Brief kam, hatten wir den Tag der heiligen drei Kölner mit Erinnerung der alten Zeiten und mit Andacht für die Heimath am Rheine gefeiert. Aber wie groß war nicht unsere Freude über das Siegesfest der Kunst im Dome, wie Sie es uns so schön beschrieben haben. Mehr als das noch, geliebter Sulpiz, freute mich Ihr freundschaftliches Andenken aus Heidelberg. Rechnen Sie unsere Freundschaft immer nur unter die unvergänglichen Güter des Lebens und zweifeln Sie nicht wegen meines strafbaren Schweigens. Mich hat Ihr liebevolles Andenken recht in der Seele erfreut. Meine Vorlesungen haben mich sehr angestrengt beschäftigt; die Liebe zur Sache konnte dießmal nur im Kampf erscheinen, da ich noch keinen Winter so sehr an meiner Gesundheit gelitten habe, als den vergangenen. Noch jetzt leide ich an einem fürchterlichen Krampfhusten, der selbst im Frühjahr nicht weichen will. Aber noch mehr als alles dieß hat mich eine dritte Ursache am Schreiben verhindert und zu allem Freien und Freundschaftlichen unfähig gemacht. Es hat sich aus jener Kränklichkeit und so vielem Andern zusammen ein anderes Uebel erzeugt, eine tiefe Verstimmung, der ich seit Monaten noch nicht Meister werden kann, ein tückischer innerer Gram, von dem ich Ihnen keine ganz

bestimmte Ursache zu nennen weiß, denn jede einzeln genannt, wäre nicht die rechte. Vielleicht ist es jenes gemeine Uebel, was man Spleen nennt, und ich begreife nun, daß es eine Krankheit werden kann. Am Ende wird sich das auch dießmal wohl wie ehedem im Gesang auflösen. Aber schon ist, wie die Leute sagen, Frühjahr und noch will sich das Uebel nicht erweichen. Doch fühle ich von Zeit zu Zeit schon Annäherung von Traurigkeit, schmeichlerische Boten himmlischer Klage.

„Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich."

Gestehen Sie indessen, daß Ihr alter Freund es sich auf sehr verschiedene Weise in der Welt sauer werden läßt. Denn etwas Entfernteres läßt sich wohl nicht denken als meine letzte Vorlesung über Logik für Schmitz (der sich bilden muß) und junge Conserten in Köln und dann meine jetzigen. Es war mir doch bei dem Anfang etwas bang, da ich an zwanzig Herzoginnen und Fürstinnen auf der Liste hatte. Indessen ist der Ernst, der hier unter dem ersten Stande herrscht, selten und gewiß sehr achtungswerth. Unter denen, die bis zuletzt ausharrten und nie fehlten, war auch der Herzog von Württemberg (Bruder des Königs) und die junge Fürstin Liechtenstein. Ich hatte 162 Subscribenten, außer den Freibillets. Aeußerlich geht mir's überhaupt sehr gut, aber es fehlt mir doch viel. Möchte ich Sie (wo ich Bertram und Melchior auch mit einverstehe als untheilbare Dreieinheit) nur einmal wiedersehen. Dieß würde mich vielleicht am besten heilen! Meine Vorlesungen will ich nun gleich drucken lassen. Außerdem gebe ich mich hier sehr mit dem Theater ab, wovon die Wirkungen auch zur rechten Zeit sichtbar werden sollen. Wie romantisch wir hier gesinnt, können Sie schon daraus sehen, daß wir außer Macbeth und Braut von Messina auch den ganzen allheilen Egmont von Goethe und dieser Tage auch den Tell geben.

Herzlich danke ich Ihnen für die mich oder vielmehr den Gang des Zeitgeistes und die Philosophie betreffende Mittheilung. Mir ist es eigentlich sehr lieb, daß die sämmtlichen Herren Zwerge sich förmlich gegen mich erklären, die Täuschung hat lange genug gedauert. Noch mehr freut es mich, daß sie sich nun ganz zum Pantheismus bekennen; bisher war es allerdings mit dem Pantheismus in Deutschland wie ehedem mit dem Judeseyn in

Portugal, ein offenbar Geheimniß, in dem jeder fast befangen war. Die Note von Görres ist übrigens noch manierlich genug. Aber hilf Himmel, wie erbärmlich übrigens. Ich glaube es gern, daß der liebe Gott auch das Böse hervorzubringen hinreichenden Gleichmuth und allerlei Gelüste in sich spüren möchte, wenn er so universell wäre wie Görres und so grämlich wie Arnim. Ich fürchte aber sehr, daß er viel einseitiger seyn mag als die herrlichen Herren denken. Und dann jenes — „Sünde, die ohne ihn durch den Trotz eine fremde Gewalt geworden" — da hat er das Christenthum und mich gleich trefflich verstanden. Ich denke mir die Zeit nicht sehr entfernt, wo ich die sämmtlichen Insekten des Tages einmal zum Gegenstand eines rhetorischen Feuerrades machen werde; ich sammle nur noch. Aber die Heidelberger Jahrbücher sind mir dazu zu tief gesunken; es ist doch in der That des gemeinen Schundes gar zu viel, des Ausgezeichneten (auch das Verrückte mitgerechnet) allzu wenig. Die Recension meiner Gedichte hat mich gleich an Arnim erinnert; für den ist sie auch schon gut, aber an sich habe ich sie doch etwas schwachmatisch gefunden.

Seyen Sie nur übrigens mit freundschaftlichem Grüßen bei diesen Herren nicht sparsam, so wie Sie es für gut finden. Creuzers Werke nehme ich mit vielem Dank an, ich hatte mir es ohnehin bei Zimmer in Leipzig bestellt. Wilken sagen Sie nur, daß wir seine deutsche Historie bis jetzt hier mit großem Beifall gelesen und vernommen haben; er soll nur machen, daß wir bald die Fortsetzung erhalten. Dergleichen Werke finden hier ein großes Publikum; dagegen ist Schelling, der Unvergängliche, hier kaum dem Namen nach bekannt. Ich bitte Sie daher, mir den Titel des Buches, worin er mich angegriffen hat, genau zu melden, damit ich mir nicht etwa ein falsches kommen lasse. Denn kommen lassen muß ich mir es, um es zu lesen, da es sonst schwerlich noch in dem österreichischen Staat vorhanden ist. Daß Daub noch am duldsamsten gegen meinen Antipantheismus ist, wundert mich fast, da er doch sonst von der $\mp \frac{\circ}{\circ}$ Drehwuth nicht wenig befallen schien. Können Sie mir nicht sagen, wer Olens Naturphilosophie in diesem Jahrgang recensirt hat?

Die beste Gelegenheit, jene mancherlei Neckereien zu beantworten, wäre wohl eine zweite Ausgabe des Werkes über Indien.

Lieber Sulpiz, den ganzen Transport, Koffer mit Bücher ꝛc.

mitten unter den Kunſtſchätzen des Alterthums und der Umgebung der ſchönen Gegend am Neckar verweilen. — Dann fühle ich es wieder lebhafter, was Iphigenia im Goethe ſagt: und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher! — Deßhalb ſollen Sie aber doch nicht glauben, daß ich mißvergnügt hier bin; nein, das nicht; es geht uns gut, und ubi bene ꝛc. — dem Leben in den Hauptſtädten bin und bleibe ich aber feind; nie werde ich mich einheimiſch hier machen.

Die Vorleſung iſt glücklich und ehrenvoll vollendet; in den letztern ward Friedrich von einem ſehr quälenden Krampfhuſten befallen, der ihn noch nicht verlaſſen hat, überhaupt iſt ſeine Geſundheit nicht gut, und ſtört ihn ſehr an der ſo nothwendigen Thätigkeit. Alle dieſe Gegner, mein lieber Sulpiz, und dieſe Streitſuchenden, ſie würden verſtummen müſſen, wenn er es in ſeiner Gewalt hätte, mehrere Werke ſchnell auf einander folgen zu laſſen. Eines Beſſern überzeugen oder bekehren wird ſie nichts, da das vortreffliche Werk über Indien es nicht vermochte; wem hier, wem jetzt die Schuppen nicht von den Augen fallen! — Alſo iſt nichts zu thun, als die Schläge ſo dicht auf einander fallen zu laſſen, daß die Funken herausſpringen, und ſie keine Zeit finden ſich zu erholen, dazu aber kennen Sie unſern Freund zu gut, dazu iſt er nicht gemacht. Doch hierüber wollte ich Ihnen eigentlich gar nichts ſchreiben. — Wie oft wünſchte ich in der Vorleſung die Kölner Freunde doch dabei zu ſehen, und bei den gelungenſten, treffendſten Stellen ihnen die Zufriedenheit anſehen zu können. Welch ein angenehmes Brummen würde von Bertrams Lippen erſchollen ſeyn, hätte er alle die brillanten Equipagen auf dem Joſephsplatz, und die bunten Laquaien und Jäger mit ellenhohen Federn auf den Treppen geſehen. — Von meinem Bruder habe ich gehört, daß er mit ſeiner Frau durch Köln gereist iſt, und daß meiner Schwägerin dort unſere Zimmer wie ein Heiligthum gezeigt worden ſeyen. — Daran erkannte ich zu meiner nicht geringen Freude unſere Freunde! — Savignys ſind hier, und Bettina Brentano, die ſich wunderbar auszeichnen ſoll durch gegen den Himmel geſchlagene Augen, und altdeutſche oder flandriſche Tracht. Sehen werde ich ſie nicht, da wir in ein paar Tagen in die Vorſtadt ziehen, um dem Prater und den Donaubädern nahe zu ſeyn. Geld braucht man hier wie — Papier! Ich möchte

gern wissen, wenn wir denn endlich so viel haben werden, als wir brauchen, doch geht es leidlich.

Schwerlich, lieber Sulpiz, werden Sie von allen den Urtheilen und Kennern und vornehmen Minen einen Beifall vernehmen, oder ein Wort, das so viel werth wäre, wie die Empfindung der einfältigen Leute in Köln, die ein Vaterunser vor dem neu aufgerichteten Bilde im Dom beteten, für den Künstler und auch wohl für die treuen Kämpfer, die es aus dem Staube der Vergessenheit gezogen und es der verdienten Verehrung wieder gegeben hatten! Wie rührte mich diese Beschreibung! Unbeschreiblich lieb war uns überhaupt Ihr ganzer Brief über diese glorreiche Auferstehung des herrlichen Werks, und meine Seele weilt seitdem noch öfterer im Dom vor diesem Bilde; Sie haben es so herrlich und deutlich beschrieben, daß ich ganz genau weiß, wo es hängt, und sogar wie es beleuchtet seyn muß.

Und nun muß ich Ihnen auch erzählen, daß Philipp seit einigen Wochen bei uns ist. Er ist still, gut, sanft und doch lebhaft, er ist gesund, recht groß, und ziemlich stark. Er hat in Dresden vortrefflich zeichnen gelernt, und seine Lehrer sind überaus mit ihm zufrieden. Er würde, wenn er sich in diese leichtfertige Manier hier hereingeben wollte, sehr bald unter die ausgezeichneten gezählt werden können, aber er will es nicht, und gedenkt zu seinem ernsten, strengen Mathäi nach Dresden zurückzugehen, um bei ihm malen zu lernen. Das ist mir sehr lieb, des ernsten Vorsatzes und Fleißes willen, ob übrigens ein wirklicher Künstler aus ihm werden soll, das lenke Gott! hoffen dürfen wir vieles, alles; ob aber auch eine Wiederbelebung der Kunst? das wage ich doch nicht zu hoffen. Fürs erste ist dieser Ernst gut, wenn es auch nur eine Liebhaberei wäre, die ihn von manchen verderblichen Thorheiten einer müßigen Jugend ablenkt. Er ist brav, mein Philipp, gefühlvoll und ohne Pedanterie.

Leben Sie wohl, Sulpiz unser — Seid herzlich gegrüßt alle Drei.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Wien, 7. Auguſt 1810.

Geliebter Sulpiz, ich erhalte ſo eben Ihren Brief aus Baden-Baden und eile, um Ihnen die Verſicherung zu geben, daß Ihr Auftrag wegen des Grundriſſes vom Kölner Dom baldmöglichſt erfüllt werden ſoll. Nur denken Sie nicht etwa, daß es vergeſſen ſey, wenn nicht gleich in den nächſten acht Tagen Antwort erfolgt; denn in manchen Dingen geht es hier auch ſein gemächlich zu wie in der hilligen Stadt Köllen. Vorläufig habe ich heute ſchon ſo viel in Erfahrung gebracht, daß die ganze Erbſchaft an den Erzherzog Maximilian (Bruder der Kaiſerin) gefallen, in deſſen Beſitz alſo auch wahrſcheinlich die Bibliothek gekommen iſt.

Mit meiner Geſundheit geht es wieder etwas beſſer; ich fange an, wieder arbeiten zu können, welches ſtets zu wollen und nicht zu vermögen mein Hauptleiden war. Was Sie mir von Tieck und ſeinem Zuſtande ſchreiben, thut mir von neuem leid. Welche herrliche Kräfte ſind hier verloren gegangen! Grüßen Sie ihn von mir und geben Sie mir fernere Nachrichten von ſeinen Arbeiten. — Unſern guten Klinger haben wir vor wenigen Tagen zu Grabe getragen. Ganz ſo ſchnell hatte er ſelbſt, glaube ich, ſein Ende nicht vermuthet; er war noch wenige Stunden vor ſeinem Tode, da ich ihn noch ſah und ſprach, bei voller Beſonnenheit.

Die Indica ſind vor einiger Zeit richtig angekommen. Die altdeutſchen Gedichte kann ich Ihnen unmöglich überlaſſen; hier iſt dergleichen äußerſt ſelten, dort können Sie ſie überall finden. Dazu kommt, daß ich mir bei dem Nibelungenliede und auch ſonſt allerlei Zeichen gemacht, die mir wichtig ſind. Ja, da ich das Buch mehr als jemals zu allem, was ich jetzt treibe und was mir irgend lieb iſt, bedarf, ſo wünſchte ich es recht bald zu erhalten, daß es noch vor dem Winter hier anläme.

Das Unternehmen von Hundeshagen werde ich in der literariſchen Beilage des öſterreichiſchen Beobachters aufs Beſte bekannt machen. Sie haben Recht, man muß auf alle Weiſe vorarbeiten, und die Empfänglichkeit des Publikums für deutſche Alterthümer und Kunſt auf alle Art zu erregen und zu entwickeln ſuchen. Schreiben Sie mir nur ja alles, was dahin einſchlägt;

ich will das meinige mit beitragen, so wenig bearbeitet auch der nächste Boden noch ist. Was Sie mir über Literatur schreiben, war mir an sich sehr lieb, aber jetzt auch in dieser Beziehung, da ich gleichsam verpflichtet bin, mit der Zeit Schritt zu halten und von dem allem au fait zu seyn. Ich kann das sehr brauchen, es trägt auch wohl einmal noch spätere Frucht als die des Augenblicks. Fahren Sie ja fort damit, und denken Sie sich als einen Bundesgenossen des österreichischen Beobachters, dem es obliegt, von aller neudeutschen Verirrung von Zeit zu Zeit anmuthige Berichte zu erstatten. Die Mythologie von Görres habe ich mir kommen lassen; die Symbolik von Creuzer, die mir viel lieber gewesen wäre, habe ich aber nicht erhalten.

Liebster Freund, über meine Wünsche und Vorschläge muß ich mir vorbehalten, einen ausführlichen Brief zu schreiben. Geben Sie nur bald Nachricht von sich, vor allem, wo sie denn ferner von Baden aus hinwandern werden, damit ich Sie nicht verliere. Möchten Ihre Wanderjahre Sie doch recht bald auch nach Wien führen; recht glücklich würden wir damit seyn. Rechnen Sie darauf, daß ich Ihnen, so wie ich mich wieder gesunder fühle, recht fleißig und eifrig schreiben werde. Die Geschichte von dem heidnischen alten Herrn und seinem verbissenen Lob hat mich sehr ergötzt. — Möchten Sie mir nur bessere Nachrichten von Bertram gegeben haben. Ich glaube, wenn er sich entschließen könnte, thätig zu seyn, würde es ihn am besten heilen. So eine philosophische Liturgie, ein Festjahr, wie er es einmal im Sinne hatte, wäre doch mit das Beste, was man jetzt für die Kunst und das Zeitalter thun könnte. Aber freilich setzt die Thätigkeit die Gesundheit schon voraus, und so geräth man hier doch mit seinem leidigen Fleisch und Blut in den bekannten Dreher des Ideellen und Reellen.

Wegen des Aufrisses von St. Stephan hat meine Frau keine Schuld; der Fürst Salm ist halt ein Wiener, das heißt in Rücksicht auf solche Versprechungen ungefähr eben so viel als ein Kölner. Die Ursache, warum ich Ihnen heute nicht über die Gemälde schreibe, ist, weil ich mich dazu ruhig sammeln muß. Meine Frau und Philipp grüßen schönstens. Der letzte ist ein langes, langes Kerlchen geworden, fast einen Kopf größer wie ich. Bis jetzt zeichnete er bloß; er hat einen gründlichen Meister

gebabt und hat ein überaus scharfes und glückliches Auge. Man muß nun sehen, was es weiter gibt. — Welche Freude für mich würde es seyn, Euch einmal in vereinter Dreiheit hier zu sehen! Sie müssen denn doch Wien durchaus einmal sehen.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 15. August 1810.

Freund Best wird Ihnen erzählt haben, daß beide Söhne noch hier sind; jede Freude aber muß bald enden; Philipp denkt bald wieder Wien zu verlassen und nach Dresden zu seinem Meister zurück zu gehen, wir können ihn nicht davon zurückhalten, denn für die Kunst ist in Wien gar wenig zu holen, allein es ist uns sehr leid, ihn sobald wieder von uns lassen zu müssen! Johann der (Aelteste) wird länger bei uns bleiben, hoffen wir, weil er noch keinen rechten Entschluß gefaßt hat, ob er sich nach Italien oder Paris wenden soll; Johann malt bereits. — Ueber Alles bin ich begierig, Ihre Arbeiten zu sehen; mir ahndet, als würde dieses Ihr Werk vielleicht das einzige Große seyn, was zu unserer Zeit vollendet wird! Der alte Götz verdiente es keineswegs, es zu sehen, bevor es uns andern vergönnt war; seine Beurtheilung dieses herrlichen Werks ist seine eigene Verurtheilung. Mein Sohn Johann hat in Berlin die Bekanntschaft eines Architekten Namens Schinkel gemacht, von dem er uns einige erfundene architektonische Zeichnungen mitgebracht hat, die recht tiefsinnig und sehr ausgeführt sind; Johann meint, dieser Schinkel würde sich mit Freuden der Arbeit unterziehen, ihr Werk in Stein oder in Kupfer zu stechen, denn er versteht beides und ist schon längst begierig, etwas vom Kölner Dom kennen zu lernen. Wir schicken Ihnen hier seine Adresse, wenn Sie es etwa für gut halten, sich mit ihm darüber in Correspondenz zu setzen. — Grüß Sie Gott, lieber Freund.

An den Architekten Schinkel.

Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, Dienstag 21. August 1810.

Lieber Bertram, es iſt mir leid, daß Euch das lange Ausbleiben meiner Antwort Unruhe gemacht hat; daran waren kleine Reiſen nach Raſtatt zu dem Pfarrer und am vierten Tag ins Murgthal ſchuld. Auf der Reiſe ins Murgthal hatte ich mit dem Maler Neureuther gemeinſchaftlich einen Eſel, es war, wie er und Tieck mir ſagte, ein vollkommen italieniſcher Aufzug: einen alten Regenſchirm vorn an den Sattel gebunden und die Zeichenmappe unter dem Arm, ſah derjenige, der auf dem Thier ſaß, außerſt poſſierlich aus. Daher geſchah uns denn auch die Ehre, da es gerade Sonntag war, daß in jedem Dorf, wo wir durchkamen, die ganze Sippſchaft von Weibern und Kindern zuſammenlief und uns auslachte; indeſſen war es mir lieb, daß wir den Eſel hatten, denn meine Stiefel waren in ſchrecklichem Zuſtande, daß ich bei den naſſen Wegen und abwechſelnden Regenſchauern unmöglich hätte ganz zu Fuß gehen können. Schade nur, daß mir für alle Mühe und Beſchwerlichkeiten nichts als eine ſchöne Gegend zu Theil wurde, und ich nirgends etwas Gutes von Gebäuden und Gemälden fand. Schade auch, daß trotz den romantiſchen Anſtalten meine Geſellſchaft nichts weniger als romantiſch war, ich hätte nur meinen kleinen Quaglio ſtatt Neureuther bei mir haben müſſen! wir hätten dann nebenbei auch mit unſern Einzügen in die Dörfer noch viel mehr Glück gemacht. Doch gereut es mich nicht, es würde mir vielmehr leid ſeyn, dieſe ſchönen eigenthümlichen deutſchen Landſchaften nicht geſehen zu haben.

Hier war mein erſter Gang zu Schelling, er erkannte mich gleich wieder und war ſehr freundlich. — Ich hatte von Rettenburg gehört, daß er im König von England zu Mittag ißt, und bin deßhalb hier abgeſtiegen, wo ich täglich neben ihm ſitze, und die ganze Tiſchzeit über faſt nur mit ihm ſpreche, da wenig oder gar keine Leute da ſind, die von Dingen reden, welche ihn näher intereſſiren. Die Zeichnungen begehrte er gleich am erſten Tag zu ſehen, und hatte große Freude an der Ausführung wie an dem Werk und ſagte unter anderm: man gewinne durch Anſchauung dieſer Blätter in ſich ſelber, ſie ſchlößen einem eine

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewiß, das Weltall zu besiegen
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttin weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen;
Für alle heitre Räume blind

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer
Und häufiger quillt ihr Thränenguß:
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten
Und unverwandt schaut sie hinauf;
Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniß auf.

Und so, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Gesicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen;
Doch er, doch ach! erreicht sie nicht.

So, nach des Schicksals hartem Loose,
Weichst du mir, Lieblichste, davon;
Und wär' ich Helios der große
Was nützte mir der Wagenthron?

ganz neue Seite des Lebens und zwar des edeln deutschen Lebens auf, es sey dieses Gebäude durchaus groß und herrlich, wie ein Werk der Natur, ja man könnte sagen ein solches selber, denn sie trete auf eine neue Weise die Natur durch den Menschen schöpfend auf, und dergleichen mehr. Ich will nun versuchen, ob ich ihn dazu bringe, etwas öffentlich über das Werk zu sagen; ich zweifle nicht an seinem guten Willen, die einzige Schwierigkeit wird nur die Gelegenheit seyn — wo und wie?

Mit den hiesigen Kupferstechern habe ich große Mühe gehabt, sie wollen nicht mit der Sprache heraus, was die Platten kosten könnten, weil sie solche Arbeiten nie gemacht, und dergleichen überhaupt auf dem festen Lande ganz unbekannt sind. Am allerzähsten war der alte Müller; mit seinem Sohn habe ich heute schon zum drittenmal verhandelt. Gestern hörte ich von Duttenhofer, der ein sehr braver Landschaftstecher seyn soll, eine verständige Beurtheilung und Taxe. Und so kann ich denn einen ziemlich zuverlässigen Schluß ziehen.

Doch vor allem muß ich mit Cotta im Reinen seyn, und zu diesem Behuf wohl nach Tübingen gehen, wenn er nicht Zeit hat, hieher zu kommen, wozu ihn Rapp eingeladen. Dieser ist ganz eifrig für das Unternehmen, und ihm habe ich es hauptsächlich zu danken, wenn ich die Sache mit Cotta zu Stande bringe.

Ich setze meinen Brief fort, um Euch zu sagen, daß ich an Duttenhofer eine herrliche Bekanntschaft gemacht habe, er hat mir seine Arbeiten gezeigt, die in ihrer Art recht schön sind. Der gute Mann ist gehörig toll für die Sache, und seine Frau fast noch toller; er hat sich wenigstens drei Hauptblätter zu machen aus, damit er gehörige Uebung bekäme. Es scheint die Liebe zur deutschen Baukunst in der Familie zu liegen, sein Bruder, der Architekt war, hielt viel darauf, ist aber in Orvieto schnell gestorben, als er eben mit der Aufnahme des Domes beschäftigt war.

Rapp brachte mir den Finanzminister Grafen Mandelsloh, der in seiner Freude über die Schönheit der Zeichnungen mit dem Vorschlag herausrückte, sie der Königin zu zeigen, die als englische Prinzessin eine große Vorliebe für das Gothische habe; was wollte ich machen, ich mußte mich ergeben. Mein Aufenthalt wurde dadurch verlängert, es erinnert mich immer daran, daß

Alles, was den Dom betrifft, nicht in einem Tag gemacht iſt. Grüßt alle, beſonders die Grootes, Everhard wird denken, ich habe ihn ganz vergeſſen.

Den 28. Auguſt.

Nun dießmal, lieber Bertram, biſt Du einmal wieder der Ungeduldige, und da will ich Dir auch gleich ankündigen, daß ich geſtern in Tübingen mit Cotta alles richtig gemacht habe!

Am Samſtag hoffe ich wieder bei Euch zu ſeyn, ich bringe den jungen Kupferſtecher Müller mit, der Heidelberg noch nicht kennt und unſere Bilder zu ſehen wünſcht. Cotta hatte Briefe von Goethe aus Töplitz erhalten, wo er bei ſeinem Herzog war. Tieck wird jetzt wohl bei Euch ſeyn, grüße ihn und alle Freunde.

Die Königin hatte eine große Freude, und erinnerte ſich dabei lebhaft an ihr Vaterland und beſonders an Windſor.

Auf der Rückreiſe werde ich Schellings Vater in Maulbronn beſuchen, es iſt dieß eines der merkwürdigſten Kloſter; es ſind da noch Einrichtungen und Gebäulichkeiten erhalten, die man ſonſt nicht leicht findet, dieſes mit Heiſterbach und Altenberg zuſammen, gibt einen vollſtändigen Begriff einer großen Abtei des 12. und 13. Jahrhunderts.

f. Schelling an Sulpiz Boiſſerée.

München, 5. November 1810.

Ihr angenehmer Brief wurde mir von Stuttgart hieher nachgeſchickt, wo ich unter den Unruhen der erſten Einrichtung und Wiederanknüpfung des hieſigen Lebens keine Zeit finden konnte, Ihnen für die lehrreichen Mittheilungen, die er enthält, zu danken. Wäre ich nun nur im Stande, mit Ihrem Brief in der Hand das Maulbronner Gebäude ſelbſt noch einmal anzuſchauen. Ihre Conſtruktion deſſelben erklärt mir wenigſtens im Allgemeinen die mehr gefühlte als begriffene Eigenthümlichkeit des Gebäudes, das man weder für griechiſch noch auch für gothiſch anſprechen kann. So lange mein Vater dort lebt, wird er ſich ein Vergnügen daraus

machen, Ihnen alle Notizen und Abschriften zu verschaffen. Es befindet sich in seinen Händen außer der sogenannten Stiftungstafel ein Buch, das die sämmtlichen Inschriften abgeschrieben enthält. Ich wünsche, daß die von Ihnen bemerkten darunter seyen. Schreiben Sie nur geradezu meinem Vater, daß und welche der Inschriften Sie zu bekommen wünschen; es wird ihn freuen, Ihnen damit dienen zu können.

Es war für mich recht fatal, daß der Schreiberische Aufsatz für das Morgenblatt zuvorgekommen war. Ich hatte damals manchen guten Gedanken über den Gegenstand, der durch die Zerstreuungen der Abreise und meiner Lebensweise sich wieder ferner gemacht hat. Doch hoffe ich noch den glücklichen Augenblick zu finden, wo das Alles wieder lebendig vor mir steht und auf eine dem Gegenstand würdige Art fixirt werden kann. Es ist freilich auch das ein schlimmer Umstand, daß ich ungern von einem Aufsatz im Morgenblatt mich als Autor bekennen möchte, allein der Name ist ja jetzt wenigstens gleichgültig. Auch hier hat die Zeichnung, die Professor Heß in Händen hat, das allgemeinste Wohlgefallen und die vorzüglichste Meinung von dem Ganzen erregt. Die Kirche von Batalha habe ich bei Duttenhofer gesehen; gegen das Skizzenhafte in den Zeichnungen dieses Werkes wird sich die Bestimmtheit der Ihrigen trefflich ausnehmen.

Möchte ich bald wieder das Vergnügen genießen, Sie hier zu sehen, wo ich jetzt wenigstens angenehm gerade gegen das Gebirg wohne, oder noch besser, möchte ich Sie in jenen schöneren Gegenden sehen, wo ich zugleich die Freude hätte, Ihre Gemälde zu betrachten!

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 10. November 1810.

Geliebter Freund, wenn alle Gedanken gleich geschrieben wären, so würden Sie schon recht viele Briefe von mir haben. Denn oft, sehr oft wünschte ich mir, bei Ihnen zu seyn, oder noch lieber, Sie hier zu sehen, was doch auch endlich einmal geschehen muß. Vor allen Dingen gebe ich Ihnen das Versprechen, Ihnen

wegen des alten Grundriſſes des Kölner Doms nun ſo bald als möglich Nachricht zu verſchaffen. Daß meine Bemühungen bisher fruchtlos waren, war auch eine von den Urſachen des Aufſchiebens der Antwort. Ihre Hinweiſung auf den Erzherzog Ferdinand kommt ganz erwünſcht. Liebſter Freund, wie ſehr ich mich über Ihre liebevolle Thätigkeit und herrliche Unternehmung freue, kann ich Ihnen mit Worten nicht ausdrücken. Laſſen Sie mich nur Schritt für Schritt Alles wiſſen, wie es weiter geht; auch was die Welt zu Allem ſagt. Ich werde mir ein angelegentliches Geſchäft daraus machen, alles nach Würden bekannt zu machen und zu verkündigen. Theilen Sie mir nur alles gleich mit und tragen Sie auch Cotta auf, daſſelbe zu thun. Wie ſind Sie mit Riepenhauſens Werk zufrieden? Kennen Sie den Campo Santo von Piſa? Darin ſind herrliche Sachen. Was die neue Redaktion meiner frühern Kunſtanſicht zur Sammlung meiner Werke betrifft, ſo iſt es allerdings Ernſt damit, obwohl hitzig, der früher aus Mangel am nervus rerum gerendarum ſehr zögerte, jetzt mit einemmale den zweiten Theil ſogar in den Meßkatalog als fertig ganz ohne mein Wiſſen hat ſetzen laſſen. Ich werde die ſämmtlichen Gemäldebeſchreibungen in der Europa und die Briefe über die gothiſche Baukunſt zu einem Ganzen als Briefe über die Kunſt vereinigen, wo auch einige neue Stücke über die Antike, über orientaliſche Baukunſt und über Poeſie hinzukommen und das Ganze zu einem ziemlichen opus rotundum et operatum ausfüllen werden. Dabei rechne ich nun ſehr auf Ihre Mithülfe, indem es nothwendig iſt, über die kölniſchen Gemälde beſonders noch Einiges hinzuzufügen, um meinen ehemaligen Irrthum wegen des höhern Alters der kleinen Lieversbergiſchen Bilder wieder gut zu machen. Zwar darf deſſen, was ich von Ihnen wünſche, in der Ausdehnung ſo gar viel nicht ſeyn, denn ich denke es im Ganzen bei der erſten Verkündigung dieſer Schätze, ſo wie ich ſie der Welt zuerſt gab, zu laſſen, um Ihnen dann feierlich die vollendete Ausführung und Darſtellung zu übertragen, und nur darauf meinerſeits aufmerkſam zu machen, was die Welt und Nachwelt von hier und von Ihnen zu erwarten hat. Die Anſicht denke ich ungefähr ſo abzufaſſen. Die ganze Unterſuchung über Eycks Einfluß auf die kölniſche Malerei muß ich Ihnen überlaſſen, da Sie jetzt viel beſſer im Stande ſeyn können zu urtheilen,

als ich; auch habe ich das eine Bild, worauf Sie sich berufen, nur einmal, andere gar nicht gesehen. Meine Hauptansicht wird die seyn, den allmähligen Uebergang der kölnischen und vielleicht überhaupt der niederländischen Malerei von dem rein idealisch neugriechischen Styl bis zum immer mehr Charakteristischen und endlich Karikaturdeutschen anschaulich zu machen. Bei dem neugriechischen Styl werde ich Einiges von den Gemälden in Karlstein berühren, deßgleichen von der Einrichtung der griechischen Kirchen und des griechischen Cultus. Dieser Gang der kölnischen und deutschen Malerei ist an sich sehr merkwürdig und belehrend, nicht unähnlich dem Gange der deutschen Poesie, aber ganz entgegengesetzt dem der italienischen Malerei und Poesie, und noch mehr verschieden von eingebildeten Kunstentwicklungs- und Bildungsstufenleitern (wie Goethe nach Winckelmann sie hat) a priori. Nun wünschte ich, daß Sie mir zu diesem Behuf mittheilten, was Sie selbst zur Ausführung dieser Ansicht und zu einer auf das Nothwendige beschränkten Ergänzung und Berichtigung meiner früher gedruckten ersten Aeußerung dienlich finden. Am liebsten wäre mir, Sie theilten mir, was Sie dazu für wesentlich und unentbehrlich halten, in der Form kurzer Notiz über einzelne Meister und Gemälde mit, chronologisch geordnet; aber nur die vorzüglichsten Gemälde charakterisiren Sie mir, wenn Sie sich dieser Gabe unterziehen wollen, und zwar besonders auch die, welche ich selbst noch zu sehen und mich davon zu durchdringen Gelegenheit hatte. Das von Eyck, weil es doch wohl eine eigene gelehrte Untersuchung erfordert, lassen Sie lieber noch ganz weg, oder lassen Sie deutlich die Stellen offen und für die Zukunft bezeichnet, wo dieses nachher eingreifen und eingereiht werden kann. Ganz nach Ihrem eigenen Wunsch und Gefühl müssen Sie sich entscheiden, ob ich Ihre Mittheilung etwa als eigenen Aufsatz und Anhang oder Beilage mit Ihrem Namen abdrucken lassen soll, wo Sie mir dann etwa bloß im Styl kleine Aenderungen überließen, oder aber ob ich Ihre Notizen bloß benutzen und in meine Briefe verweben soll, in welchem Falle ich dann, wie sich versteht, anführen werde, daß ich Ihnen diese Mittheilung verdanke, und in beiden Fällen Ihnen wie Aeschylus dem Sophokles den Thron der deutschen Kunstgeschichte feierlichst und im Angesichte der Ober- und Unterwelt einraumen werde.

Bis zu Neujahr wird es wohl nicht mehr möglich seyn, daß ich Ihren Aufsatz erhalte, den Sie übrigens aber weder zu weitläufig, noch auch, obwohl historisch so viel als möglich, zu sehr ins Einzelne mit Untersuchungen versteigend, abfassen müssen (weil man mit diesem weitläufigen Thier oder Unthier, welches Welt oder auch Publikum genannt wird, sehr piano verfahren muß); vor dem ersten Februar würde ich aber sehr wünschen ihn zu erhalten.

Möchte ich nur Bertram auch erst in einer so schönen Thätigkeit und mit sich selbst zufrieden wissen, wie Sie jetzt sind. Es gibt auf Erden nimmer kein besseres Glück als einen so edlen und hohen Zweck von Tag zu Tag näher rücken und aus dem ersten betäubenden Lichte die herrliche Gestalt des Wahren und Schönen immer klarer hervortreten zu sehen.

Geliebter Freund, lassen Sie mich ja immer recht genau wissen und zwar im Voraus, mit was für Reiseplanen Sie umgehen. Sehr möglich wäre es doch, daß ich künftigen Sommer einen kleinen Ausflug in das Reich machte und wir uns also sehen könnten. Dresden wäre schon ein guter Vereinigungspunkt. Könnte ich wie ich wollte, so würde ich auch bald genug einen Sommermonat bei Hardenberg am Main zubringen und dann auch Sie, versteht sich, in Heidelberg heimsuchen. Aber ich bin nun schon ein gebundener Mann. Und auf jeden Fall ist es auch nothwendig, daß Sie uns hier sehen und auch Wien kennen lernen. Wenigstens wenn Sie in Dresden sind, fordere ich es durchaus, daß Sie den kleinen Weg hieher vollends machen und dann kommen Sie ohne Besuch nicht weg. Karlstein ist für Ihre Zwecke sehr wichtig und für Sie eine große Reise werth. Hier und überhaupt bei unserm nächsten Zusammenseyn wollten wir ein herrliches Leben führen.

Wie kommt es, daß Sie Tiecks weiter gar nicht erwähnen? Schreiben Sie mir auch über Bertram ausführlich. Seiner guten alten Mutter darf man nun wohl nichts anderes wünschen, als eine baldige Befreiung von ihren Leiden. Sollte aber nicht die äußere Veränderung und Auflösung der alten häuslichen Verhältnisse auf Bertram eine glückliche Wirkung hervorbringen? Ich kann mir diese Hoffnung nicht versagen. Grüßen Sie ihn und Melchior herzlich, ferner aber nach Gelegenheit und Belieben auch die sieben Heidelberger Universitätsweisen.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 19. December 1810.

Liebster Sulpiz, ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten und dann noch eine große Anforderung hinzuzufügen. Die Gefälligkeit besteht darin, daß Sie beifolgende Ankündigung nach Möglichkeit verbreiten. Vorzüglich wünschte ich, daß Sie dieselbe so bald als möglich in irgend eine der nächstgelegenen Zeitungen einrücken ließen. Könnte die Anzeige auch in den kölnischen Beobachter eingerückt werden, so wäre es mir vorzüglich lieb. Ich möchte Ihnen nun gern selbst die Zeitung verschaffen können; wie ich es aber auch anstellen wollte, so würde es Ihnen mehr Ungelegenheit und Portounkosten machen, als wenn Sie selbst sich auf der Post dieselbe kommen lassen und bei dem nächsten Postamt subscribiren.

Die Anforderung nun, die mir sehr am Herzen liegt, besteht darin, daß Sie es übernehmen, für den literarischen Theil, den ich fortgehend redigire, mein Correspondent für das Kunstfach zu werden. Mein Wunsch ist, daß Sie mir regelmäßig über alles, was im Fache der Kunst in Deutschland Neues geschieht, Bericht erstatten. Der Bericht könnte nach Befinden der Umstände kurz seyn, nur müßten Sie sich vornehmen, mir wenigstens alle Monat einmal ein oder ein paar Blätter zu schicken; an Stoff dazu wird es gewiß niemals fehlen. Anfangs müssen Sie öfter schreiben, bis wir recht en train wären, denn Derschaus Holzschnitte und das Werk von Riepenhausen würde Ihnen gewiß Stoff zu mehreren Briefen geben. Diese Arbeit würde Ihnen nicht unnütz seyn, denn da Sie sich diesem Fach nun einmal mit so schönem Ernst gewidmet haben, so würde es dienen, Sie vielseitiger auch in der Mittheilung Ihrer Kunstansicht zu üben und Sie mit Allem in lebendiger Berührung zu erhalten. Ob Sie nun Ihre Blätter als Briefe über die Kunst geben oder Nachrichten von der Kunst in Deutschland überschreiben wollten, das hinge von Ihnen ab. Auch versteht sich, daß Sie darin eine ausführliche Ankündigung Ihres eigenen Werkes geben möchten. Welch ein großer Gewinn es wäre, wenn es gelänge, den Sinn für alte Kunst besonders aber für altdeutsche hier, wo er bis jetzt fast noch ganz schlummert, zu wecken; das darf ich Ihnen nicht erst sagen. Die Lieb-

haberei würde hier, wenn sie nur einmal erst erweckt wäre, sicher am meisten ins Große gehen (wie z. B. mit der Musik im Einzelnen sehr der Fall ist). Mir würde das das Liebste daran seyn, daß wir uns durch diesen gemeinschaftlichen Zweck und Arbeit verbunden, nicht bloß im Geist nahe bleiben, sondern auch in lebendiger Thätigkeit gegenwärtiger seyn würden. Es wäre doch wenigstens ein kleiner Ersatz für die Entbehrung, Sie so lange nicht gesehen zu haben. Nun lassen Sie mich recht bald Antwort haben und womöglich auch gleich Zeichen und Wunder sehen. Machen Sie sich die Sache auch nicht zu schwer. Trennen Sie sich im Geiste ganz Ihr Werk, das als solches so sehr wie möglich vollendet werden muß, und diese leichteren Nebenarbeiten, die nur Nachrichten und Ansichten enthalten sollen, aber doch auf vielerlei Art nützlich seyn und den Weg bahnen helfen können. Daß sie nicht bloß auf Nachrichten im strengsten Sinn und Beurtheilung zu beschränken wären, sondern auch Erörterungen von Kunstideen und allgemeinern Ansichten, Bestreitung weit verbreiteter Kunstvorurtheile darin ihre Stelle finden könnten und müßten, wie es die Gelegenheit gibt, das versteht sich von selbst.

Ich habe nun Creuzers Symbolik gelesen, im Einzelnen ist viel Gutes, das Ganze aber dünkt mich doch etwas strohern. Daß er Ihrer bei den altdeutschen Gemälden erwähnte, freute mich sehr. Daß er aber bei der gothischen Baukunst mich mit Stillschweigen übergeht, und statt dessen, ich weiß nicht welchen obscuren Menschen citirt, das ist ganz in der alten bekannten neudeutschen Art und Sitte. Dieses neue Gelehrtenvolk bleibt doch ein- für allemal ein unverbesserliches Gesindel.

Jetzt ist Baader hier. Das ist freilich eine andere Art von Menschen. Er spricht ungleich besser als er schreibt, oder vielmehr sehr gut. Wenn er nur schreiben könnte, es würde doch viel aufgeräumt werden in der deutschen Philosophie. Es ist ihm aber bei einer sehr großen Thätigkeit so wohl für sich, daß er noch nicht sehr den Willen dazu hat. Von Schelling urtheilt er mit Güte, trotz des großen Abstandes der Ansicht und der Kraft. Er hat mir sogar einen Gruß von Schelling gebracht, auch behauptet er, Schelling habe neuerdings etwas Gemüth bekommen, über welche späte Gnade ich dann hart genug gewesen, etwas zu lachen. Ich denke mir aber, es wird dieses wohl darin bestehen,

daß er ſeit einiger Zeit Baader ſehr nach dem Munde redet; in welchen Punkten auch die Vorzüglichſten unter denen, welche vom Adam abſtammen, etwas ſchwach zu ſeyn pflegen. Baader lebt ganz in Jakob Böhme; und ich glaube auch, daß Keiner ſo mit Allem ausgerüſtet iſt, dieſen zu verſtehen, als er. Könnte er die vielen Arbeiten darüber, die er liegen hat, einmal ins Licht und ans Licht bringen, gewiß der Sprung würde eben ſo groß ſeyn von der jetzigen Conſtruktionsſpielerei bis dahin, wie von unſern jetzigen Gartenhäuſern und Brückenbau zur Erkenntniß der gothiſchen Baukunſt.

Ich gehe nun unverzüglich an meine Briefe über die Kunſt, nachdem ich mit den hiſtoriſchen Werken bald fertig ſeyn werde. Die Briefe über die Kunſt werde ich zu einem rechten opus rotundum ausarbeiten, auch wird einige Philoſophie der Kunſt hinzukommen, aber nicht zu viel, nur als abermalige Tonnen für die Schellingsfiſche.

Ich hege ſchon recht lange einen Wunſch, mit deſſen Erfüllung es allerdings nicht ſo eilig iſt. Ich wünſchte nämlich meine oder vielmehr unſere kölniſche Philoſophie, die nie für den Druck beſtimmt iſt, dennoch als Andenken und zum eigenen Vergleiche vollſtändig in Abſchrift zu beſitzen. Den wichtigſten Theil, die Theorie der Natur und Theologie, hat meine Frau noch abgeſchrieben und mitgebracht. Aber es fehlt mir die Moral und die Theorie des Bewußtſeyns. Wäre es nicht möglich, daß Sie einmal einen Abſchreiber dazu fänden, oder daß auch Melchior als Wiederholung ſich vielleicht theilweiſe zu dieſer Arbeit verſtände. Ich würde ſehr dankbar dafür ſeyn. Ich bin ſchon wieder unwohl, daher vielleicht Einiges in dieſem Briefe verwirrt abgefaßt ſeyn mag.

Noch Eins. Seyen Sie doch ſo gütig und ſagen Sie Profeſſor Wilken nebſt den verbindlichſten Grüßen von mir und Hammer, daß der Letztere ſehnlichſt auf verheißene und erbetene Beiträge zu den orientaliſchen Fundgruben harrt und hofft. Wilken hat hier manche Freunde und iſt ſehr geachtet. Mir wäre er auch unter allen Heidelbergern der liebſte, und ich denke ihn mir als den brauchbarſten, wenn man ihn aus jener Umgebung herausreißen und in beſſere Geſellſchaft bringen könnte.

Es verſteht ſich, daß wenn Bertram der göttlichen Faulheit

entsagen und mir gleichfalls Beiträge senden wollte, mir nichts willkommener seyn könnte, möchten die Beiträge von was immer für einem Inhalt seyn. Doch über jene große Begebenheit, wenn sie stattfinden sollte, erwarte ich die nähern Evangelien erst noch von Ihnen.

Mit Gewißheit wird mir von allen Seiten bestätigt, daß die Dombibliothek **nicht** nach Wien gekommen sey. Heiden behauptet, sie sey nach Hamburg gekommen und müsse dort wohl nebst andern ähnlichen Gegenständen durch die Domgrafen licitando veräußert oder versplittert seyn.

Sulpiz Boisserée an Friedrich Schlegel in Wien.

Heidelberg, 13. Februar 1811.

Lieber Freund, wenn ich erwäge, was Sie in der Europa über die alten niederländischen und kölnischen Gemälde geäußert haben, und bedenke, wie wenig alte Werke verhältnißmäßig uns damals bekannt waren, wo wir die Sammlung von Wallraf, (wie Sie in der Europa gesagt haben) für die lehrreichste dieser Art hielten; während wir jetzt selbst zu einem Reichthum von Gemälden gelangt sind, daß wir unbeschadet mehrere bedeutende Bilder abgeben konnten, um Wallrafs Sammlung nur einigermaßen eine ähnliche Vollständigkeit mit der unsrigen zu verschaffen, so scheint mir, Sie können Ihren letzten Nachtrag über die altdeutsche Kunst nicht besser an das Vorhergehende anknüpfen, als wenn Sie dem natürlichen Gang folgend, allem andern eine kurze Schilderung unserer Entdeckungen vorausschicken. Es verbindet sich damit von selbst eine Betrachtung der bisherigen Dunkelheit unserer alten Kunstgeschichte, und diese rechtfertigt am einfachsten das Unbestimmte oder ganz Irrige Ihrer frühern Vermuthungen, in denen doch wieder die Fäden zu finden sind, wodurch sich ein Uebergang zu der nun durch so viele neue Erscheinungen erhellten und veränderten Ansicht der alten Kunstgeschichte anspinnen läßt.

Ich meine hiemit besonders die gelegentlich Europa IV. S. 5. 30. 109. geäußerte Bemerkung, daß die Malerei bei den Italienern und Deutschen in der ersten Zeit aus einem und demselben Punkt müsse ausgegangen seyn; so wie die mehrmals gemachte

Nachklang.

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne, bald dem Kaiser sich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstern Nächten schleicht.

Von Wolken streifenhaft befangen
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstränen grau.

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebstes, du mein Mondgesicht,
O, du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;

Voraussetzung, daß die älteste christliche Malerei griechischer Art gewesen sey; denn gerade das durchgängige, ausschließliche Bestehen griechischer Art und Weise in aller Malerei und Bildhauerei der Deutschen von den ersten Zeiten an bis Eyck, ist ja die Hauptgrundlage der durch unsere Entdeckungen neu erworbenen Kenntniß der vaterländischen Kunstgeschichte.

Die Erscheinung einer entgegengesetzten, ganz nationaldeutschen Weise, die wir frühern Ursprungs gehalten hatten, erst von Eyck an, macht den zweiten, der Uebergang aber von der ersten, gänzlich griechischen Kunst zu dieser deutschen, macht den dritten und schwierigsten Hauptpunkt der veränderten Ansicht aus.

Sie haben in Ihrem ersten Brief über die Gemälde in Paris zur Erleichterung der Uebersicht die Geschichte der deutschen Malerei in drei große Abschnitte unter Eyck, Dürer und Holbein gefaßt, und diese Eintheilung scheint sich im Allgemeinen, so viel man bis jetzt urtheilen kann, als richtig zu bewähren. Sie schließen daher jetzt sehr passend durch die Aufdeckung des uns bekannt gewordenen frühsten Ganges der Kunst bis zu Eyck und seiner Schule, wodurch sich Ihre Mittheilungen über altdeutsche Malerei gewissermaßen zu einem geschichtlichen Ganzen runden.

In so weit Ihre Erinnerung einer Auffrischung und Belebung bedarf, will ich Ihnen zuerst die Ihnen bekannten kölnischen Bilder der neugriechischen, und dann der ältesten deutschen Art aufzählen, und Ihnen die bedeutendsten näher beschreiben. Zuletzt mag dann meine Vermuthung folgen, wie wohl der Sprung von der idealen und sehr vollendeten weichen neugriechischen zu der ganz verschiedenen individuellen harten, gegen jene überaus schülerhaften deutschen Art mag veranlaßt worden seyn.

Die erste, wiewohl bei uns Deutschen zum Theil noch unverständliche Kunde der in dieser Weise nie geahndeten fremden griechischen Kunstweise gab uns die Maria mit dem Kinde auf Goldgrund, welche Melchior bei der kranken Nonne fand.

Die Erinnerung an das große, in der Europa beschriebene Stadtbild, besonders in Rücksicht auf die Gesichtsfarbe, war zu schwach, um daraus auf einen unmittelbaren Zusammenhang zu schließen, und erklärte sich damals hinreichend durch die hohe Vollendung dieses Werks, die mit deutscher Tiefe und Treue [illegible] Anmuth und Weichheit verbindet.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Es mußten erst eine Reihe verschiedener Vorstellungen in dieser Art entdeckt werden, um das ganze Wesen derselben in Ausdruck, Gestalt und Farbe zu erkennen. Die drei Tafeln, Christus am Kreuz mit der Maria und den zwölf Aposteln, die ich bald nach jenem Muttergottesbild fand, kamen sehr willkommen. Dieses Werk, welches in Köpfen und Gewändern gleich die größte Mannichfaltigkeit darbot, war hinreichend, uns über die Art, welcher es mit jenem alten Muttergottesbild angehört, die Augen zu öffnen; diese meist bärtigen, alten und jugendlichen Köpfe, die außer einigen wenigen aus dem Leben gegriffenen Zügen, alle ein allgemeines höheres, aus dem Geist der christlichen Kunst hervorgegangenes Gepräge tragen, noch mehr aber die mit künstlerischem Wohlgefallen geworfenen Falten der Gewänder, deuteten ganz klar auf die neugriechische Weise, und erinnerten uns an altitalienische Bilder, die wir in Paris im Restaurationssaal gesehen haben.

Ein Bild von derselben neugriechischen Art, welches durch seine vortheilhafte Farbenordnung den größten Eindruck auf Sie gemacht hat, ist Christus mit der Magdalena im Garten. Es offenbart sich hier in so früher Zeit schon ein Bestreben, die Entfernung durch die Farben auszudrücken, welches aber damals nicht weiter verfolgt worden ist. Das Gegenstück, Christus mit den Jüngern zu Emaus, und die Vorstellungen der Rückseiten, die Verkündigung und die Geburt, sind weniger bedeutend, sie haben so wie die zwölf Bilder von Heisterbach ihren Werth darin, daß sie uns eben die neugriechische Art und Weise in recht verschiedenen Gestalten zeigen. Schöner sind die vier Bilder eben daher, die Verkündigung und Heimsuchung, die Geburt und Anbetung der drei Könige. Kunstkenner, welche die neugriechischen Gemälde von Giotto gesehen haben, versicherten, daß sie in Farbe und Zeichnung große Uebereinstimmung damit haben.

Nicht nur in der Darstellung der Geschichten und in den von Jahrhundert zu Jahrhundert überlieferten Zügen der Hauptpersonen derselben, sondern auch in der Zeichnung und ganzen künstlerischen Behandlung scheint von den frühesten Zeiten bis ins 14. Jahrhundert die vollkommenste Einheit und Gleichheit in der Malerei und Bildhauerei durch die ganze Christenheit geherrscht zu haben.

Die angeführten Gemälde, die mit noch andern neugriechisch-kölnischen Werken in unserer Sammlung und bei Wallraf eine

ziemlich vollständige Reihe der christlichen Vorstellungen bilden, sind mit wenigen Ausnahmen der Mitte des 14. Jahrhunderts zuzuschreiben, aber das Glück hat mir, wie Sie wissen, auch vergönnt, unter Beistand unseres Freundes Wallraf einen großen Altar von 1306, woran eine Menge kleiner Gemälde sind, die sich meist auf das Leben der Jungfrau Maria beziehen, aus einer zerstörten Kirche in den Dom zu retten. Dieses Werk ist nicht allein für die Kunstgeschichte ein wahrer Schatz, sondern auch wegen den vielen überaus zarten, anmuthigen Frauenköpfchen höchst erfreulich anzusehen.

Die viel unbedeutendern Flügelbildchen an meinem schön geschnitzten, mit zwei Thürmen verzierten Heiligenschrein, dessen Sie sich noch erinnern, sind aus derselben Zeit.

Dazu gehören noch die zahllosen alten Frescobilder in den vielen abgerissenen Kirchen.

Alle diese Werke vom Ende des 13. Jahrhunderts und Anfang des 14. an, reihen sich, wenn auch die Ausführung meist vollkommener ist, doch ganz nahe an die besseren Miniaturbilder, die man in alten Handschriften des 12. und 11. Jahrhunderts aufbewahrt, besonders aber stimmen sie sehr überein mit den vielen ursprünglich griechischen Gemälden in dem Menologio graecorum aus dem 10. Jahrhundert, welches Benedikt XIII. 1721 durch den Cardinal Albani herausgeben ließ.

Man könnte fragen, warum bei den Umwälzungen unserer Zeiten, welche, indem sie vieles unter dem Schutt begraben, doch zugleich auch wieder manches Alterthum zu Tag gefördert haben, nicht auch an andern deutschen Orten als in Köln bedeutende neugriechische Gemälde entdeckt worden sind? Da sich doch das Bestehen dieser Art und Weise in den verschiedensten Gegenden zum Theil in halberloschenen Wandgemälden, wie zu Freiburg im Breisgau, zu Lindau, im württembergischen Kloster Maulbronn, zu Worms und anderwärts, noch mehr aber in den besser erhaltenen Glasmalereien und Bildhauereien jener Zeit offenbart, wie zu Regensburg, Bamberg, Mainz und an vielen andern Orten. Die Beantwortung möchte wohl nicht allein in dem unbestreitbaren Vorrang, den Köln durch seine vielen geistlichen, alle Künste befördernden Anstalten in den mittlern Zeiten vor jeder andern Stadt des deutschen Reichs behauptet hat, sondern auch in der eigenthümlichen

Neigung gesucht werden müssen, welche diese Stadt immer gehalt, im Guten und Schlimmen gerne beim Alten zu bleiben; denn jener Vorrang von Köln konnte nicht hindern, daß anderwärts, wenn auch wenige, doch gleichfalls ausgezeichnete Malereien verfertigt wurden, im Gegentheil mußte es bei dem thätigen alten Handelsverkehr mit ganz Deutschland nur befördern; aber gerade die bedeutendern Gemälde zu Altären oder Grabdenkmalen, waren ihrer Bestimmung nach, vorzugsweise Tafelgemälde, und dadurch bei Veränderung des Geschmacks dem Uebermalen oder Wegräumen, oder bei Kriegen der Zerstörung am ehesten ausgesetzt. Dabei dürfen wir nicht vergessen zu bemerken, daß eben Köln fast die einzige deutsche Stadt ist, die so sehr durch äußere Ruhe und Frieden in dieser Neigung zur Erhaltung alles Alten unterstützt wurde; während in ganz Deutschland, die Schweiz und Niederland mitgezählt, alle großen Städte seit dem 14. Jahrhundert manche Kriege erfahren, am meisten und allgemeinsten aber durch die traurigen Empörungen in der Kirche und durch den schrecklichen dreißigjährigen Krieg verwüstet wurden, hat Köln von dem Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Erzbischof geführten innern Kriege an, bis zu den letzten Zeiten keinen Feind in seinen Mauern gesehen.

In Rücksicht der Bildhauerei in neugriechischer Art wird mein Werk über die kölnische Domkirche ein paar Blätter liefern, welche die Welt überzeugen werden, daß auch hierin Köln das Glück hat, die vollendetsten Werke in Deutschland zu besitzen. Aeußerst merkwürdig ist das Verhältniß dieser Bildhauerei zur Malerei; es herrscht wie bei der nachherigen deutschen Art, die vollkommenste Uebereinstimmung; aber umgekehrt, wenn hier der Einfluß der Malerei auf die Bildhauerei, ist dort der Einfluß der Bildhauerei auf die Malerei sichtbar, und verläugnet selbst in dem entferntesten und höchsten Auswuchs nie die Natur der ersten Wurzel. Am auffallendsten erscheint dieser durchaus plastische Charakter in den sechs Aposteln, mit dem heiligen Benedictus und Bernhardus, die auf zwei Flügeltafeln jeder in einer auf Goldgrund in deutscher Bauart gezeichneten Laube stehen; das ganze Bild, wovon das Mittelstück verloren oder zu Grunde gegangen ist, hat, wie man sieht, einen aus sechzehn Lauben gebauten goldenen Altarschrein vorgestellt, dessen Umrisse mit schwarzer Farbe hier und da in den zurückgehenden Theilen mit schwachen

Schraffirungen ausgeführt sind. Es reiht sich dieses Werk durch seine Schönheit des Ausdrucks in den Köpfen, und durch die meisterhafte Behandlung des Pinsels ganz an das große Stadtbild an; man kann es kühn daneben stellen und von demselben Meister halten. Ich berühre dieß, weil bei dieser Vergleichung gerade der eigenthümliche Einfluß und Wirkung der ersten Vorbilder der neugr[illegible]ischen Malerei noch in der weitesten Entfernung und letzte[illegible] Entwicklung recht klar zu Tage kömmt.

Die christlichen Maler konnten und mochten nicht die nackten, sondern nur die bekleideten Gestalten der altgriechischen Kunst nachahmen, hier fanden sie jedoch nur weite, faltenreiche, den ganzen Leib verhüllende Gewänder; kein Wunder, daß sie diese endlich mit einem hohen Grad von Vollkommenheit auszuführen lernten, wie wir an den zuletzt erwähnten Aposteln und bei den Frauen auf dem Stadtbild sehen; sollten sie aber andere, anliegende, Arme und Beine freilassende Gewänder malen, so waren sie sich selbst überlassen, und mußten die Natur nachzubilden suchen. Deßwegen erscheinen selbst auf dem Stadtbild, welches immer als die höchste Blüthe dieser Art angesehen werden muß, die drei Könige, besonders aber ihr Gefolg und Gereon mit seinen Rittern in Hinsicht der Zeichnung der Gestalten gegen jene Apostel nicht vortheilhaft. Diese beiden verschiedenen Richtungen, welche die neugriechische Malerei durch das eigene Verhältniß ihres Ursprungs und ihrer Bestimmung erhalten hat, sprechen sich bei der hohen Vollendung in dem Stadtbild am deutlichsten aus. Alle diese Vorzüge eines vollendeten Styls mußten aber zu der Vermuthung führen, daß dieß Werk einer spätern Zeit angehöre, bis sich bei Gelegenheit der Herstellung des Bildes auf der Rückseite der Flügeltafeln, die eine bisher verborgene herrliche Verkündigung enthalten, unten am Boden die Jahrszahl 1410 entdeckte. Aus dieser Angabe ließ sich auf den Meister schließen, sie paßt ziemlich zu der Nachricht, welche die Limburger Chronik bei dem Jahr 1380 über einen Meister Wilhelm in Köln gibt, der damals der berühmteste Maler in allen deutschen Landen war; wiewohl aus dieser Annahme folgen würde, daß der Künstler bei Vollendung des Bildes schon in hohem Alter gewesen seyn mußte.

Höchst merkwürdig ist es, daß 1410 dasselbe Jahr ist, in dem Eyck die Oelmalerei soll erfunden haben, und daß nicht nur

dieſes, ſondern alle erwähnten Bilder dieſer Zeit durchaus nicht mit Waſſerfarbe gemalt ſind, ſondern alle Eigenſchaften der Oelmalerei beſitzen, was wir auf vielfache Weiſe durch Unterſuchungen bei Reinigung der Bilder erfahren haben. So ſehr dieß auch die Erfindung der Oelmalerei von Eyck verdächtig macht, möchte ich doch darüber kein Urtheil wagen, da es immer möglich wäre, daß man vorher eine unbekannte Bereitung der Farben mit Wachs, Eiweiß u. dgl. hatte, die nach ſo langer Zeit nicht von der Oelmalerei unterſchieden werden konnte.

Von der andern Seite verbreitet jene mit Eycks Leben zuſammentreffende Zeitbeſtimmung ein großes Licht über den Gang der Kunſtgeſchichte, indem ſie mit dem Schluß des neugriechiſchen Malerkreiſes zugleich die Eröffnung des entgegengeſetzten deutſchen bezeichnet; daß Eyck dieſem angehört, ſteht über allem Zweifel feſt, und daß vor ihm nicht in dieſer Art gemalt wurde, hat ſich aus unſern Entdeckungen erwieſen. Die zwei alten Bilder, die in Brüſſel vor Eyck angegeben wurden (Europa IV. 123), ſowie die acht Bilder bei Lieversberg in Köln (Europa IV. 137), welche Sie damals für älter als das Stadtbild hielten, ſind nach demſelben zu ſetzen. Wir haben eine Reihe Gemälde dieſer Art, und unter dieſen einige mit ſichrer Zeitbeſtimmung entdeckt, welche alle auf den Zwiſchenraum von Eyk und Dürer, das heißt: auf die Mitte und ſelbſt bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hinweiſen. Es wäre überflüſſig, Ihnen zu ſchildern, wie bei dieſen Werken im Gegenſatz gegen die neugriechiſchen, alles, Köpfe, Geſtalten, Gewänder, Faltenwurf, ſogar die Farben, durchaus kräftiger, härter, individueller, ganz nach dem Leben und der Natur gebildet iſt, da jeder Zug zu dieſer Schilderung, welche gewiſſermaßen den Mittelpunkt Ihrer Abhandlung ausmachen wird, friſch in Ihrer Erinnerung leben muß. Ich bitte Sie hiebei. ja auch die eigenthümliche Behandlung gehörig herauszuheben, es iſt für das innere Weſen der Kunſt, wie für ihre Geſchichte von der größten Wichtigkeit, wie die Deutſchen ſich auf einmal durch die Nachahmung der Natur, von der aus althergebrachter Regel erwachſenen, leichten, weichen, meiſt gefälligern Führung des Pinſels losgewunden, und ihre mühſelige bis zur Härte treue in allem Fleiß und Arbeit verrathende Weiſe ergriffen haben.

Sie werden ohne Zweifel an dieſer Stelle auch die Vergleichung

jenes Ganges der Kunst in Deutschland mit ihrem Gang in Italien ausführen, den Sie in Ihrem Brief erwähnen; ich hoffe aber, Sie werden dann nicht bei der Meinung stehen bleiben, daß sich die Sache in Italien so ganz verschieden begeben habe; denn so viel ich aus den ältern italienischen Bildern gesehen habe, und was man davon erzählt, scheint mir in Italien, wie bei uns im 15. Jahrhundert die Nachahmung der Natur, sowohl in den Gesichtszügen und des Ausdrucks, als der Gestalten und Farben an die Stelle der neugriechischen Weise getreten zu seyn. Der Gegensatz gegen diese springt hier freilich nicht so scharf hervor, dieß erklärt sich von selbst, einestheils aus der Natur, welche dem Italiener zur Nachahmung gegeben, und aus der Gemüthsart dieses Volkes, woraus das eigenthümliche ihrer Werke hervorgehen mußte. Und dazu kommt noch die Umgebung von so vielen alten Denkmalen, wodurch die Künstler nach einer kurzen nationalen Entwicklung gleich wieder auf einem andern Weg zu den Griechen zurückgezogen wurden, und hauptsächlich fast ausschließend in diesem letztern scheint mir der wesentliche Unterschied zu bestehen. Was jenes Apostelbild betrifft, mache ich Sie nur noch auf die vollkommene Gleichheit aufmerksam, die wir zwischen dem Johannes dem Täufer und demjenigen gefunden haben, der auf der von Ihnen in der Europa I. beschriebenen Kreuzigung von Albert Dürer in Paris befindlich ist; man sieht daraus, daß eben Dürer, wie alle großen Meister, in seinen ersten Werken zum Theil ganz seine Vorgänger nachgeahmt hat. Die Verfertigung jener Apostel muß ich gegen das Jahr 1466, also vier Jahre vor Dürers Geburt setzen; denn in dem genannten Jahr wurde, wie meine Inschrift bezeugt, die St. Salvatorskapelle in St. Maria in Capitolio zu Köln al fresko bemalt, und hier finden sich fast alle Gestalten jenes Bildes mit einer Aehnlichkeit wieder, daß durchaus derselbe Meister darin nicht zu verkennen ist. Aber diese einfache, schlichte, kräftige, deutsche Art der Malerei dauerte selbst noch in spätern Zeiten, wo sich schon andere eigenthümliche Weisen daraus entwickelt hatten, immer noch fort; wir haben einen schönen Beweis dafür an einem ziemlich großen Bild, welches Wallraf von mir erhalten hat und zu dem vortrefflichsten dieser Art gehört, das Mittelstück stellt die Grablegung, die Flügelstücke die Apostel Thomas und Andreas vor; auf jenem kniet

der Stifter Gerardus de Monte, Professor der Theologie, und erster Gründer der kölnischen Hohenschulstiftung, der nach unten angebrachter Inschrift 1480 starb; auf den Flügelstücken, welche in demselben Styl später zugesetzt wurden, knien seine beiden Vettern, von denen die Sterbejahre 1499 und 1508 angegeben sind.

So zuverlässig und befriedigend vollständig alle diese geschichtlichen Bestimmungen auch seyn mögen, würden sie doch nicht hinreichen, die Angabe der Brüsseler Gallerie über jene beiden in der Europa erwähnten, zu dem deutschen Styl gehörigen Bilder umzustoßen, zumal das einfältige strenge Wesen, und die gegen Eyck immer sehr ungeschickte und rohe Ausführung dieser Stücke, das hohe Alterthum vor Eyck innerlich zu begründen scheint; denn man könnte annehmen, daß diese Art zu malen sich, wie in so einfachen Zeiten natürlich, sehr lange selbst noch nach jenem Meister erhalten hätte, der als ein selten begünstigter sich allein aus dem allgemeinen Gang herausgehoben, die erst später gleich begabte Naturen erreichen und weiter verfolgen konnten.

Um eine neue Ansicht der altdeutschen Kunstgeschichte gegen diese Einsprache zu befestigen, bedurfte es vor Allem der Eröffnung jener bisher als einheimisch in Deutschland nicht geahndeten neugriechischen Kunstwelt mit ihren die Fortdauer bis zu Eycks Zeit bezeugenden Urkunden. Und doch bleibt, wenn man streng gewissenhaft seyn will, selbst hier noch die Frage, ob wenigstens in den Niederlanden die Nachahmung der Natur sich nicht früher entwickelt und dem J. van Eyck vorher gegangen sey? Aber auch das wird durch die Vermuthung beantwortet, welche ich über die Veranlassung des, wie man es immer betrachten will, auf jede Weise gewaltsam erscheinenden Sprungs von der neugriechischen zu der ganz entgegen gesetzten deutschen Art zu fassen, Gründe gefunden habe: es scheint mir nämlich, daß bei einer so sehr ausgebildeten Art der Malerei, als die neugriechische sich im vierzehnten Jahrhundert vor Eyck zeigt, nicht wohl eine solche gänzliche Veränderung im Ausdruck, Gestaltung und Behandlung vorgehen kann, ohne daß sie, entweder durch fremden Einfluß von Außen oder durch einen großen kräftigen Geist von Innen bewegt wird; nun trifft aber gerade in Eyck die Erscheinung einer solchen ausgezeichneten Natur mit den letzten Hervorbringungen der neugriechischen Malerei zusammen, und was noch mehr ist, auf dem

großen reichen Gemälde meines Bruders, welches ich für ein Werk des Eyck halten muß und mir immer mehr von Sachkennern bestätigt wird, kommen bei der Anbetung der drei Könige des Mittelstücks und bei der Verkündigung und Darbringung im Tempel der Flügelstücke faſt der größte Theil der Charaktere und Gestalten vor, welche man auf den Bildern der ersten deutschen Art aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, also nach Eyck, nur mit weniger Vollkommenheit der Ausführung durchgehend wiederkehren sieht; so daß ich schließen möchte, alles, was wir als erste deutsche Art in der Malerei kennen, sey durch diesen großen Künstler veranlaßt und für seine Schule zu halten; wo es dann nicht eben sehr auffallen kann, größere Ungeschicklichkeit als bei ihm selbst, zumal in einer so neuen, fremden Weise anzutreffen. Daß diese Schule sich selbst auf Süddeutschland erstreckt habe, scheint aus den Werken hervor zu gehen, die ich in Colmar von Martin Schön und in Nürnberg von Wohlgemuth und Andern gesehen habe. Ich bin, was das Ganze betrifft, von der Aehnlichkeit (besonders der zu Paris befindlichen Hochzeit zu Canaan von Eyck mit dem Bild meines Bruders) sehr überzeugt, es ist mir aber das Einzelne dieses und noch anderer seiner dortigen Werke nicht so lebhaft im Gedächtniß, daß ich meiner Vermuthung gänzliche Zuverlässigkeit zuschreiben könnte, es beruht daher darauf, daß ich diese und andere Werke jenes Meisters wieder genauer zu betrachten Gelegenheit erhalte, um wo möglich in der Sache ins Klare zu kommen. Ich behalte mir also die nähere Ausführung und Begründung oder die Zurücknahme dieser Gedanken vor, bis ich meine Kenntnisse hierüber erweitert habe und mich zugleich im Stande fühle, eine Darstellung der spätern, reichen Kunstentwicklung von Dürer, Holbein, Lucas Leyden und den vielen andern Niederländern, Süd- und Norddeutschen auszuführen.

Weil hievon bei Ihnen jetzt nicht die Rede seyn kann, habe ich auch von den vielen bedeutenden Bildern dieser letztern Zeit, die sich in Köln und besonders in unserer Sammlung befinden, absichtlich geschwiegen.

Ich sah mich bei diesem Brief immer auf dem Standpunkt, als führte ich ein Gespräch mit Ihnen, wie damals, als Sie Ihre Briefe über die altdeutsche Baukunst schrieben, und ich habe mir in Ihrer Gesellschaft so gefallen, daß ich nicht widerstehen konnte, manches zu Ihrer Kenntniß Ueberflüssige zu sagen, wenn es der Zusammenhang mit sich brachte. Ich hoffe aber, in den Beschreibungen und geschichtlichen Nachrichten und Bestimmungen soll es mir gelungen seyn, das rechte Maaß zu treffen, und es wird mich freuen, wenn Sie damit zufrieden sind.

Aus dieser vollkommen persönlichen Richtung, welcher ich gefolgt bin, ergibt sich schon von selbst die Antwort auf ihre Frage wegen Abdruck meiner Mittheilungen als Beilage in Ihrem Buch; sollte jedoch die Vorliebe für mich oder eine gewisse Bequemlichkeit Sie verführen können, auf diese selbstverrechende Antwort nicht zu hören, so erbitte ich mir es als Freundschaftsstück, halten Sie sich ritterlich und sehen Sie diesen Brief nicht als etwas Geschriebenes, an Buchstaben Gefesseltes, sondern rein idealisch als eine Erinnerung an von dem, was ich schon mehr oder weniger mit Ihnen über jene Dinge gesprochen habe, denn ich bin überzeugt, die Aufnahme in Ihr Buch würde Ihnen und mir schaden, Ihnen, weil sie bei meiner trockenen und ungeschickten Darstellung das Werk verunzieren würde, mir, weil ich neben Ihnen gerade ganz verdunkelt würde, nicht als ob ich so eitel wäre, mich dessen schämen zu können, wessen sich nicht leicht Einer zu schämen hätte; aber wo ich nun einmal mit dem Domwerk ins Geschrei gekommen bin, macht das Volk weiß Gott was für Forderungen und würde, wenn ich zuerst mit solchem Brief und zumal neben einem unserer ersten Schriftsteller wie Sie aufträte, nach seiner neidischen Art gewaltig über mich herfallen und meinem Kindlein, was da soll geboren werden, einen bösen Streich versetzen; betrachten Sie mich also einigermaßen wie eine junge schwangere Frau, die geschont werden muß, und lassen Sie es dabei bewenden, daß Sie uns drei als Sammler nennen, wegen den historischen Mittheilungen und weiteren Ausführung auf mich verweisen und bei den Briefen über gothische Baukunst mein Werk ankündigen; das ist, denke ich, Ehre und Ruhm genug und ohne daß Sie dabei so sehr in die Posaune zu stoßen brauchen, wie in Ihrem letzten Brief, wo der Aeschylos mir mit seinem Thron einen wahren Schrecken eingejagt hat.

Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu ſehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche ſanft zu ſeinem Herzen;
Doch vermeid ihn zu betrüben
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber ſag's beſcheiden:
Seine Liebe ſey mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir ſeine Nähe geben.

Wiederfinden.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt,
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Was Sie zur Anzeige meines Werks bedürfen, habe ich Ihnen schon in frühern Briefen mitgetheilt.

Da Sie doch nun mit dem neuen Abdruck Ihrer Gedanken über unsern Dom, Ihre Mittheilungen über diesen Gegenstand gleichsam beschließen, scheint mir es an der Zeit, daß Sie Ihre scharfsinnige Vermuthung wegen dem Einfluß des Albertus Magnus und zwar als einen Einfall hinzufügen, den Sie schon vor mehreren Jahren gleich nach Erscheinung jener Briefe gehabt haben. Es ist mir bisher freilich nichts bekannt geworden, welches Ihre Vermuthung bestärken könnte, im Gegentheil hat das Einzige, was ich seitdem über Albertus Magnus gelesen, seine Lebensbeschreibung von einem kölnischen Dominicaner-Mönch aus dem fünfzehnten Jahrhundert vielleicht noch einige Ungewißheit darüber geworfen, indem dieß Buch, wo ihm der Bau des Chors der Dominicanerkirche zu Köln zu hohen Ehren angerechnet wird, nicht die geringste Hinweisung auf den Dombau enthält; aber Ihr Gedanke hat so viel Reiz und Wahrscheinlichkeit, daß ich ihn nicht eher, als nach der ausführlichsten Untersuchung aufgeben möchte, und es kömmt bloß darauf an, daß Sie ihn mit gehöriger Umsicht und Behutsamkeit äußern, um jeden Alterthumsforscher angenehm dadurch zu erfreuen.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, den 16. Februar 1811.

Vor allen Dingen, lieber Sulpice, muß ich Ihnen sagen, daß mich lange keine Nachricht von entfernten Freunden so gefreut hat, als die von der Verbindung Ihrer guten Schwester Marianne mit Böcker! Sie haben uns selber geschrieben; der herzliche freudenvolle Ton des Briefes sowohl, als ihre gegenseitige Lage und vielgeprüfte Treue versichern uns, daß diese Ehe zu den wenigen guten gehöre, die im Himmel geschlossen werden, und die nicht allein zu den vielen berufenen, sondern zu den wenigen auserwählten gehören. Gott verleihe ihrem Glücke eine lange ununterbrochene Dauer! — Werden Sie diesem schönen Beispiele nicht folgen, lieber Freund, werden Sie keine Frau ins Haus

führen, soll der Apollinarisberg sich keiner Gebieterin erfreuen? Wie ich da oben am Fenster stand und in dem Gewitter über den Rhein hinüber schaute, da dachte ich schon daran, ob nicht wohl bald eine würdige Frau vom Haus an diesem Fenster stehen werde?

Kommen Sie her nach Wien, wir bewahren Ihnen hier ein liebenswürdiges Mädchen, der Nichts fehlt, um eine sehr gute Frau zu werden, als ein Mann, der sie achtet, indem sie ihn liebt, und der von der Welt geachtet wird, denn sie will stolz auf ihren Gemahl sein dürfen! auch hübsch ist Nina und nicht eitler, als billig. — Liebste Freunde, ihr möcht es mir glauben, ich lebe im Geiste mehr unter Euch und an jenen Ufern, als sonst in irgend einem Lande. — Kommt einmal irgend ein großes Loos oder eine Silberflottenkarawane oder Geldmammelucken zu uns ins Hinterstübchen, so weiß ich schon, was ich thue. So wie die Sachen jetzt stehen und sich verhalten, so ..... welch ein Unterschied wird es denn bald sein? ... Daß Sie mich hier wieder verketzern werden, das weiß ich wohl, auch wünsch' ich nichts mehr, als Unrecht zu behalten, und ich möchte für meine Meinung eine Wette eingehen, um die Freude zu haben, sie zu verlieren. Sterben möchte ich nun einmal am liebsten zu Köln, noch lieber aber, wenn ich mir irgend einen Ruheplatz aussuchen und nicht nach Melaten gebracht werden dürfte.

Sie sehen, ich schwatze noch immer gern allerlei durch einander mit Ihnen, als gingen wir wie sonst in Ihrem Blumengarten herum und raisonnirten über unsere Liebhaberei für diese und jene Blume, weiter soll es auch jetzt nicht bedeuten.

Friedrich wird selber ausführlich schreiben, wie und warum er an dem österreichischen Beobachter keinen Antheil mehr nimmt. Seine kritische Thätigkeit wäre also wieder frei, und ich zweifle keinen Augenblick, daß er sie den Heidelbergern zuwenden wird, sobald er Muße findet, dergleichen wieder zu arbeiten. Vollkommen Recht haben Sie darin, daß er wieder einigemal in jene Regionen eindringen müßte, um die Atmosphäre zu reinigen; aber Sie kennen ihn ja so gut als einer, wie ihm seine Arbeiten keineswegs leicht werden, wie jede, auch anscheinend noch so geringe, seine ganze Kraft erfordert, weil er sie mit seiner ganzen Kraft umfaßt, daß wir also nicht viel darauf rechnen dürfen, daß er

neben den wichtigen großen Werken, mit denen er doch nothwendig wieder einmal herausrücken muß, noch viel Nebenstunden zu den kritischen Arbeiten behalten und thätig verwenden dürfte. Ein solches rasches Umherwirken ist seine Sache eben nicht, das wissen wir und wollen sie darum auch nicht fordern. Helfen Sie mir nur, Gott um Gesundheit und Kraft für ihn bitten, daß seine großen Werke an den Tag gelangen. — Von Philipp haben wir gute Nachrichten aus Dresden; diesen werden Sie wohl am ersten von uns wieder sehen, es war sein fester Vorsatz, die alten kölnischen Gemälde zuerst zum Gegenstand seines Studiums zu machen, sobald er die Schule in Dresden verlassen kann. Unter Ihrer Leitung würden wir ihn sehr gern wissen! Johann ist noch bei uns, geht aber in einigen Tagen nach Rom, wo er sich ganz besonders an Schid anzuschließen gedenkt, von dem einige Gemälde hier sind, die allgemein bewundert werden und auch allerdings bewundert zu werden verdienen; unserm Urtheil nach verdient dieser Schid die Palme vor allen Malern unserer Zeit.

Gott erhalte Euch, Ihr lieben Freunde und uns Eure Freundschaft.

Friedrich Schlegel.

Geliebter Freund, auf die Kunstnachrichten freue ich mich sehr. Wären es die für den Beobachter bestimmten, so werden sie immer noch willkommen seyn und ich sie auf jede andere Art zu nutzen suchen, obwohl ich Gott sey Dank nichts mehr in diesem Beobachter beobachte, als Stillschweigen, und endlich ganz davon frei bin. Sind es die Supplemente, um welche ich Sie für meine Briefe über die Kunst gebeten, so ist es wohl erspießlich, wenn ich diese bald erhalte; doch zu übereilen brauchen Sie sich nicht, denn zu Ostern erscheinen diese Briefe nun doch einmal nicht mehr.

Da ich nun gänzlich entbeobachtet, so kann ich um so eher wieder ernsten Antheil an den Heidelberger Jahrbüchern nehmen. Dazu bin ich denn auch ganz bereit. Sagen Sie dieß vorläufig

Wilken und Zimmer, denen ich mit Nächstem schreibe. Ihnen will ich jedoch hinzusetzen, daß im verwichenen Jahre nicht so wohl Mangel an Zeit, als der Wunderhörnene Geist, der so herrschend in jenen Blättern war, mich von der Theilnahme abgehalten hat. Ich war sogar schon im Begriff, meinen Bruder aufzufordern, daß er ihnen ferner keine Beiträge geben soll. Doch jetzt, da dieser unsaubere Geist ausgetrieben worden, so trete ich nun recht von Herzen wieder zu der übrigen ehrenwerthen Gesellschaft. Wilkens Recensionen habe ich noch nicht gesehen, wir erhalten hier alles sehr spät; ich freue mich sehr darauf.

Helminas Gedichte gefallen mir sehr. Es ist doch eigentlich Schade um sie; es ist mehr Schwung und wahre Poesie in diesen Gedichten, als in allem, was ich von den Wunderhörnern gesehen. — Mit der Nina das nehmen Sie nur so ernsthaft nicht; meine Frau hat immer den Fehler, daß sie glaubt, was uns gefällt, müsse Ihnen auch gefallen. Tausend Grüße.

N. S. Seit geraumer Zeit ist Baader hier und Sie können sich leicht denken, daß ich ihn oft sehe; aber nicht bloß sehe, sondern auch höre und vernehme. Ich bin es nun schon so gewohnt, mich ganz allein zu befinden, daß es mir selten und wohlthätig dünkt, jemand zu finden, mit dem ich doch einigermaßen übereinstimme. Könnte er schreiben, so wie er zu sprechen versteht, so würde von Schelling und Fichte wenig mehr die Rede seyn. Sonderbar, daß das Schreibenkönnen so eine abgesonderte Gabe ist. — Jene Uebereinstimmung indessen ist noch sehr beschränkt, nur besser als jene, nur leidlich finde ich ihn: vielleicht gilt auch in der Philosophie für mich der Spruch: „Es ist gut, daß der Mensch allein sey." — Und so suche ich nicht mehr wie ehedem in falschem Eifer eine Uebereinstimmung, wo sie doch nicht seyn kann. Aber der merkwürdigste, der geistvollste, der tiefste Mensch, den ich seit lange gesehen, ist Baader wohl. Es ist mir Vieles durch ihn klar geworden. Wer weiß, ob ich nicht nächstens den Entschluß fasse, gar nichts mehr in Rede von mir zu geben, außer in Poesie. Doch werde ich mich zuvor meiner Philosophie ein für allemal entledigen, die als Philosophie des Lebens (im Gegensatz gegen die bisherige todte Philosophie des Todes) bei Perthes erscheinen soll. — Die neuere Geschichte ist in vierzehn Tagen fertig und ein dicker Band geworden. Meine Mutter ist, 77 Jahre alt,

ſchnell und ſanft geſtorben. Das unglückliche Hannover werde ich nun vielleicht nie wieder ſehen. Liebſter Sulpiz, leben Sie wohl und ſchreiben Sie fleißig.

P. Cornelius an Sulpiz Boiſſerée.

Aſchaffenburg, 29. April 1811.

Lieber Freund! Ich bin in Sorgen, daß mein Brief an Herrn v. Goethe etwas ſpät eintreffen wird, woran ich aber nicht Schuld bin. Die Urſache kann ich aus Mangel an Zeit nicht umſtändlich erklären, genug und wenns meinen Kopf gegolten, ſo hätte es doch nicht eher geſchehen können. Ich erwarte und hoffe, daß durch Eure Vermittlung doch nichts dabei verſäumt werde. — Was ich noch beizufügen für nöthig finde, iſt, daß Ihr S. E. Herrn v. Goethe die Bemerkung macht, daß ich geſonnen ſey, das Werk in zwei Lieferungen, jede zu zwölf Blätter, heraus zu geben, wovon ich die erſte noch in meinem Vaterlande, die andere aber während meines Aufenthalts in Italien zu vollenden gedenke.

In Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen, verbleibe Euer ꝛc.

Sulpiz an Melchior Boiſſerée in Heidelberg.

Weimar, Freitag den 3. Mai 1811.

Ich komme eben von Goethe, der mich recht ſteif und kalt empfing, ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gepudertem Kopf, ſeine Ordensbänder am Rock: die Anrede war ſo ſteif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße: „recht ſchön ſagte er.“ Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferſtichweſen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Cotta und alle die äußern Dinge. Ja, ja, ſchön, hem, hem. Darauf kamen wir an das Werk ſelbſt, an das

Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit eben so vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde, — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich fressen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lob der neugriechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Eyck, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hatte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürers Zeitgenossen in den Niederlanden; daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst in Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein; ich war in allen Stücken so billig wie Du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein ja, ja, schön, merkwürdig. Ich gab großmüthig meine Gedanken über den Gang der Malerei durch die Einwirkung von Eyck zum Besten, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich aber ließ ich nicht undeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken noch nicht gerne aussprechen; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen, das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede, das Gespräch führte zu unserm gemeinschaftlichen Besitz vom Apollinarisberg, von seinen Verhältnissen zur Regierung, zu seiner Frau, so daß ziemlich das Wesentlichste berührt wurde, das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch; erinnerte mich noch zum Erbprinzen zu gehen, ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen, er wolle Alles schon einleiten.

Ich kündigte ihm Cornelius Zeichnungen an, das gefiel ihm, ich schickte sie ihm nach Tisch; ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Styl seyen, aber er wurde abgerufen; es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, recht weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen. Als ich durchs Vorzimmer ging, sah ich ein kleines, dünnes, schwarz gekleidetes Herrchen in seidenen Strümpfen, mit ganz gebücktem Rücken zu

ihm hinein wandeln, da wird er wohl seine Vornehmigkeit haben brauchen können! Ist es ein Wunder, wenn ein Mensch, der sein ganzes Leben hindurch von Schmeichlern und Bewunderern umringt, und von Klein und Groß wie ein Stern erster Größe angestaunt und gepriesen wird, am Ende auf solche hoffärtige Sprünge kommt, die aber auch gleich aufhören, sobald ihm Jemand gegenüber steht, der zwar das eminente Verdienst hochachtet, seinem eigenen Werth aber nicht Alles vergibt. — Noch eins, Hundeshagen hat mir versprochen, die Anzeige von Benzenbergs Werkchen in dem Museum zu ändern, und zum Zeichen, daß er Wort gehalten, schickt er mir den Brief an von der Hagen.

Den 6. Mai 1811.

Mit dem alten Herrn geht mirs vortrefflich, bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm. Vorgestern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. Da sehen Sie einmal, Meyer, sagte er zu diesem, der auch herein kam, die alten Zeiten stehen leibhaftig wieder auf! Der alte kritische Fuchs murmelte (ganz wie Tieck ihn nachmacht, ohne die geringste Uebertreibung), er mußte der Arbeit Beifall geben, konnte aber den Tadel über das auch angenommene Fehlerhafte in der altdeutschen Zeichnung nicht verbeißen. Goethe gab das zu, ließ es aber als ganz unbedeutend liegen, und lobte mehr, als ich erwartet hatte. Sogar der Blocksberg gefiel ihm; die Bewegung des Arms, wo Faust ihn der Gretchen bietet, und die Scene in Auerbachs Keller nannte er besonders gute Einfälle. Vor der Technik hatte Meyer alle Achtung, freute sich, daß der junge Mann sich so herauf gearbeitet habe. Ich gab zu verstehen, daß Cornelius sich über seinen Beifall doppelt freuen würde, weil er bei dem schlechten Licht, worein sich manche Nachahmer des Altdeutschen gesetzt, gefürchtet, diese Art allein würde ihm schon nachtheilig sein. Hätte aber nun Goethe etwas Dergleichen Lob, so wäre das um so mehr werth, weil man dabei von der höchsten Unbefangenheit überzeugt sey, und daher könne er auch mit um so besserem Nachdruck und Erfolg die wirklichen Fehler rügen.

Bei Tisch kam die Rede auf allerlei, auf Lezay, auf Reinhard; sie haben der Prinzeß Stephanie ihre Zeichnungen gezeigt. Reinhard hat mir etwas davon verrathen! Ich fragte ihn nach dem Diego von Rettenburg, das ist ein Schillerus redevivus, antwortete er, eine Stimme aus dem Grabe, ganz ohne Kraft und Mark! Je weiter wir ins Essen und Trinken kamen, desto mehr thaute er auf. Nach Tisch wurde auf dem Flügel gespielt, ein Baron Oliva von Wien, Kapellmeister wenn ich recht gehört, trug Einiges vor, es war das kleine, heitliche Männchen von Tags zuvor. In dem Musiksaal hingen Runge'sche Arabesken, oder symbolisch-allegorische Darstellungen von Morgen, Mittag, Abend und Nacht. Goethe merkte, daß ich sie aufmerksam betrachtete, griff mich in den Arm und sagte: Was, kennen Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist, zum rasend werden, schön und toll zugleich. Ich antwortete: ja ganz wie die Beethoven'sche Musik, die der da spielt, wie unsere ganze Zeit. Freilich, sagte er, das will Alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen; da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht, aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten, er ist schon hin, es ist nicht anders möglich, was so auf der Kippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist keine Gnade. Ich schreibe Dir dieses Gespräch nur, um Dir die Vertraulichkeit und den schönen Eifer des alten Herrn zu schildern. Du kannst denken, daß es viel mannichfaltiger war und sehr vieles dabei wechselseitig zur Rede kam. Von diesen Blättern selbst kannst Du Dir unmöglich eine Vorstellung machen, sie sind, einmal die Absicht und Art zugegeben, so wunderwürdig schön, wie in unsern Tagen nichts gemacht worden, ich will sie zu kaufen suchen und nach Köln mitbringen. Nachher kamen wir auf die Philosophie, auf Deutschland, auf unsere Aussichten auf deutsche Bildung zu sprechen. Er sagte: sie glauben nicht, für uns Alte ist es zum toll werden, wenn wir da, so um uns herum die Welt müssen vermodern und in die Elemente zurückkehren sehen, daß, weiß Gott wann, ein neues daraus erstehe! Und doch, sagte ich, ist es noch der einzige Trost, daß wir Jungen, als Leichenträger, gleichsam das Bessere, was in der Pest noch übrig bleibt, die alten Schätze der

Bildung zu retten ſuchen, und mit der Zeit, vielleicht erſt in unſern Enkeln die Schulmeiſter und ſo auch die Herren der jungen Völker werden, die uns einſt beherrſchen ſollen, alle anderen Hoffnungen und Beſtrebungen ſind leer. Was ſie da ausſprechen — das iſt das rechte, ſagte er, aber die Dinge ſo anzuſehen, dazu gehört Charakter, denn zur Reſignation gehört Charakter. — Es iſt natürlich nicht möglich, ſolche Geſpräche in ihrer ganzen Folge wieder zu geben, zumal nicht in der Eile, in der ich ſchreiben muß, denn gleich geht die Poſt ab, ich zeichnete Dir nur Einiges von den allgemeinſten Zügen, wie es mir gerade einfiel. Geſtern war er auf dem Lande; heute war ich von eilf Uhr an wieder bei ihm, bis ſpät Nachmittags. Er hatte den Baumeiſter Stieler gebeten, der mir ein Portefeuille mit der neugriechiſchen Kloſterkirche von Paulinzell hier in der Nähe vorlegte, ich holte meine neugriechiſchen Sachen, das gefiel dem alten Herrn Alles ſehr wohl; wir ſprachen ſehr viel und ausſchließend über das alte Bauweſen, Meyer und Riemer waren recht fleißig dabei, nach ihrer Art. Das Bauweſen, beſonders die Grundriſſe von den kölniſchen Thürmen, die zufällig zwiſchen den neugriechiſchen Kirchen gelegen, hatten die ganze Aufmerkſamkeit von Goethe auf ſich gezogen, und als ich fortgehen wollte, ſagte er mir (was ich eben ſelbſt fordern wollte): „Hören Sie, wir müſſen die Sache einmal recht mit Ernſt betreiben, ich will morgen um eilf Uhr zu Ihnen kommen, daß wir einmal allein ſprechen können, wir müſſen die Zeit nutzen, ſo lange wir beiſammen ſind, mündlich und die Zeichnungen zur Hand, verſteht man ſich erſt recht." — Du kannſt Dir denken, daß ich nun ganz offenherzig und ehrlich mit Freuden- und Ehrenbezeugungen heraus rückte, die ihm ſehr angenehm ſeyn mußten, indeſſen lehnte ich es ab, daß er zu mir käme; ich ſchicke mein großes Portefeuille morgen zu ihm, wir wohnen nur ein paar Schritte von einander und da werden wir wohl eine gute Nuß zuſammen knacken.

Von Quaglio habe ich endlich einen Brief, daß die Zeichnungen am erſten Mai abgegangen, ich warte mit Ungeduld darauf, denn der Hof verlangt ſehr darnach und Goethe reiſt Ende der Woche ab. Frau von Stein habe ich nicht zu Hauſe gefunden.

Grüß Euch Gott

Euer S.

Bertram an Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, den 1. Mai 1811.

Mein Brief trifft Dich hoffentlich gesund und wohl in Weimar, wo Du bedächtig Deine Herrlichkeiten vor dem alten Herrn auskramst und demonstrirend und contrituirend ihn unter Deinen Bogengängen und Kneipenthürmchen herum führst, erwartend, daß der starre Heidensinn vor dieser christlich deutschen Künstlergröße wenn nicht bekehrt, doch staunend und bewundernd sich niederbeuge. Der Himmel gebe Dir nur Ruhe und heitere Laune; das eine, einzige Element, worin Du und Dein ganzes Thun und Treiben wahres Gedeihen und Bestehen finden kann, denn alles übrige, was Dich äußerlich berührt, hast Du von jeher um so viel freier gebildet und beherrscht, je klarer und bestimmter dem still gesammelten Gemüthe das eigene Wollen und Wirken, wie das Denken und Handeln Anderer erschienen ist. Wir warten sehnlich auf Nachrichten von Dir.

Unsere Wohnung wird täglich heimlicher und gemüthlicher, und der Bildersaal wirklich und wahrhaftig zur Kirche; mitten in dieser leichtsinnigen, eitlen Umgebung vertiefen wir uns immer mehr in die ehrwürdigen Ueberreste einer bessern Vergangenheit und in das alte Köln in seiner frommen, gottesfürchtigen Pracht und Herrlichkeit. Wie viele Erinnerungen leben vor diesen Bildern nicht auf, wer sollte in ihrer Nähe, die so wunderbar der Zerstörung entrissen sind, sich nicht unter höherem Schutze glauben und im Sinn und Geist der Vorzeit, die sie geschaffen hat, zu ihnen aufblicken, in Freud und Leid, mit gottergebener Zuversicht.

An Bertram.

Weimar, Freitag am 10. Mai 1811.

Lieber Bertram!

Dein ganzer Brief ist unter dem liebreichen Einfluß des ersten Maitags geschrieben, er freut mich sehr; ich muß dazu wohl sagen wie der alte Herr, ja, ja! schön — brav! und wann ich erst die Ausführung sehe, werde ich eben so wie er meinen alten Verdruß und Kummer vergessen und bis zum küssen mit Dir zufrieden seyn.

Auf that ſich das Licht: ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend aus einander fliehn.
Raſch, in wilden wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſtenmal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich was ſich angehört;
Und zu ungemeßnem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, ſey es Raſſen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.

Ich deute Dir hier mit den wenigen Worten, die ich Dir auf Deinen Brief antworte, schon genug an, wie weit ich seit Montag mit dem alten Herrn gekommen bin: doch muß man über solchen augenblicklichen Anwandlungen jugendlicher Begeisterung nicht vergessen, daß es ein alter Herr ist, von dem eine so recht thätige Theilnahme nie zu erwarten steht.

Alle Einwendungen des Alten gegen die eigene vaterländische Erfindung der gothischen Baukunst verstummen, und Alles, was er wegen dem Straßburger Münster zu sagen hatte, ließ er bald fallen. Er brummte am Dienstag, als ich bei ihm mit den Zeichnungen allein war, wirklich zuweilen wie ein angeschossener Bär, man sah, wie er in sich kämpfte und mit sich zu Gericht ging, so Großes je verkannt zu haben.

Die Vergleichung mit dem Straßburger Münster führte uns vor Allem auf die Thürme, je tiefer wir da in die Untersuchung kamen, desto höher stieg sein Erstaunen. Am meisten äußerte sich das an der Vorhalle und ihren ungeheuern, reich gegliederten innern Pfeilern, denen hatte er in der kleinen Gestalt des ganzen Risses keinen Verstand abgewinnen können, jetzt, wo ich sie ihm groß vorlegte und von Allem Rechenschaft gab, drangen sie ihm die lebhafteste Bewunderung ab, und es freute mich, daß er sich von selbst gerade hier an das dickste, verwickeltste Ende machte, worin so tiefe Schönheit und Geist verborgen liegt und wozu ich noch immer so wenige Menschen habe bewegen können; da sieht man doch, wo der rechte Sinn zu Hause ist. Selbst die schöne Rose am Straßburger Münster hat er zwar nicht aufgegeben, wiewohl das zum Theil Widerstrebende mit den spitzen, dreieckigen Gestalten des Ganzen eingestanden, und daß er dem großen Fenster als unserer Domkirche angemessener für diese durchaus den Vorzug einräume, wie er das runde Rad zu dem übrigen Bau von Straßburg ziemender halte.

Am Mittwoch fand ich ihn Morgens im Garten, wir sprachen über Cornelius, er hatte ihm geschrieben und ihn recht gelobt, ihm aber zu verstehen gegeben, daß er bei altdeutschem Geist, Tracht u. s. w. mehr Freiheit in der Behandlung selber wünsche und hatte ihn an Dürers Gebetbuch verwiesen. Er fragte, ob ich dem nicht Beifall gäbe? Du kannst denken, daß das ganz willig geschah, ich aber meinen Tadel über vieles andere von Dürer

bündig hinzu fügte. Ich bemerkte ihm dabei, er würde wohl an meiner ganzen Denkart, so sehr ich mich auch in das deutsche Alterthum vertiefe, eine redliche Unbefangenheit wahrgenommen haben, und da läugne ich denn recht viele Widerwärtigkeiten von unserm hartfesten Meister Dürer durchaus nicht, und wir seyen über das, wie über manches Andere ähnlicher Art oft mit Schlegel uneins gewesen, der bei seinem regen, eifrigen Sinn für das Bessere gerade da, wo es vergraben und verkannt ist, nie der Sünde einer augenblicklichen Einseitigkeit entgehen könne.

Auszug aus dem Tagebuch.

Nachmittags nach Tisch saßen wir allein, er lobte recht mit aller Wärme und allem Gewicht meine Arbeit. Ich hatte das erhebende Gefühl des Siegs einer großen, schönen Sache, über die Vorurtheile eines der geistreichsten Menschen, mit dem ich in diesen Tagen recht eigentlich einen Kampf hatte bestehen müssen, ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gesinnungen ich besonders durch Reinhard sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen. Ich gewann hauptsächlich dadurch —, was auch meiner eigenen innersten Neigung und Ueberzeugung am gemäßesten ist, — daß ich rein die Sache wirken ließ, und immer nur auf die Gelegenheit bedacht war, wann ich sie am besten wirken lassen konnte, er äußerte sich auch ganz dem gemäß über das Werk. Ja, was Teufel, man weiß da, woran man sich zu halten hat; die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins Kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit, und nicht darum zu thun, zu wirken um Aufsehen zu erregen. Ich fühlte die uns im Leben so selten beschiedene Freude, einen der ersten Geister von einem Irrthum zurückkehren zu sehen, wodurch er an sich selber untreu geworden war; es konnte keinen wohlthätigern, wahren Beifall für mich geben; ich sagte ihm, wie ich es erkenne, wie hoch ich den Beifall schätze, von ihm, der diese Kunst gewissermaßen, ein für allemal abgefertigt gehabt.

wie ſehr mich eine ſo ernſte, wahrhafte Erkenntniß meines Strebens in der Sache entſchädige, für den oft ſchmerzhaften, nie aber das Herz erfreuenden, leider unentbehrlichen Beifall der großen Welt, zumeiſt der Fürſten, die gewöhnlich jedem Hanswurſt und Schauſpieler denſelben ſchenken.

Ich ſprach wie eben meine Stimmung mir es eingab, ich weiß nicht wie ich die Worte ſetzte, ſie mußten meine Bewegung kund geben, denn der Alte wurde ganz gerührt davon, drückte mir die Hand und fiel mir um den Hals, das Waſſer ſtand ihm in den Augen.

An Bertram. Fortſetzung des Briefes.

Geſtern aß ich wieder bei ihm, denn ich eſſe nun alle Tage mit ihm, und ich brachte die Rede auf die Schlegel. Er hatte ſich in den erſten Tagen freundlich nach Friedrich bei mir erkundigt über unſere Verhältniſſe mit ihm, und hatte ſich recht gut aber kurz über ihn geäußert; jetzt wollte ich einmal näher wiſſen, wie er dächte. Da kam nun leider eine ſchwache Seite zum Vorſchein, gemiſchter Neid und Stolz des furchtſamen Alters, er ſchalt ſie unredlich, und alles was ich mit Mäßigung, doch mit Beſtimmtheit in Rückſicht Friedrichs, an den ich mich hauptſächlich hielt, dagegen wandte, diente nur dazu, um ihm Erklärungen zu entlocken, die zwar zum Theil gegründet, und mit dem was man Jedem, der Sch. nicht genauer kennt, einräumen muß, zuſammen ſtimmen, indeſſen blieb eine Menge, und das hauptſächlichſte übrig, was ſich lediglich auf Perſönlichkeiten ſtützen kann. Alle kleinen Kränkungen: Novalis, das Stillſchweigen v. A. W. über die natürliche Tochter u. ſ. w. wurden angerechnet, und jedes worin ſie die Anerkennung ſeines Werths an den Tag gelegt, als Abſicht ausgelegt; ſie hätten ihn mehr aus Klugheit, als aus Achtung — den einigen von den Alten — noch beſtehen laſſen; alles ſei Abſicht. Er ſagte, wenn er ganz in meine Anſicht einginge, die ſich bei Friedrich mit allem Schein von Unredlichkeit ganz gut vertrüge, ohne ſie ihm geringſten zuzugeben, ſey das einzige was er da ſagen könne, doch immer: wer zu viel unternimmt, muß am Ende ein Schelm werden, mag er ſonſt ſo

redlich seyn als er will, und damit ließ ich es eben gut seyn. In dem ganzen Gespräch setzte er mein Treiben mit dem Dom, als ein redliches, jenem entgegen, und ich verstand erst noch mehr, was er am Tag vorher gemeint hatte.

Heute vor Tisch haben wir die Zeichnungen wieder bei der Hand gehabt, Quaglios Blätter waren gestern angekommen, die Säulen sind recht schön geworden, und die Straßburger Originalrisse, wurden zuerst aufgemacht. Die Augen öffnen sich dem Alten immer mehr und mehr, wir sprachen wieder recht viel; und bei Tisch äußerte er, es sei ihm leid, daß er die Abreise nicht aufschieben könne, er sehe wohl, die Sache wolle ergründet seyn, und werde immer wichtiger, je mehr man hinein komme. Er reist am Sonntag, morgen früh haben wir große Ausstellung bei Hof. Goethe will, ich soll Kupferstiche, Straßburger Originalrisse, neugriechische Gebäude, alles mit hinnehmen; um es bequem zu haben, verlangte ich, daß er Anstalten zu einer ruhigen Ausstellung treffen solle, Du kannst Dir denken, daß ihm das zugleich auch ganz recht ist. Und so sind denn schon Baumeister, Ebenist, Castellan und allerlei Volks bestellt, um uns morgen die Sachen vorher zu ordnen, damit der Geheimerath Excellenz und meine Wenigkeit unsere gehörigen Erklärungen in Ruhe von uns geben, und die hohen Herrschaften schönstens belehren können?

Gott sey Dank, daß das Wetter wärmer geworden, durch die kalten Tage hat meine Gesundheit etwas gelitten, doch müßt Ihr Euch nichts Schlimmeres, als das gewöhnliche dumpfe Kopfweh und Unbehaglichkeit darunter denken. Den Montag denke ich in Jena zuzubringen, Dienstag in Leipzig zu seyn.

Gott sey mit Euch. Von Leipzig schreibe ich wieder. Adressirt die Briefe nach Dresden.

Euer Sulpiz.

Leipzig, 15. Mai 1811.

Lieber Melchior!

Ich bin seit gestern Nachmittag hier, und Du würdest wohl nicht rathen, daß unser blondhaariger Vandale, der Student Becker bei mir ist, ich fand ihn und Cristern in Jena, ich beredete

ihn eine Strecke weit mit zu fahren, und als er bei mir im Wagen saß, kam ihm der Entschluß mich bis Leipzig zu begleiten, wo er ohnehin nothwendig mit Jemand zu sprechen habe. Du kannst Dir denken, daß mir die Gesellschaft angenehm war.

Von Weimar und vom alten Herrn hätte ich noch recht viel zu schreiben, wollte ich Euch Alles erzählen. Das thut sich aber besser mündlich, dafür müssen wir auch was aufsparen, und dann will ich Euch den alten Herrn dabei nachmachen, es ist ein gar wunderlicher Heiliger; es geht mit ihm wie mit allen eigenthümlichen Menschen, so viel man auch von ihnen weiß und hört, sieht man doch immer noch viel Neues, wenn man mit ihnen selbst zusammen kömmt, und deßhalb allein ist mir diese Bekanntschaft über alle Maßen schätzbar. Sie gibt mir einen Beitrag zur Kenntniß der menschlichen Natur und des Lebens überhaupt, den ein Dutzend Bücher und Geschichten großer Männer nicht so verschaffen können, und seine eigene Lebensbeschreibung nie liefern kann. Er ist gerade jetzt mit dieser Arbeit beschäftigt, und hat schon einige Stücke, ich glaube den Anfang davon, bei Hof vorgelesen, es muß auf jeden Fall, ein höchst künstliches und merkwürdiges Buch werden; er hat da von einer Menge Menschen und Dingen zu reden, woron er durchaus nicht Alles, mit klaren, baaren Worten sagen darf, das wird dann allerlei wunderbare Tänze, zwischen dem verständigen Hofmann, und dem tollen deutschen Burschen hervorbringen, der besonders bei solchen Erinnerungen alter Zeiten, immer noch wieder aufwacht.

Am Samstag hatten wir unsere große Ausstellung bei Hofe. da hingen in einem Fenster an langen Latten die Zeichnungen von der perspektivischen Ansicht, der Durchschnitt und die Säulenordnung des alten Doms; auf Tischen die darunter standen, lagen der Grundriß, nebst dem von Mailand, Straßburg, Amiens zur Verfügung. Im zweiten Fenster hingen auf großen weißen Tüchern aufgespannt, die beiden Durchzeichnungen des Straßburger Münsters, und im letzten, die perspektivische Ansicht des Innern, die Thürme und die Thüre von Köln, dabei lagen zur Vergleichung Batalha, Straßburg, Wien, Rheims u. s. w. Goethe in seiner Hofuniform half mir redlich zu dieser ganzen Einrichtung mit eigener Hand, und war höchst glücklich, daß die Sache sich so gut machte. Wir waren kaum mit unseren Anstalten fertig, als die

Herzogin herein trat, sie hatte ein Frühstück zurichten und viele Personen dazu einladen lassen; da kamen nach und nach die Großfürstin, mehrere Damen und einige Herren vom Hofe, worunter sich auch Wieland fand, dem ich vorgestellt wurde; dann später der Herzog mit dem Herzog von Coburg, der Erbprinz und der Prinz von Coburg, etwa 25 bis 30 Personen. Es war ein rechtes Glück, daß ich mich auf diesen Wirrwarr vorgesehen und die Zeichnungen vertheilt hatte, ich mußte unaufhörlich Red und Antwort geben, und Goethe half von seiner Seite, da wo ich nicht seyn konnte, so gut als er es vermochte, denn seine Würde machte ihn in dieser Umgebung etwas steif und vielleicht verlegen; er nöthigte mich auch meine neugriechischen Architekturzeichnungen und was ich sonst noch von Kupferstichen hatte, Alles heraus zu kramen, und gab den fürstlichen Personen immer kurze Winke, wie merkwürdig und wichtig das Alles sey. Die Herzogin, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, zeigte sich als eine sehr verständige Frau, die nachdachte und den Zusammenhang dessen was man ihr vortrug, verfolgte, woher sie denn meist ganz richtige Fragen vorbrachte. Die Großfürstin, ein schönes, feines Wesen, äußerte allgemeine Belesenheit und pflichtmäßig ausgehaltene Trübsal der Bildung, ist aber dabei angenehm und geistreich. Der Herzog geberdete sich etwas stallmeistermäßig, wie er auch aussah, er ließ sich indessen die Sache angelegen seyn, und fragte viel aber abgerissen durcheinander, gar nicht mit so viel Sinn wie die Frauen. Man sieht in seinem Wesen gleich die wohl bekannte preußische Militär-Genialität, mit allerlei europäischem Bildungswerk bunt verbrämt; er äußerte in seiner unwissenden Weisheit, es sey doch jammerschade, daß der Dom den Petrus von Rubens verloren, denn das sey so ganz und gar dem Geist dieses großen Gebäudes angemessen, und dafür bestimmt gewesen! Ich sah den alten Herrn an, der steinern, wie ein Mexikanisches Bild daneben stand, und ließ die durchlauchtige Weisheit auf sich beruhen. Der Erbprinz, ein ziemlich gefälliger Herr, konnte vor so vielen Reden nicht recht zu Worte kommen, auch hatte er viel mit den Coburger Herren zu thun. Die Zeichnungen von Cornelius kamen zuletzt an die Reihe, und nun strömten endlich auch die armen Hofdamen herzu aus dem Vorzimmer, um während des Einpackens noch etwas zu sehen; es fiel mir eine unter ihnen, ein Fräulein von Beust, die

bei der Großfürstin iſt, ſehr auf durch ihre Schönheit, ihre blauen ſeelenvollen Augen mit braunem Haar. Wir gingen, nachdem der alte Herr mir wieder treulich einpacken half, recht zufrieden nach Hauſe; wie etwa der italieniſche Operndirektor, wovon Schlegel erzählt, der bei der erſten Vorſtellung vor lauter Freuden noch ehe der Vorhang ganz gefallen war, ausrief: Dio sia laudato che passato senza scandalo! Goethe bemühte ſich, mir und ſich ſelber Rechenſchaft zu geben, daß unſere Ausſtellung Freude gemacht, und man alle Urſache hätte, mit den fürſtlichen Perſonen zufrieden zu ſeyn, deren Bekanntſchaft mir wirklich angenehm ſeyn müſſe. Ich konnte Gott ſey Dank mit gutem Gewiſſen antworten, daß mir außer der Königin von Württemberg noch keine Herrſchaften vorgekommen, die ſo viel Sinn für die Sache geäußert.

Cornelius Zeichnungen, die den Beſchluß gemacht, hatten allgemein gefallen, ich benutzte dies, um den Alten wegen einem öffentlichen Urtheil anzugehen, welches mir doch mit der Hauptzweck war, worauf Cornelius es angelegt. Ich ließ den alten Herrn das Gewicht ſeines Einfluſſes fühlen, und wie er dadurch den jungen Mann, der nach Italien gehen wolle, unterſtützen könne. „Ja warum nicht? War die Antwort. Zeigen ſie nun erſt einmal die Blätter in Leipzig, vielleicht findet ſich da ein Verleger, und ich will meinerſeits auch gern etwas dafür thun.“ Ebenſo bereitwillig zeigte er ſich, als ich nach Tiſch von meiner eigenen Unternehmung ſprach, und ihm den zweideutigen Ruf ins Gedächtniß rief, worin er ſich durch Unterdrückung ſeiner Rede über den Straßburger Münſter geſetzt habe. Es ſtehe ihm ſo gut an, daß er in ſeinem Alter für Alles von Bedeutung, ſey es auch ſeiner bisherigen Anſicht fremd, doch immer jugendlich empfänglich geblieben, und es habe ohne Unterſchied aller Welt Freude gemacht, als das noch zuletzt ſo ſchön bei den Dürer'ſchen Randzeichnungen offenbar geworden. Das gefiel ihm, wir kamen in ein längeres Geſpräch darüber, und er verſprach alles. Einige Tage vorher hatte er mir ſchon einmal geſagt, bei den Dürer'ſchen Randzeichnungen habe er recht erfahren, daß es gut ſey wenn man alt würde, hätte er doch ſonſt den Dürer gar nicht eigentlich kennen gelernt!

Die Anwendung auf die Bautunſt ſprach er nicht aus, aber er hat mir in jedem Stück nur zu ſehr gezeigt, wie es ihm auch

hier wieder lieb war, daß er alt geworden, weil er ſonſt das altdeutſche Bauweſen nie recht kennen gelernt hätte.

Am Sonntag ging Goethe nach Jena, da ich ihm äußerte, daß ich auch dahin wolle, lud er mich bei dem Obriſt Hendrichs, wovon uns Thibaut erzählte, zu Mittag. Das iſt nun ſo ein ganz gewöhnlicher Schlag von Officier, der ſich's wohl ſeyn läßt. Abends waren wir bei Knebel, einem alten Freund von Goethe, einem recht liebenswürdigen Mann von alter Art. Montag früh reiste der alte Herr nach Karlsbad ab, er gab mir Sonntags noch ſeine Rathſchläge zu meinem Werk; ich ſollte doch ja das kleinere hiſtoriſche auch gleich anfangen, damit auf das erſte Heft des Doms, unmittelbar dieſes folgen, und ſo jenes erläutern, unterſtützen, ſeine Stelle im Ganzen anzeigen könne; gerade ſo wie ich ihm mein Vorhaben in dem erſten Brief geſchrieben habe. Ueber die Art zu ſchreiben und das Ganze zu behandeln, konnte ich ihn nicht recht zum ſprechen bringen, er meinte, das würde ſich ſchon Alles von ſelbſt finden, ich ſollte nur mein Weſen ſo forttreiben, fleißig reiſen und mich durch die Anſchauung immer tiefer in die Sache hinein ſetzen, da könne ja das, worauf es eigentlich ankomme, am Ende nicht fehlen.

Hier habe ich gleich eine Menge Buchhändler gefunden, Zimmer, Perthes, Cotta u. ſ. w Alles klagt über die ſchlechten Zeiten, und keiner will einſtweilen drucken, bis ſich der Handel etwas aufklärt, die franzöſiſchen Druckereiverordnungen und dazu die Vereinigung der Hanſeſtädte, haben einen harten Stoß gegeben. Es treiben ſich viele Schriftſteller hier herum, die ſich geltend zu machen ſuchen. So erlebte ich an einem Nachmittag in einem Kaffeegarten, daß eine nicht geringe Anzahl Cotta umgab, an der Spitze der dicke, rubinrothe Lafontaine, Schultze, Friedrich Laun genannt, Eberhard, Mahlmann, Campe ein wohl genährter Herr und noch andere. Cotta ſagte, es iſt gar zu ſchlecht mit dem Buchhandel, es geht gar nichts. Der dicke Lafontaine wollte nach ſeiner Art der Sache eine witzige Wendung geben, und erwiderte: „Ja, ich ſelbſt habe in dieſen heißen Tagen Mühe fortzukommen, bricht mir doch an allen Enden der Schweiß aus.“ — „Und Sie geben uns weiß Gott auch nicht wenig zu ſchwitzen,“ ſagte ein geſcheidter, angeſehener Buchhändler, „denn wir müſſen Sie mit Gewalt von einer Thüre zur andern treiben, damit wir Sie los werden.“ Der gute Mann

ſteckte die Grobheit in die Taſche, ohne ſie doch in einem Roman wieder anbringen zu können. Du kannſt denken, daß Cotta ſehr verdrießlich iſt, indeſſen vereinigt ſich Alles nach gewohnter Weiſe einſtimmig das Werk zu preiſen und mich gegen alle böſen Launen zu unterſtützen. Ich habe Cotta vorgeſtellt, daß, da es eine Sache von mehreren Jahren ſey, dürfe und könne man ſie nicht liegen laſſen, denn bis die Platten fertig würden, könne ſich die Zeit zwei- dreimal ändern.

Heute war der mächtige Böttiger bei mir, er ſchlug nach allen Kräften auf das große Lagerfaß ſeiner hunderttauſend Lobeserhebungen, ein durchaus poſſierlicher Kerl, ein gelehrter Hanswurſt der neueren Zeit, wie es gewiß nur dieſen einen geben kann; auch der Senator Stieglitz, Verfaſſer der Archäologie der Baukunſt, war da und freute ſich an den Blättern, ein kleines, gefälliges Männchen, das allerlei über den Urſprung der deutſchen Baukunſt wiſſen wollte, ich vertröſtete ihn deßhalb auf ein andermal. Der alte Bertuch, beſonders aber Perthes, bezeugen ſich ſehr freundſchaftlich gegen mich. Perthes iſt ein ausgezeichnet geſcheidter Mann, auch in höhern Dingen noch mehr als ich es gewußt habe. Ich war mit ihm und Reimer in einem italieniſchen Keller und Abends im Roſenthal recht luſtig zuſammen.

Morgen reiſe ich nach Dresden und richte es ſo ein, daß ich am Himmelfahrtsfeſt die große Muſikmeſſe hören kann.

Lieber Melchior, Du mußt Bertram anhalten, daß er ſeine Briefe enger zuſammenſchreibt, ich werde ſonſt zum armen Mann, ſolche dicke Rümmel koſten ein unendliches Geld, bedenkt doch, daß man Bilder für's Geld kaufen kann!

J. Bertram an Sulpiz Boiſſerée.

Heidelberg, den 11. Mai 1811.

Dein Glück bei Goethe, ſo preislich Du es auch in den brillanteſten Zügen herausſtreichſt, kommt mir nicht unerwartet, Du weißt, wie ich in Hinſicht der äußern Verträglichkeit über den alten Herrn denke; doch gefalle Dir nur nicht zu ſehr in der vornehm gelehrten Rolle, die Du angenommen haſt, und bedenke,

wie in allen menschlichen Dingen, das Ende. Wenn Du nur Schwarz auf Weiß Dir herausreden kannst, erst dann will ich Dich nach allen Kräften rühmen und preisen. Seit das Kantische Prinzip — der Zweckmäßigkeit ohne Zweck — wieder aus der Mode gekommen, finde ich das rein ästhetische Wohlgefallen überall in diesem interessirten Zeitalter malplacirt, und denke im Gegensatz des Evangeliums: gebt uns nur erst alles Andere, das Himmelreich wollen wir schon selbst zu finden trachten. Indessen ist es denn doch kein kleiner Triumph für den Ernst und die Redlichkeit Deines Strebens, mit einem so hoch berühmten und mit Recht verehrten Manne, um dessen Beifall gewichtigere Männer wie Du, vergebens in Kunst und Wissenschaft sich bemüht haben, auf diesem Punkte geistiger Vertraulichkeit und Gemeinschaft zu stehen. Auch möchte ich Dich heimlich belauschen, Du warst gewiß innerlich so gepudert mit Stern und Ordensband geziert und schimmerst so sehr in fremdem und eigenem Lichte, daß Du in der Dunkelheit Deines Wirthshäuschens ganz transparent erscheinen mußt. Wenn uns einmal etwas in der Welt gelingen sollte, liebes Kind, ohne Mühe und Anstrengung, in Lust und Freude haben wir es nicht errungen, unter drückenden bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen im Widerstreit gegen langjähriges Vorurtheil, gegen Apathie und Unempfänglichkeit für das Höhere, von Leiden und Trübsalen aller Art bedrängt, haben wir unsern Weg im Stillen fortgesetzt, ohne andere Aufmunterung und Unterstützung, als die des innern bessern Bewußtseyns, und des treuen beharrlichen Sinnes, der durch den Nebel der Zeiten wohl getrübt, aber nicht erstickt und vernichtet werden kann. Wie denk' ich mit freudiger Erhebung zurück an die ersten Zeiten unserer Bekanntschaft, die stillen, bescheidenen Anfänge Deiner Studien, wie oft habe ich in zweifelndem Gemüthe mit Ernst und Fleiß erwogen, ob mir Pflicht und Liebe es geböten, Dich dem Wirkungskreise zu entreißen, in dem Dich Deine ganze Umgebung zurückzuhalten strebte; und was konnte ich Dir bieten zum Ersatz für die Aufopferungen aller Art, zu denen Du Dich entschließen mußtest? ein fernes dunkles Ziel, das nur nach langen mühseligen Anstrengungen und Kämpfen zu erringen ist, während Du für die Gegenwart Allem entsagen solltest, was in der Jugend Blüthe und Kraft als des Lebens höchster Reiz gepriesen wird.

Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

Vollmondnacht.

Herrin, ſag was heißt das Flüſtern?
Was bewegt dir leis die Lippen?
Plapperſt immer vor dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
Denkſt du deinen Mundgeſchwiſtern
Noch ein Pärchen herzuziehn?
Ich will küſſen! Küſſen! ſagt' ich.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Blühen blühend alle Zweige,
Nieder ſpielet Stern auf Stern;
Und ſmaragden, durchs Geſträuche
Tauſendfältiger Carfunkel:
Doch dein Geiſt iſt allem fern.
Ich will küſſen! Küſſen! ſagt' ich.

Denn Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweiſ' im Sauerſüßen,
Fühlt ein unglückſel'ges Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen
Habt ihr heilig angelobet,
Dieſes iſt der Augenblick.
Ich will küſſen! Küſſen! ſag' ich.

Wenn nun der hochberühmte Mann der Zeit Deinem Unternehmen freundlich Beifall zunickte, wenn die Menge Deine Arbeiten bewundernd angafft, und der Ruf Deinen Namen dem Vaterlande von der Fremde ehrenvoll zurück trägt, so denke an jene einsamen Spaziergänge auf St. Severins und St. Gereons Wall, wo Ehrfurcht gebietend in den Resten alter Herrlichkeit, die Vaterstadt so still und schweigend vor uns lag, in deren öden Mauern ein in langjähriger Erschlaffung entartetes und nun durch den Druck der Zeiten vollends niedergebeugtes Geschlecht, uns auch nicht ein Wesen darbot, das an dem Zwecke unseres Strebens mit Liebe Theil genommen hätte. Darum freue Dich des Gelingens Deiner Plane und gehe dem Ziele, das Du Dir vorgesteckt, mit freiem Muth entgegen.

Wer des reinen guten Willens vor Gott und den Menschen sich bewußt ist, den darf das widerstrebende Drängen und Treiben der Zeit so leicht nicht irre machen; wer dem Dienste des Höchsten sein Denken und Thun geweiht hat, dem wird die Weisheit nicht fehlen, die allein wahren Werth und Bestand, und auch die Klugheit nicht, die den Geist der Welt zähmen und bezwingen kann.

Ich falle, wie Du siehst, auf einen ernsthaften Text, Zeit und Umstände haben mir ihn aber auch jetzt so nahe gelegt, wo Du im Begriffe stehst, die Resultate Deines Strebens der Welt öffentlich darzulegen, und wo mir die momentane Stille einsamer Zurückgezogenheit zum Nachdenken über Alles was unser gemeinsames Interesse berührt, so mancherlei Veranlassung gibt.

Doch ich muß abbrechen, weil der Brief sonst nicht auf die Post kommt. Von allen Bekannten lassen Dich Wilken und Daub am herzlichsten grüßen. Der Letztere bat mich, Dir zu sagen, daß er in Achtung und Freundschaft Deiner immerfort gedenke, und daß er bald auch auf den Gefilden der Wissenschaft Dir freundlich zu begegnen hoffe, mitwirkend, wie es die Gleichheit des Zwecks und der Gesinnung fordern, und die gelegentliche Berührung möglich und thunlich mache.

J. Bertram an Sulpiz Boisserée in Weimar.

Heidelberg, den 13. Mai 1811.

Vorgestern Abend lasen wir Daub auf einer Promenade aus Deinen Briefen vor, er hatte über alles eine recht herzliche Freude, und äußerte sich in seiner derben lakonischen Weise, und nannte es einen neuen Aufschluß über den Mann, der unter den Repräsentanten der Zeit so hoch obenan stehe. Es gab ihm natürlicher Weise Gelegenheit, auf das zu kommen, was, wie Du weißt, seiner Denkart nach, das eine einzige ist, von dem Alles ausgehen, zu dem Alles zurückkehren muß; den Ernst und die Wahrheit religiöser Gesinnungen in allem Thun und Denken des Menschen den christlichen Sinn, der in den gährenden Fluthen und Strömen der Zeit allein noch festen Grund und Boden finde, die heiligsten und theuersten Besitzthümer aus dem allgemeinen Verderben zu retten; der in Felsen und Steinklippen und öden Sandwüsten das Samenkorn der Wahrheit und die kleinen Pflanzungen hüte mit frommem Fleiß und redlichem Beharren, damit aus ihnen einst den Enkeln ein Garten Gottes erblühe und Frucht trage hundertfältig. Das sey die Denkart, zu der Resignation gehöre, die aber der alte Herr nie besessen und nie geachtet, da er, wie die Zeit, von der er nie sich losgesagt, alles menschliche Thun nur nach der Fülle genialer Kraft und Produktivität gemessen, auch selbst in Kunst und Wissenschaft jedes Erzeugniß hingestellt habe, wie eine neue Schöpfung, über der kein anderer Geist walte, als der eigene, der von innen heraus selbererzeugend und belebend wirke, der daher auch keinem andern Zwecke huldige, keine anderen Gesetze anerkenne, als jene der freien Thätigkeit des Genies. Wenn man nun in diesem Sinne stets gewirkt habe, so dürfe einem vor dem Zurückkehren in die Elemente wohl bange werden. Ist alles bloß menschliche Thun wie die Riesenschritte des Eroberers spurlos verschwunden in der Geschichte, was hätte dann das Produkt der Kunst oder der Wissenschaft zu erwarten, das selbst ohne inneres Leben auch nie mit dem Leben sich vermischt und als ein todtes Petrefakt nur dastehe, ein Gegenstand gelehrter Neugier, ein Beweis, wie selbst zu Scherz und Spiel der menschliche Scharfsinn und Erfindungsgeist die rohesten Elemente fein und künstlich zu gestalten wisse." Melchior und ich

hatten an dem Eifer des edlen Mannes unſere große Freude, die durch das wahrhafte Intereſſe für Dich noch mehr erhöht wurde. Es iſt uns überhaupt jetzt recht nahe gelegt, den Grad und wahren Gehalt des Antheils, den Deine hinterlaſſenen Freunde an Dir nehmen, klar und beſtimmt erkennen zu können. Daub achtet und liebt Dich mit dem höheren Intereſſe der Einheit der Geſinnung und des Strebens, wie einen jungen Mann, der bei den vollgültigſten Anſprüchen durch die glänzenden Lockungen des Lebens im Fortſchreiten zu dem einmal erkannten Beſſern und Wahren ſich nicht irre machen laſſe. Creuzer ſieht in Dir den Parteimann, der zu Begründung der neuen Schule in ſeinem Kreiſe tüchtig mitwirken werde. Wilken hat vor der Gründlichkeit dem treuen hiſtoriſchen Sinn, der Deinem Unternehmen zu Grunde liegt, den gebührenden Reſpekt. Thibaut rühmt und freut ſich Deiner Bekanntſchaft, inſofern er etwas darauf ſetzt, nur mit dem wahrhaft Soliden in Verbindung zu ſtehen. Wie Abegg Dir geneigt iſt, wage ich nicht zu errathen, der iſt mir in Allem zu tief, als daß ich ſein Denken und Empfinden, nachdem was in Worten ſich äußert, beurtheilen wollte. Die reine Religioſität, die einzig in und durch ſich ſelbſt beſteht, liegt ſo hoch über dem Dunſtkreiſe gemeiner Anſicht, daß wohl kein menſchlicher Maßſtab ſie erreichen mag; was der fromme Menſch für den Freund thut, kann überall nur der Geiſt und die Kraft des Gebets haben.

Sulpiz Boiſſerée an J. Bertram.

Dresden, 24. Mai 1811.

Unſer braver Daub ſoll mir von Herzen gelobt ſeyn für ſeine eifrige Rede über Goethe, er hat den rechten Fleck getroffen, gerade das Heidenthum, dem ſich der Alte mit Leib und Seele ergeben, iſt auch wieder das, was ihn unglücklich macht. Er iſt zu tief und gemüthvoll, um nicht beſonders in jetziger Zeit und bei ſeinem Alter eine große Leere und Dunkelheit darin zu fühlen, und ich kann mir denken, daß ihm ein verſtändiger, billiger Umgang, der ihm durch die Geſchichte der Völker ſowohl, als des menſchlichen Lebens überhaupt, die würdige, wahre Anſicht des

Christenthums eröffnete, sehr trostreich und beruhigend werden könnte, denn er hat Sinn für die Geschichte auch in höherer Bedeutung, und ohnehin ist ja auf dem Punkt, wo wir stehen, die Geschichte das einzige für uns Alle, wodurch wir uns zurecht finden können. Alt, geschwätzig, vielwissend, wie eben das Geschlecht nun geworden, so daß wir jetzt als Burschen von zwanzig Jahren mehr Zeugs im Kopf haben, als in andern Zeiten ein Greis von sechzig, bleibt uns kein anderer Weg, wenn wir Gott und uns selbst wieder finden wollen, als daß wir uns besinnen.

Goethe mahnt mich in manchen Stücken an den Faust, nur daß umgekehrt bei ihm das Leben von der leichten, sinnlichen, genußreichen Seite anfing, und nun erst aus Ermüdung und Verzweiflung gleichsam zum Grübeln und Tiefsinnen überschlägt, daher das böse Wühlen in den Eingeweiden möchte ich es nennen, des menschlichen Herzens in den Wahlverwandtschaften, daher selbst das Philisterwesen der Farbentheorie; es käme nur darauf an, daß er das rechte Grübeln und Forschen ergriffe, so wie es beim Faust darauf ankam, daß er das rechte und nicht das falsche, schlechte Leben ergriff, um in sich selbst zu Einigkeit und Frieden zu gelangen.

Alles Loben und Rühmen von Dresden, das wir je gehört haben, ist nicht um ein Haar zu viel; was sage ich nur um Dir auszudrücken, wie sehr mir die Stadt gefällt, sie ist von allen neuern, die ich gesehen, die schönste, die erste, die mir gefällt, und die Lage — man meint, man wäre zu Hause am Rhein —: schon von Meißen her kömmt einem Alles ganz heimathlich vor, die vielen Weinberge, stundenweit bis Dresden und weiter dicht mit Gärten und Winzerhäusern besetzt, der breite Strom, man glaubt sich auf einmal in der Gegend von Bonn. Und nun hier die königlichen Bilder, ach warum seyd ihr nicht bei mir! Noch nie auf der ganzen Reise ist mir der Wunsch, euch bei mir zu haben, so eigentlich und mit aller Lebhaftigkeit aufgestiegen wie hier! Das ist ein letztes, unangetastetes Erbstück von Deutschland, das an keine Zerstörung und an nichts Schlimmeres als an die Nachäfferei von Paris erinnert; diese zu Ludwig XIV. und XV. Zeiten, drängt sich aber in Allem auf, sogar die hohen Häuser und ihre Einrichtung haben durchaus etwas Pariser Zuschnitt; dieß ist selbst in Leipzig der Fall. Beim Hof, soviel man davon

äußerlich ſieht, in Livreen, Equipagen u. ſ. w., erſcheint das noch viel mehr, ja es erſtreckt ſich bis auf die Haarbeutel der Chorjungen in der Hofkapelle, und löst ſich bei dieſen zarten Dienern des Herrn, die in ſchönen rothen Talaren mit breitem Spitzenröcklein einhergehen, freilich in die komiſchſte Albernheit auf, die mir je vorgekommen iſt; ich wußte gar nicht, was ich zu ſehen kriegte und wollte meinen Augen nicht trauen, als ich da vorgeſtern beim Hochamt ein halb Dutzend Jungen mit den verwünſchten Haarbeuteln auf ihren weißen Hemden herausſchreiten ſah, der ſiebente, der das Rauchfaß ſchwenkte, nahm ſich bei ſeinem Geſchäft gar zu toll aus. Die ſechs Pagen mit Fackeln in bordirten Uniformen ließ ich noch hingehen, dergleichen hatte ich ſchon in München geſehen, und ſie machten doch hier beim Kommen, Niederknieen und Weggehen keine Tanzpas wie dort! Die Meſſe war ein lärmendes Trompeten und Poſaunenweſen von Seidelmann, eine Nachahmung von Händel war nicht zu merken. Daß Tieck nicht hier iſt, wißt ihr ſchon.

Ich beſuchte an dieſem Tag gleich Hartmann, den ich in Stuttgart kennen lernte. Von ihm erfuhr ich, daß Philipp Veit hier und im Begriff ſey, mit der Frau Herz nach Wien zu ſeiner Mutter zu gehen. Am 24., Freitag Morgens, kam er zu mir, ich ging mit ihm zuerſt auf die Gallerie. Ich will Dir nur gleich ſagen, worauf Du am neugierigſten ſeyn wirſt: unſer Tod der Maria iſt kein Holbein, nicht nur iſt der große Holbein hier ganz anders und beſſer zu ſeinen übrigen Bildern ſtimmend, als unſer Bild, denn dadurch wäre noch nicht Alles ausgemacht, ſondern es findet ſich da eine Anbetung der drei Könige, die für Leyden ausgegeben wird, ganz und gar von derſelben Hand, die unſern Tod der Maria gemalt hat. Tieck, der ſich darauf berief, hat ganz recht gehabt, aber von Lucas iſt das Bild nun und nimmer, es reiht ſich ganz an die Bilder an, die wir als Schule von dem Tod der Maria anſehen, und iſt das Gemälde oft kopirt und nachgeahmt worden, wir haben dergleichen mehrmals angetroffen. Du findeſt nicht die Ruhe und Einfachheit darin, die bei allem Reichthum dennoch im Tod der Maria iſt, es geht mehr zu der Vorſtellung bei Wallraf über und zu den Bildern von De Groote, es bringt mich auch wieder auf meine alte Vermuthung, daß die hiſtoriſche Tafel in Baſel nicht von Holbein iſt. Wer aber der

Meister dieser herrlichen Art seyn mag, das wird sich wohl erst in den Niederlanden selber entscheiden lassen, wenn man einmal durch Holland und Brabant reist. Von dem vermeintlichen Schoreel ist auch eine große, prächtige Tafel hier, die im Verzeichniß unter Jan Mabuse steht, da wären also alle unsere sogemeinten Schoreels, Mabuse, und der Tod der Maria könnte Schoreel seyn? Da wird man ja vor lauter Weisheit ganz dumm! Demüthig wenigstens, das war auch gleich das Gefühl, das mich anwandelte, als ich gestern in der Gallerie herumging. Ich sah gleich, daß ich da außerordentlich viel lernen, mich zugleich aber immer mehr und mehr bescheiden würde. Das wird einem bei dem entzückenden Correggio am allerklarsten; da hast Du vier große Hauptbilder, wo Du in jedem eine ganze neue und eigene Art kennen lernst. Das älteste schließt sich bekanntlich an Leonarde, aber auch an die neugriechische Art an und hat deßwegen der alte Holbein etwas Aehnliches damit, ja auch von einer andern Seite sieht man noch einen Zusammenhang mit den Werken der deutschen Schule, denn der Franziskus und Antinous erinnern ganz in Farbe und Behandlung der Köpfe und besonders der Gewänder an den Franziskus, den Holzhausen für Dürer ausgibt. Die Nacht hat das eigene bekannte Lichtspiel, erinnert aber in den Kräutern des Vordergrundes und der Haltung der Landschaft noch an die alte bestimmte Art. Der Georg prangt in der höchsten Blüthe der Farben, ein offenbares Gegenstück zu der schönen heiligen Familie mit der Magdalena und dem Hieronymus in Paris. Der Sebastian ist die höchste Spitze des überkünstelten Spiels mit Schatten und Licht, die höchste Verirrung und Unnatürlichkeit.

Der herrliche Raphael ist noch weit schöner als ich erwartet, er reiht sich bei aller Freiheit in der Behandlung in dem Meisten und besonders in der Farbe, durchaus noch sehr nahe an die klare, erfreuliche erste Art, mehr als an die zu sehr auf die Wirkung berechnete Transfiguration an. Der ganz eigene Ausdruck der Begeisterung in den Augen des Kindes, gleichsam als könne der kleine menschliche Leib den großen göttlichen Geist kaum fassen, hat mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Aber das Geschwätz, was ich da führe, ärgert mich, was hast Du davon? Es sind, wenn es hoch kömmt, ein paar Bemerkungen zur

Kunſtgeſchichte, aber die Freude an dem Werk, den Genuß der Anſchauung, kann ich Dir ja mit allen Worten der Welt nicht verſchaffen!

Philipp Veit iſt nun ein großer, ordentlicher Menſch geworden, der faſt etwas dem Clemens Brentano ähnlich ſieht; er hat ſich geſtern und zum Theil auch heute mit mir herumgetrieben, morgen geht er mit der Herz nach Wien. Das iſt ſo eine große, breite Geſtalt wie die venetianiſchen Frauenporträte von Bordone oder Titian mit einem ſchönen Kopf, der auch nach verſchwundener Jugend noch angenehm iſt; ſie hat ein gefälliges, ruhiges Weſen. Die Herz kam mit Philipp zu mir die Zeichnungen zu ſehen, durch ſie lernte ich einen gemüthvollen Mann, den Prediger Riquet, kennen, bei dem ſie wohnte. Die Schweſter von Schlegel, Frau Sekretärin Ernſt, beſuchte ich auch geſtern, und als ich ſie wegen einer Privatwohnung um Rath fragte, fand es ſich, daß ſie ein paar Zimmer zu vermiethen hatte, und heute wohne ich nun ſchon darin. Dieſe Frau behandelt mich wie einen alten Bekannten.

Dresden, am 2. Juni 1811.

Lieber Melchior, ich ſchreibe Dir heute nur, damit Du ein Zeichen von mir erhältſt, der Kopf ſteht mir nicht recht zum Schreiben.

Mit dem Kupferſtecherweſen ſcheint es ganz gut zu gehen, ich bin mit Darnſtedt über den Preis einig, nur über die Zeit handeln wir noch; dann mag ich Gott danken, daß er meine Bemühungen ſo in Allem gedeihen läßt. Es iſt eine eigene Sache mit meinen Domzeichnungen, ſie wirken zauberhaft durch ihre Schönheit wie Goethes Dukaten auf den alten Murr, je öfter und je länger man ſie den Menſchen vorlegt, deſto mehr werden ſie dafür eingenommen.

Ich brachte die meiſte Zeit auf der Gallerie und mit Hartmann zu, deſſen gründlicher ſchwäbiſcher Verſtand und Witz mir lieb iſt. Auch Rügelgen lernte ich kennen, ſein lebhafter Sinn und Geiſt gefiel mir, obwohl ſein bischen zu viel Gerede und ſeine idealiſchen Schrauben Ueberwindung koſten und oft zurück ſtoßen.

Am Pfingstfest hörte ich eine Messe von Hasse, die ich nicht recht verstand. Freude und Erhebung machte sie mir nicht, ob es an der Ausführung fehlte oder ob es alles Geschnörkel war, weiß ich nicht. Der Mangel an Sängern und Chor war aber leider auch in dieser berühmten Kapelle nun fühlbar. Am zweiten Pfingsttag war eine schöne opernartige Arie zum Offertorio von Morlachi und ein feierliches, einfaches Agnus im alten Styl von demselben.

Der alte Riedel, den ich alle Tage auf der Gallerie sah, wurde allmählich ganz vertraulich, ließ sich mit mir über seine geheime Art die Bilder zu reinigen und nicht zu firnißen ein, und zeigte mir im Restaurationszimmer eine sehr ähnliche, aber geringere Maria von Francia, als die unsrige.

Dresden, 9. Juni 1811.

Mit meiner Gesundheit geht es besser, obwohl ich mich nicht so heitern Sinnes fühle wie ich möchte. Aber es ist allgemein Noth, alle Menschen leiden von der trockenen Luft und klagen über Mattigkeit. Da darf sich wohl unser einer, der alle Morgen und alle Nachmittage Stunden lang vor den Kunstwerken herum wandelt, nicht darüber wundern.

Ach, lieber Melchior, warum bist Du nicht bei mir? Warum können wir denn nicht Alles, was uns gemeinsame Freude macht, nicht auch gemeinsam genießen? Wenn ich vor dem Raphael oder vor den Correggios stehe, möchte ich zaubern und Dir die Erscheinungen davon vorspiegeln können, so daß Du mir davon schreiben müßtest und wir als über eine bekannte Sache darüber sprechen könnten. Ich habe manchen Gedanken über den Ausdruck und die Bedeutung dieser Bilder, den ich gern mittheilen, und Deine und Bertrams dagegen gern hören möchte. Mit Bertram gäbe es gewiß Streit, darum wäre für ihn die Zauberei wohl besser als die Wirklichkeit.

Am Frohnleichnamstag war eine sehr schöne Messe von Naumann. Während dem Prunk der Procession, wobei der Hof in Reifröcken, ganz im altfranzösischen Staat mitging, die zwischen den vielen Soldaten mehr einer Hoffeierlichkeit glich, aber nicht

sehr zum Herzen sprach, wurde ein Pange lingua gesungen und dann ein Te deum von Hasse, welches mich mit seinem großen mächtigen Schwung wahrhaft ergriff.

Viele Bekanntschaften machen und mich in Gesellschaften herumtreiben wollte ich nicht; durch Hartmann lernte ich einen Obrist Bose und seine Frau kennen, eine große, etwas starke, eigentlich schöne Hausfrau, die Schwester der Geliebten von Novalis, der blauen Blume in Oferdingen. Rühle und seine Frau sah ich selten, zuletzt einigemal die Familie Körner. Varnhagen kam mit der kleinen Levi und Madam Frohberg zu mir.

Am Dienstag erhielt ich den lang erwarteten Brief von Quaglio, daß er die Erlaubniß zur Reise erhalten, aber erst Ende Juli kommen könne; ich gebe also nach Prag und habe die Abreise auf übermorgen festgesetzt.

Reinhard an Sulpiz Boisserée.

Cassel, 7. Juni 1811.

Es waltet seit einiger Zeit, mein lieber Sulpiz, ein so eigener Unstern über meiner Correspondenz mit Ihnen, daß ich gezwungen bin, eine absichtliche und bösgesinnte Einmischung fremder Hände dabei anzunehmen. Nicht nur habe ich Ihren Brief aus Heidelberg gleich beantwortet, sondern auch unmittelbar nach Empfang Ihres Briefes aus Gotha einen Brief an Sie an Goethe eingeschlossen, der sich mit dem Brief an mich, von dem er Ihnen sprach, gekreuzt hat.

Ich habe mich an dem wirklich hübschen Pendant ergötzt, den die Beschreibung Ihres Umgangs mit Goethe zu der seinigen macht. Zu Ihrer Meinung bekehrt haben Sie ihn nun wohl nicht, aber gefallen haben Sie ihm und er ist Ihnen wirklich zugethan. Lehrreich für Sie ist diese ganze Reise und besonders der Aufenthalt in Weimar gewiß gewesen; und auf das Gelingen und die Vollkommenheit Ihrer Unternehmung, der Sie wie ich mit Vergnügen sehe, noch immer mit Lust und Liebe anhangen, wird Beides gewiß nicht ohne Einfluß seyn.

Je unangenehmer für mich die Wahrscheinlichkeit ist, der

Aussicht in diesem Sommer nach Falkenluft zu gehen, abermals entsagen zu müssen, um so weniger kann ich mich daran gewöhnen, Sie im Halb- oder Dreiviertelszirkel um mich herumschweifen zu sehen, ohne daß Sie mir nahe kommen, und ich mach' es, so viel mir ist, Ihnen zur Pflicht, von Frankfurt aus Ihren Rückweg über Cassel zu nehmen.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 15. Juni 1811.

Geliebter Freund! Ich habe mich herzlich gefreut, von Philipp zu hören, wie Sie in Dresden der Kunst genießen und auch in meiner Schwester Hause wohnen. Ihre reichen Sendungen habe ich alle richtig erhalten und mit großer Freude gelesen und durchdacht. Wenn ich Ihnen nicht eher darauf geantwortet habe, so müssen Sie es außer den gewöhnlich retardirenden Ursachen auch darauf schieben, daß es mir zu unsicher schien, ob mein Brief Sie auf der Reise treffen würde. Philipp hat mir nun Muth gemacht, und so schrieb ich auf's Ungewisse nur kurz nach Dresden, und werde ausführlicher seyn, sobald ich Sie irgendwo fest weiß.

Daß Sie den Karlstein sehen wollen, freut mich sehr; er wird an Ihnen den rechten Beschauer finden und Ihnen gewiß auch manche neue Ansichten gewähren. Ich liebe diese alte Ruine sehr. Unchristlich ist's aber doch, in Prag fern zu wollen, und nicht vollends zu uns zu kommen, was Sie auch immer für sogenannte vernünftige Gründe dafür haben mögen.

Meine Briefe über die Kunst bilden nunmehr den zweiten Theil meiner Werke. Dieß und ein großes Gedicht ist die Beschäftigung dieses Sommers. Die Briefe über die Kunst sind, wo nicht namentlich, doch im Geiste jetzt im Ganzen Ihnen gewidmet und an Sie gerichtet. Alles was Sie mir geschrieben und geliefert haben, ist mir außerordentlich recht. Mit der Art, wie ich Gebrauch davon machen, auf das Uebrige aber hinweisen werde, was Sie uns nun herausarbeiten sollen, werden Sie schon zufrieden seyn. Sie kennen ja meine alte vernünftige Weise. Das Einzige, wovon mich erst in der Folge Ihre weitern historischen Briefe noch ganz vollständig überzeugen müssen, das ist der

Geheimſchrift.

Laßt euch, o Diplomaten!
Recht angelegen ſeyn,
Und eure Potentaten
Berathet rein und fein.
Geheimer Chiffern Sendung
Beſchäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich ſelbſt ins Gleiche ſtellt.

Mir von der Herrin ſüße
Die Chiffer iſt zur Hand
Woran ich ſchon genieße,
Weil ſie die Kunſt erfand
Es iſt die Liebesfülle
Im lieblichſten Revier,
Der holde, treue Wille
Wie zwiſchen mir und ihr.

Von abertauſend Blüthen
Iſt es ein bunter Strauß,
Von engliſchen Gemüthen
Ein vollbewohntes Haus;
Von bunteſten Gefiedern
Der Himmel überſä't,
Ein klingend Meer von Liedern
Geruchvoll überweht.

Iſt unbedingten Strebens
Geheime Doppelſchrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil um Pfeile trifft.

persönliche große Einfluß, welchen Sie dem Eyck auf die kölnische Malerei zuschreiben. Was den Gang der altdeutschen Malerei von dem rein christlichen neugriechischen Ideal zum Nationaldeutschen und Charakteristischen (zuletzt bis zur Carrikatur) betrifft, so sind wir nur darin verschieden, daß ich hier aus der Erinnerung alles dessen, was ich gesehen, aber sehr stufenweise und unzählig viele allmähliche Uebergänge zu finden glaube. Sie scheinen mir den Uebergang zu plötzlich und als eine große Aenderung ganz auf einmal anzunehmen. Doch haben Sie freilich seitdem so viele Bilder entdeckt, die ich nicht kenne, Alles von Neuem durchforscht, so daß ich auch hierin Ihre weitern Aufschlüsse begierig erwarte. Nur wenn Sie glauben, daß der Gang der italienischen Kunst derselbe gewesen sey, wie der der deutschen, so bin ich gewiß, daß Sie von dieser Meinung zurück kommen werden. Viele der ältesten italienischen Gemälde (Mantegna, Massaccio auch im Campo Santo) sind gerade höchst italienisch, wie unter den großen italienischen Dichtern gerade der älteste, Dante, auch am kühnsten und entschiedensten italienisch-national und charakteristisch ist; dagegen die spätere italienische Poesie wie Malerei sich mehr und mehr einem allgemeinen oft eben dadurch beinahe faden Ideal zu nähern gesucht hat. Ganz anders, ja entgegengesetzt, ist der Gang der deutschen Poesie, eben wie der Malerei, vom rein Heroischen und Romantischen (in dem Nibelungen- und Minnegedicht) je mehr und mehr zum Nationaldeutschen und Charakteristischen, welches im Hans Sachs dann schon völlig Carrikatur ist.

Daß ich an dem Beobachter keinen Theil mehr habe, ist mir zwar aus vielen Rücksichten sehr recht; obgleich ich eine Einnahme dadurch verliere, die wohl in Kurzem sehr beträchtlich geworden seyn würde. Mir scheint aber fast, daß Sie aus den unrechten Gründen dagegen sind. Was liegt daran, was all das rheinbündlerische Gesindel über mich urtheilt. Je schlechter, desto ehrenvoller für mich. Lassen Sie sich nur ja nicht von solchen, halbfranzösischen Ansichten einnehmen, die doch im innersten Grund alle gleich schlecht sind; das sollte mir sehr leid seyn.

Lieber Sulpiz, wir haben Sie alle unbeschreiblich lieb. Schreiben Sie mir bald, viel und auch allerlei literarische Neuigkeiten. Setzen Sie sich doch mit Dr. Büsching in Breslau in Verbindung. Er sammelt dort die alten Gemälde (wie auch

Bibliotheken) aus Klöstern und Kirchen, und scheint schon sehr bedeutende Sachen gefunden zu haben. Seine Adresse ist: B. im Stifte der Augustiner Chorherren.

Ueber das Kunstwesen schreibe ich Ihnen nächstens recht ausführlich.

Sulpiz Boisserée.

Prag, 27. Juni 1811.

Lieber Bertram, Dein letzter Brief hat mich noch in Dresden gefunden, und er hat mich um so mehr gefreut, als der vorige mir mißfallen hatte: ich bleibe Dir die Antwort darauf schuldig, um sie Du in gehöriger Ruhe geben zu können, höre Du aber nicht auf, mir ausführlicher und deutlicher Deine Gedanken über Deine zukünftige Wirksamkeit mitzutheilen, Du weißt ja, wie sehr mir das am Herzen liegt! So viel kann ich Dir schon voraus erklären: ohne daß Du Dich zum Schreiben bequemst, werde ich nie ganz einig mit Dir werden, denn Du magst mir sagen, was Du willst, in diesen drückenden und gedrückten Zeiten geht es nun einmal nicht anders, man muß mit in den Druck; ich überzeuge mich davon immer mehr, unter Anderm auch durch die guten schnellen Wirkungen, die ich davon kennen lerne. Es ist im Grunde für einen wie Du bist, außer der Trägheit, eine Art von Eitelkeit und Feigheit, sich so gewaltig vor dem Schreiben zu hüten. Laß die Gemeinheit, laß den Neid und die Tadelsucht schreien wie sie wollen, laß hundert kleine Mängel in unserer Art und Weise entdecken; das wirklich Wahre und Gute, was Du zu sagen weißt, werden sie nicht unterdrücken.

An Deinem Namenstag bin ich hier angekommen, und ich habe Deiner recht in Liebe und Freundschaft gedacht. Der Himmel gebe, daß die Hoffnungen, die Du mir jetzt wieder erregst, nach vollem Maß in Erfüllung gehen!

Die Stadt hier ist sehr groß und hat eine sehr schöne Lage. von Alterthümern ist zur Hussitenzeit und in spätern Kriegen das Meiste zerstört worden, doch hat sich der Dom, obwohl auch sehr verunstaltet und beschädigt, noch als ein würdiges Denkmal

erhalten, das für mich sehr lehrreich ist und wieder ein neues Glied in meiner Kette bildet.

Jetzt eben komme ich von Karlstein, einem alten Schloß, vier Stunden von hier, welches in seiner ganzen Anlage noch besteht, wie Karl IV. es gebaut hat; es hausen jetzt Beamte dort. Das ist das allerwichtigste, was man hier sieht, und allein die Reise werth. Du findest hoch oben in dem großen Thurm in der Heiligkreuzkapelle, wo ehemals die prächtigen Reichsinsignien verwahrt wurden, die wunderwürdigsten Einrichtungen alter frommer Pracht und Kunst, fast noch ganz vollständig und nur im Einzelnen zerstört. Du glaubst Dich in eine Zauberwelt versetzt und allen bunten, goldenen Wahn der Kinderjahre um Dich herum verwirklicht: Du siehst ganze Wände von großen, bunten Edelsteinplatten, in goldenen Mörtel eingelassen, goldene mit Edelsteinen besetzte Gewölbe, dazu eine Menge Gemälde, die meisten lebensgroße Brustbilder, in neugriechischer Art fast aller bedeutenden Heiligen des Christenthums. Selbst die Fenster waren von bunten Steinen, leider sind aber nur noch einige handbreite Stücke übrig, lauter Amethyste und Berille, wie eine Nuß groß und kleiner, Alles in vergoldetem Blei gefaßt. Aber ich müßte genau die ganze Anlage und die Verhältnisse des Orts und des Bauwerks beschreiben, um Dir einen geborigen Begriff von dieser Burg und ihrem eigenthümlichen Wesen zu geben. Man sieht in Allem einen eigenen, persönlichen Geist, der große Achtung für den poetischen Sinn Karls IV. einflößt, dieser Herr scheint wirklich seine Poesie auf die Pracht gesetzt zu haben, wir finden es auch in seinen Einrichtungen des Reichstags, der Kaiserkrönung u. s. w.

Alte Gemälde gibt es hier viele, Graf Sternberg, Vorsteher der gemeinschaftlichen Sammlungen hiesiger Edelleute, sagte mir, sie hätten mehr als hundert, man kann sie aber wegen des Umzugs nicht sehen, doch versprach er mir Einiges hervor zu suchen. Beim Fürsten Colloredo sah ich einen herrlichen Andrea del Sarto, einen Bellin u. s. w.

Uebermorgen gehe ich nach Karlsbad und rube dort bei Goethe ein paar Tage aus.

Würzburg, 8. Juli.

Gestern Abend bin ich hier angekommen, und da ich gerne die alte Kirche auf der Citadelle sehen möchte, beschloß ich heute einen Rasttag zu machen. Ich kann es nicht sagen, wie seltsam es mir ist, so nahe bei Euch vorbei zu fahren, ohne Euch zu besuchen.

Als ich in Karlsbad zur Geheimeräthin Goethe kam, sagte sie: „Goethe ist abgereist, er hat mehrere Tage auf Sie gewartet und hatte sich sehr darauf gefreut, Sie hier bei sich zu haben, aber nachher konnte er nimmer länger warten, er wird es Ihnen auch selbst geschrieben haben." Ihr könnt denken, daß ich über diesen Bescheid sehr verdrießlich war, um so mehr, weil ich in Dresden von einem Weimaraner hörte, er hätte geschrieben, er bleibe noch mehrere Wochen in Karlsbad, und ich darum sicher glaubte, ihn noch zu treffen. Doch war es von einer Seite auch wieder gut, daß ich falsch unterrichtet war, denn sonst wäre ich von Teplitz gleich nach Karlsbad gegangen und hätte dann den herrlichen Karlstein nicht gesehen. Du lieber Bertram wirst Dich ärgern, daß ich mich hiemit über dieses Mißgeschick tröste, wenn Du aber hörst, daß der alte Herr seiner Frau gesagt hat: „Ich will nur schnell nach Jena eilen, um mein Buch fertig zu machen (den ersten Theil seiner Lebensgeschichte), nachher im September können wir dann vielleicht noch eben nach dem Rhein reisen." Wenn Du das hörst, wirst Du wohl nichts einzuwenden haben. Die Frau bat mich, ich sollte ihm nur recht zusetzen, er hätte mich sehr lieb, ich brächte ihn gewiß zu der Reise. Das will ich nun auch von Köln aus gleich thun; überhaupt fordert auch der Brief, den er für mich zurück gelassen, eine recht freundliche Antwort. Da hast Du nun alle Ursache, Dich darüber zu freuen, es hat mir die größte Freude gemacht, aber Du mußt doch nicht zu viel davon reden, es ist mir unangenehm. Ich habe wirklich immer noch gezweifelt, daß der alte Herr so recht eingehen würde, aber nun scheint es ihm ganz Ernst zu sein, ich merkte das an Meyer, der auch in Karlsbad war und äußerst freundlich gegen mich that. Ich sagte ihm von der flüchtigen Aeußerung wegen der Reise nach Köln und er antwortete: Das glaub' ich recht gern, denn der Goetheimdereth ischt soehr aemvänglich (empfänglich) dafüer. Beim Weggeben sagte er mir: Hoeb'n soe Donk füer ihre Erscheinoung!

In Karlsbad blieb ich der Ruhe wegen zwei Tage. Ich brachte der schönen Salingk einen Brief von ihrer Schwester Frohberg. Elisa von der Recke und Tiedge traf ich bei Himmel. Abends war ich bei Körner. Donnerstag fuhr ich nach Eger, am Samstag kam ich nach Bamberg, es war der Vorabend von St. Heinrichsfest. Der Küster wollte mich, als es dunkel wurde, aus dem Dom treiben.

Bertram an Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 15. Juli 1811.

Es war keine geringe Entsagung, lieber Sulpiz, nach einem so erfreulichen und für Deine Zwecke so folgereichen Ereigniß, wie das nähere Verhältniß zu Goethe, wirklich und in Wahrheit ist, Dich in Frankfurt nicht zu sehen: dießmal aber hat im eigentlichen Sinn der Verstand über das Gefühl und die ökonomische Prosa über die höhere poetische Zwecklosigkeit gesiegt; die Reise nach Stuttgart wollte ich nicht gerne aufgeben und da fand denn Melchior, daß man die Ausgaben etwas menagiren müsse.

So gehst Du denn bloß von unseren Wünschen begleitet der alten ehrwürdigen Colonia zu, wo der Genius der großen Vorzeit Dir mild und freundlich entgegen treten mag. Ich beneide Dich um das Gefühl, womit Du zuerst wieder die stille, heilige Nacht des Doms betrittst, wo Trost und Zuversicht sich vor jeder Gewölbhalle erquickend auf Dich herabsenken und der erhebende Gedanke des Unvergänglichen aus jedem Steine Dich ansprechen muß; ich habe dieß Heiligthum Deiner Andacht und Liebe während Deiner Krankheit sehr oft besucht und bin immer mit der wahrhaft gottergebenen Zuversicht zurückgekehrt, daß Du Dein frommes redliches Unternehmen glücklich vollführen werdest. Als ich einmal an einem schlimmen Tage mich mehr wie gewöhnlich in diese Träume vertieft hatte, war es mir, als sähe ich beim Herausgehen die ehrwürdige Gestalt deiner Großmutter beim Weihkessel stehen und mir freundlich zuwinkend das Wasser reichen, das ich Dir auch in kindlichem Glauben wirklich gebracht habe. — Jetzt findest Du der geliebten Todten eine mehr, die mit den Herzen voll Wohlwollen und Besorgniß für uns vor den Thron der ewigen Liebe

hingetreten sind und von jenen Sternen dort auf unser gerechtes Thun und Wirken segnend herabsehen. — Seit dieser Zeit habe ich über das Gelingen unserer irdischen Plane und Entwürfe, in sofern sie Verbreitung einer bessern Ansicht und die Anerkennung eines höhern religiosen Geistes in allen Formen der Kunst zum Gegenstand haben, die sichersten und bestimmtesten Hoffnungen. — Daher überrascht mich auch nichts, was uns Frohes in dieser Hinsicht begegnen mag; Du hast in einem Deiner letzten Briefe gerühmt, wie sehr Du der Wahrheit und Gerechtigkeit huldigst; so laß denn auch Ehre widerfahren, dem Ehre gebührt, und gestehe redlich, daß dieses freundschaftliche Verhältniß zu Goethe, was Du mit einer Art fremdartigem Erstaunen betrachtest, von mir im eigentlichen Sinn schon seit zwei Jahren vorher geahndet wurde, daß mein ganzer Plan, mit den Bildern nach Jena zu gehen, ja bloß auf diese Voraussicht berechnet war. Darum betrübte ich mich ja auch im vorigen Winter so sehr, daß Du Allem, was ich Dir über diesen Punkt zu sagen hatte, so wenig Aufmerksamkeit schenktest, den Erfolg, der, absichtlicher vorbereitet, noch andere Resultate versprach, mehr dem guten Glück überließest und mit dem trivialen Machtspruche meines Uebertreibens Manches niederschlugst, was wohl in tieferem Grunde gewurzelt und verständiger gehegt und gepflegt war, als Du vermuthen mochtest — und nun kommst Du mit der Verwunderung hinterher; laß uns jetzt wenigstens sorgen, wie gute Generale den Sieg zu benutzen, ich sage Dir noch einmal mit der größten Bestimmtheit: es führt weiter, als Du denkst.

Ich habe von Goethe zwei Ansichten, die erste ist aus den römischen Elegien abstrahirt, wo für den edlern Sinn die ganze Materia Peccans gemeiner, weltlicher Denkart sich offenbart, wie ich das gegen Schlegel in Paris, der es nachher in seiner Recension bonnement angenommen, beständig behauptet habe. Die schönste Gesinnung zeigt sich in der Freundschaft mit Schiller und dem Prolog zum Faust, lies den mit Aufmerksamkeit und frage Dich selbst, ob dieser Mann, der mit der höhern Empfänglichkeit für geistige Wechselwirkung unter dem chaotischen Vernichten und Wildergebären der Zeit einsam dasteht, nicht das bessere Streben der Jugend freudig anerkennen wird, wenn es ihm die neu errungene Ansicht versöhnend und vermittelnd

entgegen bringt, offen und frei, wie die Redlichkeit der Gesinnung es erheischt, aber auch ohne herben Widerspruch und die gegründete Achtung für den seltenen Genius es fordert. Daß der, welcher am mächtigsten auf seine Zeit gewirkt, in dem verödeten Gebiete der Poesie die Keime neuen Lebens aufgeregt und in den mannigfaltigsten Formen und Gestalten entwickelt hat, für das Bessere, was die Zeit in ihrem Fortschritte wirklich zu Tage gefördert, nicht ganz unempfänglich geblieben, das hat er oft durch Wort und That bewiesen; seine kalte, vornehme Zurückgezogenheit mögen die ihm wenigstens nicht verargen, die von revolutionärem Schwindelgeist ergriffen, den Widerspruch schonungslos auf die höchste Spitze trieben, und als die gute Sache Raum gewann, nur nach individuellen Absichten zu lenken, und als die Verkündiger des neuen Evangeliums die Richterstühle über Israel für sich einzig in Anspruch zu nehmen bemüht waren; was hat denn der Alte für Wahl gehabt? Stupide oder absichtliche Bewunderer und Narren und Extravaganten. Es ist ein natürliches Bedürfniß jedes schöpferischen Geistes, seine Denkart in den kommenden Geschlechtern fortleben zu sehen, das Alter blüht so gerne in der Jugend wieder auf; es liegt auf den letzten Augenblicken des Scheidens guter Menschen von diesem Leben oft eine Innigkeit und Kraft, die mit dem reinen Enthusiasmus der Jugendjahre zu wetteifern im Stande ist; wie die Sonne bei ihrem Auf- und Untergehen in der höchsten Gluth von Liebe strahlt, so erscheint mir der Alte, und es ist hier nur die Frage, ob es für uns und unsern Lebenszweck gerathen scheint, durch inniges Anschließen ihn ganz für unsere Zwecke zu gewinnen und die letzten Kraftäußerungen seines Genius auf die Anerkennung der guten Sache zu wenden.

Du hast mir in einem der letztern Briefe ziemlich unsanft und aber so mattherzig und beschränkt die Thorheit vorgeworfen, uns als Apostel anzusehen; das Apostelamt hört in der lebendigen Kirche nicht auf und liegt wahrlich nicht einzig auf denen, welchen die Platte geschoren ist; jeder das Wahre erkennende Mensch ist durch sein Gewissen dazu berufen, in seiner Zeit und seinem Kreise an die Verkündigung des Erkannten die höchste Kraft zu setzen und herrscht erst die wahre Klarheit im Gemüthe, wird Muth und Entschlossenheit auch nicht fehlen; das Gelingen ist **Gottes Gabe.**

Das sind vorläufig nur einige Winke über meine Ansicht Deines Verhältnisses zu Goethe; ich werde Dir aber ohne Unterlaß immer ernstlicher über diesen Punkt schreiben, mir ist die Sache von der höchsten Bedeutung. Ich finde Alles darin, was Du zu Deinem Zwecke bedarfst, und soll ich es offen gestehen, daß ich es für eine besondere Leitung der gütigen Vorsicht halte, die Dir, der Aufmunterung und Unterstützung so sehr bedarf, gerade die größten Geister der Zeit (Schlegel, Tieck, Goethe, Schelling ꝛc.) so nahe bringt und in Freundschaft so gewogen macht.

Sulpiz Boisserée an Bertram.

Köln, 23. Juli.

Lieber Bertram, was Du mir über Goethe geschrieben, stimmt ganz und gar mit meinen Gedanken überein, nur darin nicht, daß ich ein absichtlicheres Betragen als sonst nirgend, so auch hier nicht, für besser halten kann.

Die Ehre und die Wahrheit, daß Du mir das freundschaftliche Verhältniß mit Goethe vorausgesagt, stehe ich Dir von Herzen gern zu, und sage Dir meinen redlichen Dank für Deine frommen Aeußerungen über Deine Alte und meine Großmutter.

Bei Deinem Verhaben, nach Stuttgart zu gehen, hege ich nur die Besorgniß wegen Deiner Heftigkeit und Neigung zum Uebertreiben. Daß sie nicht ganz ungegründet, haben wir doch schon erfahren, wenigstens möchte ich sagen, ist es durch meine entgegengesetzte Verfahrungsart bewährt und darf Dir recht mit Liebe von mir empfohlen, nicht ganz gleichgültig seyn.

Es scheint, daß meine Arbeiten sich bis in den Winter hineinziehen, es würde mir schwer, ohne Euch denselben hier zuzubringen.

Ich habe das Grab Deiner guten Mutter besucht; es that mir um so weher, sie nicht mehr im Hause zu finden, als ich dort noch Alles nach ihrer gewohnten Ordnung traf. Grüßt alle Freunde, die Grootes u. s. w.

2. Auguſt.

Die Sache von Wallraf mit der Schule iſt ganz aus, er will nun ein Muſeum errichten, der alte Schütz aus Frankfurt hat ihm und dem Rector das in den Kopf geſetzt. Einen Theil der Gemälde hat er ſchon von den Jeſuiten weggeholt und da ſie dort zu einem Lyceum Anſtalt treffen, wird er die übrigen auch wegholen müſſen.

An dem Doktor Ehrmann in Frankfurt habe ich eine ſchöne Entdeckung gemacht, was er Euch von den vier Baubütten in Straßburg, Köln, Zürich und Wien geſagt, wußte ich ſchon, es ſteht im Grandidier, den ich endlich in Leipzig bekommen habe. Aber vieles andere, was er mir über die Einrichtung der alten Steinmetzengeſellſchaften geſagt und gezeigt, wußte ich nicht, er hat auch nicht nur das Statut der Hütte in Straßburg, wovon Grandidier ſpricht, ſondern auch noch andere, er will ein eigenes Werkchen über dieſe geheime alte Baugeſchichte herausgeben und ſammelt von allen Seiten Aktenſtücke. Es war mir ſeltſam bei den Dingen zu Muthe, ich hätte gleich gern das ganze Neſt ausheben mögen, aber es iſt ein wunderlicher alter Kauz, bei dem man ſich Zeit laſſen muß. Ich werde deßwegen vielleicht einmal ein paar Wochen in Frankfurt bleiben, wenn Zeit und Verhältniſſe es mir erlauben. Uebrigens war der Alte doch gegen mich ſo freundlich als möglich und ſagte mir: Da wir nun einmal ein und dieſelbe Narrheit haben, iſt es doch recht gut, daß der Himmel uns zuſammen geführt! Vielleicht läßt ſich auch ſchon durch Briefe Einiges von ihm erlangen!

Daß Wilken über die Schlegel trittelt, begreife ich ſehr gut, ſeitdem ich nur einige Vorleſungen in der neuern Geſchichte von Friedrich geleſen habe, das ſtimmt ja zu wenig zu Wilkens Denkart! Und überdem erregt es ja faſt immer den Neid, wenn man mit einem in demſelben Fach auftritt; dazu fehlen endlich die Citate und Belege in dem Buch! Das ſind ja Gründe zum Schelten die Hülle und Fülle!

Mit meiner Geſundheit geht es jetzt recht gut, ich habe mich ausgeruht und bin an meine öde kolniſche Einſamkeit ſchon gewöhnt.

Quaglio hat mir geſchrieben, daß er den Tag der Abreiſe

noch nicht bestimmen könne, da er über Freiburg und Straßburg zu gehen wünsche: ich freue mich sehr auf die Arbeit.

Grüß Euch Gott und schreibt mir bald.

Melchior Boisserée.

Heidelberg, 3. August 1811.

Lieber Sulpiz! Von unserer Stuttgarter Reise sind wir vergnügt zurück gekommen. Wir besuchten Cotta, Napp, Dannecker, Müller und Dillenhofer, der eben den ersten Aetzdruck an Dich abgeschickt hatte. Cotta empfing uns sehr freundschaftlich, wir wurden den letzten Tag zum Abendessen gebeten, wo wir Napp und Dannecker fanden. Napp ist noch immer der alte freundliche Beschützer der Künste, er empfing uns auch mit recht viel Liebe und Freundschaft. Danneckers Werkstätte hat mich recht ergötzt, es gewährt einem wirklich einen großen Trost, wenn man in jetziger Zeit so schöne Kunstwerke entstehen sieht. Sein Amor für den König ist in Gyps fertig, der König hat ihn noch nicht in Marmor bestellt; er erinnert nicht sowohl an die Antike, sondern an die Natur selbst, er ist so schön und lieblich, daß man ihn nur mit dem Leben vergleichen kann. An seiner Ariadne im Marmor hat Dannecker selbst noch nicht gearbeitet, seine Gehülfen sind noch immer mit den Vorarbeiten beschäftigt. Er hat jetzt die Büste der Königin von Westphalen vollendet und arbeitet an dem Modell zu einer Büste des verstorbenen Großherzogs von Baden. Auch die persönliche Bekanntschaft von Dannecker war uns recht angenehm, es thut sehr wohl, so einen kräftigen, lebendigen Mann zu sehen.

Die beiden Müller haben wir auch gesehen; der Vater ist an einer Platte nach dem Bild von Leonardo da Vinci beschäftigt, die heilige Katharina mit zwei Engeln. Frauenholz hat das Bild besessen, jetzt aber nach Wien verkauft. Der junge Müller arbeitet außer an der Madonna von Dresden auch noch an dem Portrait des Königs von Westphalen. Er ist Bräutigam und heirathet eine Nichte von Dannecker.

Was ich euch offenbaret
War längſt ein frommer Brauch,
Und wenn ihr es gewahret,
So ſchweigt und nutzt es auch.

Abglanz.

Ein Spiegel er iſt mir geworden,
Ich ſehe ſo gerne hinein,
Als hinge des Kaiſers Orden
An mir mit Doppelſchein;
Nicht etwa ſelbſtgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin ſo gerne geſellig
Und das iſt hier der Fall.

Wenn ich nun vorm Spiegel ſtehe,
Im ſtillen Wittwerhaus,
Gleich guckt, eh' ich mich verſehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verſchwand ſie die ich ſah;
Dann blick ich in meine Lieder,
Gleich iſt ſie wieder da.

Die ſchreib' ich immer ſchöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Krittler und Verhöhner,
Zu täglichem Gewinn.

Sulpiz Boisserée.

Köln, 13. August 1811.

Lieber Melchior! Dein Brief voller Freude über Eure Reise war mir im höchsten Grad angenehm und ganz besonders that es mir im Herzen wohl, daß Du mir Menschen und Dinge, die ich im vorigen Jahr in Stuttgart und Carlsruhe gesehen, fast mit denselben Worten rühmst, wie ich sie Euch damals gerühmt, gerade als wären sie mir noch unbekannt. Ich kam mir in dem Augenblick, als ich Deinen Brief las, wirklich so ein Bischen vor, wie ein Alter, dem seine Kinder ihre Jugendfreuden als etwas ganz Neues preisen, das er nicht gekannt und der nun innerlich königlich vergnügt ist, daß die, die er liebt, auf dieselben Sprünge kommen, wie er. Am allerwunderlichsten wurde mir bei den indischen Alterthümern von Daniels, beim Galeriedirektor Becker in Carlsruhe zu Muthe, wo Ihr mich ein über das andere Mal herbei gewünscht habt; ich habe Euch ja recht ausführlich davon erzählt, wie könnt Ihr das nur vergessen haben?

Daß Du so ganz in Deinem Urtheil über Tannecker mit mir übereinstimmst, gehört auch zu den Dingen, die mich in Deinem Brief wahrhaft ergötzt haben. Der Mann kömmt einem vor wie ein Nachwuchs aus einer frühern Zeit, wie eine schöne, frische Frühlingsblume im späten Herbst, so tüchtig, einfach und kräftig in Allem ist man es heut zu Tage ja durchaus nimmer gewohnt.

Mit Tuttenbefers Aetzdruck bin ich sehr zufrieden, ich sehe, daß die Arbeit treu und gründlich wird. Fuchs freut sich außerordentlich, überall seine eigenen fuchsartigen Strichlein und Kräuselchen wieder zu finden. Morgen fangen wir den Längendurchschnitt an, wovon ich Dir im Voraus sagen will, daß er sehr schön werden wird.

Ich muß Dir noch einige Tollheiten an den Rand schreiben. Die Zahlen der Häuser werden verändert und an die Straßen die Namen geschrieben, da ist Wallraf im vollen Taufen. Der Büchel soll Tabackstraße, die Rheingasse Trajansgaß, die Neugaß Constantinsgaß, das Lichthäschen Agrippaplatz, beim Cäsarene Plectrudisplatz, die Gasse neben dem Augustinerplatz Firmusstraße, Capitolstraße an Klein Martin, alte Rheinlaufstraße, die Sandlaul, rue du Cirque heißen, weil da ehemals ein Circus gestanden!!!

Köln, 23. August.

Lieber Melchior!

Ubden, seine Frau, eine Schwägerin, drei Kinder, Mademoiselle Gontard, Madame Levi und Hitzig waren hier. Ubden war ganz entzückt über den Dom und sagte, als wir außen herum gingen: Zu diesem Gebäude könne man geradezu von einem der schönsten griechischen und römischen, von den Tempeln von Pästum, vom Pantheon und Coliseum kommen, und immer würde der Eindruck desselben eben so groß und erhaben bleiben, als wenn man den Dom ohne Vergleichung sähe, was man doch von der Peterskirche nicht sagen könne. Er nahm sich ein Stückchen Stein mit; er hat von allen großen, alten Gebäuden, die er in Italien besuchte, auch eins mitgenommen. Ich erinnerte mich dabei, daß ich Goethe auch ein Stück versprochen hatte, und schickte ihm durch Ubden eines mit einer Zierrath; Ubden bekam auch ein solches für sich und versprach dem alten Herrn den Mund recht wässerig zu machen; besonders auch auf die Bilder, von denen ihm die Apostel und das Stadtbild über alles gefiel, er versicherte, so gut sehe man nichts aus der Zeit in Italien.

Den Tag nach Ubdens Abreise erhielt ich einen Brief von Goethe, daß er nicht komme; so unangenehm mir diese Antwort war, so sehr freute mich der wahrhaft freundschaftliche Geist in demselben.

Jetzt, nachdem es ausgemacht ist, daß Goethe nicht kommt, fragt es sich, was faßt Ihr für einen Entschluß, wollt Ihr in Heidelberg bleiben, weiter ziehen oder hieher zurückkehren? Beides, das Außenbleiben und das Rückkehren hat für unser Sammlerwesen seine eigenen Vortheile, draußen werden die Dinge immer mehr bekannt, hier gibt es Aussichten, die Sammlung noch sehr zu vermehren und in Rücksicht des Geldes möchte auch Manches gespart werden. Es ist dieser Augenblick ein eigentlicher Scheidepunkt, möchte ich sagen, für Dein künftiges Leben; freilich kannst Du die Entscheidung noch einmal aufschieben, aber den Winter in Heidelberg zu bleiben, ohne auch den nächsten Sommer dort zu seyn, scheint mir völlig zwecklos.

Morgen erwartet man hier die Kaiserin Mutter, sie reist incognito als Gräfin Deux-Pont, geht nach Cassel zu Jerome und bleibt bis Sonntag hier, der Präfect kömmt auch; ich werde ihm

durch Bernhard ein Billet überreichen laſſen, worin ich ihm die Zeichnungen zu zeigen anbiete. — Bei den Feſten für die Geburt des Königs von Rom war befohlen worden, alte feſtliche Gebräuche wieder einzuführen. Da haben ſie denn Fähndrich und Führer mit den heiligen Mädchen' und Jungen aufmarſchiren laſſen. Das hat ſolchen Beifall bei der lieben Jugend gefunden, daß jetzt bei den Kirmeſſen ganze Bände ſechs- bis vierzehnjähriger Jungens und Mädchen: mit Fähndrich und Führer, Geckenbähnchen u. ſ. w. herumziehen, vor den Häuſern tanzen zum Zirum, ziper ꝛc., ja ein Junge macht ſogar den Polizeiſergeanten, der vorauf geht; Alles in größter Ordnung mit gehöriger Kleidung, Fahnen, Partiſanen u. ſ. w.

Alle Bekannten grüßen, grüßt auch Ihr die Grootes und die Profeſſoren.

---

1. September.

Jetzt einige Worte von meinen Schickſalen ſeit voriger Woche. Daß ich heute vor acht Tagen morgens im Kapitelhaus der Kaiſerin Mutter die Demzeichnungen gezeigt habe, werdet Ihr aus den Zeitungen wiſſen, der Artikel aus dem Journal de la Roer lautet: Hier est arrivée incognito, dans cette ville, la plus auguste et la plus heureuse des mères: elle avait avec elle sa maison, et était accompagnée par Mr. le Préfet. Aujourd'hui elle s'est rendue au port, et a visitée ensuite les trésors de nôtre ancienne cathédrale. Après la messe, M. Sulpice Boisserée a eu l'honneur de lui présenter quelques vues d'un magnifique ouvrage, qu'il va publier en France et en Allemagne sur ce monument précieux de l'architecture gothique. Un nombre considérable de nos habitans se trouvaient à distance, remplis des sentimens de respect et d'admiration, cherchant dans les traits de l'auguste princesse ceux du monarque adoré, que nous osons nous flatter de revoir un jour. A onze heures Elle a quittée nos murs, où son départ a laissé des regrets universels et ineffaçables. — Die Audienz war die allerſchnellſte und verwirrteſte, die ich noch gehabt, in ſechs Minuten war Alles geſchehen, die Dame war

äußerſt gracieux und gütig, ſo viel in ſo vornehme Eile möglich war; doch mehr Wirkung als alle Zeichnungen that eine Phraſe, die ich auf eine wohlverſtandene Herausforderung pflichtmäßig lancirte, daß man auch dazu hätte ſagen können: flane! Sie bedauerte nämlich, daß das Gebäude nicht fertig und als ich darauf erwiederte: Il ne faut qu'un ordre de sa Majesté, vôtre fils, pour l'achever, war in allen Stockwerken des kaiſerlich mütterlichen Angeſichts eine ſolche Freudenbeleuchtung ſichtbar, als hätte man ich weiß nicht was gethan.

Der Präfekt war ſo beſchäftigt und abends beim Maire, wo ich en famille mit ihm ſpeiste, ſo ermüdet von einem langen Diner bei Trianon, daß ein eigentliches Geſpräch nicht wohl zu führen war, auch fehlte mir etwas die Laune und Heiterkeit, dieſe Präfektenlangeweile und ſein durch und durch franzöſiſches Weſen mit Gewalt der Zunge zu überwinden. Ich hatte ſchon eine Weile bei der Maitreſſe geſeſſen, als er kam; da ſagte er mir gleich: Mais Mr., vôtre affaire va à merveille. Madame va vanter votre ouvrage, c'est le troisième personnage de l'empire, vous ne saurez manquer de reussir! Il faut d'abord ouvrir une souscription etc. Kein Wunſch, die Zeichnungen zu ſehen, und keine Frage nach dem weitern Plan des Werks kam zur Sprache, das war mir mit meiner Liebe für die Sache denn doch ein Bischen zu ſtark, er ſprang gleich vom Text ab, ich konnte nur erwiedern, daß es zwar ſehr ſchön und gnädig ſey, wenn man, wie die Madame, ſich ohne Weiteres unterzeichnete, von einer eigentlichen Subſcription jedoch noch nicht die Rede ſeyn könne, bis das erſte Heft fertig ſey, wo ich dann ſelbſt nach Paris gehen wolle, worauf er erwiederte: Eh bien, vous irez chez Madame, vous irez chez le cardinal Fesch u. ſ. w.

Wegen den Archiven verſprach er mir Auskunft, ich ſoll ihm nur einen Brief darüber ſchreiben. Am beſten möchte wohl ſeyn, wenn man zugleich die Plane durch die Zeitungen zurück fordern ließ, im Fall ſie vielleicht wirklich in Händen von Privatperſonen wären.

Fuchs arbeitet fleißig, der Dom hat mich in den letzten vierzehn Tagen noch einmal tüchtig zwiſchen gehabt, ich bin an der Vorhalle, die ich noch nie ſo gründlich vorzunehmen hatte.

Köln, 4. September 1811.

Erſt geſtern Abend bin ich vom Apollinarisberg zurück gekommen. Ich war ſo froh und ſelig dort oben, wäre der Dom nicht der Dom, nichts Anderes hätte mich wieder in die Stadt gezwungen. Der Berg iſt eine von den Schönheiten, die einem immer beſſer gefallen, je mehr man ſie genießt.

Quaglio kömmt nicht! Er ſchreibt: Unſer Wiederſehen für dieſes Jahr hat ein Ende, nachdem man mich mit der Reiſeerlaubniß ſeit zwei Monaten getäuſcht hat! Es iſt dieſes nach ſo vielem glücklichen Erfolg das erſte Unangenehme, was mir geſchieht. Ich habe nun gleich an Moller geſchrieben und ihn eingeladen, herunter zu kommen, um auch hauptſächlich eine Beſichtigung des Doms vorzunehmen und ſeinen Rath darüber zu geben. Sollte er für die Zeichnungen keine Zeit haben, ſo iſt in Carlsruhe der Baumeiſter Vierrodt ebenſo geſchickt dazu.

Moller an Sulpiz Boiſſerée.

Darmſtadt, 15. September 1811.

Mein lieber Herr Boiſſerée!

Der Wunſch, das merkwürdige Köln zu ſehen, liegt mir ſchon lange am Herzen. Eben ſo angenehm iſt mir Ihr Antrag, einigen Antheil an einem Werk zu nehmen, was in jeder Hinſicht klaſſiſch zu werden verſpricht, und endlich wird es mir Freude machen, wenn ich im Stande bin, durch guten Rath wenigſtens zu der Erhaltung eines ſo trefflichen Werkes unſerer Voreltern mit beitragen zu können. Wollen Sie mir daher ſogleich, vornehmlich in letzterer Hinſicht eine beſtimmte Aufforderung zukommen laſſen, ſo wird dieſes am beſten ſeyn. Sollte ich indeſſen früher Urlaub erhalten, ſo komme ich ſogleich. In einigen Tagen kann ich vielleicht dieſes ſchon wiſſen und Sie erhalten ſodann noch vor meiner Ankunft einen Brief. Mein Aufenthalt in Köln dürfte indeſſen etwas beſtimmt zugemeſſen ſeyn, weßhalb es ſehr gut ſeyn wird, wenn ohne Verzug Hand ans Werk gelegt werden kann.

Köln, 27. September 1841.

Euern Brief mit Mollers Einlage erhielt ich erſt am Sonntag Morgen auf dem Apollinarisberg und ſetzte mich gleich hin, um für Moller einen franzöſiſchen Brief von Wittgenſtein wegen der Beſichtigung des Bauſchadens am Dom zu componiren. Es gab der Sache mehr Gewicht, wenn ich denſelben vom Maire ſelbſt unterſchreiben ließ, auch ging es um einige Tage ſchneller; ich wollte ihm den Brief in Unkel vorlegen und der Dokter ſollte ihn dann mitnehmen. Schmitz half mir treulich und da wir halb fertig waren, kam die Trinkchen und ſagte: Es iſt ein Expreſſe da mit einem Brief. Moller ſchrieb mir darin, er ſey morgens mit der Waſſerdiligence in Köln angekommen, wir hatten uns beim Vorbeifahren geſehen, ohne uns zu kennen. Die Herbſtfreude hatte alſo gleich ein Ende. Ich fand Mollers Frau und Schwiegervater bei ihm, dieſe wollten den andern Morgen wieder weg; als ich hörte, daß ſie große Freude an unſern Alterthümern gehabt, aber das große Bild, den Dreikönigenkaſten und den obern, äußern Gang ums Domchor gar nicht geſehen hatten, beredete ich ſie, noch einen halben Tag zuzuſetzen. Nach ihrer Abreiſe fingen wir gleich an zu arbeiten; die Skizze zu der neuen Perſpective iſt ſchon fertig. Alle Leute, die Moller ſehen, ſagen, es iſt der zweite Quaglio, dieſelbe Lebhaftigkeit, dieſelbe Gewandtheit; ſogar ein kleiner Verdruß wie ein Packet unter dem Arm in der rechten Seite, wie bei Quaglio, doch etwas weniger. Als ich mit ihm und Fuchs nach dem Dom ging, fiel die Geſtalt den Leuten auf und ſie ſagten ſo laut, daß wir es hören mußten: „Da geht wieder der gecke Beiſſerée mit ſeiner buckligen Dreifaltigkeit.“ Fuchs nahm den Spott gut auf, aber Moller verdroß er ſehr, es war nur gut, daß Quaglio nicht da war. Als wir auf dem Domhof waren, um den Standpunkt zu beſtimmen, blieb Moller auf einmal ſtehen und ſagte: wiſſen Sie, was für eine Zeichnung Sie noch haben müſſen? Das Ganze perſpektiviſch, wie es hat werden ſollen, von den Thürmen her, die man über Eck aus dem Winkel bei Wallraf und mit ihnen zugleich den Mittelthurm und den Seiteneingang ſehen müßte. Ich wandte mich mit der größten Freude im Geſicht zu ihm, zog tief den Hut vor ihm herunter und ſagte: Dieſe Zeichnung, wie Sie ſie uns in den Sand malen, tragen wir ſchon lange im Herzen, aber wir haben

noch nicht den Muth faſſen können, ſie Jemand anzutragen; Ihre Kühnheit, ſie mir vorzuſchlagen, der Sie ein Mann dafür ſind, Ihren Worten Kraft zu geben, iſt aller und der größten Ehre werth. Nun gut, war die Antwort, wenn Sie Geduld haben wollen, ich mache ſie Ihnen! Es iſt Schade, daß ſein Urlaub nur auf vierzehn Tage lautet; er hat ſich deßhalb vorgenommen, nur den Umriß der Zeichnung zu machen, dieſelbe aber erſt in Darmſtadt auszuführen.

Ich denke meine Reiſe zu Euch zu Ende dieſes Monats antreten zu können. Moller iſt ein wahrer Zauberer, könntet Ihr nur den Umriß der Vorhalle mit der Bußprocession ſehen, die ich hinein habe zeichnen laſſen! Sein Anerbieten, die Umriſſe der noch zu fördernden Blätter mit ſeinem Freunde Vierrodt auszuführen, hat mich bewogen, lieber gleich den Fuchs in den Wagen zu packen und nach Darmſtadt mitzunehmen und bei Moller mit Vierrodt zuſammen den ganzen Dom fertig zu machen. Jetzt arbeiten wir in vierzehn Tagen alle Materialien aus, die wir noch bedürfen, genug, die Sache kann nicht beſſer ſeyn. — Die Beſichtigung des Bauſchadens am Dom hat nun in gehöriger Form Statt gehabt; es hat ſich daraus ergeben, daß wirklich die höchſte Noth war. Ich ſehe daraus, wie vielmehr ich dem Himmel danken muß, daß ich endlich auch dieſen Wunſch durchgeſetzt. Am Sonntag Nachmittag, nachdem ich morgens nach der Meſſe die Sache dem Paſtor, vorzüglich aber dem Kirchmeiſter Leven vorgeſtellt und dankbare Einwilligung erhalten hatte, beſuchte ich mit Moller das ganze Gebäude bis in das Dachthürmchen hinein und Montag nachmittags kamen die drei Kirchmeiſter mit dem Baumeiſter Leydel, den ſie bei dieſer Gelegenheit auf meinen Vorſchlag zum Domwerkmeiſter angenommen, Bernhard für den Maire mit dem Baumeiſter Schmitz und ich mit Moller im Kapitelhaus zuſammen, von wo wir dann die Beſichtigung zum zweitenmal, auch bis ins Thürmchen hinein, vornahmen. Alle überzeugten ſich von der Gefahr und ſtimmten zu den Vorſchlägen von Moller ein: Das Thürmchen noch vor dem Winter abzutragen und die große Giebelmauer gegen dem Krahnen zu, wo die zwei Fenſterwände des Kreuzes ſtehen, mit einem mächtigen Anker zu verbinden. Abends entwarf ich im Beiſeyn von Moller und Leydel einen Proces-verbal, der nun von Allen unterſchrieben und dem Präfekten mitgetheilt wird.

Köln, 19. Oktober.

Lieber Bertram, die Helwig haust seit acht Tagen unter den hiesigen Merkwürdigkeiten wie ein reißendes Thier, alles, alles verschlingt sie, selbst die Kupfergaß, die Ursulinen und die Schnurgaß sind nicht verschont geblieben. Unsere kölnischen Gelehrten, die sie viel liebenswürdiger und gebildeter als die Heidelberger findet! haben sich redlich bemüht, ihren Heißhunger zu stillen, und dennoch hat sie mir alle Abende und manche schöne Stunde am Morgen und Mittag geraubt, so daß ich dem Himmel danke, daß sie übermorgen von dannen zieht. Doch droht mir schon ein neues, vielleicht gar schwereres Gewitter, der Kaiser kommt am 24. oder 25. nach Düsseldorf und geht nach Bonn, also haben wir ihn höchst wahrscheinlich auch hier zu erwarten. Die Ehrengarde wird schon eingerichtet und über die Anstalten zum Empfang fleißig Rath gepflogen. Ich bin nach meiner Neigung fest gesonnen, so unvollständig und unvollendet das Werk noch in meinen Händen ist, nur im höchsten, dringendsten Nothfall einen Schritt zu thun für die Kirche. Nur wenn er hier verweilte und in den Dom ginge und da die einzelnen Blätter ansehen wollte, die ich hier habe; aber selbst dieß wäre mir gewaltig unheimlich, man kommt nicht leicht diesem Mächtigen unter die Augen, ohne daß man gleich gefesselt wird und wenn der Himmel mich auch bestimmt hätte, Fesseln zu tragen, so fühle ich doch einstweilen meine Glieder noch zu jung dazu, sie bedürfen noch einige Jahre Freiheit, um für solche Last noch gehörig gestärkt und gestählt zu werden. Nur der Zweifel, ob man nicht viel Gutes für die Kirche thun könne und daher die Gelegenheit nicht vernachlässigen dürfe, streitet mit meinen Wünschen; darum würde mich Eure Meinung sehr beruhigen. Hätte ich ein paar Jahre hinter mir oder wäre das ganze Werk nun beisammen, so ging ich ohne Bedenken nach Düsseldorf, zeigte mein Portefeuille irgend einem Minister, ließ mich vorstellen und lüde den Kaiser zu dem Gebäude selber ein.

Den 26. Oktober.

Lieber Melchior!

So ungern wir uns in unserer Hoffnung getäuscht sehen, so ist es uns doch auch wieder lieb, daß Du einstweilen noch nicht

da bist, denn mit dem Besuch des Kaisers scheint es wirklich Ernst zu werden und da ist die Werbung der Ehrenwache in voller Bewegung, der man heut zu Tage nicht mehr so leicht entgehen kann, als vor sieben Jahren. Der Präfect hält sehr strenge darauf, daß die Zahl nicht gering und also keine abschlägliche Antwort gegeben wird, die nicht auf den gültigsten Gründen beruht. Der Graf Salm Dyck ist Commandant, Metternich, Lippe, Herstadt u. s. w. Officiere, Everhard de Groote hat sich auch stellen müssen, selbst der kleine Geyr, der in St. Cyr zurückgewiesen wurde, ist nicht verschont geblieben; in einigen Tagen wird die Zahl vollständig seyn, dann magst Du ohne Gefahr kommen. — Das lange Verweilen des Kaisers in Holland hatte Zweifel erregt, ob er überhaupt kommen möchte.

Meine Einrichtungen sind so getroffen, daß ich anfangs November nach Darmstadt abreisen könnte. Hoffmann zeichnet fleißig an dem Grabmal und den Capitälen und ist bald fertig.

Die Hellwig wird heute schon wieder bei Euch seyn und von allen hiesigen Herrlichkeiten erzählen; daß ich mich dießmal mehr wie je für den Ruhm der Stadt Köln trotz dem Wallraf aufgeopfert habe, werdet Ihr aus Allem abnehmen können. An fünf Abenden hat sie bei uns vorgelesen, es fehlten nur noch die Schwestern von Corevra, sonst ist Alles zum Vorschein gekommen; das Lied und einen Moneloq aus denselben haben wir aber doch gehört.

Die ganze Familie wartet auf Deine Ankunft, lieber Melchior, wegen der Auseinandersetzung. Dann kommt noch ein zweites Haus mit seinen Angelegenheiten, worin ich Dich persönlich einführen möchte, das ist der Dom. Ich habe da einige Wünsche in Bewegung gesetzt, deren gänzliche Ausführung ich nicht abwarten kann, die ich aber gar zu gern zur Förderung der guten Sache sowohl, als auch zu Deiner eigenen Erheiterung Dir förmlich übertragen möchte.

Unser großer Herr setzt die Menschen gehörig in Bewegung. Ich für meinen Theil warte ruhig ab, was da kommen soll, und arbeite so fleißig als möglich. — Das ganze Domthürmchen wird herunter genommen; der Maure war mit dem Beydel und dem Schmitz noch einmal oben und hat selbst gefunden, daß es die höchste Nothwendigkeit sey. Die obere Spitze ist schon abgedeckt

und wird nun thätig damit fortgefahren; denkt Euch übrigens aus Besorgniß nicht, daß ich hiermit etwas zu schaffen habe, das ist eine bloße Sache der Werkleute. Bernhard hat den Maire dazu bewogen, daß außer der Bitte um die Stadtgräben und Mauern und um die Akademie der Municipalrath auch um die Ausbauung des Doms!!! anhalten soll. Hilft es nicht, so schadets nicht, meint er, es gäbe wenigstens große Worte. Meinetwegen, ich soll dem Frambach mein Scherflein zu diesen Worten beitragen, in Gottes Namen.

3. November.

Der Kaiser ist gestern in Düsseldorf angekommen und wird in ein paar Tagen hier sein. Die Kaiserin wird schon morgen erwartet. Alles ist in dem größten Tumult; auf dem Platz, wo ich heute wegen der Arrete war, sah es aus wie in einem Narrenhaus. Alles lief durch einander. Die Bitte wegen dem Dom habe ich dahin abgeändert, daß nur von einer Dotation und Restauration die Rede ist, wo ich dann die jährlich nothwendigen Einkünfte (wie die von Straßburg) auf wenigstens 40,000 Franken angeschlagen habe. Das ist einstweilen kaiserlich genug gefordert; bewilligt er nur die Hälfte, so wollen wir uns wie die Kinder freuen. Da die Kaiserin mitkömmt, wünschen die Kirchmeister für den Fall, daß sie allein in den Dom käme, eine Bittschrift an dieselbe; ich will sie ihnen machen. Ich habe mir eine Notiz über die Revenuen unserer Domkirche geben lassen, sie lautet: Die Revenuen betragen nach genauer Aufnahme 10,000 Franken, hiezu gehören 4000 Franken zu Fondationen, wobei baare Auslagen sind, also die Kirche wenig Vortheil davon genießt; es bleiben also zur Fabrik eiren 6000 Franken übrig; ziehen Sie nun hievon die Gehälter, Wachs und sonsten nothwendige Auslagen ab, so ist es klar, daß wir mit allem Recht auf Unterstützung antragen dürfen. — In dieser Bittschrift kann ich doch vom Herzen sprechen, wenn ich die theuern Erinnerungen an die Wohlthätigkeit und Frömmigkeit ihres Hauses erwähne. Ich will versuchen, meine Gedanken so kurz und bündig als möglich auszudrücken.

Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet ſich nur,
In goldnen Roſenranken
Und Rähmchen von Laſur.

Suleika.

Wie mit innigſtem Behagen,
Lied, empfind' ich deinen Sinn!
Liebevoll du ſcheinſt zu ſagen:
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen ſchenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz es iſt der Spiegel,
Freund, worin du dich erblickt;
Dieſe Bruſt, wo deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Feſſelt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poeſie.

Laß den Weltenſpiegel Alexandern;
Denn was zeigt er? — Da und dort
Stille Völker, die er mit den andern
Zwingend rütteln möchte fort und fort.

8. November.

Der Kaiſer und die Kaiſerin kamen am 5. gegen fünf an, er über Deutz, ſie über Mühlheim, alle Welt glaubte, ſie würden durch den Freihafen am Hof vorbei fahren; aber der Kaiſer ritt durch den Freihafen gleich nach dem Thürmchen, wo zwei Regimenter Cuiraſſiere aufgeſtellt waren. Nach der Muſterung war Vorſtellung der Behörden; die Schrift des Municipalrathes hatte der Staatsſecretair Daru ſchon früher erhalten, und abends fragte der Kaiſer ſchon über mehrere Punkte, auch über den Dom und ſeine jetzigen Einkünfte und ſeine Bedürfniſſe. Der Dechant und der Maire antworteten ganz der Bittſchrift gemäß, und die Kaiſerin ſagte dem Paſtor, als er vorgeſtellt wurde: „vous avez une belle eglise.“ Er lud ſie ein und ſie verſprach zu kommen. Den andern Tag ging ich zu Reil, bei dem Daru wohnte, um dieſem die Verlegung des Bisthums, als wohlfeilſtes Mittel, vorzuſchlagen. Nach dieſem Gang ſetzte ich mich in Bereitſchaft, meine Domzeichnungen zu zeigen, und hatte kaum Hut und Degen zu meinem Anzug zuſammen, ſo kam Bernhard mit einem Auftrag vom Präfekten und Maire: die Kaiſerin wollte gleich in den Dom kommen, ich ſollte meine Zeichnungen dahin bringen. Es lautete über eine Stunde ehe die Kaiſerin anlangte, ich hörte aus dem Kapitelhaus das Gedränge des Volks, wie den gewaltigſten Sturm hin und herwogen, es waren gewiß fünfzehntauſend Menſchen im Dom. Der Dechant empfing ſie mit Chor und Kreuz unter einem Baldachin, und beim erſten Paukenſchall entſtand ein ungeheures Toben von Vivatrufen, Trommeln, Poſaunen und Militärmuſiken. Die Kaiſerin ſey aufs tiefſte gerührt geweſen, und ſey ohne aufzuſehen, mit geſenkten, thränenvollen Augen, bis zu ihrem Thron gegangen, wo ſie ſich gleich auf die Kniee geworfen und das Haupt in die gefalteten Hände gelegt habe. Nach dem Tedeum hat ſie die drei Könige beſucht, dann das Bild gehen, was ſie am längſten gefeſſelt haben ſoll. Zuletzt kam ſie in das Kapitelhaus, wo die anderen Kirchenſchätze aufgeſtellt waren. — Die Kaiſerin ſah ſchwermüthig aus: ihre Züge haben den beſtimmteſten Ausdruck öſterreichiſcher Gutmüthigkeit; ſie betrug ſich in allem wie ein in größter Strenge und täglicher Erinnerung an die Würde des Hauſes erzogenes Kind; ſie ſprach ſehr wenig, hörte aber mit der größten Aufmerkſamkeit alles an.

Der Dechant hatte so den Kopf verloren, daß er mich nicht gehen oder vergessen hatte. Die Kaiserin hatte bemerkt, daß noch was zu sehen wäre, da aber nichts erfolgte, wollte sie weggehen. Da rief der Präfekt und der Maire: il y a encore quelque chose à voir, sie kehrte gleich um, aber schüchtern, wie sie überhaupt ist, und hatte, während ich ein Blatt in die Höhe hielt, die Augen auf dem andern, das war ein Zeichen, die Erklärung mir kurz zu geben. Sie äußerte bei jedem Blatt nur einige Worte. So sehr mir durch ihre Einfältigkeit die Hoffnung verdorben war, ihr etwas recht dringend empfehlendes für das Gebäude zu sagen, so verlor ich doch auf keine Weise den guten Muth, und brachte beim Hinlegen des letzten Blattes meine Zueignung in besser Art vor; worauf denn auch ein freundliches kaiserliches Lächeln und die Worte erfolgten: Je l'accepte très-volontiers.

Vom Dom ist die Kaiserin noch nach St. Ursula und einigen Anstalten dann durch die Stadt zurück gefahren, alles im offenen Wagen und begleitet von unaufhörlichem: Es lebe die Kaiserin!

Darmstadt, 3. December.

Wir sind erst seit drei Tagen hier, und doch sind Moller und Fuchs schon fleißig an der Arbeit, und ich werde ein Blatt in Bleistift nach den Haupttheilen anlegen, und die Aufsicht über das Ganze führen.

Den 12.

Bertram ist nun seit acht Tagen bei mir. Es geht mit Mollers Arbeit leider sehr langsam, er hat gar zu viele Amtsgeschäfte; Fuchs speist bei Moller um keine Zeit zu verlieren. Bertram hat seinen Spaß an der Hoffart des kleinen Zwergs, die aber auch mit jedem Tag ungebührlich steigt. Die Leute behandeln ihn mit Vorliebe, er ist im hessischen Haus, wo wir logiren, mit einigen bebänderten Rittmeistern, Majoren und Geheimeräthen zu Nacht, und ist dadurch schon in der ganzen Stadt bekannt. Hilf Gott, wenn das Wesen wieder in seine alte Sterngasse kömmt!

Daß der Altar im Dom ganz aufgerichtet iſt, freut mich, auch daß das Epitaph einſtweilen ſtehen geblieben. Frage doch Debeche, ob der Altar noch mehr gerückt wurde, als er bei meiner Abreiſe war, es iſt mir wegen dem Grab des Konrad von Hochſtaden wichtig, welches dann dadurch auch noch weiter hinausgeſchoben wäre. Die Hauptſache iſt, daß auch daran nichts ohne meine Angabe gemacht wird.

Sulpiz Boiſſerée an Melchior Boiſſerée.

Darmſtadt am 1. Jenner 1812.

Lieber Melchior, ich kann den heutigen Abend nicht vorbeigehen laſſen, ohne Deiner und Deines nahen Namenstages zu gedenken, den ich ſeit ſieben Jahren, dießmal zuerſt entfernt von Dir, zubringen muß. Ich bin nicht zu vielen Worten aufgelegt, und Du weißt, daß ich überhaupt nicht die Gabe beſitze, ſchnell das Wort für Gefühle und Gedanken zu finden, aber Du ſollſt doch auch wiſſen, liebes Herz, daß mir die Seele von den vielen Erinnerungen der traurigen und glücklichen Schickſale erfüllt iſt, die wir in dieſer Zeit mit einander erlebt, und denen wir beiderſeits, jeder auf ſeinem Weg, unſere beſſere Entwicklung zu danken haben; ſeltſam verſchlungen genug, um darüber in die ernſthafteſten und tiefſinnigſten Betrachtungen des Lebens zu verſinken: welches von einem Tag zum andern als ein ſehr willkürliches, bloß menſchliches Treiben, in ſeinem größern, weitern Zuſammenhang aber, als ein Spiel erſcheint, worin neben unſerem Wollen und Dünken, die geheimnißvolle, mächtige Hand des Herrn waltet. Wie ganz anders haben wir Beide, und haben wir Drei, im Anfang dieſer ſieben Jahre gewünſcht und gewollt: wie ganz anders ſpäter gefürchtet; und wie ganz anders iſt es endlich geworden! In allem ſehe ich das Geſchick von uns Dreien wunderſam verwebt, der eine wäre nicht ohne den andern, was er iſt, und vorzüglich wir zwei nicht, ohne Dich, der Du uns mit Deiner treuen Liebe erhalten und geſchützt im Sturm irdiſcher Widerwärtigkeiten. Daß gerade die Theilnahme und Hulfe die Du uns erwieſen, Dir ſelbſt wieder zur Rettung geworden, iſt es, was für uns und für

Dich, unsere Freundschaft als ein Werk krönt, woran der Himmel Gefallen hat. Darum laß auch mich meine Freude darüber wiederholen, wie der Liebende immer gern wiederholt, was der Geliebte hundertmal gehört hat, aber immer gern wiederhört, weil es das liebste ist, was er hören kann.

Wann denkst Du denn wiederzukommen, mein Lieber?

Ich hoffe in vierzehn Tagen nach Heidelberg gehen zu können.

Darmstadt, 8. Januar.

Heute Abend besuchte ich den Hofprediger Stark, das soll Dir ein Exemplar sein. Er verbindet weit mehr Weltkenntniß mit seiner Denkart, als sonst gewöhnlich bei diesen braven Leuten der Fall ist. Wir kamen bald von den Bildern auf die Klösteraufhebungen, auf die Revolution u. s. w. Die Aufhebung der geistlichen Stiftungen ist ihm ohne Weiteres ein Sacrilegium, jedes derselben in der Geschichte ist noch gerächt worden. Was hat denn Baden, das sonst unverschuldet und wohlhabend war, durch den Klosterraub, was hat Bayern, was Oesterreich gewonnen, das unter Joseph zuerst das schändliche Beispiel gab? Es ist nun einmal und bleibt ungerechtes Gut, die Mönche mochten saufen und prassen, der Staat durfte ihnen ihr Eigenthum nicht nehmen, durfte sie nur zu ihrer Pflicht anhalten, zu einem bessern, zweckmäßigern Lebenswandel zwingen, sie nicht berauben und zu Grunde richten.

Um die rechte Ansicht für das große Volk, und das Schicksal der Welt zu gewinnen, müssen wir nur den eignen, durch so viele Zeichen merkbaren Gang der Vorsehung betrachten: und wenn wir da sehen, daß noch allen Staaten das Sacrilegium schlecht bekommen ist, was muß dann am Ende dem bevorstehen, der die Sacrilegien der Sacrilegien begangen hat? Daß ein Volk, welches zwei Millionen Menschen durch den Henker hat umkommen lassen; welches täglich so viele in den Spitälern verliert; welches seit zwanzig Jahren auf der ganzen Erde zerstreut, von Egypten bis nach Polen, von Ungarn bis nach Spanien und St. Domingo, allerwärts den Boden mit seinem Blut getränkt hat, daß ein solches in einem besondern Gericht Gottes stehe, darüber könne

doch wohl keine Frage ſeyn! Er legte mir das alles ſehr ſchön rednerisch mit großer Lebhaftigkeit auseinander und endlich holte er mir eine franzöſiſche Prophezeihung: histoire de l'église revelée dans l'apocalypse. Augsburg 1798, worin es nach den furchtbarſten Ausdrücken über die Laſter und Gräuel des Volks endlich heißt: noch ehe eine Generation ihr Ende erreicht, würde es ſtürzen, und der Herr die Ruthe zerbrechen, deren er ſich in ihm bediene.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, 8. Januar 1812.

Geliebter Sulpiz, damit Sie auf alle Ihre liebenswürdigen Briefe nur nicht noch ganz ohne Antwort bleiben, ſchreibe ich Ihnen gleich heute, obwohl es einigermaßen in Eile und gewiß nicht ſo ausführlich und gründlich geſchehen wird, als ich es gegen Sie im Sinne habe. Sie müſſen mich ſchon entſchuldigen; ich habe wegen des Muſeums vielleicht ſchon ein halbes hundert Briefe ſchreiben müſſen, deren freilich keiner mir ſo am Herzen lag, als der an Sie; aber die Pflicht muß ja nach Schiller dem Gefühle vorgehen, „in der Tugend Zwickmühle.“ — Dazu kommen nun noch viele eigene Arbeiten und andere Geſchäfte; ich habe daneben ſogar eine Stunde in der Geſchichte bei dem jungen Fürſten Liechtenſtein übernommen, und werde vermuthlich den Winter auch wieder Vorleſungen halten; meine Geſundheit iſt nichts weniger als rechtſchaffen u. ſ. w.

Wenn ich nun über jeden Ihrer Briefe, eine ganz ungemeine Freude, une joie indicible, um mich kaiſerlich auszudrücken, empfinde, ſo dürfen Sie doch keineswegs glauben, daß dieß bloß dem Geiſt und Witz zuzuſchreiben iſt, mit welchen Sie ſo erfreuliche Geſchichten als des alten, heidniſchen Götzen Bekehrung zur alten hilligen Kunſt, oder Helminas reichen Fiſchfang des abtrünnigen Primas'ſchen Herzens, uns mittheilen und darzuſtellen wiſſen. Vielmehr iſt es Ihre treue Liebe vor allem, welche mein altes Herz erquickt in dieſer dürren Menſchenzeit, und die ich, aufrichtig zu reden, unter die wenigen glücklichen Ereigniſſe meines Lebens rechne.

Das versteht sich, liebster Sulpiz, daß altdeutsche Kunst, Poesie und Kunstgeschichte einer meiner Hauptzwecke bei diesem Museum ist. An Tieck habe ich die dringendste Einladung erlassen; ob sie Erfolg haben wird, muß ich abwarten. Von A. W. liefert gleich das erste Heft einen schönen Beitrag; er lebt und webt jetzt eigentlich ganz in den Nibelungen und in altdeutscher Poesie. Aber auf Sie in allerdings vorzüglich, ja ganz ausschließend für altdeutsche Kunst gerechnet. Sie müssen dieses Journal durchaus betrachten, als sey es mit das übrige. Sie müssen um so tapferer mitkämpfen, da sich wahrscheinlich bald in der Kunst Stimmen werden vernehmen lassen, sehr entgegenstemmend unserm Zinn und Ihrer Unternehmung. Schelling hat auf meine Ankündigung eine andere folgen lassen, recht eigentlich folgen, indem er mir in die einzelnen Fußstapfen tritt, und einige Redensarten wörtlich wiederholt; so nachjagend und durch Nachjagen sich aneignend, wie er es immer zu machen pflegt. Nun ist kein Zweifel, daß Belial und Compagnie ihr inneres Gift über alle christliche und deutsche Kunst reichlich ausschütten werden, in der bekannten Manier, halb abtheilend und nachäffend; halb unter Bedingungen anerkennend, halb herabsetzend und höhnisch.

Ich lege Ihnen meinen Plan gleich ausführlich vor. Ich habe in Rom gute Correspondenten, unter andern den alten Maler Müller. Von hier aus erhalte ich durch den Grafen Metternich, Chef unserer Akademie, alles, was von dieser mittheilungswerth ist. Das wird nun freilich officiell seyn, und ich kann etwa nur das Verdienst dabei haben, dahin zu trachten, daß es in einem nicht gar zu beschränkten Sinne abgefaßt wird. Ich selbst gebe nach und nach eine Beschreibung des Merkwürdigsten und Aeltesten in den hiesigen Sammlungen; die wird freilich nicht officiell seyn. Hartmann in Dresden habe ich dringend eingeladen, der soll uns zum Salze dienen, Sie erinnern sich ja noch seines unvergleichlichen Spasses mit Goethe. Gleichwohl habe ich auch diesen alten, abgetakelten Herrgott der Vorschrift des Evangelii gemäß eingeladen.

Aber der Mittelpunkt und Kern des ganzen Kunstwesens müssen Ihre Beiträge seyn; eben wegen jener von mir unvermeidlich zum Grunde gelegten Vielseitigkeit können Sie und müssen Sie Ihre Ansicht und die Herrlichkeit der christlichen und altdeutschen

Kunſt, recht ſtark und entſchieden ausſprechen. Ich wünſche vor Allem von Ihnen eine ſehr ausführliche Ankündigung Ihres großen Werks: als Brief, was wohl am beſten iſt, oder als Ankündigung, das gilt ganz gleich, nur recht ausführlich. Hätten Sie das Stückchen Zeitung beigelegt, worin es ſtand, daß Sie der franzöſiſchen Kaiſerin Ihre Zeichnungen vorlegten, und Selbe die Dedikation deſſelben angenommen, ſo hätte ich das gleich in den hieſigen Beobachter ſetzen laſſen. Viele tauſend Menſchen hätten es geleſen, und es wäre die beſte Vorbereitung geweſen zu einer artiſtiſch ausführlichen Ankündigung. Was dieſe Dedikation ſelbſt betrifft, nämlich die Geſinnungen und Hoffnungen, die Sie dabei hegen, ſo wäre manches darüber zu ſagen, was aber doch nur mündlich geſchehen könnte, wo Sie denn vielleicht finden würden, daß ich ein wahrer alter Caccadubbie geworden, um mich eines hier üblichen Ausdrucks zu bedienen.

Eine Beſchreibung Ihrer Gemäldeſammlung wäre mir nächſt der Ankündigung des gothiſchen Werks das liebſte. Aber ſie müßte von Ihnen oder von Bertram ſeyn, ich kann mir unmöglich denken, daß Helmina dieſer Sache gewachſen iſt. Iſt es indeſſen ſo, daß Sie es dafür annehmen und geben können, ſo iſt mir ein ſolcher Beitrag ſehr willkommen. Vielleicht iſt ihr das jetzt in ihrer glanz- und klarreichen Laufbahn, als weiblicher Komet, der die niederträchtige Sonne der Sachſenhäuſer umſchwebt, ohnehin nicht von Wichtigkeit. — Doch das nur beiläufig, da ich ihr ohnehin ſelbſt ſchreibe, um ſie einzuladen. Mit ihren perſianiſchen und andern poetiſchen Quincailleries werde ich eben nicht ſtrenge ſeyn, aber Ihre altdeutſche Sammlung und dieſe ganze Anſicht muß nur auf die würdigſte Art in die Welt eintreten, beſonders in die hieſige, wo das Alles noch ſehr fremd iſt. Es wäre doch eigentlich viel geſcheidter, Bertram hätte einmal ſeine alte Trägheit, oder ſoll ich ſagen Faulheit überwunden, und hätte ſelbſt die Beſchreibung gefertigt.

Wenn mir indeſſen die alte Kunſt zunächſt am Herzen liegt, ſo werde ich daneben doch auch nicht unterlaſſen, mit der Philoſophie mir eine Gemüthsergetzung zu verſchaffen. Ich habe gleich im erſten Heft den Anfang mit Jakobi gemacht; dieſer hat noch von alter Zeit her einen beſondern ſtimulirenden Reiz für mich. Nun können wir alle mit Madame Reinhard wirklich wieder

fragen: „Was wird Jakobi ſagen?“ Das Merkwürdigſte dabei aber iſt, daß er mir ſelbſt ſeine Offenbarung zuſtellen laſſen, daß ich ihn gleichfalls ſehr ehrenvoll behandle, und wir alſo auf dem höflichſten Fuß ſtehen. Die andern philoſophiſchen Thiere und Unthiere werden nun nach der Reihe folgen; Schelling bin ich es lange ſchuldig, da ſeine ſogenannte Freiheit doch eigentlich ganz gegen mich geſchrieben iſt. Der freundliche Petrymros (ich meine den großen Schleiermacher, Verfaſſer des calviniſchen Kripenſpiels, der verächtlichen Religion und ähnlicher) ſoll zuletzt daran kommen.

Jetzt bin ich freilich ganz mit dem Muſeum beſchäftigt, im Grunde aber iſt deſſen, was für die neu herauszugebenden Briefe über die Kunſt nach allem ſchon Vorgearbeiteten noch zu thun übrig iſt, ſo wenig, daß dieß doch wohl auch nächſter Tage einmal fertig werden wird. Voran kommt ein kleiner Brief an Sie, über den Geiſt des Ganzen und den Stand der Sache; ich weiß nicht, ob ich ihn an S. B. überſchreiben ſoll, welches S. B. man aber auch Sophie Bernhardi oder Salomo und Belial deuten könnte, oder mit Ihrem ganzen Namen, ich denke das Letzte. Ihre Erinnerungen werde ich überall berichtigen, auch wegen der Kuppel; nun werden Sie mit allem Neuern zufrieden ſeyn. Schreiben Sie mir darüber.

Es verſteht ſich, daß mir ſehr willkommen iſt, wenn Sie auch außer der Nachricht von dem Fortſchreiten Ihres großen Werkes und der Beſchreibung Ihrer Gemälde andere Kunſtbeiträge zum Muſeum geben wollen; die Form iſt ganz gleichgültig: Kunſtmiscellen, Briefe; die zwangloſeſte Form iſt oft die beſte. Die Derſchauſammlung, das Campo Santo, das Werk der Riepenhauſen ſind alles gute Gegenſtände. Noch wäre es mir ſehr lieb, wenn Sie mir einen Correſpondenten in Paris ſchafften. Denn da weiß ich keinen, und auch von Alexander von Humboldt, den ich bei ſeinem Hierſeyn oft ſah, konnte ich keinen ausfragen. Aber ſicher und gut muß er ſeyn, ſonſt mag ich gar keinen.

Wäre Cornelius (der Düſſeldorfer) etwa dazu geeignet? Kann er nicht ſchreiben, ſo muß er es lernen, oder Sie helfen ihm im Anfang nach.

Noch iſt nachzutragen, daß ich auch den alten Fiorillo in

Göttingen eingeladen. Daß meine Vorlesungen Ihnen gefallen, freut mich. Lesen Sie sie nur recht, es ist doch viel darin. Was sagen Sie zu der spitzbübischen Recension des miserablen Luden in der Hall. A. L. Z.? Ich hoffe, die Heidelberger werden es besser machen und mir nicht gedenken, daß ich ein alter, böser Schuldner bin.

Leben Sie recht von Herzen wohl, mein geliebter Sulpiz, wenn es Ihnen immer so wohl geht, als ich es wünsche, so werden Sie wenig Beschwerden zu führen haben. Meine Frau grüßt. Philipp deßgleichen, er hat nun auch in Oel Arbeiten gemacht, von denen die letzte gut gelungen ist. Mein Bruder ist nur achtzehn frohe Tage im Sommer bei mir gewesen; jetzt ist er in Bern.

Aus einem Brief an Lehr von Sulpiz Boisserée.

Den 19. Januar 1812.

Dein treues, freundschaftliches, deutsches Andenken hat mir recht im Herzen wohl gethan; es geschieht mir von jungen Freunden gar selten, daß die Liebe, die ich ihnen bezeige, einen tiefen, dauernden Eindruck zurück ließ. Die alte edle Tugend unseres Volks, die Treue, wohnt in dieser Zeit des Leichtsinns und der Wandelbarkeit nur noch bei Wenigen, mögen diese aber den heiligen Schatz um so fester bewahren, je dunkler uns der Himmel, je bewegter das Gemüth mit jedem Tage wird; es ist der einzige Felsen, auf dem von jeher im Sturm aller Leidenschaften, aller Kriege und Verhängnisse, das Gute sicher und fest gestanden; denn es ist nur eine andere Erscheinung des Glaubens, auf den der Herr seine Kirche gebaut in Ewigkeit. Hätten die Deutschen wie treue Kinder eines Hauses den Glauben zu einander nicht verloren, wären sie nicht eigennützig, selbstsüchtigem Argwohn und grübelnder Zweifelsucht in die Arme gefallen, sie bestünden heute noch einig und eins, als das größte Volk der Welt, und wir, die unglücklichen Enkel, zitzen nicht in Gottes schwerem Gericht! Laß es Dich nicht befremden, lieber Lehr, daß ich die heitere, freudige Aeußerung Deiner Vaterlandsliebe so ernsthaft und feierlich erwiedere: mir wird bei jeder lebhaften Anregung

dieses großen Gefühls unwiderruflich der tiefste Schmerz nach, daß bei den herrlichsten Anlagen und der schönsten Ausbildung durch bösen Streit und Zwietracht zerrissen, das arme Vaterland in Bruchstücken dasteht, unvollendet allem Ungestüm des Schicksals preisgegeben, wie das erhabenste Denkmal — der Dom.

Nehme diese wenigen Worte in Dein deutsches Herz und behalte lieb

Deinen Freund S. B.

Melchior an Sulpiz Boisserée.

Cöln, 25. Januar 1812.

Bernhard hat mir aufgetragen, Dir zu melden, daß der Präfekt auf die Anzeige, daß man das Thürmchen vom Dom herunternehmen müsse, verlangt habe, ihm einen Plan nebst dem Ueberschlag der Unkosten zur Erbauung eines neuen einzuschicken, um unter der Benennung von „große Restaurationen" das nöthige Geld von der Regierung dafür zu begehren. Dumont und Debesche wünschten einen Plan von Dir zu haben; sie wollten darum noch vierzehn Tage warten, damit Du ihn einschicken könntest. Sie möchten doch gerne einen neuen Thurm, der zum Dom accordant wäre. Damit Du einen Maßstab hast, schicke ich Dir die Maße vom alten Thurm, die der Levendecker ganz genau genommen und ordentlich aufgeschrieben hat. Ich glaube, daß man die Sache nicht zu kostspielig machen müsse, indem sonst nichts bewilligt wird. Der Thurm ist abgetragen bis dahin, wo er vor drei Jahren mit neuem Blei bedeckt ward; die Glocken hängen nun frei in der Luft. Der Präfekt kommt im Carneval wegen der Conscription hieher, sorge also, daß Dein Plan dann hier ist.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Heidelberg, 5. Februar 1812.

Den Entwurf zu einem neuen Thürmchen für den Dom findest Du beiliegend. Bierrodt hat ihn nach meiner Angabe

Du! nicht weiter, nicht zu Fremdem ſtrebe!
Singe mir, die du dir eigen ſangſt.
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe,
Denke daß du mich bezwangſt.

Die Welt durchaus iſt lieblich anzuſchauen,
Vorzüglich aber ſchön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen oder ſilbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut iſt mir alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich ſehe heut durchs Augenglas der Liebe.

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib' ich ſymmetriſche Reime,
Nicht mehr faß' ich ſie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Ueberweht ſie der Wind, aber die Kraft beſteht:
Bis zum Mittelpunkt der Erde,
Dem Boden angebannt.
Und der Wandrer wird kommen,
Der Liebende. Betritt er
Dieſe Stelle, ihm zuckt's
Durch alle Glieder.
„Hier! Vor mir liebte der Liebende.
War es Medſchnun der zarte?
Ferhad der kräftige? Dſchemil der dauernde?
Oder von jenen tauſend

gezeichnet. Das Ganze iſt einfach nur 58 Fuß hoch, nur 9 Fuß 8 Zoll breit, überhaupt auch ſeiner Geſtalt nach wohlfeiler, als der herunter genommene altfränkiſche Thurm. Zudem iſt er durchaus nach den allgemeinen Verhältniſſen des Doms entworfen, und nimmt ſich in der Zeichnung zu dem Gebäude recht gut aus: das einzige Koſtſpielige ſind die Laubwerke, die von Blei müſſen gemacht werden; an der Spitze bedecken ſie zugleich die Haken, woran die Leitern der Dachdecker eingehängt werden.

Leidel verſteht die Conſtruktion gut genug, um ſie angeben und beſorgen zu können, indeſſen will ich Alles mittheilen, was Bierrodt und Moller für das Hauptſächlichſte zu bemerken haben.

Ich habe Dir wegen dem Dom noch einige wichtige Bemerkungen zu machen. Es ſcheint mir nämlich höchſt rathſam, daß man bei dem Bericht über den großen Bauſchaden, der an den Präfekten gemacht werden ſoll, Rückſicht nehme auf die Forderung oder Darſtellung, welche in der Adreſſe an den Kaiſer gemacht worden; am thunlichſten mag es wohl ſeyn, wenn eine Berechnung der nöthigſten und unentbehrlichſten Mittel zu einer nothdürftigen Erhaltung und Wiederherſtellung, und eine andere für eine vollkommene, ſorgfältige Erhaltung und Herſtellung vorgelegt würde. Ich gebe hiebei von dem Grund aus, daß unſere Adreſſe in den Händen des Miniſters und wahrſcheinlich auch in ſeinem Gedächtniß, vielleicht gar noch in dem des Kaiſers iſt. Es wäre daher nützlich, wenn eine ſpätere Schilderung von der frühern verſchieden wäre. Eine Sache von ſolcher Bedeutung darf man durchaus nicht gleich fallen laſſen, man muß ſie beharrlich mehrere Jahre hindurch in Bewegung erhalten, zumal wenn eine ſo gute, hohe Einleitung vorhergegangen, und ſo gute Ausſichten zur fernern Betreibung vorhanden ſind, wie hier: denn daß durch die Erſcheinung meines Werks bei meiner Gegenwart in Paris Vieles dafür geſchehen kann, ſteht doch über allem Zweifel.

Laß den Leidel die Sache recht überlegen, es zerfällt eigentlich Alles in die vier Hauptabtheilungen: 1) Dachwerk, 2) Zimmerwerk, 3) Glaſerwerk, 4) Steinmetzenwerk und die Errichtung einer Steinmetzenhütte zur fortlaufenden Ausbeſſerung wie in Straßburg, Freiburg, Mailand u. ſ. w. Laß den Leidel eine Berechnung verſuchen, um die Sache aber gründlich zu behandeln, will

ich nach Straßburg ſchreiben, um die dortige jährliche Rechnung im Einzelnen zu erfahren; Vierrodt wird mir die Ausgaben der Freiburger Fabrik verſchaffen.

Melchior Boiſſerée.

Köln, 11. Februar 1812.

Bernhard hat mit dem Präfekten ganz in dem Geiſt geſprochen, wie Du begehrt haſt; er war ſehr artig und verſprach ſeine thätige Hülfe. Ich ging zu Pater Dument, um ihm Deine Meinung mitzutheilen, daß man außer dem Thürmchen auch das Weitere für den Dom verlangen ſollte. Er fand dieſes ſehr recht, bat mich aber, ihm darüber einen Aufſatz zu machen, für die Ueberſetzung wolle er ſchon ſorgen. Ich verſprach ihm das, weil ich aus ſeinen Reden gemerkt, daß dieſe Petition nicht gemacht würde, wenn er oder ſonſt Einer ſie aufſetzen ſollte. Du mußt ſie nun aus Liebe zum Dom machen, nur laſſe die Stellen, wo die Ueberſchläge von Leidel hineinkommen, offen, dieſe will ich dann ausfüllen. Er hat die Stellen in Deinem Brief abgeſchrieben, damit er danach einen beſtimmten Ueberſchlag machen kann. Das Thürmchen hat er zu 7113 Franken angeſchlagen.

Sulpiz Boiſſerée.

Heidelberg, 1. März 1812.

Lieber Melchior, ich ſchicke Dir endlich die Beilage an den Präfekten wegen den Dom-Angelegenheiten.

Was den vorläufigen Anſchlag der großen Reparatur am Dachthurm, Gewölbe und Facade des Chors betrifft, den Sie nach meinem Entwurf jetzt gleich einſchicken ſollen, ſo wünſche ich, daß darin nichts übertrieben, aber auch ja nichts Nothwendiges vergeſſen wird, z. B. die Reparation des Krahnens und Anlegung neuer Waſſerleitungen hier und vom hohen Chor herunter u. ſ. w. Sie müſſen es nicht auf das Thürmchen allein

anlegen, ſondern auf das Ganze, und dürften in den jährlichen Reparaturen die Steinmetzen wie die Glaſer mit ein paar guten Poſten nicht vergeſſen werden, wenn auch hier an die Errichtung einer Steinmetzhütte nicht darf gedacht werden, wie bei dem Anſchlag für eine ſorgfältige Reſtauration und Conſervation. Die Leute müſſen nur bedenken, wie ſchwer und weitläufig es iſt, Präfekten und Miniſter für eine Sache in Bewegung zu ſetzen, und alſo wenn es einmal dazu kommt, Alles zuſammenzufaſſen, damit wenn man etwas durchſetzt, es doch was Rechtes und der Mühe werth iſt. Ueberhaupt iſt es nothwendig, daß die Herren einen Anſchlag ihrer jährlichen Bedürfniſſe machen, weil die Zeit, für welche die außerordentliche Beiſteuer der Stadt beſtimmt war, zu Ende läuft.

Den 7. März 1812.

Ich preiſe Gott, daß dieſe Zeichnungsgeſchichte nun ſo weit vollbracht iſt, denn außer der vielen Zeit und dem Haufen Geld, den ſie mir gekoſtet, hat ſie mich zuletzt doch auch auf eine ſehr ſtörende Weiſe ermüdet. Das ewige bloße Aufpaſſen auf Arbeit die Andere machen, iſt in der Dauer eine gar zu unangenehme Thätigkeit, weil man doch ſelbſt nicht etwas Eigenes dabei thun kann.

Den 20. März 1812.

Dein Brief hat uns durch die traurige Nachricht von dem Verluſt unſeres braven, tüchtigen Malers Hoffmann ſehr betrübt. Es iſt ſehr zu beklagen für die Familie, für die Stadt und für uns; man wird bei unſerer Armuth an Künſtlern ihn noch oft vermiſſen, und ſeine Freunde nicht leicht wieder eine eben ſo gute, treue Seele finden.

Doppelt lieb iſt mir jetzt das Andenken, welches er mir in dem Blatt für das Tonwerk zurückgelaſſen, und es thut mir recht wohl, daß ihm meine wenigen Worte darüber noch in ſeinen letzten Tagen einige Freude gemacht haben.

Deinen Triumph über die Urſulabilder theilen wir ganz, ich

bin sehr froh, daß es so schnell gelungen, und verlange den ganzen Schatz nun einmal recht in der Nähe betrachten zu können. Ich erinnere mich der Bilder nur dunkel. Bertram wird Dir schreiben, wie viel Du mitbringen oder schicken sollst, ich bin in dem Bilderwesen nach und nach ganz fremd geworden, begebe mich also gern alles Raths und aller Meinungen, wegen dem, was da kommen und bleiben soll.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 23. März 1812.

Geliebter Freund! Der Herr v. Meyer, welcher Ihnen diesen Brief und unsere besten Grüße überbringt, ein gewesener preußischer Officier begleitet den jungen Humboldt nach Heidelberg, und wünscht sehr Ihre Bekanntschaft zu machen. Lassen Sie sich denselben empfohlen sein und nehmen Sie ihn freundschaftlich auf.

Meine Vorlesungen sind nun glücklich beendigt, und so lebe ich denn wieder ganz im Museum. Sie scheinen dasselbe aber fortdauernd mit einer Seelenruhe, die vielmehr Kälte ist, aus der Ferne zu beobachten. Daran haben Sie nun gewiß Unrecht. Wenigstens muß ich es tadeln, daß Sie der Frau v. Hellwig Gemäldebeschreibung erst nach Lapvland haben senden lassen, bevor Sie mir dieselbe zuschickten. Da ist also wohl wenig Hoffnung, sie vor Beendigung des Continentalkrieges zu erhalten, wo ich denn vielleicht schon im kühlen Grabe ruhen werde. Auch damit bin ich gar nicht zufrieden, daß der Gang durch Köln in die Legenden gegeben werden. Er hatte im Museum viel besser gestanden und wäre da auch unter die rechten Leute gekommen; die Legenden werden wenig Menschen lesen. Ich kann schon nicht leiden, daß Fouqué, den ich sonst sehr liebe, Legenden dichten will, denn daß er's wirklich zu Stande brächte, nämlich daß es wirklich Legenden und auch wirklich gedruckt wäre, glaube ich noch gar nicht. Er soll nordisch dichten; diese Gegenstände sind ihm sehr heilsam, um ihn in der Männlichkeit und im Ernst zu erhalten. Warum wollen überhaupt dergleichen Leute Legenden dichten, die doch eben nur ein Spiel damit treiben, die das katholische

Geheimniß nicht verſtehen, ja am Ende nicht einmal Chriſten ſind. Mir ekelt alles dieſes von Tag zu Tage mehr.

Auch darin haben Sie Unrecht, daß Sie von Ihren eigenen Sachen nichts geben wollen. Schriften ſind Studien, worin man täglich weiter kommt: Sie ſind weit genug in der Kenntniß der altdeutſchen Kunſt, um davon zu reden. Eine Zeitſchrift iſt der beſte Ort dazu, um ſich erſt einzuſchreiben; das Verbeſſern ſteht Ihnen immer frei. Man gewinnt unglaublich durch ſolche einzelne Vorarbeiten. Das gänzliche Zerſplittern und Zerſtreuen der Kraft kann ich von Ihnen und Sie dürfen es auch nicht von ſich ſelbſt fürchten. Will man gleich mit Einem alles erſchöpfend und durchaus vollendet wiederbeginnen, ſo geräth es ohne vorangegangene öffentliche Verübung niemals. — Experto credе Ruperto. —

Alſo, ich bin nicht bloß unzufrieden und böſe, daß Sie mich und das Muſeum ſo ganz hintanſetzen und vergeſſen, ſondern ich bin auch noch außerdem überzeugt, daß Sie vollkommen Unrecht haben.

Es hat, unterdeſſen Sie nichts für uns thun, ein ſicherer Stieglitz, der viel über Baukunſt geſchrieben, mir eine Abhandlung über gothiſche Baukunſt anbieten laſſen. Wiſſen Sie etwas von ihm und Rumohr, von dem ich auch eine ganze Menge Sammlungen über altdeutſche Kunſtgeſchichte in Händen habe; ſo wie mir Fiorillo dergleichen verſprechen. Meinen Epilog zu unſerer Kunſtakademie im dritten Heft werden Sie geleſen haben.

Mit unverändertem Grimm

Ihr treuer Freund Friedrich Schl.

Dorothea Schlegel.

Liebſter Sulpiz, ich hatte gar nicht im Sinn Ihnen zu ſchreiben, aber ich muß, denn ich kann keinen Brief an Sie abgeben ſehen, ohne Ihnen etwas zu ſagen, ebenſo als ob Sie vor dem Fenſter vorbei gingen, und ich grüßte Sie nicht. Allerliebſte Briefe ſchreiben Sie, das muß ich geſtehen, wenn ſie nur öfterer kämen; aber mit dem zu ſtrenge [illegible] unſerer Zeitgenoſſen, worüber und womit Sie zufrieden zu ſeyn, den Schein annehmen,

damit kann ich nicht zufrieden seyn. Vom Kreuz tragen ist die Rede, und wer zu Kreuze kriecht, dessen Rücken wird zu geschmeidig, als daß er das Kreuz gehörig sollte tragen können. Grüßen Sie mir die kleine Paulus tausendmal und ihren Mann und die blonde, schlanke Tochter. Ich schrieb ihr von Dresden, aber ohne Antwort zu erhalten, dann kam der Krieg, und dann zog es sich in die Länge und dann in die Quere, aber ich schreibe ihr gewiß.

Friedrich ist ein klein wenig grimmig, aber in größter Liebe und Zärtlichkeit. Ich grüße euch Alle von ganzem Herzen, sähe ich euch nur einmal wieder!

Melchior Boisserée.

Köln, Ostersonntag 30. März 1812.

Liebster Sulpiz und Bertram!

Ich kam vom Berg zurück, um die Charwoche hier zu feiern. Gründonnerstag Abend war in der St. Johannkirche ein großes Oratorium von Beethoven, am Charfreitag Abend wurden die sieben Worte von Haydn im Dom ausgeführt, wobei das Chor nur durch ein Kreuz erleuchtet war, und gestern Abend in der reformirten Kirche unter ungeheurem Zulauf der Tod Jesu, von Graun; Alles ging dabei in größter Ordnung her, und die Musik wurde aufs schönste ausgeführt. Da lobe ich mir doch das alte Köln, da wußte man doch daß es Charwoche ist; laufen und treiben sich auch viele Menschen nur für Zeitvertreib herum, so dient es doch für hundert andere zur wahren Erbauung, und ich wünschte mich in dieser Zeit immer in eine große Stadt, wo noch recht auf diese Feier gehalten wird.

Nun noch etwas Neues; in Aachen fand ich ein kleines Bild, den Kaiser Maximilian vorstellend, von Grünewald, schön, was man schön nennen kann, ich konnte nicht widerstehen und kaufte es. Alle freuten sich darüber, auch der Rektor. Ich bot ihm das Bildchen zum Tausch gegen seine Gefangennehmung an, aber vergebens. Mosler hörte dieß, und er veranlaßte Tossetti seine zwölf Apostelchen herunter zu nehmen, um die Rückseiten davon zu sehen.

und entdeckte die ſchönſten neugriechiſchen Bilder, die nur leider durchſchnitten waren, doch wollte das Glück, daß die Sägeſchnitte nur durch die Geſichter der Donataren ging, die ohnehin unbedeutend ſind. Ihm kam nun der Gedanke, Toſetti ſollte mit dem Maximilian tauſchen, und er führte mich dahin. Ich fand mich, nachdem ich die Bilder geſehen, gleich dazu bereit; ſie wurden aus den Rahmen genommen, an einander gelegt und es fand ſich, daß durch die Säge nichts verloren war. Den Maximilian habe ich nun freilich verloren, aber zwei der ſchönſten neugriechiſchen Bilder erhalten; auf jedem ſind drei Figuren, darunter die heilige Katharina und Magdalena. Ich bringe ſie mit und den Leuten ſollen die Augen über die neugriechiſche Manier erſt recht aufgehen.

Aus einem Schreiben von Fuchs an Sulpiz Boiſſerée.

Köln, 30. April 1812.

Eine ſchöne Geſchichte haben wir geſtern am Dom gehabt, alle Menſchen meinten es gäb' einen Brand. An dem abgebrochenen Thurm kam mit Stößen ein Dampf heraus, wie wenn man einen Ofen anmacht. Das gab gleich Lärm, ſo daß der Herr Maire ſelbſt nach dem Dachdecker ging und fragte: was ſie da machten? Da verſicherte Meiſter Odendahl, daß ſeit vier Wochen kein Mann auf dem Dach geweſen ſey, nun wurde es näher unterſucht, ſo fand ſich, daß es anders nichts war als Mücken, die in verſchiedenen Abtheilungen herausſtießen.

Sulpiz Boiſſerée an G. Reinhard.

Heidelberg, 12. Auguſt 1812.

Ich beſchäftige mich ſeit einiger Zeit recht als Baumeiſter mit den Entwürfen und der Grundlegung zu dem ganzen Gebäude meiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Sie können denken, daß das unſer einen, der gern vorſichtig und ohnehin von Natur etwas

langsam zu Werk geht, ganz und gar hinnimmt; dieß ist die Hauptursache meines bisherigen Schweigens, andere, die ich Ihnen sagen konnte, werden Sie mir erlassen.

Aber Sie mögen sich wundern, daß ich noch von einer Grundlegung spreche, wo Sie schon eine nahe Vollendung zu erwarten scheinen. Sie müssen wissen, wovon die Rede ist: das Werk über den Kölnischen Dom ist, was die Zeichnungen betrifft, so gut als fertig, die Kupferstiche zum ersten Heft können bis zum nächsten Jahr zu Stande kommen; und werden, so viel man jetzt urtheilen kann, wahrhaft prächtig. Die Beschreibung dazu, soll wo möglich gut, doch nur kurz, Heft eine nöthige Erklärung und Einleitung sein; erst wenn auch die zwei folgenden Hefte vor den Augen der Welt liegen, kann die Geschichte der altdeutschen Baukunst, die ich verfasse, recht eigentlich vollständig und fruchtbar sein. Es gehört sich wohl, daß das kleinere Werk, welches ich ebenfalls über die altdeutsche christliche Baukunst entworfen habe, vorher gehe. Bisher habe ich mich vornämlich mit dem für das Domwerk nöthigen Zeichnungswesen befassen müssen; zur Geschichte und zum Sammeln konnte ich nur auf Reisen und bei abgerissenem Lesen kommen. Früher ehe ich mich für dieses Fach entschieden, hatte ich mir eine allgemeine Uebersicht und hinlängliche Kunde verschafft, um die Entwürfe machen zu können, jetzt schreite ich zur nähern, einzelnen Ausführung des geschichtlichen und kunstgemäßen; die Darstellung wird sich unterdessen von selbst ergeben. Ich möchte den Menschen zeigen, was und wie das Christenthum in der Kunst überhaupt sich gestaltet und gewirkt hat, von den ersten Zeiten bis zu der bekannten und genug beschriebenen Wiederauflebung der römisch-griechischen Kunst. Am meisten aber, wie unsere deutschen Vorältern in der Baukunst, die damals vor allen andern geblüht hat, groß und nicht weniger herrschend gewesen, als durch ihre Verfassung und Kaiser die Macht, gebietend in ganz Europa.

Das eigene Schicksal, daß bei den vorhandenen, schönsten, vollständigsten Entwürfen und bei der Ausführbarkeit des Ganzen, welches die wunderwürdigen, aufgethanen, einzelnen Theile jeder Art beweisen, dennoch alle großen Werke dieser Kunst unvollendet geblieben, hängt mit dem ähnlichen des Reichs und der Kirche genau zusammen, und gibt, wenn für die Kunst die Anschauung zu beklagen ist, der Untersuchung einen besondern Reiz; wie denn

überhaupt keine Kunst so abhängig von der Bildung und den Schicksalen der Völker und Staaten, darum auch keine für die Geschichte so anziehend und lehrreich ist, wie die Baukunst. Freilich erschwert dieß die Arbeit sehr, die schon für die Geschichte des Bauwesens selbst ganz außerordentlich ist, da fast noch nichts darin geschehen. Das Werk von D'Agincourt, welches in diesem Augenblick erscheint und fleißig gesammelt ist, macht neben mehreren englischen, die einzige Ausnahme, sonst liegt und zumal wo es am meisten gilt, bei den gegen ihre Verfahren undankbaren Deutschen noch alles in den Quellen zerstreut und versteckt.

Da müssen nun die gleichzeitigen Geschichtschreiber, Mathematiker, Philosophen und Dichter, von mehr als 300 Jahren zu Rath gezogen und die Archive durchsucht werden; für die frühsten Zeiten zur Einleitung und Vorbereitung sind vorzüglich die Kirchengeschichten, dann zur Vergleichung und Erklärung des Ursprungs die Hauptwerke über das griechische, orientalische und indische Bauwesen zu durchlesen. Es soll auf diese Weise das Buch, will's Gott, zugleich eine Geschichte der Bildung des ganzen Mittelalters werden. Sie sehen, daß dieß schon eine Arbeit ist, die auf mehrere Jahre hinausgeht, und die, wenn auch schon manches dafür geschehen, besonders im Anfang, ungestörte Ruhe und anhaltende Thätigkeit und Ausdauer erfordert. Darum wird es auch keiner weitern Entschuldigung bedürfen, daß ich meine Reise zu Ihnen und nach Göttingen nochmals bis zum Frühjahr verschiebe, meine Hoffnung einzig darauf beschränkend, Sie diesen Herbst bei der Durchreise nach Falkenluft in Frankfurt zu sehen.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Darmstadt, 10. September.

In Frankfurt war ich Abends allein bei Dr. Ehrmann, der Montags meine Zeichnungen sah, und nun mit der Sprache herausrückte und sagte: er habe schon einmal gedacht, nur alle seine Steinmetzenpapiere zu schenken, um wüchsen sie doch über den Kopf und keinem könnten sie von rechtswegen mehr zu, als mir, er wolle es überlegen, er gebe bald auf ein paar Tage zu seinem

Bruder nach Straßburg, da wolle er mich abholen, wir könnten dann in Straßburg das ganze Nest der Bauhütte ausheben, was etwa außer seinen Papieren noch da sein möchte. Du magst denken, daß ich sehr froh darüber wurde, und gleich darauf einging.

—

Straßburg, 14. September 1812.

Lieber bester Melchior, ich bin gestern Nachmittag vor sechs Uhr mit meinem tollen Reisegefährten glücklich hier angekommen, und da wir seinen Bruder, bei dem wir wohnen, nicht zu Hause fanden, mußten wir zum Fenster hinein steigen, um uns und unsere Sachen unterzubringen. Heute Morgen war ich schon mit Engelhardt auf der Bibliothek und morgen gehts mit Ehrmann nach der Steinhütte, er ist über alle Maßen freundschaftlich gegen mich und hat mir mehrmal wiederholt, mir alle seine Urkunden und Papiere über das alte Steinmetzenwesen zu schicken. Seinem Bruder hat er ein großes Kistchen der schönsten, merkwürdigsten Originalurkunden über das Vehmgericht mitgebracht, fast alle auf Pergament mit Siegeln u. s. w. Als wir das Kistchen öffneten und etwas in den alten Rollen lasen und uns verwunderten, wie er zu so seltenen Alterthümern gekommen sey, sagte er zu seinem Bruder: ja der Boisserée kriegt nächstens ebenso merkwürdige und noch merkwürdigere Sachen von mir über das Steinmetzenwesen.

Den 24. September 1812.

Von Ehrmann habe ich schon vorgestern alle Papiere über das Steinmetzenwesen erhalten, sie gehen zwar leider nicht über die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaus, und das meiste beschränkt sich sogar auf das 15., aber es ist mir dadurch ein ganz neues Feld für meine Forschungen eröffnet, von dem ich viel schöne Früchte erwarte, es muß nur von allen Seiten fleißig gepflugt werden, und Du kannst mir auf Deiner jetzigen Reise sehr viel dazu helfen. Meine Besorgniß, daß Vieles in die Hände der Freimaurer gerathen, ist fast ganz verschwunden, durch die

Glücklich-unglücklichen Einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahnd' ihn!"
Suleika, du aber ruhst
Auf dem zarten Polster,
Das ich dir bereitet und geschmückt.
Auch dir zuckt's aufweckend durch die Glieder:
„Er ist's, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe dir, o Hatem! Hatem!"

In tausend Formen magst du dich verstecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich dich;
Du magst mit Zauberschleiern dich bedecken,
Allgegenwärtige, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte; wohl erkenn' ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,
Allspielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke sich gestaltend umgestaltet,
Allmannichfaltige, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wiesenteppich,
Allbunthesternte, schön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tausendarm'ger Cupid,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

nähere Bekanntſchaft mit den Dingen; bloß in England haben die Maurer antiquariſches Intereſſe genug gehabt, um ſich nach dem alten Steinmetzenhandwerk umzuſehen. Bei uns hat die Freimaurerei erſt Wurzel gefaßt, als die edle Steinmetzenkunſt, ganz herunter geſunken, als ein bloßes handwerksmäßiges Zunftweſen ſich ſchon von der Baukunſt faſt ganz geſchieden hatte. Das iſt aber das wichtige, und, was am beſten auf die Spur hilft, daß die Baukunſt in den alten Zeiten durchaus bei den Steinmetzen zu ſuchen war. Steinmetzenmeiſter und Baumeiſter war vollkommen eins, und man muß die Namen alter großer Baumeiſter, wie die Aufſchlüſſe über ihre Kunſt, heutiges Tags bei ganz obſcuren Handwerkern ſuchen, die von alten Zünften übergeblieben, und dann in den Archiven der Städte, wo nothwendig wegen der Verhältniſſe mit den Zünften manches vorhanden ſeyn muß.

Sulpiz Boiſſerée an G. Hausmann in Hannover.

Heidelberg am 20. Oktober 1812.

Grüß Dich Gott, Du liebes, treues deutſches Herz, das ſich alter Liebe und Freundſchaft erinnert, Dein guter Engel hat Dir den Brief eingegeben, er hat mir eine unbekannte, große, große Freude gebracht. Alles was mich zuerſt an dich angezogen, Dein ganzes deutſches Weſen, die Gradheit, die Offenheit und Liebe, finde ich darin wieder; und nun hat ſich gar bei Dir die gleiche Neigung zur Kunſt aufgethan, die mich ganz gefeſſelt hat. Das iſt genug um ſich ſein Leben lang lieb zu halten, und Du mußt Dir gefallen laſſen, daß ich von jetzt an mit dem vertraulichen Du zu Dir rede, und von Dir es verlange. Ich habe es ſchon mehrmal erfahren müſſen, daß Freunde mir Fremde geworden, daß ich mich in meinen Erwartungen getäuſcht, oder daß ſtörende Verhältniſſe zwiſchen uns getreten, aber noch nie iſt mir, wie bei Dir, das Glück begegnet, einen Freund wieder zu finden, den ich durch verſchiedene Denkart und Beſchäftigung ganz von mir entfernt glaubte. Als wir uns 1803 zuletzt ſahen, ſchien es mir entſchieden, daß unſere Wege auseinander liefen; ich hatte mich ſo ſehr auf Dich gefreut, und nun warſt Du ſo zerſtreut und fremd,

das that mir weh. Das Wenige was ich nachher in der Jakobischen Familie von Dir hörte, bestätigte meine Vermuthung, daß Kränklichkeit, Sorgen und Geschäfte Dich zu sehr in der Gegenwart befangen hielten, als daß Du jener fröhlichen Zeiten, unsrer ersten Freundschaft gedenken möchtest, und ich verschloß den Antheil, den ich an Deinem Leiden nahm, mit so vielen traurigen Gefühlen, die unsere grausame Zeit erregte, stillschweigend in meinem Herzen. Zuletzt erkundigte ich mich nach Dir, im vorigen Herbst, bei Fritz Jakobi, der mich während meines Aufenthalts in Köln besuchte. Aus dem was er mir sagte, obschon es beruhigend und angenehm war, ahnte ich nichts weniger, als daß wir uns jetzt in Gesinnung und Neigung näher gekommen waren, wie wir früher wohl nie gewesen. Ich hatte durch die wenigen Nachrichten, immer noch ein kränkliches, trübes Bild von Dir im Sinne. Aus Deinem Brief leuchtet aber eine so schöne Heiterkeit und Zufriedenheit, daß ich meine Herzensfreude daran habe, und mit allen unsern Kunstschätzen und erfreulichen Verhältnissen, Dich um Dein häusliches Glück und um Deine Kinder beneiden möchte. Ich lebe bloß in der geistigen Ehe mit der alten vaterländischen Kunst, ohne an ihr eine Untreue zu begehen, darf ich in den nächsten Jahren den Wunsch nach Frau und Kind noch nicht erwachen lassen, und wer weiß dann, ob mir überhaupt ein glückliches Verhältniß der Art beschieden ist, da jedem Menschen ein Maß von Glück, und wieder eine Entbehrung zugedacht scheint. Doch ich habe so gutes Vertrauen auf des Himmels Gunst, daß ich nicht erstaunen würde, wenn er mir endlich gar nichts mehr an meinem Glück fehlen ließ.

Seit 1808 wo ich angefangen, mich mit der deutschen Baukunst zu beschäftigen, führe ich so ziemlich ein fahrendes Leben; nach vierjähriger einsamer Ruhe in Köln, lehrreich durch den Unterricht und den Umgang mit Fried. Schlegel, angenehm durch die Entdeckung und Sammlung der kölnischen Kunstschätze, aber qualvoll durch fortwährende Kränklichkeit und trübselige Umgebung, machte ich eine Reise nach Straßburg, Freiburg, Basel, München u. s. w. hauptsächlich um mir die Anschauung der dortigen Werke altdeutscher Baukunst und Malerei zu verschaffen. Ich kam mit dem Entschluß zurück, das Werk über den kölnischen Dom auszuführen, den ich nun vollends als das vollkommenste erkannt hatte, was irgend in der Art besteht. Indessen die größere

Reiſe, ſpäter ein ungünſtiger Herbſt, hatten meine reizbare Geſundheit, ſtatt ihr zu nützen, vielmehr ſo ſtark angegriffen, daß mich der Winter an den Abgrund brachte. Ich erholte mich nur langſam, jedoch gründlich, und bin ſeitdem fortwährend geſünder und heitrer als vor der Krankheit. Meine erſte Sorge im Jahr 1809 war nun auf die Fertigung der Zeichnungen vom Dom gerichtet; die Arbeiten entwickelten ſich mir unter den Händen immer größer und ſchöner. Im Frühjahr 1810 war die bedeutendere Hälfte der Zeichnungen vollendet und ich zog mit Bertram und meinem Bruder wieder nach Heidelberg. Wir wollten uns durch literariſche Hülfsmittel und einen Wirkungskreis ein angenehmeres Leben verſchaffen. Indem ich mich mit der Baukunſt beſchäftigte, hatte mein Bruder ſich mit verdoppeltem Eifer der Sammlung angenommen; ſein erſter Lohn war das große Bild von Eyck, und ein ſchönes Bild von Lukas von Leyden, und endlich noch kurz vor der Abreiſe, der ſchöne Tod der Maria. Dieſe und noch einige andere Bilder, wirkten mit ſolchem Zauber auf die Gemüther, und wir fanden unſern Aufenthalt ſo förderlich, daß wir zur Verbreitung und beſſern Erkenntniß alter Kunſt nach und nach faſt alles Beſſere von unſrer Sammlung kommen ließen. Eine Beſchreibung würde zu weit führen; Du kannſt einſtweilen ſchon eine, wiewohl etwas oberflächliche der ganzen Sammlung von der Frau von Chezy in den Muſen von Fouqué, und nächſtens eine ausführlichere von der Frau von Hellwig, in dem deutſchen Muſeum von Fried. Schlegel finden, über deren Richtigkeit ich gewacht; und Du wirſt, ſo viel man von einer Frau in dergleichen verlangen kann, ziemlich damit zufrieden ſeyn. Indeſſen hoffe ich, Du werdeſt bald, was doch immer die Hauptſache iſt, Deine Augen bei uns auf die Weide führen. Könnteſt Du nur einmal die Farbenpracht in unſerm Saal ſehen, und wenn Du recht toll und voll wäreſt, von all den Herrlichkeiten, hinaus treten auf den Balkon und Deine Blicke ausruhen laſſen, an dem Schloß und den grünen Bergen! Du mußt es möglich machen. Zu Dir komme ich bald, wenn ſich nicht ganz unvorgeſehene Hinderniſſe erheben, ich habe ſchon lange die Göttinger Bibliothek im Sinn, und werde dann zugleich die Alterthümer von Niederſachſen und Weſtphalen beſuchen. Ich freue mich von Herzen, auf Deine ſchönen Bilder, ſorge nur daß Du noch viel dazu bekommſt, und

ja vom allerbeſten, es thut nichts, wenn ich Dich auch beneiden muß, ich will mir, um Deinetwillen, dieſes Laſter unſerer Zunft gern zu Schulden kommen laſſen. Auf jeden Fall werde ich mich einigermaßen durch meine Zeichnungen vom Dom rächen können, ich werde nicht vergeſſen, mich damit auszurüſten. Meller, den Du von Rom her kennſt, hat mir die beſte Hälfte der Zeichnungen vollenden helfen. Im Winter war ich einige Monate bei ihm, auch jetzt wieder als Dein Brief ankam. Er läßt Dich grüßen, er iſt in Darmſtadt als Oberbaurath angeſtellt und glücklich verheirathet. — Von dort ging ich nach Frankfurt und Straßburg. Du ſiehſt, ich ſagte nicht mit Unrecht, daß ich ein fahrendes Leben führe. Die nächſte Reiſe geht nach Göttingen und zu Dir. Später nach Paris, Wien und Rom. Wann und wie ich das ausführe, wird ſich ergeben. Du haſt nun hier ſo ziemlich den Faden meines bisherigen und weitern Treibens, daß Du ihn von jetzt an beſſer verfolgen kannſt, dafür will ich dann und wann durch einige Zeilen ſchon ſorgen. Mein Bruder iſt ſeit kurzem nach Köln und Brabant, von wo er hoffentlich noch ein paar ſchöne Gemälde mitbringen wird. Er und Bertram haben ſich an Deinem freundlichen Brief ſehr ergetzt, und laſſen Dich zum beſten grüßen. Sage Deiner Frau alles Gute von mir, küſſe Deine Kinder und behalte mich im Herzen, Du lieber theurer Freund.

Sulpiz Boiſſerée.

Heidelberg, 23. Oktober 1812.

Lieber Melchior, wir waren erſtaunt, Deinen Brief vom 18. Oktober aus Köln zu erhalten, wir dachten Dich an dieſem Tag erſt in Brüſſel. Ueber das gekaufte Bildchen von Hemmelink freuen wir uns ſehr; wir ſind begierig ausführlichere Nachrichten über Deine Reiſe zu erhalten. Dein Brief aus Brügge fehlt uns noch.

An Beſuchen hat es uns in dieſem Herbſt nicht nur nicht gefehlt, ſondern es waren deren ſo viele wie noch nie. Von Göttingen war eine große Menge Studenten hier; es ſollen eben

so viele directe nach Köln gereist seyn als von den hiesigen, deren über siebzig unten gewesen sind.

Dein Bruder Sulpiz.

Heidelberg, 1. November 1812.

Lieber Melchior, erst gestern haben wir Deinen Brief vom Apollinarisberg erhalten, Deine Freude an dem kleinen Bild von Hemmelink freut mich von Herzen, ich kann mir es recht denken, wie Dir der Anblick desselben, in Deiner Einsamkeit, wohlthun mußte, ich habe immer die größte und eigentliche Freude an Bildern, nur in der stillen Ruhe oder in der Einsamkeit gehabt. — Was Du mir von Brabant, von der Armuth an alten Gemälden und reindeutschen Gebäuden schreibst, ist mir leid, wiewohl von letztern nicht unerwartet; doch müßte man um ganz urtheilen zu können, noch ein paar sehr wichtige Städte sehen, die Du nicht besucht hast, nemlich Tournay und Utrecht, überhaupt gehört Holland, besonders was die Bilder betrifft, mit in die Untersuchung. Aber es sind solche Länder wie Aecker, die lange brach gelegen, man muß sie mehrmals durchpflügen, ehe sie die rechten Früchte bringen, und so kann man bei einer zweiten Reise Holland, und jene Gegenden, die Du noch nicht durchstrichen, anbauen, während man in denen Dir nun bekannten Orten weitere Forschung anstellen kann. Doch wird das immer wahr bleiben, und sich vielleicht uns noch mehr bestätigen, wie Köln durch die Vergessenheit worein es gerathen, der einzige glückliche Ort geblieben, der seine Alterthümer erhalten hat. Ich bin sehr begierig, bei Deiner Wiederkehr alle Deine Bemerkungen in Deinem Tagebuch zu lesen, und mir von Dir erzählen zu lassen.

Moller an Sulpiz Boisserée.

Darmstadt, 12. Juli 1812.

Lieber Boisserée! Ich kann Sie versichern, daß ich meine Privatarbeiten ganz liegen gelassen, und so ununterbrochen, als mein Dienst mir erlaubt, an Ihrer Zeichnung fortarbeite.

Mit Wahrheit darf ich ſagen, daß die im Jahr 1811 von Ihnen gewünſchte Reiſe, ſowohl für Ihr Werk, als für die Erhaltung des trefflichen Domes ſelbſt, den beabſichtigten Zweck erreicht hat, und wofür ich von Seiten der Behörde ein freundliches Wort des Dankes wohl verdient hatte. Dieſes ſind die Bemerkungen, die ich geglaubt habe, Ihnen machen zu müſſen, da Sie mir mit derſelben Offenheit das Beiſpiel gegeben haben. Auch finde ich, daß es unter verſtändigen Leuten am beſten iſt, ſich frei zu erklären, um jedes Mißverſtändniß zu verhüten. Sollten Sie für gut finden, in dem Werke ſelbſt meiner Mitwirkung kurz zu erwähnen, ſo wird mir dieſes angenehm ſeyn, indem ich auch in den Augen des Publikums nicht anders erſcheinen möchte, als ich bin; nämlich als Künſtler, der das Schöne um ſeinetwillen liebt, nicht aber die Kunſt als eine melkende Kuh anſieht.

Sulpiz Boiſſerée an Moller.

Den 29. Juli.

Was die Beſichtigung am Dom betrifft, ſo haben Sie ſich wohl damals ſelbſt überzeugt, daß außer der Aufforderung, welche von der Mairie in Ihren Händen iſt, von Seite der unbehülflichen Kirchmeiſterbehörde, kein anderes Dankſagungsſchreiben zu erwarten ware, als welches ich derſelben vorzeichnete, da ſich außer einem alten Glaſermeiſter und mir, Niemand für den Dom intereſſirt; und ich habe bisher immer gedacht, daß Sie ſich lieber unmittelbar an meiner unbezweifelten Dankbarkeit und an der ſtummen Erkenntlichkeit meiner ſpießbürgerlichen Landsleute halten wollten. Dürfte Ihnen indeſſen ein ſolches Schreiben, in irgend einer Rückſicht angenehm ſeyn, ſo müßte ich beklagen, daß Sie mich nicht ſchon lange freimüthig daran gemahnt haben.

Moller an Sulpiz Boisserée.

Den 4. August 1813.

Die mir zugesagte Zeit für die Zeichnungen genehmige ich gerne, und freue mich, daß wir damit im Reinen sind. Was die Besichtigung des Domes betrifft, so wissen Sie, welche wahre Freude es mir gemacht hat, veranlaßt durch Sie, Gelegenheit zu erhalten, einen wahren Ruin des Hauptheiles von dem herrlichen Gebäude zu verhüten. Die schlichte Erwähnung in Ihrem Werke, daß ich durch Angabe zweckmäßiger Anstalten die drohende Gefahr des Einsturzes der Gewölbe des Chors abgewendet habe, würde mir sehr angenehm sein: denn abgesehen von allen äußern Rücksichten, ist es gar nicht Eitelkeit zu nennen, wenn man wünscht, dem Höchsten und Trefflichsten in der Kunst auf eine würdige Weise sich anschließen zu können, was Sie bereits in jeder Hinsicht auf eine so ehrenvolle Weise gethan haben.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 10. April 1813.

Lieber Sulpiz! Ihren Brief erhielt ich vor zwölf Tagen, konnte ihn aber nicht beantworten, weil Friedrich einige Tage sehr krank war. Der vortreffliche Doktor Malfatti und seine eigene kräftige Natur haben ihn schneller als man hoffen durfte, herausgerissen, er ist völlig wieder hergestellt. Zu gleicher Zeit machte Philipp sich zu seinem Abmarsch bereit. Vorigen Dienstag ist er von hier nach Breslau gereist, um in ein Corps einzutreten. Sie können denken, wie schwer es ihm geworden ist, seine geliebte Malerei und das stille, friedliche Leben mit uns, im Stich zu lassen; was es uns gekostet hat, ihn von uns zu lassen; ich sage Ihnen darüber Nichts. Aber aus welchem Grund konnte er sich von dem ganz allgemeinen Ruf ausschließen, unter welchem Vorwand durften wir ihn zurückhalten? Beten Sie für ihn, theure Freunde! Verzeihen Sie mir also, daß ich Ihre Anfrage wegen Herrn Görres erst heute beantworte. Es ist sehr begreiflich, daß der gute Mann sich in dieser drohenden Zeit nach einer Veränderung des Wohnorts umschaut, und so sehr wir auch wünschen

wurden, seine persönliche Bekanntschaft zu machen, so müssen wir doch nach bestem Wissen und Gewissen ihm von seinem Vorhaben, nach Wien zu kommen, abrathen. Das Leben ist hier so theuer, wenn auch mit noch so geringen Ansprüchen, so umständlich, schwerfällig und beschwerlich in jeder Hinsicht, daß es einem fast zur unerträglichen Last wird. Man lebt jetzt hier theurer als in Paris und mit noch viel mehr Beschwerlichkeit. Vollends als Literat und Gelehrter sich hier fortzubringen, ist eine sehr mißliche Sache, und möchte leicht in jeder kleinen Landstadt des gelehrten Deutschlands eher thunlich sein, als in dieser sogenannten Hauptstadt von Deutschland, wo man auf jede andere Ehre eifersüchtiger ist, als auf die, Deutschlands Hauptstadt zu sein; denn Sie müssen wissen, daß man Hanaken, Naracken und alle erdenklichen Aken und Maken nicht für Ausländer, aber alle Deutschen, die nicht am Wiener Berge geboren sind, allerdings für Ausländer ansieht, daß Nichts so viel Widerspruch erfährt, so verhaßt, und recht eigentlich verfolgt wird, als diese sogenannte ausländische Literatur. Schlegel hat dieß selbst erfahren müssen, und würde noch härter darunter leiden, ohne die Begebenheiten von 1809 und seine daraus herrührende Anstellung. Ein solcher Angestellte ist freilich für feindliche, grobe Anfälle gesichert; aber wie könnte man ohne einen solchen, besondern Glücksfall daran denken, angestellt zu werden, als Ausländer und als Gelehrter. Man hat hier überhaupt den Grundsatz, daß Gelehrte nicht brauchbar sind, und man läßt sich darin von keinem das Gegentheil beweisenden Faktum irre machen. Mit den Buchhändlern hier ist fast nichts anzufangen, diese sind noch immer, wozu Kaiser Joseph sie gemacht hat; aller Verkehr mit anderm Buchhandel ist äußerst erschwert und jetzt so gut wie unterbrochen, wenigstens sehr langsam und langweilig.

Aus allem Dem sehen Sie leicht, ist es Herrn Görres nicht zu rathen, daß er herkommen soll, wenigstens auf gar keinen Fall gleich mit Frau und Familie! Ich wüßte ihm nicht einmal ein Quartier zu verschaffen. Wenn Herr Görres aber seine Familie noch zurücklassen und herkommen will, und sich selber umthun (denn man kann sich doch nie auf fremde Augen und fremde Meinung recht verlassen), so werden wir uns sehr freuen, ihn hier zu sehen, und werden Alles, was in unsern Kräften steht,

dazu beitragen, ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Könnten Sie doch mitkommen, lieber Sulpiz, wie gern sähen wir die heiligen drei Kölner einmal wieder! Von Bildern, Kunst und solchen Sachen ein andermal. Philipps Abwesenheit läßt uns sehr einsam; doch sind wir es im Winter weniger gewesen, als gewöhnlich. Von allen Seiten strömten uns Fremde, alte Bekannte, Reisende und Besuche aller Art zusammen, die nun der theure Edstein auf eine ungeschickte Weise noch vermehrt. Er weiß hier nichts anzufangen, so wenig als in Heidelberg, und ist nun gesonnen, sich von dem Strom zur preußisch-russischen Armee schwemmen zu lassen. Friedrich nennt ihn gar nicht anders, als Hansdampf von Pisa. Wer in aller Welt mag ihm gerathen haben, diesen ungemeinen Unsinn drucken zu lassen? Meine Meinung darüber habe ich ihm nicht verschwiegen. Wallenberg ist noch nicht hier. Gott mit Ihnen, theurer Freund, grüßen Sie Melchior, Bertram und Ihre Schwester in Köln. O du lieber Rhein!

C. Mayer an Sulpiz Boisserée.

Heilbronn, 22. Juni 1813.

Theuerster Herr Boisserée!

Für alles Schöne und Gute, womit Sie mich schon mehrere mal in Heidelberg erfreut haben, nehmen Sie wenigstens den guten Willen, Ihnen auch ein kleines Vergnügen zu machen, indem ich Ihnen hier den neu herausgekommenen Dichterwald meiner Freunde Uhland und Kerner übergebe. Ich bitte ihn als ein kleines Zeichen meines herzlichen und dankbaren Andenkens anzunehmen, und wünsche, daß er Ihnen, Ihrem Herrn Bruder und Herrn Bertram gute Unterhaltung gewähren möge.

Der Dichterwald ist eine Fortsetzung des poetischen Almanaches von Kerner, der für 1812 zu Heidelberg bei Braun herauskam. Er hätte gleichfalls in Almanachsform für das Jahr 1813 erscheinen sollen, und Campe in Hamburg wollte ihn in Verlag nehmen; die dortige französische Censur machte aber Schwierigkeiten, und so verschlug sich seine frühere Herausgabe, bis endlich [illegible] und mit Mühe der Verleger in Tübingen aufgetrieben wurde.

Ueber die Mitarbeiter dieses Almanachs, welche großtentheils auch zum vorigen Jahrgange Beiträge geliefert haben, darf ich Ihnen vielleicht folgende Personalnotizen beifügen. Amalia, eine Freundin von Kerner, heißt mit dem Zunamen Weisse und lebt in Zhebee. Assur ist ein Jude von Königsberg, der sich einige Zeit als Dr. med. in Tübingen und dann bei Kerner im Wildbade aufhielt, jetzt wahrscheinlich als Feldarzt bei der preußischen Armee. Chrysalethes ist der L. N. des vorjährigen Almanachs, Heinrich Köstlin, med. Dr. in Stuttgart, von Nürtingen am Neckar, ein Universitätsfreund von Uhland, Kerner und mir. D. ist Ludwig Uhland; Florens ein junger Baron Eichendorf in Wien, ein Freund von Gobl oder Graf Otto Heinrich v. Loeben (Isidorus Orientalis) in Joachimsthal bei Görlitz. Justinus Kerner lebt jetzt als Arzt in Weinsberg, einige Stunden von Kloster Lorch und Hohenstaufen. Friedrich Notte ist ein Tübinger, jetzt württembergischer Legationsrath in Dresden; August Mayer, mein armer Bruder, von dem ich Ihnen schon gesagt habe, von dessen Tod wir übrigens eben so wenig, als von seinem Leben irgend einige Nachricht haben, ungeachtet Sie aus dem (ohne mein und selbst ohne Kerners Wissen gedruckten) Schwabschen Liede am Ende des Almanachs, das Gegentheil schließen konnten. Rosa Maria ist eine in Altona lebende Schwester Varnhagens; den J. G. S. kenne ich selbst noch nicht; Gustav Schwab studirt die Theologie in Tübingen; unter den Namen Spindelmann haben sich, wie ich vermuthe, Köstlin und Kerner getheilt; den Karl Thorbecke, der sich einige Zeit in Heidelberg aufhielt; einen Freund von Reinzer, werden Sie vielleicht persönlich kennen. Ludwig Uhland aus Tübingen, jetzt in Stuttgart beim Justizministerium arbeitend, wird Ihnen vielleicht aus den Schenkendorfschen Almanachen, der Einsiedlerzeitung, Foucqués Musen, wo sich unter Anderm ein bedeutender Aufsatz über das altfranzösische Epos von ihm befindet, und aus anderen Almanachen und Zeitschriften bekannt seyn; Volker aber ist bloß ein angenommener Name von ebendemselben. Ich wünsche Ihnen allen, Ihrem Denkwerk und Ihrer Sammlung, alles mögliche Gute!

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 21. August 1813.

Diese Gelegenheit durch die zurückgehende Gesandtschaft, vielleicht die letzte auf lange Zeit, will ich nicht vorübergehen lassen, Ihnen zu danken, für Ihren liebenswürdigen, freundlichen Brief. Wie sehr erfreulich und rührend war es mir, daß Sie sich meiner in diesen Tagen erinnerten, da ich eben auch ganz erfüllt vom Andenken an jenen Abschied des geliebten Rheinlandes war. Wir stehen nun wieder recht in der Mitte der Wirbel, der verdrängenden Bewegung der Zeit, und der zurückhaltenden der irdischen Lenker und gar vieler Zeitgenossen; wer hübsch fest im Kern ist und nicht von diesen Mühlsteinsbewegungen zermalmt wird, der kann sich dann freuen, geschliffen und abgerundet geworden zu seyn; aber etwas schwindelig wird einem allerdings zu Muthe.

Vortrefflich ist es, daß Sie durch göttliche Hülfe des Ehrenfrohndienstes enthoben sind, daß Sie ungehinderten festen Schrittes Ihr Kunstleben mitten durch die zusammenstürzenden Trümmer zu führen vermögen, und abermals vortrefflich, was Sie von Bereicherung Ihrer Kunstsammlung melden, und von Melchiors Ausbildung und Herrlichkeit; wie konnte eine so gesunde, kernfeste, edle Natur unter so guter Anleitung anders werden! Grüßen Sie mir den trefflichen Jüngling recht von ganzer Seele, ich wünsche ihm Glück und allen Segen des Geistes Gottes. Wird es wieder einmal frei in der Welt, daß man ungehindert sich bewegen darf, so gelobe ich es, als eine Wallfahrt, Sie und Ihre Gemäldesammlung wieder zu sehen, zumal Sie so wunderherrliche Dinge dazu bekommen haben! Ja, wenn es einmal wieder recht gut würde, dann hätte ich noch ein ganz anderes Plänchen mit Ihnen und Ihrer Sammlung in petto, bis dahin aber schweige mein Mund.

Von meinen Söhnen habe ich auch große Freude. Johann ist in Florenz und macht sehr gute Fortschritte. Philipp geht durch alles Verderbliche wie Tamino durch Feuer und Wasser, es berührt ihn gar nicht. Er ist nach allgemeinem Zeugniß (um wie viel mehr nach dem unsrigen, die wir ihn so zärtlich lieben) ein ganz trefflicher Jüngling, geliebt und geachtet von Allen, die mit ihm umgehen. Er hat nachdem, was mit dem Lupow'schen

Corps vorgegangen, nach jenem schändlichen Attentat, wovon bis jetzt immer noch keine Genugthuung erfolgte, das Corps verlassen, sowie viele andere der Besten auch, und ist nebst seinem treuen Kriegskameraden, einem Baron von Eichendorf, zu den reitenden Jägern des brandenburgischen Cürassierregiments im Kleist'schen Armeecorps, gegangen, wo er neben dem Dichter Fouqué dient, dieser liebt ihn sehr; Philipp hat ihn während des Waffenstillstandes zu Nennhausen besucht. Es heißt das Kleist'sche Armeecorps stehe jetzt in Böhmen. Vereinigen Sie Ihr Gebet mit dem meinigen, lieber Sulpiz, um den göttlichen Schutz für den lieben Jungen. Ich habe ihn freilich mit großem Muth der gerechten Sache geopfert, aber unser Herz hängt sehr an ihm! Was müßte es erst seyn, wenn wir gezwungen gewesen wären, ihn der bösen Sache zu opfern! Noch einmal wünsche ich Ihnen Glück, daß Sie von der französischen Garde losgekommen! Köln ist und bleibt unsere wahrhafte Vaterstadt im rechten und ächten Sinn, denn von dort schreibt sich das Meiste, ja wohl Alles, was in den Söhnen, was wir in unserer eigenen Seele, für gut achten dürfen; denken Sie also selber was Sie uns sind, und Alle die Theil daran haben, daß wir in Köln waren.

Tieck ist mit allen Burgsdorfs und vielen Finckh nach Prag geflüchtet, vielleicht sind sie jetzt wieder in Berlin; er hat nicht wieder an Friedrich geschrieben, seitdem dieser ein Ansinnen wegen eines Darlehens ablehnen mußte. Es thut uns dießmal doppelt leid, einem Freunde auf der Flucht nicht aushelfen zu können, aber es geht auch uns noch sehr knapp im Geleise her, und oft hilft man sich wunderlich genug, oder vielmehr, Gottes Hülfe bleibt nimmer aus. Goethe ist in Töplitz gewesen, ich weiß nicht, ob er noch dort ist; der flüchtet vor dem äußern Feinde und gibt seine ganze Seele ungehindert dem innern Feinde preis. Es gibt nicht viele Bücher, die meiner innern Natur so zuwider sind, als seine letztern. Namentlich die Wahlverwandtschaften, und vollends sein sogenanntes Leben! Was er über die Sakr. und was er über Ihr Werk darin kund thut, ist doch so bei den Haaren herbeigezogen, und so deutlich nur eine Bescheinigung seines Eigenthumsrechts. Wie es dann aber zu gehen pflegt, es beweist gerade im Gegentheil, daß diese Gegenstände ihm allezeit fremd geblieben, seiner Seele nie einheimisch gewesen sind. Wie würden

wir darüber disputiren, wenn wir zusammenkämen, denn unbestritten lassen Sie mir dergleichen gewiß nicht, das weiß ich wohl.

Das Museum geht ganz tapfer seinen monatlichen Gang fort: Friedrich schiebt es treulich fort, gibt ihm aber selber nur spärliche Nahrung. Jetzt hat er eine Recension des Heyne von Heeren gegeben. Vorigen Monat stand ein schöner Aufsatz aus Rom über den Maler Schick darin. Daß Sie es nicht ordentlich bekommen, ist die Schuld der Buchhandlung, die alles schlecht betreibt, und die allein schuld ist, wenn die ganze Unternehmung mit dem kommenden Jahr zu Grunde geht. Was Sie über A. W. S. schreiben, ist ganz auch unsere Gesinnung darüber. Ich fürchte, der gute Mann wird vielen Verdruß am Ende davon haben. Seine Schrift in der Angelegenheit macht viel Aufsehen bei den diplomatischen Herren, mir aber ist gar nicht gut bei dieser Sache zu Muthe, aus gar vielen Gründen. Erst muß man Thieren, die Solches in der Art haben, nicht leicht den Gefallen thun, ihnen die Pfoten zu leihen, damit sie die Bratfische aus der Pfanne langen können; dann ist diese Sache doch nur zufällig, und auf diesen Augenblick zu der unsrigen geworden, oder vielmehr mit in die unsrige verflochten worden. Ferner ist sie A. W. persönlich ganz fremd, und er ordentlich par contrecoups ein politischer Schriftsteller geworden. Etwas Solches, wie diese schredliche Anmaßung über Dänemark, dünkt mich, darf nur von einem Schweden ausgesprochen werden, wenn es nicht ein falsches Ansehen erhalten soll. A. W. hätte sich wenigstens nimmermehr zu dieser Schrift bekennen sollen, wenn er auch in diesem Dienst sie anfertigen mußte. Es ist als hätte ihn diese neue Würde und dieser Auftrag dermaßen berauscht, daß er gar nicht mehr wußte, wo er die Füße hinsetzt. Bei einem solchen tanzenden Zustand verliert man den Kopf nicht selten! Lieber Freund, die ..... werden wir vielleicht diesesmal los; diesesmal wenigstens ist es wahrscheinlicher als je; aber meine Seele ist dennoch voller Traurigkeit, wenn ich mir Diejenigen betrachte und überdenke, die sich als Werkzeuge aufwerfen. Noch ist es mir bei Keinem als wäre sein Beruf dazu von Oben bestätigt! Doch der Wille Gottes geschehe! Bitten wir um Kraft und Erleuchtung, daß wir, so viel an uns liegt, ihn wirklich erfüllen helfen auf Erden. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, obgleich es vor jedem Andern ein

Geheimniß ist, daß Friedrich auch einen Auftrag erhalten hat, mit welchem er sehr beschäftigt ist; aber Gott sey gedankt, von ganz anderer Art, als jener an seinen Bruder: ob es je bekannt wird, was er schreibt, ist wohl sehr unwahrscheinlich, wohl nicht anders, als durch seine Wirkungen, wenn uns Gott seinen Segen und Erfüllung geben wolle. Auf jeden Fall dient seine Arbeit zur Ehre Gottes, zum Nutzen der Menschen und zum Heil der Seele: und so kann ich Ihnen sagen, daß Friedrich, sowohl als ich, recht froh und vergnügt über diesen Auftrag sind. Leben Sie wohl, geht es übel, schreibe ich Ihnen wohl einmal wieder aus der Bulgarei. Bleiben Sie unsere Freunde! Ey' wird der Rheinstrom seinen Lauf verändern können, als wir aufhören seine Ufer und dessen Bewohner zu lieben.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Frankfurt, 12. November 1813.

Ich bin heute um 11 Uhr, morgens, glücklich hier angekommen, und wohne bei Guaitas; bei Ehrmann war kein Platz; der arme Alte hat 21 Mann im Haus und einen Freund auf dem Sopha; in den Gasthöfen war nirgends ein Unterkommen. Stockhausen und Sternenfels haben bei einem Bekannten ein Zimmer gefunden, worin schon der Graf Isenburg und Louis von Sternenfels war, sie sind noch froh zu Vier zu seyn. Ihr könnt euch von dem Gedränge keinen Begriff machen; morgen kommt der König von Bayern und Württemberg und die übrigen Bundesfürsten. Auf der Zeil und in allen Straßen stehen Bivouacs von Kosacken, fünf bis sechs Mann, in kleinen Haufen, wie es ihnen gefällt, alles voll Mist und Koth über alle Vorstellung.

Auf der Heerstraße war kein minderes Gedränge; wir sahen gestern und heute ein Regiment an dem andern, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Troß, Pontons, alles abwechselnd, und nicht allein auf der Heidelberger, sondern auch auf den Nebenstraßen nach dem Rhein zu. Das Herz geht einem auf bei solchem Leben und Bewegung, alle Deutschen fröhlich mit einander, Bayern,

Württemberger, Oeſterreicher, Preußen, Alle endlich für unſere Freiheit und Rettung! Die Erinnerungen an die großen Züge der Kaiſerlichen nach Brabant und an die Ankunft der Franzoſen bei uns, kommen mir unwiderſtehlich immer wieder in den Sinn, und ich kann nicht aufhören, Gott zu loben, der das Alles ſo gewendet und gefügt hat; die Vergleichung von damals und jetzt drängt ſich zu beſtimmt und lehrreich auf, um nicht Gottes Finger und Gerechtigkeit in dem ganzen Gang der Dinge ſeit dieſen zwanzig Jahren zu erkennen und volle heilige Ehrfurcht im Herzen zu fühlen, für ſeine ſtrenge Güte.

Die Guaitas haben mich recht herzlich und freundlich aufgenommen, ich ſchlafe auf ihrem Sopha, ſie haben neun Mann Einquartierung und den preußiſchen Staatsrath Jordan mit drei Bedienten, obſchon ſie nur ein Stockwerk bewohnen. Jordan iſt eine von den rechten Händen des Miniſter Hardenbergs, dieſer wohnt nebenan.

Neues weiß ich noch Nichts, ich bin kaum zu mir ſelbſt gekommen, aber der Geiſt iſt vortrefflich, es heißt allgemein: nach der Franche Comté und nach Holland. Der Kaiſer iſt in Metz; Mainz ſoll er, weil es nicht genug verſehen, ſo gut wie aufgegeben haben; das iſt gewiß, daß die Franzoſen bei Hochheim ſich anfangs ſehr tapfer, aber als ſie im Rücken angegriffen wurden, ſehr ſchlecht geſchlagen haben.

Frankfurt, 13. November 1813.

Heute morgen machte ich meine Beſuche bei Humboldt, Gneiſenau und Reizenſtein; Erſtern fand ich nicht und werde ihn nicht vor übermorgen ſehen können, da morgen der König kommt; für übermorgen hat er mir verſichern laſſen, daß ich ihn treffe. Gneiſenau iſt ein Mann, der gleich auf den erſten Blick gefällt, äußerſt ruhig und kurz in ſeinen Reden, deſto mehr Feuer hat er in den Augen; er ſagte mir gleich: Sie können ſich darauf verlaſſen, wir gehen über den Rhein, und wir müſſen über den Rhein, der Rhein iſt keine Grenze, keine Sicherheit für uns. Holland und die Niederlande ſchien er nicht genau zu kennen, es freute ihn, ja er erſtaunte darüber, als ich ihm verſicherte: die Hauptſache

ſey, daß man den jenſeitigen Deutſchen Vertrauen einflöße, daß man Alles für ſie thue, um ſie nicht wieder unter das franzöſiſche Joch kommen zu laſſen. Das ſah er vollkommen ein; die Furcht vor der Wiederkehr einer ſo klaſſiſch geordneten und eingerichteten Despotie, ſey ſehr gerecht und nur gar zu natürlich, es gebe nichts Vollkommeneres als die Maſchinerie der franzöſiſchen Tyrannei und Verfaſſung, man müſſe ihr vor Allem keine Zeit laſſen, und mit Beſonnenheit immer raſch vorwärts ſchreiten.

Reizenſtein war äußerſt freundlich, voll des beſten Geiſtes.

Nach Allem was ich höre, iſt Blücher ſchon in Mühlheim. Staatsrath Jordan verſicherte es mir. Das iſt ein recht geſcheidter, einſichtsvoller Mann, in ſeiner Art und Rede ganz und gar ein Preuße; er verſicherte mir gleich ſeinen Schutz, wenn das Hauptquartier nach Heidelberg komme; es iſt die Rede davon, daß es dort durchpaſſiren oder auf kurze Zeit verweilen ſoll, Mannheim iſt eigentlich die Beſtimmung. Er verſprach mir, ſich bei unſerer Hauswirthin einzuquartiren, um uns zu ſichern, und trug mir auch Empfehlungen an den Generaladjutanten v. Blücher an, wenn ich den Rhein hinunter reiſen wollte. Der König kömmt morgen, Hügel wird in ein paar Tagen erwartet, worauf ich mich königlich freue. Sage doch der Frau v. Benningen, ſtatt dem Fürſten Metternich habe der Fürſt Schwarzenberg nach der Einnahme von Hochheim drei Bomben durch forcirte Ladung nach Mainz hineingeworfen, um die Unterhandlungen zu befördern; ſie ſeyen auch richtig angelangt; ich hoffe, dieſe ehrliche Grobheit werde ihr doch beſſer gefallen, als die falſche, aber freilich bisher allmächtige Höflichkeit der lieben Franzoſen, die denn bei allem Haß, beſonders bei unſern Schönen, noch immer das Muſter aller Soldaten und aller guten Sitten und Geſellſchaft ſind!!

So geht auch der Kaiſer Alexander in alle Geſellſchaften, reitet immer in der Stadt herum, lorgnetirt Alles, und ſpricht von den militäriſchen Schnitzern des Napoleon. Kaiſer Franz aber ſitzt ruhig in ſeinem Palaſt, arbeitet den ganzen Tag, und ſpielt alle Abend mit ſeinen Officieren Violinquartette; die Frankfurter halten es mit dieſer letzteren deutſchen Einfachheit und Würde.

Geſtern Abend war der Miniſter Stein bei Hardenberg angekommen und wartete ſchon ſeit vier Stunden auf ein Quartier;

seine Leute waren vergebens in der ganzen Stadt herumgelaufen, da der Staatskanzler vergessen hatte, eines zu besorgen. Guaita, der immer gleich zu Allem bereit ist, was nur immer der Stadt einen Vortheil bringen oder Unannehmlichkeiten abhalten kann, brachte, wie er mit mir nach Hause kam, gleich Alles in Bewegung, um ein paar leere Zimmer seiner Schwägerin im Nachbarhause zu meubliren, daß doch der Mann, der die Administration aller von ihren Fürsten verlassenen Länder in den Händen hat, für die Nacht ein Obdach erhielt.

Meline mußte herbeischaffen, was nur aufzubringen war, bis sie kaum mehr stehen konnte. Zum Thee kamen die Familien Georg und Franz Brentano, und die beiden Serviceres, dann kam der Minister Stein, in seinem Gefolge war ein guter Bekannter, der Obristlieutenant Rühle, der mir mit der größten Freude um den Hals fiel, und nicht aufhören konnte, zu erzählen. Stein ist ein feuriger, kräftiger, untersetzter Mann, mit einem sehr ausgezeichneten großen Gesicht, langer Nase, funkelnden schwarzen Augen und starken Zügen. Er erkannte mich bei der ersten Anrede für einen Niederrheiner, und Du kannst Dir denken, daß ich ihm nach meinem Gewissen Bescheid gegeben habe. Mit ihm kam auch noch einer von den Sekretären Hardenbergs, der Gelehrte Bartholdi, der sich Bertrams erinnerte, sie seyen in Erlangen beinahe alle Beide relegirt worden; er sey mit dem Concilium abeundi davon gekommen, Bertram habe sich ganz aus der Schlinge gezogen; er wünschte sehr ihn wieder zu sehen.

Heute habe ich mich ganz ruhig gehalten, und habe auch die große Parade vor den beiden Kaisern und dem König von Preußen (der gestern Abend ganz in der Stille angekommen) nicht gesehen: ich fühle, ich muß meine Kräfte sparen.

J. A. Böcker an Melchior Boisserée.

Köln, 25. November 1813.

Wir sind nun bereits über vierzehn Tagen ganz vom jenseitigen Rheinufer abgeschnitten, und befinden uns eigentlich völlig im Kriegsschauplatz; Gottlob, sind aber noch keine Feindseligkeiten

hier vorgefallen; sehr viele Einquartierung haben wir bereits hier im Hause gehabt und sind auch noch damit versehen: wenn man nur gesund bleibt, so muß man sich trosten und mit Geduld auf den endlichen Frieden hoffen. Intessen sind in der Stadt jetzt sehr viele Menschen am Spitalfieber krank. Ihr Bruder Wilhelm hat auch dieses Fieber ziemlich heftig, Dr. Schmitz und Neugebauer sind seine Aerzte. Da wegen der Cassa viele Soldaten in sein Haus kamen, so mag dadurch die Ansteckung erfolgt sein. Ich war gestern beim Lungenbruder Wendelinus, um ihn zu seiner Pflege zu holen, allein der war schon beim jungen Farina auf der Hochstraße, der auch an dem Fieber darnieder liegt, auch Karl Cornille liegt daran gefährlich krank; es sind überhaupt außererdentlich viel Kranke hier.

Gegenwärtiges lasse ich über Basel gehen, und hoffe, daß es euch in heilem Wohlsein antreffen wird. Die Lebensmittel sind hier noch immer wohlfeil, allein alle Fabriken stehen still, und da wir von dem jenseitigen Rheinufer ganz abgeschnitten sind, so hören alle Geschäfte auf, welches sehr traurig ist.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 8. December 1813.

Wenn ich mich nicht herzhaft entschließe zum schreiben, so weiß Gott, wenn Sie einen Brief von uns erhalten möchten, und es wäre doch ganz sündlich, jetzt den Briefwechsel nicht zu beleben, da es uns vergönnt ist, so viel zu schreiben als uns einfällt, und da wir Ihnen auf Ihren wahrhaft rührenden Brief nicht geantwortet, Ihnen kein Zeichen gegeben haben, wie sehr Sie uns erfreuten, und mit welcher Theilnahme uns Ihre Freude an den großen Ereignissen sowohl, als auch Ihre Besorgnisse für das Vaterland erfüllte. — Ja wohl auch wir sind recht bange um das Schicksal des geliebten Ufers, besonders da wir darüber klagen hörten, daß nicht allein der Feind, daß auch die Kosaken es feindlich behandeln; und daß man dieses zuläßt, erfüllt uns nicht allein mit lebhafter Theilnahme, sondern auch mit großer Besorgniß für die Zukunft, für die Plane, die man macht! —

Doch in Gottes Hand wird ja auch Euer Schicksal gewogen, was kann man anders als beten, und sich ergeben! — Gestern erfuhren wir, daß Sie in Frankfurt sind, daß Sie dem Kaiser Franz Ihr Werk vorlegen werden; es zu dieser Stunde vielleicht schon gethan haben; Bravo lieber Sulpiz! Gott sey gedankt, daß diesem heiligen Werk, welches in die Obhut aller guten Geister, und himmlischen Kräfte empfohlen, von ihnen geleitet und beschützt werden muß, daß diesem, nicht jener von Gott von Anbeginn her verfluchte Name vorstehe; mir ist ordentlich ein Stein vom Herzen genommen. Gebe nur Gott, daß der Sinn unseres Kaisers bewegt werde, sich des Werks anzunehmen, es wird ein Stein in seiner Krone seyn, wenn er sich die Glorie dieses Unternehmens aneignet. — Sie sollten nun aber auch hübsch an Ihre hier vergrabenen Freunde denken, und ihnen allerlei aus Frankfurt schreiben, damit man doch ein wenig mitlebt. Wien ist in diesem Augenblick wie todt, da alles Leben bei der Armee ist, und man sehr besorgt scheint, die Hauptstadt weder an Leid noch Freud mehr Antheil nehmen zu lassen, als ihr eben zu nehmen einfällt. Daß Sie uns im künftigen Jahr zu besuchen gedenken, ist eine schöne Hoffnung; wie würde ich mich freuen Sie wieder zu sehen, sollte ich auch in der nachsten halben Stunde mich mit Ihnen zanken müssen. Fürchten Sie das nicht, ich bin geduldiger geworden, und auch wohl etwas gescheuter; übrigens aber werden Sie mich die Alte finden, der Gesinnung für die Freunde nach gewiß; nur daß die Zeit, anstatt mit ihren leisen Flügeln über mich unmerklich hinzuschweben, etwas mit breiten Elephantenfüßen über mich weggetrampelt zu seyn scheint. Erschrecken Sie also nicht gar zu sehr, wenn Sie mich wiedersehen, und machen Sie mir ein hübsches, freundliches Gesicht. Kommen Sie auch nur **bald**! Uebrigens geht es uns immer noch so wie Sie uns kennen. Friedrich schreibt Einiges, und denkt ungeheuer viel, wäre es umgekehrt, so wäre es für **uns** besser, und für die Welt eben recht; wir gehören nun aber einmal nicht zu den Kindern dieser Welt, wie Sie wissen. Von unserm Sohn Philipp haben wir nur erfahren, daß er nach großen Gefahren am 20. Oktober glücklich und gesund in Leipzig gewesen sey. Aber in der ganzen Zeit kein Wort weiter, wir wissen nicht, ob er mit vor Erfurt, oder mit nach Holland ist, wie Einige behaupten wollen. Das

ist eine rechte Betrübniß für mich, lieber Sulpiz, denn ich liebe den Philipp sehr, wie er es auch verdient, so auch Friedrich. Denken Sie nur, daß wir von Wilhelm nicht einen Brief erhalten haben, seitdem er Wasa-Ritter geworden ist. Ei du armer Ritter!

Unter und zu den schönen Sachen, die man jetzt hört, thut und erfährt, gehört auch daß die hohen Verbündeten dem Dichter Werner seine Primatische Pensien zahlen. Das ist schön und sehr erfreulich. Der Kronprinz von Bayern hat Friedrich durch mehrere Personen grüßen lassen; neulich hat er ihm durch Koreff danken und die Hand drücken lassen, daß er so unveränderlich treu, immer der deutschen Sache angehangen und für sie gearbeitet habe. Sehen Sie, so erhält doch jeder seinen verdienten Lohn. Ich habe auch noch andre Gesinnungen und Betrachtungen, die gehören aber nicht in den Cours, sondern in die geheime Schatzkammer. Adieu theurer Freund, Gott gebe Ihnen die Erfüllung Ihrer Wünsche, und dann noch etwas darüber, denn brave Leute fordern immer zu knapp.

Nächstens mehr von mir; auch über die Rheinländer. Ich arbeite Tag und Nacht; daß ich aber hier arbeiten muß, ist freilich sehr Unrecht. Herzliche Grüße

Friedrich Schlegel.

Guaita an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 27. December 1813.

Der Uebergang am Oberrhein ist geschehen. Die näheren Umstände sind noch nicht bekannt, es ist nicht zu zweifeln, daß ein rasches Vorgehen statt haben werde, besonders da die Schweiz sich zu Gunsten der Alliirten erklärt, auch Murat gegen den Vicekönig feindlich agiren soll, also Italien für Frankreich, nicht mehr haltbar erscheint. In Holland geht es fortwährend so trefflich als möglich, die Befreiung des Mittelrheins und Eures Vaterlands, kurzum des ganzen altdeutschen Rheins, kann also nicht mehr fern seyn. Du wirst mit Jordan auf diesen Fall manches abgesprochen haben, so wie ich denselben schon vorläufig

Saki Nameh.

Das Schenkenbuch.

Ja, in der Schenke hab' ich auch geseſſen,
Mir ward wie andern zugemeſſen,
Sie ſchwatzten, ſchrieen, händelten von heut,
So froh und traurig wie's der Tag gebeut;
Ich aber ſaß, im Innerſten erfreut,
An meine Liebſte dacht' ich — wie ſie liebt?
Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe ſie wie es ein Buſen giebt
Der treu ſich Einer gab und knechtiſch hängt.
Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die alles faßten? — doch ſo war's! ja ſo!

Sitz' ich allein,
Wo kann ich beſſer ſeyn?
Meinen Wein
Trink' ich allein,
Niemand ſetzt mir Schranken,
Ich hab' ſo meine eignen Gedanken.

vorbereitete, ich wünsche, daß er Euch in manchem nützlich seyn möge, und obschon ich ihn für einen Hofmann halte, so scheint er mir doch geneigt und thätig um Dienste zu leisten, und seinen Einfluß zum Guten zu benützen.

Bei uns ist man auf die künftigen Einrichtungen unsrer guten Stadt gespannt. Daß auch bei diesem Proceß kleine und gehässige Leidenschaftlichkeiten laut und sichtbar werden, ist natürlich. Glücklich genug, wenn in der endlichen Scheidung das Gute die Oberhand behält.

Es wird Dich nicht sehr beängstigt haben, daß Du zur Conscription einberufen worden, so schändlich und empörend die Maßregel an und für sich ist. Das französische Treiben in dieser Gegend geht ja gewaltsam seinem Ende entgegen. Hier hat der Aufruf zu den Waffen keine tauben Ohren gefunden, ja ich glaube, daß die schönsten Resultate sich ergeben haben würden, wenn nicht die gleich darauf bekannt gemachte Landwehrverordnung und die allgemeine Gestattung zur Remplacirung die übelste Wirkung gemacht hätte. So wie sich hieraus offenbar ergibt, daß man den Sinn der Versammlung freiwilliger Schaaren, ganz verkennt, so mußte natürlich Furcht vor den üblen Folgen von der einen Seite den schönsten Eifer zernichten, während auf der andern Seite der Kleinmuth, die Weichlichkeit und der Egoism aus dem gesetzlich autorisirten Schlupfwinkel dreist und verderblich hervortritt. Christian Schlesser, der unter den ersten Freiwilligen sich gestellt hatte, ist durch diesen Mißgriff höchst gekränkt, doch hofft man auf Modificationen.

Seitdem ich Dich zuerst sah, faßte ich eine wahre Zuneigung zu Dir, die mit der Dauer unsrer Bekanntschaft stieg, die ich mit großer Freude als wechselseitig erkannte, und die gewiß dauernd seyn wird. Wie angenehm mir Dein letzter Brief war, brauche ich Dir also nicht weiter zu erörtern.

Es ist mir lieb, daß Ihr den Staatsrath Hippel habt kennen lernen, er ist ein trefflicher Mann. Eben trifft Rühle bei mir ein und bringt einen Brief von Jordan, der viel Liebes und Gutes von Dir enthält, und das Vergnügen beschreibt, das ihr ihm mit der schön erleuchteten Sammlung bereitet habt.

J. A. Böcker an Sulpiz Boisserée.

Köln, 14. Januar 1814 Abends.

Lieber Schwager!

Heute Morgen haben uns die Franzosen verlassen; alles ging in Ordnung her; heute Nachmittag ist die Communication mit Deutz wieder frei. Es sind bereits einzelne Officiere und Gemeine von den Alliirten hierhin gekommen, welche wahrscheinlich morgen ihren Einzug halten werden; den schleunigen Rückzug hatte man nicht vermuthet. Heute ist das Volk im Jubel, die ersten Bürger haben die Wache zur Erhaltung der Ordnung.

Den 24.

Seitdem die beiden Rheinufer so plötzlich wieder vereinigt worden sind, lebt man hier noch wie in einem Traum; wir können wahrlich von Glück noch sagen, daß keine Gräuel des Krieges unsere Gegend heimgesucht haben; man war früher sehr in Furcht, denn die Franzosen hatten fast alle Stadtthore zugemauert, und es schien, als wenn sie sich auf das äußerste vertheidigen wollten; aber auf einmal zogen sie in der schönsten Ordnung ab, und weder beim Abzug der Franzosen noch beim Einzug der Alliirten ist Unordnung vorgefallen. Die Bürger halten noch immer die Wache, und so ist man gesichert, daß der Pöbel sich keiner Zügellosigkeiten überlassen kann. — Außer einer beträchtlichen Einquartierung von Kosaken und Husaren, die gegen den Willen ihrer Obern etwas rauh waren und denen man ziemlich dickes und dünnes auftischen mußte, kann der eigentliche Bürger bis auf diese Stunde nicht klagen. Freitag und Samstag hatten wir zwei preußische Officiere, waren einer Herr v. Eckstein gleich von Ihnen, Melchior und Bertram sprach, er war früher in Heidelberg auf der Universität gewesen, und hatte Sie vor ein paar Jahren auch noch in Dresden gesehen! Er ist Adjutant des Major von Lützow; der andere Officier ist Hauptmann ebenfalls vom Lützow'schen Corps, und ist der Sohn des berühmten Bergraths Reil. Ich habe mich mit denselben königlich vergnügt, und bin mit ihnen sowohl im Dom als im Theater gewesen, wo ein Fest wegen der Ankunft der Alliirten gegeben wurde; auch haben wir

mit Champagner auf die Gesundheiten von Sulpiz, Melchior und Bertram getrunken. Herr von Eckstein war ein paar Jahre in Rom und Italien gewesen, und bis Nachts halb zwei Uhr haben wir zusammen geplaudert; beide Officiere waren aber auch mit uns zufrieden, und ich kann Sie versichern, daß solche noch oft von ihrem Quartier zu Köln sprechen werden. — Verflossenen Sonntag hatten wir einen russischen Husarenobristen, derselbe war auch ganz ordentlich; jetzt sind wenige Truppen hier, weil der starke Eisgang die Ueberfahrt erschwert. — Die hiesige Verfassung ist noch gerade wie vorher, mit Ausnahme daß der Maire, Bürgermeister, die Adjoints, Beigeordnete und der Municipalrath, Stadtrath sind; auch sind Gerichte und jede öffentliche Stelle geblieben, es muß aber alles in deutscher Sprache verhandelt werden. Ein russischer Major von Klemer ist Platzcommandant, und der preußische Kriegsrath Sack ist Civilcommissär und erläßt alle Verordnungen im Namen des Generalgouvernements; es scheint daß mehrere Bürger die bisherige städtische Regierung bei demselben angeklagt haben, als wenn solche zu sehr auf französischer Seite gewesen wären; überhaupt scheint das Publikum eine Regierungsveränderung zu begehren.

Sulpiz Boisserée an Oberst von Lühle.

Heidelberg, 1. Februar 1814.

Was unserer Vaterstadt für die Wiederherstellung eines wahrhaft biedern und tüchtigen Gemeinwesens am meisten Werth und Bedeutung gibt, ist der gute, derbe, alte Volksgeist, der sich dort mehr wie in irgend einer Stadt am Rhein erhalten hat, den man aber gar nicht nach den dortigen Geschäftsmännern und Gebildeten beurtheilen muß, diese stehen noch vollkommen auf dem Punkt, wo man in Norddeutschland vor zwanzig bis dreißig Jahren stand, und haben, trotz der Abneigung gegen die Franzosen, alle mehr oder weniger den Geist der französischen Bildung angenommen, während das Volk, der wohlhabende Bürgerstand und selbst viele der Vornehmen, sich an die Geistlichkeit angeschlossen, und mit dieser ganz beim Alten geblieben sind; es ist gerade das

umgekehrte Verhältniß wie in Preußen, hier hat das unaufhörliche Fortschreiten der Bildung, die große Bewegung des Geistes, am meisten zur Erkenntniß und zur Wiederbelebung wahrhaft deutscher Vaterlandsliebe geführt; bei uns dagegen fehlt es, man kann wohl sagen, fast gänzlich an Geistesentwicklung, indessen ein treues Gemüth voll Anhänglichkeit für gute alte Sitte, und gemeinsam deutsches Vaterland und Reich, ist da immer unverderben im Leben geblieben, und es kommt nur darauf an, daß man die guten Leute in ihrer alten Art und Weise zu schätzen und zu behandeln weiß, und man wird auf diese Grundveste aller bürgerlichen Tugenden ein sehr schönes Gebäude aufführen können.

Eben die treue Anhänglichkeit an alte Sitte und Glauben, bei dem Mangel an Bildung und zugleich an Geschmeidigkeit der Einwohner, hat der Stadt die besondere Verachtung und Mißhandlung der Franzosen zugezogen; ehemals der Sitz des westphälischen Kreises und des Erzstifts, eine Universität und bedeutende Handelsstadt, ist sie bei der Veränderung der Dinge weder zum Hauptort des Departements, noch zum Sitz des Bischofs und der Obergerichtsbarkeit gewählt worden; die Universität und der Handel gingen schon nach allgemeinen französischen Grundsätzen von selbst unter, als eine Erinnerung an den letztern wurde ihr bloß das Stapelrecht gelassen, und von der Universität behielt sie durch einen glücklichen Zufall noch die Stiftungen zu Gunsten einer Gemeindeschule.

Doch diese Hintansetzung von Seiten der Franzosen trug auch wesentlich zur Erhaltung der guten deutschen Gesinnung und Sitte bei, und gibt jetzt doppelte Ansprüche auf die Aufmerksamkeit der Wiederhersteller Deutschlands. Zum Sitz einer Regierung oder zur Erneuerung einer alten reichsstädtischen Verfassung ist nicht wohl eine Stadt besser zu empfehlen als Köln; durch die gänzliche Umwälzung aller Dinge seit der neunzehnjährigen französischen Herrschaft sind alle alten Formen so durchaus zerstört worden, daß von dieser Seite sich keine Schwierigkeiten erheben werden, jede nöthige Veränderung die dem guten alten Sinn der Einwohner nicht geradezu widerstrebt, wird den besten Eingang finden. Aber auf jeden Fall müssen wegen Mangel an thätigen Geschäftsmännern, einige erprobte Beamten aus andern Gegenden von Deutschland dahin versetzt werden, die durch ihre Erfahrung und

Gesinnung, altreichsstädtischer Art und Weise nicht fremd, und wo möglich von der katholischen Gemeinde wären, denn obwohl man bei uns in Religionssachen, wie überhaupt sehr verträglich ist, würde die Uebereinstimmung in einer so theuern Angelegenheit, für die unbekannten neuen Ankömmlinge desto schneller ein sehr heilsames Vertrauen erwecken, und die Bildung und Belebung der Geistesanlagen, woran es den Einwohnern keineswegs fehlt, nur um desto ersprießlicher von Statten gehen.

An der Wiederherstellung des uralten Bisthums, als einer bloß geistlichen Behörde, kann man wohl nach dem allgemeinen Frieden um so weniger mehr zweifeln, als diesseits des Rheins dasselbe noch immer in Bestand geblieben und die Verlegung des Bisthums nach Aachen bloß in der heuchlerischen Verehrung für Karl den Großen gegründet war, der durch Erhaltung des von ihm dort errichteten Chorstifts besser würde geehrt werden seyn. Das Seminarium und mehrere zu einem erzbischöflichen Sitz gehörige Einrichtungen bestehen noch in Köln, und das Ansehen der kölnischen Geistlichkeit hat sich, trotz der gänzlichen Unterdrückung, noch nicht verloren. Am nothwendigsten steht aber hiemit die Wiederherstellung der Universität in Verbindung; das Bedürfniß einer streng wissenschaftlichen Bildung ist für die katholische Geistlichkeit im allgemeinen und ganz besonders in den niederrheinischen Gegenden fühlbar, wo seit Auflösung der schon vor der französischen Revolution sehr versunkenen Kolner Universität keine an die Stelle getreten und aller Unterricht überhaupt, von Seiten der Regierung mit bospafter Absichtlichkeit vernachlässigt worden ist. Köln war vor zwanzig Jahren noch für den ganzen Niederrhein, für Westphalen, für den katholischen Theil von Holland und das ganze Luxemburgerland der Mittelpunkt, sowohl der juristischen, medicinischen als theologischen und andern Studien; von den reichlichen Stiftungen ist wie bemerkt noch das meiste vorhanden, ob zwar seit langer Zeit unter der schlechtesten Administration; an zweckmäßigen Gebäuden, botanischem Garten und Anstalten aller Art ist kein Mangel. Die vielen herrlichen Denkmale altdeutscher Kunst, die sich hier vor allen andern Städten erhalten haben, sind allein hier so vollständig vereinigt, daß sie ein vollkommenes Studium der nur zu sehr vernachlässigten deutschen Kunst und Alterthum gewahren konnen; dieß wurde der Universität

noch ein eigenes vaterländisches Interesse geben. In anderer Hinsicht, z. B. für Wohlthätigkeit, Spitäler u. dgl., fehlt es eben so wenig an schönen Stiftungen und Einrichtungen, es bedarf dieß Alles nur einer wohlwollenden, ordnenden Hand, um zur Wiederbelebung zu einer neuen Stadt aus der Versunkenheit gezogen zu werden, die, als Schule und Spiegel frommer und tüchtiger altdeutscher Gesinnung und Lebens, den wohlthätigsten Einfluß ausüben, und die Keime französischen Geistes und französischer Zügellosigkeit, welche die feindliche Herrschaft in jenen Gegenden, namentlich in Aachen und Düsseldorf und sonst hie und da verbreitet hat, vollends ausretten würde. Daß wir in diesem Fall mit unserer Sammlung wieder dahin zurückkehren, und gern nach unsern Kräften wirken würden, können Sie sich denken, und wir würden außer der Kunst und dem literarischen Wirkungskreis, noch in manchen Stücken nützlich seyn können, da wir durch unsere laut ausgesprochene deutsche Gesinnung und durch unsere Sammlung mit der Geistlichkeit und mit dem Volk in nähere Berührung gekommen, und durch die Rettung der Alterthümer ihre Achtung und Liebe erworben haben, während zur selben Zeit die Kaufleute und andere Gebildeten uns verspotteten, daß wir auf die veralteten und geächteten Dinge so viel Geld, Zeit und Mühe verwandten. Diese flüchtigen Bemerkungen werden einstweilen zu Ihrem Zweck ausreichen, eine eigene Schrift würde mich zu weit geführt haben, auch müßte man dazu ein bestimmtes Ziel vor Augen sehen und selbst erst wieder an Ort und Stelle die Entwicklung der Dinge beobachtet haben. Wenn ich erst unten bin, wird sich das Weitere schon finden, und ich werde mich in Allem, was zum Besten dem Vaterland dienen kann, nach meinem besten Vermögen bereitwillig zeigen.

Melchior und Bertram grüßen Sie schönstens.

Jakob Grimm an Sulpiz Boisserée.

Chaumont in Champagne, 4. Februar 1814.

Ich fange wenigstens an, mein Versprechen zu halten, wenn auch mit einem geringen Brief, weil sich gerade eine gute Gelegenheit

anbietet und die Posten sehr unregelmäßig und ungewiß von hier nach Basel gehen. Bis zur letztern Stadt sind Sie gewiß gekommen und ich brauche Ihnen nichts vom Freiburger Dom und einem daselbst befindlichen nicht schlechten Gemälde von Baldung, noch von den vielerlei Baseler Kunstsammlungen, die ich nicht einmal recht ordentlich betrachtet, zu melden. In Mömpelgart war nichts ausfindig zu machen, aber noch manche erfreuliche Spur der einige Stunden vorher schon ausgegangenen deutschen Sprache; in Veioul, L[illegible]gres (wo es am ehsten zu erwarten stand) und Chaumont, die Johanniskirche zu Chaumont hat doch einige gute gothische Stücke, die Thürme sind später zugethan, ist gar nichts für alte Baukunst und Malerei merkwürdiges; mehr erwarte ich von Troyes, wohin uns das Glück unserer Waffen wohl bald bringen wird.

Die Brienner Schlacht scheint viel bedeutender, als man bei der ersten Nachricht dachte; wir verdanken sie wieder dem herrlichen Blücher, der sie angeregt und gefochten hat, hernach sollen aber auch die Oesterreicher brav gestritten haben, auch Giulay, mit dem man wegen des obgleich gewonnenen Gefechts bei Bar sur Aube, nicht recht zufrieden war. Es sollen aber von beiden Seiten viele gefallen seyn, doch von unserer niemand bedeutendes, denn die Gerüchte von des Kronprinzen von Württemberg Tod waren falsch. Bei dem Feind soll ein Marschall verwundet seyn, Napoleon hat das Glück oder auch lieber Unglück gehabt, daß ein Pferd unter seinem Leibe, ohne ihn zu verletzen, erschossen worden ist; dafür ist es eine böse Weissagung, daß das Gebäude der Kriegsschule, wo er bekanntlich erzogen wurde, ganz zusammen geschossen seyn soll und diese letzte Lection mag ihm sauer geschmeckt haben; ich bin aber überzeugt, daß er absichtlich da eine Schlacht gewagt hat, weil ihm der Ort eine Phrase gegeben hätte, vielleicht war aber auch eine dunkle Gottesfurcht im Spiel dabei, wie Gespensterleugner ohne zu wollen noch vor den Geistern zittern. Nach dem Verlust der Schlacht soll sich sein Heer in zwei Theile gewandt haben, er vermuthlich in der Richtung von Arcis. Heut oder morgen muß darüber Näheres eintreffen, auch über die noch unbestimmte Zahl der Gefangenen, die hoffentlich mit den einigen siebenzig genommenen Kanonen im Verhältniß steht. In dieser Schlacht ist der Segensbaum unserer Freiheit wieder um ein gutes

frisches Stück über die allenfallsigen Stangen und Stecken der Kabinete hinausgeschossen und der Zweifler werden immer weniger. Der Congreß zu Chatillon zerfließt wohl in eine leere diplomatische Figur. Ich denke wir werden über nicht lang in Paris seyn, ist einmal dieß Herz ausgeschnitten, so kann er förmlich abgedankt werden und dann fällt das Reich gern von ihm ab; in dem Theil den wir geben, ist die Stimmung längst gegen ihn. Platow mit seinen Kosaken heißt es, will den Papst in Fontainebleau befreien, Savoyen ist aufgestanden und Bubna in Chambery, die Nordarmee in Brüssel und Gent, und Gott leuchtet an allen Seiten. Von der nothwendigen Befreiung alles, was deutsche Zungen hat, scheint man allgemein durchdrungen und die Stimme des Volks und der Schriftsteller hat lebendige Wirkung gethan: selbst der schwedische Prinz soll über diesen Punkt einlenken. Also zunächst denke ich Ihnen aus Paris zu schreiben, oder noch besser, Sie werden dahin gerufen und abgeordnet, um über den Raub und dessen gerechte Wiederaustheilung zu walten. Von mir hängt dabei nichts ab, als sprechen mit solchen, die etwas thun können, welches ich treulich thun werde. Ihre Grüße an Pilat sind ausgerichtet, es sind auch noch andere brave Leute da, die ich öfter sehe, z. B. Schenkendorf, dessen Lieder (die schönsten auf unsere Zeit, die ich weiß) jetzt die freie Stadt Bremen auf ihre Kosten drucken lassen will.

Noch eine Herzensfrage, in Köln regt sich ohne Zweifel noch der alte deutsche Geist. Sollte diese Stadt nicht auch Deputirte senden, wie Bremen und Hamburg, damit ihre alten Rechte erhalten werden; schwer kann es nicht fallen und warm ist das Eisen. Durch dergleichen Schritte wird selbst die Frage über unsere künftige Verfassung heimlich entschieden und vorbereitet. Wollen Sie nicht zu etwas Gutem auch hier Anlaß geben? Ich weiß freilich die nähern Umstände nicht, und rechne deßhalb auf alle mögliche Nachsicht.

Sonst ist meine Lebensart hier meistens unbequem, langweilig und von allen meinen Lieblingsarbeiten abgetrennt. Ich habe nicht einmal noch Briefe von Haus. Leben Sie wohl und bleiben mir zugethan.

J. S. Bartholdy an Sulpiz Boisserée.

Chaumont, 6. Februar 1814.

Ihren Brief vom 25. Januar habe ich erſt vorgeſtern zu Langres grade auf der Abreiſe erhalten, und danke Ihnen herzlich dafür. Zuerſt werden Sie Neuigkeiten wiſſen wollen? — Da die Berichte der ſchlachtähnlichen Gefechte vom 1. und 2. Februar ſchon zu Ihnen gelangt ſeyn werden, ſo ſetze ich hinzu: daß mir eine zweite Schlacht unvermeidlich ſcheint, daß dieſe vielleicht ſchon vor Troyes geliefert wird, wo der Feind Miene macht, ſich noch halten zu wollen, daß Napoleon ſich ſehr exponirt hat und vermuthlich ſo fortfahren wird, bis eine verhängnißvolle Kugel ihn trifft; daß wir unterdeſſen zu Chatillon (Aberdeen, Stadion, Razoumofsky, Humboldt) mit Caulaincourt unterhandeln, und alſo bei uns die Stimmen auch der Verſtändigſten über den Ausgang dieſer Unterhandlungen getheilt ſind; daß wie wir ſchon abgeſprochen, die Umſtände mehr als der Wille entſcheiden, und daher meine Hoffnung immer grünt und blüht; — und nunmehr genug von Politik, von der mir ohnehin die Ohren immer ſauſen und brauſen, weil man, um ſich nur einigermaßen verſtändlich zu machen, den meiſten Leuten die einfachſten Sachen mit langer Brühe begleiten muß. Die Stimme in Frankreich iſt für den Frieden; ſie haſſen Napoleon, die Alliirten, die Bourbons, den lieben Gott und den Teufel; und lieben nur ihr Intereſſe und zwar nicht einmal das wahre, ordentliche Intereſſe, ſondern das Allernächſte. Je mehr man die Leute kennen lernt, je mehr hat man die Befriedigung, ſie recht von Herzen haſſen und verachten zu können, welchen Empfindungen ich denn auch den freieſten Lauf laſſe, und ſie ſo viel als möglich zu verbreiten ſuche. Nun zu den Künſten und ſchönen Dingen. Zum Beweiſe habe ich Ihnen einen kleinen Aufſatz über ein altes Bild zu Wien kommen laſſen, den ich abſchriftlich beilege und der nicht ohne Intereſſe für Sie ſeyn kann. — Die Bergſtraße bis zur Ortenau hin hat in Hinſicht des Maleriſchen meiner Erwartung nicht entſprochen, die Linien rechts (weſtlich) ſind unbedeutend und formlos, der Anbau und die vielen Obſtbäume ſind reizend, aber ſie können der Landſchaft keinen Werth geben. Heidelberg und Freiburg dagegen ſind ganz vortrefflich. Freiburg und der Dom haben mich ganz erfriſcht und erquickt.

Es thut mir leid, daß Sie Mademoiſelle Baruchfeld nicht gehört haben. Uebrigens hüte ich mich vor den Damen in dieſer Epoche, wie vor dem Feuer, beſonders da ich merke, daß durch die Entbehrung der Zündſtoff täglich vermehrt wird. Empfehlen Sie mich den liebenswürdigen, mit denen Sie mich zu Heidelberg bekannt zu machen, die Güte hatten. Wenn ich einmal durch ein glückliches Geſtirn dahin zurückkehre, werde ich verſuchen Ihrer Empfehlung Ehre zu machen. Auf dem Kriegsfuß wie jetzt (wenn man kein Krieger) iſt man faſt ungenießbar.

Leben Sie wohl indeſſen und behalten mich in gutem Angedenken. Tauſend Grüße Ihrem Herrn Bruder und meinem alten Freunde Bertram.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, 4. März 1814.

Eigentlich ſollte man in einer ſo thatenreichen, ſchnellfüßigen Zeit nicht einen ſo langen Zwiſchenraum zwiſchen den Briefen und Antworten von und zu Freunden entſtehen laſſen, und ich mache mir Vorwürfe, daß ich Ihren letzten Brief, lieber Sulpiz, ſo lange unbeantwortet ließ. Entſchuldigungen gibt es gar nicht, wenn man nicht den Umſtand für triftig gelten laſſen will, daß wenn ſo gar viel vorgeht, es eben ſo ſchwer iſt, ſich zum ſchreiben zu entſchließen, als wenn gar nichts vorgeht. Billig hätten Sie ſich nicht daran kehren, und ohne einen Brief von mir abzuwarten, immer wieder ſchreiben ſollen, denn Sie ſehen und hören jetzt weit mehr bedeutendes dort, als wir hier, und Sie könnten uns ja Wunderdinge erzählen, während wir hier vor Ungeduld und Ungewißheit aus der Haut fahren möchten; es iſt nichts was einem ſo traurig vorkommt, als den Krieg, der die ganze Seele hinnimmt, der uns von ſo vielen Seiten anregt, nur in den Zeitungen anzuſchauen; und ſieht man vollends wie Zeitungen geſchrieben, cenſirt und nachgedruckt werden, ſo iſt es völlig aus. Wir denken uns, daß Sie jetzt wohl in Köln ſind, ſchreiben Sie uns doch Details von allem was Sie ſehen und hören, die Briefe gehen jetzt ja ſicher. Nehmen Sie ſich Zeit, uns ausführlich zu

So weit brachte es Muley, der Dieb,
Daß er trunken schöne Lettern schrieb.

Ob der Koran von Ewigkeit sey?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geschaffen sey?
Das weiß ich nicht!
Daß er das Buch der Bücher sey
Glaub' ich aus Moslemines-Pflicht.
Daß aber der Wein von Ewigkeit sey
Daran zweifl' ich nicht;
Oder daß er vor den Engeln geschaffen sey
Ist vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer sey,
Blickt Gott frischer ins Angesicht.

Trunken müssen wir alle seyn!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Jugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken seyn,
Trinke nur vom besten Wein:
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammniß um den Kätzer.

erzählen, zuerſt von Freunden und Verwandten. Ihres Bruders Wilhelm Tod hat uns ſchmerzlich betroffen; mußte gerade dieſer unter Euch am erſten der Erde entfliehen, der gerade am beſten ſich darauf zu paſſen ſchien! Ferner von den großen Begebenheiten; wie ſieht es dort aus? wie ſind Sie zufrieden? und was hoffen, was fürchten Sie? Wir ſchweben zwiſchen hundertfachen Beſorgniſſen jeder Art, die ſich mit der Bekanntſchaft mancher Dinge eher vermehren als vermindern; die feſte Ueberzeugung, daß Gott alles zum Beſten zu lenken vermag, daß die ſtolzeſten Entwürfe der Menſchen ſeine Abſichten immer befördern helfen müſſen, wie blind jene auch ſeyn mögen, dieſer feſte Glaube ſtärkt uns bei allem, was drohend aufſteigt. Haben Sie Wilhelm Schlegel geſehen? Schreiben Sie uns von ihm; wie wir den beneiden, daß er an dem Rhein in Köln ſeyn durfte! Was macht Wallraf? was ſagt er? Meine Gedanken weilen wohl hundertmal bei Euch; was gäbe ich darum wenn wir, auch nur zum Beſuch einmal wieder nach dem Rhein kennten, gerade jetzt möchte ich es vor mein Leben gern, und hier hält uns eigentlich gar nichts in der Welt, als die Unmöglichkeit fort zu können; es iſt mir manchmal wie in einem ſchweren Traum, wo man ſich wie feſtgehalten fühlt.

Was Sie uns über Ihren Aufenthalt in Frankfurt erzählen, hat uns ſehr ergetzt; freilich haben Sie darin vollkommen Recht, daß ſo manches ehrwürdige Alte hier noch erhalten wird; aber es wird täglich weniger, mein lieber Zulkij, und nicht als ob die Zeit es verzehrte, o nein, man gibt ſich die größte Mühe es zu zerſtören, und es gelingt vortrefflich; und da man im Neuen zu erfinden, ſich nicht dieſelbe Mühe gibt als in der Zerſtörung des Alten, ſo werden wir ſehr bald die angenehme Ausſicht ins Leere erhalten, was dann den Leuten wie ins Freie vorkommt. Ich weiß recht gut, daß Sie mich ausſchelten, aber ich kann mich doch nicht enthalten, mir das Herz mit einigem Reden zu erleichtern; vielleicht auch hat die Reiſe nach Frankfurt und manches was Sie ſeitdem erlebt haben werden, Ihrer Meinung eine etwas andere Richtung gegeben; ich wünſchte nur, Sie kämen her, Sie ſollen Ihr blaues Wunder hören und ſehen; könnte ich Euch drei doch einmal hier ſehen! aber Bertram muß dabei ſeyn; er hat uns die humeurs von Köln gemacht, wir wurden ſie ihm in Wien wieder machen, und uns denke ich, nicht wenig ſtreiten. Von Friedrichs

Arbeiten überlaſſe ich ihm ſelber zu ſchreiben, vielleicht daß dieß ihn wirklich zum ſchreiben bewegt. Von Philipp wiſſen wir ſeit dem Rheinübergang nichts; ſein letzter Brief war vom 19. Januar aus Trier, er gehört zu dem Kleiſtiſchen Armeecorps und iſt Lieutenant bei den freiwilligen Jägern; Fouqué hat Kränklichkeits halber den Abſchied genommen, Philipp iſt in ſeinen Platz eingetreten, und commandirte die Escadron. Da das Kleiſtiſche Armeecorps jetzt mit bei Blücher iſt, ſo war es auch vermuthlich jetzt bei allen den Gefechten, und Sie können alſo denken, wie uns das Herz ſchwer iſt um den geliebten Sohn. Fouqué hat neuerdings wieder geſchrieben, und ſich in das zärtlichſte Lob ergoſſen über ihn, er ſoll ſich (auch nach dem Zeugniſſe anderer Offiziere) ganz allgemein die Liebe und die Achtung der Vorgeſetzten wie der Kameraden erworben, und ſich vor dem Feind wie im Dienſt immer gleich vortheilhaft ausgezeichnet haben; um deſto rühmlicher, da das Soldatenweſen ihm eigentlich gar nicht ſehr lieb iſt, und er mehr in Kunſt als Soldatengedanken lebt; er alſo ſeine Schuldigkeit bloß aus Gefühl für Ehre und Pflicht ſo gut erfüllt. Gott wolle ihn in Schutz nehmen! Wenn Sie noch in Heidelberg ſind, thun Sie mir den Gefallen zur Paulus zu gehen und ihr von uns zu erzählen, ſie aber auch zum ſchreiben zu ermahnen, ich kann jetzt nicht ſchreiben, von außen iſt alles zu öd und arm, und von innen alles zu voll Sorge und manchem Gram, aber von ihr zu leſen, wie ſie über manches denkt, in ihrer ſehr originellen eigenen Art, das würde mich ſehr freuen.

Adio lieber Freund.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, 11. März 1814.

Geliebter Sulpiz, Ihr erſter Brief hatte mich recht innig gerührt und erſchüttert. Daß ich Ihnen aber nicht gleich antwortete, müſſen Sie nicht übel deuten, und werden Sie ſich leicht erklären können. Sie haben ſich ſelbſt die Antwort in Frankfurt geholt, und dort denn auch zur Genüge geſehen, was mich jetzt und ſchon lange am ſchreiben hinderte und mich in ſchwerer

Melancholie darnieder drückt! — Die Hauptschwierigkeit ist jetzt Gott sey Dank gehoben; denn wenn nicht ganz unvorhergesehene Unglücksfälle dazwischen kommen, so ist es wohl entschieden, daß das linke Rheinufer wieder deutsch wird. Weniger klar aber ist mir bis jetzt, was man ferner damit machen und wem man das herrliche Land geben wird. Sie dürfen freilich Ihre Blicke nicht einzig auf uns und Oesterreich richten, sondern vorzüglich auch auf England, das ewig thätige, welches alles gerettet hat, und dorten im Norden und den Niederlanden so entscheidenden Einfluß hat und haben muß. Würden Sie es für ein Unglück halten, wenn Sie niederländisch würden, oder gar preußisch? Preußen ist auf eine wunderbare Weise neu geworden, und hat seinen alten Adam in vielen Stücken so gründlich ausgezogen, daß ich ihm darin wohl viele Nachfolger unter den andern alten Sünderstaaten wünschte. Geliebter Freund, ich bitte Sie recht dringend, setzen Sie sich hin und schreiben Sie mir recht ausführlich Ihre Meinung über Frankreich, was mit dem geschehen soll, die französische Gränze, das linke Rheinufer, Belgien, die deutschen Departements, unser Köln vor allem, und was mit dem allem geschehen soll. Schreiben Sie mir aber recht ausführlich, lieber eine Abhandlung als einen Brief; nur muß es schnell kommen. Unterscheiden Sie aber auch sorgfältig Ihre eigene Meinung, und dann die der Menge und der andern Besseren, sowohl in Belgien als in den deutschen Departements, kurz die ganze dortige Lage und Stimmung. Es kann doch vielleicht irgend etwas nützen und Gutes wirken. Denn obwohl man meistentheils nur die Elenden (am Geiste Lahmen und Gichtbrüchigen) in die Welt ausgesandt hat, um Oesterreichs und Deutschlands Sache zu vertreten — zu gestalten, mich aber hier hinter dem Ofen sitzen lassen; so habe ich doch seit einem Jahr unabläßig und ausschließend in der Politik gearbeitet. Ich habe viel gelernt, und einiges hat es auch wohl genützt: denn Aufträge hatte ich seit dem 18. August, und zwar ganz wichtige, doch darüber mündlich. Seyen Sie nur nicht träge und erfüllen meine Bitte. Es könnte doch seyn, daß ein Saatkorn auf guten Boden fiele. Nächstdem schreiben Sie mir auch, was denn mein Bruder in Köln für eine Erscheinung gemacht hat, mit dem andern Gascogner, ob ihn jemand von Ihren und unsern Freunden gesehen hat und was dergleichen mehr ist?

Wie kommt es nur, daß Sie in Ihrem zweiten Briefe Humboldts gar nicht erwähnen? Er hat unter allem was ich jemals gelesen, die beste, klarste und verständigste Beschreibung von Ihrer Sammlung gegeben, in einem Briefe, den mir die Frau mittheilte. Auch hätte er als preußischer Minister Ihren Angehörigen in Köln gewiß am ersten nützlich seyn können, wozu es aber auch gewiß keiner besondern Empfehlung bedurfte. — Lord Aberdeen wird wohl ein etwas schwacher Herr seyn. Unsere Fürsten (der Kaiser selbst, dann Erzherzog Johann Maximilian) haben ein schönes historisches Gefühl für das altdeutsche Kunstalterthum; so edle Früchte fallen nie ganz ab vom edeln Stamm. Sonst aber haben Sie keinen Begriff von diesem Grade der Barbarei, der hier in Hinsicht auf alles, was Kunst heißt, durchaus allgemein ist. — Wären Sie doch früher hier zu mir gekommen, zu sehen ist hier immer genug für ein Auge wie das Ihrige; (Schätze welche die Besitzer nicht kennen.) Die besten Gemälde und sonstige Kunstsachen waren eingepackt im Herbst; jetzt wird aber wieder mit Eifer ausgepackt für die großen Friedens- und Siegesfeste! — Lassen Sie mich alle Ihre Reiserlane recht ausführlich und recht bald wissen, damit ich Sie nicht hier verfehle, denn ich möchte auch reisen, nach Rom sobald der Papst wieder dort ist, oder durch Deutschland, hier wird mirs zu enge.

Sulpiz Boisserée an Geheimerath Willemer in Frankfurt.

Heidelberg, 25. März 1814.

Werther Freund! Ich hätte Dir letzthin in Frankfurt noch gerne mündlich meinen Dank für Dein freundliches Geschenk gebracht, aber die Anstalten zur Abreise erlaubten mir nicht, noch eine gemüthliche Stunde mit Dir zuzubringen, und bloß kommen und gehen, wollte ich nicht.

Ich habe aus Deinen beiden Schriften Dein edles, für alles Gute und Heilige begeistertes Herz noch näher kennen gelernt, und lobe die sonderbare, ja wunderbare Fügung, wodurch wir vertraut geworden, immer mehr und mehr.

Die Macht des Gefuhls, die Begeisterung ist es, die den

Menschen über seine irdische Vergänglichkeit erhebt, die von jeher alles wahrhaft Große und Gute hervorgebracht hat; nur im Glauben und in der Vaterlandsliebe finden wir ihre unversiegbaren, stets frischen Quellen; sind erst diese wieder eröffnet und allgemein zugänglich geworden, so werden auch die fromme Freude an der Erde und die schöne Hoffnung zum Himmel, mit ihrer Tochter, der Kunst, wieder bei uns einkehren.

Es war eine der großen Verkehrtheiten der in sich selbst verblendeten neuern Zeit, die Kunst wie eine Wissenschaft, als selbstständig und unabhängig von der Religion anzusehen; die Geschichte aller Völker, die Kunstwerke selber beweisen es, sie hat einzig in ihr ihren wahren Grund und Boden; alles was sie sonst hervorgebracht, ist einseln, oder verdient nicht ihren Namen, es ist mühselige, gelehrte Künstelei, über die das Urtheil der Welt schon längst dadurch gefällt worden, daß sie unpopulär geblieben.

Eine Kunst, die nicht zugleich den feinern Sinn des Gebildeten befriedigt, und den einfachen Sinn des gemeinen Bürgers anregt, kann nicht die wahre Kunst seyn, sie verfehlt ihren natürlichsten Zweck, sie ist wie alle Afterbildung, eine Art des Aristokratismus mehr. Dagegen alle aus der Religion, aus der heidnischen, wie aus der christlichen, hervorgegangene Kunst und ihre Werke, sind zu ihrer Zeit immer populär, allgemein verständlich und erfreulich gewesen. Mache mir die Freude, komme mit den Deinigen hieher in unsere Sammlung, dann wollen wir noch mehr über diese Sache verhandeln.

Geheimerath Willemer an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 28. März 1814.

Du bist sehr freundlich, mein Lieber, daß Du meinen Vorschlag zu einer Nationaltracht mit Güte, und den längst der Vergessenheit überantworteten Versuch über Kunst und Religion vom Jahr 1806 mit Nachsicht aufnimmst. Beinahe sollte ich dadurch verleitet werden, Dir meinen Ehren und meine Bruchstücke (die ersten vier Bände sind in den Heidelberger Annalen recensirt) über Religion, Recht ꝛc. ꝛc. zu übersenden; allein es sind der Bände

zu viele, und alles, was sie enthalten, steht längst in Deinem Herzen geschrieben.

Jetzt gilt es nicht um's Meinen, sondern um's Handeln, und ich besorge, ich besorge, jenem fehlte 's an Ernst, deßhalb ermangelt dieses des Nachdrucks; unsere Sachen stehen schlecht, die Engländer haben Alles verwirrt, und die schönen Bande zwischen den drei Königen aus Morgenland gelöst; aber laß uns den Muth nicht verlieren, denn es lebt ein Gott über uns, dem das Gute wohlgefälliger ist, wie das Schlechte; dem Rechtlichkeit über Schlauheit, innere Schönheit über äußere Pracht geht, und dieser Gott ist Herr der Welt und ihrer Schicksale. Noch sind wir zu wenig geläutert und müssen ferner dulden und harren.

Daß ich Dich auf meinem Weg fand, und zwar so wunderbar, daß unsere Herzen gleich ineinander strahlten, ist mir nun in der Art seit zwanzig Jahren nicht begegnet, und wird meinem erloschenen Gemüth, belastet und zerstört durch den Druck der Zeit, nicht wieder begegnen; darum hab' ich Dich auch von Herzen lieb und freue mich, einmal Dich zu sehen, bis dahin gegrüßt von Marianne; lieb Deinen

Willemer.

Sulpiz Boisserée.

Köln, 30. Juni 1814.

Lieber Melchior! Die erste Zusammenkunft mit unserer Familie war mir in der Erinnerung an unsern dahingeschiedenen Bruder Wilhelm recht traurig; sonst aber haben Alle die schreckliche Zeit ohne bedeutende Nachwehen überstanden.

Von unseren Freunden steht Schillings oben an, er ist Husarenofficier unter den Freiwilligen des hiesigen Landes. Dr. Schmitz ist der Lebhafteste bei der politischen Veränderung und der unermüdetste Kannengießer gewesen; bei der Nachricht von der Einnahme von Paris hat er zuerst die Domglocke angezogen, Abends um neun Uhr; und es ist drei Tage und drei Nächte an einem Stück geläutet, gebetet, geschossen, geschrieen und beleuchtet worden; zwei Menschen sind beim Schießen um's Leben gekommen, solch ein Freudenlärm

iſt noch nicht erhört worden; die Geiſtlichkeit wollte wegen der Charwoche nicht Tedeum ſingen, das Volk hat ſie gezwungen ꝛc.

Wallraf habe ich noch nicht geſehen, wir haben uns wechſelſeitig verfehlt, er iſt tagtäglich als Cicerone in Bewegung.

Die Stimmung über Staats- und Weltangelegenheiten iſt hier am Rhein, in Stadt und Land, ſo ſtark gegen Preußen, daß ich hier für ganz preußiſch gelte; man hört nur zu oft das frevelhafte Wort: noch lieber franzöſiſch als preußiſch.

Am 8. Juli.

Am Sonntag, als ich Dir zuletzt ſchrieb, war die Großherzogin von Oldenburg angekommen, und ich kam Nachmittags ſchon zu ihr. Sie erinnerte ſich unſer, beſonders unſerer Sammlung, mit großer Freundlichkeit; ſie wünſchte, daß ich ihrem Schwiegervater, dem Herzog von Oldenburg, und dem Kronprinzen von Württemberg, die bei ihr waren, die Domzeichnungen zeigen ſollte; es geſchah; der Herzog iſt ein ganz guter Architekturkenner, der ſeit zehn Tagen jeden Tag den Dom beſucht, und ſich beſonders für das Techniſche intereſſirt, aber italieniſchen und modernen Geſchmack hat. Der Kronprinz machte den Einwurf: die gothiſche Architektur ſey nicht deutſch, ſondern mauriſch; der Herzog widerlegte ihn, aber ſchlecht, weil er ſie wirklich von den Gothen ableitete, und allerlei unzuſammenhangende Gelehrſamkeit durcheinander warf. Ich brachte das Geſpräch auf den Verfall, worin unſere vaterländiſchen Denkmäler hier und in ganz Deutſchland ſich befinden ꝛc. Die Großfürſtin meinte, man hätte den Franzoſen Contributien auflegen ſollen, um ſolche Gebäude herzuſtellen und auszuführen; darüber entſpannen ſich Klagen, daß man den Franzoſen die Kunſtwerke gelaſſen, und die brave Prinzeß ſagte: „aussi jai bien pesté contre mon frère, qui leur a laissé tout cela;“ ſonſt war die Unterhaltung meiſt deutſch.

Die Ankunft des Kaiſers von Rußland hat in unſere zur Freude und Maulafferei ſo ſehr geneigten lieben Vaterſtadt eine große Bewegung gebracht. Der Maire wollte, um ſich auf eine glänzende Weiſe weiß zu brennen, den Kaiſer bei ſich aufnehmen: er hatte dem Gouverneur vorgehalten, daß bis ...

Haus weniger Umweg sey, als bis zu Zuydwyck; der Gouverneur gab es zu, und nun triumphirte die Mairie schon zum Voraus, jetzt werde doch das Volk sehen, daß der Maire, wenn er sich zu gut gehalten, um sich mit den wüsten Kosacken gemein zu halten, nun, wo es dem Kaiser der Kosacken gelte, doch seine und der Stadt Ehre in Acht zu nehmen wisse u. s. w. Aber du lieber Gott, wie hat sich die Sache gewendet, schon dadurch, daß die Großfürstin ihren Bruder hier abwartete, war es gleich entschieden, daß der Kaiser bei ihr, bei Zuydwyck absteigen würde; doch das war nicht genug, der ganze Frauenverein, Adel, Patriciat, Kaufmannschaft, Schiffer u. s. w. vereinigten sich alle, dem Maire die Ehre nicht angedeihen zu lassen; die ganze Stadt theilte sich in zwei Parteien, auf der einen Seite war die ganze Bevölkerung, auf der andern der Maire und sein Anhang; die Dummheit wurde auf die Spitze geführt dadurch, daß noch bis zum letzten Tag der Weg zum Hause des Maire mit Bürgerwache besetzt werden sollte. Die Bürger weigerten sich aber öffentlich: der Kaiser solle nicht im Haus des Verräthers wohnen u. s. w. Dieß ging vor, während die ganze Volksmenge auf dem Eigelstein versammelt war; die ganze Schiffergemeinde hatte sich in der Nähe der Kapuzinerstraße vereinigt, um dort dem Kaiser die Pferde auszuspannen, und so mit Gewalt an der Straße vorbei nach Gereon hin zu ziehen; ja, da der Kaiser lange ausblieb, und der Maire sich noch immer sträubte, legten die Kayesbauernweiber eine Wagenburg von Karren ohne Räder, die Räder dazwischen, an den Eingang der Kapuzinerstraße, so daß unmöglich war, durchzukommen; dasselbe geschah in der Trankgasse mit den Bauernkarren, die dort zum Transport des Militärs versammelt sind. Zum Glück kam der Kaiser an dem Tag nicht, sondern erst am Mittwoch, wo sich die Geister etwas beruhigt hatten durch die vom Hof her erfolgte Entscheidung, daß der Kaiser bei seiner Schwester absteigen, zu Mittag essen und gleich weiter fahren würde. Indessen waren so viele Bittschriften gegen den Maire und für die Wiederherstellung der Reichsstadt an den Kaiser gekommen, daß dieser, um dem Handel zu entgehen, keinem Beamten Audienz gab, sonst aber nach seiner gewöhnlichen Art äußerst freundlich war. Dem besondern Haß gegen den Maire hatte er einen Beifall zu verdanken, den ihm sonst das hiesige Volk

nicht gegeben; Du kannst Dir nicht vorstellen, welche Menschenmenge überall zusammengedrängt war, und wie man geschrieen und alle möglichen Aufzüge gemacht hat. Beim Ausfahren stellte sich der Pastor an Severin mit dem Venerabile in die Mitte der Straße, der Kaiser ließ halten, stand im Wagen auf, bückte sich und empfing den dreifachen Segen; alles Volk lag auf den Knien, es war eine feierliche Stille, worauf dann nachher ein dreifaches Vivatrufen folgte.

So viel für heute, um Dich einmal wieder zu erinnern, daß ich in der alten Vaterstadt bin.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Köln, 17. Juli 1814.

Am Sonntag Nachmittag kam Graf Gneisenau zu mir, er blieb den ganzen Abend, und ließ sich mit der größten Theilnahme und Freundlichkeit auf mein Werk und auf Alles, was ich ihm deßfalls und wegen Stadt und Land zu sagen und zu antworten hatte, ein. Ich wollte ihn zu den hiesigen Merkwürdigkeiten begleiten und ihn besuchen, er wollte es aber nicht, sondern sah sich Alles, was ich ihm angegeben, allein an, und kam Montags wieder zu mir, um hierüber und noch über manches Andere zu sprechen. Die Stadt gefiel ihm; er faßte den ganzen Werth und Wichtigkeit derselben und des Landes vollkommen auf, sowie auch die Schwierigkeiten, gründlich zu helfen. Daß ein Prinz im Lande residiren würde, fürchtete er, würde nicht über den König zu gewinnen seyn, so zweckmäßig es auch wäre; aber die Errichtung einer großen Universität, und die Verlegung eines Gouvernements hieher, schien ihm so möglich als nothwendig. Er selbst ist zum Militärgouverneur für das hiesige Land im Vorschlag, und alle seine Erkundigungen zeigten mir, daß er es wünschen muß.

Daß man sich an das Vorurtheil gegen die Preußen nicht stoßen, sondern nur bedacht seyn müsse, durch gute Behandlung und eine passende Wahl der Beamten, das Vertrauen zu erwerben, sah er vollkommen ein, wie Ancillon, Knesebeck und die

übrigen Herren, welche den Kronprinzen umgaben. Dieſer war geſtern hier, und ich begleitete ihn in und auf dem Dom, und durch die ganze Stadt. Du kannſt Dir nicht denken, welche Freude er hatte, und wie vernünftig und gründlich Ancillon und Knesebeck das Nächſte und Nöthigſte auffaßten, was für unſere Alterthümer zu thun ſey. Der Kronprinz wollte nun eben gleich den Dom ausbauen; als wir oben um das Chor gingen, konnte er ſich gar nicht mehr halten, und die übrigen Herren mußten in aller Ruhe geſtehen, daß nach ſo vielen großen Werken, die ſie nun in Frankreich, in den Niederlanden und in England geſehen, dieſes den Triumph davontrage. Knesebeck und Ancillon waren ſchon unten gleich darüber einig, daß, ſowie das Land preußiſch würde, das Gebäude wieder in den beſten Stand geſetzt werden müſſe, wie ich es ihnen von Straßburg und andern Orten erzählte, und daß zweitens alle umgebenden Häuſer herunter müßten; Beides ſey ausführbar und würde gewiß geſchehen. Als wir bei Margarethen den Ueberreſt des Säulenganges vom alten Dom vollends abreißen ſahen, brachte ich meine Klagen über die noch immer fortwährenden Zerſtörungen der Art an; und da der jetzt hier kommandirende General dabei war, wurde ihm von Knesebeck auferlegt, von nun an, ſo lange die proviſoriſche Verwaltung dauere, alle Zerſtörung und Abtragung alter Gebäude zu verbieten. Der ſchönſte Theil von Gereons Umgang kann vielleicht dadurch noch gerettet werden, man hat eben angefangen, ihn herunter zu reißen, das Dach iſt ſchon davon, alle die andern Seiten liegen ſchon ganz darnieder, die Kirchmeiſter haben dieſen ſchönen Kreuzgang verkauft, um dem Paſtor ein neues Haus zu bauen! Dieſer Verkauf wird noch die größte Schwierigkeit machen, das übrige Stück zu retten: doch wir wollen ſehen, was unſer General vermag, es iſt ein Mann von Sinn, und ſcheint kühn und entſchloſſen in allem ſeinem Benehmen.

Den ganzen Morgen brachten wir im Dom zu; ich war Morgens um acht Uhr in den kaiſerlichen Hof gegangen, denn unſer guter Roder war ſchon den Abend vorher ſpät bei mir geweſen, ohne mich zu finden; ich wußte nicht, daß er ſich im Gefolge des Prinzen befand, und da entdeckte ſich gleich, daß er jetzt Gouverneur vom Prinzen Friedrich, einem Sohn des längſt verſtorbenen Prinzen Louis, einem Bruder des Königs, iſt. Sein

In welchem Weine
Hat ſich Alexander betrunken?
Ich wette den letzten Lebensfunken:
Er war nicht ſo gut als der meine.

So lang man nüchtern iſt,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat
Weiß man das Rechte;
Nur iſt das Uebermaß
Auch gleich zu handen;
Hafis, o lehre mich
Wie du's verſtanden!

Denn meine Meinung iſt
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann
Soll man nicht lieben;
Doch ſollt ihr Trinker euch
Nicht beſſer dünken,
Wenn man nicht lieben kann
Soll man nicht trinken.

Suleika.

Warum du nur oft ſo unhold biſt?

Hatem.

Du weißt, daß der Leib ein Kerker iſt;
Die Seele hat man hinein betrogen;
Da hat ſie nicht freie Ellebogen.

Prinz hat ungefähr daſſelbe Alter wie der Kronprinz; ſie kamen alle aus England, über Calais, Brabant und Holland.

Die Einführung bei den Prinzen wurde alſo ohne Weiteres durch unſern braven Freund gemacht, und ich ſah, daß man ſchon auf mich gerechnet hatte, denn Röder hatte von Sellner gehört, daß Einer von uns hier ſey. Die jungen Herren waren beim Frühſtück im Garten, und erkundigten ſich Beide mit vieler Freundlichkeit nach Dir und Bertram (ihr habt den Prinzen in Frankfurt beim Kronprinzen geſehen). Das Frühſtück war kaum geendigt, als der Kronprinz ſich wegen dem Ausbleiben von Kneſebeck vor Ungeduld kaum mehr halten konnte; wir gingen endlich hinten am Garten heraus, und als er die erſte Ecke des Thurmes über den Häuſern hervorragen ſah, ſchrie er laut auf: Herr Jeſus, da iſt der Dom ſchon! Nun wanderten wir zu der Drachenpforte; hier kehrte ſich der Kronprinz gleich zu den andern Herren, und ſagte: Sehen ſie, daß das viel herrlicher iſt, als Alles, was wir geſehen! Man überließ ſich der Betrachtung dieſes rieſenhaften Torſo der altdeutſchen Baukunſt (wie ihn Ancillon richtig auffaßte); und während ich die Schlüſſel holte, machte man die Runde um das ganze Gebäude bis zum Haupteingang. Von hier aus gings zu den Glasgemälden im Schiff, dann ins Chor, von da zum Bild, zum Sarge der drei Könige, und endlich hinauf auf den Gang oben ums Chor, bis auf das Dach. Die dicken Herren: Ancillon, Kneſebeck und Sedlinsky keuchten und ſchwitzten, klagten aber kaum, denn das Gebäude hatte ſeine Zauberkraft über ſie ausgeübt; ihr guter, geſunder Sinn hatte nicht widerſtehen können, alle früheren Vergleichungen verloren ſich in reine Bewunderung, und der Kronprinz konnte ſich die Genugthuung nicht verſagen, Kneſebeck an dieſe ſeine vollkommene Beſiegung zu mahnen. Oben an dem Geländer über dem freiſtehenden Kreuzfenſter kam den Kronprinzen ein Schwindel an, er ſagte, es ſei das erſtemal in ſeinem Leben; und gerade dieſe Anwandlung einer unwillkürlichen Furcht reizte ihn, er hätte ſie gar zu gerne überwunden. Ich erzählte ihm vom Meiſter Erwin, und war in dem Augenblick ſein Meiſter Erwin, d. h. ich trat vor ihn und gab ihm die Hand, daß er kühn hinaus und hinunterſehen konnte, aber hinaustreten ließ ich ihn nicht, und wir hatten alle Mühe, ihn hiermit zu begnügen.

Als wir herunterkamen, waren wir ungeschickterweise eingeschlossen, doch dauerte die Gefangenschaft nicht lange; es war Essenszeit geworden, ich wurde zu Tisch geladen; wir kamen überein, daß ich vorher noch meine Zeichnungen holen sollte. Die wurden nach Tisch vorgenommen, die vom Dom sowohl als von andern Gebäuden; waren die alten Herren nicht dabei gewesen, so würde ich dem Kronprinzen wohl mein Anliegen wegen dem Werk gesagt haben, und es ist kein Zweifel, ich wäre zu meinem Ziel gekommen, denn so viel wird er schon beim König vermögen; aber nun schien mir nicht die rechte Gelegenheit, und ich dachte, langsam gekaut ist gut gebaut. Daß aber dieser Besuch ein guter Stein ist in unserem Gebäude, können wir nicht verkennen, und so hoffen wir immer weiter. Bei Tisch wurde, wie überhaupt, sehr frei und brav gesprochen.

Der Kronprinz erklärte sich für die französische Constitution, oder vielmehr, als Ancillon die Bourbons verachtete, führte der Prinz die Constitution als ein Lob für den König an; Kneisebeck erklärte sich laut dagegen, denn, es seyen die Wahlen und die Volksrepräsentation eine bloße Formalität, und hänge ganz von dem Willen des Königs ab, was doch der Grundfehler einer freien Verfassung sey, wo die Macht zwischen König und Volk vertheilt seyn müsse; der Kronprinz hatte die Sache nicht gründlich genug durchdacht und gekannt; er glaubte, die Einrichtung sey fast gleich mit der englischen, man zeigte ihm dann den Unterschied, und das Gespräch war so allgemein und wechselnd, daß ich im natürlichen Lauf desselben, dem Streit ein Ende machen konnte, indem ich zum General Kneisebeck, neben dem ich saß, die bekannte Bemerkung machte, daß die Franzosen keiner freien Verfassung fähig seyen; hierin stimmten Alle ein, und das Lob des Königs blieb bestehen, nachdem es fast in Nichts aufgelöst war. Ich erzähle Dir dieß unter viel Anderm nur, um Dir eine Vorstellung von dem guten Geist zu geben, der in der Gesellschaft des Prinzen herrscht; Niemand wußte mir das auch nicht genug zu rühmen. — Ancillon fand ich dießmal weniger steif, als in Heidelberg und Frankfurt; seine Bemerkungen über den Dom und über die Statt waren alle recht tief und gut, obwohl mehr oder weniger gesalbt, denn ohne die priesterliche Wortsalbe kann er nun einmal nicht gut seine Lippen öffnen; wir sprachen von der Herstellung des

Erzbisthums, von der nothwendigen Errichtung einer großen Universität, er selbst fiel hiebei auf den Gedanken, einer bloß katholischen Universität; es sey eine solche bei dem schlechten Zustand der übrigen katholischen Universitäten ein wahres Bedürfniß für ganz Deutschland, und es sey dem edeln christlichen Geist der letzten Zeit würdig, wenn der König von Preußen gerade eine solche Universität stiftete; die Generale stimmten ein, und meinten, es sey ja ohnehin nun dahin gekommen, daß die Ketzer die besten Stützen des Papstes geworden. Auch von einem großen, nationalen Museum deutscher Alterthümer hier im Lande wurde gesprochen; genug, wir kamen auf Alles, was sich Allgemeines von unseren Verhältnissen berühren läßt. Nachmittags fuhren wir nach St. Marien, Cunibert, nach Gereon und Aposteln, von da zum Hahnenthor hinaus nach Severinsmühle; die Generale lobten die Mauern, Thore und Thürme, als die schönsten aus dem Mittelalter. Von der Severinsmühle gings nach dem Bayenthurm, von da nach der Brücke, mit dieser fuhren wir hinüber und herüber, um die Stadt zu übersehen, und so wurde es allmahlig dunkel, bis wir wieder zu Hause waren. Heute Morgen sind dann die Herrschaften über Düsseldorf nach Berlin abgereist.

Bonn, den 28. Juli 1814.

Ich bin diese Nacht mit dem Postwagen durchgefahren und eben angekommen, darum sage ich nur, was ich noch nachzuholen habe.

Gneisenau hat mir einen Empfehlungsbrief an den Gouverneur gegeben, ich werde mit ihm wegen der Erhaltung der zum Abreißen bestimmten Gebäude reden. Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß General Sedlinsky auf mein Anmahnen eine Schildwache an Gereons Umgang gestellt und alles weitere Abreißen verboten hat, er will dieß bis zur Entscheidung unseres Schicksals fortsetzen, dann würde sich schon finden, meinte er, wie die Sache auszugleichen. In der Stadt hat dieser Schritt viel Aufsehen gemacht, die Meißen haben sich groß darüber gefreut; das Gesindel aber hat über Gewaltthat geschrien und ausgesprengt: die Preußen respektirten die Nationalgüterverkäufe nicht!

E. M. Arndt an Melchior Boisserée und Bertram.

Frankfurt am Main, 3. September 1814.

Theure Freunde!

Mein Freund, der Professor Rühs aus Berlin, überbringt Ihnen diese Zeilen und einige leichte und leicht verfliegende Blätter, die Sie freundlich aufnehmen wollen.

Bei dieser Gelegenheit danke ich Ihnen auch auf das treueste für die beiden unvergeßlich schönen Tage, die Sie mir bei meinem Aufenthalt in Heidelberg verschafft oder vielmehr geschaffen haben. Ich bin dabei wieder auf das lebendigste in jene schöne Zeit unseres Volkes hinein geführt, deren Gedächtniß seit drei Jahrhunderten mehr und mehr verdunkelt war und von welcher jetzt kaum eine leichte Morgendämmerung wieder erscheint. Alle redliche Deutschen haben wohl zu arbeiten, daß die Denkmäler und Erinnerungen jener Zeit, welche noch übrig sind und an welchen allein das neue Zeitalter sich aufrichten und emporarbeiten kann, erhalten und erneut werden, denn leider die meisten jetzigen Regierungen arbeiten nur zu sehr dahin, alle Oertlichkeiten und Zeitlichkeiten bis zur Gleichheit des Erbärmlichen auszulöschen und durch ein papierenes Regiment der Schreiber auch die Herzen der Menschen papieren zu machen. Reif sind die Herzen der Menschen zu vielem, begriffen ist durch das Resultat von drei traurigen Jahrhunderten seit der Reformation, daß das Alte freilich nicht in seine vorigen Gestalten zurückkehren kann, daß aber das sogenannte Neue meistens ganz veraltet ist, und daß also in allem was der Menschheit das Heiligste ist, in der Religion, der Verfassung, dem Leben der Menschen etwas neues werden und sich entwickeln muß. Ueber vieles, worüber sonst noch gestritten ward, sind die Meinungen ausgeglichen, über vieles andere werden die verständigten Geister ausgesöhnt werden. Ich weiß was mir widerfahren ist und wie ich früher durch einen zu grünen und herben Protestantismus viele Dinge verkehrt ansah und beurtheilte; und ich sehe was andern widerfährt. Diejenigen sind jetzt die Redlichen und Guten und verstehen Gott und die Zeit am besten, welche den Geist still walten und im Innern der Welt sein großes Werk bauen lassen, und welche draußen kräftig und bescheiden das Wahre und Uralte, welches deßwegen nie veraltet, darstellen und vertheidigen.

Ich bleibe vielleicht noch ein paar Monate hier und gehe dann nach dem Norden. Möge der Himmel es so fügen, daß wir uns einmal am heiligen Rhein zusammen treffen und daß seine Wasser einst zu meinem Leichenzuge plätscherten! Leben Sie recht wohl und grüßen den Bruder, wenn er wieder daheim ist.

Auch alle Freunde werden gegrüßt. Ist Gott mir gnädig, so muß ich Heidelberg um ein paar Wochen wiedersehen.

Sulpiz Boisserée.

Brüssel, 3. September 1814.

Lieber Melchior!

Der heilige Lukas von Eyck ist unser zu 1500 Francs und außerdem die Anbetung der drei Könige von Joh. Schwarz. Dieses schöne, herrlich erhaltene Bild wird eine wahre Zierde unserer Sammlung seyn; er ist neben und nach dem Schoreel ein Hauptmeister, der uns nicht fehlen durfte; wichtiger fast, wenigstens viel schöner als Hemskerk; er hat die Nachahmung der Italiener nicht so flach, sondern deutscher genommen. Paris besitzt eine lebensgroße heilige Familie, Bruchstück, von ihm, von der großartigsten Zeichnung und edelsten Form, die Farbe ganz durchsichtig, aber durchaus graulich in der Art von Mabuse, so daß ich es anfangs dafür gehalten und lange mit mir gekämpft habe, in der Hoffnung Dir einen recht prachtvollen Mabuse zu bringen; aber bei näherer Untersuchung überzeugte ich mich vollkommen, daß es Schwarz sey. Ich habe darauf geboten, was mir jetzt fast leid thut, weil ich sehr gewissenhaft bin, nichts zu kaufen was nicht unmittelbar in unsere Sammlung eingreift; für uns hätte es die meiste Wichtigkeit durch den Beweis, wie weit die Deutschen es in der Nachahmung der Italiener treiben konnten; doch wie gesagt, ich mache mir ein Gewissen daraus, in diesem Augenblick merkwürdigkeitshalber Geld für ein Bild auszugeben.

Frankfurt, 15. September 1814.

Lieber Melchior! Ich habe außer Arndt noch niemand zu sehen, mit dem ich nicht der Geschäfte und der nächsten Freundschaft wegen zusammen gekommen. Arndt sah ich diesen Morgen, ich finde ihn liebenswürdiger und angenehmer als ich mir ihn gedacht hatte, gar nicht so wild als man nach seinen Schriften denkt, ja eigentlich gar nicht, sondern nur sehr lebhaft. Er grüßt die Hellwig freundlich.

den 17.

Was das Schicksal unserer Vaterstadt betrifft, darüber weiß kein Mensch irgend einigen Bescheid zu geben, es ist noch viel zu früh dafür; auch nicht einmal eine Ahndung faßt man davon. Die Kölner selbst wollen wie Mumm mir sagt, mit aller Gewalt eine Reichsstadt, sind aber sehr erbost darüber, daß Preußen und keine Oesterreicher gekommen sind; hätten sie diese, so würden sie sich auch sehr wundern, denn es zeigt sich mir hier nur gar zu deutlich, daß alles kaiserliche so ziemlich aus ihnen heraus ist. Die Reichsstadt glaubt man, würde leicht zugestanden werden; der Minister Stein ist sehr geneigt für alles was nur irgend dem Volkswesen wieder aufhelfen kann, und sieht in diesem Sinn auch die Reichsstädte an; aber freilich hängt alles von dem Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich ab. Es entwickelt sich immer klarer, daß die Stein'sche Partei unter dem Schutz des Kaisers von Rußland eine ständische Verfassung, eine Erneuerung des Kaiserthums in größerer Kraft herbei zu führen wünscht; aber leider sind die Menschen, die in diesem Sinn arbeiten, zu neu und zu stürmisch, sie verstehen sich mit allem guten Willen nicht genug aufs alte, und machen durch ihr gar zu neues Verstandeswesen das Volk und die ehrlichen Leute von der alten Zeit scheu, und durch ihre trotzige Wildheit die Herren des Tages falsch und hinterlistig. Dieser Arndt, dieser Gruner, dieser Rühl und wie sie alle heißen mögen die Stein'schen Freiheitsmänner, sind gar zu unruhig und gewaltsam und zu wenig weltkundig in ihren Neuerungen; sie wollen, wie sie sich auch geberden, zu viel neu; sie muthen den Menschen mehr zu als an der Zeit ist, und finden daher nicht die

Mittelglieder unter den ehrlichen gebildeten Leuten, auf die das Volk als alte Bekannte vertraut. Auch fehlt es ihnen an einem bestimmten religiösen und politischen Kern; dieß letztere besonders fühlen sie selbst oft genug und sprechen es deutlich aus, wenn sie mit Recht bedauern, daß Oesterreich die Würde und den Werth der Kaiserkrone nicht zu schätzen wisse, daß es sich nicht genug deutsch, sondern zu viel österreichisch zeige u. s. w. Man habe nichts gegen Oesterreich, und Preußen würde nichts gegen die Wiederherstellung des Kaiserthums einwenden; sobald nur Oesterreich das Kaiserthum wieder herstelle, sey alles gut, dann ließe sich auf diesen Grund schon weiter bauen; von Preußen allein könne man auch nicht viel hoffen, man habe hier zwar mehr Anhalt als in Oesterreich, aber doch gleichfalls noch zu viel Hindernisse alter, monarchischer und aristokratisch-französischer Principien weiland des großen Friedrich zu bekämpfen.

Ich sehe nirgend für diese ganze Partei einen eigentlichen Anhalt, weder am Volk noch an den Fürsten und Vornehmen in Deutschland; sondern bloß allein bei der gebildeten Jugend und den Neuerern, die es zu allen Zeiten, bei allen Völkern gibt. Der einzige Stützpunkt ist der Kaiser Alexander; und ich kann nicht begreifen wie sie eine andere Wirksamkeit je erlangen wird als eine negative, d. h. daß sie durch Rußland beim Friedensschluß Modifikationen hervorbringen wird, die ihnen selbst zwar nicht genug, für die andern aber ein heilsamer Zügel seyn werden; Aufruhr und Umwälzung ist zwar nicht von ihr zu fürchten, weil sie zu schwach, weil das Volk zu gutmüthig und auch wieder zu ehrlich ist. Der einzige Fall wäre, wenn man sie gewaltsam unterdrücken wollte oder wenn irgend noch unvorhergesehenes Unglück ausbräche; doch das wird Gott schon abwenden, auf ihn zähle ich überhaupt in dieser Sache wieder am meisten, daß er gerade durch die Verwicklung der verschiedenen Verhältnisse und Gegensätze das Ganze zum besten und andere lenken wird, als die Menschen es machen würden. Denn was ich jetzt immer mehr in diesem vaterländischen und europäischen Gemeinwesen einsehe, ist, daß alles was die Menschen darin wollen, mit ihren hunderttausend Absichten gegen einander nichts ist als eine babylonische Verwirrung, welche einen je dumpfer und müder macht, je länger man sie betrachtet.

Mein Umgang hier iſt ſehr einfach. Rühle, Thomas, Guaita, Ehrmann ſehe ich natürlich am meiſten, nach dieſen kommt Arndt, der mir als ein gemüthvoller, lebhafter, beredſamer Mann ſehr lieb iſt; indeſſen aus dem bisher Geſagten wirſt Du ſchon geſehen haben, daß er doch für uns kein ſolcher Freund ſeyn kann, wie Bertram meint. Es iſt in dieſem gar zu unruhigen Neuerungstreiben etwas unheimliches, das ſich zu uns zumal als Antiquare gar nicht fügt. Ueberhaupt brauchen wir auch keine ſolche Stütze mehr; das einzige was uns fehlt, iſt, daß wir uns entſchiedener auf uns ſelbſt ſetzen und unſere letzte Stütze in uns ſelbſt ſuchen, d. h. daß wir in Gottes Namen öffentlich auftreten. Dazu bietet unſer Domwerk nun ohnehin die beſte Gelegenheit und alles was zu deſſen Förderung nöthig iſt, um es ans Licht zu bringen, ſcheint mir nach allen Beobachtungen dasjenige, was uns am meiſten am Herzen liegen muß; iſt dafür geſorgt, ſo wird ſich das übrige ſchon alles machen. Die Sammlung ſpricht für ſich ſelbſt und wohin wir unſern Wohnort verlegen ſollen, darüber wird Gott entſcheiden; dieſes, ſowie ob etwas für die Vaterſtadt zu thun, muß die letzte Sorge ſeyn, es kann ſich erſt beim Friedensſchluß zeigen. Darum meine ich, man müſſe ſich nur die Verhältniſſe mit den Leuten in Köln eröffnen, um zu ſehen, was für Meinungen ſich erhoben und welche Anführer und Rathgeber ſich an die Spitze zu ſtellen bemühten, und die Gelegenheit beobachten, um für den Dom das nöthige in Ordnung zu bringen, damit man nachher nicht zu ſpät komme oder keine Zeit habe.

Frankfurt, 19. September 1814.

Lieber Melchior, ich antworte nur, daß ich erſt übermorgen die Freude haben kann, Euch wiederzuſehen; ich bin zwar an dieſem Tag noch zu Bethmann mit Goethe zu Tiſch geladen, aber der Wunſch zu Euch zu kommen, wird mich über dieſes Vergnügen leicht wegſetzen.

Goethe iſt recht von Herzen freundlich, liebevoll und vertraulich gegen mich, ſo daß ich mich nicht genug darob zu freuen weiß; er verlangt ſelbſt, daß Schloſſer auch bei uns wohnen möchte,

dieſer macht bei ihm den Kammerherrn; wenn es aber nicht geht, ſo hat es auch nichts zu ſagen, ich kann bei dem Alten ſchon etwas auf mich nehmen. Von beſondern Bedürfniß hat der edle Freund nur ein gutes Glas Bordeauxwein.

Die Abreiſe des Alten iſt auf Samſtag beſtimmt, er wird alſo am 24. bei uns ſeyn, ich habe mir gleich vorgenommen ein paar Tage vorher zu kommen, um mich mit Euch ausreden und ſonſt alles ordnen zu können. Alſo bis übermorgen!

Goethe's Ankunft bei den Heidelberger Freunden erfolgte am Samſtag den 24. September. Es finden ſich nur kurze Notizen in dem Tagebuch. 25. Sonntag auf dem Schloß. 26. bei Paulus. 27. bei Nägele und Frau von Humboldt. 28. bei Thibaut. 29. bei Voß und Frau von Humboldt. 30. bei Reizenſtein. Den 1. Oktober Abendgeſellſchaft bei uns. Sonntag 2. in Mannheim. 3. bei Voß. 4. Paulus und Carl Wambold bei uns. 5. Großes Gaſtmahl im Erbprinzen. 6. Martin und Wambold bei uns. 7. Fries. 8. Abends Thibaut, Abegg und Lepick bei uns. Sonntag 9. bin ich mit Goethe nach Darmſtadt gefahren.

Frankfurt, a. M. 25. September 1814.

Den Herren Boiſſerée und Bertram.

Hier, liebe Freunde, haben Sie einige kleine Gelegenheitsſchriften theils von mir, theils von andern. Es wäre wohl gut, wenn der Abend des 18. Oktober auf allen deutſchen Bergen mit Flammen gefeiert würde.

Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich in gutem Andenken. Ich hoffe Sie um einige Wochen vor meiner Fahrt tief zum Norden hinab noch einmal zu ſehen.

E. M. Arndt.

Sulpiz Boisserée.

Darmſtadt, 10. Oktober 1814.

Lieber Melchior! Ich bin geſtern um ein Uhr kurz vor Goethe angekommen, der recht wohl und heiter iſt und Euch grüßen läßt. Die Sache mit Moller macht ſich ganz gut, vor allem weicht der neu aufgefundene Riß nur ganz wenig von dem alten Kupferſtich ab, das wichtigſte aber iſt, daß er wie der Kupferſtich ſelber, von dem bereits ausgeführten Theil weſentlich abweicht, und daß alle Abweichungen vom Riß an dem Gebäude wahre Verbeſſerungen ſind, die der Meiſter während dem Bau angebracht hat. Moller bietet mir an, den Riß zur Veränderung meiner Hauptfaçade zu benutzen, und fragt mich, wann ich deßhalb hieher kommen wolle? Sonſt aber hat ihm der Himmel in den Sinn gegeben, dieſen ganzen 13½ Fuß langen Riß ſo wie er iſt, ſtechen und als Supplement zu meinem Werk erſcheinen zu laſſen. Goethe lachte von Herzen, als ich ihm dieſe Botſchaft brachte: „Nun Gott ſey Dank, ſagte er, daß der Kerl doch bloß abſurd und nicht boshaft iſt, ich fürchtete, er würde mit ſeinem Riß hinter dem Berg halten und nachher chikaniren wollen; jetzt iſt mir ein ſchwerer Stein vom Herzen, laſſen Sie ihn nur machen und beſtärken Sie ihn nur in ſeinem Vorſatz; wer wird ihm denn einen ſo ungeheuern, ſo ſchwer verſtändlichen halben Riß abkaufen wollen.“ —

Die Zeichnung ſelbſt iſt ganz vortrefflich und eine Freude zu ſehen; daß es dieſelbe iſt, welche der alte Kupferſtecher vor Augen gehabt, iſt gar nicht zu bezweifeln.

Goethe will morgen Mittag fort, heute ſpeiſt er bei Hof; man ſpricht davon, morgen ſoll ihm zu Ehren eine Oper gegeben werden, dann muß er wohl noch bleiben.

Darmſtadt, 11. Oktober 1814.

Lieber Melchior, die Dinge fügen ſich ganz nach Wunſch, ich bin mit Moller übereingekommen, daß ich eine Durchzeichnung von dem Domriß nehme. Mein ruhiges Betragen und das gute Benehmen von Goethe haben Moller zu dieſem guten Willen geſtimmt, er war geſtern Morgen mit bei Moller, er behandelte

Will sie sich da und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker selbst in Ketten,
Da ist das Liebchen doppelt gefährdet,
Deßhalb sie sich oft so seltsam gebärdet.

Wenn der Körper ein Kerker ist,
Warum nur der Kerker so durstig ist?
Seele befindet sich wohl darinnen
Und bliebe gern vergnügt bei Sinnen;
Nun aber soll eine Flasche Wein,
Frisch eine nach der andern herein.
Seele will's nicht länger ertragen,
Sie an der Thüre in Stücke schlagen.

Dem Kellner.

Setze mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Nase!
Wer mir Wein bringt sehe mich freundlich an,
Sonst trübt sich der Eifer im Glase.

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, du komm herein,
Was stehst du denn da auf der Schwelle?
Du sollst mir künftig der Schenke seyn,
Jeder Wein ist schmackhaft und helle.

---

ihn sehr gütig und artig, aber durchaus so, daß Moller es großentheils mir zuschreiben mußte. Goethe reiste gestern Mittag um zwei Uhr nach Frankfurt, er wird sich sehr freuen zu hören, daß es mir gelungen die Durchzeichnung zu erlangen. Der Abschied von dem alten Freund that mir recht leid, besonders als er wegfuhr und ich allein blieb und niemand hatte als meine Gedanken, mit denen ich mich unterhalten konnte über das was er uns gewesen und was wir in diesen schönen Tagen an ihm gehabt. Er bat wiederholt, ihm ja bald zu schreiben und den Katalog unserer Sammlung (bloß zur Leitung seines Gedächtnisses) zu schicken und überhaupt zu sorgen, daß zwischen uns alles recht im Leben erhalten würde; er wiederholte mehrmal und bei jedem Anlaß, daß er nächsten Frühling wieder kommen wolle und meine Drohung, wenn er zu lang ausbliebe, würde ich ihn abholen, freute ihn. Er verweilt nun noch einige Tage in Frankfurt, dann noch einige Tage in Hanau und so wird er erst gegen Ende des Monats nach Hause kommen.

Um Moller für seine Gefälligkeit auch etwas angenehmes zu erweisen, habe ich ihm versprochen, den Straßburger und den Ulmer Münster zur Vergleichung kommen zu lassen. Du wirst sie auf eine Rolle bringen können; vor allem aber schicke den alten kölnischen Kupferstich mit, der in Goethe's Zimmer gehangen.

Sulpiz Boisserée an Frau von Hellwig in Stockholm.

Darmstadt, 25. Oktober 1814.

Ich kann mir durchaus noch keine Vorstellung machen von der fast himmelweiten Entfernung, die uns trennt, es kommt mir noch immer vor, als müßte ich wie sonst nach einer langen Abwesenheit mich zu Ihnen setzen und von der Reise erzählen. Diesmal hatte ich recht viel zu erzählen, denn da gehörte auch alles dazu, was während dem vierzehntägigen Besuch von Goethe in unserer Bildersammlung verhandelt worden; wie er bei uns in dem großen Zimmer der Amtmannin gewohnt und wie er sich sonst in Heidelberg gehabt hat. Vor allem aber möchte ich Ihnen von dem Jahrestag der Schlacht bei Leipzig erzählen und bedaure

am meiſten, daß Sie ihn nicht mit uns gefeiert haben. Ein ſo allgemeines, umfaſſendes Volksfeſt von einer ſo freudigen Stimmung iſt lange nicht erlebt worden. Der Jubel über die Einnahme von Paris, als über eine augenblicklich erſt kund gewordene ungeheure Begebenheit war natürlich größer, doch da beſchränkten ſich die Feſte auf die Städte; am Jahrestag von Leipzig nahm durch die Bergfeuer das ganze Land Theil, alle Welt zog hinaus ins Freie. In jeder Gemeinde verſammelte ſich die Geiſtlichkeit und die Schulkinder mit Muſik und Freudenſchießen an den Feuerplätzen und als es Abend wurde, gingen mit einemmal weit umher, in der Ebene und auf dem Gebirge, die Flammen wie Geſtirne auf und verkündigten uns, daß alle Deutſchen in einem und demſelben Gefühl der Freude und des Dankes verſammelt waren. Dieſer unbeſchreiblich feierliche Eindruck ergriff mich bis zur innerſten Rührung, ich überließ mich mit friſchem Muth den ſchönſten Hoffnungen fürs Vaterland, und mitten in dieſen Gedanken mußte ich aller entfernten Freunde gedenken, wie auch ſie ſich freuten und ihre Liebe mir leuchtet durch die Dunkelheit der Entfernung. Ich habe im Herzen unſern Meiſter Arndt gelobt, daß er die wirkliche allgemeine Volksmeinung durch ſeine kleine Schrift ſo zu Tage zu bringen gewußt hat. Ich feierte das Feſt hier in der Nähe auf dem alten Bergſchloß Frankenſtein; als das erſte Feuer auf dem überrheiniſchen Gebirge erſchien, entſtand ein lauter Jubel und bald loderten vom Donnersberg bis zum Altkönig und von dieſem bis zum Melibokus eine ganze Krone von Feuern. In Heidelberg, ſchreibt mir Melchior, waren die Feuer auf dem Heiligenberg und Königsſtuhl; Alles, Alt und Jung, Geiſtliche, Profeſſoren und Bürger verſammelten ſich auf dem Kohlhof und zogen dann hinauf zum Feuer, wo eine Rede gehalten und Lieder geſungen wurden; auch dort zählte man wie bei uns mehr als vierzig Feuer, bis tief in den Schwarzwald hinein und bis an die Vogeſen war alles beleuchtet; nur (da doch der Böſe in allem ſein Spiel haben muß) gegen Schwaben hin war es dunkel und auch der nichtsnutzige Amtmann von Weinheim hatte die Feuer verboten. Ueber die ſchönen Feſte in Frankfurt und die bei dieſer Gelegenheit erſchienene vaterländiſche Frauentracht werden Sie ohne Zweifel eine Beſchreibung von Ihrer Schweſter erhalten haben. Es that mir leid, ſie nur ſo kurz zu ſehen, ſie

wird ja wohl Wort halten und uns in Heidelberg besuchen. Da dieses lange der glückliche Aufenthalt der geliebten Schwester gewesen, und einer der schönsten Orte im lieben Deutschland ist, bilden wir uns ein, sie könne nicht an unserem Zaubersaal vorübergehen. Seitdem nun selbst der alte Heidenkönig dem deutschen Christkind hat huldigen müssen, sind wir gar voll des süßen Uebermuths; daß dieser Berg aber zum Thal gekommen ist, haben wir mit den schönen Zeichnungen von Ihnen und Ihrer Schwester Luise zu danken, er war davon noch ganz entzückt, nur mit Strafreden müssen Sie ihn hart angegangen haben, denn darob vernahmen wir öfters fernes Donnern und lagerten sich, mit der Frau von Staël zu reden, häufig Gewölke an seinem Fuß, während das Haupt, unerschütterlich ruhig und heiter, immer Beifall zollte den erfreulichen Dingen, die er von Ihnen geschen.

Was jedoch die Bilder selber für einen Eindruck auf unsern Freund gemacht haben, ist unsagbar und was er darüber geäußert, wäre heute zu weitläufig, einstweilen mögen Sie nur wissen, daß er den Meister Eyck jetzt immer im Munde führt und Hemmelinl und Meister Schorcel hoch leben läßt; so nennen wir nämlich seit einer diesjährigen Reise nach Brabant mit Bestimmtheit den Maler vom Tod der Maria.

Sie wissen noch nicht, daß der Schutzheilige der Maler von Johann von Eyck bei uns eingekehrt ist: der heilige Lukas, der die Maria malt, ein Bild von wunderbarer Wirkung. Wir verdanken diesen neuen Schatz den guten Einleitungen, die Melchior im vorigen Jahr in Brabant getroffen hat, er hatte nie von dem Bilde gehört, aber ein Maler, dem er Aufträge gegeben, wußte davon, es war bei einer alten adelichen Dame, die es bei den vortheilhaftesten Anerbietungen nie hatte verkaufen wollen; sie that uns den Gefallen ins Himmelreich zu wandern, und nun wurde das Bild mit ihrem Hausgeräthe versteigert. Noch einige andere, doch weniger bedeutende Bilder habe ich in Brüssel gekauft. Schreiben Sie mir dagegen einmal von der Hochzeit zu Kanaan in Stockholm, wenn Sie Laune dazu haben, von der uns Ihre Schwester das hübsche Mädchenköpfchen kopirt hat; ich möchte gar gerne eine Vorstellung von dem Bild haben und die Art und Behandlung desselben kennen. Es wäre kein Wunder, wenn es vom Meister der sterbenden Maria wäre, denn Schorcel wurde vom König von

Schweden sehr geehrt und beschenkt. Von Wundern in dem Schicksal von Kunstwerken weiß ich aber eine neue Geschichte, die kann für viele alte gelten. Es war einmal eine Eselshaut, darauf hatte ein göttlicher Meister seinen Namen weiß ich auch, aber noch nicht recht) mit kunstreichen Linien einen hohen, hohen Thurm gezeichnet, das war der Riß vom Dom zu Köln, und die Leute wunderten sich, wie auf eine Eselshaut so erstaunenswürdige Dinge könnten gemacht werden und sprachen auch, der Esel soll gelebt seyn. Nach viel hundert Jahren aber ging es dem Thurm übel, es kam Krieg aus, sie wollten ihn flüchten, er gerieth auf den Dreicher, da wurden Bohnen auf ihm getrocknet. Nun kam ein junger Esel, der wollte auf das Gymnasium reisen, das war zu Amerbach im Odenwald, und meinte, zwei Häute wären besser als eine, er müsse auch eine über seine Kleider ziehen, daß sie nicht naß würden. Da nahm er den armen Thurm, nagelte ihn über seinen Koffer und reiste fröhlich nach Darmstadt. Hier aber kam der Thurm wieder zu Ehren, und ich sage auch, der junge Esel soll — gelebt seyn. Haben Sie Geduld mit der Erzählung, es ist die erste Fabel die ich schreibe; das größte Verdienst derselben besteht darin, daß es keine ist, sondern eine wahre Geschichte. Denn ein junger Maler ließ sich diese, außer den Nagellöchern und Bohnenflecken fast ganz unversehrte Zeichnung schenken und brachte sie Meller zum Verkauf, bei dem ich sie jetzt durchzeichne. Dem Namen des Meisters bin ich in Köln auch nahe auf die Spur gekommen, ich hoffe mir bald eine volle Gewißheit zu verschaffen, und so wollen wir das glückliche Jahr vierzehn hoch in Ehren halten, es ist uns bis jetzt in diesem Jahr lauter Gutes und Erfreuliches begegnet, nur das fehlt uns, daß wir die Freundin glücklich sehen. Lassen Sie uns doch an allem Theil nehmen, was Ihnen widerfährt, und vergessen Sie nicht, daß unsere Gedanken alle Tage bei Ihnen, Ihrer Schwester und Ihren Kindern sind. Grüßen Sie alle herzlich, möge Ihnen bald ein guter Stern aufgehen, der Sie zurück nach dem Vaterland führe!

Christian Schlosser an die Brüder Boisserée.

Frankfurt, 28. Oktober 1814.

Nachdem wir Sie alle verlassen hatten, traten noch mehrere Tage von Unruhe ein, die das Schreiben verboten. Um so öfter wurde Ihrer gedacht. Es ist Goethes ernstester Vorsatz, nächsten Frühling wieder bei uns zu sein, und diesen Winter viel mit Betrachtungen zuzubringen, die in die große Welt leiten, welche in Euern Zimmern sichtlich vorhanden ist. Ich sage Euch persönlich den allerbesten Dank für das Freundliche, was mir bei Euch widerfahren ist. Außer dem Angenehmen Eurer Nähe haben sich aber auch Eure Bilder so meinem Sinne und Geiste eingeprägt, daß ich ein lebhaftes Vergnügen fühle, sie mir einsam zu erneuern, um sie gewissermaßen mir noch mehr anzueignen als man thut, wo die Gegenwart den Eindruck sogleich auffrischen kann.

Von Goethe habe ich den Auftrag, Euch alle bestens und dankbarlichst zu grüßen. Ihren Brief aus Darmstadt, lieber Sulpiz, habe ich ihm mitgetheilt. Ihm ist sehr lieb, daß Ihr Geschäft so ganz zu Ihrer Zufriedenheit abgeschlossen ist. Wirklich scheint ja der Himmel Zufälle zu schicken, Ihr Unternehmen zu begünstigen. Er wünscht den allerbesten Verfolg. Wie sich in ihm die betrachtete Welt immer mehr rundete und Gestalt gewann, war merkwürdig zu sehen. Ich habe ihn sehr gebeten, wenn er auf der einen Seite sich durchaus auf das Einzelne Eurer Sammlung und dessen, was ihr nahe liegt, beschließt, auf der andern kein Element der Betrachtung auszuscheiden, und möglichst das Ganze vorhandene zu umfassen. Es kann dieses von einer weltbistorischen Wirkung werden, die, wie Eure Sammlung und ihre Folgen, von keinem vorzuberechnen ist.

Wegen Wien habe ich nichts vernommen. Herr von Buchholz hat mir viele Empfehlungen von Schlegel an Sie mitgetheilt, welcher wünscht, Sie baldigst in Wien zu sehen; er glaubt, es würde für Ihre Vaterstadt von Nutzen sein können. Er bietet Ihnen einige Zimmer dazu in seinem Hause an. In wiefern das denkbar, daß Sie dort nutzen können, weiß ich nicht, aber das weiß ich gewiß, daß nichts auf der Welt etwas von Ihnen zu fordern hat, was Sie der Ruhe entzieht, die Sie zu Vollendung Ihrer schönen Arbeiten nöthig haben.

Sulpiz Boisserée.

Darmſtadt, 31. Oktober 1814.

Lieber Melchior! Mein Aufenthalt hier endigt ſich nicht ſo bald, als ich und Du wünſchen, denn ich leide ſeit acht Tagen an einem ſehr heftigen Schnupfen, der mich einigermaßen am arbeiten hindert, ſo wenigſtens, daß ich Nachmittags ausſetzen muß, auch fordert dieß ſchon die Anſtrengung der unaufhörlich gebogenen Stellung; zudem arbeitet mein Gehülfe zwar ſehr gut und ſauber, aber er rückt gar langſam vor; und hat mir endlich der zweite Theil der Ergänzung, den ich für gar leicht gehalten, viel mehr Zeit gekoſtet als ich erwartet hatte. Es iſt eben mit dem Dom immer das alte Lied, man verrechnet ſich daran jedesmal und in meiner Verzweiflung ſinge ich Spottlieder über mich ſelber:

Dort oben in jenem Hauſe (bei Möller)
Da ſteh ich wohl tauſendmal
An meiner Tafel gebogen
Und ſchaue hinab in die Qual.
Zieht vorüber ihr Thürme, vorüber,
Dem Freunde iſt gar zu weh!

Alſo zankt mich nicht über etwas, was mir ſelber eine Pein iſt; Du ſiehſt, ich gebe wie der Freund Alfieri meine Perücke gleich von freien Stücken Preis. Ihr werdet noch Geduld haben müſſen bis in die andere Woche, bittet Gott daß er die meinige ſtärke, denn ich habe es wahrhaftig ſchwerer als Ihr.

Sulpiz Boisserée an Dr. Schmitz in Köln.

Darmſtadt, 24. Oktober 1814.

Freilich ſollſt Du, lieber Schmitz, an allem Guten und Schönen was uns widerfährt, Antheil nehmen, es hat nicht leicht einer mehr Recht darauf als Du, der Du ſo viel Trauriges mit uns getragen und uns in unglücklichen Tagen ſo treu und brüderlich beigeſtanden haſt. Ich war eben im Begriff, Dir von dem langen,

angenehmen Besuch von Goethe zu schreiben, und Dir einen Freund zu empfehlen, als Melchior mir Deinen Brief herschickte.

Ueber das Schicksal unserer Stadt und unseres Landes habe ich noch nichts erfahren, die Preußen sehen den Besitz durchaus alle als fest an, aber es ist doch nur eine Ansicht; wahrscheinlich ist es noch nicht entschieden, denn selbst am hiesigen und am badischen Hof haben sie noch nicht einmal eine Art von Gewißheit über die künftige Gestalt ihres Landes; es wäre bei der heutigen Lage wohl möglich, sie erführen ihr Schicksal nicht viel früher, als durch die Zeitungen, wenigstens trat kürzlich noch der Fall ein, daß sie hier die Note von Talleyrand eher in der Zeitung als in den Depeschen ihres Gesandten lasen! Also müssen wir uns schon gedulden, die wir nur ehrliche Bürgerskinder sind. Sollte jedoch in Wien etwas über die hiesige Stadt kund werden oder in Erfahrung zu bringen seyn, ehe es in die Blätter kömmt, so habe ich mehrere Freunde dort, die mir es gleich mittheilen werden, und dann erhältst Du unmittelbar Nachricht davon. Nun laß mich Dir von Goethe erzählen; daß er volle vierzehn Tage bei uns gewohnt hat, wirst Du wissen, daß wir aber durch diesen längern Umgang, der in jeder Hinsicht sehr lehrreich und erfreulich für uns war, sein ganzes Vertrauen erworben und ein sehr enges Verhältniß mit ihm geknüpft haben, weißt Du noch nicht. Es ist die Rede davon, über unsere Sammlung, über unser Bemühen um das altdeutsche Bauwesen, und über die Art und Weise, wie wir dazu gekommen, eine eigene kleine Schrift zu schreiben. Ei der Teufel (sagte er mir mehrmal), die Welt weiß noch nicht, was Ihr habt, und was Ihr wollt, wir wollens ihr sagen, und wir wollen ihr, weil sie es doch nun einmal nicht anders verlangt, die goldenen Aepfel in silbernen Schalen bringen; wenn ich nach Haus komme, mache ich ein Schema, das schicke ich Euch, damit Ihr eure Bemerkungen dazu machen und sehen könnt, was für Materialien mir allenfalls noch abgehen, die schickt Ihr mir, die Redaktion behalte ich, und es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht etwas recht Schönes zu Stande brächten; es ist schwer, so was zu schreiben, aber ich weiß den Weg ins Holz, laßt mich nur machen, um Ostern komme ich wieder, dann bringe ich es mit, und wie Euch recht, so lassen wir es bei Mehr und Zimmer drucken.

Ich theile Dir hier nur das Resultat, und zwar recht in

Bausch und Bogen mit, denn sonst hätte ich Dir so viel zu schreiben, daß ich nicht fertig würde. Du kannst Dir nun das Uebrige ziemlich denken. Um recht zu begreifen, welchen gewaltigen Eindruck unsere Bilder auf den alten, rüstigen Freund gemacht haben, mußt Du wissen, daß er nie einen Jobann von Eyck, und überhaupt außer Kranach und wenige Dürer keine altdeutschen Bilder gesehen hatte. Ach Kinder, rief er fast alle Tage aus, was sind wir dumm, was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsere Großmutter sey nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwerneth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir leben und abermals leben! Die verdienen, daß Fürsten und Kaiserinnen, daß alle Nationen kommen, und ihnen huldigen! — Jeden Tag, nur einige, wo wir uns mit dem Bauwesen beschäftigten, ausgenommen, war er morgens um acht Uhr im Bildersaal und wich nicht von der Stelle, bis zur Mittagszeit, da wurde dann alles besprochen, und mußten wir ihm alles Geschichtliche und unsere Ansichten und Bemerkungen sagen, wogegen wir die seinigen hörten. Er war mit unserer ruhigen, philosophisch kritischen Betrachtung der Kunstgeschichte sehr zufrieden, und ich kann sagen, daß ich über den Gang der Kunstgeschichte recht viel von ihm gelernt habe. So wie wir jetzt mit einander stehen, denke ich noch manches von dem alten Meister zu lernen, besonders im Schreiben; ich habe schon mit ihm darüber gesprochen, und ich werde ihm nächstens den Entwurf zu einer Abhandlung schicken, damit er mir seine Bemerkungen macht. Schließlich empfehle ich Dir noch meinen Freund, den bisherigen Bewaffnungscommissär in Karlsruhe, Max von Schenkendorf, er ist einer von den grundbraven Preußen, voll Vertrauen für unser Land, wo er wohl einmal wird angestellt werden, also nehme Dich seiner an; er ist zudem ein angenehmer Dichter, und hat in diesem Krieg gar hübsche Lieder gemacht.

E. v. G. an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Köln, 5. November 1814.

Seit etwa acht Tagen liegt Dein Brief vor mir, lieber Freund, und ich sehe ihn an wie eine fremde Braut, zu der sich der

Bräutigam immer noch nicht melden will. Auch habe ich mit allem Nachforſchen unter militäriſchen und nicht militäriſchen hier anweſenden Fremden jenen M. Schenkendorf noch nicht herausfinden können. Allein ich kann mir es nicht verſagen, Dich über den gegenwärtigen Stand der Dinge in unſerer Stadt kurz ein wenig zu benachrichtigen, damit etwa auch Du noch, der Du Dich doch einmal beſtimmt und perſönlich für unſere Stadt intereſſirſt, überall Deine Minen mögeſt ſpringen laſſen, damit alles raſcher vorwärtsgehe. Es kann Dir nicht unbekannt ſeyn, daß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht Bonn unſere ſtärkſte Nebenbuhlerin iſt. Von den Unſrigen iſt keiner feſter und thätiger als Wallraf; ich arbeite nun täglich mit ihm zuſammen. Die Uebrigen, und unter dieſen ſelbſt Haſſel, würden es erträglich finden, auch in Bonn bei der künftigen Univerſität angeſtellt zu werden.

Nach dem erſten Bericht Reigebauers an den Gouverneur über die Verhältniſſe Kölns in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, wo denn auch über die Verdienſte Wallrafs und über die Nothwendigkeit, die Sammlungen deſſelben für die Stadt zu erhalten, das Nöthige geſagt war, wurde mir aufgetragen, ein förmliches Memoire über dieſen Gegenſtand zu fertigen, worüber zugleich die Wünſche Wallrafs rückſichtlich ſeiner Kabinete ſollten ausgedrückt werden. Dieß geſchah, und mit Wallraf zuſammen machten wir eine allgemeine Ueberſicht ſeiner Sachen, fügten die beiläufigen Taxen derſelben an, und machten den Ueberſchlag, zu welcher Summe jährlicher Rente Wallraf ſich entſchließen würde, ſeine Sammlungen zum öffentlichen Gebrauche einer künftigen Univerſität hinzugeben. Und zwar wurde auf dieſe letzte Bedingung das gehörige Gewicht gelegt, und beſtimmt angegeben, daß ohne die Erfüllung derſelben das Ganze für ungeſcheiden angeſehen werden ſolle. Wie denn auch Wallraf ganz der Meinung iſt, ſeine Sachen, um ſich für dieſelben ein ruhiges Alter zu ſchaffen, eher an was immer für eine fern entlegene Stadt hinzugeben, als ſie zu ſeinem ewigen Verdruß und zum Trotz für Köln, in einer nahe gelegenen aufgeſtellt zu ſehen. Nach dieſem Memoire erhielt ich die entſchiedenſte Zuſtimmung des Gouverneurs zu den Wünſchen Wallrafs und zugleich den Auftrag, möglichſt bald die Inventarien der Sammlung zu machen, und ſie ihm zur Einſicht zuzuſtellen. Dieß war nun freilich eine ſchlimme Commiſſion, allein Du würdeſt Dich

wundern, wie wir, theils durch Hülfe früher gemachter Inventarien, als die Sammlung in das Collegium sollte gebracht werden, theils dadurch, daß wir Wallraf sehr nothigten und ängstigten, daß jetzt durchaus geschehen müsse, was für ihn in aller Zukunft nützlich seyn würde, theils endlich und vorzüglich durch die unbeschreibliche Geduld und Ausdauer Reigebaurs, in etwa vierzehn Tagen wenigstens zu so viel Ordnung kamen, daß alle Gemälde in ein Zimmer allein gestellt, aufgeschrieben und nach Schulen geordnet waren, eben so die Kupfer, die Zeichnungen und endlich die Antiquitäten, so daß in dieser Zeit Wallrafs Haus ein ganz neues Ansehen bekam, und daß man anfing, durch dieses Chaos einiges Licht zu entdecken.

Bloß das immer wachsende Gerücht, daß nicht Köln, sondern Bonn die künftige Universität haben solle, hat überall schlechten Eindruck gemacht, so bestimmt ich auch weiß, daß der Gouverneur versichert hat, es werde darüber nur von dem künftigen Landesherrn entschieden werden. Wallraf aber ergrimmte schon über die bloße Muthmaßung dergestalt, daß wir in seinen Sachen seit ein paar Tagen nichts mehr thun konnten. Er ist über Briefen in alle Welt beschäftigt, und ich glaube gewiß, daß er seine freundschaftlichen Verhältnisse mit dem preußischen Hofe und andere Maschinen in Bewegung setzen wird, um etwas zu erzwingen. Stein scheint mir noch immer der bedeutendste Nervus rerum, und es ist besprochen worden, daß alle Materialien, aus welchen für das Beste unserer Stadt etwas zusammengestellt werden könne, mir oder Kassel zu einem bündigen und bestimmt redenden Berichte an Stein sollen gegeben, und dieser Bericht dann, freilich an Stein adressirt, aber gedruckt, überall, wo er Eingang finden und Wirkung haben könnte, sollte hingesendet werden. Es ist schrecklich, daß so wenig Tüchtigkeit und einstimmige Thatkraft in unserer Stadt herrscht, und daß, so gerne einzelne, so wie ich auch, alles thun und bearbeiten möchten, damit etwas zu Stande komme, man nur so schwer irgend jemand von Gewichte und Autorität für sich gewinnt, mit dem zusammen oder unter dessen Namen man irgend etwas betreiben könnte. Dich kann ich daher nur beschwören, lieber Freund, Deine alte Liebe und Deinen Eifer für unser Köln nicht erkalten zu lassen. Möchtest Du erst hier seyn, und könnte sich dann ein thätiger enger Verein bilden, der

Schenke

spricht.

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh' mir weg, verſchmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun ſo küßt er mir die Stirne.

Aber du, ich wollte wetten,
Biſt mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, deine Brüſte
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubſt du wohl mich zu betrügen,
Daß du jetzt verſchämt entweicheſt?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen wenn du ſchleicheſt.

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unſrer Trunkenheit
Lange nicht genug geſagt.
Gewöhnlich der Betrunkenheit
Erliegt man bis es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht umher gejagt.
Es iſt die Liebestrunkenheit,
Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt.

das nur zu erbärmlich verwaltete Wohl unſerer guten alten Stadt recht mit Wärme betriebe! — Zu dem Fund im Odenwalde viel Glück; den Antheil, den wir daran nehmen, wirſt Du in der Kölner Zeitung ausgedrückt geſehen haben. Sage mir doch auch bald ein wenig, wie es Dir geht, und was Du von den Dingen hältſt, die da kommen ſollen.

Unter den Bekanntſchaften, die ich erſt kürzlich machte, war mir die von Görres und ſeiner Frau bei weitem die liebſte und nützlichſte. Sie waren etwa vier Tage bei uns, und da das andere Volk den fidelen Görres weder verſtand, noch auch angenehm fanden, und ſomit über die Maßen kraß behandelten, ſo habe ich die Zeit meiſt allein mit ihm auf himmliſche Art verlebt. Ich habe ihn ſehr lieb. Grüße Melchior und Bertram recht herzlich und laß uns doch recht bald etwas hören.

Köln, 19. November 1814.

Beiliegend erhältſt Du Briefe von dem Schulendirektor Graſhof, lieber Sulpiz, die er mir, an Dich zu überſchicken, auftrug. Was ſie enthalten, iſt mir dem Inhalt nach wohl bekannt, und ich kann nichts angelegentlicher thun, als Dich bitten und beſchwören, daß Du, ſo viel immer möglich, den Wünſchen des Direktors und unſer aller nachkommſt. Fürwahr ſchon Jammer genug, daß Du nicht nun ſchon hier biſt, um zu denen mit Rath und That zu treten, die ſich nun ſo recht mit Eifer und Liebe der Verfaſſung unſeres künftigen Schulweſens annehmen. Der Gouverneur und ſeine Delegirten gehen dabei wirklich mit ungemeiner Vorſicht und Redlichkeit zu Werke, und wenn nur von allen Seiten tüchtig mitgewirkt wird, ſo iſt etwas Gutes zu erwarten. Mag nun freilich das Anſuchen des Direktors mit Deinen nunmehrigen Arbeiten und Planen nicht ſo ganz leicht zu vereinbaren ſein: denke doch dabei immer, daß wir unſerer lieben alten Stadt etwas ſchuldig ſind, und daß es Pflicht iſt, für ſie etwas zu thun, wenn es auch einiges Opfer koſtet. Was mich perſönlich angeht, ſo habe ich auch alles Uebrige einſtweilen bei Seite geſchoben, und was ich vermochte, gerne mitwirken helfen.

Noch immer bringe ich den Morgen meiſt mit Organiſation

der Wallraf'schen Sammlungen zu. Der Alte fängt nun endlich an, sich selbst über das, was er sein ganzes Leben nicht gekannt hat, über die Ordnung nämlich, zu freuen, und bietet zu fernerem Fortarbeiten freundlich und thätig die Hand. Freilich thut dabei auch die Aussicht auf die jährliche Rente, welche sich circa auf 2000 preußische Thaler belaufen wird, das ihrige. Mich aber reizt nicht wenig die höchst lehrreiche Betrachtung der vielen seltenen Kunstwerke und zum Theile äußerst unterrichtenden Bücher und Naturalien.

Außerdem habe ich, so gut ich es vermochte, auch Reigebaur in seinen Geschäften unterstützt, der freilich eine ungemeine Leichtigkeit und besondere Manier hat, alle Menschen für seine Geschäfte zu benutzen und sie thätig dabei anzustellen. Es haben nun seit gestern die Prüfungen der Lehrer angefangen, die zu den künftigen Gymnasien bestimmt werden sollen. Es haben sich außer den bisherigen Professoren noch ziemlich viele gemeldet. Allein auch zur künftigen Universität machen wir uns noch alle Hoffnung. Denn ist darin unsere stärkste Rivalin, und soll der Protektion des Ministers Stein genießen. Der Direktor aber und der Gouverneur stimmen durchaus für Köln, des Fonds wegen, sowie weil wir hier schon viele Gebäude, Sammlungen, Anlagen u. s. w. besitzen, die in Bonn erst mit großen Kosten müßten angeschafft werden. Hast Du vielleicht jemand in Wien, wobei eine Erinnerung über diesen Gegenstand von Erfolg sein könnte, so versäume sie doch ja nicht. Ich glaube persönlich das Meinige gethan zu haben, indem ich auf vieles Zureden Wallrafs, Kasiels u. A., welche schon nicht mehr zu den Vorlesungen in dem Gymnasio, sondern zu der künftigen Universität bestimmt sind, die mir von Grashof (auf Vorschlag Jener) angetragene öffentliche Vorlesung über höhere Philosophie annahm. Mit dem Anfang des kommenden Jahres sollen die akademischen Vorträge vorläufig beginnen. Ich freue mich über mein Fach, weil ich wohl glaube, darin etwas thun zu können, und weil ich gerade dieses nicht gern einem Fremden, vielleicht Exprotestanten hätte gönnen mögen. Im Ganzen haben wir über das Benehmen der preußischen Direktur in den Schulsachen nicht zu klagen, sie gehen mit gehöriger Bescheidenheit zu Werke, und wenn sie auch nicht alles Protestantische fern halten können, wie dieß einmal natürlich

ist, so schließen Sie sich doch den Wünschen und Bedürfnissen des Landes gar sehr an, wie dieß schon daraus zu ersehen, daß sie durchaus einen katholischen Direktor der Kollegien und des Gymnasii haben wollen. Sey also auch Du nochmal gebeten, Dich nicht zurückzuziehen, denn denke: es ist unsere gute, alte, fromme Stadt, die uns ruft. Solltest Du auch, was doch nöthig wäre, alsogleich nicht selbst kommen können noch dürfen, so wollte ich Dich wohl bitten, dem Direktor zwei oder drei derer, die Du hier als tüchtig und wohlmeinend kennst, zu einstweiligen Stellvertretern vorzuschlagen; worauf gewiß Rücksicht genommen werden wird. Ich selbst will Dir gerne in Allem behülflich seyn, aber ich versehe mich darauf, daß Du recht bald schreibst.

Endlich ist nun doch Dein lang erwarteter Schenkendorf bei mir angekommen. Denke, daß wir ohne uns nur im mindesten zu kennen, auf der offenen Straße stehen blieben und uns ansahen, bis ich ihn freimüthig fragte, ob er Schenkendorf sey, was er bejahte, wo dann gleich alles sich fand und machte. Wir sind recht gut zusammen, bringen meine ganze Zeit zusammen zu, und er hat mir, ich ihm schon viel gelesen und gezeigt, worin wir vielleicht beide sonst nicht zu freigebig sind. Auch bei meinen Eltern ist er gut gelitten. Er war schon mehrmals bei uns zum Thee, einmal zu Tisch und wird gewiß noch öfter zu uns kommen. Ich mag ihn gern erzählen hören, und seine Kraftäußerungen, ein frommer Mensch, ein kindliches Gemüth, ein gutes Kind, höre ich von ihm gar gerne.

Schenkendorf hat mir recht mit Feuer und Liebe die Bekehrung Goethe's vor Euern Bildern geschildert, und die kann ich mir denken, so als wäre ich dabei gewesen. Welch' ein Wunder! welch' eine Erscheinung! Ist es nicht als ob zu den drei Heidenkönigen an die Krippe des Heilands noch ein vierter hintrete und auch sein Geschenk hinbrächte, und vor dem neugeborenen Kinde (in dem laufenden Jahre ward es doch wahrhaft neugeboren!) auch niederkniete, und opferte, und glaubte, und das Evangelium dann unter seine Brüder fern und immer ferner verpflanzte. — „Was wir gebaut in unserer Kraft, können wir, wenn wir Besseres fühlen, auch in eigener Kraft wieder zerstören;" und so sollen also die Propyläen sinken und mit ihnen die Götterbilder in den Elegien, und wer weiß, ob statt der Iphigenie nicht noch eine

große, herrliche, christliche Heldin Goethen den Kranz der Unsterblichkeit aufsetzen soll! Wie mir über Schenkendorfs herzdurchdringender Erzählung ward, das schildere ich nicht. Aber ich konnte mir es recht denken, wie im Himmel über Eine Bekehrung mehr Freude seyn mag, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht mehr bedürfen. Genug, Ihr seyd überselige und zu glückliche Menschen, daß euch in frommem Streben dort vielleicht bei euern Bildern zu Theil ward, woran tausend Prediger und tausend Schriftsteller ewig umsonst würden gearbeitet haben. Gebt Gott die Ehre, denn ihr habt noch Lohn genug im bleibenden Nachruhm, der euch bei der Welt und bei vielleicht noch unzähligen, durch dieses Pfingstfest erleuchtet werdenden Gläubigen nie entgehen kann. Gebt Gott die Ehre, damit das Werk in seinem Beginnen und Folgen von des Herrn Erbarmen zeuge, und ewig es preise und verkünde!

Sulpiz Boisserée an Groshoff, Direktor des öffentlichen Unterrichts am Niederrhein.

Heidelberg, 26. November 1814.

Ihr mir in jeder Hinsicht sehr werthes Schreiben habe ich erhalten, und eile es gleich zu beantworten, und für das schätzbare Vertrauen, welches Sie mir schenken, verbindlichst zu danken.

Ew. Wohlgeboren erwerben sich durch die Wiederbelebung und Verbesserung der so ganz gesunkenen Unterrichtsanstalten in meiner Vaterstadt ein großes bleibendes Verdienst um das niederrheinische Land und um die ganze deutsche Sache; es könnte mir nicht leicht etwas erwünschter seyn, als zu einem so edeln Zweck beizutragen, denn während ich nur zu lange mit ansehen müssen, wie boshaft absichtlich unsere Feinde gewirthschaftet haben, um allen Unterricht zu untergraben, waren meine Gedanken im stillen immer auf das in dieser Hinsicht wachsende Bedürfniß meiner Landsleute gerichtet, von denen mir wohl noch in höherem Maß guter Wille und Bildsamkeit, als der nur zu offenkundige Mangel an Bildung bekannt ist.

Es freut mich unendlich und es findet bei allen Männern vom Fach den größten Beifall, daß Sie dem neuen Gymnasium so viel Umfang und Wichtigkeit geben, deßhalb auch auf angemessene Besoldung bedacht sind; gerade bei uns, scheint mir, thut die Errichtung eines solchen Gymnasiums zuerst vor allem andern noth und wird von der fruchtbarsten Wirkung seyn; gehen doch daraus als aus der Wiege alles Unterrichts erst die Lehrer der Elementarschulen, sowie die Schüler der Universität hervor.

Darum kömmt nun freilich auf die Besetzung der Lehrstellen gar vieles an, und ich mache mir eine Pflicht daraus Ihrer Aufforderung zu Vorschlägen nach allen Kräften zu entsprechen, meine Bekanntschaften und vorläufigen Erkundigungen gewähren mir dazu schon sehr befriedigende Aussichten; aber Ihren so gar ehrenvollen Antrag der Direktion, bin ich leider nicht im Stande anzunehmen. Die nahe Erscheinung der ersten Abtheilung meines Werkes über die Kölnische Domkirche und über die gesammten deutschen Kunstalterthümer, dem ich seit sechs Jahren meine ganze Zeit gewidmet habe, fordert gerade in diesem Augenblick meine ganze Thätigkeit, auch bindet mich eine sich darauf beziehende Verabredung mit Goethe. Dürfte ich zwar wohl glauben durch Bekanntschaft mit den Verhältnissen, durch Thätigkeit und allgemeine Einsicht, bei der Einrichtung der kölnischen Schulanstalten einigermaßen nützen zu können, so möchte doch ein Mann von praktischer Erfahrung im Schulwesen, ein Direktor, der selbst Lehrer wäre, größeren Nutzen stiften; dahingegen ich mich in dem Fach der deutschen Kunstalterthümer noch so ziemlich allein, und nach dem vielfachen Beifall zu urtheilen, recht eigentlich in meinem Beruf sehe. Ich hoffe auf diesem Wege für meine Vaterstadt, für die niederrheinische Gegend und für ganz Deutschland manches zu leisten, was nicht bloß in Beziehung auf Geschichte und Gelehrsamkeit, sondern auch auf das Leben selber von schöner, heilsamer Wirkung seyn wird.

Kein Volk bedarf wohl mehr der Erinnerung an eine große Vorzeit als das deutsche, welches nach hundertjährigem Zwiespalt und dreißigjährigem Krieg hundertfünfzig Jahre in der Verachtung seiner selbst und Nachäffung des Fremden verlebt hat; auch ist das Bedürfniß darnach in der letzten Zeit, als der Feind uns alle Eigenthümlichkeit zu nehmen drohte, mit dem siegreichen Gemeingeist

allgemein aufgewacht; und nun gibt es wieder kein Land in ganz Deutschland, welches so viele, so große und bedeutende Denkmale aus der gesammten deutschen Vorzeit aufzuweisen hätte, als eben das niederrheinische Generalgouvernement, das Herzogthum Niederlothringen.

Ich bedaure nur zu sehr, Sie hierüber nicht mündlich ausführlicher unterhalten, Ihnen nicht zeigen zu können, was ich von Bauwerken und was in Verbindung mit meinem Bruder und meinem Freund von Malereien zu diesem Zweck gesammelt habe. Immerhin fordert Ihr gütiges Vertrauen das meinige, und ich will Ihnen nicht verhehlen, daß meine Absicht ist, in wenig Monaten nach Berlin zu gehen und bei der Herausgabe meines Werkes meine Bekanntschaften mit den ersten dortigen Gelehrten, mit den Ministern und den Gliedern des königlichen Hauses zu benutzen, um in Verbindung mit der in unserem Lande zu errichtenden Universität eine Anstalt für die Erhaltung, Sammlung und Bekanntmachung deutscher Alterthümer zu Stande zu bringen, von der ich mir den schönsten Erfolg verspreche.

Vorläufig empfehle ich Ihnen diesen Gedanken zur freundlichen Beherzigung, was jetzt schon von Ihnen für die Anschaffung der Wallraf'schen Sammlung geschieht, ist ein trefflicher Anfang, was fernerhin mit Unterstützung der Regierung auf diesem, für das alte Deutschland klassischen Boden zu öffentlichen Zwecken noch gethan werden kann, läßt sich nicht berechnen, wenn ich betrachte, wie viel uns in den wenigen Jahren mit den beschränkten Mitteln von Privatleuten gelungen ist.

Von der zu errichtenden Universität scheinen meine lieben Landsleute, wie ich aus mehreren Briefen sehe, etwas voreilige und enge Begriffe zu haben, fast als sollte es eine bloß kölnische Universität seyn, da es doch eigentlich nicht nur eine Landes-, sondern eine allgemeine deutsche Universität, wie Berlin, Jena, Leipzig, Göttingen, Wien u. s. w. seyn müßte, wenn es recht fruchten sollte. Dazu gehören aber Männer erster Größe und deßhalb möchte man wohl wünschen, daß die Universität nicht eröffnet würde, ehe die Regierung solche Männer berufen hätte. Daß indessen die Regierung, die so vieles für die Bildung thut, sich hiezu bereitwillig wird finden lassen, sobald die schließliche

Beſitznahme des Landes vollkommen entſchieden iſt, daran zweifle ich keinen Augenblick, da die Wichtigkeit und der Einfluß einer bedeutenden Univerſität am jenſeitigen Niederrhein, in dem großen Wirkungskreis von Luxemburg bis Münſter, von Holland bis Mainz nur zu ſehr in die Augen fällt.

Dr. Schmitz an Sulpiz Boiſſerée.

Köln, 13. März 1815.

Lieber Sulpiz! die Sachen und Menſchen ſtehen hier ſchlecht, ſehr ſchlecht, nirgendwo was erfreuliches und aufmunterndes aufzutreiben! Ich mag mich irren, allein ich halte dafür, wir haben nur mit Bänken gewechſelt und ſind auf der nämlichen Galeere angeſchmiedet geblieben. Nun ſoll noch dabei das Reich Plutos wieder anheben, da dieſer Teufelskerl in Frankreich hereingebrochen, das wird wieder eine ſchöne Paſſionsgeſchichte werden, dafür hat er und ſein Anhang gewiß ſchon hinlänglich geſorgt. Man mußte monarchiſch dumm ſeyn, um einem ſolchen Lügenvater aufs Wort und Unterſchrift zu glauben. Du kannſt leicht erachten, welche Senſation dieſe Nachricht hier erregte, ich weiß wo man das Bildniß Napoleons aufgeſtellt, Lichter angezündet wie vor dem Venerabile; man zog mit Drehorgeln durch die Stadt ſingend es lebe Napoleon, den franzöſiſch Geſinnten ſchlägt das Herz bis in den Hals. Die hier anweſende ſächſiſche Garniſon ſtimmt in den Chorus ein, wo dieſe wohnen, iſt meiſt mit den Wirthen eine kordiale Antipathie gegen Preußen, und leider hat dieſes in etwa einen Grund; mit einem Wort: die Regierung thut nichts, was auch nur den Willen Gutes für die Zukunft zu wirken, errathen ließe, keine Güte, keine Schärfe, die jetzt gewiß nicht ausbleiben ſollte, keine Größe, kein Gewicht, lauter Bettel und Wortkram. Amen! Ich bitte und beſchwöre Dich, nichts vorbeigehen zu laſſen, was man zum Beſten unſerer Stadt feſthalten könnte. Von hier aus geſchieht freilich ſehr wenig, indeſſen hatten wir fürs erſte Ruhe, ſo würde wohl der Regierung ſelbſt daran liegen, ihre Schafe zu pflegen, um ſie ſcheeren zu können. Sey ſo gütig mir bald tröſtliche Nachrichten zu ſchreiben, denn ich bin auf alle Weiſe niedergeſchlagen, bis zur Gleichgültigkeit gegen mich ſelbſt.

G. Reinhard an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 1. Mai 1815.

Wiewohl ich erst gestern einige Zeilen an Sie geschrieben habe, so drängt es mich doch, mein lieber braver Freund, der so schnell und so treu, mir, dem Verdächtigen und Gefangenen entgegen geeilt ist, sogleich die Nachricht mitzutheilen, daß gestern ein preußischer Kourier mir meine Papiere und dem Fürsten von Reuß die Autorisation gebracht hat, mir und meinen Reisegefährten Pasworte zu ertheilen. Der Entschuldigungs- und Anerkennungsbrief des Fürsten von Hardenberg an mich ist sehr verbindlich und ehrenvoll, und ebenso sein mich betreffendes an den Fürsten von Reuß.

Ich werde nun morgen mit Gott nach Falkenlust abreisen. Ob nachher wieder nach Gent, das hängt von einer Antwort ab, die ich vom Grafen Jaucourt abwarten werde. Der König hat sich in dieser letzten Krise gegen mich so edel und gütig benommen, daß es für mich Pflicht des Gefühls und der Ehre wird, ihm meine Dienste, auch mit Aufopferung meiner Neigung noch eine Zeit lang zu weihen, wenn er ihrer wirklich bedarf.

Von Falkenlust aus mehr. Grüßen Sie unsere gemeinschaftlichen Freunde herzlich. Beweise von Freundschaft wie die, die Sie mir gegeben haben, vergißt man nie; auch drück ich Sie mit innigem, warmem Gefühl an mein Herz.

An Goethen schreib ich von Falkenlust aus. Harnier ist ein sehr edler Mensch.

Jakob Grimm an Sulpiz Boisserée.

Wien, 2. Mai 1815.

Verehrter Freund!

Ihr neuliches Schreiben ist mir ganz richtig zugelangt und ich benutze eine Gelegenheit, um Ihnen vorläufig einiges zu erwiedern. Die Ursachen, warum sich Ihr mir gegebenes Vertrauen seither noch so schlecht gerechtfertigt hat, sind nacheinander folgende:

1) die ausnehmende Fahrlässigkeit Pilats. Ihren Brief vom vorigen Jahr habe ich zwar erhalten, aber nicht behalten, denn

nachdem ich ihn kaum flüchtig durchgeleſen, ließ er mich darum bitten, um für ſeinen Beobachter einen Auszug der wichtigen und auffallenden Wiederfindung des bewußten Grundriſſes zu nehmen; wobei ich keinen Anſtand finden konnte. Als ich den Brief wieder begehrte, um die mir darin mitgetheilten Daten weiter zu verfolgen, hatte er ihn verlegt u. dgl. und hielt mich ſo mehrere Monate hin mit nie erfüllten Verſprechungen, ihn gleich den folgenden Tag aufzuſuchen. Ich bin dadurch auch um einige Notizen gebracht worden, die Sie mir, wie ich mich noch erinnere, über Thierfiguren an Kirchen zu geben ſo gut waren und welche ich mir alſo nochmals ausbitten muß.

2) meine vielfältigen, genug verwünſchten Congreßdienſtgeſchäfte, die mir nicht nur die beſten Stunden des Tages wegnehmen, ſondern auch die übrigen unſicher machen, ſo daß ich nie von freiem Herzen an was anderes gehen durfte.

3) die verfluchte Napoleons- und Franzoſengeſchichte, die alle Hoffnungen über den Congreß und ſeinen Ausgang abſchnitt und den ſäuerlichen Anſatz von Verdruß und Aergerlichkeit völlig ins Gähren brachte. Ich mag darüber kein Wort weiter zufügen, denn jeder gute Menſch muß fühlen, wie einem dabei zu Muthe ſeyn muß in der Nähe. Sobald ich einmal nur daraus bin, will ich wieder frei athmen, und freudig hoffen und glauben, daß ſich die deutſche Sache ſchon ſelber und Gott ihr helfen werde.

Die verlangte Stelle oder das Kapitel aus dem Titurel hatte ich längſt aus der kaiſerlichen Handſchrift für Sie copirt (in der Dietrichſtein'ſchen, die ohnedem nicht hier, ſondern ſchon vor meiner Ankunft in Büſchings Händen war, muß es hingegen mit der mangelnden erſten Hälfte des Ganzen fehlen), und würde es gegenwärtig beilegen, wenn ich nicht gedacht hätte, ich wollte es mit nach Hauſe nehmen, die Varianten in mein Exemplar von 1477 eintragen, und Ihnen meine Meinung über dunkle Wörter darzuthun. Wollen Sie indeſſen das Kapitel ſogleich haben, ſo verlangen Sie es mir nur ab, denn ich betrachte es ſchon jetzt mehr als Ihnen gehörig, weil ich es für Sie geſchrieben habe.

Von der Spinnerin am Kreuz ſende ich Ihnen anbei ein Exemplar der Geuſauiſchen Abhandlung, das ich mit vieler Mühe noch aufgetrieben, weil ſich die geringe Auflage ſchon lange vergriffen hatte. Mir ſcheint die einfache Sage, daß eine Spinnerin

mit ihrem mühsamen Verdienst das Heiligenbild zu Stand gebaut, dem Namen und der Sache näher zu kommen, als die gedrehten Auslegungen aus Crispin, Kreuzspinne und der Haspelgestalt des Kreuzes oben. Berichtet doch schon Herodot ähnliche Sagen von der Pyramide, wiewohl eine schöne Königstochter leichter Geld verdienen kann als eine arme Spinnfrau. Ehe ich das Denkmal gesehen, dachte ich mir aus dem bloßen Namen, daß es ein Marienbild, und Maria hätte sehr gut die spinnende und webende Himmelskönigin mit ihren langen Flachshaaren seyn können, allein freilich sind die Bildfiguren nicht danach. Finden sich an andern gothischen Kirchenbildern heilige Frauen mit der Spindel? (vergleichen Sie dazu einen kleinen Aufsatz, den ich vorigen Winter über die reine Pedauque, die an mehreren französischen Kirchen abgebauen steht, für die altdeutschen Wälder abgesandt hatte, ob er aber schon gedruckt ist, weiß ich nicht bestimmt.) Dann wäre zur Noth möglich, daß früher an derselben Stelle das Bild der Spinnerin oder Mutter Gottes gestanden und nachher der Name geblieben, als man das prächtigere Denkmal der Kreuzigung hingebaut hatte.

Dießmal breche ich ab und bitte mir gut zu bleiben. Vermuthlich bleibe ich noch über einen Monat hier.

E. M. Arndt an Sulpiz Boisserée.

Köln, 20. Mai 1815.

Hier bin ich seit drei Tagen in Ihrer alten ehrwürdigen Vaterstadt, und freue mich, daß ich hier bin; denn obwohl das Politische des Augenblicks alle Thätigkeit, und man möchte fast sagen, alle Gefühle der Menschen in Beschlag nimmt, so ist es doch gut, daß einem zuweilen etwas vor das Auge tritt, was an Anderes erinnert als an die Künste, wodurch die Völker einander im Todtschlagen zu überbieten suchen. Ich bleibe nun hier und werde sehen, ob ich einige Federfünklein unter die Menschen werfen kann, die hie und da ihren Zündstoff finden. Wie jener Cato der Alte ewig sagte: Ego quidem censeo, Carthaginem esse

Dem Herzen, das in Trunkenheit
Der Lieder ſchwillt und ragt,
Daß keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb', Lied und Weines Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichſte Betrunkenheit
Die mich entzückt und plagt.

Du kleiner Schelm du!
Daß ich mir bewußt ſey,
Darauf kommt es überall an.
Und ſo erfreu' ich mich
Auch deiner Gegenwart,
Du allerliebſter,
Obgleich betrunken.

Was in der Schenke waren heute
Am frühſten Morgen für Tumulte!
Der Wirth und Mädchen! Fackeln, Leute!
Was gab's für Händel, für Inſulte!
Die Flöte klang, die Trommel ſcholl!
Es war ein wüſtes Weſen —
Doch bin ich, Luſt und Liebe voll,
Auch ſelbſt dabei geweſen.

Daß ich von Sitte nichts gelernt
Darüber tadelt mich ein jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Katheder.

delendam, ſo muß man es unſern kabinetlichen und diplomatiſchen Dummköpfen immer und ewig ins Ohr ſchreien: „Ich ſage und meine, das verruchte Frankreich muß geſchwächt werden, und Deutſchland wird nicht eher ſicher ſeyn und ſich in eigener freudiger Kraft entwickeln können, als bis wir das Elſaß und unſre alten Grenzen an den Vogeſen und Ardennen wieder gewonnen haben.“

Für unſern Krieg iſt mir nicht bange: der Geiſt Gottes, der ſichtbarlich und wunderbarlich die letzten ſieben Jahre und beſonders die drei jüngſten geführt hat, und der als eine Flamme durch die Herzen der deutſchen Menſchen hingeweht hat, wird es alles herrlich hindurch führen. Das einzige was wir zu fürchten hätten, wäre ein zu geſchwindes Ende des Kriegs und die elende Nichtswürdigkeit der federleſenden Kabinetspolitik, welche uns durch den Congreß von Chatillon beinahe zerſtört hätte, durch den ſchändlichen Pariſer Frieden die Arbeiten und das Blut unſerer beſten Söhne und die Vertheile des Vaterlandes verſchenkte, und durch den dummen Congreß zu Wien das Reich für die Fremden zerlegte.

Gott wird uns und unſere Sache nicht verlaſſen, denn mehr als je kann dieſer Krieg ein Kreuzzug heißen, da wir gleichſam als die Streiter des Himmels gegen Satans Reich ins Feld ziehen.

Ihren lieben Brief vom Monat März erhielt ich auf der Reiſe in Stralſund, aus deſſen Gegend ich meinen bald wehrhaften Sohn abholte, der nun bei mir iſt. Seit jener Zeit bin ich in Berlin, Kaſſel, Lüttich und Aachen geweſen, und hoffe hier nun einige Monate der Ruhe zu genießen und etwas zu arbeiten. Daher kömmt es, daß ich Ihnen auf Ihren freundlichen Gruß ſo ſpät antworte und bei Ihnen und den andern lieben Freunden mein Andenken ſo ſpät erfriſche.

Gott erhalte das Vaterland und laſſe es Ihnen und allen die etwas Ernſtes und Deutſches wollen, glücklich gelingen! Viele Grüße dem Melchior und Bertram und allen Freunden. Ich bin leider ſo kurz in Heidelberg geweſen, daß ich auf ſo viele unverdiente Gütigkeit und Freundlichkeit der Menſchen gar nicht habe antworten können.

Baden, 17. Brachmond 1815.

Ich habe einen jämmerlichen Winter verlebt, Kopfschmerz, Nervenreiz, Ohnmachten u. dgl. alle Tage. Ich war kaum eine Zeile zu schreiben im Stande. Vieles Reiten, das Bad und der Frühling haben mich etwas weniger leidend werden lassen. Eine regelmäßige Beschäftigung und gesunde Bewegung werden wohl das beste thun müssen.

Rühl schreibt mir, daß meine Anstellung bei dem Militairgouvernement des Niederrheins gewiß sey; Jordan schreibt mir, daß ich im Hauptquartier beschäftigt werden soll; Gruner hat mich aufgefordert zu ihm zu kommen. Wohin die höheren Mächte nun winken werden, weiß ich noch nicht, hoffe und wünsche aber gen Köln. In vierzehn Tagen gedenke ich gen Heidelberg u. s. w. zu ziehen. Dann mündlich mehr, von dem was uns am Herzen liegt.

Werdet Ihr denn den Meister diesen Sommer nicht herführen? Wir hatten es gehofft.

Lebt recht wohl, Frau und Kind grüßen herzlich. Und es kann Euch wohl recht seyn, dem Kaiser Franz Eure Bilder zu zeigen. Mit Hochachtung, Ergebenheit, Dankbarkeit und Liebe

Euer treuer Landsmann im engern Sinn

Max Schenkendorf.

Tagebuch.

Den 1. August 1815 bin ich zu Fuß von Schlangenbad nach Schwalbach gegangen. Im Posthaus erfuhr ich, daß Goethe den Tag vorher da zu Mittag gespeist hatte. Als ich am Abend von einem Spaziergang nach Adolphseck zurückkam, fand ich Goethes Brief, und Herr v. Burgsdorf brachte mir einen von Tieck.

Den 2. August ging ich nach Wiesbaden, Burgsdorf begleitete mich halbwegs, bis an das Schwalbacher Chausseehaus. Von Tieck hatte mir Burgsdorf schon Tags vorher erzählt, daß er sehr fleißig sei, und mit einem großen Anstoß zu arbeiten angefangen habe; er wollte deßhalb diesen Sommer auch nicht reisen, um sich nicht zu unterbrechen. Er sei beschäftigt mit einer

neuen Ausgabe des Sternbald und einer Fortſetzung deſſelben: dem Phantaſus, und einem Werk über Shakeſpeare.

Goethe und Sulpiz Boiſſerée in Wiesbaden, Frankfurt, Heidelberg &c.

Wiesbaden, 2. Auguſt 1815.

Mittags kam ich zu Goethe, es war ein fröhlicher, herzlicher Empfang. Stein hatte ihn erſucht, an Hardenberg ein Memoire zu ſchreiben über die Kunſt und die antiquariſchen Angelegenheiten; darüber wollte er mich berathen. Er ging gleich darauf ein, daß es geradezu, ohne Steins Veranlaſſung zu erwähnen, geſchehen müſſe, um dem nächſten Parteiweſen zu entgehen. Ich erzählte ihm, wie er bei Hardenberg gut angeſchrieben ſey, nach den Aeußerungen von Jordan, im Hauptquartier, über ſein politiſches Benehmen. Goethe ging gleich weiter, meinte, er könne ja das Memoire zugleich an Metternich ſchicken, er ſey ihm ohnehin noch den Dank für den Orden ſchuldig. Hauptgrundſatz ſoll darin ſeyn, daß die Kunſtwerke und Alterthümer viel verbreitet würden, jede Stadt die ihrigen behalte und wieder bekomme, aber daß dabei geltend zu machen ſey, daß ein Mittelpunkt gegeben werde, wovon aus über das Ganze gewacht würde. „Laßt Düſſeldorf wieder etwas haben, wie es in ſeinen Sälen aufgeſtellt war, wozu Alles in München? Laßt Köln, Bonn, ja Andernach etwas haben! Das iſt ſchön und ein großes Beiſpiel, daß die Preußen den Petrus nach Köln zurückgeben. So ſtellt auch der Ingenieurgeneral Rauch alle römiſchen Alterthümer, die bei Köln gefunden werden, in ſeinem Hauſe auf, mit dem feſten Willen, daß ſie in Köln bleiben ſollen.“ Vom Dombau; von Cornelius, deſſen Fauſt, von Ruſchewey ſehr ſchön geſtochen er bekommen habe, ſoll geſprochen werden; von Allem, was Einzelne gethan, und was nun zu erwarten, wenn die Unterſtützung der Regierung zu Hülfe komme. „Gebt nur den Malern und Künſtbefliſſenen zu leben und zu thun, ſo werden ſich ſchon von ſelber Schüler bilden. Mit allen Zeichenſchulen iſt es doch nichts, es läuft am Ende nur auf Handwerk und Fabrik hinaus; ich weiß

ja, wie es uns in Weimar geht; ich hüte mich wohl, das Jedem zu ſagen, aber du lieber Gott, die Zeichenſchule iſt nur dazu da, daß die Leute die Kinder aus dem Hauſe kriegen, und für die Kinder iſt ſie nur da, daß ſie daran vorbei gehen! Ich will ſie auch wahrhaftig nicht daran hindern, ich weiß, was zu einer eigentlichen Kunſtakademie gehört, aber das ſind ganz andere Forderungen, als man machen kann."

Ich ſprach ihm von einer deutſchen Geſellſchaft für Alterthum und Kunſt, wo es auf's Sammeln ankomme, und das Bedürfniß der Gemeinſchaft am natürlichſten ſey, und wodurch am erſten dergleichen Zuſammenwirken zu Stande zu bringen wäre. Aber freilich müßte es geſchehen, ohne alle äußere Anſtalt von Seiten der Regierung, nur Freiheit und Begünſtigung bedürfe man, es müſſe ſich von ſelbſt machen, da ſeyn, ehe davon geſprochen würde.

Goethe ging auf Alles ein, erinnerte mich an das, was er von der engliſchen Geſellſchaft der Naturforſcher in der Farbenlehre erzählt hat u. ſ. w. Von der Farbenlehre waren wir auf den Magnetismus gekommen; ich hatte ihm von Schelver erzählt, von Reefs Bekanntſchaft mit Major Meyer, und den Papieren der Frau v. R. „Er haſſe dieſes Treiben, weil die Menſchen es zu weit führen, und doch ſicherlich nie dahinter kommen, darum bekümmere er ſich auch gar nicht darum, und wolle nichts davon wiſſen. Er ehre und erkenne die Erfahrung an, damit ſey es aber auch abgethan. Es bedürfe, meinte er, fünfzig Jahre, ehe die Farbenlehre anerkannt werden könne, ſie ſey nur für die jungen, unbefangenen Menſchen, mit den andern ſey nichts anzufangen, die ſäßen bis an den Hals in ihrem Syſtem, und ſey ihnen unbequem, ſich einmal auch nur zum Verſuch heraus zu bemühen. Darum ſey er auch von Herzen grob geweſen; das gefalle doch wenigſtens der Jugend, die dächte: Ei, der Alte weiß doch ſonſt auch Beſcheid und kennt ſeinen Vortheil, er wird doch nicht ins Blaue hinein ſchelten und verrückt ſeyn, ſondern er muß einen Hinterhalt, Grund und Boden haben, wir wollen das doch näher betrachten und beleuchten. So kommen ſie allmählig in die Sache hinein; hätte ich es aber gelinder gemacht, ſo würden mich die jungen Kerls eben ſo wenig gehört und gelten gelaſſen haben. Ich habe mir meine Blockhäuſer in die Phyſik

hinein gebaut, ſo bei der Farbenlehre, ſo bei der Metamorphoſe der Pflanzen. Da kann mir Keiner vorbei, ohne daß ich darauf ſchieße; um das Uebrige bekümmere ich mich nicht. Jene Lehren habe ich auf Urphänomene gegründet, da bin ich ſchon zu Hauſe. Was hätte und müßte man alles herausfördern können, wenn man vierzig bis fünfzig Jahre alles was von außen herkömmt, bei Seite laſſen könnte. Was möchte daraus geworden ſeyn, wenn ich mit wenigen Freunden vor dreißig Jahren nach Amerika gegangen wäre und von Kant u. ſ. w. nichts gehört hätte? Was hat nicht der Winterl (in Perth) in der Chemie geleiſtet, weil er vierzig Jahre lang Lavoiſier und alle neuen Entdeckungen und Fortſchritte rein bei Seite gelaſſen. Erlebt hat er freilich die Anerkennung ſeines Verdienſtes nicht, aber jetzt, da er acht Jahre todt iſt, kömmt es allgemein dazu. Es iſt eine große Entdeckung von ihm, daß es keine reine Säure, keine Baſe gebe, ſondern daß man eines für das andere ſetzen könne. Die Chemie rückt jetzt mit großen, gewaltigen Schritten nach durch Berzelius, Strohmeier, Göttling, Döbereiner. Letzterer ein junger Mann in den Dreißigen, in Jena, hat Winterl in ſeinem Compendium große Ehre erwieſen; das will etwas ſagen von einem jungen Mann in den Dreißigen, der kann es durchſetzen."

Dann kam er auf die verſchiedene Begabung der Menſchen; wie viele Talente und Genies bleiben durch Verhältniſſe unentwickelt und zurückgehalten; wie viel Dummköpfe dagegen werden durch Verhältniſſe, Erziehung und Künſtelei in die Höhe auf Catheder u. ſ. w. gehoben.

Ich meinte, die menſchlichen Gaben ſeyen faſt in allen Zeiten gleich, aber die Zeiten ſeyen ungleich, und die Menſchen unter ſich ungleich, und die Verhältniſſe. Goethe ſagte: ein alter Hofgärtner in Dresden habe von ſelbſt die Metamorphoſe der Pflanzen gefunden, und habe ihm dann mit Freuden davon erzählt, wie er gemerkt, daß er auch etwas davon wiſſe.

„Goethe: Wunderliche Bedingtheit des Menſchen auf ſeine Vorſtellungsart; wie Kant ſehr richtig mit Antinomie der Vorſtellungsart ausdrückt; ſo muß es mir mit Gewalt abgenöthigt werden, wenn ich etwas für vulkaniſch halten ſoll, ich kann nicht aus meinem Neptunismus heraus; das iſt mir am auffallendſten geweſen am Laacher See und zu Mennig; ſehen Sie, das hat

mich so ruhig gelassen, daß ich, wie Abt Spangenberg, hätte sagen mögen: Wir wünschen der lieben Gemeinde unsere Ruhe und unsern Frieden! Da ist mir nun Alles so allmählig erschienen, das Loch mit seinen gelinden Hügeln und Buchenhainen; und warum sollte denn das Wasser nicht auch löcherige Steine machen können, wie die Bimssteine und die Mennigersteine? Daß das Gewässer, ehe es sich gesetzt, zuletzt noch einmal große Bewegung gemacht, wie im ersten Anfang, warum das nicht? Es möchte dem Vulkanismus schwerer fallen, die Mennigersteine als Lava durchzuführen, und vollständig zu erklären, wie sie geflossen und dahin gekommen. Ja, wenn von Vulkanen die Rede, wie bei Nemi in Italien, da bin ich genöthigt, überzeugt und überwältigt, da glaube ich, und wenn ich einmal einen Vulkan anerkenne und vertheidige, dann will es auch was heißen; so in Böhmen, da habe ich bewiesen, wie ich mich eines Vulkans annehmen kann; aber hier hat Hamilton mehr gesehen, als zu sehen war, und dem hat dann der elende Deluc, der gar nichts davon versteht, nachgeschwatzt. Diese Antinomie der Vorstellungsart ist es nun, warum wir Menschen nie auf's Reine kommen können mit einem gewissen Maß von Wissen, sondern immer alte Wahrheiten und Irrthümer, auf eine neue Weise aussprechen; darum wir über viele Dinge uns nie ganz verständlich machen können, und ich daher oft zu mir sagen muß: darüber und darüber kann ich nur mit Gott reden, wie das in der Natur ist, und das; was geht es nun weiter die Welt an. Sie faßt entweder meine Vorstellungsart, oder nicht, und im letztern Fall hilft mir alle Menschheit nichts. Darum, über viele Dinge kann ich nur mit Gott reden."

Dann kamen wir auf die Geschichte von Goethes Ring mit dem Serapiskerf, worunter die Zahl IXI steht. Er hatte den Ring lange nachgestellt, konnte ihn lange nicht haben; im März war er unwohl, ein Freund kömmt; rathen Sie ein Ungeheueres, — „Der jüngste Tag." — Nein. — „Napoleon ist entflohen." — Ja! Den andern Tag kam der Ring. **Felix omen**: Napoleon interiit.

Den 3 August.

Spaziergang von halb elf Uhr bis Mittag, mit Goethe, vor dem Kursaal, dann Essen daselbst. Nach Tisch spazierten wir am Teich, hinter dem Kursaal, lustige Leute segeln auf einem Boote.

Es muß nun ein Schema entworfen werden über den Bericht.

Die Gesellschaft kommt wieder zur Sprache, und daß ich ganz besonders seit vorigem Jahr meine Gedanken darauf gerichtet, und ihn in meinem Sinn zum Präsidenten gemacht habe. Gneisenau frug mich früher, warum ich mich immer zurückgehalten? Aus Mangel an Autorität und des wahren Augenblicks. Jetzt ist er da, die Sache macht sich ganz von selbst, es sind natürliche Forderungen. Uebertreibungen einerseits, Armuth andererseits.

Der ganze Rhein von Basel herunter muß ins Spiel gezogen werden, das Elsaß, das Straßburger Münster mit seinem erhaltenen Werk und seiner Dotation, dagegen der Kölner Dom ganz verarmt ist.

Goethe will seine Werke neu herausgeben, in zwanzig Bänden. Zwei Bände Gedichte, statt einem. Er spricht über seine Arbeiten. Die italienische Reise; Einseitigkeit; sein Haß gegen das Deutsche; die gothische Architektur; gegen das Klima u. s. w. ist darin ausgefressen. Er hat vollständige Tagebücher und alle Briefe von den Freunden zurückerhalten, damit einen vollkommenen Kalender mit Rechnungen, Trinkgelder u. s. w. zu Stande gebracht. Sicilien wurde kurz vor ihm von Bartels, der es beschreiben wollte, und Luzern bereist; Aletzsels Buch führte er mit sich, da hatte er nicht die geringste Berichtigung zu machen. Alles ist aus dem Leben, und der Eindruck des Lebens, was er in seinen Briefen niedergelegt hat: das macht sich nun einmal hübsch. Neapel ebenfalls, unendlich heiter. Rom immer mühselig, ernsthaft; dabei nimmt er die Anleitung von Windelmanns Geschichte immer zur Richtschnur auf seinen Wegen.

Die Reise ist meist ausgearbeitet, aber vorher muß noch der vierte Band von Dichtung und Wahrheit ausgeführt werden, wozu auch viel daliegt; dieser geht, bis der Verfasser nach Weimar kommt.

Seine neueste Arbeit ist der Divan. Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Chan, Naturkräften ähnlich, in einem Menschen

erſcheinend. Die Freiheit der Form iſt abgeriſſen, eingeln; und doch bringt er von den Alten mehr Bildung und Bildlichkeit mit. Das iſt gerade das Einzige, was den Orientalen abgeht, die Bilder. Goethe ſagt: „In ſo weit ſey er ſo eitel und übertrieben, zu ſagen, daß er darüber ſtehe, und das Alte und Neue verbinde.“

Er las mir eine ſinnreiche Introduction, eine Expoſition des ganzen Orientalismus und ſeines eigenen Verhaltens dazu vor. Dieß letzte zuerſt anfangend, von dem Gegenſatz der Zeit, und Troſt ſuchend im Orient. Talismane, Amulete, Abraxas, Siegelring der Araber. Hafiz, der Korankundige, wurde zum Eigennamen des Dichters; Goethes Gedicht an ihn vergleicht ſich mit ihm, weil er ſich die Bibel angeeignet, wie das göttliche Angeſicht ſich auf das Tuch abgedrückt hat.

Gedicht an Diez, Orientaliſt in Berlin, Herausgeber des Buchs Kabus, und einer Schrift über die Tulpen, von ihm mit Gold beſchrieben.

An alle Orientaliſten ſollen ſolche Lobgedichte folgen.

Ich erzählte ihm von Paläſtina, vom Grab der Maria, von der Verehrung der Mohamedaner dafür. Hadrian ließ die Statuen von Adonis und Venus auf die Geburtsſtätte Jeſu ſtellen. Goethe bemerkte, bei den Mohamedanern ſey Maria die heilige Frau im höhern Paradies; dort auch vier Thiere. Ich meinte, wohl in Bezug auf die vier Flüſſe?

Später klagte er über Unredlichkeit der Schlegel und Tiecks. „In den höchſten Dingen verſiren und daneben Abſichten haben und gemein ſeyn, das iſt ſchändlich. Ach, und wenn ihr nur wüßtet, wie es zugegangen. Wenn ich mit der italieniſchen Reiſe fertig bin, werde ich es ihnen einmal recht klar und grell aufdecken. Komme ich ja dann ſchon in die letzten achtziger Jahre und in den Anfang der neunziger, wo das ganze Treiben ſchon begann. Schiller war ein ganz Anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man ſagen, unter den deutſchen Schriftſtellern: sans tâche et sans reproche. Im Spinoza können wir es gleich nachſchlagen, was es iſt bei dieſen Herren, es iſt der Neid. Dieſen und das Böſe, nennt er die Traurigkeit, und alles Liebe und Gute, die Freude. Man müßte nur ſagen mit allem Gleichmuth, wir ſind betrübt über der Herren ihre Traurigkeit! Zu

den Menſchen habe ich immer eine wahre Wuth gehabt; im dritten Band findet ſich davon ſchon der Anfang, aber im vierten wird es ſich erſt recht zeigen."

„Ich führe, ſagte Goethe weiter, die Ethik von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, ſo ich in die Farbenlehre, das heißt, da ſteht nichts im Hinterſatz, was nicht im Vorderſatz ſchon begründet iſt."

Dann kommt er auf den Fauſt; der erſte Theil iſt geſchloſſen mit Gretchens Tod, nun muß es par ricochet noch einmal anfangen; das ſey recht ſchwer, dazu habe jetzt der Maler eine andere Hand, einen andern Pinſel, was er jetzt zu produciren vermöchte, würde nicht mit dem Frühern zuſammen gehen. Ich erwiedere: Er dürfe ſich keine Skrupel darüber machen, ein anderer vermöchte ſich in einen andern zu verſetzen, wie viel eher doch der Meiſter in ſeine frühern Werke. — Goethe: „ich gebe es gerne zu, Vieles iſt auch ſchon fertig." — Ich frage nach dem Ende. — Goethe: „das ſage ich nicht, darf es nicht ſagen, aber es iſt auch ſchon fertig, und ſehr gut und grandios gerathen, aus der beſten Zeit". — Ich denke mir, der Teufel behalte Unrecht. — Goethe: „Fauſt macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus Alles folgt." — Fauſt bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und gedacht habe. Der Menſch, der Gewalt über ſich ſelbſt hat und behauptet, leiſtet das Schwerſte und Größte. Das iſt in den Geheimniſſen ſo ſchön ausgeſprochen. Es war dann die Rede von den vielen Irrthümern in der Welt — und wieder von den glücklichen Blicken in der Wiſſenſchaft — „er ſey überzeugt, es laſſe ſich Alles auf feſte Principien bringen, wie die Mathematik".

„Alles iſt Metamorphoſe im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menſchen und bei dieſem auch. Je vollkommener, je weniger Fähigkeit, aus einer Form in die andere überzugehen." — „Ach Gott, es iſt Alles ſo einfach und immer daſſelbe, es iſt wahrhaftig keine Kunſt unſer Herrgott zu ſeyn, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da iſt. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber ſo einfach und ſo leicht der Gedanke iſt, ſo ſchwer laſſen es ſich die Menſchen werden, Alles zu zerſtückeln." — Ich meine, wie ſollte das Zerſtückelte auch anders als wieder ſelbſt zerſtückeln? Die Thorheit der indiſchen Büßer, wie ſie die Einſiedelei ſuchen, iſt nur

ein Beweis, wie die Menschen immer, wenn sie etwas von der Wahrheit gemerkt, dann gleich wieder den irrigen Weg dahin einschlagen, das ist nun so die Welt.

Das Gespräch fing eigentlich mit der Mineralogie an, wovon er mir Leonhards nächst erscheinendes Werk empfohlen.

Die Geheimnisse, sagte Goethe, habe er zu groß angefangen, wie so Vieles. — Die zwölf Ritter sollten die zwölf Religionen seyn, und alles sich nachher absichtlich durcheinander wirren, das Wirkliche als Mährchen und dieß umgekehrt, als die Wirklichkeit erscheinen.

Nachmittags: Von der Eitelkeit, Freude am Daseyn, am Nichtigen. Goethe: Es ist kein so großes Uebel als gemeinhin daraus gemacht wird; nicht so ernst zu nehmen, daß es erst wichtig wird, wie heut zu Tage geschieht. — Er will in die Gesellschaft der verrückten Hofräthe aufgenommen werden. Er meint, der Spaß sey ganz allerliebst; das hatte Behrisch ganz ähnlich gesehen. Aber man müsse ihm ein gutes ob ins Diplom geben, ob varietatem e scientiarum?

Den 4. August.

Heute habe ich den Bericht über deutsche Alterthümer, Kunst und Wissenschaft, am Rhein angefangen. Der Allgütige gebe sein Gedeihen zu dieser Arbeit! Goethe hat auch angefangen, und wie er sich ausdrückt: hat der heilige Geist ihm offenbart, daß wir die Entwürfe hier fertig machen, darum wir noch acht Tage hier bleiben müssen; in Frankfurt nähmen sie ihn in Anspruch und dann käme ich zu Willemer, so gebe es Wahlverwandtschaften. Wir besprachen die Verhältnisse der Frankfurter Freunde, das wurde ihm nun immer mehr und mehr recht. Er versicherte mich, Stein sey uns sehr gewogen und geneigt; er, Goethe, habe die größte und Haupttheilnahme für uns, in moralischer, artistischer, politischer, ökonomischer und aller Rücksichten. Er wisse es und fühle es recht vollkommen, was ich ihm sage, daß er durchaus von unserer Sammlung reden müsse, weil er sie gesehen, sonst urtheilten die Menschen, sein Schweigen sey ein Mißbilligen oder Nichtachten. Darum sey es so gut, daß sich Alles mache,

Schenke.

Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte
Schleichſt du heut aus deiner Kammer;
Perſer nennen's Bidamag buden,
Deutſche ſagen Katzenjammer.

Dichter.

Laß mich jetzt, geliebter Knabe,
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Roſe,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,
Und ich denk' es ſoll mir klecken,
Hier! genieß die friſchen Mandeln
Und der Wein wird wieder ſchmecken.

Dann will ich auf der Terraſſe
Dich mit friſchen Lüften tränken;
Wie ich dich ins Auge faſſe
Giebſt du einen Kuß dem Schenken.

Schau! die Welt iſt keine Höhle,
Immer reich an Brut und Neſtern,
Roſenduft und Roſenöle;
Bulbul auch, ſie ſingt wie geſtern.

Jene garſtige Bettel,
Die buhleriſche,
Welt heißt man ſie,
Mich hat ſie betrogen

und ſich zeige, wie Alles reif ſey; er las mir dieß Alles vor. Nach Tiſch beſprach er die Fortſetzung des Diwan, das Roſenöl — behandelt die Weiber mit Nachſicht; — Spiel in den Locken; Hans Adams Geburt; — der Tulband; — Freude der Freigebigkeit. Verſprechungen des Liebhabers. Alle Pracht des Orients hat doch am Ende nichts Höheres wie die liebenden Herzen. — Stolz der Armuth des Liebenden, und viele andere herrliche, prächtige und anmuthige Dinge. Ich ſage Goethe, daß es mich an Fauſt erinnere, wegen der Großartigkeit und Kühnheit, und doch wieder in der Natürlichkeit und Einfachheit der Sache und in der Form und Sprache, was ihm dann ganz recht und lieb war.

Morgens. Goethe: was er näher kennen möchte, wäre das Verhältniß und der Weg der neuen katholiſch gewordenen Proteſtanten. — Ich meine, die Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit (Herder, Müller), die Zeit der Gegenwart, die welthiſtoriſche Richtung, haben es gethan. Stolberg iſt der Heros unter ihnen. — Goethe: Ja, es ſey die Fülle der Menſchheit in ihm; das Gemüth des Großen, das Naturell; ſelbſt das Kindermachen, die eigentliche Fülle des Menſchlichen (ein Poet ſey er gerade deßwegen nie geweſen). — Ich: Aber nun ſey von der andern Seite das Uebel, daß er keine Kritik habe, die Tradition ſtützen wolle, durch Gelehrſamkeit und Hiſterie. — Goethe: „Ei, das iſt gegen alle Ueberlieferung, dieſe nimmt man entweder an, und dann gibt man von vorn herein etwas zu, oder man nimmt ſie gar nicht an, und iſt ein rechter kritiſcher Philiſter. Auf jenem Mittelweg aber verirrt man es mit allen; und es iſt ein Beweis, daß er von dieſer Seite noch nicht einmal mit ſich fertig iſt. Die Proteſtanten dagegen fühlen das Leere, und wollen nun einen Myſticismus machen, da ja gerade der Myſticismus entſtehen muß. Dummes, abſurdes Volk, verſtehen ja nicht einmal, wie denn die Meſſe geworden iſt, und es iſt gerade als könne man eine Meſſe machen! So der Schubart, der erbärmliche, mit ſeinem hübſchen Talent, hübſchen aperçus, ſpielt nun mit dem Tode, ſucht ſein Heil in der Verweſung, da er freilich ſelbſt ſchon halb verweſt iſt, das heißt, buchſtäblich die Schwindſucht hat. Da möchte man des Teufels werden; es iſt aber gut, ich laſſe ſie machen, es geht zu Grunde, und das iſt recht."

Ich: und es ist ihnen mit dem Christenthum, wenn man's beim Licht betrachtet, doch nicht recht ernst, es läuft am Ende doch immer wieder auf alles und eines und alles hinaus. Dagegen ich mir den Dualismus für unentbehrlich halte, daß dem Geist und Leib sein Recht widerfahre, und die Einheit als Ziel und Höchstes immer gefordert, verlangt werde! Wovon hier auf der Erde nicht die Rede sein kann, als wenn Gott selbst kommt. Sie aber wollen dem Herr Christus auf die Spur kommen und selbst Christusse machen. Goethe: „Ja, recht, das ist, sie selbst wollen ein kleiner Herr Christus sein; sie ließen den Leib als solchen gelten, würden ihn auch zu ehren wissen." — Dieß Alles kam zur Sprache, bei Gelegenheit eines neuen dünnen Büchleins: über das Abendmahl, welches in Gießen erschienen, und das ihm der hier bauende Verfasser gegeben.

Den 5., Morgens.

Goethe klagt, daß er zur Großfürstin von Oldenburg soll; sie haben nichts von mir, und ich nichts von ihnen, den Herrschaften. Ich vergleiche die fürstlichen Personen und die vornehme Welt mit Gewässer, welches um uns herum anschwillt, ein Strom im See werden kann, worauf man schifft und segelt, sich aber auch wieder verlaufen kann. Man muß ihm nicht trauen, ist und bleibt Wasser. — Goethe: Nun, zu hypochondrisch muß man sie nicht nehmen, aber so als Naturkräfte. — Goethe speist bei der Großfürstin.

Nachmittags.

Staatsrath Süvern von Berlin kommt an; Goethe veranlaßt mich, zu ihm zu gehen. Er ist mit dem ganzen kölnischen Schulwesen und Universitätswünschen von amtswegen bekannt. Er sagte unter Anderem, Preußens Lage fordere große Festungen und Burgen, auch in geistiger Hinsicht, nicht nur zum Schutz, sondern auch zur Anziehung und dadurch zu allgemeinerer Wirkung.

Abends war ich mit Goethe und Oberbergrath Cramer auf

dem Geisberg, es wurde oben gezecht in der Schenke. Der Wirth heißt Hastings; ein schöner, freundlicher, blonder Aufwärter bediente uns. Ein Schwager von Cramer aus Hanau kam nach, das Töchterchen des alten Oberbergraths, etwa sechzehn Jahre alt, führte ihn zu uns, ein ganz einfaches, frisches Kind. Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzi'schen Rechenkunst, erzählte uns von der Schule hier, und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen gab, und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindelig bei der Auflösung; vorerst war es einmal nicht möglich zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dieß arme Köpfchen was darauf zu gut that, mit den kahlen Zahlen und Verhältnissen herum zu wirthschaften; wie es gar selbst mit über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinausginge, weil Jeder alles selbst finde und erfinde; endlich über Buchstaben Rechnungen, Gleichungen u. s. w. Das Alles, mit der festen, schulmeisterlichen Haltung, setzte mich wahrhaft in Schrecken. Gewitter am Himmel. Auf dem Rückweg Gespräch über orientalische Poesie. Hafis ein anderer Voltaire. Ich bedaure die Orientalen, sie haben keine Musik und keine Bilder und nur Schrift zur Verzierung; und die Baukunst ist bloßes Bedürfniß, ein elend Ding, ohne eigentlichen Kunstwerth.

Als wir im Dunkel gegen zehn Uhr nach Hause kamen, klagte Goethe seinen Jammer über dieß Pestalozzi'sche Wesen. Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen, und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das Verderblichste von der Welt werde, so bald es aus den ersten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Kennen angewandt werde, welches nothwendig ein Ueberliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werk gehen könne.

Und nun gar dazu der Dünkel, den dieſes verfluchte Erziehungsweſen errege: da ſollte ich nur einmal die Dreiſtigkeit der kleinen Buben hier in der Schule ſehen, die vor keinem Fremden erſchrecken, ſondern ihn in Schrecken ſetzen! Da falle aller Reſpekt, Alles weg, was die Menſchen unter einander zu Menſchen macht. Was wäre denn aus mir geworden, ſagte er, wenn ich nicht immer genöthigt geweſen wäre, Reſpekt vor Andern zu haben. Und dieſe Menſchen mit ihrer Verrücktheit und Wuth, alles auf das einzelne Individuum zu reduciren, und lauter Götter der Selbſtſtändigkeit zu ſeyn; dieſe wollen ein Volk bilden und den wilden Schaaren widerſtehen, wenn dieſe einmal ſich der elementariſchen Handhaben des Verſtandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Peſtalozzi unendlich erleichtert iſt. Wo ſind da religiöſe, wo moraliſche und philoſophiſche Maximen, die allein ſchützen konnten? Er fühlte recht eigentlich einen Drang, mir über alles dieſes ſein Herz auszuſchütten, und ich ſelbſt war von all dieſem voll, es ſprach mich gleich an, wie eine Meldung des jüngſten Tags, und die Furcht vor den Ruſſen war mir beim Namen Sievers, den Cramer als einen der ſchärfſten Prüfer und größten Rühmer der hieſigen Schule genannt hatte, in ihrer ganzen Macht aufgeſtiegen. — So führten wir uns wechſelſeitig in das Geſpräch hinein, und Goethe bat mich wiederholt um Gotteswillen, nicht in die Schule zu gehen, ich würde zu ſehr erſchrecken. Cramer hatte mir ſchon vor ſeiner Rückkehr geſagt, daß ihn das Peſtalozzi'ſche Weſen außerordentlich intereſſire und er immer davon ſpreche. Des Abends erzählte ich ihm bei Gelegenheit der Ruſſen, noch das Verhältniß von Kaiſer Alexander und der Krüdener.

Süvern reiste ab nach Rüdesheim und Bingen, er wollte Stein in Naſſau beſuchen. Ich ſagte es Stein, der zu Zais kam, und dankte ihm, daß er Goethe nach Köln geführt. Stein ſagte, daß er Goethe veranlaßt, eine Denkſchrift an Hardenberg zu machen. Ich: daß ich dazu Material beitrage, weil ich es ſeit Jahren im Kopfe habe, es ſey immer noch nicht Zeit geweſen, ich habe auch keine Autorität gehabt, jetzt ſey dieſe in Goethe auf das Schönſte gefunden; das verdanken wir ihm, Stein; er war ſehr zufrieden hierüber, hoffte, es werde etwas Gutes daraus entſtehen. Nachher fragte er, wann das Domwerk

erſcheine? Ich ſagte nur, daß es noch von einer Liquidation mit Cotta abhänge.

Vormittags war ich bei Goethe, er fragte nach Reinhard, da kamen wir auf das Reimarus'ſche Theewesen, und daß ich darin geweſen. Ich erzählte ihm in einem kurzen Abriß meine Lebensgeſchichte; unſer Verhältniß zur Familie; wie ich und Bertram zuerſt allein waren, dann bald auch Melchior mit uns hielt, und die Pariſer Reiſe Hauptangelegenheit und Vereinigungspunkt wurde. Dann von Schlegels Vorleſungen in Paris und Köln, von unſerem Kriegsſtand gegen die ganze Stadt und alle Welt. Das gefiel ihm ſehr, ich müſſe es ihm einmal ausführlicher erzählen. Am meiſten fiel ihm auf, daß ich zwei Jahre in dem Hamburger Theewaſſer gelebt. — „Nun da gehört doch eine gute Natur dazu, das zu überleben.“ — Und noch mehr die Gnade Gottes, ſagte ich. Er, Goethe, habe das auf alle intereſſante Menſchen erpichte Reimarus'ſche Weſen, immer gemieden, an Jakobi genug gehabt; dafür hätten ſie ihn auch ſchöne gehaßt, ihn einen ſcharfſinnigen Menſchen genannt, der dann und wann gute Einfälle habe.

Nachmittags, als Goethe von Bibrich zurückkam, erſchien ein altes Männchen in grünem Rock und grünſeidner Weſte mit ſchwarzgeſchnittnem Sammt, Forſtmeiſter von Frankfurt, ein alter Schulkamerad von ihm. Er war unendlich freundlich gegen ihn, ließ ihm zu trinken bringen; nach einigen luſtigen Reden und Fragen über andere alte, bekannte Schulkameraden kam Cramer, und nun ging das Geſpräch mit dieſem und mit mir fort; das alte Männchen blieb immer ruhig ſitzen, lange, lange Zeit, und trank ſein Gläschen, und wir nahmen immer Rückſicht auf ihn, ohne uns weiter um ihn zu bekümmern. Seltſam war es, daß Goethe weder Cramer noch mir, als wir verſchiedentlich fragten, wer der Mann ſey? den Namen nicht nannte, ſondern jedesmal freundlich ſagte: „Es iſt ein alter Schulkamerad von mir, der kömmt noch alle Jahre nach Wiesbaden und iſt ſchon 74 Jahre alt.“

Nachher Geſpräch über den Divan. Entſtehen. Lob des Weins. Frechheit gegen das Geſetz. Die Perle. — Unwillen über die Deutſchen; ihre Neuerungsſucht und Zerſtreuung. — Geſpräch über die bloße Kunſt der Poeſie, bei dem bloßen Talent der

Sprache: wie weit es in dieser bloßen Phraseologie gebracht werden könne; er rühmte den Major Luck, es ist auch ein diruses Wesen in ihm, aber da thut ihm das Sonett Gewalt an, und zwingt ihn zur Einheit. Darum gibts nicht leicht bessere Sonette als die seinigen, auch in Rücksicht der Gedanken. Ein Spottgedicht hat er gegen die Arndt'sche Dreieinigkeit gemacht, von Wellington, Blücher und unserm Herrgott; aber das nicht als Sonett. Eine Strophe, die er Goethe bloß in einem Briefe mitgetheilt, als geheimes Einschiebsel, nur für Vertraute, ist sehr artig. Es lautet ohngefähr: Gott ist der großen Schrift nicht werth, die weil er nicht freiwilliger Jäger geworden, das Schießgewehr auf die Schulter genommen hat und in den Landsturm ausgezogen ist. — „Die Einheit des Gedankens, die lebendige Gliederung durch den Gegensatz zur Identität, das ist es, was allen Kunstwerken zu Grunde liegen muß. Das ist, was die Franzosen mechanisch ergriffen haben in ihrem Schauspiel, und was Shakespeare nicht hat, und warum seine Stücke in dieser Hinsicht bei aller Poesie nichts taugen. Ich sagte, wie seit einigen Jahren ich auf diese innere Gesetzmäßigkeit und poetische Gliederung gekommen, und sehr bald den Dingen ansehe, wo es fehle, es sei immer fast instinktmäßige Forderung bei mir, und mir auch so gleichsam instinktmäßig entstanden, auf dem Weg der Musik. So z. B. innere Nothwendigkeit des Allegro, Adagio und Rondo, das Muthige, Traurige und Freudige. — Sonntag am 6. Abends las mir Goethe wieder einen Theil aus seinem Diwan vor, worunter das schönste „Adam und Eva" war, wie der Schöpfer sie macht und seine Freude an ihnen hat. Er legt dem Adam die Eva an die Seite, und möchte dabei stehen bleiben. Ein Bildchen, eine Idylle von der schönsten, reinsten Naivität, und wieder der höchsten Größe; es machte mir den Eindruck wie das beste plastische Werk der Griechen. Dann las er, wie Jesus das Evangelium gebracht und wieder mit zum Himmel genommen hat. Aber was die Jünger, jeder auf seine Art, davon behalten, verstanden und mißverstanden, ist so viel, daß die Menschen genug daran haben für immer zu ihrem Bedarf. — Liebesgedichte. Was ich verlange ist nur wenig; aber für die Geliebte alle Schätze. Ein prachtvolles Stück, worin alle Herrlichkeit und der ganze Handel des Orients verkömmt; wo alle Elemente, alle Kräfte

der Natur und Menſchen in Bewegung geſetzt werden, um der Geliebten Geſchenke zu bringen; die aber doch nichts ſind gegen die Freuden der Liebe. Die Feueranbeter der alten Parſen. Ein ſolcher ſtirbt und ſpricht ſeine Lehre als Vermächtniß aus. Verehrung der Sonne, durch Ordnung und Reinlichkeit, damit ſie ſich nicht betrübe den Schmutz und Wüſtenei der Menſchen und der Erde zu ſehen. (Stiftung, eine Gaſſe zu reinigen, damit die Sonne mit Freuden hinein ſcheine.) In demſelben Bezug, Ackerbau. (Auf ähnliche humane Weiſe erklärt Goethe ſich die Verehrung der Kuh, als nützlichſtes Hausthier, und des goldenen Kalbes, und ſey alſo nicht gar ſo abſurd und abgeſchmackt, als es ausſehe.) Verehrung des Feuers als irdiſche Sonne. Ich erzähle, wie die Symbolik des Lichts mit ſo großem Geiſt in den chriſtlichen Gottesdienſt aufgenommen ſey; am Charſamſtag Symbolik der ganzen Schöpfung, Waſſer, Licht u. ſ. w.

Später waren wir bei Hügel, er erzählte von dem Künſtlerleben der italieniſchen Sängerin, die den Wiener Bankier Ratory geheirathet hat. Der Bankier machte bankerott, die Frau ging wieder aufs Theater, und der größte Triumph ihres Lebens war der Beifall, der ihr hier zum erſtenmal wieder gezollt wurde. Aller Reichthum, alle Pracht der Zwiſchenjahre war ihr nichts dagegen. Ihr Vater war Einnehmer von Monte pieta in Rom geweſen, und kam herunter: ihr großes Talent wurde in einem Concert erkannt, dieß entſcheidet ſie, um ihrem Vater damit zu helfen, ſich gleich bei der Geſellſchaft anwerben zu laſſen. In Florenz ſchenkte ihr beim erſten Auftreten ein Muſikfreund für ſein Billet ſtatt einem Scudo hundert Zechinen, ſo entzückte ſie; das war ihr erſtes Glück und ſo ging es fort; ſie blieb immer brav gegen ihre Eltern. Nach ihrem zweiten Auftreten lebte ſie nur noch wenige Jahre.

Dienſtag den 8. abends lieſt Goethe wieder Stücke aus dem Divan. Der Wenke. Kuß auf die Stirne. Eiferſucht. Das Mädchen ſey eine böſe ermüdende Liebhaberei für den alten Freund. Das Ganze als ein edles, freies, pädagogiſches Verhältniß, als Liebe und Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter; vorzüglich ſchön ausgeſprochen in einem Gedicht: die kürzeſte Nacht, wo Morgenroth und Abendroth zugleich am Himmel ſind. Aſtronomie. Eitel. Ein anderes Gedicht bezieht ſich auf den ſchönen, jungen, blonden

Kellner auf dem Geisberg. Dann wieder eins auf die kleine Paulus in Heidelberg, mit seinem Schwänchen von Pfirsichen, Kirschwasser und Mandeln.

Er macht mir die Confession, daß ihm die Gedichte auf einmal und ganz in den Sinn kämen, wenn sie recht wären; dann müßte er sie aber gleich aufschreiben, sonst finde er sie nie wieder; darum hüte er sich auf den Spaziergängen etwas auszudenken. Es sey ein Unglück, wenn er es nicht ganz im Gedächtniß behalte, sobald er sich besinnen müßte, würde es nicht wieder gut, auch ändere er selten etwas; ebenso sey es ein Unglück, wenn er Gedichte träume, das sey meist ein verlorenes. Ein italienischer Poet (Petrarka s. Will.) habe sich aus diesem Grund ein ledernes Wamms machen lassen, worauf er im Bett habe schreiben können. Italienische Reise. Goethe's Freude an der Architektur, seine rein persönliche Leidenschaft für Palladio, bis ins grasseste nichts als Palladio und Palladio. Freilich lebt er in Vicenza und Venedig in seinen Werken und Wirksamkeit noch im lebendigen Andenken. Wuth und Haß gegen die gothische Architektur; er läßt diese Stelle wegen mir weg, daß ich sehe, welch ein braver Kerl er sey. Die Menschen wie sie aber wären, würden so etwas gleich mißverstehen. Am Ende mache es sich auch in der Composition besser, wenn es wegbleibe; sonst freilich lasse er alles wie es sey, weil die Tagebücher so vollständig seyen.

Er führt das Gespräch weiter; was die Verhältnisse mit Fürsten theuer und werth mache, sey das beständige und beharrliche darin, wenn einmal ein Vertrauen entstanden; so zwischen ihm und dem Herzog. Durch allen Wechsel der Verhältnisse und Gesinnungen durch habe der Herzog ihn immer denselben gefunden; gesehen, daß er einen braven, ehrlichen Menschen an ihm habe, und so sey der Herzog noch jetzt wie in ihrem ersten Freundschaftsverhältniß; er habe ihm kürzlich einen Brief geschrieben, ein Resultat seiner Lektüre während langer Unpäßlichkeit, ganz wie aus jener Zeit so herzlich.

Timurs Winterfeldzug, Parallelstück zu Napoleons Moskowitischem Feldzug. Kriegsrath. Der Winter tritt redend auf gegen Mars; Fluch oder Verheißung; groß, gewaltig. Haß des Kreuzes. Schirin hat ein Kreuz von Bernstein gekauft, ohne es zu kennen; ihr Liebhaber Cosken findet es an ihrer Brust, schilt gegen die

westlich nordische Narrheit u. s. w. Zu bitter, hart und einseitig, ich rathe, es zu verwerfen. Goethe: Er wolle es seinem Sohn zum aufheben geben, dem gebe er alle seine Gedichte, die er verwerfe; er habe eine Menge, besonders persönliche und zeitliche. Es sey nicht leicht eine Begebenheit, worüber er sich nicht in einem Gedicht ausgesprochen. So habe er seinen Aerger, Kummer und Verdruß über die Angelegenheiten des Tages, Politik u. s. w. gewöhnlich in einem Gedicht ausgelassen, es sey eine Art Bedürfniß und Herzenserleichterung, Sedes p. Er schaffe sich so die Dinge vom Halse, wenn er sie in ein Gedicht bringe. Sonst habe er dergleichen immer verbrannt; aber sein Sohn verehre alles von ihm mit Pietät, da lasse er ihm den Spaß.

Napoleon hat ihm imponirt, er habe den größten Verstand, den je die Welt gesehen. Daru habe ihn präsentirt in demselben Saal der Statthalterei in Erfurt, wo er in seiner Jugend mit Schiller, dem Herzog und dem Coadjutor Dalberg so viele Späße getrieben, und frohe Stunden erlebt. Da sey noch Berthier gewesen und Soult und andere, denen er alle zugleich Audienz gegeben; sie habe mehr als eine Stunde, ja zwei gedauert; er habe immer abwechselnd von Geschäften mit jenen, dann wieder mit ihm gesprochen. (Goethe scheint nicht gemerkt zu haben, oder nicht bemerken wollen, daß dieß alles angelegt gewesen, um ihm zu imponiren; wie ich mir's auslege.) Daru habe ihn präsentirt mit dem Bemerken, er habe Mahomet übersetzt, da habe Napoleon gesagt: Mahomet est une mauvaise pièce. Dann habe er es entwickelt, und so richtig, als es nur zu verlangen. Goethe bemerkte: ei, er der ein anderer Mahomet war, mußte sich wohl darauf verstehen. Ich sprach von Ostentation, und wie er den armen Müller bethört. Die Ostentation warf er weg, mit Müller das war ein ander Verhältniß, weil er eben der arme Müller war. Napoleon habe sehr viel und trefflich über Tragödie mit ihm gesprochen, wo der Refrain immer gewesen: qu'en dit Mr. Goethe. Napoleon habe ihn, was doch etwas sagen wolle, zum Lachen gebracht; so daß er sich darob entschuldigen zu müssen geglaubt; wisse nun aber nicht mehr zu sagen, was es denn eigentlich betroffen.

Mittwoch am 9. sind wir zum Abschiedsschmaus bei Cramer. Ich trinke mit den Mädchen Rovero Gesundheit, der hier als Adjutant von York gelegen und sich sehr beliebt gemacht. York

hat bei Cramer gewohnt, nach der Leipziger Schlacht; November 1813. Punsch bis ein Uhr.

Donnerstag den 10. der Entwurf fertig.

Freitag den 11. morgens sechs Uhr sind wir nach Mainz gefahren. Wir sahen auf der Höhe das Rheingau bis Bingen. Goethe: „Was muß das für eine Gewalt gewesen seyn, was muß eine Zeit dazu gehört haben, ehe nur das Wasser da zum Durchbruch gekommen; das hat da gewiß lang als See gestanden, wie der Bodensee. Und nicht allein die Berge haben gehindert, sondern auch das Meer, ehe seine Gewässer abgenommen." Wir kamen nun so auf das Allgemeine, die italienischen Gebirge, die griechischen, die palästinischen, alles ist Kalkgebirge, bis im Sinai wieder der Granit erscheint. Ich fragte nach einem Buch, das eine Uebersicht der Gebirgsbildung auf der ganzen Erde gibt, und ob Eibl es gäbe? „Ja gewissermaßen, auf jeden Fall lerne man viel, es sey ein treffliches Buch; doch fehle etwas, welches auf eine seltsame Weise entstehe und häufig vorkomme. Der Mann suche nämlich etwas zu erklären, was sich nicht erklären lasse, was man zugeben müsse; bis auf den Punkt sey er ganz charmant, aber durch dieß falsche Bemühen verderbe er seine Sache. Es sey damit wie bei der Musik, wo man nie eine reine Oktave kriege, sondern in der zweiten immer ein neuer Ton sich bilde, ein neunter Theil, den man nicht als einen für sich stehenden annehmen könne, darum als Bruch in die ganze vertheile. Dieser Bruch sey es, der einem überall in der Geologie und in der ganzen Natur begegne. Wolle man ihn rein auflösen, so gehe es nicht, so verwirre man das Ganze, man müsse wissen, daß da noch etwas Unauflösbares sey, und es als solches zugeben, dann komme man durch.

Dann erzählte er mir von Butte's Zahlenlehre. Herr Butte (derselbe, den die französischen Blätter zum Besten gehabt), war in Wiesbaden am letzten Tag bei ihm gewesen, und hatte ihm sein Weltsystem erklärt. Er sagte: wenn man einmal solch Spiel zugäbe, und zugeben müsse man es doch, so sey das äußerst scharfsinnig und hübsch, unter anderem besonders die Verrückung der Klimate merkwürdig; sie folgten nicht den Zonen, die unsere Mathematik beschrieben, sondern bogen sich ein u. s. w. Die Durchführung ins Einzelne gefiel ihm sehr, nur klagte er, daß der Mann etwas cynisches habe; daß er nicht einmal ein reinliches

Wie die übrigen alle.
Glaube nahm sie mir weg,
Dann die Hoffnung,
Nun wollte sie
An die Liebe,
Da riß ich aus.
Den geretteten Schatz
Für ewig zu sichern
Theilt' ich ihn weislich
Zwischen Suleika und Saki.
Jedes der beiden
Verifert sich um die Wette
Höhere Zinsen zu entrichten.
Und ich bin reicher als je:
Den Glauben hab' ich wieder!
An ihre Liebe den Glauben;
Er, im Becher, gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart;
Was will da die Hoffnung!

Schenke.

Heute hast du gut gegessen,
Doch du hast noch mehr getrunken;
Was du bei dem Mahl vergessen
Ist in diesen Napf gesunken.

Sieh, das nennen wir ein Schwänchen,
Wie's dem satten Gast gelüstet;
Dieses bring' ich meinem Schwane,
Der sich auf den Wellen brüstet.

Manuſcript und Karten, ſondern beides beſchmutzt und befleckt bei ſich führe.

Nach acht Uhr ſind wir in Mainz in den drei Reichskronen. Unſer erſter Gang war zu Profeſſor Lehné, er zeigte uns ſeine Gemäldeſammlung. Er beſitzt auch römiſche Alterthümer, ſchön und klar geordnet, innerer Zuſammenhang; das meiſte Grabſteine von Kriegsleuten aus den verſchiedenſten Theilen von Europa. Die römiſche Herrſchaft wirkte hier ganz auf dieſelbe Weiſe, wie die franzöſiſche.

Goethe's Vorliebe für das Römiſche wurde ſpäter ausgeſprochen; er habe gewiß ſchon einmal unter Hadrian gelebt. Alles Römiſche ziehe ihn unwillkürlich an. Dieſer große Verſtand, dieſe Ordnung in allen Dingen, ſage ihm zu, das griechiſche nicht ſo. Ich ſey gewiß auch ſchon einmal da geweſen im 15. Jahrhundert. Ich lehne es ab und ſpaſſe über dieſen Wahn, wenigſtens müſſe es noch früher geweſen ſeyn. Doch ſey mir der Gedanke nicht neu, ich habe ſchon Wallraf im Jahr 1814, als die Hellwig in Köln geweſen, damit aufgezogen, daß ſeine Verliebtheiten in die Stadt und in die Agrippina die Folgen einer alten Liebſchaft zu dieſer Kaiſerin ſeyn müßten, die jetzt nach der Seelenwanderung unbewußt in ihm wieder erwache. Endlich ſey mir über mich ſelbſt ſchon dergleichen Wahn durch den Kopf gefahren, als ich im vorigen Sommer die Geburtsſtadt von Eyck beſucht und zugleich die meines Vaters, nur zwei Stunden davon. Die Großmutter väterlicher Seite und der Großenkel ſtammen von Tongern; die Großmutter mütterlicher Seite von Köln, wer könne wiſſen was da für Blutsverwandtſchaft und Zuſammenhang mit Meiſter Eyck und dem Baumeiſter des Doms ſich denken ließe! Ich ſchäme mich aber deſſen, als närriſcher, abergläubiſcher Einbildung, und hätte es noch keinem erzählt; aber als eine Schwachheit geſtehe ich es gern und laſſe es gelten. Ja nun, ſagte Goethe, lobe ich Euch, Ihr ſeyd geſcheidter als Ihr wißt. So hat doch Eure Sache Fug und Schick, und durch die Zuziehung der Ahnen kommt es immer noch beſſer ins klare. Ich neckte ihn darüber und wir lachten fröhlich über dieß geheime Geſpräch, das wir am Tiſch führten. Profeſſor Lehné holte uns ab in ſeine Gemäldeſammlung des Grafen Reiſelſtadt und zu Kaufmann Memminger, wo wir ſchöne Rheinlandſchaften von Kasrar Schneider ſahen. Nachher

gingen wir in den Dom, der halb mit Brettern verſchlagen war, worin Getreide lag.

Nach Tiſch ſpazierten wir nach Zahlbach, der Grabſtätte römiſcher Krieger, wo über dreißig Gräber an einen Hügel angelehnt gefunden wurden, hinter jedem der Aſchenkrug. In Zahlbach kehrten wir in einem Weingarten ein. Profeſſer Lehné hielt mir vor, daß es nichts ſey mit der gothiſchen Architektur, daß ſie nur die Frucht der verfallenen römiſchen und griechiſchen ſey. Er ſprach überlaut, weil er taub iſt, gerade darum hörte ich es geduldig und ruhig an. Preußiſche Officiere ſaßen in der nächſten Laube. Goethe hatte ſeine Freude über dem Spaß. Auf dem Rückweg fanden wir eine ſchlecht gebaute Kirche im Dorfe, ganz neu im byzantiniſchen Geſchmack, von einem franzöſiſchen Ingenieur; das machte ſich nun gut, neben der römiſchen Waſſerleitung und zu dem Geſpräch im Weingarten; Goethe neckte mich damit.

Nachher machte ich mit Goethe noch einen Spaziergang die Bleiche herab, nach Hauſe. Ich erzählte ihm von unſerem erſten Bild, von der Großmutter wie ſie allein Freude daran gehabt; von Schlegel und allen erſten Geſchichten der Sammlung; antworte auf ſeine Frage, warum wir zuerſt nach Heidelberg gegangen und erzählte von meiner Reiſe im Jahr 1808. Vor Schlafengehen betrachteten wir noch leuchtendes Holz, das Goethe aus Wiesbaden mitgebracht hatte.

Samſtag morgens um ſieben Uhr ſind wir nach Frankfurt abgefahren. Auf der Höhe bei Höchſt wurde ſtill gehalten, wegen der prachtigen, reichen Ausſicht, die im ſchönſten Sonnenlicht vor uns lag. Unſern Wunſch nach Weimar zu ziehen, lehnte Goethe ab, er ſagte: da iſt es zu nüchtern für euch; das Theater kein Erſatz für das ſchaureiche, mannichfaltig bewegte Leben, welches ihr von Köln her gewohnt ſeyd. Ich wende ein, daß wir dieſes auch in Heidelberg entbehren, und erwähne wie mich die großen Kirchenfeſte u. ſ. w. an das erinnern, was in Köln zum Theil noch übrig geblieben, von würdigen, kirchlichen und volksmäßigen Einrichtungen und ſchildere nun wie es ehemals geweſen. Proceſſionen, Gottestracht, Zünfte, Altäre, Gemälde auf denſelben, Veränderung der Kirchen. Zierath und Ausſchmückung derſelben. Realität im Alten, modernes Weſen nur auf den Schein. Die

Form allein entſcheidet hier nicht. Kirchenmuſik. Liebhaber bemühten ſich um dieſelbe. Kreuzbeleuchtung in der Charwoche wie in Rom. Meſſe; vortreffliches Thema, Einheit darin, und gibt doch zu den mannichfaltigſten Compoſitionen Anlaß. Goethe: ja einigemale im Jahr laſſe man ſich wohl eine Meſſe gefallen; aber das immer Einerlei leuchte ihm doch nicht ein. Aber in Köln in dem Dreikönigsfeſt und der Uebertragung des Rathhausbildes in den Dom, im Dom ſelber, da ſey doch ein Leben, ſie in Weimar müßten ſich behelfen mit der Gelehrſamkeit, ſtoppelten den Tempel von Epheſus mit aller Mühe auf dem Papier zuſammen, und den Wagen des Alexanders, und am Ende ſey es doch nur für wenige Einzelne.

Ankunft in Frankfurt. Ich ſtieg im Schwanen ab, Goethe fuhr weiter auf die Gerbermühle hinaus. Bis Montag wollte er wieder in die Stadt kommen.

Den Sonntag brachte ich bei Guaita's zu. Montag früh um acht Uhr kam Goethe mit Willemer zu mir in den Schwanen. Wir gingen zuſammen zu Schloſſers. Nachher fuhr ich mit Goethe nach der Gerbermühle. Es war zum zweitenmal, daß ich dieſen Ort betrat. Zuerſt war ich im vorigen September mit Frau Toni Brentano dahin gefahren; damals war ein wahrer goldener Tag; jetzt ein Schmutztag. Bei Schloſſers hatten wir ein ſchrecklich altdeutſches neudeutſches Gepinſel von einem jungen Maler in Wien geſehen. Goethe hatte mich auf die Seite gerufen, mir die Bildchen vorgehalten, eine heilige Familie, und eine Jägergeſchichte, wahre Nürnberger oder Spaaer Kiſtelmalerei. „Da freut euch eurer Früchte," ſagte er. Gott bewahre uns vor ſolchen Freunden, denn mit unſern Feinden wollen wir ſchon fertig werden, erwiederte ich. Dieſe Neckerei ſetzte uns in luſtige Laune.

Ich übergab ihm den Entwurf, er ſoll wo möglich Maximen und Principien ausſprechen, für alles was gemacht werden ſoll ꝛc. Er gab allem ſeinen Beifall, wir ſind überhaupt einig. Nur wegen der Frankfurter Angelegenheiten, Bibliothekbau u. dergl. ſcheut er ſich ins einzelne gezogen zu werden; er hat überhaupt ein großes Vorurtheil gegen den freiſtädtiſchen Staat.

Goethe führte mich zu einem ſteinernen Heiligenhäuschen bei der Mühle, um es zu verehren, weil es, obwohl einfach, ſo meiſterhaft gemacht, und von Baſalt wäre. Auf dem Wappen daran iſt ein Ring à jour gefaßt. Die Jahreszahl 1508.

Am Dienstag Abend, finde ich auf der Mühle bei Goethe die Frauen Meline, Hollweg und Claudine.

Am Donnerstag den 17. fuhr ich mit dem Marktschiff nach Mainz.

Den 18. kaufte ich dort das schöne Bild des Kardinals Caraffolo, vom Gemäldehändler Arbeiter; besuchte Lehné und erbettelte von ihm einige antike Töpfe, Lampen, Krügelchen mit Asche und Knochen für Goethe.

Samstag den 19. morgens früh kehrte ich zurück nach Frankfurt. Nach zehn Uhr war ich in Frankfurt und fuhr noch in einem Nachen mit meiner Schachtel voll Lampen und Töpfen nach der Gerbermühle zu Tisch, weil Ehrmann heute zuerst mit Goethe zusammenkommen sollte. Es ging vortrefflich, Ehrmann hielt sich anfangs ganz still, nachher wurde er sehr belebt und geistreich. Die Frau Willemer war voll Seligkeit, daß er Goethe gefiel. Goethe hatte meine Schrift mehreremale durchgelesen; will dieselbe gleich anführen, doch scheint es sich noch etwas in die Länge; es mache sich aber artig, müsse eine Composition werden in rhetorischer Kunst.

Sonntag den 20. morgens bei Schlossers. Christian erzählte daß Cotta in Frankfurt gewesen und Goethe gesehen, als er der Prinzessin Solms-Cumberland aufgewartet habe.

Den 22. Nach Tisch bei Schlosser, dann mit ihm und Goethe zum alten Stadel gegangen.

Den 23. Nachmittag brachte ich Goethe die Beschreibung unserer Bilder von der heiligen Veronika und der Verkündigung. Hergarten Cramer und die Familie von Willemer war bei ihm.

Den 25. Dr. Seebeck wohnt im Weidenbusch. Wir gingen zusammen auf die Mühle. Goethe ist mit meinen Beschreibungen sehr zufrieden. „Sie sind gut," sagte er, „und was noch mehr ist, sie sind recht; denn was mir immer die Hauptsache, der Ton ist getroffen; dabei sind sie mit Neigung und frommem Sinn geschrieben, ich würde sie vielleicht nicht so gut machen, weil mir der letztere fehlt." Meinen Zweifel wegen der Weitläufigkeit benahm er mir; der Gegenstand verlange sie, so sey auch die ausführliche Beschreibung des brokatnen Tuches in der Verkündigung, worüber ich mich selbst beklage, nur insofern ein Fehler, als es ein Fehler im Bilde sey, es sey aber kein Fehler, dadurch komme ja die wahre Charakteristik in die Darstellung.

Doch wollten wir die Dinge noch einmal lesen, und noch näher darüber sprechen. Es sind Briefe vom Herzog aus Baden gekommen, er denkt doch vielleicht noch nach Heidelberg zu gehen.

Samstag den 26. Auf der Mühle mit Seebeck. Goethe wird vom alten Nikolaus Schmidt zur Hochzeit des Baumeister Heß mit Jungfer Neuburg auf das Forsthaus abgeholt.

Sonntag den 27. versuche ich einen Vers an Goethe zu seinem Geburtstag. Mittags bei Grunelius. Abends spät für Goethe noch Lorbeerzweige gekauft, mit der Laterne am Allerheiligenthor gefunden.

Montag den 28. Am Morgen gleich nach der Mühle hinaus geeilt. Die Familie Willemer, Herr Scharf und seine Frau, Fritz Schlosser, Kastenschreiber Riese, alter Schulkamerad von Goethe und Seebeck, sind schon mit dem alten Herrn beim Frühstück versammelt. Das große Gartenhaus war ganz mit Schilf ausgeziert, wie Palmbäume zwischen den Fenstern gebunden, oben überhängend. An der hintern Wand, wo der Alte saß, war ein großer Spitzschild von Laubkränzen angebracht, darinnen ein runder Kranz von Blumen, nach der Farbentheorie geordnet. Hier brachten ihm die Frauen des Hauses, Frau Willemer und Frau Städel zwei Körbe, den einen voll der schönsten Früchte, den andern mit den prächtigsten, meist ausländischen Blumen. Auf den Körben lag ein Turban vom feinsten indischen Muslin, mit einer Lorbeerkrone umkränzt, alles in Anspielung auf seine jetzige Liebhaberei für die orientalische Poesie; besonders auch weil unter seinen Gedichten ein großes Lob des Turbans vorkömmt. Frau Städel hatte dazu die Aussicht aus Goethe's Fenster auf die Stadt Frankfurt recht hübsch gezeichnet und Frau Willemer einen kleinen Kranz von Feldblumen aufgeklebt, worein sie einen passenden Spruch aus dem Divan geschrieben hatte, und unter die Zeichnung einen passenden auf Hafisens Geburtsstadt. Ehrmann hatte allegorische Bilder von den Jahreszeiten geschickt; Christian Schlosser eine Kreuzabnahme von Daniel di Volterra. Morgens hatte Frau Hollweg in einem Boot Musik machen lassen, sehr schöne Harmonieen. Es war so eingerichtet, daß sie anfing als Goethe eben aufstand. Ei, ei, sagte er, etwas ängstlich und bedenklich, da kommen ja gar Musikanten; doch fand er sich bald zurecht, weil die Musik sehr gut war. Dann gab's ein Mißverständniß, mit

einem Dukaten, den der Alte durch seinen Bedienten Karl an die Musikanten schickte. Sie wollten und konnten natürlich nichts nehmen, es war das Theaterorchester, und fanden sich dadurch beleidigt.

Willemer eröffnete den Tisch mit einer passenden Anrede und Anspielung auf Freimaurersitte, und brachte Goethe's Gesundheit aus, mit Wein aus seinem Geburtsjahr (1749) es war 1748er Rheinwein. Durchgehend herrschte eine muntere Stimmung. Dann kam ein Brief vom Consistorium an Geheimerath Willemer, mit dem gedruckten Erlaubnißschein zur Haustaufe eines an diesem Tag geborenen, unehlichen Sohns Wolfgang. Ein zweiter Brief kam in Knittelversen, von einem Meistersänger Christian, darin war eine kurze Wiederholung von Goethe's Biographie, soweit sie jetzt gedruckt ist, mit den Namen aller seiner Mädchen in den Reimen, aber ohne den seinigen. Goethe merkte es gleich; beide Späße waren von Dr. Ehrmann.

Ich legte die heilige Barbara von Eyck mit meinen darunter versteckten Versen in Goethe's Schlafzimmer; zur Linken des Bildchens einen schönen Eichenzweig, zur Rechten einen großen Lorbeer, unten, wo beide sich kreuzten, einen dreischüssigen Kleezweig, dieß faßte das Ganze angenehm ein. Vor Tisch hatte ich ihm auf seinem Zimmer schon Glück gewünscht, und gesagt, daß ich ihm was mitgebracht. Ich fand ihn da gerade bei der Denkschrift beschäftigt, wir umarmten uns herzlich, und als ich meine Freude zu erkennen gab, gerade an diesem Tag hier mit ihm zusammen zu sein, sagte er: ja es ist recht schön und eminös. Das kleine Geschenk und den Vers nahm er nun mit Rührung auf; es entfuhr mir die auf mich selbst störend wirkende Entschuldigung: es seyen die ersten Verse, die ich gemacht. Nun, sagte er, sie sind gut gedacht, das übrige wird schon kommen. Dann las er mir seine Denkschrift von Köln vor. Es muthete mich an, wie ein Kapitel aus seinem Leben. Ich solle in diesen Tagen zu ihm heraus kommen, da wolle er mir alles noch einmal rascher in die Feder sagen, man sehe dann am besten, wo es noch fehle. Er wollte nicht daß ich weggehe; ich blieb den Abend draußen; er las uns von seinen orientalischen Gedichten. Es herrschte eine heitere, freundliche Stimmung in dem kleinen Kreis. Erst spät ging ich mit einem großen Kotenstock nach der Stadt zurück.

Den 29. Dienstag mittags fahre ich auf die Mühle. Der viele eilfer Rheinwein und die feuchte Luft hatte Goethe zugesetzt; jetzt trinkt er nur Bacharacher. Er scheint entschieden, das Memoire drucken zu lassen, und so beides an Hardenberg und Metternich mit besonderen Briefen zu schicken. Ich lege ihm auf seine gestrige Vorlesung diesen Wunsch vor. Er will von mir haben, was wir über unsere Sammlung gesagt haben wollen. Ich beschließe nun zu bleiben und ein Quartier in der Stadt zu nehmen; er ist damit sehr zufrieden.

Freitag den 1. September ziehe ich in das neue Quartier, bei der Frau Volz, ganz nah bei der Buchgasse.

Samstag den 2. auf der Mühle mit Ehrmann und Seebeck. Ehrmann pfeift jedesmal wenn er kommt, und dann muß Willemer ihm antworten, eher tritt er nicht in den Garten.

Sonntag den 3. bringe ich Goethe die Schrift über uns. Syndikus Schmidt ist da, ein Schwabe, Frau Städel hat ihn geladen, er ist ein Schulkamerade von Reinhard und Paulus; er erzählt sehr hübsche Geschichten von ihren Klosterschulen in Bebenhausen u. s. w., wie sie Comödie gespielt; in ihren Betten alle Vorhänge zusammengenäht, und dann aufgezogen haben, und wie sie Pharao gespielt haben, und vor den Probst und Rektor citirt wurden; der eine war ein sehr strenger pedantischer Mann; er und Paulus hatten schon gemeint, es gebe zu den härtesten Strafen, auch habe eben der Pedant schon seine Zornrede anstimmen wollen, da sey der andere ihm zuvor gekommen, und habe gesagt: „Es ist, Herr Kollege, das sehr edle Spiel, heißt Pharao, hab's in England oft gespielt."

Sehr merkwürdig ist die Geschichte von Reinhard, wie er sich mit dem Kanzler Schnurrer in Tübingen, der ein sehr despotischer Mann war, beim Examen überworfen hat. Er habe sich auf die Bank der Doktoren setzen wollen, was er, streng genommen, nicht eher durft, bis er examinirt gewesen. Schnurrer weist ihn herunter, und Reinhard wird dadurch so disgustirt, daß er ins Ausland geht und Hofmeister in der französischen Schweiz wird. Ein anderer Schulkamerad, ein oberflächlicher Mensch, wird Hofmeister in Montpellier, treibt nebenbei einen kleinen Handel mit grains d'abondances. An diesen wendet sich Magister Reinhard, als er seine Hofmeisterstelle verläßt, um eine neue; er bekommt sie in

der Rabe von Bordeaux, bei dem Verfasser der Liaisons dangereuses. Und jener grains d'abondance-Händler, ein gewandter Mensch, kommt durch Reinhard nach Bordeaux, dort ist er in einem Kaufmannshaus, hält zum Schein mit allen Parteien, rettet dadurch seinen Herrn, wird Theilhaber des Geschäfts und sehr reich.

Montag den 4. kommt Graf Solms nach Frankfurt. Minister Stein hatte mich in Heidelberg gemahnt, ihn zu besuchen, jetzt läßt Solms selbst nach mir fragen. Ich ging mit Savigny zu Mühlens, wo er wohnte. Der Graf wünscht, daß wir uns nicht einlassen auf fremde Anträge und unserer Vaterstadt den Vorzug geben. Ich sagte, wir wollten überhaupt warten, was für den Rhein geschähe, denn ohne bedeutende Anstalten, Universität u. dgl. könne dort nichts gedeihen. Er verlangt unsere Gedanken über das wünschenswerthe für vaterländische Kunst und Alterthum im allgemeinen, um sich an Fürst Hardenberg zu wenden; es sey einstweilen nur, die Sachen näher zu kennen, er zweifle aber nicht und möchte es wohl versichern, es würden uns nächstens von der preußischen Regierung Anträge gemacht werden. Ich spreche ihm von Goethe's Schriften und verspreche ihm die Denkschrift.

Dienstag den 5. Goethe besucht mich morgens mit Dr. Seebeck. Findet die Steinmetzordnung auf meinem Tisch, ich erzähle ihm davon. Nachmittags begegne ich Goethe auf der Zeil, spreche vom Grafen Solms, da sagt er: ei das ist gut, so macht sich ja eure Sache von selbst, und ihr braucht mich nicht einmal. Wenn ihr mich aus dem Spiel lassen könnt, wäre mir's lieb. Ich wehre sehr dagegen, sage daß er selbst dem Grafen erst einen Anhalt gebe, daß dieser mir gezeigt, wie lieb ihm das sey. Mit Goethe bei Guaita. Der junge Maler Ludwig Grimm zeigt seine Zeichnungen, Frau von Savigny ist seine Beschützerin, übertriebenes Lob eines schönen Talents. Goethe sagt: „Jeden Sommer wachsen Rosen, die Talente sind immer da, wenn sie nur entwickelt würden." Ich als ein guter Jesuitenprovinzial würde dem jungen Mann aufgeben, ein Jahr lang keiner Frau seine Zeichnungen zu zeigen. Goethe sagte mir, daß er ein Quartier in der Stadt wünsche. Ich sehe die Wohnung bei Lindheimer für ihn an. Nachmittag bin ich wieder auf der Mühle. Ich trage ihm die Sache wegen dem Quartier vor, und spreche mit Willemer, daß

er es ihm in seinem Haus verschaffe. Wir haben eine weitläufige Unterhandlung darüber. Goethe ganz gerührt, freundlich; ich bleibe den Abend draußen. Quodlibet der Frauen. Orientalia. Ich sehe die Farbenkreuze in den Gläsern bei Seebeck. Gebe dem alten Herrn die Beschreibung des großen Hemmelink.

Donnerstag den 7. fahre ich mit der Frau Städel hinaus zu Mittag. Seebeck reist am folgenden Tag ab. Jakob Grimm kommt abends durch, um nach Paris zu gehen. Ich gebe ihm bei Guaitas Aufträge an Reinhard und Villemain.

Den 8. ist Goethe in die Stadt in Willemers Haus gezogen; ich komme abends um sechs Uhr zu ihm. Er steht am Fenster, bewundert die Pracht brasilianischer Trockenhäute, er rief dabei aus: „was das für ein Glanz und eine Farbe ist!" Dadurch kommen wir auf die Farbenlehre. Goethe: „Es findet sich überall ein Haken, ein Kreuz in aller Expansion und Contradiktion, überall dasselbe, alles nur Metamorphose." Ja in der Naturansicht lasse ich mir den Pantheismus schon gefallen; weiß wohl, daß man damit am weitsten ausreicht. Goethe: die Natur ist so, daß die Dreieinigkeit sie nicht besser machen könnte. Es ist eine Orgel auf der unser Herrgott spielt, und der Teufel tritt die Bälge dazu.

Samstag den 9. habe ich Goethe morgens bei Dr. Grambs gefunden, mit C. Schlosser. Er weist mich auf ein Viehstück von Berghem, das mir nicht gefallen will. Abends Mondschein; ich finde Goethe am Fenster; der Mond strahlt in dem Main wider, er wird von einem großen Steuerruder unterbrochen. Herrlicher Fall, kein van der Neer könnte es künstlicher componiren. Die Kunstprincipien sind so einfach. Das große Geheimniß in der Beleuchtung ist, daß man das Licht leer hält, und die Gegenstände nur im Schatten ausführt; dadurch entsteht zugleich Klarheit in den Schatten; das wurde in Anwendung auf Ruysdael angeführt.

Sonntag den 10. abends bei Goethe. Feuerwerk in der Schwimmschule auf dem Main. Meine erste Kunstliebhaberei war Rubens in der Düsseldorfer Gallerie. Ich lese den Ardinghello. Gespräch über Heinse; Zügellosigkeit des Genies; über Styl; Wieland gerühmt. Ich äußere wieder den Wunsch, den Winter in Weimar zuzubringen, um mir bei meinen schriftstellerischen Versuchen Rath zu holen. Er räth abermals ab. Seine Heiden machen es ihm, der er doch selbst ein Heide sey, oft zu arg; das

sey nichts für mich; ich würde bloß auf ihn reducirt seyn, das sey zu wenig, weil er mich nicht oft genug in freier, vertraulicher Ruhe sehen könne. Er zeigt mir das Werklein, es ist schon fingerdick angewachsen, er hat dem Herzog schon davon geschrieben. Ich frage nach dem Titel, ob: Von Kunst und Bildung am Rhein; er meint: Von Kunst und Alterthum im südwestlichen Deutschland! Ich will gern den Rhein genannt haben, es ist bezeichnender, charakteristischer. Ja, meint er, da müsse auch der Meyer nicht vergessen werden u. s. w. Er wünscht noch Zusätze zu meinem Entwurf. Goethe sagt, er habe sich oft gefragt, warum er sich mit so vielerlei Dingen abgegeben? Habe doch so entschiedene Anlage und Neigung zum Dichten, warum er nicht allein dabei geblieben? warum er sich auch in die Wissenschaften gewagt, und es ihm keine Ruhe gelassen, selbst in Italien nicht. Ich meinte, er habe seinem Zeitalter die Schuld und Buße bezahlen müssen; er stimmt ein.

Den 11. mittags bin ich bei Thomas. Auf dem Heimweg begegnet mir Goethe in der Fahrgasse, maulaffend. Er nimmt mich mit, wir gehen in das Munster, ins Conklave u. s. w. Der üble geringe Eindruck des Gebäudes in der Jugend wird ihm begreiflich. Wir wandern durch die Messe am Main; alle Landschaften werden bedacht, die ihre Produkte und Waaren hieher senden. Freude daß die Welt, das Leben für Bedürfnisse sich immer gleich bleiben. Ein Trost für die Seelenwanderer. Wir kamen endlich zum Krahnen. Goethe fragte nach allen Kisten und Fässern, was darin sey; wandte sich an einen jungen Schiffer, der war von Linz, sprach ganz kölnisch; wir wanderten unter die Bäume, wo der Wein gelegt zu werden pflegt, und dann nach Hause.

Es kommt die Rede auf die Zeichnungen von Cornelius, Overbeck und andern bei Wenner, die ich sehen soll, da fehle an allen etwas. Im jetzigen Zustand der Kunst sey bei vielem Verdienst und Vorzügen große Verkehrtheit; die Bilder von Maler Friedrich können eben so gut auf den Kopf gesehen werden. Goethe's Wuth gegen dergleichen; wie er sie ehemals ausgelassen, mit Zerschlagen der Bilder an der Tischecke; Zerschießen der Bücher u. s. w. er habe sich da nicht erwehren können, mit einem Ingrimm zu rufen: das soll nicht aufkommen; und so habe er irgend eine Handlung daran üben müssen, um seinen Muth zu kühlen. Ich erinnere

Doch vom Singschwan will man wissen
Daß er sich zu Grabe läutet;
Laß mich jedes Lied vermissen,
Wenn es auf dein Ende deutet.

Schenke.

Nennen dich den großen Dichter,
Wenn dich auf dem Markte zeigest;
Gerne hör' ich wenn du singest
Und ich horche wenn du schweigest.

Doch ich liebe dich noch lieber,
Wenn du küssest zum Erinnern;
Denn die Worte gehn vorüber
Und der Kuß der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,
Besser ist es viel zu denken.
Singe du den andern Leuten
Und verstumme mit dem Schenken.

Dichter.

Schenke komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, du hast genug getrunken;
Nennen dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahst du je daß ich gesunken?

an Jakobi, Woldemar u. ſ. w. Goethe: ja deßwegen haben die Hamburger, die Reimarus und Conſorten, mich nie leiden können, immer nur geſagt, ich ſey ein ſcharfſinniger Menſch, habe dann und wann gute Einfälle. Der Reimarus'ſche Theetiſch ſey im Privatiſiren ein Stichwort der Weimarer Heiden. Ich bemerke, es ſeyen in Frankfurt viele Kunſtſammlungen, mehr als ich gedacht; und bei ſo viel Leben, Handel und Bewegung ließe ſich da wohl auch eine ſchöne Wirkſamkeit für uns denken. Goethe meinte dagegen, wir müßten durchaus nach Köln, auch ließe ſich in ſolchen Dingen allein mit einer monarchiſchen Regierung was rechtes ausrichten.

Er zeigt mir ſeine Anſicht der altdeutſchen Kunſt und Behandlung derſelben, in einem Beiſpiel an der Darbringung im Tempel von Eyck. Hier iſt die Tradition Unterlage, wirkt gleichſam als Folie, in dem Gemüthlichen, Natürlichen und Vernünftigen, welches alles mit der höchſten Fertigkeit und Talent in Nachahmung der Natur und Behandlung der Farbe verbunden iſt. Das Bild befriedigt die Forderung des Natürlichen, Gemüthlichen, Vernünftigen; die Tradition tritt zurück und dient als bloße Folie.

Mittwoch den 13. morgens um ſieben Uhr läßt mich Goethe wecken, und zu ſich rufen. Er rief mir zu: „Ich muß Euch wecken aus eurem Sündenſchlaf, hab' Euch was zu ſagen. Wir gehen nach Heidelberg, der Herzog kommt hin; er will am 20. in Karlsruhe, Freitag am 22. in Heidelberg ſeyn. Wir gehen Montags ab, bleiben Dienſtag in Darmſtadt, ſind Mittwoch in Heidelberg." Er hatte eine rechte Freude, mir ſeinen Entſchluß anzukündigen.

Donnerſtag d. 14. morgens mit Goethe in den Sammlungen von Brentano und Birkenſtock.

Freitag den 15. morgens Einkäufe, Bücher, Kupferſtiche. Einpacken. Mittags bei Guaita mit Goethe. Nachmittags aus dem rothen Männchen mit ihm nach der Mühle gefahren, wo ich jetzt mit Goethe wohne. Heiter angenehmer Eindruck des ländlichen Weſens. Morgens war ich noch mit Goethe bei Serrand. Im Herausfahren war er dankbar dafür, daß ich ihn dahin geführt habe. Er ſagte: ſo einzelne bedeutende Werke ſind einem auf einmal mehr, als ſonſt hundert andere; es war ihm das liebſte und lehrreichſte in Frankfurt. In Hobbema, in Paul Veroneſe, in Rubens erſcheint die Selbſtändigkeit der Kunſt: wo der Kunſt der Gegen-

ſtand gleichgültig, ſie rein abſolut wird, der Gegenſtand nur der Träger iſt, da iſt die höchſte Höhe: das erſcheint auch im Wou vermann bei Brentano. Schon oft war dieß Princip zwiſchen uns zur Sprache gekommen, zuerſt und am auffallendſten am 7. draußen auf der Mühle; nachmittags als von der Beſchreibung der Reiſe der drei Könige von Hemmelink die Rede war. Sie ſey nicht recht: man müſſe ſie nicht mit der Verkündigung, ſondern mit den drei Königen anfangen, welche auf den Bergen den Stern beobachten, und die andern Darſtellungen epiſodiſch mitnehmen. Sonſt ſey die ganze Art meiner Beſchreibung gut, nur würde er ſie nicht ſo machen, weil er eine ganz andere Anſicht der Kunſt habe. Auf meine Frage, worin dieſe Verſchiedenheit beſtehe? wollte er anfangs nicht heraus. Es ſey eine Antinomie der Vorſtellungsart, da helfe alles nichts, ſich darüber zu verſtehen wäre vergebens. Wir hingen am Gegenſtand, und müßten daran hängen, das ſey recht, das gehöre zur ganzen Anſicht, aber es ſey nicht das Höchſte. Der Spielmann ſey noch irgend anders begraben. Ich erwiederte, daß ich nicht begriffen, was er meine; ich glaube ſehr, daß es einen Punkt gebe, worin wir zuſammen kämen, und brauche das Gleichniß von einem Spitzbogen oder Parabel: einerſeits ſetzte ich den Gegenſtand, die Bedeutung, andererſeits die Form, die Regel, das freie Spiel der Kunſt, mit dem Gegenſtand. Ich finde das Höchſte nur in der Vereinigung von beiden; in Raphael zum Beiſpiel und in den ſchönſten antiken Werken. Er mußte ſich damit zufrieden ſtellen, wollte aber nicht recht zugeben, daß es mir Ernſt ſey. Wir kamen wieder auf den Pantheismus, ich brachte es darauf mit einigen Neckereien, wegen dem Abſtrahiren vom Gegenſtand, und ſo waren wir bald im allgemeinen. Er ſagte mir, in Beziehung auf meine Arbeiten, auf mein Treiben und Vorhaben, es gehe mir wie dem Seebeck: wir ſäßen im Fegfeuer, und dächten nicht, daß uns nur eine papierene Wand vom Himmel trenne. Hätten wir nur den Muth, dieſe durchzuſchlagen, ſo wäre uns geholfen. Im vorigen Jahr hatte er mir geſagt, er hätte Freunde, die treffliche Arbeiten machten, er ſelbſt hätte ihnen Vorſchub gethan, ihnen ſeine Hefte gegeben u. ſ. w., aber ſie könnten nie zur Ausführung kommen, da wäre immer etwas woran es fehle, ſie würden nie fertig; das ſchien er dießmal zu verſchiedenenmalen auch von Seebeck zu ſagen. Merkwürdige

Erfahrung, ſagt Goethe, habe er gemacht an den Zeichnungen bei Wenner; keine behage ihm, und da ſey doch der Gegenſtand mit Schuld, denn ſie ſeyen aus allen Zeiten. Er habe ſich gefragt und gefunden, der Grund liege darin, daß ſie alle nicht unmittelbar aus erſter Quelle entſtanden ſeyen.

Goethe hatte der Frau Willemer ein Blatt des Ginkho biloba als Sinnbild der Freundſchaft aus der Stadt geſchickt. Man weiß nicht, ob es eins iſt, das ſich in zwei Theile theilt, oder zwei, die ſich in eins verbinden.

Wir ſaßen in der ſchönen warmen Abendluft auf dem Balkon. Willemer meinte, ich müſſe mit der Schlafmütze ſchlafen; ich antworte daß ich kein Kölner Dickes ſey, und erzähle, wie ich in Straßburg im Jahr 1808 mit Ehrmann bei dem Müller Lauth zum Abendeſſen geweſen, und wie der Alte jedem Gaſt ein Müllerkäppchen gegeben, mit der Bitte, es aufzuſetzen. Wir wären dadurch gleich in eine heitere Stimmung gekommen. Lauth wußte vieles von dem jungen Goethe zu erzählen, der oft bei ihm geweſen war. Als wir auch noch von ſeines Vaters Hochzitwi (Hochzeitwein) getrunken, trennten wir uns ſpät, und er wollte, daß wir die Käppchen zum Andenken an dieſen Abend mitnehmen ſollten. Ich mußte verſprechen, das Käppchen einmal mitzubringen.

Samſtag den 19. bringt Willemer mir den Kaffee ins Bett, dadurch entſteht ein munteres Geſpräch mit den im Nebenzimmer frühſtückenden Frauen.

Goethe lieſt mir, was er von den Steinmetzen geſchrieben. Die Kölner Reiſe. Wallraf. Die Kapelle von Fuchs. Von uns. Vom Dom. Ausbau deſſelben. Kononikus Pick. Von Frankfurt hat er ein dickes Paket, will aber nichts leſen laſſen; das müſſe ſich erſt ordnen, liege noch zu wild durcheinander.

Mittags iſt Ehrmann da und von der beſten Laune. Er erzählt viel aus ſeiner Lebensgeſchichte. Von dem Jägerburſchen, der Oberförſter wurde durch ihn, nachdem er in Tübingen auf einer Jagd die Maitreſſe des Herzogs, beim Sturz von ihrem Neapolitaner, glücklich mit den Armen aufgefangen, und ſich dadurch in Gunſt geſetzt hatte. Er beſuchte und überraſchte ſpäter den Oberförſter. Dann die Geſchichte, wie er in Straßburg als Student mit einem Freund in der Anatomie die Haut eines ganz rauhhärigen wilden Menſchen geſtohlen, und um Mitternacht mit

ihm beschäftigt ist, dieselbe zu präpariren. Da entsteht mit einemmale ein seltsames Geräusch, und als sie erschrocken nach der Richtung hinsehen, wo es her kam, kennen sie nichts entdecken als ein menschliches Skelet, das in einem Glasschrank steht. So lange sie mit einander sprechen, ist alles wieder still, sobald sie sich aber wieder schweigend an ihre Arbeit geben, läßt sich der Spuck wieder hören. Endlich fassen sie Muth, gehen darauf zu, und entdecken, daß bei dem Skelet ein Teller mit Einspritzmaterie steht, zu dem eine Ratte den Weg gefunden, sich darüber hergemacht, und auch an dem Gerippe auf- und abspaziert war. (Gedruckt in Fischelle's Erheiterungen.)

Abends singt Marianne Willemer mit ganz besonderem Affekt und Rührung: „der Gott und die Bajadere." Dann: „kennst du das Land" und mehreres andere, ausdrucksvoller als ich es je von ihr gehört. Die kleine Frau bemerkte, und Goethe bestätigte, daß die Zeit während der Musik unendlich langsam gehe; die größten Compositionen drängten sich in einen kurzen Zeitraum zusammen, und scheine einem bei dem größten Interesse, eine lange Zeit verflossen. Nach Tisch liest Goethe den Siebenschläfer, den Todtentanz, das Sonett: am jüngsten Gericht, wenn die Posaunen schallen.

Sonntag den 18. zahlreicher Mittagstisch im großen Saal. Goethe erzählt von der schönen Müllerstochter in der Nonnenmühle bei Wiesbaden, mit der ihn Frau Pansa bekannt gemacht hat, als ein Gegenstück zu seiner Dorothea. Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Schönheit, Derbheit. Sie spielt Klavier, die Brüder sind zugleich Fuhrleute, eine alte Mutter steht dem Haus vor. Eine alte Muhme ist der Apotheker aus Hermann und Dorothea und recht gut. Sie hat noch eine Zahl kleiner Geschwister. Nachmittags kömmt Herr Rieg, früherer Hofmeister der Familie. Goethe hatte eine Apprehension, scheu als der Mann herein trat, und ihm als ein Freund des Hauses angekündigt wird. Abends Gesang. Marianne singt wieder „der Gott und die Bajadere." Goethe wollte dieß anfangs nicht; es bezog sich dieses auf ein Gespräch, das ich kurz vorher mit ihm geführt, daß es fast ihre eigene Geschichte sey, so daß er wünschte, sie sollte es nimmer singen. Nachher singt sie hübsche Volkslieder; dann aus „Don Juan" gieb mir die Hand mein Leben, als Arie. Goethe nennt sie einen

kleinen Don Juan; wirklich war ihr Gesang so verführerisch gewesen, daß wir alle in lautes Lachen ausbrachen und sie, den Kopf in die Noten versteckt, sich nicht erholen konnte.

Die lustige Stimmung setzte sich auch beim Abendessen fort, die Frauen brachten allerlei Späße vor, wozu die Gegenwart des Herrn Mieg Anlaß gab; es waren meist Erinnerungen ihrer italienischen Reise. Dann wurde, weil wir auf der Mühle waren, viel Scherz getrieben mit der Anspielung auf die Müllerin, und auf den Müllersknecht: an dem ist nichts zu verderben. Man bat Goethe wegen Herrn Mieg darum, noch etwas zu lesen, und die kleine Müllerin schmückte sich mit ihrem Turban und einem türkischen Shawl, den Goethe ihr geschenkt hatte. Es wurde viel gelesen, auch viele Liebesgedichte an Zuleika und Suleika. Der Todtentanz wurde gesagt und anderes. Willemer schlief ein und wurde darum gefoppt. Wir blieben deßhalb deste länger zusammen, bis ein Uhr. Es war eine schöne Mondscheinnacht. Goethe will mich in seinem Zimmer noch bei sich behalten; wir schwatzen, dann fällt ihm ein, mir den Versuch mit den farbigen Schatten zu zeigen, wir treten mit einem Wachslicht auf den Balkon und werden am Fenster durch die kleine Frau belauscht.

Den 19. Das Frühstück wird mir wieder ans Bett gebracht. Eine Partisane und Hellebarde stehen kreuzweise in der offenen Thüre des Nebenzimmers, wo die Frauen frühstücken.

Nachher entsteht eine große Hetze, die kleine Frau dringt gewaltig auf die Abfahrt.

Nachmittags fuhr ich mit Goethe durch den Wald nach Darmstadt, schöne Lichter spielen an den Baumstämmen und auf dem Rasen. Wir kamen von dem Gesang der Willemer auf Musik, auf Mozart zu sprechen. Dann las er mir ein Lied eines Freiwilligen, sehr hübsch, naiv und ironisch zugleich, durch eine gewisse Selbstgefälligkeit. Es kommt in die neue Ausgabe, hinter Vanitas Vanitatum zu stehen.

Den 20. September kommen wir nach Darmstadt, es ist hell und kalt. Am andern Morgen acht Uhr gehen wir ins Museum. Goethe zu den Naturalien, ich zu den Gemälden und Statuen; dann beschäftigten uns noch Smeathons Leuchtthürme bis halb zwei Uhr; da geht Goethe nach Hof. Als Goethe zurück kam, gingen wir zusammen zu Moller. Im Gehen erzählt er mir die

Entſtehung des Lingham. Es ſey ein unendlicher Geiſt und Weisheit in den indiſchen Sagen; er verehre ſie ſehr hoch. Aber nur müßte er ihre Bilder nicht dabei ſehen, die verkürben gleich die Phantaſie bis zum Verfluchen!

Bei Moller ſahen wir den Straßburger und den Freiburger Münſter und ſein kleines Werk, ſein Theater und ſeine Kirche. An dieſer entwickelte Goethe ſeine Grundſätze über Architektur. Alles müſſe in drei Theile fallen; das Geſetz der Säulenordnung auf das Ganze angewandt werden, denn es käme weſentlicher darauf an, daß das Ganze harmoniſch, als daß das Einzelne immer ſtreng nach der hergebrachten Schnur und Regel ſey.

Beim Nachteſſen war Primaveſi, er ſprach abgeſchmacktes Zeug über Dekorationen, rühmte ſeinen Mondſchein mit künſtlichem Mond, und will auch eine künſtliche Sonne auf's Theater bringen: eine Glaskugel mit altem Rheinwein gefüllt, weil keine gefärbte Flüſſigkeit ſo prächtig, klar u. ſ. w. ſey. Irene half nichts gegen ihn. Goethe erzählte von Mondſchein in Rom, ohne allen Mond, in einer ſehr ſchönen Dekoration. Man wählt dazu Architektur mit krauſem mannigfaltig verziertem Umriß, ganz dunkel auf dem Himmel abgeſchnitten, davor eine Mauer und niedrige Gebäulichkeiten ganz hell wie von Mondſchein beleuchtet.

Mittwoch den 21. fuhren wir nach Heidelberg. Unſer Geſpräch führte uns auf die Antike. Goethe wünſchte ſich in einem Statuenſaal zu wohnen und zu ſchlafen, um unter den Göttergeſtalten zu erwachen. Ich habe mir zuerſt die Büſten in phyſiognomiſcher Rückſicht angeſehen, die der Götter, ſowie der Perſonen; überall herrſcht dieſelbe Großheit der Naturanſichten; ich meine, die Griechen hätten keine Anatomie getrieben in der Kunſt, ſondern bloß durch die Oberfläche mit ihrem glücklich ſcharfen Auge den ganzen Körperbau durchgeſehen. Goethe ſagte ausdrücklich das Gegentheil; es wäre auch ohne Anatomie nicht möglich. Ich ſprach dann auch meine Verehrung aus, über die Einheit und das glückliche Maßhalten in allen ihren Werken. Goethe ſagte darauf: „Ja, in Allem, auch in ihrem Theater; nehmen wir Calderon, Shakeſpeare dagegen; dieſem Letztern fehlt die Einheit; er war von ſeiner Zeit abhängig, ſo gut wie Jeder, die Schlegel mögen ſagen was ſie wollen. Shakeſpeare iſt mehr epiſch und philoſophiſch als dramatiſch.“ Goethe hat Romeo und

Julie für die Bühne abgeändert; er gibt mir eine weitläufige Beſchreibung der Endſcene; von dem Theatereffekt der Lampe in der Gruft über der Leiche u. ſ. w. Cornelius Zeichnung hatte uns darauf gebracht, worin dieſe Handlung ganz verfehlt iſt.

Dann kamen wir auf den Fauſt, die Fortſetzung deſſelben. Ueber Goethes Werke überhaupt. Meiſters Wanderungen. Novellen. Auf die beſtimmte Zahl der verſchiedenen möglichen Liebesverwicklungen.

Ich brachte das Geſpräch auf ſeine Naturanſichten, auf die verſprochene Formenlehre. Die Metamorphoſe iſt in Allem, auch in den Thieren. Der Kopf iſt nichts anderes, wie ein Wirbelbein. Dieſen Gedanken hat ihm Oken geſtohlen, als er denſelben abends bei Fromanns ausſprach, und ihn auf der Stelle in einer ſchen in der Druckerei befindlichen Abhandlung oder Programm eingerückt. — Goethe ſprach den Wunſch aus: jetzt, da wir einmal auf dem Weg ſind, ſollten wir nur ſofort nach München und Italien fahren. Wir kamen zu Mittag nach Heidelberg.

Thibaut bekennt, daß er Unrecht gehabt, in Vertheidigung von Görres, im vorigen Jahr. Goethe erwiedert uns darauf: Ja, lehrt mich die Welt nicht kennen. Ich habe gleich, als der Enthuſiasmus los ging, den Fluch des Biſchofs Arnulphus über alles deutſche politiſche Gerede ausgeſprochen, und mir dadurch die Qual vom Halſe gehalten. Wie ſie mir nur davon anfingen, hub ich gleich an: ich verfluche euch u. ſ. w. Da waren ſie bald ſtill und ließen mich ungeſchoren.

Donnerstag den 22. mittags, waren Creuzer und Daub bei uns zum Eſſen. Goethe erzählte von den neugriechiſchen Dichtungen vor etwa fünfzig Jahren her. Die Helden ſeyen meiſt unabhängige Seeräuber und in den Gebirgen Landräuber, oder Familien auf kleinen Inſeln, es ſeyen meiſt dramatiſche Romanzen. Alle Elemente, lyriſche, dramatiſch-epiſche, ſeyen in einer Form. Der Geiſt derſelben ſey der nordiſche, ſchottiſche mit dem ſüdlichen und altmythologiſchen verbunden. Das Geſpräch eines Adlers mit dem abgeſchlagenen Haupt eines Räuberanführers, welches er auf die Felshöhe getragen. Charon, ein Reiter, welcher die Seelen der Geſtorbenen hinten an den Schweif ſeines Roſſes bindet, die der Kinder an den Sattel hängt. Ein Pferd, welches ſeinen erſchlagenen Herrn beklagt und mit der Hufe ſcharrt. Ein Bräutigam, der auf der Ueberfahrt zur Braut, in einem

siegreichen Gefecht mit den Türken bleibt, und wünscht, es solle der Braut verschwiegen werden.

Den 23. war Goethe früh morgens auf dem Schloß und dann bei Reizenstein. Der Herzog läßt sich erwarten.

Den 24. Göthe morgens früh wieder auf dem Schloß, dichtend. Mittags, als wir bei Tische saßen, kömmt Willemer unverhofft. Ich hatte ihm, weil der Herzog noch immer erwartet wurde, geschrieben, am Montag zu kommen. Nachdem wir eine kurze Weile gesessen und uns von der ersten Ueberraschung erholt hatten, sprang Goethe plötzlich auf, ich folgte ihm in sein Zimmer, er sagte: „Wir können doch nicht essen, während die Frauen im Gasthof warten.“ Das gibt ein Precipicio von der ersten Sorte! Ich ging zu den Frauen, und erst als ich sie brachte, setzte Goethe sich wieder zu Tische.

Den 29. Ankunft des Herzogs von Weimar. Die Thurmrisse wurden in Goethe's Zimmer aufgehängt.

Den 30. ging Goethe mit dem Herzog nach Mannheim.

Am Sonntag den ersten October vor Tisch kam Goethe wieder zurück. Er klagte über die Vogelnestergewölbe in Henry VII. chapel in Salisbury Cathedral, und über den unsinnigen Bücherluxus in England. Ein botanisches Werk, bloß von Tannen handelnd, kostet achtzig Guineen.

Montag blieb Goethe in Heidelberg ausruhend. Er sagte mir: „An einem Demriß ist mir ein Licht aufgegangen; ich habe apercus gehabt. Ich glaube jetzt das ganze Geheimniß der Architektur heraus zu haben.“

Dienstag morgens um sechs Uhr fuhr ich mit Goethe nach Karlsruhe. Goethe fing gleich damit an, er habe dem Demriß was abgesehen. Der Demriß habe ihm ganz neue Aufschlüsse über die Architektur gegeben. Er habe nie mit dieser Kunst recht fertig werden können. Mit den Farben sey es ihm auch so gegangen, bis er sie in physiologische, physische und chemische eingetheilt habe; jetzt hoffe er, mit der Architektur auch fertig zu werden; nur das Verhältniß zur Natur sey ihm noch nicht recht klar. Ich sprach meine Meinung aus, daß Naturnachahmung zu Grunde liege, aber nicht gerade unmittelbare, daß alle größere Architektur von den Höhlen ausgegangen, daß zu unterscheiden sey zwischen häuslicher und heiliger Architektur, zwischen Architektur

des Bedürfnisses und der einer höhern Bestimmung. Goethe sagte, er begreife jetzt erst recht, warum ich den Dom von Köln so vorgezogen, da sehe er, wie alles Andere dagegen verschwinde, er finde ein Princip darin und mit der größten Consequenz durchgeführt. Ich frage vergebens, daß er es aussyreche. Es sey noch nicht Zeit, ich würde es schon erfahren. Ich äußerte, daß ich sehr begierig darauf sey, und ob es mit dem zusammen stimmte, was ich darüber dächte; verschweige aber auch mein Geheimniß, so sehr ich mich auch gedrungen fühlte, es ihm zu offenbaren. Doch ein Schweigen gebiert das andere. Er sagte, er habe den Herzog in Mannheim, im Hinblick auf den Dom, schön damit getröstet, bei den englischen Werken. Ich sprach von des Herzogs Anlage eines gothischen Orangeriehauses, und was mir der Baumeister Stieler dabei von des Herzogs eigener Erfindung gesagt; so kamen wir auf den Herzog und zur Rekapitulation der letzten Tage, wie sich alles gedrängt, daß der Herzog durchaus auf dieser Reise nach Karlsruhe bestanden habe. Dann kamen wir auf die Willemers. Er lobte die Frauen und bedauerte, daß Willemer mit seinem strebenden, unruhigen Geist sich nicht auf ein bestimmtes Fach, auf eine Liebhaberei geworfen habe. Die Verhältnisse mit Frauen allein können doch das Leben nicht ausfüllen, und führen zu gar zu viel Verwicklungen, Qualen und Leiden, die uns aufreiben, oder zur vollkommenen Leere. Doch sehr zu rühmen und zu ehren sey die Macht des sittlichen Princips bei diesem Mann, dieses allein habe ihn in der Höhe gehalten, in der Verwirrung von Verhältnissen, in die er sich gestürzt. So ist die Rettung der kleinen, liebenswürdigen Frau, ein großes sittliches Gut. Wenn die Menschen bei so viel Verirrung edel bleiben und gut, so müssen wir uns schon Herbigkeit und Schroffheit gefallen lassen. Es ist ein Wunder, daß Willemer nach allem, was er getrieben und erlebt, noch ein solcher Mann ist und solch ein Haus hat. Gegen die gewöhnlichen, ja gemeinen kaufmännischen und Geldverhältnisse kämpfte sein unbezwingbares, edleres Wesen.

Alte Erinnerungen: wie oft Goethe den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lilly. Braut und Bräutigam. Wie sie allmählig von einander entfernt worden durch einen Dritten, ohne es selbst zu wissen. Religionsverhältnisse waren erster Anlaß, sie ist

reformirt, er lutherisch. Sie sind unglücklich, wie die Kinder, die ein Leid haben, und es sich wechselseitig klagen und nicht wissen warum. Derville, ein Pfarrer, ist im Spiel. Sie hat ihm den größten Theil ihrer höhern Bildung zu danken. Vorher Gleichgültigkeit gegen die Welt, wie es sich bei Mädchen in einem reichen Kaufmannshaus, die alle Tage von Gesellschaft umgeben sind, von frühester Jugend her, leicht einfinden muß, wenn sie nicht selbst flach und leer sind. — Er spricht von seiner Verlegenheit wegen dieser Geliebten, die Lebensbeschreibung fortzusetzen; ich suche sie ihm auszureden. Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Carlsruhe; er werde da Jung Stilling wieder sehen, den er seitdem nicht begegnete. Die Schönemann müßte auch da seyn. — Lebensbeschreibung, Composition. — Ich erinnere an sein Gedicht von der Schöpfung, das er dieser Tage gemacht hat, worin nur ein Gedanke verkehrt war, und die ganze Composition gestört und verdorben hat. Er fand's nachher und warf ihn heraus. Er hatte mir versprochen, dieß als ein merkwürdiges Beispiel ausführlich vorzulegen, wie es bei der Composition oft auf ein einzelnes Wort ankomme. Doch nun wollte er den falschen Vers nicht sagen, sondern hielt sich im Allgemeinen. Das Gedicht ist sehr dunkel und metaphysisch. Nach der Handlung der Schöpfung fühlt sich Gott zum erstenmal einsam! — Dieß gibt mir dann Anlaß von seinen Naturansichten zu reden, und von seinem Vorhaben ein Naturgedicht zu schreiben. Er verwirft es jetzt. Man ist zu sehr gebunden. Besser einzelne Gedanken, wie die Gedichte des Diwan, die man nachher in ein Ganzes ordnet. Ich muntere ihn dazu auf. Er geht darauf ein, und sagt: Ja, einen Anlaß muß man doch zu Allem haben, und so wollen wir von Heidelberg gleich zwei Buch Baseler Papier mitnehmen, darauf schreibe ich so gerne, die lassen wir in einzelne Blätter schneiden. Ich bitte mir aus, sie ihm schenken zu dürfen. Er erzählt mir von seiner philosophischen Entwicklung. Philosophisches Denken; ohne eigentliches philosophisches System. Spinoza hat zuerst großen und immer bleibenden Einfluß auf ihn geübt. Dann Bacos kleines Traktätchen, de Idolis: *Εἰδολεια*, von den Trugbildern und Gespenstern. Aller Irrthum in der Welt komme von solchen *Εἰδολεια* (ich glaube, er nimmt deren zwölf hauptsächliche an). Diese Ansicht half Goethe sehr, sagte ihm ganz besonders

Schenke.

Mohamed verbietet's.

Dichter.

Liebchen!
Hört es niemand, will dir's sagen.

Schenke.

Wenn du einmal gerne redeſt,
Brauch' ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.

Horch! wir andren Muſelmannen
Nüchtern ſollen wir gebückt ſeyn,
Er, in ſeinem heil'gen Eifer,
Möchte gern allein verrückt ſeyn.

Saki.

Denk', o Herr! wenn du getrunken
Sprüht um dich des Feuers Glaſt!
Praſſelnd blitzen tauſend Funken,
Und du weißt nicht wo es faßt.

Mönche ſeh' ich in den Ecken,
Wenn du auf die Tafel ſchlägſt,
Die ſich gleißneriſch verſtecken,
Wenn dein Herz du offen trägſt.

Sag' mir nur warum die Jugend,
Noch von keinem Fehler frei,
So ermangelnd jeder Tugend,
Klüger als das Alter ſey.

ıı. Ueberall ſuchte er nun nach dem Eidolon, wenn er irgend Widerſprüche fand, oder Verſtockung der Menſchen gegen die Wahrheit, und immer war ein Eidol da. War ihm etwas widerwärtig, ſtieß man gegen die allgemeine Meinung, ſo dachte er bald, das wird wieder ein Eidol ſeyn, und kümmerte ſich nicht weiter. So reiste er nach Italien; da beſonders wurde er immer von philoſophiſchen Gedanken verfolgt, und kam er auf die Idee der Metamorphoſe. Als er nachher Schiller in Jena ſah, theilte er ihm dieſe Anſicht der Dinge mit, da rief Schiller gleich: Ei, das iſt eine Idee! Goethe mit ſeiner naiven Sinnlichkeit ſagte immer, ich weiß nicht, was eine Idee iſt, ich ſehe es wirklich in allen Pflanzen u. ſ. w. Nun wollte er ſich doch auch mit der Sprache und dem Syſtem dieſer Männer bekannt machen, ſo kam er durch Schiller an die Kantiſche Philoſophie, die er ſich von Reinhold in Privatſtunden vortragen ließ u. ſ. w.

Ich erzählte dagegen von unſerer philoſophiſchen Bildung, überhaupt von unſerer Bildung durch Schlegel; unſere Geſchichte wieder von einer andern Seite, von der literariſchen. Von der Architektur; meine Anſicht der Geſchichte der chriſtlichen Architektur von den älteſten Zeiten. Moſaik. Liturgie ꝛc. ꝛc. Dann breche ich ab oder bleibe ſtehen, weil ich mein Geheimniß nicht verrathen will, ſondern verſpreche nur, daß es ſich ſehen und ſehr einfach machen wird. So ſind wir dann an den Wünſchen für die Zukunft angelangt. Goethe meint, von Frankfurt aus müſſe man immer den Rhein auf- und abwärts fahren und ſo ſein Weſen treiben.

Wir kamen nach Carlsruhe. Mittags-Eſſen auf dem Zimmer. Vertraulichkeiten. Unwillkürliche Eröffnung von einem Herzensverhältniß von meiner Seite. Nachher gehen wir zum alten Jung Stilling; werden von der Frau nicht erkannt, und von ihm kalt aufgenommen. Er muß morgen mit Elberfeldern nach Baden fahren. Anſtalten zum Thee ſind gemacht, wir werden nur von der Frau dazu eingeladen, dieſe iſt nun die theilnehmendere. Er ſtichelt auf den Geheimerath. Goethe auf den Biſchof; der Alte wirft ſein ſchwarzes Käppchen weg, Goethe zwingt's ihm wieder auf. Dann müſſen wir in die Studierſtube, wo noch alle Geburtstagskränze und Geſchenke: kleine ſchlechte Zeichnungen, Kupferſtiche, Portrate von Miniſter Stein, Kaiſer

Alexander, Lavater u. ſ. w., alles durcheinander lag. Goethe, der ſo herzlich und jugendlich wie möglich, war tief gekränkt durch dieſen Empfang; am meiſten aber durch die Aeußerung Jungs: Ei, die Vorſehung führt uns ſchon wieder zuſammen! Nachher beſuchten wir das Theater, die Feuerprobe von Kotzebue, und ein Luſtſpiel: die heimliche Ehe wurde gegeben.

Am 4. Oktober gingen wir morgens mit Geheimer Hofrath Gmelin in die Treibhäuſer und Garten bis Mittag.

Nach Tiſch ſahen wir die Mineralien. Gegen Abend beſuchten wir Gmelin, und fanden bei ihm die Vallisneria spiralis, das merkwürdige, gewiſſermaßen ſich ſelbſt bewegende Waſſerpflänzchen, das er von Montpellier mitgebracht. Herr Senkburg kam, blieb aber nicht lang; dann Oberforſtrathin Lattrey und andere Frauen, und Hebel. Dieſer ward von der Lattrey, einer Niederſächſin, zum Herlagen von einem Gedichte genetzt. Der freundliche Mann muß endlich nachgeben, und überſetzt jeden Vers ins Hochteutſche. Goethe ward grimmig darüber; man ſollte doch dem Dichter die Ehre anthun, ſeine Sprache zu lernen. Die Niederſächſin wird, da ſie noch wiederbellt, ſchön mit ihrem Niederſächſiſch und dem Norden geſcheren. Goethe lobt das Oberländiſche, ſagt noch, etwas ſich auf ein Liebchen beziehendes Elſaſſiſches her. Nachher ging ich noch zu Frau von Schenkendorf. Als ich zu Goethe zurück kam um halb zehn Uhr, fand ich Muſik vor ſeinen Fenſtern. Er ging vergnügt im Dunkeln in ſeinem Zimmer ſpazieren. —

Den folgenden Morgen ging ich mit Goethe zu Weinbrenner, dann ins Muſeum. Vorſteher. Frühſtück. Goethe dankte für die Muſik. Jungs laſſen noch zum Abend einladen, als wir eben fort wollen. Wir freuen uns im Wagen zu ſeyn und zu rekapituliren. Rühmen die Muſchelſammlung und die ganz neue Anſchauung, und lachen mitunter auch. Dann wachen bei Goethe alte Erinnerungen auf: gerade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog von Heidelberg nach Frankfurt durch Stafette holen. Wenn er jetzt gerade vom Miniſter Stein zurück in Frankfurt wäre, und es ihm einfiele, wäre er im Stande, es zu wiederholen, da er ohnehin verlangt, Goethe ſolle nach Frankfurt kommen. Vor Tiſch ſchon rühmte er, daß er wohl gethan nach Köln zu gehen, ſich von dem Herzog influenziren zu laſſen. Er laſſe ſich ohnehin

leicht beſtimmen, und vom Herzog gern, denn der beſtimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem; aber einige Perſonen ſeyen, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt; immer, wenn ſie ihm erſchienen, ſey ihm auch ganz unabhängig von ihnen irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entſchiedenen Naturen ſeyen ihm Glück bringend, ſo auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, ſagte er, aber, wenn es einmal der Fall ſeyn würde, verſpreche er mir's zu ſagen. Ich ſpreche vom Aberglauben; wie man ſich bei aller Anerkennung des Geheimnißvollen im Leben davor zu hüten habe. Und er war einig, daß man nur ſo viel darauf geben müſſe, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnißvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welches eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit ſey.

Unterwegs kamen wir dann auf die Wahlverwandtſchaften zu ſprechen. Er legte Gewicht darauf, wie raſch und unaufhaltſam er die Kataſtrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er ſprach von ſeinem Verhältniß zur Ottilie, wie er ſie lieb gehabt, und wie ſie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt faſt räthſelhaft ahndungsvoll in ſeinen Reden.

Dazwiſchen ſagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb ahndungsvoll, halb ſchläferig, im ſchönſten Sternenlicht, bei ſcharfer Kälte nach Heidelberg. Goethe fand Briefe von Mannheim.

Freitag den 6. morgens will Goethe plötzlich fort, er ſagte mir: ich mache mein Teſtament. Wir bereden ihn mit großer Mühe, noch einen Tag auszuruhen, und übermorgen zu reiſen. Die Jagemann hat ihn mit den andern Damen gedrängt, er ſoll nach Mannheim kommen, zu Tableaux und Attituden. Er fürchtet den Herzog. Er iſt ſehr angegriffen, hat nicht gut geſchlafen, muß flüchten. Er gibt mir einen Theil ſeiner Gedichte zum leſen für Melchior und Bertram.

Den 7. Regenwetter. Goethe iſt früh morgens unruhig, fürchtet eine Krankheit, will ſchon zu Mittag fort. Ich biete mich ihm zur Begleitung an, und bereite mich vor, ihm bis Weimar zu folgen. Trauriger, ſchwerer Abſchied.

Im Wagen erholt ſich der Alte allmählig. Die Sicherheit

nicht mehr vom Herzog oder der Jagemann erreicht zu werden, beruhigt ihn sichtbar. Gespräch darüber. Deutsche Politik. Verhältnisse; die Forderungen des Adels und der Bürger hält er nicht für gefährlich. Ständische Verfassung; es sey keine Umwälzung zu befürchten, wenn nur die Fürsten halbwegs ihren Vortheil kennen, und einigermaßen den gerechten Wünschen entgegen kommen wollten. Die heftigen Volksmänner seyen nichts weniger als beliebt. Aristokratismus im eigentlichen Sinne sey das einzige und rechte. Er spricht seine Freude darüber aus, daß ich mich in nichts verwickelt habe, trotz der vielen Lockungen und Gelegenheiten.

Goethe hat immer eine Scheu vor allen politischen Dingen gehabt. War auch einmal in einer Art Verschwörung durch seinen Herrn, damals als man die Uebermacht Friedrichs des Großen fürchtete. Es bestand eine geheime Verbindung bei dem alten Fürsten von Dessau, der Kronprinz von Preußen war darin. Nachher wurde dieselbe Veranlassung zum Fürstenbund, obwohl es anfangs gegen Preußen ging. Herr von Dohm erhielt noch vor einiger Zeit, zur Geschichte des Fürstenbundes, Aufschlüsse hierüber von Goethe.

Neukatholiken. Spottgedicht auf sie. Kinderspiel. Messe. Katholiken und Protestanten friedlich durcheinander in einer Stadt. Auf einem Speicher hing ein Seil, das mußte statt der Glocke dienen, daran zogen sie um die Wette und schrieen: bim bam. Und so wiederholten sie ohne Schonen die sämmtlichen heiligen Funktionen. Soll in die neue Ausgabe der Gedichte kommen; ich billigte es, er schien noch Zweifel zu haben.

Abends in Neckarelz. Kaltes Zimmer. Goethe war munter, vergaß die Kälte, indem er mir von seinen orientalischen Liebesgedichten vorlas. Wir schliefen in einer Stube. Es ist ihm lieb, daß ich bei ihm bin, er hatte wirklich eine Krankheit befürchtet.

Sonntag morgens fuhren wir von Neckarelz die Höhe hinauf. Kalkgebirge. Goethe erkannte die fränkische Mainregion daran. Der Bediente fand Versteinerungen und Ammonshörner. Wir begegneten zwischen Obrichaitenz und Buchen dem Maler Jagemann, der zu seiner Schwester nach Mannheim reiste, er sagte, der junge Bertuch sey krank und von den Aerzten aufgegeben.

Noth, die der Herzog mit der Familie Jagemann hat. Die Schweſter derſelben, Frau von Dankelmann, mit ihren Kindern, iſt ihm auch auf dem Hals. Den Dankelmann hat man in Eiſenach einſperren müſſen. Nun hat der Herzog, außer ſeinen eigenen Kindern, zugleich noch für dieſe zu ſorgen, im Ganzen für acht. Gutes Benehmen des herzoglichen Hauſes gegen die Jagemann und dieſe Kinder. Der Erbprinz beſucht ſie und ſpielt mit dieſen kleinen Geſchwiſtern. Doch iſt die unvermeidliche Spannung eines ſolchen Verhältniſſes fühlbar. Großfürſtin Maria: Lob derſelben: edle Weiſe ſich zu beſchäftigen. Goethe ſteht ſehr gut mit ihr; Meyer iſt ihr Vertrauter. Sie hat ihre Freude an der Kunſt; iſt ſehr zart, nicht glücklich.

Die Großfürſtin Catharina iſt ganz anders: durchaus politiſch in Allem. Sie ſagte in Wiesbaden noch: die Kunſt mache ihr keinen Eindruck, hätte kein Intereſſe für ſie; am meiſten noch die Architektur, weil man da eine Menge Menſchen beſchäftigen, und dem Staat Glanz und Würde geben könne. In Buchen begegneten wir Herrn v. Türk von Yverdün mit Familie und mehreren Kindern, wahrſcheinlich auch Zöglingen, einen ganzen Schweizer Poſtwagen voll, neun oder zehn Perſonen. Er hatte in der Schweiz ein Erziehungshaus und wird nun von Preußen als Oberſchulrath nach Frankfurt a. d. O. berufen.

Goethes Klagelieder über das heutige Erziehungsweſen. Verſuchen, Taſten und Wandern, nach der wahren Erziehungsart! Liebesgeſchichten wechſelſeitig. Deutſche mögen gern die naiven, ruhigen, nicht die leidenſchaftlichen Frauen. In Hardtheim Mittag eſſen. Ein junges, friſches Mädchen bedient uns, iſt nicht ſchön, hat aber verliebte Augen. Der Alte ſieht ſie immer an. Kuß. — Abends im Dunkel nach Würzburg. Im Pfälziſchen Hof Verwirrung mit der Türk'ſchen Familie; man ſendert uns wieder von ihr. Große gewaltige Räume, wie eine Abtei. Es iſt das alte Schönborn'ſche Haus.

Montag den 9. Oktober. Goethe wollte mich in Neckarelz noch nicht entlaſſen. Geſtern befand er ſich viel beſſer, und da ich beide Nächte bei ihm im Zimmer geſchlafen und mich davon überzeugt hatte, konnte ich ihn ohne Sorge mit meinen frömmſten Wünſchen nach Weimar abreiſen ſehen. — Ich gehe in den Dom. Gebet.

Den 12. war ich wieder in Heidelberg. Der 18. Oktober geht ſtill und traurig vorüber, wegen der ruſſiſchen Einquartierung und ſo manchen getauſchten Erwartungen. Keine Feierlichkeit, als ein ſchwaches Feuer am Rieſenſtein. Martin feiert den Tag in ſeinem Haus damit, daß er die Allemannia verbrennt. Den 21. kommen die letzten Ruſſen. Den 2. November kommt Fürſt Wallerſtein, er erzählt von dem Vandalismus in München; eine ganze Kammer voll gothiſcher Silbergefäße, emaillirte Altar-Vorſätze, wofür von Liebhabern der doppelte Werth geboten wird, werden gewaltſam zerſchlagen, damit ſo der ſchlechte gothiſche Geſchmack vertilgt werde. In Rothenburg an der Tauber waren wohl dreißig alte Kirchen, wovon die meiſten niedergeriſſen wurden. Der Fürſt hat eine drei Fuß hohe Monſtranz von einem Kloſter in Süßen, die ihm als Entſchädigung zu Theil wurde; Kaiſer Max hatte ſie dahin geſchenkt.

Tetouche, Kapellmeiſter vom Fürſten Wallerſtein, beſucht uns. Alte Bekanntſchaft von Bertram von Erlangen her. Er war ſieben Jahre bei Mozart. Dieſer war von Statur ein ganz kleiner Mann, ſehr capricios. Alle ſeine Opern ſind in Wien durchgefallen, außer der Zauberflöte. Idomeneus, ſeine größte Oper, hat er für München componirt. Mit vierzehn Jahren machte er die kleine Oper: der Muſikdirektor, in einem Akt. Die Entführung mit ſiebzehn Jahren in München, dieſe machte ſeinen Ruf in Wien. Da wird er dritter Kapellmeiſter mit 600 fl. Gehalt. Den Azur hat er nach der Entführung componirt, zur Vermählung Franz des zweiten mit ſeiner erſten Frau. Mozart pflegte davon zu ſagen: es iſt eine Schandoper. Nun folgen: Cosi fan tutte und Figaro. Kaiſer Joſeph iſt in der Probe des Figaro; ihm gefällt die Oper; er fragt, warum er nicht mehr für ihn mache? Mozart antwortet: „Was ſoll ich mit dem Spital von Menſchen da anfangen!“ auf das Orchester deutend, „in Prag, da muß man Muſik hören!“ Natürlich fiel er nun hiefür auch ganz durch, ja wurde ausgepfiffen; die italieniſchen Muſiker cabalirten gegen ihn. Darauf kam Don Juan, für Prag geſchrieben; die Zauberflöte; Titus, und zuletzt das Requiem. Tetouche war bei ihm, als er es machte; er war ganz melancholiſch und kränklich, zog ſich von aller Welt zurück, da er ſonſt der luſtigſte Menſch war; er ſoll aqua toffana bekommen haben. Er hatte den Wunſch

ſchon gefaßt, ein Requiem zu ſchreiben, da kam ein Herr, wollte für ſeinen Freund eines haben, aber ganz allein für ihn, und gab gleich 100 Dukaten. Der Mann wurde nachher nicht mehr geſehen.

Der Kampf gegen die italieniſchen Muſiker, beſonders gegen Salieri, dem erſten Kapellmeiſter, machte Mozart viel Spaß, er ging darum nicht von Wien weg, da er doch in England, Spanien ꝛc. gut ankommen konnte. Er wollte ihn noch zu Tod ärgern. So wenn er ein neues Werk geſchrieben, ſagte er immer: das wird den Salieri viel Geld koſten, wird am Beutel ziehen müſſen; er meinte, um ihn auspochen zu laſſen. Die Cabalen haben Salieri wohl 20,000 fl. gekoſtet. Er war reich durch ſeine Frau, eine Kaufmannstochter. In Geſellſchaft von Paeſiello, Martini, Salieri und Haydn ꝛc. ſagte Mozart zu dem letztern, dem er ſehr Freund war: „Dich nehme ich aus, aber alle andern Compoſiteurs ſind wahre Eſel!“

Er war ein leidenſchaftlicher Billardſpieler und ſpielte ſchlecht. Wann ein berühmter Billardſpieler in Wien ankam, hat's ihn mehr intereſſirt, als ein berühmter Muſiker. Dieſer, meinte er, würde ſchon zu ihm kommen, aber jenen ſuchte er auf; er ſpielte hoch, ganze Nächte durch. Er war ſehr leichtſinnig, ſeine Frau hat's ihm nachgeſehen. Sie war eine gute Klavierſpielerin; auch hat er ſie ſehr lieb gehabt. Er hat ſchneller componirt, als die Abſchreiber es ſchreiben konnten, und das alles ohne zu ſpielen, zu ſingen ꝛc., nur dann und wann hat er einen Accord angeſchlagen. Den Don Juan hat er in ſechs Wochen gemacht. Immer hatte er Geld nothwendig, und daher ſind die vielen kleinen Sachen entſtanden, die Sonaten und Variationen. Artaria gab für jedes Halbdutzend Variationen 25 Dukaten. Es lag immer Notenpapier für ihn da, ging er vorbei und brauchte Geld, ſo mußte er ſchreiben. Er wollte einmal die Wiener verſuchen, ob ſie Kunſtliebe hätten; kündigte ein Concert auf morgens fünf Uhr im Augarten an, bekommt eine große Subſcription — aber es kommen nur wenige.

Mozart ſchaffte ſich ſechs kleine, polniſche Pferdchen an; das machte Geſchrei: es zieme nur den Fürſten, mit ſechs Pferden zu fahren! Ja, ſagte er, wenn's Pferde wären, ſind aber nur Pferderln, davon ſteht nichts in der Ordnung. Joſeph Haydn hat

ihm gesagt: „Wenn du nichts als den Don Juan gemacht hättest, wäre es genug.“ Dafür dedicirte ihm Mozart seine schönen Violin-Quartette. Titus hat er für Prag geschrieben; dort war ein Sopran, den er nicht leiden konnte, da richtete er es ein, daß er durchfallen mußte, und schrieb die Oper nur für Sextus und Vitellia, die ihn bezahlten, daß er sie allein haben sollte.(?) sonst that er dergleichen nicht. Aber da sagte er: diesmal will ich einmal eine Oper schreiben, daß sie durchfallen muß! —

13. abends Max von Schenkendorf kommt von Karlsruhe. die Krüdener sey doch eine gute Frau! Sie ist jetzt in Basel, man hat ihr von Karlsruhe 64 Briefe nachgeschickt, die für sie angekommen waren. Sie geht nach Petersburg. Die Königin Hortense war vorigen Sommer mit ihr in Baden, hat da selbst der Krüdener gesagt, Napoleon bediene sich unerlaubter Mittel; so des Magnetismus. Sie habe ihn einmal gefunden, wie er eine schlafende Person befragt: es habe ihr gegraut vor diesem Wesen. So glaubt nun die Krüdener, die Hortense sey brav und der Eugen auch.

Sulpiz Boisserée an Friedrich Schlegel.

Heidelberg am 2. December 1815.

Wir hatten bisher alle Tage auf Ihre Durchreise gehofft, um Ihnen mündlich unsern Willkomm und Glückwunsch zu sagen. Es freut uns von Herzen, daß durch diese neue Bestimmung Ihre Verdienste und treuen vaterländischen Gesinnungen endlich einmal die längst gebührte öffentliche Anerkennung erhalten, und freut uns doppelt, daß Sie dadurch wieder zu uns an den Rhein geführt werden. — Möge der Himmel nur auch die Verhältnisse begünstigen, und Ihrer Wirksamkeit für Deutschland gewünschten Erfolg geben!

Wir sind recht begierig, Sie wieder zu sehen, wir haben uns so viel zu sagen und mitzutheilen. Wahrscheinlich werde ich Sie wohl noch während dem Winter besuchen können, aber auf jeden Fall müssen Sie zu uns kommen, und je eher je lieber. Wir sind noch ganz die alten Freunde, wie Sie uns im Jahr acht zu Köln verlassen haben, nur war freilich damals noch nicht völlig

entwickelt, was ſeitdem unſer Lebenszweck geworden iſt, und wozu uns doch zumeiſt Ihr Unterricht und Umgang vorbereitet und angeregt hat. Es wird uns eine wahre Befriedigung ſeyn, Ihnen unſere Werke und Thaten und ferneres Vorhaben vorzulegen. Dann wollen wir der alten Zeiten gedenken, uns freuen, daß Sie unter ſo guten Ausſichten wiederkehren, und auf gut reichſtädtiſch mit einander luſtig ſeyn. Schreiben Sie uns ja recht bald, wenn auch nur ein paar Worte, wie es Ihnen geht, ob Ihre Frau bei Ihnen iſt, und was Philipp macht?

Sie werden gehört haben, daß Goethe über deutſche Kunſt und Alterthum am Rhein ſchreibt, und ſich freuen, daß dieſer ſo lange ungläubige Freund nun ſo ernſthaft Theil nimmt. Es iſt recht gut, daß er bei ſeiner ſo allgemein bekannten Mäßigung ſich nun auch für die Sache erklärt, denn gerade diejenigen, die etwas dafür thun konnen, hielten ſie immer noch für eine Extravaganz. Sie von Ihrer Seite werden nun Gelegenheit finden, zu wirken, daß von Staatswegen etwas Gemeinſames für deutſches Alterthum, Kunſt und Geſchichte, als für eine Nationalangelegenheit geſchehe; aber hierüber, wie über ſo vieles andere, müſſen wir uns mündlich ſprechen.

Friedrich Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Frankfurt am 31. December 1815.

Ich kann unmöglich das alte Jahr beendigen, ohne Ihnen vorher den herzlichſten Dank zu ſagen für Ihren freundſchaftlichen Gruß hier im ſchönen Rheinlande und zugleich um Entſchuldigung zu bitten, daß ich nicht früher geantwortet habe. Indeſſen hoffe ich, hat Schenkendorf Ihnen meine beſten Grüße überbracht.

Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich Ihre gütige Einladung, Sie Alle und Ihre herrliche Sammlung in Heidelberg zu beſuchen, nur ſogleich annehmen und erfüllen könnte! Aber daran iſt vor dem Frühjahr oder Sommer gar nicht zu denken, und jetzt muß ich mich mit der bloßen Hoffnung begnügen, daß dies dann gewiß geſchehen ſoll. Sehr lieb wäre es mir daher, wenn Sie mich recht bald einmal hier beſuchen wollten; da ich

zwar die schönen Bilder auch gern wieder sehen möchte, vorzüglich aber Euch selbst wieder zu sehen, mich über alle Maaßen freuen würde. Ein hiesiger Bekannter von Ihnen von Guaita hat mir gesagt, daß er Sie auch eingeladen hat, hieher zu kommen, ich hoffe darum um so mehr, daß dieß bald geschehe. Die Auseinandersetzung, warum ich jetzt keinen Urlaub begehren kann, werden Sie mir gerne erlassen.

Daß Goethe über Euere Bilder schreibt, ist auch schon wegen der Wirkung auf das Publikum sehr gut, und noch heilsamer kann es werden, wenn er bei dieser Gelegenheit, wie ich höre, daß er es im Sinn hat, den Preußen etwas den Sinn öffnet, über den hohen Werth und altdeutschen Charakter der Rheinlande überhaupt. Und selbst für die bildende Kunst, wenn gleich ich ihm verhältnißmäßig für diese nicht sehr viel zutraue, wird sein Reden darüber nicht ohne Nutzen bleiben, weil er doch von Alters her so anregender Art ist; wenigstens werden seine Reden darüber in jedem Falle bedeutender ausfallen, als die etwas röselichten Beschreibungen der schwedischen Dame, die Sie mir einmal für das Museum schickten.

Von Philipp habe ich durch meine Frau die Nachricht, daß er glücklich in Rom angekommen ist. Sein Muttergottesbild, welches als Votivgemälde in die Kirche zu Heiligenstadt bei Wien gekommen ist, gehört unter die erfreulichen Erscheinungen der neuern Zeit.

Mein ältester Pflegsohn ist ein Herz und eine Seele mit Overbeck; seine Copie des Engels Michael von Perugino hat in Berlin großen Beifall gefunden; wie denn auch dort Philipp mit dem Bilde der Prinzessin Wilhelm viel Glück gemacht hat? Daß Koch seine große Landschaft an die bayerische Akademie für 2000 fl. verkauft hat, werden Sie wissen, dadurch ist er flott geworden von Wien, wo es ihm nicht gelingen und nicht behagen wollte; er muß schon in Rom seyn.

Mit Stein und dem Grafen Solms habe ich viel über Ihre Sammlung geredet. Wie freu' ich mich, daß solche Männer den Werth derselben so lebhaft fühlen! Gerade am 2. December, wo Sie mir schrieben, war ich abends bei dem Grafen Solms, wo viel davon die Rede war, und wir dann überhaupt den Rhein in gutem Rheinwein leben ließen. — Vor allen Dingen aber liegt mir, sowie auch allen dortigen deutschen Freunden, sehr daran, daß die Sammlung in Köln bleibt, wo sie hingehört und nicht

Alles weißt du, was der Himmel,
Alles was die Erde trägt,
Und verbirgst nicht das Gewimmel,
Wie sich's dir im Busen regt.

Hatem.

Eben drum, geliebter Knabe,
Bleibe jung und bleibe klug;
Dichten zwar ist Himmelsgabe,
Doch im Erdenleben Trug.

Erst sich im Geheimniß wiegen,
Dann verplaudern früh und spat!
Dichter ist umsonst verschwiegen,
Dichten selbst ist schon Verrath.

Sommernacht.

Dichter.

Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glänzt es immer;
Wissen möcht' ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm' ich gleich es dir zu melden.

nach Berlin gezogen wird. Noch wichtiger aber iſt es, daß nicht etwa verführeriſche Anerbietung ſo viel Einfluß bei Ihnen gewinne, um die Sammlung aus Deutſchland wegzuziehen. Dieß wäre über alle Beſchreibung ſchmerzlich und ſchadenbringend. — Meine Frau iſt noch bei einem Freund, dem Grafen Szechenyi, einem vortrefflichen, alten ungariſchen Herrn geblieben, in deſſen Familie ſie beſtens aufgehoben iſt; doch hoffe ich, daß ſie bald kommen wird. Die herzlichſten Grüße an Euch. Der beſte Beweiſe Eurer fortdauernden Freundſchaft wäre, wenn Ihr ſämmtlich bald anher kämet.

Sulpiz Boiſſerée an Dr. Schmitz in Köln.

Heidelberg, 6. December 1815.

Lieber Schmitz, es freut mich von Herzen, daß endlich Süvern ſich auch an Dich wendet. Es war immer das Ende meiner Geſpräche mit Süvern und Savigny, daß ſie ſich in ernſthaften, wiſſenſchaftlichen und höhern Angelegenheiten an Dich halten ſollten.

In Beziehung auf uns iſt es uns doppelt lieb, wir erhalten dadurch, daß Du mit dem Departement des öffentlichen Unterrichts in Verkehr trittſt, doch jetzt auch an Ort und Stelle eine Stimme gegen die Neider und Verunglimpfer, die uns gerade in der Vaterſtadt am meiſten erſtanden ſind.

Aber zuerſt muß ich Dich mit der Stellung bekannt machen, worin wir uns mit der preußiſchen Regierung befinden. Graf Solms hat ſchon im Herbſt, wir möchten uns bei Gleichſtellung der Bedingungen doch mit keiner andern Regierung binden, ſondern unſerer Vaterſtadt den Vorzug geben. Ich ſagte ihm hierauf, daß dieß mit unſerer Neigung zuſammen treffe, und daß wir im vorigen Jahr ſchon zwei Kaufanfragen ausgeſchlagen, und uns mit Oeſterreich noch nicht näher eingelaſſen hätten; wir würden überhaupt abwarten, was öffentlich für vaterländiſche Kunſt und Alterthum geſchähe. Fänden wir das in Köln, ſo würde das am meiſten mit allen unſeren Wünſchen zuſammen ſtimmen. Hier haſt Du gleich das Geheimniß unſeres ganzen Betragens und Vorhabens. Von Oeſterreich wurden uns nach dieſer Unterredung wieder erneuerte Einladungen und Ausſichten nach Wien gemacht.

So viel ging aus der vertraulichen Rede des Grafen Solms hervor, daß die Preußen, hauptsächlich durch die uns von österreichischer Seite erwiesene Aufmerksamkeit, in Bewegung gesetzt worden sind. Jener verheißene Antrag von Preußen erfolgte von Paris aus, wo Staatsrath Eichhorn unter Anderm an mich schrieb: „Gegenwärtiges schreibe ich im Auftrag des Grafen Gneisenau, der Sie herzlich grüßen läßt. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg wünscht Ihre Sammlung für den preußischen Staat zu erwerben. Was sind die Bedingungen, welche Sie stellen?" u. s. w.

Wir antworteten im Wesentlichen wie an Solms. Endlich kam vorgestern Minister Altenstein von Paris, wie er versicherte, nur unsertwegen über hier; er blieb einen ganzen Tag, sah unsere Sachen und Eichhorn, der ihn begleitete, wiederholte die Anträge. Er sagte, es wäre der Regierung nicht nur um unsere Sammlung, sondern eben so sehr um uns zu thun, sie würde also gern in die Bedingung eingehen, daß wir Besitzer der Sammlung blieben; wir sollten nur unsere Wünsche äußern; Alles, was wir für deutsche Kunst und Alterthum wünschten, wünsche auch die Regierung, denn sie erkenne unsere Verdienste in dem Stück vollkommen an u. s. w. Aber nach Berlin sollten wir kommen, da könnten wir zugleich am meisten für unser Land wirken. Wir sprachen dagegen unsere Abneigung gegen diese Stadt hauptsächlich wegen ihrer Lage und ihrem Klima frei aus, so wie unsere Vorliebe für Köln und das rheinische Land, wo die ganze Umgebung und die Nähe der kunstverwandten Niederlande die größten Vortheile für die Beförderung unseres Lebenszweckes darböten. Indessen mußten wir freilich hinzusetzen, daß wir nur dann eine gedeihliche Wirksamkeit in unserm Lande erlangen könnten, wenn dort ein neues Element von höherer Bildung geschaffen würde. Dieß sey nur durch eine großartige Einrichtung der Universität und vielleicht durch Vereinigung mit der Oberregierung in einer Stadt möglich. Wir wollten also erst die Entwicklung der Dinge abwarten.

Eichhorn erwiederte, es sey allerdings die Meinung für unser Land, und besonders in Rücksicht auf die Universität, etwas Bedeutendes zu thun, aber über die Art und Weise sey man getheilt, auch machten die militärischen Verhältnisse, die Betrachtung als Grenzland und wieder der Mangel an Kenntniß des Landes

viele Schwierigkeiten; es würden noch Jahr und Tag vergehen, ehe man ſich über die Errichtung einer Univerſität vereinige; es würden noch viele Ungeſchicklichkeiten verfallen, das Land nicht vor zehn Jahren in einen vollkommen gemeſſenen Stand kommen. Wir ſollten uns alſo entſchließen, ſey es auch nur auf einige Jahre, nach Berlin zu ziehen, man würde uns auf einen Fuß ſetzen, daß wir die Hälfte des Jahres am Rhein zubringen, und ſonſt alle Vortheile haben könnten, die wir nur verlangten. Uebrigens gab er gern zu, daß wir noch warten und es noch mehr berathen wollten.

Du ſiehſt, lieber Schmitz, daß dieſer Mann ein Verführer, indeſſen zugleich ein offener, vertraulicher Freund iſt, während Süvern wie billig als Geſchäftsmann zu Werk geht.

Was nun unſer Verhältniß zu der Vaterſtadt und jene Klage betrifft, ſo will ich gleich mit einem Aktenſtück anfangen. Einer unſerer Freunde ſchrieb mir von Köln, gerade mitten im Kriegsgetümmel Folgendes: „Faſt täglich kommen Leute mit alten Geräthen, Münzen, Steinen, Büchern zum Rektor Fochem, und oft hat er bei ſeiner großen Liebhaberei Mühe, ſich ihrer zu entſchlagen, damit er nicht mehr kaufe, als ihm nachher lieb ſeyn könnte. Und Ihr, wo bleibt Ihr am Ende mit unſeren vaterländiſchen Sachen, die Ihr ſchon ſo lange her in die Fremde entführtet? Freilich werdet Ihr jetzt wieder auf den Ausgang des Krieges hindeuten, ehe Ihr darüber Antwort geben wollt. Der aber iſt in meinen Augen nicht zweifelhaft, und dann wißt, wenn Ihr nicht frevelt wollt an Euerer guten alten Vaterſtadt, ſo iſt es Euere Sache, zurückzukehren, mit dem, was ihr eigenthümlich angehört, und was nur in ihren Mauern und in der Geſellſchaft der den Euerigen verſchwiſterten, größern oder kleinern Monumenten der Kunſt, ſeinen vollen Werth und Glanz erhält. Es iſt unbezweifelt, daß Ihr ſehr viel beitragen könntet zum künftigen Wohl und Glück unſerer Stadt; und wehe Euch, wenn Ihr dabei Euch etwas zu Schulden kommen laſſet. Dann müſſet Ihr ausgeſtoßen und verbannt werden aus unſerer Mitte, und wie Räuber und Entführer ſollt Ihr nie mehr in unſerer Geſellſchaft geduldet werden.

Dieſe eben ſo humoriſtiſch als ernſthafte Epiſtel öffnete mir doch vollends die Augen, über Vieles, was ich im vorigen

Jahr in Köln wahrgenommen, und über manche verkehrte Ansicht der von Köln her zu uns kommenden Besuche. Statt unser Verdienst anzuerkennen, sucht man es zu verkleinern und in Vergessenheit zu bringen, und selbst die Art, wie wir unsere Sammlung erworben haben, zweideutig zu machen. Die Ankunft der Alliirten hat den Herren die Köpfe etwas verrückt, da kam eine Fluth von Menschen, die durch die frühern Schriften von Schlegel und Tieck, dann noch mehr durch unsere fortwährenden Bemühungen, auf die kölnischen Alterthümer aufmerksam geworden sind. —

Da sie nun unsere Abwesenheit benützen, allen möglichen Wind zu machen, und sich zu einer vollkommenen Gegenpartei zu bilden, wird die Sache etwas ernsthafter. Aus allem Bemühen von Wallraf und Fochem geht die Absicht hervor, uns die Rückkehr nach Köln zu entleiden. Von unseren jüngern Freunden werden vermöge ihres Enthusiasmus einige dazu gebraucht, ohne das Ziel dieser Beiden zu errathen. Ich habe recht offen mit diesen gesprochen, und sie daran erinnert, wer zuerst das Lob und den Ruhm der kölnischen Alterthümer und mit ihnen von Wallraf veranlaßt (ich meinte Schlegel, den wir nach Köln gebracht), wer sich Jahre lang und noch immer fort, nicht durch Redensarten, sondern durch That und Aufopferung aller Art am meisten bemüht habe u. s. w. Es würde zu sehr ins Einzelne führen, wenn ich Dir alle von einer kindischen Eifersucht zeugenden, auf unsere vermeinten oder völlig mißverstandenen Ansichten der Kunstgeschichte schielenden Lufthiebe herausheben wollte. Nur eines muß ich noch anführen: Wallraf erwähnt nämlich in dem Taschenbuch auch der beiden andern im Dom befindlichen Altäre, und sagt, sie seyen durch einen Freund religiöser Kunst erhalten worden, gleichsam sich selbst bezeichnend, denn da er nie unsere Namen in dem Aufsatz nennt, kann es Keinem einfallen, daß ich den Altar in der Kapelle des Hochsieden für mein Geld in den Dom bringen und aufstellen ließ. Noch weniger, daß Wallraf ihn in St. Clara, wo er ihn anfangs reklamirt hatte, dem Verderben preisgegeben, bis ich ihn während dem Abreißen der Kirche glücklich fand, und rettete.

Es kann wahrhaftig nicht viel daran liegen, von Wallraf genannt zu werden, aber wenn die Rede davon ist, daß wir nach

Köln zurückkehren sollten, so kömmt es wohl darauf an, was man von ihm in einem ernsthaften Verhältniß zu erwarten hätte.

Das wirkliche Verdienst aber, welches Eberhard v. Groote um die Wiedergewinnung des Petrus, und der übrigen von den Franzosen geraubten Sachen hat, ist nicht genug zu loben.

Wir haben es aus einzelnen Aeußerungen von Schenkendorf und Savigny wohl gemerkt, wie man unter dem Deckmantel der patriotischen Liebe für die Stadt Köln den Schein auf uns wirft, als wären wir unrechtmäßiger Weise mit den Kunstsachen ausgewandert. Ich brauche Dich nur an die Geschichte unserer Sammlung zu erinnern, das Meiste hast Du selbst mit erlebt: Du weißt, daß wir den größern Theil unserer Bilder in Köln gesammelt, und Bilder von Trödlern, Kunsthändlern, Geistlichen und andern einzelnen Personen gekauft haben, in deren Hände sie durch die stattgefundene Aufhebung der Klöster und Kirchen gerathen waren; Du weißt, daß wir unter dem Spott und Gelächter unserer Mitbürger eine Menge Bilder aus Staub und Nässe, aus Speichern und Kellern, geradezu vom Verderben gerettet haben. Daß wir durch unsere Leidenschaft die Dinge erst in Werth gebracht, auf die früher Wallraf und die kölnischen Künstler selbst nichts hielten: daß wir dann aber fast alle unsere bedeutendsten Bilder, wie das aus Columba und den Tod der Maria von Wallraf, nur mit dem größten Aufwand von Zeit, Mühe, Geld und Tausch an uns gebracht haben. Endlich, daß wir nicht in Köln allein, sondern in der ganzen Gegend, und seit einigen Jahren auch in Brabant, Mainz, Mannheim, gesammelt haben, und daß die meisten gräcisirenden Bilder und die großen Apostel vom Meister des Dombildes aus Heisterbach sind. Aber das weißt Du nicht, daß wir nur fünf Stücke unmittelbar aus Kirchen gekauft, und dabei alle Formalitäten beobachtet und die Aktenstücke in Händen haben. Noch weniger magst Du wissen, daß gerade unsere vorzüglichsten Gemälde durch die verschiedenen Reisen in Brabant um die Hälfte vermehrt worden sind. Es befindet sich darunter ein Hauptwerk von Eyck und sechs der schönsten Bilder von Hemmelink, einem der ausgezeichnetsten alten Meister. Diese Erwerbungen in Brabant kosteten uns sehr viel Geld, und wir hätten sie nicht machen können, wenn nicht Melchior den Muth gehabt hätte, sie mitten in den gefährlichsten

und bedenklichsten Kriegszeiten zu wagen. Das kleine Hausaltärchen, dessen Du Dich von dem heiligen Christoph her gewiß noch erinnerst, war in Brüssel lange in dem Auktionssaal zu tausend Louisd'ors ausgestellt, der Zettel klebte noch darauf, als Melchior es von der adelichen Familie kaufte. Es kostete uns über zweihundert Louisd'ors, und in demselben Verhältniß sind die Preise, die wir in Brabant für die einzelnen Bilder der alten Niederländer bezahlt haben.

Es wird Dich nicht wundern, wenn ich hinzufüge, daß es im südlichen Deutschland für eine anerkannte Sache gilt, daß unsere Sammlung an historischer Vollständigkeit und Vortrefflichkeit der einzelnen Bilder die altdeutschen Sammlungen in Wien und München übertrifft, und somit einzig in ihrer Art ist. Sie umfaßt jetzt drei Jahrhunderte, vom Ende des dreizehnten bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts, und zählt über zweihundert Bilder, welche, da die Alten meist kleine Figuren gemalt haben, in vier mäßigen Sälen Raum finden würden.

Die Liebe, welche wir auf die Sache gewendet, der Zusammenhang, den sie mit unseren fortwährenden Studien der Kunstgeschichte hat, und gerade jenes eigentümliche Verdienst der folgerechten Anordnung und Vollständigkeit, werden uns immer abhalten, die Sammlung aus den Händen zu geben, und mit einer andern verschmelzen zu lassen. Die Welt weiß noch nicht einmal recht, welche Wichtigkeit die Sammlung für die Kunst sowohl in Rücksicht der Geschichte, als der Ausübung der Malerei hat. Daß junge, unbedeutende, oder poetisch aufgeregte Künstler in der Bewunderung der alten Kunst kein Maß noch Ziel gehalten, und dadurch die ruhige Anerkennung ihres wahren Werthes nicht wenig gehindert haben, ist leider bekannt genug: das aber findet man nicht, daß kunstgeübte Männer, wie Dillis, der sein dreißig Jahren Landschaftsmalerei mit großem Erfolg treibt, daß solche frei erklären: das Studium der alten Kölner und Niederländer müsse die Malerei wieder zu der verlorenen Farbenbehandlung und wahrer Naturnachahmung zurück führen.

Canova, der sich auf die anerkennendste Weise über die Sammlung aussprach, hatte seine besondere Freude an den Bildern von Eyck und Hemmelink. Er drückte sich in einem Gleichniß über die Werke dieser Meister so aus: sie verhalten sich zu denen von

Raphael, wie die Knospe zu der schönst aufgeblühten Rose. Wie bei der Rosenknospe immer noch etwas zu wünschen bleibe, so sey es auch hier, aber man wisse kaum, ob man es wünschen solle, denn mit der Vollkommenheit verschwinde auch der eigenthümliche Reiz, der uns an der Knospe so lieb sey.

Daß Wallraf den eigentlichen Geist und Werth der altdeutschen Kunst nicht versteht, hat er längst bewiesen, sonst würde er so viele treffliche Werke, die er reklamiren konnte, nicht haben zu Grunde gehen lassen, und würde er von uns nicht zwanzig Bilder haben erkaufen müssen, um doch Ehren halber einigermaßen eine Folge von alten Meistern zu besitzen. Aber von der Unwissenheit, die sich in der Beschreibung des Dombildes offenbarte, haben wir noch keinen Begriff gehabt. Danach müßte der Maler immer einen gelehrten Einsprecher zur Seite gehabt haben, und mit diesem Corvino nach Italien gereist seyn, um mit Dante Bekanntschaft zu pflegen, der schon lange gestorben war, ehe unser Landsmann geboren seyn konnte; denn Dante starb 1321, und das Bild wurde 1410 gemalt. So wird ein Dolch, der hinter der Tasche des alten Königs hängt, schon für ein Fernrohr gehalten, und was dergleichen schöner Schnitzer pro patria noch eine Menge sind.

Doch es ist nun genug und schon zu viel. Du kannst nur aus dem Ganzen die Schwierigkeit abnehmen, uns einigermaßen in ein Verhältniß mit Wallraf zu setzen. Daß er sowohl für sein wirkliches Verdienst, als für seinen guten Willen, für seine recht und unrecht verstandene Liebe zur Vaterstadt muß belohnt werden, ist ebenso wünschenswerth und gerecht und billig, als es sonnenklar ist, daß keine Anstalt unter seiner Anordnung und Leitung je gedeihen kann. Wie würde er sich aber je dazu verstehen, alles was die alte Kunst, Baukunst und Malerei betrifft, uns zu überlassen? Wie könnten wir es aber vor Gott und der Welt verantworten, unsere Wirksamkeit, die auf ganz Deutschland ins Große und Allgemeine geht, so ins Kleinliche zu ziehen, und tausendfach zu verhädeln? Und wie möchten wir es auf uns nehmen, einem alten Mann, dem mit seiner Vernunft beizukommen ist, die letzten Lebenstage zu verkümmern? Ich sehe da weder Rath noch Hülfe.

Nachdem Du nun von Allem unterrichtet bist, überlasse ich

es Dir, den nothwendigen Gebrauch davon zu machen. Du magst dabei bedenken, daß wir den größten Theil eines bedeutenden Vermögens darauf verwendet haben; so daß wir bis jetzt noch unabhängig leben, aber ohne äußern Zufluß, unsere über die Kräfte von Privatleuten getriebenen Unternehmungen nicht weiter fortführen konnten.

Ueber das Domwerk habe ich noch zu sagen, daß Cotta sich davon zurückziehen will, weil sich die Herausgabe immer noch verzögert. Somit gehab Dich dann wohl und guter Dinge, wir wünschen Dir ein fröhlich und glückliches Christfest und Neujahr!

A. Bücker an Melchior Boisserée.

Köln, 9. Februar 1816.

Lieber Schwager Melchior!

Wir haben heute mit der größten Freude Deinen lieben Brief erhalten, und daraus mit wahrer Herzenstheilnahme ersehen, daß die dortige Universität an Sulpiz das Doktordiplom aus eigener Bewegung zuerkannt hat; die ganze Familie, Mariännchen und ich insbesondere, freuen uns über diese ehrenvolle Auszeichnung sehr; wir haben schon unter uns den Herrn Doktor Boisserée hoch leben lassen; und ich und meine liebe Frau bitten Sulpiz, wann er seine Vaterstadt wieder besucht, bei uns im Hause die Glückwünschung zu halten, denn diese alte Kölnische Sitte muß beibehalten werden!

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Nürnberg, 17. Mai 1816.

Die Ursache meines verlängerten hiesigen Aufenthaltes ist eine sehr glückliche und reichhaltige Entdeckung im Steinmetzenwesen. Ich hatte dieß bisher ganz liegen lassen, bis die Gemäldeangelegenheit beendigt war. Indessen wollte ich doch vor meiner Abreise noch das Handwerk begrüßen; gewohnt wenig zu finden, auch abgeschreckt durch vorläufige Erkundigungen, that ich es fast

ohne Hoffnung, meiſt nur aus frommer Pflicht und Gewiſſenhaftigkeit. Und wirklich ſah es anfangs ſcheu und öde aus; der Vater von Kirchner, welcher nur Steinhauermeiſter, wußte faſt gar nichts; aber als ich gar nicht nachließ mit Fragen, fiel der Frau ein, daß der ehemalige Stadtbauinſpektor Rieskalt, ein alter Steinmetzenmeiſter, mir vielleicht Aufſchluß geben könnte.

Dieſer Ehrenmann hat mich nun mit Dingen bekannt gemacht, welche alle meine Erwartung überſteigen, und worüber ihr Euch freudig wundern werdet, wenn Ihr ſie zu hören und zu ſehen kriegt.

Es iſt von nichts weniger die Rede, als daß ſich hier durch alte Ueberlieferung die ſogenannte gothiſche Architektur noch bis auf die letzten Zeiten in den Meiſterſtücken der Steinmetzen erhalten hat, und zwar mit geheimem Geſetz und Regel; dieſe umfaſſen zwar nicht die gothiſche Architektur in ihrer Ausdehnung, geben aber über das, was ich aus der Analyſe der größten Werke gefunden habe, das ſchönſte Licht; ſo daß ich dadurch nun mit dem Syſtem zur höchſten Vollſtändigkeit und Gewißheit zugleich zu gelangen hoffe.

Nürnberg, 11. Juni 1816.

Lieber Melchior! Vor Allem muß ich Dir noch die große Freude rühmen, welche mir in den letzten vierzehn Tagen durch den Umgang mit unſerm lieben Freund Schorn zu Theil geworden iſt. Der Beſuch der Gallerie in Pommersfelden hat mir erſt den Schatz dieſer uns ſo recht vom Glück geſchenkten Bekanntſchaft in ſeiner ganzen Fülle aufgeſchloſſen. Denn hier iſt mir vollends klar geworden, wie tief die Liebe zur Kunſt bei unſerm Freunde mit dem innerſten Weſen ſeiner edeln, reinen Seele verwoben iſt.

Denkt euch! ein einziges Bild, aber freilich auch eines der größten Werke von Leonardo, hat jenen fürs ganze Leben entſcheidenden Eindruck auf ihn gemacht, für den nur die Berufenen und Auserwählten empfänglich ſind.

Ich kann euch nicht ſagen, mit welcher Ehrfurcht ich erfüllt wurde, als ich vor das Bild trat. Es iſt eines von den wenigen

Werken, in welchen sich der göttliche Geist selbst durch die schaffende Hand des Menschen offenbart. Eines von den wenigen, in denen man den Herrn wie in den Werken seiner eigenen Hände verehren und anbeten muß.

Man hat keinen Begriff von der kunstreichen Leichtigkeit des Pinsels, die sich hier bei der höchsten Vollendung kund gibt. Es ist eben als hätte ein Engel es gemalt.

Unser Freund Schorn sah das Bild zuerst als Erlanger Student, es begeisterte ihn bis zur Leidenschaft, es ließ ihm keine Ruhe, er mußte ein Abbild davon haben, und so ohne zu wissen, was er unternahm, wagte er, der nie Figuren gezeichnet hatte, das Schwierigste, was je in Figurenzeichnung vorkommen kann. Der Versuch gelang über alle Erwartung, und wurde für ihn auf die schönste Weise fruchtbar. Die unerreichbare Kunst in der Zeichnung des Meisters, nöthigte ihn, die Verhältniße und noch mehr die Perspektive der Figuren zu studiren.

Dieß konnte er mit Hülfe von Kupferstichen, Büchern und Gypsabgüssen in seiner ländlichen Einsamkeit schon zu Stande bringen, und so benützte er die Zeit, die er der Kunst widmen durfte, wirklich auf die beste Weise. Als er uns in Heidelberg besuchte, hatte er einige Monate vorher jenen Umriß in Pommersfelden gemacht: das Blatt, das er uns geschenkt, ist die erste Zeichnung, er hat für sich nur eine Pause davon behalten, darum verwahrt es mit doppelter Verehrung.

Welche Freude der treffliche Mensch an meiner Ueberraschung und Freude gehabt, wie froh und glücklich wir zusammen in Pommersfelden gewesen sind, mögt ihr euch vorstellen, läßt sich aber nicht beschreiben! Es fehlte uns nichts, als daß ihr bei uns gewesen wäret, wir haben euerer oft in Liebe und guten Wünschen gedacht. Wir blieben drei Tage. Am Samstag kamen wir hieher, Schorn reiste gestern zu seinen Eltern nach Castel zurück.

Nun noch einen Auftrag von Hegel. Ich erzählte ihm gelegentlich den wahrscheinlichen Abgang von Fries. Er kam am andern Tag mit der bestimmten Anfrage zu mir, ob ich ihm nicht rathe, sich an Reizenstein oder nach Karlsruhe zu wenden? Ihm sey bloß um eine freie akademische Wirksamkeit zu thun. Er sey hier Rektor des Gymnasiums und Schulrath, stehe sich ganz gut,

Denn ich weiß du liebst das Denken,
Das Unendliche zu ſchauen,
Wenn ſie ſich einander heben
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellſte will nur ſagen:
Jetzo glänz' ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr behagen,
Glänztet ihr wie ich ſo helle.

Denn vor Gott iſt alles herrlich,
Eben weil er iſt der beſte;
Und ſo ſchläft nun aller Vogel
In dem groß und kleinen Neſte.

Einer ſitzt auch wohl geſtängelt
Auf den Aeſten der Cypreſſe,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Thaues luft'ger Näſſe.

Solches haſt du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
Kauzen hier auf der Terraſſe,
Bis ich erſt des Nordgeſtirnes
Zwillings-Wendung wohl erfaſſe.

Und da wird es Mitternacht ſeyn,
Wo du oft zu früh ermunterſt,
Und dann wird es eine Pracht ſeyn,
Wenn das All mit mir bewunderſt.

lehre ſeine Gymnaſiaſten auch Philoſophie, fühle ſich aber durch die kleinlichen Verhältniſſe beengt, durch den Mangel einer größeren literariſchen Mittheilung ſo gedrückt und unglücklich, daß, wenn er keine Frau hätte, er ohne alle Rückſicht als Docent oder Doctor legens bei irgend einer belebteren Univerſität auftreten würde.

Du kannſt denken, daß dieſe Lage, dieß Gefühl von einem bedeutenden, verdienſtvollen Manne, mich gerührt, ja erſchüttert hat. Meine Meinung war, ich wollte Euch ſchreiben; Ihr ſolltet durch Daub und Thibaut vernehmen, ob man nicht abgeneigt, Hegel zu rufen; und dann erſt ſolle er ſich ſelbſt antragen. Daß wir in der Sache nichts thun könnten, als Beſcheid nehmen und geben, habe ich Hegel deutlich gemacht, überhaupt habe ich ihn von den allgemeinen Verhältniſſen unterrichtet. Thibaut ſey in Jena nicht gut auf ihn zu ſprechen geweſen, weil er keinen Vortrag hatte und alles ableſen mußte. Dieß hat Hegel ſich hier abgewöhnt. Ueberhaupt höre ich hier nur Gutes von ihm, und daß er ein ausgezeichnet denkender und gründlicher Kopf iſt, ergibt ſich aus den Geſprächen. Schwäbiſche, eckige Eigenſchaften hat er freilich; aber ohne dieſe würden auch wieder ſeine individuellen Vorzüge nicht beſtehen. Alſo leitet die Sache nach euern beſten Einſichten und antwortet mir bald.

Nürnberg, 17. Juni 1816.

Lieber Melchior! Es geht mir ſeltſam auf dieſem alten Pflaſter, im Augenblick, wo ich mich davon losreißen will, knüpfe ich die bedeutendſten Verhältniſſe an, ſo ging mir's letzthin mit dem Bauweſen, ſo geht mir's jetzt mit den Malereien.

Das große Bild, die Grablegung von Dürer, bei Peller ſcheint bei uns einkehren zu ſollen; meine geſtrigen Unterhandlungen hatten ſo guten Erfolg, daß Herr v. P. ſchon auf den von mir im Stillen feſtgeſetzten Preis von 1500 Fl. heruntergekommen iſt; und ſo bleibt mir dann nichts anderes übrig, als den Handel abzuſchließen. Wenn das Bild auch nicht gut erhalten iſt, ſo iſt es doch eine der größten und ſchönſten Compoſitionen von Dürer.

In der Zeichnung und in der Compoſition hatte ja übrigens Dürer auch ſein größtes Verdienſt; Beides findet ihr an dem Peller'ſchen Bild ganz ausnehmend ſchön. Und was die Erhaltung betrifft, ſo wird ſich noch recht viel thun laſſen. Köſter mag ſich nur gleich darauf rüſten. Das Schlimmſte wird ſeyn, einige übermalte Stellen wegzubringen, doch wird dafür auch ſchon Rath werden.

Nürnberg, 18. Juni 1816.

Ich ſchrieb Dir geſtern, daß ich den Dürer kaufen wollte; heute kann ich Dir ſagen, daß ich ihn habe. Er ſteht ſchon bei Seebeck, und der Tiſchler arbeitet ſchon am Kaſten; übermorgen packe ich das Bild ein, und ſchicke es an Dich ab.

Ich bin von Herzen froh, daß wir das Bild haben. Zeichnung und Compoſition ſind nicht genug zu loben; alle Wiederholungen dieſes Gegenſtandes in Kupferſtich und Holzſchnitt ſind nichts dagegen. Es gehört auch in Dürers reichſte, beſte Zeit, und wäre es ganz erhalten, ſo dürfte man es ſein beſtes Werk nennen.

Von Seebeck habe ich mir ſeine Entdeckungen über die Wirkungen des Lichts vortragen laſſen. Die Sache gehört zu den größten.

Sulpiz Boiſſerée an Dr. Schmitz in Köln.

Heidelberg, 14. Juli 1816.

Lieber Schmitz!

Eine meiner erſten Angelegenheiten nach meiner Rückkehr iſt, Dich zu bitten, daß Du in meinem Namen Seiner Excellenz dem Herrn Oberpräſidenten Grafen von Solms eine vertrauliche Eröffnung machſt.

Es betrifft die kölniſche Dombibliothek und einige von den kölniſchen Handſchriften. Meine antiquariſchen Forſchungen haben mich nämlich nach vielen vergeblichen Bemühungen endlich auf die Spur dieſer Schätze geführt. Sie befinden ſich in Darmſtadt

auf der Bibliothek. Es ſind ſämmtliche Bände, welche ehemals im Dom aufgeſtellt waren, wie ſie Harzheim in ſeinem gedruckten Verzeichniß angegeben hat, wohl erhalten, und außerdem noch zweiundſechzig Foliobände, meiſt merkwürdige Sammlungen, zur kölniſchen Geſchichte gehörige Handſchriften, worüber ein eigenes geſchriebenes Verzeichniß in einem daumendicken Folioband beiliegt.

Alle dieſe Dinge ſind den Franzoſen, denen ſie nach dem Lüneviller Frieden zukommen, löblicher Weiſe vorenthalten, und erſt ſeit wenigen Jahren von Arnsberg nach Darmſtadt gebracht worden.

Daſelbſt befinden ſich überdem noch im großherzoglichen Archiv mehrere Urkunden aus dem Kölner Domarchiv, und vorzüglich ein altes, ſehr ſchön auf Pergament geſchriebenes Copialbuch, welches von den erſten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts bis zur Hälfte des vierzehnten reicht.

Da jetzt ſämmtliche dieſſeitige Länder, des ehemaligen Churfürſtenthums Köln von Darmſtadt an Preußen übergehen, ſo halte ich es für meine Pflicht, die Sache zur Kunde des Oberpräſidenten zu bringen, damit im Fall er noch nicht davon unterrichtet ſeyn ſollte, die nöthigen Schritte gethan werden könnten.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Frankfurt, 21. Juli 1816.

Sie werden geſtern den eingeſchickten Artikel der Univerſität Heidelberg in der Oberpoſtzeitung gefunden haben; er iſt ſo friedfertiger Natur, daß man ihm ja wohl in der ganzen Welt dieſe Stelle unangefeindet vergönnen wird. Endlich haben wir nun den böſen Feind der Atmoſphäre glücklich überwunden, und ſeit vorgeſtern haben wir einen blauen Himmel und ſchöne heitere Hitze. So wird es wohl auch bei Ihnen ſeyn, ich gratulire Ihnen dazu, lieber Freund! Auf irgend eine Art müſſen wir uns bald wiederſehen; der ſchönen vergangenen Stunden wollen wir uns erinnern, im frohen Genuß noch ſchönerer Gegenwart, denn ich muß Ihnen ſagen, daß ich je älter und beſonnener, je heiterer und zufriedener werde. Sie werden eine gute Art von Winterobſt

in mir erkennen, das in der Jugend herbe ist und im Alter erst genießbar wird; ich habe also die gegründetste Hoffnung, daß wir uns gut vertragen, und Sie sich gar nicht ungern mit der alten Dame unterhalten werden. Freilich geschähe das am allerhübschesten in dem wunderschönen Heidelberg, vor den Bildern und dem Dommerk und auf dem Schloß oben, aber der Bundestag soll ja nun wahr und wahrhaftig anfangen, und wie sollte da Friedrich sich los machen können? Also kommen Sie nur, Theuerster, es ist hier in unserem Gartenhaus auch nicht schlecht, und die Umgebungen sind wirklich reizend von Frankfurt: das übrige gefällt mir so so; doch ohne Präjudiz gesagt, denn eigentlich kenne ich noch nichts von Frankfurt selbst, und von den gepriesenen Herrlichkeiten habe ich noch nichts zu sehen die Neugierde und auch Gelegenheit gehabt. Von meinen Söhnen aus Rom haben wir sehr erwünschte Nachrichten, sie sind brav und fleißig, und machen Gott und den Menschen Freude; auch von Riesler sanftmüthigen Angedenkens habe ich einen Brief aus Rom erhalten.

Finden Sie die Art, wie Goethe unsern Friedrich in seinem neuen Werk genannt hat, nicht äußerst sinnreich? nämlich da, wo er ihn nicht genannt hat, so wie man oft in einer Zeichnung ein Licht nicht zeichnet, sondern ausspart. Das was er über das allmächtige Dombild sagte, ist doch allerliebst! eine orientalische Masterade! darauf kann doch nur ein so geistvoller Kenner kommen! seine Ansicht von der Geschichte unsrer Religion ist mir ungemein werth, nämlich ich sehe wohl ein, daß Plato oder Pythagoras ganz anders von den Geheimnissen der alten Indier würden geredet haben, auch wenn sie nicht daran zu glauben für gut gefunden hätten: indessen aber muß man gestehen, daß Goethe's seine Art, doch ein gewaltiges Licht, und einen Aufschluß über seine ganze Ansicht von der Malerei der Deutschen gibt: jetzt wird einem alles klar und zusammenhängend. Von Ihrer Sammlung habe ich mir doch eigentlich mehr in dem trefflichen Buch zu finden erwartet; vielleicht kömmt es noch im zweiten Theil nach. Was sagen denn Sie dazu? Seyen Sie nicht zu fleißig, und wenn Sie nicht bald kommen können, so schreiben Sie wenigstens manchmal. Daß Sie wieder neue Herrlichkeiten von Nürnberg gebracht, hat der Minister Wessenberg schon an Friedrich erzählt; er ist überhaupt ganz bezaubert von Ihnen und Ihrer Sammlung. Wie

sollte es auch anders? Gott mit Ihnen, theurer Freund. Friedrich und ich grüßen Sie alle drei aufs herzlichste. Ich grüße auch die schönen Bilder, die ich gesehen habe.

Dorothea.

Ich bin jetzt sehr geplagt, und denke oft mit Sehnsucht an Heidelberg.

Ihr Friedrich.

Dr. Seebeck an Sulpiz Boisserée.

Nürnberg, 3. August 1816.

Die guten Nachrichten, welche Ihr lieber Brief uns von Ihnen brachte, haben uns sehr erfreut. Auch wir haben Ihrer und der frohen Tage, welche wir in Ihrer Gesellschaft verlebt, recht oft gedacht, und wünschen herzlich, daß die Hoffnung, welche Sie uns geben, Sie im Herbst wieder bei uns zu sehen, in Erfüllung gehen möge. Daß wir indessen für Sie gesorgt haben, ersehen Sie aus der Beilage. Frau von Tucher hat die Güte gehabt, uns das Manuscript von Albrecht Dürers Reisejournal ins Haus zu geben. Meine Tochter Emilie hat das Collationiren übernommen, und nachgetragen, was im von Murr'schen Journal fehlte. Sie hat für mich öfter schon ähnliche Geschäfte gut besorgt, ich hoffe, daß auch dieß ihr gerathen seyn wird. Sie besitzen jetzt das ganze Manuscript vollständig. Bemerken muß ich noch, daß auch das in der Ebner'schen Bibliothek nur eine Abschrift, nicht das Dürer'sche Original ist.

Ich freue mich mit Ihnen der glücklichen Wiederherstellung der Grablegung, und besonders, daß die fatalen hereingeleksten Farben nichts verderben haben und heraus sind. Das Stückchen mit dem Wappen ist sehr merkwürdig, und wird gewisse Leute, welche an die Aechtheit des Bildes nicht gern glauben wollen, doch ein wenig stutzig machen. Dieser Kauf scheint die Kunstliebhaber dahier noch immer zu beschäftigen. So brachte mir neulich jemand einen Band von Murr Journal, den 11., worin sich ein Verzeichniß der Dürer'schen Oelgemälde von einem gewissen Herrn Hauer, 1660 zu Nürnberg verstorbenen Malers und Kunsthandlers, befindet, und unter Nr. 9 die Grablegung angeführt ist:

Martin Peller habe ſie von den Holzſchuhern erhalten; NB. ſey aber kein Original. Als ich mich nun näher nach dieſem Herrn Hauer erkundigte, erfuhr ich, daß er ein höchſt mittelmäßiger Maler geweſen, und in Kunſtſachen ſo wenig Vertrauen verdiene als Herr von Murr. Bemerkenswerth iſt jedoch, daß in dieſem Hauer'ſchen Verzeichniß der Grablegung in der Sebaldikirche mit keiner Sylbe Erwähnung geſchieht. Herr von Peller hat bis jetzt kein Dokument über den Ankauf jenes Bildes in ſeinem Familienarchiv finden können. Herr von Derſchau, welcher auch das Gemälde in der Kirche für ein Original hält, führte als Argument an: es ſey durch noch vorhandene Urkunden zu erweiſen, daß dieß Bild von den Holzſchuhern zu ihrem Grabmal in der Sebaldikirche bei Dürer beſtellt und ihm mit 200 fl. bezahlt worden. Das Bild bei Peller ſcheint Herr von Derſchau nie genau betrachtet, noch weniger es mit dem in der Kirche verglichen zu haben. Nach dem Ecce homo von Albrecht Dürer, welches hier noch verborgen ſeyn ſoll, haben wir uns bei verſchiedenen Perſonen erkundigt, aber noch nichts beſtimmtes erfahren können. Vielleicht iſt es eines von denen, welches ſich in der v. Imhofſchen Sammlung befand.

Sie werden ohne Zweifel ſchon den Unfall, welchen Goethe und Meyer betroffen hat, erfahren haben. Er hat mich um ſo mehr erſchreckt, da Goethe in einem Briefe vom 19. vorigen Monats, worin er mir ſeine bevorſtehende Abreiſe anzeigt, zugleich erwähnte, daß ihn mehr Anſtoß und Aufforderung als innerer Trieb zu dieſem Schritte beſtimme; und gleich den Tag darauf traf ein Brief datirt den 22. ein, worin er jenen fatalen Vorfall meldet, welcher ihn genöthigt zurück zu kehren. Schwerlich wird er ſich entſchließen, die Reiſe wieder anzutreten, zumal wenn Meyer bedeutend verletzt ſeyn ſollte. Zureden möchte ich ihm nun weiter nicht, obgleich ich glaube, daß ihm die Reiſe ſehr zuträglich ſeyn würde; denn er ſcheint noch ſehr betrübt und aufgeregt zu ſeyn. Man muß hoffen, daß ihn ſein guter Stern zum beſten leiten werde.

Haben Sie ſchon die neue Ausgabe von Goethe's Werken geſehen? Der zweite Band enthält eine beträchtliche Zahl neuer Gedichte und vortrefflicher, heilſamer Sprüchlein. Die bewußte Parabel ſteht auch darin; dieſe wird einige lange Geſichter erregen.

Wie ſteht es mit Ihrer Reiſe an den Oberrhein und nach

München? Ich werde vielleicht im Herbst auf vierzehn Tage nach München gehen, um die Bibliothek zu benützen; es wäre sehr schön, wenn wir dort zusammentrafen.

Sulpiz Boisserée an General von Gneisenau in Karlsbad.

Baden, 25. August 1816.

Der gütigen Erlaubniß Eurer Excellenz gemäß habe ich nun die Ehre zu berichten, daß wir uns mit Herrn Schinkel über unsere Sammlung bis zu einem förmlichen Vertrag vereinigt haben.

Der preußische Staat erlangt das Eigenthum derselben.

Dagegen verpflichtet er uns zur fortdauernden Oberverwaltung, ohne uns jedoch an die persönliche Aufsicht, ja an den Aufenthalt in dem preußischen Staat länger zu binden, als wir selbst es zu dem vorgesetzten Zweck nöthig halten, oder Gesundheit und Verhältnisse uns erlauben.

Der Staat geht bei dieser Bestimmung ganz von dem Vertrauen auf unsere Liebe zur Sache und hinwieder von dem Gesichtspunkt aus, daß sowohl die zur Vervollkommnung der Sammlung, als zu unsern historischen Forschungen gehörigen Kunstalterthümer nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch im weiten Ausland verbreitet und zerstreut sind.

Da der Zweck, den der Staat bei dieser Erwerbung hat, vor der Hand nur in Berlin erreicht werden kann, so wird die Sammlung dort aufgestellt, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, wenn späterhin anderwärts (etwa am Rhein) der Zweck besser zu erreichen wäre, dann unsere Vorschläge ernstlich zu beachten.

Die Versetzung nach Berlin ist wegen den vielen dazu noch erforderlichen Vorbereitungen auf die zweite Hälfte des kommenden Jahres bestimmt. Dort wird ein eigenes, für sich allein bestehendes Lokal zur Aufstellung und Wohnung eingerichtet.

Endlich stellt man unsere ganze Wirksamkeit, damit sie so frei als möglich sey, unmittelbar unter den Fürsten Staatskanzler, dessen Bestätigung es auch immer noch bedarf, um dem Vertrag volle Kraft zu geben. Dieß sind in kurzem alle Hauptpunkte, welche ich Euer Excellenz mitzutheilen habe.

Die uns dabei rücksichtlich unserer freien Wirksamkeit bewiesene Großmuth der Gesinnung hat uns am meisten und viel mehr noch als die Freigebigkeit für Berlin gewonnen; denn nur unter solchen Verhältnissen dürfen wir hoffen, die Schwierigkeiten des Orts zu besiegen und das uns für Alterthum und Kunst des gesammten Vaterlands gesetzte Ziel zu erreichen, ohne uns selbst zu viel zuzumuthen. Aber um nicht ungerecht zu seyn, muß ich noch hinzufügen, daß auch die persönliche Bekanntschaft von Herrn Schinkel gar sehr zu unserm Entschluß beigetragen hat. Die Mitwirkung eines Mannes von so edlem Wollen und Bemühen, bei so viel Geist, Einsicht und Weltverstand ist ganz unschätzbar.

Es freute uns, den Freund Grote in seiner Begleitung zu sehen. Wir stutzten freilich anfangs, auch diesen für Berlin reden zu hören, da er uns vor wenigen Monaten noch aufs ernstlichste dagegen gemahnt hatte, jedoch merkten wir bald, daß er durch seine ferneren Erfahrungen in Berlin von der einstweiligen Unausführbarkeit unserer für den Rhein gehegten Wünsche überzeugt worden war.

Vor der Hand, bis die Genehmigung des Fürsten Staatskanzlers erfolgt, halten wir die Sache ganz geheim. Indessen konnte freilich bei Herrn Schinkels dreiwöchentlichem Aufenthalt in Heidelberg nicht unbekannt bleiben, daß wir uns in ernstliche Unterhandlungen mit ihm eingelassen. Die Wirkung davon, obwohl wir sie vorausgesehen, war auffallend genug. Von allen Seiten kamen und kommen noch täglich Mahnungen und Warnungen, uns ja in einer Sache, welche allgemein als Nationalangelegenheit angesehen werde, nicht zu übereilen, uns nicht so sehr vom Mittelpunkt des gemeinsamen Vaterlandes zu entfernen, und wenigstens dem der Kunst günstigern Süden von Deutschland den Vorzug zu geben. Ganz in diesem Sinn sprach auch der Kronprinz von Bayern, als er uns vor etwa acht Tagen besuchte. Seine Absicht war, unsere Wünsche recht ausführlich unmittelbar von uns selbst zu erfahren, er kam deßhalb ohne alle Begleitung und ließ sich mit vielem Vertrauen in weitläufige Gespräche ein, wobei wir Gelegenheit hatten, seine edeln Gesinnungen noch mehr wie bisher kennen zu lernen, auch besonders noch die erfreulichsten Aeußerungen von Liebe und Verehrung für den Kronprinzen von Preußen zu vernehmen. Rücksichtlich unserer Angelegenheit boten

wir natürlich hier das ein für allemal mit Herrn Schinkel verabredete Stillschweigen nicht auf. Wir theilen nun zwar nicht ganz die Meinung, daß die Kunst vorzugsweise dem südlichen und westlichen Deutschland allein angehören müsse, im Gegentheil scheint es uns sehr wünschenswerth, daß überall der Anschauung etwas geboten, der Sinn geweckt, und die Ausübung gefördert werde. Und gerade weil in Berlin sich noch keine eigentliche Kunstwelt gebildet hat, während es doch nun die Hauptstadt von Ländern ist, welche sich durch ihre Kunstalterthümer vor allen andern auszeichnen, denken wir, mag die Versetzung unserer Sammlung dort recht fruchtbar werden. Aber jene so verbreitete entgegengesetzte Stimmung zeigt uns auch, daß die ganze Gunst und Freiheit der uns zugesicherten Stellung dazu gehört, um in diesem Verhältniß der öffentlichen Meinung und uns selbst genug zu thun, d. h. die allgemeine vaterländische Wirksamkeit, die wir bereits so glücklich erlangt haben, zu behaupten und zu dem erwünschten Ziel zu erheben. Wir verdanken Eurer Excellenz die erste Anregung der Sache. Mögen Sie nun bei der letzten und höchsten Entscheidung sich dieselbe gleichfalls angelegen seyn lassen. Die Theilnahme eines Mannes, in dem ganz Deutschland einen der Haupturheber seiner Rettung und Wiederherstellung verehrt, gewährt uns die größte Zuversicht auf das Gedeihen unseres Bestrebens. Wir sind stolz darauf, und werden uns ohne Unterlaß bemühen, so ausgezeichnetes Glück zu verdienen, uns stets Ihren Beifall und Zufriedenheit zu erwerben.

Sulpiz Boisserée.

Baden, 31. August 1816.

Lieber Melchior, Deinen Brief habe ich durch Zelter erhalten.

Zelter ist sehr freundlich und liebenswürdig, und da de Ron ein Klavier hat, so spielt und singt er uns seine Lieder vor. Er sang den Blumenstrauß von Goethe, und erzählte, daß er ihn für Goethe's Geburtstag componirt hatte. Es war gerade der 28. und wir beide freuten uns dessen im Stillen.

Ich war mit Zelter beim alten Jung im Schloßgarten; er entschuldigte sein Benehmen bei dem Besuch von Goethe.

Den 8. September 1816.

Die Reiſe nach Straßburg iſt auf morgen feſtgeſetzt, ich unternehme ſie mit Zelter allein. In Straßburg bleibe ich einige Tage, ändert ſich unterdeſſen das Wetter, ſo daß man es für beſtändig halten kann, entſchließe ich mich vielleicht den Weg bis Baſel fortzuſetzen, ſonſt kehre ich über Karlsruhe zurück und Zelter mit mir. Sein Vorhaben, nach Zürich zu gehen, iſt ihm bei dieſem Wetter auch leid geworden, er will nun über Heidelberg, Würzburg und Weimar nach Berlin heimkehren.

Grüße alle Freunde; vorzüglich wünſche Daub herzlich Glück zu dem Buben, und ſage, daß ich mich ſehr freue über die Ehre und Freundſchaft, die er mir mit der Gevatterſchaft erweiſe. Gehe ich nach Baſel, ſo wirſt Du meine Stelle bei der Taufe vertreten müſſen.

Schinkel an Sulpiz Boiſſerée.

Köln, 3. September 1816.

Aus dem Datum meines Briefes werden Sie ſehen, daß wir uns weit länger aufgehalten, als wir anfänglich wollten, überall fand ich mehr zu thun, als ich voraus ſehen konnte, aber ich habe dabei zugleich die Freude gehabt zu bemerken, daß bei unſern Behörden ein recht guter Wille und Sinn entſtanden iſt, für die Erhaltung und Genießbarmachung der Alterthümer thätig zu ſeyn. In dem ſchönen alten Trier wird für das römiſche Alterthum von allen Seiten ſehr gewirkt, unſer Präſident Delius iſt ein höchſt achtungswerther Mann, der auch dieß zu einem Zweig ſeiner Verwaltung gemacht hat. Sie werden gelegentlich auch dieſen Ort einmal ſehen müſſen, weil er für die frühſte Architektur in Deutſchland manches höchſt wichtige enthält; neben den Spuren einer früheren römiſchen Zeit, ſieht man vieles Kirchliche, welches man mit ziemlicher Gewißheit der Conſtantiniſchen Zeit zuſchreiben kann. Merkwürdig iſt außerdem die bis auf die mittlere Thurmſpitze ganz vollendete Marienkirche neben dem Dom, im griechiſchen Kreuz höchſt eigenthümlich angeordnet, mit ſchönen hohen Verhältniſſen.

Dichter.

Zwar in dieſem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte;
Doch du könnteſt lange warten
Bis die Nacht ſo viel vermöchte.

Denn in dieſer Zeit der Flora,
Wie das Griechen-Volk ſie nennet,
Die Strohwittwe, die Aurora,
Iſt in Hesperus entbrennet.

Sieh dich um! ſie kommt! wie ſchnelle!
Ueber Blumenfelds Gelänge! —
Hüben hell und drüben helle,
Ja die Nacht kommt ins Gedränge.

Und auf rothen leichten Sohlen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt ſie irrig einzuholen;
Fühlſt du nicht ein Liebe-Schnaufen?

Geh nur, lieblichſter der Söhne,
Tief ins Innre, ſchließ die Thüren;
Denn ſie möchte deine Schöne
Als den Hesperus entführen.

Der Schenke (ſchläfrig).

So hab' ich endlich von dir erharrt:
In allen Elementen Gottes Gegenwart.
Wie du mir das ſo lieblich giebſt!
Am lieblichſten aber daß du liebſt.

Von Kunſtwerken der Malerei, welche in Ihrer Sammlung nützen konnten, habe ich in Trier gar nichts von Bedeutung finden können, die Kirchen ſind ganz leer und entweder im überladenſten Zeitenſtyl ausgeführt oder ſchrecklich zerſtört, die einzige Marienkirche ſieht vollkommen da.

Von Trier über Koblenz nach Köln, habe ich die Rheinreiſe von Bingen nach Koblenz zu Land und zu Waſſer gemacht; in Koblenz bei Görres ſehr angenehme Tage verlebt und bei ihm manches hübſche Kunſtwerk geſehen, bin über Kloſter Laach weiter gegangen und habe auf dem Apollinarisberg ein paar Linien vom Rhein und dem Siebengebirge im Regen genommen, die ich Ihnen gelegentlich mittheile.

Hier in Köln fand ſich viel Arbeit. Für den Dom vor allem andern trug ich Sorge und es werden die Anſtalten auf's ſchleunigſte gemacht, wobei ich die Thätigkeit des Grafen Solms nicht genug rühmen kann. Die Zerſtörungen an dieſem herrlichen Denkmal haben mich erſchreckt und es iſt an allen Orten die ſchleunigſte Hülfe nothwendig; ich habe mein möglichſtes gethan, hier alles dafür zu intereſſiren und werde es in Berlin ebenfalls thun. Da ich beſonders auch deducirt habe, daß eine ganz gründliche Herſtellung ohne einen Fortbau, ſey er auch noch ſo langſam, gar nicht möglich wäre, ſo wird man ſehr bald für Ihr gütiges Mitwirken in dieſem wichtigen Gegenſtande Bitten ergehen laſſen, indem niemand anders ſo in das Innerſte dieſes Kunſtwerks eingedrungen iſt. Die nächſten Arbeiten ſind die Herſtellung des ganz verdorbenen Daches und die gänzliche Aenderung der Entwäſſerung des Gebäudes.

Erſteres geht leichter, das letztere zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und ich habe Gelegenheit gehabt, bei dem vielen Regen die Urſachen der Zerſtörung recht gründlich zu ſtudiren. Das ſehr ſinnreiche und künſtliche Syſtem der Abflußkanäle über die Bogen der Strebepfeiler weg und dann ſenkrecht hinab auf die Dächer der Seitenſchiffe, unter dieſen in ſteinernen Kanälen, welche an den Pfeilern feſtgearbeitet ſind, bis zu den Abflüſſen gegen den Platz hin, iſt darauf berechnet, daß jährlich ein Erhaltungsfond von mehreren tauſend Thalern verwendet werden ſollte. Seit Jahrhunderten fehlen hiezu die Mittel und die Zerſtörung hat überhand genommen. Alle Fugen der Strebebogen

rings um den Chor sind ausgewaschen und das Wasser läuft wie durch ein Sieb überall hindurch, das wenige, welches den Weg des Kanals noch findet, stürzt aber in der Ecke jedes Pfeilers wie ein zerstäubter Regen hinab und wäscht nicht allein die Pfeiler und unteren Strebebogen aus, sondern verbreitet in den Winkeln der untern Dächer eine solche allgemeine, nicht zu tilgende Feuchtigkeit, daß alles Gestein, selbst das Metall der Rinnen und der Schiefer auf den Dächern, mit dickem Moos überzogen ist, wodurch das Faulen und Zernagen aller Theile mächtig fortschreitet. Die Dächer über den Seitenschiffen sind vollends auf's unzweckmäßigste angelegt, diese Unendlichkeit von Kehlen und Thälern müssen im Winter gar nicht mehr zu behandeln seyn, selbst das Reinigen von Schnee und das Aufeisen der Rinnen und Kanäle, welches häufig mit glühendem Eisen geschieht, verdirbt so viel als es nur nützen kann und der unübersehbare Diebstahl an den Blechrinnen, in den tausend Winkeln, ist das verderblichste. Daher dringt das Wasser auch an der hohen Chorwand in's Innere der Kirche und träufelt durch alle Gewölbe. Eine Vereinfachung dieses ganzen Gegenstandes ist das nothwendigste, was sogleich in Ausführung kommen muß. Ich habe vorgeschlagen: 1) das Wasser der großen Dachflächen über dem Chor und Hauptschiff in einem großen Kanal A von Blei aufzufangen, welcher hinter der umlaufenden Galerie B versteckt liegt und so viel Fall erhält, daß das Wasser vom Punkte a aus zu beiden Seiten nach b und c hingeführt wird, in c wird es darauf ankommen, hinter den Strebepfeilern, ganz in der Art der schon hin und wieder am Dome angebrachten leichten Treppenthürmchen, ein ähnliches anzulegen, in welchem die ganze Wassermasse bequem durch sehr starke Metallröhren unmittelbar auf die Straße geführt wird und so die Dächer der Nebenschiffe gar nicht berührt. Zur Composition dieser vier Röhrenthürme e, e, f, f, wird es mit dem vollständigen Riß in der Hand Ueberlegung bedürfen und ich bitte Sie vorläufig schon daran zu denken.

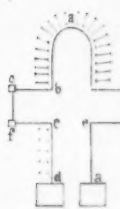

Grundriß der Kirche.

Bis der Fortbau an dieſem zuerſt zu unternehmenden Werk angeht, iſt's hinreichend die Röhre frei hinab zu führen. 2) Die Dächer der Nebenſchiffe mit Schiefer gedeckt und grade zwiſchen zweien Pfeilern liegend, bringen unendlichen Schaden. Ich habe vorgeſchlagen, ſtatt der Schieferbedeckung hier überall nur mit Blei

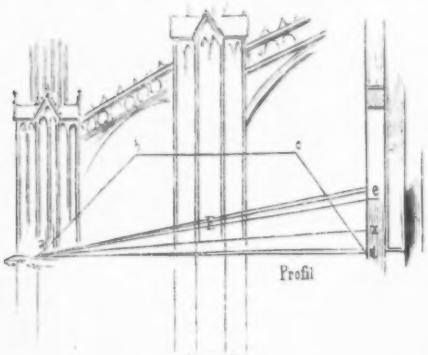

zu decken und die Dächer, welche jetzt nach dem Profil a b e d angelegt ſind, wegzunehmen. Der Winkel c d e iſt zu wenig in Schutz zu nehmen, ebenſo entſtehen, wie im Grundriß zu ſehen, bei k h n m hinter den Pfeilern die böſeſten Waſſerlöcher, die durch die ſorgſamſte Aufſicht nicht unſchädlich gemacht werden können; das ſämmtliche Waſſer läuft von dem

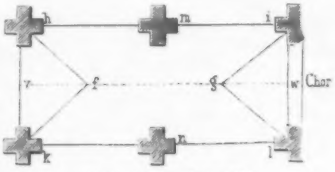

Forſt des Daches f g theils gegen die Oberwand l i theils gegen die Pfeiler nach h i und k l, von wo es erſt durch weitläuftige Wege an

die Ausflußseite h k gelangt. Dem vollkommen abzuhelfen, müssen die Dächer im Profil nach der Linie a e mit dem Forste und a x mit der Rinne gelegt werden und zwar, daß der Forst nicht wie jetzt in f z zwischen zweien Pfeilern, sondern in h i und k l in den Pfeilern und also jedesmal unter den Strebebogen trifft, die Rinne hingegen zwischen zweien Pfeilern nach der punktirten Linie v w, und zugleich muß der Walm e d vermieden werden und das Dach grade unter die Brüstungsleiste der Fenster in der Chorgalerie laufen. — Die Vortheile, welche hieraus erwachsen, sind: 1) das Wasser wird ganz von den Pfeilern und von der Chorwand abgeführt und in eine Rinne v w geleitet, die einen sehr bedeutenden Fall direkt nach den Ausgüssen in der Wand v erhält, leicht übersehen und in Stand gehalten wird, weil alle andern Kehlen und Winkel vermieden werden. 2) Die widrige Ansicht der Dächer a b e d wird vernichtet und man sieht auch von außen die jetzt durch sie ganz verdeckte Galerie unter den hohen Chorfenstern. 3) Diese Fenster gewinnen an Licht. 4) Die Strebepfeiler werden um das Stück E F in der perspectivischen Ansicht freier.

Auf diese Weise hoffe ich, wird das Gebäude auf's möglichste geschützt und in einen Stand gesetzt, dessen Unterhaltung nie drückend werden kann.

Die Kirche in Altenberg wird noch in diesem Jahr mit einem neuen Dach versehen und zu einer Pfarrkirche gemacht und also auch als Monument erhalten. Was die übrige Kunst in Köln betrifft, so habe ich manche Sammlung gesehen und viel Schönes gefunden, welches, wie ich hoffe, bald in Köln einen Vereinigungspunkt finden wird. Die Regierung unterhandelt mit Wallraf, dem jetzt vorläufig in den Jesuiten Räume geschafft sind, um nur erst sein Chaos auseinander zu breiten, dann wird man sehen, was damit anzufangen; man wird eine Auswahl treffen von dem was restaurirt und besser eingerahmt in einer gut geordneten Sammlung der niederrheinischen Kunst Platz finden kann, wahrscheinlich werden Fochems und Lieversbergs schöne Sachen dazu gethan und so wird auch hier etwas Gutes in dieser Art zu Stande kommen. Auch hierbei wird man sich Ihres gütigen Raths erbitten, den Sie Ihrer lieben Vaterstadt gewiß nicht versagen werden. — Fochem spricht mir von der Gewinnung eines

kostbaren Bildes von Johann van Eyck, welches ich bei meiner Rückkunft nach Köln bei ihm sehen soll, er sagt, es sey ohne Zweifel das schönste, was dieser Meister gemalt und überträfe also auch die herrlichen Bilder Ihrer Sammlung. Ich bin sehr neugierig. — Morgen früh gehe ich nach Aachen und von da über Holland nach Cleve und Düsseldorf und kehre über Köln und wahrscheinlich über Frankfurt nach Berlin zurück; wäre es nicht vielleicht möglich, daß wir uns in Frankfurt nochmals sehen könnten? In jedem Fall schreibe ich Ihnen vorher genau, wann ich daselbst eintreffe. Meine Frau und die tolle Marie erinnern sich mit der größten Freude des Aufenthalts in Heidelberg, den Sie uns so höchst angenehm gemacht haben; Marie antwortet jedem, der sie fragt, wo es ihr am besten auf ihrer Reise gefallen habe, in Heidelberg.

Viele herzliche Grüße von mir sowie von meiner Frau und Marie an Sie und Ihren lieben Bruder und Bertram. Bald ein Mehreres von dem, was ich in Brabant, Holland und Westphalen gefunden.

Sulpiz Boisserée.

Straßburg, 13. September 1816.

Lieber Melchior, da hier des Merkwürdigen, welches mich beschäftigt, so viel ist, habe ich ein paar Tage zugegeben. Zelter, der euch bestens grüßen läßt, leistet mir treulich Gesellschaft, er begleitet mich immer in und auf dem Münster, und da er an den hiesigen Orgeln für sein Fach einen reichen Schatz findet, so hat er angenehme Gelegenheit, die übrige Zeit, die ich auf meine Forschungen wende, für sich auszufüllen, er ließ sich deßhalb leicht bereit finden, die Abreise bis Montag zu verschieben.

Wir hörten am ersten Morgen die Messe im Münster und bestiegen nachher denselben, ich bis zum Sterngewölbe, Zelter nur bis zu den acht Schnecken. Nachmittags waren wir wieder im Münster, dann besuchten wir Engelhardt. Zu Hause hatte ich ein langes Gespräch mit Zelter über das Maurerwesen und die Ausführung des Münsters. Er hatte mir das Einfügen von Quadern in ganzen Massen bei Reparaturen gleich unten neben

der Thüre erklärt. Er war ganz begeistert über die Silbermannsche Orgel.

Den andern Tag sahen wir die innere und die unterirdische Kirche und die Grabschrift Erwins mit Architekt Villot. Mit dem Polier Sauer bestiegen wir das Münsterdach, Schiff und Chor und die unteren Geschosse der Thürme. Gestern bin ich nun auch mit Engelhardt und Sauer bis auf die Spitze des Münsters, in die Krone und Rose gestiegen, und bekam dadurch erst die rechten Begriffe vom Thurm. Zu Hause war ich nachher bis tief in die Nacht mit dem Grundriß vom Thurm beschäftigt.

Am 15. kam Wellington, alle Menschen sprachen von ihm, ohne ihn zu nennen: Haben Sie ihn gesehen? haben Sie ihn gesehen! Er speiste bei dem Commandanten, dem tapfern Vertheidiger von Burgos.

Wir bleiben bis Sonntag hier, und denken Montag nach Karlsruhe, Mittwoch spätestens nach Heidelberg zu kommen.

General Graf Gneisenau an Sulpiz Boisserée.

Teplitz, 25. September 1816.

Ew. Wohlgeboren Zuschrift hat mich doppelt erfreut, einmal, daß das mir so sehr am Herzen liegende Geschäft der Erwerbung Ihrer kostbaren Gemäldesammlung zu Stande gekommen ist, und dann, daß es Ihnen gefällig gewesen ist, mich alsbald davon zu unterrichten.

Wenn ich nicht unrichtig bemerkt habe, daß in der Geschichte stets Kunst und Wissenschaft neben kriegerischen Anstrengungen und Gefahren und in ihrem unmittelbaren Gefolge erblüht haben, so wünsche ich unserem Staate Glück, daß gerade in dieser Zeit aufgeregter Empfänglichkeit Ihre Sammlung in die Hauptstadt der jungen Monarchie kommt, um von da aus den Sinn und Enthusiasmus für Kunst zu verbreiten.

Die arme halb holländische Natur von Berlin kann Ihnen die liebliche Gegend von Heidelberg freilich nicht ersetzen, aber Sie mögen daselbst eine Anzahl Männer von Geist und Talent sich erwählen, in deren Umgang Sie sich über die Entwicklung

des neuen Völkervereins zu Allem, was die edlere Menschheit bewegt, freuen und die Ideen ausbilden helfen mögen, die den durch einen höheren Geist angeregten neuen Staat seiner Vervollkommnung entgegen führen werden. Man mag im Ausland von uns sagen, was man wolle, und trotz dem Treiben einiger Verfinsterer, so ist doch bei uns König, Verwalter und Volk in einem redlichen Verein, das Beste zu wollen. Was Einzelne aus Leidenschaftlichkeit, Haß oder Selbstsucht dagegen auch unternehmen, sie werden überwunden durch den guten Geist, der bei uns herrscht, und darum wohnt es sich für Männer von höhern Ansichten in Berlin wirklich besser, als in München, Stuttgart oder Karlsruhe.

Daß Ihre Bildersammlung erst Ende künftigen Jahres nach unserer Hauptstadt wandern soll, wird den ungeduldigen Berlinern nicht recht seyn. Gut würde es seyn, wenn bis dahin eine Beschreibung der Sammlung fertig seyn könnte, damit wir Laien wissen, wohin wir zu sehen haben, denn sonst möchte Herrn Bertrams Lunge den Fragen der neugierigen Berliner nicht gewachsen seyn.

Ew. Wohlgeboren bitte ich, mich Ihrem Herrn Bruder und Herrn Bertram zum Wohlwollen zu empfehlen, und die Versicherung der wohlbegründeten Hochachtung anzunehmen, womit ich zu seyn die Ehre habe

Ihr ganz ergebenster Diener
der General der Infanterie Graf von Gneisenau.

Schinkel an Sulpiz Boisserée.

Köln, 26. September 1816.

Von meiner Reise aus den Niederlanden und Holland zurückgekehrt, kann ich nicht unterlassen, Ihnen, hochgeschätzter Freund, einiges mitzutheilen, was in Bezug auf unsere Absichten und Bestrebungen nicht unwichtig ist. Um so mehr sehe ich mich dazu veranlaßt, da sich mein Reiseplan hat ändern müssen, und ich nicht mehr, wie ich Ihnen früher geäußert habe, die Aussicht haben kann, Sie an irgend einem Punkte am Rhein vor meiner Heimkehr nach Berlin zu sehen und zu sprechen. Sollten Sie schon, wie ich hoffe, Nachricht von Berlin erhalten haben, so bitte

ch in jedem Fall recht dringend, mir nach Berlin hin einiges wissen zu lassen; obgleich ich daselbst auch bei der Quelle davon instruirt werden kann, ist mir's doch höchst wichtig, auch von Ihrer Seite die etwanigen noch abgeänderten Verhältnisse dargestellt zu sehen.

Jetzt zuerst von Bettendorfs Sammlung, sie enthält vortreffliche Bilder und im besten Stand, er hat mir sogleich den Kauf schriftlich angeboten, weil er bei dem allgemeinen Bestreben, welches auch besonders aus Köln ihm zu Ohren gekommen, die Kunstwerke öffentlich in Sammlungen unter Einwirkung des Staats zu vereinigen, vermuthet, daß ich in solchen Geschäften reise. Jetzt werde ich von hier aus ihn ganz von weitem mit unsern Verhältnissen bekannt machen, und ihn merken lassen, daß er am besten thue mit Ihnen zu unterhandeln, da Sie aus eigenen Mitteln die Sammlung vervollständigen müßten, dann vielleicht dem Staate übergäben, welcher aber auf andere gar nicht mehr Rücksicht nehmen könne.

Unter seinen Bildern ist für Ihre Sammlung ganz nothwendig zu erhalten 1) die Kreuzabnahme von Roger van der Weide. Ein herrliches Bild, und wirklich dasselbe, von welchem Karl von Mander spricht, welches für die Kirche in Löwen bestimmt war, dort nach Spanien gesendet, beinahe im Meer unterging, aber dann in Privathände gerieth, von welchem Michael Cozis die kleine Copie machte, welche ich jetzt noch in der Kirche von Löwen gesehen. 2) Eine Kreuzabnahme, angeblich von Albrecht Dürer, ein wunderbares Bild, componirt wie Raphael und Michelangelo es nur können, tief und kräftig kolorirt, gezeichnet als hätte der Meister hier den Raphael, dort den Dürer, den Daniel di Volterra in sich aufgenommen. Die Landschaft außerordentlich. Das Bild hat zwei Flügel mit Donatoren, die geringer sind als das Mittelbild. Ich vermuthe, daß dem Albrecht Dürer in dem Umgang mit Mabuse dieß Bildchen in einem nicht so strengen, aber freiern Styl unter mancherlei Einfluß aus Italien her, den er durch diesen Meister vielleicht erhalten, in dieser Art hätte glücken können. Es bleibt deßhalb immer höchst wichtig, besonders in Ihrer Sammlung. 3) Ein großer Kopf des heiligen Hieronymus von Dürer ist vortrefflich, und 4) ein anderer großer Kopf in strenger Manier von einem Schüler Dürers.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03839/203

Könnten Sie auch die beiden Hemmlings erhalten, so würde es schätzbar seyn, jedoch sind diese, bei dem Reichthum, welchen Sie schon davon besitzen, nicht ganz so wichtig wie die ersteren. Zu Löwen habe ich die Hemmlings im Dom gesehen, ich glaube, daß auch diese feil sind.

Zu Brüssel in dem Antikenkabinet, welches jetzt schon aus vier bis fünf Zimmern voll besteht, habe ich einige ganz kostbare Bilder gesehen, die vielleicht durch Austausch, wenn man nicht lange zögert, erhalten werden könnten. Vor allen andern Bildern, welche aus dieser Sammlung in die Ihrige fließen müßten, steht nach dem Katalog Nr. 59 ein Bernhard von Orley. Mittelbild und zwei Flügel mit fast lebensgroßen Figuren. Das Mittelbild stellt den todten Christus mit den trauernden Personen umher vor; auf dem einen Flügel sind viele Männerportraits mit einem großen Johannes hinter sich, auf dem andern viele Weiberportraits mit Christus hinter sich. Die Ausführung dieses Bildes besonders der Flügel ist entzückend und nur mit Raphaels zu vergleichen und mit dem Kopf des heiligen Lukas Ihres Eyks. Wenn Sie für sich nur dieß eine Bild erlangen können, so ist's hinreichend, das andere ist eher zu entbehren, und Sie haben ein Kleinod.

Außerdem gibt's eine Menge schöner Dinge noch da. Bei der Reise Ihres Bruders Melchior wäre es vielleicht sehr wichtig, mit den Gallerieinspectoren von Brüssel längere Zeit umzugehen und näher bekannt zu werden, denn ich erfuhr von ihnen selbst, daß sie noch große Massen von Kunstwerken auf den Speichern liegen hätten, die nach und nach gereinigt werden sollten. Da möchte noch manches eher zu haben seyn.

Zu Calcar und Xanten gibt's eine Menge schöner Bilder in den Kirchen, und man wird hier wiederum irre an manchem Künstler. Die älteren Bilder von Calcar haben, außer daß sie mit der Landschaft schon weit sind, ganz den Charakter von vielen sogenannten Quintin Messis auf Goldgrund.

In diesen Gegenden steckt noch mancherlei in Privathäusern, welches auch der Mühe werth wäre, näher zu beleuchten. Jetzt noch ein Wort von Köln.

Ich habe eine Ansicht der Stadt für die Vignette zum Domwerk ausgefunden, wobei ich mir bemerkte, daß die von Rabe gemachte Aufnahme zu sehr gegen die Wahrheit läuft. Ich habe

Hatem.

Der ſchläft recht ſüß und hat ein Recht zu ſchlafen.
Du guter Knabe haſt mir eingeſchenkt,
Vom Freund und Lehrer, ohne Zwang und Strafen,
So jung vernommen wie der Alte denkt.
Nun aber kommt Geſundheit holder Fülle
Dir in die Glieder daß du dich erneuſt.
Ich trinke noch, bin aber ſtille, ſtille,
Damit du mich erwachend nicht erfreuſt.

sie genommen vom Thurm der St. Cunibertskirche herunter, wodurch mannichfache Vortheile entstehen.

In Köln ist man in voller Thätigkeit, ein Museum der Alterthümer zusammen zu bringen. Mit Wallraf wird vom Staate unterhandelt, und er hat vorläufig sein Chaos auseinandergewickelt, in den Jesuiten aufgestellt, eine ungeheure Masse, die noch nicht genießbar ist, jedoch ist durch sie der Anfang zu mancherlei schöner Thätigkeit gemacht. Gute Künstler als Restaurateren werden angestellt und die Sammlungen von Lieversberg und Fochem künftighin damit vereinigt werden, so daß auch hier ein rechter Schatz zusammen kommen wird.

Die mancherlei Geschäfte, welche ich hier habe, werden die Eile meines Schreibens entschuldigen, ich wünschte Ihnen doch von Allem etwas zu sagen. Eine ausführlichere Mittheilung behalte ich mir vor von Berlin aus zu geben, wo ich auch hoffe von Ihnen etwas zu hören.

Meine Frau und Marie grüßen herzlich und erinnern sich jederzeit mit Freude und Dankbarkeit Ihrer gütigen Aufnahme.

Viele Grüße von uns allen an Ihren Bruder und Bertram und insbesondere von

Ihrem ergebenen Freunde

Schinkel.

Sulpiz Boisserée an Schinkel.

Heidelberg, 11. October 1815.

Ihre Bemühungen und Vorschläge zur Erhaltung und Herstellung des herrlichen Denkmals erfreuen mich ungemein. Ich hoffe, dadurch nun bald meine lang gehegten Wünsche und seit einer Reihe von Jahren immer vergebens wiederholten Vorstellungen in Erfüllung gehen zu sehen.

Eine zweckmäßigere Einrichtung der ganz in Verfall gerathenen Wasserableitung ist freilich das erste und dringendste. Ihr Vorschlag, die Abflüsse am oberen großen Dach in zwei Hauptrinnen zu vereinigen, hat meinen ganz unbedingten Beifall. Durch diese Einrichtung wird schon gleich dem wesentlichsten Uebel

abgeholfen, denn die größte Wassermasse kömmt von oben her und der größte Schaden entstand bis jetzt an den Strebepfeilern und Wiederlagen.

Ihr Vorschlag wegen der untern Dächer gefällt mir auch, die daraus entspringenden Vortheile sind einleuchtend, nur habe ich hier einigen Zweifel wegen der Ausführbarkeit, und zwar, weil nach Ihrem Entwurf die langen Seiten der Dachstühle a auf die Mitte der Gewölbe zu stehen kämen. Auch wird man mit den Dächern auf den Kapellen, wegen der vordern polygonischen Gestalt derselben, in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Prüfen Sie gefälligst dieß Bedenken, und beruhigen Sie mich darüber. Sollten sich die Schwierigkeiten nicht aus dem Weg räumen lassen, so würde die Anlage von neuen niedrigen Dachern, so wie Sie dieselben angegeben haben, ohne Wahn, an der Kirchenseite (nur dann wohl nicht mit einem gesenkten, sondern fast geradlinigten Forst) immer eine hinreichende Verbesserung seyn. Denn bei allen Vortheilen, die Ihr Entwurf darbietet, wäre doch die Verschiedenheit der Dachforsten an den Strebepfeilern auch eine verdrießliche Sache, wodurch häufiges Einregnen und baldiges Verfaulen der hier anstoßenden Dachsparren verursacht würde. Zudem müßten auf jeden Fall, wenn die Veränderung der Dächer fruchten sollte, die alten an den Pfeilern gegen den Platz hin befindlichen steinernen Rinnen b mit größter Sorgfalt von Steinmetzenhand wieder hergestellt werden; geschieht aber dieß, kömmt man überhaupt zu dem unumgänglich nothwendigen Entschluß, gleich ohne Weiteres alles in Verbindung und in Bezug mit dem beizubehaltenden Wasserlauf stehenden schadhaften Steinwerk wegnehmen und durch gesundes, zweckmäßig gearbeitetes ersetzen zu lassen, so braucht man einige Winkel mehr oder weniger nicht zu scheuen, besonders da durch die neue Einrichtung der Rinnen, oben am Hauptdach, die Wassermasse gar beträchtlich vermindert wird, und man am Ende bei einem so vieleckigen, reich zusammengesetzten Gebäude ohnehin dem Winkel nicht ganz entgehen kann. Unschädlich aber sind die Winkel in den Rinnen nur allein durch sorgfältige Bearbeitung und Erhaltung des Steinmetzenwerks zu machen. Alles Blei der Welt würde da nicht sichern, wenn auch nie ein Zollbreit gestohlen würde. Wie kann man hindern, daß es sich hie und da loslost und besonders bei Winterszeit den

Waſſerlauf hemmt, ſtatt ihn zu fördern. Dergleichen hat man beim Stein nicht zu beſorgen, da gibt es auch, weil die Rinne weit und breit, nichts aufzueiſen im Winter; nur dürfen freilich die Rinnen nicht durch ausgefallene oder verwitterte Stücke unterbrochen, ſie dürfen nicht mit Kräutern, Stauden, Moos und weiß Gott was alles verwachſen und verſtopft ſeyn, wie ſie jetzt ſind. Was ſchadet's aber einem geſunden, gehörig abſchüſſig zugehauenen Stein, daß einiges Waſſer über ihn wegläuft? wenn nur geſorgt iſt, daß es nicht ſtehen bleiben kann. Und bleiben denn nicht die Simſe, Giebel, Sturze und Fenſterbänke an allen großen Gebäuden unbedeckt, ohne daß man es verderblich findet?

Doch am entſcheidenſten iſt hier das Beiſpiel vom Straßburger Münſter, da ſieht man am ganzen Thurm, in allen ſeinen vielwinklichten Rinnen und offenen Gängen nicht ein Stückchen Blei oder Kupfer, und an der Kirche ſind nur die großen gablaufenden Rinnen um das hohe Dach belegt. Freilich wird aber dort auch das Steinwerk immer ausgebeſſert und in gutem Stand erhalten, welches verhältnißmäßig gar nicht ſo viel Koſten verurſacht. Ich war noch vor vier Wochen auf dieſem bewunderungswürdigen Gebäude; den Tag vorher, ehe ich es beſtieg, hatte es ſtark geregnet, und doch konnte man keine Spur von Feuchtigkeit mehr entdecken! Laſſen Sie ſich von Zelter, der mich begleitete und acht Tage mit mir in Straßburg zubrachte, ausführlich von dieſer ſchönen Zucht und Ordnung erzählen, worin das Steinwerk ganz beſonders in Rückſicht auf den Waſſerablauf dort gehalten iſt. Die alten Meiſter haben ihre ſo vielfach durchbrochenen und mit ſo unzähligen Thürmen, Giebeln und Gängen umgebenen Gebäude durchaus auf eine ſolche Einrichtung berechnet, und man kann ſich nicht wohl davon entfernen, ohne in große Verwirrung zu gerathen.

Genug, ich wollte nur mit den mir zunächſt liegenden Gründen erinnern, worauf Sie gewiß auch ſelbſt ſchon gedacht haben, daß bei der Veränderung und Herſtellung der Waſſerableitung an unſerem Dom, zugleich nothwendig das Steinwerk berückſichtigt werden müſſe.

Dieß veranlaßt mich aber, einen höchſt wichtigen Umſtand zu berühren, nämlich, den gänzlichen Mangel an geſchickten, in dergleichen Bauweſen erfahrenen Werkleuten in Köln. Sie wiſſen

wie viel hierauf ankömmt, ja daß bei der ohnehin von oben her stattfindenden Leitung weit mehr darauf ankömmt, als auf den Werkmeister selbst, welcher am Ende doch wieder von seinen Untergeordneten abhängt, wie der Obrist eines Regiments von seinen Korporälen. Ich würde nicht endigen, wenn ich Ihnen alle die Erfahrungen mittheilen wollte, die ich während meiner vieljährigen Beschäftigung mit dem Dom und bei den verschiedenen Besichtigungen und Berathungen seines Baustandes, über die Werkleute und über die Verwaltung gemacht habe. Außer dem Dachdecker, der allein seine Sache versteht, ist das Gebäude bisher von lauter Pfuschern bedient worden; und der Hauptprotektor von allem Pfusch- und Flickwerk war immer, der mit der Aufsicht des Bauwesens beauftragte Kirchmeister, Herr Debeche. Dieser, ein wohlmeinender Mann, aber ein kleinlicher, eigensinniger Spießbürger, hat den Dom im eigentlichen Sinn, wie einen Taubenschlag behandelt. Alles Gute, was unter seiner Leitung geschehen, kömmt vom Dachdecker und von dem augenblicklichen, durch die Noth gebotenen Eingreifen der Stadtbehörde her. In dieser Verwaltung sitzt eigentlich das Haupt- und Grundübel. Dasselbe zu heben, ist die erste Bedingung von allem was irgend gedeihliches für die Erhaltung und Herstellung des Doms gethan werden kann.

Die Anstellung eines eigenen Werkmeisters, welcher nichts Wesentliches ohne höhere Genehmigung und Leitung unternehmen darf, wird hier freilich sehr helfen. Aber dieß reicht doch wegen der weiten Entfernung der Oberbehörde nicht hin; der Werkmeister muß auch an Ort und Stelle unter Aufsicht, wenn nicht von werkverständigen, doch von gescheidten, einsichtsvollen Männern stehen, die ihm auf die Finger sehen, Verschleuderungen verhüten, und in solchen Fällen seinen Berichten Bemerkungen beifügen und ihn von falschen Angaben u. s. w. abschrecken können. Zudem ist ja schon für die Einnahme und Ausgabe eine eigene Verwaltung nöthig. Man vereinige beide Zwecke; so wie im Zusammenhang mit der Stadtbehörde verschiedene Verwaltungszweige für Schul-, Spital- und Armenwesen bestehen, so erschaffe man im selbigen Zusammenhang einen für das Domgebäude.

Die Vermischung mit der Verwaltung des zum Gottesdienst erforderlichen Geldwesens, darf ohnehin, wenn es zu einem ordentlichen Zustand kommen soll, weiter nicht mehr stattfinden; diese

Verwaltung lasse man den Kirchmeistern, und nachher, wenn das Domkapitel hergestellt wird, mag dieses, wie herkömmlich, durch seine eigenen Leute dafür sorgen.

Das Bauwesen des Doms muß durchaus eine städtische Sache werden, um so mehr, weil man auch gleich bei der Anlage die Nebenabsichten auf zukünftige Geschenke und Stiftungen im Sinn haben muß, wozu heutzutage die einladende Sicherheit unantastbaren Gemeindeguts, und einer selbständigen, rein bürgerlichen Verwaltung unumgänglich nöthig ist. Den Einwendungen, welche möglicher, aber unwahrscheinlicher Weise die Geistlichkeit gegen diese Veränderung erheben könnte, läßt sich ganz leicht begegnen. Uebrigens stehen nach der einstweiligen Ordnung selbst jetzt sämmtliche Kirchmeister unter dem Bürgermeister. In Straßburg aber ist die Verwaltung des Münsterbauwesens schon seit fünfzig Jahren städtisch; die Pfleger desselben hatten nur ehemals die Obliegenheit, dem Bischof und Domkapitel jährlich Rechnung abzulegen; jetzt, da der Bischof kein Reichsfürst und die Domherren keine Reichsgrafen mehr sind, fällt dieß auch weg: die Pfleger thun jetzt nur der Stadt Rechnung, und diese nimmt das Resultat in ihre Hauptrechnung auf, welche sie nach französischer Ordnung jährlich dem Ministerium vorlegen muß.

Mein Vorschlag wäre nach allem diesem, daß man als erste Grundlage von allem, was für das Dombauwesen geschehen soll, eine eigene Verwaltung errichten, und ihr einen besonders dazu bestellten Werkmeister unterordne, welchem man einen geschickten, bei einem der großen Werke zu Straßburg, Freiburg, Wien, Mailand u. s. w. gestandenen Polier zugebe. Vielleicht könnte man selbst den jetzt in Straßburg angestellten Polier erhalten.

Schon im Jahr 1812 habe ich mir von der Einrichtung des Bauwesens am Straßburger Münster, und von der dahin gehörigen Einnahme und Ausgabe einige Auskunft verschafft. Dießmal bin ich noch näher in die Sache eingegangen, und überzeuge mich immer mehr, daß wir uns kein förderlicheres Beispiel wünschen könnten. Als Maßstab mag Ihnen einigermaßen der Kostenanschlag von 1812 dienen, er beläuft sich auf circa 21,000 Frcs. Dieser ist auch bisher für alle Jahre beibehalten worden. Darunter befinden sich aber wenigstens 10,000 bis 12,000 Frcs. für außerordentliche Reparaturen, z. B. für die große Rose, welche

ganz neu in Blei gefaßt worden; für die Erneuerung der zerstörten Bildhauereien an den Portalen u. s. w. So viel für einstweilen.

Schinkel an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 14. November 1816.

Nach entsetzlichen Anstrengungen, die, wie es scheint, täglich von Neuem veranlaßt werden, komme ich heute zuerst nach meiner Ankunft in Berlin zu einer glücklichen Stunde, wo ich Ihren schätzbaren Brief vom 11. Oktober zu beantworten im Stande bin; wenn wir Sie erst in unsern Mauern besitzen, werden Sie noch Zeuge genug davon seyn, welche Arbeitsplagen hier auf mir lasten, und ich werde dann für Manches bei Ihnen entschuldigt seyn. Nun zuerst vielen Dank für die Mittheilungen über den Dom in Köln, ich bin mit Ihren Ansichten vollkommen einverstanden, es würde immer nur ein jämmerliches Hinhalten seyn, wenn nicht zugleich mit der Sorge für die Dächer die Steinarbeiten in Stand gesetzt würden, und zwar auf eine solche Weise, daß fortwährend dafür gesorgt würde, und ein regelmäßiger Fortgang der Reparaturen an diesem großen Gebäude, unter Leitung und Ausführung einsichtsvoller und technisch vollkommen gebildeter Männer constituirt wird, ganz in der schönen Zucht, die noch am Straßburger Münster herrscht. Eine solche ähnliche Constitution habe ich hier für den Kölner Dom in Antrag gebracht und bin sehr erfreut, daß wir so schön zusammentreffen in unsern Ansichten. Auch darin trete ich Ihnen vollkommen bei, daß das Dombauwesen eine städtische Angelegenheit werden muß; das Lebendige, was bei diesem hoffentlich immer mehr emporwachsen wird, hat für die Folge den wohlthätigsten Einfluß auf einen Gegenstand, der nothwendig ein allgemeines Interesse erregt. Der erste Stamm geschickter Werkmeister ist bei dieser Angelegenheit höchst sorgfältig auszusuchen, und Ihr gütiges Anerbieten dazu, von Straßburg her vielleicht hülfreiche Hand leisten zu wollen, wird mit dem größten Danke erkannt werden. Wären Sie nur erst hier, so wäre eine große Kraft mehr da, in alle diese schönen Angelegenheiten einen guten Gang zu bringen; meine vielen

andern Geschäfte stören doch viel zu sehr die Wirksamkeit, mit der ich mich auf diese Gegenstände werfen möchte.

Unsere bessere junge Künstlerwelt freut sich mit rechter Innigkeit auf den Genuß Ihrer Schätze, ich habe nach meinen Kräften gearbeitet, den Standpunkt, von welchem aus diese Schätze betrachtet, genossen und studirt werden sollen und können, bei den Künstlern recht festzustellen; was ich Ihnen von jeher geäußert, bestätigt sich mir von Neuem immer mehr, nämlich: daß nirgend in Deutschland der Schatz selbst und das Verdienst, welches Sie um denselben haben, so erkannt werden wird, als hier. Sie glauben nicht, welch eine Menge junger Künstler ganz von selbst, und weil es die Zeit, der Ueberdruß an so vielem veralteten Herkommen und Anderes so mit sich bringt, zu der Gattung Eyckscher Kunstwerke leidenschaftlich hinneigen. Es war mir aus diesem Grunde wichtig, dahin zu wirken, daß unser schönes Danziger Bild noch einige Zeit in unsern Mauern zum Studio für die jungen Leute zurückbehalten wurde.

Es ist unendlich schade, daß wir diesen Schatz nicht mit dem Ihrigen vereinigen können, denn es ist kein Zweifel für mich, daß dieß Wunderwerk nicht von Hubert van Eyck angefangen, und mit Hülfe des Bruders und anderer Künstler vollendet seyn sollte. Das Interesse, welches ich an dem Bilde nahm, ist von den Künstlern sehr dankbar aufgenommen worden, ja, die bessern haben sich entschlossen, viele Theile daraus zu kopiren, mit dem Fleiß, der irgend möglich seyn wird, um etwas dem Originale Entsprechendes zurück zu behalten. Sie sehen daraus, daß Sie mit Ihrer Aufnahme hier wohl werden Ursache haben, zufrieden zu seyn. Der Staatskanzler, mit welchem ich gestern lange sprach, und mit ihm das Danziger Bild besuchte, bittet sehr die Ankunft des Ministers Altenstein abzuwarten, indessen wird Eichhorn, im Fall dieser länger ausbleiben sollte, Alles thun, den schleunigsten Gang zum Abschluß herbei zu führen. Er sagte mir gestern beim Staatskanzler, daß er noch einen Brief von Ihnen erwarte, und sollte dann der Minister noch nicht angekommen seyn, wolle er Alles anwenden, den Staatskanzler zu bewegen, selbst in die Sache einzugehen, und seine Genehmigung zu geben. Die Geschäfte plagen aber den guten Kanzler so arg, und es bleiben selbst wichtige, politische Sachen bei ihm liegen, daß es ihm

nicht zu verdenken ist, wenn er persönlich nicht noch mehr übernehmen will. Zu diesem kommt eine gewisse Delikatesse, indem er das vom Minister Altenstein angefangene Werk nicht ohne denselben vollbringen möchte.

Dr. Schmitz an Sulpiz Boisserée.

Köln, 15. Oktober.

Lieber Sulpiz! Seit gestern sind die hiesigen Universitätsfreunde in Gährung und Consternation, es hat sich nämlich die freilich nur allzu gewisse Nachricht angekündigt, Herr v. Sack, Bölling ꝛc. hätten dem preußischen Ministerium einen Bericht und Gutachten eingesandt, welches durchaus für die Errichtung der Universität in Bonn lautet. Wallraf ist rasend, will seine Sammlung pulverisiren; ich muß gestehen, mich afficirt das Ding doch nicht angenehm, obwohl ich (unter uns gesagt) einer hier zu errichtenden Universität eben nicht den größten Glanz versprechen will, indessen mein Ubier-Blut ist in Wallung, und ich bitte und beschwöre Dich, wenn Du irgend einen Kanal hast, woran ich nicht zweifle, auf der Stelle nachzugraben und zu contraminiren, denn ich glaube, jetzt muß gerührt werden, oder das Ganze stockt, und wir ziehen leer ab. Du weißt vermuthlich, daß Nebfuß, Kreisdirektor in Bonn, ein Werk losgelassen, worin er einen seichten Inhalt in einen noch jämmerlichern Styl eingeknetet, und Bonn als den Sitz der Weisheit, Köln aber, in seiner ehemaligen Universität, als den Brennpunkt der Obscuranz — hätte lieber schreiben sollen Ignoranz — begrüßt, er war vom Minister Stein dazu aufgefordert, eine böse Deutung für uns. Wir, Cassel nämlich, Wallraf, de Groote und ich, sind eben beschäftigt, für Köln zu advociren, indessen hat die obige Nachricht unsere Federn gelähmt. Das Programm zu den Vorlesungen unseres interimistischen höhern Lehrkursus ist bereits im Druck erschienen, und es soll mit dem dritten Januar diese Anstalt beginnen; ich denke, es wird auch wohl ein Publikum über den Klüngel gelesen werden, denn dieser hat auch bei dieser Anstalt schon wieder gesotten und gebraut, und selbst unser Freund Cassel hat Ingredienzien hineingezaubert.

Ich beschwöre Dich zum zweitenmale, laß alle Deine Federn springen und entfalte Deine ganze Autorität, wir sind in Hinsicht der Universität am letzten Kapitel, sowie ich am Ende dieses Schreibens.

Dein alter Schmitz.

Wenn Du etwas Beruhigendes erfahren solltest, kurz, wenn Du etwas concludiren, kombiniren oder gar fingiren könntest!! Wallraf stirbt, wenn wir nicht siegen!

Schinkel an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 16. November 1816.

Der Geheime Legationsrath Eichhorn stellte mir gestern Ihren lieben Brief zu, und sprach mir von der Antwort, welche er von Ihnen erhalten, er wird nunmehr alles bei dem Fürsten Staatskanzler einleiten, um die Sache zum Schluß zu bringen. Indeß gestand er mir, daß er sehr gewünscht habe, um alle Bedenken einer baldigen Entscheidung aus dem Wege zu räumen, daß Sie noch mehr in seine Vorschläge eingegangen wären; und hier erlauben Sie mir, im Vertrauen der Freundschaft, welche sich aufrichtig zwischen uns gebildet, und bei dem innigen Wunsch, welchen ich für das Gedeihen unserer Angelegenheit hege, Ihnen einige Bekenntnisse machen zu dürfen, die ich freilich weit lieber verschwiege, weil sie mehr unmittelbar mich betreffen, und also auch in ihren mancherlei unangenehmen Veranlassungen von mir allein verwunden werden müßten; die Ihnen jedoch vielleicht deßhalb willkommen seyn möchten, als sich Ihre auf die beste Gesinnung gegründete Verfahrungsart danach einigermaßen modificiren könnte. Die Verbindung, in der ich mit den übrigen Ministern, sowie mit dem Staatskanzler stehe, und welche ebenfalls zwischen jenen stattfindet, veranlaßte gleich nach meiner Rückkunft überall das begierigste Nachfragen, wie es mit der Sache stehe. Dem Herrn Finanzminister gefiel die Summe, die er schaffen sollte, wie für alle dergleichen Unternehmungen, nicht auf's Beste; dem Herrn Minister des Innern sind diese Angelegenheiten, welche ihrer Natur nach in sein Ressort fielen, ihm

aber auf gewisse Weise nicht untergeordnet werden sollen, ebenfalls ein Stein des Anstoßes. Hiernach können Sie sich vorstellen, daß man, unterrichtet von meiner Ihnen wohlbekannten Instruktion, sogleich darauf hinausfuhr: ob ich denn die ganze Kraft meiner Instruktion hätte in Wirksamkeit müssen treten lassen? Sie können denken, daß ich nicht wenig verlegen war, wenn auch nur in den aller unbestimmtesten Ausdrücken zu bekennen: weit über die Instruktion hinausgegangen zu seyn. Und hier klage ich Ihnen völlig mein Leid, daß ich von der obersten Behörde wirklich die empfindlichsten Vorwürfe habe erdulden müssen, trotz aller Standhaftigkeit, welche ich anwandte, konnte ich gegen die mancherlei triftigen Gründe, die man mir von allen Seiten her vorhielt, nicht aufkommen. Man sprach von der allgemeinen Noth in der Welt, und daß keine Regierung in diesem Augenblick so große Opfer der Kunst bringen dürfe, da überall das Nothdürftige fehle; auch glaubten Andere, daß durchaus kein Verhältniß für die Beförderung der Kunst in dieser Art da sey, indem am einzelnen Ort solche Summen verschwendet würden, während eine Masse armer Künstler, die ihr ganzes Leben geopfert, in Nahrungssorgen untergehen müßten mit ihrer Kunst, und wo durch Vertheilung solcher Summen manchem versteckten, großen Talente die Bahn für große und neue Wirkungen in der Kunst schön eröffnet werden könnte; solcher Reden mehr habe ich tausendfach täglich zu hören, und Sie können denken, wie mir, dem unsere Sache so sehr am Herzen liegt, dabei zu Muthe ist, und in welcher Qual ich meine Zeit hinbringe. Hätte ich nicht manchen Trost bei unsern bessern Künstlern selbst, die um die Verhältnisse der Sache sich nicht genau bekümmern, sie selbst nur ins Auge fassen, so würde ich verzweifeln, denn ich stellte mir ein schönes und edles Verhältniß vor, in welches unser Gegenstand zu allen Theilen des Staats kommen sollte, und dieß hätte sich unfehlbar gefunden, so bald alles in der einmal gefaßten, Allen bekannt gewordenen Ordnung gegangen wäre; jetzt hingegen sehe ich manche mächtige Widersacher, die gegen den wohlthätigen Einfluß des Ganzen unangenehm verlehren können, und unsere reinen Bestrebungen verkümmern. Hier bemerke ich Ihnen sogleich, daß es, auf der andern Seite betrachtet, von Seiten der Regierung, in keiner Art eine übel angebrachte Oekonomie seyn soll,

Mathal Nameh.

Buch der Parabeln.

Vom Himmel ſank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfe bangend, gräßlich ſchlug die Fluth,
Doch lohnte Gott beſcheidnen Glaubensmuth
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
Ihn ſchloß die ſtille Muſchel ein.
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unſers Kaiſers Krone
Mit holdem Blick und mildem Schein.

Bulbuls Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allahs lichtem Throne,
Und dem Wohlgeſang zu Lohne
Sperrt er ſie in goldnen Bauer.
Dieſer ſind des Menſchen Glieder.
Zwar ſie fühlet ſich beſchränket;
Doch wenn ſie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

---

wenn sie die Ihnen bekannten Bedingungen in meiner Instruktion festhalten möchte; die einmal für das ganze Unternehmen im Allgemeinen festgesetzte Summe soll verwendet und aus den übrigen Staatskassen durchaus geschieden seyn, nur daß es überhaupt ein edleres Verhältniß gegeben hätte, wenn Sie [illegible]t dem Staate gleichmäßiger getheilt hätten, und so lege ich es Ihnen, werthester Freund, mit dem besten Herzen noch einmal vor, ob Sie nicht in die Ihnen durch Eichhorn angedeuteten Vorschläge einigermaßen einzugehen für höchst dienlich halten möchten; um unantastbar, frei und mit wohlthätigerem Einfluß dazustehen, würde ich es an Ihrer Stelle gleich thun. Ueberlegen Sie nochmals mit Ihrem Bruder und Bertram, aber recht bald, Sie werden mir dadurch aus einer großen Noth helfen.

Nehmen Sie diese freundschaftlichen Aeußerungen gut von mir auf, und in Beziehung auf meine Ihnen eben geschilderte Lage, wodurch sie auch Entschuldigung bei Ihnen finden werden. Recht dringend und bald erwarte ich Ihre Antwort, und dann bin ich von der schleunigsten Entscheidung beim Staatskanzler gewiß, und Sie werden bald bei uns recht glücklich seyn, und wir durch Sie. Können Sie dann noch recht kräftig bei Herrn Eichhorn die Beschleunigung für die Bestimmung des Lokals in Antrag bringen, so würden Sie mich auch hierin unterstützen, ich thue überall meinerseits nach besten Kräften dafür; aber dergleichen wird doch häufig in die Länge geschoben, und am Ende fehlt die Zeit zur Einrichtung, und man behilft sich wohl gar mit etwas Schlechterem, und ich halte die Eigenthümlichkeit des Lokals für überaus nothwendig; täglich werde ich durch die Erscheinung mehr darin bestärkt, daß unser Danziger Bild erst beim Restaurateur in einem mäßig großen Zimmer, und allein betrachtet, weit größern Beifall erhält, als in der Ausstellung, neben kolossalen Bildern.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 5. März 1817.

Theuerster Freund! Der Ramayan wird heute in gebührender schwarzer Wachsleinwand tüchtig eingenäht mit dem Postwagen

abgehen. Daß er nicht schon längst wieder in Ihren Händen ist, daran ist Friedrichs Herzeleid schuld, sich von einem so geliebten Buche trennen zu müssen, und dann seine Sorgfalt, daß ihm etwas auf einem so ungebildeten Wege, wie der Postwagen ihm scheint, übels begegnen könnte. Er hatte gewünscht, das Buch durch eine dem Ramayan gebührendere Gelegenheit zurück schicken zu können, und die wollte nicht kommen. Ich hatte sogar einen stillen Plan gemacht, selber eine solche Gelegenheit zu seyn; nämlich, ich hatte mir ausgedacht, daß wir Sonntag nach Heidelberg fahren, Montag bei Ihnen zubringen, und Friedrichs Geburtstag in der besten, liebenswürdigsten Umgebung der Kunst und der Freundschaft feiern, und den Dienstag wieder in unsere Klausur zurück seyn wollten. Wie hätte Ihnen das gefallen? Mir ist der Plan so lieb, daß ich ihn nur mit Schmerzen aufgebe, aber aufgeben muß ich ihn, Friedrich findet keine Freude daran, nur auf einen Tag in Heidelberg zu seyn, und da der Tag ihm ganz zu Ehren gelebt werden soll, so muß es nach seinem Willen gehen. Wir hoffen recht bald Sie zu sehen; lassen Sie sich doch ja nicht durch Warten abhalten; es gibt ja wohl keinen langweiligeren Zustand, nämlich, wo einem die Zeit eine Ewigkeit dünkt und man sie doch unnütz verliert, als leidiges Warten.

Alle Berliner, die wir zu sprechen Gelegenheit haben (noch vor einigen Tagen, den Geheimerath Stägemann), versichern, daß die Sache mit Ihrer Sammlung gar keinem Zweifel mehr unterliege, sie käme ganz gewiß nach Berlin; es läge nur noch an der Anordnung des Finanzministers, und der Bau, der diese schöne Sammlung in sich aufnehmen solle, wäre schon begonnen. Die Berliner thun ordentlich empfindlich, wenn man noch einige Zweifel hat; und doch hört man wieder von andern Seiten, daß Sie selber, lieber Freund, daß Sie noch oft schwanken, und dieß hat uns Ihr Brief einigermaßen bestätigt. Ich verstehe und fühle ganz das Unangenehme in Ihrer jetzigen Lage. Es muß Ihnen zu Muthe seyn, wie einem der mit einem liebebedürfenden Herzen auf dem Punkt steht, eine sogenannte Vernunftheirath zu schließen, und der das Jawort erwartet: Ja oder Nein sind ihm beinahe gleich recht. Was werde ich Ihnen von meiner seligen Vaterstadt sagen können? Es ist ein Menschenalter seit ich sie verließ, und welch ein seltenes, reiches, umwälzendes Menschenalter! Ich kenne

Berlin nicht mehr. Kommen Sie hin, müssen Sie hin, so will ich wünschen, daß Sie sich dort gefallen mögen, und ich glaube allenfalls in geselliger Hinsicht, und besonders so die erste Zeit wird es Ihnen gefallen; wenigstens wird man gewiß Alles thun, um sich Ihnen gefällig, und den Schätzen, die Sie hinführen, sich nicht unwürdig zu zeigen. Wir werden es erleben, daß man sich Eyckisch anzieht und möblirt, und die Gärten und Spaziergänge Hemmelinkisch einrichtet. Einen rechten Lärm werden meine lieben Landsleute damit treiben, davon bin ich überzeugt, aber ob sie sonst etwas davon haben werden? und was werden die lieben Bilder dort sich wundern! Mit alle dem aber, wer weiß, wozu es gut ist, daß die Berliner diese Bilder zu sehen kriegen! Vielleicht daß diese Bilder ihnen die Augen öffnen, und sie überzeugt werden, man brauche keine neue Religion zu machen, um eine zu haben, sie existirt wirklich schon lange, und noch vor der Kabinetsordre.

Philipp hat al fresco malen gelernt und schon einiges darin ausgeführt; er schreibt selten hieher, ohne Ihrer zu erwähnen und Sie zu grüßen. Ihr Andenken wird Ihn sehr freuen, auch den Johann, wie viel hat nicht der Aufenthalt in Köln und der Umgang mit Ihnen dazu beigetragen, ihren Beruf zur Malerei zu wecken. Grüßt Euere schöne Umgebung von mir. Wenn ich bedenke, daß ich diese herrlichen Bilder nicht alle, diese wenigen nur einmal, und Ihr Domwerk noch gar nicht gesehen habe, so kommt mir das theils als strafbare Unterlassungssünde, theils auch wie großes Unrecht vor, das mir geschieht.

J. Görres an Sulpiz Boisserée.

Koblenz, 1. Mai 1817.

April ist vorüber und Keiner ist gekommen, freilich ist es mörderliche Zeit gewesen. Kömmt nun der Mai mit freundlicherer Zuversicht, da werdet Ihr wohl nicht lange sitzen bleiben. Das wollte ich hauptsächlich in Erinnerung bringen, daß hier Stapelrecht ist und eingeladen wird, das Uebrige kann besser mündlich geschehen. Bertram hätte ich freilich wieder viel zu erzählen, wie

nach heftigem Scharmuziren es endlich zu den Traktaten gekommen ist, wobei ich mich selbst in die Seele der Gegner schäme. Jetzt bin ich in Verhandlungen um den Merkur, ich habe begreiflich gemacht, wie die Regierung ihn brauche, ich aber mit nichten: wie es kein ander Mittel gebe, ihren Kredit leidlich wieder herzustellen, als das, und dann von Allem das Gegentheil zu thun, was im vorigen Jahr versehen, damit die Worte eine Unterstützung in der That hätten. Da das Gefühl des Heruntergekommenseyns sich nicht abwenden läßt, da bei schwerer Unbehülflichkeit doch viel guter Wille da ist, da die Bessern das Maul wieder weit aufreißen, und der Chorus der Einwohnerschaft der hiesigen Lande mit seinen Tremulanten gar nicht aufhören will, so ist es wohl möglich, daß das Alles vereinigt, den innern paniſchen Schrecken vor den beiden nackten Personen zu überschreien und zu begütigen hinreicht, und mir dann der große Hudel wieder auf die Schultern gewälzt wird. Ich habe freilich viele gute Wahrheiten auf dem Herzen, und glaube auch wohl, daß ich viel Gutes und Versöhnendes ausrichten könnte, aber ich fürchte mich doch vor dem schweren Amte, das jetzt viel schwieriger geworden als ehemals, und wird nichts daraus, so werde ich mich persönlich nicht darüber kränken. Euere Geschichten werden nun auch noch schwebend stehen. Die Finanzverlegenheiten werden hier wohl ein großes Gewicht in der Schale seyn. Verzögert sich's bis die Provinzialstände hier zusammenkommen, dann muß man daran arbeiten, daß die Sachen am Rhein bleiben. Ich glaube, es wäre durchzusetzen bei unsern Landsleuten, daß sie wie die Bergischen Stände zur Düsseldorfer, Geld hergeben, ganz oder mit der Regierung gemeinschaftlich, mit der Bedingung, daß die Sammlung bei der Universität bleibt, für die jetzt Alles nach Bonn hinüber neigt. Die in Berlin lassen sich auch bedeuten, wenn man's ihnen in vielen Berichten klar macht, daß das nichts für sie sey, und dann wäre die Sache auf die beste und füglichste Weise abgemacht. Nun Gott befohlen und haltet uns lieb.

Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 29. August 1817.

Lieber Melchior, um Euch nicht zu lange warten zu lassen, will ich Euch nur mit ein paar Worten sagen, daß mir Wangenheim, Cotta, Geheimerath Hartmann (Bruder des Malers), Rapp und Dannecker mit der Frage entgegen kamen: ob unsere Angelegenheit mit Preußen ausgemacht sey? und knüpften dann gleich den Wunsch daran, uns hieher versetzt zu sehen.

Wir wollen nun abwarten, wie sich die Sachen gestalten; ich habe einigen Glauben dazu, weil ich den Eindruck, den ich hier empfange, weit über Wunsch und Neigung finde. Hier stört mich Nichts, ja vielmehr Alles, Menschen, Verhältnisse, Ort und Gelegenheit, alles sagt mir dießmal, wo ich's recht scharf auf die Ansiedlung ansehe, durchaus zu. Tieck, der heute Morgen abgereist ist, grüßt recht freundlich.

Den 1. September.

Lange brauche ich nicht mehr hier zu bleiben, was ich noch zu thun habe, wird in ein paar Tagen geschehen seyn. Die Hauptsache steht auf dem Punkt, daß mit dem König darüber gesprochen wird. Die Reise, die Dannecker nach Rastatt, Mainz und Frankfurt zu machen hat, kömmt hier gerade zu paß. Wangenheim will, wie er mir eben sagt, diese Reise, wozu sich auch noch Rapp gesellen wird, abwarten, und dann bei ihrer Rückkehr einen Bericht über unsere Sache sowohl, als über sämmtliche Kunstangelegenheiten machen, er wird sich dabei auch noch auf das Urtheil von Wächter stützen. Nach der Art wie er, wie Cotta und alle die Uebrigen sich die Sache zurecht gelegt haben, müssen besondere Dinge in die Quere kommen, wenn es nicht gehen sollte.

Rapp und Dannecker behandeln mich mit der größten Freundschaftlichkeit, überhaupt muß ich durchaus die Offenheit, Vertraulichkeit und Aufmerksamkeit rühmen, welche mir hier von allen Personen gezeigt wird, mit denen wir in Verhältniß stehen.

Den 8. September.

Ich kann mir denken, daß ich Euch durch mein Stillschweigen ungeduldig gemacht habe; Ihr müßt mir's verzeihen, ich habe in diesen letzten Tagen gar zu viel schwatzen, laufen und rennen müssen. Ich schreibe Euch im Augenblick, ehe ich mich in den Wagen setze, daß sich übermorgen Abend von Karlsruhe aus bei Euch anzukommen gedenke. Ich bin wohl und guter Dinge und voller Sehnsucht in Euere Arme zurück zu kehren.

Wir leben in einem wahrscheinlich für unser ganzes Leben entscheidenden Zeitpunkt! Der Himmel füge alles zum Besten!

H. Rapp an Melchior Boisserée.

Stuttgart, 18. September 1817.

Mein Schwager, Hofrath Dannecker, ist zwar glücklich und entzückt von den Schönheiten, die er bei Ihnen gesehen hat, zurück gekommen; er hat uns aber die unangenehme Nachricht mitgebracht, daß Ihr Herr Bruder Sulpiz bedenklich krank geworden sey. Sie können denken, daß uns diese unerwartete Täuschung aller Erwartung sehr tief betrübt hat. Es waren ja kaum einige Tage verflossen, daß uns der liebe gute Freund so fröhlich und heiter verließ, und was konnten wir anders glauben, als daß er recht thätig und eifrig unsern Dannecker selbst in das Heiligthum eingeführt haben würde.

Nun sind wir recht besorgt, und da sich keine Gelegenheit zeigt, mit Gewißheit etwas von dem Befinden Ihres Herrn Bruders zu erfahren, so müssen Sie mir die Freiheit erlauben, mich bei Ihnen darnach zu erkundigen. Antworten Sie mir recht bald und schreiben Sie meine Zudringlichkeit auf Rechnung der Freundschaft, die ich Ihnen von ganzem Herzen gewidmet habe, und die Sie gütigst erwidern wollen.

Lassen Sie, theures Kleeblatt, mich und mein ganzes Haus Ihnen bestens empfohlen bleiben.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 15. Oktober 1817.

Lieber Freund Sulpiz! Mit großer Freude erhielten wir Ihren Brief, der uns eine liebe Bestätigung Ihrer Genesung war, wovon wir früher schon, wie von der Krankheit selbst, durch Reisende Kunde gehabt hatten! Daß Sie aber immer mit Ihren einigen und dreißig Jahren gleichsam prahlen, und sich schon wie ein Greis vorkommen, ist doch gar zu arg; wir wollen uns in den nächsten fünfunddreißig Jahren sprechen! Jetzt erst treten Sie in das schönste, reife Mannesalter, wo die Stürme der Jugend sich legen, und ein dauernd heiterer Himmel in der Seele leuchtet. Ganz gewiß haben Sie recht geahndet mit der innern Entwicklung, die wieder eine Stufe bei Ihnen erreicht hat, und zwar nicht die schlechteste; Gott wolle die schönen Jahre, die jetzt für Sie angehen, in langer Reihe ungetrübter Heiterkeit Ihnen vorüber ziehen lassen, und ihnen die Kraft des Körpers mit der Ruhe des Geistes gewähren! Suchen Sie nur mit allen Geschäften los zu kommen, dann reisen Sie mit uns nach Italien und besuchen selbst die römischen Künstler. Das ist ein Plan, mit dessen Möglichkeit, mit dessen Wahrscheinlichkeit meine Phantasie sich jetzt viel zu schaffen macht.

Jetzt will ich Friedrich noch Raum lassen. Leben Sie so wohl, als Sie verdienen und ich Ihnen herzlich wünsche.

Friedrich Schlegel.

9. April 1818.

Geliebter Freund. Wenige Beispiele gibt es wohl in der neueren Weltgeschichte von einem so lange und gleichwohl aus so guten Gründen liegen gebliebenen Briefe. Die Sache hängt so zusammen: Diejenigen, die nicht gern sahen, daß ein Mann meiner Art hier sey, ermangelten nicht, fleißig zu bohren, um mich wegzubringen. Schon vor einem Jahre fing es an zu picken; vorigen Herbst, eben als jener Anfang dieses Briefes geschrieben ward, war das Bohren am stärksten, so daß ich schon den Aufbruch erwartete. Da derselbe mir aber damals in der Winterszeit

sehr unangenehm gewesen seyn würde, so ermangelte ich nicht gegen zu bohren, und behielt denn auch vermöge der natürlichen Schwerkraft den Winter hindurch die Oberhand. Ungewiß aber blieb alles den ganzen Winter hindurch, da nun zugleich mein Entschluß sehr fest war, diese Gegend hier nicht zu verlassen, ohne mich noch einige Tage Euerer zu erfreuen, und von den herrlichen Bildern einen lebendigen Eindruck mitzunehmen; so entstand daher das Aufschieben in der beständigen Erwartung der Entscheidung, die immer nicht kommen wollte; wie man sich oft am wenigsten schreibt, wenn man sich am meisten zu sagen hätte! — Nun ist die Entscheidung mit dem Frühjahr gekommen, d. h. ich habe meine Abberufung zwar noch nicht, erwarte sie aber von einem Tag zum andern. Ich habe auch eigentlich jetzt gar nichts dagegen, diesem Buolstag meinerseits dahier wenigstens Lebewohl zu sagen, ungeachtet aller Concilien, Militärcongresse und andern Unterhaltungen, die sich jetzt hier bilden und rege werden. Nur noch volle sechs Wochen für den Aufenthalt in hiesiger Gegend wünschte ich zu gewinnen, und das wird auch wohl geschehen. Meine Frau reist aber noch früher, da sich eine sehr gute und sichere Gelegenheit gefunden hat, und zur Reise nach Italien dieß auch die beste Jahreszeit ist, ehe es noch zu heiß wird. Sie reist, wenn alles so bei der Abrede bleibt, am 22. von hier ab, und wird den 23. in Heidelberg zubringen. Sie hat darauf bestanden, daß dieß so ausgezirkelt werden mußte, um einen Tag für Heidelberg zu gewinnen. Sie ist schon in der Packarbeit, und trägt mir die herzlichsten Grüße auf. Sie bittet dringend um den Christuskopf von Hemmelink, auch den heiligen Christoph und was sonst das Schönste ist, zu sehen; um in Rom dessen zu gedenken, um mit dem herrlichen Bilde altdeutscher Kunst dorthin zu kommen. Haben Sie Aufträge dorthin, so bedenken Sie alles im Voraus, sie wird gern Alles besorgen. Wenn ich kann, begleite ich meine Frau zu Euch, aber gewiß ist's noch nicht, weil es eben doch wie alles Andere von den Göttern der Staatskanzlei abhängt. In jedem Fall bleibe ich nur einen Tag, ich muß hieher zurück gehen, denn mit dem völligen Abzug komme ich vorher nicht in Richtigkeit. Später aber, Anfang oder Mitte Mai komme ich auf längere Zeit, dann würde ich mir eine artige Studentenwohnung aussuchen, wenn dergleichen zu haben ist.

Kann ich aber nur einige Tage bleiben, so würde mir sehr angenehm seyn, wenn ich ohne die mindeste Beschwerde bei Euch seyn könnte. Im Grunde bedarf ich sehr wenig: ein Bett, was nicht gar zu schmal, und einen Sessel, der etwas breiter ist, als gewöhnlich. Da will ich mich dann recht des Lebens erfreuen und alles protokollene Unzeug vollends vergessen. Ungewiß ist freilich noch Alles, schon seiner innern diplomatischen Beschaffenheit nach. Um die Ungewißheit zu vermehren, kommt mein Bruder zu Ende dieses Monats von Paris hieher, um mit mir ein paar Wochen zusammen zu seyn; in Heidelberg meint er selbst, möchte es am besten seyn, wo ich ihm dann nach besten Kräften zureden werde. Indessen hat er noch andere Reiseprojekte mit mir zusammen vor, nach Hannover und dergleichen, deren Ausführbarkeit mir noch sehr problematisch ist. — Nun, liebster Sulpiz, da haben Sie einen ganzen Haufen Wünsche und Plane und Projekte.

Es waren drei herrliche Kartons hier zu sehen, einer von Overbeck und zwei von Cornelius. Nach Allem, was ich von dem einen wie von dem andern je gesehen, kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie weit und in welchem Maße die hervorbrechende Meisterkraft in jenen Kartons meine Erwartung übertroffen hat. Es ist mir sehr leid, daß Sie sie nicht sahen. Nun leben Sie wohl, bester Sulpiz, antworten Sie so bald als möglich.

Sulpiz Boisserée an Eichhorn in Berlin.

Heidelberg, 28. Januar 1818.

Ich eile, hochgeschätzter Herr und Freund, Ihnen für Ihre sehr freundliche Einladung auf das Innigste zu danken, zugleich aber mein Bedauern auszudrücken, daß ich derselben wegen meiner Gesundheit nicht folgen kann.

Obschon ich mich seit dem Herbst ganz wohl befinde, so versichert doch mein Arzt ausdrücklich, daß ich mich den vielfachen Aufregungen, welche diese Reise gerade für mich darbietet, bei der gegenwärtigen ungünstigen Jahreszeit nicht aussetzen darf, ohne mir zu schaden.

Wunderglaube.

Zerbrach einmal eine schöne Schal'
Und wollte schier verzweifeln;
Unart und Uebereil zumal
Wünscht' ich zu allen Teufeln.
Erst raset' ich aus, dann weint' ich weich
Beim traurigen Scherbelesen;
Das jammerte Gott, er schuf es gleich
So ganz als wie es gewesen.

Die Perle die der Muschel entrann,
Die schönste, hochgeboren,
Zum Juwelier, dem guten Mann,
Sprach sie: ich bin verloren!
Durchbohrst du mich, mein schönes All
Es ist sogleich zerrüttet,
Mit Schwestern muß ich, Fall für Fall,
Zu schlechten seyn gekittet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen:
Denn wenn ich hier nicht grausam bin,
Wie soll die Schnur sich reihen?"

Ich sah mit Staunen und Vergnügen
Eine Pfauenfeder im Koran liegen:
Willkommen an dem heil'gen Platz,
Der Erdgebilde höchster Schatz!

Es thut uns dieß sehr leid, denn wir sehen wohl ein, daß durch mündliche Verhandlung die Schwierigkeiten der Form am besten gehoben, und so die Sache ein für allemal abgeschlossen werden könnte.

Indessen, wenn die Regierung, wie wir nothwendig voraussetzen müssen, zur Annahme der wesentlichsten mit Schinkel festgesetzten Punkte entschlossen ist, so bedarf es zu den ferneren Beistimmungen und förmlichen Beendigung weiter meiner Gegenwart nicht, sondern können mein Bruder und Bertram das eben so gut besorgen und der Wichtigkeit der Sache wegen würden sie sich von vielfachen Arbeiten und Verhältnissen losreißen, die in dem gegenwärtigen Augenblick auch sie hier festhalten.

Demnach hängt es nur davon ab, daß Sie uns über jene Basis, ohne welche alle Unterhandlungen doch zu nichts führen, vollkommene Gewißheit verschaffen. Haben wir diese, dann werden sich mein Bruder und Bertram ungesäumt zu Ihnen verfügen, um wegen den in den Nebenbedingungen gewünschten Abänderungen die schließliche Uebereinkunft zu treffen.

Den Verlust, welcher uns bei dem außerordentlichen Aufwand für die Zurüstung der Sammlung durch die bisherige Verzögerung des Abschlusses entstanden ist, betrachten wir als ein Opfer, welches die vorjährige Noth und Theuerung uns auferlegt hat, und in derselben Rücksicht sind wir auch bereit, einige Modifikationen für die Zahlungstermine eintreten zu lassen.

Hiebei muß ich noch bemerken, daß gerade während dem letzten Jahre die allgemeine Würdigung und Werthschätzung der bessern Werke altdeutscher Kunst in hohem Grade gestiegen, und anderntheils, daß unsere Sammlung selbst noch durch mehrere Anschaffungen auf das glücklichste bereichert worden ist, worunter sich vorzüglich ein lebensgroßes Christusbild von Hemmelink auszeichnet, welches um seiner Schönheit willen von Jedermann als der Schlußstein der Sammlung angesehen wird.

Wie schwer uns übrigens der Entschluß werden wird, uns von den rheinischen Landen zu trennen, brauche ich Ihnen nicht weiter zu wiederholen, und so will ich denn auch nur versichern, daß nichts uns befriedigender dafür entschädigen kann, als die ernste, beharrliche Theilnahme und Anerkennung, die Sie und die mitwirkenden Personen unserer Sache und unserem Bestreben bezeugen.

J. Görres.

Koblenz, April 1818.

Ich muß schon einmal wieder zu den Leuten bei den Bildern ein freundliches Wort reden. Mit Kommen halten sie freilich niemals den Versprunch; nun nach der österlichen Zeit werden sie sich wohl bessern. Was sich sonst oben in der Haushaltung die Zeit begeben, davon habe ich wenig vernommen; Melchior wird noch immer die Bilder schleppen, Bertram den commentarius perpetuus in süßen Zuckerworten machen, und Sulpiz in der Stube bei den Aposteln hinter den Büchern sitzen und den Bildern die Nativität stellen; alle mit einander mit serenissimi Bevollmächtigten diplomatische Verhandlung pflegen. Wie ich höre setzt Altenstein diese fort. Ich sollte Euch gleich anfangs schreiben, daß wenn Ihr begehrtet an den Rhein zu kommen, bei sonst billigen Bedingungen, das wohl durchzusetzen wäre. Ich habe es unterlassen, weil ich wohl sah, daß es zu den siebentausend guten Vorsätzen gehörte, die man all aus gutem Herzen und mit festem Vorsatz sie auszuführen faßt, woraus aber immer nichts wird. So ist es mit allem Andern auch ergangen. Der Kanzler hat zu nichts Vollmachten mitgebracht und schleppt alles wieder mit nach Berlin. Dort stehen die dummen Parteien: schwarze, weiße, rothe, blaue, Philister aller Gattung, wie die Stampfen in der Walkmühle, und stoßen alles zu Brei zusammen und gießen Papier daraus. Der Kanzler ist ein guter Mann, ganz gescheidt dazu, er kann aber keine Faust machen, nirgend durchbrechen, streitet immer weitläuftig mit allen Schwierigkeiten und besiegt keine. Darüber vergeht mit lauter Schwenken und diplomatischem Halbrechts, Halblinks alle Zeit, und Alles geht dem Ruine zu. Ich habe einmal mit meiner Adreßgeschichte Sturm gelaufen, und die Fahne wie im Merkur oben aufgepflanzt. Da stellten sie nun sich hin und sahen verwundert mit Perspektiven herauf und begriffen nicht und verstanden nicht, wie das Ding habe da herauf kommen können. Darauf haben sie's mächtig übel genommen in Berlin, nämlich daß man so etwas gewagt, und hätten's gern wieder herunter gehabt. Das hat aber nun Kopfbrechens gekostet, und dato drei Monate darnach haben sie nichts ausgesonnen, als einige Dummheiten und Prostituirenen ihrer selbst

Der Kanzler ist mit Kabinetsblitzen beworfen worden, und hat genug zu thun gehabt, abzuwehren, sie hätten ihn in ihrem Zorn durchprügeln mögen, um nur an mich zu gelangen. Ich habe inzwischen in seinem Schatten gemüthsruhig gesessen und die Sache abgewartet. Es ist eine jammervolle Misere, einige böse Buben ausgenommen, ein sehr guter Wille, der aber hat die schwächste Leibeskonstitution, die nur zu ersinnen ist. Gott befehlen, behaltet euch wohl Alle mit einander und erinnert euch unser.

L. Tieck an Sulpiz Boisserée.

Ziebingen bei Frankfurt a. O., 28. April 1818.

Längst hätte ich Ihnen geschrieben, mein theuerster Freund, wenn mein böses Aufschieben, vielerlei Geschäfte und Kränklichkeit mir nicht so oft Zeit und Laune genommen hätten. Gedankt hätte ich gern längst für den hohen, ja einzigen Genuß, den Ihre Kunstwerke mir gaben, an welchem ich noch immer in der Erinnerung mich ergötze und begeistere, denn gewiß, man mag jeder Schule und jedem großen Meister sein Recht widerfahren lassen, diese Eycks und Hemmelinks bleiben als etwas Einziges stehen, mit dem sich in Farbe, Lieblichkeit und Gemüth gar nichts Anderes messen kann.

Derjenige, der Ihnen dieses Blatt von mir überreicht, ist ein geliebter Vetter von mir, Waagen, ein sehr braver junger Mann, der schon während des Krieges, denke ich (ich kann mich auch irren), einige Ihrer Werke gesehen hat, er ist nicht ohne Kenntniß in der Kunst, er hat ein gutes Auge, sein Vater ist Maler. Ich bitte Sie recht sehr, meine Freunde, seyen Sie um meinet- und um seinetwillen so freundlich gegen ihn, wie Ihre eigene Natur ist, zeigen Sie ihm nach Ihrer Bequemlichkeit die schönsten Gemälde, er wird sie zu genießen und zu ehren wissen, und glauben Sie nicht, daß er zu dem großen Troß der gewöhnlichen Besehenden gehört, vor denen Sie mit Recht Ihre Schätze verschließen.

Meine Bitte ergeht zugleich an den theuern, witzigen und spöttischen Freund Bertram, gegenwärtigen jungen Mann weder abzuschrecken, noch sich von ihm abschrecken zu lassen, wenn schon

sein Aeußeres oder Sprache nicht zusagend seyn sollte; auch an Ihren jüngeren Bruder sind meine Grüße und meine Anmuthungen gerichtet.

Wie steht es denn mit Ihrem Werke über den Dom? Ueber die Architektur? Ueber die Malerei selbst? Wie geben Ihre Verhandlungen? Ich wüßte gern so Vieles von Ihnen, ich ließe mich gern über so viele Punkte von Ihnen unterrichten; mein letzter Aufenthalt in Heidelberg war gar zu kurz, und ich sinne immer darauf, Sie einmal auf längere Zeit zu sehen. Können Sie mir nicht einmal jenen Aufsatz mittheilen, den Sie früher an Fr. Schlegel hatten schicken wollen?

Dieser Brief, den ich seit Jahren schuldig bin, ist wieder zu kurz und unbedeutend geworden, weil ich in Eile bin, können Sie es aber über sich gewinnen, Kohlen auf mein Haupt zu sammeln, und mir dafür einen so ausführlichen und schönen Brief wie Ihren letztgesandten zu senden, so will ich gerührt Ihre Freundschaft erkennen und mich um so mehr überzeugen, daß Sie nicht zürnen Ihrem Freunde L. Tieck.

H. Rapp an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Stuttgart, 6. Juli 1818.

Ich habe Ihnen vor sechs Tagen geschrieben, mein lieber und verehrter Freund, und Ihnen gesagt, welche gute und schnelle Wirkung unsere Verwendung um ein passendes Lokal für Ihre Sammlung hatte. Es ist natürlich, daß wir Personen von Bedeutung benützen mußten, um die Sache an den höchsten Ort zu bringen, und darunter hat sich Fräulein v. Bawr nicht wenig ausgezeichnet; auch die verwittwete Königin hat sich derselben mit Wärme angenommen. Jetzt aber, da der König und die Königin selbst sich dafür interessiren, wäre es wohl gut, wenn Sie einen schnellen Entschluß faßten, und so schnell als möglich hieher kämen, um Augenschein einzunehmen. Es ist hier, wie überall, daß die großen Herrn nicht gern lange warten.

Lassen Sie uns nicht lange in der Ungewißheit und schreiben Sie mir wenigstens, wenn Sie nicht selbst kommen, damit ich doch etwas von Ihnen sagen kann.

Sulpiz Boisserée an Geh. Hofrath Napp in Stuttgart.

Heidelberg, 8. Juli 1818.

Ihr liebes Schreiben trifft mich in einem großen Wirrwarr, Besuche von werthen Freunden und andern bedeutenden Personen nehmen mich seit mehreren Tagen in Anspruch, während ich wegen meiner bevorstehenden Badereise mit vielen Arbeiten und Geschäften überhäuft bin. Verzeihen Sie darum, daß Sie statt mich selbst, einstweilen nur diese wenigen dankſagenden Zeilen ankommen sehen.

An meiner Stelle wird nun mein Bruder oder Herr Bertram, sobald als sich ein freier Augenblick ergibt, die Reise machen, und Alles mit Ihnen in Ordnung zu bringen suchen. Wir hoffen, daß dieß noch vor Ende des Monats geschehen kann: auf jeden Fall ist uns sehr viel daran gelegen, einen zweckmäßigern Aufenthalt und Lokal, als wir hier haben, zu finden, und wir werden nichts versäumen, die uns durch Ihre Güte dazu eröffnete Gelegenheit zu benützen.

Was die Wohnung für uns betrifft, so muß ich doch vorläufig bemerken, daß wir diese in demselben Lokal mit den Gemälden finden müßten, es gehört dieß nothwendig zur sorgfältigen Verwahrung der Sammlung sowohl, als zu unserer eigenen Beruhigung. Indessen würden wir dabei keine besondere Vergünstigung wünschen, sondern sehr gerne eine Miethe nach Landesgebrauch entrichten. Wir zweifeln nicht über diesen Punkt bei persönlicher Anwesenheit uns vollkommen zu verständigen und ich berühre ihn auch bloß, damit Sie und Freund Danneker ihn schon voraus in Ueberlegung nehmen können.

Melchior an Sulpiz Boisserée in Ems.

Heidelberg, 27. Juli 1818.

Dein Brief, lieber Sulpiz, hat uns zwar geplagt und gehetzt, aber vollkommen gesund und heiter gefunden.

Von dem Ueberlauf der Fremden schreibe ich Dir nichts, das geht einen Tag wie den andern.

Seit Donnerstag iſt Friedrich Schlegel hier, der aber zu unſerer Erleichterung mit ſeinem Bruder beſtändig bei Paulus iſt, und nur ſelten Luſt bezeigt, Bilder zu ſehen. Vorgeſtern waren die beiden Schlegels bei uns zu Tiſche, wir hatten außerdem noch Daub und Nägele gebeten; Thibaut wollte nicht kommen.

Die Heirath der Sophie Paulus iſt jetzt die große Stadtneuigkeit, und da Herr v. Reizenſtein wieder hier iſt, dem A. W. Schlegel einen Beſuch gemacht hat, ſo macht man ihn im Publikum hier zum Profeſſor, gibt ihm die Redaktion der Jahrbücher ꝛc.

Uebrigens iſt es wirklich arg, wie die Sophie Schlegel die Cour macht. Da ich jetzt mehreremale da war, habe ich es zu meinem größten Erſtaunen bemerkt. Wenn ſie ihn förmlich zum Narren hielte, konnte ſie es nicht anders machen; ſie geht und ſpricht nur mit ihm, ſchenkt ihm, wie ſie ſelbſt ſagt, ihre ſchönſten Blumen, und ſchickte ihm vorgeſtern, wo er bei uns aß, durch ihren kleinen Bruder den erſten reifen Trauben, wobei der Junge immer wiederholte, daß die Schweſter ihn ſchicke. Kommt die Partie zu Stande, ſo gewinnt Heidelberg unſtreitig dabei, denn Paulus bewirkt es gewiß, daß er als Profeſſor der Aeſthetik hier angeſtellt wird. Friedrich geht in zwei Tagen wieder weg.

Ich habe unterdeſſen den Saal in Ordnung gebracht: eine wahre goldene Kammer; die Heiſterbacher Apoſtel ſehen in den neuen goldenen Rahmen gar zu prächtig aus.

Sonntag, 9. Auguſt 1818.

Die Verlobung von A. W. Schlegel mit der Sophie Paulus hat Dir Graf Haugwitz gewiß ſchon erzählt. Als ich verfloſſenen Montag Abend von Friedrich Abſchied nehmen wollte, fand ich ihn nirgend als bei Paulus. Ich ſetzte mich mit ihnen zu Tiſche, und mit dem erſten Glas Wein brachte Friedrich die Geſundheit ſeiner zukünftigen Schwägerin aus; Du kannſt denken, daß ich große Augen machte. Friedrich ſetzte nun auf die Bitte der Sophie noch einen Tag zu und blieb Dienſtag hier. Ich habe ihm und ihr einen förmlichen Glückwunſchbeſuch gemacht. Er ſpielt den Ueberglücklichen; ſie hingegen ſieht einen nach ihrer Weiſe von der Seite lachend an, gleichſam fragend, ob man ſich nicht

wundere, daß sie so etwas zu Stande gebracht. Thibaut, der wie Du weißt, das Gerücht von der Heirath zuerst aufgebracht, glaubt, es werde gut gehen, der Frau von Reizenstein leuchtet es hingegen nicht ganz ein, das Publikum aber verwundert sich mehr, daß er sie, als daß sie ihn genommen.

September 1818.

Lieber Sulpiz!

Auf Sonntag hat Schlegel die Sophie Paulus geheirathet, ich war an Deiner Stelle Brautführer. Die Hochzeit ging ganz still vorüber, der alte Paulus ging nicht mit zur Kirche, er litt an Zahnschmerzen und ließ sich unterdessen einen Zahn ausziehen.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Bad Ems, 3. August 1818.

Ich befinde mich recht wohl, das Wasser hat bis jetzt keine andere Wirkung auf mich, als daß es mich gehörig matt und lässig macht. Mein Geist ist in der größten Ruhe, ganz wie es zu diesem Pflanzenleben des Leibes paßt, und so übertreffe ich noch den päpstlichen Hauptmann, denn ich habe nicht einmal eine Confusion im Kopfe, und denke doch nichts, als was mir eben einfällt. Indien, Egypten, Griechenland, die heidnische und christliche Kunstgeschichte, ja der Dom und die Bilder, alles ist wie vergessen, nur Ihr allein seyd der einzige Gegenstand, der mein Gemüth beschäftigt, und die paar Zeilen, die ich Euch schreibe, sind meine einzige Arbeit, wenn sonst das noch eine zu nennen ist.

Von dem Mittag beim Prinzen Friedrich habe ich noch zu berichten, daß alles sehr still und bequem herging. Der Prinz zeigte sich sehr für uns geneigt, er setzte mich bei Tisch fast in Verlegenheit durch Wiederholung seiner Frage: ob Sie denn keine Hoffnung hätten, uns in Berlin zu sehen; er habe gehört, man wolle uns nach Frankfurt ziehen? Ich antwortete: es sey noch nichts entschieden, aber es schwebe allerlei in der Luft, und damit kam ich glücklich durch. Otterstedt, Fürst und Fürstin Carolath,

nebſt noch ein paar anderen Perſonen waren zugegen. Mit Otterſtedt wurde ich bekannt gemacht, und geſprächſam wie er iſt, kam er unter vier Augen bald ſehr tief in allerlei Texte, wobei er mir dann viel beſſer gefiel als ſein Ruf. Er ſieht die Dinge ganz praktiſch an, wie ein guter franzöſiſcher Geſchäftsmann, und der größte Vorwurf, den man ihm machen kann, iſt vielleicht nur ſeine Redſeligkeit. Bertram mag wohl hierüber lächeln, das mag er thun, wenn der Mann einmal zu uns kommt, urtheilt er doch über ihn gerade wie ich.

Nach Naſſau ſind wir an einem ſchönen Nachmittag gefahren: das Stein'ſche Landhaus mit ſeiner ganzen Einrichtung, mit dem neugebauten Thurm, Gartenanlage und alten Burgruinen gibt ein ſehr merkwürdiges Bild oder Quodlibet von unſerer Zeit. Obriſt Clauſewitz und ſeine Frau wohnten im Stein'ſchen Hauſe, weil ſie hier kein Unterkommen hatten finden können. Ich machte ihnen einen kurzen Beſuch. Frau von Clauſewitz läßt Euch grüßen und nochmals für die gezeigten Bilder danken; doch konnte ſie ſich einer leiſen Klage über Bertrams Grauſamkeit nicht enthalten, der ſie tantaliſche Schmerzen habe ausſtehen laſſen, indem er immer noch von andern Bildern erzählte, ohne ſie ſehen zu laſſen.

Den 13.

Es freut mich ungemein, zu hören, daß Du Dir einige Pflege und Ruhe kannſt angedeihen laſſen, und daß Du ſo guten Erfolg davon ſpürſt. Haugwitz, der vorgeſtern Abend ankam, beruhigte mich ſchon ſehr durch das was er mir von Deinem Ausſehen ſagte; ſein Urtheil war mir um ſo wichtiger, weil er Dich ſeit mehreren Jahren nicht geſehen, und er behauptete Dich unverändert gefunden zu haben; Bertram aber war ihm verjüngt vorgekommen. Er iſt bis heute hier geblieben; dieſer herzensgute Freund war mir eine recht liebe Erſcheinung.

Die Nachricht von der Verlobung der Sophie Paulus mit A. W. Schlegel hat mir Haugwitz zuerſt gebracht; nach dem was Du mir früher geſchrieben, erwartete ich nichts anderes. Es bleibt immer ein wunderliches, fratzenhaftes Experiment, und darum wünſche ich doppelt und dreifach, daß es gut ausſchlage. Sage alſo ihm und ihr tauſend Glückwünſche und Segnungen von mir.

Jetzt kommt es mir doch faſt ominos vor, daß das erſte Wort, was ich mit dem Vater Paulus, der Mutter und der Sophie über Schlegel geſprochen habe, die Frage war: ob ſie den 50jährigen Liebhaber von Goethe kennen? Nun haben ſie, was ich im Spott genommen, zu einer proſaiſchen Wahrheit gemacht!

Schorn grüßt freundlichſt, das Bad ſcheint ihm ganz wohlthätig zu ſeyn.

Sulpiz Boiſſerée.

Wiesbaden, 24. Auguſt 1818.

Lieber Melchior!

Nachdem ich Dir noch von Ems aus geſchrieben hatte, ſetzte ich mich mit Schorn in den Wagen, wir kamen trotz des kalten Regenwetters wohlbehalten in Schwalbach an, und ich ging erſt am Samſtag hieher. Sonnenſchein begünſtigte die Fahrt; auf dem Gebirg zwiſchen hier und Schwalbach kennte ich das ganze Rheingau bis Bingen, die Maingegend bis Hanau und die Bergſtraße bis Heidelberg überſchauen, Du kannſt denken, daß ich Euch Grüße und Wünſche zuſandte, ja ich warf Euch Kußhände zu, und nannte Euch mit Namen lieber Melchior und Bertram.

Zufällig habe ich erfahren, daß der Lektor Weil ſeit einigen Monaten hier Pfarrer iſt; ich beſuchte ihn gleich, er freute ſich ſehr mich wieder zu ſehen, und läßt Euch tauſendmal grüßen. Als er mir ſeine Wohnung zeigte, die ganz modig meublirt iſt, erregte es mir eine eigene und ſehr liebe Empfindung, in ſeinem Schlafzimmer noch den alten hölzernen Seſſel, Stühle und Schreibpult aus ſeiner Karmeliterzelle von Köln zu finden. Alle Erinnerungen aus jener Zeit, wo er mir auf dieſem Seſſel die Logik docirte, traten mir wieder vor die Seele!

Sulpiz Boisserée an Frau von Klock in Ems.

Wiesbaden, 2. September 1818.

Sie haben die Prosa meines Badelebens zerstört und mich in den großartig poetischen Umgang von Lord Byron eingeführt; seine Werke kommen nicht mehr von meinem Tisch, und es geht kein Tag vorüber, an dem ich darin nicht zu wiederholtenmalen lese. Empfangen Sie den besten Dank dafür; ich überzeuge mich immermehr, man muß diesen Dichter vorzugsweise im Zusammenhange seiner Werke kennen lernen; seine große aber unglückliche Seele spiegelt sich überall wieder, er ist mit einem Wort durch und durch lyrisch, selbst da wo er beschreibend ist, nur würde man es hier lieber sentimental nennen, wenn dieser Ausdruck nicht auf eine so alberne Weise mißbraucht wäre.

Ich weiß nicht, daß mir je eine so ausgezeichnete und zugleich so seltsame, eine so anziehende und doch so abschreckende Individualität vorgekommen. Der Schwung seiner Einbildungskraft und die Gewalt seiner Sprache erinnern an das erhabenste, was wir von orientalischer Poesie, von Hiob, David und den Propheten kennen, und die Tiefe seines Geistes, das Finstere und Abstrakte seiner Gedanken, an die merkwürdigsten Erscheinungen verzweifelnder Weltweisheit, hinter welchem allem dann noch die trübe Stimmung eines von großer Schuld belasteten Gewissens schwebt.

Der Hauptfehler in dieser Poesie scheint mir ein gewisses Selbgefallen an der Verzweiflung, und dieses hat, wo ich nicht irre, seinen Grund in Hochmuth und Unthätigkeit; darum ich dem Dichter wünschen möchte, daß er ein König, ein Volkslehrer oder ein Hausvater mit zwölf Kindern, nur kein einsam herumschweifender schottischer Lord wäre; dafür ist er noch zu jung und zu wild; zum Einsiedler muß man älter seyn und die Welt freundlicher, oder uns dann recht zu sagen, christlich ansehen! Doch ich sage zu viel, ich will nicht meistern, sondern dem Dichter ein langes Leben wünschen, daß es ihm gehe wie König David, der sich mit der Welt zurecht gefunden, und seine Seele dem Herrn in Lobgesängen ausgeströmt. Nehmen Sie diese Aeußerung, die ich gebe, wie sie mir eben in die Feder fließt, bloß als Zeichen des lebhaften Interesses, welches mir der Dichter eingeflößt hat, das ist

An dir, wie an des Himmels Sternen,
Iſt Gottes Größe im Kleinen zu lernen,
Daß er, der Welten überblickt,
Sein Auge hier hat aufgedrückt,
Und ſo den leichten Flaum geſchmückt,
Daß Könige kaum unternahmen
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.
Beſcheiden freue dich des Ruhms,
So biſt du werth des Heiligthums.

Ein Kaiſer hatte zwei Caſſiere,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden!
Dieſem fiel's nur ſo aus den Händen;
Jener wußte nicht woher zu nehmen.
Der Spendende ſtarb; der Herrſcher wußte nicht gleich,
Wem das Geber-Amt ſey anzuvertrauen,
Und wie man kaum thät um ſich ſchauen,
So war der Nehmer unendlich reich;
Man wußte kaum vor Gold zu leben,
Weil man einen Tag nichts ausgegeben.
Da ward nun erſt dem Kaiſer klar
Was Schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu ſchätzen
Nie wieder die Stelle zu beſetzen.

Zum Keſſel ſprach der neue Topf:
Was haſt du einen ſchwarzen Bauch! —
Das iſt bei uns nun Küchgebrauch;

der einzige Anſpruch, den ich dabei mache, wenn ſonſt ich einen Anſpruch nennen darf, was eigentlich nur ein heißer Wunſch iſt.

An Sulpiz Boiſſerée.

Hemkurg, 22. September 1818.

Mit einer wahren Freude richte ich meine Gedanken nach dem lieben ſchönen Heidelberg, ich ſehe dabei alles, was ich durch Ihre gefällige Güte Prächtiges ſah in Ihrem Hauſe, und wenn ich heraus trete, denke ich nun auch wieder das herrliche alte Schloß mit ſeinen Umgebungen; in dieſer Stimmung möchte ich Sie gerade dort am wenigſten plagen, und doch habe ich eine große Bitte an Sie. — Doch im voraus nehme ich Ihnen das Verſprechen ab, daß Sie geradezu meine Bitte abſchlagen möchten, wenn Sie Ihnen zu unbeſcheiden dünkt, und zu ſchwer ausführbar. — Als wir bei Ihnen waren, gefiel vor allem dem Prinzen die Anbetung der Könige ſo wohl, und unter den Figuren intereſſirte ihn vorzüglich Karl der Kühne; da wäre wohl mein Wunſch, ihn mit einer Copie dieſes Karls zu erfreuen, wenn Sie die große Güte haben wollten, es zu erlauben, daß er copirt würde, im Fall nämlich daß ein Maler ſich in Heidelberg befindet, der es unternehmen könnte; wenn Sie nichts dagegen hätten, würden Sie vielleicht zu allen Beweiſen Ihrer Nachſicht noch den hinzufügen, ſelbſt einen Maler dort damit zu beauftragen? Doch wirklich ich ſchäme mich und wage es nicht zu hoffen, daß Sie es mir zugeben werden? Dieſe Ueberraſchung würde ſicher dem Prinzen jetzt noch doppelt willkommen ſeyn, da er mir ſchreibt, daß er einen Anzug Karls in der Schweiz geſehen hat, der dieſem auf dem Bilde völlig gleich kam.

Es würde ein ſchmales Bildchen werden, doch das thut nichts, doch möchte ich die Geſtalt gern juſt in derſelben Größe haben und in Oel. Der Maler würde mir hernach bei Ueberſendung ſeine Rechnung mitſchicken.

Darf ich den Brief wirklich abſchicken? Sehen Sie, das haben Sie Ihrer Güte nun zu verdanken, daß man Sie mißbraucht; werden Sie nur nicht böſe auf mich, lieber ſchlagen Sie es mir geradezu ab.

Grüßen Sie sehr Ihren Bruder und Herrn Bertram von mir.

Ich vermuthe, daß der Prinz noch einmal das Vergnügen haben wird, Sie zu besuchen auf seiner Rückreise.

Leben Sie recht wohl und glücklich in dem Genuß so großem Schönen. —

Mit wahrer Achtung und Dankbarkeit

Ihre Freundin

Marianne, Prinzessin von Preußen.

Dannecker an Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 1. November 1818.

Lieber Freund!

Ihr Brief hat mich unendlich erfreut; besonders aber beruhigte mich die Nachricht über den Eindruck, den Ihre schönen Bilder auf unsern lieben König und Königin gemacht haben. — Gestern um halb zwölf Uhr erhielt ich Ihr liebes Schreiben und eine halbe Stunde nachher die Ankündigung unseres Königspaares, daß Sie sogleich zu mir kommen wollen. Das geschah. Das erste Wort war, wir haben die schöne Sammlung der Herren Boisserée gesehen. Ich antwortete: ach das freut mich, ich habe an Sie gedacht, war mir aber etwas bange, daß diese Sammlung keinen vollkommenen Eindruck machen möchte, denn diese zu sehen, muß nichts auf dem Herzen drücken; ich dachte an den Abschied, (mich an die Königin wendend) der zu sehr Ihr Herz einnehmen würde. Ihre Augen füllten sich auch sogleich mit Thränen. — Der König fragte mich, was hat Ihnen am meisten gefallen? — Ja der Christus, nicht wahr? Euer Majestät es bleibt ein Wunderbild, aber er ist nicht ganz mein Christus, ich wünsche mir einen, an den ich mich anschmiegen möchte, übrigens sehen Sie dieses, was ich sage, nicht als eine Kritik an, hier kommt es sehr oft auf die Stimmung des Anschauers an ꝛc. Die Königin Majestät hielt sich sehr an dem Tode der Maria und der König an das, was Sie mir von seinen Ansichten geschrieben; und jedes hatte wie natürlich recht, auch ich ohne den Hofmann machen zu wollen.

Die Kaiserin, als Sie Abschied von mir nahm, sagte mir Ihre Route, die Sie nehmen wolle und wie Sie dann meine

Ariadne in Frankfurt besuchen wolle. Wie ich hörte über Heidelberg: Euer Majestät werden da eine vortreffliche Sammlung der Herren Boisserée sehen? — Ja wenn ich mit einem so ꝛc. reisen könnte, da wäre es eine Freude, war Ihre Antwort. Ich, nicht doch, Euer Majestät, auf das Herz deutend, wer das mit bringt, braucht keinen Künstler vom Handwerk, sie stören viel mehr; Sie sollen diese Bilder mit Ihrem Gemüth umfassen, dann ist der Genuß vollkommen. Die Kaiserin gab mir einen Ring zum Andenken und — — und bestellte mir die Bildsäule von Christus in die Kirche nach Moskau. Im ersten Augenblick machte mir diese Bestellung keinen Eindruck, weil ich dieses Bild für mich machen wollte. Ich mußte nachgeben. Fräulein von Bawr habe ich noch nicht gesehen, ich freue mich auf Sie, diese — spürt gewiß.

Die liebe Rapp'sche Familie empfiehlt sich aufs freundschaftlichste, sowie mein liebes Weibchen. Und Ihnen wünsche ich einen baldigen Entschluß hierher zu kommen.

Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 12. December 1818.

Lieber Melchior!

Es ist mir sehr lieb, daß Ihr mit Eurer Aufnahme in Stuttgart zufrieden seyd. Ich bin nun begierig auf den weiteren Erfolg. Mein Leben fließt hier unbeschreiblich stille dahin. Oft thut mir das sehr wohl, ich kann so recht meinen Gedanken nachhängen; oft wird mirs aber auch sehr eng und öde, ich fühle, daß mittheilende, mitlebende Freunde, daß Ihr mir fehlt. Dann laufe ich hinaus ins Freie oder mache Besuche. Doch geschieht das letztere nicht sehr häufig.

Das bloße Lesen und Suchen in alten Büchern wollte mir in der Einsamkeit und Schweigsamkeit, die um mich her ist, nicht recht behagen; darum habe ich mich gleich am andern Tag nach Eurer Abreise über den Entwurf meiner Abhandlung zum Domwerk gemacht, bin bei dem schönen Wetter aufs Schloß gegangen, habe die Zimmer räumen und putzen lassen, und bin unterdessen mit meiner kleinen Produktion ganz befriedigend fertig geworden.

Komm nur recht munter zurück, und gebe der Himmel Euch Glück und Gedeihen zu allem Eurem Thun!

Melchior an Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 14. December 1818.

Seit gestern sind wir so in Anspruch genommen worden, daß ich Dir nicht habe schreiben können.

Gestern Nachmittag hatten wir beim König und der Königin eine Audienz von 1½ Stunden, die Bilder waren ins Schloß getragen und in den Wohnzimmern des Königs aufgestellt worden. Beide Majestäten empfingen uns aufs allerfreundlichste; der König trat sehr rasch herein und wie er auf uns zu kam, sagte er: Wie freut es mich, Sie hier zu sehen; dasselbe sagte auch die Königin. Sie setzten sich nun vor die Bilder und bald wendete sich das Gespräch von den Bildern ab, auf unsere Absicht hierher zu kommen. Wir sprachen nun unsere Wünsche frei und frank aus, wie wir den Officierspavillon ganz zu haben wünschten, welche Veränderungen dort zu machen wären, kurz alles was mir im Augenblick einfiel, und alles ward von dem König gleich genehmigt. Es war die Rede von unserem Verhältniß zum Publikum ꝛc. Anekdoten wurden erzählt von Deutschthümlern, wie wir obschon altdeutsche Bilder besitzend, gar nicht dazu gehörten, kurz so vieles, daß eben 1½ Stunden darüber verstrichen und der König beim Weggehen sagte: „Wir wollen Ihnen den Aufenthalt in Stuttgart schön angenehm machen.“

Als die Majestäten sich entfernt hatten, sagte Fräulein von Bawr: „Das haben Sie gut gemacht, daß Sie vom König selbst alles begehrt haben, denn nun ist die Sache entschieden und bedarf keiner Unterhändler mehr.“ Was sie damit sagen wollte, haben wir nachher, wo wir bei Cotta mit Rapp und Danneder zu Mittag aßen, die bis um vier Uhr auf uns gewartet hatten, erst recht gefaßt, denn diese waren alle in Erstaunen darüber, daß der König alles so gleich zugestanden, und heute, wo wir beim Herzog Wilhelm zu Mittag aßen und mehrere Bekannte fanden, verwunderten sich alle, daß es so schnell gegangen.

Diesen Morgen, wo wir beim Staatssekretär von Vellnagel waren, um ihm Bericht abzustatten, war er vom König schon instruirt, und verwies uns an den Minister des Innern, von Otto, der davon schon unterrichtet sey. Die Freude über unser Hierherkommen ist allgemein, kurz unsere Angelegenheit steht für den Moment so schön und gut, als sie nur stehen kann.

Grüße habe ich Dir vom Herzog und der Herzogin Wilhelm, Dannecker, Rapp, Cotta, Lehr ꝛc. zu schreiben. Lauter ist wohl und erleichtert mich sehr.

Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 15. December 1818.

Lieber Melchior! Ich schreibe Dir nur ein paar Worte, um zu sagen, daß ich zu Euerm Entschluß von ganzem Herzen Glück wünsche, und den nähern Bestimmungen mit großem Verlangen entgegen sehe.

Daß Ihr die Sache gleich ohne weiteres Bedenken beschlossen habt, ist mir ein Beweis, wie sehr Dir und Bertram die Verhältnisse gefallen haben.

Gott gebe nun seinen Segen dazu!

Wie bald die Einrichtungen im Officiersgebäude fertig seyn können und wenn Ihr zurückzukommen denkt, werdet Ihr mir bald mittheilen.

Alle meine Wünsche gehen dahin, daß es Dir und uns sämmtlich recht wohl und angenehm in unserm neuen Leben werden möge!

Heidelberg, 26. December 1818.

Lieber Melchior!

Hoffentlich werdet Ihr nun endlich loskommen und bald wieder bei mir seyn. Das ist das beste und einzige Mittel, mich ganz zu beruhigen. Bei dieser großen Kälte steigen mir leicht Besorgnisse wegen Bertram auf.

Hier jammert und klagt Alles über unser Weggehen, und die Leute sagen, man hätte uns hier halten müssen, man hätte uns hier auch ein Gebäude geben können u. s. w. Aber ich sehe darin weiter nichts, als den natürlichen Ausdruck des Verdrusses, den man über unser Wegziehen auf so einfache Bedingungen empfindet. Genug, die Leute machen es in diesem Fall wie in den meisten, sie versetzen sich nicht in unsere Lage, sondern urtheilen mit aller Gutherzigkeit doch im Grunde nur als Egoisten, die bloß dadurch, daß sie verlieren, erinnert werden, daß sie auch etwas hätten thun können.

Den 31.

Dießmal habt Ihr mich gar zu lange auf Briefe warten lassen, ich schmeichelte mir darum mit der Hoffnung, Ihr würdet heute wiederkommen. Nun, da ich sehe, daß Ihr wohl seyd, ist es auch gut, nur laßt mich nimmer so lange in Ungewißheit. Ich sehe nun wohl ein, daß auch die vierte Woche hingehen wird, ehe Ihr wieder bei mir seyd.

Der Himmel gebe uns Glück zu diesem wichtigen Schritt und lasse uns daraus in dem neuen Jahr recht viel Frohes und eine klare, feste Aussicht in die Zukunft erfolgen!

An Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 9. Januar 1819.

Die Freunde müssen sich auch das Traurige mittheilen, und so melde ich Ihnen, mein Bester, daß unsere vortreffliche Königin nicht mehr ist. Sie starb heute früh plötzlich an den Folgen einer Gehirnentzündung. Ein unersetzlicher Verlust.

Dannecker empfiehlt sich und wünscht, daß „der Tod der Maria" zum Trost des Königs schon hier seyn möchte.

Cotta.

H. Napp an Melchior Boisserée.

Stuttgart, 21. Februar 1819.

Ihr lieber, guter Bruder, Herr Sulpiz, wird vermuthlich noch in Köln seyn, deßwegen kann ich seinen freundschaftlichen Brief nicht speziell beantworten: da aber Sie verehrte Drei Ein Band und Eine Seele sind, so mag dieses auch ihm, dem Abwesenden, gelten. Kommen Sie nur bald. Ihre Freunde warten mit Verlangen und Freude auf Sie.

Daß Sie die beste, die unvergleichbare und unersetzliche Königin nicht mehr antreffen, das thut mir für Sie, wie für mich und für ganz Württemberg schmerzlich wehe. Wir haben mit ihr unendlich viel verloren. Und wie gerne hätten wir ihr auch den Kunstgenuß, dem sie so verlangend entgegen sah, gegönnt! Doch ist es zum Theil auch ihr Werk, daß Sie nun nach Stuttgart ziehen, und so verdanken wir der großen Seele mit so vielem Andern, auch dieses Geschenk. Ich hoffe, sie habe damit Stuttgart mehr gegeben, als sie in ihrer Bescheidenheit geahnt hat. Die Kunstliebe wird wieder ermuntert, angefeuert und beseelt werden.

Danneckers Büste von der Königin hat es jetzt sehr werth. Er hat eine zweite Edition ans Licht gebracht, nämlich ohne Diadem, wie man die Königin zu sehen gewohnt war, obschon der Kopf durchaus nicht verändert ist, scheint doch ein ganz neues Leben über das Bild ausgegossen zu seyn.

Die Marmorbüste für den König, welche schon in Arbeit ist, muß nach diesem Modell gemacht werden.

H. Napp an Sulpiz Boisserée in Heidelberg.

Stuttgart, 25 März 1819.

Mit tausend Vergnügen empfing ich heute mit Ihrem Brief die Nachricht, daß das schwere Werk nun so viel als vollbracht ist, und daß wir Sie Alle am Montag Abend als theuere Stuttgarter empfangen dürfen.

Zu Ihrer Beruhigung melde ich nur noch, daß Sie in Ihrem

Quartier eine geordnete Haushaltung antreffen werden, so weit dieses ohne persönliche Rücksprache möglich ist, und Sie werden, wie ich hoffe, auf langwährende Zeiten recht angenehm bei uns wohnen.

Der Himmel schenke Ihnen guten Muth, schönes Wetter und einen fröhlichen Einzug!

Aus einem Brief von Sulpiz Boisserée an Frau von Hellwig.

Stuttgart, 12. Mai 1819.

Der Zweck unseres Strebens geht, wie Sie wohl wissen, dahin, unsere Sammlung und was wir noch weiter dazu zu bringen wünschen, für das gesammte deutsche Vaterland, an einem schicklichen Ort und auf die ferne Zukunft hin, als einen unveräußerlichen Kunstschatz fest zu gründen, und womöglich auch unsere eigene Thätigkeit lebenslang daran zu knüpfen.

Jener Hauptzweck aber könnte bei einem Privatverkauf an einen Fürsten, wie der König von Württemberg, nicht erreicht werden, ehe seine Verhältnisse mit den Ständen regulirt, und durch diese wieder die Unveräußerlichkeit solchen und anderen Kroneigenthums gesichert wäre.

Das ist bei allen kleinen Staaten und ganz besonders bei den hiesigen, eine unerläßliche Bedingung, deren Erfüllung hier noch durchaus im dunkeln Schooß der Zukunft verborgen liegt.

Darum war dann unsere eigentliche Absicht bei unserer Hierversetzung keine andere, als uns die Bequemlichkeit zu verschaffen, die uns in Heidelberg hinsichtlich der Aufstellung der Sammlung und der gehörigen Umgebung von Künstlern, Architekten, Kupferstechern u. s. w. abging, ohne uns aus der Mitte von Deutschland zu entfernen, und weit von dem lieben Rhein wegzuziehen. Diese Absicht haben wir vollkommen erreicht, der König hat uns ein sehr geräumiges und passendes Gebäude gegeben und nach unserm Wunsch einrichten lassen, ohne uns dafür an irgend etwas zu binden. Wir finden von allen Seiten die beste Aufnahme und leben unter geschiedten, talent- und gemüthvollen Menschen, in einem schönen Lande; da können wir der Entwicklung unseres Schicksals wieder etwas gedultiger zusehen.

Es geht uns wie allen Menschen, die eine Idee nicht bloß verfolgen, sondern zu verwirklichen suchen, dieß letztere bringt allein die Schwierigkeiten. Denn die Welt hat nichts dagegen, daß Menschen irgend einer Idee anhängen; als Phantasten nicht auf die Mittel der Ausführung denken und so nichts zu Stande bringen, vielmehr beflissigt sie sich daran, und ist wohl gar noch freigebig mit Lobpreisungen.

Doch wir haben unsere Sache schon weit gefördert, und mit Gott wollen wir's auch noch weiter treiben. Wenn irgend das deutsche Vaterland Glück hat, das heißt: Ruhe und Frieden behält, müßte es uns wohl gelingen, für die Würdigung und Erhaltung der deutschen Kunstalterthümer einen Mittelpunkt zu stiften, der zugleich belehrend und belebend in das gegenwärtige Kunstwesen eingriff. Wollten wir diese Idee dem Eigennutz aufopfern, so wüßten wir zur Stunde, was wir zu thun hätten. Daß wir aber das nicht thun, und doch auch nicht wie Phantasten handeln; das ist es, was die Welt nicht an uns begreift.

Sie sehen, ich verliere mich einmal wieder in's Schwatzen; der Zweck Ihres Briefchens soll darüber nicht vergessen seyn.

Ich lege dem Umriß der heiligen Helena auch den der heiligen Catharina von Hemskerk bei, für den Fall, daß Sie vielleicht diesen lieber zum Gegenstück des heiligen Mauritius wählen möchten.

Sulpiz Boisserée an Creuzer in Heidelberg.

Stuttgart, 25. Juni 1819.

Wenn ich in diesem gartenähnlichen Thal spazieren gehe, mich an seinen vielen Schönheiten erfreue, fehlt mir am Ende immer noch der alles belebende Fluß; und doch ist dieß in Beziehung auf die lieben Heidelberger Freunde, deren täglichen Umgang wir entbehren, nur ein schwaches Gleichniß. Es gehört viel Zeit dazu, ehe wir die Trennung ertragen lernen, und einigermaßen Ersatz dafür finden.

Sonst geht es uns freilich ganz erwünscht und müssen wir die hiesigen Einwohner sehr loben. Von der Wirkung, welche

die Gemälde auf sie machen, könnte ich Ihnen nicht genug erzählen. Da zeigt sich die Eigenthümlichkeit der Schwaben von der besten Seite. Seit einigen Wochen strömen die Besuche aus allen Ständen, vom Vornehmsten bis zum Geringsten, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, und das betet sich nicht einander nach, sondern Jedes findet auf seine Weise eine Freude, Belehrung oder Erhebung. Besonders können sich die bibelfesten Bürgerleute nicht satt genug sehen an diesen Spiegeln eines gesunden, frommen, seelenvollen Lebens. Wenn Sie zu uns kommen, werden Sie sich freuen, die vielen originellen Aeußerungen zu hören.

F. Creuzer an Sulpiz Boisserée in Stuttgart.

Heidelberg, 5. Juli 1819.

Ihre Zeilen, verehrtester Freund, sind mir eine wahre Erquickung gewesen, denn ein alter Professor hat deren jetzt recht nöthig. Denken Sie sich die unermeßliche Hitze, und nun alle Tage ein paarmal auf die Universität laufen und vom dürren Holze herab deklamiren. Ich weiß nicht, was da werden will, wenn Hundsstern und Komet sich noch mit der Sonne alliiren sollten!

Daß durch Ihr und der übrigen beiden Freunde Weggehen eine wesentliche Lücke in unserm Kreise entstanden, und daß wir sie fühlen und immer fühlen werden, brauche ich Ihnen nicht zu versichern. Aber da Sie doch nicht bei uns bleiben konnten, ist es uns Allen ein wahrer Trost, Sie dorten so wohl und so vergnügt zu wissen. Ich habe es doch gedacht, daß es Ihnen bei den treuen Schwaben gefallen werde. Daub und ich, wir sagen es uns oft: hielten uns hier nicht Natur, Amt und Collegialverein; die flüchtigen Pfälzer allein könnten uns nimmer halten. Aber nun fangen sie allgemach an in der Kammer gründlich und politisch zu werden.

Jetzt sehen wir erst die Wichtigkeit ein, daß wir den Thibaut in die Versammlung geschickt haben; Sie können nicht glauben, was er im Stillen gewirkt hat, und am Ende wird es auch öffentlich werden, wo das gründliche Wissen und das wahre Wohlmeinen ist.

Herbei, herbei du glatter Tropf,
Bald wird dein Stolz ſich mindern.
Behalt der Henkel ein klar Geſicht,
Darob erhebe du dich nicht,
Beſieh nur deinen Hintern.

Alle Menſchen groß und klein
Spinnen ſich ein Gewebe fein,
Wo ſie mit ihrer Scheren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte ſitzen.
Wenn nun darein ein Beſen fährt,
Sagen ſie, es ſey unerhört,
Man habe den größten Palaſt zerſtört.

Vom Himmel ſteigend Jeſus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er ſie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort es wirkt und trifft.
Er ſtieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt
Und jeder ſchrieb, ſo Schritt vor Schritt,
Wie er's in ſeinem Sinn behielt,
Verſchieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können ſich die Chriſten
Bis zu dem jüngſten Tage friſten.

Für die hiesige Universität ist es mehr als jemals nöthig, daß er dorten ist. Denn diese ist jetzt Vielen ein Dorn im Auge. Andere sind schwach und lauticht in Dingen dieser Art; und so stagnirt in den oberen Behörden der Spiritus, der uns beleben sollte. Doch glücklicherweise haben wir unsern Paragraphum in der Constitution, und das hiesige Treiben ist munterer als je, und selbst die Philister wollen Patriotismus verspüren, wenn sie an die Louisd'ors denken, die die Grafen und Prinzen laufen lassen. Hegel scheint in Berlin einen mittleren Stand als Docent zu haben. Desto höher stellt ihn dahier sein Lehrjünger Dr. Heinrichs, der in seiner Logik, die er jetzt vorträgt, die pythagoreische Beweisführung erneuert: „Er hat's gesagt." Gut ist, daß Daub gerade jetzt in seinen Lehrstunden über die Anthropologie das Selbstdenken aufrecht erhält.

Bertram an Sulpiz Boisserée in Baden.

Stuttgart, 13. Juli 1819.

Seit gestern laborire ich an einem bösen Halse, und nehme darum heute Niemand an. Ich zählte am Fenster 86 Personen, die abgewiesen werden mußten, und so geht es alle Tage, gestern waren 56, vorgestern über 100 bei den Bildern, Montag und Dienstag 60, Sonntag 150. Die Sache steigt und wächst ohne eines Menschen Zuthun durch sich selbst von Tag zu Tag; die Verwunderung über den ungetheilten allgemeinen Beifall nimmt im Publikum in eben dem Maße zu, und man trägt sich in der Gesellschaft mit einer Menge kleiner Anekdoten herum, aus denen der aufgeregte lebendige Sinn, auch der minder gebildeten Volksklasse sich ganz unzweideutig ausspricht, und diejenigen, die uns früher damit trösten wollten, daß die Menge sich bald verlaufen würde, wenn der Reiz der Neugierde befriedigt sey, prophezeien nun selbst ein fortwährend steigendes Interesse unter allen Ständen. Der alte Rapp, den ich jetzt öfters besuche, äußert über die Bildsamkeit seiner Schwaben die größte Freude.

Daß unsere Sammlung eine Menge Fremder nach Stuttgart zieht, ist dem Publikum eine ausgemachte Sache. Der Wirth im

König von England versichert, daß die Fremden, die sonst um neun oder zehn Uhr zu Dannecker gegangen und dann weiter gefahren seyen, jetzt den ganzen Tag bleiben, weil es bei uns so spät würde.

Geht dieß die künftigen Monate so fort, so geht die Zahl der Besuchenden bei unsern Bildern in viele Tausende.

Sulpiz Boisserée.

Baden, 5. August 1819.

Meine Zeilen vom 2. werden Euch gestern, also gerade an meinem 36. Geburtstag zugekommen seyn. Ich feierte diesen Tag mit einem Gang auf das alte Schloß, wo ich die Sonne zwar zwischen vielen dunkeln Wolken, aber prächtig im goldigsten Glanz untergehen sah.

Möchten die Wünsche, die ich für meine moralische und geistige Ausbildung, und für das Glück Eurer und aller, die mir lieb sind, hege, wenigstens so schön erfüllt werden, als dieser Tag sich schloß.

Den 8.

Gestern hat mir endlich Cotta sein Wort gegeben; er übernimmt das Domwerk auf halbe Rechnung mit mir; schießt alle dazu nöthigen Gelder nach meiner Berechnung vor, überläßt mir die Direktion, und setzt wegen Leben und Sterben einen förmlichen Vertrag mit mir fest, dessen Abfassung wir uns aber auf ruhigere Tage in Stuttgart vorbehalten. Es ist artig und hübsch genug, daß die Sache sich hier in Baden gemacht hat, wo 1810 der erste Anfang dazu gelegt wurde. Wir wollen hoffen, daß der Himmel sein ferneres Gedeihen dazu gebe!

Morgen schon fahre ich nach Wiesbaden, und zwar mit Cotta; er will seinen Sohn sprechen, der in Schwalbach ist, das stimmt nun mit meinem Plan ganz vortrefflich überein.

Wiesbaden, 20. August 1819.

Dein heute angekommener Brief mit der Nachricht von Thorwaldsens Besuch hat mir außerordentliche Freude gemacht. Wie gern hätte ich diesen tüchtigen Künstler auch kennen gelernt. Für die ganze Stuttgarter Künstlerwelt ist die Gegenwart Thorwaldsens gewiß die allererfreulichste gewesen und für Dannecker, besonders in Beziehung auf unsere Sammlung, die größte Befriedigung.

Sage mir doch, ob Du die Reise nach dem Apollinarisberg machen willst? Es wäre mir gar zu lieb, damit Du auch einmal ins Freie kämest, und meinetwegen weil ich mich gar zu sehr nach Hause sehne zur Arbeit, die, wenn ich auch für Dich einige Stunden durch die Sammlung unterbrochen würde, doch ein gut Stück weiter kommen wird, als wenn ich noch länger in dieser Zerstreuung herumschwebe.

Bertram an Sulpiz Boisserée in Wiesbaden.

Stuttgart, 22. August 1819.

Verflossene Nacht ist Thorwaldsen von hier abgereist, nachdem er acht Tage sich wegen unserer Sammlung hier aufgehalten. Dieser Aufenthalt, sein tägliches langes Verweilen vor unsern Bildern, seine Aeußerungen darüber vor einer Versammlung von einigen hundert Menschen, haben, wie Du Dir denken kannst, die größte Sensation gemacht. Nichts aber hat die Leute so frappirt, als daß er und sein Begleiter Professor Lund aus Kopenhagen nach den Bildern gezeichnet, wie Thorwaldsen sagte: um Studien zu machen zu Motiven für Composition, Gruppirung, Stellung und Drapperie; nun denke Dir, Thorwaldsen, der nach unsern Bildern de facto studirt! Ich werde dann nicht nöthig haben, Dir seine Aeußerungen zu wiederholen. Dannecker sagte einmal: ich will ein Hundsvott seyn, wenn diese Kunst in der Hauptsache nicht dem Höchsten in der Antike gleich steht. Thorwaldsen erwiederte lächelnd: was bedürfen wir des Vergleichs mit der Antike, stellen wir diese Kunstwerke neben die Natur selbst hin, so haben wir den höchsten und einzigen Maßstab.

An der Tafel bei der Frau Herzogin Louis hat er versichert, von Rom bis hierher, durch ganz Italien habe ihn nichts so mit Bewunderung erfüllt und als Künstler nichts so beschämt wie unsere Bilder, die Hoheit ist darüber so in Erstaunen gerathen, daß sie sich gleich durch Danneker bei uns hat ansagen lassen. Cotta war beinahe alle Tage gegenwärtig.

Thorwaldsen erzählte uns, er habe eine Statue der Hoffnung gemacht, mit Modifikationen im ernsten strengen Styl der Aegineten; gerade diese Figur frappire das Publikum unter seinen Arbeiten am meisten, so sey es auch recht, wenn man im Leben auf ein großes Ziel losgehe, so schwanke man nicht rechts und links nach einer angenommenen Schönheitslinie, sondern man gehe gerade aus und stehe ohne Schwanken und Schweben fest auf seinen Füßen da. —

Wir hoffen, daß Du ihn noch begegnest, er geht auf unsern Rath nach Köln. Sonnabend war er bei uns zu Tisch, mit Danneker, Cotta, Rapp und dem Dr. Lindner. Nach Tisch sah er Dein Domwerk.

Melchior Boisserée.

Stuttgart, 29. August 1819.

Lieber Sulpiz!

Unsere Lebensweise ist immer dieselbe, viele Fremde und dazwischen die Menge der Inländer. Samstag früh um halb neun Uhr waren der Palatin mit seiner jungen Gemahlin, die Herzogin Louis, die zwei jüngeren Prinzessinnen und der Erbprinz und die Erbprinzessin von Hildburghausen mit ihrem Hoffstaat da.

Als ich mit dem Erzherzog Palatin vor den großen Aposteln stand und mich mit ihm über diese Gegenstände unterhielt, kam die Rede auf den Grafen Cicognara; da brachte Felder eine Karte und sagte, der Herr warte und wünsche mich zu sprechen. Wer war es? Lupus in fabula. Der Palatin lachte über dieses sonderbare Zusammentreffen, ich holte den Grafen herauf und obschon in Reisekleidern, ward er von den hohen Herrschaften aufs freundlichste aufgenommen.

Wie sehr er bedauerte, Dich nicht hier zu finden, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ueber unsere Bilder spricht er mit demselben Enthusiasmus wie in Heidelberg. Dem Grafen Trautmannsdorf sagte er gleich: die Sammlung müßte der österreichische Staat acquiriren, dieselbe mit den Kunstschätzen in Wien vereinigt, gäbe das schönste, was die Kunstwelt in dieser Art aufzuweisen hätte.

Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 30. August 1819.

Lieber Melchior! Du siehst aus diesen Zeilen, daß ich meinen Aufenthalt länger, als ich gewollt, ausgedehnt habe. Die Bekanntschaft von Thorwaldsen war mir zu lieb und zu bedeutend, als daß ich sogleich mich wieder von ihm hätte trennen können. Wir reisen jetzt Mittag um zwölf Uhr zusammen nach Mainz, von wo aus ich nach Wiesbaden zurückkehre. Gegen Ende der Woche kehre ich zu Euch zurück.

Wiesbaden, 1. September 1819.

Lieber Melchior! Ich bin gestern Vormittag von Mainz, wo ich von Thorwaldsen und Lund Abschied nahm, hieher zurückgekommen. Die beiden fuhren gleich weiter nach Bingen und werden heute in Ems angelangt seyn. Dort will Thorwaldsen dem Kronprinzen von Dänemark seine Aufwartung machen und Frau von Humboldt besuchen, für die er viel Verehrung hegt. Es wird also immer noch einige Tage dauern, bis sie nach Köln kommen.

In Frankfurt habe ich Samstag 28. den ganzen Tag mit Thorwaldsen zugebracht, es war für mich gewiß die beste Art, Goethes Geburtstag zu feiern. Thomas, bei dem ich wohnte, hatte Thorwaldsen zum Frühstück einladen lassen, indem er ihm sagen ließ, daß ich abends zuvor angekommen und im Begriff sey, zu ihm zu kommen; so geschah es, daß wir von morgens halb neun bis abends eilf Uhr fast immer zusammen waren und uns über alles, was uns hauptsächlich interessirte, besprechen konnten.

Ich fand Thorwaldsen in jeder Hinsicht sehr gescheidt, klar, gründlich und originell. Wir waren kaum eine halbe Stunde allein, als wir uns so gut verstanden, daß wir uns ganz offenherzig unsere Gesinnungen über die wichtigsten Punkte mittheilten. Freilich habt Ihr mit den Bildern hiezu den allerbesten, ja den einzigen Grund gelegt, wodurch dergleichen nur möglich werden konnte.

Am Sonntag sahen wir uns außer einigen Augenblicken am Morgen nur abends, wo wir zusammen auf der Mühle bei Willemers waren und vorgestern waren wir dann vom Mittag bis zum Abend und gestern den ganzen Morgen bis um zehn Uhr zusammen.

In diesem letzteren Abschnitt unseres Zusammenseyns nahm auch Professor Lund Theil an unsern Gesprächen, das gab dann eine neue Wendung, weil Lund, ohne das Betragen der jungen Maler zu vertheidigen, ihre Kunstrichtung mehr als billig in Schutz nahm, wofür er von Thorwaldsen etwas scharf, ja anzüglich behandelt und mit allgemeinen guten Rathschlagen bedient wurde. Wir kamen so tief in den Text, daß ich das ganze Verhältniß der jungen Maler in Rom, der besten wie der geringsten, aus dem Grunde kennen lernte und erst vollends einsah, daß mein Wunsch, sie von Rom weg nach Deutschland zurück versetzt zu wissen, das einzige ist, was übrig bleibt in dieser furchtbaren Verwirrung. Wirklich sagt auch Thorwaldsen, daß sie seit der Ausstellung alle unter einander verneint waren und aus einander fahren würden. Die Herz, welche seit einigen Tagen hier ist und freilich auf eine andere Weise als Thorwaldsen über die Maler spricht, erzählte mir heute aus einem Briefe von der Schlegel, daß Cornelius, Mosler und einige andere im September von Rom weggingen.

Ueber die Bilder sprach Thorwaldsen immer mit der größten Bewunderung und zwar so, daß er in meiner Gegenwart zu Luden sagte: diese Gemälde wären noch lange nicht genug anerkannt. Ich merkte auch bald an den Aeußerungen derjenigen Frankfurter, die nicht zu unsern nächsten Freunden gehören, daß Thorwaldsens Urtheil und die Nachricht von dem großen Zulauf eine große Wirkung auf sie gemacht hatte. Von allen Seiten hörte ich, warum wir uns denn nicht nach Frankfurt gewendet, da hätte

man uns gewiß auch alle die Vortheile gegeben, die wir in Stuttgart hätten; man würde uns das Bürgerrecht gegeben haben ꝛc.

J. Görres an Boisserée.

Koblenz, 13. September 1819.

Ich wollte Euch oben in Schwaben wieder einmal einen Gedenkzettel an mich geben, darum sende ich Euch das beiliegende Buch, „Deutschland und die Revolution," das ich im August niedergeschrieben habe. Es ist eben auch vor mich eine Art von Altarbild in den Hofkapellen mit Hölle, Fegefeuer, jüngstem Gericht, in der Mitte St. Antonius, der den Fischen predigt, St. Rochus, der die Hunde verjagt u. s. w., auf den Flügeln außen die vierzehn Nothhelfer. Nun scheint es zwar, als ob meine Malerei oben keinen Beifall finden wolle, weil die unten, unsere hiesige Regierung, Beschlag auf das Ganze hat legen wollen; weil ich aber den so Presto gemacht und die Sache accurat vorgesehen, darum ist, als sie eben die Zugbrücke aufgezogen, das Roß drüben gewesen und aus seinem Schweife sind nur einige Haare in den Thorflügeln eingeklemmt zurückgeblieben. Jetzt haben sie das verdrießliche Nachsehen zu viel tausend Blättern, die in die Welt fliegen und wo immer in einem das nämliche wie im andern steht.

In Berlin wirds dießmal sehr donnern, obs einschlägt, wollen wir in Geduld erwarten, ich habe zwar keinen Wetterableiter auf dem Hause, aber doch gegenüber.

Ihr lebt ja wohl lustig oben und die Schwaben kommen wohl fleißig, wie ich lese, und es zieht der Landsturm durch Eure Zimmer. Ihr werdet wohl finden, daß die Leute dort zu Lande gerade das haben, was denen über der Elbe fehlt, nämlich Sinn für die Sache innerlich. Die Fenster sind ihnen nur eben angelaufen, darum scheints etwas trüblich durch und da ist Eure Sendung klar zu machen und hell zu putzen, zur Belohnung für ihre seitherige gute Aufführung und weil es an ihnen der Mühe lohnt, was bei unsern Herrn im Processe steht. Hernach, wenn

die Bilder das Evangelium gepredigt haben, kommen ſie wieder heim. Gott behüte Euch alle.

Bürgermeiſter Thomas an Sulpiz Boiſſerée.

Frankfurt, 9. December 1819.

Lieber Sulpiz!

Geſtern war die erſte Verſammlung bei Bethmann wegen des Monuments für Goethe. Man vereinigte ſich allgemein und lobend für Deinen Plan und bildete das Comité folgendermaßen:

1) Präſident: Herr Sulpiz Boiſſerée. Mitglieder: von Guaita, von Bethmann, Dr. Neuburg, Vater und Sohn, Dr. Reiner (der Sohn der Lotte im Werther), Dr. Melber, Baumeiſter Heß und Rumpf und ich.

Platz: auf der Mühlſchanze am ehemaligen Schneidwall. Dieſe Inſel wird zur Promenade eingerichtet, eine ſchöne Brücke wird dazu führen. Mir ſcheint dieſer Platz vortrefflich, auch liegt er gegen Abend. Guaita und ich werden die Erlaubniß erbitten, daß von Senats wegen kein Anſtand zum Bau dorten iſt.

2) Die Büſte bitten wir Dich, ſogleich zu beſtellen. Bethmann behält ſie allein, wenn nichts aus der Sache wird. Darüber erhältſt Du, ſobald der Platz verwilligt iſt, ein officielles Schreiben. Du kannſt übrigens mit Danneker alles feſt machen.

Die Subſcription geht gleichzeitig an alle deutſchen Höfe und an das Publikum.

Sulpiz Boiſſerée.

Stuttgart, December.

Lieber Thomas! Es freut mich überaus, daß nun der Verein für Goethes Denkmal ſich förmlich conſtituirt hat, und ich danke au, das wärmſte für die mir ſehr ehrenvolle Wahl als Vorſteher dieſer Geſellſchaft; aber der Wunſch, einem ſo ausgezeichneten Vertrauen einigermaßen entſprechen zu können, erlaubt mir bei meinen augenblicklichen ſehr dringenden Geſchäften und

der immer hinderlichen Entfernung von Frankfurt durchaus nicht, das mir zugedachte Amt anzunehmen. Auch scheint mir nach reiflicher Ueberlegung nicht recht passend, daß ich als ein persönlicher Freund von Goethe, an die Spitze trete; sodann meine ich, daß trotz der allgemeinen deutschen Richtung, die das ganze Unternehmen haben soll, nothwendig ein Frankfurter diese Stelle einnehmen müsse, weil die Geburtsstadt der Ort ist, von wo es ausgeht und worauf es sich bezieht.

Sulpiz Boisserée.

Wiesbaden, 10. Juli 1820.

Lieber Meister! Ich schreibe Dir nur um Dich zu versichern, daß es mir so gut geht, als es einem mitten in dem Getümmel einsamen Badegast geben kann. Bekanntschaften habe ich noch keine gemacht, und gefunden habe ich, Gott sey Dank, auch nicht viele. Seit einigen Jahren werden mir die Menschen, die man so die Gesellschaft nennt, immer langweiliger, das fühle ich im Bad am meisten. Da ist jetzt meine beste Freude, allein zu seyn, Stunden weit zu wandern und meinen Gedanken nachzuhängen. Auf den fruchtbewachsenen Hügeln sehe ich nach Mainz, nach Heidelberg und Bingen, hinter den Heidelberger Bergen suchen Euch meine Gedanken, und ich weiß, sie begegnen den Eurigen, wenn Ihr aus Euern Fenstern auf die Feuerbacher Berge seht, besonders bei Sonnenuntergang. Vorgestern war ich im Wald und in den Weinbergen, gestern in Wiesengründen und Mühldörfern, heute in den schönsten Kornfeldern; jedesmal bringe ich Blumen mit nach Hause. — So befolge ich Jägers Vorschrift, recht viel in der Luft zu seyn, auf die angenehmste Weise.

Die Angelegenheit wegen der Büste von Goethe werde ich bestens berathen. Vorläufig scheint mir am rathsamsten, erst noch einmal Danneker förmlich zu fragen, dann wird sich die Sache mit Rauch schon von selbst machen. Guaita glaubt das auch.

Den 2. August 1820.

Uebermorgen gehe ich nach Frankfurt. Wegen dem Goethemonument kann ich dieſen Umweg nicht unterlaſſen; es iſt beſonders auf den Brief des alten Herrn doppelt nöthig, der Sache einen Anſtoß zu geben. Sonſt hätte ich mir das gerne erſpart; ich freue mich ſo ſehr zu Euch zurückzukommen, daß ich die Tage zähle, die ich bis dahin noch zu überwinden habe, gerade wie die Gymnaſiaſten, wenn ſie ihr Gaudate abzählen.

In Frankfurt bleibe ich, wenn's nach Munich geht, nur bis Sonntag Mittag, damit ich den Abend noch nach Darmſtadt fahren, dort Moller ſprechen und in dem neuen Theater die Oper ſehen kann. Montag bin ich in Heidelberg, wo ich bei Daub zu wohnen verſprochen, Donnerſtag hoffe ich mit Gott wieder bei Euch einzutreffen.

Metz, 27. September 1820.

Lieber Melchior!

Unſere ganze Reiſe iſt bis jetzt glücklich und angenehm geweſen; nur haben wir geſtern an der verwünſchten Douane unſer Gelüſten, in die belle France zu gehen, einigermaßen büßen müſſen. La loi verbietet nämlich, durch das Bureau von Forbach Kupferſtiche einzulaſſen, und ſo mußte ich mich entſchließen, meine blecherne Büchſe auf die Diligence zu geben, gegen Acquit à caution vom Poſthalter, der ſie plombirt an die Douane générale nach Paris ſendet.

Und nun laß mich von den angenehmen Dingen reden, die uns vorgekommen ſind, indem ich Dir zugleich den Lauf unſerer Reiſe erzähle. Am erſten Tag hielten wir uns einige Stunden in Maulbronn auf und freuten uns gar ſehr über dieſes höchſt merkwürdige und zum Theil wahrhaft maleriſche Gebäude, von dem ich ſeit zehn Jahren nur einen zu flüchtigen Eindruck behalten hatte. Jetzt habe ich einen klaren Begriff davon, der ſich nicht wieder verwiſchen wird. Abends neun Uhr waren wir in Schwetzingen bei Herrn Mohr. Wir ſchliefen beide ganz vortrefflich und Freund Duttenhofer, der am erſten Tag aufgeregt durch die Neuheit der Lage aus ſeinem Charakter herausgegangen war, kam

Es iſt gut.

Bei Mondeſchein im Paradeis
Fand Jehovah im Schlafe tief
Adam verſunken, legte leis
Zur Seit' ein Evchen, das auch entſchlief.
Da lagen nun, in Erdeſchranken,
Gottes zwei lieblichſte Gedanken. —
Gut!!! rief er ſich zum Meiſterlohn,
Er ging ſogar nicht gern davon.

Kein Wunder, daß es uns berückt,
Wenn Auge friſch in Auge blickt,
Als hätten wir's ſo weit gebracht
Bei dem zu ſeyn der uns gedacht.
Und ruft er uns, wohlan es ſey!
Nur, das beding' ich, alle zwei.
Dich halten dieſer Arme Schranken,
Liebſter von allen Gottes-Gedanken.

wieder mehr in sein stilles Kupferstechergeleise, worin er sich nun auch, wiewohl etwas leichter und angenehmer als sonst, fort und fort bewegt. Von Mannheim sind wir bis Kaiserslautern gefahren und heute bleiben wir hier.

Paris, 3. Oktober 1820.

Der Dom in Metz ist eines der schönsten Werke, die aus der kölnischen Bauschule hervorgegangen sind, und dann enthält er eine Menge der schönsten Glasgemälde von einem Straßburger Namens Valentin Busch von 1518—20—25; sie sind zum Theil ganz den Glasgemälden unten im Kölner Dom gleich, und in jeder Hinsicht gebührt ihnen, von allem was ich bisher gesehen, die erste Stelle nach diesen. Dann fand ich noch eine weite Kirche, die Abtei St. Vincent, kleiner und weniger prächtig, aber noch mehr im Styl des Kölner Doms, und in demselben Jahr, nämlich 1248, angefangen. Man sollte fast glauben, dieß Gebäude sey von dem kölnischen Meister entworfen.

Aber nicht allein die Gebäude von Metz, sondern auch die Lage dieser Stadt ist bewunderungswürdig. Man begreift hier recht, daß die ersten Eindrücke der heimathlichen Landschaft den Grund gelegt haben zu der großartigen Anmuth, die wir in den Werken des Claude Lorrain finden. Eine andere schöne landschaftliche Anschauung hatten wir schon am zweiten Tag unserer Reise in Türkheim an der Haardt und in den hinter diesem Städtchen gelegenen Thälern; herrliche Ruinen, fast so groß wie das Heidelberger Schloß, nur einfacher, thürmen sich hier auf den schönsten Gebirgen, umkränzt von reichen Baumgruppen und bis in die Thäler herab mit Weinreben bepflanzt, abwechselnd mit den frischesten Matten, unten Bäche, Mühlen, Häuser, Hütten und was sonst die Vordgründe reizend und bedeutend macht.

Von Metz fuhren wir in einem Zug bis auf Pente de Sommeville, einem Dorf vor Chalons, weil ich den andern Morgen die in der Nähe gelegene kleine Kirche, welche ein Abbild des Doms von Köln ist, sehen wollte. Es war der schlechteste Tag, regnerisch, trüb und kalt. Darum uns die französischen Betten, deren in jedem der vier Ecken unseres Zimmers eines stand, groß und

mit Baldachinen ausgestattet, wie für die Heimonskinder, gar wohl thaten. Wir ließen es uns, als wir um halb eilf Abends ankamen, an einem Flackerfeuer im Kamin gütlich seyn und zogen am andern Morgen bei dem schönsten Wetter hinaus zur Kirche. Es ist dieß eine kleine Wallfahrtskirche, zu Ehren der Mutter Gottes erbaut; allerdings eine sehr merkwürdige, überaus schöne Nachahmung des Kölner Doms im Kleinen, mit zwei Thürmen. Wir haben einen ganzen Tag dort zugebracht, um die Kirche zu zeichnen und zu messen. Wir waren da zu Mittag bei einem Hufschmied einquartiert, der uns ein Huhn auftischte mit dem wohl zu beherzigenden Motto: quand l'on travaille il faut vivre! Den 30. September brachten wir in Chalons zu, wo eine schöne Kathedrale ist, und ich hatte die Freude, eine steinerne Thurmspitze ganz neu aufbauen zu sehen; sie war beinahe fertig und ich stieg mit einem Maurergesellen auf dem schönen Gerüste bis an die Spitze. Sonntag den 1. Oktober, dem Fest des h. Remigius, Patrons von Rheims, brachten wir in und auf dem Dom dieser ehrwürdigen Stadt zu. Am 2. Oktober auf unsrer letzten Tagfahrt hieher, sahen wir noch die schöne Kathedrale von Soissons, und seitdem schlagen wir uns in dem Pariser Leben herum, wo wir gestern Abend spät ankamen.

Den 6. Oktober 1829.

Als ich meinen ersten Gang in Paris machte und auf das Boulevard des Italiens kam, fand ich mich bis zu den kleinsten Kleinigkeiten so bekannt, als wäre ich kaum sechs Monate von hier weg gewesen, ja ich hätte mich oft umsehen mögen nach Euch, ob Ihr nicht die rue de Montblanc herab kämet!

Von Goutard spazierte ich über das Boulevard des Capucins und de la Madelaine nach den Champs Elysées, um die Austheilung der Würste und des Weins zu sehen. Das Gedränge der Menschen und das rohe Freudengeschrei des Pöbels erfüllte mich gleich wieder mit dem alten Ekel an der großen Nation, den ich glücklicherweise in der Provinz nicht empfunden hatte; der französische Charakter war mir dort mehr von der guten Seite erschienen, und es that mir wohl, weder Haß noch Verachtung in meiner Seele sich regen zu fühlen; aber hier hat denn das Unheil, welches

die große Stadt angerichtet hat, der niederträchtigste Egoismus und Lügengeist auf einmal wie ein Gespenst vor meine Augen, und ich mußte wieder die schlechten Kerle und Dummköpfe verwünschen, die behaupten wollen, daß ein solches Volk der Gerechtigkeit und bürgerlichen Freiheit fähig sey. Der Ekel vermehrte sich und vermischte sich mit den peinlichsten Erinnerungen, als ich weiter ging und auf die königliche Familie stieß, die mitten im dichten Gedränge des Volkes, in einem offenen Wagen, ohne alles Gefolge Schritt vor Schritt hin- und herfuhr, mit den freundlichsten Grüßen Komödie spielend. Es war der Graf Artois, die Herzogin von Angoulême und der Herzog. Sie spielten ihre Rolle mit so gutem Humor, daß sie sich oft wirklich zu vergessen schienen, und wahrhaft freundlich, ja lustig wurden, indem sie nämlich an den Tribünen vorbeifuhren, wo der Wein floß und die Würste und Brode wie Raketen geworfen wurden, drängte sich das Volk einestheils heran, ihnen die Hände zu drücken, andererseits balgte es sich um die Sachen, wo es denn die lächerlichsten Auftritte gab. Ihr könnt denken, daß man gerade für den Augenblick, wann die Prinzen vorbeifuhren, die besten Salven aufsparte. Einigemal flogen die Würste sogar in die Kaleche der Hofleute, und das Volk wollte sie herausholen, aber die Oberhofmeisterin und ihr Begleiter litten es nicht, sondern wollten, was das Glück ihnen zugeführt, behalten; die Betrienten lockten dann das Volk immer wieder mit den Würsten, die sie ihnen von Zeit zu Zeit vorzeigten, und so war diese Fahrt eine wahrhafte Hanswurstiade. Man muß doch gestehen, zu solchen Dingen sind nur die leichtsinnigen Franzosen fähig, und das ist wenigstens ein Vorzug, den die Liberalitäts-Ultras den Bourbons zuerkennen müssen; Benavarte hat vielleicht in seinem ganzen Leben nicht so herzlich gelacht, als ich diese bons princes über ihr bon peuple habe lachen sehen. Wirklich lösten sich am Ende auch alle meine ernsthaften und widerwärtigen Gefühle in eine angenehme Vergessenheit und bloße Schaulust auf. Ich fand eines des andern werth, wünschte ihnen Glück zu einander, und daß sie mit ihrem Duc de Bordeaux immer möchten vollauf vin de Bordeaux zu trinken haben, wenn nur sie uns unsern Rheinwein ließen.

Das Balgen um den fließenden Wein hättet Ihr sehen müssen; Bertram wäre gewiß nicht von der Stelle zu bringen gewesen

und Lauter würde an den herkuliſchen Armen, Rücken und Hälſen der Waſſerträger, Kohlenträger, Savoyarden, Maurergeſellen u. ſ. w. vollauf zu ſtudiren gehabt haben. Das Gedränge dieſer Menſchen in der großen Erhitzung mit glühenden Geſichtern, halb entkleidet in der heftigſten Muskelbewegung, zum Theil mit ganz zerriſſenen Hemden, von dem vielen Kämpfen, Stoßen und Stürmen, bot ein ſehr ſehenswerthes Schauſpiel dar, bis es zuletzt, wenn die Kerle ihre Eimer und hölzernen Weinkrüge gefüllt hatten, von dem rothen Wein ganz begoſſen mit ihren Geſellen, die ihnen ſtürmen geholfen, davon zogen, jedesmal wie ein Bacchanal endigte.

Ich wollte Euch nur erzählen, daß ich auch mein Kannſtadter Feſt gehabt habe, obwohl in einer ganz andern wilden, tollen und widerwärtigen Art.

Nach meiner Rückkehr blieb ich zu Hauſe und ließ Duttenhofer allein zum Feuerwerk gehen. Am andern Tag war ich bei Schloſſers, aß mit ihnen eine Familienſuppe, und da Gontard mir einen Platz in ſeiner Loge für die Maria Stuart anbot, ſo nahm ich auch dieſes Anerbieten an. Dafür kann ich nun ſagen, daß ich den erſten Eindruck von Paris, ſowohl in politiſcher Hinſicht, als in Hinſicht der Lebensweiſe und öffentlichen Anſchauungen vollkommen überwunden habe. Ein Beſuch auf dem Muſeum durfte dabei nicht fehlen; ich machte ihn nur für ein paar Stunden und halte mir vor, jetzt, da ich meine Geſchäfte in Gang ſetze, erſt mit Ruhe wieder hinzugehen, und ſo viel als möglich jeden Tag einige Zeit dafür aufzuſparen. Heute fahre ich zu dem Secrétaire général de la Douane, die bei Ehrmann, ſuche Begaſſe auf und hoffe Abends ausführlich mit Durand zu ſprechen. Dieſer iſt ein ſehr vortrefflicher braver Mann, die Einrichtung der Druckerei macht jedem die größte Freude, da iſt eine Ordnung und Reinlichkeit, von der man in Deutſchland keinen Begriff hat. Duttenhofer ſtand ganz verdutzt als er es ſah.

Den 13. October 1820.

Man bezeigt mir als Verfaſſer und Unternehmer eines Werks, deſſen Wichtigkeit und Schwierigkeit man ganz einſieht, die größte Theilnahme, und geht mir von allen Seiten mit guten Rathſchlägen und Eröffnungen an die Hand. Zuerſt habe ich die

Künstler und Drucker vorgenommen, dann habe ich mich bei andern, in solchen Dingen erfahrenen Personen berathen, zuletzt habe ich mich mit Gérard und Humboldt in Verbindung gesetzt und vorgestern in der wöchentlichen Abendgesellschaft bei Gérard mein Portefeuille gezeigt. Da hieß es dann gleich von mehreren Mitgliedern der Akademie: C'est un ouvrage qui fait honneur à l'Europe, il faut que les Gouvernements vous garantissent des chances, que vous avez à courir par des souscriptions de plusieurs centaines d'exemplaires. Voyez donc un ouvrage magnifique comme celui de l'Egypte, entrepris par un particulier, et préférable par son ordonnance et la beauté du sujet à cet ouvrage gigantesque pour lequel on a prodigué des Millions etc. Gérard als erster Maler des Königs, Mitglied der Akademie und persönlich ein sehr ausgezeichneter und allgemein geschätzter einflußreicher Mann, macht für Kunst und Wissenschaft hier eines der ersten Häuser. Unter vielen andern vornehmen und berühmten Männern fand ich bei ihm auch den alten ehrwürdigen, liebenswürdigen portugiesischen Grafen Souza, der dem Camoens und seinem Vaterland zu Ehren die prächtige Edition von der Lusiade veranstaltet hat. Humboldt, mit dem ich nach Hause ging, sagte mir, ich habe jetzt nur noch eins zu thun, nämlich das Werk einer Commission der Akademie vorzulegen, damit die hiesige Regierung zu einer bedeutenden Subscription veranlaßt würde, die deutschen Regierungen müßten dann schon folgen. Er wolle mir die Einleitung dazu machen, mich zu Quatremère, Secretär der Akademie führen, Gérard und Guerin, welcher letztere an dem Abend auch in der Gesellschaft war, seyen Mitglieder der Commission, an dem günstigsten Erfolg sey nach dem entschieden geäußerten Beifall nicht zu zweifeln. Die Regierung nehme seit vielen Jahren für mehr als 10,000 Fr. jährlich von seinen Werken ꝛc. Ueberdem ist der Augenblick sehr günstig, man bewundert hier allgemein die englischen Werke über gothische Architektur und beschäftigt sich mit den gothischen Gebäuden in Frankreich aber blos in Steindruck. Der Anblick meines Werks erregt nun die Hoffnung, daß französische Kupferstecher einen glücklichen Wetteifer mit den englischen beleben, ja sie vielleicht übertreffen würden. Diese Gedanken beleben auch die Kupferstecher, die ich gewählt habe. Ueber die Wahl der Künstler vernehme ich

von allen Seiten nur eine Stimme; Sellier wird hier überall für den erſten angeſehen und diejenigen, welche er mir noch vorgeſchlagen, ſind nach ihm die beſten. Kupferſtecher Laurent, Gérard und andere machten mir die Bemerkung, daß die Preiſe der Kupferſtecherei hier ſeit einigen Jahren außerordentlich geſtiegen ſeyen, ja ſich verdoppelt hätten, weil die Künſtler durch die Arbeiten für das Musée Royale und das ägyptiſche Werk ſich überaus vervollkommnet hätten und mit der Vervollkommnung auch die Forderungen der Kenner immer mehr geſtiegen ſeyen. Wirklich muß ich geſtehen, daß die neueſten Arbeiten der hieſigen hiſtoriſchen Stecher, wie Desnoyer, Laurent, Richomme, Forſter und anderer, ebenſo wie die der Architekturſtecher, von den ſchönſten Fortſchritten dieſer Kunſt zeugen.

Daß unter dieſen Umſtänden die hieſigen Künſtler an Duttenhofers Platten auch noch mehr zu retouchiren und klar zu machen haben, als ſie mir anfangs geſchrieben, kannſt Du denken; und ſo wird ſich die Erſcheinung des erſten Hefts wahrſcheinlich bis zum Frühjahr verſchieben.

Den 20. Oktober 1820.

Die Angelegenheit des Dommerks geht ihren guten Gang, ſo daß ich in jeder Hinſicht hoffen darf, mein Aufenthalt werde die beſten Früchte tragen. Ueber die Handelsverhältniſſe werde ich nichts definitiv beſchließen bis ich wieder in Stuttgart bin und dies mit Cotta gemeinſchaftlich thun kann.

Quatremère hat mich ſehr gütig aufgenommen und hat mich beſucht, um das Dommerk zu ſehen; ebenſo iſt es mir mit den erſten hieſigen Architekten Percier und Fontaine ergangen, der Beifall iſt und bleibt einſtimmig. Der morgige Tag iſt anberaumt, um das Werk der Akademie vorzulegen. Von allen hieſigen Bekanntſchaften iſt aber die bedeutendſte und angenehmſte wegen der ausgezeichneten Perſönlichkeit und großartigen Denkart, die von Gérard; das iſt ein Mann, den ich in unſerer Sammlung ſehen möchte. Ihr würdet Eure Freude an ihm haben, wie tief und richtig er urtheilt, und das würde gegenüber von den Werken der alten Meiſter erſt in ſeiner vollen Kraft zu Tage

kommen. Freilich müßt Ihr aber auch wissen, daß Gérard mehr Italiener als Franzose, daß er in Rom geboren und erzogen ist.

Den 21. Oktober 1820.

Ich will nicht länger verschieben Dir zu sagen, daß die Sitzung der Akademie der Künste glücklich überstanden ist. Der Beifall oder besser das Erstaunen, welches das Werk erregte, war allgemein. Quatremère führte mich in die Sitzung, und nachdem das Protokoll der vorigen verlesen und einige für den Tag angesetzte Gegenstände verhandelt worden, machte er die Versammlung mit der Ursache meiner Gegenwart bekannt, indem er bemerkte, daß ich das Werk in England hätte verlegen können, Frankreich aber den Vorzug gegeben, daß es ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit sey, zum Theil dem ägyptischen Werk vergleichbar, zum Theil dasselbe noch übertreffend ꝛc. Gérard fügte sodann als Präsident noch hinzu, daß wir eine Sammlung von Gemälden veranstaltet, welche nach dem Urtheil der ausgezeichnetsten Kenner für die Geschichte der altflamändischen und deutschen Malerei von dem größten Werth und in dieser Art die vorzüglichste in Europa sey ꝛc. Ich saß als der einzige Fremde in der Mitte des Saals, und Du kannst Dir denken, daß ich über dieses förmliche ruhmredende Verfahren, worauf ich nicht gefaßt war, einigermaßen in Verlegenheit gerieth, indessen nahm ich mich zusammen und antwortete den beiden Herren, wie es eben gehen wollte; Gott aber wollte, daß es gut ging, denn ich blieb nicht stecken. Nachher wurde etwas weniges vorgelesen, bis zuletzt die Versammlung sich in die Bibliothek verfügte, wo ich die Kupferstiche und Zeichnungen zeigte. Das ist das Allgemeine von der Sache, ausführlicher davon zu berichten, habe ich die Ruhe nicht. — Ich bin seit Sonntag so sehr mit den Kupferstechern beschäftigt, daß mir bei dem ohnehin so viel bewegten hiesigen Leben zum Briefschreiben nur wenige Augenblicke bleiben. Hittorf ist Architect des menus plaisirs du Roi! beträgt sich sehr verständig und hat genug gelernt, um sich in seiner Position zu erhalten. Humboldt sagt: es sey die completeste Fortune, die ein junger Mann irgend machen könne.

Den 1. November 1820.

Heute zeigte ich das Domwerk dem Grafen Forbin, der äußerst darüber erstaunt und so artig als möglich in seinen Aeußerungen war, er sagte: je ne redoute pas, quand le roi verra l'ouvrage qu'il ne prendra pas en faveur.

Graf Laborde und Emeric David, mit denen ich schon früher zusammen gekommen war, besuchten mich vorgestern und bewunderten wie alle.

Jomard, Chef der Commission de l'Egypte hat mir Notizen über die Kupferstecher gegeben und wird in diesen Tagen zu mir kommen. Dieser dürfte nicht zuhören, wenn andere das Domwerk sehen, denn da ist immer dasselbe Lied: Ah si on avait fait comme cela pour l'ouvrage de l'Egypte! So riefen noch letzthin Laborde und David aus, und so habe ich es schon gar zu oft hören müssen. Man tadelt nämlich allgemein an diesem Werk eine gewisse Trockenheit und Geschmacklosigkeit in der Ausführung und Weitläufigkeit und Ueberflüssigkeit in der Anordnung. Wirklich sind die Zeichnungen, die ich bei Jomard gesehen, über alle Erwartung schlecht, und man muß die Kupferstecher loben, daß sie danach noch so gute Sachen zu Stande gebracht haben.

Der Artikel im Moniteur ist von Humboldt. Die über die Maßen liebenswürdige, unermüdliche Hülfsamkeit dieses Mannes kann ich nicht genug rühmen.

Für heute schließe ich, weil ich noch in die Gesellschaft zu Gérard muß; es ist die einzige, die ich besuche, alle Wochen einmal abends von halb eilf bis halb ein Uhr.

Den 2. November 1820.

Gérard hat mir gestern Abend einen Umriß von seinem neuesten historischen Bild „Corinne auf dem Vorgebirge von Messina" versprochen. Dies Gemälde ist das schönste, was ich von ihm kenne. Die hiesigen ersten Künstler und Kunstfreunde zollen ihm auch einen ungetheilten Beifall und alle bedauern, daß es ins Ausland geht. Der Prinz August von Preußen hat es nämlich schon vor sechs Jahren bestellt; Gérard aber hat es, so lange die Staël noch lebte, nicht malen wollen wegen den verdrießlichen Beziehungen, welche die Eitelkeit dabei würde gemacht haben, und

wirklich besteht eines der größten Verdienste der Composition darin, daß sie einen über die Erinnerung an den Roman weit hinaushebt. Schorn wird über diese Nachricht für sein Kunstblatt erfreut seyn. Sage ihm, daß ich zu seiner Unternehmung des Homer Glück und Segen wünsche.

Die Henriette Mendelssohn ist kürzlich erst in die Stadt zurückgekehrt, sie hat mir ein Billet geschrieben, ich werde sie wieder aufsuchen.

Den 14. November 1820.

Die Schwierigkeit über Geschäfts- und Lebensverhältnisse genaue Zeitbestimmungen zu treffen, ist hier in Paris fühlbarer als irgendwo; dafür denn auch, obschon diese Stadt nicht zu den frommen gehört, das Sprüchwort: l'homme propose et Dieu dispose nirgend so sehr im Schwange ist.

Kein Wunder, daß ich dies dann beim Abschluß meiner sonst überaus begünstigten, verhältnißmäßig sehr schnell geförderten Geschäfte gleichfalls erfahre! Denn ich habe es nun rein mit dem Eigennutz der Menschen zu thun, und der ist wie ein Ungeheuer mit vielen Köpfen; kaum hat man einen abgeschlagen, so streckt sich ein anderer wieder hervor. Mit den Künstlern habe ich, Gott sey Dank, bald durchgekämpft; erst vorigen Sonntag, nachdem ich mit aller Generosität ihren Fechterkünsten parirt, blos allein mich auf die nothwendigste Selbstvertheidigung beschränkend, habe ich sie zum Weichen gebracht, und heute erwarte ich ihre vollkommene Ergebung.

Bei dieser Gelegenheit kommt recht die schlimme Seite des französischen Charakters zum Vorschein; er ist, wo es aufs Geld hinausläuft, von einer ganz besondern Härte und Kälte, die unser einem um so gefährlicher wird, weil sie sich unter den schönsten Versicherungen von Billigkeit, Kunstliebe ꝛc. versteckt.

Am allerwiderwärtigsten aber sind die Kunst- und Buchhändler; das ist eine Zunft, für welche Dante gewiß noch eine ganz besondere Hölle erfunden haben würde, wenn sie zu seiner Zeit gelebt hätten. Doch mit Gottes Hülfe werde ich auch diese zur Einsicht bringen, daß es vergebliche Mühe ist, mich zum Besten haben zu wollen.

A. W. Schlegel ist hier und befindet sich, da ihn das dumme Betragen der Familie Paulus in Vortheil gesetzt, auf seine Weise ganz guter Dinge; ja er hat einigermaßen dicke Backen bekommen. Er will den Text zu dem Umriß von Gérards Corinne für das Kunstblatt schreiben. Die Art, wie ich hier aufgenommen worden, hat ihm sehr imponirt; ich konnte nicht ohne Lächeln die größere Aufmerksamkeit bemerken, mit der er gestern mein Werk zu betrachten kam. Vanitas, Vanitatem, Vanitas!

Heute erhielt ich einen Brief von Reinhard, welcher auf dem Apollinarisberg ist; der erste seit meinem Besuch in Frankfurt, freundlich und gut, wie zu alten Zeiten. Das hat mir, wie Du denken kannst, nicht wenig Freude gemacht.

Den 25. November 1820.

Meine kleine Unpäßlichkeit ist ganz vorüber und für meine Reise ist alles besorgt. Ueberhaupt gelingt mir bei dieser Unternehmung alles so sehr nach Wunsch, daß ich gegen meine Gewohnheit anfange, einigen Aberglauben an einen Glücksstern zu hegen, den der gütige Himmel über mir walten läßt. Darum und weil meine Gesundheit eine ganz entschiedene feste Richtung genommen hat, ängstige ich mich weniger wegen einigem Aufschub und lasse mir in Gottes Namen so viel Zeit und Ruhe, als ich bedarf, um mit Behagen meine Angelegenheiten zu beschließen.

Troyes, 4. December 1820.

Hier hast Du endlich den Beweis, daß ich glücklich aus Paris weggekommen und auf der Heimreise bin. Am Donnerstag hoffe ich in Basel zu seyn, dort ruhe ich einen Tag aus, sehe die Bilder und werde dann bald bei Euch seyn. Ich habe mich zu diesem kleinen Umweg entschlossen, weil ich die Sache mit den Holbeinischen Gemälden gern vor der Erscheinung der sterbenden Maria im Steindruck entscheiden möchte; denn das schöne Bild in Paris, die Kreuzabnahme mit dem Abendmahl unten, ist offenbar von demselben Meister, welcher die sterbende Maria gemalt hat.

Die Reise bekommt mir vortrefflich, mein Wagen mit allen den Sachen, die ich um mich herum gepackt habe, ist wie ein

Parſi Nameh.

Buch des Parſen.

Vermächtniß alt perſiſchen Glaubens.

Welch Vermächtniß, Brüder, ſollt' euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft geſehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelſtein' auf ihn und ſeine Großen
Ausgeſä't wie dichte Hagelſchloßen,

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne ſich auf Morgenflügeln
Darnawends unzähligen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tauſendmal, in ſo viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen.

warmes Nest, aus dem ich so selten als möglich herausgehe. Schade, daß ich nicht schon am Tage des heil. Nikolas bei Euch ankommen kann; denn wirklich mein Wagen hat etwas von dem heiligen Mann an sich, und ich muß mir heute am Barbaratag wenigstens die Freude machen, ein Wort davon zu verrathen, um doch auch in meinen alten Tagen noch das Andenken der guten Magd zu feiern, von der wir als Kinder geglaubt, daß sie für den heil. Nikolas den Einkauf besorgte.

Basel, 7. December 1820.

Ich setze mich gleich hin, um Dir zu sagen, daß ich glücklich und fröhlich wieder in unserm lieben Vaterland angelangt bin. Als ich diesen Morgen früh den Rhein in der Ferne blinken sah, wurden mir die Augen naß vor Freuden! Gott gebe, daß ich Euch Alle so gesund und munter finde, als ich auf deutschen Boden zurückgekehrt bin!

Berlin, 8. December 1820.

Recht undankbar muß ich Ihnen erscheinen, daß ich erst so spät Ihnen den Empfang des Bildes anzeige, und erst heute Ihnen meinen großen Dank wiederhole für Ihre Güte und Gefälligkeit, womit Sie diese Sache geleitet haben, — aber gewiß, ich bin unendlich dankbar und sehr erfreut über die vortrefflich gelungene Copie. Das Bild ist wirklich so herrlich geworden, daß die besten Maler hier versichern, daß man es für ein Original halten würde, wenn man nicht wüßte, daß es Copie sey. Dem Prinzen macht es große Freude, er empfiehlt sich Ihnen und schließt sich an mich im Ausdruck der Erkenntlichkeit.

Wollen Sie zu den vielen Beweisen Ihrer Gefälligkeit noch den hinzufügen, dem Herrn von Schnitzer meinen Dank auszudrücken und ihm sagen, wie alle meine Erwartungen wären übertroffen worden bei der Ausführung dieses Bildes; auch dafür würde ich Ihnen sehr verbunden seyn.

Noch bitte ich mich vielmals Ihrem Herrn Bruder und Herrn

Bertram zu empfehlen und bin mit wahrer Achtung und recht inniger Dankbarkeit Ihre Freundin

Marianne, Prinzessin von Preußen.

J. Schopenhauer an Sulpiz Boisserée.

Weimar, 14. Januar 1821.

Ich verschob es bis heute, Ihnen für Ihren Brief zu danken, denn ich wollte gern von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch machen und Ihnen mein Manuscript zugleich mitsenden, um Ihnen zu zeigen, wie ich Ihre mir mitgetheilten Notizen zu benutzen gewußt habe, und mir zugleich Ihr Urtheil hierüber und Ihren ferneren Beistand zu erbitten.

Ich bitte Sie nun recht herzlich, erfüllen Sie Ihr gütiges Anerbieten, schonen Sie mich nicht, sehen Sie meine Arbeit durch und verbessern Sie, oder streichen Sie weg nach Ihrer Ueberzeugung, denn möglichste Wahrheit ist mein Hauptbestreben.

In diesem Augenblick arbeite ich an Hemmelinks Leben, wozu mir die Notizen des Herrn v. Reverberg treffliche Dienste leisten.

Hugo von der Goes, den Hirt für den Meister des Danziger Bildes hält, Gott weiß warum, denke ich auch aufzunehmen. — Ich habe das Bild jetzt wohl zehnmal mit der größten Aufmerksamkeit betrachtet, und bin mehr als je im Glauben an die alte Tradition bestärkt, die ich und schon meine Großmutter, welche mich als Kind zu diesem Bild oft führte, immer gehört haben, und die dort im Munde des Volkes ist, das übrigens wohl nirgends weniger von Kunst und Kunstgeschichte weiß, als in Danzig. Ich habe immer gehört, dieses Bild hätten zwei Brüder Namens van Eyck gemalt, welche zuerst die Oelmalerei erfunden hätten, und es wäre durch Schiffbruch nach Danzig gekommen. So etwas im Munde des unwissenden Volkes von Urältern auf die jetzige Generation herab vererbt, pflegt selten ohne Grund zu seyn, besonders wenn, wie hier, der Anblick es bestätigt. Indessen da ich mit den Gelehrten nicht streiten mag, so habe ich nicht gewagt, das Bild unter denen aufzunehmen, welche ich als Johann

van Eycks in seinem Leben anführe, ich will in einem kleinen Nachtrage davon sprechen, den ich um die Erlaubniß bitte, Ihnen auch zusenden zu dürfen; ich erwarte nur noch einige Notizen von Danzig.

Goethen habe ich noch immer seine Ursula verheimlicht, werde sie ihm aber in diesen Tagen wieder geben; er könnte mir freilich viel helfen, aber er thäte es gewiß nicht, und so erspare ich mir die Bitte, besonders da Sie mich unterstützen. Er ist wohl, geht aber in dieser Jahreszeit und überhaupt wenig aus. So sehe ich ihn denn leider sehr selten, denn auch ich lebe den Winter über wie eine Auster zwischen meinen vier Wänden. Doch stehe ich mit Goethes Haus fortwährend in der freundlichsten Verbindung, der alte Herr hat meine Adele gern, ich liebe seine Schwiegertochter und bin Pathin des jüngsten seiner Enkel, so stehen wir durch unsere Kinder in fortwährendem Verkehr und wissen von einander, wenn wir uns auch wenig sehen. Wie schade ist es, daß seine Hefte über Kunst und Alterthum eine solche Wendung nehmen! Wie erfreulich wäre es, wenn er so fortgefahren wäre, wie er im ersten Hefte anfing! Doch alles währt bei ihm nur eine Weile, weil sein Geist so überreich ist, und die Zeit so gemessen.

Thibaut an Melchior Boisserée.

Heidelberg, 3. Februar 1821.

Verehrtester Freund!

Ein gewisser Herr Witt aus Altona soll jetzt in Stuttgart unter dem Namen Ferdinand von Dörnberg sein Wesen treiben. Wir sind seiner Familie befreundet, und sehr gebeten, den beiliegenden Brief in seine Hände zu bringen, worin ihm der Tod seiner Mutter angekündigt wird. Könnten Sie ihn nun in Stuttgart ausforschen, so bitte ich Sie recht sehr, jenen Brief an ihn gelangen zu lassen. Ich bitte Sie darum, weil ich weiß, wie Ihr Bruder überladen ist, und wie Bertram mit nichts beladen seyn will, als seinem: car tel est nôtre plaisir. Sagen Sie ihm dieß nur geradezu. Denn am Ende ist er doch nichts, als eine männliche Philine, welche sich gern ihre Sünden sagen läßt,

dabei recht lieblich und unſchuldig thut, aber nach wie vor die Alte bleibt. Ich könnte bitter böſe darüber werden, daß mir Bertram bei ſeiner ſchönen Muße und, wenn er gewollt hätte ſchönen Laune, ſtatt dreiunddreißig Briefe, auch nicht Einen geſchrieben hat. Allein man muß ihm ja wohl vergeben, weil er keinen Zorn fürchtet und keine Vergebung ſucht.

Alles ſteht bei uns auf dem alten Fuß, doch habe ich das Leidſal, daß ich nächſtens Prorektor werden ſoll, und dazu noch andere widerwärtige Nebengeſchäfte übernehmen muß.

Bleiben Sie uns nur immer hold, und laſſen Sie alle ſich von uns freundlich grüßen.

J. Schopenhauer an Sulpiz Boiſſerée.

Weimar, 29. März 1821.

Schon längſt hätte ich Ihnen meinen Dank für die Güte gebracht, mit der Sie mein Manuſcript durchgeſehen und alles Tadelhafte darin angezeichnet haben, wenn ich nicht durch dieſe Arbeit ſelbſt vom Briefſchreiben abgehalten worden wäre. Ich habe alles ſo abgeändert, wie Sie mir riethen; die Einleitung verkürzt und umgearbeitet; in Hemmelinks Leben das neu gefundene Geſchlechtsregiſter benützt, und bedauere nur, daß die Entfernung und Ihre wichtigen Arbeiten mir nicht erlauben, auch den Reſt meiner Manuſcripte Ihrem kritiſchen Blick zu unterwerfen.

Ihre Probeblätter von den Lithographien nach Ihren Gemälden, habe ich noch immer nicht zu ſehen bekommen, obgleich ich Goethen, ſo oft ich ihn ſah, darum bat. Er hatte immer Ausflüchte, warum er ſie mir juſt in dieſem Moment nicht zeigen könne. Es iſt ſo ſeine wunderliche Art, die mit dem Alter immer zunimmt. Wenn Sie wirklich wollen, daß ich ſie ſehen ſoll, ſo bitte ich Sie, ihm ausdrücklich zu ſchreiben, daß er mir ſie in's Haus ſende. Es wäre mir freilich ſehr angenehm geweſen, wenn ich ſie früher gehabt hätte, aber was ſoll man mit ihm anfangen; was er einmal hat, gibt er ungern, wenn auch nur auf ein paar Stunden, wieder heraus. Meyer hat die Blätter einige Zeit bei

sich gehabt, aber er war zu gewissenhaft, sie mir ohne Goethens ausdrücklichen Befehl zu zeigen: jetzt sind sie wieder bei Goethen. aber nach mehreren verunglückten Versuchen wage ich es nicht, sie wieder bei ihm zu erwähnen. Ich kenne ihn durch vierzigjährigen Umgang zu genau, um nicht zu wissen, daß diese Art von Ungefälligkeit auf Grundsätzen beruht, die durch jeden Versuch, sie zu erschüttern, nur bestärkt werden, was er einmal abgeschlagen hat, thut er nie.

J. Görres an Sulpiz Boisserée.

Aarau, 10. Mai 1821.

Ich wollte die Gelegenheit benutzen, einige Worte von mir hören zu lassen, zu Euch hinüber jenseits des Schwarzwalds. Es ist der junge Geßner von Zürich, der sie überbringt, und den Ihr wohl zu Euern Bildern einlassen werdet. Wir sind seit fünf Monaten hier und hatten große Lust im Vorbeifahren am Offenburger Thale seitab einen Abstecher zu Euch auf ein paar Tage zu machen; inzwischen fuhren wir doch vorüber, weil der Herbst schon weit voran und wir unter Dach und Fach eilten. Ich habe Euch dafür Einiges aus der politischen Rüstkammer gesendet, das Ihr wohl werdet erhalten haben. Man muß schon einmal die Faust auf den Tisch legen, dann gewinnt man wieder Ruhe auf einige Zeit, wenn man seine Schuldigkeit gethan.

Verdrüßlich wird's seyn den guten Leuten, die's angeht; das läßt sich indessen nicht ändern, sie machen eben auch die Leute oft verdrüßlich. Uebrigens leben wir sehr ruhig hier und ganz vergnügt, und ich arbeite an meinen Arbeiten fleißig fort.

Gott befohlen.

Geheimerath Wilken an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 25. Mai.

Endlich, theuerster Freund, sollen Sie wieder einige Zeilen von mir erhalten.

Meine Verhältnisse hier sind noch immer überaus angenehm,

so daß ich es nicht bereue, Heidelberg verlassen zu haben, und sind wirklich immer angenehmer geworden; auch habe ich in der Bibliothek das eigentlich Beschwerliche überstanden, so daß ich von nun an hoffen kann, mehr das Angenehme der Leitung einer großen Bibliothek zu genießen. Die Kinder gedeihen auch gottlob recht gut, und Ihr Pathe besonders würde Ihnen große Freude machen.

Es ist aber doch in der That zu beklagen, daß die schöne Hoffnung, in welcher wir uns vor vier Jahren von Ihnen trennten, so sündlich vereitelt worden ist; ich bin überzeugt, es würde auch Ihnen hier nicht mißfallen haben, und Freund Bertram würde sich auch seinen Kreis gebildet haben. Man lebt gewiß an keinem Orte so unabhängig als hier.

Morgen haben wir hier den Spaß der Einweihung des neuen Schauspielhauses, dem ich beizuwohnen nicht unterlassen werde. Der Prolog dazu ist von Goethe, den man auch eingeladen hatte, zu dem Spuck herzukommen, aber vergeblich, dann folgt die Aufführung der Iphigenia, und damit auch dem Ballet alle Ehre widerfahre, so hat ein erhabener Tanzfreund, der Herzog Karl von Mecklenburg, ein Ballet gedichtet, welches ebenfalls zum Besten gegeben wird.

Große und erhabene Talente haben sich also vereinigt, dieses Fest zu verherrlichen.

Sie haben doch die alte Malerkunst von Walther erhalten; ich habe den trefflichen Mann ausdrücklich gebeten, sein köstliches Werk Ihnen zu senden, und er hat es mir auch versprochen. Unserem Bertram hat dieß schöne Buch gewiß einen angenehmen Abend gemacht.

Meine Frau will das Weitere nun selbst schreiben, ich schließe mit den herzlichsten Grüßen.

Wenn ich künftig Ihnen, mein lieber Freund, schreibe, werde ich meine Briefe nicht Wilken zum Besorgen geben. Beiliegender Brief ist voriges Jahr schon geschrieben, und heute mache ich die tröstliche Entdeckung, daß er noch auf Wilkens Schreibtisch vorhanden ist. Es ist immer meine Unart den Datum zu vergessen, aber es mag ungefähr ein Jahr seyn, daß ich schrieb. Fast war ich ein bischen böse, daß Sie mir nicht geantwortet hatten, bis Wilken mir eben sagte, das wäre ganz natürlich, weil Sie den Brief noch nicht hätten!

Könnte ich Euch lieben Menschen nur einmal wieder sehen! Für das, was Sie uns waren, ist uns hier kein Ersatz geworden.

E. Willen.

Minister von Stein an Sulpiz Boisserée.

Nassau, 19. Juni 1821.

Wohlgeborener hochzuverehrender Herr!

Die Verdienste Ew. Wohlgeboren um Sammlung, Aufbewahrung und Bekanntmachung der Arbeiten deutscher Künstler aus dem Mittelalter sind so groß, Ihr Einfluß auf Leitung der Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sie, so wirksam, daß eine seltene Verblendung dazu gehören würde, diese Verdienste nicht mit Dankbarkeit anzuerkennen, und zugleich von dem Wohlthätigen ihrer Wirkung auf Belebung würdevoller vaterländischer und religiöser Gesinnungen durchdrungen zu seyn.

So bald ich von der lithographischen Unternehmung und der Ankündigung des Werks über den Kölner Dom bei meiner Anwesenheit in Frankfurt im Juni benachrichtigt wurde, unterschrieb ich bei Herrn Willmans, durch den ich mir die von Ew. Wohlgeboren für mich bestimmten ferneren Lieferungen zukommen zu lassen bitte.

Bei meinem Aufenthalt in Westphalen, wohin ich den 12. Juli abgehe, werde ich mich bemühen, meine dortigen Freunde zur kräftigen Unterstützung dieser schönen Kunstwerke zu bewegen, und Ew. Wohlgeboren vom Resultat unterrichten; möge sie von Seiten der Regierungen und Reichen des großen Deutschlands nachdrücklicher seyn, als sie es in Ansehung der Ausgabe der Quellensammlung deutscher Geschichte bisher gewesen ist.

Die Benutzung unserer Geschichtsquellen und Chroniken würde auch vieles Licht über die Geschichte der deutschen Kunst verbreiten, so finde ich im Augenblick, wo ich dieses schreibe, in Gemeiners Chronika der Stadt Regensburg anno 1430 bis 1496 1. Lieferung, daß in der Stadtrechnung anno 1430 bemerkt wird: „Item mehr haben wir geben von dem Gemälde zu schauen, wie die Jungfrau zu Frankreich gefochten hat, 24 Pfennige." (Jeanne d'Arc.)

Es wäre interessant in Beziehung auf Kunst, die deutschen Geschichtsquellen zu durchsehen. Ew. Wohlgeboren thun etwas Besseres, Sie erhalten die Kunstwerke und verschaffen ihnen wieder die gebührende Achtung im deutschen Vaterland.

Frau von Humboldt an die Brüder Melchior und Sulpiz Boisserée.

Karlsbad, 28 Juni 1821.

Ein Bekannter von mir, Herr Joukowsky, der im Gefolge der Frau Großfürstin von Rußland, geborenen Prinzessin von Preußen, nach Berlin gekommen, macht eine Reise nach Süddeutschland und nimmt seinen Weg über Stuttgart ganz eigentlich, um die Kunstschätze zu sehen, die Sie, meine Herren, besitzen, und von denen ich mich nicht habe enthalten können, mit ihm so zu sprechen, wie sie mir auf immer in der Erinnerung geblieben sind. Ich gebe ihm diese Zeilen an Sie mit, obgleich ich weiß, wie zuvorkommend und gefällig Sie gegen jeden Fremden sind, doch mit der Bitte, sich Herrn Joukowsky's noch freundlicher anzunehmen.

Er gehört nicht zu dem Troß von Reisenden, die nur gesehen haben wollen, um zu sagen, daß sie's gesehen. Ihm ist in Deutschland eine neue Welt aufgegangen, und obgleich er im Gebiete der Kunst weniger gesehen, wie viele Andere, so hat er das wahrhaft Schöne mit vielem Sinn und tiefem Gemüth ergriffen. Er ist so ganz besonders von der Wahrheit und Innigkeit, die sich in altdeutschen und niederländischen Gemälden ausdrückt, bewegt, daß ich mir im Voraus den hohen Genuß denke, den er an dem Beschauen Ihrer unübertrefflichen Bilder haben wird. Er ist Dichter und soll viele der schönen Goethe'schen Gedichte auf eine sehr glückliche Weise in's Russische übersetzt haben. Im Ganzen werden Sie einen interessanten und gebildeten, originellen Mann an ihm finden, der Deutschland ungemein lieb gewonnen hat, und werden mir gewiß die Freiheit verzeihen, Sie durch ihn mit diesen Zeilen behelligt zu haben. In jeder Art war es mir süß, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, und ich bin nicht ohne

Hoffnung, Sie noch einmal unvermuthet wieder zu besuchen, und mich an Ihren herrlichen Bildern und Ihren freundlichen Gesprächen zu erlaben.

Darf ich Sie wohl bitten, mich Madame Schick, der Wittwe unseres genialen Historienmalers, gelegentlich herzlich zu empfehlen, und von mir die Versicherung meiner ausgezeichneten Gesinnungen anzunehmen.

Caroline v. Humboldt, geborene v. Dachröden.

Sulpiz Boisserée an A. W. Schlegel in Bonn.

Stuttgart, 19. September 1821.

Des Versprechens eingedenk, welches Sie mir vorigen Herbst in Paris gegeben, schicke ich Ihnen einen Abdruck von dem Umriß nach Gérards Gemälde der Corinna, welchen dieser mir vor einigen Wochen zugestellt hat, und wiederhole meine Bitte, einen Aufsatz über das Gemälde für das Kunstblatt zu schreiben.

Das Publikum wird Ihnen dafür den schönsten Dank wissen, und ich werde mich mit allen wahrhaft Edelgesinnten noch ganz besonders freuen, daß bei dieser Gelegenheit einmal wieder das ungetrübte Lob einer so hochverdienten Frau ausgesprochen wird, die seit Kurzem über ihre: dix années d'exil, von napoleonischem Lumpengesindel im Morgenblatt auf eine, jeden rechtlich Denkenden höchst beleidigende Weise verhöhnt worden. Denn was sollen diese bedauernden, alles auf die Eitelkeit schiebenden, die Willkür des Gewalthabers als Gerechtigkeit darstellenden Anmerkungen anders, als uns alle Erinnerung absprechen; just so wie im umgekehrten Sinn die Ultras es mit der Revolution machen.

Die Arbeiten für mein Werk über den Kölner Dom haben mich viel beschäftigt. Da man schon so lange auf dieses Werk wartet, so glaubte ich bei der ersten Lieferung gleich die Hauptresultate meiner Forschungen mittheilen zu müssen. Lassen Sie diese Arbeit zum Voraus Ihrer freundschaftlichen Theilnahme und Nachsicht empfohlen seyn. Die französische Regierung hat mich in dieser kostbaren Unternehmung mit einer Subscription von dreißig Exemplaren unterstützt: von den deutschen Regierungen darf ich

gewiß hoffen, daß ſie mich auf demſelben Wege einigermaßen vor baarem Schaden ſchützen werden. Aber wichtiger noch iſt mir der Beifall von Männern wie Sie, deren Urtheil über die geiſtigen Angelegenheiten des Vaterlandes entſcheidet. In einigen Wochen werde ich Sie auf einer Reiſe nach Köln beſuchen.

A. W. Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Bonn, 25. September 1821.

Den Artikel für das Kunſtblatt ſollen Sie unfehlbar haben, und zwar baldigſt. Ich erbitte mir nur eine kurze Friſt, um nach Paris zu ſchreiben, und Antwort von daher empfangen zu können, worüber etwa zwölf Tage hingehen werden, weil ich gern wegen einiger auszulaſſenden oder anzubringenden Erwähnungen bei der Familie und auch in Rückſicht auf Gérard ſelbſt anfragen möchte. Die Artikel im Morgenblatt habe ich noch nicht geleſen. Machen Sie doch Cotta Vorſtellungen darüber, damit er den Redakteur oder die Redaktion gehörig zur Ordnung verweiſt; überdieß bekommt das Zeitungsblatt dadurch einen gemeinen Anſtrich, daß die Verfaſſer nicht wiſſen, welchen Ton die gute Geſellſchaft angibt. Denn das Buch hat in Frankreich den triumphirendſten Succes gehabt bei allen Parteien, den Hof mit eingerechnet. Folgendes ſchrieb mir eine Freundin aus Paris: „Le succès des dix anneés d'exil est le plus général et le plus complet. Je compte dans ce succès quelques grimasses des Bonapartistes, qui le sont encore plus de principes tyranniques que d'enthousiasme belliqueux. Madame en a été enchantée, enfin ce moment que nous avons craint être défavorable (nämlich wegen der Nachricht von Bonapartes Tode) s'est trouvé encore propice. La modération d'une haine trop justement motivée contraste avec toutes ces haines fougeuses des anciens chambellans de la garde-robe de Napoléon.“ — Theilen Sie doch das Weſentliche hievon Herrn v. Cotta mit. Er hat ſich damals ſehr rechtlich bewieſen, als ich eine erlogene Anekdote, Frau von Staël betreffend, aus einer Schrift eines gewiſſen Lindner, wo ich nicht irre, durch einen Zeitungsartikel widerlegte.

Gott auf ſeinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in ſeinem Lichte fortzuwandeln.

Aber ſtieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finſterniß geblendet,
Schlug den Buſen, die erfriſchten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun ſey ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichem Wollen und Gedächtniß:
Schwerer Dienſte tägliche Bewahrung,
Sonſt bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn ſogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geiſt im Feuerbade!
Fühlen wird es jedes Morgens Gnade.

Dem Lebend'gen übergebt die Todten,
Selbſt die Thiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, ſo weit ſich eure Kraft erſtrecket,
Was euch unrein dünkt, es ſey bedecket.

Grabet euer Feld ins zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß beſcheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, ſo ſey's in Reihen,
Denn ſie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Waſſer darf es in Canälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Senderud aus Bergrevieren
Rein entſpringt, ſoll er ſich rein verlieren.

Was Sie mir von den Fortschritten Ihres großen architektonischen Werkes meldeten, macht mir die größte Freude; es wird ein monumentum aere perennius. Ich hätte große Lust, wenn es Ihnen recht ist, einen Aufsatz darüber in das Kunstblatt zu geben. Ihr Besuch in den hiesigen Gegenden wird ein wahres Fest für mich seyn. Richten Sie es so ein, daß Sie einige Tage in Bonn bleiben und immer bei mir speisen. Wenn Sie dann das Werk bei sich haben und wir es mit einander von Neuem durchgehen, so könnte der Aufsatz gleich unter Ihren Augen fertig werden.

Wenn Sie in einigen Wochen eintreffen, so fällt es noch in die Ferien. Aber Ferien oder nicht, ich schwebe in einer unermeßlichen See von Arbeiten wegen meiner indischen Unternehmung. Leben Sie tausendmal wohl, und grüßen Sie die Ihrigen bestens. Ich hätte Ihnen auch wohl allerlei Merkwürdiges zu zeigen.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Apollinarisberg, 17. Oktober.

Da sitze ich denn endlich in dem Erker des sogenannten Fremdenzimmers, das Gesicht gegen Linz und also auch gegen Stuttgart gekehrt, und kann Dir schreiben, daß ich vorgestern Abend hier angekommen bin.

Bei Hoffmann in Remagen hörte ich, daß das Haus hier oben voller Fremden sey. Ich fand außer Reinhard und seiner Familie noch zwei französische Damen, die eine recht hübsch mit einem kleinen Kinde, die andere sehr häßlich und zwei Tübinger Studenten; Staatsrath Faber wohnt zwar bei Hoffmann, bringt aber seine Zeit auch auf dem Berg zu. Daß mir diese zahlreiche Gesellschaft nicht den angenehmsten Eindruck machte, kannst Du denken.

Apollinarisberg, 20 Oktober 1821.

Gleich nach Abfendung meines Briefes vom 17. gieng ich über den Hof, ich sah die Kirche offen und darin zwei Fremde;

als ich näher trat, gab es ein Freudengeschrei: „Jesus, Herr Boisserée seyd Ihr es!“ Es war der Karlan Müller, der mit einem jungen Holländer sich eine kleine Veränderung im Weinland macht und von Scheuren herüber gekommen war, den Berg zu sehen. Ich zeigte ihm Haus und Garten, setzte ihm von unserm Scharfenberger vor und ließ mir von ihm erzählen. Da hörte ich denn zu meiner größten Freude, daß der König von Preußen den Dom ganz in Stand setzen lassen will, und daß zu diesem Zweck ein Ueberschlag von 70,000 Thlr. gemacht werden. Sonst sprachen wir natürlich auch viel von alten Zeiten, und ich mußte ihm von Euch und von unserm Leben in Stuttgart erzählen, wobei denn auf Eure Gesundheit mit der größten Herzlichkeit getrunken wurde.

Man kann sich nicht treuer und redlicher über das Glück unserer Gemäldesammlung freuen, als dieser gute lustige Freund Müller, der die Mittelsperson bei den wichtigsten Anschaffungen gewesen.

Den Mittag brachte ich mit der Schwägerin Josephine in Erpel zu; sie wohnt in dem Hause, wo wir damals eingekehrt sind, als wir im Jahr 1806 zum erstenmal den Apollinarisberg besucht und den Wunsch ihn zu besitzen, gefaßt haben.

Gegen Abend fingen auf den Bergen umher die Oktoberfeuer an zu brennen, es war der 18., der trotz der dummen Uebertreibungen der Teutoniten denn doch jedem Deutschen heilig bleiben muß. Als ich um sieben Uhr über den Rhein zurück fuhr, leuchtete mir die Flamme vom Kaisersberg hinter Linz hoch auflodernd entgegen, und sandte mir ihren Wiederschein auf den Wellen des Rheins bis zu meinem Nachen. Auch sah ich die Fackeln der Erpler Jugend und unserer kleinen Nassen sich schlangenweise wieder von der Erpler Ley herunter bewegen, mit lustigem Geschrei und Jauchzen. Wäre Reinhard nicht dagewesen, hätte ich hier auf dem Berg auch ein Feuer angezündet; so aber mußte ich mich mit dem begnügen, was die Gemeinde Remagen am Bodendorfer Berg veranstaltet hatte. Auf dem Drachenfels war diesmal leider keines, voriges Jahr hat dort noch eines gebrannt; aber die Nähe der Universität, unter dem Professor Rehfues, scheint heuer diesen Lichtpunkt ausgelöscht oder wie mit einem dicken Nebel verhüllt zu haben.

An diesem schönen Abend habe ich dreifach bedauert, daß Du nicht an meiner Stelle warst. Wie wohl würde es Dir thun, hier die frische reine Luft zu athmen, das prächtige Gebirge, den mächtigen Strom im Sonnenlichte, ja selbst mit Wolken und Nebel bedeckt zu sehen; stündlich segelnde Schiffe, rudernde Flöße mit den Augen zu verfolgen, und von morgens fünf Uhr bis abends zehn und halb eilf von Zeit zu Zeit das schöne Geläute der umliegenden Orte zu hören.

Gestern, als wir am Tisch saßen, erhob sich auf einmal ein Geräusch, welches uns das Herannahen betender Wallfahrer ankündigte; unten am Heiligenhäuschen hielt der Geistliche eine Ermahnung, dann kamen sie herauf in die öde Kirche; zündeten ihre Lichter an, beteten und sangen.

Als ich abends vom Spaziergang heimkehrte, war die Kirche noch ganz von den Lichterchen erleuchtet, die ums Grab des heiligen Apollinaris und auf dem Altar brannten; ich ging hinein und in wenigen Minuten erlöschte eins nach dem andern.

Jetzt da ich hier früh morgens im Erker sitze, fährt die Procession auf dem Rhein wieder zurück; die Pilger beteten mit entblößtem Haupt so lang sie am Berg vorbei fuhren, und nun da sie vorüber sind, höre ich sie einen allgemeinen Gesang anstimmen.

Den 24. October.

Es sind heute schon vierzehn Tage, seit ich Euch verlassen habe und siehe, ich bin immer noch hier. Die zeitverderbende, nichtige, französische Lebensweise, die ich doch fast zur Hälfte mitmachen muß, ist Schuld an dieser Verlängerung meines Aufenthalts. Indessen befinde ich mich recht wohl dabei; die übergroße Schönheit der Landschaft macht mir alle Unbequemlichkeiten der Gesellschaft erträglich, und ich habe mich schon an das Geräusch der französischen Plappermühlen gewöhnt, daß ich, wenn ich hinten im Saal unter ihnen sitze, mir einbilde, ich wäre in einer Diligence oder auf der Station bei Tisch. Derselbe Begriff, dasselbe Gefühl der Nothwendigkeit, welches eine Diligencen-Gesellschaft einflößt, hat mich allmälig ganz durchdrungen, und läßt keine böse Laune in mir aufkommen.

Köln, 2. November 1821.

Ueber den Inhalt Deines Briefes, worunter ich vor allem Bertrams Bericht über die Audienz beim König verstehe, freue ich mich unaussprechlich. Ich hätte unsichtbarer Weise in einer Ecke stehen mögen, um alles zu hören, was Bertram vorgebracht hat; da er selber gesteht, daß er die Plaudermühle ihrem vollen Lauf überlassen, so mag es ein schönes Mahlwerk von dick und dünn gewesen seyn, woraus man ein schmackhaftes kölnisches Schwarzbrod würde haben backen können. Jedermann ißt das nicht gern, aber die es mögen, denen bekommt es trefflich, und so weiß es auch der König von der rechten Seite aufzunehmen.

Was unsere Angelegenheit mit Reinhard betrifft, so hat mir derselbe hier erklärt, daß er jetzt schon zu einer Preisbestimmung bereit sey, jedoch so lange er noch in Frankfurt bleibe, den gemeinschaftlichen Genuß des Apollinarisbergs behalten wolle.

Mir widerfährt diesmal etwas wunderliches, das alte Köln will mir nun noch viel weniger gefallen als sonst, wenn ich von Heidelberg hieher kam. Ich merke, daß sich mir das heitere gartenartige Stuttgart gar zu tief eingeprägt hat. Mit dem Berg war es anders, der trug gleich den Sieg davon; aber hier fühle ich mich seltsam beengt, und das streitet dann mit so vielen alten lieben Erinnerungen und erregt mir eine unruhige, schmerzliche Empfindung. Ich gehe morgen auf den Berg und bleibe etwa noch acht Tage dort.

Apollinarisberg, 11. November 1821.

Am vorigen Mittwoch wanderte das Kästchen mit sämmtlichen Lithographien nach Heister zum Landrath von Hilgers, wo sich eine kleine Gesellschaft zur Beschauung der Bilder eingefunden hatte. Am andern Tag führte mich Hilgers nach Ahrweiler und auch dorthin wurde das Kistchen gebracht, zur großen Freude des Arztes, Pastors und anderer. Beim Pastor sahen wir einige alte Bilder aus der Schule des Meckenem und des Hans Baldung Grün, und ein recht hübsches von dem Meister unserer Grablegung, den wir Cornelis Engelbrechtsen nennen.

Heute Nachmittag wurde hier im Erker des Saals der

Physikus von Remagen mit den Bildern und mit Scharfenberger regalirt. Dieser Arzt, ein wohl studirter junger Mann aus Westphalen, freute sich schon auf die Zeit, wo er die schönen Bilder hier würde aufgehängt sehen.

Es kam mir seltsam genug vor und ich hatte manche Gedanken darüber, daß die Nachbildungen von den Gemälden, die meist in den Kirchen des hiesigen Landes gewesen, dann ganz verwahrlost und mißkannt worden waren, nun den Leuten so viel Freude machen! — Auf der Ahr habe ich manches für unsere Weinberge gelernt und hoffentlich auch schon den Grund zu einer bessern Bewirthschaftung des Gutes gelegt.

Was übrigens die Bewirthschaftung der Weinberge betrifft, so habe ich mich auf das entschiedenste überzeugt, daß Hauptmann uns hierin den besten Rath gegeben. Wie angenehm mir die Tage über den hiesigen Geschäften in dem schönen Wetter verflossen sind, kann ich Dir nicht sagen.

Gestern, als am Verabend vom Martinstag, wiederholten sich die Freudenfeuer vom 18. Oktober; diesmal kam noch der schöne Glockenklang dazu und weil es Ostwind war, hörte man selbst das Geläute von Linz.

Bonn, 18. November 1821.

Bertrams Brief habe ich erhalten und daraus gesehen, daß Du mit der Einrichtung der lithographischen Druckerei fertig und mit dem Gang der Arbeiten im höchsten Grade zufrieden bist. Den Abdruck von dem Bild des Königs von Württemberg habe ich erhalten, er ist über die Maßen schön. Ich begreife nun vollends, wie er dem König so viel Freude gemacht hat.

A. W. Schlegel war erstaunt über Strixners Arbeiten; er kannte noch gar nichts von unserm Werk. Von den Professoren habe ich sonst außer Walther, welcher der Hauptmann bei der medicinischen Facultät ist, niemand gesehen als Windischmann und den Heidelberger Weller, der Bibliothekar Welker ist in Düsseldorf. Die Leute wohnen alle sehr schön und führen ein angenehmes Leben.

Die Anstalten habe ich heute mit Schlegel, wiewohl ziemlich

flüchtig geſehen. Sie ſind auf einen wahrhaft königlichen Fuß gemacht, und wenn in den Gebäuden und ihren Umgebungen erſt alle Spuren der früheren Verwüſtung verſchwunden ſeyn werden, ſo wird dieſe Univerſität den vollkommenſten Eindruck hervorbringen. Poppelsdorf mit ſeinen naturhiſtoriſchen Sammlungen und botaniſchen Gärten nimmt ſich beſonders allerliebſt aus.

Schlegel und die Windiſchmanniſche Familie grüßen Euch auf das freundſchaftlichſte.

Köln, 6. December.

Heute, am heiligen Mannstag, brachte mir Herger aus der Hinterlaſſenſchaft unſeres Dr. Schmitz das Portrait des Dr. Beſt, was mir ein doppeltes Andenken ſeyn wird. Als ich eben nach Hauſe kam, fand ich einen großen, ſtattlichen Quartanten, den von Everhard von Groote edirten Triſtan enthaltend. Du ſiehſt daraus, daß die alte Sitte ſich auch gegen mich ganz freundlich bewährt hat.

Ueber den Tag meiner Abreiſe nächſtens. Mein Verlangen nach Euch iſt größer als ich es beſchreiben kann!

Apollinarisberg, 19. December 1821.

Lieber Melchior! Am Freitag bin ich endlich von Köln weggekommen, jedoch ſo ſehr ich nach der Abreiſe verlangte, ſo hat mir der Abſchied von den Geſchwiſtern recht von Herzen leid gethan.

Geſtern iſt hier die langweilige Leier mit dem Halſen und dem Johannes abgeleiert worden. So habe ich denn die Unannehmlichkeiten wie die Annehmlichkeiten dieſes Gutes einmal wieder alle bis auf den Grund erfahren. Pachter, Winzer, Faßbinder, Haushälterin, Förſter, Brunnenmeiſter, Wertmeiſter, Bauleute bis zum Schornſteinfeger, ja die liebe Obrigkeit und die Zollbeamten haben mit mir zu verhandeln gehabt.

Ich bin froh, daß ich das Kreuz darüber machen und morgen früh um ſechs Uhr meine Heimreiſe zu Euch antreten kann. In Coblenz werde ich mich nicht aufhalten, ſo daß ich Samstag bei Zeit in Heidelberg und Montag in Stuttgart ſeyn werde.

An der Gesundheit fehlt mir's nicht und ich darf mit Zuversicht hoffen, frisch und munter wieder bei Euch einzutreffen. Gebe Gott, daß ich Euch alle dann auch so finde!

Heidelberg, 22. December 1821.

Ich eile Dir zu sagen, daß ich eben glücklich hier angekommen bin und daß ich gestern in Mainz mit Jakobi über den Ankauf von Reinhards Hälfte des Apollinarisbergs einig geworden, so daß ich hoffen darf, der Berg wird in wenigen Wochen unser sein! Das Nähere übermorgen.

Aus dem Tagebuch.

Den 24.

Morgens um sieben Uhr kam ich nach Besigheim in die Post: ein freundliches Mädchen rief ihren Vater den Postkalter herbei, der von der Gicht, die ihn bei meiner letzten Durchreise im Bette hielt, wieder hergestellt war. Er sprach von unserm lithographischen Werk, hatte aber noch nichts davon gesehen. Ich ließ die Lithographie vom König aus dem Wagen holen; er hatte eine überaus große Freude daran, das ganze Haus mußte das so ähnliche Bild sehen, es wurde sogar der kranken Frau aufs Bette getragen. Ich reiste wieder ab und unterwegs fiel mir erst ein, daß ich den guten Leuten ein Geschenk damit hätte machen können, ich frug den Postillon, ob er das Kistchen mitnehmen könnte, und schickte es von Ludwigsburg mit den auf eine Karte geschriebenen Worten zurück:

Den 24. December.

Lieber Herr Postkalter!

Weil ich die Freude habe, heute am Weihnachtsabend nach einer langen Abwesenheit glücklich nach Hause zu kommen, so möchte ich auch Ihnen eine kleine Weihnachtsfreude machen. Ich schicke Ihnen durch Ihren Postillon das Bildniß des Königs, welches Ihnen so sehr gefallen hat und setze aber dabei zur

Bedingung, daß Sie daſſelbe an die Stelle des alten, ganz unähnlichen Bildes in Ihrem Zimmer aufhängen."

Um zwei Uhr kam ich im Sonnenſchein in Stuttgart an; Bertram rief mir aus dem Fenſter zu, Melchior kam herunter, und ich fand ihn viel beſſer ausſehend als ich ihn verlaſſen hatte. Freude des Wiederſehens. Ich gab den Vertrag über den Apollinarisberg Melchior zum Chriſtgeſchenk.

Graf Reinhard an Sulpiz Boiſſerée.

Frankfurt, 10 Januar 1822.

Es freut mich von Herzen, mein verehrter Freund, daß die Angelegenheit, den Apollinarisberg betreffend, ſchnell, freundlich und definitiv abgeſchloſſen iſt. Nicht als ob ich durch dieſe Abtretung nicht ein großes Opfer brächte und ein größeres als Sie vielleicht wiſſen und glauben, ſondern weil ich Ihre und meine Verhältniſſe nehme wie ſie jetzt ſind, Ihr Näherrecht zum Beſitz vor mir ſelbſt anerkennen mußte und dieſem Billigkeitsgefühl zufolge nur wünſchen konnte, daß die Sache mit gegenſeitiger Befriedigung ſo ſchnell als möglich abgemacht wurde. Und ſo muß ich denn beſonders der Rechtlichkeit und Verſtändigkeit der beiden Unterhändler zu Mainz volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Somit, mein theurer Freund, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen zum vollen Beſitz dieſes auf Gottes Erde ſo ausgezeichneten Plätzchens herzlich Glück zu wünſchen, dem unbeſchadet, daß ich und meine Kinder mit Wehmuth davon ſcheiden.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, und ſowie nach und nach der äußern Berührungspunkte weniger werden, laſſen wir die innern um ſo ſtärker und inniger werden.

A. W. von Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Bonn, 26. Januar 1822.

Theuerſter Freund! Nach Empfang Ihres Briefes vom 4. Januar habe ich augenblicklich, alſo nun ſchon vor vierzehn Tagen,

meine Anzeige des Bildes von Gérard an Sie abgesendet. Ich hoffe, sie wird richtig angekommen seyn und wünsche, der kleine Aufsatz möge Ihrer Erwartung einigermaßen entsprochen haben.

Was Goethe über die indischen Idole gesagt, habe ich noch nicht gelesen, meine aber ich hätte auf jeden Fall schon im voraus darauf geantwortet. Es ist närrisch, daß der alte Herr die indische Poesie leben will, sich aber dabei versteckt, die Mythologie durchaus verwerflich zu finden. Es ist gerade als ob man die Früchte eines Baumes loben, den Stamm und die Wurzel aber schelten wollte. Goethe muß schlecht im Pausanias bewandert seyn, sonst würde er wissen, daß die griechischen Idole ebenfalls sinnbildliche Ungeheuer waren, bis sich die Kunst völlig emancipirte, wie es denn die Diana von Epheius immer geblieben ist.

Ich habe dieselbe Klage zu führen wie Sie, ich bin von der Last meiner Arbeiten fast erdrückt, doch dabei recht gesund und wohlgemuth. Ich hoffe es so einzurichten, daß ich den Frühling und Sommer ein wenig freier aufathmen kann. Auf jeden Fall habe ich immer Muße zu heiterer geselliger Unterhaltung, so oft Sie unser Bonn besuchen. Es ist wahrlich Schade, daß Leute, die einander etwas zu sagen hätten, entfernt von einander leben und sich nur auf so kurze Zeit sehen. Haben Sie wohl wieder an unsere Rotunde im Titurel gedacht? Freilich müßte man auf eine Zeit lang beisammen seyn, um das auszuführen. Ich könnte allerdings die Handschriften von Heidelberg kommen lassen, und die ganze Beschreibung im voraus philologisch bearbeiten; aber wie soll ich jetzt dazu kommen? — Haben Sie das letzte vortreffliche Heft der Pachydermen von d'Alton gelesen? Mich dünkt, das verdient eine Anzeige im Kunstblatt, denn der Gedanke, das Knochengerüste der organischen Gebilde in den äußern Umriß hinein zu zeichnen, ist auch für die bildende Kunst sehr fruchtbar.

Leben Sie tausendmal wohl und lassen Sie mich bald wieder etwas von sich hören.

Fr. Creuzer an Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 2. März 1822.

Sie haben mich mit zwei schönen Gaben erfreut, verehrtester Freund, und besonders lieb ist mir in Ihrem Brief die Versicherung Ihres allseitigen Wohlseyns.

Thibaut muß das Haus noch hüten, wandelt aber Trepp ab und auf im Hause herum und hat seine Vorlesungen regelmäßig halten können. Die musikalischen Soirées haben auch wieder begonnen und der Genesende schwimmt wieder auf dem Element des Tons.

Haben Sie Dank für das herzige Büchlein, was ich schon fast durch habe. Es ist auch nicht ein Punkt, den ich gegen Ihre Behandlung der Sage zu erinnern wüßte, und die drei Könige stehen nun aus den Nischen der Vorzeit, recht klar und passend gruppirt, dem Auge des Zuschauers gegenüber. Freilich werden die Liberalen (d. h. zu deutsch die Atheisten und Jakobiner) die nachgerade wieder das Maul recht weit aufsperren, schon literarische Bierbänke finden, auf denen sie sich über diesen zurücktebrenden Aberglauben, wie sie es nennen, auslassen werden. Es kann ja heutiges Tags nichts Ehrwürdiges und Alterthümliches mehr zur Sprache gebracht werden, ohne daß es diese Philister in ihrer liberalen Dummheit verhöhnen. Desto schöner ist es aber, daß Sie drei auf einmal auftreten und als wären diese Kerls gar nicht in der Welt, der Welt sagen, was sie an diesen heiligen Geschichten hat, woran das gesunde Volk in allen Gauen der Christenheit mit treuer Liebe hängt. Also Ihnen und Schwab auch in diesem Sinn meinen herzlichen Dank für das liebe Büchlein!

Wir werden nicht umhin können, ein eigenes Literaturblatt zu etabliren, Schlosser und Daub halten es für nöthig. Die Physikanten dahier meinen, sie wären die Regenten der Welt und Tiedemann hat neulich in nuha academica in einer Rede gezeigt, wie es mit allen übrigen Wissenschaften nichts sey, außer mit den erfahrungsmäßigen Naturwissenschaften und wie es der höchste Triumph des menschlichen Geistes sey, in dem Cadaver eines Krokodils eine neue Thranenröhre entdeckt zu haben. Da hätten Sie unsern Daub einmal sehen und hören sollen! Denn die

Sanften Fall des Waſſers nicht zu ſchwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszuſtechen;
Rohr und Binſe, Moich und Salamander,
Ungeſchöpfe, tilgt ſie mit einander!

Habt ihr Erd' und Waſſer ſo im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte ſcheinen,
Wo ſie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh' zu Mühe ſo gepeinigt,
Seyd getroſt, nun iſt das All gereinigt,
Und nun darf der Menſch als Prieſter wagen
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu ſchlagen.

Wo die Flamme brennt erkennet freudig,
Hell iſt Nacht und Glieder ſind geſchmeidig.
An des Herdes raſchen Feuerkräften
Reift das Rohe Thier- und Pflanzenſäften.

Schleppt ihr Holz herbei, ſo thut's mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen ird'ſcher Sonne;
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich ſagen:
Dieſe wird als Docht das Heil'ge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhren Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeſchick verwehren
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Das iſt unſers Daſeyns Kaiſerſiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesſpiegel,
Und was nur am Lob des Höchſten ſtammelt
Iſt in Kreiſ' um Kreiſe dort verſammelt.

Theologie war nun vollends als eine bloße Misère dargestellt werden. Da ich meine Leute kenne, bin ich von der Ovation weggeblieben.

Ihr Domwerk wird ja so recht mit dem Fest der Ausgießung des heiligen Geistes in die Welt treten und gewiß recht willkommen geheißen werden; aber auch Bauchgrimmen verursachen allen denen, welchen Kirche und Kirchen ein Gräuel sind. Aber die bessere Mitwelt und die Nachwelt wird Ihrem reinen Enthusiasmus und Ihrer Ausdauer gewiß den verdienten Tribut bringen.

Diesen Winter ist es dahier mit Tanzen ganz toll gewesen, und die jungen Professores haben sich einander überboten, so daß wir wahrscheinlich nächstens eine Erhöhung unserer Besoldungssteuer zu erwarten haben. Seite stiller war es bei uns Alten. Thibaut, mir und Daub, und Nägele ist auch kein solcher Narr gewesen. — Wissen Sie denn auch, daß Abegg Bräutigam ist und nächstens die Frau Dr. Durré als Frau in seine Kirchenkanzlei einführen wird? Pfarrer Maurer ist sehr betrübt, daß ihn seine Tochter verlassen will.

Ich erwarte den alten Freund Meier auf Ostern hier und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich und ein anderer Bekannter uns auf der Rückkehr nicht bis Stuttgart an ihn anschließen. Auch gedenkt Ullmann seinen Freund Schwab zu besuchen. Grüßen Sie mir diesen aufs beste, besonders aber auch Melchior und Bertram.

Melchior Boisserée an Maler Köster in Heidelberg.

Stuttgart, 27. März 1822.

Lieber Köster! Seit den drei Jahren unseres hiesigen Aufenthalts haben wir von einem Sommer zum andern gehofft, Ihr würdet die alten Freunde, die lebendigen wie die gemalten, einmal besuchen. Unser Hoffen ist vergebens gewesen und auch jetzt, wo wir für den künftigen Sommer so manchen Heidelberger erwarten, ist immer noch nicht die Rede von Euch. Außer der Freude Euch wieder zu sehen und Euch die Herrlichkeiten der Reihe nach vorzuzeigen, wäre dabei auch ein Geschäft zur Sprache gekommen,

das uns jetzt sehr am Herzen liegt: die Beendigung der Restauration der noch übrigen Hauptbilder. Daß an diese in der ersten Zeit unseres hiesigen Aufenthalts ernstlich nicht gedacht werden konnte, wird Euch sehr erklärlich seyn. Der Tumult in dem wir beständig lebten, der ganz unglaubliche Zusammenfluß von Einheimischen und Fremden, die Einrichtung unseres großen Hauses, an dem von innen und außen in jedem Sommer gebaut wurde; seit anderthalb Jahren endlich das lithographische Werk, die Einrichtung der Druckerei und des ganzen Geschäfts, alle diese Dinge haben uns so viel Zeit und Mühe gekostet, daß uns kein anderes Unternehmen in den Sinn kommen konnte. Den künftigen Sommer aber, wo wir auf ruhige Tage hoffen, weil die ganze Einrichtung fertig ist, wünschten wir mehrere Bilder restaurirt zu haben, die wir zu unserm lithographischen Werke und als historische Belege zum Text des Werks nöthig haben, der zum Herbst erscheinen soll. Daß wir dabei auf Eure freundliche Hülfe besonders zählen, werdet Ihr sehr natürlich finden, da wir von Eurem Interesse für die Sammlung, an deren Wiederherstellung Ihr so großen Antheil habt, lebhaft überzeugt sind. Was außerdem unsern Antrag noch empfiehlt, ist die Gewißheit, daß ein längerer Aufenthalt in Stuttgart Euch sehr behagen würde. Die Stadt liegt recht eigentlich, wie der Name sagt, in einem Garten und die Gegend umher ist reich und mannigfaltig. Das nahe gelegene Cannstadt ist als Badeort sehr besucht; überhaupt fehlt es als Haupt- und Residenzstadt nicht an Unterhaltung und an Annehmlichkeiten aller Art. Unter den höhern Ständen findet sich eine große Anzahl gebildeter, kunstverständiger Männer; an eigentlich gelehrter Bildung gehen die Schwaben gewiß allen andern Deutschen voran und dieß ist über alle Klassen verbreitet. Für Euch würde Danneckers Bekanntschaft allein von großem Interesse seyn und neben ihm gibt es noch andere recht brave Künstler; endlich sind unsere Verhältnisse zu dem gesammten Publikum von der Art, daß jeder unserer Freunde auf die freundlichste Aufnahme von allen Seiten rechnen darf. Bei uns im Hause selbst habt Ihr neben der herrlich aufgestellten Sammlung eine kleine Kunstakademie, da das lithographische Werk an funfzehn Menschen beschäftigt. Steinrer ist ein durchaus talentvoller Künstler und wird Euch darum gefallen. Ich zähle Euch alle

viele Dinge vor, nicht um Euch zu bereden, sondern um Euch zu sagen, worauf Ihr sicher rechnen könnt, im Fall Ihr Euch entschließt, hieher zu kommen. Wir laden Euch daher auf das freundlichste ein, diesen Sommer einige Bilder, die wir sehr nöthig haben, zu restauriren.

Auf jeden Fall kommt doch wenigstens einmal zum Besuch hieher, vielleicht siegt die alte Liebe zu diesen Kunstschätzen und Ihr entschließt Euch, diejenigen die noch in der dunkeln Kammer stehen, dem Tageslicht und der Welt wieder zu geben.

A. Thorwaldsen an Sulpiz Boisserée, eigenhändig.

Rom, 30. Mai 1822.

Ich schäme mich in der That, Ihren lieben Brief vom 14. Januar so lange unbeantwortet gelassen zu haben.

Das gütige Andenken Euer Wohlgeboren, Ihres Herrn Bruders, des vortrefflichen Tannecker und der übrigen ausgezeichneten Männer, mit denen ich in Stuttgart so schöne Stunden verlebte, hat mir ungemein viele Freude gemacht; so auch die vier ersten Lieferungen des lithographischen Werks über Ihre in ihrer Art einzigen Gemäldesammlung und das Exemplar des Bildnisses Seiner Majestät des Königs von Württemberg. Wir sind hier, so viele diese Lieferungen bei mir gesehen haben, in Erstaunen über den hohen Grad der Vollkommenheit, welche die höchst wichtige Steindruckkunst schon bei Ihnen gewonnen hat. Auch hätte sich diese deutsche Kunsterfindung nie ein schöneres Ziel setzen können als gegenwärtiges: Ihre unvergleichliche Gemäldesammlung der Welt recht bekannt zu machen. Ich sehe mich gar nicht satt an diesen schönen Sachen und wünsche recht von Herzen dieser wichtigen Unternehmung, sowie Ihrem interessanten Werk über den Kölner Dom und die alte Kirchenbaukunst den allerbesten Fortgang.

Sie haben mich durch dieses angenehme Zeugniß Ihres gütigen Andenkens, sowie auch durch die höchst zuvorkommende Aufnahme, die ich bei Ihnen früher gefunden, außerordentlich verbunden und ich wünsche nichts herzlicher, als irgend eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen meine Dankbarkeit und Ergebenheit erzeigen zu

können. Haben Sie nun auch die Güte mich wissen zu lassen, an wen ich den Pränumerationspreis dieser und aller folgenden Lieferungen bezahlen kann; ich werde dann solches sogleich berichtigen.

Da Sie sich auch für meine Kunstthätigkeit interessiren, so nehme ich mir die Freiheit Ihnen zu melden, daß ich die Modelle der kolossalen Christusfigur, sowie zwei von den zwölf Aposteln (des Petrus und des Paulus) für den Dom von Kopenhagen vollendet habe: deßgleichen die Portraitstatue des Grafen Pototsky und daß ich jetzt besonders mit drei ziemlich bedeutenden Arbeiten beschäftigt bin: mit den Frontonfiguren der Façade des Doms von Kopenhagen und mit zwei colossalen Modellen der Statua equestris des Prinzen Joseph Poniatowsky und einer Statua sedens von Copernicus. Diese beiden letzten kommen nach Warschau. Die Statue des Grafen Pototsky aber nach Krakau.

Was das Denkmal für den edlen großen Goethe betrifft, da sehne auch ich mich sehr, ein Näheres darüber zu erfahren.

Mit den allerbesten Grüßen für Ihren Herrn Bruder, für den lieben Dannecker und die übrigen ausgezeichneten Männer, die mir so viel Wohlwollen zu erzeigen beiferet waren und dem ferneren Andenken Euer Wohlgeboren empfehlend, verharre ich mit ausgezeichneter Werthschätzung

ganz gehorsamst ergebener Freund und Diener

A. Thorwaldsen.

J. Görres an Sulpiz Boisserée.

Straßburg, 15. September 1822.

Meinen besten Dank für die Zeilen vom vorigen Monat: man mag es gern, von seinen alten Freunden von Zeit zu Zeit ein paar Worte der Erinnerung zu vernehmen, wie man sie gern von Zeit zu Zeit bei sich einsprechen sieht. Wir dachten seither, das würde sich wohl einmal während unseres Aufenthaltes auf Veranlassung der Pariser Druckgeschäfte fügen, aber es ist eben niemand gekommen. Wir unsererseits leben hier in der lebendigen Stadt in unserer Weise nun so ruhig fort und ich muß sagen,

daß ich nur ein sehr maßiges Verlangen nach meinem dumpfig gewordenen Vaterlande fühle, wo ich nichts als Aerger und Verdruß einnehmen würde, deren ich mich hier gänzlich entschlagen kann. Da ich mir meine Genugthuung selbst auf eine so gründliche und doch vor jedem innern und äußern Richterstuhl erlaubte Weise genommen, erwarte ich die weitere Entwicklung der Dinge ganz sittsam ab, gar nicht pressirt auf das Ende, noch ängstlich auf das Wie harrend. Da ich mich niemals untreuem Grunde anvertraut, fühle ich mich fortdauernd auch jetzt sehr fest aufstehend, und da äußere Zufälligkeiten so wenig als immer menschenmöglich ist, seither bedeutend auf mich gewirkt, so ist auch meine Stellung auf diesem immer sehr sicher und im Senkloth gewesen.

Um mich her sind die Meinigen auch bisher, Gott sey Dank, wohl und im Ganzen vergnügt gewesen und so findet sich alles Uebrige von selbst. Was nicht unter die unbedeutendsten der Dinge gehört, die mich hier an diesen Ort fesseln, ist der Münster, an dem ich alle Tage zweimal vorübergehe und jedesmal mit neuer Freude und Interesse an ihm hinaufsehe, weil in ihm so vieler Menschen Werk so einträchtig und geschlossen und gewogen auf festem Grunde steht und durch keines einzelnen Menschen Wahnsinn mehr zu bewegen ist. Ich sah vorlängst einmal Kinder oben Seifenblasen machen und sie über die Stadt ausfliegen lassen; ich dachte es sey ein heutiger Congreß oben auf der Plattform versammelt, seine Athemzüge in den schillernden Kugeln ausblasend.

Dem Kölner Dom im Bildniß scheints eben wie dem Original zu gehen, er kann unter den Schwierigkeiten nur langsam rücken. Mich wundert, daß es auch in Paris nicht fördern will, was die sonst angreifen, geht rasch und geschwind, aber es ist eben der ungeheure Schwung und Betrieb, der in allem was literarisch ist, dort treibt und drängt und durch Amerika wahrscheinlich immer und fortdauernd zunehmen wird. Die Legenden von den drei Königen habe ich durch Schweighäuser erhalten und danke, spät zwar, aber aufs verbindlichste dafür. Schwab hat sich recht gut und gewandt und leicht gehalten, nur ein oder zweimal hab' ich im Lesen, und ich weiß nicht einmal recht, ob nicht etwa durch meine Schuld, angestoßen. Das Buch selbst ist gar nicht so selten, als es Goethe zu halten schien, ich habe es zweimal eigen, einmal

lateiniſch in einer ganz alten Incunabel, wohl aus den 1470. Dann nicht ein halbes Jahrhundert jünger in deutſcher Ueberſetzung mit Holzſchnitten, es ſcheint als ſolches beinahe ein Volksbuch geweſen zu ſeyn, wenigſtens für die Wallfahrer nach Köln. Gregorius vom Stein wollte ich allerdings ſchon vor zwölf Jahren herausgeben, es iſt etwas ſo durchaus treffliches, daß ich in dem Umfange ihm nichts an die Seite zu ſetzen weiß. Ich wollte es damals als Volksbuch in Proſa umgeſetzt drucken laſſen, es zerſchlug ſich aber mit den dummen Buchhändlern. Ich hatte eine Abſchrift von Glöckle, die wohl authentiſch ſcheint, die ich jedoch durch Vergleichung noch nicht habe prüfen können. Ich hatte bei meiner Ankunft hier auch auf das Manuſcript gerechnet, das hier in der Johanniter-Bibliothek geweſen, aber es iſt verſchwunden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Ich will die Herausgabe nicht ganz verreden, wenn in den nächſten Jahren ſich niemand findet.

Es freut mich, daß das Bilderwerk ſo gut von ſtatten geht, es wird wohl nach England viel Abzug gewinnen und den Dom mit durchſchleppen helfen.

Tauſend Grüße ins Haus, an Bertram und ſein Federvieh, an Melchior und an Sie ſelbſt.

Straßburg, 14. December 1822.

Schreibt mir doch einmal, wenn Ihr einen Augenblick frei habt, was Ihr von den Urſachen wißt, die die Beſchlagnahme meines Buchs, „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona,“ veranlaßt haben. Da in den kleinen Reſidenzſtädten immer die ganze Stadt weiß, was bei Hofe vorgeht, ſo werdet Ihr wohl ohne viele Mühe das Wahre an der Sache erfahren können, über das mir Metzler nicht ſchreiben will oder kann. Ich ſtelle mir immer vor, es ſey Furcht vor dem Congreß oder früher eingegangene Verpflichtung, da, wie ich den Inhalt betrachte, ich für eine verſtändige Regierung keinen Grund zur Unterdrückung deſſelben ausfinden kann.

Sulpiz Boisserée an Görres.

Stuttgart, 31. December 1822.

Ich theile Ihnen auf Ihre Frage mit, was ich weiß und was ich nicht weiß. Das erste ist kurz folgendes: Staatsmänner, die mit der Sache in der nächsten Berührung stehen, haben mir zur Zeit bei gesellschaftlichem Begegnen gesagt: Seite 104 sey die Hauptstelle, welche zu dem Verbot Ihres Buchs Anlaß gegeben; man fürchte nämlich, daß diese und noch einige andere Stellen, worunter wahrscheinlich Seite 39 auf den Congreß mißverstanden werden könnten, obwohl aus dem Zusammenhang des Ganzen, sowie aus der Art der Darstellung klar hervorgehe, daß Sie nichts weniger als dem Aufruhr das Wort reden wollen. Seitdem ist die Sache dem Gericht zur Entscheidung vorgelegt und alsbald die Klage abgewiesen worden, worauf aber die Regierung Recurs ergriffen. Ob sie zu letzterem die Befugniß habe, wird von mehreren Advokaten und Mitgliedern der Landstände bezweifelt. Das zweite, nämlich das was ich nicht weiß, besteht in der Vermuthung, womit sich einige tragen, als möchte wohl ein heimlicher Grund den Hauptanlaß gegeben haben. Diesen Grund aber sucht man in dem Haß, den gewisse Leute von einer diametral entgegengesetzten Meinung gegen Sie hegen, auch schon mehrmal entweder selbst oder durch Ihre Genossen öffentlich ausgesprochen haben; denn diesen glaubt man, müssen die Stellen Seite 82, 111—114, 134 mehr mißfallen haben, als jene andere hätte auf dem Congreß mißfallen können. Wie aber diese Leute es angestellt haben mögen, die Regierung zu einer Exception gerade gegen Sie zu stimmen, da die sonst selbst unter der Aufsicht der Censoren Dinge bekannt machen läßt, die nur dem stärksten und freisinnigsten Gouvernement als unschädlich erscheinen können, dieß Räthsel weiß ich eben so wenig zu lösen, als jene Hypothesenmacher. Von preußischer Seite scheint übrigens das Verbot nicht veranlaßt worden zu seyn.

Wir haben das Buch noch vor der Beschlagnahme von Metzler erhalten und danken bestens für dieß neue Zeichen Ihres freundschaftlichen Andenkens. Wir haben uns an der Originalität und Genialität Ihrer Darstellung, wie immer so auch dießmal, ganz besonders aber noch an der Mäßigung und höchst wohl-

wollenden Richtung Ihrer Ansichten erfreut und hoffen, man werde sich doch endlich einmal überzeugen, daß Sie wirklich das Gute und auf eine haltbare, Bestehendes und Gefordertes gehörig verbindende Weise im Sinne haben. Denn die Unvorsichtigkeiten, welche Sie sich von jeher hie und da zu Schulden kommen lassen, kann der Strengste, sobald er unbefangen ist und Ihre Ansicht im Ganzen nimmt, doch wahrhaftig nur einer kräftigen Individualität zuschreiben, die beim Bewußtseyn eines guten Willens gerne alles derb herausſagt, ohne viel zu wägen und zu überlegen, was verletzen oder was mißverstanden werden könnte. Auch wird man das gleiche Urtheil über die Bitterkeiten und Respektwidrigkeiten, die wohl namentlich gegen Preußen vorgekommen sind fällen, und sie einzig aus der Heftigkeit eines sonst von Grund aus wohlwollenden redlichen Charakters, oder auch aus harten Kränkungen und Täuschungen herleiten müssen, die man mehr Ihnen bereitet hat, als daß Sie sich dieselben zugezogen haben. Genug, trotz aller Verwirrung, die durch das leidige Parteiwesen mit jedem Tag mehr gesteigert wird, rechnen wir doch fest auf jenen Grundzug der Billigkeit und Rechtlichkeit in dem deutschen Charakter und erwarten, daß man, ihm folgend, die wahren Feinde der öffentlichen Ruhe und Wohlfahrt endlich von den vermeinten unterscheiden, nicht Freund und Feind verwechseln wird. Gott gebe, daß diese Zeit recht bald heran komme!

Sulpiz Boisserée.

Straßburg, 17. Juni 1823.

Lieber Melchior! Ich sitze am Fenster im Wirthshause zum Raben und frühstücke, in Ansicht des Münsters, der sich, heute von der Sonne beleuchtet, gegen den blauen Himmel doppelt schön ausnimmt.

Gleich geben wir zum Professor Gottfried Schweighäuser, der die Alterthümer des Departements zeichnen läßt und Beschreibungen dazu bearbeitet. Da man in Frankreich jetzt auch auf die Kirchenbaukunst aufmerksam geworden und Schweighäuser ohnehin von deutscher Seite her eine Richtung nach diesem

Gegenstand bekommen, so bietet seine Sammlung mir manches von specialem Interesse. Ich sah schon gestern einen Theil davon; nachdem ich bei Görres gewesen, nahm mich Engelhard und der alte Papa Schweighäuser gleich für den Abend in Beschlag und luden die ganze Familie zusammen. Die guten Leute hatten auch gleich Görres und seine Frau geladen, damit diese mich nicht vorwegkapern konnten. Der große Heinrich Rapp war natürlich mit, nur mußte er sich zum Einstand gefallen lassen, daß die jungen Frauen sich auf einen Stuhl stellten, um ihm doch einmal gerade in die Augen sehen zu können! Wir waren, wie Du schon aus diesem Zug siehst, recht munter, die Leute behandelten mich, obwohl ich seit sieben Jahren nicht hier gewesen, wie einen vertrauten Bekannten. Das ist nun so die alte, ächte deutsche Art und Treue, die sich durch alle welsche Herrschaft nicht zerstören läßt.

Görres fand ich wie sonst, nur freilich etwas müde, auch hat die Frau gar kein Hehl, daß ihr die Verbannung sehr lästig fällt. Die Kinder sind sehr groß geworden, Guido und Marie haben die Kinderschuhe völlig ausgetreten. Die Görres leben hier sehr eingezogen, sie wohnen am äußersten Ende der Stadt, in einem geräumigen alterthümlichen Hause, wo sie über den Wall ins Freie hinaus sehen und sich nach Coblenz zurück sehnen. — Daß er in wissenschaftlichen Arbeiten um so thätiger ist, je mehr er dem Antheil an den Welthändeln entsagt, das brauch' ich Euch nicht zu versichern. Er sieht übrigens die Dinge recht vernünftig an und schilt auf beide Parteien, wie Ihr schon erwarten könnt. Nur scheint mir leider, daß er einen kleinen Hieb von den religiösen Zänkereien abgekriegt und auf die unfriedlichen Plane der Protestanten zu viel Gewicht gelegt, da solche wohl nur bei einer kleinen Partei bestehen.

Theile aus dem Briefe der Rapp'schen Familie mit, was sie interessirt, grüße sie alle, besonders Mathilde, auf's herzlichste. Sage ihr, daß Professor Arnold, der Verfasser „des Pfingstmontags," seit kurzem verheirathet ist.

Paris, 21. Juni.

Lieber Melchior! Wir ſind geſtern Morgen um halb fünf Uhr glücklich und ohne große Ermüdung hier angekommen. Paris nahm ſich in den frühen Morgenſtunden ganz ſeltſam aus. Alle Häuſer waren geſchloſſen, man ſah nur Bauern und Bäuerinnen mit Eſeln und Hunden, die Schiebkarren zogen, zu Markte gehen und die Arbeitsleute zur Werkſtätte wandern. Das war denn freilich ein ſehr unſchuldiges Paris. Wir gingen von der Poſt, wo mit uns zugleich noch zehn andere Courierwagen, alle vierſpännig ankamen, zu Fuß um ein Hôtel zu ſuchen. Wir mußten lange warten, ehe unſer Wagen ausgepackt wurde. Es war impoſant und unterhaltend, die Correſpondenz von allen Enden eines ſo großen Reichs auf einem Punkt zuſammen vor uns zu ſehen. Da kamen erſt die Perſonen, dann die Briefpackete und endlich die Effekten bis zu den Leckerbiſſen zum Vorſchein. Aus dem Courierwagen von Valenciennes ſchlüpften ganz allein zwei barmherzige Schweſtern heraus in ihrer ſchwarzen Ordenstracht, mit weißen Hüllen auf dem Kopf und einen langen Roſenkranz an der Seite. Von Nantes ſahen wir Kaufleute, von Breſt Seeofficiere, von Lyon Damen und junge Herren. Die merkwürdigſten Sachen wurden aus dem Wagen von Breſt ausgepackt. Da war eine Unzahl kleiner Körbe mit Farrenkräutern zugedeckt, unter denen hie und da die wunderlichſten Seegeſchöpfe hervorguckten, die ohne Zweifel von Caen kamen; um einen langen Korb wurde gleich mit dem Courier gehandelt und wir hörten, daß ſich zwölf Salme darin befanden. Wenn ſich ſo ein Weſen durch den Telegraphen ſpediren ließe, hätte ich Bertram einen geſandt und auch noch einen Seekrebs dazu gefügt, die, weil ſie von der Natur ſo gut gepanzert ſind, ganz offen in ihren Körben lagen und nur mit Baſtſtricken zuſammengeſchnürt waren. Als wir unſere Sachen in Verwahr gegeben hatten, gingen wir dicht am obern Ende des Palais royal vorbei, wir traten einen Augenblick ein, es war hier noch einſamer als in den Straßen, einzelne Arbeiter mit ihrem Weißbrod à la chapeau bas unter dem Arm, kamen durch die Gänge; der Garten war noch geſchloſſen, am Gitter deſſelben ſaß ein altes Weib und betete in einem ebenſo alten Gebetbüchelchen, ohne nach uns umzuſehen; es war das einzige weibliche Weſen, das wir an dieſem ſonſt ſo ſittenloſen

Will dem Ufer Senderuds entſagen,
Auf zum Darnawend die Flügel ſchlagen,
Wie ſie tagt ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu ſegnen.

Wenn der Menſch die Erde ſchätzet,
Weil die Sonne ſie beſcheinet,
An der Rebe ſich ergötzet,
Die dem ſcharfen Meſſer weinet,
Da ſie fühlt daß ihre Säfte,
Wohlgekocht, die Welt erquickend,
Werden regſam vielen Kräften,
Aber mehreren erſtickend:
Weiß er das der Gluth zu danken,
Die das alles läßt gedeihen;
Wird Betrunkner ſtammelnd wanken,
Mäßiger wird ſich ſingend freuen.

Ort sahen! — Es mochte halb sechs Uhr seyn, um sechs Uhr hatten wir eine Unterkunft in dem Hôtel de la Michaudière gefunden, wo wir uns auf acht Tage einmietheten.

Den 2. Juli.

Uns geht es fortwährend recht wohl; aber Paris bleibt, wenn man es auch noch so gut kennt, ein wahrer Abgrund; man verliert seine Zeit man weiß nicht wie, und so muß man bei dem besten deutschen Willen dann und wann wortbrüchig werden wie ein Franzose. Ich habe, seit ich Dir die flüchtigen Zeilen geschrieben, die Feder nur für die Revision meiner deutschen und französischen Druckbogen in die Hand nehmen können: und auch heute kann ich noch nicht dazu gelangen, an Freund Cotta zu schreiben.

Gérard hat mich recht eigentlich freundschaftlich empfangen; ich war Mittwoch Abend hier bei ihm und speiste am Montag bei ihm in Anteuil; er hatte zu diesem Essen Humboldt, Mr. Lourdoix, den jetzigen Chef de la division des arts; den Conservateur des Medaillen- und Kunstkabinets, Mr. Raoul-Rochette einen Freund Creutzers, Mad. Buttlar, die Nichte Schlegels, Mad. de Bawer, Gau und noch ein paar andere Herren eingeladen und machte mir recht eigentlich die Honneurs. Ueber die lithographischen Blätter sagte er mir gleich am ersten Abend die schönsten Dinge. Er hat sie in seiner Gesellschaft mit der gebührenden Bewunderung Künstlern und Kennern gezeigt. Graf Apponyi, der Euch grüßen läßt, sah sie zum erstenmal und der alte lebhafte Mann hatte die größte Freude.

Für den Artikel über den Dom im Constitutionnel hat sich mir Herr Thiers antragen lassen, der über den Salon der Ausstellung von 1822 geschrieben; er hat mir gestern das Bändchen (apart gedruckt) zur Ansicht geschickt. Ich hätte an die Artikel über den Dom noch nicht gedacht, wenn man sich nicht von selbst angetragen hätte.

Den 11. Juli.

Lieber Melchior! Du läßt mich recht lange auf Nachricht warten, ich kann die Sehnſucht nicht unterdrücken, von Dir mein Herzensbruder zu hören, wie es Dir geht, ob Ihr alle geſund geblieben. Mitten in dem Gewühl des hieſigen Lebens, wo man Tage lang gar nicht zu ſich ſelber kommt, überfällt einen dann und wann das Verlangen, von den Seinigen ein Lebenszeichen zu erhalten, mit doppelter Gewalt.

Jetzt fange ich endlich an, über meine Verhältniſſe Herr zu werden und einige Ordnung und Regelmäßigkeit in mein Leben zu bringen. Die Räder zu dem Domwerk ſind nun Gott ſey Dank im Gang, ſo daß ſich alle nur nach meiner Hand bewegen. Aber für die Lithographie habe ich noch nichts thun können, dieß ſoll nun eheſtens ſo folgerecht als möglich geſchehen.

Den 18. Juli.

Je mehr ich das Pariſer Weſen kennen lerne, deſto mehr überzeuge ich mich von der Nothwendigkeit, in den entſcheidenden Epochen ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn und für die Führung des laufenden Geſchäfts durchaus zuverläſſige, regelmäßige und auch in finanzieller Hinſicht geordnete Menſchen zu haben. Man macht ſich in Deutſchland gar keinen Begriff von der Gewalt, welche die Finanzverlegenheiten hier über Menſchen vom beſten Willen üben.

Auf Bertrams Brief, welcher Eure Unterhaltungen mit Rühle enthalten wird, bin ich ſehr begierig. Ich habe unterdeſſen auch ganz merkwürdige Unterredungen mit Humboldt gehabt, worin ich ihm meine Zweifel über die Aufnahme äußerte, welche das Domwerk beim König von Preußen finden dürfte. Humboldt meinte nämlich, der König müſſe eine bedeutende Subſcription machen, dürfe nicht hinter dem hieſigen Gouvernement zurückbleiben. Ich ſagte ihm, daß der König eine Abneigung gegen uns zu haben ſcheine, die ihm durch die Unterhandlung über die Gemäldeſammlung beigebracht worden. Humboldt verſicherte hierauf, daß der König ſich für Kunſt und Wiſſenſchaft perſönlich durchaus nicht intereſſire und daß er ſich darin von dem Miniſterium beſtimmen laſſe. Er erinnere ſich wohl, daß der König ſich an der Bedingung unſeres Kontrakts geſtoßen, daß die

Sammlung in einem eigenen Gebäude und unter unserer Direktion sollte aufgestellt werden, da sie doch durch den Ankauf eine königliche Sammlung geworden wäre. Indessen sey es von dem Charakter des Königs, den er so gut kenne und mit dem er noch kürzlich die italienische Reise in demselben Wagen gemacht, ganz entfernt, eine Abneigung gegen Privatpersonen zu fassen. Es komme nur darauf an, wie eine Sache ihm vorgestellt werde und so würde er die Sendung eines Exemplars des Werks gewiß nach Wunsch und Gebühr erwidern. Auch vermöge der Kronprinz viel in solchen Dingen, nur dürfe man sich nicht zuerst an diesen wenden. Er wolle über diese Sache an Albrecht schreiben, man müßte sich ja vor der ganzen Welt schämen, wenn von der preußischen Regierung für dieses Werk nichts geschähe, oder der Autor sich über eine kalte Aufnahme zu beklagen hätte.

Schorn ist unerwartet angekommen, er will vier Wochen hier bleiben.

Paris, 4. August 1823.

Lieber Bertram!

Es hat mich herzlich gefreut, aus Deinem Brief zu sehen, daß Du recht munter und aufgeregt bist. Allerdings sind auch die Mittheilungen der Frankfurter Freunde der Art, daß sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen. Für Frankfurt habe ich immer eine Vorliebe gehabt und mich nur davon abgewandt, weil bisher von dort nichts zu erwarten war und ich mich nicht gerne mit Täuschungen hinhalten mag. Jetzt, da die Anträge für die Erwerbung unserer Sammlung entschiedener, die Aussichten günstiger als je sind, werde ich mit gutem Willen, gewiß nicht zurückbleiben.

Raoul Rochette hat sich mir angetragen für Artikel in alle Journale, parceque tous sont à sa disposition. Ich esse am Freitag bei ihm mit einigen Mitgliedern des Instituts, die das lithographische Werk après dîner sehen wollen. Ich habe ihm die ausführliche Notiz versprochen, die ich für Cicognara über unsere Sammlung geschrieben habe.

Gestern habe ich mit Schorn und Heinrich auf Euer Wohl getrunken, es war mein 40. Geburtstag. Wir müssen anfangen

mit dem Leben Rath zu halten, da es einmal ſo weit damit gekommen iſt. Für Alles was wir angefangen, haben wir noch lange Zeit nöthig; Gott wolle ſie uns ſchenken!

J. Görres an Sulpiz Boiſſerée in Paris.

Straßburg, 10. Auguſt 1823.

Das iſt nun einmal ſo hergebracht, wer nach Paris geht, verſpielt ſeine Zeit und tauſcht ſie gegen allerlei Eindrücke und Sachen und Quincallerie-Gegenſtände und hält er bis an ſein Ende aus, iſt er ganz ſachte um ſein Leben betrogen. So ein alter Einſiedler in der Thebais muß darum, wie ich denke, Summa Summarum wohl dreihundert Jahre alt geworden ſeyn, da nichts die Tage füllte, als der Waſſerkrug, der Feigenbaum draußen und noch ein halbes Dutzend immer ſich gleichbleibende Sachen. Ich ſcheue dieſen Wälſtrom, wenn ich gleich vielerlei dort zu ſehen hätte.

Daß endlich Euer Dom fertig wird, freut mich Euretwegen und dann auch der Leute wegen, daß die doch noch Zeit haben das Original zu vergleichen, ehe es zerfällt. Es ſoll gar arg mit dem Verwittern zugehen und was die Elemente nicht zwingen, das ſoll der königlich preußiſche Baurath Schauß, bekanntlich ein Baugenie des erſten Ranges, glücklich zu Stande bringen. Altenberg liegt auch in Ruinen und im Proceſſe, Laach geht denſelben Weg und ſo verbindet ſich die Indolenz der Einheimiſchen gar vortrefflich mit der Mißgunſt der Andern und wir haben die Hoffnung, den Rhein ſo kahl zu ſehen, wie es der Norden nie aufgehört hat zu ſeyn. Ich bin ſehr begierig auf Euern Text, da, ob ich gleich nicht viel von der Sache verſtehe und ſie ſeitab nur ſo mitnehmen kann, ich doch ſo in Manchem meine Gedanken habe und wo ich keine habe, was bei Vielem der Fall iſt, durch andere Leute bequem in's Reinere zu kommen wünſchte. Sendet mir's alſo immerhin, bin ich gleich ein Ignorant in der Sache, ſo bin ich dafür unbefangener als manche hochmüthige Kennerſchaft.

Der neuliche Schlag, der in den Thurm gefahren, hätte

manchen Antiquar beglücken können, wenn er mehr auseinander geschlagen und mehr Eingeweide an den Tag gebracht hätte.

Euern curkölnischen Landsmann Gau grüßt mir vielmal, wenn Ihr ihn seht. Habt Ihr Euch bei de R. am Koblenzer Deutsch erquickt, dann könnt Ihr bei ihm zum Dessert vom besten kölnischen haben, das, wie ich mich an ihm überzeugt, wie das Selterser Wasser die Linie passiren kann, ohne daß es verraucht, verkömmt oder irgend seine pikante schärfliche Kraft verliere. Der Koblenzer Born hat bekanntlich nicht diese zähe Eigenschaft.

Nun haltet Euch wohl und gesund, bringt Euern Stuttgarter Frack und die übrigen Inventariumsstücke, im großen grünen Sacke alle wieder zurück und laßt Euch keine Pariser Moden aufhängen. Haltet Euch still und eingezogen, damit Ihr den wachsamen Behörden keine Gelegenheit zum Verdachte gebt und verlaßt Euch nicht darauf, daß Ihr als ein Freund des Mittelalters bekannt seyd.

Sulpiz Boisserée.

Den 25. September 1823.

Lieber Melchior!

Ich mußte mir denn doch im Stillen sagen, daß die große Qual, der Zeitverlust und die finanzielle Gefahr, die mir die prächtige Ausführung des Domwerks zugezogen hat, schon durch die Genugthuung aufgehoben seyen, daß nun an derselben Stelle, von welcher alle Bannflüche gegen die großen Meister des Mittelalters ausgegangen, ihrem Genius gehuldigt wurde. Ohne alle die äußern Mittel, über deren Anwendung ich so sehr zu klagen habe, hätte ich es nie dazu gebracht. Rochette, der als Mitglied der Académie des Inscriptions et belles lettres Sitz in der Académie des beaux arts hat, las das Mémoire, nachdem er die Sprache etwas verbessert hatte, recht gut; Quatremère hätte es nicht über's Herz gebracht.

Es geschieht jetzt sehr viel für die Herstellung der Kirchengebäude, einmal aus religiösen Principien, und dann weil die königliche Familie während ihres langen Aufenthaltes in England

eine große Achtung für die ſogenannte gothiſche Architektur bekommen hat.

Die Zionswächter des Siècle de Louis XIV. haben ihre Gräuel daran, wie an allem Fremden: Quatremère hat deßhalb auch die Büſte von Schiller unterſchlagen. Das hilft aber alles nichts, die Romane von Walter Scott, die Werke von Schiller, Goethe und Byron, und die gothiſche Architektur ſind ihnen über den Kopf gewachſen. Denke nur, daß ſie noch keinen einzigen Abguß von Thorwaldſen hier haben. Nächſtens ſage ich noch mehr über dieſes Kapitel. Die Franzoſen ſind nicht nur militäriſch, ſondern auch moraliſch, literariſch und artiſtiſch von den andern Nationen überwunden; bloß in der Malerei behaupten ſie ſich noch halb und halb; die chriſtlichen Sujets indeſſen haben ſie ſchon annehmen müſſen.

Den 8. Oktober.

Es iſt mir mit dem Artikel von Humboldt über das Dom werk närriſch ergangen, ich erwartete ihn erſt am Donnerſtag, und er war ſchon am Mittwoch im Moniteur erſchienen. Ich ſchicke ihn Dir, im Fall er Schorn und den übrigen Freunden entgangen ſeyn ſollte. Er ſcheint mir ganz paſſend für die allgemeine Zeitung: Du wirſt ſo gut ſeyn, ihn an Freund Cotta zu übergeben; ich hoffe ihm morgen wegen Gau's Angelegenheiten ſchreiben zu können.

Paris, 27. Oktober 1823.

Hier fing das ſchöne Oktoberwetter eigentlich mit dem Tag an, wo das Feſt der Befreiung des Königs von Spanien gefeiert wurde. Abends vorher hatte es noch gußweiſe geregnet, am Morgen aber war es hell, und nachmittags bewegten ſich die goldenen Kutſchen des Königs und der ganze Prachtzug mit Herolden, Lakaien und Leibwachen ſchrittweiſe im ſchönſten Sonnenglanz an den Ufern der Seine nach der NotredameKirche. Die acht Pferde mit goldenem Geſchirr und den herrlichſten weißen Federbuſchen an des Königs Glaswagen nahmen ſich über die Maßen ſtattlich aus. An der Hauptthüre der Kirche war auf

mehreren Stufen eine reich geschmückte offene Vorhalle zum Empfang des Königs errichtet, und an den beiden Seiten war die Façade mit Teppichen nach den bekannten Raphaelischen Zeichnungen behängt; doch man konnte bei diesen Kunstwerken nicht verweilen, Alles drängte sich durch die Nebenthüren in das Innere. Hier boten nun das hohe Gewölbe mit unzähligen goldenen und krystallenen Kronleuchtern, die rund durch das ganze Gebäude laufenden oberen Bogengänge mit behängten Brustlehnen, der gleichfalls auf das Prächtigste geschmückte Chor, und der ganz mit Teppichen belegte Fußboden, einen wahrhaft festlichen Anblick dar. Die farbigen Ränder der Fenster, die ihren Schein auf das gelblichweiße Gewölbe und die Säulen warfen, die vielen langen rothen Schnüre der Kronleuchter, alle die goldenen Flammen der Kerzen und die rothseidenen und sammetnen Behänge brachten vollends die heiterste Wirkung hervor. Dabei herrschte, weil man nur gegen Karten eingelassen wurde, die höchste Ordnung, und man hatte gehörige Weile alles zu bewundern, bis endlich der Zug anfangte, und der alte dicke Herr in seinem goldenen Sessel auf einem langen, abschüssigen Gang, aus der Vorhalle herab in das Schiff, und so weiter unter einem Traghimmel in den Chor geschoben wurde. Dieser elende Zustand des Königs erinnerte unter aller der Pracht um so auffallender an die menschliche Gebrechlichkeit und die Diamanten und strahlenden Schleppkleider der Prinzessinnen, die hinter dem Traghimmel gingen, konnten mir diesen Eindruck nicht auslöschen.

Ich sollte überhaupt bei dieser Festlichkeit die verschiedensten Eindrücke empfangen: es fügte sich nämlich, daß ich am Vorabend mit dem Baumeister, Herrn Lecointe, zu sprechen hatte, der die Anstalten in der Kirche leitete; er war zu Hause nicht zu finden, weil noch Vieles nicht fertig war und die ganze Nacht durchgearbeitet werden mußte. Ich wanderte also noch um neun Uhr nach Notredame, und fand dort Alles in der größten Thätigkeit. Da waren bei dem Licht breiter Talglampen, die überall auf der Erde herumstanden, die Tapezierer, Schreiner und Zimmerleute beschäftigt; eben im Dunkel der Gewölbe hingen Savoyarden wie die Eichkätzchen an schwanken Seilen und befestigten medaillonartig gemachte Heiligenbilder unter den Fenstern; andere steckten Fahnen und sonstige Dekorationen auf, und unten herum spazierte

ein Herr, der dieſe gefährlichen Arbeiten leitete, man nannte ihn Monsieur le fumiste: ich fragte, was das bedeute, und erhielt zur Antwort: ſo nenne man hier die Schornſteinfegermeiſter. — Aber das iſt noch nicht Alles, an der Vorhalle und an der abhängigen Brücke, worauf der König hereingeſchoben werden ſollte, kommandirte ein dicker Mann die Handwerksleute mit näſelnder Stimme und mit einer Ruhe, die zu ſeinem breiten Hut ganz trefflich paßte: man hätte glauben ſollen, es wäre ein Holländer, es war aber der Maſchiniſt von der großen Oper. Und nun kamen auch noch die geiſtlichen Herren und plagten meinen Baumeiſter mit Zweifeln, ob der Tragkimmel auf der mit Geländern verſehenen Brücke durchpaſſiren könne; das führte zu einem Verſuch, der ſich bei dem wunderlichen Apparat und der Beleuchtung von unten herauf, vollkommen wie eine Theaterprobe ausnahm. Ich kann die Empfindung nicht ausdrücken, welche mir dieſe nächtliche Thätigkeit des ſeltſamſten Gemiſches von Menſchen an dem heiligen, der Andacht geweihten Orte erregte; ſo widerwärtig ich auch berührt wurde, ſo hatte doch das Ganze einen gewiſſen Reiz für mich, und ich wanderte bis elf Uhr überall, unten und oben, in den dämmernden Gängen umher, bedenkend, was ſich hier alles ereignet, ſeit die Bauleute dieſe Säulen und Gewölbe errichtet haben.

Paris, 28. Oktober 1823.

Lieber Melchior!

Unſere neueſten lithographiſchen Blätter habe ich einigen Freunden gezeigt und großen Beifall eingeerntet, und am vorigen Samſtag nahm ich das ganze Werk und das Denkwerk mit in den Jardin des plantes, wo ich bei Cuvier gegeſſen habe. Dieſer hatte eine große Freude daran, er hält auch die Naturwahrheit und das Porträt, im größten und freieſten Sinn genommen, für die Baſis aller ächten Kunſt, und ſo begreift Ihr wohl, daß er die alten Maler beſſer zu ſchätzen weiß, als die meiſten hieſigen Künſtler und Kenner.

Nach Tiſch vergrößerte ſich die Geſellſchaft noch ſehr, und ich habe bis nach elf Uhr nicht aufhören können, immer wieder die Blätter zu zeigen.

Den 10. November.

Ich lese gegenwärtig die „Mémoires de Goethe“, eine freie Uebersetzung seiner Biographie, von einem Herrn Aubert de Vitry. Das Buch ist nicht so gut als seyn sollte, aber doch auch nicht schlecht; und ich glaube, daß es bei der großen Neigung für die deutsche und überhaupt für die ausländische Literatur, die jetzt hier herrscht, einiges Glück machen wird. Ich schreibe nächstens dem alten Herrn darüber; es befremdet mich, daß er mir auf meinen Brief mit der Einlage von Rochette noch nicht geantwortet hat.

Bronsted ist angekommen und hat mit vieler Lebhaftigkeit von der freundlichen Aufnahme in Stuttgart gesprochen. Er grüßt besonders Rapps und Danneker.

Den 19. November.

Nach Euerm Brief erwarte ich nun Strixner und mache mich gefaßt, mit ihm einen Cursus Lithographie durchzumachen.

Vorigen Sonntag war ich in Severs bei Constans und bei dem Maler Robert. Ich kann Dir nicht sagen, wie wunderbar mir zu Muthe ward, als ich in den weitläufigen Gängen der Porzellanfabrik herum wanderte. Hundert Erinnerungen, die mit Deiner jugendlichen Thätigkeit in unserer Fayencefabrik zusammen hingen, gingen in mir auf, und ich wünschte Dich an meiner Seite; ganz besonders lebhaft wurde dieser Wunsch bei dem Maler Robert, den wir an einer Vase beschäftigt fanden, worauf er eine Landschaft malte; und als wir recht in's Gespräch über die Lithographie kamen, zog er ein Notizbüchelchen mit Bemerkungen über die 107 verschiedenen Kreidecompositionen hervor, die er alle mit Constans probirt hat.

Den 13. December 1823.

Als ich gestern Deinen Brief erhielt und daraus sah, daß ihr gesund seyd, ist mir ein wahrer Stein vom Herzen gefallen. Denn ich habe die letzten Tage in der größten Spannung und Besorgniß verlebt. Ich wußte von Mathilde, daß das böse

Schleimfieber bei euch herrscht, und nun blieben auf einmal alle Nachrichten aus. Als am zehnten Tage kein Brief kam, bereitete ich mich ernstlich auf schlimme Nachrichten; ich sagte einer Dame ab, die ich am Montag auf den Ball führen sollte, den die Stadt dem Herzog von Angoulême gibt, und schickte Graf Mulinen ein anderes Billet für dasselbe Fest zurück. Es war mir nicht möglich in der Ungewißheit, ob eines von euch krank wäre, Anstalten für Wagen, Kostüm und andere Narrenpossen zu treffen, und der Convenienz wegen zu einem Freudenfest zu gehen, wo ich durch schlimme Nachrichten auf das fürchterlichste gepeinigt seyn könnte. Gott sey Dank, daß meine Besorgniß unbegründet war. Euer Brief entschädigt mich für alle Feste. Aber warten dürft ihr mich nicht mehr lassen.

Der Tod der Frau Köstlin hat mich tief betrübt. Lauter soll sich nur recht in Acht nehmen, er hat eine zartere Gesundheit, als er sich selbst gestehen mag. Meinetwegen könnt ihr ganz unbesorgt seyn, ich befinde mich vortrefflich; ich habe mich angewohnt; jai pris mes habitudes, wie man hier sagt, und so halte ich gut aus.

Den 22. December.

Ich schreibe heute nur, daß unsere Lithographen Strixner und Schnerr glücklich angekommen sind. Ich habe sie gleich in das Hotel geführt, und nachdem sie etwas geruht, ihnen einen Theil von Paris gezeigt. Ich selbst kann dort erst übermorgen einziehen, bin aber beruhigt, da der Portier ein Deutscher ist. Der Hauptvorzug dieser Wohnung ist, daß sie nur zwei Häuser weit von Constans Druckerei entfernt liegt. Ihr werdet gestehen, daß sich das günstig zusammen gefunden. Der Himmel gebe nun auch zur Ausführung des Experiments seinen vollen Segen.

Paris, 1. Januar 1824.

Ich kann das Jahr nicht besser anfangen, als damit, daß ich euch schreibe und Dir, mein liebster Melchior, zu Deinem

Chuld Nameh.

Buch des Paradieſes.

Vorſchmack.

Der ächte Moslem ſpricht vom Paradieſe
Als wenn er ſelbſt allda geweſen wäre,
Er glaubt dem Koran, wie es der verhieße,
Hierauf begründet ſich die reine Lehre.

Doch der Prophet, Verfaſſer jenes Buches,
Weiß unſre Mängel droben auszuwittern,
Und ſieht, daß trotz dem Donner ſeines Fluches,
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deßhalb entſendet er den ewigen Räumen
Ein Jugend-Muſter, alles zu verjüngen;
Sie ſchwebt heran und feſſelt, ohne Säumen,
Um meinen Hals die allerliebſten Schlingen.

Auf meinem Schooß, an meinem Herzen halt' ich
Das Himmels-Weſen, mag nichts weiter wiſſen;
Und glaube nun ans Paradies gewaltig,
Denn ewig möcht' ich ſie ſo treulich küſſen.

Namenstag alles mögliche — äußere und innere — Glück wünsche, wozu denn auch ganz besonders ein fröhliches Wiedersehen gehört!

Das verflossene Jahr ist für uns alle Drei recht schwer gewesen, aber es hat sich gegen das Ende in jeder Hinsicht so günstig erwiesen, daß wir für das neue auf die schönsten Früchte hoffen dürfen.

Die lithographische Expedition steht hier obenan. Nachdem ich mir durch Klagen über die Dunkelheit und Erbärmlichkeit, die bisher auf unsere Anstalt gedrückt hat, oft Luft gemacht, kann ich heute mit der heitersten Zuversicht von der gänzlichen Umwandlung reden, welche durch unser hiesiges Experiment herbeigeführt wird: kurz und gut, die ganze Procedur wird vollkommen anders werden. Das haben wir Cenftano zu danken. Strixner und Schnerr ereifern sich in Lobeserhebungen über ihn.

Ich versäume nichts was uns fördern kann, und bin so vollkommen in die Presse der Lithographie versunken, daß ich fast nichts anderes denke. Der liebe Gott möge mich für dieses Plaisir mit dem besten Erfolg entschädigen, das wünsche ich mir und Euch!

J. Görres an Sulpiz Boisserée in Paris.

Straßburg, 4. Januar 1821.

Der goldene Rahmen, den Ihr uns besorgt, ist auf Sylvesterabend glücklich und wohlbehalten hier angelangt. Die Arbeit ist recht gut ausgefallen, das Bild paßt wie eingegossen, es nimmt sich sehr wohl in der Beschließung aus, und da es nun reich galonirt und verbrämt ist, zieht es aller Augen, die achtlos daran vorbei gegangen, auf sich. So müssen selbst die Himmlischen dem Teufel etwas von seinem Geld ableihen, um sich bei den Menschen in Kredit zu bringen. Das Bild dankt Euch nun mit uns für die gute Besorgung und alle die Läufe auf dem flebrigten Straßenpflaster: die heilige Jungfrau wird's Euch gedenken, wie sie auch den vielbeschäftigten und wenigthuenden Franzosen, der sich ihres Geschäftes so schlecht angenommen, schwarz notirt.

Schubart hat dann auch den Text zum Donnerk abgeliefert. Ich habe eine rechte Freude an der edeln ruhigen Einfalt gehabt,

mit der Ihr das alles entwickelt ohne Prunk, ohne Oſtentation und ohne die Affektation von ſentimentalem oder geſchnörkeltem Kram, der manches Aehnliche unausſtehlich macht. Es iſt Alles in richtiger Fortſchreitung auf wohlgelegtem Grunde aufgebaut, man ſieht es aus der Mitte heraus nach allen Seiten ſich entwickeln und entfalten, wie eine Pflanze aus ihren Cotyledonen, und man bekömmt durch den Schlüſſel des Geſetzes, nach dem alles vor ſich geht, eine ſo klare, deutliche Vorſtellung von dem ganzen Gewächs, daß man meint, man könne es aus der Beſchreibung ſchon ohne die Zeichnungen plaſtiſch darſtellen, oder in der Einbildungskraft nachbauen. Das zeigt für Jeden, der ſolcher Arbeiten kundig iſt, wie oft und viel Ihr den Stoff hin und her geworfen und gekehrt, bis Ihr ſeiner ſo ganz Meiſter geworden, daß er unter der Behandlung ganz verſchwunden und nichts als die Regeln und die eingeprägte Form übrig geblieben, was gerade auch der Charakter jener Bauwerke ſelber iſt. Man geht von dem Buche mit der Befriedigung weg, die jedesmal ein gerundetes und geſchloſſenes Ganze gewährt, das da iſt, was es ſeyn ſoll, und wie eine Blume oder jedes Naturwerk ohne Fehl und Makel aus einem Keime ſich entwickelt. Das wollte ich Euch nur über den allgemeinen Eindruck ſagen, den es mir gemacht; in's Einzelne will ich nicht eingehen, weil ich dann mich ſelber ausſchreiben müßte. Ich bin nämlich eben im Begriffe, eine Anzeige deſſelben zu machen, da, obgleich die Sache mein Fach nicht iſt, ich's doch leicht beſſer vollbringe als tauſend Schwätzer, die ſich dazu berufen glauben mögen. Ich hätte es ſchon früher gethan, wenn ich nicht gewartet hätte, ob mir die Kupfertafeln nicht zu Geſichte kommen wollten. Damit zieht ſich's indeſſen in die Länge. Die Bibliothek griesgramt über ein Deficit, das ſie ſchon mehrere Jahre ſchleppt, und das der Maire neuerdings durch eine officielle Subcription in ihrem Namen auf die neue Henriade noch vermehrt. Sie hat ſich daher an die Miniſter um ein Freiexemplar gewendet, die aber ſcheinen ſelbſt Gefallen daran zu haben, und es will nichts kommen.

Treuttel und Würz verlegen ſich in ihrem hieſigen Winkel auf ein jedates Stillleben, wobei ſich nichts riskirt, darum hat ſich bei ihnen nichts gezeigt, außer einige Exemplare im Durchflug. Ich werde darum wohl in dieſem Theil auf mein Gedächtniß verwieſen ſeyn.

Ich denke die Anzeige in die Wiener Jahrbücher zu geben, weil die Heidelberger ein Winkeljournal geworden, und man sich in jenen doch noch am meisten mit Ehren niederlegen kann. Auch denke ich, ist es dafür gut, weil in ihrem Publikum der reiche österreichische Adel sitzt, auf den man in Deutschland denn doch am meisten für die Abnahme zählen muß. Wie hat es denn bisher damit sich angelassen? Ich habe immer Angst, wenn ich irgend etwas auf den höhern Sinn in dieser Zeit berechnet finde.

Nun all Glück und Heil in's neue Jahr hinein, und baldige Heimkehr aus der Dreckstadt. — Gott befohlen!

Sulpiz Boisserée an Görres.

Paris, 28. Januar 1821.

Es hat mich recht gefreut, daß der Rahmen nach so langem Zögern endlich noch zur glücklichen Stunde angekommen und dazu beigetragen hat, Euern Sylvesterabend zu erheitern.

Was Ihr mir über meinen Versuch über den Dom sagt, ist das schönste Lob, welches ich empfangen, und mehr als ich je erwartet; denn obschon ich wußte, daß Ihr mit dem Wesentlichen zufrieden seyn, ja daß Ihr manches ganz nach Euerm Sinn finden würdet, so schien mir doch die Arbeit nicht gelungen genug, um vermuthen zu können, daß Ihr so durchaus verstehen würdet, was ich gewollt.

Man trägt seine Plane, seine kleine Welt, die man sich gebildet, wie einen Traum in sich, man wird hundertmal darin gestört, aber man kehrt immer wieder dahin zurück und ist des innern Zusammenhangs gewiß, so sehr derselbe auch durch den gewaltsamen Eindrang des äußern Lebens zerrissen wird; aber sollen wir dieses Gedankengebäude, welches wir kaum aus der verwirrenden Fluth des Tages zu retten vermögen, in Worten darstellen, so daß es Andern als ein wohlgeregeltes Ganze anschaulich werde, und daß die kleine Welt, die es enthält, sich in naturgemäßer Ordnung und Abstufung vor ihnen bewege, so fühlt man die ganze Last des Fluchs, womit der Mensch beladen worden, als er aus dem Paradiese ausgeschlossen wurde; man arbeitet

im Schweiß ſeines Angeſichts und überzeugt ſich, daß Gott und die Mitbrüder unſern guten Willen mehr als die That achten müſſen, wenn wir nicht ganz umſonſt uns bemüht haben ſollen. So habe ich denn auch redlich gearbeitet, und durchdrungen von der Schwierigkeit des Unternehmens nur gewünſcht, aber kaum gehofft, daß die Idee, wornach ich ſtrebte, erkannt werde, daß auch Andern die Schöpfung, welche Gott einem großen Genie hervorzubringen vergönnt hat, klar werden, und ſie wie mich erfreuen und erheben möge!

Sulpiz an Melchior Boiſſerée.

Paris, 21. Januar 1824.

Ich war am Sonntag ſo ſehr im Gedränge, daß ich Dir die Ernennung zur Akademie nur ganz lakoniſch melden konnte. Die Sache war ſchon ſeit einiger Zeit im Werk, Gérard, Hugot, Desnoyer, Rochette u. A. hatten mir davon geſprochen; ja Quatremère ſelbſt hatte als Secrétaire perpetuel ſich in der Akademie bei der vorbereitenden Sitzung ſo erklärt, daß ich unter die Architekten und Autoren, die über Architektur geſchrieben, zuerſt auf die Liſte geſetzt wurde. Als die Candidatenliſte gemacht wurde, ſtand Percier, den ich ſeit drei Monaten nicht beſucht habe, auf, und empfahl mich auf das wärmſte. Ich kann mit vollem Ernſt ſagen, daß mich dieß am meiſten bei der ganzen Sache freut. Am vorigen Sonnabend wurde ich bei Eröffnung der Wahl gleich ernannt; dann folgte im zweiten Scrutinium Moreau und im dritten Gaſſe, nach Gaſſe bekam Klenze die meiſten Stimmen.

Als die Wahl der Architekten vor vier Monaten zuerſt zur Sprache kam, hatte mich Percier um eine Liſte gebeten, worauf die Werke und Lebensumſtände eines Jeden in den Hauptumriſſen angedeutet wären; ich hatte auf dieſer Liſte Schinkel und Klenze am meiſten diſtinguirt, und auch nach Schinkels Ernennung Klenze wiederholt empfohlen; da er aber Franzoſen zu Concurrenten hatte, half alles nichts. Humboldt, welchem ich meine Liſte mitgetheilt, ſagte mir, er habe Schinkel geſchrieben, daß er ſeine Ernennung größtentheils mir zu danken habe! Iſt das nicht eine ſchöne Fraubaſenwirthſchaft!

Grüßt Schorn, Schwab und auch die Pistorius, an die ich oft gedacht und sie doch nie genannt habe.

Paris, 23. Februar 1824.

Von dem ungemeinen Vorzug der französischen Methode ist Strixner nun auf das innigste überzeugt, und spricht sich darüber auf das bestimmteste aus; nur treibt seine widersagende Natur jetzt ihr Spiel, weil durch das tägliche Besuchen der Druckerei uns auch alle die Mängel und Gebrechen bekannt geworden sind, die durch den leichtsinnigen Charakter der Drucker und Aufseher entstehen.

Immer höre ich: ja das muß bei uns noch ganz anders werden, wenn wir die Sache mit Ordnung und Methode betreiben, bringen wir weit mehr zu Stande. Es ist hierin einige Wahrheit, und ich selbst habe die Ueberzeugung, daß die Lithographie unter Deiner Aufsicht erst die schönsten Früchte bringen wird.

Wegen der Londoner Reise habe ich mit Schubart gesprochen; er meint, es sey von gar zu großer Wichtigkeit, daß der Autor selbst an Ort und Stelle wäre. Mir muthet das aber nicht zu, überhaupt fühle ich, daß ich immer mit den Buchhändlern eine schlechte Rolle spiele, und daß ich zum Kaufmann total nichts tauge. Ja, kaufen und Geld ausgeben kann ich, aber verkaufen, handeln und tandeln, das geht nicht, das muß ich Andern überlassen.

Den 29. Februar.

Lieber Melchior!

Das Stück Menschheit, wie Thibaut zu sagen pflegte, rollt nun, Gott sey dank, auf der Straße nach Straßburg. Gestern Abend ist er abgefahren und meine Freude, ihn endlich los zu werden, ist bloß in dem Augenblick des Scheidens durch ein unwiderstehliches Erwachen der Sehnsucht nach Euch und dem Vaterlande getrübt worden. Jetzt hoffe ich nur, daß Strixner glücklich bei Euch eintreffe, es war die höchste Zeit, ihn heim zu spediren.

Ich habe Euch noch nicht geschrieben, daß ich einen von den

beiden Söhnen des Marquis de Beaufort wiedergefunden, der bei uns zu der Emigrantenzeit gewohnt hat. Das Denkwerk hat uns zusammen gebracht. Beaufort hatte das Buch gelesen, und die größte Freude daran gehabt, daher er denn gerne den Verfasser kennen lernen wollte. Eckstein kam mir dieß zu sagen, ich erinnerte mich gleich des Namens und nach wenigen Erkundigungen ergab sich's, daß der Mann jener Ernestine Beaufort war, mit dem ich 1794 in unserm Garten gespielt, in St. Jakob die Messe gedient u. s. w. Es war ein seltsamer Auftritt, als wir uns wieder sahen; wir betrachteten uns wechselseitig als vierzigjährige Männer, ob wir noch eine Spur jenes Bildes wiederfinden könnten, welches wir in unserm elften Jahr von einander aufgefaßt hatten, und mitten zwischen den Gesprächen über jene Kinderzeit stellte mir der Graf seinen zweiten Sohn vor, den er zum Muster von seinen fünf Kindern mitgebracht, und der nun schon sechzehn oder siebzehn Jahr alt ist! Beaufort hat seine Erziehung in Heidelberg und Münster erhalten, versteht daher sehr gut deutsch, ist auch mit der deutschen Literatur vielfach bekannt und liebt sie. Ich habe einige Stunden recht angenehm mit diesem wirklich sehr edel denkenden Manne zugebracht; aber das Uebel ist, daß man in diesem Lande nie bei dem Geistigen allein stehen bleibt, sondern alles gleich verwirklichen will, und so meinen sie [illegible] sie könnten die Religion durch einige Regimenter Jesuiten wieder herstellen, wie sie sonst gemeint, man könne die Freiheit durch Regimenter von Bürgern einführen. So haben denn diese guten Leute auch gar kein Hehl, daß sie ihre Kinder von Jesuiten erziehen lassen, vielmehr stellte mir die Mutter eine von ihren Töchtern vor, mit der Aeußerung: „Elle et sa soeur reçoivent leur education au couvent du sacré coeur, elles y sont superieurément bien, ce sont des dames Jesuites qui tiennent cette maison.

Ich habe Strixner zwei Päckchen mit Sämereien mitgegeben, das große ist für unsern Garten, das kleine für Mathilde, welches ich derselben mit beiliegendem Briefchen zu übergeben bitte.

Ich habe vergessen von den Coquelicots und Pavots doppelte Päckchen zu machen, Du kannst also mit der Mathilde die vier Päckchen theilen. Diese Blumen können nicht versetzt werden, sie müssen stehen bleiben, wo sie gesäet sind; sie sind wunderschön.

Von den immerblühenden, wohlriechenden Veilchen erhältst Du ein dickes Packet, welches ich sehr in Ehren zu halten bitte. Die Cobea empfehle ich auch Deiner Aufmerksamkeit: es ist eine allerliebste Rankenpflanze, die man in's Freie und in Töpfe setzt, und die mit den schönsten Gewinden und großen violetten Blumen hausboch wird. Den Stängelsellerie und spanische Distel bitte auch gehörig besorgen zu lassen.

Paris, 13 März 1821

Ich habe mich diese Woche tüchtig herumgetrieben, um meine Erlösung aus dieser Wirrwarr-Stadt herbeizuführen. Wenn nur die Freunde mit ihren Bestellungen nicht wären! Sie bilden sich alle nicht ein, wie weitläufig und verschwenderisch hier die Besorgung von Dingen ist, die man in einer deutschen Stadt mit dem größten Vergnügen betreibt.

Von dem Herzog von Ranzon habe ich Chateaubriands Subscription erhalten, sie besteht in sechs Exemplaren. Ich habe das Humboldt zu danken, und freue mich über diese Generosität. Von der Maison du Roi ist noch nichts gekommen, obwohl mir die Subscription für beide Werke versprochen ist. Aber, il faut que tout ce termine, sagte der Herzog von Ranzon, und so hoffe ich, es werde sich das alles noch vor meiner Abreise endigen. Sollte aber etwas hängen bleiben, so überlasse ich den Abschluß Rochette, auf den ich zählen kann, und der mit allen diesen Leuten in gesellschaftlichem Verkehr steht. Es ist ein Jammer, wie langwierig hier alles wird. Ich werde Gott danken, wenn ich den hiesigen Staub einmal von den Füßen schütteln und wieder in einfachen Verhältnissen leben kann. Ich wollte lieber die Stelle von unserm Winzer Johannes auf dem Apollinarisberg versehen, als immer in diesem Getreibe fortleben, wo man keine Zeit hat, zu sich selber zu kommen und immer nur darauf denken muß, wie man die Menschen, die man braucht, antreiben soll. Ja wenn ich hier nichts als Studien zu machen und Kunstwerke zu sehen hätte, so wäre es ein ganz anderes, da ließe ich den Johannes einstweilen noch Johannes seyn.

Den 20. März.

Die Zeichnung von Danneckers Chriſtus iſt angekommen. Ich habe mich gleich mit einem ſehr zuverläſſigen Mann, dem Kupferſtecher Forſter, berathen; er verſicherte mich, daß Desnoyers, Lignon, Richomme u. ſ. w. mit Arbeit überladen ſeyen und ſie die Platte auf keinen Fall unter 12,000 Frs. übernehmen würden. In Deutſchland und Italien ſind die Preiſe wenigſtens um die Hälfte billiger. Sollte Dannecker bei dem Gedanken, das Bild hier ausführen zu laſſen, auf den Abſatz des Pariſer Kunſthandels gerechnet haben, ſo iſt er im Irrthum. Das hieſige Publikum hält nicht viel auf religiöſe Gegenſtände; bei allem Jeſuitenweſen und Pfaffenthum bleiben ſie in der alten Frivolität. Dazu kommt noch, daß ſehr ausgezeichneten und ernſthaften hieſigen Kunſtfreunden und Künſtlern Danneckers Chriſtus zu einfach, zu ſchlicht erſcheint; man will mehr Reichthum, mehr Fülle, eine größere Mannichfaltigkeit der Gegenſätze, genug mehr Effekt. Wenn ich alſo alles überlege, ſo verliert unſer Freund nichts dabei, wenn er das Bild anderwärts ausführen und Paris Paris ſeyn läßt.

Paris, 27. März 1824.

In dieſer Woche iſt wieder ein gut Theil Geſchäfte abgethan worden; ich bin aber auch von alle dem Zeug ſo verdummt, daß ich nöthig habe, mich vor der Abreiſe noch etwas mit Kunſtgegenſtänden zu beſchäftigen, damit ich doch wieder zu mir ſelbſt komme. Letzthin war ich verſtohlener Weiſe auf der Arſenalbibliothek (wie ich denn alles was nicht die abſoluteſte Proſa iſt, ſo habe abſtehlen müſſen), und da fand ich in den Miniaturen die intereſſanteſten Sachen für die Kunſtgeſchichte.

Die Inſchrift von dem Eyck'ſchen Bilde freut mich ſehr, ſo kommt denn nach und nach immer etwas mehr Klarheit in die Geſchichte. Wer nur einmal ſich ganz ungeſtört damit befaſſen und alles ſehen könnte, was geſehen werden muß! Nur Geduld! Es wird ja auch eine Zeit hiefür kommen, und es wird wohl das letztemal ſeyn, daß ich ſo ganz in proſaiſchen Dingen neun koſtbare Monate in der Fremde habe zubringen müſſen.

Bertrams Bericht über das Voſſiſche Buch hat mich ſehr unterhalten, ich habe ihn heute Humboldt und Koreff vorgeleſen, die ſehr darüber gelacht haben. Mich dauert nur der arme Creuzer, denn der nimmt es eben nicht ſo heiter, hat auch leider keine Urſache dazu, weil trotz der Albernheit und Schändlichkeit der Beſchuldigungen doch rückſichtlich der unſchicklichen Behandlung mancher mythologiſchen Gegenſtände immer etwas hängen bleibt.

Der König von Preußen hat mir auf meinen Brief geantwortet, den ich ihm bei Ueberſendung des Exemplars meines Domwerks geſchrieben, und hat mir dazu eine goldene Doſe geſchickt. Der Brief iſt in der gewöhnlichen trockenen Art; doch hat mir Humboldt verſichert, daß man ſie nie freundlicher bekömmt, und zum Beweis hat er mir mehrere Briefe herausgeſucht, die er vom König auf Ueberſendung ſeiner Werke erhielt; es befand ſich ſogar derjenige darunter, welchen er auf die erſte Sendung nach ſeiner amerikaniſchen Reiſe erhalten; und ich muß geſtehen, daß der Zeilen nicht mehr, die Ausdrücke kaum ſo viel beſſer gewählt ſind, als der Unterſchied des Verhältniſſes nothwendig mit ſich bringt. Humboldt klagt über dieſe ärmliche ſteife Manier, die dem preuſ iſchen Hof allein eigen iſt; meint aber, der Zweck, dem König einen Beweis von Verehrung zu geben, ſey erreicht, denn nach ihrer Weiſe in Berlin meinten ſie Wunder was ſie mir mit der Doſe für ein prächtiges Geſchenk gegeben.

Der Brief lautet alſo: „Ich habe das am 8. v. M. von Ihnen eingeſandte Exemplar Ihres Werks über den Dom von Köln beifällig aufgenommen, und meinen Dank durch das beikommende Geſchenk bethätigen wollen; auch will ich noch auf ein zweites ſubſcripiren laſſen, deſſen Verſendung ich gelegentlich erwarte. Berlin, 27. Februar 1824. Friedrich Wilhelm.

Ueber die ärmliche Subſcription hat Humboldt beſonders geſtichelt; aber auch in der Hinſicht hat er mir durch ganz neue Aufträge, die er für anzuſchaffende Kunſtwerke bekommen, einen auffallenden Beweis gegeben, wie knapp alles angegriffen wird, was der Art vom Kabinet und nicht vom Miniſterium ausgeht.

Paris, 31. März früh.

Ich komme soeben vom Postwagen, wohin ich Schnorr begleitet habe; er ist mit Schorn, Heinrich Rapp und Strixner nun schon der vierte, den ich hier auf die Reise gebracht. Dieß versetzte mich in eine wunderliche Stimmung, meine Gedanken und Wünsche folgen dem Reisenden nach dem lieben Vaterlande, und während das gewohnte Gewühl um mich her fortgeht, stelle ich mir im Geiste vor, wie es seyn wird, wenn ich selbst in wenigen Wochen diesen Weg antrete.

Nach so langer Abwesenheit werden mir die Freunde wie die Natur nach langem Winter in einem neuen und desto erfreulicheren Lichte erscheinen; zwar werde ich manches zu beklagen haben, was unbarmherzig Sturm und Axt gefällt, oder was ein leichtsinniger Gärtner sich und andern zum Verdruß gepflanzt; doch das Liebste hoffe ich unversehrt zu finden, und nach so lang anhaltendem kalten Wetter wird meine Freude ja wohl durch keinen blüthenverderbenden Nachtfrost gestört werden!

Seit den letzten Monaten kommt ein Schulkamerad von Heinrich, Julius Mohl, viel zu mir; ich habe ihn sehr gern, er ist ein gar gescheidter, unverderbener, fröhlicher junger Mann; und nebenbei gewährt mir sein Umgang das Vergnügen, trotz seinem Bemühen nach guter Mundart, dann und wann den schwäbelnden Ton zu hören, für den ich nun eben eine Schwachheit habe.

J. Görres an Sulpiz Boisserée in Paris.

Straßburg, 24. März 1824.

Es ist alles glücklich und wohlbehalten hier angelangt. Ich habe mir die Kupfer in aller Bequemlichkeit viel und oft angesehen und meinen Augen die Kost gegeben und scharf aufgemerkt, und es ist herausgekommen, daß Unternehmer und Abnehmer alle Ursache haben zufrieden zu seyn. Zwar kann man sich in der Einbildung die Sache noch vortrefflicher denken, die Dresdener Platte könnte in allen Theilen so malerisch gehalten und in der Ausführung so vollendet seyn, wie es z. B. im

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unterm Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn ſie liegen ohne Wiederkehren;
Unſre Brüder ſollt ihr nicht bedauern:
Denn ſie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle ſieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und ſchon klopfen die verklärten Lieben
Paradieſes Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypreſſenragend
Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
Lebensbäume, breite Schatten ſchlagend,
Decken Blumenſitz und Kräuterflor.

Und nun bringt ein ſüßer Wind von Oſten
Hergeführt die Himmelsmädchenſchaar;
Mit den Augen fängſt du an zu koſten,
Schon der Anblick ſättigt ganz und gar.

Forſchend ſtehn ſie, was du unternahmeſt?
Große Plane? fährlich blutigen Straus?
Daß du Held ſeyſt ſehn ſie, weil du kameſt;
Welch ein Held du ſeyſt? ſie forſchen's aus.

Bleidache ist, die Franzosen könnten da und dort etwas weniger trocken gearbeitet haben: das alles gehört aber zum mieux possible und wer dem nachjagt, geräth bald ins impossible. Man muß es wissen, was dazu gehört, mehrere Menschen ohne Stock und Subordinationsgesetze zu einem Zwecke zu lenken, den sie selber nicht einsehen und in einer Verschwörung sie zusammenzuhalten, um sich zu verwundern, was hier geleistet ist, und wie zwei so disparate Nationen doch durch die Macht der Kunst sich in Harmonie haben einstimmen müssen. Das ist nun freilich die wundersame Gewalt des Geldes, das jetzt als Surrogat für alles fehlende andere einstehen muß, und Begeisterung, Eifer, Treue, Liebe alles durch ein künstliches Ferment und eine Art von Düngsalz ersetzt, mit dem man dem kältesten, kärgsten Boden seine Frucht abzwingt. Es muß Euch freuen, wenn Ihr das Ganze so übersieht, ob's gleich Händel genug absetzt, und man, wenn die Schauspieler ganz charmant und rührend ihre Rollen ausführen, es ihnen nicht anmerkt, wie viel Noth und Sorge sie dem geplakten Direktor hinter den Coulissen gemacht.

Was meine Anzeige betrifft, so ist sie wie gewöhnlich etwas ins Weite ausgegangen, weil ich mich bei der Gelegenheit etwas in das hiesige Münster verlaufen und vertieft und überhaupt nicht die Kunst verstehe, von Großem klein und von Kleinem groß zu reden. Nach Wien wollte ich's nur schicken, weil mich's dort am besten Platze dünkte, ich habe übrigens keinen weiteren Verkehr mit den Dortigen und da sie schon wie Ihr schreibt, einen Andern gefunden, so war mir's auch schon recht, sie in die andern Jahrbücher zu geben.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Paris, 14. April 1824.

Lieber Melchior und Bertram!

Da mein Wunsch, an meinem Namenstag wieder bei Euch zu seyn, nicht in Erfüllung gehen kann, so sollt Ihr wenigstens einen Brief von mir haben, der Euch sagt, wie sehr ich mich sehne, Euch wiederzusehen, und wie mein ganzes Herz von dem Verlangen erfüllt ist, diesen Tag und Eure Namenstage bald

einmal wieder in gemeinſamem Glück und Sorgenfreiheit feiern zu können, wie in jenen guten Jahren, als alle unſere Gedanken auf die Kunſt und höhere Geiſtesthätigkeit gerichtet waren. Wir haben ſeitdem tüchtig gearbeitet und haben nicht Zeit noch Mühe noch Widerwärtigkeit geſcheut, für den Genuß der Welt auf die weite Zukunft hinaus zu ſichern, was uns ſelbſt belehrt und erfreut hat, aber wir ſind zu tief in die Geſchäfte und Sorgen hinein gerathen, das Vermögen iſt größtentheils verzehrt; wir haben uns Verbindlichkeiten aufgeladen, die uns von allen Seiten hemmen, und die eigentliche höhere Thätigkeit, die uns ſämmtlich wie wir ſind, den größten Genuß gewährt, iſt ganz dahin. Dieſer Zuſtand muß anders werden, wir ſind es uns und denjenigen, die wir durch Liebe und Freundſchaft in unſer Schickſal verflochten haben, ſchuldig. Hiermit haben wir uns alſo zunächſt und ausſchließlich zu beſchäftigen. Ich kann Euch verſichern, daß der Gedanke, an unſerer Erlöſung zu arbeiten, mich während meiner langen, mühevollen Pariſer Beſchäftigung allein aufrecht erhalten hat. Es kam mir gerade ſo vor wie damals, wo ich mich von dem Handelsgeſchäft losarbeitete; die Hoffnung, bald meiner Neigung folgen zu können, ließ mich faſt ein ganzes Jahr lang das langweiligſte Comptoirleben überſtehen; ich mußte die wenigen Stunden, die ich der Lectüre und dem Umgang mit Bertram widmete, erſtehlen; und ſo mußte ich hier die Stunden, wo ich Kunſtwerke betrachten oder mit geiſtreichen Menſchen verkehren konnte, zu erhaſchen ſuchen. Ich würde ſehr weitläufig werden, wenn ich Euch meine Lage ganz begreiflich machen und das Unpaſſende, was in meiner Vergleichung zu liegen ſcheint, ganz verwiſchen wollte. Aber ich brauche es eigentlich nicht, da Ihr ſelbſt ja in einem ähnlichen Zuſtand ſeyd, nur mit dem Unterſchied, daß Ihr denſelben vielleicht nicht ſo lebhaft fühlt, weil Eure äußere Umgebung eine angewöhnte, und weniger im Widerſpruch mit Eurer Beſchäftigung iſt. Es hat mir oft das größte Herzweh gemacht, an der Bibliothek und an dem Muſeum, wie an dem Hauſe eines Freundes oder einer Geliebten vorbeigehen zu müſſen, die ich, ohne ihnen abtrünnig geworden zu ſeyn, nicht beſuchen durfte! Bertram iſt mir alſo mit ſeiner Herzensergießung wegen der nöthigen Kunſtſtudien und Reiſen ganz recht gekommen, nur wundert es mich, daß er jetzt vom Reiſen ſpricht, da doch

zunächst für Haus und Hof gesorgt werden muß. Frankfurt oder Stuttgart, Berlin oder München: auf einen dieser Orte muß unser Augenmerk nun mit allem Ernst gerichtet werden, und ich denke Frankfurt, wenn die Processgeschichte nicht gar zu lange sich verzieht, wäre besonders nach der Einleitung vom vorigen Sommer das rechte. Dahin habe ich auch alle meine Gedanken gerichtet. Nicht nur ich, sondern auch Ihr sollt reisen können, eins nach dem andern, aber vorerst muß das Haus bestellt seyn. — Auch will ich offenherzig gestehen, möchte ich in der Zukunft nicht gern mehr weite Reisen allein machen; wen ich aber bei mir haben möchte, wißt Ihr; und auch in der Hinsicht hoffe ich, werdet Ihr eine Wahl billigen, in der ich mich seit vieljähriger Bekanntschaft bestärkt und bei der ich alle bedenklichen wie alle angenehmen Seiten gehörig erwogen habe. — Doch da komme ich auf einen Text, den ich nicht berühren wollte, und den ich gewaltsam abbrechen muß, wenn ich nicht gleich viele Seiten voll schreiben will. Den Wissenden mag es genug seyn.

Ich habe mich in Eurer Liebe nie verrechnet, Ihr habt treu und redlich mit mir ausgehalten und ich habe es mit Euch. So soll, so wird es bis zu unserm Ende bleiben; aber wir stehen auf einem Punkt, wo wir uns wechselseitig zu den Veränderungen entschließen müssen, die unsern moralischen und ökonomischen Bedürfnissen noth thun, gerade damit das in seinem innersten Grund so schöne und edle Verhältniß, welches zwischen uns Dreien besteht, nicht durch überwältigende Widerwärtigkeiten erdrückt, in ein trauriges verwandelt wird, vielmehr zu seiner ursprünglichen Freudigkeit und Fruchtbarkeit wieder aufblühe!

Sulpiz Boisserée.

Paris, 29. April 1824.

Was Reiter, was Reiter! rufen die Jungen, wenn sie Vögel suchend einen reichen Fund gethan; und gerade so kann ich rufen, denn Ihr könnt Euch keinen Begriff machen von dem Schatz alter Miniaturen, der hier in den Bibliotheken verborgen liegt. Die Bibliothekare kennen das wenigste, sie begnügen sich von einigen

zufällig berühmten Manuscripten zu sprechen; aber wenn man wissen will, daß die schönsten Chroniken, Gebetbücher, Bibeln, Romane und Gedichte, aus den Bibliotheken der Könige Karl V. und VI., der Herzoge von Berry, Anjou und Burgund, daß die ganze Bücherpracht des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts noch vorhanden ist, der muß wie ich selbst an die Schränke gehen. Da sind ganze Folianten mit den Geschichten der Römer, der Juden, der Kaiser u. s. w., wo sich große Bilder aus der Schule des Eyck und Hemmeling zu hunderten finden. Das Alles gehörig durchzusehen, daran ist nicht zu denken, man müßte ein paar Monate haben, und die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts dazu lesen. Ich beschränke mich bloß auf eine Uebersicht und auf die zunächst für das Verhältniß der altkölnischen voreyckischen Schule wichtigsten Notizen.

Eine planmäßige Benutzung der hiesigen und Englischen Miniaturschätze, der Niederländischen, der Wiener, Venetianer und Florentiner, muß die schönsten Aufschlüsse über unsere alte Malergeschichte geben. Es liegt darin eine ganze Welt verborgen. Man kann allein aus dem Studium der Manuscripte das schönste Buch machen; die Mannichfaltigkeit der Gegenstände ist unendlich, nichts ist ungemalt geblieben: da seht Ihr nicht bloß heilige Geschichten, sondern das ganze Hof- und Lagerleben, Schlachten, Seefahrten, Liebesgeschichten, alle bürgerlichen Verrichtungen und Handwerke, häusliche Scenen, öffentliche Feste in Kirchen und auf Straßen, Processionen, Komödien u. s. w.

Was sich aber hier in Paris findet, muß sich auch noch in andern großen alten Bibliotheken finden, und nun denkt Euch, daß man so vorbereitet wie wir sind, mit gehöriger Muße diese Dinge untersuchen könnte! Gott gebe, daß es uns verliehen werde; es würde uns und der Welt viel, viel Freude machen.

Für heute nicht mehr, es ist schon acht Uhr und man hat mir versprochen, um diese Stunde die Arsenalbibliothek für mich zu öffnen. Ich thue nichts anderes, lebe ganz incognito und hoffe bald mit der Uebersicht fertig zu werden. Einen höchst interessanten Codex mit ungefähr hundert Miniaturen in dem altkölnischen Styl vom Jahr 1409 habe ich auch noch entdeckt und gehörig benutzt.

Am Sonntag hoffe ich endlich abzureisen.

Straßburg, 4. Mai 1824.

Seit einigen Stunden höre ich, Gott sey Dank, wieder deutsch sprechen. Ich bin mit dem Courier in 48 Stunden hier angekommen, und setze mich in der Freude meines Herzens gleich hin, Euch diese gute Nachricht zu verkünden. Ich habe noch die schönsten Entdeckungen in den Bibliotheken gemacht, darüber mündlich.

Morgen gehe ich zu Görres, Schweighäuser und Engelhard. Uebermorgen reise ich weiter, um so bald als möglich bei Euch zu seyn.

Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 29. August 1824.

Lieber Melchior! Thomas, Reinhard, Ehrmann und Guaita habe ich gestern schon gesprochen und mit Böhmer heute bei Thomas im Garten gefrühstückt. Wie ich mir habe erzählen lassen, ist Alles in günstiger Stimmung für uns. Die Hauptschwierigkeit liegt in dem Städelschen Proceß; es scheint aber, daß man sich von der Nothwendigkeit überzeugt hat, dieser verdrießlichen Geschichte ein Ende zu machen.

Es wäre wirklich sehr zu bedauern, wenn das Schicksal nicht erlauben sollte, daß wir in einer Stadt unsere bleibende Niederlassung fänden, wo wir so viele wahrhafte Freunde haben, wie hier. Wir sind zwar noch ferne vom Ziel, aber ich kann doch nicht laugnen, daß sich eine große Wahrscheinlichkeit für uns zeigt.

Den 7. September.

Heute kann ich Dir sagen, daß ich morgen früh nach Wiesbaden und Schlangenbad gehe, wo ich die Piotaz und Bettina Arnim besuchen und mit dem Minister von Altenstein und Hrn. v. Nagler zusammentreffen werde. Letzteren habe ich gestern hier gesehen, er war äußerst freundlich, und vertiefte sich mit mir so sehr in artistische Gespräche, daß, als ich ihn noch auf einem Ausgang begleitete, er sich zweimal in den Straßen verirrte. Er sprach gleich von unserer Sammlung, von seinem Vorhaben uns

bald zu besuchen, und von unserm Verhältniß in Stuttgart, welches, wie er hoffe, noch ganz unabhängig sey u. s. w.

Möchtet Ihr nur das herrliche Wetter so genießen, wie man es hier genießt; freilich die frische, weite Rhein- und Mainluft habt Ihr dort oben in dem engen Thal nicht! Doch die constante, auch die Nacht dauernde Wärme thut überall wohl.

Wiesbaden, 13. September 1824.

Ich habe Euch noch von Altenstein zu schreiben; das ist ein seltsamer Mann, ein philosophirender Minister, ein Idealist, wie mir unter den Geschäftsmännern der höheren Klasse noch keiner vorgekommen; ein Mann, der die Hegel'sche Philosophie fromm nimmt und sie durch das sittlich-religiöse Medium auf's Leben anzuwenden sucht. Solch eine Erscheinung mag nun freilich viel besser in das einsame Waldthal des Schlangenbads, als unter die staubigen, von Wagengeräusch dröhnenden Berliner Linden passen. Er empfing mich, wie damals in Heidelberg, als er uns zuerst besuchte; dankte für die gute Aufnahme seiner Kinder in Stuttgart, auf welche unsere Sammlung (besonders auf seine Tochter) einen Eindruck gemacht, der ihm vieles verspreche u. s. w. Dann bedauerte er die Nichterfüllung seiner Wünsche in Rücksicht auf uns; versicherte, daß er in seiner Gesinnung gegen uns immer gleich geblieben und am Ende doch noch die Sammlung in Berlin zu sehen hoffe. Ich eröffnete ihm, was ich Schinkel in Stuttgart gesagt, und er betheuerte, daß er alles was von ihm abhange, thun werde, um eine Aufforderung an uns ergehen zu lassen. Aussichten wären für uns in Berlin, aber es komme alles auf das Schicksal an, es gehe mit solchen Sachen gar wunderlich, vieles machten die Menschen, vieles und oft noch mehr der Zufall und die augenblicklichen Umstände. Ich erwiderte, wir betrachteten die Sache ebenso, und weil sie nun einmal durch ihn und durch Schinkel wieder zur Sprache gebracht worden, so hätte ich es für Pflicht gehalten, ihn von unserm gegenwärtigen Standpunkt zu unterrichten. Im übrigen würden wir ebenso der natürlichen Entwicklung unserer Verhältnisse folgen und je nachdem diese sich in dem Augenblick gestaltet hätten, wo uns von preußischer

Seite etwas Näheres eröffnet würde, würden wir antworten. Damit war er vollkommen zufrieden.

Ueber die Erwerbung der Sellp'schen Sammlung, sowie über viele andere Dinge sprach er sich auf eine merkwürdige Weise aus. Auch über Cornelius und das Kunsttreiben am Rhein, über das Verhältniß der Akademie und der einzelnen Künstlerwerkstätten, über Hirt und Schinkel, die in vielen Stücken uneins, wiewohl auch in vielen bedeutenden Verhältnissen einverstanden seyen, sprach er viel. Wegen dem Domwerk machte er mir Hoffnung eine Summe von dem König zu erhalten, welche ich mit Exemplaren wieder abzutragen hätte. Nur rieth er und Hr. v. Nagler, noch ein paar Monate zu warten, bis die gegenwärtige Zeit des Wirrwarrs neuer Organisationen vorüber sey.

Frankfurt, 1. Oktober 1824.

Lieber Melchior! Ich habe aus Deinem Brief recht gern gesehen, daß Ihr über die hiesige Angelegenheit ganz wie ich gedacht habt. Der Vorsatz, dieselbe mit aller Ruhe und Ueberlegung zu betreiben, hat mich veranlaßt, noch einige Tage hier zu bleiben. Auch hat mir das kalte Wetter weh gethan, darum schob ich die Reise nach dem Apollinarisberg noch auf, was mir um so leichter wurde, weil ich bei Willemers ganz behaglich wohne.

Gestern war ich mit der Willemer im Cäcilienverein, wo sie heimlich veranstaltet hatte, daß mir zu Liebe vier Chöre aus dem Messias von Händel gesungen wurden. Die Aufführung besonders des Halleluja war herrlich, und besser als ich es je gehört habe. Der Musikdirektor Schelble widmet sich ganz dieser Akademie, ist ein vortrefflicher Musiker und aufrichtiger Verehrer des guten, ächten Kirchenstyls. Willemer hatte Thomas, seine Frau und Passavant zum Abendessen gebeten. Da war nun das Loben der Aufführung sehr leicht, und damit die beste Einleitung zu einem fröhlichen Abend getroffen. Passavant hatte dabei die beste Gelegenheit gehabt, meine Ansichten kennen zu lernen. Als ich ihn am andern Morgen zum Abschied besuchte, brachte er das Gespräch auf die Städelsche Geschichte, und klagte darüber, daß es so schwer sey, etwas Vernünftiges zu Stande zu bringen. Er meinte,

wenn er Leute wie wir zur Seite hätte, könnte er vielleicht hoffen, mit seinen Collegen ins Reine zu kommen. Ich erwiederte, daß dazu für jetzt noch keine Aussicht wäre, ich ihm aber verspreche, daß wo ich auch in der Zukunft wohnen möge, ich ihn gerne mit unsern Erfahrungen unterstützen würde.

Koblenz 9. October.

Ich bin am Montag bis Castell gefahren, von dort nach Elfeld geschifft, von wo aus ich einen Gang nach der Kirche und Kapelle von Niederich machte. Den andern Tag wanderte ich nach der alten Abtei Eberbach, die im Gebirge liegt, und kehrte abends bei Frau Toni Brentano in Winkel ein. Ich wurde mit alter Freundlichkeit und der Versicherung aufgenommen, daß man mich schon lange erwartet habe. Das einfache, häusliche Wesen, worin ich sie mit ihren Kindern fand, machte mir einen doppelt angenehmen Eindruck. Das war ganz so wie wir es lieben, anständig reichlich, aber durchaus bürgerlich und behaglich. Das neue Haus in Frankfurt dagegen ist sehr schön, ja prächtig; die Gemäldesammlung der Frau Toni, mit dem was sie noch dazu gekauft, ist sehr schön aufgestellt, worunter sich der Van Dyck allerdings mehr auszeichnet, als irgend ein Bild in der Städelschen Sammlung.

Köln, 19. October 1824.

Lieber Melchior! Nach einem kurzen Aufenthalt auf Apollinarisberg bin ich mit dem Schnellwagen hieher gefahren. Die ganze Familie habe ich wohl und guter Dinge gefunden, besonders unsern Bruder Bernhard, der von seiner Reise nach Rotterdam und Antwerpen, wo er als Stimmführer der hiesigen Actionäre bei der Rotterdamer Stoomboot-Maadschappy der Generalversammlung beigewohnt hat, über die Maßen entzückt ist. Die große Handelsthätigkeit in Holland, die freundliche Aufnahme von Seiten der Dampfschiff-Gesellschaft, welche unter dem Präsidium des Grafen Limpurg Stirum steht und der glückliche Erfolg, den

sein Bericht von dem Ministerium sowohl, als von den übrigen Behörden, welchen die Handelskammer denselben mitgetheilt, gehabt hat: das alles hat so vortheilhaft auf ihn gewirkt, daß er mir sagte, er fühle sich durch diese Reise um zwanzig Jahre verjüngt. Er hat sich in einigen Stücken sehr verändert; so ist er auch jetzt ganz gut gegen die Regierung gestimmt.

Er wünschte, daß ich Cotta davon benachrichtigen sollte, daß bis zum 30. ein Dampfschiff von Rotterdam hier erwartet werde, um eine Probefahrt auf dem Oberrhein zu machen; da Cotta bis dahin noch eintreffen kann, so habe ich gleich an ihn geschrieben.

Bertrams Brief über die Stuttgarter Kunstausstellung hat mich sehr interessirt, und es freute mich außerordentlich, zu erfahren, daß der brave Steinkopf endlich einen Gehalt bekommen hat; ohne Zweifel ist daran die Aussicht schuld, die Rother ihm in Berlin eröffnete.

Den 26.

Mein Plan, die alte Stadt anfangs der Woche wieder zu verlassen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe wegen Unwohlseyn mehrere Tage das Zimmer gehütet. Jetzt geht es wieder; ich habe die Geschäfte mit Dumont und Schauß geordnet, bin bei mehreren Freunden gewesen, habe die Domreperaturen inspicirt, die alten Wandgemälde im Dom untersucht; aber noch ist manches zurück, und ich weiß nicht, wie ich vor Cotta's Ankunft fertig werden soll, so daß ich wohl darauf verzichten muß, mit ihm zurück zu reisen. Auf jeden Fall werde ich ihn auf dem Apollinarisberg empfangen.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Apollinarisberg, 29. Oktober 1824.

Ich bin vor wenigen Stunden hier angekommen und habe Eure beiden Briefe gefunden. In Köln verließ ich alles in großer Spannung auf das Dampfschiff, welches nach einer gestern Abend eingetroffenen Staffette bereits in Zons angelangt war und heute

morgen um neun Uhr in Köln ankommen sollte. Die Fahrt von Rotterdam bis Zons war mit dem besten Erfolg zurückgelegt worden, und die an Bord befindlichen kölnischen Deputirten drückten sich in ihrem Schreiben mit dem größten Enthusiasmus aus. Die kölnischen Kaufleute fühlen natürlich das Bedürfniß, bei der allerwärts eingeführten Schnelligkeit auch für die Rheinschifffahrt neue Beschleunigungsmittel anzuwenden, wenn sie nicht vollends zu Grunde gehen soll, und so gewinnt denn dieser Versuch mit dem Dampfschiff die höchste Wichtigkeit, sowohl für den Handelsals den Schifferstand. Die Schiffer betrachten die Sache noch aus einem andern Gesichtspunkt; sie möchten sich's wohl gefallen lassen, ihre Schiffe statt durch Pferde durch das Dampfboot ziehen zu lassen; aber sie fürchten auch, man möchte die Waarentransporte durch die Dampfboote selbst veranstalten, was denn ihren gänzlichen Ruin zur Folge haben würde, weil die Dampfschiffe nur durch Gesellschaften unternommen werden können und es nicht möglich wäre, die ganze Schiffergemeinde für den Verlust eines Gewerbes zu entschädigen, welches so vielen Familien für sich und ihre Erben und Enkel fortwährend ein anständiges Auskommen darbot. Mehr brauche ich Euch nicht zu sagen, um Euch begreiflich zu machen, daß unsere gute Stadt Köln über diese Dampfschiffsangelegenheit wirklich in eine Art von Gährung gerathen ist. Heute um Mittag wollten die Direktoren der Stoomboot-Maadschappy dem kölnischen Handelsstand und der Regierung das schon früher angebotene Festessen geben und Spazierfahrten auf dem Rhein zwischen Köln und Bonn anstellen; sodann wollte sie die Fahrt bis Mainz fortsetzen, auf der Heimkehr einen Tag in Köln verweilen und von da in *einem* Tag nach Rotterdam zurückfahren.

Wie sich das nun mit Freund Cotta's Reise fügen wird, müssen wir sehen. Vielleicht hat das heutige unaufhörliche Regenwetter die Direktoren bestimmt, das Fest aufzuschieben. Bernhard will auf jeden Fall die Reise nach Mainz mit dem Dampfschiff machen, und ich habe ihn in diesem Vorhaben bestärkt.

Das schlimmste von allem aber wäre, wenn das Regenwetter auch morgen anhielte; heute waren die Berge den ganzen Tag über in Regendunst gehüllt, und auch jetzt noch höre ich die Dachtraufe.

Mit meinen kölnischen Kunstangelegenheiten bin ich bis auf

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt.
Glück und Hoheit alles ist verschwunden
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling bist willkommen!
Alle sind wie alle licht und klar;
Hast du Eine dir ans Herz genommen;
Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannichfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äußerst ausersinnt;
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

weniges im Reinen. Ich habe nun Lieversbergs, Tosettis, Buchhändler Schmitz und Harthausens Sammlung wieder gesehen. Das Wichtigste von allem bleiben die Bilder von Lukas van Leyden und die Passion von J. van Meckenem bei Lieversberg. Die Wallraff'sche Sammlung habe ich noch zu sehen. Fuchs und de Noël bemühen sich sehr fleißig, das ungeheure Chaos von Kupferstichen, Handzeichnungen, Büchern, Manuscripten, Münzen, Gemmen und Antiquaillen zu ordnen und haben schon ein gut Stück Arbeit zu Stande gebracht; an Kupferstichen besonders hat sich ein großer Reichthum gefunden. — Aber warum spreche ich zuerst davon, da ich ganz voll von einer Angelegenheit bin, gegen die alles übrige verschwindet. Es ist der Zustand des Doms, der wie ein alter, vom Sturm verheerter, halbentblätterter Wald aussieht. Ich kann Euch nicht sagen, wie betrübt ich geworden bin, als ich das Verderben gesehen, welches durch die Fahrlässigkeit und Gemeinheit der Menschen über dieses herrlichste aller Gebäude gekommen; ich fühlte auf das lebhafteste, wie es jenem kölnischen Bildhauer mag zu Muthe gewesen seyn, als er überwältigt von dem Gedanken der Vergänglichkeit in die Einöde flüchtete! — Die Verwitterung, weil man eben für die Erhaltung des Steinwerks nichts gethan, hat besonders seit dem Regenjahr 1816 mit solchen Riesenschritten zugenommen, daß ich, nachdem ich das Gebäude seit zwölf Jahren nicht mehr in der Nähe betrachtet und untersucht hatte, meinen Augen kaum trauen mochte! Es ist freilich noch zu helfen, aber es ist so viel und so schnell viel zu thun, daß man an den Mitteln und an der Kraft verzweifelt, die hiezu nöthig sind. Denkt Euch, daß alle Strebebogen abgenommen und neu gewölbt werden müssen! Mehr sage ich nicht, denn nun werdet Ihr wohl begreifen, daß es mir war, als wenn man zu einem alten Freund kömmt und entdeckt, daß er an einem tödtlichen Uebel leidet. Gott gebe, daß meine Furcht nicht in Erfüllung gehe, daß die gehörigen Mittel herbeigeschafft und mit gehörigem Nachdruck verfahren werde. Der jetzige Bauinspektor, Ahlert, ist ein sehr tüchtiger und eifriger Mann, der großes Vertrauen einflößt, aber zu sehr untergeordnet, um, wie es sich gebührt, durchgreifen zu können. Außer den 100,000 Thalern, welche von der Regierung bewilligt worden, sind nun schon wieder neue Anschläge von 250,000 Thaler nach Berlin gesandt worden

und jetzt, da ich alles im Einzelnen geſehen und unterſucht habe, zweifle ich, ob das noch hinreichen wird?

Abends 11 Uhr.

Ich hatte eben ſo weit geſchrieben, als mir Cotta's ihre Ankunft in Remagen melden ließen. Er wollte noch die Nacht durch nach Köln fahren, um morgen früh das Dampfboot zu beſteigen; ich brachte ihn aber dazu, daß ſie das Schiff hier erwarten wollen, um gleich nach Mainz mit zu fahren.

Morgen früh hole ich die beiden Reiſenden auf den Berg, und dann wollen wir ſehen, wie ſich die Sache weiter entwickelt.

Den 31. Oktober 1824, morgens halb neun Uhr, am Bord des Dampfſchiffs de Zeeuw (der Seeländer).

Lieber Melchior, wir haben geſtern das Dampfſchiff um halb fünf gegen den Berg heraufkommen ſehen und ſind ſogleich an Bord gegangen. Herr v. Cotta, ſeine Frau, unſere beiden Nichten, unſer Neffe Nicolas und ich; wir dachten nur bis Erpel mitzufahren, aber Bernhard beſtand darauf, daß wir bis Andernach gehen ſollten, weil die Schwierigkeiten des Ein- und Ausſteigens während der Fahrt, zumal in der Dämmerung, uns nur zu augenſcheinlich waren. Als wir in die große Kajüte kamen, fanden wir eine zahlreiche holländiſche Geſellſchaft, einige Perſonen von Aachen und Lüttich und die kölniſchen Deputirten an der Mittagstafel, an der man eben das Deſſert ſervirte, zwei holländiſche Damen machten die Honneurs. Es war wirklich wie eine Zauberei, als wir uns auf einmal ſo in die fremdeſte Geſellſchaft verſetzt fanden, die in der eleganteſten holländiſch-engliſchen Umgebung ſich auf alle Weiſe gütlich that, während das Geräuſch der Räder uns erinnerte, daß wir durch eine Maſchinerie die Wellen bekämpften, daß wir uns in einer Art ſchwimmender Mühle befanden. Der Tag war über die Maßen ſtürmiſch geweſen, das Waſſer war über drei Schuh gewachſen, die Steinkohlen, deren in jeder Stunde 500 Pfund verbrannt werden und welche in Köln eingenommen worden, waren von geringerer Qualität

als diejenigen, auf welche die Maschine berechnet ist; auch machte die Dunkelheit einer regnerischen Nacht den Steuermann bedenklich, trotz alledem setzten wir unsere Reise fort, und nachdem die Gesellschaft sich abwechselnd mit Theetrinken, Schachspielen, Kartenspiel u. s. w. die Zeit vertrieben, kamen wir um halb eilf in Andernach an, wo wir unsere Nichten und den Neffen aussetzten: wir andern blieben an Bord. Frau v. Cotta und die beiden holländischen Damen schliefen in dem Pavillon, wir Männer in Hängematten in der zweiten Kajüte und in dem Salon der großen Kajüte auf den wohl gepolsterten Bänken. Jetzt sind wir seit halb sieben Uhr wieder im Fahren; in der Nacht ist das Wasser noch drei bis vier Schuh gewachsen, und es fragt sich, ob wir die Reise bis Mainz und Frankfurt fortsetzen können, oder ob wir von Koblenz zurückkehren? Da mich nun einmal das Dampfwesen auch ergriffen hat, so weiß ich nicht, was daraus werden kann. Die holländische Regierung legt sehr viel Gewicht auf diese Probefahrt und hat einen eigenen Commissär zu der Reise mitgegeben, einen Herrn van Roye aus dem Haag, auch sind die beiden Directoren und der Erbauer der Maschine an Bord. Um Euch einen Begriff von der Eleganz und Bequemlichkeit des Schiffes zu geben, brauche ich nur zu sagen, daß das Getäfel und alle Möbel von Mahagoniholz ist, daß zwei Küchen vorhanden sind, daß vier Aufwärter für alle Bedürfnisse sorgen, alles mit Wachs beleuchtet ist, und was der angenehmen Eitelkeiten noch mehr sind. Cotta ist verdrießlich darüber, daß die Schiffe von Church viel unvollkommener sind und viel Geld zu ersparen gewesen wäre, wenn er früher den Direktor dieser holländischen Dampfschiffe, Hrn. Röntgen von Neuwied, hätte kennen lernen. Wir sind erst um halb ein Uhr nach Koblenz gekommen, weil während unsrer Fahrt das Wasser jede Stunde noch um einen halben Fuß gewachsen und eine wahre Ueberschwemmung eingetreten ist. Der Strom ist seit gestern um zwölf Fuß gestiegen. In Folge dieses Ereignisses werden wir die Reise nicht fortsetzen, sondern morgen nach Köln zurückkehren. Ich bin froh, daß sich die Expedition auf hier beschränkt. Bernhard zu Gefallen hätte ich wohl die Reise bis Frankfurt mitgemacht, aber nun da diese Aufforderung wegfällt, ist mir's natürlich viel lieber. Frau v. Cotta wird Euch von der ganzen Fahrt eine angenehme Erzählung machen. Ihr und der

kölnischen Schiffer Gebet hat gewiß den Sturm und diese ungeheuere Fluthen herbeigezogen, die uns hindern weiter zu fahren.

St. Goar, 2. November 1824.

Wir sind doch gestern noch hieher gefahren. Nachdem in Koblenz die Röhren von dem vielen Schlamm gereinigt worden waren und eine Probe mit Holz und Steinkohlenmischung zur Hervorbringung einer gedrängtern Hitze befriedigend ausgefallen, entschloß sich der junge lebhafte Direktor Röntgen, die Reise so weit fortzusetzen als möglich. Wir wurden durch die Widerspenstigkeit des Brückenmeisters so aufgehalten, daß wir erst um halb zehn durch die Brücke fahren konnten. Das Wasser war seit unserer Ankunft und während der Nacht noch um sechs Fuß gewachsen; in unserem Gasthof zu den „drei Schweizern" waren wir morgens um vier Uhr schon durch ein gewaltiges Gepolter von Tischen und Stühlen geweckt worden, weil man die Zimmer der Ueberschwemmung wegen räumen mußte; trotz alledem machten wir die Reise hieher in sechs Stunden.

Unsere Fahrt glich einem Triumphzug; es war ein wahrer Freudenzug, überall kamen die Einwohner jung und alt ans Ufer, und staunten das wunderbar einherrauschende Mühlenschiff an, welches bei einer der größten Ueberschwemmungen, wo kein Schiff mit Pferden gezogen werden kann, seinen Weg durch die mächtigen Wasserwogen ruhig fortsetzte. Weil gerade Freitag war, so befanden sich die Leute ohnehin alle auf der Straße, aus der Kirche kommend oder dahin gehend; dazu kündigten wir unsere Ankunft bei jedem etwas bedeutendern Ort mit einigen Kanonenschüssen an, hatten unsere Flaggen und Wimpel aufgezogen und hielten uns trotz dem unaufhörlichen Regenwetter immer auf dem Verdeck. Im Jahr 1817 ist schon einmal ein Dampfboot nach Koblenz gekommen, aber oberhalb dieser Stadt hat sich vor dem Seeländer noch nie eins gezeigt, und jenes erste Dampfschiff war überdem so schlecht construirt, daß man noch Pferde hat zu Hülfe nehmen müssen, um es bis Coblenz zu bringen.

Alte Weiber schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, andere legten sie wie zum Gebet ineinander, Kinder jauchzten,

Männer schwenkten die Mützen und Hüte, und oft brach die ganze Volksmasse in ein lautes Hurrah aus, welches von der Schiffsgesellschaft erwiedert wurde. Der Steuermann, ein tüchtiger Kerl, Urban von Köln, setzte was daran, so nahe als möglich am Ufer zu fahren, und weil der Fluß überall ausgetreten war, so kamen wir ganz dicht bei den Häusern und Gartenmauern vorbei, und konnten den Menschen genauer ins Gesicht sehen als sonst jemal: hiebei hatte ich nun die Freude zu bemerken, daß auch keiner von den Schiffern, die hier wohnen, ein verdrießliches Gesicht machte.

Heute früh hoben wir schon halb sieben Uhr die Anker, aber unser Dampf hatte nicht die Kraft, um mehr als 22½ Wendungen der Räder in einer Minute hervorzubringen, da sie mit Lütticher Kohlen und bei gewöhnlichem, nicht so schlammichtem Wasser immer 32 Wendungen machen; wir mußten also wieder anlegen, um die Herren und den Keßel reinigen zu lassen. Ob wir nun nach Mainz fahren oder nach Köln zurückgehen, wird sich morgen zeigen.

Thue mir die Liebe, Melchior, und erzähle der Mathilde meine Schicksale und beruhige sie wegen der Gefahr, die sie sich vielleicht einbildet, und deren keine andere vorhanden ist, als überall im Leben.

Den 4. November 1824.

Wir sind gestern Mittag um halb zwei Uhr um die Pfalz herum gefahren, nachdem wir Cotta und seine Frau ausgesetzt hatten, und als wir unsere Wendung genommen, flogen wir vor Caub mit Blitzesschnelle vorbei und kamen in zwei und einer halben Stunde bis Koblenz. Hier fuhren wir in sieben Minuten die Mosel hinauf bis an die Brücke und wieder zurück; das war ein eigentlicher Triumphzug, von unserm kölnischen Steuermann Urban mit aller Meisterschaft und Kunst ausgeführt. Die Nacht brachten wir in Neuwied zu.

Diesen Morgen holte ich meine Sachen auf dem Apollinarisberg ab, es war halb acht Uhr, als wir wieder abfuhren. In Köln halten wir nur ein paar Stunden und werden morgen in Rotterdam seyn.

Diese Reise ist mir zu merkwürdig, es ist etwas in diesem

Zusammentreffen mit dem Dampfboot, was mir zuwinkt; ich habe seit vorgestern gegen den Gedanken angekämpft, daß ich bis Rotterdam und Antwerpen mitgehen müßte; aber alles was ich dagegen zu erwägen hatte, hielt das Gewicht nicht, und ich bin seit diesem Morgen früh so klar entschieden als möglich. Bernhard ist außer sich vor Freuden über meinen Entschluß.

Nur eins beklage ich bei dieser herrlichen Fahrt, daß wir überall das Land überschwemmt und unsäglichen Schaden finden. Diesen Morgen fuhren wir im stärksten Sturm am Trachenfels vorbei; die Seeleute sagten, die Wogen seyen fast so stark als auf dem Meere. Diese Nacht ist das Wasser noch um anderthalb Fuß gewachsen.

Jetzt sind wir am Zumpützischen Gut am Baven; wenn ich die Adresse gemacht habe, sind wir am Holztyer.

Den 9. November 1824.

Die Adresse ist nicht gemacht worden, denn in dem Augenblick, als ich sie machen wollte, hörte ich oben rufen: Die Brücke steht noch, wir kommen nicht durch. Die Brücke war trotz dem ungeheuern Wasser nicht abgeführt worden, und nun hielt man es für gar zu gefährlich, die Hand daran zu legen, ehe der Strom wieder einen ruhigern Lauf genommen hatte. Und so warteten wir denn von einem Tag zum andern, bis heute endlich die Brücke geöffnet und das Dampfschiff durchgeführt werden konnte. Das Schiff liegt nun an der Trankgasse und morgen früh lichten wir die Anker. In dem Augenblick, als ich den Gedanken zur Weiterreise faßte, hatte ich mir vorgenommen, Boecker zu bitten, mir seinen Sohn Gustav mitzugeben. Daß mir dieses gelang, war mir höchst angenehm, denn Gustav ist ein lebhafter, gescheidter und sehr gutwilliger junger Mann. Von der andern Seite empfahl sich durch den Vorzug das Angenehme, daß die holländischen Damen und die ganze holländische Gesellschaft ihre Rückkehr zu Lande antraten, und nur Herr Röntgen und Cockerill, die beiden allein interessanten Männer, zurückblieben. Was nun meine Gründe für die Reise betrifft, so ist es erstens die bequeme und schnelle Fahrt, wodurch ich in Stand komme, die Reise nach Brabant noch vor dem Winter unternehmen zu können; dann zweitens hat

dieß Dampfschiff etwas von der Fortuna an sich, und ich weiß nicht, warum ich ihr den Rücken wenden soll? Es ist eine neue Sache von der größten Wichtigkeit und sie hat außer dem Reiz der Neuheit auch noch jenen des Wunderbaren, verbunden mit dem Einträglichen; das ist denn nun für diese närrische Welt das Anziehendste. Es schien mir, es könnte nicht schaden, wenn ich mir eine allgemeine Uebersicht und klaren Begriff von der Sache und dem Unternehmen verschaffte; auch dachte ich, es sey nicht übel gethan, so der Neigung zu den Geschwistern und der Heimath nachzugeben, indem ich durch den glücklichsten Zufall, als Beobachter eines der wichtigsten Ereignisse für die Schiffahrt und die Rheinlande im Stande wäre, mit meinen Bemerkungen und allgemeinen Ansichten einigen Nutzen zu stiften, und den Leuten, die wie verblendet daliefen, vielleicht etwas auf den rechten Weg zu helfen, ohne deßwegen den meinigen im geringsten zu verlassen. Um aber die Sache einigermaßen gründlich kennen zu lernen, mußte ich mich entschließen, bis zu ihrem eigentlichen Stapelplatz vorzudringen und dort als Amateur mit eignen Augen zu sehen.

Bernhard und dem hiesigen Handelsstand habe ich schon manchen Dienst in dieser Angelegenheit geleistet, und sie haben dieß so sehr anerkannt, daß sie von einer Direktion des hier zu errichtenden Dampfschifffahrts-Vereins gesprochen haben; ich erwiederte aber Herrn Koch, Präsidenten der Handelskammer, der mir dieß unter vier Augen eröffnete, daß ich aus Rücksicht für meinen Bruder Bernhard, die Stadt und die Rheinschiffahrt die Dampfschifferei mit besonderem Interesse beobachtet und meine Bemerkungen darüber gern mitgetheilt hätte; das würde ich auch noch weiter thun, insofern die Reise, die ich zu Kunstzwecken unternehme, mir dazu Gelegenheit verschaffe, daß ich mich aber zu nichts verbindlich machen und nie meine Carriere verlassen könne. Was ich auf meinem Wege zum Nutzen des Rheinhandels beobachten, vielleicht anrathen könne, würde ich gerne mittheilen, ohne alle Bedingung und Bindung.

Ihr seht, es ist allerlei zur Sprache gekommen; da mir aber dergleichen Tentationen weder neu noch gefährlich sind, so haben sie mich nicht aus meiner Ruhe gebracht, ich denke, Ihr werdet ganz mit mir übereinstimmen.

Nun aber weiter: der Dampf treibt mich also in der späten

Jahrszeit nach Holland, Brabant, Flandern, wo ich recht viele schöne Sachen zu sehen und viel für unsere Kunstgeschichte zu lernen hoffe.

Bertrams Brief von der Ueberschwemmung hat mich höchst überrascht; Gott sey Dank, daß Ihr nicht mehr in Noth gerathen; aber welch ein unsäglich Elend ist über so viele Menschen gekommen!

Rotterdam, 12. November 1824.

Gestern Nachmittag sind wir glücklich hier angekommen; trotz dem abscheulichen Regen gewährte diese schöne Stadt mit ihren prächtigen Werften und Häfen, von hunderten von Schiffen umgeben, einen wahrhaft imposanten Anblick, und das um so mehr, weil der eben wehende Südwestwind eine Menge Segel von großen und kleinen Schiffen in Bewegung setzte, die alle gegen uns heran kamen. Von Köln sind wir vorgestern um sieben Uhr abgefahren, um vier Uhr waren wir bei dem Dorf Millingen, wo der Rhein sich in die Lach und Waal theilt, es hatte sich ein starker Sturm erhoben, darum getraute sich der Steuermann nicht in der Dunkelheit bis Nimwegen zu fahren, wir gingen also vor Anker. Wir thaten sehr wohl daran, denn mit der einbrechenden Nacht wurde der Sturm immer fürchterlicher, und wir konnten nicht eher einschlafen als um drei Uhr, wo der Wind sich legte. Herr Röntgen allein hatte während dem Sturm geschlafen, nun stand er auf, um Plane zu zeichnen. Gestern Morgen vor sieben brachen wir auf und haben zu der Fahrt von Köln hieher nach Abzug des Aufenthalts 16 Stunden 34 Minuten gebraucht. Daß wir hier in Holland alles unter Wasser gefunden, könnt Ihr denken, indessen sind die Leute durch ihre Deiche geschützt und ist einstweilen noch kein sehr großer Schaden geschehen; man hofft, daß das Wasser vor dem Frost falle, sonst wäre das Unglück, welches entstehen kann, ja fast entstehen muß, unabsehbar.

Haag, 19. November 1824.

Ihr werdet von der Mathilde gehört haben, daß ich wohl bin, und gestern von Rotterdam abreisen wollte. Wir fuhren mit

der Treckschuit nach Delft, wo wir die Kirchen mit den Grabmälern der Prinzen von Oranien und mehrerer berühmter Admirale sahen, und langten um zwei Uhr hier an. Wir gingen gleich nach dem Lustschloß im Busch, um den berühmten Oranje-Saal zu sehen; bei unserer Rückkehr sahen wir noch die Hauptheile der Stadt. Morgen besuchen wir die Kunstsammlung und den alten Gravenhof und gehen nach Scheveningen.

In Rotterdam beschäftigte ich mich noch viel mit der Dampfschifffahrt. Da Rontgen sehr mittheilsam ist und das Schiffbauwesen und die Maschinenconstruktion, wie er sie betreibt, für mich von der wissenschaftlichen Seite viel Interesse hat, so wurde mir die Erreichung meiner Absicht sehr leicht; nur mußte ich dafür auch an den gesellschaftlichen Zerstreuungen Theil nehmen, die mehr Zeit kosteten, weil Cockerill mit seinen Damen noch da waren. Daß ich mich auch hier auf keine Verbindlichkeit eingelassen habe, kennt Ihr Euch denken. Es ist den Leuten auch schon genug an meiner Bekanntschaft und der Ueberzeugung, daß sie an mir einen guten Apostel für ihre Sache in Deutschland gefunden haben.

Genua, 27. November 1824.

Seit ich Euch vom Haag aus geschrieben, sind wir in Leyden, Haarlem, Amsterdam und Utrecht gewesen. Ueberall habe ich die öffentlichen und zum Theil die Privatsammlungen gesehen, aber so vortrefflich die Malereien aus dem siebzehnten Jahrhundert sind, die man in diesen Städten findet, so unbedeutend und unbefriedigend sind die wenigen älteren Gemälde. Im Haag befinden sich ein paar schöne Bildnisse von Holbein; und nächst diesen ist das jüngste Gericht, von Lucas von Leyden, auf dem Stadthaus seiner Vaterstadt, und ein Marienbild in Amsterdam das einzige, was bemerkt zu werden verdient.

In Amsterdam besuchte ich Herrn van Apeltool, und wohnte einer öffentlichen Sitzung des Instituts, in der Klasse der schönen Künste bei. — Diese guten Leute sind ganz in der Nachahmung der Franzosen befangen, und nehmen sich dabei sehr wunderlich und langweilig aus. Die große Aufmerksamkeit, welche wir für die alte niederländische Schule erregt haben, genirt sie gewaltig,

weil ſie nach ihren, mit vieler Mühe gegen den Sinn und das Naturell ihres Volkes angeeigneten altfranzöſiſchen Prinzipien die ganze alte Schule verdammen zu müſſen glauben und übrigens auch nicht die geringſte Kenntniß davon haben. Dazu kommt noch, daß unſer lithographiſches Werk auf eine Weiſe ausgeführt iſt, die den hieſigen Kennern und Liebhabern im höchſten Grade zuſagt, und daß in ganz Holland die Lithographie noch ſehr zurück iſt. Das kränkt nun den Ehrgeiz der Kunſtdirektoren, und ſo befinden ſich dieſe Herren mit wenigen Ausnahmen in einer ähnlichen Lage, wie Meyer, Quatremère und alle die alten Sienswächter. Man erzählte mir viel Intereſſantes über den Kampf, worin dieſe alten Nachahmer der Franzoſen hier zu Lande, ſowohl in der Literatur als der Kunſt, mit der jüngern Generation befangen ſind, die durchaus der deutſchen Richtung folgt und überall den Sieg davon trägt.

Ein ganz ſpezieller Beweis von dem Einfluß der deutſchen Bildung auf Holland klingt mir immer in die Ohren, ich höre überall den Jungfernkranz, die Bauern auf dem Lande ſingen ihn, und zu meiner höchſten Erbauung ſpielt ihn ſogar das Glockenſpiel auf der hieſigen großen Kirche!

Antwerpen, 3. December 1824.

Zuerſt muß ich Dir ſagen, daß ich in Rotterdam das hübſche Bildchen von Lodewyk erhalten habe und noch eines dazu, was er mir anbot, das aber weniger bedeutend iſt. Das erſtere ſtellt die Anbetung der drei Könige dar, und iſt bei näherer Unterſuchung ohne allen Zweifel für ein Werk von Mabuſe zu halten.

Das erſte was ich hier geſehen, iſt der prächtige Quintin Meſſys, der ſeit kurzem gereinigt und daher mit doppeltem Genuß zu ſehen iſt. Alles was Du mir davon geſagt und was man davon ſagen kann, reicht nicht hin, um ſich einen vollkommenen Begriff davon zu machen. Wie würde es Dich jetzt entzücken, wenn Du es in ſeiner ganzen Klarheit ſehen könnteſt! Außerdem iſt noch ein ſehr ſchönes Bild, eine Anbetung der drei Könige, unter Dürers Namen im Muſeum, welches ihm aber nicht im geringſten angehört und in einer für uns ganz neuen Manier überaus zart und weich gemalt iſt.

Und ſo war das Wenige zu melden
Wie der ſel'ge Muſulman ſich brüſtet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Iſt hiemit vollkommen ausgerüſtet.

Auserwählte Frauen.

Frauen ſollen nichts verlieren,
Reiner Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wiſſen nur von vieren,
Die alldort ſchon eingetroffen.

Erſt Suleika, Erdenſonne,
Gegen Juſſuf ganz Begierde,
Nun, des Paradieſes Wonne,
Glänzt ſie der Entſagung Zierde.

Dann die Allgebenedeite,
Die den Heiden Heil geboren,
Und getäuſcht, in bittrem Leide,
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahom's Gattin auch, ſie baute
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten,
Und empfahl bei Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattin ſonder Fehle,
Engliſch allerreinſte Seele
In dem Leib von Honiggolde.

Fast eben so kapital ist das jüngste Gericht von B. v. Orley nebst den sieben Werken der Barmherzigkeit in der Waisenhauskapelle! Ich muß nur bedauern, diese Schätze so kurze Zeit sehen zu können; doch freue ich mich, daß ich diese Reise unternommen, ehe ich Hand an den Text und Katalog zu unserer Sammlung lege, und deßwegen allein ist mir schon das wunderliche Dampfschiff lieb, welches mich dazu verführt hat. Nach diesem Bild von Orley, dessen Authenticität ganz unbezweifelt ist, können wir unser Bild allerdings als von seiner Hand angeben, aber es steht gegen das hiesige zurück, wie unser Bild von Tofetti gegen das Rathhausbild. Sonst sah ich hier noch eine Sammlung alter Bilder bei dem Bürgermeister van Ertborn, dem Vater jenes Herrn van Ertborn, mit dem ich über die Kunstgeschichte correspondirt habe. Er ließ mich gleich durch den Maler van Bree aufsuchen, und ich hatte die Freude, an diesem Mann einen wahren Enthusiasten für die alte Kunst zu finden. Er besitzt jene Kreuzigung von A. da Messina, welche Kettermann in Gent besessen hat, die Inschrift mit der Jahrszahl 1475 ist unbezweifelt ächt.

Ich will Euch aber auch noch etwas von den Personen sagen. Van Bree, offenbar der beste jetzige Historienmaler in den Niederlanden, ist derselbe Künstler, durch den Keverberg das große Bild von Hemmeling in Brüssel hat herstellen lassen. Er hat die größte Verehrung für die alten Maler, und hält es nicht zu gering, selbst die Restauration bedeutender Werke derselben zu übernehmen; so hat er auch den Quintin Messys gereinigt und wünscht, daß man ihm erlauben möge, das Bild von Orley auch zu reinigen; er will es unentgeltlich thun.

Dieser Mann, sowie auch v. Ertborn, kannten weder unser lithographisches noch das Donwerk. Ich ließ sie nach Tisch holen, und diese beiden Männer brachten einen großen Theil des Abends in der größten Bewunderung derselben zu. Es ist doch eine wunderliche Verknüpfung, daß wir jetzt nach Niederland kommen und die Leute erst ihre eigenen alten Malermeister kennen lehren. Der Bürgermeister, sowie van Bree, riefen ein über das andere mal: den Meister kennen wir nicht, wir wissen hier nur ein paar zu unterscheiden, im übrigen sind wir ganz ignorant; denn wir haben fast nichts mehr im Lande, und früher hat man leider unsere alten Maler ganz verachtet, sie und die Engländer haben

uns alles entführt, was noch zu verkaufen war; wir können jetzt nur die Nachlese halten, die höchst ärmlich ausfällt.

Brügge, 10. December 1824.

Ich habe Dir seit meinem hiesigen Aufenthalt alle Tage schreiben wollen; aber es ist mir keine Zeit dazu geblieben, so sehr haben mich die Kunstsachen beschäftigt. Auch hat mich hier ein Genter Kunstenthusiast verfolgt, derselbe Hr. Debast, der uns sein Journal zugesandt hat.

Ueber die hiesigen und über die Genter Bilder habe ich so viel zu schreiben, daß ich gar nicht anfangen mag. Die wahre Herrlichkeit und höchste Freude ist und bleibt aber hier das St. Johannes-Spital, es ist eine wahre Schatzkammer, und man sieht jetzt alles mit so viel Bequemlichkeit und Behagen!

Brüssel, 14. December.

Seit ich Dir von Brügge geschrieben, bin ich unaufhörlich mit alter Kunst beschäftigt gewesen. Die Sammlung des Prinzen von Oranien ist wirklich sehr bedeutend; da siehst Du die Flora von Leonardo, einen schönen Perugin, ein Portrait, welches Raphael zugeschrieben wird u. s. w. und die schönen kleinen Bildchen mit dem heil. Stephanus von Hemmeling. Ferner wunderschöne Bilder, das Leben des heil. Bertin, von Roger von Brügge, eine schöne Verkündigung von Eyck u. s. w.

Ich habe, seit ich hier in Flandern und Brabant bin, sehr viel gearbeitet für die Geschichte der Malerei. Um über die alten Maler schreiben zu können, und um die Wichtigkeit unserer Sammlung, gegenüber dem was in dieser Art anderwärts ist, gehörig ermessen zu können, ist diese Reise von dem höchsten Nutzen.

Gustav ist immer munter und brav, voll Aufmerksamkeit und Zuneigung, er grüßt freundlichst. Morgen gehen wir nach Löwen und von da über Aachen zurück.

Köln, 22. December.

Ich bin schon seit Sonntag hier, morgen gehe ich nach Bonn, übermorgen nach dem Apollinarisberg. Ueber meine Reise kann ich nur sagen, daß ich in jeder Hinsicht höchst zufrieden damit bin, und daß ich alle Beschwerden glücklich überstanden habe. Möge es mir nun auch weiter nach Wunsch ergehen, und möchte ich Euch alle gesund und munter finden!

Sulpiz Boisserée.

Straßburg, 30. Mai 1825.

Lieber Melchior! Ich schreibe nur mit wenigen Worten, daß wir gesund und munter hier angekommen sind. Mit der Bedingung, daß wir nie die Nacht durch reisen, habe ich mich entschlossen, die Reisegesellschaft nicht zu verlassen. Cotta ist heiter, Frau v. Cotta vom besten Humor und Fräulein Marie hat große Freude über Dein schönes Bouquet.

Soeben sahen wir die Beleuchtung des Münsters, die ganz herrlich war. Gestern hatte der Wind die Illuminationen verhindert.

Paris, 4. Juni 1825.

Donnerstag konnten wir nur bis Chateau-Thierry gelangen, weil wir uns in Epernay zu lange bei einer Flasche Champagner aufhielten, und weil die Pferde von den unzähligen Krönungsreisen zu abgemattet waren. In Thierry war ein ungeheures Gewühl von Garde du Corps und Equipagen aller Art, die von Rheims zurückkehrten. — Gestern haben wir nun gleich unsere Reise in Paris fortgesetzt. Wir sind nämlich im Hôtel des Princes untergekommen, et nous trouvons dans le meilleur genre; par conséquant nous avons pris un Landau pour tous les jours. Mit diesem zurückgeschlagenen Landau machen wir unsere Touren durch die Stadt mit aller Bequemlichkeit.

Paris, 12. Juni 1825.

Gott ſey Dank, daß dieſe Woche überſtanden und das Wetter ſo günſtig iſt. Wenn ich überdenke, was ich darin erlebt, ſo komme ich mir faſt vor wie ein Menſch, der eine Feuersbrunſt glücklich überſtanden hat, und der bei zurückgekehrter Ruhe erbebt vor den gefährlichen Stellen, über die er gegangen, geſprungen, ja geflogen.

Ihr wißt, was Pariſer Volksfeſte ſind; da hat jeder vollauf für ſich ſelbſt zu thun, aber für Damen dabei zu ſorgen, iſt eine ſchwierige Sache. Es war in der That eine taktiſche Aufgabe, zu deren Löſung alle Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit, aber noch mehr Glück gehörte. Am Tag des Einzugs, den wir aus einem für den billigen Preis von 40 Frcs. gemietheten Fenſter ſahen, hatten wir den ſchlimmſten Stand abends bei der Illumination und Feuerwerk im Tuilleriengarten. Am Mittwoch bei den öffentlichen Feſten in den Elyſeiſchen Feldern hatten wir einen ähnlichen Feldzug zu beſtehen, der für mich trotz der günſtigen Tageszeit nicht minder ſchwierig war, weil dabei der kleine, ruhige Adjutant fehlte. Es iſt nun alles ſo gut gelungen, daß ich nur beſſe bis ans Ende ſo durchzukommen. Brönſted ſecundirte mich vortrefflich, und heute tritt auch der junge Mohl ein, um mich zu remplaciren; denn ich konnte nicht abſchlagen, heute mit Cotta zu Lafitte zu fahren, der uns auf ſein Landgut eingeladen hat und Brönſted geht auch dahin.

Den König von Würtemberg habe ich geſprochen, er war ſehr freundlich und heiter; er wundert ſich die Franzoſen ſo ruhig, behaglich und zufrieden zu finden. Den jungen Mohl habe ich bei ihm eingeführt; was ich ihm über denſelben geſagt, hat ihm große Freude gemacht.

Von Gérard, Humboldt, Percier, Cuvier u. ſ. w. bin ich wieder mit der größten Freundlichkeit aufgenommen worden. Bei Cuvier hängt unſere heil. Chriſtina und der Chriſtoph in goldenen Rahmen in der Bibliothek, wo die Samſtagsgeſellſchaft zuſammen kommt. Bei Renouard ſind wir erſt einmal geweſen, er erſcheint ganz ſo, wie er geſchildert worden, als ein honnetter und gelehrter Buchhändler. Rechette iſt der alte gute Freund, er hat mich gleich früh morgens am Bett beſucht, und mich zwei Stunden von dem jetzigen Zuſtand der Dinge und Menſchen hier unterhalten, ſo weit es mich intereſſirt.

Paris, 21 Juni 1825.

Lieber Melchior! Ich konnte nicht dazu gelangen, auch nur eine ruhige Stunde Euch zu widmen. Unruhige Stunden widme ich Euch viele, denn meine Gedanken sind mitten im größten Getümmel oft bei Euch, aber zum Schreiben gehört, daß man allein sey und sich ein wenig sammeln könne. Meistens bin ich aber, wenn ich auf mein Zimmer komme, so ermüdet, daß ich der Natur ihr Recht lasse und wenn auch nicht schlafe, doch ausruhen muß, was bei einer Hitze von 26 Grad nicht so leicht ist.

Am letzten Montag aß ich beim König von Württemberg mit Cuvier, und da ich ihm gegenüber saß, sprach er sehr viel mit mir. Er war so freundlich, als ich ihn je gesehen; unter anderm äußerte er den Wunsch, daß ich ihn bei Gérard und der Jaquetöt ankündigen und zu Soult begleiten sollte. Es wurde der Freitag dazu bestimmt, und da ich wegen dieser Abfprache früh morgens zu Mülinen gehen mußte, fand ich das königliche Paar im Garten, wo ich Gelegenheit hatte, mich über die hiesigen Sammlungen u. s. w. mit ihnen zu unterhalten. Die Königin ist durch die gute Aufnahme, die sie hier gefunden, gesprächiger und heiterer als je, und ebenso ist der König von der besten Laune. Bei dem Gespräch im Garten hatte ich durch Zufall das Glück, der Königin eine kleine Freude zu machen; ich hatte nämlich unterwegs zwei Veilchensträuße gekauft, die ich dem König anbot, der diesen Morgengruß mit der Königin theilte, und ich erfuhr, daß die Königin täglich nach Veilchen geschickt und nie welche erhalten konnte. Sie behielt ihren Strauß den ganzen Tag; denn von ein Uhr an war ich mit den Herrschaften bis halb fünf im Museum.

Gestern war ich mit dem Königspaar bei Gérard, wo wir anderthalb Stunden blieben. Er rühmte dem König unsere Lithographien sehr. Bei der Jaquetot, die dasselbe that, sagte der König: „Nun, Boisserée, Sie sollten einige Ihrer Bilder von der Mad. Jaquetot auf Porzellan malen lassen, das wäre noch schöner als die Lithographie.“ — „Ja, wenn Majestät mir ihren Schatz dazugeben wollen.“ (Ich hatte nämlich beim Mittageffen gesagt, daß die Jaquetot 90,000 Frs. für die heil. Familie von Raphael fordere.)

Paris, 3. Juli 1825.

Lieber Melchior! Ich erkenne Deine und Mathildens Sorge für meine Geſundheit mit dem herzlichſten Dank. Allerdings habe ich die Folgen der ungewöhnlichen Anſtrengung gefühlt, was mir um ſo unangenehmer war, da ich verdrießliche Geſchäfte zu beſorgen hatte. Nun iſt das ſchlimmſte überſtanden; ich habe alle meine Gedanken auf die ſchnellſte und einfachſte Beendigung des Domwerks gerichtet und zweifle nicht, Du wirſt mit dieſem Entſchluß zufrieden ſeyn.

Wäre das Wetter ſo heiß geblieben, wie es anfangs war, ſo würde ich nichts geſpürt haben; aber mit der eingetretenen Kühlung konnten die Folgen nicht ausbleiben. Bei Cotta war es derſelbe Fall. Die Frau hat eingeſehen, wie gefährlich es wäre, dieſes Leben noch länger fortzuſetzen; er hofft nun in acht Tagen nach Baden abreiſen zu können. Bin ich bis dahin fertig, begleite ich die Familie, ſonſt folge ich mit dem Courier nach.

Paris, 13. Juli 1825.

Cotta's ſind abgereiſt, geſtern Morgen um vier Uhr habe ich ihnen Glück auf die Reiſe gewünſcht, das bei der Sorge um Cotta's Geſundheit doppelt nöthig iſt. Er war hier faſt beſtändig in einem fieberhaften Zuſtand, der ſich in den letzten Tagen noch ſteigerte.

Mit Hittorf wird er ins Reine kommen. Das ſchöne Werk über Sicilien liegt zur Herausgabe bereit; ein großer Theil der Zeichnungen iſt von Zandt. Auch die Angelegenheiten von Gau ſind nun geordnet. Ueber andere Dinge hat mich Cotta nicht gefragt; er hat wohl gemerkt, daß ich nicht für merkantiliſche Geſchäfte gemacht bin, und daß mich beſonders alles politiſche und mechaniſche Literaturgetreibe anekelt.

Den Abend vor der Abreiſe machte ich den Vorſchlag, noch eine Spazierfahrt über die Boulevards und die ſchönſten Plätze zu machen. Dieß wurde ausgeführt und wie ſich von ſelbſt verſteht, mit dem ſeltenſten Gefrornen bei Tortoni beſchloſſen.

Um die beſte Küche nicht unverſucht zu laſſen, haben wir auch noch ein Diner im Rocher de Cancale gehabt, das Brönſtedt

zu Ehren gegeben wurde. Da unser König am letzten Tag seines Aufenthalts auch dort gegessen und, wie mir der Wirth sagte, alle fremden Souverains und Prinzen sein Haus besuchten, so wäre es freilich Schade, ja ich möchte sagen eine Schande gewesen, wenn wir diesen Kochkunsttempel unbesucht gelassen hätten!

Was die andern Vergnügungen, besonders das Theater betrifft, so ist dabei auch nichts versäumt worden. Bei Gérard haben wir in Auteuil abends die Pasta, Rossini und Zuchelli singen, und Talma deklamiren hören.

Paris, 3. August 1825.

Zur diesmal wäre also der Pariser Aufenthalt wieder überstanden; ich danke Gott mit vollem Herzen dafür, denn ich kann nicht läugnen, er ist mir zuletzt durch die verdrießlichen Geschäfte mit den Kupferstechern und durch abermalige Störung der Gesundheit noch recht schwer geworden. Hereff hat mir mit seinem ärztlichen Rath beigestanden, und den Rest der Geschäfte habe ich mit aller Ruhe betrieben, so daß am Ende wieder alles in das rechte Geleise kam.

Mein Koffer ist gepackt, ich gehe noch zu Constans, esse nachher mit Mehl und fahre dann in Gottesnamen ab, um morgen meinen Geburtstag auf dem Weg nach Wiesbaden im Courierwagen zu feiern.

Strassburg, 7. August 1825.

Lieber Melchior! Ihr werdet Euch wundern, daß ich Euch schon von hier aus schreibe. Das Glück hat mich ganz besonders begünstigt, ich habe die 143 Stunden seit Mittwoch Abend bis heute Morgen ohne große Anstrengung zurückgelegt.

Hier habe ich einen Brief von Mathilde gefunden, woraus ich sehe, daß Ihr wohl seyd. Es freut mich unendlich, nun wieder in Eurer Nähe zu seyn, und ich hoffe das Bad, welches ich mit aller Sorgfalt zu brauchen denke, werde meine Gesundheit gehörig in Ordnung bringen.

An Bekannten fehlt mir's hier nicht, Frau Toni Brentano mit ihren Töchtern und Savigni's, die Schopenhauer und die van der Westen ſind hier mit mir im Poſthaus; was noch in andern Häuſern verſteckt ſeyn mag, wird ſich finden, auf jeden Fall iſt das ſchon genug.

Den 13. Auguſt.

Das Verhältniß von Cotta mit Goethe ſcheint ſehr bedenklich; ich höre von allen Seiten, der alte Herr habe mit Cotta gebrochen; ſo ſagt auch die Schopenhauer, die durch ihre Tochter mit der jungen Goethe ſehr bekannt iſt, und ſo ziemlich alle wichtigen Angelegenheiten des Alten erfährt. Ich werde durch dieſe Gerüchte darin beſtärkt, daß Cotta ſich auf eine ungeſchickte Weiſe muß ausgedrückt haben, und da kann ich denn recht gut begreifen, daß der alte Herr ungeduldig geworden, wenn ihm dergleichen vorgekommen.

Auszug aus einem Brief von Melchior Boiſſerée an ſeinen Bruder Sulpiz in Wiesbaden.

Stuttgart, 12. Auguſt 1825.

Der alte Herr hat Cotta auf ſeinen letzten Brief ſchon und zwar eigenhändig geantwortet. Er entſchuldigt ſich, ihm ſeinen erſten Brief unbeantwortet gelaſſen zu haben, und ſchlägt Dich als Vermittler vor. Cotta hatte ihm nämlich geſchrieben, wie ſchmerzlich es ihm geweſen, bei ſeiner Rückkehr von Paris keinen Brief von ihm vorgefunden zu haben. Er müſſe bei dieſer Gelegenheit doppelt bedauern, daß ihr gemeinſchaftlicher Freund Schiller nicht mehr exiſtire, der ihre pekuniären Verhältniſſe ſo oft geordnet. Goethe hat ihm darauf erwidert: ſie hätten ja einen gemeinſchaftlichen jungen Freund an Dir, dem wolle er die näheren Verhältniſſe mittheilen u. ſ. w. Cotta iſt darüber hoch erfreut, beſonders auch daß der alte Herr den ganzen Brief eigenhändig geſchrieben hat; er ſchließt daraus, daß er nicht mit ihm brechen wolle, und die bisherige Lauheit nicht ſowohl von ihm als von dem Sohne herrühren möge.

Sulpiz Boisserée.

Wiesbaden, 17. August 1827.

Was Du mir von der Angelegenheit von Goethe meldest, ist mir in so weit lieb, als es mir Veranlassung gibt, beiden Freunden einen wesentlichen Dienst zu leisten, jedoch wäre es mir lieber gewesen, wenn ich mit dieser sehr delicaten Aufgabe verschont geblieben wäre.

Sonntag werden Savigny und Eichhorn bei Euch eintreffen. Ich habe beide dießmal ganz wie in der frühsten Zeit gefunden, bin daher des Zusammentreffens froher geworden, als ich erwartet hatte.

21. August.

Seit Deinem letzten Brief, worin Du mir schriebst, daß Hr. v. Cotta zur Generalversammlung nach Rotterdam gehen würde, habe ich einen Brief von Goethe erhalten. Dieser Brief enthält die Hauptpunkte zu der Verhandlung über die neue Ausgabe sämmtlicher Werke. Ich habe bisher gezögert, Dir das mitzutheilen, weil ich mit jedem Tag erwartete, daß Du mir die Ankunft des Hrn. v. Cotta in Mainz melden, und mich dort zu einer Zusammenkunft mit ihm einladen würdest.

Von der andern Seite habe ich auch vorläufig dem alten Herrn meine Meinung gemeldet und habe ihm die Versicherung gegeben, daß nichts versäumt werden wird, die Sache wo möglich zu einem baldigen beiderseits befriedigenden Abschluß zu bringen.

Den 28. August.

Cotta's sind Donnerstag Nachmittag gerade in dem Augenblick eingetroffen, als die Savigny und Brentano's mich zu einer Farty nach Mainz bereden wollten. Sie waren sehr ermüdet von der Nachtreise und blieben darum hier. Was nun die Goethe'sche Angelegenheit betrifft, so machte Freund Cotta zu der vorgeschlagenen Summe von 80,000 Thaler ein langes Gesicht und erklärte, daß man bei der Ungewißheit des Erfolgs diese Summe nicht zugestehen könne, und ergriff daher bereitwillig den Ausweg

einer Subſcription, deren Erfolg beſtimmen ſolle, ob und um wie viel das Honorar noch vermehrt werden könne. Die Frau wünſchte, daß er nicht gleich in der erſten Stunde ſich entſchließen ſollte, und ich ſtimmte mit voller Ueberzeugung bei und verwies ihn auf Köln, wo ſie einen ganzen Tag zubringen wollen.

F. Creuzer an Sulpiz Boiſſerée in Wiesbaden.

Heidelberg, 25. Auguſt 1825.

Tauſend Dank für Ihren lieben Brief, und Glück auf, daß Sie wieder im Vaterlande Ihrer Geſundheit leben können. Ich kann mir vorſtellen, daß Sie in dem Weltmeer Paris von Fluthen und Winden gehörig geſchüttelt worden.

Sie ſind der erſte, dem ich melde, daß die Aufnahme meiner Wenigkeit in das Inſtitut mit achtzehn gegen ſieben Stimmen wirklich erfolgt iſt. Wem ſollte ich es auch früher melden, da Sie ſo viel dazu beigetragen? Ich danke Ihnen herzlich dafür. Sie wiſſen ja, daß ich mir aus Titeln nicht viel mache. Die Sache iſt mir aber ſehr erfreulich wegen des wahren Wohlwollens, das ich von Pariſer Gelehrten dabei erfahre, mit denen ich nie vorher in Verbindung geſtanden.

Görres' Recenſion über Ihr Domwerk iſt ganz abgedruckt. Am Ende ſagt er: der alte Meiſter des Kölner Baus werde Sie mit einem tüchtigen Handwerksgruß begrüßen. Die von der Cenſur geſtrichene Stelle lautet: „Und ſo müſſen wir, nachdem wir gethan was unſeres Amtes war, von dem ſchönen Werke und ſeinem Urheber endlich doch Abſchied nehmen. In einer Zeit wo man dem deutſchen Stamme überall die Krone abgehauen, damit nachdem die Wurzel in ein krüppelhaft Geſtrüppe ausgeſchlagen, engherzige Wirthſchaft aller Orten dem kurzen Unterholze ſich gewachſen finde, hat er im Bilde wenigſtens eine jener alten Donnereichen wieder hergeſtellt, durch deren Wipfeln webend und rauſchend der Athem des lebendigen Gottes durchgezogen, damit dieß lebende Geſchlecht erkenne, welch ein himmelweiter Unterſchied beſtehe zwiſchen der hohen Demuth der vergangenen Zeit und der hoffärtigen Niedertracht derjenigen, die ſpäter nachgekommen. Umgeben

Dieſe finden wir allerten;
Und wer Frauenlob geprieſen
Der verdient an ewigen Orten
Luſtzuwandeln wohl mit dieſen.

Einlaß.

Huri.

Heute ſteh' ich meine Wache
Vor des Paradieſes Thor,
Weiß nicht grade wie ich's mache,
Kommſt mir ſo verdächtig vor!

Ob du unſern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies geſandt?

Zählſt du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter.

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen
Und das heißt ein Kämpfer ſeyn.

von dem Geplätscher und Gebrause der Gegenwart, wo die besten Kräfte in den frivolsten Bewegungen sich verzehren, und was der Augenblick bringt, der nächste wieder mit sich schwemmt, hat er es gewagt, eine große Idee zu fassen; mit Beharrlichkeit bei ihr auszuhalten und nicht abzulassen, bis er, was mit Ernste begonnen worden, zum glücklichen Ende fortgeführt. Nicht hat er, wie es wohl bei uns in ähnlichen Fällen üblich und herkömmlich ist, in Wort und Bild, leichte bunte Waare mit glatter Gewandtheit auf den Effekt berechnet, den Gaffern hingestellt und mit den Marktschreierkünsten der Büchermacher zum Kaufe ausgestellt; alles ist gründlich, tüchtig und gut gemacht; Jedem ist sein Recht zu Theil geworden, nichts ist übereilt, nichts mit gleißender Lüge übertüncht, alles wahr, wie die Natur in ihren Werken." — Ich dächte, das Ganze sollte nun als ein Büchlein abgedruckt werden, bin aber vorher begierig, was Sie über das Ganze sagen. Manches verstehe ich gar nicht, und scheint mir zu metaphysisch.

Der Rath Schlosser ist nun im Besitz vom Stift Neuburg, und will sich im Frühjahr ganz dort einrichten. Der alte Voß weiß nun zu zuverläßig, daß er ein schlechter Mensch sey, und daß das ein Etablissement für die Jesuiten werden soll! So könnte man alle Tage neue Einfälle von dem dummen Volke melden.

Bernhard Boisserée an Sulpiz Boisserée.

Köln, 26. August 1825.

Aus einliegenden Statuten wirst Du ersehen, daß ich Deine Idee aufgefaßt und den Umständen und den Ansichten des Hrn. Delius angepaßt habe.

Ich gehe am 31. mit Hrn. Koch und Riegeler zur Generalversammlung nach Rotterdam, um die letzte Hand an die Vereinigung beider Gesellschaften zu legen; hoffentlich trifft Hr. v. Cotta noch ein; mit Hrn. v. Bethmann hatte ich vor einigen Tagen eine Unterredung über die Anlage der Fahrt rheinaufwärts; er wird zweifelsohne darin eingehen.

Aus den öffentlichen Anzeigen wirst Du ersehen haben, daß

bereits seit dem Monat Juli eine regelmäßige wöchentliche Dampfschifffahrt zwischen hier und Rotterdam besteht. In den sechs Fahrten sind 550 Personen damit hinunter gefahren. Du würdest Dich an dem prächtigen Anblick, wenn das Schiff ankommt und abfährt, weiden. Bei der letzten Fahrt hatten wir 126 Personen. Arbeit gibt es eben die Menge, denn man hat mir die Organisation des in so mancher Hinsicht beschwerlichen Dienstes anvertraut, und ich werde denselben vermuthlich auch bis Mainz organisiren.

Den 12. September werden wir, da der König in Neuwied und Koblenz seyn wird, mit dem Dampfboot „der Rhein" uns mit Röntgen dahin begeben und gleich darauf eine Versuchsreise bis Straßburg, vielleicht bis Basel machen.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Frankfurt, 9. September 1825.

Du wirst meine Ankunft hier schon durch Heinrich Rapp erfahren haben, der von Koblenz kommend mit mir von Wiesbaden herübergefahren ist. Meinen Aufenthalt verlängere ich noch bis zum Sonntag, gehe dann nach Heidelberg und hoffe am Freitag bei Euch einzutreffen. Die Freunde grüßen alle bestens und so thue auch ich. Ich verlange recht, Euch wiederzusehen, und wünsche zu Gott Euch gesund und heiter zu finden!

Thibaut an Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 5. November 1825.

Von ganzem Herzen bin ich Ihnen für Ihren letzten Brief dankbar, und so auch Hrn. Bertram für sein mir fast wie ein Wunder erscheinendes freundliches Schreiben. Ich kann aber jetzt nicht viel darüber reden, weil ich im Anfang meiner schweren Collegien stündlich überlaufen, durch schreiende Spruchcollegiums-Restanten gedrängt, und sonst vielfach gezerrt, manchmal zum Athemholen kaum die Zeit habe.

Dennoch muß ich, auch gedrängt, eine bittende Frage an Sie thun. Meine kleine Schrift „über Reinheit der Tonkunst“ ist schon vergriffen und muß gleich wieder aufgelegt werden. Vor der neuen, vielfach vermehrten und durchpolirten Ausgabe soll aber wieder das alte Brustbild von Palästrina stehen. Leider ist aber Hr. Bahrt davon gegangen, und so sind wir verloren, wenn nicht Hr. Strixner sich der Sache erbarmt. Darum bitte ich nun nebst meinem Verleger. Unsere Wünsche gehen auf 1200 Exemplare, gegen Ende Januars abzuliefern. Den ersten sehr guten Abdruck des Bildes besitze ich, und es braucht dieser bloß copirt zu werden.

Im Vorbeigehen habe ich gesehen, daß der alte Nägele (wahrscheinlich durch Voß aufgehetzt) im Morgenblatt arg gegen mich losgefahren ist. Wenn er ausgesprochen hat, will ich ihm gleich kurz und derb antworten, daß er daran denken soll; aber doch mit allem Anstande, also nicht Roth gegen Roth.

Kocher hat mir einige seiner Noten geschickt, aber ohne eine Zeile dabei. Was muß man doch durch die Musik und die Musiker leiden!

Den 24. November.

Den innigsten Dank für die mir übersandten Flägeliaden, besonders aber für die am Ende Ihres Briefes so zart ausgedrückten tadelnden Bemerkungen in Beziehung auf meine die Singvereine betreffenden persönlichen Anspielungen. Ein solcher Tadel ist mir immer im höchsten Grade erfreulich, weil ich eben daran den ächten Freund am besten erkenne. Die neue Ausgabe der Schrift soll in Beziehung auf jenen Punkt ganz Ihren Wünschen entsprechen. Wenn man lebhaft ist, wie ich von der Geburtsstunde an war und blieb, so geht leicht mehr als nöthig wäre, aus dem Munde. Aber zu den Verstockten gehöre ich gewiß nicht.

Morgen soll meine Antikritik direkt an Hrn. v. Cotta abgehen, daß ich antworte, ist reine Nothsache. Sie glauben nicht, welche Abscheulichkeiten hier mit dem miserabeln Machwerk des Zürichers getrieben werden. Der Giftbalg steckt himmelfest mit dahinter. Ich weiß bestimmt, daß man die ganze Sache mit auf die

Religion bezieht, und daß ein edler Mann, den ich nicht nennen mag, ſich auch in dem Netz der giftigen Spinnen hat fangen laſſen.

Dr. Schorn an Sulpiz Boiſſerée.

München, 24. Februar 1826.

Ich kann nun mein langes Stillſchweigen wenigſtens mit einer erfreulichen Nachricht gut machen. Der König ließ mir geſtern durch Cornelius ſagen, daß ich zum Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Akademie der Künſte ernannt ſey. Mein Eintritt wird jedoch erſt im Herbſte mit dem neuen Etatsjahr der Akademie geſchehen, und ich behalte daher noch den ganzen Frühling und Sommer für mich. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß wir verbunden bleiben, denn die Trennung von Dir wäre mir beim Eintritt in die neue Laufbahn allein ſchmerzlich, da ich in allem Andern meine Partie genommen habe und nehmen mußte. Der Wirkungskreis, den ich hier erhalte, indem ich über Kunſtgeſchichte, Mythologie und das in's Praktiſche und Theoretiſche der Kunſt Einſchlagende zu leſen habe, iſt ſo wie ich ihn nur immer wünſchen kann, der Standpunkt zwiſchen den Künſtlern nicht ſo ſchwierig, als ich mir ihn dachte, bevor ich die hieſige Lage der Dinge und die Stimmung kannte, und auch für das Kunſtblatt werde ich keine Beſchränkung finden, um es im bisherigen Geiſt und mit derſelben Thätigkeit fortzuführen. Die Ausſichten, die ſich unter dem gegenwärtigen König eröffnen, ſind die beſten, denn er iſt immer noch enthuſiaſtiſch für die Kunſt, und es wird ein großer Plan nach dem andern zu Tage kommen, bei deren Ausführung er jedoch ſehr bedachtſam zu Werke geht.

An Mathilde ſchreibe ich noch einige Zeilen, ihr die Erfüllung ihres guten Wunſches zu melden. Mit Herz und Mund

Dein Schorn.

3. Schopenhauer an Sulpiz Boisserée.

Weimar, 29. März 1826.

Sie halten mich wohl für die undankbarste Kreatur von der Welt, lieber Freund Boisserée, weil ich Ihnen noch nicht gesagt habe, welche übergroße Freude Sie mir und Adelen durch Ihre lieben Geschenke gemacht haben. Sie kamen zu einer Zeit, da wir einer solchen Freude wohl bedurften, meine Adele hatte eben auf dem Weg von Jena nach Weimar einen gefährlichen Fall aus dem Wagen gethan, indem die Pferde mit ihr durchgingen, und war sehr leidend, ist aber gottlob jetzt wieder hergestellt. Sie arbeitet mit Lust und Freude, und schneidet aus Ihrem herrlichen Pariser Papier recht schöne Sachen aus, von denen nächstens in Stuttgart sich einige zeigen werden.

Wie schön ist der heilige Christoph, wie viel schöner als der erste, den ich ebenfalls Ihrer Güte verdanke. Ich sehe, Sie schreiben noch immer Hemmling und nicht Memmling, und Herr de Bast, dessen Uebersetzung des Wagner'schen Büchleins mir Goethe mittheilte, hat Sie also nicht bekehrt, mich auch nicht, vielleicht weil ich nach Frauenart es nicht gern habe, wenn meine Freunde einen andern Namen annehmen, der sie mir gewissermaßen entfremdet, und an den ich mich erst mühsam gewöhnen muß. Sie aber haben gewiß einen vernünftigern Grund dazu, den ich am Ende wohl fände.

Auch ich stimme in den Wunsch ein, Ihnen im Leben noch recht oft zu begegnen, und so, daß ich auch etwas davon hätte, wie es im vorigen Sommer der Fall war. Diesen Sommer wird es wohl schwerlich geschehen, wenn Sie sich nicht etwa mobil machen, um Goethen zu sehen, so lange es noch Zeit ist. Er ist jetzt liebenswürdiger als je, möge Gott ihn uns noch lange erhalten. Kunschtmeyer hätte in diesen Tagen sich bald in aller Eile aus dieser Zeitlichkeit empfohlen; die Erfurter wollen dem seligen Falk ein Denkmal stiften; Kunschtmeyer ließ sich beikommen in einem kleinen Einspänner nach Erfurt zu fahren, um seinen Senf dazu zu geben, erkältete sich bei dem kalten Nordostwind und blieb dort tödtlich erkrankt liegen. Jetzt ist er wieder in der Besserung. Hauptsächlich um Goethe hätte mir sein Verlust sehr leid gethan, dieser hegt und pflegt ihn noch als ein Andenken aus

einer früheren bessern Zeit, und er hat deren leider nicht mehr Viele zu verlieren.

Ein bekannter Medailleur, Namens Brandt, der Goethes wegen hier war, hat sich damit abgegeben, auch mich zu zeichnen. Ich sehe auf dieser Zeichnung aus, wie die hundertjährige Jungfer in Lavaters „physiognomischen Fragmenten“. Aber ähnlich ist sie.

Aus dem Tagebuch.

Mittwoch, 17. Mai 1826.

Morgens halb drei Uhr bin ich in Weimar angekommen. Nachdem ich im Gasthof zum Elephanten bis um neun Uhr geschlafen hatte, schrieb ich ein Briefchen an Goethe; er ließ mich sogleich kommen.

Es war eilf Uhr, ich fand ihn hinten in seinem Arbeitszimmer, er empfing mich mit Thränen in den Augen recht herzlich. Er sieht gut aus, ist aber etwas matt im Gespräch, dann und wann sein Gehör etwas schwächer; auch fehlt wohl einmal das Gedächtniß für die kurz vergangenen Dinge. Er liest den Globe mit vielem Antheil, überhaupt nimmt ihn die Gegenwart sehr in Anspruch, die Händel von Voß u. s. w. Sein Sohn ist natürlich, etwas derb; er behandelt mich mit aufrichtiger Freundschaftlichkeit. Als er mir für meine Vermittlung in der Verlagsangelegenheit dankte, verschwieg ich nicht, daß er mir viel Noth gemacht. Indessen hat er sich durch die theuersten Versicherungen entschuldigt, und es scheint wirklich, daß Brönner in Frankfurt den Verlag sehr gerne an sich gebracht hätte, und daß er für zwölf Jahre 80,000 Thaler geboten. [1]

Wir aßen zusammen im großen Vorzimmer; es war seit vierzehn Tagen zum erstenmal, daß der alte Herr wieder vorne speiste. Vor vierzehn Tagen ist seine Schwiegertochter vom Pferde gestürzt, hat sich das ganze Gesicht zerschellt, das Knie verletzt, und eine Muskel verrenkt; sie muß noch das Bette hüten; der Alte hat sie seit dieser Zeit noch nicht gesehen. Das macht denn keine kleine Störung für ihn, indem die junge Frau ihm Haus

[1] Siehe Goethe-Gespräche, von 1826.

hält, und für seine geselligen Erheiterungen sorgt. Unter diesen Umständen bin ich um so willkommener; die kleinen Schwierigkeiten waren bald überwunden, und wir leben schon auf demselben Fuß wie vor eilf Jahren. Bei Tisch war die Schwester von Frau v. Goethe, Fräulein Ulrike v. Pogwisch.

Wolf, der jüngste Enkel, ein allerliebstes, feines, natürliches Kind, holte gleich beim Großvater von den Frankfurter Pfeffernüssen, die ich ihm von der Willemer mitgebracht hatte. Nachmittags war ich beim Kanzler Müller. Ich hatte bemerkt, daß Goethe den Hals steif und etwas schief hielt; und nun hörte ich, daß er sich im März in den schönen Tagen zu lange draußen in seinem Garten aufgehalten, und sich dadurch eine Drüsengeschwulst zugezogen hat. Nachher machte ich mit August einen Spaziergang in den Park und in Goethes Garten. Ungeheure Rosen bedecken das ganze Gartenhaus; an der Nordseite sind sie am allerüppigsten, es scheinen nach Augusts Beschreibung Flatterrosen zu seyn.

Den 18. morgens gegen halb eilf Uhr war ich schon beim Alten. Er hatte nach der Anzeige eine große Meinung von der Zeitschrift „le Catholique“, ich meinte es sey der „Katholik,“ an welchem Görres mitarbeitet, und welches Journal ich erst jetzt in Frankfurt kennen lernte. Er sagte: „Nein, es kommt in Paris heraus, es ist eine französische Zeitschrift“ und fand endlich den Prospektus. Nun sah ich, daß das Journal von Eckstein ist, und machte ihm eine Schilderung von demselben. Nachher kam er auf Carové: Reinhard hatte ihn auf sein neuestes Produkt: „von der allein seligmachenden Kirche“, aufmerksam gemacht. Er sagte: „Nun ja, das sieht Reinhard ähnlich, der sich immer gerne noch vom Reimarus'schen Theetisch her so mit halbem Zeuge und mit halben Menschen befaßt, während dadurch dem Wahren und Rechten, dem Ganzen und Aechten, im Guten wie im Schlimmen auf die Spur zu kommen.“ Ich mußte ihm nun auch eine Beschreibung von Carové machen.

Mittags waren bei Tische Freriep, Müller, Oberbaudirektor Coudray. Der alte Herr erschien nicht. Meyer ist sehr krank, fast aufgegeben.

Den 19. morgens um sieben Uhr, als ich noch im Bette lag, erschien ein junger, rüstiger Mann bei mir mit ein paar Worten von Goethe, worin er schrieb: „Schönstens empfehle Herrn Schmeller,

einen geſchickten Portraitiſten, der ſich Ihr Haupt für meine Sammlung ausbitten wird. Ich bitte um geneigte Verabredung. Goethe."

Vor Tiſch zeigte mir der Alte ſeine Portraitſammlung von Schmeller; ich mußte mich ſetzen, er hielt mir ſtehend jedes Blatt vor. Wir aßen zu Mittag in dem kleinen an den Saal anſtoßenden Zimmer. Lebhaftes Geſpräch über die Symboliker. Der alte Herr iſt im Zorn gegen Schern. „Ich bin ein Plaſtiker," ſagte er, auf die Büſte der Juno Lodoviſi im Saal zeigend, „habe geſucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunſt, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe, wie Ombres chinoises, das hole der Teufel." Ich äußere meine Meinung, daß ich auch keineswegs mit der Anſicht und Manier von Creuzer und Görres zufrieden ſey, und daß ich mit dem Erſtern darüber oft geſprochen; aber ich könne auch der trockenen, breiten, hölzernen Anſicht von Voß nicht beiſtimmen, und durchaus könne ich nicht leiden, daß man wegen Verſchiedenheit der Meinungen die Perſonen verletzere und verleumde, wie Voß es gethan. Ich will Freiheit der Meinung. Dann ging Goethe ſo weit zu behaupten, Perſonen laſſen ſich nicht von der Sache trennen, und hier ſteckt allerdings eine Befangenheit. Es iſt die Furcht aus ſeinem Kreiſe herausgezogen zu werden, die ihn zu dieſer Aeußerung bewegte, einer Aeußerung, die bloß für die blinden Parteimänner wahr ſeyn kann, keineswegs aber für einen, der die Dinge von einem ſo hohen Standpunkt anſieht, wie der Alte thut.

Nachher hatte ich einen langen Beſuch vom Kanzler. Goethe ließ mir ſagen, daß er unwohl geworden und mich nicht mehr erwarten könne, wie er gewollt hatte.

Den 20. morgens acht Uhr war ich mit dem Kanzler beim Großherzog. Es waren Hunde, Papageien und Arraße im Vorzimmer und bei dem Herrn. Er ſtand mit dem Hofmarſchall Spiegel, Coudray und mir im Kreiſe. Dazwiſchen wurde in der Thüre ein neuer Schauſpieler, Dr. Wagner, ein großer, ſtarker Mann, eine Art Eſſlair, vorgeſtellt. Er machte ein ſteifes Compliment, beantwortete die Fragen des Großherzogs nur kurz und wurde ſofort entlaſſen. Der Menſch hat was an der Zunge, ſagte der Großherzog. Wir hatten nichts bemerkt, ſeine Stimme ſchien ſehr volltönend.

Der Herzog war sehr gnädig gegen mich, er zeigte mir mehrere Gemälde, die er in seinem Zimmer hat, unter anderen Kunstsachen auch eine horrible Büste Goethes mit einem Lorbeerkranz, von einem gewissen Cattero in Paris, und doch hat derselbe Künstler die Büste Byrons recht brav gemacht, ich sah sie in Goethes Büstensammlung.

Bei einem Besuch auf der Bibliothek interessirte mich die merkwürdige Portrait- und Büstensammlung von Gelehrten daselbst, die nur gar zu schlecht aufgestellt ist; es befindet sich eine ganz jugendliche Büste Goethes darunter, vom Hofbildhauer Klaus.

Um eilf Uhr bin ich wieder bei Goethe. Das Lästern geht wieder an. Paris, das deutsche und französische Parteiwesen, Fürstenlaunen, Geschmackverderbniß, Albernheiten aller Art, Pfaffenkram in Frankreich und aufklärerische Verketzerungssucht in Deutschland, Philhellenismus als Deckmantel für anderes Parteiwesen u. s. w., das ist in ganz speciellem Bezug der Inhalt unserer Gespräche. Mit allen diesen mequanten Reden komme ich mir zuletzt wie auf dem Blocksberge vor! Ich sage es dem Alten, er meint: „Ei nun, wir kommen noch nicht herunter, so lange wir die Welt noch nicht ganz durchgesprochen haben, müssen wir auf diesem saubern Gespräch über die Gesellschaft verweilen."

Wir aßen wie gestern zusammen. Nachher machte ich Besuch bei Coudray vor dem Theater. In diesem wurde Camilla gegeben, die Stimme und Aussehen der Jagemann hat sich noch sehr erhalten. Nach der Oper war ich bei der Schopenhauer, mit Frommans, der Leder und Gerstenberg.

Sonntag den 21. morgens früh hatte ich Sitzung bei Maler Schmeller. Um 12 Uhr Audienz beim Erbprinzen; er entschuldigte sich noch ganz gewissenhaft wegen seines Unwohlseyns beim Besuch unserer Sammlung in Stuttgart. Er kam auch auf Frau v. Hellwig zu sprechen und meinte, es sey eine recht brave Person, aber als Dichterin machte sie sich allerlei Phantasien und sehe die Dinge nicht wie sie seyen und komme darum vielfach zu kurz. Ich rühmte dagegen ihren Charakter, und wie sie sich in ernsthaften Fällen zusammen zu nehmen wüßte. Er sagte darauf: „Ich will ihr nicht übel nachreden, sie ist gewiß auch in dem Stück weit besser, als Viele ihres Gelichters!" — Das ist mir ein guter Titel für die Dichterzunft!

Nachher ſah ich bei Goethe die Skizzen von Gérards Portraits. Er fand die Manier befriedigend, bewunderte die Mannigfaltigkeit der Stellungen u. ſ. w. Als ich meine Bemerkungen gegen dieſe gar zu oberflächliche und etwas rohe Manier von Radirung machte, erwiderte Goethe: „Du lieber Gott! ihr guten Kinder (wie denn das in allen dieſen Tagen immer ſeine Ausrufungen ſind) wir in unſerer weimariſchen Beſcheidenheit begnügen uns mit ſolchen Dingen. Ihr ſeyd vornehm und ſchwer zu befriedigen.“ Dann kam Brönſteds Werk über Griechenland zur Sprache, es lag gerade die erſte Lieferung da; dann die eginetiſchen Bilder und die parthenoniſchen. Er klagte, daß er nichts davon geſehen habe, als ein paar Basreliefs vom Parthenon und von Phigalia.

Beim Mittageſſen war ich mit Auguſt und Fräulein Ulrike allein. Aus dem Geſpräch Beider, wie man es machen müſſe, um etwas von dem Alten zu erhalten, ſah ich wohl ein, daß der Alte ganz im Netz der Jungen iſt. Sie erzählten mir von Goethes ſchwerer Krankheit. Nicht der Kreuzbrunnen, ſondern Arnica hat ihm geholfen; nachher begehrte er erſt den Kreuzbrunnen. Es war das Zeichen von der guten Wirkung der Arnica, die eine Kriſe hervorgebracht hatte. Vierzehn Tage lang war der Kranke ohne Bewußtſeyn, doch ſo, daß ſeine Umgebung es lange nicht merkte.

Nachher machte ich meinen erſten Beſuch bei der Schwiegertochter. Das Licht fiel durch ein grünes Rouleaux ins Zimmer, dadurch hatte ſie ein bleiches, faſt todtenfarbenes Anſehen; Stirne, Naſe und Oberlippe waren mit ſchmalen weißen Pflaſtern bedeckt, wie eine mit Papier verklebte Fenſterſcheibe. Ein alter und ein junger Engländer und einige Damen waren zur Geſellſchaft um die Kranke, die mitten im Zimmer ſaß mit ihrem vom Sturz gelähmten Knie. Frau v. Goethe iſt ein geiſtreiches, lebhaftes Weſen.

Am Montag den 22. war ich wieder bei Goethe. Wir ſprachen wieder über die pantheiſtiſche Pflanze (Briophyllum), das lebendigſte Bild der Morphologie.

Um eilf Uhr hatte ich Audienz bei der Frau Großherzogin, einer klugen, verſtändigen Fürſtin und würdigen Frau. Nachher machte ich einen Spaziergang im Park mit Miniſter v. Fritſche,

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchſchaue dieſe Bruſt,
Sieh der Lebens-Wunden Tücke,
Sieh der Liebes-Wunden Luſt.

Und doch ſang ich gläubigerweiſe:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſey.

Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt.

Nein! du wählſt nicht den Geringern;
Gieb die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Anklang.

Huri.

Draußen am Orte,
Wo ich dich zuerſt ſprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.
Da hört ich ein wunderlich Geſäuſel,
Ein Ton- und Sylbengekräuſel,
Das wollte herein;

wir sprachen über Frankreichs religiöse Händel und Treibereien. Mittagessen mit Goethe allein. Vertrauliche Mittheilungen. Nach dem Essen ging ich mit Coudray ins Jägerhaus. Schuchardt, Sekretär von Goethe, zeigte uns die Handzeichnungen aus Albrecht Dürers Reisebuch, bei Derschau gekauft, und Durchzeichnungen nach Vespino's Copie des Leonardo, von Bossi, die sehr schön sind.

Goethe zeigte uns nachher das Tagebuch des Herzogs Bernhard aus Amerika. Dann brachte er sein eigenes Tagebuch von der ersten italienischen Reise zum Vorschein, von musterhafter Gleichmäßigkeit; ohne Zweifel für den Herzog geschrieben. Coketterie des Alten bei dieser Gelegenheit.

Am andern Morgen war die Großherzogin bei Goethe, ich machte ihr die Honneurs mit unsern Steinabdrücken, die ich nach der Zeitfolge gelegt hatte. Nachher machte mich Goethe aufmerksam auf die Maske der Medusa aus der Villa Rondenini, die ihm der König von Bayern in einem alten Abguß geschenkt hat. Sie lag auf einem Modellirtischchen. Sie macht den eigenen Eindruck von einem Sterbenden, dessen Ausdruck zwischen ungeheurem Schmerz, Wahnsinn und Wuth schwebend ist; man sieht ein von leiblichem und geistigem Schmerz überwältigtes, kräftiges weibliches Wesen mit vieler Naturwahrheit dargestellt. Goethe meinte, bei aller Wahrheit seyen die Augen und der Mund übermäßig groß, und zwar nicht nur durch den Ausdruck, sondern aus Absicht, um den Charakter zu steigern. — Ob es wahr ist?

Mittags aß ich bei der Schopenhauer mit Gerstenberg, eine gutherzige, weiche Natur. Den Nachmittag brachte ich bei Goethes Schwiegertochter, dann bei dem Alten zu. Er erzählte von einem indischen Roman „Pandurang Hari" von einem Engländer, der lange in Indien gewesen; er sey sehr interessant als Schilderung des Lebens in Indien.

Den nächsten Morgen besuchte ich wieder Frau v. Goethe. Mittags bei Tisch war Eckermann, ein subordinirtes, treues Männchen, voll hübschen Talents. Wilhelm Tell wurde sehr schlecht gegeben, Dr. Wagner trat in der Rolle des Tell auf. Nach dem dritten Akt ging ich zu Goethe. Der Kanzler erzählte viel von dem alten Staatsrath K., der Humboldts Geldgeschäfte besorgte; dieser wußte sehr umständlich anzugeben, wie ein Zufall Humboldt bestimmte, die Reise nach Amerika zu unternehmen:

Geldgeschichten und dergleichen gemeines Zeug verflechten sich hinein. Wir beide verstummten vor dem gläubigen Erzähler: „Elendes Volk, bemüht sich alles Höhere und Edle herab zu ziehen; da soll man einem Kerl, wie dem K. glauben, daß ein Zufall zu Humboldts Reise Veranlassung gegeben!“

Der Kanzler holte mich ab zu einem Besuch bei Fräulein Julie v. Egloffstein, einer kolossalen, malenden Hofdame. Am Abend bin ich mit demselben und mit August v. Goethe nach dem Belvedere hinaus gefahren.

Mit dem Alten kam ich in ein Gespräch über die Forschungen von Humboldt, Buch, Cuvier. Wunderliche Ansichten über Vulkane u. s. w., gewaltsame Entstehung vieler Berge als Erddrusen. Dann kamen wir auch auf die Schlegel. Goethe sagte: „Es ist etwas Unredliches in den übertriebenen Ansichten und Vorstellungen dieser Leute, und manche sind bloß durch Verhältnisse gezwungen, mehr oder weniger einzustimmen, oder sie werden dadurch abgestumpft in der Neigung zur freien Forschung. So auch Humboldt und Cuvier in ihrem Verhältniß zu den Franzosen.“

Den 26. hatte ich Sitzung bei Schmeller. Der Großherzog kam zu Goethe; ich flüchtete über den Speicher zur Schwiegertochter.

Matthäen war angekommen, ich besuchte ihn im Erbprinzen.

Zu Mittag war ich bei Froriep mit Peuker, Müller, Riemer u. s. w. Froriep war Leibarzt des verstorbenen Königs von Württemberg; er ist ein großer Verehrer desselben und liberal zugleich.

Am Samstag besuchte ich Meyer, der sehr krank und elend und fast aufgegeben war, er weinte viel. Ich fand ihn ziemlich hergestellt, er fuhr wieder aus. Mit Coudray sah ich in der Stadtkirche ein Gemälde von Cranach; dann die von ihm neu erbaute, bei dem Jubiläum eingeweihte Bürgerschule und einen Plan zum Theater. Zu Mittag bei Goethe. Nach Tisch fuhr ich mit August nach Tiefurt. Abends beim Alten, Kupferstiche durchgesehen, Mantegna's Triumphzug. Venetianische Schule. Martyrien. Die gar zu realistische, theatralische Darstellung derselben, eben so sehr Schuld der Maler als der Pfaffen. Spruch in das Stammbuch der Enkel geschrieben.

Sonntag morgens sechs Uhr ging ich mit Coudray in die

katholische Kirche, es ist ein in eine Kapelle umgeschaffener Thorweg im Jägerhaus. Neuer Kirchhof. Erbbegräbniß. Stelle für Schiller und Goethe. Schillers Leiche wurde nach vieler Mühe und nur durch Untersuchung des Schädels erkannt. Um zwei Uhr bei Goethe. Mit Kanzler Müller spreche ich wegen Schillers Begräbniß! Abends liest mir Goethe ein Stück aus dem Bacche von Euripides, das er übersetzt hat.

Montag bei Goethe. Der Globe enthält eine Recension seiner Werke. Psychologische Schilderung seiner Autorschaft. Der Großherzog kommt zum Alten. Spaziergang im großherzoglichen Garten. Entwurf eines Planes vom Haus. Entoptische Farben. Cornelius' Nibelungen. Försters Gemälde in Bonn und Koblenz.

Dienstag den 30. morgens um sieben Uhr bin ich mit Adele Schopenhauer nach Jena gefahren. Rosalie Seebeck ist jetzt die Frau des jungen Bohn in Stuttgart, sie waren im Begriff abzureisen, ich fand sie beim Abschiedfrühstück. Besuch beim alten Knebel. Ein Sokratescharakter, heiter, belebt, gesprächig. Das jetzige Treiben in der Literatur und Poesie sagt ihm nicht zu. Essen bei Frommann. Nach Tisch Spaziergang mit dem jungen Frommann um die Stadt durchs Paradies hinauf an Ludens Garten und den Galgenberg. Adele verfehlt den Zweck ihrer Reise, Geheimenrath Stark zu consultiren. Heimfahrt. Sternennacht, tiefer Eindruck auf das Gemüth. Mich zieht der Abendstern immer mehr an, und ich versinke ganz in Gedanken an Mathilde. Nachtessen bei der Schopenhauer mit Gerstenberg.

Morgens vor acht Uhr gehe ich mit dem Kanzler zum Großherzog ins römische Haus. Die Medaille von Brandt in Berlin zu Goethes Jubiläum ist dem Großherzog nicht recht. Der Lorbeerkranz auf der Stirne erscheint ihm wie zwei Eselsohren, der Hinterkopf zu breit, der Hals zu dick. Es ist wohl wahr, es läßt sich da viel aussetzen, aber im Ganzen ist die Manier edel und würdig. Die Erbgroßherzogin mit ihren Töchtern ist beim Großherzog; sie sagt über die Medaille: „il y a l'air d'un Empereur". Der Großherzog will sich aber nicht einreden lassen; er lasse nun einmal das Bild machen und verlange, daß es gut gemacht würde. Wenn Goethe zufrieden sey, so komme das wohl von Nebenrücksichten. „Der Kerl, der Brandt, kann nichts", fuhr er fort, „die Seidler hat mir gesagt, er habe in Rom 2400 Fr.

französische Pension gehabt, und habe nicht viel gethan. Berthier hat ihn hingeschickt, er ist von Neufchatel. Freilich, mit so viel Geld mögen die Kerls lieber dem Vergnügen nachlaufen, als was lernen." Hierauf, da ich bekenne, nicht modelliren zu können, versucht der Herzog selbst mit dem Federmesser in dem Gypsabguß die gewünschten Veränderungen anzubringen. Da diese Operation noch dazu stehend mit einer Loupe in der Linken unternommen, nicht gelingen will, treibe ich Coudray, der dabei steht, an, die Arbeit zu übernehmen; doch bringt er es natürlich auch zu keinem ordentlichen Resultat. Der Medailleur Facius, ein kapriciöser, melancholischer Mensch, der kein Thürschloß mit unbedeckter Hand anfaßt, aus Furcht vor Magnetismus, soll ein anderes Modell machen. Man sieht endlich auf meine wiederholte Bemerkung ein, daß an dem Stempel nichts verändert werden kann, wodurch die Formen verringert würden, und daß also ein neuer Stempel zu bestellen sey. Facius soll nun kommen, und ich dazu. Ich bemerke die Schwierigkeit, einem Künstler durch einen andern das Argument zu corrigiren; dann wird auf den Bildhauer Kaufmann prorogirt, der ehestens zurückkehren soll, und endlich fällt mir Rauch ein, der ja am 13. Juni nach Weimar komme, und die Sache auch in Berlin leiten könne. Ich werde sofort von dem Herzog durch den Hofmarschall zur Tafel geladen. Heimgang mit Müller und Hofmarschall v. Spiegel. Gerede mit den Herren über die Medaille; ich suche begreiflich zu machen, daß zwar etwas Unwahres, ein aprêt und chic darin sey, daß aber dieses durchaus aufs Edle und Würdige gehe, während in der ersten Medaille alles, außer dem Bild des Großherzogs ins Gemeine gezogen sey. Diese sey wie ein deutscher Coulissenreißer, jene einem französischen Tragiker zu vergleichen. Darauf eine lange Sitzung bei Müller, wo die Modelle der übrigen Medaillen betrachtet wurden. Dann Besuch beim Alten.

Um drei Uhr bin ich mit August, der den Kammerherrendienst hatte, zur Tafel gefahren.

Abends beim Alten. Frau v. Könneritz ist da. Entoptische Gläser. Kupferstiche nach Julio Romano liegen auf dem Tisch, darunter eine höchst merkwürdige und phantastische Behandlung der Kreuzigung. Man sieht nur die Spitze des Calvarienbergs, wo Christus auf dem Kreuze sitzt, Lanzen und Waffen erheben

ſich überall um ihn herum, Anſtalten werden gemacht zu dem grauſamen Werk, die Schächer ſind ſchon aufgerichtet. Es iſt eine furchtbare, ſchreckenvolle Scene. Präludium vor der Abreiſe, der Alte will nichts davon hören, bittet mich zu bleiben; ich kann aber nicht nachgeben, da ich ſchon einmal aufgeſchoben und meine Zeit abgelaufen iſt.

Den 1. Juni morgens halb fünf Uhr läßt ein Huſar vom Großherzog mich wecken, um mir zu ſagen, daß Seine Hoheit mich um acht Uhr im Jägerhaus erwarten, um mir die Handzeichnungen zu zeigen. Ich mußte da eine Menge Dinge durchgehen, die mich nicht erfreuten, das Beſte hatte ich ja ſchon geſehen, und doch mußte ich mirs zur großen Ehre anrechnen. Das iſt nun ſo die Welt.

Bei Goethe wieder Kupferſtiche von älteren Italienern durchgeſehen. Ich erzählte ihm die Fata bei der erſten Dampfſchifffahrt auf dem Rhein im Jahr 1821, und mußte dieſe Reiſeabenteuer, die Goethe ſehr unterhalten, bei Tiſche wiederholen.

Den 2. Abſchiedsbeſuch beim Großherzog, ſpäter bei der Großherzogin. Sie erzählte mir umſtändlich von dem Tod der Kaiſerin von Rußland, und hat von der ruſſiſchen Verſchwörung eine ernſte, höchſt verſtändige Anſicht, ganz beſonders über das, was in dieſer Sache zu wünſchen ſey. Die jungen Herrſchaften ſind in Belvedere; Goethe war zur Condolenz hinausgefahren. Dann nahm ich Abſchied bei Froriep und der Schopenhauer, und bin wiederholtemale beim Alten; wir wurden oft geſtört durch Beſuche. Er hatte eine Menge Gäſte zu ſeinem Sohn einladen laſſen; ich mußte neben Lawrence, einem ältern Engländer, und Coudray obenan ſitzen. Es ſchien mir nothwendig Goethes Geſundheit und die des Hauſes auszubringen; aus ungegründeter Scheu gerathe ich in Verlegenheit; gehe am Ende zu Auguſt, der mir gegenüber ſitzt, und ſtoße einfach mit ihm zweimal an.

Am 3. morgens nahm ich Abſchied bei Auguſt und bei Goethe. Ich fühlte den ganzen Schmerz der Trennung!

Sulpiz an Melchior Boiſſerée.

Frankfurt, 5. Juni.

Vorgeſtern um ſieben Uhr habe ich erſt von Goethe Abſchied genommen und geſtern Abend um acht Uhr war ich ſchon hier im Schwanen. Ich hatte die größte Mühe, mich von dem Alten loszureißen, obſchon ich die Abreiſe dreimal verſchoben hatte, ſo bat er mich doch wiederholt, ich möchte bleiben. „Wir kommen ſo jung nicht mehr zuſammen; Sie glauben nicht, wie wohlthätig Ihr Beſuch mir iſt; es wird immer beſſer, je länger Sie da ſind, verweilen Sie noch, überlegen Sie es.“ Mit dieſen und andern herzlichen Ausdrücken ſetzte er mir zu, als ich ihm am Donnerſtag Abend verſicherte, daß die entſcheidende Lage unſerer Verhältniſſe mich zur Rückkehr nach Frankfurt nöthigte. Und ich kann Euch verſichern, daß es mir ſehr ſchwer wurde, den Platz auf dem Schnellwagen zu beſtellen; wir gerne wäre ich dafür zum Alten gegangen und hätte geſagt: ich bleibe ſo lange, bis Sie über die Abreiſe ſelber entſcheiden! Als ich vom Großherzog Abſchied genommen hatte, und zu ihm kam, ergab er ſich mit den Worten: „Ich traue Ihnen zu, lieber Sulpiz, daß Sie nicht anders können!“

Der Abſchied endlich war ſo herzlich wie der Empfang, die Thränen traten dem herrlichen Greis in die Augen, und ich riß mich ſchnell aus ſeinen Armen mit dem Ausdruck des lebhafteſten Wunſches, ihn wieder zu ſehen. Mein Gefühl widerſprach dieſem Wunſch nicht, es ſteigerte denſelben vielmehr zur Hoffnung, denn das nicht bedenkliche Drüſenübel abgerechnet, iſt der alte Herr noch ſo kräftig, daß er ein hohes Alter erreichen kann!

Der alte Freund hatte mir beim Abſchied ein Päckchen mit der Weiſung übergeben, daſſelbe erſt in Stuttgart zu eröffnen. Da ich noch lange nicht dahin zurückkehre, öffnete ich es hier, und fand darin mehrere Medaillen, darunter die ſeinige in Gold.

Frankfurt, 10. Juni 1826.

Danneckers iſt mit ſeiner Frau und Schwägerin glücklich hier angekommen. Er kam am andern Morgen ſchon früh auf mein

Zimmer. Ich war mit ihnen bei der Ariadne, und bei Frau v. Bethmann. Bei Grunelius haben wir einen Beiuch im Garten gemacht; den Abend brachten wir dann bei Frau Hollweg in Oberradt zu.

Rauch ließ faſt zu gleicher Zeit ſeine Ankunft melden: ich fand ihn im römiſchen Kaiſer mit Stiglmair von München beim Abendeſſen. Sie ſind auf der Rückreiſe von Paris.

Den andern Mittag war ich mit Dannecker, Rauch und dem Lehrer deſſelben, Ruhl von Caſſel, bei Herrn v. Nagler zum Diner.

12. Juni.

Rauch iſt bis geſtern Mittag geblieben, es hat mich gar ſehr gefreut, ſeine Bekanntſchaft zu machen; der Genuß wurde jedoch durch das Zuſammentreffen von ſo verſchiedenen Perſonen in einem ſo eiligen Moment nicht wenig verkümmert. Vor ſeiner Abreiſe waren wir noch mit Herrn v. Bethmann und Rumpf bei George Brentano zum Frühſtück in Rödelheim. Es war ein herrlicher Morgen!

Dannecker iſt recht wohl und heiter, und ich hoffe, ſie werden ihre Reiſe bis Koblenz fortſetzen, ich habe ihnen einen kleinen Plan dazu gemacht. Heute gehen ſie noch bis Wiesbaden.

Wiesbaden, 19. Juni 1826.

Es freut und tröſtet mich bei der langen Trennung von Euch, daß Ihr und die Freunde wohl ſeyd, mir geht es wie es einem armen der Langenweile geweihten Badegaſt gehen kann. Ich bin unausſtehlich träge und werde mit jedem Tag dümmer; das iſt anfangs immer ſo, darum ergebe ich mich in Geduld und erwarte die beſſere Wirkung.

Lieber Melchior, warum kannſt Du nicht mit mir zwiſchen dieſen hügeligen Fruchtfeldern ſpazieren gehen, und Dich mit mir an dem Wiederſchein der untergehenden Sonne im Rheine erfreuen? Ich unterhalte mich recht oft mit Dir auf dieſen einſamen Spaziergängen, und auch mit Dir Bertram, denn ich habe euch doch immer noch mehr zu ſagen, als meine Trägheit mir zu Papier zu bringen erlaubt, und ſelbſt meine beſte Thätigkeit reichte nicht dazu hin.

Jakobi an Boisserée.

Pempelfort, 18. Juni 1826.

Der junge Maler Kaulbach, welcher Ihnen, mein verehrter Freund, dieſe Zeilen überbringt, iſt einer der hoffnungsvollſten Schüler unſerer Akademie, und mir durch ſein reines, unbefangenes Streben bei ausgezeichneten Anlagen lieb geworden. Von Cornelius zu einer Arbeit nach München berufen, wird er auf ſeiner Reiſe Stuttgart berühren, und da er das natürliche Verlangen hat, Ihre Schätze mit Muſe zu betrachten, ſo habe ich ihm die Bitte nicht abſchlagen können, als ein Bekannter den unbekannten und zum erſtenmal in die Welt tretenden jungen Mann bei Ihnen einzuführen, mit der Bitte, ihm die Erfüllung ſeines Wunſches werden zu laſſen. Obgleich er keine Erziehung gehabt, die ihm den Vortheil einer ordentlichen, wiſſenſchaftlichen Vorbildung hätte gewähren können, ſo glaube ich doch, daß Sie Gefallen an ihm haben werden.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Möchte es mir ſo gut werden, dieſes noch einmal perſönlich bei Ihnen erneuern zu können.

J. Bertram an Sulpiz Boisserée in Wiesbaden.

Stuttgart, 28. Juni 1826.

Wir haben Dir eine Nachricht mitzutheilen, die Dich gewiß eben ſo ſehr überraſchen wird, wie Dich das Reſultat erfreuen muß. Geſtern abend um fünf Uhr hat Galleriedirektor Dillis, der uns vorgeſtern morgen um acht Uhr wie vom Himmel ins Haus fiel, Stuttgart wieder verlaſſen, nachdem er mit dem Verzeichniß in der Hand alle unſere Bilder, ſowohl die unten aufgeſtellten, ſowie die oben befindlichen nicht reſtaurirten, vom erſten bis zum letzten mit der größten Aufmerkſamkeit durchgeſehen hat. Dieß war eine Expedition, vor der uns lange gegraut hat, die uns gänzlich unvorbereitet fand, und die uns eben ſo verderblich werden konnte, wie ſie uns nun auf eine unbegreifliche Weiſe heilſam geworden iſt; weil, wenn es uns überlaſſen worden wäre,

jemand auszuwählen, unsere kühnsten Wünsche nicht so weit gereicht hätten. Der Mann hat sich nicht etwa ein Häuschen gebaut, sondern eine Burg gegründet, der unsere Sammlung und nur unsere Sammlung zur Grundlage dienen muß. Dieß ist der Grundsatz der leuchtenden Farbe, Du wirst mir erlauben, daß ich Dir des Mannes eigene Worte wiederhole, wie er sie mir in der Dir schon bekannten Weise mit der größten Ruhe und Zuversicht vordemonstrirte, ohne auf mich irgend eine andere Rücksicht zu nehmen, wie auf einen Ununterrichteten, den man belehren muß. Er sagte: „Die Farbe muß leuchten, ich sage nicht umsonst leuchten: dieß Geheimniß hat nur die niederländische Schule begriffen; ein Strahl dieses Lichtes ist durch Antonello da Messina auf die venetianische Schule gefallen, ich sage ein Strahl, denn das Ganze hat sie nie begriffen, und ist gleich darnach wieder in Finsterniß verfallen; ich sage Finsterniß, denn ihre Farbe lebt nicht mehr, sie ist erstorben wie die Pflanze, die der Luft und des Lichtes entbehrt. Waren ihre Oele nicht die rechten, wirkten ihre Bindungemittel zerstörend, ich weiß es nicht, wir haben das verderbliche Resultat, die Ursachen sind uns unbekannt. Ich sage uns, und meine damit die ganze malende Generation, die von der Farbe gar nichts weiß, denen das große Geheimniß des van Eyck ein unauflösliches Räthsel bleibt. Hier (er sagte dieß gleich vor dem ersten Bilde, das ich ihm zeigte, dem großen Eyck), hier leuchtet das Licht, hier scheint der helle Tag, hier bewegt sich Alles in der Beleuchtung, die ihm zukömmt, hier ist die Wahrheit und das Leben. Die Italiener haben die Nothwendigkeit des lichten Grundes nie eingesehen, sie haben bald so, bald anders untermalt: der untere dunkle Grund ist durchgeschlagen, und hat die obere Farbe ganz verändert. Das Oel ist ein unentbehrlicher Artikel, allein es ist ein nothwendiges Uebel, welches die Farbe verdirbt; es ist der Teufel, der aus dem Bilde heraus muß. Der weiße Kreidegrund saugt das Gift ein, und läßt die Farbe rein auf der Oberfläche liegen; aber was hatten diese Leute für Kreide, was hatten sie für Gelb, wie machten sie ihr Grün. Raphael versteht nichts davon, seine Pflanzen sind braun, und ich kann das nicht glauben, daß er ursprünglich braunes Gras gemalt hat. Leonardo's Bilder waren zu ihrer Zeit auch gewiß in der Farbe rein und klar, er hat aber den Grund nicht zu

behandeln gewußt. Seine Gesichter sind kalligt geworden, seine Schatten schwarz, die Farbe fehlt, das wahre Licht und das Leben, es ist keine Wahrheit, keine Natur, sondern nur übel berechnete Kunst."

Hier hast Du eine Skizze des Themas, das mit der größten Bestimmtheit, ohne auch die kleinste Modifikation zuzulassen, durch die ganze Sammlung durchgeführt wurde, und auch vor den nicht restaurirten ja ganz verdorbenen Bildern noch die letzte Bestätigung erhielt. Uns blieb nichts als das Zuhören, der Mann ist in seiner Art eben so entschieden und hartnäckig wie Hirt: man dürfte einen Widerspruch nur wagen, wenn man auf seine Meinung und Gunst gar keine Rücksicht zu nehmen hätte. Doch will ich Dir auch das historische der Expedition erzählen.

Sonntag Morgen kam Dillis hier an, und sagte Melchior, der König sey ihm nach der Rückkehr aus Italien auf der Straße begegnet und habe ihm den Auftrag gegeben, gleich nach Stuttgart zu gehen, um zu sehen, ob alle im Verzeichniß aufgeführten Bilder sich wirklich vorfänden; dieß sey sein einziges Geschäft, das er so bald als möglich zu beendigen wünsche, und zwar in aller Stille, weil der König das strengste Geheimniß beobachtet haben wolle. Heute aber wünsche er die Sammlung als Kunstfreund zu seiner Belehrung zu sehen, morgen wolle er dann das Verzeichniß vornehmen. Er kannte sich bis zum Abend nicht satt sehen, und sagte in Stixners Gegenwart: „Was Sie mir heute gezeigt, Bild für Bild, die großen wie die kleinen, ist eine Auswahl von klassischen Meisterwerken." Den andern Morgen um acht Uhr kam er wieder, zuerst wurden die untern Bilder notirt, dann führte ihn Melchior herauf, ihm die nicht restaurirten Bilder zu zeigen. „Was sind da noch für schöne Sachen," rief er aus; wenn wir noch dreißig der Hauptbilder restaurirten, die Sammlung wäre fünfzigtausend Gulden mehr werth.

Als ich ihn am Abend fragte, wie ihm nun die Sammlung gefallen, antwortete er ohne Rückhalt: „Die Hauptbilder alle ohne Ausnahme sind unschätzbare Juwelen in der ersten Gallerie der Welt." Nachher sagte er noch: „Mein Auftrag geht bloß dahin, die Bilder zu notiren, ich habe keine weitere Verpflichtung; ich werde dem Könige referiren, die Nummern sind alle da; werde ich um Weiteres befragt, so werde ich es für meine Pflicht halten,

Niemand aber ließ ſich ſehen
Da verklang es klein zu klein;
Es klang aber faſt wie deine Lieder
Das erinnr' ich mich wieder.

Dichter.

Ewig Geliebte! wie zart
Erinnerſt du dich deines Trauten!
Was auch, in irdiſcher Luft und Art,
Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf;
Viele verklingen da unten zu Hauf;
Andere mit Geiſtes Flug und Lauf,
Wie das Flügel-Pferd des Propheten,
Steigen empor und flöten
Draußen an dem Thor.
Kommt deinen Geſpielen ſo etwas vor
So ſollen ſie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verſtärken,
Daß es wieder hinunter halle,
Und ſollen Acht haben
Daß, in jedem Falle,
Wenn Er kommt ſeine Gaben
Jedem zu gute kommen;
Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weiſe fügſam,
Sie laſſen ihn mit ſich wohnen:
Alle Guten ſind genügſam.

gerade das zu ſagen, was ich hier geſagt habe, das bin ich der Sache, dem Könige und mir ſelber ſchuldig."

Hier haſt Du einen ganz getreuen Bericht über das Reſultat einer Commiſſion, die nicht glücklicher für uns hätte ausfallen können. Welchen Einfluß ſie auf die weiteren Entſchließungen des Königs haben wird, muß ſich bald zeigen.

Sulpiz Boiſſerée an Mathilde R.

Frankfurt, 1. Auguſt 1826.

Mein Wiesbader Leben habe ich faſt unverändert ſo zugebracht, wie ich es früher geſchildert. Außer meinen langweiligen Waſſer- und Badangelegenheiten und einigem nothwendigen Briefwechſel, beſtand meine Beſchäftigung bloß in Spazierengehen und naturwiſſenſchaftlichem Leſen. Ich erlaubte mir der eben nicht heitern Stimmung wegen einmal wieder dieſer lange unterdrückten Neigung für Naturforſchung zu folgen und ich befand mich wohl dabei, indem es meine Gedanken von dem widerwärtigen menſchlichen Gewirre, welches man Welt nennt, abzog. Nachdem ich zu Hauſe von Gottes wunderbarer Schöpfung und Ordnung geleſen, konnte ich draußen im Freien um ſo beſſer in dem großen Buch der Natur beten; wo mir dann immer einleuchtender wurde, was ich ſchon längſt begriffen, daß einfache, ſinnige Menſchen die ganze Herrlichkeit der Pflanzen- und Thierwelt auf den Rand ihrer Andachtsbücher malen konnten! Die Bewunderung des Schöpfers in ſeinen Werken iſt in der That auch eine Art von Gebet! Unter dieſen Beſchäftigungen habe ich die Roſen abblühen, die Fruchtfelder vergelben, die Schnitter herankommen ſehen, und hier iſt nun alles in voller Ernte. Es muthet mich das bei meiner gegenwärtigen Lage gar bedeutſam an, da ich mit Ergebung erwarte, was dieß Prüfungsjahr mir bringt.

Der unerwartete Tod der guten Frau v. Schiller hat auch mich ſehr betrübt; bei dieſem Verluſt erſcheint der Aufenthalt von Karoline bei der Herzogin Eugen noch um ſo viel angemeſſener; ich möchte ihr gerne meine herzliche Theilnahme bezeugen.

Sulpiz Boisserée an Thomas in Frankfurt.

Stuttgart, Sonntag am 20. August 1826.

Lieber Thomas! Ich bin am Dienstag mit dem Schnellwagen hier angekommen, und habe zu meiner größten Freude Melchior und Bertram gesund und guten Muths gefunden. Ich selbst aber bin seitdem in eine Mattigkeit verfallen, die ich zum Theil noch den Folgen des Bades, zum Theil auch der Spannung zuschreiben muß, in der ich die letzte Woche hindurch bei Euch gelebt habe; daher schreibe ich Dir denn erst heute, wo es mir wieder besser geht.

Du wirst Dir denken, daß wir uns wechselseitig viel zu sagen hatten, alles, was ich über die Frankfurter Verhandlungen berichtete, befriedigte Melchior und Bertram sehr, und sie tragen mir ausdrücklich auf, Euch für den großen Antheil, den Ihr daran genommen, ihren herzlichsten Dank zu sagen.

Ueber Bayern erwarten wir dieser Tage bei der Rückkehr von Cotta noch nähere Aufschlüsse, unterdessen bestärkt uns alles in der gefaßten Ansicht, daß man zu temporisiren sucht. Uebrigens geht auch aus der nähern Mittheilung, welche ich von Dillis Aeußerungen erhalten, deutlich hervor, daß die Unterbringung der Sammlung und die Versetzung der lithographischen Anstalt große Schwierigkeit haben muß.

Wir wollen nun mit Geduld und Ergebung abwarten, was und wie es sich entwickelt. Auf jeden Fall aber werde ich nie vergessen, welch ein Schatz des Trostes und der Stärkung mir in dieser Zeit der Prüfung Eure treue Liebe ist. Ihr und die Marianne seyd mir ein wahres Kleeblatt der reinsten Güte und Freundschaft! Grüßt die kleine Frau und auch den guten Vater herzlich, meine Gedanken sind oft bei Ihnen, und bei Euch unter Euern lieben Kindern. Diese goldenen Sonnentage werden den Müllersleuten und denen, die sie besuchen, noch recht wohl thun; der Vater wird darob seine trüben Herbstgedanken verloren haben. Ich lese jetzt, wie er, den Tauler, den ich Dir verdanke. Ich hatte ihn kurz vor meiner Reise im Frühjahr angefangen und jetzt bei der äußern Unthätigkeit, wozu mich das Uebelbefinden nach der Rückkehr verdammte, habe ich ihn zu meiner größten Genugthuung wieder zur Hand genommen. Das Buch ist wie der klarste

stillste, tiefste See, worin sich bald wie die Sonne, bald wie der Mond, bald wie die Morgen- und Abendröthe, stets Gottes hellleuchtendes Antlitz und seine milden Strahlen spiegeln.

Sobald ich ein Bischen freier bin, schreibe ich auch an die Müllerin. Allen übrigen Angehörigen die besten Grüße und Wünsche!

Schorn an Sulpiz Boisserée.

Jena, 25. September 1825.

Die Tage an der Seite der Geliebten vergehen so schnell, daß ich bisher nicht zum Briefschreiben gekommen bin. Am interessantesten war mir der Besuch in Weimar, den ich vergangenen Freitag und Samstag machte. Der Kanzler Müller nahm mich sehr freundlich auf und führte mich überall herum; erst auf die Bibliothek zu Riemer und dann nach Belvedere zum alten Meyer, der mit der Großfürstin wohnt und sich ganz erholt hat; er ließ es auch nicht an Freundlichkeit fehlen. Goethe war diesen Tag über den Tod des hiesigen Bibliothekars Güldenapfel sehr betrübt; daher hielt es der Kanzler für besser, erst am Samstag zu ihm zu gehen. Ich zähle die halbe Stunde, die ich bei ihm war, zu den schönsten meines Lebens, und werde nie vergessen, wie er uns mitten in der Stube empfing, wie grandios er aussah. Er scheint sehr wohl zu seyn, bis auf ein kleines Pflaster, das er noch am Halse trägt. Ich sagte ihm gleich Empfehlungen von Dir, er erkundigte sich nach Deiner Gesundheit, und äußerte sich über die schöne Aufstellung Eurer Bilder in dem gegenwärtigen Verhältniß. Dann kam das Gespräch auf Martius und England, wo ich ihm viel von den Elgin'schen Marmoren und den Cartons zu Hamptoncourt erzählen mußte. Als wir dann von den Carstens'schen Handzeichnungen redeten und ich die Herausgabe von Umrissen danach wünschte, besonders für Benutzung der Künstler, meinte er: „Nun sie haben ja dort Moses und die Propheten, da brauchen sie dergleichen nicht!" Dadurch geriethen wir auf die Münchner Zustände und Sammlungen, er zeigte mir durch diese Veranlassung seine hübschen Bronzen; auch die Nachbildung von Leybolds Zeichnung mußte ich sehen und sein Büstenkabinet, aus

welchem er von mir Abschied nahm, weil Andere schon auf Audienz warteten. Er hatte etwas sehr Mildes und Freundliches, und das Majestätische seines Gesichts und seiner Augen imponirte dadurch um so mehr, daß es zugleich Zutrauen und Wohlwollen einflößte.

Die Braut und Schwiegermutter haben sich herzlich gefreut, gute Nachrichten von Dir zu hören und grüßen Euch Alle mit mir auf's herzlichste, auch Rapps, Cotta's, Danneckers, Schwabs und alle übrigen Freunde.

Frau v. Wolzogen und Fräulein v. Schiller habe ich noch nicht gesehen, da sie auf einige Tage verreist waren.

An die Herren Gebrüder Boisserée und Bertram.

München, 27. Januar 1827.

Seine Majestät der König haben die Boisserée'sche Gemäldesammlung von einem doppelten Gesichtspunkte aufgefaßt: Einmal, wenn die Herren Besitzer sich geneigt finden, eine Auswahl von fünfzig der besten zur Einverleibung in die neue Pinacothek geeigneten Gemälde treffen zu lassen; so bestimmen Allerhöchst dieselbe für die fünfzig ausgewählten besten Gemälde die Summe von 180,000 fl. — sage Einhundert achtzig tausend Gulden — in halbjährigen Fristen, jede zu 20,000 fl. hier in München zahlbar ohne Zinsen, und lassen diese Summe den Herren Boisserée anbieten.

Wenn aber die genannten Eigenthümer auf der Veräußerung ihrer gesammten, aus 213 Gemälden bestehenden Sammlung unabänderlich verharren, so haben Seine Majestät beschlossen, für die ganze Sammlung eine Summe von 240,000 fl. — sage die Summe von zweihundertvierzig tausend Gulden — in halbjährigen Fristen ohne Zinsen ebenfalls in München zahlbar, den Herren Eigenthümern anzubieten.

Zu diesem Angebot werden Seine Majestät der König auch noch ein Privilegium auf zehn Jahre zur Vollendung ihrer in Steindruck unternommenen Herausgabe lithographirter Nachbildungen von dem Zeitpunkt des abgeschlossenen Kaufes genehmigen.

Ferner werden Seine Majestät die Verpackungs- und Transportkosten von Stuttgart nach München übernehmen, und hierzu einen Commissär zur legalen Uebernahme und Verpackung ordnen.

Indem ich mich dieses allerhöchsten Auftrags einer über den Ankauf der genannten Gemäldesammlung eröffneten Verhandlung entledige, und einer bestimmten Aeußerung entgegensehe, füge ich die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung bei, womit ich die Ehre habe zu seyn Euer Ergebenster

Georg v. Dillis,
königl. bayrischer Central-Galeriedirektor.

Sulpiz Boisserée.

München, 5. Februar 1827.

Lieber Bertram! Wir sind gestern Nacht erst um 12 Uhr hier angekommen, da wir in Günzburg des tiefen Schnees wegen warten mußten, bis die Straßen wieder fahrbar waren. Dillis hat uns schon besucht, er ist sehr zufrieden, daß die Sache sich schnell macht; er will den König von unserer Ankunft unterrichten. Schorn kam gleich zu uns und brachte fast den ganzen Tag mit uns zu. Seit den achtzehn Jahren, wo ich zuerst hier war, hat sich die Stadt nach der Glyptothek hin fast um die Hälfte vergrößert. Der erste Eindruck ist sehr vortheilhaft, und wenn die Menschen und Verhältnisse sich so bewähren, wie der Anblick der Stadt, so werden wir alle gern hier wohnen.

Soeben kommt Dillis und kündigt uns an, daß der König uns morgen Nachmittag empfangen will.

Den 6.

Der König hat uns sehr gnädig aufgenommen und bei der Frage: was man in Würtemberg dazu sagen würde, daß er die Sammlung gekauft, bemerkte er zugleich hastig: „Man hat doch dort weiter keine Ansprüche an Sie, denn die Sammlung ist jetzt

mein, und obwohl es noch nicht unterschrieben ist, sind wir doch wechselseitig durch die Ehre gebunden." Er rief mehreremale aus: „Aber welche Sammlung habe ich nun, meine Herren; welche Sammlung, wenn das Alles beisammen seyn wird!" Auf die Frage: wie er es mit dem Geheimniß gehalten wünschte, äußerte er: „Ich will Sie durchaus nicht geniren, suchen Sie sich ein Lokal, nehmen Sie Ihre Maßregeln, man darf es schon wissen, daß ich die Sammlung gekauft habe; nur wünsche ich, daß nichts davon in die Zeitungen komme, und besonders, daß man den Preis nicht erfahre. Wenn man das Geld im Spiel verliert oder für Pferde ausgibt, meinen die Leute, es wäre recht, es müsse so seyn; wenn man es aber für die Kunst verwendet, sprechen sie von Verschwendung!" — Ich berief mich dann darauf, daß Freund Cotta ihm unsere Ankunft würde geschrieben haben, und bestellte seinen Auftrag, daß er sich mit dem Organisationsplan seines hiesigen Etablissements beschäftige. „Das ist brav," erwiderte der König, „Hr. v. Cotta ist ein Mann, der viel Ein- eine große Thätigkeit und viel Geld hat, alles das zusammen findet sich selten, und damit kann man Außerordentliches zu Stande bringen." — Ueber die Sammlung bemerkte er noch: „sie muß Ihnen auch viel an Zinsen und sonstigem Aufwand gekostet haben." Ich erwiderte darauf, daß wir so viele Jahre darauf verwendet hätten, um die Honneurs der Sammlung zu machen, und daß wir in der Zeit, als die Unterhandlungen mit Preußen bis zur Ratifikation des Königs abgeschlossen waren, für alle Gemälde neue prächtige Rahmen hätten machen lassen. Ich enthielt mich auch nicht zu sagen, daß er die Sammlung jetzt viel wohlfeiler erhielt, als wir sie mehrmals hätten weggeben können, wenn wir nicht höhere Rücksichten gehabt hätten, die von vielen Personen und selbst von manchen unserer Freunde eine Narrheit wären gescholten worden. „Ich weiß das," sagte der König, „und es ist besonders recht und verdienstlich, daß Sie die Sammlung nicht ins Ausland verkauft haben. Es freut mich, es freut mich, Sie hier zu sehen," und mit diesen Worten entließ er uns. — Manches Interessante wurde noch gesprochen, was aufs Wiedersehen verspart werden muß.

Dillis hat eine sichtbare Freude, daß er den Schatz zu den übrigen Schätzen unter die Hände bekommt und spricht mit

Begeisterung von der Aufstellung, die er dereinst von allen diesen herrlichen Gemälden machen will. „Wenn Gott mir nur das Leben und die Kraft dazu schenkt," fügt er immer hinzu.

München, 12 Februar 1827.

Lieber Bertram! Unser Schicksal ist entschieden, heute morgen hat der König den Vertrag unterschrieben; und gegen 12 Uhr haben Melchior und ich mit Tillis gleichfalls, und zwar in des letztern Kabinet auf der Gallerie, diese für unser ganzes Leben entscheidende Urkunde unterzeichnet. Du kannst Dir denken, daß dieß von unserer Seite nicht ohne die größte Gemüthsbewegung geschehen ist; indessen hatten wir den Trost, daß Tillis sich dabei mit der größten Zartheit und ich darf sagen, wahrhaft väterlich benahm. Er erkennt im vollsten Maße das große Opfer an, welches wir und namentlich Melchior durch die Trennung von der Sammlung bringen; er sagte unter anderem: „Nun wir bleiben ja zusammen, und wir hoffen in Freundschaft und Zufriedenheit noch Manches mit einander zu erleben. Gott gebe seinen Segen dazu, denn der muß auch dabei seyn!"

Nach diesem wichtigen Schritt ging Melchior und ich in die Gallerie, um uns durch den Anblick der Kunstwerke einigermaßen zu zerstreuen; Melchior hatte letzthin nur ein paar Gemälde im ersten Saal gesehen, heute durchwanderten wir alle Säle, hielten uns jedoch nur bei den Hauptwerken auf. Die Bewunderung der herrlichen hier vereinigten Gemälde, sowohl von der alten Düsseldorfer Bekanntschaft, als ganz neuer, wechselte mit dem Erstaunen über die unbegreiflich nachlässige Restauration mancher Stücke vom ersten Rang ab; und es wurde Melchior recht begreiflich, welchen außerordentlichen Eindruck unsere sorgfältige Restauration und Conservation auf alle Kenner stets hervorgebracht hat. Ein Beweis aber, wie sehr Tillis mit unserer Restauration zufrieden ist, muß Dir sein, daß er gestern zu Melchior sagte: „Was Sie zur Restauration Ihrer Gemälde gethan, haben Sie als ein Geheimniß behandelt, darum habe ich auch nicht in Sie dringen wollen, aber ich habe alles gesehen und alles bemerkt,

und ich kann Ihnen versichern, daß ich alles zu meiner vollkommensten Zufriedenheit gefunden habe.

Von der Gallerie gingen wir zum Grafen Armannsperg, Minister des Innern und der Finanzen, ein lebhafter Mann von Melchiors Alter, er empfing uns gleich mit der freundlichsten Aeußerung über unsere Verdienste um deutsche Kunst und Kunstgeschichte, sagte dann daß die Erwerbung unserer Sammlung ein großer Gewinn für Bayern sey; und als ich bemerkte, daß es uns sowohl in moralischer als in finanzieller Hinsicht ein großes Opfer gekostet, uns zu dem Willen des Königs zu entschließen, und daß bloß die Betrachtung des großen Resultats, welches für deutsche Kunst und ihre Geschichte, durch die Vereinigung unserer Sammlungen mit den Kunstschätzen des Königs erreicht würde, uns dazu bewogen hätte, erkannte er das mit wahrer Freimüthigkeit und auf die ehrenvollste Weise an, ohne nur im entferntesten daran zu erinnern, daß der König doch immer ein großes Kapital für diesen Gegenstand aufwende, wie hundert andere an seiner Stelle auf meine Aeußerung gewiß gethan hätten.

Ueberhaupt ist von Seiten der Ehre und der Anerkennung gewiß kein Ort, wo man uns und die Sache so aufgenommen hätte, wie es hier geschieht. Das fühlt Melchior im ganzen Umfang, und wir sprechen oft davon, so daß ich die Beruhigung habe, er findet hierin eine befriedigende Entschädigung für die große Aufopferung, die ihm der Entschluß gekostet hat.

Den 21. Februar.

Melchior kommt soeben von seiner Abschiedsaudienz beim König, worin er ihm das neuste Heft des lithographischen Werks übergeben hat. Der König hat ihm recht viel Schönes darüber und über seine Bemühungen für dasselbe gesagt. Ueber die Aufstellung der Sammlung hat er sich noch nicht ausgesprochen. Melchior wird nun am Samstag wieder bei Dir seyn.

Bertram an Sulpiz Boisserée in München.

Stuttgart, 28. Februar 1827.

Melchior hat hier Alles zu seiner Zufriedenheit in Ordnung gefunden. Auch ist ihm die allgemein hier herrschende Ansicht über die Sache ganz angenehm; in drei Tagen hatte sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Der König selbst verkündigte sie zuerst auf dem Hofball, er trat zu Wechterlin, Schmidlin, Weishaar und Cotta mit der Aeußerung: „Nun, meine Herren, der König von Bayern hat die Boisserée'sche Sammlung gekauft, er kauft sie aus seiner Tasche und schenkt sie dem Staate." Die Herren waren anfangs etwas verblüfft, und konnten den Ton der Antwort nicht finden, bis sich der König mit der Frage an Cotta wandte: ob er die Bedingungen kenne? was dieser verneint: worauf der König mit der Aeußerung schloß: es sey Schade für Stuttgart und thue ihm leid.

Thomas an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 8. März 1827.

Deinen Brief von München aus erhielt ich von Frankfurt nachgeschickt, und ersehe darin die Bestätigung der gleich zum Willkomm hier erhaltenen Nachricht. Nun Glückauf aus vollem Herzen! Es wird in München ein neuer Stern für Wissenschaft und Kunst aufgehen, belebt von religiösem Sinne. Der Wetteifer mit Berlin wird gegenseitig fördern, und da läßt sich das Beste erwarten. Es ist für ein solches Streben zu wünschen, daß sich die besten Menschen anschließen und daß dort das Beste an Kunst und Wissenschaft versammelt werde. Was ich für Frankfurt wollte, war ja dasselbe, und hätte nie so großartig werden können, hätte vielleicht noch manches Hinderniß gefunden, und wäre doch wohl nie von der umfassenden Wirksamkeit gewesen. Es fing mir an, manchmal Angst zu werden, Ihr möchtet für die vielen Aufopferungen uns zu Liebe am Ende nicht einmal Eure Herzenswünsche erreichen. Euer Privatleben ordnet sich nun auch, Du wirst Dich bald verheirathen. Säume ja nicht, und nimm im voraus meine

herzlichſten Wünſche für Euer Heil entgegen. Hat ſich doch unſere Freundſchaft und Liebe in dieſen Jahren des Harrens und vergeblichen Bemühens zu einer Stärke erſchwungen, daß dieſes allein genügend wäre für ein Leben getäuſchter Erwartungen. Ich bin überzeugt, eine höhere Hand hat alles ſo beſſer gelenkt, als wir jetzt noch, wo die Lebhaftigkeit unſerer Wünſche uns zu ſehen hindert, erblicken können. Schreitet daher muthig, heiter und mit Vertrauen voran auf einer Bahn, die unter ſo günſtigen Auſpicien betreten worden, und die Ihr wahrlich wohl überlegt und zuletzt entſchieden darauf hingewieſen, gewählt habt. Ich werde immer ohne Neid mit freudiger Theilnahme Euch folgen, denn ich habe ja doppelten Theil daran, als Freund und als Deutſcher.

Schinkel an Sulpiz Boiſſerée.

Berlin, 19. März 1827.

Ihr vortreffliches Geſchenk habe ich wiederum erhalten. Der heilige Lukas beſonders hat mich wieder ganz in Ihre Umgebungen zurückgeführt und mit allem Zauber alter mir höchſt werther Erinnerungen; doch auch gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte einen wehmüthigen Eindruck auf mich gemacht, indem mit dieſem Blatte beinah zugleich die Nachricht bei uns eingegangen iſt, daß die neuſte Beſtimmung, welche Ihre ſchöne Sammlung erhalten hat, ſie nun auch auf immer vom Berliner Muſeum trennt. Unter ſo vortheilhaften Bedingungen als diejenigen ſind, unter welchen Sie dem Gerüchte zufolge dieſe Schätze von ſich laſſen, kann man Ihnen freilich nur Glückwünſche darbringen, und ich hoffe, daß Sie von meiner herzlichen Theilnahme überzeugt ſeyn werden, wie viel ich auch dabei, von der andern Seite betrachtet, verliere, Sie und Ihre Sammlung nicht bei uns zu ſehen. Wir müſſen hier nun ſchon ſehen, wie wir unſer Muſeum auf andere Weiſe füllen, wozu der Bau noch zwei Jahre Zeit verſtattet. Der Wunſch, daß Sie alsdann, wenn einmal alles bei uns in Ordnung ſeyn wird, uns Ihre Gegenwart ſchenken möchten, wird immer bei mir aufs höchſte rege bleiben, und ich hoffe ſicher

Du aber biſt mir beſchieden,
Dich laſſ' ich nicht aus dem ewigen Frieden;
Auf die Wache ſollſt du nicht ziehn,
Schick eine ledige Schweſter dahin.

Dichter.

Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt!
Geheimniſſe mag ich nicht erfragen;
Doch ſag mir ob du an irdiſchen Tagen
Jemals Theil genommen?
Mir iſt es oft ſo vorgekommen,
Ich wollt' es beſchwören, ich wollt' es beweiſen
Du haſt einmal Suleika geheißen.

Huri.

Wir ſind aus den Elementen geſchaffen,
Aus Waſſer, Feuer, Erd' und Luft
Unmittelbar; und irdiſcher Duft
Iſt unſerm Weſen ganz zuwider.
Wir ſteigen nie zu euch hernieder;
Doch wenn ihr kommt bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu thun.

Denn, ſiehſt du, wie die Gläubigen kamen,
Von dem Propheten ſo wohl empfohlen,
Beſitz vom Parabieſe nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, ſo charmant,
Wie uns die Engel ſelbſt nicht gekannt.

darauf, um so mehr da Sie von nun an weit weniger gebunden seyn werden und sich leichter zu einer solchen Reise entschließen könnten!

Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 8. April 1827.

Lieber Köster! Ihr habt uns durch Eure Schriftstellerei über das Gemälderestauriren sehr überrascht, und wir haben das Schriftchen gleich mit Heißhunger verschlungen. Ja wenn wir nicht gerade so sehr beschäftigt wären, so hätten wir Euch am Tage des Empfangs gleich geantwortet; nun aber hoffen wir, Ihr werdet den Sonntag auch noch zur Woche rechnen, da er nach der Bibel der Schlußtag und nicht der Eingangstag derselben ist, so daß Ihr nicht sagen werdet, wir hätten die Woche vorbeigehen lassen, ohne Euch Dank und Bescheid zu sagen.

Unsern Dank sind wir Euch in doppelter Hinsicht schuldig, einmal für dieses so schnell und frisch gesandte Geschenk, und dann für die freundliche und discrete Erwähnung unseres früheren Verhältnisses.

Was nun unsere Meinung über Euer Opus betrifft, so ist diese recht sehr vortheilhaft, denn Ihr habt alles Wesentliche mit gehöriger Klarheit und Bestimmtheit gesagt und, was die Hauptsache ist, Ihr habt Regel und Vorschrift immer von der Praxis unterschieden, habt diese stets über jene gestellt, habt den künstlerischen Takt, die Ehrfurcht für das herzustellende Werk und gewissenhafte, geduldige Ausdauer als die ersten, unerläßlichsten Bedingungen gestellt.

Dabei ist die Darstellung lebendig, und wenn hie und da der Ausdruck etwas sehr keck und kräftig erscheint, so gibt dieß auch wieder dem Ganzen einen Stempel von Eigenthümlichkeit, der nur dem beschränkten Leser mißfallen könnte.

Unsere Versetzung nach München wird in zwei Abtheilungen stattfinden; die Sammlung wird im Juni hier übernommen, und dann gehen auch die lithographischen Zeichner mit. Die Druckerei und das Uebrige bleibt noch bis Ende Sommers, um von hier aus noch so viel als möglich zu expediren.

Was unſere Verhältniſſe in München betrifft, ſo werden ſie uns nur inſofern binden, als wir es zweckmäßig finden, mit dem lithographiſchen Werk fortzufahren. Wir haben uns dazu das Recht ausbedungen und haben uns ſonſt in allem frei gehalten. Mit den Preisbedingungen ſind wir zufrieden, wie Ihr denken könnt, weil wir ſonſt nicht abgeſchloſſen hätten. Diejenige Perſon jedoch, auf die wir die höchſte Rückſicht zu nehmen haben, will nicht, daß ſie bekannt werden, und ſo können wir nicht anders, als darüber ſchweigen.

Die Vorbereitungen zum Abzug machen uns, da wir ſeit den acht Jahren und beſonders durch das lithographiſche Werk hier ſo ſehr feſt gewurzelt ſind, mehr zu thun als man ſich denkt, obwohl wir noch mehrere Monate vor uns haben.

Deßhalb und wegen den Geſchäften in München, die mich dort bis vor drei Wochen zurückgehalten, habe ich noch keinem Heidelberger Freunde ſchreiben können; entſchuldigt mich und uns alle, unter den herzlichſten Grüßen.

Rauch an Sulpiz Boiſſerée.

Berlin, 11. April 1827.

Von Herzen gratulire ich Ihnen und München zu endlicher Beſtimmung Ihrer ſchönen Gemäldeſammlung, ich bin nun darüber beruhigt, da ſolche uns in Berlin nicht beſchieden war, daß ein hochgebildeter deutſcher Fürſt, welcher ſo mächtig und verſtändig mit der That zur höhern Bildung einwirkt, Beſitzer davon geworden iſt; indem ich immer fürchtete, daß Keiner in unſerm deutſchen Vaterlande ſich dazu finden und das Ausland über kurz oder lang dieſe Kunſtſchätze verſchlingen würde.

Dem guten Genius verdanken wir es alſo und Ihnen, daß dieſe immer ſeltener werdenden Wundergebilde uns erhalten ſind. Preußen oder Bayern durften ſie nur beſitzen, die einzigen Staaten, woraus Bildung hervorgehen kann, wenn der Himmel den Fürſten gnädig bleibt.

Am Sonntag bin ich mit Schinkel den neuen Muſeumsbau durchgegangen, welcher als Rohbau im vorigen Jahr als vollendet

anzusehen war, und wo der äußere und innere Ausbau nun wie der begonnen hat: wiederholt hat sich bei mir die Ueberzeugung bestätigt, daß für den bedingten Zweck der Aufnahme unserer Kunstwerke, welche die Zeit vermehren soll, nichts schöneres und genügenderes erfunden werden konnte, als Schinkel zu erreichen so glücklich gewesen ist, worüber auch gebildete Reisende, Künstler und Architekten, deren ich in dieser Zeit mehrere sprach, fast einstimmig mit einverstanden sind. Wenn also in etwa zwei Jahren der Bau vollendet seyn wird, so dürften wir hoffen, Sie dann einmal bei uns zu sehen; Goethe's Statue hoffe ich, soll dann auch sehr avancirt seyn, indem das große Modell noch in diesem Frühling begonnen wird, worauf ich nach so vieler Herrenstandbilder en pantalon mich außerordentlich freue. Ich hoffe, daß man meine Sehnsucht nach etwas nackten Beinen und Schultern rechtfertigen wird, wenigstens doch die nach einem Kostüm, welches die Formen nicht allzu willkürlich versteckt. Wie sehr unser gemeinschaftlicher Freund Schlesinger und sein Restaurationsatelier fleißig ist und Licht in Dunkelheit gebracht, werden Sie wohl durch Hrn. Köster mündlich erfahren haben; es gehörte ein Künstler wie Schlesinger dazu, dem ein solches bedeutendes Geschäft, die Rettung so vieler bedeutender Bilder anvertraut werden konnte, und welches sich mit jedem vollendeten Werke auch wirklich bethätigt. Die Hrn. Schlesinger, Schinkel, Wach, Hr. v. Humboldt lassen Sie und die Angehörigen schönstens grüßen.

Ihrer Nachsicht empfehle ich die Ihnen durch die Kunsthandlung von Gerstäcker zukommende erste Lieferung meiner Arbeiten. Sie werden darnach beurtheilen können, wie es mit der Kupferstecherei für solche leichte Gegenstände bei uns steht. Die Regierung thut aber auch gar nichts für diesen Kunstindustriezweig.

Nun leben Sie wohl, grüßen Sie herzlichst Ihren Hrn. Bruder, Bertram und den gemeinschaftlichen Freund Hofrath Danneker, und schenken Sie mir ferner Ihr wohlwollendes Andenken.

Conſtanz, 18. Mai 1827.

Hochverehrteſte Herren! Welche Ueberraſchung! Als ich zu Hauſe das Bild des heiligen Chriſtoph aufrollte, und den Beſitz eines noch größeren Geſchenkes vor mir ſah! — Wenn alſo wirklich dieſer ſchöne Chriſtuskopf mein iſt, ſo empfangen Sie tauſendmal den wärmſten Dank dafür. Wie kann ich Ihnen eine ſolche Großmuth vergelten; ich kann Ihnen nur den Wunſch anbieten, daß, wenn dieß heilige Bild mich zum Guten hinweiſt und ſtärkt, der Segen davon auf Sie zurückgehen möchte; ſo wie ſich auch ohnehin mein Gemüth erhob, um himmliſche Vergeltung für ſo viel liebevolle Güte, womit Sie mich bei Ihren koſtbaren Kleinoden aufnahmen.

Leben Sie wohl bis auf ein ſchönes Wiederſehen, und verſchmähen Sie nicht die Verſicherung meiner tiefſten Verehrung.

Ihre dankbarſt ergebenſte Dienerin

Marie Ellenrieder.

Wann werde ich Sie wohl mit meinem grünen Bündelchen wieder begegnen?

Sulpiz Boiſſerée.

München, 29. Juni 1827.

Lieber Melchior! Vorgeſtern Nacht um ein Uhr bin ich glücklich hier angekommen. Tillis habe ich ſchon geſehen, er iſt ganz glücklich; der Bildertransport kam geſtern wohlbehalten nach Schleißheim und beim Abladen fand ſich alles in ſo ſchönem Zuſtande, als wären die Ballen gar nicht transportirt worden.

Beim König iſt er heute um ein Uhr geweſen; derſelbe hat ihm Auftrag gegeben, diejenigen Kiſten, welche er für nöthig erachte, auszupacken. Er will damit erſt anfangen, wenn Du da biſt.

Geſtern bin ich gleich in eine große Geſellſchaft gerathen, indem die Schüler von Cornelius ihm zum Vorabend ſeines Namensfeſtes einen Fackelzug mit Muſik, Gedichten und Kränzen brachten. An dreihundert junge Künſtler hatten ſich zu dieſem Zweck vereinigt, und Cornelius hatte in ſeinem Hauſe ſeine näheren

Bekannten und Freunde, Männer und Frauen aus allen Ständen, über hundert Personen, versammelt. Der schönste sternleuchtende Himmel begünstigte die allgemeine Freudigkeit.

Den 5. Juli.

Alle unsere hiesigen Angelegenheiten nehmen einen guten förderlichen Gang. Nur mit der Wohnung ist noch kein Gedeihen, und scheinen in der Hinsicht unserer Geduld noch manche Prüfungen bevorzustehen.

Schorn habe ich mit seiner kleinen Frau ganz artig und behaglich eingerichtet und recht heiteren Sinnes gefunden. Die Verwandtschaft der jungen Frau mit der Familie von Niethammer trägt sehr viel dazu bei, ihr die neue Lage in einer fremden Stadt angenehm zu machen. Gleich am Tage nach meiner Ankunft führte uns Hr. v. Niethammer in seinem Wagen nach dem eben nicht häufig besuchten Ort, wo Claude Lorrain eine Stelle zum Landsitz für seinen hiesigen Freund ausgesucht hat. Die Stelle an der Isar, wohl so hoch als der Rosenstein bei Cannstadt, ist wirklich sehr schön. Wir brauchten keine halbe Stunde um hin zu fahren; hinter dem Ort kamen wir gleich in einen Wald bis zum Dorf Grünwald, bei welchem eine zum Theil noch erhaltene Burg liegt. Bei unserer Rückkehr hatten wir gerade in jenem von Claude ausgezeichneten Ort Harlaching die Freude, den schönsten Sonnenuntergang zu sehen.

Den 2. August.

Vorgestern besuchte mich Uhland, der mit seiner Frau eine Reise nach Salzburg und Tyrol macht. Ich habe sie in die Glyptothek und nachher spazieren geführt. Sie gefallen sich recht gut hier, und finden die Gegend auch nicht so öde, als man sie ihnen geschildert hat. Heute Abend sehe ich sie bei Schorns.

Den 29.

Den Ludwigstag habe ich zum Theil in der Kirche, zum Theil in der Akademie, wo ich Schellings Eröffnungsrede im Kreise

der Akademiker angehört habe, und zum Theil beim Professorendiner gefeiert. Hiezu hatte mich Ringseis gebeten; der Zufall wollte, daß ich neben Lee zu sitzen kam, was sich ganz gut machte, es ist ein feiner Mann und ein Duzbruder von Ringseis. Wir waren sehr heiter.

Schellings Rede war sehr freimüthig und kräftig, hie und da etwas zu stark im Ausdruck, sowohl im Lob als im Tadel. Was aber das Merkwürdigste, das ist, daß er ganz entschieden gegen Thiersche Ansichten über die neue Organisation der Akademie — nicht der Universität, aufgetreten. Schelling ist gestern gleich nach Karlsbad abgereist.

Die Ernennung von Görres ist nun entschieden und zwar als Professor der Literaturgeschichte. Er hat selbst an Ringseis geschrieben und ihn gebeten, ihm eine Wohnung zu miethen.

Sehr erfreut wurde ich durch die Ankunft von Julius Mohl. Er ist nach Kreuth zu Cotta gereist, und wird in einigen Tagen wieder hier seyn.

Hegel an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 9. August 1827.

Hochverehrter Freund! Es sind etliche Monate her, daß ich mir schöne lithographirte Bilder Ihrer Sammlung zugeschickt erhalten, sine die et consule, ohne weiteren Fingerzeig; vergebens habe ich fernerhin auf Aufschlüsse gewartet, und so auf die überraschende Vermuthung kommen müssen, daß diese Zusendung schon den Beschluß in sich enthalten solle. Ich habe mir daher zuletzt das Herz gefaßt, ein gütiges, freundschaftliches Andenken von Ihnen darin zu erkennen, und in dieser Voraussetzung darf und soll ich Ihnen meinen herzlichen, besten Dank machen. Sie haben mir mit diesen so vorzüglichen Blättern eine große Freude gemacht; sogar wollten Sie unter dem Vorzüglichen das Ausgezeichnete wählen. Für sich ein erwedender, genußvoller Anblick, erinnert er mich an die Originale, deren anschauliche Bekanntschaft ich mit so vielen nur Ihnen verdanke, und an das Kleeblatt der lieben Freunde, das die zweite Seele dieser edeln Gebilde

geworden war. Schmerzliches muß freilich die Trennung von solcher Innwohnung enthalten; doch ohnehin ist sie ihrer Natur nach nicht eine vollständige; ich habe längst meine glückwünschende Theilnahme an diesem Erfolge genommen, der Ihr Wunsch war.

Sie haben einst ein Interesse an einer Stelle meiner Encyklopädie genommen und dafür erweckt; ich weiß Ihre Freundlichkeit durch nichts zu erwidern, als durch den erneuerten Abdruck derselben, der mit dem übrigen Beiwesen hier folgt.

Nochmal meinen herzlichsten Dank an das gesammte freundliche Kleeblatt für dessen geneigtes Andenken. In meinen Dank und meine Empfehlungen schließt sich meine Frau nachdrücklich ein.

Die Eycks und Hemmelings ꝛc. in den Niederlanden hoffe ich in einigen Wochen zu sehen, wenn ich von Paris aus dahin, und zunächst wenn ich nach Paris, wie ich verhabe, kommen kann.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

München, 14. September 1827.

Die Aussichten sind so gut, daß ich am Sonntag die Reise zu Dir antreten kann. Bertram befindet sich vortrefflich und ist, einige Anwandlung von Laune abgerechnet, so heiter, daß er keine Bedenklichkeit hat, allein hier zu bleiben. Er legt das größte Gewicht auf die hiesige Küche, und prägt mir alle Tage ein, daß ich Dir diese einfache, gesunde Zubereitungsweise nicht genug rühmen könne. Da wir vorgestern in Schleißheim, wo die fette Wirthin sehr fett kocht, Gelegenheit hatten, das Gegentheil zu bemerken, und Bertram nachher über seinen Magen klagte, so glaube ich allerdings, daß diese bessere Art zu kochen, für ihn wichtiger ist, als ich mir gedacht habe. Um dieses Küchenglück vollkommener zu machen, haben wir sogar einen noch besseren Speisewirth entdeckt, der ganz auf französische Weise kocht, und obendrein ein Düsseldorfer ist.

Mit der vorläufigen Unterbringung der Bilder in Schleißheim ist Bertram vollkommen zufrieden, und obwohl ihm die ganz öde Gegend beim Hinausfahren nicht gefiel, so machte ihm

doch das prächtige Schloß mit ſeinem Garten durch die Erinnerung an Bonn und Brühl einen guten Eindruck.

Sulpiz Boiſſerée an Bertram.

Stuttgart, 20. September 1827.

Lieber Bertram! Heute erſt gelange ich dazu Dir zu ſchreiben, denn bei meiner Ankunft vorgeſtern fand ich unſere Neffen und Nichten, Guſtav Böcker und Gertrud Boiſſerée, Julius Boiſſerée und Thereſe Boiſſerée, als neue glückliche Ehepaare bei Melchior, und Du kannſt Dir denken, daß dieſer Beſuch mich gleich in Anſpruch nahm. Vor einer Stunde ſind ſie nun nach Schaffhauſen abgereiſt, von wo aus ſie über Freiburg und Baden zurückkehren werden.

Melchior traf ich geſund und guter Dinge.

Grüße Schorn, Cornelius und Ringseis, der nun wohl zurückgekehrt iſt, auf's beſte.

J. Bertram an Boiſſerée in Stuttgart.

München, 24. September 1827.

Der Geheimerath Hartz geht übermorgen nach Köln, das er in 36 Jahren nicht wieder geſehen hat. Er hat mich als Landsmann ſo herzlich wie möglich empfangen und in Gegenwart ſehr vornehmer Perſonen, die ihm den Hof machten, als ächten Dickes mit den ausgeſuchteſten kölniſchen Redensarten regalirt, worauf ich ihm, wie Du denken kannſt, die Antwort nicht ſchuldig blieb. In Stuttgart habe ich ihm den König von England recommandirt; ſucht ihn dort auf, es wird Euch auf keine Weiſe gereuen.

Wenn Ihr wiſſen wollt, wie ich lebe, darf ich Euch nur den Schluß der vergangenen Tage bemerken: Mittwoch Abend bis 12 Uhr bei Cornelius; Donnerstag bis 11 bei Schorn; Freitag bis 11 mit Zelter und Cornelius bei Cottas, wo ich ihn einführte; Samstag bis 12 bei Ringseis, und Dienstag mit dieſen bis 1 Uhr bei Schuberts.

Dem ungeachtet ging ich gestern mit Thiersch schon um 10 Uhr vormittags zu Klenze, um 9 Uhr bin ich alle Morgen angezogen; dann übertreffe ich im Visitenmachen Sulpizens strengste Anforderungen. Dabei wird das Haus keineswegs vernachlässigt und für die Bilder alle mögliche Sorgfalt verwendet. Zelter, der sich über die Unbequemlichkeit im überfüllten Gasthof beklagte, hab' ich zu Strixners logirt, wo er sich seiner Aeußerung nach wie ein Prinz befindet.

Mein unveränderliches Wohlbefinden kann Leé nur einer günstigen klimatischen Einwirkung zuschreiben; was ich jetzt treibe, hatte mich in Stuttgart umgebracht; aber allein werd' ich auf die Länge doch nicht fertig.

Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 2 October 1827.

Lieber Bertram! Deine Aufforderung, den alten Harz auf der Durchreise zu begrüßen, haben wir treulich erfüllt. Wir wurden sogleich von seiner Ankunft unterrichtet, und sahen ihn noch am Abend, als wir eben vom Festdiner für den Geburtstag des Königs, vom Minister Otto zurückgekommen waren. Wir beredeten ihn, am andern Morgen das Cannstadter Fest zu sehen und führten ihn dahin; dann gab ich ihm noch Briefe nach Köln und so fuhr der alte Herr am zweiten Tag ganz zufrieden und dankbar weiter.

Dadurch haben wir zwei halbe Tage an unsern Geschäften eingebüßt; aber auch nicht mehr. Wirklich sind wir auch so weit gekommen, daß alle Kisten nach Frankfurt und Leipzig ꝛc. aus dem Hause geschafft wurden, die Masse war so groß, daß sie mit einem Pferde weggeführt werden mußte. Die Kiste für Paris ist gepackt, und Melchior wird heute mit der Auswahl von zehn vollständigen Exemplaren für London fertig.

Lauter geht am Donnerstag weg, für den ist dann auch noch allerlei zu besorgen.

J. Bertram an Boisserée in Stuttgart.

München, 13. Oktober 1827.

Seit acht Tagen, die das Oktoberfest dauert, nimmt hier der Tumult kein Ende; in allen Häusern sind Fremde und Gastereien. Ich theile meine Abende zwischen Ringseis, Cornelius und Thiersch, niemals bin ich dort allein, immer Gäste und immer vollauf. Die Leute zählen auch auf uns als integrirende Mitglieder ihrer Kreise; meine durchaus heitere Laune trägt dazu nicht wenig bei. Nur klagen die Leute, daß ich ein Hausordnungsverderber sey, wie es wenige gebe, und die Nachtschwärmerei auch in die stillsten Haushaltungen einzuschwärzen wisse. Cornelius Frau und Schwester jammern am meisten, weil der arme Pietro die Nachtruhe nimmer habe. Melchior wird sich über das, was er von mir zu hören und zu sehen kriegt, nicht wenig wundern; so gesund wie ich jetzt bin, hat er mich noch nie gekannt; nur muß ich mich vor dem Abendessen in Acht nehmen, was freilich bis jetzt noch nicht geschehen ist. Dillis und Maurer lassen freundlichst grüßen, der Letztere war gestern Abend lange bei mir.

Soeben kommt mein Essen aus dem Gasthaus: 1 Portion Reißsuppe 4 kr., 1 Portion Rindfleisch 4 kr., 1 Portion Huhn mit Blumenkohl 8 kr., 1 Portion Hammelbraten 6 kr. zusammen 22 kr.

Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 26. Oktober 1827.

Lieber Bertram! Wir werden erst Montag fortkommen, nachdem noch so manche Störung eingetreten.

Gestern waren wir zur Abschiedsaudienz beim König, der mit vieler Annehmlichkeit lange conversirte. München hat ihm einen großen Eindruck gemacht, er gestand, er habe sich denn doch so viel nicht vorgestellt, als er gefunden. Das Nähere erzählen wir Dir beim Wiedersehen.

Heute morgen kam Görres mit seiner Frau und der Marie schon um acht Uhr. Sie sind heiter, vergnügt und unverändert,

Allein der erſte, zweite, dritte
Die hatten vorher eine Favorite,
Gegen uns waren's garſtige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer,
Wir waren reizend, geiſtig munter;
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmliſch Hochgebornen
Ein ſolch Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verſchwornen
Beſannen uns ſchon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf ſeine Spur;
Rückkehrend hatt' er ſich's nicht verſehn,
Das Flügel-Pferd es mußte ſtehn.

Da hatten wir ihn in der Mitte! —
Freundlich ernſt, nach Propheten-Sitte,
Wurden wir kürzlich von ihm beſchieden;
Wir aber waren ſehr unzufrieden.
Denn ſeine Zwecke zu erreichen
Sollten wir eben alles lenken,
So wie ihr dächtet, ſollten wir denken,
Wir ſollten euren Liebchen gleichen.

Unſere Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren,
Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man ſich eben in alles ergeben.

Nun ſieht ein jeder, was er ſah,
Und ihm geſchieht was ihm geſchah.

ich habe den ganzen Morgen ihnen widmen müssen. Sie werden bald nach diesem Brief in München eintreffen.

Dein Trotzbieten gegen das dortige Klima hat uns etwas besorgt gemacht, es war uns daher ein wahrer Trost, aus Deinem letzten Brief zu sehen, daß Du gelindere Saiten aufgezogen hast.

Den 30. Oktober.

Lieber Bertram! Es ist sechs Uhr abends, in einer Stunde fahren wir ab. Freitag denken wir früh bei Dir zu seyn. Und somit Gott befohlen, auf glückliches Wiedersehen!

Thomas an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 5. Januar 1828.

Lieber Sulpiz! Wie anders schließt sich uns dieses Jahr gegen die früheren. Sie waren die Zeit der Erwartung, die fast ängstlich gesteigert war. Jetzt ist die Zeit der Erfüllung da, Heil und Segen gebe der gute Gott, der Alles zum Besten lenkt. Du bist nun in einer reichen Umgebung von geistreichen Menschen, bald hast Du eine Heimath und Familie, den Anker, an dem das irdische Leben festhält; an allem was Kunst und Wissenschaft bieten mag in jetziger Zeit, wo dünne gesäet ist, den reichsten Ueberfluß und zu allem ein feines, gutes Herz, klaren Kopf und heiteres Gemüth, und auch an Freunden in der Ferne bist Du nicht arm, die Dir in stillen heiteren Augenblicken gegenwärtig sind. Das Alles erhebt und freut mich im tiefsten Herzen, denn da bist Du mir auch gegenwärtig, und ich bin Deiner Liebe gewiß. Mit Freuden sehe ich daher den Nachrichten über Dich entgegen, die Du mir geben wirst, wenn einige Ruhe wird eingetreten seyn und Du mehr zu Hause bist.

Ich habe nach harten Kämpfen, auch in meinen politischen Ansichten, die Ruhe und feste Ueberzeugung gewonnen, daß man auch lernen muß zu resigniren, und daß es nichts hilft, das Beste zu wollen, wenn diejenigen, für die man es will, nicht einsehen, daß es das Beste ist. Daß ich darum für meine Vaterstadt dennoch dasjenige thue, was ich kann, darf ich Dich nicht versichern.

Roſette iſt mit den Kindern recht wohl. Auch der Müller und die Müllerin ſind es, ſowie alle Freunde. Sie gedenken Deiner in Freundſchaft aufs herzlichſte und grüßen freundlichſt.

Daß der alte Ehrmann in Speyer geſtorben iſt, weißt Du wohl ſchon.

An die Görres, Cornelius, Ringseis, Bader, Oken, Schubert, Schnorr ꝛc. die beſten Grüße.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, 23. Januar 1828.

Lieber Freund Sulpiz! Wenn Sie es abſcheulich von mir finden, daß ich ſeit unſerer Rückkehr noch kein Wort von mir hören laſſen, ſo iſt das nicht mehr als billig; es iſt wirklich unerhört, undankbar, und ſieht mir mit einem Worte gar nicht ähnlich. Ich bekenne es, und bitte um Nachſicht mit einer alten Freundin, die zugleich auch eine alte Frau geworden, und ſich nicht ſo leicht mehr zu Papier und Feder entſchließt als vor Zeiten. Sie ſind nun wohl gewiß in guter Ruhe in München, auf dem heitern Platz, in dem allerliebſten Achteck etablirt, und hoffentlich geſund und bei der fröhlichſten Laune. Gott erhalte Sie dabei und in geſegneter Wirkſamkeit bis in ſpäte Zukunft; dieß iſt mein Wunſch zum neuen Jahr, wozu ich noch hinzufügen will, daß wir uns doch bald wieder ſehen möchten!

Könnten Gedanken ſichtbar werden, Sie würden mich oft in Ihrer Mitte ſehen, denn ſolche Geſpräche über die wohlthätigſten Gegenſtände der friedlichen Künſte, im Ernſt und Scherz, die hört man hier nicht viel; doch ſind es gerade dieſe, die mich am meiſten anziehen, da ich auch übrigens meiſt in mein Zimmer gebannt bin, und auch an dem Treiben der großen wie der kleinen Welt nicht den mindeſten Antheil nehme. Bei den meiſten Geſprächen und Diſputen denk' ich im Stillen an die Romanze von Blondel in Richard Löwenherz, die er den Dienſtleuten im Schloß vorſingt; wenn Sie ſie nicht kennen, ſo warten Sie nur, bis wir uns wiederſehen, dann will ich ſie Ihnen vorſingen.

Das angenehmſte, was ich Ihnen noch zu erzählen habe, iſt:

daß Helmina hier iſt, in großem Anſehen ſteht, und mit großer Unbefangenheit die wunderbarſten Dinge zu Stande gebracht hat, an denen man nicht glauben könnte, wenn man ſie nicht wirklich ſähe. Gott wählt ſeine Werkzeuge meiſt ſehr wunderbar, und gegen alle unſre klugen und geſcheidten Meinungen. Was Melchior uns für ein großes Geſchenk gemacht hat, das wird man immer mehr inne, je öfter man die herrlichen Blätter vor ſich ſieht; ſie machen auch unſern beſten Schmuck aus, und werden jedesmal unter enthuſiaſtiſchem Beifall aller Gegenwärtigen vorgezeigt, ſo oft wir Geſellſchaft haben; denn unter Glas und Rahmen ſind ſie nicht, weil wir im Zimmer keinen Raum dafür haben, ſie aufzuhängen. Unendlich dankbar ſind wir Ihnen für dieſes herrliche Geſchenk; es muß dem lieben Gott überlaſſen bleiben, Ihnen zu lohnen, wofür ich ihn recht ſchön bitten will!

Friedrich Schlegel.

Lieber Sulpiz, ich ſtehe noch ſehr in Ihrer Schuld, und bitte deßfalls um Nachſicht. Meine Vorleſungen über die Philoſophie des Lebens ſind ſoeben fertig gedruckt, und ich werde Ihnen, ſobald ich die Exemplare erhalte, gleich eins davon zum Andenken an ehemalige Zeiten und die alten Vorleſungen ſchicken. Sie könnten mir eine große Freude machen, wenn Sie uns in Ihrer Antwort einige Nachricht von den dortigen Geiſtern und ihrem Treiben geben wollten; beſonders von dem Freund Görres; aber auch auf Schellings neue Richtung und jetzige Wendung bin ich ſehr begierig. Theilen Sie aus Ihrem Reichthum mit, was Sie von ſolchen Dingen hören, am meiſten aber, was Sie ſelbſt ſehen und beobachten, meinen und urtheilen, oder denken und glauben. Behalten Sie uns in gutem Andenken.

Sulpiz Boiſſerée an ſeine älteſte Schweſter Gertrude Stark.

München, 11. März 1828.

Liebe Schweſter! Bei dem Herannahen Eures Namenstags wenden ſich Melchiors und meine Gedanken mit doppelter Macht zu Euch, und indem wir die Wünſche wiederholen, die wir ſtets

für Euer Glück im Herzen tragen, fühlen wir um so lebhafter, daß wir so weit von Euch getrennt sind. Doch wir dürfen nicht klagen; ist uns ja durch die Entscheidung unseres Schicksals, welche uns weiter von Euch entfernt hat, erst die Möglichkeit baldigen Wiedersehens auf längere Dauer, und für die Zukunft vielleicht gar die Aussicht zu gänzlicher Rückkehr in die Heimath gegeben!

Freilich habe ich noch etwas auf dem Herzen, warum ich in diesem Augenblick ganz besonders gern bei Euch sein möchte. Ihr errathet wohl, was ich hiermit meine, und daß ich Euch von der neuen Schwägerin, die ich Euch im Herbst zuzuführen hoffe, lieber erzählen als schreiben möchte. Ja, liebe Schwester, Ihr sollt es vor allen Andern zuerst von mir hören, daß ich mein vieljähriges Verhältniß mit Mathilde, jüngster Tochter des Bankdirektors Rapp in Stuttgart, durch die Ehe befestigen werde. Von Euch erbitte ich mir zuerst den Segen und durch Euch den Segen aller übrigen Geschwister und Verwandten zu diesem wichtigen Schritt. Melchior hat mir den seinigen aus vollem Herzen gegeben; er glaubt mit mir, da er die Mathilde genau kennt, daß mich diese Heirath, bei welcher ich durchaus auf den edelsten Charakter und auf die vielgeprüfte innigste Liebe und Anhänglichkeit Rücksicht genommen habe, zu meinem wahren Lebensglück führen wird.

Ihr und die Uebrigen werdet mir nicht übel deuten, daß ich Euch bisher nichts von dieser Angelegenheit geschrieben habe. Ehe sie ganz entschieden und alle Verhältnisse so geordnet waren, daß ich die Zeit der Heirath bestimmen konnte, begreift Ihr wohl, daß ich nicht gerne davon reden mochte. Nun endlich kann ich sagen, daß unsere Verbindung im Monat Mai stattfinden wird. Ich hatte lange den Wunsch, gleich nachher zu Euch zu kommen und Euch meine Mathilde vorzustellen; aber bei näherer Ueberlegung fand sich, daß wir wegen unserer hiesigen Einrichtung zuerst hieher kommen und den Besuch auf später verschieben müssen.

Ihr werdet wohl schon wissen, daß das kirchliche Verhältniß der Mathilde von dem unsrigen verschieden ist; dieses darf Euch aber nicht im geringsten beunruhigen; denn sie ist so fromm und gut, und sie ist über diesen Punkt so gar nicht engherzig, daß wir uns vollkommen verstehen; weßhalb denn auch ich ohne alle Schwierigkeit habe ausmachen können, daß, im Fall Gott uns

mit Kindern beglücken sollte, diese alle katholisch erzogen werden sollen.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch alle die vortrefflichen Herzens- und Geistesgaben schildern wollte, welche die Mathilde besitzt. Der beste Beweis davon mag Euch seyn, daß wir uns gleich im Anfang meines Stuttgarter Aufenthalts liebgewonnen, und daß ich ihr seit dieser Zeit, trotz so vieler Widerwärtigkeiten und Schwankungen meiner Lage, treu und anhänglich geblieben bin. Wir sind nun freilich darüber etwas alt geworden; indessen das Glück ist ja nicht an ein Lebensalter gebunden; wem es nicht in der Jugend beschceert wurde, der darf nicht zweifeln, daß es ihm noch zu Theil werde. Die Zeiten sind verschieden, sagt ein mehrere Tausend Jahre altes Sprüchwort, Jeder hat die seinige, der eine früh, der andere spät! Immerhin ist die Mathilde vierzehn Jahre jünger als ich, und so sind wir nicht zu alt, um ein Familienleben anzufangen.

Das einzige, was mir bei diesem neuen, die besten Hoffnungen erregenden Verhältniß schwer wird, ist die Trennung von dem lieben Melchior; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß diese Trennung ihm selbst heilbringend werden könnte und sollte! Auf jeden Fall bleiben wir an demselben Ort; und Ihr könnt Euch schon denken, daß ich mir eine Wohnung ganz in seiner Nähe genommen habe. Die Einrichtung derselben, da sie ganz neu ist und wir selbst ja hier noch neu sind, beschäftigt mich seit einiger Zeit sehr und wird mich bis zu meiner Abreise nach Stuttgart noch viel in Anspruch nehmen. Auf ein paar Jahre müssen wir uns schon gefaßt machen, hier zu wohnen; was sich unterdessen ergibt, und wie unsere Gesundheit das hiesige Klima erträgt, haben wir zu sehen! Heutzutage nimmt man es ja nicht so genau und schwer mehr, mit Sack und Pack zu wandern; also erwarten wir getrost die Zukunft. Vorderhand aber wollen wir, Melchior und ich, mit meiner Mathilde Euch besuchen und uns die Heimath recht auf die Rückkehr betrachten. Vielleicht ziehen wir in der Zukunft alle beide, oder auch nur einer, an den Rhein.

Bertram nimmt, als unser alter Freund, an dieser neuen Veränderung den größten Antheil; und so wenig als wir Brüder uns ganz von einander trennen, so wenig wird er sich von uns trennen.

Doch ich bemerke, was ich zum voraus gefühlt, daß ich zu viel zu ſagen habe, um mich in einem Brief faſſen zu können. Ich breche daher ab, und bitte nur noch dieſen Brief unſern lieben Geſchwiſtern und den Uebrigen der Familie mitzutheilen.

Sulpiz Boiſſerée an Mathilde Rapp.

München, 24. März 1828.

Von Köln ſind Briefe von meinem Bruder Bernhard, meinem Schwager Böcker und ſeiner Frau, meiner lieben Schweſter Marianne, angekommen. Sie wünſchen mir im Namen aller Geſchwiſter und Verwandten herzlichſt Glück. „Verſichere Deine liebe Braut," ſchreibt Bernhard, „daß wir uns ſehr glücklich fühlen, ſie in unſern Familienkreis eintreten zu ſehen, und daß wir es ſehnlichſt wünſchen, es möchte der Vorſehung gefallen, daß Ihr Euern Wohnſitz unter uns nähmet!"

Böcker ſagt unter anderem: „Bei der Rückkehr unſerer jungen Paare erfuhren wir ſchon, daß Sie zu dieſer Verbindung entſchloſſen ſeyen, die jungen Frauen hatten es gemerkt, und die Weiberchen haben in dieſer Hinſicht eine ſolche Beurtheilungsgabe, daß ſie ſich ſelten irren. Wir haben Sie und die künftige liebe Schwägerin in unſerem Familienkreiſe hoch leben laſſen, und ſehen mit Verlangen der Zeit entgegen, wo wir Sie in unſerem Hauſe (dem elterlichen) vereint bewillkommen können; da es ſich von ſelbſt verſteht, daß Sie auch als Ehemann das Hauptquartier bei uns nehmen müſſen." Die Schweſter beklagt um ſo mehr, daß wir nicht gleich nach unſerer Verbindung die Rheinreiſe unternehmen, weil ſie uns dann bis Mainz entgegen gekommen wären. Sie ſchließt mit den Worten: „Nochmals Gottes Segen zur Erfüllung Deiner Wünſche, wodurch Du wahrhaft glücklich werden mögeſt, indem Du mit Deiner lieben Mathilde verbunden wirſt. Grüße ſie auf's herzlichſte von mir und empfehle mich ihrer ſchweſterlichen Liebe; ſowie ſie der meinigen verſichert ſeyn kann, die ſie ſich durch Dich unveränderlich erworben hat."

Obſchon ich dieſe herzliche Aufnahme unſerer Verlobungsanzeige vorausgeſehen, ſo ſchmerzt es mich jetzt doch auf's Neue, daß

wir die Reiſe nach München, nicht über Köln machen können. Aber wir müſſen auch hier ſagen: „Wir haben warten gelernt.“

Den 31. März.

Sie drücken ſich über das Verhältniß zu meinem Bruder Melchior ſo ſchön, ſo liebevoll aus, daß ich und er Ihnen nicht genug dafür danken können. Aber auch das Verhältniß zu unſerm Freund Bertram wird Ihnen theuer werden; er hat zwar nicht die Gemüthlichkeit und Herzlichkeit meines Bruders, und ſeine Wunderlichkeiten verdecken und verdunkeln leider nur zu oft ſeine guten Eigenſchaften; aber er hat eine unverwüſtliche Anhänglichkeit für mich, die in allen entſcheidenden Augenblicken hervorgetreten iſt, und mich immer wieder mit ihm verſöhnt hat. Ich erwarte daher mit Zuverſicht, Sie werden nicht allein für mich, ſondern für uns alle drei wie ein wahrer Engel in unſern Kreis treten, und es wird ſich aus der Veränderung, die dadurch in unſern wechſelſeitigen Beziehungen entſtehen wird, viel Heil und Segenbringendes entwickeln. Bisher haben wir faſt nur für die Welt gelebt; die Sorge für die Sicherung der großen Unternehmung, die wir mit allen möglichen Aufopferungen durch ſo viele Schwierigkeiten durchgeführt, hat uns beſonders in der letzten Zeit ganz in Anſpruch genommen; jetzt erſt können wir auch für unſer inneres Glück leben, und können wir unſere Kraft und Sorge zwiſchen dem, was hiezu erfordert wird, und zwiſchen dem, was wir noch ferner der Welt und unſerem Beruf ſchuldig ſind, theilen. Wir werden dadurch nur gewinnen und werden erſt wieder fähig werden, unſere weitere Aufgabe mit Erfolg zu löſen; Sie aber werden, wenn Sie bei uns einen Erſatz für die Entfernung aus Ihrem elterlichen Hauſe und aus Ihrer Heimath finden, was Gott gebe; Sie aber werden von der andern Seite nicht verlieren, weil Sie für den Gegenſtand unſerer Beſchäftigung, Sinn und Neigung haben. Die reiche Kunſtumgebung und das rege Kunſtleben, in welches Sie verſetzt werden, wird Sie ſehr anſprechen, Ihr Geiſt wird darin eine neue Nahrung finden, und Sie werden darüber die Heimath einigermaßen entbehren lernen; bis die Verhältniſſe ſich ſo geſtalten, daß wir

entweder hier ganz heimiſch werden, oder daß wir zuſammen nach Schwaben oder an den Rhein zurückkehren.

Sulpiz Boiſſerée auf der Reiſe zum Dürerfeſte.

Nürnberg, 6. April 1828.

Lieber Melchior! Gleich nach dem Aufſtehen ſetze ich mich hin, Dir zu ſagen, daß ich mich mit Profeſſor Heß recht wohl befinde. Dank ſey es Deiner Sorge, uns einen verſchloſſenen Wagen zu verſchaffen. Schon in Pfaffenhofen trafen wir mit Cornelius und ſeiner Familie zuſammen, und wir blieben von dort an auf der ganzen Reiſe zuſammen. In Ingolſtadt fanden wir Kobell und Bürgel mit ihrer Geſellſchaft. Die zweite Nacht brachten wir in Ellingen zu, und als wir geſtern Morgen einige Stunden gefahren waren, holte uns Ringseis mit ſeiner Frau und Nichte, der Fräulein Lieder und Profeſſor Schlotthauer ein, ſo daß wir eine kleine Karavane bildeten, die gegen ſechs Uhr abends hier ankam. Der Thorſchreiber verkündigte, daß für uns Alle Quartier im rothen Roß beſtellt ſey; auf dem Weg dahin kamen wir an einem Kaffeehaus vorbei, welches wie ein Bienenſchwarm von jungen Künſtlern wimmelte, die ſogleich herausſprangen, die Wagen umſchwärmten, und von den Transparenten ſprachen, die ſie im großen Saal des Kaffeehauſes malten. Dieſes Zwiſchenſpiel dauerte nicht lange; wir richteten uns bald ſo gut als möglich in unſerem Gaſthof ein, machten einige Beſuche und fanden uns am Abendeſſen wieder zuſammen. Nach neun Uhr gingen wir mit Cornelius in den Dürerverein, der ſich, wie alle Tage, heute jedoch unendlich zahlreich in dem Hauſe des Meiſter Albrecht verſammelt hatte. In der Dunkelheit der Nacht und der Stille der Straßen gedachte ich jener Zeit, wo Wackenroder und Tieck zuerſt wieder das Andenken des alten Künſtlers erweckt, und ich trat nicht ohne Ehrfurcht über die Schwelle des halbdunkeln Vorhauſes. Cornelius, der neben mir die Treppe hinaufging, war, wie ich aus einem Wort entnehmen konnte, in derſelben Stimmung. Wir ſollten jedoch bald in eine andere verſetzt werden: denn, als wir oben an die kleine Thüre eines langen, niedrigen

Saals gelangten, trat uns ein Mann entgegen, der mit der größten Emphase Cornelius mit einem dreimaligen Lebehoch empfing, welches nach einer kleinen Pause aus einer blauen Dampfatmosphäre von hundert kräftigen Stimmen wiederholt wurde. Cornelius suchte gleich durch die Frage abzulenken: das ist also des ehrwürdigen Dürers Wohnung? Das half aber nichts, der salbungsvolle Mann trug seine erzählende Antwort mit derselben Emphase wie seine erste Anrede vor. Dort hat er geschlafen, hier hat er gemalt; hier ist er gestorben, auf einem Lotterbettlein, durch seine Frau zum Tode gebracht. Er wußte alles, was die Umstehenden, was besonders Pirkheimer dabei gesprochen, und nach vielem Gerede wandte er unsere Gedanken auf die Gegenwart, in deren Gedränge wir uns, immer noch dicht an der Thüre stehend, zwischen Tischen und Bänken befanden. „Sehen Sie, aus diesem sonst in verschiedene Theile abgesonderten Raum haben wir uns einen Versammlungsort bereitet, wo wir, um den großen Künstler zu ehren, auf gut deutsche Weise bei einem Glase Bier und Tabak fröhlich sind!" Der Redner wollte sich nun noch weiter in erhebenden Phrasen über den Verein auslassen, als Cornelius den guten Gedanken hatte, dazwischen zu fahren mit den Worten: „Nun ich hoffe, Sie werden mir doch erlauben, zu Ihnen niederzusitzen und ein Glas Bier mit Ihnen zu trinken!" Es waren dieß wahre Erlösungsworte für die ganze Gesellschaft, von allen Seiten erklang ein lautes Bravo, Bravo, mit einem so herzlichen Ton, daß man fühlte, es war Jedem wohl, von dem Schwätzer befreit zu sein. Reimer von Berlin war hinter mir hereingekommen, und ich hatte ihn bald gefragt: „Ist das ein Pfaff, der uns so mit seinen Reden besalbt?" Er aber antwortete: „Ach kennen Sie denn Campe nicht mehr?" — und nun war mir Alles klar geworden. Nachher kamen die beiden Bürgermeister Binder und Scharrer, denen man hatte sagen lassen, daß Cornelius im Verein sey; und nun gab es Gelegenheit von dem Trinken und Reden, womit der Tapfere, der seine Beute nicht wollte fahren lassen, schon wieder und wieder begonnen, los zu kommen; und so kehrten wir mit der Ueberzeugung nach Hause, daß der Vetter Michel, wie zu Dürers Zeit, auch noch jetzt das breiteste Feld im lieben Vaterland behauptet.

Heute morgen um fünf Uhr ist bei Aufgang der hinter

Schneewolken verſteckten Sonne an Dürers Grab geſungen und abermals von Campe geſprochen worden; wir haben es uns erzählen laſſen. Das Feſt war übrigens recht ſchön, vom Wetter über alle Erwartung begünſtigt; es war warm und milde geworden, und während dem Zug und der Grundſteinlegung ſchien die Sonne. Jedermann ſah dieſes als ein Glück und Segenszeichen an, und die Stimmung wurde ſo heiter und froh, als es ſich zu ſolchem Feſt gehört. Daß ich auch drei Hammerſchläge auf den Stein gethan, auf welchem ſich das erſte Denkmal erheben ſoll, welches in Deutſchland künſtleriſchem Verdienſt errichtet wird, freut Euch gewiß. Wer hätte das gedacht, als wir zu ſammeln anfingen. Faſt alle waren von einem tiefen Gefühl ergriffen, Graf Schönborn drückte mir die Hände; ich fiel Cornelius um den Hals! Eine ausführlichere Erzählung des Dürerfeſtes behalte ich mir vor. Heute füge ich nur hinzu, daß es mich gefreut hat, unter den Künſtlern viele Bekannte, und namentlich auch aus Schwaben zu begegnen. Wagner, Neher, Gegenbaur, Dietrich und Baurath Fiſcher kamen mir gleich am Tag unſerer Ankunft entgegen, und aus andern Gegenden fanden ſich auch mehrere ein.

Sulpiz Boiſſerée.

Regensburg, 11. April 1828.

Lieber Melchior! Wir ſind geſtern Abend auf unſerer Heimreiſe glücklich hier angekommen, morgen reiſen wir nach München ab. Heute morgen habe ich alle Zeit in und auf dem Dom zugebracht; die alte Liebe roſtet denn doch nicht, das bewährt ſich immer, wenn es einem würdigen Gegenſtand gilt. Nun mache ich noch einige Beſuche, vor allen bei dem ehrwürdigen Biſchof Sailer.

Gott befohlen und auf glückliches Wiederſehen!

Wir ſind die Blonden, wir ſind die Braunen,
Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wohl auch manchmal eine Flauſe
Ein jeder denkt, er ſey zu Hauſe,
Und wir darüber ſind friſch und froh
Daß ſie meinen es wäre ſo.

Du aber biſt von freiem Humor,
Ich komme dir paradieſiſch vor;
Du giebſt dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre.
Doch da ſie gar zu lieblich war,
So glich ſie mir wohl auf ein Haar.

Dichter.

Du blendeſt mich mit Himmelsklarheit,
Es ſey nun Täuſchung oder Wahrheit,
Genug ich bewundre dich vor allen.
Um ihre Pflicht nicht zu verſäumen,
Um einem Deutſchen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri.

Ja, reim' auch du nur unverdroſſen,
Wie es dir aus der Seele ſteigt!
Wir paradieſiſche Genoſſen
Sind Wort und Thaten reinen Sinns geneigt.
Die Thiere, weißt du, ſind nicht ausgeſchloſſen,
Die ſich gehorſam, die ſich treu erzeigt!

Sulpiz Boiſſerée an Mathilde Rapp.

München, 20. April 1828.

Es iſt in den Wünſchen und Erinnerungen, die Sie, meine liebe Mathilde, auf Veranlaſſung meines heutigen Namenstages ausſprachen, eine ſo vollkommene Uebereinſtimmung mit dem, was ich Ihnen vorgeſtern geſchrieben, daß ich meine allergrößte Freude daran habe. Wir haben es zwar ſchon oft erfahren, daß wir wechſelſeitig unſere innerſten Gedanken zu errathen wiſſen, aber jedesmal, wenn es, beſonders auf eine ſo entſchiedene Weiſe, wie im gegenwärtigen Fall wieder geſchieht, iſt die Freude neu und gleichſam eine Ueberraſchung. Eins ſpiegelt ſich im Andern und gewinnt wiederholt die lebhafteſte Ueberzeugung des ſchönſten Einverſtändniſſes.

Ihr ſehr ſinnreiches Geſchenk iſt geſtern angelangt, und gab uns Gelegenheit, Ihren Erfindungsgeiſt zu loben, der immer etwas Neues zu erfinden weiß. Ich danke Ihnen auf das herzlichſte, für dieſe, ſo angenehme Erinnerungen anregende Gabe. Und obwohl ich einen Katarrh habe, der mir das Weintrinken verbietet, ſo werde ich doch heute ein Glas von Ihrem Maitrank auf Ihr und unſer Wohl anſetzen.

Meine Abſicht, worin ich auch mit Ihnen übereingeſtimmt, heute in die Kirche zu gehen, iſt mir leider vereitelt worden, weil der Katarrh ſeit vorgeſtern denn doch einen gar zu ernſthaften Charakter angenommen; indeſſen habe ich meine Gedanken ſo gut zu Gott gerichtet, als ich es in dieſem dumpfen Zuſtand kann. Möge es Ihnen beſſer und recht nach Wunſch ergangen ſeyn!

Den 21. Mai.

Dieſes Briefchen, liebe Mathilde, wird Ihnen am Hochzeitstage der Eltern zukommen, den ich ſo gerne auch zu dem unſrigen gemacht hätte! Möge der Tag Sie Alle geſund und heiter finden und möge er den guten Eltern noch recht oft in jeder Hinſicht *milde* und *ſonnig* aufgehen, daß ſie ſich ihres und ihrer Kinder Glücks freuend, je länger je mehr Luſt an dieſem Erdenleben behalten!

In dieſem Wunſch iſt freilich auch Ihre gänzliche Geneſung

enthalten, denn wie könnten die lieben Eltern heiter ſeyn, wenn ſie ihre Mathilde nicht wohl ſehen. Mich, dem ſie ihr liebes Kind auf's Leben anvertrauen, ſollten ſie eigentlich auch wieder wohl wiſſen; aber bei dem Uebel, woran ich leide, iſt die Herſtellung ſo gewiß und das Weh ſo unbedeutend, daß nur über die Zeit zu klagen iſt, welche bis zu deſſen Ende abgewartet werden muß. Es ſind nun beinahe fünf Wochen; zu Ende der Pfingſtwoche würden die ſechs Wochen, die Jäger und alle Sachverſtändigen prophezeien, vollauf ſeyn. Meinem Befinden nach darf ich dieſen Zeitpunkt auch als das Ziel anſehen. Der Huſten, obſchon noch ſehr krampfhaft, iſt doch weit beſſer als er war.

Nochmals den lieben Eltern und Euch Allen von ganzer Seele Glück und Segen auf's Leben und auf ein langes Leben! Möge es mir vergönnt ſeyn, und möge ich es verdienen, mit Ihnen daran Theil zu nehmen.

Den 27. Mai.

Es hat mich über die Maßen erfreut zu vernehmen, daß Sie wieder geſund ſind, und daß Sie Alle mit den lieben Eltern den Hochzeitstag derſelben in Heiterkeit gefeiert haben. Da nun nur noch ſieben Jahre bis zum fünfzigſten Jahrestag ſind, ſo dürfen wir freilich hoffen, daß uns das Glück vergönnt ſeyn wird, die goldene Hochzeit der Eltern zu feiern. Wie ſchnell ſind ſieben Jahre verlebt, und das Alter der Eltern iſt nicht ſo groß, daß es Bedenken erregt; wir wollen nun den Himmel bitten, daß er ſie geſund erhält. Möge ſich bis dahin recht viel Glückliches für uns Alle ergeben, damit wir, der Vergangenheit in Freuden gedenkend, auch mit frohem Muth der weitern Zukunft entgegen ſehen können.

Doch Sie werden begierig ſeyn, daß ich von der nächſten Gegenwart rede, und Ihnen Beſcheid von meinem Befinden gebe; im Ganzen iſt der Zuſtand durchaus der Geneſung nahe; aber nach allem was man mir verſichert, wird die gänzliche Heilung nur von einer Luftveränderung zu erwarten ſeyn. Der Arzt will, daß ich in ein gegen die kalten Winde geſchütztes Gebirgsthal gehen ſoll; in meinem nächſten Briefe, hoffe ich Entſchiedenes zu melden.

Schorns grüßen freundlichſt; ich ſehe nur ihn; da ich die Sprechquarantaine noch immer halten muß, mache ich gar keine Beſuche.

Nun Gott befohlen, möchte ich Ihnen doch nächſtens einen ganz heitern Brief ſchreiben können, worin nur von Anſtalten zum baldigen Wiederſehen die Rede wäre!

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Wien, 22. April 1828.

Lieber Sulpiz! Seyen Sie herzlich gegrüßt!

Ihr ſehr angenehmer Brief traf mich am Paſſionsſonntag nach Tiſche, gerade als ich im Begriff war, mich wegen eines Fiebers, mit welchem ich ſchon mehrere Tage vorher gekämpft hatte, zu Bette zu legen. Das war dann eine Retraite für die Charwoche, wohin mich denn das Andenken der angenehmen Nachrichten, welche Sie uns mittheilten, tröſtend begleitete. Tauſend Glück, Heil und Segen mit Ihnen, und über Sie, theurer Freund! Ich brauche Ihnen wohl nicht viel Worte über unſere freudige Theilnahme an dieſem Ihrem, Ihnen ſo ſehr von uns ſchon längſt gewünſchten Entſchluß zu machen, Sie können ſich wohl unſere Zufriedenheit damit vorſtellen. Aber etwas bin ich doch böſe auf Sie; wie war es denn möglich, daß Sie uns bei unſerer Anweſenheit bei Ihnen auch gar nicht ins Vertrauen Ihrer Abſichten ziehen konnten! Das iſt doch gar zu verſchwiegen! Wie würde ich mich gefreut, was würde ich nicht alles ausgefragt und mit Ihnen beſchwatzt haben! Oder war es etwa gerade das, was Sie befürchteten? Iſt das freundſchaftlich geweſen? Wer weiß, ob ich das ſo mal à propos Verſäumte je werde nachholen können, denn mit unſerm Wiederſehen iſt es bei ſo bewandten Umſtänden doch ſehr im weiten Felde, und auf gar lange Zeit hinaus darf die alte Großmama nicht mehr rechnen; meine Kräfte fangen ſehr an abzunehmen. Wie wäre es denn, wenn Sie mit Ihrer jungen Frau uns hier beſuchten? Es iſt ja ohnehin jetzt allgemein im Brauch, gleich nach dem Hochzeitte eine Reiſe zu machen, und da wäre es doch recht geſcheit, wenn Sie auch einmal Wien ſähen

mit leiblichen Augen; Sie hatten ja ſonſt immer eine gute Meinung von Wien, und Sie und Bertram haben uns ja eigentlich Muth und Luſt gemacht, her zu reiſen, was wir auch nie zu bereuen Urſache gehabt haben. Wenn Sie alſo herkommen, ſo ſoll Ihnen das ſonſt unverzeihliche Mumm-Mumm machen verziehen ſeyn; ſonſt aber mache ich es zur unabläſſigen Bedingung, daß Sie hübſch artig ſeyen und mir recht viele Umſtändlichkeiten mittheilen, die mir alle höchſt wichtig und intereſſant zu wiſſen wären. Unterdeſſen bitte ich Sie, mich Ihrer Braut als eine alte Freundin zu empfehlen, auf welche ſie alle Urſache hat etwas eiferſüchtig zu ſeyn, und ihr meinen herzlichen Glückwunſch abzuſtatten; ich würde mich ſehr freuen, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, da ich ganz überzeugt bin, daß der Gegenſtand Ihrer Wahl nicht anders als ſehr ausgezeichnet und vortrefflich ſeyn kann. Friedrich vereinigt ſeine Wünſche mit den meinigen und grüßt Sie herzlich; ſchreiben wird er Ihnen mit dem Exemplar von der Philoſophie des Lebens; jetzt iſt er gar ſehr mit den Vorleſungen über die Philoſophie der Geſchichte beſchäftigt; gleichſam als zu jener Philoſophie des Lebens gehörend. Viel Pecunia bringen dieſe Vorleſungen nicht ein, unſer hieſiges Publikum braucht das Geld zu andern Spekulationen, als zur ſpekulativen Weisheit; indeſſen iſt der Saal doch gefüllt, und das Intereſſe dafür ſehr verbreitet unter der Zahl, die den Zutritt erhalten. Auch von ſehr Vornehmen iſt übrigens eine gute Anzahl darunter, und man hat nicht zu klagen, wenn auch nicht zu frohlocken. Auf jeden Fall iſt es die Veranlaſſung, daß Friedrich wirklich nicht bloß innerlich arbeitet und zu Tage fördert, was unter keiner andern Form von ihm zu erhalten war, außer unter der, nicht bloß Leſer, ſondern lebendige Zuhörer vor ſich ſitzen zu ſehen! Was ſagen Sie zu A. W. ſeinem Einfall oder Anfall, ſich gegen etwas zu vertheidigen, was ihn nicht verwunden konnte, und dabei die zu verwunden, die ſich auf keinen Fall gegen ihn vertheidigen werden. Ich habe das Ding nicht ordentlich geleſen, die erſten Seiten waren mir hinreichend, zu ſehen, daß es höchſt überflüſſig, und wenn es nicht die Abſicht hat, ſich der preußiſchen Regierung dadurch angenehm zu machen, ihm ſelber gar nicht einmal zum Vortheil gereichen kann, auf keine Weiſe; Friedrich ſoll als blind gewordener Adler darin verkommen. Armer

Wilhelm! Immerhin, ein blinder Adler ist doch mehr werth, als ein Kukuk. Das Beste ist, daß Friedrich eben nicht sehr afficirt von diesem kuriosen Betragen ist, im Gegentheil ist er von der Schrift selber eher besänftigt; bevor sie erschien, hatte Wilhelm ihm in einigen sehr wunderlichen Briefen förmlich den Krieg erklärt, und ihn darauf vorbereitet, daß er ihn auf alle erdenkliche Weise angreifen würde. Dieses war Friedrich viel kränkender und schmerzlicher als das Buch selber; indessen ist es immer arg genug, und wir trauern sehr um den Armen.

Ich merke erst jetzt, daß ich Ihnen viel über ein Werk schwatze, was Sie vielleicht noch nicht kennen? Es ist in Berlin erschienen, und heißt: „Berichtigung einiger Mißdeutungen von A. W. v. Schlegel.“

Aus einigen hingefallenen Worten Ihres Briefes glaube ich entnehmen zu dürfen, daß auch Melchior Ihrem Beispiel bald folgen wird. Ist dem so? oder ist es beschlossen, daß ich diese angenehme Nachricht erst in einem bessern Leben erfahren soll? O, ihr Geheimnißvollen! Was sagt denn Bertram zu allem dem? Wird auch er den Hagestolzenmantel etwa ablegen? Bertram, Sie können nicht aufhören, mich zu lieben, also schreiben Sie mir auch einmal über alle diese Historien. Genug geschwatzt! Gott segne Sie, erhalten Sie uns Ihre Freundschaft in diesem Leben und drüber hinaus!

B. Thomas.

Frankfurt, 17. Mai 1828.

Lieber Sulpiz! Tausend Dank für Deine freundlichen und freudigen Mittheilungen über ein nahe bevorstehendes glückliches Ereigniß, an dem wir alle den herzlichsten Antheil nehmen. Glück und Heil wünschen wir Dir alle, jeder Deiner hiesigen Freunde stimmt mit ein, und wir bitten Dich, Deiner lieben Mathilde zu sagen, daß Alles, was wir dem Freunde wünschen, die Liebe, die wir ihm bewahren, auch ihr gilt. Die Müllerin trägt mir besonders auf, Dir zu sagen, daß sie von der Freundschaft, die sie gegen Dich hat, ein gutes Theil auf Mathilde übergetragen habe, und daß Du doch noch mit dem Reste zufrieden seyn werdest.

Was Du über euere Anordnungen ſchreibſt, iſt Alles ſo angemeſſen, daß es euch gewiß wohl dabei wird; und nun nicht weiter beſonnen, ſondern raſch voran, als wenn jeder Augenblick ein Raub wäre!

Für Melchior iſt es auch gut, daß das Junggeſellenleben aufhört, er wird ihm bald radikal den Garaus machen, einestheils, wenn er ſieht, wie gut der Eheſtand iſt, den er ſich bei Dir in der Nähe anſehen kann, und anderntheils, auf welche Klippen und Sandbänke das Junggeſellenleben führt, wenn er die Wunderlichkeiten Bertrams anſieht. Melchior war ohnedem in euerem brüderlichen Haushalt die Frau, und wird nicht ruhen, bis er wieder eine Heimath und etwas zu ſorgen hat.

Findeſt Du müßige Augenblicke, ſo fahre fort in Deinen Mittheilungen über euch und über ſo Manches in München, was, wie Du weißt, mich ſehr intereſſirt. Ich möchte an einem Orte, der ſo viele und ſo liebe Freunde enthält, ſo einheimiſch und bekannt ſeyn, als möglich; es iſt mir daher Alles von Werth, was ich davon höre.

Die Nachrichten von Schelling freuen mich beſonders, da ich ihn wie einen Vater verehre, und ihm ſo unendlich viel zu danken habe. Ich war immer überzeugt, daß der lebendige Vortrag ſeine eigentliche Beſtimmung ſey, und daß er dadurch außerordentlichen Einfluß auf die Menſchen hat, weil ich dieß mit vielen andern ſelbſt erfahren habe. Wie nöthig iſt aber eine kräftige, inhaltsreiche, mit der Religion nicht im Widerſpruch ſtehende Philoſophie, in einer Zeit, wo alle Philoſophie leer und fad geworden zu ſeyn ſcheint; ein inhaltsloſer Schemen, den Knaben und mittelmäßigen Köpfen zum willkommenen, prahlenden Spielwerk gegeben. Schelling, ſo groß in der Polemik, wird gewiß nicht unterlaſſen, den Nihilismus einer nur formalen, ſogenannten Philoſophie in ſeiner ganzen Blöße und Nacktheit hinzuſtellen, für die kein Feigenblatt übrig ſeyn wird, um ſie zu decken.

Roſette Thomas an Sulpiz Boiſſerée.

Endlich alſo iſt es mit meinen Fragen, Vermuthungen und Andeutungen ernſt geworden. Wenn Sie ein eben ſo guter Ehe-

mann werden, als Sie ein discreter, geheimer Bräutigam waren, so wünsche ich Ihrer Frau Glück dazu. Doch im Ernst, ich habe eine große und herzliche Freude über Ihren Brief gehabt, und wünsche euch allen Segen des Himmels, den Gott so gern guten Menschen verleiht. Ich halte ein Bündniß, in den Jahren geschlossen, wo beide Theile zum klaren Bewußtsein des Lebens und seiner Bedeutung gekommen sind, für weit sicherer und Glück versprechender, als eine so frühe Jugendverbindung, wo oft erst nach derselben das Gemüth reift, und dann mit Schrecken ganz andere Bedürfnisse in sich findet, als es je befriedigt zu sehen hoffen darf. Blicken wir um uns und sehen, wohin diese Ehen führen, zwischen Menschen, die noch so gar nicht innerlich fertig sind, und es leider so oft auf ganz verschiedenen Wegen werden. Kaltes Alleinstehen ist dann die Folge, allein im Herzen und gebunden von außen — oft ein Abgrund von Elend. Aber eine Ehe auf feste, sich klar verstehende Freundschaft gegründet, dieses Band wird immer fester und inniger, und die Jahre, die die Blüthe abstreifen, können die Frucht nur reifen und veredeln.

Gott gebe Euch und Euerer Verbindung diese Innigkeit, und wenn wir uns sehen und ich Ihre künftige Frau kennen lerne, wollen wir zusammen über meine Ansichten philosophiren, und wir werden uns gewiß verstehen.

Sulpiz Boisserée an Mathilde Rapp.

München, 3. Juni 1828.

Auch dießmal, liebe Mathilde, müssen wir unser altes Sprichwort wiederholen: „der Mensch denkt, Gott lenkt," und müssen wir hoffen auf die Zeit, wo unser Denken endlich einmal mit der göttlichen Lenkung zusammentreffen wird.

Meine Vermuthung, daß ich dieser Tage aufs Land würde gehen können, ist leider vereitelt worden, indem die Woche sich nicht so gut bewährt hat, als ich erwartete. Jetzt geht es wieder etwas besser, aber es ist eben eine Woche weiter verloren. Sie rechnen zwar nun nicht mehr nach Wochen, sondern nach Monaten; doch es ist das nur eine andere Art von Trostmittel, und

immerhin werden aus Wochen Monate. Ich für meinen Theil will nicht an die Monate glauben, sondern ich friste mich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, bis es besser wird.

Wie weh es mir thut, nicht mit Ihnen die Natur jetzt genießen zu können, vermag ich nicht auszusprechen. Ich schmeichle mir immer noch, daß es mir gelingen wird, Sie eher wieder zu sehen, als Sie es denken; und ich faßte deßhalb noch keinen festen Plan für den Landaufenthalt, sondern beschränke mich auf einen Besuch von wenigen Tagen.

Daß Sie mir bei der Trennung, worin wir leben müssen, den Abendstern zum Zusammentreffen vorschlagen, wundert mich gar nicht; ich habe ihn schon oft mit Gedanken an Sie betrachtet, und er ladet mich immer wieder dazu ein. Dieses klare, feste Licht stärkt die Seele mit neuem Muth, und es ist das schönste Bild wahrer Liebe.

Den 12. Juni.

In der Hoffnung, Ihnen über die Möglichkeit eines frühern Wiedersehens aus dem Traum helfen zu können, habe ich mit meiner Antwort auf Ihren letzten Brief etwas gezögert. Damit Sie sich darum nicht etwas Schlimmes denken, sollen Sie vielmehr erfahren, daß es mir recht eigentlich besser geht. Ich fühle mich endlich wieder kräftiger und heiterer, und obwohl der Husten immer noch sehr heftig ist, so fange ich doch an zu glauben, daß ich ihn bald werde überwinden können. Aber nach Stuttgart zu kommen, wird auf keinen Fall zugegeben werden, weil dort die noch nöthige Ruhe nicht möglich ist. Sie sollen in einigen Tagen erfahren, was unser Arzt Loé und sein Schwiegervater, der alte Landsmann, Geheimerath Hartz, über mich beschlossen haben.

Unterdessen habe ich mich mit der Einrichtung unserer Wohnung beschäftigt; nächste Woche wird Alles fertig seyn.

Das Gärtchen sieht schon recht artig aus; Ihr Mohnsamen ist ganz herrlich aufgegangen, und es wird nächstens einen prächtigen Flor geben. Viele Sommerpflanzen hatte ich schon früher setzen lassen, und nun haben die Regentage guten Dienst geleistet, um das Verspätete nachzuholen. Ich denke, daß wenn wir zusammen herkommen, sich eine ganze Blumenpracht vorfinden werde.

München, 15. Juni.

Heute kann ich, liebe Mathilde, nun freilich die Entscheidung melden, aber sie entspricht nicht meinen Wünschen, denn die Aerzte, statt mich in Ihre Nähe zu senden, wie ich mir es ausgedacht, wollen durchaus, daß ich die Bäder von Rosenheim, zwölf Stunden von hier, brauchen soll, und zwar soll ich so bald als möglich dahin gehen. Der Ort liegt an der Landstraße und hat eine Post; meine Briefe werden Ihnen also nur einen Tag später zukommen als von hier aus.

Gestern haben wir unsere Kränzchensgesellschaft nach Schleißheim zu Mittag eingeladen, und obwohl mich das vermehrte Sprechen sehr zum Husten reizte, so spüre ich doch heute keine weitern Folgen. Der gestrige Tag war herrlich, und unsere Gesellschaft, die aus 21 Personen bestand, war sehr heiter; außerdem waren noch mehrere andere Gesellschaften der Eröffnung unserer Sammlung wegen dort, so daß das sonst so öde Schloß ganz belebt und im Gasthof die Wirthin über und über beschäftigt war.

Sulpiz Boisserée.

Rosenheim, 19. Juni.

Lieber Melchior! Meine Reise ist ganz glücklich von Statten gegangen, ich war um Sieben schon hier. Die Gegend gefällt mir sehr gut, man hat das Gebirge wohl noch näher als das Siebengebirge bei Bonn; aber das ist ein ganzes Amphitheater von Bergen, in dessen Hintergrund das Innthal sich mit den Tyroler Schneealpen schließt. Die Ebene hier am Inn ist fruchtbar, die Luft scheint milder als in München, alles spricht mich ganz gut an, wenn nur ich eine Wohnung im Badehause gefunden hätte! Einstweilen wohne ich im ersten Gasthof des Städtchens, und hoffe auf die Gunst der Umstände und des Badewirths, die mich hinaus befördern sollen.

Thibaut an Sulpiz Boiſſerée.

Heidelberg, 16. Juni 1828.

Wahrſcheinlich wiſſen Sie, daß ich kürzlich Anträge nach München hatte, aber ablehnte. Das Nachdenken über dieſe Sache hat mir viele ängſtliche Stunden gemacht. Denn wie unendlich viel war anlockend für mich: eine Akademie, welche felſenfeſt ſteht; ein edler König, welcher Wiſſenſchaften und Künſte ehrt und fördert; wiſſenſchaftliche Hülfsmittel und Kunſtſchätze, wie man ſie ſonſt nirgends findet; die Hoffnung wieder mit Ihnen vereinigt zu werden, und mit andern von mir hoch verehrten Männern (wohin ich auch den herrlichen Hofprediger Hauber und den Organiſten K. Ett zähle) in nahe Verbindung zu kommen u. ſ. w. Allein dennoch entſchied ich aus moraliſchen Geſinnungen für Heidelberg. Was ich an Kraft hatte, das habe ich 24 Jahre hindurch der hieſigen Akademie gewidmet, und daraus iſt für mich eine Geſinnung der Treue entſtanden, welche ich nicht überwinden mochte und konnte. Auch meine Familie hängt durch viele Fäden mit Heidelberg zuſammen. Hätte auch nur Einen von uns in München die Reue ernſtlich überfallen, ſo wären wir Alle verloren geweſen. Uebrigens habe ich jenen Antrag hier durchaus nicht benutzt und eine Gehaltsvermehrung, welche mir der Curator gern aufgedrängt hätte, durchaus zurückgewieſen. Ich würde mir als unrein und unſauber vorgekommen ſeyn, wenn ich bei dieſer Gelegenheit für meinen Eigennutz geſorgt hätte. Könnte ich nur Ihrem edeln König ſagen, wie tief es mich rührt, von ihm ein Zeichen des Vertrauens erhalten zu haben!

Die Meinigen empfehlen ſich Ihnen und den Ihrigen auf's herzlichſte. Wir hoffen, daß unter den letzten nun auch als junge Frau Ihre Rahel iſt.

Melchior an Sulpiz Boiſſerée in Roſenheim.

München, 1. Juli 1828.

Von der Aufſtellung der Sammlung in Schleißheim habe ich Dir nur Angenehmes zu melden. Die Wallfahrten dahin kommen

Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen was vom Herzen ſpricht,
Und was aus friſcher Quelle bricht,
Das darf im Paradieſe fließen.

Huri.

Wieder einen Finger ſchlägſt du mir ein!
Weißt du denn wieviel Aeonen
Wir vertraut ſchon zuſammen wohnen?

Dichter.

Nein! — Will's auch nicht wiſſen. Nein!
Mannichfaltiger friſcher Genuß,
Ewig bräutlich keuſcher Kuß! —
Wenn jeder Augenblick mich durchſchauert,
Was ſoll ich fragen wie lang es gedauert!

Huri.

Abweſend biſt denn doch auch einmal,
Ich merk' es wohl, ohne Maaß und Zahl.
Haſt in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen dich gewagt;
Nun ſey der Liebſten auch gewärtig!
Haſt du nicht ſchon das Liedchen fertig?
Wie klang es draußen an dem Thor?
Wie klingt's? — Ich will nicht ſtärker in dich dringen,
Sing' mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirſt du's doch im Paradies nicht bringen.

---

jetzt erst recht in Gang, täglich sind große Gesellschaften dort, von allen Seiten hören wir nur Lob und Bewunderung, und bis jetzt ist noch kein Wort des Tadels laut geworden. Die Bilder üben hier wie überall ihr wohl erworbenes, unbestrittenes Recht aus, durch die Anschauung selbst alle Welt für sich zu gewinnen. Auch die Aufstellung findet großen Beifall, in so fern man sie mit der Stuttgarter nicht vergleicht. Es ist ein Glück für die Sammlung, daß so Viele sie in Stuttgart gesehen, denn was ihr hier abgeht, wird einzig und allein dem unzweckmäßigen Lokal und der unvortheilhaften Beleuchtung zugeschrieben.

Indessen ist Dillis ganz seelenvergnügt. Vorgestern war der König dort und mit Allem im höchsten Grade zufrieden. Er begegnete mir heute auf der Straße und rief mir zu: „Bin in Schleißheim gewesen, prachtvoll, prachtvoll!“

Im Laufe der Woche soll der Aeginetensaal mit Fackeln beleuchtet werden, einmal für den Hof und das anderemal für die Künstler und Kunstfreunde.

Kanzler Müller hat an den König geschrieben, daß der Tod des Großherzogs Goethe nicht so heftig alterirt, als man gefürchtet habe.

Sulpiz Boisserée an Mathilde Rapp.

München, 24. Juli 1828.

Sie sollen in der kurzen Zeit, die mir noch bleibt, sogleich auf Ihr Briefchen Antwort haben, und erfahren, daß, wenn Gott will, wir uns Montag bei Ihrer Schwester Pauline in Tübingen wieder sehen werden! Die vielen Geschäfte, die ich noch mit Melchior zu ordnen habe, erlauben mir nicht früher als Sonnabend vor Sonnenaufgang abzureisen. Von Ihrem Vorhaben, Freitags zu reisen, kann ich Sie also dem Aberglauben, wäre es auch nur jenem der Mutter zu lieb, lossprechen. Samstag aber werden Sie nach Tübingen gehen müssen; ich freue mich unsäglich darauf, Sie dort gesund und heiter zu treffen und endlich Ihnen zurufen zu können: da bin ich, um ganz bei Dir zu bleiben!

Ich begreife wohl, daß nach den vielen und langen Trennungsleiden noch einige Aengstlichkeit und Furcht vor einem abermaligen

Unſtern Sie anwandelt, aber alles hat ſein Ziel und ſeine Zeit, und wenn mich nicht mein Gefühl gänzlich trügt, ſo iſt nun endlich die Fülle der Zeit gekommen. Vertrauen wir auf Gott und gehen wir den Tagen, die uns vereinigen ſollen, mit Ruhe entgegen, wir werden dann die Freude um ſo reiner genießen.

Mehr kann ich nicht ſagen, wenn dieſe Zeilen heute noch fort ſollen, und wir ſehen uns ja nun bald wieder, wo wir uns dann mündlich in einer halben Stunde mehr ſagen können, als in einem vogenlangen Brief.

Mein Bruder dankt ſchönſtens für Ihre gaſtfreundliche Sorge, er wird, wie Sie es erwartet, Ihre Einladung gewiß jeder andern vorziehen, doch hängt es davon ab, ob er allein oder mit Bertram kömmt.

Gott behüte Sie und alle die Ihrigen, möge er uns heiter und vergnügt zuſammenführen!

Sulpiz Boiſſerée.

Freudenſtadt, 13. Auguſt 1828.

Lieber Melchior! Es iſt ein recht glücklicher allerliebſter Zufall, daß der Ort, von wo aus ich Dir die erſte Nachricht von unſerer Reiſe gebe, Freudenſtadt heißt, denn auf den Schmerz der Trennung von Mathildens Eltern und Geſchwiſtern iſt uns nur Freude auf Freude zu Theil geworden, und ich ſehe ſchon Deine Vorherſagung in Erfüllung gehen, daß Mathilde an meiner Seite wieder aufblühen und ich an ihrer Seite mit neuem Muth und froher Thätigkeit ein neues Leben beginnen werde.

Möge Dir bald ein ähnliches Glück vergönnt ſeyn!

Wir ſind kurz vor Mittag hier angekommen, und gehen heute noch nach Rippoldsau.

Lindau, 28. Auguſt 1828.

Lieber Melchior! Wir ſind vollkommen geſund und glücklich und unſere Reiſe iſt auf alle Weiſe begünſtigt. Deinen Brief

fand ich vorgestern in Friedrichshafen, und da der König mich zum Dejeuner einlud, so benützte Mathilde die Zeit, wieder nach Haus zu schreiben. Ich verschob es bis Freiburg; dort aber wurden wir durch Welkers Freundlichkeit, der uns auf die schönsten Punkte der Umgebung führte, so in Anspruch genommen, daß aus meinem Vorsatz wieder nichts wurde. Unser Aufenthalt in Freiburg war ganz herrlich; die Gegend ist über die Maßen schön und angenehm, und das Münster und die schönen Gemälde in demselben entsprechen ganz dieser hochbegünstigten Natur. Mathilde gerieth ganz in Begeisterung, als ich sie am Sonntag Morgen zum Abschied auf den Thurm führte, und ihr von dieser wunderbaren, wie von Stein aufgewachsenen Laube aus die reiche von der schönsten Sonne beleuchtete Landschaft zeigte; bald auch tönte die Orgel aus der Kirche bis zu uns herauf, und so wirkte alles zusammen, um uns wahrhaft zu erheben.

In Colmar stiegen wir in den zwei Schlüsseln, einem guten auf deutsch-französischem Fuß eingerichteten Gasthof ab. Unser erster Gang am andern Morgen führte uns in die Hauptkirche. Das Bild hinter dem Hochaltar, eine Maria von Martin Schön, begrüßte ich als eine frühere Bekanntschaft vom Jahr 1808. Auch Reste von alter Glasmalerei sind da. Auf der Bibliothek fand ich die vielen alten Gemälde wieder; der Bibliothekar Abbé Reitstetter war lange in München emigrirt. Nachher suchte ich Hrn. Golberry in dem Tribunal auf, wo eben die Assisen versammelt waren. Er kam gleich nach Tisch zu uns, und schlug einen Gang nach dem Gefängniß vor, um dort ein altes Bild zu sehen. Wir gingen dahin, er bot Mathilde den Arm, und als wir die Treppe hinauf stiegen, kam der Concierge uns entgegen und fragte Hrn. Golberry im Vorübergehen mit leiser Stimme: „Was hat die N. zu erwarten?“ In demselben Ton erhielt er die Antwort; sie ist zum Tode verurtheilt. Mathilde verstand das Flüstern, und konnte sich von dem traurigen Eindruck lange nicht erholen. Auf dem Vorplatz einer der obern Geschoße befand sich ein einfacher Verschlag mit Latten, und hinter diesem ein Altar, worauf eine Kreuzigung mit kleinen Figuren in altkölnischer Manier war; wahrscheinlich von einem der alten Straßburger Maler aus Karls IV. Zeiten. Abends in der Dämmerung holte uns Hr. Golberry ab nach Kaisersberg, drei

Stunden von Colmar, wo ein Altargemälde iſt, das während der Reformation von Baſel dahin geflüchtet worden ſeyn ſoll. Wir kamen ganz im Dunkel dort an, gingen gleich zum Maire, einem Krämer, erfanden ein Mährchen um unſern nächtlichen Beſuch zu erklären, erhielten darauf die Erlaubniß das Bild zu unterſuchen und kamen eben zurück, als der Abendgottesdienſt beendigt war. Mathilde war vor der Kirche im Wagen ſitzen geblieben; wir warteten bis die Gemeinde herausgegangen war, gingen dann hinein und hinter uns wurde die Thüre geſchloſſen. Der Meßner leuchtete uns, und wir fanden über dem Hauptaltar ein Bild mit mehreren Flügeln und mit faſt lebensgroßen Figuren, die Kreuzerfindung vorſtellend; aber nicht alt, ſondern aus der Mittelzeit, es erinnerte an Martin de Voß oder Floris, vielleicht am meiſten an Schwarz von Ingolſtadt. Als wir aus der Kirche traten, fanden wir unſern Wagen ganz umringt von Neugierigen, es hatte ſich ſchnell das Gerücht verbreitet von einer geheimnißvollen Trauung!

Nach dieſem myſteriöſen Beſuch in der Kirche von Kaiſersberg, welche am Fuß der Vogeſen auf dem Weg nach Frankreich liegt, machten wir noch einen bei Mad. Golberry, die in einem alten Schloß auf dem Lande lebt; er fuhr wieder mit uns zurück, wo wir um elf Uhr ankamen. Am andern Morgen um ſechs Uhr war Hr. Golberry ſchon wieder bei uns, um Abſchied zu nehmen.

Zu Mittag waren wir in Thann, beſahen uns nach Tiſch die Kirche und den ſchönen Thurm. Als wir oben auf der Gallerie angekommen waren, las ich einen frommen Spruch, der ringsum unter dem Helm in gothiſcher Schrift eingehauen ſtand. Der alte Küſter, der mit uns heraufgeſtiegen, war darüber ſehr verwundert, und ſagte in ſeinem Elſaßer Dialekt zu Mathilde: „Ach, wenn der Herr mir das aufſchreiben wollte, wär's mir lieber als alles Trinkgeld. Niemand kann es leſen, und alle wollen von mir wiſſen, was es heißt.“

In Mühlhauſen, wo eine Brücke hergeſtellt wurde, ſo daß wir an der Basler Seite in die Stadt einfahren mußten, wurden wir von einem betrunkenen Douanelieutenant angehalten, der Mathildens alte Schatulle für neu erklärte, und darum den ganzen Wagen in Beſchlag nehmen wollte. Das gab einen großen Auflauf, und erſt als der Wirth des nahegelegenen Gaſthofes zu

Hülfe kam, wurden wir endlich befreit. Den andern Tag besuchten wir die große lithographische Anstalt von Engelmann. Er erzählte uns, daß er dieselbe ursprünglich nach einer kleinen Schrift gegründet habe, die bei Cotta über den Steindruck erschienen sey. Mathilde sagte: diese sey von ihrem Vater, den der Steindruck sehr interessirte; er kaufte damals mit Hrn. v. Cotta das Geheimniß, und hoffte durch die Bekanntmachung desselben zur Verbreitung und Vervollkommnung des Steindrucks etwas beitragen zu können. Am Abend fuhren wir im schönsten Wetter nach Basel. Ich ging noch spät zur Jungfer Linder, denn Fräulein wollen und mögen die Basler nicht sagen.

Den andern Morgen führte ich Mathilde zu ihr, und wir brachten dann den ganzen Tag mit ihr und Herrn und Frau v. Erlach, von Bern und der Frau Iselin, die mit ihrem Mann und Kindern bei der Linder wohnt, zu. Mathilde hatte je länger je mehr Freude an der Bekanntschaft der Linder; sie versicherte bald nach München zurück zu kommen. Wir haben recht angenehme Tage in Basel verlebt, deren Beschreibung ich mir vorbehalten muß. Von da gingen wir über Schaffhausen nach Constanz; es waren die trübsten Tage auf unserer Reise, doch war der Himmel uns so günstig, daß er am Rheinfall die Sonne ein paar Stunden recht schön scheinen ließ. Montag kamen wir nach Friedrichshafen, am Dienstag Abend fuhren wir hieher; besuchten den Gebhardsberg bei Bregenz und gehen morgen über St. Gallen nach Zürich, so daß wir in vierzehn Tagen bei Euch in München seyn werden.

Zürich, 3. September 1828.

Lieber Melchior! Mein Versprechen zu halten, schreibe ich Dir, wenn auch nur mit wenigen Worten, daß wir nach einigen überstandenen Unbequemlichkeiten recht wohl und heiter sind, wegen dem schlechten Wetter aber die Reise nach Luzern aufgegeben haben. Wir gehen in der nächsten Stunde über Rapperswyl nach dem Vorarlberg und Tyrol. Wir werden in Innsbruck einige Tage bleiben, dann über Mittenwald nach Benediktbeuren, und von da über Tölz am 13. nach München kommen.

Innsbruck, 9. September 1828.

Wir ſind ſeit Mittwoch beſtändig unterwegs geweſen, und gönnen uns hier nun einige Raſt. Seit wir in Tyrol ſind, begünſtigt uns der ſchönſte Himmel. Eben begegnete ich Ringseis und Moy, die mir zu meiner größten Freude ſagten, daß Ihr wohl ſeyd. Ich habe ſie eingeladen, den Nachmittag mit uns nach dem Schloß Ambras zu fahren.

Auf baldiges glückliches Wiederſehen.

Melchior Boiſſerée.

München, 7. September 1828.

Lieber Sulpiz! Ich empfing ſoeben dein Briefchen von Zürich, und freue mich von Herzen daraus zu ſehen, daß Ihr Beide geſund ſeyd; worüber ich ſehr beſorgt war.

In deiner Wohnung iſt alles bereit.

Daß der König Dich aus zwanzig Andern zum Ehrenmitglied der Akademie der Künſte erwählt hat, haſt Du wohl aus der Allgemeinen Zeitung ſchon geſehen. Gerard in Paris und Cockerill in London wurden zu gleicher Zeit ernannt.

Schenk, der mich ſoeben beſucht hat, läßt Dich ſchönſtens grüßen; Du wirſt ſchon wiſſen, daß er zum Miniſter des Innern ernannt iſt.

Bis Freitag erwarte ich Euch, lebt bis dahin wohl, und kehrt froh und geſund in die Arme Eures Euch von Herzen liebenden Bruders zurück!

Frau von Hellwig an Sulpiz Boiſſerée.

Berlin, 20. September 1828.

Nur eine letzte Abendſtunde iſt mir vergönnt, wertheſter Freund, um einige Zeilen an Sie zu fördern, indem Gräfin Voß eben hier war, mir zu ſagen, daß ſie morgen früh über München nach Italien abreiſe.

Ich eile Ihnen daher meinen innigsten Glückwunsch gleich darzubringen, da ich durch Gustav Schwab unterrichtet worden, daß Sie endlich das Ziel Ihrer Wünsche erreicht und mit der Gattin Ihrer Wahl glücklich verbunden sind. Möge alles Gute, was die Ehe unbestreitbar in sich trägt, Ihnen daraus entsprießen, und keine der weniger angenehmen Beimischungen sich fühlbar machen, die hier auf Erden, dem Thal des Mangels und der Unvollkommenheit, sich allem so leicht gesellen, was durch Menschen ausgeführt wird. Meine junge Freundin Emilie v. Gleichen, geb. v. Schiller, welche eine Bekannte Ihrer lieben Gattin ist, sagte mir das allervortheilhafteste von ihr und wurde mir nächst Ihrer eigenen Wahl ein lieber Bürge für meine Hoffnungen, in Hinsicht Ihrer dauernden Zufriedenheit.

6. Thomas an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 27. December 1828.

Kaum von Kassel angelangt, wo ich vom August bis December verweilte, erhielt ich Deinen lieben Brief, der mich über Deine Gesundheit und Dein Wohlergehen vollkommen beruhigte, was ich über die erste nicht war, da wir von Deinem ernstlichen Unwohlseyn gehört hatten.

Nun also willkommen im lieben, heiligen Ehestand, dem Du so lange im Leben nachgereist bist, daß Du das Reisen bei seinem Beginn nicht hast lassen wollen. Grüße Deine Mathilde, die gleich in den Flitterwochen Gelegenheit fand, Dir die besten Gaben des Ehestandes zu zeigen, zarte Pflege in Krankheit. So traurig Dein Unwohlseyn war, so angenehm mußt Du daran erinnert worden seyn, daß Du nun eine Heimath hast und nicht allein bist. Schone Dich nur recht, und wenn Dir die dünne Hochluft nicht zusagt, kehre in die vaterländische Rhein- oder Mainluft zurück, die gar anmuthig und bequem sich einathmet. Ich alter Mainbewohner, der dem alten Flusse sein Lebenlang treu geblieben, und ihn nie so lange verlassen als kürzlich bei dem Aufenthalt in Kassel, habe mich dort, wo ähnliche Luft und Lage wie in München ist, nicht acclimatisiren können.

Reisen junger Eheleute haben für diese immer den Effekt einer im schönsten Sonnenlichte liegenden, feierlich, sonntäglichen Landschaft, denn sie bringen die strahlende Sonne der Freude überall selbst mit und sehen die trübste Landschaft mit sonnigen Augen an.

Deine herzliche Theilnahme an mir zeigt mir Deine Liebe in unverändertem Lichte. Diese Wahl hat mir einen mannhaften Entschluß gekostet. Es wäre mir leicht gewesen, und vielleicht von gewissen Seiten gerne gesehen worden, wenn ich in Betracht der langen Abwesenheit und vieler Arbeiten, die endlich zum erwünschten Ziele geführt, für das nächste Jahr mich bedankt hätte: allein meine Pflicht, die Liebe zur Vaterstadt und die Rücksicht auf andere ehrenwerthe Männer, ließen das nicht zu und so muß ich denn hinnehmen was des Himmels Wille ist, der dieses Amt ganz direkt uns zutheilt. Ich hatte die letzte Nummer für mich, und da die silbernen Kugeln alle weggenommen waren für die andern, so mußte ich die liegen gebliebene goldene wohl annehmen.

Rosette Thomas.

Ich kann nur was Thomas sagt bestätigen, die herzliche Theilnahme an dem alten Freunde und den Wunsch aussprechen, der lieben Gefährtin auch befreundet zu werden, daß, was neu auch alt werde.

Fast aber wollte mir ein Zweifel kommen, ob wir im Neuen auch noch ein kleines altes Plätzchen behalten hätten, und da habe ich denn Anstalt getroffen, Erinnerungen zu erwecken, die ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen sollen.

Mir fiel ein Vers ein:

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst ins Weite, dann zu Schranken;
Aus dem Wilden, hold und mild,
Zeige sich das wahre Bild.

Wenn ich mir nun das kleine Bild mit diesem Vers rechts und links umgeben dachte, von Erinnerungen, die Empfindung und Gedanken, aus dem Weiten in die Schranken, alter freundlicher Zeiten zurückführten, so wußte ich gewiß, es werden mit den Zeiten auch Menschen auftreten, und die alte Liebe in der

neuen, nicht nur nicht verschwinden, sondern wohl im Bewußtseyn der Mitempfindung noch befestigt werden. Was der nächste Postwagen bringt, möge zeigen, ob ich mich geirrt habe.*

Bis dahin den herzlichsten Wunsch für einen frohen Jahreswechsel, in Gesundheit und innerer Stille.

An Herrn Sulpiz Boisserée in München.

Berlin, 7. Januar 1829.

Ich habe mit Ihrem Schreiben vom 17. December die dritte Lieferung Ihres schönen Werkes über den Dom von Köln erhalten, und Mich gefreut, zu vernehmen, daß Sie hoffen, in Jahresfrist mit dem allgemeinen Theil Ihrer Zeichnungen über die alte Kirchenbaukunst Ihr würdiges Unternehmen zu schließen. Es war Mir sehr leid, während Meines Aufenthaltes in München, Sie nicht gesehen zu haben, freue Mich aber sehr, Sie im künftigen Jahr in Berlin zu sehen, und verbleibe unverändert Ihr wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm.

Fr. Creuzer an Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 28. Jan. 1829.

Als ich Ihren Brief empfing, wollte ich eben schreiben, Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer Genesung, zum neuen Jahr, und dem Bruder zu den heiligen drei Königen machen, und Sie auch bitten, dem Raoul-Rochette ein Lebenszeichen zu geben, der gar nicht begreifen kann, daß er so lange Zeit ganz ohne Briefe von Ihnen ist. Ich entschuldigte Sie mit Ihrer Unpäßlichkeit; nun aber werden Sie ihm doch selber schreiben müssen. So habe ich also einen Brief für Sie, aber nicht an Sie geschrieben.

Bei unserer Universität hat es sich äußerlich so ziemlich wieder gemacht. Aber innerlich, was den wissenschaftlichen Geist anbetrifft,

* Der Postwagen brachte zwei Handzeichnungen von Fr. Thomas: die Gerbermühle und das Thomas'sche Haus, mit darauf bezüglichen Versen.

können Sie sich den Unterschied seit Ihrem Hiersein kaum groß genug vorstellen. Fast nichts mehr wie Brodstudien. Eigentlich philosophische Vorlesungen werden fast gar nicht mehr gehört. Geschichte wenig; Philologie, weil man doch etwas Griechisch und Latein braucht. Selbst wenn Daub über Philosophie liest, ist nichts mehr von dem alten Zulauf zu spüren. Es ist uns ein ordentlicher Trost, daß das in München ganz anders ist, damit die Wissenschaft im südlichen Deutschland doch eine Freistätte findet. Die ganze Richtung des Zeitgeistes ist dem uninteressirten Forschen und dem höhern geistigen Streben nicht günstig; aber es kommen auch bestimmte Ursachen hinzu, wenn z. B. Staatsräthe, die für die Universitäten sorgen sollen, ganz nordamerikanische Ansichten von dem relativen Werth der Studien und dabei eine so negative Aufklärerei im Kopfe haben, daß ihnen ein Kerl wie der hiesige Paulus ganz recht ist, wenn sie es des Fürsten wegen auch nicht öffentlich aussprechen. Persönlich berühren mich diese Dinge wenig. Ich lese täglich meine zwei Collegia; fürchte aber, wenn es so fort geht, daß die Universität in eine Fabrik und Abrichtungsanstalt ausartet.

Da Sie in München so mannigfaltige freund- und wissenschaftliche Berührungen haben, so wünschen wir herzlich, daß auch Ihre Gesundheit sich ganz acclimatisiren möchte. Wo nicht, so ziehen Sie hierher zu uns; wenn gleich das eben Gemeldete nicht sehr einladend ist, so soll es Ihnen doch an Freundschaft dahier nicht fehlen. Ein Umgang, wie Sie ihn mit Schelling, Niethammer, Schubert, Schorn, Thiersch und Andern haben, würde Ihnen freilich abgehen, und in Betracht der Kunst kämen Sie freilich in eine dürre Wüste.

Die liebe Görresfamilie habe ich bei ihrem Besuch hier und in Frankfurt recht viel sehen und sprechen können.

Es ist recht schade, daß Schelling so lange mit seinen Schriften zaudert. Ich meine seine Stimme thäte in unserer Zeit sehr Noth. Schlegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, die ich kurz vor seinem Tode erhielt, sind eben jetzt meine Lektüre. Dieser unerwartete Tod wird Ihnen und Bertram und Melchior sehr nahe gegangen seyn.

Daß Ihre große Unternehmung mit dem Domwerke sich nun dem Ende nähert, wird Ihnen eine rechte Freude seyn. Wie

Begünſtigte Thiere.

Vier Thieren auch verheißen war
Ins Paradies zu kommen,
Dort leben ſie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Eſel hat,
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jeſus zur Propheten-Stadt
Auf ihm iſt eingeritten.

Halb ſchüchtern kommt ein Wolf ſodann,
Dem Mahomet befohlen:
Laß dieſes Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magſt du's holen.

Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit ſeinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein, das den Siebenſchlaf
So treulich mit geſchlafen.

Abuherrira's Katze hier
Knurrt um den Herrn und ſchmeichelt:
Denn immer iſt's ein heilig Thier,
Das der Prophet geſtreichelt.

viele Jahre, Kräfte und Koſten haben Sie nicht daran geſetzt! Ich wollte dem Freunde Melchior wünſchen, daß er mit dem lithographiſchen Unternehmen nun auch bald das Ziel erblickte und von dieſem mühſamen und in tauſend Geſchäftsſachen verwickelnden Werk befreit würde.

Sie fragen nach dem Plotin, Gott ſey Lob und Dank, wenn ich geſund bleibe, werde ich bis nächſten Herbſt damit fix und fertig. Es gibt fünf bis ſechs Quartanten. Ich bin ſeit drei Jahren recht fleißig dahinter geweſen, und er wäre längſt fertig, wenn nicht andere Anforderungen dazwiſchen gekommen wären. Jetzt habe ich aber meine Herodotia dem Profeſſor Bähr gegeben, welcher eine Ausgabe mit einem Sachcommentar macht; und nun ſitze ich täglich drei bis vier Stunden über dem alexandriniſchen Platoniker.

Alle Freunde, mit denen ich gleich nach Empfang Ihres Briefes auf einem Dektorſchmauß zuſammen war, erwiedern Ihre Grüße freundlichſt.

A. Schreiber an Sulpiz Boiſſerée.

Baden, 29. Januar 1829.

Lieber Sulpiz! Von Deiner Heirath hatte ich gehört und mich darüber herzlich gefreut. Wenn das Leben ärmer wird, wenn die Kreiſe unſerer Jugend ſich immer enger und enger zuſammen ziehen, wenn wir zuletzt nichts mehr brauchen können als Vertrauen, Liebe und Hingebung, dann zeigt ſich der Werth eines braven Weibes. Ich fühle das jetzt erſt ganz, ſeitdem eine quälende Hypochondrie oft meine ſonſt ſo heitern Stunden umdüſtert, und die Natur, die erſte und letzte Geſpielin des Menſchen, mir öd und traurig, wie das ausgeſtorbene Vaterhaus erſcheint. Ich bewundere den, der allein und bloß auf ſich ſelbſt ſtehen kann, aber mir graut doch vor ſolcher dämoniſchen Kraft. Ich muß mich anſchließen an befreundete Weſen, denn ohne ſie habe ich nur ein halbes, nur ein geliehenes und faſt geſpenſtiſches Daſeyn.

Die beiden Sendungen habe ich erhalten, und danke Dir dafür. Sie haben mich hoch erfreut. Die ſterbende Jungfrau,

wovon das Original unauslöschlich in mir steht, ist nicht nur das vorzüglichste, was die Lithographie in solcher Vollendung hervorgebracht, ich kenne auch keinen Kupferstich, der sein Urbild mit dieser Treue und Wärme wieder gäbe.

Daß Dir der rauhe Himmel Bayerns nicht behage, kann ich mir denken. Das heitere, freundliche Rheinland zieht gar fest an seinen Kindern, und auch das mildere Klima und die schönere Natur abgerechnet, wird uns die Fremde doch selten heimathlich.

Wohl möchte ich einige Tage in München seyn, um das neuerwachte Kunstleben dort zu sehen. Es ist schon ein erhebendes Schauspiel, wenn so viele herrliche Kräfte sich regen und wirken in schöner Thätigkeit und zu großen Zwecken. Indessen muß ich doch meinen Unglauben an unsere Zeit gestehen. Die Kunst ist für uns das „Mädchen aus der Fremde" und durch ein von außen gekommenes Streben wieder entstanden. Die alten Meister kehren nicht wieder, weil ihre Zeit nicht wieder kehrt. Was auf Wissen beruht, darin sind wir weiter, was aber unmittelbar hervorgehen muß aus einem tiefen, frommen, in sich und der unsichtbaren Welt abgeschlossenen Gemüthe, das läßt sich nicht erstreben durch den bloßen Willen. Mit der Kirchenmalerei wie mit der Kirchenbaukunst und der Kirchenmusik ist's vorüber, die Geschichtsmalerei wird noch Ausgezeichnetes leisten, am meisten aber die sogenannte Genremalerei. Hier ist noch ein Lebenselement für uns. Overbeck ist vielleicht der einzige Geist, der sich aus der Vergangenheit in die Gegenwart verirrt hat. Das Kirchenthum und nachher die aufgeklärten Theologen haben uns die Religion, die Juristen das Recht und die Akademien die Kunst verdorben. Ein Gutes ist bei euch: nur Meister haben wieder ihre Schüler. Man sollte aber jetzt in München dem weitern Sammeln ein Ziel setzen. Zu Vieles verwirrt und zu großer Reichthum übersättigt.

Vergib mein Plaudern, ich spreche so gern mit Dir, und Du nimmst es dem Freunde nicht übel, der nicht lang Worte wählt.

Grüße von dem unbekannten Freund Deine Gattin, Ihr Bruder besuchte mich vor zwei Jahren, und gefiel mir sehr.

An Sulpiz Boisserée.

Berlin, 1. Februar 1829.

Wie gütig ist es von Ihnen, meiner noch zu gedenken; ich danke Ihnen verbindlichst für den schönen Abdruck des herrlichen Bildes, das noch immer lebhaft vor meiner Seele steht. Als ich jetzt das liebe Abbild wieder sah, standen mir so recht die schönen Stunden wieder im Gedächtniß, die ich bei Ihnen zugebracht hatte, und dankbar erinnerte ich mich auf's Neue aller Güte, die ich von Ihnen empfing.

Kurz vor Empfang Ihres Briefes sprach ich Frau v. Hellwig und sie erzählte mir, daß Sie sich verheirathet hätten; ich füge also diesen Zeilen meine herzlichsten Glück- und Segenswünsche bei. Möchten Sie nach fünfundzwanzig Jahren für so viele Gnadenbeweise des Herrn, ihn zu loben haben wie wir! Auch, daß Sie unser an jenem Tag so freundlich theilnehmend gedachten, dafür dankt der Prinz Ihnen sehr, so wie ich.

Darf ich bitten, Ihren Bruder und Ihren Freund sehr von mir zu grüßen.

Der Prinz grüßt Ihnen sehr. Mit wahrer Achtung und Dankbarkeit Ihre Freundin

Marianne von Preußen.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Wien, 23. April 1829.

Theuere, vortreffliche Freunde!

Seit das entsetzliche Unglück mich betroffen, von welchem meine Seele, wie ihr leicht denken werdet, tief gebeugt ist, haben alle lieben Freunde, in der Ferne wie in der Nähe, mir die rührendsten Beweise ihrer Theilnahme gegeben; euere Briefe fehlten mir jedoch, und gar oft dachte ich mir mancherlei darüber; mich verlangte nach einem Zeichen eueres Andenkens, denn nie habe ich gezweifelt, daß ihr nicht solltet Theilnahme für mich haben; und wirklich, als ich am vergangenen Mittwoch aus der Mette nach Hause kam, ward ich aufs schönste überrascht durch ein solches Zeichen; ich fand die Sendung der drei letzten Blätter

des Domwerks, und das liebe Bild der ſterbenden Maria! Wo ſoll ich Worte nehmen, euch für euere Liebe zu danken! Gott lohne es euch! Es war das erſtemal ſeit jener Trauernachricht, daß mich ein freudiges Gefühl belebte, daß irgend etwas mich erheiterte, und ſo erhält es ſich fortwährend; ſo oft mich jemand beſucht, mache ich mir ein beſonderes Geſchäft daraus, es vorzuzeigen, die Gelegenheit, mich ſelbſt noch an der Betrachtung zu erfreuen, eifrigſt ergreifend. Dieſe lieben Blätter machen jetzt meine liebſte Habe aus, und die einzige von Werth, die ich meinen Kindern als Erbe zurücklaſſen kann. Könnte ich nur etwas erſinnen, wodurch ich euch wieder erfreuen möchte! Ich bitte euch inſtändigſt, mich wiſſen zu laſſen, ob ihr die Vorleſungen über Philoſophie des Lebens und Philoſophie der Geſchichte, welche Friedrich hier zuletzt gehalten, bekommen habt? Ich erwarte täglich das Manuſcript der Vorleſungen aus Dresden, die leider unterbrochen worden ſind durch den unerforſchlichen Rathſchluß der göttlichen Vorſehung. Dieſe ſeine letzten Worte werden wahrſcheinlich von einem Vorwort von Tieck begleitet werden; von dieſen werde ich Ihnen gleich ein Exemplar überſenden. Wie es nun mit ſeinem übrigen Nachlaß werden ſoll, wovon freilich nur Bruchſtücke und Anklänge aus früherer Zeit ſich finden, und ob dieſe ſich an die Herausgabe der ſämmtlichen Werke reihen oder ein beſonderes Werk ausmachen werden, darüber iſt noch nichts entſchieden. Windiſchmann hat mich ermahnen laſſen, die frühеſten philoſophiſchen Vorleſungen, welche der Verſtorbene Ihnen zu Köln gehalten, nicht außer Acht zu laſſen, und euch, meine theuern Freunde, darum zu bitten, im Fall dieſelben noch exiſtiren, und ihr die Güte haben wollt, ſie herausgeben zu laſſen, in der Reihe des Nachlaſſes? Laßt mich, ich bitte euch ſehr darum, darüber euer Gutachten erfahren.

Noch einmal, nehmt meinen innigſten Dank, und — ihr wißt wohl, wenn man ein Gebet des Dankes verrichtet, ſo pflegt auch gewöhnlich eine neue Bitte daran zu hängen, ſo mache ich es auch jetzt: nun ich alle die lieben Bilder, die ich ſo im Herzen habe, und die mir durch die herrlichen Lithographien ſo deutlich wieder vor Augen geführt werden, beſitze: ſo vermiſſe ich noch eines meiner allerliebſten darunter, nämlich die „Verkündigung“ von Eyck! Ich habe mir dieſes Blatt hier kaufen wollen; Artaria

aber will es nicht einzeln hergeben, und nun bleibt mir nichts übrig, als die zudringliche Bitte an euch, daß ihr mir dieses Blatt noch als Zugabe zu allen übrigen lieben Gaben doch schenken möchtet! Dann habe ich alle meine Lieblinge. Wenn Sie Görres sehen, so bitte ich Sie, ihm meine dankbaren, herzinniglichen Grüße zu sagen; mich freut seine Tapferkeit und seine Biederkeit von ganzem Herzen, daß er eine solche Schändlichkeit nicht hat auf dem deutschen Vaterland sitzen lassen! Gelesen habe ich zwar jenes ehrlose Libell nicht, dafür behüte mich Gott; aber gehört habe ich genug darüber; man ist allgemein ganz indignirt davon; man sagt, es sollen drei Aufsätze in der Eos darüber erschienen sein, ich habe nur den ersten gelesen, der hier im „Archiv" mit einem Vorwort von Gentz abgedruckt ward. Mit Böttticher war aber ein Mißariff, dieser hatte sich schon früher in der Allgemeinen Zeitung auf gut Böttticherisch darüber ausgesprochen; hier hält man allgemein Hormayer für den Urheber jener Schandschrift; ich gestehe, ich habe immer noch Mühe, es zu glauben, nicht als ob ich ihn etwa für zu gutmüthig dafür hielt, aber doch für zu hochmüthig, um sich selbst so arg zu begeifern. Er erinnert mich an Fallstaff, der dem todten Hotspur noch einen Stich beibringt, an den lebendigen hätte er sich gewiß nicht gewagt.

Als wir von München abreisten, hatte ich die schönste Hoffnung, mich bald mit Philipp dort wieder zu begegnen. Diese Hoffnung ist aber untergegangen, mit allen andern für dieses Leben. Ich muß nun darauf denken, zu meinen Kindern nach Rom zu reisen; so sehr mich aber auch der Aufenthalt dort zum erstenmal als ich dort war, entzückte; jetzt ist es anders mit mir, und nur ungern verlasse ich deutsche Sprache und Sitte, wahrscheinlich auf immer, denn eine solche Reise mache ich wohl nicht mehr, als höchstens einmal noch. Wie schön wäre es gewesen, mich mit den Söhnen in München und in Ihrer Nähe und in der Umgebung so vieler geistreichen Menschen im deutschen Vaterlande anzusiedeln! Doch Gottes Wille geschehe, und Er sey ewig gelobt, auch für das, was er uns versagt. Sehen Sie Cornelius, so erzählen Sie ihm meine Betrübniß. Ihm und allen Freunden, die uns so liebevoll aufgenommen haben, die besten, herzlichsten Grüße. Gott sey mit Ihnen Allen und erfreuen Sie mich bald durch ein freundliches Wort.

Sulpiz Boisserée.

Kissingen, den 26. Juli.

Lieber Melchior! Ich trage in der Kürze nach, was ich Dir über die Verrichtungen unseres Freundes Dillis in Nürnberg zu melden versprochen. Denke Dir, daß wir in der neuen Sammlung, die er in der Moritzkapelle aufstellt, unsere Grablegung von Dürer als das Hauptstück gefunden, und daß außerdem mehr als dreißig Bilder aus unserer Sammlung dorthin gekommen sind, um neben den oberdeutschen Meistern auch einen Begriff von den niederdeutschen zu geben. Diese Bilder sind alle von dem Theil der Sammlung genommen, welcher nicht aufgestellt worden.

Anfangs erregte mir der Anblick dieser wohlbekannten Freunde in der Trennung von ihren Angehörigen, ein sehr unangenehmes Gefühl, und Dillis, dem ich nichts merken ließ, war von seiner Seite verlegen und kam mir mit Entschuldigungen entgegen. Der König habe gewollt, daß man die niederdeutschen mit den oberdeutschen hier vergleichen könne, und daß eine Kapitalcomposition von Dürer in Nürnberg aufgestellt werde, wozu er ausdrücklich unsere Grablegung bezeichnet habe.

Im Ganzen werden an zweihundert Bilder in dieser neuen Sammlung aufgestellt, alle in goldenen Rahmen. Unter allen diesen Bildern zeichnen sich die aus unserer Sammlung am meisten aus. Ueberhaupt behaupten selbst in dieser sehr oberflächlich zusammengestellten Sammlung die Niederländer immer noch ihren Vorrang, wie das denn Direktor Reindel und andere Nürnberger Kunstfreunde unaufgefordert bemerkten.

Nun lebe wohl, grüße alle Freunde von uns. Cornelius wünsche ich von Herzen Glück, daß er mit dem Contrakt für seine Ludwigskirche in Ordnung ist.

Schinkel an Sulpiz Boisserée.

Dresden, 8. August 1829.

Verehrtester Freund! Leider empfange ich Ihren mir sehr werthen Brief, der mir so manche erwünschte Nachricht von Ihnen gibt, die ich lange entbehren mußte, erst spät auf einer Reise zur

Herstellung meiner Gesundheit, die statt einer Badekur an mir unternommen ist, und an welcher meine ganze Familie Theil nimmt. Ich eile daher in Bezug Ihres Wunsches, wegen eines vollständigen Längenprofils des Magdeburger Doms, zu berichten, daß leider die Aufnahme dieses Gebäudes noch nicht ins Archiv der Oberbaudeputation gekommen ist. Es scheint mir daher am zweckmäßigsten, daß Sie sich das Profil von den Magdeburger Baubeamten durchkalkiren lassen. Ich lege zu dem Ende ein Schreiben an den Herrn Regierungs- und Baurath Clemens bei, worin ich denselben bitte, Ihren Wünschen zu genügen.

In Betreff des Kölner Doms werden Sie viele Construktionen der Restauration, leider als die alten, auch das Material besser gewählt finden; es ist leider zu bedauern, daß, um in jeder Art das Gebäude sicher zu stellen, viel Altes fortgenommen werden muß, aber der enormen Kosten wegen nicht wird wieder gemacht werden können. Nach meiner Ansicht möchte ich, wenn die Sicherstellung des Gebäudes bewirkt ist, die pro fabrica fortlaufende Einnahme der Kathedralsteuer und was sonst sich dann noch durch die Einwirkung des Herrn Erzbischofs Spiegel von Derenberg für Mittel vorfinden werden, darauf verwenden, allein das Innere des ganzen Doms vollständig in seinen Gewölben auszuführen, wenn dabei auch vorläufig alles Ornament nur en bloc gearbeitet bliebe. Hiedurch würde außer der schönen und einzigen Wirkung, welche das vollständige innere Verhältniß darböte, auch die Sicherstellung des ganzen Gebäudes erreicht. Die Kosten würden gar nicht so gewaltig seyn, vorausgesetzt, daß außerhalb gleichfalls alles roh bliebe, denn sich auf die Unendlichkeit der Ornamente und Gliederungen einzulassen, würde ich vorläufig für ganz unangemessen halten.

In Köln bitte ich meinen guten Bauinspektor Aplert auf's herzlichste von mir zu grüßen, er wird eine besondere Freude haben, Sie in dem Baue des Doms herum zu führen.

Hoffentlich werden wir im kommenden Jahre unser Museum in Berlin vollständig mit Kunstwerken ausstaffirt haben, und dann hoffe ich, wird Ihnen die bequemere Art, unsere nicht unbedeutenden Kunstschätze genießen zu können, einigen Reiz geben, uns in Berlin einmal zu besuchen, wozu wir so sehr lange schon das Versprechen haben.

Sulpiz Boisserée.

Kissingen, 12. August 1829.

Lieber Melchior! Heute am Jahrestag unserer Hochzeit haben Mathilde und ich Deiner beim frühsten Morgen gleich mit der innigsten Dankbarkeit gedacht. Möge doch das Schicksal uns vergönnen, mit Dir und Bertram an einem Ort vereint zu bleiben, um nach so vielen Prüfungen recht lange uns wechselseitigen Glücks und Zufriedenheit zu erfreuen! Zunächst aber danke ich dem Allgütigen von ganzer Seele für das Glück, welches er mich gegenwärtig genießen läßt; die herzliche Liebe, die Du für mich und Mathilde hegst, und die Du bei meinem Geburtstag so schön und lebhaft ausgesprochen, macht davon einen großen Theil aus. Ich möchte Dir dieß auf tausenderlei Weise immer und immer wiederholen!

Zu Anfang der nächsten Woche werden wir, hoffentlich ganz zufrieden mit der Kur, über Würzburg und Mainz nach dem Apollinarisberg reisen können.

Es hat mich sehr gefreut, daß Dir die Nachricht, von der Aufstellung eines kleinen Theils unserer Sammlung in Nürnberg keinen unangenehmen Eindruck gemacht hat. Der Dürer nimmt sich allerdings wie ein Juwel zwischen den andern oberdeutschen Bildern aus, indessen hat Dillis den guten Gedanken gehabt, einige Bilder in die Nähe zu bringen, die in der Farbe sehr gut erhalten und kräftig sind, so daß der Gegensatz nicht gar zu grell hervortritt. Leute, welche das Bild vordem hier bei Hrn. v. Peller gesehen und ein gutes Gedächtniß haben, müssen sich freilich sehr über die Veränderung wundern, die damit vorgegangen. Dr. Reindel sagte mir auch, er habe das Bild sehr gut gekannt, und sey erstaunt über die vortreffliche Restauration.

Geheimerath Rust und seine Frau sind sehr freundlich gegen uns. Mathilde hat sie gestern doch auch einmal das Theater zu besuchen, weil es nicht schlecht und die armen Schauspieler am Hungersterben seyen. Er versprach das zu thun, ging auch gleich denselben Abend beim schönsten Wetter mit seiner Frau dahin. Sie blieben aber die einzigen Zuschauer, und da trat denn der Schauspieldirektor mit der kläglichsten Miene auf der Bühne vor und entschuldigte sich, daß bei einem so kleinen Publikum der

geringen Einnahme wegen nicht könnte gespielt werden. „Nun, was wollt ihr denn haben, Kinderchen?“ frug Rust. — „Wir bäten nur um eine kleine Zulage“ — „Seyd Ihr mit einem Dukaten zufrieden?“ — „Königlich!“ — Darauf wurde dem freundlichen Ehepaar den ganzen Abend vorgespielt, und sie verließen befriedigt das Haus; er erzählte uns diesen Vorfall heute morgen am Brunnen in der heitersten Stimmung.

Apollinarisberg, 23. August 1829.

Lieber Melchior! Seit Mittag sind wir glücklich und froh hier angekommen und der erste Gruß, der uns empfing, war der Deinige, den Du mit so herrlichen Wünschen uns zugesandt. Ich erhielt Deinen Brief in Remagen und während wir durch das Städtchen fuhren, las ich ihn Mathilde vor. Du warst auf diese Weise nicht nur in unsern Gedanken, sondern gleichsam sprechend bei uns. Und als wir endlich hier oben eintraten und unter dem freundlichen Empfang unseres Neffen Nicolas und seiner Schwester Gertrude uns des herrlichen Orts erfreuten, dankte ich dem Himmel, daß er das durch Deine Sorgfalt und Bemühung errungene, hergestellte und erhaltene Besitzthum beschützt und gesegnet hat, und flehte im Stillen, daß er Dir auch recht bald das Glück vergönnen möge, diesen schönen heimathlichen Boden zu betreten, und daß wir einmal wieder vereinigt der göttlichen Ruhe genießen mögen, die sich Einem hier wie nirgend, gleichsam mit Engelsfittichen in die Seele senkt!

Mathilde ist ganz entzückt von der herrlichen Natur, die uns umgibt; die Rheinreise und der Aufenthalt in Koblenz hatten ihr schon viel mehr Freude gemacht, als sie erwartete, nun ist sie vollends bezaubert. Gustav Böder kam bald nach unserer Ankunft mit dem Dampfboot, auf dem auch Julius war, der seine Reise nach Ems fortsetzen mußte. Er begrüßte uns vom Schiff aus und ließ dann zum Wahrzeichen unserer Ankunft zwei Brieftauben fliegen, die er in Köln von meinem Pathen Sulpiz mitgenommen, und die sogleich ihren Weg dahin einschlugen.

Melchior Boisserée.

München, 31. August 1829.

Lieber Sulpiz! Ich empfange soeben Deinen Brief vom Apollinarisberg, und freue mich unendlich Euch dort oben zu wissen. Der Himmel schenke Euch nur besseres Wetter, hier haben wir solchen Regen, daß viele Professoren ihre Ferienreisen verschoben haben.

Daß Mathilde von der herrlichen Natur so entzückt ist, ließ sich erwarten, und es wird nur zunehmen, denn alles wahrhaft Schöne und Große gewinnt nur durch eine nähere und vertrautere Bekanntschaft, wo uns das minder Schöne oder Oberflächliche für den Augenblick wohl bestechen, aber nicht festhalten kann. Sie wird jetzt begreifen, warum ich so oft vom Berg gesprochen und sich überzeugen, daß es nicht Vorliebe war, was mir den Berg immer wieder in den Mund brachte. Nun ruht dort nur recht behaglich aus und genießt ihn nach Herzenslust.

Sulpiz Boisserée.

Apollinarisberg, 31. August 1829.

Lieber Melchior! Mariannchen und Bocker machten uns gestern die Freude mit ihrem Besuch, sie kamen zum Essen und blieben bis heute Nachmittag. Es war mir sehr lieb, daß wir uns hier zuerst in aller Ruhe und Behaglichkeit sahen, was in Köln nicht möglich gewesen wäre. Sie waren äußerst freundlich, heiter und vergnügt, Mathilde fühlte sich dadurch ganz glücklich und so fehlte uns nichts, als daß Du zugegen gewesen wärest! An den besten Wünschen, Dich und Bertram für die Zukunft, und zwar bald, hier mit uns vereint zu sehen, fehlte es nicht, und wenn die anmutigen flüchtigen Luftgeister, die wir dabei aus Deinem Lieblingswein aufsteigen ließen, ihre Schuldigkeit gethan haben, so mußt Du schon längst davon unterrichtet seyn.

Gestern Mittag fürchtete ich noch, dergleichen heitere Dinge nicht unternehmen zu dürfen, denn ich litt seit Donnerstag an einer heftigen Halsentzündung, so daß ich die meiste Zeit im Bette

Höheres und Höchſtes.

Daß wir ſolche Dinge lehren
Möge man uns nicht beſtrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefſtes fragen.

Und ſo werdet ihr vernehmen:
Daß der Menſch, mit ſich zufrieden,
Gern ſein Ich gerettet ſähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden wie ich hier ſie ſchlürfte
Wünſcht' ich auch für ewige Zeiten.

So gefallen ſchöne Garten,
Blum' und Frucht und hübſche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geiſt nicht minder.

Und ſo möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins verſammeln,
Gar zu gern in deutſcher Sprache
Paradieſes-Worte ſtammeln.

zubringen mußte. Glücklicherweise kam der Doktor, der abwesend war, zurück und rieth mir, ein Halsband von Spanischfliegenpflaster anzulegen; dieß geschah sogleich und war so wirksam, daß ich mich bald freier fühlte, die Nacht gut schlief und heute an Allem Theil nehmen konnte.

Mathilde hatte von Montag an auch schon eine kleine Buße von Unwohlseyn abgetragen. Wir sind aber deßhalb, und selbst bei dem ungünstigsten Wetter, noch keinen Augenblick dieses seligen Aufenthalts müde geworden, es ist uns vielmehr, als müßten und könnten wir recht lange hier bleiben.

Durch die Dampfboote haben wir die allerbequemste Gelegenheit, auch von hier aus uns zu bewegen; die Schnellwagen gehen dabei auch noch, und gestern zählten wir drei vierspännige und zwei zweispännige Wagen auf einmal! Genug, es ist hier ein unbegreifliches Leben und Treiben. Große Frachtschiffe ziehen den ganzen Tag hinauf und hinunter, dazwischen eine Menge kleiner Fahrzeuge, Nachen u. s. w. — Man kann sich nicht satt sehen.

Köln, 11. September 1829.

Lieber Melchior! Wir sind nun schon seit Dienstag hier in der alten Vaterstadt, und ich habe noch nicht dazu gelangen können, Dir zu schreiben. Wir hatten anfangs trübes Wetter auf unserer Fahrt, als wir uns dem Nonnenwörth näherten, klärte es sich auf, und hier kamen wir im schönsten Sonnenschein an. Marianne, Böcker, Bernhard und seine Frau erwarteten uns beim Aussteigen, dann ging es durch ein ungeheures Menschengedränge, welches bei Ankunft der über und über besetzten Dampfboote zu entstehen pflegt, hieher in das elterliche Haus, und seitdem gab es kaum noch einen ruhigen Augenblick. Der erste Abend wurde damit zugebracht, daß der Mathilde das Haus gezeigt und ihr dabei so manche Erinnerungen erzählt wurden. Den ersten Anlaß dazu gab unser Schlafzimmer, wozu Mariännchen uns das Wohnzimmer der Großmutter eingerichtet hatte, welches ganz mit Familienporträts behängt ist; das gelbe Zimmer daneben ist unser Wohnzimmer. Es ist in diesen Räumen, sowie im ganzen Haus natürlich Manches verändert, und alles sieht recht frisch und sauber

aus, aber im Wesentlichen ist noch alles beim Alten. Den andern Morgen waren wir nach dem Frühstück gleich im Garten und im Gartenhaus, wo wir Euch auch wieder herbei wünschten. Ein ganz eigenes Gefühl erregte mir der Anblick der Bäume und Gesträuche, die ich vor mehr als fünf und zwanzig Jahren gepflanzt, und die nun im schönsten Sonnenschein wie Riesen vor mir standen, so daß ich mich besinnen mußte, ehe ich manches dieser so prächtig emporgewachsenen Kinder wieder erkannte. Es war die heiterste Gedächtnißleiter für alles was wir seitdem erstrebt und erlebt. Am wunderbarsten nahm sich ein in den mannichfaltigsten, leichtesten und zierlichsten Verzweigungen aufgewachsener Kirschäpfelbaum aus, dessen schwanke Aeste mit unzähligen Büscheln rother Kirschäpfelchen besetzt sind; ich habe diese gewöhnlich nur als Staude vorkommende Pflanze noch nie in diesem Umfang und mit solcher Fruchtbarkeit gesehen.

Mathilde hat an der hiesigen ihr so neuen, mir so werthen Umgebung große Freude, und findet sich bei dem freundlichen Empfang und gemüthlichen Wesen der Verwandten sehr behaglich.

Im Dom sind wir erst gestern gewesen. Am Eingang begegnete uns der alte Küster, auf den ich zuging und ihn frug: „Kennt Ihr mich noch, Herr Ehmanns?“ Er sah mich einen Augenblick an, dann rief er aus: „Jesus, Maria, der Herr Boisserée; ich werde doch unsern größten Wohlthäter kennen, denn wenn Ihr nichts für den Dom gethan hättet, als daß Ihr uns das Bild in den Dom verschafft habt, so wäre es schon genug gewesen!“

Den 3. October 1829.

Lieber Melchior! Du wirst Dich freuen zu hören, daß unsere Erbschaftsangelegenheiten von der guten Schwester Stark einen erwünschten Gang genommen haben, und abgeschlossen sind.

Heute bin ich zum erstenmal in der Bauhütte am Dom gewesen und habe alle Arbeiten besichtigt, von unten bis oben in die höchste Spitze. Ich kann davon mit Wahrheit sagen, daß ich bis auf Weniges, was man bei einem solchen Unternehmen zu den Kleinigkeiten rechnen kann, ganz befriedigt bin. Unten an

der Nordseite sind die Fenster und Wölbungen ganz reparirt, auch sind die Glasmalereien alle wieder eingesetzt. Dann sind oben am Chor die zwei freistehenden Fenster am Kreuz, an der Seite des Domhofs ganz neu gemacht, ebenso sind von den vier Strebebogen am ersten Pfeiler neben dem Kreuz drei ganz neu. Ich kam gerade in dem Augenblick, als man die letzten Fugen des dritten Bogens mit Blei ausgoß, und Ahlert ließ zum Beweis, daß er seiner Sache gewiß sey, sogleich die Keile aus dem Gerüstbogen herausschlagen, worauf der steinerne Bogen gebaut worden.

Du kannst Dir denken, daß gar mancherlei Gedanken und Gefühle mir bei Betrachtung dieser wichtigen Arbeiten durch die Seele zogen.

Neuwied, 25. Oktober 1826.

Lieber Melchior! Vor einer Stunde sind wir wieder hier angekommen. Du wirst glauben, daß wir uns gestern nicht ohne Rührung von Köln losgerissen haben. Die guten Menschen haben sich an Mathilde sehr attachirt und waren so glücklich, einmal wieder längere Zeit mit mir zusammen zu seyn, daß sie uns gar nicht hätten fortlassen mögen.

In Weßling führte ich Mathilde in unser ehemaliges Landhaus und in den Garten, wo wir als Kinder so manchen glücklichen Tag in dieser Jahreszeit verlebt haben, und als wir nach Venn kamen, war unser erster Gang auf den alten Zoll; das Siebengebirge, der Rhein und der Godesberg zeigten sich dort in der herrlichsten, farbenreichsten Beleuchtung; dann spazierten wir noch nach Poppelsdorf in den botanischen Garten mit seinen großen Massen der prächtigsten Dahlien; und hatten auf dem Rückweg den Genuß des herrlichsten Sonnenuntergangs. Es war der schönste Tag, den wir in diesem Herbst erlebt haben. Nach dem etwas mühseligen Leben in Köln und nach der Trennung von den Geschwistern, nach dieser Aufregung von Gefühlen und Erinnerungen versetzte uns die Naturanschauung wieder in eine harmonische Stimmung.

Ich ging darauf zu Welker, um mich über die Bonner Freunde und Bekannten zu erkundigen, und zum Präsidenten Jakobi, und wurde von beiden auf's freundlichste aufgenommen.

Am andern Morgen besuchte ich Schlegel, der sich nicht darein ergeben wollte, daß ich nicht mit Mathilden bei ihm zu Mittag essen oder den Abend zubringen wollte. Ich hatte aber schon bei Jakobi eine Einladung abgeschlagen und ebenso mit Welker in Godesberg zu speisen abgelehnt. Wir wären bei den vielen Bekannten, die wir in Bonn haben, nicht so bald wieder weggekommen, wenn wir uns nicht frei gehalten hätten. Ich beschränkte mich also darauf, uns für nächstes Jahr in die Nachbarschaft zu empfehlen und nahm es mit Freuden an, als Schlegel versicherte, wenn wir durchaus nicht bleiben wollten, würde er uns hier besuchen. Von Schlegel ging ich zu Windischmanns, die ich aber nicht fand, und dann beschloß ich mit einem Besuch von anderthalb Stunden bei Niebuhr. Dieser gefiel mir über die Maßen; er erkundigte sich auf das theilnehmendste nach Euch und Cornelius, und trug mir die herzlichsten Grüße auf.

Apollinarisberg, 1. November 1829.

Es sind nun schon acht Tage verflossen, seit wir wieder hier sind, und doch können wir erst Ende der Woche abreisen. Wir haben zwei Besuche gehabt, die uns sehr angenehm waren. Am Dienstag kam um zwei Uhr im dichtesten Nebel ein geistreicher junger Pariser, Mr. Vitet, auteur des Barricades et des Etats de Blois, zu uns herauf, der uns durch die Werke über den Dom und unsere Sammlung kannte und nun auch der alten Architektur nachreist. Er setzte sich zu uns zu Tisch, und blieb bis elf Uhr abends, wo er nach Remagen zurückkehrte und den andern Tag über Sinzig nach Laach und Andernach wanderte, von wo aus er mir ein hübsches Briefchen schrieb. Am Freitag kam A. W. Schlegel um Mittag und blieb bei uns bis sechs Uhr. Diese sehr erfreulichen Unterbrechungen wirst Du uns gönnen, wir bedauerten nur, daß Ihr beide an dieser geistreichen Unterhaltung nicht theilnehmen konntet.

Morgen werden in der Kirche die Gebeine des Hrn. Quadt v. Landskron auf Minister Steins Wunsch erhoben und nach Bodendorf gebracht; der Pastor von dort nimmt sie in Empfang. Ich habe dazu den hiesigen Pastor, den Bürgermeister, Hoffmann

und den Doktor eingeladen, die dann bei uns zum Mittageſſen bleiben.

Von hier denken wir nach Koblenz zu gehen, dort Laſſaulx zu begrüßen, und dann unſern Weg über Mainz und Speyer nach Stuttgart fortzuſetzen.

J. Schopenhauer an Sulpiz Boiſſerée.

Unkl, 2. November 1829.

Tauſend Dank für die Trauben, die bei weitem die beſten ſind, welche wir in dieſem trübſeligen Jahr gekoſtet haben. Es hätte ihrer nicht bedurft, um uns Luſt zu geben, Ihrer freundlichen Einladung zu folgen, aber man muß vernünftig ſeyn, und bei dieſer erſten Kälte müſſen wir dem Gedanken, Sie noch in dieſem Jahre auf Ihrem ſchönen Apollinarisberg zu beſuchen, entſagen. Halten Sie nur Wort, theuerſter Freund, kommen Sie künftiges Jahr wieder und früher als dießmal, und gehen Sie dann nicht wieder ſo lange Zeit nach Köln, damit wir doch etwas davon haben, Ihre Nachbarn zu ſeyn. Der Rhein, ſo lieb ich ihn habe, bildet doch in dieſer Jahreszeit eine zu ſchwer zu überwindende Barriere zwiſchen uns. Ende der Woche ziehen auch wir nach Bonn in die Winterquartiere. In dieſem Jahr kommen wir nun einmal aus der Unruhe nicht heraus. Im künftigen wird es hoffentlich beſſer gehen, und werden wir nicht wieder einen ſolchen Unſommer erleben, der alles erſchwert.

Aus Weimar haben wir die erfreulichſten Nachrichten, in Hinſicht auf den einen, der uns dort vor allen intereſſirt; Frau v. Pogwiſch ſchreibt, daß Goethe beſſer ausſieht und ſich befindet als je. Er ſelbſt hat an Adelen geſchrieben, und ſich gefreut, daß wir Sie in unſerer Nähe haben, er hat ſich das eben auch anders gedacht, als wir eben auch. Die herzlichſten Grüße an Ihre liebenswürdige Frau von uns allen, wir freuen uns darauf, im nächſten Jahr Sie öfter, hoffentlich recht oft zu ſehen. Adele empfiehlt ſich Ihnen ganz beſonders, und auch Franziska iſt ſehr erfreut, daß Sie und Frau Boiſſerée ſich ihrer erinnern. Leben Sie wohl, lieber guter Freund; Glück, Freude und Geſundheit mögen Sie begleiten und wieder zu uns zurück führen.

Guſtav Schwab an Sulpiz Boiſſerée.

Stuttgart, 9. April 1830.

Theuerſter Freund! Ich ſage Dir den herzlichſten Dank für Deine gütige Aufnahme des braven Notter, der ein wirklich edler Menſch iſt. Wir ſind gut durch den harten Winter gekommen, und mich hat die Kälte weniger afficirt als die Tosheit, die mich aus Veranlaſſung von Waiblingers Tod plump und höchſt ungerecht angegriffen hat. Jetzt iſt das für den Augenblick vorüber; ich bin aber auf Weiteres gerüſtet.

Ueber wie Vieles möchte ich mit Dir plaudern und Dein Urtheil hören. So möchte ich wiſſen, was Du von Uhlands ſegensreicher Beförderung mit mir hoffeſt; was von der Seherin unſeres Juſtinus Kerner hältſt, und endlich wie Dir meine Recenſion der Gedichte eures edeln Königs in den Blättern für Literariſche Unterhaltung, wenn ſie Dir anders zu Geſicht gekommen, behagt hat? Hoffentlich machſt Du uns noch in dieſem Jahre Gelegenheit, darüber und über vieles Andere zu ſprechen.

Uhland grüßt Dich herzlich; ich habe noch gar nicht daran denken können, daß ich ihn verliere; ſo ſehr freue ich mich, daß ihn unſere Jugend gewinnt!

Dorothea Schlegel an Sulpiz und Melchior Boiſſerée und Bertram.

Wien, 3. Mai 1830.

Sehr werthe Freunde! Eine gewiſſe Hoffnung, die ich während des Winters genährt habe, in dieſem Sommer Sie in München zu beſuchen, ſcheint nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Die Aerzte ſchicken mich nach Karlsbad wegen Anlage zu Leberübeln, die ich eigentlich ganz gern noch ſo fort geduldet hätte, wenn man nicht meinte, ſie würden nicht leicht noch länger ſo tolerabel bleiben. Alſo in Gottes Namen, ich gehe ins Karlsbad, nicht gerade gegen, aber doch vollkommen ohne alle Ueberzeugung, daß es nothwendig iſt, aus reinem Gehorſam. Was im Spätſommer dann geſchieht, das iſt noch unentſchieden; am wahrſcheinlichſten

werde ich nach Frankfurt reisen, um dort Philipp mit seiner Frau zu begegnen. Sie wissen, daß er dort einen Ruf als Direktor des Städelschen Kunstinstituts angenommen hat; und so wird er nach dem Wochenbett seiner Frau sich wohl auf den Weg dorthin begeben; am 5. April hat sie ihm den ersten Sohn geboren, der den Namen „Friedrich" in der heiligen Taufe erhielt. Sie, lieber Sulpiz, schrieben mir, daß Sie die Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte noch nicht erhalten haben. Da Herr F. Clivier, unser sehr wackerer Freund, nach München reisend, das Buch für Sie mitnehmen will, lege ich auch noch die letzten in Dresden gehaltenen Vorlesungen bei. Das Bildniß wird Sie wohl nicht ganz befriedigen, indessen erinnert es doch nicht unvortheilhaft an den verstorbenen Freund, obgleich die Zeichnung, nach welcher der Stich gemacht worden, viel besser und eigentlich unübertrefflich ähnlich ist. Gelingt es mir dennoch, meinen Weg über München zu nehmen, so sollen Sie diese Zeichnung sehen, die mich begleiten wird.

Und nun erfreuen Sie mich mit einigen Zeilen, geben Sie mir Nachricht über Ihr Wohlbefinden, und lassen Sie mich Ihnen nicht ganz entfremdet werden! Ich meinestheils werde nie aufhören mit wärmstem Antheil mich Ihrer zu erinnern.

Dorothea v. Schlegel.

Bischof Sailer an Sulpiz Boisserée.

Regensburg, 6. August 1830.

Hochwohlgeborener Herr und Freund!

Den herzlichen Dank — für die sterbende Maria und für das Gegenstück des Christophorus, den gleich mannhaften Johannes, für diese zwei köstlichen Gaben aus Ihrer Hand, die ich durch Heß empfing — nahm ich mit nach Karlsbad und trug ihn nach fünf Wochen unausgesprochen nach Regensburg wieder zurück. Diesen Dank, da sich die Münchener Reise, die mir Hoffnung gab, ihn warm in Ihr und der Ihrigen Herz auszusprechen, immer weiter hinaus zieht, muß ich wenigstens mit dieser Zeile kund thun ... und ich habe keine Ruhe, bis ich Ihre große Gabe mit

einem kleinen Gäbeli (in der schweizerischen Mundart: mit einer kleinen Gabe) erwiedert habe.

Sie verschmähen die beiliegenden „Erinnerungen" nicht.

Empfehlen Sie mich Allem, was Ihnen theuer ist, Ihrer Frau, Ihrem Bruder, Ihrem Freunde Bertram ꝛc.

Ich bin mit aller Hochachtung und Freundschaft Ihr aufrichtigster

Johann Michael, Bischof von Regensburg.

Sulpiz Boisserée.

Kissingen, 8. August 1830.

Lieber Melchior! Seit meinem letzten Brief habe ich die ganze Woche hindurch im Geiste die furchtbaren Begebenheiten von Paris mit erlebt. Gott gebe, daß die Dinge sich zum Bessern wenden und daß Europa nicht in einen neuen Krieg verwickelt werde! Hätte der Herzog von Orleans mehr Haltung bewiesen, und sich nicht sogleich den Ultraliberalen in die Arme geworfen, so wären wir wohl jetzt schon beruhigt. Denn auf dem Punkt, worauf die Sachen gekommen waren, hätte er auf die loyalste Weise den Vermittler zwischen beiden Parteien machen, und zur Regentschaft für den Duc de Bordeaux gelangen können. Nun wird es sehr schwer seyn, auf einen legalen Weg einzulenken; die einzige Hoffnung beruht nun auf dem, was die Kammern beschließen werden.

Es schaudert mir immer noch, wenn ich an das fürchterliche Gemetzel denke, das in den drei Tagen stattgefunden; nach allen bis jetzt bekannt gewordenen Umständen muß der Verlust an Menschen und das Unglück der Stadt Paris, wie der Armee, weit größer seyn, als wir schon wissen. Ich habe, wie Du Dir denken kannst, mich in die Lage aller unserer Bekannten und Freunde versetzt. Die meisten werden, so viel ich ihren Verhältnissen und ihrer Wohnung nach urtheilen kann, mit dem Schrecken davon gekommen seyn. Es wird wohl noch einige Zeit dauern, ehe wir über alle Personen, die uns interessiren, Nachricht erhalten, und uns aller Besorgniß für sie entschlagen können; denn

wie leicht konnte der Zufall oder der Leichtsinn, oder auch die Noth einen oder den andern von seiner Wohnung entfernen, oder besonders auch als Theilnehmer an der Nationalgarde mitten in die Gefahr führen! Wir wollen von Herzen wünschen, daß alle glücklich durchgekommen seyen!

Wir haben die ersten Nachrichten, welche den Sturz der königlichen Gewalt erwarten ließen, am Geburtstag des Königs von Preußen, morgens am Brunnen erhalten.

Mittags feierten wir dieses Fest durch ein Diner mit der Herzogin von Gotha, den Generalen v. Natzmer und Seidlitz, dem Präsidenten von der Hagen aus Erfurt, sämmtlichen anwesenden bayerischen Officieren und Beamten und einigen andern dazu geladenen Brunnengästen in Bocklet.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Brückenau, 12. August 1830.

Wir bringen heute den Jahrestag unserer Hochzeit hier zu. Baron von der Thann hat sich unserer mit der größten Freundlichkeit angenommen, und uns noch gestern einen Theil der hiesigen herrlichen Gegend gezeigt. Heute früh habe ich mich beim Fürsten Taxis gemeldet, und wahrscheinlich wird mich der König im Lauf des Tages rufen lassen. Da wir Frau v. Gleichen hier nicht mehr gefunden haben, so werden wir sie morgen auf dem Weg nach Würzburg besuchen, der ganz nahe an Greifenstein vorüber führt. Mathilde freut sich doppelt darauf, da auch Karoline v. Schiller sich jetzt bei ihrer Schwester aufhält.

Wir haben hier den Kanzler v. Müller und Bettina v. Arnim getroffen. Müller hatte Briefe von dem jungen Reinhard, woraus hervorgeht, daß sein Vater während der Schreckenstage in Burgund war, sonst hätte er den Kampf ganz in der Nähe erlebt.

Die Cotta's haben hier die erste Nachricht von der neuen Revolution erhalten; es hat ihn sehr afficirt, doch hat er sich bald wieder gefaßt. Man ist auch hier wegen dem Gang der Begebenheiten in großer Besorgniß.

J. Böcker an Melchior Boisserée.

Köln, 5. September 1830.

Hier ist Alles ruhig und sicher; die hiesigen Volksbewegungen haben gar keine politische Tendenz; es scheint, daß man einzig mit dem Polizeipräsidenten unzufrieden ist, und der Stadtrath soll deßfalls mit einer Vorstellung bei dem Regierungspräsidenten Delius eingekommen seyn.

Unsere Garnison beträgt sich äußerst brav und vorsichtig; überhaupt haben wir hier gewiß keine Ursache, über unsere Regierung zu klagen. Gestern und die verflossene Nacht waren die Prinzen Wilhelm und Albrecht, Söhne unseres Königs, auf der Durchreise von Lippstadt nach Koblenz, hier anwesend; gestern Abend bis spät in die Nacht waren viele Häuser beleuchtet, und nicht die geringste Unordnung auf den Straßen; also der beste Beweis, daß die Leute nur örtliche Klagen führen.

In Aachen ist auch Alles wieder ruhig; aber in Brabant sieht es sehr schlimm aus, besonders kann der Aufstand in Lüttich die traurigsten Folgen haben; heute morgen sind alle brabantischen Posten ausgeblieben, und ich fürchte, daß die Holländer nicht mehr im Stande sind, die Sache zu dämpfen.

Für die Rheinlande ist es sehr zu wünschen, daß Preußen sich neutral halte, und unsere Truppen bloß die Grenzen besetzen. Da jetzt das Manöver bei Lippstadt aufgehoben ist, und ohne Zweifel das Lager bei Koblenz auch aufgehoben wird, so werden wir wahrscheinlich in Kurzem hier starke Besatzung erhalten.

Ich hätte nicht gedacht, noch eine solche Zeit wieder zu erleben. Im September 1794 rückte auch das Ungewitter immer näher, ich kann mir das noch so vorstellen, als wenn es gestern gewesen wäre.

Das Gerücht geht, Preußen habe die jetzige französische Regierung anerkannt, wir wollen solches auch hoffen.

Doch man hört nun Dialekten
Wie ſich Menſch und Engel koſen,
Der Grammatik, der verſteckten,
Declinirend Hohn und Roſen.

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetoriſch gern ergehen,
Und zu himmliſchem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte ſelbſtverſtändlich,
Und entſchiedener empfindet
Der Verklärte ſich unendlich.

Iſt ſomit dem Fünf der Sinne
Vorgeſehn im Paradieſe,
Sicher iſt es, ich gewinne
Einen Sinn für alle dieſe.

Und nun bring' ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreiſe,
Die durchdrungen ſind vom Worte
Gottes rein-lebendigerweiſe.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt ſich da kein Ende finden,
Bis im Anſchaun ewiger Liebe
Wir verſchweben, wir verſchwinden.

Thomas an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 27. September 1830.

Gedrängt durch die Ereigniſſe des Tages, obgleich ſelbſt bewahrt auch von der kleinſten Unerdnung, kann ich noch nicht dazu, Dir und den dortigen Freunden unſere glückliche Rückkehr anzuzeigen, die ich Ihnen mit Dank und Gruß mitzutheilen bitte. Die Zeiten werden ſehr ernſt. Wer hätte zunächſt an Unruhen in Deutſchland denken ſollen!

Die Anerkennung des neuen franzöſiſchen Gouvernements hat uns in eine falſche Lage geſetzt. Alles ſtrömt über in Lob über die glorreiche große Woche. Keine Stimme, welche die Schattenſeite darſtellt, während in Frankreich die Freiheit der Preſſe Unordnungen in Deutſchland ſtiftet, die Armeen vernichtet, die Fürſten und Völker entzweit. Man fürchtet dort das Ausland, das iſt klar, und will es entzweien: und wir laſſen uns das ruhig gefallen, ja, wir merken es nicht einmal. Die erſten Unruheſtifter ſind überall Fremde und haben an verſchiedenen Orten Geld erhalten, und in Paris ſagt man die Unruhen voraus, die auch richtig eintreffen. Auch Bayern iſt dort nicht vergeſſen; Gott gebe, daß man nicht auch da Recht behält.

Auf die von Paris zurückkehrenden Studenten iſt ohnehin aufmerkſam gemacht, und Tugendbundreſte gibt es ſicher noch. Der Globe bemüht ſich um ein allgemeines Motiv zum Aufſtand in Deutſchland, und gibt die Mauthen an. An dem Abend, wo das Blatt hier ankommt, wurden die Mauthhäuſer im Hanauiſchen zerſtört, und ein Heidelberger Student kam eilend hier durch, weil er dabei ſeyn müſſe.

Die Regierungen dürfen das nicht unbeachtet laſſen und müſſen in den öffentlichen Blättern dieß Verhältniß aufdecken laſſen. Es wird ein großes Beruhigungsmittel ſeyn, wenn die Völker wiſſen, daß ſie fremden Zwecken dienen ſollen, während ſie glauben, ſich zu helfen. Auch die wohldenkenden Privatleute dürfen bei dem einbrechenden Verderben nicht müßig bleiben, ſie müſſen Wort, Schrift und That anwenden.

Bei Deinen intimen Bekanntſchaften kann es Dir nicht fehlen, auf dieſe Verhältniſſe aufmerkſam zu machen und zu veranlaſſen, daß die Regierung ſich des ihr zu Gebot ſtehenden, ſehr

wirksamen Organs der Allgemeinen Zeitung bedient. Zugleich theile mir sogleich mit, ob es Dir nicht unangenehm ist, Aufsätze für die Allgemeine Zeitung in diesem Sinne zu erhalten und dahin zu befördern.

Die wahre Geschichte der Revolution, welche von Seiten des Comité directeur vor den Ordonnanzen fertig war, könnte den Enthusiasten, die sich durch lauten Jubel überschreien ließen, und Andere überschrieen, gewaltig die Augen öffnen, in gleicher Weise, wie das Comité erschrocken seyn mag, sich zwar in wenigen Tagen an der Regierung zu sehen, aber aller Regierungsmittel beraubt, und ohne alle Macht. So ist z. B. von einer französischen Armee nicht mehr die Rede. Sie könnte nur im Kriege entstehen, und daher die leider gelungenen Versuche, auch die fremden Armeen zu vernichten, die Völker zu entzweien u. dergl.

Die ganze Aufgabe der Regierungen und aller rechtlichen Leute muß nun seyn, die Pariser Ereignisse unpopulär zu machen und Eintracht im Innern herzustellen, die sich entschließt, keine Störung von außen zuzugeben, ja sie kräftig abzuweisen. Das erste Mittel sind die Zeitungen, die jetzt nur an der Zerstörung mitarbeiten. Grüße Deine liebe Frau und alle Freunde, unter nochmaligem herzlichen Dank für die mir gewordene freundliche Aufnahme.

L. Tieck an Boisserée.

München, 30. September.

Geliebter Freund! Gestern spät bin ich, in Gesellschaft meiner jüngern Tochter und der Gräfin Finkenstein, angekommen. Ist meine Bitte zu dreist, anzufragen, ob Sie oder Ihr Herr Bruder, oder Herr Bertram, jetzt zu mir kämen, um, ehe ich meine nöthigen, vielen Besuche mache, mit Ihnen einen Plan zu verabreden? Ich grüße Sie und freue mich, Sie nach so manchem Jahre wieder zu sehen.

Aus dem Tagebuch.

Den 30. morgens kündigte Tieck seine Ankunft durch ein Billet an. Ich ging gleich zu ihm in den goldenen Hirsch, wir freuten uns des Wiedersehens, und überlegten die Eintheilung Ihres nur kurzen Aufenthalts. Wir gingen nach den Arkaden und von dort nach der Glyptothek, zum Mittagessen waren wir bei Cottas. Abends kamen sie zu uns, Tieck las den gestiefelten Kater.

Den 1. Oktober fuhren wir mit Tieck und seinen Damen nach Schleißheim, wo wir vor und nach Tisch im Schloß bei unserer Sammlung zubrachten.

Den 2. war ich mit Tieck bei Cottas, dann bei Melchior, um den heiligen Christoph auf Glas gemalt zu sehen. Mittagessen bei Minister Schenk. Abendgesellschaft bei Kerstorf; Tieck liest den Blaubart.

Sonntag nach Tisch auf die Theresienwiese zum Oktoberfest. Der König wird mit freundlicher Volksbegrüßung empfangen, ist sehr heiter und so auch alles Volk; man sieht nur ruhige und zufriedene Gesichter. Rührung bei der Erinnerung an so viel Unruhe, die jetzt in der Welt ist, und daß dieser Friede und glückliche Ruhe, die wir hier sehen, durch böse Menschen auch in Aufruhr verwandelt werden könnte!

Abends große Gesellschaft bei uns von allen Freunden und Bekannten, Tieck liest die letzte Scene des ersten Akts und den zweiten Akt Heinrichs IV. von Shakespeare.

Den 4. wünschte Tieck den Abend mit seinen Damen bei uns in Ruhe zuzubringen, nur Minister Schenk kommt dazu. Wir sprachen von längst vergangenen Zeiten und von Tiecks Einfluß auf Fr. Schlegel, in Betreff der altdeutschen Malerei; der Aufsatz darüber in der Europa gehört halb Tieck an, aus den Gesprächen, die er mit Friedrich in Dresden vor seiner Reise nach Paris geführt. Dann sprachen wir von unserem Einfluß auf Friedrich, rücksichtlich der alten Architektur; von dem Einfluß des Sternbald auf uns, und in der Architektur noch früher von Forster. Es war uns Allen so wohl und behaglich geworden, daß uns der Abschied dadurch erschwert wurde.

Den andern Morgen reisten die Freunde über Landshut nach Regensburg.

Thomas.

Frankfurt, 2. November 1830.

Lieber Sulpiz! Dein Bild iſt ſeit einigen Wochen mit der wohlgerathenen Lithographie in unſern Händen und ich kann Dir nicht ſagen, welche Freude es uns macht. Roſette und Marianne können die Aehnlichkeit nicht genug anerkennen, und behaupten, daß es ein Glück ſeyn würde, wenn man viele ſo ähnliche Portraite haben könnte. Auch freundlich erſcheint das Bild, und es gewinnt mit jedem Tag neues Leben, ſo daß es nun vergönnt iſt, den Freund, mit dem wir ſo gerne an einem Orte zuſammen lebten, im wohlgetroffenen Bilde, täglich vor uns zu ſehen. Daß Deine Frau mit der Zeichnung nicht ganz zufrieden iſt, finden wir ganz natürlich, da ſie das Original beſitzt, und deßhalb ſehen wir es auch nicht für einen Raub an, daß wir die Abbildung haben, ſondern als eine ganz gerechte und billige Theilung.

Alſo nochmals den herzlichſten und freudigſten Dank von uns allen, Dir ſowohl als Freund Cornelius, dem Du wohl Gelegenheit haſt dieſen Dank über die Alpen zu ſenden.

Ich glaube nicht, daß Cornelius je ein ſo gutes Portrait gezeichnet hat.

Der Ernſt und die großen Rüſtungen ſcheinen wirklich mehr den Frieden zu verbürgen, als alle bisherige Milde, und es zeigt ſich täglich mehr, daß wen.. man den Franzmännern den Gefallen nicht thut, ſich vor ihnen zu fü..chten, ſie Furcht vor uns haben. Das kräftige Benehmen Spaniens, die Entſchiedenheit des deutſchen Bundes für die innere Ruhe und für Luxemburg, das nach dem neuſten Beſchluß, wenn die gütliche Aufforderung an Belgien nichts fruchtet, mit Gewalt (durch Bayern und Württemberg) zur Ordnung gebracht werden ſoll, die Rüſtungen Rußlands, Oeſterreichs und Preußens, ja ſelbſt die Stellung Englands, wo nur eine Interims-Miniſterialveränderung vor ſich zu gehen ſcheint, um mit einem populären Whigminiſterium ..ſſer Krieg führen zu können und einen Feldherrn zu haben, der re bene gesta wieder Miniſter werden kann, ſcheint gar friedliche Geſinnungen in Frankreich zu erregen. Ohnehin zeigt ſich täglich klarer, daß eine Regierung, ein Staat, der nur auf materielle Intereſſen gebaut

werden soll und alle höheren Ideen ignoriren will, nicht bestehen kann.

Daß sich auch Gutes, wo noch Kraft ist und Leben, hieraus entwickle, sehen wir an der ganz unerwarteten Entwicklung des Bundestags, die vom Kaiser Nikolaus ihre volle Anerkennung gefunden, und hoffentlich auch da anerkannt wird, wo dieses bis jetzt noch nicht geschehen ist, wie ich Dir neulich näher bezeichnete.

In Deutschland, besonders in Braunschweig, kann es noch einige Stöße geben, da der Herzog vielleicht die Thorheit hat, sein Land wieder erobern zu wollen. Das schlägt aber nicht durch und mit dem Revolutioniren ist's aus.

Von Veit sah ich ein Porträt, das den besten Sachen der alten Maler, etwa den besten Holbeins an die Seite gesetzt werden kann, ohne im mindesten als Nachahmung zu erscheinen. Er scheint ganz auf dem Weg der Naturnachahmung zu seyn, wie unsere alte niederländische Schule und die Griechen zur guten Zeit. Auch sonst ist er ein bedeutender, angenehmer Mann, so daß wir uns Glück wünschen.

Thomas an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 26. November 1830.

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief. Ich habe von Deinem Anerbieten noch keinen Gebrauch gemacht, weil sich in dieser geschwinden Zeit alles unter den Händen anders gestaltet. So wäre es Schade jetzt viele Worte darüber zu verlieren, welche Folgen der revolutionäre Schwindel hat, und wie von Frankreich aus die revolutionären Tendenzen weiter verbreitet werden darzuthun, da dieses die französischen Zeitungen selbst am besten besorgen und die traurigen Folgen in Frankreich und Belgien am besten faktisch belehren, mehr als alle Worte. Den Leuten gehen mit Schrecken die Augen auf und für Deutschland hege ich keine ernstlichen Besorgnisse mehr, so wenig wie für das übrige Europa. Das unglückliche Schicksal Antwerpens, an dem man hier noch bedeutende Verluste fürchtet, wird ein feuriges Warnungszeichen für viele seyn.

Die einsichtsvollen und kräftigen Maßregeln des Bundes

haben vortrefflich gewirkt und werden auch, wenn man ſie für Luxemburg ergreift, dort Gutes ſtiften. Es thut uns daher allen ſehr leid, daß man dieſelben in Bayern anders angeſehen, und anfangs auf dem Fuß einer europäiſchen Macht handeln wollte, zuletzt aber, mit ſichtbarem Widerſtreben der übrigen, einſtimmigen Anſicht nachgab. Die franzöſiſchen Zeitungen poſaunen das bayriſche Benehmen lobend aus und behaupten, man habe dadurch den Bund gerettet, offenbar um auf's Neue Zwietracht zu ſäen. Hier wollen manche ein Verſtändniß mit Frankreich darin ſehen, beſonders da ſo frühe in Paris davon Notiz genommen iſt. Das thut mir leid, denn jetzt iſt Einigkeit Noth und an Vergrößerung nicht zu denken, da wo es offenbar auf's Zerfallen von großen Staaten hingeht, wie das Beiſpiel Belgiens, Irlands und in Kurzem Frankreichs beweist, wo nach einigem Syſtemwechſeln ſicher die Provinzen ſich das Tonangeben von Paris nicht mehr gefallen laſſen werden. Feſter und aufrichtiger Anſchluß an Oeſterreich muß jetzt die Politik aller Staaten ſeyn, die fortleben wollen, es gibt daher auch für Bayern keine Wahl. Das iſt ſeine wahre Poſition und wer es gut mit ihm und dem Könige meint, muß das anrathen. Es erhält dadurch eine weit feſtere Stellung, als bei jeder eigenen Politik, wofür es in den jetzigen Stürmen zu klein iſt. Auch das Abſchließen gegen andere deutſche Staaten durch Mauthen wird in die Länge nicht dauern, da überall die krankhaft genährte Induſtrie ſich ſelbſt zerſtört.

Noch einige Zeit und wir ſind ſtark, während man in Frankreich ohne Geld und ohne Armee iſt. Dieſes Land iſt nicht das alte, weder das revolutionäre, noch das napoleoniſche. Seine einzige Stärke iſt die Zwietracht der Fürſten und Völker der übrigen Welt, die wacker daher auch genährt wird.

Daß Alles ſo geſchwind geht, iſt kein Wunder, denn das Licht iſt an zwei Enden angezündet, in Moskau und Petersburg mit der phyſiſchen und in Paris mit der moraliſchen Peſt. Moskau und die cholera morbus klingen beinahe wie der Brand von Moskau, der damals das menſchliche Verderben ſchrecklich erleuchtete. Aus dieſer Schnelligkeit wird auch jede Betrachtung zu nichte. Bis man ſie angeſtellt, iſt alles anders und ich bin verſichert, bis Du antworteſt, und wenn es auch ſogleich geſchieht, gelten wieder ganz andere Betrachtungen.

Wie es aber auch wanke und ſchwindle in der Welt, es iſt eine Beruhigung, treue Freunde zu haben. Laß uns daher feſthalten in alter Liebe, grüße Deine liebe Frau von uns allen herzlich.

Veit und Heßemer ſind hier. Sie gefallen mir recht gut. Sie ſind ein erfreulicher Zuwachs für unſere Stadt, wo Gott ſey Dank, recht abſichtliche Einigkeit und bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegte gute Geſinnung herrſcht. Das iſt auch ein Troſt.

Melchior an Sulpiz Boiſſerée und Bertram.

Stuttgart, 23. December 1830.

Lieber Sulpiz und Bertram! Die Reiſe über Nürnberg, Würzburg und Frankfurt hat in mir die Liebe und Freude an der Kunſt durch die Anſchauung ſo vieler Kunſtwerke wieder ſo lebendig angefacht, daß mir das alte ſchöne Leben wieder aufgegangen iſt. Als ich in Nürnberg die ſchönen Bilder ſah, war auch meine alte Liebe wie durch einen elektriſchen Schlag wieder entzündet, und brannte hell auf wie zu der Zeit, als ich die Reiſe durch Brabant und Holland gemacht. Ja läge es noch in unſerem Lebensplan, auf Bilder Jagd zu machen, ich hätte wahrlich geglaubt, das alte Leben beginne zum zweitenmal, ſo viel ſchöne und beſitzungswerthe Bilder ſind mir aufgeſtoßen. Allein dieſe Zeiten ſind vorbei, man macht denſelben Kreislauf nicht zweimal, und einzelne Bilder zum Vergnügen zu kaufen, dazu reicht unſer Beutel nicht, da man jetzt alles mit Gold aufwägen muß. Auf die Anſchauung müſſen wir uns beſchränken, dieſe aber gewährt einen ſo unendlich großen Genuß, daß ich mich nicht enthalten kann, Euch den Vorſchlag zu machen, meine Reiſe weiter fortzuſetzen, und zwar bis zu Cornelius nach Rom. Ich fühle, wie höchſt wünſchenswerth und nothwendig eine ſolche Reiſe zur Erweiterung meiner Kenntniſſe wäre. Dieſe erlange ich nur, wenn ich viel ſehe und an verſchiedenen Orten ſehe, wiederſehe, vergleiche und durch Andere zum Urtheil aufgefordert werde. In dieſer Hinſicht iſt es gut, wenn ich die Reiſe allein mache, weil ich dann die eigenen Kräfte mehr üben muß. Es fragt ſich nun,

ob ich die Reiſe jetzt machen ſoll oder nicht? Meine Antwort hierauf iſt, daß die nächſten vier Monate die geeignetſten dazu ſeyn würden, wie ſie in Jahren ſo nicht wiederkehren, wenn Ihr mir die Hauptſtage befriedigend beantworten könnt; daß Ihr Euch alle Drei ſo geſund und kräftig fühlt, daß Ihr mich in Ruhe ziehen laſſen könnt, denn ohne dieſe Zuſicherung würde ich ſie nun und nimmer machen.

Ich erwarte Eure Antwort hier, und kehre entweder zurück oder gehe über Chur nach Mailand.

Den 25.

Ich laſſe meinem geſtrigen Brief dieſe wenigen Zeilen folgen. Der Wunſch, dieſe Reiſe zu machen, wird Euch nicht überraſcht haben, da ſie ſeit Jahr und Tag mit Cornelius beſprochen worden. Allein daß ich ſie jetzt machen möchte, kann Euch unerwartet kommen. Mir ſelbſt iſt der Gedanke erſt auf der Reiſe gekommen.

So groß nun auch die Freude für mich wäre, möchte ich Euch doch nicht dazu bereden, worunter ich vorzüglich Dich lieber Sulpiz meine; denn daß Du mir Deine Zuſtimmung gleich geben wirſt, ſelbſt wenn Du ſie mir verweigern ſollteſt, davon bin ich überzeugt.

In Heidelberg habe ich alle Freunde ſo wohl und comfortable gefunden, daß es mir ganz behaglich zu Muthe geworden iſt. Thibaut treibt ſeine Muſik mit großer Liebe und hat es wirklich ſehr weit gebracht. Muſikalien hat er ſich von allen Seiten kommen laſſen, und wo ſein Arm nicht hinreichte, hat er ſich fremder bedient. So hat er ſich unbekannterweiſe an Rothſchild gewendet und ihn in einem launenhaften Brief gebeten, ihm Muſik aus Spanien zu verſchaffen. Ihm als einem armen Profeſſor ſey es nicht gelungen, allein er zweifle nicht, daß ihm ſo etwas nicht abgeſchlagen werde ꝛc. Und ſiehe, in ſechs Wochen war die gewünſchte Muſik in Thibauts Händen.

3. Bertram an Melchior Boisserée.

München, 24. December 1830.

Als ich gleich nach Deiner Abreise in die Porzellanfabrik ging, um das von Dir bestellte zum erstenmal gebrannte Glasgemälde zu sehen, fand ich das ganze männliche und weibliche Personal in dem lautesten Jubel vor dem Bilde versammelt. Es war merkwürdig, diese ganz prosaischen Leute, in ihrer oft ans komische streifenden Begeisterung, nach Worten und Ausdrücken haschen zu hören, um das außerordentliche des Eindrucks und das Uebermaß des Entzückens auszudrücken, von dem sie sich hingerissen fühlten; ich selbst war im eigentlichsten Sinn des Worts so verdutzt und verdummt, daß ich mir von dem, was ich sah und hörte, nicht die geringste Rechenschaft zu geben wußte. War der Gegenstand meines Erstaunens und meiner Bewunderung ein wirkliches, leibhaftiges Ding? oder nur eine flüchtige Zauberercheinung, ein Trugbild des überraschten Sinnes, das in seinem höchsten Glanze plötzlich erlöschen, und in dem Beschauer nur die unauslöschliche Sehnsucht nach einer zuvor nie gekannten Herrlichkeit zurücklassen werde. — Ich hatte das Bild doch schon in der Anlage gesehen, war durch den heil. Christoph auf das höchste vorbereitet, und doch reichte alles nicht hin, es war etwas ganz anderes, ganz einziges, mit nichts vergleichbares. Als ich nach Hause ging, mußte mich der Bediente alle Augenblicke beim Arm nehmen, damit ich nicht überritten oder überfahren würde. Ich fragte mich immerfort, ob denn das Bild beim zweiten Brennen nicht im Ofen zerspringen und das Sprüchwort: „Glück und Glas wie bald bricht das," sich nicht bewähren würde? Heute war ich mit Sulpiz dort, was er sagte, brauche ich Dir nicht zu erwähnen, denn hier kann nur Eines gesagt, gefühlt und gedacht werden. Beim Nachhausegehen sprach er immer vor sich hin: es müsse auf dem Berg ein Erker eigens hergerichtet werden; einen Rahmen wolle er dazu zeichnen u. s. w. Goethe müsse es sehen; Mathilde müsse morgen gleich mit hinaus.

Die Herren von der Fabrik haben ihr Licht nicht hinter den Scheffel gestellt, und so hat sich der Ruf des Wunderwerks vielfältig verbreitet. Graf Armansperg hat darüber geäußert: in dem Bild müsse man einmal das treue, redliche Bemühen, das Talent

und die Fertigkeit des Malers auf alle Weise loben und ehren, dann aber die Haupt- und Urkünstlerin wohl beachten, die liebe Sonne selbst, die hier ins Mittel trete und jeden Strich und Zug des Künstlers mit Licht und Leben durchdringe. Nach solchen Aeußerungen von dieser Seite wirst Du die allgemeine Aufmerksamkeit leicht erkennen können. Die Familie von Küster fragt Sulpiz so oft sie ihn sehen, ob er sie nicht zu dem schönen Bilde hinführen könne? — Gärtner kann den Tag nicht erwarten, wo es der König sieht, und Nimmüller versichert: er sey ein ganz anderer Mensch, seit er an dem heil. Lukas arbeite; da ihm der heil. Christoph im Ganzen wohl gelungen, habe er eine unwiderstehliche Neigung gefühlt, ein anderes Hauptbild unserer Sammlung bis ins kleinste Detail mit Lust und Liebe zu vollenden. Das geschieht denn auch auf eine ganz bewunderungswürdige Weise, es ist ein Hemmling von der vollendetsten Art, und nun denke Dir, alle diese scharf gezeichneten und bestimmten Formen, in der Durchsichtigkeit des Glases gemildert, die vielerlei Lichtchen und Reflexe, den Glanz der Farbe überhaupt bis zur unbegreiflichsten Lebendigkeit verklärt, so kannst Du Dir die alles ergreifende Wirkung leicht vorstellen. Bei dem allem ist es die treueste Copie des Bildes, das rothe Gewand des Lukas, der blaue Mantel, das violette Unterkleid der Maria, kennen unmöglich wahrer und frappanter wiedergegeben werden, wie es hier geschehen ist. Doch was sollen hier Worte, komm und sieh, und gönne mir die Freude, Dich im Anschauen des wunderbaren Kunstwerks überglücklich und selig zu sehen!

Morgen schreibe ich Dir auch über die Fenster von Börtel.

Den 25.

Sulpiz erwartet Dich ganz bestimmt am Donnerstag, und ich kann Dir nur den dringenden Rath geben, bis zu diesem Tag ja zu kommen. Warum ich dieses so sehnlich wünsche, kann ich Dir jetzt nicht detailliren, weil ich gerne zu etwas angenehmerem übergehen will.

Die Börtel'schen Arbeiten haben unangenehme Verzögerungen erlitten, so daß sie bis zu Deinem Namenstag nur halb fertig

Siebenſchläfer.

Sechs Begünſtigte des Hofes
Fliehen vor des Kaiſers Grimme,
Der als Gott ſich läßt verehren,
Doch als Gatt ſich nicht bewähret:
Denn ihn hindert eine Fliege
Guter Biſſen ſich zu freuen.
Seine Diener ſcheuchen wedelnd,
Nicht verjagen ſie die Fliege.
Sie umſchwärmt ihn, ſticht und irret
Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder wie des hämiſchen
Fliegengottes Abgeſandter.

Nun — ſo ſagen ſich die Knaben —
Sollt' ein Fliegiein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, ſpeiſen,
Wie wir andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erſchuf, den Mond auch,
Und der Sterne Gluth uns wölbte,
Dieſer iſt's, wir fliehn! — Die zarten
Leicht beſchuht, beputzten Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt ſie,
Und ſich ſelbſt in Felſenhöhle.

Schäferhund er will nicht weichen,
Weggeſcheucht, den Fuß zerſchmettert,
Drängt er ſich an ſeinen Herren,

seyn werden. Ich stelle sie aber dennoch dazu auf, da alle Figuren als die Hauptsache vollendet, und die Fenster an und für sich von der höchsten Zierlichkeit sind. Die Hauptstörung ist durch das Glas entstanden, und dadurch erfuhr denn auch Sulpiz das ganze Geheimniß; ich mußte ihm nun die fertigen Apostel zeigen; er war mehr, wie ich ihn sonst gesehen, davon überrascht, holte gleich die Mathilde herüber, und sprach über das ganze Unternehmen mit besonderem Wohlgefallen. Hauptsächlich gefiel ihm der Gedanke, das Ganze in Form eines gothischen Fensters zu vereinigen.

Wenn ich den allgemeinen, unbedingten Beifall, ja den lauten Jubelruf der diese unsere neueste Kunstbestrebung von allen Seiten empfängt, recht in Erwägung ziehe, so werde ich immer mehr und mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß sich die Geschichte unserer Sammlung, vielleicht unter ähnlichen Weltverhältnissen, noch einmal wiederholen wird!

Melchior Boisserée.

Stuttgart, 26. December 1830.

Lieber Sulpiz und Bertram! Aus euern Briefen sehe ich, daß ihr mich bald wieder bei euch zu haben wünscht, welches mit meinem poetischen Plan, noch weiter zu reisen, nicht übereinstimmen will. Ich kann nicht leugnen, daß mein Wohlseyn, und weil ich gesehen, wie hier sich Alles so gut gestaltet, mich bewogen hat, euch die Proposition zu machen; vorausseyend, ihr werdet eben so wohl seyn, und diesen poetischen Ausflug mit eben so günstigen Augen ansehen, wie ich.

Ueber das Gelingen des heiligen Lukas freue ich mich unendlich. Ja, die Freude, welche ich haben werde, kann ich mir sehr lebhaft denken, denn der Eindruck, den der heilige Christoph mir gemacht, bleibt mir unvergeßlich und einzig. Ich kann ihn auch nur vergleichen mit dem, den ich hatte, als ich das Original zum erstenmal sah, und mein Herz an zu zittern fing. Nun möge der Himmel dazu seinen Segen geben, wie zum heiligen Christoph, daß im Feuer nichts damit geschehe.

In Nürnberg habe ich auch neuere Glasmalereien gesehen, und den Glasmaler Frank kennen gelernt. Er arbeitet ganz so wie Wörtel, hat dieselben Farben und viel Talent. Allein, es fehlt ihm jemand, der ihm angibt, was er machen soll, damit dasjenige, was er kann, zu Tage kömmt. Er hat nach Kupferstichen von Dürer und Lukas van Leyden kleine Bilderchen gemalt, alle recht brav und schön, aber es ist nichts was einen anzieht, oder einen Eindruck macht. Es ist ein Kuriosum und nichts anders. Ich kann nicht läugnen, daß er mich sehr gedauert hat, allein was konnte ich machen. Glücklicherweise hat er an Herrn Hertel einen Mäcen, der ihm die kleinen, schön in Blei gefaßten Bilder gut bezahlt.

An Herrn Sulpiz Boisserée in München.

Berlin, 6. Januar 1831.

Mit lebhaftem Vergnügen habe Ich aus den Händen des Professor Rauch die beiden ersten Hefte Ihrer Baudenkmale des Niederrheins, aus dem Zeitraum des siebenten bis dreizehnten Jahrhunderts, entgegen genommen.

Wer könnte geeigneter seyn, die Freunde jener in der Baukunst so merkwürdigen Zeit und ihrer erhabenen Werke mit einer Sammlung des wichtigsten davon zu erfreuen, als Sie, in jenem schönen Lande geboren und von Jugend auf durch Neigung und Studium mit ihrer alten Kunst so eng vertraut. Die ersten Hefte geben die schönste Hoffnung für das Ganze Ihres Werks, und mit bestem Dank für die Mir gemachte Mittheilung und der Bitte, Mich auch mit Ueberschickung der folgenden zu erfreuen, verbleibe Ich in bekannter Gesinnung Ihr wohlgeneigter

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen.

Professor Heigelin an Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 7. Januar 1831.

Hochverehrter Freund! Ich kann nicht ausdrücken, wie viele Freude Sie mir durch Ihr schönes Geschenk der Baudenkmale am

Niederrhein machten. Ihr liebevolles Andenken und der Kunstwerth der Gegenstände beschäftigten mein Gefühl zugleich, und machten mir manche frohe Stunde. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank fürs erste: denn fürs zweite kann Ihnen bloß die Gesammtheit der Künstler danken. Gewiß nimmt der romanische Styl in einer Beziehung die erste Stelle unter allen Bauarten ein: er hat in einem größern Theil der Welt geherrscht, als je ein anderer, gleich harmonischer Styl. Er ist die erste große, mächtige Aeußerung des Weltglaubens in der Kunst. Die Rheinlande aber sind seine glücklichste Heimath. Doppelt interessant waren mir die schönen Hefte, da ich gerade mit dem dritten Bande meines Lehrbuchs beschäftigt war, als ich sie erhielt, und zwar mit demjenigen Hauptstücke, in welchem ich die Entwicklung des modernen Styles, gegründet auf das Historische, zu bearbeiten hatte. Wie sehr hatte ich da gewünscht, mich Ihres belehrenden Umganges erfreuen zu dürfen. Schüchtern werde ich Ihnen meine Arbeit vorlegen; ich habe sie hier sehr allein machen müssen. Es ist so mein Schicksal, daß ich mich nie einer steten Mittheilung erfreuen darf, wodurch Muth und Klarheit erhalten werden. Als Lichtpunkte stehen die Stunden in meinem künstlerischen Treiben, wo ich mit Ihnen zusammen war. Chez nous on ne sait pas, que l'architecture existe, schrieb einmal Durand aus Paris. Billiger aber kann man es von Stuttgart sagen. Man könnte unsere Architekten größtentheils, wie die Norddeutschen ihre Steinhauer, „Steinmetzger" nennen. Die einzelne Kunst auf das ganze Kunstleben zu beziehen, davon ist ohnehin keine Rede.

Meine genußreichsten und belehrendsten Unterhaltungen mit den meisten hiesigen Baukünstlern sind die über Kitte, gute und wohlfeile Nägel u. dgl. Denn auch über Dachzimmerwerk, den Druck der Gewölbe, Gußeisenverband u. s. w., lassen sie sich nicht gerne ein. Eine solche Zunft umfaßt freilich nicht mit der Liebe holden Schranken. Ich habe aber wohl dennoch Unrecht, mich in den Geruch eines malcontenten Menschen zu setzen.

Frau Geheimerath Willemer an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 24. Januar 1831.

Viel Glück zum neuen Jahr! und herzlichen Dank für die freundliche Gabe, die es mir gebracht hat; sie entspricht vollkommen der Absicht des Gebers, an den man so gerne denkt, auch wenn er nicht selbst zugegen wäre. Aber kommen Sie doch bald, sonst wird man sich zu fremd, und paßt nicht mehr in die alten Rahmen. Ich habe ohnehin das fatale Müllerinnenschicksal, mich etwas auszubreiten, und der Mehlstaub macht mir auch viel zu schaffen.

Melchior sagte mir, daß er auch Ihnen über den Kopf gewachsen sey, und wird Ihnen auch schon referirt haben; je nun, das ist das Loos des Schönen auf der Erde. Hiebei muß ich des vielen Schönen gedenken, womit Sie mich wahrhaft erfreut haben, es soll nach Ihrem Sinn zur Verschönerung der Gerbermühle beitragen, und eine Molinothek aus ihr machen.

Ihrer lieben Frau empfehlen Sie mich bestens, ich möchte sie sehr gern für ein kleines Complott gewinnen, bin aber noch im Zweifel, ob sie überhaupt Pantöffelchen trägt; ist dieß der Fall, so sind es gewiß die weichsten und sanftesten von der Welt; den rechten sollte sie nun, wenn sie möchte, mit Hülfe der Fee Mab in einen sanften, braunen Wagen verwandeln, sich mit Ihnen hinein setzen, die Wünsche aller hiesigen Freunde verwannen, und so im Fluge nach Frankfurt kommen, es würde ihr gewiß bei uns gefallen. Ich hoffe, Sie werden mir nicht böse, daß ich Ihrer Frau einige Winke über Pantoffelmagie gebe.

Viele Grüße von Willemer und mir, an Ihren Bruder, an Bertram und Görres! Ich empfehle Ihnen nachstehendes, wohlbekanntes Verslein zur Beherzigung:

Kennst Du den Weg durch Feld und Wiesengrün?
Willkommen! ruft der Schafe friedlich Zieh'n:
Fern unter Bäumen rauscht der Mühle Bach,
Ihr Schatten birgt dem Freund ein gastlich Dach.

v. Laßberg an Sulpiz Boisserée.

Eppishausen im Thurgau, 28. April 1831.

Die heimreise eines liebenswürdigen jungen Thüringers aus Gotha, nach München giebt mir anlass und gelegenheit, mich bei Inen verertester Herr und Freund! wieder einmal, wie einen beinahe verschollenen, in erinnerung zu bringen.

Was hat sich, seit dem sie mich in Stuttgart mit freundschaftlichen gefälligkeiten überhäuften, nicht alles mit uns und andern menschen zugetragen? aber wo Sie auch hingezogen wären; so war ich doch immer gewiss, dass Sie sich dem studium des schönen und guten nie entziehen würden und so oft ich durch meinen lieben Ludwig Uhland, der mich zuweilen in meiner waldeinsamkeit dahier besucht, von Ihnen kunde bekam freute ich mich herzlich über Ir wohlergehen, und über die erreichung Irer wünsche: Ir Kleinod die einzige sammlung irer art, ist in die hände eines kunstliebenden fürsten gefallen und Sie selbst in die hände einer liebenswürdigen frau, wozu ich Inen beiden von ganzem herzen glück wünsche. Mir gieng es schon weniger glücklich, mein armer friz, der eben so sehr in Irer schuld stehet als sein vater, wurde mir schon zu anfange winters krank und blieb unter schmerzen und besorgnissen bis zum frühlinge fort, wo er nun endlich zu genesen anfieng; er muss nun auf verordnung der ärzte am züricher See für seine kranke brust die molkenkur brauchen und auf den herbst nach dem mittäglichen Frankreich nach den hierischen Inseln wandern. Gott gebe seine Gnade dazu!

Mit aufrichtiger und freudiger teilname habe ich die glückliche vollendung Ires grossen werkes über den kölner Dom vernommen, welches mir zwar noch nicht zu gesicht gekommen ist, das ich aber nächsten sommer auf der bibliotheke zu Bern anzutreffen hoffe; nun, denke ich, werden Sie wol an das grössere beginnen der allgemeinen geschichte der teutschen baukunst gehen; denn ich kann mir nicht vorstellen, dass ein mann der schon so viel für teutsche kunst und wissenschaft gethan hat, und so vollkommen mit allen intellectuellen und aerarischen hilfsmitteln ausgerüstet

ist, ein so schönes vorhaben aufgeben werde; was mich betrift, so arbeite ich an einer lateinischen geschichte des bistums Konstanz von 1101 bis 1308, wozu ich lezten winter mehrere hundert urkunden gelesen, abgeschrieben, oder excerpirt habe; unter diesen kamen mir auch ein par des XIIII. und XV. jarhunderts in die hände, welche beinahe keinen zweifel übrig lassen, dass das malergeschlecht der Holbeine zu Ravensburg in Schwaben zu hause seie: das siegel ist ganz dasselbe, was als wappen auf der künstlerstube zu Basel aufbewart wird. eine handschrift des XII. und XIII. iarh. welche ich in meiner nachbarschaft entdeckte, enthält merere auf pergament gemalte bilder hohenstaufischer Kaiser, Könige und Herzoge und sind wol die ältesten die man bisher entdekt hat.

Da ich an meinem sone erfaren habe, wie viele Güte Sie für junge leute haben, welche etwas versprechen, wage ich Inen meinen gastfreund, den Herrn Emil Braun aus Gotha, zu empfelen, der einige zeit hier in meiner pergamentnen werkstätte gearbeitet hat, und verspricht ein tüchtiger mann zu werden: ich hoffe dass Sie beide freude an einander haben werden.

Irem Herrn bruder und dem geistreichen und frölichen Herrn Bertram bitte ich mich freundlichst zu empfehlen, und sollten Sie je in der Schweiz etwas auszurichten oder zu erfragen haben, so bitte ich Sie zu glauben, dass Sie es keinem willigern und besorgtern manne auftragen können als Irem

verbundensten Diener und freunde

J. v. Lassberg.

Sulpiz an Mathilde Boisserée in Stuttgart.

München, 10. Mai 1831.

Liebe Mathilde! Deine beiden Briefe haben mir die größte Freude gemacht, wir dürfen uns also jetzt wieder frohen Hoffnungen überlassen, da der Zustand des lieben Vaters sich so sehr gebessert hat. Du mußt nun ermessen, wann Dich die lieben

Eltern wohl fortlaſſen werden, dann richte ich meine Reiſe darnach ein.

Karl Müller iſt am Sonntag wohl und munter hier angekommen, und hat ganz in unſerer Nähe eine Wohnung gefunden. Ich habe ihn bei mehreren Freunden eingeführt, und heute brachte ich ihn in die Akademie. Zum Mittag habe ich ihm Leibnitz eingeladen, mit dem er nun den Nachmittag zubringt. Nach dieſen und andern Einleitungen wird er ſich bald zurecht finden, um ſeinen eigenen Weg gehen zu können.

München gefällt ihm über die Maßen, er macht große Augen bei den prächtigen Gebäuden, wie wird er ſich erſt verwundern, wenn er in die Kunſtſammlungen kommt.

Für die hübſche Blume von dem Geranium, den Onkel Danneker an unſerm Hochzeittag gepflanzt, den herzlichſten Dank: da ſie am Tage Deiner Ankunft aufgeblüht iſt, können wir ſie als ein Glückszeichen anſehen.

Melchior Boiſſerée.

München, 26. Mai 1831.

Lieber Sulpiz! Die lieben Schwiegereltern waren gewiß doppelt darüber erfreut, daß Du gerade zu ihrem Hochzeittag angekommen biſt. Da ihr goldener Hochzeittag in wenigen Jahren ſeyn wird, ſo wollen wir hoffen und den Himmel bitten, daß er ihnen und uns die Freude gewährt, daß ſie ihn in Geſundheit erleben. Die guten Leute verdienen es wahrlich, ſie haben wie die Inſeparables, und ſo glücklich gelebt, daß ſie wirklich als Muſter aufgeſtellt werden können. Nun, der liebe Gott wird wohl zu dieſem frommen Wunſch „Amen“ ſagen!

Sulpiz an Melchior Boiſſerée in Bad Roſenheim.

München, Juni 1831.

Lieber Melchior! Wir freuen uns ſehr, daß Dir und Bertram Roſenheim mit ſeiner ſchönen Umgebung ſo wohl gefällt; meine

Gedanken begleiten euch überall, oder vielmehr sie suchen euch überall, da ich ja nicht in der Ferne sehe, wo ihr wandert. Einer der liebsten Spaziergänge war mir jenseits dem Inn, aufwärts am Ufer.

Vorgestern Abend war ich wieder in einer Vorlesung bei Fürst Karl Wallerstein; Schenk las die drei ersten Akte seiner „Krone von Cypern." Das Stück hat große Schönheiten und gefiel allgemein; ich bedauerte nur, daß wir nicht auch die zwei letzten Akte hören konnten. Im Oktober soll das Stück aufgeführt werden.

Schwanthaler besuchte uns gestern; er erzählte, daß Rauch von Berlin in drei Wochen hieher kommen werde.

Die Freunde sind alle wohl, nur müssen wir beklagen, daß wir Schellings nicht sehen; Hermännchen hat ein leichtes Scharlachfieber, und weil ich diese Krankheit nicht gehabt, halten wir uns entfernt, ja, sie halten sich selbst in Quarantaine, daher trifft man sie auch nicht am dritten Ort.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

München, Juni 1831.

Meine Abhandlung über das dritte Kapitel im Titurel habe ich fertig gemacht; sie wird wohl eine ganze Sitzung in der Akademie ausfüllen.

Guido Görres ist zurück gekommen, er war auf seiner Wanderung durch das Gebirg bis zwei Stunden vor Salzburg vorgedrungen, konnte aber nicht über die Grenze, weil sein Paß zu alt war.

Thiersch wird in drei Wochen seine Reise nach Griechenland antreten, gestern sind schon seine Sachen nach Triest abgegangen. Die Frau nimmt es, Gott sey Dank, so leicht wie der Mann, ich sage, Gott sey Dank, da er sich durch die ernsthaften, ja gefährlichen Weltereignisse von einer halbjährigen Reise über Meer nicht abhalten läßt.

v. Laſſaulx an Sulpiz Boiſſerée.

Koblenz, 10. Juli 1831.

Ihre beiden erſten Hefte der Baudenkmale ſind bereits nach England gewandert zu dem Profeſſor Upton am Trinitycollege in Cambridge, welcher mich gebeten hat, ihm die Fortſetzung dieſes, ſowie des großen Domwerks, wovon er bereits die erſten Blätter beſitzt, zugehen zu laſſen. Dieſer Upton iſt ein Freund und College von Dr. Whewell, welcher die Architectural Notes on German Churches geſchrieben. Letzterer hat meine kleine Abhandlung „Ueber die alte Weiſe zu wölben" in's Engliſche überſetzt, und im Journal „of the Royal Institution" abdrucken laſſen, und hat mir das erſte Heft eines neuen Werkes: „Britton, Dictionary of the Architecture and Archeology of the middle ages" geſendet, was recht intereſſant iſt, obgleich ſeine deutſchen Worte höchſt poſſirlich ſind.

Wie ſehr freue ich mich, Sie dieſen Herbſt hier zu ſehen, und ſo manches mit Ihnen abzuſprechen, auch Ihnen meine neue Kirche in Vallendar zu zeigen, die glücklich fertig und am 26. d. eingeweiht worden iſt. Ich habe ſie lithographiren laſſen, und werde Ihnen einige Exemplare beifügen.

Meine herzlichſten Grüße an Ihre verehrte Gattin und die Familie Görres.

Sulpiz an Melchior Boiſſerée.

München, 21. Juli 1831.

Lieber Melchior, heute muß ich Dir ſagen, daß ich bei Schwanthaler geweſen und auf das freudigſte durch Deine Büſte überraſcht worden bin. Seit der Zeichnung von Heß hatte ich den Gedanken an eine Büſte ganz aufgegeben; Du kannſt Dir alſo vorſtellen, wie groß meine Verwunderung war. Und nun dazu die ſchöne Aehnlichkeit bis in die feinſten Züge. Das iſt ein Bild, welches man immer mit dem größten Vergnügen anſehen wird. Tauſend Dank, daß Du dich entſchloſſen, es machen zu laſſen! Mathilde iſt, wie ich, im höchſten Grade zufrieden damit, und

der gute Schwanthaler freut ſich, daß es ihm gelungen. Er ißt dieſen Mittag mit uns.

Damit ihr doch auch eine kleine Freude habt, ſchicke ich euch einen Probedruck von Schöningers „Verſuchung Chriſti“ nach Patenier; ihr werdet gewiß über dieſe klare, reine Zeichnung ſehr verwundert ſeyn.

Geſtern Abend waren wir bei Schnorrs; er arbeitet mit dem jüngern Olivier ſchon fleißig in der Reſidenz. Von Cornelius wußte er, daß er am 5. von Rom abreiſen wollte. Daß er außer Overbeck und der Joſepha auch die Maria mitbringt, erzählte mir ſchon Schlotthauer.

Melchior Boiſſerée.

Roſenheim, 27. Juli 1831.

Lieber Sulpiz! Daß Du an der Büſte ſo große Freude haſt, und ihr ſie Beide ſo ähnlich findet, freut mich um ſo mehr, da ich mich nur Dir zu Liebe dazu entſchloß, ſie machen zu laſſen. Schorn hatte mir einigemal geſagt, wie ſehr Du es wünſchteſt, und da auch Bertram mit einſtimmte, gab ich der Anforderung nach. Nimm ſie denn auf zur freundlichen Erinnerung an unſere brüderliche Eintracht. Recht lieb wäre es mir, wenn Du Deine Büſte nun auch von Schwanthaler machen ließeſt; denn Dein Porträt iſt allerdings nicht wünſchenswerth aufgefaßt. Schwanthaler würde Deine Büſte nicht nur ſehr gut, ſondern auch ſehr gern machen; überlege Dir's und ſpreche mit ihm.

Melchior an Sulpiz Boiſſerée in Roſenheim.

München, 15. Auguſt 1831.

Lieber Sulpiz! Mit Rauch ſprach ich geſtern wegen Deiner Anſtellung in Bonn. Er verſicherte, Miniſter v. Altenſtein habe das Anerbieten mit größter Bereitwilligkeit aufgenommen. Da aber erſt eine Stelle dafür geſchaffen werden müßte, ſo wünſchte er zu dieſem Zweck Deine Anſichten und Wünſche kennen zu lernen.

Und geſellt ſich zum Verborgnen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürſt, dem ſie entflohen,
Liebentrüſtet, ſinnt auf Strafen,
Weiſet ab ſo Schwert als Feuer,
In die Höhle ſie mit Ziegeln
Und mit Kalk ſie läßt vermauern.

Aber jene ſchlafen immer,
Und der Engel, ihr Beſchützer,
Sagt vor Gottes Thron berichtend:
So zur Rechten, ſo zur Linken
Hab' ich immer ſie gewendet,
Daß die ſchönen jungen Glieder
Nicht des Moders Qualm verletze.
Spalten riß ich in die Felſen
Daß die Sonne ſteigend, ſinkend,
Junge Wangen friſch erneute:
Und ſo liegen ſie beſeligt. —
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein ſüßen Schlummers.

Jahre fliehen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorſchte,
Altershalben iſt gefallen.
Und Jamblika ſagt, der Schöne
Ausgebildete vor allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:
Lauf' ich hin! und hol' euch Speiſe,

Dann fragte er mich, ob Du nicht an der Universität in Bonn als Professer angestellt seyn möchtest? Da d'Alton nur über ein specielles Fach in der Kunst lese, bliebe noch so manches Andere zu lehren und vorzutragen. Dann fragte er mich, was ich beginnen werde? worauf ich ihm erwiederte, daß ich hier noch bis zur Vollendung des lithographischen Werks gebunden sey, dann aber dächte auch an den Rhein zu gehen.

Ich sagte ihm, daß Du schon diesen Sommer hinunter gegangen wärest, wenn das Domwerk keine neue Verzögerung erlitten hätte. Dein Plan sey nun, im Winter den Text zu vollenden, und dann nächsten Sommer an den Rhein zu gehen; wenn man in dieser bewegten Zeit überhaupt Plane machen könnte. In jedem Fall könntest Du Dich im nächsten Sommer leichter bewegen, da Deine artistischen Arbeiten, wozu Du Künstler bedürftest, zu Ende gingen, und Du Dich nur mit literarischen zu beschäftigen habest. Ich habe ihm versprochen, Dir diese Unterredung gleich mitzutheilen. Mir schien aus dem Ganzen hervorzugehen, daß sich diese Sache, sobald Du sie ernstlich betreiben würdest, machen würde, wozu aber ein Besuch in Berlin nöthig wäre. Rauch spricht zwar, als wenn er bald wieder weggehen würde; da er, wenn die Cholera nach Berlin käme, nicht gerne von seinen Kindern getrennt seyn möchte. Nun soll er aber noch die Büste vom Fürsten Wrede machen, und seine hiesigen Arbeiten nachsehen, so daß ich nicht glaube, daß er vor Deiner Rückkehr weggehe.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Rosenheim, 17. August 1831.

Lieber Melchior! Die Nachricht von Rauch hat Mathilde sehr erfreut, jede Aussicht, nach dem Rhein zu gehen, ergreift sie mit Begierde. Ich bin mit dem Bescheid von Rauch sehr zufrieden, kann mich aber noch keiner Freude überlassen, da die Sache noch im weiten Felde liegt. Was die Professur in Bonn betrifft, so liegt das nicht in meinem Sinn, denn ich weiß nicht, wie und ob es mir gelingen würde, dem Lehrfach Genüge zu thun. Auch

würde der Zweck, den ich für das Land habe, dabei nicht erreicht werden können Du kannſt das Rauch unter Verſicherung meines beſten Dankes vorläufig ſagen. Und dann macht eine aufrichtige Beſcheidenheit immer eine gute Wirkung: daß ich mir nicht zutraue im Lehrfach etwas Genügendes leiſten zu können, weil ich mich noch nie darin verſucht habe, wird jeder billig Denkende natürlich und recht finden. Dagegen könnteſt Du bemerken, daß im Fall die Regierung mir die Stelle geben wollte, welche ich glaube mit Nutzen und Ehre für das Land ausfüllen zu können, ich dann nach Umſtänden ſpäter verſuchen würde, im Winterhalbjahr Vorleſungen über die Denkmale und Geſchichte, von Rheinland und Weſtphalen in Bonn zu halten; ohne mich durch eine Profeſſur dazu verbindlich zu machen. Meine Idee wäre, ob nicht ein Geneneralconſervatorium für Denkmale der Kunſt, Geſchichte und Sprache im Rheinland und Weſtphalen gegründet werden könnte, welches mit der Univerſität in Verbindung ſtände. Dieſe Idee zu entwickeln, ihre Nützlichkeit in artiſtiſcher, wiſſenſchaftlicher und ſelbſt politiſcher Hinſicht zu zeigen, wäre die Aufgabe einer Denkſchrift an Hrn. v. Altenſtein. Der Bericht des Miniſters Guizot über die Stelle, welche man in Frankreich zu demſelben Zweck geſchaffen und Hrn. Bitet anvertraut hat, müßte beigelegt werden, um meinen Gründen leichter Eingang zu verſchaffen: das wäre vorläufig meine Anſicht.

Mit unſerer Kur ſind wir nun bald zu Ende, und werden dann unſere kleine Reiſe über Salzburg und Berchtesgaden antreten.

F. G. Welker an Sulpiz Boiſſerée.

Wiesbaden, 15. Auguſt 1831.

Ihren Auftrag habe ich mir vergebens Mühe gegeben auszurichten, verehrteſter Freund. In Petazzis Hauſe bin ich dreimal geweſen, er war verreiſt. Ueberzeugt bin ich indeſſen, daß von der St. Martinskirche keine Zeichnungen mehr in ſeinen Händen ſind. Bei der Verſteigerung des Pick'ſchen Nachlaſſes bin ich ſelbſt ſehr viel gegenwärtig geweſen, und habe über die Sachen

oft mit Petazzi gesprochen. Auch wußte Hundeshagen nichts von vorhandenen Rissen der St. Martinskirche. Da er mich zuweilen besucht, so suchte ich diesen wunderlichen Mann in Ihr Interesse zu ziehen, indem ich seine Angriffe auf Sie ignorirte. Er zeigte sich dann auch sehr wohlmeinend gegen Sie; aber die Sache ist, er wirft überall Netze aus, um einige lukrative Bestellungen irgend einer Art einzufangen. Jetzt zumal da die Bauten nicht gehen, möchte er durch Schreiberei gern etwas verdienen. Manche Notizen mag er haben: ob es aber sicher, bequem, rathsam sey, sich mit ihm einzulassen, muß ich ganz Ihrem Ermessen anheimstellen. Zu den Alterthümern unserer Gegend hat er wirklich wahrhafte Liebhaberei, wie ich mich besonders überzeugt habe, als er auf mein Ersuchen auch Hrn. Bitet die Kirche von Schwarzrheindorf zeigte; aber ich meinestheils scheue sehr die Weitläuftigkeit, in die man leicht mit ihm kommt. Die Einlage hat er mir ohne besondere Veranlassung von meiner Seite gegeben: vielleicht daß Sie sie benutzen, etwas bestimmtes von ihm zu erfragen. Er hält sich gern zurück und macht alles wichtig, was er besitzt oder weiß.

Ich werde vier Wochen hier bleiben, um meiner Augen wegen zu baden; und dann wohl noch auf acht bis vierzehn Tage nach Berlin gehen.

Es freut mich, daß Ihre niederrheinischen Baudenkmale so rasch vorschreiten, und daß sie so reichhaltig, wie ich kaum erwartet hatte, ausfallen. Wohl ist es Zeit zu sammeln und zu erhalten, hätte man nur früher daran denken können. Daß Sie künftiges Frühjahr an den Rhein kommen wollen, ist mir eine sehr erfreuliche Aussicht. Thiersch hatte von seiner Reise mir Nachricht gegeben; seinen Muth bewundere ich freilich auch. Ich habe seit einem Jahr Urlaub in Händen, um nach Griechenland zu reisen. Da es mir aber am meisten um Erholung meiner Augen gilt, und da ich mich jetzt ungern von meinen Arbeiten, und der Unruhe wegen mich von lieben Freunden schwer trenne, so lasse ich meine Augen unterdessen ihrem Schicksal; nur daß ich diesen Brunnen doch ihretwegen aufsuchte. Leben Sie wohl, theurer Freund, und grüßen Sie von mir Ihren Bruder und Hrn. Bertram.

Guſtav Schwab an Sulpiz Boiſſerée.

Stuttgart, 12. December 1831.

Herzlichen Dank für die angenehme Bekanntſchaft, welche Du uns in Hrn. Chelard verſchafft haſt, der in größerer Geſellſchaft einen Abend bei uns, wie mir ſchien, heiter und fröhlich verbracht hat; ich habe ihm, was von unſern jungen Familiengliedern Sangkehlen hat, eingeladen, und die jungen deutſchen Kinder gefielen ihm gar wohl; ſie kamen ihm in ihrer ſprachloſen Sittſamkeit vor „comme l'homme avant la chûte.“ Auch Erhards lernte er bei uns kennen, und erfreute ſich an dem Geſange der Mad. Erhard und der Emilie Zumſteeg. Seine Oper iſt hier ſehr günſtig aufgenommen worden. Er ſelbſt kommt mir in ſeiner Offenheit und Wärme ganz vor, wie eine deutſche Perſönlichkeit.

Es hat uns ſehr gefreut, durch ihn und von ihm recht gute Nachrichten von Deinem und Mathildens Wohlbefinden zu hören. Wir grüßen Sie und Dich auf's innigſte.

Probſt Hauber.

München, 30. December 1831.

Innigſt verehrter Freund! Glück, Heil und Segen vom lieben Vater im Himmel, in deſſen Händen unſere Schickſale liegen, — und das liebe Kleeblatt, das ich freilich nur im ſchwachen Abbilde beſcheeren kann, in Ihre Mitte. Es ſollte dieſes Bildlein eine kleine Weihnachtsgabe werden, da mir aber das Chriſtkindlein einen tüchtigen rheumatiſch-katarrhaliſchen Fieberanfall geſendet hat, der mich ſeit dem zweiten Weihnachtsfeiertag das Zimmer zu hüten zwang, ſo ſende ich das kleine Angebinde mit der Bitte, nicht die Gabe, ſondern den Willen des Gebers zu betrachten.

Mein Finanzminiſter, der durch Verheirathung meines Neffen und durch Abwendung angedrohter Ausſpändung eines andern Neffen in bedeutende, unvorhergeſehene Verlegenheit gerathen iſt, und als ordentlicher Wirthſchafter keine Schulden machen will,

hat mir unter dieſen Umſtänden die Fortſetzung Ihrer herrlichen altdeutſchen Gemäldeſammlung und noch einiges andere geradezu abgeſchlagen, und ſo ſende ich gleichwohl mit den Empfindungen eines Liebhabers die zwei letzthin erhaltenen Hefte retour.

Dem Freunde wird dieß offene Geſtandniß genügen; er wird es freundlich aufnehmen! — und ferner gewogen bleiben

Seinem unveränderlichen Freunde

M. Hauber.

Sulpiz Boiſſerée.

Stuttgart, 20. März 1832.

Lieber Melchior! Wir ſind geſtern Abend glücklich hier angekommen. Die gute Mutter hat ſich von den außerordentlichen Anſtrengungen ſehr erholt, und der Schmerz der Trennung wird ihr immer mehr durch die Betrachtung gemildert, daß der Vater zuletzt gar zu geiſtesſchwach geworden war. Von Zeit zu Zeit raffte der lebensmüde Geiſt ſich freilich noch einmal wieder zuſammen, dann aber verſank er bald wieder, und ſo hatte die theure Frau alle Hoffnung auf eine Wiederherſtellung von einiger Dauer gänzlich aufgeben müſſen.

Den 27. März.

Für heute ſollſt Du nur mit wenigen Worten erfahren, daß Frau v. Cotta mich auf die zarteſte, ſchonendſte Weiſe durch Mathilde mit der traurigen Nachricht von dem Verluſt unſeres lieben, alten Freundes Goethe bekannt gemacht hat. Kurz vorher hatte ich noch die Stelle im heutigen Schwäbiſchen Merkur geleſen, wo von ſeinem heitern Wohlſeyn die Rede iſt! Nachher kam eine Mittheilung von Hrn. v. Seckendorf, der mir einen Brief des Oberhofmarſchalls von Spiegel ſandte, woraus ich die nähern Umſtände erſah. Ein rheumatiſches Fieber hatte den alten Herrn befallen, wobei er die volle Kraft ſeines Geiſtes behielt, aber nicht ahnte, daß ſein Ende herannahte. In den letzten Augenblicken trat Bewußtloſigkeit ein; dann entſchlief er ſanft.

Es ſind nun zweiundzwanzig Jahre, daß wir mit dem alten

Herrn in dem schönsten Freundschaftsverhältniß gestanden haben. Ich fühle, es kann uns nie ersetzt werden. Danken wir darum desto mehr Gott, daß er uns dasselbe so lange vergönnt hat, und bitten wir ihn, daß er uns die Freunde, die uns bleiben, noch weit hinaus erhalte. Man erwirbt doch nur wenig neue Freunde, wenn man älter wird, und desto mehr verliert man! Ohne Liebe und Freundschaft ist aber die schöne Welt mit allem Sonnenschein der Natur und der Kunst gar nichts werth.

Ich bin recht betrübt, das brauch ich Dir nicht zu verhehlen, aber ich bin gefaßt und gesund. Daß ich nun übermorgen noch nicht abreise, könnt Ihr Euch denken, ich muß mich erst etwas sammeln. Wahrscheinlich werde ich nun geradezu nach Dresden und von dort nach Berlin gehen.

Melchior Boisserée.

München, 28. März 1832.

Lieber Sulpiz! Da ich heute keinen Brief von Dir erhielt, vermuthe ich, daß Du Deine Abreise verschoben hast, da durch den unerwarteten Tod des alten Herrn Dir der Hauptreiz der Reise benommen ist, und Du gewiß einige Tage dahingehen läßt, um den so höchst schmerzlichen Eindruck zu ertragen.

Mich hat die Nachricht nicht allein erschreckt, sondern auch recht widerwärtig überrascht, denn ich war gerade im Begriff, das Glasbild mit dem heil. Lukas einzupacken, damit Du die Freude hättest, es Goethe zu zeigen. Wir hatten uns seit einigen Tagen so viel mit ihm beschäftigt und uns gedacht, wie große Freude ihm diese Anschauung gewähren würde, daß ich ihn seit Heidelberg nicht mehr so lebhaft im Gedächtniß gehabt. Dann auch die Sorge, daß das Glasgemälde unbeschadet hinkomme, und Du bei der Aufstellung und Wiederverpackung keine Sorge und Mühe habest, hatte mich so lebhaft beschäftigt, daß meine Gedanken jeden Augenblick wieder bei Dir und bei ihm waren. Du kannst Dir leicht denken, wie unter diesen Umständen mich diese Nachricht erschreckt hat. Wie muß sie aber Dich erschüttert haben, da Du die Hoffnung hattest, ihn in wenig Tagen wieder zu sehen.

Es thut mir recht herzlich leid um Dich, aber ich hoffe, Du wirst diese getäuschte Hoffnung, wie schon so manche andere, mit Gottes Hülfe bald überwinden.

Sulpiz Boisserée.

Nürnberg, 3. April.

Die Reise von Stuttgart hieher habe ich in 24 Stunden zurückgelegt. Als ich heute früh eben aufgestanden war, trat Schorn zu mir ins Zimmer; ich war überrascht ihn zu sehen, mußte aber bald erfahren, daß es sich mit der Krankheit seines Vaters sehr verschlimmert habe, und er auf das Aeußerste gefaßt sey. Der gute Schorn dauert mich sehr. Es ist eine traurige Zeit für unsern Kreis; die guten alten Bäume, die uns schützten, schirmten und erfreuten, sterben dahin, und nun ist die Reihe an uns alt zu werden, wenn es Gottes Wille ist. Das Gefühl des Alters oder vielmehr Altwerdens ist mir noch nie so gekommen wie jetzt, wo wir von so vielen angehörigen Alten getrennt werden. Möge der Himmel die wenigen, die uns noch bleiben, recht lange erhalten!

Dresden, 8. April 1832.

Liebe Mathilde! Gestern Nachmittag bin ich im schönsten Sonnenschein hier angelangt. Mein erster Gang war zu Hartmann, den ich unverändert fand; dann ging ich zu Tieck, er war mit Raumer von Berlin ausgegangen; die Frauen waren zu Hause und freuten sich mich zu sehen. Nachdem wir einige Zeit lang geplaudert, mußte ich versprechen, heute um acht Uhr zum Frühstück zu kommen, damit Tieck mich so bald als möglich sähe. Endlich besuchte ich auch noch den Grafen Reinhard, und war so glücklich, ihn ohne Podagra und in gutem Humor zu finden. Damit beschloß ich den gestrigen Abend.

Heute werde ich außer dem Frühstück bei Tieck nichts unternehmen, als mit Reinhard und seiner Frau die Suppe essen, und mich beim Kronprinzen von Preußen melden lassen, welcher mit der Prinzessin hier ist.

Von meiner Reise melde ich nur kurz, daß ich im schönsten Frühlingswetter von Nürnberg abgefahren und abends um neun in Zwickau angekommen bin. Nachdem ich am andern Morgen die schöne altdeutsche Kirche angesehen, fuhr ich durch's Schönburgische nach Chemnitz, und hatte vielfache Gelegenheit, mich unseres Schönburgers, des lieben Schuberts, zu erinnern. — In Freiberg fand ich eine gar schöne Kirche mit einer prächtigen Begräbnißkapelle der Kurfürsten von Sachsen aus dem sechzehnten bis siebzehnten Jahrhundert. Dann fuhr ich hinaus, um das Amalgamirwerk zu sehen, und fand solchen Gefallen an diesen großen Bergwerksanstalten, daß ich mir vornahm, den andern Morgen auch in eine Grube einzufahren. Da hörte ich aber, daß an diesem Sonnabend die alle Quartal übliche Bergpredigt gehalten werde, wozu alle nicht durchaus auf den Gruben nöthige Mannschaft morgens in ihrer festlichen Tracht nach Freiberg in den Dom käme. Ich gab daher mein Vorhaben auf; und nachdem ich die Bergglocke, welche alle Tage zum Ein- und Ausfahren für die ganze Umgegend das Zeichen gibt, schon um drei und um vier Uhr, jedesmal eine Viertelstunde, gehört hatte, fing auf der Straße das Geben der von allen Enden herbeikommenden Bergleute an. Die Predigt war auf sechs Uhr gesetzt; ich war vor dieser Zeit in der schon ganz vollen Kirche. Ein herrlicher Choralgesang war schon im Gang, als ich eintrat; dann folgte eine Cantate in gutem Oratorienstyl mit vollständiger Instrumentalbegleitung mit Posaunen, Trompeten und Pauken. Am schönsten aber war die Orgel von dem berühmten Straßburger, Silbermann. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich durch diesen feierlichen, würdigen Gesang gerührt wurde! Der erste Theil der Predigt, der sehr unbedeutend war, konnte mich nicht aus meiner Stimmung bringen; der zweite Theil aber war wirklich erhebend. Zum Schluß folgte noch ein Choral, der vollends alles gut machte, und während dem Herausgehen der Berggemeinde spielte die Bergmannschaft mit ihren Blasinstrumenten Mozarts: „O Isis und Osiris" ganz vortrefflich.

Nach dieser Feier, die bis halb acht Uhr dauerte, sah ich die Sammlungen des berühmten Mineralogen und letzten Oberberghauptmanns Werner in der Bergakademie, besonders die Edelsteine, und fuhr dann wieder nach Dresden.

Ich ſchließe für heute mit dem Bergmannsgruß: „Glück auf!“ womit auch der Prediger ſeine Predigt anfing, in welcher herkömmlicher Weiſe meiſt Bergmannsausdrücke gebraucht werden, alſo Glück auf! und zum drittenmal Glück auf! mit Gott und in Gottes Namen!

Dresden, 11. April 1832.

Lieber Melchior! Am Sonntag ging ich zum Kronprinzen und war ſo glücklich, den Obriſt Gröben zu finden, der ſich freute, mich zu ſehen, ohne weiteres mich meldete und zum Prinzen führte. Dieſer war überaus liebenswürdig und konnte es nicht begreifen, daß er mich ſeit 1814 nicht geſprochen; er meinte, es müſſe nur wenige Jahre ſeyn. Ich fand ihn in ſeinen Anſichten und in ſeinem Weſen faſt ganz unverändert, etwas weniger beweglich, aber nicht minder lebhaft als vor achtzehn Jahren. Das Geſpräch betraf meiſt die Kunſt; dann frug er mich, ob wir in München für immer etablirt ſeyen, und ob wir den Apollinarisberg noch beſäßen? Die Bejahung der letztern Frage war ihm höchſt angenehm. Dann fragte er mit Intereſſe nach unſerem kleinen Freund, ob er noch bei uns ſey, trug mir auf, Bertram zu grüßen, und ſetzte noch hinzu: „Nicht wahr, Sie verſprechen mir's.“ Daß Du nicht vergeſſen wurdeſt, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Er war freundlich und vertraulich wie ein alter Bekannter. Das Projekt, den Dom auszubauen, kam auch zur Sprache. Er wollte wiſſen, ob ich keine Anſchläge darüber gemacht habe u. ſ. w. Endlich kamen wir auch auf Politik, und da war er auch der Alte, doch konnte er das Geſpräch nicht nach Wunſch fortführen, denn der Kammerdiener kam ein- über das anderemal und erinnerte, daß der Prinz ſich ankleiden müſſe, ſonſt würde er zu ſpät zur Cour beim König kommen.

Der Prinz ſtampfte mit dem Fuß und ſagte: „Es hat noch Zeit.“ Der Kammerdiener kam endlich zum drittenmal noch dringender, es ſey ein Viertel vor Zwölf, und der König komme Punkt Zwölf zur Cour. Da hatte es ein Ende. Der Prinz gab mir freundlichſt die Hand, indem er ſagte: „Sie ſehen, ich muß fort, nun kommen Sie nur bald nach Berlin, Sie bleiben doch wenigſtens vierzehn Tage bei uns?“

Dieſe Einleitung zu meinen Verhandlungen in Berlin wird euch nicht übel ſcheinen, wir wollen nun ſehen, ob mir das Glück dort günſtig iſt. Raumer, den ich alle Tage ſehe, da er bei Tieck wohnt, wünſchte, daß ich ihn ſchon übermorgen nach Berlin begleiten möchte, ich konnte mich aber nicht dazu entſchließen, weil hier gar zu viel zu ſehen iſt, und ich mich ſo behaglich fühle, wie lange nicht. Dresden iſt doch immer noch die Stadt, die mir in Deutſchland am beſten gefällt. Die Kunſtſchätze thun dieſelbe Wirkung wie vor einundzwanzig Jahren, ſo auch die Gegend, und ſo manche geſcheidte, liebenswürdige Menſchen, wozu jetzt noch der liebenswürdigſte von allen, unſer Freund Tieck kömmt, den ich damals nicht hier traf.

Die beſten alten Anklänge tönen hier in meinem Innern wieder, nur neigen ſie durch den Verluſt von Goethe alle zum Mollton! Die herzliche Theilnahme von Tieck an dieſem Schmerz iſt überaus wohlthuend, und löst alle Gegenſätze, die das widerwärtige äußere Leben heutiger Zeit, in Beziehung auf Goethe, in meinem Gefühl hervorbringt, harmoniſch auf. Ihr werdet ſeinen Epilog, den er zu der Feier von Goethes Andenken auf dem hieſigen Theater dichtete, und welcher nach der Aufführung der Iphigenie geſprochen worden, mit größtem Beifall geleſen haben.

Ihr könnt nicht glauben, wie anhänglich auch die Familie von Tieck an uns iſt. Die ältere Tochter Dorothea, ein geiſtreiches, gutes Mädchen, zeigte mir gleich am erſten Abend ein Arbeitskörbchen, welches viel gebraucht, aber doch in Ehren gehalten war, und ſagte: wir hätten ihr das als Kind in Heidelberg geſchenkt, und die Mutter fügte gleich hinzu: „Die Dorothea iſt ganz närriſch mit dem Körbchen und gibt es um Alles nicht her, als ob es ein Talisman wäre!“ Von mir ſelber kann ich ſagen, daß ich mich ſehr freue, auf dieſer Reiſe meine Empfänglichkeit für die Eindrücke der Malerei noch in ihrer alten Friſche zu fühlen. Schon in Nürnberg machte ich dieſe angenehme Entdeckung gegenüber von dem alten Bildniß von Holzſchuer und den beiden herrlichen Köpfen, welche Campe Quintin Meſſys nennt. Hier in der Gallerie war meine Freude noch ſo viel größer. Genug, ich fühle mich glücklich, und es fehlt mir nur, daß Mathilde und ihr beide dabei wäret und das Alles mitgenöſſet.

Leben wag' ich und das Goldſtück! —
Epheſus, gar manches Jahr ſchon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jeſus. (Friede ſey dem Guten!)

Und er lief, da war der Thore
Wart' und Thurn und alles anders.
Doch zum nächſten Bäckerladen
Wandt' er ſich nach Brod in Eile. —
Schelm! ſo rief der Bäcker, haſt du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gieb mir, dich verräth das Goldſtück,
Mir die Hälfte zum Verſöhnen!

Und ſie hadern. — Vor den König
Kommt der Handel; auch der König
Will nur theilen wie der Bäcker.

Nun bethätigt ſich das Wunder
Nach und nach aus hundert Zeichen.
An dem ſelbſterbauten Pallaſt
Weiß er ſich ſein Recht zu ſichern.
Denn ein Pfeiler durchgegraben
Führt zu ſcharfbenamſ'ten Schätzen.
Gleich verſammeln ſich Geſchlechter
Ihre Sippſchaft zu beweiſen.
Und als Ururvater prangend
Steht Jamblika's Jugendfülle.
Wie von Ahnherrn hört er ſprechen
Hier von ſeinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schaar umgiebt ihn,

Dresden, 14. April.

Liebe Mathilde! Daß ich so lange hier bleibe, wird Dich nicht wundern, wenn Du bedenkſt, was alles hier für mich zu ſehen und zu lernen iſt. Die Gallerie, welche doch eine der ausgezeichnetſten in Europa iſt, beſuche ich jeden Morgen, und das Glück hat mich hierbei durch den Umſtand begünſtigt, daß die Gallerie in dieſer Zeit für das Publikum geſchloſſen iſt. So habe ich alles mit der größten Ruhe und Bequemlichkeit ſehen können. Ja, ich habe mir an die Bilder, die mich beſonders intereſſirten, Treppen hinfahren laſſen, ſo daß ich ſie ganz in der Nähe unterſuchen konnte. Dann kommen die Antiken, Kupferſtiche, Handzeichnungen und die Bibliothek an die Reihe, auch werden die Werkſtätten der Künſtler nicht vergeſſen, und die Mittage und Abende bringe ich meiſt in der geiſtreichen, liebenswürdigen Geſellſchaft von Tieck zu. Goethes wird mit Tieck täglich, ja ſtündlich gedacht, und es iſt ein wahrer Troſt für mich, daß ich die erſte Zeit nach dem Verluſt dieſes großen Freundes gerade mit dem Manne zubringe, der vor allen andern in Deutſchland ihn am meiſten zu würdigen weiß.

Das Familienleben bei Tieck würde Dir ganz beſonders zuſagen: die Frau und die Töchter beſorgen auf die hübſcheſte Weiſe das Hausweſen; die Gräfin Finkenſtein lebt als Freundin im Hauſe, um aber auch nicht ganz müßig zu ſeyn, verwaltet ſie den Thee- und Kaffeetiſch. Dabei gehen noch ein paar geiſtreiche angenehme Frauen, Profeſſorin Solger und Frau v. Lüttichau und einige ausgezeichnete Männer ein und aus. Es iſt die angenehmſte, einfachſte, freiſte Geſelligkeit. Sie wohnen in einem Eckhauſe auf dem Markt, wo alle Tage Gemüſe, Butter, Eier, Blumen, Bücklinge u. ſ. w. verkauft werden. Die Bücklingsmänner, worüber wir in der „Reiſe nach der Stadt“ ſo ſehr gelacht haben, ſind von hier genommen. Geſtern kam ich an einem ſolchen Mann vorüber, als gerade der Wind in ſeine Makulatur fuhr, und die wunderlichen Blätter alter und neuer Literatur vor mir auf der Straße ausbreitete; ich mußte laut auflachen, nun das in der Wirklichkeit vor mir zu ſehen, was Tieck zu einem ſo geiſtreichen Scherz benutzt hat.

Vor einigen Tagen las uns Tieck ſeine Novelle „Der Mondſüchtige“ vor, ſie ſteht in der Urania von 1852, ſuche ſie Dir zu

verſchaffen, Du wirſt Dich daran erfreuen. Vorgeſtern las er uns: „Wie es euch gefällt.“ Da er eben ſo wenig wie ich große Geſellſchaften liebt, ſo ladet er mir jedesmal, wenn ich bei ihm eſſe, und das muß alle Tage geſchehen, wenn ich nicht mit ihm eine andere Einladung annehme, nur einen oder zwei Freunde, und wir ſind immer in der beſten Unterhaltung. Geſtern war Graf Baudiſſin da, ein liebenswürdiger Mann in den Dreißigen; er ſetzt mit Tieck Schlegels Ueberſetzungen nach Shakeſpeare fort. Hier würdeſt Du finden, was Du Dir als das Wünſchenswertheſte von Geſelligkeit je gedacht haſt. Schade, daß wir nicht in Dresden leben können. Tieck und die Seinigen ſagen es auch immer wieder.

Als ich in dieſen Tagen in größerer Geſellſchaft bei Reinhard zu Mittag war, ſaß Böttiger neben mir, und begoß mich zuletzt mit einem in Verſe geſetzten verklauſulirten Toaſt, wie ein ungeſchickter Bediente einen mit einer Sauce begießt. Reinhard, der über den Schwulſt ungeduldig wurde, ſchnitt dem Schwätzer das Wort ab, indem er franzöſiſch den ausländiſchen Gäſten in wohlgeſetzter Rede erklärte, wovon es ſich handle. Ich ſaß beſchämt und verlegen da, wie einer der von einer Seite begoſſen und dem von der andern wohlmeinend, aber ungeſchickt, die Sauce vom Rock geſchabt wird.

Tieck, dem ich es erzählte, tröſtete mich lachend, mit der ſchönen Anekdote, die ſich vor mehreren Jahren in Karlsbad zugetragen hat, wo Goethe ganz verſtimmt am Fenſter ſtand, als Nehbein zu ihm trat, ihm anzukündigen, daß Böttiger angekommen ſey. — „Nun Dank dir, allbarmherziger, grundgütiger Gott!“ brach Goethe auf einmal ganz freudig aus; „ich habe heute das abſcheuliche Geſicht geſehen, und war betrübt in dem Wahn, du habeſt in deiner Allmacht es geſchehen laſſen, daß noch eine zweite Beſtie der Art in der Menſchen Geſellſchaft entſtanden ſey. Dank, ewiger Dank, daß du es mit dem Einen haſt genug ſeyn laſſen!“

Berlin, Gründonnerstag 19. April.

Liebe Mathilde! Du ſollſt ſo bald als möglich erfahren, daß ich geſtern Abend geſund und wohl hier angekommen bin.

Euere Briefe erwarteten mich bei Rauch. Seine Tochter mit einem ſchönen, klaren Geſicht, übergab ſie mir; ihr Vater war beim Kronprinzen, der vorgeſtern zurückgekommen iſt. Dieſen Morgen, als ich eben aufgeſtanden war, kam Rauch ſchon zu mir. Der Kronprinz hatte ihm und Schinkel geſtern Abend geſagt: „Rathen Sie einmal, wen ich in Dresden geſehen habe; es iſt ein guter Freund aus München? — Den S. B., er kömmt in dieſen Tagen hieher, nicht wahr, Sie freuen ſich darauf?“

So viel weiß ich ſchon aus Allem, was ich von Rauch und Schinkel, den ich eben beſuchte, vernehme, daß wenn es vom Kronprinzen allein abhinge, meine Wünſche auf's ſchönſte in Erfüllung gingen. Nun, wir wollen ſehen, was von dem König zu erlangen iſt. Wenn er nur die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit der Sache einmal gefaßt hat, wird alles leicht gehen.

Berlin gefällt mir ſehr, es iſt großartig und doch behaglich, nicht viel lebhafter als München, und bei weitem nicht ſo lärmend und unruhig wie Paris. Ich wohne im Hotel de Ruſſie, an einem der ſchönſten und mannigfaltigſten Punkte der Stadt.

Ich wollte Dir erſt morgen, an meinem Namenstag, ſchreiben, da dachte ich aber, es wäre doch eine ſeltſame Feier, wenn ich Dich einen Tag länger auf Nachricht warten ließe; ich halte es alſo lieber mit der Münchener Sitte, wo dieſelbe ſchon den Nachmittag zuvor beginnt. Daß ich Deiner morgen, zu allen Tageszeiten, beſonders in der Kirche gedenken werde, davon biſt Du überzeugt. Nach Tiſch um vier Uhr will ich auch heute ſchon in die Lamentationen gehen; wahrſcheinlich gehſt Du um dieſelbe Zeit auch zu dieſem rührenden Geſang, bei dem Du es unbefangen mit uns Katholiken hältſt und halten darfſt. Alſo Gott befohlen!

Den 20. April.

Lieber Melchior! Es war mir das liebſte Geſchenk zum Namenstag, ſo gute Nachrichten von Euch zu erhalten. Gott gebe ferner ſeinen Segen dazu, daß wir uns bis zum Wiederſehen nur Gutes mögen mitzutheilen haben!

Die Reiſe von Dresden hieher machte ich in 25 Stunden. Der Weg iſt bis Potsdam ſehr einförmig; am meiſten beſchäftigte

mich die Erinnerung an die denkwürdigen Schlachten von Jüterbock und Großbeeren. Berlin kam mir vom Potsdamer Thor aus wie ein größeres Mannheim vor; als ich aber in die Mitte der Stadt kam, wo die Spree mit ihren Schiffen zwischen breiten Straßen in wohl eingefaßten Ufern fließt, wurde ich sehr angenehm an große niederländische Städte erinnert; bis dann später das ungeheuer hohe Schloß mit seinen prächtigen Umgebungen und den Feldherrenstatuen am Eingang der Linden einen wahrhaft großartigen Eindruck hervorbrachte und an Paris erinnerte, welches zum Theil hier übertroffen, zum Theil freilich nicht erreicht ist. Einen entschiedenen Vorzug, den Berlin in diesem seinem schönsten Theil, und so viel ich bis jetzt urtheilen kann, im Ganzen hat, das ist die größere Ruhe.

Rauch hat mich mit größter Freundlichkeit aufgenommen, und gleich den ganzen Ernst gezeigt, sich meiner Angelegenheit wie einer Sache anzunehmen, aus der er sich gewissermaßen einen Ehrenpunkt gemacht hat. Das Wesentlichste sey, sagte er mir, den König zu gewinnen; Altenstein habe den besten Willen, man müsse nur seiner Langsamkeit nachhelfen.

Von Bekannten habe ich bis jetzt nur Rauch, Schinkel und Schlesinger gesehen. Schinkel und seine Familie sind ganz so freundlich wie in Heidelberg.

Den 21. April.

Gestern war ich in der katholischen Kirche, wo der Gottesdienst mit schöner Vokalmusik sehr feierlich und würdig begangen wurde. Nachher war ich in der Singakademie, wo der „Tod Jesu" von Graun aufgeführt wurde. Nach dem Schluß begrüßte ich Zelter, und die Milder-Hauptmann, die ich vor zweiundzwanzig Jahren in „der Schweizerfamilie" gehört hatte; es freute sie, daß ich nun ihre Stimme noch lobte.

Das Wiedersehen von Wilkens und Seebeck war große Freude und großer Schmerz zugleich. Wilken ist körperlich abgespannt, aber sein Geist ungeschwächt; die Frau empfing mich mit der Zärtlichkeit einer Schwester. Von der Mutter Seebeck wurde ich wie ein alter, vertrauter Freund empfangen; ich konnte mich

der Thränen nicht erwehren, als ich sie nun allein wieder sah; aber nachdem der erste Schmerz überwunden war, kamen die beiden Söhne, welche durch ihr tüchtiges Wesen den schönsten Trost für diese verehrungswürdige Familie einflößen. Auch Frau Hegel erinnerte sich mit lebhafter Freundlichkeit der vergangenen Zeit, aber der traurige Grundton, der in diesem Jahr durch den Verlust so vieler Freunde entstanden, klang auch bei ihr durch.

Den 25.

Bei einem Mittagessen in der Gesellschaft der „Gesetzlosen," wo mich Reimer einführte, fand ich Schleiermacher, Steffens und andere bedeutende Männer. Abends bei Savigny's machte ich die Bekanntschaft einer Frau v. Bardeleben, welche die vertrauteste Freundin der Hellwig war; sie erzählte mir viel von den Leiden und Schicksalen der Verstorbenen.

Gestern Nachmittag trat auf einmal unser treuer Graf Haugwitz in mein Zimmer, er kam von der Tafel der Prinzessin Wilhelm, er hatte gehört, daß ich hier sey und es der Prinzessin erzählt, die sehr verwundert war, daß sie noch nichts von mir erfahren. Ich glaubte, die ganze königliche Familie sey während der Festtage in Potsdam, und habe mich darum noch nirgends melden lassen.

Gestern Abend war ich bei Rauch, der Schinkel, Beuth, Wagen, den Bildhauer Tieck, den ehemaligen Bürgermeister von Nürnberg, Scharrer und noch Andere eingeladen hatte. Bei General Röder war ich auch, er ist ganz der alte.

Nach den Kunstschätzen habe ich mich noch nicht umsehen können, dazu muß man Ruhe haben, sobald die ersten Pflichten der Freundschaft und Convenienz erfüllt sind, werde ich mich mit der Kunst beschäftigen.

Heute besuchte ich Zelter, er kränkelt seit dem Oratorium, seine Tochter ist sehr besorgt um ihn; ich fand ihn jedoch nur etwas matt, in Folge einer leichten Erkältung. Er beschäftigte sich mit Briefen von Goethe, darunter befand sich ein Liebesbriefchen, welches er von Neapel nach Weimar eigenhändig geschrieben hatte, und da es ihm wieder in die Hände gekommen,

hat er es in ſpätern Jahren an Zelter geſchickt. Das gab uns Veranlaſſung zu einem Geſpräch über Goethe und vergangene Zeiten.

Berlin, 1. Mai 1832.

Lieber Melchior! Seitdem ich Dir geſchrieben, habe ich das Muſeum nun einigemal geſehen, und ich kann ſagen, daß ſehr vieles daran zu bewundern iſt. — Schinkel wollte es ſich nicht nehmen laſſen, mich zuerſt hinzuführen, darum mußte ich es ſo lange verſchieben. Beim erſten Eintritt in die Gemäldeſäle hat man natürlich keinen Ueberblick, aber die Abtheilungen, die jedesmal eines von den ungeheuern Fenſtern umfaſſen, ſind groß und ſo hoch wie die Säle von Schleißheim. Daß ich zuerſt zu den van Eycks geeilt, brauche ich euch nicht zu ſagen, und wirklich ſie ſind allein die Reiſe werth. Die Eyck'ſche Pracht der Ausführung an den ſingenden Engeln im Großen zu ſehen, ſetzt wahrhaft in Erſtaunen. Aber es iſt mehr die Ausführung der Nebenſachen, die Köpfe ſind nicht ſo ausgeführt wie bei uns. Es iſt überhaupt ein etwas verſchiedenes Syſtem ſichtbar, welches wohl das urſprüngliche von Hubert mag geweſen ſeyn. Ganz bewunderungswürdig iſt überhaupt das Helldunkel, welches über alle dieſe Bilder gegoſſen iſt. Erhalten ſind ſie ſehr gut; von den Retouchen an dem Meiſter Schoreel und Blondell iſt noch einiges ſichtbar; was ganz willkürlich war, hat Schleſinger weggenommen. Außerdem haben ſie ein herrliches Bild, von derſelben Hand wie der ſogenannte Hemmling „Die Taufe Chriſti" auf der Akademie zu Brügge; ſie nennen es auch Hemmling. Dann folgt der große Roger von der Weyde, und dann wüßte ich außer den Porträten nichts hervorſtechendes zu nennen, als noch die Madonna mit dem Kinde, die ich immer ſo ſehr gerühmt und früher für Schoreel gehalten, nun aber nach der hieſigen Angabe, welche ſich auf den großen Quintin in Antwerpen ſtützt, den ich erſt 1822 geſehen, ohne Zweifel als von ihm erkennen muß. Die Zahl der Altdeutſchen und Niederländer, welche ausgeſtellt ſind, iſt nicht groß. Mit den Altitalienern verhält es ſich anders, die haben ſie nur zu zahlreich. Einige davon ſind ſehr bedeutend und lehrreich, aber dann gibt es ſo viele Zwiſchenmeiſter, und das altitalieniſche

Wesen ist, ehe Leonardo, Fra Bartolomeo, Francia, Perugino, Bellini, Raphael und Tizian auftraten, so hart und unerfreulich in der Ausführung, während in der Zeichnung und in dem Ausdruck Manches sehr vortrefflich ist, daß man gar nicht begreift, wie es noch immer Menschen gibt, die über den Vorzug der Altitaliener und der Altniederländer im Zweifel seyn können. Aber die Vorurtheile sind eben gar zu fest in dieser Welt. Der Raphael von Colonna hat mich über alle Erwartung erfreut, er ist nicht, wie Einige behaupten wollen, verwaschen; höchstens könnte dieß an einigen Stellen der Fall seyn. In der Hauptsache erscheint dieses Bild als eine Skizze von der höchsten Lebendigkeit, weit schöner in der Malerei als die Giardiniera, der es sich sonst zunächst anschließt. Es ist schon mehr Entwicklung darin sichtbar. Für heute kann ich nichts weiter über das Museum sagen.

Ich habe meine Tage bis vorgestern gut benützt, habe das Palais des Prinzen Albrecht, den General Stockhausen und seinen Sohn, Obrist Rühle, Eichhorn, Zelter, Prinz und Prinzessin Wilhelm an ihrer Tafel, Beuth in seinem Institut, Kertüm, dem Altenstein die Angelegenheit anvertraut hat, Albrecht, den Fürsten Radziwill und Graf Luxburg gesehen. Seit vorgestern hat meine Thätigkeit in Folge des abscheulichen, kalten Ostwindes durch einen heftigen Schnupfen, einige Stockung erhalten, ich mußte mir Stubenarrest geben; und um nichts zu versäumen, habe ich gleich einen geschickten Arzt kommen lassen, Regierungsrath Barré, es ist zufällig der Arzt, den Rust in seinem Namen schickt. Es fehlt mir aber nicht an Besuchen, die Freunde und Bekannten kommen alle mich zu unterhalten, Willens als nächste Nachbarn sorgen auf alle Weise für mich, und die jungen Seebecks kommen alle Tage. Ihr braucht aber nicht besorgt zu seyn; hätte ich nicht gefürchtet, es würde jemand von meiner Unpäßlichkeit nach München schreiben, hätte ich es euch ganz verschwiegen.

Den 5. Mai.

Damit ihr wißt, daß ich meinen Schnupfen und das damit verbundene rheumatische Kopfweh los bin, schreibe ich heute wieder. Es ist freilich eine Woche darüber in die Rapuse gegangen. Mathilde war voll Besorgniß über die Influenza, von der sie

geleſen, daß ſie hier herrſche. Das Wahre iſt, daß es ſeit dem kalten Frühlingswetter viele Anfälle von Fieber gegeben, welche meiſt den Charakter von Wechſelfieber annehmen, die man hier in wenigen Tagen mit einigen Gaben Chinin kurirt.

Der Kronprinz ließ durch Röder nach mir fragen, ich werde den Prinzen nun bald ſehen.

Frik Schloſſer an Sulpiz Boiſſerée.

Frankfurt, 2. Mai 1832.

Theuerſter Freund! Schon lange drängt es mich, Dir einmal ein Lebenszeichen zuzuſenden. Leider ſind die Tage nicht mehr, in welchen wir, in freundlicher Nähe verweilend, öfter den Genuß des Wiederſehens und perſönlichen Umgangs uns bereiten konnten. Gern und oft gedenke ich jener ſchönen Tage in dankbarlicher Erinnerung. Viel hat ſich ſeitdem rings um uns anders geſtaltet, viele Umgeſtaltungen ſcheinen ſich zu bereiten. Um ſo freudiger halte ich an der Zuverſicht feſt, daß wir in uns und in gegenſeitiger Freundſchaft und Liebe die Alten geblieben ſind.

Daß endlich auch die alte und hohe Ceder auf unſerm deutſchen Helikon, dem gemeinſamen Looſe der Vergänglichkeit erlegen, wird Dich bewegt haben, wie es uns bewegt hat.

Von unſerer Kindheit an hatte Goethe's Geſtirn mit immer gleichem Glanze über uns geſtrahlt: Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahin gewellt, manches ſchön auftrebende Talent, manches reiche Gemüth hatte ſich wenigſtens in Perioden der Entwicklung an ihn gerankt und ſeine Einwirkungen aufgenommen — und wie manche der uns theuerſten unter dieſen deckt längſt das Grab, während wir uns gewöhnt hatten, dem alten Heros gewiſſermaßen eine Art phyſiſcher Unſterblichkeit beizulegen.

In ihm und dem im verfloſſenen Jahre geſchiedenen Miniſter v. Stein ſtarben die beiden kräftigſten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet. Und wie manche andere, uns werthe und liebe Menſchen raffte dieſe letztere Zeit dahin. Auch Du, mein theuerſter Freund und Deine liebe Frau, ſeyd von ſchmerzlichen Verluſten nicht unberührt geblieben, wie wir mit innigſter Theilnahme vernommen haben.

Recht herzlich erfreut hat es mich, daß Du Dein Domwerk endlich zum Ziele gebracht haſt. Es zieht ſich mir dieſes Werk, deſſen Idee in die erſte Zeit unſerer keimenden Bekanntſchaft und Freundſchaft fiel, wie ein rother Faden durch die ganze Zeit unſeres kräftigern Lebens, und ich kann das ſchöne, lehrreiche Werk nicht betrachten, ohne daß ſich mir Gegenſtand und Inhalt mit manchen freudigen und wehmüthigen Erinnerungen verflicht.

Melchior an Sulpiz Boiſſerée in Berlin.

München, 7. Mai 1832.

Die Familie Görres iſt ſeit der Charwoche in Bozen. Um ihnen in ihrer Abgeſchiedenheit doch etwas zu politiſiren und raiſonniren zu geben, ſchickte ich ihnen ein Packet Zeitungen und ein offenes Briefchen, worin ich ein paar Worte über ſein letztes Schriftchen geſagt hatte. Das Packet gab ich Brandt zur Beſorgung, der ein paar Briefe und einige Viſitenkarten hinzu that, und ſo ging es durch den Poſtwagen ab. Welches Schickſal dieſe Sendung hatte, wirſt Du aus dem beifolgenden Briefchen von Görres ſehen.

Bozen, 3. Mai 1832.

Das war ein ſchönes Laufen und Rennen, bis, was Sie geſendet, den Krallen des öſterreichiſchen Adlers entriſſen war. Es kam in gebührender, ſchriftlich gedruckter Weiſe, Anzeige von glücklicher Ankunft eines Packets, adreſſirt an Fräulein Görres. Guido ſtellte ſich ein, um das Angelangte in Empfang zu nehmen. Eine Declaration des Inhalts ſollte abſolut gemacht werden. Da keine Somnambüle zu Handen war, wurde die Forderung dahin ermäßigt, daß die Erklärung nach vorhergehender Oeffnung dem Befunde gemäß gemacht werden ſolle. Darauf wurde dem Ungeheuer der Bauch aufgeſchnitten, und hilf Himmel, was fand ſich da! Erſtens die Staatszeitung, alſo eine Zeitung wie andere Zeitungen, alle Zeitungen aber müßen geſtempelt ſeyn, alſo Defraudation des Stempelamtes. Eine Anzahl Nummern des Globe, der Globe aber iſt im Kaiſerthum verboten, alſo Umgehung und

Defraudation des k. k. Censuramtes. Drittens versiegelte Briefe, um das Porto zu ersparen, also Defraudation des k. k. Postamtes. Viertens offene Briefe mystischen Inhaltes von den Liebfrauenthürmen u. dgl., Recommandationen von Leuten, die gar nicht zur Stelle sind, und Karten von Solchen, die im Hirsche wohnen, also offenbar keine Gegenwisite von Botzen aus erwarten. Das waren also, die läßlichen Sünden ungerechnet, vier Todsünden, die ewige Verdammniß forderten. Der Stempel muß aufgesetzt und nachbezahlt werden, das Censuramt dadurch Satisfaction erhalten, daß die Blätter nach Innsbruck wandern. Das Postamt macht Anspruch auf Strafe für jeden Brief, sein Porto ungerechnet. Das war nun eine bedenkliche Sache, aber ein glücklicher Umstand fand sich, der Alles zum Guten wendete. Die Processe über die Sache waren nicht vor vieler Monate Frist zu beendigen, wir aber Fremde, die husch mit den Schwalben kommen und von dannen ziehen; vor ausgemachter Sache war nichts an uns zu fordern, nach ausgemachter Sache aber, nichts von uns zu bekommen; das Fräulein überhaupt aber insolvent. Also hat man, was viel sagen will, Vernunft angenommen, offene Briefe und Visitenkarten sind ausgeliefert, verschlossene der Post übergeben, die sie in bester Form gegen die Gebühr bestellt, Globe und Staatszeitung spazieren den Weg zurück den sie gekommen, und werden Ihnen viel von den hohen Bergen und den kleinen Leuten zu erzählen haben. Das kommt davon, wenn man in anderer Potentaten Länder reist, und die Moral des ganzen Stückes ist, fortan nichts hinüber zu senden, ohne vorher kaiserl. Majestät allerhöchste Genehmigung nachzusuchen.

Sulpiz Boisserée.

Berlin, 17. Mai 1832.

Liebe Mathilde! Du wirst durch meinen letzten Brief überzeugt seyn, daß ich wieder gesund bin und mich beschäftigen kann. Gestern hatte ich eine lange Conferenz mit Altenstein, worin er mir alle Schwierigkeiten auseinandersetzte, welche eine solche Anstellung im gegenwärtigen Augenblick beim König finden könne,

Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn den jüngſten zu verehren.
Und ein Merkmal übers andre
Dringt ſich auf, Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Perſönlichkeit beſtätigt.

Nun zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten. —
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder;
Denn die Sieben, die von lang' her,
Achte waren's mit dem Hunde,
Sich von aller Welt geſondert,
Gabriels geheim Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle ſchien vermauert.

Gute Nacht!

Nun ſo legt euch, liebe Lieder,
An den Buſen meinem Volke!
Und in einer Moſchus-Wolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig;
Daß er friſch und wohlerhalten,
Froh, wie immer, gern geſellig,
Möge Felſenklüfte ſpalten,

indeß er mir doch die Hoffnung gab, daß bei gehöriger Behandlung der Sache durchzukommen ſey. Meine Frage ob ich die Mitwirkung des Kronprinzen in Anſpruch nehmen ſolle, bejahte er bereitwillig. Indeſſen verlangte er eine ausführliche Denkſchrift und bezeichnete den Inhalt, welchen er für dieſelbe wünſchte. Damit habe ich mich nun beſchäftigt und hoffe, der alte Herr werde damit zufrieden ſeyn.

Wir wollen nun ſehen, ob das Herannahen der Cholera und die Veränderung des engliſchen Miniſteriums es nicht rathſam machen, einſtweilen noch bei dieſen Vorbereitungen ſtehen zu bleiben. Ich werde darüber mit Alexander v. Humboldt ſprechen, der mir gerade zu rechter Zeit zurück gekommen iſt; in dergleichen Angelegenheiten beſitzt niemand ſo ſehr das Vertrauen des Königs als er, und auf ſeine Discretion kann ich zählen.

Am Sonntag folgte ich der Einladung von Wilhelm v. Humboldt nach Tegel. Ich brachte einen ſehr angenehmen Tag mit dem nun ſchon alternden, aber im Geiſte noch ganz lebendigen Manne zu. Außer der älteſten Tochter waren nur Hofräthin Herz, Ernſt Schiller und Michael Beer da. Die meiſte Zeit unterhielt ich mich mit Humboldt, beſonders bei unſern Spaziergängen im Park, und bei Betrachtung der Kunſtwerke im Schloß. Er und ebenſo die Tochter zeigen für alle Perſonen, welche der Frau v. Humboldt lieb geweſen, eine ganz beſondere Neigung. Es iſt überhaupt merkwürdig, wie der Tod ſeiner Frau dieſen Mann, der doch ſonſt meiſt kalt und frivol erſchien, tief betrübt und bewegt hat. Im Park zeigte er mir das Monument ſeiner Frau und das des Lehrers der beiden Brüder, des Profeſſors Kunth, dem ſie die Grundlage ihrer Bildung verdanken. Das Denkmal auf dem Grab der Frau v. Humboldt beſteht aus einer Granitſäule, auf welche er eine Copie der Speranza von Thorwaldſen hat ſetzen laſſen. Der Platz iſt mit einem niedrigen Gitter und an der hintern Seite mit einer runden, marmornen Sitzbank abgeſchloſſen. Die Inſchrift enthält bloß den Namen, die Tage und Jahre der Geburt 1766 und des Sterbens, 1829. Sie war ein Jahr älter als Humboldt.

Schiller läßt Dich grüßen, er iſt ſehr lange krank geweſen, und hat die Reiſe hieher zu ſeiner Erholung gemacht; von hier

aus geht er zu ſeiner Tante Wolzogen nach Jena; dann zu ſeiner Schweſter Emilie und ſpäter nach Kiſſingen ins Bad.

Von den Pobeheims kann ich Dir guten Bericht geben, ihre Tante Frau Joſeph Mendelsſohn hat immer Nachricht von ihnen; auch correſpondirt die Frau ihres Sohnes, des Profeſſor Mendelsſohn, welcher in Bonn lebt, häufig mit ihnen. Beide ſind hier zum Beſuch, ich ſah ſie bei einem Familienеſſen bei den Eltern; die junge Frau gefällt mir ſehr gut, ſie iſt überaus anmuthig, und würde Dir, im Fall wir nach Bonn zögen, gewiß eine liebe Geſellſchaft ſeyn.

Es freut mich recht, daß in Stuttgart doch etwas für das Andenken an Goethe auf dortiger Bühne geſchieht. Die Cantate von Schwab iſt voller Wärme und Schwung; ich danke ihm ſehr für die Mittheilung.

Daß mein alter Freund Zelter vorgeſtern geſtorben iſt, wirſt Du ſchon wiſſen. Der Tod von Goethe hat ihn ſehr niedergedrückt; zu dieſer moraliſchen Abſpannung ſind Erkältungen und Unpäßlichkeiten, und zuletzt noch ein Nervenfieber gekommen, dem der alte, kräftige Mann nach ſieben Tagen erlag. Morgen wird er begraben. Seine Tochter Doris, ein ganz vortreffliches Mädchen, habe ich während der heftigen Krankheit mehrmal beſucht; nun habe ich es noch nicht über mich gewinnen können, ſie wieder zu ſehen; doch wird es wohl heute noch geſchehen.

Berlin, 23. Mai 1832.

Liebe Mathilde! Mein Vorhaben an den Rhein zu gehen und dort Herbſt, Winter und Frühjahr zuzubringen, ſteht noch immer feſt; aber der Menſch denkt, und Gott lenkt. Sollte die Cholera die Moſel herabſteigen oder über Holland den Rhein herauf kommen, ſo würden wir doch nicht in dieſen Jammer hinein reiſen, ſondern lieber in unſerm alten Bayerland bleiben wollen. Es tritt alſo auch hier wieder die viel erfahrene unbeliebte Ungewißheit ein, und wir ſind auf das „warten“ angewieſen.

Da endlich das Wetter warm und angenehm geworden iſt, ſo daß ich mich freier bewegen kann, werde ich die Sachen und

Personen, die ich noch zu sehen habe, aufsuchen, und dann beschließen. Ich freue mich auf den Tag, wo ich die Anker werde lichten können, denn so angenehm und lehrreich mir der Aufenthalt in jeder Hinsicht gewesen und noch ist, so sehr hat mir doch die Unpäßlichkeit und die darauf nöthige Vorsicht das Leben verkümmert und beschwerlich gemacht.

Bei Küsters war ich schon öfter, noch gestern bei ihnen zu Mittag; sie sind wie immer sehr freundlich. Gestern Vormittag war ich endlich auch bei Rusts im Thiergarten, sie waren sehr verwundert zu hören, daß ich schon so lange hier sey, und bedauerten, daß Du nicht mitgekommen. Sie luden mich gleich zu ihrer großen Donnerstagsgesellschaft und auf Sonntag zum Essen ein, ich nahm nur ersteres an. Im Thiergarten, wo ich beinahe vier Wochen nicht gewesen, ist es sehr schön, in den Gärten blühen alle Frühlingsstauden. Begas, den ich gestern in seinem Atelier besuchte, empfiehlt sich; ebenso Marianne Saling, die ich aufgesucht.

Den 26. Mai.

Lieber Melchior! Ich habe nun während der Manöver das Königspalais und das Palais des Prinzen Karl, sowie auch das Zeughaus gesehen. Wilken war noch nie in diesen Gebäuden gewesen, und freute sich, mich begleiten zu können. Er hat mich dagegen in eine Sitzung der Akademie der Wissenschaften geführt, von welcher er für dieses halbe Jahr, als Sekretär der philosophisch-philologischen Classe, Präsident ist. Böckh, der mich sehr freundlich begrüßte, hielt eine Vorlesung über einen alten griechischen Historiker. — Bei Marheinecke habe ich den Geheimerath Schulze gefunden, welcher die Universitätssachen bei Altenstein hat, und ein intimer Freund von Hegel war. Er hat mir über die hiesigen Kunstanschaffungen die merkwürdigsten Sachen erzählt.

Donnerstag Abend war ich bei Rusts. An diesem Tag halten sie den ganzen Sommer durch offenes Haus, wo die Minister und vornehmsten Personen, mit Gelehrten und Künstlern, jungen Doktoren u. s. w. zusammen kommen. Seit dem Tode der Frau v. Humboldt ist es das einzige Haus, wo diese

großartige Geſelligkeit herrſcht; es finden ſich oft mehrere hundert Perſonen dort zuſammen. Alexander v. Humboldt erſchien auch, that aber dem Hausherrn den Schabernack an, gegen alle Perſonen, die ihn über die Cholera in Paris befragten, dieſe Krankheit als eine nicht anſteckende Epidemie zu nennen. Er that dieß auf ſeine Weiſe, ohne alle Demonſtration, mit der größten Ruhe, als wenn es ſich von ſelbſt verſtünde. Das machte dann eine artige Wirkung, weil jeder, der es hörte, es dem andern ins Ohr raunte. Ruſt vertheidigt nemlich immer noch die Anſteckung, jedoch wie ich mich ſelbſt überzeugte, mit ſo vielen ſcharfſinnigen Modificationen, daß mit dieſer jetzigen Anſicht ſeine ſtrengen Sperrmaßregeln ſich keineswegs vertheidigen laſſen, und er ſich dadurch den Spottnamen Passer rusticus, oder gemeiner Hausſperling nicht vom Halſe ſchaffen kann.

In des Königs Palais hat es mich gefreut, den großen Domriß von Moller auf der Treppe zu finden, die aus des Königs Arbeitszimmer in ſein Wohnzimmer führt. In dieſem hat er die ſchönſten Copien nach Raphael, und auch in dem Kabinet daneben hängt eine ſchöne Copie von dem Dresdener Raphael. In einem Durchgangzimmer neben der Hauskapelle fand ich die Copie des Dombildes von Bockenkamp, welche ſich in den Farben ſehr gut erhalten hat und überhaupt gut gemalt iſt. Die Copie iſt in der Originalgröße, aber auf Leinwand; auch die äußeren Flügel ſind nicht vergeſſen.

Es wird Euch freuen zu hören, daß es unſerem Bernhard Klein ſo wohl geht, als es einem Manne gehen kann, der eine liebe Frau verloren hat. Sie hinterließ ihm zwei Kinder, wovon das älteſte etwas kränklich, das zweite aber ein friſches, munteres Mädchen iſt. Dr. Partei grüßt mit ihm Euch auf das freundlichſte.

Mathilde Boiſſerée an Melchior Boiſſerée.

Stuttgart, 25. Mai 1832.

Lieber Melchior! Wie ſoll ich Dir genug danken für die Ausführung des glücklichen Gedankens, uns einen Abguß von

der Büſte unſeres Sulpiz herüber zu ſchicken? Gewiß am befriedigendſten, wenn ich Dir erzähle, wie viele Freude Du uns damit gemacht haſt. Sonderbar war es, daß die Kiſte an demſelben Tag und in derſelben Stunde ankam, in der voriges Jahr mein lieber Mann kam, mich abzuholen. Die Büſte wurde in dem dunkelgrünen Zimmer vor einer rothen Draperie aufgeſtellt, wo ſie ſich ganz herrlich ausnimmt. Zuerſt wurde das ganze Hausperſonal zuſammengerufen, worunter auch nicht eines ſich nur einen Augenblick beſann, ſie zu erkennen. Die liebe Mutter mußte ſich erſt nach und nach, aber nur der Farbe wegen, damit befreunden; ſie hat von jeher eine Apprehenſion gegen Gypsbilder; heute hat ſie dieſe aber ſchon ganz überwunden und hat ihre größte Freude daran. Den Onkel Danneker überraſchte ich damit, indem ich ihn bat zu kommen, um ein neuangekommenes Bild meines lieben Mannes zu ſehen, ohne mich über das Nähere einzulaſſen.

Als er hereintrat rief er aus: „Ach! da iſt er ja, wie er leibt und lebt!“ und war außerordentlich zufrieden. Das einzige was ihm nicht gefiel, ſind die Haare, die ſeyen wie von Blech, und der Schädel gehe ganz darunter verloren. Ich konnte ihm nicht widerſprechen, doch bin ich gewöhnlich mit den Haaren an ſeinen ſonſt ſo vortrefflichen Büſten auch nicht zufrieden, weil ſie immer zu dünn und friſirt ſind. Er wollte ſich auch einen Abguß kommen laſſen, um ihn zwiſchen Schiller und Goethe zu ſtellen, aber wir baten ihn dieſen bei ſich aufzuſtellen, weil er dann am beſten verwahrt iſt. Ich freue mich mit Dir, daß unſer lieber Reiſender wieder geſund iſt; Gott gebe daß er es bleibt. Daß er an Zelter ſchon wieder einen alten Freund verlor, iſt doch hart; und zu den Trauerfällen, die uns ans Herz gehen, gehört auch noch der der guten Geheimeräthin Hartmann.

Seit einigen Tagen ſchweigen die Choleranachrichten vom Elſaß wieder ganz, auch hat ſich die Nachricht vom Ausbruch derſelben in Mannheim nicht beſtätigt.

Bitte grüße auch Schwanthaler und erzähle ihm wie viel Glück ſein Meiſterwerk mache.

Die liebe Mutter will, ich ſoll noch ihren beſondern Dank für die freundliche Ueberraſchung beiſetzen.

Sulpiz Boisserée.

Berlin, 30. Mai 1832.

Liebe Mathilde! Mit meiner Angelegenheit bin ich nun nach Wunsch vorgerückt. Alexander v. Humboldt ist ganz auf meinen Vorschlag eingegangen und hat mir allen Beistand versprochen; er hat mir auch erlaubt, mich beim Kronprinzen auf ihn zu berufen. Bei diesem bin ich denn auch gewesen; er war so freundlich wie in Dresden, bezeigte sich sehr theilnehmend wegen meiner Unpäßlichkeit, die ihn anfangs gehindert mich zu sehen, worauf dann fürstliche Besuche und die Manövers gefolgt seyen, die ihn ganz in Anspruch genommen hätten. Als ich sagte, daß ich ihm eine Bitte vorzutragen hätte, beschied er mich auf den andern Tag, um in Ruhe mit mir sprechen zu können. Er war eben mit der Angabe der Anstalten zu einer Hochzeit beschäftigt, die in seiner Kapelle gefeiert werden sollte. Eine Hofdame der Kronprinzessin heirathete an diesem Tage und der Prinz war mit seinem Adjutanten in der Kapelle, wo ein Altar errichtet und mit Blumen und grünen Zweigen ausgeschmückt wurde. Am andern Tag fand ich ihn ganz allein und höchst aufmerksam auf meinen Vortrag, er bezeigte demselben seinen vollkommensten Beifall, und rief mit einer freudigen Verwunderung aus: „Also wenn die Sache zu Stande käme, wollten Sie alle wieder an den Rhein ziehen, das wäre gar zu schön!“ Er versprach dann alles zu thun, was von ihm abhänge, namentlich in Beziehung auf die Schwierigkeiten, welche zwischen Altenstein und dem Finanzminister obwalten, weil ersterer immer zu viel Geld braucht. Er erkundigte sich genau nach dem Apollinarisberg und allen Verhältnissen, versprach meine Angelegenheit zu unterstützen und zu sorgen, daß Altenstein sie nicht verschleppe; sprach noch mit Schmerz über das Mißlingen wegen unserer Sammlung und entließ mich nach fünf Viertelstunden mit der Versicherung: er würde gewiß meine Sache nicht fallen lassen. Indessen ist die Zeit sehr dunkel und verworren, wir wollen daher keine große Hoffnung hegen, und uns darauf beschränken, unsere Wünsche dem zu empfehlen, auf dessen Segen alles ankommt. Das Gelingen wie das Mißlingen wollen wir in Demuth und Ergebung erwarten. Auf jeden Fall wird die Entscheidung nicht bald erfolgen. Den

andern Tag wurde ich zur Tafel geladen, wo etwa zwanzig Personen waren. Die Kronprinzessin, die sehr liebenswürdig ist, sah ich schon am Montag, sie kam als ich beim Kronprinzen war, herein um zu sagen, daß sie ausgehe. Da stellte der Prinz mich ihr vor, und ich sprach mit ihr über München. Nach der Tafel als die Herrschaften die Runde machten, sprach die Prinzessin noch weit mehr mit mir. Die edle Seele ist auch sehr besorgt um das Schicksal des Prinzen Otto.

Coburg, 17. Juni 1832.

Lieber Melchior! Am Samstag bin ich nach Potsdam gegangen, um mich dort vor der Abreise von den Beschwerlichkeiten der großen Stadt noch etwas zu erholen. Die beiden Pfingstfeiertage brachte ich bei Gartendirektor Lenne sehr angenehm zu. Der Kronprinz hatte ihm aufgetragen mir in Sanssouci und den damit zusammenhängenden Anlagen alles zu zeigen. Von Berlin aus waren auch Begas, Bildhauer Wichmann und Dr. Spieker von der Bibliothek zum Besuch da; wir machten alle Spaziergänge und Fahrten zusammen und waren recht vergnügt in dieser wirklich hübschen Gegend, welche Friedrich der Große durch prächtige Gebäude, und der jetzige König durch die ausgedehntesten Garten- und Parkanlagen geschmückt haben.

Es thut mir leid, daß ich um die Freude komme, den ehrenwerthen Sir Walter Scott in Stuttgart kennen zu lernen, dem wir so manche schöne Unterhaltung verdanken, und dessen Alterthümler allein, mich auf alle Zeit für ihn eingenommen hat.

Würzburg, 27. Juni 1832.

Du mußt gleich erfahren, daß Mathilde gestern glücklich angekommen ist. Da sie erst vorgestern Stuttgart verließ, wollte ich ihr bis Mergentheim entgegen fahren, jenseits der ersten Station von hier trafen wir aber schon zusammen. Ich freue mich nach so langer Trennung und so manchem Hin- und Herreisen nun die liebe treue Seele wieder bei mir zu haben, und einiger Ruhe entgegen zu sehen.

In Nürnberg fand ich auf der Burg ein sehr schönes Bild von Hans Burgkmair, welches in der Malerei alles übertreffen dürfte, was ich je von oberdeutscher Malerei gesehen. Die Maria sitzt lebensgroß auf einem schönen Marmorthron, welcher auf der einen Seite des Bildes steht; auf der andern ranken sich hohe Rosensträuche an den Thron hinauf und öffnet sich eine weite Landschaft. Auch der Vordergrund ist voller Blumen und überall sieht man Vögel und Insekten, ohne daß jedoch das Bild bunt erscheint, alles ist in der Haltung sehr harmonisch. Das Kind steht auf dem Boden zwischen den Knieen der Mutter, diese hält es mit einer Hand am Aermchen, während die andere auf dem Schooß in einem Buche ruht, und ihre Augen sich auf das Kind hinabsenken. Das Kind ist eben nicht schön, aber auch nicht unangenehm, die Maria hingegen hat sehr edle Züge und einen schönen Ausdruck. Sie ist in der Hinsicht der Giardiniera vorzuziehen, welche dagegen einen Vorzug in den Kindern hat. Ueberhaupt könnte man sagen, daß dieses Bild ein würdiges Gegenstück deutscher Malerei, gegen die gleichzeitig gemalte Giardiniera sey. Am ausgezeichnetsten ist dieses Bild offenbar durch das Colorit. Man glaubt nicht, daß die oberdeutsche Schule fähig gewesen, ein solches Werk hervor zu bringen, wenn man es nicht gesehen. Es hält ganz gut den Vergleich mit den bessern altniederländischen Gemälden aus.

Kissingen, 2. Jun 1832.

Lieber Melchior! Uns geht es trotz dem kalten Wetter wohl genug, und wir leben der Hoffnung, daß der Kampf, der in diesen entscheidenden Tagen in der Luft stattfindet, einen erwünschten Erfolg haben und uns warme Sommerwitterung herbeiführen wird.

Es konnte nicht wohl anders seyn, als daß Du endlich erfahren mußtest, was mir in Berlin gefehlt hat. Es freut mich nur, daß es mir gelungen, Dir und Mathilde so lange die Sorge zu ersparen, die Ihr gehabt, wenn Ihr gewußt hättet, daß ich am kalten Fieber gelitten habe. Nun aber da schon acht Wochen nach dem letzten Anfall verflossen sind, haben wir keinen Rückfall mehr zu befürchten. Auch merkte mir Mathilde durchaus nichts mehr an, obwohl sie in dem Glauben, ich habe die Influenza

gehabt, mich mit ſcharfen Augen angeſehen. Ich ſuchte es ihr nicht auszureden, bis heute Dein Briefchen kam und das Geheimniß verrieth.

Kiſſingen, 9. Juli 1832.

Lieber Melchior! Du kannſt denken, daß die Nachricht von dem plötzlichen Tod des guten Kerſtorf auch uns ſehr erſchreckt und betrübt hat. Wir erfuhren ſie durch ſeinen Bruder, welchem ſie Könitz durch den Brunnenarzt Dr. Maaß zugeſandt hat. Der alte Mann weinte wie ein Kind, er fühlte daß er das liebſte auf der Welt verloren habe. Wir ſuchten ihn ſo gut als möglich zu tröſten und zu beruhigen, was uns nach und nach gelang, da unterdeſſen beruhigende Nachrichten von der Familie eingetroffen ſind, die keine traurigen Folgen für Frau v. Kerſtorf und die beiden jungen Frauen fürchten laſſen.

Du haſt wohl Recht zu ſagen, daß dieſes Jahr ein wahres Trauerjahr für uns iſt. Wir beklagen es mit Dir, daß wir auf einmal ſo viele der edelſten und beſten unſerer Freunde und Bekannten verlieren müſſen. Der Himmel gebe, daß wir nun lange keinen ähnlichen Fall mehr erleben!

Frau Geheimerath Willemer an Sulpiz Boiſſerée.

Frankfurt, 6. Oktober 1832.

Mit Bedauern habe ich von Steingaß gehört, daß Sie ſeit Ihrer Berliner Reiſe noch immer am Fieber leiden und ſich entſchloſſen haben, einige Wochen auf dem Apollinarisberg zu wohnen. So leid mir nun auch die Urſache iſt, ſo lieb iſt es mir in ſeinen Folgen; denn Sie werden doch Frankfurt nicht außer dem Wege laſſen, und wir werden nach ſo langer Zeit Sie und Ihre liebe Frau bei uns ſehen. Wie Vieles hat ſich verändert ſeit wir uns zum letztenmal hier und auf der Gerbermühle geſehen haben! Daß wir beide um unſern Freund Goethe getrauert, weiß ich, da wir ihn ſehr lieb hatten; ſchmerzlich muß es beſonders

Um des Paradieſes Weiten,
Mit Heroen aller Zeiten,
Im Genuſſe zu durchſchreiten,
Wo das Schöne, ſtets das Neue,
Immer wächſ't nach allen Seiten,
Daß die Unzahl ſich erfreue:
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.

machte ich meinen ersten Ausgang, heute wiederholte ich denselben und hoffe die frische Luft werde mir bald wieder zum vollen Gebrauch meiner Kräfte helfen. Noch verfolgt mich immer, als Folge der rheumatischen Schmerzen am Kopfe das dumpfe Gefühl, als hätte ich eine schwere Last getragen; doch schlafe ich gut, und das Arbeiten geht auch wieder einigermaßen von Statten.

Bertram ist ganz munter. Gestern haben ihm Schubert und Ringseis mit ihren Frauen zur Erlanger Doktorwürde feierlich gratulirt.

Die Mutter von Schwanthaler hat sehr gute Nachrichten von ihm aus Rom. Er ist ganz vergnügt und wohl, und sehr erfreut über die Aufnahme von Thorwaldsen; er hat ihn schon ein paarmal zu Tische gebeten, und mehreremale in seiner Werkstätte besucht.

Graf Giech, der mich besuchte, hat mir ein Käppchen von Zunder geschickt, welches sehr heilsam gegen Kopfrheumatismus seyn soll. Es sieht wie ein sammtnes Käppchen aus, ist mit einem violetten Bändchen eingefaßt, und ziert mein Haupt auf eine eigenthümliche Weise.

Wir zählen nun schon die Tage bis zu Deiner Zurückkunft und hoffen, daß Deine Gegenwart zur Beschleunigung der Auseinandersetzung beitragen möchte; empfehle uns Frau v. Cotta auf's freundlichste.

Apollinarisberg, Pfingstmontag, 27. Mai 1833.

Lieber Melchior! Vorgestern gegen Mittag sind wir im schönsten Wetter hier angekommen und haben Nikolas gesund und heiter mit Deinem lieben Brief in der Hand gefunden. Das Glück hat uns auf der ganzen Reise und beim Eintritt hier auf dem schönen, gesegneten Ort so sehr begünstigt, daß uns nichts zu wünschen geblieben, als daß Ihr bei uns wäret! Auch der Zustand der Dinge hier im Haus, Hof und Garten ist ganz befriedigend und über unsere Erwartung; Mathilde fühlt sich ganz behaglich, wobei Deiner Vorsorge immer wieder gedacht wird. Die Gartenanlage ist so ausgeführt worden, wie ich sie angeordnet, und die Pflanzen sind gedeihlich gewachsen. Alles steht

voller Blumen, auch haben wir noch Sommerpflanzen und Georginien von Koblenz mitgebracht, die wir vorgestern Abend sogleich gepflanzt und begossen haben; dazu sangen die Nachtigallen und in allen umliegenden Orten wurde das Fest eingeläutet. An Maikräutern hat es der Gärtner auch nicht fehlen lassen, aber Waldmeister war nicht genug vorhanden um einen Trank zu bereiten. Da aber der Wald davon zur Fülle hat, wurde ein Jüngelchen ausgeschickt, das uns von diesem herrlichsten der Kräuter herbeibrachte, und so tranken wir gleich mit dem besten Maitrank, auf Eure Gesundheit. Bei jeder Mahlzeit machen wir den Schluß mit einem Glase Mainwein. Schenks schönes Gedicht darauf ist auch gleich nach Gebühr vorgelesen worden. Es kann nicht fehlen, daß auch in den Wäldern bei München das Waldmeisterlein zu finden ist, und ich bitte Dich, Schubert mit den besten Grüßen zu ersuchen, daß er Dir davon verschaffe; Du wirst dann auch nicht höher schwören als bei diesem angenehmsten aller Maikräuter, und den übrigen vierundzwanzig den Abschied geben. Es muß aber der wohlriechende Waldmeister (asperula odorata) seyn. Damit Du gleich einen Begriff von dem Kräutlein bekommst, lege ich Dir ein Paar Zweiglein bei.

In Frankfurt sind wir bis Mittwoch geblieben. Bei Thomas, der Frau Schlegel und bei Franz Brentano's haben wir gegessen, auf der Gerbermühle einen Abend zugebracht, und den letzten Abend waren wir bei Grunelius im Garten. Alle Freunde haben uns mit größter Freundlichkeit aufgenommen. Mathilde war sehr erfreut darüber, da ihr außer Grunelius und Steingaß die übrigen Familien fremd waren.

Arolsmarisberg, 10. Juni 1833.

Dein letzter Brief hat mich durch die Nachricht von dem Tod des Hrn. v. Küster recht sehr betrübt. Ich hatte mich der Hoffnung überlassen, daß er nach überstandener Krankheit, seiner Familie noch lange würde erhalten bleiben. Was wird das nun ein Jammer für die gute Frau und die Söhne und Töchter seyn. Sage Ihnen, wie herzlich wir an ihrem großen Verlust Theil nehmen und die besten Wünsche für ihre Zukunft hegen.

Daß das Glasbild mit dem heil. Christoph so gelungen ist,

freut mich über die Maßen und ich wünſche Dir von Herzen Glück dazu. Die wenigen Leute, denen ich „die Geburt" habe zeigen können, machen große Augen dabei. Bernhard ſchrieb mir geſtern, daß meine letzten Hefte der Denkmale am Niederrhein angekommen, und daß die Schweſter Marianne durch die Dedikation auf das angenehmſte überraſcht worden ſey.

Unſer Haus und Garten fangen an ſich einzurichten, damit wenn Ihr im Herbſt herunter kommt, alles hübſch behaglich ſey.

Das Frohnleichnamsfeſt war recht ſchön, wir hatten drei Tage vorher Regen gehabt, die ganze Natur war erfriſcht, und nun begünſtigte das Wetter das Feſt auf's vollkommenſte. Das ganze Städtchen war mit Maien beſteckt; die Proceſſion ging am Frohnhof vorbei, durch das Sinziger Feld; am Frohnhof war der erſte Altar, dort hörten wir das erſte Evangelium und empfingen den Segen, oben an den Fenſtern, gerade dem Kreuz gegenüber, ſo daß wir alles ſehen und jedes Wort hören konnten. Mathilde meinte, das ſey noch erbaulicher als die ſchöne, große Proceſſion in München. Als wir zurück gingen, ſahen wir gegenüber in Erpel auch die Proceſſion; dieſe war größer als die Remager, weil die Leute von Heiſter und von der Kasbach in dieſe Pfarre gehören. Sie hatten auch ſchönere Fahnen und ſogenannte Fähndrichsfahnen, dabei fuhr eine kleine Jacht mit Maien und Flaggen geſchmückt auf dem Rhein, darin waren ihre Kanonen, die dann auch noch beſſer donnerten als die Remager, weil die Erpler Ley ein herrliches Echo gab. Das Evangelium und den Segen konnten wir über den Rhein hören, auch knieten die wenigen Frauen und Kinder, die in Remagen zurück geblieben waren, nieder, und hatten ſo ihre Andacht über den Strom. Als wir hier oben auf den Berg zurückgekehrt waren, konnten wir die Erpler Proceſſion noch durch die Weinberge ziehen und endlich am Rhein wieder einkehren ſehen. Dieſes Feſt trug nicht wenig dazu bei, den Eindruck der Alterthümlichkeit zu erhöhen, den dieſes Land in ſeinen Sitten und Gebräuchen macht. Die neueſte Zeit hat noch nichts daran verdorben, im Gegentheil iſt das Leben des Volkes viel ungetrübter in ſeiner Eigenthümlichkeit, als zur Zeit der Franzoſen.

Samſtag abends hatten wir einen überaus zahlreichen Beſuch, er galt aber dießmal nicht der ſchönen Ausſicht, ſondern der

Kirche. Es war eine Procession von gegen dreihundert Menschen, die von Friesheim aus der Gegend von Liblar und Düren über zehn Stunden weit her kamen. Wir wußten nicht, daß die Procession kam, sonst hätten wir die Kirche ausräumen und reinigen lassen. Nachher hörten wir freilich, daß dieselbe jedes Jahr am Samstag vor Dreifaltigkeit hier eintrifft. Am Sonntag ganz früh fuhren die Wallfahrer zu Schiff nach Bonn, wo sie die Messe hören, und dann durch die Vill wieder nach Hause gehen wollten.

Gestern kam der 74jährige Maurermeister Löhr von Ahrweiler mit seinem Meisterknecht, um den Herrn zu begrüßen, für den er so viele und große Arbeiten in den Weinbergen gemacht. Ich überlegte mit dem wohlerfahrenen Mann das Bauwesen, was allenfalls noch zu machen wäre, und behielt ihn mit seinem Hannes, der lange in der französischen Armee gedient hatte, zu Tisch. Das war dem Alten eine besondere Ehre, uns aber eine besondere Unterhaltung, denn er erzählte uns in seiner einfachen, alterthümlichen Weise mit großer Lebhaftigkeit die merkwürdigsten Dinge, stets den kräftigsten Hausverstand an den Tag legend.

Apollinarisberg, 17. Juni 1833.

Diese Woche haben wir ziemlich unruhig verlebt. Am Dienstag besuchte uns Lassaulx, der Rheinecks für Professor Hollweg baut; Mittwoch erschien plötzlich Kupferstecher Leisnier, der auf einer Reise nach Berlin begriffen ist; er war sehr liebenswürdig, erzählte viel von den Pariser Zuständen, blieb bei uns über Nacht, und ging am Freitag Nachmittag nach Köln zurück. Da er mit Begeisterung von dem deutschen Volksgesang sprach, ließen wir die jungen Leute von Remagen, die öfters am Fuß des Berges abends ihre schönen vierstimmigen Lieder singen, bitten, uns und einem Fremden zu Gefallen an diesem Abend sich einzufinden, was sie denn auch gerne thaten. Unser französischer Gast wollte nicht glauben, daß die jungen Leute das nur zu ihrem Vergnügen und ihrer Erholung trieben, und gerieth in eine wahre Entzückung. Als Leisnier abgereist war, kamen Böckers, und Du kannst Dir denken, wie wir durch dieses Wiedersehen gerührt wurden, weil wir dabei der schweren Krankheit gedachten, die die

gute Schweſter eben überſtanden hatte. Sie hat ſich Gott ſey Dank recht erholt: nichts könnte Sie aber glücklicher machen, als wenn ſie nach zwanzig Jahren Dich wiederſehen könnte. Schließe das in Dein Herz und denke alle Tage daran, wie Du es ausführen magſt.

Von Rauch habe ich endlich Nachricht erhalten, er ſchließt mir ein Briefchen von Kortüm bei, woraus ich ſehe, daß er und Altenſtein es redlich mit mir meinen, daß aber Letzterer aus Aengſtlichkeit eine abſchlägige Antwort zu erhalten, die Sache neuerdings liegen ließ. Rauch räth mir an den Kronprinzen zu ſchreiben. Er äußert ſich ſehr theilnehmend über Küſters Tod. „So viele Verluſte ſeit einem Jahre mich betroffen, ſchreibt er, ſo iſt aber das Hinſcheiden unſeres gemeinſchaftlichen Freundes, des theuren Mannes, Hrn. Miniſter v. Küſter, der allerſchmerzlichſte, der mich tief und bleibend erſchüttert hat.“

Apollinarisberg, 20. Juni 1833.

Ich ſitze ſchon vor ſechs Uhr morgens in dem bekannten Erker des Saals, und ſchreibe Dir bei offenem Fenſter, indem ich von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Rhein und das Siebengebirge werfe, während da draußen Schwalben, Bachſtelzen, Rothkehlchen und ſo viele andere Vögel herumſchweben, und das Glockengeläute der benachbarten Orte mit ihrem Geſang begleiten. Meine Briefe an den Kronprinzen und Graf Gröben ſind abgegangen. Rauch ſchreibt, Schinkel werde mit ſeiner Familie an den Rhein kommen und uns alſo beſuchen. Es iſt mir dieß recht lieb, auch wegen der Domreparatur, denn der brave Bauinſpektor Ahlert, welcher die Arbeiten bisher ſo treulich leitete, iſt vor ein paar Monaten geſtorben. Der Erzbiſchof, mit dem ich beim Paſtor in Bodendorf ſpeiſte, freute ſich ſehr über die Nachricht, daß Schinkel kommen würde; ſie war ihm ganz neu, aber um ſo lieber, weil auch ihm ſehr am Herzen liegt, daß die Führung der Dombauarbeiten in ſorgfältige Hände gelegt wird. Bei der Rückkehr beſuchte der gnädige Herr auch den Paſtor von Remagen, und kam in deſſen und der Paſtoren von Bodendorf und Unkel Begleitung zu uns herauf. Wir zeigten ihm nicht nur die Ausſicht, ſondern auch das nun eingerahmte Glasbild und mein Opus

über die Denkmale am Niederrhein, welches Gnaden noch nicht kannten.

Es iſt überhaupt merkwürdig, wie wenig bisher für die Verbreitung dieſes Werks geſchehen. Ein junger Engländer Mr. Scharpe, welcher von Cambridge aus mich und meine architektoniſchen Arbeiten kannte, fragte in Köln nach dem Werk, und war ſehr verwundert, daß man ihm nur zehn Hefte vorlegte, angebend, daß noch nicht mehr erſchienen ſeyen. Er war daher ſehr überraſcht, das Werk bei mir fertig zu ſehen.

Mr. Scharpe iſt ein Bachelor of Arts, der noch ſehr jung, das Glück gehabt hat, ein Stipendium der Univerſität Cambridge zu erhalten, zur Reiſeunterſtützung auf zwei oder drei Jahre, jährlich 100 Pfd. Sterl. betragend. Ueber die Art der Beſchäftigung iſt nichts vorgeſchrieben. Er hat ſich auf die alte Kirchenbaukunſt, und vorzugsweiſe auf die Rundbogen- und älteſte Spitzbogenarchitektur geworfen. Mr. Whewbell hatte ihm von mir erzählt; er hörte in Köln, daß ich hier wäre und kam mich aufzuſuchen. Ein anderer junger Mann Mr. Grille de Benzelin aus Paris, brachte mir ein Briefchen von Vitet. Dieſer hat ſeinen Kreis weiter geſteckt, er umfaßt die ganze Kunſtgeſchichte des Mittelalters. Er kam auch ſich Raths zu erholen. Ich beſchied ihn auf einen Tag in dieſer Woche, und nun ſchreibt er, daß er morgen oder ſo nunmehr bei uns eintreffen werde.

Apollinarisberg, 5. Juli 1853

Lieber Melchior! Die Dir wohlbekannte Apollinarisberger Proſa iſt dießmal ſchuld an meinem langen Stillſchweigen. Die Proſa mußte aber wohl einmal eintreten; nachdem die Poeſie ſo lange bei uns geherrſcht hatte; zu der ſchönen Ausſicht mußte doch endlich auch die Einſicht kommen, die freilich nichts weniger als ſchön iſt; und das Ende vom Liede bleibt immer, daß die Adminiſtration des Gutes nie befriedigend werden kann, wenn man ſie nicht ſelbſt führt; dazu ſind wir aber Beide nicht gemacht.

In Bonn hat es uns ſehr wohl gefallen, die Stadt hat außerordentlich gewonnen, ſeit wir zuletzt dort geweſen. Auch ſcheint das Leben ſehr angenehm, die Vortheile einer großen

Stadt fehlen freilich, dagegen treten jene einer kleinen Universitätsstadt ein, die gewiß nicht zu verachten sind. Die Brandis haben ein sehr hübsches Haus in einem Garten, dicht vor dem alten Zoll, sie haben uns gar freundlich aufgenommen; so auch Hollweg, der sich der ersten Zeit unserer Bekanntschaft im Jahr 1808, wo er uns mit seinem Lehrer Professor Ritter in Köln besuchte, noch auf das lebhafteste erinnerte. Eben so freundlich wurden wir aufgenommen bei Arndt, Welker und Schlegel. Bei Letzterem haben wir gestern mit d'Alton und Lassen gegessen. d'Alton ist noch immer der wohlbekannte, geniale Mann, Frau und Tochter machen ihm eine geistreiche, liebenswürdige Umgebung. Bei Windischmann fanden wir tiefe Spuren der vielen Verluste, welche diese Familie in der letzten Zeit in ihrem Kreis erlitten. Die Schopenhauer erschien uns fast unverändert; sie hat doch auch in dem Landaufenthalt einen Halen gefunden, und sich jetzt ganz nach Venn zurückgezogen, wo sie eine hübsche Wohnung mit einem Garten hat. Könnte man dort ein Haus wie das von Brandis haben, bliebe in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Je älter man wird, je mehr fühlt man das Bedürfniß, sich ins einfache, behagliche und überschauliche zurückzuziehen, und wenn wir uns endlich fixiren, so denke ich, richten wir unser Haus für immer ein, und verwenden alles auf diesen einen Punkt.

Diese Themata haben uns die Woche über viel beschäftigt, ich wollte sie Dir nicht gleich mittheilen, weil sie sehr ernst gegen die freudigen Zustände abstechen, welche ich Dir bisher geschildert habe. Indessen ist es ja der Zweck dieser Reise, das Leben hier zu versuchen und uns über das, was wir zu thun haben, Klarheit zu verschaffen; auch geht die Zeit schnell dahin, und ehe wir zum Handeln kommen, muß noch manches überlegt werden.

Köln, 17. Juli 1833.

Seit den acht Tagen, daß ich hier bin, habe ich mich von der Störung, welche einmal wieder in meiner Gesundheit eingetreten ist, immer mehr erholt, und es bleibt Gott sey Dank, wenig mehr zu wünschen.

Von den hiesigen Zuständen könnte ich recht viel erzählen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03840/204

Es hat sich in den letzten vier Jahren wieder außerordentlich viel verändert, die Stadt ist in jeder Hinsicht in einer Umwandlung begriffen; die Bevölkerung steigt immer mehr, das veraltete, verfallene Aussehen der Häuser verschwindet in gleichem Verhältniß, alles putzt sich frisch und heiter heraus, dabei wird viel gebaut, und am Rhein sieht man die großartigsten Anstalten zum Aufbewahren der Waaren entstehen. Genug, man kennt den alten Drikes nicht mehr. Gegen diese große Entwicklung, die sich in allem unmittelbar Nützlichen und Nothwendigen, in allem dem augenblicklichen Bedürfniß und Genuß entsprechenden zeigt, nimmt sich denn freilich der Zustand der Kirchen und Denkmale des Mittelalters sehr traurig aus. Sie bedürfen alle mehr oder weniger einer Restauration, bei St. Aposteln ist sie zu Stande gekommen, aber dafür hat auch die Kirche ihre Bleibedeckung verloren; St. Cunibert liegt indeß noch ganz in Ruinen. Am Dom ist allerdings sehr viel geschehen, und drei Abtheilungen an der Südseite des Chors sind in ihrer verjüngten Gestalt sichtbar; aber das übrige ist noch mit Gerüsten bedeckt, da die Arbeiten erst bis zur Hälfte der Chorrundung vorgerückt sind.

Schinkel hat nun an die Stelle von Ahlert einen seiner Schüler ernannt, der nächstens eintreffen soll.

Für das städtische Museum ist gar nichts weiter geschehen; überhaupt liegt die Kunst hier im Argen; de Noel und Fuchs wissen nicht genug zu klagen.

Desto mehr geschieht für Wohlthätigkeit. Das Waisenhaus, welchem unser Vetter Virlenfeld vorsteht, wird als eine Musteranstalt gepriesen; sein Verdienst darum ist auch von der Regierung anerkannt worden, und der König hat ihm einen Orden gegeben. An der Spitze der Wohlthätigkeitsanstalten steht jetzt Everhard de Groote, er nimmt sich der Sache mit allem Eifer an, und ist fast überladen mit Arbeiten.

Köln, 27. Juli 183[illegible]

Wir sind gestern Abend von unserer kleinen Reise nach Düsseldorf, Xanten und Calcar zurückgekommen. Die Reise nach Düsseldorf war wohl der Mühe werth. Das Hauptbild auf der Ausstellung war das Gemälde von Bendemann: „Die Kinder

Israels in der Gefangenschaft zu Babel. Man hat nicht wohl zu viel davon gesagt: es ist ein mit tiefem Gefühl entworfenes, mit zartem, edlem Sinn und großer künstlerischer Gewandtheit ausgeführtes Bild. Man sieht daraus, daß der Künstler das höchste, was wir in der Malerei kennen, die Werke von Raphael, jedoch ohne Aengstlichkeit zum Vorbild genommen hat. Da die Schüler von Schadow ihre bedeutendsten Arbeiten immer für die Berliner Ausstellung zu vollenden suchen, so fehlte es dießmal an mehreren größeren, historischen Werken; das Bild von Bendemann macht eine Ausnahme, weil es von dem Düsseldorfer Kunstverein angekauft worden. Um also die Schadow'sche Schule in ihrem ganzen Umfang beurtheilen zu können, muß man die Ausstellung vom künftigen Jahr sehen. Indessen fanden sich auch dießmal schöne Landschaften, Bildnisse, Genrebilder u. s. w. in hinreichender Zahl, um von dieser Seite die Fähigkeiten der Künstler kennen zu lernen, und ich kann Dich versichern, daß ihre Richtung ganz befriedigend ist. Uebrigens besuchten wir auch die Werkstätten der Künstler, sahen bei Schadow viele von ihren Handzeichnungen, und bei Graf Spee in Helldorf die Freskobilder, so daß ich mir das, was die Ausstellung nicht bot, auf das beste ergänzte. Bei Schadow sahen wir eine Maria, lebensgroß, auf Wolken stehend, welche er zum Geschenk für die barmherzigen Schwestern in Coblenz gemalt hat. Man sieht in diesem Bilde recht, wie das Streben nach einer schönen, klaren, durchsichtigen Färbung und Ausführung, und überhaupt ein sorgfältiges Studium bei edler Conception Schadows vorherrschende Richtung ist. Und man begreift bei diesen Eigenschaften, daß er sich vorzugsweise zum Lehrer eignet. Seine Schüler, Bendemann, Sohn, Hübner, Hildebrandt, Rücke, Lessing sind alle ausgezeichnet.

Schadow hat seine größte Freude an seinen Schülern, sie sind sein eigentlicher Stolz; und er hat das Gute, daß er bei allen auf strenges Studium und sorgfältige Ausführung hält, daher denn selbst die untergeordneten Talente sehr schätzbare Geschicklichkeit und Gewandtheit in einzelnen Kunstfächern erlangen. Es ist wirklich unglaublich, was die jungen Leute von siebzehn bis zwanzig Jahren unter diesen Umständen leisten. Das Publikum nimmt auch redlich Theil, und bezahlt die Künstler recht

Noten und Abhandlungen

zu

beſſerem Verſtändniß

des

Weſt-öſtlichen Divans.

gut, alle haben vollauf Bestellungen, besonders die Landschaft- und Architekturmaler, Portrait-, Genre- und Blumenmaler. Für die historischen Bilder muß freilich schon die Gunst reicher Protectoren, die Mitwirkung des Kunstvereins oder sonst ein höheres Mittel in Anspruch genommen werden, bis nach und nach der Sinn dafür mehr geweckt seyn wird. Genug, es ist ein erfreuliches Treiben, worauf ein wahrer Segen ruht. Auffallend ist es, daß bis jetzt die meisten Schüler von Schadow im historischen Fach alle Norddeutsche oder Schlesier sind. Doch sah ich einen Karton von dem siebzehnjährigen Sohn unseres alten Bekannten Rethel, die Verkündigung des Christenthums durch den heil. Bonifaz, welcher zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Die Reise nach Xanten und Calcar haben wir von Düsseldorf aus im Schnellwagen gemacht. Wir brachten einen ganzen Tag an diesen beiden Orten zu. Die Kirche und die Gemälde von de Bruyn in Xanten machen einen schönen, ja großen Eindruck. Vor allem aber sind die Gemälde an dem Hauptaltar zu Calcar zu rühmen, da fühlt man sich gleich zu Hause; so rein quillt der Born altdeutscher Kunst jetzt nur noch an wenigen Orten. Die Bilder sind im Ganzen noch recht gut erhalten. Die Freude, welche mir die Bilder gemacht haben, ist so groß, daß ich immer und immer wieder daran denken mochte, wie man thut, wenn man sich verliebt hat. Es ist so viel Edles, so viel Anmuthiges in diesen Gemälden, sie sind so kräftig und blühend in der Farbe, so naiv und wahr in der Empfindung, so treu und frei in der Ausführung, daß man sich nicht satt daran sehen kann. Sie erinnern einestheils an Hemmling, anderntheils an Schoreel, und offenbar steht der Meister in der Mitte zwischen diesen beiden. Diese Bilder haben recht eigentlich die Sehnsucht in mir erweckt, mit Ruhe meine Untersuchungen über die Geschichte der Malerei vornehmen zu können. Aber daran ist sobald noch nicht zu denken. Uebermorgen gehen wir wieder auf den Berg, dann ins Bad.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Apollinarisberg, 1. August 1833.

Ich benutze eine Frühmorgenstunde, um Dir zu sagen, daß wir wieder hier, und im Begriff sind, nach Ems zu gehen. Mit meiner Gesundheit bin ich wieder ganz zufrieden, und hoffe die Badekur werde mich vollkommen stärken, so daß ich mit frischer Kraft und festem Muth werde vollbringen können, was mir die nächste Zukunft auflegen wird. Es wird dann auch endlich die Entscheidung von Berlin kommen, denn wenn jetzt wieder eine Verschiebung stattfände, so würde ich es als eine Ablehnung ansehen und den Gedanken aufgeben. Ich bin ganz darauf gefaßt, und werde eben so gern nach München zurückkehren, als hier bleiben. In jedem Fall aber rechne ich darauf, daß Du herunter kommst, und wo möglich Bertram mitbringst. Es wäre freilich viel leichter, wenn Du allein kämest, ich denke, es würde ihm aber doch Freude machen, die Heimath einmal wieder zu sehen. Ihr müßt Euch aber Beide darauf gefaßt machen, eine neue Welt, und die alten Bekannten sehr gealtert zu finden.

Ich habe es wohl erwartet, daß meine Meinung, das hiesige Gut auf jeden Fall wegzugeben, Dir sehr hart vorkommen würde. Ich glaube aber, daß diese Ansicht reiflich erwogen zu werden verdient. Du mußt Dich selbst an Ort und Stelle von der Lage der Dinge überzeugen. Wir haben nun das hiesige Haus so behaglich, als es ohne großen Aufwand möglich ist, zu machen gesucht, und all unser Denken ist dabei auf Dich und Bertram gerichtet. Der Himmel gebe seinen Segen dazu, daß diese Hoffnung auf ein frohes Wiederleben an diesem schönen Ort in Erfüllung gehe!

Bad Ems, 8. August 1833.

Gestern habe ich einen Brief von Graf Giesbert erhalten, woraus ich sehe, daß der Kronprinz sich der Sache gleich angenommen, aber bis zum 31. noch keine Antwort von Altenstein erhalten hat. Es scheint daraus hervorzugehen, daß Altenstein die Angelegenheit nicht vor des Königs Abreise vorgebracht hat, und sich die Entscheidung abermals in die Länge zieht.

Ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, daß dieſer ſchleppende Gang mir ſehr verdrießlich iſt, und ich keine Luſt habe, noch mehr Zeit zu verlieren. Ich werde mich nun ganz auf die Rückkehr nach München richten, und meinen Aufenthalt auf dem Berg nicht über die Weinleſe ausdehnen. Ich ſehe nämlich voraus, daß ich dort nicht viel werde arbeiten können. Meine Sehnſucht nach Arbeit wächst aber mit jedem Tage; bei dem unſtäten Leben, welches ich führe, konnte das nicht ausbleiben. Im vorigen Jahr hat mir das unaufhörliche Kränkeln gar zu viel Zeit gekoſtet, daran hat mich die letzte auch langwierige Störung lebhaft gemahnt, und nun hat mein Geburtstag mich erinnert, daß ich fünfzig Jahre alt bin. Da meine ich denn, ich müſſe meine Zeit zu Rathe halten, müſſe alle Tage bedenken, was mir noch zu thun obliegt, und wie oft ich bei meinem Alter und meiner Kränklichkeit einer Störung ausgeſetzt bin. Vor allem drängt mich die Arbeit über die altdeutſche Malerei; ſie ſollte und müßte mit dem lithographiſchen Werk fertig werden, dazu iſt unerläßlich, daß ich früh in das Winterquartier komme. Es iſt dieß ein Grund mehr, Dich zu bitten, Deine Reiſe zu uns auf alle Weiſe zu beſchleunigen. Du brauchſt bei der ſchnellſten Art zu reiſen immer fünf Tage bis auf den Berg, das macht bei der Hin- und Herreiſe mit einigem Aufenthalt ſchon vierzehn Tage, rechnen wir dann Deinen Aufenthalt hier und in Mainz, ſo ſind wir ſchon am Ende vom Oktober.

Wir ſind ſeit dem zweiten in dem wohlbekannten Ems. Die alten Erinnerungen wachen nach und nach alle in mir auf, beſonders auf dem Weg nach Dauſenau, wohin ich Mathilde an meinem Geburtstag führte. Die ſchönen Apfelbäume ſtehen noch, und viel ſchöner als damals, auch das alte Kirchlein und der alte Thurm iſt noch zu ſehen, ſodann aber erhebt ſich ein palaisähnliches Schulhaus und eine heitere Pfarrwohnung auf dem Weg nach Naſſau. Ems ſelbſt iſt kaum mehr zu kennen, es reiht ſich ein Hotel an das andere. Genug, es iſt hier wie überall, die Welt breitet ſich aus, das Neue überwächst das Alte, und dieſes vermag kaum ſich zu behaupten, um auch noch etwas zu gelten.

Trier, 6. September 1833.

Wir kamen vorgestern hier an, fanden die freundlichste Aufnahme bei Devenecks, und machten gestern Abend bei ihnen die Bekanntschaft des Generals Graf Dohna, der euch letzthin besucht hat und Bertram, die Görres und Schellings grüßen läßt.

Um einen rechten Begriff von den Rheinlanden zu bekommen, muß man freilich Trier und das Moselland sehen. Die hiesigen römischen Baudenkmale machen erst die Wichtigkeit und Bedeutung recht anschaulich, welche die Rheinlande für die alten Weltbeherrscher hatten. Hier kann man mit Recht von einem deutschen Rom sprechen. Ich empfange hier den ersten großen Eindruck von den Trümmern römischen Bauwerks. Die Denkmale des Mittelalters sind auch sehr merkwürdig und belehrend, doch bei weitem nicht so bedeutend als jene.

Von Koblenz habe ich noch nachzutragen, daß wir dort mit Montalembert und Rio zusammengetroffen sind. Montalembert reist allen Wallfahrtsorten nach, und war auch auf dem Apollinarisberg. Er wollte mit Rio nach Prag gehen, und im Winter wieder nach München kommen. Wir haben bei Diez mit ihnen zu Mittag gegessen.

Auch habe ich noch nicht geschrieben, daß Eilers, der Schüler des Hysterikers Schlosser in Heidelberg, jetzt als evangelischer Schulrath für die ganze Provinz bei der Regierung in Koblenz angestellt ist. Ich fand ihn unverändert, freundschaftlich, treu und sehr brav gesinnt.

Melchior Boisserée.

Apollinarisberg, 1. Oktober 1833.

Lieber Bertram! Gestern bin ich hier angekommen, Sulpiz und Mathilde sind sehr erfreut, daß ich endlich da bin. Heute früh wollte ich Dir gleich schreiben, wurde aber abgehalten durch den Besuch von unserm Neffen Herger, seiner Frau und zwei Kindern, und dem neuen Dombauinspektor Zwirner und seiner Frau. Herger hatte den Inspektor in seine Steinbrüche geführt, um mit ihm zu berathen, ob die Steine beim Dom verwendet

werden könnten. Der Inspektor ist ein unterrichteter, angenehmer Mann und macht den besten Eindruck, so auch seine sehr hübsche Frau. Später kamen noch Mendelssohns von Bonn, so daß wir zu zwölf bei Tische waren.

Sulpiz hat sich die Wohnung so angenehm gemacht als möglich. Er verlangt aber so sehr nach Ruhe, daß wir Ende des Monats zurück seyn werden.

Aveltmariaberg, 15. Oktober 1833.

Lieber Bertram! Seit ich Dir zuletzt geschrieben, war ich mit Sulpiz und Mathilde in Köln. Welch wunderbaren Eindruck das Wiedersehen der Vaterstadt, der Verwandten und Freunde nach zwanzig Jahren auf mich gemacht hat, kann ich Dir kaum beschreiben. Die Stadt, vorzüglich die Straßen, die Häuser, Kirchen, alles erschien mir so klein und enge, unser väterliches Haus, die Zimmer, der Hof, alles kam mir vor, als sey es eingeschrumpft. Als ich aber die Geschwister und Freunde wieder sah, war es mir, als sehe ich sie durch einen Schleier, indem etwas zwischen uns lag, das sie mir fremd machte. Dieses Schleierartige verlor sich allmählig, wo dann die alten Lineamente wieder klar hervor traten.

Ueber die Vaterstadt selbst würdest Du Dich sehr freuen, denn sie hat sich sehr zu ihrem Vortheil verändert, die neuen und aufgefrischten Häuser haben über die schwarzen dunkeln die Oberhand. Wo aber die Veränderungen am auffallendsten sind, das ist am Rhein und um die Stadt herum, da sind die schönsten Promenaden, so daß man vom Holzmarkt zwischen Bäumen und Anlagen bis zum Eigelstein geht. Dir Alles zu beschreiben ist unmöglich, ich behalte mir vor, es mündlich zu thun. Von Kunstgegenständen habe ich noch nichts gesehen, als die Glasgemälde im Dom, die ich jetzt freilich mit ganz andern Augen ansehe; sie sind sehr schön, aber außerordentlich glasig oder durchsichtig.

Sulpiz, der schon bei der Ankunft hier sehr unwohl war, sehnte sich sehr nach dem Berg zurück, so daß wir unsern Besuch abkürzten. Unsere Schwester Marianne bestand darauf, daß wir vor unserer Abfahrt noch „Johannesegen" trinken sollten. Wir

thaten das mit den besten Wünschen für Sulpiz, und siehe der fromme Glaube hat sein Recht behalten, unser lieber Patient fühlte sich von Stunde zu Stunde besser, so daß er ganz heiter auf dem Berg ankam.

Melchior Boisserée an Bertram.

Köln, 28. Oktober 1833.

Schon seit Mittwoch sind wir wieder hier und haben Vieles erlebt, ich beschränke mich aber heute, Dir nur einiges von den Festlichkeiten zu beschreiben. Nachdem der Kronprinz vorgestern unter großem Jubel angekommen war, zogen die Handwerker mit bunten Laternen unter seinen Fenstern vorbei. Er kam herunter und ging unter ihnen herum, was die Leute sehr erfreute, da er es ohne Begleitung that. Gestern Morgen gingen wir zu Graf Gröben ihn zu ersuchen, uns beim Prinzen zu melden. Darauf wurden wir zur allgemeinen Präsentation auf zwölf Uhr beschieden, wo wir alle Autoritäten der Regierung, der Stadt und des Militärs fanden. Als Fremde wurden wir mit den Grafen Spee, Trips, Metternich u. s. w. und den Deputationen der Städte, wohin der Kronprinz gehen wird, vorgestellt. Als er in die Nähe von Sulpiz kam, fuhr er erfreulich auf ihn zu und rief: „Ei, sind Sie hier, wie freut mich das; ich habe Sie hier gar nicht vermuthet," so daß die ganze Versammlung aufsah; er war sehr freundlich und sprach noch mehreres.

Um drei Uhr waren wir zur Tafel geladen, es waren ungefähr 160 Gedecke. Der Kronprinz saß in der Mitte, ihm zur Rechten der Prinz Friedrich von Holland, zur Linken der Fürst von Neuwied, dann der Erzbischof, die Generale, die Präsidenten von der Regierung und den Gerichten, und was da noch folgt. Für mich war diese Anschauung höchst interessant, da ich die ganze Masse der Angestellten auf einmal sah; diese ist so groß, daß sie den Kaufleuten die Wage hält. Nach Tisch war wieder Cirkel, dann abends Illumination und Feuerwerk auf dem Neumarkt; beides war anständig, was mich aber am meisten interessirt hat, war die Masse von Menschen zu sehen, denn der Zuwachs von

15 bis 20,000 Menschen, den ich schon in den ersten Tagen bemerkte, fiel mir da noch mehr auf, da die Straßen enge sind, war das Gedränge oft ungeheuer, ja gar nicht zum Durchkommen.

Heute hat der Kronprinz die verschiedenen Anstalten besichtigt; und diesen Abend ist großer Ball im Casino. Morgen geht er nach Bonn, kehrt übermorgen zurück, wo er abends in dem Pavillon auf dem Neumarkt speist; geht dann noch nach Solingen, Altenberg u. s. w., bleibt den Allerheiligentag incognito noch hier, und reist am Freitag ab.

Da das Wetter noch so schön ist, werden wir noch einige Tage hier bleiben, und dann noch einmal nach dem Apollinarisberg gehen.

* * *

Den Tag nach Absendung dieses Briefes traf in Köln eine Stafette von München mit der Nachricht ein: daß Bertram erkrankt sey, und die größte Sehnsucht nach Melchior ausspreche. Eine Stunde später war der treue Freund schon auf dem Weg dahin, und fand bei seiner Ankunft den Zustand des Kranken durchaus nicht beunruhigend. Ohne weitere Nachricht abzuwarten, gingen auch Sulpiz und seine Frau unverweilt nach Apollinarisberg, um abzuschließen, und folgten Melchior nach. Bei ihrer Rückkehr war Bertram schon so weit hergestellt, daß er die Ankommenden außer dem Bette empfing.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 19. November 1833.

Mein theurer Freund! Ich darf Ihnen wohl nicht erst versichern, wie schmerzlich es mir war, daß Sie, früher Melchior, hier durchreisten, ohne mich aufsuchen zu können! Es ruhte ein eigenes Verhängniß diese Zeit her auf unserm Begegnen; auch in Koblenz war ich mit Ihnen an einem und demselben Tag, ohne daß wir von einander wußten, ich erfuhr es, nachdem Sie schon abgereist waren. Gerade in Frankfurt und am Rhein, wo Alles sich trifft und Alles sich begegnet, mußte ich Sie beide versäumen. Ci vuol pacienza, sagen meine Römer. Diese Klage ist aber

nicht eigentlich die Veranlassung meines Schreibens, sondern erst lich mein Verlangen Nachricht über Bertrams Befinden einzuholen; Ihre und Melchiors Eile und Besorgniß, konnte nicht anders als auch die meinige erregen; Reisende aus München wußten durchaus nichts davon; ich bitte Sie also recht sehr zu schreiben oder schreiben zu lassen, wie es mit ihm steht? Ferner möchte ich Ihnen die Mittheilung machen, die Sie doch gewiß interessiren wird, daß eine Herausgabe von des seligen Friedrichs hinterlassenen Manuscripten durch die thätige Hülfe einiger Freunde nun wirklich auf gutem Wege ist zu Stande zu kommen. Professor Windischmann hat den größten Theil der Arbeit übernommen, im anordnen, sammeln und redigiren alles philosophischen und theologischen, was sich in Fragmenten und frühern Aufsätzen vorfindet. Freund Steingaß ist geneigt, den historischen Theil zu übernehmen, wovon aber nur gar wenig vorhanden ist. Dieser sagte mir, Sie, lieber Sulpiz, waren wohl geneigt, Ihre Theilnahme dem Unternehmen zuzuwenden, indem Sie bereit wären, das Manuscript der philosophischen Ihnen in Köln gehaltenen Vorlesungen mitzutheilen. Dieses wäre allerdings das allerwichtigste für das Ganze. Zwar besitzt Windischmann und Steingaß Kopien dieser Vorlesungen, doch fehlen die Moral und das Naturrecht dabei, und auf jeden Fall ist ja das unter Friedrichs Augen, und unter seinem Vortrag genommene Manuscript so gut wie von ihm selbst geschrieben, und wie eine wichtige Urkunde, die dem Werke seine größte Wichtigkeit geben wird. Ist dem also, daß Sie die Manuscripte mittheilen wollen, so bitte ich Sie, es mir möglichst bald herzusenden. Wollen Sie etwa einleitend oder in einer Note irgend etwas Historisches über die Entstehung dieser Vorlesungen, und welchen Antheil Sie und die übrigen Personen daran genommen haben, und zu welcher Zeit sie gehalten wurden, anreihen, so wird eine solche Bereicherung dankbarlichst anerkannt werden. Es wird Sie gewiß recht freuen, zu vernehmen, daß auch der Bruder Wilhelm einen thätigen Antheil an dieser Herausgabe nimmt, was derselben von großer Beförderung seyn muß. Mich freut es noch besonders, wegen des versöhnenden Geistes der wieder auflebenden Bruderliebe. Auch ein Buchhändler ist schon, unter ganz honetten Bedingungen, gefunden. Lassen Sie mich nun recht bald Ihre Zustimmung und die Versendung der

Manuſcripte erfahren; Windiſchmann verlangt eilend darnach. Wollen Sie noch irgend ein Motiv der Pietät hören, ſich dazu zu beſtimmen, ſo will ich Ihnen nur ſagen, daß unter den Notizen, welche der Verſtorbene ſich zuletzt aufzeichnete, auch folgende ſich befindet: „Boiſſerée um die Mittheilung des Manuſcripts der Vorleſungen zu bitten.“ Er hatte es ſich alſo vorgenommen, wie ſo vieles, vieles andere. — Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Bei uns iſt Alles friſch und wohlauf. Philipp iſt ſehr fleißig, hat aber (unter uns geſagt) hier einen ſehr harten Stand unter dieſen aufgeblaſenen Demagogen.

Dorothea Schlegel an Sulpiz Boiſſerée.

Frankfurt, 6. Januar 1834.

Ihre vortreffliche Sendung iſt zur rechten Zeit angelangt. Die Hefte hat Steingaß mit Gelegenheit nach Bonn geſchickt; den Brief an Windiſchmann aber habe ich ihm mit der Poſt zugeſendet. Welch ein ganz vortreffliches Schreiben iſt dieſes! Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie ſehr mich dieſe Ordnung, dieſe Sorgfalt, dieſe ausführlich treue, beſonnene Anhänglichkeit für Friedrich gerührt haben! Meine ganze aufrichtige Liebe für ein ſo ſinniges, frommes, liebenswürdiges Gemüth ward wie erneut und aufs Neue belebt. Wie ſoll ich Ihnen danken? Es bedarf ja auch meines Dankes gar nicht, denn ich meine in jeder Zeile, jedem Worte wahrzunehmen, wie ſehr Sie ſelber bewegt waren im ſchreiben bei der Erinnerung jener, in ſo vieler Hinſicht reichen, merkwürdigen Tage! Dieſe Rührung, dieſer lebendige Eindruck kann nicht mit gedruckt werden! Dieſen haben, die damals zugegen geweſen, und kein anderer! — Ich habe die ganze Sorge nun Windiſchmann und Auguſt Wilhelm übergeben. — Wenn es Ihrer lieben Schweſter Böcker angenehm geweſen iſt, alle Erinnerungen alter Zeit bei mir noch ſo friſch zu finden, was iſt es erſt *mir* geweſen, ſo vieles in den Einrichtungen und Lokalitäten des verehrten Hauſes noch gerade ſo wieder zu finden, wie ich es 1808 verließ! Wie könnte ich Köln wohl vergeſſen! Dort habe ich die fruchtbringendſte Epoche meines ganzen Lebens verlebt, das

bis dahin nur ein chaotisches ungeordnetes Gemisch von — was weiß ich? — gewesen war. In Köln ward dem wild herabrollenden Lebenswagen Hemmung und Richtung gegeben, der auf lichter, gerader Bahn zum ewig seligen Ziele führt. Sollte ich von dieser bedeutenden Zeit irgend ein Pünktchen vergessen können? In Ewigkeit nicht!

Ihre Grüße an Schöff Brentano und Tochter will ich bestellen, so bald ich sie sehe. Habe ich das Glück gehabt, Ihrer lieben Frau wohl zu gefallen, so ist das wieder ein neuer Beweis für die Bemerkung, daß man die Personen, die uns lieb sind, gar leicht für sich einnehmen kann. Ich wüßte nicht, daß ich kürzlich eine Frau hätte kennen gelernt, die mir einen liebern Eindruck gemacht hätte, als Ihre Frau! Ich hatte gleich die Empfindung, als müsse es sich sehr angenehm an ihrer Seite leben lassen, und freute mich für Sie, lieber Sulzig! Recht viele freundliche Grüße und Wünsche für die liebe Frau, auch von Caroline und Philipp. Dieser hat hier gar harte Kämpfe, wie Simson gegen die Philister zu kämpfen. Er fängt aber an, Terrain zu gewinnen, und das ist gut. Wir grüßen Sie tausendmal, auch Melchior und Bertram!

Dr. Schorn an Sulpiz Boisserée.

Weimar, 24. Februar 1834.

Den herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief, und alles was Du mir darin so ausführlich mittheilst. Die Stelle über die Goethe'schen Sammlungen habe ich dem Kanzler mitgetheilt, dessen Ansichten sie so ganz entspricht, und werde bei Gelegenheit noch weitern Gebrauch davon machen, da eine entferntere Stimme von jemand, der den Zustand kennt, allerdings von Gewicht ist.

Der Kanzler kam eben mit der Nachricht, daß er morgen nach Jena geht, um Knebels Leiche beizuwohnen, der nach fünfzehntägigem Schweben zwischen Leben und Tod endlich gestern, morgens zehn Uhr, sanft entschlafen ist. Er war neunzig Jahre. Ich sah ihn noch am zweiten Weihnachtsfeiertag, am Abend der

Wer das Dichten will verſtehen
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verſtehen
Muß in Dichters Lande gehen.

großen Mondsfinsterniß in seiner ganzen Kraft und wahrhaft jugendlichem Feuer, und bewahre einen theilnehmenden Brief, den er mir nach dem Tode meiner Frau geschrieben hat. Hätte er sich nicht fast muthwillig der Kälte bloßgestellt, indem er mit offener Brust in den Garten ging und sich dadurch einen Steckhusten zuzog, hätte er gewiß sein Leben noch viel höher bringen können. Er las ohne Brille noch jeden Abend bis zwölf oder ein Uhr alle Zeitungen und Journale. Nur das Gedächtniß war schwach geworden. Die Studenten haben heute die Erlaubniß hier eingeholt, ihn feierlich begraben zu dürfen, mit Fackelzug und nach Verdienst geschmücktem Sarg. Er thut mir leid, der gute, alte Mann, und wenn er auch zuletzt nichts mehr für die Literatur war, ist es doch traurig, die Helden der guten Zeit, so einen nach dem andern scheiden zu sehen.

G. Reimer an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 2. April 1834.

— — Ueber Schleiermacher hat sich nur eine gleiche Stimme der Theilnahme hier, wie überall, ausgesprochen. Wie es denn zu gehen pflegt, daß dasjenige, was man in dauerndem Besitz vernachlässigt, ja vielleicht verschmäht, erst seinen Werth recht erscheinen läßt, indem es entbehrt werden muß. „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden," wie es in der heiligen Schrift heißt. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich empfunden und gelitten habe, der Tod keines Blutsverwandten hätte mich so erschüttern können. Aber ich habe auch fast sechsunddreißig Jahre mit ihm gelebt und unter mannigfachem Wechsel der Ereignisse stets Freude und Leid mit ihm getheilt. Und welch ein Mensch war das. Nichts war ihm zu gering, was ein fremdes Interesse berührte, und zu dessen Entwicklung seine Mitwirkung angesprochen wurde. Wie sein Leben einer steten Veredlung und Verklärung entgegen ging, so war sein Tod die schönste Verherrlichung im Geist, dessen siegende Gewalt noch im Scheiden den Körper zwang, seinem Dienst zu folgen. So nahm er fast in der Minute der Entseelung mit den Seinigen das heil.

Abendmahl, unter Sprechung der Einsetzungsworte, mit voller Kraft der Stimme und mit leuchtenden Augen, und wie der segensreiche Akt vollendet war, hatte er auch zu athmen aufgehört. So schön ist wohl Wenigen vergönnt, hinüber zu schlummern in das Reich des ewigen Friedens! Aber auch seine lehrende und alles um ihn her erhebende und erfreuende Thätigkeit hat er bis wenige Tage vor seinem Hinscheiden mit der seltensten Berufstreue geübt, wie er denn immer dem Maß der Arbeit nach mehr als drei andere im gleichen Verhältniß zu wirken vermochte. Und dieser Mann sollte seit längerer Zeit schon einem geknickten Rohr zu vergleichen gewesen seyn, der aufgerichtet stand, wie die Ceder am Libanen. Aber freilich verläugnete er nie seinen Glauben an unsern Herrn und Heiland, und suchte ihm alle Herzen zu gewinnen, und ermunterte oft unter sichtbar tiefer Rührung und der innerlichsten Bewegung zu Seiner Nachfolge und zu Seinem Dienst, in gleicher Liebe, Demuth und Hingebung. Solche Gesinnung und ihr Kundwerden erscheint aber denen, die dem höhern Leben entfremdet sind, als Empfindelei und süßliche Sentimentalität. Gott bessers!

Wir aber wollen sein Andenken ehren und an seiner edlen Wirksamkeit uns erfreuen und aufrichten, so lange uns auf Erden zu wandeln vergönnt ist.

Gott sey mit Ihnen Allen und mit Allem was Sie thun!

Schorn an Sulpiz Boisserée.

Weimar, Pfingstmorgen 18. Mai 1834.

Eben wird mir Dein lieber Brief vom fünfzehnten gebracht, und ich kann mich der Thränen nicht erwehren. Gott gebe der guten Mutter eine sanfte Ruhe im stillen Grabe und eine selige Auferstehung! Ich habe sie recht innig lieb gehabt, und zu meinen Eltern gerechnet, weil sie sich durch alle meine Fehler und Schwächen nicht hat irren lassen, mir ein unveränderliches inniges Wohlwollen zu schenken, und wie dieß nicht nur erfreuend, sondern auch sittlich erhebend wirkt, habe ich in vielen Fällen von ihr und Andern empfunden. So geht Eines nach dem Andern

dahin! Wenn ich zurückdenke an das, was ich noch vor kurzem beſeſſen, und mir dieß nun ſo ſchnell entſchwunden iſt, ſo fühle ich mich als ein wahrer Pilger auf Erden, deſſen Zuſtand nur ein vorübergehender iſt. Wie klein erſcheint mir alles irdiſche Wünſchen und Hoffen in dieſem Zuſtand, wo es nur gilt, einem höhern Willen ſich zu unterwerfen; und doch iſt mir das Erdenglück wieder ſo beneidenswerth, wenn ich die Glücklichen ſehe, die ein langes, ungetrübtes Leben in ſchönen Verhältniſſen der Liebe und Freundſchaft zugebracht. Zu dieſen gehörte auch Deine Schwiegermutter, ſie war umringt von ihren Kindern und Enkeln, mitten im größten und ſchönſten Kreiſe. Der Gedanke, daß die Dahingegangenen glücklich geweſen, gehört zu dem, was uns in unſerer Trauer um ſie am meiſten beruhigt. Möchte auch Deine liebe Frau ſich damit ſtärken und tröſten! Habet Dank, daß ihr in Eurer Trauer auch an die meinige gedacht; Dank, liebſter Sulpiz, für Dein Freundeswort; denn in der That, es hilft tragen!

Sulpiz an Melchior Boiſſerée.

Marienbad, 3. Juni 1834.

Wir ſind nach einer Reiſe ohne alle Störung und einem ſehr angenehmen Tag in Regensburg geſtern Abend glücklich hier angekommen. Die Lage des Bades iſt viel heiterer und freier, als wir ſie uns nach der Beſchreibung gedacht haben. Es iſt ein ganz zum Badeaufenthalt angelegter Ort, der von dem Verſtand ſeines Stifters, eines Norbertiner Prälaten unſerer Zeit, das rühmlichſte Zeugniß gibt.

In Regensburg beſuchten wir am Morgen gleich die Domkirche, wo wir Gelegenheit hatten, die neuen Glasfenſter zu ſtudiren. Sie nehmen ſich jedes in ſeiner Art recht gut aus; am geringſten erſcheint freilich das älteſte. Als wir durch den Dom wanderten, fanden wir in einem Nebengang am Chor einen ganz einfachen liegenden Grabſtein dicht mit Blumen beſtreut, und Landleute davor betend, es war das Grab von Biſchof Widmann; ſo der fromme Mann dort ruht, kommen alle Tage Leute, die ihm Blumen ſtreuen.

Nachher gingen wir zu Schenks, die uns sehr freundlich aufnahmen. Nachmittags fuhren wir mit Fräulein Neumayr und Schenks jüngster Tochter nach der Walhalla. Es ist ein großartiger poetischer Gedanke, den Deutschen ein Denkmal in dieser einsamen Waldeshöhe zu errichten, von wo aus man eine weite Aussicht auf die Donau und auf die Ebenen von Bayern bis zu den Gebirgen von Salzburg und der Oberpfalz hat.

Den Abend brachten wir bei Schenks zu, wo wir Diepenbrocks Bekanntschaft machten; es ist ein offener, sehr angenehmer, gescheidter, klarer Mann. Er hat sich darüber gefreut, daß er durch den gemeinschaftlichen Pathen Birkenstock Dein Taufbruder ist. Montalembert war eben auch angekommen, und hatte Diepenbrock besucht, Schenks baten ihn mitzukommen, er konnte aber nicht lange bleiben, weil er einem polnischen General zugesagt hatte. Es gab dieß Veranlassung, von den Franzosen zu sprechen, und da fand sich, daß weder Schenk noch Diepenbrock von dem unverschämten Aufsatz in der Revue Européenne über die französische Studentencolonie in München etwas wußten. Als ich den Inhalt erzählte, fiel Diepenbrock gleich ein: „Das kömmt von Cazalès her!“ Derselbe hatte sich nämlich bei ihm mit einem Brief von Brentano eingestellt, worin er als der liebenswürdigste Franzose empfohlen war; er hat sich aber bald so frech über die Deutschen geäußert, daß sich ein sehr heftiger Streit zwischen ihm und dem jungen Grafen Stolberg erhob, der bei Diepenbrock zum Besuch war, und in diesem Gespräch kamen denn alle die Urtheile, ja ganze Phrasen vor, welche sich in jenem Aufsatz finden. Diepenbrock hatte nun nach dieser Entdeckung noch seine Freude daran, daß Stolberg, der sonst sehr still und ruhig ist, gegen den französischen Affen in Zorn gerathen, und recht derb mit ihm verfahren ist. Mir aber ist es wieder ein neuer Beweis von ihrer grenzenlosen Einbildung, bei allem Geschwätz von Religiosität und Demuth!

Montalembert erfuhr in Regensburg, daß dieses Muster französischer Biederkeit und feiner Sitte zum Untergouverneur bei dem kleinen Heinrich V. in Prag angestellt worden. Nun in Gottes Namen, der wird das seinige dazu beitragen, dem jungen Herrn eine rechte französische Dankbarkeit für deutsche Gastfreundschaft einzuflößen!

Als wir am andern Morgen durch Stadt am Hof fuhren, begegneten wir der auf diesen Sonntag verlegten Frohnleichnamsprocession, mit vielen bemalten und vergoldeten Heiligenbildern, zum Theil in schweren goldenen Rocaillerahmen, und den drei Erzengeln Gabriel, Raphael und Michael durch Knaben in spanischem Kostüm, von veraltetem Seidenstoff, mit langen Mänteln dargestellt, die, bei den beiden ersten von zwei, bei dem letzten von vier Pagen in gleichem Kostüm getragen wurden. Alte Weiber kamen und küßten den in Engel travestirten Knaben die Hand! Eine große Muttergottesstatue war für die Jungfrauen, eine kleine für die Mädchen und Kinder, sehr schön mit Blumen geschmückt. Es schlang sich so albernes und heiliges, widerwärtiges und anmuthiges durcheinander.

Der natürliche Begriff einer Procession ohne Rücksicht auf die Religion ist, daß das Volk in seinen verschiedenen Abstufungen und Abtheilungen nach Geschlecht, Alter, Gewerbe u. s. w. seiner selbst froh werde, es will sich zeigen, sich darstellen; so war es in Egypten, in Griechenland, Rom, und so ist es auch bei den Christen. Ein natürlicher Trieb, sich selbst als ein Ganzes zu repräsentiren, verbindet sich mit dem religiösen Zweck, oder vielmehr die Religion bemächtigt sich jenes Triebs, um ihm eine höhere Richtung zu geben.

Mathilde Boisserée an Melchior Boisserée.

Marienbad, 13. Juni.

Nach dem bisherigen Befinden meines lieben Mannes dürfen wir einen guten Erfolg der Kur erwarten. Das Wetter begünstigt uns sehr, zu warm wird es hier bei der hohen Lage nie; die Luft ist köstlich. Ich glaube, Marienbad gehört bis jetzt zu den bequemsten und einfachsten Bädern, obgleich die Anstalten und Wohnhäuser viel großartiges haben. Der Kreuzbrunnen wird am häufigsten getrunken, es sind aber noch mehrere bedeutende Quellen hier, und eine halbe Stunde entfernt liegt der sehr beliebte Ferdinandsbrunnen. An letzterem aber wird auch sehr viel Kaffee getrunken, gestern waren wir auch von dieser Parthie, und

haben dort Frau v. Seraing gefunden, die mich versicherte, einer ihrer größten Wünsche wäre, den Herrn Bertram noch einmal die schöne Geschichte von „der alten Katz" erzählen zu hören, die sie einst bei Cornelius mit angehört habe.

Die allerschönsten Wiesen haben uns hier bis heute die größte Freude gemacht, nun ist aber die unbarmherzige Sense darüber gekommen und die Millionen fröhlicher Blumen, die hier besondere Farbenpracht haben, sind abgemäht. Ein Glück ist's, daß die schönen Wälder stehen bleiben, die wir nach allen Richtungen durchstreifen.

Geheimerath Streckfuß von Berlin, der Uebersetzer des Dante, ist für meinen lieben Mann eine recht angenehme neue Bekanntschaft, und an Carus von Dresden, der als Leibarzt mit den sächsischen Herrschaften gekommen ist, hat er einen sehr angenehmen, geistreichen, ältern Bekannten wieder gefunden.

Gestern besahen wir mit Streckfuß die verschiedenen Badeanstalten, deren so viele und verschiedene sind, daß man denken sollte, hier müßten alle Uebel geheilt werden können. Ein halbes Dutzend muß es schon seyn, denn ich habe nirgends so viele alte Herren und Frauen gesehen, als hier; ob sie jung wieder abreisen, müssen wir erst erleben; für eine solche Kur wäre gewiß eine doppelte Kurzeit erforderlich! Da wir bis Anfang Juli hier bleiben, kann ich meine Studien darüber noch fortsetzen, und werde Dir meine Erfahrungen mittheilen.

In Karlsbad werden wir einen kleinen Aufenthalt machen, um die Freundin Linder zu begrüßen, und dann nach Töplitz gehen, um dort die vorgeschriebene Kur zu beschließen.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Töplitz, 5. Juli 1834.

In Karlsbad waren wir ganz besonders von dem schönsten Wetter begünstigt, und da auch der Tag schön war, an dem die Maria über das Gebirg gegangen, so zog ich die beste Bedeutung für einen fortdauernd günstigen Sommer. Vorgestern sind wir mit dem klarsten Sonnenschein abgereist, und am Abend hier

eingetroffen, unter der Begrüßung der Bademusik vom Stadtthurm aus. Da der König von Preußen angekommen war, so fanden wir die Wohnungen sehr besetzt; indessen hatte ich doch das Glück, ein paar hübsch gelegene Zimmerchen im „Neptun" zu entdecken. Das Klima ist fast so mild wie in Wiesbaden, und ich fürchte, wir werden noch von der Hitze zu leiden haben, die sich schon mit Gewalt ankündigt.

Von alten Bekannten haben wir bis jetzt nur Wilken begegnet, er ist mit seinem Sohn Fritz hier. Wir freuten uns recht des Wiedersehens. Alexander v. Humboldt habe ich nicht zu Hause gefunden.

Um das große Glück, den wortsprudelnden Böttticher wieder zu sehen, wirst Du mich nicht beneiden, es steht mir heute Nachmittag bevor, und ich freue mich schon auf die Phrasen, mit der Mathilde als Freundin der Schiller'schen Familie und Nichte Danneckers überströmt werden wird.

Töplitz, 22. Juli 1834.

Mathilde hat sich Ende der vorigen Woche durch Erkältung eine Unpäßlichkeit zugezogen, darum müssen wir unsern Aufenthalt etwas verlängern. In unserm hiesigen Leben hat sich nicht viel ereignet; als ich zufällig mit Fürst Wittgenstein auf der Promenade zusammentraf, frug er mich gleich, ob ich dem König vorgestellt sey? — und einige Augenblicke später brachte er mich zu dem alten Herrn. Er beschränkte sich nach seiner Weise auf wenige durchaus wohlwollende Reden; da ich seitdem nicht wieder in den Schloßgarten gekommen bin, habe ich auch den König nicht wieder gesehen.

Unsere Ausflüge mit Wilken haben uns noch nach der sehr schön gelegenen Bernhardinerabtei Oßegg, und mit Baron Heinrich Arnim nach dem gleichfalls durch eine gar schöne Lage ausgezeichneten Schlachtfelde von Kulm geführt.

Den 31. Juli.

Unsere Noth ist endlich glücklich überstanden, und wir werden bald im Stande seyn, den Tag des Wiedersehens berechnen zu

können. Ich konnte mich nicht entschließen, Dir den wahren Zustand von Mathildens Krankheit mitzutheilen, ich hätte Euch nur große Angst eingeflößt, und Ihr hättet mir für die Tage, welche durchzumachen waren, nicht zu Hülfe eilen können. Gott, der mich bis zum Schluß meiner Kur mit der besten Gesundheit gesegnet, hat auch seitdem das Unheil über meine liebe Mathilde hereinbrach, mich in allen Stücken mit seinem Beistand begnadigt; und so habe ich heute die heiß ersehnte Freude, Euch sagen zu können, daß am vierzehnten Tag, nach einer heftigen Krisis, die Besserung auf das entschiedenste eingetreten ist. Das Fieber schien anfangs nur rheumatisch, nahm aber bald den Charakter eines heftigen Nervenfiebers an. Sobald wir ärztlicher Hülfe bedurften, wandte ich mich gleich an Humboldt, der empfahl mir Dr. Stolz, welchen auch der König zu Rathe zieht, wenn er dessen außer seinem Arzt Wiebel bedarf. Auch eine vortreffliche Wärterin hat sich gefunden, und noch ein berühmter Arzt, Dr. Vogel aus Glogau, der eben angekommen war. Dieser alte Herr von einer wahrhaft Socratischen Gesichtsbildung, mit durchdringendem, geistreichen Blick und von dem edelsten Gemüth, wie auch Dr. Stolz der herzlichste Mann von der Welt ist, wurde mir vom Himmel als ein Freund in der Noth zugeführt.

Mathilde ist mir nun auf's neue wieder geschenkt, heiter, muthig, und voll Dankbarkeit gegen Gott.

Den 3. August.

Seit meinem letzten Brief ist der Engel des Schlafes bei Mathilde eingekehrt; er läßt sie nun schon seit zwei Tagen nicht aus seinen heilbringenden Armen, denn ihr Erwachen, um Medicin zu nehmen und kurze liebenswürdige Gespräche zu führen, ist immer nur ein Halbwachen. Trotz diesem schlaftrunkenen Leben hat sie sich in den wenigen Augenblicken, wo ich sie mit der treuen Wärterin allein lasse, nach den Monatstagen erkundigt und beim Hofgärtner für meinen Geburtstag einen Blumenstrauß bestellt.

Ich befinde mich vollkommen wohl, und in der behaglichen Ruhe und Zufriedenheit, durch die Hülfe Gottes meine Pflicht nach Kräften erfüllt zu haben.

Den 6.

Die Genesung schreitet auf das günstigste fort, schlafen und stärken, das ist jetzt unsere Losung. Jedoch verkündigt sich allmählig auch die Rückkehr einer höhern Theilnahme am Leben; die liebe Kranke wagt zuweilen sich der Vergangenheit zu erinnern, und thut verstohlen einen Blick in die Zukunft, deren Möglichkeit sie aufgegeben hatte. Eine vorherrschende Fieberphantasie ist ihr noch immer lebendig vor der Seele. Die Arme glaubte sich in der Hölle und dazu verdammt zu seyn, die eine Hälfte eines Diamantkreuzes fünfunddreißig Jahre mit einer Hand in der Höhe halten zu müssen. In diesem Glauben lag sie fast immer ruhig und ergeben; erinnert sich aber dieses Zustandes mit der qualvollsten Umgebung ganz entschieden. Von nun aber hoffe ich, daß wir mit raschen Schritten die vollkommene Gesundheit wieder erlangen. Der Herr hat so weit geholfen, er wird auch weiter helfen, bis wir endlich fröhlich bei euch einkehren.

Den 9. August.

Eine gute Zeit des Tages bringe ich jetzt im Garten unter unsern Fenstern zu, wo ich auf ein gegebenes Zeichen gleich bei der lieben Kranken seyn kann; ich finde da einige behagliche Personen zur Unterhaltung, oder ich beschäftige mich im Garten, sorge für Blumen oder kommandire einen Taubstummen, der das Unkraut ausjätet. Alle Tage aber holt mich Baron Arnim, der die Krankheit nicht gescheut hat und mir ein treuer Freund geworden ist, zu einem kleinen Spaziergang ab. Auf diese Weise erhalte ich mich frisch und munter, und bin in meinem Gott vergnügt, daß er uns fort und fort so gnädig beisteht.

Den 20. August.

Die Genesung geht nach Wunsch vorwärts, so daß wir unsere Reise bald werden antreten können. Der Besuch von Schorn hat sehr wohlthätig aufregend gewirkt. Damit Du das Zeugniß ihres Besserbefindens mit eigenen Augen sehest, will sie Dir selbst ein paar Worte schreiben.

Lieber Melchior! Mit Gottes Hülfe ſchlägt eſſen, trinken, ſchlafen, ſpazierenfahren, ja ſelbſt ſpazierengehen, wohl bei mir an, und ſo denke ich, ſollte auch das ſchreiben vorwärts gehen, um Dir, lieber Melchior, ein Lebenszeichen zu geben. In unſern ſchwerſten Stunden habe ich Dich oft herbei gewünſcht, um meinem unvergleichlichen Mann beizuſtehen. Er hat das Unglaubliche an mir gethan, denn ich war ſehr krank. Daß wir mit großer Sehnſucht an Euch denken, kannſt Du wohl glauben, und wir hoffen künftige Woche hier erlöst zu werden.

Du kannſt Dir kaum vorſtellen, wie die fremden Menſchen freundlich und theilnehmend waren, ich werde es nie vergeſſen!

Sulpiz Boiſſerée.

München, 12. November 1834.

Lieber Melchior! Es hat uns gefreut, daß Du die ſchönen Tage noch benutzt haſt, um einen Beſuch in Düſſeldorf zu machen, und ich hoffe, die Nebel, die ſich ſeit vorgeſtern hier eingeſtellt haben, werden Dir die Ausſicht auf dem Apollinarisberg nicht verhüllt haben.

Uns geht es fortwährend recht wohl, und wenn es den Winter über mit meiner Geſundheit ſo bleibt, kann ich mich wieder ganz alter Thätigkeit erfreuen.

Bertram hält ſich recht brav; am Montag waren wir bei Eichthals zu Tiſch, wo wir Frau v. Schenk, die Grandauers, Peter Heß, Staatsrath Sutner und Hallers fanden. Herr v. Grandauer ließ Bertram keine Ruhe, er mußte nach Tiſche die kölniſche Revolutionsgeſchichte erzählen, und er that es mit ſo guter Laune, daß die ganze Geſellſchaft in die höchſte Heiterkeit gerieth.

Dorothea Schlegel.

Frankfurt, 27. December 1834.

Ich überſende hiebei meinen geliebten Boiſſerée-Freunden einige Ankündigungen von dem endlich zu Stande gekommenen Druck

Einleitung.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesemnach giebt es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum letzten entschließt sich dießmal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem späteren Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im mindesten anzudeuten wie es damit gemeint sey; dieß geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben so faßlich und eindringend, bedurften um anerkannt zu werden mehrerer Jahre. Indessen gingen auch diese vorüber und ein zweites, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreifach für die Unbilden die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte.

Nun wünscht' ich aber, daß nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschließe mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloß in der Absicht daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf derjenige dieses Nachtrags

des Nachlasses des seligen Friedrichs! Sie, theure Freunde! sind die ersten, denen ich sie zusende, Sie haben den größten Antheil an dem Gelingen dieser Sache. Besonders noch, lieber Melchior, gebührt Ihnen ein eigenes Memento und Danksagung, da durch Ihre geschickte Verwendung das Unternehmen an dem Buchhändler Weber das Mittel fand, es ins Werk zu setzen. Weder Windischmann selbst, noch den Freunden in Wien wollte es gelingen, einen thätigen Buchhändler aufzufinden, der die Sache wagen wollte. Windischmann hatte sich verrechnet, wie es scheint, in der Zahl der Bände; anstatt drei, sind es für jetzt erst zwei Bände geworden, und ich bin nicht ohne Sorge, daß der Inhalt durch diese Beschränkung sehr, vielleicht allzu sehr zusammen gedrängt werden muß! Es ist wenigstens aber nun ein Anfang gemacht. Gott wolle, daß er zahlreichen Absatz finde, damit auch noch mehr folgen könne.

Ich hoffe, es ist Alles wohl bei euch, geliebte Freunde! Bei uns ist Alles frisch und munter, wachsend und gedeihend. Die Weihnachtsbescheerungen waren recht hübsch und lustig. Ach wäret ihr doch hier gewesen und hättet sehen können, wie sinnreich ich die heiligen drei Könige (meine geneigten Patrone) mit hinein gebracht habe, ihr hättet mich gelobt und euch sehr gefreut. Es war Erfindung und Styl in meiner Anordnung, das versichere ich euch. Ach! und überhaupt, im Scherz und im Ernst, vermisse ich die Gegenwart so erprobter Freunde, Gott weiß wie sehr. Ein fröhliches, heilbringendes neues Jahr wünschen euch meine Kinder, so wie ich selbst, von ganzem Herzen!

Overbeck an Sulpiz Boisserée.

Rom, 21. Januar 1835.

Hochverehrtester Herr! Wenn es kühn erscheinen muß, daß ich es wage, mich mit diesen Zeilen an Sie zu wenden, so wird, hoffe ich, die Veranlassung derselben und der Gegenstand, den sie betreffen, mich einigermaßen bei Ihnen entschuldigen. Vielleicht wird das Gerücht bereits bis zu Ihnen erschollen seyn, daß es seit einiger Zeit im Vorschlag ist, in dem herrlichen Dom zu Köln

den Hochaltar zu erneuern, und es sollte mich durchaus nicht wundern, wenn diese Nachricht, in einer Zeit wie die gegenwärtige, Sie vielleicht mehr erschreckt als erfreut haben sollte, in der allzu natürlichen Besorgniß, daß dem ehrwürdigen Gebäude durch ein solches Unternehmen nur ein neuer Flicken aufgeheftet werde, der ihm mehr zur Entstellung als zur Zierde gereichen dürfte.

Da die Vorsehung gewollt hat, daß die Sache, die vom Düsseldorfer Kunstverein in Verbindung mit dem Herrn Erzbischof von Köln unternommen wird, mir übertragen worden ist, so erkenne ich, in wie schwache Hände sie gelegt ist, und eben diese Erkenntniß treibt mich um so mehr, mich nach Rath und Hülfe umzusehen, wo solche am sichersten zu finden sind: ich kenne daher nichts Dringenderes, als mich an Sie zu wenden, der sie sich um den Dom allzu wesentliche Verdienste erworben haben, als daß von einem solchen Unternehmen ohne Zuziehung Ihres Rathes die Rede seyn dürfte. Und da die aufopfernde, ausdauernde Liebe, die Sie für dieß herrlichste Denkmal unserer vaterländischen Baukunst bewiesen haben, die Fürsprecherin für mein Gesuch bei Ihnen seyn wird, so füge ich keine weitere Entschuldigung hinzu, als die Ermuthigung unseres gemeinschaftlichen Freundes Cornelius. Sie haben den Dom in den Herzen Ihrer Zeitgenossen gleichsam auf's Neue erbaut und seine Anerkennung fester und dauerhafter begründet, als es der Baumeister selber vermocht hatte; möchten Sie nun mit Ihrer tiefen Kenntniß des Gebäudes und seines Baustyls, wie sie kein Anderer besitzt, hülfreiche Hand dazu bieten, daß der beabsichtigte neue Schmuck ihm zur wahren Zierde gereiche. Lassen Sie mich in Kürze Ihnen den Hergang dieses Unternehmens mittheilen.

Schon vor mehreren Jahren ward mir vom Düsseldorfer Kunstverein der herrliche Antrag gemacht, für den Kölner Dom ein Bild zu malen, die Aufgabe ward damals so gestellt, daß dieses ein Gegenstück zu dem alten herrlichen Rathhausbilde werden sollte; ich war aber wegen allzu gehäufter Arbeiten genöthigt, solches aufzuschieben. Als ich darauf im Jahr 1831 auf meiner Reise in's Vaterland, auf der mir auch die Freude Ihrer persönlichen Bekanntschaft in München zu Theil ward, Gelegenheit hatte, den Dom selber zu sehen, ward ich aufgefordert, mir selber den Platz für mein Bild auszuwählen. Je mehr ich aber den

Dom in dieser Beziehung betrachtete, desto mehr überzeugte ich mich, daß in diesem nur für Glasgemälde berechneten Gebäude eigentlich gar kein passender Platz für andere Bilder sey, den einzigen Hochaltar ausgenommen, und da dieser sich bekanntlich gegenwärtig in einem Aufputz befindet, der in der grellsten Disharmonie mit dem Styl des Gebäudes steht, so lag der Vorschlag sehr nahe, daß man die günstige Gelegenheit wahrnehmen möge, wo ohnehin ein bedeutendes Kunstwerk für den Dom angefertigt werden sollte, diesen störenden Altar wegzuräumen, und einen neuen an seine Stelle zu setzen, der mit seinem Altargemälde und dessen Einrahmung in möglichstem Einklang mit dem Ganzen stünde.

In der That wagte ich auch diesen kühnen Vorschlag in Anregung zu bringen, der jedoch lange Zeit entschiedenen Widerspruch fand, wegen der so bedeutend dadurch anwachsenden Kosten; so, daß schon ein förmlicher Beschluß gefaßt und mir officiell mitgetheilt worden war, daß mein Vorschlag nicht könnte genehmigt werden, statt dessen aber eine Seitenkapelle ausgeräumt und auf ihrem Altar ein Gemälde von mir gestiftet werden sollte; als ganz unverhofft der Herr Erzbischof sich erklärte, daß er auf alle Weise das Bild wolle auf den Hochaltar gemalt wissen, und dabei nicht abgeneigt sey, selbst den vorhandenen unpassenden Altar wegräumen und statt seiner einen neuen im Styl des Gebäudes errichten zu lassen; welche Erklärung mir nun vor wenigen Tagen von Seiten des Kunstvereins mitgetheilt worden ist. Gewiß werden Sie, verehrtester Herr, mit mir in dem Gange dieser Sache die Hand der Vorsehung sehen, und somit unter solchen Umständen geneigt seyn, meine herzliche Freude darüber zu theilen. Man scheint auch in Düsseldorf und Köln mir viele Freiheit dabei gestatten zu wollen, indem man von mir Vorschläge über den Gegenstand sowohl als auch die Gestalt und die Verhältnisse des Ganzen erwartet; eine Freiheit, die ich wünschte auf's eifersüchtigste zu behaupten, nach dem bekannten Sprichwort: „Viele Köche verderben den Brei.“ Um so mehr aber bin ich darauf angewiesen, bei Ihnen Hülfe und Rath zu suchen; möchten Sie dem Dom zu liebe solche nicht versagen; daß ich mich mit solcher Bitte an Sie zu wenden gedenke, habe ich bereits nach Düsseldorf berichtet. Es wird Ihnen leicht begreiflich seyn, daß ich ohne Ihren

Beistand hier in der Ferne ganz blindlings zu Werk gehen müßte, und da sey Gott vor, daß ich solche Verantwortung auf mein Gewissen laden sollte! Zunächst dürfte es aber wohl sich um folgende Hauptfragen handeln: 1) wie viel Raum das Ganze, nämlich der Altar mit seinem ganzen Schmuck, einnehmen dürfte, sowohl der Höhe als der Breite nach; 2) in welcher Gestalt der ganze Altarschmuck concipirt werden müßte, um dem Styl zu entsprechen, ob nicht ein großes Mittelbild mit Flügeln hier am passendsten wäre, und was sonst die Anordnung der Einrahmung angeht, und 3) was für Gegenstände für die Darstellung zu wählen wären. Wahrscheinlich wird es Ihnen nicht unbekannt seyn, ob die Gegenstände etwa durch eine besondere Widmung der Kirche vorgeschrieben sind oder nicht. Im Allgemeinen werden Sie gewiß mit mir einverstanden seyn, daß auf den Hochaltar nur die Hauptgeheimnisse unseres Glaubens gehören, und vielleicht vorzugsweise die Kreuzigung als Mittelpunkt desselben, sowohl als auch wegen seiner nahen Beziehung auf das Opfer, das auf dem Altar dargebracht wird. Sollten Sie diesen Gegenstand auch für den geeignetsten halten, so würden sich alsdann als Seitenbilder vielleicht auf der einen ein Chor der Patriarchen und Propheten, als die auf den noch zukünftigen Erlöser gehofft, und auf der andern ein Chor der Apostel, Märtyrer, Jungfrauen ꝛc. (mit besonderer Berücksichtigung der speciell daselbst verehrten Heiligen) als die an den bereits erschienenen geglaubt, am schicklichsten anschließen, um sammt dem Mittelbilde ein vollständiges und organisches Ganzes zu bilden. In dem Giebelaufsatz, den der Rahmen nach gothischer Form erfordern dürfte, ließe sich vielleicht noch der Herr in Verklärung mit der Siegesfahne anbringen. Cornelius räth Ausführung auf Goldgrund an, sowohl als Styl-erforderniß, als auch des schwachen Lichtes willen, das der Hochaltar hat. Wie viel dieses für sich habe, erkenne ich wohl; doch dürfte dann vielleicht ein anderer Gegenstand nothwendig seyn, da sich der Goldgrund nicht füglich mit der Kreuzigung zu vertragen scheint. Sie sehen also, verehrtester Herr, über wie mancherlei ich von Ihnen Licht bedarf, und da man bei einem Werk, dessen Ausführung so viel Zeit erfordern wird, nicht haushälterisch genug mit derselben umgehen kann, so muß ich noch die Bitte hinzufügen, daß Sie mich doch recht bald mit einer Antwort erfreuen wollen.

Möge Gott seinen Segen schenken, daß das herrliche Unternehmen zu erwünschtem Ausgang durchgeführt werde zu Seiner Ehre!

Frau Thomas an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 20. Februar 1835.

Ihr Brief, lieber Freund, hat uns sehr viel Freude gemacht, weil er eine Nachricht enthält, die nach unserer entschiedensten Ueberzeugung eine gute ist. Ein äußerer Beruf ist dem Manne ungemein wohlthätig, und wird es mit vorrückenden Jahren immer mehr; ja es macht nicht leicht jemand ungestraft eine Ausnahme von dieser Lebensbedingung. Es ist Mühe und manche Plage damit verbunden, man wird contrecarirt, verkannt, chicanirt und wer weiß was alles; aber gerade dieß sind die Gewitter, die den Himmel reinigen und dem Sonnenschein des häuslichen Lebens Raum machen. Die Bäume sollen weder in den Himmel wachsen, noch in holländische Gärtchen geschnitzelt und gezwickt werden; Wind und Wetter machen sie erst recht gedeihen.

Ich weiß wohl, daß sie nie ohne Arbeit waren, aber sie war Ihnen untergeordnet und nicht umgekehrt, und dabei fährt der innere Mensch lange nicht so gut, als bei dem harten „Muß". Und wenn dieß Muß auch manchmal zu viel wird, es ist doch besser als gar keines, das fühlten Ihre Freunde, die Sie vom Ablehnen des ehrenvollen Antrags abhielten, das fühlen wir lebhaft für Sie und für jeden Menschen. Ich bin manchmal betrübt über die viele Arbeit, die auf meinem Mann liegt; allein wenn ich die Wahl hätte, durch meinen Wunsch sie ihm ganz abzunehmen, oder es lassen zu müssen wie es ist, ich würde nicht wagen, das erste zu wählen. Sehen Sie meinen Vater an, glauben Sie nicht, daß er weit glücklicher wäre, wenn er nicht so früh aufgehört hätte, sich von einem äußern Beruf beherrschen zu lassen, und seine Umgebungen hätte er auch glücklicher gemacht. Ja, ich bin überzeugt, seine Geisteskräfte wären frischer geblieben, als da er zu viel Zeit hatte, auf sich zu reflektiren. Marianne hat dabei ein schweres Leben, benimmt sich aber ganz vortrefflich. Wir Kinder können es ihr nie genug danken, denn Niemand als

sie kann mit Vater zurecht kommen. Seine Ungeduld und Unruhe nimmt immer zu, und sein Combinationsvermögen schwindet so sehr, daß auch gar keine Verständigung möglich ist.

Und nun leben Sie wohl, Herr Oberbaurath. Die herzlichsten Grüße an die Frau Oberbauräthin und an Melchior.

Bürgermeister Thomas.

Ich füge das von Rosette Gesagte bestätigend, glückwünschend hinzu, daß Dein neuer Beruf, der ganz Deinen Studien und Neigungen angemessen ist, mich herzlich freut.

Um Deine literarischen Arbeiten bin ich nicht besorgt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß je mehr man im Berufe beschäftigt ist, je mehr arbeitet man als Entschädigung an seinen Lieblingsstudien. Man benützt dann jeden Augenblick, und Du glaubst nicht, wie elastisch die Zeit ist, man kann mit ihr machen was man will, ja man kann sie nahe vernichten.

Wie geht es denn mit Schellings Schriften? Darf man endlich wagen, nach dem Druck zu fragen? Der Himmel gebe es.

Es ist ein erneuter und dringender Beruf aller Männer von Geist, gutem Willen und guter Gesinnung, daß sie nun hervortreten, denn der Ekel am Zerstören, die energischen Maßregeln dieses zu verhindern, werden eine Apathie erzeugen, daß wenn nicht die Lücke mit frischem, gutem Leben ausgefüllt wird, an die Stelle des ausgetriebenen Beelzebubs sieben andere Teufel treten werden, so bald es die Gelegenheit erlaubt. Wer daher der Zeit, wie Schelling, eine Richtung im guten Sinne zu geben im Stande ist, begeht eine schwere Unterlassungssünde, wenn er es nicht thut. Wie Du nun zum Handeln berufen bist, so veranlasse auch ihn dazu.

Kronprinz von Preußen an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 20. Februar 1835.

Ich wünsche Ihnen zu Ihrer Ernennung zum königlichen bayerischen Oberbaurath Glück, und kann wohl dabei nur sagen,

daß dieſelbe Mir in ſofern ſehr erfreulich iſt, als ſich dadurch Ihre Verhältniſſe auf eine Ihnen angenehme und hoffentlich befriedigende Weiſe geſtalten, während dieſer Schritt zu gleicher Zeit Mich in ſofern im entgegengeſetzten Sinne berührt, als nun die Erfüllung Meiner Wünſche, in Bezug auf Sie, noch viel weniger erreichbar und weit ſchwieriger erſcheint.

Für die Ueberſendung Ihrer Abhandlung über den Tempel des heiligen Graales ſage Ich Ihnen den verbindlichſten Dank.

Ich habe Mich daran außerordentlich erfreut, da ſowohl der Gegenſtand für Mich ſo anziehend als auch die Auffaſſung Meiner Art und Weiſe ſo ſehr entſprechend iſt. Mit dem, was Sie über die Aufſtellung eines Bildes in dem Dom von Köln ſagen, bin Ich ganz und in jeder Beziehung einverſtanden, bis dahin, daß Ich den von Ihnen zuletzt ausgeſprochenen Zweifel, ob es vorzuziehen ſeyn möchte, zwei kleinere ſtatt des zuerſt projektirten größern Bildes ausführen zu laſſen, gar nicht theile. Wenn Mittel vorhanden und ſo vereinigt ſind, daß ſie zur Erreichung eines großen Ziels, zur Hervorbringung eines großen Werks verwendet werden können, erſcheint es Mir ſtets unrecht, ſie zu trennen und zu ſpalten, um kleinere und Nebenrückſichten, wie hier etwa, einen ſymmetriſchen Effekt durch zwei Bilder hervor zu bringen. Für die Ausführung des großen Bildes ſpricht auch noch der Umſtand, daß Sie wohl in Overbeck einen Künſtler gefunden haben, der ein würdiges Werk erwarten läßt.

Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen.

Overbeck an Sulpiz Boiſſerée.

Rom, 5. März 1835.

Nehmen Sie, innigſt verehrter Herr, meinen allerwärmſten Dank für die überaus freundliche Aufnahme, die Sie meiner Zuſchrift haben ſchenken wollen, ſowie für die ſo ſchleunige und ausführliche Beantwortung derſelben, die mir nach dem Reichthum ihres belehrenden Inhaltes von unſchätzbarem Werthe iſt. Da ich es mir zur Lebensaufgabe in meinem Künſtlerberuf gemacht habe, dem tiefern Sinn der kirchlichen Kunſt nachzuforſchen, ſo

war mir Ihre Entwicklung der sinnbildlichen Bedeutung des Altares von höchstem Interesse; und gewiß kann es niemanden weniger als mir einfallen, gleichgültig über solche hinweg zu sehen, oder gar dazu beizutragen, sie zu verdunkeln; vielmehr stimme ich durchaus Ihrer Ansicht bei, daß es das erste und wesentlichste Augenmerk seyn muß, sie fest zu halten und mehr und mehr in's Licht zu stellen.

Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen bemerklich zu machen, daß hier keineswegs Entstellung des Ursprünglichen beabsichtigt wird, sondern vielmehr im Gegentheil Wiederherstellung desselben, indem der Altar von seiner so sehr störenden Ueberkleidung wieder befreit werden soll, wozu sich wohl nicht leicht wieder eine so günstige Gelegenheit bieten dürfte; und daß es eben bei der neuen Ausschmückung nun die Aufgabe ist, der Grundidee getreu, sowohl den liturgischen als artistischen Anforderungen zu entsprechen. Warum aber dieses nicht möglich seyn sollte, das, ich gestehe es Ihnen, will weder mir noch Cornelius einleuchten. Denn da die einfache Gestalt des steinernen Altartisches die ursprüngliche bleiben, oder vielmehr wieder werden würde, durch Wegräumung des fremdartigen Ueberbaues, so bliebe ja auch die volle Bedeutung desselben in ihrer Kraft, so zwar, daß durch die hinzukommende Darstellung des Erlösungstodes des Sohnes Gottes nur noch bestimmt auf jenes Opfer hingewiesen würde, wovon jene alttestamentarischen nur die Vorbilder waren, und indem sie mithin ihre Erfüllung erhalten. Es wäre demnach in liturgischer Hinsicht die Aufgabe, die Einrahmung des Altargemäldes so zu ordnen, daß der Altar möglichst freistehend bliebe, was durch einen mäßigen Zwischenraum erreicht würde. In artistischer Hinsicht aber meinen wir, daß, so wie der ursprüngliche Zustand des Altares nicht ganz ohne Schmuck war, indem jener Tabernakel von ungewöhnlicher Größe und künstlicher Arbeit, welcher Platz ihm auch mag angewiesen gewesen seyn, ihm immer zum Schmuck diente, der nothwendig auch dabei nicht unbedeutende Theile des Gebäudes verdecken mußte; so auch der beabsichtigte neue Schmuck nicht nothwendig störend seyn müßte, sondern wohlthuend gedacht werden könnte, wofern er sich erstens dem Styl des Gebäudes anschlöße, und zweitens in bescheidenen Grenzen gehalten würde. Allerdings war jener Tabernakel ein plastischer Schmuck, aber

warum sollte in dem so reich durch Malerei geschmückten Gebäude nicht auch der Altar auf befriedigende Weise durch Malerei geschmückt werden können, zumal da die Einrahmung auch wieder Raum zu plastischem Ornament böte. Daß ferner die Farbenpracht der Glasmalereien berücksichtigt werden müßte, unterliegt keinem Zweifel; daß aber Glasmalereien durchaus nicht unvereinbar mit anderen Malereien seyen, davon haben wir in Italien die befriedigendsten Belege vor Augen, wie in St. Francesco in Assisi, und an vielen andern Orten. Ebenso darf auch das schwache Licht nicht unberücksichtigt bleiben, allein ein Bild auf Goldgrund ist leicht in jedem Lichte kenntlich, und das ist es doch, worauf es ankommt, nicht aber eine Beleuchtung, die das Bild besonders bemerklich macht, als ob es die Hauptsache wäre.

Und so meinen wir denn (denn Cornelius, mit dem ich die Sache reiflich durchgesprochen habe, ist ganz derselben Ansicht), daß es durchaus nicht unmöglich wäre, das beabsichtigte Unternehmen mit allen jenen Anforderungen, deren Sie erwähnen und die gewiß alle ernstlich berücksichtigt seyn wollen, in Einklang zu bringen. Gewiß auch werden Sie selber damit einverstanden seyn, daß der gegenwärtige Zustand des Altares eine Aenderung wünschenswerth macht; warum aber sollten wir daran verzweifeln, daß es gelingen sollte, die Aufgabe auf befriedigende Weise zu lösen, wenn wir bescheiden und im Vertrauen auf den Beistand Gottes zu Werke gehen, und nach dem Beispiel der ehrwürdigen Alten, nur Seine Ehre und die Erbauung der Seinigen im Auge haben?

Erlauben Sie mir nun auch noch mit einigen Worten meine Ansicht über den andern Platz, den Sie vorschlagen, auszusprechen, in der Muttergotteskapelle. Auf meiner Reise sah ich dieselbe in einem Zustande, der freilich den Gedanken nicht konnte aufkommen lassen, gerade dort ein Bild hinbringen zu wollen. Allein auch Cornelius versichert, dieselbe nie in einem andern Zustand gekannt zu haben, als so wie ich sie sah, mit Kirchengeräth und Baumaterial angefüllt; mithin müßte wohl die häufige Benützung derselben zum Gottesdienst in ältere Zeit fallen, und man wäre also in dem Fall, wegen des Bildes die Kapelle ausräumen zu müssen, nicht aber, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, das Bild für das Lokal zu malen, das desselben bedarf. Ein

sehr natürliches Gefühl leitete daher auf denjenigen Platz (den Hochaltar), wo ein reelles Bedürfniß erfüllt würde, indem nicht leicht jemand dieses herrliche Gebäude betritt, der es nicht bedauert, den Mittelpunkt so verunstaltet zu sehen.

Es ist aber gewiß unnöthig, Sie darauf aufmerksam zu machen, wie wesentlich ein wirklich vorhandenes Bedürfniß für die Entstehung eines Kunstwerkes ist, indem daraus wie aus einer lebendigen Wurzel nach innerer Nothwendigkeit das Werk wie eine Blüthe hervorsproßt; da hingegen ein jedes Kunstwerk, das ohne eine solche Nothwendigkeit entsteht, immer nur eine künstliche Treibhauspflanze bleibt. Da demnach auf dem Hochaltar ein solches Bedürfniß klar in die Augen fallend vorhanden ist; in der Muttergotteskapelle aber, die seit Menschengedenken unbenutzt ist, eben so klar ein solches abgeht, so sehe ich nicht ein, warum man sich für diese, nicht aber für jenen entscheiden sollte, vorausgesetzt nämlich, daß die daselbst eintretenden Anforderungen nach Würden berücksichtigt würden, so daß das beabsichtigte Werk dem Gebäude zum wahren Schmuck gereichte. Möchte es mir gelungen seyn, Ihnen die Möglichkeit davon anschaulich zu machen, denn wie sehr ich es fühle, Ihres Beistandes dabei zu bedürfen, habe ich Ihnen bereits ausgesprochen, und kann ich Ihnen nicht genug aussprechen.

Und nun füge ich schließlich nur noch die Bitte hinzu, daß Sie diese meine heutigen Zeilen nicht als eine Frucht des Eigensinns ansehen wollen, die ich nur nach gewissenhafter Berathung mit einsichtsvollen Freunden als meine bessere Ueberzeugung niedergeschrieben habe. Freilich mag es leicht den Anschein haben, als hätte die Eitelkeit sich gerade den Hochaltar ausersehen, um sich recht breit als Götzen darauf zu stellen, und verschmähte die übrigen Plätze nur, weil weniger in's Auge fallend; und allerdings ist es ja leider nur allzu wahr, daß wir es selber nicht wissen, wie viel Antheil Eitelkeit und Eigenliebe oft auch an unsern scheinbar besten Unternehmungen haben. Ob daher und wie viel sich von solcher auch bei mir in diesem Fall, mir selber unbewußt, mit einmischt, muß ich freilich dahin gestellt seyn lassen; wissentlich will ich jedoch solches Unkraut nicht in meinem Herzen wuchern lassen, und ich selber bitte Gott aufrichtig, daß, wofern Ihm die Sache, als aus unreiner Quelle fließend, mißfällig seyn

nicht, der ſich um Geſchichte und Literatur einer ſo höchſt merkwürdigen Weltregion naher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebſten aber wünſchte der Verfaſſer vorſtehender Gedichte als ein Reiſender angeſehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er ſich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch ſich anzueignen trachtet, Geſinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen verſteht. Man entſchuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewiſſen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegſamkeit ſeiner Landsmannſchaft als Fremdling kenntlich bleibt. In dieſem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt ſeyn! Kenner vergeben mit Einſicht, Liebhaber, weniger geſtört durch ſolche Mängel, nehmen das Dargebotne unbefangen auf.

Damit aber alles was der Reiſende zurückbringt den Seinigen ſchneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der ſeine Waaren gefällig auslegt und ſie auf mancherlei Weiſe angenehm zu machen ſucht; ankündigende, beſchreibende, ja lobpreiſende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderſt alſo darf unſer Dichter wohl ausſprechen daß er ſich, im Sittlichen und Aeſthetiſchen, Verſtändlichkeit zur erſten Pflicht gemacht, daher er ſich denn auch der ſchlichteſten Sprache, in dem leichteſten, faßlichſten Sylbenmaße ſeiner Mundart befleißigt und nur von weitem auf dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künſtlichkeit und Künſtelei zu gefallen ſtrebt.

Das Verſtändniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deßhalb dunkel ſind, weil ſie ſich auf beſtimmte Gegenſtände beziehen, auf Glauben,

ſollte, Er nach Seiner Weisheit es alſo lenken wolle, daß nicht mein Wille geſchehe, ſondern was vor Ihm das Beſſere iſt. Seyen Sie daher verſichert, daß ſo wie die Sache, faſt ohne mein Zuthun, auf einen bloßen Vorſchlag von meiner Seite, der ſo ſchüchtern als möglich ausgeſprochen war, ſich bisher gemacht hat; ich ſo auch ferner durchaus nicht mit Eigenſinn darin verfahren werde; weil ich auch nur dann Muth zur Durchführung haben würde, wenn ich den Auftrag mir als von der Vorſehung ſelber kommend anſehen könnte.

Möchte es Ihnen doch gelingen, mich recht bald wieder mit einer Antwort zu erfreuen!

Mit der herzlichſten Theilnahme an dem ſchönen Wirkungskreis, den Ihnen der König von Bayern eröffnet hat, und mit der aufrichtigſten Verehrung

Ihr herzlichſt ergebener

Friedrich Overbeck.

Sulpiz Boiſſerée an Overbeck.

München, 5. April 1835.

Es thut mir recht ſehr leid, daß die Gründe, welche ich Ihnen gegen ein Gemälde für den Hochaltar im Dom zu Köln entwickelt habe, keinen Eingang bei Ihnen und unſerm Freunde Cornelius gefunden, denn Ihre Einwendungen können mich nicht von meiner auf der innerſten Ueberzeugung beruhenden, und mit dem aufrichtigſten Wohlwollen geäußerten Anſicht abbringen.

Daß die gegenwärtige Ausſtattung des Hochaltares unpaſſend mit dem ganzen Gebäude im Widerſpruch iſt, ſollte ich wohl nicht nöthig haben, zu wiederholen, ebenſo verſteht es ſich von ſelber, daß es eine wahre Verbeſſerung wäre, wenn dieſes moderne Marmorwerk durch ein ſchönes Gemälde von Ihrer Hand mit einer angemeſſenen Einrahmung erſetzt würde. Aber wenn einmal in dieſem herrlichen Gebäude, und zumal an ſeiner heiligſten Stelle, geändert werden ſoll, ſo meine ich, dürfte nicht nur von Verbeſſerung, ſondern es müßte von Wiederherſtellung des urſprünglichen Zuſtandes die Rede ſeyn. Sie glauben, dieſes ſey nicht

möglich, weil Sie sich vorstellen, das wundervolle Tabernakel, dessen Wiederherstellung unter den gegenwärtigen Umständen allerdings eine zu große Aufgabe wäre, habe mit dem Altar in unmittelbarem Zusammenhang gestanden; das war aber keineswegs der Fall; das Tabernakel stand im Dom, wie in allen altdeutschen Kirchen ganz abgesondert auf der Seite, wie Sie es in meinem Werk auf dem Grundriß sehen können. Der Altar hingegen stand vollkommen frei, und hatte keinen andern Schmuck als den beweglichen des Crucifixes und der Leuchter, wozu noch vergoldete Apostelbilder und Reliquienkasten kamen.

Da diese einfache Einrichtung des Hochaltares ursprünglich von dem Baumeister und Bauherren angeordnet worden, die doch am besten wissen mußten, was der Idee und der Bedeutung ihres erhabenen Gebäudes an seiner Hauptstelle am meisten entsprach, da ferner diese Einrichtung von den ältesten Zeiten her mit tiefem Sinn allgemein bei den Domkirchen beobachtet worden, wie Sie es auch noch in den Hauptkirchen von Rom sehen, so erlaubt mir meine Ehrfurcht vor unsern frommen Vorfahren nicht, eine Abweichung von diesem geheiligten Gebrauch zu billigen.

Was Ihre zweite Einwendung, nämlich jene gegen die zu einem Altargemälde vorgeschlagene Stelle in der Muttergotteskapelle betrifft, so beruht dieselbe ebenfalls auf einem zwar mir unbegreiflichen Irrthum, denn die Muttergotteskapelle ist nicht seit Menschengedenken unbenutzt, sondern sie wurde erst während der großen Baureparaturen geschlossen, weil man einen sichern Ort für die Aufbewahrung von Baumaterialien haben wollte; diese Reparaturen haben aber bekanntlich erst seit zehn Jahren begonnen, und sämmtliche Einwohner von Köln werden mir bezeugen, daß diese vor einigen Jahren vorgenommene Schließung der Muttergotteskapelle allgemein beklagt werden, weil in derselben der meiste Gottesdienst gehalten zu werden pflegte. Von früh Morgens bis Mittags wurden hier heilige Messen gelesen, auch wurde hier stets das heilige Abendmahl gereicht; wenn sonst nirgends in der ganzen Kirche kein Gottesdienst mehr war, so war er noch hier.

Diese Kapelle hat ihre eigenen Stiftungen, ihr eigenes ewiges Licht, eigene Sakristei u. s. w., und sobald sie des Baues wegen wieder geöffnet werden kann, wird der Gottesdienst auf

die bezeichnete alte Weise hergestellt werden. Wenn Sie also, womit ich vollkommen übereinstimme, ein Bedürfniß für die Entstehung eines Kunstwerks verlangen, haben Sie es hier bei der bevorstehenden Wiederherstellung des Gottesdienstes in der Muttergotteskapelle in vollstem Maße und mit der Aussicht einer weit größern Wirkung auf die andächtige Gemeinde hervor zu bringen, als durch ein Gemälde auf dem Hochaltar je möglich wäre.

Daß aber durch die Errichtung eines neuen Altares, mit einem Gemälde in der Muttergotteskapelle, die Wiederherstellung des Hauptaltares im Chor verhindert würde, sehe ich nicht ein.

Nehmen Sie diese mit dem besten Willen und aller Wahrhaftigkeit gegebenen Bemerkungen mit Vertrauen an, lesen Sie meinen ersten Brief noch einmal durch, und prüfen Sie sich unbefangen, ob Sie mir nicht beistimmen können. Auf jeden Fall aber bitte ich Sie, meine beiden Briefe in Abschrift dem Herrn Erzbischof mitzutheilen. Von dem Kronprinzen, dem ich, wie ich Ihnen meldete, meine Meinung vorgelegt, weil ich ihm ohnehin zu schreiben hatte, und es für meine Pflicht hielt, ihm als dem geneigtesten Beschützer der Domkirche, eine so wichtige Angelegenheit nicht zu verschweigen, habe ich folgende Antwort erhalten (s. S. 641). Nach dieser Aeußerung des Fürsten, in dem wir den künftigen Bauherrn des Doms verehren, muß ich freilich um so mehr wünschen, daß Sie sich mit mir verständigen könnten; immerhin aber hoffe ich, Sie werden die Gewissenhaftigkeit und Offenheit, womit ich Ihr Vertrauen erwiedere, als den besten Beweis meiner innigsten Hochachtung anerkennen. Die herzlichsten Grüße von mir und den Meinigen an unsern Freund Cornelius, wir und alle Freunde freuen uns, ihn bald wieder zu sehen. Für die freundschaftliche Aeußerung Ihrer Theilnahme in Bezug auf den mir vom König anvertrauten Wirkungskreis danke ich treulichst. Möge Gott mir Kraft und Gesundheit schenken, möge Er überhaupt Seinen Segen geben, daß es mir gelinge, etwas Gutes zu leisten! Meine Frau, mein Bruder und die übrigen hiesigen Freunde wünschen mit mir Ihnen alles Heil!

Overbeck an Sulpiz Boisserée.

Rom, 6. Mai 1835.

Sie haben, verehrtester Herr, in Ihrem gütigen Schreiben vom 5. v. M., für das ich Ihnen auf's herzlichste danke, Ihre Ansicht in Betreff des für den Kölner Dom auszuführenden Bildes durch zwei sehr wichtige Gründe unterstützt. Der erste ist die ausgesprochene Ueberzeugung, daß die Wiederherstellung des Hochaltares, auch wenn dem zu unternehmenden Gemälde ein anderer Platz angewiesen würde, deßhalb nicht unterbleiben würde; unter welcher Voraussetzung ich keinen Augenblick anstehe, einzuräumen, daß Ihr Vorschlag durchaus vorzuziehen, ja daß ich ihn als das eigentliche Richtige und Wünschenswertheste mit Ihnen betrachte.

Es erhält aber auch andererseits zugleich die Aufgabe, ein Gemälde für die Muttergottestapelle auszuführen, eine ganz andere Bedeutung, nachdem Sie die Richtigkeit, die diese Kapelle für den Gottesdienst hat, anschaulich gemacht, so wie durch die mit dem Unternehmen verbundene Aussicht, sie, dem Wunsche der Einwohner Kölns gemäß, dem Gottesdienst dadurch um so eher, und zugleich würdiger geschmückt, wieder gegeben zu sehen. Sie sehen demnach, daß Sie in mir unter solchen Umständen durchaus keinen Gegner haben, indem ich den Plan, den Hochaltar neu zu verzieren, ja nur in der Voraussetzung verfochten habe, daß gegenwärtig die günstigste, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit sey, um dem Dom die Wohlthat zu erweisen, ihn von dem heterogenen Aufputz seines Hochaltares zu befreien; keineswegs aber als ob nicht auch ich eine wirkliche Wiederherstellung des ursprünglichen für wünschenswerther hielte.

Auch theile ich, Ihrem Verlangen gemäß, Ihre beiden Briefe in Abschrift dem Herrn Erzbischof von Köln mit, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß unter obiger Bedingung auch ich ganz Ihre Ansicht theile. Ob nun aber der Herr Erzbischof, dem die Entscheidung zusteht, in die Gründe eingehen und den einmal gefaßten Entschluß nochmals abändern wollen wird, steht zu erwarten.

Unser theurer Freund Cornelius rüstet sich nach glorreicher Vollendung seines Kartons, zu dem jetzt Künstler und Kunstfreunde aller Nationen wallfahrten, bereits zur Abreise; ist aber

noch durch das eingetretene sehr schlechte Wetter etwas aufgehalten. Ihn, der die Idee von dem großen Eindruck, den eine neue Verzierung des Hochaltares machen müßte, noch nicht recht will fahren lassen, werden Sie mündlich am besten zu überzeugen Gelegenheit haben.

Mit der herzlichsten Erwiederung aller freundlichen Grüße meiner Münchener Freunde, in aufrichtigster Verehrung und Dankbarkeit Ihr ergebener

Friedrich Overbeck.

Mathilde Boisserée an H. Rapp in Stuttgart.

München, 17. Mai 1835.

Um euch gleich über uns zu beruhigen, schreibe ich nur kurz, daß uns zwar die furchtbare Pulverexplosion sehr erschreckt, aber doch keine bleibenden Folgen hinterlassen hat. Mein lieber Mann litt schon wieder seit Wochen an einer sehr heftigen Nervenaffektion, die ihm zuletzt fast allen Schlaf raubte. Zu den Vorschriften unseres Arztes gehört auch die, daß wir alle Tage eine kleine Spazierfahrt machen. Vorgestern verlangte mein lieber Mann nach dem sogenannten Kugelfang zu fahren, auf dem auch das Pulvermagazin stand. Ich bekam einen unwillkürlichen Schrecken, und bat einen andern Weg einzuschlagen, weil dieser mir unheimlich sey. Das geschah, und wir kamen nach einer Stunde wieder nach Hause. Gestern fühlte sich mein lieber Kranker nach einer abermals schlaflosen Nacht so unwohl, daß wir zu Hause blieben, und er sich ausnahmsweise nach Tisch auf's Bette legte, wo er zu meiner großen Freude ruhig einschlief. Schon nach wenigen Minuten erfolgte ein furchtbarer Schlag, die beiden Fenster in unserm Schlafzimmer flogen in Splittern, zum Theil auf das Bette herein, das ganze Zimmer war voll Staub, und mein armer Kranker ganz außer sich. Ein Blick aus dem Fenster ließ mich eine gerade emporsteigende Rauchsäule erkennen, und ich war dadurch sicher, daß es eine Explosion und der Richtung nach vom Pulvermagazin sey. Im ersten Augenblick gab mir das eine Beruhigung, denn wir waren einen Tag vorher von dem zweiten

in den ersten Stock gezogen, weil noch ein dritter aufgebaut werden sollte, und zu diesem Zweck das Dach in die Höhe gehoben wurde. Der erste Gedanke war daher der, daß uns das Haus über dem Kopf zusammen falle. Es zeigte sich freilich, daß das Unglück viel größer war, da die Explosion, die ein degradirter Unterofficier angelegt, stundenweit Unheil und Verwüstung angerichtet hatte. Mein lieber Kranz konnte sich schwer beruhigen, und um alles zu thun, was dazu beitragen kann, haben wir heute unsere Wohnung verlassen und sind in Chambres garnies eingezogen, die zum Glück über Melchiors Wohnung frei waren.

Von Melchiors fertigen schönen Glasgemälden ist keines verletzt, aber ein großes Bild „die Anbetung der drei Könige," an dem der Glasmaler Börtel eben malte, wurde in tausend Stücken zerschlagen, obgleich seine Wohnung mehr als eine Viertelstunde entfernter liegt, als die von Melchior. Die Arbeit von einem halben Jahr war in einem Augenblick vernichtet. Doch war Melchior dankbar dafür, daß es nur dieß eine Opfer gekostet und ließ das Bild gleich wieder von neuem beginnen. Heute erholt man sich von dem großen Schrecken und übersieht die wahrhaft dämonischen Verwüstungen, die neben den grauenhaften auch wirklich komische Scenen herbeigeführt haben. Sonderbar war es, daß die Explosion in derselben Stunde erfolgte, in der ich Tags zuvor nicht an dieser Unglücksstätte vorbei fahren wollte; von dem Magazin selbst ist keine Spur mehr vorhanden.

Melchior an Sulpiz Boisserée.

München, 26. Juli 1835.

Mit Vergnügen sah ich aus Deinem Brief von Augsburg, daß Du Dich schon dort so wohl befandest, wie ich es kaum gehofft, und ich zweifle nun gar nicht, daß die Reise Dir den Schlaf und den Nerven die gehörige Spannung wieder geben wird.

Von uns habe ich nur Gutes zu melden, wir sind beide wohl, nur ist Bertram heute müde vom Aufstellen der Glasgemälde bei dem Besuche der sächsischen Herrschaften, die Dich auf's beste grüßen lassen. Deine Büste erkannten sie gleich und

fanden ſie frappant ähnlich. Sie kamen mit der verwittweten Königin und ihrem ganzen Gefolge, ſo daß meine Zimmer gedrängt voll waren. Sie hatten große Freude an den Glasbildern, und waren ſehr verwundert, daß Pörtel ſich ſo außerordentlich vervollkommt hat. Ueber die Basreliefs von Schwanthaler war der Prinzregent nicht weniger erſtaunt und konnte ſich von denſelben gar nicht losreißen, behauptend, es ſey das ſchönſte von Skulptur, was er in neuerer Zeit geſehen. Von den Arbeiten ſeines Landsmanns Schnorr war er auch ganz entzückt, und ſtolz darauf, daß Schnorr ein Sachſe ſey. Die Herrſchaften kamen nämlich aus der Reſidenz, wo ſie das Nibelungenlied ꝛc. geſehen hatten.

Sulpiz an Melchior Boiſſerée.

Baden, 15. Auguſt.

Ich habe mich ſeit meinem letzten Brief immer mehr erholt, meinem Gefühl nach würde mir jetzt nichts fehlen, wenn ich keine Sorge für die Zukunft hätte. Aber der Schrecken über den abſcheulichen Zuſtand, in den ich im Frühjahr gerathen, ſitzt mir noch tief in der Seele, und ich möchte nichts verſäumen, um meine Geſundheit zu befeſtigen. Zunächſt ſcheint mir nothwendig, daß ich nach Vollendung der hieſigen Kur nicht gleich nach München zurückkehre, ich glaube ein Aufenthalt in Heidelberg würde das angemeſſenſte ſeyn.

Sulpiz Boiſſerée.

Karlsruhe, 28. Auguſt.

Das Wetter iſt ſeit Dienſtag ſo anhaltend trüb und regneriſch, als es bisher heiter und ſonnig war; indeſſen vermag dieſe Trübniß nicht den angenehmen Eindruck zu verlöſchen, den Baden uns beiden gemacht hat. Anfangs ſah ich dieſen mir von jeher ſo lieben Ort durch den Schleier meiner Kränklichkeit; ich erkannte zwar ſeine Schönheiten und Annehmlichkeiten, aber ich konnte

mich nicht recht darüber freuen; je mehr jedoch die Gesundheit wiederkehrte, desto mehr gefiel es mir in dieser herrlichen Umgebung, und in der so wohlthätigen Luft, und diese Stimmung steigerte sich so, daß wir uns beide gestanden, noch in keinem Bade so gerne gewesen zu seyn. Freilich hat hiebei der Umstand großen Antheil, daß ich so elend und kraftlos nach Baden kam, da ich sonst immer gesund in's Bad gereist bin. Die gute Hofräthin Schreiber versicherte, sie habe schon viele gute Erfolge der Kur in Baden gesehen, einen so auffallenden aber wie bei mir, noch nie. Nun, Gott sey tausendmal Dank!

Heidelberg, 2. September.

Mein Wunsch, hier eine ländliche Wohnung zu beziehen, hat sich sogleich verwirklicht. Ihr werdet euch wohl noch eines alten Weinhauses zum goldenen Waldhorn auf dem Weg nach Neuenheim, nicht weit von der Brücke, erinnern. Dieses Haus ist ganz neu gebaut und einfach, aber sehr reinlich und behaglich eingerichtet, mit hübschem Wein- und Blumengarten bis oben an den Philosophenweg hinauf. Dort wohnen wir in zwei Zimmerchen mit wunderhübscher Aussicht auf den Neckar, die Stadt und das Schloß. Köster wohnt neben uns. Es ist eine sehr anständige Wirthschaft im Hause, meist nur von Professoren und ihres Gleichen besucht. Dieser Aufenthalt macht uns viel Freude, und wir bedauern nur, daß ihr ihn nicht mit uns theilt.

Die alten Freunde fand ich alle wohl und heiter, und viel frischer und geistig belebt, als ich gefürchtet hatte.

Den 14.

Morgen früh verlassen wir Heidelberg nach einem in jeder Hinsicht erquickenden Aufenthalt. Wir haben mit den Freunden in der schönen wohlbekannten Umgebung köstliche Tage verlebt, und scheiden von ihnen mit Dank und mit Trauer.

Stuttgart, 18 September.

Lieber Melchior! Gestern hatte ich Dir noch einige Hoffnung für die Erhaltung unseres guten Heinrichs gegeben; seit der vergangenen Nacht hat aber Gott anders verfügt. Das Nervenfieber hat den furchtbarsten Gang genommen. Erst zwei Stunden vor dem Ende gab uns Staatsrath Ludwig klar zu verstehen, daß die Frage sey, ob der Kranke Mitternacht überlebe. — So haben wir nach einer Krankheit von vier Tagen den guten Menschen verloren, an dessen Leben das Wohl so vieler Anderer hing. Der Jammer ist groß, und nur das zarte, vaterlose Kind lächelt freundlich.

Wir werden so bald als möglich unsere Rückreise antreten.

Rauch an Sulpiz Boisserée in München.

Berlin, 11. Januar 1836.

— — Großen Antheil wahrer Theilnahme erregt hier allgemein die Reise des Königs von Bayern nach Griechenland, und die besten Wünsche begleiten ihn von Tausenden. Gering aber ist die Hoffnung zu guter Einrichtung in diesem Gesindelchaos. Niemand hofft, alle sehen die Sache als verloren an; der Himmel hilft vielleicht wunderbar.

Nachdem hier die Wahl des (Hegels Lehrstuhl) ersetzenden Professors so gänzlich mißlungen ist, sieht alle Welt mit feurigem Auge nach dem allgemein verlangten Schelling hin, man hofft sogar noch auf ihn, wie ich die Nothwendigkeit dieses Wunsches zufällig näher erörtern hörte, nämlich des Professors der Theologie Neanders Büste (eine kuriose) wurde von einem meiner Eleven gemacht, der mit seiner Umgebung Schellings vergötternd gedachte. Ich bitte, mich herzlichst dieser Familie zu empfehlen. Sehen Sie aber Ernst Förster, so bitte ich, ihn zu fragen, ob er mir nicht könnte den erzählten Theil von Schellings Vorlesung (Sommersemester 1834) die Charakteristik St. Peters, Paulus und Johannes senden, welcher mich mit andern sehr interessirt. Sie als Katholik brauchen keine Notiz davon zu nehmen.

Schinkel grüßt herzlichst, nachdem sein Kirchenbau in Potsdam

und die sehr schöne allgemeine Bauschule beendigt, hat ihm der König den Bau einer großen Kirche an der Universität in Königsberg aufgetragen. In Berlin wird nun lebhaft an das Denkmal Friedrichs II. seitens des Königs gedacht.

Wie hat Ihnen Ernst Förters Werkchen „Ueber die ältern italienischen Maler und Bildhauer“ gefallen? Mich hat es ungemein in allen Beziehungen angesprochen. Wahr, genau in der Sache und schöne Sprache! Es gefällt hier allgemein und bringt ihm Ehre.

Schorn an Sulpiz Boisserée.

Weimar, 7. Februar 1836.

Meinen besten Dank für die freundliche Auskunft wegen Neher. Die Frau Großherzogin wünscht nun, daß das Zimmer mit den Gemälden aus Schiller zuerst ausgeführt würde. Ich habe an Neher geschrieben und er hat den Antrag angenommen; was ich von ihm gesehen und gehört habe, ist nur rühmlich. Die Frau Großherzogin wünscht nun ferner, daß er später auch die Leitung der Goethe'schen Arbeit nach Schinkels Entwurf übernehmen möchte, es fragt sich, ob er darauf eingehen will. Da Schinkel blos kleine Zeichnungen macht, welche die Disposition des Ganzen enthalten und die Ausschmückung dieser Gallerie wegen zwei antiken Basreliefs sich dem pompejanischen Geschmack nähern soll, folglich viel architektonisches Ornament erfordert, so war der Entwurf von einem Architekten unumgänglich; da aber für die Ausführung der Bilder doch die Zeichnung von Kartons nöthig wird, könnte Neher meiner Ansicht nach, unbeschadet seines Rufes, als selbstständiger Künstler wohl die Leitung und Mitwirkung übernehmen.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Bad Sulz am Peissenberg, 26. Juni 1836.

Von unserem Befinden kann ich Dir die beste Kunde geben, ich fühle mich meiner Stimmung nach und überhaupt hier schon

Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Dieſe zu erklären hielt man für die nächſte Pflicht und hat dabei das Bedürfniß berückſichtigt, das aus Fragen und Einwendungen deutſcher Hörender und Leſender hervorging. Ein angefügtes Regiſter bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen und auch wo ſie erklärt werden. Dieſes Erklären aber geſchieht in einem gewiſſen Zuſammenhange, damit nicht abgeriſſene Noten, ſondern ein ſelbſtſtändiger Text erſcheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und loſe verknüpft, dem Leſenden jedoch Ueberſicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Beſtreben unſeres dießmaligen Berufes angenehm ſeyn! Wir dürfen es hoffen: denn in einer Zeit, wo ſo vieles aus dem Orient unſerer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienſtlich erſcheinen, wenn auch wir von unſerer Seite die Aufmerkſamkeit dorthin zu lenken ſuchen, woher ſo manches Große, Schöne und Gute ſeit Jahrtauſenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen iſt.

in den ersten Tagen sowohl, als voriges Jahr in den letzten in Baden! Von dem bösen Nervenzucken ist bis auf wenige, schwache Mahnungen fast alle Spur verschwunden. Die Abspannung und Ermüdung hat sich aber dermaßen verloren, daß ich Stunden lang spazieren, den ganzen Tag in der Luft seyn und ohne Beschwerde Berge steigen kann, wozu die mannigfaltigste Aufforderung ist, weil wir hier viele sanfte Hügel und Anhöhen mit den schönsten Wiesen und Waldungen haben. Der ganze Peissenberg besteht aus flach gewölbten mit kleinen Ebenen verbundenen bis zur Spitze mit Aeckern und Bauernwohnungen bebauten Hügeln. Ganz oben sind wir aber noch nicht gewesen.

In unserm stillen Leben hier hat sich noch wenig geändert, außer daß ein verständiger Kaufherr aus Kaufbeuern unser Tischgenosse geworden ist.

Ganz unerwartet kamen eben drei Herren von München als Kurgäste an, wovon mir der eine Deinen Gruß und die frohe Nachricht brachte, daß Du morgen hieher kommen wolltest. Das macht mir die größte Freude, Dich so bald wieder zu sehen, Dir die schöne Gegend, vor allem aber mein Wohlbefinden zu zeigen, denn so etwas muß man mit eigenen Augen sehen.

Sulz, den 7. Juli.

Wir haben unsere kleine Wallfahrt nach den alten Abteien Polling und Wessobrunn gestern glücklich vollbracht, und sind erst nach neun Uhr zurückgekehrt.

In Polling habe ich ein lebensgroßes Crucifix auf Goldgrund gemalt gefunden, welches als wunderthätig verehrt wird, und das Kreuz seyn soll, dessen Auffindung den Herzog Thassilo im Jahr 750 zur Stiftung des Klosters veranlaßt habe, ob dieß der Fall ist, bezweifle ich; das aber scheint mir gewiß, daß dieses Crucifix so alt ist, als die Wiederherstellung des Klosters durch Kaiser Heinrich den Heiligen im Jahr 1010. Der größte Theil des Gemäldes ist noch erhalten. Ihr könnt euch denken, daß Zeichnung und Ausführung sehr roh sind, um so merkwürdiger aber ist das Gemälde wegen seines Alterthums, man wird wenige von dieser Zeit, außer den Miniaturbildern in alten Büchern, finden. Das ganze Bild hat die Gestalt des Kreuzes, und dadurch ist es

möglich geworden, das Gemälde mit Glas zu bedecken und so lange zu conserviren; freilich sieht man, daß ehe dieses geschehen, man gar unbarmherzig damit verfahren ist. Die Malerei ist auf Leinwand, Pergament oder Leder aufgetragen, welches auf Holz befestigt ist, wie wir das auch noch bei den Malereien des vierzehnten Jahrhunderts gesehen haben. Der Meßner erzählte, die Unterlage der Malerei sey Fischhaut.

Kaulbach mit seiner Frau und der kleinen Johanna haben uns besucht, sie wohnen in Unterpeissenberg beim Schuster in einem schönen Bauernhaus mit großem Baumgarten. Wir hoffen uns öfter zu sehen.

Auch kam Rückert vor einigen Tagen abends an, eben als die ganze Tischgesellschaft vor dem Hause versammelt war, und auf die Glocke, die zum Abendessen ruft, wartete. Er stieg aus, und ging ohne zu grüßen, auf die Wirthin zu und mit derselben in's Haus. Als wir nachher alle bei Tisch saßen, kam er eben so finster herein, setzte sich am Ende des Tisches nieder, blieb sprachlos und wollte eben so das Zimmer verlassen, als ihm fast die ganze Gesellschaft zurief: „Nun, gute Nacht!“ Da machte er eine stumme Begrüßung. In diesem Augenblick erst erkannte ihn Mathilde, und ich ging ihm nach in den Garten, in dem er bei der schönen Nacht herum spazierte. Es war mir nicht möglich, ihn anzusprechen, er vermied mich sichtbar. Am andern Morgen überzeugte ich mich, daß er es wirklich sey, ging nun gerade auf ihn los, und wir erfreuten uns des Wiedersehens. Auf meine Frage, warum er gestern so unfreundlich gewesen, erwiderte er mir, sein Reisehandbuch vorhaltend: „Da sehen Sie, steht: in dem Bad Sulz findet man gewöhnlich den Abschaum der Gesellschaft von München! und davon glaubte ich mich fern halten zu müssen.“ Auf meine Versicherung, daß der größere Theil der Gesellschaft zwar aus Münchnern bestehe, aber aus lauter anständigen Personen, entschloß er sich einige Tage hier zu bleiben, und wurde durch seine Beredtsamkeit und absichtliche Freundlichkeit der Liebling der Badegäste.

Wir werden bis zum siebenzehnten hier bleiben und dann unsere Rückreise über Hohenschwangau antreten, so daß wir noch mit Ruhe Deine Reise an den Rhein und die Angelegenheit des Apollinarisberges besprechen können.

Melchior an Sulpiz Boisserée.

Köln, 1. August 1836.

Unser schönes Lieblingsgut geht nicht, wie ich geglaubt, in die Hände der gräflich Lippe'schen Familie über, sondern in jene des Herrn v. Fürstenberg.

Als ich mit dem Lippe'schen Bevollmächtigten zum Notar kam, fanden wir dort Herrn Riegler. Es wurde Alles zu Protokoll genommen, was bisher geschehen. Der Notar frug nun, ob kein Nachgebot da sey? Da erklärte Herr Riegler zweihundert Thaler mehr zu geben, der andere erklärte nicht weiter zu bieten, und nachdem ich gefragt wurde, ob ich zuschlage, gab ich mein Jawort. Nun erst sagte Herr Riegler, er habe es für den Herrn v. Fürstenberg gekauft.

Alle Leute in Bonn und auch hier sind sehr erfreut, daß das Gut in seine Hände gekommen ist, weil er noch mehr dafür thun kann, und nun auch die Kirche erhalten wird.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

München, 24. August.

Obwohl das Nachgebot so gering ausgefallen ist, so freue ich mich doch auch, daß unser Schoßkind nun in noch bessere Hände gekommen ist. Die Erhaltung der Kirche, wenigstens der Kapelle, ist nun auf jeden Fall gesichert, und es würde mir eine wahre Genugthuung seyn, wenn wir bei der Wiederherstellung der einen oder der andern einigen Einfluß ausüben könnten.

Dein Aufenthalt wird nun nicht lange mehr dauern, denn Du wirst die Uebergabe des Gutes zu beschleunigen suchen. Es wäre mir lieb, wenn Du bald wieder kämest, weil wir zu Anfang Oktober abreisen sollten. Ich habe die nöthigen Schritte wegen dem Urlaub gethan. Ob wir nach dem südlichen Frankreich oder nach Italien gehen, ist noch immer unentschieden, da in Genua und an andern Orten noch immer die Cholera herrscht.

Sulpiz an Melchior Boisserée auf Apollinarisberg.

München, 4. August 1836.

Meine wieder hergestellte Gesundheit hat sich vortrefflich bewährt, denn seit den letzten acht Tagen war ich in beständiger Bewegung. Ich hatte kaum das wichtigste von den wieder übernommenen Ministerialgeschäften abgethan, als Schinkel mit seiner Frau und drei Töchtern ankam. Ihr erster Besuch war bei uns, und da Klenze und Gärtner nicht hier sind, so fiel die Aufgabe, die Ehre von München wahrzunehmen, ganz auf mich. Mit dem ruhigen, feinen, geistreichen Schinkel war mir diese Aufgabe sehr angenehm. Erleichtert wurde die Sache dadurch, daß, da Schinkel nur vier Tage für München hatte, er alle Einladungen ausschlug. Mathilde übernahm die Frau und Töchter; und wenn wir abends von dem vielen Sehen, Fahren und Geben müde waren, so ruhten wir ganz allein mit einander an unserm Theetisch aus. Nur gestern, am letzten Abend, kam noch General Stockhausen mit seiner Frau dazu, die nach Gastein gingen, und da tranken wir als an dem Vorabend vom Geburtstag des Königs von Preußen ein Glas Champagner auf seine Gesundheit. Gestern morgen reisten die Schinkels über Regensburg weiter.

Schinkel war über die vielen hiesigen Kunstwerke und Unternehmungen, trotz allem was er davon gehört, sehr verwundert; er stimmte über Alles, besonders über die Gebäude von Klenze, Gärtner, Ohlmüller und Zieblandt, sowie über die Malereien von Cornelius, Schnorr und Heß, und die Skulpturen von Schwanthaler, ganz mit unserem Urtheil überein. Schwanthalers Arbeiten haben ihm ganz besonders zugesagt, und zwar haben seine Statuen für die Walhalla und den neuen Residenzflügel, seine Erwartungen in allen Stücken übertroffen; denn große poetische Erfindungsgabe hatte er wohl erwartet, aber nicht die Fähigkeit zu einer so schwierigen Ausführung wie jene Statuen, und besonders die Ahnenbilder, sie darbieten; wogegen die berühmten Innsbrucker Statuen doch nur eine Art Schmiedearbeit seyen. Von neuen Malereien gefielen ihm besonders die von Heinrich und Peter Heß, Baier und Rottmann, dessen Skizzen aus Griechenland wir sahen. Im Ganzen wirkten die vielen Werke und Aufgaben, welche der König den hiesigen Künstlern aufgetragen,

ſehr niederſchlagend auf Schinkel, weil in dieſer Hinſicht in Berlin ſo wenig geſchieht; und er ſagte, es ſey eine eigene Verlegenheit für ihn, mit dem Kronprinzen darüber zu ſprechen, und dadurch die Ungeduld des lebhaften Herrn über die Berliner Armuth nicht noch mehr zu ſteigern.

Einen Vormittag brachten wir im königlichen Schatz zu. Der Kronprinz von Preußen will dem im Kloſter Mettlach begrabenen König Johann von Böhmen, geſtorben 1346 in der Schlacht von Creſſy, ein neues Grabmal errichten laſſen. Dazu ſollte Schinkel eine Zeichnung nach der im Schatz befindlichen Krone des Winterkönigs machen; dieſelbe iſt offenbar der alten böhmiſchen Krone nachgebildet, ſehr merkwürdig. Ueberhaupt iſt der ganze Schatz äußerſt intereſſant, ein wahres Bild alten ungeſtörten fürſtlichen Beſitzes.

Geſtern Mittag empfing ich den König von Württemberg bei Deinen Glasbildern; er war auf der Rückreiſe von Gaſtein. Heute Nachmittag habe ich eine Abſprache mit Brogniart, dem Direktor der Manufaktur von Sevres. Er ſprach mich gleich als einen alten Bekannten vom Jardin des plantes an, wo wir uns oft bei Cuvier in den Abendgeſellſchaften geſehen. Was er von neuen Glasgemälden in Regensburg geſehen, hat ihn in Erſtaunen geſetzt, und er ſetzte naiv genug hinzu: er hoffe hier nichts beſſeres von großen Kirchenfenſtern zu finden. Ich beſchränkte mich darauf, ihm zu ſagen, daß man von ſeiner Reiſe unterrichtet, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, das eben zuletzt fertig gewordene Fenſter für die Auerkirche aufgeſtellt gelaſſen habe, und daß ich ihn bitte, ehe er Deine Sachen ſehe, vorher mit Peter Heß dieſes große Fenſter in Augenſchein zu nehmen.

Mathilde Boiſſerée.

November 1836.

Obſchon ſich die Geſundheit meines theuern Mannes in den letzten Monaten ſehr gebeſſert hatte, beſtand doch unſer Arzt ganz feſt darauf, daß wir den Winter in dem ſüdlichen Frankreich oder in Italien zubringen ſollen. Als wir die Anſtalten zu unſrer Abreiſe

gemacht hatten, brach die Cholera in München aus, und dadurch wurde es sehr schwer, uns von Melchior und Bertram zu trennen. Da uns beide aber der Arzt für Cholerakandidaten erklärte, so war der gute Melchior unablässig bemüht, uns fortzuschaffen; und als wir endlich am 31. Oktober morgens im Wagen saßen, rief er über der Sorge die Trennung ganz vergessend aus: „Jetzt danke ich Gott, daß ich Euch so weit habe!“ Es war ein trüber Anfang der weiten Reise; schon am zweiten Morgen war es so kalt, daß uns die Wagenfenster ganz zufroren, und am dritten Tag, da die Kälte etwas nachgelassen hatte, bekamen wir dafür anhaltenden Schnee. Dadurch geriethen wir auf dem Weg nach Schaffhausen in nicht geringe Verlegenheit. Bei der so früh einbrechenden Dunkelheit erklärte uns nämlich unser Münchner Kutscher, er glaube sich verirrt zu haben, und wage nicht weiter zu fahren; da war guter Rath nöthig, es war aber keine menschliche Spur, kein Haus, nichts zu entdecken. Endlich glaubte ich in der Ferne Stimmen zu hören und ein bewegliches Lichtchen zu sehen. Es war keine Täuschung, querfeldein kam ein Metzger, der uns versicherte, wir seyen nicht von der großen Landstraße abgekommen, stehen aber dicht vor einer Steige und er ermahnte den Kutscher, gut einzulegen. Zugleich versicherte er, wir hätten nimmer weit nach Büdingen, wo wir ein reinliches Wirthshaus fänden, denn bis Schaffhausen zu kommen, sey unmöglich. Das war sichtbare Hülfe in der Noth!

Nach einer kleinen Stunde erreichten wir den uns bezeichneten Ort. Als wir in die wohl erwärmte Wirthsstube eintraten, war alles in großer Aufregung, denn es war eben die Nachricht eingetroffen von der mißglückten Unternehmung Louis Napoleons in Straßburg. Nun wurde uns mit einemmal klar, warum einer unsrer Bekannten, der zum Leuchtenbergischen Hause gehört, so dringend abgerathen hatte, den für uns viel bequemern Weg über Straßburg zu nehmen. Der ganze Vorfall ging so schnell und spurlos vorüber, daß er für uns kein Hinderniß gewesen wäre; aber seine Anhänger hatten das freilich nicht erwartet. —

In unaufhörlichem Regen kamen wir am andern Morgen nach Schaffhausen, und am Abend in der Dämmerung nach Baden. Kaum waren wir in unserm Zimmer, da entstand uns gegenüber in einem vor der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen

Kloſter ein Brand, der durch ſeinen Wiederſchein den Stadtthurm hell beleuchtete. Man glaubte, er ſey aus Parteihaß angelegt, da den Mönchen im Kanton Aargau ſchon an verſchiedenen Orten Feuer gelegt wurde. Zum Glück beſchränkte ſich der Brand auf eine reichgefüllte Scheune.

Wir hatten Regen bis nach Bern, was in dieſem trüben Wetter keinen freundlichen Eindruck machte. Deſto angenehmer war es, Marie, die jüngſte Tochter von Thibaut, die dort an den Advokaten Herrmann verheirathet iſt, bei uns zu ſehen. Da ſie weit vor der Stadt wohnen, übernahm es unſer freundlicher Landsmann, Dr. Rudolf Wagner, der mit ſeinem Bruder in Bern ein ſehr beſuchtes Knabeninſtitut hat, ſie zu uns einzuladen. Sie blieben den Abend bei uns und ſprachen ſo viel von Montreux, daß mein lieber Mann auf's neue in Verſuchung kam, dorthin zu gehen. Die ſehr entſchiedene Frau Marie wollte das doch nicht verantworten, und ſchlug eine Conſultation mit ihrem Hausarzt Dr. Lindt vor, den ſie uns noch zuſchicken wollte. Er kam noch nach neun Uhr, hörte die Krankheitsgeſchichte meines lieben Mannes ruhig an, betrachtete uns beide mit ſeinen klaren, durchdringenden Augen und ſagte dann ganz entſchieden: „Montreux iſt nur ein Surrogat, wer nach Hyères oder Nizza gehen kann, darf das nicht verſäumen, es gehört nur guter Muth dazu, und den haben Sie," ſetzte er ſich an mich wendend freundlich hinzu; „darum ſetzen Sie getroſt Ihre Reiſe weiter fort."

Als wir am andern Morgen eben abreiſen wollten, bekam ein Pferd an dem Wagen heftige Kolik, es wurde zum Thierarzt geführt und man hoffte, das Uebel ſollte ſchnell vorüber gehen. Unterdeſſen kam Frau Marie noch einmal und der Unfall mit dem Pferd brachte uns auf den Aberglauben. Mein lieber Mann ſprach ſich auf das Entſchiedenſte dagegen aus und meinte: es ſey ein Unterſchied mit den Ahndungen und Zeichen, die uns von Innen auf dem geiſtigen Wege kämen, dieſe mögen oft wahrhafte Mahnungen ſeyn; aber auch in dieſer Beziehung habe man ſich vor den Täuſchungen ſehr zu hüten, denen man nur allzu ſehr ausgeſetzt ſey. Der Begriff von der Vorſehung ſchließe den Aberglauben ganz aus, dennoch habe man mit demſelben zu kämpfen, weil man der Phantaſie nicht gebieten könne, den zufälligen Begegniſſen eine Bedeutung unterzulegen, aber man müſſe

das nur als ein Spiel oder als eine Plage der Phantasie betrachten, und den Zufälligkeiten keinen wirklichen Zusammenhang mit unseren Geschicken beilegen, das sey heidnisch.

Sulpiz bestand darauf, daß das kranke Pferd zurück bleibe, und der Kutscher, ein bequemer aber gutherziger Mann, als Schweizer Vetturin berühmt, verstand sich dazu. Der Himmel war unterdessen ganz klar geworden und wir hatten noch Zeit genug, von der Plattform aus das Gebirge mit den Gletschern im schönsten Lichte zu sehen. Um Mittag konnten wir endlich abreisen, schon auf der Anhöhe hinter Bern hatten wir wieder den Anblick des Gebirges vom Berner Oberland und bis gegen Luzern hin; später kam der Jura und der Neufchateler und Bieler See zum Vorschein.

Die Nacht blieben wir in Payerne und kamen am andern Nachmittag nach dem schönen Lausanne. Wir stiegen abends noch zu dem merkwürdigen Dom hinauf, der meinen Mann sehr interessirte: die Aussicht war herrlich und ich hatte gehofft, daß alle diese neuen Eindrücke die noch immer vorherrschende trübe Stimmung meines lieben Mannes erheitern sollten; es mochte aber des Guten und Schönen zu viel seyn, denn er brachte die ganze Nacht wieder schlaflos zu. Am Morgen gelang es mir doch, ihn zur Weiterreise zu bestimmen. Schon um drei Uhr waren wir in Genf im Hotel des Bergues, an der Rhonebrücke. Nachdem wir uns in dem prächtigen und doch bequemen Haus ausgeruht und uns die Stadt und nächste Umgebung angesehen, mein lieber Mann aber doch wieder mit seinem Heimweh gekämpft hatte, fuhren wir am dritten Tag, abends um neun Uhr mit der Post nach Lyon ab. An der Douane von Bellegarde sollten alle Passagiere visitirt werden. Ich wurde zuerst eingeführt, und als die dicke Französin Anstalt machte, mich zu durchsuchen, brach ich in ein unwillkürliches Lachen aus und versicherte, daß ich außer meiner Börse und einem Stückchen Chokolade nichts in der Tasche habe. Darauf sagte mir die Inquisitorin, sie sey versichert, daß ich nichts habe, und ließ mich unberührt herausgehen. Erst nachher erfuhr ich, welches Glück ich hatte, denn die andern Frauen wurden auf eine empörende Weise durchsucht. Meinem lieben Mann wurde sein Paß abgenommen, um nach Paris geschickt zu werden. Dieß Alles wirkte sehr unangenehm auf ihn und die

Weiterreiſe in der Nacht wurde ihm ſehr ſchwer, doch war es ein Glück, daß wir im Coupé ganz bequem und allein waren. Lyon kündigte ſich großartig an und zum Glück hatte der Regen nachgelaſſen. Wir gingen in das uns ſehr empfohlene Hotel du Nord. Das Mittageſſen war ſehr gut, aber einen ſchmutzigern Speiſeſaal hatte ich noch nirgend geſehen.

Am andern Tag beſuchten wir das Muſeum und die alte Domkirche, worin es bei abermaligem Regen und bei den ſchönen gemalten Fenſtern ſo dunkel war, daß wir die Gegenſtände kaum erkennen konnten.

Den nächſten Morgen kam die Nachricht, daß noch vor Mittag ein Dampfboot nach Valence abgehe, da die Rhone endlich ſo viel gefallen ſey, um unter den Brücken durchzukommen. Wir entſchloßen uns ſchnell damit abzureiſen.

Sulpiz Boiſſerée.

Avignon, 17. November.

Die erſte Entſchadigung für die vielen Mühſeligkeiten unſeres Aufenthaltes in Lyon bei ſchlechteſtem Regenwetter und dann der Einſchiffung war, daß wir auf dem Dampfſchiff gute Geſellſchaft und zwar meiſt von Deutſchen fanden. Wir hatten uns kaum mit einem Landsmann, der ſich in der Nähe von Tournon, wo der gute Wein d'Ermitage wächst, angeſiedelt hat, in ein Geſpräch eingelaſſen; da kam ein junges Paar aus Dresden auf uns zu, das im Begriff war, ſeine Hochzeitreiſe nach Italien, und da Neapel durch die Cholera unzugänglich war, nach Algier zu machen. Zwei Norddeutſche, junge Barone, die ihrer Geſundheit wegen, der eine nach Montpellier, der andere nach Nom ging, miſchten ſich auch in die Unterhaltung. Da trat ganz unerwartet auch Fallmerayer herzu, der acht Tage in Lyon durch Unpäßlichkeit aufgehalten war. Die Freude, uns an dieſer Stelle wiederzuſehen, war groß. Der gute Mann iſt ſehr disguſtirt, daß man in München ſogar nichts für ihn gethan hat. Heute bleibt er noch hier, er will über Marſeille nach Piſa gehen. Zur Vermehrung der deutſchen Geſellſchaft kam noch ein Arzt aus Freiberg.

der nach Montpellier geht. Ganz angenehm war das Zusammentreffen mit einem jungen, liebenswürdigen Neufchateler, der nach Hyères geht, wo er den Winter zubringen will.

Es war keine Kleinigkeit, die Fahrt mit dem Dampfschiff bei dieser Jahreszeit zu unternehmen, da die Landungsplätze überall fast eine halbe Stunde weit von den Gasthöfen entfernt, und außer in Lyon, keine Wagen zum Abholen bereit sind. Dazu kam noch, daß die Rhone sehr angeschwollen und daher die Durchfahrt durch die vielen Brücken sehr schwer, ja gefährlich war. Der Lyoner Bankier, bei dem ich mich wegen der Sicherheit der Fahrt erkundigte, sagte mir, wenn die Schiffer die Fahrt wagten, so sey nichts zu befürchten; denn sie lüden immer so viele kostbare Waaren, deren Werth sie im Fall eines Unglücks zu ersetzen hätten, daß sie gewiß nicht abführen, wenn sie Gefahr fürchteten; sonst freilich der Passagiere wegen, da für deren Verunglückung keine Entschädigung zu zahlen ware, würde man gerade nicht auf besondere Vorsicht zu rechnen haben. Das heißt doch die Sachen recht gründlich ohne Täuschung ansehen.

Nismes, 21. November.

Gestern sind wir früh genug hier angekommen, um gleich die Hauptmerkwürdigkeiten zu besehen.

In Avignon hat mich das Museum, die Domkirche und ganz besonders der Palast der Päpste interessirt; sodann gegenüber von Avignon, in der sogenannten Villeneuve, das Hospital wegen dem Grabmal des Papsts Innocenz VI. und einem alten Gemälde, dann die Trümmer der alten Karthause, die Thürme und Mauern der Stadt und der Burg St. André, welche ebenso alterthümlich und bedeutend sind, als die von Avignon selbst. Avignon mit der Vorstadt Villeneuve bietet noch jetzt das vollständigste Bild einer alten weitläufigen Befestigung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Ueberhaupt ist die weltliche, kriegerisch-fürstliche Seite des Papstthums dort am meisten hervorgekehrt, alles Kirchliche tritt als Nebensache in den Hintergrund und ist wohl nur hinter den festen Thürmen und Mauern des gewaltigen Palastes, der durchaus zur Vertheidigung eingerichtet war, bedeutend gewesen; Spuren finden sich noch in den großen kirchenartigen Kapellen,

Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bei jeder Nation die erste, sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je naturgemäßer sie hervortritt, desto glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig, der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des alten Testaments ist mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklarten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was solche Männer uns verliehen und hinterlassen darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an diesen Schätzen vorüber gehen.

Beispiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei seinem hohen Zweck, einem Könige von Israel anstandige, interessante Voreltern zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet werden kann, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist.

Wir verweilen sodann einen Augenblick bei dem hohen Lied, als dem zartesten und unnachahmlichsten, was uns von Ausdruck leidenschaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen.

welche unter den Bourbons in den Jahren 1817 und 1821 zu Kasernen umgewandelt und in drei Geschoße abgetheilt worden sind. Vor der Revolution muß Avignon fast so merkwürdig und reich an Alterthümern gewesen seyn als Köln. Aber selbst vor jener Umgestaltung des Palastes zu einer Kaserne hat derselbe noch in architektonischer Rücksicht die großartigste Anschauung gewährt. Einige Reste von Freskomalereien an den Gewölben zeugen von dem alterthümlichen Schmuck, der vor zwanzig Jahren noch zu sehen war. Nun wird man auf alle Weise beleidigt und es bleibt nichts als die mächtige felsenartige, auf einen Felsen gebaute Masse mit ihren Thürmen ins Viereck gebaut, mit einem sehr großen Hof, aus der man sich mühsam die alte Einrichtung herausuchen muß. Indessen, wenn jemand die weltliche Architektur des Mittelalters gründlich bearbeiten wollte, so würde es nicht schwer seyn, das ganze Gebäude seinen wesentlichsten Theilen nach in Zeichnung wieder herzustellen. Die dicht neben dem Palast gelegene Domkirche ist ebenso unbedeutend, als diese päpstliche Burg mit ihren Zinnen, Fallgattern, Thürmen, Marterkammern, Gefängnissen der Inquisition u. s. w. bedeutend ist! Man begreift all das Unheil, welches aus dem Schisma, der Verlegung des päpstlichen Sitzes nach dieser dem Einfluß der französischen Könige ausgesetzten Stadt, der Ketzerverfolgung u. s. w. entstanden ist, um so viel besser, wenn man das gesehen hat. Ja man sieht den Unsinn eines solchen Priesterthums in diesen hoch aufgethürmten Gebäuden versteinert vor seinen Augen.

In dem Hospital von Villeneuve sah ich eine Krönung Maria mit allen Heiligen, unten Hölle und Fegfeuer, scheint auf den ersten Blick italienisch; bei näherer Betrachtung erinnert das Bild aber doch gar sehr an die Brügger Schule, und zwar an den Meister der Miniaturen von Brentano. Es wird dem König René zugeschrieben. Vor der Revolution muß hier ein Schatz von alten Malereien gewesen seyn, von den Päpsten, Legaten und dem kunstliebenden Herrn der Provence, dem König René. Die Tradition, welche alle alte Bilder diesem König zuschreibt, deutet noch darauf hin. In Villeneuve auf dem Felsenhügel der alten Burg hinter der Kartäuse sahen wir die ersten Olivenbäume; die Leute waren gerade mit dem Einsammeln der Oliven beschäftigt, dabei war die Sonne so warm wie in den schönsten

Septembertagen am Rhein! Gestern fuhren wir, nachdem wir ein ödes Kalkgebirge überschritten hatten, zwischen lauter Oelbaum- und Maulbeer-Pflanzungen, zwischen denen Wein wächst, hieher. Es sieht nicht sehr erbaulich aus; die Neuheit und der Gedanke an die Nützlichkeit müssen das beste thun, das arme Auge hat wenig Freude davon. Hier ist man in einem ganz modernen Wesen, was zu den großen antiken Ueberresten nicht übel paßt, weil die Linien einigermaßen übereinstimmen und die grande nation von den Römern, der grande nation der alten Welt, sich gedemüthigt sieht. Ich muß mich noch etwas umsehen, daher schließe ich heute. Von hier gehen wir nach Arles, dann nach Marseille, von dort nach Hyeres.

Marseille, 28. November 1846.

Wir fuhren von Nismes in einem Miethwagen nach Arles; der Weg dahin führt durch niedriges sandiges Land, großentheils nur mit Tamarinden bewachsen. Wir stiegen im Hôtel du Nord au Forum ab, einer ordinären Kneipe, trotz ihres großartigen Schildes. — An der Kathedrale ist das Portal und der Kreuzgang sehr merkwürdig. Das Amphitheater ist größer als in Nismes, aber nicht so wohl erhalten; von den im Mittelalter nach den vier Weltgegenden errichteten viereckigen Thürmen ist nur noch einer erhalten. In demselben befindet sich die Wohnung des Wächters, unglücklicherweise war derselbe in der Nacht gestorben und es währte lange, bis wir hinein kommen konnten. Es sind sechzig Arkaden an dieser Arène, wie sie es nennen; also kein Verhältniß mit dem Tempel des Graales. Die Erwähnung, daß die Templeisen einen ähnlichen Tempel in Arles erbaut hätten, beruht also bloß auf der Aehnlichkeit der runden Gestalt.

Von dem antiken Theater stehen nur noch zwei Säulen des Proscениums; aber die ganze Einrichtung, Sitze, Orchester und Bühne, wird doch hier noch recht anschaulich.

In einer ehemaligen Kirche, dem Dom gegenüber, ist eine große Sammlung sehr interessanter christlicher und heidnischer Sarkophage aufgestellt, wovon die meisten von dem Cimetière de notre Dame de la garde, und den Champs elysées dieser

Stadt herkommen. Auf dem Kirchhof selbst steht nur noch der hintere Theil dieser Kirche mit dem Mittelthurm. Ringsum stehen noch eine große Anzahl steinerner Gräber; in einem Doppelgrab, wovon die untere Hälfte des Deckels abgebrochen war, zeigte uns der Führer ein Lager von Schilf, in dem man deutlich den Eindruck von zwei armen Knaben sah, denen dieses Grab in der wärmern Jahreszeit zur Schlafstätte gedient hatte.

Welch' ein Elend würdig dieser von ihrer hohen Wichtigkeit herabgekommenen Königsstadt, die jetzt in jeder Hinsicht nur als eine Grabesstadt erscheint. Nekropolis im tiefsten, weitesten Sinn des Worts.

Morgens vor der Abreise nöthigte mich der Wirth, noch die Gewölbe unter seinem Hause zu besichtigen (an seinem Haus schließt sich auf dem Forum der Rest eines römischen Gebäudes an); da erhielt ich unerwartet die widerwärtigste, vollste Bestätigung dieses Eindrucks, denn er führte mich in ein dumpfes Gewölbe, wo ich über einer Menge Gerippe strauchelte und vor dem schrecklichen Anblick und der verpesteten Luft schnell die Flucht ergriff. —

Wir kamen von dort direkt hierher; die Fahrt auf dem Kanal war nicht erquicklich, wir waren froh, in Boue die Diligence zu besteigen, mit der wir nach zehn Uhr hier ankamen und nach langen vergeblichen Versuchen endlich in einem guten Hotel aufgenommen wurden. Von hier gingen wir nach Aix und kehrten von dort gestern hieher zurück. Morgen früh gehen wir nach Toulon und von dort nach Hyeres. Fallmerayer, den wir hier wieder trafen, sprach davon wie von einem Paradies. Er hat dort den Maire kennen gelernt, den er uns als einen sehr unterrichteten, gastfreien Mann schilderte, der eine schöne Bibliothek besitze und versicherte, daß man uns schon erwarte.

In dem herrlich gelegenen Aix und gestern hier am Meer, wo wir eine Menge Schiffe langsam herannahen sahen, genossen wir diese für uns wundersame Natur im vollsten Maaße. — In Aix habe ich außer dem großen Bild von König René noch allerlei Reste altniederländischer Bilder gefunden, welche die Kunstliebe des hier residirenden Königs bezeugen, aber ganz bedeutend ist bloß das große Bild. Man könnte es wohl dem Eyck zuschreiben, wenn nicht einzelne Sachen zu gering für ihn wären. Dagegen

ist aber das viele Gute und Treffliche so ausgezeichnet, daß man es vor der Hand niemand anderes zuschreiben möchte. Es gewährt eine sehr merkwürdige, lehrreiche Anschauung, und ich bin froh, daß ich es gesehen habe. Die Figuren sind alle lebensgroß; ganz besonders wahr und schön sind die Hände. Die Vortrefflichkeit der Köpfe versteht sich von selbst. Die Beiwerke sind am wenigsten ausgezeichnet.

Sieveking hat uns sehr freundlich aufgenommen, er kennt Hyères genau, seine Frau und Kinder hat er während der Cholera dorthin geschickt, auch besitzt er ein Gut in der Nachbarschaft.

Mathilde Boisserée.

Nachschrift. Gottlob es geht jetzt mit der Gesundheit und dem frohen Muth meines lieben Mannes vortrefflich, ich bin recht dankbar dafür. Ich hoffe, wir erleben unter diesem wundervollen Himmel einen neuen, bessern Lebensabschnitt. Für uns war und ist immer aller Anfang schwer, so war es auch auf dieser Reise; gebe Gott, daß das Schwerste überstanden sey.

Sulpiz Boisserée.

Hyères, 3. December 1836.

Nachdem wir Montag abends noch bei Sieveking einige ruhige Stunden mit seiner Familie am Theetisch zugebracht und noch allerlei gute Anweisungen von ihm und seiner Frau empfangen hatten, sind wir den andern Morgen im Coupé der Diligence abgefahren. Mit der Dämmerung kamen wir nach Toulon und beschlossen einen Tag zu bleiben, bei welcher Gelegenheit wir auch den Prinzen Joinville sahen, der von seiner Seefahrt im mittelländischen Meer ans Land gestiegen war und aus dem Arsenal, d. h. aus dem Kriegshafen kam, den er besichtigt hatte; es ist ein hoch aufgeschossener, magerer, freundlich und unverdorben scheinender Jüngling von sechzehn Jahren. Wir forderten sofort auch die Erlaubniß, diesen größten Kriegshafen von Frankreich zu besuchen und brachten drei Stunden in dieser großartigen Anstalt zu.

Den andern Tag setzten wir unsern Weg hieher fort. Das Land zwischen Toulon und hier ist sehr fruchtbar, reich bebaut, und die Hügel und Berge sind meist mit immergrünen Eichenwäldchen bedeckt, welche die Wein-, Oel- und Getreide-Anpflanzungen angenehm unterbrechen; es kam uns oft vor, als wenn wir von Bonn nach dem Apollinarisberg führen; diese heimathliche Erinnerung wurde noch dadurch erhöht, daß wir in der Nähe von Hyères Viehheerden begegneten, denn diesen Anblick hatten wir lange entbehrt, da wir seit Lyon nur Schafe, Ziegen und Schweine gesehen hatten. In der hiesigen Gegend aber gibt es wieder Wiesen und namentlich hier hält man ansehnliche Heerden von Hornvieh. Als wir ganz nahe bei der Stadt Hyères waren, gab das felsige Gebirge mit vielen alten Thürmen und Ruinen der Landschaft vollends ein heimathliches Ansehen; die Oelbäume hinderten das nicht, weil sie wie Weidenbäume erscheinen; aber seltsam war es, daß wir die Wälder grün sahen wie im Mai, und dabei die Obstbäume, Birnen, Aepfel, Maulbeer u. s. w. dürr oder mit gelben Blättern; und als wir endlich in die Bucht umbogen, welche das Felsengebirg bildet, auf dessen Abhang Hyères liegt und die vielen Orangengärten mit tausenden von goldenen Aepfeln zum Vorschein kamen, als sich dazwischen hie und da Palmbäume, an einer Stelle mehr als sechs nahe bei einander, zum Theil mit Früchten, erhoben, und wir den Spiegel des Meeres mit den drei Inseln und der Halbinsel erblickten, da verschwand freilich die Erinnerung an die Heimath, und wir fühlten auf das lebhafteste, daß wir uns unter einem ganz südlichen Himmelsstrich, weit vom Rhein, von der Heimath und von Euch entfernt befanden. Dieser Gedanke trübte allein die große Freude, die wir bei dem herrlichen Anblick empfanden. Wir stiegen im Hotel de l'Europe ab, und aus unsern Fenstern genoßen wir, da die Sonne ganz durchgedrungen war, und wir nichts als Orangengärten im Vordergrunde hatten, das entzückende Schauspiel auf das vollkommenste. Hier fanden wir die Leute mit der Orangenernte beschäftigt, überall nimmt man Früchte ab, es bleiben aber noch so viele, daß man stellenweise glauben sollte, es wäre noch nichts geerntet. In dem Städtchen duftet aus den Remisen der angenehmste Geruch von den vielen Früchten hervor, die man, obgleich noch nicht ganz reif, in Kisten packt zum Verschicken.

Ein einziger Garten von etwas über einen Morgen bringt dieses Jahr dreitausend Franken ein, und doch wird das Tausend nur mit sechzig Franken bezahlt; daraus könnt Ihr schließen, welche Fülle von Orangen hier wächst. In den besten Jahren löst man aus dem Garten, den ich bezeichnet habe, und welcher vor unserm Hotel nach dem Meer zu liegt, auch wohl fünftausend Franken. Die Bäumchen wachsen so schnell, daß sie in einem Jahr mannshoch sind, und im dritten Jahr vollkommene Früchte tragen; schon im zweiten Jahr tragen sie Früchte, aber das wird nicht gerechnet, weil es noch kein Einkommen gibt.

Wir haben nun eine Privatwohnung, wobei der schönste und geräumigste Platz des Städtchens den Vordergrund bildet, so daß wir zwischen dem Haus und der Landschaft einiges Leben haben. Das Haus des Maire mit seinen schönen Gärten, worin Zuckerrohr, indischer Cactus, Mimosen u. s. w. im Freien wachsen und Bogengänge von Monatrosen mit tausenden von Blumen blühen, ist uns zunächst gelegen. Gegenüber an der andern Seite des Platzes sind Orangengärten, dann folgen Oelbäume, Wein, Getreidefelder und Wiesen bis ans Meer, worauf wir die großen Schiffe hinter den Inseln vorbeisegeln, oder vor der nahen Saline vor Anker gehen und Salz holen sehen. Dazwischen segeln immer kleine Fischerkähne. Es ist eine gute Stunde bis zum nächsten Meeresufer; wir sehen am Morgen die Sonne hinter einer der Inseln aufgehen, und am Abend sehen wir sie hinter den Hügeln der Bucht untergehen, so daß wir sie den ganzen Tag in unsern Zimmern haben. Wir haben vier kleine Zimmer, aber sie sind über drei Stiegen, darum haben wir auch die herrliche Aussicht und darum stand sie noch unbewohnt, weil sie für alle Brustkranke zu hoch liegt. Im zweiten Stock wohnt unser junger Reisegefährte auf der Rhone, Herr Jeanjaquet, mit einem Herrn v. Sancy aus Paris, den wir mit seinem Töchterchen auch auf dem Dampfschiff von Lyon begegnet hatten. Herr Jeanjaquet ist unser Tischgenosse geworden; wir sind mit unserer französischen Köchin sehr zufrieden.

Im Ganzen sind hundert und dreißig Fremde hier, unter denen auch der Staatsprocurator Kannengießer mit seiner Frau und Schwägerin aus Köln, wir haben sie noch nicht kennen gelernt; nur bei dem Maire waren wir, an den wir von Sieveking

empfohlen ſind. Seine Frau iſt eine Nichte des reichen Herrn Stulz, der die letzten drei Jahre ſeines Lebens hier zugebracht hat; von ihm ſtammt auch das prächtig eingerichtete Haus her, welches jetzt der Maire beſitzt. Den jungen Lerchenfeld haben wir begegnet, es ſcheint ihm etwas beſſer zu gehen, doch iſt er ſehr krank. Sieveking hat mich auch mit einem ſehr angenehmen Schottländer, Herrn Melville, bekannt gemacht, der mit ſeiner Schweſter und Fräulein v. Glehn hier iſt. Beide waren längere Zeit in Indien, wo die Schweſter verheirathet war und haben ſeitdem über ihre Geſundheit zu klagen.

Hyeres, 6. December.

Geſtern ſind endlich Deine drei Briefe über Nizza gekommen; als ich auf dem letzten Deine zitternde Schrift ſah, ahnte mir nichts Gutes, doch bewahrte mich dieſelbe vor gar zu großem Schrecken. Aber es iſt eine neue ſchwere Prüfung, daß Du einen Anfall von der böſen Cholera gehabt, und daß wir das in ſo weiter Entfernung von Dir erleben müſſen. Möge der Herr geben, daß die Folgen davon keine neue Gefahr bringen und Du Dich bei Deiner ſo kräftigen Natur recht bald erholeſt!

Mathilde Boiſſerée.

Könnten wir fliegen, wir wären unterwegs zu Dir, und Du würdeſt Dich an dem guten Befinden meines lieben Mannes erfreuen und erholen. Daß uns jetzt die weite Entfernung drückend geworden, kannſt Du Dir denken; aber ich danke Gott, daß unſer lieber Sulpiz nicht von kränklichen Sorgen gequalt wird. Gott ſey mit Euch und mit uns.

Sulpiz an Melchior Boiſſerée.

16. December.

Die Spaziergänge ſind hier ſehr ſchön und mannigfaltig. Der Schloßberg, an deſſen Abhang das Städtchen gebaut iſt, erhebt ſich mit ſeinen alten Mauern und Thürmen, zum Theil

noch mit Zinnen versehen, über zwölfhundert Fuß über der Meeresfläche. Wir bestiegen denselben mit Baron v. Brevern, dem jungen Esthländer, mit dem wir auf dem Dampfschiff zusammengetroffen waren und der auf der Durchreise hier ist. Wir fanden die Wege alle sehr bequem und brauchten kaum eine Stunde, um mit aller Bequemlichkeit bis zur Spitze des Berges zu gelangen; es ist ein Felsen von Thonschiefer, ganz ähnlich dem Gestein des Apollinarisberges, und alle günstigen Stellen sind durch trockene Mauern terrassirt, mit Oliven, Feigen, Mandeln und zum Theil mit Orangenbäumen und Weinreben bepflanzt. Man hat die schönste und weiteste Aussicht, an ganz hellen Tagen soll man Corsika sehen können. In den alten Thürmen sind Zimmerchen zum Ausruhen angebracht; der ganze südliche Abhang des Berges gegen die Stadt zu, innerhalb der Ringmauern des alten Schlosses, gehört jetzt einem Privatmann, der alle die Anlagen hat machen lassen. Wir verweilten ein paar Stunden, es war das wärmste Sommerwetter, Schmetterlinge flogen herum und Fliegen summten überall; dabei blühten eine Menge Blumen neben den üppigsten Cactuspflanzen. Beim heruntergehen nahmen wir einen andern Weg, an der hoch auf dem Abhang gelegenen Pfarrkirche vorbei, in deren Nähe wir ein Haus mit einem Rosengarten voller Blumen und hinter demselben eine Menge Orangen- und Citronenbäume in Blüthe fanden; einer von den erstern war das schönste, was wir in der Art je gesehen und gab ein Bild von der Blüthenpracht, die man im Mai hier findet. Es gibt in dieser Zeit immer einzelne Blüthen neben den Früchten, aber eine so vollkommene Blüthe ist eine Ausnahme, die nur bei Bäumen vorkömmt, die durch irgend einen Zufall zurück geblieben sind, und nun das versäumte nachholen. Es war wie eine Feerei.

Den 22. December.

Es kömmt uns ganz fabelhaft vor, daß wir hier in dem heitersten Maiwetter leben, während Ihr Euch über das abscheulichste Wetter zu beklagen habt und wir in den Zeitungen von den großen Ueberschwemmungen in Frankreich und in Deutschland lesen. Wir haben alle Tage fünfzehn Grad im Schatten und

sehen überall in den Weinbergen kleine Erbsen und dicke Bohnen blühen, zum Wahrzeichen lege ich ein paar solcher Blüthen bei, wozu ich noch bemerke, daß die Erbsen schon ausgewachsene Schoten haben. Einstweilen begnügt man sich mit jungen Artischoken und Blumenkohl, der so schön als möglich ist. Die Gegend ist bei dem zum Theil steinigen Boden und bei der großen Trockenheit doch überaus fruchtbar. Die für die Orangengärten nöthige Feuchtigkeit wird durch künstliche Wasserleitungen unterhalten. Für uns beide, die wir gern spazieren, ist die hügelige, zum Theil bergige und dann auch wieder ebene Gegend überaus reich an den verschiedensten Wegen, die uns immer wieder neue Ansichten auf das Meer oder auf das Gebirge darbieten und immer wieder mit neuen Pflanzen bekannt machen. Wir kommen keinen Tag nach Hause, ohne ein paar neue blühende Pflanzen mitzubringen.

Vor einigen Tagen fuhren wir mit der Familie Denis und Fräulein v. Glehn in einem eleganten Charabanc ans Meer, wo die Halbinsel Gien einen Binnensee bildet, den man durch einen Kanal mit dem Meer in Verbindung gesetzt hat, um den Fischen eine arglistige Zuflucht zu bereiten, wenn sie wegen Kälte oder starkem Wellenschlag seichteres, stilleres Gewässer suchen; an diesem Kanal nämlich haben die Fischer ein künstliches Labyrinth angebracht, welches aus einundzwanzig Fuß hohen Rohrstäben zusammengesetzt ist und die armen Thiere, wenn sie einmal darinnen sind, hindert, wieder heraus zu kommen. Die Rohrstäbe bilden lauter kleine, über dem Wasser etwa noch vier Fuß hervorstehende Wände und Coulissen, zwischen denen man auf einem Kahn bis zum eigentlichen Labyrinth fährt, dort steigt man auf Planken, die von einer Wand zur andern liegen und holt mit einem Netz die Thiere heraus. Es ist die leichteste Art zu fischen und wir hatten in der Geschwindigkeit einen ganzen Vorrath von Taschenkrebsen, Schollen, Loups und andern Fischen, die alle in unsern Kahn geworfen wurden und den Frauen, welche darin zurück geblieben waren, einige Unruhe verursachten, denn die Krebse besonders (etwa so groß wie unsere gewöhnlichen, aber weil sie mehr in die Runde gebildet sind, viel beweglicher und behender als diese) machten große Sprünge und drohten den Gewändern mit einer bedenklichen Gefahr. Bei der Verpachtung der Fischerei ist ausbedungen worden, daß jeder Bürger von Hyères bis zu

sieben Pfund Fische, das Pfund zu sieben Sous kaufen kann. Die Fischer wissen sich indessen zu helfen, indem sie es zu machen verstehen, um viel oder wenig Fische in ihre Netze zu bringen, oder die Leute auch wohl so zu ermüden, daß sie glauben müssen, es seyen keine Fische da. In der Gesellschaft des Maires konnte uns dergleichen nicht begegnen, wir wurden im Gegentheil sehr gut bedient. In dem Fischerhaus, welches bei dieser Anstalt erbaut ist, wurden die Fische gewogen und wir bekamen einen prächtigen Loup davon.

Gestern war ich wieder in Toulon, um noch einiges für den Weihnachtsabend einzukaufen. Ich fuhr mit dem Eilwagen, der Morgens sechs Uhr hier abfährt und Abends halb sechs Uhr wieder hier ist. Ich ging mit dem schönsten Sternen- und Mondlicht nach dem Wagen und fand in der Nähe des Abfahrtplatzes an einem Bach wohl ein Dutzend Weiber mit kleinen Laternchen, kniend und singend beim Waschen. Abends waren einige noch da, und ich hörte, sie wären morgens schon um vier Uhr bei diesem Geschäft gewesen, und das geschähe fast täglich. Dergleichen Wäsche im fließenden Bach, zu Ende December, würde man nun freilich in unserm guten Vaterland nicht versuchen wollen!

In Toulon fand ich den Markt mit allem möglichen Gemüse, mit Früchten, Feldhühnern, Schnepfen und kleinen Vögeln aller Art bestellt. Man kauft einen Bund von zwölf Rothkehlchen und ihres gleichen für zehn Sous. Ihr habt überhaupt keine Vorstellung, wie viele Vögel es in diesem glücklichen Erdstrich gibt und wie fröhlich sie sind; die Einwohner sind deßhalb auch alle Jäger, und es ist wohl nicht ein Provençale, der nicht seine Flinte hat und besonders am Sonntag hinausgeht, Vögel zu schießen.

Für Weihnachten war es leicht, einige Kleinigkeiten zu finden, da hier wie in ganz Frankreich man sich schon jetzt auf den Neujahrstag rüstet, welches der Tag des allgemeinen Schenkens an Groß und Klein ist. Ueberall sind die Quincallerieladen mit neuen Waaren von Paris ausgestattet und ganz besonders sind auch die Confiseursladen ausstaffirt.

Wir beklagen freilich daß uns die fragmentariſch durcheinander geworfenen, übereinander geſchobenen Gedichte keinen vollen reinen Genuß gewähren, und doch ſind wir entzückt uns in jene Zuſtände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichſten Bezirks von Canaan; ländlich trauliche Verhältniſſe, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von ſtädtiſcher Beſchränkung, ſodann aber ein königlicher Hof, mit ſeinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die ſich ſuchen, finden, abſtoßen, anziehen, unter mancherlei höchſt einfachen Zuſtänden.

Mehrmals gedachten wir aus dieſer lieblichen Verwirrung einiges herauszuheben, aneinander zu reihen; aber gerade das Räthſelhaft-Unauflösliche giebt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft ſind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geiſter angelockt worden irgend einen verſtändigen Zuſammenhang zu finden oder hinein zu legen und einem folgenden bleibt immer dieſelbige Arbeit.

Eben ſo hat das Buch Ruth ſeinen unbezwinglichen Reiz über manchen wackern Mann ſchon ausgeübt, daß er dem Wahn ſich hingab, das, in ſeinem Laconismus unſchätzbar dargeſtellte Ereigniß, könne durch eine ausführliche, paraphraſtiſche Behandlung noch einigermaßen gewinnen.

Und ſo dürfte Buch für Buch das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deßhalb gegeben ſey, damit wir uns daran, wie an einer zweiten Welt, verſuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

Den 27. December.

Dein großer Brief vom fünfzehnten hat uns am Christtag durch die vollkommene Ueberzeugung von Deiner Wiederherstellung erfreut, obwohl er uns auch die Bestätigung unsrer Vermuthung gebracht, daß Du von der bösen Krankheit sehr stark bist angefallen worden. Gott sey tausendmal gedankt, und nächst ihm dem trefflichen Freund und Arzt Breslau, sowie Deiner treuen Wärterin, daß die große Gefahr so glücklich vorüber gegangen ist!

Wir haben vorgestern zwei Grad unter Null und gestern Null mit Schnee gehabt, dabei hatten wir gestern Morgen ein Lichtes, abends jedoch ein starkes Gewitter. Der Schnee blieb nur wenige Stunden liegen, bis die Sonne kam und die Temperatur wieder auf sechs Grad stieg. Wir befinden uns aber wohl bei dieser ersten Kälte, unsere Zimmer heizen sich gut, und ich habe altes Olivenholz gekauft, welches vortrefflich brennt. Allgemein versichert man uns, daß die Kälte hier gewöhnlich nicht lange anhalte; und die besten Bürgen für diese Versicherung sind die Pflanzen, die uns überall umgeben.

Ich habe Dir bisher immer noch nicht geschrieben, daß ich in der Domkirche zu Lyon die merkwürdigsten Glasmalereien von der ältesten Mosaikart gefunden habe; überall in den Kirchen, zu Valence, Avignon, Aix u. s. w. aber eine auffallende Tendenz bemerkt habe, die Glasmalerei wieder herzustellen. Es ist eine wunderliche Sache, wie die Leute sich bloß mit buntem Glas behelfen und mit den grellsten Farben und rohsten Verierungen vorlieb nehmen. Man sieht, es fehlt bloß daran, daß ihnen wieder einigermaßen erträgliche Glasmalereien geliefert werden, so greifen sie mit allen Händen darnach.

Schubert an Sulpiz Boisserée und seine Frau.

Alexandria im Hafen, 6. December 1826.

Theuere, herzlich liebe Freunde! Wenn auch mein Brieflein Sie an Ihrem jetzigen Bewohnungsorte, vielleicht dem lieben, schönen Nizza, nicht auffinden sollte, so hat doch das Herz Sie oft aufgefunden und findet Sie täglich auf. Ich wollte, Sie

könnten uns manchmal von Ihnen sprechen hören. Auf einer solchen einsamen Reise, unter Türken und Heiden, lernt man erst recht fühlen, wie lieb man seine Freunde hat und was sie einem sind, und es wird mir jetzt recht aus eigener Erfahrung klar, warum die Bergleute in der Regel eine so ganz besondere Zärtlichkeit gegen die Ihrigen haben, die ihnen durch die Abgeschiedenheit unten in der stillen, einsamen Grube erst recht theuer werden müssen. Es hat aber auch noch einen besondern Grund, daß ich mich so oft nach dem lieben Sulpiz Boisserée'schen Ehepaare hingezogen fühle. Wenn mich Mißmuth, Unwille und Ungeduld beschleichen wollen, dann denke ich nur an das immer heitere, stille, sanfte Auge, und noch mehr an das sanfte, Gott ergebene Herz der theuern Gemahlin meines lieben Sulpiz und fühle mich gestärkt; wenn ich meiner Seele ein Beispiel der redlichen, wohlmeinenden Treue gegen Gott und gegen die Brüder und der Lauterkeit des Sinnes und Wandels vor Augen stellen möchte, denke ich an meinen theuern Sulpiz Boisserée.

Ihr lieben Seelen, gebe Euch Gott ein Jahr der Gnaden und der Freuden; ein angenehmes Jahr der Erquickung vor seinem Angesicht. Möge das meinem Herzen theure Ehepaar kein anderer Frost treffen, als ein Frost Egyptens, keine Hitze als die liebliche Wärme des cypressenreichen Tmolus, an dessen Abhange ich einige unvergeßlich schöne Tage zubrachte.

Wie es uns auf unserer Reise ergangen ist, das wird man Ihnen von München aus geschrieben haben. Ich kann nur das sagen, daß wir unter allen, nicht geringen Beschwerden die liebevolle väterliche Hand unseres Gottes und Seine immer bereite Hülfe erfahren und empfunden haben. Namentlich die zweiundzwanzigtägige Reise auf einem Segelschiffe, auf dem wir mit 131 nach Mekka wallfahrtenden, unreinlichen Türken zusammen gesperrt waren, war eine harte oder doch schwere Geduldsprobe.

Wie freuen wir uns auf das Wiedersehen! Gott wird uns ja ein fröhliches bescheren. Meine liebe Hausfrau grüßt Sie mit mir recht inniglich. Ihre treu ergebenen Freunde

Heinrich und Julie Schubert.

Schubert an Bertram und Melchior Boisserée in München.

Alexandria, 7. December 1836.

Allerliebster Doktor Bertram und Melchior Boisserée! Ich sollte nur ein schönes Compliment von der Hausfrau ausrichten, und Euch beide auf den heiligen Dreikönigstag Mittags um ein Uhr auf einen Löffel Suppe und ein Voressen nach Cairo in den englischen Gasthof einladen. Da wir wissen, daß der Doktor immer gern ein wenig später kommt, bitten wir Euch ausdrücklich, daß Ihr hübsch zur rechten Zeit, lieber einige Minuten vor als nach ein Uhr eintreffen möchtet. Ihr sollt ganz grausam schöne Sachen zu essen bekommen: Krokodilschwänze und Nil- oder wenigstens Mühlpferde.

Wie es uns auf der Reise ergangen ist, das werden Euch unsere lieben Freunde schon erzählt haben, noch besser und ausführlicher wird sich's aber erzählen lassen, wenn wir wieder, so Gott will, fröhlich bei unserm Donnerstagskränzchen zusammen sitzen. Dann soll mir's freilich wieder besser schmecken als hier in der Schiffsquarantäne, wo die Kost verzweifelt schlecht ist.

Daß Alexandria in Egypten und Egypten in Afrika liegt, das lasse ich mir alles zusammen gefallen. Daß ich aber drei Wochen lang neben Alexandria auf dem Wasser liegen soll, das lasse ich mir gar nicht gern gefallen.

Nun, der liebe Gott schenke Euch und uns ein recht gesegnetes, glückliches neues Jahr, dann ist alles Vergangene schön und gut.

Euer alter treuer Freund mit der Hausfrau

Schubert.

Graf Reinhard an Sulpiz Boisserée.

Paris, 29. December 1836.

Ihr Brief von Hyères, mein theurer, alter Freund, hat mich innig gerührt. Sie und Ihre liebe Frau haben durch die liebevolle und thätige Theilnahme, die Sie dem guten Perchenfeld in seinen letzten Tagen und Augenblicken gewidmet, der Familie

einen Dienſt geleiſtet, wie ihn nur treue Landsmannſchaft, erprobte Anhänglichkeit und frommer Sinn zu leiſten vermögen, und durch die Ausführlichkeit Ihres Berichtes, durch die Herzlichkeit Ihres Tons und Ihrer Geſinnung, das mit mir perſönlich ſo lange beſtandene, in München auf's Neue feſter gezogene Band der Zuneigung und Freundſchaft für immer geheiligt. Es iſt für mich ein wohlthätiges Gefühl, nach ſo vielen Prüfungen, Wechſeln und Stürmen, Sie unter der kleinen Zahl derjenigen wiederzufinden, die noch mir und denen ich noch angehöre.

Ihre Verzichtleiſtung auf amtliche Geſchäfte, beſonders in ſofern ſie weder Wahl der Gegenſtände, noch der Zeit und der Stunde geſtatten, hat meinen vollen Beifall. Einmal im Leben müſſen wir anfangen, uns ſelbſt anzugehören, und in den gegenwärtigen Zeitläuften je früher je lieber.

In dieſer Hinſicht trifft auch mich das neue Ereigniß, das vorgeſtern uns alle aus allen Täuſchungen von Ruhe und fortſchreitendem Entwicklungsgang auf's neue aufgeſchreckt, und beſonders in die Bahnen und Berechnungen unſerer Parteien und Coterien unheilbare Perturbationen gebracht hat. Durch Zufall, weil ich auf meinen Wagen verzichtend, nach der Sitzung den Weg nach dem Schloſſe zu Fuß gemacht hatte, war ich einer der erſten, die dort anlangten. Ich fand die königliche Familie noch bloß von ihrem unmittelbaren Gefolge umgeben, und in einem der Vorſäle ſich von der Kataſtrophe unterhaltend. Der Eindruck davon war natürlich noch auf allen Phyſiognomien gezeichnet. Was iſt zu ſagen, was nicht ſchon von allen rechtlichen Gemüthern gefühlt, von tauſend Stimmen geſagt wäre? Fluch über die That und die Geſinnung, die ſolche That erzeugt! Tiefes Mitgefühl für den Seelenſchmerz der perſönlich Leidenden! Aber wie retten wir Vertrauen?

Wir rechnen darauf, daß Sie Ihren Rückweg über Paris nehmen. Bis dahin empfangen Sie mit unſern Wünſchen für Alles, was nach Körper und Seele Sie erheitern und ſtärken mag, den erneuerten Ausdruck aller meiner Gefühle von Achtung und Freundſchaft.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Hyères, 4. Januar 1837.

Wir haben bei unseren Spaziergängen mit Verwunderung bemerkt, wie wenig der Frost der gewöhnlichen Pflanzenwelt geschadet hat. Nur die schönen, zum Theil noch ganz mit goldenen Früchten beladenen Orangenbäume haben sehr gelitten, die Früchte sind erfroren und die Blätter welk oder zusammen geschrumpft.

In dieser Woche wurde unser Tischgenosse von einem heftigen Anfall von Dissenterie befallen, und wir hatten allerlei zu sorgen; dadurch hat auch meine Gesundheit einen Stoß erlitten, so daß Mathilde schon wieder barmherzige Schwesterpflichten zu erfüllen hat. Dem Kranken geht es nun etwas besser.

Die verehrte Freundin Kerstorf theilte uns die Erlösung der guten Rose Schwanthaler von ihren langen Leiden mit; bezeuge dem lieben Freund unsere Theilnahme an dem Verluste der einzigen Schwester, und sage auch der Mutter alles Liebe und Gute von uns.

Den 1. Februar.

Seit gestern hat die Sonne wieder die Oberhand gewonnen, den ganzen Januar regnete es häufig, wodurch viel Feuchtigkeit entstand, die nicht behaglich war. Die Vegetation ist aber dadurch sehr gefördert worden, so daß wir schon Flachsfelder in voller Blüthe fanden. Außer der Erquickung in der schönen Natur fehlt es uns auch nicht an derselben in der angenehmsten Geselligkeit. Die Abendstunden vereinigen uns oft in dem gastlichen Hause des Maire oder bei uns und bei unsern englischen Bekannten am Theetisch, wo sich auch Herr v. Dietrich einfindet, der mit seiner sehr leidenden Frau den Winter hier zubringt. Lektüre, Musik und eine belebte Unterhaltung wechseln dabei auf eine erfreuliche Weise.

Die Nachricht von Brandis hat mich in Verwunderung gesetzt. Es gehört ein großer Glauben und eine außerordentliche Aufopferung dazu, unter den gegenwärtigen Zuständen nach Griechenland zu gehen. Möge der Entschluß des edel gesinnten Mannes, sein Leben für das Heil des unglücklichen Landes einzusetzen,

mit dem vollsten Erfolg gekrönt werden! Was wird Thiersch zu dieser Wahl des Königs Otto für das griechische Unterrichtswesen sagen?

Ich muß Dir doch erzählen, daß ich mich darauf eingelassen, einem hiesigen Tischler, der sich an dem Projekt einer Kanzel in altdeutschem Styl abarbeitete, einen Entwurf zu machen. Ich weiß nicht wie er zu mir kam, aber er bat mich um meinen Rath, und da ich den besten Willen und ziemliche Geschicklichkeit, aber gänzliche Unkenntniß sah, so ließ ich mich bewegen und entwarf einige Zeichnungen, wovon er die mit geradlinigten Flächen wählte, weil sie in der Ausführung die wenigsten Schwierigkeiten macht. Der Mann ist zugleich Drechsler und Ornamentschnitzer, und versteht ganz gut nach einer Zeichnung zu arbeiten. Du siehst daraus, daß ich mich habe wieder etwas beschäftigen können; ich hoffe, es werde mir allmählig auch mit beßeren Dingen gelingen.

Unser junger Hausgenosse hat sich von seiner schweren Krankheit so erholt, daß er nun ausgehen darf. Seine Eltern sind heute nach einem Aufenthalt von zwölf Tagen wieder abgereist.

Wir treten also wieder in die frühere Ordnung ein, hoffentlich um vor unserer Abreise nach Nizza nicht wieder gestört zu werden.

Den 10. Februar.

Bei der Annäherung des Frühjahrs tritt der Wunsch wieder hervor, Italien zu besuchen, und wenn es von der Cholera verschont bleibt, bis Rom zu gehen. Es frägt sich jedoch, wie dieses mit dem was für meine Gesundheit zu thun ist, zu verbinden wäre?

Ich denke, unsere Freunde werden alle meine Demission gebilligt haben, obschon nicht alle wissen können, wie sehr dieselbe bei meiner schwankenden Gesundheit eine Nothwendigkeit geworden ist. Ich bin jeden Tag froh darüber, daß ich diesen Entschluß gefaßt habe, so schwer er mir auch Deinetwegen geworden ist. Wie gerne möchte ich jetzt mit Dir zusammen seyn können! Setzen wir aber auch in diesem Wunsch unser Vertrauen auf Den, der uns so viel geprüft und so viel Gutes erwiesen hat; Er weiß am besten was uns frommt, und so wollen wir die Gegenwart nicht

durch Nachgeben einer Sehnsucht nach dem was uns fehlt, trüben. Es ist nicht der Weg zu ihrer Befriedigung.

Ich habe mich hier mit speciellen Untersuchungen der Geschichte des Hauses Anjou von Ludwig I., König von Neapel, bis zu seinem Enkel König René beschäftigt, welche die Zeit von 1360 bis 1480, also die wichtigste Periode der altniederdeutschen Malerei umfaßt. Herzog Ludwig für kurze Zeit nur König von Neapel als Ludwig I., ist besonders wichtig durch den Bildhauer und Goldschmied von Köln, der in seinen Diensten gestanden und nach dem unglücklichen Feldzug seines Herrn, der auf demselben 1384 in Italien starb, in der Nähe von Florenz in eine Einöde ging; so wie durch das überaus merkwürdige mit schönen Miniaturen gezierte Gebetbuch, welches man von ihm auf der Pariser Bibliothek verwahrt. Diese Miniaturen sind ganz im Styl der altkölnischen Schule, und ich glaube, daß der größere und bessere Theil derselben von jenem Künstler sind; denn es kam häufig in jenen Zeiten vor, daß Bildhauer und Goldschmiede zugleich Maler waren, und die Art, wie Lorenzo Ghiberti von diesem Kölner Künstler (der zu seiner Zeit noch lebte) spricht, macht es höchst wahrscheinlich, daß derselbe Fall bei ihm stattgefunden.

Was König René betrifft, so weißt Du, wie allgemein ihm ein ausgezeichnetes Talent für die Malerei zugeschrieben wird. Ich habe mich nun überzeugt, daß sein Kunsttalent sehr untergeordneter Art gewesen, und daß die Werke von eigentlichem Kunstwerth, welche man ihm zuschreibt, nur von ihm bestellt, nicht aber von ihm selbst verfertigt worden sind; ein Fall, der in der Kunstgeschichte des Mittelalters mehrmal vorkömmt, so nämlich, das man das Machenlassen mit dem Selbstmachen verwechselt hat. Der gute René beschäftigte sich viel mit der Poesie, in der fast durchaus allegorischen, kleinlich spielenden Art seiner Zeit, und nebenbei malte er auch zuweilen irgend ein Emblem mit einem Motto, beides gewöhnlich ohne Geist; das höchste, wozu er es in der Malerei gebracht haben mag, ist wohl nur hier und dort ein Bildniß, meist sein eigenes gewesen, welches er gerne zum Andenken gab, oder in den Schlössern der Edelleute, bei denen er übernachtete, flüchtig an die Wand zeichnete.

Ueber das große Bild in Aix, das beste von allen, die ihm zugeschrieben werden, schrieb ich Dir früher. Was die Zeit der

Verfertigung desſelben anbelangt, ſo bin ich jetzt nach Durchforſchung der Geſchichte René's überzeugt, daß ſie nach dem Jahr 1473 zu ſetzen iſt, von welcher Zeit an der König beſtändig in der Provence wohnte, wo er 1480 in Aix ſtarb. Das Gemälde aber ließ er für die Carmeliterkirche dort, und zwar für einen Altar verfertigen, vor welchem ſeine Eingeweide beigeſetzt wurden.

Den 17. Februar.

Geſtern machten wir einen Spaziergang an das Meer. Unſer Weg führte uns an einem einzeln ſtehenden Bauernhaus vorbei, das zwiſchen zwei koloſſalen in voller Pracht blühenden Mandelbäumen, einem rothen und einem weißen, in der Mitte lag. Weiterhin, dicht am Meeresufer, ſtand eine Fiſcherhütte; als wir in dieſelbe eintraten, fanden wir nur eine Schaar Kinder, die ſich zuerſt ſcheu vor uns zurückzogen. Auf dem kleinen Herd brannte unter einem Keſſel ein Feuer, wir konnten uns nicht erklären, welche Flüſſigkeit er enthielt.

Erſt ſpäter erfuhren wir, daß es ohne Zweifel Meerwaſſer war, das die armen Leute verdunſten ließen, um Salz daraus zu gewinnen. Darauf liegt nun aber eine ſehr hohe Strafe, die Leute müſſen ihr Salz von der Regierung kaufen und dürfen keinen Eimer Salzwaſſer im Meer ſchöpfen. Es geht ſo weit, daß wenn in Hyères jemand ein gewärmtes Seebad verordnet wird, ſo muß erſt ein Atteſt des Arztes beigebracht werden, worauf man dann die Erlaubniß zu der vorgeſchriebenen Quantität von Seewaſſer erhält. Wer ſollte an dergleichen in dem freien Frankreich denken! Da wurde uns auch klar, daß die armen Fiſcherleute im Schrecken über unſern unerwarteten Beſuch die Flucht ergriffen und ihre Salzpfanne im Stich gelaſſen hatten, denn die noch ſehr kleinen Kinder trugen uns Stühle vor die Hütte, unter einige reich blühende Lorbeerbäume und brachten uns Brod und Wein heraus. Da ruhten wir nun dicht am Meer im Anblick der ſchönſten Ausſicht; rechts lag die Halbinſel Gien, links die drei andern Inſeln, wovon die kleinſte, wie Mr. Denis ſagte, von Kaninchen, die zweite von einigen Fiſchern bewohnt wird, und nur auf der dritten und größten ein kleines Dörfchen iſt, aber ſo ärmlich, daß man für keine Nacht dort unterkommen kann. Wie

ganz anders denkt man ſich gewöhnlich die Hyeriſchen Inſeln! Wir kehrten zwar müde, aber ſehr befriedigt von unſerem mehr als dreiſtündigen Spaziergang zurück; ich hatte auf dem Heimweg von einer Partie abgeſchnittener Palmzweige, die am Wege lagen, einen mitgenommen und auf der Schulter bis zu der engliſchen Freundin gebracht, deren Begleiterin mit uns war. Der Zweig war ſo groß, daß ich ihn der auf dem erſten Stock am Fenſter Grüßenden bequem hinauf reichen konnte.

Am Mittwoch ritten wir zu Eſel über die ganz ſchmale Landzunge nach der Halbinſel Gien, von wo aus man die prächtigſte Ausſicht nach den Inſeln, dem offenen Meer, und von der andern Seite nach der großen Bucht und der herrlichen Gebirgskette von Bregancon bis jenſeits Toulon hat. Der Weg iſt über zwei Stunden weit, und da der hier gewöhnliche Nordweſtwind, Miſtral genannt, ſich gleich nach Mittag erhob, ſo wurde uns die kleine Reiſe, beſonders auf der eine Stunde langen Erdzunge etwas mühſelig. Von einem Schloß auf der Inſel ſtehen nur noch die vier Mauern, neben dieſen ſteht das einfache Landhaus von Sieveking in Marſeille, dem der größere Theil der Inſel gehört; außer einem unbedeutenden militäriſchen Poſten ſind nur wenige Menſchen auf dieſem kleinen Fleckchen Erde.

Den 25. Februar.

Zum zweitenmal iſt hier die Grippe eingezogen; dießmal iſt die gute Mathilde davon heimgeſucht worden, doch hat ſie nur zwei Tage das Bett hüten müſſen; das Uebel iſt aber ſo allgemein, daß Boten ausgeſandt wurden, um Honig herbei zu ſchaffen. Bei dem allgemeinen Mittel dagegen, Veilchenthee mit Honig, war der letztere bald erſchöpft, die Veilchen aber blühen unverdroſſen ſchon den ganzen Winter, und liefern einen wohlſchmeckenden, heilſamen Thee.

Ich habe Dir noch nicht darüber geſchrieben, daß Du beim König Ludwig warſt; es hat mich ſehr überraſcht und erfreut, daß der ſo viel beſchäftigte Herr Dir die Zeit gegönnt, und auch über mich ſich eingelaſſen hat. Es iſt ein angenehmes Zeichen von Wohlwollen, und es beruhigt mich, daß ich durch die Zeit

und Mühe, welche ich auf meine letzte Arbeit für das Miniſterium verwendet habe, einen guten Eindruck zurück gelaſſen, wie ich es gewünſcht.

Den 24. März.

Die Hoffnung, Dir ſchon jetzt über unſere Weiterreiſe etwas ſagen zu können, iſt leider durch eine abermalige Störung meiner Geſundheit vereitelt. Sie iſt zwar nicht bedeutend, aber doch ſo, daß bei dem unerhört kalten Wetter nichts anderes zu thun iſt, als abzuwarten.

Sulpiz Boiſſerée.

Nizza, 28. April 1837.

Lieber Melchior! Geſtern ſind wir endlich in dem viel beſprochenen Nizza glücklich angekommen. Am 25. verließen wir Hyères; Herr Denis führte uns und Jeanjaquet in ſeinem Wagen nach Toulon; Herr Melville, Miſtreß Reierſen und Fräulein v. Glehn trafen mit uns dort ein, und Herr v. Dietrich kam uns bald nach. Da der Tag ſich günſtig zeigte, ſo befuhren wir die große, herrliche Rhede von Toulon, und ſtatteten dem Commandanten des Montebello, eines Linienſchiffes erſten Ranges, einen Beſuch ab.

Nachdem wir am andern Morgen von unſerer Geſellſchaft Abſchied genommen, wovon unſere engliſchen Freunde nach Deutſchland gingen, traten wir unſere Reiſe hieher an. Anfangs glich die Gegend noch der von Hyères, dann aber entfernten wir uns vom Meer, und kamen in hoch gelegenes, waldiges Gebirge, wo vor kurzem noch Schnee lag. In Lelue mußten wir mehrere Stunden auf den Wagen warten, der von Marſeille direkt hieher fährt. Wir machten einen Abendſpaziergang nach der entfernt liegenden Kirche, wobei uns eine große Kinderſchaar begleitete. Da wir uns auf dem Rückweg eben beriethen, wie wir ſie erfreuen könnten, kam uns ganz erwünſcht ein reiſender Bilderhändler entgegen. Es wurden nun kleine Heiligenbilder gekauft,

Araber.

Bei einem östlichen Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge, die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgingen; Gedichte, entsprungen vor Mahomet's Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich gränzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ihnen aber eine düstre Religionshülle überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wußte.

Der Werth dieser trefflichen Gedichte, an Zahl Sieben, wird noch dadurch erhöht, daß die größte Mannichfaltigkeit in ihnen herrscht. Hiervon können wir nicht kürzere und würdigere Rechenschaft geben, als wenn wir einschaltend hinlegen, wie der einsichtige Jones ihren Charakter ausspricht. „Amralkai's Gedicht ist weich, froh, glänzend, zierlich, mannichfaltig und anmuthig. Tarafa's: kühn, aufgeregt, aufspringend und doch mit ethiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zoheir scharf, ernst, keusch, voll moralischer Gebote und ernster Sprüche. 'Lebid's Dichtung ist leicht, verliebt, zierlich, zart; sie erinnert an Virgil's zweite Ekloge: denn er beschwert sich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß seine Tugenden herzuzählen, den Ruhm

und je mehr davon ausgetheilt wurden, je mehr freundliche Kindergesichter kamen herbei, und der Kunsthändler hatte immer wieder neuen Vorrath. So verging uns die Zeit, bis der Wagen kam, auf die heiterste Weise.

In der Mitternachtsstunde gedachten wir mit unsern besten Segenswünschen unserer sechzehnjährigen Pariser Hausgenossin in Hyères, die in dieser Stunde mit dem Gutsbesitzer Hrn. v. Tran dort getraut wurde; sie hatte uns dazu eingeladen; wir konnten aber unsere Abreise nicht verschieben.

Den 5. Mai.

Nizza ist eine behagliche Stadt mit hundert Ressourcen für das Leben, die Hyères nicht hat. Die Lage von Hyères ist eigentlich malerischer und schöner, man ist dort mehr ländlich, aber was fehlt dagegen von der andern Seite! Auch die Vegetation ist hier noch mehr begünstigt; die Orangen und Citronen haben von der Kälte nur wenig gelitten; die unmittelbare Nähe des Meeres temperirt hier viel mehr.

Mathilde Boisserée.

Nachschrift. Wir haben uns in den ersten Tagen zu viel zugemuthet, und ein Schubert'sches Leben geführt, haben aber nicht die Kräfte dazu, dafür müssen wir nun büßen.

Es ist gar zu schön hier! Aber in Hyères war es stiller, und ich glaube, für uns besser.

Sulpiz Boisserée.

Lucca, 28. Mai 1837.

Wir sind seit Donnerstag morgens in dem sehr schön gelegenen, durch Alterthümer und Kunstwerke zugleich auch merkwürdigen Lucca. Wir kamen eben noch früh genug, um dem letzten Evangelium der Frohnleichnamsprocession beizuwohnen, und den Zug, welchem die Frau Herzogin mit ihrem ganzen Hofstaat folgte,

in die Domkirche zurückkehren zu sehen. Diese Kirche ist ein altes, großes, merkwürdiges Gebäude; trotz ihrer Größe war aber in derselben fast alles mit roth- und gelbseidenen Draperien behangt, selbst die Pfeiler nicht ausgenommen; es ist der albernste, abgeschmackteste Gebrauch, auf den man hat kommen können. Indessen sahen wir in einer Kapelle ein Bild von Fra Bartolomeo, welches gleich so glücklich machte, daß man alles dumme Zeug darüber vergaß. Die Maria mit dem Kind auf einer Erhöhung sitzend, Sterbanus und Johannes Baptist auf den beiden Seiten, eben zwei schwebende Engel, unten ein sitzender Engelsknabe auf der Laute spielend und aus voller Kehle singend. Das ganze Bild ist von einer Harmonie, einem musikalischen Einklang durchdrungen, welche von dem mit wahrer Begeisterung singenden Knaben ausgeht, und in die selichste, friedlichste Stimmung versetzt. Zwei andere große Bilder desselben Meisters befinden sich hier in St. Romano, eines derselben Maria, welche eine ganze Gemeinde, man sagt, die von Lucca, unter ihren Schutz nimmt, und ihre Fürbitte zu dem oben schwebenden Christus richtet, ist nicht ganz befriedigend, obwohl es große Schönheiten hat; reiche, vielbewegte Gegenstände sagen dem Fra Bartolomeo nicht zu, er verlangt einfache, ruhige, in die er sich ganz vertiefen kann, mit seiner schönen Seele. So ist denn auch das andere gleichfalls ein großes Bild mit lebensgroßen Figuren. Oben Gott Vater in ganzer Gestalt, von Engeln umgeben, unten Maria Magdalena und Katharina von Siena in einer Landschaft, letztere knieend, fast schwebend; unter den gar schönen Engeln, die Gott Vater umgeben, ist in der Mitte unter ihm einer mit einem Schild, worauf die Worte stehen: „Divinus amor extasin facit." (Die göttliche Liebe erzeugt die Entzückung.) — Doch was hilft das beschreiben; den Geist, den Seelenfrieden, der aus einem solchen Werke spricht, kann man nur unmittelbar durch eigene Anschauung erkennen. In St. Frediano fanden wir auch noch einen sehr schönen Francia; oben Maria zur Seite gegen Gott Vater kniend, und dieser mit dem Scepter ihr Haupt berührend, Christus ist nicht sichtbar; unten auf der Erde einerseits zwei Bischöfe, andererseits David und Salomo, lebensgroß, sehr schön.

Außer diesen Gemälden war mir besonders merkwürdig, Sculpturen aus dem Anfang und von dem Ende des fünfzehnten

Jahrhunderts, namentlich von 1470 bis 1484 zu sehen; letztere sind schon sehr befriedigend, und man findet sie fast alle bereits von römischer Architektur und Verzierungen begleitet. Für die Architektur ist mir Lucca auch sehr lehrreich. Ich finde in der Hauptsache alles, wie ich es erwartet habe; aber die eigene Anschauung bringt noch vieles zur Erkenntniß, wozu alle Kupferstiche und Beschreibungen nicht hinreichen; mit einem Blick erhält man ganz neue oder längst vergebens erwartete Aufschlüsse.

Florenz, 6. Juni 1837.

Nun sind wir, Gott sey Dank, endlich auch in Florenz glücklich angelangt, und seit gestern Abend in einer Privatwohnung am Arno behaglich eingerichtet.

Wo soll ich die treffenden Ausdrücke und die entsprechenden Wendungen finden, um Dir recht lebhaft darzustellen, was ich bei dem Anblick der beiden ersten großen, alten italienischen Städte empfunden und gedacht, die ich nun gesehen! Genua ist zwar auch alt, aber die Gebäude der neuern Zeit mit ihrer thörichten Pracht haben alles Alte dermaßen überwältigt und in der That auch verdrängt, daß die Stadt durchaus nur zu den modernen gerechnet werden kann.

Auf die alten Baudenkmale von Pisa und Florenz war ich nun auf alle Weise vorbereitet, sowie ich auch im allgemeinen mehr oder weniger von der Lage, den Hauptplätzen und Straßen, ein Bild in mir hatte; dagegen hat sich indessen die Wirklichkeit sehr verschieden bewiesen. Florenz habe ich in seinen Wohnhäusern, Straßen und Plätzen viel alterthümlicher, enger, ja zum Theil dunkler gefunden, und in seinen Baudenkmalen weniger befriedigend, als ich erwartet; Pisa aber umgekehrt; und zwar hat mich dort, um gleich von der Hauptsache zu reden, im höchsten Grade überrascht und erfreut, den Dom, den hangenden Thurm, das Baptisterium und das Campo santo auf einem sehr großen mit Rasen bewachsenen Platz an einem Ende der Stadt ganz rein abgesondert zu finden! Das Campo santo schließt sich an die noch mit Zinnen versehene alte Stadtmauer an, die längste Seite des Platzes endigt mit einem Stadtthor, mit der Stadt verbindet

sich der Platz in weiter Entfernung, bloß durch einige Canonicalhäuser und ein großes Spital. Du glaubst nicht, welchen über aus harmonischen Eindruck diese Vereinigung und Abänderung jener großen Gebäude hervorbringt. So etwas Reines und Ganzes, in Beziehung sowohl auf die Vollendung der Gebäude, als ihre Stellung und Umgebung, ist mir bei alten Denkmalen noch nicht vorgekommen. Es hat ein eigener guter Engel über dieser Anlage gewaltet, daß ihr von Anfang an, statt dem Gewühl und Getümmel des Markt- und Straßenlebens, diese würdige, stille Umgebung ausersehen ward, die nur den grünen Rasen und die weißen Marmorstufen zum Vordergrund und den blauen Himmel zum Hintergrund hat. Sehr auffallend war mir im Dom, der vor acht Jahren restaurirt wurde, überall die Reste alter Glasmalerei sorgfältig wieder hergestellt zu finden, und nicht allein das, sondern auch ganze Fenster im alten Mosaikfürl neu zusammengesetzt: da ihnen aber die Lasur oder Ueberzug fehlt, wodurch dem Glas der Glanz und die absolute Durchsichtigkeit genommen wird, haben sie an dem Westgiebel, wo alle Fenster neu sind, die Dämpfung durch sogenannte Persiennes hervorgebracht! In Lucca fand ich auch trotz den kleinen Fenstern alte Glasmalereien; hier fand ich sie ebenfalls überall, und bemerkte, daß selbst als die Baukunst sich wieder zur Nachahmung der Antike wandte, die Glasmalerei in den Kirchen beibehalten wurde. Es ist dieses ein merkwürdiges Kapitel, welches ich noch mehrmal berühren werde, und worüber ich schon viel nachgedacht habe. Ich war verwundert, obwohl es noch in der Oktave von Frohnleichnam war, den Dom mit nackten Granitsäulen und marmornen Gewölben und Wänden zu finden, und drückte dem Aufseher meine Verwunderung darüber aus, der aber sagte mir: man sey zur Einsicht gekommen, daß das Gebäude an und für sich schöner sey als alles was man dazu thun könne. Ganz besonders gut nimmt sich das Schiff gegen Abend aus, wenn der hohe weiße Marmorgiebel durch die zwar kleinen, aber ziemlich zahlreichen, bunten Fenster von der Sonne beleuchtet ist, und die Decke des Schiffs, aus vergoldeten Cassetturen mit hoch erhabenem Laubwerk u. s. w. bestehend, in mannigfaltigem Wiederschein glänzt.

Von dem hiesigen Dom und den übrigen Baudenkmalen sage ich Dir im nächsten Brief.

Florenz, 22. Juni.

Ich fange heute mit den hiesigen Bauwerken an, und muß gestehen, daß der Dom im Ganzen mich keineswegs befriedigt hat. Es ist in diesem Gebäude alles der Kuppel aufgeopfert, die freilich ein Staunen und Bewunderung erregendes Werk, aber doch nur der Hauptheil eines Gebäudes ist, mit dessen übrigen Theilen sie nicht in gehörigem Verhältniß steht. Die ungeheuern Seitenbogen des Schiffes erscheinen gedrückt gegen die Bogen, welche die Kuppel mit dem Schiff und den drei Kreuztheilen verbinden; diese aber mit ihren Kapellen erscheinen nicht nur gegen die Kuppel, sondern auch gegen das Schiff wahrhaft kleinlich.

Was die Italiener von der altdeutschen Architektur begriffen haben, war bis auf einen gewissen Punkt die Technik, und nun haben sie, wie unsere jetzigen Baumeister, um etwas Neues hervor zu bringen, die Formen und Verhältnisse verschiedener Bauarten gemischt, und in der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten, die sie sich willkürlich gesetzt, größtentheils ihren Ruhm gesucht. So hat der Baumeister des hiesigen Doms, statt seinem Schiff viele Abtheilungen zu geben, wenige ganz ungeheure, gedrückte Bogen angewandt, die, trotz dem, daß sie Spitzbogen sind, fast wie Rundbogen erscheinen. Letztere hatte er in dieser Größe und mit so wenig Widerlage nicht anwenden können; der größern Festigkeit der Spitzbogen wegen machte er also diesen Heidenbau; und eben dieser größern Festigkeit wegen faßte er auch den Gedanken, eine alles bis dahin von Kuppeln bestehende, an Höhe übertreffende Kuppel mit solchen Bogen aufzuführen. Denke Dir nun das Aeußere des Domes, von unten bis oben mit lauter kleinen Stücken weißen, schwarzen, rothen Marmors, grünen und rothen Porphyrs u. s. w. eingelegt, so daß die großen Massen wie mit einem bunten Zelttuch überspannt erscheinen, dessen Grundweiß von einer Menge kleiner farbiger Vierecke, Rauten, Kreise und anderer Gebilde bedeckt ist, so wirst Du begreifen, daß kein großartiger Eindruck entstehen kann, es sey denn, daß man in weiter Entfernung oder bei der Dämmerung oder im Mondschein die hoch über alles hervorragende Kuppel betrachtet.

Der neben dem Dom stehende, von Giotto erbaute, viereckige Thurm hingegen, bei welchem die Verhältnisse der altdeutschen

Baukunst treuer beobachtet sind, macht eine sehr günstige Wirkung, und hier schadet auch die Verzierung mit eingelegtem Marmor weniger, weil die Flächen kleiner und die Gebilde wenigstens auch den Hauptformen des Gebäudes entsprechender und verhältnißmäßig größer gehalten sind.

Was nun die Sculptur betrifft, so muß ich gestehen, daß ich die Werke von Niccolas und Johann von Pisa aus dem dreizehnten Jahrhundert im Vergleich zu dem, was wir von jener Zeit in Deutschland haben, gar nicht außerordentlich finde, und daher keineswegs in das Rühmen einstimmen kann, welches viele unserer deutschen Kunstfreunde, Künstler und Schreiber, den Italienern nachsprechend, davon machen. Ganz anders hingegen verhält es sich mit den Bildhauern vom Anfang des funfzehnten Jahrhunderts bis zu Michel Angelo. Diese sind, wahrscheinlich weil sie schon einigermaßen die Antike auf eine werkthätige Art benutzt haben, bei uns gar nicht gehörig gerühmt und geachtet; ich habe schon in Genua und in Lucca von Math. Civitali und Jacopo della Quercia Statuen gesehen, die mich höchst erfreut und überrascht haben, wegen dem treuen Studium meist gut gewählter Natur, verbunden mit dem einfachen, frommen, tiefen Sinn jener Zeit. Zu diesen und andern Zeitgenossen kommen nun hier Ghiberti, Lucca della Robbia, Donatello u. s. w. Das ist denn kein Wunder, daß Baccio Bandinelli, Benvenuto Cellini und Michel Angelo folgten. Das aber ist ein Wunder, und nicht genug zu bedauern, daß Michel Angelo, ein Mann von der größten Kraft und außerordentlichem Genie für die Technik, die Kunst mit der Technik verwechselt, daß er das Wesen der Kunst in der höhern Kunsttechnik gesucht hat! Ich bin wahrhaft erschrocken, als ich hier in der Sakristei von St. Lorenzo vor die beiden großen Grabdenkmale und die Statue der Maria getreten bin. Du hast keinen Begriff von der Widerwärtigkeit der gewaltsamen Verrenkungen (ich kann es nicht anders nennen), womit die Bewegung in den sieben Statuen angegeben ist, welche man hier vereinigt sieht. Eben so wenig hast Du aber auch einen Begriff, und wirst ihn nicht eher ganz erhalten, als bis Du mit eigenen Augen gesehen, welch eine wundervolle Geschicklichkeit, nein, welch eine Zauberkraft der außerordentliche Mann besessen, den Marmor zu behandeln. Mehrere Theile der Statuen sind

nicht ganz fertig, ja nur eben angedeutet, und meiſt deßwegen, weil zu einer gehörigen Ausführung die Maſſe des Marmors nicht ausgereicht, wie man auf das deutlichſte ſieht. Er ging, da er ohne vorher ein Modell zu machen, gleich aus dem Marmor herausarbeitete, mit einer ſolchen Verwegenheit zu Werk, daß er, wie an der Maria mit dem Kinde, vor dem Beginn der Arbeit oft nicht einmal die Hauptmaße nahm, und nachher die Compoſition nach dem Block veränderte; weßhalb denn die Maria einen Arm ganz ſteif am Leibe geſtreckt hält, gleich einem Grenadier, der das Gewehr präſentirt! An jenen unvollendeten nur angedeuteten Theilen ſieht man, wie der Künſtler bei jedem Streich des Eiſens die Form, die er hervorrufen wollte, im Sinne hatte, wie er eigentlich mit Eiſen und Schlegel in den Marmor gezeichnet, denſelben gleichſam wie Wachs geknetet hat. Die unmittelbare Anſchauung großer Bildwerke von Michel Angelo (im Dom iſt eine Pieta, und in der Gallerie eine Büſte des Brutus), hat von allem, was ich hier erlebt, den größten, tiefſten Eindruck auf mich gemacht. Und ich weiß mich in der Kürze nicht anders auszudrücken, als daß ich Michel Angelo mit Napoleon vergleiche. Wie dieſer ſeine Kriegskunſt mit der Staatskunſt verwechſelt, wie Napoleon nur ein kecker, verwegener Techniker auf dem Schlachtfeld geweſen, ſeinen Beruf ganz verfehlt und unſäglich geſchadet hat, ſo Michel Angelo in ſeinem Kreis.

Den 26. Juni.

Ich will heute den Faden meiner Kunſtbemerkungen wieder aufnehmen.

Man begreift das gewaltſame Weſen des Michel Angelo um ſo weniger, wenn man ihn im Verhältniß zu den ihm vorhergehenden und gleichzeitigen hieſigen Bildhauern betrachtet. Denn dieſe ſind ſo ausgezeichnet und ſo ſehr von wahrem Kunſtſinn beſeelt, als es in der Malerei die Vorgänger Raphaels waren, dermaßen daß auf ſie ein chriſtlicher Phidias hätte folgen können: nun aber kam dieſer titaniſche Menſch, der in allen Zweigen der Kunſt die Grenzen überſchritt, dadurch Bildhauer, Maler und Architekten in Verwirrung, die Kunſt überhaupt in unabſehbares Verderben brachte.

Das Erstaunen, welches die Werke Michel Angelos erregte, hat die Leute meist so verblendet, daß sie seine Vorgänger in der Bildhauerkunst nicht gehörig gewürdigt haben. Bei Ghiberti allein findet besonders seit der neuern Zeit eine Ausnahme statt. Wenn man aber mit Unbefangenheit die Werke der hiesigen und der Sienefer Bildhauer des fünfzehnten Jahrhunderts betrachtet, so muß man sie höher stellen, als jene der gleichzeitigen Maler. Ja die florentinischen Maler Masaccio, Ghirlandajo u. s. w. haben sich hauptsächlich unter dem Einfluß der Bildhauer gebildet (Masaccio ist vielleicht selbst hauptsächlich Bildhauer gewesen; es finden sich Nachrichten, die darauf hindeuten; ich bin sehr geneigt, diese Meinung für gegründet zu halten), und selbst die Gediegenheit des Leonardo kömmt von diesem Einfluß her, der auf ihn zunächst durch jene Vorgänger nur mittelbar, und deßhalb um so wohlthätiger gewirkt haben mag. Jene älteren Florentiner des funfzehnten Jahrhunderts zeichnen sich besonders durch ihr Bestreben nach plastischer Rundung und Helldunkel, weniger durch die Farbe aus. Der Sinn für die Farbe entwickelt sich erst bei Leonardo, und selbst bei diesem noch auf eine eigenthümlich bedingte Weise, und bei Fra Bartolomeo und Andrea del Sarto thut er sich vollends auf. Perugino war derjenige, der ihnen hier den Weg zum guten Colorit gezeigt durch die Oelmalerei, und daß Perugino über Venedig durch die Niederländer dazu gekommen war, wissen wir.

Was die ältern Maler des vierzehnten Jahrhunderts: Cimabue, Giotto, Orgagna u. s. w. bis Fiesole betrifft, so stehen sie alle nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Rundung hinter unsern altkölnischen Malern des vierzehnten Jahrhunderts zurück. In der Zeichnung hingegen, besonders in der Zeichnung der Gestalten und ihrer Bewegungen, sind sie unsern Malern vorzuziehen. Orgagna, der zum Theil mit Meister Wilhelm zusammentrifft (er ist älter als derselbe), hat in den Physiognomien seiner ruhigeren Compositionen, besonders bei Frauenköpfen, einige Aehnlichkeit mit unsern älteren kölnischen Bildern, und auch in der Rundung der Köpfe, keineswegs aber im Colorit. Letzteres beurtheile ich hier nach Tafelgemälden, deren ich recht gute von Orgagna gesehen habe. Manches von Giotto und Orgagna hat mich an die Wandgemälde im Dom, an der Wand hinter den

Chorstühlen erinnert. Es ist überhaupt nach allen Spuren, die ich von einzelnen Wandgemälden hier und dort in Deutschland gefunden, gar nicht zu bezweifeln, daß wenn unsere Kirchen und Klöster in ihren alten Malereien so wären erhalten worden, wie die hiesigen, wir vieles würden aufzuweisen haben, was vollkommen die Wage hielte.

Ueber den Vorzug unserer alten Tafelmalerei, von der kölnischen Schule des vierzehnten Jahrhunderts bis zu Ende der Eyckschen Schule, kann nicht der geringste Zweifel mehr seyn, wenn von der Farbe und wahrhaft malerischen Behandlung plastischer Rundung die Rede ist; während, wie gesagt, in der Zeichnung die Italiener den Vorzug behaupten, jedoch nur bis auf Eyck, denn dieser, sowie Hemmling gibt ihnen auch in diesem Stück nichts nach; versteht sich, daß der Unterschied schönerer Natur und lebhafterer Bewegung, welche die Italiener vor Augen hatten, hier nicht in Betracht kömmt.

Das sind, lieber Melchior, die allgemeinsten Züge meiner bisherigen Beobachtungen. Es fordert zur Begründung im Einzelnen eine Ausführung, welche ich jetzt nicht versuchen kann; wozu ich aber Gott bitte, daß er mir Zeit und Kraft schenken möge. Auch ist manches nicht geeignet, selbst bloß als Resultat andern mitgetheilt zu werden, ohne daß ich vorher noch mehr gesehen und mein Urtheil bestätigt oder Anlaß zur Verbesserung desselben gefunden habe. Namentlich wünsche ich, daß mein Urtheil über Michel Angelo, ehe ich seine Malereien in Rom gesehen, gegen Niemand ausgesprochen werde. Die Leute begreifen solche Ketzereien gegen ihren Aberglauben nicht, oder Andere ergreifen sie aus irgend einer Parteiabsicht nur zu begierig.

Den 8. Juli.

Du wirst Dich wundern, noch einen Brief von Florenz zu erhalten, da wir im Begriff waren nach Livorno abzureisen. Die große Hitze hat meine Nerven so abgespannt, daß ich zweifelhaft geworden bin, den Versuch mit dem Seebad zu wagen. Zum Glück befindet sich hier einer der ausgezeichnetsten Aerzte Dr. Rossini, den frug ich um Rath. Er glaubte, es sey das zweckmäßigste, eine kühlere Temperatur aufzusuchen, und nach den im

Gebirge gelegenen Bädern von Lucca zu gehen, die mir die Wohlthat gewähren würden, die ich gewöhnlich von einer Badekur in der Heimath gehabt hätte. Da dieser Ausspruch mit meiner eigenen Ansicht übereinstimmt, so werde ich diesen Rath befolgen.

Nachschrift. Mathilde Boisserée.

Es wird Dich unangenehm überraschen, daß unsere Reise uns jetzt statt dem Meere näher zu führen, uns immer weiter davon entfernt. So lange als möglich habe ich an dem ersten Plane festgehalten, da aber der Arzt so entschieden dagegen gesprochen hat, wäre es ein Wagniß gewesen, das niemand auf sich nehmen kann.

Man hat hier überhaupt großen Respekt vor den Seebädern, weil die Wirkung eine sehr entschiedene ist. Wir wollen nun hoffen, daß die kühlere Luft von Lucca uns wieder erfrische und stärke; hier ist die Hitze sehr drückend, und sind darin wirklich diese Familien zu beneiden, die in ihren Festungen ähnlichen Palästen ihre hohen Gemächer nach allen Richtungen haben, und nach der Jahreszeit von einer Seite zur andern ziehen.

Daß meinen lieben Mann die Sehnsucht nach der Heimath oft anwandelt, kannst Du Dir denken. Ich sehe die ganze Reise als eine Aufgabe an, die nicht leicht, aber dennoch zu lösen ist; halte fest an dem Vertrauen auf den Beistand von oben, und verliere darum den guten Muth nicht.

In den Bädern von Lucca, 11. Juli 1837.

Seit vorgestern Morgen befinden wir uns in den schönen Bädern von Lucca, und haben die Luft und die Lage ganz so gefunden, wie sie uns geschildert wurde. Die eigentlich warmen Bäder, an der Quelle vierundvierzig Grad warm, liegen ziemlich hoch auf dem Abhang eines Berges und sind von zwanzig bis dreißig Gebäuden umgeben; da haben wir in einem Gartenhaus unsere Wohnung genommen. Unten im Thal, eine starke Viertelstunde weit, liegt ein etwas weniger warmes Bad, Ponte Seraglie, so genannt wegen einer Brücke, die dort über den kleinen Fluß Lima führt, und etwa eine halbe Stunde davon, auch am

ſeines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antara's zeigt ſich ſtolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beſchreibungen und Bilder. Amru iſt heftig, erhaben, ruhmredig; Hareth darauf voll Weisheit, Scharfſinn und Würde. Auch erſcheinen die beiden letzten als poetiſch-politiſche Streitreden, welche vor einer Verſammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweier Stämme zu beſchwichtigen."

Wie wir nun durch dieſes Wenige unſere Leſer gewiß aufregen jene Gedichte zu leſen oder wieder zu leſen; ſo fügen wir ein anderes bei, aus Mahomet's Zeit, und völlig im Geiſte jener. Man könnte den Charakter deſſelben als düſter, ja finſter anſprechen, glühend, rachluſtig und von Rache geſättigt.

1.

Unter dem Felſen am Wege
Erſchlagen liegt er,
In deſſen Blut
Kein Thau herabträuft.

2.

Große Laſt legt' er mir auf
Und ſchied;
Fürwahr dieſe Laſt
Will ich tragen.

3.

„Erbe meiner Rache
Iſt der Schweſterſohn,
Der Streitbare,
Der Unverſöhnliche.

Fluß, ein ähnliches, Bagni a Villa genannt, weil der Herzog dort eine Villa hat. Unser Berg befindet sich gerade in der Mitte zwischen diesen beiden Orten, so daß man in einer guten Stunde den Kreisgang machen kann. Bagni a Villa ist am größten: dort wohnen auch die meisten Badegäste, großentheils Engländer. Wir haben die Wohnung in Bagni Caldi auf dem Berge vorgezogen, weil die Luft hier oben noch besser ist, als unten am Fluß; auch haben wir den Vortheil, ganz ungestört zu seyn, dagegen sind wir aber auch etwas einsam.

Den 22.

Die schönsten Spaziergänge finden sich nach allen Richtungen am Abhang der Berge in prächtigen Kastanienwäldern, oder unten in den Thälern bei einer herrlichen üppigen Vegetation. Gar zu einsam sind wir denn doch nicht, wir haben die Bekanntschaft des Bankiers Grilli von Florenz gemacht, eines feinen angenehmen Mannes, der mit seinen drei Schwestern sich hier oben auf drei Monate eingemiethet hat. Diese Familie ist uns sehr freundlich entgegen gekommen; wir machen öfter unsere Spaziergänge zusammen, und bringen fast alle Abende in ihrem Salon zu, wo wir immer einige italienische Herren und Damen finden und nach Landessitte von acht oder neun bis elf Uhr Conversation machen.

Den 29. Juli.

Während wir hier so still und abgeschlossen unsere Tage verwandern, seyd Ihr von alten Freunden und Bekannten, von Fremden und Fürsten ungewöhnlich heimgesucht. Daß Ritter in dieser Jahrszeit die Reise nach Griechenland unternimmt, hat mich gewundert; möge er sie glücklich vollbringen! Ich hätte ihn gerne wieder gesehen und von ihm selbst die guten Nachrichten über die Berliner Freunde vernommen. Auch Reimer hätte ich gerne gesehen.

Was sagt denn Freund Görres und seine Gleichgesinnten zu den Beschlüssen der Kammer über die Klöster? Ich denke, er kann es nicht mißbilligen, daß man Schranken zu setzen sucht: denn erwartet er auch Gutes von der Wiederherstellung der Klöster,

so ist er doch zu klug, als daß er nicht einsehen sollte, das Gedeihen der einmal bestehenden sey nur durch Beschränkung ihrer Zahl möglich. Hier in Italien haben sie freilich andere Ansichten; und es ist, besonders in den sardinischen Staaten, eine wahre Ueberschwemmung von Mönchen aller Farben; selbst in Florenz, wo sie es mäßiger treiben, sieht man Mönche aller Art.

In Lucca ist es verhältnißmäßig eben so; man bemerkt aber überall bei dem Volk keine besondere Achtung vor den Mönchen, und hört auch sonst nicht viel Löbliches von ihnen; es blickt am meisten durch, daß sie wie eine Art Miliz betrachtet werden, welche auf dem religiösen Weg das Volk im Zaum halten soll, wie es die bewaffnete Macht von der andern Seite thut. Ein so gemeiner Mißbrauch religiöser Institutionen zu politischen Zwecken scheint mir in Deutschland unmöglich. Unsere Landsleute sind zu ehrlich, zu pedantisch, wie die Welschen sagen, als daß sie sich dergleichen gefallen ließen; sie werden immer, wenn einmal der Versuch mit Kleistern gemacht werden soll, darauf dringen, daß die wahren Zwecke: Religion und Erziehung im Auge behalten werden.

In den französischen Zeitungen habe ich auch gefunden, daß Freund Steinheil jetzt zur Verwunderung aller ruhigen Münchner Bürger, mit seinen Drähten zu dem magnetischen Telegraphen über die höchsten Dächer der Stadt experirt. Sage mir doch etwas Näheres über die Sache, und grüße ihn, wenn Du ihn siehst, freundlichst.

Bad Lucca, 4. September 1837.

Von hier nach Florenz zurückzugehen, wäre für uns das angenehmste gewesen, aber dann hätte man befürchten müssen, die Gefangenschaft zu theilen, worin alle Einwohner von Toskana durch die Cordons versetzt sind und Gefahr zu laufen, in dem kleinen Ländchen Lucca eingeschlossen zu werden, schien mir doch auch nicht rathsam. Ich halte es daher für das Beste, die einzige noch offene Straße nach Modena zu benützen, um auf einen freiern Boden zu gelangen, von wo aus wir uns leichter bewegen können. Wir werden also übermorgen mit Gottes Hülfe abreisen, und über Parma und Piacenza nach Mailand gehen.

Dort bleiben wir einige Zeit und machen auch einen Ausflug an den Comersee. Der Himmel gebe, daß wir dort einen leichten Entschluß für den Winteraufenthalt fassen können!

Es hat mich sehr gefreut, aus Deinem lieben Brief zu sehen, daß Herr v. Fürstenberg die Kirche auf dem Apollinarisberg herstellen und später ein neues Wohnhaus bauen lassen will. Mögen wir die Ausführung dieses guten Gedankens noch erleben!

Mailand, 12. September.

Unsere Reise war in den beiden ersten Tagen, wo wir die Apenninen übersteigen mußten, wegen dem nebelhaften Wetter sehr unangenehm; indessen hatten wir einen Vetturin, der so schnell fuhr, daß er uns an jenen fabelhaften Kutscher in Nabl und Damajanti erinnerte, und so kamen wir statt den dritten, schon den zweiten Abend nach Modena. Vorgestern Abend sahen wir hier gleich aus unserm Zimmer bei Reichmann über den grünen Bäumen des Gärtchens die Spitze des Mittelthurms vom Dom wie eine colossale weiße Blume mit dem goldenen Marienbild in den blauen Himmel hinaufragen. Es war eben noch Zeit, um das ganze Wunderwerk des Doms, von der schönsten Abendsonne beleuchtet, in seiner höchsten Herrlichkeit und Pracht anstaunen zu können. Es ist dieß freilich auch eine Anschauung, welche man muß gehabt haben, um sich einen vollkommenen Begriff von diesem ungeheuern Bau zu machen. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die riesenhafte Masse mit all den Spitzenthürmchen, Bildsäulen und Schnörkeln, weiß wie Schnee, in den blauen Himmel emporragen sieht. Man wird an Gletscher und Eisberge erinnert, und doch ist alles so fein und zart bis in das kleinste ausgebildet, wie die schönsten marmornen Grabmäler und Tabernakel des reichsten altdeutschen Styls. Man wird überwältigt; obwohl man die Reinheit der Form, den klaren Begriff, das einfache Bild der Kirche nicht wiederfindet wie im Kölner Dom, so muß man bewundern, daß Menschen ein so außerordentliches Werk haben verfertigen können, und bedauern, daß jenem vollkommensten von allen, dem Dom unsrer Vaterstadt nicht auch ein so glücklicher Stern geleuchtet, der ihn zur Vollendung hat

gedeihen lassen. Er würde in seiner bescheidenen grauen Farbe, mit seinen Thürmen noch ganz anders das Lob des Herrn verkündet haben! Jedoch freuen wir uns ungeärtert an dem, was wir vor Augen haben, und so gedenken wir auch der seltsamen Fügung, daß der muthige Eroberer unserer Zeit es war, der das hiesige Werk zur Vollendung gebracht. Wir sind gestern und ich bin auch heute schon wieder vor und in dem Dom gewesen; er ist glücklicherweise von allen Seiten frei und zugänglich.

In Modena, Parma und Piacenza haben wir auch die Hauptkirchen und in Parma die Gemäldesammlung und die Fresken von Correggio gesehen!

Den 19. September.

Wir haben in dieser Woche gar viel erlebt; denn nicht nur haben wir den Dom wiederholt besucht und bestiegen, denn nicht nur haben wir die Gemäldesammlung in der Brera und in der Bibliothek Ambrosiana, das Abendmahl von Leonardo, die Kirchen St. Ambrogio, St. Celso, St. Eustorgio, St. Lorenzo u. s. w. gesehen, sondern ich habe auch die Bekanntschaft mit dem alten Direktor des Münzkabinets, Catanco, erneuert, den wir mit dem Grafen Cicognara in Heidelberg bei uns gesehen, und bei diesem haben wir zu unsrer großen Freude den guten, blonden Dr. Braun aus Gotha gefunden, der sich beim Ausbruch der Cholera in Rom glücklicherweise auf die Reise begeben; und noch zufälliger habe ich Fr. Nies und Pauline Schwab begegnet; wir haben mehrere Tage mit ihnen zugebracht und in ihrer Gesellschaft die Werkstätten des Bildhauers Marchesi und des Malers Hayez besucht. Bei dem erstern sahen wir die Statue Goethe's, welche er auf Bestellung des Herrn Küppel, des hier etablirten Herrn Mylius und des Herrn Seyfferheld für die Bibliothek in Frankfurt in Marmor ausführt. Der Dichter ist in sitzender Stellung, fast ganz so wie Rauch seinen Entwurf gemacht hat; nur würde Rauch ein vollendeteres Werk geliefert haben, das Gewand und der Faltenwurf sind besonders unbefriedigend.

Den Gouverneur, Graf Hartig, so wie seinen ersten Sekretär, den Grafen Pachta, habe ich besucht und bin auf das

freundlichſte empfangen worden. Der Gouverneur ſprach auf das dankbarſte von der Aufnahme, die er voriges Jahr bei Euch gefunden, und lud mich ein bei ihm in Monza zu ſpeiſen. Ich lehnte der Geſundheit wegen dieſe Einladung ab; indeſſen waren wir am Sonntag mit Braun in Monza, um die alte Kirche und den Schatz zu ſehen.

Como, 27. September 1837.

Seit dem 22. ſind wir hier und haben beſchloſſen, noch einige Zeit zu bleiben. Der See zeichnet ſich vor allen andern italieniſchen aus durch den großen Reichthum der Landhäuſer und die Zahl der Dörfer und Städtchen. Das Dampfſchiff befriedigt auf das Beſte die Wünſche der vielen Zugvögel, die von allen Seiten hier zuſammen kommen und hat uns ſchon nach verſchiedenen Villen getragen. Hier im Hauſe ſind wir mit Herrn Schmidt und ſeiner Frau von Frankfurt zuſammen getroffen, die denſelben Reiſezweck haben wie wir, da Herr Schmidt auch an den Nerven leidet, ſie haben die Abſicht nach Neapel zu gehen, und reden uns zu, auch dahin zu kommen.

Den 11. Oktober.

Als wir in voriger Woche von einem ſchönen Spaziergang nach Hauſe kamen, begegneten wir auf der Treppe einem Bedienten, der einen Koffer heraufrug. Ich redete ihn mit den Worten an: „Sie ſind gewiß ein Deutſcher?“ — „Ja, ich bin bei Profeſſor Mendelsſohn aus Bonn, wir ſind eben angekommen.“ — Du kannſt Dir unſere Freude denken, als wir ſie nach wenigen Minuten begrüßten und erfuhren, daß ſie auch den Plan hätten, nach Neapel und Rom zu gehen, wenn ſie die Cholera nicht darin verhinderte. Den Tag darauf machten wir mit dieſen Freunden eine Fahrt nach Bellagio mit dem Dampfſchiff und fanden auf demſelben Förſter und Neureuther, die von Rom zurückkamen. Wir freuten uns ſehr, die beiden Landsleute heil und geſund der großen Gefahr entronnen zu ſehen und von ihnen zu hören, daß keiner unſerer Freunde und Bekannten in Rom ein Opfer

der Krankheit geworden war. Jetzt ist sie, Gott sey Dank, so auf der Neige, daß nichts mehr zu befürchten steht.

Am andern Morgen fuhren wir über den See nach Menaggio und gingen nach der Villa Mylius. Da wurde uns das Monument von Thorwaldsen gezeigt, das die Eltern ihrem einzigen Sohn hatten errichten lassen. Zum Mittag trafen wir unsern Frankfurter Bekannten in der Cadenabbia zusammen, gingen dann noch nach der Villa Sommariva, und fuhren am Abend mit dem Dampfschiff wieder nach Como. Auf demselben befanden sich die Prinzen von Coburg, sehr angenehme, lebhafte junge Herren, mit ihren Begleitern, Obristlieutenant Wichmann, den wir kannten, und Geheimerath Flurschütz, die nach Mailand, Venedig und Verona gehen und incognito reisen. Als wir in der Cadenabbia abfahren wollten, wurde noch ein Schiff angehängt, auf dem sich siebenundachtzig Ochsen befanden, was den Lauf des Schiffes sehr hemmte. Die Prinzen fürchteten dadurch zu spät nach Como zu kommen, um zu gleicher Zeit mit dem Eilwagen und unter seiner Eskorte abzureisen, da ihnen eine besondere verweigert wurde. Ohne eine solche könnte man besonders auf dieser Strecke in der Nacht nicht sicher reisen, weil es darauf mehr Dilettanti gibt als irgendwo. Diese gelinde Bezeichnung rührt daher, daß es keine eigentlichen Räuber sind, die sich hier aufhalten, daß aber ein Ueberfall, besonders im Sommer, durch die unabsehbaren Maisfelder sehr begünstigt wird, von denen die Dörfer und einzelnen Wohnungen umgeben sind und aus welchen diese Liebhaber hervorbrechen und ebenso schnell wieder darin verschwinden. Wir konnten die Versicherung geben, daß die Diligence die Ankunft des Dampfschiffs erwarten müsse. Prinz Albert erzählte uns, daß sie vor Kurzem von Bonn aus, einer Einladung der Tante Kent nach London zu einem Concert, in welchem die ersten Künstler sich hören ließen, folgen wollten, aber um einige Minuten zu spät ankamen, um mit dem Dampfboot die Ueberfahrt zu machen. Einige Kaufleute, die sich unter den Passagieren befanden, wollten mit den Prinzen ein eigenes Boot nehmen, es wurde ihnen aber verweigert. Später erfuhren sie, daß es eine Intrigue gegen diese Kaufleute gewesen, die man dadurch abgehalten, zu einem bestimmten Termin in London einzutreffen. Mit dieser Erzählung war durch die Tante Kent das Incognito aufgehoben.

Mathilde Boiſſerée.

Du ſiehſt, lieber Melchior, aus dem Ton des Briefes, daß es meinem lieben Mann viel beſſer geht; es ſcheint, als ob die hieſige Luft großen Antheil daran habe; Dr. Braun hat uns ſchon zweimal von Mailand aus beſucht und uns gerathen, noch hier zu bleiben. Abends haben wir meiſtens den Beſuch des Vicedelegaten Baron Puteani, eines ſehr unterrichteten, lebhaften Mannes. Wir waren ſo glücklich mit Mendelsſohns, ſchade daß wir nur ſo kurz beiſammen waren! Die Tage gehen jetzt ſchnell vorüber, Gott ſey Dank, ganz anders als ſeit ſo langer Zeit!

Dr. Braun an Sulpiz Boiſſerée in Como.

Mailand, 15. Oktober 1837.

Hoch und väterlich verehrter Freund und Gönner! Die Stunde meiner Abreiſe iſt endlich nahe herangekommen, heute Abend gehe ich nach Verona ab. Verabredetermaßen überſende ich Ihnen anbei meine homöopatiſche Handapotheke, ein altes ehrwürdiges Feldſtück, das mich ſeit Jahren zu vielen Hunderten von Kranken begleitet und ſelten verlaſſen hat. Für Sie, hoffe ich, reicht die bloße Gegenwart dieſes Apparates hin, um deſſelben nimmer benöthigt zu ſeyn.

Und nun gebe der gütige Gott, daß Ihre Beſſerung dauernd geweſen und bleibend ſeyn möge! Hülfe iſt für Sie, es kommt in dieſem Augenblick nur darauf an, ſie Ihnen mit Entſchiedenheit zuzuwenden. Helfen Sie ſelbſt mit dazu! Gottvertrauen läßt nicht zu Schanden werden, darum Gott befohlen!

Nachſchrift. Herr C. Zardetti iſt ein großer Verehrer von Ihnen und hat Ihr Werk über den Kölner Dom gründlich ſtudirt. Er würde es für ein großes Glück erachten, wenn er Ihre Bekanntſchaft machen könnte. Ich wiederhole Ihnen, daß er einer der gründlichſten italieniſchen Gelehrten iſt, die mir bekannt geworden ſind und in mittelaltrigen Dingen beſonders bewandert.

Aus Rom erhalte ich die beruhigendſten Nachrichten über die Cholera.

Sulpiz Boisserée.

Mailand, 18. Oktober 1827.

Nachdem uns ein Brief von Genua die nahe Wiederherstellung aller Verbindungen angekündigt hatte, sind wir von Como abgereist, um uns hier zu der Weiterreise vorzubereiten. Unsern Rückweg haben wir über den Lago Maggiore gemacht und der Himmel hat auch diese kleine Seitenreise sehr begünstigt. Wir fuhren bis Laveno mit unserm Vetturin, von wo wir uns gleich einschifften, um nach der Isola bella zu fahren. Auf dieser Fahrt hatten wir beständig den Monte rosa und den Simplon im Auge, die mit ihren Schnee- und Eisspitzen über die großartigen Gebirge hervorragen, welche in den verschiedensten Buchten und Verschiebungen den See umgeben und auf das schönste und mannigfaltigste durch Beleuchtung und Duft gehoben und ich möchte sagen, zu einem harmonischen Einklang gestimmt wurden. Es ist mir hier, wie schon früher eines Abends am Comersee, recht klar geworden, daß in der großen Natur, wie im Menschen, das Meiste, ja alles auf die Stimmung — auf den günstigen Augenblick harmonischer Belebung und Beleuchtung — Begeisterung und Erleuchtung ankommt. Das ist freilich eine alte Wahrheit, aber alle Wahrheit ist alt und ich kann es nicht aussprechen, wie tief und übermächtig diese durch die wunderbar schöne Anschauung in mich eindrang. Ein Eindruck der Art ist für das Leben, was ein großartiger bedeutender Hintergrund für ein Gemälde ist.

Ich brauche dir nicht zu sagen, daß diese Insel durch ihre seltsam-prächtigen Garten- und Parkanlagen die berühmteste, und daß die Aussichten nach den verschiedenen Seiten des Sees die Hauptsache ist, darauf ist aber auch die ganze Anlage berechnet, die, obschon im fürchterlichsten Perückenstyl ausgeführt, auf einer großartigen Auffassung beruht. Während der Heimfahrt ging die Sonne unter und wir sahen die Spitzen des Gotthardts von der Abendröthe vergoldet, indem die Gebirge am See herum in den schönsten Abstufungen von farbigem Duft lagen. Am andern Morgen aber hatten wir noch die Freude, den Monte rosa und den Simplon von der Morgensonne geröthet zu sehen. So reisten wir mit dem schönsten Eindruck nach Mailand und dachten nicht, daß uns noch ein besonderes Glück bevorstand. Wir hielten

nämlich an einem Ort Mittag, wo gegenüber vom Wirthshaus eine Wallfahrtskirche der Maria mit den schönsten Freskobildern von Luini ist. Ich hatte diesen Ort, Saronna, ganz vergessen, nun wurde ich erst wieder daran erinnert, und selten ist meine Erwartung so übertroffen worden. Alles was wir bis jetzt von Freskogemälden in Italien aus der guten Zeit gesehen, ist dermaßen verdorben, daß man es nicht mehr genießen kann. So sind namentlich die Gemälde von Correggio im Dom zu Parma vollkommen schmutzig oder herabgefallen und verschmiert, daß keine Figur mehr ganz ist. Die Bilder von Luini in Saronna sind die ersten, welche mir einen vollständigen, ungetrübten, wahrhaft beglückenden Begriff italienischer Freskomalerei aus der guten Zeit gegeben. Die Figuren sind lebensgroß, alle auf das einfachste behandelt, sehr angenehm und harmonisch kolorirt, überaus zart im Charakter und Ausdruck, ohne daß es an Kraft fehlt; man wird dabei an Raphaels zweite Manier und an Leonardos Abendmahl erinnert, dessen Reste bewunderungswürdig, aber leider auch nur so wenige und ganz verkümmert sind durch die außerordentliche Zerstörung.

Bologna, 31. Oktober 1837.

Wir sind nach einem kurzen Aufenthalt in Mailand abends um 10 Uhr mit dem Eilwagen abgereist und am andern Nachmittag in Mantua angekommen. Unsere Reisegesellschaft bestand aus vier Herren, wovon der eine, ein kleiner stämmiger Mann, ein äußerst wohlklingendes Organ hatte, so daß wir uns freuten, ihn sprechen zu hören. Ein anderer noch junger Mann gab sich als Schweizeroffizier im römischen Dienst zu erkennen und kam in voller Uniform zu uns, um Mathilde seinen Arm bei unserm Gang nach dem Theater anzubieten, wo Goldoni's „Locandiera" vortrefflich gegeben wurde. Da erfuhren wir dann auch, daß der kleine Mann mit der schönen Stimme vormals ein sehr berühmter Sänger, früher aber Barbier gewesen sey. Als er zum erstenmal in der Oper auftrat, wurde er seiner Gestalt wegen ausgezischt. Er blieb ganz ruhig, ließ den Sturm austoben und sagte dann: „Hören Sie erst und dann urtheilen Sie." Er fing nun an zu

ſingen und riß alles zur Bewunderung hin, ſo daß der Beifall nicht enden wollte. Von dem Augenblick an war er der Liebling des Publikums während einer langen Reihe von Jahren. Jetzt hat er ſich zurückgezogen und ruht im Beſitz eines großen Vermögens auf ſeinen Lorbeeren.

In Mantua haben wir uns zwei Tage umgeſehen, die Werke von Giulio Romano, beſonders der Palaſt del T. ſind zu merkwürdig, als daß ich mich mit einer flüchtigen Anſicht hätte begnügen können. Sie geben überdem den beſten Aufſchluß über das, was der König in München mit der Glyptothek und dem Königsbau beabſichtigt, ſo wie überhaupt über das ganze Weſen der Dekoration und Ausſtattung mit hiſtoriſchen und mythologiſchen Freskomalereien. Der Pallaſt T., obſchon er auch viel gelitten, iſt doch im Ganzen noch ſo ſehr erhalten, daß man ſich einen ganz reinen Begriff von ſeinem urſprünglichen Zuſtand machen kann. Man wird durch nichts fremdartiges geſtört. Bei dem ehemaligen herzoglichen Palaſt in der Stadt iſt das nicht der Fall; dort ſieht man nur einzelne Säle und Zimmerdecken von Giulio Romano und ſeinen Schülern.

Zu unſerm großen Vergnügen haben wir Dr. Braun hier wieder begegnet und zwar dießmal mit ſeiner alterthümlichen Frau; er bleibt uns zu lieb einige Tage hier und will die Reiſe über Ravenna und Ancona nach Rom fortſetzen, wo wir dann wieder zuſammentreffen werden.

Florenz, 4. November 1837.

Nachdem wir uns drei Tage in Bologna umgeſehen, ſind wir geſtern in Geſellſchaft eines Engländers Extrapoſt hieher gefahren, wozu uns der Wirth ſeinen Wagen gab. Das langſame Reiſen mit den Vetturins iſt uns ſo unangenehm, daß wir gern dieſe Gelegenheit ergriffen um es zu vermeiden. Wir fuhren um fünf Uhr aus und kamen um halb zehn Uhr glücklich hier an. Auf der höchſten Höhe der Apenninen hatten wir ganz gewaltigen Regen und Sturm, daß ich oft fürchtete, was man geſchrieben lieſt, daß dort ſelbſt Laſtwagen umgeworfen werden, dieß könne auch an uns wahr werden.

4.

Stumm ſchwitzt er Gift aus,
Wie die Otter ſchweigt,
Wie die Schlange Gift haucht
Gegen die kein Zauber gilt.

5.

Gewaltſame Botſchaft kam über uns
Großen mächtigen Unglücks;
Den ſtärkſten hätte ſie
Ueberwältigt.

6.

Mich hat das Schickſal geplündert,
Den freundlichen verletzend,
Deſſen Gaſtfreund
Nie beſchädigt ward.

7.

Sonnenhitze war er
Am kalten Tag,
Und brannte der Sirius
War er Schatten und Kühlung.

8.

Trocken von Hüften,
Nicht kümmerlich,
Feucht von Händen,
Kühn und gewaltſam.

9.

Mit feſtem Sinn
Verfolgt' er ſein Ziel
Bis er ruhte;
Da ruht auch der feſte Sinn.

Die Mendelsohns haben wir in bester Stimmung gefunden, wir essen heute bei ihnen, sie sind in einem am Arno hübsch gelegenen Privathaus angenehm eingerichtet.

Den 9.

Ich bin seit dem 4. so auf alle Weise in Anspruch genommen worden, daß ich Dir nicht gleich wieder schreiben konnte. Jetzt ist Alles in Ordnung und ich sitze ganz ruhig wieder in einer sehr behaglichen Wohnung am Arno, in dem Hause, welches Alfieri mit der Gräfin Albani die letzten zwanzig Jahre seines Lebens bewohnt hat, das deßhalb jetzt Casa Alfieri heißt. Wir haben zwei schöne geräumige, gut möblirte, mit Teppichen und mit Oefen versehene Zimmer, welche, obwohl zu ebener Erde, doch ganz trocken und den ganzen Tag von der Sonne beschienen sind. In der Pensione Svizzera mußten wir froh seyn, endlich unterzukommen, alle Gasthöfe sind wegen der Quarantäne überfüllt.

Die gestrengen Herren von Modena und Lucca haben nun endlich ihre Schlagbäume aufgemacht, so daß der Landweg von Genua nach Livorno wieder frei ist, und seit einigen Tagen sind auch die Sperranstalten zur See, in Neapel, Livorno und Genua aufgehoben.

Wir denken noch acht Tage hier zu bleiben, dann nach Siena, und von dort gleich nach Rom zu gehen; besonders anziehend für uns ist, daß Mendelsohns auch dahin gehen

Florenz, 16. November 1837.

Die Besteigung des hiesigen Doms und der Kuppel hatte ich im Sommer auch aufgeben müssen; es freut mich sehr, daß mir vergönnt worden, sie jetzt nachzuholen; denn dieser Gang war mir äußerst lehrreich und dient als beste Vorbereitung zu der Besteigung der Peterskirche, deren Kuppel, beiläufig gesagt, zwar um siebenunddreißig Fuß höher steht, aber, an und für sich noch einige Fuß niedriger und enger ist, als die hiesige. Außer der Kuppel und ihrer doppelten Wölbung war mir auch die Frescomalerei in derselben von Federico Zuchero sehr merkwürdig.

Obschon die Figuren kolossal sind, so sieht man sie doch von unten gar nicht recht wegen der schlechten Beleuchtung, und ich möchte sagen, weil es ohnehin ein Unsinn ist, Decken und Kuppeln mit großen historischen Malereien zu bedecken, die man nicht sehen kann, ohne sich das Genick zu verdrehen und Kopf- und Nackenweh zuzuziehen. Denke Dir aber, daß diese ungeheure Kuppel von ihrem höchsten Punkt bis zum Gesims mit einem Gemälde des jüngsten Gerichtes bedeckt ist. Oben der Himmel, die Dreieinigkeit, Maria, Johannes, Engel, dann die Patriarchen, Propheten, Ariosel und die übrigen Heiligen, ferner nochmals Engel mit Attributen und Posaunen, dann die Seligen; allegorische Darstellungen der sieben Tugenden, in deren Mitte die drei Haupttugenden: Glaube, Hoffnung, Liebe, und zuletzt, wo die acht Abtheilungen der Kuppel am breitesten werden, die Bestrafung der sieben Todsünden in deren Mitte, gegenüber von Glaube, Hoffnung, Liebe, der Mittelpunkt der Hölle. Die Teufelswirthschaft hat also hier den größten, der Himmel den kleinsten Raum.

Ich habe bisher von Zuchero's Talent nur einen unvollkommenen Begriff gehabt; nach diesen Frescogemälden aber muß ich gestehen, daß es die größte Achtung gebietet, und daher die ganz falsche Richtung und Anwendung desselben nur um so mehr zu bedauern ist. Als einen Beweis, wie sehr die Nachfolger Michel Angelo's sich im Machwerk gefielen, mit Hintansetzung alles Sinnes und Gefühls, will ich Dir nur anführen, daß dieser Zuchero die acht Abtheilungen der Hölle in den acht Ecken der Kuppel mit vier Kandelabern, worauf weißliche in breiten blauen und rothen Rändern auslaufende Flammen brennen und mit vier anatomischen Figuren bezeichnet hat. Diese letzten sind das, wovon ich reden will; sie stellen kolossale, lebende, halbgeschundene Menschen dar, in sitzender Stellung, mit gefaltenen Händen und einem ihr fürchterliches Leiden nur zu sehr versinnlichenden Ausdruck in dem mehr oder weniger auch geschundenen Gesicht. Der Künstler hat nämlich seine genaue Kenntniß der Muskeln und aller weichen Theile des menschlichen Körpers bei dieser so schicklichen Gelegenheit zeigen wollen, daher hat er in den vier Figuren vier verschiedene Grade von Aufdeckung dieser Theile beobachtet, so daß in der letzten Figur die Schinderei am ärgsten und das ganze Innere des Bauches und der Brust zu sehen ist!

Florenz, 25. November 1837.

Vorgestern wurde ich verhindert, Dir zu schreiben, durch den uns sehr angenehm überraschenden Besuch von Dr. Pfeuffer, welcher mit seinem Reisegefährten Dr. Geist von Neapel über Livorno hieher gekommen und heute mit dem Courier nach Mantua geht. Wir sahen uns mehrmal, so, daß er Dir recht ausführlich erzählen kann, wie er uns gefunden hat. Es freut mich das besonders; ich habe ihn gebeten, Breslau von uns zu grüßen und zu berichten, da er als Arzt doch noch mit schärferm Blick sieht und beobachtet.

Meine Zeit habe ich unterdessen auf das beste angewendet, es ist hier für mich so viel Lehrreiches zu sehen, wie wohl in Rom nicht. Denn hier haben sich noch so viele Einrichtungen und Anstalten ganz in der alten Form freistädtischen, bürgerlichen Wesens erhalten, daß sich durch die lebendige Anschauung derselben gar manche Lücke in der Kenntniß unserer alten rheinischen und niederländischen Freistädte ausfüllen läßt. An Köln werde ich jeden Tag auf das entschiedenste erinnert; aber mehr in der Art wie Köln in unserer Kindheit und Jugendzeit war, als wie es durch die Revolution und nun durch die Regeneration geworden ist. Florenz ist, so wie Köln seyn könnte, um nicht zu sagen, seyn sollte: eine Stadt aus der alten Zeit, fast ungestört, wohlhabend und blühend geblieben, mit unverändertem Besitz ihrer bedeutendsten Denkmale und vieler ihrer ursprünglichen Anstalten.

Das Zytal St. Maria Nuova hat mich ganz besonders in Anspruch genommen wegen dem Bild von Hugo von Antwerpen, und den Notizen der alten Kunstschreiber über Andrea Castagno und Domenico Veneziano, die dort gemalt haben sollen. Die Bilder, größer als jene aus der Rathskapelle in Köln, gewinnen bei näherer Betrachtung noch gar sehr, aber zu leicht sieht man dann auch deste mehr, wie sehr sie bisher vernachlässigt, wie schlecht sie bei einer frühern Veranlassung gewaschen und restaurirt worden, und wie viel das eine Flügelbild mit den männlichen Bildnissen durch die Sonne, der es immer noch ausgesetzt ist, gelitten hat. Ich hoffe die Bewegung, welche ich durch meine Untersuchung veranlaßt habe, wird für die Erhaltung dieser vortrefflichen alten Bilder etwas fruchten. Auf der Außenseite der beiden Flügel habe ich eine sehr schöne Verkündigung Grau in

Grau gefunden, aber so schmutzig, daß ich nach alter Weise einen naſſen Schwamm zu Hülfe nehmen mußte. In Beziehung auf die Entdeckung einer Inschrift war jedoch alles Waschen vergebens. Die Notizen, die ich bei dem Pfarrer und im Archiv gefunden, führen bis jetzt nur zu Vermuthungen, geben aber Aufschluß genug, um zu überzeugen, daß alles bis jetzt über diesen Gegenstand Gedruckte ein Gewirre von Irrthümern und Mißverständnissen ist.

Siena, 2. December 1817.

Siena macht den allerseltsamsten Eindruck; eine mehr zufällige, mehr malerische Lage läßt sich nicht wohl denken, zumal für eine Stadt, die eines Flusses entbehrt. Alle diese Hügel und Thäler der Stadt, zum Theil mit Weinreben und Oelbäumen bepflanzt, sind voll der merkwürdigsten Gebäude, und diese wieder voll der merkwürdigsten Malereien, Sculpturen u. s. w.

Ich habe jetzt eben so große Freude an Italien, als ich früher während meiner Kränklichkeit eine Scheu davor gehabt habe, denn es drückte mich das Gefühl, allen den Dingen nicht genügen, sie nicht nach Gebühr betrachten, untersuchen und würdigen zu können.

Hier in der Bibliothek des Doms, eines mit der Kirche zusammenhängenden Saals, worin die pergamentenen und bemalten Chorbücher auf rund an der Wand herumlaufenden Pulten aufbewahrt werden, sieht man die frischesten und farbenreichsten Frescomalereien aus Raphaels Zeiten. Der ganze Saal ist durchaus in seiner ursprünglichen Anlage erhalten, wie ihn der nachherige Papst Pius III. 1494 erbauen und bis 1504 von Pinturrichio malen ließ.

In der Fabrik des Doms oder in der Opera, wie man es in Italien nennt, habe ich merkwürdige, alte Pergamentrisse gefunden für die weitere Vergrößerung und zum Theil gänzliche Erneuerung des Doms, wovon ein Stück angefangen dasteht, und einigermaßen an den kölner Dom erinnert. Es sind bis jetzt die ersten ursprünglichen Risse, die ich in Italien gefunden habe; allenfalls die von St. Petronio in Bologna ausgenommen; in Mailand, Florenz, Como, findet sich nichts mehr dergleichen vor.

Besiegen habe ich den Dom auch, sowohl das fertige Gebäude, als den angefangenen Theil der sehr großartig unternommenen Vergrößerung.

Bei Erwähnung des Kölner Doms gedenke ich mit Bedauern des Benehmens gegen den Erzbischof. Gott gebe nur, daß die Folgen nicht gar zu weit gehen, und daß es mit der Blamage von oben abgethan ist; denn Ruhe und Einigkeit können wir wahrlich brauchen in unserm Deutschland, auf dessen Zwiespalt und Zerwürfniß von mehreren Seiten begierige Nachbarn warten.

Rom, 10. Dezember 1787.

Da sind wir denn endlich mit Gottes Hülfe glücklich in der alten Weltstadt! Von einem kleinen Hügel bei der letzten Poststation, la Storta, konnten wir die Peterskuppel entdecken, und später sahen wir Tivoli, Frascati und die Villen am Abhang des Sabinergebirgs, von der Nachmittagssonne beleuchtet; bald kamen dann auch einige hochgelegene Theile der Stadt zum Vorschein; wir erreichten Ponte Molle, fuhren zum erstenmal über die Tiber; der Vetturin setzte nun seinen Sattelgaul in Galopp, und so ging es eine kleine Stunde weit wie mit den schnellsten Postpferden bis zum Thor der Stadte.

Wir stiegen in einem Gasthofe am spanischen Platz ab, wo wir Mendelssohns fanden. Unterdessen war die Dämmerung eingebrochen, ich entschloß mich aber doch noch mit einem Lohnbedienten nach der preußischen Gesandtschaft zu fahren, um Deine Briefe zu holen. Der Weg führte durch die belebtesten Straßen, die mit ihren Laternen und beleuchteten Laden mir nicht anders vorkamen, als die Straßen einer alten deutschen Reichsstadt; dann und wann aber ließ der schwache Lampenschein bei dem dunkeln, wolkigen Himmel irgend eine großartige Masse entdecken, welche an bedeutendere Verhältnisse erinnerte; endlich ging es einen Hügel hinan, wir waren auf dem Kapitol, wo vor tausend und so viel Jahren von den gekrönten Herren Roms über das Schicksal der Welt entschieden wurde.

Braun hatte die Briefe zu sich genommen und war nicht im Hause, aber er wohnte in der Nähe; es mußte nun wieder bergab

und bergauf gegangen werden; der Wagen konnte endlich nimmer vorwärts, ich stieg aus, wo meinst Du wohl, daß ich hinauf zu steigen hatte? — es war nichts weniger als der berühmte tarpejische Felsen. Bunsen hat dort ein Haus zu einem protestantischen Spital herrichten lassen, da aber wenige Kranke vorhanden sind, so ist der größte Theil vermiethet; Braun wohnt dort im dritten Stock. Nach langem, vergeblichem Pochen fing ich schon an, mit dem Lohnbedienten unsern Rückzug zu berathen, damit wir mit heiler Haut die kleinen Ziegelsteintreppchen hinunter kämen, und nicht gegen alles Herkommen auf dem tarpejischen Felsen den Hals brächen. Da kam auf den letzten verzweifelten Versuch ein Lichtstreifen durch die Thüre und bald darauf die Frau Braun, für mich in diesem Augenblick eine wahre Aurora, zum Vorschein. Die gute Frau hatte sich in das Innerste ihrer Gemächer zurückgezogen, und über dem Sturmwind hatte sie unser Sturmschlagen nicht gehört.

Braun war ausgegangen, aber meine Briefe waren zur Hand, und so stellte ich bald meinen Rückzug wieder an. Nun kamen wir über das Forum Romanum; die Säulen des Jupitertempels und den Triumphbogen des Septimius Severus konnte ich erkennen, die Pferde trabten rasch fort, wir sahen einen breiten, hohen, mit Zinnen gekrönten Palast, es war ehemals der Sitz der venetianischen Herren, jetzt des Gesandten von Oesterreich; nun waren wir wieder im Corso, links öffnete sich ein großer Platz mit der Antoninischen Säule, daher Piazza Colonna genannt; und so ging es weiter durch die Straßen an Wurst und Obstläden, Aretheken und Krämerläden vorbei, bis zum Gasthof.

Hier machte ich Mathilde mit ihren schwäbischen Zeitungen ganz glücklich, während ich mit der preußischen Staatszeitung, die mir Mendelssohn gab, durchaus nicht glücklich war. Ich erinnere mich nicht, je ein solches Gewäsch von einem Ministerium gelesen zu haben, als dieses Sendschreiben von A. an das Domkapitel. Ich habe nur mit den nächsten Freunden über diese Sache gesprochen, weil es bei der bestehenden Vertraulichkeit nicht möglich ist, ganz darüber verschlossen zu bleiben; sonst aber habe ich mir vorgenommen, diese widerwärtige, höchst bedauernswerthe Angelegenheit gar nicht zu berühren. Hier ist Alles voll davon.

Die Rede des Papstes hat große Sensation gemacht; sie ist

auch wirklich einfacher, körniger und würdiger, als ich lange etwas der Art gelesen; sie haben die Klugheit gehabt, für einen sehr reinen, fast klassischen lateinischen Styl zu sorgen.

Gestern habe ich Thorwaldsen besucht; er war überaus freundlich und liebenswürdig, ist aber stärker und sichtbar älter geworden.

Rom, 21. December 1837.

Lieber Melchior! Wir haben die letzten Tage, vom schönsten Wetter begünstigt, mit Betrachtung der Hauptdenkmale und Aufsuchung einer Wohnung zugebracht. Seit vorgestern Abend sind wir denn auch glücklich unter Dach und Fach, haben einen Cameriere Antonio, der Küche und Zimmer besorgt, und am ersten Morgen anfrug, ob er der Signora nicht bei ihrer Toilette behülflich seyn sollte! Er war mehrere Jahre bei der Gräfin A., der Geliebten von Lord Byron, und da dieser sie verließ, blieb der treue Diener als ihre einzige Bedienung bei ihr. Später war er Hausbofmeister bei Demidoff. Er ist von Florenz, wo auch seine Frau lebt, besitzt aber hier ein Haus; und da er nun nicht ohne Beschäftigung seyn will, aber nur wenige Fremde bis jetzt hier sind, ist er bei uns eingetreten, macht für uns und Mendelssohns die Küche, und scheint ein Universalgenie zu seyn. Mendelssohns wohnen mit uns in demselben Hause, sie haben das schönere Quartier im zweiten Stock, wir das einfachere im ersten. Raum haben wir mehr als wir brauchen, und zum Glück sind die Zimmer nicht sehr hoch und groß, so daß sie sich sehr gut heizen. Die Lage des Hauses ist sehr bequem, nur kann man sie nicht schön nennen; die Piazza di Pietra ist klein, wir haben uns gegenüber die Dogana, deren Facade aus eilf kolossalen Säulen eines alten Tempels besteht, die sich aus der Kaiserzeit noch aufrecht erhalten haben. Wir sind sehr nahe beim Corso, eben so nahe am Pantheon, nicht weit vom Capitol, und ganz nahe bei Piazza Colonna.

Besuche habe ich noch sehr wenige gemacht: gefunden habe ich Reitner, der Euch freundlichst grüßt, Johannes Veit und seine Frau und den österreichischen Gesandten Grafen Lutzow, an den mich Graf Pachta in Mailand empfohlen; Graf Spaur habe ich

nicht gefunden; Frau Bunsen haben wir auch nicht gesehen, ihr Mann wird heute erwartet.

Ich sollte Dir nun von dem Eindruck sagen, den mir die großen Anschauungen, die ich in diesen Tagen gehabt, gemacht haben; aber ich will Dir vorher noch etwas von der Reise erzählen. Den ersten Tag blieb das Land, so wie wir es bei Siena gesehen, hügelig, fruchtbar, mit Getreidefeldern, Weinreben und Oelbäumen bedeckt. Gegen Abend jedoch, als wir hinter dem noch recht schön gelegenen von einem Wald von Oelbäumen umgebenen St. Quirico den Berg hinauf fuhren, fing es an, sehr öde zu werden, wovon wir einen Beweis auch darin fanden, daß die nächste Post in einem einsam gelegenen Hause bestellt ist. Wir brachten dort in Ricorsi die Nacht ohne alle Furcht bei einer Wittwe zu, welche neben der Post das Wirthshaus inne hat. Die Knechte aus der Post halfen im Stall aus, und ein Bauersmann aus dem eine Stunde entfernten Torre hilft, wenn Fremde übernachten, der Frau und Magd im Hause. Es war ein dürftiger Zustand, aber wir hatten doch reinliche Betten und Ruh. Am andern Morgen stiegen wir immer mehr die Berghöhen hinan, auf denen hoch oben die alte Burg und der Flecken Radicofani liegen; man sieht nichts wie Haide und Steingeröll, welches wegen seiner weißlichen Farbe und Größe anfangs täuscht; man glaubt nämlich, weidende Schafheerden zu sehen, es ist und bleibt aber unbewegliches, unzählbares Gestein. Man kann sich nicht leicht eine traurigere, wildere Gegend denken; die wenigen Menschen und Hütten von Radicofani entsprechen derselben. Das dauert auch beim Herabsteigen so fort, und nachdem man zu Ponte Centino den großen Waldstrom la Puglia überschritten hat, befindet man sich an der Grenze des päpstlichen Staates, in dem elendesten Nest der Welt.

Mit der nächsten Station, die wieder auf der Höhe liegt, es ist das Städtchen Aqua pendente, änderte sich die Landschaft. Es zeigte sich ein anderes Erdreich, viel Waldung, und überall Spuren vulkanischer Verhältnisse. Der bekannte Wasserfall von Aqua pendente, muß zu guter Jahreszeit sehr schön und malerisch seyn, wir sahen ihn bei trübem Himmel und einem schwachen Schimmer der durch die Regenwolken dringenden Abendsonne. Die Tuffsteinhügel und Felsen mit unzähligen Höhlen, und

besonders der See von Bolsena, an den wir bald hinab kamen, erinnerten mich immer mehr an unser Heimathland, an die Gegend bei Andernach, Laach und Brohl. Die Aehnlichkeit des See's von Bolsena mit dem von Laach, nur in größerem Maßstab, ist ganz außerordentlich, die runde Gestalt des See's, die schönen in Italien sonst so seltenen Waldungen rings herum, der schwarze Sand an den Ufern, alles findet sich wieder. Wir fuhren wohl anderthalb Stunden stets am Rand des See's; wir konnten zuletzt die Gegend in dem schwachen Mondscheinlicht kaum noch unterscheiden, denn es wurde halb acht Uhr, ehe wir in Bolsena anlangten. Wir fanden ein gutes Gasthaus und ein vortreffliches Stück von einem Hecht aus dem See, einem Fisch, den wir, seit wir Deutschland verlassen, nicht mehr bekommen hatten.

Die eigenthümlichste Tuffsteinbildung mit Basalt- und Lavagebirg untermischt, hört nun gar nicht mehr auf; Montefiascone liegt gar schön auf einem solchen Hügel; noch schöner Orvietto auf einem einzelnen, schroff abgeschnittenen Tuffsteinkegel; reicher und abwechselnder ist die Lage von Viterbo, auf drei Hügeln. Hinter Viterbo fuhren wir wohl zwei Stunden lang einen Berg hinan, auf dessen Höhe wir das Meer, das jenseitige Gebirge von Rom, die ganze große Campagna di Roma und vor uns den See von Ronciglione, im Kleinen ganz wie der See von Bolsena, sahen. In Ronciglione, wo wir früh ankamen, sahen wir unter dem Hügel, worauf das Städtchen liegt, in einem ganz engen Thal, wohin wir logierten, eine Menge Eisenhämmer. Es war ein eigenes Gefühl auf dem Weg und in der Nähe von Rom so vielfaltig an die Heimath erinnert zu werden; den andern Tag dauerte es noch fort, bis nach la Storta; es war die schlechteste Strecke seit Aqua pendente, lauter Oede von Hohlwegen und Schluchten durchschnittenes, hie und da mit Büschen bewachsenes Land, wo sich auch in letzter Zeit viel Räuber- und Mördervolk aufgehalten; bloß Schafheerden belebten einigermaßen diese Gegend; es war wahrhaftig den ganzen Tag über wie in der Eifel.

Um nun diese ganz seltsamen heimathlichen Gefühle zu einer Vorbedeutung zu erheben, müßtest Du Dich entschließen, zu uns zu kommen, und der liebe Gott mir so vergönnen, Dich hier in Rom zu umarmen, und Dir leibhaftig zu zeigen, daß er mir meine Gesundheit wieder geschenkt hat. Aber freilich, wir dürfen

nicht zu viel wünschen. Auch das Zimmer und das Bett wäre schon für Dich bereit.

Danken wir Gott für das was wir haben, und wünschen wir, daß Er uns Alle ein glückliches neues Jahr erleben läßt! Hiemit schließe ich, Dich und Bertram Seinem Schutz anempfehlend!

Rom, 5. Januar 1818.

Dein Brief vom Christabend ist uns am Neujahrstag angekommen und hat uns durch seine heitere Stimmung sehr erfreut. Auch wir gedachten nochmals dabei an die Verschiedenheit unsrer Zustände am vorigen und an diesem Jahrestag, wie wir es schon am Vorabend und am Morgen mit innigstem Dankgefühl gethan hatten. Das einzige, was uns diesmal die Aussicht trübt, sind die traurigen Verhältnisse, in die unser deutsches Vaterland durch das Verfahren von Hannover und Preußen versetzt ist. Der Himmel lenke es zum Bessern und erleuchte die verblendeten Fürsten und Herren! Mir scheint, daß in beiden Angelegenheiten böse Menschen im Spiel sind, die auch schon in andern Verhältnissen tätig waren und jede Verwicklung benutzen, um Mißtrauen gegen die Unterthanen zu erregen, die Dinge aufs Aeußerste verwirren und die, wenn durch die falschen Maßregeln, welche sie herbeigeführt, wirkliches Unheil entsteht, dieses als Beweis für ihre Teufelsrathschläge darstellen. Ich hoffe auf den guten redlichen Sinn des alten ehrwürdigen Königs, den man irre geleitet hat: er muß vor den blutigen Folgen seines Gewaltschritts erschrecken, und dann wird er das Licht der Wahrheit durch den Dunst und Nebel, mit dem man ihn umgeben, schon gewahren.

Wir leben ganz still und regelmäßig, den Tag über sind wir immer draußen, um Kirchen, Sammlungen, Alterthümer und Villen zu sehen, und des abends sind wir meist zu Hause, entweder in unsern Zimmern, wo es uns an Besuchern nie fehlt, oder oben bei Mendelssohns. Am Neujahrsabend machten wir eine Ausnahme und waren bei dem östreichischen Gesandten Grafen Lutzow, der selbst kam, uns einzuladen, um einen Begriff von der hohen römischen Gesellschaft zu fassen. Und so haben wir denn etwas mehr als eine Stunde lang die römischen Prinzessinnen

10.

Wolkenregen war er
Geſchenke vertheilend,
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

11.

Staatlich vor dem Volke,
Schwarzen Haares, langen Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein magrer Wolf.

12.

Zwei Geſchmäcke theilt' er aus,
Honig und Wermuth,
Speiſe ſolcher Geſchmäcke
Koſtete jeder.

13.

Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet' ihn
Als das Schwert von Jemen
Mit Scharten geſchmückt.

14.

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindſeligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie ſchwebende Wolken ohne Ruh.

15.

Jeder war ein Schwert
Schwert umgürtet,
Aus der Scheide geriſſen
Ein glänzender Blitz.

und Herzoginnen, überaus reich mit Diamanten geschmückt, die Cardinäle mit ihren rothen Käppchen und die übrige vornehme Welt uns angesehen. Mathilde meint, oft möchte sie dergleichen nicht mitmachen und eine Einladung auf Montag zu einem großen Ball will sie nicht annehmen.

Gesehen haben wir viel und vieles, doch bleibt noch sehr vieles übrig. Man fühlt immer mehr, daß man sich Zeit lassen muß, um die großen Eindrücke rein zu behalten und nicht in eine Verwirrung zu gerathen. Bei dieser Gelegenheit sehe ich denn, daß mir die vieljährige Vorbereitung durch das Studium antiquarischer Werke und Abbildungen gar wohl zu Statten kömmt. So sind mir die meisten ältern Kirchen und Basiliken mit ihren Mosaikgemälden zum voraus bekannt; ich weiß großentheils, wo ich sie und was ich in ihnen zu suchen habe. Freilich finde ich die Dinge aber auch fast immer in Rücksicht auf die Ausführung und Erhaltung anders, als ich es erwartete. In der Peterskirche wirkt trotz der ungünstigen, unreinen Formen die Größe der Massen, die Pracht des Materials, die Gediegenheit der Arbeit und das Wohlmaß gewisser ursprünglicher Verhältnisse überaus vortheilhaft und ich habe mich eines stillen Staunens, eines unwillkürlichen Schauers nicht entschlagen können. Gott hat mir den Sinn für alles Große, Erhabene und Schöne frisch und rege erhalten; keine vorgefaßte Meinung, keine Vernünftelei hindert und stört mich, das Rechte und Wahre auch dort zu erkennen, wo es mit Falschem und Verkehrtem gemischt erscheint; ich kann nicht genug dafür danken und freue mich jedesmal aufs Neue, wenn ich diese Unbefangenheit und Empfänglichkeit an mir gewahre. In der Peterskirche webt der Geist überschwänglicher Pracht und Massenhaftigkeit, verbunden mit jener himmelanstrebenden Richtung christlicher Baukunst, der wir unsere deutschen Domkirchen verdanken. Es liegt ein gewaltiger Ernst in dieser Verbindung; ich möchte sagen, es ist als ob der Papst Kaiser geworden wäre! Das wahrhaft christlich-geistliche Element würde bei einem solchen Fall ohne Zweifel viel Abbruch erlitten haben und das ist rücksichtlich der Baukunst auch bei der Peterskirche eingetreten; so wie es durch das Zurückgreifen zu der antiken Bildung überhaupt in jeder Hinsicht geschehen ist. Hätte man statt diesem ausschließenden Zurückkehren die christliche Bildung der mittleren

Zeiten besser zu ehren, zu erhalten und fortzuführen gewußt, hätte mit einem Wort das germanische und nicht das römische oder romanische Prinzip die Oberhand behalten, so dürfte es in Allem besser geworden, und wie bei dem Kirchenbauwesen, so auch in allem übrigen mit demselben Aufwand dreimal mehr geleistet worden sein. Man hätte den Kölner Dom von Marmor und alle Bilder dazu von Erz machen können! Und wäre er nur von gutem Sandstein vollendet, wäre nur das deutsche Reich vollkommen zu Stande und zu festem Halt, und das Kirchenregiment nicht in die Hände italienischer Familien gekommen, es würde anders in der Welt aussehen! Aber Gott hat es nicht gewollt, und immerhin ist dasjenige, was er hat gedeihen lassen, für unsere sündige Erde noch sehr groß und bewunderungswürdig. — Selbst wenn man bedenkt, daß die fünfzig bis sechzig Kirchmantel, meist aus dem kleinen so sehr vornehmen Kreis von Mittelitalien das Oberhaupt der Kirche erwählen und mit diesem die ganze katholische Christenheit regieren, so muß man erstaunen und die geheime Kraft der Grundsätze und Maximen verehren, die eine so schwache Verfassung im Leben erhält.

Rom ist und bleibt in jedem Betracht die wunderbarste Stadt. Nirgends kann man eine größere Demüthigung des menschlichen Uebermuths und Frevels sehen als hier, denn wo wäre dieser wohl weiter getrieben worden? Ueberall trifft Du auf Trümmer jener riesenhaften Herrscher- und Verbrecherzeit. So kömmst Du, um nur geringes zu erwähnen, in einem kleinen, schmutzigen Gäßchen, an einem weißen Marmorstein, der wie eine Bank aussieht, vorbei; betrachtest Du ihn näher, so bemerkst Du, daß es ein nackter Fuß von drei bis vier Fuß Länge ist. Auf einem Platz neben der Markuskirche findest Du den Obertheil, Kopf, Schultern und Brust eines weiblichen Kolosses von weißem Marmor an der Mauer stehend, gleichsam als wäre das Bild halb in den Boden versenkt; es dient den Gassenjungen zum Spiel- und Schutzplatz; ein zwölfjähriger Lümmel hat den bequemsten Raum, zwischen den Brüsten und unter dem Kinn stehend, um sich vor dem Regen zu bergen; und obwohl das Bild sehr verdorben ist, so sieht man doch, daß es ein gutes Kunstwerk gewesen. Im Hof des Capitols, wo noch jetzt ein Scheinmagistrat seinen Sitz hat, stößest Du gar auf zwei weiße Marmorfüße von

je sechs Fuß Länge; ein Kopf von ähnlichem Verhältniß zeigt sich Dir gegenüber, Hand-, Schenkel- und Armstücke findest Du auch, es scheinen Bruchstücke einer riesenhaften Kaiserstatue zu sein.

Auf mich machen solche Reste menschlicher Riesenbilder wohl noch einen größern Eindruck als die Reste alter Gebäude. Von der Pracht des Bauwesens unter den Römern erhält man erst einen rechten Begriff, wenn man alle die Granit- und Porphyrsäulen betrachtet, womit unzählige Kirchen geschmückt sind. Man kommt selten in eine Kirche, wo man nicht ganze Reihen antiker Säulen oder die Wände und Pfeiler mit den herrlichsten Tafeln antiker Marmore von rother, gelber oder grüner Farbe bedeckt findet. Man muß das gesehen haben; man muß es täglich sehen, um immer wieder auf's Neue zu erstaunen.

12. Januar.

Das Wetter ist sehr milde, so wie bei uns am Rhein im Herbst, aber es fehlt verhältnißmäßig für die südliche Lage an Sonnenschein, und ich möchte glauben, daß der Himmel von Hyeres und Nizza schöner und wärmer ist als der hiesige. Die Leute, welche sagen, daß diese Orte mit Neapel wetteifern, ja daß sie dasselbe in manchen Stücken noch übertreffen, werden also wohl Recht haben. Bei dunklem Wetter ist es sehr verdrießlich, daß man keine Gemälde in Kirchen auch nicht einmal Skulpturen betrachten kann. Es ist ein wahres Kreuz, wie schlecht größtentheils in den Kirchen für die Beleuchtung gesorgt ist. Ich habe das in ganz Italien gefunden und es ist mir nicht wenig aufgefallen. Eigentlich sind auch die päpstlichen Zimmer mit den Freskogemälden von Raphael schlecht beleuchtet; das Licht fällt auf die am günstigsten gestellten Wände zu tief ein, und von den beiden andern, wo das Gemälde den Raum über und neben dem Fenster einnimmt, versteht sich's von selbst, daß sie schlecht beleuchtet sind. In der Sixtinischen Kapelle ist es nicht viel besser. Wir waren zuletzt an einem ganz hellen Tag, zur besten Zeit in der Kapelle und konnten, da kein Gottesdienst war, nach Belieben hin und hergehen und Stunden lang verweilen; vorher waren wir schon einigemale da gewesen, hatten also die ersten Schwierigkeiten schon einigermaßen überwunden; und nun stieg

der Eindruck, je länger wir uns der Anschauung dieser Wunderwerke hingaben, stets mehr und mehr. Das ausgezeichnetste, bedeutendste und schönste sind offenbar die Deckengemälde, die Propheten, Sybillen und die Darstellungen aus dem alten Testament; darin weht ein Geist der Größe und Erhabenheit, verbunden mit einer Reinheit und Gediegenheit der Ausführung und Färbung, daß man dabei so selig wird, wie bei den besten Werken der Griechen, des Raphael und seinesgleichen; leider ist aber die Freude sehr verkümmert durch den ungeheuern Zwang, den man seinem Genick antun muß und durch eine Menge unnützer, höchst störender nackter, akademischer Figuren, die der seltsame Mann zwischen die verschiedenen Felder und Abteilungen nicht etwa Grau in Grau, sondern in natürlicher Farbe auf Postamente, Gesimse u. s. w. gesetzt hat, wo sie zu zwei und zwei kleine goldene Medaillons an Bändern halten. So beurkundet sich selbst an diesem vorzüglichsten Werk des Michel Angelo, daß es ihm an einem gewissen Takt und Mäßigung fehlte, die ich ein musikalisches Gefühl nennen möchte und welche die Bedingung aller wahren Grazie ist. Die wahre Grazie darf aber auch in dem ernsthaftesten Werk nicht fehlen, mag man sie nun Einfachheit, Harmonie oder wie sonst nennen.

Daß nun diese Einfachheit dem jüngsten Gericht durchaus abgeht und ich diesem, welches Michel Angelo freilich auch dreißig Jahre später gemalt hat, die Bewunderung keineswegs schenke, womit mich jenes seiner schönsten Jugendzeit angehörige Werk der Decke erfüllt, das kannst Du schon denken. Ja ich muß eigentlich gestehen, daß ich, so sehr ich auch vorbereitet war, doch dieses Werk noch viel weniger entsprechend gefunden, als ich erwartet. Wie ganz anders ist es mir dagegen bei dem himmlischen Raphael zu Mute geworden! — er ist immer ein Engel und Michel Angelo ein Titan.

Den 16. Januar.

Gestern haben wir den Anfang mit einigen Privatsammlungen gemacht und da fand ich zwischen den vielen zum Theil sehr bedeutenden italienischen und einigen niederländischen Gemälden des Fürsten Doria, ein paar allerliebste Bildchen von

Hemmling, beide kaum einen Fuß hoch und einen halben Fuß breit, oben abgerundet. Auf dem ersten Maria in blauem Mantel mit dem Kinde, stehend in einer altdeutschen Kirche; auf dem zweiten ein Edelmann in einem kurzen blauen oder violetten Leibrock knieend, hinter ihm Antonius der Einsiedler, der Ort eine heitere Landschaft mit grünem, kräuterreichem Vordergrund, worin auch das Wappen des Stifters angebracht ist. Dieß letztere Bildchen, welches das vorzüglichste, erinnert an Johannes den Täufer in unserer Sammlung. Auch ein gar zartes Bildniß einer jungen Frau, zwei Drittel Lebensgröße, wahrscheinlich von dem unbekannten Meister, der die kleine Flucht in Egypten unserer Sammlung gemalt hat, fand ich unter dem herkömmlichen Namen Luca d'Ollanda. Wir gingen von diesem in unserer Nachbarschaft gelegenen Palast hinauf zum Quirinal, wo man sich immer aufs neue an den herrlichen Kolossen mit den Pferden freut. Die reinen Umrisse dieser schönen Riesengestalten gegen den blauen Himmel gesehen, machen ganz glücklich, sie zeigen den Leib als das herrlichste Werk der Schöpfung, und lassen mit einemmal die vielen lebenden Bilder des Elends und der Krüppelei vergessen, die man unten auf den Gassen begegnet.

Nicht weit von diesen Kolossen des Monte Cavallo liegt der Palazzo Rospigliosi mit drei schönen Rosen- und Orangengärten; in dem ersten ist ein Casino mit vielen antiken Basreliefs von Marmor an der Außenseite und innerhalb mit einer kleinen, aber bedeutenden Gemäldesammlung; als das wichtigste von allem ist jedoch die an der Decke von Guido Reni al fresco gemalte Aurora in Lebensgröße zu rühmen. Du kennst das Bild aus dem Kupferstich; denke Dir nun, daß es so frisch und noch etwas kräftiger und wärmer als die Himmelfahrt Maria in München gefärbt und von allen bedeutendern Freskobildern hier am besten erhalten ist, und Du wirst begreifen, daß man selbst nach den Bildern von Raphael noch eine Freude daran haben kann.

Den 6. Februar 1828.

Könnten wir Euch nur die milde Luft zuwehen, in der wir leben! Da ist an keine Kälte zu denken und nur vor der Feuchtigkeit hat man sich zu hüten. Die Monatrosen blühen den ganzen

Winter über neben den mit ihren Goldäpfeln beladenen Orangenbäumen, auch Veilchen hat es immer gegeben; jetzt aber sind die selben hier in größerer Menge als bei uns im April; die Wiesen sind mit Crocus und Anemonen, die Mauern mit gelben Violen, die Gärten mit Narzissen, Levkoien und andern Blumen bedeckt und damit gar nichts fehle, was an die Nähe des Frühlings mahnen kann, so blühen auch die Ulmen und Mandelbäume!

Am Sonntag waren wir in der Villa Albani, welche dicht vor der Stadt auf einem Hügel sehr schön gelegen ist. Man kann sich nichts heiteres denken, als diesen vom Cardinal Alexander Albani den Resten antiker Baukunst gewidmeten Ort; die Gebäude und der Garten, alles ist zu der anmuthigsten und genußreichsten Aufstellung der Kunstwerke errichtet und angeordnet; es macht den Eindruck eines Gedichts im antiken Styl, etwa wie Goethe's Iphigenie. Ueberhaupt stimmt diese Villa auf das lebhafteste an jene Zeit, wo bei uns die Verehrung für das griechische und römische Alterthum durch die Uebersetzung des Homer, Virgil, Plato u. s. w. und durch eigene Versuche unserer Dichter sich kund that. An dieser Stätte lebte Winckelmann, hier schrieb er größtentheils seine Geschichte der Kunst; ohne das Zusammentreffen mit dem Cardinal, diesem großartigen Freunde der Kunst, dessen Erwerbungen und Anlagen er mit erlebte, hätte er sich wohl nie so entwickelt, wäre sein Wort wohl nie zu Stande gekommen. — Und nun sind es kaum fünfzig Jahre, daß dieses alles in größter Frischheit und Herrlichkeit stand; nun kündigt sich schon überall die Vernachlässigung und der Verfall an; die Villa ist durch Erbschaft einer vornehmen Dame in Mailand zugefallen, die nur das nothdürftigste für die Erhaltung thun läßt. So geht denn eines der größten Museen dem traurigen Loos alles Irdischen schnell entgegen, wenn nicht irgend eine besondere Gunst des Himmels dazwischen tritt. Die Villa ist zwar durch eine Dispositon des letzten Besitzers mit sammt ihren Schätzen als Fideicommiß erklärt, und so sind diese vor Zersplitterung gesichert, aber damit ist nur halbwegs geholfen; ein Fideicommiß in Händen gleichgültiger Besitzer wurde oft wie Grabesmoder.

Außer diesem Besuch in der Villa Albani, wo wir drei Stunden zubrachten, haben wir in der letzten Woche noch allerlei vorgenommen; so waren wir bei Overbeck, machten Spaziergänge

in den verlaſſenen Theil von Rom, auf den Kaiſerpaläſten, dem Forum u. ſ. w., beſuchten Kirchen, die wir noch nicht geſehen, brachten einen Mittag und Abend bei Bunſen zu, der Euch grüßen läßt, und wohnten der Meſſe und Kerzenaustheilung in der Sixtiniſchen Kapelle am Lichtmeßtag bei. Dieſe Feierlichkeit gab mir einen Vorgeſchmack von dem Zuſtand in der Charwoche. Der Lichtmeßtag iſt nämlich der Jahrestag der Erwählung des Papſtes, deßhalb kommen die Diplomaten und einige von dieſen, ſowie die Attaché's und andere Fremde holen ſich Kerzen aus der Hand des heiligen Vaters. Da war es denn ziemlich voll und ein ſo abſcheuliches Geſchwätz, daß mir faſt alle Luſt verging, dergleichen noch weiter mitzumachen.

Den 12. Februar.

Es fällt heute wieder ſo viel Waſſer vom Himmel, daß man glauben ſollte, es müſſe alles zu Waſſer werden. Von Zeit zu Zeit ſcheint freilich die Sonne wieder Stunden oder auch halbe Tage lang, und dann freut man ſich, hinaus ins Freie zu eilen, was meiſt zu Wagen geſchehen muß, denn obſchon die Sonne viel Gewalt hat und den Boden bald trocken macht, ſo dringt ſie doch in die engen Straßen nicht ſo leicht ein und iſt auch das Pflaſter hier nicht wie in Florenz und in den Städten Oberitaliens aus großen Platten beſtehend, ſondern es gleicht ganz und gar dem Pflaſter unſerer lieben Vaterſtadt Köln. Das Leben in Rom iſt alſo unter dieſen Umſtänden nicht ſehr angenehm; bedenken wir jedoch, wie hart Ihr es dieſen Winter habt, ſo können wir Gott nicht genug danken, daß er uns vergönnt, die ſchlimme Zeit hier zuzubringen.

Wir hatten bisher immer noch den Beſuch in St. Paul verſchoben, da aber nächſtens die einzige Reihe alter Säulen in den nördlichen Seitenhallen niedergelegt werden ſoll, ſo durften wir nicht länger warten. Ich war auf eine große Zerſtörung gefaßt, hatte aber doch gehofft, den Chor und das Kreuz noch meiſtentheils erhalten zu finden; Du kannſt Dir alſo mein Erſtaunen denken, als ich auch dort bis auf die Moſaik in der Halbkuppel der Chornische alles erneuert ſah! Außer dieſer Moſaik, die ohnehin während dem vorigen Jahrhundert, vor etwa neunzig

Jahren sehr restaurirt worden und wenig mehr von ihrem ursprünglichen Charakter hat, ist nichts Altes mehr sichtbar; man ist überhaupt darauf ausgegangen, das ganze Gebäude von Grund auf neu herzustellen. Chor und Kreuz sind so weit fertig, daß schon die flache reichverzierte Holzdecke liegt und man jetzt mit Aufmauerung des Altars beschäftigt ist, auch im Kreuz an den Schlußwänden stehen schon neue marmorne Bildsäulen in den Nischen. Es sind eine Menge Arbeiter beschäftigt und man sagt, der Bau werde mit besonderem Eifer betrieben, weil der Papst den Chor noch in diesem Jahr einweihen wolle. Es ist ein wahrer Jammer, diese älteste und größte christliche Basilika so völlig zerstört zu sehen und zwischen den Trümmern der herrlichen Marmorsäulen herum zu wandern. Von den großen Säulen des Schiffs, die meist von dem feinsten pyrrgischen, weißen, mit violetten Adern und Flecken durchsprengten Marmor (sogenannten Pavonazzo) und kannelirt waren, sind nur noch wenige erhalten; man hat sie auf eine nicht sehr löbliche Weise zur Verzierung der beiden Kreuzwände und der Chornische angewandt. Der Architekt scheint es mit Beibehaltung des Basilikenstyls sehr in Bausch und Bogen zu nehmen und wo er nicht durchaus an das alte Vorbild gebunden ist, gerne in die gewöhnliche, moderne italienische Manier, in die Nachahmung der römischen Kaiserarchitektur zu verfallen.

Die Säulen der Seitengänge von pentelischem, weißem, bläulich gestreiftem Marmor, möchten noch stark genug gewesen seyn, und man hätte die schadhaften wohl ersetzen können, da es hier noch viele von diesem schönen griechischen Marmor gibt. Aber weil die Säulen des mittlern Schiffs, die durch die brennenden Balken umgestürzt und verkalkt waren, erneuert werden mußten, so hat man eben alle Säulen von grauem Granit des Simplon bestellt. Sie kommen vom Lago Maggiore durch den Kanal von Mailand auf dem Po nach Venedig und zur See hieher. Wie man es mit der Ausschmückung des Innern halten wird, weiß ich nicht. Man sollte sich dabei die Anordnungen des Königs für die Münchener Basilika zum Muster nehmen und die Kirche auf Goldgrund ausmalen lassen; aber es dürfte wohl an Künstlern fehlen, die im Geist der alten Zeit zu arbeiten wüßten, denn davon haben die Italiener kaum noch eine Ahnung; sie stecken

faſt noch tiefer wie die Franzoſen in ihrem alten Kram. Zwei Marmorkoloſſe: St. Peter und Paul, jeder etwa zwanzig Fuß hoch, haben wir in den Hütten des Bauplatzes unter den Händen der Bildhauer geſehen; ſie ſind ziemlich vorgerückt, flößen aber eben ſo wenig wie die Modelle einen guten Begriff von dem Erfinder derſelben, Signor Fabris, ein.

Abgeſehen von den Spuren der Zerſtörung und von der Erinnerung an das alte Gebäude hat mich dieſer Kirchenbau gar lebhaft an die Baſilika unſeres braven Zieblandt gemahnt. Seine grauen Säulen ſind zwar nicht von Granit, ſehen ihm aber ganz ähnlich, und ſie werden mit ihren weißen Kapitälen und Bogen auch ſchon aufgerichtet ſeyn. Sage mir doch ein Wort über dieſen Bau, Du weißt, ich halte große Stücke darauf, und es wird mich ſehr freuen, ihn im Sommer im beſten Gedeihen zu finden. Hier, wo man faſt gar nicht bauen, ſondern wie ehemals in Köln, um Kleines mit Großem zu vergleichen, nur flicken ſieht, macht mir die Bauthätigkeit bei St. Paul einen friſchen Eindruck und brachte mir die Münchener Zuſtände auf das lebhafteſte in's Gedächtniß.

Von Flickerei haben wir in der Nähe unſerer Wohnung auf dem Platz Colonna alle Tage ein abſcheuliches Beiſpiel: dort mauern ſie an einer großen Facade an dem Poſtgebäude, welches die ganze Breite des Platzes einnimmt, alle Fenſter zu, um daneben in dem alten Gemäuer andere zu brechen, und das thun ſie, damit einige ſchöne alte Säulen, die vor Kurzem bei einer der alten etruskiſchen Städte des Kirchenſtaats ausgegraben worden, mit gewiſſer Symmetrie angeklebt werden können. Das koſtet, ſagt man, mehr als 60,000 Scudi; für die ſchöne Bronzeſtatue, die ſchon im päpſtlichen Muſeum ſtand, und die nun Wagner für den König von Bayern gekauft hat, konnte man aber 4000 Scudi nicht auftreiben! Das nennen ſie hier Porcheria, deutſch: eine Schweinerei! Es gibt hier eine Menge Porcherie, natürlich wie überall, und dann noch eine gute Portion extra, weil es eben auch eine Hauptſtadt der Welt iſt.

Den 13. Februar.

Das neue von dem jetzigen Papst gegründete sogenannte etruskische Museum war vorige Woche bei Gelegenheit der jährlichen Krönungsfeier des Papstes drei Tage lang offen, und es drängte sich eine große Menge Schaulustiger hinzu. Dieses Museum besteht aus Bildwerken von gebrannter Erde, Broncen, Vasen, Goldschmuck, steinernen Graburnen und kleinen Sarkophagen. Es ist sehr reich und gibt einen neuen Beweis, wie viel Alterthümer täglich noch aus der Erde kommen. Die Aufstellung verdient großes Lob, besonders sind die Vasen und Trinkschalen höchst sinnig und zweckmäßig aufgestellt. Der Papst hat große Freude an dieser seiner Schöpfung, er geht alle Tage in den etruskischen Kabineten und Sälen spazieren, und kauft, sowie er einiges Geld disponibel hat, immer wieder neue Sachen zur Vermehrung der Sammlung. Dieser Tage wurde eine Reihe goldener Geschmeide angeschafft. Es ist dieß eine Art von Alterthümer, die bisher fast ganz unbekannt war. Was man davon bereits aufgestellt sieht, ist sehr merkwürdig. In Bologna sahen wir einen wahren Schatz von nubisch-egyptischem Goldschmuck, den ein Arzt, Dr. Ferlini, in einer Pyramide, in der Nähe von Meroe, gefunden hat, und nun gerne verkaufen möchte.

Ich kann nicht leugnen, daß mir diese Dinge, die man von allen Seiten aus den Gräbern herbeischleppt, eine große Ehrfurcht einflößen; sie erinnern an ein längst vergangenes Leben, sowie an die Vergänglichkeit alles irdischen Lebens, aller irdischen Pracht und Herrlichkeit; ja es ist wunderbar, nach tausenden von Jahren, Menschenwerke aus der Erde auferstehen zu sehen, gleichsam als Vorzeichen der Auferstehung, die dem Menschengeschlecht verkündigt ist; aber ich wende mich doch immer lieber dem zu, was nicht bloß zum Leben gedient, sondern durch den Geist und die Bedeutung, die ihm innewohnt, sein eigenes Leben in sich hat, wie es bei allen wahren Kunstwerken der Fall ist. Und so mache ich denn immer bald wieder mein Kreuz über solche Reliquien, sprechend: „laßt die Todten und ihre Habe ruhen!“ — Man kann übrigens in Rom auch ohnedem den Grabesgedanken nicht entgehen; es ist ja doch die ganze Stadt ein Schutthaufen, auf dem und mit dessen Trümmer die jetzigen Bewohner sich angebaut; dem göttlichen Sieger über Welt und Tod eine Kirche errichtet haben!

16.

Sie ſchlürften die Geiſter des Schlafes,
Aber wie ſie mit den Köpfen nickten
Schlugen wir ſie
Und ſie waren dahin.

17.

Rache nahmen wir völlige;
Es entrannen von zwei Stämmen
Gar wenige,
Die wenigſten.

18.

Und hat der Hudſeilite
Ihn zu verderben die Lanze gebrochen,
Weil er mit ſeiner Lanze
Die Hudſeiliten zerbrach.

19.

Auf rauhen Ruhplatz
Legten ſie ihn,
An ſchroffen Fels wo ſelbſt Kameele
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihn da begrüßt',
Am düſtern Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Die Beute entwendet.

21.

Nun aber ſind gemordet von mir
Die Hudſeiliten mit tiefen Wunden.
Mürbe macht mich nicht das Unglück,
Es ſelbſt wird mürbe.

Den 7. Februar.

In einer Stunde fängt der Carneval an. Wir haben mit Mendelsohns ein Zimmer im Corso gemiethet, um die Thorheit bequem ansehen zu können, und heute hat uns Dr. Carlyle, der im Corso wohnt, auch eingeladen. Ich wollte, der Lärm wäre schon vorbei. Die Leute sind wie toll, und das dauert außer den beiden Sonntagen und dem Freitag acht Tage, immer von zwei Uhr Nachmittags bis zum Abend.

Es wird Dich nicht überraschen, daß Brüggemanns, die von einem Ausflug nach Neapel zurückgekommen sind, Fräulein Julie v. Küster mitgebracht haben, und Du wirst Dich mit uns freuen, daß sich in dem Hause, das wir bewohnen, im dritten Stock bei sehr anständigen Leuten, noch ein paar Zimmer gefunden haben, in welche Julie eingezogen, und dadurch unsere Hausgenossin geworden ist.

Den 24. Februar.

Das Wetter hat bis jetzt den Carneval sehr begünstigt, nur einmal wurde er durch Regen gestört. Was Goethe davon erzählt, paßt noch gegenwärtig auf das genaueste, bloß mit Ausnahme des Confettiwerfens, welches dermaßen ausgeartet ist, daß man sich keinen Begriff davon machen kann. Denke Dir, daß zwei, drei oder vier junge Leute in knapp anliegende weiße Beinkleider und Wamms gekleidet, mit weißen Hüten, oder auch in grauen Blousen u. s. w., in offener Kalesche den Corso auf und ab fahren, mehrere Säcke voll Gypskugeln bei sich führend, und immer stehend oder auf dem niedergeschlagenen Verdeck sitzend, nichts anderes thun, als den vorbeifahrenden oder gehenden, so wie den in den Fenstern liegenden Personen ganze Ladungen des weißen Drecks in's Gesicht zu werfen. Um sich gegen die Gefahr zu schützen, in welche diese Unart versetzt, ist man genöthigt, Drahtmasken zu tragen; daß die Werfenden die ersten sind, welche sich mit solchen Gesichtskörben schützen, brauche ich Dir wohl eben so wenig zu sagen, als daß die Russen und Engländer sich am meisten durch jene Heldenthaten auszeichnen. Aber Du mußt nicht glauben, daß dieser Studentenscherz bloß auf die liebe Jugend sich beschränke; ganze Familien machen es sich zum Geschäft, Tag

für Tag drei bis vier Stunden Gypskugeln zu werfen; und damit die Arbeit recht von statten gehe, schaffen sie sich Hörner oder Schaufeln von Blech an, womit sie schnell die Ladungen aus den Säcken, Körben oder Kisten schöpfen können. So sahen wir uns gegenüber den neapolitanischen Gesandten mit Frau, Kindern und Gesellschaft, jeden Tag unermüdlich arbeiten; sie haben einen großen, bedeckten Balkon im Entresol, wie sie sich im Corso des Carnevals wegen häufig finden, gemiethet, von welchem herab sie alle Vorbeikommenden werfen, oder wenn es eine augenblickliche Lücke gibt, um nicht aus der Thätigkeit zu gerathen, den Gyps auf die unter dem Balkon stehenden Leute aus dem Volk stromweise hinabgießen. Doch das ist noch nicht genug; fügt es sich, daß die Wagen halten müssen, und daß einer mit rüstigen Werfern in den Bereich des Balkons zu stehen kommt, so entspinnt sich ein Kampf, der gewöhnlich nicht eher endigt, als bis diejenigen auf dem Balkon, nicht mehr mit ihren Hörnern und Schaufeln zufrieden, die Körbe, Kisten und Säcke umkehren, und unbarmherzig ihren ganzen Vorrath auf den Wagen hinunter werfen. Für die Erneuerung der Wurfkugeln wird augenblicklich gesorgt, denn es gehen überall Kerls herum, die aus den benachbarten Straßen schwere Kasten herbei schleppen, und jedem, der Lust hat, zum Kauf anbieten. Dieser Balkon des neapolitanischen Gesandten hat sich nun zwar einen berühmten Namen erworben, aber er ist nicht der einzige, wir haben dieselbe geistlose Fastnachtsarbeit auch an andern Stellen des Corso gesehen. Die ursprüngliche Sitte, durch Zuwerfen von Blumensträußen und Zuckerwerk, Aufmerksamkeit zu erregen oder zu bezeigen, ist kaum mehr zu erkennen; denn wie die Kleider, Mäntel und Wagenkissen, so sind auch die Blumensträuße und bunten Bonbons, die in die Wagen fliegen, in wenig Augenblicken mit einem dicken Hagel von Gypskugeln bedeckt; aber die scharfen Augen der Gassenbuben wissen sogleich die ächten, weißen Confetti, Zuckerbohnen und Aniskörner von den falschen Körnern zu unterscheiden, sie fallen wie die Habichte darauf, wenn sie dergleichen auf die Straße fallen sehen, oder klettern an den Wagen hinauf, um sie hinten aus dem niedergeschlagenen Verdeck, oder auch von den Kleidern der Herrschaften wegzuholen, die immer genug zu thun haben, um sich mit den an einem Stiel befestigten Drahtmasken gegen die von allen Seiten

drohenden Würfe zu schützen. Der Unsinn und die Thorheit nimmt natürlich wie ein Fieber mit jedem Tage zu, und da wir mit dem heutigen bis zu dem berühmten Moccoliabend noch dreimal dieß Vergnügen haben, so weiß der liebe Gott, wie toll es noch werden wird!

Das angenehmste bei der Tollheit ist die musterhafte Ordnung, die dabei gehandhabt wird, und der milde, friedliche, sonst dem hiesigen Volk nicht gerade gewöhnliche Sinn, den der gemeine Mann kund gibt. Freilich kann man sich auch eines Lächelns nicht erwehren, wenn man die wohl uniformirte und montirte Garnison von Rom, die ganze Infanterie und einen Theil der Cavallerie in großem Staat aufmarschiren sieht, und wenn dann der Senator von Rom mit dem Magistrat in den prächtigsten goldenen Kutschen, mit ihren alterthümlichen Talaren, abwechselnd aus Bahnen von Goldstoff und scharlachrother Seide zusammen gesetzt, zur Eröffnung des Carnevals, durch den Corso fährt. Musik voraus und die ganze Stadtlivree, auch alterthümlich, gelb und karmoisin, um die Wagen herum. Es scheinen die höchsten Ehrentage für den heutigen Magistrat zu seyn, der aber die Preise für die siegenden Rennpferde nicht allein, sondern untee dem Vorsitz des päpstlichen Gouverneurs, eines geistlichen Herrn, austheilt; für den alten Senat, dessen Schattenzerrbild dieser Magistrat ist, kann man sich aber keinen ärgern Spotttag denken.

Rom, 3. März 1838.

Mathilde hatte von der gewaltigen Feuchtigkeit mehr oder weniger zu leiden, indessen hat sie doch die zwei letzten Fastnachtstage, die bis zu dem berühmten Moccoliabend von dem Wetter hinreichend begünstigt wurden, im Corso mitmachen können. Auf einen Maskenball sind wir aber nicht gekommen. Der Moccoliabend war lustig und heiter, die Kinderei des Lichterausblasens ist wirklich ein besserer Scherz als das ewige Gypswerfen.

Den 20.

Wir haben nun auch die Peterskirche besiegen. Man lernt hier das Ungeheure des Gebäudes noch von einer neuen Seite

kennen; und zugleich hat man die Aussicht über Stadt und Land. Ueber den verschiedenen Gewölben, Schiffen, Kreuz- und Nebengängen der Kirche befindet man sich wie auf einem hollandischen Stadtplatz; denn fast alles ist mit flach gemauerten Ziegelsteinböden bedeckt, hier und dort erheben sich nur einige Erhöhungen oder Verdachungen; in der Mitte aber steigt die Kuppel, als ein neues für sich bestehendes Gebäude empor. Diese ist auf das Bequemste zugänglich; nur diejenigen, die das Gelüsten haben, in die kupferne Kugel unter dem Kreuz zu gelangen, müssen sich die kleine beschwerliche eiserne Leiter gefallen lassen, welche durch den dunkeln Hals in die nur mit schwachem Schimmer beleuchtete Kugel führt. Alles ist auf das sorgfältigste, ja sauberste gehalten, und es macht einen sehr ernsten Eindruck, die schwere, massenhafte Kaiserarchitektur des alten Roms, so zu ganz anderm Zweck, nachgeahmt und gesteigert zu sehen. Ich werde diesen Eindruck nicht vergessen, so wenig als den viel schönern, wundervolleren des marmornen Luftgartens, in dem man wandert, wenn man den Dom zu Mailand besteigt. Dort ist man wie in einer Welt der Dichtung und höchster Begeisterung; hier drängt sich eine riesenhafte, ja ungeheuere Wirklichkeit mit ihrem ganzen steinernen Gewicht auf. Ich muß es immer wiederholen: ohne das alte Rom kann man dieses Werk nie recht begreifen, es ist eine Wiedergeburt, in der sich alle Prosa, aller Verstand, alle Gewalt und Pracht der Imperatorenzeit wiederfindet.

Rom reizt je länger je mehr zum Bleiben, darum muß man entfliehen, wenn man den Aufenthalt nicht in's Unbestimmte fortsetzen kann. Wir haben jetzt einen Begriff von dieser ewigen Stadt, und wissen, wo wir anzufangen hätten, um das, was uns am wichtigsten und liebsten, recht kennen zu lernen.

Rom, 13. März 1838.

Lieber Melchior! Es ist höchst seltsam, daß gerade in dem Augenblick, wo ich Dir mein nun schon seit sechs Monaten treulich bewahrtes Geheimniß mittheilen wollte, dieses auf anderem Wege Dir offenbar wird. Ich hatte den heutigen Tag dazu bestimmt, Dir über die vielfach erprobte Wirksamkeit der homöo-

pathiſchen Heilart zu ſchreiben: Du kannſt Dir alſo meine Verwunderung denken, als Dein Brief ankam.

Die Hauptſache bei meiner Kur iſt die auf die vollſtändigſte Weiſe mit der ſchärfſten Kritik gemachte Erfahrung. Seit dem 19. September habe ich ohne Veränderung meiner üblichen Diät nur homöopathiſche Mittel gebraucht, und wie gut ich mich während dieſer Zeit befunden habe, das haſt Du aus meinen Briefen geſehen. Daß es mir große Ueberwindung gekoſtet, kannſt Du eben ſo gut begreifen, als daß ich Stillſchweigen und eine geraume Zeit fortgeſetzte Erfahrung zur Bedingung gemacht habe. Ich wollte erſt nach vollkommener Ueberzeugung von der Wirkſamkeit der wunderſamen Heilart Dir Nachricht geben, und jetzt, nachdem ich durch die ſchlimmſte Jahreszeit hindurch auf die verſchiedenſte Weiſe die Homöopathie bewährt gefunden, wurde ich gemahnt, das Stillſchweigen zu brechen.

Die ungeheuere Langeweile und der ewige Zirkel, in dem ich mich den Sommer hindurch befunden und die vorgeſchriebenen Mittel ohne heilſame Wirkung gebrauchte, hatten mich ganz und gar mürbe gemacht, als ich im September mit Braun zuſammen traf. Er redete mir auf die freundſchaftlichſte Weiſe zu, Homöopathie zu verſuchen, wollte mich aber an einen alten, erfahrenen Oberſtabsarzt in Mailand verweiſen, der von der Allopathie zur der Homöopathie übergegangen war. Ich widerſtand auf alle Weiſe mit Ernſt und Spott, die größere Erfahrung der bisher üblichen Arzneikunſt und die Zweifel gegen die Winzigkeit der homöopathiſchen Gaben einwendend; und ergab mich endlich nur, als Braun ſich dazu verſtand, mich ſelbſt zu behandeln, da er auch während des Winters die Kur fortſetzen konnte. Mathilde redete mir zu, einen Verſuch zu machen, und hielt es in der Noth, worin wir waren, für unrecht etwas zu verſäumen, was als heilſam empfohlen werde.

An Empfehlungen ließ es der treue, redliche junge Freund nicht fehlen, eben ſo wenig an ſcharfſinnigen Begründungen und den herzlichſten Beweiſen der Theilnahme, ja dem edelſten Eifer mit aller Aufopferung zu helfen! Die Anhänglichkeit, die Liebe und Freundſchaft, welche der gute Braun mir bezeigt, gehört zu den glücklichſten, erfreulichſten Acquiſitionen meines Lebens. Und was ſeine homöopathiſchen Vorſchriften betrifft, ſo hatten ſie eine

so entschiedene Wirkung, daß alle meine Zweifel und kritischen Einwendungen nach und nach verstummten, und ich mein Haupt vor der eigenen Erfahrung beugen mußte. Die kleinen Samenkörnlein hörten nach und nach auf, mir lächerlich zu seyn, sie wurden mir vielmehr höchst schätzbar, da ich in ihnen ein leichtes unschädliches Mittel erkannte, meine Gesundheit herzustellen, und die Störungen derselben bald zu beseitigen. Ich bin mit einem Wort ein anderer Mensch geworden, habe wieder Hoffnung zum Leben gewonnen, und glaube bei vorsichtigem Benehmen wieder zu derselben Kraft und Fähigkeit zu gelangen, deren ich mich vor den letzten Leidersjahren erfreut habe.

Rom, 9. April 1828.

Gestern war der Anfang der Feierlichkeiten zur heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle: das Gedränge übertraf bei weitem meine Vorstellung; es sind aber auch seit den letzten Wochen über die Maßen viel Fremde, namentlich eine Menge Franzosen angekommen. Das Lokal ist für solche Tage viel zu klein; doch wird es in der Woche nimmer so voll werden, weil die Austheilung der Palmen gestern noch einen besonders großen Zudrang herbeigezogen hat. Die Passion, ganz besonders aber das Stabat Mater von Palestrina während dem Offertorium, und das Benedictus nach der Wandlung von dem jetzigen Kapellmeister Baini, wurden sehr schön gesungen, und gaben allerdings einen erhöhten Begriff von der ächten Kirchenmusik, selbst nach dem, was wir nun schon mehrmals davon gehört haben.

Meine Untersuchungen der alten Miniaturen auf der vaticanischen Bibliothek habe ich dieser Tage beendigt. Es sind höchst interessante Sachen, besonders von byzantinischer Malerei dort; jedoch ist alles, was die Italiener an alten Miniaturen aufzuweisen haben, nicht im geringsten mit unsern alten Niederländern zu vergleichen. Das Museum christlicher Alterthümer, welches auf der Bibliothek sich befindet, hat meiner Erwartung keineswegs entsprochen; eben so wenig haben mich die Alterthümer der frühern Peterskirche in den Grotten der jetzigen Peterskirche befriedigt. Ueberhaupt ist hier für das Mittelalter wenig Ausbeute. Ein besonderes Studium verdienen die Mosaikgemälde in den

Chornischen einiger alten Kirchen; auch wäre es wohl der Mühe werth, daß einer, der Jugend und übrige Zeit hätte, sich die Mühe gäbe, die vielen Marienbilder, die man hier hinter Glas und Vorhang verschlossen hält, in der Nähe zu untersuchen und gute Zeichnungen von den bessern zu nehmen. Aber es würde eine sehr weitläufige, mühselige Sache seyn; ich habe mehrere derselben einigermaßen gesehen, habe mir auch Mühe gegeben, ein paar berühmte, alte Christusbilder zu betrachten, aber ich habe wegen dem Wiederschein auf dem Glase und andern Zufälligkeiten nur einen sehr unvollständigen Begriff erhalten können. Man müßte eine eigene Erlaubniß vom Papst haben, um sich die Gläser aufschließen zu lassen. Du glaubst nicht, was für ein Spielwerk sie hier mit den Heiligenbildern treiben; in der Regel sind sie immer verschlossen, bei manchen Marienbildern wird der Vorhang Samstags, bei andern nur an Festen aufgezogen; einige kann man gegen ein Trinkgeld, womit man hier überhaupt sehr viel ausrichtet, sehen; andere hingegen können nicht gezeigt werden, als wenn sie von rechtswegen geöffnet sind, weil mehrere Behörden die Schlüssel davon haben. Nie zeigt man aber ein Mirakelbild auch gegen Trinkgeld, als mit Anzündung von vier Lichtern, diese scheinen nun auf das Glas und blenden so sehr, daß man sich die Augen ausseben möchte, und wurde doch nichts erkennen, wenn nicht etwa die Umstände erlauben, hinauf zu steigen, was sehr selten der Fall ist. Viele von diesen Bildern sind, so viel ich habe bemerken können, aus der Zeit nach Giotto bis zu Perugino, und manche, denen ein hohes Alter zugeschrieben wird, scheinen Copien, oder in späterer Zeit mit mehr oder weniger Rücksicht auf ein altes Vorbild, neu gemalt.

Rom, 17. April 1838.

Gestern Abend haben die Festlichkeiten mit der Girandola auf der Engelsburg ihr Ende erreicht, und wir danken Gott, daß wir die acht Tage lang so viel Anstrengung glücklich haben ertragen können. Es war freilich der Mühe werth, aber nun sind wir auch so müde, daß wir noch einige Tage zusetzen, ehe wir die Weiterreise nach Neapel antreten.

Frascati und Albano haben wir im schönsten Wetter. Wir

fuhren zuerſt nach Frascati, ſetzten uns dann auf Eſel, beſuchten Tusculum, Grotta Ferrata, Caſtel Gandolfo, und kamen nach einem Ritt von etwa fünf Stunden glücklich in Albano an, wo wir ſpeiſten, fuhren dann in der Dämmerung nach Hauſe und kamen gegen zehn Uhr hieher zurück. Die Luft war ſo warm, daß wir den Wagen zurückſchlagen konnten, die Bäume ſtanden ſchon im friſcheſten Grün, die Nachtigallen ſchlugen; es war ein rechter Frühlingstag. Das Land iſt ganz herrlich; das Gebirge mit ſeinen ſanften, weithin ſich erſtreckenden Abhängen überall auf das reichſte bewachſen mit Baumgängen, Weingärten, Fruchtfeldern und Wäldern, bietet die mannigfachſten Anſichten auf die Ebene, die Stadt, die anſchließenden Berge und das Meer dar. Wir vermißten euch auch dießmal, wie immer, wenn wir einen großen Genuß haben. So war es denn gleichfalls in der päpſtlichen Kapelle bei dem ſchönen Geſang und den kirchlichen Feierlichkeiten der heiligen Woche.

Du wirſt nicht erwarten, daß ich Dir davon eine Beſchreibung mache. Du kannſt Dir alles leicht denken, wenn Du Dir den Gottesdienſt in der Hofkapelle in's Große überſetzeſt. Von der Muſik aber kann man ſich nur durch das eigene Ohr einen rechten Begriff verſchaffen. Ich habe es immer gedacht, daß auf die Ausführung, namentlich der alten Kirchenmuſik, ſehr viel ankomme, und nun habe ich es wirklich auch ſo gefunden. Leider iſt aber die Ausführung nicht immer ganz entſprechend, wo ſie es aber iſt, da kann man von Wunder ſagen. Wenn die hohen Sopranſtimmen mit den Tenoren, Alt- und Baßſtimmen in gehörigem Gleichmaß ſtehen, und die nach einander einfallenden Töne lang gehalten, aufſteigen, ſchweben und klar von einander ſich wieder ablöſend, allmählig wieder ſinken und erloſchen, ſo iſt das freilich gegen die Ausführung, die man gewöhnlich hört, wie ein Raphaeliſches Oelgemälde, in voller Friſche der Farben und kräftigem Dunkel der Schatten, gegen eine Kantzeichnung oder ein halb verdunkeltes Frescobild. Bei der feierlichen Meſſe am Oſtertag in St. Peter wiederholte ſich der Pomp des Weihnachtstags, wozu dann der Segen auf dem Petersplatz einen neuen, würdigen Schluß bildete.

Von einem ganz beſondern Intereſſe für mich war in der heiligen Woche auch noch die Vorzeigung der Reliquien in der

Peterskirche, unter denen sich das berühmte Volto Santo befindet; es ist, so viel ich mit der Lorgnette sehen konnte, nur ein ganz dunkler Kopf, ohne Dornenkrone, auf Goldgrund; von dem Schweißtuch konnte ich keine Spur entdecken. Ich hätte dieses Heiligthum gerne in der Nähe gesehen, aber bekanntlich muß man zu diesem Zweck Canonicus von St. Peter werden, und das ist für verheirathete Leute nur möglich, wenn sie Kaiser oder König sind; diese macht der Papst wohl zu Ehrencanonici, und die können dann im Costüm der Stiftsherren hinaufsteigen, und die Reliquien in der Nähe betrachten.

Ob ich Dir von hier aus noch einmal schreiben kann, bezweifle ich.

Neapel, 26. April.

Am Sonntag Morgen haben wir mit Fräulein Julie in einem für uns gemietheten kleinen Eilwagen, zu gleicher Zeit mit Mendelssohns, die herrliche Stadt Rom verlassen; unser Antonio machte den Conducteur und hatte das Vergnügen, sich für uns mit Wirthen und Postillonen herum zu zanken. Wir wählten diese etwas kostspielige Art zu reisen, um schnell durch die pontinischen Sümpfe und überhaupt schneller vorwärts zu kommen, da in letzter Zeit wieder ein bedeutender Straßenraub vorgefallen ist. In Velletri blieben wir die Nacht, es war so kalt, daß wir uns Feuer im Kamin anzünden ließen. Den andern Tag blieben wir in Mola di Gaeta, in einem am Ufer des Meeres gelegenen von Citronen und Orangengärten umgebenen Gasthof, wo früher die Villa des Cicero gewesen seyn soll. Von dort aus machten wir am nächsten Vormittag einen Ausflug nach der Festung und der Capella della Trinità, die in einer ganz schmalen Felsschlucht dicht am Meer erbaut ist, das unter der Kapelle herein spült.

Man erzählt, daß der Fels sich beim Tode unseres Heilandes gespalten, und als man zum Gedächtniß daran eine Kapelle in den Spalt bauen wollte, da habe sich in der Nacht ein Felsstück in denselben gelegt, und so den Grund der Kapelle wunderbar gebildet.

Wir sind nun gestern ohne allen Unfall hier angekommen, haben, nachdem wir Fraulein v. Küster zu ihrem Bruder

gebracht, mit Mendelssohns eine Privatwohnung in St. Lucia bezogen. Die Aussicht ist himmlisch, wir wohnen dicht am Meere, uns gegenüber steht der Vesuv, und wenn Dein guter Wunsch auf denselben in Erfüllung geht, so dürfen wir nur an's Fenster treten, um dieses Schauspiel zu sehen: bis jetzt verhält er sich ruhig.

Neapel, 3 Mai 1838.

Die Versetzung aus unserem römischen Winteraufenthalt hierher in eine ganz neue Welt hat uns auf alle Weise sehr in Anspruch genommen. Besonders hat die Veränderung des Klimas bei ungünstigem Wetter hemmend eingewirkt; gewohnt an die weiche, schwere römische Luft, fühlten wir uns von der hiesigen, meist von starken Winden bewegten, scharfen Seeluft nicht wenig angegriffen, und so hatten wir die ersten Tage mit einigem Ungemach zu kämpfen. Nun aber geht es recht gut und da unsere Reisegefährten sich auch akklimatisirt haben, so konnten wir den ersten Mai mit dem Anfang unsrer Ausflüge feiern. Wir fuhren am Ufer des Meeres um die hügelige Erdzunge herum, die man den Pausilipp nennt, und welche die Bucht, woran die Stadt liegt, von der kleineren, nach Bajä benannten Bucht abschließt. Es ist eigentlich nur die Fortsetzung der schönsten Straße von Neapel, einerseits Häuser, anderseits das Meer; man bemerkt das Aufhören der Stadt nicht, denn gegen das Ende liegen Landhäuser mit Gärten, die auf den Tuffsteinterrassen angebracht sind und so geht es fort, ein Landhaus folgt dem andern. Man fährt wohl zwei Stunden Wegs; die Augen haben so viel zu thun, um die Fülle und Mannigfaltigkeit der Bilder zu fassen, daß man sie verkrüppeln möchte, und wie oft habe ich mir die Deinigen zu Mitgenuß und Hülfe herbei gewünscht!

Gestern machten wir gleich den zweiten Ausflug nach dem Kloster Camaldoli, welches unmittelbar über der Stadt, sehr hoch oben in einem Kastanienwalde liegt und die Uebersicht nicht nur beider Buchten von Neapel und Bajä, sondern auch noch jener von Gaeta und Terracina gewährt. Da erhält man dann vollends ein Bild von der segenreichen Fülle der Schöpfung; man fühlt, daß man in der Werkstätte des Weltenschöpfers sich befindet; wie

22.

Des Speeres Durſt ward gelöſcht
Mit erſtem Trinken,
Verſagt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

23.

Nun iſt der Wein wieder erlaubt,
Der erſt verſagt war,
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubniß.

24.

Auf Schwert und Spieß
Und aufs Pferd erſtreckt' ich
Die Vergünſtigung,
Das iſt nun alles Gemeingut.

25.

Reiche den Becher denn
O! Sawad Ben Amre:
Denn mein Körper um des Oheims willen
Iſt eine große Wunde.

26.

Und den Todes-Kelch
Reichten wir den Hudſeiliten,
Deſſen Wirkung iſt Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.

27.

Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudſeiliten,
Und du ſaheſt Wölfe
Denen glänzte das Angeſicht.

für uns diese Inseln, Landzungen, Gebirge und Meere, so müssen für den Herrn oben in der Himmelshöhe, die Welten seines Alls erscheinen und es ist der reinste, natürlichste Ausdruck dieses Gefühls, daß der Ort zur Anbetung geweiht worden. Die Camaldulenser haben dort in ihrer Einsamkeit, jeder für sich in einem Häuslein wohnend, stets die Herrlichkeit des Schöpfers vor Augen, dessen Verklärung auf Tabor ihnen daher auch in der Kirche stets vorgehalten wird; sie haben den Spruch: „hie ist gut Hütten bauen" ausgeführt, und können täglich von dem Glanz seiner Allmacht geblendet, sich vor ihm niederwerfen, im Gefühl menschlicher Nichtigkeit dankend, flehend, auf Gnade und Erhebung hoffend.

Dieser heilige Ort, so nahe bei dem wilden Gewirre einer mit 400,000 Menschen bevölkerten Stadt, versöhnt und tröstet die hier unten gar vielfach verletzte Seele des stillen Beobachters gar sehr; die Verstimmung löst sich in einen reinen Wohlklang auf, man erkennt die Menschheit wieder in ihrer Würde. Wie sie es aber hier unten treiben, das ist über allen Begriff; ich sah vor einigen Tagen eine Procession zur Einweihung eines neuen Heiligenbildes; da war denn mehr Heidnisches als Christliches und dabei noch der größte Ungeschmack, eine wahre Masterade. In Rom kommen für uns andere schon sehr starke Sachen vor, aber gegen hier erscheint das römische Wesen ganz würdig und ernst. Uebermorgen ist einer der drei Festtage, an denen das Blut des heiligen Januarius fließend wird; bei dieser Gelegenheit machen die Statuen der anderen Heiligen dem heiligen Januarius feierliche Besuche. Man hat große Mühe, unter den hiesigen Vorstellungen, den anderwärts mit katholischen Gebräuchen verbundenen Sinn nur einigermaßen wieder herauszufinden. Und doch, wer mag es verkennen, windet sich durch diesen Wust durch noch so unendlich viel heilbringendes und segensreiches, was nur im Christenthum seinen Grund hat und dem Heidenthum fehlte.

Bertram würde hier erst das rechte Feld für seinen Beobachtungsgeist finden. Wie würde er sich verwundert haben, wenn er die neue silberne Statue gesehen, über der ein Baldachin von acht Herren in Hoftleidern getragen wurde, mit Militärmusik voraus und eine Masse beförderter Herren, Minister, Kammerherren, Generäle u. s. w. hinterdrein; die ganze Geistlichkeit und

unzählige Bruderschaften waren auf den Beinen, Fahnen mit Federbüschen, der Zipfel der Fahnen von einem Princeps oder Duca getragen, dazwischen immer wieder neue Musikbanden, zuletzt aufgeschmückte alte Carossen, ein Durcheinander ohne Maß. Jedesmal wenn die Statue stille hielt, traten Leute aus dem Volk, Männer in Hemdärmeln oder alte, garstige, schmutzige Weiber, welche schon lange gewartet hatten oder dem Zug gefolgt waren, zwischen die geputzten, alle mit weißseidenen Strümpfen gekleideten Herren hinein und warfen der Statue einen Blumenregen von gelben Ginstern und andern gewöhnlichen Feldblumen ins Gesicht, so daß die geputzten und gelockten Häupter der gravitätischen Signoris mit davon bedeckt wurden: es geschah dieß nicht etwa mit Ehrerbietung, sondern wie eine Arbeit, mit der gewöhnlichen, dem gemeinen Volk eigenen Rohheit. — Doch ich muß abbrechen, sonst gerathe ich zu tief in den Text und Du hast ja Goethe's Briefe aus Neapel, die lese, sie werden Dir das Leben und die Umgebung, in der wir uns bewegen, am besten vergegenwärtigen. Der preußische Gesandte, Herr v. Küster, wohnt, nebenbei gesagt, in dem Hause, wo die berühmte Lady Hamilton gewohnt hat und von dem auch der alte Herr spricht.

Das Museum haben wir erst zweimal besucht; die Gemäldesammlung hat mich nicht sehr erbaut; die pompejanischen Alterthümer habe ich nur theilweise gesehen. Die Masse der Sammlungen ist sehr groß. Ich sehe aber, daß sie uns weit weniger in Anspruch nehmen werden, als ich erwartet. Die Natur ist und bleibt hier das Wesentlichste; sie ist wahrhaft überwältigend, man muß sich dagegen in Fassung setzen. —

Den 19. Mai.

Wir kamen gestern Abend von unserer mit Mendelssohns unternommenen dreitägigen Reise, die in jeder Hinsicht schön und glücklich war, zurück. Nachdem wir die Gegend des Vesuvs verlassen hatten, kamen wir in ein Gebirgsthal, welches immer enger wurde und uns durch die Gestalt der Berge, so wie durch die Waldungen derselben, an die Gegend zwischen Traunstein und Reichenhall erinnerte. Das Thal führte uns endlich nach den Städten Vietri und Salerno, welche nah bei einander am

Meer liegen. Auf der Hinfahrt warfen wir einen vorläufigen Blick auf Pompeji, beſahen weiterhin zu Nocera ein altes, merkwürdiges Baptiſterium und kamen, nachdem wir ohngefähr ſechzehn Stunden zurückgelegt, ſo früh in der alten Univerſitätsſtadt an, daß wir die Hauptmerkwürdigkeiten bequem betrachten konnten. Die Lage der Stadt, dicht an einem mächtigen Felsberg, mit einer alten Burg auf dem Gipfel, iſt ſehr ſchön. Salerno war zur Zeit der Normannen der Sitz des Fürſtenthums; eine berühmte Juriſtenſchule und die berühmteſte Schule für Arzneikunſt in Europa. Wir gedachten recht lebhaft des ſchönen Gedichts vom armen Heinrich, von Hartmann von der Aue. Jetzt findet ſich kaum eine Spur dieſer alten Herrlichkeit; die zwei einzigen Buchläden enthalten faſt nichts als Schulbücher und die Herren im Dom ſind ſo unwiſſend oder gleichgültig, daß ſie auf meine Frage nach einer alten Inſchrift in Mönchsſchrift, die auf einem mit Bildern verzierten Pergamentſtreifen vom hohen Evangelienpulte herabhing, aber auf den Kopf geſtellt war, verſicherten, ſie ſey in gothiſcher Sprache und nicht lateiniſch. Die Vicarien ſagten uns, dieſer Pergamentſtreifen werde dem Gebrauch gemäß am Oſterſamſtag von dem Pult herabgehängt und bleibe dort bis Himmelfahrt; als ich mir die Erlaubniß ausbat, die Rolle umzudrehen, was war es? Nichts anderes als der Vers, den man bei Anzündung der Oſterkerze ſingt und den die Herren, als ich ihnen einige Worte daraus las, auswendig wußten! Gregor VII., der in dieſer erzkatholiſchen Kirche begraben liegt, würde ſich freilich an dieſer Weisheit der Domvicarien nicht erbaut haben.

Der Weg von Salerno nach Päſtum, gleichfalls ſechzehn Stunden weit, führt vom Meer ab, gegen das wieder etwas zurücktretende Gebirge hin, bis er ſich bei Päſtum wieder dem Meere annähert. Die Gebirge gruppiren ſich in großen Maſſen, ſind zum Theil ſehr ſchön und reich mit Laubholz bewachſen, zum Theil ſind ſie ganz kahl, ſchroff und auf dem Gipfel liegt jetzt Schnee. Wenn Ihr Euch von der andern Seite noch das Meer in einem weiten, wohl vierzig Stunden meſſenden Buſen, von Cap Minerva bis Cap Poſidium, und die reich mit Bäumen bepflanzten und mit Rebengehängen überſponnenen Fruchtfelder dazu denkt, ſo könnt Ihr Euch einen Begriff von der Schönheit des Landes machen. Auch in dem jenſeits des Gebirgs gelegenen

Theil des Fürstenthums fehlt es so wenig wie diesseits an Resten alter Thürme und Burgen, die an die Normannen und an deutsche Heimath erinnern. Ganz fremd sprechen dagegen einzelne Palmbäume, Aloebeeten und die Büffelheerden an, welch letztere man in der sumpfigen Gegend nahe bei Pästum begegnet; wenn diese schwarzen, gar wild und häßlich aussehenden Thiere wie die Schweine in den Sümpfen liegen, so glaubt man sich nach Afrika versetzt und irgend eine Verwandtschaft des Nilpferdes vor sich zu haben. Auf eine ganz andere und höchst angenehme Weise fremd, erscheinen endlich die griechischen Tempel in der einsamen verödeten, aber fruchtbaren Fläche, mit dem schönsten Gebirg zur Linken und dem Meer zur Rechten; sie sind in ihrem Hauptumriß noch erhalten: alle drei Tempel stehen fast auf gleicher Linie, mit dem Eingang einwärts gegen das Gebirge gekehrt. Der mittlere, dessen innerer Bezirk oder Cella, mit doppelten der Höhe nach auf einander gestellten Säulenreihen noch größtentheils erhalten ist, macht den größten Eindruck; in ihm erscheint die Einfachheit und Wohlgestalt der altgriechischen Baukunst mit einer Reinheit und Derbheit, die nur ursprünglichen, natürlichen Zuständen eigen ist, wie bei Homer und Aeschylus. Das Pantheon wird sich dagegen wahrscheinlich wie Sophokles und Plato verhalten. Genug, man fühlt hier gleich, daß man das echte und rechte, das aus natürlichem Quell entsprungene vor sich hat; es ist mir auch so wohl dabei geworden, wie bei keinem Bauwerk der Römer; und ich habe zum erstenmal den Wunsch empfunden, jung und gesund genug zu seyn, um nach Athen hinüber schiffen und dort mich an den höchsten Denkmalen griechischer Baukunst vollends erfreuen und belehren zu können. Ich danke Gott, daß er mir diese Anschauung der Alterthümer von Pästum auch noch gestattet hat; gebe er mir die Kraft und die Zeit, eine so schöne fruchtbare Erfahrung mit so vielen andern, die ich auf dieser Reise gemacht, gehörig anwenden und benutzen zu können, damit noch manche daran Theil nehmen mögen!

Wir trafen dort mit Leysius zusammen, der mit zwei Reisegefährten schon vor uns angekommen war. Leider konnten wir nur vier Stunden in Pästum zubringen, weil nirgend in der Nähe ein ordentlicher Aufenthalt und für alle Reisende die Rückkehr nach Salerno unerläßlich ist, wenn sie nicht etwa als junge

ſtarke Leute ſich der abſcheulichen Wirthſchaft einer Dorfberberge ausſetzen wollen. Das Wetter war ſo überaus ſchön, die Beleuchtung ſo herrlich, die Schatten ſo durchſichtig, die ganze Luft mit einem ſo zarten Duft erfüllt, wie man es bei uns nur in den glücklichſten Tagen, hier zu Lande aber auch bloß in günſtiger Frühlings- und Herbſtzeit hat; denn gewöhnlich iſt hier im Süden bekanntlich die Luft ſo überaus klar, daß alle zarte Abſtufung wegfällt und die maleriſche Haltung ſehr vermindert wird.

Wir kamen in ziemlich ſpäter Dämmerung nach Salerno zurück, ſo daß wir auf der Terraſſe vor unſern Zimmern ſchon die Johanniswürmchen herumflimmern ſahen. Geſtern brachen wir bei Zeiten wieder auf, um in Pompeji uns gehörig umſehen zu können; das gelang uns denn auch vollkommen, obwohl der Aufenthalt von vier Stunden kaum hinreichte. Es iſt, wie Du Dir denken kannſt, die merkwürdigſte Sache von der Welt; zuſammen mit den vielen Bildwerken, Geräthſchaften und Koſtbarkeiten, die im hieſigen Muſeum aufbewahrt werden, gewährt Pompeji eine Anſchauung, die einen beſſern Begriff von dem Leben und den Einrichtungen der Alten gibt, als alle Bücher. Es iſt freilich alles in ſehr mäßigem Verhältniß, aber höchſt vollſtändig, und wenn die übrigen zwei Drittel auch noch ausgegraben wären, würde es noch mehr der Fall ſeyn. In der letzten Zeit hat man den guten Gedanken gehabt, nicht mehr alles von Kunſtwerken und Geräthen wegbringen zu laſſen; der Fußboden von Moſaik, die Schlacht des Alexander gegen Darius vorſtellend, hat, wie es ſcheint, hauptſächlich Veranlaſſung dazu gegeben. Das ſogenannte Haus des Faunus, in dem er gefunden, iſt eines der größten und ſchönſten, die entdeckt wurden, daher überaus merkwürdig, belehrend und erfreuend. Man könnte aber noch viel mehr thun; mit einigem Aufwand ließe ſich die Einrichtung treffen, daß alles, mit Ausnahme der Schmuckſachen und Kleinigkeiten, an Ort und Stelle bliebe und daß man ſo mit Herſtellung der Decken und ſonſt fehlenden Theile der Gebäude, einige Muſter antiker Hauseinrichtung gäbe.

Wie Schade iſt es, daß Du Dich nicht ſo leicht auf den Weg machen kannſt, als es mit dem Dampfſchiff von Genua leicht iſt, hieher zu kommen. Du würdeſt an jenen Reſten der alten Welt doch auch Deine Freude haben. Auf die Malereien

dürfteſt Du aber keine großen Erwartungen ſpannen; es iſt alles ſehr mittelmäßiges, ja gemeines Zeug, die Dekoration meiſt von ſehr ſchlechtem, ans chineſiſche grenzendem Geſchmack; die wenigen Figuren hie und da an gute Vorbilder erinnernd; aber in der Regel alle handwerksmäßig von Zimmermalern ausgeführt und mehr ſchlecht als gut und richtig gezeichnet. Das beſte ſind die Bronzebildwerke und Geräthſchaften. Ueberhaupt iſt bis jetzt noch nichts ſichtbar, wodurch ſich ergäbe, daß die Malerei eben ſo ſehr wie die Skulptur entwickelt und vervollkommt geweſen; wüßte man nicht aus den Schriftſtellern, daß die Alten eine ſelbſtſtändige Malerei gehabt, ſo würde man glauben müſſen, daß dieſelbe bloß eine dienende, dekorative Kunſt geweſen und daß die Bildnerei allein als ſelbſtſtändige ächte Kunſt neben der Architektur beſtanden habe.

Neapel, 29. Mai.

Wir machten vorigen Mittwoch einen Ausflug nach Caſtellamare, Sorrent und Capri, und kamen erſt Sonntag zurück. Vorher bereiteten wir unſern Umzug vor, den Antonio, bevor er uns verläßt, noch vollziehen ſollte. — Als wir am Sonntag Abend in der neuen Wohnung eintrafen, fanden wir Deinen lieben Brief und einen andern von Braun aus Rom, zum angenehmſten Willkomm. Dieſer erfreulichen Begrüßung entſpricht auch durchaus der Eindruck, den uns bis jetzt dieſe neue Umgebung macht; was uns um ſo mehr wohl thut, als der erſte Eindruck der andern Wohnung unbehaglich war und nie ganz aufgehoben werden konnte. Der Fiſchmarkt am Ufer, das Meer gar zu nahe, nur ein ſchmales Ufer unter unſern Fenſtern, nicht breiter als eine enge Straße, dann Kloaken unterhalb dem Ufer, die Unreinigkeiten des auf der Anhöhe gelegenen Viertels ins Meer führend; das Haus ſelbſt an den Tuffelſen angelehnt und innerhalb eine Menge Mäuſe und Ratten, welche letztere über den Decken der Zimmer, die hier alle mit Leinwand beſpannt ſind, bei Tag und bei Nacht das tollſte Wettrennen anſtellten und jeden Augenblick durch die dünne Decke durchzubrechen drohten, das und eine Lage, die man den Windfang von Neapel

nennen könnte, waren Dinge, die nicht durch den Anblick des Vesuvs und des Schiffshafens aufgewogen wurden.

Jetzt wohnen wir eine starke halbe Stunde weit von unsrer frühern Wohnung und für dasselbe Geld zweimal so schön; haben auch wieder den Vesuv in unsrer Aussicht, jedoch mehr von der Seite; in gerader Richtung sehen wir die größere Bucht und das offene Meer mit der Insel Capri, dann zur rechten Seite das Vorgebirge Pausilipp. Der Raum vor dem Hause bis zum Meer ist so breit wie ein kleiner Platz; es endet gerade hier der große, eine halbe Stunde lange Spaziergang der Villa Reale, einer Gartenanlage am Ufer des Meeres, neben welcher an den Häusern vorbei eine überaus breite Straße fortläuft. Durch den Schatten der Villa Reale und die Fiaker, die vor unsrer Thüre stehen, ist auch die Entfernung von dem Mittelpunkt der Stadt nicht beschwerlich. Wir wohnen auf dem ersten Stock, über einem Entresol und haben an der Rückseite eine sehr große Terrasse, darauf sind überall Blumen und Bäume in großen Töpfen aufgestellt und morgens und abends hat man schönen Schatten; die Zimmer sind hoch und geräumig, der Seewind kühlt die Luft während der heißesten Stunden und so zweifeln wir nicht, daß es unter solchen Verhältnissen selbst im höchsten Sommer nicht schwer wird, hier auszuhalten. Auf demselben Stockwerk mit uns wohnt die Familie Kannengießer, mit der wir im vorletzten Winter in Hyères zusammentrafen.

Nun von unserer Reise nach Sorrent zu reden, so hat uns diese in andrer Hinsicht wohl noch mehr Freude gemacht, als jene nach Salerno. Sorrent oder vielmehr die ganze Gegend, die Pianura di Sorrento, ist nämlich überaus angenehm, still, ruhig, ländlich, mit den prächtigsten Pflanzungen von Orangen, Citronen- und Olivenbäumen bedeckt, überall die schönsten Ansichten auf das Meer, den Vesuv und Neapel und rückwärts auf das hohe Gebirge darbietend, welches die Bucht von Sorrent und jener von Salerno scheidet. Das ganze Thal mag etwa anderthalb Stunden lang und eine halbe bis dreiviertel Stunde breit seyn; darin liegen ein halb Dutzend Orte und unzählige kleine und große Landhäuser oder Gärtnerwohnungen. Man kann von keiner Seite ganz dorthin fahren, man muß wenigstens eine starke Stunde zu Esel reiten, um in dieses selige Ländchen zu

gelangen. Durch diesen Umstand ist es denn trotz seiner Schönheit und der Nähe von Neapel noch von der Fluth reicher Müßiggänger verschont geblieben, diese gehen nur auf einen oder zwei Tage dorthin, zum Bleiben entschließen sich nur diejenigen, denen es wirklich um schöne Natur und Ruhe, oder um ihre Gesundheit zu thun ist. Man bemerkt den glücklichen Einfluß dieser Abgeschiedenheit auch bei den Einwohnern, sie sind bei weitem einfacher, anständiger, zufriedener als das hiesige in steter Unruhe und leidenschaftlicher Genußsucht und Habsucht lebende Volk. Uns hat es so gut dort gefallen, daß wir die größte Lust haben, hinüber zu ziehen. Wir machten von dort aus einen Besuch auf Capri und in der blauen Grotte, wozu wir uns bei dem Städtchen Sorrent einschifften und gelangten mit Rudern und schwachem Wind nach zehn Uhr bei der blauen Grotte an. Ich war sehr erstaunt, daß der Eingang in dieselbe nur etwa vier Fuß hoch und breit war; wegen dieser sehr engen Oeffnung ist die Einfahrt auch nur bei ganz ruhiger See möglich, denn sowie das Wasser ungewöhnlich bewegt ist oder gar Brandung macht, bleibt nicht Raum genug und man läuft überdieß Gefahr, umgeworfen zu werden und in die Meerestiefe zu wandern, die dort wenigstens funfzig Fuß beträgt. Wir brauchten, da wir zu sechs waren, drei Boote; es können nämlich in einem nur zwei Personen außer dem Schiffer Platz finden, so klein sind sie. Die zwei Personen müssen sich auf den Boden des Schiffleins niederlegen, damit sie mit Kopf und Armen nicht anstoßen; der Schiffer rudert dann einige Schläge, bis die Spitze des Boots in die Oeffnung hinein steuert, dann wirft er das Ruder weg, stemmt sich mit den Händen an den Felsen und sucht das nußschalartige Schifflein durch die Oeffnung durch zu drängen; es gelingt ihm nie zum erstenmal, selten zum zweitenmal, zum drittenmal aber gewöhnlich; man hat also wenigstens einen und meistens zwei Stöße gegen den Felsen auszuhalten, bis man hindurch gelangt. Oeffnet man nun die Augen, welche zu schließen bei dem Einfahren ganz rathsam ist, um die Blendung zu vermeiden, so wird man von dem sanftesten blauen Licht überrascht, welches durch die kleine Oeffnung, noch mehr aber durch das schon draußen ganz blau erscheinende Meereswasser hineinleuchtet und die weiße Tropfsteingrotte mit dem zartesten blauen Schimmer färbt. Die Grotte

ist über hundert Fuß lang und breit, die Höhe mag am höchsten Punkt etwa vierzig Fuß betragen, in den entfernteren Theilen, besonders dort, wohin die Richtung des Lichtes nicht geht, ist sie daher etwas dunkel; man nimmt dafür eine Fackel mit, wodurch die Mannigfaltigkeit des Lichtspiels noch vermehrt wird. Mir war jedoch das reine, durch das Wasser aufdringende blaue Licht am liebsten, besonders an den Stellen, wo die Oeffnung der Höhle durch die Felswände verdeckt ist. Die seltsame Erscheinung der blauen Farbe scheint darin ihren Grund zu haben, daß die Oeffnung der Grotte gegen Norden gerichtet und das Meer durch die steil abgeschnittenen hohen Felsen der Insel beschattet ist. So weit nämlich dieser Schatten geht, erscheint die auffallend blaue Farbe des Wassers, wo wir aber in die von der Sonne beschienenen Striche kamen, fand ich das Wasser wie gewöhnlich bläulich-grün. Die Grotte war in alten Büchern angeführt, aber niemand wagte sich hinein, bis im Jahr 1826 der Maler Kopisch aus Breslau und unser Ernst Fries von Heidelberg, durch den Wirth aufmerksam gemacht, hinein schwammen und dieses wunderſame, schöne Naturspiel wieder entdeckten. Seitdem ist es eine wahre Fundgrube für Capri geworden; kein Fremder, der die Gegend von Neapel besucht, will die blaue Grotte ungesehen lassen und dazu kommt die Ungewißheit des Einfahrens; da bleiben die Neugierigen oft mehrere Tage liegen, oder werden durch widrigen Wind gar von der Heimkehr abgehalten. Man findet gar häufig im Fremdenbuch: ich habe zwei — drei Tage gewartet und habe doch die blaue Grotte nicht sehen können u. s. w.

Die Insel selbst ist ein höchst merkwürdiges, schön gestaltetes Felsengebirg, auf dessen Höhen man die herrlichsten Ansichten hat. Abends um sechs Uhr waren wir schon wieder in Sorrent, ein angenehmer, frischer Südwestwind hatte uns in zwei Stunden sanft wieder herüber geführt; mit einem recht günstigen scharfen Wind hatten wir kaum eine Stunde gebraucht.

Den andern Tag besuchten wir Castellamare, das ist in einem ganz andern Charakter als Sorrent; höher und noch kühler sind die Landhäuser, ganz gegen Norden in einem Kastanienwald am Abhang des Monte St. Angelo gelegen; aber alles auf dem Fuß eines großen Badeorts; die königliche Villa Quisisana, von vielen Villen vornehmer und reicher Leute umgeben, Theater

u. s. w., unten das Städtchen mit einem Seehafen, so tief, daß er für Kriegsschiffe brauchbar ist. Dort versammelt sich in den Sommermonaten die vornehme Welt und man läßt sich, da die meisten Villen nur auf Eseln zugänglich sind, nachts zu den Bällen auf offenen Tragsesseln, sogenannten Portantinen, in vollem Putz hin- und hertragen, was denn trotz dem italienischen Klima manchen Schönheiten unter den Badegästen nicht außerordentlich bekömmt. Auf dem Heimweg besahen wir Pompeji zum zweiten, und Herkulanum zum erstenmal; letzteres ist gar nicht mit ersterem zu vergleichen; es ist nur das Theater und ein kleiner Theil von Wohnhäusern ausgegraben. Der Lavaschutt und Aschenhaufen beträgt hier über vierzig Fuß; daher die größere Schwierigkeit, aber auch reichere Ausbeute an Kunstgegenständen, Geräthschaften u. s. w., weil es den Alten nach dem Unglück der Verschüttung nicht wie in Pompeji so leicht war, ihre Habseligkeiten selbst aufzusuchen.

Neapel, 4. Juni, Pfingstmontag.

Könntet Ihr nur dann und wann zu uns herantreten auf unsere Balkons und den herrlichen Anblick des Meeres und der Bucht, oder unter unsern Fenstern das Volksleben genießen. Heute besonders wünschten wir Euch den ganzen Tag herbei; denn wie fast jede große und kleine Stadt bei uns ihre Pfingstmontagsfreude hat, so auch Neapel und das will denn bei diesen mehr als 400,000 lebhaften Menschen nicht wenig sagen. Die Hauptsache ist eine Wallfahrt, drei Stunden weit, nach Madonna del Arco, dort hinaus fährt eine Unzahl Volks, denn das Fahren ist der großen Hitze wegen hier mehr an der Tagesordnung als irgentwo, und man fährt auch wohl nirgend wohlfeiler; freilich muß man aber auch sehen, was die Kutscher aufpacken! Die Fahrenden lassen sich gefallen, wie die Kälber durch und über einander zu liegen; eine Kalesche mit zwei Pferden fährt gewöhnlich zwölf Menschen; wenn drei Pferde, die sie hier neben einander spannen, am Wagen sind, so ist die gewöhnliche Zahl sechzehn; ja einem einzelnen Pferd, welches oft noch ein kleines zum Helfer an der Seite hat, laden sie zehn bis zwölf Menschen auf! In den kleinen Kaleschen sitzen zwei, vorne unten am Ende der Gabel der Kutscher, hinten auf dem Brettchen stehen drei, oft

28.

Die edelſten Geyer flogen daher,
Sie ſchritten von Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten ſie ſteigen.

Wenig bedarf es, um ſich über dieſes Gedicht zu verſtändigen. Die Größe des Charakters, der Ernſt, die rechtmäßige Grauſamkeit des Handelns ſind hier eigentlich das Mark der Poeſie. Die zwei erſten Strophen geben die klare Expoſition, in der dritten und vierten ſpricht der Todte und legt ſeinem Verwandten die Laſt auf ihn zu rächen. Die ſechste und ſiebente ſchließt ſich dem Sinne nach an die erſten, ſie ſtehen lyriſch verſetzt; die ſiebente bis dreizehnte erhebt den Erſchlagenen, daß man die Größe ſeines Verluſtes empfinde. Die vierzehnte bis ſiebzehnte Strophe ſchildert die Expedition gegen die Feinde; die achtzehnte führt wieder rückwärts; die neunzehnte und zwanzigſte könnte gleich nach den beiden erſten ſtehen. Die einundzwanzigſte und zweiundzwanzigſte könnten nach der ſiebzehnten Platz finden; ſodann folgt Siegesluſt und Genuß beim Gaſtmahl, den Schluß aber macht die furchtbare Freude die erlegten Feinde, Hyänen und Geyern zum Raube, vor ſich liegen zu ſehen.

Höchſt merkwürdig erſcheint uns bei dieſem Gedicht, daß die reine Proſa der Handlung durch Transpoſition der einzelnen Ereigniſſe poetiſch wird. Dadurch, und daß das Gedicht faſt alles äußern Schmucks ermangelt, wird der Ernſt deſſelben erhöht, und wer ſich recht hinein lieſ't muß das Geſchehene, von Anfang bis zu Ende, nach und nach vor der Einbildungskraft aufgebaut erblicken.

ſogar vier, unter dem Sitze, in einem zwiſchen den beiden hohen Rädern angebrachten Netz aber liegen rund zuſammen gekauert noch zwei, zu dieſem Platz nimmt man die jüngſten und gelenkigſten und das fährt immer, oder vielmehr es jagt wie der Wind. Aber nicht nur mit Pferden, auch mit Eſeln und Ochſen fahren ſie; die Eſel müſſen dann ſo gut traben als die Pferde; mit den Ochſen haben ſie es freilich noch nicht ſo weit gebracht, obwohl ſie verhältnißmäßig auch von der allgemeinen Schnelligkeit etwas angeſteckt werden. Dieſe hier zu Lande beſonders ſchönen, meiſt grauweißen Thiere, führen zu zwei, in einem zweiräderigen Karren, der mit einem Tuch überſpannt, an den Seiten mit grünen Zweigen beſteckt und außerordentlich lang iſt, nicht weniger als zweiundzwanzig Menſchen; die ſitzen eng an einander gedrängt, haben wohl gar in der Mitte noch ein Brett als Tiſch und eſſen und trinken jubelnd.

Zu Fuß gehen nur wenige, es ſind nur Buben und einige Männer. Man fährt gewöhnlich ſchon früh morgens hinaus, obwohl die Wallfahrt den ganzen Tag dauert. Unſer Kutſcher hatte ſich verſpätet, wir kamen mit Mendelsſohns und Dr. Frank erſt um acht Uhr auf den Weg, hatten dafür aber das Vergnügen, ſchon eine große Menge Zurückkehrender zu begegnen; die Fahrenden wie die Gehenden und Reitenden waren alle mit Zweigen, Madonnenbildern, roth, blau und gelb gefärbten Hühnerfedern, Blumen und Sträußen von farbigem Papier und Klappergeld, geſchmückt. Die meiſten trugen hohe Stangen, eigentlich geſchälte junge Baumſtämme, an denen man die Aeſte ſtückweiſe ſtehen gelaſſen, ſo daß man etwas daran aufhängen konnte; oben an der Mitte des Stammes war immer eine colorirte Abbildung der Madonna del Arco angebracht, rund herum mit Kränzen von Kaſtanien und dicken geſchälten Haſelnüſſen, wie mit Perlenkränzen behängt, mit Laub verziert u. ſ. w.; an den Aeſten aber hingen kleine Kübel, Körbe, Kochlöffel oder dieſe letzten waren auch kreuzweiſe unter dem Marienbild angeheftet; genug, die ganze Stange ſah aus wie eine römiſche Tropbae; ſie waren, wie Du Dir denken kannſt, nach der Freiheit und Leichtigkeit dieſes Polichinellvolkes, von der größten Mannigfaltigkeit, groß und klein, zierlich, reich und bis zum Poſſenhaften ärmlich; denn der geringſte Bettelbube, gerade weil er zu Fuß gehen mußte, wollte

doch einen Mai (un Mazzo) von der Madonna mitbringen und so sah man diese Maien zu Hunderten.

Der Staub, den die uns entgegen kommenden Wallfahrer erregten, als wir uns dem Ort näherten, war so ungeheuer, daß wir oft wie im dichten Nebel fuhren. Dazu müßt Ihr Euch noch das Geschrei des lustigen neapolitanischen Volks und die Tamburine mit ihrem Getrommel denken! Denn daß das Fest mehr einem Bachanal als einem Kirchfest ähnlich sah, obwohl es erst neun Uhr morgens war, das ist die erste Bedingung einer richtigen Vorstellung. Gar seltsam sahen auch die Hüte der Leute aus, die waren nicht nur mit Zweigen, bunten Federn und Klappergold, sondern mit mehreren aufgerollten Madonnenbildern besteckt und auch mit Schnüren von Kastanien und Haselnüssen rundum behängt, so daß dieselben wie ungeheure Troddeln herabhingen und den Jungen und Mädchen um das Gesicht schlugen; es war sehr wild anzusehen.

Rund um die Kirche war ein großer Jahrmarkt und der Ursprung jener Stangen mag der gewesen seyn, daß man daran die gekauften Sachen bequem und zugleich wie im Triumph gleichsam als Gaben der Madonna nach Hause tragen konnte. Aber nicht nur diese Dinge waren zu verkaufen, es war auch ein nicht unbedeutender Markt von Pferden, Ochsen und Schweinen damit verbunden, die in Abtheilungen aufgestellt waren.

In der Kirche war das Gedränge nicht mehr so groß, als es früher gewesen, wir hatten verfehlt, die Andächtigen zu sehen, welche in den Morgenstunden, bis um acht Uhr, vom Eingang der Kirche her, auf den Knieen heranrutschen, unter lautem Gebet und Geschrei den Fußboden küssend oder gar mit der Zunge leckend, bis zu dem in der Mitte der Kirche vor dem Eingang zum Chor, in einer eignen Kapelle aufgestellten Marienbild. Indessen hörten wir noch das Anliegen einer jungen schön gekleideten Bauersfrau, die blind war und der Madonna unter Weinen und Schluchzen ihren Jammer laut vortrug; sie stand und bewegte sich mit großer Leidenschaftlichkeit, ganz nahe bei der kleinen Kapelle der Madonna, worin gerade Messe gelesen wurde, aber niemand dachte daran, die arme Unglückliche zur Stille zu ermahnen. Zu gleicher Zeit kam der Prinz von Salerno, Bruder des Königs, kniete sich mit seinem Begleiter vor dem wunder-

thätigen Bilde und ließ sich von dem Geistlichen mit dem Ciborium den Segen geben, während draußen die Militärmusik spielte, um dem Prinzen eine Ehre zu bezeugen. So ging das alles toll durcheinander. Von dem Marienbild mit dem Christkind waren nur die Köpfe sichtbar, alles übrige war unter Goldbrocat und Seidenzeug versteckt; man konnte bemerken, daß es ein Gemälde nach altem Typus, aber vielfach aufgemalt und verschmiert war.

Als wir wieder aus der Kirche kamen, besuchten wir in den Höfen und Weingärten der nahe gelegenen Gasthäuser die Tische der Speisenden und die Gruppen der Tanzenden, diese letztern immer nur zu zwei mit Castagnetten, von dem Tambourin, oft auch noch von Gesang oder einer Pfeife begleitet; alle tanzten barfuß, mit viel Anmuth und Gewandtheit, besonders war das Ablesen und Verdrängen des einen durch einen andern Jungen oder Mädchen sehr artig und reizend. Der Tanz glich am meisten dem Saltarello, war aber noch gefälliger; wir sahen eigentlich sehr wenig hübsche Leute, zwei Mädchen waren jedoch überaus angenehm. Nach zwölf Uhr kamen wir in die Stadt zurück und blieben dann zu Hause, denn vor unsern Fenstern wiederholte sich noch stets das Schauspiel der mit Menschen überfüllten geschmückten Wagen, daran sogar die Pferde bekränzt und zum Theil auf der Stirne mit Madonnenbildern geziert waren. — Die guten Leute hatten nämlich mit der Fahrt nach Madonna del Arco nicht genug; da die Fahrt nun einmal bezahlt war, so wollten sie auch gerne wie die vornehmen Italiener Corso fahren, da mußten denn die armen Pferde von dem einen Ende der Stadt bis an den Paussilipp wohl zwei Stunden und oft noch weiter fahren. So sahen wir gegen Abend noch das tollste Volksvergnügen, denn alle Augenblicke geriethen die Kutscher in ein wüthendes Wettrennen, so daß vierspännige, dreispännige, zweispännige, vierrädrige Kaleschen und wieder zwei- und einspännige Kalessinchen alle mit einander wetteiferten und man jeden Augenblick dem größten Unglück entgegen sah; es geschah aber nichts, als daß ein paar Pferde stürzten, die gleich wieder in die Höhe gebracht und weiter gejagt wurden. Zwischen alledem fuhr selbst der König etwas langsamer in der Mitte der Straße durch; es war wirklich wie eine Art Carneval.

Neapel, 11. Juni.

Mendelsohns haben uns am achten verlaſſen, ſie ſind Nachmittags abgereist und da die Straßen im Neapolitaniſchen ganz ſicher ſind, wollen ſie die Nacht durchreisen; in Rom werden ſie einige Tage bleiben.

Ich habe Dir noch nichts von den hieſigen alten Malereien geſchrieben, einestheils weil die altdeutſchen einſtweilen nicht ſichtbar ſind und die andern keine große Bedeutung haben; das was ſie für Colantonio da Fiore ausgeben und in die erſte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ſetzen, iſt unbedeutend, und die Anbetung der drei Könige im Caſtel nuovo, welche von Eyck, und zwar das erſte an König Alphons gekommene Oelbild ſeyn ſoll, iſt offenbar italieniſch aus dem Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts.

Während ich ſchreibe, höre ich zwei Trompeten, wie von engliſchen Reitern, und Mathilde kommt, mich zu einem neuen Schauſpiel zu rufen: Da gehen zwei Männer aus dem Volke mit Trompeten, hinter ihnen ein Knabe mit einem Korb voll kleiner Zuckerbretzel; hinter dieſem zwei Mönche, der eine mit einer großen, flachen Schüſſel, der andere mit einem Buche und hinter den Mönchen ein Eſel mit zwei Traglörben. Sowie die Männer blaſen, laufen Kinder, Männer und Frauen herbei; ſie wiſſen, es iſt eine Sammlung zu Ehren des heiligen Antonio von Padua, deſſen Feſt übermorgen gefeiert wird; da legen ſie denn ihre Gaben: Brod, Geld, Fleiſch u. ſ. w., auf die Schüſſel des einen Mönchs und der andere ſchreibt die Gaben gleich in's Buch, der Knabe aber theilt den Kindern der Wohlthäter Zuckerbretzeln aus. Alle ſo geſammelten Sachen, außer dem Geld, werden am Feſttag geſegnet, und dann von einem Mönch, der vor der Kirche des Kloſters auf einen Tiſch ſteigt, den Meiſtbietenden zum Vortheil des heiligen Antonius verſteigert. Iſt das nicht ſchön? Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die wunderlichen, ja fabelhaften Geſchichten erzählen wollte, die man hier erlebt.

Doch ich will als Nachtrag zu dem Feſt der Madonna del Arco Dir noch ſagen, daß uns, als wir vor dem Altar des wunderthätigen Bildes ſtanden, von einer Frau mit einem Korb voll Bilder und gedruckten Sachen am Arm, jedem ein kleines

Blättchen in die Hand gedrückt, oder in den Hut gelegt wurde, worauf das Bild der Madonna und der Titel: Orazione ritrovato nel Sepolcro di N. S. Gesù Christo, und rückwärts ein Kreuz, la vera croce di Caravacca, darunter aber Roma con lic. de Sup. ſtand. Was war nun aber dieſes Gebet, welches im Grab Chriſti gefunden und zu Rom mit Erlaubniß der Obrigkeit gedruckt ſeyn ſollte, es beſtand in den wenigen Worten: „Indices imposuerunt super caput ejus Scriptum † Jesus Nazarenus Rex Judaeorum † Christus vincit † Christus regnat † Christus imperat † Christus ab omni malo et isto dolore capite me libera. Amen.“ Die Hauptſache hingegen war eine ausführliche Verſicherung, daß derjenige, der dieſes Gebetlein bei ſich trage und ſich im Stande der Gnade erhalte, wenn er auch nicht leſen könne, vor allem Uebel, vor der Kälte, dem drei- und viertägigen Fieber, Kopfweh, Donner, Blitz, Hagel, Erdbeben, vor Hexen, Geſpenſter, Verwünſchungen und Bezauberungen, Nachſtellungen des Teufels, ſowie vor plötzlichem Tod geſchützt ſey, und im Augenblick des Todes von der Maria heimgeſucht werde, an welche dann auch ein italieniſches Gebetchen beigefügt iſt. Nach dieſem Gebetchen folgt eine abermalige Betheurung, daß jeder Chriſt, der das Blättchen mit Andacht bei ſich trage, und täglich ein Vaterunſer zu dem Kreuz und ein Ave zu der Maria bete, frei bleibe von aller Verſuchung, Todſünde ꝛc. ꝛc. Ich habe einige dieſer Gebetlein aufbewahrt; ſie können dazu dienen, uns Katholiken in der Demuth zu ſtarken und zu erinnern, wie viel bei uns zu verbeſſern und aufzuräumen iſt.

Den 12. Juni.

Geſtern Abend habe ich mit dem Cavaliere Bechi, einem hieſigen Architekten und Kunſtfreund, Beſitzer der Villa des Lucullus, eine Spazierfahrt auf dem Meer nach dieſem an der Spitze des Pauſilipp ſehr ſchön gelegenen Ort gemacht. Man hat dort die Anſicht des Golfs von Bajä mit Ischia und Procida, und jene des Golfs von Neapel mit dem Veſuv und Capri zugleich. Die am Meer liegenden alten Gewölbe, welche man die Scuola di Virgilio nennt, gehören zu dieſer Villa. Das Ganze iſt ein Trümmerhaufen, worauf zwiſchen einigen noch erhaltenen,

gewölbten Kammern ein Weinberg angelegt worden. Bechi hat die größte Gruppe des noch erhaltenen Bauwerks zu einem kleinen angenehmen Landhaus eingerichtet, und auf seinem weitläufigen Grund Nachgrabungen anstellen lassen, die ihm allerlei Marmorbruchstücke, Gesimse, Säulen, Kapitäle, eingelegte Fußböden und eine sehr zierliche Statue, ein weibliches Figürchen, etwa zwei Drittheil lebensgroß, auf einem Seeungeheuer reitend, eingetragen hat. Leider ist dieses Marmorbild ohne Kopf und Arme. Wenn Bechi die Mittel und die Lust hat, die Nachgrabungen auszudehnen, so müßte er noch viele Entdeckungen machen, denn die Villa ist sehr bedeutend gewesen; er zeigte mir unter Anderem die Spuren eines Theaters, welches wohl so groß, ja noch größer zu schätzen, als jenes, welches wir in der Villa des Cicero bei Tusculum gesehen.

Am 23. hatten wir vor unsern Fenstern ein prachtiges Manever der neapolitanischen Flotte. Sonderbar war es, daß kein Mensch auf der Straße zu sehen war, alle schienen sich verkrochen zu haben. Das Schießen dauerte mehrere Stunden, es war schade, daß der Rauch immer dichter wurde und die ganze große Flotte einhüllte.

Mathilde Boisserée.

Den 21. Juli.

Lieber Melchior! Die Nachricht von dem Tode der theuern Schwester Marianne hat uns auf's tiefste betrübt. So wie unsere früher Dahingeschiedenen bedauern wir auch diese geläuterte Seele nicht; ich aber theile mit euch ihren unersetzlichen Verlust, denn ich weiß, was ihr alle mit der theuern Entschlafenen verloren habt. An den lieben Schwager Becker denken wir mit der größten Theilnahme, obgleich der Dahingegangenen der heiße Wunsch erfüllt wurde, ihm im Tode voran zu gehen!

Mein lieber Mann hat sehr an rheumatischem Kopfschmerz gelitten, das seine alten Nervenleiden wieder aufgeregt hat. Er schreibt dieses Leiden einer Erkaltung zu, die er sich auf der Meerfahrt mit Bechi zugezogen hat. Nachher wurde uns erst gesagt, daß es immer gewagt sey, während Sonnenuntergang ohne

Mantel auf dem Meer zu ſeyn. Du kannſt Dir denken, daß in dieſem Zuſtand die Sehnſucht nach Dir wieder neu belebt wurde, und ich geſtehe, daß ich auf die traurige Botſchaft Schlimmes befürchtete. Gott hat aber geholfen, mein lieber Mann hat ſich ſo willig in die alles wohlmachende Vorſehung ergeben, daß ich ihn nur bewundern muß. Sollte ſich die Geneſung nicht bald einſtellen, ſo werden wir wohl dem Vorſchlag unſeres auch in die Ferne verordnenden Freundes und Arztes Dr. Braun folgen, und nach Sorrent hinüber ziehen.

Sorrent, 9. Juli.

Wir haben unſer Vorhaben, nach Sorrent überzuſiedeln, nun wirklich ausgeführt, und haben alle Urſache, uns darüber zu freuen, denn es geht mit dem Befinden meines theuern Mannes ſeitdem über alle Erwartung gut. Die letzten Tage in Neapel waren bei der großen Hitze recht qualvoll, noch mehr aber die vielen ſchlafloſen Nächte. Da unſer homöopathiſcher Arzt Dr. Romani zu zaghaft in ſeinen Mitteln war, blieb uns nichts übrig, als eine Luftveränderung zu verſuchen. Der ſonſt ſo herzgute Mann ſagte mir bei ſeinem letzten Beſuch, als er meinen lieben Mann ſo leiden ſah: „Lei è come la madre di Dio, sotto la croce di nostro Signore, ma io non posso vederlo!“ — Da ich mich nicht kräftig genug fühlte, allein mit meinem lieben Kranken nach Sorrent zu gehen, bat ich den uns befreundeten Maler Götzloſ mir unter ſeinen Bekannten einen Reiſebegleiter zu ſuchen. Es traf ſich ganz glücklich, daß ein Landſchaftsmaler von Berlin ſchon längſt den Wunſch hatte, dahin zu kommen, um Studien zu machen, und ſo waren wir bald mit ihm einig. Unſern neapolitaniſchen Bedienten konnten wir aber nicht mitnehmen, da er ſehr unzuverläſſig war, und wir hier hinreichende Bedienung fanden. Es war in den letzten Tagen vorgekommen, daß ich den guten Menſchen in die Apotheke ſchickte, um ſchnell Senf zum Auflegen zu holen. Als er erſt nach zwei Stunden wieder kam, frug ich nach der Urſache ſeines Ausbleibens, da verſicherte er mich, er ſey in drei Kirchen geweſen, um für den kranken Padrone zu beten!

Auf den Rath der Freunde miethete ich eine kleine königliche Nacht mit vier Matrosen, die um eilf Uhr unter unsern Fenstern anlegte. Darin wurde meinem lieben Mann ein bequemes Lager von seinem Pelz, unsern Mänteln und Shawls bereitet, und er wurde von unserm Begleiter und einem Freunde kräftig unterstützt, die kleine Strecke dahin geführt, und legte sich gleich nieder. Es war ein schöner, klarer Tag, und der Wind so günstig, daß die Segel uns hinüber trugen. Mein lieber Mann schlief gleich ein, ich saß an seiner einen Seite, unser Begleiter an der andern, vorn und hinten saßen die Matrosen, die Ruder in der Hand, ohne sie zu gebrauchen; wir flogen nur dahin. Durch ein leichtes Zelt waren wir gegen die Sonne ganz geschützt; so saßen wir schweigend, um meines lieben Mannes so lange entbehrte Ruhe nicht zu stören, auch die Matrosen waren theilnehmend. Ich war wie in einem schönen Traum, und dankte in erhöhter Stimmung meinem Gott für Seine so gnädige Führung. — Nach zwei kleinen Stunden hatten wir das jenseitige Ufer erreicht; mein lieber Kranker erwachte neu gestärkt und bedauerte die Kürze der Fahrt. Ein Esel trug ihn die kleine Anhöhe hinauf, bis zu der nahe gelegenen Sirena grande, neben dem Hause des Tasso.

In Neapel hatte ich außer den ältern Freunden an der Familie Kannengießer, besonders während der Krankheit meines lieben Mannes, eine große Stütze, da wir beisammen wohnten, und sie uns mit aller Liebe beistanden. Gestern Abend sind sie mit dem Dampfboot nach Livorno und Nizza abgereist. Wäre mein lieber Sulpiz nicht so krank gewesen, waren wir mit ihnen gereist, so aber mußten wir uns begnügen, ihnen aus der Ferne unsere Grüße und guten Wünsche zuzuschicken. — Bei der raschen Erholung meines lieben Mannes kommt mir die Gegend noch paradiesischer vor, als früher. Wir haben heute einen Spazierritt zu Esel von zwei Stunden gemacht; die Genesung geht mit Riesenschritten voran.

Sulpiz Boiſſerée.

Sorrent, 1. Auguſt 1838.

Das Seebad und die mäßigere Hitze laſſen mich immer mehr zu Kräften kommen, ſo daß ich abends wieder Spaziergänge machen und Berge ſteigen kann.

Bei unſerm Gaſthof iſt ein kleiner Garten, den benützen wir fleißig, haben darin die ſchönſte Ausſicht auf das Meer und den Veſuv, und über uns das reichlichſte Laub der Citronen, Feigen, Orangen und anderer Bäume, ſowie der prächtigſten Weinranken, deren große Trauben uns alle Tage den Mund wäſſerig machen, daß ſie nur ſchon reif wären. Hier ſitzen wir alle Tage von neun Uhr an, gewöhnlich unter einem alten Citronenbaum, bis wir um ein Uhr in's Meer hinunter ſteigen. Die Höhe dieſes Gärtchens, wie des ganzen Thales, auf einer ſchroffen Felswand, dicht am Meer, mag 150 oder gar 200 Fuß über der Waſſerfläche betragen. Es iſt eigentlich nicht Fels- ſondern Tuffſteinboden, daher hält er auch die Feuchtigkeit ſo lange, und iſt beſonders zur Anpflanzung der Orangen und Citronen geeignet. In dem hohen Ufer ſind nun Treppen und Gänge angebracht, durch die man hinab an den Meeresſtrand gelangt. Unten finden ſich Grotten oder noch von der Römerzeit her gemauerte große Niſchen, wie das an unſerer Sirena der Fall iſt. Das Haus liegt mit einem Garten an jeder Seite, zwiſchen dem Haus des Taſſo und einem ehemaligen Dominicanerkloſter in der Mitte, wo ſich jetzt die Jeſuiten neu anbauen. Letztere ſind erſt ſeit wenigen Jahren mit einer geringen Summe hier eingekehrt, und nun ſollen ſie ſchon reich ſeyn, ſie gedeihen ſichtbarlich; was denn zwiſchen dem faulen Haufen der meiſten übrigen Geiſtlichen nicht ſchwer iſt. Unſere Beſchäftigung beſchränkt ſich außer dem gewöhnlichen Kreislauf dahin, daß wir den Vaſari und die alten italieniſchen Dichter leſen; ich habe ſchon lange gewünſcht, das, was ich geſehen, durch Leſen des Vaſari wieder zu beleben, und in einen neuen Zuſammenhang zu ſtellen, aber es fehlte bisher die Zeit und Gelegenheit, jetzt unterhält und belehrt mich dieſes ſehr. Mathilde hat auch Freude daran, denn ſie verſteht jetzt italieniſch genug; Vaſari ſchreibt zwar mitunter rhetoriſch, weitſchweifig, aber meiſt ſehr lebendig, und an einen gewiſſen

Wortſchwall, an Prahlerei und Uebertreibung gewöhnen einen die Italiener ſchon, wenn man Jahr und Tag unter ihnen lebt.

Den 8.

Durch den Vaſari bin ich wieder ganz in meine antiquariſche Beſchäftigung hinein gerathen.

Von den altdeutſchen Bildern in Neapel habe ich nur zu ſagen, daß außer dem Bild in Schorcels Art noch das Portrat eines Cardinals, welches für Holbein gilt, aber von Amberger ſeyn mag, recht ausgezeichnet iſt. Das Bild im Muſeum in Schorcels Art ſtellt auch die drei Könige dar, Kniefück mit Flügel, vortrefflich erhalten, nicht ganz angenehm mit einigen Fehlern in den Verhaltniſſen, aber ganz meiſterhaft gemalt. Es ſcheint durch die Farneſiſche Erbſchaft von dem Herzog von Parma herzuſtammen, der in dem belgiſchen Religionskrieg das ſpaniſche Heer befehligte. Ich kenne nun mit dieſem außer unſerer Sammlung fünf große bedeutende Bilder von dieſer Hand. In Paris, den heiligen Franciscus die Wundmale empfangend, in der untern Abtheilung ſehr ſchön das Abendmahl in Bruſtbildern, in Dresden zweimal die Anbetung der Könige, und in Frankfurt die Abnehmung vom Kreuz.

Daß der Ausbruch des Veſuvs, den man hier zu Lande gemeinhin nur den Berg zu nennen pflegt, ganz ernſthaft geweſen und tüchtig Lava ausgeſtrömt hat, wirſt Du ſchon wiſſen. Es war ein merkwurdiges Schauſpiel, und auch die Ohren gingen nicht leer dabei aus; denn hier, wo wir doch zwei bis drei Stunden vom Fuß des Berges entfernt ſind, hörten wir nicht nur das Getoſe wie Kanonendonner, ſondern das Haus zitterte, die Fenſter klirrten, die Thuren ſprangen von Zeit zu Zeit auf, was beſonders in der Nacht nicht ſehr erbaulich war. Jetzt iſt nach einem großen Aſchenregen alles wieder zur Ruhe zurückgekehrt.

Den 22. Auguſt.

Vorgeſtern hatten wir in der Nacht ein ſtarkes Gewitter, das erſte ſeit zwei Monaten und mit demſelben auch den erſten Regen.

Uebergang.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, geſitteten Volke, den Perſern wenden, ſo müſſen wir, da ihre Dichtungen eigentlich dieſe Arbeit veranlaßten, in die früheſte Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verſtändlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geſchichtsforſcher, daß, mag auch ein Land noch ſo oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet ſeyn, ſich doch ein gewiſſer Kern der Nation immer in ſeinem Charakter erhält, und, ehe man ſich's verſieht, eine alt bekannte Volkserſcheinung wieder auftritt.

In dieſem Sinne möge es angenehm ſeyn von den älteſten Perſern zu vernehmen und einen deſto ſicherern und freieren Schritt, bis auf den heutigen Tag, eilig durchzuführen.

Aeltere Perſer.

Auf das Anſchauen der Natur gründete ſich der alten Parſen Gottes-Verehrung. Sie wendeten ſich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichſten Erſcheinung. Dort glaubten ſie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieſes herzerhebenden Dienſtes konnte ſich jeder, auch der Geringſte täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religioſeſte aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in ſolchen Strahlen, und den ganzen Tag über,

er dauerte mehrere Stunden, und doch kühlte ſich die Luft ſo wenig ab, daß wir das Bad nicht auszuſetzen brauchten.

Unſer Maler hat uns nun verlaſſen, und wir haben eine andere höher gelegene Wohnung in unſerer Sirene bezogen, wo wir wahrſcheinlich bleiben können, bis wir Sorrent verlaſſen. Dieſe Wohnung iſt kleiner, nicht ſo hübſch wie die erſte, aber ſie iſt wärmer, was zwar jetzt noch läſtig, für die nächſte Zeit aber von großem Vortheil für uns iſt; dabei haben wir die Annehmlichkeit einer kleinen Terraſſe vor unſern Fenſtern, und einer großen über unſern Zimmern. Wäre es doch möglich, Dich, wenn auch nur abends herzuzaubern, und Dir auf dieſem Belvedere die Sternenpracht des hieſigen Himmels zu zeigen! Die Milchſtraße iſt ſo glänzend, daß Mathilde zum erſtenmal den ſüdlichen Abſchnitt derſelben, der gerade auf dem nahen Gebirg eneigt, für den Schein irgend eines weißen Feuers anſah, was die Bewohner jener Gegend angezündet hätten!

Es fehlt hier zu Lande nicht an Bergfeuern, zumal an den Marienfeſten, aber ſie dauern nicht lange, weil nur Reiſer dazu verwendet werden können. Außerdem machen ſie auch Feuerwerk und ſchießen mit Böllern auf die tollſte Art. Sie können ſich kein Kirchenfeſt ohne Schießen denken, und das geht ſchon am Vorabend los, wiederholt ſich morgens in aller Frühe, und erreicht ſeinen höchſten Punkt während der Meſſe; wenn das Gloria geſungen wird, knallen ſie vor der Thüre ſo unbarmherzig, daß man drinnen kein Wort verſtehen kann, daſſelbe wiederholt ſich beim Sanctus und bei der Elevation.

Abends iſt meiſt die Proceſſion, nicht mit dem Sanctiſſimum, ſondern mit dem Bild des Heiligen, deſſen Feſt gefeiert, und welches unter dem Baldachin getragen wird. Bei dieſer Gelegenheit wird natürlich wieder geſchoſſen, und faſt immer Feuerwerk abgebrannt und ein Luftballon aufgelaſſen. Hier und in der Gegend haben wir jede Woche etwas der Art, und die Leute ſprechen davon wie bei uns von der Kirmeß, ſo von dem Feſt: e una bravu festa, oder: o Signore e una bravissima festa! „Zu dieſem herrlichen Feſt müſſen Sie gehen, da werden Sie ſchöne Leute und ein prächtiges Feuerwerk ſehen!“

Denke Dir nun, daß in Neapel 25? Kirchen ſind, und Du kannſt Dir vorſtellen, was man dort erlebt, beſonders wenn man,

wie es bei uns der Fall war, in einem frei gelegenen, von allen Seiten nahem und fernem Lärm zugänglichen Quartier wohnt.

Sorrent, 5. October.

Den längst vorgehabten Ausflug nach Amalfi haben wir zu Ende der vorigen Woche mit Gervinus, seiner Frau und Karl Hegel gemacht. Am Samstag ritten wir zu Esel anderthalb Stunden weit über den Berg bis zur Höhe von Scaricatojo, von dort mußten wir dreiviertel Stunden lang einen ganz abscheulichen, jähen Felsweg zu Fuß hinunter steigen, um uns einzuschiffen. Das Meer war sehr bewegt und der Wind ganz entgegen, so daß unsere vier Ruderer schwere Arbeit hatten. Die Küste ist an jener Seite sehr steil, die Felsberge voller Zacken und Grotten treten unmittelbar an's Meer heran, während an dieser Seite die sanft abhängende Ebene mit ihren tausend Orangen- und Citronengärten ein bedeutendes Thal zwischen den Bergen und dem Meer einnimmt. Es hat dort alles mehr ein wildes, aber großartiges Ansehen, die Orte liegen unten in engen Buchten, oder hoch oben an schwindelnden Abhängen. Man kommt immer wieder an neuen Vorsprüngen und neuen Schluchten vorbei, und schifft häufig zwischen den Felsenecken und den einzelnen Steinen durch, welche im Meer liegend, den letzten Ausläufer eines jeden Bergrückens bilden, und entweder herabgestürzt, oder nach langer Verwitterung und Ausspülung des vielfach geschichteten, leichtbröckligten Kalkgebirges, wie alte Zahnreste, übrig geblieben sind. Dieses eigenthümliche Ablösen der untern Spitzen der Felsrücken wiederholt sich an beiden Küsten, besonders aber an jener südlichen von Amalfi, sowie auf der Insel Capri, auf die mannigfaltigste Art. In Amalfi mit seinen vielen, unten und oben gelegenen Nachbarorten, die alle zusammen eine größere, überaus reich ausgestattete, vielfach gestaltete Bucht bilden, vereinigt sich nun im höchsten Maß alles, was jene Küste Eigenthümliches hat: nordische steile, vielfach zerrissene Gebirgsformen, enge, schweizerische Thäler mit reichlichen Bächen, die für die Mühlen, für Papier- und Maccaronifabriken und andere Gewerbe, auch für Eisenhämmer benutzt sind; kleine Seehäfen mit nackten Arbeitsleuten, und an den wenigen bewachsenen Stellen, ebenso

die Zeugen der ſüdlichen Pflanzennatur: Oelbaume, Orangen, Wein, Aloe, Cactus und einzelne Palmen, wie jene der nördlichen, nämlich Eichen, Ellern, Buchen u. ſ. w.

Man begreift, daß die Normannen ſich hier gerne niedergelaſſen, daß ſie hier im heißen Süden eine zweite Heimath gefunden haben. Sehr auffallend war mir die größere Wärme an dieſer ſüdlichen Küſte zu verſpüren, auch zeigte ſich die Wirkung davon in den Sitten, denn nicht nur in den Maccaronifabriken waren alle Arbeiter bis auf eine kurze leinene Hoſe nackt, ſondern ſelbſt die Laſtträger im Hafen ſah man faſt ohne Ausnahme in dieſer einfachſten Bekleidung, was an der Küſte von Sorrent nicht vorkömmt. Einige dieſer nackten Arbeiter von ſehr dunkler Farbe erſchienen wie Egyptier; ſie erinnerten ganz an ähnliche Figuren in den alten egyptiſchen Malereien.

In Amalfi, welches im frühen Mittelalter eine berühmte Republik war, und deſſen Seegeſetze mehrere Jahrhunderte lang für ganz Europa galten, iſt außer einigen Burgruinen wenig von Denkmalen übrig geblieben.

Der Weg nach Ravello hinauf war ſo ſteil und ſteinig, daß der Cicerone (jeder Ort hat einen ſolchen claſſiſchen Mann) uns voraus verſicherte, wer nicht ſehr ſtark und rüſtig ſey, müſſe ſich tragen laſſen; und ſo entſchloſſen wir uns denn einen Tragſeſſel zu nehmen, auf dem wir uns abwechſelnd tragen ließen. Es war ein wunderliches Gefühl, ſo von vier Männern auf den Schultern getragen zu werden; und wir begriffen recht gut, daß es Seiner Heiligkeit dabei leicht ſchwindelig werden kann; waren jedoch recht froh, den Rath des Cicerone befolgt zu haben. Frau Gervinus hoſpitirte dann und wann, zog indeſſen bei ihrem hohen Alter von kaum achtzehn Jahren vor, größtentheils zu Fuß zu gehen. Wir brauchten vier Stunden zu dieſem Ausflug über Atrani nach Ravello, ohne uns, außer im Dom zu Ravello, irgend länger aufzuhalten, und begnügten uns, Scala und Minuri aus der Entfernung zu betrachten.

Am zweiten Tag beſuchten wir das ſehr ſchön gelegene, ehemalige Kapuzinerkloſter, jetzt ein Gaſthaus, wo wir aber, um das beſchwerliche Hinauf- und Heraufſteigen zu vermeiden, nicht eingekehrt waren. Man hat von Amalfi aus gar keine andere Verbindung mit den benachbarten Orten und Städten, als zu

Eſel oder zur See; und wir mußten wegen dem ungewiſſen Wetter auf den vier Stunden langen Ritt nach Salerno verzichten, um in anderthalb Stunden zur See dahin zu kommen. Dieß gelang uns auch, und wir ſahen wieder eine ſehr ſchöne Küſte, ganz in dem Charakter der andern Hälfte, nur noch maleriſcher, mannigfaltiger und großartiger, aber dießmal ging bei günſtigem Wind das Meer ſo hoch, und wir flogen mit dem Segel ſo pfeilſchnell dahin, daß die Frauen dann und wann aufſchrieen, und die Wogen in unſer Schifflein ſchlugen. Mathilde wurde davon ſo durchnäßt, daß ſie in Salerno von der Wirthin Kleider entlehnen mußte. Glücklicherweiſe hatte es keine übeln Folgen, und wir konnten das herrlich gelegene Salerno zum zweitenmal und auch beim ſchönſten Mondſchein genießen.

Es war gerade das Ende einer großen Meſſe. Wir fanden, trotzdem daß es Sonntag war (hier macht dieſer im Gewerbe kaum einen Unterſchied), noch alles in der größten Lebendigkeit, und waren froh genug, ein anſtändiges Unterkommen zu erhalten. Montags trennten wir uns von Gervinus und Hegel, die nach Päſtum gingen, und fuhren unter drohenden Wolken nach Caſtellamare. Der Wunſch, die eine halbe Stunde von unſerem Weg im Gebirg gelegene alte Abtei Trinita della Cava zu beſuchen, mißlang zum zweitenmal. Die drei Pferde unſeres neapolitaniſchen Kutſchers wollten trotz aller angewandten Gewalt nicht den Berg hinan, und die vorübergehenden Bauernweiber ſagten gleich: das geht nicht mit Neapolitaner Pferden, die wiſſen nicht, was Berge ſind! Damit nun die Thiere nicht gar zu ſehr mißhandelt wurden, befahl ich dem Kutſcher umzukehren. Wir erreichten glücklich Caſtellamare, und kamen mit Sonnenuntergang wohlbehalten zu Eſel hieher.

Da wir den nächſten Winter wieder in Rom zubringen ſollen, ſo werden wir bald nach Neapel gehen, und dann uns beeilen, noch vor Ende dieſes Monats unſer Winterquartier zu beziehen.

Neapel, 13. Oktober 1838.

Erſt am Sonntag ſind wir von unſerm ſchönen Sorrent fortgekommen, wir ruderten bei ſpiegelglatter See in anderthalb Stunden nach Caſtellamare, beſtiegen dort eine offene Caleſche,

und fuhren glücklich hieher. Wir dachten daran, daß ihr das Oktoberfest an diesem Tag besuchen würdet, und bedauerten, daß ihr nicht dieses andere Oktoberfest mit uns feiern konntet; es war eine wahre Pracht, die unzähligen Rebengehänge zu sehen, die sich von Baum zu Baum schlangen, mit den reifsten schwarzrothen und gelben Trauben geschmückt, dazwischen viel große Felder mit der uns noch neuen Baumwollenpflanze, deren dicke Samenkapseln zu reifen anfingen, während noch einzelne verspätete Blumen wie große hellgelbe oder hellviolette Malven dazwischen blühten; dann ganze Pflanzungen von Wunderbaum oder Ricinus, umgeben von Aloehecken, an denen man hie und da baumdicke Strünke als Ueberbleibsel der Blumenstengel bemerkte.

Damit es uns aber nicht auch an einer mehr lästigen als angenehmen Erinnerung an das Oktoberfest fehlen sollte, begegneten wir bei Portici dem Wagenzug der schönen und vornehmen Neapolitanerwelt, die in der Herbstzeit ihre Corsofahrt nach dieser Gegend richtet. Das zwang uns, da wir in der Reihe uns halten mußten, nach den Launen der Corsofahrenden bald schnell, bald langsam zu fahren, oder wenn eine Person der königlichen Familie mitten zwischen beiden Wagenreihen durchfuhr, auch eine gute Weile still halten zu müssen.

Wir hatten dabei Gelegenheit genug, die wunderlichen Trachten, den Damen- und Herrenputz, die seltsamen Physiognomien der Gesichter, zumal der Nasen und besonders auch der Bäuche beiderlei Geschlechts zu bewundern, welche die Neapolitaner bei dieser Fahrt zur Schau bringen. Ich erinnere mich nie, so viele Carrikaturen auf einmal gesehen zu haben. Du mußt aber auch wissen, daß der Wagenzug bis an den Eingang der Stadt reichte, und daß die hiesigen Gesichter und Figuren die wunderlichsten und entschiedensten Formen haben; daß die Leute hier sehr dick sind, ist Dir bekannt. Als wir ankamen, war es durch diese verwünschte Begegnung sehr dunkel geworden, so daß es nicht leicht war, eine Wohnung zu finden. Den andern Tag kam es zu Stande, daß uns an der Chiaja die Hauswirthe der alten Frau v. Küster ihre eigene Wohnung einräumten.

Wir haben uns, seit wir hier sind, vielfach umgesehen, haben allerlei Einkäufe und Bestellungen bei Schneider und Schuster für den Winter gemacht, sind noch einigemale im Museum und

einmal auch in dem Poſſentheater San Carlino geweſen, wo nur neapolitaniſch geſprochen wird, der Polichinell die Hauptrolle ſpielt, und auch ſonſt nur tolles, dummes Zeug vorkömmt, recht wie es ſich für Neapel gebührt. Der Inhalt des Stückes war folgender: der Polichinell machte ſo viele tolle und auch ſchlechte Streiche, daß er dafür zum Tode verurtheilt wurde. Es wird ihm aber noch geſtattet, Geld zu ſammeln, um eine Seelenmeſſe leſen zu laſſen. Die Sammlung, die ſogar bis in's Parterre ausgedehnt wird, fällt ſo reichlich aus, daß Polichinell meint, es wäre doch ſchade, ſo vieles Geld zu dieſem Zweck zu verwenden, und denkt, es wäre klüger und beſſer, ſeine Richter damit zu beſtechen, was ihm denn auch vollſtändig gelingt!

Ich brauche hier eine förmliche Traubenkur mit einer Sorte feiner ſchwarzen Trauben, Alexanien genannt. Man hat die Freude, das ganze Volk Trauben eſſen zu ſehen. Um Mittagszeit iſt es mir eine wahre Genugthuung, die Arbeitsleute: Bauer, Lazaroni ꝛc. ſchaarenweiſe ſitzen zu ſehen, jeder mit einem weißen Brod und den ſchönſten Trauben in der Hand; mitten unter ihnen iſt gewöhnlich ein Bauer mit ſeinem Eſel, der Körbe voll Trauben und Feigen trägt. Es iſt unglaublich, welche Fülle von Früchten aller Art man hier von Menſchen und Eſeln zu Markt ſchleppen, wie viel man überall zum Verkauf aufgeſtellt, wie viel man überall eſſen ſieht!

Eben beſuchten uns zwei von unſern jüngern Bekannten von Rom her, Dr. Papencordt aus Weſtphalen und Dr. Abeken aus Osnabrück; ſie kommen von Sicilien und haben, wie ſie verſichern, die Herreiſe im Schlafe gemacht, d. h. ſie haben ſich, um der Seekrankheit zu entgehen, bei der Abfahrt niedergelegt, und da ſie ſehr ermüdet waren, überfiel ſie gleich der Schlaf. Sie gehen beide für den Winter wieder nach Rom, was uns ſehr angenehm iſt.

Zum Schluß unſeres Neapolitaner Aufenthalts werden wir noch den Veſuv beſteigen, uns aber mit einem Beſuch beim Eremiten begnügen.

Mathilde Boisserée.

Rom, 10. November 1838.

Lieber Melchior! Endlich sind wir unter ein Dach gekommen, unter dem wir, wie ich glaube, recht gerne bis zum Frühjahr bleiben werden: es ist diesen Winter sehr schwer, eine passende Wohnung zu finden, weil schon sehr viele Fremde da sind. Wir wohnen Via del Tritone über einem Entresol, haben drei freundliche Zimmer an der Sonnenseite nach der Straße, und ein Zimmer nach dem Hofe zu, mit einem guten Kamin und einem Ofen versehen. Letzteres war ein Stein des Anstoßes bei der kleinen, sehr lebhaften Hausfrau, denn sie versicherte, nie in ihrem Leben auch nur einen Ofen gesehen zu haben. Da wir aber diese Bedingung machten, so sorgte der verständige Hausherr für dieses vermeintliche Ungeheuer ohne Widerrede. Zwei Treppen über uns wohnt schon seit vorigem Jahr Maler Deger mit seiner Frau und seinem Freund A. Müller, die von Fürstenberg den Auftrag haben, die zu erbauende Kirche auf Apollinarisberg mit Fresco bildern zu malen; und seit vier Tagen wohnt auch Kaulbach mit seiner Frau und der kleinen Johanna auf demselben Boden.

Wir haben außer Brauns, Veits, Gervinus, Reitner, Abeken und Parencerdt, noch Niemand gesehen, da sich mein lieber Mann nach den Anstrengungen der Reise sehr ermüdet fühlt. Unser Dr. Braun führt nun gleich strenges Regiment, und gebietet Ruhe. Er erlaubt uns aber, spazieren zu gehen, das Wetter ist wie im Sommer so heiß, daß man den Schatten sucht. Gestern waren wir in St. Maria bei Angeli, einer unserer Lieblingskirchen, und auf Monte Cavallo. Merkwürdig ist uns beiden, mit welcher Ruhe wir jetzt hier sind, und uns die Herrlichkeiten betrachten. Nach St. Peter haben wir jetzt sehr weit, da wir in der Nähe von Piazza Barberini wohnen.

Unsere kleine Haushaltung ist nun schon im Gang, wir haben ein Mädchen, die uns bedient, aber nicht im Hause schläft; unsere kleine, dicke, geschwätzige Hausfrau mit ihrem riesigen Ehegern ist dicht neben uns, beide sehr gefällige Leute. Das Essen bekommen wir aus einer sehr guten französischen Restauration, von wo es uns zugesandt wird. Gleich am ersten Abend, als wir unsere Reisegefährten an einem Gasthof absetzten, begegneten wir

unſerm guten Antonio, der bei einer engliſchen Dame den Hausbofmeiſter macht. Er war uns gleich ganz nützlich, und ſorgte für uns und unſer Gepäck. Du wirſt Dich uns bald in einem recht behaglichen Zuſtand denken können, eigentlich in einem echt römiſchen; unſere Donna iſt freilich kein Antonio, aber dazu haben wir noch einen kleinen Diener, der die Ausgänge macht, da das Mädchen nach hieſiger Sitte nicht allein über die Straße gehen kann. Unſer Freund Braun kurirt friſch darauf los, will keine Patienten mehr annehmen, bekömmt aber jeden Tag neue, da er zu gutherzig iſt, um jemand ſeinen Rath zu verſagen. Nun tauſend Grüße an alle Freunde; ſage der lieben Linder, die Ellenrieder ſey auch hier mit ihrer Schweſter. Als ich dieſe frug, ob ſie auch Künſtlerin ſey, erwiderte ſie mit großer Demuth: Meine Schweſter iſt die Maria, ich bin nur die Martha.

Rom, 17. November 1838.

Lieber Melchior! Seit meinem letzten Brief iſt es uns ganz leidlich ergangen, und gewiß wäre Alles gut, wenn die Nachricht von Thomas Tod uns nicht ſo traurig überraſcht hätte. Mein lieber Mann hatte dem Grafen Spaur ſeinen Beſuch gemacht, und kam ganz vergnügt mit einem großen Paket Allgemeiner Zeitungen zurück. Er nahm ſie eben zur Hand, und das erſte Wort war dieſe Trauerbotſchaft. Du kannſt Dir denken, welchen Eindruck ſie hervorbrachte; wir hatten gerade in den letzten Tagen ſeiner ſo viel gedacht, wie er beſonders bei dem Hinſcheiden ſeines Schwiegervaters, des alten Geheimerath Willemer, Allen die beſte Hülfe und Stütze ſeyn werde, und nun iſt auch er dahin gegangen!

Unſer Einſtand iſt uns dießmal auf mancherlei Weiſe erſchwert, doch ich hoffe, es wird uns immer beſſer gehen, und wir werden mit der gehörigen Vorſicht doch die Schätze Roms genießen können. Bisher waren wir nur einmal in St. Peter, aber eben ſo erbaut davon, wie früher. Von den Freunden ſahen wir bis jetzt Gervinus mit ſeiner Frau am meiſten, ſie laſſen ſich ihren weiten Weg auch des Abends nicht verdrießen, und trinken dann eine Taſſe Thee mit uns. Kaulbachs fangen ſchon an, ſich einzugewöhnen; mit ſeiner Geſundheit geht es bis jetzt gut, er hatte

von der Seereiſe viel gelitten. Es ſind ſehr viele fremde Künſtler hier. Thorwaldſen und Wolf ſind beide abweſend. Baurath Hübſch von Karlsruhe iſt hier, wird aber in einigen Wochen wieder abreiſen. Wir denken jetzt ſchon oft an unſere Heimreiſe, die uns nach ſo langer Abweſenheit ſchon ganz nahe erſcheint; es gibt doch nichts beſſeres, als die Heimath mit allen Lieben!

Grüße beſonders den armen Schwanthaler, der muß wieder viel gelitten haben, und noch leiden; möchte er doch bald geneſen und wir ihn froh wiederſehen; wir wollen ihm recht viel erzählen.

Melchior Boiſſerée.

München, 25. November 1838.

Der Gedanke an Euere glückliche Ueberfahrt von Neapel und Euere neue Einrichtung in Rom macht mich ganz glücklich; Ihr müßt Euch dort bald ganz einheimiſch fühlen.

Ueber die Aufnahme, welche Cornelius in Paris erlebt hat, habt Ihr Euch gewiß auch recht gefreut. Daß die Mitglieder der Akademie ihm ein Feſt gegeben, und der König ihn ſelbſt nach Verſailles geführt, ihm dort die Sammlungen gezeigt und ihn nachher zur Tafel gezogen hat, iſt eine Auszeichnung, die nur äußerſt wenigen zu Theil wird. Merkwürdig iſt, wie die Kunſt jetzt geehrt wird. Die Auszeichnung von Cornelius und der großartige Empfang von Thorwaldſen in Kopenhagen iſt ſo außerordentlich, wie man lange nichts erfahren hat.

Sulpiz Boiſſerée.

Rom, 8. December.

Dießmal kann ich endlich mit beſſerm Muth ſchreiben, als ich bisher gekonnt hätte; die folgerechte Behandlung meines Arztes ſcheint wieder Stätigkeit in mein Befinden gebracht zu haben. Ich fühlte mich ſo wohl, daß ich glaubte, einer Einladung Reiners für den Abend folgen zu können. Es handelte ſich nämlich darum,

uns und Gervinus die Briefe vorzulesen, die Goethe zur Zeit, als er in die Lotte verliebt war, ihr und ihrem Bräutigam, Kestners Vater, geschrieben. Schon im vorigen Winter hatte mir Kestner die Mittheilung dieser Briefe versprochen, da er aber wegen seiner diplomatischen Verhältnisse so oft verhindert ist, wurde nichts daraus. Dies kleine Wagniß gelang denn auch vollkommen. Die Briefe sind von der jugendlichsten Frische, und von einer Offenheit und sittlichen Reinheit, welche wie deutsche Frühlingsluft auf das wohlthätigste anwehte und Vielen, ja vielleicht den Meisten, ganz unerwartet seyn wird.

Man sieht, daß Goethe selbst der Werther gewesen, das heißt, daß er sich in Lotte, als sie mit Kestner Braut war, verliebt; daß er aber gleich von Anfang an mit der größten Ehrlichkeit und Offenheit wie der unverdorbenste deutsche Jüngling sich betragen, seine Leidenschaft niemand, am wenigsten dem Bräutigam verhehlt hat, diesen im Gegentheil zum Vertrauten seines Leidens gemacht, und um besser überwinden zu können, auf und davon gegangen ist. Die Geschichte von Jerusalem, der sich erschossen, hat gar keinen Bezug auf die Lotte gehabt, es war ein hypochondrischer Mensch, der zufällig mit Kestner bekannt geworden, und von diesem die Pistolen zu seiner Unthat geliehen hatte. Goethe benutzte diesen Zwischenfall für seinen Werther und mischte hier, wie in den meisten seiner Werke, Wahrheit und Dichtung, eigene Erfahrung und fremde. Daß er den Bräutigam und Gemahl der Lotte im Roman so viel ungünstiger schilderte, als er in der Wirklichkeit war, mußten ihm die Eheleute wohl übel nehmen, und sie beklagen sich bitter in den Briefen; Goethe versprach auch irgend eine öffentliche Erklärung; die Verhältnisse rissen ihn aber fort; der ungeheure, ganz unerwartete Ruhm des Romans hinderte ihn; und jetzt erst, nach mehr als sechzig Jahren, wird das wahre, für Goethe wie für Kestner und dessen Frau, höchst ehrenvolle Verhältniß bekannt werden. Mich hat es über die Maßen gefreut, den alten Herrn in diesen Briefen so ganz von seiner besten Seite in der reinsten, jugendlichsten Gemüthlichkeit wieder zu sehen. Hoffentlich wird man nicht gar lange mehr auf die Bekanntmachung warten müssen, dann werdet Ihr gleiche Freude erleben. Es thut so wohl, einen Freund, an dem man nicht alles gut heißen kann, und noch dazu solch einen, in der

das ganze Leben hindurch, ſah der Parſe ſich von dem Urgeſtirne bei allen ſeinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gränzenloſen angehörig. Dagegen ſtellt ſich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach ſeinem Vermögen. In Gegenwart dieſes Stellvertreters Gebete zu verrichten, ſich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher iſt nichts als ein heiterer Sonnen-Aufgang und ſo reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn ſie heilig, ſonnenähnlich ſeyn und bleiben ſollten.

Zoroaſter ſcheint die edle reine Naturreligion zuerſt in einen umſtändlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einſchließt und ausſchließt, und nur bei wenigen, gottbegünſtigten Menſchen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt ſich bei den meiſten nur als flammendes, beſeligendes Gefühl des Augenblicks; nach deſſen Verſchwinden ſogleich der ſich ſelbſt zurückgegebene, unbefriedigte, unbeſchäftigte Menſch in die unendlichſte Langeweile zurückfällt.

Dieſe mit Ceremonien, mit Weihen und Entſühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umſtändlich auszufüllen, iſt Pflicht und Vortheil der Prieſterſchaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrhunderte durch, in unendliche Kleinlichkeiten zerſplittert. Wer von der erſten kindlichfrohen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie ſie noch dieſen Tag in Indien ſtatt findet, ſich einen ſchnellen Ueberblick verſchaffen kann, der mag dort eine friſche, vom Schlaf dem erſten Tageslicht ſich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüſtertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

günstigsten, sittlich poetischen Erscheinung vor sich zu sehen! Da tritt er wie ein guter Geist, wie ein Engel auf, der jeden Mißton auflöst und uns ganz versöhnt. Wir denken an unsere eigene Jugend und fühlen den Schmerz, daß wir ihr so wenig, wie der große Mann, treu geblieben sind. Aber wie wir bei ihm bis in sein hohes Alter, die Spuren, ja den Faden der ursprünglichen reinen Gesinnung wieder finden, so wünschen und hoffen wir, daß er auch bei uns erkannt werden möge.

Gestern kam Deger und brachte mir den Riß zu der neuen Kirche, welche Fürstenberg auf dem Apollinarisberg bauen läßt. Zwirner hat denselben gemacht; auch an einen Architekten in Düsseldorf, Wichmann, war eine Aufforderung ergangen, dieser hatte sich streng an der Summe gehalten, die Fürstenberg festgesetzt; Zwirner aber, der seinen Riß später eingab, ist darüber hinaus gegangen, und hat daher etwas schöneres machen können, so daß er den Sieg davon getragen. Die Maler klagen, daß die Räume für sie nun unerwartet groß geworden, freuen sich aber sehr, nun endlich aus der Ungewißheit gerissen zu sein, und Hand an's Werk legen zu können.

Den 22. December.

Jetzt befinde ich mich viel besser als alle die Zeit her; es ist mir wieder recht behaglich in Rom. Der Himmel gebe, daß es so fortdauere. Der Arzt glaubt, ich werde immer mehr zu Kräften kommen, wenn nicht irgend eine gar zu große Anstrengung, Vernachlässigung oder ein unglücklicher Zufall eine Störung brächte.

Ich habe das schöne Wetter benützt, um wieder beim Papst in die Messe zu gehen und Kirchen und Malereien zu sehen. Da ist mir denn die Freude zu Theil geworden, in St. Maria del Popolo das Gemälde im Chor hinter dem Hochaltar in der günstigsten Beleuchtung betrachten zu können. Im vorigen Winter war es immer trübes Wetter, wenn ich in diese Kirche kam, deßhalb habe ich mich gar nicht nach jenem Gewölbe umgesehen, denn ich bin ohnehin kein Freund von der halsverdrehenden Arbeit, um gemalte Decken und Wölbungen zu betrachten, weßhalb ich wünsche, man hätte nie und möchte in der Zukunft nie etwas anderes als Verzierungen oder einige Sinnbilder und sehr wenig

Figuren in Gewölben anbringen. Genug aber, jenes Gewölbe von Pintorichio (in der früheren Art des Raphael) gemalt, iſt noch ſo friſch erhalten, wie ich außer den Bildern in der Sacriſtei in Siena von demſelben Meiſter nichts geſehen habe; ja, es iſt faſt noch friſcher und klarer in der Farbe als dieſe. Das Herz im Leibe lacht einem bei dieſem Anblick; denn leider ſieht man die meiſten Frescobilder verdorben oder ſo trüb von Staub und Rauch, als wenn ein Schleier darüber gezogen wäre. In jenem Bilde ſiehſt Du in der Mitte Maria, die von Chriſtus gekrönt wird, und in verſchiedenen, dieſes runde Mittelſtück umgebenden Abtheilungen, die Evangeliſten, Kirchenlehrer und die vier Sybillen; die Zwiſchenräume aber ſind auf Goldgrund mit buntfarbigen Ranken und Verzierungen ausgefüllt. Die beiden halbrunden Fenſter, welche dieſes Gewölbe erleuchten, ſind noch ganz mit Glasmalereien von Wilhelm von Marſeille verſehen, und geben, wenn überhaupt die Kirche hinreichend Tag hat, das vollkommenſte Licht, ohne den Frescobildern den geringſten Abbruch zu thun.

Das könnten ſich die Leute zu Herzen nehmen, wenn ſie unbefangen die Dinge nehmen könnten wie ſie ſind, und nicht wie ſie ſich dieſelben vorſtellen. Man hat aber tagtäglich Gelegenheit, ſich auf's neue zu überzeugen, daß die Menſchen immer mehr an ſich, als an die Dinge denken; daher ſie nicht aufhören, ſich Vorurtheile zu machen, und gegen Belehrung zu verſchließen. Das gehört nun ſo dem irdiſchen Weſen an, findet nur ſelten Ausnahmen, und wird wohl immer ſo bleiben, bis zum Reich Gottes!

Unſer Freund Melleville iſt endlich geſtern angekommen. Ich war ſehr froh, den Freund in einem anſtändigen, ſtillen Gaſthof einſtweilen untergebracht zu haben, er will drei Monate hier bleiben und wünſcht eine Privatwohnung zu finden. Das Gedränge von Fremden iſt in Florenz, Neapel und hier über allen Begriff.

Heute bin ich im Lateran geweſen, die große Prieſterweihe zu ſehen; es war eine ſehr ernſte, würdige Handlung. Ich kam um zehn Uhr, die Feierlichkeit hatte ſchon um acht Uhr angefangen; ſie dauerte bis halb ein Uhr. Ich ſah die Weihung der Unterdiakonen noch zum Theil, dann die der Diakonen und Prieſter vollſtändig; letzteres war das wichtigſte, merkwürdigſte und erbebendſte.

Die Nachrichten von Cornelius' Aufenthalt in Paris haben mir viele Freude gemacht, ich danke Dir besonders für die nähere Mittheilung.

Rom, 29. December 1838.

Deine Segenswünsche zum neuen Jahr erwiedern wir mit den herzlichsten Wünschen zu Deinem Namenstag, an dem dieser Brief hoffentlich ankommt, wenn ihm nicht zu viel Schnee auf den Weg fällt. Sehr lieb wäre es mir, wenn Baurath Hübsch früh genug über die Alpen gelangte, und Dir ein kleines Andenken dazu von uns zuschicken könnte. Wenn wir damit dasselbe Glück haben, wie ich mit der Christbescherung für Mathilde, so wird es Dir zur besten Stunde in die Hände kommen.

Du weißt, daß ich mich nicht gern auf Ueberraschungen einlasse, weil ich kein Glück damit habe. Dießmal hatten sich die Umstände so gestellt, daß der Weihnachtsabend ganz ohne Bescherung abzulaufen drohte. Das war mir für Mathilde unerträglich, sie hält so viel auf dieses Fest, und die gute Seele, die so viel Kummer mit mir durchzumachen hat, bedarf dann und wann einer Aufheiterung, wenn sie es auch nie Wort haben will. Da unsere vier Zimmer nur einen Eingang haben, so konnten wir beide keine Verheimlichung zu Stande bringen; in dieser Noth wandte ich mich an Frau Kaulbach, und bat sie, uns zu der Bescherung ihres Kindes einzuladen. Die liebenswürdige Frau ging gleich darauf ein, mir für eine Bescherung behülflich zu seyn, und bei meinen Einkäufen guten Rath zu geben. Da die Bescherung der kleinen Johanna wegen sehr früh seyn sollte, konnten wir auch noch eine spätere Einladung von Gervinus auf sieben Uhr annehmen.

Wir waren am Christabend noch zu Tisch, da kam eine Botschaft von Kaulbachs, das Bäumchen sey schon angezündet; um des Kindes Freude nicht zu stören, ließen wir alles stehen, und eilten die Treppen hinauf. Wir fanden ein kleines Lorbeerbäumchen schön geschmückt, unter dem das Krippchen angebracht war. Das liebliche Kind war in größter Freudigkeit. Mathilde wollte sich eben mit ihm einlassen, als ihr selbst eine kindische Freude bereitet wurde, von der sie keine Ahndung hatte, denn auf einmal

ging die Klingeltüre in das Nebenzimmer auf, und es strahlte uns ein kolossaler Lorbeerbaum mit einer Unzahl von Lichtern entgegen, auf das schönste geziert mit vergoldeten Nüssen und Pinienäpfeln, mit Orangen und kandirtem Zuckerwerk, mit bunten seidenen Bändern und großen Schnüren mit Feigen und Rosinen. Kaulbach selbst hatte mit seinen Schülern an mehreren Abenden den herrlichen Baum für mich geschmückt. Unter demselben lagen meine Geschenke, und als Wahrzeichen ein Glas ächt kölnisches Wasser. Die gute Mathilde war aufs höchste überrascht und erfreut. Genug, ich habe es diesmal in jeder Hinsicht mit der Wahl und der Ueberraschung getroffen.

Bei Gervinus, wo wir auch Reimer fanden, haben wir noch einen recht heitern Abend zugebracht, wir machten uns kleine Neckereien, und blieben bis nach zehn Uhr.

Am heiligen Christfest wurden wir wieder der großen feierlichen Messe des Pariser in St. Peter bei. Seitdem haben wir immer in Kirchenfeierlichkeiten, oder in kleinern, geselligen Kreisen gelebt. Der Christbaum ist in mein Arbeitszimmer herunter gebracht worden, und soll nach alter Sitte bis zum Dreikönigstag stehen bleiben.

Rom, 5. Januar 1839.

Bei jeder Gelegenheit holen wir in der päpstlichen Kapelle nach, was wir während meines Unwohlseyns haben versäumen müssen; so waren wir am Neujahrsabend in der Vesper und am Neujahrstag in der Messe, die zu den schönsten gehört, die ich hier noch erlebt habe. Die Neujahrsnacht hingegen brachten wir ruhig im Bette zu, doch habe ich um zwölf Uhr meiner lieben Mathilde ein glückliches Neujahr zugerufen! Gebe der Himmel, daß wir dieß Jahr so glücklich verleben, als wir es angefangen haben; bisher ist uns noch alles nach Wunsch gegangen, und so dürften wir dann auch hoffen, Euch zu guter Zeit froh und wohl wieder zu sehen.

Unser Freund Melleville begleitet uns in die Kapelle und bei weitern Ausflügen immer, so daß er uns die Gesellschaft von Mendelssohns einigermaßen ersetzt. Seine englisch-schottische Individualität, verbunden mit einer feinen Bildung, macht ihn sehr

liebenswürdig und empfänglich für alles Große und Schöne. — Während des Gottesdienstes lieſt er mit mir die Pſalmen und die Meßgeſänge aus meinem Gebetbuch; ja, er fängt zuletzt an, ſie halblaut mitzuſingen, ohne daß es ihm einfiele, er vergebe dadurch das mindeſte dem Proteſtantismus oder irgend einem Jsmus; er erbaut ſich eben, oder macht in aller Stille ſeine Beobachtungen, und ſucht ſich durch Fragen zu belehren.

Platner hat über den Brief von Brüggemann eine große Freude gehabt; er konnte ſich das lange Stillſchweigen deſſelben nicht erklären. Nun iſt er beruhigt über den Punkt der Freundſchaft; über den der öffentlichen Angelegenheiten, worin Brüggemann gewirkt hat, möchte er es aber mehr ſeyn. Und wer möchte das nicht mit ihm! Mir iſt das Hin- und Herſchwanken dieſer incerti recht verächtlich. Hätten ſie das rechte Gefühl ihrer Macht, ihrer Würde, ihres Berufs, und am Ende ihrer Pflicht gegen die Unterthanen, ſo würden ſie ſich keinen Augenblick beſinnen, ſondern dem Papſte geben was des Papſtes iſt, ihnen würde dann ſchon bleiben was des Königs iſt und dem König gebührt! Gott erlöſe uns ja bald von dieſer Schmach!

Seit dem Chriſtabend ſehen wir Kaulbachs öfter, ſie iſt eine ſehr angenehme, behagliche Frau, und mit ihm würde man ganz gerne verkehren, wenn man nicht gar zu oft an ſeine ſehr ſchwankende Geſundheit erinnert, und dadurch betrübt würde. Er ſcheint eine ſehr leidende Bruſt zu haben; dabei arbeitet er über die Maßen, wie jemand, der fürchtet, nicht fertig zu werden; und wenn er heute aufgeregt und geiſtreich iſt, ſo ſieht man ihn bald wieder verſunken, abgemattet und ſchwermüthig. Die Aerzte glauben, daß er durch ſorgfältiges Leben ſich erhalten, durch Vernachläſſigung aber auch ſein Ende beſchleunigen könne; unterdeſſen will er von gar nichts hören, was ſeine Geſundheit betrifft.

Overbeck haben wir erſt geſtern beſucht; er wohnt ſo weit von uns weg, und iſt nur in wenigen Stunden des Tages zu treffen. Wir fanden ihn heiterer als voriges Jahr; er hat an ſeiner Apotheoſe der deutſchen und italieniſchen Kunſt fleißig fortgearbeitet, beſchäftigt ſich mitunter auch mit kleinen Compoſitionen für ein Livre d'Heures, welches man in Paris mit Stahlſtichen herausgeben will; und malt für den Biſchof von Algier ein Bild,

eine Wiederholung, des todten Joseph im Schooß Christi, welches unsere Freundin Linder von ihm besitzt.

Morgen, an Deinem Namenstag, werde ich in der päpstlichen Kapelle, wie am Neujahrstag und wie immer, und doch noch anders Deiner gedenken. Wenn so Alles auf den Knieen liegt in tiefster Stille, und dann die engelreinen Stimmen wieder anfangen: Benedictus qui venit in nomine Domini; da kann man recht herzlich an alle Geliebten denken und für sie beten, da sehe ich Dich und Bertram immer leibhaftig vor mir!

Rom, 19. Januar 1839.

Während Ihr das milde Wetter rühmt, haben wir für Rom einen harten Winter, es friert nun schon seit drei Wochen fast jede Nacht, und an schattigen Stellen selbst den ganzen Tag über, ohne völlig aufzuthauen. Uns bekommt dieß helle, trockene, sonnige Wetter sehr gut, die Kälte ist nicht stärker als an schönen, kalten März- und Apriltagen in Deutschland. Die armen Römer, die gar nicht auf Kälte eingerichtet sind, klagen aber sehr, und haben auch gewiß nicht wenig zu leiden.

Ich war gestern in dem großen Frauenspital St. Salvatore bei St. Johann am Lateran, wo ich mit dem Pater Prior wegen einem alten Christusbild zu thun hatte, wozu er mir den Zutritt versprochen. Dort ließ ich mir von dem jetzigen Gesundheitsstand der Stadt erzählen. Es gibt nicht viele Kranke, aber die meisten Fälle sind von heftiger, entzündlicher Natur, und da lassen sie zur Ader, trotz den Münchnern. Sie haben in diesem Spital seit Leo XII., also seit etwa zwölf oder fünfzehn Jahren, erst barmherzige Schwestern, welche sie aus Frankreich kommen lassen. Früher wußten sie hier von diesem Orden nichts, obwohl sie auch sehr löbliche bruderschaftliche Anstalten für die Krankenpflege von alter Zeit her haben, die jedoch nicht ausreichend sind.

Das Christusbild ist von dem Gitter aus gar nicht zu erkennen; denn die Kapelle hinter dem Gitter, das sogenannte Heiligthum aller Heiligthümer, ist sehr dunkel, und dann ist es auch mit einem Glas bedeckt, dessen Glanz selbst in der Nähe blendet. Ich ließ mich daher nicht verdrießen, die Schritte zu thun, um in die Kapelle Eintritt und alle Begünstigung zu erhalten, welche

nöthig ist, wenn man an dem Bilde hinaufsteigen und dasselbe genau untersuchen will. Diese Kapelle bildet mit der heiligen Treppe, der sogenannten Scala Santa, ein eigenes Gebäude. Oben nun liegt die Kapelle, so daß das Gitter, durch welches man in dieselbe hinein sieht, den Schluß und Ruhepunkt der heiligen Treppe ausmacht.

Nach dieser Einleitung wirst Du etwas sehr merkwürdiges zu vernehmen erwarten, es geht Dir aber damit wie mir mit dem Bild; hinter allen den Treppen, Gittern, Thüren, Gläsern habe ich nichts gefunden, als einen sehr roh gemalten Kopf mit ungeheuer großen, sehr nahe stehenden Augen, einer langen, schmalen Nase und einem spitzlippigen, gekniffenen Mund, von ganz trockenem, einfarbigem Fleischton, worauf die Formen mit dicken, schwarzbraunen Linien aufgetragen sind. Dieses Angesicht ist rundum mit einem Heiligenschein von Goldblech bedeckt, und so ist es auch der Bart, der Hals, Brust und alles übrige. Man sieht nichts als eine große Masse von Gold- und Silberblech mit vielen Münzen und Kleinodien behängt, aus welcher oben der einfarbige, schlecht geformte Kopf wie durch einen Ausschnitt hervorsieht. Von den berühmtesten Bildern steht es im Kalender, wann dieselben geöffnet werden. So wurde der Salvator um Weihnachten geöffnet und wird morgen wieder geschlossen, von welchem Tage an er bis gegen Ostern geschlossen bleibt.

Den 9. Februar 1839.

Am Montag hat der Carneval seinen Anfang genommen, und seitdem hat sich das Wetter wieder ganz zur Heiterkeit gewendet. Wir haben mit Herrn Meleville dasselbe Fenster wieder gemiethet, das wir voriges Jahr mit Mendelssohns hatten.

Der Carneval ist dieß Jahr in jeder Hinsicht viel schöner als voriges Jahr. Die Leute sind alle heiterer, lustiger, man sieht mehr und hübschere Masken, und der gar zu abgeschmackte Mißbrauch, mit falschen Confettis zu werfen, ist durch das verschärfte Verbot der Regierung, zum Theil auch durch eigene Einsicht der wohlhabenderen und vornehmen Leute sehr vermindert. Der russische und der bayerische Kronprinz sind am Montag mit einigen Herren ihres Gefolges in einem Gesellschaftswagen maskirt

im Corso gefahren, und haben lustig um sich geworfen und sich werfen lassen.

Vorgestern erschien ein ähnlicher Wagen drapirt und mit Lorbeerguirlanden behängt, und mit blau und weißen Fahnen besteckt, worauf in weißer Matrosentracht der Kronprinz und lauter bayerische Herren und Damen hinter ihren Drahtmasken zu erkennen waren. Wir begegneten diesen Wagen beim Nachhausegehen in einer Nebenstraße, weil die Wagen wegen dem Pferderennen den Corso für eine Viertelstunde verlassen mußten. Einige von den Herren erkannten uns, und so wurden wir von ihnen noch mit einer guten Ladung Bonbons und Confetti beworfen, die gleich von den herbeigeeilten Gassenbuben aufgerafft wurden. Ich hatte leider meinen Rest Confetti Melville gelassen, und war ohne alle Munition, sonst wäre ich den Herren nichts schuldig geblieben.

Unser kleiner Stiefelputzer, von ungefähr fünfzehn Jahren, erzählte gestern, daß er, weil die falschen Confetti verboten waren, und die wohlfeilsten von Mehl gemachten doch acht Bajocchi, d. h. zwölf Kreuzer das Pfund kosten, die Spekulation gemacht, kleine, weiße Bohnen zu zwei Bajocchi das Pfund zu kaufen, denn es schicke sich doch nicht, daß ein Galantuomo, d. h. ein ehrlicher Mensch, mit leeren Taschen in den Corso gehe!

Den 16. Februar.

Der Moccoliabend war außerordentlich lustig und glänzend. Die lange, lange Straße mit tausenden von Lichterchen unten in den Wagen, auf beiden Seiten an den Häusern und oben in allen Stockwerken bis an die Dachfenster hinauf, und ein großer Theil dieser Lichterchen einzeln oder reihenweise auf langen Rohrstangen in allen Richtungen von unten bis oben in beständiger Bewegung wie fliegende Johanniswürmchen: das ist ein Anblick einzig in seiner Art, den ich gar zu gerne mit Euch hätte theilen mögen. Ich ging auch dießmal und zwar mit Freund Melville zwischen der Wagenreihe, oder wie es sich eben fügen wollte, an den Seiten neben den mit Stühlen und Sitzen bestellten Trottoirs vorbei, um die volle Ansicht zu genießen. Die Fußgänger tragen keine Moccoli, weil in dem Gedränge gleich einer dem andern

ſein Moccolo ausblaſen würde. Bloß die auf den Trottoirs ſitzenden Leute, ſowie die in den Wagen fahrenden halten ihre Lichtlein ſo hoch als möglich in die Höhe, und der Spaß beſteht darin, daß die Fußgänger dieſe Lichter mit ihren Schnupftüchern oder mit Beſen und naſſen an Rohrſtangen befeſtigten Fähnlein auszulöſchen ſuchen. Die Mädchen und Frauen auf den Hinterſitzen an der Mauer der Häuſer ſitzend, ſowie die in den untern Fenſtern liegenden, ſind gewöhnlich von jungen Leuten, die in erſter Linie ſtehen oder ſitzen, vertheidigt, ſo daß es zwiſchen den Fußgängern und dieſen Vorpoſten oft einen kleinen Krieg gibt, wenn man den ſo verſchanzten Schönen ihre Moccoli auslöſchen will. Auf den Wagen findet bei den Italienern und andern mit der Carnevalspraxis Vertrauten dieſelbe Taktik ſtatt. Die Geſellſchaft vertheilt ſich in lichttragende und in vertheidigende, zugleich die Lichter der Nachbarn auslöſchende. Als wir dem großen Geſellſchaftswagen des ruſſiſchen Thronfolgers begegneten, konnten wir bemerken, daß er und ſeine Herren die Moccoli dutzendweiſe zuſammen gewunden hatten, ſo daß ſie ein ſtarkes Fackellicht gaben, es dauerte aber doch nie lange, man bemühte ſich von allen Seiten, ſtieg auf die Räder und ſchwang mit langen Stäben Tücher aus den Fenſtern und von den Ballons herab, um die großen Lichter zu löſchen; oft, wenn die kleine Moccolofackel des Großfürſten ausgelöſcht wurde, ſtand er ganz von Feuerfunken bedeckt, und es erinnerte mich lebhaft an die von Goethe im zweiten Theil des Fauſt dargeſtellte Maskerade des Kaiſers. Ohne Zweifel hat der Alte auch den erſten Gedanken dazu hier im Corſo geholt. Unſer Kronprinz fuhr mit derſelben Herren- und Damengeſellſchaft, mit der wir ihn am Donnerstag ſehen, und ſein Wagen zeichnete ſich durch Friſchheit und Heiterkeit der Kleidung, der Farben der Fähnlein, und der auf hohen Rohrſtangen befeſtigten bunten Papierlaternen aus.

Du wünſcheſt etwas von der Ellenrieder zu erfahren; ſie hat einige allerliebſte Köpfe mit Kreide und Farben gezeichnet bei ſich, die voller Seele und Anmuth ſind; ſie will auch den nächſten Sommer und Winter hier bleiben, um ein großes Bild „Chriſtus der die Kindlein zu ſich kommen läßt," auszuführen. Wir ſehen ſie nicht ſo oft als wir wünſchen.

Rom, 2. März 1839.

Mit der Sendung von Niebuhrs Briefwechsel hast Du mir und vielen meiner Bekannten eine große Freude gemacht, denn es ist das erste Exemplar des zweiten Theils, welches hieher kömmt, und gerade dieser Theil ist durch den Briefwechsel während dem römischen Aufenthalt für die hiesige Welt der merkwürdigste, zumal in dem gegenwärtigen Augenblick, da die Aeußerungen des ehrlichen Mannes, der in allen großen Verhältnissen eben so richtig sieht und urtheilt, als er sich in allem Persönlichen leicht verblenden und täuschen läßt; da die Aeußerungen dieses Mannes über die kirchlichen Angelegenheiten Preußens den entschiedensten und zugleich unbefangensten Tadel der jetzigen unseligen Maßregeln enthalten. Perthes hat den Herren in Berlin mit dieser Publication in keiner Hinsicht einen Gefallen gethan. Welche Gesichter werden sie schneiden, wenn sie die offenen, geraden Urtheile des Ehrenmannes über jene unwürdigen Untersuchungen und politischen Verketzerungen der Jahre 1818 und 1819 lesen. Mir hat das Buch jene Zeiten mit allen uns darin bekannt gewordenen bedeutenden Männern wieder auf das lebhafteste vor die Seele gerufen, und es hat mich recht gefreut in den wesentlichsten Ansichten, in der Verabscheuung und Verwünschung alles demagogischen und phantastischen Wesens, sowie in dem Schmerz über die Unfähigkeit der Regierungen für alles wahrhaft Edle und Großmüthige die vollkommenste Uebereinstimmung zu finden. Niebuhrs Schwächen haben mich oft zum Lachen gebracht, so namentlich seine Leichtgläubigkeit, womit er auf das Geschwätz der Künstler eingeht, bei welcher Gelegenheit denn auch Walraffs Träumereien von beständig fortgepflanzter römischer Kunst ohne weiteres uns in die Schuhe geschoben und von dem guten Mosler recht gründliche historische Untersuchungen, ja ganz neue Aufschlüsse über die altniederrheinische Kunstgeschichte erwartet werden. Und dann bei eigener Ermanglung alles ächten Kunstsinns das unumwundene unbedingte Absprechen desselben bei Goethe, dem freilich seine Dichternatur und sein seltsamer Respekt vor gewissen Autoritäten oft Streiche spielt, der aber im kleinen Finger mehr Kunstsinn hatte, als der treffliche Niebuhr in seinem ganzen Leib und Seele. So etwas ist zur Kenntniß der Menschen

Wichtig iſt es jedoch zu bemerken, daß die alten Parſen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion iſt durchaus auf die Würde der ſämmtlichen Elemente gegründet, in ſofern ſie das Daſeyn und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu das Waſſer, die Luft, die Erde zu beſudeln. Eine ſolche Ehrfurcht vor allem was den Menſchen Natürliches umgiebt leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerkſamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landescultur gegründet; denn wie ſie keinen Fluß verunreinigten, ſo wurden auch die Canäle mit ſorgfältiger Waſſererſparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, ſo daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles wozu die Sonne lächelte ward mit höchſtem Fleiß betrieben, vor anderm aber die Weinrebe, das eigentlichſte Kind der Sonne, gepflegt.

Die ſeltſame Art ihre Todten zu beſtatten leitet ſich her aus eben dem übertriebenen Vorſatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizei wirkt aus dieſen Grundſätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religions-Angelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verſtoßen, verachtet ſind und nur allenfalls in Vorſtädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieſes Bekenntniſſes irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptſtadt ſogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine ſo lebendige praktiſche Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geſchichte ein Zeugniß giebt.

Eine ſo zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in ſeinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eignen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote

höchst lehrreich und von einem so edelgesinnten und wohlwollenden Mann wie Niebuhr überaus ergötzlich.

Mathilde Boisserée.

Rom, 23. März 1839.

Lieber Melchior! Die heilige Woche ist nun herbeigekommen; wir werden aber an der Feier derselben nur mit großer Vorsicht Theil nehmen. Im vorigen Jahr hat sich mein lieber Sulpiz zu viel zugemuthet, und an den Folgen lange zu tragen gehabt; dießmal kommt die Warnung voraus, und so hoffe ich, daß wir ihr Gehör geben, um die nöthigen Kräfte für die Reise aufzusparen. Ich kann mir die Wohlthat noch gar nicht recht denken, nach so langer Zeit wieder in ein geregeltes Leben in der lieben Heimath zu kommen, freue mich aber recht darauf, denn ich glaube, unsere Reise wird sich dort in der Erinnerung recht befriedigend ausnehmen.

Im Ganzen befindet sich Sulpiz in diesem Winter viel munterer und kräftiger als im vorigen. Ich bin dagegen noch magerer als sonst, ja Kaulbach versicherte mich, ich gleiche jetzt ganz auffallend dem fast geisterhaften Bilde „der Laura" in der Leuchtenbergischen Gallerie. Auch meinte er, ich könnte ihm bei seiner Zerstörung Jerusalems in der Gruppe der verhungernden Frauen als Modell dienen.

Unser Dr. Braun beweist sich wieder als der treueste aller Freunde, er besucht uns gewöhnlich mehrere Male des Tags. Nur wer weiß, wie er von allen Seiten in Anspruch genommen ist, kann das ganz schätzen. Seit zehn Tagen ist der Prinz Albert von Coburg hier, der ihn zu seinem Cicerone ernannt hat. Trotz dieser zeitraubenden Aufgabe vernachlässigt er doch das archäologische Institut und seine großentheils vornehmen Kranken nicht. Noch vor wenigen Tagen sagte mir ein junger Herr: „Monsieur Braun c'est l'homme le plus recherché à Rome." Er ist auch der Arzt von Liszt, der zwei Concerte gegeben, aber in der Form von Privatconcerten im Palais der Fürstin Gallitzin, weil während der Fastenzeit keine öffentlichen gestattet werden.

Charsamstag 30. März.

Während dem ersten Geläute der Glocken und dem Schießen von allen Seiten, das die Auferstehung verkündigt, fange ich heute meinen Brief an. Meinem lieben Mann war es leid, daß er von den herrlichen Funktionen der heiligen Woche nichts mitfeiern konnte; es war aber bei der großen Menschenmenge nicht rathsam. Gestern Nachmittag haben wir es gewagt nach St. Ignazio zu gehen, wo die Zöglinge des deutschen Collegiums sehr schön gesungen haben; aber die große Kirche war so feucht und kalt, daß wir nicht lange bleiben konnten. In der Kirche „Gesù“ war es besser und nur wenige Menschen darin. Die Musik war leidlich, der Lobgesang „Zacharias“ sehr schön. Sehr störend aber war es, daß während des Gesanges die Kirche für Ostern dekorirt wurde, und nicht nur vier Männer auf dem Hochaltar herumstiegen, sondern auch der ganze Chor von oben an behangt wurde, so daß man nicht umhin konnte, auch die Geschicklichkeit des Tapeziers zu bewundern, der auf einer ungeheuern Leiter an den Wänden herum kletterte.

Unsere Wohnung wird wie alle anderen heute aufs sorgfältigste gereinigt, um dann fürs künftige Jahr gesegnet zu werden, wir erwarten den Herrn „Curato“ jeden Augenblick. Ich erinnere mich dabei an voriges Jahr, wo der geistliche Herr an unserer Wohnung vorübergehen wollte, weil, wie er meinte, Engländer darin wohnten, an die er seinen Segen nicht verschwenden wollte, und die auch in der Regel sich denselben verbitten. Auf die Versicherung unseres Cameriere, daß wir „buoni christiani“ seyen, kam er zu mir herein, segnete in aller Geschwindigkeit, und ich legte meinen Dank in den Korb, den der Chorknabe am Arme trug. Die Geistlichen haben damit viel zu thun, da sie gewöhnlich einen großen Sprengel haben, aber ihre Ernte ist dafür auch nicht unbedeutend. Am Gründonnerstag sind wir zu der Benediktion hinausgefahren, der Himmel war in seinem tiefsten Blau, es waren aber noch nicht viele Menschen da. Morgen am Osterfest ist der Haupttag, da werden auch alle Laden geschlossen und die Landleute kommen herein. Die Speisung der zwölf alten Männer wurde diesmal in der Halle gehalten, von wo aus der Papst den Segen gibt, man hatte dazu alle Bogen mit Glasfenstern versehen. Es ist unglaublich, was

man hier den Fremden zu Gefallen thut, man ſieht daraus recht, wie nöthig man ihr Geld hat. Ganz komiſch iſt es aber zu hören und zu ſehen, wie vieles oder alles Schlimme ſeinen Grund in den Fremden haben ſoll, und die armen Italiener nur durch dieſelben ſo corrupt ſeyn ſollen. Im hellen Widerſpruch damit ſteht, daß die Hausleute keine italieniſchen Dienſtboten bei den Fremden dulden, ein großes Vertrauen aber in alle fremden ſetzen.

Bei einem Beſuch, den wir in dieſen Tagen in Villa Albani machten, ſahen wir zu unſrer großen Freude, daß ſie wieder in guten Stand geſetzt wird; im vorigen Jahr war es ein wahrer Jammer, ſie ſo ganz im Verfall zu ſehen.

Sulpiz Boiſſerée.

Rom, 19. April 1839.

Heute waren wir in St. Peter, zum Abſchied; morgen früh verlaſſen wir die ewige Stadt! Ich habe einen vortrefflichen Mailänder Vetturin gefunden, mit dem wir nach Florenz gehen.

Eine ſehr ſchöne Fahrt haben wir noch nach Tivoli gemacht, wohin uns der junge Bildhauer Widnmann aus München als angenehmer Geſellſchafter und bewanderter Führer begleitete. Der Himmel begünſtigte uns, und ſo haben wir durch die Villa Hadriani mit ihrer herrlichen Vegetation und ihren großartigen Anlagen auch noch einen Begriff von einem kaiſerlichen Landhaus bekommen. Der Tempel der Sibylla, die Cascaden, die Villa d'Eſte mit ihren berühmten Cypreſſen, und die ganze reiche, maleriſche Lage machten uns den beſten Eindruck und trugen dazu bei, den Schluß unſeres langen und in jeder Hinſicht an Erlebniſſen ſo reichen Aufenthaltes noch zu erhöhen.

Sulpiz Boiſſerée an Bertram.

Florenz, 27. April 1839.

In der Vorausſetzung, daß Melchior ſchon abgereiſt ſey, richte ich den Brief an Dich, um Dir zu ſagen, daß wir geſtern

Mittag glücklich hier angekommen ſind. Wir haben uns unterwegs in Aſſiſi und Perugia aufgehalten, um wenigſtens einen Begriff von dieſen für die Kunſtgeſchichte höchſt merkwürdigen Orten mitzunehmen. Wäre ich geſund genug geweſen, ſo würde ich mehrere Tage geblieben ſeyn. Die Kirche von Aſſiſi iſt in der Vollſtändigkeit ihrer Ausſtattung mit Frescomalereien und gemalten Fenſtern ein Denkmal einzig in ſeiner Art, und belehrt auf den erſten Blick über vieles, was im Mittelalter mehr oder weniger bei Verzierung der Kirchen üblich war, und wovon wir anderwärts immer nur einzelne Spuren finden. Es iſt nur ſchade, daß die untere Kirche, welche am beſten erhalten, ſo dunkel, und daß die obere vollkommen beleuchtete ſo ſehr verdorben iſt. Der größte Theil der Frescomalereien in der obern Kirche iſt heruntergefallen oder durch die Einwirkung der Feuchtigkeit bald verblichen. Die Glasmalereien haben von Windſtößen ſehr gelitten, ſollen aber jetzt von dem Mailänder Glasmaler Bertini hergeſtellt werden; man war im Begriff einige Kiſten mit ſolchen Malereien an ihn abzuſchicken. In der untern Kirche ſind die Glasmalereien noch alle gut erhalten, lauter hiſtoriſche Bilder oder einzelne kleine Figuren auf blauem Grunde mit Verzierungen, worin das Weiße vorherrſcht, im älteſten Styl wie zu Köln im Dom, in Regensburg und in Rheims.

Perugia macht durch ſeine höchſt maleriſche Lage einen ſehr angenehmen Eindruck; man begreift dort recht, wie Raphaels Sinn für die heitere Landſchaft geweckt werden, wie überhaupt dieſe ſchöne, bedeutende Umgebung eines reichen Landes den günſtigſten Einfluß auf ihn haben mußte. Ein ſo empfängliches Auge wurde nicht umſonſt täglich mit den mannichfaltigſten Bildern erfüllt, die ihm auf der Höhe, worauf die Stadt liegt, von fernen und nahen Gebirgen, von fruchtbaren mit Städten, Klöſtern und Burgen vielfach beſetzten Abhängen, Thälern und Ebenen dargeboten wurden. Die Stadt iſt voll von altdeutſchen Gebäuden, die ſich, da die Lage ſehr hügelig iſt, zum Theil gar ſchön landſchaftlich gruppiren. Man erkennt viele Gebäudegruppen aus den früheren Bildern Raphaels. Ich hätte recht gerne mit Ruhe dort verweilen mögen. Wir waren am zweiten Tag vom allerſchönſten Wetter begünſtigt, auch am erſten, wo wir von heftigem Wind viel zu leiden hatten, fehlte der Sonnenſchein

nicht. Von Malereien iſt das bedeutendſte in [illegible]gia ein halb verdorbenes Frescobild von Raphael, Chriſtus mit mehreren Heiligen auf Wolken, wie der obere Theil der Diſputa; und dann die Sala del Cambio, d. h. die alte Börſe, der Saal der Wechslerzunft mit einer Kapelle daneben, von Perugin und ſeinen Schülern in Fresco gemalt und großtentheils ganz vortrefflich erhalten. Man kann nichts Erfreulicheres ſehen; es gehört zum Beſten, was aus der guten Zeit noch übrig iſt, und zeigt recht, wie ſehr ausgezeichnet Raphaels Meiſter war. Ich fühle, wie unzulänglich dieſe wenigen flüchtigen Zeilen ſind, Dir einigermaßen einen Begriff von dem Eindruck zu geben, den wir empfangen: es ſoll nur ein Lebenszeichen ſeyn, ein Zeichen des immer wiederkehrenden Intereſſes an allem ächten Guten und Schönen, ſobald meine Geſundheit ſich beſſert. Gott ſey Dank, ſie hat ſich ſeit der Reiſe gebeſſert und ich hoffe während den acht Tagen, die wir hier zuzubringen denken, wird ſie in dieſer guten Luft ſich vollends herſtellen.

Melchior Boiſſerée.

München, 5. Mai 1859.

Ich melde Dir nur, daß ich mich am Mittwoch auf den Eilwagen ſetzen werde, um direkt nach Venedig zu gehen. An welchem Tage ich dort eintreffen werde, kann ich nicht beſtimmen; auf keinen Fall aber wirſt Du lange auf mich warten, denn das Verlangen, Dich und die liebe Mathilde wiederzuſehen, iſt zu groß, als daß ich nicht den allernächſten Weg einſchlagen ſollte.

Alſo auf baldiges frohes Wiederſehen! In Gedanken umarmt Euch ſchon tauſendmal Euer

Melchior.

Aus dem Tagebuch.

Am Abend des 9. Mai ſind wir von Meiſter aus in Venedig angekommen. Es war der Tag, an dem ſich der Doge mit dem

Meere zu vermählen pflegte. Schon bei der Ueberfahrt drohte ein Gewitter und vermehrte den düstern Eindruck, den die Stadt von dieser Seite macht. Wir fuhren nach der „Europa" am Canal grande; und als wir dort ans Fenster traten, wurde eben auf dem Canal die Leiche des Grafen Moncenigo nach der griechischen Kirche gefahren, wo sie bis zum Begräbniß ausgestellt blieb. Bei der einbrechenden Nacht wurde dieser feierliche Leichenzug nur durch die rasch auf einander folgenden Blitze beleuchtet. Voran fuhr eine Gondel mit Trauermusik; dann kam die Gondel mit der Leiche, umgeben von vielen andern, in denen sich die Geistlichkeit und die Dienerschaft befand. Der Sarg war von einer reich mit Gold verzierten rothen Sammtdecke bedeckt und ließ nur so viel Raum, daß an dem Kopf- und Fußende je zwei Geistliche mit großen brennenden Kerzen stehen konnten. Nur zu bald war uns die Erscheinung des fast geisterhaften, geräuschlosen Zuges wieder entschwunden.

Sonntag morgens den 12., als wir eben zum Frühstück nach dem Marcusplatz gehen wollten, erschien Melchior in der Thüre und fiel Mathilde, die ihm zunächst stand, mit Freudenthränen in die Arme. Er war in der Nacht angekommen; wir hatten ihn erst am Dienstag erwartet. Wir dankten Gott, daß er uns nach einer Trennung von mehr als dreißig Monaten glücklich wieder zusammengeführt hat.

Unser erster Gang mit dem theuern Bruder war nach der Marcuskirche; auch auf ihn machte dieses ehrwürdige Alterthum einen tiefen, wunderbaren Eindruck. Ich war ganz selig, daß der treue Melchior doch noch einen Theil der Herrlichkeiten von Italien mit uns genießen konnte. In der Akademie der schönen Künste ist ein solcher Reichthum von Kunstschätzen, die herrlichen Bilder sind so prächtig aufgestellt, daß man sich nur ungern davon trennt. Melchior faßte gleich eine große Vorliebe für die Himmelfahrt der Maria von Titian.

Aber ganz besonderes Interesse hatte für uns das auf der Bibliothek befindliche berühmte Breviario Grimani, welches der freundliche Bibliothekar Bettio für uns aus seinem dreifachen Verschluß hervorholte. Die Hauptbilder in diesem köstlichen Buch sind ohne allen Zweifel von Hemmling. Wir brachten volle drei Stunden bei der vorläufigen Betrachtung der herrlichen Blätter zu.

Bei einem Beſuch, den ich bei Monſignore Moſchini, Canonicus in St. Marco, machte, verſprach er mir den Schatz und durch den Architekten auch das Gebäude von S. Marco zeigen zu laſſen.

In dem Schatz befinden ſich viele alte, höchſt merkwürdige Kunſtwerke und Seltenheiten von Gold und Silber und Gefäße von edelm Geſtein; es iſt faſt nichts verloren gegangen, außer dem Baret des Dogen und was ſonſt auf ſeine Würde Bezug hatte; das alles haben die Franzoſen weggenommen. Zum Glück war die alte goldne Altartafel in byzantiniſchem Schmelzwerk, die ſpäter mit altdeutſchem Laubwerk und vielen Edelſteinen verziert wurde, vornen mit alten Gemälden auf Goldgrund bedeckt, und blieb, da man dieſe für die Pala d'oro ſelbſt hielt, unangetaſtet. Die goldene Tafel wird jetzt gereinigt und reſtaurirt und ſieht ganz prächtig aus. Man reinigt nach und nach alle Geräthe des Schatzes. Vieles darin rührt noch von der Eroberung Konſtantinopels im Jahre 1204 her.

Eine beſondere Abtheilung bildet der Reliquienſchatz. Darin befinden ſich mehrere große Stücke vom heil. Kreuz, der Arm des heil. Georg und noch viele andere Reliquien und eine große Anzahl merkwürdiger Sachen von Schmelz und Niello, auch aus Konſtantinopel ſtammend.

Nachdem wir lange nach den Fabriken von buntem Glas geſucht hatten, fanden wir in der Niederlage von Bigaglio einen Württemberger, Hrn. Dier als Kaſſier, der uns das ganze große Aſſortiment von vielen hundert Arten farbiger Perlen und Perlchen, Paſten farbiger Schmelze zu Moſaiken ꝛc. mit großer Gefälligkeit zeigte. Gewöhnlich zählt man vierzig Farben für die Perlen und hundert und ſechzig Nüancen.

Während wir am Abend um ſechs Uhr in der Veſper des Cardinal-Erzbiſchofs in St. Marco waren, ſahen wir Frau v. Küſter mit ihrem Sohn und ihrer Tochter durch die Kirche gehen. Sie waren mit dem Dampfſchiff von Neapel abgereist und eben angekommen.

Am Pfingſtmorgen fuhr ich mit Melchior nach St. Lazaro zu den Armeniern; um halb 11 Uhr war feierliche Meſſe. Unter dem vielen Schönen und Erbaulichen in den Gebräuchen dieſer Kirche gefiel uns ganz beſonders die Schaar der Chorknaben mit

dem Vorſänger, die wie ein Engelchor vor dem Altar gereiht ſtehen, in ſchweren ſeidenen Mänteln, von dem Vorſänger an in abnehmender Größe; aber der Geſang iſt unmelodiſch. Sehr erbaulich aber iſt, daß der Prieſter die Hoſtie in den Kelch taucht und über demſelben in die Höhe hält, um ſie dem Volk zu zeigen. Den Schluß machte die Austheilung des geſegneten Brodes. Der ganze Ritus mit allen Gebeten iſt in einem Büchlein mit italieniſcher Ueberſetzung enthalten, welches im Kloſter verkauft wird. Pater Pascal Aucher, Sekretär der Mechitariſten, bemühte ſich auf das Gefälligſte, den Fremden das Kloſter zu zeigen. Der Garten, die Druckerei und die Lehrſäle der Zöglinge, alles war auf das beſte und ſauberſte gehalten. In der Bibliothek befinden ſich einige alte Manuſcripte mit Miniaturen.

Dieſes Kloſter, welches mit ſeinen Schulen und Druckereien ſo thätig in die Bedürfniſſe der Zeit eingreift, gibt ganz den Begriff von dem, wie ich mir denke daß Klöſter den jetzigen Verhältniſſen entſprechend eingerichtet werden könnten, um durch den Unterricht auf die Wiſſenſchaften und die höhere Induſtrie als wahre Volksbildung einzuwirken.

Wir konnten die neue Woche nicht beſſer als mit einem abermaligen Beſuch in der Akademie anfangen. Dann beſuchten wir mehrere Kirchen und machten den Schluß mit St. Giorgio Maggiore, der prächtigen Kirche mit ihren ſo kunſtreichen Oberſtüblen. Das Aeußere der im Innern ſo ausgezeichneten Kirchen des Palladio befriedigt nie ganz, es fehlt an wahrer Harmonie und Einheit, er bedient ſich fremder Mittel zu einem andern Zweck; das gibt immer Mißverhältniſſe, man mag noch ſo gewandt und ſinnreich ſeyn. Abends machten wir noch mit Küſters vor ihrer Abreiſe eine Fahrt auf dem Canal grande, um noch einen Eindruck von dem ganzen Reichthum, der Mannichfaltigkeit und Pracht der venetianiſchen Paläſte zu bekommen.

Am Dienſtag war in St. Salvatore bei der Rialto-Brücke das Jubelfeſt des Pfarrers, der an dieſem Tage ſeine goldene Meſſe geleſen hatte. Nicht nur die Kirche, auch alle Häuſer des ganzen ſehr gewerbreichen Sprengels waren dazu auf das ſinnreichſte und durchgehend mit Geſchmack geziert. Die Bewohner ſchmückten mit ihren ſehr verſchiedenen Waaren den untern Theil ihrer Häuſer, und wir hätten es nie für möglich gehalten, daß

man mit Bürsten und Besen, und wieder mit Kleidern oder mit Schuhen und Stiefeln ꝛc. so gefällige Decorationen machen könnte, wie wir sie vor uns sahen. Ganz besonders glänzend nahmen sich die Lokale der Glashändler aus. Der obere Theil aller Häuser war mit Teppichen behängt und die engen Straßen zudem mit Kronleuchtern versehen, so daß die Plätze zu Sälen, die Straßen zu Gallerien umgewandelt waren. Wir versuchten am Abend die Illumination zu sehen, das Gedränge war aber zu groß.

Eines Morgens ging ich mit Melchior nach der St. Marcuskirche, wo uns der Architekt Minio das ganze Gebäude zeigte, zuerst die Gruft, dann auch die Mosaicisten-Werkstätte, die sich oben über der Vorhalle befindet, und den ganzen obern Theil der Kirche bis auf die Dächer. Die Kuppeln sind von außen alle mit neuem Mauerwerk hergestellt und mit eisernen Banden umgeben. Wir fanden noch sehr alte Bleibedeckung von bedeutender Dicke, die der Architekt für die ursprüngliche hält. Die Mosaikarbeiten für St. Marco werden alle in dem Lokal der Kirche gemacht. Der ganze Fußboden soll erneuert werden. Der Architekt bestätigte, was ich schon in Rom gehört hatte, daß man 75,000 Ellen von Mosaik zähle. Das klingt mir immer unbegreiflich.

An diesem Tag erschienen die heil. drei Könige zum letztenmal an der großen Uhr. Seit dem Himmelfahrtsfest kamen sie bei jedem Glockenschlag heraus und zogen vor dem dort befindlichen Muttergottesbild, dasselbe begrüßend, vorüber. Melchior hatte seine Freude an den uns so wohlbekannten Heiligen.

Gegen Abend hatten wir den Marcusthurm bestiegen und eine herrliche Rundsicht bekommen. Als wir herunterkamen, begegneten wir Raulbach mit den Seinigen, die von Florenz angekommen waren. Wir freuten uns sehr des Wiedersehens.

Auch das Arsenal haben wir besucht. Die prächtigen großen Räume und Anstalten sind nur wenig benützt, obwohl recht gut gehalten. Von dem Bucentaur ist nur noch ein kleines Modell da, welches nach der Zerstörung des Schiffes zum Andenken daran gemacht wurde. Zerstört aber wurde das Dogenschiff von den Franzosen aus barbarischem Haß gegen das Alte, Ehrwürdige. Das Ganze ist eine traurige Erinnerung an die Unbeständigkeit irdischer Dinge.

Bei einer Fahrt nach St. Elisabetha im Lido zeigten uns die Gondoliere auch die Weingärten auf diesem Inselstrich. Dann führten wir Mathilde noch zu den Armeniern; Pater Pascal schenkte ihr einen armenischen Kalender mit der Bemerkung, sie möchte sich denselben von F. Windischmann in München übersetzen lassen.

In der Kirche dei Frari und in St. Giovanni di Paolo fallen besonders die Monumente der Venetianer Patricier und Togen auf, die sich mit ihrer ganzen Individualität ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Orts hier geltend machen, unter Thronhimmeln stehend oder ruhend, ja sogar zu Pferde in vollem Harnisch.

In dem enormen Staatsarchiv in Frari fand ich an dem Custoden Alberti einen sehr intelligenten, von Mezzofanti gebildeten Mann. Unter den merkwürdigen Handschriften sind welche von Tizian und Paul Veronese und Originalbriefe von Napoleon an die Republik.

In St. Zacharia von zierlicher lombardischer Architektur des 15. Jahrhunderts fanden wir ein prächtiges Bild von Bellin. Bei Betrachtung der vielen schönen Bilder dieses Meisters drängte sich mir die Bemerkung auf, daß die älteren Maler, Bellin, Perugin, Francia, das Leben fast immer nach den ruhigen, gemessenen Handlungen kirchlicher und weltlicher Festlichkeiten aufgefaßt haben; wie denn auch ihre Darstellungen meist epischer oder conventioneller, man möchte fast sagen ceremoniöser Art sind. Man denke an die sogenannten Conversationsstücke, an die symmetrische Anordnung, die ruhige, stille Haltung der Figuren u. s. w. Die späteren nach Raphael folgenden Maler hingegen suchten vorzugsweise selbst in Conversationsstücken eine dramatische Behandlung; sie strebten nach Darstellung unruhiger, leidenschaftlicher Zustände und Verhältnisse. Michel Angelo hat zuerst diese Behandlungsweise in die Kunst gebracht. Raphael hingegen ist nie aus der hohen Ruhe herausgegangen, mit der selbst pathetische Gegenstände von der ächten Kunst behandelt werden müssen, obwohl er sich von den Fesseln einer gar zu strengen Anordnung und feierlichen Haltung losgemacht hat. Was von diesem kirchlichen Wesen wohlthätig war, findet man auch bei ihm als Grundlage wieder, wenn man genau zusieht. Wir mußten endlich

und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar seyn! die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, so wie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bei ihnen herkömmlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf großen Rennbahnen, erhielt sie rüstig, kräftig, behend; und eine unbarmherzige Conscription machte sie sämmtlich zu Helden auf den ersten Wink des Königs.

Schauen wir zurück auf ihren Gottessinn. Anfangs war der öffentliche Cultus auf wenige Feuer eingeschränkt und daher desto ehrwürdiger, dann vermehrte sich ein hochwürdiges Priesterthum nach und nach zahlreich, womit sich die Feuer vermehrten. Daß diese innigst verbundene geistliche Macht sich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieses ewig unverträglichen Verhältnisses. Nicht zu gedenken daß der falsche Smerdis, der sich des Königreichs bemächtigte, ein Magier gewesen, durch seine Genossen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, so treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexanders Invasion zerstreut, unter seinen

von dem an Kunſtſchätzen und Alterthümern ſo reichen Venedig ſcheiden. Den 27. morgens ging ich nach St. Marco zum Abſchied und hatte ein unverabredetes Zuſammentreffen mit Melchior in der Kirche. Daſſelbe Gefühl hat uns beide hingeführt: Dank für das glückliche Wiederſehen und die durchaus geſunden, genußreichen Tage in Venedig.

Die ganze große Schaar der grauen Tauben auf dem Marcusplatz lief Melchior, der ſie oft mit Brod gefüttert hatte, über den ganzen Platz nach.

Wir machten unſere Rückreiſe über Padua, Verona, Brixen und Innsbruck nach Tegernſee.

Sulpiz Boiſſerée.

Tegernſee, 17. Juni 1839.

Es thut uns recht leid, daß die Gervinus die Zeit zu einem Beſuch bei uns nicht haben erübrigen können, wir hätten ſie gar zu gerne wiedergeſehen. Dagegen freuen wir uns, daß Du mit Bertram zu Ende der Woche herüber kommen willſt. Nach der Art, wie ſich das Wetter geſetzt hat, dürfen wir hoffen, daß Ihr ſchöne Tage mit uns haben werdet und wir Bertrams Namenstag in aller Heiterkeit werden feiern können. Es iſt überall ſchön hier, aber ſeit vergangenem auch recht heiß, ſo daß wir uns wieder nach Italien verſetzt glauben und nur ſpät abends oder nur wenig ſpazieren gehen.

Einſtweilen habe ich mich ganz in die Allgemeine Zeitung, Kunſt- und Literaturblätter hineingeleſen, welche letztere ich ſeit meiner ganzen Reiſe nicht mehr zu Geſicht bekommen hatte. Die außerordentliche Thätigkeit in dem deutſchen Kunſtleben ſpricht mich ſehr an; es iſt ſeit meiner Abweſenheit gar vieles geſchehen, zumal haben die Kunſtvereine ſich über die Maßen entwickelt und ſieht man überhaupt das großartige Beiſpiel des Königs überall in Deutſchland Früchte tragen. Zugleich fange ich nun an, den letzten Theil der italieniſchen Reiſe zu rekapituliren, um die vielen Eindrücke deſto feſter einzuprägen, ehe ich in München wieder neue aufnehme.

Tegernsee, 16. Juli 1839.

Als ich gestern aus dem Bad kam, fand ich die guten Freunde, bei denen man den Namen „Gottlob“ in doppeltem Sinne gerne ausspricht. Die Rapps blieben bei uns zum Essen, mußten recht viel von Stuttgart erzählen und ließen sich wieder erzählen; nachmittags fuhren wir mit ihnen über den See nach Egern, wohin ich ihren Wagen an die Brücke bestellt hatte und begleiteten sie noch bis zum Marmorbruch. Mathilde wäre gerne noch weiter gefahren, ich bemerkte aber, daß im Hintergrunde ein Gewitter aufstieg und hoffte noch vor dem Ausbruch über den See zu gelangen. Als wir denselben erreichten, erhob sich aber ein heftiger Sturm und wir waren froh, in das Fährhaus flüchten zu können; dort warteten wir das Gewitter ab, dessen Kraft durch den Wind gebrochen war. In Kreuth soll es sehr voll seyn, doch hoffen wir, daß die guten Rapps noch Unterkommen gefunden haben.

Gegen zwölf Uhr tauche ich mich alle Tage in den See, was mir bis jetzt recht gut thut; nachmittags wird gelesen und abends gewöhnlich mit Stielers spaziert. Stieler kennt alle Wege und Stege und führt uns jeden Tag einen andern, es gibt deren nicht weniger als achtundzwanzig verschiedene; darunter sind freilich einige, die etwas weit führen.

Tegernsee, 28. Juli 1839.

Gestern Mittag als wir uns eben zur Suppe niedergesetzt hatten, trat Marquis Beaufort bei uns ein. Er ließ sich nicht lange nöthigen, mit uns vorlieb zu nehmen; so daß wir ohne alle Störung essen und dem Gespräch seinen Lauf lassen konnten. Wir gingen nachher spazieren und unterhielten uns über die bedeutendsten Gegenstände bis zum Abend. Heute früh war er noch in der Kirche, wo ich ihm die schöne, alte Monstranz zeigte, und fuhr dann über Kreuth nach Innsbruck. Er läßt Dich sehr grüßen, auch den Görres und den übrigen Bekannten seines Kreises läßt er noch die besten Grüße sagen. Von dem hiesigen Land war er sehr entzückt, er fand die Gegend so schön wie in der Schweiz. Ich habe eine Freude und viel Genuß an dem geistreichen Mann gehabt, der viel billiger denkt, als man es

ſonſt bei ſeiner Partei findet. Freund Zimmermann bitte ich die beifolgenden Titel der Malerbildniſſe mit den freundlichſten Grüßen zu übergeben.

Tagebuch.

Den 10. Auguſt kehrten wir nach einer beinahe dreijährigen Abweſenheit nach München zurück. Unſer Weg führte an der Kirche in der Au vorüber, wir ſtiegen aus und bekamen von den herrlichen Glasbildern den ſchönſten erhebendſten Eindruck.

Dr. Braun an Sulpiz Boiſſerée.

Rom, 9. Mai 1840.

Ihr liebes Schreiben hat mich unendlich erfreut. Ihr langes Schweigen hatte trübe Gedanken über Ihre Geſundheit bei mir aufkommen laſſen. Faſt hatte ich mich ſchon darein ergeben. Sie begreifen daher leicht, wie ſehr mich Ihre wahrhaft befriedigenden Nachrichten beglückt haben.

Ich freue mich unendlich, daß Sie dem Kronprinzen den überaus großen Vortheil Ihrer Vorträge haben gewähren können. Hoffentlich wird es nicht bloß in Betreff der dadurch ihm geſicherten Kenntniſſe von dem größten Nutzen ſeyn, ſondern auch die perſönliche Berührung mit Ihnen wahrhaften Segen gewähren. Nichts thut ihm ſo noth, als der Umgang mit moraliſch gehobenen Weſen. Gott lohne Ihnen das Opfer, das Sie bringen, recht reichlich, tauſendfach!

Sulpiz Boiſſerée.

Wimpfen, 20. Auguſt 1840.

Lieber Melchior! Deine guten Wünſche für unſern Aufenthalt in Wimpfen ſind bis jetzt gänzlich in Erfüllung gegangen.

Mathilde fühlt sich so wohl in der hiesigen milden Luft und bei dem Gebrauch der Bäder, daß sie nun selber hofft, wieder ganz gesund zu werden; mir geht es ebenfalls nach Wunsch.

Was aber die Umgebung betrifft, in der wir leben, so erinnert die Lage des Hauses und des Gartens auf dem mit Strauchwerk bewachsenen Bergrücken, dicht am Ufer des Neckars, immer mehr an den Apollinarisberg; die Aussicht auf den an zahlreichen Orten sich vorbeiwindenden Neckar entbehrt freilich eines ähnlichen Gebirgs wie das Siebengebirg, und der Neckar wiederholt das Bild des Rheins allerdings nur im Kleinen, übrigens aber ist die Landschaft wohl noch schöner und reicher. Man sieht außer dem bedeutenden alterthümlichen Städtchen hier eben, unten das kleine Wimpfen im Thal mit einer zierlichen altdeutschen Stiftskirche und den Salinengebäuden, dann auf der andern Seite Jaxtfeld mit der Saline Friedrichshall, Neckarsulm und den Wartberg gegen Heilbronn zu; Neckar abwärts die Saline Offenau, das Bekgschloß Ehrenburg mit dem dazu gehörigen Dorf Gundelsheim mit der Commenthurei Hornegk, Hornberg, wo Götz von Berlichingen in seinen letzten Jahren gehaust und gestorben und mehrere andere Orte. Den meisten Verkehr haben wir mit Graf Rantzau, seiner Frau und fünf allerliebsten, noch kleinen Kindern, und der Frau Dekan Reuchlin aus Reutlingen. Daß es Dich gefreut, den alten General Knesebeck wiederzusehen, begreife ich; ist uns doch alles lieb, was uns an jene große bewegungsvolle Zeit erinnert und nun doppelt, da der König, den wir damals als Jüngling kennen lernten, jetzt seinen Regierungsantritt mit so vielen weisen und wohlwollenden Handlungen bezeichnet. Was sagen denn nun die unberufenen Zionswächter, sie meinen wohl gar, die Katholiken hätten die klugen und milden Maßregeln des Königs ihrem Geschrei zu verdanken?

Kannstadt, 26. September 1840.

Lieber Melchior, die Woche ist wieder so schnell verflossen, daß es mir vorkömmt, als hätte ich Dir vorgestern geschrieben. In Stuttgart haben wir nun fast alle Verwandte und näheren Freunde wiedergesehen. Georg Jäger mit seiner Frau ist abwesend; die Kinder sind zum Theil schon verheirathet und der

älteste Sohn ist schon praktizirender Arzt, ein tüchtiger gescheidter junger Mann, der mir sehr wohl gefallen hat. Herr v. Cotta läßt Dich freundlich grüßen, so auch die Hartmanns, welche Wangenheim mit Frau und Tochter zu Gast haben, die alte, treue Fräulein von Bawr, Frau Pistorius, Theurer, Karl Schiller, der von Köln hier durch kam, wo sein Bruder sehr krank gewesen, Pauline Schwab, die Ostertags, Stälin und noch viele andere. Alle erkundigen sich auch nach Bertram; selbst der alte Hoftapezier Richard, der mich im Vorbeigehen erkannte, fragte gleich nach ihm. Als ich ihm sagte, daß er stark geworden und schwer beweglich sey, antwortete mir der alte, tief in den Siebenzig stehende Mann: „Schreiben Sie ihm, er soll es machen wie ich, sehen Sie, ich bin immer heiter und rührig, da spüre ich das Alter nicht!“ Es ist angenehm, nach so langer Zeit Leute zu finden, an die man nicht mehr gedacht hat, die sich freundlich der Vergangenheit erinnern. Dasselbe begegnete mir gestern mit Hofrath Seyffert und Hofgärtner Bosch.

Für die Uebersendung des Briefes von Groote danke ich, ich habe gleich darauf geantwortet, und bitte Dich jetzt, mir die Domrisse nach Stuttgart zu schicken, ich werde sie von dort an Bernhard spediren. — Es freut mich recht, daß mein Anschlag, den Riß, der in Berlin in der sogenannten Kunstkammer unter allerlei Gerümpel von Kuriositäten aufbewahrt war, zurück zu fordern, endlich doch glücklichen Erfolg gehabt hat. Anfangs haben die Herren im Ministerium jenen Riß gegen das Domkapitel verläugnet, bis ich Everhard in Stand gesetzt, aus dem kürzlich erschienenen Verzeichniß jener Kunstkammer gedruckt nachzuweisen, an welchen ungeziemenden Ort er hingerathen war.

Darmstadt, 17. Oktober 1840.

Seit Montag sind wir alle Tage in Stuttgart gewesen; vorgestern haben wir dem guten, alten Onkel Dannecker ein Körbchen Trauben und einen schönen Blumenstrauß zu seinem Geburtstag gebracht, und auch in Deinem Namen Glück gewünscht. Er war ganz heiter und guter Dinge, der Husten, der uns noch vor vierzehn Tagen so bedenklich an ihm vorkam, war fast ganz wieder verschwunden. Er ist nun dreiundachtzig Jahre alt.

Die Nachricht von dem Tod unſeres lieben Freundes Melville hat uns ſehr betrübt. Er war uns der liebſte Freund unter allen, die wir uns in den letzten Jahren erworben. Es iſt mir kaum ein Mann vorgekommen, der bei ſo vieler Bildung und Welterfahrung ſo reinen Herzens war, wie dieſer gute Schotte. Der Herr wird ihn gewiß zu ſeinen Engeln ſchaaren!

Am vorigen Sonntag waren wir mit Zanth bei Dr. Rotter. Sein Haus auf dem Berkheimer Hof, am Fuß der Solitude, iſt wirklich allerliebſt; Zanth hat da wahrhaft ein Meiſterſtück gemacht von behaglicher, eleganter Hauseinrichtung.

Stuttgart, 31. Oktober.

Heute gegen halb zwölf Uhr kam zu unſrer größten Ueberraſchung und Freude Schwantbaler. Er blieb gleich bei uns zum Eſſen und fuhr dann halb zwei Uhr weiter. Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie heimlich es uns war, als wir drei zuſammen am Tiſch ſaßen und von Euch und den Münchner Verhältniſſen ſprachen. Ich ging nach Tiſch noch mit ihm zur Schillersſtatue, dann kamen die Rapps und Zanth, um uns zu einem Spaziergang abzuholen, ſo daß er vor einer kleinen Geſellſchaft in den Wagen ſtieg, ſeine Reiſe nach Karlsruhe fortzuſetzen, um dort die Büſten vom Großherzog und der Großherzogin zu machen und das Denkmal für Karl Friedrich zu entwerfen.

Bernhard Boiſſerée.

Köln, 14. December 1840.

Lieber Sulpiz! Das in Deinem Schreiben vom zweiten erwähnte Kiſtchen iſt mir am achtzehnten zugekommen und in Uebereinkunft mit Herrn v. Groote haben wir beide dieſe ſo intereſſanten alten Domriſſe den zwölften dieſes dem Domprobſt Freiherrn v. Beyer im Beiſeyn des Domcapitular Herrn Schweitzer und des Dombaumeiſters Herrn Zwirner, in Deinem Namen für das hieſige hohe Domkapitel überreicht.

Dieß merkwürdige Geschenk wurde mit dem lebhaftesten Dank entgegen genommen.

Wegen der zweckmäßigen Aufstellung wird Herr Zwirner sich an Dich wenden, um dazu den geeignetsten Platz auszumitteln, denn die Höhe der Zeichnungen bietet einige Schwierigkeiten dar, weil die Schatzkammer keine dreizehn Fuß Höhe hat, welche sonst wohl am geeignetsten dazu gewesen wäre; Herr Zwirner glaubt, daß in einer der Kapellen der zweckmäßigste Platz aufzufinden seyn wird; doch er wird sich darüber mit Dir ausführlich unterhalten.

Daß Du und Deine liebe Frau wieder hergestellt sind, hat uns allen die größte Freude gewährt, wir werden Gott bitten, daß er Euch noch lange mit der besten Gesundheit erfreue, damit Ihr uns im künftigen Jahr den versprochenen Besuch machen könnt. Wenn wir, wie zu hoffen steht, Frieden behalten, so werden durch die dann zu eröffnende Eisenbahn von hier bis Aachen der hiesigen Stadt so wesentliche Vortheile zu Theil werden, daß es für Dich von dem größten Interesse seyn wird, Deine Vaterstadt so schnell und kräftig wieder ihrer uralten Berühmtheit entgegenschreiten zu sehen.

Wilhelm Abecken an Sulpiz Boisserée.

Rom, 10. April 1841.

Wie innig mich Ihr lieber Brief vom 19. März und das herzliche Andenken, das Sie mir in der Ferne bewahren, erfreute, kann ich Ihnen nicht aussprechen. Gerne hätte ich es Ihnen durch prompte Beantwortung Ihrer Frage gezeigt; allein ein klimatisches Fieber, das mich diesen Winter häufig heimgesucht, trieb mich gleich nach Ankunft Ihres Briefes auf das Land. Zurückgekehrt ließ ich mein erstes Geschäft die Untersuchung des bewußten Bildes seyn und nun also die Hauptsache voran.

Das Bild existirt wirklich, scheint aber sehr unbekannt zu seyn. Wenigstens konnte niemand, den ich darüber befragte, mir Auskunft geben, auch Plattner und Overbeck, dessen Palaste dieses Kirchlein (S. Tommaso de Cenci) doch gleichsam als Hauptkapelle

angehört, kennten es nicht. Der letztere war so freundlich, meinen und meiner Freunde Betrachtungen zu Hülfe zu kommen. Er war mit uns der Meinung, daß das Bild, wenn auch alt, doch gewiß nicht älter als das eilfte Jahrhundert sey. Hier eine kurze Beschreibung, so gut sie meiner in diesem Zweige sehr ungeübten Feder gelingen mag. Das Gemälde hat die Form eines Kreuzes, jedoch mit mehreren Ausschweifungen, und wurde erst von später Hand (ich vermuthe fast, noch in diesem Jahrhundert), obwohl ich keine Auskunft darüber erhalten konnte, zu einem viereckigen Altargemälde ergänzt, indem die leeren Theile mit Holzwerk, auf welchem die Marterſymbole dargestellt sind, ausgefüllt wurden. In der doppelten Kreuzform ist das Bild so vertheilt, daß der gekreuzigte Heiland mit der Ueberschrift I N R I, die vier Arme des Kreuzes einnimmt. Zu seiner Rechten ist Maria, zur Linken Johannes. Die eben anschließende Tafel enthält ein ganz verwittertes Bild, neben dem sich zwei goldene Heiligenscheine erkennen lassen, rechts und links zwei größere, vermuthlich vier Engeln angehörend. Was die von della Valle angegebene monotone Malerei betrifft, so mag sie vielleicht jener Vater noch so gesehen haben, jetzt sind die Figuren ganz übermalt. Das ganze Bild ist, so viel es sich unter dem sehr bestaubten Glase erkennen läßt, auf eine mit Kalk beworfene Tafel gemalt.

Von mir habe ich nichts zu sagen, als daß ich mit dankbarer Freude immer des Winters von 1828 gedenke, wo Sie mir erlaubten, so manchen schönen Abend in Ihrer und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin Nähe zu verleben. Mein Leben seit jener Zeit war so einfach als möglich, und darum auch recht glücklich, ich habe Ursache, dem Himmel in aller Hinsicht zu danken, der mich durch eine angenehme Stellung an der Seite unseres Braun hier einheimisch machte und mir Ruhe und Muße gewährte, eine mir recht ans Herz gewachsene Arbeit über italische Kunstgeschichte im Stillen neben dem Geschäft zu fördern.

Außer meinem Vetter, der Ihre Grüße herzlich erwiedert und Braun, ist fast keiner aus dem alten Kreise in Rom. Lepsius geht nun bestimmt nach Aegypten; Papencordts glückliche Professur in Bonn berichteten Ihnen die Zeitungen. Die Abreise des letztern war mir sehr hart; doch hat sich ein neuer angenehmer Freundeskreis gebildet, aus welchem ich einen Ihrer freundlichen

Aufnahme empfahl, wenn er München in Kurzem paſſiren ſollte; es iſt mein Freund Curtius, der nach einem langen Aufenthalte in Athen den Winter in Rom zubrachte, ein Verwandter Overbecks und der letzte Begleiter meines unvergeßlichen Lehrers C. O. Müller, deſſen Tod mir um ſo ſchmerzlicher und empfindlicher war, als ich kurz vorher an ſeiner Seite eine ſo herrliche und reiche Zeit in Rom verlebte. Curtius kann meine Beſchreibung des Madonnenbildes, das er mit mir und meinem Freunde C. Bleſſig aus Petersburg unterſuchte, mündlich ergänzen. Ich ſchließe mit den beſten Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin, von der ich glaube, daß ſie weiß, wie angenehm mich ein Lebenszeichen von Ihnen überraſchte.

Sulpiz Boiſſerée an Maler Köſter.

München, 2. Mai 1841.

Euer Wunſch, über die Krankheit und die letzte Zeit unſeres alten Freundes Bertram etwas Näheres zu erfahren, wird wohl ſchon erfüllt ſeyn, denn ich habe am Tage vor ſeinem Tode, den wir herannahen ſahen, an Bertha Thibaut darüber, und zwar mit der Bitte geſchrieben, die Nachrichten namentlich auch Euch mitzutheilen.

Ja mein lieber Köſter, unſer alter Bertram war ſeit drei bis vier Jahren ſehr viel kümpfer und theilnahmloſer geworden, er hatte ſich zu ſehr gehen laſſen und ſo behauptete das Alter ſein Recht früher, als es ſonſt bei guter Geſundheit, den Jahren nach zu erwarten geweſen. Die Geſundheit litt dann in Folge dieſes Gehenlaſſens auch, und wir hatten den Kummer, den ſonſt ſo lebhaften aufgeweckten Geiſt immer mehr verſinken zu ſehen. Dann und wann flackerte er wohl noch einmal auf, das dauerte aber ſelten lange. Dieſer Zuſtand machte uns, beſonders aber Melchior, weil Bertram bei ihm wohnte, ſehr viel Sorge: der Gedanke, daß das viele Jahre dauern, daß er uns vielleicht überleben und mit allen ſeinen Sonderbarkeiten in die Hände fremder Menſchen gerathen könnte, die ihn mißbrauchen und mißhandeln würden, war äußerſt peinlich. Der liebe Gott hat es beſſer mit

ihm und mit uns gemeint, er hat ihn, ehe er noch in tiefern Stumpfſinn verfallen, auf eine leichte, ſchmerzloſe Weiſe zu ſich genommen!

Die Krankheit äußerte ſich etwa ſechs Wochen vor dem Tode als eine allgemeine Waſſerſucht. Daher erklärte ſich die ſchon ſeit längerer Zeit bemerkte Neigung zum Schlafen bei Tage, die wir uns als eine Folge des vielen Nachtwachens erklärt hatten, und dieſes ſteigerte ſich nun zu einer Art Schlafſucht. Nur die letzten zehn Tage brachte er im Bette zu; der Letheſtrom, der in ſeinem Kopfe wogte, ſchwemmte alles, was aus der Dunkelheit auftauchte, das Angenehme wie das Traurige, ſchnell wieder weg. Und ſo kann man ſagen, war die Krankheit ohne eigentliche Schmerzen und Leiden, und wir haben den Tod recht eigentlich in Geſtalt des Schlafes herannahen ſehen, bis wir Montags am neunzehnten um ſechs Uhr abends dem alten Freunde die Augen zudrückten.

Es war nun die Zahl von faſt vierzig Jahren geſchloſſen, ſeit wir Bekanntſchaft und Freundſchaft mit einander gemacht hatten und einunddreißig volle Jahre waren verfloſſen, ſeit er mit uns nach Heidelberg gegangen und er mit uns unter einem Dach gehauſt hatte. Die Erinnerung der vielen ſchönen wie ernſten, ſchickſalsvollen Tage, die wir mit ihm verlebt, des geiſtvollen heitern Weſens, der lebhaften eifrigen Theilnahme für alles Große und Edle, ganz beſonders auch für alles Vaterländiſche und Aechtdeutſche, wodurch er ſich ausgezeichnet, dieſe Erinnerung wachte nun auf das Klarſte bei uns auf und verdrängte das Gedächtniß der letzten unangenehmen, ja trübſeligen Jahre.

So wurde uns natürlich die Trennung ſchwer, obwohl wir dem Herrn danken mußten, daß er ſie ſanft und leicht herbeigeführt, obwohl wir erkennen mußten, daß für den Freund die Zeit zum Heimgang von dieſer Erde zu einer beſſern Welt gekommen war.

Bertram hat leider nicht ſo viel gethan, als wir glaubten und hofften, daß er ſeinen Gaben nach hätte thun können. Aber er hat doch auf ſeine Weiſe ſehr viel gethan. Denn wir müſſen geſtehen, daß ohne ihn wir die großen Opfer an Geld, Zeit und Kraft, die Melchior und ich für die Anſchaffung und Nutzbarmachung der Sammlung und ſelbſt auch für meine Arbeiten und

parthiſchen Nachfolgern nicht begünſtigt, von den Saſſaniden wieder hervorgehoben und verſammelt bewieſen ſie ſich immer feſt auf ihren Grundſätzen, und widerſtrebten dem Regenten, der dieſen zuwiderhandelte. Wie ſie denn die Verbindung des Chosru mit der ſchönen Schirin, einer Chriſtin, auf alle Weiſe beiden Theilen widerſetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben und was von ihnen oder ihren Geiſtesverwandten in Perſien zurückblieb bis auf den heutigen Tag verachtet und beſchimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkür der Herrſcher, hält ſich noch dieſe Religion hie und da in der früheſten Reinheit, ſelbſt in kummerlichen Winkeln, wie der Dichter ſolches durch das Vermächtniß des alten Parſen auszudrücken geſucht hat.

Daß man daher dieſer Religion durch lange Zeiten durch ſehr viel ſchuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag, die ſich im weſtlichen Theile der öſtlichen Welt verbreitet, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Zwar iſt es höchſt ſchwierig einen Begriff zu geben, wie und woher ſich dieſe Cultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen zerſtreut; am bewundernswürdigſten aber iſt mir daß die fatale Nähe des indiſchen Götzendienſtes nicht auf ſie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte Balch und Bamian ſo nah an einander lagen, hier die verrückteſten Götzen in rieſenhafter Größe verfertigt und angebetet zu ſehen, indeſſen ſich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöſter dieſes Bekenntniſſes entſtanden und eine Unzahl von Mobeden ſich verſammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung ſolcher Anſtalten müſſe geweſen ſeyn, bezeugen die auſſerordentlichen Männer die von dort ausgegangen ſind. Die Familie der Barmekiden ſtammte daher, die ſo lange als

Werke über die altdeutsche Baukunst gebracht haben, ohne seine Einsicht in die Zeitentwicklung und ohne seinen Muth, ohne seine Aufmunterung nicht gebracht hätten. Es hat eben dieses Dreiblatt mit seinen guten Eigenschaften, wie mit seinen Mängeln, zusammengehört, damit das zu Stande kam, was zu Stande gekommen ist.

Daher ist es nun einigermaßen schwer, von dem Einzelnen zu reden, der jetzt schon der Vergangenheit angehört, während die beiden andern noch in die Gegenwart verflochten sind. Indessen, da niemand sonst so gut Bescheid weiß und doch die Schreibesucht unser Zeit befürchten läßt, daß ein Nichtberufener sich des originellen Gegenstandes bemächtigen möchte, so will ich versuchen, ob mir eine leichte, ganz objektiv gehaltene Skizze gelingt.

Wir werden wohl im Sommer nach Köln gehen, um die Verwandten nach acht Jahren wieder zu besuchen und nach dem Dombau zu sehen, worüber der jetzige Dombaumeister Zwirner letzthin hier mit mir conferirt hat. Behalten wir Frieden, so kann ein gut Stück weiter gefördert werden.

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Köln, 31. Juli 1841.

Vorgestern Abend sind wir glücklich hier angekommen. Unsere lieben Verwandten empfingen uns mit großer Herzlichkeit. Wir sind um sechs Uhr in Mannheim abgefahren und waren bald nach neun Uhr in Köln. Man kann sich trotz aller Beschreibungen keine richtige Vorstellung von der Steigerung machen, die in dem Verkehr auf dem schönen Rhein seit den letzten zehn Jahren stattgefunden hat, wenn man es nicht mit eigenen Augen sieht. Dieses Bild des reichen viel bewegten Lebens auf dem Rhein wird noch ganz besonders durch das viele neue und große Bauwesen erhöht, welches man an beiden Ufern in allen großen Städten und selbst in den meisten kleineren Orten entweder kurz vollendet oder noch im Gange sieht. Daß der Apollinarisberg in diesem Bezug eine sehr ausgezeichnete Stelle einnimmt, brauche

ich Dir nicht zu ſagen. Die Gerüſte um die Kirche herum ragen weit über das alte noch ganz unveränderte Wohnhaus empor. Die Freude, an dieſer ſo ſchönen uns ſo lieben Stelle ein ſo bedeutendes Werk entſtehen zu ſehen, hat das wehmüthige Gefühl beſiegt, welches bei der Erinnerung an die vereitelten Hoffnungen in mir entſtand, die wir ſo viele Jahre lang an dieſes herrliche Beſitzthum geknüpft haben. Wäreſt Du doch bei mir geweſen, es wäre Dir gewiß auch ſo ergangen und wir hätten uns recht ausſprechen können: denn das iſt es doch, was in ſolcher Stimmung am meiſten zum Bedürfniß wird; und das iſt es auch, was ich dort und hier am meiſten vermißt habe, was ich überall, wo mir alte Erinnerungen wiederkehren, vermiſſen werde. Hier bietet mir Böcker, der noch ſehr lebendig und theilnehmend iſt, in mancher Beziehung Gelegenheit, dieſes Bedürfniß der Mittheilung zu befriedigen: aber Du weißt es am beſten, das Wenigſte, Theuerſte und Höchſte habe ich ja nur mit Dir, mehr noch wie mit Bertram an dieſen Orten erlebt. Du biſt der einzige, der mich ganz verſtehen und von dem ich Erwiederung der Gefühle und Gedanken erwarten könnte; von dem ich überzeugt wäre, daß es ihm ſelbſt ebenſo wie mir wohl thäte, ſich über vergangene Zeiten, Anſichten und Hoffnungen mit aller Offenheit und Innigkeit auszuſprechen.

Mathilde Boiſſerée.

Den 8. Auguſt.

Lieber Melchior! Mein lieber Mann iſt in den Dom gegangen, die Meſſe dort zu hören, der Weg dahin iſt weit und der Bekannten viele, die ihm darauf begegnen können, wann wird er von dort zurückkommen? Ich fange alſo den Brief an, um Dir zu erzählen, was wir ſeit dem letzten erlebt haben. Vormittags iſt Sulpiz gewöhnlich im Dom und von allem was bis jetzt geſchehen iſt, ſehr befriedigt. Er iſt trotz der Gerüſte im Chor im Ganzen viel zugänglicher gemacht, wodurch das Intereſſe des Publikums ſehr erhöht wurde. — Geſtern kam unſer Neffe Wilhelm, um uns in der Stille mitzutheilen, daß am Abend unſerm

Sulpiz von der Liedertafel ein Ständchen gebracht werden soll. Um elf Uhr versammelten sich viele Leute vor dem Hause, das Gerücht mußte sich schnell verbreitet haben. Die Nachtmusik begann mit einer Ouvertüre, ausgeführt durch dreißig Musiker. Dann folgte ein sehr schöner Gesang von fünfzig vollen Stimmen. Sulpiz war tief ergriffen. Es war seit langer Zeit die erste warme, mondhelle Nacht. Darauf kam wieder Instrumentalmusik, dann zwei Lieder der Sänger. Nun ging Sulpiz hinunter ihnen zu danken. Er wurde mit einer kurzen herzlichen Anrede empfangen, die Herr Haas an ihn richtete. Dieser folgte eine wohlgesetzte gut gesprochene Anrede von Professor Kreuzer, die mit einem Lebehoch endigte, in das alles Volk einstimmte. Mein lieber Mann antwortete darauf: „Meine Herren und lieben Landsleute, ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die Auszeichnung, mit der Sie mich erfreuen. Und ich danke Gott für das Glück, daß ich mit Ihnen eine Zeit erlebe, in der die Liebe zum Vaterland den Muth für den Ausbau jenes großen Denkmals geweckt hat, welches seit Jahrhunderten für uns Deutsche das Sinnbild unserer schicksalsvollen Vergangenheit gewesen. Möge es für unsere Nachkommen das Sinnbild einer segensvollen Zukunft seyn!“ Mit Mühe konnte er diese Worte hervorbringen. Zum Schlusse brachte Sulpiz noch ein Wohl für die Stadt Köln aus, und empfing das Versprechen, daß die Sänger nach beendigtem Gesang zu uns herein kämen.

Nachschrift von Sulpiz Boisserée.

Du siehst, mein lieber Melchior, unsere Landsleute sind wie verwandelt, und es scheint wirklich mit dem Dom etwas Großes vorgehen zu sollen. Als ich gestern Abend bei dem feierlichen Gesang hier in dem wohlbekannten Familienzimmer im Fenster lag, fiel mir so Vieles ein, was ich hier mit der Großmutter, den Eltern, Geschwistern, mit Bertram und andern Bekannten erlebt, es trat mir überhaupt die ganze Vergangenheit und der seltsame Gang unseres Schicksals, mit seinen freudigen und traurigen Ereignissen so lebhaft vor die Seele, daß ich mich der tiefsten Bewegung nicht erwehren konnte und Mühe hatte, das Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Nachher aber ging es recht gut.

Es war ein schwerer Augenblick, als ich unter alle die unbekannten, jungen und ältern Männer trat, und nach einem mir schon Bekannten verlangte, um meinen Dank an ihn für Alle richten zu können. Als endlich der kleine Haas, der Jurist und Richter, hervorkam, wurde mir einigermaßen wohl, es waren die einzigen von alten Zeiten bekannten Züge, die mir zu Gesicht kamen.

Den 10. August.

Hier hast Du nun auch die Zeitungsnachricht über die mir am Samstag widerfahrene Ehre. Du siehst, unsere jungen Landsleute haben Geist und Takt. Hier ist Dr. Blömer und in Coblenz Dr. Reichensperger in dieser Hinsicht wahrhaft ausgezeichnet. Von letzterem habe ich gestern eine Widerlegung eines hämischen Artikels gelesen, welcher im fünften Heft „des Katholiken" über die Verhandlungen des Domvereins bekannt gemacht worden; diese Widerlegung ist so geistreich, so treffend und mäßig, daß ich sie selbst geschrieben haben möchte. Mit jenem Artikel haben die Erzbischöfler das Interesse für den Dom als nicht ächt katholisch zu verdächtigen gesucht, weil so viele Protestanten daran Theil nehmen und weil die Freunde des Domhaus größtentheils Feinde des Erzbischofs seyen!

Ich habe die Widerlegung nur im Manuscript gelesen und weiß nicht, ob die Redaktion des „Katholiken" sie aufgenommen hat, ich werde Dir darüber Bescheid geben.

Es regt sich wirklich von allen Seiten für den Dombau. Liszt ist jetzt auf Nonnenwörth, wo ihn der Musikverein besucht und Dr. Blömer ihn bewogen hat, ein Concert für den Dom zu geben. Zu einer Menge kleiner Zufälligkeiten, die sich auf den Dom beziehen, möchte ich auch das Zusammentreffen mit Moller zählen, der ja der erste Baumeister ist, der auf meine Veranlassung ein Gutachten über die Reparatur des Doms gegeben hat. Es war 1811 bei Gelegenheit der Baufälligkeit des Chorthürmchens, welche ich benützte, daß er Urlaub bekam und wo er dann zugleich die Zeichnung von der Vorhalle für's Domwerk machte. Nun traf er an meinem Geburtstag hier mit mir zusammen und aß mit Zwirner bei uns zu Mittag.

Cleve, 16. August 1841.

Die Ortsüberschrift sagt Dir, daß wir uns schon wieder auf der Reise befinden. Vorgestern Morgen haben wir Köln verlassen und fuhren mit dem Dampfschiff bis Emmerich und gegen Abend hierher. Es war noch früh genug, um von dem Schloßhügel die Sonne untergehen zu sehen. In der Hauptkirche feierten sie das fünfhundertjährige Jubiläum der Grundsteinlegung; von den zwei Thurmspitzen wehten lange schwarz und weiße Wimpel lustig in die blaue Luft hinein und in den Straßen waren viele große roth und weiße (d. h. altclevische Farben) oder schwarz und weiße Flaggen an den Häusern aufgesteckt. Das Innere der Kirche fanden wir ganz mit grünen Kränzen geziert, die sich von Säule zu Säule an allen Bogen vorbeischlangen und im Chor sich bis zum Gewölbe hinauf wanden. An dem Pastor oder Dechant entdeckte ich einen Schüler von Walraff, er war sechs Jahre in Köln gewesen; der aufgeweckte Mann thut alles mögliche, um seine von unvernünftigen, jedem Alterthümlichen feindseligen Vorgängern sehr ausgeleerte Kirche wieder besser auszustatten.

Da man in einer Stunde von hier nach Calcar fährt, so konnte ich es nicht unterlassen, den schönen Bildern des Meister Johann wieder einen Besuch zu machen. Die Bilder sind überaus wichtig; Schade, daß man über ihre Entstehung an Ort und Stelle gar nichts hat finden können. Die Leute haben jetzt großen Respekt vor den Bildern und sämmtlichen Alterthümern der Kirche, die nicht weniger als sieben geschnitzte Altäre, vom Ende des fünfzehnten bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts besitzt; und ich zweifle nicht, sie werden durch meinen Besuch veranlaßt werden, sich endlich zu einer vorsichtigen Restauration der Bilder zu entschließen; dafür will ich mich dann über die Plage nicht beklagen, die ich durch eine Unmasse von Fragen auszustehen hatte, womit mich drei Männer während der Betrachtung dieser Alterthümer unaufhörlich verfolgten. Glücklicherweise war ich schon vor dem Gottesdienst mit dem Küster allein in der Kirche gewesen.

Dr. Kugler, der die Rheinprovinz im Flug bereist, um eine antiquarische Beschreibung derselben zu verfassen, habe ich vor einigen Tagen in Köln gesehen; er ist ein ganz angenehmer Mann, von Geist und gutem Willen, der die Gabe des Schnellmachens

hat, und daher sehr geeignet ist, das Bedürfniß des Publikums nach Uebersichten zu befriedigen, von dem man aber nichts gründliches fordern und erwarten darf. Vielleicht werde ich ihn bei meiner Rückkehr in Köln noch finden. Er hoffte, obwohl er früher nur auf der Durchreise dort gewesen, in vierzehn Tagen mit den Gebäuden und Kunstwerken aller Zeiten fertig zu werden.

Haag, 23. August 1841.

Seit dem 16., wo ich Dir zuletzt schrieb, sind wir in Nymwegen, Utrecht, Amsterdam, Harlem und Leyden gewesen, und haben uns tüchtig herumgetrieben; wir waren dabei von dem schönsten Wetter begünstigt, so daß ich die Bilder überall im besten Licht sehen konnte. Das Bild von Schoreel in Utrecht sieht weit unter unserer sterbenden Maria und hat auch gar keine Aehnlichkeit damit, sondern deutet schon auf den Hans von Aachen hin. Es zeigt sich darin ganz die flache Imitation von Michel Angelo, bloß in dem Kopf des Donatars ist noch eine schwache Spur niederländischer Art. An der Richtigkeit der Unterschrift, die bezeugt, daß das Bild von Schoreel, ist nicht zu zweifeln, obwohl dieselbe auf dem Bänkchen unter dem Bilde steht; und des großen Ruhmes wegen, welcher dem Maler darin gespendet wird, nicht von ihm selbst seyn kann.

Antwerpen, 26. August.

Wir haben unser Vorhaben von Rotterdam nach Antwerpen mit dem Dampfschiff zu gehen, glücklich ausgeführt. Wir sind gestern Abend um neun Uhr an Bord gegangen, haben dann bis halb zwei Uhr, wo das Schiff abfuhr, geschlafen, und nachdem der Lärm der Abfahrt vorüber war, wieder geruht. Ich muß Dir gleich erzählen, welche große Freude uns gestern durch einen angenehmen Zufall, und zwar von Dir, zu Theil wurde. Ich fand nämlich bei Herrn Fastenrath, Associé von Labouchère und Compagnie nicht allein Deinen lieben Brief, sondern auch das Päckchen mit Deinem und Bertrams Bildniß! In der Meinung, es enthalte etwas für unsere Reise bezügliches, hatte Böcker es mir nachgeschickt, und so wurde uns die angenehmste Ueberraschung

bereitet; Mathilde hatte dabei noch die ganz besondere Genugthuung, in dem Glauben an ihre Ahnungsgabe bestärkt zu werden! Sie hatte mir nämlich gestern, als wir vom Haag nach Rotterdam fuhren, erzählt, sie habe Dich auf das lebhafteste im Traum gesehen! und nun standst Du auf einmal in dem kleinen Bilde sehr ähnlich vor uns, mit dem Freund Bertram in seiner jüngern Gestalt, wie wir ihn am liebsten in der Erinnerung behalten.

Hier habe ich die Sammlung von Ertbern in der Akademie aufgestellt gefunden: sie enthält sehr viel Schund, wie Schlegel zu sagen pflegte, aber auch sehr viel Gutes, Merkwürdiges und Lehrreiches. Das kleine Bildchen St. Barbara mit dem Thurm von Joh. van Eyck ist wirklich ein zum Coloriren vorbereitetes Bildchen, an dem Himmel hat er schon angefangen die blaue Farbe aufzutragen. Es ist unglaublich, wie fein und leicht diese ausgeführte Zeichnung mit dem Pinsel gleichsam hingeschrieben ist. Ich finde, daß mir diese Reise zum endlichen Abschluß über die altniederländische Malerei recht fruchtbar wird, sie ist aber auch durch allerlei glückliche Umstände begünstigt. So traf ich gestern bei dem Direktor der Akademie, einem jungen, sehr lebhaften, offenen Mann, Herrn Wappers, den Sohn von Nieuwenhuys, der mir versicherte, sie hätten jetzt in Brüssel eine Anzahl so schöner altniederländischer Gemälde, als sein Vater uns je verschafft habe; ich solle nur kommen, sein Vater werde von seinem Landhaus herein kommen, sie mir zu zeigen.

Lüttich, 6. September 1841.

Seit meinem letzten Brief haben wir wieder vieles gesehen. Nieuwenhuys hat wirklich eine ganze Reihe von sehr schönen Bildern zusammen gebracht. Drei von diesen Bildern gehören zu den allerschönsten, sie sind drei Fuß hoch und zwei Fuß breit, alle von gleicher Größe, und stellen die sieben Freuden und Schmerzen der Maria vor, in der Weise, daß Maria bei der Geburt in weißem Mantel, auf dem zweiten mit dem todten Christus auf dem Schooß, von Johannes und Joseph von Arimathia umgeben, in rothem Mantel, auf dem dritten aber betend vor ihrem Tod, als Christus ihr erscheint, in blauem Mantel dargestellt ist, und daß alle die andern freudigen und schmerzlichen

Ereigniſſe, Grau in Grau in den Bildern dargeſtellt ſind, die die Bogen ſchmücken, mit denen die größern Vorſtellungen umgeben ſind. Dieſe Bilder hat Nieuwenhuys in England gekauft, wo ſie Waagen geſehen und in ſeinem dritten Band der Reiſe ſehr gut beſchrieben hat.

Daß dieſe Bilder aus Spanien kommen und ehemals im Privatbeſitz Karls V. geweſen, wie man ſagt, iſt ſehr wahrſcheinlich. Daß ſie aber Hemmling zugeſchrieben werden, iſt ein Beweis, wie wenig ſcharf man noch zu unterſcheiden weiß, und zugleich auch, wie ſehr verwandt die erſten Meiſter der Brügger Schule unter einander ſind.

Ich habe nun auch die Bilder von Eyck in Gent und die von Hemmling in Brügge wieder geſehen, wo ich Dich noch mehr als irgend ſonſt herbeigewünſcht und bis zur innigſten Rührung bedauert habe, daß Du nicht mit uns in dem ſtillen Heiligthum der Hoſpitalskammer Dich an den unſterblichen Werken des Meiſter Hans erfreuen konnteſt! Dieſesmal hätteſt Du die ſtille Genugthuung gehabt, einen Kupferſtecher vor dem ſchönen kleinen Bildchen der Anbetung ſitzen zu ſehen, der eine Kreidezeichnung in der Originalgröße davon macht, und dieſelbe auch ſo groß ſtechen will. Du hätteſt von ihm Dein wohlverdientes Lob hören können, daß die Deutſchen dieſen ſo lang vergeſſenen Meiſter wieder zu wahren Ehren gebracht, Du hätteſt Dich überzeugen können, wie es jetzt Herkommen iſt, dieſe Kunſtwerke zu beſuchen. Die Wärter des Spitals ſind von acht bis eilf Uhr morgens und von ein bis fünf Uhr nachmittags beſtändig bereit, die Fremden in die Kammer zu führen, wo nun zur großen Bequemlichkeit auch der Urſulakaſten unter Kryſtallglas aufgeſtellt iſt. Ich mußte natürlich lachen, als der Brügger Kupferſtecher das Verdienſt der Deutſchen um Hemmling rühmte, und ſagte, ich wüßte recht wohl, daß es wahr ſey, was er ſagte, kehrte mich dann aber wieder gleich um, nach den Bildern zu ſehen. Mathilde konnte es doch nicht über's Herz bringen, den Mann im Dunkel zu laſſen, und ſo ſchieden wir, indem ich ihm unſern Namen und er mir den ſeinigen gab.

Meine Ueberzeugung iſt nun, daß unſer großer Eyck von Roger von Brügge iſt, und zwar das Hauptwerk; daß alſo die Bilder von Benucci und von Nieuwenhuys, die Grablegung von

Reverberg jetzt im Haag im Muſeum, alle von Reger ſind, daß unſer Lukas und unſer Chriſtuskopf von Eyck, unſer Cardinal von Bourbon, wie ich immer behauptet, von Hemmling; aber die Bilder von Beddendorf, das Manna, das von Fochem, von Hemmling ſind. Wegen unſerm Schoreel bin ich jedoch noch nicht im Klaren, meine Meinung, daß die ihm zugeſchriebenen Bilder von Orley ſeyn könnten, habe ich nur zum Theil beſtätigt gefunden, es iſt eine große Verwandtſchaft vorhanden, aber das Machwerk iſt zu ſehr verſchieden.

Wir wollen nun weiter ſehen. Viel gelernt habe ich, und auch Glück auf dieſer Reiſe gehabt. Ich erinnere mich kaum, je eine in jeder Hinſicht ſo glückliche, angenehme Reiſe gemacht zu haben.

Sulpiz Boiſſerée.

Remagen, 26. Oktober 1841.

Wir haben Köln vorgeſtern verlaſſen und geſtern in Bonn ausgeruht, heute Abend hoffen wir in Koblenz zu ſeyn. Auf dem Apollinarisberg habe ich den Bau der Kirche ſehr meinen Wünſchen gemäß gefunden. Es arbeiten täglich neunzig Menſchen daran; ganz Remagen hat Vortheil davon.

Heidelberg, am Allerheiligentag.

Heute gedenke ich Deiner und unſeres guten Bertrams mit Mathilde in ganzer Innigkeit. Der gute alte Schreiber iſt vor zehn Tagen, achtzig Jahre alt, auch dahin gegangen. Wie viele theuere Freunde und liebe Angehörige haben wir ſchon jenſeits! Die Zahl iſt größer als jene der uns noch dieſſeits gebliebenen. In Frankfurt wurde ich auch nur zu lebhaft daran erinnert.

Stuttgart, 4. November 1841.

Wir ſind nach einem ſehr angenehmen Tag, den wir mit den Heidelberger Freunden zugebracht, vorgeſtern über Heilbronn hier angekommen, es war eine etwas anſtrengende Fahrt, weil

wir von morgens ſechs Uhr bis abends nach eilf Uhr im Wagen bleiben mußten. Hier iſt uns alles geſund und heiter entgegen gekommen; die Leute ſind alle noch von dem ſchönen Jubiläumsfeſt des Königs entzückt, und der König, dem ich ſo eben in Deinem wie in meinem Namen Glück gewünſcht, iſt über die Maßen zufrieden und vergnügt; er läßt Dich freundlichſt grüßen. Ich habe, wie gewöhnlich, lange mit ihm reden müſſen, die mancherlei Erfahrungen, die er ſeit den ſiebenundzwanzig Jahren, daß ich ihm bekannt geworden, gemacht, kamen zur Sprache, und er meinte doch, es ſey nicht ſo übel mit den Deutſchen, der einzige wahre Krebsſchaden ſey nur die hannöveriſche Sache. Daß ihm der König von Bayern den Grafen Pappenheim zur Beglückwünſchung geſandt, rühmte er mit Wohlgefallen, als ein wiederholtes Zeichen guter Nachbarſchaft. Von dem Aufwand, der zum Fortbau des Kölner Doms erforderlich ſey, ſprach er als von einer ſehr angemeſſenen Friedensausgabe; das ſey ein höheres Bildungsmittel und in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht ſehr nützlich für das Land, wo das Geld ausgegeben würde. Genug, der Herr war vom beſten Humor.

Bei Cotta war ich gleich geſtern, er iſt ſehr mit den Ständen beſchäftigt.

Ich hoffe, daß wir am Sonntag unſere Rückreiſe antreten und Dienſtag Morgen mit dem Eiſenbahnzug von Augsburg bei Euch eintreffen können.

Schelling an Sulpiz Boiſſerée in München.

Berlin, 26. December 1841.

Verehrteſter Freund! Ich ſchicke Ihnen ein erſtes Lebenszeichen aus Berlin. Die Sprache der erſten Vorleſung werden Sie wiſſen zurecht zu legen. Mein einziges Verdienſt dabei konnte ſeyn, mich den Umſtänden zu unterwerfen. Auch hat ſie, wie die folgenden, den Zweck nicht verfehlt; ich darf mich den Entſchluß, in Berlin zu lehren, nicht reuen laſſen, obwohl ich bis jetzt nur in den Vorhöfen verweilt. Die Emſigkeit der Zeitungscorreſpondenten wird mich nöthigen, auch die andern Vorträge drucken zu laſſen.

einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.

Regiment.

Wenn der Philosoph aus Principien sich ein Natur-, Völker- und Staatsrecht auferbaut, so forscht der Geschichtsfreund nach, wie es wohl mit solchen menschlichen Verhältnissen und Verbindungen von jeher gestanden habe. Da finden wir denn im ältesten Oriente: daß alle Herrschaft sich ableiten lasse von dem Rechte Krieg zu erklären. Dieses Recht liegt, wie alle übrigen, anfangs in dem Willen, in der Leidenschaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt, sogleich regt sich die Masse unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber sich führen mag, überträgt sie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit die Anführung zum Kampfe einem Einzigen, es sey für Einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht sie den gefährlichen Posten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für seine Nachkommen. Und so verschafft sich der Einzelne, durch die Fähigkeit Krieg zu führen, das Recht den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß jeden Staatsbürger, der ohnehin als kampflustig und streitfertig angesehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Diese Conscription mußte von jeher, wenn sie sich gerecht und wirksam erzeigen wollte, unbarmherzig seyn. Der erste Darius rüstet sich gegen verdächtige Nachbarn, das unzählige

Sulpiz Boisserée an Schelling in Berlin.

München, 16. Januar 1842.

Haben Sie Dank für Ihr freundliches Lebenszeichen und für die beigelegte erste Vorlesung, die ich freilich schon kannte. Daß ich die Sprache derselben im rechten Sinn zu nehmen gewußt, haben Sie mit Grund vorausgesehen; nur wenige, der Verhältnisse nicht Kundige, schienen anfangs dieselbe mißverstehen zu wollen. Mich, wie alle Ihre Freunde, freut es sehr, daß Sie mit Ihrer Wirksamkeit in Berlin zufrieden sind; Gott erhalte Sie nur bei rüstiger Gesundheit, dann werden Sie gewiß durch fortgesetzte Thätigkeit immer mehr Boden gewinnen, und das schönste Gedeihen Ihrer Aussaat erleben. So wenig ich die unbescheidene Geschwätzigkeit der Zeitungen liebe, so mußte ich doch dießmal die Wirkung derselben loben, wenn es ihrer bedurft hätte, Sie zum Abdruck aller Ihrer Vorlesungen der Reihe nach zu bestimmen, denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen scheint mir das höchst angemessen, ja nothwendig, und Ihre übrigen nächsten Freunde stimmen darin mit mir überein. Auch gibt die Unmittelbarkeit des Vortrags Ihrer durchaus besonnenen, gediegenen Sprache eine Lebendigkeit, die sie nur desto eindringlicher für die Lesewelt macht. Und es ist, nachdem einmal die wichtigsten Fragen der Philosophie und der Religion auf den Markt gezogen sind, ganz und gar an der Zeit, daß sie von dem Mann, der vor allen andern zu ihrer Lösung berufen ist, so öffentlich als möglich verhandelt werden.

Wie muß Sie der glückliche Entschluß freuen, der den Kronprinzen nach Berlin geführt hat. Die Eltern der erlauchten Braut, besonders die Mutter, sind so vortreffliche, liebenswürdige Personen, daß man bei der Tochter auf alle Eigenschaften schließen muß, welche zu einer glücklichen Häuslichkeit in fürstlichen Verhältnissen erfordert werden.

Seit ich von Ihnen geschieden bin, habe ich gar mancherlei erfahren. Die Reise nach dem Rhein, besonders durch einen Ausflug nach Holland und Belgien, war sehr reichhaltig. Im Ganzen hat mir dießmal das Leben am Rhein den Eindruck eines Traumes gemacht; nachdem ich seit acht Jahren nicht mehr dort gewesen, fand ich in dem überall verbreiteten Wohlstand, in einem

wahren Weltverkehr und in der vollkommen durchgedrungenen Gesinnung für die Eintracht Deutschlands die kühnsten und wärmsten Wünsche meiner Jugend verwirklicht. Kam mir ja selbst der Wiederhall meiner Begeisterung für den Dom von Köln entgegen, der früher in meiner Heimath wenig Anklang gefunden, und ursprünglich dort für eine Thorheit war geachtet worden!

Am meisten freute mich jenes Gefühl der Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens aller Deutschen, welches bei der jüngern Generation vorherrschend geworden ist, und die Mißstimmung wegen der kirchlichen Streitigkeiten überwältigt hat, so daß sie nur auf eine kleine Schaar beschränkt ist. Hier zu Lande hat man davon gar keinen Begriff. Maurer, der auch den Rhein, aber andere Gegenden besuchte, namentlich den bayerischen Rheinkreis und Trier, machte dieselbe Erfahrung.

Bei diesem so erfreulichen patriotisch-politischen Aufschwung bleibt indessen sehr zu wünschen, daß die geistigen Elemente: Religion, Wissenschaft und höhere Kunst, noch mehr als bisher befördert werden, damit die so sehr begünstigten in rascher Entwicklung sich steigernden materiellen Interessen und der Hang zum Lebensgenuß nicht alles in den gemeinen Strudel hinabziehen, und das einem Traum ähnliche Glück wirklich zum Traum machen.

Nachdem der Kirchenfrieden auf eine so vollkommene und großmüthige Weise hergestellt ist, muß man hoffen, daß der Herr Erzbischof Geissel sich als der rechte Mann bewähre und für die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Geistlichkeit gründlich und ersprießlich Sorge tragen werde. Denn allerdings kommt auf den Einfluß der Geistlichkeit außerordentlich viel an, wenn man will, daß das Volk in Zucht und Mäßigkeit und dadurch in Kraft und Tüchtigkeit erhalten werde.

Den König von Preußen habe ich während seines hiesigen Aufenthalts lange und ausführlich über die Dombauangelegenheit gesprochen. Wenn der Vorschlag von Staatsrath Herrmann Feuer finge und zur Ausführung käme, wäre freilich die Sorge über die Geldfrage abgeschnitten; und ich würde gerne den Ekel überwinden, den die Erwerbsweise auf dem Wege der Lotterie hier einflößt.

Daß diese Angelegenheit des Dombaues und die Reise meine Sehnsucht nach der Heimath wieder erregt haben, brauche ich

Ihnen nicht zu ſagen. Dort würde ich wohl mit meinen Erfahrungen und Kenntniſſen für Alterthümer, Kunſt- und Landesgeſchichte noch etwas nützen können; und wäre das Leben am Rhein nicht ſo theuer, ich würde meinen Bruder zu bewegen ſuchen, mit uns nach Bonn zu ziehen. Hier vereinſame ich immer mehr; es fehlt mir die Anregung, deren ich ſo ſehr bedarf. Glücklicherweiſe bin ich fortwährend geſünder als ſonſt, und wenn auch dann und wann das Arbeiten mir nicht gelingen will, ſo kömmt doch nach und nach etwas von den vielen angefangenen Unterſuchungen in's Reine.

Wie geht es denn dem armen Cornelius? In Köln waren wir ſo froh beiſammen, früher Jugendzeiten und der Erfüllung mancher kühnen Jugendwünſche dankbar gedenkend. Es wäre ſchrecklich, wenn er nicht wieder zu dem vollen, freien Gebrauch ſeiner Augen gelangen ſollte. Grüßen Sie ihn und die Seinigen von uns allen. Grüßen Sie auch Savigny, Humboldt, Rauch, Jakob Grimm, Rückert und wen Sie ſonſt von gemeinſchaftlichen Bekannten ſehen.

Nachſchrift. Daß der König Ludwig ſich meiner in Bezug auf den Dom von Köln erinnert, und mich zum Michaelsritter gemacht hat, werden Sie vernommen haben. Es kam mir ganz unerwartet. Er ſprach mir in den alleredelſten Geſinnungen von dem deutſchen Geſammtvaterland, dem dieß Denkmal angehöre, von dem hergeſtellten Kirchenfrieden und von ſeiner Mitwirkung zu dem Bau.

J. A. Göcker an Sulpiz Boiſſerée.

Köln, 21. März 1842.

Lieber Freund und Schwager! Aus Deinem lieben Briefe habe ich mit Bedauern erſehen, wie ſehr Ihr durch den Todesfall des mit Euch ſo befreundet geweſenen jungen Dr. Abeken von Osnabrück in Trauer verſetzt worden ſeyd; ich habe mir den großen Kummer des ſo weit entfernt wohnenden Vaters lebhaft vorgeſtellt, aber auch daran gedacht, wie ſehr derſelbe durch die liebevolle Pflege ſeines Sohnes getröſtet worden iſt.

Ueber die Ordensverleihung an Bruder Bernhard haben wir uns alle gefreut; unter den jetzigen Stadträthen ist keiner, der sich mit solcher Thatkraft dem hiesigen städtischen Wesen widmet, wie er es in seiner Zeit gethan hat; auch bin ich überzeugt, daß seine noch lebenden Zeitgenossen die Nachricht mit vieler Theilnahme aufgenommen haben.

Ueber den großmüthigen Entschluß des Königs von Bayern, hinsichtlich der Fenster an der Südseite des hiesigen Doms, war hier allgemeine Freude; man erkennt hier Deine so viel vermögenden Verwendungen mit großem Dank, und wenn bei dem nun eingetretenen Frühjahr die Arbeiten in großem Umfang angegriffen werden, so wird die Theilnahme nicht erkalten. Die Bauhütte der Steinmetzen hat nun schon fast den ganzen Platz auf dem Domhof eingenommen. Vor einigen Tagen war ich noch dort; das alte Packhaus an dem Domkahnen (weiland der constitutionelle Zirkel 1797 bis 1798, genirt mich aber gewaltig und ich begreife nicht, daß man dieses unsaubere Nest nicht der Erde gleich macht.

Kanzler Müller an Sulpiz Boisserée.

Weimar, 9. Juni 1842.

Vergönnen Sie, hochverehrter Herr und Freund, daß ich mich Ihrem Andenken bei einem Anlasse zurückrufe, der freilich uns beiden ein sehr schmerzlicher ist. Meine kleine Denkschrift auf Schorn Ihnen zu übersenden, ist mir eine wehmüthige Pflicht. Sie haben von frühester Zeit an den Entschlafenen mit treuer Liebe umfaßt, auf seinen Lebensgang mehr als irgend einer eingewirkt und bis zum letzten Athemzuge Ihre Anhänglichkeit vielfach bewährt. Sie kannten ihn daher auch unstreitig am genauesten, und so ist mir denn Ihr Urtheil sehr wichtig, ob es mir gelungen seyn möchte, sein edles Bild treu aufzufassen und wiederzugeben.

Daß ich Schorns Münchener Verhältnisse und die Gründe seines Weggangs theils nur kurz berührt, theils nur den Kundigen leise angedeutet habe, werden Sie gewiß billigen. Ich sollte

nicht glauben, daß auf ſolche Weiſe irgend jemand ſich verletzt finden könnte.

Wie ſehr ſehne ich mich, Sie und andere theure Freunde in München wiederzuſehen. Ich halte die Hoffnung feſt, daß das nächſte Jahr mir dieß verſtatten wird.

Friedrich Perthes an Sulpiz Boiſſerée.

Gotha, 30. März 1842.

— — Sie haben die Güte, ſich freundſchaftlich zu freuen über Maler Schneiders Bericht von meiner Rüſtigkeit und Thätigkeit „bei dem Hineinſchreiten in's Alter.“ — Hineinſchreiten? — ich gehe auf die Achtzig — da iſt man wahrlich drin. Bedenken Sie, daß Sie mich, wie Sie als Jüngling auf's Comptoir kamen, als etablirten und verheiratheten Mann haben kennen lernen. Welche Zeiten habe ich durchlebt, welche Zuſtände erſchaut! Der Enkel habe ich ſiebenundzwanzig, Urenkel ſind vor der Thür. Allerdings melden ſich körperliche Gebrechen und geiſtige Schwächen; aber ich vermag des Tags noch acht bis zwölf Stunden zu arbeiten, und einige Meilen zu gehen. Gekräftigt wurde ich in letzterer Zeit von dem Sommeraufenthalt im Thüringer Wald: kommen Sie einmal und beſuchen mich auf meinem Kloſterberge bei Reinhardsbrunn; auch der Mann der Schleſier am Rhein wird meinen Waldaufenthalt herrlich finden. Aber auch da eben auf dem Berge arbeite ich fleißig; wenn das vorbei iſt, ſchüttle ich den Staub des Weltgetriebes von mir ab, beſonders den literariſchen, der, wenn der Thau des Himmels über ihn kommt, alsbald in Dreck ſich zuſammenthut. Der mittelaltrige Mann wird das gute alte Wort „Dreck“ verzeihen; auf der Inſel Java gibt's einen ſinkenden Baum, der heißt Dreckbaum. Mein Metier iſt davon ein wilder Schößling. Ehre aber dem, der mit Ernſt der Wiſſenſchaft dient und ſie fördert.

Schmerzhaft iſt, daß Sie gerade jetzt, nach ſo vieler langen und anſtrengenden Mühe und Arbeit, noch ordinären Verdruß über die Herausgabe des Kölner Domwerks erleben müſſen. Doch dieß wird beſeitigt werden, und verbleiben wird Ihnen die hohe

Befriedigung, welche der großartige Erfolg Ihres Wirkens gewährt. In der Geſchichte des Bildungsganges unſerer Zeit wird Ihr Name unverlöſchlich bleiben. Ich überſchätze nicht! In der Geſchichte der Menſchheit hat — mit Ausnahme des Mittelpunktes derſelben, als unſer Herr, das Licht der Welt, erſchien — alles ſeinen Zuſammenhang, ſeinen Uebergang; neue große Epochen, neue Entdeckungen, Erfindungen, treten nur ſcheinbar unvermittelt empor. So dämmerte ſchon Jahrzehnte vor Ihrem Auftreten der Sinn für die hohe Kunſt des Mittelalters in Herder's und Goethe's Hinweiſung auf Erwin — ſchon ſammelte Wallraf — aber das Erwachen in Kraft erwirkten Sie allein, und dieß gerade zu der Zeit, wo das Erkennen der Größe unſerer Vorzeit zur Rettung des Vaterlandes eine Nothwendigkeit war.

Ein Vierteljahrhundert iſt ſeitdem verfloſſen, und nun werden Sie auf erhabene Weiſe belohnt durch die Wendung, welche der Kölner Dombau zu ſeiner Verwirklichung genommen hat, wobei ſich im geſammten Vaterlande das Bedürfniß kund thut, den Geiſt der Eintracht zu bethätigen.

Der Kölner Dom, ein Eckſtein, an welchem manch ſtolzes Haupt ſich zerſtoßen hat, iſt nun Symbol der Einigung geworden, ohne welche alles Streben nach Verſtändigung eitles Weltwerk nur iſt — der Einigung in der Kirche Chriſti. Noch ſteht dieſe Einigung in Hinſicht des Aeußern in ferner Ausſicht, doch erſchaut man in der Tiefe der innern Weſenheit feſten Grundſtein: der Auguſtinismus in ſeiner Reinheit löſet die Gegenſätze. Die Dogmen, welche von Sailer an fromme, an die Kirche ſich haltende Prieſter und katholiſche Theologen lehren und predigen — Stadl, Ploß, Günter, Möhler, Diepenbrock, Staudenmaier, Veit und andere — ſind die Dogmen des Auguſtinismus, die auch die proteſtantiſchen bibliſch geſinnten Theologen dieſer unſerer Zeit lehren und predigen, die auch ſtreng in der Zeit der Reformation von Luther feſtgehalten wurden. Das Unglück war, daß mit und ohne ſeine Schuld die Reformation eine Revolution wurde, die wie immer mit Uebeln auch das Gute und Feſte wegräumte. Manche der Steine, die ihrer Zeit wohl geeignet waren, zum Bau des Aeußern der Kirche beizutragen, wurden im Lauf der Jahrhunderte Schutt. Dieſer wurde als weſentlich feſtgehalten; gewaltſam wollten ihn die Reformatoren beſeitigen, aber

sie griffen zu tief und vergriffen sich auch an den Grund- und Eckſteinen des Gebäudes; es blieb den Proteſtanten nur einer, der Canon der heiligen Schrift, den aber gab man der Wiſſenſchaft Preis, die ihn zerbröckelt hat, jetzt verſucht ihn ganz zu vernichten. Noch gilt es im Katholicismus zu reinigen, im Proteſtantismus gilt's der Wiederherſtellung. Gott wolle leiten!

Ich weiß, daß dieß an einen ernſten Katholiken geſchrieben iſt, meine aber nicht, daß nöthig ſey, dem Freund meine Ueberzeugung zurückhalten zu müſſen.

Ich empfehle Ihnen die trefflichen Schriften des Dompredigers Veit zu St. Stephan in Wien; laſſen Sie ſich nicht durch den darin vorkommenden Humor, der zu Zeiten in's Barocke übergeht, davon abwenden: die Samaritin, das Vaterunſer, der verlorene Sohn, die Erweckung des Lazarus, der Hemilienkranz. Vor zwei Jahren lernte ich Veit in Wien perſönlich kennen — ein überaus geiſtreicher, wahrhaft genialer Mann.

Prinzeſſin Marianne von Preußen an Sulpiz Boiſſerée.

Berlin, 16. Juni 1824.

Unmöglich kann ich den General v. Reder nach München reiſen laſſen, ohne ihm einen herzlichen Gruß an Sie ſchriftlich mitzugeben — ich weiß daß Sie unſerer theilnehmend gedacht haben in dieſer Zeit, Fräulein v. Rüſter hat es mir mitgetheilt — und ich danke Ihnen herzlich dafür. Oft war ich auch im Geiſt mit Ihnen beſchäftigt und beklagte Sie beim Tode des langjährigen Freundes.

Wie ſehr werde ich mich freuen, wenn ich einmal nach München kommen werde, um mein Mariechen zu beſuchen, Sie und Ihren Bruder wiederzuſehen, und wo ich dann erlangen werde, mit Ihnen zu Ihren Bildern zu eilen.

Frau v. Klock war hier, leider verfehlte ich ſie; als ich von Fiſchbach ankam, war ſie wieder fort. Leben Sie recht wohl und grüßen Sie ſehr Ihren Bruder von mir. Mit wahrer Achtung

Ihre Freundin Marianne von Preußen.

Im Jahr 1837 und 1839 war ich in Heidelberg, wo ich recht viel Ihrer gedachte.

Möchte man nur dereinſt zufrieden ſeyn in München mit meinem anſpruchloſen lieben Mariechen.

Schelling in Berlin an Sulpiz Boiſſerée in München.

Berlin, 18. Auguſt 1842.

Wiewohl ſehr ungewiß, ob Sie dieſer Brief in München noch trifft, denn wenn auch die große Hitze Sie nicht in's Gebirge getrieben, ſo werden Sie doch bei dem großen Feſt in Köln nicht fehlen, will ich doch ſchreiben, in dem Augenblick vor der Abreiſe nach Karlsbad, wo ich betäubt von dem hieſigen Lärm, erſtickt von Staub und niedergedrückt von der dicken Luft, mich erſt wieder zu ſammeln und zu erquicken hoffe. Trotz allen nicht geringen Beſchwerden des hieſigen Aufenthalts habe ich mich dennoch aufrecht erhalten und befinde mich, was meine Geſundheit betrifft, beſſer als je in dieſer Zeit in München. Bis jetzt, kann ich behaupten, hat mein hieſiges Auftreten dem herrſchend geweſenen Unweſen wenigſtens einen Schlag beigebracht, von dem es ſich nicht wieder erholen wird; ſie verſichern zwar, es ſey nichts geſchehen und alles beim Alten, aber die Wuth, die ſich, doch übrigens nicht eigentlich bei den Beſonnenern und dem Kern, ſondern bloß bei den letzten Ausläufen und dem ſonſtigen Geſindel, was ſich an die Partei angeſchloſſen, zum Theil auf die beluſtigendſte Weiſe, manifeſtirt, zeigt mir hinlänglich, daß ſie ſich wund fühlen; es kam alles ganz anders als ſie erwarteten, und von einer Seite woran ſie nicht dachten, und haben noch Mühe es zu begreifen. Dieſe ſogenannten Gegner haben übrigens ohnedieß nur Bedeutung in der Ferne; hier bedeuten ſie nichts, und ſelbſt die anſehnlichern ſind außer aller Geſellſchaft und aus allen Poſitionen, die ſie ſich früher gewonnen, geſetzt. So wenig es nun nach dem gewöhnlichen Geſchmack auch eines jeden Sache iſt, über einem aufgeregten Schwarm feindlicher Stech- und Schmeißfliegen unangerührt zu wandeln, muß ich doch bekennen, daß dieſes Leben, ſelbſt in ſeiner Ausartung, großen Reiz hat und dennoch vorzüglicher erſcheint als die todte Gleichgültigkeit, der man in ruhigern Kreiſen begegnet. Es hat

außer der wohlthuenden Theilnahme ſo vieler trefflicher und geiſtvoller Männer vielleicht eben jene Erfahrung und die dadurch erlangte Kenntniß der völligen Bodenloſigkeit des Entgegenſtehenden dazu gehört, den Entſchluß zur Reiſe zu bringen, um unaufhaltſam alles drucken zu laſſen.

Doch genug von literariſchen Verhältniſſen. Nun zu häuslichen Begegniſſen, an denen Sie und Ihre liebe Frau gewiß auch Theil genommen. Da gehört es denn gewiß zu den wundervollſten Fügungen, was ſich mit Klärchen ereignet. Nicht daß ein Mann ihr geworden, ſondern ein ſolcher Mann, nicht bloß ein Gelehrter von Namen und Auszeichnung ſchon bei jungen Jahren, ſondern der für ſie insbeſondere geſchaffen iſt, wie ſie für ihn, ſo daß in der weiten Welt kaum ein glücklicheres Paar zu finden ſeyn möchte, als die Beiden. Ich wollte, ich könnte Ihnen Profeſſor Waitz zeigen, von dem ich nur ſagen kann, wie man von Weinen zu ſagen pflegt, daß er ein rein gehaltener Menſch iſt, aufgewachſen in der Freundſchaft der trefflichſten Männer, wie Pertz, die Grimms u. a.

Laſſen Sie mich nun bald wieder von ſich und was Sie beſchäftigt, was Sie erlebt, vernehmen. Den Fürſten und die Fürſtin Karl von Wallerſtein bitte ich Sie, meines ehrerbietigen Andenkens zu verſichern; wie oft habe ich bei hieſiger Muſik an die dort gehörte denken müſſen!

Sulpiz Boiſſerée.

Köln, 3. September 1842.

Angekommen ſind wir hier vorgeſtern Nachmittag und haben alle Verwandten wohl und heiter gefunden.

Am Dom iſt in der kurzen Zeit ſehr fleißig gearbeitet worden, nicht nur ſind die Fundamente am ſüdlichen Portal ganz fertig, nicht nur ſind die Widerhalter an den Nebengängen der Südſeite bis an das Geſimſe in die Höhe geführt, ſondern das Stabwerk in den Bogen von zwei Fenſtern iſt ſchon ganz aufgeſetzt; es wurde nebſt dem Laubwerk in

den Bogen aus den Steinen gemeißelt, welche vorigen Herbst die Württemberger gesandt. Die Schwaben würden sich freuen, wenn sie sähen, welche schöne Arbeit man aus ihrer kleinen Gabe gemacht hat.

Melchior Boisserée.

Salzburg, 4. September 1842.

Lieber Sulpiz, um Dich nicht zu lange auf Briefe warten zu lassen, schreibe ich Dir gleich von hier aus, daß unsere kleine Reise bis jetzt vom schönsten Wetter begünstigt wurde.

Am Sonntag um 9 Uhr war eine große Messe von Mozart; um 11 Uhr die Enthüllung des Mozart-Monuments, in Gegenwart des Königs von Bayern, der Königin Therese, der Kaiserin Mutter von Oesterreich und sämmtlicher Prinzen, die alle von Berchtesgaden herübergekommen waren. Nachdem sich alle Zünfte, die liebe Jugend und die Knaben des Mozarteums aufgestellt hatten, hielt der Vorstand des Mozartvereins eine Rede an den Bürgermeister, worauf die Statue enthüllt und die Urkunde der Schenkung dem Bürgermeister übergeben wurde. Zum Schluß wurde eine Cantate, vom Sohn von Mozart componirt, aufgeführt.

Die Statue nimmt sich sehr schön aus und findet allgemeinen Beifall, so daß ich noch kein tadelndes Wort gehört habe. Abends war großes Concert, vor dem Anschütz von Wien einen schönen Prolog sprach, der großen Beifall fand. Gestern wurde das Requiem aufgeführt, und abends das zweite Concert, worin nur Musik von Mozart aufgeführt wurde und auf eine Weise, wie ich sie wohl nie wieder hören werde.

Während der Enthüllung am Sonntag habe ich recht lebhaft an Dich gedacht, da zu derselben Zeit der Grundstein zum Fortbau des Doms gelegt wurde, und es merkwürdig genug ist, daß an demselben Tag, ja fast zur selben Stunde, zwei der größten Männer Deutschlands Anerkennung gefunden, die beide in dem Gebiet der Harmonie das Größte, Herrlichste und Erhabenste geleistet haben!

Heute ist große Fahrt in das Salzbergwerk Hallein; ich werde

Volk gehorcht dem Wink. Ein Greis liefert drei Söhne, er bittet den Jüngsten vom Feldzuge zu befreien, der König sendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier ist also das Recht über Leben und Tod schon ausgesprochen. In der Schlacht selbst leidet's keine Frage: denn wird nicht oft willkürlich, ungeschickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert, und niemand fordert Rechenschaft vom Anführer?

Nun zieht sich aber bei kriegerischen Nationen derselbe Zustand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her ist's immer Krieg, und niemandem bei Hofe das Leben gesichert. Eben so werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Deßhalb setzte denn auch Darius Codomannus, vorsichtig, regelmäßige Abgaben fest, statt freiwilliger Geschenke. Nach diesem Grundsatz, mit dieser Verfassung, stieg die persische Monarchie zu höchster Macht und Glückseligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochsinn einer benachbarten, kleinen, zerstückelten Nation endlich scheiterte.

Geschichte.

Die Perser, nachdem außerordentliche Fürsten ihre Streitkräfte in eins versammelt und die Elasticität der Masse aufs höchste gesteigert, zeigten sich, selbst entferntern Völkern, gefährlich, um so mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneins unter sich, vereinigten sich gegen den zahlreichen, mehrmals heranbringenden Feind und entwickelten musterhafte Aufopferung, die erste und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten sind. Dadurch ward Frist gewonnen daß, in dem Maaße wie die

aber mit Zimmermann einem kleinen Feſt beiwohnen, das der Erzbiſchof den Künſtlern und einigen Fremden in Aigen gibt. Den Schluß der Feſte macht morgen ein großes Schießen und ein Ball.

Mathilde Boiſſerée.

Köln, 5. September 1842.

Lieber Melchior! Das große Feſt iſt glücklich vorübergegangen! Gott ſey Lob und Dank dafür. Der König kam am Samstag Abend eine halbe Stunde früher als er erwartet wurde; der Jubel war ſehr groß. Sulpiz war beim Empfang im Regierungsgebäude; als er vorgeſtellt werden ſollte, rief der König: „iſt er gekommen, iſt er da, wo iſt er denn?“ — Sulpiz dankte ihm, daß er auch an ihn gedacht habe; darauf ſagte der König: „An wen hätte ich denn denken ſollen, wenn ich nicht an Sie gedacht hätte? Wie viele Jahre ſind es, daß ich Sie kenne? — 29 Jahre, es war in Frankfurt im December 1813; ja ich erinnere mich noch recht wohl, drei Nächte habe ich über Ihre Zeichnungen vom Dom nicht ſchlafen können.“ — Geſtern verſammelten ſich die Herren auf dem Rathhaus, um im Zug nach dem Dom zu gehen. Sulpiz ging wieder wie am Freitag mit dem Herzog von Aremberg und Hrn. v. Wittgenſtein. Frau Zwirner nahm mich mit in den Dom zum Hochamt. Beſchreiben kann ich Dir den wunderbaren Eindruck nicht, den der wiederhergeſtellte Chor mit dieſer prachtigen Verſammlung machte. Der König und die Königin mit den Prinzen und ihrer Umgebung waren im Hochamt. Ich mußte immer an unſern Sulpiz denken; ich wußte, wie ihm bei dieſer Feier um die Seele war. Er geſtand mir, daß ihn ſein Gefühl einmal überwältigt habe, in dem Augenblick wo er auf den Knieen lag, das Geſicht in beiden Händen verbergend. Später bei der Grundſteinlegung konnte ich ihn immer ſehen, was mich ſehr beruhigte. Der König hielt eine Rede, die ihm alle Herzen gewann. Er ſtand vor dem Grundſtein, ſchon den Hammer in der Hand haltend, den er im Feuer der Rede mehreremale in die Luft ſchwang. Nach ihm ſprach noch der Hr. Erzbiſchof v. Wittgenſtein und zum Schluß Zwirner, während dem der erſte

Stein für den Fortbau der Thürme mit dem Krahnen aufgezogen und auch gleich versetzt wurde. Der König und mit ihm alle andern schwenkten den Hut und stimmten mit lauter Stimme in den Jubel ein. Nach der Grundsteinlegung ließ der König den Hrn. Erzbischof, Zwirner und Sulpiz rufen, um ihnen noch ein freundliches Wort zu sagen und die beiden letztern noch zu einer Besprechung zu bescheiden.

Gestern ging Sulpiz zu einer Versammlung in den Dom, um ein Uhr war er beim Hrn. Erzbischof zum Essen geladen. Vom Dom aus ging er mit Hrn. v. Olfers von Berlin noch zu Zwirner, wo sie so tief in's Gespräch kamen, daß es halb zwei wurde. Was war da zu thun? nach Hause zu gehen war unmöglich; es wurde also beschlossen, von Zwirner einen Frack zu leihen. Er trat beim Hrn. Erzbischof mit den Worten in's Zimmer: „hier kommt ein großer Sünder," worauf er auf der Stelle absolvirt wurde. Nach dem Essen gingen die Herren zu einer Sitzung auf's Rathhaus wegen dem Dombau; darin konnte man sich nicht einigen über die Art und Weise des Fortbaus. Sulpiz wurde von Zwirner auch zum Sprechen aufgefordert und that es mit so gutem Erfolg, daß gleich beschlossen wurde, der Fortbau solle gemeinschaftlich geführt, und nachher könne eine Berechnung angestellt werden, was und wie viel der König und was die Vereine gethan hätten. Sulpiz hatte unter anderm gesagt: „Meine Herren, wir haben uns sehr zu hüten, daß es uns nicht geht, wie beim Thurm zu Babel," worauf allgemeiner Beifall erscholl. Zwirner hat also nun freie Hand.

Sulpiz Boisserée.

Köln, 9. September 1842.

Mathilde hat Dir von dem ewig denkwürdigen Tag der Grundsteinlegung geschrieben, und Du wirst aus den Domblättern noch vieles Einzelne von der großen Feierlichkeit und von dem was ihr vorherging, erfahren haben. Ich kann diese reiche, bedeutungsvolle Gegenwart nur mit den Tagen von 1813, 1814 und 1815 vergleichen, wo in der großen Bewegung jeder dem

andern nahe kam, alle von gleichem Gefühl durchdrungen. Es iſt wie die Abendröthe jener großen Zeit, die aber zugleich auch die Morgenröthe einer neuen Zeit, einer, wenn nicht alle Zeichen trügen, hoffnungsreichen, ſegensvollen Zukunft iſt!

Der Fülle der freudigſten, erhebendſten Gefühle miſcht ſich aber eine ſtille Wehmuth bei, in der Erinnerung an die vielen unſerer liebſten Freunde, die wir unterdeſſen verloren, in der Erinnerung auch an das lange Harren und Warten, bis es ſeit den gerechten Ausſichten, die uns die Befreiungsjahre eröffnet, endlich wieder beſſer geworden. Dieſe Wehmuth war am Sonntag bei denjenigen, die an jener Zeit mit vollem Herzen Theil genommen, allgemein; ſie miſchte ſich mit der Rührung, welche die höchſte Freude und Erhebung hervorbringt. Schon am Samstag Abend, als der König davon ſprach, daß es ſchon 29 Jahre ſeyen, daß er mich im Hauptquartier kennen lernte, bemerkte ich in ſeinem Auge und in dem plötzlichen Ernſt, der über ſeine ſo freundlichen, heitern Züge fuhr, eben die bewegte Stimmung, die ſich ſeiner bei dieſer Erinnerung bemeiſterte.

Am Sonntag aber blieb kein Auge trocken, die alten Generale, die neben mir ſtanden, der Erzherzog Johann, ſelbſt Humboldt und auf ſeine Weiſe Metternich waren tief ergriffen und drückten ſich die Hände. Humboldt ſagte mir, Metternich habe über die Rede des Königs bemerkt: „Il y a là un enivrement mutuel, qui est peut-être plus dangereux pour celui qui le produit que pour les autres.“ Mit vielen dieſer und anderen Herren, mit dem Miniſter Bodelſchwing, Bülow, dem Geſandten Arnim, kam ich wieder ſo nahe, wie in jenen alten, hochbelebten Zeiten. Prinz Karl von Bayern kam quer über die Eſtrade auf mich zu, um mir die Hand zu ſchütteln, auch er hatte, wie der Erzherzog Johann, die Augen voll Thränen der Rührung. — Warum, lieber Melchior, haſt Du das nicht mit erlebt, Du, der Du mich in allen Nöthen und Leiden wie auf den Armen gehalten, mich beſchützt und behütet und mir immer neuen Muth eingeflößt haſt!

Aus dem Tagebuch.

September.

Nachdem ich mit Zwirner vergeblich auf einen Bescheid vom König wegen der Dombaubesprechung gewartet hatte, entschloß ich mich, nach Coblenz zu gehen, um mich beim König zu beurlauben.

Wir blieben die Nacht in Remagen und kamen am 17. gegen Mittag nach Coblenz.

Abends fuhr ich mit Baron Arnim und Bürgermeister Smidt von Bremen nach Stolzenfels. Nach langem Warten erfahren wir, daß der König sich vortragen läßt, wir also nicht vorkommen können. Bei dieser Gelegenheit machte mir die Burg einen seltsamen Eindruck; vor neun Jahren hatte ich sie noch ganz in Ruinen gesehen; nun ist sie der Aufenthalt des Königs und der Königin; alle Räume sind voll von Gästen, Gefolge, die Höfe voll Wagen und Dienerschaft. Auch hier, wie es in Brühl war, sind bei Nacht alle Zimmer und Umgebungen beleuchtet, und dazu der eigenthümliche Bergweg im Zickzack mit der Brücke über die Schlucht von vielen Laternen beleuchtet, am Himmel der schönste Mond, der sich unten im Rhein spiegelte.

Als ich gegen zehn Uhr zurückkam, fand ich eine Einladung auf den andern Tag zu einer Dampfschifffahrt nach Rheinstein, Abfahrt um zwölf Uhr.

Zwirner war durch Staffette beschieden worden; Graf Stolberg erhielt aber die telegraphische Antwort, er sey durch Krankheit verhindert. Der König, der in der evangelischen Kirche gewesen, ließ lange auf sich warten. Als er kam, wurden fünf große grüne Quartbände in's Schiff getragen, der König nahm drei davon und trug sie nach dem Hintertheil des Schiffes; es war das Album der Fürstin Metternich, eine Sammlung merkwürdiger Zeitgenossen. Der Fürst und die Fürstin sind mit auf dem Schiffe, so wie alle Prinzen und Prinzessinnen, der Erzherzog Johann, die Herzoge von Mecklenburg und Nassau ꝛc. ꝛc. Ueberall wo das Schiff vorbeifuhr, war Glockengeläute, Freudenschießen und Gesang der Kinder und Einwohner, Flaggen, Maien und Laubgewinde überall: die ganze Fahrt ein Triumphzug. Das Mittagessen wurde auf dem Verdeck an drei Tafeln servirt.

Der König, überaus vergnügt, ließ das Zelt emporſchlagen, um die Leute beſſer ſehen zu können, und wenn das Schiff in die Nähe eines Orts kam, mußte es langſamer fahren: „Stoppen, und laßt uns wehen!“ rief er immer, wobei er das Sacktuch ſchwenkte.

Ein kleines Unglück, das dem jungen Großherzog von Mecklenburg begegnete, der ſeiner Nachbarin, der Prinzeſſin Luiſe, eine ganze Gelée in den Schooß ihres hellgrün und weißſeidenen Kleides warf, gab zu großer Heiterkeit Anlaß.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, wurde ich der Großherzogin Stephanie vorgeſtellt, die ſich gleich ihres Beſuchs bei Melchiors Glasgemälden erinnerte, aber aufſchrie, als ich ſie an die Zeichnungen vom Dom erinnerte: „C'est trop long, ne parlez pas de cela“ (es war 1810 in Baden); ich erwiederte: „En me trouvant vis-à-vis de votre Altesse, cela ne me paraît que dix ans.“ Der Prinz Friedrich der Niederlande aber erinnerte ſich, freundlich entgegenkommend, daß er die Zeichnungen und mich im Jahr 1813 in Frankfurt beim Kronprinzen geſehen, an dem Tage, als die Nachricht von dem Aufſtand in Holland für das Haus Oranien angekommen. Gleich darauf ſprach mich der König an, frug nach Melchior und bedauerte, daß er nicht gekommen ſey. „Sie haben ja noch einen Bruder in Köln?“ — Ja Majeſtät, ich habe ſchon immer an ihn gedacht, denn mit ihm habe ich die erſte Probefahrt der Dampfſchiffe auf dem Rhein gemacht.“ Dann ſprach er ſein Bedauern aus, daß Zwirner krank ſey. Darauf nahm er ein Etui aus der Taſche und ſagte: „Boiſſerée, Sie ſind der erſte Protektor des Doms geweſen, ich muß Ihnen ein Andenken daran in das Knopfloch geben,“ und gab mir den rothen Adlerorden dritter Klaſſe. Ich erwiederte: „Ich habe nur ein Samenkorn von der Blüthe der altdeutſchen Kunſt zur Erinnerung an ihre Größe zu retten geſucht, das hat in Ihrem großmüthigen Herzen Wurzel geſchlagen und wächst jetzt zu einem gewaltigen Baum auf. Gott gebe ſeinen Segen dazu!

Als wir am Fuß von Rheinſtein ankamen, war es Dämmerung. Die Damen ritten den ſteilen Weg zu Eſel hinauf. Oben in dem kleinen Garten kam ich noch einmal mit der Großherzogin Stephanie in ein Geſpräch. Sie fand die Lage zu einſam; ich ſtimmte ihr bei; der König, den wir nicht bemerkt hatten, ſprach auf einmal dazwiſchen: „Ich liebe das gerade.“ — Die

Großherzogin zog ſich zurück, und der König gab mir Anlaß, über die vier Punkte, worüber Zwirner ſeine Entſcheidung wünſchte, ihm vorzutragen; er ging bald auf alles ein.

Dann mußte ich den Plan der Befreiungshalle beſchreiben und denſelben in den Sand zeichnen, bis Prinz Friedrich zum Thee einlud, der in der Waffenhalle gereicht wurde.

Die Geſellſchaft ging im Dunkel den Berg hinab; der große Pechkorb war angezündet und machte mit ſeinen gewaltigen Flammen eine ſonderbare Wirkung, zumal der Mond heraustrat. Unten am Fuß des Berges bildete ſich auf der Landſtraße ein Kreis, Erzherzog Johann nahm Abſchied. — „Das waren gute Tage, Königin; nun Gott erhalte und behüte Sie.“ — „Auf Wiederſehen, lieber Karl, hier oder dort!“ — „Nun ich meine, doch lieber hier,“ antwortete Prinz Karl von Preußen. — „Ei, warum nicht auch bei mir, überall ſoll es mir lieb ſeyn.“ — „Nein, ſo habe ich es nicht gemeint, ich habe geglaubt, das dort beziehe ſich auf die andere Welt.“ — „Gott behüte, ich wünſche noch zu leben und zu arbeiten, ich hoffe, der Herr wird uns noch mehrmal zuſammenführen!“

Hr. v. Bodelſchwing mahnte mich, den Vortrag über den Dom zu Papier zu bringen und ihm zu ſchicken, er wolle dann in Berlin für die Ausfertigung ſorgen.

Der König, die Königin und Prinz Karl von Bayern ſtiegen in Stolzenfels aus.

Um halb eilf waren wir zurück in Coblenz.

Melchior Boiſſerée an Mathilde Boiſſerée.

München, 26. September 1842.

Es iſt recht freundlich von Dir, daß Du mir ſo fleißig ſchreibſt, denn bei der fort und fort bewegten Zeit iſt es mir ein wahrer Troſt, gute Nachrichten von Eurem Befinden zu erhalten.

Obriſt v. Parceval kam mit dem Prinzen Karl am Samstag Mittag hier an, und Parceval kam um ein Uhr ſchon zu mir, um mir Nachricht von Sulpiz zu bringen. Er erzählte mir alles,

was Sulpiz ſowohl in Köln als auf der Fahrt nach Rheinſtein widerfahren; und da er noch ganz entzückt von der Reiſe war, ſo konnte er nicht aufhören mir zu beſchreiben, wie großartig die Feſte geweſen; wie der König alle Herzen durch ſeine Perſönlichkeit gewonnen, und wie Sulpiz auf glänzende Weiſe behandelt worden iſt. Wer kann nebſt Dir darüber wohl eine größere Freude haben als ich, der ja weiß, wie er von frühеſter Jugend mit aller Liebe an dem großen Werk gehangen; wie er mit bekümmertem Herzen auf den Verfall deſſelben hingeſehen, wie er mit Liebe und Aufopferung ſein Werk unternommen; wie dieſes immer das erſte war, was ihn nach ſchwerer Krankheit erfreute, und ſeine Geneſung beſchleunigte. Es iſt dieſe Anerkennung der Lohn der reinſten, uneigennützigſten Liebe, daher denn auch die allgemeine Freude und Zuſtimmung bei allen Freunden und Bekannten. Möge der Himmel ihm noch viele Jahre geben, daß er ſehe, wie ſein Schooßkind zur Ehre Gottes freudig emporwachſe und der Vereinigungspunkt der verwandten deutſchen Stämme werde!

Sulpiz Boiſſerée an Schelling in Berlin.

München, 3. December 1842.

Ihr Entſchluß, in Berlin zu bleiben, kam mir nicht unerwartet; ſo ſchmerzlich mir die Trennung von Ihnen auch iſt, ſo konnte ich mich doch darüber nicht täuſchen, daß ſie mir bevorſtand. Möge denn Gott Ihnen fort und fort Geſundheit und Kraft geben, den hohen Beruf, dem Sie ſich gewidmet, zu erfüllen! Dazu gehört allerdings auch die Ausführung Ihres Vorhabens, unaufhaltſam drucken zu laſſen.

Von den Feſten am Rhein haben Sie gewiß ſo viel geleſen und gehört, daß ich Ihnen kaum etwas Neues ſchreiben könnte. Daß der König in ſeiner freundlichen Weiſe mich zu der Grundſteinlegung beſonders einladen laſſen, das hat mich ſehr gefreut und gerührt; ſeine Rede aber hat mich, wie alle ältern Männer, Feldherren, Staatsmänner und Fürſten, in jene Zeiten der Begeiſterung von 1813 und 1814 zurückverſetzt und auf das tiefſte bewegt. Die Gabe der öffentlichen Rede, ſo wie der König ſie

besitzt, ist etwas ganz Eigenthümliches. Es ergreift und erhebt ihn dermaßen, daß seine Sprache sich verwandelt und eine Fülle, Kraft und Wärme gewinnt, die man nie darin geahnt, wenn man ihn auch noch so oft in gewöhnlicher Unterredung gehört hat. Es wurde mir dabei recht klar, wie unter den einfacheren Verhältnissen der alten deutschen Zeit die freie Rede eines Fürsten in entscheidenden Augenblicken seine Mitgenossen und das ganze Volk hat hinreißen können, die oberste Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten in seine Hände zu legen. Jetzt in unsern verständig berechnenden Zeiten erscheint freilich die Begeisterung eines zum Volk redenden Königs vielen nicht im Einklang mit dem übrigen. Jedoch so geheimnißvoll auch die Wege der Versehung seyn mögen, wir können mit Zuversicht voraussagen, die edle Begeisterung des Königs wird nicht ohne große Folgen bleiben. Und so wird es verhältnißmäßig auch mit dem Fortbau des Kölner Doms, diesem Sinnbild einer neuen deutschen Entwicklung seyn.

Fr. Perthes an Sulpiz Boisserée.

Gotha, 2. Januar 1843.

Geleite Gottes Segen Sie und die Ihrigen im neuen Jahre! Das verflossene war ein schweres, auch für mich mit Angst und Schrecken erfüllt durch den Brand in Hamburg; Sorge und Arbeit um Wiederherstellung folgte nach. Ihre Theilnahme an dem Schicksal Hamburgs mußte innig seyn, da Erinnerungen aus den Jünglingsjahren an der alten Stadt haften.

Meinen Dank für das gütigst gesandte Exemplar der Geschichte des Kölner Doms wollte ich anhalten, bis ich Zeit gewinnen würde, Ihnen, hochverehrter Freund, einmal wieder eine ausführliche Epistel zugehen zu lassen; da sich aber Herr Oldenburg bei der Durchreise angekündigt hat, so will ich doch einige Zeilen zur Mitnahme niederschreiben.

Beim Lesen Ihres Buches ist mir noch klarer die wundervolle Bestimmung dieses Doms zur Ueberzeugung gekommen: vorerst ist er das größte Denkmal vom hohen, kraftvollen Sinn des

alten Deutschlands, sodann in seiner Nichtvollendung, begleitendes Zeichen vom Verfall desselben und endlich fast Ruine geworden, tritt das Ende des Reichs ein.

Deutschland wieder erstanden, entsteht auch sogleich Schutz für das Gebliebene des Doms und weiterhin Gedanke und Entschluß für dessen Vollendung: ein neuer Standpunkt, der dann wird der Eckstein, woran der derzeitige Schein deutscher Einheit zersplittert, woran der tiefe innere Zwiespalt, der nicht übertüncht werden darf, klar sich offenbart. Und so ist es recht: die Gährung in den innern Elementen des christlichen Seyns und Lebens sind von beiden Seiten so tiefgehend und ernster Art, daß ein Zurückgeben in Gleichgültigkeit, in stumpfem Nebeneinanderseyn unmöglich; man darf ein Ziel erhoffen, in sofern Gott leitet. Der Kampf wird, muß lange dauern. Das Kreuz einer Kirche Christi auf der Zinne des Doms zu Köln wird das Zeichen des Sieges seyn, der Dom dann in seiner Vollendung.

Gern spräche ich mich einmal an Sie aus über das dieser Ansicht zu Grunde liegende; wir würden uns vollkommen verstehen oder verständigen können.

An Herrn Sulpiz Boisserée, Ritter &c., zu München.

Berlin, 8. März 1843.

Ew. Hochwohlgeboren erwiedere ich auf das sehr geehrte Schreiben vom 14. v. M., daß ich Sr. Majestät dem Könige Ihre Bedenken gegen die Steinle'schen Entwürfe der für die Zwickel der Bogen des Chors im Kölner Dom bestimmten Engelfiguren umständlich vorgetragen habe. Der König läßt Ihnen für den abermaligen Beweis Ihrer regen Theilnahme für das große Unternehmen Seinen Dank zu erkennen geben, hat Sich aber mit Ihren Einwürfen nicht einverstanden erklärt. Ich bin jedoch beauftragt worden, Ihre Ansichten vertraulich dem Regierungsrath Zwirner mitzutheilen, um dessen gutachtliche Meinung darüber einzuholen. Nach deren Eingang werden Seine Majestät Sich definitiv entscheiden.

Außerdem habe ich Ihnen die erfreuliche Nachricht mitzutheilen,

daß der König befohlen hat, Sie bei allen wesentlichen artistischen Angelegenheiten des Dombaus mit Ihrem Gutachten zu hören.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren treu ergebenster

Uhden.

Sulpiz an Melchior Boisserée in Köln.

München, 7. Juni 1843.

Unter den Besuchen, die ich in den letzten Tagen bei Deinen Glasbildern empfangen, war auch der Erzherzog Stephan. Obwohl er für die Kunst nur im Allgemeinen Sinn hat, war er mir doch eine angenehme Erscheinung; er zeichnet sich durch sein lebhaftes, ungezwungenes, freundliches Wesen aus, so wie denn auch schon seine dunkeln Augen und Haare bei den übrigens österreichischen Familienzügen ihm im Aeußern sehr vortheilhaft sind.

Bei diesem Bilderzeigen wird mir ganz eigen zu Muth, alle alten Erinnerungen an Dich und Bertram wachen mir dabei wieder auf, und besonders ergreift mich eine wehmüthige Empfindung, wenn die Besuche fort sind und ich einsam in den durch die Glasmalerei helldunkel erleuchteten Zimmern herum wandere. Maltiz und seine Frau, die am Dienstag ganz zuletzt kamen und dann mit mir allein blieben, waren mir ein recht lieber Besuch; er sprach einige Gedichte von A. W. Schlegel, und überließ sich der gefühlvollen Stimmung, worin die Bilder und auch die Erinnerung an unsere Stuttgarter Gemäldesäle ihn versetzten. Es thut so wohl, Menschen zu finden, die in Liebe einer mit uns erlebten Vergangenheit gedenken!

Recht besonders lieb ist uns, daß Du von Zwirner und seiner Familie nur Gutes schreibst. Ueber den Dom sage ich nichts; Du weißt schon, im Geiste begleite ich Dich da überall. Die Gedanken ziehen mich immer nur zu sehr dorthin. Gott segne das Werk und alle, die mit reinem Sinn und gutem Willen dazu beitragen!

perſiſche Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um ſich zu verſammeln und ihnen für den Verluſt ihrer innern Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perſer und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar ſondern äußerſt verhaßt hatten ſich dieſe der griechiſchen Nation gemacht, indem ſie Staat und Gottesdienſt zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmliſchen Geſtirne, das Feuer, die Elemente, als gottähnliche Weſen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchſt ſcheltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einſperrte, ſie unter Dach anbetete. Nun verbrannte und zerſtörte man die Tempel, und ſchuf dadurch ſich ſelbſt ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beſchloß dieſe Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, ſondern, zu Anreizung künftiger Rache, ahndungsvoll liegen zu laſſen. Dieſe Geſinnungen ihren beleidigten Gottesdienſt zu rächen, brachten die Griechen mit auf perſiſchen Grund und Boden; manche Grauſamkeit erklärt ſich daher, auch will man den Brand von Perſepolis damit entſchuldigen.

Die gottesdienſtlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer erſten Einfalt entfernt, auch ſchon Tempel- und Kloſtergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerſtört, die Magier verjagt und zerſtreut, von welchen jedoch immer eine große Menge verſteckt ſich ſammelten und, auf beſſere Zeiten, Geſinnung und Gottesdienſt aufbewahrten. Ihre Geduld wurde freilich ſehr geprüft: denn als mit Alexanders Tode die kurze Alleinherrſchaft zerfiel und das Reich zerſplitterte, bemächtigten ſich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig beſonders beſchäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimiſch. Und ſo vergingen fünfhundert

Den 21. Juni.

Es hat mich ſehr gefreut, daß Du Graf Fürſtenberg ſo heiter und ſo ſehr mit dem Apollinarisberg zufrieden gefunden haſt. Es iſt doch ein wahres Glück, daß dieſes Gut, nachdem wir es ſelbſt nicht haben behalten und mit neuen Gebäuden ausſtatten können, in die Hände von einem Mann gekommen iſt, der es zu einem Denkmal für das Land macht. Darüber vergeht mir aller Schmerz, der ſich an die Trennung von dieſem Beſitzthum, an dieſen Gegenſtand ſo mancher Hoffnungen und Phantaſien geknüpft hat.

Es iſt uns mit der Sammlung wie mit dem Apollinarisberg nicht gegangen, wie wir gewünſcht haben, aber beide ſind gut untergebracht; und mit dem Dom erleben wir mehr als wir ernſtlich zu wünſchen gewagt haben. Das ſind die drei Gegenſtände, mit denen wir uns in unſerm Leben vorzugsweiſe und am liebſten beſchäftigt haben. Nicht viele können ſagen, daß der liebe Gott ihnen in ſolchem Maße die Erfüllung ihrer von der Bahn des gewöhnlichen Getreibes abweichenden Lebenswünſche gewährt hat, und wir können nicht genug dafür danken!

Am Sonntag haben Schwanthaler und Hamberger bei uns gegeſſen, ſie grüßen freundlichſt. Es geht Schwanthaler abwechſelnd, dießmal hat er die Gicht im rechten Arm. Geſtern hat er ſeine Goethestatue in's Gießhaus abgeliefert; zwei Basreliefs zu dieſem Denkmal ſind geformt, die zwei andern werden jetzt modellirt.

Den 25. Juni.

Von hieſigen Neuigkeiten iſt das bedeutendſte der Beſchluß des Königs, den Dom von Speyer ausmalen zu laſſen. Heinrich Heß und Schraudolph begleiteten den König; die Wahl ſtand zwiſchen Bamberg und Speyer. Glücklicherweiſe hat der König dem Dom von Speyer den Vorzug gegeben. Er eignet ſich ſowohl als Gebäude, wie als Denkmal deutſcher Geſchichte und der Grabeskirche unſerer Kaiſer, ganz vorzüglich zu einer Ausſchmückung mit Malereien. Es iſt auch noch das Gute dabei, daß durch dieſe Unternehmung die Kunſt immer mehr an den Rhein hin verbreitet wird, was nothwendig dahin wirken muß, die Kunſt zu

popularisiren; und bloß durch Popularisirung der Kunst kann sie erst ein festes, gedeibliches, nachhaltiges Wachsthum erhalten.

Diese Unternehmung wird mehrere hunderttausend Gulden kosten, denn die Malereien mit den dazu gehörigen Verzierungen und Vergoldungen werden allein zweimalhunderttausend Gulden kosten, und dann müssen neue Fenster, neue Altäre, neuer Fußboden ꝛc. ꝛc. gemacht werden. Heß hat den Auftrag für sich nicht annehmen wollen, sondern dem König Schraudolph dazu empfohlen, welcher dem König auch zugesagt hat. Heß wünscht nicht sich von hier zu entfernen, um Zeit zu gewinnen für ein großes Oelgemälde, welches ihm der König aufgetragen, und überhaupt von der Anstrengung der Frescomalerei etwas auszuruhen. Zudem hat er hier in dem Kloster der Basilika noch im Refektorium ein Abendmahl in Fresco zu malen.

Es freut mich sehr, daß Du mit Deinem Besuch in Düsseldorf so zufrieden bist, und daß Dir die Skizzen zu den Bildern für den Apollinarisberg so große Freude gemacht haben. Es wird nun am Rhein ein wahrer Wetteifer zwischen den Frescomalern entstehen. Die Ausschmückung des Rathhauses zu Aachen, jenes zu Elberfeld, die Gemälde im Dom zu Köln, jene zu Apollinarisberg, auf der Burg Stolzenfels und in Speyer, werden alle zu gleicher Zeit in Gang kommen.

Christoph Schmid, Verfasser der Ostereier ꝛc., an Sulpiz Boisserée.

Augsburg, 5. Januar 1841.

Ihre freundlichen Zeilen und das schöne Weihnachtsgeschenk haben mir eine so ganz unerwartete als ungemein große Freude gemacht!

Es freut mich recht in der Seele, daß Sie, verehrungswürdiger Herr! sich meiner so gütevoll erinnern. Auch mir bleibt jener Abend, den ich vor drei Jahren zu Ulm mit Ihnen und Ihrer verehrungswerthen Frau Gemahlin zuzubringen das Glück hatte, unvergeßlich.

Das werthvolle Weihnachtsgeschenk könnte nicht besser gewählt

seyn, da das treffliche Bild Jesum als Kind vorstellt, und zugleich den Heiligen, dessen Namen mir in der Taufe gegeben worden. Was Sie über den Sinn sagen, den der große Maler in dieses Bild gelegt hat, ist vortrefflich und zeigt es mir in einem hellern Lichte. Die schöne Lithographie soll in meiner kleinen Sammlung von Kupferstichen die erste Stelle des Zimmers einnehmen, und mich stets an Ihre Güte erinnern und zugleich an das Entzücken, mit dem ich schon vor vielen Jahren zu Stuttgart in Ihrer bewunderten Sammlung das Gemälde selbst betrachtete.

Empfangen Sie also für Ihre große Güte meinen herzlichsten Dank, und genehmigen Sie, um die heilige Kunst so hoch verdienter Mann, die Versicherung meiner innigsten Verehrung. Wiewohl im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre, hoffe ich dennoch Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Bruder noch in München persönlich die Verehrung bezeigen zu können, mit der ich stets seyn werde Ihr aufrichtiger Verehrer

Christoph v. Schmid.

L. Janth an Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 25. Februar 1844.

Als ich Ihren freundlichen Brief erhielt, war ich noch hinkend und im Zimmer eingesperrt, in Folge eines Salto mortale, den ich in Cannstatt vom obersten Gerüst in der Kuppel herab gemacht, und obgleich unverletzt, doch so sehr von dem Stoß erschüttert wurde, daß es lange Zeit gebraucht hat, bis alle Spuren des Ereignisses ausgetilgt waren, bei dem die Vorsehung Großes an mir gethan hat. Jetzt bin ich, dem Himmel sey Dank, wieder ganz schmerzenfrei und des Gebrauchs aller Gliedmaßen so mächtig als vorher; habe auch meinen Bauplatz schon wieder besucht und demüthig den Hut abgezogen an der Stelle, wo mir so schwere Gefahr gedroht hat, damit ich erkennen und an mir selber empfinden sollte, daß es thöricht ist, sorgenvollen Gedanken, die Zukunft betreffend, Raum zu geben, wo der nächste Augenblick weit Schlimmeres bringen kann, wenn nicht der Schutz der Vorsehung das Ueble abwendete; daß ich also zu ihr ein kräftiges

Vertrauen haben soll. Amen. — Ich habe mit dieser Begebenheit begonnen, um mein langes Stillschweigen zu rechtfertigen. Wenn Sie so oft Briefe von mir erhielten, als meine Gedanken bei Ihnen sind, würden Sie sich gewiß über meine Schreibseligkeit beklagen, da ich Ihrer täglich gedenke. Aber da ich nur zwei Hände habe, und diese den lieben, langen Tag Zirkel, Bleistift und Pinsel führen müssen, um die Masse der Arbeit zu bewältigen, die der Hydra ähnlich mir immer neue Köpfe entgegen streckt, so können Sie sich erklären, daß ich am Abend, wo ich die graphischen Arbeiten einstellen muß, so erschöpft und geistig herabgestimmt bin, daß mir die Fähigkeit zu einem Briefe an Sie mangelt. Vom Eintreten des Frühjahrs wird es abhängen, wann ich die Thätigkeit meines Bauplatzes neu werde anregen können; obgleich sie auch den Winter hindurch in der Stille der Werkstätten das übrige geleistet hat, die alsdann an's Tageslicht kommen soll. Auch haben die Zimmerleute die Winterzeit benutzt zur Verschalung und Täfelung des reichen Deckenwerks, und dem Stuckator die Stätte bereitet, wo seine künstliche Arbeit in allerhand Formen und abenteuerlichen Gestalten den Blick überraschen soll. Aber trotz aller dieser Herrlichkeiten hat doch der biedere Schwabe, der Ihnen so zuversichtlich die mir zuerkannte Bausumme angegeben hat, das Maul so übermäßig voll genommen, daß ich froh wäre, wenn auch nur der sechste Theil davon wahr wäre; ich könnte dann mit Behagen arbeiten und brauchte nicht mit Lebensgefahr des Erstickens eine Menge Ideen hinunter zu schlucken, die ich nicht heraus lassen darf, weil ihre Ausführung mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln nicht im Einklange stehen, obgleich sie dem Gebäude sehr wohl anstehen würden. Ich komme mir in dieser meiner peinlichen Lage wohl vor wie der Teufel, der in ein Weihwasserbecken gefallen ist und verzweifelte Anstrengungen macht, um aus dieser unbehaglichen Stellung zu entkommen. Wie gesagt, ich kann nur bedauern, daß der wackere Berichterstatter in seiner Angabe nicht recht hat.

Sulpiz Boiſſerée an Fr. Creuzer in Heidelberg.

München, 30. März 1844.

Innigſt verehrter Freund! Von Profeſſor Spengel höre ich, daß am 4. April der Jahrestag Ihrer vierzigjährigen, ſo reichen, geſegneten Wirkſamkeit in unſerm geliebten Heidelberg eintritt. Wie gerne möchte ich da bei Ihnen ſeyn und mich mit Ihnen der Erinnerung jener glücklichen Zeiten erfreuen, die wir mit gleichgeſinnten edeln Freunden erlebt haben, und in denen ich Ihrer Lehre und Ihrem geiſtreichen Umgang unſchätzbare Güter ſchuldig geworden bin. Nehmen Sie den Ausdruck meines immer gerne wiederholten Dankes, und die hier beifolgende Abhandlung wenigſtens als ein Zeichen dieſes Wunſches und meines unwandelbaren treuen Andenkens.

Wenn es mir auch nicht vergönnt iſt, an dieſem Ihrem Feſttag zu Ihnen zu kommen, ſo hoffe ich doch, vielleicht in dieſem Jahre noch, Sie zu beſuchen, und mich einmal wieder in Ihrem Geſpräch an Ort und Stelle der liebſten Zeit meines Lebens zu erinnern. Das bleibt für mich immer die neunjährige Zeit, die wir mit Ihnen in Heidelberg verlebt haben; ſo iſt ſie auch für meinen Bruder und für unſern ſeligen Freund Bertram die liebſte Zeit geblieben. Sie glauben nicht, welch einen überaus wohlthätigen, erhebenden Eindruck mir jene Stunden hinterlaſſen haben, die wir vor zwei Jahren am Mittageſſen bei Ullmann zuſammen zugebracht. Auch meine Frau ſpricht immer noch mit lebhafteſter Freude davon. Was kann man auch Beſſeres haben in dieſer haſtig bewegten, babyloniſch verwirrenden Zeit, als die Ueberzeugung, daß noch Männer leben, welche Geiſt und Willen rein und unbefangen auf alles Hohe und Gute gerichtet erhalten haben, ohne zu achten, von welcher Seite es herkomme! Solche Ueberzeugung iſt wie ein feſter, klarer Stern in dunkler, ſtürmiſcher Nacht.

Die Erinnerung an die vielen dahingegangenen gleichgeſinnten Freunde iſt freilich auch wie ein geſtirnter Himmel, und für Sie wie für uns iſt er reicher an Lichtpunkten, als die noch unſerm Lebenskreis angehörige Sphäre; aber die in dieſer letztern ſich bewegenden Geſtirne ſind uns näher, ſie leuchten und ſtärken uns mehr, an ihnen halten wir zumeiſt und bitten Gott, daß er ſie noch lange nicht entweichen laſſe in die weite Ferne des Lichtmeeres!

Fr. Creuzer an Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 19. April 1841.

Der Vorabend des Sulpiztages erinnert mich an einen Gegenglückwunsch, den ich Ihnen zuvörderst aus vollem Herzen und mit dem Beisatz darbringe, daß er Sie noch recht viele glückliche Patronatstage erleben lassen möge.

Was soll ich aber zu Ihrem geistreichen und gemüthvollen Festbrief sagen, womit Sie mich beehrt und meine Freunde und Amtsgenossen erfreut haben? Daß unser Professor Dittenberger der jüngere eine Stelle daraus hat abdrucken lassen, habe ich nicht verwehren mögen, weil ich zu stolz darauf bin, bei dieser Gelegenheit nach so vielen Jahren auch vor dem Publikum als Ihr Freund zu erscheinen.

Harte Todesfälle hatte ich in Jahresfrist in meiner Familie erlebt, nicht weniger als sechs, darunter den meines lieben Vetters, des Consistorialraths in Marburg, waren die Kunde an meinem dreiundsiebenzigsten Geburtstag mir zukam und mich tief erschütterte. Nun aber hat die Liebe und Theilnahme Ullmanns, Schwabs, Umbreits, v. Leonhards, Nägele's, Tiedemanns und so vieler andern Freunde und Amtsgenossen an meiner vierzigjährigen badischen Amtsfeier mich wieder aufgerichtet und gestärkt. Unter den Abwesenden haben Sie besonders zu dieser Tröstung und Erheiterung beigetragen, wofür Ihnen Gott lohnen möge.

Schelling an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 23. Mai 1844.

Sie wissen einmal, theuerster Freund, es geht hier alles langsam. Ach, wie nöthig wäre es, daß einmal ein frischer Hauch in das abgestorbene Wesen führe! Die guten Absichten erfüllen sich mit Mühe, und das Beste, wenn es zu Stande kommt, macht keine Freude.

Den Modus einer eigentlichen Anstellung weiß man nicht zu finden. Dagegen wünscht man aufrichtig, daß, und wird sich herzlich freuen, wenn Sie ein ganz freies Verhältniß annehmen

wollen. Ohne alle Verpflichtung (was freiwillige Intervention ſo wenig ausſchließt als freundliche Zurathebeziehung in einzelnen Fällen) tauſend Thaler Penſion mit dem Titel: Geheimer Hofrath (einen andern hat z. B. Tieck nicht, und der König iſt entſchloſſen, künftig niemand außer Männer ſolcher Art und Auszeichnung ſo zu betiteln), dieß iſt's, was man Ihnen in beſter Geſinnung anbietet.

Vom Standpunkt freier Anerkennung eines großen Verdienſtes, wie Sie es um die vaterländiſche Kunſt ſich erworben, ſcheint mir das Anerbieten einer völlig freien (zu nichts verpflichtenden) Stellung auszeichnender und ehrender, als jede ſogenannte Anſtellung; handelt es ſich um Einwirkung oder beſtimmenden Einfluß auf Kunſtangelegenheiten, ſo kann Ihnen dieſer nirgends, am wenigſten dort fehlen; Ihre bloße Anweſenheit wird hinreichen, das Rechte zu fordern, Unrechtes und Verkehrtes zu hindern; dabei die herrliche Muße in Bonn, umgeben von allen literariſchen Hülfsmitteln und von Freunden, die mit Freuden Sie erwarten.

Wollen Sie erlauben, daß ich meine Anſicht oder gar einen Rath ausſpreche, ſo ſage ich unbedenklich: faſſen Sie den zuſagenden Entſchluß, nehmen Sie das Anerbieten an, es kommt aus dem beſten Herzen, und mir ſcheint es für Sie ehrender als ein anderes, für die Regierung rühmlich, und wenn materiell nicht groß, doch großartig von Geſinnung. Ich erwarte mit Sehnſucht und Hoffen Ihre Antwort.

Durch meine Kinder in München werden Sie wiſſen, daß unſere Julie am Himmelfahrtstag einen geſunden, lebenskräftigen Knaben geboren hat. Zu Oſtern habe ich meinen jüngſten Sohn Hermann nach München geſchickt, zunächſt ſchon damit er aus dem elterlichen Hauſe einmal wegkomme und ſich ſelbſt beſtimmen lerne, auch was ſeine Zukunft betrifft. Ich denke, er wird ſich Ihnen vorgeſtellt und unſere herzlichen Grüße überbracht haben.

Sulpiz Boiſſerée an Schelling in Berlin.

München, 4. September 1844.

Von Woche zu Woche ſtand ich im Begriff, Ihnen zu ſagen, wie ſehr Sie durch Ihre innige Theilnahme und Ihr wahrhaft

väterliches Wohlwollen mich getröſtet, beruhigt und geſtärkt haben. Aber die Hoffnung, Ihnen zugleich melden zu können, daß meine Geſundheit vollkommen, bis zur Ueberzeugung der Dauerhaftigkeit hergeſtellt ſey, hat mich hingehalten; und leider iſt ſie nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe einen, wenn auch kurzen Rückfall erlitten, und ſeitdem iſt mein Befinden immer ſchwankend. Wie ich dabei die neue Anſiedlung noch vor dem Winter werde unternehmen können, ſehe ich nicht ein; ich müßte nothwendig meiner Geſundheit wieder ſo weit gewiß ſeyn, daß ich mit gehöriger Heiterkeit und Thätigkeit aufzutreten und dadurch dem mir bezeigten Vertrauen des Königs zu entſprechen vermöchte. Um dazu zu gelangen, iſt längere Ruhe erforderlich, auch ſchreibt man mir eine Traubenkur vor, die mir früher ſchon mehrmal ſehr wohl gethan. Dießmal iſt aber in Württemberg und am Rhein keine Ausſicht auf reife Trauben, man verweiſt mich darum nach Meran. Bei näherer Ueberlegung bleibt uns nichts übrig, als den Winter noch hier zuzubringen, und den Miniſter dazu um weiteren Aufſchub zu bitten. Wie verdrießlich uns das iſt, mögen Sie ſich denken; doch es heißt, ſich den Umſtänden fügen.

Sulpiz Boiſſerée an Schelling in Berlin.

München, 24. Januar 1845.

Der Gedanke an Ihren nahenden Geburtstag drängt mich, Ihnen meine und der Meinigen herzlichſte Glück- und Segenswünſche darzubringen. Mögen Sie noch den vollkommenſten Erfolg des Kampfes ſehen, der ſich immer mehr gegen das Unweſen des falſchen Geiſtes erhebt!

Die Sachen ſind jetzt auf einen Punkt gekommen, wo alle, denen es um die höchſten Güter Ernſt iſt, zuſammen ſtehen und die Verſchiedenheit der einzelnen Glaubenslehren und Meinungen fallen laſſen müſſen. In einem ſolchen Augenblick ſollte das Wort des Mannes einen fruchtbringenden Boden finden, der mit den größten Gaben und dem redlichſten Willen fünfzig Jahre lang in den Tiefen der Wiſſenſchaft geforſcht und gelehrt, der ſeinem Volk in allen Zeiten treue Theilnahme bewieſen, ſich von

allem Parteiweſen frei und unbefangen gehalten, der am Ende die erſchütternde Gewalt der Wärme im Alter für ſich hat. Ja, verehrter Freund, laſſen Sie die Wärme los, die in Ihrem Gemüth iſt, ſie wird Ihren Geiſt tragen, Sie werden prophetiſch wirken!

Dürfte ich an dieſe höhern Wünſche einen kleinen in Beziehung an mich anknüpfen, ſo wäre es, daß mir vergönnt ſeyn möchte, Sie in dieſem Jahr am Rhein wieder zu ſehen, und einige Tage ſo ſtill als möglich mit Ihnen zu verleben.

Schelling an Sulpiz Boiſſerée.

Berlin, 18. April 1845.

Wüßte ich nicht, mein theurer Freund, daß das: „Richtet nicht!“ des Evangeliums in Ihr Herz geſchrieben iſt und daß Sie an dem einmal erkannten Freund nicht durch den Schein irre werden, ſo müßte ich tief beunruhigt ſeyn, ſo oft Ihr Schreiben, das unbeantwortet auf meinem Tiſche lag, mir aufs Herz fiel. Sie hatten ſo freundlich meines Geburtstages gedacht und damit ſo aufrichtende Worte an mich verbunden, daß ich von dem innigſten Gefühl Ihrer Freundſchaft durchdrungen war. Vernehmen Sie nun, wie es mir dieſen Winter ergangen. Zum Geburtstag überraſchten mich die Kinder aus Gotha (doch ohne die kleine Enkelin) und ich konnte an Carolinens unerſchöpflicher Heiterkeit und geiſtigen Beweglichkeit einen ganzen Monat lang mich erfriſchen und verjüngen; kaum hatten uns dieſe verlaſſen, ſo kam unſer Fritz aus Württemberg, der vor dem Antritt eines geiſtlichen Amtes noch einmal die Eltern ſehen wollte; dieſem treuen Sohn, der in unabläſſiger, geiſtiger Arbeit tief von ſeinem Beruf ergriffen iſt, habe ich mich ganz gewidmet: ſo verging der grauſam lange und ſchneereiche Winter, der meiner Geſundheit eben nicht wohl gethan. Auch die Erſchütterung, welche ich über den Tod des älteſten, von früher Jugend an treu erfundenen Freundes Steffens empfinden mußte (wenn ich gleich nicht, wie ein Berichterſtatter der Allgemeinen Zeitung fabelte, die erſte mit Schnee gemiſchte Schelle auf ſeinen Sarg geworfen), wurde überſtanden.

Die neukatholischen Bewegungen haben mich, wie Sie wohl denken können, wenig angeregt. Dennoch, wie wenig Achtung und selbst Beachtung sie verdienen mögen, scheint mir in diesen, wie in den analogen Bestrebungen der protestantischen Kirche an den Tag zu treten: das Christenthum will keinen Zwang mehr, es will frei seyn, ein frei angenommenes und nur durch sich selbst siegreiches. Dahin muß es ja doch am Ende kommen. Das Gesetz im neuen Testament, repräsentirt durch die Macht der katholischen Kirche, war auch hier nur der Zuchtmeister auf Christus — auf den wahren, den völlig erkannten, den begriffenen Christus. Die Verblendung ist groß von beiden Seiten. Was sagt man in München, oder vielmehr was urtheilen Sie von den frechen Bekanntmachungen der Luxemburger Zeitung?

Unter so eigenthümlichen Verhältnissen, als dieser Winter mir gebracht, hat es mir doch an einem beständigen Zuwachs innerer Klarheit bis zur höchsten Befriedigung nicht gefehlt und aufs neue sich bewährt, daß gerade, wenn wir abgezogen werden, was unser Inneres erfüllt, gleichsam für sich fortarbeitet; in diesem Sinn der Herr es den Seinen im Schlafe gibt. Nachdem ich frühe materiell genug (ja zum Theil mehr als mir lieb) gewirkt, durfte ich den Kopf darauf setzen, nicht abzuschließen bis das Abstruseste zu durchsichtiger Klarheit und Einfachheit gebracht sey. Das läßt sich aber nicht erzwingen — es muß erbeten seyn, wie das Kirchenlied sagt. Es muß an uns kommen, wir können es nicht suchen. Jetzt werde ich wirklich die Herausgabe meiner Werke in der Ordnung anfangen, wie sie entstanden sind. Zuerst also die Vorlesungen über Philosophie der Mythologie. Für den ersten Theil liegt die ausgearbeitetste Handschrift seit langer Zeit fertig, da ich aber diese Vorlesungen im gegenwärtigen Sommerhalbjahr noch einmal zu halten gedenke, so ist der Druck bis zu deren Anfang verzögert worden.

Und so habe ich in Einem Zuge gleichsam nur von mir selbst geschrieben, das meiste auch bloß für Sie. Denn diese unschuldige Art, Widersacher und falsche oder halbe Freunde dadurch anzuführen, daß man ihnen seine Vorhaben nicht vertraut, habe ich in langer Zeit ergötzlich und bewährt gefunden. Sie haben immer so viel wahren und warmen Theil an mir genommen, daß ich, was gegen andere ungern geschieht, gegen Sie

Jahre über der Asche der alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige Feuer immerfort glimmend sich erhielt, so daß die Sassaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, als sie die alte Religion wieder bekennend den frühern Dienst herstellten, sogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Gränze Indiens sich und ihre Gesinnungen im Stillen erhalten hatten. Die altpersische Sprache wurde hervorgezogen, die griechische verdrängt und zu einer eignen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologische Vorgeschichte persischer Ereignisse, durch poetisch-prosaische Nachklänge, einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derselben erfreut uns immerfort und eine Mannichfaltigkeit von Charakteren und Ereignissen erweckt großen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunst dieser Epoche vernehmen, so ging es damit doch bloß auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weitläuftigkeit und unförmliche Gestalten hinaus; und wie konnt' es auch anders werden? da sie ihre Kunst vom Abendlande hernehmen mußten, die schon dort so tief entwürdigt war. Der Dichter besitzt selbst einen Siegelring Sapor des Ersten, einen Onyx, offenbar von einem westlichen Künstler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen, geschnitten. Und sollte der Siegelschneider des überwindenden Sassaniden geschickter gewesen seyn als der Stempelschneider des überwundenen Valerian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit aussehe, ist uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat sich das Dichterisch-mährchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur historischen Prosa herabgestimmt. Da wir denn nun deutlich auch in diesem Beispiel begreifen, daß

ungescheut von mir sprechen und hier auch noch wohl meine Hoffnung anfügen darf, daß Gott, der mich in meinen Kindern so gesegnet, auch mich in meinen letzten Unternehmungen nicht verlassen werde.

Nun lassen Sie mich aber nach Ihnen und Ihrer lieben Frau fragen, da ich nicht ohne Besorgnisse bin, wie es Ihnen während des harten Winters ergangen ist, und ob Sie sich stark genug fühlen, die große Veränderung zu bestehen. Ich frage nicht darum, als ob irgend wer Sie drängte, im Gegentheil, man wünscht nur, daß alles ganz nach Ihrem Belieben und Ermessen und zu Ihrer vollkommnen Zufriedenheit geschehe; König und Minister werden sich freuen, wenn Sie sich entschließen, zu uns zu kommen, aber Ihnen nicht weniger wohlwollen, wenn Sie anders beschließen. Cornelius neue Zeichnungen zu sehen, wird Ihnen großes Vergnügen gemacht haben. Er scheint jetzt der symbolischen Mittel, über das gemeinhistorische auch bei heiligen Gegenständen hinwegzukommen, nicht mehr zu bedürfen, seit er mehr an die Ideen selbst gekommen ist. Schon sehr lange höre ich nichts von Maurer, ich bitte, ihm von uns allen die herzlichsten Grüße zu sagen.

Sulpiz Boisserée an Schelling in Berlin.

München, 25. April 1845.

Empfangen Sie den herzlichsten Dank für den liebevollen inhaltreichen Brief. Wir hatten doch zuletzt gefürchtet, daß Ihnen der lange, harte Winter würde wehe gethan haben, bis Cornelius kam und uns darüber beruhigte. Gott sey Dank, daß Sie die schlimme Zeit so glücklich und in so heiterer Stimmung überstanden haben.

Ich habe mich bis Mitte Merz so wohl befunden, daß ich geglaubt, die Einladung zu einer Reise nach Hamburg, welche ich von der dortigen Baukommission der St. Nikolaikirche erhielt, auf den ersten Mai annehmen und so über Hamburg an den Rhein gehen zu können. Die Herren hatten von mir und Zwirner ein Gutachten über die für ihre Kirche eingelaufenen

Entwürfe und die Ertheilung der dafür ausgesetzten Preise, so wie Rathschläge über die Ausführung des Baus selbst gewünscht. Wegen dieser Verbindung mit Zwirner, den ich als einen ebenso rechtlichen und zuverlässigen, als unterrichteten und talentvollen Mann kenne und der Sache wegen war ich gerne bereit, der Einladung zu folgen; dazu kam noch eine alte Verliebe für Hamburg, wo ich in den Jahren 1798 bis 1800 die Grundlage zu einem höhern Unterricht empfangen habe. Zu Ende März aber sind die Folgen des argen Winters eingetreten, bei denen ich die Betrachtung habe anstellen müssen, wie viel ich für das Frühjahr und den Sommer zu übernehmen im Begriff stand, daß ich es jetzt gleich in der Reconvalescenz nicht wagen dürfte, mich in die Unruhe der Hamburger Episode zu stürzen. Ich habe also mich begnügt, dieser Tage eine Denkschrift über Kirchenbau für den evangelischen Gottesdienst zu verfassen und die Hamburger Herren damit und mit Verweisung auf Zwirner zu trösten. Ich aber werde, da ich über eine neue Frage beim Kölner Dombau eine zweite Denkschrift vollendet habe, in nächster Woche mit meiner Frau zur Erholung die mildere Luft von Württemberg aufsuchen. Von dort aus, wo wir uns einige Wochen in Kannstadt aufhalten und vollends wieder zu erfrischen denken, werde ich dann ohne Zweifel dem Minister Eichhorn schreiben können, daß ich mich im Stande fühle, das mir vom König gnädigst gewährte Verhältniß am Rhein anzutreten.

Vom Rhein aus schreibe ich dann an Melchior, daß ich mich entschlossen habe, die mir dort bereitete Stellung anzunehmen und so wird die Sache hier und in Berlin zugleich bekannt. Wir können dann der Wahrheit gemäß sagen, daß schon länger die Rede davon gewesen, es aber erst nach meiner Abreise zum Beschluß gekommen ist.

Wir müssen bei aller Berücksichtigung der Gesundheit, sowohl meinetwegen als besonders auch wegen meines Bruders, möglichst dafür sorgen, daß wir von hier auf eine sehr anständige und freundliche Weise scheiden. Wir hoffen, Sie und der Minister werden diese Verfahrungsweise billigen und es wird sich, was anfangs so dunkel und verworren gewesen, nun doch segensreich entwickeln!

Nachdem ich so viel von mir selber habe sagen müssen, freue ich mich, endlich auch von andern Dingen reden, vor allem,

Ihnen zu der nahe bevorſtehenden Herausgabe Ihrer Werke Glück wünſchen zu können. Ich bin überzeugt, wenn nur erſt der Anfang gemacht iſt, ſo wird Ihnen alles leichter werden und es wird auch über die Punkte, worin Sie ſich noch nicht ganz genügen, die gewünſchte Klarheit des Ausdrucks kommen. Die Anweſenheit Ihres geliebten Sohnes Fritz iſt Ihnen mittelbar gewiß auch in mancherlei Stücken förderlich geweſen, da Sie mit ihm natürlich die höchſten Dinge beſprochen haben. Es freut uns ſehr, daß er jetzt Diakon in Weinsberg geworden iſt, meine Frau hat aus frommem Andenken an die Weibertreue noch ein beſonderes Wohlgefallen an dieſer Stellung und verlangt, daß ich es Ihnen ausdrücklich ſage. Die Freunde danken für Ihr freundliches Andenken, alle theilen mit uns die Freude, die Sie an Ihren Kindern und Enkeln, namentlich an Hermann erleben. Gott ſegne Sie ferner und erhalte Sie und Ihre verehrte Frau geſund und rüſtig!

Sulpiz Boiſſerée an Schelling in Berlin.

Cannſtatt, 21. Mai 1845.

Meinem Vorſatz gemäß bin ich trotz dem ſehr unfreundlichen Wetter hieher gereist und meine Frau und ich haben uns nur der wohlthätigen Wirkung der Reiſe und des hieſigen Aufenthalts zu rühmen. Ich lege einigen Nachdruck auf die Reiſe, weil wir ſie über Regensburg gemacht und ſieben Tage darauf zugebracht haben.

Bei unſrer Abreiſe überraſchte uns Melchior auf das allerangenehmſte dadurch, daß er ſich zu uns in den Wagen ſetzte. Er wollte auch Diepenbrock in Regensburg Lebewohl ſagen, der mit ihm einen Freund und Verwandten unſeres Vaters, Herrn Birkenſtock in Köln, zum Pathen hatte. Wir fanden den zwar immer kränklichen, jedoch im Ganzen rüſtigen Mann von ſiebenundvierzig Jahren ſehr gut ausſehend, ſeit geraumer Zeit nicht verändert. Er war durchaus erfüllt von der Schwierigkeit des hohen Amtes, welches er übernommen, aber da es ihm trotz allem Widerſtreben durch die Fügungen der Verhältniſſe und Umſtände aufgedrungen worden, ſo iſt er jetzt heiter und geht ſeiner

Aufgabe mit dem festen Vertrauen entgegen, daß Gott ihm helfen werde. Ich kann Ihnen nicht sagen, welch einen beruhigenden Eindruck uns dieses Wiedersehen des geistreichen, in jeder Rücksicht tüchtigen, klaren, wohlwollenden und offenen Mannes gemacht hat, der gegenwärtig zu einer so wichtigen Wirksamkeit berufen ist.

So weit hatte ich vor einigen Tagen geschrieben; unterdessen war ich in Stuttgart und habe von Ihrer Schwägerin die besten Nachrichten über die Familie Ihres Bruders erhalten. Leider bin ich durch eine Trauerbotschaft abgehalten worden, Ihren Bruder wieder aufzusuchen. Es wurde mir geschrieben, daß mein älterer Bruder Bernhard, der einzige von allen Geschwistern, der noch in Köln lebte, zweiundsiebenzig Jahre alt, gestorben sey. Er ist der Besorger aller Familienangelegenheiten fast fünfzig Jahre lang, und Vater von zehn Kindern, stets ein Mann der That und Biederkeit gewesen. Sie begreifen, daß mich dieser Verlust in dem jetzigen Augenblick doppelt schmerzt, wo ich noch eine Zeit lang in der Nähe des ältern Bruders mit Melchior zu verleben hoffte.

Ich gehe nun morgen nach Mannheim und hoffe übermorgen Abend in Köln zu seyn.

An Minister Eichhorn habe ich geschrieben und ihn recht sehr gebeten, in der Art und Weise, wie er die mir verliehene Stellung bekannt machen läßt, das bisher von uns beobachtete Stillschweigen und somit auch das Verhältniß der Dankbarkeit und des Zartgefühls zu berücksichtigen, in welchem wir zum König Ludwig, dem Kronprinzen und dem Prinzen Karl von Bayern stehen.

Bisher fügte sich in meiner Angelegenheit alles so förderlich, als im vorigen Jahr sich alles entgegen setzte.

Ich gehe jetzt mit frischem Muth und festem Vertrauen dem neuen Lebensabschnitt entgegen.

Mathilde Boisserée.

Köln, 16. Juni 1845.

Lieber Melchior, heute kann ich Dir über das Befinden meines lieben Mannes bessere Nachricht geben, als ich es bisher

gekonnt. Die Stimmung iſt auch viel beſſer, Gott gebe, daß es ſo bleibe. Wir wiſſen nicht, was dieſem neuen Sturm zum Grunde liegt.

Geſtern erhielt Sulpiz durch Zwirner ein ſehr dankbares, anerkennendes und ehrenvolles Schreiben von Hamburg, mit einer Abbildung der gewählten Kirche. Die Herren wünſchten die Erlaubniß zu erhalten, die Denkſchrift von Sulpiz durch den Druck veröffentlichen zu dürfen; ob er ſeine Einwilligung dazu geben wird, weiß ich noch nicht.

Wir haben bis jetzt Sulpiz Ernennung noch immer ziemlich geheim gehalten, da er noch Niemand ſehen kann und es für mich eine Pönitenz iſt, ihn ſo lange allein zu laſſen, um Beſuche zu empfangen. Ich wäre recht dankbar, wenn dieſer Zuſtand ſich bald beſſern würde, es liegt ſo viel Aufreibendes darin, daß man ein baldiges Ende hoffen muß. Kaum wage ich zu wünſchen, daß Du zu uns herunter kommſt, es wäre in dieſem Augenblick für Dich ein zu großes Opfer; aber freilich ginge dann alles viel leichter.

In einigen Tagen ſchreibe ich Dir wieder, damit im Fall Du nicht zu uns kommen könnteſt, Du doch nicht zu lange ohne Nachricht biſt. Im Hauſe überhäuft man uns mit Aufmerkſamkeiten und erleichtert mir die Pflege meines lieben Kranken auf alle Weiſe.

Melchior an Sulpiz Boiſſerée in Kreuznach.

München, 26. Juli.

Seitdem ich Euch in Kreuznach verlaſſen, habe ich in beſtändiger Bewegung gelebt. Heute folge ich einer Einladung des Prinzen Karl nach Tegernſee, von wo ich am Montag zurückkehren werde.

Der Kronprinz und die Kronprinzeſſin empfingen mich auf das freundlichſte, beklagten unſern Abzug, fanden es aber natürlich, daß Du das Anerbieten des Königs angenommen. Dieſes iſt überhaupt die allgemeine Anſicht und ſo ſehr die Freunde bedauern, daß wir weggehen, ſo finden ſie es doch alle begreiflich, daß Du dem Ruf gefolgt biſt, da Du ja Dein ganzes Leben

dieſem großen Werk geopfert. So leid es mir thut, die vielen Klagen der Freunde zu hören, ſo wohlthuend iſt es mir, zu ſehen, wie viele wir hier haben und wie gut wir bei ihnen angeſchrieben ſind.

Sulpiz an Melchior Boiſſerée.

Kreuznach, 3. Auguſt 1845.

Lieber Melchior! Heute, an meinem Geburtstag, will ich den Brief an Dich gleich ſelbſt anfangen mit dem Wunſch und der Hoffnung, daß ich von nun an wieder auf die altgewohnte Weiſe meinen Briefwechſel werde führen können, noch mehr aber mit dem Wunſch, daß das große Unternehmen, in dem wir begriffen ſind und deſſen Ausführung Dir zumeiſt obliegt, mit Gottes Hülfe glücklich zu Ende komme und uns ein frohes Wiederſehen zu Theil werde!

Seitdem Du von uns geſchieden biſt, geht es mit meinem Befinden wieder etwas beſſer, jedoch noch immer nicht ganz gut. Wir wollen aber morgen nach einem vierwöchigen Aufenthalt die Reiſe rheinabwärts wagen. In Bonn werden wir in der von Herrn Hauptmann für uns gemietheten Wohnung bei der Wittwe des Univerſitätsbaumeiſters Leidel abſteigen.

Bonn, 5. Auguſt.

Wir ſind vor vier Uhr glücklich hier angekommen und von unſerer freundlichen Wirthin ſehr gut empfangen worden. Da ein großer Theil unſrer Möbel ſich auf demſelben Dampfboot befand, das wir in Bingen beſtiegen haben, ſo wurde auch gleich mit Hülfe von tüchtigen Handwerksleuten ausgepackt, wobei ſich unſere Hausfrau überaus gefällig benahm. Das Haus hat von der einen Seite die Ausſicht auf den Rhein und das Siebengebirge, von der andern auf die Straße und den Kreuzberg. Wie ſich die Zimmer eintheilen, wird ſich finden.

Den 11. Auguſt.

Uns iſt es ſeit unſrer Ankunft gut ergangen und durch Mathildens unermüdlichen Eifer iſt unſere Einrichtung ſchon ſehr behaglich geworden. Auch die Vorſtellung beim König iſt ſehr gut vorüber gegangen. Er kam mit der Königin von Stolzenfels, um das hier liegende Uhlanenregiment in Augenſchein zu nehmen, und die Sternwarte zu beſuchen, ſodann in Brühl zu ſpeiſen und nach Aachen ſchlafen zu gehen. Hollweg verſchaffte mir Eintritt zur Sternwarte; außer dem Profeſſor der Aſtronomie, Dr. Argelander und dem Rektor der Univerſität, war ich die einzige Perſon, die nicht zum Gefolg gehörte. Hollweg wollte mich vorſtellen, aber Gröben, der mich bemerkte, ließ es ſich nicht nehmen. Der König rief gleich, mir die Hand gebend: „Ah, Sulpiz, ſind Sie da, es freut mich, Sie im Rheinland zu begrüßen; ſeyn Sie willkommen!“ — Dabei ſchüttelte er mir die Hand und ſagte noch manches andere, was ſein unverändertes Wohlwollen bezeugte. Mit der Königin und dem Prinzen von Preußen hatte ich auch Gelegenheit zu ſprechen. Der Königin ſagte ich, daß es uns doch recht leid thue aus Bayern zu ſcheiden, wo wir ſo viel Gutes erfahren, das rührte ſie wie mich. Während der König ſich den Heliometer erklären ließ, ſprang der Prinz von Preußen auf die im Obſervatorium rund umlaufende Fußbank zu den Fenſtern mit den Worten: „Ich ſehe lieber nach dem ſchönen Lande als nach den Sternen.“ — Der König trat nun auch an das Fenſter, wo Argelander ein Fernrohr gerade auf den Dom gerichtet hatte und nachdem er ſich umgeſehen, kam er herab zu mir, um vom Dom zu ſprechen. Er äußerte ſeine große Zufriedenheit mit den Arbeiten und fing an, nach ſeiner behaglichen Weiſe ſich ins Geſpräch einzulaſſen; da trat der dazu beauftragte Adjutant mit der Uhr in der Hand heran und mahnte an die von Sr. Majeſtät beſtimmte Zeit.

Wir werden uns wegen meiner Geſundheit während der Feſte ganz ſtill halten.

Den 14. Auguſt.

Aus den Zeitungen wirſt Du geſehen haben, daß das Beethovenfeſt, d. h. die Enthüllungsfeierlichkeit, vollkommen gelungen

ist. Das schöne Wetter hat uns doch hinausgelockt und Mathilde wünschte die Königin Victoria zu sehen; dazu fanden wir am Ende des Hofgartens, wo man zur Poppelsdorfer Allee hinunter geht, einen sehr angemessenen Platz, denn die Menge hatte sich entweder zum Bahnhof oder zum Monument auf dem Münsterplatz gedrängt. Dort sahen wir die Herrschaften aufs beste; die Königin war sehr heiter und Prinz Albert sah wie sonst immer noch recht schön, aber männlicher aus. Nachher sahen wir auch noch in einiger Entfernung die Enthüllung mit an.

Gestern haben wir die Statue von Beethoven mit aller Ruhe und in einem Augenblick günstiger Beleuchtung gesehen und aber und abermals betrachtet, ohne daß wir eine Freude daran hätten finden können. Es ist eine schwerfällige, gedrungene Figur, von der allerungünstigsten Gesichtsbildung und der Künstler hat, statt das Häßliche zu mildern, das Charakteristische zur Carricatur gesteigert. Die Basreliefs sind geistreich und haben Zierlichkeit, aber es ist das Streben nach Bewegung und Lebendigkeit, welches über die Wahrheit hinausgeht, darin sichtbar. Zudem hat man ihm eine sehr schmutzige Farbe gegeben, die daran erinnert, daß in Nürnberg die Rothgießer die Rußigen heißen. Unser lieber Schwanthaler dürfte sich andere Nebenbuhler wünschen; sein Goethe und Mozart stehen weit über diesem Beethovenbild.

Melchior Boisserée.

München, 21. August.

Die Abschiedsbesuche bei dem König Ludwig und der Königin Therese habe ich bereits gemacht. Beide waren über die Maßen gnädig und freundlich. Der König klagte seinen Schwager an, daß er ihm alle ausgezeichneten Leute wegnehme; aber nicht allein diese, sondern auch sogar die untergeordneten, bis zum Theatermaschinisten. — „Aber," sagte der König, „wenn Sie durch Ihren Aufenthalt unten Gutes für das große Werk stiften können, so ist es schon recht, obschon mir Ihr Abgang sehr leid thut."

Sulpiz an Melchior Boisserée.

Bonn, 30. Auguſt.

Du kannſt Dir denken, welche große Freude wir über die Geburt eines jungen Kronprinzen gehabt haben. Ich ſchrieb auch geſtern gleich an den Kronprinzen. Es muß an dem Ludwigstag ein großer Jubel in München geweſen ſeyn. Das iſt wahr, der König iſt recht mit Glück geſegnet. Der Himmel gebe ſein Gedeihen zu dem Kinde. Man fühlt bei ſolchen Gelegenheiten erſt recht, wie anhänglich man Bayern geworden iſt. Haben wir doch eine große Anhänglichkeit an Baden und Württemberg behalten, kein Wunder alſo, daß wir an Bayern, wo unſere Sammlung hingekommen, und wo wir doppelt ſo lange gelebt haben, noch mehr hängen. Das wird ſich nicht mehr verwiſchen und verlieren.

Den 8. September.

Daß Schwanthaler die Freude gehabt, den König Ludwig und den König von Preußen auf ſeiner Burg zu ſehen und von ihnen Glückwünſche zu ſeinem Namenstag zu empfangen, freut uns recht ſehr, noch mehr aber, daß es ihm ſo gut geht. Gott erhalte ihm dieſe Geſundheit und Heiterkeit! Grüße ihn herzlich und ſage ihm, daß mir oft das Herz ſchwer wird nach ihm, wie ich es voraus gewußt habe. Er iſt mir und bleibt mir eben der liebſte von unſeren Münchner Freunden. Sage ihm auch, daß Zwirner ganz damit einverſtanden iſt, ihn um den Entwurf der Bildwerke für den Dom zu erſuchen und daß wir bloß auf die Genehmigung der geiſtlichen Herren warten, um die Sache in Gang zu ſetzen.

Bonn, 2. Oktober 1845.

Nachdem ich mit großer Sehnſucht auf Nachricht von Dir gewartet, iſt dann Dein Brief vom 29. angelangt, der uns Deine Abreiſe ankündigte und ich eile, Dich in Stuttgart zu begrüßen. Es geht uns Gott ſey Dank gut, und wir hoffen, Du habeſt die Beſchwerlichkeit und die Gemüthsbewegung des Abſchieds mit Seiner Hülfe glücklich überſtanden. Ich fühle es immer mehr,

wie groß das Liebesopfer iſt, welches Du mir durch dieſe große Veränderung bringſt und bete alle Tage, daß es zu unſer aller Zufriedenheit gedeihen möge!

Seit ich mich wieder wohl befinde, ſehe ich auch wirklich mit Muth und Vertrauen in die Zukunft. Ein Zeichen aber meines Wohlbefindens mag Dir ſeyn, daß ich geſtern am Rhein aufwärts ſpazierte und ein ſolches Behagen dabei empfand, daß ich bis Plittersdorf und Godesberg kam, wo ich etwas ruhte und dann ganz leichtfüßig zu Mathilde zurückkehrte. Mit unſrer Einrichtung ſind wir ſo weit, daß wir abends ſchon jemand bei uns ſehen können; Frau Geheimerath Blume iſt ſchon bei uns geweſen und hat uns von der Reiſe ihres Mannes und ihrer Tochter erzählt, die glücklich auf dem Gute ihres Schwagers bei Lucca angekommen ſind. Vorgeſtern Morgen kam Canina, der von Neapel über Paris und London kam, um nach Rom zurückzukehren, er blieb nur bis Mittag. Am Nachmittag kam die Familie Ringseis, und zwar in einem Zug von Aachen, blieben aber leider nur den Nachmittag und den Abend bei uns, den andern Morgen reiſten ſie wieder ab. Alle waren königlich vergnügt über ihre Reiſe; Ringseis hat zu Oſtende in elf Tagen zweiundzwanzig Bäder gebraucht und iſt ſo eingenommen für die Seebäder, daß er ſagte, er wolle jeden nach Oſtende ſchicken.

Wir haben Alles für Dich vorbereitet. Gott gebe uns ein frohes Wiederſehen!

Fr. Hoffſtadt an Sulpiz Boiſſerée.

Aſchaffenburg, 13. November 1845.

Ich benütze die Veranlaſſung der Verſendung der fünften und ſechsten Lieferung meines A. B. C., um zur Wiederüberſiedlung auf den alten heimathlichen Boden im freundlichen Bonn und ſo nahe der alten ehrwürdigen Metropole von Herzen Glück zu wünſchen.

Da Ihr Gehen und Kommen Bayern verlieren und Preußen gewinnen macht, ſo bleibt ſich die Sache für Deutſchland gleich, und für Köln und Rheinland bringt ſie offenen Gewinn.

Schwerlich werde ich mir verſagen können, nächſten Sommer

ein Volk auf einer hohen ſittlich-religioſen Stufe ſtehen, ſich mit Pracht und Prunk umgeben und in Bezug auf Künſte noch immer unter die barbariſchen gezählt werden kann.

Eben ſo müſſen wir auch, wenn wir orientaliſche und beſonders perſiſche Dichtkunſt der Folgezeit redlich ſchätzen und nicht, zu künftigem eignem Verdruß und Beſchämung, ſolche überſchätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werthe, wahre Dichtkunſt in jenen Tagen zu finden geweſen.

Aus dem Weſtlande ſcheint ſich nicht viel ſelbſt nach dem nächſten Oſten verloren zu haben, Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrücktmonſtroſe Religion, dem Lebemenſchen aber eine abſtruſe Philoſophie keineswegs annehmlich ſeyn konnte; ſo nahm man von dorther, was allen Menſchen immer gleich willkommen iſt, Schriften die ſich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchſten Werth legte und dadurch ſchon eine künftige Poeſie in ihrem tiefſten Grund zerſtörte. Zugleich hatte man aus derſelben Quelle das Schachſpiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichterſinn den Garaus zu machen völlig geeignet iſt. Setzen wir dieſes voraus, ſo werden wir das Naturell der ſpäteren perſiſchen Dichter, ſobald ſie durch günſtige Anläſſe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie ſie ſo manche Ungunſt bekämpfen, ihr ausweichen, oder vielleicht gar überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den weſtlichen Kaiſern und daraus entſpringenden wechſelſeitigen Verhältniſſe bringen endlich ein Gemiſch hervor, wobei die chriſtliche Religion zwiſchen die der alten Parſen ſich einſchlingt, nicht ohne Widerſtreben der Mobeden und dortigen Religionsbewahrer. Wie denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja große

Köln zu beſuchen, und bei dieſer Gelegenheit auch Bonn, um Ihnen mündlich die Verſicherung meiner Verehrung zu erneuern.

Was mich betrifft, ſo habe ich hier ein gutes Klima und ſchöne Gegend nebſt vielen Akten, wie überall, gefunden.

Die gänzliche Vollendung meines Werkes wird jedoch ausbleiben, ſo lange ich verbleibe bei der Juſtiz. Der König, welcher die Gnade hatte, mich bei ſeiner hieſigen Anweſenheit auszuzeichnen, ſcheint dieß einzuſehen und hat mir Hoffnung gegeben, von meinen dermaligen Banden gänzlich befreit zu werden.

Möge die rheiniſche Luft Ihnen allen wohlthätig ſeyn!

Fr. Creuzer an Sulpiz Boiſſerée.

Heidelberg, 26. November 1845.

Der liebenswürdige Hr. Profeſſor Urlichs hat mir Ihren lieben Brief ſogleich übergeben, aber eine Augenſchwäche, die mir ſeit einigen Monaten ſehr beſchwerlich fällt, hat mich bis jetzt verhindert, meinen Dank dafür auszuſprechen.

Von Ihrer Ueberſiedlung an den Rhein hörte ich zuerſt vom Hrn. Staatsrath Maurer, der ſie mit einiger Empfindlichkeit, woraus aber nur der Schmerz über den Verluſt Ihres Umgangs hervorblickte, mir erzählte. Ich mußte dieſen Entſchluß in jeder Hinſicht billigen, da Sie als Rheinländer in das vaterländiſche Klima zurück verſetzt wurden und eine ſo angenehme und ehrenvolle Stellung gewonnen haben. Möchten Sie nun mit Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Bruder ſich noch viele Jahre eines heitern Lebens und erwünſchter Thätigkeit in Ihrem Vaterlande zu erfreuen haben!

Mich hat nicht bloß die Jahrzahl 45 und die daran geknüpfte Betrachtung, daß es nach 45 Dienſtjahren nachgerade wohl Zeit ſey, den Dienſt zu quittiren, zu meinem Rücktritt beſtimmt, ſondern der auch hier total veränderte Geiſt der Lehrenden und Lernenden. Hörten Sie jetzt einmal ſich in den Auditorien um, Sie würden unſere alte Univerſität nicht mehr erkennen. Neuere, ja neueſte Geſchichte und politiſirendes Reden und Treiben haben jetzt in größeſter Breite ſich hier niedergelaſſen, und von

andern Studien wird nur noch beachtet, was für's Examen unmittelbar nothwendig iſt. Dadurch wird die akademiſche Wirkſamkeit gelehrter und ernſter Männer, namentlich auch der Theologen, wie des Freundes Ullmann, und der Philologen, wie meines andern Freundes Spengel, gar ſehr eingeſchränkt, und wer wie ich mit guter Manier aus ſolchem Zeitgetümmel ausſcheiden kann, wird ſich wohl nicht lange beſinnen.

Der Rath Schloſſer und Gemahlin weilen noch auf Stift Neuburg, er aber kränkelnd. Er hat ſich neulich in Rom durch Widmer von derſelben Dalmatica, womit Sie mich ſo gütig beehrt haben, eine ſehr große Abbildung fertigen laſſen.

Da wir nunmehr durch den Rheinſtrom ſo leichte Verbindung haben, ſo darf ich wohl hoffen, Sie im Laufe des Sommers wieder einmal zu ſehen.

Geheimerath Schubert an Melchior Boiſſerée in Bonn.

München, 3. Januar 1846.

Mein theurer lieber Freund! Ich möchte Dir gern einige Zeilen in fröhlichem Muthe ſchreiben, ich kann das aber nicht: denn wenn ich daran denke, daß Du und Dein lieber Sulpiz und Mathilde jetzt für immer von München fortgezogen ſeyd, da vergeht mir der frohe Muth: das Herz wird mir faſt ſo ſchwer wie damals, als ich in Aegypten in der Allgemeinen Zeitung las, daß Du, mein theurer Melchior, an der Cholera erkrankt ſeyeſt. Im Grunde genommen habe ich Euch nur ſelten geſehen, denn meine unaufhörlichen Reiterpartien auf der Feder nehmen meine Zeit und alternden Kräfte ſo ganz dahin, daß mir für den Verkehr mit Freunden gar zu wenig übrig bleibt. Und doch kann ich die ſüße Gewohnheit des Bücherſchreibens eben ſo wenig laſſen, als ein alter Weintrinker ſeinen Lieblingstrank; ich fühle mich nur dann wohl und vergnügt, wenn ich wieder etwas unter der Feder habe, obwohl mir es, wenn es fertig iſt, niemals Genüge leiſtet. Wenn ich aber dann, wenn die lieben Freunde, mit denen ich zuſammen lebte, weit von mir fort ſind, es bedenke, daß mich mein Federſtielen um ſo manche Gelegenheit

gebracht hat, mit ihnen zusammen zu seyn, da erscheint mir die Schreibsucht als eine recht bedauernswerthe Krankheit. Und doch ist's etwas ganz anderes, wenn man solche Menschen, die man recht von Herzen lieb hat, wie ich Euch, neben sich an einem Orte lebend hat; es ist immer, wenn man über dem Schreiben oder während der wenigen Ruhestunden beim Bier im Lackengarten sitzt, als wäre man bei ihnen, als könnten sie in jedem Augenblick hereintreten, oder wenn man nur aufstünde, könnte man sie sehen und bei der Hand fassen. Nun ihr lieben Menschen, ihr habt hier viele, bessere Freunde gehabt, und ansehnlichere dazu, als wir sind, aber keine, die euch von Herzen lieber hatten als wir euch haben.

Jetzt kommt nun Dein Jahrestag, Du lieber brüderlicher Freund, den ich so oft mit Dir vergnügt zubrachte, und ich kann Dich dießmal nur aus weiter Ferne begrüßen. Nun, Gott schenke Dir in dem neuen Lebensjahr ein recht reiches Maß Seines Friedens und der Freude. Draußen in der Welt ist kein gutes Wetter, da gibt es Stürme auf Stürme und Furcht und Sorgen genug; Gott schenke aber Dir und den Deinigen theuern Sonnenschein ins Herz und einen frohen, stillen, getrosten Muth. Meine liebe Hausfrau, die euch alle herzinnig begrüßt, läßt Dir gar vielmal danken für die allerliebsten Vögel und das köstlich duftende kölnische Wasser, womit Du uns vor Deinem Abschied noch beschenkt hast. Und wenn ich mich erst mehr an den Gedanken werde gewöhnt haben, daß ihr so weit und doch nicht von uns getrennt seyd, dann schreibe ich Dir auch mit fröhlichem Muthe.

Grüß mir auch alle die Bonner Freunde; die deinigen sind auch die unsrigen.

J. A. Böcker an Sulpiz Boisserée.

Köln, 12. Februar 1846.

Lieber Freund und Schwager! Herzlichen innigen Dank für Deinen lieben Brief von heute Morgen, der mir und uns allen das Gemüth wieder erheitert hat; wir wollen und dürfen demnach zu Gott hoffen, daß die Wiederherstellung von dem lieben Bruder Melchior bald und vollständig erfolgen wird.

Mich hat die erste Nachricht von dem Schlaganfall des lieben Melchiors sehr ergriffen; bei seinem Besuch am Samstag haben wir noch darüber gesprochen, wie es mich freue, daß er in seinem sechzigsten Jahre ohne Gichtbeschwerden so stark und gesund bleibe, und noch so ein frisches Aussehen habe; wir sprachen dabei auch über so manches Vergangene, über Glücks- und Unglückstage, und wer hätte da denken können, daß ihm auch ein Unglückstag so nahe bevorstehe!

Der liebe Gott möge dem Kranken eine baldige und dauernde Genesung verleihen; beruhigend ist es auch für uns alle, daß der Alexianerbruder zu seiner Pflege gekommen ist. Diesen Bruder kenne ich aus eigener Erfahrung als einen Ehrenmann.

L. Janth an Sulpiz Boisserée.

Stuttgart, 8. März 1846.

Seit ich die Nachricht von der Krankheit Ihres Bruders erhielt, beschäftigt mich der Gedanke, Ihnen meine herzliche Theilnahme auszusprechen. Nun erfahre ich durch unsere Freunde Ostertag, daß Gott sey Dank der Zustand Ihres Leidenden sich gebessert hat, und benütze die Muße, die ein leichtes Unwohlseyn mir bereitet, um Ihnen dieses Lebenszeichen zu geben und dadurch mein eigenes Gefühl zu erleichtern; denn ich fühle mich gedrückt, seit eine größere Entfernung im Raume sich zwischen uns ausdehnt und die Leichtigkeit des Verkehrs hemmt, die mir früher so ungemein tröstlich war; wo der Gedanke, daß ich Sie im Laufe eines Tages erreichen und im unmittelbaren Austausch der Gedanken ein Heilmittel für manches Trübe finden konnte, mich dasselbe weniger unangenehm empfinden ließ. So lange Sie in München waren, galt diese Stadt mir als eine Heimath, denn ubi bene, ibi patria, und wo kann es einem wohl seyn, als bei verwandten Gemüthern? — Im Verkehr mit Gleichgesinnten und solchen, denen unser Thun und Treiben nicht als ein fremdartiges, unverständliches erscheint und also nicht verstanden wird? Gewiß, die geistige Einsamkeit ist die drückendste von allen! An wie manchen langen, durch körperliches Leid

noch länger ſcheinenden Winterabenden habe ich mich in Gedanken in Ihren Familienkreis verſetzt und das dort Beſprochene, Erfahrene, Erlebte, Gelernte und Genoſſene noch einmal durchgelebt! Auch dieſer Genuß iſt mir verkümmert, ſeit ich Sie durch dieſen unerwarteten Krankheitsfall mit Betrübniß heimgeſucht weiß: und wenn ich Ihrer allzeit täglich gedenke, ſo geſchieht es nunmehr mit einer beſondern Intention. Wolle doch der gütige Gott Ihren Kummer bald in Freude verwandeln!

Seit Ihrem Einzug in Bonn habe ich durch die Poſt vier Zeilen von Ihrer Hand erhalten, die ich eigentlich durch den Cavaliere Canina hätte empfangen ſollen, den Sie die Güte hatten an mich mit dem Auftrage zu weiſen, mir von Ihnen zu erzählen. Allein der berühmte Archäolog ſchickte mir Ihr Briefchen von Mannheim aus, von einigen Zeilen begleitet, ſein Bedauern ausdrückend, daß ihn unerwartete Nachrichten zur unmittelbaren Rückkehr nach Rom veranlaßten.

Die kurzen Mittheilungen über Sie und Ihren Aufenthalt in B., welche ich bei Oſtertags erhaſche, ſind ungenügend, und ſo bin ich denn eigentlich ohne Orientirung über Ihre Lebensverhältniſſe, während ich früher ſo viele Glieder Ihres geſelligen Kreiſes kannte: Ihr Bild ſchwebt mir gewiſſermaßen in der Luft. Das iſt, was mich und mein Daſeyn anlangt, der entgegengeſetzte Fall, denn ſo wie Sie mich verlaſſen haben, ſo iſt es auch bei mir geblieben, viele graue Haare und mehrere Furchen auf Stirn und Wangen abgerechnet, welche meine anſtrengenden Arbeiten darauf eingedrückt haben. Dafür ſehe ich jetzt mit Gottes Hülfe in wenigen Monaten der Beendigung des im Werke begriffenen Theils meiner Maurerei entgegen und darf hoffen, daß der gnädigſte Bauherr ſeinen Namenstag in dem Häuslein, das ſeinen Namen trägt, werde feiern können. Wenn ich der jahrelangen, unausgeſetzten Ausarbeitung von hunderten von Entwürfen und Zeichnungen gedenke, ſo kommt es mir unbegreiflich vor, daß ich jetzt kaum noch ein halbes Dutzend anzufertigen haben werde, und ich erſcheine mir als ein halber Müßiggänger, wenn ich mit Muße durch die faſt fertigen Räume ſchreite und kritiſirend jede Ecke, jedes Winkelchen muſtere, wo vielleicht irgend ein unpunktlicher Arbeiter, auf den Schatten oder auf meine Kurzſichtigkeit vertrauend, ſeine Aufgabe nur halb vollendet gelaſſen

haben könnte. Seit nun der Bau seiner Vollendung näher kommt, ist auch das strenge Interdikt hie und da zu Gunsten einiger Bevorzugten aufgehoben und ihnen der Zutritt gestattet worden; dahin rechne ich den Oberbaurath Gärtner von München, der kürzlich hier war und der Wilhelma einen Vormittag gewidmet hat. Das Urtheil, welches er in meiner Abwesenheit darüber fällte, war nicht weniger günstig als seine Aeußerungen in meiner Gegenwart; er schien geradezu überrascht durch die Neuheit des Gegenstandes, die Durchführung und den monumentalen Charakter, denn von alldem schien er nichts erwartet zu haben. Sollte Ihnen, verehrter Freund, dieser Ausspruch zu meinen Gunsten nicht genügen, so kommen Sie und sehen Sie selbst, und richten Sie es ein, mit Hittorff zusammen zu treffen, der auch im Laufe des Sommers Deutschland zu besuchen beabsichtigt. Welche Freude wäre es für mich, so werthe Freunde vereinigt bei mir zu sehen! Gott wolle sie mir bescheren, das wäre die größte Erquickung für mich nach der mühevollen Arbeit!

Schelling an Sulpiz Boisserée in Bonn.

Berlin, 22. März 1846.

— — — Sie haben mir bei jeder Gelegenheit mit solcher Liebe alte Freundschaft und Theilnahme bewährt, daß ich wohl über mein inneres und äußeres Befinden etwas mittheilen darf.

Im vergangenen Winter habe ich mich verleiten lassen, das ganze vollständige Collegium über Philosophie der Mythologie zu lesen, das ich auch wohl ausgehalten, so daß ich in der ganzen Zeit nur zweimal ausgesetzt habe. Indeß glaubte ich doch nachher einige Folgen dieser Anstrengung zu verspüren. Unangenehmer als dieß war, daß über diesem Collegium, wegen der unglücklichen Eigenheit meines Geistes, nichts öffentlich vortragen zu können, das mich nicht ganz in Anspruch nimmt und mir alle Freiheit für andre Beschäftigung raubt, der zur Herausgabe fast fertige Theil meiner Arbeiten, zu dessen Vollendung zu meiner eignen vollkommnen Zufriedenheit zwei Monate hingereicht hätten, abermals liegen geblieben ist.

Nach dem Schluß der Vorleſungen hatte ich eine Freundſchaftspflicht zu erfüllen, ein Vorwort zu ſchreiben für eine Ausgabe von Steffens nachgelaſſenen Schriften, die auf dieſe Weiſe leichter und beſſer anzubringen waren. Wenn Sie es leſen (ich werde es Ihnen gleich zuſchicken), werden Sie ſehen, daß ich mir über manches Luft gemacht habe, und daraus auf meine Stimmung im ganzen ſchließen können. Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir auf alte Weiſe treu und offen ſagen, welchen Eindruck es Ihnen gemacht. Seit ich hier lebe, hat das Perſönliche alle Bedeutung für mich verloren, der Chagrin über den Gang der Dinge im Allgemeinen läßt es nicht aufkommen. Ich hörte dieſer Tage viel Merkwürdiges aus einem vertrauten Schreiben des Fürſten v. Metternich, worin er ſeinen Degout für die Geſchäfte auf eine wirklich ſchmerzliche Weiſe ausſpricht. Es muß alſo doch im Allgemeinen ſehr ſchlecht ſtehen, wenn auch hier zunächſt wenigſtens nicht ganz hoffnungslos. Mir ſchreibe ich für dieſe Welt nur noch Eine öffentliche Pflicht zu, meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten alle Kraft und Zeit zu widmen. Sie können leicht denken, daß ich in dem Alter, worin ich ſtand, mich nicht mehr für einen rüſtigen Profeſſor verkauft habe, und ſo denke ich von der ſchriftlich zugeſicherten vollkommnen Freiheit, mit Vorleſungen oder ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mich zu beſchäftigen, für letztere Gebrauch zu machen.

Es wäre freilich noch vieles zu melden und zu beſprechen, aber Sie begreifen, wie viel Urſache ich habe mit der Zeit zu geizen, die jetzt, auf eine höchſt erfreuliche Weiſe zwar, durch die Anweſenheit des Kronprinzen von Bayern noch mehr als ſonſt verkürzt wird.

Sulpiz Boiſſerée an Schelling.

Bonn, 27. Juni 1846.

— — — Für die freundliche Zuſendung Ihres Vorworts zu Steffens nachgelaſſenen Schriften danke ich Ihnen recht ſehr, es iſt doch etwas ganz anderes, wenn man das im Zuſammenhang lieſt, als im Auszug der Allgemeinen Zeitung. Der Ernſt und die Klarheit, die Unabhängigkeit und Freimüthigkeit, womit

Sie darin ſich über die höchſten Angelegenheiten und die Art, wie ſie jetziger Zeit behandelt werden, äußern, muß jedem ſelbſtſtändigen Mann, der ſonſt guten Willen hat, wohlthun, obzwar er die ſchmerzliche Stimmung nicht abweiſen kann, welche allem, was Sie in Bezug auf die Gegenwart ſagen, zu Grunde liegt.

Ganz beſonders befriedigend, meine ich, müßte den redlich ſtrebenden und wahrhaft fromm Geſinnten die Andeutung ſeyn, die Sie über das Verhältniß der Offenbarung zur Philoſophie und zur perſönlichen Erfahrung geben. An Widerſprüchen und Verdrehungen wird es allerdings auch nicht fehlen, denn Sie haben alle irgend befangenen und nicht in voller Freiheit waltenden Geiſter gegen ſich.

Wenn der Himmel Ihnen Geſundheit und Zeit gewährt, daß Sie fortfahren können, mit derſelben Entſchiedenheit und Offenheit, Gediegenheit und Klarheit auszuſprechen, was Sie als Ergebniß Ihres Denkens ſeit den letzten fünfundzwanzig oder dreißig Jahren der Welt mitzutheilen haben, ſo wird das gewiß die ſchönſten, heilſamſten Früchte tragen, und muß man deßhalb Ihrem Entſchluß Beifall geben, daß Sie während dieſen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten keine Vorleſungen mehr halten wollen, um nur der alleinigen Aufgabe ſich widmen zu können.

Es iſt zwar ſehr zu bedauern, daß Sie Ihre mündlichen Vorträge unterbrechen, aber auf dem Punkt wo Sie und in dem Verhältniß wie die Sachen jetzt ſtehen, iſt durchaus zu wünſchen, daß Sie der auf einen größern Kreis wirkenden ſchriftlichen Mittheilung den Vorzug geben und ſich dieſer ganz zuwenden. Verleihe nun Gott ſeinen vollen Segen dazu!

Wer das Glück hat, an der Löſung einer ſolchen Aufgabe arbeiten zu können, darf ſich deſſen in unſern Tagen doppelt erfreuen, weil es die ſicherſte Ableitung für den Ueberdruß iſt, den der Gang der Dinge und die ſeltſamſte Zerriſſenheit der Welt nothwendig erregen muß. Mich verdrießt am meiſten das immer mehr ſichtbar werdende Beſtreben, die Glaubens- und Kirchenangelegenheiten zu rein weltlichen politiſchen Zwecken zu benützen, und ich fürchte, unſere Nachbaren an der Seine könnten uns armen Deutſchen von dieſer Seite her noch böſe Streiche ſpielen.

Sulpiz Boisserée an Baron Arnim, preußischen Gesandten in Paris.

Bonn, 17. Oktober 1846.

Sie verstehen mich, wenn ich Ihnen sage, daß es mir und meiner Frau das dringendste Bedürfniß ist, Ihnen bei dem schweren Schicksal, welches der Herr über Sie verhängt hat, unsere innigste Theilnahme zu bezeugen. Für Sie ist nun leider zur Wirklichkeit geworden, was ich vor zwölf Jahren in Töplitz für mich fürchtete, wo Sie mich so brüderlich stützten und trösteten. Alle Empfindungen jener Tage sind bei der Nachricht von dem Hinscheiden Ihrer theuern Frau in mir wach geworden, und ich wäre, könnte ich meinen Wünschen folgen, schon längst zu Ihnen geeilt, um von Mund zu Mund Ihren Schmerz mit Ihnen zu theilen und Sie zu überzeugen, daß mein Herz Ihnen noch so nah ist, als damals, wo Sie es durch Ihre Liebe an sich heran gezogen haben. Ich denke mir, Sie werden in der großen fremden Stadt den Druck der Einsamkeit um so stärker fühlen; doch hoffe ich auch wieder, Ihr Unglück wird Ihnen Freunde erweckt haben, gegen die Sie sich ohne Rückhalt aussprechen können. Gott ist ja immer, auch wenn er uns eine Prüfung schickt, unergründlich liebevoll und gütig, und seine hülfreichen Boten, seine Engel hat er überall!

Daß ich endlich durch des Königs Wohlwollen doch noch in mein Heimathland zurückgekehrt bin, und seit vorigem Jahr mit Frau und Bruder hier wohne, werden Sie gerne gehört haben, da Sie wissen, wie sehr ich es immer gewünscht. Aber freilich ist mir und uns allen die Uebersiedlung von München hieher sehr schwer geworden, einmal weil wir uns ganz besonders mein Bruder in München seit achtzehn Jahren sehr festgewurzelt waren, dann weil ich gleich am Rhein auf mehrere Monate krank wurde, und zuletzt weil, nachdem alle Mühe und Sorge überstanden schien, auch die neuen Verhältnisse sich freundlich und glücklich zu gestalten anfingen, mein lieber Bruder ohne alle nähere Veranlassung vom Schlag gerührt wurde. Wir haben nun hoffentlich die Prüfungszeit durchgemacht; aber ich gestehe, daß es mir dabei oft recht schwül geworden und mich die Furcht angewandelt hat,

ich habe zu viel gewünscht und dadurch Unheil über uns herangezogen. Während dieser finstern Stimmung, die mich überfiel, hatte meine liebe Frau zwischen uns beiden Kranken den härtesten Stand; doch die höhere Hülfe hat ihr, hat uns allen nicht gefehlt. Und so geht mein Bruder jetzt mit jedem Tag seiner Herstellung entgegen; meine Frau erholt sich von der übergroßen, langen Anstrengung, und ich habe durchaus Ursache mit meinem Befinden zufrieden zu seyn. Dabei sind wir alle drei recht gerne hier, wo man uns sehr freundlich aufgenommen, und bei dem traurigen Geschick meines Bruders die herzlichste Theilnahme bewiesen hat.

Dr. Böhmer an Sulpiz Boisserée.

Frankfurt, 2. April 1847.

Für Ihren gütigen Brief und dessen Anlage sage ich Ihnen den herzlichsten Dank. Ich war gerade eben auf die Nachricht, daß ein solcher Aufsatz von Ihnen in dem Domblatt stehe, auf die Lesegesellschaft gegangen und hatte denselben dort gelesen. Heimgekehrt fand ich Ihre Zusendung auf meinem Tische. Es hat mich natürlich ungemein gefreut, daß meine kleine Nachricht in dem trefflichen Aufsatz eine so hübsche Stelle gefunden hat und daß Sie auch einmal etwas von mir brauchen konnten, der Ihnen und Ihrem Herrn Bruder und dem seligen Herrn Bertram seit dem Sommer 1818 und später so tief bewegende Anregung schuldet. Gewiß bei Lacomblet ist sehr großes Verdienst mit auffallenden Unvollkommenheiten in den Nebensachen gemischt. Er ist einer der treusten Urkundenherausgeber, die je lebten, und doch schreibt er bekannte Namen falsch, wie Wetslar statt dem richtigen Wetzlar. Mit der Chronologie hat er sich besonders abgegeben, aber ich kann ihm gleich ein halb Dutzend Urkunden nachweisen, die er falsch eingeordnet hat. Doch sollen diese Wahrnehmungen auch meine Anerkennung seines Werkes nicht stören. Es gehört sicher zu dem bleibendsten im geschichtlichen Quellenfache, was die letzten Jahre brachten. Die Vertheidigung des guten Cäsarius ist auch gar sehr in meinem Sinn. Ich werde

Unglück selbst, das den trefflichen Fürsten Chosru Parvis überfiel, bloß daher seinen Ursprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend, am christlichen Glauben festhielt.

Dieses alles, auch nur obenhin betrachtet, nöthigt uns zu gestehen, daß die Vorsätze, die Verfahrungsweise der Sassaniden alles Lob verdienen; nur waren sie nicht mächtig genug, in einer von Feinden rings umgebenen Lage, zur bewegtesten Zeit sich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerstand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomet durch Einheit zur furchtbarsten Macht erhoben hatte.

Mahomet.

Da wir bei unseren Betrachtungen vom Standpunkte der Poesie entweder ausgehen oder doch auf denselben zurückkehren, so wird es unsern Zwecken angemessen seyn von genanntem außerordentlichen Manne vorerst zu erzählen, wie er heftig behauptet und betheuert: er sey Prophet und nicht Poet und daher auch sein Koran als göttliches Gesetz und nicht etwa als menschliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzusehen. Wollen wir nun den Unterschied zwischen Poeten und Propheten näher andeuten, so sagen wir: beide sind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke versäumt er, sucht mannichfaltig zu seyn, sich in Gesinnung und Darstellung gränzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen sieht nur auf einen einzigen bestimmten Zweck; solchen zu erlangen, bedient

demſelben anderwärts ähnlichen Dienſt leiſten. Einen von ihm erwähnten bewaffneten Zug des Biſchofs Lupold von Worms nach Italien nennt Lachmann in den Anmerkungen zum Walter von der Vogelweide „Mönchsgeſchwätz“. Ich werde aber aus italieniſchen Quellen die Wahrheit deſſelben bezeugen. Das Wort portieus ſpielt auch in der Frankfurter Topographie des zehnten Jahrhunderts eine große Rolle und machte bisher große Schwierigkeit. Otto II. ſchenkt dem Biſchof Hildebold von Worms einen portieus am Reichspalaſt zum Bewohnen. Hier heißt es (bisher unverſtanden) Pfortenhaus, was freilich oft mit Vorhalle zuſammenfallen mag.

Ihnen ſind auch die Colonienſia in meinen Fontes nicht entgangen. Möge Ihr Aufruf an Herrn Düntzer wirkſam ſeyn! Ich hätte längſt ſchon dieſe vielfach benutzte, aber noch nirgends ſelbſtändig und vollſtändig herausgegebene Geſchichte der Erzbiſchöfe von Köln aufgeſucht und herausgegeben, wozu die Wirzburger Handſchrift zu ſchlecht iſt, wenn es meine Geſundheit erlaubt hätte. Aber ſchon längere Zeit an einem Herzübel leidend, kann ich nicht mehr ſo raſch und willkürlich mich bewegen wie ſonſt. Nun iſt doch ſchon die Univerſität ein Vierteljahrhundert in Bonn und ſie zählte manchmal über ein halbes Dutzend Geſchichtsprofeſſoren, aber die Hauptquellen Kölniſcher Geſchichte neben Gottfried Hagen, jene lateiniſche Chronik und die deutſche auf dem Rathhaus (Sec. 15), welche man beide zuſammen auf ehn Bogen drucken könnte, ſind noch nicht edirt!

Mein leidender Zuſtand hat mich übrigens nicht gehindert, mit andern Arbeiten fleißig vorzurücken. Nun iſt auch die eine (ſpätere) Hälfte der Staufiſchen Regeſten größtentheils gedruckt. Wenn nur Thomas noch lebte, daß er ſich darüber freuen und dieß mein Dank für ſeine Liebe ſeyn könnte! Es iſt mir wie ein Troſt, dieſe meine innigſte Empfindung vor Ihnen ausſprechen zu können, weil Sie mit ihm ſo treu befreundet waren. Jakob Grimm hat auf der Germaniſtenverſammlung ſeiner auf eine tiefergreifende Weiſe gedacht.

Sulpiz Boisserée an Schelling.

Bonn, 22. Januar 1818.

— — — Ich will nun gleich zu den Bemerkungen übergehen, die Sie mir über das Programm für die Bildwerke zu den Portalen des Kölner Domes mitzutheilen die Güte hatten. Ich bin Ihnen um so mehr dankbar dafür, weil Sie durch die Abweichung Ihrer Ansicht hätten verleitet werden können, meinen Wunsch unerfüllt zu lassen und sich nur ganz im allgemeinen zu äußern.

Es ist mir sehr lieb zu sehen, daß Sie diese Aufgabe, die Geschichte und Entwicklung des Christenthums durch Bildwerke mit dem Kirchengebäude in Zusammenhang zu bringen, zum Gegenstand Ihres Nachdenkens gemacht haben, und ich kann Ihnen versichern, daß ich dem Wesentlichsten nach, ganz mit der von Ihnen bezeichneten Ordnung und Aufeinanderfolge der Darstellungen übereinstimme. Aber um dieselbe zur Anwendung zu bringen, müßte man volle Freiheit haben und zugleich ein neues Gebäude entwerfen können. Hingegen ist der Kölner Dom ein *Gegebenes*, in das man sich hineindenken mußte, und ich begreife, daß ohne genau in's Einzelne des Gebäudes und auf Vergleichung mit ähnlichen Denkmalen einzugehen, wozu eine persönliche Vermittlung erforderlich wäre, es schwer seyn muß zu urtheilen, ob und wiefern mir gelungen, den reichen Bilderkreis dem Sinn und Geist des ursprünglichen Erfinders gemäß zu bestimmen. Gerade was Ihnen mißfällt, daß schon am Aeußern der ganze Bilderhimmel und die höchsten Geheimnisse des Christenthums dargestellt werden, die man erst im Innern erschauen sollte, gerade das ist Grundsatz bei allen altdeutschen Kirchengebäuden. An ihren Portalen ist das Innere gleichsam nach außen gekehrt, etwa so wie es am Frohnleichnamsfest vorübergehend zu geschehen pflegt.

Es sind überaus viele Stellen für große und kleine, stehende und sitzende Standbilder für halberhabene Darstellung bereitet, die alle gefüllt werden müssen. Da handelt sich denn davon, eine sinnvolle Bedeutung in die Zusammenstellung so zahlreicher Bildwerke zu bringen, und ich war sehr froh zu entdecken, daß an dem Kölner Dom die Anfänge und Anlagen zu einer viel

klareren und vollständigern Ordnung, zu einer viel umfassendern Symbolik vorhanden sind, als unter den einmal bestehenden Bedingungen sonst irgendwo der Fall ist. Deßwegen kann ich jedoch nicht sagen, daß ich diese Fülle von Bildwerken an den Portalen billige; im Gegentheil, wenn ich eine Domkirche im altdeutschen Styl zu entwerfen hätte, würde ich in dieser Beziehung sehr auf Vereinfachung bedacht seyn, um jeder bildlichen Darstellung einen höhern Werth geben und so einen größern Eindruck dadurch hervorbringen zu können. Auch würde ich, einverstanden mit Ihnen, von dem Aeußern zum Innern, und in diesem seinen verschiedenen Abtheilungen nach, immer in der Bedeutung der Gegenstände fortzuschreiten suchen, stets die Geschichte des Christenthums und den darnach gebildeten Kreislauf der Feste zu Grunde legend.

Ich möchte wohl die von Cornelius für die Begräbnißhalle entworfenen Bilder, die er uns vor vier Jahren in München gezeigt, jetzt in den großen Cartons ausgeführt sehen. Vielleicht wird mir in diesem Jahr noch so wohl, die Reise nach Berlin unternehmen zu können. Es wird dieß hauptsächlich von der weitern Genesung meines Bruders abhängen, die nur langsame Fortschritte macht, so daß er immer noch nicht mit Geläufigkeit sprechen und schreiben kann.

Wir danken in dieser wüsten, verworrenen Zeit oft dem lieben Gott, daß wir hieher versetzt worden, wo ein guter, friedlicher Geist verwaltet; daß wir dabei Ihrer hülfreichen Theilnahme nicht vergessen, das versteht sich.

Sulpiz Boisserée an Köster.

Bonn, 12. Juni 1848.

Euer freundliches Briefchen mit dem Büchlein ist mir vorgestern zugekommen, und ich will Euch nach einem so liebevollen Lebenszeichen nicht lange auf Nachricht von uns warten lassen.

Gerade weil kein Athemzug von Politik, dagegen aber mancher ganz eigenthümliche Einfall und Ausdruck unseres alten Freundes Köster in dem Büchlein ist, hat es uns allen viel Freude gemacht, und danken wir Euch herzlich dafür. Wir wurden dadurch

auf das lebhafteste an Euch, an Eure edeln Neigungen, an Euer ganzes Wesen erinnert, und damit stiegen dann aus der Vergangenheit allerlei gute, glückliche Erlebnisse vor unserer Seele auf, ja, es wurde die Sehnsucht wach, Euch einmal wieder bei uns zu haben. Könnt Ihr das nicht machen? Man schwimmt ja so schnell von Mannheim oder Mainz den Rhein herunter, und nach Mainz habt Ihr auf der Eisenbahn nur einen Flug zu thun. Freilich in dem gegenwärtigen Augenblick ist der Zustand der öffentlichen Verhältnisse noch so schwankend, daß Ihr Euch nicht gerne werdet von Haus entfernen mögen. Aber das kann doch nicht lange mehr dauern, entweder geht bald Alles vollends drunter und drüber, oder die Ordnung stellt sich allmählig wieder her. Ich hoffe immer noch auf das letztere, so dunkel auch die Aussichten sind.

Jedenfalls haben wir armen Deutschen die Entdeckung gemacht, daß wir viel mehr ehrlosen, viel mehr dummen, albernen Pöbel unter uns haben, als wir je vermuthen konnten, und es wird der Nation eine große Arbeit und Aufopferung kosten, dieses schlechte Element auf dem Weg der Gährung auszustoßen oder zu bewältigen. Es hat mich Jahre lang gekümmert, so viele gerechte Wünsche in Deutschland unerfüllt zu sehen, aber das immer und ewig bei jeder Gelegenheit ausgesprochene Bedürfniß der Einigkeit und Eintracht tröstete mich, und ich dachte wenigstens mit der festen Zuversicht auf eine ehrenhafte Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes hinüber gehen zu können. Nun ist plötzlich der Freiheit mehr als genug gekommen, und mit ihr die größte Gefahr von Außen nach allen Seiten hin. Da muß ich am Abend meiner Tage statt friedlichen Zusammenhaltens und Vergessens alter Sünden und Unbilden die Wiederkehr alter Gehässigkeiten und Anfeindungen, Pöbelaufstand gegen die braven Kriegsleute und alle möglichen undeutschen Laster, Großsprechereien und Nachäffereien erleben! Bald will der deutsche Michel auf einmal alle Dänen, Russen und Franzosen fressen, und Flotten aus seiner Tasche schütteln, bald will er sich mit den schändlichen Polen und den falschen Franzosen verbinden, ihnen ihre republikanischen Verbrechen und Thorheiten nachahmen. Wenn sich der gesunde Theil der Nation nicht erhebt und durch die That Zeugniß von der alten Treue und Ehre gibt, so stürzt uns die freche

Minderzahl böſer Buben und Gottesläugner in ein unabſehbares Elend; ich bete daher täglich mit König David: „Auf dich, o Herr, ſetzen wir unſere Hoffnung, laß uns nicht zu Schanden werden ewiglich!“

Was macht Schleſinger, wie iſt es ihm in Spanien ergangen, habt Ihr ihn in Berlin beſucht und alſo ſeine Copie des Spaſimo geſehen? Auf welche Weiſe haben Schleſingers den Berliner Straßenkampf erlebt? Die großen Städte ſind jetzt wahre Kloaken und man muß diejenigen beklagen, die in der Mitte all dieſer Gemeinheit und Rohheit leben müſſen. In Heidelberg habt Ihr zwar auch Unruhe genug, es iſt aber in ſo kleinen Verhältniſſen alles mäßiger und erträglicher. Das hat uns indeſſen nicht abgehalten, die lieben Freunde, die in der Nähe davon zu leiden haben, recht herzlich zu bedauern, und Ihr werdet uns einen wahren Gefallen thun, wenn Ihr uns Nachricht von ihnen gebt. Es iſt ſchon eine große Qual ſo viel von dem Unſinn reden zu hören, der in der nächſten Umgebung vorgeht! Wir ſind natürlich auch nicht ganz verſchont, indeſſen haben wir es bis jetzt doch viel beſſer gehabt als Ihr; es iſt aber keine Kleinigkeit, für Leute, die jeder Zeit ihre Sache auf Ruhe und Frieden geſetzt haben, in ihren alten Tagen alles um ſich her in Gefahr und fortwährend bedroht zu ſehen! Doch Gott hat es gewollt, ſein Name ſey geprieſen! Er gebe uns nur Kraft, mit Muth auszuhalten bis an's Ende! Das wünſchen wir uns und wünſchen wir allen Freunden!

Sulpiz Boiſſerée an Generaldirektor v. Olfers.

Bonn, 5. Juli 1848.

— — — Die Zeichnungen von Schwanthaler zu dem Südportal des Kölner Doms werden mit dem gegenwärtigen zugleich bei Ihnen anlangen, denn ſie ſind, wie mir ſo eben Zwirner ſchreibt, geſtern endlich abgegangen. Der Zeitverhältniſſe wegen hatte er dieſe Sendung bisher verzögert. Die Zeichnungen waren noch kurz vor der Abreiſe des Herrn Erzbiſchofs bei mir eingetroffen, und dieſer wird Ihnen vielleicht erzählt haben, daß ich ſie ihm noch vorgelegt.

Mir war zwar manches Einzelne schon durch vertrauliche Mittheilung meines Freundes Schwanthaler bekannt, aber der großartige Eindruck, den das Ganze im Zusammenhang hervorbringt, hat mich dennoch auf das erfreulichste überrascht. Auf den Herrn Erzbischof machte die herrliche Composition eine so tiefe Wirkung, daß er belebter und wärmer wurde, als ich ihn je bei Gelegenheit eines Kunstgegenstandes gesehen. Zwirner war erstaunt über den Reichthum der Erfindung, über die Gewandtheit und Zartheit, womit der Künstler in den Geist alterthümlicher, christlicher Darstellungen eingedrungen ist, ohne der Schönheit und Kunstgerechtigkeit Abbruch zu thun.

Wegen der Fortsetzung des Dombaues selbst ist Zwirner in größter Besorgniß, da die königlichen Gelder nächstens erschöpft sind, und die seit drei Wochen in Köln veranstaltete Sammlung, obwohl sie über Erwartung gut ausgefallen, das Werk nur bis zur Mitte September im Gang erhalten kann. In Bayern, wo ich letzthin angefragt, ist der bei dem Verein vorräthige Ueberschuß früherer Sammlungen von keiner Bedeutung. Aber es wäre ein großer Jammer, wenn man gerade zur Feier des Jahresgedächtnisses der Grundsteinlegung die nahe Einstellung des Baues verkündigen, vierhundert geschickte Bauleute in dieser Zeit der Noth entlassen, alle die schönen, kostbaren Bauanstalten, Werkstätten u. s. w. dem Verfall übergeben müßte! Es handelt sich jetzt beim Dombau nicht mehr allein von Kunst- und Alterthumsliebe und von localem Patriotismus, sondern es ist nun auch eine Sache der Noth und des aller realsten, auf das reine Bedürfniß gestellten Patriotismus geworden. Ihnen brauche ich nicht weiter zu sagen, ich weiß, wie sehr Sie diesen Gegenstand aus dem einen und dem andern Gesichtspunkt zu Herzen nehmen.

Für die gütige Mittheilung des Berichtes über den schmählichen Zeughaussturm und des offenen Briefes von dem wackern Harkort bin ich Ihnen sehr dankbar. Seitdem ist nun das ungeheuere Ereigniß in Paris erfolgt, und wir müssen hoffen, daß man eine Lehre daraus ziehen und endlich aufhören wird, allen Mißbrauch der Versammlungsrechte und der Presse zu dulden. Man soll nur Muth fassen, mit Gerechtigkeit streng und entschieden handeln, dann werden sich alle Gutgesinnten fest um die Regierung schaaren, und es wird ihr bald gelingen, mit Sicherheit

und Ordnung das allgemeine Vertrauen wieder herzuſtellen. Es gilt das für Berlin wie für Wien und Frankfurt. Möge der Verſuch, den man an letzterem Ort für die Herſtellung einer einigen deutſchen Regierungsgewalt gemacht hat, mit allem Segen gekrönt werden!

Xaver Schwanthaler an Sulpiz Boiſſerée.

München, 18. November 1848.

Ich erfülle mit dieſen Zeilen die traurige Pflicht, Euer Hochwohlgeboren von dem am vierzehnten November abends halb neun Uhr erfolgten Tode meines innigſt geliebten Vetters Ludwig Schwanthaler in Kenntniß zu ſetzen. Sein Ende war ruhig und ſanft, obwohl er die letzte Zeit unendlich zu leiden hatte. Seine beiden Füße ſchon früher durch die Gicht gelähmt, verurſachten ihm grenzenloſe Schmerzen, welche ſich nach und nach über den größten Theil ſeines Körpers erſtreckten. Es blieb ihm zuletzt nichts mehr als ſein thätiger ſchaffender Geiſt, welchen er bis zu ſeinem Tode hell und klar behielt, und ſeine linke Hand, mit der er bis einige Tage vor ſeinem Ableben noch immer corrigirte, da auch ſeine rechte durch die Krankheit ſchon Monate lang ganz ſteif und unbrauchbar war. Aber nicht Gichtſchmerz allein litt er, von dem langen Liegen war ſein ganzer Rücken aufgelegen. Er ſtarb als wahrer Märtyrer.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren meinen ſchmerzlichen unerſetzlichen Verluſt zur Kenntniß bringe, bitte ich den Verſtorbenen in Ihrer freundlichen Erinnerung zu behalten.

H. v. Arnim an Sulpiz Boiſſerée.

Neuwied, 17. December 1848.

Ihr lieber Brief vom 10. d. M., mein verehrter Freund, hat mich in Frankfurt geſucht, von wo ich nach einem Aufenthalte von beinahe vierzehn Tagen vorgeſtern hieher zurück gekehrt bin. Dort war Alles zu einer Kriſis reif, die dann auch ſeitdem

eingetreten ist. Wenn schon früher die Ansicht und Einsicht Boden gewonnen hatte, daß nur Preußen im Stande sey, das Vaterland zu retten, so hat die alle Erwartungen übertreffende Verfassung, womit sich Preußen thatsächlich an die Spitze von Deutschland stellt, die Frage wegen des Oberhauptes einerseits bei den Liberalen, mit Ausnahme natürlich der Republikaner, andererseits bei allen denen entschieden, deren Augen nicht durch Parteileidenschaft oder Eifersucht verblendet sind. Da nun im Gegensatz zu der Stellung von Preußen Oesterreich sein Zurücktreten von Deutschland mit anerkennenswerther Offenheit ankündigte, Herr v. Schmerling aber im Widerspruch damit, in Uebereinstimmung jedoch mit den meisten österreichischen Abgeordneten auf eine sofortige Verhandlung mit Oesterreich drang, so wurde sein Verfahren so zweideutig und dadurch seine Stellung so unhaltbar, daß sein Sturz vorauszusehen war. Er ist ihm durch seinen Austritt aus dem Ministerium zuvorgekommen. Ebenso dürften nun bald die österreichischen Abgeordneten, durch ihren Austritt aus der Versammlung, ihrer Ausschließung zuvorkommen. Man hat mit Recht bemerkt, daß wir sonst dasselbe Recht des Antheils an der Verfassung in Kremsier in Anspruch nehmen könnten.

Herr v. Gagern wird nun ein Kabinet bilden, welches man im Gegensatz zu dem bisherigen österreichischen ein preußisches nennen wird. Man sollte lieber sagen: ein deutsches, was freilich in sich schließt, daß dieses Ministerium die entschiedene Absicht haben wird, Preußen an die Spitze zu stellen. Ich denke, das wird ein gutes deutsches Werk seyn. Was man zu dieser Absicht und zu diesem Werke in Berlin sagen wird, weiß ich freilich nicht mit Bestimmtheit. Die Ansicht in Frankfurt war, daß man sich darum nicht kümmern, sondern unbeirrt mit dem, was man für nothwendig und richtig halte, vorwärts gehen müsse. Wenn ein solches Verfahren sonst nicht eben zu empfehlen ist, so bleibt jetzt am Ende nichts weiter übrig; die Zeit drängt und die herannahende Gefahr ist nicht zu verkennen; sie darf uns nicht uneinig, unfertig und schwach finden. Leider aber mag dieß wohl noch nicht überall, namentlich auf den Höhen, so eingesehen und beherzigt werden, wie es sollte. Ich kann die Besorgniß nicht unterdrücken, daß wir ohne Bürgerkrieg nicht zur Constituirung eines deutschen Reiches gelangen werden.

Hier bin ich sehr glücklich, wie auf einer stillen Insel. Doch habe ich darüber die schönen Tage in Bonn nicht vergessen, und denke oft dankbar der vielen und herzlichen Freundschaftsbeweise von Ihnen und Ihrer theuern Frau für mich und meine Else. Sie grüßt sehr herzlich mit mir, und bitten wir ausdrücklich, den lieben Bruder nicht zu vergessen. Gott gebe Ihnen Allen Gesundheit und Frieden zum neuen Jahre; auch äußeren Frieden, wenn es seyn kann, wäre es auch mit dem Belagerungszustand.

Sulpiz Boisserée an Schelling in Berlin.

Bonn, 27. Januar 1849.

Professor Naumann hat uns Ihre Grüße und Nachrichten von Ihnen gebracht. Wir danken Gott, daß Sie das Ungeheuere glücklich überstanden haben, daß keines der Ihrigen bei den vielen Gefahren gekränkt worden ist. Mögen Sie, mögen wir Alle in diesem neuen Jahr eben so gütig beschützt bleiben, und möge unser armes Vaterland von dem fieberhaften Wahnsinn befreit werden, von dem es angesteckt ist.

Daß wir selbst in unserem kleinen, stillen Bonn, während dem Steuerverweigerungsversuch, vom 18. bis 20. November der Gefahr der Plünderung ausgesetzt gewesen, werden Sie gehört haben. Ohne die eben noch zu rechter Zeit eingetretene Militärhülfe und die Entwaffnung der Bürgerwehr, wären wir der rohen Gewalt des Pöbels und der Bauern verfallen. Nun, nachdem wir ein paar Monate Ruhe gehabt, fangen die Leiden der allgemeinen Wahlberechtigung wieder an, sich fühlbar zu machen; die bittern Früchte dieser Unvernunft werden bald vollständig vor uns liegen, und wenn in den andern Provinzen nicht ein besseres Loos gewaltet hat, so wird die neue zweite Kammer noch schlechter zusammengesetzt seyn als das vorigemal. Es ist erschreklich, zu sehen, wie wir es dieser Tage hier gesehen haben, von welchen Zufälligkeiten die Wahlen bei dieser allgemeinen Freiheit abhängen, und wie sehr in den Bezirken, wo viele rohe Leute wohnen, die Furcht und das Interesse die übrigen Bewohner zurückhält, so daß jene, die natürlicherweise sich zahlreicher einfinden, gar

leicht die Mehrheit erlangen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen von diesem Elend rede, aber sind wir doch ja alle wie in dem Hause eines gefährlich Kranken, man kann es nicht lassen, immer wieder von der Krankheit zu sprechen, die auch die Gesunden der Familie drückt. Indessen sey es hiemit genug.

Den Irrwahn der Frankfurter Schriftgelehrten und Gewaltschöpfer, so wie manches andere will ich nicht berühren, ich weiß, daß ich darüber mit Ihnen gleich gesinnt bin. Wozu helfen auch die Klagen, der Zustand muß eben ausgehalten seyn; haben wir doch, seit sich die Armee in der großen Prüfung überall so ehrenhaft und tüchtig bewährt, einen Anker der Hoffnung, der uns im Sommer noch fehlte, und dabei müssen wir immer das Wort des königlichen Sängers beherzigen: „Wenn der Herr uns nicht beschützte, wer sollte uns denn beschützen!“

Ich habe dieses Spruches auch recht bei dem Kölner Dombaufest im August gedacht. Die Verhältnisse waren damals gerade sehr unsicher, und die Vorbereitungen wurden mit vielem Bedenken und Sorgen unternommen; aber dann fügte sich alles so über die Maßen günstig, daß dieses Fest wie heitere Sonnentage zwischen langem stürmischem Wetter wirkte. Die Begegnung des Königs mit dem Erzherzog und mit den Frankfurter Gesetzgebern, die Stimmung des Volkes, alles machte sich vortrefflich; so daß man versucht war, zu wähnen, die Ordnung der Dinge sey vollkommen hergestellt. Leider waren es nur Halcyonentage, die neuem Sturm voran gingen.

Ich sah bei dieser festlichen Gelegenheit viele Berliner Bekannte und Freunde, Cornelius, Rauch, Olfers, Humboldt, Arnim, Bunsen, auch mit Ihrem Schwiegersohn Waitz kam ich kurze Zeit zusammen, und ließ mir von ihnen erzählen.

Von den außerordentlichen Fortschritten des Dombaues, die bei dem Jubelfest zur Anschauung gekommen, werden Sie vielleicht gehört haben. Immerhin wünschte ich sehr, daß Sie bei Wiederkehr des Sommers ruhige Tage fänden, um einmal wieder an den Rhein zu kommen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was wir in den sechs Jahren von 1842 bis 1848 an dem ewigen Bau gewonnen haben.

er sich der einfachsten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch sie und um sie die Völker versammeln. Hiezu bedarf es nur daß die Welt glaube; er muß also eintönig werden und bleiben, denn das Mannichfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Korans, um mit wenigem viel zu sagen, findet sich zu Anfang der zweiten Sura und lautet folgendermaßen: „Es ist kein Zweifel in diesem Buch. Es ist eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimnisse des Glaubens für wahr halten, die bestimmten Zeiten des Gebets beobachten und von demjenigen was wir ihnen verliehen haben Almosen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor dir herabgesandt worden, und gewisse Versicherung des zukünftigen Lebens haben: diese werden von ihrem Herrn geleitet und sollen glücklich und selig seyn. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel seyn, ob du sie vermahnest oder nicht vermahnest; sie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren versiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Gesicht und sie werden eine schwere Strafe leiden."

Und so wiederholt sich der Koran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen sich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle sind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Bestimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geschichten jüdischer und christlicher Religion, Amplificationen aller Art, gränzenlose Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieses heiligen Buches, das uns, so oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erstaunen setzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geschichtsforscher von der größten

Mathilde Boisserée an Köster.

Bonn, 25. Oktober 1849.

Mit Verwunderung habe ich heute herausgerechnet, wie lange Sie schon von uns geschieden sind, und versuche in einem ruhigen Augenblick Ihnen einige Notizen über unser Leben zu geben, die zugleich als Aufklärung und Entschuldigung meines Stillschweigens dienen sollen. Zuerst möchte ich Ihnen aber sagen, daß wir Sie recht vermißten und noch vermissen, Ihr freundlicher Humor war für uns alle ein so erheiterndes Element geworden, daß es uns überall abgeht. Auch unsere Freunde fragen mit sichtlicher Theilnahme nach dem Heidelberger Freunde.

Das Befinden meines lieben Mannes hat sich seit Monaten nicht gebessert, und ist dadurch, daß auch die Arme von der Krankheit ergriffen wurden, noch peinlicher geworden; doch ist er, Gott sey Dank, guten Muthes dabei. Seine einzige Erholung war im Garten zu sitzen, wo er sich bei vierundzwanzig Grad Hitze ganz behaglich fühlte. Vielerlei erwartete und überraschende Besuche haben uns seit Ihrer Abreise erfreut. Zauth von Stuttgart war zwei Tage hier, dann Herr v. Küster, die Jenisens und Frau Geheimräthin Willemer. Auch eine alte englische Freundin aus London, die wir sehr lieb haben und seit unserm Aufenthalt in Hyères nicht wieder sahen, ist gekommen, da sie aber nur englisch spricht, haben wir dabei die Entdeckung gemacht, daß wir uns in dieser Sprache eben nicht vervollkommt haben, und so wird uns die Verständigung etwas erschwert, es muß oft ein Blick, ein Händedruck oder ein Kuß die Versicherung geben, daß wir die Alten geblieben, die sich auch ohne viele Worte verstehen.

Unsere freundlichen grünen Berge sind nun braun geworden, und wir haben sie nur von unsern Fenstern begrüßen können, sind aber auch dafür dankbar. Mein armer Mann hat von der schönen Sommer- und noch schönern Herbstzeit recht wenig Freude gehabt. Einige Spazierfahrten haben ihn wohl durch die Felder geführt, das war aber für einen so tapfern Spaziergänger doch nur ein Tröstelein. Mit Melchiors Befinden geht es recht leidlich, er beklagt sich zwar, daß ihm das Sprechen beschwerlicher werde als sonst; ich glaube aber, daß es mir daher nur mehr auffällt, weil er für uns viele Besuche annimmt. Unsere Theeabende sind aber trotz

Wir haben sehr lange aushalten müssen; aber die thätigste Theilnahme der lieben Freunde hat uns alles sehr erleichtert. Meine liebe Frau war im Mai so weit hergestellt, daß sie an der Hochzeit unserer lieben Marie Bluhme Theil nehmen konnte; im nächsten Monat werden nun auch ihre Eltern und Richard unsere Nachbarschaft verlassen, aber nur um in ihr neues Haus am Rhein einzuziehen. Zum Trost bekommen wir dafür Mendelssohns als nächste Nachbarn.

Euere gedruckten musikalischen Betrachtungen haben wir nicht ohne Sehnsucht nach mündlicher Fortsetzung gelesen; wie Ihr es gewünscht, habe ich einige Exemplare an den Musikalien-Simrock gesandt, ihn selbst habe ich lange nicht gesehen; sein Bruder Karl, der Dichter, aber hat mich mehreremale besucht, und mich noch kürzlich mit seinen neuen poetischen Werken erfreut.

Der so frühe Tod von Rottmann hat gewiß auch Euch sehr betrübt; er war recht von Grund aus ein Künstler und ein durchaus edel gesinnter Mensch, für den wir noch eine ganz besondere Theilnahme fühlten, weil wir seine erste Entwicklung in Heidelberg in freundlichstem Verkehr erlebten.

Wenn Ihr Zeit habt, lest doch in der Allgemeinen Zeitung vom 14. bis 17. und 20. September fünf Aufsätze von Eduard Devrient, über das Passionsspiel in Oberammergau, es ist so wahr aufgefaßt und so vortrefflich geschrieben, daß ich ganz verwundert bin, über diesen gesunden, geistvollen, durchaus unbefangenen Mann, es ist mir lange, lange nichts von so richtigem Urtheil und so reinem guten Willen vorgekommen. Ich unterschreibe alles, was er über dieses merkwürdige Spiel gesagt hat; vor zwanzig Jahren, wo ich es mit meiner Frau gesehen, hat es mir ganz denselben Eindruck gemacht, und in allen Hauptstücken dieselben Bemerkungen hervorgerufen. Dieses Passionsspiel ist eines der merkwürdigsten und lehrreichsten Alterthümer deutscher Volkspoesie oder Volksfestlichkeit, wie Ihr es eben nennen wollt.

An Sulpiz Boisserée in Bonn.

Breslau, 23. Mai 1851.

Ich nehme an dem Heimgange Ihres trefflichen Herrn Bruders, meines werthen Namensvetters, den Sie mir zu melden, die freundliche Aufmerksamkeit gehabt, den innigsten Antheil mit so vielen der Guten und Besten in ganz Deutschland, denen der Selige theuer gewesen.

Wohl ihm, daß er dieser finstern, schmutzigen Erde entrückt ist, auf der das Wohnen täglich unheimlicher wird. Möge er nun im Wesen genießen, was er hienieden im Abbilde so treu angestrebt und gepflegt: das Schöne, Wahre, Gute! Möge Gott Sie und Ihre Frau Gemahlin, der ich mich bestens empfehle, über diese schmerzliche Lücke im Leben und Herzen reichlich trösten. Er allein vermag's!

Aufrichtigster Hochachtung und Theilnahme voll

Ihr ergebenster

Melchior, E. u. F.B.
(Cardinal u. Fürstbischof.)

Fr. Creuzer an Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 24. Mai 1851.

Am ersten Ostertage, heuer Ihrem Namenstag, dachte ich lebhaft an Sie mit herzlichen Wünschen, und heute muß ich eine Trauerkunde beantworten. Nun wohl ihm, dem lieben Freunde, der in den letzten Jahren doch meistens nur Leidenstage durchlebt hatte; aber wie schmerzlich muß dennoch sein Abscheiden Sie und Ihre Frau jetzt betroffen haben! Nun wir nehmen den innigsten Antheil.

Werde doch auch ich seit Kurzem lebhaft erinnert an den kurzen Lebensraum, der mir noch offen — erst durch die Todesfälle von Schwab, Nägelé und Schlosser; sodann durch den zehnten März, mit dem ich mein achtzigstes Jahr zurückgelegt, und der mich heuer durch Körperleiden besonders an meine Hinfälligkeit erinnerte, und dazu kommt nun noch diese Todesbotschaft von unserm lieben Freunde Melchior!

Möchte dieſer Sommer Ihnen und Ihrer verehrten Lebensgefährtin Geſundheit und ſomit allmählig Beruhigung und Heiterkeit bringen.

Sulpiz Boiſſerée an Köſter in Heidelberg.

Bonn, Juni 1851.

Hierbei ſchicke ich Euch durch Karl Frank unſeres lieben Melchiors Bild, gezeichnet und galvanographirt von L. Schöninger, der früher an unſerem lithographiſchen Werke gearbeitet und dann mit Melchiors nachdrücklicher Unterſtützung die Galvanographie ganz erfolgreich auf die Kunſt angewandt hat. Es gibt jetzt ſchon mehrere große Platten von ſeiner Hand für den Münchner Kunſtverein und für Privatleute und fürſtliche Perſonen. Verzeiht, daß ich Euch bei dieſem ſo ganz leicht und anſpruchlos behandelten Bild von andern ſehr ausgeführten Platten ſpreche: alles was mich an den lieben Melchior und ſeine Thätigkeit, ſo wie an ſeine Neigung, andern zu helfen, erinnert, beſpreche ich gerne.

Wir haben gewiß Urſache, Gott zu danken, daß wir ihn ſo lange beſeſſen; aber der Menſch gewöhnt ſich an das Glück, als ſollte und könnte es nicht aufhören! Wer hätte das in früheren Jahren gedacht, daß Melchior, der immer ſo kräftig und ſo rüſtig war, vor mir kränklichen Menſchen dahingehen würde! Er hatte am 30. April und 1. Mai zwei ſo ſchwere Leidenstage, daß er die heiligen Sterbeſakramente verlangte. Ein gewaltiger Herz- und Magenkrampf wollte ihn nicht loslaſſen und ſchien ihn fortzureißen, aber er brach ſich an ſeiner kräftigen Natur und es trat langſam und allmählig wieder Geneſung ein; in den letzten drei Tagen ſchritt dieſe ſogar raſch voran, wir faßten mit dem Arzt wieder Hoffnung, ja der letzte Tag war der beſte von allen; und eine Stunde vor dem Todeskampfe ſprachen wir noch über allerlei entfernt liegende Dinge, über die er fragte, mit ihm, ſagten ihm gute Nacht und ahnten ſo wenig wie er, was bevorſtand; als wir dann gerufen wurden, hatte ſich die fürchterlichſte Beklemmung und Athemsnoth ſeiner bemächtigt, es war elf Uhr, um zwölf Uhr trat Ruhe ein und ſo athmete er die letzte halbe Stunde ſanft, bis er für dieſe Welt auf immer einſchlief!

Kurz vorher hatte ich Euern Brief mit der Trauerbotschaft von Schlesingers Tochter erhalten. Melchior nahm mit uns herzlich Theil an diesem großen Verlust. Ich wünsche gar sehr, daß Schlesingers es möglich machen könnten, uns zu besuchen; auch Ihr müßt uns besuchen, wir hatten schon mit Melchior davon gesprochen und uns darauf gefreut, daß Ihr diesen Sommer wieder kommen müßtet. Ich werde in diesen Tagen an Schlesinger schreiben, er soll seine Frau und den Sohn mitbringen, wir wollen es ihnen schon bequem machen. Melchiors Zimmer bleiben einstweilen ganz so, wie sie waren als er sie verließ: und meine Frau und ich haben vor der Hand keine Reise im Sinn, erst gegen den Herbst möchten wir nach Württemberg, um die Verwandten wiederzusehen.

Mit der Gesundheit geht es uns über Erwartung gut: ich habe seit vier Monaten mich allmählig von meinem peinlichen Uebel erholt und die grausame Störung hat wohl einen Stillstand in die Genesung, aber keinen Rückfall gebracht, so daß ich hoffe, bei diesem warmen Sommerwetter bald ganz hergestellt zu seyn. Meinem lieben Melchior habe ich in allen seinen Nöthen treulichst beistehen können. — Nachdem die theure Leiche im Sarge lag, ließ ich denselben in das sogenannte Kapellenzimmer bringen, wo die schönen gemalten Fenster mit den Apostelbildern sind; der Sarg wurde von Freundeshänden reich mit Blumen geschmückt und zur Einsegnung beim Begräbniß wurden die vier großen Kandelaber, welche die Engel tragen, angezündet. Eine zahlreiche Begleitung von Verwandten, Freunden und Theilnehmenden brachte den von so vielen geliebten Bruder zu seiner letzten Ruhe!

Schelling an Sulpiz Boisserée in Bonn.

Berlin, 28. Juli 1851.

Unglückliche Ereignisse haben räumlich getrennten Freunden ein langes gegenseitiges Stillschweigen aufgelegt; wenn sie davon sich zu unterreden anfangen wollten, wo war das Ende, wo wäre es noch heute? — Nun aber der treue Bruder von Ihrer Seite gerissen worden, kann ich mein Stillschweigen nicht fortsetzen,

denn ich habe den guten Melchior, wie jeder, der ihn näher kannte, wahrhaft geliebt; ein wohlwollenderes Gemüth hat es wohl kaum gegeben und noch, wenn ich der herzlichen Aufnahme in Bonn gedenke, die ich vor bald fünf Jahren bei Ihnen gefunden, freue ich mich der Stunde, die ich mit Melchior allein war, seine herrlichen Glasgemälde zu sehen, bei denen Herz und Mund ihm aufging; jede Spur von Krankheit war verschwunden, er sprach mit derselben Leichtigkeit wie in den frühesten Tagen und ich konnte das ganze Wohlgefühl eines Mannes mitempfinden, der ein schönes, mit Beharrlichkeit und Treue verfolgtes Ziel zu vollkommener Befriedigung erreicht vor sich sieht. Ihn, der seinen Lauf so glücklich vollendet und alles, dem er auf allen seinen Wegen im Leben nachgestrebt, in höchster Verwirklichung jetzt genießt, Ihn können wir nur glücklich und selig preisen. Ihnen, theurer Freund, ist allerdings viel genommen, aber es ist Ihnen auch viel geblieben; noch steht die treue Frau Ihnen zur Seite, die, die schwesterliche Gesinnung für den Dahingeschiednen jetzt auf Sie übertragend, Ihnen nun auch statt des Bruders ist. Mögen Sie die liebe Frau herzlichst von uns beiden grüßen und Sie unserer innigsten Theilnahme, wie unserer durch die Entfernung eher erhöhten, als verminderten Anhänglichkeit versichern.

Unterbrechen Sie nicht die seit dem großen Verlust wiedergewonnene Ruhe der Seele, durch eine Antwort auf diese Zeilen, die wochenlang unvollendet geblieben sind, unter den nachtheiligen Folgen, welche die anomalische Witterung dieses Sommers für mich nach Leib und Geist gehabt hat, und die mich veranlassen, zunächst in Pyrmont Erleichterung zu suchen.

Pr. Nauch an Sulpiz Boisserée.

Berlin, 30. September 1851.

Zürnen Sie nicht, daß ich Ihre lieben freundlichen Zeilen etwas später beantworte, als ich's mir vorgenommen hatte, aber die Werkstatt ist mit dem Schreibtisch immer im Widerspruch, daß letztern ich nur mit der Lampe erreichen kann, wo dann so viele Prätendenten sich einfinden, welche die Stimme der Freunde

ſchwer aufkommen laſſen, womit die Wochen hingegangen ſind, ohne meinem Herzen Genüge thun zu können; ohnerachtet auch der faſt hergeſtellte beſſere Gemüthszuſtand unſerer Freunde Schleſinger mit Dankbarkeit an Sie erinnern mußte, die ſie beide mit uns Ihrer Aufnahme allein verdanken. Die gute Frau hat ſich in ihrem Schmerz ausgeweint und darüber erhoben, Troſt findend in den heitern ſchönen Lebensaugenblicken der dahingeſchiedenen lieben Tochter, die in reichen Erinnerungen ihre Tage und Stunden ausfullten. Frau Schleſinger kann nicht genug der Liebe und thätigen Theilnahme Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin in Worten Ausdruck geben!

Möchte auch ich Ihren Wunſch mit ähnlichem Reſultat im kalten Marmor erfüllen, wenigſtens Ihrem Gemüth mit annaherender Empfindung entgegen kommen konnen; Ihren Gedanken faſſe ich ganz und ſcheint mir als Gegenſtand ganz dem Zweck eines einfachen, aber ſinnreichen Denkmals zu entſprechen und werde es verſuchen, den lebensgroßen Chriſtuskopf im Hautrelief zu modelliren. Vor allem ſehe ich aber der Durchzeichnung entgegen, die Sie mir ſenden wollten, um etwas beſtimmtes vor mir zu haben, welches dann in der wirklichen Größe auf die Wand getragen werden könnte.

Die ſchöne Lithographie dieſes Chriſtuskopfes verdanke ich der Güte Ihres ſeligen Bruders ſchon ſeit einundzwanzig Jahren, ohne Vorgefühl deſſen ſpäterer Anwendung, und ziert meine Nähe mit andern Werken dieſer Zeit und als gleiche Geſchenke, deren ich mich täglich erfreute. Dieſer Kopf, ſo ſchön im gemalten Bilde, hat geringen Werth als plaſtiſch-runde Form, dieſe demſelben anzupaſſen, wäre nun der Verſuch der Aufgabe. Die drei Strahlen, wie gerade dieß Bild des Erlöſers ſie hat, glaube ich, können den Marmorgrund der Niſche, ohne ſtörend zu ſeyn, zieren.

Beſtimmtes über dieſen Gegenſtand wird die kleine Zeichnung zu ſagen erlauben und das Amen, Sie mit Ihrer Frau Gemahlin bei dem angeſagten Beſuche im Atelier dann dazu (wenns glückt) ſelbſt ſagen werden.

Daß Sie von Ihrem kleinen Ausfluge nach Württemberg mit Ihrer Frau Gemahlin geſtärkt zurückgekehrt ſeyn mögen, wünſche ich mit unſeren Freunden Schleſinger von Herzen, auch

daß Sie dieß uns bald mittheilen möchten, während wir Sie, wie von Olfers, von Humboldt und von Kaulbach, der wieder nach München zurück ist, herzlich grüßen. Ebenso die freundlichen Grüße der Frau Frank bitte ich zu erwiedern, welche unsere gute Frau Schlesinger auch aufnahm und die uns öfter gerne auch davon unterhält, um dieses Sonnenscheins der schönen Tage uns in der Erinnerung zu erfreuen.

Meinem ältern Freunde Pr. Welker bitte ich meine herzlichen Grüße zu bestellen.

Sulpiz Boisserée an Pr. Rauch.

Bonn, 5. November 1851.

Ihr lieber Brief ist mir nach Stuttgart gesandt worden, wohin ich meine Frau zu unsern Verwandten und Freunden geführt hatte. Wir sind dort länger geblieben als wir ursprünglich gewollt; erst seit zwei Wochen sind wir wieder zurück gekommen.

Lassen Sie mich vor allem sagen, daß es uns innigst freut, von Ihnen zu hören, wie der Aufenthalt bei uns den guten, so sehr betrübten Schlesingers wohlgethan. Wir durften freilich nicht die gänzliche Erfüllung unserer für sie gehegten Wünsche erwarten, aber es ist in diesem schweren Fall schon eine Genugthuung, sie nur theilweise erfüllt zu sehen. Leider hat der arme Schlesinger, wie er mir schrieb, bald nach seiner Rückkehr wieder sein Augenweh gehabt. Hoffentlich wird er jetzt wieder ganz genesen und zur Arbeit aufgelegt sein. Die Fähigkeit zur Arbeit ist zu aller Zeit, am meisten aber in der Betrübniß, ein unschätzbares Gut.

Nun zu der Angelegenheit des Grabdenkmals, welches ich für meinen lieben unvergeßlichen Bruder und zugleich für mich und meine liebe Frau möchte ausführen lassen und wozu Sie uns die Hauptsache, den Kopf des auferstandenen Christus, gütigst schaffen wollen. Sie sehen aus der beiliegenden Durchzeichnung, daß ich einen einfachen Denkstein mit altdeutschen Formen und Laubwerken beabsichtige, in dessen obern Theil das Medaillon

von fünfzehn Zoll Durchmesser mit dem Christuskopf eingelassen werden soll. Ich denke mir das ganze von Sandstein und bloß das Medaillon von weißem Marmor. Zu der Höhe war das Bedürfniß des Raumes für die Inschriften maßgebend. Es fragt sich nun, ob Sie im Ganzen einverstanden sind, oder ob Sie eine oder die andere Bemerkung zu machen haben. In letzterem Fall bitte ich, mir dieselbe mit aller Offenheit mitzutheilen.

Was den Christuskopf betrifft, so versteht sich von selbst, daß derselbe plastisch ganz anders behandelt werden muß, als in der Malerei. Was in dieser die Augen und die feinen Lineamente des Mundes vermittelst der Farben wirken, das müssen Sie durch die eigenthümliche, auf den Wechsel von Licht und Schatten beschränkte, aber sehr lebhafte Wirkung der plastischen Formen zu ersetzen suchen. Der alte Typus sollte nur als Grundlage dienen. Bei dem dornengekrönten Christuskopf an Niebuhrs Grab ist Ihnen das ganz merkwürdig gut gelungen; es ist hohe Würde, wahre Erhabenheit und Sanftmuth bei tiefstem Schmerz in dem Kopf; sollte sich nicht nun auch hoher Ernst und Erhabenheit mit Sanftmuth und Liebe in der Verklärung des Auferstandenen verbinden lassen? Ich denke, es würde Ihnen gelingen, versuchen Sie nur zu guter Stunde ein Modell. Wegen den Nebensachen, ob die drei Strahlen auf irgend eine Weise beizubehalten, und ob eine bloße Maske oder das Brustbild vorzuziehen, wird sich der Aufschluß dann auch von selbst finden.

Verzeihen Sie, lieber, verehrter Freund, ich bilde mir ein, es könnte Ihnen selbst bei Ihren vielen Arbeiten diese Aufgabe Interesse einflößen, es könnte Ihrem tiefen Sinn und Gemüth zusagen, ein Bild jener Verklärung zu versuchen, auf die wir alle hoffen.

Sie deuten darauf hin, daß die Entscheidung über das Modell bis zu unserem beabsichtigten Besuch in Berlin warten könne; dem möchte ich jedoch nicht beistimmen. Der Gedanke, daß das Leben immer kürzer wird, beherrscht mich zu sehr, als daß ich irgend etwas verschieben möchte. Ich bitte Sie daher, diese Angelegenheit sobald als Sie Muße und Lust dazu finden, vorzunehmen. Unser Besuch in Berlin liegt, so lange wir noch die schlechte Jahreszeit vor uns haben, gar sehr im Weiten, und ich möchte die Reise nicht einmal gerne antreten, ohne das Grabmal vollendet

Wichtigkeit bleiben muß, sprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabsicht des Korans scheint diese gewesen zu seyn, die Bekenner der drei verschiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrschenden Religionen, die meistentheils vermischt unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiser herum irrten, indem der größte Theil Götzendiener und die übrigen entweder Juden oder Christen eines höchst irrigen und ketzerischen Glaubens waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einigen, ewigen und unsichtbaren Gottes, durch dessen Allmacht alle Dinge geschaffen sind, und die so es nicht sind, geschaffen werden können, des allerhöchsten Herrschers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Bestätigung gewisser Gesetze und den äußerlichen Zeichen gewisser Ceremonien, theils von alter und theils von neuer Einsetzung, und die durch Vorstellung sowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeschärft wurden, zu vereinigen und sie alle zu dem Gehorsam des Mahomet, als des Propheten und Gesandten Gottes zu bringen, der nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und bestätigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden.“

Behält man, diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselmann nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwissenheit benennt, und völlig überzeugt ist, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Styl des Korans ist, seinem Inhalt und Zweck gemäß, streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern und darf sich über die große

hinter mir zu lassen. Ueberlegen Sie das alles und sagen Sie mir freundlichst, worauf ich von Ihrer Güte hoffen darf.

Sulpiz Boisserée an Schelling.

Bonn, 22. Januar 1852.

— — — Daß Ihnen von Ihrem letzten Besuch eine so schöne Erinnerung an unsern guten Melchior geblieben, daß Sie ihn überhaupt so ganz in seinem liebevollen Wesen erkannt haben, gewährt uns die größte Befriedigung und hat uns wahrhaft gerührt. Wir preisen ihn mit Ihnen glücklich, daß er die Beschwerlichkeit des irdischen Lebens überwunden und jetzt das Ziel seines höhern Strebens erreicht hat, aber wir entbehren ihn noch alle Tage und werden ihn fort und fort entbehren, bis wir wieder mit ihm vereinigt sind. Ich habe zum Gedächtniß seines Namenstages, den er hier wie in München am Dreikönigsfest mit lebhafter Theilnahme zahlreicher Freunde zu feiern pflegte, eine biographische Notiz in die Allgemeine Zeitung gesandt, welche nun in der Beilage erschienen ist. Dieselbe wird Ihnen wohl nicht entgangen sein.

Seit der liebe Melchior uns verlassen hat, haben wir fast beständig in Beschäftigungen gelebt, die sich auf ihn bezogen. Ich möchte gerne, ehe ich auch scheide, seine Glasmalereien zusammen erhalten und zu einem öffentlichen Zweck anständig aufgestellt wissen; ich habe darüber vertrauliche Unterhandlungen mit der Stadtbehörde zu Köln angeknüpft, weil ich über die Bedingungen, unter denen ich eine Schenkung zu machen gedenke, gehörig gesichert sein will.

Brandis grüßt recht angelegentlich, er läßt drucken und wird Ihnen schreiben, sobald er zugleich eine Sendung ankündigen kann.

Friedr. Thiersch an Sulpiz Boisserée.

München, 26. Mai 1852.

Schon lange habe ich gewünscht, Ihnen ein, wenn auch geringes Zeichen meines Andenkens zu schicken und glaube, daß

Ihnen als ſolches die ſo eben durch die Erſcheinung der architektoniſchen Beilagen abgeſchloſſene Arbeit über das Erechtheum nicht unwillkommen ſeyn werde, wäre es auch nur eben als das, was es ſeyn ſoll. Die zweite Abtheilung geht etwas tiefer in die Geſchichte der griechiſchen Architektur ein, in ihre originelle nämlich, und ich würde mit großer Freude die Probleme, die ſich hier darbieten, mit Ihnen, als einem Meiſter der architektoniſchen Geſchichte, durchgeſprochen haben; doch ſind bis jetzt leider die Sterne einer Reiſe nach Bonn nicht günſtig geweſen und hinderten jeden Aufenthalt, als ich vor einigen Jahren aus Paris durch Ihre Stadt nach Marburg eilte. Doch rücken wir ja faſt jeden Monat näher, und mit dieſem Rähern auch einer Hoffnung auf das Wiederſehen.

— — — Dahier führen wir im Ganzen ein ruhiges und ſtilles Leben und thun beim Mangel an großen Dingen was wir eben im Kleinen vermögen.

Meine Frau und Kinder wollen mit mir Ihnen und Ihrer verehrten Frau ſchönſtens und beſtens empfohlen ſeyn.

Sulpiz Boiſſerée an den Erzbiſchof von Köln.

Bonn, 18. December 1852.

Euer Eminenz wollen erlauben, daß ich nach reiflichem Nachdenken über die mir gnädigſt gewährte Unterredung in Betreff der Bildwerke zum Dompertal noch einige Bemerkungen vertrauungsvoll vortrage. Da ich derjenige bin, der Euer Eminenz das Programm zu dieſen Bildwerken vorgeſchlagen und Ihnen den Bildhauer Schwanthaler zur Verfertigung der Skizzen empfohlen habe, ſo würde mich zumeiſt der Vorwurf treffen, wenn man mit Grund gegen das eine oder das andere weſentliche Einwendungen machen könnte. Es hat mich deßhalb ſehr überraſcht und ich muß ſagen betrübt, daß über die Zeichnungen von Schwanthaler Zweifel bei Euer Eminenz einigermaßen Gehör gefunden haben.

Bei den Bildwerken für das Dompertal war die Hauptaufgabe die Compoſition, es ſtanden ihr aber große Schwierig-

leiten entgegen; nur ein Künſtler vom erſten Range war im Stande, bei der Mannichfaltigkeit der vorgeſchriebenen Gegenſtände und der beengenden Bedingungen der architektoniſchen Räume, dem Ganzen jenen innern Zuſammenhang, jene Bedeutung, mit einem Wort jenen Geiſt der Einheit zu geben, der allein den wahren künſtleriſchen Werth eines ſo gedrängten Bilderkreiſes ausmacht. Es war darum ein beſonderes Glück, daß Schwanthaler ſich anbot, dieſe Compoſition und noch zudem als freie Gabe zu liefern. Auch werden Euer Eminenz nie Urſache haben, den Beifall, den Sie den ſchönen Zeichnungen geſchenkt, irgend zu bereuen. Denn der Vorwurf, daß die Compoſition antik oder heidniſch aufgefaßt ſey, kann ihr mit Recht von keinem Unbefangenen gemacht werden; im Gegentheil wird man ſie bei ruhiger Würdigung durchaus ernſt, gemüthvoll, chriſtlich, katholiſch finden. Nur in den Formen, deren ſich der Künſtler zu ſeinen wenige Zoll hohen Figürchen bedient hat, kann eine ängſtliche Kritik hier und da zu viel Fülle und Lebendigkeit für den kirchlichen Zweck entdecken. Aber die Formen ſind bei dieſen kleinen Skizzen nur Nebenſache und hat dafür der Künſtler zu ſorgen, dem die Ausführung im Großen obliegt; auch bemerkte mir Schwanthaler zur Zeit, daß bei der Ausführung, wie ſich das für den Wiſſenden von ſelbſt verſteht, auf ſtrengere Styliſirung Bedacht genommen werden müſſe.

Bildhauer Mohr hat bei den ihm aufgetragenen Arbeiten dieſe Rückſicht auf ſtrenge kirchliche Formen nach beſtem Vermögen beobachtet, und man wird nicht Ueppigkeit und zu große Fülle an ſeinen Figuren tadeln können. Wenn Euer Eminenz die Gnade haben wollen, die hocherhabenen Bilder des Giebelfeldes, die Paſſion und Auferſtehung darſtellend, in der Werkſtätte auf dem Domplatz zu betrachten, ſo werden Sie dieſelben in einem durchaus ſtrengen, würdigen Geiſte behandelt finden und werden Sie dieſelben den alten Bildern am Thurmportal, wovon getreue Abgüſſe zur Vergleichung daneben ſtehen, gewiß vorziehen.

Daß man übrigens bei der Ausführung einer ſo großen Zahl von Bildern, dem Verhältniß ihrer Stellung und auch wieder dem Koſtenaufwand nach, nicht gar zu hohe Kunſtforderungen machen darf, brauche ich nicht zu erinnern.

Euer Eminenz werden dieſe Andeutungen in Ihrer Weisheit

und Milde, hoffe ich, wohlwollend aufnehmen, und so werden Sie mir als einem bald siebenzigjährigen Mann, der sich sein Leben lang bemüht hat, die mittelalterliche, christliche Kunst wieder zu wahrer Schätzung und Verehrung zu bringen, auch erlauben, noch ein Wort über die neueste Richtung in Beurtheilung katholischer Kunstangelegenheiten hinzuzufügen.

Man ist nämlich in Frankreich, wo man uns Deutsche mit unserer Vorliebe für mittelalterliche Kunst lange verhöhnt und verlacht hat, in den letzten Jahrzehnten endlich auch zu einer bessern Würdigung des Mittelalters gekommen, aber bei der bekannten, nationalen Lebhaftigkeit ist man auch schon in den exklusivsten Eifer gerathen und möchte es zum Dogma machen, daß kein Heil für die christliche Kunst sey, als in der strengen Nachahmung der steifen, abgemagerten, mißgestalteten Figuren des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Man vergißt, daß die Kunst die Sinne erheben und veredeln soll und steht auf dem Punkt, sie zur Abtödtung der Sinne zu gebrauchen. Wenn man auf diesem Wege fortschritte, so würde man in den Irrthum der griechischen Kirche verfallen, die Kunst stationär und zu einer bloßen Hieroglyphik machen. Die römische Kirche hat wie bekannt, diesen Abweg immer mißbilligt und hat der Kunst mit der Freiheit zwar die Möglichkeit der Verirrung, aber auch jenen der Erhebung erhalten und sie in letzterer zu fördern, wird sie in ihrer Weisheit und Heiligkeit nie aufhören. Indessen droht jetzt falscher Eifer und die leidige Nachahmungssucht, uns in Deutschland, eine der ächten, erhebenden wahrhaft katholischen Kunst nachtheilige Verwirrung anzurichten.

Hat man ja doch, von jener französischen Leidenschaftlichkeit angesteckt, in einer deutschen Ständeversammlung aller nicht streng mittelalterlichen Baukunst den Bann verkündigt; wie möchte Rom mit seinen ehrwürdigsten und prächtigsten Basiliken vor solchen Lehren Gnade finden!

Es wäre wahrlich zu beklagen, wenn die gute Sache, welche viele Gleichgesinnte seit dem Anfang des Jahrhunderts vorzüglich in Deutschland, für die bessere Würdigung der deutschen Kunst anzustreben und zu pflegen, bemüht gewesen, nun durch falschen Eifer in ihrem Gedeihen gehemmt werden sollte; denn wird dieses Treiben nicht gemäßigt und in die gehörigen Schranken gewiesen,

so muß es zu einer Gegenwirkung zu Gunsten des weltlich und feindlich Gesinnten führen.

Euer Eminenz sind der Mann, der durch seine tiefe Einsicht und Besonnenheit, sowie durch seine hohe Stellung, Macht und Einfluß berufen ist, falschen Richtungen im kirchlichen Bereich mit geeigneten Mitteln zu begegnen, darum glaube ich, Ihnen meine durch lange Beobachtungen genährte Besorgniß im vollsten Vertrauen mitzutheilen und zu geneigter Erwägung empfehlen zu müssen.

Die Sammlung der Glasbilder war unverändert in Melchiors Zimmern geblieben, und wurde nach dessen Tode wie früher mit derselben Bereitwilligkeit gezeigt. Boisserée's Leben ging seinen gewohnten Gang; er beschäftigte sich in ruhigen Stunden mit dem Ordnen seiner Papiere und der Vollendung des längst begonnenen Steinmetzenlehrbuchs. Viele Besuche erfreuten das gastliche Haus; aus München kam Legationsrath Weber und belebte durch seine Gespräche manche freundliche Erinnerungen an frühere Tage. Boisserée trat durch eine Traubenkur, welche er in Neustadt an der Haardt gebraucht hatte, neu gestärkt in den Winter hinein. „Gott gebe uns," schrieb er am ersten Tage des Jahres 1853 in sein Tagebuch, „Kraft und Segen, unsere Pflicht zu erfüllen, so lange wir hier noch zu wandern haben."

Obschon er sich seit den ersten Tagen des Februars in einem leidenden Zustande befand, unterbrach er dennoch seine geistige Thätigkeit und den Verkehr mit seinen Freunden nicht. Er schrieb eine kleine Abhandlung über den Mittelthurm des Kölner Doms, und besprach sich später mit Zwirner, der der Meinung war, daß man sich auf ein Dachthürmchen beschränken müsse, weil die Pfeiler am Chor einen massiven Thurm nicht zu tragen vermöchten.

An den Abenden erfreuten ihn oft die heitern Lieder Elises von Arnim oder die ernstern von Luise Frank, oft der seelenvolle Gesang Ida Naumanns, oft die in seltener Vollendung von Betty Thormann vorgetragene Musik von Beethoven, Mozart, Bach und Mendelssohn. Heinrich v. Arnim und der zu früh verstorbene Dr. Abel

belebten nicht selten das Gespräch. Springers Anwesenheit gab Veranlassung zu eingehenden Mittheilungen über kölnische Alterthümer und mittelalterliche Kunst. Auch mit den auswärtigen Freunden ward die Verbindung unterhalten. Blömer kam von Berlin, leider nur zu kurzem Besuch. Schelling, Rauch, Cornelius, Bethmann-Hollweg und Humboldt sandten durch Brandis, Tieck noch wenige Tage vor seinem Tode durch Löbell freundliche Worte. Auf eine Sendung von Rauch antwortete Boisserée:

„Bonn, 21. Mai 1853.

„Sie haben mich auf das schönste überrascht; vorgestern Abend kam ohne alle Voranzeige die Kiste mit Ihrem Christuskopf; ich ließ gleich auspacken und fand nicht nur alles unversehrt, sondern das Bild auch ganz so wie ich es gewünscht und von Ihrem tief eindringenden Geist erwartet hatte. Ich bin nun getröstet über die doppelte Arbeit, die ich Ihnen durch meine Aussetzungen und Wünsche gemacht habe, ich bin vollkommen getröstet über die Zeitverlängerung, die ich mir ohnehin nach Ihrem Brief vom März viel größer gedacht.

„Sie haben mich mit Ihrem feinen Kunstsinn in dem, was ich nach dem Lichtbild noch entbehrte, durchaus verstanden; es ist jetzt ein ganz neues Werk, zu dem der alte Typus nur als Andeutung gedient hat, ein Kopf voll Leben, Würde und hoher Liebe.

„Empfangen Sie meinen und meiner Frau herzinnigsten Dank dafür, und besonders auch für alle Mühe, die ich Ihnen bei Ihren vielen großen Arbeiten, durch die Eigenheit dieser Aufgabe verursacht habe. Mein guter Bruder würde die größte Freude haben, wenn er dieses zu unserm gemeinsamen Grabmal bestimmte Bild sehen könnte. Die wenigen Freunde, denen ich dasselbe noch zeigen konnte, und unter denen Welcker obenan steht, haben es mit wahrer Bewunderung und Erhebung betrachtet.

„Meine Gesundheit ist zwar wieder viel besser, ich darf mich nach fast vier Monate langem Stilliegen endlich wieder im Hause bewegen, und ich hoffe, bei der eingetretenen schönen Jahreszeit würde ich nun wieder ganz frei werden. Unter diesen Umständen will ich die Aufstellung des Grabsteins, der in Köln fertig liegt, noch um eine oder zwei Wochen verschieben, weil ich gerne dabei gegenwärtig seyn möchte.

„Wie gerne ich in der nächsten Zeit nach Berlin käme, und Ihnen von Mund zu Mund für die hohe Befriedigung dankte, die Sie mir durch die freundschaftliche Ausführung meiner Aufgabe gewährt haben, kann ich Ihnen nicht ausdrücken; aber ich darf mir mit keinen Vorspiegelungen schmeicheln; nachdem ich von dem langen Fußleiden nun fast geheilt bin, leide ich seit vierzehn Tagen an Herzklopfen, welches zwar leicht und unbedenklich ist, aber wegen seinem hartnäckigen Anhalten doch Vorsicht fordert, und schwerlich dem Arzt erlauben wird, mir eine Reise nach Berlin zu gestatten.

„Wie geht es denn Ihnen, lieber, verehrter Freund, haben wir nicht Aussicht, Sie im Lauf dieses Sommers einmal wieder am Rhein zu sehen?"

Nach vollen sieben Monaten fuhren wir zum erstenmal wieder nach Köln. Wir fanden den Schwager Bécker ganz wohl, aber vom Alter noch mehr gebeugt als sonst. Die ganze Familie war heiter und gesund. Im Garten hinter dem Hause stand die von Boisserée im Jahr 1801 gepflanzte Bignonia Catalpa in einer ungewöhnlichen Fülle von Blüthen, der Baum hatte eine prächtige schirmförmige Krone bekommen. Nachmittags war Boisserée zum letztenmal im Dom. Zwirner war verreist. Die Wand der Südfenster war oben am Schiff geschlossen, und wie er sagte: gewaltig anzuschauen!

Am dritten August, seinem einundsiebenzigsten Geburtstag, schrieb er in sein Tagebuch: „Dank für die viele Gnade und bitte um Erleuchtung bis zum Ende!" Mathilde überraschte mich mit Raphaels Engel aus dem Dresdener Bild, von Scherer auf Glas gemalt, als Lichtschirm gefaßt. Der Engel liegt erwartend auf einem Ellbogen, das Händchen auf den Mund gelegt, gegen Himmel blickend. Er soll uns ein Tröster und ein guter Bote für die Zukunft seyn!

Am Morgen des 10. August kam unerwartet Rauch mit seiner Tochter und Enkelin. Er ließ sich sogleich nach dem Kirchhof fahren, um sich selbst von der Wirkung des Grabsteins zu überzeugen, die ihn ganz befriedigte, und suchte dann die Monumente von Niebuhr und Frank auf, wozu er auch die Basreliefs gemacht hatte. Der Nachmittag wurde zu einer Fahrt nach Rolandseck

benützt, und am Abend versammelten wir die gemeinsamen Freunde in unserm Hause. Schon am folgenden Morgen setzte Rauch seine Reise weiter fort.

Wir gedachten (am 12. August 1853) unsere silberne Hochzeit ganz in der Stille zu feiern. Aber schon am Vorabend wurde dem alten Ehepaar bei einem Besuch in der Familie Frank eine gelungene Ueberraschung bereitet. Als wir von dort zurückkamen, war unsere Wohnung festlich geschmückt, und sinnige Geschenke erwarteten uns auch hier; darunter ein Album Walters mit Bildern und Versen, die einen Ueberblick über das Leben der Eheleute gaben. Bald ertönte im Garten unter den Fenstern ein vierstimmiger Choral, von Emil Naumann gesetzt; dem sich noch ein bayerisches, ein schwäbisches und zuletzt ein rheinisches Lied anschlossen. Auch der Morgen des 12. August brachte eine Menge herrlicher Blumen und Geschenke von lieben Händen aus der Nähe und Ferne. Den Tag aber brachten wir ganz in der Stille in Remagen und auf Apollinarisberg zu.

Wenige Tage nach dieser Feier langte ein schon längst von Boisserée bei dem Bildhauer Pendel in Mieran für das Johanneshospital bestelltes Crucifix endlich an, so daß es am 28. August, dem Namenstage der verehrten Oberin, zur allgemeinen Freude in der Kapelle aufgerichtet werden konnte.

Nachdem sich Boisserée so weit erholt hatte, daß der Arzt kein Bedenken gegen eine kleine Reise trug, gingen wir Mitte Septembers nach Stuttgart. Nach einem an heitern Erlebnissen reichen Aufenthalt, in dem nahe verwandten Hause von Gottlob Kapp, reisten wir nach Neustadt ab. Mein Mann war der Ruhe sehr bedürftig, seine Gesundheit blieb schwankend; doch wirkte die ländliche Stille in der schon bekannten Umgebung und die Traubenkur sehr günstig auf ihn. Am 30. Oktober spät abends kamen wir wieder in der lieben Heimath an. Bis gegen Anfang December befand sich Boisserée ziemlich wohl, dann aber wurden in Folge einer kleinen Erkältung die Nächte unruhig und bald ganz schlaflos. Dennoch blieb er während des Tages in ununterbrochener Thätigkeit, und förderte namentlich seine biographische Skizze. Der Abend versammelte auch jetzt noch die Freunde, doch in beschränkterer Zahl, da der Zustand des Kranken immer bedenklicher wurde.

Manches ernſte Geſpräch wurde in dieſen Abendſtunden mit dem alten Freunde Arndt geführt. Immer wohlthuend waren die Beſuche von Profeſſor Hilgers, deſſen Bekanntſchaft Boiſſerée am erſten Krankenbette ſeines Bruders im Jahr 1846 gemacht, und der ſeit dieſer Zeit den Brüdern als Freund und Beichtvater nahe ſtand.

Die Krankheit des Herzens entwickelte ſich immer mehr, aber zugleich auch die Ergebung und Glaubensfreudigkeit des geprüften Kranken. Er hatte mit großer Entſchiedenheit unſern Arzt gebeten, ihm keine betäubenden Mittel zu geben; dennoch kam bei den qualvollen Leiden kein ungeduldiges Wort über ſeine Lippen. Die körperliche Pflege, beſonders in den langen ſchlafloſen Nächten, theilte mit mir ein treuer, vertrauter Diener, mit ſeltener Ausdauer.

Als Boiſſerée ſein Ende näher kommen ſah, ließ er ſich noch einmal die heiligen Sakramente reichen. Darauf nahm er von den näheren Freunden mit großer Ruhe Abſchied, ihnen für die ihm geſchenkte Liebe dankend, und gab den Auftrag: alle Bekannten und Freunde zu grüßen. Als er ſich auch mit mir auf das Scheiden vorbereitet hatte, ſagte er mit feſter Zuverſicht: „Laß uns noch einmal einander in die Augen ſehen, im Hinblick auf das Wiederſehen!“ Nur die letzten zehn Tage brachte Boiſſerée im Bette zu. Es trat nun ein ſchlummerähnlicher Zuſtand ein, ſobald er davon erwachte, war er bei klarem Bewußtſeyn und immer liebevoll für mich beſorgt. Bis zu dem letzten Tage ließ er ſich kurze Gebete aus Haubers Gebetbuch vorleſen, öfter betete er ſtille für ſich. Es waltete ein ganz beſonderer Friede in dieſem Krankenzimmer, der von dem Kranken ausging und über alle kam, die in ſeiner Nähe waren. Den Tag vor ſeinem Tode lag er in ruhigem Schlummer, als Dr. Wolff, ſein Arzt und zugleich ſein lieber und getreuer Freund, von ihm unbemerkt in's Zimmer trat. Auf die Frage: „Wie geht es Ihnen?“ ſchlug er die Augen freudig auf und ſagte: „Wie einem dankbar Sterbenden!“

Am Morgen des 2. Mai waren ſeine Kräfte ſehr vermindert, doch glaubten wir ſein Ende nicht ſo nahe. Um Mittag ſagte er mir die letzten freundlichen Worte, Perthes hatte neben mir am Bette geſtanden; kaum war er fortgegangen, als Boiſſerée tief aufathmete, und während ich ſeine beiden Hände ergriff und mit

lauter Stimme den allgemeinen Segen über uns sprach, that er seinen letzten Athemzug.

Auch diese theure Leiche wurde in das Kapellenzimmer getragen, und auch dieser Sarg stand dort reich von Freundeshänden geschmückt bis zur Beerdigung. Verwandte, Freunde und Theilnehmende fanden aus der Nähe und Ferne in großer Anzahl sich ein, und gaben vereint mit den Bau- und Werkleuten, die der Dombaumeister aus Köln gesendet, dem geliebten Todten das Geleite zu der Ruhestätte, die er selbst sich an der Seite des vorangegangenen Bruders bereitet hatte.

Wirksamkeit des Buches niemand verwundern. Weßhalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Demungeachtet aber fanden sich gute Köpfe, die eine bessere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte durch Mahomet auf einmal seinen Willen und eine entschieden gesetzliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe, und eine noch höhere würden erstiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomet habe ihre Sprache und Literatur verdorben, so daß sie sich niemals wieder erholen werde. Der verwegenste jedoch, ein geistvoller Dichter, war kühn genug zu versichern: alles was Mahomet gesagt habe, wollte er auch gesagt haben, und besser, ja er sammelte sogar eine Anzahl Sectirer um sich her. Man bezeichnete ihn deßhalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches so viel heißt als: einer der gern den Propheten spielen möchte.

Ob nun gleich die muselmännische Kritik selbst an dem Koran manches Bedenken findet, indem Stellen die man früher aus demselben angeführt gegenwärtig nicht mehr darin zu finden sind, andere, sich widersprechend, einander aufheben und was dergleichen bei allen schriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel sind; so wird doch dieses Buch für ewige Zeiten höchst wirksam verbleiben, indem es durchaus praktisch und den Bedürfnissen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten festhält.

In seiner Abneigung gegen Poesie erscheint Mahomet auch höchst consequent, indem er alle Mährchen verbietet

Sulpiz Boisserée.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Cotta'scher Verlag.
1862.

...VLCA
...IS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Briefwechsel mit Goethe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An Goethe.

Heidelberg, 8. Mai 1810.

Euer Excellenz erhalten hier Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß durch den Herrn Zimmer sechs Zeichnungen von der Domkirche zu Köln als Grundlage zu einem Werk, welches dem Entwurf nach den Schluß einer Sammlung Denkmäler christlicher Bauart in Köln vom siebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert ausmachen soll.

Die Schwierigkeit und Größe des Unternehmens macht es mir zur Pflicht, das Urtheil des Mannes aufzufordern, dessen Beifall mehr wie jedes andere mich selbst in meinen Arbeiten leiten und ermuntern und auf die äußere Vollendung des Werkes den entschiedensten Einfluß haben muß. Ich schätze mich daher sehr glücklich, durch die Empfehlung des Hrn. Gesandten v. Reinhard in den Stand gesetzt zu seyn, Ihnen etwas von meinen Bemühungen um deutsche Alterthümer und von meinem fernern Vorhaben vorlegen zu können; hier zunächst ganz kurz, was Geschichtliches zur Erklärung der Tafeln nöthig seyn möchte.

Die Domkirche zu Köln ist im Jahr 1248 von dem mächtigen Erzbischof Konrad v. Hochsteden gegründet aber durch den heftigen Krieg, der bald nach Anfang des Baues zwischen ihm und der Stadt ausbrach, und abwechselnd nur mit kurzen Stillständen bis zu seinem dritten Nachfolger fortdauerte, wurde das Werk gehemmt; erst im Jahr 1322 sah man den Chor vollendet. Von dieser Zeit ging der Bau nur langsam fort, Kraft und Lust war durch den harten Kampf gebrochen, man brachte bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts den übrigen Theil der Kirche nur bis zu den ersten Knäufen der Säulen, und von den Thürmen nur einen über ein Drittheil seiner Höhe zu Stande,

— ſo ſteht das Werk noch heute, wie Sie es auf der erſten perſpektiviſchen Zeichnung dargeſtellt finden. — Auffallend und erwünſcht iſt an dieſem großen Bruchſtück, daß überall, wo ſich ein Theil des Gebäudes mit dem andern verbinden ſollte, die einzelnen Glieder zu Fenſtergeländern, Simſen u. ſ. w. deutlich geſtaltet hervorragen und gleichſam zur Weiterbildung zu ſtreben ſcheinen; dieß und die genaue Meſſung des Vollendeten, wie Sie davon in dem Grundriß und Durchſchnitt Beweiſe haben, machte es mir möglich, mit einer alten, wiewohl ſchlechten, in Kupfer geſtochenen Kopie des Originalriſſes der Thürme, den ganzen Entwurf des Gebäudes, wie ihn der unbekannte Meiſter gedacht hat, treu und zuverläſſig herzuſtellen. Bloß bei den Seiteneingängen und ihren Giebeln, am meiſten aber bei dem mittlern Thurm fehlten mir die einzelnen Vorbilder und Verhältniſſe: bei dem Eingang half mir noch einigermaßen ein an der Nordſeite ſchon zu einer gewiſſen Höhe aufgeführtes Thürgewände, und dann, was von dem Haupteingange ſchon fertig oder in jenem Kupferſtich enthalten war. Den mittlern Thurm mußte ich aus den allgemeinen Verhältniſſen des Ganzen nach den von dem Meiſter entworfenen Hauptthürmen bilden; ich habe dabei was ich immer von Gebäuden ähnlicher Art erhalten konnte, zu Rathe gezogen. Alles beſtätigt, wie die vier größten Säulen in der Mitte und die ganze Anlage des Gebäudes ſelber die Nothwendigkeit dieſes dritten Thurmes. Aber von Geſtalten und Verhältniſſen erhielt ich kaum die allgemeinſte brauchbare Nachweiſung. Glücklicherweiſe ſind die Verhältniſſe an dem kölniſchen Dome ſo beſtimmt und rein und das Geſetz der Geſtalten, ſo mannichfaltig ſie auch ſeyn mögen, ſo feſt und einfach, daß ich mir daraus ſtrenge Grundſätze für mein Verfahren herleiten konnte. Die beiden Entwürfe des ganzen Gebäudes von der Seite und von dem Haupteingange ſetzen Sie in den Stand zu urtheilen, wie weit ich auf dieſem Wege dem Weſen des Ganzen treu geblieben und nichts Widerſtreitendes hineingebracht habe. Zu dem letzten Blatt, der perſpektiviſchen Anſicht des Ganzen nun, fand ſich die Ergänzung, ich möchte ſagen urkundlich genau angegeben. Noch eine Säulenreihe mehr, als für den eigentlichen Chor beſtimmt war, iſt fertig; nämlich bis zu den vier großen Mittelſäulen, auf denen die Thürme ruhen ſollten. Von hier an

zwischen den vier Säulen und sofort ist das Ganze bei den Knäufen der die Nebengewölbe tragenden Säulenstämme mit bretternen Bogen zugedeckt, die zweiten Nebengänge der Nordseite aber sind gewölbt und mit den herrlichsten Glasfenstern aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts geziert, von denen jedoch bei dem gewählten Standpunkte nur drei schmale Streifen erscheinen. Ich habe es bei dieser Arbeit weder an Mühe noch an Aufwand fehlen lassen, um sie ihrem Gegenstand würdig mit der größten Treue und Richtigkeit auszuführen. Alle Höhenmessungen und den Grundriß in der Höhe habe ich selbst besorgt, den untern Grundriß aber zu gegenseitiger Vergleichung und Richtschnur von einem geschickten, bisher preußischen Wasserbauinspektor aufnehmen lassen. Dabei hat mich das Glück mit ein paar Zeichnern begünstigt, die ich für eine so langwierige, mühevolle Aufgabe nicht besser hätte verlangen können. Der junge Quaglio, Theatermaler in München, war mir bei meinem Aufenthalte in dieser Stadt von dem Kupferstecher Heß als der geschickteste für meine Arbeit empfohlen worden, und wirklich fand er sich, als ich ihn im vorigen Herbste nach Köln kommen ließ, mit solcher Schnelligkeit in das verwickelte und ihm eben nicht sehr bekannte Wesen der deutschen Baukunst hinein, daß er bei der größten Pünktlichkeit auch das Geringste immer nach dem Maaß auftragend, kaum drei Monate zur Fertigung der beiden perspektivischen Blätter verwandte. Mit meinem Landsmann Fuchs ist es freilich etwas anders beschaffen. Dieser, fast ohne alle Uebung und Kenntniß der Reißkunst, bedurfte unaufhörlich meiner Anleitung und Mitwirkung; aber er ersetzte mir die Mühe und den Zeitverlust hinlänglich durch unermüdeten Fleiß, und durch eine Geduld und Beharrlichkeit, wie man es bei gebildeten Künstlern selten findet, die für diese unendliche Linienwelt aber durchaus nothwendig war.

Außer dem Längendurchschnitt, der auch zu der Darstellung des Gebäudes im Ganzen gehört, lasse ich ebenfalls etwa sieben Blätter, einzelne Theile, zeichnen z. B. eine Thür am Thurme, mit viel Bildwerk, Fenster, Säulenknäufe und Simse des Grabmals des Erbauers u. s. w. Ich muß sehr bedauern, daß einige Umstände die Fertigung jener Thüre, die in München besorgt wird, aufgehalten haben, sonst hätten Sie sich auch von der im Einzelnen wie im Ganzen gleichmäßigen Vollendung überzeugen

können. Zu der Beschreibung, welche ich dem Werke beizugeben gedenke, habe ich von den in ganz Europa zerstreuten großen deutschen Bauwerken schon manches über Verhältnisse und Geschichte gesammelt. Alles, was ich bisher mit dem kölnischen Dom verglichen, steht ihm vorzüglich wegen der hohen Einheit, die hier so durchgehend in der Fülle der Gestaltung herrscht, weit nach. Wohl einige Theile findet man in andern Gebäuden mit gleicher Reinheit und Vollkommenheit ausgeführt, nirgend aber so das Ganze, und häufig zeigt sich Ueberladung und Wirrwarr der Zierrathen im Einzelnen. Sonst ist auch noch viel der Fall, daß die Gebäude nicht nach einem, sondern nach verschiedenen Entwürfen aufgeführt sind, wie der Münsterthurm zu Straßburg.

Die Nachforschung nach dem Entstehen dieser eigenthümlichen, wunderbaren deutschen Baukunst, vorzüglich auch die Mannigfaltigkeit der in Köln und in der Gegend guterhaltenen Gebäude aus den verschiedenen Perioden der christlichen Kunst vom siebenten bis in's dreizehnte Jahrhundert hat in mir den Wunsch erregt, auch einen Beitrag zur Geschichte der christlichen Baukunst überhaupt zu liefern. Ich besitze schon mehrere Zeichnungen dazu, besonders von Gebäuden, die zum Niederreißen bestimmt waren, und jetzt bereits ihr Loos erfahren haben. Das Uebrige wird aber nun alles aufgenommen; in etwa siebzig bis achtzig mäßigen Folioblättern glaube ich eine vollständige Reihe nicht nur von Kirchen, sondern auch von bürgerlichen Häusern, Klostergängen, Säulen, Grabmälern u. s. w. vom gänzlichen Verfalle der römischen und griechischen Kunst an, bis zur Entwicklung der deutschen im dreizehnten Jahrhundert geben zu können. Wenn Gott und die Menschen ihre Hülfe dazu nicht versagen, könnte das Werk bis zur Entstehung der italienischen Baukunst fortgeführt, und allenfalls mit Darstellungen kunstreicher Kirchen- und Hausgeräthe jener Zeit bereichert werden, wozu nebst dem, was noch der Art vorhanden, der reiche Schatz alter Malereien in Köln eine gute Zugabe liefern würde. Daß ich selber mit meinem jüngern Bruder und einem Freund, durch das glücklichste Zusammentreffen begünstigt, ich darf sagen die vollständigste Sammlung alter kölnischer Malereien zu Stande gebracht habe, wird Ihnen zum Theil vielleicht schon durch öffentliche Blätter bekannt seyn. Wir haben nicht nur merkwürdige, sondern wenigstens durch den

Ausdruck höchst edle und schönere Gemälde, als man gewöhnlich von der altdeutschen Malerei sieht. Der glücklichste Zufall hat es gewollt, daß dieß selber bei den Stücken der Fall ist, die uns von auswärtigen Malern, als van Eyck, Dürer und Lucas Leyden in die Hände gerathen sind. Aber das wichtigste bleibt immer die durch unsern Sammlungseifer gemachte Entdeckung einer bis zur Zeit Joh. van Eyck's fortlaufenden, durchaus die Spur griechischer Bildung verrathenden Art der Malerei, wie man sie uns vor Raphael in Italien beschreibt, und die man nach der bisherigen Meinung in Deutschland gar nicht erwartete. Bei den jüngsten Werken aus der letzten Hälfte des vierzehnten und aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint diese Art in einer großen Schönheit der Köpfe und Gewänder, ungefähr wie Sie die Propheten auf der perspektivischen Ansicht des kölnischen Domes sahen, welche nach wirklichen Statuen gebildet, den gleichzeitigen Gemälden ganz ähnlich sind. Die Behandlung in Gestalt und Farbe ist durchaus verschieden und gefälliger, als was wir gewöhnlich von der bloß die Natur und in manchen Theilen ziemlich ungeschickt nachahmenden deutschen Kunst kennen. Es liegen dort offenbar identische Grundzüge unter, und die frühern Werke reihen sich immer mehr der rohen Bildung den aus den Monologien und aus alten Manuscripten bekannten byzantinischen Miniaturgemälden an.

Es würde Ihre Güte zu sehr mißbrauchen, wenn ich Ihnen, nachdem ich schon so weitläufig gewesen bin, noch mehr von unserer Sammlung erzählen wollte; überhaupt wäre es ein thörichtes Unternehmen, durch Beschreibung Ihnen eine Vorstellung davon geben zu wollen. Ich hege vielmehr durch Ihre gütige Einladung, Sie im Herbste zu besuchen, die fromme Hoffnung, daß es mir, vereint mit dem Hrn. Gesandten Reinhard, gelingen werde, Sie für nächstes Jahr zu einer Reise an den Rhein zu überreden, um selber zu schauen, was Ihnen weder Wort noch Zeichnung in ganzer Wahrheit schildern kann. Vorläufig wird Ihnen schon Herr Kirchenrath Griesbach bei seiner Rückkehr von einigen wenigen Tafeln sagen, die wir mit hierher gebracht haben.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner innigsten Verehrung.

Euer Excellenz ergebenster

S. B.

Nachſchrift. Sie werden die Güte haben, die Zeichnungen dem Hrn. Zimmer bei ſeiner Rückkehr wieder übergeben zu laſſen, und wenn ich mich an den Architekten in den Wahlverwandtſchaften erinnere, werden Sie es nicht übel nehmen, wenn ich Sie um beſondern Auftrag für ſorgfältiges Einpacken bitte; auch einige Zeilen Antwort darf ich wohl von Carlsbad erwarten?

Jena, 15. Mai 1810.

Die von Herrn Zimmer mir überbrachten Zeichnungen ſowohl, als der beigefügte Brief haben mir und meinen Freunden viel Vergnügen gemacht. Des Herrn Miniſter v. Reinhard Excellenz habe ich darüber nur flüchtig meine Gedanken eröffnen können, und da er die Gefälligkeit haben wird, ſie Ihnen mitzutheilen, ſo verzeihen Sie, wenn ich ſie gegenwärtig nicht wiederhole.

Sollten Sie, mit Ihrer Bequemlichkeit, uns auf Michael beſuchen können, ſo würden Sie auf das freundlichſte empfangen ſeyn. Für das Schöne und Lehrreiche, was Sie uns mitbringen, ſoll Ihnen das, was wir an Kunſtwerken und ſonſt beſitzen, zu freiem Gebrauche angeboten werden.

Ich hoffe, daß Sie die Gegenwart des ſorgfältigen Architekten beim Einpacken Ihrer unſchätzbaren Zeichnungen nicht vermiſſen werden. Das Zutrauen, uns ſo köſtliche und mehrjährige Arbeiten zu überſchicken, hat beim Vorzeigen ſowohl, als ſonſt, unſere gewöhnliche Sorgfalt noch erhöht.

Der ich kurz vor meiner Abreiſe nicht mehr zu ſagen im Stande bin, als daß ich Ihnen bis auf nähere Bekanntſchaft recht wohl zu leben wünſche.

G.

Reinhard an Sulpiz Boiſſerée.

Caſſel, 23. Mai 1810.

Ich ſende Ihnen hier, mein lieber Freund, den Brief, den Goethe nach Einſicht Ihrer Zeichnungen am Tage ſeiner Abreiſe

Dieſe Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederſchwebt, und das Unwahrſcheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloſes vorträgt, waren der orientaliſchen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang höchſt angemeſſen. Dieſe Luftgebilde über einem wunderlichen Boden ſchwankend, hatten ſich zur Zeit der Saſſaniden ins Unendliche vermehrt, wie ſie uns Tauſend und Eine Nacht, an einen loſen Faden gereiht, als Beiſpiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter iſt, daß ſie keinen ſittlichen Zweck haben und daher den Menſchen nicht auf ſich ſelbſt zurück, ſondern außer ſich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengeſetzte wollte Mahomet bewirken. Man ſehe wie er die Ueberlieferungen des alten Teſtaments und die Ereigniſſe patriarchaliſcher Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorſam und alſo gleichfalls auf einem Islam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß, mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorſam immer mehr auszuſprechen und einzuſchärfen verſteht; wobei er ſich denn manches Mährchenhafte, obgleich immer zu ſeinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig iſt er, wenn man in dieſem Sinne die Begebenheiten Noahs, Abrahams, Joſephs betrachtet und beurtheilt.

Caliphen.

Um aber in unſern eigenſten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir, daß die Saſſaniden bei vierhundert Jahre regierten,

nach Karlsbad an Sie geschrieben hat. Mir schreibt er folgendes:

„Das Portefeuille ist mir durch Herrn Zimmer in Jena zugestellt worden, und hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. In Eile nur weniges von dem, was darüber zu sagen wäre. Alles das ist höchst schätzbar, was uns den Sinn einer vergangenen Zeit wieder vergegenwärtigt, besonders wenn es in einem wahrhaft treuen, historischen und kritischen Sinne geschieht.

Nach diesem sind die Bemühungen des jungen Mannes, durch welchen die vorliegenden Zeichnungen zu Stande gekommen, höchlichst zu loben. Er ist dabei gründlich zu Werke gegangen, wie ich dann gerne bekenne, daß der Grundriß des Domes zu Köln, wie er hier vorliegt, eines der interessantesten Dinge ist, die mir seit langer Zeit in architektonischer Hinsicht vorgekommen. Der perspektivische Aufriß gibt uns den Begriff der Unausführbarkeit eines so ungeheuern Unternehmens, und man sieht mit Erstaunen und stiller Betrachtung das Mährchen vom Thurme zu Babel an den Ufern des Rheines verwirklicht. Desto erfreulicher, obgleich eben so erstaunenswerth ist die Restauration, oder vielmehr der auf dem Papier unternommene Ausbau, welcher mit sehr viel Sorgfalt aus dem Vorhandenen, aus manchen Ueberlieferungen und aus dem sonst bekannten dieser Kunstzeit und Bauart das Wahrscheinliche so harmonisch als man es wünschen mag, zusammenstellt, und man müßte sehr viel bewandter in diesen Dingen als ich seyn, um etwas daran auszusetzen.

Die von Quaglio gezeichneten Blätter sind sehr geistreich, die andern von Fuchs mit unendlicher Sorgfalt, und beide mit Geschmack, Fleiß und Zierlichkeit ausgeführt, so daß man wirklich sagen kann, daß für dasjenige, was diese Blätter seyn sollen, nichts zu wünschen übrig bleibt. Sie sollen eigentlich einem Hauptwerke die Krone aufsetzen, und ich bin nicht weniger neugierig auf das, was uns diese Kunstfreunde und Künstler aus früherer Zeit überliefern werden.

Diese Zeichnungen werden immer, wie sie hier liegen, unschätzbar bleiben, wenn es auch große Schwierigkeit haben soll, sie in Kupfer stechen und dem großen Publikum mittheilen zu lassen, wozu ich in unserer Zeit kaum eine Möglichkeit sehe. Doch

wird die Betriebsamkeit derer, die schon so viel geleistet, auch hier bei wohl mehr thun, als man sich vorstellen kann.

Ich habe mich früher auch für diese Dinge interessirt, und ebenso eine Art von Abgötterei mit dem Straßburger Münster getrieben, dessen Façade ich auch jetzt noch wie früher für größer gedacht halte, als die des Domes zu Köln.

Herr Boisserée hat mir einen sehr hübschen, verständigen Brief geschrieben, der, wie die Zeichnungen, mich für ihn einnimmt. Ich lege für ihn ein flüchtiges Blättchen bei, worin ich ihn auf Michael einlade."

R.

Heidelberg, 24. November 1810.

Meine Freude über Ihre gütige Theilnahme an meinen Bemühungen für die altdeutsche Kunst ist Ihnen durch den Herrn Gesandten Reinhard bekannt geworden; ich selbst hatte nach Ihrer freundlichen Einladung lange gehofft, Ihnen meinen Dank mündlich bringen zu können; aber die bei zufälligem Begegnen mit Cotta in Baden entstandene Uebereinkunft wegen Herausgebens meines Werkes hat mir so viele Arbeiten und Geschäfte zugezogen, daß ich um Michael die Reise zu Ihnen nicht antreten konnte. Zudem war ich durch sehr glaubwürdige Gerüchte an Ihrer Rückkehr nach Weimar vor dem Winter irre geworden, und erst vor einigen Wochen sagte mir der Erbprinz, der mit Frau v. Hellwig kam, um einige unserer alten Gemälde zu sehen, daß Sie im Oktober wieder zu Hause angelangt seyen.

Meine Beschäftigungen werden um so eher geeignet seyn, mich bei Ihnen zu entschuldigen, je größere Freude Ihnen die Ausführung meines Unternehmens machen muß, für welches Sie in den jetzigen schweren Zeiten mit Recht unübersteigliche Hindernisse gefürchtet haben.

Sie werden mir also auch erlauben, Ihre Einladung auf den März zu übertragen; ich hoffe dann zugleich, in Ihren Gegenden, in Leipzig und Dresden, oder in Berlin einen Künstler zu finden, dem ich die perspektivischen Blätter der kölnischen Domkirche und vor Allem zuerst das Schönste und Schwierigste, die die Ansicht des Aeußern, anvertrauen kann.

Es iſt nämlich beſchloſſen, das Werk durch den Grabſtichel ausführen zu laſſen; für die großen geometriſchen Blätter habe ich ſchon einen geſchickten, recht fleißigen Mann, Duttenhofer in Stuttgart, und es wird wohl keine große Mühe koſten, noch einen für die einzelnen Theile, Laubwerke u. ſ. w. zu finden, vielleicht wäre ſchon Hüllmann in Leipzig dazu zu gebrauchen.

Mit den perſpektiviſchen Blättern, weil ſie eben bei großer Geſchicklichkeit, Fleiß und Treue, auch eine nicht geringe Kunſt der Haltung fordern, ſteht es weit bedenklicher. Man empfiehlt mir Darnſtedt in Dresden, der als Landſchaftsſtecher mit der Luftperſpektive Beſcheid weiß, und auch Fleiß und Sauberkeit genug haben ſoll. Iſt er Ihnen bekannt, und darf ich mir Ihren Rath wegen ſeiner und überhaupt wegen tauglicher Künſtler zu meinem Werke ausbitten?

Sie würden mich dadurch um ſo mehr verbinden, als ich, im Fall bis zum Frühjahr ſich keine Ausſicht ergäbe, den rechten Künſtler in Deutſchland zu finden, gezwungen ſeyn würde, nach Paris zu gehen, welches mir, da ich es ſchon kenne, und außer andern Gründen hauptſächlich deßwegen ſehr unangenehm wäre, weil ſich dadurch das Glück Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft noch länger von mir entfernen würde.

Die einzige Art, wie ich, ſelbſt wenn ſich kein tauglicher Kupferſtecher für mich in Deutſchland fände, die Zuflucht nach Paris vermeiden könnte, wäre, daß man ſich entſchlöße, die hoch perſpektiviſchen Blätter allein in Aquatinta arbeiten zu laſſen, wozu ſich dann entweder Haldenwang in Karlsruhe oder Frick in Berlin verſtehen würde. Aber dadurch wäre die Einheit der Behandlung geſtört, man könnte nicht viele Abdrücke nehmen, und was die Hauptſache, die vielen Glieder und Zierrathen dieſer reichen Bauart würden an Beſtimmtheit verlieren.

Bei Ihren gründlichen Einſichten, was ſich zu einer tüchtigen und würdigen Ausführung meiner Zeichnung gehört, kennen Sie unſere Künſtlerwelt ſo genau, und haben ſich von jeher ſo gern unſere Künſtler ſorgfältig mit Rath und That angenommen, daß ich es wage, Sie auch noch mit dieſer Frage zu beläſtigen.

In Erwartung einer gütigen Antwort habe ich die Ehre zu ſeyn Ihr ergebenſter

S. B.

Reinhard an Sulpiz Boiſſerée.

Caſſel, 29. Januar 1811.

Wiewohl Sie, mein lieber Sulpiz, meinen letzten Brief vom Monat November noch nicht beantwortet haben, ſo vermuthe ich Sie doch noch immer in Heidelberg, und überſchreibe Ihnen folglich unter dieſer alten Adreſſe, was in einem ſo eben nach ziemlich langem Stillſchweigen von Goethe erhaltenen Briefe auf Sie Beziehung hat, nämlich:

„Den Brief des guten Boiſſerée beantworte ich eheſtens ausführlicher. Haben Sie indeß Gelegenheit, ihm zu ſagen, daß nach unſerer Meinung denn doch vielleicht für dieſe perſpektiviſchen Blätter die Aquatinta das Beſte ſeyn möchte. Sie gibt in Abſicht auf Haltung und Leichtigkeit der Arbeit gar viele Vortheile, und wenn man fünfhundert Exemplare eines ſolchen Werkes, als ſoweit wohl die guten Abdrücke reichen, verkauft, ſo können Autor und Verleger immer zufrieden ſeyn. Doch iſt dieß nur meine Meinung, und wir laſſen gern eine andere Ueberzeugung gelten. Jeder muß freilich ſehen, wie er am Ende ſelbſt ſich nothdürftig rathen kann. Auf alle Fälle würden die werthen Kölner zur guten Jahreszeit hier wohl aufgenommen ſeyn. Der Erbprinz, der ſie in Heidelberg ſah, hat ſie zum ſchönſten und vortheilhafteſten angemeldet.“

R.

(Siehe Briefe und Tagebuch im erſten Theil.)

Sulpiz Boiſſerée an Goethe.

Dresden, 17. Juni 1811.

Ich habe, ſeit ich Sie verlaſſen, keinen Tag ohne Erinnerung an die Liebe zugebracht, die Sie mir in den wenigen Tagen der erſten Bekanntſchaft bewieſen, und wäre die Welt nicht die Welt mit ihren tauſend Feſſeln, ſo ginge ich jetzt ſchon lange mit Ihnen in Karlsbad ſpazieren, und erfreute mich Ihres belebenden Geſpräches; ſo aber eilten mich in Leipzig die Buchhändler und hier die Kupferſtechergeſchäfte auf, die ich nach vieler Mühe erſt

vor ein paar Tagen glücklich beendet habe. Darnstedt hat sich, nachdem er nun die Zeichnung selbst gesehen, endlich doch billig finden lassen, auch habe ich mich überzeugt, daß er außer Veith hier der einzige ist, welcher der Arbeit gewachsen, und da Veith ein ängstlicher, kränklicher Mensch, der sich nicht in eine große Unternehmung einlassen mag, blieb mir nicht einmal die Wahl; übrigens hat Darnstedt, wenn auch durch die Hand keine, doch durch äußere Umstände noch einige Vorzüge vor ihm; so besitzt er eine Linienmaschine, die alles, was der Art in Deutschland besteht, an Größe und Vollkommenheit bei weitem übertreffen soll; es steht ihm beim Umriß und beim Aetzen die Hülfe von zwei jungen Schwägern, einem Architekten und einem Kupferstecher zu Gebote; er ist zweimal von der Akademie in Mailand für Kupferstechen gekrönt worden u. s. w., ich darf also wegen dieser perspektivischen, wichtigsten Platte meines Werkes vollkommen beruhigt seyn; und wie bisher alles glücklich gegangen, wird sich ja auch das Weitere schon nach Wunsch entwickeln, so schwarz und dunkel sich auch der Handel zu Leipzig in die Augen sehen ließ. Cotta vor allen zog seine langen Augenbrauen finster zusammen, und ich hatte Mühe, ihm wieder den größeren Gesichtskreis für unser Werk aufzuklären, der über ein paar Messen, auf mehrere Jahre und über Deutschland auf ganz Europa hinausgeht. Er hatte über das Verbot des Morgenblattes in den Elbedepartementen und über andere augenblickliche Schwierigkeiten, die Aussicht für größere Dinge fast ganz verloren. Auch für die Zeichnungen von Cornelius zeigte er keine Aufmerksamkeit, und er hatte nichts einzuwenden, als ich sagte, daß Reimer in Berlin mein kleines geschichtliches Werk des christlich-griechischen und romanischen Bauwesens im Mittelalter unternehmen wolle. Derselbe Reimer äußerte mir ebenfalls sehr große Lust zu den Darstellungen aus dem Faust, nur verlangt er nothwendig einen Text dazu, damit das Werk den Anstrich eines Buches gewänne, ohne dieß könne er als Buchhändler es nicht gehörig verkaufen. Er ging in seinem lustigen Sinn so weit, zu wünschen, daß Sie selbst einige Blätter zu den Bildern schreiben möchten, und es macht mir Spaß, Ihnen diesen kuriosen Einfall mitzutheilen.

An Cornelius habe ich zugleich mit Ihrem Brief wegen dieser Aussichten geschrieben; ich glaube, daß er dergleichen auch schon

„rankfurt hat, und es ſteht wohl nur bei Ihnen, die Sa„ durch ein öffentliches Wort zur Ausführung zu bringen.

Daß ich wegen eines ſolchen für mich ſelbſt jetzt mehr wie je die Erfüllung Ihres freundſchaftlichen Verſprechens wünſchen muß, um mein kleineres Werk in Gang zu ſetzen, und das größere darin zu erhalten, ſehen Sie aus dem Wenigen, was ich Ihnen über die Verhältniſſe geſagt habe, und ich hoffe, Sie werden es gern thun.

Gegen Freitag denke ich nach Töplitz zu fahren, vielleicht über Prag, vielleicht gerade zu nach Karlsbad zu kommen, dort ein paar Tage zu verweilen, und dann gleich nach Haus zu reiſen. Bloß die Möglichkeit, Sie durch die Reiſe nach Prag zu verfehlen und ein Brief von Reinhard haben mich bewogen, bei ſo naher Erwartung des Wiederſehens dieſe Zeilen nicht lieber zu unterlaſſen.

S. B.

Karlsbad, 26. Juni 1811.

In dieſen letzten Tagen meines Hierſeyns habe ich immer auf Ihre Ankunft gehofft, welche mir ein Brief aus Dresden verſprach. Leider muß ich abreiſen, ohne Sie länger erwarten zu können.

Daß Sie einen tüchtigen Kupferſtecher für die bedeutende Platte gefunden, iſt mir ſehr angenehm. Ich wünſche, daß ſo viel Menſchen als möglich die Freude und das Intereſſe theilen, die uns Ihre Bemühungen verſprechen. Möge Ihre Beharrlichkeit alle die Hinderniſſe überwinden, welche der Augenblick ſolchen Unternehmungen entgegenſetzt.

An einer öffentlichen Empfehlung von meiner Seite ſoll es nicht ermangeln, nur bitte ich Sie um einige Zeit, damit Sie am rechten Flecke ſtehen könne. Mit Tages-, Wochen- und Monatsblättern bin ich außer aller Verbindung, und dieſe haben die böſe Art, daß ſie ſehr oft die höchſten Worte, mit denen nur das Beſte bezeichnet werden ſollte, nur als Phraſen anwenden, um das Mittelmäßige oder wohl gar Geringe zu maskiren. In ſolcher Geſellſchaft thut ein beſtimmtes, vernünftiges Wort nicht ſeine

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03841/205

rechte Wirkung. Doch ſoll, wie geſagt, was ich Ihnen ſchuldig zu ſeyn glaube, nicht ausbleiben.

Wie dem guten Cornelius zu helfen ſey, ſehe ich nicht ſo deutlich. Wie hoch ſchlägt er ſeine Zeichnungen an? und wenn er keinen Verleger dazu findet, um welchen Preis würde er ſie an Liebhaber verlaſſen.

Laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit wiſſen, wie es mit Ihnen und Ihren Bemühungen vorwärts geht. Leben Sie recht wohl und bleiben Sie meines aufrichtigen Antheils verſichert.

G.

Köln, 29. Juli 1811.

Ich muß Ihnen noch einmal ſagen, und mag es nicht genug ſagen: ſeit dem kurzen Umgange mit Ihnen in Weimar iſt mir zu Muthe, wie einem, der einen lang erträumten Schatz gefunden und gleich wieder verloren; ich kann nicht anders das ſchöne Verhältniß nennen, das ſich mir zu Ihnen geöffnet hat.

Von dem Augenblick, wo ich Sie verlaſſen, wälzen ſich erſt immer mehr Gedanken in meiner Bruſt, was ich alles mit Ihnen zu ſprechen und zu verhandeln hätte. Da mögen Sie ſich denken, wie ſehr es mich verdroß, Sie nicht mehr in Karlsbad zu finden. Ihr Brief, um ſo freundſchaftlicher er war, um ſo fühlbarer machte er mir den Verluſt, und nur die Verſicherung Ihrer Frau konnte mich tröſten, daß ſie von einer Herbſtreiſe nach Köln geſprochen.

Wenn je die Rede Zauber gewirkt, ſo möchte der gütige Himmel mich jetzt erhören und mir die Gabe verleihen, Sie zu bereden und gegen alle Einwendungen zu berücken. Aber ich muß einzig meine Hoffnung darauf ſetzen, daß die Sache an und für ſich eben Alles wirkt, und Verhältniſſe und Umſtände ſich günſtig fügend, keine erheblichen Einwendungen zulaſſen.

Wollen Sie ernſtlich einmal den Rhein beſuchen, ſo können Sie keine glücklichere Zeit wählen, als in dieſem Herbſt, der früher, ſchöner und reicher ſeyn wird, als in vielen Jahren nicht wieder zu erwarten ſteht.

Thun Sie es ſich und mir zu lieb! Ich weiß, die Reiſe

wird Ihnen große Freude gewähren. Was es mir werth wäre, Sie hier selbst zu allen den ehrwürdigen Denkmalen zu führen, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen; aber wenn es in diesem Jahre nicht geschähe, würde mir dieß Glück schwerlich je zu Theil, da mich in den folgenden Jahren Studien und Reisen weit und immer weiter wegziehen. Und daß ich auch meinetwegen etwas von Ihnen verlangen darf, fühle ich, Sie haben es mir zu deutlich gezeigt, daß Sie mich lieb gewonnen. Ja, meine ganze Denkart und Ansicht der Welt, so verschieden sie seyn mag, scheint sich mit der Ihrigen freundlich verbinden und Ihnen in manchen Stücken erfreulich seyn zu können.

Gerade diese stete Forderung dessen, was da wirklich und leibhaftig ist, bei allem Suchen und Erkennen eines höhern geistigen Lebens, bei allem Spiel einer freien, schöpferischen Einbildungskraft, bei aller Innerlichkeit eines tiefen Gefühls, gerade dieser treue, ruhige Sinn für menschliches Maß und Wahrheit überhaupt, den ich bei keinem unserer ausgezeichneten Geister, die ich kennen gelernt, so gefunden, wie bei Ihnen, eben das ist es, worin ich einen Grund zu entdecken geglaubt, aus dem mir trotz meinem ungeheuern Abstand von Ihren großen Eigenschaften ein freundschaftliches Verhältniß mit Ihnen erwachsen kann, das zur Erhebung meines ganzen Treibens und Thuns wie ein edler Wein wirken und Ihnen eben dadurch schon zu einem Wohlgefallen gedeihen muß. Es mag sich selber entschuldigen, daß ich mich hier so frei erkläre; meine Natur ist nun einmal so geartet, daß ich, wovon das Herz mir voll ist, nicht lassen kann.

Wie sollte mir, auch schon bei meiner Liebe für das deutsche Alterthum, nicht die ganze Seele gegen Sie erfüllt seyn? — der Sie, der erste deutsche Mann seiner Zeit, am frühesten und mächtigsten altdeutsche Sinnesart und Weise wieder ins Leben eingeführt, und dadurch alles Gute, was in diesen Tagen ähnliches oder für die Erkennung und Erhaltung der Werke unserer Voreltern geschieht, zuerst begründet haben? wie sollte ich mich scheuen, da ich bei der Freiheit der Mittheilung, die Sie mir gewährt, überzeugt bin, nicht mißverstanden zu werden.

Ich hätte Ihnen von meiner Reise Vieles zu sagen, was Ihnen lieb seyn könnte, wäre ich nur nicht so böslich an die Feder gebunden; auch wünschte ich mit Ihnen einmal über das

Verhältniß der geheimen Geſellſchaften zu der altdeutſchen Baukunſt zu ſprechen. Es iſt mir ſeit lang und kurz viel Wichtiges davon bekannt geworden und ſcheint da noch eine reiche Quelle zu ſchönen Entdeckungen verborgen zu ſeyn, die zum Theil im Beſitz der Maurer iſt, ohne daß ſie jedoch einen andern als einen äußern Zuſammenhang mit ihren eigenen Geheimniſſen hat; ich hoffe wegen dieſer, wie wegen ſo vieler anderer Dinge auf ihr Wiederſehen.

Antworten Sie mir gütigſt bald, damit im Fall Sie zu uns kommen, mein Bruder und mein Freund in Heidelberg wegen des Theiles unſerer Sammlung, den ſie dort haben, einen Entſchluß faſſen können; ſie ſind über ihren fernern Aufenthalt noch nicht beſtimmt, Ihre Reiſe würde darin mehr oder weniger entſcheiden, denn dieſe Gemälde müſſen Sie ebenſo nothwendig ſehen, als die hieſigen.

In Frankfurt habe ich den Cornelius fröhlich und guter Dinge gefunden. Ihr Beifall und die Ausſicht, die ich ihm mit Reimer in Berlin eröffnet, hat hingereicht, den Buchhändler Wenner in Frankfurt zur Unternehmung des Werks zu bewegen. Cornelius ſieht ſich dadurch im Stande, ſeine Reiſe nach Italien auszuführen. Er vollendet vorher noch drei Zeichnungen, eine: „Gretchen in der Kirche," iſt ſchon fertig, die andere: „Gretchen vor der Mater dolorosa," wird es bald, dann folgt die dritte: „Gretchen bei Fauſt in der Laube." Im September geht er mit einem braven, jungen Kupferſtecher, der die Blätter unter ſeinen Augen ſtechen ſoll, nach Rom.

Nun das Werk erſcheint, werden Sie doch gelegentlich der Welt Ihr Urtheil darüber mittheilen mögen? Es iſt natürlich mit darauf gerechnet worden, da ich bei Ueberſchickung Ihres Briefes an Cornelius geſchrieben hatte, daß Sie ſich dazu geneigt geäußert hätten. Ueber den neuen Beweis Ihrer Güte durch die Anfrage wegen Verkaufs der Blätter, war er ſehr gerührt und bat mich, Ihnen dafür auf's wärmſte zu danken.

Was Sie mir wegen der öffentlichen Empfehlung meines Werks ſagen, kann mir nicht anders als ſehr recht und lieb ſeyn; zu ſo guten, tüchtigen Bedingungen laſſe ich mir freilich gern einige Zeit gefallen. Herr v. Reinhard klagt in dem letzten Briefe, daß ſeine Verhältniſſe ihm nicht erlaubt haben, während der

vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten sie sich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergestalt gewachsen, daß ihr zu widerstehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynastie zu Grunde, welche die altpersische Religion gehegt und einen seltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die Araber stürmten sogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Ansicht, nur überflüssige oder schädliche Schreibereien; sie zerstörten alle Denkmale der Literatur, so daß kaum die geringsten Bruchstücke zu uns gelangen konnten. Die sogleich eingeführte arabische Sprache verhinderte jede Wiederherstellung dessen was nationell heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders und die mahometanischen Sieger gefielen sich in der Prachtliebe, den angenehmen Sitten und den dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer, als die glänzendste Epoche berühmt, die Zeit wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Diese, von Balch abstammend, nicht sowohl selbst Mönche als Patrone und Beschützer großer Klöster und Bildungsanstalten, bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst und behaupteten durch ihre Welt-Klugheit und Charakter-Größe einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher sprüchwörtlich: eine Zeit localen, lebendigen Wesens und Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann, daß sie erst nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder aufquellen werde.

Aber auch das Caliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach mehr und

Abwesenheit des Königs, Falkenluft zu besuchen; er wird jetzt gewiß Alles thun, um im Herbst kommen und mit uns auf dem Apollinarisberg die Weinlese feiern zu können; sie wird dießmal in den September fallen. Die Trauben stehen in höchster Fülle, seit vierzehn Tagen fangen sie schon an zu röthen. Die Natur selbst macht es Ihnen zum Gesetz, daß Sie uns besuchen müssen und ich zähle darauf, daß Sie Gesetze von so guter Hand nach Ihrer gewohnten Weise ehren.

Grüßen Sie alle die Ihrigen.

S. B.

Weimar, 8. August 1811.

Wenn ich nur irgend eine Möglichkeit sähe, in diesem Spätjahr Weimar zu verlassen und Sie in Ihrer herrlichen Gegend zu besuchen, so würde ich mit meiner Antwort zaudern und die Hindernisse zu beseitigen suchen; aber da ich mir keine Illusion machen kann und für dießmal an meinen Wohnort gefesselt bin, so will ich lieber gleich schreiben, wie Sie es wünschen, weil Sie Ihre Einrichtung darnach zu machen haben.

Daß es mir sehr leid gethan, Sie in Karlsbad nicht mehr erwarten zu können, davon werden Sie überzeugt seyn. Denn da ich nicht immer jungen Männern, welche einiges Vertrauen zu mir hegen, ihre gute Meinung erwiedern kann, weil sie auf Wegen wandeln, die zu weit von dem meinigen abführen, so war es mir um desto angenehmer, Sie zu finden, dessen allgemeine Richtung mir ganz gemäß ist und dessen besonderes Studium unter diejenigen gehört, welche ich liebe, und in denen ich mich sehr gerne durch andere unterrichten mag, da ich sie selbst zu behandeln durch Zeit und Umstände bin abgehalten worden. Lassen Sie uns daher immer in Verbindung bleiben und sagen Sie mir von Zeit zu Zeit, wie es Ihnen geht. Vor allen Dingen wünschte ich, daß Sie bei einiger Muße sich die Mühe nähmen, mir die Hauptsumme Ihrer bisherigen Arbeiten, so wie Ihrer nächsten zu rekapituliren. Ich habe zwar so ziemlich dasjenige gefaßt, was Sie in Ihrem Kreise theils als Erfahrung, theils als Resultat gewonnen haben, allein unser Zusammenseyn war doch zu

kurz, als daß ich damit völlig im Reinen ſeyn könnte. Wollen Sie daher, wie geſagt, mir die Hauptpunkte in Erinnerung bringen und die Verknüpfung, ſowohl des Geleiſteten als Ihrer Vorſätze, mir im Zuſammenhange darlegen, ſo wird es auch zu meinem Vorhaben dienlich ſeyn, wenn ich eine Gelegenheit ergreife, von Ihren Bemühungen öffentlich zu reden, welches ich doch gerne gründlich und in Ihrem eigenen Sinne thun möchte.

Ich brauche nicht zu verſichern, daß ich zu Ende Septembers wenigſtens in Gedanken Sie unter Ihren Traubengeländen beſuchen werde. Sollte Herr v. Reinhard in Ihre Gegend kommen, ſo beneide ich Sie doppelt und dreifach um die ſchöne Welt, den ſchönen Himmel und die Unterhaltung mit dieſem trefflichen Manne.

Mehr ſage ich nicht, damit dieſer Brief ſeinen Weg antrete. Ich wünſche recht wohl zu leben und hoffe recht bald wieder von Ihnen zu hören. Meine Frau grüßt zum allerſchönſten. Sie war zur Reiſe gleich bereit, ja ſie hatte ſchon davon präludirt; allein leider bin ich nicht mehr ſo beweglich als ſie, und laſſe Betrachtungen bei mir verwalten, die ihr nicht ſo bedeutend als mir erſcheinen können. Ich ſchließe mit nochmaligem Lebewohl.

G.

Heidelberg, 24. April 1812.

Ich beſchäftigte mich dieſer Tage mit dem Gedanken, Ihnen von meinem Leben und Arbeiten in dem vorigen Winter zu ſchreiben und hoffte, weil Sie von dem Näheren ſchon unterrichtet ſeyn würden, den Verluſt unſeres Joſeph Hoffmann nur vorübergehend erwähnen zu können. Ich wußte nicht, daß mir die traurige Pflicht zugedacht war, Ihnen im Namen des Vaters und der Geſchwiſter den Hingang des braven Künſtlers zu berichten, der ſich den Ruhm und die Freude Ihres öffentlichen Beifalls und Preiſes erworben hatte.

Durch Zufall und Mißverſtändniß erhielt ich erſt geſtern den Auftrag zu dieſer Mittheilung. Eine Bruſtkrankheit, die ſich ſchon ſeit Jahr und Tag durch Schwäche und Unpäßlichkeit angekündigt, brachte unſern Freund während der erſten Monate dieſes Jahres in Gefahr. Er wurde davon glücklich gerettet und fing wieder

an sich zu erholen, als ihn ein Nervenfieber überfiel und am 6. März, achtundvierzig Jahre alt, von uns wegnahm. Frau und Kinder weinen nicht um ihn; er war unverehlicht, aber Vater und Geschwister sind untröstlich, er unterstützte sie auch auf die edelste und treueste Weise und opferte meist ihnen zu lieb die jedem Künstler so naheliegenden Wünsche zum Reisen auf. Sein liebevolles, treues, friedliches Wesen verschaffte ihm auch außer seinem äußern Künstlerleben eine Menge Freunde. Darum ist die Klage um ihn allgemein und was in unserer alten Vaterstadt zu seiner Ehre geschehen, erinnert an die besten Zeiten des Edelmuthes und des Gemeingeistes. Undenklich lange sah man bei uns nicht einen so zahlreichen freiwilligen Leichenzug, die Bahre war mit Palmen, Pinsel und Palette, dem Programm Ihrer Preisvertheilung und dem Malerstock von Rubens geziert. Professor Wallraff, der diese Anordnung besorgt hatte, ging mit den Beamten, Künstlern und Kunstfreunden zunächst hinter der Bahre, dann folgten die übrigen Freunde. Das Seelenamt wurde im Dom gefeiert. Es wurde ein großes Trauergerüste mit eigens für die Sache betreffenden Sinnbildern und Inschriften errichtet und das Requiem von Mozart aufgeführt.

Hoffmanns letzte Arbeit war ein Blatt zu meinem Dommerk. Der Altar, das Grabmal des Erbauers und eine Auswahl von mannichfaltigen schönen Laubwerken der Säulenknäufe und Tragsteine. Er vollendete die Zeichnung im Januar, wenige Wochen vor seiner Krankheit; sie ist eine der erfreulichsten in meiner Sammlung. Kurz vorher hat er eine Hauskapelle gemalt. Zu den besten Zimmerverzierungen, die man von ihm besitzt, gehört die, welche er nach meinen Angaben für unsern Freund, den Herrn v. Reinhard zu Falkenlust, in Oel ausgeführt hat, es sind Laubwerke mit Blumenranken, Vögeln und Insekten, in allen Farben auf weißem Grunde; drei Abtheilungen in reicher goldener Einfassung, in den Zwischenräumen blau, unten schwimmende, oben fliegende Vögel, Falken, Reiher u. s. w. nach Art der in den Raphaelischen Arabesken befindlichen Vorstellungen.

Von seinen früheren Werken sind noch in den Händen der Verwandten: Herkules, der den Stall des Augias reinigt, die Sündfluth, die Rückkehr Telemachs und die Ankunft Napoleons im Ruhrdepartement 1804.

Sollten Sie vielleicht noch die eine oder die andere dieser Zeichnungen zu besitzen wünschen, oder wollten Sie auch nur einige Worte des Trostes zu dem Vater reden, so werde ich Ihren Brief bestens besorgen.

Was nun meine Arbeiten im verflossenen Winter betrifft, bin ich erst Ende Januar mit dem Zeichnungswesen fertig geworden und hier hat es noch bis Ende März fortgedauert. Dennoch ist das letzte Blatt nur erst im Umriß vollendet; der Künstler mußte wegen seiner Amtsgeschäfte die Schattirung um einige Wochen verschieben. Es thut mir leid, daß ich dadurch die Freude entbehre, Ihnen bei Gelegenheit der Meßreise durch Cotta oder Zimmer die ganze Reihe der seither zu Stande gekommenen sechs neuen Zeichnungen vorlegen zu lassen. Aber die Zeit, auf welche Sie mich einladen, ist jetzt schon bedeutend näher gerückt und dann werde ich das größere Vergnügen haben, Ihnen diese wie mehrere andere merkwürdige Dinge selbst zeigen und erklären zu können.

Die öffentlichen Begebenheiten werden mich wahrscheinlich an diesem Besuche nicht hindern; meine eigenen Verhältnisse befördern ihn auf alle Weise, da ich nun nicht mehr an die Zeichner gebunden bin und Herr v. Reinhard mir es mit Recht übel deuten würde, wenn ich nicht endlich Wort hielt und zu ihm nach Kassel käme, wohin mich ohnedieß die Nähe der Göttinger Bibliothek zieht, welche mir bis zum Winter fast unentbehrlich werden wird. Ich beschäftige mich nämlich mit den Arbeiten und Untersuchungen zur Geschichte der altdeutschen Baukunst. Ich habe früher schon viel dazu gesammelt; denn da ich mich so tief in die Bearbeitung des kölnischen Doms eingelassen, wollte ich eine Uebersicht aller irgend bedeutenden Denkmäler der Art haben und erst daraus ist der Entschluß hervorgegangen, den kölnischen Dom als Vorbild oder Spiegel der ganzen Art aufzustellen und mit möglichster Treue bis zur größten Vollständigkeit auszuführen. Jetzt, da dieß vollbracht ist, muß die Geschichte auch ins Einzelne verfolgt werden; es muß klar und deutlich werden, wie die Denkart, der Glaube, das Schicksal der Zeiten, in denen das eigenthümliche Kunstwesen entstand, blühte und wieder verfiel. Ebenso muß man Alles, was irgend über die werkmäßige Ausübung dieser Kunst, falls es in Erfahrung gebracht werden kann,

an den Tag zu fördern und sie mit der griechischen, römischen, orientalischen, egyptischen vollends in allen ihren Grundzügen und Eigenthümlichkeiten zu erkennen suchen. Zuvörderst werde ich ordnen, was ich bisher auf Reisen und beim Lesen gesammelt habe und dieß wäre eine fügliche Gelegenheit, eine Uebersicht meiner Gedanken und Kenntnisse von der altdeutschen Baukunst und Malerei zu entwerfen. Wenn Sie diese also jetzt noch wünschen sollten, bitte ich mir es gütigst zu sagen. Der Stich der Hauptplatten zum ersten Heft des Domwerks rückt allmählig vor, und eine wird in diesem Sommer schon vollendet. Mit dem, was ich bisher von der Arbeit gesehen, habe ich alle Ursache zufrieden zu seyn; es gehört nun noch eine wichtige, jedoch geringere Platte als jene beiden und zwei einfache, wenig Zeit erfordernde Platten dazu. Diese müssen jetzt nach und nach in Stich gegeben werden, um mit der perspektivischen, welche die langwierigste von allen ist, gegen Ende des nächsten Jahres erscheinen zu können.

Unser hiesiges Leben geht in stillem Frieden seinen gewohnten Weg. Wir sehen um uns her keine Spur von einem andern Krieg als von dem papierenen der Weltweisen, in dem die Weisheit aller Welt zum Spott wechselseitig meisterlich zerschossen und zerhauen wird, wobei Sie sich vielleicht meiner Erzählung von dem alten Münchner Wahrzeichen erinnern, die nun immer mehr zur Parabel zu werden scheint.

Seit Sie die Güte hatten, mir das Verzeichniß Ihrer Handschriften mitzutheilen, habe ich mich nur vergebens bemüht, etwas bedeutendes der Art für Sie zu finden; es bleibt mir nur die Hoffnung, in der Zukunft glücklicher zu seyn.

Leben Sie wohl und halten Sie mich in gutem Andenken.

S. B.

Heidelberg, 20. December 1812.

Sie haben, vielverehrter, großer Freund, in Ihrer Biographie bei der altdeutschen Baukunst meiner Bemühungen dafür auf eine Weise gedacht, die mir mit tiefer Rührung alle Erinnerungen jener glücklichen Tage hervorrufen, in welchen ich einen so guten Theil Ihres Herzens gewonnen. Ihre feste ernste Liebe leuchtet

mir freundlich und ermunternd im dunkel wogenden Strom der Zeit, wie ein unverlöschbares Licht aus ferner höherer Heimath. Solche Theilnahme bei dem Bewußtſeyn einer großen, ſchönen Sache gibt Zuverſicht und Hoffnung, trotz der großen Schwierigkeiten doch das Ziel zu erreichen, dem ich mein Leben gewidmet habe und noch an mir ſelber auf eine andere Art das gute Wort zu erfahren, welches Sie von ſich mit einem wahrhaft heiligen Gefühl der Verehrung für das gemeinſame Göttliche im Menſchen ausſprechen.

Eben dieſer empfängliche, herzliche Sinn für die ganze Sie umgebende Welt macht Ihr Leben in Hinſicht der Bildung, der Sitten und Denkart ſeiner Zeit recht eigentlich zum wahrſagenden Spiegel derſelben. Es gleicht einem klaren, tiefen Strom, den wir allwärts wo er vorüberzieht, ein Bild aufnehmen ſehen von der Landſchaft, von den Menſchen, ihrem Treiben und ſeinem Verkehr mit ihnen, während er uns in ſeinen ſtillen Thälern, von dunkeln Felſen eingeſchloſſen oder vom geſtirnten Himmel umwölbt, ſeine eigenen Geheimniſſe kund gibt. Dieſe Bekenntniſſe ſittlich religiöſer Eröffnungen ſind recht erwünſcht in einer Zeit, wo Jeder in ſeinen Buſen greift nach dem, was einzig Beſtand hat über Wechſel und Wandel. Es kann nichts lehrreicher und wirkſamer ſeyn, da Sie uns früher immer nur die Wahrheit in der Hülle der Schönheit vorgeführt, als daß Sie ihr zur Seite nun auch die ernſte, nackte Wahrheit aufdecken. Denn Sie allein unter den Deutſchen haben die Gabe, Alles was Sie wollen, ſelbſt das ſchwerſte und geheimnißvollſte, was in den engen Kreis der Frommen und Gelehrten gebannt ſchien, zur allgemeinen Betrachtung und Erkenntniß zu bringen. Sie haben durch dieſes Buch wirklich den Weg gefunden, bei dem Berufe zum Dichter, ſelbſt ohne Volksverſammlung noch die Beſtimmung als Volksredner zu erfüllen, welche Sie am Schluß mit einigem Spott erwähnen. Die wunderſchöne Darſtellung der Sakramente[1] erregt allgemeine Bewunderung, obgleich die Vorſteher beider Lehren, beſonders die Proteſtanten, in Rückſicht der Taufe natürlich manches umzuändern haben, ſo iſt Jeder hingeriſſen von der tiefen Einſicht und dem ſchönen Gefühl, welches dem Weſentlichen und Ganzen zu Grunde liegt.

[1] Aus meinem Leben. S. 116.

Nur Wenige, die aus Furcht sich selbst zu verlieren, nichts denken wollen, was über ihre Erdscholle hinausgeht, mögen daran, wie an der Schöpfungsgeschichte ein Aergerniß nehmen. Die Geistreichen unter den Ungläubigen denken immer einen versteckten Schalk zu ertappen; sollten sie darin vielleicht hier und da nicht ganz irren, so vergessen sie doch, daß der Schalk nur da ist, um die Großmuth des Herrn zu bezeugen, der mit so vielen andern Geschöpfen auch ihn hat entstehen lassen.

Die Erwartung ist nun allgemein auf den folgenden Band gespannt, indem bei Gelegenheit des Faust und Werther Angelegenheiten des Herzens und Geistes gewiß noch weiter zur Sprache kommen, während Götz von Berlichingen bedeutende Bemerkungen über den deutschen Nationalcharakter veranlassen und sonst die schönen anziehenden Geschichten und Charakterschilderungen eben so wenig, ja noch weniger fehlen werden, als bisher.

Ueberhaupt läßt sich wohl erwarten, daß in diesem Bande alle die verschiedenen Elemente des Ganzen am gleichmäßigsten verbunden seyen, dagegen späterhin wegen der Verflechtung mit lebenden Personen der Geschichte, besonders die Charakterschilderungen sich immer verändern, jemehr die Mittheilungen über Ihre Werke und im allgemeinen über die Kunst und Wissenschaft sich vermehren müssen.

Bei meiner Neigung, mich in alles Bauwesen hineinzudenken, glaube ich die Anlage zu dem dritten Bande schon recht deutlich in dem zweiten zu sehen, dessen Vergleichung mit dem ersten mich nicht ohne große Freude auf einen tiefen, künstlichen Zusammenhang gebracht hat, welche durch die anmuthig umgebende, dem Spiel des Zufalls scheinbar hingegebene Darstellung durchgeht und dem Ganzen noch einen besondern Werth und Bedeutung gibt. Indem ich dieß schreibe, fühle ich für mich nur zu sehr die Wahrheit, daß das Schreiben, wie Sie sagen, nur ein Mißbrauch und alle wahre Mittheilung nur im lebendigen Gespräch zu finden ist. Die vielen, mannichfaltigen, theuren und angenehmen Berührungen, welche mir Ihr Buch in jeder Hinsicht darbietet, haben recht von Grund auf die Sehnsucht nach Ihrem erfreulichen, belehrenden Umgange in meinem Herzen aufgeregt, und ich empfinde es nun um so schmerzlicher, daß ich in diesem Herbste nicht Wort halten konnte. Sehr dringende, unabwendbare

häusliche Verhältnisse riefen meinen Bruder nach Köln und zwangen zugleich mich hier zu bleiben, und ich darf jetzt nur hoffen, Sie erst Ende des nächsten Sommers zu besuchen, wenn nicht die Erfüllung alter Wünsche, welche ich nicht mehr auszusprechen wage, mir noch früher die Freude des Wiedersehens verschaffen. Auf jeden Fall sind alle meine Einrichtungen nun so getroffen und gesichert, daß mich nur unvorhergesehene, große, allgemeine Hindernisse abhalten können, einen Theil des nächsten Jahres bei Ihnen und bei Hrn. v. Reinhard zuzubringen. Bis dahin wird endlich auch die erste Lieferung von meinem Werke fertig seyn. Die Kupferstecher arbeiten fleißig und zu meiner steigenden Zufriedenheit; doch so lange der Krieg dauert, wird an die Bekanntmachung nicht zu denken seyn. Gelingt es mir, wie ich hoffe, das Werk ohnedem im Gange zu erhalten, so werde ich mich in diesen Aufschub leicht zu finden wissen; ja er könnte mir sogar ganz gut behagen.

Ich werde freilich die Geschichte der deutschen Baukunst, welche ich an den kölnischen Dom anknüpfen will, erst bei dem Schlusse dieses Werkes geben, aber ich möchte die erste Lieferung mit einer Einleitung begleiten, zu der ich mich, eben weil sie kurz und einfach werden soll, auf mehrfache Weise und besonders auch durch einige größere Versuche in der Darstellung vorzubereiten wünsche. Denn es scheint mir billig, daß die Schrift, welche einen so großen Gegenstand einführen soll, nicht das Gepräge einer ersten Uebung trage. Zu solchen Versuchen aber habe ich zweifache Veranlassung. Ich führe schon lange das Vorhaben im Schild, das Wesentlichste meiner Kenntnisse und Gedanken über die altdeutsche Baukunst, in Rücksicht ihrer Grundzüge, ihrer Geschichte und ihres Verhältnisses zu der Baukunst anderer Völker und Zeiten in einer allgemeinen Uebersicht zusammenzufassen. Ich habe mir dazu im Lauf des Jahres durch viele mittelbare Vorarbeiten einige nähere Bekanntschaft mit den altindischen und ägyptischen Denkmalen verschafft; jetzt werde ich mein Augenmerk nochmals auf die griechischen und römischen werfen und die Lücken auszufüllen suchen, welche mir noch in dem Kreise der Hauptwerke des Mittelalters geblieben sind.

Der Wunsch, mich auch mit Ihnen über die Sache zu unterhalten, wird am besten bei der Ausführung mitwirken. Ich

werde mir Sie wie in einem Briefe vergegenwärtigen und mich dadurch zugleich am beſten für die lange Entbehrung Ihres belebenden Geſpräches entſchädigen. Von allen Freunden haben Sie mir die gründlichſte und ſchönſte Theilnahme bewieſen, und ich darf von Ihnen auch das treueſte und zuverläſſigſte Urtheil über meine Probeſchrift erwarten, die ich zunächſt Ihnen und meinen beſten Bekannten zu ſchicken geſonnen bin.

Eine andere nicht ſo fruchtbare Veranlaſſung hat mir Dr. Ehrmann in Frankfurt gegeben, den Sie noch von Straßburg her kennen. Dieſer eigenthümlich geiſtreiche, welterfahrene Mann hat neben vielen andern Liebhabereien oder Narrheiten, wie er es nennt, auch die für die deutſche Baukunſt, hauptſächlich in Rückſicht auf die Geſchichte ihrer Ausübung durch die Steinmetzen. Einer eigenen Begünſtigung der Umſtände verdankt er mehrere merkwürdige Angaben und Urkunden darüber, die um ſo wichtiger, da faſt allwärts die Archive der Steinmetzenhütten aufgelöst oder zerſtört ſind. Er wünſcht nun, daß ich dieſe Papiere bearbeite und drucken laſſe; ich habe ſie ſeit dem Herbſte alle in Händen. Damals begleitete ich ihn nach Straßburg, woher ſeine Hauptſchätze ſtammen, und wo wir noch einige Ueberbleibſel zu finden hofften. Aber außer demjenigen, was ſich etwa abſchriftlich in dem Stadtarchiv befand, war Alles durch die franzöſiſchen Unruhen zu Grunde gegangen. Indeſſen habe ich bei dieſer Gelegenheit meine Sammlung der Riſſe vom Straßburger Münſter vollends ergänzt.

Jene Urkunden des Steinmetzenweſens, obſchon ſie keine vollſtändige Geſchichte deſſelben begründen, werden einen ſehr bedeutenden Beitrag zur Kenntniß unſerer Alterthümer liefern und als ſolcher gewiß auch den Zweck erfüllen, andere zur Nachſuchung und Erhaltung ähnlicher Papiere aufzufordern.

Um dieß aber deſto eher zu bewirken, werde ich mich bemühen, die Beziehungen und Anweiſungen recht weit und vielſeitig auszudehnen. Ich habe deßhalb nach mehreren Enden hin meine Netze ausgeworfen, und werde die Bekanntmachung ſo lange verſchieben, als mein Freund ſich es gefallen läßt. Große Entdeckungen jedoch erwarte ich von dieſer Verzögerung nicht. Es iſt alles zu ſehr vergraben und verſunken, und bedarf wiederholte mehrjährige Bemühung. Mein Bruder, der um ſeine Reiſe nicht

bloß häuslichen Dingen zu opfern, einen Nebensprung nach Brabant gemacht, fand auf diesem an deutschen Denkmalen überreichen Boden außer ein paar Bauriſſen eben gar nichts für diesen Zweck.

Aber unerwartet war mir die Armuth an Gemälden der berühmten alten Künſtler, von der mein Bruder erzählt. Das meiſte, was aus dem Bilderſturm übrig geweſen, iſt durch den letzten Krieg und bei dem ſtets erhaltenen Ruf auch durch den Handel in's Ausland, beſonders nach Paris und nach England gewandert, und man überzeugt ſich mehr als man gedacht, wie es in unſern Tagen allgemeines Schickſal der Malerei, daß ihre Werke dem vaterländiſchen Boden entriſſen werden.

Außer den Hauptwerken von Hemmling in Brügge ſah mein Bruder wenig Bedeutendes. Dieſer Meiſter, ein Nachfolger von Johann van Eyck, malte in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; er hat einen wahrhaft zauberhaften Glanz und Rundung, die man bei den übrigen von ſelbſt verſtandenen Verſchiedenheiten und bei einer viel größern Pracht der Farben nur mit dem Helldunkel des Leonardo und ſeiner Schüler vergleichen kann. Mein Bruder war glücklich genug, ſich drei kleinere herrlich erhaltene Bilder von ihm zu verſchaffen, die neben unſerm großen van Eyck recht ergänzend in unſere Sammlung eintreten.

Sonſt beſtand die Ausbeute der Reiſe nur in einigen Beiträgen zur Geſchichte und näheren Kenntniß der alten Kunſt. Dergleichen bieten die wenigen Ueberreſte doch immer noch dem aufmerkſamen Beobachter dar. Ehe wir aber ſelbſt auch nur einen Entwurf einer Geſchichte der deutſchen Malerei verſuchen möchten, müſſen nothwendig noch ein paar andere Reiſen zurückgelegt ſeyn. Einſtweilen hat Frau v. Helwig an der Beſchreibung unſerer Sammlung Vergnügen gefunden; ich habe dabei, ſo viel es ſich fügen wollte, über die Richtigkeit der geſchichtlichen Angaben gewacht; Sie werden die Abhandlung in dem Muſeum von Schlegel leſen.

Aus dem Gang durch Köln ſehen Sie ſchon die große Neigung unſerer Freundin zu dem deutſchen Alterthum. Schade, daß Cornelius ſich zuerſt durch die Bildchen in dieſem Taſchenbuche bekannt machen mußte; indeſſen auch bei ihm geht leider die Kunſt nach Brod, und dieſe kleine vorübergehende Erſcheinung wird wohl weder einen guten noch einen ſchädlichen Einfluß auf ihn haben.

mehr unabhängig, indem sie den Caliphen, als eine geistliche, Titel und Pfründen spendende Macht, allenfalls gelten ließen.

Fortleitende Bemerkung.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften läugnet niemand, aber man denkt nicht immer daran, daß Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten.

In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, consequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen, alle Mäßigung verbannend. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften die man braucht um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staats, wo sie sich zu Herrschern ausbilden. Solche erwuchsen unter Alexander dem Großen, nach dessen frühzeitigem Tode seine Generale sogleich als Könige dastanden. Auf die Caliphen häufte sich ein ungeheures Reich, das sie durch Statthalter mußten regieren lassen, deren Macht und Selbstständigkeit gedieh, indem die Kraft der obersten Herrscher abnahm.

Nach so langem Stillschweigen durfte ich wohl so viel schreiben. Daß ich so lange geschwiegen, werden Sie verzeihen; voll Verdruß, Sie nicht besuchen zu können, wartete ich auf gut Glück, um wenigstens nicht in einer bloß unangenehmen Stimmung zu schreiben. Da kam ein Brief von Hrn. v. Reinhard mit der Nachricht von Ihrer günstigen freundschaftlichen Empfehlung. Aber nun gesellte sich zur Freude die Qual der Ungeduld, bis ich erst vor Kurzem des Buchs habhaft wurde, und Ihnen jetzt meinen herzlichsten Dank bringe mit der aufrichtigsten Verehrung und Liebe.

S. B.

Reinhard an Sulpiz Boisserée.

Cassel, 4. Februar 1813.

Allerdings habe ich von Goethe Nachrichten und zwar eben über Sie. Ich freue mich recht der achtungsvollen Zuneigung, die Sie ihm eingeflößt haben. Hier ist die Stelle:

„Daß ich Boisserée etwas Freundliches erzeigen konnte, war mir sehr angenehm. Ich habe es von Herzen und mit ganzer Ueberzeugung gethan. Sobald ich ihn und seine Bemühungen durch Ihre Vermittlung kennen lernte, hatte ich mir vorgesetzt, was ich nun ausführte. Ein Enthusiasmus für einen speciellen Gegenstand, wie doch auch dieser ist, findet sich sehr selten ohne Zuthat von etwas Grimassenhaftem, wovon jedoch Sulpiz durch einen reinen, frommen Sinn, eine wahre Weltkenntniß und überhaupt eine höhere Kultur geschützt wird. Ich erhielt in diesen Tagen einen allerliebsten Brief von ihm, der so recht von Grund aus gediegen ist."

R.

Sulpiz Boisserée an Goethe.

Heidelberg, Mitte Januar 1814.

Meine Gedanken und Wünsche waren in dem verlebten schicksalsvollen Jahre oft bei Ihnen; hätten sie sich ohne Brief und Siegel Ihnen vernehmbar machen können, sie würden mehr

als einmal durch alles Kriegsgetümmel zu Ihnen durchgedrungen seyn. Im Frühjahr und im Sommer, bei Wiedereröffnung des Feldzuges, am meisten bei dem gewaltsamen Ende desselben war ich herzlich um Sie besorgt und ich stand jedesmal im Begriff, Ihnen zu schreiben, aber bald hielt mich die Ungewißheit über Ihren Aufenthalt, bald eigene Noth und Sorge, bald die Unruhe des Augenblicks und der Umgebung davon ab.

Lange Zeit glaubte ich, Sie seyen der Großfürstin gefolgt; ganz spät, kurz ehe Böhmen gesperrt wurde, hörte ich, Sie seyen in Töplitz. Daß Sie nach Hause zurückgekehrt, erfuhr ich erst, als fast alle Verbindungen mit Thüringen unterbrochen und die große Schlacht nahe war; seitdem wollte ich Ihnen von Frankfurt aus meine Freude über Ihre glückliche Erhaltung kund geben, aber eine heftige Krankheit überfiel mich mitten in dem Gewirre des großen Hoflagers. Nach meiner Genesung fand ich hier traurige Botschaft von den Unfällen, welche das Nervenfieber bei den Unsrigen in Köln angerichtet. Auch hatten sich eine Menge Geschäfte gehäuft, und bald folgte ein Besuch nach dem andern von dem durchreisenden Hoflager, bis ich endlich jetzt erst dazu gelange, Ihnen, mein edler lieber Freund, von Herzen Glück zu wünschen, daß Sie die Fluth der schrecklichsten Begebenheiten ungekränkt überstanden und den Tag der Befreiung erlebt haben.

Uns ist es hier in diesem ruhigen Thale ganz gut ergangen. Ich sowohl, als mein Bruder und mein Freund, wir sind mit unsern sämmtlichen sieben Sachen von allem Unheil verschont geblieben. Im Frühling nur drohte meinem Bruder, der für alle mein Thun und Treiben mit mir verbunden ist, und sich hauptsächlich mit unserer Sammlung beschäftigt, eine große Gefahr von Seite der französischen Garde; es mußten mehrere Reisen und verdrießliche französische Schriften gemacht werden, und als die Sache so gut als möglich eingeleitet war, mußte mein Bruder sich selbst vor den furchtbaren Gewalthabern stellen, um seine Freisprechung zu erhalten. Aber wie der Himmel uns noch in Allem gewogen, so war er es auch hier, und die mit großer Besorgniß unternommene Reise meines Bruders verwandelte sich nachher glücklich in eine zweite Kunst- und Erholungsreise nach Brabant und dießmal auch durch ganz Holland.

Dieß letztere an alten und an neuen Sammlungen so reiche

Land war uns bisher noch unbekannt, und wir dachten, wenn auch nicht für den eigenen Besitz, doch zur Betrachtung und Belehrung eine nicht ganz geringe Ausbeute zu finden. Indessen hier war es damit weit schlimmer bestellt als in Brabant; kaum eine von den vielen alten Tafeln, die auch Sandrart anführt, und kein einziges, irgend bedeutendes Werk war mehr anzutreffen. Bis auf Namen und Gedächtniß sind die meisten in der holländischen Kunstgeschichte hochgerühmten alten Meister erstorben; ja, mein Bruder wurde, weil er auf solche Seltenheit ausging, allgemein für einen Engländer gehalten. Nur die neueren, die Potter, Steen, Dow u. s. w., die von den alten die Reinheit und Pracht der Farbe und die Vollendung beibehalten, aber für eine etwas richtigere Zeichnung eine große Gemeinheit und Armuth gegen seelenvolle Bildung und mannigfache edle Gegenstände eingetauscht haben; allein diese sind noch in ihrem Vaterlande zu Hause und zwar immer noch mit Werken, die zu ihren ersten und vollkommensten gehören.

In Brabant hatte mein Bruder in vorletztem Herbst eines der ersten Meisterwerke von Johann Hemmling noch ganz so aufgefunden, wie der Maler es für ein adeliges Haus gemalt, dessen Nachkommen es nun nach einer sorgfältigen, ehrfurchtsvollen Erhaltung von 340 Jahren, um einen hohen Preis verkaufen wollten. Er war von der Schönheit und der bis zur Leibhaftigkeit gehenden zauberischen Vollendung ganz entzückt, und hatte gewissermaßen gelobt, wenn er von dem Ehrendienst freigesprochen würde, sich wo irgend möglich den Besitz dieses für unsere Sammlung unschätzbaren Kleinodes zu verschaffen. Was ihm damals trotz eines sehr ansehnlichen Gebotes nicht gelungen, gelang ihm dießmal sehr bald, und er erhielt noch außerdem ein anderes neuentdecktes Werk von demselben Meister, welches vor zwanzig bis dreißig Jahren als eines der merkwürdigsten Alterthümer von Brabant in den Händen des Generalgouverneurs war. Es ist eine gemalte Krippe, eine Welt im Kleinen, in der sich der ganze Umfang der Darstellungsfähigkeit des Meisters zeigt. In Rücksicht der Geschlossenheit und Gediegenheit des Ganzen steht es dem ersteren durchaus nach; im Einzelnen aber macht es ihm den Vorrang streitig; auch bezeichnet es noch eine neuere und letzte Entwicklungsstufe des Meisters.

Er verbindet hier durch eine größere Gewandtheit, Freiheit und Mannigfaltigkeit der Bewegung noch diesen Vorzug der Italiener mit der Wahrheit, Natürlichkeit und Farbenpracht der Niederländer. Einige Gestalten erinnern sogar an Bilder des Campo Santo in Pisa, nur mit dem Unterschied, daß bei unserm Landsmanne die Zeichnung fast ohne Ausnahme richtig und allwärts die glücklichste Auffassung aus dem Leben sichtbar ist. Man muß die Züge von Königen, Fürsten und Rittern mit aller ausländischen Pracht ihres Gefolges, auf den schönsten Pferden, in den verschiedensten Stellungen selbst täglich vor Augen gehabt haben, um sie so darzustellen, wie Meister Hemmling, der als wilder Kriegsknecht unter Karl dem Kühnen gedient und sich nachher im Spital zu Brügge mit verdoppeltem Eifer wieder zur frommen Malerkunst bekehrte.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen beide Bilder näher zu beschreiben; ohne eine Zeichnung und ohne ein gemeinsam bekanntes vergleichbares Kunstwerk, worauf man sich beziehen kann, ist es ein fruchtloses Unternehmen. Zudem macht hier die Vorstellung noch besondere Schwierigkeit. Auf einer Tafel von sieben Fuß Länge und drei Fuß Höhe sehen Sie eine große Landschaft, in deren Mitte sich die Stadt Jerusalem hoch aufthürmt über dem im Vordergrund gelegenen Stall von Bethlehem, wo die Haupthandlung, die Anbetung der drei Könige, vorgeht; zu beiden Seiten, in verschiedenen einzelnen Gebäuden oder in freier Landschaft alle übrigen wichtigen Begebenheiten der Geschichte Christi, außer dem Leiden; im Vordergrund links die Geburt, rechts die Auferstehung und die Pfingstversammlung; im Hintergrund die Verkündigung, die Hirten, die Her- und Heimreise der Könige, ihr Besuch bei Herodes, der Kindermord, die Flucht nach Egypten, rechts Christus im Garten bei den Frauen. Christus zu Emaus, die Himmelfahrt, der Tod der Maria u. s. w. Der Zug der drei Könige ist als zur Haupthandlung gehörig in aller Vollständigkeit von der Beobachtung des Sterns auf dem Berge bis zur Einschiffung und Heimkehr über See mit Vorliebe durch den größeren Theil des Bildes durchgeführt.

Das andere, erstere Bild, ein kleiner Altarschrein mit Flügelthüren, über zwei Fuß hoch und vier Fuß lang, stellt ebenfalls wieder die bei den alten Malern so sehr beliebte Anbetung der

drei Könige dar. Auf dem Flügel links aber Johannes der Täufer, zwischen hohen Felsen in einem kräuterreichen, grünen Thal, von der silberklarsten Luft umflossen; gegenüber rechts der schwarzbärtige Riese Christoph, in dunkler Dämmerung überrascht ihn die eben aufgehende Sonne, unter der schweren nie geahnten Last des der Welt gebietenden himmlischen Kindes; wankend und voll heiligen Schreckens trägt er es durch die zwischen Felsbergen wildbrausende Fluth, das Kind im höchsten Sinn lieblich und schön, wie bei unseren Alten fast nie, drückt, auf seinen Schultern gleichsam nur schwebend, den rohen gutmüthigen Riesen nieder, wie die Sonne die Schatten der Nacht. Die Wirkung aber der Sonne in der Beleuchtung der weither strömenden Wasserfläche, der Berggipfel und Felswände, im Gegensatz gegen die durch das mannigfaltigste Spiel der schönsten Wiederscheine erhellten Schatten, bei der wahrsten Bewegung und Durchsichtigkeit der schäumenden Wellen, vollendet das Ganze über alle Wünsche und setzt selbst den, der mit den trefflichsten Werken, nicht nur der deutschen, sondern aller Zeiten vertraut ist, in das höchste Erstaunen.

Dieser Christoph trägt über die andern bekannten Hauptbilder des Meister Hemmling den Sieg davon, auch den kleinen, zum Gedächtniß seiner Genesung mit einer Inschrift in das Spital zu Brügge gestifteten Altarschrein nicht ausgenommen, der ihn am meisten berühmt gemacht und sonst im übrigen auch den Vorzug vor dem unserigen verdient. Sie können sich unmöglich von der geistreichen Erfindung, von der einfachen großen Anordnung und der durchaus richtigen, wahren, ja zauberischen Ausführung eine Vorstellung machen, Sie müssen das Bild selbst sehen, und wir hoffen zu Gott, er werde nach so außerordentlichen Umwandlungen auch noch das fügen, daß Sie statt Ihrer gewohnten Reise nach Böhmen Ihre Schritte einmal wieder nach der alten Heimath am Rhein wenden, und dann, sey es hier oder anderwärts, unseren Bildersaal besuchen.

Hier wird unser Aufenthalt wahrscheinlich nicht über dieß Jahr hinaus dauern; während demselben wird sich mit dem Frieden für uns wohl ein reicher Freund oder Fürst finden, der uns die Unterstützung gibt, deren wir nach so vielen Aufopferungen nun endlich bedürfen, um uns und der kunstliebenden Welt den freien, ruhigen Genuß unserer Sammlung und die Fortsetzung

unſerer Unternehmungen und Reiſen zu ſichern. Der allgemeine Beifall, der unſern Bemühungen auch von Vornehmen und Mächtigen noch letzthin in Frankfurt zu Theil geworden iſt, läßt uns wenigſtens glauben, daß wir ſolche Erwartungen hegen können. Ich war bloß aus Beſorgniß für die Unſerigen in Köln, nach Frankfurt gereist, und hatte mir nicht einfallen laſſen, daß die in dem Augenblick gerade mit den größten Weltangelegenheiten beſchäftigten Fürſten und Herren an Kunſt und Alterthum denken möchten, aber man äußerte mir bald den Wunſch, die Domzeichnungen für Lord Aberdeen, Fürſt Metternich und den Kronprinzen von Preußen kommen zu laſſen, und obwohl mich unterdeſſen die Krankheit überfiel und nachher das Bedürfniß der Erholung mir nur kurze Verlängerung des Aufenthaltes geſtattete, ſo wurden die Zeichnungen doch dieſen und mehreren andern der bedeutendſten Perſonen, zuletzt auch der Prinzeſſin von Oldenburg und dem deutſchen Kaiſer gezeigt, der mit vieler Güte mich ſeiner Gunſt und ſeines Schutzes verſicherte und nach Wien einlud.

Die noch einſtweilen fortdauernde Ungewißheit aller deutſchen Verhältniſſe, beſonders in Rückſicht auf die Rheinlande und unſerer Vaterſtadt hat uns bisher noch abgehalten, irgend einen beſtimmten Wunſch für unſere zukünftige Niederlaſſung zu äußern; aber dieſe Ungewißheit wird ſich jetzt bald löſen; auch rückt nun, was ich immer habe abwarten wollen, die Vollendung der erſten Lieferung des Domwerks heran.

Es iſt uns rein um die Sache, um den fruchtbarſten Wirkungskreis zu thun; wir ſind von Herzen deutſch und finden uns in ganz Deutſchland zu Hauſe; doch möchten wir vorzugsweiſe am Rhein, am liebſten in der Vaterſtadt, unſere Unterkunft finden. Ich habe dieſes der Großfürſtin Katharina geſagt, als ſie ſich bei einem Beſuche unſerer Sammlung ſehr angelegentlich nach unſerem Vorhaben erkundigte; ich ſage es auch Ihnen und noch ausführlicher, weil ich überzeugt bin, daß Sie bei günſtiger Gelegenheit gern durch Ihre mächtige Empfehlung zur Erfüllung unſerer Wünſche mitwirken werden.

Die Anſiedelung in Köln ſcheint am meiſten Schwierigkeiten zu haben; die Stadt mit ihren Bewohnern und Anſtalten iſt einer ſonſt blühenden, verſchütteten Kolonie zu vergleichen, die unter einem glücklich gewölbten Bergſturz ihr Leben in der Vergeſſen-

heit kümmerlich fortgeführt und mit der übrigen Welt höchstens durch tiefe Schachte noch einigen Zusammenhang behalten hat. Es käme nur auf das Glück an, daß sie einem wohlmeinenden Fürsten zu Theil würde, der brave, sachkundige Bergleute kommen und den guten Schlag Menschen mit den vielen unschätzbaren Trümmern alter trefflicher Anstalten und Einrichtungen zu neuer Belebung und Herstellung wieder an's Licht fördern ließe. Dabei könnten wir dann freilich nicht allein für Kunst und Wissenschaft, sondern bei unserer vielfachen Erfahrung und Kenntniß der Personen und Verhältnisse auch noch sonst in manchen Stücken mit Rath und That an die Hand gehen. Aber ein solcher Glücksfall ist so außerordentlich unwahrscheinlich, daß wir ihn fast zu den Träumen rechnen und uns freuen würden, wenn wir überhaupt nur in den Rheinlanden bleiben könnten. Doch wie gesagt, selbst hieran hängen wir nicht, sondern lediglich an der Sache; sollte sie es fordern, so würden wir ihr auch noch dieses Opfer bringen.

Bei günstigem Ort und Verhältnissen verlangen wir, um uns mit unserer Sammlung irgend nieder zu lassen, bloß angemessenen Unterhalt und Erleichterung zu einer zweckmäßigen Wohnung und Aufstellung der Gemälde; sehr wünschenswerth wäre die für das Domwerk erforderliche Unterstützung damit verbunden, aber durchaus nothwendig ist dieß nicht.

Die Hauptplatte in Dresden hat mir bis zu Ende des Jahres viele Sorgen gemacht; sie ist indessen glücklich gerettet, und doch so weit vorgerückt, daß wir im Herbst ihre Vollendung erwarten können. Die zwei andern großen Platten in Stuttgart sind fleißiger bearbeitet worden, von der größeren, der größten des ganzen Werkes, hoffe ich, Ihnen bald einen vollendeten Abdruck zu schicken, der Ihnen unstreitig sehr gefallen wird.

Zur Ausarbeitung der entworfenen Abhandlungen habe ich bei den unaufhörlichen Störungen des verflossenen Jahres natürlich nicht kommen können. Hatten wir auch dann und wann einmal in unserem eigenen Hause Ruhe, so waren doch meine Gedanken immer beim Krieg, und ich war höchstens im Stande, meine geschichtlichen Forschungen und Sammlungen einigermaßen fortzusetzen.

Ich denke aber, in diesem Jahre, wo wir schon mit dem freudigsten Behagen den französischen Hunden so fern auf den

Rücken sehen, wird es mir besser gelingen. Es wäre schön, wenn dieß sich auch auf einen lebhafteren Briefwechsel mit Ihnen erstrecken könnte, und ich in der Zukunft nicht mehr in den Fall käme, Ihnen eine solche Chronik meiner Angelegenheiten zu schreiben, wie diese hier, aus der Sie übrigens sehen, daß ich den gemüthlichen Anachronismus noch nicht vergessen habe, den Sie mir zu Liebe auf gut altdeutsch in Ihre Biographie eingeflochten. Eben dieselbe Liebe mag mir meine Geschwätzigkeit vergeben und mir bald eine freundliche Antwort von Ihnen verschaffen.

Ganz der Ihrige.

S. B.

Weimar, 14. Februar 1814.

Auf Ihren freundlichen, umständlichen Brief, der mir ein langes Entbehren Ihrer Nachrichten auf einmal vergütet, will ich sogleich, mich kurz fassend, Einiges erwiedern. Von der Schlacht bei Lützen an bis zum Ablauf des Stillstandes befand ich mich in Töplitz (denn es ziemt uns wohl, in dieser Zeit unsere kleinen Privatzustände an dem ungeheuern Maßstabe der Weltgeschichte zu messen), sodann habe ich in Weimar die bedeutenden Tage hindurch Sorge, Furcht, Angst, Schrecken und Leiden mit so vielen Andern getheilt, nicht ohne eine gewisse innere Thätigkeit, denn es ist mir inzwischen manche Produktion gelungen. Nunmehr, seit dem Anfange des neuen Jahres, befinden wir uns wieder, im Rücken so großer Ereignisse, wie im völligen Frieden und werden nur durch einige kriegerische Symbole, durch einen Trupp Baschkiren und von Zeit zu Zeit durch einen Kanonenschuß von der Citadelle von Erfurt an das kurz Vergangene erinnert.

Ihre Sammlung, so wie Ihr Unternehmen, sind mir nicht aus dem Sinn gekommen; beide sind zu ernstlich, als daß ich nicht wünschte, Ihnen förderlich zu seyn. Auch habe ich mich nicht enthalten können, in dem dritten Bande meines biographischen Versuches, wo vom Kölner Dom die Rede ist, auf Ihre Bemühungen hinzudeuten. Sie werden diese apostolische Generosität, da ich gern gebe, was ich habe, zum Besten aufnehmen.

Zu den glücklichen Acquisitionen gratulire ich allerschönstens;

den Meister Hemmeling möchte ich wohl kennen lernen. Sie machen sich ein großes Verdienst, jene ersten herrlichen Anfänge wieder zur Anschauung zu bringen; denn man begreift nun erst, wie die späten trefflichen Meister, die wir gewöhnlich kennen und bewundern, sich auf dem hohen Grad hervorthun konnten, da sie den schweren Reichthum ihrer Vorfahren nur mit Talent und gutem Humor zu vergeuden brauchten.

Könnten Sie veranstalten, daß mir auch nur ein Probedruck von der Dresdener Platte zugesendet würde, so sollte er bei mir nicht unter den Scheffel gestellt werden. Es gibt dieß Gelegenheit, von Ihnen, Ihrer Lage, Ihren Wünschen zu sprechen. Wer weiß, wo es einmal Feuer fängt.

Von Cornelius und Overbeck haben mir Schlossers stupende Dinge geschickt. Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum erstenmal ein, daß bedeutende Talente Lust haben, sich rückwärts zu bilden, in den Schooß der Mutter zurückzukehren und so eine neue Kunstepoche zu gründen. Dieß war den ehrlichen Deutschen vorbehalten, und freilich durch den Geist bewirkt, der nicht Einzelne, sondern die ganze gleichzeitige Masse ergriff. Ihre Sammlung und Ihr Dom wirken ja aus gleichem Grunde und aus gleicher Richtung.

Unter meine liebsten Wünsche gehört es, dieses Jahr die Bäder am Rhein, die Freunde und Ihre Sammlung zu besuchen, und ob ich gleich an der Gewährung zweifle, so will ich mich doch einstweilen an der Hoffnung ergötzen.

Leben Sie recht wohl und fahren immer so treu als gründlich fort. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ein so redliches Bemühen nicht belohnt werden sollte.

So wie allem Aufrichtigen, Rechten, so auch Ihnen treu ergeben.

G.

Heidelberg, 29. April 1814.

Ich sinne vergebens, Ihnen dieß angenehme Gefühl der Ueberraschung auszudrücken, welches ich Ihrem Briefe zu danken habe, nur wer so viel zu geben hat, wie Sie, kann nach so vielen

Beweisen ernstlicher Zuneigung und Liebe seine Freunde noch durch solche Freigebigkeit überraschen.

Leider ist mir trotz aller Bemühungen der dritte Theil Ihrer Biographie bisher noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich will aber meine Antwort auf eine so schöne Verheißung nicht länger verschieben, und hätte sie nicht schon so lange verschoben, wenn ich früher einen Abdruck vom Dom hätte beilegen können.

Diese treue fleißige Arbeit wird Ihnen gewiß einige Freude machen, und dadurch ein besseres Zeichen meines Dankes seyn, als meine armen Worte. Sie sehen das Wundergebäude in seinem ganzen, ungeheuern Entwurf, mit seinen aus tausendfach wiederkehrenden Bogenstellungen und Laubspitzen aufgeführten Thürmen und Pfeilern, mit seinen reichverzierten Thüren, Fenstern und Giebeln glücklich auf die Platte gebracht. Es bleibt jetzt nur noch die letzte Hand anzulegen und der Durchführung vollends Einheit zu geben; dadurch, und durch bessern Druck wird das Blatt noch sehr gewinnen.

Der Kupferstecher (Duttenhofer in Stuttgart) hatte bei diesem ersten Versuch außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Da er aber nun so vollkommen die Bahn gebrochen, dürfen wir in den folgenden Blättern nicht nur ein schnelleres Fortschreiten der Arbeit, sondern auch noch die größere Zartheit in der Behandlung erwarten, die allenfalls zu wünschen seyn könnte; eine andere bald vollendete Platte von ihm berechtigt schon ganz dazu.

Von Dresden werden Sie wahrscheinlich nun zugleich einen Probedruck der Ansicht des Gebäudes in seinem jetzigen Zustand erhalten haben, und so die beiden Hauptplatten der ersten Lieferung miteinander vergleichen können. Die Bemerkungen, welche Sie über die eine oder die andere zu machen finden, würden mir sehr werth und schätzbar seyn.

Ihre große Theilnahme für die Bemühungen von Cornelius und Overbeck muß Jeden erfreuen, der das verdienstliche Bestreben dieser braven Leute zu achten weiß. Sie haben offenbar den edelsten und zugleich beschwerlichsten Weg eingeschlagen, auf dem sie eine mächtige Aufmunterung, wie die Ihrige, gar sehr bedürfen.

Diese Rückkehr zum Fleiß, zur Eigenthümlichkeit, Bedeutsamkeit und Einfalt der alten Maler, kann zu einem schönen Ziele führen, wenn dabei Selbstständigkeit und Freiheit erhalten,

Ein ſolcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich ſich zu gründen und zu verdienen wußte, iſt derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren perſiſchen Dichtkunſt und ihre bedeutenden Lebens-Anfänge kennen zu lernen.

Mahmud von Gasna.

Mahmud, deſſen Vater im Gebirge gegen Indien ein ſtarkes Reich gegründet hatte, indeſſen die Caliphen in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit verſanken, ſetzte die Thätigkeit ſeines Vorgängers fort und machte ſich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Caliphen als eine Art geiſtlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erſt ſein Reich um ſich her, bringt ſodann auf Indien los, mit großer Kraft und beſonderm Glück. Als eifrigſter Mahometaner beweiſ't er ſich unermüdlich und ſtreng in Ausbreitung ſeines Glaubens und Zerſtörung des Götzendienſtes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geiſterhebend, indem er den Menſchen auf die Einheit ſeines eignen Innern zurückweiſ't. Näher ſteht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten befiehlt, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Secten- und Parteigeiſt Raum läßt und demungeachtet immer dieſelbige bleibt.

Eine ſolche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indiſchen Götzendienſte im herbſten Widerſpruch ſtehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen,

Ziererei und Kleinlichkeit vermieden, nur der Seele und dem Geist der Alten gefolgt wird.

Aber freilich gehört noch die äußere und innere Begünstigung der Zeit dazu, und jetzt, nachdem der französische Riese in Staub zerfallen, und das in seiner vollendeten Verächtlichkeit daraus hervorgekrochene Gewürm wohl nicht mehr sehr zu fürchten ist, wird sich bald zeigen, ob die Geschichte des verlorenen Sohnes an uns Deutschen allgemein in Erfüllung gehen, ob es mit unserer Rückkehr zum guten Alten wahrhaft ernst werden kann?

Noch sind viele von den Unserigen bei den Trabern und viele sind aus schlimmer Gewohnheit mit ihren lieben Angehörigen nur in des Vaters Stall zurückgekehrt. Doch ich hoffe, die unsichtbare Hand, welche gegen den zahmen Willen der Führer die Dinge so wunderbar gewendet, wird auch das Vaterland zur vollkommenen Wiedergeburt, zu ehrenfestem, kräftigem Bestand und Einigung kommen lassen.

Einstweilen halte ich mich mit deutschem Eigennutz an der aus den großen Begebenheiten zunächst für mich entspringenden Hoffnung, Sie diesen Sommer bei uns zu sehen; denn nun, da der Rhein frei geworden, folgen Sie doch wohl Ihren so herzlich ausgesprochenen Wünschen? Sie können die Wiederkehr glücklicher Tage für diese alte Heimath nicht besser feiern. Zudem werden viele Ihrer Bekannten, die Sie sonst in Böhmen anzutreffen pflegten, vielleicht selbst der Herzog, die Badezeit in unserer Gegend zubringen, und die in Böhmen gewiß noch sichtlichen Spuren des Kriegs finden Sie am Rhein durchaus nicht; es ist Alles zu schnell an uns vorübergegangen. Ich selbst bin es meiner Gesundheit schuldig, diesen Sommer ein Bad zu brauchen; ich wäre gar zu glücklich, wenn ich diese Zeit mit Ihnen verleben könnte. Mir steht die Wahl unter so vielen Bädern frei, daß es mir nicht leicht versagt seyn dürfte, mich darin nach Ihnen zu richten.

Auf jeden Fall wünschte ich Sie hier zu empfangen. Eine Reise, die ich nächster Tage nach Köln mache, wird kein Hinderniß seyn, wenn ich frühzeitig von Ihrer Ankunft unterrichtet bin. Schreiben Sie mir also gütigst nach Köln und lassen Sie dießmal meine Hoffnung nicht wieder zu nichte werden. Seyn Sie nicht hartherzig gegen so viele Freunde, die nach Ihnen verlangen, seyn Sie es nicht gegen sich selbst; es wartet Ihrer in diesen

Ländern manche ſchöne, friſche Freude, die Ihnen in der Seele wohlthun wird.

S. B.

N. S. Iſt Ihnen die Zeitung „der Rheiniſche Merkur," welche Görres in Coblenz ſchreibt, noch nicht bekannt, ſo laſſen Sie ſich dieſelbe doch ja geben, beſonders auch die Blätter von dieſem Monat ſeit der Einnahme von Paris. Sie führt eine tüchtige, freie Sprache und iſt voll der beſten Einfälle. Der wilde Vogel, nachdem er lange in den Lüften herumgeſegelt, hat endlich ſeinen rechten Zweig gefunden; er ſingt jetzt ein Jedem vernehmliches, allen Menſchen von Sinn und Herz erfreuliches Lied. Bei den letzten Blättern hat er angefangen, Denkſprüche voranzuſchicken, und zwar alle aus Reineke Fuchs.

Weimar, 12. Mai 1814.

Nur mit Wenigem vermelde dankbar, daß der Probedruck des Doms glücklich angekommen. Hofrath Meyer, welcher ſchönſtens grüßt, hat einige Bemerkungen aufgeſetzt, die ich beilege. Die Anlage des Kupferſtichs iſt vortrefflich. Es kommt nunmehr darauf an, wie weit ſich bei einer ſo complicirten Aufgabe die Haltung treiben läßt.

Was dieſen Sommer mit mir werden wird, kann ich noch nicht ſagen; ſobald das ſich entſcheidet, zeige ich es an. Laſſen Sie mich wiſſen, wann Sie den Ort verändern. Finden Sie in Köln Gelegenheit, kleine römiſche Alterthümer anzuſchaffen von Thon oder Erz, ſo befördern Sie eine unſchuldige Liebhaberei. Die Auslagen erſtatte mit Dank.

So viel für dießmal mit dem herzlichſten Lebewohl.

G.

Burtſcheid bei Aachen, 3. Auguſt 1814.

Nun, das iſt recht ſchön und lieb, daß Sie endlich doch Wort gehalten haben und an den Rhein gekommen ſind. Ich hörte es von Ihrem Herzog, als ich eben im Begriff ſtand, Ihnen meinen hieſigen Aufenthalt zu melden; ich bin kaum acht Tage

hier. Heidelberg verließ ich Unpäßlichkeit und anderer Hindernisse halber erst kurz vor Johanni. Seitdem haben mich in Köln nach dreijähriger Abwesenheit so vielerlei Verhältnisse in Beschlag genommen, daß ich nicht dazu gelangen konnte, Ihnen zu schreiben und die Freude auszudrücken, welche mir Ihr abermaliges freundliches Gedenken und das sich immer schöner entfaltende Buch gemacht hat. Jetzt hoffe ich, als ein eifriger Verehrer der Mündlichkeit, besonders gegenüber von Ihnen, bald Alles im Gespräche nachholen zu können. Denn Sie werden ja doch den Freunden und ihren Heiligthümern den versprochenen Besuch machen und wenigstens nach Heidelberg gehen, wo es sich dann wohl fügen wird, daß ich Sie abholen und dahin begleiten kann; oder wollen Sie alle unsere Wünsche erfüllen und auch nach Köln kommen? In diesem Falle sollten Sie es einrichten, daß Sie von Coblenz aus bei mir auf dem Apollinarisberg Ihr Emaus hielten. Die Lage ist eine der herrlichsten und bedeutendsten am ganzen Strom, und einen ländlichen Tisch für Prophet und Weltkind in einer oder mehren Personen will ich schon bestellen. Nur auf die Nacht kann ich Sie unglücklicherweise nicht einladen, weil wegen der Kriegszeit das meiste Hausgeräth nach Köln geschafft ist. Die Nacht müßte man also, da Sie ohnehin immer gern aus dem Christenthum in's Heidenthum übergehen, drei Stunden weiter in dem anmuthigen Godesberg — auf gut antiquarisch Merkuriusberg — zubringen; den andern Tag könnten wir dann nach dem deutschen Babel wandern und uns über Ihr in der Baukunst im allgemeinen ausgesprochenes Urtheil, und in die Frage von der Entstehung der Künste bis in alle weltbaumeisterlichen Geheimnisse vertiefen und verlieren. Doch sobald einer von diesen beiden Besuchen aufgegeben werden muß, so ist es offenbar der letzte. Köln und den Rhein kennen Sie, aber von unserer Sammlung, die ohnehin seit diesem Sommer in ihren bedeutendsten Stücken ganz zu Heidelberg vereinigt ist, können Sie sich trotz aller und nicht ganz zu lobenden Hellwig'schen Versuche keine Vorstellung machen; ich wiederhole es, Sie finden da eine ganz neue Welt, die recht eigentlich Ihres Auges und Ihrer Theilnahme werth ist. Und eine kleine babylonische Sprachverwirrung über jenes Urtheil, wenn Sie Lust dazu haben, mögen wir eben so gut im Bildersaal als im Dom veranstalten, obschon dann der Vortheil auch

durch die Umgebung auf Ihrer Seite ist, denn die Malerei haben Sie wieder für sich. Ich werde mich indessen gegen Ihre geharnischte Jungfrau hinter alle heidnischen, christlichen Bauwerke vermauern, und das Epos mit starkem Wurfgeschütz, und die Priester und Weisen mit Posaunen und Zauberstäben auf meine Zinnen zu Hülfe rufen.

Doch wird die Burg wohl eben so wenig als Troja gerettet werden; mein Reich wird wohl gegen die kräftige Plastik Ihrer sangreichen, heitern Waldbewohner und gegen das mannichfaltige, bunte Leben Ihres dramatischen Heeres von Helden, Göttern, Bürgern, Kindern und Jungfrauen vielleicht erliegen müssen, wie die Götter der alten Abkunft gegen die der neuen.

Also um wieder zur Sache zu kommen, schreiben Sie mir gütigst, wie Sie die Dinge vorhaben, damit ich mich darnach richten kann; ich brauche etwa noch vierzehn Tage zu meinem Bade, nachher kann ich mich nach Ihnen fügen. Doch müßten mir Ihre Absichten immer einige Zeit voraus bekannt seyn; Ihre Briefe treffen mich hier im Rosenbad bei Stephani.

Daß der Herzog auch etwa noch vierzehn Tage in Aachen zu bleiben gedenkt, wissen Sie wohl schon. Mein Zusammentreffen mit ihm war hübsch genug. Es war im Münster zu Aachen; ich kannte ihn anfangs nicht, und er mich natürlich noch weniger. Endlich sprach er von dem Werke von Boisserée und meinte, die Entrepriſe sey etwas in's Stocken gerathen. Ich hielt mich tapfer und widerlegte fest und ruhig, aber das vornehme Abspringen des Gespräches raubte mir das Vergnügen, meine Standhaftigkeit weiter zu versuchen; und als zuletzt der Obrist Ende mir vertraute, was ich nun freilich schon längst gemerkt hatte, ich spreche mit dem Herzog, ließ ich mich vorstellen.

Das Bad bekömmt mir in so weit gut, als es wirkt und auch gar dumm, matt und schwerfällig macht. Die in solcher Zeit sehr erwünschte Gesellschaft fehlt mir. Die einzige angenehme Unterbrechung in meiner Einsamkeit verdanke ich dem Geheimen Rath Wolf. Er hat mich durch seinen großartigen, schönen Witz und sein ganzes geistreiches, heiteres, ja liebenswürdiges Wesen innigst erfreut und erhoben. Es scheint fast, daß ihn die Reise durch viele schönen Länder und die Nachwirkung Ihres Umgangs

in Berka so munter aufgeweckt haben; man hatte mir ihn immer wolfartig geschildert; er wird nach Ankunft dieser Zeilen bald bei Ihnen seyn.

Ich schließe, damit der Brief auf den Weg kommt, und mir bald erfreuliche Antwort verschafft.

Leben Sie zum schönsten, besten, und haben Sie dreifaches Willkommen, Dank und Glück vom Rheine, seinen Kindern und vom Himmel.

S. B.

Wiesbaden, 13. August 1814.

(Eigenhändig.) Ihre freundliche Einladung erwiedere ich vor Allem dankbar, und freu mich in Ihrer Nähe und im Angesichte des herrlichen Rheins zu finden. Doch zu einer Fahrt abwärts werde ich mich schwerlich entschließen. Mein dießmaliger Aufenthalt in Wiesbaden soll mir die Frage beantworten: ob ich künftig wiederkommen soll; deßhalb ich denn das Bad ordentlich und so lange als möglich zu brauchen denke. Auf Ihrer Rückreise besuchen Sie mich vielleicht und da läßt sich das Weitere verabreden. Ich hoffe vor meinem Abscheiden aus diesen Gegenden Ihre Schätze in Heidelberg zu bewundern, mich daran zu erfreuen und zu belehren. Durchlaucht den Herzog hoffe ich in Mainz zu sehen, und sodann wird sich das Nähere bestimmen lassen. Möchten Sie sich wohl umthun, ob Sie mir einen lose Krystall vom Drachenfels verschaffen können. Bis jetzt besitze ich sie nur eingewachsen. Finden Sie diesen von mir angebeteten Ursetisch nicht, so erfreuen Sie mich mit heidnischen oder christlichen Trümmern. Gott befohlen!

G.

Wiesbaden, 30. August 1814.

(Eigenhändig.) Sogleich, mein Bester, sollen Sie vernehmen, daß ich noch in Wiesbaden bin und so eben vorhabe, verschiedentlich auszufliegen. Um Sie und mich nicht zu beengen, bestimme nichts Näheres. In der zweiten Hälfte des Septembers habe ich mir

vorgenommen, Sie in Heidelberg zu besuchen; ich hoffe, es soll mir so wohl werden.

Vom Drachenfels soll mir Alles angenehm seyn; ganz freie Krystalle sind freilich selten. Die Münzen bitte mir anzuschaffen, so wie etwas alter Topfwaare kleinen Formats. Etwas Gebildetes auf einer Lampe würde mir Freude machen.

Das Wasser bekommt mir sehr wohl, doch gehen eben jetzt alle Freunde auf einmal fort, und so will ich einige Zufriedenheit im Weiten suchen. Leben Sie wohl bis auf ein frohes Wiedersehen. [1]

G.

Weimar, 19. November 1814.

Nach einem so gehaltvollen Zusammenseyn und einer so reichen Mittheilung fällt es schwer, aus der Ferne das Gespräch wieder anzuknüpfen; doch will ich nicht aufschieben, Ihnen einige dankbare Worte für so viel empfangenes Gute zuzusprechen. Ohne zu wiederholen, wie viel Gutes mir durch Sie und die Ihrigen geworden, und ohne zu versichern, daß es bei mir wächst und fruchtet, sage ich nur, daß die nach meiner Rückkehr vorgenommenen Arbeiten mich zur Kunst und Kunstgeschichte zurückführen, und daß alles bei Ihnen Erfahrene sich sehr schön an das Ganze anschließt und einen herrlichen Platz einnimmt.

Einen älteren und neueren Besitz niederländischer Kunstschätze späterer Meister weiß ich nun erst recht zu schätzen, und um zu zeigen, wie nah sich meine Blätter an die Epoche anschließen, der Sie Ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, will ich nur sagen, daß eine sehr schöne und bedeutende Zeichnung von Calvart in meine Hände gekommen, wie denn auch von Blömard, Rubens, Rembrandt und andern bedeutenden Männern unbezweifelte wichtige Arbeiten bei mir eingekehrt sind. Diese weiß ich erst recht in ihrem Maße zu ehren, da ich die Trefflichkeit ihrer Vorgänger kenne, von denen sie eine so gründliche Ueberlieferung erbten, daß sie nach jener großen Zerstörung wieder eine neue Kunstwelt herstellen konnten.

[1] Siehe Brief von S. an M. Boisserée vom 19. September im ersten Theil.

Nicht weniger gibt mir die Absicht, die Papiere, meine erste italienische Reise betreffend, zu ordnen und zu redigiren, einen Blick in meine frühere Kunstbildung, wo ich glücklicherweise wenig Falsches zu bedauern, nur manches Einseitige zu belächeln habe. Doch wir kommen ja als Individuen niemals ganz von einer Seite los, und es ist daher unsere Pflicht, die Andern auf der ihrigen zu betrachten, zu erkennen und zu lieben. Da ich Gelegenheit gehabt, noch mehr ächte byzantinische Arbeiten zu sehen, so bin ich überzeugter, daß von dort her der ganze Cyclus des christlichen Olymps bildlich ist überliefert worden, welches wohl geschehen mußte, da man mehr oder weniger die charakteristischen Verschiedenheiten der Ober- und Untergötter auszudrücken bemüht gewesen.

Haben Sie die Gefälligkeit, von Ihrer Seite weiter darauf zu merken, weil für Kunst und Kunstgeschichte die Abstammung der Gestalten immer das Bedeutendste bleibt.

Und somit leben Sie wohl; empfehlen Sie aller Orten und entschuldigen mich, wenn ich der Pflicht, etwas von mir hören zu lassen, noch nicht nachgekommen. Ich muß mich freilich bei dem vielen Guten, was ich auf dieser Reise empfangen, beinahe für insolvent erklären. Und damit leben Sie wohl und lassen mich bald vernehmen, wie Sie sich befinden. Hauptmann Rabe grüßt; er wohnt bei mir und belebt meinen kleinen Besitz und mein eifriges Wollen.

Auf glückliches Wiedersehn!

G.

Heidelberg, 3. December 1814.

Wir sehen mit Freuden, daß Sie wohl und heiter sind und können Ihnen außer ein paar eben nicht ernsthaften Anwandlungen von Kränklichkeit, worüber ich zu klagen habe, von uns und Ihren sämmtlichen hiesigen Bekannten dasselbe sagen. Wir leben noch immer in der Erinnerung der schönen Tage, die wir mit Ihnen zubrachten, aber wenn Sie es schwer finden, das Gespräch in Briefen wieder anzuknüpfen, so fühlen wir es doppelt. Das Beste bei der Sache ist, daß wir durch die vielfachen wechselseitigen Mittheilungen ein gutes Pfand des Verständnisses voraus

haben. Darauf läßt sich auch eine abgerissene Aeußerung, wie Briefe nur gewähren, ruhig fortbauen, und dann wird es ja wills Gott bis zum Wiedersehen nicht so gar lange dauern.

Von Ihrer durch die Betrachtung unsrer Sammlung angeregten Rückkehr zur Kunstgeschichte versprechen wir uns und allen Kunstfreunden recht viel Schönes und Lehrreiches, denn Ihnen müssen auf diesem Wege herrliche Früchte reifen. Was wir zur Förderung Ihrer Arbeit beitragen können, wir wiederholen es, das machen wir uns zur Pflicht. Ohne den Kölner Thurm in Darmstadt, an den ich noch ein gutes Theil Zeit und Mühe gehängt habe, wäre das Verzeichniß unserer Gemälde bereits in Ihren Händen; es ist jedoch nun in Arbeit, und ich hoffe es Ihnen bald zu schicken. Mein Bruder hilft daran; wir nehmen nicht alles, was wir besitzen auf, sondern nur die Stücke, welche Sie gesehen haben, worunter ohnehin alle unsere bedeutendsten sind.

Sie räumen der Abstammung der Gestalten mit großem Rechte die höchste Wichtigkeit in der Kunstgeschichte ein, und gerade in der christlichen Darstellung, weil sie sich hier zwar auch in einem dunkeln, aber doch wie es scheint erforschbaren Ursprung verliert. Zu Rom in der unmittelbaren Anschauung bedeutender Denkmale müssen sich die angenehmsten und befriedigendsten Aufschlüsse aus der Kirchengeschichte der ersten zwölf Jahrhunderte herausfinden lassen. Bis jetzt habe ich mich mit einer allgemeinen Uebersicht und Anknüpfung dieser ältern Kunstepoche an die spätere, der Deutschen und Italiener, begnügt. Der Gedanke an das Meer von Geschichte, Sagen und Wunder, Streit und Händel aller Art, worauf man sich wagen muß, wenn man den byzantinischen Bilderhimmel von Anfang her will kennen lernen, hat mich einstweilen, etwa wie die Reise nach dem gelobten Lande, immer noch mit Lust und Scheu zugleich erfüllt: ja ich möchte mich verleiten lassen, die Worte von Schillers Taucher darauf anzuwenden; doch haben mir freilich auch die Forschungen im Bauwesen noch keine Muße gestattet.

So viel fand ich mehrfach bestätigt. Auf die Beibehaltung der Züge und der Bildung des Heilandes, der Maria und der Apostel wurde bis zum fünfzehnten Jahrhundert immer allerwärts ein großes Gewicht gelegt, und die Hauptangeln, um die

herum sich die ganze Bildnerei dreht, waren die als Heiligthümer verehrten Bildnisse Christi und der Maria, bei den Griechen der von Christus selbst an den König Abgarus gesandte Abdruck, bei den Römern das Schweißtuch der Veronica, und wie es scheint, bei beiden die Tafel des heil. Lucas.

Dann bemerkte ich in den Werken der ersten Jahrhunderte, z. B. in den Gemälden der römischen Basiliken, und an den Sarkophagen ausschließend nur die Bilder des Christus, der Maria, der Apostel, Patriarchen und Propheten; die der Märtyrer und ich vermuthe selber die Darstellungen der Leidensgeschichte Christi kommen erst später vor; auf den Sarkophagen finde ich höchstens nur die Gefangennehmung und das Verhör vor Pilatus, der sich die Hände wäscht; diese beiden jedoch ziemlich häufig. Den Gekreuzigten dagegen bloß ein- oder zweimal, und zwar in Gemälden, ohne auch diese Beobachtungen, besonders in Hinsicht auf die Christusbilder nur für halbweg genügend zu halten. Da ja in den ersten Zeiten die Bildnerei mehr aus Griechenland und aus dem Orient von Alexandrien und Jerusalem als von Rom herzuleiten ist, und überhaupt gewiß viele Verschiedenheit stattgefunden hat, glaube ich immerhin annehmen zu können, daß eben während der ersten vierhundert Jahre die Neigung zum Symbolischen und Allegorischen vorherrschend gewesen. Die römischen Denkmale stimmen darin mit dem Geist der ältesten mehr oder weniger neuplatonisch gebildeten Kirchenväter und unsern noch bis auf diesen Tag beibehaltenen liturgischen Gebeten überein. Späterhin, nachdem durch Constantin das Christenthum siegreich geworden, das Martyrthum gewissermaßen geschlossen war, trat auch das historische Element hinzu. Man bildete die Thaten, d. h. die Leiden der Streiter Christi, und es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß es zu einer Zeit geschah, als die Völkerwanderung die Welt mit Krieg erfüllte und Alles in die Wirklichkeit gezogen wurde. Zuletzt vermischten sich zu Byzanz, unter dem Einfluß der immer zu allem Götzendienst und Zauberei hinneigenden Griechen, beide Elemente wieder zu dem alten Glauben an die Wunderkraft der Bilder selbst, und es entstand der bekannte tolle Streit, der um so länger dauern mußte, weil die orientalischen Protestanten, die Muhamedaner, sich im Hintergrunde erhoben, und durch ihren Bilderhaß alle

Feinde unnatürlicher, unmenschlicher Abstraction in Schreck gesetzt hatten.

Auf diese Betrachtungen, scheint mir, kommt es bei Ableitung unserer Bilderwelt hauptsächlich an, obwohl sie sich mit den Kreuzzügen vollends gestaltete. Denn nach dem Bilderstreit bewirkte das Alles durcheinander, was früher eines nach dem andern vorherrschenden Einfluß gehabt hatte. Die Griechen blieben zwar so ziemlich bei ihrer Bildnerei, wie sie aus den Stürmen hervorgegangen war und wie wir sie noch heute bei der hundert Jahre nachher entstandenen russischen Kirche finden. Die abendländischen Fürsten aber wurden erst durch die Kreuzzüge mit dem ganzen Umfang des griechischen Bilderwesens bekannt; auch setzten sich zu Ende derselben erst unsere Sagen und Legenden vollkommen fest und legten den Keim zu der Verschiedenheit, die sich bei unserer größern Beweglichkeit und Freiheit nachher so schön entwickelt und zur eigentlichen Kunst zurückgeführt hat.

Nicht viel minder als die Abstammung der Gestalten scheint mir die Ableitung der Compositionen Werth für die Kunstgeschichte zu haben; freilich graut mir auch nicht minder vor der Schwierigkeit derselben.

Alles was vor der Hand für die ältere Kunstepoche zu thun ist, möchte wohl darin bestehen, daß man nach diesen beiden Seiten hin anregende Fingerzeige gäbe und allenfalls nur auf einen einzelnen Punkt, wie z. B. den Schleier der Veronica, einiges Licht zu werfen suchte.

Ein Hauptschriftsteller über die Veronica ist allen Ansichten nach der Jesuit Gretserus, de imaginibus non manufactis, ἀχειροποίητοις. Bei den Reichskleinodien, wobei sich auch ein Schweißtuch, d. h. ein fleischfarbener, auf Carmoisinseide gestickter Christuskopf befand, führt Murr (Beschreibung von Nürnberg, zweite Ausgabe, S. 302) unter andern an: Freitag, Progr. de sudario Veronicae in templo Portensi, abgedruckt in Bestuchii, chronico Portensi T. I., p. 207—212, und Reiske, exercitationes historicae de imaginibus Christi. Jenae 1670. 4. Ich kann mir diese Schrift hier nicht verschaffen. Ihnen wird es aber, wenn Sie sonst Lust dazu haben, nicht schwer werden, oder was noch bequemer ist, sich Bericht darüber erstatten zu lassen.

wobei ſich der Eifer des Zerſtörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, ſchlug man in Stücke und ſendete ſie, geviertheilt, verſchiedene Schwellen mahometaniſcher Heilorte zu pflaſtern. Noch jetzt ſind die indiſchen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt, wie gräßlich mögen ſie den bildloſen Mahometaner angeſchaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung ſtehen, daß der urſprüngliche Werth einer jeden Religion erſt nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die jüdiſche Religion wird immer einen gewiſſen ſtarren Eigenſinn, dabei aber auch freien Klugſinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die mahometaniſche läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beſchränktheit heraus, indem ſie, keine ſchweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derſelben alles Wünſchenswerthe verleiht und zugleich, durch Ausſicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält.

Die indiſche Lehre taugte von Haus aus nichts, ſo wie denn gegenwärtig ihre vielen tauſend Götter, und zwar nicht etwa untergeordnete, ſondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unſinn jeder Leidenſchaft fördern und die Verrücktheit des Laſters, als die höchſte Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünſtigen.

Auch ſelbſt eine reinere Vielgötterei, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falſchem Wege ihre Bekenner und ſich ſelbſt verlieren. Dagegen gebührt der chriſtlichen das höchſte Lob, deren reiner, edler Urſprung ſich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen,

In den Actis Sanctorum beim 4. Februar, dem Festtag der Veronica, wo verschiedene Sagen von dieser Heiligen und Nachricht von dem in Rom aufbewahrten Schleier gesammelt sind, finde ich besonders den Brief des päpstlichen Capellanus, später Urban IV., vom Jahr 1249 merkwürdig, worin er den Nonnen von Capelle, einem französischen Städtchen auf der Grenze von Brabant, in der Diöcese von Laon, eine Copie des heiligen Bildnisses schickt: Faciem Salvatoris, cum qua visus est in terra et versatus cum hominibus, speciosus præ filiis hominum, und ihnen sagt, sie sollten nicht erwarten, daß es bleich und zärtlich, sondern verbrannt und schwärzlich aussehe, wie Eines, der immer auf dem Acker dieser Welt zu unserer Erlösung gearbeitet habe.

Da wäre also schon eine befriedigende Erklärung für die Farbe, vielleicht gar für die nächste Abstammung unseres Bildes selbst; denn die von Rom gesandte Copie, als ein gewiß selten zu erlangendes Kleinod (der päpstliche Capellan wurde durch seine Schwester, die in dem Kloster war, dazu veranlaßt), zog sogleich eine Menge Menschen herbei, kam in große Verehrung und that Wunder.

Eine weitere Erklärung an dem Urbild selbst gibt die Beschreibung einer Tafel, welche der Pater Della Valle zu Rom in der Parrochia di S. Tommaso de' Cenci alla Regala gesehen hat (Lett. Senese, Vol. II., pag. 8—9 Note). Sie stellt dar Christus am Kreuz in natürlicher Größe; zu den Seiten unten Maria und Johannes, etwas unter natürlicher Größe; oben die Brustbilder von Petrus und Paulus. Della Valle hält sie für ein Werk aus den ersten Jahrhunderten und für das Schönste, was er je von der ältesten christlichen Malerei gesehen habe. Die Farbe sey natürlich und habe etwas von den etruskischen Vasengemälden; den Ausdruck in den Augen und dem Munde des Heilandes aber, trotz der Verdunkelung und Beschädigung durch die Zeit, ganz vorzüglich (superiore); auch zeigten die Hände und das Nackte die Abkunft von der guten Antike; doch verriethen sie schon eine Neigung zum Harten und Trockenen.

Ueber den andern Theil des Bildes läßt er sich ferner so aus: Che bella simplicita nelle vesti della Verg. e di S. Giov. Si accostano a quelle dei Consoli Romani. I capelli di questo

Santo sono corti e riciutelli come vediamo in molte belle statue greche e sono toccati con una simplicita facile, cosi le pieghe sembrano fatte senza il menomo artificio. Le figure piegano il capo con grazia e amore, le fisonomie sono divote etc. etc. Das Bild ſoll ehemals in Aracoeli geweſen ſeyn und Papſt Gregor der Große vor demſelben gebetet haben. Die Feuchtigkeit der Wand hat ihm geſchadet, darum wird es jetzt hinter Glas aufbewahrt.

Man muß immer mehr und mehr vermuthen, daß das Schöne, daß die Kunſt in der Bildnerei nie ganz untergegangen, ſondern ſelbſt in der dickſten Dunkelheit und Noth ſich einzeln, wenigſtens durch Copien immer erhalten hat, gleichſam auch wie der rothe Faden im engliſchen Tauwerk.

So bemerkte ich in dem Chriſtuskopf, den d'Agincourt (histoire de l'art, livr. 3. pl. 18. Fig. 3) aus St. Miniato zu Florenz von 1013 mittheilt, und der von Vaſari in Proemio delle Vite gerühmten Moſaik, eine große Aehnlichkeit, nur daß der Schnitt des Bartes dort anders und das Geſicht nicht leidend, ſondern in Seligkeit dargeſtellt iſt. Ueber die beiden Chriſtusköpfe aus den römiſchen Cömiterien vom vierten Jahrhundert in Aringhi's Roma subterranea, T. I., p. 228 et 321, läßt ſich wegen der gar zu nachläſſigen Kupfer nicht wohl urtheilen. Daß man ſich in den älteſten Zeiten angelegen ſeyn laſſen, den Chriſtus ſchön zu denken, beweiſen die Beſchreibungen aus den apokryphiſchen Büchern, und ſelbſt die Aeußerungen der Kirchenväter; ſo ſagt Chryſoſtomus: visu gratiosissimus fuisse traditur, und Hieronymus: fulgor ipse et maiestas divinitatis occulte in humana facie relucebat. Ich finde dieſe Stellen im Molanus, historia S. imaginum, ein kleines reichhaltiges, doch immer ſehr unvollſtändiges Buch, welches durch die niederländiſchen Bilderſtürme veranlaßt worden, daſſelbe, von dem Ihnen Bertram geſprochen. Ich führe daraus noch eine merkwürdige Erzählung des Nicephorus (histor. ecclesiast.) an. Im Jahr 463 habe ein Maler ſich unterſtanden, den Heiland dem Jupiter ähnlich (ad similitudinem Jovis) darzuſtellen; es ſey ihm dafür die Hand erlahmt. Da er aber ſein Verbrechen bekannt, habe ihn der Patriarch Gennadius wieder geheilt. Das Ganze ſcheint eine Erfindung zum Abſchrecken von der Nachahmung heidniſcher Bilder; aber auf jeden Fall

beweist es, daß die Künstler hiezu geneigt gewesen. Wie sollte es auch anders seyn, da noch zu Julianus Zeiten die griechischen Künstler in Menge nach Elis zu ziehen pflegten, um den olympischen Jupiter des Phidias abzuzeichnen.

Zu einer allgemeinen Uebersicht des neugriechischen Bilderwesens werden Sie bei Schlosser das große Menologium benutzt haben. Es ist dafür offenbar das Hauptwerk; doch will ich Sie noch auf den Moskowitischen Bilderkalender in zwölf Tafeln aufmerksam machen. Sie können sich denselben aus der dortigen russischen Kapelle vielleicht im Original verschaffen, denn er ist nach moskowitischen Holzschnitten gestochen.

Und nun endlich um wieder auf deutschen Boden zurück und zum Schlusse zu kommen, erinnere ich mich an zwei gräcisirende Gemälde, die ich im Jahre 1811 zu Erfurt gesehen. Ich sprach Ihnen damals davon, doch ohne besondern Nachdruck, weil ich wohl sah, daß die Sache unter jenen Verhältnissen keinen Werth für Sie haben konnte, auch sind die beiden Bilder eben nicht von vorzüglicher Art. Ich kann sie nur zwischen unsere mittelmäßigen und geringen (unter diesen letzteren verstehe ich die kleinen Flügelgemälde in den zwei Altarkästchen) stellen. Doch als Glied in der Kette und wegen der Seltenheit der Erhaltung gräcisirender Gemälde außerhalb Köln, möchte man sie immer vom Untergang gerettet wissen, wenn sie nicht etwa während der Belagerung schon zu den Vätern gegangen sind. Es mögen beide Altarstücke mit Flügel, jedes etwa vier Fuß hoch und mit den Flügeln sechs breit seyn. Das beste schien ein Christus am Kreuz; zu den Seiten Maria mit zwei Frauen auf Goldgrund und unter grau in grau gemalten gothischen Lauben; auf den Flügeln ebenso einerseits Kaiser Heinrich und ein Apostel auf der andern die Kunigunde und ein Apostel; auf der Außenseite die Verkündigung; das Ganze sehr gut erhalten und in einem goldnen reich verzierten Rahmen. Von dem zweiten konnte ich, weil es sehr versteckt stand, nur einen Flügel sehen. Es war die Kreuztragung, ebenfalls auf Goldgrund, unter einer thurmartig gemalten Laube. Auf dem Mittelstück schienen ehemals bloß geschnitzte Bilder gewesen zu seyn. Ich fand diese Bilder in einer Kapelle an der Südseite des Domkreuzganges, die Kilianskapelle genannt. Sie waren bis zum preußischen Krieg 1806 auf den Altären der untern

Kirche oder Gruft, unter dem Chor und müssen also von der Einweihung des Gebäudes 1353 herstammen, welches auch vollkommen mit der Art der Malerei übereinstimmt. Vielleicht gibt es bei Ihnen einmal Gelegenheit, diese alten Tafeln herüberholen zu lassen; vielleicht findet selbst Freund Raabe Mittel dazu, versteht sich ja ein braver und obendrein preußischer Vogel auf dergleichen wohl.

Nachdem mir diese Epistel unter der Hand so barbarisch gelehrt und fast selbst zu einer Antiquität geworden, bin ich jetzt fast in Versuchung, das derbe Wort des Majors zu brauchen, als er seine Frau Liebste zu Grabe gebracht. Aber ich mache es wo möglich noch toller, fange wie ein Musikant gerade am Ende noch einmal wieder von vorne an und sage Ihnen, daß sich unsere Sammlung seit Ihrem Besuche um eine schöne Anbetung der Könige von Johann Schwarz vermehrt hat, einem vorzüglichen Maler, der die Mitte zwischen Hemskerk und Mabuse hält, und daß ich mit dem Kölner Thurm ganz im Klaren bin. Ich habe ihn noch einmal durch alle Grundrisse durchgearbeitet. Aus der Veränderung des Pfeilers im zweiten Geschoß folgt keine weitere, sondern der Meister hat dadurch, um mit Ihrem Ausdrucke zu reden, nur den gehörigen Parallelismus ohne Parallelismus zu sehen, die zwei untern und zwei obern Geschosse hervorgebracht. Dann lege ich die für Sie bestimmte, erst kürzlich wiedergefundene Zeichnung der goldenen Erbsenschale bei und ein paar Zeilen an Raabe. Es grüßen Sie alle Freunde, besonders Thibaut; er hat Savigny, der seinen Vorschlag eines deutschen Gesetzbuchs angegriffen, in den hiesigen Jahrbüchern brav geantwortet. Wir drei Kölner lassen Sie manchen Tag unter uns hoch leben, freuen uns der Zeit, wenn wir Sie wieder bei uns haben werden und wünschen Ihnen alles Liebe und Glückliche.

S. B.

Weimar, 2. Januar 1815.

Mit der fahrenden Post ist heute ein Kästchen, wohl emballirt an Sie abgegangen, welches am Christfest bereitet, zu Epiphanias glücklich eröffnet werden möge. Macht Ihnen der

Inhalt einiges Vergnügen, so gedenken Sie dabei, daß wir uns Ihrer diese Wochen her mit Liebe und Dankbarkeit erinnert. Raabe leistet mir hiebei die beste Gesellschaft; wenn er hier wegkommen will, seh' ich nicht ein, denn, wie Scheherazade, fängt er immer ein neues Bildniß an, ehe das alte vollendet ist und da sich Jedermann um leidlichen Preis auf Velinpapier, oder in goldenem Rahmen sehen möchte, so hat er die lebhafteste Kundschaft, wie ein Zuckerbäcker auf dem Christmarkt. Bei seinem schönen Talent ist er so brav und gut, daß seine Gegenwart auf uns im Hause und den weimarischen Zirkel höchst wohlthätig wirkt.

Das oben erwähnte Kästchen enthielt nämlich das von Raabe in Oel auf Holz gemalte Bildniß Goethe's mit folgendem eigenhändig geschriebenen Gedicht:

Den Drillingsfreunden von Köln, gegenwärtig in Heidelberg, mit meinem Bildniß.

1.

Der Abgebildete
Vergleicht sich billig,
Heil'gem Dreikönige,
Dieweil er willig,
Dem Stern, der Osten her
Wahrhaft erschienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

2.

Der Bildner gleichenfalls
Vergleicht sich eben
Dem Reiter der den Hals
Daran gegeben,
Wie Hemmling auch gethan,
Ein Held geworden,
Durch edle Manneskraft
Ritter vom Orden.

3.

Darum zusammen sie
Euch nun verehren,
Die zum Vergangenen
Muthig sich kehren;
Stein, Heilige, Sammt und Gold —
Männiglich strebend
Und altem Tage hold
Fröhlich belebend.

Goethe und Raabe, Weimar am Christfeste 1814.

Für Ihren lieben, belehrenden Brief danke zum allerschönsten: ich werde den Inhalt auf's treulichste bewahren und nach meiner Weise zu erweitern und zu nutzen suchen. Fahren Sie indessen fort und es wird sich gewiß etwas Erfreuliches aufbauen lassen.

Eine nähere und freiere Communikation von Gedanken und Erfahrungen steht uns bevor, wenn Hofrath Meyer den Abriß der ganzen Kunstgeschichte, welcher gegenwärtig ins Reine geschrieben und schließlich bearbeitet wird, nächstens herausgibt. Es hängt nur noch davon ab, daß die Herausgabe der Winkelmannschen Werke vollendet sey, welches bevorsteht. Liegt alsdann ein solches Buch da, über das man differiren, diskutiren, sich vereinigen und entzweien kann, so kommen die bedeutenden und problematischen Punkte entschiedener zur Sprache. Die Hauptdreiecke in der Gegend sind gezogen und orientirt, was darinnen liegt, läßt sich sicherer detailliren.

Indessen muß ich manchmal lächeln, wenn in meiner Heidnisch-Mahomedanischen Umgebung vera icon auch als Panier weht. Täglich wird eine Pericope aus dem Homer und dem Hafis gelesen, wie denn die persischen Dichter gegenwärtig an der Tagesordnung sind. Erscheint dann dazwischen der Moskowitische Bilderkalender, so nimmts sich freilich bunt genug aus, und es bleibt nichts übrig als zu rufen:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Und so will ich denn mit dieser frommen Betrachtung und mit dem herzlichen Wunsche schließen, daß wir uns dieses Jahr gesund und froh wiederfinden mögen.

Unwandelbar theilnehmend

G.

Heidelberg, 11. Januar 1815.

Mein Bruder und ich, wir hatten vor etwa drei Wochen kurz nach einander einen und denselben Traum, daß Sie nämlich ganz unerwartet bei uns angefahren wären. Zufällig, indem wir über Sie sprachen, erzählten wir uns die Begegnisse, freuten uns des Zusammenstimmens und ich sagte, ich weiß nicht wie, wir wollen einmal sehen, ob wir nach Dreikönig nicht irgend etwas Angenehmes von dem Freunde erfahren.

Da nun dieser Traum durch die Ankunft Ihres Bildnisses so hübsch erfüllt ist, wollen wir gerne wähnen, Ihre Gedanken hätten selbst aus der Ferne Macht über die Seelen der Schlafenden, die wachend sich immer mit Ihnen in Verhältniß halten.

Aber in klarem Ernst zu reden, das überaus wohl getroffene schöne Bild hat gestern bei dem Kleeblatt Ihrer Kölner Freunde und im ganzen Hause die größte Freude verbreitet, es war die lebhafteste Erinnerung an Ihren Besuch. Alle Freunde kamen, oder das Bild wurde zu ihnen gebracht und sie freuten sich, den edlen Gast so frisch und heiter wieder zu sehen, wie er sie im Herbst verlassen. Der kleine Schencke war der erste von allen; er lief eben über den Platz zu Reitzenstein. Wir riefen ihm aus dem Fenster; er sprang vor Vergnügen, als er das Bild bemerkte, doch er verstummte vor Erstaunen, als er sich wie ein großer Mensch mit einem versiegelten Paket beschenkt sah, bis dann die darin verschlossenen bunten Figürchen ihn wieder in seine natürliche muntere Laune versetzten.

Sie hätten uns kein lieberes Geschenk geben können. Das Andenken an die mit Ihnen verlebten Tage und die Hoffnung des Wiedersehens verknüpfen sich dabei zur angenehmsten Erheiterung der oft trüben winterlichen Gegenwart. Wir stellen es im Wohnzimmer auf, wo jetzt die Heiligen der Ofenhitze haben weichen müssen und nur die geschnitzten Bilderkästchen und die kleine

Kopie nach Raphael zu sehen sind; im Frühjahr soll aber das Bildniß mit den Werken der andern ehrenwerthen Meister vereinigt werden, bei denen der Abgebildete so gerne verweilte. Freund Raabe wird sich darüber nicht zu beklagen haben; denn es wird Gelegenheit geben, ein rühmliches Nachbilden nach Meister Schoreel zu bemerken. Die ganze Haltung und Behandlung, die leichten durchsichtigen Schatten und Licht und Mitteltinten, ja selbst der Ausdruck, die Größe, Stellung des Kopfes erinnern uns an den knieenden Ritter jenes Meisters und wir glauben, daß der Rath des Meister Wolfgang nicht wenig dazu beigetragen.

Für den begleitenden Vers müssen wir noch besonders danken, er vermehrt gar sehr den Werth der Gabe; der Stern im Osten gibt manchen Freunden zu denken; wenige wissen, daß Sie, ein anderer Dreikönig, sich jetzt ein dreifach Reich um sich gebildet haben und den Osten zugleich griechisch, persisch und christlich nehmen. Bei kritischen Fragen macht es uns darum Vergnügen zu sagen, es sey eben ganz christlich gemeint, wie es einem heiligen Dreikönige zieme.

Ich hätte diesen Zeilen gern das versprochene Bilderverzeichniß beigefügt, aber allerlei Arbeiten für die Kupferstecherzeichnung und Retouchen sind mir in die Quere gekommen; auch stören Sturm und Winde mich armes Wetterkind gar manchen Tag in diesem wandelbaren Winter; doch werde ich nun nicht lange mehr saumselig scheinen. Ich habe übrigens den Beschreibungen, besonders der Hauptbilder mehr Ausdehnung gegeben, als sie in den Gallerieverzeichnissen haben, wo man leicht ein Bild mit einem andern von demselben Gegenstand verwechseln kann; denn ich wünsche, daß sie demjenigen, der die Gemälde kennt, eine genügende Erinnerung hervorrufen und den Andern bei einer umfassendern Charakteristik der Meister, eine deutliche Vorstellung ihrer einzelnen Werke gewähren. Sie werden urtheilen, in wie weit es mir auf diese Art gelungen ist, Ihren Absichten entgegen zu kommen und die meinigen zu erreichen.

Im Namen der Dreieinigkeit, Ihre dankbaren Dreikönigskinder.

S. B.

Heidelberg, 11. Februar 1815.

Anfangs dieſer Woche ſchickte ich Ihnen durch Fräulein Staff eine Rolle mit Durchzeichnungen der Veronica und des lehrenden Johannes. Hoffentlich werden dieſe Zeichnungen jetzt in Ihren Händen ſeyn und Ihnen einiges Vergnügen machen. Wir bedauern nur, daß der Chriſtuskopf trotz aller Bemühung nicht ſo gelungen iſt, als wir gewünſcht hätten. Sie wiſſen, alle Züge dieſes mehr einem Schatten ähnlichen Geſichts verlieren ſich ins Unbeſtimmte, alle einzelnen Formen verfließen in die Bildung des Ganzen. Wie läßt ſich davon ein Umriß machen? Gerade die weſentliche Schönheit des Bildes, die mit der ſchmerzlichſten Spannung von faſt todtenhafter Erſtarrung wunderſam verbundene jugendliche Weichheit und Lindigkeit geht da ganz verloren.

Dieſe wiederzugeben läßt ſich höchſtens nur in einer ausgeführten Zeichnung verſuchen; dazu fehlen aber die hellen Sonnentage und der rechte Künſtler. Sie müſſen daher mit unſerm guten Willen vorlieb nehmen und das Blatt bloß als eine „ſchwache Erinnerung“ an das Gemälde betrachten.

Das Köpfchen der Jungfrau, mit dem wir Urſache haben zufrieden zu ſeyn, kann Sie einigermaßen für jene Unvollkommenheit entſchädigen. Noch mehr jedoch das andere Blatt, „der lehrende Johannes,“ welches bis auf den Mund des Johannes ganz dem Gemälde entſpricht, ſo viel ein Umriß irgend entſprechen mag.

Ich will nicht vergeſſen zu bemerken, daß dieſes Gemälde im Jahr 1473 verfertigt wurde. Es bildete ſonſt einen Theil von zwei größeren, vorn und hinten bemalten Flügelbildern, die wir der Bequemlichkeit willen und weil die untern Hälften verdorben waren, nach ihren Abtheilungen auseinander geſchnitten haben. Auf einer jener Abtheilungen ſteht bei dem Namen des kölniſchen Paſtors, der die Bilder hat malen laſſen, die geſagte Jahreszahl. Auch muß noch erwähnt werden, daß der obere Theil der Kapelle, worin Johannes lehrt, wegen unzureichendem Papier nicht abgezeichnet worden und daß darin Fenſter mit dem kölniſchen Wappen angebracht ſind.

Das Gemäldeverzeichniß iſt immer noch nicht beendigt: es kommen zu viele Störungen und andere Arbeiten in die Quere; auch läßt es ſich freilich auf die Art, wie ich es angefangen, nicht eben aus dem Aermel ſchütteln. Ich bin vielleicht zu weit

gegangen; bloß der Wunsch, Ihnen eine so viel als möglich bequeme und ausführliche Erinnerung der Hauptbilder zu verschaffen, hat mich dabei geleitet.

Daß sich damit das Bestreben verbindet, der Sache einigermaßen Gestalt und Rundung zu geben, werden Sie wohl verzeihen, wenn selbst diese kleine Arbeit Ihren Beifall nicht verdienen sollte.

An unseren Dreikönigen von Eyck haben wir unterdessen eine schöne Entdeckung gemacht. Es kam uns zufällig ein gestochenes Bildniß von Philipp dem Guten von Burgund in die Hände. Bertram erkannte gleich die Züge des alten knienden Königs, und als wir weiter nachsuchten, fanden wir eine noch viel auffallendere Aehnlichkeit des stolzen, schwarzen Königs mit Karl dem Kühnen.

Lassen Sie sich nur das Bild dieses Helden (Kolla, Analecta Vindobonens. T. I. p. 840) bringen, so werden Sie sich selbst überzeugen.

Die Beschreibung seines Aussehens bei Johannes Müller stimmt auch sogar bis auf die Farbe mit unserm König überein. Karl war, heißt es da, braun von Gesichtsfarbe (von seiner Mutter, einer Portugiesin), mit schwarzem Haare und Augen, einer Habichtsnase, einem länglichten Gesichte, breiter Stirn und etwas hervorstehendem Kinn, in allen Zügen voll kriegerischen Ernstes.

Das Bild von Philipp dem Guten, wodurch wir aufmerksam wurden, befindet sich in den Monuments français inédits par Willemin, 9te Lieferung; es ist aus der Pariser Zeichnungssammlung. Es gibt noch andere nach Eyck selbst gestochene Bildnisse von Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen in Scriverius Principes Hollandiae etc. incisi a Soutman, Harlem 1650 fol.; ich habe sie aber nicht zur Hand. Es wird auf keinen Fall schwer werden, bei Zeit und Gelegenheit noch Manches zur weitern Bestätigung und Fortführung dieser angenehmen Entdeckung zusammenzubringen.

Ueber Meister Hemmelink habe ich vor Kurzem auch einige neue Aufschlüsse erhalten. Auszüge, die ich mir von einem Freunde in Göttingen aus spanischen Werken über eine Karthause bei Burgos erbeten, bezeugen nämlich, daß Giovanni Flamingo

in welche sie der dunkle Mensch hinein zog, eh man sich's versieht sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit, als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft, zu Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses, immer wieder hervorthut.

Billigen wir nun den Eifer des Götzenstürmers Mahmud, so gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren besonders in ihm den Stifter persischer Dichtkunst und höherer Cultur. Er, selbst aus persischem Stamme, ließ sich nicht etwa in die Beschränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl daß der schönste Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden sey; diese ruhet auf der Poesie, die uns älteste Geschichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach sodann ins Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter diesen Betrachtungen gelangen wir also in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung die sich dem Orient, ungeachtet der ausschließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier sammelten sich, fast wider Willen der wilden und schwachen Beherrscher, die Reste griechischer und römischer Verdienste und so vieler geistreicher Christen, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgestoßen worden, weil auch diese, wie der Islam, auf Eingläubigkeit los arbeiten mußte.

Doch zwei große Verzweigungen des menschlichen Wissens und Wirkens gelangten zu einer freiern Thätigkeit!

Die Medicin sollte die Gebrechen des Mikrokosmus heilen, und die Sternkunde dasjenige dolmetschen, womit uns für die Zukunft der Himmel schmeicheln oder bedrohen möchte; jene mußte der Natur, diese der Mathematik huldigen, und so waren beide wohl empfohlen und versorgt.

dort von 1496 bis 1499 ein Altarbild mit Flügeln gemalt, wofür er außer freiem Leben über 60 Dukaten (das wäre heut zu Tage 600) erhalten. Die Beschreibung des Bildes paßt ganz allein auf unsern trefflichen Meister Johannes; auch waren es kölnische Baumeister, die etwas früher diese Karthause sowie die Thürme des Domes zu Burgos aufführten; wahrscheinlich starb Hemmelink in Spanien, denn nicht gar weit von Burgos, im Dom zu Valencia malte Juan de Flandes noch 1509, und in den Niederlanden hat man außer der Geschichte seiner Krankheit und den Werken bald nach seiner Genesung über sein späteres Leben und Ende keine Nachricht.

Sie schrieben mir letzthin, Hofrath Meyer würde eine Geschichte der Kunst herausgeben. Wie wird er es dann darin mit der altdeutschen Kunst halten? Dürfen wir auch bald den vierten Theil Ihrer Biographie erwarten? Ob wir Sie selbst erwarten dürfen, frage ich nicht, weil wir sicher darauf zählen. Der Winter ist schon gebrochen; die Luft meldet sich zuweilen schon ganz frühlingsartig und erfüllt uns mit der Hoffnung, bei der Rückkehr alles dessen, was uns das Leben fröhlich macht, auch den verehrten, geliebten Freund wiederzusehen.

S. B.

Weimar, 7. Februar 1815.

Nur ein paar Worte zur Begleitung der Raabe'schen Zeichnung. Dieser gute Freund und Künstler ist vor kurzer Zeit von hier abgereist und hat mir das Blatt für Sie hinterlassen, nachdem er manches hübsche Portrait hier angefertigt und sich eine freundliche Neigung erworben und erhalten. Mehr sage ich nicht, denn ich lebe in einem wunderbaren Gedränge.

Stets eingedenk meiner Heidelberger Freunde, die ich alle herzlich zu grüßen bitte. Erhalten Sie mir Freundschaft und Liebe bei sich und den Ihrigen.

G.

Heidelberg, 30. März 1815.

Diese Zeilen überbringt Ihnen Hr. v. Eckardstein aus Berlin, ein angenehmer, munterer Gesellschafter und gereister Mann, der einige Monate bei uns verlebt hat und Ihnen von manchen Heidelberger Freunden erzählen kann; er denkt auf seiner Durchreise nach Haus eine Nacht in Weimar zuzubringen.

Schon vor drei Wochen wollte ich Ihnen schreiben, da kam die Schreckenspost von der Wiedererscheinung des Ungeheuers. Ich mußte gleich fürchten, alle Ruhe und freudige Aussichten für den Sommer könnte uns dadurch gestört werden; darum wollte ich die erste Entwicklung der Begebenheiten abwarten.

Leider hat diese nun schon unsere Furcht im vollsten Maße begründet. Wir sehen mit dem allgemeinen Krieg einem Heer von Uebeln entgegen; ich zweifle zwar nicht an dem glücklichen Ausgang des Krieges, und in so weit muß ich mich als Weltbürger, überhaupt als ehr- und rechtliebender Mensch selbst darüber freuen; aber ich kann doch auch nicht vergessen, daß ich und die ich die Meinigen nennen muß, zu den Dienern des Friedens gehören, und daß wir mit unserm ganzen Treiben und Thun gerade den Zeitpunkt erreicht haben, wo wir zu dessen fernerem Gedeihen und Gelingen einer Unterstützung bedürfen, die wir einzig in Ruhe und Frieden erwarten können.

Ob wir Sie dieses Frühjahr bei uns sehen, ob wir selbst hier werden bleiben dürfen, das wird nun alles ungewiß! Wir hatten uns schon ganz auf Ihren Empfang vorbereitet; denn Doctor Melber sagte uns vor Kurzem, Sie hätten seiner Mutter neuerdings geschrieben, wie Sie sich so ungewöhnlich wohl befänden, und bereits Ende April nach Frankfurt kommen wollten. Ich schickte Ihnen auch deßhalb die nur zu oft erwähnte Gemäldebeschreibung nicht und jetzt, da Eckardstein plötzlich abreist, fehlt es noch an einer saubern Abschrift.

Wir geben indessen den Wunsch, Sie bald wieder bei uns zu sehen, noch nicht auf. Sie haben ja die Kriegsheere in Böhmen nicht gescheut, werden sie ja auch am Rhein nicht scheuen, und so lange die Sicherheit unserer Sammlung nicht gefährdet wird, wollen wir hier bleiben. Es läßt sich aber selbst ohne unglückliche Wendung des Krieges leicht denken, daß wir hier den Streifereien der benachbarten Franzosen ausgesetzt werden. Dann

müßten wir uns freilich entfernen und möchten wir wohl den Beſuch, den Sie uns zugedacht haben, Ihnen ſelbſt machen. Zwingt uns einmal die höchſte Noth aufzubrechen, ſo kommt es uns auf einige Meilen mehr oder weniger nicht an. Sicherheit und Ruhe wäre der Hauptzweck; dieſe würden wir nach der jetzigen Lage in Weimar oder Jena beſſer als in ſüddeutſchen Städten zu finden glauben, und wo möchten wir ſie auch lieber finden, als in der Nähe eines Freundes, der zugleich ein Freund iſt der Beſchäftigung, der wir unſer Leben gewidmet haben. Für eine zweckmäßige Wohnung würde ſeiner Zeit an einem der beiden Orte ja wohl Rath werden; man brächte ohnehin nur das Noſtbarſte mit; ziemlich wohlfeil iſt es dort auch, beſonders in Jena. Alſo dürften wir uns ganz vernünftiger Weiſe noch auf den ſchlimmſten Fall dieſe angenehme Ausſicht vorhalten.

Doch, wie geſagt, wir wünſchen und wir hoffen noch, Sie in dieſer ſchönen Jahreszeit bei uns zu ſehen; wir werden dann Ihr hieſiges Leben wieder ſo einrichten, wie Sie es im Herbſt gehabt haben, oder wie es Ihnen ſonſt lieb und behaglich ſeyn mag; immerhin aber ſetzen wir voraus, daß Sie wieder bei uns wohnen und hauſen. Ein Beweis, wie wenig wir noch auf den Kriegsfuß geſtellt ſind, iſt, daß wir abermals ein neuangeſchafftes Gemälde aus der beſten Zeit von Johann Mabuſe haben kommen laſſen. Unſer Freund Reinhard hatte auch allerlei Entwürfe auf Ihre Rheinreiſe gemacht, und darum Ihnen noch nicht geantwortet, bis die nahe Ausführung derſelben voraus zu ſehen geweſen wäre; ſeine Frau ſollte die Mutter in Hamburg beſuchen; er wollte ihr dann nachher bei der Rückreiſe bis auf die Güter am Rhein entgegen kommen. Dieß wurde ihm durch den plötzlichen Verluſt ſeiner Frau vereitelt; ſie ſtarb nach einer zweiund dreißigſtündigen Starrſucht, die auf einen gewöhnlichen Nervenanfall erfolgt war, am 20. Februar. Er blieb indeſſen doch entſchloſſen, im Sommer an den Rhein zu kommen, und verſprach es mir ganz beſtimmt. Jetzt mag er auf eine noch viel mehr unerwartete Weiſe ſchon gleich dazu gezwungen worden ſeyn; ich hoffe wenigſtens, daß er dem hölliſchen Geſindel ſammt ſeinem Robespierre-Nuovo-Principe hat entrinnen können.

Ich will nur noch mit einem Wort den Empfang der Zeichnung von Raabe dankbar erwähnen; mein Brief vom 11. Februar

und die Durchzeichnungen werden Sie dagegen aus der Hand der Fräulein Staff erhalten haben. Alle Ihre hiesigen Freunde grüßen Sie zum schönsten; sie haben sich mit uns zum voraus auf Ihren dießjährigen Besuch gefreut, und werden sehr glücklich seyn, wenn sie sich darin nicht getäuscht haben. Wir für uns nehmen an diesem neu hereinbrechenden Sturme den Christoph zum Vorbild; müssen wir auch wie er, gerade da uns die theure Last am schwersten wird, die Stirn zusammenziehen und zu wanken fürchten, so wird uns auch für unser treues Mühen und Beharren ein glücklicher Ausgang und aufgehende Sonne wohl eben so wenig fehlen als ihm. Lassen Sie uns bald von Ihnen hören. Leben Sie wohl und seyen Sie guter Dinge.

S. B.

Heidelberg, 29. Mai 1815.

Vor Allem veranlaßt mich zu diesem Briefe der Wunsch, das Bedürfniß, mich nach so langer Unterbrechung wieder mit Ihnen zu unterhalten. Das Ausbleiben der Einlage von unserm Freunde Reinhard, die mir schon Ende April zukommen sollte, ist schuld, daß ich Ihnen nicht schon früher geschrieben, wie wir im Stillen herzlich Theil genommen an Ihren und der Ihrigen Leiden, und uns gefreut über Ihre Genesung; aber Schlosser, den ich vor fünf Wochen in Frankfurt sah, als ich Reinhard besuchte, wird Ihnen dieß nebst unserem freundlichen Gruße längst gesagt haben; zudem bleibt ja das Beste bei aller wahren Theilnahme immer gerade dasjenige, was sich ohne weitere Versicherung von selbst versteht.

Reinhard fand ich zu Frankfurt in einer verdrießlichen Lage, von der Sie gewiß durch die Geschwätzigkeit der Zeitungen unterrichtet seyn werden. Die Preußen hatten ihn, als er nach Falkenluft reisen wollte, auf der Grenze bei Lüttich angehalten, seine Papiere in Beschlag genommen, diese nach Wien und ihn unter Aufsicht nach Frankfurt geschickt. Von da aus schrieb er mir; ich besuchte ihn, und wir verlebten drei nicht angenehme, doch bedeutende Tage mit einander. Wir hatten uns seit sieben Jahren nicht gesehen; da war viel nachzuerzählen; auch gab der Augenblick und die Angelegenheit unseres Freundes viel Anlaß zu neuen

Gesprächen. Ich mußte nur bedauern, daß er seine Sache, die, wie auch der Erfolg bewiesen hat, mehr aus dem allgemeinen Gang der Dinge zu erklären war, nur gar zu persönlich nahm, doch gelang es mir, ihm manche übertriebene schwarze Gedanken auszureden und seine Ungeduld einigermaßen zu beschwichtigen. Die Erinnerung an Sie gab mir die angenehmste Gelegenheit, die Rede oft von dem Wirrwarr des öffentlichen Wesens auf das heitere, freundschaftliche Leben der Kunst hinzulenken, und wir schlossen dann immer mit der Hoffnung, daß die schon wahrscheinliche gute Wendung der Begebenheiten uns beide in diesem Sommer mit Ihnen zusammenführen würde. Für Reinhard ist diese Hoffnung jetzt freilich so gut wie verschwunden, da er als ein edler Mann dem König eben gerade im Unglücke seine fernern Dienste nicht hat versagen können.

Von der Art, wie er mit den verbindlichsten Entschuldigungen von dem Fürsten Hardenberg seine Papiere und seine Freiheit zurückerhalten, und von seiner vierzehntägigen Einsamkeit in Falkenluft, die nur durch die wiederholten Anforderungen des Königs unterbrochen wurden, wird er Ihnen ohne Zweifel selbst schreiben.

Meine Wünsche begleiten diesen braven Mann um so mehr auf allen seinen Wegen, als sein Schicksal durch eine seltsame Verwicklung der Umstände unauflösbar mit jenen des gemüthlosen französischen Volkes verknüpft scheint; es ist wohl ein rechtlicher Unterschied zwischen den Königlichen und Bonapartischen, aber Franzosen sind doch die einen wie die andern, und unter denen kann es keinem Deutschen je wohl werden, am wenigsten einem ehrlichen Schwaben.

Uns geht es, nachdem wir uns auf das Schlimmste gefaßt, und alle Vorsichtsmaßregeln wegen der Sammlung genommen haben, ziemlich gut; wir sind nun schon beruhigt und mit dem Kriegszustand vertraut, besonders seit der Kronprinz von Bayern vor wenigen Tagen unsern noch abgetakelten Kunstsaal gestürmt hat. Dieser Zufluchtsort des Friedens steht nun wieder allen Freunden offen und nimmt sich mitten im großen Kriegslager seltsam genug, gleichsam wie ein heiliges Zelt aus.

S. B.

Heidelberg, 31. Mai.

Ich hatte ſo weit geſchrieben, als ich geſtern Ihre Ankunft in Frankfurt vernahm; ein Beſuch der Fürſtin Schwarzenberg hinderte mich, Ihnen gleich meine Freude zu bezeugen und heute eile ich nun zu ſchließen, damit der Brief nicht noch länger aufgehalten wird.

Daß Sie ſo noch während dem Kriegsgetümmel Ihren unter ganz andern Verhältniſſen gefaßten Vorſatz ausführen, gehört zu dem Liebſten und Angenehmſten, was unſern Wünſchen entgegenkommen konnte; wir ſind nun begierig zu hören, wann wir Sie bei uns erwarten dürfen; das Hauptquartier und die Kaiſer werden uns nicht hindern, Ihnen eine ruhige Unterkunft in unſerem Hauſe zu verſchaffen, zumal wenn wir es einigermaßen voraus wiſſen.

Alle Freunde, unter andern Herr von Reizenſtein, tragen mir ausdrücklich auf, Ihnen zu ſagen, wie ſehr ſie ſich freuen, Sie wiederzuſehen. Mein Bruder und Bertram ſind mit Allem einverſtanden, was Ihnen nur das Gefühl unſerer innigſten Achtung und Freundſchaft bezeugen mag.

S. B.

Wiesbaden, 2. Juni 1815.

Nicht zu viel ſage ich, wenn ich Sie verſichere, daß ich täglich und ſtündlich Ihrer gedenke und nicht zu fromm drücke ich mich aus, wenn ich hinzuſetze: in meiner Art von Gebet. Sie mit Ihren unſchätzbaren Beſitzungen wieder in der Kriegsklemme zu wiſſen, iſt mir peinlich. Sagen Sie mir, daß es beſſer ſteht, als man ſich von weitem ſorglich einbildet und ſo werde ich einigermaßen getröſtet ſeyn über die fehlgeſchlagene Hoffnung, Sie zu beſuchen, denn wir haben doch dieſes Jahr mancherlei guten Dingen etwas abgewonnen. Ihr letzter Brief hat mich ſehr gefreut; jene Soutmann'ſchen Kupfer beſitze ich von Jugend auf, und wie ich Ihre Könige ſah, ſprach mich etwas Bekanntes an; nun habe ich die Blätter wieder betrachtet und es iſt wohl keine Frage — dadurch bezeichnet ſich jene Epoche immer mehr, als rückkehrend zur Porträtmatur. Laſſen Sie mich bald von Ihnen

hören. Von hier gehe ich wieder gerade nach Hause; meine Tage sind zugemessen; ich wäre sogar nicht hieher gekommen, wenn ich nicht von der vorjährigen Kur so entschiedene gute Wirkung empfunden hätte. Mögen Sie mich den sämmtlichen Freunden und Gönnern schönstens empfehlen und mir deren Gunst aufs neue versichern! Trifft Sie dieses in einem einigermaßen ruhigen Moment, so schreiben Sie mir viel ausführlich.

(Eigenhändig.) Sie sehen aus Vorstehendem, daß meine Kanzlei in die Kindheit zurückgekehrt ist; wir müssen so oft wieder von vorne anfangen. Melden Sie mir doch etwas Näheres über die Schicksale unseres Reinhardts und wo er sich jetzt befindet.

G.

Heidelberg, 25. Juni 1815.

Seit meinem Briefe vom 31. Mai, der sich mit dem Ihrigen vom 2. Juni gekreuzt hat, haben wir in einer solchen Fluth von Besuchen, überhaupt in einem solchen Gewirre gelebt, daß ich Ihnen unmöglich antworten konnte. Jetzt benutze ich den ersten ruhigen Tag und da einem der Mund am liebsten überfließt, wovon einem das Herz am vollsten ist, so fange ich gleich mit Wiederholung meiner Einladung an.

Der große Sieg in den Niederlanden hat für uns auf einmal alle Kriegsbesorgnisse entfernt. In acht Tagen wird man kaum noch etwas von Truppen in diesen Gegenden gewahr werden; Alles geht munter nach Frankreich hinein und Sie können hier, selbst auch in Baden, wenn Sie wollen, so ruhige Tage wie mitten im Frieden verleben.

Also kommen Sie, machen Sie uns das Vergnügen, Sie wiederzusehen; wer weiß, ob Sie uns im nächsten Jahre noch hier finden? Ich sagte Ihnen dieß zwar auch schon im vorigen Sommer; aber die Wahrscheinlichkeit, daß wir nicht lange mehr hier hausen werden, steigt ja, wie die Zeit vergeht. Die Anwesenheit des kaiserlichen Feldlagers hat nicht wenig dazu beigetragen, die Bestimmung unseres künftigen Schicksals vorzubereiten. Der Kaiser, Erzherzog Johann, Fürst Metternich und viele von den bedeutenden und ausgezeichneten Personen haben

unſeren Bemühungen eine mehr als herkömmliche Aufmerkſamkeit geſchenkt. Die Art, wie man ſich in Erkundigungen eingelaſſen und wie man uns Schutz und Unterſtützung verſichert, ſcheint deutlich anzuzeigen, daß ſich bei einigermaßen hergeſtelltem Frieden für die allgemeine Anerkennung und Erhaltung der deutſchen Alterthümer etwas ſehr Erſprießliches und Löbliches zu Stande bringen ließe. Gerade auch in dieſer Hinſicht müſſen wir Ihren Beſuch wünſchen: es fehlt den Menſchen, bei dem Gefallen an der Sache, immer noch eine allgemein anerkannte Autorität für ihr Urtheil. Sie allein können ihnen dieſe geben, wenn Sie Ihre eigene Anſicht altdeutſcher Kunſt bekannt machen. Alles was wir ſelbſt ſchreiben, kann bei dem übrigen ſelbſtverſtandenen Unterſchied, den Zweck keineswegs nur nothdürftig erfüllen. Der Liebhaber wird bei dem Lob ſeines Gegenſtandes nie vollen Glauben finden; man mag höchſtens die Geſchichte deſſelben von ihm hören und dann muß er ſchon die Theilnahme dafür voraus haben. Darum führen Sie Ihr vorigjähriges Verſprechen aus. Sie können dadurch für die deutſchen Alterthümer und ſomit auch für uns etwas bewirken, welches Ihnen bei der Mit- und Nachwelt ſchöne Freuden und Früchte bringen wird. Der Augenblick kommt vielleicht nie wieder, wo es ſich ſo mit Bequemlichkeit und Erfolg thun läßt. Bedenken Sie das Alles und thun Sie ein Uebriges der Freundſchaft zulieb; Sie werden ſich deſſen gewiß auf keine Weiſe zu beklagen haben. Antworten Sie bald, ob es Ihnen möglich, dieſe Wünſche zu erfüllen. In Vorausſetzung, daß es iſt, verſpare ich die Erzählung von unſerem ſeit einem Monat ſo viel bewegten, bunten Leben auf das mündliche Geſpräch.

Das Merkwürdigſte und Angenehmſte, was uns darin vorgekommen, war die eigenthümliche Perſönlichkeit des Kaiſer Franz: ſie kam bei ſeinem immer natürlichen Weſen gegenüber unſern Gemälden ganz zum Vorſchein, ſo daß man den Oeſtreicher, ſelbſt den Wiener, den Freund von Spaßen, erkannte. Anfangs ſtörten ihn etwas die in Rückſicht des Koſtüms und anderer herkömmlichen Dinge gewöhnlichen Kunſtbegriffe; aber er fand ſich mit ſeiner geſunden Art und Weiſe ſchnell hinein und da ſagte er auf wenige Bemerkungen bald: 's iſt ſchon recht, ich laß mir's ſchon gefallen, hab' nichts dagegen zu ſagen. Er zeigte ein geübtes Auge für das Techniſche und vielerlei Kenntniſſe, beſonders

in Hinsicht auf Bildnisse, diese gehören nämlich zu seiner eigenen Liebhaberei; so erkannte er die Könige von Eyck als Herzog Philipp und Karl den Kühnen von Burgund und mehrere andere; dabei ließ er nichts unbemerkt, was irgend einen launigen oder possierlichen Einfall des Malers bezeichnen konnte. Indessen erregte die Vergleichung der verschiedenen Zustände der Malerei in alter Zeit am meisten seine Aufmerksamkeit. Es veranlaßte ihn zu mehreren eigenen treffenden Bemerkungen über die deutsche und überhaupt über den jetzigen Zustand der Kunst.

Unter andern sagte er: „Mit der französischen Kunst, da bin ich nun ganz brouillirt.“ Das Gespräch wurde oft allgemein und als ich den Wunsch äußerte, daß bei Gelegenheit des jetzigen Krieges die Kunstschätze von Paris wieder an ihre vorigen Besitzer zurückkommen möchten, antwortete er: „An mir soll es nicht fehlen, von Gerechtigkeit muß gar keine Rede nicht seyn, dies versteht sich von selbst; schon der Kunst allein wegen müssen die Werke wieder zurück an den Ort, wofür sie gemacht sind.“ Es wäre zu weitläufig, alles Bedeutende auszuheben, was während eines Besuches von mehr als anderthalb Stunden gesprochen wurde. Ich halte mir dieß und so manches andere, wie gesagt, auf mündliche Mittheilung vor. Mein Bruder und Bertram wünschen Ihnen mit mir die beste Wirkung des Bades und hoffen von Tag zu Tag auf die Freude glücklichen Wiedersehens.

S. B.

Wiesbaden, 21. Juli 1815.

(Eigenhändig.) Ihren werthen Mahnbrief erhalte im Augenblick, da ich meine Gebirgsreise anzutreten im Begriffe bin. Also kürzlichst! Nach Heidelberg gelange schwerlich; wann ich in Frankfurt eintreffe, erfahren Sie gewiß. Ohne Sie gesehen zu haben, will ich nicht scheiden, ohne persönlich erneuerte Wechselversicherung des schönsten Verhältnisses. Nur ein herzlich Lebewohl Ihnen und den Lebensverwandten.

G.

Nach Schlangenbad.)

Wiesbaden, 1. August 1815.

Dienstag, 25. Juli, führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal E., im Nachen bis Köln.

Mittwoch, 26. Der Dom, in- und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatsammlungen, Merkwürdiges.

Donnerstag, 27. Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallraf's angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auch Bonn. Fuchs begleitete.

Freitag, 28. Canonicus Pick. Mittag: Andernach. Ueber Laach, die Steinbrüche nach Koblenz.

Sonnabend, 29. Frühstück auf der Carthause, veranstaltet durch Görres und Familie. Zu Wagen ferner nach Nassau.

Sonntag, 30. In Nassau.

Montag, 31. In Wiesbaden.

Daß ich nach allem diesem Sie verfehlen mußte, war mir sehr schmerzlich. Bis Sonnabend, den fünften, bleibe ich hier, dann wohl noch acht Tage in Frankfurt. Uns zu besprechen ist höchst nöthig, wäre es nur eine Stunde.

Herzlichst

G.

Dazwischen Zusammenkunft mit Goethe am 2. August in Wiesbaden, dann Aufenthalt in Frankfurt und Besuch in Heidelberg. (S. Tagebuch vom 1. August im ersten Theil.)

Heidelberg, 17. October 1815.

Ich bin von Würzburg, wo ich nur zwei Tage geblieben, durch ein großes Gedränge von Russen, langsam aber glücklich zurückgekommen und warte nun mit Ungeduld auf Ihre Nachricht. Hier im Hause fand ich allerlei weise Vorrichtungen auf den Winter, welche zugleich als recht augenfällige Abwehrung gegen die Ueberzahl von Bilderfreunden dienen; doch war dadurch die Ordnung der Dinge so umgekehrt, daß ich erst heute zur Ruhe kommen und mein neues Schreibzimmer beziehen konnte.

Die Geschäftsführung sodann unter despotischen Regenten blieb, auch bei größter Aufmerksamkeit und Genauigkeit, immer gefahrvoll, und ein Canzleiverwandter bedurfte so viel Muth sich in den Divan zu bewegen als ein Held zur Schlacht; einer war nicht sicherer seinen Herd wieder zu sehn als der andere.

Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntnissen herbei, das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigne Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Völkerschaften, vertriebene, vertreibende Herrscher, stellten überraschenden Wechsel von Sieg zur Knechtschaft, von Obergewalt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und ließen geistreiche Männer über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge die traurigsten Betrachtungen anstellen.

Dieses alles und noch weit mehr, im weitesten Umfange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstellung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die persischen zu seyn; denn jedermann wird eingestehen, daß die geschilderten Zustände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen dürfte. Deßwegen sey uns erlaubt schon das edle Verdienst der persischen Dichter des ersten Zeitalters als problematisch anzusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man muß ihnen manches zugeben indem man sie lies't, manches verzeihen wenn man sie gelesen hat.

In dieſer Umgebung, wo mich alles an Sie erinnert, iſt dieſer Brief natürlich das erſte, was ich beginne. Möge er Sie ſo wohl und heiter antreffen, wie ſämmtliche Ihre hieſigen Freunde ſind; nur wünſchen wir noch, daß Sie weniger von Ruſſen heimgeſucht ſeyen. Unſere Fenſter klirren ſeit einigen Tagen unaufhörlich von den Bärenmärſchen der Vorbeiziehenden. Was Sie dergleichen bei uns erlebt haben, war Kinderſpiel dagegen; ja wir müſſen uns freuen, daß Sie dieſen Zuſtand nicht mit uns theilen und ſo deuten wir es zum Troſt über Ihre plötzliche Abreiſe.

Die Feier des achtzehnten wird freilich auch durch dieſe ungeſchlachten Gäſte ſehr verkümmert werden; indeß werden doch die Holzſtöße morgen verbrannt werden, wir haben wenigſtens dazu unterſchrieben. Zu Würzburg hatte ich Gelegenheit, große Beſtätigung für das zu finden, was ich Ihnen über die deutſchen Verhältniſſe geſagt habe. Ich brachte die paar Tage mit einigen Perſonen von den erſten fränkiſchen Familien zu und überzeugte mich, daß der ſämmtliche Adel in Franken ſeine Hoffnung auf den Sieg der Württemberger geſetzt hat.

Uebrigens war es gut, daß Sie nicht in Würzburg geblieben, denn mein Freund, Herr v. Stauffenberg, Curator der Univerſität, ließ mich, um mir Ehre anzuthun, Gaſſen laufen durch das Schloß, die Gärten, Gewächshäuſer, Spital, Anatomie, Bibliothek u. ſ. w. Alle Ausreden, daß ich doch im Sommer auf längere Zeit wiederkommen wolle u. dergl. halfen nichts; was würde alſo noch geſchehen ſeyn, wenn Sie da geweſen wären!

Die Gemäldeſammlungen von Hutten und Guttenberg ſind ſehenswerth, aber doch nicht von beſonderer Bedeutung. Merkwürdiger und lehrreicher war mir der Eindruck der Stadt im Ganzen. Die vielen Kirchen und Stiftungsgebäude, die großen, prächtigen Wohnhäuſer faſt alle mit Heiligenbildern, worunter manche nicht ohne Kunſtwerth — das Alles gab mir eine Anſchauung von dem langen, glücklichen Beſtand einer reichen Geiſtlichkeit und vieler mächtiger Geſchlechter. Ich dachte an den ähnlichen, wenn auch nicht gar ſo großen Eindruck von Bamberg, an den Reichthum des ganzen Frankenlandes und begriff nun erſt vollkommen, wie Nürnberg, trotz der anderſeits angrenzenden Sand- und Tannenländer ſich zu einer bedeutenden Kunſtſtadt erheben konnte. Es kam mir dabei wieder der Wunſch in den

Sinn, daß die bayerische Regierung die Vertheilung ihrer Kunstschätze zwischen München, Augsburg, Nürnberg, nach Schulen abmessen und Nürnberg alle altdeutschen, Augsburg und München alle italienischen und niederländischen Werke zutheilen möchte. Vielleicht finden Sie in Ihrer Schrift eine Stelle für diese Wünsche. Die zur Gemäldesammlung angewiesene Burg von Nürnberg wäre eine angemessene Stelle für die Werke des Meister Albrecht und seiner Genossen; die Forderung einer passenden Umgebung für die Kunstwerke würde dadurch vollkommen erfüllt und schwer auszuführen wäre sie auch nicht.

Daß in Paris nun nach und nach Alles aufgeräumt worden ist, werden Sie gehört haben. Nach den Preußen nahm zuerst Wellington für die Niederländer, dann der Kaiser für Florenz, Mailand, Venedig, zuletzt der Papst. Willen, der fast gleichzeitig mit mir zurückgekommen, sah den Apoll in Gyps eingießen und herausführen. Die achtunddreißig klassischen Handschriften, welche sich aus der ehemaligen hiesigen Bibliothek im Vatican befanden, sind in Paris mit Einwilligung von Canova dem Gouverneurgeneral Müffling in Verwahr gegeben worden, bis die Antwort Seiner Heiligkeit ankommt. Auch haben sich die großen Mächte wegen des noch in Rom vorhandenen größeren Theils der hiesigen Bibliothek verwendet und man schmeichelt sich hier mit der Hoffnung, daß wenigstens sämmtliche altdeutschen Handschriften zurückgegeben werden.

Mit Willen kam ein Professor Becker von Paris; der brachte mir Briefe, daß die preußische Regierung unsere Sammlung zu zu erwerben und die Bedingungen zu vernehmen wünsche. Der Professor war angewiesen über die Sache zu reden und es ergab sich, daß man uns nach Berlin verlange. Wir haben natürlich dankbar ausweichend geantwortet und zu verstehen gegeben, daß wir uns nicht von unserer Sammlung trennen würden, aber gern die nähern Gesinnungen der Regierung rücksichtlich der niederrheinischen Lande möchten entwickelt sehen u. s. w.

Von Reinhard fand ich bei meiner Ankunft einen Brief aus Fallenluft. Er hat sich auf einige Zeit dahin zurückgezogen, ohne deßhalb seinen Pariser Verhältnissen zu entsagen. Er ladet Sie und mich zur Weinlese ein, ich bitte ihn dagegen hieher zu kommen. Nächstens schicke ich Ihnen die Bemerkungen von der

Darmstädter und Karlsruher Reise. Wir drei und alle Freunde grüßen schönstens. Lassen Sie ja bald Gutes von sich hören.

Ihr herzergebener Freund

S. B.

Weimar, 23. October 1815.

Den 11. October zu Mittag kam ich in Weimar an, nachdem mir zuletzt die Dämonen noch einige Gesichter geschnitten hatten. Ich that aber nicht dergleichen und so ging es vorüber. Vor allen Dingen warf ich mich auf den Aufsatz. Nun ist der Anfang, ungefähr wie Sie ihn kennen, in der Druckerei; das Uebrige mußte Alles umgeschmolzen werden. An trockenem Holze und zinnernen Tellern haben wir es nicht fehlen lassen.

Daß ich zurückgeeilt, reut mich nicht; denn ich habe manche Verwirrung angetroffen, wo theils zu lösen, theils zu durchschneiden ist. Auch geht der junge Hof nächstens über Berlin nach Petersburg und zwar auf einige Zeit; da gab es denn auch noch manches abzusprechen.

Die Heiligenbilder aus der Priesterfabrik zu Sousdal sind mir abermals zugesagt. Sie sollen unterwegs, ja vielleicht schon hier seyn; nur ist man in Irrung wegen der Kiste, worin sie befindlich. Es wäre mir sehr gelegen, wenn sie sich gerade jetzt aufthäten, denn ich bin schon bis an die Thore von Heidelberg gelangt und präparire einen feierlichen Einzug, um, weniger refractär als die Europäer in China, den heiligen drei Königen le compliment d'usage zu machen.

Haben Sie doch die Güte, mir über Mannheim etwas detaillirteres geschwind zu schreiben; denn was ich unaufmerksam gemerkt, fällt gar zu mager aus.

Die Gefälligkeit, mir den Domriß mitzugeben, kann ich Ihnen nicht genug danken. Unserer Frau Großherzogin Hoheit, welche Sie schönstens grüßen läßt, hat das Werk viel Freude gemacht und mehrere Beschauer sind von selbst darauf gekommen, auszusprechen, daß es ein Glück sey, nunmehr ein Musterbild zu haben, wornach man ähnliche Arbeiten beurtheilen könne. Unser Architekt sagte ganz unumwunden, seine Herren Collegen hätten diese

Bauart bisher einzuführen gewünscht, weil sie die Willkür zu begünstigen scheine; er hoffe, daß der Anblick dieses Risses sie erschrecken und von jener Thorheit heilen werde. General Sivers besuchte mich gestern; er interessirt sich sehr für Sie und erwartet mit Schmerzen, was gesagt werden soll. Unser Vorsatz ist schon weit genug erschollen. Das ist desto besser; sobald das Werkchen erscheint, werde ich eine Anzeige davon ins Morgenblatt geben und dabei Alles benutzen, was ich bei Seite ließ und deutlicher aussprechen, was ich in dem Hefte nur andeutete. Und so müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn der löbliche Zweck verfehlt würde, wenn unsere patriotischen Feuerchen, die wir auf so viel Bergen und Hügeln des Rheins und Mains anzünden, nicht auch patriotische Gesinnungen erregen und glücklich fortwirken sollten.

Antworten Sie mir übrigens bald und sagen mir etwas von Ihrem 18. October. Auf unsern Thüringer Hügeln wurde er auch ganz löblich gefeiert. Grüßen Sie Melchior und Balthasar; der letztere macht, wie mir General Sivers erzählte, schon guten Gebrauch von meinen Aeußerungen bei seinen gallerie-inspektorlichen Späßen, wofür er schönstens Dank haben soll. Wenn nun erst der Text anlangt, so wird sich noch Manches zur Unterhaltung von Gästen aller Art auffinden lassen.

In den nächsten Tagen wird der Domriß sorgfältig wieder eingepackt. Soll ich das Kästchen, gut emballirt, auf die fahrende Post geben, oder soll ich es in den Kasten einschließen, worin ich das Schwänchen zu senden gedenke?

Herzlich dankbar für alles Gute und Liebe.

G.

Heidelberg, 27. Oktober 1815.

Ihr lieber Brief voll guter, munterer Dinge belohnt uns vollkommen für unser langes Warten und Harren. Sie werden gleich nach dessen Abgang den meinigen erhalten haben.

Zum Beweis unserer Freude antworte ich auf der Stelle und da Sie gerne etwas ausführliches über Mannheim wissen wollen, muß ich Ihnen von Frau und Kindern erzählen, die um einen Entschlafenen trauern, vor allen von einer bedauerungs-

würdigen Mutter, die sich nicht zu fassen weiß und jedem sagt: „Ach, wenn Sie es nur gesehen hätten! da saß er, da saß sie; es war wie Egmont und Klärchen.“

Dieß Bild, ganz nach dem Leben, darf als ein Muster unserer Zeit, in Ihrer Sammlung nicht fehlen. Von dem Töchterchen und ihren Uebungen in allen Stellungen der Jungfrau Maria sage ich nichts, denn das hübsche Kind ist Ihnen gewiß noch vollkommen gegenwärtig.

Und so darf ich dann zu den Herrlichkeiten älterer Zeit übergehen, wenn ich Sie nicht etwa noch zum Behuf eines unseren Tagen so angemessenen Hintergrundes an das Prachtwerk von Tannenarten bei Dominicus Artaria erinnern soll. Ueberhaupt wird der vielverehrte D. Artaria mit seinen indianischen, gothischen Vogelnestern aus Henry Seventh Chapel den Mannheimer Kohl am meisten fett machen müssen.

Die Gemäldegallerie kann sich nicht einmal mit der von Darmstadt messen, seitdem hier die italienischen Bilder dazu gekommen sind. Sie ist aus zwei Privatsammlungen zusammengesetzt worden, welche der vorige Großherzog gekauft hat, um den Verlust der alten Gallerie einigermaßen zu ersetzen. Die eine hat ein italienischer Erzschelm, Graf Lucchesi, dem Hof für einen unmäßigen Preis angeschwatzt. Die andere kommt von dem durch die Lebensbeschreibungen deutscher Männer bekannten Herrn v. Klein, von diesem ist zugleich eine ganz artige Kupferstichsammlung dabei.

Die Gemälde sind wie gewöhnlich, aus allen Schulen bunt durcheinander, ohne daß etwas recht besonders hervorstechendes darunter wäre. Das einzige, wahrhaft Bedeutende, bleibt die Sammlung der Pariser Abgüsse. Aber als ein guter Heidelberger muß ich sagen, sie passen nicht nach Mannheim, denn es sind keine Künstler und kaum ein paar Kunstfreunde da, hier hingegen haben wir Homeriden und Archäologen und bildungslustige, lernbegierige Jugend, die täglich von den alten Göttern und Helden, ja von ihren Bildern hören und lesen, ohne sie anders als in schlechten Abraxas von Kupferstichen zu schauen.

Es gehört dieß zu den Eulenspiegeleien der Deutschen, die ich ohne Heidelberger zu seyn, gar sehr von Ihnen aufgedeckt wünsche.

Die Anmerkungen über Darmſtadt und Karlsruhe lege ich auf einem beſondern Blatt bei. Ueber die Bereitung des Roſenöls wird Ihnen der geheime Hofrath Gmelin gewiß die verſprochene Auskunft ſchicken, darum habe ich die Büchertitel weggelaſſen.

In dem Kapitel von Heidelberg bitte ich gelegentlich unſern kleinen Maler Köſter, als ein Gegenſtück zu Fuchs, anzuführen, er reſtaurirt unvergleichlich beſſer als dieſer, iſt auch eigentlich mehr Künſtler — Fuchs hingegen mehr Dekorateur. Eine gute Veranlaſſung mag Ihnen der Wunſch geben, daß man uns die Mittel verſchaffe, eine Auswahl von unſeren Gemälden ſtechen zu laſſen. Dabei wäre denn unſeres verſtorbenen Freundes Epp zu erwähnen, der ſich durch ſeine, Ihnen größtentheils bekannten trefflichen Kopien, die Chriſtina, den Kopf der ſterbenden Maria, die Veronica, die Maria aus der Verkündigung von Eyck, des großen Bildniſſes von Dürer in Nürnberg u. ſ. w., andererſeits auch durch die gelungenſten Nachbildungen nach Raphael, Leonardo und Francia beſtens zu dieſer Unternehmung vorbereitet hatte. Köſter trat bei uns an Epps Stelle, dieſer beſorgte vorher unſere Reſtaurationen und durch ihn wurden wir erſt mit feinerer Unterſcheidung der Farben, Vorkehrungen rückſichtlich der Reinlichkeit u. ſ. w. bekannt, welche bei einer völlig gewiſſenhaften Reſtauration zu beobachten ſind. Er war zugleich Porträtmaler und glücklicher als Köſter, doch erſt gegen das Ende; früher malte er faſt ebenſo hart und ſteif, nur zeichnete er immer beſſer. Dieſe alte fleißige Art zu malen, haben ſie von München mitgebracht. Köſter war zuerſt bloß Landſchaftsmaler.

Die Kupferſtiche nach unſeren Gemälden müßten von bedeutender Größe und nicht bloß Umriſſe ſeyn, aber auch nicht von koſtbarer Ausführung, ſondern in der Art, wie die Blätter, welche jetzt Ruſchewey in Rom zum Fauſt von Cornelius ſticht. Es könnte gar nicht ſchaden, wenn Sie an dieſer Stelle ein für allemal ein Verdammungsurtheil über alle Kalenderkürpferchen nach Kunſtwerken u. ſ. w. ausſprächen.

Ich habe vergeſſen Sie zu fragen, was Sie wegen jener Blätter zum Fauſt zu thun geſinnt ſind? Sie ſprachen in Wiesbaden, als wollten Sie ein Gedicht dazu ſchreiben, wäre das Ihr Ernſt, ſo würden Sie den Künſtler und Buchhändler ſehr glücklich machen, man müßte ihnen dann aber einen Wink davon

geben, damit ſie ſich mit der Ihnen zugedachten Dedication darnach richten könnten. — Wenner erſuchte mich in Frankfurt, Sie um Ihre Meinung wegen der Dedication und der dazu entworfenen Verzierung zu fragen. Antworten Sie mir deßhalb gütigſt ein paar Worte.

Wir ſind ſehr begierig auf das, was Sie von unſeren Gemälden ſagen, faſſen Sie es nur nicht zu kurz — die Welt trägt das größte Verlangen, etwas ausführliches darüber zu leſen, wir erfahren es alle Tage. Darum brauchen Sie ſo leicht nicht zu fürchten, das Verhältniß zu überſchreiten. Auch haben Sie ja noch die hieſige Angelegenheit wegen den vaticaniſchen Handſchriften, ſo daß Sie das etwa ſcheinbare Uebermaß von altdeutſcher Kunſt durch altdeutſche Literatur ausgleichen können. Eine eben in den hieſigen Jahrbüchern erſchienene ſehr geiſtreiche Recenſion von A. W. Schlegel, bereitet die Menſchen vor, das rechte über die altdeutſche Literatur und ihre Behandlung zu vernehmen. Sie werden den ziemlich weitläufigen Aufſatz mit Vergnügen leſen, er betrifft die altdeutſchen Wälder der Gebrüder Grimm. — Schlegel lobt an ihnen, was zu loben iſt, aber das nichtige, kleinliche ſinnbildeln und wortdeuteln, ihre ganze Andacht zum Unbedeutenden, verſpottet er mit grimmigem Witz. Die Oeſtreicher ſcheinen ſich der Verbreitung der deutſchen Sprache und Literatur in Italien anzunehmen, Sie werden geleſen haben, daß Sie an allen höheren Schulen einen Lehrer dafür anſtellen wollen und in der Zeitung die Luſttragenden auffordern. Auch ſchreibt A. W. Schlegel dieſer Tage aus Mailand an Wilken, man gebe dort nächſtens eine Literaturzeitung heraus, wozu die Regierung die Koſten vorſchieße und worin man fortlaufende Berichte über die deutſche Literatur liefern wolle — darum verlange man namentlich für monatliche Berichte über Poeſie, Philoſophie und Literatur einen Correſpondenten, für andere Fächer ſey ſchon geſorgt. Die Ueberſetzung ins italieniſche übernehmen natürlich die Mailänder. Ich erwähne dieß ausführlicher für den Fall, daß Sie vielleicht einen tüchtigen Mann zu dem Geſchäfte wüßten.

Den 29. Oktober.

Ein Besuch unseres tollen Freundes Ehrmann hat mich an diesem Brief unterbrochen. Er gab gute Nachricht von allen Freunden. Wir haben Ihrer und der lustigen Tage in Frankfurt in Freuden gedacht. Der 18. Oktober wurde dort, wie Sie schon werden gehört haben, wieder sehr feierlich begangen. Die Großfürstin Catharina und der Kronprinz von Württemberg nahmen an allen Festlichkeiten Theil. — In Karlsruhe war voriges Jahr von Seiten des Hofes nichts geschehen und dießmal hundertundein Kanonenschuß gelöst und hielt der Großherzog eine prächtige Heerschau. In Kassel that der Hof ähnliches, dagegen in Darmstadt, wo voriges Jahr die Feuer so lustig gebrannt, wurde mit dem Feuer überdieß alle Festlichkeit verboten, so daß es leider an der Bergstraße sehr dunkel zuging.

Das Kästchen mit dem Dom wird wohl am besten für sich allein verpackt, auf die fahrende Post gegeben. Es freut mich sehr, daß dieß herrliche Werk so viel Beifall gefunden. Der Großherzog wird seinen Damen noch viel von dem Gebäude selbst erzählt haben, da er noch ganz kurz vor seiner Rückkehr mit Minister Stein in Köln war. Reinhard verfehlte ihn dort um eine Stunde und wünschte, daß Sie demselben sein Bedauern darüber ausdrücken möchten, er hatte zu spät erfahren, daß Sie sich in Köln befanden. Sonst hofft Reinhard von Ihnen bald einmal wieder einen Brief zu erhalten. Ludwig XVIII. hat ihn am Ludwigstag zum Grafen und ordentlichen Staatsrath ernannt, womit eine Pension verbunden ist, da ist nun wohl natürlich, daß er solche Vortheile nicht leichtsinnig aufgibt.

Uebermorgen feiern wir das Fest des heiligen Wolfgangs, der ein Bischof, aber gewiß keiner wie der Karlsruher war. — Er erflehe Ihnen allen Segen und langes Leben.

S. B.

Weimar, 6. November 1815.

Durch Ihren reich ausgestatteten Brief haben Sie mich erfreut und gefördert. Das Beispiel moderner Mutterfreuden ist erbaulich und brachte mir jene angenehmen Stunden vollkommen

wieder ins Gedächtniß. Ich läugne nicht, daß eine Schilderung jenes geſelligen Vereins, von Palamedes Hand, mir ſehr erwünſcht wäre und wenn auch der Prinz von Gavre etwas parodiert werden müßte. Am Liebchen war nichts auszuſetzen. — Nun aber von unſerem Hauptwerk, welches durch jene Epiſoden mehr als billig retardirt wurde. Die zwei erſten Bogen ſind ſchon revidirt, der dritte wird es zunächſt. Mit dieſem gelange ich bis Mainz. Sodann wird Frankfurt, Hanau, Darmſtadt wieder ſo viel betragen, wann aber die Sonne über'm Heidelberger Schloſſe aufgeht, wird es der längſte Tag ſeyn. Ausführlich ſchematiſirt iſt ſchon, was ich über Ihre Sammlung zu ſagen gedenke. Riemer, dem ich es vortrug, war ſehr damit zufrieden. Ich hoffe, es ſoll nicht nur wahr, ſondern auch plauſibel werden. Ich halte mich an die ganze Arbeit ununterbrochen, doch mit Bedacht. Denn ich kann im Vertrauen vermelden, daß der Hauptzweck ſchon erreicht iſt. Durch Herrn Staatsrath Sivern veranlaßt, hat Herr Staatsminiſter v. Schuckmann von mir eine ſchriftliche Mittheilung verlangt, deſſen, was am Rhein von mir beobachtet und verhandelt worden. Ich ſchicke ihm nunmehr die Aushängebogen als Text, mit vertraulichen Noten, und ſo iſt die Sache im Gange. Man tritt aufgefordert heran und kann auf doppelte Weiſe zeigen, daß man unterrichtet iſt, indem man dem Publikum ſein Theil zu geben weiß, einwirkenden Geſchäftsmännern aber das Ihrige. Ich hoffe, dieſe für uns Alle ſo wichtige Angelegenheit ſoll einen erwünſchten Erfolg haben. — Nun aber erſuche ich Sie, mir auch etwas über Schwetzingen zu ſagen, mir Namen und Titel des dort angeſtellten Botanikers zu ſchreiben und was Sie ſonſt noch für nöthig halten. — Hanau wird auch einen recht hübſchen Artikel geben. — Es macht überhaupt einen vergnüglichen Eindruck, wie an jedem Orte immer daſſelbe unter einer andern Geſtalt hervortritt. — Der Domriß hat noch einige Kunſtfreunde erbaut und geht nunmehr, wohl eingepackt, mit der fahrenden Poſt ab, das Schwänchen ſoll bald folgen, hiebei bemerke ich, daß ich leider den Schlüſſel zum Schreibtiſch mitgenommen, er ſoll beigelegt werden. — Schreiben Sie mir bald, wie man ſich etwa vorläufig benehmen könnte, wenn von Berlin aus etwas Ernſtliches angetragen würde, ich hoffe das Beſte.

Nun leben Sie wohl, grüßen Sie Alles. — Es war ſehr

freundlich, daß Sie das Fest des heiligen Wolfgang feierten, die Meinigen haben es auch gethan, einigermaßen verdrießlich, daß ich den 28. August immer auswärts zubringe. Und hiemit sey denn für dießmal geschlossen.

Herzlichst

G.

Einlage des Briefes.

Rheinischer Antiquarius S. 789, 790.

„Gegen dem Rathhaus über zeige sich die sogenannte Jerusalemskapelle, so vor diesem die Judenschule gewesen und worin ein Gemälde zu betrachten ist, das von Malereikennern des Apelles Arbeit gleich geschätzt wird."

Das ist ja wohl das Dombild?

Heidelberg, 11. November 1815.

Wir müssen es höchlich loben, daß die Dinge so von allen Seiten in Fluß kommen, und erkennen dankbarlichst, was Sie es zu befördern, noch auf vertraulichem Wege thun. Aber am meisten rühmen und ehren wir und rechnen uns zum Glück, daß Sie mit Lust und Freude an der Schrift fortarbeiten. Denn das Nothwendigste ist, daß vor allem die liebe deutsche Welt belehrt und die in jeder Hinsicht schwankende, vielfach verwirrte öffentliche Meinung, durch Ihr gewichtiges Urtheil festgesetzt und geklärt werde. — Es ist einer von den Fällen, wo die öffentliche Meinung alles macht: wie könnten wir uns nur verhehlen, daß durch Sie die Regierungen bewogen werden, unserer Sache Aufmerksamkeit zu schenken. Während man einerseits sich genöthigt glaubt, den Schreiern ein Kreuz ins Schmalz zu werfen, mag man zur Besänftigung andererseits gerne einem ihrer unschuldigen Abraxas huldigen, das merkt der gesunde Theil der Menge bald und achtet darum noch wenig, was die Regierung für deutsche Kunst und Alterthum thut. — Um so wichtiger und angelegener ist ihm dagegen, was Sie davon halten, zu erfahren, und erst dadurch wird die eigentliche Würdigung der Sache begründet, denn daß gerade Sie keiner Thorheit und Modeneigung fröhnen, wenn schon das ganze Volk sie theilte, davon ist jeder

Dichterkönige.

Viele Dichter verſammelten ſich an Mahmud's Hofe, man ſpricht von vierhunderten, die daſelbſt ihr Weſen getrieben. Und wie nun alles im Orient ſich unterordnen, ſich höheren Geboten fügen muß, ſo beſtellte ihnen auch der Fürſt einen Dichterfürſten, der ſie prüfen, beurtheilen, ſie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern ſollte. Dieſe Stelle hat man als eine der vorzüglichſten am Hofe zu betrachten: er war Miniſter aller wiſſenſchaftlichen, hiſtoriſch-poetiſchen Geſchäfte; durch ihn wurden die Gunſtbezeigungen ſeinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Hof begleitete, geſchah es in ſo großem Gefolge, in ſo ſtattlichem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Veſir halten konnte.

Ueberlieferungen.

Wenn der Menſch daran denken ſoll von Ereigniſſen, die ihn zunächſt betreffen, künftigen Geſchlechtern Nachricht zu hinterlaſſen, ſo gehört dazu ein gewiſſes Behagen an der Gegenwart, ein Gefühl von dem hohen Werthe derſelben. Zuerſt alſo befeſtigt er im Gedächtniß, was er von Vätern vernommen, und überliefert ſolches in fabelhaften Umhüllungen; denn mündliche Ueberlieferung wird immer mährchenhaft wachſen. Iſt aber die Schrift erfunden, ergreift die Schreibſeligkeit ein Volk vor dem andern, ſo entſtehen alsdann Chroniken, welche den poetiſchen Rhythmus behalten, wenn die Poeſie der Einbildungskraft und des Gefühls längſt verſchwunden iſt. Die

überzeugt. Auch geht ja unser ganzes Bestreben darauf, in der Sache selbst das ächte von dem falschen und nichtigen zu scheiden, das würde uns aber nicht gelingen, wenn wir durch Ihre Stimme nicht einen öffentlichen Anhalt für uns haben. Also wie gesagt, lassen Sie sich nicht gereuen, die trefflichen Landsleute einigermaßen ausführlich zu belehren, was denn eigentlich an der deutschen Malerei und Baukunst zu verehren und was dafür zu wünschen und zu thun sey. Hat sich dann einmal eine öffentliche Stimme für das rechte gebildet und dieß wird bei der allgemein regen Neigung sehr schnell gehen, so werden die Regierungen um so viel leichter gestimmt seyn, das rechte und auf die rechte Weise zu thun, welches sonst trotz aller einstweiligen Zeichen ihrer Bereitwilligkeit wohl noch manche Schwierigkeit finden möchte. — Indessen würden wir uns sehr freuen und uns nicht ungeneigt erweisen, wenn ernsthafte Anträge geschähen, nur müssen wir vor der Hand noch Zeit zu gewinnen suchen, um die nähere Entwicklung des Elements abzuwarten, welches die ganze Sache und mit ihr auch unser Schiff tragen soll. Daß Ihr Wort am meisten dazu beitragen wird, die Gewässer zu theilen und das Chaos zu ordnen, davon sind wir, ich kann es nicht genug wiederholen, aufs innigste durchdrungen. — Uebrigens ist auch, in sofern wir immer vorzugsweise den Niederrhein im Auge haben, ein solches Verhalten von unserer Seite noch ganz besonders nöthig, denn ehe die Universität eingerichtet oder etwas recht Bedeutendes für den Dom gestiftet wird, können wir dort, so wie wir die Verhältnisse kennen, nichts förderliches und gedeihliches beginnen. Wollte man uns jedoch gerne gleich eine Huld erzeigen, so wäre der gehörige Vorschuß zur Herausgabe des Domwerks das annehmlichste, was man uns bieten möchte. Einen neuen Beweis, welch ein außerordentliches aber auch blindes Drängen und Treiben nach dem altdeutschen Kunstwesen sich schon von oben her äußert, gibt der Fall, welcher dem Fürsten Wallerstein, wie er uns vor wenigen Tagen selbst erzählte, mit dem Kronprinzen von Bayern vorgekommen ist. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen vom Fürsten Wallerstein, als einem Sammler, gesprochen habe, der mit uns tauschen wolle. Er besitzt eine sehr zahlreiche, jedoch durchaus noch nicht sehr vorzügliche altdeutsche Gemäldesammlung, die er sich viel Geld kosten läßt und noch

kürzlich durch die ganze Sammlung unſeres Freundes, des Grafen Rechberg, vermehrt hat. Der Kronprinz hört nun davon und ohne die Bilder geſehen, ohne nach dem Preis gefragt zu haben, bloß weil es ein vaterländiſcher Sammler und weil er ſie in München centraliſiren möchte, bietet er ihm das vierfache was ſie gekoſtet und da der Fürſt nicht darauf eingehen will, überwirft er ſich mit ihm. Der Fürſt, ein junger Mann, ſetzt aber gerade ſeinen Ehrgeiz darein, daß die Sammlung nicht mit der unüberſehbaren Maſſe in München zuſammengeworfen werde, ſondern daß ſie für alle Zeiten in Wallerſtein bleibe. Hier könne ſie, meint er, ein Ganzes bilden und einen reinen Eindruck machen, auch bleiben von einem kleinen Ort die unberufenen Gaffer eher weg, denen aber etwas daran gelegen, die kämen doch und wären um ſo viel ungeſtörter. Er geſtattet nämlich jedem, der ſich an ſeinen Inſpektor wendet, freien Zutritt. Die Sammlung iſt in einer Reihe von neun Sälen aufgeſtellt, an deren Ende ſich eine Kapelle befindet, worin er, weil er katholiſch iſt, Gottesdienſt halten läßt. Um die neun Säle zu füllen, haben einſtweilen natürlich viele mittelmäßige und ganz untergeordnete Sachen aufgenommen werden müſſen, dieſe will er nun nach und nach durch gute und beſſere erſetzen, und werden wir ihm wohl, außer dem was wir mit ihm tauſchen, einen guten Beitrag von unſeren entbehrlichen Schätzen dazu liefern können. Nächſt den alten Gemälden beſitzt er von ſeinem Vater eine reiche Sammlung elfenbeinerner Schnitzwerke, er hat ſie ſchon ſehr vermehrt und zugleich eine altdeutſche Münzſammlung angelegt, das Ganze macht er zum Fideicommiß ſeines Hauſes. Bloß allein unter dieſer Bedingung hat ihm auch Graf Rechberg ſeine Sammlung abgetreten, ſie bleibt mit dem Namen Rechbergiſche Sammlung ein unveräußerliches Eigenthum der fürſtlichen Erben und muß darum ſelbſt an jedem Bild der Name des Sammlers angeſchrieben ſtehen!

Es kann ſich, denke ich, der republikaniſche Geiſt unſeres Volks und unſerer Zeit und ſomit die Richtigkeit Ihres Prinzips des Diſſeminirens als dem individuellen Beſitz günſtig, nicht beſſer und gründlicher beurkunden, als in dieſem Beiſpiel. Bei der Mäßigung und Beſchränkung mit der Sie das Prinzip aufſtellen, ſo daß das concentriſche Wirken der Regierungen nicht

ausgeſchloſſen wird, aber nur eintritt, um Anarchie und Zerſtörung zu verhüten, haben Sie eben darum alle Welt für ſich. Und können Sie, ein anderer Solon, den Deutſchen in dieſem Fach eine Verfaſſung geben, die ſie im politiſchen vergebens wünſchen. Vielleicht tragen Sie ſelbſt dazu bei, die edeln Landsleute, die ſich ſo gerne mit dem höhern begnügen, durch dieſe Verfaſſung über die Mängel der politiſchen zu tröſten. — Als Nachtrag zu den Wallerſtein'ſchen Geſchichten muß ich den Beſuch einer hübſchen geiſtreichen Gräfin Wrbna, einer Freundin des Fürſten Metternich, erwähnen, die ſich mit dem Miniſter Stein in Paris ein Rendezvous bei uns gegeben hatte, aber wegen verſpäteter Ankunft ihres Briefes den Miniſter nicht traf. Sie erzählte uns viel von der Geneigtheit des Fürſten Metternich, für die deutſche Kunſt etwas Großes zu thun und beſtand darauf, wir müßten durchaus nach Wien kommen.

Nun zur Beantwortung Ihrer Frage wegen Schwetzingen überzugehen, weiß ich Ihnen nichts zu ſagen, als daß der Gartendirektor Zeiher ein fleißiger, ſorgſamer und wohlunterrichteter Herrſcher und ſtets Vermehrer ſeines Reichs iſt, welches zwar mit dem Karlsruher nicht durchaus wetteifern, aber dieſem doch nicht weit nachſtehen kann. — Von den vielen Gebäuden und Statuen, welche den Garten verzieren, werden Sie nichts hören wollen, ſonſt müßte ich zuerſt von der Moſchee und den anſchließenden Bogengängen reden, ſowohl aus Ehrerbietung für Dero mahomedaniſche Lieb und Andacht, als weil es wirklich noch das einzige einigermaßen großartige iſt und zugleich einen heitern Anblick und einen geräumigen und von freiſtehenden Säulen getragenen Aufenthalt gewährt. Der Apollotempel mit der Cascade und ganzen Umgebung, ein vollkommen theatraliſches Weſen, macht aber, da er auf Felſen gegen Weſten geſtellt iſt, bei Sonnenuntergang eine hübſche Wirkung. Von dem Apoll wird erzählt, daß der Block, aus dem er gehauen, bereits zu einer Statue des heiligen Xaverius zugerichtet war, welcher mit erhobener Rechten den Heiden das Evangelium vorhält, daher dann nun der Gott die Leyer mit der Linken ſpielen muß. Verſchaffelt hat dieſen Spaß verübt, weil der Kurfürſt gerne ſchnell eine Statue haben wollte und kein anderer Block vorhanden war. Von ihm ſind die meiſten der beſſern Bildwerke im Garten. Der Garten

und die Gebäude wurden in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Oberbaudirektor v. Pigage angelegt. Dieser baute auch das prächtige, sehr geräumige Theater, welches gewöhnlich den Fremden nicht gezeigt wird. Hierbei muß ich unseres Freundes Bertram Ehrenerwähnung thun. Seine gute Laune trieb ihn, einem durchreisenden Landsmann die Schwetzinger Anlagen an einem Decemberabend mit der Laterne zu zeigen und bei der Gelegenheit, wo denn freilich mehr gesucht als gesehen werden mußte, entdeckte er diese verödete Prachtbühne. So weit Schwetzingen illustrata.

Das Bild in der Jerusalemskapelle, gegenüber dem Rathhaus zu Köln, von dem der rheinische Antiquar spricht, ist allerdings das jetzige Dombild, jene Kapelle war und hieß eigentlich die Rathskapelle. Vor jeder Sitzung mußte nämlich der gesammte Rath in seiner Amtstracht hier die Messe hören. Das Bild, ursprünglich für diesen Zweck gemalt, stellt deßhalb auch die Stadtpatrone vor, die drei Könige, die Ursula und den Gereon, beide mit ihrer Gesellschaft. Nach der französischen Eroberung wurde mit dem Rath natürlich auch die Kapelle unterdrückt und das Bild sehr verwürflich in einem der Gemächer des Stadthauses aufgestellt, wo zuletzt Uniformen und Flinten an die Nationalgarde vertheilt, geraucht und andere widerwärtige Geschäfte getrieben wurden. Meine Wenigkeit thut sich etwas darauf zu gut, im Winter 1809 die Stadtbehörde zu der Versetzung nach dem Dom veranlaßt zu haben, wo wir es gereinigt und mit neu vergoldetem Rahmen, am Dreikönigsfest 1810, zuerst wieder dem Gottesdienst und dem Publiko hergestellt haben. Auf den Außenseiten des Bildes, als welche die Verkündigung, links den Engel, rechts die Maria zeigen, steht unten am Boden mit großen lateinischen Ziffern die Zahl 1410. Es waren demnach von der Verfertigung des Bildes bis zu dieser feierlichen Wiederherstellung gerade 400 Jahre verflossen. Dieses nicht (weil die Rathskapelle erst 1425 eingeweiht!) wohl aber die ehemalige Bestimmung, die Veränderung der Dinge und auch die jetzige Versetzung unter der neuen Stadtbehörde ist in einer guten lateinischen, von Wallraff verfaßten Inschrift, auf der Fußbank des Bildes angegeben. Daß die Jahrzahl 1410 zu dem Meister Wilhelm paßt, brauche ich nicht zu erwähnen. Ohne Zweifel haben

Sie sich die nähere Beschreibung dieses Bildes bis zu unserer Sammlung aufgespart. Meister Wilhelm wird sich vor dem Meister von der Eiche nicht übel ausnehmen. Es geht über alle Begriffe, wie verwirrt das Volk selbst noch über die letztern, doch in der Kunstgeschichte so hoch berühmten Künstler ist. Da schreiben sie im Morgenblatt von Berlin aus, das jüngste Gericht von Joh. v. Eyck, welches in Paris nicht einmal allgemein anerkannt, sondern wie der Katalog sagt, von vielen für das Werk eines seiner Schüler, Namens Ouwater, gehalten werde und welches außer allem übrigen, schon der Composition und der schlechten nackten Leiber nach, weit, weit unter unsern Bildern von Eyck steht; dieß Werk, schreiben sie, sey weit über das Zeitalter des verehrten Meisters erhaben und darum für ein Werk des Wohlgemuth zu halten, des Wohlgemuth, den ich auf Ehre und Gewissen am höchsten setze, wenn ich ihn dem Israel von Mekenem vergleiche. Sie sehen also, daß es wahrhaft nothwendig ist, dem großen Mann eine rechte Ehrenrede zu halten, es bedarf dieser Erinnerung bei Ihnen gewiß nicht, aber als eine Regung des Geblüts und der Ahnen, werden Sie mir es schon gelten lassen. Da Sie mich durch Ihren eigenen römischen Aberglauben in meinem Verwandtschaftswahn bestärkt haben, fange ich nun selbst an, etwas darauf zu halten — besonders seitdem meine Vermuthung wegen der kölnischen Risse sich zu bestätigen scheint. Der Besitzer wollte sich nicht dazu verstehen, mir die Blätter zu schicken, aber die Nachrichten lauten so günstig, daß ich den geforderten bedeutenden Preis habe zugestehen können. Ich erwarte nun die Sendung und denke, sie bald nach dem von Ihnen zurückkommenden fac simile zu erhalten.

Wann Sie später das Schwänchen schicken, so legen sie doch wohl gütigst die Aushängebogen bei, Sie machen uns dadurch eine große Freude, auch spinnt sich vielleicht noch einiges daran.

Um nun diesen bunten Brief mit einem Spaß zu schließen, führe ich Bertrams Einfall aus und schicke Ihnen als Beitrag zu Ihrer Handschriftsammlung den beikommenden Brief von unserem köstlichen Gezwerg, Fuchs genannt, zum Beweis, wie die hohen Herren einem die Künstler verderben. Auf meine Frage wegen dem Faust von Cornelius, haben Sie mir nichts erwiedert, ich bitte, sagen Sie mir in Ihrem nächsten Brief, was Sie deßhalb

zu thun oder zu laſſen geſonnen ſind. Da Sie ſchon werden bis Heidelberg gelangt ſeyn, will ich hier noch den Namen des ſich abfleißigenden franzöſiſchen Zeichners, von Graimberg, beifügen, ſeine Anſichten des Schloſſes ſind wenigſtens die treueſten und der Stich von Haldenwang iſt wie immer lobenswerth. Auch mögen die Gemälde von Wallis zu erinnern ſeyn, die Sie im vorigen Jahr ſahen; und der „Führer des Heidelberger Schloſſes," von Dr. Leger, hieſigen Docenten der Architektur, ein Heft, etwa fünf Bogen ſtark und in dieſem Jahr erſchienen, etwas ſchwülſtig freilich, aber doch noch gedrängt genug geſchrieben und immer das Vollſtändigſte und Bequemſte, was über dieſen Gegenſtand vorhanden iſt.

Alle guten und fröhlichen Geiſter mögen Sie umgeben.

S. B.

Den 2. December 1815.

Seit meinem letzten Brief haben wir hier eine quasimodo Volksbewegung gehabt, wobei ſich die Anführer wirklich auch wie die quasimodo geniti betragen haben. Wenn die Zeit und der Ort nicht gar zu modern wären, ſo hätten wir eine Menge ähnlicher Späße erleben können, wie Bertram von der ehrbaren kölniſchen Rebellion erzählt. Ganz hat es uns jedoch daran nicht gefehlt. Es galt, wie natürlich, um Landſtände. Der geſammte Adel der pfälziſchen und fränkiſchen Lande von Baden hatte ſich zu Anfang des Monats vereinigt, eine Deputation an den Großherzog zu ſchicken, um Verminderung der übertriebenen Auflagen und Errichtung der Landſtände zu begehren. Das war recht und billig. Aber nun wollte die Bürgerſchaft ein gleiches thun und ſtatt den Erfolg jener Deputation abzuwarten, oder auch nur die Sache in hergebrachter Geſtalt und Ordnung zu betreiben, ſetzte eine Geſellſchaft ehrenwerther Männer einen gedruckten Zettel in Umlauf, wodurch die Leute aufgefordert wurden, für Landſtände zu unterſchreiben und die auswärtigen Gemeinden und die andern Städte des Landes Bevollmächtigte an die ehrenwerthe Geſellſchaft zu ſchicken, um das Nähere zu berathen. Dieſe Geſellſchaft beſtand aus ſechs jungen Männern, ein paar Kaufleute

und ein paar Krämer, ein Hutmacher, ein Apotheker, an ihrer Spitze der siebente weise Meister, Justizrath M. — Der Hutmacher und der Apotheker ritten auf dem Lande herum und suchten den Bauer in der Schenke zu der Unterschrift zu bewegen, auch gelang es ihnen, wo Bellyn der Schulze war, die Heerde bei einer Thalerstrafe zusammen zu läuten, aber die meisten Gemeinden fanden Anstoß daran, daß in einer so gerechten offenen Sache die ehrenwerthen Männer sich nicht genannt hatten. Hier in der Stadt peroritten Schneider und Buchbinder ihren Tribut, auch sollte die Universität ins Spiel gezogen werden, indessen war der Erfolg nicht glücklicher als auf dem Land und der Großherzog, welcher die Klagen und Forderungen des Adels mit der günstigsten Versicherung erwiedert hatte, verhängte alsbald eine Untersuchung, die wahrscheinlich damit endigen wird, daß der Justizrath M. die nachgesuchte Entlassung und die irregeführten Schäflein eine Zurechtweisung erhalten. — Wie sich Freund Thibaut bei diesem, nur einer Landsmannschaftsgeschichte zu vergleichenden Handel, benommen hat, können Sie schon denken, da er immer auf das ächte und rechte geht, nur haben wir freilich wieder neue Gelegenheit gehabt, seine oratorische Milde zu bewundern.

So viel von den Vorfällen auf unserem Markt, was uns in unsern Zimmern vorgekommen, ist desto angenehmer und führt mich gleich wieder zum eigentlichen Zweck. Ich muß Ihnen nämlich von ein paar schätzbaren und lehrreichen Besuchen erzählen. Der erste war jener Graf Sternberg, der Vorsteher der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag ist. Er ging nach Frankfurt zum Minister Stein, der ihm noch besonders empfohlen hatte, auf der Durchreise bei uns anzusprechen. — Der zweite war der Gallerieinspektor Dillis, er kam mit den wieder eroberten Kunstschätzen von Paris. Man hatte uns lang auf diesen, durch seine vielen technischen Kunstkenntnisse ausgezeichneten Mann aufmerksam gemacht, aber wir fanden unsere Erwartung von seiner gründlichen Einsicht weit übertroffen. Er hat dem Kronprinzen von Bayern in Italien die Einkäufe von Kunstwerken, vom Bildniß von Raphael, von vielen alten Malereien u. s. w. besorgt, und besorgt überhaupt jetzt die meisten Kunstanschaffungen für Bayern. Er malt Landschaften, hat dieß jedoch früher, da er ein geistlicher Herr war, nur als Liebhaberei getrieben und scheint

es nur zum Behuf der Verſuche fortzuſetzen, die er ſeit faſt dreißig Jahren, rückſichtlich der Behandlung der Farben, des Oels u. ſ. w. anſtellt. — Unſere alten Niederländer Maler überraſchten ihn ſehr, den Meiſter Eyck kannte er, aber Hemmling war ihm neu, weil das einzige Bild, welches von ihm in Paris geweſen, wie er ſagt und wir auch ſelbſt wiſſen, dem unſrigen weit nachſteht, von Joh. Schwarz, Schoreel und dem alten Meiſter Wilhelm hatte er noch gar nichts, von Lukas von Leyden nur Nichts zuverläſſiges geſehen. Ueber die Bilder von Eyck klagte er, daß die Franzoſen ſie verwaſchen, denn er habe ſie vor zehn Jahren in einem beſſern und ſchönern Zuſtand geſehen. Dabei konnte auch er nicht genug verſichern, wie ſehr unſere Bilder dieſes Meiſters, wegen der Gegenſtände, wegen der Compoſition und wegen der Ausführung den Vorzug verdienten. Er behauptete, die alte niederländiſche Oelmalerei müſſe etwas anderes geweſen ſeyn, als die Oelmalerei, welche heut zu Tage gewöhnlich getrieben werde, dieſe ſey im Grunde nur eine etwas beſſere Art von Anſtreicherei, denn wie man die Farben zum Anſtreichen zubereite, ſo bereite man ſie auch zur Malerei. Die Klarheit, Durchſichtigkeit, Kraft und Haltbarkeit der niederländiſchen Malerei, ſetze eine beſondere, in jeder Hinſicht ſorgfältige und künſtleriſche Behandlung voraus und dieſe ſey auch noch dem Rubens und den anderen ſpäteren Niederländern bekannt geweſen. Daß ſie hauptſächlich auf dem Gebrauch des Kreidegrundes und der Laſurfarben beruhe, ſehe man, aber nun frage ſich, wie verfertigten ſie den Kreidegrund, noch mehr, welche Laſurfarben brauchten ſie, wie bereiteten ſie das Oel, wie wandten ſie es an, wie bedienten ſie ſich des Firniſſes u. ſ. w. An der Reinigung des Oels ſey bekanntermaßen ſehr viel gelegen, das Oel ſcheine in jeder Hinſicht ein Mittel, deſſen man ſich nur mit der größten Behutſamkeit bedienen dürfe, daß die mit gewöhnlicher Oelfarbe ausgebeſſerten Stellen in alten Gemälden, nicht den alten Farben gleich klar und durchſichtig geblieben, daß dieß hingegen immer der Fall geweſen, wenn die Farbe erſt mit reinem Oel abgerieben und nachher vermittelſt des Terpentins mit Leimwaſſer aufgetragen wurde. — Darum iſt dieſer Freund der Meinung, die Alten möchten wohl nie ganz allein mit Oel gemalt haben. Er verſprach uns, ſeine Verſuche mit Leim, Eigelb und Wachs, in aller Beziehung

auf die bei uns gesehenen Malereien zu wiederholen und den Erfolg mitzutheilen. Ob man das Wahre sobald finde, bezweifle er freilich noch, indessen sey dem wie ihm sey, immerhin glaube er, müsse das Studium der alten Niederländer die Künstler auf einen bessern Weg und zu einer tiefern Einsicht der rechten Farbenbehandlung führen. — Von den Italienern sagt er, es schiene, daß sie nicht gleich von Anfang an das ganze Geheimniß überkommen hätten, wiewohl der Einfluß von Eyck und seinen Nachfolgern als sehr bedeutend müsse angesehen werden. Beim Schoreel erinnert er sich ganz bestimmt, Spuren seines Einflusses in Italien gefunden zu haben, die ihm jetzt erst klar wurden. — So erzählt er auch von der heiligen Familie von Raphal, die Perle genannt, den merkwürdigen Fall, daß sie mit einem Fleiß ausgeführt sey, wie ein deutsches Bild, die Haare fast gezählt, wie bei Dürer, das Tuch über der Wiege, gleichsam zum angreifen, wie bei Gerard Dow. Das Ganze in der Art des Leonardo, jedoch die Eigenthümlichkeit des Raphael in keinem Stück zu verkennen. Das Bild gehört bekanntlich nach Spanien und befindet sich sehr wohl erhalten in Paris, von wo es mit dem Spasimo, der Heimsuchung und der Madonna del Pez wieder nach Spanien zurück wandern soll, diese drei aber sind so verdorben, daß sie auf Leinwand müssen übertragen werden. — Es wäre schön und lehrreich näher zu verfolgen, wie die Deutschen und Italiener ihre Vorzüge gegen einander ausgetauscht und wie sich durch den vielfältigen Verkehr der Niederlande mit Venedig zwischen den zwei Völkern wiederholt hat, was sich in Deutschland selbst, zwischen den Ober- und Niederdeutschen, begeben. Gerade den günstigen Einfluß der niederländischen Reise auf die Farbenbehandlung des Albrecht Dürer hatte auch Dillis in seinen spätern Werken immer als sehr auffallend bemerkt und war selbst deßwegen begierig, sich einmal eine vollständige Anschauung von den alten Niederländern zu verschaffen. Was nun die Vergleichung unserer Maler und namentlich der gräcisirenden mit den gleichzeitigen Italienern betrifft, so sagte er dasselbe, was uns vor ein paar Jahren der Graf Scopoli und Direktor Cataneo von Mailand gesagt hatte und noch mehr, denn selbst die vier kleinen Apostel und die Veronika setzte er über Giotto, dieser habe die Gestalten viel gedrungener gemacht und auch die Köpfe nicht so

gut gezeichnet. Den großen Apoſteln und den andern Bildern von Meiſter Wilhelm wüßte er nichts an die Seite zu ſtellen, als etwa die Werke von Fieſole, nur freilich mit dem Unterſchied der niederländiſchen Färbung, den man auch hier ſchon annehmen müſſe. Fieſole wurde aber erſt 1387 geboren, während der Meiſter Wilhelm, nach der kölniſchen Chronik, ſchon 1380 der berühmteſte Maler in Deutſchland war.

Den Johann v. Eyck verglich er in den Köpfen und Gewändern und überhaupt wegen der treuen Nachahmung der Natur mit Maſſaccio, deſſen Köpfe rückſichtlich der günſtigen italieniſchen Natur oft noch etwas großartiger geſtaltet wären; doch habe er von ihm nichts geſehen, was in der Compoſition, Ausdruck, Faltenwurf, Eycks Darbringung im Tempel dürfte gleichgeſtellt werden. Von einer Aehnlichkeit der Farbe und Ausführung, zumal der Nebenſachen, könne natürlich nicht die Rede ſeyn. Nur allein das merkwürdige Bild, Johannes, der ſeine Schüler lehrt, erinnerte ihn auch in der Farbenhaltung an Maſſaccio; das Ganze kam ihm wie Nachahmung einer italieniſchen Compoſition vor, und bei der Gelegenheit bemerkte er dann die größere Mannichfaltigkeit, Bewegung und Lebendigkeit in der Handlung — ſey der einzige allgemeine Vorzug der alten Italiener. Jener lehrende Johannes führt mich nun auf den ſogenannten Iſrael von Mecheln, Sie wiſſen, daß wir ihn dieſem Meiſter zuſchreiben. Unſere Gründe ſind, weil das Gemälde ſich auf der Rückſeite einer ſterbenden Maria befindet, welche ſehr mit dem Kupferſtiche von Iſrael übereinſtimmt, weil es gemäß einer Inſchrift im Jahr 1430 zu Köln verfertigt worden iſt, weil wir gerade in Köln eine Menge und ausſchließend die meiſten Gemälde in der Art der ſterbenden Maria gefunden haben und weil alle Nachrichten und Forſchungen darin zuſammentreffen, daß Iſrael aus einem nur fünf oder ſechs Stunden von Köln entfernten Städtchen herſtammt. Der Name des Städtchens iſt Meckenheim, nach der Landesſprache Meckenem, ſo nennt ſich Iſrael auch auf ſeinem eigenen Bildniß, hingegen hat er ſich nie von Mecheln genannt. In Bartſch Peintre graveur T. VI. iſt dieſes gut auseinander geſetzt, nur ſchwebt derſelbe noch im Irrthum wegen des Orts. Quad Kirkelbach, gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts Goldſchmied zu Köln, ſagt in ſeiner „teutſchen Nation Herrlichkeit“

ſpäteſte Zeit verſorgt uns mit ausführlichen Denkſchriften, Selbſtbiographien unter mancherlei Geſtalten.

Auch im Orient finden wir gar frühe Documente einer bedeutenden Weltausbildung. Sollten auch unſere heiligen Bücher ſpäter in Schriften verfaßt ſeyn, ſo ſind doch die Anläſſe dazu als Ueberlieferungen uralt, und können nicht dankbar genug beachtet werden. Wie vieles mußte nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Perſien und ſeine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entſtehen, und ſich trotz aller Verwüſtung und Zerſplitterung erhalten! Denn wenn es zu höherer Ausbildung großer Landſtrecken dienlich iſt, daß ſolche nicht Einem Herrn unterworfen, ſondern unter mehrere getheilt ſeyen, ſo iſt derſelbe Zuſtand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das, was an dem einen Ort zu Grunde geht, an dem andern fortbeſtehen, was aus dieſer Ecke vertrieben wird, ſich in jene flüchten kann.

Auf ſolche Weiſe müſſen, ungeachtet aller Zerſtörung und Verwüſtung, ſich manche Abſchriften aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche theils abgeſchrieben, theils erneuert. So finden wir daß unter Jesdedſchird, dem letzten Saſſaniden, eine Reichsgeſchichte verfaßt worden, wahrſcheinlich aus alten Chroniken zuſammengeſtellt, dergleichen ſich ſchon Ahasverus in dem Buch Eſther bei ſchlafloſen Nächten vorleſen läßt. Copien jenes Werkes, welches Baſtan Nameh betitelt war, erhielten ſich: denn vierhundert Jahre ſpäter wird unter Manſur I. aus dem Hauſe der Samaniden, eine Bearbeitung deſſelben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynaſtie wird von den Gasnewiden verſchlungen. Mahmud jedoch, genanntes Stammes zweiter Beherrſcher, iſt von gleichem Triebe belebt, und vertheilt ſieben Abtheilungen des Baſtan Nameh unter ſieben Hofdichter. Es gelingt Anſari

S. 426, ganz bestimmt, Israel von Meckenem war aus der Eifel gebürtig. — Dillis, dem wir mehrere unserer für Israel von Meckenem gehaltenen Bilder vorsetzten, bestätigte unsere Vermuthung, er hatte in Paris ein lebensgroßes Gemälde, die Krönung der Maria gesehen, welches in allen Stücken mit dem Kupferstich nach Meckenem übereintrifft und ganz so behandelt ist, wie unsere Tafeln. — Die Meinung von Bartsch, daß der alte Israel vorzugsweise der Maler, der junge mehr Kupferstecher gewesen, zumal er sich auch selbst Goldschmied nennt, macht die Sache noch wahrscheinlicher. — Dieser Meister ist gleichzeitig mit Martin Schön und Wohlgemuth, mit denen er auch ohngefähr auf einer Stufe stand, alle drei bildeten sich mehr oder weniger unter dem Einfluß von Eyck. Israel von Meckenem muß sogar als dessen Schüler angesehen werden; er behielt einige Köpfe, ja ganze Figuren und durchgehends den einfachen, meist großartigen Faltenwurf des Meisters bei, nur weil er in der Ausführung so weit hinter ihm blieb, sind seine Falten härter und eckiger und kehrte er bei den goldstoffenen Gewändern oft wieder zu dem alten Gebrauch der Druckstücke zurück. Was jedoch den Meister Israel eigenthümlich auszeichnet, ist die Mannichfaltigkeit, Zartheit und Lieblichkeit in den Köpfen, besonders der Frauen und Engel und dann die größere Bewegung, die er in die Stellungen überhaupt und in die Handlungen zu bringen suchte. Ich erinnere hier an die zum Theil musterhaft gezeichneten Engel, welche bei der Krönung Mariä den Thron der Dreifaltigkeit tragen und an den Johannes, der beim Tod der Maria die Verklärte schon gen Himmel fahren sieht, während die andern noch um ihren Leichnam trauern und vorzüglich aber an sämmtliche Apostel bei der Himmelfahrt Mariä. Darum läßt sich wohl denken, daß der Künstler in Italien gewesen und sich einiges von den Werken des Massaccio und Gozzoli zu Herzen gezogen hätte. In jener einfachen, frommen Zeit war eine Reise nach Italien ohnehin nicht so was großes und beschwerliches, auch muß man nicht gerade annehmen, daß der Künstler in seiner Jugend nur bloß um die Kunst zu lernen hingegangen, warum sollte nicht ein solcher Maler schon als gemachter Mann, von einem Kloster zum andern pilgernd und hie und da malend, vorzugsweise aus frommer Absicht, nach der heiligen Stadt Rom gewandert seyn? — Von ihm

gesehen haben Sie bei uns außer jenem lehrenden Johannes und den Tod der Maria, die Vermählung der Maria, mit der hübschen Frau in ihrem Gefolge, die Krönung der Maria, wo an den Seiten des göttlichen Thrones die vielen, allerliebsten, kleinen Engel in Brustbildern, singend und musicirend angebracht sind, die Himmelfahrt der Maria, die Verkündigung, der heilige Jakobus und der Einsiedler Antonius auf den Teufel tretend, zwei einzelne Figuren, und endlich die zwölf Apostel halb lebensgroße Figuren. Alle außer dem lehrenden Johannes und dem Jakobus und Antonius, sind auf Goldgrund. — Wir haben noch mehrere Bilder von seiner Hand, worunter eines mit der Jahrszahl 1466. — Wenn Sie von Joh. v. Eyck schreiben, so bemerken Sie doch, daß er nach einem Zusatz in der neuen Ausgabe des Karl van Mander, anstatt 1464 um das Jahr 1470 gestorben ist. Karl van Mander hat selber weder sein Geburts- noch sein Sterbejahr angegeben, aber seit einigen Jahrzehnden findet man, ich weiß nicht woher, seinen Tod allgemein in das Jahr 1440 gesetzt, welches ganz dem, bei der Anbetung der Könige angebrachten Bildniß Herzog Karl des Kühnen widerspricht. — Ein schöner Beweis für die frühe Entwicklung der Kunst am Niederrhein und namentlich in Köln, ist mir dieser Tage aus der zu Florenz bei Magliabechi befindlichen Handschrift des berühmten Bildhauers Lorenzo Ghiberti vorgekommen. Er schreibt: In Germania nella citta die Colonia fu un maestro dell' arte statuaria molto pinto; fu eccelentissimo d'ingegno, stette col duca d'Augio, feceli fare moltissimi lavori d'oro, fra gli altri lavori, fe una tavola d'oro, la quale con ogni sollecitudine e disciplina, questa tavola condussela molto egregimamente. Era perfetto nelle sue opere, era al pari degli statuarj antichi greci, fece le teste maravigliosamente bene, ed ogni parte ignuda, non era altro mancamento in lui, se non che le sue statue erano un po corte. — Vidi moltissime figure formate delle sue, aveva gentilissima aria nelle sue opere, fu dotissima. — Dann erzählt er weiter, wie der Meister seine Werke wegen der Staatsbedürfnisse des Herzogs habe zerschlagen sehen und dadurch so gerührt worden sey, daß er alles was er hatte, verschenkte und sich frei in eine große Einsiedelei begeben habe. — Ferner heißt es: ivi fece penitentia mentre che visse.

fu nell' età, fini al tempo di Papa Martino. Certi Giovani mi dissono come era esso dotto nell' uno genere e nell' altro, fu grandissimo disegnatore, molto docile. Andavano i giovani che avevano volontà d'apparar a visitarlo pregandolo, esso umilissimamente li riceva dandoloro dotti ammaestramenti, e mostrando loro moltissime misure facendo loro molti essempi. fu perfettissima con grande umiltà, fini in quel romitorio e conciossiacossache eccellentissima fu nell' arte, e di santissima vita. — Die Stelle iſt in der Storia della Scultura venezia von Cicognara 1813 fol. p. 368 abgedruckt. Dieſer bezieht ſie aber irrig auf das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, n. b. da der Graf von Anjou 1266, eigentlich ſchon 1262, König von Neapel wurde und erſt 19 Jahre ſpäter Papſt Martin IV. auf den heiligen Stuhl kam. Wo hingegen der Herzog von Anjou zu Zeiten des Ghiberti, durch Hülfe des Papſt Martin V., ſein Recht auf Neapel geltend machte und Ghiberti ja ganz ausdrücklich ſagt, junge Künſtler hätten ihm von dem Bildhauer erzählt. Das hat Cicognara überſehen, weil er einen andern von Baſari gerühmten, aber nicht genannten, deutſchen Bildhauer im Sinne hatte, der im dreizehnten Jahrhundert die Kanzel zu St. Johann in Piſtoja ausführte. Ghiberti vollendete ſeine herrlichen Thüren im Jahr 1424. Papſt Martin V. ſtarb 1431. Ghiberti 1455. Sie ſehen wie das alles zuſammentrifft. Und es folgt ganz natürlich, daß der kölniſche Bildhauer 1420 in ſeinen alten Tagen in die Einſiedelei ging, vor 1431 ſtarb und alſo vollkommen ein Zeitgenoſſe von unſerm Meiſter Wilhelm war, welcher 1380 der berühmteſte Maler in Deutſchland genannt wurde und 1410 ſein größtes Meiſterwerk vollendete. — Daß aber Deutſchland im dreizehnten Jahrhundert ſo ausgezeichnete Bildhauer hervorgebracht, kann nicht mehr in Erſtaunen ſetzen, ſeitdem wir wiſſen, wie ſehr gerade damals die Baukunſt bei uns geblüht hat und wie enge beide Künſte unter dem Namen der Steinmetzenkunſt verbunden waren. Daß in Italien daſſelbe Verhältniß ſtattfand und faſt alle Bildhauer zugleich Baumeiſter waren, leſen wir zur Genüge im Baſari, ja ſie heißen auch dort meiſt magister lapidum. Selbſt Nicolo Piſano, der im dreizehnten Jahrhundert zuerſt die Antike nachahmte, wird in dem Vertrag über die Kanzel zu Siena alſo genannt, bei della Valle tit. sanese.

Nach allen dieſen Kunſtnachrichten muß ich zum Schluß noch hinzufügen, daß ich bereits Eigenthümer der drei Riſſe bin, Karl Siveking kaufte ſie für mich um fünfhundert Franken und wird ſie mir in ſpäteſtens vierzehn Tagen wahrſcheinlich ſelber zuſtellen. Das fac simile habe ich ſchon längſt wohlbehalten in Empfang genommen, ich danke ſchönſtens für Ihre Sorgfalt. — Da Sie jetzt mit dem Druck der Schrift an unſere Sammlung werden gekommen ſeyn, ſo bitte ich nochmals, dabei immer Bertram mit uns als Beſitzer zu nennen. — Von unſern Verſuchen mit dem Frankfurter Gold lege ich eine Frage bei, ich bin nicht ganz damit zufrieden, jedoch laſſen wir uns nicht abhalten, es nun ins größere zu treiben. — Haben Sie die Güte, bei Abſendung des Schwänchens der griechiſchen Meſſe zu gedenken. Auch würden Sie mich ſehr verbinden, wenn Sie mir durch Ihre Jenaer Freunde die auf inliegendem Zettel bemerkten Diſſertationen, die aber Büchern gleich ſind, ſey es kauf- oder leihweiſe, verſchaffen könnten. — Gott grüße, Gott behüte, Gott erhalte Sie. Wir alle drei ſind wohl, hoffen von Ihnen das gleiche und beten das dreifache Gebet.

Ihr

S. B.

Nachſchrift. Es wird Sie freuen zu hören, daß der Papſt in die Zurückgabe der neununddreißig in Paris geweſenen hieſigen Handſchriften eingewilligt hat, Fürſt Hardenberg zeigte es vorgeſtern der Univerſität an. Wegen dem größern noch in Rom befindlichen Theil iſt noch keine Antwort erfolgt, er wurde erſt ſpäter gefordert. Auch wird Ihnen lieb ſeyn, daß Reinhard als franzöſiſcher Geſandter beim Bundestag ernannt iſt, Siveking ſchrieb es mir.

Heidelberg, 21. December 1815.

Der Verführer, der Waswas, iſt in unſerem Hauſe geweſen, ich meine dießmal den preußiſchen Staatsrath Eichhorn. Er beſuchte uns vor acht Tagen mit dem Miniſter Altenſtein, welcher ſelber verſicherte, ſeinen Weg von Paris nach Berlin unſertwegen über hier genommen zu haben. Es hieß nun, der preußiſchen Regierung ſey nicht nur um unſere Sammlung, ſondern ebenſo ſehr

um uns zu thun; man würde gerne einwilligen, daß wir lebenslänglich die Besitzer der Sammlung blieben, wir sollten nur unsere Wünsche äußern, was wir wünschten, wünsche die Regierung auch, denn sie habe unsere Verdienste in dem Fache erkannt u. s. w. Nur sollten wir nach Berlin kommen, da seyen der Tannen so viele, da hinge der ganze Himmel voller Geigen! Man habe dort so heißes Verlangen, so viel Sehnsucht nach ächter vaterländischer Kunst und Alterthum! — Ich dachte dabei an die Neune und an die weiße Frau, und es möchte mit dieser Sehnsucht wohl seyn, wie mit dem Wind, der durch die Tannenwipfel weht, man weiß nicht woher er kömmt und wohin er geht! So antwortete ich dann unumwunden, es scheine mir nicht, daß in Berlin mit der Kunst je was rechtes werden würde, auch hätten wir andererseits wegen unserer Gesundheit sehr auf das Klima Rücksicht zu nehmen, darum lobten wir uns den Rhein; doch müßten wir freilich bekennen, daß wir dort und namentlich in Köln, nur dann eine gedeihliche Wirksamkeit gewinnen könnten, wenn gleichsam ein neues Element geistiger Geselligkeit und Lebens geschaffen würde, welches ohne Errichtung einer bedeutenden Universität, vielleicht selbst noch ohne Vereinigung derselben, an einem und demselben Ort mit der Oberregierung nicht möglich wäre. Wir wollten also das Nähere noch abwarten, auf jeden Fall würden wir uns für die Dienste derjenigen Regierung entschließen, bei der wir zur Beförderung unserer Sache am meisten Unterstützung fänden, daß dieß Preußen seyn würde, möchten wir gern glauben. — Eichhorn, den ich schon seit zwei Jahren kenne, sprach dann als vertraulicher Freund: wir hätten recht, noch abzuwarten und uns zu berathen, auch seyen zwei Parteien über uns, die eine wolle uns an den Rhein, die andere nach Berlin haben, aber man sey noch so unbekannt mit den Rheinlanden, dann sey alles was sie betreffe, noch so sehr im weiten und trüben, daß er für Berlin stimmen müsse u. s. w. Ich mache keine weitere Anwendung von dieser Eröffnung, sie versteht sich von selbst. Der Meister, welcher allein die mächtigen Schlüssel besitzt und im Begriff ist, sie zu brauchen, möge die Verwirrung lösen!

Ein paar Tage nach diesem Besuch kam Canova zu uns, ein ruhiger, einfacher Mann, dessen unerwartete Erscheinung, bei Gelegenheit seiner Durchreise von London nach Rom, uns sehr

viel Freude machte. Unsere Sammlung gab auch ihm eine ganz neue Erfahrung, er sagte unter anderem: Ces anciens maîtres savaient toujours ce qu'ils voulaient faire, ils avaient toujours la nature en vue, le principe religieux leurs donnait de l'élévation, et ils allaient droit à leur but. Si de ces maîtres on fait encore un pas en avant, on arrive à Raphael — au contraire si de Rubens et des autres modernes, on fait un pas en avant, l'on perd absolument le chemin et l'on tombe jusque dans la carricature. L'esprit humaine ne pouvant jamais s'arrêter, il faut donc retourner à ces anciens peintres en y apportant tous les avantages de l'art moderne. Dies mit trockenen Worten ausgesprochene Urtheil stimmt gar schön mit dem Ihrigen und dem Gleichniß von der zu und der aufgeblühten Rose überein.

Das kölnische Taschenbuch für Freunde altdeutscher Kunst, wird gewiß auch schon zu Ihnen gekommen seyn und Ihnen eine ähnliche Schadenfreude gewährt haben, wie jene heilige Familie in altdeutscher Toilette bei Schlosser. Wir sagen hier abermals, Herr, bewahre uns vor solchen Freunden, mit unsern Feinden wollen wir schon fertig werden! Was mich am meisten bei der Sache freut, ist, daß ich zu der erbaulichen Bruderschaft keinen Beitrag gegeben habe. Wallraf hat in dem Aufsatz über das Dombild wirklich gute deutsche Pfiffe gebraucht, unsere Namen verschont er großmüthig und versteckt sie unter die Freunde religiöser Kunst, denen man die Aufstellung dieses Schatzes und noch anderer alten Kunstwerke im Dom, zu verdanken habe; dafür geht es aber dem armen Joh. van Eyck desto schlimmer, anfangs wird er noch mit einiger Milde unter die gemeinen niederländischen Volksmaler untergesteckt, welcher die drei Könige nicht anders als in Gesellschaft des lieben Viehs in einem verfallenen Stall, neben einem großen Kirchdorf darzustellen weiß — nachher aber wird ihm offen heraus die Erfindung der Oelmalerei abgesprochen und diese nebst dem unter Philipp II. für eine Copie gebrauchten Ultramarin aus Italien verschrieben. — Am allerlustigsten ist, wie der gute Mann den größten Ruhm für den kölnischen Meister in der Ableitung seiner Vorzüge aus dem Studium der Italiener sucht, während die besten Kenner der altitalienischen Malerei darin überein kommen, daß unsere Künstler die gleichzeitigen Italiener

weit übertroffen haben. Und was muß ſich der brave Meiſter nicht alles gefallen laſſen, er muß in kölniſchem Dialekt den Namen des Kalbes tragen, muß ſeine Beſcheidenheit gegen einen angedichteten, gelehrten Einſprecher loben laſſen, juſt als hätte er wie Hoffmann bei ſeinen Compoſitionen, einen Wallraf nöthig gehabt und muß endlich gar mit den Todten, mit Cimabue, Giotto und Dante in Verkehr geſtanden haben, die alle geſtorben waren, ehe er geboren ſeyn konnte, ſelbſt die heiligen drei Könige müſſen dem Patriotismus dienen und ſich einem Tugendbund zu liebe zu Freimaurern machen laſſen. — O du liebe, heilige Albernheit! Wallraf mag Gott danken, daß ich ein ſo guter Geſell bin und das Alter ehre, ſonſt würde ich nicht unterlaſſen, mein Pritſchholz zu ſchwingen.

Wir warten dießmal gar zu lange auf Nachrichten von Ihnen, wüßten wir nur, daß Sie wohl und guter Dinge wären, ſo würden wir es zu ertragen ſuchen, aber in dieſer Ungewißheit müſſen wir Sie bitten, uns recht bald, wenn auch nur mit wenig Worten, etwas von ſich hören zu laſſen. Die drei Königskinder wünſchen, der heilige Chriſt möge Ihnen und den Ihrigen in vollſtem Maße gute, glückliche Tag bringen!

S. B.

Nachſchrift. Das Ihnen letzthin geſandte Schlaraffengeſicht war mit unächtem Gold gemacht, wir entdeckten es erſt nachher, jetzt iſt der Verſuch im Großen mit ächtem Gold ſo gut als fertig und wird eheſter Tage an Sie abgehen, ich zeige es Ihnen aber noch vorher an.

Weimar, December 1815.

Ihren lieben Brief habe ich zu meiner größten Aufmunterung erhalten, denn ich bin ſoeben mit dem Druck nach Darmſtadt und mit dem Manuſcript nach Heidelberg gelangt. Wie viel langſamer geht die Reiſe als wir uns dachten! Bedenken Sie aber, daß bei den neuen Beſitznehmungen und der daraus entſpringenden Organiſation jeder in ſeinem Kreiſe die Hände vollauf zu thun hat. Mir iſt die Oberaufſicht über alle von dem Großherzog unmittelbar ausfließende Anſtalten für Wiſſenſchaft

und Kunſt geworden, oder eigentlich nur geblieben. Es iſt vielleicht das wunderſamſte Departement in der Welt, ich habe mit neun Männern zu thun, die in einzelnen Fächern alle ſelbſtſtändig ſind, unter ſich nicht zuſammen hängen und bloß in mir vereinigt, eine ideelle Akademie bilden. Verzeihen Sie daher, wenn ich nichts weiter ſage, als daß das Schwänchen gepackt iſt und ſo eben auf die fahrende Poſt ſoll. Es enthält: 1) ein Exemplar Farbenlehre mit Tafeln (darinne liegend). 2) Durchzeichnungen, auf den Straßburger Münſter bezüglich. Die oberen Theile haben Sie ſchon, das Fundament iſt Ihnen wohl intereſſant. 3) Ein Blättchen für Herrn Hofrath Kreuzer. 4) Die griechiſche Meſſe, die ich aber mir zurück erbitte. 5) Ein Paquet für Herrn Hofrath Thibaut, das Verzeichniß der inliegenden Muſikalien iſt beigefügt; ſie können abgeſchrieben werden, wenn ich ſie nur bald wieder zurück erhalte. Verzeihen Sie mir, daß ich dazu nicht ſchreibe. 6) Die verlangten Diſſertationen, welche, weil ſie mich gar ſehr angezogen, dieſe Sendung verſpäteten. Gegenwärtiges Exemplar ſenden Sie mir gefälligſt zurück, vielleicht kann ich Ihnen dieſe intereſſanten Hefte in der Folge zum Eigenthum verſchaffen. 7) Zwei Talismane, einen für Sie, den andern für den Schenken. Es ſind die erſten uns bekannten Gebilde der entſtehenden Welt; Trebra nennt ſie kryſtalliſirten Granit, ich mit ihm. Begreifen wird ſie niemand, wer ſie andächtig beſchaut iſt ſicher vor gemeinen Gedanken, das wahre Kennzeichen des Talismans! Nicht ganz ein ſolcher ſchien mir das kölniſche Taſchenbuch, in welchem wohl hie und da ein Amulet ſteckt, im Ganzen kann ich jedoch trotz aller Frömmelei keine wahre Frömmigkeit, d. h. nicht Ernſt noch Kritik noch Methode darin finden. Behalten Sie dieſe Meinung für ſich, wir überlaſſen billig das Uebrige einer geliebten Leſewelt, ſowie barmherzigen und unbarmherzigen Recenſenten. Da noch ſo viel Platz iſt, ſo will ich gegen Ihre gedrängten und gehaltvollen Briefe nicht allzu lakoniſch ſeyn; ſondern erzählen, daß wir alte kirchliche Schnitzbilder in einem unſerer acquirirten Landſtädtchen entdeckt haben, in Ställe und alte Gewölbe verſtoßen, doch leidlich erhalten. Von ſehr großem Maßſtab, bis ſechs Fuß Höhe und acht Fuß Breite, beinahe ganz erhabene Figuren, gemalt und geſchmückt, auf Goldgrund aufgeſchraubt und genagelt. Ueber die Zeit ihrer Entſtehung iſt man uneins, ich ſuſpendire mein Urtheil.

Zu den interessanten Besuchen gratulire ich. Des Herrn Tillis Aussagen bemerke ich mir. Das eigentliche Kunststück aber, das mir aufgegeben ist, bleibt immer: auszusprechen, worüber wir einig sind, alles Problematische abzuweisen, einen Grund zu legen, worauf Sie fortsammeln, studiren und sich unterhalten können. So ernst ich auch das behandle, so wird das sehr bald von der deutschen Vielmeinerei mit Schutt überdeckt werden, wie es mir mit allem ergangen ist, wo ich zu gründen suchte. Das rührt mich aber nicht, denn wer des Feuers bedarf, sucht's unter der Asche.

An diesem orientalischen Sprüchworte sehen Sie, daß meine Verhältnisse nach Osten noch immer bestehen. Meine Sehnsucht in diese Regionen ist unaussprechlich, und somit das herzlichste Lebewohl. Der Schlüssel folgt auch, den hätt' ich wohl bewahren können, denn wenn meine Sehnsucht nach Osten strebt, so liegt meine Hoffnung in Südwesten.

G.

Heidelberg, 9. Januar 1816.

Mein Brief vom 21. Dezember hat sich mit dem Ihrigen gekreuzt. Dagegen ist das Schwänchen am Neujahrsabend angekommen und ich würde Ihnen längst unsere Freude und Dank berichtet haben, wenn nicht eine bedeutende Ursache mich gehindert hätte. — Der krystallisirte Granit war mir ein angenehmes Geschenk, Sie haben Recht, man ist bei andächtiger Betrachtung desselben, wie bei dem Talisman, vor gemeinen Gedanken sicher und wird dabei immer an die Geheimnisse des großen Baumeisters erinnert. Aber ich glaube noch eine besondere Beziehung in dem Geschenk zu sehen, Zeit und Erfolg mögen zeigen, ob ich mich irre.

Die Farbenlehre wird nun zweckmäßig gebunden und Ihrer Anweisung gemäß zum öftern Nachlesen auf den Schreibtisch gelegt. Die Spitzen und Grundfesten des Straßburger Münsterthurms sind mir die unschätzbarsten Denkblätter zu jenem Spruch: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle."

Sie haben durch die Zeit ihrer Ankunft den Spruch noch auf eine neue Weise wahr gemacht; denn sie waren die Vorläufer der in Paris gekauften Risse, welche sich beim Aufrollen

wirklich als kölnische zeigten. Ueber diese drei Risse habe ich Ihnen folgendes zu sagen: der größte ist in Rücksicht des Maßstabes und der Zeichnung durchaus ein Gegenstück zu dem Darmstädter Riß, er stellt, so wie dieser den nördlichen, so den südlichen Thurm dar, nur mit dem Unterschied, daß er den ganzen daran anschließenden mittleren Kirchengiebel mit der Hauptthüre und dem Hauptthurme umfaßt und also vollständiger als jener ist, welcher von unten bis zum zweiten Geschoß mit dem alten Rande etwas über der Hälfte der Mittelthüre endigt, weiter oberhalb aber beiläufig durch einen gewaltsam abgerissenen Streifen den großen Theil des Mittelfensters und Giebels eingebüßt hat. Auch beträgt die ursprüngliche Breite meines Blattes, gegen die ursprüngliche Breite des Darmstädter, eine kleine Hand breit, 4 Zoll, mehr. Das meinige ist im ganzen 3 Fuß 3 Zoll breit 13 Fuß $2^1/_2$ Zoll lang, das Darmstädter 2 Fuß $10^1/_2$ Zoll breit, $13^1/_2$ Fuß lang.

Meine andern beiden Blätter zeigen erstens: den Grundriß des südlichen oder zur Rechten des Haupteingangs gelegenen Thurms, von derselben Hand und in demselben Maßstab wie der große, auf das sauberste gezeichnet; zweitens den Aufriß der Ostseite vom zweiten Geschoß dieses Thurmes, mit dem Durchschnitt des an das Schiff der Kirche anschließenden Endes, in einem andern Maßstab, von einer andern Hand und weniger schön und sorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur wie der Hauptriß an einer wesentlichen Stelle von dem Gebäude, sondern auch noch einigermaßen von jenem abweicht. Schon dem Gegenstand nach ist diese letzte Zeichnung bloß zum Behuf der Construktion gemacht und besonders in der Hinsicht merkwürdig und lehrreich; ich halte sie für die Arbeit des Aufsehers oder Poliers der Bauhütte. Beide Blätter sind von gleicher Größe, über 3 Fuß lang und über $2^1/_2$ Fuß breit, ebenfalls von Pergament und sehr gut und reinlich erhalten. Was nun die Erhaltung des großen Risses betrifft, so findet man außer ein paar kleinen Stellen von gewaltsamen Verletzungen, wie deren an dem Darmstädter leider so viele vorkommen, nicht die mindeste Spur, dagegen aber ist er weit mehr durch den Gebrauch abgenutzt und hie und da von späterer Hand, wiewohl unnöthig, überarbeitet. Aus diesem Grund und weil der Riß sammt den ihn begleitenden

seinen Herrn am meiſten zu befriedigen, er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und klug genug, weiß das Geſchäft zu verſpäten und mochte ſich im Stillen umthun, ob er nicht jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

Firduſi.

Starb 1030.

Die wichtige Epoche perſiſcher Dichtkunſt, die wir nun erreichen, giebt uns zur Betrachtung Anlaß, wie große Weltereigniſſe nur alsdann ſich entwickeln, wenn gewiſſe Neigungen, Begriffe, Vorſätze hie und da, ohne Zuſammenhang, einzeln ausgeſäet ſich bewegen und im Stillen fortwachſen, bis endlich früher oder ſpäter ein allgemeines Zuſammenwirken hervortritt. In dieſem Sinne iſt es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürſt auf die Wiederherſtellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnerſohn zu Tus gleichfalls ein Exemplar des Baſtan Nameh ſich zueignete und das eingeborene ſchöne Talent ſolchen Studien eifrig widmete.

In Abſicht über den dortigen Statthalter, wegen irgend einer Bedrängniß, zu klagen, begiebt er ſich nach Hofe, iſt lange vergebens bemüht zu Anſari durchzudringen, und durch deſſen Fürſprache ſeinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche, gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife geſprochen, ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu ſeinem Talente faſſend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verſchafft. Firduſi beginnt das Schah Nameh unter günſtigen Umſtänden; er wird im Anfange

Blättern sich auf den Thurm bezieht, welcher am meisten ausgebaut ist, ferner weil man in Köln nie etwas von diesem zweiten, sondern nur immer von jenem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmstädter Aufriß gewußt hat, vermuthe ich, daß er sonst in der Bauhütte gewesen und daß er schon vor Alters von Köln weggekommen ist. Dieß letztere wird noch dadurch bestärkt, daß man in Paris die Blätter nicht erkannt, sondern ganz oberflächlich dem spätern Kirchenmaler Peter von Saardam zugeschrieben hat. Da doch schon früher, als Köln noch unter französischer Herrschaft stand, durch meine Freunde die Nachfrage nach den kölnischen Rissen in Paris vielfältig unter den gelehrten Antiquaren und Kunstkennern zur Sprache gebracht, ja zuletzt im Frühjahr 1814 auf Veranlassung von Reinhard und Grimm, die Bibliothek und das Zeichnungskabinet deßfalls waren durchsucht worden. Endlich folgt noch ein fünfter, aber sehr trauriger Grund, es findet sich nämlich nicht nur, daß am obern Ende an derselben Stelle, wo auf dem Darmstädter Blatt der Titel Juris mgr. Ecce Colon zu lesen, vor alter Zeit ein Streifen abgeschnitten, sondern daß an der Seite neben der Thurmspitze ein mit alter Schrift geschriebener Name weggeschabt ist. Alle Spuren, besonders ein noch deutlich sichtbares Handzeichen am Ende, lassen vermuthen, daß es der Name des Meisters war. Aber mit der größten Mühe und Sorgfalt habe ich nichts Befriedigendes entziffern können. Dieser Frevel muß wahrscheinlich in der Zeit geschehen seyn, als der Name des Meisters noch nicht in Vergessenheit gerathen war. Die Art und Weise aber, wie die Risse in alten Zeiten von Köln weggekommen, läßt sich bei der häufigen Berufung kölnischer Baumeister zu fremden Gebäuden wohl denken.

Ich erinnere nur, daß die im vierzehnten Jahrhundert gebaute Spitze des Freiburger Münsters ganz als Nachahmung des kölnischen Risses erscheint; daß der obere von dem ursprünglichen Entwurf des Meisters Erwin abweichende Theil des Straßburger Münsterthurms in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (die sogenannte Schnecke ꝛc.) von dem Meister Johann Hüls von Köln erfunden und auch meist ausgeführt worden ist; daß zu derselben Zeit Meister Johann von Köln zwei große Kirchen in Campen in Holland gebaut und davon eine St. Nikolas

genannt, der inneren Einrichtung nach ganz dem kölnischen Dom ähnlich gestaltet hat. Daß endlich gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, 1442, ein anderer Meister Johann von Köln und sein Sohn Simon, von dem Bischof Alfons : ach Burgos gerufen wurden und die Thürme des dortigen Doms nach dem Vorbild der kölnischen Risse vollendeten.

Wie leicht können also da unsere Blätter einem zu diesem oder andern Zweck reisenden kölnischen Meister zu seinem Gebrauch anvertraut und nachher vergessen oder von einem ungetreuen Boten unterschlagen worden seyn — zumal wenn man bedenkt, daß der Bau des kölnischen Doms im fünfzehnten Jahrhundert fast ganz ins Stocken gerathen, daß wenigstens jener südliche Thurm gegen das Jahr 1447 schon zu seiner jetzigen Höhe gebracht war. — Aus Holland oder Brabant aber, wo gerade im fünfzehnten Jahrhundert die meisten Gebäude der Art, wie z. B. die Kirchen zu Delft, Haarlem, Amsterdam, Antwerpen, Mecheln, die Kirchen und Rathhäuser zu Brüssel, Löwen u. s. w. gebaut wurden, oder auch aus Spanien, welches nächst den übrigen Umständen, wegen der auffallenden Nachahmung der Thurmspitzen am wahrscheinlichsten ist, aus allen diesen Ländern fand sich in unserer Zeit neuer Völkerwanderung der Weg nach Paris, sey es durch Gewalt oder Handel, so breit und bequem als möglich.

Genug, ich freue mich, daß ich die Blätter besitze und daß ich sie noch zur nähern Bestimmung und Ausarbeitung manches einzelnen in meinem Werke benützen kann. Uebrigens habe ich mich gleich entschlossen, sie für den Zeitpunkt, wann ich das Domwerk vollendet haben werde, der Kirche zum Geschenk anzubieten, zugleich habe ich Moller in Darmstadt angetragen, ihm damit zur Vervollkommnung der Ausgabe des in seiner Hand befindlichen Risses behülflich zu seyn. — Eine der ersten Angelegenheiten ist mir aber auch, in der nächstfolgenden Woche Ihnen die Blätter zuzuschicken, auf daß sie eben ganz an meinen Werken Theil nehmen können.

Es ist wunderbar, daß die Dinge jetzt zum Vorschein kommen, nachdem ich sechs Jahre lang aller Orten, wo sich nur etwas vermuthen ließ, fruchtlos gesucht und nach dem Darmstädter Fund durchaus nichts mehr zu erwarten hatte, als

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

höchſtens den mit dieſem im Archiv geweſenen Grundriß des ganzen Gebäudes, welcher aber wahrſcheinlich auf jenem Darmſtädter, nicht Amorbacher Speicher zu Grunde gegangen iſt.

Ich kann mich von dem Glauben nicht trennen, daß Sie mir dieß Glück gebracht haben, denn war es doch bei Ihrem erſten Beſuch, als die Nachricht von dem Darmſtädter und bei Ihrem zweiten Beſuch, als der Brief von dem Pariſer Riß kam. Wir wollen es darum in jeder Hinſicht für ein gutes Zeichen nehmen.

Von Frankfurt und von Berlin her hören wir, daß die Preußen immer mehr auf uns aufmerkſam, aber wie über Alles, ſo auch über den Ort, wohin ſie uns ziehen möchten, immer mehr uneins ſind, denn nachdem die einen uns nach Berlin verlangen, die andern von Berlin aus fragen, unter welchen Bedingungen wir nach Köln wollen? Wir werden dadurch natürlich nur deſto feſter in unſerer weder ablehnenden noch annehmenden Stellung beſtärkt, ſie bleibt dem Wort und dem Weſen nach eine Warte. Ebenſo denken wir, müſſen Sie dadurch in dem, was Sie für die Sache und für uns zu thun beſchloſſen, ſich nicht rühren zu laſſen, beſtärkt werden. Denn das können Sie doch auch nicht läugnen, die Erfahrung vieler Dinge hat es bewieſen, daß in vielen Dingen Ihr Urtheil allein im Stande iſt, der Deutſchvielmeinerei ein Ziel zu ſetzen.

Was Sie uns in dieſer Beziehung über die Behandlung Ihrer Schrift ſagen, hat uns das größte Vergnügen gemacht. Da Sie jetzt ohne Zweifel ſich mit dem Meiſter Eyck beſchäftigen, ſo mögen Ihnen noch einige Aeußerungen von Canova nicht unwillkommen ſeyn, welche ich letzthin in der Eile mitzutheilen vergeſſen habe. Die Bemerkung nämlich, daß die altdeutſchen Maler immer ganz vollkommen wußten, was ſie machen wollten, und ſo gerade auf ihren Zweck losgingen, machte Canova vorzüglich beim Eyck. Er meine damit, ſagte er, die größere Neigung zum Wahren und Natürlichen, die ſich im Gegenſatze gegen die alten Italiener, von Anfang her bei allen altdeutſchen Malern zeige. Bei den alten Italienern, von deren Werken er Napoleon veranlaßt habe, in Florenz eine neuere allgemeine Sammlung anzulegen, ſey ein durchgehendes einſeitiges Streben nach dem Idealen ſichtbar, die Annäherung an die Natur erſcheine höchſt ſelten

und schwach, und erreichte erst spät einige Vollkommenheit, bis dahin schwebten sie immer gewissermaßen zwischen Himmel und Erde. — Während die Altdeutschen gleich einen sichern Grund und Boden suchend, sich schneller entwickelten und wie Eyck eine Vollendung erlangten, die sonst unerklärlich wäre, schwankten die Altitaliener hin und her und sie wüßten weder mit dem Gegenstand noch mit der Ausführung fertig zu werden, ihre Figuren hätten immer entweder zu viel oder zu wenig, nirgends finde sich diese Wahrheit der Deutschen; erst bei Massaccio zeige sich bekanntermaßen ein bestimmtes Hinsehen auf die Natur, allein was sey das gegen Eyck, dieser gehe auf einem gebahnten Weg, da der andere erst einen neuen betrete. — Aus diesem Gesichtspunkt müßten wir Alles betrachten und erklären, was uns von den alten Italienern Cimabue, Giotto und ihren Nachfolgern, im Vergleich mit gleichzeitigen Deutschen gesagt worden sey.

Nachdem nun dieser Brief sich wieder so in die Länge gesponnen hat, muß ich endlich abbrechen und Ihnen nur noch sagen, daß der Schenke, daß Thibaut und Creuzer freundlichst danken, von letzterem folgt eine Einlage. Die Musikalien von Thibaut schicke ich Ihnen dieser Tage zurück, wenn Sie die Kösterischen Versuche der Goldtinte erhalten; allerlei Störungen haben die Vollendung dieser Späße verhindert, welches Sie gütigst verzeihen wollen.

Die griechische Messe und die Handwerkshefte behalte ich etwas länger, könnten Sie mir etwa auch noch jenes de Artificibus Palatinis — verschaffen und mir bei nächster Gelegenheit die Steinmetzenbedingungen aus der Frankfurter Hütte wieder zustellen, so würden Sie mich gar sehr verbinden. Wir grüßen auf das freundlichste zum neuen Jahr und wünschen von Herzen, Sie während demselben in Glück und Gesundheit wiederzusehen!

S. B.

Heidelberg, 14. Januar 1816.

Sie erhalten hier die Früchte unserer Versuche einer goldenen Schreibekunst und Symbolik. Köster als Künstler und ich als Mystiker, wollen Ihnen dieß Wertlein nach christlichem Gebrauch des Mittelalters, in aller Demuth auf den Knieen dargebracht

haben, denn wir bedürfen des Herrn Gnade und müssen bitten, es als ersten unabgeänderten Versuch mit aller Nachsicht anzunehmen. — Wir hätten diese Handlung unserer Ehrfurcht und Bescheidenheit gerne in ein Bild gebracht, wenn wir nicht fürchten müßten, dadurch, was ohnehin schon genug geschehen ist, gar zu sehr gegen den Orientalismus zu verstoßen. Ob es mir gelungen, Ihren Gedanken von der Natur gleichsam eine wohlgefällige und angenehme Wiege zu bereiten, möchte ich von Ihnen hören. Wenigstens habe ich mich dabei immer lebhaft der Gespräche und der Reise erinnert, welcher ich die Veranlassung zu diesem Bilderspiel verdanke, ja ich habe dabei so ziemlich das Glück des ganzen mit Ihnen geführten Lebens wieder erlebt. Jetzt aber, da das Werklein fertig ist, sehe ich, was wohl das Loos fast aller symbolischen oder allegorischen Bilderkreise seyn mag, daß man es auch als ein Quodlibet nehmen kann.

Der Stein würde denn billig den Anfang machen und der gute, verständige Oberbergrath Cramer möchte sich wundern, wenn er hörte, daß ich mir in seiner Sammlung erst die rechte Verehrung für den so verschrieenen Karfunkel geholt — und dieß Kleinod zum Zeichen und Siegel des ganzen Bergreichs gemacht hätte. Der Neptunismus mit seinen den Tönen in der Liebe geneigten Geschöpfen würde nicht fern seyn, selbst die gefälligen Schilfblüthen, die sich zu Palmen haben brauchen lassen, fänden sich wieder, während Palmen selbst mit den Lorbeeren die gebührende Stelle nur auf des Dichters Haupt einnähmen. Von der Muhme am Baume, die dießmal mit dem Oelzweig doch nur ein heilbringendes Nichtchen wäre, möchte ich nicht gerne reden, weil sie lieber für sich spricht. Wie es mit dem Adler aussähe und ob es einer wäre, dächte ich, müßte man der Zukunft überlassen, einstweilen würde ich mich mit deutschen Eichen begnügen und vorzüglich am Rebstock halten, denn bei diesem Gott ist noch alles Große und Edle gediehen. So käme ich zu dem von wohlbekannten Kräutern umgebenen Gestein zurück, welches, da es eben zwölfseitig ist, mich mit einer kühnen Wendung zur Betrachtung des zwölfgestirnten Himmels brächte, wo es dann auch nicht an Erinnerungen schöner Sonnentage, sternheller Abende und Mondscheinnächte fehlen könnte. Was hier etwa gewagt scheinen möchte, würde die innere Schale an Deutlichkeit ersetzen. Bei dem Pilger

und Seefahrer würde ich nothwendig der Reiſe gedenken müſſen, der hoffnungsvoll aufgeſpannten Segel, der Abenteuer, der Späße und der Perle der Weisheit. Daß ich gewiſſe verſteinerte Späße und noch manche Muſcheln in der Taſche behalten, werden Sie mir nicht übel nehmen, Sie werden dafür ſchon gelten laſſen, daß ich die Denkblätter des Alleinſeyns, Vereintſeyns und Getrenntſeyns mit dem Namen Gottes in Verbindung brachte, werden auch nichts dagegen haben, daß ich bei der heiligen Farbentrias das Seebeckiſche Farbenkreuz erwähnte. Auf jeden Fall darf ich alſo doch wohl hoffen, daß die Verzierungen Ihnen als Andenken jener guten Tage Vergnügen machen werden. Fände aber meine ganze Abſicht Ihren Beifall und Sie, des Wortes Meiſter, wollten der Sache durch eine Inſchrift die Vollendung geben, ſo würde ich doppelt glücklich ſeyn. — Es bleibt mir jetzt nur noch einiges wegen der Behandlung des Goldes zu ſagen. Das Gold iſt das unter dem Namen Muſchelgold bekannte, wovon ich das Stück bei Preſtel in Frankfurt für dreißig Kreuzer gekauft habe, zu Allem, was Sie erhalten, ſind zwei Muſcheln gebraucht worden. Beim Gebrauch miſcht man das Gold etwas mit Gummiwaſſer und trägts am beſten mit der Feder auf. Unkundig wie wir waren, hat Köſter ſich anfangs des Pinſels bedient, aber nachher als er die beſſere Hülfe der Feder entdeckte, ſehr bedauert, daß er es nicht gleich gethan. Er ſchreibt einen großen Theil deſſen, was der Zeichnung noch an Zierlichkeit und Klarheit fehlt, dieſem Umſtand zu. Das Blatt mit der Ueberſetzung des arabiſchen Spruchs iſt von Profeſſor Wilkens Hand, der mir auch den Spruch ſelbſt herausgeſucht hat. Die arabiſche Schrift an der Taſche aber, ſowie alle Proben ſind von Köſters Hand. — Mein Bruder und Bertram haben an dieſer Beſchäftigung beſtens Theil genommen, ſie wünſchen mit mir, daß Sie darin ein Zeichen ſehen möchten, wie gerne wir Ihrer dankbar liebend gedenken!

S. B.

Weimar, 29. Januar 1816.

Ihre herrliche Sendung, meine lieben Freunde, hätte mich erſchreckt und beſchämt, wäre es mir nicht gerade zu Muthe geweſen, als brächten Sie mir dieſe liebliche Gabe in das Zimmer

der Frau Amtmännin, denn ich komme seit vierzehn Tagen nicht aus ihrer Nähe und wallfahrte vom Schlosse zur Eyckischen Kapelle und so immer ab und auf. Haben Sie tausend Dank für die Freude, die Sie mir gemacht haben, für die geistreich und und so wohl ausgeführten Bilder, für die glücklichen Erinnerungen und Anregungen und für alles liebende Wohlmeinen, was Sie sich selbst bewußt sind, hinein gelegt zu haben. Danken Sie allen Theilnehmenden, Herrn Willen und Köster. Warum kann ich nicht ein halb Jahr in Heidelberg seyn! ich wollte im Neßkh und Talik hoffentlich meinen Dank zierlich schreiben lernen. Denn ob es gleich um mich her auf alle Weise faust und braust und ich in diesen Tagen wenig zu Ruhe komme, so wird doch immer des Orients lesend, schreibend und dichtend gedacht.

Der 8. und 9. Bogen des Heftes war eben in der Revision. Der Umschlag ist auch schon gestochen, worauf das meiste gelungen, einiges mißlungen ist. Beides wird Ihnen Spaß machen. Was ich bis jetzt von Ihrer Sammlung gesagt habe, ist ein wunderbarer Text zu einem ewigen Commentar, wovor ich selbst einige Apprehension habe. Mit welcher Frömmigkeit jedoch und Aufmerksamkeit ich dabei zu Werke gehe, ersehen Sie daraus, daß die vierzehn Foliohefte des d'Agincourt mir nicht aus den Augen kommen, ein Werk, das ich schätze, weil es mich höchlich belehrt und das ich verwünsche, weil es mir die Einbildungskraft verdirbt.

Soviel für dießmal, damit das Blatt nicht liegen bleibe. Der Steinmetzenbrüderschaft geht nächstens ab, die Diss. de Artificibus Palatinis mit mehreren ähnlichen Schriften folgt auch. Ueber Ihre vorigen Briefe hätte ich manches zu sagen. Was Canova bei seinem Zug durch Deutschland gesprochen, davon hab ich manches gehört und begreife es nicht recht. Die Künstler kommen mir oft vor wie Väter und Mütter, welche recht hübsche Kinder zeugen ohne zu wissen wie es zugeht.

Tausend Grüße

G.

Heidelberg, 9. Februar 1816.

Ich war eben im Begriff Ihnen zu sagen, welche große Freude uns Ihre überaus freundliche Aufnahme unserer kleinen

Sendung gemacht hat, als die herrliche Nachricht von der Zurückgabe sämmtlicher noch in Rom befindlichen hiesigen Handschriften ankam! Es bleibt mir in der freudigen Bewegung, welche dieß hier verursacht hat, heute nur noch die Zeit Ihnen die Abschrift der von dem kaiserlichen Gesandten in Karlsruhe gemachten Anzeige beizulegen. Da Ihnen so die Begebenheit selber als Commentar in Ihren Text hinein wächst, denke ich, darf die Scheu vor dem künftigen ewigen Commentar Sie eben nicht weiter anfechten. Und werden Sie doch jetzt auch der altdeutschen Literatur die von mir gewünschte Stelle in Ihrer Schrift einräumen.

So viel für heute, morgen schreibe ich, durch einen Berliner Brief veranlaßt, weitläufig. Nur das eine füge noch bei, daß ich dieser Tage die drei neu aufgefundenen Domrisse an Ehrmann in Frankfurt zur Weiterbeförderung an Sie geschickt habe. Könnten Sie dieses Freundes bei Gelegenheit des Steinmetzwesens, als wozu er die meisten Urkunden und Nachrichten gesammelt und mir übergeben hat, noch in Ihrer Schrift erwähnen, weil ich glaube, daß es dem Alten viele Freude machen würde, so geschähe ihm dadurch der größte Gefallen.

Herr v. Reizenstein trägt mir die schönsten Grüße an Sie auf, er hofft die Rückkehr der Manuscripte werde ein neuer Grund seyn, diesen Sommer Ihren angenehmen Besuch zu erwarten. Gott befohlen

Z. B.

Weimar, 8. Februar 1816.

Die gegenwärtige Sendung begleite nur mit einigen freundlichen Grüßen. Heute Abend wird Epimenides aufgeführt, es ist daher ein sehr unruhiger Tag. Das Heftlein nahet seinem Ende und hat ein wunderliches Ansehen. Meine hiesigen Freunde sind damit zufrieden, ich hoffe auch die auswärtigen, die es näher angeht.

Mein bestes Lebewohl

G.

Weimar, 12. Februar 1816.

Schon vor einiger Zeit erhielt ich mit der reitenden Post ein Blättchen, worin gemeldet wird, daß den 17. Januar ein Päckchen an mich abgegangen, bezeichnet W. v. G., Inhalt: Zeichnungen und geschriebene Sachen, welches also wohl die mir angekündigten Domrisse sind. Wie nun aber dieses versiegelte Blatt auf die reitende Post gekommen, indeß das Päckchen gewiß auf die fahrende gegeben worden, konnte ich nicht entziffern, habe auch bis jetzt vergebens darauf gewartet. Da mir nun wahrscheinlich ist, daß das Päckchen in Ermanglung des Briefes und seiner Adresse irgendwo liegen geblieben, so gebe ich hievon Notiz, um darnach gefällige Nachfrage zu thun.

Das Beste wünschend

Goethe.

Heidelberg, 15. Februar 1816.

Ich gelange erst heute dazu, das in meinem Brief vom 9. gegebene Versprechen zu erfüllen, und glaube, den besten Weg einzuschlagen, indem ich Ihnen die Abschrift des von dem Minister von Altenstein erhaltenen Schreibens beilege.

Zur Erklärung desselben wiederhole ich nur, was ich Ihnen schon früher mitgetheilt, daß unsere hier bei Anwesenheit des Ministers gegen den Geheimen Legationsrath Eichhorn geäußerten Wünsche sich lediglich darauf beschränkten: wir möchten gern unsern Entschluß noch aufschieben, und die Organisation der niederrheinischen Länder abwarten. Weder von Geld, noch von Anstellung war von unserer Seite die Rede; blos allein, da man unser beharrliches Weigern auch auf den neu erneuten Antrag, „vorläufig nach Berlin zu kommen, und dort die Dinge abzuwarten," für eine gänzliche Abneigung gegen alle Verhältnisse mit der preußischen Regierung nehmen wollte, äußerte ich, daß ich zum Beweis des Gegentheils mit Vergnügen und Dankbarkeit den nöthigen Vorschuß für das Domwerk annehmen würde. Diesen Vorschuß, kostenfreien Transport der Gemälde, ein Gebäude zur Aufstellung derselben, nebst Wohnung u. s. w. bietet uns nun Eichhorn im Namen des Ministers an, wenn wir auf so lange nach Berlin kämen, bis die Organisation der Kunst- und wissenschaftlichen

Anstalten am Rhein zu dem Punkte gediehen wären, wo wir selbst entscheiden könnten, ob wir dahin versetzt seyn, oder in Berlin bleiben wollten. Endlich spricht er noch davon, daß man in Berlin jetzt vorhabe, die dortigen Kunstsachen in ein Museum zusammen zu stellen. Unserer Prüfung solle überlassen werden, ob wir unsere Gemäldesammlung damit in Verbindung bringen, und eine Stelle, und welcher Art, dabei annehmen möchten?

Hier verräth sich die wahre Absicht der Regierung fast mehr als nöthig war, denn aus dem bloßen Antrag eines provisorischen Aufenthalts in Berlin leuchtet schon deutlich genug hervor, daß wir denselben nicht annehmen können, ohne uns oder wenigstens unsere Sammlung stillschweigend für immer an diesen Ort zu binden. Es liegt freilich in dieser wunderlichen Zeit nicht außer dem Reich der Ausführbarkeit, daß wir Berlin uns als eine Brücke behandelten, aber es gehört eben gar zu viel dazu, um uns die Gewißheit zu verschaffen, daß es keine Fallbrücke würde.

Der Zweck unserer Antwort wird also hauptsächlich dahin gehen, Zeit zu gewinnen, und den Herren einen glatten, stählernen Schild vorzuhalten, hinter welchem wir erst die Wirkung Ihrer Schrift zu benutzen hoffen.

Ihre so eben beim Schluß dieses angekommene Nachricht, daß das Heft seinem Ende naht, freut uns deßhalb doppelt, und wir bitten Sie recht dringend die baldigste Erscheinung zu veranlassen und zu verhindern, daß sie nicht etwa bis zur Messe verschoben werde. Sie nehmen uns dadurch noch ganz besonders in Schutz und Schirm. Auch ist der jetzige Augenblick der äußern Ruhe und zugleich der allgemeinen, gespannten Aufmerksamkeit, gewiß selbst für den Verlag ein günstiger.

Sie werden ohne Zweifel jetzt die Domrisse von Ehrmann erhalten haben. Wenn Sie dieselben genug betrachtet haben, bitte ich sie an den Geheimen Legationsrath Eichhorn in Berlin zu senden, als welchem ich dadurch eine Artigkeit bezeigen möchte. Ohne Sie sehr drängen zu wollen, wünsche ich, daß Sie die Sendung ziemlich bald veranstalten ließen, damit die Blätter wo möglich noch im Monat März zu mir zurück wandern könnten, denn gegen Ende dieses Monats brauche ich sie hier zu einer Arbeit. Das Doktordiplom, womit mich die hiesige philosophische

theilweis hinlänglich belohnt, nach dreißigjähriger Arbeit hingegen entspricht das königliche Geschenk seiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und stirbt, eben da der König seiner mit Gunst abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Essedi, Firdusi's Meister, das Schah Nameh völlig zu Ende schreibt.

Dieses Werk ist ein wichtiges, ernstes, mythisch-historisches National-Fundament, worin das Herkommen, das Daseyn, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht sich auf frühere und spätere Vergangenheit, deßhalb das eigentlich Geschichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

Firdusi scheint überhaupt zu einem solchen Werke sich vortrefflich dadurch zu qualificiren, daß er leidenschaftlich am Alten, ächt Nationellen, festgehalten und auch, in Absicht auf Sprache, frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen gesucht, wie er denn arabische Worte verbannt und das alte Pehlewi zu beachten bemüht war.

Enweri.

Stirbt 1152.

Er studirt zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranstalten berühmten, ja sogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums sitzend, einen, mit Gefolge und Prunk, vorbeireitenden Großen erblickt, zu seiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter sey, entschließt er sich zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein übernacht geschriebenes Gedicht, wodurch er sich die Gunst des Fürsten erwirbt, ist uns übrig geblieben.

Fakultät beehrt hat, finden Sie des Spasses halber bei den Rissen.

S. B.

Weimar, 21. Februar 1816.

Briefe, Nachrichten und nun auch die Domrisse alles ist in gehöriger Folge und glücklich angekommen, alles sind erwünschte Ereignisse, welche Gutes bringen und versprechen. Den Heidelbergern Glück zu den Manuscripten: wer hätte solche Zeiten erwarten sollen, daß die auf dem vatikanischen Gletscher zusammengefrorenen Eisschollen wieder würden rheinabwärts treiben.

Eulen mag ich nicht nach Athen tragen, deßwegen ich zum voraus billige, was Sie zu Ihrem eignen Besten thun. Dagegen kann ich nicht läugnen, daß ich nicht recht einsehe, wie man Sie gleichsam interimistisch mit aller Ihrer Habe nach Berlin einladen kann. Als wenn ein Mädchen, das uns provisorisch eine Liebschaft anträgt, uns zugleich ganz naiv zum Altar führte.

Hier ein Abdruck des schweren, aber wie mich dünkt wohlgerathenen Wagnisses, von Ihrer Veronika Rechenschaft zu geben. Die Platte wird sorgfältig abgedruckt, so auch der Umschlag. Das Heftchen beträgt dreizehn Bogen. Anfang März hoffe ich, soll es erscheinen. Möge die Wirkung Ihren Wünschen und Hoffnungen gemäß werden, mich aber mögen Sie immer durch allerlei tröstliche und freundliche Zureden im Glauben stärken.

Auf die schönen Blätter ist schon einiges geschrieben, was für talismanisch gelten mag, dagegen anderes, was sich zu den Abraxas hinneigt. Musterstücke die ich nächstens sende, werden Zeugniß geben.

Die Domrisse sollen, sobald sie von hiesigen Freunden genugsam beschaut worden, sogleich nach Berlin.

Zu den gelahrten Würden gratuliere schönstens, es ist die erste Stufe zu höherer Glanzvollkommenheit.

Soviel für diesmal mit den besten Wünschen und Grüßen

G.

Heidelberg, 3. März 1816.

Ihr ſo ſchön ausgeſtatteter Brief war uns doppelt und dreifach erfreulich und überraſchend. Wir hatten wegen gefährlicher Krankheit eines uns anvertrauten Schweſterſohns, die unglücklicher Weiſe noch mit einer Unpäßlichkeit meines Bruders zuſammentraf, zwei ſorgen- und qualvolle Wochen zugebracht. Nun am erſten Tag vollkommen wiedergekehrter Ruhe und Sicherheit kam Ihr freundliches Geſchenk, der wirklich über die Maßen gut gelungene Kupferſtich unſerer Veronika. Da Sie uns bloß vom Umſchlag geſchrieben, ſo erwarteten wir nichts weniger als das Blatt.

Die Wahl deſſelben müſſen wir in jeder Hinſicht höchlich loben und rühmen. Ja ſie hat uns ſchon manches zu denken und zu bemerken gegeben, was ſich beſſer ſagen als ſchreiben ließe. Auf jeden Fall wird die liebe deutſche Welt ein wunderliches Geſicht machen, wenn der Dichter in demſelben Augenblick, da er den Verdacht nicht ablehnt ein Muſelmann zu ſeyn, ihr das heilige Tuch der Tücher vorhält. — Ich meine, ich hörte ſchon aus der Ferne etwas von Frevel und Läſterung. Doch das wird die beluſtigende Seite der Sache ſeyn, ſintemal eben nicht alles in allem erbaulich zugehen kann.

Ihre Billigung unſeres einſtweiligen Verhaltens gegen die Berliner Anträge und Ihre übereinſtimmende Anſicht derſelben, hat uns ſehr erfreut, das gar treffende Gleichniß aber hat uns recht zum Lachen gebracht.

Wir wollen nun ſehen, wie ſich die Dinge im nächſten Sommer entwickeln. Daß etwas Bedeutendes für die Rheinlande geſchehen wird, zeigt ſich vor der Hand noch gar nicht. Um jedoch nicht im Dunkeln zu tappen, gehe ich mit Bertram auf ein paar Tage nach Frankfurt, wo ich ohnehin Reinhard und Schlegel zu beſuchen verſprochen, da wird man wohl manches hören, was uns das Schifflein wieder auf eine Zeit lang weiter ſteuern hilft. Möchten Sie mir Ihre Schrift ſchicken, während ich dort bin, d. h. etwa bis zum 17., ſo würde ich daran für unſere Aeußerungen ein ſehr willkommenes Maß und Anhalt finden, ſelbſt wenn ich die Schrift noch Niemand mittheilen dürfte.

An Freunden fehlt es nicht, bei denen mich Ihre Sendung treffen könnte, auch würden Sie ſich wohl der Buchgaſſe und

des Namens Guaita erinnern; denn die fromme Neigung und Gewöhnung dafür haben Sie mir nun einmal abgemerkt. Die mir gütigst gesandte Dissertatio de Artificibus Platinis ist zur Zeit angekommen, so auch Ihre Frage wegen dem durch Schuld der Postbehörde irrig auf die reitende Post gerathenen Blatt. Die Ankunft der Domrisse wird Ihre Zweifel bereits gelöst haben. Das hoffnungsvolle Gerücht von einer Kunsteinrichtung am Rhein ist bereits nach Rom gedrungen, Cornelius schreibt mir von daher und bietet sich, Overbeck den braven Kupferstecher Ruschewey und mehrere andere deutsche Künstler, zu Anstellung, Theilnahme und Mitwirkung an. Auf solche Weise werden alle Verhältnisse rege und es kommt wohl in diesem Jahr noch so weit, daß wir uns zu dem einen oder andern entscheiden müssen. Mögen aber dann die Würfel fallen wie sie wollen, immerhin wünschen wir diesen Entschluß nicht ohne Ihre Zustimmung zu fassen. Nachdem Sie uns so mächtig an den Grundfesten unseres Hauses geholfen haben, müssen Sie uns bei Aufführung des Baues auch Ihren guten Rath, wenigstens Ihren Segen geben!

S. B.

Heidelberg, 4. März 1816.

Zu meinem gestrigen Briefe mache ich heute gleich einen Nachtrag: wir haben uns wegen der Reise nach Frankfurt eines bessern besonnen, und bitten Sie, uns Ihre Schrift hieher zu schicken, aber thun Sie uns die Liebe, ja so bald als möglich. Denn wir müssen nur bekennen, wir haben dem Minister Altenstein selbst noch nicht geantwortet, sondern durch Vermittlung des Geheimen Legationsraths Eichhorn einstweilen die gefährliche Krankheit unseres Vetters und eigene Unpäßlichkeit zur Entschuldigung vorgeschoben. Wir wollten nun erst in Frankfurt die Gesinnungen der dortigen uns bekannten preußischen Staatsmänner vernehmen, und nach Maßgabe derselben unsere Worte stellen. Indessen bei näherer Ueberlegung sehen wir doch, daß uns dieß zu weit führen, daß der Verzug zu lang dauern, daß man durch irgend eine voreilige Aeußerung leicht etwas verwirren könnte, während wir von der andern Seite, durch die Kenntniß Ihrer Schrift aller dieser Bedenklichkeiten überhoben, und vollkommen in den Stand gesetzt

würden, eine hinhaltende und doch nicht bloß ausflüchtende Erklärung zu geben. Auch ſind wir überzeugt, wenn wir Sie recht freundlich bitten, werden Sie zu einem ſo wichtigen Zweck unſern Wunſch gern erfüllen und glauben, daß wir, ſo lang die Verhältniſſe es fordern, die Schrift ſelbſt gegen vertraute Freunde auf das Gewiſſenhafteſte geheim halten werden.

Sie befreien uns, indem Sie uns die größte Freude machen, zugleich von einer peinlichen Verlegenheit und erzeigen uns recht eigentlich väterliche Wohlthat. Möchte ich Ihnen zu allen Zeiten ein wohlgefälliger Sohn ſeyn können!

S. B.

Weimar, 5. März 1816.

Schon vor einiger Zeit iſt ein Paquet an Sie unter Dr. Ehrmanns Adreſſe nach Frankfurt abgegangen, dem ich Gegenwärtiges nachſende. Die gedruckten Blätter bezeugen, daß das Heftlein zum Buchbinder iſt, nachdem es länger als billig unterwegs aufgehalten worden. Dem ohngeachtet iſt mir der Abſchluß ein Wunder, bedenkend, was alles dazwiſchen trat. Nur noch ein wenig Geduld und es ſoll perſönlich aufwarten.

Die Blätter der köſtlichen Mappe enthalten ſchon mancherlei Taliſmane, aber auch Abraxas, wie Beilage bezeugt. So viel für dießmal, mit dem Heftlein ſchreib ich mehr.

Die Domriſſe ſind nach Berlin abgegangen. Was ich über die Negociation denke, wodurch man Sie nach Norden ziehen will, wiſſen Sie ſelbſt. Wer unter dem fünfzigſten Grade leben kann, verläßt ſeine Stelle nur leichtſinnig oder aus Noth. Ich wünſche, daß Sie mir einen der Umriſſe der Veronika aufziehen und nach dem Gemälde coloriren, auch da wo es nöthig wäre, verbeſſern laſſen. Ich würde, wenn das Publikum verſorgt iſt, die Platte ſorgfältig revidiren und dergeſtalt wieder herſtellen laſſen, daß Abdrücke davon immer ein angenehmes Geſchenk wären. Wie leicht könnte man einen Theil coloriren laſſen und ſo wäre es noch artiger.

Auch müſſen wir nun, nach Austheilung des erſten Hefts, hören und horchen, denken und bedenken, damit das zweite erſt recht wirkſam werde. Leben Sie recht wohl, grüßen Sie alles und ſchreiben mir bald.

G.

Mit einer Anſicht der Stadt Frankfurt, von der Gerbermühle aus geſehen, worauf die Worte ſtehen:

Erſt Empfindung, dann Gedanken,
Erſt ins Weite, dann zu Schranken,
Aus dem Wilden, hold und mild,
Zeige ſich das wahre Bild.

Auguſt 1815.

Goethe.

Eigenhändig.

Mit der Abbildung eines Kryſtalls.

Granit gebildet anerkannt,
Es war ein wirklich freundlich Senden;
Empfanget nun, aus gleicher Hand,
Ein Bild, das auch die Welten ſpenden.
Das regte ſich in Gottes Frühe,
Doch ſpät erſt kommt es zum Betracht,
Und gibt Betrachtern Qual und Mühe,
Ich hab es mühſam oft bedacht.

Und ich bemerk' es alle Tage! —
Wie unterſtünde ſich die Luſt,
Uns zu verſüſſen Qual der Plage,
Wär ſich nicht Luſt der Qual bewuſt!

W. März 1816.

G.

Heidelberg, 28. März 1816.

Tagtäglich die Ankunft Ihrer Schrift erwartend, bin ich gewiſſermaßen unwillkürlich in ein Stillſchweigen gerathen, welches mir je länger je mehr drückend wird. Ohne weiter zu bedenken, wie nahe Ihre Sendung ſeyn kann, eile ich dieſem Zuſtand ein Ende zu machen.

Ihr ſehr lieber Brief vom 5., gegen welchen Sie die beiden meinigen vom 3. und 4. erhalten haben, iſt, ſo wie kurz vorher das Packet, durch Dr. Ehrmann in beſter Ordnung angekommen. Empfangen Sie für das viele darin enthaltene Angenehme und

Erfreuliche unſern ſchönſten Dank. — Das zum Kryſtall gehörige Bild hat die im Vers ausgeſprochene Wirkung nicht verfehlt und einen quälenden Reiz auf mich ausgeübt, obwohl mir noch das meiſte unbekannt iſt, wodurch ich glaube, man erſt vollkommen empfänglich wird für allen Zauber dieſes Räthſels.

Ich freue mich recht ſehr darauf, im Sommer unſere Blätter, von Ihnen ſo zu wahren Ehren gebracht, wiederzuſehen und mich dann in Ihrem belehrenden Umgang über ſo manche meinen Kreis berührende Naturerſcheinung zu unterhalten. Mit der ſtückweiſen Sendung, erſt der Veronika, dann des Umſchlags und zuletzt der Titel und Endblätter Ihres Heftes, haben Sie uns freundlich genug geneckt. Wenn wir nur jetzt nicht über das lange Ausbleiben der Schrift ſelbſt zu klagen hätten. Wir ſind dadurch ſchon veranlaßt worden, in dieſer der Geſundheit ſo gefährlichen Jahreszeit ernſthafter Beſorgniß Raum zu geben. Doch wir wollen denken, daß die Urſache nur ein gewöhnliches Hinderniß iſt, und daß Sie die vollſtändige Anzeige im Morgenblatt für unſern augenblicklichen Zweck hinreichend gehalten.

Wirklich haben wir daraus auch Alles erſehen, was uns zur Abfaſſung unſerer Antwort nach Berlin nöthig war. Es kam hauptſächlich darauf an, ob Sie rückſichtlich unſerer in Beziehung auf dieſen oder jenen Ort, oder auf Regierungen im Allgemeinen Wünſche geäußert hätten. Da dieß, wie aus dem Gang des Ganzen abzunehmen, nicht geſchehen, ſondern Sie eine Pauſe gemacht und die Hälfte deſſen, was Sie über unſere Sammlung ſagen wollen, auf das zweite Heft verſpart haben, ſo bleibt uns vollkommen freies Feld. — Das Gewicht, welches Sie auf die niederrheiniſchen Länder gelegt, trifft ganz mit dem zuſammen, was unſere einzige Verneigung in dieſer Sache zur preußiſchen Regierung begründet. Und Ihr Wunſch auch die alten oberdeutſchen Künſtler zu würdigen, fügt ſich wieder ſehr gut mit unſerem ſchon im November dem Grafen Solms mitgetheilten Vorhaben, noch hier zu bleiben, um durch Reiſen und ſchon eingeleitete Tauſchgeſchäfte im ſüdlichen Deutſchland unſere Sammlung auch noch von dieſer Seite zu vervollſtändigen.

Die augenblicklichen Bemühungen alſo, zur Bereicherung der Sammlung, bevorſtehende Reiſen und andere Geſchäfte und Arbeiten, ſchützen uns gegen die einſtweilige Verpflanzung nach

Berlin — die für unsere Zwecke durchaus vorzüglichere Lage des niederrheinischen Landes, und dagegen das unserer Gesundheit ungünstigere Klima von Berlin stehen einem dauernden Aufenthalt in dieser Stadt im Wege. Wir wollen nun sehen, was die Herren auf diese Gründe erwiedern, welche wir zugleich mit einem ausführlichen Bericht über Geschichte, Ziel und Ende unseres bisherigen Bestrebens, sowie über die uns von anderer Seite eröffnete Aussicht und Anträge dargelegt haben. In jedem Fall bleibt uns der hiesige Aufenthalt noch auf ein Jahr gesichert, und Alles fügt sich, wie sie sehen, zur Förderung des zweiten Heftes günstig mitzuwirken.

Mein Entschluß, die seit mehreren Jahren vorgehabte Kunstreise nach Schwaben, Franken, Bayern u. s. w. auszuführen, steht fest. Ich warte nur noch auf Nachricht von Ihrem für den Sommer gefaßten Vorhaben, um mich darnach zu richten.

Die Abstrafung des kölnischen Taschenbuchs hat uns einigermaßen überrascht, nach Ihren früheren Aeußerungen vermutheten wir nicht, daß Sie darauf Rücksicht nehmen würden. Sie haben aber recht wohl und heilsam daran gethan, denn die Welt ist gar zu dumm und verwirrt zu leicht das Falsche mit dem Rechten, wenn man ihr nicht ein auf Treu und Glauben geltendes Urtheil in die Hand gibt. Wir haben es gerade bei dieser Gelegenheit noch an vornehmen und sonst bedeutenden Personen erfahren.

Ich schließe mit den freundlichsten Grüßen von uns allen, und mit dem heißesten Verlangen baldiger Nachrichten Ihres Wohlergehens. In treuer Verehrung und Liebe unveränderlich ergeben

S. B.

Nachschrift: Es war ein allerliebster Einfall von Ihnen, die hübsche Ansicht von Frankfurt zu vervielfältigen, ich werde dabei immer des bedeutenden Tages gedenken, welcher die Veranlassung zu diesem Bilde gegeben und der vielen heitern und glücklichen Stunden, welche ich während des ganzen Aufenthalts mit Ihnen und unsern gemeinschaftlichen Freunden verlebte.

Weimar, 26. März 1816.

Herrn Dr. Neux, den Ueberbringer, empfehle beim Eintritt zu freundlicher Aufnahme. Er wird ſich bald als gebildeter Mann und ſchätzbarer Künſtler bewähren. Freundlichſt begrüßend, ſich ſelbſt empfehlend.

Goethe.

Nürnberg, 3. Mai 1816.

Sie müſſen gleich erfahren, daß ich wegen dringender Kunſtangelegenheiten einen kurzen Ausflug hieher nach dieſer alten Stadt gemacht habe. Meine Abſicht iſt vorläufig, einige Tage hier und in der Umgegend zu verweilen, und dann über Stuttgart wieder nach Heidelberg zurückzukehren. Sollten Sie aber, wie Seebeck vermuthet, vielleicht nicht abgeneigt ſeyn, gerade in dieſer Zeit hieher zu kommen und ſich dann von hier aus, entweder nach Böhmen oder nach dem Rhein wenden, ſo würde dieß mich vor allem Andern beſtimmen, und es wäre mir die größte Freude, Sie hier erwarten zu dürfen.

Ihr plötzliches Stillſchweigen inmitten des belebteſten Briefwechſels und Verkehrs hat uns anfangs wahre Herzensſorge gemacht; ſeitdem wir jedoch von verſchiedenen Seiten hören, daß Sie geſund und heiter ſind, beunruhigen wir uns nicht weiter; denn nun haben wir die vollkommene Ueberzeugung, daß Ihrem Schweigen entweder nur unwillkürliche äußere Hinderniſſe oder wohlwollende Abſichten zu Grunde liegen können.

Indeſſen je länger es ſchon gedauert hat, deſto mehr ſteigt, beſonders in dieſer für uns ſo wichtigen Zeit, das Bedürfniß, mich einmal wieder mündlich mit Ihnen zu unterhalten. — Wir haben auf unſere ſo ſehr als möglich verzögerte Erklärung noch keine Antwort, und können ſie eigentlich auch noch nicht haben.

Ohne uns auf die Beſtimmung des Orts und anderer näheren Verhältniſſe einzulaſſen, ſind wir allein bedacht geweſen, das Ziel unſeres geſammten Strebens ausführlich zu entwickeln und die Grundlage zu den erſten und allgemeinſten Bedingungen zu bezeichnen, unter welchen wir mit unſern Beſitzthümern jenem großen Staat angehören möchten.

Außer diesem ist von uns in dieser Sache nichts geschehen. Ja wir haben absichtlich vermieden, uns darüber mit andern Behörden und Geschäftsmännern einzulassen. Es herrscht eine zu große Verschiedenheit der Ansichten, und wieder, je nach den Personen, ein zu großes Mißverhältniß des Wollens und Könnens, als daß man bei solchen Mittheilungen und Berathungen, nicht in ein wahres Irrsal gerathen sollte. Zu geschweigen daß man dadurch Zeit und Laune zersplittert und verdirbt.

Graf Solms ließ uns letzthin, als er von Berlin kam, von Frankfurt her sagen, er hoffe uns nach Köln zu ziehen und werde selbst das Nähere schreiben. — Eben so erzählte noch vor acht Tagen uns der Gouverneur Sack, daß er seinen Abgang von der niederrheinischen Regierung durch Vorschläge zu Kunstanstalten in Köln bezeichnet, auch Sie deßhalb mit Briefen bombardirt habe. Doch wünsche er, daß wir nach Berlin kämen und dergleichen treffliche Dinge mehr.

Wenn Sie nun auf diese Weise durch Ihre Theilnahme an der altdeutschen Kunst ganz ohne unsere Veranlassung mit in die Leidensgeschichte hineingezogen werden, so wollen wir wenigstens uns bemühen, alles was von uns abhängt oder auch nur unmittelbar Bezug hat, Ihnen so leicht und gefällig als möglich zu machen. Auch in der Hinsicht wäre es wünschenswerth, Sie bald wieder zu sehen. Von der Wirkung Ihres Heftes versprechen wir uns viel Gutes und Erfreuliches. Man hat allerwärts Hunger und Verlangen darnach, wir sind schon gar zu oft darum bestürmt worden. Jeder, der das Morgenblatt geleen, meint, es müsse erschienen seyn, in Darmstadt namentlich hat der Buchhandler sich vor der Ungeduld und den Vorwürfen seiner Mitbürger kaum zu retten gewußt, bis er von uns erfahren, daß wir selbst noch kein Exemplar von Ihnen erhalten haben. — Das coloritte Kupfer der Veronika, welches am 26. vorigen Monats an Sie abgegangen, wird jetzt ohne Zweifel in Ihren Händen und hoffentlich einigermaßen zu Ihrer Zufriedenheit seyn. Verzeihen Sie, daß es damit so lange geworden. Weil Köster in dergleichen nicht geübt ist und sich durchaus nicht zu einem Versuch entschließen wollte, mußten wir erst die Uebekunft des jungen Malers Keller von Frankfurt abwarten. Das Bildchen läßt freilich noch manches zu wünschen, indessen gibt es

doch einen ziemlich guten Begriff von der Farbenwirkung des Originals.

Am 6.

Ich wurde leider verhindert, diesen Brief zur gehörigen Zeit abzuschicken, indem heute erst wieder die Post geht, fürchte ich fast, Sie erhalten ihn zu spät. Auf jeden Fall bitte ich Sie aber, wenn Sie noch in Weimar sind, mir noch einige Zeilen Antwort hieher an Seebeck zu schicken. Ich bleibe zwar nur etwa noch zwei Tage hier, immer denke ich, noch länger als eine Woche in der Gegend bis Würzburg und Bamberg herum zu kreisen, und dann mich gegen Anspach, Wallerstein und Nördlingen hin zu wenden, so daß Seebeck mir Ihren Brief leicht nachsenden, oder ich denselben auch wohl bei der Durchreise hier finden kann. Sollten Sie hingegen beim Empfang dieses gegenwärtigen schon im Bade sein, so bitte ich mir nach Heidelberg zu schreiben. Wir hoffen vor allen Dingen, daß Sie dieses Jahr wieder dem Rhein den Vorzug gäben, und uns besuchen. Sehr angenehm und erwünscht wäre uns, wenn Sie auch Hofrath Mayer dazu bestimmen und in unserm Namen einladen wollten. Sie würden von unseren bisher in Köln zurückgebliebenen Dingen, die wir zur Restauration unter unserer Aufsicht kommen lassen, manches Neue und Bedeutende, vielleicht auch von den Früchten dieser Reise finden. Einstweilen habe ich noch nichts erworben, es ist unglaublich, wie alles aufgeräumt und wie schändlich die Menschen durch untergeschobene Copien um ihre Schätze betrogen worden sind. Vielleicht entdeckt sich noch was, wenigstens werde ich von dem ganzen Laufe der Reise schwerlich leer ausgehen. Für die Kunstgeschichte habe ich manche bedeutende Bemerkungen und Erfahrungen gemacht. Meine früheren Ansichten der ältern süddeutschen Kunst bestätigen sich immer mehr, während sie sich auf der andern Seite auf das Erfreulichste erweitern. Hierüber schreibe ich Ihnen nächstens und hoffentlich zu Dank. Seebeck läßt sich Ihnen freundlichst empfehlen, das Bild des Peter Fischer und der geschliffene Doppelspath sind zum Absenden bereit. Ich kann den patriarchalischen Hausegen unseres Freundes und Zaubermeisters Seebeck nicht ohne Freude und Verwunderung ansehen. Möge der Himmel ihn in Schutz nehmen, daß es ihm mit so

Aus diesem und aus mehreren Poesien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geist hervor, begabt mit unendlicher Umsicht und scharfem glücklichem Durchschauen, er beherrscht einen unübersehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler sogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Enkomiast und findet daß kein besser Handwerk sey, als mitlebende Menschen durch Lob zu ergötzen. Fürsten, Vesire, edle und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis und weiß auf einen jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältnisse in denen er gelebt und sein Talent genutzt, nach so viel hundert Jahren, zum Verbrechen macht. Was sollt' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, thätige, schöne und geschickte Menschen gäbe, an deren Vorzügen er sich auferbauen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Epheu an der Mauer, rankt er sich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier schelten, der die Edelgesteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen daß er das, freilich sehr nützliche Geschäft eines Straßenpflasterers übernähme?

So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung: als werde an einem gewissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein und der Schach selbst konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines freundlichen Statthalters. Die Ehre der Astrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man

vielen hübschen Rindern glücklich und wohl ergehe auf dieser grünen Erde. Erhalten Sie mir Ihre väterliche Freundschaft und schenken Sie mir bald einige Worte

L. B.

Weimar, 10. Mai 1816.

Ihr lieber Brief von Nürnberg erregt und erfreut mich; bisher war ich still, weil unsere innere Staatsbewegung keine Wirkung nach außen zuließ. Auch habe ich Ihnen eigentlich nichts zu sagen, als bis Sie das Heft gelesen haben, welches sich durch technische Quängeleien verspätete. Ferner durfte ich schweigen, weil ich mich überzeugt hielt, daß Sie über Ihre Zustände nichts entschließen würden; pars infidelium kann auch pars incertorum genannt werden, denn so etwas unsicheres und sich selbst widersprechendes habe ich nicht leicht gesehen. Daß ich mich Ihnen zu Liebe mit Gegenständen beschäftige, die mir einigermaßen abseits liegen, ist mir zu manchem Guten gediehen und wenn ich auch durch diesen Anlaß einigen Zuspruch von außen hatte, so war er mir nicht lästig, sondern lehrreich: Ich lernte bedeutende Männer kennen und ihre Denk- und Handelsweise.

Nun ist es aber sehr hübsch und ein freundlicher Zufall, daß ich einige Augenblicke nach Empfang Ihres Briefs auch die minürte Veronika erhielt. Das Bild ist wirklich allerliebst gemacht und wird mir dienen, die Kunstfreunde zu überzeugen, daß ich nicht zu viel vom Original gesagt.

Auch jetzt enthalte ich mich manchen Wortes und es ist mir gewissermaßen lieb, daß Sie mein Heft nicht vor Ihrer Reise gesehen. Zustimmung und Gegensatz bleibt um desto reiner. Mich verlangt sehr nach dem, was Sie mir über oberdeutsche Kunst versprechen; es wäre wirklich hübsch, wenn wir über unsere Ahnherren in's Reine kommen könnten. Daß Sie unsern Freund Seebeck in seinem Familienkreise gesehen, ist mir sehr lieb, man muß ihn als Stamm- und Hausvater erkennen, wenn man seinen ganzen Werth einsehen will.

Mit meiner dießjährigen Reise sieht es noch wunderlich aus, wenigstens kann ich vor Johanni von hier nicht weg, auch möcht' ich wohl einmal einen Sommer zu Hause bleiben, ich komme

ſonſt in meinem Leben weder mit meinen Kunſtbeſitzungen noch mit meinen wiſſenſchaftlichen und andern Arbeiten zu Stande und Ordnung. Auf alle Fälle hören Sie von mir. Laſſen Sie mich aber wiſſen, wie es Ihnen auf der Reiſe ergeht.

Ich bin neugierig, auf welcher Poſtſtation Ihnen mein Heft begegnet, auch hier müßte von rechtswegen der Zufall ſich einen kleinen Scherz machen. Wenn Sie nach Hauſe kommen, finden Sie einige Exemplare.

Nun leben Sie recht wohl, ſehen Sie und erwerben Sie viel Schönes und geben Kenntniß davon.

Goethe.

Weimar, 8. Juni 1816.

Wenn dieſe Hefte ſo ſpät an Sie abgehen, ſo ſind mancherlei Unbilden daran ſchuld; ich wollte verſchiedenes dabei bemerken, wozu ich aber jetzt nicht gelangen kann. Nehmen Sie dieſe Bogen freundlich auf, als hauptſächlich um Ihretwillen geſchrieben. Leider aber wird bei dieſer verworrenen und gleichgültigen Weltverfaſſung das Gemeine: was nicht hilft, wenn's nur nicht ſchadet! ſchon einige Beruhigung geben können.

Sobald ich einigermaßen freien Geiſt habe, ſo will ich an die übrigen Künſtler gehen, die Ihr Kabinet verherrlichen. Auf Eyck muß ich immer mit Ehrfurcht zurück ſchauen, dadurch wird erſt die Darſtellung deſſelben vollſtändig und lebendig. Schreiben Sie mir Ihre Gedanken, Ihre Wünſche und Ausſichten, damit ich auch in der Ferne wohl unterrichtet bleibe.

Leider werde ich Sie dieſes Jahr ſchwerlich beſuchen. Wohin ich mich wende, iſt noch ungewiß, dagegen werden Sie manchen von Freunden und Mitbürgern ſehen, die ich wohl aufzunehmen bitte.

Grüßen Sie mir die lieben Ihrigen, und alle werthen Freunde, und vorzüglich geben Sie mir bald Nachricht von Ihrem Reiſeverlauf.

G.

Eigenhändige Nachſchrift:

Füge ich hinzu: daß meine liebe, kleine Frau uns in dieſen

Tagen verlaſſen und ſo nehmen liebe Freunde gewiß Theil an meinem Zuſtande.

Den 8. Juni 1816.

G.

Weimar, 13. Juni 1816.

Die Ueberbringer des Gegenwärtigen, Herr Staatsminiſter v. Fritſch und Gemahlin, begleitet mein Wunſch, daß Ihre Sammlung, meine Wertheſte, dießmal den Freunden ohne Unbequemlichkeit offen ſtehe. Laſſen Sie, in ſoweit es möglich iſt, Ihre Schätze dieſen wohl- und zartgeſinnten Freunden mit Muſe ſehen, damit ich das Glück habe, unter den Bewohnern Weimars werthe Perſonen zu wiſſen, mit denen ich mich über Gegenſtände unterhalten kann, die mir ſo ſehr am Herzen liegen.

Leben Sie ſchönſtens wohl und gedenken mein

Goethe.

Weimar, 24. Juni 1816.

Da ich in einigen Tagen nach Jena gehe, ſo will ich vorher noch ein Wörtchen rheinabwärts ſchicken. Möge das Heft zu guter Stunde bei Ihnen angelangt ſeyn und unſerm guten Gallerieinſpektor Gelegenheit geben, das beſſer unterrichtete Publikum zu examiniren. Melden Sie mir einige von den Späßen, die allenfalls vorkommen. Viele der Weimarer Freunde ziehen nach dem Rhein, nehmen Sie ſolche freundlich auf, mit und ohne Avisbrief. Wenn der gute Leumund auch Niemanden viel nutzt, ſo ſchadet er auch nicht leicht, wenn das überſtanden iſt, wodurch man ihn erworben hat.

Leugnen will ich Ihnen nicht, und warum ſollte man groß thun, daß mein Zuſtand an die Verzweiflung gränzt, deßhalb ich auch, indem ich mich zu zerſtreuen ſuchte, auf das allerfalſcheſte Mittel gerathen bin, indem ich nämlich mich unfähig fand, irgend eine Produktion des Augenblicks von mir zu erwarten. So habe ich die alten derelinquirten Papiere hervorgeſucht, wo zwar manches Erfreuliche und Brauchbare ſich findet, aber auch ein

Wuſt von erſt durchgeſchmolzenem Geſtein, wo man ein ſchreckliches Feuer und Schmiedearbeit anwenden müßte, um das Bischen Metalliſche herauszugewinnen, und doch kann man es nicht über ſich gewinnen, dergleichen Blätter zu vertilgen, weil es immer Denkſteine vergangener Zuſtände bleiben.

Die Heidelberger Jahrbücher haben mich in letzter Zeit ſehr intereſſirt. Könnte man nicht die erſten ſieben Jahrgänge um ein Billiges haben, daß man ſie nicht bloß geborgt leſen müßte. Der achte liegt gebunden vor mir, der neunte kommt zu ſeiner Zeit heftweiſe regelmäßig ſchon bei mir an.

Die ſämmtliche Judenſchaft erzittert, da ihr grimmiger Gegner nach Thüringen kommt. In Jena darf nach alten Geſetzen kein Jude übernachten. Dieſe löbliche Anordnung dürfte gewiß künftighin beſſer als bisher aufrecht erhalten werden.

In Heidelberg iſt es gewiß kein Geheimniß, welcher Recenſent ſich in den Heidelberger Jahrbüchern J. M. O. unterſchreibt, den ich ſo eben aus dem neunten Heft kennen lerne. Ich vermuthe es iſt Daub oder Creuzer, vielleicht beide.

Was ernſte Liebhaberei, ja auch die leichteren und grillicheren (vulgo Steckenpferde genannt) dem armen, ſchwerern, leichterſauflichen Menſchen für willkommene Schwimmwämſer ſind, hab' ich in dieſen Tagen recht erfahren. Von Ehrmann erhielt ich die anmuthigſten Späſſe, von Becker in Offenbach ſehr bedeutende Münzen, aus der beſten neueren Zeit. Alexander v. Humboldt ſendete mir ein geringblättriges aber höchſt bedeutendes Werk: Sur les Lois que l'on observe dans la distribution des formes végétales, welches mich trotz aller Verwirrung auf die ſo lang betretenen und gewohnten Naturpfade wieder hinſtieß, und ſo iſt der dunkle Grund des gegenwärtigen Augenblicks durch heitere, erfreuliche und bunte Bilder geſchmückt. Laſſet mich nun auch von Euch etwas Erquickliches hören. Der erſte behagliche Moment ſoll Meiſter Hemmling gewidmet ſeyn.

Ein Bild des heiligen Rochus, welches gar nicht übel, aber doch allenfalls noch von der Art iſt, daß es Wunder thun kann, gelangt hoffentlich nach Bingen, um an dem großen Tage die Gläubigen zu erbauen. Es iſt wunderlich entſtanden. Die Skizze iſt von mir, der Carton von Hofrath v. Mayer und eine zarte liebe Künſtlerin hat es ausgeführt. Sie werden es ſchwerlich

dem Rochusberge in Ihre Sammlung entwenden. Es ſey aber an ſeinem Platze wirkſam und ſo iſt es recht und gut.

Zelter kommt in acht Tagen und will mich mit nach Wiesbaden reißen; wenn ihm der Zauber gelingt, die Alraunwurzel aus dem Boden zu ziehen, ſo ſeht Ihr mich doch noch: auf alle Fälle aber wird er nach meinem Wunſch und zu ſeinem Vortheil Heidelberg beſuchen und den dortigen Muſikfreunden die ächte Freude bringen.

Und ſo will ich denn ſchließen, mit den beſten obzwar etwas confuſen Wünſchen, möge Euch in dieſer confuſen Welt etwas Sicheres und Geordnetes gelingen.

G.

Stuttgart, 2. Juli 1816.

Ich muß mich entſchließen, Ihnen mit wenigen Worten zu ſchreiben, wenn Sie endlich einmal wieder etwas von mir wandernden Geſellen hören ſollen. Daß ich Ihrer recht viel und oft, ja faſt täglich gedacht habe, brauche ich nicht zu verſichern. Ihre Schrift gab mir dazu noch ganz beſondere und die angenehmſte Veranlaſſung. Nur hätte ich zuletzt nicht auch andere traurige Veranlaſſung erhalten ſollen. Sie kennen meine Geſinnungen, meine Liebe und Anhänglichkeit genug, um überzeugt zu ſeyn, daß ich den Verluſt, den Sie erlitten, mit der innigſten Theilnahme bedauere. Es würde derſelben gleichſam Abbruch thun, wenn ich weiter davon zu reden verſuchte.

Meine Reiſe hat ſich, wie Sie ſehen, über Erwartung in die Länge gezogen, ich habe aber dadurch in jeder Hinſicht, ſowohl für Kunſt und Alterthum, als überhaupt recht viel gelernt und gewonnen. Das nähere hierüber und über Ihr Heft ſpare ich auf die folgenden Briefe, oder noch lieber auf baldige mündliche Unterhaltung.

Das Heft begegnete mir zuerſt in Bamberg und ſiehe da, es brachte mir Glück; ein braves, ja in ſeiner Art ſchönes Bild von Meiſter Wohlgemuth wurde mir gleich darauf am ſelbigen Tag zu Theil. Es war die erſte Anſchaffung auf dieſer Reiſe, und als ich dann nach Nürnberg zurück kam, folgten noch andere bedeutendere, die ſich früher nicht hatten machen wollen. Das

Hauptſtück iſt eine große ſchöne Compoſition von Dürer, das einzige ächte hiſtoriſche Werk, welches ſich noch von dieſem Meiſter in Nürnberg befand. Es wird für unſere Sammlung eine neue Zierde und recht erwünſchte Ergänzung ſeyn.

Was ich von der Aufnahme Ihrer Schrift höre, iſt ſo günſtig, als wir es erwartet hatten. Den beſten Beweis gibt das allgemeine Verlangen nach mehr und mehr; ein jeder beklagt ſich, daß Sie zu kurz geweſen. Ich meines Theils freue mich, in alten Ausdrücken zu reden, über die große Kunſt und ſpähe Liſt, womit Sie das Mannichfaltigſte in die Enge gebracht und den verſchiedenſten Dingen und Verhältniſſen günſtige Worte und Wendungen gegeben. Der unſerer Sammlung gewidmete Abſchnitt hebt ſich wunderbarlich ernſthaft heraus. Es wäre mir nicht möglich, den dabei eingeſchlagenen Gang gebührend zu loben und ich müßte weitläufig werden, wenn ich ſagen wollte, in wie vielen Stücken mich auch der Inhalt, ich darf nicht läugnen, oft ſelbſt durch den Widerſtreit gefördert und belehrt hat. Schade nur, daß die Umſtände Ihnen nicht erlaubten, gleich das Ganze auszuführen. Zum zweiten Heft kann ich Ihnen jetzt über Franken und Schwaben ſehr reiche Beiträge liefern. Ich möchte wohl verſuchen ſie vollkommen auszuarbeiten, doch hat die Sache gar viele Haken. Denn von dem verwünſchten Zeug, was einem in dieſen Ländern, beſonders in der guten Stadt Nürnberg zwiſchen ſo manchem Achtungswerthen vorkömmt, macht man ſich nicht leicht einen Begriff.

Das Erfreulichſte auf der ganzen Reiſe war mir die Schönborn'ſche Gallerie in Pommersfelden und in dieſer Sammlung, die einer königlichen gleich ſteht, eines der Hauptwerke des Leonardo. Es iſt eine Mutter mit dem Kind, lebensgroß, Kniestück. Von allen Bildern dieſes großen Meiſters, welche ich geſehen, wüßte ich kaum ein einziges ihm an die Seite zu ſetzen. Es gehört eben zu den wenigen Werken, die ſowohl in dem Gedanken als in der Ausführung, aus dem höchſten Quell der Kunſt gefloſſen ſind. Hätte ich Sie nur gleich herbei wünſchen und mit Ihnen die Freude theilen können. Vor ſolch' einem Werk würde mir leichter werden, als auf der Mühle zu Frankfurt, Ihnen zu erklären: auf welche Weiſe ich die Unabhängigkeit für das Höchſte halte. Hoffentlich wird mir vergönnt ſeyn, noch einmal

mit Ihnen zu diesem Kunstheiligthum zu wallfahrten. Lassen Sie sich es in jedem Fall als das größte empfohlen seyn, welches wir in Deutschland neben dem Raphael und den Correggios in Dresden besitzen. Zu den anderen glücklichen Begegnissen dieser Reise gehört die Bekanntschaft mit einem alten Steinmetzenmeister in Nürnberg, von dem ich die wichtigsten Aufschlüsse über das Handwerkswesen erhalten habe. Doch noch ganz besonders muß ich den Umgang mit Freund Seebeck rühmen. Ich fand in dem Kreis schöner Augen, den er gleichsam wie einen Sternkreis um sich herum geschaffen hat, die frischeste Erholung von dem antiquarischen Kram und Quark, durch den ich mich in Nürnberg durchzuwinden hatte. Auch trug mir Seebeck wiederholt die ganze Reihe seiner Entdeckungen mit großer Liebe und Geduld und so folgerecht und klar vor, daß ich mir bei aller Unkunde in dem Fach einen wahren Schatz davon aneignen konnte. Es freut mich doppelt, Ihnen das zu sagen, weil Sie es sind, dem ich diese sehr werthe Bekanntschaft verdanke. Ich kann nicht schließen, ohne nochmals den Wunsch baldigen Wiedersehens auszudrücken und Sie nach Baden einzuladen. Sie waren schon im verflossenen Jahr geneigt, diesen schönen Ort zu besuchen und ich dächte, es dürfte Ihnen dießmal gerade gelegen seyn, zwischen Wiesbaden und Karlsbad gleichsam wie zwischen Scylla und Charibdis mitten durch nach diesem ruhigern Hafen zu steuern. Den Weg über Würzburg nach Heidelberg kennen Sie, und Ihnen den Aufenthalt bei uns auf neue Weise angenehm zu machen, würde uns schon einigermaßen gelingen. Ihre Nachrichten treffen mich jetzt unmittelbar in Heidelberg, ich gehe von hier ohne weiteres dahin. Cotta empfiehlt sich Ihnen und wünscht sehr, Sie in Baden zu sehen.

S. B.

Weimar, 10. Juli 1816.

Ihren lieben Brief von Stuttgart erhielt in dem Augenblick, als ein Schreiben von Herrn Dr. Cotta einlief mit einer dringenden Einladung nach Baden zu kommen. Der gleichstimmige Ruf entschied mich, und ich werde kommen, obgleich Zelter, der mich eben verließ, mich eben so dringend nach Wiesbaden, wohin er

ging, eingeladen hatte. Das pro und contra, was mich so lange schwanken ließ, will ich nicht wiederholen, wohl aber bemerken, daß Sie mir auf dem Hinweg erlauben werden, im Hecht abzutreten und nach einem kurzen Aufenthalt meine Reise fortzusetzen. Der August darf zum Baden nicht versäumt werden und alsdann bereden wir, wie es auf dem Rückwege zu halten ist. Ich muß mich überhaupt dießmal kürzer fassen.

Daß Sie mein Heft im Ganzen billigen, freut mich sehr, es war schwierig genug zu schreiben. In diesen Tagen las ich es wieder durch und finde, daß ein guter Grund gelegt ist, um nunmehr weiter zu kommen. Man kann auf der einen Seite strenger und auf der andern läßlicher werden. Im nächsten Stücke wollen wir suchen, Ihre Sammlung abzuschließen und gar manches hat sich sonst schon gefunden.

Von oberdeutscher Kunst wünsch' ich von Ihnen zu hören. Sehr richtig ist das Gefühl, daß es schwierig, ja beinahe unmöglich ist, vom Augenblick öffentlich zu sprechen, man muß immer hie und da sich Böttigers Phrasen bedienen. Das Absurde, was man vertilgen möchte, ist gerade dem Menschen das Wertheste. Auch zu der Anschauung des Leonardo da Vinci möge Glück gesprochen seyn, das Vortreffliche ist denn doch das erste und einzige Labsal, es löst alle Räthsel des Gefühls, des Urtheils und der Meinung.

Wohlgemuth und Albrecht Dürer werden, in Ihrer Gesellschaft betrachtet, erfreulich und unterrichtend seyn.

Hierbei eine Rolle von dem guten Rabe. Die Kirche ist gut gerathen, doch wünscht ich adhuc Actum die Häuser niedergerissen, welche den untern Theil verstecken.

Haben Sie lange nichts von Berlin gehört? Ich habe Spuren, daß man die Negociationen mit Ihnen ernstlicher anknüpfen wird.

Die Hauptbedingung wird seyn, daß Sie sich entschließen, dem neuen Babylon anzugehören. Gegen Ende des Monats lang ich an und schreibe noch kurz zuvor.

Möge Ihnen alles wohl gelingen! Treulich verbunden.

G.

Weimar, 12. Juli 1816.

So eben verläßt mich Herr Geheimrath Schinkel und eilt vielleicht diesem Brief zuvor. Er bringt Bedingungen, welchen kein Mädchen widerstände, wahrscheinlich auch die Jünglinge nicht. Einen Entscheidungsgrund, den ich dem Papiere nicht anvertrauen kann, bring ich mit. Noch immer hoff ich zu Ende Juli bei Ihnen zu seyn. Rückwärts lös ich mich los und vorwärts macht mein Sohn Anstalten. Näheres möchte sich nicht bestimmen lassen. Ich freue mich auf die glückliche Constellation, in die ich dießmal bei Ihnen eintrete. Bis dahin das schönste Lebewohl!

Goethe.

Weimar, 22. Juli 1816.

Am 20. Juli früh sieben Uhr fuhr ich mit Hofrath Meyer von Weimar ab, um neun Uhr warf der Fuhrknecht höchst ungeschickt den Wagen um, die Achse brach, mein Begleiter wurde an der Stirn verletzt, ich blieb unversehrt. Hiebei blieb nichts übrig, als nach Weimar zurückzukehren, wo wir denn auch gegen ein Uhr wieder anlangten. Die Störung des Vorhabens und die Verwundung des Freundes machen es ungewiß, ja unwahrscheinlich, daß ich die Reise von neuem antreten werde. Nur so viel hab ich Ihnen eiligst melden wollen. Wie höchst verdrießlich mir dieser Vorfall sey, bedarf keiner Betheurung. Das Beste wünschend

Goethe.

Heidelberg, 27. Juli 1816.

Ihr letzter Brief betrübt uns so sehr, als uns die vorherigen erfreut haben, indessen da Sie selbst dem Unfall glücklich entgangen sind, hoffen wir, Sie werden nach eingetretener Beruhigung über den Zustand des Freundes heitern einladenden Gedanken Raum geben und die Reise aufs neue unternehmen. Am liebsten wäre uns, wenn gegenwärtiges Sie schon nicht mehr in Weimar fände. Immerhin bleibt Ihnen zum Gebrauch des Bades Zeit genug, denn die Lage von Baden läßt dieß in gewöhnlichen Jahren bis tief in

den September, ja bis Anfang Oktober zu; um ſo mehr alſo in dieſem Jahr, wo wir nach ſo viel Näſſe gewiß einen ſchönen Nachſommer und warmen Herbſt zu erwarten haben.

Geheimerath Schinkel iſt nun ſchon ſeit acht Tagen bei uns, ohne Rückſicht auf ſeine Sendung macht uns ſeine Bekanntſchaft viele Freude. Ein Mann, der wie er ſein Fach verſteht, dabei geſcheidt, welterfahren und geiſtreich iſt, muß uns gefallen.

Die Bedingungen ſcheinen freilich im höchſten Grad verführeriſch und obwohl man uns ſeit meiner Rückkehr in hier benachbarten Gegenden auch die vortheilhafteſten Anträge gemacht hat, ſo wird wahrſcheinlich doch die Rückſicht auf das niederrheiniſche Land uns für Berlin beſtimmen. Denn daß ſich nur von da aus etwas zu Gunſten jenes Landes bewirken läßt, davon haben wir uns ſeit Jahr und Tag immer mehr überzeugt. Darum iſt es uns denn auch ſehr lieb, daß Sie ſelbſt nun nicht gegen Berlin ſind. Wir betreiben übrigens die Sache mit aller Gelaſſenheit; Geheimerath Schinkel hat uns heute eine ins einzelne gehende ſchriftliche Anerbietung verſprochen und dadurch werden wir wohl der Entſcheidung näher kommen. Es wäre recht ſchön und glücklich, wenn wir Ihnen den weitern Erfolg mündlich berichten könnten. Auf jeden Fall ſind wir höchſt begierig, noch den geheimen Entſcheidungsgrund zu erfahren, den Sie uns nur in's Ohr ſagen wollen.

Meine Nürnberger Anſchaffungen: Gothiſche Modelle, Peter Viſcher mit ſeinen zwölf Apoſteln, dann die Gemälde, alles iſt in gutem Zuſtand angelangt. Die Tafel von Dürer auf das glücklichſte gereinigt, von braunem Firniß und einigen übermalten Stellen befreit, befindet ſich unter den Händen des Reſtaurateurs. Sie werden darin eines der Hauptwerke jenes Meiſters erkennen.

Aber nicht ich allein bin dießmal auf die Vermehrung der Sammlung bedacht geweſen, ſondern mein Bruder hat während meiner Reiſe auch noch zwei große Gemälde aus Brabant kommen laſſen: ein ſehr ausgezeichnetes reiches Bild von Mabuſe und ein eben ſolches von Beuckelaar. Dieß letztere ein großer Markt, wo im Hintergrunde Pilatus dem Volke den gegeißelten Chriſtus zeigt, iſt für den Uebergang vom Alten zum Neuen ein wahrhaft claſſiſches Denkmal. Der ganze Teniers liegt darin und noch

annimmt, daß die Zuſammenkunft ſo vieler Planeten in Einem Zeichen auf die Zukunft von Dſchengis Chan hindeute, welcher in Perſien mehr Verwüſtung anrichtete als irgend ein Sturmwind hatte bewirken können.

Niſami.

Stirbt 1180.

Ein zarter, hochbegabter Geiſt, der, wenn Firduſi die ſammtlichen Heldenüberlieferungen erſchöpfte, nunmehr die lieblichſten Wechſelwirkungen innigſter Liebe zum Stoffe ſeiner Gedichte wählt. Medſchnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahnung, Geſchick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenſchaft für einander beſtimmt, ſich entſchieden gewogen; dann aber durch Grille, Eigenſinn, Zufall, Nöthigung und Zwang getrennt, eben ſo wunderlich wieder zuſammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weiſe weggeriſſen und geſchieden.

Aus dieſen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer ideellen Sehnſucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth iſt groß, die Mannichfaltigkeit unendlich.

Auch in ſeinen andern unmittelbar moraliſchem Zweck gewidmeten Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menſchen Zweideutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder ans Praktiſche heran und findet in einem ſittlichen Thun allen Räthſeln die beſte Auflöſung.

Uebrigens führt er, ſeinem ruhigen Geſchäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldſchugiden und wird in ſeiner Vaterſtadt Gendſche begraben.

viel mehr. Karl von Mander führt das Bild in ſeiner Geſchichte an.

In der Erwartung Sie eheſtens zu ſehen, habe ich auf Ihre früheren hieher geſandten Briefe noch nicht geantwortet; ja ſind wir Ihnen noch den Dank für die drei gütigſt geſchenkten Hefte ſchuldig. Dieß Bekenntniß mag ſtatt der Löſung dienen.

Die Wirkung der Schrift, wie ich ſie nun jetzt beſſer beurtheilen kann, zeigt ſich fortwährend nach Wunſch und Erwartung. Diejenigen, welche mit der Sache bekannt ſind, glauben, es ſey ihr nicht genug geſchehen, ich meine die Beſſern derſelben. Die Dichterlinge und Frömmler hingegen ſchimpfen. Und die im entgegengeſetzten Vorurtheil Befangenen oder mit der Sache ganz Unbekannten ſind zufrieden und aufmerkſam. Bleiben Sie doch ja bei Ihrem Vorhaben, die Fortſetzung zu vollenden. Die ſieben erſten Bände der hieſigen Jahrbücher werden Ihnen ohne Zweifel von den Verlegern zugekommen ſeyn. Unſere vorläufige Erkundigung wurde ihnen bekannt und gab ihnen die willkommenſte Gelegenheit, Ihnen einen kleinen Beweis ihrer Huldigung darzubringen. Der Recenſent J. M. O. iſt weder Creutzer noch Daub, ſondern der Juſtizrath Mayer in Frankfurt, ein Pietiſt und Schriftſteller über bibliſche Alterthümer. Laſſen Sie uns recht bald etwas Näheres und Beruhigendes von Ihrem Reiſegefährten hören, kommen Sie lieber ſelbſt mit ihm oder allein.

Wir gedenken Ihrer alle Tage in treuer Dankbarkeit und Liebe.

S. B.

Tennſtedt, 7. Auguſt 1816.

Wunderlich kommt es mir manchmal vor, wenn ich mit Meyern mitten in Thüringen in einem kleinen Land- und Badeſtädtchen auf- und abgehe und von den Vorzügen Ihrer Sammlung ſpreche, woran wir uns nun ſchon zuſammen ergötzt haben ſollten. Da es aber ein Geſchehenes iſt, welches man immer als eine Gottheit verehren muß, ſo möge das daraus Erfolgende heilſam werden!

Daß Ihre Angelegenheit ſo weit vorgerückt und Sie vielleicht, eh noch dieſes Blatt zu Ihnen gelangt, ſchon mit Herrn S.

einig ſind, freut mich ſehr. Nach Ueberzeugungen, wie ſie mir ſeit einem Monat geworden, hätte ich nicht anders rathen können. Mein letzter Entſcheidungsgrund iſt, wie ich ſehe, Ihnen kein Geheimniß und iſt auch der Ihrige. Sie hätten noch Jahre lang am Neckar paſſen können, bis etwas nach Ihrem Sinn am Niederrhein geſchehen wäre. Ja ich würde mir nach meiner gegenwärtigen Einſicht gar kein Gewiſſen machen, das Beſte und Brauchbarſte von dort nach Berlin zu transportiren.

Zu den neuen Anſchaffungen aus Ober- und Niederdeutſchland wünſche Glück. Es muß Ihnen fortan, da Sie bei Ihrer Einſicht und Umſicht, nun auch über reichliche Mittel gebieten, möglich werden, eine Sammlung zuſammenzuſtellen, von der man ſich, ohngeachtet des glücklichen und reichſten Anfangs, doch keinen Begriff machen kann.

Der Effekt meiner Redekünſte, wie er auch mir ohngefähr bekannt geworden, freut mich ſehr. Da ich von Ihrer als herrlich anerkannten Sammlung im Comparativ geſprochen, bleibt Freunden und Kennern der Superlativ anheimgeſtellt. Das mögen die Menſchen gar zu gern. Auch ziehe ich, durch dieſe Mäßigkeit die Gleichgültigen, ja die Widerſtrebenden auf unſere Seite. Die Frömmler und Dichterlinge mußten befehdet werden, denn ihre doppelt und dreifachen Pfuſchereien hindern, ja zerſtören alles Gute. Im zweiten Stück ſoll es noch beſſer kommen, an welchem ich die vierzehn Tage meines hieſigen Aufenthaltes arbeite.

Das Rochusfeſt 1814, von dem ich mich immer wegdrückte, iſt ſo gut als fertig. Ich darf eine heitere Wirkung hoffen. Auch iſt Meiſter Hemmling ſchon ſchematiſirt und die nächſtfolgenden Meiſter auf meine Weiſe durchgedacht. Und ſo hoffe ich noch gar viel zu fördern in dieſem zwar heerdereichen aber menſchenſtillen Aufenthalt, da ich den Auguſtmonat noch hier zu bleiben gedenke. Jeden Abend wandle im Angeſichte des Ettersbergs, denn der Ort liegt nur acht Stunden von Weimar, und ſieht gegen die Weſtſeite des genannten Gebirgsrücken. Auf Eure herrlichen Gegenden habe für dießmal Verzicht gethan. Schreiben Sie mir nur gerade hieher, ſo erhalte ich die Briefe ſehr bald, es iſt eine belebte Poſtſtation zwiſchen Leipzig und Langenſalza. Setzen Sie nur auf den Brief über Erfurt. Grüßen Sie mir die lieben Ihrigen und bleiben meines unverbrüchlichen Antheils gewiß.

Das noch übrige weiße Papier zu benutzen, finde ich Gelegenheit; denn ich muß Sie ersuchen, Herren Mohr und Zimmer für das zugedachte Geschenk vorläufig zu danken. Den anzeigenden Brief erhielt ich noch in Weimar, das Packet hoffe ich dort zu finden.

Die Thüringischen alten Chroniken liest man hier recht an der Stelle, obgleich es immer schmerzhaft genug ist, zu sehen wie das so schöne, über die Maßen frucht- und bewohnbare Land mehrere Jahrhunderte durch von Rohheit, Unverstand, Unzulänglichkeit und Verirrung auf das schrecklichste leiden mußte. Freilich gibt die übrige Welt in diesen Epochen auch keinen tröstlichen Anblick.

Hier aber ist der eigentlichste klassische Boden gränzenloser Absurditäten jeder Art. Religiöse, revolutionäre, fürstliche, städtische, edelmännische; dahingegen hört man von tüchtigen Menschen meist nur, in sofern sie zu Grunde gehen.

Und nehmen Sie mit meiner Reisekanzlei vorlieb, die noch ziemlich im Werden ist! Herrn Geheimerath Schinkel empfehlen Sie mich schönstens. Dieser vorzügliche Mann, sowie Zelter, der dieser Tage wohl bei Ihnen gewesen, wird den Entschluß, nach Berlin zu gehen, begünstigen.

Schreiben Sie bald. Sie sollen auch von mir hören. Haben wir doch, da uns die Gegenwart abgeschnitten ist, den unschätzbaren Vortheil brieflicher Mittheilung.

Tausend Lebewohl. Mayer grüßt.

G.

Um nicht ungerecht, ja unartig zu seyn, muß ich hinzufügen: daß ich einige bedeutende in- und auswärtige Männer hier gefunden habe.

Heidelberg, 13. August 1816.

Sie haben richtig gerathen, die Sache mit Preußen ist abgeschlossen, der Vertrag wurde gerade an dem Tag unterzeichnet, wo Sie Ihren Brief geschrieben und so sagen wir uns mit großer Freude, daß selbst in diesem für uns so wichtigen Augenblick

Ihre Gedanken im Spiel geweſen. Ueberhaupt gab es Zuſammentreffens genug bei der Sache, um vielfältig hoffnungsvollen Wahn zu nähren.

Die freigebigen und großmüthigen Bedingungen beſeitigen alle Bedenklichkeiten.

Es bedarf nun nichts weiter als der Genehmigung des Staatskanzlers, welche wir uns ſpäteſtens in zwei Monaten ausbedungen haben. Bis dahin muß die Sache ganz verſchwiegen bleiben, wir haben darum auch hier nur einen einzigen, als Rathgeber bei dem Vertrag unentbehrlichen Freund ins Vertrauen gezogen, allen übrigen aber die Sache als unentſchieden, wiewohl für die Folge als nicht unwahrſcheinlich dargeſtellt. — Rückſichtlich der Bedingungen ſelbſt wäre es ſowohl zu unſerem perſönlichen Vortheil, als zum Beſten der Sammlung ſehr wünſchenswerth, daß ſie wo möglich im Allgemeinen bekannt würden. An der Genehmigung zweifeln wir keineswegs. Schinkel iſt ein zu ernſthafter, geſcheidter Mann, er wird ſeine Vollmacht gewiß nicht überſchritten haben und überdem begünſtigten uns die Verhältniſſe ſo ſehr, daß wir ihm ſagen konnten, es ſey uns eine beſtimmte Ausſicht in den hieſigen Gegenden gegeben. — Wir erhielten dieſen Antrag nicht lange vor S. Ankunft. Das Woher? darf ich dem Papiere nicht anvertrauen. — Daß uns dieß den Entſchluß für Berlin ſehr erſchwerte, mögen Sie denken, aber alles wohl überlegt mußten wir ihn doch faſſen, denn die Baſis unſerer ſämmtlichen antiquariſchen Bemühungen bleibt immer das niederrheiniſche Land und von dieſem hätten wir uns bei dem Gewicht, welches die Preußen auf unſere Sache halten — ganz abgeſchnitten, wenn wir in einen andern und kleinern Staat gegangen wären.

Die perſönliche Bekanntſchaft von Schinkel hat, wie Sie vorausſahen, auch recht viel zu der Entſcheidung für Berlin beigetragen. Man findet ſelten ſo viel Kenntniß, ſo viel richtigen Sinn und Urtheil, ſo viel Welterfahrung und guten Willen vereinigt. Einen ſolchen Mann zum Helfer und Mitarbeiter zu haben iſt keine Kleinigkeit. An Zelter und wohl an noch ein paar Andern aus den 170,000 bekommen wir gleichfalls Stützen und vertraulich geſelligen Anhalt.

Und ſo bleibt uns nur zu wünſchen, daß der Himmel ſeinen

Segen dazu gebe und Sie recht lange in Freuden ein Verhältniß erleben lasse, wozu Sie mit wahrhaft väterlicher Freundschaft so vieles beigetragen haben.

Schinkel ist vor wenigen Tagen über Trier nach dem Niederrhein gereist. Ich wollte Ihnen gleich darauf schreiben, aber die mir bis zur kleinsten Kanzleiarbeit zu Theil gewordene Plackerei mit dem Verzeichniß und weitläufigen Vertrag, eben nach der heftigen innern Bewegung, der ich bei jeder wichtigen Entscheidung nun einmal mehr wie viele andere unterworfen bin, hatten mich ganz müde und stumpf gemacht. Jedoch kaum lag ich auf der Bärenhaut, siehe da reichte mir der glückliche Zufall die willkommenste Erfrischung — ich erhielt die mir bis dahin unbekannte, neue Ausgabe Ihrer Gedichte und konnte mich nicht genug daran ergötzen. Ich müßte selbst Dichter und von den rechten seyn, ja ich wollte es blos für Sie allein nur seyn, um Ihnen einigermaßen einen Begriff zu geben von der Freude, womit mich die in Ihren neuen, wie in Ihren alten Werken herrschende Kraft und Heiterkeit des Geistes erfüllt. — Welch unschätzbares Glück ist es, so die Schwänke der Welt zu besingen, nahen und entfernten Freunden, Bekannten und Unbekannten auf alle Zeiten Gaben auszuspenden, die allein die belebende Wirkung des lebendigen Worts zu ersetzen vermögen.

Was Sie uns von dem zweiten Heft sagen, gibt Hoffnung, es noch vor Ende des Jahres zu lesen. Ist etwa auch schon mit dem Druck angefangen?

Ich muß Ihnen, ehe ich schließe, doch von dem Kronprinzen von Bayern erzählen; dieser Herr hatte von unseren Verhandlungen mit Preußen gehört und kam auf seiner Durchreise von Baden her vorgestern, um nach unsern Bedingungen zu fragen. Er hatte die Vereinigung der Münchner altdeutschen Schätze mit den unsrigen im Sinn, weßhalb er auch sagte, daß er nicht für sich frage und mir Verschwiegenheit auflegte. Gegen den Norden warnte er durchaus, wiewohl ohne Gehässigkeit und mahnte im Süden, wenigstens am Rhein zu bleiben. Ich antwortete, daß wir allerdings in Unterhandlung begriffen, aber noch nichts schließlich entschieden sey.

Wir waren auf dergleichen Begegniß schon gefaßt und mag uns in diesen zwei Monaten noch mehr kommen, wir sehen es

recht gern, denn es kann uns nur nützen und im unerwarteten Fall wüßte man, wo Nothanker zu finden. Man kann übrigens nicht vertrauensvoller seyn, als diesmal der Prinz war; er sprach über alle seine Kunstangelegenheiten und über manche andere Dinge vieles und recht gut, so daß ich mich mit seinem unsühnten Wesen sehr aussöhnte. Sehr erfreulich war mir besonders die Wirkung, die Ihre Schrift auf ihn gethan; er wußte mir nämlich nicht genug von der Sorgfalt zu rühmen, die er bei dem Bau seiner so verwünscht benamsten Statuen-Gallerie anwenden lasse; wie die Ziegel so trefflich gearbeitet und wie das Steinmetzenwerk so schön gemacht werde. Die Technik habe man bisher zu sehr vernachlässigt, darauf müsse man vorzüglich sehen — darauf käme es auch bei Ausführung des Kölner Doms an, wie in jeder Hinsicht und selbst als Schule tüchtige Bauleute allgemein zu wünschen seyen.

Daß Sie auf unsere Gegenden für dieß Jahr Verzicht gethan, ist uns sehr schmerzlich, doch sage ich nichts dagegen, die geheimnißvolle Macht verehrend, von der alle guten Entschlüsse kommen. Sie hat mich nun schon so oft und auf so manchen schönen Tag mit Ihnen zusammen geführt, sie wird es auch weiter fügen und wird sich das wann und wie schon finden. Doch werden mir freilich diese beiden Monate schwer genug werden und ich kann da in jeder Hinsicht nichts besseres thun, als mich recht viel mit Ihnen zu beschäftigen, und so kömmt mir Ihr Wunsch oft von mir zu hören, recht glücklich entgegen. — Den nächsten Brief erhalten Sie von mir aus Baden, wohin ich auf vierzehn Tage gehe. Ihre Briefe laufen am sichersten über hier.

Der Minister von Fritsch besuchte uns mit seiner Gemahlin, sie trafen mit dem Minister v. Stein und seiner Familie bei uns zusammen. Die Gemälde wurden ihnen wie allen Ihren werthen Empfohlenen bereitwilligst gezeigt.

Wir drei begrüßen Sie also als Ihre künftigen nordischen Nachbarn voll Dankbarkeit und Verehrung.

S. B.

Jennstädt, 29. August 1816.

Ihren letzten Brief, mein Wertheſter, welcher den 20. hier ankam, erwartete ich mit einiger Ungeduld: denn ob ich gleich voraus ſah, wie es werden müſſe, ſo wünſchte ich doch alles recht ordentlich ſchwarz auf weiß und mir die Nachricht davon. Glück zu denn! daß alles auf's Beſte gelungen iſt.

Ich darf Ihnen nicht ſagen, daß ich Ihr Wollen, Thun und Abſicht, ſeitdem wie ich es näher kannte, immer redlich vor Augen gehabt und nicht ohne Sorge deßhalb war; nun aber iſt alles recht und gut, ob Sie gleich noch dieſe zwei Monate im Erwarten, und den größten Theil des nächſten Jahres durch Veränderung des Ortes und der Verhältniſſe noch manches zu dulden und zu leiſten haben, wird das alles doch den drei Verbundenen nicht ſchwer werden.

An dem zweiten Hefte kann der Druck beginnen, ſo bald ich nach Hauſe komme. Ausgeben dürfen wir es aber nicht, bis Ihr neues Verhältniß ausgeſprochen iſt. Dann läßt ſich, ſo ernſtlich als ſchicklich, eine Segensformel inteniren, deren Inhalt Sie ganz richtig bezeichneten. Im Ganzen aber gehören wieder eigene Redewendungen dazu, um die niederrheiniſchen, märchenhaften Ausſichten des erſten Stücks auf eine ſchickliche Weiſe verſchwinden zu laſſen, ohne daß man andere verletzt und ſich ſelbſt lächerlich macht; doch das ſoll wohl auch gelingen! Wir ſchreiben einander öfter und da wird es an Motiven nicht fehlen.

Daß meine neuen Gedichte zur guten Stunde bei Ihnen ankamen und heilſame Wirkung thaten, dazu wünſche ich mir Glück. Haben Sie Dank, daß Sie mich es ſogleich vernehmen ließen: denn als Dichter iſt man gar oft im Fall in demſelben Augenblick zu darben, wenn andere ſich an unſeren früheren Erzeugniſſen ergötzen.

Ich freue mich, daß Sie Zeltern bei ſich geſehen und wünſche Sie Beide in Baden nunmehr beiſammen. An meinem geſtrigen Geburtstage ging Geheimerath Wolf und Hofrath Mayer zufällig Morgens ab, da ich denn den ganzen Tag meinen Grillen überlaſſen blieb und mich an die Eyckiſche Heilige, die mouſſelinenen Tulbände, Mainausſichten, Pfirſichen und Ananas halb traurig erinnerte. Doch müßte ich undankbar ſeyn, wenn ich die ſchönen Epheubogen, die ſich ſelbſt in Heidelberg zeigen dürften, die

reichen Blumenkränze, Torten, Bretzeln und Nachtmusiken nicht rühmen wollte.

Vierzehn Tage werde ich noch hier ganz allein seyn; das Wasser leistet mir vorzüglich gute Wirkung. Freilich kann man von einem Besuche nicht fordern, was ein längerer Aufenthalt wahrscheinlich gewährte.

Nun ersuche ich Sie aber, mir vor allem andern Nachricht zu geben, wie es mit Ihrem Domwerk steht? und wie weit die angefangenen Blätter gediehen sind? auch wie Sie es mit dem Texte halten wollen? Denn dieses ist mir nun das Angelegentlichste, und mein Wunsch, daß eine Lieferung bald erscheine. Es ist gerade der rechte Zeitpunkt, der benutzt werden muß, wie ich aus vielen Zeichen weiß und deute.

Auch über deutsche Sprache, Poesie, besonders auch Geschichte, ist manches im Werk, welches ich alles gerne nach Kräften fördern will, wenn es auch nicht völlig nach meiner Ueberzeugung eingeleitet und geführt wird. Hören Sie von solchen Dingen, so lassen Sie mich Ihr eigenes und das allgemeine Urtheil wissen. Ich habe diesen Winter so viel vor, daß bis Ostern, ohne schmähliches Hinderniß der Dämonen, manches gethan seyn muß, denn eins drängt das andere.

Schließlich ermahne ich Sie Ihrer Gesundheit zu wahren, denn das, worin Sie leben und was Ihnen bevorsteht, ist keine Kleinigkeit. Das Abentheuer will physisch und moralisch bestanden seyn.

Mehr setze nicht hinzu, damit diese Blätter gleich abgehen. Mögen Sie Ihnen zu guter Stunde begegnen.

Treulich verbunden

Goethe.

Baden, 31. August 1816.

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Sehen Sie, so ist es mir auch diesmal mit meiner Schreibekunst ergangen. Gedacht habe ich Ihrer genug, aber eine Menge kleiner Geschäfte, die mich bisher verfolgt, die Wirkung des Bades bei kaltem Wetter und noch manches andere hat mich gehindert Ihnen zu schreiben, wie

ich Ihnen gern schreiben mag. Ich kann nicht läugnen, die entscheidende, wenn auch noch so glückliche Wendung unseres Schicksals, das liegt mir wie eine Nebelwolke auf der Seele. Unbewußt richten sich die Gedanken immer auf das neue Verhältniß, ohne daß sie ihm mehr abgewinnen können, als was sie ihm schon längst abgewonnen haben. Die Geschichte des Echos aber ist und bleibt am Ende immer eine trübselige.

Vor einigen Tagen fiel mir zu meinem großen Vergnügen Ihr Paleophron und Neoterpe in die Hände. Das paßt ganz allerliebst auf unsere Versetzung nach B., nur mit dem Unterschied, daß in diesem Fall das Alte sich etwas vor dem Neuen fürchtet, und daß nun das Neue dem Alten Schutz geben muß.

Den Gegensatz der beiden Elemente habe ich nicht leicht so sehr gefühlt, als bei meinem Aufenthalt in Nürnberg. Da kriegt man die vollkommenste Ueberzeugung, daß das noch im Leben bestehende Alte viel zu kraftlos und unverständig ist, um das Neue in sich aufzunehmen und sich gegen dasselbe in Friede und Einigkeit zu behaupten.

Mit Zelter, von dessen Hiersein Sie bereits unterrichtet sind, habe ich schon manches über B. gesprochen, seine Aussagen stimmen durchaus mit allem überein, was wir bisher gewußt und in Betracht gezogen haben.

Zelter kam gerade an Ihrem Geburtstage, es traf sich zufällig, daß Freunde, die nichts von der Bedeutung des Tages wußten, die Rede auf die Compositionen Ihrer Lieder und namentlich auch auf den Blumenstrauß brachten. Ein Klavier war zur Hand. Zelter ließ sich nicht lange bitten und so freuten wir beide uns im Stillen der hübschen Gelegenheit, Ihr liebes Andenken zu feiern.

Ich höre nun alle Tage welche von Ihren Liedern und Romanzen. Da erfährt man erst recht, was es heißt den Dichter verstehen und ihm sein volles Recht lassen. Der alte Jung ist hier. Zelter wünschte ihn kennen zu lernen, ich führte ihn hin. Der Alte fragte mich nach Ihnen, bedauerte sehr was voriges Jahr geschehen und als Z. die Beziehung nicht begriff, erzählte er diesem den ganzen Vorgang mit so viel Offenheit, daß ich mich vollkommen überzeugte, sein damaliges Betragen sey nur

die Sache eines ſchwachen Augenblicks, nur die Folge einer Verlegenheit geweſen, worein die Ueberraſchung ihn geſetzt. Zelter ſieht es ebenſo an. Der Alte iſt jetzt wirklich ſehr abgeſpannt und leidend.

Sagen Sie mir doch wieder etwas von Ihrem zweiten Heft über A. und K. und ob ich Ihnen vielleicht noch einiges dazu beitragen kann. Möchten Sie nur einmal unſichtbarer Weiſe zuhören, wie Bertram das erſte Heft commentirt! Am luſtigſten iſt es, wenn von den allerneueſten Gelbſchnäbeln und Naſeweiſen kommen. Da ſie die gewöhnliche Frage, ob ſie Ihre Schrift geleſen, mit einem gedehnten ja zu beantworten pflegen, ſo wird ohne die Antwort abzuwarten, gleich ganz hiſtoriſch erzählt, wie oberflächlich und unverſtändig die meiſten Menſchen leſen. Das gibt dann das Hauptthema und die Gemälde dienen nur dazu, es auf das mannigfaltigſte auszuführen, zu wiederholen und den lieben Beſchauern einzuprägen. Beſonders weiß unſer Freund bei dieſer Gelegenheit mit der glücklichſten Geſchicklichkeit allerlei aus dem Buch hervorzuholen, was darin liegt und nicht darin liegt, ſo daß ſchon Mancher voll Leidweſen über ſeinen armen Leſewitz von dannen gegangen. Ihre Briefe werden mich bald wieder in Heidelberg treffen, ich gehe über Straßburg dahin zurück. Den Münſter ſieht man hier ſchon vom Jagdhaus und vom Kloſter Irenenberg bei zehn Stunden weit.

Gott ſegne Sie und gebe Ihnen noch viele glückliche Tage und Jahre!

S. B.

Heidelberg, 21. September 1816.

Ich kam mit Zelter von Straßburg, wo wir ſeit dem 9. dies, volle acht Tage zugebracht haben, und finde hier Ihren lieben, theilnehmenden, auffordernden Brief. Empfangen Sie meinen herzlichſten Dank dafür. Die verſchiedenen Themas, welche er enthält, werde ich nun in mehreren, bald auf einander folgenden Briefen beantworten; einſtweilen iſt Ihnen ohne Zweifel mein Schreiben vom 31. aus Baden zugeſtellt worden.

Gegenwärtiges bringt Ihnen Zelter, dazu eine Rolle mit einem Umriß unſeres großen Bildes von Mabuſe, einen Probe-

Dſchelâl-eddîn Rumi.

Stirbt 1162.

Er begleitet ſeinen Vater, der wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan, ſich von Balch hinweg begiebt, auf dem langen Reiſezug. Unterwegs nach Mekka treffen ſie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimniſſe dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet.

Hiebei iſt ſo viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in ſich aufzunehmen berufen iſt und deßhalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt ſeyn wird. Daraus folgt, daß er den würdigſten Gegenſtand aufzufinden ſucht, und, wenn er alles durchgegangen, endlich ſein Talent am liebſten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Beſonders aber liegt dieſes Bedürfniß dem Orientalen am nächſten, weil er immer dem Ueberſchwenglichen zuſtrebt und ſolches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, ſo wie ihm denn bei jeder Ausführung niemand Uebertriebenheit Schuld geben darf.

Schon der ſogenannte mahometaniſche Roſenkranz, wodurch der Name Allah mit neunundneunzig Eigenſchaften verherrlicht wird, iſt eine ſolche Lob- und Preis-Litaney. Bejahende, verneinende Eigenſchaften bezeichnen das unbegreiflichſte Weſen; der Anbeter ſtaunt, ergiebt und beruhigt ſich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm vorſchwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Perſonen verwendet, ſo flüchtet ſich der Gottergebene in das unperſönliche Weſen, das von Ewigkeit her alles durchdringt.

So flüchtete ſich Attar vom Hofe zur Beſchaulichkeit, und Dſchelâl-eddîn, ein reicher Jüngling, der ſich ſo eben auch vom

druck von Darmstädts Platte zum Domwerk, eine Ansicht vom hiesigen Schloß und eine erst vor kurzem erschienene von Heidelberg selbst.

Wir denken und wünschen, diese letztern Blätter möchten Ihnen gerade in diesen Jahrestagen hiesigen Aufenthalts eine angenehme Erinnerung gewähren. Der Zufall hat es freundlich genug gefügt, daß Sie in dem Bilde der Stadt Ihre Wohnung mit der ganzen Umgebung wieder finden, und so wenigstens mit Ihren Augen über den Karlsplatz spazieren können. — Der Probedruck von Darmstädt leistet mir den besten Vorschub, Ihnen auf die Frage nach dem Domwerk zu antworten. Sie sehen aus diesem Blatt, daß die Arbeit zwar ziemlich befriedigend, aber auch ungebührlich langsam vorrückt. Der Grund davon liegt zum Theil in unsern deutschen Kunstverhältnissen, welche mit sich bringen, daß nicht mehrere Künstler an einer Platte arbeiten können, wie in London oder Paris; zum Theil liegt er auch in den unzureichenden Preisen, welche die Künstler bei mir ausbedungen haben. Sie waren mit dieser Art Arbeit ganz unbekannt, verrechneten sich, und sowie sie dieß nachher entdeckten, suchten Sie durch andere Zwischenarbeiten die Lücke auszufüllen. Anfangs glaubte ich es wenigstens bei Darmstädt nicht, dem 1300 Reichsthaler zugesagt sind; doch aus Erkundigungen, welche ich in Paris bei den Kupferstechern des großen egyptischen Werkes eingezogen, ergiebt sich, daß der Mann wohl um ein gut Drittel zu kurz kömmt. Unsere bisherige Lage erlaubte mir nicht dieß Hinderniß aus dem Wege zu räumen, das wird nun aber fernerhin geschehen können, und dann hoffe ich in Jahresfrist die erste Lieferung zur Vollendung zu bringen. So viel Zeit ist jedoch durchaus noch nöthig. Darmstädts Blatt gibt als das schwierigste den Maßstab für alle übrigen, und Sie sehen, wie sehr es hier noch an Klarheit im Einzelnen und an Harmonie im Ganzen fehlt. Für die schnellere Förderung der zweiten und dritten Lieferung wird vielleicht durch Zuziehung französischer und englischer Künstler Rath geschafft werden, denn mein Patriotismus in diesem Stück ist mir doch selbst etwas gar zu langweilig geworden. Auch lassen sich dergleichen kühne Gedanken schon fassen, wenn man erst einen königlichen Verleger hat. Von Cotta müßte ich mich ohnedem losmachen, ich habe deßhalb bei

meinem letzten Besuch im Juli schon vorläufig mit ihm Absprache genommen. Ueber meine Absicht wegen dem Text schreibe ich Ihnen nächstens ausführlicher. Ich bleibe immer bei dem Entschluß, mit der ersten Lieferung oder noch vorher zwei Abhandlungen zu geben. — Die eine soll von der Geschichte der Baukunst, die andere von der Geschichte der Bauleute handeln.

In unserm Verhältniß zu der preußischen Regierung ist nichts weiter vorgegangen, die Bestätigung, wenn sie kömmt, wird wohl erst in Mitte des nächsten Monats erfolgen, da bis jetzt noch alle die Herren auf Reisen waren. Von Schinkel habe ich Briefe aus Köln, die zu bedeutenden Maßregeln für die Erhaltung des Doms Hoffnung geben, vorläufig ist schon das Dringendste ins Werk gestellt worden. Auch für Errichtung einer Kunstsammlung in Köln wird etwas geschehen, die Sachen von Wallraf sollen den Grund dazu machen, es sind mehrere zusammengetreten und beauftragt worden, mit ihm gemeinschaftlich thätige Hand zur Sonderung des Chaos anzulegen, welches Geschäft denn auch bereits begonnen hat. Da man uns überdem eine Berathung und Oberaufsicht bei allen Einrichtungen für Kunst und Alterthum am Niederrhein versprochen, so wird es nicht schwer werden im zweiten Heft einleuchtende, billige und ehrengenügende Wendungen zu finden, wo die für jenes Land gehegten Wünsche, mit unserer Versetzung nach Berlin in Verbindung gesetzt werden können. Ich will darauf bedacht seyn, Sie von allem dazu dienlichen gehörig zu unterrichten.

Nun zum Schluß ein Wort von dem Umriß des Bildes von Mabuse. Die Composition lasse ich für sich reden, ich bemerke nur, daß die Zeichnung ein erster Versuch und nicht nach Wunsch gelungen ist, sie könnte noch richtiger seyn, verschönert ist sie keineswegs, ja die Verzierungen und Nebenwerke sind viel zu stark gehalten. In dem Bilde selbst treten sie, noch außerdem was Farbe und Schatten mildern, gar viel mehr zurück. Die Farben haben übrigens in diesem Gemälde große Kraft und zwar in den Schatten mit ungewöhnlicher Neigung zum Dunkeln. — Es scheint Meister Mabuse ist jetzt bei uns an der Tagesordnung, vor einigen Tagen sind zwei kleine Bilder angekommen, die stellen gefällige Gegenstände dar, beide sind wahre Perlen und von ganz verschiedener Art der Behandlung und Farbe. Es hat wohl

nicht leicht ein alter Meiſter gelebt, der ſo mannigfaltig in ſeiner Kunſtweiſe geweſen.

Von dem lieben Straßburg, von Baden und manchem andern überlaſſe ich Zelter Ihnen zu erzählen, auch mag er meine Verwünſchungen der Weinbrenner'ſchen Baukunſt berichten. Das Zeug verfolgt einen in jenen Gegenden überall wie die Bauerei des Prinzen Pelagonia oder lieber Polygonia die armen Reiſenden in Sicilien verfolgt. — Hofrath Willen, der als künftiger Bibliothekar in Berlin Zelter begleitet, wünſcht Ihre Bekanntſchaft zu machen, er war zufällig jedesmal verreiſt, als Sie uns hier beſuchten. Da er mit Zelter kömmt, ſo bedarf es keiner weitern Empfehlung dieſes Freundes, deſſen Geſpräch über orientaliſche Dinge ohne Zweifel Werth für Sie haben wird.

Ich kann nicht enden ohne Ihnen für Ihre Ermahnung rückſichtlich meiner Geſundheit zu danken, ich ſehe ſie als eine wahrhaft väterliche an und werde ſie treu zu befolgen ſuchen. Wir alle drei begleiten dieſe Zeilen mit den liebevollſten Wünſchen für Ihr Wohl und Frohſeyn.

S. B.

Nachſchrift. Zelter bringt auch einen Stein mit Spuren von eingekruſtet geweſenem Holz, ich ſah andere Steine von dieſem Ort mit verſteinertem Bambusrohr darin, konnte aber einſtweilen nur die Verſprechung bekommen, ſpäterhin ähnliche Stücke für Sie zu erhalten.

S. B.

Weimar, 27. September 1816.

Beiliegende Farbenmuſter, welche mir Profeſſor Jagemann beim Abſchied für Sie einhändigte, erinnern mich nur zu oft an meine verfehlte Reiſe. Ich ſende ſie deßhalb, um ſie los zu werden ſowohl, als auch weil ſie Ihnen nützlich ſeyn können. Ihr lieber Brief vom 3. Auguſt gelangte in Weimar zu meinen Händen. Er drückt den Zuſtand eines Bräutigams oder einer Braut aus und wie könnt es auch anders ſeyn.

Paleophron und Neoterpe löſen den Conflikt des Alten und Neuen auf eine heitere Weiſe, die freilich in dieſer zerſpalteten

Welt nicht denkbar iſt: denn nicht allein durch leidenſchaftliches Widerſtreben, ſondern auch durch unzuläßliches Vereinen wird gefehlt und bei dem wunderlichſten Schwanken tritt in Deutſchland ein ſehr trauriges Phänomen hervor, daß nämlich jeder ſich berechtigt glaubt, ohne irgend ein Fundament, bejahen und verneinen zu können, wodurch denn ein Geiſt des Widerſpruchs und ein Krieg aller gegen alle erregt wird. Ich halte mich beobachtend, meide die Menſchen nicht und ſuche ſie nicht. Wir müſſen auf alle Fälle dieſe Dinge beſprechen, ehe Sie Ihre neue Lebensbahn betreten.

Der erſte Band der italieniſchen Reiſe wird wahrſcheinlich in der Michaelismeſſe ausgegeben.

Mir iſt dabei zu Muthe, als wenn man ein Portrait oder Silhouette früherer Jahre betrachtet. So auch hier. Ich begreife recht gut, warum ich nicht mehr ſo ſeyn, denken und ſchreiben kann.

Darnach beginnt ſogleich der Druck des zweiten Heftes von Rhein und Main. Ein Aufſatz geht voran. Die Geſchichte der neuen frömmelnden Unkunſt von den achtziger Jahren her. Es wird uns manche ſaure Geſichter zuziehen, das hat aber nichts zu ſagen!

In fünfzig Jahren begreift kein Menſch dieſe Seuche, wenn Gleichzeitige den Verlauf nicht bewahren. Indeſſen ſoll die möglichſte Schonung herrſchen, das kann aber nur im Ausdruck ſeyn, denn an der Sache iſt nichts zu ſchonen.

Hierauf wird dann das Rochusfeſt von 1814 wiederholt, eine heitere im Innern fromme Darſtellung.

Zunächſt gibt denn Ihre Sammlung Anlaß, die wahre nicht angemaßte heilige Kunſt zu rühmen. Meiſter Hemmling iſt ſchon in Tennſtädt durchgedacht. Ich fahre in meiner alten Weiſe fort. In Schriften über ſolche Gegenſtände muß der Verſtand ſprechen, damit der Verſtändige auch, ohne die Gegenſtände zu ſehen, ſich daraus was abnehmen könne. Die Gegenwart iſt es alsdann, die zu den Sinnen ſpricht, die Einbildungskraft erregt, das Gemüth rührt, den Enthuſiasmus entflammt.

Mehr ſage ich nicht, denn es muß gethan werden. Mein eigenes Notirte, vieles von Ihnen Verzeichnete kommen mir hiebei zu Hülfe. Sollte mir irgend etwas abgehen, ſo haben wir Zeit darüber zu conferiren.

Grüßen Sie mir die lieben Ihrigen. Der geistreiche Galerieinspektor soll gerühmt seyn. Danken Sie Herrn Mohr und Zimmer für die übersendeten Jahrbücher. Durch einen Mißverstand verspätet, erhalt' ich sie erst jetzt, doch immer zeitig genug.

Können Sie erfahren, wer der Recensent meiner Farbenlehre in den Heidelberger Jahrbüchern 1814, Nr. 27, pag. 417—430, sey, so geschieht mir ein Gefallen; denn gewisse Urtheile begreift man weit schneller, wenn man das Individuum kennt, aus dessen Geist es hervortrat.

Grüßen Sie den guten Jung, ich hoffte bei meiner dießjährigen Reise mich unserer herkömmlichen Freundschaft wieder recht gründlich zu erfreuen.

G.

Heidelberg, 9. Oktober 1816.

Meine Sendung durch Zelter wird Ihnen an demselbigen Tage zugekommen seyn, an welchem Sie mir geschrieben haben. Ich höre nun mit großer Betrübniß, daß dieser Freund die traurigste Nachricht von seiner Lieblingstochter bei Ihnen finden mußte. Ist er noch bei Ihnen, so sagen Sie ihm, daß ich ihn herzlich theilnehmend grüße.

Sie haben wohl recht, über die Anarchie der lieben deutschen Welt, zumal der Kunstwelt, zu klagen. Der Aberwitz und die Anmaßung übersteigt hier oft alle Gränzen. Noch ganz kürzlich, gleich nach Empfang Ihres Briefes, ist uns ein auffallendes Beispiel davon vorgekommen. Die Maler Hummel und Buri sprachen bei uns ein, nicht etwa schien es, um sich in unserer Sammlung zu erfreuen und zu belehren, sondern nur um ihre Zweifel zu äußern. Da sollten die Byzantiner nicht vor Eyck, dieser selbst kein Eyck und so fast alle übrigen nicht seyn, was sie sind; weil es ja alles zu gut wäre! Die Kerls glauben wohl die Geschichte der altdeutschen Kunst sey einem im Schlaf eingefallen und sie brauchten nur von ihrer Bärenhaut aufzustehen, um in ein paar Stunden alles umzuwerfen, was man seit mehr als zehn Jahren mit redlichem Bemühen gelernt, gefunden, durchdacht hat. Sie sind schön nach Hause geleuchtet worden. Dergleichen ist uns auf diese oder andere Weise schon mehrmal

begegnet und wird uns jetzt bei größerem Erfolg deſto öfter begegnen. Neid und Eigendünkel ſind die Haupttriebfedern davon. Darum erfahren wir auch den meiſten Widerſpruch gerade bei den ſogenannten poetiſchen Künſtlern und Kunſtfreunden, bei den vermeinten größten Anhängern der frommen Kunſt. Mit den ihnen gleichſam als Realiſten gegenüberſtehenden Technikern werden wir viel beſſer fertig. Im Grunde können wir dieſe Wendung nicht ungern ſehen, denn ſo erſpart das ſeichte Volk uns die Mühe es vom Halſe zu ſchaffen. — Ihr Heft hat hiezu ſchon viel beigetragen, und das zweite wird es, nach dem was Sie uns ſchreiben, nun vollends thun. Wir ſtimmen mit Ihnen hierüber ein, die Oberflächlichkeit darf keineswegs geſchont werden, am wenigſten in der höhern und heiligen Kunſt, weil hier von der Menge gar leicht die Idee mit der Sache verwechſelt und ſo die gefährlichſte Verwirrung herbeigeführt wird, worein ein ohnehin übermäßig zum Denken und Grübeln geneigtes Zeitalter gerathen kann. Die Schwierigkeiten bei unſerm neuen Wirkungskreis mögen freilich mannigfach genug ſeyn. Uns mit Ihnen darüber zu bereden wird uns gewiß im höchſten Grade fördern.

Soll der Verſuch gelingen, dann muß der Stuhl, den wir uns im Sande errichten, nothwendig vom allerbeſten Porphyr ſeyn, feſt und unerſchütterlich, daß ſie ihn ſelbſt, wenn wir nicht darauf ſitzen, nicht umwerfen können. Die letzte Entſcheidung der Sache verzögert ſich etwas. Aus der langen Abweſenheit des Königs und des Staatskanzlers müſſen wir dieß ſchon ſchließen. Man erſuchte uns kürzlich von Berlin den bedungenen Termin bis zu der Mitte Novembers hinauszuſchieben. Nachrichten von Töplitz und Karlsbad laſſen uns indeß vermuthen, daß die Sache höchſten Orts bereits als genehmigt angeſehen wird.

So viel von uns. Ihre Aufträge, wegen Dank an die Buchhandlung und Grüße an Jung, ſind beſorgt, auch haben wir Ihre Empfohlenen, Frau Schopenhauer und Bergrath Voigt, freundlich aufgenommen.

Die Recenſion Ihrer Farbenlehre in den Heidelberger Jahrbüchern von 1814 iſt von dem Philoſophen Fries, welcher, da es ihm mit der Philoſophie ſchlecht ergangen, ſich in eine Damen-Aſtronomie, hierauf in eine Behelf-Phyſik und nun endlich in Judenhaß und Teutonismum geworfen, alles um des lieben

Brodes willen. Da ist doch der Recensent Ihrer Biographie ein ganz anderer Mann, dieser hat auch hier in manchen Stücken Beifall gefunden, namentlich bei denen von Ihnen als Verfasser vermutheten Creuzer und Daub. Aber das anmaßende, hie und da in eine heuchlerische Wahrheitsliebe versteckte, seichte Gerede von Fries, hat eine vollkommen ungünstige Wirkung bei allen Unbefangenen gemacht.

Wir sind dieser Tage durch die angenehme Erscheinung Ihres Divans und der neuen Melusine erfreut worden. Die Gedichte nehmen sich auch beim Lesen so jugendlich kräftig und großartig aus, wie beim Hören. Die Melusine ist so allerliebst und sinnvoll wie möglich, recht eigentlich ein Märchen für Jünglinge.

Auf die italienische Reise sind wir doppelt und dreifach neugierig. — Sie werden nun wohl bei der Fortsetzung der Biographie bleiben, und vielleicht hat es dann einigen Werth für Sie, zu wissen, daß auf der Straßburger Bibliothek eine Handschrift Ihrer Iphigenie — in Prosa geschrieben — aufbewahrt wird. Die sehr reinliche und schöne Handschrift gehörte ehemals einem Herrn v. Rathamhauser. Sie werden sich erinnern, ob dieß ein früherer Entwurf in Prosa ist. Mir schien es der Erinnerung nach fast ganz mit der gedruckten Ausgabe überein zu stimmen. Freilich konnte ich aber nur einen flüchtigen Blick hinein thun. — Für die übersandten Farben von Jagemann danken wir. Mein Bruder hat durch das Restaurationswesen darauf geführt, seit Jahr und Tag eine Reihe von Untersuchungen der in der Malerei anwenddaren Farben und Oele fortgesetzt, und auch hier eine unbegreifliche Verwirrung, Nachlässigkeit und Unkunde gefunden. — Gelegentlich theile ich Ihnen hierüber Ausführlicheres mit. Für heute Gott befohlen!

S. B.

Weimar, 13. Oktober 1816.

Es soll mir eben dieses Jahr nichts zu Glück schlagen. Indem ich Zeltern mit Verlangen erwarte, kommt ein Brief von Berlin, der den Tod seiner jüngsten und liebsten Tochter ankündigt, die ihm als haushaltend so nothwendig war. Das mußt'

ich ihm nun zum Empfang vermelden. Zwar wie Sie ihn kennen, ſtand er auch bei dieſem Schlag wie eine alte Eiche, der es auf einen Aſt mehr oder weniger nicht ankommt. Ich von meiner Seite holte hervor, was ich vermochte, um irgend ein augenblickliches Intereſſe zu erregen, nach zwei Tagen eilte er Herrn Wilken nach und ſo endigte ſich eine heiter und glücklich vollbrachte Reiſe auch an einem Trauervorhang. Sie fühlen mit, daß dieſes neue ärgerliche Ereigniß keineswegs zu meiner Erheiterung dienen konnte.

Anhaltende Beſchäftigung iſt nunmehr meine einzige Zuflucht. Der erſte Band der italieniſchen Reiſe wird nächſtens ausgegeben, das zweite Rhein- und Mainheft nähert ſich dem Druck. Alte Papiere ſuch' ich hervor und redigire ſie ſo gut es gehen will. Abwechslung find' ich da genug, denn es iſt unglaublich, ja manchmal komiſch, wo man in ſeinem Leben allenthalben hingetaſtet hat, wodurch man endlich ſo weit kommt, zu wiſſen, wo die Bäume hängen, wenn man nicht mehr reiten mag.

So viel für dießmal. Herzliche Grüße den lieben Ihrigen.

Noch eins füge hinzu. Haben Sie ja die Güte mir alles zu ſammeln, was in den neuen weſtlich-preußiſchen Staaten für Wiſſenſchaft und Kunſt geſchieht. Es ſoll mir angenehm ſeyn, wenn daraus ein erfreulicher Anblick entſpricht. In Berlin rührt man ſich auch. Man will die Alterthümer zuſammen in ein Muſeum ſammeln, da denn freilich ſchöne Sachen zuſammen kommen.

Nochmals mein herzliches Lebewohl!

G.

Heidelberg, 7. November 1816.

Einige Unpäßlichkeit, Beſuche und zuletzt Quängeleien von Berlin her, haben mich geſtört und gehindert Ihnen zu ſchreiben. Nun aber kann ich das Stillſchweigen nicht länger ertragen und eile mich einmal wieder mit Ihnen zu unterhalten.

Um Sie nicht in Ungewißheit zu laſſen, ſage ich gleich, daß die Berliner Quängeleien nichts auf ſich haben. Alle Nachrichten, die wir durch Wilken und ſonſt bekommen, ſtimmen darin überein,

daß unsere Sache von den damit beauftragten Personen als ausgemacht angesehen werde, ja daß der König selbst gegen seine Gewohnheit viele Theilnahme dafür zeige. Wir dürfen also nun wohl gegen Ende des Monats die Bestätigung erwarten.

Unter den erwähnten Besuchen verstehe ich vorzüglich Görres. Dieser Freund ist, wie er zu thun pflegt, mit Frau und Kind gekommen. Er hat seit einem Jahr auch altdeutsche Gemälde zu sammeln angefangen und treibt sein Wesen mit gewaltigem Eifer, so daß er sogar selbst restaurirt! Toll genug war es, wie er gleich, ohne noch unsere Sammlung gesehen zu haben, gegen unsere Ansicht der Kunstgeschichte und gegen Ihr Heft zu Felde zog. Der Streit blieb jedoch in den gehörigen Schranken und da er ihn verloren und seitdem er auch noch eine Reihe der bedeutendsten Werke gesehen hat, ist er einigermaßen still und ruhig geworden. Am meisten belustigten mich dabei zwei Dinge. Es entfuhr ihm nämlich die Klage, daß nun schon Tausende, was Sie von der deutschen Kunstgeschichte gesagt, als Autorität annehmen. Und dann tadelte er besonders, daß Sie zu viel Gewicht auf die Technik gelegt, bei der Betrachtung der Gemälde aber gab er sich ganz übermäßige Mühe, gerade das Technische daran zu erkennen!

Ich denke, das ist kein schlechtes Beispiel von dem Verdruß und Zwang, den Sie den Widerbellern anthun. — Görres will nun, nachdem er schon vierzehn Tage hier ist, noch einen ganzen Monat bleiben, um die altdeutschen Handschriften zu benutzen. Wäre bei dem reichen aber wilden Geist dieses auch sonst mit vielen guten Eigenschaften begabten Mannes nur irgend etwas geregeltes und geordnetes möglich. Doch das baut immer ohne alle Grundlage, ohne alle Fügung und Bindung.

Für die altdeutsche Literatur gehört sich ein einzelner geist- und kenntnißreicher Mann, der gehörige klassische Sprachbildung hat und mit dem neuern Zustand unserer Literatur und Sprache durchaus bekannt ist. Sonst kommen wir nicht aus der Verwirrung. A. W. Schlegel wäre ein solcher. Er beschäftigt sich auch, wie Sie wissen, sehr ernsthaft mit einer Ausgabe des Nibelungenlieds. Aber der ganzen Sache wird er sich schwerlich annehmen. Die alte Circe und der Glanz der Welt halten ihn zu sehr gefesselt. Man muß also wohl auf die jungen Leute warten, deren

sich nun einige mit vielem Ernst dafür heranzubilden scheinen. — Wie allgemein bereits die Empfänglichkeit des Publikums geweckt ist, hat sich bei den öffentlichen Vorlesungen, welche Professor Zeune im Herbst hier und in Frankfurt gehalten, auffallend genug gezeigt, da sich hier an diesem kleinen Ort schon eine Zahl von mehr als 300 Zuhörer zusammenfand. Nur wurde freilich den Erwartungen so schlecht als möglich entsprochen. Der Professor trug nämlich blos den Inhalt des Nibelungenlieds und das auf die geistloseste und ungewaschenste Weise vor.

Es wird wegen dieser Lage der Dinge immer wünschenswerther, daß Sie in Ihrem zweiten Heft einmal sagen, was eigentlich für die altdeutsche Literatur noth thut. Eine Aufforderung an A. W. Schlegel bei dieser Gelegenheit wäre ein heiterer Streich, der gewiß in jeder Hinsicht treffen und den Ehrgeiz dieses Herrn wahrhaft diplomatisch in Verlegenheit setzen würde. — An Aufmerksamkeit, Fleiß und Thätigkeit im Einzelnen mangelt es keineswegs; die Brüder Grimm zeichnen sich hierin bekanntermaßen vor allen aus. Aber woran es fehlt, das ist Kritik, Uebersicht und Umsicht im Ganzen.

Von dem was für die deutsche Geschichte geschieht oder geschehen soll, merke ich noch nicht viel. In Bayern hat Aretin sämmtlichen Behörden und Beamten von oben herab ein Journal, historisches Archiv genannt, aufgedrängt. Diese Verfahrungsart läßt allein schon sehr wenig hoffen. In Berlin hegen sie Projekte zu einer historischen Gesellschaft für die Benützung der Archive in ganz Deutschland. Das Bedürfniß ist sonnenklar, es kömmt nur freilich wieder darauf an, wie die Sache eingeleitet wird.

Von einem engern Kreis auszugehen und beispielsweise zu wirken, möchte auch hier das Beste, ja das einzige Gedeihliche seyn. Man müßte zuerst auf Ordnung, Sonderung und Nutzbarmachung denken. Die früheren Lebens- und andere Verhältnisse hatten eine zu ängstliche Bewachung und Geheimnißkrämerei herbeigeführt. Dann trat durch die allgemeine Umwälzung eine frevelhafte Verachtung und Zerstörung und bei einigermaßen wiederkehrender Ruhe ein hie und da gewaltsames chaotisches Centralisiren ein, so daß der ganze Zustand einem Schiffbruch nicht unähnlich sieht, in welchem Vieles zu Grunde gegangen — das meiste durch einander geworfen und nur weniges in festen,

Fürſten und der Hauptſtadt entfernte, war um deſto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit ſeinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Aſien; ſie bleiben zu 'Iconium. Dort lehren ſie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingeſetzt, und liegen daſelbſt, mit einem ihrer treuſten Lehrgenoſſen, begraben. Indeſſen hatte Dſchengis Chan Perſien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darſtellung wird man dieſem großen Geiſte nicht verargen, wenn er ſich ins Abſtruſe gewendet. Seine Werke ſehen etwas bunt aus, Geſchichtchen, Mährchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten, Beiſpiele, Probleme behandelt er, um eine geheimnißvolle Lehre eingängig zu machen, von der er ſelbſt keine deutliche Rechenſchaft zu geben weiß. Unterricht und Erhebung iſt ſein Zweck, im Ganzen aber ſucht er durch die Einheitslehre alle Sehnſucht wo nicht zu erfüllen doch aufzulöſen, und anzudeuten, daß im göttlichen Weſen zuletzt alles untertauche und ſich verkläre.

Saadi.

Stirbt 1291, alt 102 Jahre.

Gebürtig von Schiras ſtudirt er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unſtäten Leben eines Derwiſch beſtimmt. Wallfahrtet fünfzehnmal nach Mekka, gelangt auf ſeinen Wanderungen nach Indien und Klein-Aſien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer ins Weſtland. Er überſteht wunderſame Abentheuer, erwirbt aber ſchöne Länder- und Menſchenkenntniß. Nach dreißig Jahren zieht er ſich zurück,

dunkeln Behältern verschont geblieben ist. — Die Stadt Köln hat das seltene Glück gehabt, ihren reichen Schatz städtischer Archive ganz zu retten; es befindet sich darunter ein eigenes sehr vollständiges hanseatisches Archiv von großer Wichtigkeit. Wollte man diese Sammlungen leicht zugänglich und brauchbar machen und verschaffte sich die Stadt das Eigenthum, einer in den Händen der Familie von Merle befindlichen, ihrer Vollständigkeit wegen unvergleichlichen Sammlung von kölnischen Stadt- und Landmünzen, so könnte man sagen, daß schon etwas Bedeutendes für die Geschichte gewonnen wäre. — Ueber das Fortschreiten der kunst- und wissenschaftlichen Angelegenheit in den niederrheinischen Landen habe ich neuerdings nichts gehört. Es schien alles auf die zu Anfang dieses Monats bestimmt angekündigte Reise des Fürsten Staatskanzlers ausgesetzt gewesen zu seyn. Da diese Reise nun aber bis zum Frühjahr unterbleibt, so wird man wohl noch so lange warten müssen.

In die großen Reparaturen der Domkirche wird der Winter vermöge seiner eigenen Machtvollkommenheit schon Hindernisse bringen. Ich habe über diesen Gegenstand sehr ausführlich an Schinkel geantwortet und ganz besonders das Beispiel von Straßburg vorgehalten. Wirklich ist das ganze Bau- und Verwaltungswesen des Münsters höchst musterhaft. — Es wäre in der Hinsicht wohl sehr zweckmäßig und erwünscht, wenn Sie in Ihrem zweiten Heft einen Artikel über den Straßburger Münster geben, ich würde Ihnen, wenn Sie wollten, alles dazu ausführlich mittheilen. Es könnte gewissermaßen ein Gegenstück zu dem Steinmetzenartikel werden. Wie weit sind Sie denn nun mit unserer Sammlung gekommen? Ich werde Ihnen nächstens wieder etwas bezügliches schicken. Wenn Sie von Schoreel und seinem Schüler Hemskerk reden, so führen Sie doch auch einen Bartholomäus Groen von Köln an. Es findet sich nämlich, daß dieser mehrere von unseren Bildern in Hemskerks weicher, runder Art gemalt haben kann. Und zugleich überzeugte ich mich doch auch diesen Sommer neuerdings an einigen großen Gemälden von Hemskerk mit der Inschrift, in der Schönborn'schen Gallerie, daß dieser Meister, besonders in der früheren Zeit, seine Gemälde so sanft und rund behandelt hat, als diejenigen, welche wir Ihnen unter seinem Namen gezeigt und auch noch für seine Werke

halten müssen. Die Aehnlichkeit beider Meister erklärt sich ganz leicht aus der gemeinschaftlichen Schule des Schoreel. Der Abgang der Post zwingt mich für heute zu schließen. Empfangen Sie unsere vereinten herzlichen Wünsche für Ihre Gesundheit und Frohsinn!

Der Ihrige

S. B.

Heidelberg, 3. December 1816.

Ich habe Ihre italienische Reise gelesen und wieder gelesen und kann mich nicht satt daran lesen.

Das unmittelbare Leben, welches einen aus diesen Blättern anspricht, erregt mich im höchsten Grad. Ist es doch wie ein Feldzug um die Eroberung aller Herrlichkeiten des schönen Landes, ein wahres Sturmlaufen auf das ächte und rechte in den Dingen. Man kann sich nicht enthalten, immer mit dabei zu seyn, wenn es auch zuweilen etwas bunt und wild hergeht. Man fühlt da nun einmal die Kriegsnothwendigkeit und so hat es nichts zu sagen. Ja vielmehr ist es einem oft recht, wenn eines für den Feind angesehen wird, ohne es zu seyn, bloß weil es schlechte Wortführer hat, oder weil es sich nicht in kurzem verständlich zu machen weiß, denn man denkt, der Feldherr ist eben ein Feldherr und ein sieggewohnter. Was sein eigenes Leben und festen Bestand hat, geht über einen kleinen Krieg nicht zu Grunde, sondern seiner Zeit wird sich das Mißverständniß schon lösen. Dem Abgeschmackten aber gönnt mans von Herzen, daß es unter die Füße getreten wird. Die Vergleichung mit den früheren Biographen drängt sich unwillkürlich und angenehm auf. Wie man hier von der gewaltig bewegten Gegenwart und den dazwischen fahrenden Geistesblitzen fortgerissen wird, so erfreut und belehrt man sich dort an der Ruhe und Weisheit, womit uns eine weit entfernte Vergangenheit vorgeführt wird.

Für mich hat die italienische Reise noch den ganz besondern unschätzbaren Werth, daß ich auch in dieser verjüngten Gestalt Ihre ganze Persönlichkeit wieder erkenne, so daß ich selbst bei so sehr verschiedenen Zuständen alle Augenblicke an die mit Ihnen verlebten glücklichen Stunden und Tage erinnert werde. Und

wie gerne bin ich hieran erinnert. Wie viel Freude, Belehrung und Bildung bin ich nicht Ihrem Umgang schon schuldig geworden! Solch ein Anlaß mahnt mich dann jedesmal an das, was ich mir so oft sage: daß ich dem Himmel nicht genug für das Glück Ihrer Freundschaft danken kann.

Doch damit dieser Brief Ihnen nicht blos das Vergnügen verkünde, welches Sie uns gemacht haben, sondern Ihnen einigermaßen eines, wenn schon kleines bereite, lassen wir mit dem nächsten Postwagen eine Rolle an Sie abgehen, worin Sie einen Umriß von dem großen in Nürnberg gekauften Bilde von Albrecht Dürer; einen zweiten nach einer Durchzeichnung gemachten, von einer der Vorstellungen in unserm großen Bilde von Hemmling und dann eine Landschaft von Roux finden. Letztere entdeckte ich zufällig in des Malers Tagebuch, ich mußte dabei gleich Ihrer gedenken, darum hat ich sie auszuführen und ich hoffe, Sie werden dieselbe gern unter Ihren landschaftlichen Erinnerungsblättern aufnehmen. Der brave Mann läßt sich Ihnen bestens empfehlen, es geht ihm hier ziemlich wohl. Er hat viele Gegenden gezeichnet und besonders vom hiesigen Schloß mehrere große Blätter gar schön entworfen. Auch einige Bildnisse hat er gemalt, unter denen ihm dann vorzüglich die Kinder in Pastellfarben gelungen sind und vielen Beifall erworben haben. Zu dem Umriß nach Dürer muß ich bemerken, daß er uns ebenso wenig ganz befriedigt, als der Ihnen durch Zelter gesandte nach Mabuse. Das Kecke und Geistreiche von Dürers Zeichnung hat der Künstler nicht wiederzugeben gewußt und dadurch hat denn auch der Charakter und Ausdruck der Köpfe manchen Abbruch gelitten. Jedoch als eine im Ganzen sehr getreue Nachbildung einer so bedeutenden Composition, dürfen wir immer erwarten, daß das Blatt Ihnen lieb seyn wird. Von dem Umriß nach Hemmling, welchen ein anderer junger Maler Namens Schlesinger gemacht hat, können wir rühmlicher reden, obwohl hie und da ein Gesichtchen auch einen fremdartigen Ausdruck erhalten hat, aber hier ist hauptsächlich der Abgang der zauberhaften Ausführung schuld. Ja diese wirkt so auffallend, daß der Umriß selbst neben der Tafel noch ein Drittel größer scheint, als das gemalte Bildchen.

Indem ich Ihnen nun so wieder von Gemälden schreibe,

muß ich Sie auch mit neuen Ausſichten zur glücklichſten Vermehrung unſerer Sammlung bekannt machen. Es befindet ſich darunter ein Hauptbild von dem Brüſſeler in Raphaels Schule gebildeten Maler Bernard von Orley; ein ſehr bedeutendes Bild von Altdorfer, zwei von Mabuſe oder Schoreel und zwei von Lucas v. Leyden. Merkwürdiger aber und wichtiger als alles dieſes ſind fünf Tafeln von Michael Coxies, welche dieſer Meiſter nach dem berühmten Werk der Gebrüder van Eyck in Gent für Philipp den zweiten malte. Sie wiſſen, daß Coxies ſelbſt noch zu den alten Meiſtern gehört, er iſt mit Lucas v. Leyden, Schoreel und Holbein ungefähr im ſelbigen Jahr geboren. In ſeinen eigenen Werken erſcheint er nur neuer, weil er ganz die italieniſche Art angenommen hat. Von jenen Copien nun ſagen gleichzeitige Künſtler, daß er ſie ausnehmend ſchön gemacht und zwei Jahre darauf verwendet habe. Auch ſchreibt unſer Kunſthändler, die Ausführung an dieſen Bildern ſey ſo vollendet, daß man ſie für die eigenen Arbeiten von Eyck halten könne, und fügt hinzu: En effaçant le nom, le plus habile s'y tromperait. Das Hauptbild, die Anbetung des Lammes (das Ganze ſowohl als die Figuren ungefähr von der Größe unſerer Dreikönige), und die dazu gehörigen drei einzelnen Figuren in Lebensgröße auf Goldgrund, Gott Vater, Maria und Johannes kennen wir im Original. Sie befanden ſich bisher in Paris. Die Flügelſtücke aber, worauf Adam und Eva, die heilige Cäcilia eine Schaar Ritter zu Pferde, Herzog Philipp der Gute und die beiden Künſtler ſelbſt dargeſtellt ſind, ſahen wir nicht. — Das Urtheil der Kenner über jene in Paris geweſenen Bilder ſtimmt zwar durchaus darin überein, daß dieſelben ſowohl in der Compoſition als in der Ausführung gegen unſere Gemälde von Eyck ſehr zurück ſtehen, und folgt dieß auch ſchon von ſelbſt, weil es viel frühere Arbeiten ſind, an denen der Bruder Hubert noch mit Theil genommen hat; aber wie unſchätzbar wäre es für uns gerade von einem der früheſten bedeutenden Werke des großen Mannes ein treues Abbild zu erhalten; von einem Werk, welches geſchichtlich ſo lehrreich als berühmt iſt und zugleich eine ganze Welt von Figuren in ſich faßt, man zählt nicht weniger als dreihundert dreißig Köpfe, unter denen kaum zwei ſich ähnlich ſehen ſollen. Die Anſchaffung dieſer ſämmtlichen Schätze hat für ſich

noch manche Schwierigkeit, auch würden sie bei den hohen Preisen, die jetzt schon in diesen Dingen herrschen, ein Kapital kosten, doch das hält uns nicht ab, wir haben uns bereits, ohne auf die bewußte Ratification zu warten, in Unterhandlung eingelassen, und hoffen nun, daß die Sachen sich Bericht gemäß ausweisen. Ist dieß, so kaufen wir, selbst wenn jenes noch immer schwebende Verhältniß nicht zu Stande kommen sollte. Denn nach allem, was wir zu bemerken Gelegenheit haben, können wir getrost seyn, macht sich dieß nicht, so macht sich doch bald hier oder dort ein anderes, und besteht ja überhaupt das Wesentlichste eben darin, daß wir unserm Glück folgen.

Es weht uns nicht immer ein so günstiger Morgenwind in die Segel, darum frisch zu. Die Incerti mögen nur ihren Hafen hübsch offen machen, und nicht verlangen, daß wir hinein laviren sollen, wie sie nun in der letzten Zeit gethan haben. Sonst segeln wir lustig vorbei, an Muth fehlt es uns nicht, Proviant haben wir auch noch für ein ziemlich Stück Weg an Bord, und ist schon ihr Markt aller Ehren werth, so sind es anderwärts hübschere Leute und besser Wetter, wenn auch mit etwas weniger Geld.

Unsere letzte Erklärung war vom achtundzwanzigsten v. M. Wir können an der Stellung, worüber wir einmal übereingekommen waren, nichts wesentliches ändern. Die Herren müssen erfahren, daß wir keine Incertis sind. Wir wollen sehen, wie ihnen das zusagt. Wahrscheinlich gibt das liebe Paris jetzt der Gegenpartei freies Spiel und da müssen dann die Freunde der Cirtenses warten und bessere Zeit zu gewinnen suchen. Deßhalb sind aus den anfänglichen Quängeleien große Schwierigkeiten entstanden, so daß das Ganze das Ansehen von Hinhalten und Festhalten zugleich gewinnt. Für glückliche Schiffer aber gibt es bei gutem Wind nichts verdrießliches, wenn es ihnen also gar zu lang wird, so machen sie sich los.

Den 7. December.

Dieser Brief wurde durch eine zweitägige Reise nach Mannheim unterbrochen. Bei meiner Rückkehr fand ich nun hier die Nachricht, daß die Städel'sche Kunststiftung in Erfüllung geht, und daß man uns von dieser Seite frühere vorläufige Anträge

zu wiederholen bereit ist. Während dem Schreiben des vorstehenden Briefes konnte ich dieß Ereigniß keineswegs ahnden, ich hatte vielmehr bei den erwähnten Aussichten Plane des Kronprinzen von Bayern und hauptsächlich Wien im Sinne. Der Knoten schürzt sich jetzt wunderbar genug. Auf allen Seiten sehen wir ganz klar Anziehendes und Abstoßendes — die Auflösung mag also werden wie sie will, wir würden uns nicht zu beklagen haben. Von dem übrigen Fortgang der Dinge erhalten Sie immer Nachricht. Daß wir diese „Mittheilungen," selbst auch insofern sie die neuen Gemäldeanschaffungen betreffen, im geheimsten Vertrauen behalten wünschen müssen, brauche ich nicht zu sagen. Nachdem mir die Wirklichkeit so seltsam in diesen Brief hinein gefahren, kann ich nichts Anderes hinzufügen — als unsere vereinten herzlichen Grüße und Wünsche für Ihr Wohlseyn.

Ganz der Ihrige

S. B.

Weimar, 16. December 1816.

Auf Ihren letzten lieben Brief habe noch nichts erwiedert, bin aber in Gedanken oft bei Ihnen gewesen. Heute kommt mir der neueste vom dritten dieses Monats zu recht ominöser Zeit. Ich studirte das Manuscript des vierten Bandes meiner Biographie, welcher theilweise geschrieben und dessen letzte Bogen, so wunderlich es auch scheinen möchte, schon in Ordnung sind. Dieser Band endigt mit dem Entschlusse, von Heidelberg aufzubrechen und nach Weimar zu gehen. Sehr gut paßte hiezu Ihr lieber Brief, worin auch von Entschlüssen die Rede ist und mit jener Zeit vortrefflich harmonirt, da jugendlicher Muth mich belebte, von dem Sie nun durchdrungen sind. Ich rühme Ihre Beharrlichkeit, Festigkeit und Klugheit, preise Ihr Glück, welches Sie zu erfassen munter und aufmerksam genug sind. Es wäre gewiß höchst merkwürdig, wenn jenes Zögern Ihnen einen heitern Platz anwiese. Was die Nachschrift meldet, ist freilich ganz nach meinem Sinne und Wunsch: Rath und Entschluß hat Ihnen in Ihrem Kreise niemals gefehlt.

Aus der Anbetung des Lammes habe ich eine Gruppe alter Herren in dem letzten Hefte des d'Agincourt gefunden, ihre Mützen,

Gesichter, Mäntel, Bücher und Gebärden wundersam vermannigfaltigt und köstlich comzonirt. Möge ich die Copien dereinst an Ihrer Seite bewundern. Ihre Sendung erwarte mit Freude und Dank und werde den Wiederschein Ihrer Schätze, den Sie mir gönnen, gar treulich gewahr werden und hegen. Ihr freudiges Aufnehmen meiner italienischen Reise thut mir sehr wohl und ich werde um desto fleißiger an dem zweiten Theile arbeiten. Wie vor Zeiten die älteren Autoren für uns Jünglinge schrieben, so müssen wir für euch Jünglinge schreiben. Einem Verfasser müßte schaudern, wenn er bedächte, wie viele Leser nichts zum Buche hinzu bringen, weder Kenntniß noch Empfänglichkeit, ja wie viele bloß lesen, um dabei geruhig einzuschlafen. Den Sturmschritt haben Sie ganz richtig empfunden und sind ihm treulich zur Seite geblieben. Auch die Ungerechtigkeiten beurtheilen Sie einsichtig und gerecht. Dergleichen Herbes, Unreife paßt wohl zu dem Drange des Beginnens, alles dieses wird, noch ehe der Reisende über die Alpen zurückkehrt, süßer und genießbarer. Besäß' ich nicht die getreuen Tagebücher und beinahe sämmtliche aus Italien geschriebenen Briefe, so könnte das Werkchen diese Unmittelbarkeit und Frische nicht haben. Die früheren Eindrücke verlöschen, die Resultate bleiben freilich, das ist denn auch wohl der Zweck, aber früher war das Leben.

Daß Sie mich darin wieder erkannten und mit Neigung unserer späteren, aber gewiß auch belebten und unschätzbaren Verhältnisse gedachten, erfreut mich höchlich. Wie manches Gute ist mir dabei geworden. So wie z. B. gerade in diesem Augenblick Ihr Brief mir anregend und aufrichtend erscheint.

Das Rhein- und Mainheft, zweites Stück, liegt in den Händen des Setzers. Es enthält das famose Rochusfest, dem ich meine Sommereinsamkeit in Tennstadt gewidmet hatte und einen Aufsatz, überschrieben: Neudeutsche religios-patriotische Kunst. Ich wünsche, daß er gerecht, ja billig gefunden werden möge. Die Liebhaber, welche die ältern Kunstwerke retten und sammeln, werden höchlich gepriesen, den Künstlern, die jene alte Art wieder hervorsuchen, wird ein Spiegel vorgehalten, den wir recht hübsch plan zu schleifen und gut poliren gesucht haben. Ob von Ihren Besitzungen zu reden, Platz bleibe, ob und was davon zu sagen? darüber läßt sich noch conferiren. Mögen Sie mir etwas über

den Straßburger Münſter mittheilen, ſo ſoll es mir ſehr willkommen ſeyn. Viele Grüße den wackern Geſellen.

G.

Weimar, 24. December 1816.

Ich eile, zu verkünden, daß die Rolle zu meinem größten Vergnügen angelangt iſt. Nichts natürlicher, als daß in Gegenwart des Gemäldes eine ſolche Nachbildung nicht völlig genug thut, wie viel iſt es aber nicht in der Ferne! und beſonders hier, wo ſo wenig Anregungen des Kunſtſinnes obwalten.

Höchſt merkwürdig iſt die ſcheinbare Vergrößerung des Umriſſes nach Hemmling. Das Bild, in der Erinnerung, ſteht mir wenigſtens ein Drittel kleiner. Solche Täuſchungen haben gewiß einen optiſchen Grund, der ſich wohl nachweiſen ließe.

Der Druck des vierten Bogens vom Rhein und Main iſt in Bewegung, dießmal wird von Ihrer Sammlung nichts weiter ausgeführt, aber erwähnen muß ich derſelben. Legen Sie mir in den Mund, was ich von den bisherigen Negociationen ſagen ſoll. Städel in Frankfurt iſt nun geſtorben und hinterläßt ein ungeheures Vermögen. Ich wüßte wohl, wenn ich mit zu reden hätte, wofür ich einen Theil davon verwenden würde. Sagen Sie mir doch irgend ein Wort, wenn Sie etwas von Erfüllung der frommen Wünſche des erſten Heftes vernommen haben. Auch verſäumen Sie nicht, mir über Hüttenanſtalten des Straßburger Münſters das Zugeſagte mitzutheilen.

So viel für dießmal, damit der Brief nicht liegen bleibe.

Die herzlichſten Wünſche zum neuen Jahr!

G.

Nachſchrift. Beiliegende Bogen ſind vielleicht ſchon mit der Nemeſis zu Ihnen gekommen. Die Erſcheinung iſt mir aber gar zu lieb und werth, als daß ich ſie nicht mittheilen ſollte. Sie verdient wiederholt geleſen und beherzigt zu werden. Das iſt auch einmal wieder ein junger Mann, der einen über die alten Narren, Pedanten und Schelme tröſtet!

Heidelberg, 30. December 1816.

Ich empfange Ihren zweiten lieben Brief heute gerade in dem Augenblick, da ich auf den ersten antworten will.

Die freundliche Aufnahme unserer kleinen Sendung macht uns viel Freude. Es war uns schon ein glückliches Zeichen, daß der Zufall uns dabei so zur rechten Zeit die Rochuskapelle mit der Aussicht auf das Rheingau und die Bergstraße in die Hände spielte.

Für die Mittheilung der Schrift über deutsche Sprache, danken wir doppelt und dreifach, weil sie eben so geistreich als wahr und verständig ist, weil sie uns leicht hätte entgehen können und weil wir den Verfasser von früherer Zeit her kennen. Damals war er noch nicht zu diesem gesunden umfassenden Urtheil durchgedrungen, welches sich hier überall kund gibt. Unsere Meinungen konnten sich nicht wohl vereinigen; er war noch zu ausschließend schwärmerisch für die Herrlichkeiten unserer Tage eingenommen. Indessen bewies ich ihm immer Theilnahme. Endlich ging er zur preußischen Armee.

In dieser von allen Elementen bewegten Umgebung scheint ihm nun seine derbe, tüchtige Schweizernatur zu einem guten, klaren festen Niederschlag verholfen zu haben. Wir freuen uns darum recht von Herzen über ihn und sein Glück. — Gegen unsere patriotischen Sprachalterthümler und Juristen hätte er noch den hübschen, scharf treffenden Beweis anführen können, daß die besten altdeutschen Heldengedichte des dreizehnten Jahrhunderts ebenso sehr und fast noch mehr mit fremden, besonders französischen Ausdrücken angefüllt sind, als die neueren deutschen Werke.

Nun von unseren eigenen Angelegenheiten zu reden: sieht es nach einem kürzlich angekommenen Brief doch wieder so aus, als sollten wir den Wenden das Evangelium predigen. Ohne Zweifel hat die Nachricht von Städels Vermächtniß einen Keil gegeben. Denn es ist jetzt von gar keinen Einwendungen mehr die Rede; sondern es wird uns mit aller Kürze und Heiterkeit die höchste Genehmigung auf Neujahr verheißen. Wir lassen uns indessen hiedurch nicht irre machen, sondern setzen unsere andern Verhältnisse so lange fort, bis wir die Unterschrift in der Hand haben.

Von den Frankfurter Freunden erhalten wir die einladendsten

Versicherungen. Auch von Stuttgart schrieb man uns noch dieser Tage, „wenn es mit Preußen nichts gebe, würde man dort wohl unsere Wünsche erfüllen können.“

Aber diese und alle anderen Aussichten haben, wie ich Ihnen letzthin schon sagte, ohngefähr ganz gleichen Werth für uns. Was wir bei der einen gewinnen, geben wir bei der andern auf.

In Frankfurt fänden wir rücksichtlich der Lage allerdings den angenehmsten und günstigsten Aufenthalt. Verhältnisse und Wirksamkeit hingegen würden dort viel beschränkter seyn, weil wir in eine republikanische Verfassung träten und mit fünf Administratoren zu thun hätten und ganz besonders noch, weil wir auf allen unmittelbaren Einfluß in den niederrheinischen Ländern verzichten müßten. Dieß Letztere gibt der preußischen Sache, wenn man uns die versprochene Freiheit zugesteht, immer noch den Vorzug; um so mehr, da nun durch die so offenbar an den Tag tretende Concurrenz alle Bedenklichkeiten, als habe man uns zu viel bewilligt, ganz aus dem Weg geräumt und unser von Anfang her fortgesetztes Schwierigthun vollkommen gerechtfertigt wird. — Wir warten jetzt still und ruhig, ob das aufs Neujahr gemachte Versprechen in Erfüllung geht! Demnach wird sich dann auch am besten bestimmen lassen, was Sie freundlichst in Ihrem zweiten Heft über unsere Angelegenheit sagen wollen. — Wegen der Ungeduld der Lesewelt ist es Schade, daß Sie darin den Aufsatz über die Sammlung nicht fortsetzen können. Man bestürmt uns unaufhörlich mit Fragen nach dieser Fortsetzung. Für unsere Wünsche reicht es einstweilen hin, wenn Sie auf die fortgehende glückliche Vermehrung aufmerksam machen. Zu diesem Zweck fasse ich hier kurz zusammen, was wir, seit Sie uns zuletzt besuchten — also seit einem Jahr — neues erworben haben.

Von Meistern, welche uns fehlten, sind eingerückt: Wohlgemuth, Altorfer, Beuckelaar und ein bisher ganz unbekannter, trefflicher kölnischer Meister, Joh. v. Melem, in der Art des Schoreel. Wir besitzen nun von diesen vier Künstlern sehr bedeutende, köstliche, ja zum Theil Hauptwerke. Die übrigen neuen Anschaffungen von Meistern, die wir bereits besaßen, sind von M. Schön, von dem mit Dürer gleichzeitigen, ausgezeichneten Porträtmaler Walch, von Dürer selbst und von Joh. Mabuse. Letzterer ist bekanntermaßen als einer der größten altniederländischen

bearbeitet seine Werke, und macht sie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungsbreite und ist reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Versen ausschmückt. Leser und Hörer zu unterrichten ist sein entschiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiras erlebt er das hundert und zweite Jahr und wird daselbst begraben. Dschengis Nachkommen hatten Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem sich ruhig wohnen ließ.

Hafis.

Stirbt 1389.

Wer sich noch, aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erinnert, wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, daß sie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich geübt haben, die Hauptstellen aber auswendig wußten und solche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten; der wird zugleich gestehen, daß für solche Männer eine große Bildung daraus erwachsen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte sie bibelfest und ein solcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweideutige Empfehlung.

Das was nun bei uns Christen aus natürlicher Anlage und gutem Willen entsprang, war bei den Mahometanern

Maler, auch noch durch die Mannichfaltigkeit seiner Behandlungsweise merkwürdig. Um so höher schätzen wir das Glück, daß wir mehrere Hauptwerke und wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung aus seinen verschiedenen Lebenszeiten erwerben konnten. Es befindet sich ein Bildchen dabei, das man Hemmling an die Seite setzen dürfte. Doch achten wir unter allem neu angeschafften die Kreuzabnahme von Dürer am höchsten. Weil es eben eines seiner größten und vorzüglichsten historischen Gemälde ist, deren er wegen seiner vielen Kupferstich- und anderen Arbeiten überhaupt nur wenige gemacht hat, so daß man außer fürstlichen Gallerien schwerlich noch ein ähnliches antreffen mag.

Rücksichtlich der noch zu erwartenden und in Unterhandlung stehenden Erwerbungen würden Sie uns sehr verbinden, wenn Sie noch hinzufügten, daß unsere günstigen und weitverbreiteten Verbindungen zur ferneren zweckmäßigen, vervollständigenden Bereicherung die gegründetste Hoffnung geben, ja daß wir dadurch das Glück haben dürften, schon bald mehrere seit Jahrhunderten im fernen Ausland zerstreute, für die Aufklärung der vaterländischen Kunstgeschichte höchst schätzbare Denkmale wieder zu gewinnen und zu dem ihnen entsprechenden Kreise zu vereinigen.

Auf Ihren Aufsatz über neudeutsche Kunst sind wir sehr begierig. Je mehr wir die Sache betrachten, desto mehr überzeugen wir uns, daß die Beschäftigung mit der altdeutschen Kunst, außer dem Gebiet der Geschichte, nur zweierlei Vortheile gewähren kann. — Einestheils indem sie den Künstler zur unmittelbaren, gründlichern, geistigern Naturnachahmung, zum Porträt im höhern Sinn und so zu der uns ganz abhanden gekommenen Charakteristik hinweist; — anderntheils aber zu einer fleißigern, sorgfältigern Behandlung der Farben und so zu einer allmäligen Regeneration des Colorits veranlaßt.

Die Nachahmung der alten Kunstwerke selbst — außer dem zur Erlernung der Farbentechnik nützlichen copieren — wird wie mehr oder weniger alle Nachahmung von Kunstwerken, immer schädlich seyn.

Die Forderungen richtiger Zeichnung und gehöriger Beobachtung der Beleuchtung und Luftperspektive dürfen unseren Künstlern um so weniger erlassen werden, da sie überall Lehrer und Gelegenheit finden, sich darin zu unterrichten und zu üben.

Was möchten wohl Joh. v. Eyck, Dürer, Leonardo, Raphael ſagen, wenn ſie Treiben und Thun ihrer trägen Urenkel ſähen? — Und wie würde Joh. v. Eyck die nun gewonnenen Regeln der Zeichnung und Kenntniß der Optik benutzt haben! er der ſo viele Schwierigkeiten überwand, in ſo vielen Stücken ſelbſt die Bahn brechen mußte.

Für die Verbeſſerung des Colorits verſprechen wir uns noch die größte und ſchnellſte Wirkung. Mein Bruder hat ſeit einem Jahr fortwährend Verſuche gemacht über die Haltbarkeit, beſonders der durchſichtigen Farben, über ihre Miſchung unter einander, ihre Verbindung mit Oelen und Firnißen, ſowie über die Reinigung und das Austrocknen der Oele u. ſ. w. Einer der uns umgebenden Maler — obwohl er nur wenige daraus hervorgegangene Erfahrungen benutzt — hat es ſchon zu einem auffallend ſchönen Erfolg gebracht. Mein Bruder freut ſich ſehr darauf, Ihnen, wenn Sie, wie wir hoffen, im Frühjahr zu uns kommen, die ganze Reihe von Verſuchen zu zeigen. Er bewahrt Alles ſorgfältig auf und hält Buch über ſein Verfahren.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch auch das höchſt ſchätzbare Buch über die Farben von Marcucci, preiſen, welches der berühmte römiſche Reſtaurator Palmaroli im Jahr 1813 mit Anmerkungen herausgegeben. Wilken brachte es uns von Rom mit. Für den Fall, daß Sie es noch nicht kennen ſollten, ſetze ich den Titel bei: Saggio analitico chimico sopra i Colori minerali etc. di Lorenzo Marcucci colle Note del S. Pietro Palmaroli. Roma 1813. 8.

In geſchichtlicher Hinſicht habe ich ebenfalls wieder manches über das Colorit gefunden. Es wird immer deutlicher und klarer, daß Joh. v. Eyck der Schöpfer nicht ſowohl der Oelmalerei, als des neuern Colorits genannt zu werden verdient. Man müßte nur in Italien ſeyn und die Werke der Meiſter, worauf es ankömmt, ſelbſt ſehen können, um die Abſtammung ſogar im Einzelnen mit aller Gewißheit darzuthun. — Manche andere ſchöne Aufklärung über die Geſchichte der Malerei verdanke ich neuen Forſchungen, wozu mich in den letzten Tagen der zweite Band von Fiorillos Geſchichte der Malerei veranlaßte. Man findet in dieſem wie im erſten Band aus dem reichen Schatz der Göttinger Bibliothek unbekannte Nachrichten. Aber die Compilation iſt ſo

durchaus sinn- und verstandlos, daß man nicht der geringsten Angabe trauen darf, sondern Alles mit der größten Mühe wieder aus den Quellen durcharbeiten muß. Den ersten Band hatte ich im Sommer mit auf der Reise in Franken. Wirklich, man mag in das Buch hineintasten wo man will, überall begegnet man Compilationen und Schwall der abgeschmacktesten Verwirrung, denn selbst das erste und nothwendigste Element, die chronologische Logik, fehlt an allen Enden. Ich könnte Ihnen in dieser und jeder Hinsicht die tollsten, zum Theil sogar belustigende Beispiele anführen. Doch ich muß schließen. Das über die Bauanstalt des Straßburger Münsters versprochene folgt nächstens.

Wir erwiedern Ihre guten Wünsche zum Neujahr von ganzem Herzen und hoffen frohes, glückliches Wiedersehen!

Sulpiz Boisserée.

Heidelberg, 30. Januar 1817.

Ich zögerte seit meinem Brief vom 30. December, den Sie gewiß richtig empfangen haben, den kleinen Aufsatz über den „Straßburger Münsterbau“ wegzuschicken, weil ich immer hoffte, Ihnen die Entscheidung unserer Berliner Angelegenheiten melden zu können. Aber ich wartete vergebens. Die Papiere scheinen eben auch auf dem Tisch des Staatskanzlers ihren Winterschlaf halten zu müssen. Also Geduld. Wenn man sich einmal mit der Prosa einläßt, muß man ihr auch die Prosa entgegensetzen.

Vor ein paar Wochen besuchten uns die Freunde Guaita und Franz Brentano, welcher letztere nun gleichfalls ein hochmögender Herr und Rath geworden ist. Sie unterrichteten uns näher von den Frankfurter Verhältnissen und Wünschen in Beziehung auf uns. Doch bleibt unsere Ihnen letzthin mitgetheilte Ansicht dieselbe — einladendes und abmahnendes, dort wie allerwärts, gemischt.

Den kleinen Aufsatz habe ich, wie Sie sehen, in dem Ton Ihres Heftes auszuarbeiten gesucht, obwohl meine Absicht nur ist, Ihnen den Stoff zu liefern. Es war mir gewissermaßen bequemer und diente mir zugleich zur Uebung, die Sache mit Beseitigung alles nicht hieher gehörigen Einzelnen vorzutragen.

Schalten Sie nun damit, wie mit einem bloßen Entwurf. Sie werden sich freuen, am Schluß zu lesen, daß für die Erhaltung des Kölner Domes und anderer Alterthümer bereits einiges geschieht. Sollte ich noch ferner erfahren, daß zu Gunsten von Kunst und Wissenschaft irgend etwas in den niederrheinischen Landen zur Ausführung käme, so theile ich es gleich mit. Ueber mein Domwerk, welches nun nach neuen Zuschüssen auch wieder besser geht und über abermalige Bildererwerbungen schreibe ich nächstens.

Die seltsame gute Witterung wirkt hier sehr auffallend. Wir sahen vor drei Tagen, jenseits der Brücke, schon aufbrechende Blüthenknospen an mehreren Mandelbäumen. Möge uns das ein Zeichen von einem glücklichen, fröhlichen Jahr seyn!

Mein Bruder und Bertram grüßen mit mir aufs angelegentlichste und hoffen bald Nachrichten von Ihrem Wohlseyn zu erhalten. Ganz der Ihrige.

S. B.

Weimar, 10. Februar 1817.

Ihr lieber Brief und die schöne Sendung kam eben zur rechten Zeit. Der Aufsatz wird abgedruckt wie er ist, weil er nicht besser seyn kann. Ueberhaupt war ich dieser Tage in Gedanken, wie ich Sie zu einer lebhafteren Theilnahme an dem Rhein- und Mainfest einladen wollte. Da ich nun glücklicherweise aus Ihrem Aufsatze gerade das ersehe, was ich zu bemerken und zu erfahren wünschte, so werde ich um so viel leichter mich erklären können, welches nächstens geschehen soll, sobald ich einigermaßen daran komme.

Von Berlin meldet man mir, daß die Ursache der Verzögerung Ihres Geschäftes diese sey: daß Sie zur Bedingung gemacht hätten, Ihre Bilder nur auf zwei Jahre nach Berlin zu bringen, dann aber damit nach Köln zu ziehen. Sagen Sie mir, was daran ist, und wie sich die Sache verhält.

Können Sie mir im Vertrauen den Namen des Recensenten von Griesens Calderon in den Heidelberger Jahrbüchern verschaffen? sie ist gar zu schön und einen solchen Mann sollte man kennen.

Hiermit will ich schließen, nun nur noch, daß der zehnte Bogen des zweiten Rhein- und Mainheftes unter der Presse schwitzt. Ihr Aufsatz kommt in den Eilften.

Sagen Sie mir von Zeit zu Zeit etwas, wenn auch nur weniges. Frankiren Sie Ihre Briefe nicht, denn ich bin postfrei. Ich führe wider meinen Willen ein sehr bewegtes Leben.

G.

Heidelberg, 18. Februar 1817.

Es freut mich sehr, daß Sie mit meinem kleinen Aufsatz zufrieden sind. Wie eine größere Theilnahme an dem Rhein- und Mainhefte sich wird einrichten lassen, sehe ich noch nicht recht ein, bin daher um so begieriger, Ihre nähere Erklärung zu vernehmen.

In der neuen Zeitschrift, die Vorzeit, fand ich letzthin zu meiner Verwunderung die Ihnen früher einmal übergebenen Beschreibungen der Veronica und der Verkündigung von Eyck. Der Abdruck ist wohl nicht ohne Ihr Wissen geschehen? Und so bin ich Ihnen herzlichen Dank schuldig, daß mein Name verschwiegen geblieben. Denn ob zwar ich gerne gestehen will, daß diese Versuche mir gedruckt leidlicher vorgekommen als ich vermuthet hatte, so ist es doch mit der Beschreibung eigener Besitzthümer gegenüber der Welt eine gar wunderlich empfindliche Sache. Nicht zu gedenken, daß für einen Lehrling das Incognito ohnehin den größten Reiz hat.

Was man Ihnen über die Verzögerung unserer Bilderangelegenheiten gemeldet, beruht auf einem Mißverständniß, in so weit aber, als es wirklich einigen Bezug auf einen Artikel des abgeschlossenen Vertrags hat, scheint es eine bloße augenblickliche Ausrede zu seyn. Denn der Artikel gehört zu denjenigen, welche wir buchstäblich aus dem von Schinkel überreichten Entwurf beibehalten haben. Der Nachsatz in demselben lautet dem Wesentlichen nach also: „wenn sich späterhin die beabsichtigten Zwecke an einem andern Ort des Staats, etwa am Rhein, besser erreichen ließen, so würde die Regierung dann auf unsere Vorschläge eingehen und die nämlichen Vergünstigungen gewähren.

Es ist da gar nichts Bedingendes, noch weniger eine Zeitbestimmung, sondern die Ausführung bleibt der Willkür der Regierung freigestellt. Wir sehen darum auch diesen Einschiebsatz nur als eine Gefälligkeit, als einen rednerischen Trost rücksichtlich der in unserer Sache für die Rheinlande gehegten Wünsche an. Ja wir konnten uns bei Aufnahme desselben nicht enthalten, gegen Schinkel darüber zu scherzen. Hätte dieser ihn aus sich hinzugefügt und man hätte in Berlin Anstoß daran genommen, so wäre uns gewiß früher bei Revision des Vertrags darüber geschrieben worden. Aber dieß geschah auch nicht mit einer einzigen Sylbe. Der wahrscheinlichste Grund der Zögerung bleibt uns immer, daß man fest entschlossen, nicht abzulassen, die Sache in diesen Zeiten der Noth nur so lange hin halten will, bis sich beim König ein günstiger Augenblick darbietet. Warum hätte wohl sonst der Fürst Staatskanzler den Geheimenrath Schinkel durch einen eigenhändigen Brief beauftragt, uns zu schreiben, daß er alle die Sache betreffenden Papiere in Händen habe und nächstens bestimmte Resultate melden zu können hoffe.

Jedoch bei dem bunten Ineinanderwirken von Personen und Verhältnissen, wäre es immer nicht unmöglich, daß jene Phrase gleichfalls ein Hätchen geworfen wäre. Auf jeden Fall danken wir Ihnen verbindlichst für die Mittheilung. Ich werde nun eine schickliche Gelegenheit ergreifen, die Sache als ein uns unglaubwürdiges Gerücht in Erwähnung zu bringen.

Ach wer nur leben könnte wie die Vögel in der Luft! Aber das dürfen sich freilich die Kunstfreunde und Sammler am wenigsten einfallen lassen. Darum wollen wir dann, wenn schon einmal seufzen, doch über Mühe und Langwierigkeit nicht weiter klagen, sondern immer lieber Gott danken, daß er unsere Sache so gut stehen läßt.

Von den neuangekommenen Bildern muß ich Ihnen vorzüglich die Predigt eines Bischofs rühmen, welcher in der Vorhalle einer Kirche, vor einer Versammlung von Männern und Frauen, einen Widersacher von der Kanzel herab zu widerlegen scheint. Es gehört offenbar einem der besten Zeitgenossen von Lucas von Leyden an. Den Namen des Meisters kann ich noch nicht mit Gewißheit bestimmen — er fehlte uns bisher; er zeichnet sich ganz besonders durch die Kraft und das Helldunkel seiner Farbe aus.

Auch noch eins und das andere, meist nur historisch merkwürdige, hat sich eingefunden. Im Ganzen aber wird die Seltenheit schöner Sachen dieser Art immer fühlbarer. Wir haben kürzlich zwei sehr einladend angekündigte Sendungen aus Frankreich und aus dem südlichen Deutschland zurück schicken müssen, ohne nur ein Stück davon behalten zu können. Indessen lassen wir uns lieber vergebene Hin- und Herfracht gefallen, als daß wir uns der Gefahr aussetzen, schlechte oder unzweckmäßige Sachen zu erwerben.

Die neuen Anschaffungen machen übrigens den Anfang zu jenen größeren, wovon ich Ihnen früher schrieb, und erregen einen guten Begriff für das weiter angebotene. Nur walten hier immer noch Schwierigkeiten ob. Während wir deßhalb unterhandeln, erwarten wir andererseits einen Christuskopf in Lebensgröße von Eyck oder Hemmling. Mein Bruder zählt dieß Bild zu den prächtigsten Werken eines der beiden Meister, die er damals noch nicht so genau zu unterscheiden wußte. Wenn es ankömmt, erhalten Sie nähern Bescheid darüber.

Der Recensent des zweiten Bandes von Griesens Calderon ist der Ihnen wohlbekannte Abeken in Rudolstadt. Ich bin ihm doppelten Dank schuldig; ich erfuhr durch die Anzeige zuerst, daß das Buch erschienen war und zugleich kam es mir vor einigen Wochen recht wie gerufen, um mir einen trüben Tag zu erheitern. Bei dem wunderthätigen Magus habe ich besonders recht viel an Ihre lehrreichen Gespräche über Calderon denken müssen. Wirklich, wenn man nicht wüßte, durch welche Bedingungen und Herkömmlichkeiten dieser erhabene Geist beschränkt gewesen, man würde nicht begreifen, wie er in eine der herrlichsten Compositionen so fratzenhaftes, steifes Zeug, wie die durchgehende Parodie und den Schluß mit dem Drachen, hat aufnehmen können. Da heißt es dann hier, wie bei so vielem Großen und Schönen mit Recht: der Teufel hat doch sein Spiel. — Wir grüßen von Herzen. Gott befohlen. Ihr treu ergebener

S. B.

Weimar, 6. März 1817.

Ueberbringer, Herrn Hofmedicus Dr. Rehbein, dem ich als einem geſchickten und ſorgſamen Arzt dieſen Winter über viel ſchuldig geworden, nehmen Sie um meinet- und ſeinetwillen freundlich auf und laſſen ihn einen Blick in Ihre Schatzkammer thun. Der Brief vom 18. Februar iſt zu ſeiner Zeit wohl angelangt, auf welchen ich nächſtens umſtändlich erwiedern werde.

Für dießmal leben Sie wohl und laſſen mich durch ein freundliches Blatt erfahren, wann Dr. Rehbein bei Ihnen geweſen.

Der Ihrige.

G.

Heidelberg, 14. März 1817.

Nicht lang nach meinem Brief vom 18. Februar werden Sie von Kupferſtecher Darnſtedt einen neuen Abdruck ſeiner Platte erhalten und ſich über die glückliche Verbeſſerung und den Fortſchritt der Arbeit gefreut haben. Es bleibt nun freilich noch ein gut Theil zu thun, beſonders um das Gebäude in gehörige und ſchöne klare Haltung zu bringen, aber jetzt, nachdem ich dieſe Probe geſehen habe, iſt mir um eine vollkommen befriedigende Vollendung nicht mehr bange. Die Platte von Duttenhofer ſteht auf einer ähnlichen oder vielmehr auf einer weitern Stufe. Er ſandte mir unlängſt den Thurm zur Probe. Sobald er das ganze Blatt durchgearbeitet hat, erhalten Sie einen Abdruck.

Nach Berlin zu ſchreiben habe ich noch keine Gelegenheit gefunden und ich habe es mit ſo viel weniger Anſtand unterlaſſen, als wir ſeit Ihrem Brief noch durch mehreres überzeugt worden ſind, daß die Zögerung wirklich nur an allgemeinen Urſachen, ja eigentlich nur an Wind und Wetter hängt. Es iſt auch beſonders bei der bekannten Sinnesart der höchſten Perſonen ſehr begreiflich, daß die Furcht vor einem abermaligen Mißwachs einſtweilen noch von allen Kunſtausgaben zurückhält. Indeſſen fahren die in Staatsangelegenheiten arbeitenden Männer fort, zu verſichern, unſere Sache ſey und bleibe entſchieden, das Zögern der Vollziehung liege nur am Geſchäftsgang. So äußerte ſich noch kürzlich der eben von Berlin kommende geheime Staatsrath Stägemann in Frankfurt gegen verſchiedene Perſonen, unter andern

auch gegen Miniſter v. Stein, welcher es uns vor einigen Tagen ſelbſt erzählte. Sie ſehen alſo, feſthalten und hinhalten, das bleibt ihr Thema, das unſere hingegen warten und ſchweigen, bis irgend etwas neues ſich ereignet oder bis wir kategoriſch werden können.

Miniſter Stein kam von Stuttgart und brachte einen Abend und Morgen bei uns zu. Ein ſo von Grund aus geſcheidter, geiſtreicher Mann erſcheint einem doch in dieſer verwirrten, grauen Welt recht wie ein leuchtender Stern.

Er ließ ſich über die wichtigſten Gegenſtände in anhaltendem Geſpräch ein und hatte eine große Freude, beſonders an der hiſtoriſchen Seite, welche unſere Sammlung darbietet. Vieles kam ihm, wie man zu ſagen pflegt, gerade in den Wurf, denn er treibt jetzt eben die Geſchichte des Mittelalters mit großem Eifer. Die Legenden der Heiligen, ganz vorzüglich aber die Geſchichten der erſten Bekehrer der Deutſchen und nachher wieder die Stürme und Folgen der Reformation waren ihm durchaus gegenwärtig. Man bemerkte an allem, daß die Geſchäftsruhe, die er nach ſo lebhafter und ſtürmiſcher Thätigkeit genießt, den wohlthätigſten Einfluß auf ihn hat. Er äußerte ein ganz beſonderes Verlangen, Sie dieſen Sommer wiederzuſehen. Die Geſpräche, die Sie vor zwei Jahren mit ihm geführt, ſcheinen einen ſehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn ich bemerkte mit Vergnügen, daß er ſich nicht nur von Ihren Kunſtanſichten, ſondern vielmehr noch von Ihren Weltanſichten gar manches auf ſeine Weiſe angeeignet hatte. In Bezug auf die Kunſt und ſonderlich auf Ihre nun bald erſcheinende Abhandlung über das heutige Kunſtweſen, muß ich doch hinzufügen, was ein junger Freund mir kürzlich aus dem Munde von Schelling mittheilte. Ich war verwundert, ſchreibt der Freund, von dem Direktor einer großen Kunſtakademie die bittere Bemerkung zu hören, daß die Kunſt in unſerer Zeit ein unbeſtimmtes Treiben ſey, daß ſie Zweck und Richtung verloren habe u. ſ. w. Es könne, meint er, nicht eher wieder gut werden, als bis die Kunſt zu ihrer frühern Strenge zurückkehre, wo die Künſtler fleißige Handwerker geweſen ſeyen, und jeder an ſeinem Ort und für ſeine Mitbürger gearbeitet habe u. ſ. w.

Das Geſpräch war nämlich mit Rückſicht auf die nächſten

Vorgänger des Phidias, wie auf die guten altdeutschen Meister, und nicht ohne Klagen über unsere deutschen Affen geführt worden. Da man sich über die Verbreitung solcher Weisheit nur zu freuen hat, enthalte ich mich aller Anmerkungen.

Stein erzählte mir, daß Ihr Sohn heirathet. Nehmen Sie dazu für ihn und für sich die herzlichsten Glückwünsche. Mögen Sie viele Jahre in Freuden Enkel aufwachsen sehen.

S. B.

Heidelberg, 19. März 1817.

Ich kann Willen nicht reisen lassen, ohne ihm ein Zeichen meines Andenkens an Sie mitzugeben. Es ist zwar nur eine Kleinigkeit. Aber wir armen Menschenkinder greifen eben nach Allem, wodurch wir die Trennung und Entfernung von denen, die uns am liebsten sind, einigermaßen zu überwinden wähnen. Und so freut es mich, die Medaille gerade zur Hand zu haben. Uebrigens mag sie auch wohl eine Lücke in ihrer Sammlung ausfüllen. Sie scheint mir von einem Nürnberger Künstler aus der guten Zeit.

Die mir gütigst geliehenen Abhandlungen über das Handwerkswesen konnte ich wegen ihrer Dickleibigkeit Willen nicht mitgeben, da er seinen Wagen schon so voll hat, wie die Arche Noa.

Für heute muß ich mit diesem Wenigen schließen.

Wir begleiten diese Zeilen dreieinig mit unseren herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl und Frohseyn. Ihr

S. B.

Heidelberg, am Ostertag, 6. April 1817.

Empfangen Sie für die Uebersendung Ihres Bildnisses meinen herzlichen Dank. Man besitzt es eben auf alle Art gern und dieser Eisenguß hat in seiner Hauptanlage etwas recht würdiges. Hoffentlich erleben wir auch noch andere Stempel in edleren Metallen. Daß Sie mir dieß angenehme Geschenk durch Dr. Rehbein gesandt haben, muß ich Ihnen noch besonders danken, er gehört zu den Menschen, die einem bei ihrem ersten Auftreten an die Natur erinnern und sogleich Vertrauen einflößen.

Pflicht: denn indem es einem solchen Glaubensgenossen zum größten Verdienst gereichte Abschriften des Korans selbst zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu lassen, so war es kein geringeres denselben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit schlichten zu können. Man benannte solche Personen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieser ist unserm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach seinem Ursprunge, der Koran ein Gegenstand der unendlichsten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den spitzfindigsten Subtilitäten und, indem er die Sinnesweise eines jeden aufregte, entstanden gränzenlos abweichende Meinungen, verrückte Combinationen, ja die unvernünftigsten Beziehungen aller Art wurden versucht, so daß der eigentlich geistreiche verständige Mann eifrig bemüht seyn mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geschichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig.

Zu einer solchen Gewandtheit war das schönste dichterische Talent erzogen und heran gebildet; ihm gehörte der ganze Koran, und was für Religionsgebäude man darauf gegründet war ihm kein Räthsel. Er sagt selbst:

„Durch den Koran hab' ich alles
Was mir je gelang gemacht."

Als Derwisch, Sofi, Scheich lehrte er in seinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Beziehungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten, und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich her.

Er hat mir recht viel von Ihnen — von Ihrem Befinden, Treiben und Leben erzählen müssen. Da ist denn die Sehnsucht, Sie wiederzusehen, einmal wieder von Grund aus rege geworden, und es freut mich, daß der Rath, den er Ihnen für die dießjährige Badekur gegeben, so gut mit meinen Wünschen zusammen stimmt. In Schwalbach könnte ich Ihnen von Ems oder Schlangenbad aus Gesellschaft leisten. Wir wollen nichts unterlassen, was wir zu Ihrer Erheiterung und Pflege beizutragen vermögen.

Da Sie vorerst nach Karlsbad gehen, so ist freilich die Sache noch im Weiten, aber lassen Sie von dem Gedanken nicht ab, man muß ja in dieser Welt immer frühe Plane machen, wenn sie zur Ausführung kommen sollen.

Dr. Rehbein bringt Ihnen hiemit zugleich auch die beiden Bücher über das Handwerkswesen zurück. Seine Abreise drängt mich zu schließen. Leben Sie wohl, mein Bruder und Bertram grüßen mit mir freundlichst.

Dankbarlichst

G. B.

Jena, 17. April 1817.

Bei Rückkunft unseres wackern Rehbein erging es mir ebenso wie Ihnen bei seiner Ankunft, mir brachte die Erzählung des frischen Mannes die wertheften Freunde mit allem Lokal, Schloß, Karlsplatz, Markt und Kirche so klar vor die Augen, daß mich eine wahrhaft unerträgliche Sehnsucht ergriff, die sich zu steigern alle Gelegenheit findet, da ich in Jena, von Freunden und Wissenschaften reichlich umgeben, den größten Theil der Zeit doch einsam und bei schlechtem Wetter eingehaust verbringe.

Hier gedenke ich nun erst nach verklungenem, weimarischem Wintertreiben und Quirlen, daß ich Ihnen lange nicht geschrieben, gar manches aber zu erwiedern habe, vielleicht fällt mir nicht alles bei, weil Ihre Briefe mir nicht alle zu Handen sind.

Zuvörderst will ich also bekennen, daß jener Abdruck Ihrer Gemäldebeschreibung auf meine Veranlassung geschah. Man muß sich gedruckt sehen, wenn man soll drucken lassen.

Im zweiten Rhein- und Mainheft finden Sie Ihre Architektonika. Ich hatte Ihr G. B. darunter gesetzt, das durch Zufall

wegblieb, und Sie erfreuen sich auch dießmal des vollkommensten Incognito.

Bei jedem schriftlichen Aufsatz soll der vollständige, reine, klare Begriff dem Geiste schon vorliegen. Wollen wir aber von bildender Kunst Rechenschaft geben, so muß mehr geschehen, hier muß wohl überlegt werden, wie dasjenige, was neben einander vor unserm Auge steht, in einer Wortfolge wieder lebendig werden könne. Zu dieser Kunst des Darstellens gehört freilich ein eigenes Naturell, es läßt sich aber auch manches überliefern und auffassen, da eine solche Arbeit an das rhetorische grenzt.

Ich besitze zum Beispiel von Ihnen eine umständliche Beschreibung des großen Hemmlingischen Bildes. Meine Absicht war längst, alles, was Sie und wie Sie es verzeichneten, in einer andern Ordnung vorzutragen, um praktisch auszusprechen, wovon eigentlich die Rede sey. Aber die Welt rennt unter einem weg wie der Schrittschuh, man muß sich vorwärts beugen, um nur nachzukommen, rückwärts darf man nicht schauen.

Hier will ich mich aber laut beklagen, wie ich oft im Stillen that, daß mir vorm Jahr die Reise zu Ihnen mißlang; dadurch wurden meine schönsten Plane und Vorsätze verrückt. In Gesellschaft mit Meyern sollten wir das weite Feld überschauen und durchsprechen, uns über so manches verständigen und vereinigen, damit auch in der Ferne ein gemeinsames Bearbeiten möglich würde. Das unterblieb nun, und ich komme erst jetzt als Einsiedler dazu, mich hierüber zu beschweren.

Was diesen Sommer aus mir werden wird, sehe ich nicht voraus. Seit mehreren Jahren war mein Reiseentschluß gewöhnlich aus dem Stegreife gefaßt, der Erfolg aber dem Zufall unterworfen. Ich denke also lieber gar nicht daran, und will Grünendes und Blühendes erst hervorkommen lassen, und erwarten, wohin es mich zieht oder wohl treibt.

Daß ich mich am liebsten südwestwärts bewegte, davon sind Sie überzeugt. Auch bin ich in böhmischen Bädern, wohin mich die Aerzte haben wollen, außer aller Verbindung. Aeltere Verhältnisse sind zerstoben, und neue mag man nicht mehr im Getümmel suchen.

Leben Sie recht wohl, schreiben Sie bald, und erinnern Sie mich, ob ich noch auf etwas Antwort oder Auskunft schuldig bin.

Grüßen Sie die lieben Anwohner der Kirche, und danken für die freundlichen Briefe. Der gefirmelte Schenke ſchriebe mir auch wohl einmal ſein Blättchen von ſeiner neueſten Lebensweiſe.

Möge es den drei Magis recht wohl gehen.

G.

Heidelberg, 27. April 1817.

Ihr lieber Brief von Jena erfüllt uns mit großer Freude. Es könnte uns nichts erwünſchter ſeyn, als wenn Sie die Reiſe nach Böhmen unterließen, und allein in die rheiniſchen Bäder kämen. Nur muß freilich Ihrer Geſundheit, die uns vor allem heilig iſt, nichts vergeben werden. Warum ſollten Sie aber auch unter den vielen Bädern am Ober- und Mittelrhein nicht eins finden, welches Ihnen Karlsbad vollkommen erſetzt, und wo Sie noch obendrein dem Gedränge von Fürſten und Herren entgehen, welches auf dieſen Sommer dort zu erwarten ſteht.

Gegen Ende des Juni werden ohnehin alle Hauptvorarbeiten und Zubereitungen zur Verſendung unſerer Gemälde vollbracht ſeyn, daß von da an bis gegen Anfang September wir Ihnen das weſentlichſte bekannte und unbekannte noch einmal mit Behaglichkeit zeigen könnten.

Was ſeit Ihrem letzten Beſuch von dem kölniſchen Verrath oder durch neue Anſchaffungen herbeigekommen, macht allein faſt eine Sammlung aus. In der vergangenen Woche erhielten wir noch ein ſehr ſchönes und merkwürdiges Bild von Hugo van der Goes, einem der beſten Schüler des Johann v. Eyck, und einen Chriſtuskopf in Lebensgröße von Hemmling. Das letztere gehört zu den herrlichſten Werken der alten Kunſt. Es liegt daſſelbe Vorbild zu Grunde, wie bei unſerer Veronica. Nur mit dem Unterſchied, daß hier der Chriſtus nicht leidend, ſondern im vollen Glanz des Lebens und nach Verhältniß der Hemmlingiſchen Ausführung etwas bildnißartiger dargeſtellt iſt. Die Vereinigung beider Elemente macht hier eine ſo zu ſagen wunderthätige Wirkung.

Alle Menſchen ohne Unterſchied ſind bei dem erſten Anblick wie betroffen, und keiner erwehrt ſich der größten Ehrfurcht. Ja Männer von ſo abweichender Denkart wie Daub, Thibaut und

Paulus finden darin jeder einen entſprechenden Chriſtus. Paulus ſagte unter anderem, ſolch einem Menſchen ſehe man an, daß er Großes wirken, daß ſich die Magdalena habe zu ſeinen Füßen werfen können.

In unſerer Haupt- und Staatsangelegenheit ſcheint jetzt eine vollkommene Umwendung vorzugehen. Die Abſichten von Württemberg werden ernſthafter, die Schwierigkeiten von Preußen ärgerlicher und die Bemühungen der Frankfurter Freunde lebhafter. Alles zu einer und derſelben Zeit.

Von Stuttgart ließ uns Herr v. Wangenheim ſagen, die Königin wünſche, falls wir von Preußen los kommen könnten, die Sammlung aus ihrer eigenen Kaſſe zu erwerben und dem Land zu ſchenken; wobei Sie uns ohne Zweifel dieſelbigen Bedingungen wie Preußen zugeſtehen würde. Das Nähere will uns der Miniſter ſelbſt ſchreiben.

Von Berlin hören wir durch das freundſchaftliche Vertrauen von Wilken, daß die Hauptſchwierigkeiten allerdings in der Noth des Jahres liegen, doch auch, daß die böſen Geiſter dieß ihr günſtig Wetter nicht verſäumt und ſich nach ihrer Weiſe mit trefflichen Klatſchereien und Verleumdungen ins Spiel gemengt haben.

Das Ganze geht von den glatt gekämmten, frömmelnden Herren aus. Man hat die Wendung genommen, als ſey von uns ein Kunſtdeſpotismus und Oppoſition gegen die neueren chriſtelnden Künſtler zu fürchten, denen Niebuhr in Rom ſeinen Schutz angedeihen läßt. Die Herren geben zugleich vor, bloß allein durch Beſtellungen an die Künſtler laſſe ſich ein Raphaeliſches Zeitalter erwecken, und wollen darum alles hierauf verwendet wiſſen. Sie ſind klug genug geweſen, Schinkel durch Reden irre zu machen, welche wir vor ſeiner Bekanntſchaft über ihn ſollen geäußert haben. Dieß letzte iſt das einzige, was uns an dem ganzen Handel verdrießt. Ein freundſchaftlicher Brief wird es aber bald wieder ins Geleiſe bringen, da alles ganz auf Erfindung oder auf des Waswas beliebter Umkehrung beruht, auch der Gekränkte ſelbſt nicht daran glaubt, ſondern nur den Dorn des Zweifels in der Haut hat. Sonſt übrigens gehen wir um keinen Schritt aus unſerer ſchweigenden Haltung heraus. Wir danken vielmehr Gott, daß wir noch zu Hauſe ſind und in Ruhe die Entladung der Wolken abwarten können.

Die Erſcheinung Ihrer Abhandlung gerade in dem jetzigen Augenblick mag wohl ein ſchickſalsvolles Gewicht für uns erhalten. Wir ſind überzeugt, daß es nur ein heilbringendes ſeyn wird, denn entweder ſchlägt es das Unweſen nieder, oder es entſcheidet den Riß vollkommen. Beides iſt gut, ja ich möchte ſagen, erwünſcht.

Haben Sie doch die Güte, ſchicken Sie uns gleich ein Exemplar Ihres Heftes, damit wir deſto eher ſehen, welche Beziehungen die Schrift bei den babyloniſchen Umtrieben gewinnen kann. Es wäre wahrlich eine ſeltſame Fügung, wenn Sie durch die abſichtloſeſte Handlung dazu beitrügen, Ihre Freunde einem beſſern Himmelsſtrich zuzuwenden. Freilich gibt auch der Himmel einen großen Freund nicht um kleiner Dinge willen. Und als einen ſolchen Sie zu lieben und zu verehren, freuen wir uns immer mehr und immermehr.

Der Ihrige

S. B.

Frankfurt, 2. Juni 1817.

Sie hätten ſchon längſt erfahren ſollen, daß ich mich hier bei unſerm gemeinſchaftlichen Freund Reinhard zum Beſuch aufhalte. Aber anfangs hinderten mich Zerſtreuungen und zuletzt ein Katarrhfieber, welches Wirth und Gaſt zugleich befiel.

Jetzt, wo es mir wieder leidlich geht, iſt das erſte, was ich thue, daß ich unterdrückten Wünſchen Lauf laſſe und mich mit Ihnen unterhalte.

Zunächſt alſo grüße ich Sie von Reinhard. Wir gedenken Ihrer täglich. Er iſt wie immer von der innigſten Verehrung und Freundſchaft für Sie erfüllt, nur bedauert er um ſo mehr, ſeit einiger Zeit keine Briefe mehr von Ihnen zu empfangen. Ich finde ihn durchaus den alten, wie ich ihn ſeit meinem fünfzehnten Jahr, ſeit 1798 kenne. Ja, da er ein Conſtitutioneller iſt und das Conſtitutionsweſen jetzt oft zur Sprache kommt, ſo erinnert er mich mehr wie je an jene Epoche. Als ein alter erfahrener Meiſter und geiſtreich von Haus aus kann er aber das heutige Treiben der deutſchen Conſtitutionspedanten nicht ohne bittern Spott anſehen, worüber wir uns dann auch ganz trefflich verſtehen.

In seiner hiesigen Lage gefällt er sich gut genug. Alle seine Collegen vom diplomatischen Corps schätzen ihn. Sonst lebt er ziemlich einsam und fast ganz zurückgezogen von den Frankfurtern.

Die hiesigen Freunde habe ich daher für mich allein wiedergesehen. Sie sind sämmtlich guter Dinge, und rufen sich in Ihr wohlwollendes Andenken.

Auf der Mühle fand ich die liebenswürdige Müllerin mit ihrem Diogenes, der sich hat bewegen lassen, das Dickicht seiner Pflanzungen einigermaßen auszulüften und sich deßhalb trotz aller Lobeserhebung einen Saturn schilt. Der kleinen Frau besonders machte es herzliche Freude, sich der glücklichen Tage des Jahres 1815 zu erinnern, so gedachten wir einer Menge einzelner Umstände, wodurch wir uns jene Zeit wieder auf einen Augenblick vergegenwärtigten. Soll ich Ihnen nun von den freundschaftlichen Bemühungen wegen unserer Hieherversetzung sprechen, so kann ich nur die Absicht rühmen, und ich thue es mit dem besten Dank. Aber einen Erfolg sehe ich noch keineswegs. Man muß sich also zurückhalten, damit keine Mißverständnisse entstehen. Das wird uns nicht im mindesten schwer, denn wie Sie wissen, wir glauben festiglich, daß die Entscheidung unseres Schicksals in allen Stücken zweimal mehr von der Fügung des Himmels als von uns selbst abhängt. Mit dieser Stimmung erwarten wir dann auch ruhig die nun neuerdings wiederholten verheißenen württembergischen Eröffnungen. Der Sommer aber ist uns bisher immer hold, so wie der Winter unaufhörlich feindselig gewesen.

Ich warte jetzt bei der Ankunft der Meßneuigkeiten täglich mit Schmerzen auf den zweiten Theil Ihrer italienischen Reise.

Ehe ich schließe, muß ich Ihnen doch noch sagen, daß ich Danneckers Ariadne gesehen habe. Ich lobe und preise von ganzem Herzen, daß in unserer Zeit solches Werk zu Stande kommen konnte. Jedoch gestehe ich auch, daß mir die außerordentliche, bis auf die im kleinsten Theile ausgedehnte porträtartige Ausführung gerade neben den Abgüssen der Antiken ungünstig auffiel. Es wurde mir gleich klar, wie nothwendig bei dieser realistischen Kunst ein gewisses Maaßhalten in der Ausführung des einzelnen ist, dahingegen bei der Malerei nicht leicht zu viel für die Täuschung geschehen kann. Mögen diese Zeilen Sie veranlassen, mir bald wieder ein freundliches Wörtchen zu

ſenden. Der Brief würde mich in Heidelberg treffen, wohin ich eheſtens zurückgehe. Der Himmel ſegne Sie mit Geſundheit und Fröhlichkeit.

S. B.

Jena, 27. Mai 1817.

In meiner Jenaiſchen Einſamkeit, in der ich mich ſchon ſeit Oſtern mit Redaction älterer Papiere und am Abdruck derſelben treulich beſchäftige, habe ich Zeit genug, meiner werthen, abweſenden Freunde zu gedenken, und da verſetze ich mich denn gar oft in die Mitte der Heidelberger lieben Dreibrüderlichkeit. Der Zuſtand, den Ihr letzter Brief mir meldet, liegt mi. am Herzen, Ihr ruhiges conſequentes und ſicheres Betragen, ſo wie die Würde Ihres Beſitzes verbürgt mir eine glückliche Folge.

Hier denn auch das zweite Heft Rhein und Main. Möge es Ihren Geſinnungen und Abſichten zuſagen. Man iſt in Deutſchland niemals von dem Eindruck ſicher, die eine Druckſchrift in dem Augenblick ihrer Erſcheinung machen kann, gegenwärtig am wenigſten, und was jede wünſchenswerthe Wirkung betrifft, ſo habe ich ſie zeitlebens immer erſt in der Folge gefunden, wo ſie mir aber — der moraliſchen Weltordnung ſey Dank — niemals gefehlt hat.

In dieſem Zeitraum zwiſchen Oſtern und Pfingſten, den ich hier zubringe, ward ich von allen Seiten wiſſenſchaftlich angeregt und habe mit Heiterkeit meine alten Papiere wieder vorgenommen, welche zu benutzen, einige Schwierigkeit jetzt wie ſonſt finde. Man fühlt wohl das frühere Beſtreben, ernſt und tüchtig zu ſeyn, man lernt Vorzüge an ſich ſelbſt kennen, die man jetzt vermißt, dann aber ſind doch reifere Reſultate in uns aufgegangen, jene Mittelglieder können uns kein rechtes Intereſſe abgewinnen. Dazu kommt noch, daß das Jahrhundert auf rechten und falſchen Wegen nach allen Seiten in die Breite geht, ſo daß eine unſchuldig Schritt vor Schritt ſich bewegende Naivität wie die meinige vor mir ſelbſt eine wunderſame Rolle ſpielt. Wie ich mich bei dieſen Bemühungen verhalte, ſehen Sie am beſten aus der Beilage, wenn Sie dem Verfolg deſſen, was Sie ſchon

kennen, einige Aufmerkſamkeit ſchenken mögen. Geben Sie doch die wenigen Blätter nicht aus Händen.

In Kunſt wie in Wiſſenſchaft ſind die currenten Maximen nicht erfreulich. Der Grundſatz, daß man den Künſtlern nur Unterhalt gebe und ſie übrigens ſolle gewähren laſſen, was ſie können und wollen, entſpringt aus der Anarchie, die einen ſchwankenden Empirismus jeder geprüften anerkannten Geſetzlichkeit vorzieht, ſich mit Originalität ſchmeichelt, und hofft, aus fortgeſetztem Spielen und Pfuſchen ſollte zuletzt ein Kunſtreſultat hervorgehen. Und das ſind mitunter fromme Leute, die nicht merken, hier ſey purer Atheismus. Eine Welt ſoll ſich zufällig aus ſchwirrenden Elementen zuſammenſetzen. Ginge nur nicht ſo vieles Gute, Tüchtige und Verſtändige darüber zu Grunde, ſo hätte es nichts zu ſagen. Nicht mehr für dießmal, damit das ſchon einige Zeit fertige Paketchen nicht länger liegen bleibe. Tauſend Grüße.

Goethe.

Heidelberg, 23. Juni 1817.

Ihr lieber Brief wurde mir von hier aus zugeſchickt. Das Päckchen fand ich bei meiner Rückkehr, wo ich dann auch erſt zum Leſen Ihres zweiten Hefts gelangte.

Nun möchte ich Ihnen ſagen können, welche Freude mir das Rochusfeſt gemacht hat. Ihre Schilderung verſetzt mich ganz in das bunte, vielbewegte, zwiſchen Ernſt und Scherz gemiſchte Volksleben, wie Sie es in der ſo reich von der Natur ausgeſtatteten Landſchaft im glänzenden Sonnenlicht geſehen haben.

Dergleichen hervorzubringen iſt freilich nur bei dem glücklichſt geſchaffenen Naturell und nur bei einer Meiſterſchaft möglich, welche Regeln kennt und befolgt, aber nicht aus dem Regellernen, ſondern aus dem ſtets regen Auffaſſen und Darſtellen der Natur und des Lebens entſtanden iſt.

Unter dieſen Bedingungen allein können in allen Zweigen und auf allen Stufen der Kunſt ächte Werke zu Stande kommen. Die Ihrigen liefern ſämmtlich Beweiſe dafür.

Wie ſehr weicht aber von dieſer Anſicht die des Verfaſſers, des polemiſchen Aufſatzes, ab, indem er gegen die Nachahmer

italieniſcher und deutſcher Kunſt die helleniſche als einziges Kanon aufſtellt. Wir ſehen nicht ein, wie er dadurch ſeine Gegner belehren oder beſiegen könne. Aus der Nachahmung von Kunſtwerken wird eben nie etwas ächtes hervorgehen, die Vorbilder mögen nun ſeyn, welche ſie wollen. Das allein ſelig machende Heil bleibt ja immer nur in der freien Nachbildung der Natur zu ſuchen. Und ſo muß ſich eben jedes Volk und jede Zeit an dem halten, was ihm, um mit den lieben Heiden zu reden, die Götter und das Schickſal zugetheilt haben. Wie ſehr aber ſind alle unſere Verhältniſſe, iſt unſere ganze Umgebung von dem griechiſchen Weſen verſchieden! — Wo und wann ſehen wir dann das Nackte in freiem Leben und Bewegung? Ferner wo blieben bei der Nachahmung der griechiſchen Plaſtik die Farben? Wie könnten wir unter unſerm trüben Himmel ihren Zauber entbehren. Und wer möchte, was aus jener Anſicht ſtillſchweigend folgt, dem Venetianer, dem alten und neuern Niederländer alle wahre Kunſt abſprechen? Doch genug, Sie wiſſen dieſe Fragen und die Antworten viel beſſer als ich.

Wir beklagen allein, daß nicht, wie wir es erwartet, Sie ſelbſt den Aufſatz übernommen haben. Denn nur Sie mit Ihrem großen Sinn, empfänglich für alles ächte, welcher Geſtalt es auch erſcheine, nur Sie waren im Stande, die Aufgabe zu löſen und zwiſchen zwei Ultrapunkten die wahrhaft beſeligende Mitte zu zeigen.

Wir müſſen jetzt doppelt und dreifach wünſchen, daß Sie deſto eher die Beſchreibung unſerer Sammlung fortſetzen. Dieß wird auf die einfachſte und natürlichſte Weiſe Gelegenheit geben, Mißverſtändniſſe zu entfernen. Wir zählen dabei ganz beſonders auf das Glück, Sie in den nächſten Monaten wiederzuſehen, über ſo vieles Wichtige und Ihnen Angelegene uns ausführlich mit Ihnen zu unterhalten. Sie bringen dann wohl alle Ihre neueſten Druckbogen mit; die zwei, welche Sie mir freundlichſt mitgetheilt, haben mir ein großes Verlangen nach den übrigen erregt. Ich kann nicht genug die Einfachheit und Tiefe Ihrer Anſichten, nicht genug die Klarheit und Beſtimmtheit und die Lebendigkeit Ihrer Sprache bewundern. Ihre Mahnung, die Blätter nicht aus den Händen zu geben, werde ich ſtreng befolgen. Ich weiß den Werth dieſer Gabe zu gut zu ſchätzen, als daß ich leichtſinnig damit

verfahren könnte. — Einliegende Blätter aus der so eben erschienenen Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften von Hegel verdienen wohl von Ihnen gekannt zu seyn. Sie wissen, daß dieser Mann in Nürnberg lange mit Seebeck zusammen gelebt, in diesem Verhältniß hat er Gelegenheit gehabt, das Newton'sche Farbenunwesen ganz kennen zu lernen. Seine Versetzung hieher wirkt sehr wohlthätig auf ihn, denn er hat nun Gelegenheit, seine Wissenschaft mitzutheilen, und ein tiefdenkender, bedeutender Geist wie er ist, findet er trotz abstruser Form und Sprache vielen Beifall.

Nachschrift. Ich bin an diesem Brief gestört worden, und da ich ihn nicht mehrere Tage bis zum nächsten Postabgang wollte liegen lassen, so mußte ich eilen, welches ich freundlichst zu verzeihen bitte.

S. B.

Weimar, 18. Juni 1817.

Aus dem Datum des beiliegenden Gedichtes sehen Sie, mein Werthester, daß gestern in meinem Hause ein großes Fest war, das sich nicht leicht wiederholt. Die jungen Leute sind das eigenste Paar, das es vielleicht gibt und scheinen wirklich für einander prädestinirt. Es ist mir nicht bang um sie.

Zugleich auch habe ich gestern bei unserer verehrten Großherzogin Abschied genommen; sie hat mir ausdrücklich aufgetragen, Sie zu grüßen und hofft, Ihre herrlichen Sachen zu guter Stunde bewundern zu können. Sie wird vorerst nur durchreisen, ohne sich aufzuhalten, und Sie könnten bei dieser Gelegenheit diese vortreffliche Dame begrüßen. Bei ihrer Rückreise von Baden will sie einen Tag in Heidelberg bleiben. Vielleicht geben Sie selbst in jene Gegend, um deren Anblick und Genuß ich Sie beneide.

Alle Stimmen schicken mich nach Karlsbad, Aerzte und Nichtärzte. Freilich ist es wahr, daß früher dieses Wasser mir sehr vielen Vortheil gebracht, doch gehe ich erst Ende Juli, wenn die Gastfluth sich verlaufen hat oder verläuft. Ich kann also immer noch einige Zeilen von Ihnen erwarten.

Mein Heft zur Naturwissenschaft ist fertig, es muß nur trocken und dem Buchbinder eingehändigt werden. Ich habe noch zu guter

Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramte stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse was er ausspricht, am wenigsten derjenige, der in späterer Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird was seine Zeitgenossen gerne hören. Dieß scheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Mährchen-Erzähler auch nicht an die Zaubereien glaubt die er vorspiegelt, sondern sie nur aufs beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergötzen, eben so wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergötzt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter keinen großen Werth auf seine so leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben, denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode.

Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil man sie genießen, sich damit in Einklang setzen sollte. Aus ihnen strömt eine fortquellende, mäßige Lebendigkeit. Im Engen genügsam froh und klug, von der Fülle der Welt seinen Theil dahin nehmend, in die Geheimnisse der Gottheit von fern hinein blickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenlust ablehnend, eins wie das andere; wie denn überhaupt diese Dichtart, was sie auch zu befördern und zu lehren scheint, durchaus eine skeptische Beweglichkeit behalten muß.

letzt großes Glück gehabt, indem ich das wahre letzte Verhältniß eines Phänomens erst entdeckte, da eine zwar nicht falsche, aber doch untergeordnete Ansicht schon abgedruckt war, und ich glaube, ich wäre nicht aufs Rechte gekommen, wäre ich nicht im Begriff gewesen, das Halbwahre zu stempeln.

Es ist das erstemal, daß ich mich von dem Setzer hetzen lasse und recht merkwürdig, wie man sich zusammennehmen kann, wenn man muß. Ich habe in meinem Leben viel zu viel gedämmert, und suche jetzt meine alten Papiere durch, wo ich manches Gute finde, einzeln von Bedeutung, aber nichts ausgeführt. Ueberall sieht man Drang zur Sache und Zerstreuung ins Leben.

Am zweiten Theil der italienischen Reise wird auch gedruckt und so zünden wir mehr als ein Licht an beiden Theilen an: leuchtet's nicht, so tröpfelt's doch. — Ich gehe heute Abend wieder nach Jena und hoffe noch drei bis vier Wochen fleißig zu seyn.

Leben Sie wohl, Sie hören bald wieder von mir. Grüßen Sie Hausgenossen, Nachbarn und Freunde zum allerschönsten.

Wie immer

G.

Heidelberg, 27. Juni 1817.

Wir haben mit innigster Theilnahme das freudige Ereigniß vernommen, welches Sie dieser Tage in Ihrem Hause erlebten. Und ich eile, Ihnen und den lieben Ihrigen gleich unsere herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Die übrigen Freunde schließen sich an und hoffen mit uns, Sie als glücklichen Großvater zu sehen und das recht lange.

Für das uns freundlichst zugedachte Festlied danken wir zum Voraus. Es lag nicht in Ihrem Brief, wir haben es also noch zu gut.

Auch für die Nachricht von der Reise der Frau Großherzogin danken wir. Ich habe bereits Maßregeln getroffen, ihre Ankunft hier gleich zu erfahren, um ihr wo möglich meine Aufwartung zu machen.

Indem ich das schreibe, kömmt Ihr zweiter Brief mit neuer Gabe. Ihre auf der Karlsruher Fahrt gefaßten Vorsätze gehen

ja durch dieß Heft von der Naturwissenschaft schon aufs trefflichste in Erfüllung. Was Sie mir noch sonst von Ihrer Thätigkeit sagen, höre ich mit frohem Erstaunen. Es geschieht nicht ohne eine Mahnung an meine eigenen Vorsätze; doch gedenke ich auch immer des weisen Spruchs, eines schickt sich nicht für alle u. s. w.

In diesem Brief, der bloß der Freude gewidmet seyn soll, unterdrücke ich alle Klage über die getäuschte Erwartung Ihres Besuchs. Sie wissen ohnehin genug, wie leid es uns thut. Der Gedanke und die Hoffnung, daß Karlsbad wirklich für Ihre Gesundheit am heilsamsten sey, kann uns allein trösten.

Sie erlauben mir nun wohl, daß ich deste fleißiger schreibe. In dieser Voraussetzung schließe ich dann für heute mit tausendfach wiederholten Grüßen und Wünschen

S. B.

Nachschrift. Ich lasse den letztgesandten Blättern aus Hegels Encyclopädie hier noch einige gegen Newtons Lehre, von der Bewegung der Himmelskörper gerichtete, nachfolgen, denn das Buch kommt Ihnen nicht gleich in die Hand.

Jena, 1. Juli 1817.

Indem Ihr angenehmer Brief unterwegs war, ist der meinige vom 18. ihm begegnet.

Unsere Großherzogin ist, wie ich höre, nicht über Heidelberg gegangen, ihr fester Vorsatz aber war, bei Ihnen nach der Rückreise einzusprechen. Da sie gegen Anfang Augusts eintreffen, so gelangt sie ohne Unbequemlichkeit der werthen Besitzer zu dem so sehr gewünschten Genusse.

Nach dem Wunsche der besten Fürstin und nach meinem eignen sollt' ich um diese Zeit auch bei Ihnen seyn, allein ich weiß nicht, was aus mir werden kann. Von anderen Sorgen und Geschäften befreit, habe ich mich seit eilf Wochen in Jena auf Naturbetrachtungen und auf ältere dahin bezügliche Papiere geworfen. Das daraus entstandene Heft, wovon Sie die Musterblätter billigten, soll bald in Ihren Händen seyn.

Herrn Hegel grüßen Sie zum allerschönsten und danken ihm, daß er mir so mächtig zu Hülfe kommt. Er wird in gedachtem

meinem Hefte, und ich hoffe zu seiner Zufriedenheit, die Elemente der entoptischen Farben entwickelt finden. Die Träume des Herrn Malus und Consorten müssen nach und nach verschwinden. Des Herrn Tobias Meyer seltsame mit Polen und Aequatoren versehene Lichtkügelchen habe ich seit meinem Hiersein mit völligem Ernst vortragen hören, wobei man sich des unbequemsten Apparats bediente, daß Niemand sah, was er sehen sollte, und daß das nichts heißen wollte, was man sah.

Da nunmehr die höhere Philosophie dem Licht seine Selbstständigkeit, Reinheit und Unterlegbarkeit vindicirt, so haben wir andern gewonnenes Spiel, und können in unserer Naivität ganz gelassen den höchsten Betrachtungen vorarbeiten. Was mir besonders interessant ist, bekenne ich gern: daß dieses reine Licht von Heidelberg kommt, wo man gerade bei einer Recension Hegel'schen Werks so unartig und zwar mit Namensunterschrift gegen mich verfahren ist.

Empfehlen Sie mich Herrn Hegel schönstens, den man ja noch vor ein paar Jahren von Heidelberg aus bedauert hat, daß er als ein sonst ganz wackerer Mann mit mir auf einer so niedrigen Stufe wissenschaftlicher Bildung verweile. Geben Sie ihm beiliegendes Blättchen, worauf Sie die schon bekannte mystische Figur erblicken werden. Ich liefere hiedurch in seine Hände alles, was jemals bei doppelter Spiegelung vorgefallen ist und vorfallen kann. Erräth er das Räthsel, so bitte ich es zu verschweigen, bis meine Auflösung erscheint.

Die freundliche Aufnahme meines Rochusfestes erfreut mich gar sehr. Ich hatte vorm Jahr in meiner Tennstedter Einsamkeit alle Liebe und Treue auf diese Darstellung verwendet, die mich in so schöne Zeit in jene Gegenden versetzte. Auch Ihre Freundschaft schwebte mir immer vor, so wie die heitern, lehrreichen Stunden, die wir zusammen genoßen. Ich zweifelte nicht an Ihrer Theilnahme, da Sie an jener Epoche so viel Theil genommen.

Von Rückstuhl hab' ich auch ein recht freundliches Wort darüber, der mir im Ganzen seine Ansichten über meine schriftstellerischen Arbeiten gesendet. Es war ein recht erfreulicher Anblick, sich in einem so klaren, jungen, ungetrübten Spiegel wiederzusehen.

Wegen W. K. F. sind schon manche Reclamationen und

Approbationen eingegangen; alles wird sorgfältig zu Akten geheftet und wird daraus ein entschiedener Blick in [illegible]deutsche Kunstwelt ihr Wollen und Vollbringen hervorgehen, [illegible]ches ohne diesen kühnen Schritt nicht gewesen wäre. Eine Vermittlung wird sich um desto eher bilden lassen, als die kleine Schrift, genau besehen, sie schon enthält, worüber ich das Weitere bis zur Vollendung der Zeit nicht aussprechen mag. Eigentlich sollten wir zusammen eine Reise nach Brabant und Holland machen, wo sich alles von selbst ergäbe. Wenn ich nur auf den Gebrauch der mineralischen Wasser nicht die schönste Sommerzeit verwenden müßte.

Uebrigens drängt am stärksten die Englische Literatur auf uns. Die wieder eröffnete Verbindung, besonders des Großherzogs Reisen und Theilnahme bringt uns Aelteres und Neueres mit Gewalt und Fülle, woraus denn manche gute Unterhaltung in Jena entspringt, wo für jedes Bedeutende gewiß Interesse herrscht, wie Sie in Heidelberg glücklicherweise auch finden.

Leben Sie schönstens wohl, grüßen Sie die lieben Haus- und Kunstgenossen, mit denen ich wohl wieder einmal in den heiligen Räumen zu Tische sitzen möchte. Ich habe mehrere Briefe hinter einander abgeschickt, verzeihen Sie daher, wenn ich mich wiederhole. An gewissen Gegenständen muß ich freilich haften, wenn etwas geleistet werden soll. Nichts ist schwieriger als aus dem Verwickelten und Verworrenen sich ins Einfache zu ziehen, das man, hat man es auch erfaßt, wieder zu verlieren Gefahr läuft. Ihre zu hoffenden Briefe bitte nach Weimar zu adressiren.

Tausend Lebewohl anhänglichst

Goethe.

Heidelberg, 10. Juli 1817.

Ich war eben im Begriff, Ihnen zu schreiben, als Ihr neuester Brief ankam und uns mit Hoffnungen erfüllte, die wir für dieses Jahr schon geglaubt hatten aufgeben zu müssen.

Ich stimme also noch einmal das alte Lied an, der Tisch, der soll gedeckt seyn, das Bett, das soll bereit seyn u. s. w.

Wirklich, wenn die diesseitigen Bäder Ihrer Gesundheit die gehörigen Dienste leisten können, so sollten Sie sich dazu entschließen. Sie würden es gewiß nicht bereuen.

Aber wenn Sie auch nach Karlsbad gehen müßten, blieb Ihnen doch noch Zeit, uns zu besuchen. Ja ich würde Ihnen dann sogar vorschlagen, Sie Anfangs oder Mitte September etwa in Nürnberg abzuholen und über München hieher zu begleiten. Es könnte dieß rücksichtlich des dortigen großen Reichthums niederländischer Kunstwerke die von Ihnen gewünschte Reise nach Holland und Brabant ersetzen, und gewährte noch den besondern Vortheil, daß Sie sich von dem Zustand der alten oberdeutschen Kunst und ihrem untergeordneten Verhältniß gegen die niederdeutsche zur Genüge überzeugten.

Doch reichen für dieß letztere freilich auch schon unsere neuen Anschaffungen vollkommen hin. Die bloße Vergleichung unseres so allgemein gerühmten Bildes von Dürer oder Stücke von Wohlgemuth u. s. w. mit den niederdeutschen Kunstwerken hat die Vorzüge dieser immer mehr zur Anerkennung gebracht, so daß darüber namentlich bei den Münchner Kunstfreunden, die uns besucht haben, kein Zweifel mehr obwaltet.

Gerade die gehörige Unterscheidung der nieder- und oberdeutschen Kunst und wieder der alten Malerei und dem alten Kupferstich- und Holzschnittwesen ist es, worauf es am meisten ankömmt, wenn die von Ihnen schön begonnene Begründung einer richtigen Ansicht der Sache vollendet werden soll.

In diesem Punkt hat dann freilich der W. K. F. Gelegenheit zum Vermitteln gelassen, da er seine Geringschätzung altdeutscher Kunst bloß auf die Kenntniß der Kupferstiche und Holzschnitte von Martin Schön, Alb. Dürer und Altorfer und einiger eintöniger Malereien stützt.

Aber die Vermittlung ist um so nöthiger, weil die liebe Lesewelt, immer zur Verwirrung geneigt, nie gern selbst unterscheidet, sondern mit der Nase darauf geführt seyn will. Wir haben das schon so oft erfahren und erfahren es noch jeden Tag. In Pausch und Bogen verwerfen oder verachten möchten sie Alles. Das muß man ihnen nun nicht zulassen.

Der ruhige historische Weg, den Sie bei der Beschreibung unserer Sammlung eingeschlagen, bleibt hier der einzige, wahrhaft fördernde. Alle Polemik und zumal solche, wie der W. K. F. geübt, erbittert nur und vermehrt die Parteilichkeit. Wir sind im Stand, davon zu urtheilen, und wundern uns darum auch

nicht, daß wie von der einen Seite Reclamationen, ſo von der andern Approbationen bei Ihnen einlaufen.

Herr Hegel (ohne deſſen Vorwiſſen ich Ihnen die Blätter geſchickt habe) freut ſich ſehr, daß Sie mit ſeiner Erklärung über die abgeſchmackten Licht- und Farbentheorien zufrieden ſind. Für das überſandte Blättchen dankt er ſchönſtens. Die Auflöſung des Räthſels hat er jedoch nicht finden können. Was ich mich von den Seebeck'ſchen Demonſtrationen her von den Erſcheinungen an den Gläſern, Doppelipathen mit einfachen und verſteckten Durchgängen, Kriſtallen und Glimmern im Malu'ſchen und anderen Apparaten zu erinnern wußte, konnte natürlich noch viel weniger fruchten, obſchon es immer genug war, um zu einiger Qual zu reizen. Die Begierde nach Ihrem Heft iſt alſo aufs höchſte geſpannt.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch von einer Erſcheinung melden, welche letzthin mein Bruder und Bertram Abends in der Dämmerung an dem Mittelbild von Eyck bemerkten. Die röthen Gewänder des Joſeph und der Könige erſchienen ihnen nämlich ganz dunkel ſchwärzlich, das blaue Gewand der Maria hingegen zu ihrem großen Erſtaunen hell weißlich, gleichſam als wäre die Farbe davon abgerieben geweſen. Sie holten ein Licht herbei und ſiehe, da ſtellte ſich gleich das alte Verhältniß der Farben wieder her, ohne daß irgend am Firniß oder ſonſt etwas wäre verändert geweſen. Unmittelbar darauf erzählten ſie mir die Sache als eine Sonderbarkeit, ohne ihr irgend eine Beziehung auf die Farbentheorie zu geben; es ſchien mir aber allerdings eine zu haben und ich bitte mir Ihre Meinung darüber aus.

Sagen Sie mir auch, ob Sie ſchon eine Handſchrift vom Grafen Roſtopſchin beſitzen?

In der Hoffnung, bald die Entſchlüſſe zu vernehmen, welche Sie gefaßt haben, empfehlen wir uns Ihrem liebevollen Andenken

E. B.

Jena, 18. Juli 1817.

Die Heidelberger Kunſtfreunde ſchauten zufällig Abends in der Dämmerung auf das van Eyckiſche Mittelbild. Die rothen

Gewänder des Joseph und der Könige erschienen ihnen ganz dunkelschwärzlich, das blaue Gewand der Maria hingegen zu ihrem großen Erstaunen hellweißlich, gleichsam als wäre die Farbe davon abgerieben. Sie holten Licht, und siehe, gleich stellte sich das alte Verhältniß wieder her, ohne daß irgend am Firniß oder sonst etwas verändert gewesen wäre.

Hierüber läßt sich, der ächten Farbenlehre gemäß, folgende Auskunft geben. Jene Bilder sind auf weißen Grund gemalt und die Lasuren, der große Vortheil der Oelmalerei, einsichtig technisch durchaus angewendet. Die Hauptmaxime, worauf alle diese Vortheile beruhen, ist, daß die Farbe als ein Dunkles einen hellen Grund hinter oder unter sich haben muß, der sie erst zur Erscheinung bringt. Nun ist die rothe Farbe der Gewänder (wer weiß wie oft) über den hellen Grund gezogen, bis der Purpur seine völlige Kraft und Sättigung erlangt hatte. Daher wird ein helles Licht erfordert, um durch diese Farbenlagen hindurch bis auf den weißen Grund zu dringen und von dorther die Kraft des Rothen dergestalt zu beleben, daß es dem Auge in seiner Specifikation erscheine. Dagegen mußte in der Dämmerung jenes roth schwarz aussehen, weil nur das allgemeine, die Dunkelheit und Düsternheit der Farbe, dem Auge fühlbar wird, das Umgekehrte aber fand sich beim Blau. Dem Gewande der Maria liegt nämlich gleichfalls ein reines Weiß zum Grunde, über welches nur ein leiser Hauch von Blau gezogen ist, das am Tage als die schönste Färbung erscheint. In der Dämmerung aber verschwindet das Minimum des specificirten Blau: es wird zu einem Grau, und das unterliegende Weiß gewinnt seine Kraft. So erscheint das Gewand, gewiß aber nur an den hellsten Theilen, weißlich und wie alles Weiß in der Dämmerung graulich.

G.

Jena, 29. Juli 1817.

Beikommendes liegt, wie Sie sehen, schon eine Weile und sollte eigentlich nur Beilage seyn. Heute aber soll es, da die Schleuse einer Expedition geöffnet wird, auch mit durchgehen, und wenn es auch nichts weiter, als sich selbst brächte.

Zuvörderst also, daß mein Heft von zwölf Bogen, wovon

ein Theil ſchon in Hegels Händen ſeyn muß, fertig iſt, um auszufliegen, aber nicht fertig dem inneren Sinne und der Behandlung nach, als wo wir niemals fertig zu werden hoffen.

Ferner iſt der zweite Band der italieniſchen Reiſe gleichfalls zu Ende gedruckt und der unſelige Wandernde ſieht ſo eben die Campagna felice mit dem Rücken an. Gar vieles iſt vorbereitet und ſchematiſirt und das alles hab' ich unter guter jüngerer Geſellſchaft in vier Monaten zu Stande gebracht.

Was aber folgt daraus, als daß ich, zwar nicht müde, aber doch auch nicht reiſeluſtig bin. Aber eben jetzt, weil ſo manches geſchehen, ſeh' ich, wie unendlich viel zu thun iſt. Vielleicht wäre es geſcheidter geweſen, dieſe alten Knaule ins Feuer zu werfen, neue zu zwirnen und noch einmal mit Luſt ins bewegte Leben hinein zu gehen. Es ſollte aber auch nicht ſeyn und ob ich gleich ziemlich mich in alles finde, was ſich ergibt, ſo verwünſch' ich doch manchmal wieder den Fahrdilettanten, der uns auf dem Wege zu Ihnen umwarf. Es iſt unglaublich, was ein ſolcher Zufall eine Lebensthätigkeit und folglich eine Lebensgeſchichte verrückt.

Nun leben Sie recht wohl, da ich durch die ausgeſprochene Betrachtung genugſam andeute, daß mich die Aufforderung Ihres letzten Briefs ungeduldig, ja beinahe unglücklich macht.

Möge Ihnen alles ſo wohl ergehen, als ich aufrichtig an dem, was Sie betrifft und berührt, herzlichen Antheil nehme.

Ihr Nächſtes trifft mich in Weimar.

G.

Heidelberg, 1. Auguſt 1817.

Durch die Ueberſendung Ihres Hefts zur Farbenlehre an Profeſſor Hegel haben Sie unſere Neugierde früher befriedigt, als wir es erwarten konnten. Nehmen Sie dafür auch meinen verbindlichſten Dank.

Ihre Löſung des Räthſels iſt ſo einleuchtend und gründlich als ſie einfach iſt. Sie haben dadurch den Rechenmeiſtern gar ſehr das Spiel verdorben. Nur allein was die Glimmerwirkung betrifft, kann ich mir noch nicht erklären. Sie haben ſich darüber ſehr kurz geäußert und ich möchte doch gar gern wiſſen, was Sie

mit der mystischen Figur meinen. Sie scheint sich zugleich auf das Princip der Glimmerconstruction zu beziehen? — Bei Versuchen mit dem Malu'schen Apparat gelingt es mir vielleicht einmal, Ihre Andeutung zu verstehen; doch erwarte ich am meisten von Ihrer mündlichen Belehrung, und hoffe, daß sie mir bald zu Theil wird.

In Bezug auf unsere Kunstbemühungen haben wir kürzlich eine ganz merkwürdige Erscheinung erlebt. Der wohlbekannte Hofrath Hirt kehrte, aus Italien kommend, bei uns ein. Wie im vorigen Herbst Hummel und Buri, so trat auch er anfangs mit den tollsten Widersprüchen gegen unsere Ansicht der altdeutschen Kunstgeschichte auf; ja er schalt jene, daß sie sich hatten überwinden lassen.

Es scheint, diese drei Herren haben in Berlin ein Triumvirat und Prävalenz der altitalienischen Kunst gebildet und sind ausgereist, um Beweise zu suchen, fanden aber gerade das Gegentheil. — Hirt als Hauptmann dieser Eidgenossenschaft hat sich's sauer genug werden lassen, er hat seit dem vorigen Sommer ganz Italien und jetzt auf der Rückreise das ganze südliche Deutschland in dieser Hinsicht durchreist.

In Italien, besonders in Venedig, wo er einige Gemälde von Antonella da Messina u. a. sah, überzeugte er sich freilich schon von dem entschiedenen großen Einfluß der Altniederländer aufs Colorit und Ausführung der Italiener; und in Wien, wo er einige altniederländische Werke mit Inschriften antraf, kam seine vorgefaßte Meinung noch mehr ins Gedränge. Indessen ein zäher Pedant, wie er ist, konnte er sich von seinem System der Kunstgeschichte, welches auf eine wahre Schachtelentwicklung hinaus läuft, immer noch nicht loswinden, und suchte überall nach untergeordneten und weniger bekannten Meistern, in der Hoffnung, sich so irgend Hülfsgründe zusammenzuflicken.

Diese Hoffnung nun sollte ihm bei uns vereitelt und überhaupt sein ganzes Gedankengedrechsel zu Grunde gerichtet werden. Je mehr nämlich einerseits alles seine Erwartung übertraf, was wir ihm vorsetzten, und je mehr er die Vortrefflichkeit und Herrlichkeit dieser Kunstwerke bewunderte, desto weniger wollte er sich mit der bloßen Betrachtung, worauf wir ihn wiederholt verwiesen, beruhigen, sondern er zwang uns durch sein ewiges Klagen

über die Frühzeitigkeit der Entwicklung und durch sein Austramen von allerlei vermeinten Gegengründen ihm die wahre historische Ansicht gleichsam einzubläuen.

Aus der italienischen Kunstgeschichte konnte er mir nichts vorbringen, worauf ich nicht schon durch meine Forschungen vorbereitet war, vielmehr that ich ihm noch manches Herzeleid an mit Nachweisungen bedeutender Sachen, die er unbeachtet gelassen. In Rücksicht der oberdeutschen Kunst ging es ihm nicht besser; ja hier wurde es sogar possierlich, denn er hatte sein ganzes Heil auf einen mit Joh. van Eyck sehr verwandten Maler der mittlern Klasse gesetzt, Namens Fritz Herlein von Nördlingen, und wie wir jetzt hintennach hören, hatte er ihn unterwegs bereits als deutschen Raphael proclamirt. Dieser sollte ihm zu seinem ὑστερον πρoτερον dienen. Aber unglücklicherweise kannte ich nicht nur die Werke, sondern auch einige feste Zeitbestimmungen von der Geschichte dieses Meisters, woraus sich ergibt, daß er nicht ein Vorgänger, sondern ein Schüler und größtentheils Copist des Eyck war, dessen Compositionen er fast immer und nur mit Vermeidung desjenigen beibehalten, was bei seinem untergeordneten Talent der Ausführung ohnehin ganz fruchtlos gewesen wäre, nachzuahmen. Das hübscheste jedoch ist, daß wir von zweien der Nördlinger Gemälde die Eyck'schen Vorbilder besitzen. Genug, Meister Herlein ist derjenige, durch welchen sich der schon bei Martin Schön und Wohlgemuth erkennbare Einfluß der Eyck'schen Schule auf die oberdeutschen Maler am allerdeutlichsten offenbart.

Als nun unser antiquarischer Bär sah, daß ihm alle seine Nothwehr nichts half, so fing er an, sein Confiteor zu beten: wie er das kölnische Dombild bloß nach Copien beurtheilt und in Berlin für italienisch erklärt, wie er aber jetzt, nachdem, was er vom selbigen Meister bei uns sehe, in Italien nichts ähnliches kenne, wie er gleichfalls das Danziger Bild in Berlin bloß nach seinen freilich veralteten italienischen Erinnerungen beurtheilt habe u. s. w.; er las mir dann den Brief von Hummel vor, worin dieser ihm schrieb, daß er und Buri sich in den Niederlanden vollends von der Richtigkeit unserer Ansicht überzeugt hätten; und so schloß endlich der Bußfertige mit der Versicherung, es sey ihm zwar eine große Qual, aber er müsse sein System fallen lassen,

Dschami.

Stirbt 1492, alt 82 Jahre.

Dschami faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zusammen und zieht die Summe der religiosen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Cultur. Er hat einen großen Vortheil dreiundzwanzig Jahre nach Hafis Tode geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum. Nun versucht und leistet er alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-Interesses nicht ausgefüllt hätte, so giebt er historisch Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche, stufenweis, der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur widernatürliche und widergeistige, grasse Gestalten zum Vorscheine kommen. Denn was thut der Mystiker anders, als daß er sich an Problemen vorbei schleicht, oder sie weiter schiebt, wenn es sich thun läßt?

Uebersicht.

Man hat aus der sehr schicklich-geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte künstlich und absichtlich erfunden sey, welches wir dahin gestellt

er finde, die Sache verhalte sich gerade umgekehrt: die altniederländische Kunst statt, wie er geglaubt, der gleichzeitig italienischen nachzustehen, sey dieser bis zum Leonardo und Raphael, besonders im Optischen und eigentlich malerischen Theil so außerordentlich überlegen, daß man es nicht hoch genug rühmen und preisen könne. Dieß feierliche Geständniß legte er unaufgefordert auch seinen übrigen hiesigen Bekannten ab, und reiste dann, nachdem wir ihn gehörig mit Notizen ausgestattet hatten, zur weitern Belehrung nach den Niederlanden.

Ich kann nicht läugnen, die Ungläubigkeit und Widerspenstigkeit, welche die Herren gegen die von Ihnen doch so trefflich entwickelte Wirkung des Genie's von Joh. v. Eyck gezeigt, wird mir eine wichtige Lebenserfahrung bleiben. Indessen hat die kleine Rebellion dadurch, daß sie die Sache unter den deutschen und selbst italienischen Kunstfreunden noch mehr zur Sprache gebracht, offenbar heilsame Folgen. Wie wir dann auch andererseits aus dem, was die seit kurzem häufig von Italien her zu uns kommenden Bekannten über das Bestreben der dortigen deutschen Künstler nach einer bessern Technik sagen, einen glücklichen Einfluß Ihres ersten Hefts entnehmen. — Die Disputation mit Hirt hat mich überzeugt, daß nun für die Bestimmung des Verhältnisses zwischen der niederdeutschen und oberdeutschen Kunst kein wesentlicher Punkt mehr fehlt. Die Ordnung meiner Papiere, mit der ich mich schon das ganze Jahr durch von Zeit zu Zeit beschäftige, führte mich ohnehin jetzt auf die oberdeutsche Kunst. Da fasse ich also gleich den besonderen Zweck für Ihr Heft ins Auge.

Ich schicke diesen Brief ab, ohne ferner auf Nachricht von Ihrem Reiseentschluß zu warten, denn für den Fall, daß Sie nicht in unsere Bäder kommen, gelangt er desto eher zu Ihren Händen und verschafft mir auch desto eher wieder Briefe von Ihnen. Unsere besten Wünsche begleiten Sie.

Nachschrift. Vielleicht hat die Abbildung einer monströsen Gerstenähre, welche hier gezeichnet wurde, in Bezug auf die Metamorphose einiges Interesse für Sie, ich lege darum eine flüchtige Copie des ebenfalls nicht sehr sorgfältig behandelten Originals bei.

Heidelberg, 17. August 1817.

Vor etwa zehn Tagen hatten wir nun die Ehre, Ihre Frau Großherzogin bei uns zu sehen. Da sie nur ein paar Stunden bleiben konnte, war es freilich nicht möglich, ihr alles Bedeutende zu zeigen. Indessen stellten wir die Kreuzigung und den Erzengel von Mabuse, einiges von Hemskerk und Coxies, die sterbende Maria von Schoreel, die drei Könige, Darbringung und Verkündigung, so wie den bl. Lukas von Eyck, die Reise der drei Könige, den Christoph und den Christuskopf von Hemmling auf. Und die Fürstin schien sehr zufrieden, ja versprach, Ihnen Ihre Zufriedenheit zu melden.

Für Ihre Erklärung des bewußten Phänomens an der blauen Farbe danken wir. Indessen da bei der rothen Farbe an den hellen Stellen die Wirkung des weißen Grundes für eben so wirksam anzunehmen ist, als bei der blauen, und da selbst bei ganz satt blau gefärbten Stellen das Phänomen sich zeigte, so hegten wir einigen Zweifel.

Diese zu lösen benutzte ich Gläser, auf welche mein Bruder zu seinen Versuchen über die Haltbarkeit der Farben das schönste ultramarinblau, krapproth, braune, gelbe und grüne Lacke aufgestrichen hatte. Ich legte diese Gläser in der späten Abenddämmerung, als man an den Farben nichts mehr als hell und dunkel unterscheiden konnte, auf mattes schwarzes Papier, wo also gar keine Erhellung vom Grunde her stattfinden konnte, und siehe auch hier zeigte sich noch dieselbe Erscheinung, wie die früher an Bildern beobachtete. Alle Farben außer der blauen wirkten nämlich auf dem dunkeln Grunde, als mehr oder weniger dunkle Flecke, das Blau hingegen wirkte nicht mehr als die freien ungefärbten Stellen des Glases, oder dort, wo es dick genug aufgestrichen, als ein mattes grau und somit heller als der Grund; während doch das leuchtende gelb immer noch einen dunkeln Fleck bildete. Dasselbe Verhältniß ergab sich, als ich die Glasscheibe gegen den heitern vom Wiederschein der untergegangenen Sonne immer noch erhellten Himmel hielt. Hier zeigte sich gleichfalls alle Farbe außer der blauen wieder mehr oder weniger dunkelschwärzlich, die blaue aber erschien mattgrau und zum Theil mit einem schmutzigen, grünen Schimmer. Um diese Erfahrung reiner und gründlicher zu machen, legte ich an andern Abenden, immer

bei heiterm Himmel, alles durchſcheinende bei Seite, und bediente mich der Pigmente in ihrem trocknen, undurchſichtigen Zuſtand. Ich brauchte die durch das Schlemmen der Farbe entſtehenden kleinen Kuchen von ultramarin, krapproth, chromgelb u. ſ. w. Dieſe ſind ſo fein zuſammenhängend, daß man kein Korn daran unterſcheidet. Die Erſcheinung war auch hier wieder dieſelbe.

Was von dem nähern eigentlichen Verhalten der Sache zu denken iſt, erwarte ich von Ihnen zu vernehmen, indem ich hoffe, daß meine wenigen Beobachtungen einigen Werth für Sie haben werden, wäre es auch nur als Zeichen von dem guten Willen eines lernbegierigen Schülers.

Zum Schluß dieſes Briefs freut es mich, Ihnen die glückliche, wahrhaft befriedigende Vollendung der Hauptplatte von meinem Domwerk melden zu können. Laſſen Sie uns jetzt auch bald etwas von Ihrem Aufenthalt in Karlsbad hören und wie Ihnen die Waſſer bekommen.

Ihrer immer in liebender Verehrung gedenkend

G. B.

Weimar, 5. September 1817.

Endlich muß ich doch, theuerſter Freund, wieder einen Anlauf nehmen, mich mit Ihnen, was ich ſo gern thue, zu unterhalten. Ich habe für lauter Schreibens- und Druckensnoth dieſen Sommer mich und alles Auswärtige vergeſſen; mein Schweigen ſoll, hoffe ich, durch das, was ich nach und nach zu ſenden habe, einigermaßen entſchuldigt werden. Zuvörderſt alſo beziehe ich mich auf die Beilagen. In der erſten finden Sie einen abermaligen Verſuch, jene merkwürdige Erſcheinung auf ihre Elemente zurückzuführen. Mögen Sie mir dagegen eine Abſchrift ſchicken, wie ich den Fall zuerſt ausgelegt; ich erinnere mich deſſen recht wohl, überhaupt doch möchte ich das Nähere wiederſehen. Betrachten Sie nun meine neuere Auslegung abermals genau und ſagen mir Ihre Gedanken darüber. Ich bin überzeugt, daß wir endlich auf das Rechte kommen.

Wahrſcheinlich haben Sie mein Schweigen dem vermutheten

Aufenthalt in Karlsbad verziehen, allein ich bin nicht dahin gelangt: erſt konnt' ich mich von meinen Arbeiten nicht trennen, dann kam Staatsrath Schulz von Berlin, deſſen vierzehntägige Unterhaltung mir viel Nutzen und Freude gebracht hat. Er haftet auf die wunderſamſte Weiſe an den chromatiſchen Erſcheinungen und zieht ſich ſo bedeutend in das Subjekt zurück, daß ich ſelbſt ihm nur mit großer Aufmerkſamkeit folgen kann. Wichtige und folgereiche Punkte jedoch ſind mir ganz klar und ins Ganze höchſt fruchtbar geworden.

Unſere theure Großherzogin, nur die Kürze der Zeit bedauernd, die ſie der Beſchauung Ihrer Bilder widmen konnte, erfreut ſich an dem Eindruck, der ihr feſtgeblieben. Sie ſpricht davon auf eine Weiſe, die ich an ihr ſelten kenne, auch iſt bei ſo trefflichen Werken ein empfänglicher Geiſt in einem Augenblick für lebenslang ausgeſtattet.

Die Kurprinzeſſin von Heſſen ging hier durch, ſie hat die Anbetung des Lammes von Eyck, ſo auch die Votivbilder von Hemmling geſehen und wie viel nicht ſonſt! Sie führte ſehr ſchöne Zeichnungen mit ſich und verehrte mir eine trefflich ausgeführte Federzeichnung von Hemskerk: Daniel in der Löwengrube, Nr. 8 der geſtochenen Folge. Sehr günſtig zeugt das Original für das Zartgefühl des Künſtlers, das in der Copie verloren ging.

Hierbei will ich nicht vergeſſen, daß mir die Handſchrift Roſtorſchins ſehr angenehm ſeyn würde und was Sie mir der Art ſonſt ſenden mögen. Durch ein wunderbares Ereigniß bin ich angeregt worden, meine bedeutende Sammlung wieder vorzunehmen und einzurangiren, was ſeit einigen Jahren eingelaufen war.

Damit dieſer Brief nicht länger liegen bleibe, ſende ihn fort ohne die Beilagen. Die zweite ſollte das Räthſel des Glimmerblättchens aufzulöſen ſuchen.

Grüßen Sie Herrn Hegel vielmals und danken ihm für ſeinen Brief. Seine entſchiedene Theilnahme hat mich ſehr aufgemuntert und ſeine Erinnerung aufmerkſam gemacht.

Auch Caſpar und Melchior ſollen mir ſchönſtens gegrüßt ſeyn. In Gedanken bin ich täglich unter Ihnen.

G.

Heidelberg, 24. September 1817.

Ich eile gleich nach meiner Genesung in Ihre mir so liebreichen väterlichen Arme, und bedaure, daß es nur geistiger Weise geschehen kann, denn wie vieles hätte ich Ihnen zu sagen.

Die Dämonen haben mich arg gefaßt gehabt. Ich bin aber freilich auch etwas gar titanisch in Stuttgart mit mir verfahren. Ich hatte (in Ihren Ausdrücken zu reden) das Licht an beiden Enden angezündet, und als es recht anfing zu brennen, eilte ich plötzlich davon; da mußten denn wohl die Flammen über meinem Kopf zusammenschlagen.

Sie begreifen mich, wenn ich Ihnen sage, daß von den theuersten inneren und äußeren Lebensverhältnissen die Rede ist. Jene lassen sich nur durch so ein paar räthselhafte Aeußerungen andeuten und treten vor der Hand ins Geheimniß zurück, von diesen aber will ich ausführlicher sprechen:

Man ist nämlich mit allem Ernst darauf bedacht, uns und unsere Sammlung nach Stuttgart zu ziehen. Ich ging zunächst wegen dem Domwerk dahin, und wollte diese Gelegenheit benutzen, zu erfahren, in wie weit die uns gemachten Eröffnungen gegründet wären? Nun kam man mir aber gleich von allen Seiten mit dem entschiedensten Wunsch entgegen, und ich fand bei näherer Betrachtung den Ort, die Menschen und Verhältnisse so durchaus einladend, daß ich, um Täuschung zu vermeiden, Einwürfe ersinnen und mir alle andern Aussichten von der vortheilhaftesten Seite ausmalen mußte. Indessen nichts hielt Stich vor dem widersagenden Geiste und ich konnte mir endlich nicht verhehlen, daß wenn wir nicht Jahre lang auf die so sehr der Ungewißheit preisgegebene Entwicklung der niederrheinischen Lande harren wollten, Stuttgart der erwünschteste und angemessenste Punkt für unsere Wirksamkeit, sowie für unsere persönlichen Bedürfnisse und Neigungen sey. Die einzige Frage blieb, ob man in Stuttgart auch die nöthigen Mittel aufzuwenden Willens sey? Hierüber muß nun noch entschieden werden. Ich habe alle Einleitungen dazu getroffen, und nach den vorläufigen Versicherungen darf ich hoffen, daß man uns verhältnißmäßig sogar dieselben Vortheile zugestehen wird, wie die preußische Regierung für Berlin.

Die Reise von Danneder nach Frankfurt, welcher auf der Rückkehr mit Ihrem Großherzog hier in unseren Zimmern zusammentraf, fügte sich sehr günstig zur Beförderung der Sache, und nun können wir schon in nächster Zeit die Gesinnungen der königlichen Herrschaften vernehmen. Sind diese für uns, so geht alles rasch, denn bei dem Ministerium und den Männern, die das Geschäft zu besorgen haben, ist nur eine Stimme.

Das Wallfahrten von hier aus nach Köln und den Niederlanden ist seit Ende dieses Sommers bei allen Kunstfreunden vollkommen im Gange, wir befördern es auf's Beste. — Ueberhaupt zeigt sich eine große Bewegung in dem Kunst- und Sammlerwesen. Die meisten Regierungen regen sich, um etwas dafür zu thun. So unter anderen namentlich auch die hannöverische, von welcher wir ein würdiges Mitglied, den Minister Arnswald, Curator der Göttinger Universität, als einen sehr unterrichteten, sinnvollen Kunstfreund haben kennen lernen.

Am Niederrhein und in Köln finden sich häufig Kunsthändler ein, welche alles, was sie von alten Sachen habhaft werden können, um schweres Geld aufkaufen und nach Berlin bringen. Kaufmann Lieversberg steht wegen seiner Sammlung, für die er 100,000 holländische Gulden fordert, mit dem Kronprinzen der Niederlande in Unterhandlung.

Wir gehen zwischen allem diesen unsern ruhigen Schritt, halten im Auge, was uns bedeutend scheint, und haben einen gewissen Aberglauben, daß das für unsern Kreis wahrhaft Wünschenswerthe uns nicht entgehen und verhältnißmäßig immer noch mit geringeren Aufopferungen zu dem Sanctum Corpus vereinigt werden wird. — So haben wir jüngst noch zwei Marienbildchen von Dürer in Holz geschnitzt erhalten, welche das Vortrefflichste sind, was man in der Art von diesem Meister sehen kann, und daher eine ganze Reihe von solchen Werken entbehrlich machen.

Es haben eben gar wenig Menschen ein richtiges Urtheil. Viele meinen, mit dem dummen Geld allein könnten sie alles zu wege bringen. Doch nun genug, und schon zu viel von unseren mit den Weltwirren verflochtenen Verhältnissen! Die liebevolle Theilnahme und Besorgniß, die Sie für uns hegen, mahnte mich, daß ich Sie auch einmal wieder mit diesen Zuständen bekannt

machen mußte. Daß meine Farbenbetrachtungen einigen Werth für Sie gehabt, freut mich und ich warte mit Ungeduld auf die versprochenen Beilagen.

Die verlangte Abschrift Ihrer frühern Erklärung folgt hiebei, wie die Handschrift von Rostopschin. Es ist diese zwar nur ein Briefchen an uns um Eintritt in unsere Sammlung, aber da es eigenhändig und mit seinem merkwürdigen Siegel versehen, mag es die Aufnahme in Ihren Kreis verdienen. Mir hat der Graf als ein starker, rüstiger, entschiedener und doch ruhiger, klarer, heiterer Mann recht sehr gefallen, nur eins war mir unbehaglich, sein Lispeln und wenn schon nur leises Anstoßen mit der Zunge. Von seinem Geist, von seinem Urtheil und von seinem natürlichen und sehr geübten Blick für die Kunst kann ich nichts als Lob sagen.

Mein Bruder und Bertram grüßen zum allerschönsten. Diese schönen Septembertage gedenken wir Ihrer täglich, ja stündlich, besonders ich, der ich an derselben Stelle meinen Schreibpult habe, wie Sie damals.

In unveränderlicher Liebe und Verehrung ergeben

G. B.

N. S. Da ich mir nun einmal herausgenommen an den Rand zu schreiben, gehe ich noch weiter und scheue nicht eine Nachschrift beizufügen, die im Grunde ein Bettelbrief um einen — Doppelspath ist. Ich wünsche schon lange eines von diesen bewunderungswürdigen Naturerzeugnissen zu besitzen und kann keins auftreiben. Da fällt mir über dem Farbenwesen ein, daß ich Sie wohl bitten darf, mir gelegentlich ein mäßiges Stück zu verschaffen. Ohne weitere Entschuldigung der Ihrige.

Weimar, 17. Oktober 1817.

Kaum entwind' ich mich heute fremden und einheimischen Andringlichkeiten, um Ihnen wieder einmal ein herzliches Wort zu sagen. Die Nachricht von Ihrer Krankheit hat mich sehr betrübt. Für meine jüngsten Freunde, deren ich so manchen verlor, hege ich immer die meiste Sorge, denn leben heißt doch eigentlich

nicht viel mehr als viele überleben; ſeyn Sie mir daher als Geneſener auf's Beſte gegrüßt. Mögen wir alle den Winter glücklich überſtehen! welches ich auch vorzüglich unſerm Freund Meyer wünſche, dem ich gönne Ihre Schätze mit ſo theilnehmendem Sinn angeſchaut zu haben.

Er hat mir mit der größten Wärme davon geſchrieben. Mir war nicht gegönnt, dieſen freundlichen und einſichtigen Verſammlungen beizuwohnen, doch wird für uns alle manches Gute daraus entſpringen.

Seitdem ich von Jena zurück bin, werde ich mehr als jemals hin und wieder gezogen und dieſe neun Wochen hab' ich in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht, wobei freilich manches geleiſtet wird, aber doch meiſtens die alte Legende eintritt, wo der Hausvater nahrhaften Brei, den er ſeinen Schnittern beſtimmte, dem Propheten zur Löwengrube bringen muß. Daß mir die Kurprinzeſſin von Heſſen die Abbildung dieſes Wunders in einer ſehr ausführlichen Federzeichnung von Hemskerk verehrte, war mir ſehr ommes.

Aus einer Leipziger Kupfer-Auktion habe ſchöne Sachen, auf niederländiſche Schule bezüglich, erhalten. Aus verſchiedenen Kupfern nach van Mander darf ich ſchließen, daß ich eine unendlich reiche, reinliche Federzeichnung von dieſem Künſtler beſitze. Und ſo helf' ich mir mit Broſamen durch, indeſſen Sie ſich die fetteſten Biſſen auftiſchen. Den Chriſtuskopf von Hemmling rühmt Meyer höchlich.

Doch hab' ich dieſe Tage auch ein ſehr hohes Anſchauen gewonnen. Ich fuhr beim heiterſten Himmel ſpazieren und fühlte auf einmal Luſt und Muth, aus dem Stegreif in die weite Welt hinein zu rücken. Ich eilte nach Rudolſtadt, um die beiden Köpfe der Coloſſe von Monte Cavallo zu ſehen, die ſchon ſeit zwölf Jahren, von mir ungeſchaut, in Gypsabgüſſen dort aufgeſtellt ſind. Ich mußte freilich erſtaunen und leider empfinden, daß unſer anſchauendes Gedächtniß das Erhabene ſo wenig als das Schöne feſtzuhalten vermag. Zu dieſem Abenteuer drängten mich, um den Anlaß zu bekennen, die Bemühungen, die ich mir um die äginetiſchen, atheniſchen und phygaliſchen Marmore gebe, um ſie mir und andern anſchaulich zu machen.

Von den erſtern hab' ich endlich Zeichnungen erhalten, von

den zweiten Copien, der in Paris befindlichen Zeichnungen, 1683 verfertigt, auch einige englische, theils ausführliche, theils nur andeutende Werke; von den dritten die gestochenen Umrisse und die davon in unserem Industriecomptoir genommenen Copien.

Wie übrigens alles zusammentrifft, um der schon bekannten Geschichte der alten Kunst noch mehr aufzuhelfen, sie zu erläutern, zu bestätigen, ist sehr erfreulich und nöthigt mich die hieher bezüglichen Schriften von Hermann, Creutzer, Schelling, Wagner, Dallaway u. A. genauer durchzulesen, woraus viel zu nehmen ist, nur geht es leider in diesen Dingen wie nach heitern Tagen, die Meinungswolken und Grillennebel vergrauen gar bald Himmel und Horizont. Mich rührt es nicht, denn ich weiß recht gut, auf welcher Seite ich stehe und welche Denkweise mir angemessen ist. Diese such' ich in mir auszubilden, es sey an Natur oder Kunst, andere mögen anders verfahren, streiten werd' ich niemals mehr.

Und nun lassen Sie mich auch von Ihrem und Ihrer Sammlung Schicksal sprechen, es liegt mir sehr am Herzen und im Sinn! Den Aufschluß möcht' ich noch erleben. Daß Sie im Süden sich festsetzen, mag sehr wünschenswerth seyn, im Norden sieht es gar zu babylonisch aus, und hätten wir andern uns nicht seit vierzig Jahren angesiedelt, verschanzt und gerüstet, so müßten wir auf und davon gehen. In Frankfurt kann freilich nichts werden! Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit erfahren, wie Sie die Sache nach Ihrer herkömmlichen Klugheit behandeln; auch von den übrigen Geschäften vernehme gern etwas.

Das chromatische Problem betreffend, sag ich in Bezug auf meine erste Auslegung folgendes: Jedes Pigment, das unserm Auge als blau erscheint, hat entweder aufgestrichen einen weißen Grund unter sich, oder es bringt in seinem Staubzustande ihn mit sich; wie unter der Smalte, dem Safflor das gemalene feine Glas versteckt liegt, unter dem Ultramarin Alaunerde und andere. Die dunkelsten von beiden Pigmenten sind die schwersten, wie das tiefste Ultramarin und das Königsblau, sie führen vielleicht das meiste metallische mit sich. Die Aeschels und Asche sind die leichtesten und hellsten. Ich lege ein Stückchen blau Papier auf weißes gezogen bei, die blaue Mitte wird

Ihnen in der Dämmerung grau, aber niemals der Umgebung gleich weiß erscheinen. (Das Blättchen folgt.)

Sehnsüchtig den morgenden Tag mit Ihnen zuzubringen

G.

Heidelberg, 19. Oktober 1817.

Seit meinem letzten Brief und dem Besuch des Hofrath Meyer, durch welchen Freund Sie manches von uns und unsern Sachen gehört haben, ist schon wieder so viel Zeit verflossen, daß ich mich recht ungeduldig nach Ihren Nachrichten sehne und das alte erprobte Mittel ergreifen muß, um mir welche zu verschaffen.

Zuerst sollte ich Ihnen nun billig von den Angelegenheiten mit St. schreiben. Aber es heißt einstweilen, kleine Sachen weichen den großen. Denn da hat sich gegen Erwarten ein Malchus eingefunden, der dem Petrus das Ohr abgehauen und alles so in Erstaunen gesetzt hat, daß noch keiner weiß, was überhaupt geschehen wird. Obwohl freilich kein guter Christ zweifelt, der Herr werde dießmal um so mehr seine Milde zeigen, da es seinen Petrus gilt und werde also weder Ohr noch Land und Leute untergehen lassen. — Für uns wäre freilich eine schleunige Entscheidung angenehm gewesen, indessen bei näherer Betrachtung hätten wir doch den Winter noch hier aushalten müssen und so kömmt es uns denn, da in dem ganzen Handel kein falscher oder bedenklicher Schritt gemacht worden ist, auf einigen Aufschub nicht an.

Mag überhaupt das Schicksal walten wie es will, wenn wir nur gesund bleiben und thätig seyn können, so wird uns besonders nach den Erfahrungen, die wir in diesem Jahr gemacht haben, ein erwünschter Ausgang nicht fehlen.

Hiemit sey aber auch dies Kapitel beschlossen und bleibe es, bis irgend etwas Bedeutendes vorgeht. Sonst verderbe ich Ihnen und mir Zeit und Laune.

Nun von Hofrath Meyer zu reden, so hat es uns eine große Freude gewährt, ihn vor den Werken der verkannten Künstler seine Beichte ablegen zu hören, obwohl es uns allerdings noch lieber gewesen wäre, er hätte keine nöthig gehabt.

seyn lassen; dagegen aber bemerken, daß die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erschienen, wirklich ein ethisch-poetisches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Daseyn das Zeugniß gaben.

Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt seyn mag; so finden wir, daß sie alle ein fruchtbares, immer sich erneuendes Talent besaßen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr vorzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben sahen; dabei aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine große Ernte glücklich wegnehmen und gleich talentvollen Nachkommen sogar die Wirkung auf eine Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschließen konnte.

In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß

Firdusi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm, so daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunderlegende in seinem Bezirk vorhanden

Er ſtimmte in der Hauptſache und beſonders was das Verhältniß zu den gleichzeitigen Italienern betrifft, ganz mit dem Ausſpruch von Canova, Dillis und andern bewährten Männern überein. Aus Allem ging aber hervor, daß er Ihnen nicht geglaubt, ja bei dem Chriſtuskopf von Hemmling geſtand er ausdrücklich, wenn Sie das Bild vor ihm geſehen und ihm ganz daſſelbe geſagt hätten, was er ſelbſt darüber ausſprechen müſſe, ſo würde er es Ihnen nicht geglaubt haben.

Sein Urtheil aber war, daß, ohne Uebertreibung zu reden, die Vorzüge des Leonardo und Tizian ſich in dieſem Werk vereinigt fänden. Er äußerte dieß ganz unaufgefordert, wie Sie dann auch von uns ſchon überzeugt ſeyn werden, daß wir Ihren Freund weder zum Urtheil, noch zum Streit aufgefordert, ſondern in vollkommener Freiheit und Ruhe gelaſſen haben.

Ueber das Hiſtoriſche vereinigte er ſich eben ſo leicht als ausführlich mit uns; was doch für ihn keine Kleinigkeit war, weil er dabei ſeine Geſchichte des Colorits aufgeben mußte. Wir rechnen es ihm deßhalb auch zu großem Lob, wenn wir unſerer, wie wir von Meyer hörten, ganz fruchtloſen Verhandlungen mit Hirt gedenken, der doch nichts aufzugeben hatte als ſeine Thorheiten.

Eine Hauptarbeit, die ich dieſen Winter auszuführen hoffe, iſt die ſchon lang entworfene Abhandlung über die altdeutſche Baukunſt, denn aus und mit ihr kann ſich erſt der Text geſtalten, welchen ich der erſten Lieferung des Domwerks beigeben will.

Dieſer Text nämlich ſoll ſo kurz und gedrängt als möglich nur die Reſultate enthalten und rückſichtlich weiterer Entwicklung und Beweisführung zum Theil auch auf die ſpäter erſt zu vollendende Geſchichte der altdeutſchen Baukunſt verweiſen.

Ich wünſche mir Ihren Segen zu dieſem Unternehmen, von deſſen Erfolg ich Ihnen ſeiner Zeit Rechenſchaft geben, und mir Ihr Urtheil darüber ausbitten werde.

Ich kann dieſen Brief nicht ſchließen, ohne Sie auf ein Kunſtalterthum aufmerkſam zu machen, welches ſich in Ihrer Nähe, gewiſſermaßen in Ihren Händen befindet. Es iſt nämlich ein nach einer alten Tradition gemalter Chriſtuskopf, in einer auf der Bibliothek zu Jena befindlichen Handſchrift der Evangelien

— welcher noch durch den Umſtand merkwürdig wird, daß er von jener unter dem Namen des Lentulus bekannten, älteſten Beſchreibung Chriſti begleitet iſt. Ich las dieſe Nachricht in des Fabricius Codex apocryphus novi Testamenti pag. 302.

Wollten Sie ſich gelegentlich die Handſchrift einmal geben laſſen und mir ſagen, ob das Bild von einiger Bedeutung ſey, ſo würde ich es Ihnen ſehr danken.

Wünſchend und hoffend, daß Sie geſund und froh ſeyn mögen, grüße ich und die Meinigen von ganzem Herzen

S. B.

Heidelberg, 15. November 1817.

Ihr lieber Brief kam eben als ich den meinigen abgefertigt hatte und traf mich bei Schellings Schrift über die äginetiſchen Statuen. Da unſere Bibliothek zu gleicher Zeit die Kupfer von den athenienſiſchen Bildwerken nach Stuart und den franzöſiſchen Zeichnungen von 1683 angeſchafft hat, ſo freut es mich, daß Sie gerade jetzt dieſe bewunderungswürdigen Gegenſtände zur Sprache bringen.

Von den phygaliſchen Bildwerken habe ich früher die Wagner'ſchen Umriſſe geſehen, auch haben wir die im Induſtriecomptoir gemachten Copien; es fehlen uns alſo blos die Zeichnungen von den äginetiſchen Statuen, die Sie ſo glücklich ſind zu beſitzen. Doch kann man ſich nach der ſehr ausführlichen Beſchreibung zur Noth einen Begriff machen.

Alles dieſes vereinigt mit dem großen egyptiſchen Werk und Quatremères ſchätzbaren Forſchungen über den olympiſchen Jupiter, bringt eine große lehrreiche Erweiterung in die Geſchichte der alten Kunſt.

Das Zuſammentreffen mit den Entdeckungen und Bemühungen für die Geſchichte der neueren Kunſt iſt ebenſo merkwürdig, als die Beziehungen zwiſchen dem Gang der einen und der andern mannichfach ſind. Auch hören wir von den uns beſuchenden, unterrichteten Perſonen häufig Vergleichungen in dieſer Hinſicht anſtellen.

Ich für mein Theil bin überzeugt, daß eine genaue Kenntniß der frühern Geſchichte neuerer oder chriſtlicher Kunſt vollends die Zweifel und Nebel zerſtreuen könnte, die noch über der Entwicklung der griechiſchen Kunſt ſchweben. Man betrachte z. B. nur das Verhältniß der byzantiniſchen zu der italieniſchen und deutſchen Kunſt, wie ſehr iſt es dem der egyptiſchen zur griechiſchen ähnlich? Wer irgend unbefangen und gehörig unterrichtet iſt, wird nie den Einfluß, ja ſelbſt die lange Zeit hindurch ſtattgefundene Herrſchaft der byzantiniſchen Kunſt in Italien und Deutſchland läugnen; und doch hat ſich die Kunſt in dieſen Ländern und ſogar in verſchiedenen Gegenden derſelben nach und nach ganz eigenthümlich entfaltet.

Ohne Ueberlieferung ſcheint eben keine eigentliche Bildung bei den Menſchen möglich, das zeigt ſich überall in der Weltgeſchichte auf die mannichfachſte Weiſe.

Man muß nur zu unterſcheiden ſuchen, wo ſich an dem Ueberlieferten das Eigenthümliche entwickelt und muß dabei immer von Geſchehenem, von der Anſchauung und nicht von vorgefaßten Ideen ausgehen, wie Schelling, der die Geſchichte der Kunſt gern zur Geſchichte der Natur machen, die Werke der Menſchen gern nach denſelben Geſetzen beurtheilen möchte, denen die Erzeugniſſe der Natur unterliegen. Auf die Art, wie er bei den äginetiſchen Statuen alles egyptiſche ablehnt, könnte man bei den früheren niederrheiniſchen Kunſtwerken noch viel beſſer das byzantiniſche ablehnen; wie ſehr würde man da irren.

Schon in dieſem Fall leuchtet der große Vortheil ein, daß wir den Gang neuerer Kunſtgeſchichte bis ins Einzelne nachweiſen können. Aber man bedenke nur, daß wir hinlänglich mit Denkmalen und Nachrichten ausgeſtattet ſind, um einen der Dauer und der Entwicklung nach ähnlichen Zeitraum, wie der von Seſoſtris bis Perikles — ich meine den von Conſtantin und Gregor dem Großen bis zu Leo dem Zehnten für — die Kunſtgeſchichte ſtufenweiſe ganz vollſtändig aufzuhellen, und man wird geſtehen müſſen, daß es ſich wohl der Mühe lohnte, hier einen vergleichenden Maßſtab zu ſuchen.

Das ſo wichtige Verhältniß der Religion zur Kunſt liegt da ganz klar vor uns. Diejenigen, welche in Allem Bedeutſamkeit entdecken wollen, würden ſelbſt hier, wo das Symboliſche und

Allegorische durchgehend herrschend war, Anweisung zur heilsamen Begränzung ihrer Grübeleien finden. Es läßt sich das schon aus dem Beispiel einiger neueren folgern, die ohne zulängliche Kenntnisse in die Erklärung christlicher Kunstalterthümer hinein fahren, und oft Symbolik und Allegorie zu entdecken wähnen, wo man bestimmt beweisen kann, daß keine vorhanden ist.

Meist wird eben gar zu wenig auf das historische und technische, und besonders auch auf das freie poetische und künstlerische Element bei Hervorbringung der Denkmale Rücksicht genommen.

Von so geistvollen und gelehrten Männern, wie Schelling und Creuzer, mag man sich's übrigens schon gefallen lassen, wenn sie zum Theil in diese Fehler verfallen, sie entschädigen von einer andern Seite hinlänglich. Indessen die Schaar von trocknen, einzig im Skrupel ihren Gehalt suchenden Pedanten, und die nur im Dunst lebenden Phantasten, verleiden einem jedesmal die ganze Alterthumskunde, so oft man ihnen begegnet.

In Schellings Schrift ist sehr erfreulich, den großen Einfluß wahrzunehmen, den Ihre Abhandlung über die altdeutsche Kunst auf seine Ansicht ausgeübt hat. Creuzers Recension von Schellings Gottheiten von Samothrace in den hiesigen Jahrbüchern werden Sie gewiß gerne lesen, der Titel darf Sie nicht abschrecken.

Doch um wieder zu dem Anfang meines Briefes zurückzukehren, muß ich noch erwähnen, daß an den äginetischen Statuen die alleinige Ausbildung des Nackten, bei Vernachlässigung der Köpfe und Gewänder, mir in Beziehung auf die altdeutsche Kunst, höchst charakteristisch erscheint, da gerade umgekehrt bei den byzantinisch niederrheinischen Werken der Körper, die Hände und Füße vernachlässigt und allein Köpfe und Gewänder naturgemäß ausgebildet sind.

Ueber die athenienſischen Bildwerke kann ich nichts sagen, ohne zu viel oder zu wenig zu sagen. Man müßte sich eben der Anschauung dieser vortrefflichen Werke erfreuen können. So viel sieht man freilich schon aus den Kupferstichen, Beschreibungen und Urtheilen, daß die griechische Kunst in ihrer frühern Zeit auch eine Stufe einfacher edler Naturnachahmung gehabt hat, welche die unmittelbare Grundlage ihrer höchsten Vollendung und reinsten Eigenthümlichkeit ist; und es freute mich sehr zu lesen,

daß gerade das die größte Wirkung auf die ausgezeichnetsten Künstler und Kenner gethan und diese veranlaßt hat, die wahre naturgemäße Kunst von der systematischen Kunst zu unterscheiden, und ihr den gebührenden Vorzug vor dieser zuzuerkennen, der man bisher als vermeinten Besitzerin aller Geheimnisse der Schönheit ausschließend gehuldigt hatte.

Am 21.

Dieser Brief blieb durch allerlei Zufälligkeiten liegen, ich wollte noch eins und das andere beifügen, aber es ist mir heute nicht möglich, ich eile also zu schließen, damit Sie das Blatt endlich erhalten und mir bald wieder Nachricht von sich geben. Wegen dem Farbenphänomen bemerke nur noch, daß ich nie von eigentlichem Weiß, sondern nur von weißlichem, hellgrau, nie von Farbenstaub, sondern von ganz compacten, glatten, kleinen Farbenkuchen geschrieben habe, ich also Ihre letzte Erklärung nicht verstehen kann, wenn ich nicht etwa einen Schalk dahinter vermuthen darf? — Diese Tage brachten uns den zweiten Theil Ihrer italienischen Reise, ich mache mich gleich darüber her und nächstens sage ich Ihnen ausführlich, wie ich mich daran ergötzt und belehrt habe. Empfangen Sie einstweilen nur unsern herzlichen Dank, daß Sie so freundlich bedacht gewesen, durch dieß an und für sich so schöne willkommene Geschenk auch noch die dunkle Jahrszeit zu erheitern und beleben. Gebe Ihnen der Himmel dafür Fröhlichkeit und Gesundheit und lasse es Ihnen so wohl ergehen, daß Sie es nicht weiter nöthig haben Ihr eigener Habacuc zu seyn! —

S. B.

Heidelberg, 26. November 1817.

Sie haben uns mit Ihrem Neapel und Sicilien ein wahres Fest gegeben. Alles was ich je von farbenreicher Luft, klaren Schatten und Wiederscheinen am Himmel, an Wolken und Bergen, an Wasserflächen, Hafen und Schiffen, in Sonnenlicht und bei der Sternenpracht heller Nächte gesehen habe, ist mir auf das Lebhafteste vergegenwärtigt. Die schönsten Bilder von Claude

und Vernet ſind mir zu wirklichen Naturſcenen erweitert. Das heißt maleriſch ſchreiben, ſo kurz und doch ſo ausführlich. Ich ſehe das ganze Land vor mir, die Thäler, Hügel und Felſen, das Getreide, die Pflanzen, Bäume und Blüthen, ja die Farben der Erde und Steine.

Gerade dieſe Vollſtändigkeit und Anſchaulichkeit iſt es, was man von der Beſchreibung eines fremden Himmelsſtrichs am meiſten wünſcht, und immer vergebens erwartet. Dazu nun noch die herrlichen Schilderungen des öffentlichen und häuslichen Lebens durch alle Stände durch, von den Straßen, Ufern und Plätzen bis in die ſtillen Wohnungen der Armen und in die öden Paläſte der Reichen. Und wie unendlich wahr und natürlich ſind die einzelnen Charaktere und Situationen dargeſtellt! Die Tafel des tollen Prinzeßchens, die Haushaltung der guten Familie Balſamo und die Grandezza des Gouverneurs von Meſſina, alles glaubt man miterlebt zu haben. Selbſt was der Geſchichte angehört, iſt in die Gegenwart gehoben und man begleitet den Philippus Neri mit ſeiner guten Laune zu den Nonnen ins Sprachzimmer. Ich habe die Freude gehabt, an dieſem Heiligen eine alte verehrte, aber vergeſſene Bekanntſchaft aus den Erzählungen meiner Großmutter wiederzufinden.

Auch das Verhältniß, worauf Sie Ihren Plan zur Nauſikaa gegründet, liegt Jedem, ein unſtätes, reiſendes Leben führenden, ſo ſehr nahe! Warum ſollte ich verhehlen, daß es mich innigſt gerührt. Darin beſteht ja eben das Glück des Dichters, daß er, was wir andern nur erleben, zu einer neuen Schöpfung aus ſich hervor zu nehmen vermag. Und das iſt die wahre Kunſt, die, wie Sie vom Homer ſagen, die Exiſtenz nicht den Effekt darſtellt. Sie haben mir dieß aus der Seele geſchrieben und damit ſelbſt das richtigſte Urtheil über Ihr eigenes Werk ausgeſprochen, es gilt von dieſem ſo gut wie vom Homer, den atheniſiſchen Bildwerken ſo gut wie von Eyck und Hemmling, jedes unterſchieden nach ſeiner Art. — Darum wäre ich befugt Kränze auszutheilen, dieſer Brief müßte einen enthalten. Aber wenn ich auch nicht befugt bin, ſo darf ich doch Ihnen reichen, was die Natur zu ungewöhnlicher Zeit freundlich genug ſpendet.

Und ſo knüpfe ich dann an dieſe Veilchen den Wunſch, daß in Ihrem Alter Ihre Jugend ſo wieder aufzublühen fortfahre

und Sie noch recht viele ſchöne Tage und Jahre genießen mögen!

Unaufhörlich dankbar verehrend und liebend

S. B.

Jena, 4. December 1817.

Ihr allerliebſter Brief trifft mich in Jena, an einem ganz einſamen Abende, in demſelben Zimmer, wo ich vor Jahren Ihre Donzeichnungen entfaltete, und wo von ſo lange her Ihre oft erneute Erinnerung ſchwebt; auch Ihr vorletzter Brief hat mich hier erfreut und beſchäftigt; nun aber will ich mich vor allen Dingen der ſpät-frühen Veilchen erfreuen, die ich immer im Auge behalten werde.

Soll ich es Ihnen ſagen? — ja! — und Sie werden es ſich zurecht legen: — alles geht jetzt bei mir ſo ſchnell und ſpurlos vorüber, daß ich ſchon nicht mehr weiß, daß jenes Büchelchen gedruckt ſey, Ihre freundlichen Worte rufen mir ſo viele friſche Geiſter hervor, und ich gewahre gern, daß ich Ihnen ſolche erſt zugezaubert.

Laſſen wir alles andere; aber mich freut gar ſehr, daß Sie den Stoff der Nauſikaa gleich als tragiſch erkannt: Ihnen traut' ich's zu und es betrübt mich auf's Neue, daß ich die Arbeit damals nicht verfolgt. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welche rührende, herzergreifende Motive in dem Stoff liegen, die, wenn ich ſie, wie ich in Iphigenie, beſonders aber in Taſſo that, bis in die feinſten Gefäße verfolgt hätte, gewiß wirkſam geblieben wären.

Dieß Blatt ſoll fort, und doch möchte ich Ihnen etwas beilegen, was Ihnen näher brächte, womit ich mich beſchäftige. Hier der Entwurf zu einem ſchon größtentheils geſchriebenen Aufſatz! Alles, was uns innigſt angehört, kommt hier abermals zur Sprache. Begegnet Ihnen Boſſis Werk, ſo werden Sie es mit Freude und Belehrung leſen und hinterdrein kann ich hoffen, wird Ihnen meine Rede nicht unwillkommen ſeyn.

Freude und Gelingen!

G.

Heidelberg, 8. December 1817.

Briefe, die wir vor Kurzem von Berlin erhalten, veranlaſſen mich, Ihnen einmal wieder etwas über unſere Angelegenheit mitzutheilen.

Man ſchreibt uns nämlich, daß die Regierung keineswegs den Gedanken aufgegeben habe, unſere Sammlung zu erwerben, ſondern daß die Ausſichten dazu jetzt weit günſtiger ſeyen, als ſie ſeit dem vorigen Winter je geweſen; ja man wünſchte, daß wir mit einer Bitte um Entſcheidung einkämen.

Dieſe Wendung iſt ſehr begreiflich, ſchon wegen der allgemeinen Verminderung der Noth und Theurung, und noch ganz beſonders wegen Herrn v. Altenſteins Eintritt ins Miniſterium. Dieſer hat wie Sie wiſſen die Unterhandlung mit uns geleitet und jetzt gehört das zu ſeinem Geſchäftskreis.

Indeſſen mag es der Regierung doch noch nicht gelegen ſeyn, die Sache abzuſchließen, denn ſonſt brauchte ſie, da Alles vorbereitet iſt, nur eine beſtimmte Erklärung an uns gelangen zu laſſen. Um uns alſo nicht durch neue, vollkommen überflüſſige Unterhandlungen zu binden, haben wir mit allem Dank für die Eröffnung die zugemutheten Schritte abgelehnt.

Auch ohne Rückſicht auf St., wo die Sache wegen dringender Staatsgeſchäfte einſtweilen bei Seite gelegt worden, glauben wir dieſe feſte Haltung nehmen zu müſſen. Die Zeit will, wie König Salomo ſagt, ihr Recht haben; wir wollen es ihr laſſen. Man verwickelt ſich ſonſt zu ſehr in den Wirrwarr der Welt und wird gar vollends in den Wirbel ihrer Veränderlichkeit hinein gezogen.

Am 11. December.

So weit hatte ich geſchrieben, da kam Ihr lieber Brief mit dem Entwurf der Abhandlung über Voſſi und Leonardo. Es freut mich, Ihnen ſagen zu können, daß ich Voſſis Werk ſchon längſt kenne; wir beſitzen es zwar leider hier nicht, aber ich habe es bei Gelegenheit von Maler Müllers weitläufiger Recenſion von Mannheim entlehnt. Dieſe Recenſion, weil ſie von dem über Voſſis Arbeit und Schrift geführten Federſtreit Rechenſchaft gibt, mag wohl eins und das andere für Sie Wiſſenswerthe

enthalten. Sie finden dieſelbe im Decemberheft der hieſigen Jahrbücher von 1816.

Auch will ich noch bemerken, daß nach Briefen aus London (im Morgenblatt vom 31. Oktober 1817) dieſen Herbſt dort eine Copie von Marco d'Oggiano für Geld gezeigt wurde, wobei einige Abweichung vom Original, genauere Ausführung der Landſchaft und ſtatt der vielen Schüſſeln auf dem Tiſch nur das Lamm und die Kräuter angegeben werden. Sie mögen beurtheilen, ob dieſe mit einer der von Boſſi genannten Copien des Oggiano zuſammentrifft.

Zu dem großherzoglichen Beſitz der Durchzeichnungen wünſche ich Ihnen von Herzen Glück. Wie ſchön wäre es, wenn Sie vor dem Schluß der Abhandlung auch noch unſern Chriſtuskopf ſehen könnten. Leonardo gibt Ihnen ſchon im Allgemeinen, ganz beſonders aber in techniſcher Hinſicht, Gelegenheit von der altdeutſchen Malerei zu reden.

Die Nachweiſung, wie das Colorit von Eyck an Leonardo gekommen, macht einen wichtigen Abſchnitt in der Kunſtgeſchichte, ich werde dazu eheſtens das nöthigſte, ſo ferne es ſich ohne eine Reiſe in Italien zuſammenbringen läßt, in Händen haben.

Darf ich fragen, wie und wann Sie die Schrift herauszugeben gedenken, und ob Sie dieſelbe vielleicht für das dritte Rhein- und Mainheft beſtimmen? Hofrath Meyer ſagte mir, daß zu dieſem Heft ſchon mehrere Bogen gedruckt ſeyen.

Der Aufſatz dieſes Freundes im zweiten Heft hat doch manche Verwirrung und Mißtrauen erregt, wir erhielten neuerdings Beweiſe davon. Hiemit meine ich indeſſen keineswegs jenes ironiſch ſeyn wollende Geſchwätz, wodurch die böſen Buben in Ihrer Nachbarſchaft uns die Ehre angethan, uns mit Ihnen zu verläſtern. Dergleichen nutzt eher, als daß es ſchadet, ſo blieben wir letzthin von dem beſchwerlichen Beſuch eines uns empfohlenen Virtuoſen verſchont. Er hatte in der Zwiſchenzeit das Blatt geleſen, nahm die Sache ernſthaft und ließ abſagen, weil er fürchtete, einen Dukaten bezahlen zu müſſen! — Jene böſen Buben mahnen mich übrigens an das, was Sie mir früher von der Löwengrube ſchrieben, nur mit dem Unterſchied, daß es keine Löwen, ſondern nur ſchlechte, ausgehungerte Katzen ſind. Leben Sie wohl, vor Weihnachten ſchreibe ich wieder.

S. B.

Kurz vor Weihnachten das ſchöne Stammbuch von Herrn v. König geſandt mit dieſen wenigen Worten:

An Goethe!
Dies Denkmal frommen heitern Lebens,
Die Gabe von freundlicher Schwabenhand — hoch zu ehren,
widme ich es Ihrer Sammlung zu Weihnachten 1817.
S. B.

Heidelberg, 5. Januar 1818.

Das ſchwäbiſche Stammbuch werden Sie hoffentlich am Chriſtabend erhalten haben. Ich dachte an Sie, ſobald ich es ſah und machte gleich einen Tauſchverſuch; da der mißlang und ich die Sache ſchon hatte aufgeben müſſen, freute es mich nachher doppelt, die Erreichung meines Wunſches bloß der Freundlichkeit des Beſitzers zu verdanken.

Ihren Entwurf zu der Abhandlung über Leonardo habe ich abermals und abermals mit erhöhter Theilnahme durchgeleſen und mir dabei manches ausgedacht. Ich bin nun ſehr begierig, was Sie mir über die Herausgabe dieſer Abhandlung, beſonders auch in Bezug auf das dritte Rhein- und Mainheft ſchreiben werden. Ihr Stillſchweigen auf meine früheren Anerbietungen für dieß Heft habe ich einſtweilen als eine Antwort angenommen. Demnach verwende ich ſeit ſechs Wochen alle meine freie Zeit zur Ergänzung und Abrundung meiner Forſchungen über die Geſchichte der chriſtlichen Baukunſt. Es fehlte mir noch manches an der hierbei unentbehrlichen Kenntniß der erſten Ausbildung des chriſtlichen Gottesdienſtes; dieß führte dann nothwendig auch auf den jüdiſchen und heidniſchen Dienſt zurück, und da ich mir von letzterem eine Ueberſicht verſchaffen wollte, wurde ich in Ermanglung bequemer, gründlicher Hülfsmittel veranlaßt, Creuzers Mythologie zu ſtudiren, die ich bisher nur im einzelnen geleſen hatte. Es war eine mühevolle Arbeit, ſie hat mir aber viel Gewinn gebracht. Und merkwürdig genug, trotz dem Beſtreben des Verfaſſers, den orientaliſchen Götterdienſt über den ſogenannten griechiſchen Volksglauben zu erheben, iſt gerade umgekehrt meine Achtung für letztern durch dieſes Buch außerordentlich vermehrt

seyn mochte. Schon im Koran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakonische Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewisser Weitläuftigkeit könne ergötzlich machen.

Dschelàl-eddin Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit, und sucht die Räthsel der innern und äußern Erscheinungen auf geistige, geistreiche Weise zu lösen, daher sind seine Werke neue Räthsel, neuer Auflösungen und Commentare bedürftig. Endlich fühlt er sich gedrungen in die Alleinigkeits-Lehre zu flüchten, wodurch soviel gewonnen als verloren wird, und zuletzt das, so tröstliche als untröstliche, Zero übrig bleibt. Wie sollte nun also irgend eine Rede-Mittheilung poetisch oder prosaisch weiter gelingen? Glücklicherweise wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit gränzenlosen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit sich zu sammeln, überzeugt sich von der Pflicht zu belehren, und so ist er uns Westländern zuerst fruchtbar und segenreich geworden.

Hafis, ein großes heiteres Talent, das sich begnügt, alles abzuweisen wonach die Menschen begehren, alles bei Seite zu schieben was sie nicht entbehren mögen, und dabei immer als lustiger Bruder ihres Gleichen erscheint. Er läßt sich nur in seinem National- und Zeitkreise richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kameel- und Maulthier-Treiber fortsingen, keineswegs um des Sinnes halben, den er selbst muthwillig zerstückelt, sondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf diesen

worden. Der griechiſche Antropomorphismus erſcheint einem im Gegenſatz mit jenen beſtialiſchen Kosmogonien der Egypter, Phönizier u. ſ. w. erſt recht liebenswürdig. Konnte doch dabei die ſchönſte Poeſie, Philoſophie und Kunſt ſtattfinden. Kommt auch eines und das andere bei der griechiſchen Philoſophie aus orientaliſchen Tempeln, ſo legt doch Creuzer offenbar viel zu wenig Gewicht auf die eigene Entwicklung dieſer Männer. Ebenſo wird einem andererſeits in dieſem Gegenſatz der jüdiſche Deismus doppelt ehrwürdig; denn was will die ganze egyptiſche Bücherweisheit gegen die Propheten und Dichter des alten Teſtaments ſagen. Zieht man davon ab, was der Naturkunde angehört, ſo bleibt recht eigentlich menſchliches, geiſtiges und ſittliches blutwenig übrig. — Ich bin im gegenwärtigen Augenblick mit dem Studium des chriſtlichen Gottesdienſtes in den erſten ſechs Jahrhunderten beſchäftigt, und ich hoffe, noch vor Ende des Monats alle dieſe Vorarbeiten zu vollenden. Der Plan zur Ausführung entwickelt ſich unterdeſſen immer mehr, ſo daß bald nichts mehr zu thun bleiben wird, als zum Bau ſelber die Hand anzulegen.

Hat Ihnen Herr Meyer nichts über die alten Gemälde in Baſel geſchrieben? Ich ſah dort im Jahr 1808 ein Abendmahl, welches, wo ich nicht irre, viel ähnliches mit Leonardo's Compoſition hat. Meyer verſprach, mir beſonders über die dort aufgeſtellte dem Holbein zugeſchriebene Paſſion durch Ihre Vermittlung ſeine Meinung mitzutheilen. Sollte er Ihnen nun etwas geſchickt haben, ſo bitte ich freundlichſt darum.

Wir beſchloßen hier das Jahr mit ſchönem Sonnenſchein und fingen das neue ebenſo an. Möge es ein gutes Zeichen geweſen ſeyn! Möge es Ihnen und uns allen recht wohl ergehen und wir uns fröhlich wiederſehen in dieſem Jahr!

G. B.

---

15. Januar 1818.

Dieß Blatt wird Ihnen durch meinen Landsmann, Herrn Klein aus Köln, überbracht, dem ich das Glück wünſche, ſich von Angeſicht zu Angeſicht mit Ihnen zu unterhalten.

Es iſt das erſtemal, daß ich Ihnen einen Freund empfehle; ich thue es aber auch recht gerne, weil es einem edeln Menſchen

und einem Künstler von vielen Anlagen gilt. Herr Klein treibt die Musik: schon vor drei Jahren, als Zelter uns in Köln besuchte, erwarb er sich durch einige Kirchencompositionen große Lobeserhebungen von diesem Freund. Seitdem hat er viele Fortschritte gemacht und hat sich zuletzt mit dem Studium der ältern Musik beschäftigt.

Er reist nun, um sich unter Zelters Leitung weiter auszubilden, nach Berlin, wozu ihm die Regierung einige Unterstützung gibt. Von seinen Compositionen zu Ihren Liedern hat der „Erlkönig" öffentlich viel Beifall gefunden, er ist so zu sagen dramatisch und mit Effekt behandelt. In seinen neueren Kirchensachen, deren er während seinem neunmonatlichen hiesigen Aufenthalt mehrere gemacht hat, befleißigt er sich einer großen Einfachheit, und man merkt nicht mehr, wie bei manchem frühern, den Einfluß der Cherubinischen Schule. Es würde uns sehr freuen, und wir würden es Ihnen schönstens danken, wenn Sie diesen Freund gütig aufnehmen wollten. In der Hoffnung, daß Sie meinen Brief vom Anfang dieses Jahrs empfangen haben und uns bald gute Nachricht geben, schließe ich mit den besten Grüßen von uns Allen.

S. B.

Jena, 16. Januar 1818.

Ihr liebreiches Andenken fand mich gerade allein am Weihnachtsabend in meiner wunderlichen Jenaischen Wohnung, wo aller Comfort nur aus der Seele des Bewohners entspringen kann; ich versetzte mich gern zu den drei Königen an die Krippe und betrachtete mit Freude, was auch mir an diesem lieblichen Abende geworden war.

Das Stammbuch in den schwäbischen und Rheingegenden zu Anfang des dreißigjährigen Krieges von Fürsten, Herren und Kanzleiverwandten mit Feder und Pinsel gezeichnet, ist höchst merkwürdig: Tüchtigkeit, Ernst und Muth walten überall vor.

Ein mehr wunderliches als beschwerliches Bibliothekgeschäft habe ich nun so gestellt, daß ich bis Ostern Friede habe. Mein stockendes drittes Heft bewegt sich wieder und wird wohl bis Palmarum beisammen seyn. Wahrscheinlich nehme ich den Aufsatz

über das Abendmahl darin auf. Diese Untersuchungen waren für mich von der größten Bedeutung, sie nöthigten mich, dem außerordentlichsten Künstler und Menschen wieder einmal auf allen Spuren zu folgen; wo man denn doch über die Tiefe der Möglichkeit erschrickt, die sich in einem einzigen Menschen offenbaren kann.

Leider ist aber beinahe alles, was er geleistet hat, den Sinnen entrückt, und wie sehnsuchtsvoll gedachte ich Ihres Christusbildes von Hemmling, von welchem so eben Artaria mit ungewohntem Enthusiasmus gegen mich sprach.

Uebrigens muß ich, wie schon vormals gesagt, von Tag zu Tage gehen, das Interesse des Augenblicks bleibt mir, und früherer würdiger Zeit. Gestern heißt gar nichts! und so ist denn das allgemeine Menschenloos noch immer erträglich genug.

So weit war ich gelangt am 10. Abends, als Ihr lieber Brief ankam. Lassen Sie mich folgendes dankbar hinzufügen. Zuerst spreche ich meine Freude aus über die sich unter uns immer mehr ausgleichende Ueberzeugung; auch dießmal stimme ich völlig ein. Winkelmanns Weg, zum Kunstbegriff zu gelangen, war durchaus der rechte, Meyer hat ihn ohne Wanken streng verfolgt, und ich habe ihn auf meine Weise gern begleitet. Der sonstigen treuen Mitarbeiter in diesem Felde gab es auch wohl noch; sehr bald aber zog sich die Betrachtung in Deutung über und verlor sich zuletzt in Deuteleien; wer nicht zu schauen wußte, fing an zu wähnen und so verlor man sich in egyptische und indische Fernen, da man das Beste im Vordergrunde ganz nahe hatte. Zoega fing schon an zu schwanken, Böttcher tastete überall herum, am liebsten im Dunkeln und man hatte nun immerfort an den unseligen dionysischen Mysterien zu leiden. Creuzer, Kanne und nun auch Weller entziehen uns täglich mehr die großen Vortheile der griechischen lieblichen Mannigfaltigkeit und der würdigen israelitischen Einheit.

Herrmann in Leipzig ist dagegen unser eigenster Vorfechter. Die Briefe, zwischen ihm und Creuzer gewechselt, kennen Sie, der fünfte ist unschätzbar. Dazu nun seine lateinische Dissertation über die alte Mythologie der Griechen macht mich ganz gesund: denn mir ist es ganz einerlei, ob die Hypothese philologisch-kritisch haltbar sey, genug, sie ist kritisch-hellenisch patriotisch und aus

seiner Entwicklung und an derselben ist so unendlich viel zu lernen, als mir nicht leicht in so wenigen Blättern zu Nutzen gekommen ist.

Mit meinem Heft, Kunst und Alterthum, geht mir's wunderlich, die Rhein- und Mainluft verweht nachgerade, und ich habe Sie auch deßwegen nicht weiter aufgefordert. Man verlangt von mir des Jahres über so vielerlei Gutachten, und nun kann ich mich auf diesem Wege auf einmal an mehrere Fragende wenden; doch so geht Zeit und Raum dahin, ohne daß man sieht, was es fruchtet. Dann kommt uns denn doch wieder, ehe wir uns versehen, und unserm Glauben irgend ein Zeichen zu Hülfe, so erhalte ich vor einigen Tagen ein Heft mit der Ueberschrift:

„Ueber die Aufgabe der Morphologie bei Eröffnung der königlichen anatomischen Anstalten in Königsberg von C. F. Burdach, Professor der Anatomie."

Kommt Ihnen das Programm vor Augen, so schenken Sie ihm Aufmerksamkeit, man kann alsdann darüber conferiren.

Tausend Lebewohl!

G.

Lassen Sie mich nun Ihren eigenen Angelegenheiten ein besonderes Blatt widmen! Schon früher wünschte ich, was Sie auch nun zu thun scheinen, daß Sie Ihre Forschungen sammelten und Ihre Ueberzeugung aussprächen. Richten Sie es ein, daß es ein Bändchen wird, und Sie werden, selbstständig erscheinend, sich und andern Freude machen. Wollen Sie das Manuscript vor meinen Augen vorübergehen lassen, so soll es an freundlichen theilnehmenden Blicken und, wenn Sie's verlangen, an Vorwort nicht fehlen.

(Eigenhändig.) Soll ich in Berlin Anregung thun? Ich kann es aufs Unverfänglichste. Doch wünsche Ihre Zustimmung.

Das neuste vom Jahr! damit die letzte Seite nicht leer bleibe!

G.

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!

Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten.
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist denn, was wir haben? —
Nun! wir sprechen! Rasch im Flieh'n
Haschen wir des Lebens Gaben.

10. Januar 1818.

Heidelberg, 29. Januar 1818.

Ich wollte Ihnen schon vor ein paar Tagen auf Ihren sehr lieben, reich ausgestatteten Brief antworten, aber da kam eine Einladung von dem in der Begleitung des Fürsten Hardenberg zu Koblenz sich befindenden G. R. Eichhorn, welche uns in einiges Nachdenken versetzte. Dieser Herr schlägt mir nämlich vor, daß ich zu ihm hinunter komme und die Unterhandlungen wegen unserer Angelegenheit mit ihm beendige. Die Sorge für meine eben wieder hergestellte Gesundheit erlaubt mir nicht, in dieser Jahreszeit dem Vorschlag zu folgen. Ich habe daher entschuldigend gebeten, uns vorerst über die festgesetzten, wesentlichsten Punkte Gewißheit zu geben, worauf dann mein Bruder und Bertram zur Ausmittlung der Nebenbedingungen und förmlichen Abfassung des Ganzen sich an Ort und Stelle verfügen würden.

Ihr freundliches Erbieten in Berlin Anregung zu thun, trifft also gerade zu rechter Zeit; wir nehmen es mit allem Dank an, es kann uns nicht anders als nützlich seyn. Und so wollen wir dann abwarten, wie dieser neue Knoten sich entwickelt.

Was Sie mir rücksichtlich meiner schriftstellerischen Arbeiten sagen, übertrifft alle meine Hoffnung und ermuntert mich zu verdoppeltem Fleiß. Ich habe auch bereits die Einleitung und die ersten Kapitel ausgeführt oder doch vollständig entworfen, und glaube mit dieser Grundlage eine große Schwierigkeit überwunden zu haben. Das Ganze ist gerade, wie Sie wünschen, auf ein Bändchen angelegt. Zu größerer Klarheit und zugleich zur Erleichterung der Arbeit theile ich alles in Bücher und Kapitel ein. Die Einleitung bestimmt den Stand und Gesichtspunkt und gibt Rechenschaft, was bisher für die Geschichte der christlichen und

altdeutschen Baukunst geleistet worden, nebst vorläufiger Rechtfertigung dieser Benennung. Hierauf folgt von dem Einfluß des Gottesdienstes auf die Baukunst überhaupt, ferner von der Baukunst bei den Egyptiern, den Griechen und Römern und bei den Hebräern, alles in allgemeinen Uebersichten. Von der Entwicklung des christlichen Gottesdienstes — von dessen Einfluß auf die Baukunst in den alten gebildeten Ländern unter Constantin, Theoderich und Justinian — von der Verbreitung des christlichen Gottesdienstes und Einführung der romanisch-byzantinischen Baukunst in den nordwestlichen Ländern. Von der Einwirkung des Mohamedanismus auf die Baukunst in den östlichen und südwestlichen Ländern. Von der Baukunst unter Karl dem Großen und den Ottonen, vorzüglich in Deutschland. Von dem Einfluß der Kreuzzüge. Zeitalter Kaiser Friedrichs von Hohenstaufen. Wendepunkt. Entstehung der eigenthümlich deutschen Baukunst. System derselben. Diesem als der Mitte des Ganzen denke ich ein eigenes Buch zu widmen; worauf dann die Geschichte der altdeutschen Baukunst vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert folgen und mit dem Wiederaufleben der römischen Kunst in Italien unter manchem Rückblick auf den Anfang der Beschluß gemacht werden soll.

Es wird freilich Mühe kosten, diesen ebenso mannichfaltigen als breiten Stoff zu bewältigen. Aber gerade weil er so ausgedehnt ist, zwingt er mich zur Kürze und darin hoffe ich, mit Gottes Hülfe mein Heil zu finden.

In den folgenden Briefen werde ich Ihnen einen vollständigen, ausführlichen Entwurf mittheilen. Für heute kann ich wegen dem Postabgang nur noch beifügen, daß ich wegen Herausgabe und Fortsetzung des Dombuchs Erkundigungen in London gefordert und vorläufig von dem Präsidenten der antiquarischen Gesellschaft über die hinein gesandten Proben großen Beifall erhalten habe. Das Nähere erwarte ich täglich, auf jeden Fall steht die Ueberzeugung bei mir fest, daß das Werk nur in London oder Paris in einen raschern Gang kommen und überhaupt gedeihen kann. Für Paris hat man mir schon letzten Sommer Anerbietungen gemacht. Nun muß sich bald zeigen, welche Wahl zu treffen ist. Zum Schluß noch unsern besten Dank für das schöne, gewichtige Epigramm und die Wiederholung unserer herzlichsten Grüße und Wünsche.

Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich vor mehreren Tagen einen Empfehlungsbrief für einen lieben, jungen Landsmann, Bernhard Klein, an Sie geschrieben. Er ist ein sehr talentvoller Musiker und Compositeur. Er wird auf seiner Durchreise nach Berlin bald bei Ihnen eintreffen. Seine Absicht ist, dort unter Zelter, der ihn bereits kennt und gegen mich äußerst vortheilhaft über ihn urtheilte, seine Studien fortzusetzen. Können Sie seinen Eintritt bei Zelter durch einen Auftrag an diesen Freund begünstigen, so thun Sie ein gutes Werk und mir einen großen Gefallen.

T. B.

Heidelberg, 26. April 1818.

Seit meinem letzten Brief ist fast kein Tag vergangen, an dem ich mich nicht in Gedanken mit Ihnen unterhalten hätte und doch bin ich in dieser langen Zeit nicht dazu gekommen, Ihnen zu schreiben. Jetzt aber drängt mich vieles, und vor Allem der Wunsch, etwas von Ihnen und Ihrem Vorhaben auf den Sommer zu vernehmen.

Wir möchten eben gar zu gerne die Hoffnung fassen, Sie dießmal wieder bei uns zu sehen.

Außer manchem Neuen in unserm Hause fänden Sie auch bei der Universität einiges vermehrt und fortgeschritten; Tiedemann mit seinen Präparaten zur vergleichenden Anatomie würde sie gewiß interessiren, nicht minder würde es Ihnen angenehm seyn, Leonhard hier zu begegnen, er tritt, wie Sie wissen, als Professor der Mineralogie, in hiesige Dienste, seine Ankunft wird alle Tage erwartet.

Meine eigenen Plane für die schöne Jahreszeit hängen noch von allerlei Umständen ab, die sich erst entwickeln müssen; nur das eine steht fest, daß ich in ein Bad gehe, die kränkliche Beschaffenheit meiner Haut fordert dieß nothwendig, die vorigjährige Erfahrung hat mich neuerdings gelehrt, daß ich es nicht ungestraft versäumen darf.

Sollten wir mit unserer Haupt- und Staatsangelegenheit zum Ziel kommen, so würde das freilich den größten Einfluß

auf unsere Entschlüsse haben, allein die Geschichte hat schon so lange gedauert, sie mag leicht auch noch länger dauern.

Nun noch ein Wort von meinen Arbeiten. Es geht damit mehr in die Breite, als ich gedacht habe, indessen hoffe, es solle, besonders nach einer zweiten Uebersicht und Ausfeilung nicht zu viel werden. Nur möchte ich schneller fortmachen können, aber freilich hat die Aufgabe, die ich mir gestellt, die Architektur im Zusammenhang mit Religion und Kultur zu nehmen, für mich rücksichtlich auf die alte Welt die größten Schwierigkeiten, denn so viel auch über die hieher gehörigen Denkmale geschrieben, so ist doch dieser Zusammenhang wenig beachtet worden, und alle Augenblicke muß ich mich näher einlassen und Kritik ausüben, um mir Resultate zu verschaffen, aus denen (nebst ihren Hauptgründen) ich dann erst ein Gewebe bilde. Indessen bereue ich die Mühe nicht, ich lerne dabei, und je mehr ich über Entferntes und Fremdes nachdenken muß, deste mehr setze ich mich in meinem Kreise fest. Ueber die Langsamkeit werde ich wenigstens in Rücksicht der äußeren Verhältnisse durch die voreiligen Versuche von andern, wie z. B. die Reden von Wiebeking vollkommen getröstet, wenn sonst man es so nennen kann. Das ist alles so seichtes, unzulängliches, irriges und verworrenes Zeug, das vermag weder der Sache noch mir Abbruch zu thun. Die Menschen wissen gar nicht, worauf es ankömmt, und meinen, es sey schon gethan, wenn sie ihr Gewäsch nur schnell und beaum zu Markt brächten.

Mit meinen Platten zum Domwerk bin ich endlich größtentheils zu Stande, von der Dresdner Platte, die ich noch einmal retouchiren lassen, habe ich jetzt einen ganz befriedigenden, wirklich prachtvollen Abdruck. Ich werde mich wahrscheinlich damit nach Paris wenden, da alle Erkundigungen wegen London zeigen, daß dort alles zu weitläufig und kostbar ist. — Von den vollendeten Abdrücken erhalten Sie so bald als möglich Exemplare. Auf den Text will ich auch schon gleich bedacht seyn, ohne abzuwarten, bis ich die historische Uebersicht fertig habe, es wäre mir allerdings lieb, wenn beides zugleich erscheinen könnte, und ich werde darnach streben, aber im Zweifel, ob mir die gehörige Ruhe bleibt, lasse ich es darauf ankommen, daß letztere etwas später nach dem Domwerk ans Licht träte. So viel für heute. Mögen diese Zeilen Sie so wohl und heiter finden, als diese ersten

Frühlingstage warm und schön sind, und erfreuen Sie uns bald mit einer erwünschten Antwort.

S. B.

Jena, 1. Mai 1818.

Dem Großvater verzeihen Sie vielleicht, daß der Freund so lange nicht geschrieben. Der Drang des Lebens wird immer wunderlicher, man verbraucht seine Kräfte in der Nähe und es bleibt endlich zur Wirkung in die Ferne nichts mehr übrig. Möge in beiliegendem Heft einiges enthalten seyn, das Ihnen Freude macht und zum Weiterdenken Anlaß gibt. Das vierte ist auch schon angefangen, wobei die ersten Bogen eine Weile als Verzahnung stehen zum künftigen Fortbauen.

Die Aerzte wollen mich nach Karlsbad, ich gehe ungern hin, weil ich den Glauben daran verloren habe; ferner wird man gewohnt, mancherlei zu leiden und ist nicht so ungeduldig wie in der Jugend, wo man sich einbildet, eine unbeschränkte und unbedingte Existenz erreichen zu können.

Uebrigens war ich auf vielfache Weise thätig, wovon manches gelegentlich zu Ihnen gelangen soll. Habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich ein heiteres Quartier auf dem rechten Saalufer unmittelbar an der Brücke bezogen habe? Einen Erker, von wo man Fluß, Land und Stadt zum schönsten besieht. Eben ist jetzt die herrliche Blüthenzeit; wie mag das erst bei Ihnen aussehen, oder vielmehr ausgesehen haben.

Diese Tage hatte ich ein besonderes Vergnügen, das ich wohl mit Ihnen theilen möchte: mir ward ein Brief anvertraut, den Meyer über Ihre Sammlung geschrieben hatte. Es ist höchst erquicklich, anzusehen, wenn ein so alter Goldschmid und Juwelenhändler ächte Waare gewissenhaft und freudig taxirt. Es wollte sich nicht ziemen, eine Abschrift zu erbitten, vielleicht gibt es Gelegenheit. Hat sich in dem Hauptpunkte noch nichts entschieden? von Berlin höre nichts als den alten Rundgesang.

Das Schicksal, indem es mir die Anordnung der akademischen Bibliothek überwies, scheint sich wegen des Faustischen Monologs und jener frevelhaften Geringschätzung alles Wissens rächen zu wollen. Wir müssen suchen, auch hier durchzukommen.

Bei Gelegenheit von Faust fällt mir ein, zu fragen: ist Ihnen denn wohl das Trauerspiel Manfred von Lord Byron in die Hände gerathen? für mich war es höchst merkwürdig, zu sehen, wie er meinen Faust kennt und nach seiner eigenen Weise hypochondrisch-misanthropisch umarbeitet. Wenn ich zugleich versichere, daß ein außerordentlicher Geist, großes Talent, Durchdringen der Welt und Selbstbewußtseyn darin waltet, so wird man, wollte man mir auch geradezu nicht glauben, doch auf dieses Produkt aufmerksam werden.

Ihren dem Musikus Klein mitgegebenen Brief erhalte ich erst diese Tage von Berlin, der Mann ging mit Gesellschaft durch Weimar und konnte sich nicht aufhalten, leider also, daß mein guter Wille Ihre Empfehlung zu honoriren getäuscht worden. Zelter scheint sehr wohl mit ihm zufrieden zu seyn. Geheime Rath Willemer schrieb mir vor einiger Zeit, daß ein Musikus bei ihm auf der Mühle gewesen, von dem er das Beste prädizirt; ist es etwa eben derselbige? denn er hat mir ihn nicht genannt.

Ich höre, daß Freund Thibaut fleißig Singakademie hält, sagen Sie mir doch auch gelegentlich ein Wort darüber.

Hegel, vernehme ich, geht nach Berlin, auch Seebeck soll dahin versetzt werden. Minister Altenstein scheint sich eine wissenschaftliche Leibgarde anschaffen zu wollen. Wir müssen sehen, was er gegen die bepfründete, starre Akademie ausrichten kann, das unbesoldete, bewegliche Publikum nimmt gewiß auch daran nur tagtäglichen Antheil. Sind die Händel über die Hierodulen auch zu Ihnen gelangt? Böttcher (wahrscheinlich der Widersacher) hat in ein heftiges Wespennest gestochen. So lange er tückisch handelte, ging ihm alles hin. Wer offen befehden will, muß nicht so viele schlechte verwundbare Seiten blos geben. Von unsern innern Händeln sage ich nichts, ich ignorire sie sogar an Ort und Stelle und kenne nichts tagverderblicheres als dergleichen Partheiklatsch.

Hundert und aber hundert Gedanken und Ansichten möchte ich mit Ihnen mündlich theilen und austauschen, lassen Sie mich daher noch einiges vorübergehend erwähnen.

Die famose Bildergallerie der Philostrate beschäftigt mich schon seit vielen Jahren, wobei Meyer redlich mitwirkte, ich habe die alten Vorarbeiten jetzt wieder aufgenommen, sie sollen im vierten

folgen da alles andere von den Vorgängern weggenommen war? als

Dschami, allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah; wie er nun dieß alles zusammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte, so blieb der Folgezeit nichts übrig als zu seyn wie er, insofern sie sich nicht verschlimmerte; und so ist es denn auch drei Jahrhunderte durch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken daß, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieser Art sich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun mit diesem Wenigen fünfhundert Jahre persischer Dicht- und Rede-Kunst zu schildern; so sey es, um mit Quintilian unserm alten Meister zu reden, von Freunden aufgenommen in der Art wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, bequemlichkeitshalber, annähernd auszusprechen.

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der persischen Dichter entspringt aus einer unübersehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenstände gleichen Werth haben, wogt vor unserer Einbildungskraft, deßwegen uns ihre Vergleichungen oft so sehr auffallend und mißbeliebig sind. Ohne Bedenken verknüpfen sie die edelsten und niedrigsten

Stück redigirt erscheinen. Diese, zwar gleichfalls ernste, aber doch heiter behandelte Gegenstände contrastiren wunderbar mit dem bedenklichen Bilde des Leonardo da Vinci in Mailand.

Die Engländer haben Facsimiles von Handzeichnungen aus der königlichen Sammlung herausgegeben. Daß man durchgängig die wundervollsten Dinge gewählt habe, läßt sich denken.

Daniel, der die großen indischen Prospekte vor Jahren herausgab, hat eine niedlich kleine malerische Reise von Gravesand nach China, gleichfalls bunt gedruckt, herausgegeben. Es ist ein sehr verkäufliches Büchlein, zugleich auch voller Geist und Geschmack. Wahrscheinlich haben Sie es auf der akademischen Bibliothek.

Artaria war bei uns mit allerlei alterthümlicher Trödelwaare, vor der unsere Fürsten sich hüteten. Seine Gemälde gaben meist die Apprehension, neuere Hände möchten daran das Beste und Schlimmste gethan haben.

Sein Bruder Dominikus sendete mir ein Portefeuille alter italienischer Kupfer, höchst löblich, treffliche Abdrücke, aber auch die Preise darnach. Nur mit Carolinen steigen sie. Ich habe etwa ein halb Dutzend behalten, unschätzbar wegen Gedanken und Ausführung. Fast hätte ich mich verleiten lassen, mehrere zu wählen, der Kammerpräsident aber widersetzte sich dem Galerieinspektor.

Aus einer Leipziger Auktion dagegen habe ich eine Unzahl guter Blätter erhalten, höchst schätzbar zur Completirung meines historischen Sammelns. Die Franzosen gelten jetzt gar nichts und so erhielt ich Sebastian Bourdon, Le Sueur, Glauber nach Poussin und zuletzt Watteau und Boucher fast umsonst, selbst Primaticcio galt nichts, weil er in Frankreich gemalt hat.

Ebenso geht es mit gewissen Niederländern, besonders die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts Zeitereignisse, Schlachten, Brand und Massacre mit Geist und Geschick eigenhändig radirten: als Romega de Hooghe, Lytkens und andere. Callot und Stella werden nicht viel besser bezahlt. Ich mache eine Sammlung von dergleichen Dingen bis herauf ins achtzehnte Jahrhundert. Sie geben, verbunden mit den satyrischen Bildern, den lebhaftesten Begriff damaliger Zustände; auch Hof- und Theaterfeste haben ihren eigenen Charakter, von den letztern besitze ich schöne Blätter,

gezeichnet und gestochen von Augustin Carrache. Die meisten sind groß Folioblätter, worauf ein ungeheures Gewühl dargestellt ist.

Unsere Kupferstecherei hat dagegen ihre Systole in den Almanachen und die Politik diastolisirt in Tages- und Monatsblättern.

Und nun lassen Sie mich wie sonst mit einem Verslein schließen.

„Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

Niemand versteht zur rechten Zeit! —
Wenn man zu rechter Zeit verstünde:
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Und so mit den freundlichsten Segnungen verbunden

Goethe.

Heidelberg, 12. Mai 1818.

Ihr lieber, so vielfach anregender Brief würde mich ganz und gar erfreuen, wenn er nicht die Hoffnung, Sie diesen Sommer in der hiesigen Gegend zu sehen, so ganz ins Ungewisse verschöbe. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich das betrübt. Es bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß die Umstände von Ihrer oder von meiner Seite doch noch ein Zusammentreffen während dem Verlauf der schönen Jahrszeit herbeiführen möge, ich werde gewiß nichts versäumen, was dazu mitwirken kann.

Einstweilen will ich mich an der Gegenwart halten, und so danke ich Ihnen auf das herzlichste für Ihre so mannichfaltigen Mittheilungen und für das angenehme Geschenk Ihres dritten Hefts über Alterthum und Kunst. Dieß Heft bietet allerdings sehr vielseitigen Stoff zum Weiterdenken und Verhandeln dar. Es läßt mich gleichsam einen Blick auf Ihren Schreib- und Lesetisch thun, ich werde mit einem Theil der Gegenstände und Angelegenheiten bekannt, die Sie während des Jahrs bewegt und beschäftigt haben, und vernehme Ihre Gedanken darüber. Ohne noch vom Inhalt zu reden, ist diese ununterbrochene Thätigkeit, worin ich Sie sehe, mir ein unaussprechbar liebes, hoffnungsreiches Zeichen.

So wie ich aber auf die Sache selbst eingehe, muß ich vor allem die Abhandlung über das Abendmahl von Leonardo als ein Muster kunstgeschichtlicher und beschreibender Darstellung rühmen. Die Klarheit und Lebendigkeit in der Gedrängtheit und Kürze thut eine gar vortreffliche Wirkung. Ich werde manchen Nutzen aus der aufmerksamen Betrachtung dieser meisterhaften Darstellungsweise zu ziehen suchen, wenn schon ich mir nicht verhehlen kann, daß sie im Ganzen für unser einen unerreichbar ist. Unter dem, was Sie ferner darbringen, freuen mich so manche schöne Wahrheiten über Kunst und deutsche Sprache und in letzter Hinsicht besonders auch die empfehlenden Worte für des braven Rückstuhls Bemühungen. Zugleich ergötzen mich die hier und da versteckten Neckereien, wie die Beziehung der redenden Thiere auf unser politisches Unwesen. Einiges, worüber ich nicht derselben Meinung bin, lasse ich auf sich beruhen. Daß ich damit mehr ein paar Aeußerungen über Kunst- und Künstlerverhältnisse als etwa das protestirende Jubilargedicht im Sinne habe, brauche ich nicht zu sagen. Dieß Gedicht nehme ich eben wie es zu nehmen ist, historisch, antiquarisch, und finde es ganz recht, daß Sie hier den Namen, Teutonische Nation, mit einem harten T schreiben, da sie sonst immer das gelinde D gebrauchen.

Auf die versprochenen Betrachtungen über den ethischen Charakter der verschiedenen Künstler bin ich sehr begierig, es ist ein äußerst glücklicher Gedanke, die Kunstwerke von dieser Seite zu erforschen. Nur erlauben Sie, daß ich gegen das, was Sie vorläufig von dem Humor der Byzantiner in der Darstellung des hl. Josephs sagen, meine Zweifel äußere. Mir scheint, diese Künstler haben hier durch ihre Ungeschicklichkeit nur dem Erklärer Gelegenheit gegeben, Humor zu zeigen, haben aber selbst keinen gehabt, denn so viel mir bekannt geworden, stellten sie gewöhnlich den Joseph bei der Geburt schlafend, oder eben aus dem Schlaf aufwachend vor, und deßhalb ließen sie ihn sitzend und stehend den Kopf auf den Ellbogen und auf einen Stab stützen, oder gaben ihm sonst eine ähnliche Haltung, was dann bei der fratzenhaften Gesichtsbildung ihrer Figuren von schelmischen Leuten wohl als Ausdruck des Unmuths u. s. w. gedeutet werden kann.

Für heute hebe ich nichts weiter hervor, sondern verspare mehreres, wie besonders die Darstellung der Geisteserscheinungen, die

ich mit großer Theilnahme gelesen, auf den nächsten Brief, denn ich will einigen Raum behalten, ein paar Punkte zu beantworten, die später leicht in Vergessenheit gerathen könnten.

Zuerst also von den Hierodulenhändeln. Mit diesen sind wir natürlich auch hier nicht ganz verschont geblieben, und man hat selbst Freund Creuzer als einen so vieler heiligen Bubl- und Brüderschaften kundigen Mythologen mit ins Spiel ziehen wollen, er hat es aber wohl weislich abgelehnt. Nach Briefen, die Böttticher hieher geschrieben, scheint dieser doch nicht der Urheber des Streits zu seyn, viemehr fällt nun, im Vertrauen gesagt, die Muthmaßung auf Wolf, dessen sarkastische Natur durch Hirts Pedanterie und Geschmacklosigkeit freilich in eine starke Versuchung gerathen konnte. Nur mußte er es, wann die Sache sich so verhalten sollte, sehr versteckt angelegt haben. Sey dem indessen wie ihm sey, auf jeden Fall bleibt es eine abgeschmackte Geschichte und man kann es, wie in unserer Politik, mit keiner der streitenden Parteien halten. Ich wende mich daher auch schnell ab zu etwas erfreulichem, zu Ihrer Frage über Thibauts musikalische Bemühungen. Er ist damit, besonders seit den letzten zwei Jahren zu einer bedeutenden Höhe gediehen, und man hat hier wieder ein neues Beispiel, wie viel der Einzelne vermag, wenn er mit ausdauernder Thätigkeit, festem Urtheil und Selbstbeschränkung ein gut gewähltes Ziel verfolgt. Unser Freund hält sich nämlich ausschließend an die alte Kirchenmusik von Händel und Bach bis zu Lasso und Palästrina. Das Studium dieses Kunstzweigs in dieser Periode und seiner ganzen Entwicklung nach den besten Werken ist die Hauptabsicht. Die hiezu unternommenen Singübungen können natürlich bei einer so kleinen und so oft wechselnden Liebhabergesellschaft, als die hiesigen Verhältnisse zulassen, die Vollkommenheit nicht erreichen, welche die Meisterwerke erfordern, aber dennoch müssen Kenner und Freunde über die befriedigende Deutlichkeit und Klarheit in der Ausführung mancher schwierigen Stücke erstaunen. Der Eifer und die strenge Ordnung unseres Freundes thut hier das beste, auch hat die Hülfe jenes Musikers Klein, den ich Ihnen letzthin empfehlen wollte, viel genützt, so wie ebenfalls das nach Zelters Beispiel beobachtete Gesetz keine Zuhörer als nur einzelne ausnahmsweise zu erlauben, sehr heilsam mitwirkt. Das wichtigste ist der Schatz von

vortrefflichen und ſeltenen Muſikalien, welcher durch die hiſtoriſche Richtung dieſer Bemühungen zuſammenkömmt, denn da wird weder Aufwand noch Mühe geſpart, die Hauptwerke alter ausgezeichneter Meiſter aus den entfernteſten Gegenden herbei zu ſchaffen, und nach dem Zeugniß der Kenner dürfte die Sammlung von alt italieniſchen Sachen ſchon vieles enthalten, was man in den reichſten muſikaliſchen Bibliotheken Deutſchlands ſuchen würde.

Zum Schluß habe ich etwas weniges von meinen Arbeiten zur Geſchichte der Baukunſt beifügen wollen, um mir Ihr Urtheil darüber zu erbitten, aber es bleibt nicht Zeit genug, die Abſchrift zu vollenden. Ich ſage jetzt nur noch, daß die Mittheilung jenes Briefs von Hofrath Meyer uns ſehr große Freude machen würde, danke freundlichſt und verbindlichſt für den ſchönen beherzigenswerthen Vers, und wünſche dem Großvater zum Enkel und dem Enkel auf lange, lange zum Großvater Glück. Mein Bruder und Freund Bertram ſchließen ſich an alles dieß wie immer mit den beſten Grüßen und Empfehlungen an. Der zweite Brief folgt in ein paar Tagen.

Gott befohlen

S. B.

Heidelberg, 25. Mai 1818.

Hier empfangen Sie endlich das in meinem letzten Brief verſprochene Bruchſtück von meinen antiquariſchen Arbeiten. Allerlei Störungen hinderten mich, früher Wort zu halten. Ich wählte übrigens dieß Stück, weil ich glaube, daß Sie daraus ſo ziemlich die Anlage und Behandlung des Ganzen werden beurtheilen können. Vorher geht eine allgemeine, nebſt einer gedrängten Schilderung der eigenthümlichen Naturverhältniſſe von Egypten, nachher folgt von der Beſtimmung der Tempel, von dem Opfer und ſonſtigen Gottesdienſt, dieß gibt dann Anlaß, die Nebentempel zu erwähnen, die auf der Inſel Philä befindlichen, zuſammengehörigen Tempel werden als Beiſpiel angeführt, und ſo komme ich auch auf die Denkmale von Theben. Ich ſuche zu erklären, was dort Tempel und was Paläſte ſind, wobei ich dann mit den Franzoſen nicht immer übereinſtimmen kann. Ferner finden die Gräber

und Pyramiden ihre Stelle; allgemeine Betrachtungen über die egyptische Kunst, über den stationären Charakter derselben knüpfen sich an, und Vermuthung über den Ursprung der egyptischen Architektur machen den Beschluß.

Die Alterthümer des gesammten Orients werden darauf, jedoch weniger ausführlich betrachtet; ganz vorübergehen konnte ich sie nicht, weil sie einestheils mit dem Egyptischen, andererseits mit dem Vorder-Asiatisch-Griechischen zusammenhängen, und zugleich die Hebräische Welt nah und fern umschließen.

Es war mir unmöglich, diese Gegenstände abzuhandeln, ohne auf die Kultur im allgemeinen Rücksicht zu nehmen. Aus der Einleitung und dem Zusammenhang im Ganzen würden Sie sich überzeugen, daß ich mit Ihrer Ansicht der Geisteepochen sehr übereinstimme. Nur in einem wesentlichen Punkt weiche ich ab, und muß mir deßhalb Ihre nähere Erklärung erbitten. Ich sehe nämlich nicht ein, warum Sie die Epoche der Theologie auf die der Poesie folgen lassen? Es scheint mir vielmehr die Weltgeschichte zu beweisen, daß überall auf die erste Epoche, welche man auch die der Seher und Patriarchen, so wie die der Offenbarung und Kosmogenie nennen kann, die Poesie und Theologie sich neben einander entwickelt haben, mit dem Unterschied jedoch, daß oft bei einem Volk das poetische, bei dem andern das theologische Element vorherrschend wurde, welches sich am auffallendsten im Gegensatz der griechischen und egyptischen Bildung zeigt, in jener war fast alles Poesie, in dieser fast alles Theologie und Priesterweisheit. Bei den Hebräern that sich die Poesie gleichmäßig mit der Theologie hervor, so scheint es auch bei den Indiern und Persern gewesen zu seyn, und daß es bei den Christen so war, ergibt sich schon aus der bloßen Erinnerung an die Zeiten von Karl dem Großen und den Kreuzzügen bis zum Dante.

Mit dem, was Sie von der Epoche der Philosophie sagen, bin ich vollkommen und also wohl mehr einverstanden, wie manche Philosophen selbst. Nach meiner Meinung wäre sie die dritte, und in der auf sie folgenden chaotischen, wo die babylonische Verwirrung und Völkerwanderung sich wiederholte, liegt der Anfang einer neuen *ersten*.

Antworten Sie mir gütigst hierauf und sagen Sie mir auch, wie es mit Ihrem poetischen Diwan steht, ob Sie denselben noch

vermehren, oder ob Sie ihn bald herausgeben wollen? Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens, welche ich letzthin zu meiner großen Freude und Belehrung durchblättert, veranlaßt mich zu dieser Frage. Sonst füge ich nur noch die Bitte um Ihr unumwundenes Urtheil über das einliegende Bruchstück bei und wünsche wohl und froh zu leben.

S. B.

Jena, 21. Mai 1818.

Nur mit wenigen Worten, aber gleich, will ich für Ihren liebwerthen Brief meine Danksagung abstatten.

Mich freut es höchlich, daß Sie größtentheils mit meinen Aeußerungen zufrieden sind, denn auch bei denselben Prämissen zeugt es schon von einem hohen Grad Zusammenlebens, Mitempfindens und Denkens, wenn wir im Urtheil öfters übereinstimmen. Mehr sage ich nicht!

Dieses Blatt möchte stocken und füge, damit der Brief nicht gar zu gewichtlos sey, uralte Wundersprüche über Menschenschicksale hinzu.

Empfehlen Sie mich Herrn Thibaut schönstens. Wahrscheinlich besitzt er die Duette von Durante, sonst kann ich sie communiciren. Ich wünsche ihm und Ihnen Glück zu einem so wohl angelegten und durchgeführten Unternehmen.

Gruß den Dreien! wie immer

G.

Urworte, orphisch.

Δαίμων.

Wie an dem Tag der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz wonach Du angetreten.
So musst Du seyn, Dir kannst Du nicht entfliehen,
Das ändern nicht Sybillen, nicht Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Τύχη.

Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt:
Nicht einsam bleibst Du; bildest Dich gesellig,
Und handelst wohl so wie ein anderer handelt.
Im Leben ist's bald hin-, bald wiederfällig,
Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
Schon hat sich still der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.

Εφως.

Die bleibt nicht aus! — Er stürzt vom Himmel nieder,
Wohin er sich aus alter Oede schwang,
Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, so süss und bang.
Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
Doch widmet sich das Edelste dem Einen.

Ανάγκη.

Da ist's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bedingung und Gesetz und aller Wille
Ist nur ein Wollen weil wir eben sollten
Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
Dem harten Muss bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren,
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

Ελπίς.

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer
Höchst widerwärtige Pforte wird entriegelt,
Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt.
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
Erhebt sie uns, mit ihr durch sie beflügelt,
Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt nach allen Zonen.
Ein Flügelschlag! und hinter uns Aeonen.

Jena, den 21. Mai 1818.

Heidelberg, 29. Juni 1818.

Ich trank letzthin mit Hofrath Meyer unter blühenden Weinreben auf Ihre Gesundheit; wir ahndeten beide nicht, daß wir damals Ursache hatten um Sie besorgt zu seyn. Durch ein glückliches Geschick erfahre ich es erst jetzt, da ich zugleich höre, daß Sie wieder genesen, und so eile ich, Ihnen ein Zeichen meiner und der Meinigen Theilnahme zu geben, wünschend, daß Sie uns recht bald mit ein paar Zügen von Ihrer geliebten Hand vollkommen beruhigen.

Empfangen Sie auch meinen Dank für die orphischen Worte; ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, daß ich denselben nicht schon längst ausgesprochen, aber ich wurde bisher zu sehr gestört und zerstreut, mein äußeres Leben stand zu sehr im Gegensatz mit dem was ich bei diesen weisheitschweren Worten empfunden. War mir doch dabei zu Muthe, als hätte ich meinen Lehrbrief zu den Geheimnissen des Lebens erhalten.

So muß es seyn, mit solchen Worten, aus der Tiefe der Menschenbrust zu allen gesprochen, die diese Tiefe kennen, gelten sie für Jeden auf besondere Weise, denn Jeden erinnern sie mehr oder weniger an sein eigen geheimstes Schicksal und Erlebniß, Streben, Lieben, Leiden, Hoffen.

Und in meinem schönen vertrauten Verhältniß mit Ihnen wirken diese Sprüche mit doppelter Gewalt. Ich gestehe es so gern und möchte es immer wiederholen, das wohlthätige Gefühl, einen väterlichen, lehrenden Freund zu besitzen, verdanke ich nur Ihnen, und Alles, wodurch dieß Gefühl in mir belebt wird, macht mich von ganzer Seele glücklich.

Soll ich hierauf noch von andern Dingen reden, so weiß ich kaum wo anfangen und enden.

Die kleine Willemer und Frau Städel besuchten uns vor drei Wochen auf der Durchreise nach Baden. Bilder wurden betrachtet, das Schloß bestiegen und bei Allem wurde Ihrer und jener heitern Tage des Jahrs 1815 gedacht. Dann kam aber Willemer vorgestern in sehr trauriger Stimmung, ihnen nachreisend, er hat seinen Sohn in einem widerwärtigen Zweikampf verloren.

Daß Jean Paul und Wilhelm Schlegel hier sind, wird Ihnen Hofrath Meyer erzählt haben, ersterer brachte schon voriges Jahr

einige Zeit hier zu. Sie kennen beide, wozu alſo viele Worte. Mit aller Achtung für ihren Geiſt finden wir eben mehr an ihnen zu ertragen, als uns zu erfreuen. Seit dem Frühjahr iſt überhaupt wieder ein reichlicher Segen von Beſuchen ausgezeichneter oder vornehmer Perſonen. Ich erwähne darunter nur einen geiſtreichen Engländer Spencer, Ueberſetzer von Bürgers Leonore. Er brachte mir allerlei freundliches von dem bisherigen Präſidenten der antiquariſchen Societät, Baronet Englefield, den ich wegen meinem Werk zu Rath gezogen. Wir ſprachen über Lord Byron. Er rühmte ihn ſehr, ſagte aber, daß dieſer Mann wegen ſeinem frevelhaften Leben bei ſeinen Landsleuten in gar böſem Ruf ſtehe. Ich kenne einſtweilen nur die in der „eleganten Zeit" überſetzten Scenen aus dem Manfred; das Original konnte ich noch nicht habhaft werden. Ich finde jedoch in dem wenigen ſchon beſtätigt, was Sie mir letzthin ſchrieben. Es iſt ein furchtbar dämoniſches Weſen in ſeinen Gedanken und ich weiß nicht, ob ich mehr bewundern ſoll, daß er die Kraft hat ſie auszubilden, oder ob ich mehr beklagen ſoll, daß er mit ſolchen Geſpenſtern gequält iſt. Ich für mich klage wenigſtens lieber mit dem König David: lumbi mei impleti sunt illusionibus.

Da ich einmal von dämoniſchen Dingen rede, ſo muß ich auch ein Wort von Schelver ſagen; dieſer iſt nun freilich noch über die Poeſie hinausgegangen. Er bildet ſich ein, und will die Welt glauben machen, ein Hellſehender könne das Innerſte der Natur durchdringen und für jede Krankheit das wahre Heilmittel finden. Wirklich hat auch der blinde Mann, den er ſeit drei Monaten zum Hellſehen gebracht, ſchon einen ganzen Hexenkeſſel voll verordnet. Alle Unheilbaren kommen von nah und fern und jedem wird Hoffnung gegeben; zuverläſſige Wirkung aber zeigt ſich nirgend. Unterdeſſen ſchreit der eine Theil Wunder, der andere Betrug. Auf jeden Fall muß ſo unſinniges Treiben ein ſchlechtes Ende nehmen und Schelver wird dann ſelbſt gewiß der meiſt Betrogene ſeyn. Die Zeitungen fangen bereits an in dem widerwärtigſten Ton Lärm zu blaſen, darum ſchreibe ich Ihnen von dieſer ärgerlichen Sache, ſonſt hätte ich lieber ganz davon geſchwiegen.

Um auf etwas Heiteres zu kommen, frage ich, ob die allerliebſte Erfindung des Kaleidoſkops nicht in den weſt-orientaliſchen

Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht so leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und praktisch athmet, hat kein ästhetisches Gefühl und keinen Geschmack, ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, eben so wie im Dichten; und wenn der Orientale, seltsame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zusammenreimt, so soll der Deutsche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht scheel sehen.

Die Verwirrung, die durch solche Productionen in der Einbildungskraft entsteht, ist derjenigen zu vergleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Nicht immer sind die kostbarsten und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in unsern Augen und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. Wie auf einem Obst- und Gemüsmarkt sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerlei Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner kostet's dem orientalischen Dichter nichts uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunter zu stürzen oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.

Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
Ging einst an einem Markt vorbei;
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Thor,
Ein Haufe stand ums Aas umher,
Wie Geier sich um Aeser sammeln.
Der Eine sprach: mir wird das Hirn

Divan aufgenommen zu werden verdiente? Ich kann mir für einen Orientalen nichts ergötzlicheres denken, als Stunden lang diese tausend und eine Zierlichkeit zu betrachten und sich dabei allenfalls noch Mährchen erzählen oder irgend etwas singen oder vorspielen zu lassen. Ja ich verstünde mich leicht selbst dazu. Am schönsten finde ich es, wenn man nicht horizontal, sondern mit einem Winkel hinein sieht, alsdann entstehen an den durchsichtigen und glänzenden Steinchen und Sächelchen die wunderbarsten, prächtigsten Wiederscheine.

Wahrscheinlich trifft dieser Brief Sie schon im Bad, oder doch bereit dahin abzugehen, denn dießmal werden Sie ein Ihnen so oft wohlthätiges Mittel wohl nicht unversucht lassen, das Wetter begünstigt es auch auf das Allerbeste.

Ich für mein Theil wandre nach Ems und will, was ich seit mehreren Jahren nicht gethan, das Bad recht ordentlich und ernsthaft brauchen, da werde ich dann zu jeder Stunde Ihrer mit den frommsten Wünschen gedenken. Alle Ihre hiesigen Freunde, die Paulus, Leonhard, Thibaut, Voß tragen mir angelegentlichst theilnehmend tausend Grüße an Sie auf. — Es wird Ihnen angenehm seyn noch zu hören, daß Leonhard seine akademische Laufbahn mit viel Zuhörern und großem Beifall eröffnet hat, er liest seit sechs Wochen über die Vulkane.

Und daß ich schließlich den Auftrag des jungen Voß nicht vergesse: ich soll Ihnen sagen, es würde Ihnen der erste Theil der neuen Uebersetzung von Shakespeares Werken aus Rudolstadt zukommen. Sie möchten das Buch freundlich aufnehmen, er würde ehest er Tage diese Bitte in seinem Brief selbst wiederholen.

Für heute weiß ich nun nichts mehr beizufügen, als daß Sie die Zeilen, mit denen Sie mich erfreuen wollen, wie immer hieher schicken mögen.

Und so seyen Sie Gottes Schutz und Segen abermal und abermals empfohlen.

S. B.

Weimar, 16. Juli 1818.

Ehe ich nach Carlsbad gehe, muß ich Ihnen für Ihren letzten Brief vom 29. Juni den schönsten Dank sagen.

Zuvörderst also vermelde ich, daß das mir verehrte Stammbüchlein jetzt erst in völlige Ordnung gekommen. Ein geschickter Buchbinder hatte solches zwar schon längst nach alter Weise geschmackvoll gebunden, die letzte Seite jedoch blieb auf dem vorigen Deckel kleben; diese ist nun auch abgelöst und gar zierlich angelegt. Das Denkmal Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen möge also noch ein paar hundert Jahre unverrückt bestehen.

Herrn Hofrath Creuzer danke zum schönsten für Büchlein und Nachricht. Sagen Sie ihm: er möge ja verzeihen, wenn ich in meinen schriftlichen oder gedruckten Aeußerungen den Kreis des Dichters und Künstlers überhaupt auf's engste begrenze. Dieß geschieht zum Vortheil der Produktivität, die sich gar leicht ins Nichtige verliert, wenn sie nicht streng zusammengehalten wird. Dagegen hat der Liebhaber, Kenner, Ausleger völlig freie Hand, die Symbole zu entdecken, die der Künstler bewußt oder bewußtlos in seine Werke niedergelegt hat. Mögen Sie gleicherweise den Dragoman gegen die übrigen Freunde machen! mich bei Herrn Leonhard entschuldigen, daß ich ihm so lange nicht geschrieben und für manches nicht gedankt. Es soll mich unendlich freuen, wenn er in Heidelberg, wie ich nicht zweifle, einen ihm völlig gemäßen Wirkungskreis findet.

Herrn Voß danken Sie für die Ankündigung. Ich wünsche, daß mir das Werk in diesen Tagen zu handen komme, damit ich mich auf der Reise und im Bade recht heiter daran erfreue. So grüßen Sie auch sämmtliche Freunde und Genossen zum allerschönsten und Sich Selbst thun Sie so gütlich als Sie können. Das Emser Bad hat neuerlich Wunder gethan und ich hätte selbst Vertrauen darauf.

Daß meine Orphika bei Ihnen gut aufgehoben seyen, wußte ich voraus. Wenn man das diffuse Alterthum wieder quintessenzirt, so gibt es alsobald einen herzerquickenden Becher, und wenn man die abgestorbenen Redensarten aus eigener Erfahrungs-Lebendigkeit wieder auffrischt, so geht es wie mit jenem getrockneten Fisch, den die jungen Leute in den Quell der Verjüngung tauchten, und als er aufquoll, zappelte und davon

ſchwamm, ſich höchlich erfreuten, das wahre Waſſer gefunden zu haben.

Bei dieſem orientaliſchen Gleichniß muß ich gedenken, daß der Divan bis auf den zwölften Bogen abgedruckt iſt. Ob ich genöthigt ſey, bei Durchſicht und Reviſion dieſer Gedichte bei Ihnen und in erfreulicher Umgebung zu verweilen, werden Sie ſelbſt ermeſſen. Viel Neues finden Sie nicht darin, ich hoffe jedoch Manches, was ſich in der guten Geſellſchaft zeigen kann. Wie geſchwind das Leben wegrauſcht, ſieht man erſt, wenn man genöthigt iſt, ſolche Produktionen nach einigen Jahren mit Aufmerkſamkeit wieder zu beachten.

Möge in Ihrer Nähe den unvergeßlichen Freundinnen Freude aus der Gegenwart und in der Erinnerung geworden ſeyn. Brachte denn der unglückliche Vater erſt die Nachricht des traurigen Geſchicks mit? Betrachte ich dieſen Fall und den Wahnſinn des guten Schelvers, ſo ſehe ich freilich die Welt von der Nacht- und Nebelſeite, die ich leider auch längſt kenne.

Und ſomit allen guten Geiſtern befohlen!

G.

Bad Ems, 17. Auguſt 1818.

In den letzten Stunden, ehe ich Heidelberg verließ, kam Ihr lieber Brief als das beſte und erfreulichſte Zeichen Ihrer Geneſung. Dieß glückliche Eintreffen erheiterte mir die Reiſe und meinen ganzen hieſigen Aufenthalt; tagtäglich habe ich nun Ihrer gedacht und Sie mit den herzlichſten Wünſchen an die Karlsbader Heilquelle begleitet, wo Sie ſich wieder Kraft und Erfriſchung auf Jahre holen mögen!

Daß ich ſo ſpät antworte, werden Sie dem Badeleben zurechnen; ich befolge wirklich Ihren freundlichen Rath und thue mir gütlich ſo viel ich kann, ich trinke, ſpaziere, bade und pflege mich den ganzen Tag, da kömmt dann ſonſt gar nichts zu Stande, kaum daß ich bei dem ſchönen Wetter nur ein halb Stündchen erübrige, um einige Zeilen zu ſchreiben.

Die Wirkung des Bades iſt bis jetzt, wie ich Sie erwartet hatte, ich bin ſehr wohl damit zufrieden. Vielleicht gehe ich auch noch nach Wiesbaden, die Aerzte rathen einſtimmig dazu.

Später wünsche ich dann kurze Zeit auf dem Apollinarisberg zuzubringen, wo Graf Reinhard mit mir zusammentreffen will; ein flüchtiger Besuch bei den Meinigen in Köln würde sich natürlich anreihen. Doch das kann alles noch anders werden. Es schwebt über unserer Hauptangelegenheit so manches in der Luft, daß sich leicht etwas ereignen dürfte, dem man vorzugsweise folgen müßte. Auf jeden Fall gebe ich Ihnen von meinem ferneren Treiben und Thun Nachricht; vorderhand will ich Sie nicht mit Luftgebilden unterhalten.

Von der hiesigen Gesellschaft werde ich nicht sehr beunruhigt; die Oertlichkeit bietet eben nicht viel Anlaß zu Versuchungen dar, auch bin ich durch die Begleitung eines jungen Freundes und Kunstbeflissenen, Schorn, einigermaßen geschützt. Die Gesellschaft ist sonst sehr zahlreich, sie besteht meist aus preußischen und russischen Herrschaften, einer Menge Juden, einigen Offizieren und Beamten, stellt also fast eine kleine Berliner Welt vor. Von der königlichen Familie ist Prinz Friedrich mit seiner Gemahlin hier, er hatte die Güte sich meiner zu erinnern und behandelt mich sehr wohlwollend. Es ist dieß das junge Paar, für dessen Brautfest Hirt seine abgeschmackten Hierodulen angewendet. Um die Erinnerung an Berlin vollständig zu machen, waren bis zu diesen Tagen auch zwei gelehrte Geistliche von dort hier, merkwürdige Figuren, die als Repräsentanten der letztvergangenen und der neuesten Zeit gelten könnten. Der eine alt, derb und munter, ein erfahrener Schulmann mit Liebhabereien für Naturkunde, besonders für Conchylien und Petrefacten und mit einigen Kunstkenntnissen, die sich aber hauptsächlich auf Abraxas und phönizisch-punische Münzen beschränkt; der andere jung, fein nervenschwach, mit einer noch jungen, noch schwächlichern, geistreichen Frau, ein Schüler von Schleiermacher, der Volksthümlichkeit und dem Magnetismus zugethan. Dieser letztere führte ein magnetisches Heiligthum bei sich, bestehend aus vier gläsernen Flaschen, die aus der Dohmischen Arche des Herrn Wolfarth gefüllt waren, sie enthielten animalische, vegetabilische und mineralische Stoffe, Wolle, Kräuter, Saamen, Quecksilber, Eisenspäne und dergl., eine rothe Schnur verbindet die Flaschen nach Belieben; das Ganze befand sich in einem rothen Pappkasten. Der Mann wußte viel von der Anwendung und von der Wirksamkeit

dieſes wunderſamen filial Baquets zu ſagen. Die rothe Farbe war auch nicht ohne Bedeutung, denn einige Schläferinnen haben entdeckt, daß die am Baquet befeſtigten rothen Schnüre, die ſie in der Hand gehalten, vorzugsweiſe auf die Nerven gewirkt, während ſie an den blauen mehr Wirkung auf das Blut, bei den grünen und gelben auf die Muskeln und bei den weißen auf das Geſicht geſpürt. Schwarz iſt allen Magnetiſierten ein Gräuel, wird darum nie gebraucht. Wäre noch von irgend einer Wirkung großer Farbenmaſſen die Rede, aber davon wußte der Mann nichts, ſo ausdrücklich ich auch fragte.

Man liebt ſich gerade das Wunderlichſte und Spitzfindigſte am meiſten, ſo halten ſie gleichfalls ſehr viel auf dreimal dreifach gedrehte Schnüre, die neuerdings geoffenbart worden, und was weiß ich.

Da ſind mir dann doch die Wunderlichkeiten jenes alten Philologen lieber, der Abraxas, Abraxoiden und Abraxaſter unterſcheidet und nun dieſe treffliche Unterſcheidung auch auf die Hyſteriolithen anwenden will, die neckiſchen Muſchelchen waren ihm bisher nur als Seltenheiten bekannt geweſen, er konnte ſein Entzücken kaum ausdrücken, ſie hier in ganzen Neſtern und Lagen und von großer Mannichfaltigkeit zu finden, ſo taufte er in der erſten Freude gleich Hyſteroiden und Hyſteraſter und denkt nun in allem Ernſt der Berliner naturforſchenden Geſellſchaft dieſe Benennung vorzuſchlagen. Ueber ſo was kann man doch lachen! —

Der arme Schelver hat ſich mit ſeinen Tollheiten, wie vorher zu ſehen war, eine vom Miniſterium verordnete Obermedicinalcommiſſion über den Hals gezogen, man kennt den Erfolg der Unterſuchung noch nicht, aber es verlautet, der Wundermann ſey nicht eigentlich Somnambule gefunden worden.

Ihre Aufträge an die Heidelberger Freunde hat mein Bruder beſtens beſorgt; von dem allerliebſten Vers an den kleinen Enkel habe ich in der Eile noch eine Abſchrift genommen.

Dieſer Brief gelangt wahrſcheinlich erſt kurz vor Ihrem Geburtstag zu Ihren Händen, wie gern möchte ich ſtatt deſſen ſelber erſcheinen, nun muß ich mich begnügen, Ihrer zu gedenken und auf Ihre Geſundheit zu trinken. Bin ich den 28. in Wiesbaden, ſo geſchieht es, wo irgend möglich auf dem Geisberg.

Erfreuen Sie mich bald durch ein paar Worte von dem guten Erfolg Ihrer Kur und verzeihen Sie mein eiliges Geschreibsel.

Gott befohlen

S. B.

N. S. Ich darf doch nicht vergessen zu melden, daß Sophie Paulus, die launenhafte Klavierspielerin, sich mit A. W. Schlegel verlobt hat. Wir anderen brauchen uns nicht zu beklagen, wenn Einundfünfzigjährige solche Schäflein nach Hause führen!

Weimar, 26. September 1818.

Ihren liebwerthen Brief aus Ems empfing ich in Karlsbad, wo aber Brunnenkur, Geselligkeit und hunderterlei Zerstreuungen das Antworten ganz unmöglich machten. Nun will es hier in Weimar abermals stocken. Da ich aber durch Herrn Hegel vernehme, daß Sie glücklich zurück gekommen sind, so begrüße Sie schönstens mit einigen Worten, denen ich Meyers gar löblichen Aufsatz hinzufüge. Bald hoffe das vierte Heft von Kunst und Alterthum nachsenden zu können, dem ich guten Empfang wünsche.

Der Divan ist abgedruckt, wird aber noch zurück gehalten, weil Erläuterungen und Aufklärungen anzufügen sind. Denn ich hatte an meinen bisherigen Hörern und Lesern (alles höchst gebildete Personen) gar sehr zu bemerken, daß der Orient ihnen völlig unbekannt sey; weßhalb ich denn, den augenblicklichen Genuß zu befördern, die nöthigen Vorkehrungen treffe. Sie können denken wie oft mir unter diesen Arbeiten der Heidelberger Platz und Schloß unter die Augen tritt.

Rüdesheim, 9. September 1818.

Ich sitze hier in Rüdesheim bei Ackermann, der Mond scheint mir ins Fenster und zeigt mir die Rochuskapelle und das Gebirge in der schönsten Dämmerung, den Rhein im prächtigsten Glanz. Wie kann ich da anders als Ihrer gedenken und thun,

was ich dieſer Tage in Wiesbaden ſchon immer habe thun wollen — Ihnen ein fröhliches Lebenszeichen geben. Hier iſt iſt es denn, und auf beiliegendem Blatt zugleich der Beweis, daß ich an Ihrem Geburtstag Wort gehalten.

Wenn man ſich nun einmal leider nicht von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen kann, ſo bleibt das geiſtige Zuſammenleben freilich der höchſte Genuß.

In Wiesbaden wurde ich auf alle Weiſe dazu aufgefordert. Mein Zimmer in der Poſt war jenem bekannten Balkonzimmer im Bären ſo nah, daß man ſich hätte zurufen können; und nicht genug, daß mir Abends gegen ſechs die orientaliſchen Poeſien in den Ohren klangen, ich mußte die ſüßen Namen Juſuf und Suleika ꝛc. ſelbſt auch auf meinem Tiſch finden, denn eine freundliche Dame hatte mich mit einer Sendung von Lord Byrons Werken überraſcht, worunter die orientaliſchen Stücke Giaour und the Bride of Abydos.

Sollte ich aber ſagen, was mich hier in dieſer großen Naturumgebung noch außer dem Rochusfeſt ganz beſonders an Sie erinnerte, ſo müßte ich Verſe machen, und eine ebenſo ſchöne als wunderſame Erſcheinung erzählen, die ich im Sommer 1814, kurz ehe Sie nach Wiesbaden kamen, hier auf dem Rhein erlebte.

Heidelberg, 11. Oktober 1818.

Dieſer Brief, der über einen Monat liegen geblieben, hört eigentlich auf ein Brief zu ſeyn, doch mag ich ihn deßwegen nicht unterdrücken, Sie werden ihn ja auch als ein Ihnen gewidmetes Blatt aus einem Tagebuch gelten laſſen.

Und ſo fange ich einen neuen Brief an, um zu berichten, was ich ſeitdem unternommen und wie es mir ergangen. Das Weſentlichſte, daß ich dem Kaiſer Franz, bei Gelegenheit ſeiner Rheinreiſe, die erſten vollendeten Blätter des Dombaus übergeben, werden Sie vielleicht durch die Zeitungen erfahren haben. Meine Abſicht dabei war allein die Befolgung jenes von Ihnen gelernten Spruchs: Such dir guten Ruf zu machen u. ſ. w. Dieſe erreichte ich dann auch vollkommen. Die Umgebung des Kaiſers empfand über allen Wunſch die beſondere Aufmerkſamkeit, die in der Wahl des Augenblicks lag; der Kaiſer ſelbſt gab

es mir auf die schmeichelhafteste Weise zu erkennen, erinnerte sich mit größter Huld der Tage, da er uns in Frankfurt und hier gesehen und äußerte, daß er auf seiner Rückkehr von Aachen in hiesige Gegend zu kommen und uns dann wieder mit seinem Besuch zu beehren denke. Fürst Metternich that noch mehr, ehe ihm noch bekannt geworden, daß ich dem Kaiser die Kupferstiche überreichen wollte, hatte er dem Grafen Reinhard gesagt, man müsse uns und unsere Sammlung nach Wien ziehen; in Mainz wiederholte er mir dieß in Gegenwart mehrerer ausgezeichneter Personen mit den Worten: wenn es nach seinem Wunsch ginge, so erwerbe der Kaiser die Sache, die alten Gemälde in Wien seyen außer den unsrigen die besten, die in München seyen nur durch die Zahl überlegen, würden nun die unsrigen mit den Wienern vereinigt, so gäbe es etwas überaus Großes und Einziges in seiner Art; er hoffe deßhalb sehr, daß die Absicht des Kaisers, über Mannheim zurückzukehren, ausgeführt würde, damit S. M. die seit dem Jahr 1815 erworbenen und neu aufgestellten Gemälde in Augenschein nehme ꝛc.

Von der Ueberreichung der Kupferstiche an den König von Preußen kann ich noch nichts sagen, weil sie bei seiner schnellen Durchreise in Wiesbaden nicht statt haben konnte, und ich mich begnügen mußte, späterhin meine Absicht melden und die Packete Sr. Maj. und dem Fürsten Hardenberg nach Aachen schicken zu lassen, wo sie erst vor wenigen Tagen werden angekommen seyn.

Alle Anstalten sind jetzt getroffen, um nächstes Frühjahr nach Paris zu gehen, dort die Herausgabe des Dombwerks zu besorgen. Die Zeitungsnachricht, von der ehrenvollen Aufnahme beim Kaiser, macht dazu die beste Einleitung. Nach der vortrefflichen Wirkung der Bäder, besonders der von Wiesbaden, zu urtheilen, würde auch meine Gesundheit das Unternehmen nach Wunsch begünstigen.

Und was unsere Hauptangelegenheit betrifft, so kann ich mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß darin während dem Winter, ja vielleicht noch während dem Spätherbst, eine sehr wesentliche Veränderung, wo nicht eine vollkommene Entscheidung erfolgen wird.

Denn abgesehen von dem preußischen Verhältniß, welches an gewissen Faden hängt, die ich hier nicht berühren darf,

abgesehen von den österreichischen Aeußerungen, die einstweilen nur Aeußerungen sind, haben sich seit dem Sommer die Sachen in Frankfurt und in Stuttgart so herausgestellt, daß wir wohl ehestens für die eine oder andere Seite einen Entschluß fassen könnten.

Sie sollen hiemit nur erfahren, wie sehr das Wetter in Bewegung ist, uns guten Wind in die Segel zu schaffen; hat es sich erst so weit gemacht, daß wir die Anker lichten mögen, so berichte ich das Nähere.

Wir verhehlen uns keinen Augenblick, daß das eigene in unserer Lage seinen Grund im deutschen Zustand hat, das ist das einzige Mittel, weder Geduld noch Thätigkeit aufzugeben; doch ich kann auch nicht läugnen, daß ich schon längst diesem wirren Vielerlei ein Ende wünsche.

Nun möchte ich noch gerne etwas über Hofrath Meyers höchst schätzbaren Aufsatz hinzufügen, aber es bleibt mir heute nur die Zeit unsern allerbesten Dank dafür auszusprechen und zu versichern, daß er uns sehr viele Freude gemacht hat. Unsere Bemerkungen folgen im nächsten Brief.

Tausend Grüße, tausend Wünsche von ganzem Herzen von uns Dreien.

G. B.

Heidelberg, 10. October 1818.

(Mit Schorns Buch „Ueber die Studien der griechischen Künstler".)

Beikommendes Büchlein, welches Freund Zelter zu überbringen verspricht, empfehle ich zur besten Aufnahme. Es ist von einem jungen lieben Freunde; ich verleugne nicht, daß ich an seiner Entstehung einigen Antheil habe, daß ich es vor dem Druck durchgesehen u. s. w. Möchten Sie diesen ersten Versuch Ihrer Aufmerksamkeit werth halten und mir unverholen Ihre Meinung darüber sagen, Sie würden mir damit einen großen Gefallen erzeigen.

Ein ausführlicher Brief folgt ehestens und kömmt vielleicht noch vor diesem Packet an.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl und Frohseyn

G. B.

Weimar, 31. Oktober 1818.

So eben scheidet unser trefflicher Zelter, und ich säume nicht, Sie sogleich wieder einmal zu begrüßen. Nur wenige Tage sind alten geprüften Freunden hinreichend, um sich vollkommen wieder zu erkennen und sich auch einmal über den Bestand der menschlichen Dinge zu freuen. Mag doch die Gestalt der Welt vergehen, wenn befreundete Gesinnung sich gleich bleibt; wenn man zu beiden Seiten fortfährt das Gleiche zu lieben und das Gleiche zu hassen, demselben Weg zu folgen, den entgegengesetzten zu meiden. So ging mir's dießmal mit einem alten echten Freunde, möge es mir doch auch wenigstens im nächsten Jahre mit lieben Jüngeren eben so wohl werden.

Das empfohlene Büchlein hat er mir übergeben und ich werde gleich daran gehen, sobald ich wieder zur griechischen Kunstregion zurückkehre, wovon mich gegenwärtig eine doppelte Ferne scheidet.

Einmal die Hof- und Feenwelt, die sich ganz eigens bei Annäherung hochzufeirender Gäste in Bewegung setzt; zweitens die östlichen Räume, in denen ich mich, wie die Beilage besagt, sorgfältig zu pilgern mich wieder entschließen mußte. Schnell genug wird auf diese Weise der Winter vorübergehen. Denn an Zufälligkeiten fehlt es niemals, wodurch alle Zwischenräume von Zeit und alle Reste von Kräften aufgezehrt werden.

Möchten Sie mich zu Weihnachten mit der Nachricht von vollkommen günstiger Erfüllung Ihrer Wünsche und Plane glücklich machen!

Noch muß ich vermelden, daß ich in der Zwischenzeit gar manches Schöne theils mir, theils unseren Museen zu eigen gemacht. Von zwei kleinen Statuen sende die Schattenrisse. Die stehende Figur ist von Bronze, unschätzbar an Würde und Großheit, die sitzende von Elfenbein, vielleicht schon aus dem dreizehnten Jahrhundert zu schätzen. Erstere werden Sie mir gönnen. Letztere wünscht ich Ihnen, läge mir nicht unser Museum so nahe am Herzen, welches nach und nach eine wohl zusammenhängende Reihe solcher Kunstwerke enthält. Von der ältesten byzantinischen Flacharbeit habe drei kostbare Tafeln angeschafft. Sie enthalten in Miniaturschnitt unzählige Heilige reihenweis geordnet.

Von dem Geſtank ganz ausgelöſcht.
Der Andre ſprach: was braucht es viel,
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.'
So ſang ein jeder ſeine Weiſe,
Des todten Hundes Leib zu ſchmähen.
Als nun an Jeſus kam die Reih',
Sprach, ohne Schmäh'n, er guten Sinns,
Er ſprach aus gütiger Natur:
Die Zähne ſind wie Perlen weiß.
Dieß Wort macht den Umſtehenden,
Durchglühten Muſcheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt ſich betroffen, wenn der, ſo liebevolle als geiſtreiche Prophet, nach ſeiner eigenſten Weiſe, Schonung und Nachſicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf ſich ſelbſt zurück zu führen, ſich des Verwerfens, des Verwünſchens zu ſchämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umſtehende denkt nun an ſein eigen Gebiß. Schöne Zahne ſind überall, beſonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geſchöpf wird, durch das Vollkommene was von ihm übrig bleibt, ein Gegenſtand der Bewunderung und des frömmſten Nachdenkens.

Nicht eben ſo klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel ſchließt; wir tragen daher Sorge daſſelbe anſchaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muſchelſchalen zu Bereitung eines höchſt nöthigen Baumaterials angewendet und, zwiſchen dürres Reiſig geſchichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuſchauende kann ſich

Nun ereignet sich aber der sonderbare Fall, daß wir keinen geschickten Silhouetteur mehr hier haben, deßwegen die gestern Abend unternommenen Schattenrisse nicht communicabel sind, das Blatt jedoch soll nicht liegen bleiben, vielleicht gelingt es ein andermal besser. Den gedruckten Bogen bitte zu secretiren.

Tausend Grüße an die Haus- und Galleriegenossen.

G.

Heidelberg, 21. December 1818.

Sie haben gewünscht zu Weihnachten die Nachricht von einer Entscheidung in unsern Angelegenheiten zu erhalten, und sieh, es trifft buchstäblich ein. Seit ein paar Tagen ist es ausgemacht, wir ziehen vorderhand nach Stuttgart. Einer unserer dortigen Freunde sah im Sommer unsern hiesigen unbequemen Zustand und veranlaßte bei seiner Zuhausekunft gleich den König zum Anerbieten von verschiedenen Gebäuden, unter denen wir wählen könnten; wir wollten aber in der guten Jahreszeit keine Veränderung vornehmen, weil wir aus Erfahrung wußten, wie schwer es ist, den vielen nach unserer Sammlung pilgernden Kunstfreunden und Schaulustigen gänzlich die Thüre zu verschließen, auch mußte ich ins Bad gehen und war die Entwicklung anderer Anmuthungen abzuwarten, wir hielten uns also den Entschluß auf den Winter vor.

Ende Oktobers beehrten uns dann die württembergischen Herrschaften mit der Kaiserin Mutter von Rußland. Der König erklärte sich, trotz allem, was man ihm gesagt habe von dem Werth und der Wichtigkeit der Sammlung, höchlich überrascht, urtheilte wie ein einsichtsvoller, gescheidter Mann, der eine Sache, wenn sie auch nicht gerade in seinem nächsten Kreise liegt, zu würdigen und an ihre Stelle zu setzen weiß. Ja er gab mir durch seine Erkundigungen deutlich zu erkennen, daß er wohl die Absicht hege, die Sammlung zu erwerben, ich ließ mich aber aus vielen Gründen nicht auf's Einzelne ein, sondern antwortete bloß im Allgemeinen, doch dieß so ausführlich als möglich.

Die Fragen waren hauptsächlich folgende und in dieser Reihe: Wie wir mit Preußen ständen? Es sey wohl ein großes Kapital erforderlich? Es sey wohl schwer mit uns zu unterhandeln, weil

wir eine Gesellschaft wären? Zum Schluß sagte der König, er wünsche uns im südlichen Deutschland zu erhalten!

Die wesentlichsten Gründe, warum wir einstweilen hieran keine näheren Unterhandlungen angeknüpft haben, können Sie wohl errathen, denn Sie werden es nicht für eine übertriebene Vorsicht halten, daß wir unsere Sammlung nur dorthin geben wollen, wo sie an und für sich, oder auch förmlich, ein Staatsfideicommiß wird, und dieß ist nun eben in Württemberg vor der Schlichtung der Landesangelegenheiten noch nicht möglich. Von der andern Seite hätten sich auch leicht die Unterhandlungen bis zum Frühjahr in die Länge gezogen, und wir wollen und müssen doch einmal aus dem hiesigen, besonders für meinen Bruder übermäßig drückenden Zustand, aus dieser Bildersklaverei heraus. Wir haben uns also für jetzt darauf beschränkt, eines von den angebotenen Gebäuden, ohne weitere Verbindlichkeit als der Aufstellung der Gemälde, und uns beliebiger Zulassung der Kunstfreunde anzunehmen; und mein Bruder, welcher zu diesem Zweck vor mehreren Tagen nach Stuttgart gereist ist, schreibt mir, daß er ein sehr schön und fast ganz frei gelegenes Haus, den ehemaligen Offizierspavillon mit 44 Zimmern, gewählt hat.

Die königlichen Herrschaften haben sich hiebei persönlich auf das allergnädigste gegen meinen Bruder und Bertram benommen; haben gleich zum Voraus jede Veränderung, die in dem Gebäude zu treffen nöthig seyn sollte, genehmigt, und den Hofarchitekten dazu zu ihrer Disposition gestellt ꝛc.

Wie bald wir nun von hier wegziehen, wird sich erst bei der Rückkehr meines Bruders ergeben, wahrscheinlich geschieht es noch vor dem März; hier haben wir seit den letzten Monaten schon alles dazu vorbereitet. Es freut mich gar sehr, daß wir endlich einmal unsere ganze Sammlung aufstellen und die Schaulustigen mit Bequemlichkeit zulassen können; auch sonst gewinnen wir in mancher Rücksicht, wir kommen in einen Kreis von schätzbaren uns befreundeten Künstlern, ich erhalte vielfältige Hülfsmittel für meine architektonischen Werke und was sonst noch mehr ist.

Die Frankfurter Freunde werden sich über unsere Versetzung nach Stuttgart betrüben, sie hatten vorgeschlagen, uns dort ein Lokal zu verschaffen und hatten zu diesem Zweck schon einigermaßen eine Gesellschaft gebildet, so daß sie uns eine Weile

schwankend machten, aber bei näherer Ueberlegung fanden wir doch, daß wir uns nicht unter die Kaufmannschaft begeben könnten, ohne vorher alles, was bei unserer Sache Handel und Kauf betrifft, vollkommen abgethan zu haben. In der Hinsicht aber steht der Städel'schen Administration, wenn sie sich einmal aus ihren Processen heraus gewickelt hat und es sonst noch Zeit ist, der Weg zu uns nach Stuttgart ebenso gut offen als andern.

Doch ich muß schließen, damit der Brief heute noch abgeht, ich füge darum nur noch zu freundlicher Beherzigung hinzu, daß in der geräumigen Wohnung in St. mehr als ein Zimmer für einen geehrten, lieben Gast zu Gebot stehen, und daß wir das neue Jahr mit der Hoffnung beginnen wollen, Sie dort wiederzusehen. Bestärken Sie uns darin bald durch gute Nachrichten von Ihrem Befinden. Mit meiner Gesundheit geht es vortrefflich, ich ertrage dießmal den Winter besser als seit vielen Jahren. Tausend Dank für die Stücke aus dem Diwan. Die herzlichsten Wünsche zum heiligen Christ dem Großvater, Kindern und Enkel!

S. B.

Weimar, 14. Januar 1819.

Vorerst also muß ich in Erinnerung Ihres lieben Schreibens vermelden, daß J. M. die Kaiserin Mutter Ihrer Sammlung mit vielem Antheil gedacht, sodann aber meinen Glückwunsch hinzufügen, daß Sie die bisherige Lage, die denn doch zuletzt peinlich werden mußte, verändern, wodurch denn doch eine Bewegung in Ihr Schicksal kommt und Ihnen vorerst eine freiere Aufstellung Ihrer Schätze gewährt ist. Möcht' ich Sie in Ihrer neuen Lage doch dieses Jahr begrüßen können.

Von meinen Zuständen läßt sich nur so viel sagen, daß ich anhaltend thätig und fleißig war, wozu mir der Gebrauch des Karlsbader Brunnens erwünschte Leichtigkeit verlieh. Ich habe diesen Winter noch keine Unterbrechung erlitten. Innerhalb der nächsten vier Monate sehen Sie allerlei von mir: Ein Heft Kunst und Alterthum, den Diwan und die prosaischen Nachträge dazu und die Gedichte, die ich zum Festzug bei Gegenwart J. M. der Kaiserin auf meiner Einsiedelei zu Berka schrieb. Möge das alles zu guter Stunde Ihnen zukommen.

Vermehrt habe ich meine Natur- und Kunstschätze zwar nicht so reichlich wie Sie die Ihrigen, doch aber genug zu Belehrung und Unterhaltung, welche in den langen Winterabenden höchst nothwendig war. Vorzügliche Männer haben sich auch wieder in unsere Kreise gefunden, und so stirbt denn doch das alte Weimar nicht aus. Meyer freilich ist der treueste Lehr- und Lebensgenosse und so sehen wir noch einmal zusammen den Tag sich Morgens und Abends erweitern.

Vorstehendes hielt ich zurück, um vielleicht noch irgend etwas Erfreuliches beizulegen; nun kommt die Nachricht von dem Tode der Königin von Württemberg, die arge Verwirrung verursacht. Daß ich im ersten Schreck Ihrer gleich gedacht, war das natürlichste, und obgleich nicht zu fürchten ist, daß dieß an Ihrem Verhältniß etwas verändere, so ist es doch höchst unangenehm, in einen neuen Zustand einzutreten, der vor kurzem einen solchen Stoß erlitten hat. Sagen Sie mir bald möglichst hierüber ein tröstliches Wort.

Mögen meine besten Wünsche fruchtbar seyn.

G.

Heidelberg, 22. Januar 1819.

In wichtigen Lebensmomenten ist nichts willkommener als freundschaftliche Theilnahme, darum danken wir Ihnen doppelt für Ihren lieben Brief und eile ich gleich zu antworten.

Der plötzliche Tod der Königin von Württemberg hat uns freilich im höchsten Grad bestürzt; mein Bruder und Bertram hatten sie acht Tage vorher bei ihrem Abschiedsbesuch noch gesund und munter gesehen, und so lachte uns auch sonst alles in Stuttgart einladend entgegen; jetzt werden wir beim Eintritt alles nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich in tiefer Trauer finden. Unser eigentliches Verhältniß aber wird durch diesen Unglücksfall nicht verändert werden, denn was uns dazu bestimmt hat, ist hauptsächlich und fast ausschließend vom König ausgegangen.

Wir beschäftigen uns seit mehreren Tagen bereits ernstlich mit den Reiseanstalten; wenn kein unvorhergesehenes Hinderniß kommt, können wir Anfangs März an Ort und Stelle seyn. — Ich für meinen Theil denke vorher noch auf ein paar Wochen

geschickt. Dieser will nun wohl keinen Abbruch thun, aber welche Verwirrung richten solche unberufenen, scheinbar gelehrten Kunstfreunde an, und auf welche widerwärtige Weise erschwert er durch sein Legenden-Gewäsch den Begriff von jenem herrlichen Werk des Hemmling. Wir kennen bis auf ein paar Gemälde alle, die er anführt; der Mangel an Beurtheilung, den er hier verräth, ist unglaublich, und kann nur mit seiner Seichtigkeit im historischen verglichen werden. Indessen als Beweis glücklich aufgeregter Aufmerksamkeit und Erhaltungssorge hat das Buch auch seine angenehme Seite.

Uebrigens sehe ich wohl, ich werde aus meiner Sammlung zu den Biographien von Eyck und Hemmling vorläufig ein paar Aufsätze schöpfen müssen, um einigermaßen der Verwirrung Einhalt zu thun.

Der Quell von allem Unheil in unserer neuern Kunstgeschichte ist das erbärmliche Buch von Fiorillo. Auf dieses stützt sich auch, ohne daß er es nennt, Hr. Wiebeking mit seiner historischen Windbeutelei; die Hauptdata, worauf er die Epochen der altdeutschen Baukunst gründen will, sind daher genommen und die meisten sind grundfalsch.

Ich merke, es wird eine Zeit kommen, wo man die Barmherzigkeit bei Seite setzen und den Jammer wird aufdecken müssen; einstweilen wollen wir uns der Polemik noch so lang enthalten, als irgend die Sache es erlaubt, und das Beste ist immer erst selbst handeln. — So viel zur Herzenserleichterung. Und nun lassen Sie mich noch ein Wort von Ihnen reden und unsere Freude ausdrücken, daß Sie die Hoffeste ohne üble Folgen für Ihre Gesundheit überstanden haben; ich muß gestehen, wir waren dabei recht um Sie besorgt. Auf die Beschreibung des Festzugs sind wir jetzt nach so gutem Ausgang doppelt begierig. Von der großen Zufriedenheit der Kaiserin, und daß auch Sie sich ihrer beloben, haben wir mit Theilnahme gehört; es ist uns lieb, daß diese höchst verehrungswürdige Fürstin unserer gegen Sie gedacht hat. Dem Diwan und dem Heft von Kunst und Alterthum sehen wir mit Ungeduld entgegen; zu der Vermehrung Ihrer Natur- und Kunstschätze wünschen wir von Herzen Glück.

An Hofrath Meyer die freundlichsten Grüße und ihm mit

Ihnen und den lieben Ihrigen Gesundheit und Heiterkeit und uns die lange Fortdauer Ihrer freundschaftlichen Theilnahme.

S. B.

Stuttgart, 29. April 1819.

Sie werden es mir wegen meinem bisherigen unsteten viel bewegten Leben zu gut halten, daß ich Ihnen seit meinem letzten Brief von Ende Januar nicht mehr geschrieben.

Ich bin gleich in den ersten Tagen des Februars nach Köln gereist, habe die Heimath und die Meinigen mit Freuden wiedergesehen und allerlei Geschäfte geordnet; verweilte dann auf der Rückreise in der Mitte des März ein paar Tage in Frankfurt, von wo aus Willemer Ihnen meine Grüße wird gebracht haben, und zog zu Ende des Monats mit meinem Bruder und Bertram von Heidelberg hieher. — Daß wir einen Ort, wo wir neun Jahre so glücklich verlebt, und wo wir sehr theure Freunde erworben haben, mit schwerem Herzen verlassen, brauche ich Ihnen eben so wenig zu sagen, als daß wir hier die Mühseligkeiten und Unannehmlichkeiten einer neuen Ansiedlung und Einrichtung überwinden müssen. Doch sind diese geringer, als sie wohl an andern Orten seyn mögen, und haben wir schon das Meiste überstanden. Auch erleichtert die Hülfe der Freunde und die allgemeine gute Aufnahme Alles gar sehr. Von Seite des Königs erhalten wir fortwährend die besten Beweise seines Wohlwollens. Vor acht Tagen kam er, einen Theil der aufgestellten Gemälde zu sehen, und unterhielt sich, da er ganz allein war, volle zwei Stunden auf das allergnädigste und vertraulichste mit uns.

Genug, wir haben in jeder Hinsicht Ursache, mit unserm Zustand zufrieden zu seyn. Wir wollen nun die weitere Entwicklung erwarten und muthig auf unserer Bahn fortarbeiten.

In diesen Verhältnissen wäre es gar schön, wenn Sie Ihren früher geäußerten Wunsch, uns während dem Sommer hier zu besuchen, zur Ausführung brächten. Außer dem schönen Lande, welches wiederzusehen Ihnen gewiß Freude machen würde, gäbe es in unserer Sammlung für Sie recht viel Neues und Schätzbares, und müßte es Ihnen, falls Sie die Abgüsse der Elgin'schen Marmore nicht schon in Weimar haben, auch angenehm seyn,

dieſe höchſt merkwürdigen Gegenſtände hier zu finden. Dabei würde Ihnen der Hof nicht ſehr beſchwerlich werden, weil er ganz ſtill und eingezogen lebt.

Wie werth und lieb uns perſönlich Ihr Beſuch wäre, verſuche ich nicht zu ſagen, denn es iſt mehr als ſich ſagen läßt. Thun Sie mir nur die Liebe, ſchreiben Sie mir bald, ob wir hoffen dürfen, und geben Sie uns recht erfreuliche Nachricht von Ihrem und der Ihrigen Befinden.

Meine Gedanken ſind ſeit meinem langen Stillſchweigen ſo oft bei Ihnen geweſen, daß wenn ſie ſich magnetiſcher Weiſe hätten vernehmbar machen können, Sie vieles von mir erfahren hätten. Doch das wiſſen Sie ohne alle magnetiſche Wirkung zum Voraus, daß ich bei der Verwirrung, welche die neueſten, wüſten Ereigniſſe in Ihrer Umgebung veranlaßt haben, den innigſten Antheil genommen, und gewünſcht, Sie möchten davon ſo wenig als möglich berührt worden ſeyn!

Gott erhalte Sie froh und glücklich.

G. B.

Weimar, 18. Juni 1819.

Es iſt mir ein unangenehmes, beinahe trauriges Gefühl, wenn ich in einer Jahreszeit, wo wir ſonſt froh, theilnehmend und glücklich zuſammen, unter ſchönen Conſtellationen wandelten und hausten, einen Anlauf nehmen muß, um Ihnen endlich zu ſagen, daß ich mit aufrichtiger Theilnahme fort und fort Ihrer gedenke. Sogar daß Sie mit Herrn v. Cotta in einer Stadt leben, wo es Ihnen alſo an meinen neueſten Produktionen nicht fehlen kann, iſt Urſache, daß ich weniger ſendete und ſchrieb.

Ein ausgezeichnetes Exemplar meines Divans zu übergeben, war meine entſchiedene Abſicht. Den Druck haben die Jenenſer unverantwortlich verſpätet und ich ſelbſt kann mit dem proſaiſchen Nachtrag nicht fertig werden. Möge alles zuſammen zur guten Stunde Sie rück- und vorwärts erfreuen.

Die Anweſenheit Ihrer Majeſtät der Kaiſerin von Rußland und die mir auferlegte Einleitung der Feſtfreuden nahm das letzte Viertel des vorigen Jahrs hinweg. So gut ich auch ſecundirt ward, ſo iſt doch für mich die Epoche dieſer Späße vorbei und

ich darf mich freuen, daß Anlage und Ausführung noch heiter und ergötzlich genug waren; die Gedichte zeugen davon, und wir wollen es nun dabei bewenden lassen.

Das vierte Stück von Kunst und Alterthum ist Ihnen nun auch bekannt. Indem ich mancherlei vergangene Arbeiten wieder belebe, ist es freilich eine ganz besondere Rückkehr in vergangene Zustände. Die Lebenszerstreuung, die mich von einem Gegenstand, von einer Arbeit zur andern riß, wird mir dabei nur allzudeutlich, die Aktenhefte und Papierbündel, wie ich sie durchsehe und aufschnüre, machen mich oft den Kopf schütteln. Wie manches Gute, auch auf Ihre Unternehmungen und Thätigkeit bezüglich, liegt hier verschüttet.

Da bleibt nun weiter nichts übrig als sich nicht zu besinnen und immer nur das Nöthigste vor die Hand zu nehmen. An der Morphologie, Naturwissenschaft u. s. w. wird auch immer sachte fortgedruckt. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs, den ich von Lavatern in ähnlichem Falle hören mußte; er sagte: „Du thust auch als wenn wir dreihundert Jahre alt werden wollten."

Und doch ist, besonders in wissenschaftlichen Dingen, kaum anders zu handeln; wenn man sich nicht alle Jahre zurücknehmen will, so darf man nur mit sich selbst reden. Glücklicherweise hab' ich in diesen Dingen nichts zurückzunehmen, und doch gesteh' ich: man sollte manchmal einen kühnen Gedanken auszusprechen wagen, damit er Frucht brächte.

Meine Kinder sind nach Berlin und Dresden, ich mag sie gern in bewegtem Gegenstand-reichen Leben wissen; sie haben mir einen Knaben zurückgelassen, der mit vierzehn Monaten ein gesundes, geregeltes, heiter auffassendes Wesen bethätigt; das sind denn gute Dinge, und so scheint für jedes Alter gesorgt zu seyn, versteht sich, wenn es für sich selbst sorgt.

Willemer war vor geraumer Zeit bei uns auf einer Reise nach Berlin; ich freute mich sehr, ihn in meinem häuslichen Zirkel zu sehen, nun ließ er nichts weiter von sich hören; er muß auf einem andern Wege in sein Land zurückgekehrt seyn. Sie sehen, ich denke Sie immer noch am Neckar und Main.

Allerlei hübsche bedeutende Kunstsachen habe die Zeit erworben, einiges unter das Beste zu stellen, was ich besitze. Und nun

noch zur Frage, wo ich dieſen Sommer hingedenke? Seitdem die Dämonen auf eine ſo unartige Weiſe meinen raſchen Flug zu Ihnen unterbrochen, bin ich mehr als jemals gewohnt, den Tag walten zu laſſen. Daß ich auf einige Monate mich ins Freie, vielleicht in ein Bad begebe, iſt nothwendig, wohin? bin ich unentſchlüſſig. Neben jeder Lockung ſeh' ich ſchon etwas bedrohliches, und vermiſſe die ſchöne Zeit, wo man in den Tag hinein nach Freud und Leid haſcht.

Laſſen Sie ſich durch gegenwärtiges Blatt zu einer baldigen Mittheilung aufregen; geben Sie mir von Ihren Zuſtänden frohe Kunde, ſo ergibt ſich wohl im Laufe der Zeit wieder eine lebhaftere Mittheilung. Grüßen Sie mir die lieben Ihrigen, Freunde und Wohlwollende. Mögen Sie mir von Danneckers Chriſtus vertraulich eröffnen, was davon zu erwarten und zu hoffen iſt. Mög' es Ihnen wohl und nach Wunſch gehen.

Und ſo treulichſt fortan

J. W. v. Goethe.

Herr v. Cotta, dem ich mich beſtens zu empfehlen bitte, theilt Ihnen wohl freundlich die Aushängebogen mit, die von Zeit zu Zeit in ſeine Hände kommen.

Stuttgart, 3. Juli 1819.

Je länger Sie ſchwiegen, je mehr mir von Ihren neuen Schriften zu Geſicht kamen und je näher die Zeit der Badereiſen heran rückte, deſto lebhafter wurde mit jedem Tage mein Verlangen, von Ihnen zu hören. Nun kam Ihr liebevoller Brief und vergegenwärtigte mir Ihr ganzes Treiben und Thun.

In ſolchen Augenblicken drängt ſich das Leben wie in einer Blume zuſammen, man vergißt einmal wieder, daß man durch Raum und Verhältniſſe getrennt und hingehalten iſt. — Gott lohne es Ihnen!

Von Ihren Schriften, muß ich bekennen, haben mich die Feſtgedichte vielfach ergötzt und rückwärts getröſtet für die Sorgen, die ich in jener geräuſchvollen Zeit des hohen Beſuchs um Sie getragen. Auf eine galantere Art konnten Sie nicht vor dem

das Gefühl nicht nehmen, daß dieſe Weſen, lebendig im Meere ſich nährend und wachſend, noch kurz vorher der allgemeinen Luſt des Daſeyns nach ihrer Weiſe genoſſen und jetzt, nicht etwa verbrennen, ſondern durchgeglüht, ihre völlige Geſtalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben iſt. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht und dieſe organiſchen Reſte dem Auge des Beſchauers wirklich glühend erſcheinen, ſo läßt ſich kein herrlicheres Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen ſtellen. Will ſich jemand hievon ein vollkommenes Anſchauen erwerben, ſo erſuche er einen Chemiker ihm Auſterſchalen in den Zuſtand der Phosphorescenz zu verſetzen, wo er mit uns geſtehen wird, daß ein ſiedend heißes Gefühl, welches den Menſchen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbſtgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszuſprechen ſey.

Solcher Gleichniſſe würden ſich zu Hunderten auffinden laſſen, die das unmittelbarſte Anſchauen des Natürlichen, Wirklichen vorausſetzen und zugleich wiederum einen hohen ſittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorſteigt.

Höchſt ſchätzenswerth iſt, bei dieſer gränzenloſen Breite, ihre Aufmerkſamkeit aufs Einzelne, der ſcharfe liebevolle Blick der einem bedeutenden Gegenſtand ſein eigenthümlichſtes abzugewinnen ſucht. Sie haben poetiſche Stillleben, die ſich den beſten niederländiſcher Künſtler an die Seite ſetzen, ja im Sittlichen ſich darüber erheben dürfen. Aus eben dieſer Neigung und Fähigkeit werden ſie gewiſſe Lieblingsgegenſtände nicht los; kein perſiſcher Dichter ermüdet die Lampe blendend, die Kerze kruchtend vorzuſtellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit, die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet,

Hofwirrwarr flüchten, als um die Einsamkeit für die festliche Unterhaltung der kaiserlichen Mutter zu benutzen.

Die verschiedenen Vorstellungen reihen sich durch die Gedichte zu einem anmuthigen, sinnreichen Ganzen, in dem Mephistopheles die schönste Rolle spielt. Der geniale Einfall, diesen Schelm zum Kommandanten der Wallensteiner zu machen, und die Erscheinung des Marketenderkindes hat mir unendlich gefallen. Man möchte das frische, rüstige Kind gleich an seine Brust drücken und ausrufen: an dir erkennen wir unsern Meister!

Das Kunstheft erregt meine Theilnahme von einer andern Seite. Unter den Beschreibungen der Philostratischen Gemälde sind von den gelungensten und musterhaftesten, die mir je vorgekommen. Es war eigentlich ein günstiger Umstand, daß die sonst so sehr bindende Anschauung der Gegenstände hier nicht eintreten konnte, und Sie haben diese Freiheit meisterlich benutzt, weßhalb ich auch nicht zu irren glaube, wenn ich denke, daß viele Ihrer Schilderungen eben als solche weit besser seyn dürften, als die muthmaßlichen Gemälde selbst gewesen.

Aber warum haben Sie in dem Heft nicht ein Wörtchen von dem Ihnen empfohlenen Buch meines jungen Freundes Schorn über die Studien der griechischen Künstler gesagt?

Daß Sie mir aus freien Stücken gestatten, die Aushängebogen Ihrer neuesten Schriften von Hrn. v. Cotta zu fordern, dafür danke ich zum allerschönsten. — Doch will ich recht eigennützig das mir zugedachte Exemplar des Diwans deßhalb nicht aufgeben. Geschenk von Dichters und Freundes Hand hat einen eigenen lieblichen Reiz, und zumal, wenn sich so viel schöne Erinnerungen daran knüpfen, wie an dieses.

Uebrigens muß ich nur gestehen, daß ich die Bogen zur Morphologie und Naturwissenschaft mir schon vor Ihrer Erlaubniß von Hrn. v. Cotta erbeten und dabei jenes lehr- und freudereichen Zusammenlebens gedacht, während dem Sie die meisten dieser Dinge ins Gespräch brachten. Soll denn so glückliche Zeit nicht einmal wiederkehren?

In vier Tagen könnten Sie ja hier, in fünf zu Baden seyn. Und wenn Ihnen das Bad in Kannstadt genügte, würden Sie gar in dieser unserer nächsten Nähe einen stillen, angenehmen Sommeraufenthalt finden.

Es wäre uns eine große Freude, wenn Sie Augenzeuge der neuen Wirkſamkeit ſeyn wollten, die unſere Sammlung hier erlangt. Denn das muß man ſehen, wie dieſe Bilder aus einem naiven, heiter frommen Leben hervorgegangen, auf die geſunden Geiſter und Gemüther der hieſigen Menſchen eindringen.

Da kommen ſie von allem Alter, von allen Ständen, und wie es einem oder dem andern gefallen, ſo will er ſich nicht allein gefreut haben: der Mann holt die Frau, die Kinder holen die Eltern, der Bruder die Schweſter, der Bräutigam die Braut, der Freund den Freund, und ſo geht's hinaus von der Stadt auf's Land. Eins ſagt's dem Andern; es entſteht eine wahre Wallfahrt, und nun geht ſchon faſt kein Tag vorüber, an dem nicht in wenig Stunden fünfzig bis ſechzig Perſonen ſich zuſammenfinden. Ja dann und wann ſteigt die Zahl gar über Hundert.

Das ſchönſte dabei iſt, daß Sie von dieſen Menſchen ſelten etwas flaches und ſentimentales, ſondern meiſt eigenthümliches, ſelbſt gedachtes, tief empfundenes, freilich zum Theil auch wunderliches und auf ungeſchickte Weiſe äußern hören.

Sie könnten das Alles in der großen Räumlichkeit, die uns zu Gebot ſteht, bequem beobachten und doch auch wieder ſtill für ſich betrachten, was Sie wollten. Und wie viel neues und altes, weiter ausgebildetes gäbe es nicht abzuhandeln und zu beſprechen! — Ueber den Chriſtus von Dannecker könnte man ſich natürlich auch beſſer mittheilen, wenn Sie ihn erſt geſehen hätten, und mündlich würde man ſich viel ſchneller verſtändigen. Die Vergleichung wie die Aufgabe von dem alten Maler Hemmling, und wie ſie von dem neuen Bildhauer gelöst, würde überdem zu wichtigen Betrachtungen führen und das Verhältniß der beiden Künſte zur Sprache bringen.

Ob Ihnen die Abgüſſe der Elgin'ſchen Marmore ſchon zu Geſicht gekommen, haben Sie mir nicht erwiedert. Die beiden, Iliſſus und Theſeus genannten liegenden Statuen wären allein eine Reiſe werth; ſie übertreffen alle Erwartung. Ich habe die Berichte für übertrieben gehalten, nun aber muß ich mit der größten Beſonnenheit erklären, daß ich ihnen von den mir bekannten Antiken nur den Torſo an die Seite zu ſetzen weiß. Die Basreliefs hingegen, weil ſie gar zu ſehr verdorben ſind,

gewähren eine geringere Befriedigung, als nach den Beschreibungen und Kupferstichen zu erwarten gewesen.

Zu meinem Domwerk habe ich von einem Pariser Künstler gar schöne Probedrücke erhalten. Ich gehe jetzt, da ich hier einigermaßen zur Ruhe gekommen, die meisten Nebengeschäfte und andere Arbeiten beseitigt und alles vorbereitet habe, mit ganzem Ernst an die Ausführung des Textes. Auch deßhalb wäre mir Ihre mündliche Unterhaltung unschätzbar, und so könnte ich noch Gründe über Gründe häufen, wenn sie sich nicht von selbst verständen und der Brief endlich nicht geschlossen werden müßte. Hr. v. Cotta fügt wiederholt seine Einladung zu der meinigen und empfiehlt sich Ihnen aufs angelegentlichste, so thun auch mein Bruder und Bertram.

Mögen Sie uns bald Ihren Entschluß melden.

Von ganzer Seele treu verehrend

G. B.

Nachschrift. Jean Paul Richter ist seit mehreren Wochen hier, reist nun aber übermorgen wieder nach Hause.

Weimar, 7. August 1819.

Ehe es entschieden war, wohin ich meinen Weg richten würde, wollte ich auf Ihren lieben Brief nichts erwiedern. Nunmehr, da es ausgemacht ist, daß ich nach Karlsbad gehe, begrüße ich Sie zum schönsten aus der Ferne.

Die Theilnahme, die Sie an meinen Arbeiten aussprechen, freut mich unendlich, weil ich darin Folge und Wirkung eines früheren fruchtbaren Zusammenseyns gar deutlich gewahre. Wenn man eine Zeit lang so bedeutende Tage zusammen verlebt hat, so versteht man sich für die übrigen Jahre zum deutlichsten.

Daß von der vorübergehenden Erscheinung des kaiserlichen Festes so viel übrig bleiben konnte, um auch ferner zu erfreuen und zu ergötzen, macht mir gegenwärtig selbst Vergnügen; den Werth solcher Dinge, die durch Vorsatz, Drang und Muße entstehen, erkennt man erst hinterdrein, da ihre Entstehung immer etwas Peinliches, ja Aengstliches mit sich führt.

Ein reinliches Exemplar des Divans mit ausgemaltem Titelkupfer soll unmittelbar an Sie abgehen vor meiner Abreise, wenn ich dergleichen bis dahin zusammenbringen kann. Sie werden dem Werklein ansehen, welche Ausdauer und Anstrengung gefordert war, um es zu ründen und abzuschließen.

Von Ihrer Sammlung lasse mir viel erzählen; Niemand sieht sie, ohne den bleibendsten Eindruck davon zu behalten. Die wundersame Wirkung, die ein solcher Schatz auf Stuttgart und dessen Umgebung ausüben wird, ist gar nicht zu berechnen; denn man kann es immer als ein Evangelium ansehen, das frisch und neu gepredigt wird, ich möchte es gar gern auch mir wieder einmal verkündigen lassen.

Auch bei einer neuen Darstellung des Kölner Doms haben wir Ihrer mit Freuden gedacht. Moller gibt, wie Sie wissen, von dem Fac simile seiner Zeichnung Druck und Contradruck, das hat man hier auf Leinwand gezogen, schattirt und illuminirt, wodurch denn ein sehr schöner Begriff uns entgegen kommt. Worin ich besonders die Sagacität des alten Künstlers bewundert habe, ist die schickliche Größe des Maßstabes. In der Entfernung, in der man das Ganze übersehen muß, macht es gerade ein Bild, das sich in der Einbildungskraft an die Stelle der Wirklichkeit setzt, woraus eine sehr angenehme Befriedigung für Auge und Sinn sich hervorthut.

Wegen des Büchleins: über das Studium der griechischen Künstler, will ich so viel sagen: Es lag eine ausführliche Recension zu Handen, als wir bei näherer Betrachtung der Sache lieber davon künftig ganz zu schweigen den Schluß faßten. Denn genau besehen sind beide Theile einig, nur daß jeder die Seite, von wo er ausgeht, in das günstigste Licht setzt, und auf die andere den Schatten wirft, indessen der Gegenstand in der Mitte unwandelbar stehen bleibt. Er werde beleuchtet, wie es auch komme. Was uns zum Schweigen und Abwarten am entschiedensten bestimmte, war die Ausstellung der deutschen Künstler zu Rom bei des Kaisers Anwesenheit. Aus mehreren Briefen, die zu mir gelangten, so wie aus der Beilage Nr. 124 zur Allgemeinen Zeitung ließ sich ersehen, daß die Sache auch wieder ziemlich leidenschaftlich zur Sprache gekommen. Wir sind der Ueberzeugung, daß sich dieses Räthsel nur praktisch auflösen lasse. Durch

Erhaltung und zweckmäßige Vermehrung Ihrer Sammlung entscheiden Sie mehr, als mit Worten jemals geschehen kann.

Der Beifall, den Sie den Philostratischen Bildern geben, erfreut mich gar sehr, indem ich so eben die andere Hälfte jener Gallerie zu bearbeiten gedenke. Es ist ein wundersam erfreuliches Leben in diesen Bildern. Von den merkwürdigen Resten der Arbeiten des Phidias besitze ich zwei Abbildungen in wirklicher Größe, mit vorzüglicher Sorgfalt gearbeitet, den Herkules und die Parzen. Damit begnüge ich mich einstweilen und auch hier schon werden ganz neue Ansichten eröffnet. Wären die Menschen nicht gar zu sehr geneigt, Rückschritte zu thun, so stände hier eine neue Laufbahn offen. Wir wollen übrigens mit bestem Willen zusehen, was die Lebenden hervorbringen, indem wir die Thaten der Abgeschiedenen verehren. Und so leben Sie für dießmal zum allerschönsten wohl mit wiederholten Grüßen an die brüderlichen Freunde.

Treulichst

Goethe.

Stuttgart, 2. Oktober 1819.

Ich habe mich denkend, redend und schreibend lange nicht so viel mit Ihnen beschäftigt als in den letzten sechs Wochen, und doch habe ich noch nicht dazu gelangen können, Ihren mir unterdessen zugekommenen Brief zu beantworten — kurz, was soll ich alles erzählen, ich war in der Zeit in Baden, Wiesbaden, Frankfurt und Heidelberg.

In Baden fand ich die liebenswürdige kleine Frau von der Gerbermühle, das gab dann die anmuthigste Gelegenheit, Ihrer zu gedenken. In Frankfurt aber hatte ich gerade an Ihrem Geburtstag eine Zusammenkunft mit Thorwaldsen. Wir wohnten miteinander dem Fest bei, und es fügte sich glücklich genug, daß wir in der zahlreichen Gesellschaft unter Ihren nächsten Freunden Willemer, Riese u. s. w. saßen; da reihte sich Erinnerung an Erinnerung und Wunsch an Wunsch. Ja, dieß war noch viel mehr der Fall, als wir am andern Tag Abends bei den Frauen auf der Gerbermühle in dem kleinen Gartensaal versammelt waren.

Ich rechne es zu den erfreulichsten Begegnissen, daß dieser

Ihr so viel gefeierter Geburtstag mir durch die Bekanntschaft von Thorwaldsen bezeichnet wurde. Der ist einmal wieder einer von den wenigen Menschen, die aus klaren Augen sehen und bei großem Talent und Bestreben wissen, was sie wollen. Wir blieben bis zum vierten Tag bei einander, unterhielten und verständigten uns über die wichtigsten Dinge. Natürlich kam auch das so viel besprochene, gleichfalls in Ihrem Brief berührte Verhältniß der deutschen Maler in Rom zur Sprache. Wir waren darüber ohne Weiteres einig. Wie konnte es auch anders seyn! Jeder, der die Kunst wahrhaft liebt, muß sich im innersten beleidigt fühlen, wenn er sieht, daß hier, wo allein Talent und Verdienst gelten sollten, für diese oder jene Meinung dieses oder jenes Vorurtheil Partei gemacht, dadurch den fremdartigsten und nichtswürdigsten Einwirkungen das Thor geöffnet, und Alles in einen Sinn und Geist verwirrenden Streit hinein gezogen wird. Man findet sich da ganz in demselben Fall, wie mit der heutigen Politik, man kann es mit keinem der streitenden Theile halten, geht seinen eigenen Weg und freut sich, Männer zu finden, die das gleiche thun. So freut es uns auch, von Ihnen zu hören, daß Sie nichts, was auf diese leidige Sache Bezug hat, in Ihre Hefte aufnehmen wollen. Indessen verwunderten wir uns doch sehr, daß Ihnen eine Recension hat vorgelegt werden können, worin dem so ruhig und friedlich aufgefaßten Büchlein über die Studien der griechischen Künstler ein solcher Bezug gegeben worden. Der Verfasser dieses Büchleins hofft, auf seiner gerade vorhabenden Rückkehr von Dresden sich Ihnen vorzustellen. Ich schickte ihm zu dem Zweck vor acht Tagen einen Empfehlungsbrief. Wenn er nun das Glück hat, Ihnen persönlich bekannt zu werden, so werden Sie erst vollends unsere Verwunderung begreifen. Denn Sie werden an ihm einen mit reinem Kunstsinn begabten, von einem durchaus redlichen Streben beseelten, aller Anmaßung und Parteisucht fremden, jungen Mann finden.

Sie bemerken, daß durch unsere Sammlung mehr entschieden werde, als mit Worten je geschehen konnte. Diese Ueberzeugung theilen wir freilich im höchsten Grade. Es grenzt ans unglaubliche und ist wahrhaft erhebend zu sehen, wie sehr die aus dem Leben geschöpften Kunstgebilde der alten Meister nach so vielen Jahrhunderten wieder auf das Leben einzuwirken vermögen. Seit

dem Frühjahr haben über 10, ja bis an 18,000 Personen die Sammlung besucht, und der Zudrang ist noch immer steigend, ohne daß man davon der Neugierde nur halb so viel zuschreiben dürfte, als der wirklichen Freude an der Sache.

Und was läßt sich nicht erwarten, wenn einmal talentvolle Maler diese Bilder von Eyck, Hemmling, Schoreel u. s. w. in Hinsicht der Farbenbehandlung und überhaupt des Technischen studiren. Bis jetzt ist noch nichts der Art geschehen, wie denn im allgemeinen unsere Sammlung noch keinen direkten Einfluß auf die Künstler ausgeübt hat Zum Theil war der Mangel an Lokal daran Schuld, zum Theil scheint auch die niederdeutsche Realität jener Meister und unsere eigene Kunstansicht den Phantasten zu prosaisch gewesen zu seyn. Thorwaldsen, wie früher Canova, Cicognara und andere konnten nicht genug ihr Erstaunen bezeugen, daß selbst die ausgezeichneten unter unsern neueren Malern einen solchen Schatz ungenützt bei Seite liegen lassen; da sie hier gerade am besten lernen könnten, was ihnen am meisten fehlt, das eigentliche Malen, wozu sie bei den in der Farbe so flachen Altitalienern gar keine und selbst bei dem in jeder andern Hinsicht musterhaften Raphael nur eine unbefriedigende Anleitung fänden.

Diese auch von Ihnen gemachte, allen einsichtsvollen Künstlern und Kunstfreunden gemeinsame Bemerkung wird besonders unter den jetzigen Umständen nicht ohne Erfolg bleiben, und wenn dann zugleich die von meinem Bruder über die Behandlung der Farben, Oele, Firnisse gesammelten Erfahrungen mitgetheilt werden können, so dürfte bei dem Einfluß, den wir unseren auf ernsthafte Benutzung aller jetzt zu Gebot stehenden artistischen Vorkenntnisse und Vortheile dringenden Ansichten zuschreiben, für die wirkliche Verbesserung und Wiederherstellung der Malerei als Malerei vieles zu hoffen seyn. Aber gerade weil Sie darin mit uns übereinstimmen, daß in diesen Dingen praktisch verfahren werden müsse, erregt uns Ihre Aeußerung den Wunsch, Sie möchten gelegentlich unserer mit so vielen Aufopferungen verbundenen Thätigkeit öffentlich das Wort reden, und was Sie darüber bereits früher in Ihren Papieren aufgezeichnet haben, nicht verschüttet liegen lassen. Sie würden uns dadurch sehr fördern und vielleicht auch Anlaß finden, für talentvolle Künstler etwas Vermittelndes zu sagen.

Die Nachricht von der Schattirung des großen Domriſſes freut mich ungemein. Denn Sie müſſen wiſſen, daß ich durch eine gleich beim Anfange des Stichs gegebene Beſtellung Moller zuerſt auf den Gedanken gebracht, Contredrücke zur Herſtellung und Schattirung der Façade machen zu laſſen. Er wußte gar nicht einmal, was ein Contredruck war. Am hübſcheſten aber iſt, daß nun Sie, verehrteſter Freund, die angenehme Frucht meines an und für ſich geringfügigen Einfalls früher genießen als ich ſelbſt; ich habe dazu noch nicht gelangen können, mein Exemplar ſchattiren zu laſſen. — Die Sendung des Divans erwarte ich nun nach Ihrer Rückkehr aus dem Bad, hier iſt er noch nicht ausgegeben. Gegenwärtiger Brief wird ſo ziemlich mit Ihnen zugleich eintreffen. Ich fing ihn vor acht Tagen ſchon an, wurde aber durch ein dringendes Geſchäft und durch viele Feſte unterbrochen, die der Abreiſe des Königs vorhergingen und folgten. Möchte Ihnen das Bad auf das allerbeſte bekommen! Möchten wir noch Jahrzehende lang Ihrer Geſundheit und Ihres Wohlergehens uns erfreuen, das wünſchen wir alle Drei von ganzem Herzen.

S. B.

Stuttgart, 28. Oktober 1819.

In einem großen Gedränge von Geſchäften und Störungen aller Art ergreife ich die Feder nur, um das, was Frau von Schiller Ihnen von unſerm treu verehrenden Andenken mündlich ſagen wird, noch deſto mehr zu bekräftigen und zu beurkunden.

Ich habe mir von dieſer vortrefflichen, Ihnen mit wahrer Anhänglichkeit ergebenen Frau einſtweilen von Ihnen und den lieben Ihrigen erzählen laſſen, und es hat mich aufs innigſte gefreut, nur Gutes und Glückliches zu hören. Zugleich haben aber dieſe Erzählungen mir um ſo lebhafter den Wunſch erregt, bald wieder einige Zeilen von Ihrer Hand zu empfangen. Mein Brief vom 2. d. M. wird Ihnen bei Ihrer Rückkehr von Karlsbad zugekommen ſeyn. In den folgenden werde ich Sie mehrmal von dem Donwerk unterhalten. Dieß iſt jetzt und auf den Winter mein einziger Gedanke. Alle Anſtalten zur Herausgabe ſind für das Frühjahr getroffen und die Ausarbeitung der dazu entworfenen

Schrift beschäftigt mich täglich. Die besten Empfehlungen von Bruder und Freund vereinigen sich mit den meinigen.

S. B.

Jena, den 22. Oktober 1819

Seit dem 28. September bin ich wieder in Jena, wo ich auch Ihren lieben Brief erhalte, mit meiner Badekur wohl zufrieden und habe bei entschiedener Einsamkeit in Böhmen manches gefördert.

Lassen Sie mich aber meine Erwiederung umgekehrt beginnen und sagen, daß die Schattirung und Coloritung des Dominisses mich doppelt freut, weil der Gedanke von Ihnen ausgegangen. Was wir haben ist ein schätzbarer Versuch; wenn man so fortfahren könnte, würde gewiß das Erfreulichste sich zeigen. Es müßten Tapezier und Theatermaler im besten Sinne zusammenwirken, daß es zuletzt eine Art Fabrik-Arbeit wäre; so könnte erreicht werden was man wünscht. Die Unsrigen haben zur Probe sich wacker gehalten. Durch die verziert ausgeschnittene Spitze blickt der blaue Himmel durch. Bei Wiederholung machte man vielleicht noch andere Stellen durchsichtig. Zum hiesigen ersten Versuch gehörte Kenntniß und Praxis, um die Schatten richtig zu werfen, wobei der Grundriß gute Dienste leistete, so daß nun das Bild wirklich wie perspektivisch gezeichnet aussieht. Die fehlenden Statuen sind im alten Sinne eingezeichnet und überhaupt nichts versäumt. Unser Oberbaudirektor Coudray mit einigen Gehülfen hat das Werk vollbracht und wird es schwerlich zum zweitenmale unternehmen, denn nun müßte Technik und Handwerk eingreifen. In Berlin hat Schinkel ein gleiches für den König gearbeitet, das meine Kinder bei ihrer letzten Sommerreise gesehen haben.

Nun aber fließt so eben ein Bach bei mir vorüber, den ich gar zu gern auf Ihre Mühle leiten möchte; ich erwerbe zufällig ein altes Manuscript, klein Quart, 84 Blätter mit Abbreviaturen, consequent und also leserlich geschrieben, wenn es mir gleich stellenweise noch Mühe macht. Es enthält die Legende der heiligen drei Könige und ihres Sternes, vom Ausgang der Kinder

Israels aus Aegypten an, bis zur fortwährenden Verehrung ihrer Reste in Köln.

Zu welcher Zeit das vorliegende Manuscript geschrieben ist, will ich nicht gleich entscheiden; das Original aber mag, nach inneren deutlichen Kennzeichen, zu Anfang des 15. Jahrhunderts verfaßt seyn. Jetzt ist nur die Frage: ob es bekannt ist oder nicht? und deßhalb will ich davon in meinem nächsten Stücke „Kunst und Alterthum" sprechen; vielleicht wissen Sie darüber Auskunft zu geben.

Mag es seyn, daß die Ueberraschung dieses Fundes mich dafür einnimmt, oder weil es an die Reise von Montevilla sogleich erinnert; Geschichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrscheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrscheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellsten Schilderung zusammen geschmolzen, entwaffnet wie ein Märchen alle Kritik. Genug ich meine nicht, daß irgend etwas Anmuthigeres und Zierlicheres dieser Art mir in die Hände gekommen wäre.

Weder Pfaffthum noch Philisterei, noch Beschränktheit ist zu spüren, die Art wie der Verfasser sich Glauben zu verschaffen sucht und dann doch auf eine mäßige Weise das Zutrauen seiner Hörer mißbraucht, ohne daß man ihn geradezu für einen Schelm halten kann, ist allerliebst; genug ich wüßte kein Volksbuch neben dem dieses Büchlein nicht stehen konnte.

Mehr sag' ich nicht und lege nur Anfang und Schluß bei, woraus hervorgeht, daß das Büchlein eigentlich für Köln geschrieben ist und es frägt sich hauptsächlich, ob ein Bischof dieses Namens damals existiert habe und ob man den Dom, wie an andern Orten, die Münster-Kirche genannt hat?

Alles übrige, was sie freundlich sagen und melden, leg' ich im Herzen treulich nieder. In diesen Tagen geh' ich nach Weimar zurück, um den Winter dort zuzubringen, darum es mir jetzt hier noch bunt vor Geist und Augen hergeht.

Indessen Sie im Besitz der herrlichsten Kunstwerke sind, ergötz' ich mich an Kupferstichen, die mir in ziemlicher Anzahl von mehreren Seiten zukommen. Und wenn es auch nur ein Augenreiz wäre, daß man in einsamen Stunden so viel vor sich vorübergehen lassen kann, das wäre schon von großem Werth und Einfluß. Von Martin Schön erhielt ich mehrere bedeutende Blätter.

werden die Naturgegenstände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie, Rose und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt was ihnen abging, daß sie kein Theater, keine bildende Kunst hatten, ihr dichterisches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher, so wird man, ihrer eigensten Welt befreundet, sie immer mehr bewundern müssen.

Allgemeinstes.

Der höchste Charakter orientalischer Dichtkunst ist, was wir Deutsche **Geist** nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier sind alle übrigen Eigenschaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geist gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche. Uebersicht des Weltwesens, Ironie, freien Gebrauch der Talente finden wir in allen Dichtern des Orients. Resultat und Prämisse wird uns zugleich geboten, deßhalb sehen wir auch wie großer Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenstände gegenwärtig und beziehen die entferntesten Dinge leicht auf einander, daher nähern sie sich auch dem was wir Witz nennen; doch steht der Witz nicht so hoch, denn dieser ist selbstsüchtig, selbstgefällig, wovon der Geist ganz frei bleibt, deßhalb er auch überall genialisch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein erfreut sich solcher Verdienste; die ganze Nation ist geistreich, wie aus unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der

Hätte der Unselige statt der detestablen Passion nur immer die drei Könige wiederholt, so würde man sein liebenswürdiges Talent gewiß erkennen. Eine seiner klugen und unklugen Jungfrauen ist zu mir gekommen; es ist nicht möglich besser zu denken, als diese beiden Blätter gedacht sind. Ich wiederhole mein Glück auf! bei euern Niederdeutschen im Sinne felix colonia!

Drei ernste Könige mit Gefolg und Schätzen nach Belieben, herrliche Mutter und Kind mit ärmlicher Umgebung, fromme tüchtige Ritter, eilftausend hübsche Mädchen, das ist doch noch ein Element, worin der Künstler sich ergehen und fromm mit den Fröhlichen seyn kann.

Beiliegendes zu geneigter Aufnahme und Austheilung.

Gedicht: Die Feier des achtundzwanzigsten Augusts dankbar zu erwiedern.

Freundlichst verbunden

Goethe.

Anfang der Legende.

Reverendissimo in Christo patri domino Florencio de Wulkanen divina providentia Monasteriensis ecclesiae Episcopo dignissimo.

Schluß.

Tandem felix Colonia quae ex speciali gratia et providentia divina tam nobilissimis tribus regibus primiciis gentium et virginum collegio ipsorum ministris ornatus de quibus plus quam de cunctis opibus tuis gloria.

G.

Stuttgart, am 22. November 1819.

Ich hätte Ihren unschätzbaren Brief gleich beantwortet, wenn ich nicht über die Legende der drei Könige, von der Sie eine so allerliebste Beschreibung machen, eine Forschung hätte anstellen wollen. Diese aber war ziemlich beschwerlich und langwierig und wurde ich darin vielfach unterbrochen. Hier erhalten Sie nun die Ausbeute.

Vor allem sollen Sie erfahren, daß der Bischof Florencius de Wulkanen, dem Ihr Büchlein dedicirt worden, ein Bischof

von Münſter iſt, denn das bezeichnet der Zuſatz: Ecclesiae Monasteriensis. Auch findet ſich unter den Biſchöfen von Münſter vom Jahr 1364 bis 1379 ein Florencius de Wevelinkhoven, welches der Name eines ſechs Stunden unterhalb Köln gelegenen Orts und daher ſtammenden altadeligen Geſchlechts iſt. In Ihrer Handſchrift wurde dieſer Name ohne Zweifel durch Abbreviatur verſtümmelt. Der Zeitpunkt, in welcher die Legende verfaßt, fällt alſo zwiſchen die Jahre 1364 und 1379; und dieſes paßt ſehr gut mit dem, was von einem Johannes v. Hildesheim geſagt wird, der gegen 1360 blühte und eine ſehr märchenhafte Legende der drei Könige ſchrieb.

Der Jeſuit Crombach in ſeiner weitläufigen Historia trium regum drückt ſich folgendermaßen über ihn aus: S. 691. Historiam S. S. Regum comprehendit libello 46 capitum, sed tot inspergit fabulas, ut suspectam reddident omnem suam narrationem cauteque legendus sit.

Aber auch außerdem habe ich noch Gründe zu muthmaßen, daß dieſer Johannes v. Hildesheim der Verfaſſer von Ihrem Büchlein ſey; nach der Charakteriſtik nämlich, die Sie mir von der Legende machen, ſcheint ſie die Quelle der in dem Leben der Heiligen von Sebaſtian Brand (Straßburg 1517) verkürzt aufgenommenen zu ſeyn, und dieſe ſtimmt mit keiner andern, als mit den wenigen Auszügen aus der Schrift des J. H. bei Crombach.

Sie werden die Sache gleich entſcheiden, wenn Sie die Zahl der Kapitel und folgende bei Crombach S. 691 aus dem 41. Kapitel ausgezogene Stelle vergleichen.

— et ex tunc Archiepiscopus ipsa trium Regum corpora cum aliis reliquiis publice et honorifice transtulit et ab omni populo cum hymnis et laudibus recepta in ecclesia St. Petri ibidem reverenter collocavit perquos (reges) Deus ibidem quam plurima mirabilia et virtutes in praesentem diem operatus et a principibus et nobilibus et diversis populis devote veneruntur: et a longissimis terrae partibus et provinciis cum maximis reverentiis quaeruntur et visitantur.

Vielſeitig angeſtellte Nachſuchungen überzeugen mich, daß dieſe Legende auch als Manuſcript höchſt ſelten ſeyn muß. Ob ſie je gedruckt worden, kann ich nicht finden, in dieſem Fall iſt ſie jedoch gewiß an Seltenheit einer Handſchrift gleich zu achten.

Damit Sie über das Verhältniß, zu der im Sebastian Brand aufgenommenen Legende noch weiter urtheilen können, setze ich ein paar Züge daraus hieher:

In der Nacht, in welcher das Christkind geboren wird und den Weisen der Stern erscheint, wird dieses noch Jedem durch ein besonderes Wunder kund gethan. König Caspar besitzt einen Strauß, dieser brütet von einem Ei ein Lamm und einen Löwen, anzudeuten, daß in dieser Nacht ein Kind geboren sey von Lammessinn und Löwenmuth. König Melchior hat in seinem Garten einen Cedernbaum, in dessen Zweigen erhebt sich ein Rauschen wie von vielen Wasserfällen und ein Vogel setzt sich darauf und singt: Siehe eine Jungfrau hat einen Sohn geboren ꝛc. In des Königs Balthasar Land kömmt in dieser Nacht ein Kind zur Welt, welches, sobald es aus dem Mutterleib hervorgegangen ist, ausruft: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, deß Name ist Rath, Kraft, Held, Wunderbar, Ewig Vater, Fürst des Friedens. Und ferner, als die Könige ihres Weges ziehen, bei Nacht und bei Tage, da hungert es sie nicht, es dürstet sie nicht, sie ermüden nicht; wohin sie kommen, da ebnen sich die Höhen und erhöhen sich die Thale, die Sumpfe und Moräste trocknen aus, das Meer tritt zurück, die Ströme thürmen sich rechts und links gleich Mauern; allenthalben ist eine breite ebene Bahn, alle Städte werden aufgeschlossen, alle Thore wurden aufgethan, überall empfängt man sie auf das ehrenreichste und möchte sie gerne beherbergen, allein sie begehren weder der Speise noch des Trankes, sondern ziehen fürbaß ohne auszuweichen weder zur Rechten noch zur Linken ꝛc. Endlich geschieht es durch göttliche Schickung, daß diese drei Könige in einem und demselben Augenblick, wiewohl ein jeder auf einem besondern Wege, zusammentreffen auf dem Gipfel des Berges Calvaria. In demselben Augenblick vertheilt sich auch der Nebel, die Sonne geht auf, die drei Könige stehen einander gegenüber und zu ihren Füßen liegt die Stadt Jerusalem.

Für mich war dieß immer die Krone der Legenden, und ich muß gestehen, ich habe mich oft über die Sinnlosigkeit der Leute gewundert, die uns mit einem Schwall von Legenden überschwemmen und gerade die beste bei Seite liegen lassen. — Wie schön wäre es nun, wenn Sie die Quelle derselben entdeckt

hätten und ihre Meisterhand zu einer Uebertragung anwenden wollten.

Um Ihnen zu beweisen, daß ich mich so ziemlich in allen Rüstkammern nach dieser Legende umgethan habe, führe ich Ihnen außer dem Leben der Heiligen von Sebastian Brand und Crombachs Historia trium Regum auch noch an: die Legenda aurea des Jacobus a Voragine, Bischof von Genua, gestorben 1298 des Surius Vitae Sanctorum, verfaßt um das Jahr 1570 und die Acta Sanctorum anno 1640—80. In ersterm ist die Legende ziemlich einfach, aber desto reicher die Ausstattung mit moralischen und frommen Beziehungen aller Art, das poetische Element fehlt eigentlich ganz und der Vertrag ist höchst pedantisch und scholastisch. Bei den beiden letzten aber sucht man die Legende vergebens, die Verfasser halten sich allein an dem Evangelium Matthäi. In den Actis Sanctorum, wo man nach der sonst befolgten Art eine nähere Nachweisung und einigermaßen eine Kritik der Legende zu erwarten gehabt, versprechen die gelehrten Patres dieselbe am 23. Juli, als dem Tag der Ueberbringung der Gebeine nach Köln, zu liefern, an diesem Tag aber verweisen sie auf eine neue Ausgabe des Januars, welche nicht zu Stande gekommen ist. Sie waren zu gescheidt, um die alles durcheinander wirrende, historisch seyn sollende Arbeit ihres Mitbruders Crombach zu billigen, hatten aber nicht Sinn noch Geist genug, das poetische an der Sache zu erkennen und diesem, indem sie es von dem geschichtlichen unterschieden, sein eigenthümliches Recht widerfahren zu lassen.

So tadelt denn der tüchtige P. Papebroche in seinen Noten zum moscowitischen Calender (in Actis Sanctor. Monat Mai) den Crombach gar sehr, daß er für dasjenige, was über die Erzählung des Evangeliums hinausgehe, lauter unhaltbare Zeugen beigebracht habe und lobt ihn nur, daß er den vermeinten Verfasser Ihres schönen Büchleins, Johannes v. Hildesheim, für einen fabulosum erkannt!

Indessen bleibt Crombach immer die reichste Fundgrube für alles was über die drei Könige geschrieben ist. Und die Durchsuchung dieses weitschweifigen Folianten hat mir, mit Zuziehung von einigen andern, eine Uebersicht über die Entstehung der Legende und die Verehrung dieser Heiligen verschafft, die manches

Merkwürdige darbietet. Ich theile sie Ihnen hier so kurz als möglich mit.

Entstehung der Sage.

Matthäus erzählt: Da Jesus geboren war, kamen die Weisen vom Morgenland gen Jerusalem und sprachen: wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind kommen ihn anzubeten. Herodes erschrack darüber und fragte die Hohenpriester und Schriftgelehrten. Die sagten zu Bethlehem, denn also stehe geschrieben von dem Propheten: „Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Judä, denn aus dir soll kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sey." Hierauf wies Herodes die Weisen nach Bethlehem mit dem Bedeuten, wenn sie das Kind gefunden, sollten sie es ihm wieder sagen, daß er auch komme und es anbete. Als sie nun hinzogen ging der Stern, den sie im Morgenlande gesehen, vor ihnen her bis er stand oben über, wo das Kind war. Und so gingen sie in das Haus, fanden das Kind mit Maria seiner Mutter, fielen nieder und beteten es an; thaten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen. Gott aber befahl ihnen im Traum, nicht zurückzukehren zu Herodes und sie zogen durch einen andern Weg wieder in ihr Land.

Die Anführung eines Propheten — es ist Micha — veranlaßte die ältesten Leser des Matthäus, auch andere nachzuschlagen, da fanden sie dann bei Moses die Weissagung Bileams von einem Stern, der aus Jakob aufgehen werde; und bei Jesaias und David folgende auf die wundervolle Begebenheit zu deutende Stellen bei (Jes. Cap. 60.):

Dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir, denn siehe Finsterniß bedecket das Erdreich und Dunkel die Völker. Aber über dir geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint über dir.

Und die Heiden werden in deinem Licht wandeln und die Könige in dem Glanz, der über dir aufgeht. ꝛc.

Du wirst deine Lust sehen und dein Herz wird sich wundern und ausbreiten, wenn sich die Menge am Meer zu dir bekehrt und die Macht der Heiden zu dir kommt.

Denn die Menge der Kameele wird dich bedecken, die Läufer

aus Midian und Epha. Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen und des Herren Lob verkündigen.

Bei David, Pſalm 72, Vers 10.

Die Könige am Meer und in den Inſeln werden Geſchenke bringen, die Könige aus Reich Arabia und Saba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten, alle Heiden werden ihm dienen.

Schon die erſten Kirchenväter wie Tertullian im zweiten Jahrhundert, Origines im dritten u. ſ. w. heben dieſe prophetiſch-poetiſchen Stellen heraus. Sie ſind mit jener einfachen Erzählung des Matthäus als ein Ganzes anzuſehen und bildet dieß den eigentlichen Kern und Keim zu der nachher ſo reich entwickelten Sage.

Die lange Erwartung des Sterns, die königliche Würde der Weiſen, ihre Zahl, die nähere Bezeichnung ihrer Heimath, ihr großes Gefolge, Pracht und Reichthum, die Heimfahrt zu Schiffe und noch manches andere konnte bereits daraus gefolgert werden. Auch ſpricht ſchon Origines von der fortgeſetzten Ueberlieferung des Bileams Weiſſagung und nennt ſchon Tertullian die anbetenden Könige, ohne jedoch ihre Zahl zu erwähnen, dieſe findet ſich erſt ſpäter bei Anaſtaſius, Ambroſius und Auguſtus u. a.

Offenbar gab die dreifache Art der Geſchenke die Veranlaſſung, drei Könige anzunehmen. In den unterirdiſchen Grabgebäuden zu Rom und auf Sarkophagen ſieht man Vorſtellungen der drei Könige aus der Zeit vor und kurz nach Conſtantin — einmal in daziſcher Tracht mit phrygiſchen Mützen, dann mit Togen und wieder in Chlamyden mit Diademen auf den Häuptern. Daß die Könige zur See nach Hauſe gefahren, ergibt ſich aus Arnobius und Caſſiodor. Aber von den Namen Caſpar, Melchior, Balthaſar iſt bis zum achten Jahrhundert nicht die Rede. Da kommen ſie bei Beda in den Collectaneis vor, wenn ſonſt dieſe dem ehrwürdigen Vater angehören? Cardinal Bellarmi findet ſie deſſelben unwürdig und Pater Paſſebroche bemerkt, daß außerdem kein anderes Werk vor Kaiſer Friedrich I. die Namen enthalte. — Sey dem jedoch wie ihm ſey, die Collectaneen des Beda ſind nicht allein wegen der Benennung, ſondern auch wegen der Unterſcheidung der Könige nach dem Alter und Ausſehen von wichtigem Einfluß auf die Sage und künſtleriſche Darſtellung

gewesen. Nach ihm war König Melchior ein Greis mit einem langen Bart, Balthasar ein brauner, bärtiger Mann und Caspar ein Jüngling. Ersterer brachte das Gold, der Zweite die Myrrhen und der Dritte den Weihrauch. Diese Darstellung der Könige nach den drei Lebensaltern scheint von nun an in allen Bildern beibehalten worden zu seyn, nicht so die braune Farbe des Balthasars. Man findet noch Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert, worauf alle drei Könige mit weißer Gesichtsfarbe abgebildet sind. Auch verwechselt man nachher oft den Balthasar mit dem Caspar, d. h. man ließ diesen Jüngling braun oder gar schwarzfarbig seyn und die Myrrhen darbringen.

Die ersten Kirchenväter, wie Irenäus, Origines u. s. w., deuteten die Geschenke auf die dreifache, die göttliche, königliche und menschliche Eigenschaft Christi, auf die erstere bezogen sie den Weihrauch, auf die zweite das Gold, auf die dritte, wegen der Sterblichkeit, die Myrrhen. Und so mag man später die drei den Neugeborenen verehrenden Personen auf die drei der Kindheit folgenden Lebensalter bezogen haben. Ob nun auch die ihnen beigelegten Namen eine Bedeutung haben, oder bloßer Willkür ihren Ursprung verdanken, darüber müssen gründliche Kenner der orientalischen Sprachen entscheiden.

Crombach bringt verschiedene Erklärungen bei. Melchior ist ohne Zweifel hebräisch und heißt König des Lichts, Jaspar (wie viele schreiben) läßt sich ebenfalls aus dem Hebräischen ableiten, ein Rechenmeister oder Sternkundiger, nur stößt man hier auf die Schwierigkeit, daß es ein Zeitwort ist und heißt: er wird erzählen, er wird verkündigen. Crombach macht daraus einen Boten, Rechenmeister, Verkündiger. Nach der gewöhnlichen Schreibart wäre Caspar aus dem Aethiopischen, als der freie und herrliche; Balthasar aber, aus dem Syrisch-Chaldäischen, als der Schatzmeister des Herrn oder auch als Heerführer zu erklären. Wer weiß, ob diese Namen nicht aus einer mißverstandenen, entstellten hebräischen Inschrift entstanden? Doch da aus dem oben Bemerkten wahrscheinlich, daß sie nicht sowohl in der Zeit vor Beda, als vielmehr in der von Friedrich dem Ersten aufgekommen, so dürfte es auch nicht befremden, wenn sie aus einem nicht zu entwirrenden Gemisch von alten und neuen orientalischen Worten zusammengesetzt wären. Die Kreuzzüge erregten durch die neuen

Berührungen, Eindrücke und Verhältniſſe, welche ſie hervor brachten, den poetiſchen Sinn und Erfindungsgeiſt der weſtlichen Völker in jeder Hinſicht. Sie hatten wie auf die Entſtehung mancher Sagen und Dichterwerke, ſo auf die weitere Ausbildung der Legenden entſcheidendſten Einfluß. Am wenigſten konnte dieſes bei der Legende der drei Könige fehlen, die ſo unmittelbar an den wunderreichen Orient anſchließt.

Man weiß beſtimmt, daß der Zuſatz von den ſpäteren Schickſalen der Könige und ihre Taufe durch den Apoſtel Thomas aus der Zeit Friedrich des Erſten herrührt. Die nähere Bekanntſchaft mit den neſtorianiſchen Chriſten im perſiſchen Reich und den anverwandten Thomaschriſten in Indien ſcheint beſonders dazu beigetragen zu haben. Der hochgeſchätzte Geſchichtsſchreiber Otto v. Freiſingen, Oheim Friedrichs I., berichtet, er habe im Jahr 1145 zu Rom einen Syriſchen Biſchof geſprochen, der ihm von dem Prieſterkönig Johannes unter anderm erzählt, dieſer Fürſt habe vor wenigen Jahren einen Sieg über die Perſer erfochten, ſey ein Neſtorianer und ſoll von einem der drei Könige abſtammen! — Die Auffindung der nach dieſen Heiligen benannten Gebeine, im Jahr 1159 zu Mailand, traf alſo in eine ſehr empfängliche Zeit. Beweis von dem wunderſamen, allgemeinen Aufſehen, welches ſie gemacht, gibt die Nachricht des Matthias von Paris, daß die Tartaren bei ihrem Einfall in Schleſien 1243 unter anderm vorgegeben hätten, ſie kämen, um die Gebeine der drei Könige nach ihrem Vaterland zurück zu holen! —

Genug im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vereinigte ſich alles, die Sage von den weiſen Königen vor und rückwärts mit den mannichfaltigſten Zuſätzen auszuſtatten. Und nachdem im vierzehnten Jahrhundert durch die Schriften des Marco Polo, Hailonn, Verwandten eines armeniſchen Königs, der ſich zum Chriſtenthum bekehrte, den Krieger- mit dem Mönchſtand vertauſchte und gegen das Jahr 1307 eine Geſchichte der Tartaren ſchrieb, und Monte Villa die märchenhaften Erſcheinungen und Geſchichten des Orients nun gar zu allgemeiner Kunde gekommen waren, ſo bedurfte es nur eines glücklich begabten poetiſchen Kopfes, der das alles benutzte und die nach und nach aus geſchichtlicher, prophetiſcher, allegoriſcher und anderer Ueberlieferung entſtandene Sage zu einem ebenſo höchſt anziehenden, reizenden, als ſinnreichen Ganzen geſtaltete.

Am 6. December.

Nicht nur an der Forſchung, ſondern wie Sie ſehen, auch an dieſem Briefe bin ich lang unterbrochen worden. Meine Geduld reißt mir nun und ſo ſchließe ich, damit Sie doch endlich wieder ein Lebenszeichen von mir erhalten. Den zweiten Abſchnitt von der Verehrung der Heiligen ſchicke ich in einigen Tagen nach, heute füge ich nur noch bei, daß ich bei wiederholtem Nachſchlagen alter Literatoren die vollkommenſte Beſtätigung meiner, über Ihre Legende aufgeſtellten Vermuthung gefunden habe.

Oudinus in ſeinem Commentar de scriptoribus Eccles. Antiq. T. III. p. 1275 ſagt ausdrücklich, daß ein Carmelit, Johann von Hildesheim mit dem Zunamen Gleuel, um das Jahr 1370 eine höchſt märchenhafte Legende von den drei Königen geſchrieben und dem Biſchof von Münſter, Florenz von Wevelloven, dedicirt habe. Sie iſt nach ihm bloß einmal, in der erſten Zeit der Druckerei 1477, in Mainz gedruckt worden. — Oudinus lebte um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, war Franzoſe und Prämonſtratenſer Mönch. Er läßt mit dem alten Ordenshaß den Hochmuth ſeiner mönchiſchen Proſa gegen den poetiſchen Johann v. Hildesheim los, gleichſam als wäre das Carmeliterkleid Schuld an dem Reichthum ſeiner Phantaſie. — Hoc opus fabulosum. ſagte er, Carmelitis nugamenta anilium ac fabulas mulierculariorum et somnia amantibus dignissimum.

Was unter anderm ſehr dazu beigetragen, mich an der frühern Vollendung dieſes Briefes zu hindern, iſt die Ankunft des mehrmal erwähnten Freundes Dr. Schorn, den ich Cotta zur Redaktion des Kunſtblatts vorgeſchlagen. Von der hiemit zuſammenhängenden Erweiterung dieſes Blattes nächſtens Näheres.

Tauſend Wünſche und Grüße von den drei Königskindern.

Ganz der Ihrige

G. B.

Weimar, 13. December 1819.

Mit tauſend Dank für Ihre Unterſuchungen und Aufklärung, hier die Reviſionsbogen, woraus ſchon mehr erſichtlich.

Nächſtens mehr!

G.

Weimar, 16. December 1819.

Im Gefolg Ihrer werthen Mittheilung, mein Theuerſter, haben wir auch hier zu Land manche Unterſuchungen angeſtellt; zuſammengenommen geben unſere gemeinſamen Bemühungen beikommendes Reſultat; auch iſt vom Leben und Schriften des Johannes von Hildesheim noch manches andere bekannt geworden. Sie finden ferner die angeführte Stelle dem Manuſcript in ſeiner Eigenheit nachgeſchrieben. Ich erheitere mir die langen Winterabende durch ſolche Facſimiles aus freier Hand.

G.

Geneigteſt zu gedenken!

Schon ſeit langer Zeit und neuerlich wieder mit angefriſchtem Eifer bemühen wir uns um die organiſchen Reſte, die ſich in den Steinbrüchen nahe bei der Stadt von Zeit zu Zeit vorfinden. Nun ſind wir aber höchſt begierig, etwas Näheres zu wiſſen von denen bei Kannſtadt ſich findenden Foſſilien. Ein Freund dieſer Gegenſtände gibt ja wohl über älteres und neueres Vorkommen einige literariſche Anzeigen von Schriften, aus denen man ſich darüber belehren kann. Sollte man einige Exemplare von dieſen alten Naturdocumenten erhalten können, ſo würde man mit Dank die Auslagen dafür erſtatten. Verzeihen Sie dieſen fremdartigen Wunſch und erhalten auch mir ein freundſchaftliches Andenken.

Im Namen meines Sohnes

G.

Weimar, 16. December 1819.

Stuttgart, 28. December 1819.

Ich befinde mich in einer ſeltſamen Lage; ich muß dem Freunde verrathen, daß ich etwas für den Dichter auf dem Herzen trage. Es iſt die Rede von einem Bildniß und Denkmal. Als ich zu Ihrem Geburtsfeſt nach Frankfurt geladen wurde, fiel mir Wunſch und Gedanke auf einmal in die Seele, und womit entwickelte ſich auch wie von ſelbſt ein vollſtändiger Entwurf.

Zorn eines Fürſten erregt, durch ein anderes wieder beſänftigt. Neigung und Leidenſchaft leben und weben in gleichem Elemente; ſo erfinden Behramgur und Dilaram den Reim, Dſchemil und Boteinah bleiben bis ins höchſte Alter leidenſchaftlich verbunden. Die ganze Geſchichte der perſiſchen Dichtkunſt wimmelt von ſolchen Fällen.

Wenn man bedenkt, daß Nuſchirwan, einer der letzten Saſſaniden, um die Zeit Mahomet's mit ungeheuern Koſten die Fabeln des Bidpai und das Schachſpiel aus Indien kommen läßt, ſo iſt der Zuſtand einer ſolchen Zeit vollkommen ausgeſprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert iſt, überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Anſichten irdiſcher Dinge. Deßhalb konnte vier Jahrhunderte ſpäter, ſelbſt in der erſten beſten Epoche perſiſcher Dichtkunſt, keine vollkommen-reine Naivetät ſtatt finden. Die große Breite der Umſicht, die vom Dichter gefordert ward, das geſteigerte Wiſſen, die Hof- und Kriegsverhältniſſe, alles verlangte große Beſonnenheit.

Neuere, Neueſte.

Nach Weiſe von Dſchami und ſeiner Zeit vermiſchten folgende Dichter Poeſie und Proſa immer mehr, ſo daß für alle Schreibarten nur Ein Styl angewendet wurde. Geſchichte, Poeſie, Philoſophie, Kanzlei- und Briefſtyl, alles wird auf gleiche Weiſe vorgetragen und ſo geht es nun ſchon drei Jahrhunderte fort. Ein Muſter des allerneuſten ſind wir glücklicherweiſe im Stande vorzulegen.

Als der perſiſche Botſchafter, Mirza Abul Haſſan

In Frankfurt bemerkte ich dann zu meiner größten Freude, was ich erwartet, daß derſelbe Wunſch bei mehreren bedeutenden Männern und Freunden rege war. Der Vorſchlag wurde nun zur Prüfung und wenn er gefiel und ausführbar ſchien, zur ſtillen Vorbereitung anvertraut. Und jetzt iſt es damit ſo weit gediehen, daß ſich ein Verein gebildet, der bereits durch Beſtellung einer coloſſalen Marmorbüſte den erſten Grund gelegt hat.

Weil aber das Ganze auf die Theilnahme des geſammten Vaterlandes berechnet iſt, damit es ſo wie uns allen zur erhebenden Anſchauung, ſo dem Dichter zum Zeichen allgemeiner Verehrung errichtet werde, darum bleibt noch einiges zu berathen und vorzuarbeiten, ehe man öffentlich auftreten kann.

Vorläufig verſichere ich nur, daß in Frankfurt mit aller der Würde des Gegenſtandes gebührenden Rückſicht verfahren wird, und daß bei dem Entwurf des Denkmals immer der Wunſch vorgeſchwebt hat, es höchſt mäßig und einfach, aber auch höchſt gediegen und edel, und ſo einigermaßen in dem Sinn zu halten, den der Dichter als Kunſtfreund ſtets an den Tag gelegt hat.

Indem ich Ihnen dieſe nicht länger zu verſchweigenden Dinge anvertraue, in deren Gedeihen ich das Walten eines freundlichen vaterländiſchen Genius erkenne, hoffe ich, Sie werden mir, noch ehe wir uns förmlich an Sie wenden, die Bitte gewähren, Danneckern zur Büſte zu ſitzen.

Ob er nach Weimar kommen ſoll, oder ob Sie ihm anderwärts, vielleicht gar bei einer frühen Badereiſe hier Gelegenheit geben wollen, hängt von Ihnen ab. Die Wünſche, die ich und die Meinigen hiebei hegen, wage ich nicht auszuſprechen, gerade weil ſie die entſchiedenſten ſind.

Den 1. Januar 1820.

Auch dieſer Brief hat wieder wegen allerlei Störungen liegen bleiben müſſen. Der junge Redakteur des Kunſtblattes hat zur Einrichtung ſeines Geſchäftes meinen Rath und Beiſtand ſo ſehr in Anſpruch genommen, und dann kamen noch ſo viele andere Arbeiten und Störungen dazu, daß ich mich kaum durchzuwinden wußte.

Nun fange ich das neue Jahr damit an, daß ich Sie, meinen

lieben väterlichen Freund, aufs herzlichſte begrüße und unter tauſend Segenswünſchen mich mit den Meinigen Ihrem und Ihres Sohnes wohlwollendem Andenken empfehle.

Für die Mittheilung der Stücke aus der Dreikönigslegende danke recht ſehr. Auch kann ich Ihnen jetzt melden, was ich früher nur vermuthet und deßhalb verſchwieg, daß ſich unter den Heidelberger Manuſcripten eines aus dem fünfzehnten Jahrhundert befindet, welches eine wörtliche Ueberſetzung Ihrer Legende iſt. Ich habe die Handſchriften ſeit vorgeſtern in Händen und ſage bald ein Näheres.

Mein zweiter Abſchnitt von der Verehrung der drei Könige wird noch manches merkwürdige, ja luſtige enthalten. Wie finden Sie den erſten? Mögen Sie ihn nicht ganz ſo drucken laſſen, wie er allenfalls noch Ihrer gütigen Verbeſſerung vorliegt, ſo wäre mir lieb, wenn Sie nichts weiter daraus benützten, denn ich würde ihn dann wohl noch einmal umarbeiten.

Ich bin begierig, ob Sie noch mehr als die kleine biographiſche Notiz über Johannes von Hildesheim haben abdrucken laſſen? konnte aber noch nicht dazu kommen, Cotta um Aufſchluß und Mittheilung der Druckbogen zu bitten.

Ich ſchließe für heute mit der angelegentlichſten Empfehlung meines Freundes Schorn, als Redakteur des Kunſtblattes, und lege Ihnen die Anzeige bei. Er ſelbſt wagte nicht Ihnen zu ſchreiben, weil er wohl fühlte, daß es zu viel von ihm gethan wäre, wenn er ſeinen Wunſch um Beiträge ausſpräche, und wie hätte er ihn unterdrücken können?

Ich hingegen ſcheue mich nicht zu bitten, wenn ein Span abfiele, der in Ihren Heften keine Stelle fände, oder wenn Sie ſchnell etwas mittheilen wollten, es dem Kunſtblatt zu gönnen. — Und ſomit Gott befohlen!

S. B.

Stuttgart, 15. Januar 1820.

Meinen Brief vom 1. Januar werden Sie hoffentlich bei Geſundheit und Munterkeit erhalten haben. Heute theile ich von der Hand des Herrn Dr. Jäger, Conſervator der hieſigen Naturalienſammlung, die verlangte Auskunft über Kannſtadter Foſſilien mit.

Dieſer Freund glaubt, es würde Ihnen angenehm ſeyn, zu erfahren, daß der in „Weidmanns Feierabenden" enthaltene Brief über jene Gegenſtände von Kielmeyer ſey, bemerkt aber dabei, er wiſſe nicht, ob der Verfaſſer gekannt ſeyn wolle.

Damit Sie wenigſtens Memmingers Jahrbuch gleich zu Rathe ziehen können, habe ich mir ein Exemplar von Herrn v. Cotta für Sie ausgebeten, und ſchicke es nebſt einem Buch über die Mißbildung der Gewächſe mit dem heutigen Poſtwagen an Sie ab.

Dr. Jäger, Verfaſſer dieſes Buchs, hat aus dem erſten Heft Ihrer Morphologie geſehen, daß Sie es nicht kennen, und erſuchte mich, Ihnen daſſelbe als ein Zeichen ſeiner Verehrung zu überſenden.

Ueber die Heidelberger Handſchrift der deutſchen Dreikönigslegende kann ich jetzt ſagen, daß ſie aus 90 Quartblättern beſteht und aller Wahrſcheinlichkeit nach im fünfzehnten Jahrhundert geſchrieben iſt. Nach der auf beiliegendem Blatt nachgebildeten Schrift können Sie einigermaßen urtheilen. Auch ſehen Sie daraus, da es dieſelbe Stelle iſt, die Sie mir aus dem Original mitgetheilt haben, daß der Ueberſetzer ſich doch nicht ganz wörtlich an den Text gehalten hat. Die Sprache iſt der kölniſche Dialekt. Die Dedikation an den Biſchof fehlt, aber es fehlt auch der Titel. Auf den erſten Blättern ſteht das Inhaltsverzeichniß der 46 Kapitel, ſodann fängt gleich das erſte Kapitel folgendermaßen an:

„Also nu dy werlde myt-eyander lobit unde eret dy heylgen dry Konyge So ist er lob gelich dem Scheyne der Sunnen etc."

In dem 34. Kapitel heißt es, nachdem von der Einſetzung des Prieſters Johann als Nachfolger der drei Könige die Rede geweſen: im Jahr 1351 (und dieſe Zahl iſt mit Buchſtaben angegeben) waren Edele aus dem Geſchlecht Paus in Rom — dieß ſcheint eine große Abweichung von Ihrem Text, denn Sie haben, Ihrem Auszug zufolge, an derſelben Stelle das Jahr 1380 und Geſandte des Prieſters Johann in Rom.

Ueberhaupt kommt keine jüngere Jahreszahl in der Ueberſetzung vor als dieſe 1351; die nach derſelben folgenden ſind 1341, 1340, 1268, 1200, 1164 ꝛc.

Mehr kann ich heute wegen einem fürchterlichen Schnupfen

nicht ſchreiben. Ich füge nur die einzige Bemerkung hinzu, daß auf der Poſt mit Verſendung des Divans ein Irrthum vorgefallen zu ſeyn ſcheint, indem das mir zugedachte Exemplar immer noch nicht angekommen iſt.

Leben Sie recht wohl und laſſen Sie uns bald Erfreuliches vernehmen.

G. B.

Weimar, 14. Januar 1820.

Auf Ihren liebwerthen Brief, mein Beſter, will ich nicht lange zaudern; denn er eröffnet mir eine fröhliche Ausſicht auf das laufende Jahr, obgleich nicht ſo frei als ich wohl wünſchte.

Nach meinem Bedünken wäre die Theilnahme meiner lieben Vaterſtadt und des übrigen guten Deutſchlands an meinem Geburtstage wohl hinreichend geweſen, den Verdienteſten zu begnügen und eine beſcheidene Betrachtung der Reſultate ſeines Lebens zu erleichtern. Gedenkt man aber, wie Sie mir vermelden, noch weiter zu gehen; ſo iſt es räthlich, mit beſcheidener Sorgfalt, damit Nemeſis nicht ausgerufen werde, dabei zu Werke zu verfahren. Mein Alter und meine Geſundheit leiden keine Wagſtücke mehr; wenn man ja noch leben ſoll, ſo gilt es Herkommen und Gewohnheit. Karlsbad hat ſich das vorige Jahr abermals dergeſtalt günſtig erwieſen, daß ich in mehr als einer Rückſicht entſchloſſen bin, im erſten Frühjahr wieder hinzugehen.

So werth und lieb uns nun aber auch die Gegenwart Herrn Danneckers ſeyn würde, wenn er ſich entſchließen könnte, uns zu beſuchen, ſo iſt doch auch dieſe Zumuthung bei einer ſo weiten Entfernung, wie mir ſcheinen will, etwas ſtark. Damit ich aber von meiner Seite einer ſo wohlgemeinten und ehrenvollen Unternehmung gern entgegen komme, ſo will ich mich den Monat April in Weimar halten; Herr Profeſſor Danneker ſoll mir und den Meinigen willkommen ſeyn, einige Zimmer zu ſeiner Wohnung und eine anſtoßende Werkſtatt bereit finden, da wir denn nichts mehr wünſchen, als daß ihm der Aufenthalt in jedem Sinne möge gefällig und erfreulich ſeyn.

Zu Ende April geh' ich nach Karlsbad, weil ich den ruhigen Mai dort abzuwarten und Anfangs Juni wieder hier zu ſeyn

gedenke, obgleich dieſes letztere keine ſo genaue Beſtimmung erleidet. Und ſo leg' ich auch das alles in Ihre werthen Hände und übergebe gar manche in ſolchen Fällen ſich aufdringende Betrachtungen.

Das neueſte Heft unſerer Zeitſchrift war ſchon abgeſchloſſen und ich konnte nur noch auf dem Umſchlag das Blättchen, das ich Ihnen zuſandte, abdrucken laſſen. Da nun eine deutſche Ueberſetzung in Ihren Händen iſt und jede Unterſuchung deßhalb Ihnen näher liegt, als mir, ſo überlaß' ich Ihnen gern alles, was ſich darauf beziehen und daraus entwickeln kann. Sie werden aus der Ueberſetzung geſchwinder als ich aus der abbrevirten Originalſchrift einſehen, was zu brauchen iſt, und finden wahrſcheinlich in Ihrer Nähe jemanden, der einen lesbaren Auszug macht; denn manches Läſtige findet ſich doch hie und da im Ganzen. Indeſſen bin ich überzeugt, es kann ſich aus allem Dieſem etwas Angenehmes entwickeln.

Für das Kunſtblatt wird ſich wohl manches finden. Da unſere Hefte langſam gehen, ſo iſt es gewiß angenehm, in der Zwiſchenzeit irgend etwas ſchnell ins Publikum zu bringen. Dadurch, daß Name und Chiffern gelten ſollen, ſetzt ſich der Redakteur außer aller Verantwortung, und hat den Vortheil, nach Belieben Gegenſchriften drucken zu laſſen. Möge das alles der Kunſt und den Unternehmern zum Beſten gereichen.

Da ich noch Platz vor mir ſehe, ſo wend' ich mich denn doch zu jenen Betrachtungen, die ich oben liegen ließ. Sollte es nicht etwas bedenklich ſeyn, meine Freunde, einen Bildhauer dahin zu ſenden, wo er keine Formen mehr findet? wo die Natur auf ihrem Rückzuge ſich nun mit dem Nothwendigen begnügt, was zum Daſeyn allenfalls unentbehrlich ſeyn möchte; wie kann dem Marmor ein Bild günſtig ſeyn, aus dem die Fülle des Lebens verſchwunden iſt? Schon Jahre ſind es, daß wir uns nicht geſehen haben, ich wünſche, daß unſer werther Künſtler ſich nach einer langen Wallfahrt nicht allzuſehr getäuſcht fühle.

Hiernach aber ſey feierlich proteſtirt, daß ich nicht geſagt haben will, was jenes ſo wohl gemeinte und mir höchſt ehrenvolle Unternehmen auch nur im mindeſten aufhalten und hindern könne. Das zuerſt Geſagte bleibt in voller Kraft. So wie ein treues Freundesbündniß

Goethe.

Stuttgart, 24. Februar 1820.

Ich würde Ihren so sehr lieben, höchst dankenswerthen Brief nicht mehrere Wochen unbeantwortet gelassen haben, wenn mich nicht eine langwierige und heftige Unpäßlichkeit gehindert hätte. Dieser so außerordentliche, wetterwendische, bald strenge, bald linde Winter hat auch mich sehr mitgenommen. Erst seit wenigen Tagen gehe ich wieder aus und fange an, mich zu erholen.

Mein, so wie Danneckers Wunsch wäre nun, Ihnen melden zu können, daß dieser Freund Ihre gütige Einladung auf den April annähme, aber hier tritt einstweilen auch eine Krankheit in die Quere. Danneckers Frau leidet auf eine so bedenkliche Weise, daß er sich jetzt noch nicht zur Reise anheischig machen kann. Sollte der Zustand bei Zeiten eine beruhigende Wendung nehmen, so wird er gewiß noch im Frühjahr kommen, denn er freut sich so sehr auf das Werk, daß er es je eher je lieber unternehmen möchte. Auf jeden Fall werde ich Ihnen gehörig Bescheid geben.

Ihre Zweifel, ob dem Künstler nicht eine Täuschung bevorstehe, haben wir nicht ohne einige Rührung lesen können. — Was er vorzugsweise darzustellen wünscht: die Lebendigkeit des Geistes und die Kraft der Seele, das wird er sicherlich in den edeln Zügen finden, und was den Formen an Fülle abgeht, das wird er, ohne im geringsten unwahr zu seyn, leicht zuzugeben wissen, dafür ist er der Mann. Wirklich, ich bin überzeugt, daß unter den neueren Künstlern keiner ein so eminentes Talent für die Auffassung der Individualität im höchsten Sinn des Worts besitzt. Und darum erwarte ich, daß er uns ein Bild liefern wird, wahrer, erfreulicher und großartiger als alle, die wir bis jetzt von Ihnen haben. — Von Frankfurt schreibt man mir, daß die weiteren Angelegenheiten wegen des Denkmals ihren gehörigen Gang gehen und alles ganz den Wünschen der Freunde gemäß sich gestalte. Nur ist dort freilich auch die halbe Welt krank gewesen. Unterdessen haben Sie seit Absendung Ihres Briefes den meinigen vom 15. Januar empfangen; und bald nachher wird Ihnen auch das Paket mit den Büchern und eine Rolle mit dem Umriß von der großen Gruppe der drei Könige nach Hemmling zugekommen seyn. — Ueber die Mittheilungen und das Buch von Dr. Jäger wünsche ich aus doppeltem Grund ein freundliches Wort von Ihnen, weil der Einsender mein Arzt ist.

Der Umriß nach Hemmling iſt ein erſter Verſuch von einem jungen Mann, Namens Lauter, der bei uns wohnt und ſich auf die Kunſt verlegt. Wir hatten dieſe Zeichnung für Sie beſtimmt, noch ehe die Dreikönigslegende zur Sprache kam, dieß beſtärkte uns nachher deſto mehr, und wir wünſchen jetzt, daß Ihnen das Blatt einige Freude möge gemacht haben.

Wegen der Dreikönigslegende habe ich auf Ihre letzte Erklärung eine Abrede mit dem hieſigen jungen Dichter, Guſtav Schwab, getroffen; dieſer, ein ſehr verſtändiger, einſichtsvoller Mann, iſt bereits beſchäftigt, von dem deutſchen Manuſcript, welches das badiſche Miniſterium mir nur auf drei Monate hat ſenden laſſen, eine Abſchrift zu beſorgen. Wenn dieſe vollendet iſt, wünſchen wir, ſie mit Ihrem lateiniſchen Original zu vergleichen, worauf dann die Redaktion, wir glauben am beſten in Luthers Bibelſprache, vorgenommen und alles weitſchweifige und unbehagliche weggeſchnitten werden ſoll. Sind Sie mit dieſem Plan zufrieden, ſo haben Sie die Güte, mir Ihr Manuſcript mitzutheilen, Sie werden daſſelbe gleich nach dem Gebrauch zurück erhalten, und wir werden Ihnen dann ſpäter die Bearbeitung zur gütigen Durchſicht und Beurtheilung vorlegen.

Weil Sie die Legende jetzt öffentlich zur Sprache gebracht und doch ſelbſt nicht weiter Hand anlegen wollen, ſo fürchtete ich, die Sprach- und Deutungswuth möchte darüber kommen, und deßhalb glaubte ich, da ich einmal in die Sache hineingezogen bin und die deutſche Handſchrift aufgefunden habe, gleich etwas thun zu müſſen, um einem ſolchen Beginnen vorzubauen.

Die beſten Empfehlungen und Wünſche von uns dreien.

Mit wahrer Verehrung ergeben

J. B.

Weimar, 27. Februar 1820.

Mit heute fahrender Poſt geht endlich, mein Theuerſter, ein Exemplar Diwan an Sie ab. Ein gleiches ſollte zu Epiphanias bei Ihnen einlangen, allein zu Weihnachten machte ein hübſches Kind darauf Anſpruch, und ſo wird der Freund verzeihen, daß er im Nachtheil ſtand.

Seit ich nichts von Ihnen vernommen, iſt die unſchätzbare Zeichnung des Mittelſtücks des großen Hemmling bei mir angelangt. Es erregt Bewunderung und Freude bei Allen, die ſie betrachten.

Wegen der Reiſe unſers trefflichen Danneckers hieher ſind mir dieſe Zeit über Zweifel aufgeſtiegen, denn der Menſch denkt über eine Sache nicht einen Tag wie den andern. Es ſind wohl ſechs und mehr Jahre, daß ich Gall zu Liebe, der bei uns einſprach, meine Maske abformen ließ, ſie iſt wohl gerathen; Weiſer hat ſie nachher aufgeſetzt und die Augen geöffnet, ſollte es nicht hinlänglich ſeyn, wenn ich beides hinſendete? Wie müßte man thun, wenn ſich das Original in die ewigen Wohnungen entfernt hätte. Die Formen ſind hier ganz genau, Geiſt, Leben und Liebe muß ja ohnedem der Künſtler hinein ſtiften. Es ſey dieſes nur eine Zwiſchenrede, der Hauptſache unbeſchadet.

Ein Heft Kunſt und Alterthum liegt bei, möge Ihnen darin einiges gefällig ſeyn. Ein Heft Morphologie wird auch zunächſt ausgegeben. Ich arbeite jeden Tag etwas weg, aber es gibt des Stoffes ſo viel, daß ich denſelben ſich kaum vermindern ſehe. Arbeiten Sie fleißig mit friſchen Kräften. Graf Reinhard ſchreibt mir, daß Sie eine Reiſe nach Paris machen, ich hoffe, noch vorher von Ihnen zu hören.

G.

Weimar, 6. März 1820.

Wenn eine Correſpondenz von Zeit zu Zeit ſtockt, ſo iſt es dagegen auch wieder gut, wenn zuweilen die Briefe im Wechſel gehen und ſo ſoll auch dieſer, ehe ich Nachricht von meinem letztabgeſendeten erhalte, zu Ihnen unverzüglich wandern. Ich habe um Vergebung zu bitten, daß ich der freundlich überſendeten Schriften nicht erwähnte; mir geht ſo viel vor der Seele vorbei, daß ich es nicht immer auffaſſen kann, gerade wenn ich's brauche. Herrn Jägers Werk, den ich ſchönſtens zu grüßen bitte, kam mir bald nach dem Abdruck meines erſten Hefts Morphologie zu Handen, es ſteht durchſchoſſen neben mir, manches iſt bemerkt und nachgetragen, auch wird in meinem zweiten Heft deſſelben dankbar und ehrenvoll gedacht. Einige Erinnerungen nimmt mir

der würdige Verfaſſer nicht übel; jeder hat ſeine Sinnesart und muß ſehen, wie er ſich durchhilft.

Auch das Jahrbuch hat mir viel Vergnügen gemacht, die Abbildung der Ueberſchemmung von Kannſtadt iſt mir deſswegen auch ſehr merkwürdig, weil ſie einen anſchaulichen Begriff gibt, wie es dort ausgeſehen haben mag, als die Elephanten verſchüttet wurden. Sobald das Frühjahr erlaubt, ſich mit dem kalten Geſtein abzugeben, machen wir ein Schwänchen von foſſilen Knochen zuſammen, und überſenden es, in Hoffnung geneigter Erwiederung von Kannſtadter Seltenheiten.

Ihre körperlichen Beſchwerden, mein Beſter, bedauere ich mehr als meine eigenen. Die Jugend fordert freien Gebrauch ihrer Glieder; nicht allein der Jüngling ſelbſt macht Anſprüche an ſich, die Welt läßt's auch daran nicht fehlen. Da man von uns Alten keinen Botengang mehr fordert, ſo verzeiht man, wenn wir beim Spazieren ein wenig hinken und ſäumen. Die mir mitgetheilten Durchzeichnungen und Umriſſe ſollen Freunden und Freundinnen nochmals als koſtbare Schätze vorgewieſen und ſodann alſobald abgeſendet werden.

Treulichſt

Goethe.

Stuttgart, 13. März 1820.

Ihren lieben Brief, der mir den Divan ankündigte, gleich auf der Stelle zu beantworten, war mir verſagt, und nun folgte die Sendung und Ihr zweiter Brief ſo ſchnell nach, daß ich für all' dieß freundliche und ſchöne mit einmal danken muß.

Der Divan kommt mir in dem prächtigen türkiſchen Einband faſt etwas fremd vor, es wird anfangs einige Mühe koſten, dieſe Scheu zu überwinden und das Buch wie einen vertrauten Freund zu behandeln, den man zu jeder Tageszeit in jeder Kleidung beſucht, um ſich mit ihm von den liebſten Dingen und den ſchönſten Erinnerungen zu unterhalten.

In dem neuen Heft Kunſt und Alterthum habe ich die Artikel über Schaumünzen, die italieniſchen Klaſſiker und Romantiker, den Straßburger Pfingſtmontag und Lord Byron mit ganz

beſonderer Aufmerkſamkeit und zu großer Freude und Belehrung geleſen. Von der Dreikönigslegende als einem durch und durch bekannten rede ich nicht mehr, ich erwähne ſie nur, um zu bitten, daß Sie in Ihrem nächſten Brief mir auf meine Mittheilung wegen der Ueberſetzung gütigſt antworten mögen.

Was Sie über Byron ſagen, haben Sie mir recht aus der Seele geſprochen. Die Sage von dem gräuelvollen Ereigniß in Florenz hat mir neuen Aufſchluß über manche Beziehungen gegeben, die ich bisher nur dem finſtern Weſen des Dichters im Allgemeinen zugeſchrieben. Könnte er ſich nur einmal von ſeinem abgeſchmackten Hochmuth, von dieſem Selbſtgefallen in der Verzweiflung losmachen und ſich von ganzem Herzen vor Gott in den Staub werfen. Er würde dann bald wieder aufſtehen und die Welt zwar nicht in friſcher Morgenröthe, aber doch in einem milden, friedevollen Abendlicht ſehen können. Nun iſt bei ihm nichts wie Sturm und Gewitter mit wenig ſchönen Sonnenblicken und wenn es ausgetobt, der widerwärtigſte graue Winternebel.

Bei den Schaumünzen muß ich Sie an Zollmann in Wiesbaden erinnern, der das Bildniß des Herzogs von Naſſau, wie mir ſcheint, auf eine lobenswerthe Weiſe geſchnitten hat. Dem braven Bruckmann in Heilbronn ſind ſeine beiden Stempel mit dem Bruſtbild der ſeligen Königin Katharina leider nicht ſehr gelungen. Die Aufgabe iſt aber auch überaus ſchwer. Das bringt mich nun auf Dannecker, der ſich Ihnen angelegentlichſt empfehlen läßt. Ihren Gedanken wegen der Maske, von welcher übrigens er ſchon lange einen Abguß beſitzt, habe ich nicht gewagt, ihm mitzutheilen, weil er ſich zu ſehr darauf freut, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, und auch weil ich es nicht im mindeſten mit Uebereinſtimmung hätte thun können. Was aber die Reiſe anbetrifft, ſo ſehe ich voraus, daß bei dem Bedenken der Aerzte über den Zuſtand ſeiner Frau er ſich trotz ihrem einſtweiligen Beſſerbefinden nicht ſobald wird beruhigen können, um im April ſchon zu kommen. Es wird alſo dieſe Angelegenheit wohl bis nach Ihrer Rückkehr aus dem Bade müſſen verſchoben bleiben.

Mit meiner Geſundheit geht es jetzt wieder gut, und ich werde das Verſäumte mit friſchen Kräften nachzuholen ſuchen.

Die übrigen Platten zu dem Domwerk gehen dieſer Tage

Chan, ſich in Petersburg befand, erſuchte man ihn um einige Zeilen ſeiner Handſchrift. Er war freundlich genug ein Blatt zu ſchreiben, wovon wir die Ueberſetzung hier einſchalten.

„Ich bin durch die ganze Welt gereiſ't, bin lange mit vielen Perſonen umgegangen, jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Aehre, und doch habe ich keinen Ort geſehen dieſer Stadt vergleichbar, noch ihren ſchönen Huri's. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr! —"

„Wie wohl hat jener Kaufmann geſprochen, der unter die Räuber fiel die ihre Pfeile auf ihn richteten! Ein König, der den Handel unterdrückt, verſchließt die Thüre des Heils vor dem Geſichte ſeines Heeres. Welcher Verſtändige möchte bei ſolchem Ruf der Ungerechtigkeit ſein Land beſuchen? Willſt du einen guten Namen erwerben, ſo behandle mit Achtung Kaufleute und Geſandte. Die Großen behandeln Reiſende wohl, um ſich einen guten Ruf zu machen. Das Land das die Fremden nicht beſchützt geht bald unter. Sey ein Freund der Fremden und Reiſenden, denn ſie ſind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten; ſey gaſtfrei, ſchätze die Vorüberziehenden, hüte dich ungerecht gegen ſie zu ſeyn. Wer dieſen Rath des Geſandten befolgt, wird gewiß Vortheil davon ziehen."

„Man erzählt, daß Omar ebn abd el aſis ein mächtiger König war, und Nachts in ſeinem Kämmerlein voll Demuth und Unterwerfung, das Angeſicht zum Throne des

nach Paris ab; ich habe noch ein paar dazu machen lassen und es nun so eingerichtet, daß aus der bisher beabsichtigten ersten Lieferung zwei entstehen, die bald nach einander erscheinen werden. Ehe in Paris alles zur Herausgabe fertig und meine Gegenwart erforderlich ist, ziehen sich noch immer einige Monate hin. Wenn nur der technischen Quälerei nicht so viel wäre und mein Stand als Bürgermeister in unsrer kleinen Hausrepublik nicht so viel Zeit raubte, ich wäre mit mancher angefangenen literarischen Arbeit längst fertig und mit anderen um ein großes weiter gerückt. Aber Gott und die Menschen haben es einmal so gewollt, und so ist es dann recht. Wie viel Gutes und Schönes ist nicht mit diesem Zustand verknüpft oder eigentlich geradezu durch denselben bedingt. Wenn das nur die Freunde einsehen, denn die Welt bleibt doch die garstige Alte, auf deren Wohlwollen man nie zählen kann. Aber freilich gibt es auch wenig wahre Freunde, und ich muß darum Gott immer aufs Neue danken, daß er Sie mir so recht zu Freude, Trost und Erhebung erweckt hat.

S. B.

Stuttgart, 23. März 1820.

Hoffend, daß mein Brief vom 13. Sie gesund und munter wird getroffen haben, schreibe ich heute, um Sie auf eine Anfrage im Kunstblatt, die Ihnen leicht entgehen könnte, aufmerksam zu machen. Das Blatt liegt hier bei. Sie sehen, es betrifft den Dichter Johannes Secundus, der auch Künstler und Freund des Schoreel war.

In dem Bildniß, welches letzterer von ihm gemalt hat und welches in den verschiedenen Ausgaben der Gedichte gestochen ist, hält Secundus eine Medaille in der Hand, worauf man das Bild seiner Geliebten Julia erkennt, zugleich sind auf dem Tisch zwei kleine Meißel angebracht. Ich schließe daraus und aus der Gestalt jenes Bildes der Julia auf dem Titelblatt, daß Secundus meist kleine Medaillons, etwa in Holz oder Alabaster verfertigt habe; wozu denn auch die Bescheidenheit noch viel besser passen würde, daß er seine Arbeiten Spiele nennt. Das Bildniß des alten Schulmeisters Michael, welches Secundus nach einem seiner

Gedichte demſelben zum Epitaph in Thon geformt hat, macht wohl eine Ausnahme, dürfte aber meine Meinung nicht umwerfen.

Es fragt ſich nun, ob nach den erhaben gearbeiteten Medaillons des Secundus vielleicht auch Stempel geſchnitten, und ob Ihnen bei Ihrem vielen Sammeln und Forſchen im Schaumünzenfach dergleichen bekannt geworden?

Die Entdeckung eines Künſtlers, der ein ausgezeichneter Dichter war, mit unſerem verehrten Schoreel in freundſchaftlichem Verhältniß ſtand und ihn durch mehrere Gedichte verherrlichte, wird Ihnen auf jeden Fall ſehr erfreulich ſeyn. Wie ſchön aber wäre es, wenn ſie noch zu weiteren Entdeckungen führte.

In Ihrem Diwan ergötze ich mich alle Tage. Das Buch iſt recht wie ein Käſtchen voll Perlen und Edelſteine; man muß es immer wieder öffnen, bald dieß, bald jenes betrachten, und wird nicht ſatt, ſich an dem ſtillen Licht des einen, an dem blitzenden Glanz und der ſchönen Farbe des andern zu weiden; ſo viel Weisheit, Geiſt und Liebe iſt darin enthalten.

Wegen der Ueberſetzung der Dreikönigslegende und dem Vorſchlag, Ihre lateiniſche Handſchrift hieher zu ſenden, erwarte ich Ihre gütige Antwort.

Mein Bruder und Bertram empfehlen ſich mit mir aufs beſte und ſchönſte.

Gott erhalte Sie!

G. B.

Weimar, 23. März 1820.

Ihr freundliches Schreiben vom 15. März befördert die in Stocken gerathene Sendung. Mit der fahrenden Poſt geht in dieſen Tagen ab:

1) Hauptzeichnung der drei Könige von Hemmling.
2) Albrecht Dürers Grablegung.
3) Kreuzigung, Mabuſe.
4) Veronika, Durchzeichnung.
5) St. Johannis Abſchied, Durchzeichnung.

Weil alles ohnehin reinlich auf einander paßt, ſo habe ich kein Zwiſchenpapier gelegt, da ſolches oft ein ungleiches Rollen verurſacht.

Die kleineren Durchzeichnungen folgen auch auf einer besondern Rolle.

Noch vor der Absendung habe ich mich mit Freunden daran gelezt und Ihnen zum Besitz der Originale doppelt und dreifach Glück gewünscht.

Sollten Sie Gelegenheit finden, mir kleinere Gruppen aus Ihren Bildern zeichnen zu lassen, die in meine bescheidene Sammlung paßten, so würde ich solche mit Dank erkennen, z. B. die Gruppe der Rückkehr der drei Könige: die Bildchen unter der Kreuzigung von Mabuse ꝛc.

Wie schön wäre es, wenn diese Männer bei ihren großen Talenten auch in Kupfer gestochen hätten, wie es Lucas von Leyden zu thun gefiel, so könnte jedermann nach so viel hundert Jahren gerade vor sie treten und sich von ihrem Verdienst überzeugen.

Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß mir ein uralter Wunsch erfüllt worden: einen ganz vortrefflichen Abdruck vom Tod der Maria von Martin Schön zu erlangen. Wie an Ihren unversehrten Bildern von Hemmling ꝛc., so auch an einem ächten Abdruck der älteren Kupferstecher lernt man erst das grenzenlose Verdienst der charakteristischen Deutlichkeit und Ausführung dieser Meister kennen. Die Behandlung beim Bearbeiten der alten Uebersetzung des Manuscripts der heiligen drei Könige billige ich vollkommen; es gehört Geschmack und Sinn dazu, um dergleichen ohne Pedanterei und Neologie wieder an den Tag zu bringen.

Ich sende zu diesem Zweck mein Original mit der inständigen Bitte: die größte Sorgfalt dafür zu hegen; es hat für mich einen gar vielfachen Werth.

Da ich diesen Winter in entschiedenster Einsamkeit lebe und nur mit wenigen Freunden conferire, so ist mir höchst angenehm, wann das, was von uns ausgeht, auch Ihnen Freude und Belebung bringt. — Ist Ihnen Don Juan von Byron schon begegnet? Dieses Gedicht ist verrückter und grandioser als seine übrigen. Immer dieselben Gegenstände, aber mit höchstem Talent und Meisterschaft behandelt. Wäre er ein Maler, so würde man seine Bilder mit Gold aufwiegen. Jetzt gehören seine Bände Jedermann und da kommt nun allzudeutlich zum Vorscheine, was Sie so treffend aussprechen. Und wie er durch ewige Wiederholung

unſern Antheil ermüdet, ſo ermüdet er zuletzt auch die Bewunderung.

Die Medaillen, von denen Sie mir ſchreiben, will ich mir zu verſchaffen ſuchen. Aus Wiesbaden verſchafft mir die eine wohl der wunderliche, mir nicht ganz erklärliche Dorow. Er hat mir einen Schwefelabguß eines Perſiſchen cylindriſchen Talismans geſendet, den er auch in ſeinen morgenländiſchen Alterthümern abgebildet und commentirt hat. Wenn man jene Zeit und Weiſe gelten läßt, ſo muß man auch dieſes Werk insbeſondere für bedeutend und fürtrefflich halten. Das Lobenswürdige daran erſcheint freilich nicht in der Nachbildung, wo für lauter Detail gar nichts zur Anſchauung kommt.

Wo ich mich mit unſerm vortrefflichen Dannecker, den Sie beſtens grüßen werden, dieſen Sommer zuſammenfinde, müſſen wir den Geſtirnen überlaſſen. Ich will vor allen Dingen ſuchen von Karlsbad zurückzukehren, alsdann wird ſich ja wohl das Weitere ergeben.

Mit der Rolle das Mehrere. Treulichſt

Goethe.

Fortſetzung.

Daß Sie die Surrogate ablehnen, kann ich nicht ſchelten, wir wollen alſo die Originale zu erhalten ſuchen. Sie haben indeß eine größere Expedition vor, wozu ich alles Glück wünſche und gar nicht läugne, daß Ihre Pilotenthätigkeit und Aufmerkſamkeit mir ſehr reſpektabel ſey. Die Complikation Ihrer Zuſtände erfordert eine rührige Conſequenz, die man kaum immer von ſich fordern kann.

Nach Ihrem Domwerk ſehne ich mich recht ſehr; denn inſofern ich ſagen kann, daß ich dieß unſchätzbare Gebäude zu ehren weiß, erſcheint mir doch alles übrige dieſer Art nur als ein allenfalls löbliches Nachbild.

Möge ſich Ihre Geſundheit zur vorhabenden Reiſe und auf derſelben befeſtigen und ſtärken, eh' ich von hier abgehe, hören Sie von mir und ich wohl von Ihnen.

Weimar, 23. März 1820.

G.

Stuttgart, 2. April 1820.

Es freut mich unaussprechlich, so oft Mittheilungen von Ihnen zu erhalten. Unsere Briefe kreuzen sich nun fast immer, so ist es wieder der Fall gewesen mit dem Ihrigen und dem meinigen von demselben Tag. Ihre Sendung vom 23. März kam gestern an. Diese alten Skizzen erinnern uns an die geringen Forderungen, die man anfangs machte; erschienen sie uns damals ungenügend, so erscheinen sie uns jetzt vollends kümmerlich. Doch wird die Anlage der sterbenden Maria, weil sie genau nach Quadraten entworfen worden, gute Dienste leisten können.

Haben Sie beim Empfang dieses die große Rolle noch nicht abgesandt, so bitte ich die drei Könige von Hemmling zurück zu halten, denn wir haben davon noch den ersten Entwurf.

Auch würden Sie uns ganz besonders verbinden, wenn Sie uns die Zeichnungen nach der Legende der Ursula von Hemmling in Brügge, von denen Sie mir einst schrieben, mitsenden wollten. Sie erhalten sie spätestens in zwei Monaten zurück.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen diese Zeilen überbringt. Es ist der Sekretär des Königs von Württemberg, Legationsrath Goes, welcher S. M. auf dieser kurzen Reise begleitet, die er zur Erbprinzessin, Großfürstin Marie macht. Ich kenne ihn nicht viel, kann ihn aber als einen gebildeten, freisinnigen, bescheidenen Mann empfehlen. Es wird ihn gar sehr ehren und erfreuen, wenn Sie ihm einige Augenblicke Ihr Gespräch gönnen wollen. — Ich gebe ihm die Medaille der hochseligen Königin mit, die ich von Bruckmann zum Geschenk erhalten, nehmen Sie dieselbe gütigst von mir an, ich werde mir schon neue Abdrücke zu verschaffen suchen.

Daß Sie mit der beabsichtigten Behandlung der Dreikönigslegende zufrieden sind und Ihr lateinisches Original zur Benützung mittheilen wollen, ist mir sehr lieb. Herr Goes wird das Manuscript gerne an mich mitnehmen und sorgfältigst bewahren. Die Abschrift des deutschen Heidelberger Manuscripts ist bereits vollendet.

Von Frankfurt erhielt ich vorgestern Nachricht, daß der Magistrat und sämmtliche Behörden die Ueberlassung des Platzes zu dem Denkmal bewilligt haben. Das Nähere wird sich nun bald ergeben.

Für heute muß ich hiemit schließen. Gott befohlen

S. B.

Weimar, 3. April 1820.

Es iſt ein ſo löbliches als erfreuliches Reſultat fortgeſetzter Forſchungen, daß eine Entdeckung die andere aufklärt, und ſo wollen wir uns erfreuen, daß Johannes Secundus, das ſchöne poetiſche Talent, auch als Künſtler oder wenigſtens Dilettant im Plaſtiſchen erſcheint. Man ſieht in ſeinen Schriften, ſo wie in ſeinem kurzen Leben den Abglanz des unvergleichlichen ſechzehnten Jahrhunderts; welche Menſchen haben da nicht zuſammengewirkt! Unter ſeinem Bildniſſe, deſſen Sie erwähnen, ſteht:

Praevenit cita mors at, doeti dextra Scorelli
Quam dederat, vitam laedere non potuit.

Ich hätte niemals geglaubt, daß das Verdienſt dieſes Scorelli mir ſo anſchaulich werden könnte, als es durch Ihre Sammlung geſchehen iſt. Nun müßten Sie auch noch zu ſo vielen anderen glücklichen Ereigniſſen eben dieſes Bild auffinden und acquiriren.

Ich habe aus jener Zeit viele Profilabbildungen von Männern und Frauen, genannten und ungenannten, nun käme es darauf an, ob ſich Spuren fänden, ihm eins und das andere zuzueignen.

Mein Vorſatz iſt nunmehr, mit Jubilate mich in die böhmiſchen Gebirge zu verſenken. Der Winter, den ich, obgleich in guter Geſellſchaft, faſt ganz in meinem Hauſe zugebracht, iſt mir doch zuletzt ein wenig lang erſchienen; indeſſen hab' ich ſehr vieles vorgearbeitet, was den Sommer über zur Reife gedeihen mag. Ihre großen Zeichnungen geben auf alle Fälle vor meiner Abreiſe wieder zu Ihnen zurück; wünſchen Sie ſonſt noch etwas, ſo ſagen Sie es bald. Denn ich muß auch noch nach Jena und am Ende wird es immer tumultuariſch, man habe auch noch ſo viel vorgearbeitet, und ſomit abermals die beſten Grüße und Wünſche und ſo fort und für ewig

Goethe.

Weimar, 6. April 1820.

Damit nicht am Schluß meines hieſigen Aufenthalts das Manuſcript der drei Könige, woran Ihnen gelegen ſeyn wird

vergessen werde, überiende solches alsobald und wünsche guten Gebrauch; nur bitte für dessen Erhaltung Sorge zu tragen, da es mir in manchem Betracht gar werth ist.

Für heute nicht weiter als die schönsten Grüße.

G.

Weimar, 15. April 1820.

Und so sende denn kurz vor meiner Abreise das Verlangte. Den großen Umriß habe ich nach Ihrem Willen dankbar zurückbehalten. Mit der fahrenden Post geht die Rolle, zu der ich auch noch das Pfingstfest von Hemmling hinzufügen konnte. Durch dieses Wort angeregt, sende auch ein Exemplar Pfingstmontag, fröhliche Feiertage wünschend: Prinzeß Ursula von Hrn. v. Reversberg liegt bei.

Möge Ihnen alles zum Besten gedeihen und ich in Karlsbad oder wenigstens bei meiner Rückkehr vernehmen, daß es Ihnen wohl gehe, wie ich denn auch von mir hoffe, das Gleiche melden zu können.

G.

Stuttgart, 1. Mai 1820.

Meine Gedanken suchen Sie jetzt zwischen den Felsen und Tannenwäldern von Karlsbad; mögen diese Zeilen Sie dort frisch und munter antreffen. Obrist v. Wimpfen und Legationsrath Goes haben mir durch ihre Erzählung von Ihrem guten Aussehen und Befinden die beste Hoffnung erregt.

Und nun nach dieser ersten Begrüßung empfangen Sie auch gleich unsern herzlichsten Dank für alles das Gute und Liebe, was Sie S. M. dem König über uns gesagt haben. Seit der Rückkehr des Königs ist uns noch nicht die Ehre geworden, ihn zu sprechen, aber es wird dieß nicht lange mehr anstehen, und dann werden wir gewiß manches erfahren, welches Ihnen mitzutheilen uns eine große Freude seyn wird. Für Ihre übrigen Briefe und für die Sendung danke ich gleichfalls recht sehr. Alles ist vor und nach, die Zeichnung aber erst vor zwei Tagen

angekommen. Hätte ich nicht auf letztere gewartet, ſo hätte ich ſchon früher geantwortet.

Die Handſchrift von der Dreikönigslegende wird ſorgfältigſt verwahrt und behandelt, ſie iſt zur Aufklärung der in manchen Stellen ſehr nachläſſigen Ueberſetzung von dem höchſten Nutzen.

Was von den Zeichnungen des Aufhebens werth iſt, erhalten Sie ſeiner Zeit als ein urſprünglich Ihnen zugedachtes zurück.

Ueber die Geſchichte der Urſula von Hemmling ſind wir im Mißverſtändniß, ich glaubte mich aus Ihren früheren Briefen zu erinnern, daß Sie Zeichnungen nach dieſen Bildern beſäßen, und hätte dieſe zur Anſicht gewünſcht; Sie aber haben wahrſcheinlich, weil die Zeichnungen bloß an Ihnen vorübergegangen, deren nicht mehr gedacht, ſondern die Keverbergiſche Prinzeſſin Urſula gemeint, die ich längſt vom Verfaſſer ſelbſt erhalten. Indeſſen bin ich Ihnen für die gütige Sendung dieſes Büchleins nicht minder verbunden, denn es hat Ihnen Veranlaſſung gegeben, den Pfingſtmontag beizulegen, woran ich mich kindiſch ergötzt habe. Gegenwärtig ſind ſchon die hieſigen Freunde darüber her und können ſich nicht ſatt leſen. Die Sprache und Lebensweiſe im Elſaß iſt mit der hieſigen nah verwandt, ſo daß die Leute in dieſer Charakterſchilderung ihre eigenen Zuſtände und Umgebungen gleichſam wie in einem Spiegel wieder erblicken. Da freut ſich denn ein jegliches, und beſonders haben die Mädeln, bei denen ſich eben auch hie und da ein hochdeutſch redender Liebhaber einfindet, ihre große Luſt daran; nur klagen ſie, daß ſie bei ſo viel Anmuthigem und Spaßhaftem auch manches Widerwärtige, ſo viel Schelt- und Schimpfworte leſen müſſen. Es iſt halt in dieſer Hinſicht, wie Sie gar treffend ſagen, das alte Narrenſchiff, die Narrendiligence, die ewig hin und wieder fährt.

Ueber die Medaillen von der ſeligen Königin ſchreiben Sie mir nichts. — Bruckmann hat mir von der größern einen beſſern Abdruck für Sie zugeſtellt, den ich Ihnen ſpäterhin nach Weimar ſenden werde. Nun will er auch Medaillen zu Ihrem und Schillers Andenken verſuchen, zum Modell der Ihrigen hat er die bei Danneker befindliche, nach der Maske geformte Büſte benutzt, aber er möchte den Stempel nicht gern ſchneiden, ohne Sie ſelbſt geſehen zu haben, und für Schillers Medaille hegte er den Wunſch, daß Sie eine Rückſeite dazu angeben möchten.

Die Meinigen grüßen und wünschen mit mir den beſten Erfolg Ihrer Brunnenkur.

Erfreuen Sie uns bald mit angenehmen Nachrichten.

Ewig der Ihrige

S. B.

Karlsbad, 26. April 1820.

(Eigenhändig.) Ihr lieber Brief, mein Theuerſter, gelangte bald nach meiner Ankunft zu mir, bei meiner Abreiſe ſoll Gegengruß und Dank erfolgen.

Seit fünf Wochen iſt mir alles gelungen, das günſtigſte Wetter, der Genuß eines zurückgehaltenen, endlich gewaltſam durchbrechenden Frühlings, wenige, aber gute Geſellſchaft und ein Befinden, wie ich es verhältnißmäßig nur wünſchen konnte. Möge ich nun auch glücklich nach Hauſe gelangen und baldigſt hören, daß es Ihnen auch wohl gelingt. Die ſchönſten Grüße.

Treulichſt

Goethe.

Stuttgart, 1. Juli 1820.

Ihr lieber Brief mit den guten Nachrichten von Ihrer Kur in Karlsbad hat uns die größte Freude gemacht. Ich wollte Ihnen gleich darauf antworten, als Beweis davon erhielten Sie die Vignette mit der Stadt Köln, konnte aber ſeit den drei Wochen vor Geſchäften und Störungen nicht dazu kommen, den Brief nachzuſenden.

Nun ſtehe ich auf dem Punkt, nach Wiesbaden zu gehen und ſchreibe, wie es eben der Augenblick vergönnt, nur kurz, um Sie zur glücklichen Heimkehr zu begrüßen und Ihnen zu ſagen, was ich treibe und vorhabe.

Zunächſt alſo reiſe ich morgen ins Bad, dort denke ich vier Wochen zu bleiben, ſodann hieher zurückzukehren und anfangs September die Reiſe nach Paris anzutreten. Die zur Herausgabe eines ſo großen und wichtigen Kupferwerks, wie das meinige, nöthigen Vorbereitungen ziehen ſich ſelbſt bei der Behendigkeit der

französischen Künstler und bei den vielen Beförderungen und Mitteln, welche die große Stadt darbietet, mehr in die Länge, als ich geglaubt hatte. Ich habe darum bisher das Geschäft durch Briefe leiten und die Rückkehr des bessern Wetters abwarten können. Auch war es rathsam geworden, vorläufig die Ausführung der weiteren Lieferungen einzuleiten, um den französischen Künstlern eine Uebersicht des ganzen Werks zu verschaffen. Die zu diesem Zweck nach Paris gesandten Zeichnungen haben den größten Beifall erhalten, man schreibt mir: „Les artistes sont demeuré extasiés à la vue des desseins, et sont touts d'accord que ce sera le plus bel ouvrage qui ait été entrepris dans ce genre: il doit avoir du succès, et certe vous en devez attendre beaucoup d'honneur etc."

Mehrere der ausgezeichnetsten Künstler haben vorgeschlagen, mit vereinter Hand das ganze Werk in drei Jahren zu vollenden, und da Herr v. Cotta sich definitiv verbunden hat, die Kasse dazu herzugeben, mit der Bedingung, daß ich das Risico mit ihm theile, so darf man zuversichtlich einer erwünschten Ausführung des Unternehmens entgegen sehen. Für heute mag dieß wenige genug seyn.

Es liegt mir auf dem Herzen, noch von Dannecker zu sprechen, der sich Ihnen auf das Angelegentlichste empfehlen läßt. Dieser gute Freund befindet sich wegen der Reise zu Ihnen in der traurigsten Verlegenheit. Der Zustand seiner Frau ist immer so bedenklich und sein Verhältniß zu ihr von der Art, daß er es noch nicht unternehmen darf, sich auf einige Wochen von ihr zu trennen. Sie leidet wie es scheint an einem organischen Fehler, der ihr von Zeit zu Zeit die gefährlichsten Zufälle verursacht. Man hatte gehofft, mit dem Sommer würde das Uebel, wo nicht sich verlieren, doch so gemildert werden, daß die arme Frau sich über eine kurze Entfernung des Mannes beruhigen, oder gar ihn begleiten könnte. Aber eine, vor einigen Tagen versuchte Spazierfahrt von zwei Stunden hat so böse Folgen gehabt, daß man diese Hoffnung wird aufgeben müssen. Unter solchen Umständen weiß ich nicht, was ich den Frankfurter Freunden, die sich sehr ernsthaft mit der Vorbereitung zu dem Denkmal beschäftigen, Tröstliches sagen soll.

Der König ist nach Genua abgereist, er hat uns noch sagen

Schöpfers wendend, sprach: O Herr! Großes hast du anvertraut der Hand des schwachen Knechtes; um der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit, bewahre mich vor der Bosheit der Menschen; ich fürchte, daß das Herz eines Unschuldigen durch mich könne betrübt worden seyn, und Fluch des Unterdrückten meinem Nacken folge. Ein König soll immer an die Herrschaft und das Daseyn des höchsten Wesens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdischen Dinge, er soll bedenken, daß die Krone von einem würdigen Haupt auf ein unwürdiges übergeht und sich nicht zum Stolze verleiten lassen. Denn ein König, der hochmüthig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf seinem Throne gedeihen; man soll sich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufblähen lassen. Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet ist; wer so viel davon nimmt als nöthig, um sich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel, aber wer mehr nimmt verbrennt sich."

„Als man den Plato fragte, wie er in dieser Welt gelebt habe, antwortete er: mit Schmerzen bin ich hereingekommen, mein Leben war ein anhaltendes Erstaunen und ungern geh' ich hinaus, und ich habe nichts gelernt als daß ich nichts weiß. Bleibe fern von dem, der etwas unternimmt und unwissend ist, von einem Fommen, der nicht unterrichtet ist; man könnte sie beide einem Esel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wissen warum. Der Säbel ist gut anzusehen, aber seine Wirkungen sind unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet sich Fremden, aber der Bösartige entfremdet sich seinem Nächsten. Ein König sagte zu einem der Behloul hieß: gieb mir einen Rath. Dieser versetzte: beneide keinen Geizigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen, der sich

lassen, daß er abgehalten worden sey, unsere Sammlung wieder zu besuchen, daß er dieses nun bis zu seiner Rückkehr aufschieben müsse.

Ihre lateinische Handschrift zu benützen, läßt sich Herr Schwab sehr angelegen seyn, in zwei Monaten hoffe ich sie Ihnen zurückschicken zu können.

Beiliegende Blätter, die ich über Quaglios Baudenkmale geschrieben, schicke ich, weil sie Ihnen leicht entgehen könnten und sie doch wohl meinetwegen einiges Interesse für Sie haben. Das Werk selbst ist Ihnen gewiß längst bekannt.

Ihre Briefe treffen mich bis Ende Juli in Wiesbaden in der Post, geben Sie mir bald recht frohe Nachrichten.

Die besten Grüße und Wünsche von uns Dreien.

Von ganzer Seele ergeben

G. B.

Jena, 16. Juli 1820.

Wir sind schon in die zweite Hälfte des Julius gerückt, daß ich mich eilen muß, wenn ich Sie in Wiesbaden noch finden will. Erlauben Sie, daß ich lakonisch verfahre, denn es ist ein Heft, **Kunst und Alterthum**, sowie ein anderes, **Morphologie**, im Drucke. Nun sind die manchmal bis zum Aerger säumigen Setzer dann auf einmal wieder so exigant, daß man in unangenehmer Verwirrung lebt.

Zuerst aber möcht' ich von dem Frankfurter Monument sprechen, denn es wäre eine unartige Bescheidenheit, wenn ich mich darnach nicht erkundigen wollte. Sagen Sie mir, was hat man vor, wo und wie?

Und was die Büste betrifft, so gesteh' ich gern, daß ich an Danneckers Hieherkunft nicht mehr glaube. Dieses denke und sage ich wider Willen, weil ich mich durch ihn modellirt wieder neben Schillern denken könnte. Wer muß sich aber nicht jeden Tag bekennen, daß vergangene Zeiten, Verhältnisse, Gefühle, Thätigkeiten nicht wieder zurückzurufen sind.

Insofern es mir also ziemt ein Wort mitzusprechen, so würde ich bitten, eine rasche Umsicht zu fassen und damit ich kurz sey, thu ich folgenden doch ganz unmaßgeblichen Vorschlag. Rauch

in Berlin genießt eines verdienten Ruhms, iſt mir nah und, obgleich ohne perſönliche Bekanntſchaft, an mein Haus und die Meinigen geknüpft; man würde mit ihm leicht übereinkommen, er könnte mich in den nächſten Monaten beſuchen, ſein Modell mit fortnehmen und bei der gränzenloſen Marmorthätigkeit, die jetzt in Berlin herrſcht, würde die Büſte bald fertig ſeyn; ſetzt man ſich von Frankfurt aus in Bezug mit ihm, ſo erbiete mich ihm auf's freundlichſte im Laufe dieſer Monate zu empfangen. Ich würde über dieſe Angelegenheit wie bisher geſchwiegen haben, träte nicht ein Stillſtand ein, dem Sie ſelbſt keinen Rath wiſſen; die Schnepfe des Lebens ſchwirrt vorbei, ein guter Schütze muß ſie eilig faſſen.

Für Ueberſendung der Kunſtblätter dank' ich ſchönſtens; Ihre Recenſion iſt höchſt lobenswürdig und ſpricht die Abbildung alter kirchlichen Monumente mit einſichtiger Unterſcheidung aus, ich werde ſie hiernach mit größerer Aufmerkſamkeit und Vergnügen betrachten.

Das Kunſtblatt im Ganzen macht ſich recht gut, es leiſtet mehr, als man zu fordern berechtigt iſt, denn wenn von vielem ſoll Rechenſchaft gegeben werden, wo man ſich auch auf Andere verlaſſen muß, ſo ſind die Ungleichheiten unvermeidlich.

Die Stadt Köln, von dieſer ganz eigenen Seite ſo maleriſch und zweckgemäß zu ſehen, hat uns ſehr gefreut, die Geſammtarbeit ſolcher Künſtler müßte ein ſehr ſchönes Werk hervorbringen, auch hat es in meiner Zeitſchrift ſein ehrenvolles Plätzchen gefunden.

Möge alles gute Glück den Hauptſchluß Ihres Hauptunternehmens begleiten; meine Gedanken werden auf der Pariſer Reiſe immer bei Ihnen ſeyn. Laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit das Nähere vernehmen; denn ich kann mich immer nicht enthalten, die unüberſehbaren Schwierigkeiten zu empfinden, die Sie bei dieſem Werk ſchon überwunden und zu überwinden haben.

Fünf einſame Wochen hab' ich thätig genug in Jena zugebracht, denken Sie meiner im Guten, wenn Sie die Reſultate gewahr werden.

Wäre es auch nur wenige Tage, ſo wünſcht' ich mit Ihnen am Rhein und Main die früheren Lebendigkeiten zu erneuern; ſagen Sie mir ein deutliches Wort über den Zuſtand der Wiesbader

Quellen; sodann aber versäumen Sie nicht, mir von den Freunden auf der Mühle erfreulichst zu melden, ich habe so lange von dorther nichts gehört und es will mir immer nicht in den Sinn, so freundliche Erworbenheiten ganz fahren zu lassen: indessen ich freilich bekennen muß, daß meine actio in distans weder sehr kräftig noch anhaltend ist. Von Brentanos und Guaitas gönnen Sie mir auch ein Wort. .

Leben Sie zum besten und schönsten und gedenken an den Einsiedler, der von seiner Klause aus das Meer doch immer tosen hört. Von meinen Aeußerungen wegen der Büste machen Sie ja den bescheidensten Gebrauch, es ist mir immer Angst, wenn ich irgend einen Rath gegeben habe, denn wer kennt die Folgen eines Gedankens, wenn er auch im Anfange noch so gut war, sie können umschlagen. Treulichst

J. W. Goethe.

Stuttgart, 24. August 1820.

Ich bin seit vierzehn Tagen sehr zufrieden von Wiesbaden zurückgekehrt. Ihr werther Brief wurde mir von hier aus dorthin gesandt und war mir wegen dem, was er über die Fertigung der Büste enthält, doppelt lieb, denn ich stand eben im Begriff, diese Angelegenheit bei dem Frankfurter Verein zu einer Entscheidung zu bringen. Seitdem habe ich gezögert, Ihnen zu antworten, weil ich Ihnen gern einen Erfolg melden wollte und dieß kann ich nun heute. Der Verein hat nämlich an Dannecker eine förmliche Aufforderung, sich zu erklären, erlassen, und dieser hat aus den bekannten traurigen Gründen die Unmöglichkeit dargethan, dem Auftrag in der nächsten Zeit zu entsprechen, bei welcher Gelegenheit ich ihn dann bewogen habe, selbst den Bildhauer Rauch an seine Stelle vorzuschlagen. Ich habe diese Antwort nebst gehöriger Unterstützung des Vorschlags gestern nach Frankfurt gesandt, wo am 28. alles dem Verein vorgelegt und ein neuer Beschluß gefaßt werden wird. Zu diesem Tag haben mir auch die Architekten die Zeichnung zu dem Gebäude, über welches ich mit ihnen mündlich berathen, zu liefern versprochen und Thorwaldsen hat mich durch einen vor Kurzem angelangten Brief in Stand gesetzt, dem Verein bekannt zu machen, daß er die ihm

zugedachten Basreliefs ausführen will. Was hierauf weiter geſchieht, theile ich Ihnen ſeiner Zeit mit. Ich habe nun auch den für das Denkmal bewilligten Platz geſehen, es iſt die am ſüdweſtlichen Ende der Stadt gelegene Rübliniel, deren obere Fläche bei den größten Ueberſchwemmungen frei bleibt, alſo in der Hinſicht zur Anlage eines Gebäudes und Gartens ganz geeignet iſt.

Durch die Niederlegung des Schneide-Walls und Thurms hat die Inſel eine ſehr ſchöne Uferſeite gewonnen, auf welcher gegenüber ſich nur prächtige Gebäude erheben, von der andern Seite gewährt der Fluß mit der Stadt und Umgegend die herrlichſten Anſichten, nur kann ich nicht verhehlen, daß bei dieſem ſonſt ſo trefflichen Platz gerade die Anſicht fehlt, die ich ganz vorzüglich gewünſcht hatte, ich meine die auf das Homburger Gebirge. Doch Sie verlangen nicht allein die Stelle, ſondern auch den Entwurf zum Monument zu kennen. Ich lege ihn hier bei mit der Bitte, ihn geheim zu halten, denn ich habe, um allen Mißdeutungen vorzubeugen, die Mitglieder des Vereins veranlaßt, ſich bei der Conſtituirung förmlich zu vereinbaren, daß bis auf fernere Beſchließung über den Entwurf, ſowie über ſämmtliche Verhandlungen nichts außerhalb dem Kreiſe der Geſellſchaft bekannt gemacht werden ſolle. — Da Sie mir nun einmal den Mund geöffnet haben, ſo werden Sie mir wohl erlauben, daß ich Sie um Mittheilung Ihres Urtheils über das Vorgeſchlagene erſuche. Es iſt mir um ſo mehr daran gelegen, es zu erfahren, weil rückſichtlich der für die Basreliefs vorgeſchlagenen Gegenſtände Verſchiedenheit der Meinung obwaltet. Einige Freunde glaubten, ſtatt dem einen Bilderkreis aus Hermann und Dorothea ſollte man lieber Vorſtellungen aus mehreren Werken wählen, und nun wünſcht auch Thorwaldſen dieſe Abänderung.

Die Mannichfaltigkeit der dichteriſchen Schöpfungen würde ſo freilich beſſer bezeichnet, darum trat bei einer erſten Auffaſſung derſelbe Einwurf entgegen, aber es ſchien mir aus den in meinem Vorſchlag entwickelten Gründen und wegen der künſtleriſchen Einheit im Ganzen nicht rathſam ihm nachzugeben. Durch die Meinung des Künſtlers, dem ich die Aufgabe ohne alle Bemerkung zur freien Beurtheilung mittheilte, erhält die Sache ein neues Gewicht und bei den glücklichen Vertraulichkeiten, der Sie Raum gegeben, mag ich nicht entſcheiden, ohne Sie zu fragen. Wollte man die Mannichfaltigkeit

vorziehen, so würde ich geneigt seyn, sechs Bilder vorzuschlagen: über der Thüre, Werther zu Füßen der Lotte, die ihn verläßt, und auf dem zweiten Grunde, in Bezug auf die mit ihr gelesene Stelle aus dem Ossian, ein entseelter Leichnam an einem Fels am Strom, ein alter Barde auf dem Felsen sitzend, am Himmel Mond und Sterne; sodann Berlichingen mit Georg zum Kampf sich rüstend gegen die heranrückenden Feinde und gegenüber Faust und Mephistopheles zu Pferde, fliehend vor der Erscheinung des von Furien verfolgten Mädchens; ferner folgt Orest und Iphigenie von Pylades zur Einschiffung aufgefordert; die Krönung des Tasso und Hermann, der die Dorothea von den Auswanderern heimführt. — Der Künstler müßte sich hier in dem Kostüm nothwendig einige große Freiheiten erlauben und sich fast ausschließlich an den höhern Charakter der darzustellenden Gegenstände halten. Nehmen Sie diese neue Aufgabe als ein so eben Ersonnenes, noch nicht weiter Geprüftes mit doppelter Nachsicht auf und sagen Sie mir, was Sie davon denken. Um Sie über die Angelegenheit des Denkmals vollständig zu unterrichten, muß ich Sie auch einigermaßen mit den Personen bekannt machen, welche den Verein bilden, es befinden sich darunter: Schöff von Guaita, Staatsrath von Bethmann, Bankier Metzler-Heyder, Senator Franz Brentano, Senator Thomas, Baumeister Heß, Baumeister Rumpf, Pfarrer Kirchner, Dr. Melber u. s. w. unter den wenigen auswärtigen: Minister von Wangenheim, Oberbaurath Moller, meine Wenigkeit. Bethmann, Metzler und Brentano hat man zu Schatzmeistern, mich zum Präsidenten, Guaita und Thomas zu Vicepräsidenten gewählt; ich habe wegen der Entfernung vom Ort und aus vielen andern Gründen diese Ehre dankbarlichst abgelehnt, indeß bringt man in Frankfurt unabläßig Gegengründe vor und so wird denn wohl der Ausweg getroffen werden, daß man den bescheidenen Namen eines Direktoriums eintreten und mich einen von den drei Direktoren seyn läßt.

Da hätten Sie denn meine ganze Beichte, über die Sie mich im Namen des Herrn lossprechen mögen, Amen. — In wenigen Tagen schreibe ich Ihnen über meine bevorstehende Reise und manches Andere, was Ihnen Freude machen wird. Heute schließe ich mit unseren dreieinigen herzlichsten Glückwünschen zum Geburtstag!

S. B.

Jena, 1. September 1820.

Mit vieler Freude empfieng ich Ihr werthes Schreiben; es begrüßt mich nach kaum verklungenem Feste, welches die Akademie freundlich an meinem Geburtstag gefeiert hat; alle Welt war heiter und einig und man vergaß hier einen Augenblick, daß wir in der Zeit allgemeiner Mißstimmung und Mißtrauens leben.

Nun erfreuen Sie mich durch die Nachricht, daß Sie nach vollendeter Kur glücklich nach Hause gelangt und ertheilen mir nähere Kenntniß eines Geschäfts, das mir so wichtig und so theuer seyn muß. Meiner anerkennenden Dankbarkeit sind Sie und alle Freunde gewiß und ich entferne daher jede Bedenklichkeit einer falschen Scham, um getreu und froh mit einzuwirken. Und so kann ich Ihnen denn mit Vergnügen entwickern, daß den 15. August Herr Rauch mit einigen Freunden bei mir in Jena eingetroffen und meine Büste gefertigt hat, auf eine Weise, daß ich sehr wohl zufrieden seyn kann, so wie alle Freunde und Gönner hiesigen Orts damit zufrieden sind. Diese aus freiem, liebevollem Sinn, ohne weitere Veranlassung unternommene Reise und Kunstbemühung kommt nun unmittelbar den Frankfurter edlen Absichten zu statten und das bedeutende Unternehmen wird dadurch sehr erleichtert. Will man sich nun von dorther mit dem Künstler in Connexion setzen, so wird er die Arbeit gern übernehmen und sehr bald fordern; ihn beseelt ein jugendlich frischer Künstler-Muth; an Material und verarbeitenden Mitkünstlern fehlt es in Berlin jetzt auch nicht. Da ich denn noch hinzufüge, daß die Behandlung der Büste wirklich grandios ist und sich daher in jeder Größe stattlich ausnehmen wird.

Mehr sag ich nicht für heute, als nur, daß ich auch für mannigfaltige Gegenstände aus mehreren Gedichten zu stimmen geneigt bin. Sich auf Hermann und Dorothea zu beschränken wäre sittlich und patriotisch; wir haben aber an plastische Zwecke zu denken, welche auf jenem Weg schwerlich erreicht werden können. Mein Vorschlag wäre, mehrere bedeutende Gegenstände auszusuchen und solche dem Bildhauer vorzulegen, damit er diejenigen auswählte, welche seiner Kunst am günstigsten sind. Die verehrte Gesellschaft behält ja dabei immer das Recht mit einzuwirken; ich sende selbst nächstens deßhalb einige Vorschläge und kann es um so eher thun, als es mir zu Muthe ist, ich thue es

für einen Dritten. Ueberhaupt mich läßt ein jeder Kunſtgegenſtand ganz unparteiiſch, nur Sinn und Abſicht ſchwebt mir vor, mit der Frage: ob jener der rechte und ob dieſe erreicht werden.

Tauſend Dank und Gruß. Nächſtens ein Heft Kunſt und Alterthum. Treulichſt

J. W. v. Goethe.

Jena, 11. September 1820.

Leben ſchafft Leben. Ihre freundliche Sendung vom 28. Auguſt regte mich an, zu einem heute eintretenden Geburtsfeſt einer gar hübſchen Frau jene Darſtellung fortzuſetzen; ich ließ nämlich Ihre Münzabbildung gar ſäuberlich verziert auftragen und ſchrieb folgende Reime darunter:

Zwar die vierundzwanzig Ritter
Ehren wir in allen Fällen,
Doch auch Fräulein ſind nicht bitter,
Wenn ſie ſich dazwiſchen ſtellen.

Heute laſſet mich beachten
Solche lieblichſten Vereine,
Wenn ſie bunte Reihe machten
Die Ziegesar und die Steine.

Kämen ſämmtlich angezogen
Dieſer Stämme frohe Lichter;
Würden Könige gewogen
Und begrüssten ſie die Dichter.

Und beſonders aber Eine,
Welche wir zu ſegnen kamen:
Freunde nennen ſie die Kleine,
Sie verdient gar viele Namen.

Bei meiner Luſt zu Gelegenheitsgedichten macht es mir immer Vergnügen, wenn ein Bild ſich aus dem andern, Scherz aus dem Ernſte und Ernſt aus dem Scherze ſich entwickelt. Und hier tritt gerade der Fall ein, daß beide genannte Familien auch zahlreiche

Nachkommenschaft haben, alle rüstig, wohl gebildet und an Hofe präsentabel.

Empfehlen Sie mich Herrn Danneker vielmals. Er hat mir einen jungen Musikus empfohlen, der mich in Weimar nicht getroffen hat und hierher zu kommen keinen Beruf finden konnte.

Unter den plastischen Zierden jenes Monuments gedenken Sie einer Lampe, welche als herkömmliches Zeichen eines geistigen Fleißes allerdings zu billigen ist. Nun mache ich aber die Bemerkung, daß ich weder Abends, noch in der Nacht jemals gearbeitet habe, sondern bloß des Morgens, wo ich den Rahm des Tages abschöpfte, da denn die übrige Zeit zu Käse gerinnen mochte. Deßhalb diese Allegorie etwas weiter geführt wünschte wie die Figur ausweist. (Kommt nach.)

Hierauf folgt eine Bitte: ich wünschte in meinem folgenden Hefte (des zweiten Bandes drittes Heft ist so eben geendigt) eine Nachricht zu geben von dem Verfasser der Dreikönigs-Legende, ausführlicher, als der Umschlag des vorigen Stücks sie lakonisch hingibt. Sein wunderliches Leben ist wirklich merkwürdig; Sie haben alles gegenwärtig und der Redakteur der Uebersetzung wird ohnehin in der Vorrede darüber sprechen, vielleicht übernimmt er die kleine Bemühung selbst. Man könnte noch irgend etwas vom lateinischen Manuscript, sodann von der Heidelberger deutschen Uebersetzung etwas sagen, auch das Unternehmen, diese lesbarer herausgegeben, vorläufig ankündigen.

Das Publikum würde dadurch wieder erinnert und angeregt, welches in Deutschland, bei dem zudrängenden Schwall der Schriften aller Art, höchst nothwendig ist.

Lassen Sie sich, Freunden und Freundinnen ein Gedicht empfohlen seyn; Olfried und Lisena. Ein Gedicht in Stanzen und zehn Gesängen von August Hagen, Königsberg. Folgendes Urtheil eines einsichtigen jungen Freundes trifft mit meiner Ueberzeugung völlig überein und wird auch der Ihrigen zusagen. Freilich gehört ruhiger Sinn und gelegene Zeit zum Genuß dergleichen Produktionen.

„Olfried und Lisena von August Hagen habe sogleich zu lesen angefangen und den ersten Gesang vollendet. Hiernach zu urtheilen scheint der junge Dichter sehr glücklich die Aufgabe

gelöst zu haben, wie das Märchenhafte, Abenteuerliche, Seltsame auf eine erfreuliche Weise mit bekannter, gewohnter menschlicher Sinnesart in Verbindung zu setzen sey. Alles scheint auf ein heiteres, reines und sehr sanftes Naturell, mit gelindem Schwunge einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft zu weisen. Die griechischen Ueberschriften scheinen anzudeuten, daß der Dichter seinen Sinn an Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Interesse werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen suchen, um die geforderte Rechenschaft ablegen zu können." Treulichst

Goethe.

Stuttgart, 22. September 1820.

Die Nachricht, daß Rauch bereits aus freien Stücken Ihre Büste modellirt, hat mir sehr große Freude gemacht. Die Sache wendet sich nun von selbst ganz nach Wunsch, denn in Frankfurt ist am 28. beschlossen worden, wegen dem bei Dannecker eingetretenen Hinderniß, das Bild von Rauch fertigen zu lassen und ich denke, man wird ihm deßhalb bereits geschrieben haben. Das Protokoll von dieser Sitzung und die Risse von dem Gebäude sind mir noch nicht geschickt worden, das bleibt also bis zu meiner Rückkehr von Paris, wohin ich übermorgen abgehe. Unterdessen werden Sie mir dann auch Ihre Meinung über die zu den Basreliefs ferner vorzuschlagenden Gegenstände mittheilen. Daß ich davon den bescheidensten Gebrauch machen, daß ich Alles, was Sie mit mir über diese Sache verhandeln, in treuer, freundschaftlicher Verschwiegenheit bewahren werde, brauche ich nicht zu versichern. Auf Ihre Bemerkung wegen der Lampe erwiedre, daß ich dabei nicht gerade an Nachtarbeiten, sondern an das stille, friedliche, immer fortwirkende Licht des Geistes dachte. Es läßt sich nun einmal die Vieldeutigkeit bei Symbolen nicht vermeiden; jedoch um jene Beziehung der Lampe auf Nachtarbeiten zu entfernen, könnte man vielleicht einen Stern hinzufügen. Ueberhaupt aber möchte die vorgeschlagene Thürverzierung, wie so manche andere Nebensache, bei der schließlichen Bestimmung leicht noch einige Abänderung erleiden. Meine Absicht war nur anzudeuten, daß alle Verzierungen einfach und bedeutsam seyn müßten. Der

ganze Entwurf trägt das Gepräge eines ersten Vorschlags, der jetzt, da er zur Ausführung kommen soll, einer durchgängigen Ueberarbeitung bedarf, in vielen Stücken näher entwickelt, in andern, wobei bloß der Wunsch vorschwebte, eine Anregung hervorzubringen, abgekürzt werden muß. —

Daß die Abbildung der Vierundzwanzig-Ritter-Medaille Ihnen gefallen, und Sie zu einem so netten Gelegenheitsgedicht veranlaßt hat, ist mir überaus angenehm und ich danke Ihnen auf das schönste für Uebersendung des Gedichts.

Dr. Jäger zeigte mir unlängst ein Buch, welches Ihre Aufmerksamkeit verdienen dürfte. Der Titel ist: Saggio Teorico, Pratico sulle malattie delle piante, del Conte Filippo Ré etc. Milan 1817. Wenn Sie es nicht kennen sollten, bietet er es Ihnen zur Einsicht an.

Was sagen Sie dazu, daß man uns von Berlin aus wieder ernstlich wegen der Sammlung auffordert? Man nimmt die Sammlung von Solly zum Anlaß und wünscht, daß wir dieselbe mit der unsrigen zu einem großen Ganzen vereinigen möchten. Es wird sich nun zeigen, in wiefern die Sache gegründet ist und dann wird sie hier zur Sprache kommen. Immerhin bleibt es sehr wünschenswerth, ja nothwendig, die Angelegenheit der Sammlung endlich ins Reine zu bringen. Ob das nun hier geschieht, wo es behaglicher, oder dort, wo es im Zusammenhang mit andern Größern und Bedeutenden wäre, darüber mag das Schicksal entscheiden.

Ein anderes wichtiges Ereigniß ist die Unternehmung eines lithographischen Werks über unsere Sammlung. Strixner aus München hat sich uns aus freien Stücken dazu angeboten. Er verläßt deßhalb das Werk von der Münchner Gallerie und verlegt seinen Wohnort hieher.

Paris, 31. Oktober 1820.

Ich bin schon vier Wochen hier, ohne daß ich Ihnen Nachricht habe geben können, ich muß mich kurz entschließen, damit es endlich geschieht, und so schicke ich einen Brief ab, den ich am vorletzten Tag vor meiner Abreise von Stuttgart angefangen,

nicht aufs Haushalten verſteht, keinen Freigebigen, der ſein Geld unnütz verſchwendet, keinen Gelehrten, dem das Urtheil fehlt. Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen böſen Namen, da kann man nun zwiſchen beiden wählen, und da nun ein jeder ſterben muß, gut oder bös, glücklich der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog."

„Dieſe Zeilen ſchrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäß, im Jahr 1231 der Hegire den Tag des Demazſul Sani, nach chriſtlicher Zeitrechnung am . . Mai 1816, Mirza Abul Haſſan Chan, von Schiraz, während ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt St. Petersburg, als außerordentlicher Abgeſandter Sr. Majeſtät von Perſien Feth Ali Schah Catſchar. Er hofft, daß man mit Güte einem Unwiſſenden verzeihen wird, der es unternahm einige Worte zu ſchreiben."

Wie nun aus Vorſtehendem klar iſt, daß, ſeit drei Jahrhunderten, ſich immer eine gewiſſe Proſa-Poeſie erhalten hat, und Geſchäfts- und Briefſtyl öffentlich und in Privat-Verhandlungen immer derſelbige bleibt; ſo erfahren wir, daß in der neuſten Zeit am perſiſchen Hofe ſich noch immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages, und alſo alles was der Kaiſer vornimmt und was ſich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich geſchrieben, einem hiezu beſonders beſtellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient, ſeit Ahasverus Zeiten, der ſich ſolche Chroniken bei ſchlafloſen Nächten vorleſen ließ, ſich keine weitere Veränderung zugetragen hat.

Wir bemerken hiebei, daß ein ſolches Vorleſen mit einer gewiſſen Declamation geſchehe, welche mit Emphaſe, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird, und mit der

über nicht zu Ende bringen konnte. Er beantwortet Ihre beiden letzten Briefe vom September und gibt Ihnen zugleich einen Beweis, daß ich den ernsten Willen gehabt, vor meiner Abreise Sie von dem Stand der Frankfurter Angelegenheit zu unterrichten. —

Von Paris sage ich einstweilen nur, daß ich eine überaus günstige Aufnahme gefunden, und daß meine Geschäfte für das Domwerk sehr gut gehen. Vor allem muß ich Humboldts unermüdliche, liebenswürdige Hülfe und Unterstützung rühmen. Er läßt Sie auf das schönste grüßen. Ich soll Ihnen dabei melden, daß er Ihnen die letzt erschienene Abtheilung seines Werks nicht gesandt, weil er sie Ihnen gern mit der sehr bald nachfolgenden zusammen schicken will. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft von Quatremère, der mich der Akademie des beaux arts vorstellte, wo dann das Domwerk mit dem ausgezeichnetsten Beifall aufgenommen wurde. — Die Vorbereitungen zur Herausgabe sind nun ihrem Ende nahe und ich beginne an die Heimkehr zu denken. Außer diesem Geschäft, worüber mir die Tage wie Stunden verflossen, habe ich mich so viel als möglich in den hiesigen Sammlungen und bei den Künstlern umgesehen, unter den letztern zeichne ich am meisten Gérard und Horace Vernet aus. Ersterer ist mir als ein sehr geistreicher, tiefdenkender Mann der liebste von allen meinen französischen Bekanntschaften. Er hat eben ein historisches Gemälde, Corinna auf dem Vorgebirge von Messina, vollendet, welches ebenso vortrefflich, als bloß den Gegenstand zu nennen bedenklich ist. Der Künstler wußte ihn so schön zu behandeln, daß man beim Anblick des Gemäldes den Roman, woraus es genommen, ganz vergißt, und sich in eine höhere, edlere Welt versetzt fühlt. Ich wünschte Ihnen einen Umriß davon zu verschaffen. Das Bild ist für den Prinzen August von Preußen nach Berlin bestimmt.

Paris, 24. November.

Ich bin noch immer hier, und dieß Blatt liegt noch immer unvollendet vor mir, mahnend an das Sprichwort: der Mensch denkt, Gott lenkt. Ich habe dieß gute Wort nirgends so oft

gehört als hier, wo man doch eben nicht fromm ist und wirklich erfahre ich auf alle Weise an mir selber, wie sehr man Ursache hat, es zu gebrauchen. Indessen waren es nicht die Pariser Verhältnisse, sondern eines der traurigsten Freundschaftsereignisse, welches den ersten Anlaß zur Unterbrechung dieses Briefes gab. Ich mußte es gleichsam unter meinen Augen erleben, daß Christian Schlosser seine liebenswürdige Frau, die Helene Gontard, gerade in dem Augenblick verlor, als sie Mutter werden sollte. Ich war noch am vorletzten Tage mit ihr beim alten Vater zu Tische heiter und froh gewesen und nun brachte man mir am zweiten Morgen die fürchterliche Nachricht. Welch einen Schmerz das dem Mann, dem Vater verursacht, wie sehr es den theilnehmenden Freund erschüttert, der nicht unterlassen konnte, sich an die Stelle des armen Schlossers zu versetzen, fühlen Sie ganz. Wenige Zeit nach diesem Trauerfall ging Schlosser zur Gräfin Custine auf's Land und ich wurde von meinen Geschäften fortgerissen, die sich noch sehr in die Länge zogen, so daß ich erst jetzt zum Abschluß gelangt bin. — Aber nun kann ich auch sagen, daß Alles nach Wunsch eingerichtet und vorbereitet ist, und daß ich in der Mitte der nächsten Woche nach Hause reisen werde. Näheres schreibe ich Ihnen von dort aus, wo ich bald nach meiner Ankunft Gutes von Ihnen zu hören wünsche.

Ueber die Frankfurter Angelegenheit werde ich, wie mir mein Bruder schreibt, manches Angenehme vorfinden.

Zum Schluß füge ich auch bei, daß ich mich meiner Gesundheit sehr zu rühmen habe und deßhalb um so mehr bedacht bin, sie mir zu erhalten. — Gott geleite mich glücklich wieder in Ihre Nähe.

Sie von ganzer Seele liebend und verehrend

G. B.

Weimar, 9. December 1820.

Nach dem Empfang Ihres werthen Briefes vom 24. November aus Paris, welcher mir Hoffnung gibt, Sie bald wieder näher zu wissen, säume ich nicht, einen vorläufigen Gruß nach Stuttgart zu senden, wo er den nach glücklich beendeten Geschäften

froh und gesund nach Hause zurückkehrenden Freund treulich begrüßen soll. Daß wir Ihres vieljährigen, mit großem Fleiß, anhaltender Mühe und mannigfaltiger Sorge unternommenen Werkes immerfort mit treuem Antheil gedenken und Ihnen endlich eine belohnende Beruhigung wünschen, davon sind Sie überzeugt; Glück! also zu Ihrer wohlgelungenen Reise.

Möge ich nun auch erleben, daß sich das Schicksal Ihrer Bildersammlung endlich entscheide. Meyer kommt so eben von Berlin zurück und bringt auslangende Nachricht von den dortigen wundersamen Kunstschätzen. Auch die Solly'sche Sammlung hat ihn in Erstaunen gesetzt: er prüfte sie so viel in kurzer Zeit möglich war. Sie wissen am besten, daß Gemälde sich nicht so leicht durchschauen und beurtheilen lassen. Uebrigens ist eine Thätigkeit von Bauen, Bildhauen, Malen über alle Begriffe in Berlin. Rauch hat einen Abguß meiner Büste hieher gesendet, man kann sehr damit zufrieden seyn, besonders wenn man sie ansieht als Vorarbeit zum Marmor, wo alles das, was jetzt für allzu streng und charakteristisch gehalten werden könnte, sich durch Material und Behandlung gar wohl besänftigen wird, ohne von seiner Bedeutung zu verlieren.

Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit auch von der vaterländischen Unternehmung Kenntniß erhalten, besonders aber, welchem Baumeister das Geschäft anvertraut ist.

Mit dem ersten Hefte des dritten Bandes von Kunst und Alterthum bin ich auch schon bis zum 7. Bogen.

Der Druck von Wilhelm Meisters Wanderjahren wird nun auch angefangen. Es kommt mir sehr wunderbar vor, ein zwanzigjähriges Manuscript, an das ich bisher kaum gerührt, redigirend abzuschließen. Es erscheint mir als ein wiederkehrender Geist, freilich jugendlicher und liebenswürdiger als der jetzige Autor und die jetzige Zeit.

Meinen Winter bringe ich in entschiedener Einsamkeit zu, da ich nicht aus dem Hause gehe und daselbst nur die Nächsten, Gleichgesinnten und allenfalls einige Fremde sehe. Mitunter erzählt man mir viel Gutes von der Ausstellung Ihrer Bilder, gelegentlich aber auch von den schalkhaften Streichen unseres Bertram, der sich als ein ächter Gallerie-Inspektor bei seinem oft unerfreulichen Geschäft durch guten Humor und Schadenfreude zu

entſchädigen weiß. Hiemit ſey der erſte freundlichſte Gruß abgeſchloſſen. Treulichſt

Goethe.

Stuttgart, 23. December 1820.

Ihr freundlicher liebevoller Gruß hat mich gleich bei meiner Ankunft erfreut. Es war anfangs der vorigen Woche; und wie ich ſelber geſund und munter kam, ſo fand ich auch die Meinigen.

Um die Reiſe ſelbſt unterwegs beſtmöglich für meine Kunſtzwecke zu benutzen, bin ich über Troyes, Baſel und Freiburg zurückgekehrt; hineinwärts hatte ich die Straße über Dürkheim, Metz, Chalons, Rheims und Soiſſons eingeſchlagen. In Baſel und Freiburg habe ich mich ein paar Tage aufgehalten, um die herrlichen Gemälde Holbeins wiederzuſehen und die Anſchauung des Münſters aufzufriſchen; ſonſt fand ich auf dieſer Heimreiſe nur die Kirchen von Troyes merkwürdig. Die wichtigſten und ſchönſten alten Gebäude, welche ich in Frankreich geſehen, waren die Kirchen in Metz und eine Wallfahrtskirche nahe bei Chalons, und gerade dieſe tragen alle auffallend das Gepräge der kölniſchen Bauſchule; doch ſind auch die Dome von Troyes, Chalons und Soiſſons, ganz beſonders aber der von Rheims ſehr bedeutend, als welche mehr oder weniger auf die Pariſer Bauſchule (von Notre Dame und St. Denis) hinweiſen.

Die nähere Kenntniß und Abzeichnung dieſer Gebäude wird mir beim 5. Heft des Domwerks zu den vergleichenden Tafeln der vorzüglichſten Europäiſchen Kirchen trefflich zu ſtatten kommen.

Nach dieſem kurzen Reiſebericht eile ich Ihnen von der angenehmen neuen Erſcheinung zu melden, mit der mich die lithographiſche Thätigkeit des Herrn Strixner bei meiner Zuhauſekunft überraſcht hat. Dieſer Mann iſt erſt ſeit Anfang Oktobers hier und nun finde ich ihn nicht nur völlig eingerichtet, ſondern es liegen ſchon Abdrücke von drei vortrefflich gelungenen Platten vor mir; die Preſſe bewegt ſich unaufhörlich und die 4. und 5. Platte ſind bereits in der Arbeit.

Der Frankfurter Verein hat mir den Auftrag gegeben, die Büſte bei Rauch zu beſtellen. Ich werde ihn bitten, mir einen

Abguß des im Sommer verfertigten Modells zu senden, um ihm für die Uebertragung ins Kolossale Bemerkungen machen zu können. Haben Sie die Güte, mir zu dem Behuf Ihre Gedanken über jenes Modell ausführlicher mitzutheilen. Auch bitte ich, sich Ihres Versprechens, wegen der im Fries darzustellenden Gegenstände, zu erinnern. Die Zeichnung der Lampe fand ich bei meiner Rückkehr vor; es freut mich daraus zu sehen, daß die in meinem letzten Brief vorgeschlagene Veränderung mit Ihrem Gedanken übereinstimmt.

Der Baumeister des Denkmals wird Heß seyn, unter der Mitwirkung eines geschickten jungen Frankfurters, Rumpf. Die Risse hat man mir wegen meiner bisherigen Abwesenheit noch nicht zugesandt, jetzt aber erwarte ich sie unverzüglich.

Von der Dreikönigslegende kann ich melden, daß die Bearbeitung in meinen Händen ist; ich werde sie so bald als möglich mit Freund Schwab durchgehen und dann Ihnen sammt Ihrer Handschrift zur gütigen Beurtheilung und Verbesserung schicken.

Als ich in Paris die Manuscripten-Sammlung besuchte, fielen meine Blicke zufällig auf einen Band mit dem Titel: Histoire de la vie et mort des trois Rois avec des figures peintes, Mscpt. allemand. Es ist eine abgekürzte Uebersetzung unserer Legende und scheint Ende des 14. oder anfangs des 15. Jahrhunderts, also bald nach dem Original, im Elsaß verfaßt worden zu seyn; die Bilder sind sehr flüchtig in der byzantinisch-rheinischen Art mehr geschrieben als gezeichnet und sehr roh colorirt auf klein Folio. Freund Schwab glaubt, es könnte zweckmäßig seyn, das Büchlein als Taschenbuch für 1822 in die Welt zu senden. Mir scheint der Gedanke nicht übel.

Was Sie mir von Wilhelm Meisters Wanderjahren schreiben, ist mir über die Maßen und in doppelter Hinsicht lieb; einmal weil wir nun dieses schöne Werk vollständig erhalten werden und dann weil die Beschäftigung mit solch einer Arbeit uns von Ihrer Behäglichkeit und Munterkeit zeugt.

Ihr letztes Heft von Alterthum und Kunst hat mich durch seine poetische Ausstattung erfreut. Es war mir eine wahre Erfrischung nach dem geräusch- und prachtvollen Pariser Wirrwarr die stille naturgemäße Welt eines großen dichterischen Gemüths in mich aufzunehmen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03842/208

Von den Gaben, die der Himmel dir gegeben,
Bereitest du uns immer neue Gaben,
Darum Dank und Dank dir für das Leben
Und immer und ewig auf neues Leben!!!

S. B.

Stuttgart, 30. December 1820.

Seit meinem Brief vom 23., der Ihnen nun schon in Händen sein wird, schickte ich Ihnen mit der vorgestern abgegangenen fahrenden Post drei Probedrucke von den ersten nach unseren Gemälden gezeichneten Steinplatten. Wir zweifeln nicht, diese Blätter werden Ihnen wegen der treuen Nachbildung der Originale sowohl, als wegen der trefflichen Ausführung und besonders auch wegen der hier so sehr vervollkommneten Anwendung der von Strixner erfundenen Licht- und Tonplatten, überaus gefallen.

Dieser geschickte Mann wird es mit dem größten Dank aufnehmen, wenn Sie uns über seine Arbeiten Lobendes schreiben und nicht minder, wenn Sie irgend eines oder das andere zu bemerken fänden. Wir bitten Sie daher inständigst um Ihre gütige Beurtheilung.

Einen Pariser Abdruck von der Vignette der Stadt Köln, auf chinesischem Papier, habe ich zur Erinnerung an meine Reise und als Vorläufer der Dinge, die im nächsten Jahr kommen sollen, beigelegt.

Das Päckchen an Fräulein v. Schiller wollen Sie gefälligst übergeben lassen.

Hiebei fällt mir ein, daß ich Ihnen die Prinzessin Ursula von Reverberg durch Frau Schopenhauer zurückgesandt habe. Das Büchlein ist Ihnen doch zugestellt worden? Auch gedenke ich der Frau Schopenhauer mit der Bitte, daß Sie dieselbe von uns grüßen und ihr die Steinabdrücke zeigen mögen, Sie werden uns dadurch freundlichst verbinden.

Wie immer die herzlichsten Wünsche Ihnen und den Ihrigen und auf ein glückliches Wiedersehen im neuen Jahr!!! Ihr

S. B.

Stuttgart, 15. Januar 1821.

Hier haben Sie, mein verehrter Freund und Gönner, den Entwurf meiner Proklamation zum Dombau. Sagen Sie mir gütigst Ihre Meinung darüber und theilen Sie mir mit, was Sie allenfalls daran auszusetzen, zu verändern und zu verbessern finden. Sie werden mir dadurch die größte Freude machen.

Nur bitte ich noch um die besondere Gefälligkeit, es bald zu thun, weil das Blatt ehestens gedruckt werden soll. Den ersten Abschnitt meiner Schrift werde ich Ihnen, so wie er ins Reine gebracht seyn wird, auch einsenden.

Mehr kann ich heute wegen großer Zeitbedrängniß nicht hinzufügen. Mich der Hoffnung überlassend, daß Sie meine Briefe vom 23—30. December und die Sendung vom 27. zu guter Stunde erhalten haben und darüber Ihre Nachrichten erwartend, grüße ich von ganzem Herzen

S. B.

Weimar, 10. Januar 1821.

Und also wieder im Vaterlande herzlich willkommen! Ihr Schreiben aus Paris war mir höchst erfreulich, wie Sie aus meiner kurzen Erwiederung gesehen; Ihr zweites: Stuttgart am 30. December kündigt mir Wünschenswerthes an, welches denn auch wirklich heute bei mir eintrifft.

Die Platten sind allerliebst; wie wir uns denn nicht läugnen dürfen, daß, wenn uns etwas Fürtreffliches unter der Münchner Arbeit auffiel, der Name Strixner gewöhnlich unterzeichnet war. Auch diese Verbindung wird Ihren übrigen Unternehmen, die nach so schöner Blüthe endlich auch Früchte zu tragen versprechen, zur allersüßesten Reife gedeihen. Lassen Sie mich dießmal im Allgemeinen verbleiben! denn ich bin von allen Seiten sehr gedrängt und dieß auf die wunderlichste Weise; denn indem ich diesen Winter nicht aus dem Hause kam und mich, bis auf wenige Freundes-Unterhaltung, völlig isolirte, so hab' ich nach außen im literarischen und sonst brieflichen Verkehr mich so vielfach verknüpft gesehen, daß mein Inneres beinahe dadurch beunruhigt wird.

Dem Abdruck der Vignette thut der zarte Ton des Seidenpapiers gar wohl, auch dafür den schönsten Dank.

Prinzessin Ursula ist wieder glücklich zu mir gekommen, Madame Schopenhauer dankt verbindlichst.

Hofrath Meyer ist nicht wohl und hält sich zu Hause, wie ich auch, ich kann ihn deßhalb nicht wegen jener Angelegenheit befragen. So viel erinnere ich mich aber, daß er in Berlin viele Personen gefunden, die sich Ihrer Sache freundlich geneigt bewiesen, nicht weniger, daß er selbst gelegentlich geäußert: die Acquisition von Solly's Sammlung werde die Ihrige nicht unnöthig, vielmehr erst recht wünschenswerth machen. Als Geschäft aber ist nichts zur Sprache gekommen.

Von dem Monumente lassen Sie mich bald mehr hören; über die Basreliefs habe ich nachgedacht und sage nächstens meine unvorgreifliche Meinung. Tausend Lebewohl. Treulichst

J. W. Goethe.

Weimar, 22. Januar 1821.

Hiebei folgt, mein theuerster Freund, die treffliche Ankündigung zurück. Da man durch dieselbe belehrt wird über Anlaß, Absicht und Leistung des Werkes, so wüßt' ich nicht, was man mehr, noch was man anders sagen sollte. Mir bleibt nichts übrig, als wiederholte Wünsche zum Gedeihen der Unternehmung. Mit den schönen Nachbildungen in Steindruck hab' ich schon manche Freunde ergötzt, auch hiezu treulichen Wünsch zu bestem Gelingen.

Um mich her sieht es immer noch sehr bunt aus, die Setzer treiben jetzt und ich lasse mirs gefallen, weil gegen Pfingsten meinen werthen Freunden etwas Erfreuliches zur Hand bringen möchte.

Meinen Brief vom 15. haben Sie nun erhalten, so wie alles, was Sie mir bestimmten. Leben Sie zum besten und gedenken mein. Treulichst

G.

Stuttgart, 14. April 1821.

Mit Dingen beschäftigt, die von der Farbenlehre sehr entfernt liegen, wurde ich dieser Tage ganz zufällig veranlaßt, einem geistreichen Landgeistlichen die ersten Grundsätze Ihrer Farbenlehre zu entwickeln; und nun schreibt mir Graf Reinhard, daß Sie ihn durch Mittheilung eines Briefes von Hegel angeregt haben, sich auch wieder mit den Farbenerscheinungen zu beschäftigen. Dieses Zusammentreffen belebt so sehr die Erinnerung an Sie, daß ich dem Wunsch, mein Stillschweigen zu brechen, unmöglich länger widerstehen kann.

Seyen Sie also zur Wiederkehr des Frühlings auf das schönste begrüßt, und empfangen Sie unsere herzlichsten Wünsche für einen glücklichen Sommer. Wir haben den Winter in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht, wurden aber zum Theil auch durch vielerlei Nebenbeschäftigungen, überhäuften Briefwechsel ꝛc. bisher verhindert, Ihnen die Früchte unserer Bemühungen vorzulegen.

Am meisten hat mich der Versuch über den Kölner Dom in Anspruch genommen. So sehr ich mir dabei auch die Kürze zum Gesetz gemacht habe, so ist mir doch die Schrift unter der Hand gar sehr angewachsen und wird nun mehr als das doppelte von dem anfangs vermutheten Umfang einnehmen. Der erste Abschnitt, die Geschichte des Baues enthaltend, liegt schon seit Anfang März vollendet da, auch habe ich ihn mehrmal überarbeitet und so viel mir möglich, ausgefeilt, aber ich konnte mich nicht entschließen, sie Ihnen zu übersenden, ohne zugleich die Beschreibung des Gebäudes beizufügen. Diese ist nun auch größtentheils fertig, und wenn ich ungestört bleibe, hoffe ich, Ihnen in ein paar Wochen das Ganze mittheilen zu können. Unterdessen wird Ihnen vielleicht „Stieglitz von altdeutscher Baukunst," zugekommen seyn, und Sie werden nicht ohne Lächeln gesehen haben, wie der leichte Vogel Ihren Spruch: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle," auf sich angewandt hat. Ich erhielt das Buch vor wenigen Tagen. Der alte, wohlbekannte Stoppler hat zwar allerlei, aber für mich nichts Neues zusammen gelesen, indessen, worauf es eigentlich ankam, den Punkt im Ei hat er gar nicht gesehen.

Das lithographische Werk ist nun bis zur sechsten Platte

Art wie die franzöſiſchen Trauerſpiele declamirt werden ſehr viel Aehnlichkeit haben ſoll. Es läßt ſich dieß um ſo eher denken, als die perſiſchen Doppelverſe einen ähnlichen Contraſt bilden, wie die beiden Hälften des Alexandriners.

Und ſo mag denn auch dieſe Beharrlichkeit die Veranlaſſung ſeyn, daß die Perſer ihre Gedichte ſeit achthundert Jahren noch immer lieben, ſchätzen und verehren; wie wir denn ſelbſt Zeuge geweſen, daß ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuſcript des Mesnewi mit eben ſo viel Ehrfurcht als wenn es der Koran wäre, betrachtete und behandelte.

Zweifel.

Die perſiſche Dichtkunſt aber, und was ihr ähnlich iſt, wird von dem Weſtländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt ſeyn müſſen, wenn uns der Genuß daran nicht unverſehens geſtört werden ſoll.

Es iſt aber nicht die Religion, die uns von jener Dichtkunſt entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in ſeinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, alles ſtimmt mehr oder weniger mit unſerm Glauben, mit unſerer Vorſtellungsweiſe überein. Unſere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden ſind wir längſt eingeweiht. Auch ihre Myſtik ſollte uns anſprechen, ſie verdiente wenigſtens, eines tiefen und gründlichen Ernſtes wegen, mit der

vorgerückt; von der schönsten, der Verkündigung, nach Johann van Eyck, welche mit der Veronika und der Barbara in das erste Heft gegeben wird, habe ich noch keine Abdrücke.

Einstweilen lege ich Ihnen die Prospekte von beiden Werken bei, mit der Bitte, sie an Ihre Herrschaften gelangen zu lassen. Der Großherzog hat sich mehrmals mündlich gegen mich als Subscribenten zu dem Domwerk genannt; wenn S. K. H. dieß nun bestätigen wollen, werden Sie mir es wohl durch Ihre Güte wissen lassen; für Sie hat schon längst Verehrung und Dankbarkeit pränumerirt.

Die Angelegenheit des Monuments war durch die kriegerischen Verhältnisse etwas ins Stocken gerathen; jetzt da dieselben glücklich gelöst, schreiben mir die Frankfurter Freunde, daß sie mit Ernst ans Werk gehen wollen, darum wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir über die Basreliefs die versprochene Mittheilung machen wollten.

Die Meinigen empfehlen sich mit mir zu freundlichem Andenken.

S. B.

Stuttgart, 22. April 1821.

Ich komme eben nach Hause und höre, daß Obrist v. Wimpfen da gewesen, sich zu freundlichen Besorgungen in Weimar anbietend. Obwohl ich nur wenige Augenblicke habe, will ich die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, Ihnen durch diesen verehrten Freund, den Sie von dem vorjährigen Besuch schon kennen, nebst den herzlichsten Grüßen ein paar neue Blätter von unserm lithographischen Werk zu senden. Leider kann ich von der Verkündigung noch keinen Abdruck beilegen, indessen werden wir bald im Stande seyn, Ihnen dieses Blatt zu schicken. Aus den Reden des Obristen scheint hervorzugehen, als ob der König wünsche, daß die Großfürstin unsere lithographischen Proben sähe. Ihre Güte wird deßhalb das Rechte zu veranstalten wissen.

Ich schließe mit der Hoffnung, daß mein Brief vom 14. Sie und die Ihrigen gesund und heiter möge getroffen haben, und daß wir bald angenehme Nachrichten von Ihnen hören.

Treu verehrend S. B.

Weimar, 23. April 1821.

Ihr liebes Schreiben, mein Theuerſter, erwiedere ich ſogleich, da ich eben, als es ankommt, im Begriff ſtehe, mich mit Ihnen ſchriftlich zu unterhalten.

Ihre königl. Hoheit der Großherzog haben Luſt, auf ein ganz colorirtes Exemplar zu unterzeichnen, daher wollte anfragen, wie hoch ein ſolches ohngefähr zu ſtehen käme? Alsdann füge aber noch eine Frage hinzu, wie eine ſolche völlige Colorirung gemeint ſey? denn eigentlich iſt Farbe nur bei wenigen Blättern erforderlich, bei andern, ſcheint mir, könnte ſie ſtörend werden, wenn nicht die größte Sorgfalt angewendet wird. Der blaue Himmel müßte ſich freilich zwiſchen den graubraunen Thurmſpitzen gut ausnehmen. Wen haben Sie zu einer ſo kitzlichen Arbeit?

Des guten Stieglitz antiquariſch-architektoniſche Bemühungen beſitz' ich zwar, habe ſie aber noch nicht anſehen dürfen, ſo wenig als ein Werk über'n Stephansthurm. Da ich Ihr Kölner Dom-werk als dergeſtalt heilbringend anſehe, daß wir doch endlich erfahren, was man in dieſer Art wollen kann und ſoll, ſo hab' ich mir zugeſchworen, dieſem Original ausſchließlich, allem abgeleiteten Guten und Schlechten aber auch nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit zu gönnen; ich hoffe daher ſehnlichſt auf die erſten Schritte Ihres Erlöſungswerkes.

Daß die Ausführung meines Denkmals einigermaßen geſtockt hat, iſt mir angenehm, denn ich kann noch eine Haupt- und Präjudicial-Frage anbringen, die nämlich: ob man nicht beſſer thue, das mir zugedachte Denkmal mit der Bibliothek zu verbinden, die, wie man hört, ſo eben gegründet wird?

Die Sache kam bei uns zur Sprache, als ein Abdruck des Auf- und Grundriſſes eintraf und man über die ungeheuern Vorkoſten erſchrak, die eine ſolche Moles erfordern würde.

Zurückhalten will ich nicht, daß ich von Anfang her daſſelbe Bedenken trug und mir der abgelegene, feuchte Ort keineswegs gefallen wollte; ich ſchwieg aber, um in die gute Abſicht keine Störung zu bringen. So viel ſey kürzlich geſagt, die Argumente für und wider ergeben ſich bei einiger nähern Betrachtung; ich deute daher nur an, was ich jedoch auf Verlangen ſehr gerne ausführlich, wie es hier beſprochen worden, mitzutheilen bereit

bin. Verzeihen Sie! aber die Sache iſt von großer einziger Wichtigkeit, und da ich noch erlebe, was nicht leicht jemand erlebt, ſo ſeh' ich mich an als einen Theilnehmer, der ſeine Stimme gar wohl zu einer ſolchen Angelegenheit geben darf.

Indem ich dieſes Blatt abzuſenden im Begriff bin, ſo überdenk' ich noch einmal, ob ich es thun ſoll, und finde, daß ich Ihnen und den edlen Freunden dieſe Offenheit ſchuldig bin, da ich vorausſehe, daß, ſobald die Frankfurter Freunde mit ihrem Vorſchlag auftreten, das, was ich hier melde, gewiß zur Sprache kommen wird. Wenigſtens iſt es gut, auf Widerſpruch vorbereitet zu ſeyn.

Beiliegendem Blatte wünſchte einige Aufmerkſamkeit, und die Münzen würden mir beſonders angenehm ſeyn, wenn ich ſie etwa im Laufe des nächſten Monats erhalten könnte.

Den Hausgenoſſen die ſchönſten Grüße. Treulichſt

G.

Stuttgart, 7. Mai 1821.

Ich hörte zu meiner großen Freude von Obriſt v. Wimpfen, daß Sie recht wohl und heiter ſind. Auch erzählte er mir, daß S. M. der König Sie einer Mühe enthoben, indem er ſein eigenes Exemplar unſeres lithographiſchen Werks Ihren Herrſchaften zur Anſicht mitgebracht hat. Ich bedaure hiebei nur, daß, weil Sie das Haus nicht verlaſſen, Sie das Blatt von Johann van Eyck nicht werden geſehen haben, welches ſich in dieſem Exemplar befindet. Jedoch ſollen Sie das nun auch nicht lange mehr entbehren.

Auf Ihre Anfrage wegen einem colorirten Exemplar von dem Domwerk antworte ich, daß der Preis für ein ſolches ſich noch nicht genau beſtimmen läßt, weil noch keines gemacht worden iſt, es dürfte aber leicht dreimal ſo hoch ſteigen, als der gewöhnliche Preis von fl. 60 für die Lieferung. Es kommt alſo darauf an, ob S. H. der Großherzog die Beſtellung auf das Ungewiſſe des Preiſes hin geben wollen?

Was die Colorirung ſelbſt anbetrifft, wird dieſe ohne Zweifel ſehr befriedigend werden. Man bereitet dieſelbe ſchon in dem Abdruck vor, welcher zu dieſem Zweck mit Biſter und an den

Stellen, wo klare Himmelsluft eintritt, mit blauer Farbe gemacht wird. Die auf ſolche Weiſe verfertigten Abdrücke werden dann ſorgfältigſt je nach Erforderniß mit Tönen oder ganzen Farben ausgemalt. Die Fenſter in dem Durchſchnitt und in den Anſichten des Innern, mit den unendlich vielen kleinen Zierrathen und ſtets abwechſelnden Farben, verurſachen unſägliche Mühe und Zeitaufwand. Es gibt aber in Paris eigentliche Coloriſtenfamilien, die eine ſehr große Uebung beſitzen und die trefflichſten Sachen liefern, wenn man gut bezahlt. Nach den colorirten Anſichten Egyptiſcher Tempel in dem großen Werk können Sie ſich eine Vorſtellung von dieſen Leiſtungen machen. Dieſe Leute wollten ſich ohne vorläufige Probe auf keine Preiſe einlaſſen und gaben mir nur muthmaßliche Beſtimmungen.

Ihre Münzbeſtellung habe ich unſerm Münzhändler Binder mitgetheilt. Er hat keines der verlangten Stücke vorräthig, will ſie aber beſorgen. Einſtweilen kann er als neueſte Neuigkeit einen Thaler der Inſurgenten von Chili zu fl. 5. 30 kr. anbieten.

Für Ihre vertrauliche Eröffnung über das Denkmal bin ich Ihnen ſehr dankbar. Ich kann nicht läugnen, daß ich ſelbſt einige Bedenklichkeit wegen der architektoniſchen Erweiterung meines Vorſchlags geäußert habe, indeſſen wollen die Frankfurter Freunde die hiebei gefaßte Rückſicht auf die Verſchönerung ihrer Stadt nicht gern fahren laſſen. Der Platz iſt freilich hiezu ſehr geeignet, und keineswegs ſo unvortheilhaft, als Sie glauben; denn ſeit der Schneidewall niedergeriſſen iſt, hat man ein ſchönes Ufer mit einer Reihe prächtiger Häuſer gegenüber der Mühlau erbaut, und von dem Gallenthor her bildet ſich auch bereits eine herrliche Straße, die geradezu auf die Inſel führt, ſo daß man in derſelben das Denkmal ſtets im Auge haben wird.

Meine Hauptſorge bei der ganzen Angelegenheit iſt immer geweſen, ſie ſo zu begründen, daß das Denkmal, welche Veränderung auch an dem erſten Vorſchlag herbeigeführt werden könnte, jedenfalls auf eine würdige Weiſe zu Stande komme, und darauf dürfen wir nun mit aller Gewißheit zählen. Was ich weiter thun kann, um die Ausführung zu beſchleunigen und zu erleichtern, werde ich nicht unterlaſſen. Ja ich mache es mir zur Pflicht, mit allen Kräften dafür zu wirken. Nur muß ich beklagen, daß ich nicht ſelbſt an Ort und Stelle lebe, wo ich denn

freilich durch ab- und zulenken manches beſſer fordern könnte. Meine Bitte wegen der Basreliefs wiederhole ich auch dießmal.

Ihnen und den Ihrigen die beſten Grüße und Wünſche von uns dreien. Treu verehrend

S. B.

Stuttgart, 28. Mai 1821

Seit meinem Brief vom 7. Mai werden Sie nun auch das Paket erhalten haben, worin ich Ihnen Ihr Manuſcript der Dreikönigslegende und die Ueberſetzung und Romanzen von Profeſſor Schwab ſandte.

Dieſer Freund baut auf meine freundſchaftliche Zwiſchenkunft, noch mehr aber auf den Gefallen, den Sie an der Legende gefunden haben, und hofft, Sie werden ſeine Bearbeitung mit Wohlwollen aufnehmen, ihr einige Aufmerkſamkeit ſchenken und mit Ihr Urtheil darüber mittheilen. Auch bittet er um Entſchuldigung, daß er ſein Heft nicht habe ins Reine ſchreiben können.

Ganz vorzüglich aber empfiehlt er die Romanzen Ihrer gütigen Nachſicht. Sie ſind ihm während ſeiner Beſchäftigung mit der Legende entſtanden, ohne daß er ſich dabei weiter einen Zweck vorgeſetzt hätte. Da aber ſeine Freunde glauben, daß dieſe gedrängte poetiſche Darſtellung der Leſewelt angenehm ſeyn dürfte und eine paſſende Zugabe zu der Legende bilden könnte, ſo hat er ſich auf mein Zureden, obwohl mit großer Schüchternheit, dazu entſchloſſen, ſie Ihnen zur Prüfung vorzulegen.

Sollten Sie nun Beides, oder auch nur die Ueberſetzung, Ihres Beifalls werth finden, und Sie wollten das Büchlein mit einem Vorwort begleiten, ſo würden Sie mir und Schwab die größte Freude machen.

Zu dem Denkmal iſt in Frankfurt bereits eine bedeutende Summe unterzeichnet. Wunderlicher Weiſe hat man mir den Entwurf des Gebäudes immer noch nicht mitgetheilt, ich habe alſo deßfalls einſtweilen nicht näher einwirken können. Indeſſen iſt es mir gelungen, einen ſchriftlichen Aufſatz, den man ohne mein Vorwiſſen verfaſſen und drucken laſſen, in weſentlichen Punkten abzuändern, und kann ich demnach die Zuverſicht faſſen,

daß man im Geiſt der von Ihnen gewünſchten Mäßigung vorſchreiten wird.

Der König hat uns für die Zueignung des lithographiſchen Werks eine mit ſeinem Bildniß und Brillanten geſchmückte Doſe geſchenkt, und läßt uns für die lithographiſchen Arbeiten ein Lokal einrichten. Ihre Antwort wegen der Legende erwarten wir Alle herzlich und wünſchen, daß Ihnen und den Ihrigen die ungewöhnliche Maikälte kein Leiden möge verurſacht haben.

Ganz der Ihrige

G. B.

Weimar, 24. Mai 1821.

Die vorausgeſehenen und Ihnen verkündigten Conteſtationen ſind wirklich eingetreten und verſchiedene nicht ganz erfreuliche Diskuſſionen entſtanden, worin zufälligerweiſe ein reiſender Bundestagsgeſandter verflochten werden. Alles außer meiner Gegenwart. Da ſich indeſſen der Streit wo nicht zu verbittern, doch zu verwirren ſchien, ſo gab ich den Wunſch zu erkennen, daß alles Geſprochene eiligſt möchte redigirt werden, und verſagte nicht meine Einwirkung.

Was entſtanden, liegt hier bei, und es möchte dem Freunde wahrſcheinlich nicht unangenehm ſeyn, da er ſelbſt den unmäßigen Bauplan nicht billigen kann.

So viel hab' ich gehört, daß der Vorſchlag, wie er hier liegt, mehrere Geiſter und Gemüther ſchon für ſich gewonnen. Ich bitte daher, ihn ſelbſt zu prüfen, und in ſofern ſie ihm beiſtimmen, Ihre Entfernung und ſonſtige Verhältniſſe es erlauben, freundlich mitwirken möchten.

Das unübertreffliche Meiſterwerk der Verkündigung nach van Eyck hatte ich das Glück zu ſehen und mehrere Tage im Hauſe zu haben, da Ihro Majeſtät die Mappe unſerer theuern Erbgroßherzogin zurückließen.

In dem zweiten Stück des dritten Bandes Kunſt und Alterthum wird deſſen, ſo wie anderer trefflicher lithographiſcher Blätter in allen Ehren gedacht werden.

Wegen der Subſcription auf das Domwerk erwiedere folgendes: Bei ſo bewandten Umſtänden würde der Großherzog

auf Ein Exemplar, die Lieferung zu 60 Gulden, subscribiren, doch wünscht derselbe die Tafel oder Tafeln, worauf die gemalten Fensterscheiben gegeben werden, illuminirt.

Die angebotene Münze bitte für mich zu behalten und von Herrn v. Cotta die kleine Auslage ersetzen zu lassen. Vielleicht hat der Münzhändler einen Katalog, den er mittheilen könnte.

Möge dieses Blatt zur guten Stunde bei Ihnen eintreffen und mit Ihren Gesinnungen übereinstimmen.

Treulichst

G.

Weimar, 7. Juni 1821.

Die Legende folgt hier mit Lob und Dank zurück; die Uebersetzung liest sich gut, alterthümlich und natürlich, welches immer viel heißen will; stellenweise verglich ich sie mit dem Original und konnte die Behandlung nicht anders als billigen. Ebenso finde ich auch die Romanzen sehr gut gerathen und den Gedanken höchst glücklich, durch diese poetischen Summarien den eigentlichen fabelhaften Standpunkt anzudeuten. Ein kleines Verslein [1] habe eingeschoben, um dessen Aufnahme ich hiermit freundlichst ersuche. Zum Schluß wünscht' ich noch eine kurze Lebensgeschichte des Ruhe suchenden und immer unruhigen Autors, wobei nicht zu übersehen wäre, daß er schon von seinen Glaubensgenossen wegen der mährchenhaften, weitläufigen Behandlung einer lakonischen Stelle heiliger Schriften getadelt worden. In einem der folgenden Stücke von Kunst und Alterthum würde ich mich alsdann darüber äußernd, ein gutes Wort zum Ganzen aussprechen.

[1] Wenn was irgend ist geschehen,
Hört man's noch in späten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' ist angeschlagen;
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele,
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Den 4. Juni 1821.

Goethe.

Grüßen Sie den wackern Verfaſſer aufs ſchönſte.

Sie haben indeſſen von mir einen Aufſatz über das Frankfurter Unternehmen erhalten; wenn nur erſt Geld beiſammen iſt, wird ſich die Ausführung ſchon modificiren; wirken Sie nur darauf, daß das Bildniß zu Stande kommt, das Uebrige findet ſich. Mir iſt in der Sache wunderlich zu Muthe, daß ich eine doppelte Perſon ſpiele: den Mitwirkenden-Abgeſchiedenen. Tauſend Dank Ihrer wirkſamen Freundſchaft, der ich es denn doch eigentlich ſchuldig werde.

Möge allen Ihren Unternehmungen das beſte Geſchick entgegen kommen! Grüßen Sie die Freunde und was mir wohl will in Ihrem Kreiſe. Ich habe mich die Zeit her ſo ziemlich gehalten, wenigſtens iſt mir kein Tag ganz ungenutzt vorübergegangen; wir wollen ſehen, wie ſich der Sommer beträgt.

Auf Ihren Text vom Domwerk bin ſehr verlangend, ich habe bisher alles, was in dieſes Fach ſchlägt, bei Seite gewieſen und gedenke erſt mit und von Ihnen auszugehen.

Mit den reinſten Wünſchen treulichſt

G.

Stuttgart, 30. Juni 1821.

Ich habe gezögert, Ihnen auf Ihre beiden Briefe zu antworten, weil ich zugleich gern die Sendung meiner Schrift über den Kölner Dom anzeigen wollte. Aber zu dieſem Zweck mußte eine zweite Abſchrift gemacht werden, indem die erſte noch bei der Ueberſetzung gebraucht wird, und nun kam ein neuer, der Sache unkundiger Abſchreiber hinzu, da dauerte es denn bis vorgeſtern, wo endlich das Päckchen mit der fahrenden Poſt abging. Sie empfangen in dieſer Schrift ein Geheimniß, welches ich über zwölf Jahre bewahrt habe. Da es, wie Sie ſehen werden, zu den offenkundigen Geheimniſſen gehört, ſo war ich anfangs ſehr beſorgt, einer von den vielen, die ſich in dieſer Zeit mit der alten Kirchenbaukunſt befaſſen, möchte es entdecken und nach heutiger Art ohne gehörige Vorbereitung und Begründung voreilig ausſchwatzen. Aber ich habe mich allmählig überzeugt, daß man bei den Männern vom Fach mehr auf Befangenheit als auf einen klaren Blick zählen darf, und ſo würde es mich denn auch

nicht wundern, wenn nach der Bekanntmachung noch manche sich gegen die Einsicht sperrten. Mich freut es nun unaussprechlich, nach so langem Hinhalten Ihnen diese alle wesentlichen Punkte umfassende Mittheilung machen zu können. Nur in solcher Vollständigkeit wollte ich Ihnen das Resultat meiner Forschungen vorlegen, sonst hätte ich es schon vor Jahren gethan. In wiefern mir gelungen, die Aufgabe zu lösen, das Wesen der alten Kirchenbaukunst seinen Hauptgründen nach in ideeller und technischer Hinsicht zu entwickeln, darüber, so wie über die Sprache und die Art der Darstellung bitte ich mir Ihr offenes Urtheil aus. Finden Sie Lücken, Dunkelheiten oder sonst erhebliche Mängel, so werden Sie mich gütigst darauf aufmerksam machen. Und wollten Sie gar in solchen Fällen hier und dort selbst Hand anlegen, wegstreichen, nachhelfen und bessern, so würden Sie einen meiner liebsten Wünsche erfüllen.

Ich weiß wohl, daß ich nicht Anspruch machen darf, schriftstellerisch etwas Bedeutendes zu leisten, und es bedarf dessen auch nicht, da ich mich auf einen Gegenstand stütze, der so mächtig durch die Anschauung wirkt, aber ich möchte doch gerne, was ich zu sagen habe, mit Klarheit und auf solche Weise vortragen, daß die für den Gegenstand Eingenommenen es aufmerksam lasen.

Die Betrachtungen über das Denkmal habe ich, obschon Ihr Brief vom 24. v. M. gezeichnet ist, erst am 6. dieses erhalten, als der Vorschlag schon öffentlich ausgegeben wurde. Indessen habe ich die Bemerkungen, denen ich in dem, was die größere architektonische Ausstattung betrifft, vollkommen beistimme, gleich abschriftlich an vertraute Frankfurter Freunde mitgetheilt. Nun höre ich von diesen, daß die Schrift auch schon von Weimar aus an sie gelangt war, und daß sie nebst meinen ihnen noch besonders vorgetragenen Gründen so viel als die Umstände es zulassen, berücksichtigt werden würden. Ueberdieß geht die Sache einen guten Gang; wegen dem Bilde habe ich selbst aus Auftrag an Rauch geschrieben, auch ist sonst, wie ich eben vernehme, noch manches nach Wunsch erfolgt und eingeleitet. Am liebsten aber ist mir die in Ihrem zweiten Brief enthaltene Versicherung, daß Sie sich bereits über das Unternehmen beruhigt haben, denn die persönliche Rücksicht auf den geliebten, väterlichen Freund ist uns immer die höchste, und werde ich sie über dem Wunsch, etwas

zur öffentlichen Verehrung des Dichters beizutragen, nie aus den Augen verlieren. Fahren Sie darum auch nur fort, mir in dieser Angelegenheit Ihr Vertrauen zu schenken, damit ich, so viel es in meinen Kräften steht, ganz Ihren Wünschen gemäß einwirken kann.

Für die freundliche Aufnahme der Legende und der Romanzen ist Ihnen Professor Schwab auf das dankbarste verbunden und ich bin es mit ihm. Er hatte keineswegs ein so günstiges Urtheil erwartet, der beigefügte Vers hat ihm nun gar die größte Freude gemacht. Ihr Wunsch wegen der Lebensgeschichte des Verfassers wird bestmöglichst erfüllt werden. Wenn Sie mir die Ihnen schon zur Hand liegenden Notizen gefälligst übersenden wollten, würde es noch um so leichter und befriedigender geschehen können. Wir ergötzen uns jetzt an den Wanderjahren und sehen täglich dem neuen Heft über Kunst und Alterthum entgegen; über beides ehestens mehreres.

Die herzlichsten Grüße und Wünsche von uns Allen.

Ihr treu liebender

G. B.

Stuttgart, 5. Juli 1821.

Aus den gestern von dem Frankfurter Verein an mich gelangten Papieren sehe ich, daß doch die von Weimar aus mitgetheilten Betrachtungen nicht ganz in dem Sinne sind aufgenommen worden, als ich es nach dem Brief eines Freundes glauben mußte und in meinem letzten Schreiben gegen Sie äußerte.

Man fürchtet nämlich, daß die in den Betrachtungen ausgesprochene Mißbilligung, da sie mehr oder weniger bekannt werden dürfte, dem ganzen Unternehmen schaden könnte, und wünscht daher, daß die Weimarer Freunde sich auf eine Weise erklärten und theilnehmend bezeigten, wodurch die nachtheilige Wirkung der Einrede aufgehoben würde. Minister v. Wangenheim und Pfarrer Kirchner haben es übernommen, darüber ausführlicher an Kanzler v. Müller zu schreiben, ich erfülle also nur meine Pflicht, Sie hievon zu unterrichten und erwarte Ihre Gesinnung zu vernehmen.

Meine Schrift über den Kölner Dom wird nun in Ihren

unſrigen verglichen zu werden, die in der neuſten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentloſe Sehnſucht ausdrückt; wie ſie ſich denn ſchon ſelbſt parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durſt nur frommen
Nach dem Durſte.

Deſpotie.

Was aber dem Sinne der Weſtländer niemals eingehen kann, iſt die geiſtige und körperliche Unterwürfigkeit unter ſeinen Herren und Oberen, die ſich von uralten Zeiten herſchreibt, indem Könige zuerſt an die Stelle Gottes traten. Im alten Teſtament leſen wir ohne ſonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Prieſter und Helden ſich aufs Angeſicht niederwirft und anbetet, denn daſſelbe ſind ſie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerſt aus natürlichem frommem Gefühl geſchah, verwandelte ſich ſpäter in umſtändliche Hofſitte. Der Ku-tou, das dreimalige Niederwerfen dreimal wiederholt, ſchreibt ſich dort her. Wie viele weſtliche Geſandtſchaften an öſtlichen Höfen ſind an dieſer Ceremonie geſcheitert, und die perſiſche Poeſie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Welcher Weſtländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein ſeinen Kopf neunmal auf die Erde ſtößt, ſondern denſelben ſogar wegwirft irgend wohin zu Ziel und Zweck.

Händen seyn. Ich bin unterdessen mit Wilhelm Meister gewandert, habe mich an der großen Mannigfaltigkeit, der frischen anmuthigen, wunderbar und natürlichen, heitern und ernsten Darstellung erfreut und erbaut. Alles, was ich von Ihnen lese, erinnert mich an die Zeit, in der ich durch Ihr lebendiges Gespräch beglückt wurde, und dieß ist bei gegenwärtigem Buch um so mehr der Fall, weil es, mit dem ganzen Zauber einer raschen, gewandten, die Gegenstände bis ins Einzelnste verfolgenden und beherrschenden Sprache ausgestattet, so manches enthält, was Sie mir während jenes Zusammenlebens ganz oder theilweise mitgetheilt haben. Besonders hat uns die nähere Ausführung jenes Gedankens angesprochen, gemäß dem nur die ruhigen, friedlichen Vorstellungen aus den heiligen Schriften öffentlich, die Leidensgeschichte aber in geheimen Räumen abgebildet werden sollte.

Ueber die Ausübung der Kunst haben wir auch viel Treffliches und Weises gefunden, für eigene Erfahrung und Ueberzeugung das rechte Wort bietend; nur haben wir bedauert, daß hier die Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer gar kurz abgekommen, da ihnen, die das reichste und schwierigste Fach haben, doch vorzugsweise Belehrung und Ermunterung zu wünschen wäre. Im zweiten Band, von dem wir so manche Auflösung zu erwarten haben, wird vielleicht dieser Wunsch erfüllt werden. Sie lassen ihn wohl ohne weiteres folgen?

Die allerliebsten, zum Theil neckischen Geschichten, die neuen oft ganz abweichenden und fremdartigen Ansichten, die das Buch enthält, werden die deutsche Welt sehr in Bewegung setzen, das Urtheil auf das Verschiedenste in Anspruch nehmen, und so bin ich mehr als sonst begierig, die Aeußerungen desselben zu vernehmen, wovon ich dann gelegentlich einiges wissen lasse.

Empfangen Sie von uns einstweilen den herzlichsten Dank für die uns gewährte Freude und Belehrung. Möchte die durch eine so vollständige Mittheilung auf das lebhafteste erwachte Sehnsucht, mich einmal wieder von Mund zu Mund mit Ihnen zu unterhalten, recht bald in Erfüllung gehen. — Möchte ich Sie im Kreise Ihrer Kinder und Enkel froh und glücklich wiedersehen! Ihr

S. B.

Stuttgart, 14. Juli 1821.

Ich höre von Herrn v. Cotta, daß Sie nach den böhmischen Bädern zu gehen denken, nun wandert Major v. Eckardstein, von seiner Reise in Italien, Spanien und Frankreich zurückkehrend, eben dahin, und bietet sich an, ein Kistchen für Sie mitzunehmen. Sie erhalten auf diese Weise Abdrücke von Eycks Verkündigung und von Mekenems lehrendem Johannes nebst Umschlagblätter, Titel und Dedikation, so daß nun der Inhalt des ersten und zweiten Hefts vollständig in Ihre Hände kommt. Mögen Ihnen die Sachen viele Freude machen, mögen Sie den Ueberbringer, den ich Ihnen als einen werthen alten Bekannten bestens empfehle, freundlich aufnehmen. Mit diesen Wünschen und mit der Hoffnung, bald Nachrichten von Ihrem Wohlseyn zu erhalten, schließe ich, in meinem und der Meinigen Namen die Versicherung unserer treuen Verehrung und Anhänglichkeit wiederholend.

S. B.

Weimar, 10. Juli 1821.

Glück auf! sey Ihnen, mein Theuerster, treulich und freundlich zugerufen; der Aufsatz ist trefflich gerathen, ich habe ihn, wie man Romane liest, ohne Unterbrechung von Anfang bis zu Ende durchgelesen und mich davon überrascht und eingenommen gefühlt. So viel für dießmal! Sollte ich bei wiederholtem Lesen irgend etwas zu erinnern finden, so würde solches aufrichtig und umständlich mittheilen. Professor Riemer liest es gegenwärtig und morgen werden wir darüber conferiren. Anfangs August gedenke nach Böhmen zu gehen, vorher schreibe ich noch einmal, auch wünschte von Ihnen etwas zu vernehmen.

Treulichst

G.

Stuttgart, 26. Juli 1821.

Ich versuche es, Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihr freundliches Glück auf! noch vor Ihrer Abreise nach Karlsbad zukommen zu lassen. Ich fühle mich dadurch aufs höchste belohnt

und ſehe nun den verheißenen näheren Bemerkungen ſehr begierig entgegen. Das Manuſcript werden Sie mir gefälligſt mit denſelben zurückſenden.

Dem Major v. Eckardtſtein, der hier durch nach Karlsbad reiste, habe ich zwei lithographirte Blätter mitgegeben. Mögen Ihnen dieſe Bilder zu angenehmer Stunde überreicht werden. Den Ueberbringer empfehlen wir als einen ältern Bekannten, als einen guten, vielgewanderten Geſellen.

So eben wird mir das neueſte Heft von Kunſt und Alterthum zugeſtellt; beim erſten Blättern ſehe ich, daß wir auch hier wieder viel Anziehendes und Lehrreiches zu finden haben; aber vor Allem dürften doch, merke ich, die Sprüche und Gedichte mich feſſeln.

Wenn Sie mir von Karlsbad aus ſchreiben wollen, ſo treffen mich Ihre Briefe immer hier; denn ich habe dieſen Sommer zu Hauſe.

Die beſten Wünſche von uns Allen begleiten Sie.

G. B.

Weimar, 23. Juli 1821.

Eben im Begriff, meine Reiſe nach Böhmen und zwar nach Marienbad anzutreten, begrüße ich Sie noch mit wenigen Worten. Nun haben auch Meyer und Riemer Ihren Aufſatz geleſen und geben demſelben höchlichen Beifall; wir werden ſuchen, einen gedrängten Auszug Ihrer Darſtellung zu geben und unſere Theilnahme an Ihrer großen und wichtigen Arbeit mit Vergnügen ausſprechen. Senden Sie mir zu dieſem Zweck Einleitung, Erklarung der Tafeln, Citate, ſobald es beiſammen iſt.

Den beſten Dank für die freundliche Aufnahme meines Wanderers. Freilich werden Sie manches darin gefunden haben, was auf einen frühern gemeinſamen Lebenswandel hindeutet, und wenn dieſes Werkchen auch nicht aus Einem Stücke iſt, ſo finden Sie doch ſolches gewiß in Einem Sinne. Ihre Bemerkung, daß der Maler am wenigſten bedacht iſt, ſoll auch gerühmt ſeyn; im folgenden Bande werden wir ihn, obgleich nicht in ſo großer Geſellſchaft, wieder finden.

Wegen der Frankfurter Angelegenheit wüßt' ich nur zu wiederholen: daß ich mich hochgeehrt und beglückt finde, wenn man Ihren ersten, reinen, unschuldigen Gedanken in den Bezirk des Bibliotheks-Gebäudes versetzen wollte; vielleicht glückt es Ihnen, die theuern Freunde dahin zu bewegen; leichter müßt' es immer werden, als das Haus von Nazareth in die Gegend von Ankona zu bringen. Entschließt man sich dazu, so läßt sich hoffen, daß die Weimarischen Gönner und Freunde fröhlichen Theil daran nehmen werden.

Gegenwärtig ist Hof und Stadt einsam, man versammelt sich erst Ende Augusts wieder.

Und so leben Sie denn schönstens wohl, vielleicht schreiben Sie mir ein Wort nach Marienbad, damit man sich im Geiste nahe bleibe. Treulichst

G.

Stuttgart, 8. August 1821.

Es ist mir sehr erfreulich, daß auch Meyer und Riemer mit meiner Schrift über den Kölner Dom zufrieden sind, noch mehr aber, daß Sie einen Auszug davon veranstalten und denselben nebst dem Ausspruch Ihres Beifalls bekannt machen wollen.

Ich werde Ihnen zu diesem Zweck, wie Sie wünschen, die Vorrede, Erklärung der Tafeln und die Citate senden, nur bitte ich mir erst die Handschrift zurückzuschicken, ich brauche sie sehr nothwendig. Haben Sie daher die Güte, mir die drei Hefte so bald als möglich zukommen zu lassen, und wenn dieselben, wie wahrscheinlich, in Weimar geblieben sind, Ihrem Sohn die nöthige Anweisung zu geben. Sie und er werden mich durch Erfüllung dieses Wunsches sehr verbinden.

Das Büchlein von den Dreikönigen ist schon unter der Presse. Wir haben daher über den Verfasser noch fernere Nachforschungen angestellt, fanden aber, daß er nicht dieselbe Person mit dem Bischof von Hildesheim, welcher ein Dominikaner, noch auch dieselbe mit dem Kölner Carmelit, Johann Gleuel, sondern ein dritter in Westphalen gebürtiger Carmelit ist. Dieser Johann von Hildesheim war Professor in Avignon und Paris, nachher

1358 Prior in Heſſen-Kaſſel, ein geübter Schriftſteller in Proſa und Verſen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwiſchen Königen und Fürſten. Im Jahr 1366 reiste er nach Rom; als er von dort zurückkam, wurde er Prior in ſeinem Stammkloſter zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwiſchen dem Biſchof von Hildesheim und dem Herzog von Braunſchweig, und ſtarb 1375 in genanntem Kloſter, wo er neben dem Stifter, einem Grafen v. Gleichen, begraben iſt, wie ſeine in Caſpar Münſters Saxonia mitgetheilte Grabſchrift beurkundet.

So viel für heute; ich hoffe unverzüglich angenehme Nachrichten über die Frankfurter Angelegenheit melden zu können.

Mögen Ihnen die Heilwaſſer aufs beſte bekommen!

Ganz der Ihrige

E. B.

Marienbad, 17. Auguſt 1821.

(Eigenhändig.) Ihren lieben, mir, wie immer, ſo angenehmen Brief vom 8. Auguſt erhalte ich erſt den 15. in Marienbad; glücklicherweiſe geht grade den 16. die ſelten fahrende Poſt von Plan ab, ſo daß alſo doch das Manuſcript, welches bei mir hatte, zu gewünſchter Zeit bei Ihnen ſich einfinden wird.

Hätten Sie es nicht abgerufen, ſo wäre bei einem ſo müßigen Aufenthalte mein Aufſatz darüber wenigſtens ſchematiſch zu Stande gekommen. Doch das thut nichts, da ich das Ganze innig und theilnehmend in Sinne und Geiſte hege und ſtets daran denke. Einem vorzüglichen, von der Welt abgeſonderten, mir jetzt wandnachbarlichen Manne gönnte ich die Mittheilung und das Anſchauen der mir verliehenen Probedrücke; die daraus entſprungene Wirkung freute mich ſehr. Auf einen gründlichen klaren Vortrag darf man hoffen und vertrauen.

Auch die Legende ſoll mir Gelegenheit geben, anmuthig belehrend zu ſeyn; ſenden Sie mir die Aushängebogen, ſo wirkt mein guter Wille früher, da Kunſt und Alterthum ſich langſam bewegt. Gewiß wird des dritten Bandes zweites Heft Ihnen wohl behagen; die Verkündigung mußte freilich wie ein letzter höchſter Lichtpunkt erſcheinen.

Von meinem Befinden möchte ich ſagen, daß es beſſer iſt

als ſeit langer Zeit; der hieſige Aufenthalt in meinem Verhältniß ſehr angenehm, auch während der ſchrecklichen Regenzeit. Sollte die heute wiederkehrende Sonne uns ausdauernd beglücken, ſo wüßte für die vier nächſten Wochen nichts weiter zu wünſchen.

Nun aber erſt komme ich zur Meldung, daß das an dem 14. Juli abgeſendete Käſtchen mir ſchon vor vierzehn Tagen hier geworden, indem Herr v. Eckardſtein, mich in Karlsbad nicht findend, einem hieher reiſenden Freunde daſſelbe mitgegeben. Alle Schauenden ſind wie billig von dem Inhalte entzückt.

Zum Schluſſe möchte ich Sie aber, in ein anderes Fach übergehend, noch freundlichſt erſuchen, Herrn Hofrath Jäger für ſeine letzte Sendung ſchönſtens zu danken; ſie kam gerade zur Zeit, als wir in einem Torfmoore das beinahe vollſtändige Skelett eines Ur Ochſen vorfanden. Es iſt nach Jena gebracht und ich erwarte, wenn ich zurückkomme, ſolches kunſtgemäß aufgeſtellt zu ſehen. Für genaues Maß, ſo wie für allgemeine, wie beſondere Beſchreibung werde Sorge tragen und ſogleich mittheilen. So viel ich bei flüchtiger Betrachtung bemerken konnte, ſtimmt dieſes Exemplar mit denen bei Stuttgart theilweiſe gefundenen genau zuſammen, welches ſich bei weiterer Unterſuchung und Vergleichung beſtimmter zeigen wird.

Treulichſt

G.

Stuttgart, 6. October 1821.

Ich habe Ihre Sendung von Marienbad aus richtig erhalten, aber wegen überhäufter Geſchäfte nicht gleich darauf antworten können. Es ſcheint zu meinem Schickſal zu gehören, daß mir bei der Ausführung des ſchon an und für ſich ſo überaus ſchwierigen Tomwerks auch nicht der geringſte Nebenumſtand etwas leicht werden ſoll. So hatte ich einen Franzoſen, den man mir eigens zu dieſem Zweck empfohlen, mit der Ueberſetzung des Textes beauftragt, aber dieſer verwünſchte Geſell, nachdem er meine Geduld auf die härteſte Probe geſetzt, lieferte mir eine ſo durchaus unbrauchbare Arbeit, daß ich mich ſelbſt darüber machen und Alles umſchreiben mußte. Ihr lieber Brief kam gerade in

der Zeit dieser verdrießlichen Beschäftigung, die mich durchaus an nichts Anderes denken ließ, als was die Noth des Augenblicks, freilich auch ergiebig genug, mir noch aufdrängte. Nun bin ich seit einigen Wochen fertig, und das Manuscript ist zur definitiven Redaktion an Quatremère nach Paris gesandt. Damit aber meine Antwort Sie in Weimar treffe und Ihnen auch die Aushängebogen von der Dreikönigslegende so vollständig als möglich zukämen, habe ich bis heute gewartet, wo ich Ihnen anzeigen kann, daß der erste in nächster Woche abfahrende Postwagen Ihnen die ganze Legende bringt. Professor Schwab läßt sich Ihnen bei dieser Gelegenheit wiederholt empfehlen.

Eine kurze dieser Tage anzutretende Familienreise nach Köln hindert mich, Ihnen gleich eine vollständige Abschrift vom Domtext zu schicken, Sie werden sie aber nach meiner Rückkehr unverzüglich erhalten. Alsdann hoffe ich, Ihnen auch über den Zeitpunkt, wann endlich das Werk erscheinen wird, etwas Näheres bestimmen zu können. Je langsamer und beschwerlicher sich dieses elephantische Kupferwerk bewegt, deste schneller und leichter schreitet das lithographische voran. Dieser Tage sind wieder zwei Platten von der größten Bedeutung fertig geworden, eine davon ist der heilige Christoph von Hemmling, und ich kann versichern, daß sie uns noch mehr befriedigt, als die früher so sehr gelungenen Stücke. Wie dieses Blatt alle Welt in Entzücken setzt, können Sie sich vorstellen, da Sie die Zauberwirkung des Originals kennen. Bei meiner Rückkehr hoffe ich Ihnen einen Abdruck senden zu können.

Dr. Jäger freut sich sehr auf die versprochene Mittheilung über die in Ihrer Gegend neuentdeckten Fossilien und wird sie durch Nachricht über ähnliche Entdeckungen erwiedern, die unterdessen abermals hier zu Lande gemacht wurden.

Ehe ich schließe, muß ich Ihnen die Bekanntschaft eines Herrn v. Joukowsky aus dem Gefolge der Großfürstin Alexandra, geb. Prinzessin von Preußen rühmen. Dieser geistreiche Mann hat den regsten Sinn für Kunst und Poesie, und namentlich für das, was die Deutschen darin geleistet haben. Er kennt Ihre und Schillers Werke nicht nur, sondern er hat vieles davon ins Russische übersetzt. Ehe er nach Petersburg zurückkehrt, will er noch die Rheinreise machen, und so wird er in etwa fünf Wochen

bei Ihnen eintreffen, wo er dann gar sehr wünscht, das Glück Ihrer persönlichen Unterhaltung zu genießen. Sein Umgang ist mir so werth geworden, daß ich es mir nicht versagen kann, Sie auf diesen Mann aufmerksam zu machen, um ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten, denn haben Sie sich nur erst mit ihm eingelassen, so wird's am Gefallen nicht fehlen.

Und nun leben Sie recht wohl. Möge Ihnen die Brunnenkur gut bekommen seyn und Sie sich mit Kindern und Enkeln aufs beste und froheste behaben.

So wünschen die Meinigen mit mir.

Ihr treu ergebener

G. B.

Weimar, 18. November 1821.

Der gemeldete russische Freund folgte den heiligen drei Königen auf dem Fuße nach; leider konnte er nicht so lange wie diese bei mir verweilen. Als er in Weimar ankam, war ich noch in Jena und unsere wohlwollende Erbgroßherzogin befriedigte seinen Wunsch, mich zu sehen, indem sie ihn mit einer vierspännigen Chaise herüber sendete; er kam mit dem russischen Geschäftsträger, Herrn v. Struve bei mir an, eben da es Nacht werden wollte, unangemeldet, wo ich mit ganz andern Dingen beschäftigt war. Nun faßt' ich mich bald, Ihrer Empfehlung eingedenk, allein es geht doch immer eine Zeit hin, bis man sich nur gewahr wird, und so kann ich sagen, war mir der Abschied von ihm schmerzlich; nach einer Stunde fuhren sie wieder fort und nach ihrem Abscheiden kam mir ein, was ich hätte fragen und sagen sollen. Ich denke, ihm ein gutes Wort zu schreiben und einiges zu senden, auch die Einleitung zu treffen, daß wir manchmal von einander hören, welches bei unseren Bezügen gar leicht ist.

Daß Ihrer und Ihres köstlichen Besitzes vielfach gedacht worden, ist vorauszusetzen; wäre ich in Weimar gewesen, so hätt' ich den heiligen Christoph, nach dem ich sehr verlange, schon mit Augen gesehen.

Die heiligen drei Könige, Legende und Text sind wirklich allerliebst, vielleicht verführt mich eine alte Neigung, doch ich

dächte es müßte vielseitig gefallen. Gelingt es mir, so sag' ich bei dieser Gelegenheit in Kunst und Alterthum etwas über Legende und das Menschenbedürfniß, einzelne lakonische Traditionen auszuwickeln, auszuspinnen, auszuweben, auszumalen. Dann aber hat das Büchlein noch eine bedeutende Seite, es erinnert an die Reisen des Johann von Mandeville, der von 1332 bis 1366 Süden und Osten bereiste. Wie bei unserm Freunde ist auch das Gesehene und Gehörte, das Erfahrene und das Gefabelte behaglich durch einander gearbeitet, und wenn man auch nichts weiter daraus gewänne als den Begriff von Dunkelheit und Irrthümern jenes Zustandes, so wäre das schon genug. Nun erfährt man aber auch bei genauester aufmerksamster Sonderung sehr viel Wahres über Lokalität, Natur, Welt- und Kirchengeschichte.

Noch bin ich in Jena, der Oktober schloß mit herrlichen Tagen nach so großer Ungunst vergangener Monate. Mit meinem Befinden kann ich zufrieden seyn, nur daß ich mir ein für allemal sagen muß, die strikteste Observanz von Diät sey nöthig, mich im Gleichgewicht zu erhalten; leichtsinnige oder nothwendige Uebertretung unterbricht mir eine Reihe von köstlichen Tagen.

Und nun wird es Ihnen gewiß erfreulich seyn, wenn ich vermelde, daß der herrliche Blattcodex, den Sie mir einst unter so guten Auspicien in der schönsten Zeit bereiteten und verehrten, jetzt erst in seine Rechte tritt und sich zu erwünschtem Gebrauche darbietet.

Freund Riemer, auf einem hohen Grade von Ausbildung noch immer wie sonst zärtlich und treulich gesinnt, macht mir zur Pflicht, alles, was ich seit mehreren Jahren zu Ehren der hohen natura naturans gedichtet, auf Blätter zusammenschreiben zu lassen, damit man sehe, was gewonnen worden und was noch zu thun sey; da macht sich denn wirklich eine ganz eigene Sammlung zusammen, wie ich mir sie nicht hätte denken können. Dieß wird nun alles schön geschrieben Ihrem Geschenk einverleibt, dem herrlichen vergoldeten Umschlag anvertraut, den ich von Zeit zu Zeit mit Betrübniß ansah, als wenn das klare weiße Papier unbeschrieben bleiben würde. Nun ist aber schon ein Anfang zum ausfüllen gemacht, und da wir dieß erlebt, so wollen wir das Weitere hoffen. Treulichst

G.

Stuttgart, 5. Januar 1822.

Ich bin endlich dieser Tage vom Niederrhein wieder herauf gekommen und habe Ihren lieben Brief vom November hier gefunden. Mein Bruder hatte ihn mir nicht schicken wollen, weil er meine Rückkehr schon vier Wochen früher erwartete. Nun eile ich Ihnen zu sagen, wie sehr mich Ihre so lang entbehrten Nachrichten freuen. Möge der Himmel Ihnen fortdauernd Gesundheit und frohen Muth schenken und uns noch viele Früchte Ihrer schönen Thätigkeit genießen lassen!

Daß Sie sich mit der schon vor sechs Jahren besprochenen Sammlung Ihrer Gedichte auf die Natur beschäftigen, ist mir ein wahres Fest; Riemer soll hoch dafür gelobt seyn, daß er Sie zu diesem Entschluß bewogen. Wüßte ich, daß mir alle Wünsche so in Erfüllung gingen, so wollte ich mich des langen Wartens, welches mir nun einmal in jeder Hinsicht auferlegt zu seyn scheint, recht gern getrösten.

Auch mit Ihrem neuen Heft über Kunst und Alterthum, sowie mit Ihren Landschaften, bin ich hier bewillkommt worden. Die Landschaften zeigen überall den Dichter und so sind sie mit den erklärenden Versen liebwerthe Erinnerungsblätter aus seinen Wanderjahren. Sagen Sie mir doch, reihen sich diese Zeichnungen nicht zunächst der italienischen Reise an?

Den umsichtigen, gediegenen Aufsatz über Lithographie haben wir mit großem Beifall, und in Beziehung auf den für unsere Sammlung thätigen Künstler, mit wahrer Dankbarkeit gelesen. Von der andern Seite hat es uns sehr ergötzt, wie der Dichter seinem Unmuth über die Verehrung der indischen Ungeheuer, das alberne Treiben mit dem Magnetismus und andern Thorheiten, in den Xenien Luft macht. Und ich hätte gerne gesehen, daß Sie auch die ägyptischen Fratzen, die man nicht minder ungebührlich erhebt, mit in Ihren Bannfluch aufgenommen hätten.

Von meinen eigenen Beschäftigungen während der letzten Monate kann ich nicht viel sagen, denn sie waren ganz und gar Familien- und landwirthschaftlichen Angelegenheiten gewidmet. Der gemeinschaftliche Besitz des Apollinarisbergs mit Graf Reinhard wollte schon lange nicht mehr fruchten. Indessen war es schwer ihn aufzuheben; nun ist mir endlich dießmal gelungen,

Das Maillespiel zu Pferde, wo Ballen und Schlägel die große Rolle zugetheilt ist, erneuert sich oft vor dem Auge des Herrschers und des Volkes, ja mit beiderseitiger persönlicher Theilnahme. Wenn aber der Dichter seinen Kopf als Ballen auf die Maillebahn des Schahs legt, damit der Fürst ihn gewahr werde, und mit dem Schlägel der Gunst zum Glück weiter fort spedire; so können und mögen wir freilich weder mit der Einbildungskraft noch mit der Empfindung folgen; denn so heißt es:

Wie lang' wirst ohne Hand und Fuß
Du noch des Schicksals Ballen seyn!
Und überspringst du hundert Bahnen,
Dem Schlägel kannst du nicht entfliehn.
Leg' auf des Schahes Bahn den Kopf,
Vielleicht daß er dich doch erblickt.

Ferner:

Nur dasjenige Gesicht
Ist des Glückes Spiegelwand,
Das gerieben ward am Staub
Von dem Hufe dieses Pferdes.

Nicht aber allein vor dem Sultan, sondern auch vor Geliebten erniedrigt man sich eben so tief und noch häufiger:

Mein Gesicht lag auf dem Weg,
Keinen Schritt hat er vorbeigethan.

---

den Freund zur Abtretung zu bewegen, so daß fernerhin mein Bruder und ich dieß kleine aber schöne Gut allein besitzen werden. Bei allem unserm idealistischen Treiben übt dennoch der Gedanke, ein Haus und Grund und Boden zu haben, wo man im Nothfall von seinen eigenen Kartoffeln und Wein leben könnte, eine große Macht über uns aus, und wir haben geglaubt, dafür manches andere aufopfern zu müssen.

Die Nähe der neuen Universität Bonn, die sich trotz vieler ungünstigen Ereignisse recht schön entwickelt, trägt freilich sehr dazu bei, diesem heimathlichen Eigenthum als kürzern oder längern Aufenthalt für uns einen höhern Werth zu geben.

Mit alle dem wollen wir nicht vergessen, daß, so wohl es thut, an einer schönen Erdscholle zu hangen, das doch immer nur eine Scholle ist; und so steuern wir in Gottes Namen weiter, den Berg hinter uns und viele blaue Berge vor uns, trübes Wetter, wie beglückenden Wind und Sonnenschein stets gewärtigend. —

Daß Sie mit der Dreikönigslegende so zufrieden sind, freut mich und Freund Schwab über die maßen. Der Verleger hat, ich weiß nicht aus welchem mercantilischen Grund, beschlossen, das Büchlein erst um Ostern ans Licht treten zu lassen.

Nun leben Sie recht wohl, die Meinigen empfehlen sich mit mir unter den herzlichsten Grüßen und Wünschen.

Ihr treu ergebener

Z. B.

N. S. Herr Binder bringt mir endlich die im April für Sie verlangten Thaler. Es fragt sich nun, ob Ihnen dieselben auch jetzt noch dienen können, ich bitte Sie mir bald hierauf zu antworten.

Weimar, 15. Januar 1822.

Ihren lieben, so erwarteten als erfreulichen Brief beantworte sogleich. Zuvörderst also acceptire ich die angebotenen Münzen, Herr v. Cotta wird die Gefälligkeit haben, den Betrag zu bezahlen.

Sodann einige Blätter aus Kunst und Alterthum. Dem

durch den Verleger verspäteten Büchlein eine hoffentlich nützliche Ankündigung.

Mich freut gar sehr, daß Sie mit Größerem und Kleinerem, was ich leisten kann, zufrieden sind und Theil daran nehmen; bei meiner fast mönchischen Lebensweise belebt mich der Gedanke, mit früheren geprüften Freunden übereinstimmend zu denken und fortzuwirken.

So sind denn auch freilich die Radierungen nach meinen Skizzen mit Freundes- und Gönneraugen zu betrachten; Ihr Wunsch trifft mit meiner Absicht überein, diese Darstellungen mit den übrigen Bekenntnissen zusammen zu knüpfen, auch läßt sich erwarten, daß die Behandlung immer reiner und erfreulicher werde.

Daß Sie sich von dem Mitbesitzer des schönen Landgutes getrennt haben, war mir im Anfange nicht ganz recht; da er uns zusammenbrachte, so war es mir immer ein angenehmer Gedanke, Sie auf diese Weise vereinigt zu wissen. Da Sie jedoch Ihre beiderseitige Convenienz dabei finden, so muß man diesen irdischen Dingen ihren ungestörten Lauf lassen.

Mehr sag ich nicht und empfehle das nächste Heft von Kunst und Alterthum. Treulichst

G.

Auf ewig hab' ich sie vertrieben,
Vielköpfige Götter trifft mein Bann,
So Wischnu, Cama, Brama, Schiven,
Sogar den Affen Hannemann.
Nun soll am Nil ich mich gefallen,
Hundsköpfige Götter heissen gross,
O! wär ich doch aus meinen Hallen
Auch Isis und Osiris los.

Stuttgart, 26. Februar 1822.

Warum ich so lange nicht geschrieben, da ich Ihrer doch täglich gedenke? Sehen Sie, ich wollte eben gern mit Realien antworten und das zögerte von Woche zu Woche, bis die Dinge

fertig wurden. Jetzt wird das Kästchen ohngefähr zu gleicher Zeit mit diesem Brief bei Ihnen eintreffen.

Möge der Inhalt Ihnen und den Ihrigen so viel Freude machen, als wir jedesmal empfinden, wenn wir dazu gelangen, Ihnen ein Zeichen freundschaftlich-dankbarer Erinnerung zu senden.

Wir haben, wie Sie auch an diesem dritten und vierten Heft unserer Sammlung bemerken werden, immer noch vermieden, figurenreiche Compositionen der ersten Meister lithographiren zu lassen, weil wir uns den ohnehin mühseligen Anfang nicht zu sehr erschweren wollten; indessen, da nun alles in gutem Gang ist und die Technik sich unter der Aufsicht meines Bruders immer mehr vervollkommt, wagen wir uns allmählig an die größern Bilder.

Das Dornwerk wird ehestens unter die Presse kommen, ich empfinde bei den letzten technischen Schwierigkeiten, welche die Hervorbringung dieses elephantischen Wesens erleidet, wahrlich alle Geburtswehen, und glaube oft den Augenblick der Erlösung nicht abwarten zu können. Das für Sie verfertigte Manuscript des Texts habe ich Ihnen immer noch nicht gesandt, weil Bertram, seltsam genug, sich erst vor Kurzem entschlossen es ganz durchzulesen, um seine Kritik daran zu üben! Dieser Aufenthalt hat meine Qual nicht wenig vermehrt, denn ich glaubte, Sie würden in Ihrem dritten Heft über Kunst und Alterthum den beabsichtigten Auszug geben wollen. Nun aber bringt man mir so eben dieses Heft und so sehe ich, daß doch nichts verloren, ja es ist mir sogar lieb, daß ich das für den Druck bestimmte Manuscript im vorigen Sommer von Ihnen habe zurückfordern müssen, denn sonst wäre der Auszug gar zu früh vor der Welt erschienen.

Und nun vernehmen Sie einen Auftrag, den ich längst an Sie hätte bestellen sollen. Der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen wünschte einen tüchtigen Erzieher für seinen einzigen zehnjährigen Sohn und hegt das Vertrauen, daß wenn Sie ihm einen solchen verschaffen könnten, dieß sein größtes Glück seyn würde. Um nicht zudringlich zu seyn, hat man mich zum Mittelsmann gewählt, und erst wenn Sie auf die Sache eingehen, will der Vater sich unmittelbar an Sie wenden. Da die Familie katholisch ist, so würde sie bei gleichen Eigenschaften natürlich

einen Mann von dieser Confession vorziehen. Man bemerkt überdem ausdrücklich, daß es mehr um einen Mann von umfassender Welt- und Seelenkenntniß zu thun sey, der das Ganze der Erziehung leite, als um einen sogenannten Hofmeister. Weßhalb denn einer aus der Klasse der jungen Magister und Doktoren nicht genügen würde.

Mir ist nach vielem Nachdenken Rückstuhl eingefallen, bei dem auch das verlangte Confessionsverhältniß stattfindet. Was halten Sie davon? Von Herzensgrund zu sprechen, scheint mir die Aufgabe so bedenklich, daß ich mich nicht wundern würde, wenn Sie sich darauf beschränkten, das Buch Rabus zu empfehlen.

Vom Prinzenerzieher komme ich auf den König. S. M. haben eine große Anzahl Exemplare von ihrem lithographirten Bildniß zu unserer Verfügung gestellt. Als wir demselben sagten, daß wir davon Eines Ihnen zudächten, äußerten sie ihren ganz besondern Beifall. Wenn Sie also an dem Bild, welches mit den andern Blättern in dem Kästchen befindlich, außer der Aehnlichkeit etwas entdecken, was Sie loben mögen, so wird es uns in doppelter Hinsicht freuen.

Ihre Besorgniß, daß die Aufhebung des gemeinschaftlichen Besitzes mit Graf Reinhard eine Störung in dem Verhältniß mit diesem Freunde herbeiführen könnte, dem ich Ihre Bekanntschaft verdanke, hat mich innig gerührt. Und es thut mir von Herzen wohl, Ihnen versichern zu können, daß im Gegentheil diese Auseinandersetzung das höhere für das ganze Leben geknüpfte Verhältniß nur befestigt.

Ich kann nicht schließen ohne Ihnen zu sagen, daß ich mit dem Gedanken umgehe, Sie dieses Frühjahr zu besuchen. Ich fühle die größte Sehnsucht, Sie meinen lieben, väterlichen Freund wiederzusehen und Ihnen noch einmal in Ihren Armen zu danken für Alles, was ich für Geist und Seele von Ihnen gelernt und gewonnen habe!

S. B.

Weimar, 14. April 1822.

Daß die heiligen drei Könige mit Ihrer Silbergabe bei mir glücklich angekommen, vermelde sogleich, vermisse aber die mir

zugedachte amerikaniſche Münze; wahrſcheinlich hat ein anderer Liebhaber ſich deren bemächtigt.

Herrn Schwab grüßen Sie zum allerſchönſten, der frühere Eindruck ſowohl des Originals als ſeiner Ueberſetzung bleibt immer eben derſelbige. Der Ton iſt ihm glücklich gelungen, worauf bei ſolchen Dingen ja alles ankommt. Da er nun aber in dieſer Bemühung ſo weit gegangen, ſo wünſcht' ich daß er nach Anleitung der wenigen Worte (ſ. Kunſt und Alterthum 3. B. 3. Heft S. 141), die Reiſen des Mandeville ſtudirte und die Uebereinſtimmung beider Schriften, ſowohl dem ganzen Sinne als den mitgetheilten Einzelheiten nach, bemerkte und notirte. Dadurch ſchließt ſich das gegenwärtige Büchlein an eine andere Region und wird demjenigen, der ſich mit der Geſchichte der Reiſen abgibt, intereſſant und nothwendig; auch hab' ich früher ſchon in Kunſt und Alterthum darauf hingedeutet.

Nun aber ſey für Ihre Steindrücke der beſte Dank, der heilige Chriſtoph wird von jedermänniglich als ein Wunder betrachtet.

Das ſchöne obgleich gefährliche Frühjahr entbindet mich nun auch von Winterarbeiten, die zwar ganz unterhaltend, aber doch immer mißlich waren. Möge Ihnen daraus auch einige Zufriedenheit entſpringen, wenn die Leipziger Meſſe dieſe ſtillen Bemühungen offenbaren wird. Hätte ich nicht ſo hinreichende Notizen vor mir gehabt, ſo wär' ich nicht durchgekommen; dergleichen Erinnerungsarbeiten ſollte man nicht auf ſpäte Jahre verſchieben; indeſſen denk ich, ſoll es noch hinreichend unterhaltend, hie und da belehrend ſeyn.

Schreiben Sie mir, was Sie in der nächſten Jahreszeit vorzunehmen gedenken; ich werde dießmal Böhmen vielleicht früher als ſonſt beſuchen; die kurzen Tage haben auswärts und auf der Reiſe auch immer etwas Hinderndes und Verdrießliches, wenn man im Sommer bei jedem Unternehmen im Freien die Gränzen nicht zu ſcheuen hat.

Können Sie mir über die Anfrage auf beiliegendem Blatt irgend eine genügende Auskunft ertheilen, ſo erweiſen Sie mir eine beſondere Gefälligkeit.

Mit den beſten Grüßen an Bruder und Geſellen. Treulichſt

G.

Anfrage.

Von nachgemeldetem Bilde soll eine Copie in Augsburg bei einem gewissen Licentiaten verkäuflich seyn; sie hat die Aufmerksamkeit eines Reisenden auf sich gezogen, der durch Kenner unterrichtet zu seyn wünschte, was davon eigentlich zu halten. Haben Sie es vielleicht, mein Werthester, selbst gesehen? oder können Sie von einem einsichtigen Freund in Augsburg davon nähere Nachricht erhalten; so würden Sie mich sehr verbinden.

G.

Pietro Cavallini, ein Römer, Maler und Bildhauer, Schüler des Giotto, welchem er an dem großen mussivischen Gemälde, la Navicella di S. Pietro genannt, soll geholfen haben; andere Mussivischen Arbeiten von diesem Künstler sind noch in den Kirchen S. Maria di Trastevere und S. Paul fuor delle Mure vorhanden, wo sich noch ein in Holz geschnitztes Crucifix befindet. Frescomalereien von Cavallini sind zu Assisi und zu Florenz, woselbst besonders die wunderthätige Verkündigung in der Kirche der Serviten für seine Arbeit gehalten wird; er selbst hat in andern Kirchen die gleiche Darstellung auf ähnliche Weise noch ein paarmal wiederholt. Jenes wunderthätige Bild aber ist von Meistern spätere Zeit unzählige Mal vervielfältigt vorhanden, das heißt: es sind bei gewissen Gelegenheiten Copien von jenem für heilig gehaltenen Gemälde gemacht und diese dann wieder copirt worden und wohl ist es möglich, daß dergleichen selbst von guten Meistern verfertigt sich vorfinden. Cavallini soll um die Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gearbeitet haben.

Stuttgart, 25. April 1822.

In der Ungewißheit, ob es mir nicht bald möglich werden würde, den Ihnen zugedachten Besuch auszuführen, schwieg ich bisher, von Tag zu Tag hoffend, etwas bestimmtes melden zu können. Nun kömmt Ihr Brief und sagt mir, daß Sie dieß Jahr vielleicht früher als sonst nach Böhmen gehen werden. Hiedurch verliert die Aussicht, Sie in Jena oder Weimar anzutreffen, fast alle Wahrscheinlichkeit, denn auf jeden Fall dürfte es sich noch mehrere Wochen hinziehen, ehe ich mich bewegen könnte.

Indeſſen gebe ich meinen Wunſch nicht auf; und ich bitte Sie recht angelegentlich, ſchreiben Sie mir, wie lang Sie wohl noch zu Hauſe bleiben und zugleich nach welchem böhmiſchen Bade Sie zu reiſen gedenken. Gelingt es mir dann auch nicht, zu Ihnen nach Weimar zu kommen, ſo kann ich doch vielleicht meine Sachen ſo einrichten, daß ich Sie in Böhmen aufſuche.

Auf die angekündigten Früchte Ihrer Winterarbeiten bin ich ſehr begierig, einige Aushängebogen habe ich ſchon mit großem Genuß geleſen. Gewiſſe Leute, die Sie die Incerti nennen, werden freilich lange Geſichter zu dieſem Tagebuch machen. — Wie ſteht es denn mit der Sammlung Ihrer Gedichte über die Natur, Sie ſetzen ſie doch fort. Ich möchte gar zu gerne etwas davon ſehen!

Den 29.

Nachdem ich letzthin unterbrochen worden, iſt es mir erſt heute vergönnt wieder fortzufahren. Ich erwiedre alſo auf Ihre Anfrage wegen dem alten Gemälde der Verkündigung in Augsburg, daß wir hievon allerdings mehrmal Rühmliches gehört, daſſelbe aber nie geſehen haben. Anfänglich hieß es, ſo ins Blaue hinein, das Bild ſey von Eyck, dann kamen aber Reiſende, denen man Sachkenntniß zutrauen konnte, die verſicherten uns, es ſey ein altitalieniſches Gemälde. Daß es eine Wiederholung jener Verkündigung in der Kirche der Serviten zu Florenz ſey, erfahren wir jetzt erſt von Ihnen. Letzteres Bild kennen wir aus mehreren Copien; unter andern befinden ſich deren zwei mit lebensgroßen Figuren in Köln, eine in der ehemaligen Servitenſenkirche und eine in der Muttergotteskapelle im Dom. Das Gemälde in Augsburg iſt von ſehr mäßiger Größe. Sobald ich nähere Auskunft darüber erhalte, werde ich ſie Ihnen gleich mittheilen.

Den Thaler der Independenten von Chili habe ich Ihnen nicht geſandt, weil Sie vergeſſen hatten, mir ihn zu beſtellen; indeſſen beſaß ihn der Münzhändler noch und ſo habe ich mir ihn gleich verſchafft. Mit nächſtem werden Sie das allerdings merkwürdige Silberſtück erhalten. Der Münzhändler wünſcht die Fächer zu wiſſen, für welche Sie ſammeln, damit er ſummariſche

oder zum Theil auch specielle Verzeichnisse seines Vorraths einsenden könnte.

Soeben bringt Bertram mir einen vollendeten Abdruck von Eycks Darbringung im Tempel. Auch diese, die schwierigste von allen bisher verfertigten Platten, ist vortrefflich gelungen, Sie werden gewiß damit zufrieden seyn.

Die Frankfurter Freunde haben sich auf meine Veranlassung nun zu einer Marmorstatue entschlossen und ich habe vor vier Wochen bei Rauch die förmliche Bestellung gemacht. Ob die Statue sitzend oder stehend dargestellt werden soll, wird nach Einsicht der Zeichnung entschieden werden. Was scheint Ihnen vorzüglicher?

Die Meinigen grüßen mit mir auf das herzlichste.

Treu verehrend

G. B.

Jena, 1. Juni 1822.

Indem ich mich anschicke, meine Reise nach Marienbad abermals anzutreten, vermelde freundlichst, daß ich zu Ende dieses Monats dort einzutreffen gedenke und mich vier Wochen daselbst aufzuhalten gesinnt bin. Da Ihnen Ihre Geschäfte schwerlich eine Reise dorthin erlauben, so würde nach meiner wahrscheinlich in der Mitte des Augusts erfolgenden Rückkehr sogleich Meldung thun, und dann wäre es sehr schön, wenn Sie uns im Spätjahr besuchten. Es ergibt sich gar manches schon jetzt und bis dahin, worüber mündlich zu verhandeln wäre. Ich kann zwar nicht voraussehen, wie es bei mir im Hause und Familie aussehen wird, ist es aber einigermaßen thunlich, so biete Haus und Tisch an.

Die Münze von Chili könnten Sie mir zunächst senden, indem ich doch in diesen drei, vier Wochen noch einige Nachricht von Ihnen hoffen darf. Wegen sonstiger Münzen lege ein kleines Blatt bei. Wenn der Händler billig verfährt, so kann ich ihm von Zeit zu Zeit einiges zuwenden.

Erhalte ich den Text zu Ihrem Domwerke vor meiner Abreise, so nehme ich ihn mit, auf gut Glück daß mir eine Darstellung Ihrer Intentionen gelingen werde. So viel Freude mir

auch die bisherigen Steindrücke gemacht, so war ich doch niemals neugieriger als jetzt auf die Darstellung im Tempel.

Die Gedichte über Natur sind ziemlich beisammen, das meiste kennen Sie. Leider zerstreut man sich zu sehr und solche sibyllinische Blätter entspringen nur aus der innigsten Sammlung.

Mein morphologisch-wissenschaftliches Heft wird Ihnen auch manches Erfreuliche gebracht haben, wenigstens ist alles lebendig und von Schulstaub und Moder nichts darin zu spüren.

Mein militärisches Bändchen ist wunderlich genug, doch hoffe ich, meine Freunde finden mich darin wieder.

Daß Sie für mein persönliches Andenken fortwährend Sorge tragen, dafür danke ich zum schönsten. Wenn von einer Statue die Rede ist, würde ich mich für eine stehende erklären, die sitzenden, wenn nicht mit großem Geschmack gedacht, mit liebenswürdiger Zierlichkeit ausgeführt, behalten etwas schweres. Auch weiß man mit einer stehenden immer eher wohin, jede nischenartige Wandvertiefung ist schon ein schickliches Gehäus.

Erhalt' ich bald hierauf Antwort, so schreibe noch vor meiner Abreise. Adressiren Sie den Brief nach Weimar, wohin ich in diesen Tagen wieder abgehe. Treulichst

G.

Stuttgart, 17. Juni 1822.

Der neue Abschnitt aus Ihrem Leben und das dritte Heft, Morphologie, sind mit Ihrem lieben Brief zugleich angekommen. Nach dem traurigen Feldzug in der Champagne macht die Schilderung des Lebens in Pempelfort und Münster, das Abenteuer mit dem Freund am Harz und die Vorbereitung zur Weimarer Bühne, eine willkommene Version, worauf denn die Belagerung von Mainz, als ein höchst bedeutender Schluß, große Wirkung thut.

Ich erinnere mich nicht, das wilde, zerstörende Kriegsleben in seiner Verflechtung mit dem stets fortwebenden, erhaltenden Gewohnheitsleben, irgend so wahr und in so auffallendem Gegensatze dargestellt gefunden zu haben.

Wie selten mag sich aber auch der Fall ereignen, daß ein

genialer, der schriftstellerischen Kunst mächtiger Mann unmittelbar an den gewaltigsten Weltbegebenheiten als ruhiger Beobachter Theil nimmt?

Das Kapitel über die „entoptischen Farben" hat mich recht eigentlich entzückt. Die Darstellung ist so einfach und folgerecht, so rein, klar und lebendig, daß alle die mannigfaltigen Erscheinungen, die ich vor Jahren bei Seebeck gesehen, in diesem neuen ganz naturgemäßen Zusammenhang auf das Befriedigendste vergegenwärtigt worden sind.

Bei der Erfahrung von Jagemann gedachten wir unsrer eigenen Beobachtung, nach welcher die Beleuchtung in unseren nordwest, ja fast nord-nordwest gelegenen Gemäldesälen, bei ganz blauem Himmel, morgens erst nach zehn Uhr günstig wird; früher ist sie mehr oder weniger widerwärtig grau; dahingegen an leicht und gleichmäßig bewölkten Tagen das Licht sich schon am Morgen nach Wunsch zeigt. Gegen drei Uhr Nachmittags fällt Sonnenschein in unsere nördlichen Säle, und so lange dieser dauert, bleibt auch das durch Mousselin gedämpfte Licht vortrefflich; später wird es wieder schlecht. Aus diesen Gründen, und weil die Sonnenhitze den Gemälden schädlich ist, haben wir die Stunden für die Beschauung unsrer Sammlung von eilf Uhr Vormittags bis zwei Uhr Nachmittags und in letzter Zeit, wo noch eine Nebenrücksicht eingetreten ist, von zwölf bis drei Uhr festgesetzt.

Außer denjenigen, die sich durch eigenen Augenschein überzeugt haben, glauben die wenigsten Leute, daß diese Einrichtung wirklich der Beleuchtung wegen getroffen worden sey; sie meinen, es sey dieß eine bloße Ausrede für unsere Bequemlichkeit, und da sie wissen, daß Bertram, der meistens die Gemälde zeigt, ein Langschläfer ist, so schreibt der freilich nicht sehr zahlreiche Klagende Theil die Schuld christlicher Weise auf diesen Freund.

Es wäre nun wohl der Mühe und in Beziehung auf die Ungläubigen, auch des Spaßes werth, einen kleinen Apparat mit Glimmerplättchen u. s. w. in unsern Sälen zu haben und ich scheue nicht den Ruhm eines Bettelmönchs zu theilen, wenn Sie sich durch meine Erzählung zur Richtung eines solchen Apparates bewegen ließen, mit dem ich in Danneckers Werkstätte auch Versuche bei einer Beleuchtung von oben anstellen könnte.

Beim Staube deines Wegs
Mein Hoffnungszelt!
Bei deiner Füße Staub
Dem Waſſer vorzuziehn.

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zertritt mit Füßen,
Will ich zum Kaiſer machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.

Man ſieht deutlich hieraus, daß eins ſo wenig als das andere heißen will, erſt bei würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemißbraucht. So ſagt Hafis wirklich poſſenhaft:

Mein Kopf im Staub des Weges
Des Wirthes ſeyn wird.

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermuthung beſtätigen, daß frühere Dichter mit ſolchen Ausdrücken viel beſcheidener verfahren und nur ſpätere, auf demſelben Schauplatz in derſelben Sprache, ſich ergehend, endlich auch ſolche Mißbräuche, nicht einmal recht im Ernſt, ſondern parodiſch beliebt, bis ſich endlich die Tropen dergeſtalt vom Gegenſtand weg verlieren, daß kein Verhältniß mehr weder gedacht noch empfunden werden kann.

Und ſo ſchließen wir denn mit den lieblichen Zeilen Enweri's, welcher, ſo anmuthig als ſchicklich, einen werthen Dichter ſeiner Zeit verehrt:

Doch wieder auf Ihr Heft zurückzukommen, so hat mich die vortreffliche, von der einfachsten Erscheinung stufenweise fortschreitende Behandlung der Natur in jenem Kapitel dermaßen eingenommen, daß ich auch die Aufsätze, welche anderen, mir kaum bekannten Fächern gewidmet sind, mit vieler Freude und Belehrung gelesen, und selbst rückwärts die osteologischen Untersuchungen des zweiten Hefts, die mich beim erstenmal abgeschreckt, zu meiner höchsten Zufriedenheit vorgenommen habe.

Gerade das gibt Ihren naturwissenschaftlichen Schriften noch einen ganz besondern Werth, daß man auch ohne viele speziellen Vorkenntnisse einen klaren Begriff von den Hauptpunkten erhält und so über die Gesetze des allgemeinen Naturlebens, wie sie in den behandelten Erscheinungen kund werden, sich sehr fruchtbar belehren kann.

Den Thaler von Ebili habe ich mit dem Text zum Domwerk am 12. d. durch den Postwagen an Sie abgeschickt. Sie werden in dem Text manches verändert und erweitert finden, hoffentlich zu Ihrer Zufriedenheit.

Die Erklärungen der Kupfertafeln bitte ich ja nicht unbeachtet zu lassen, sie enthalten einiges höchst Wichtige, wofür sich im Text selbst keine angemessene Stelle darbot. Vorzüglich empfehle ich, was über den Grundriß gesagt ist.

Das Werk selbst windet sich allmählig durch die technischen Hindernisse durch. Ich corrigire und redigire den Druck in Distanz und werde nun wohl die große Kreatur fix und fertig an den Tag treten sehen. Auf jeden Fall bringe ich das Werk mit, ich mag nun zu Ihnen nach Böhmen oder nach Weimar kommen. Ersteres ist freilich sehr zweifelhaft, indessen wird die Zeit das Nähere lehren. Einstweilen danke auf das herzlichste für die freundliche Einladung zu Haus und Tisch, nehme sie aber nur unter dem Vorbehalt an, daß dadurch Sie und die Ihrigen nicht im Geringsten gestört würden und daß, wenn irgend ein Hinderniß einträte, Sie mir es offen sagten.

Ueber das Bild in Augsburg habe Nachricht erhalten, Sie finden inliegend eine Abschrift davon.

Von Rauch erwarte in einigen Wochen die Abgüsse der kleinen Skizzen zur Statue; dann werde ich weiteres darüber melden.

Die Meinigen wünschen mit mir alles Glück und Segen zur Badereise!

Ihrem Brief mit Verlangen entgegensehend

S. B.

Weimar, 1. Juli 1822.

Die Münzen betreffend eröffne folgendes: Ich habe zwar keine Münzsammlung dieser Art, doch Freunde, die sich daran erfreuen. Da mag ich ihnen denn gern, wie eben dießmal der Fall ist, ihre Lücken auszufüllen beistehen: doch hab' ich auch auf eine größere Münzsammlung Einfluß und thue deßhalb folgende Anfrage:

Als im Jahr 1806 die deutsche Reichsconstitution aufgelöst ward, so verloren viele Mediatisirte das Münzrecht und die stehen bleibenden Souverains mußten ihre Stempel verändern; nun wäre also die Frage, ob unser Stuttgarter Münzfreund ein Verzeichniß von beiden machen, die ohngefähren Preise hinzufügen und mir solches übersenden wollte, worauf ich denn höchst wahrscheinlich die Bestellung machen würde.

Man würde sich mit Einer von jeder Münzstätte begnügen, aber auch wohl mehrere annehmen, von welchem Metall wäre gleich, nur müßten sie von den letzten Jahren seyn.

J. W. Goethe.

Stadt Eger, 6. August 1822.

(Eigenhändig.) Endlich muß ich mich entschließen, mein Werthester, einige Nachricht von mir zu geben, die ich auf Ihre freundliche Schreiben vom 12. und 18. Juni längst hätte erwiedern sollen. Reise, Kur, Zerstreuung, neu aufgenöthigte Studien, Zusammentreffen mit bedeutenden Menschen und so vieles andere wäre zu meiner Entschuldigung anzuführen. Gegenwärtig lege eine Assignation auf 70 fl. bei und bitte die sämmtlichen angebotenen Münzen von Herrn Binder dagegen einzutauschen und solche sehr wohl gepackt, unfrankirt nach Weimar zu senden. Mein Sohn wird die Ankunft melden, wo nicht ich selbst, wenn ich bis dorthin werde nach Hause gelangt seyn.

Mit der Kur bin ich ſehr wohl zufrieden, doch mag Bewegung, Weltanſicht, neue Gegenſtände und Bekanntſchaft das beſte dabei gethan haben. Nun bleib ich noch einige Zeit auf der Gränze von Bayern, Sachſen, Böhmen und bewege mich da und dorthin. Wenn man dieſem Ort einmal ſeine Eigenthümlichkeit abgewonnen hat, iſt es ein angenehmer Aufenthalt.

So viel mit tauſend Grüßen und Wünſchen!

G.

Das Verzeichniß der Münzen mit beigefügten Preiſen erbitte mir quittirt, zu meiner Legitimation bei der öffentlichen Anſtalt, wohin ſie beſtimmt ſind. Die wenigen Gulden, welche die erſte Berechnung mehr beträgt, läßt der Händler wohl nach; macht er billige Preiſe, ſo kann ich ihm noch manches zuwenden.

Stuttgart, 28. Auguſt 1822.

Heute, wie an jedem Tag, doch mit ganz beſonderm Bezug auf jenen erſten Lebenstag, gedenke ich Ihrer mit innigſter Liebe, mit den herzlichſten Wünſchen. Mögen Sie dieſen Tag noch recht oft in friſchem Muth und Kraft erleben und wie Sie eine lange, ſchöne Jugend genoſſen, ſo mögen Sie nun auch lang ein ſchönes Alter genießen!

Mein Vorhaben, Sie zu beſuchen, iſt der Ausführung noch nicht näher gerückt. Es geht mir überhaupt wunderlich in dieſem Jahr, was ich mir innerlich mit beſter Ueberlegung vorſetze, wird häufig durch äußere bedeutende Anſprüche und Begegniſſe, wo nicht durchkreuzt, doch verändert und verſchoben. Es ſieht ſo aus, als wenn uns eine Entwicklung bevorſtände. Ich muß geſtehen, daß ich für mein Theil recht ſehr wünſche, endlich einmal zu einem feſten Punkt zu kommen und mich einer ſelbſtſtändigen Lage zu erfreuen.

Nun hängt es freilich von den Spinnefaden der Schickſalsſchweſtern ab, wann und ob ich dieß Jahr die ſo ſehnlichſt gewünſchte Reiſe zu Ihnen werde unternehmen können. In wenigen Wochen hoffe ich beſtimmte Nachricht zu geben. Schreiben Sie mir unterdeſſen gütigſt, wie Sie die Dinge nach Ihrer Zurückkunft

gefunden, wie es Ihnen auf die Badekur geht und ob Sie meine Handschrift über den Kölner Dom erhalten haben? Ihre wenigen Zeilen aus Eger haben mir die größte Freude gemacht, weil sie mir den schönsten Beweis von Ihrem heitern, glücklichen und frohen Befinden gaben. Die darin enthaltene Bestellung habe ich gleich besorgt und am 14. die Münzen unter Ihrem Namen nach Weimar gesandt.

Das Verzeichniß nebst beigesetzten Preisen finden Sie beischeinigt. Herr Binder wollte sich zu keinem Abzug verstehen, er sagte, er mache nur feste Preise. Ich habe für den Fall einer Nichtgenehmigung vorbehalten, die Münzen gegen das Geld zurück zu erstatten.

Nochmals die herzlichsten Wünsche von uns Dreien.

Von ganzer Seele treu ergeben

S. B.

Den 28.

Der glückliche Zufall will, daß ich heute an Ihrem Geburtstag im ersten Gemäldesaal die Tochter von Freund Zelter finde, durchreisend nach Weimar. Ich nehme es als ein gutes Zeichen an, und nachdem ich heute schon durch die Post geschrieben, gebe ich dem treuherzigen Mädchen noch einmal die besten Grüße für Sie, mein geliebter, innigst verehrter, väterlicher Freund. Die Meinigen schließen sich von ganzer Seele an!

S. B.

Weimar, 6. September 1822.

Demoiselle Zelter, die meinen Geburtstag mit Ihnen feierte, war auch bei der Ankunft Ihres Briefes gegenwärtig, und sprach dankbar von der ausgezeichneten Aufnahme, die Sie ihr gegönnt. Ich bin ganz wohl, wie ich nur verlangen kann, nach Hause gekommen, nachdem ich mir draußen, obgleich mit vieler Vorsicht, viel zugemuthet habe. Ich arbeite mich nun wieder in den Winter hinein und hoffe, wir wollen bis Weihnachten manches zu Stande bringen.

Nach Abgang meines letzten Egerischen Briefs machte ich mir Vorwürfe, die Einladung nicht wiederholt zu haben: Sie sind immer herzlich willkommen. Sollte sich die Möglichkeit näher zeigen, so geben Sie mir Nachricht, daß ich nicht etwa in Jena sey, wo es mir an allen Mitteln fehlt, Freunde aufzunehmen und zu bewirthen.

Für die Münzen, welche wohl gepackt und gut erhalten angekommen, mag denn auch das Mehrgezahlte gebilligt seyn. Da der gute Mann nicht mit sich handeln läßt, so ersuchen Sie ihn, gleich läßliche Preise zu machen. Wenn er nach jener ersten Andeutung fortfährt, so ist mir das Größere wie das Kleinere willkommen.

Ihr Manuscript über den Dom zu Köln habe wohl erhalten, wann ich daran komme, es zu beherzigen, kann ich nicht sagen; im Gespräche würde es sich geschwind geben. Höchlich erfreut mich Ihre Andeutung auf eine Entwicklung Ihres Geschicks, denn ich läugne nicht, daß mich Ihre Lage manchmal beunruhigt.

Sobald uns die entoptischen Glastäfelchen wieder glücken, woran es bis jetzt gefehlt hat, geb' ich auch über diesen Punkt nähern Aufschluß. Dagegen sende nächstens sehr schöne trübe Täfelchen, die den Gegensatz auf Hell und Dunkel entschieden und lieblich hervorbringen.

Meine Farbenlehre, die bisher an dem Altar der Physik wie ein todter Knotenstock gestanden, fängt an zu grünen und Zweige zu treiben; in guten Boden gepflanzt wird er auch Wurzel schlagen.

In Berlin hat sie der Minister von Altenstein dergestalt begünstigt, daß er ein Zimmer im Akademiegebäude einräumen und die nöthige Summe zum Apparat auszahlen ließ. Doktor v. Henning, ein Schüler Hegels, hat in diesem Sommer öffentliche Vorlesungen darüber gehalten. Die Einleitung dazu ist gedruckt, ich sende sie nächstens und würde sie für wohl gerathen erklären, wäre sie auch nicht in dem Grade zu meinen Gunsten geschrieben. Eigentlich aber darf ich sagen, daß ich wohl verdiene, nach dreißigjährigem Schweigen zu der niederträchtigsten Behandlung, die ich von meinen Zeitgenossen erduldete, endlich durch eine frische, hochgebildete Jugend zu Ehren zu gelangen. Im Alter hofft man auf geistreiche, herzliche Zustimmung, des vagen Beifalls ist man längst müde.

Meine alten Freunde zu erhalten, jüngere zu gewinnen, iſt jetzt mein unabläßlicher Wunſch, und da ſind Sie überzeugt, daß Sie recht lieblich und löblich in der Mitte ſtehen.

Bleiben Sie und die lieben Ihrigen mir und den Meinigen immer dieſelben. Treulichſt verbunden

G.

Weimar, im Oktober 1822.

Heute nur Weniges, mein Theuerſter, da es eigentlich nur eine Beſtellung iſt. Ihro königliche Hoheit der Großherzog glaubten bisher auf die Sammlung der herrlichen Steindrücke nach Ihren Gemälden ſubſcribirt zu haben, es müßte dieß durch Artaria geſchehen ſeyn; da aber keine Abdrücke angekommen, ſo unterblieb es wohl. Ich erhielt daher den Auftrag, Ein Exemplar bei Ihnen unmittelbar zu beſtellen, und erſuche Sie mir eine Auswahl recht ſchöner Abdrücke für Ihro Hoheit zukommen zu laſſen. Es wird wohl am beſten ſeyn, wenn Sie gleich dazu ein hübſches Portefeuille machen laſſen und ſolches, in einem Kaſten wohl verwahrt, durch die fahrende Poſt überſenden.

Mögen Sie Probedrücke von Ihrem Domwerk gleich mit beipacken, oder, weil ſie größer ſind, auf einer beſondern Rolle überſenden, ſo wird es Ihro Hoheit angenehm ſeyn; ich beſitze nur die Seitenanſicht, welche ich vorwies. Erblicke ich die ſämmtlichen Blätter, ſo regt ſich auch wohl Ihr nur allzulang ruhendes Manuſcript. Nach Beſchauung ſende ſie, wenn es verlangt wird, ſogleich zurück.

Leben Sie recht wohl mit den lieben Ihrigen und ſagen mir bei dieſer Gelegenheit ein Wort. Meine Arbeiten gehen ſachte ihren Gang; an den bekannten Heften wird wieder gedruckt; die ſchönen Tage waren noch wohl zu genießen, ich hoffe ununterbrochene Thätigkeit ſoll mir auch über den Winter hinaus helfen.

An Ihren Beſuch habe zwar nicht recht geglaubt, die Hoffnung auf denſelben aber doch ungern aufgegeben. Treulichſt

Goethe.

Stuttgart, 19. November 1822.

Die mir allmählig gewordene Ueberzeugung, Sie, meinen innigst verehrten Freund, dießmal nicht besuchen zu können, hat mich so mißmuthig gemacht, daß ich mich immer nicht entschließen konnte, Ihnen zu schreiben. Dadurch ist nun freilich, wie es zu gehen pflegt, das Uebel nur desto schlimmer geworden und ich muß Ihnen recht danken, daß Sie mich durch Ihre Bestellung für den Großherzog aus diesem schweigsamen Zustand heraus nöthigen.

In dieser Woche geht eine Kiste an Sie ab, das verlangte Exemplar des lithographischen Werks nebst Portefeuille und ein Exemplar der Kupfertafeln zum Domwerk enthaltend. Die fünf Lieferungen des lithographischen Werks sind aus den schönsten Abdrücken ausgewählt worden, K. H. der Großherzog werden alle Ursache haben damit zufrieden zu seyn. Das Exemplar des Domwerks ist eines vor der Schrift auf chinesisch Papier gezogen. Ich besitze noch kein vollständiges Exemplar auf anderm Papier und mit der Schrift, indessen weil Sie mir Hoffnung gaben, daß der Anblick der Kupfertafeln Sie zur Beurtheilung meines Textes veranlassen könnte, so schicke ich das Prachtexemplar und füge noch die zur zweiten Lieferung gehörige Tafel der colorirten Fenster hinzu. Sie werden schöne Augen machen, wenn Sie diese Magnificenz sehen. Freilich werden Sie dabei auch der unendlichen Mühe und der Aufopferungen aller Art gedenken, welche es Ihren Freund gekostet. In der That, ich muß es hart büßen, etwas Großes und Vollkommenes gewollt zu haben. Nachdem Künstler und andere Personen, deren Hülfe ich zu dem Werk gebraucht, mich um die Wette mißhandelt, wurde ich seit mehreren Monaten vom Drucker zum Narren gehalten. Unter diesen Umständen ist mir der Diderot'sche Bratenrock so verhaßt, daß ich ihn jeden Augenblick gegen den ersten besten löschpapiernen Kittel vertauschen möchte. Jedoch, da ich nicht aufhöre alle Hebel anzulegen, und auch Graf Reinhard, der jetzt in Paris ist, mir redlich beisteht, so wird wohl die Ausgabe zu Anfang des neuen Jahrs noch zu Stande kommen.

Nun loben Sie und tadeln Sie mich in Ihrer Beurtheilung nur aus vollem Munde. Denn was ein Mann wie Sie sagt, ist am Ende doch allein durchdringend und dauernd, allein belohnend und belebend in dem verworrenen Getümmel dieser Zeit.

Ihre so freundlich ausgesprochene Theilnahme an der Entwicklung unseres Geschicks hat uns innigst gerührt. Die Sache geht ihren natürlichen, d. h. langsamen, aber stets fortschreitenden Gang. Wir versäumen nichts, was zur Beschleunigung beitragen kann, doch müssen wir uns immer wieder sagen, daß Welt und Leben sich um keinen Preis etwas abtrotzen lassen! In dieser schwebenden Stellung ist nun die Theilnahme eines wahrhaft väterlichen Freundes die beste Stütze für Geist und Gemüth.

Und auch darum bedaure ich's aber und abermal, daß ich meinen Vorsatz, Sie zu besuchen, nicht habe ausführen können. Das wäre mir die kräftigste Erfrischung gewesen, nach dem ewigen Drängen und Treiben, Correspondieren und Parlamentieren, womit ich so viele schöne Zeit habe vergeuden müssen. Lassen Sie mich jetzt, da ich den Unmuth einmal überwunden und meine Klagen ausgesprochen habe, in einem desto lebhaftern Briefwechsel einige Entschädigung finden.

Den Winter hoffe ich in anhaltender, meiner Neigung entsprechender Thätigkeit, nämlich mit Ausarbeitung des großentheils noch unvollendeten Textes zu den lithographischen Heften zubringen zu können. Meine Gesundheit wird mich dabei nicht verlassen, denn ich habe Ursache, alles Gute davon zu sagen; sie hat seit einer bedeutenden Umwandlung, die vor einigen Jahren eingetreten ist, einen festern Charakter angenommen. Wenn ich Sie wiedersehe, werden Sie, wie ich meine, in dieser, wie noch in anderer Hinsicht mit mir zufrieden seyn.

Was Sie mir von der Beförderung und Ausbreitung Ihrer Farbenlehre schreiben, freut mich unaussprechlich. Der angekündigten Einleitung von Hennings sehe noch immer entgegen. Das vierte Heft zur Naturwissenschaft habe ich mit großer Theilnahme gelesen. Es ist mir beim Lesen dieser Hefte, als wie beim Spazierengehen in reicher Umgebung; was von Bergen, Pflanzen und Thieren vorkömmt, obwohl es mir nur im Allgemeinen verständlich, übt immer einen frischen Reiz auf mich, die Farbenlehre aber wirkt wie Licht und Himmel, da ist mir Alles deutlich, und ich bewundere mit immer neuer Lust den mannichfaltigsten Wechsel der einfachsten Phänomene.

Nun leben Sie wohl, Gott erhalte Sie und die lieben

Ihrigen gesund und froh. Die Meinigen empfehlen sich mit mir zu freundlichem Andenken.

Von ganzer Seele der Ihrige

G. B.

Weimar, 22. December 1822.

Ihre werthen und herrlichen Sendungen, mein Theuerster, sind glücklich und zu gelegener Zeit hier angekommen, die Kupfer, wie ehemals die Zeichnungen, deuten mir auf jene Regien, wo die anmuthigsten Jugenderinnerungen schweben; auch mit innigem Vergnügen denk' ich dabei der schönen guten Zeiten, die wir zusammen in heiterer Atmosphäre genossen.

So erneut sich denn auch wieder die höchste Bewunderung Ihrer und der Ihrigen beharrlich-thätigen Kunst- und Geschichtsneigung, ja man möchte bei näherer Betrachtung erschrecken, Geld und Gut, Leib und Leben an diese Unternehmung gewagt zu sehen. Beschaut man aber die glücklichen Resultate, so fühlt man sich angenehm erfreut, das Erhabene so faßlich vorgetragen zu finden; gewiß das Erhabenste in seiner Art, das denn ganz allein den hinreichenden Maßstab für alles Verwandte dem überlegenden und urtheilenden Geiste darreicht.

Jedermann beschaute diese Blätter mit dem größten Antheil und wahrhaftig mit Ehrfurcht; Fürsten und Fürstinnen, Künstler und Laien alles erfreute sich über die Möglichkeit, ein solches Unternehmen durchzuführen, alle schieden von dem Anblick mit dem Wunsche, daß Sie von diesen großen Opfern und Bemühungen reichliche Früchte genießen möchten.

Durch wiederholtes Vorzeigen ist denn auch wieder alles in mir aufgeregt, was von den frühesten Jahren an mich zuerst und aber und abermals angesprochen hatte; es wird sich nach und nach ausbilden und wenn ich ganz wieder am Gegenstande bin, so lese ich Ihren Aufsatz und dann wird sich wohl etwas Gehöriges entwickeln.

Glücklicher Weise kamen Ihre Schätze gerade zur Stunde, wo ich aus dem letzten Bogen des nächsten Heftes von K. und A. einige Blätter früheren Manuscripts ausheben und gegen eine zwar kurze aber freundlich beifällige Anzeige Ihrer Leistungen

austauschen konnte. Vielleicht glückt es mir im nächsten Hefte das Ausführlichere zu liefern.

Nun will ich aber nicht weiter gehen, um Gegenwärtiges fortzuschaffen, dem ich das Programm von Henning beilege. Lassen Sie dadurch Ihre Theilnahme an meinem Bemühen auf's Neue beleben. Was ich aussprach, ist nicht aus der Luft gegriffen, es hat immer ein Substrat, wie denn neuerlich ein werther unterrichteter Mann, meine Art und Weise ein gegenständliches Denken genannt hat, welches nämlich immer im Angesicht des Gegenstandes sich bilde und äußere. Ich bin wohl zufrieden mit dieser Auslegung meiner Träume.

Endlich füge das Münzverzeichniß bei, dessen Summe von 365 fl. 53 kr. mit meiner zurückbehaltenen Copie zusammentrifft. Ich würde ohne Anstand, um keine Quängeleien im Einzelnen zu verursachen, das Ganze zusammen behalten, weil sich verschiedene Liebhaber darein theilen könnten; nun aber steht oben drüber: Metallwerth, welches dahin zu deuten scheint, daß man noch ein Aufgeld verlange, wodurch die Sache ein anderes Ansehen gewinnt. Geben Sie mir darüber nähere Auskunft. Das Chinaexemplar des Domwerks eignet sich der Großherzog zu, lassen Sie mich wegen des Preises das Nähere wissen.

Und somit sey denn für dießmal geschlossen. Das beiliegende Kupfer gehört zu Kunst und Alterthum. Möge das nächste Stück von Ihnen freundlich empfangen werden. Treulichst

G.

Stuttgart, 28. December 1822.

Bei Ihrem Briefe fühle ich einmal wieder auf das lebhafteste, welch ein Glück es ist, an Ihnen einen Freund zu haben, der als Sprecher des edelsten, unsterblichen Theils der Nation, unser Treiben und Thun dem ganzen Umfang, der ganzen Tiefe nach zu würdigen weiß. Empfangen Sie unsern herzlichsten Dank für diese Theilnahme, sie tröstet und stärkt uns von Grund aus in dem Kampf, den wir mit Schwierigkeiten aller Art zu bestehen haben, den wir aber unter Gottes Beistand siegreich zu bestehen hoffen.

Auch danken wir auf das innigste für die freundliche

Dem Vernünft'gen sind Lockspeise Schedschaal's Gedichte,
Hundert Vögel wie ich fliegen begierig darauf.
Geh mein Gedicht und küß vor dem Herrn die Erde und sag ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugendepoche bist du.

Einrede.

Um uns nun über das Verhältniß der Despoten zu den Ihrigen, und wiefern es noch menschlich sey, einigermaßen aufzuklären, auch uns über das knechtische Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeschaltet seyn, welche Zeugniß giebt wie Geschichts- und Weltkenner hierüber geurtheilt. Ein bedächtiger Engländer drückt sich folgendermaßen aus:

„Unumschränkte Gewalt, welche in Europa, durch Gewohnheiten und Umsicht einer gebildeten Zeit, zu gemäßigten Regierungen gesänftiget wird, behält bei asiatischen Nationen immer einerlei Charakter und bewegt sich beinahe in demselben Verlauf. Denn die geringen Unterschiede, welche des Menschen Staatswerth und Würde bezeichnen, sind bloß von des Despoten persönlicher Gemüthsart abhängig und von dessen Macht, ja öfters mehr von dieser als jener. Kann doch kein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgesetzt ist, wie es von der frühsten Zeit an das Schicksal aller östlichen schwächeren Königreiche gewesen. Daraus folgt daß die größte Glückseligkeit, deren die Masse unter unumschränkter Herrschaft genießen kann, sich aus der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen herschreibe, so wie das Wohlbehagen, worin sich dessen Unterthanen einigermaßen erfreuen,

Ankündigung des Donwerks in Alterthum und Kunst, und sehen der ausführlichen Beurtheilung begierig entgegen. Möge doch nichts Sie abhalten, jetzt, wo der Eindruck der Kupferstiche Sie für den Gegenstand neu belebt hat, meinen Text zur Hand zu nehmen und Ihre Gedanken gleich niederzuschreiben.

Der Druck schreitet nun rascher vor. Unser Freund Reinhard, der sich mir angetragen, während seines Aufenthalts in Paris die Sache als mein alter ego zu betreiben, hat sich dabei wie der Mittler in den Wahlverwandtschaften benommen, hat mir Zeit und Geld verschwendet, ohne daß ich weder ihm böse seyn, noch mir wegen der Bewilligung seiner in dem Augenblick höchst erwünscht scheinenden Zwischenkunft Vorwürfe machen kann.

Ich habe alles selbst wieder in Ordnung bringen müssen, überhaupt werden wir nur zu oft auf uns selbst zurückgewiesen, was denn freilich nicht geschieht, ohne daß wir immer mehr zu jener Ironie erzogen werden, die bei unauslöschlicher Liebe für das Hohe und Wahre allein die fremden, wie die eigenen Schwachheiten und die ganze Aefferei der Welt erträglich machen kann.

Daß der Großherzog das Exemplar avant la lettre, auf Chinapapier, behalten will, erkenne ich als einen Akt der Protektion. Das Heft kostet 150 fl. Die französische Regierung hat schon im vorigen Jahr für zehn solcher Exemplare unterzeichnet, und der Minister des königlichen Hauses hat für die Herrschaften selbst noch vier dergleichen zu nehmen versprochen. Sobald ich die Gesammtausgabe der ersten Lieferung von Paris erhalten habe, schicke ich das Ihnen ursprünglich zugedachte Exemplar.

Das Programm von Henning freut mich als Urkunde öffentlicher, akademischer Anerkennung der Farbenlehre über die Massen; aber daß ich lieber Sie selber, als diesen Vertheidiger lese, und daß ich auch noch auf bessere Kämpfer rechne, versteht sich von selbst. — Ich will nur gestehen, daß Ihr Brief mich bei den Aushängebogen Ihrer Naturwissenschaft überrascht, daß die biographischen Notizen mich wahrhaft erbaut und Ihr Aufsatz: der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt mich entzückt hat.

Wer ist der geistreiche Mann in Neudorf, der so tiefsinnig über die physiologischen Farbenerscheinungen schreibt? Auf das

erſte Leſen und nach meiner geringen Kenntniß kam mir die Erklärung halb wahr und halb märchenhaft vor. Der Autor macht ſeine Anſicht recht plauſibel, er führt einen ſo nah an das innerſte, individuellſte Leben heran, daß man wie ein Kind glauben möchte, dem Vogel Salz auf den Schwanz ſtreuen zu können; aber Huſch, und er iſt auf und davon.

Wellingtons Schild iſt ein Staunen erregendes Prachtwerk. Die Mittelgruppe macht ſich wunderlich und doch natürlich genug; denn gerade ſo und leider nicht anders ſieht die Gruppe eines modernen Feldherrn mit ſeinem Gefolge aus. Auf die Darſtellungen in den umgebenden Feldern bin ich begierig. Sie geben ſie doch auch?

Um bei dem edeln Metall zu bleiben, komme ich jetzt auf die Münzen. Der angegebene Werth iſt der Metallgehalt, dazu kommt noch ein Agio von 30 Procent; bei einem Nachlaß von 12 fl. kommt das Ganze auf 463 fl. Dabei iſt die Bedingung einer umgehenden Antwort.

Das Andenken, welches Ihnen neulich Lord Byron geſtiftet hat, veranlaßte mich dieſen genialen Autor wieder zur Hand zu nehmen. Nur konnte ich einſtweilen des Werner noch nicht habhaft werden. Sagen Sie mir etwas darüber.

Nun Gott befohlen. Wir wünſchen von Herzen Glück und Freude und Wiederſehen im neuen Jahr.

Ganz der Ihrige

J. B.

Weimar, 3. Januar 1823.

Tauſend Dank für alles Gute an Geſinnung und Nachricht; heute nur wenige Worte, das kleine Geſchäft abzuthun.

Ich acceptire die fraglichen Münzen für die Summe von vierhundert drei und ſechzig Gulden rheiniſch, bitte ſie wohl eingepackt gegen beiliegende Anweiſung in Empfang zu nehmen und mit dem Poſtwagen unfrankirt anher gehen zu laſſen.

Da mir noch Zeit übrig bleibt, bemerke folgendes: Lord Byron wollte mir ſeinen Sardanapal dediciren, es verſpätete und verſchlug ſich, doch ward mir die Handſchrift deßhalb für einen

Augenblick mitgetheilt und ich ließ sie geschwind lithographiren. Hiebei ein Abdruck: es ist dem Alter wohl vergönnt, sich an solchen Stärkungen zu erquicken. Werner hab' ich selbst noch nicht gesehen.

G.

Stuttgart, 14. Januar 1823.

Mit dem Facsimile von Byrons intentionirter Dedication haben Sie mir viel Freude gemacht. Sie brauchen freilich keine weitere Anerkennung mehr, aber es ist mit der wahren Bewunderung, wie mit der Liebe, mögen wir ihrer noch so gewiß seyn, wir hören doch den Ausdruck derselben für unser Leben gern. Und so thut es auch den Freunden von ganzem Herzen wohl, wenn ein bedeutender Geist in ihre Bewunderung einstimmt.

Werner ist mir versprochen, ich hoffe ihn nächster Tage zu erhalten. Sagen Sie mir doch einmal im Vertrauen, was Sie über den Gehalt der Solly'schen Sammlung erfahren haben. Alle Nachrichten, die ich seit längerer Zeit darüber von den verschiedensten und einsichtsvollsten Personen gesammelt habe, vereinigen sich, mir die gute Vorstellung zu rauben, die ich von den altitalienischen Gemälden dieser Sammlung gefaßt hatte.

Vom Frankfurter Verein bin ich wieder wegen der Skizzen zur Statue gemahnt worden; da mir Rauch die Modelle auf die Hälfte dieses Monats versprochen, und ich ihn auch ganz neuerdings wieder angetrieben, so werden wir ja bald etwas erhalten. Ihnen sind auf die gleiche Zeit Abgüsse zugedacht. Sagen Sie mir darüber Ihre Meinung unverholen.

Oersted, der mich so eben verläßt, erzählte mir von Ihnen; Sie haben ihn doch in seiner Ansicht über die Farbenlehre zum Wanken gebracht.

Schreiben Sie mir bald. Die Meinigen empfehlen sich mir auf das Angelegentlichste.

Gott behüte Sie!

S. B.

Weimar, 27. Januar 1823.

In sehr kalter und kaum durch Einheizen zu bezwingender Stunde vermelde schuldigst, daß die Münzen glücklich angekommen sind. Möge Herr Binder, da er weiß, was wir besitzen, auf das Mangelnde gefällig acht haben und für das Neueste aus Spanien, Portugal, Amerika und von Griechenland her seine monetarische Aufmerksamkeit bethätigen.

Ihrer Anfrage wegen der Solly'schen Sammlung kann ich nur vorläufig im Allgemeinen entgegnen; daß ich von einsichtigen Freunden, die solche längere und kürzere Zeit gesehen und studirt, nur immer das Beste davon vernommen habe. Ich werde Meyern, ohne Ihrer Anfrage zu erwähnen, darüber auf's neue besprechen.

Mit Herrn Oersted hätt' ich wohl noch einen Tag Unterhaltung gewünscht, es war mit Wenigem Viel von ihm zu lernen und zugleich weiß er aufzunehmen. Er steht auf einer so hohen Stufe wissenschaftlicher und sittlicher Kultur, daß es nur noch einen Ruck am Vorhang bedurfte, um mein Farbenwesen ihm ganz ins Klare zu setzen. Das alles wird sich denn nach und nach ausgleichen, mit diesem würdigen Manne wäre es leicht gewesen.

Nähere Kenntniß der Statue, sowie der mir noch unbekannten Freundlichkeit Lord Byrons, erwarte in stiller, bescheidener Thätigkeit; vielleicht haben Ihnen die Aushängebogen des letzten Stückes von Kunst und Alterthum (dessen Versendung, ich weiß nicht warum, retardirt wird) schon gesagt, was ich in Absicht meiner früheren Unternehmungen, und um die Zeugnisse meines Daseyns festzuhalten, gethan.

Seit der Zeit hab' ich fortgefahren den Epitomator mein selbst zu machen: denn es ist gewissermaßen noch lustiger, ein vorliegendes Leben, als ein vorliegendes Buch auszuziehen. Den Hauptbegriff hatt' ich vorerst gefaßt, daß man es epochenweise behandeln müsse, denn obgleich sich alles an einander schließt, so gibts doch Absätze und Einschnitte.

Die vier Jahre von 1806 bis 1809 einschließlich sind angegriffen und bauen sich schon wunderlich hervor; nun will ich nicht ruhen, bis diese Epoche zu einer gewissen Vollständigkeit und Befriedigung zusammen steht, damit rück- und vorwärts ein Beispiel

ſey. Man lernt indeſſen, was zu thun iſt, und was man thun kann.

Im Jahre 1810 finde ich Ihre freundliche Sendung durch Buchhändler Zimmer, vermittelt durch Graf Reinhard. Dieſe Grundlage und was daraus erwuchs, verdient wohl einer neuen Aera den Charakter zu geben. Wie herrlich ſteht nun das Gelingen eines ſo bedeutenden, redlichen, folgerechten Strebens in Ihren Blättern vor mir! Erinnerung und Gegenwart begegnen ſich ſo ſchön.

Nun will ich aber doch inne halten und mich erfreuen, daß ein ganz ſtiller, einſamer Abend dieſe Mittheilung hervorlockte. Treulichſt

J. W. v. Goethe.

Stuttgart, 8. Februar 1823.

Den herzlichſten Dank für Ihren gar lieben Brief. Was Sie mir darin von Ihrer Thätigkeit ſagen, freut mich über die Maßen, es gibt mir die ſicherſte Gewähr, daß Sie geſund und heiter ſind.

Der Sprung in Ihren biographiſchen Arbeiten von dem Feldzug in der Champagne bis in die Jahre 1806—1809 überraſchte mich anfangs; Sie rücken nun der Gegenwart ſo nahe, daß dadurch die Aufgabe für die Darſtellung faſt eine ganz neue wird. Aber gerade das wird Sie gereizt haben und dann begreife ich auch bei einigem Nachdenken recht wohl, warum Sie gerade jetzt, wo Sie ſich vorzugsweiſe mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigen, ſich auf jene Epoche der Farbenlehre geworfen haben. Sie wirken hier auf die naivſte Art, die förderſamſte Weiſe, als Vermittler zwiſchen der Naturphiloſophie und der Empirie, und man wird den großen Nutzen, den Sie dadurch ſtiften, in der Geſchichte unſrer Litteratur dankbar anerkennen. Ganz beſonders wichtig und heilſam für die Leſewelt wird Ihre Erklärung über die Wahlverwandtſchaften ſeyn, die ja ebenfalls jener Zeit angehören.

Daß Sie bei der Recapitulation des Jahrs 1810 ſich der Sendung erinnern, wodurch ich unter Vermittlung des Grafen

Reinhard das unschätzbare Verhältniß mit Ihnen angeknüpft, und daß Sie der nun endlich zu Tage kommenden Frucht meines damals sich entwickelnden Strebens so liebevoll gedenken, das macht mir die größte Freude. Wenn Sie an Alexander Humboldt schreiben, sagen Sie ihm doch Ihre Meinung über das Werk, und namentlich über den Text, von dem er noch gar nichts weiß. Da Humboldt jetzt in Berlin ist, kann er mir bei der bevorstehenden Erscheinung des Werks vielleicht nützlich seyn, um eine königliche Unterstützung dafür zu erhalten.

Ich habe Dr. Jäger aufgemuntert, den hier beifolgenden Brief zu schreiben, ich bin überzeugt, Sie werden ihn freundlich aufnehmen.

Wollen Sie mir nicht den Gefallen thun, mir ein gutes Exemplar der Umrisse von Kranachs Gemälden in der dortigen Stadtkirche mit Meyers Text zu verschaffen, ich kann das Werkchen hier nicht haben.

Ebenfalls erhalten Sie die sechste Lieferung des lithographischen Werks, welche Ihnen auch wieder Freude machen wird. Dann hoffe ich auch Näheres von der Statue melden zu können. Rauch läßt mich gegen sein Versprechen gar zu lange warten.

Bruder und Freund empfehlen sich mit mir. Gott erhalte Sie und die Ihrigen!

Ihr treu ergebener

Z. B.

An Hofkammerrath von Goethe.

Stuttgart, 24. Februar 1823.

Ich bin durch die Nachricht von Ihres Vaters Krankheit sehr erschreckt worden, und so treibt mich der Wunsch bald etwas Näheres und Gott gebe Tröstlicheres zu vernehmen, diese Zeilen an Sie zu richten. Bei der liebevollen Gesinnung, die Ihr Vater gegen mich hegt, darf ich mit Zuversicht erwarten, Sie werden meine Bitte erfüllen, und mir, wenn Sie selbst nicht Zeit hätten, sogleich Nachricht geben lassen.

Möchte es Ihnen vergönnt seyn, meine und unser aller herzlichste Theilnahme dem bereits Genesenden bezeugen zu können!

Möge der Himmel ein Ihnen und den lieben Ihrigen so theures, den Freunden so unschätzbares Leben noch lange erhalten!

Ich sehe Ihrer Antwort mit der schmerzlichsten Sehnsucht entgegen.

Ihr treu ergebenster

S. B.

Weimar, 26. Februar 1823.

Ew. Wohlgeb. will ich nicht verfehlen zu benachrichtigen, daß wir in der letzten Zeit sehr traurige und beunruhigende Tage verlebt haben; mein armer Vater wurde am 17. d. M. plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels, und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu sich auch noch eine Entzündung der Pleura gesellte, ergriffen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes stellte; glücklicher Weise traten am neunten Tage, als am 24., die von den Aerzten ersehnten Krisen ein und in diesem Augenblicke scheint die Gefahr vorüber zu seyn. Wir hoffen, daß die starke und gute Natur des Vaters, welche ihn in seinem hohen Alter diese bedeutende Krankheit überstehen ließ, auch die etwanigen Folgen überwinden helfen wird. Mich angelegentlichst empfehlend

Ew. Wohlgeb. ganz ergebenster Diener

A. J. v. Goethe.

Stuttgart, 4. März 1823.

Empfangen Ew. Hochwohlgeboren den herzlichsten Dank dafür, daß Sie meiner Bitte vom 24. mit der erwünschtesten Nachricht zuvorgekommen sind. Sie haben mir dadurch einen wahren Freundschaftsdienst erzeigt — unsere Freude über die Rettung Ihres lieben Vaters ist unbeschreiblich. Wir hoffen nun mit Ihnen, daß die starke, glückliche Natur des Vaters, ihm auch die Uebel wird überstehen helfen, welche noch aus der schweren Krankheit folgen können. Da wir aber dennoch große Sorge deßhalb hegen müssen, so bitte ich inständigst um weitere

Nachrichten. Die Sendung des ſechsten Hefts unſeres lithographiſchen Werks mit meinem Briefchen vom 21. Februar wird unter Ihres Vaters Adreſſe Ihnen zugekommen ſeyn. Sie haben wohl die Güte, das dabei befindliche, für S. K. H. den Großherzog beſtimmte Heft übergeben zu laſſen.

Iſt Ihnen eine Novelle von Tieck, die Verlobung, im Berliniſchen Taſchenbuch noch nicht bekannt geworden, ſo verſchaffen Sie ſich dieſelbe doch; ſie iſt lediglich zu Ehren Ihres Vaters geſchrieben und um gewiſſe pietiſtiſch-heuchleriſche Verunglimpfer lächerlich zu machen. Eine ſo entſchiedene, mit ſo viel Geiſt, Zartheit und Talent erwieſene Freundlichkeit von dieſem Autor wird Ihrem Vater gewiß angenehm ſeyn.

Wiederholen Sie dem Geneſenden die Verſicherung unſerer innigſten Anhänglichkeit und Liebe, und genehmigen Sie für Ihre ganze Familie unſere beſten Wünſche.

Ihr treu ergebenſter

J. B.

Weimar, 14. März 1823.

Mit wahrer Freude kann ich abermals die Feder ergreifen, um Ew. Wohlgeboren von dem fernern Fortſchreiten der Beſſerung in Hinſicht des Vaters Geſundheit zu benachrichtigen. Die Kräfte deſſelben nehmen von Tag zu Tag zu und der Geiſt hat ſeine ganze Stärke und Energie wieder erlangt; ſo denkt er ſchon wieder an Förderung eines Hefts von Kunſt und Alterthum, ſowie eines der Morphologie, um der Welt auch ſelbſt ſein erneutes Daſeyn zu verkünden.

Das ſechste Heft Ihres vortrefflichen lithographiſchen Werks iſt glücklich angelangt und hat gleich in den erſten Tagen des Vaters Wiedergeneſung demſelben große Freude gemacht und ihn gleichſam in die Kunſtwelt wieder eingeführt. So hatte er auch früher und vor ſeiner Krankheit die von Ihnen erwähnte Novelle von Tieck geleſen, welche ihn, wie uns alle mit wahrer Freude erfüllt hat.

So ſchwindet denn, wie bei einem böſen Traum, nach und nach die traurige Vergangenheit und wir erfreuen uns alle an

der Hand der Hoffnung einer schönen Zukunft; und so danken wir Ihnen für Ihre herzliche Theilnahme, mit der Versicherung, daß es mir gewiß eine der angenehmsten Pflichten seyn wird, Ihnen zuweilen von des Vaters Befinden Nachricht geben zu können, wenn er es nicht selbst übernehmen wird, was ich aber bald glaube. Ihr treu ergebenster

A. J. v. Goethe.

Weimar, 10. April 1823.

Und so will ich mich denn wieder einmal unmittelbar vernehmen lassen und schönstens danken für das, was bisher durch meinen Sohn und sonst an mich gelangt ist. Von Ihrer Theilnahme an meinem unerwarteten Geschick war ich überzeugt und eben so gewiß wird es Ihnen seyn, daß ich bei dem ersten Erwachen ins neue Leben Ihrer vorzüglich gedacht habe.

Doppelt und dreifach empfand ich den Werth trefflicher jüngerer Männer, denen ich so gern im Gedanken folge, weil sie in einem Sinne vorschreiten, den ich für den rechten halten muß, weil es der meinige ist; lassen Sie uns immerfort redlich nach den verschiedensten Zwecken, die doch am Ende nur als einer anzusehen sind, getrost hinwirken.

Wahrscheinlich haben Sie schon, wie sonst, durch Aushängebogen erfahren, daß Kunst und Alterthum immer vorschreitet. Bald nach meiner Genesung gelangte ich wieder zu Betrachtungen unserer altdeutschen Baukunst, daraus entsprang ein kleiner Aufsatz, dem ich Ihre Billigung wünsche. Nach meiner Ueberzeugung muß man das Publikum, das gegen diese Gegenstände sich schon zu verkühlen anfängt, mit erneuter Erinnerung in Aufmerksamkeit erhalten. Im vorigen Stücke war eine allgemeine Anzeige des Inhalts Ihres Unternehmens, dießmal ist die Absicht, ein einleitendes kurzes Vorwort aufzustellen, und so werden wir immer theilweise vorwärts gehen; der Artikel kann in meinen Heften stehend werden und nach und nach läßt sich alles aussprechen, was zu sagen ist.

Hiebei liegt ein Päckchen, dem ein sonderbares Schicksal bereitet war. Sobald ich einigermaßen mich umsehen und einiges

anordnen konnte, ließ ich den von Herrn Jäger verlangten Karlsbader Katalog vorläufig abgehen. Der Scharfblick Stuttgarter Postofficianten unterschied nicht das kleine e über dem a und ihre Sagacität stieß sich an dem Titel, den sie im Staatskalender nicht finden mochten. Und so muß denn das Heftchen den Weg zweimal machen, den ich einmal zurückzulegen gar wohl zufrieden gewesen wäre. Denn ich vernehme so manches Gute und Schöne von Ihrer Einrichtung, sowie von neuen Acquisitionen, daß ich von so viel Gutem auch einmal Zeuge seyn möchte. Leider aber zaudert man so lange in der Welt, ohne zu bemerken, daß die Beweglichkeit nach und nach sich verliert, bis wir uns in einem ganz engen Kreis eingeschlossen fühlen. Zum Glück, daß eine geistige Wirkung in die Ferne noch lange genug offen bleibt. Lassen Sie uns diesen Vortheil möglichst benutzen.

Denen Herren v. Cotta und Adrian vermelden Sie ja wohl meine besten Grüße; bleiben Sie allerseits versichert, daß mich Ihre Theilnahme herzlich rührt und erquickt, doppelt und dreifach, da sie mir gleicher Wohlthat für's künftige Leben versichert. Noch hab ich allzu viel um mich her aufzuräumen und zu beseitigen, deßhalb mich zu entschuldigen bitte, wenn meine Erwiederung nicht, wie sie sollte, sich lebhaft erweist. Treulichst

J. W. v. Goethe.

Stuttgart, 17. April 1823.

Ich kann es Ihrem Sohn nicht genug danken, daß er mir von Ihrer Genesung so bald Nachricht gegeben, und nur eine ganz eigene Verwicklung der Umstände hat mich hindern können, daß ich auf seinen letzten Brief bisher ihm und Ihnen noch nicht geschrieben. In den ersten Tagen war ich durch die Festlichkeiten zur Taufe des Kronprinzen zu sehr beschäftigt und zerstreut, und wie es zu geschehen pflegt, läßt man in einer Angelegenheit, die das Gemüth auf das innigste in Anspruch nimmt, den ersten Augenblick vorbeigehen, braucht man nicht blindlings die ersten, besten Worte, so findet man nachher alle Ausdrücke zu schwach und mangelhaft, man fühlt sich gar seltsam gedrückt und gehemmt. Dazu kam bei mir, außer manchen andern Störungen,

wesentlich auf den Stolz begründet ist, zu dem ein solcher Fürst sie erhebt."

„Wir dürfen daher nicht bloß an niedrige und verkäufliche Gesinnungen denken, wenn die Schmeichelei uns auffällt, welche sie dem Fürsten erzeigen. Fühllos gegen den Werth der Freiheit, unbekannt mit allen übrigen Regierungsformen, rühmen sie ihren eigenen Zustand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an Behagen, und sind nicht allein willig, sondern stolz sich vor einem erhöhten Manne zu demüthigen, wenn sie in der Größe seiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen größeres unterdrückendes Uebel."

Gleichfalls läßt sich ein deutscher Recensent geist- und kenntnißreich also vernehmen:

„Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther, und die Erniedrigung der Charakterwürde, welche dieß gewöhnlich zur Folge hat. Allein es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem, in vielfachem Schmucke reicher Vollendung aufgeführten, Kunstgebäude eines ächt poetischen Volkes panegyrische Dichtung eben so wesentlich ist, als die satyrische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich sodann entweder in der moralischen Dichtung, der ruhigen Richterin menschlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteiischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt, und beide Gegensätze auflöst und zu einem reinen Bilde des Daseyns vereinigt. Wenn es nämlich der menschlichen Natur gemäß, und ein Zeichen ihrer höheren Abkunft

noch, daß ich täglich auf etwas wartete, was ich Ihnen zum Willkomm in das neue Leben übersenden wollte, und so wurde ich hingehalten, bis Ihr lieber Brief mich recht eigentlich mit dem Gedanken beschäftigt traf, das Stillschweigen zu brechen.

Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, wieder von Ihnen selber die Versicherung Ihrer Gesinnungen zu vernehmen. Gott erhalte Ihnen dieses Leben, welches so Vielen zur Freude und Belehrung gereicht, noch recht lange und vergönne mir, daß ich Ihre Freundschaft noch mehrmal in der reichsten, beglückendsten Mittheilung des mündlichen Gesprächs genieße. Herr v. Cotta, der zur Messe reist, setzt mich sehr in Versuchung, ihn zu begleiten, aber die Nothwendigkeit an Ort und Stelle für die Publikation der französischen Ausgabe meines Werks zu sorgen, und mancherlei weitere Verkehrungen zu treffen, läßt sich auf keine Weise verlängern, und so muß ich mir auch dießmal das Liebste versagen, um ehestens nach Paris gehen zu können.

Auf den Spätsommer oder Herbst hoffe ich doch den lang gehegten Wunsch auszuführen, auch denke ich, daß Sie in der Zeit lieber einen Besuch annehmen. Herr v. Cotta reist übermorgen, wird also wohl Dienstag bei Ihnen eintreffen.

So lange ich auch gewartet habe, so ist mir doch der Text zum Domwerk noch nicht ganz vollständig zugekommen. Die wenigen fehlenden Bogen, nebst den Kupfertafeln schicke ich nach. Nehmen Sie diesen ersten größern Versuch meiner schriftstellerischen Arbeit auch jetzt im Druck mit der Liebe und Nachsicht auf, die Sie ihm in der frühern Gestalt geschenkt haben. Nach dem ersten Manuscript, welches Sie mir zurückgesandt, habe ich auf Bertrams Veranlassung noch einige Veränderung rücksichtlich der Darstellung angebracht, sonst aber ist Alles in einem Guß gemacht und Niemand als mein Bruder darüber berathen worden, der jeden Abschnitt, so wie er entstanden, mit brüderlicher Geduld und Freundlichkeit angehört hat.

Daß Sie in dem neuesten Heft von Alterthum und Kunst über die altdeutsche Baukunst gesprochen, freut mich ungemein, und ich bin höchst begierig, den Aufsatz zu lesen; bis jetzt ist mir von diesem noch nichts zu Gesicht gekommen; oft erhalte ich auch die Aushängebogen sehr spät, wenn Sie daher auf diesem

Weg mir etwas bald mitzutheilen wünschen, so bitte ich Sie, mir die Bogen gefälligst unmittelbar zuzusenden.

Dr. Jäger dankt sehr für das Karlsbader Verzeichniß, und trägt mir auf, Ihnen zu sagen, daß bei der Abtragung eines Theils des Neckarufers in Kannstadt nach und nach fast ein ganzes Mamuthscelett gefunden wurde. Dürfte man Ihnen doch nur einmal zumuthen, eine andere Reise als nach Böhmen zu machen, so würden wir alle Sie hieher zu bereden suchen, denn Sie fänden gewiß vieles, was Ihnen sehr merkwürdig und angenehm wäre. Damit in der Zukunft nicht etwa wieder Schwierigkeiten stattfinden, bemerke ich, daß er praktischer Arzt und Professor der Naturgeschichte an dem hiesigen höhern Gymnasium ist, aber weiter keinen Titel hat.

Herr v. Cotta wird Ihnen auch noch Näheres erzählen, ich sage mit Vergnügen, daß in den Verhältnissen, worin ich mit ihm stehe, er sich sehr gut und freundlich benimmt. Lassen Sie mich bald hören, welchen Plan Sie für den Sommer haben und rechnen Sie darauf, daß ich recht bald wieder Nachricht gebe.

Die Meinigen empfehlen sich mit mir Ihnen und Ihrem ganzen Hause auf's herzlichste.

Ganz der Ihrige

S. B.

N. S. Rauch hatte die Absicht, wegen des Denkmals Sie zu besuchen, grüßen Sie ihn, wenn er bei Ihnen ist, und sagen Sie ihm, daß ich mit Ungeduld auf seine Nachrichten und die Modelle warte.

Stuttgart, 11. Juni 1823.

Am Tag vor meiner Abreise nach Paris kann ich mir es nicht versagen, Sie innigst verehrter Freund noch mit ein paar Worten zu begrüßen, und um Fortsetzung Ihrer Nachrichten während meines Aufenthalts in der großen Stadt zu bitten. Es hat mich sehr betrübt, daß ich seit meinem Brief vom April immer verhindert wurde, Ihnen zu schreiben, und daß auch Sie mir nicht geschrieben haben.

Die Unterhaltung mit Ihnen gehört mir zu dem Liebsten, und sie wird mir in dem Gewirre des Pariser Lebens doppelt erfreulich seyn. Ja es ist mir dort, wo ich nicht wie hier Gelegenheit habe unmittelbar etwas von Ihnen zu hören, die geringste Nachricht, die Sie mir von Ihrem Wohlseyn geben, schon vom größten Werth; die weite Entfernung, deren Vorstellung in stillen Augenblicken das Gemüth mit Besorgnissen zu erfüllen droht, wird dadurch erträglicher. Also lassen Sie sich erbitten und schenken mir dann und wann eine Zeile, selbst wenn Sie im Bade sind; von meiner Seite soll es auch nicht fehlen, und ich will, um mich gegen den Drang der Geschäfte und des äußern Lebens zu sichern, fragmentarisch verfahren und gleich in Straßburg einen Brief beginnen, woran sich dann, je nach Zeit und Gelegenheit, eines um's andere anreihen mag, bis sich das Blatt zum Abschicken eignet. Vielleicht kann ich Ihnen auch einiges in Paris besorgen, ich komme ohnehin mit Humboldt, Cuvier und andern Männern der Naturwissenschaft zusammen, und werde alles, was Sie in diesem Fach oder sonst verlangen, gerne bestellen so gut ich vermag, von dem Kunstfach, als meinem eigentlichen Element, versteht sich's von selbst. Ich werde wohl drei Monate ausbleiben und die Rückkehr über die Niederlande nehmen. Meine Adresse in Paris ist: chez Mr. Lecointe architecte du Roi etc. fauxbourg Poissonnière.

Hier beiliegend finden Sie das Produkt eines talentvollen, aber auf Stelzen gehenden Jünglings, ich habe das Buch noch nicht lesen können, weiß also nichts davon zu sagen; indessen konnte ich die Bitte nicht abschlagen, das Päckchen an Sie zu befördern. Sollten Sie Zeit und Veranlassung finden, in diesem Roman zu lesen, so wird es mich sehr freuen, wenn Sie eine gute Meinung davon fassen und sich darüber äußern können. Letzteres würde jedoch am heilsamsten seyn, wenn der Beifall mit strengen Lehren begleitet wäre.

Nun leben Sie mit Kindern und Enkel recht wohl und lassen Sie mich bald Gutes von Ihnen allen vernehmen.

Ihr treu ergebener

G. B.

Paris, 16. September 1823.

Warum sind Sie denn so grausam gegen mich, daß Sie mir gar nicht schreiben? Sie wissen doch, wie viel Freude es mir macht, Nachricht von Ihnen zu erhalten, und ich habe Sie in meinem letzten Brief, bei der Abreise von Stuttgart, so sehr gebeten, mich hier, wo ich von allem was mich im Vaterland am meisten interessirt, so ganz abgeschnitten bin, mit einigen Zeilen zu beglücken.

Es sind seitdem drei Monate verflossen, die ich in steter Unruhe und Geschäftigkeit zugebracht habe. Die technischen Schwierigkeiten, womit die Herausgabe großer Prachtwerke verbunden sind, übersteigen alle Vorstellung, und wenn irgend etwas fähig wäre, uns überdrüssig zu machen, so könnte es nur die Langweiligkeit der Geschäfte und die Erbärmlichkeit der Menschen seyn, die man bei solcher Gelegenheit erfährt. Manche meiner Bekannten in Deutschland haben sich eingebildet, der Druck des deutschen Textes in Paris sey Schuld daran, und sie haben wohl damit im Stillen einen Vorwurf verbunden, sie irren sich aber sehr, denn der Druck des französischen Textes hat eben so viel Schwierigkeiten erlitten und hat noch mehr Aufschub veranlaßt.

Das ist hier ein wunderliches Volk, sie machen die größten Forderungen an Eleganz und Pracht, und haben in der Hinsicht ein Herkommen eingeführt, von dem man sich nicht wohl entfernen kann. Auch fehlt es Ihnen nicht an den Mitteln der Ausführung und sie sind sogar einiger Aufopferung fähig, aber während dem Lauf der Arbeit zeigen sie sich leichtsinnig und fahrlässig, daß ohne eine Art militärischer Disciplin gar nicht mit ihnen fertig zu werden ist. Hätte ich das früher wissen können, ich würde nie hier etwas haben drucken lassen, bis ich selbst gegenwärtig gewesen. Auch diese Erfahrung hat gemacht werden müssen und sie soll für die Zukunft nicht verloren seyn. —

Doch genug von diesen Verdrießlichkeiten, sie sind glücklich überstanden, und ich habe die Genugthuung, ein Werk an den Tag zu fördern, welches alle Welt und selbst die wenigen widerstrebenden Geister zur Bewundrung zwingt. Die erste Lieferung ist erschienen und vorigen Sonnabend der Akademie vorgelegt worden. Ich hatte zu diesem Zweck eine kurze Rede geschrieben, worin ich die Hauptresultate meiner Forschungen mittheilte,

Rochette las sie vor und ich darf sagen, daß die bedeutendsten Männer mir ihren entschiedenen Beifall zu erkennen gaben. Nach der Vorlesung wurden die Kupfertafeln und der Originalriß betrachtet, den ich vor Jahren hier aus der Dunkelheit gezogen. Ich konnte mir hiebei nicht versagen, zu bedenken, welche seltsame Schicksale diese Urkunde des alten, genialen Baumeisters hat erfahren müssen, bis sie nun an derselben Stelle, von welcher die abgeschmackten Bannflüche gegen Alles ausgegangen, was nicht den Römern nachgeäfft wurde, endlich die gebührende Anerkennung fand. Am meisten freute mich deßhalb auch, daß gerade die Architekten wie Percier und andere sich am lebhaftesten äußerten.

Die zweite Lieferung des Werks wird im nächsten Monat folgen und im November hoffe ich wieder nach Hause zurückkehren zu können. Sie erhalten unterdessen die erste und zweite Lieferung zusammen. Auch werde ich Ihnen die Rede, französisch, wie ich sie geschrieben, beilegen.

Einstweilen empfangen Sie durch meinen Bruder eine andere kleine Sendung, die kurz nach diesem Brief bei Ihnen eintreffen wird. Sie bringt Ihnen die lettres sur la Suisse von Raoul Rochette, welche dieser geistreiche Schriftsteller mir für Sie gegeben. Ich habe in ihm einen Ihrer aufrichtigsten Verehrer kennen gelernt. Ich fand sämmtliche Bände aus Ihrem Leben auf seinem Tisch und er ist, wie Sie auch aus seinen beiliegenden Büchern sehen, mit allen Ihren Hauptwerken bekannt. Das einzige, was ihm noch nicht zu Gesicht gekommen, ist die Farbenlehre, und wenn Sie sein Geschenk erwiedern wollen, so können Sie es gewiß nicht besser thun, als durch die Uebersendung der beiden Bände. Dieß Werk wird ihn als Kunst- und Geschichtskenner auf jeden Fall sehr interessiren. Herr Rochette gehört zu den wenigen Personen von Bedeutung und Einfluß hier, welche durch ihre philologische Vorbereitung und allgemeine literarische Studien eine ausgebreitete Kenntniß von unserer Literatur haben, und fähig sind, den deutschen Genius zu würdigen.

Sie werden ihm darum durch eine freundliche Antwort die größte Freude machen.

Unser gemeinschaftlicher Freund, Graf Reinhard, schrieb mir, daß er Sie um diese Zeit besuchen werde, ist er bei Ihnen, so

grüßen Sie ihn bestens. In der Ungewißheit schreibe ich ihm nach Frankfurt. Alexander v. Humboldt empfiehlt sich Ihrem Andenken.

Ich schließe mit der Hoffnung, recht bald Nachrichten von der günstigen Wirkung Ihrer Badekur von Ihnen zu erhalten, und wünsche wie immer Ihnen und den lieben Ihrigen alles erdenkliche Gute und Schöne. Ihr

S. B.

Paris, 3. December 1823.

Die Hoffnung, Ende November mich aus meiner Pariser Sklaverei losreißen zu können, ist nicht in Erfüllung gegangen, ich werde noch bis in das neue Jahr hinein bleiben müssen. Sie haben also alle Zeit, mir hieher zu schreiben, und ich erwarte von Ihrer Freundschaft, daß Sie mich dießmal nicht vergebens bitten lassen. Die Verbindung mit Ihnen ist das schönste, reinste und theuerste von allen Verhältnissen, deren ich mich mit ältern Männern erfreue, und ich bin mir nicht das Geringste bewußt, wodurch ich es getrübt haben könnte.

Meinen Brief vom 16. September, mit der Einlage von A. Rochette, haben Sie ohne Zweifel erhalten. Dieser Freund fragt mich oft nach Ihnen, er sieht Ihrer Antwort mit größtem Verlangen entgegen. Ueberhaupt aber ist seit mehreren Wochen hier ganz besonders viel die Rede von Ihnen, die Uebersetzung des Faust, des Götz und Ihrer Denkwürdigkeiten, welche hintereinander erschienen, gaben die Veranlassung dazu; und in den letzten Tagen ist das Interesse noch durch die Geschwister vermehrt worden, welche man in zwei verschiedenen Bearbeitungen, gleichsam zur selben Stunde, auf die französische Bühne übertragen hat. Beide Stücke werden mit vielem Beifall gegeben, das eine unter dem Titel „Guillaume et Marianne“ auf dem second théâtre français und das andere unter dem Titel „Rodolphe“ auf dem Theater des Gymnase dramatique; indessen hat letzteres unbedingt den Vorzug erhalten. Mir ist bei diesen Bestrebungen wunderlich zu Muthe, denn je mehr mich auch die Verehrung freut, welche das französische Publikum Ihrem Genie beweist,

desto mehr verdrießt es mich, daß die größten Schönheiten Ihrer Dichtung in der Uebersetzung verloren gehen. Ich habe noch nie in so hohem Grade empfunden, wie wenig phantasiereich und gemüthvoll die französische Sprache ist, als jetzt, wo ich diese Uebersetzung lese. Am besten nehmen sich noch die Denkwürdigkeiten aus, aber leider sind sie nicht in die geschicktesten Hände gefallen. Hätte Graf St. Aulaire sie statt des Faust übersetzt, so würde das Buch so vollkommen als möglich geworden seyn. Wenigstens scheint mir dieser noch am meisten fähig, in Ihre Denkweise einzudringen; er hat zwar den Faust nicht immer verstanden, wie das besonders ein paar bedenkliche Stellen beweisen, jedoch einmal die Unzulänglichkeit des französischen Geistes und der französischen Sprache für die Uebertragung deutscher Poesie zugegeben, so ist, was dieser Mann geleistet, einer hohen Achtung werth. Auch hat er eine biographische Notiz von Adolph L. und eine Erklärung seiner bei der Uebersetzung befolgten Grundsätze voraus geschickt, welche der Einleitung, die Herr Aubert de Vitry zu den Denkwürdigkeiten gegeben, weit vorzuziehen sind. Den schönsten Beweis indessen von empfänglichem Sinn und Gemüth fand ich in der anonymen Notiz über Faust von Frau v. St. Aulaire. Ich muß gestehen, daß mich dieser kleine Aufsatz, den ich mit Vorurtheil aufschlug, mehr als alles andere befriedigt hat.

Ein verdrießlicher Irrthum des Herrn Aubert de Vitry ist, daß er den ersten Theil Ihrer italienischen Reise für das Ganze hält, und nun im dritten Band den Feldzug in die Champagne will folgen lassen. Ich habe ihn letzthin durch einen Bekannten hierauf aufmerksam gemacht, werde aber den ersten freien Tag selbst zu ihm geben, um ihn, da es noch Zeit ist, gehörig zu unterrichten.

Unter den Lächerlichkeiten, die bei dieser Uebersetzung vorkommen, schien mir besonders beherzigenswerth, daß Herr Aubert in den Noten Wilhelm Meister Maitre Guillaume nennt, und daß St. Aulaire in der Blocksbergscene lauter Anspielungen auf politische und literarische Verhältnisse des Weimarer Hofs vermuthet.

Les Allemands mêmes conviennent que la Scène suivante est incompréhensible parce qu'elle fourmille d'illusions et de circonstances politiques et littéraires de la cour de Weimar, à l'epoque où Goethe écrivait son ouvrage.

Was wird Sereniſſimus dazu ſagen?

Doch ich fürchte faſt, Sie von bekannten Dingen zu unterhalten, denn die Ueberſetzer werden Ihnen ja wohl ihre Arbeit zugeſandt haben.

Ich will alſo von andern Dingen reden und Ihnen ſagen, daß ich vor Kurzem erſt von Ihrem Aufſatze über deutſche Baukunſt Kenntniß bekommen habe. Bertram hat mir einen Auszug geſchickt. Der Ernſt und die Redlichkeit, mit der Sie Rechenſchaft von dem Intereſſe geben, welches Ihnen dieſe Baukunſt eingeflößt, die wohlwollende Anerkennung, womit Sie meine und andere Arbeiten erwähnen, ja ſelbſt der ſchlichte, einfache Vortrag, das alles macht hier in dem Lande der rhetoriſchen Phraſen einen doppelt angenehmen Eindruck auf mich und ich danke Ihnen in jeder Hinſicht dafür. Der Auszug, den Sie früher aus meinem Text machen wollten, würde jetzt zur rechten Zeit kommen und ich wünſche ſehr, daß Sie Luſt und Laune dazu finden mögen.

Vielleicht wird die zweite Lieferung der Kupfer Sie dazu anregen; dieſe iſt nun endlich auch fertig geworden und in acht Tagen geht eine große Sendung nach Deutſchland ab. Die Abſchrift meines kleinen Aufſatzes für die Akademie werden Sie erhalten haben. Es mag Ihnen komiſch vorkommen, den Freund in welſcher Zunge reden zu hören, indeſſen denke ich der Inhalt, beſonders was das Verhältniß der chriſtlichen und mahomedaniſchen Baukunſt betrifft, wird einigen Werth für Sie haben. Ich mußte dieſen Punkt etwas ausführlicher berühren, denn die Leute laboriren hier alle am arabiſchen Urſprung der Spitzbogenbaukunſt, und ſie haben über dieſer doch rein hiſtoriſchen und antiquariſchen Sache ſo vage Gedanken, wie ſie uns Deutſchen in der Poeſie und Philoſophie vorwerfen, wenn ſie mit ihrer Oberflächlichkeit uns nicht verſtehen.

Von Graf Reinhard habe ich mit Freuden gehört, daß er Sie und die Ihrigen geſund und munter gefunden. Möchte auch dieſer Brief Sie ſo treffen.

Herr v. Humboldt und R. Rocheite empfehlen ſich Ihnen auf's beſte. Letzterer hat erſt ſeit Abgang ſeines Briefs erfahren, daß auch Sie über die Schweiz geſchrieben und hat die Briefe mit dem lebhafteſten Intereſſe geleſen. Ich erwarte von Ihrer

freundschaftlichen Güte baldige Antwort und bin mit treuer Anhänglichkeit Ihr

G. B.

An Sulpiz Boisserée in Paris.

Weimar, 12. December 1823.

Ihr liebevolles Schreiben, mein Bester, gelangte zu mir gestern Abends, und ich beginne den heutigen Tag mit eiliger Erwiederung.

Um ein achtmonatliches Stillschweigen, wo nicht zu entschuldigen, doch einigermaßen begreiflich zu machen, thu' ich am besten, wenn ich historisch verfahre. Aller Fleiß während unseres dießjährigen Frühjahrs reichte kaum hin, Ende Juni ein Heft „Kunst und Alterthum" und eins „Morphologie" zu vollenden; Juli, August und einen Theil des Septembers bracht' ich in Böhmen zu, theils meinen alten Gebirgsforschungen ergeben, theils in heiterer Gesellschaft mich erquickend; sogar die Poesie ging nicht leer aus, mir selbst und theilnehmenden Freunden zum Vergnügen. In Eger blieb ich bis Hälfte Septembers, von dort schrieb ich mehrere Briefe an die zerstreuten Freunde. Sie auch standen auf der Liste; wie es aber beim Abschluß einer solchen auswärtigen Existenz zu geben pflegt, man findet sich denn doch zuletzt überrascht, wenn der Reisewagen vor der Thüre hält.

Kaum zu Hause angelangt, besuchte mich Staatsrath Schulz von Berlin; ein Mann, der vor vielen seiner Namensvettern Aufmerksamkeit, Anhänglichkeit, Zutrauen und Hochachtung verdient.

Zu gleicher Zeit langte Graf Reinhard mit Familie bei uns an, sein Geburtsfest ward fröhlich und anständig gefeiert und wie es sonst zusammen gut und heiter gewesen, haben Sie selbst von ihm vernommen.

Eine unvergleichliche Pianovielerin, Madame Szymanowska, deren anmuthige Gegenwart und unschätzbares Talent mir schon in Marienbad höchst erfreulich gewesen, kam gleich nach ihnen, und mein Haus war vierzehn Tage der Sammelplatz aller Musikfreunde, angelockt durch hohe Kunst und liebenswürdige Natur.

Hof und Stadt, durch sie aufgeregt, lebte so fortan in Tönen und Freuden.

Unmittelbar nach ihr besuchte mich Herr Staatsminister von Humboldt, einer der ächten alten Freunde aus der Schiller'schen Zeit; hier war das Vergangene leicht gefunden, angeknüpft und bis an die neuesten Tage herangesponnen.

Seine Stelle war sodann unmittelbar wieder besetzt durch Professor Zelter, der vom Rheine kam; da denn wieder eine neue Art von vertraulicher Mittheilung begann und bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird.

Dieses alles klingt nun recht schön und gut, wenn es nur auch so glatt abgegangen wäre; allein ich ward am 1. November durch äußeren Anlaß von einer solchen Erkältung angegriffen, daß die schlimmsten Folgen daraus entstanden, vorzüglich weil ich sie anfangs ohne ernste gegenwirkende Kur vernachlässigte; indem der mit meiner Natur wohl bekannte Hausarzt zu gleicher Zeit gefährlich krank ward. Indessen nahm ein Krampfhusten dergestalt überhand, daß ich vierzehn Nächte auf dem Sessel zubringen mußte, in einem Zustande, der den Unterschied zwischen Tagen und Nächten aufhebt und sich zu der, an meinen Seiten sich immerfort bewegenden Geselligkeit gar seltsam verhielt. Wohlthätig war es jedoch, daß dieses äußere so heftige Uebel nicht in mein Inneres drang und mein eigentliches Ich wie ein ruhiger Kern in einer stachlichen Schaale für sich lebendig wirksam blieb. Dadurch ward es möglich, daß ich den Freunden doch einigermaßen theilnehmend erscheinen konnte, auch ein Heft „Kunst und Alterthum" durch einige Einwirkung und Andeutung zu Stande kam, auch ein Morphologisches gefördert wurde.

Nun rück' ich durch fleißiges Baden, von allem Krampfhaften nach und nach befreit, einem thätigern Leben wieder zu, verfahre jedoch nur schrittweise, denn offenbar hatte mir eine zu lebhafte Anstrengung nach meiner Rückkehr aus dem Bade, wo ich mich hätte ruhiger verhalten sollen, geschadet und äußeren Zufälligkeiten die Hand gereicht.

Lassen Sie mich nun von Ihren fortgesetzten glücklichen Thätigkeiten sprechen! Mit Freuden erwart' ich die angekündigte Sendung und ob ich mich gleich gegenwärtig zu einem Auszug aus Ihrem schönen Aufsatze keineswegs geeignet finde, so werd'

iſt, daß ſie das Edle menſchlicher Handlungen, und jede höhere Vollkommenheit mit Begeiſterung erfaßt, und ſich an deren Erwägung gleichſam das innere Leben erneuert, ſo iſt die Lobpreiſung auch der Macht und Gewalt, wie ſie in Fürſten ſich offenbart, eine herrliche Erſcheinung im Gebiete der Poeſie, und bei uns, mit vollſtem Rechte zwar, nur darum in Verachtung geſunken, weil diejenigen, die ſich derſelben hingaben, meiſtens nicht Dichter, ſondern nur feile Schmeichler geweſen. Wer aber, der Calderon ſeinen König preiſen hört, mag hier, wo der kühnſte Aufſchwung der Phantaſie ihn mit fortreißt, an Käuflichkeit des Lobes denken? oder wer hat ſein Herz noch gegen Pindar's Siegeshymnen verwahren wollen? Die deſpotiſche Natur der Herrſcherwürde Perſiens, wenn ſie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bei den meiſten, welche Fürſtenlob ſangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die ſie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche, der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieſer Bewunderung noch heute werth ſind, ſind es auch dieſe Fürſten, bei welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menſchen, und Begeiſterung für die Kunſt, welche ihr Andenken feiert, vorfinden. Enweri, Chakani, Sahir Farjabi und Acheſtegi ſind die Dichter dieſes Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken lieſ't, und ſo auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung ſicher ſtellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyriſchen Dichters an die höchſte Forderung, die an den Menſchen geſtellt werden kann, gränze, iſt der plötzliche Uebertritt eines dieſer panegyriſchen Dichter, Senaji's, zur religiöſen Dichtung: aus dem Lobpreiſer ſeines Fürſten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit

ich doch niemals aufhören im Einklang mit Ihren Bemühungen und Zwecken zu verfahren. Es kommt jetzt viel darauf an, das Publikum immerfort an Ihre Vorsätze, sowie an Ihre Leistungen zu erinnern. Wie ich dieß im vorigen Hefte „Kunst und Alterthum" zu bewirken gesucht, ist Ihnen bekannt geworden; im gegenwärtigen laß ich jenen frühern enthusiastisch geschriebenen Bogen von 1772 wieder abdrucken, wo man denn die ersten Cotyledonen des seit so vielen Jahren immerfort wachsenden und sich gränzenlos ausbreitenden Baumes nicht ohne Verwunderung betrachten wird.

Zugleich bring ich die Schicksale des Schlosses Marienburg zur Sprache, um von der Gegenseite das Pfaffthum im Ritterthum abzuspiegeln; beides gehört zusammen und parallelisirt sich auch gar wunderlich in Gebäuden. Und so werd' ich fortfahren, Ihr Interesse zum stehenden Artikel meiner Hefte zu machen. Durch die ausführlichen günstigen Recensionen der Franzosen gewinnt die Angelegenheit einen Raum nach dem andern, und ich wiederhole: es ist wirklich jetzo mehr zu thun, das Publikum immer zu erinnern und anzuregen, als zu belehren, woran es, eh' man sich versieht, müde zu werden pflegt. Daß Sie das schwer zu hebende Irrsal, welches, aus Einmischung des Indischen, durch's Mauritische in unser nordliches Beginnen so ungelegen entspringt, zu beseitigen suchen, thun Sie sehr wohl, vielleicht können Sie durch eine gelungene Trennung und Sonderung die begriffsluftigen Franzosen eher als andere Nationen bekehren.

Daß meine früheren Arbeiten nun endlich auch in das Strudelgetriebe der französischen Literatur aufgenommen worden, macht mir wenig Freude, es bleibt allen diesen Dingen kaum etwas mehr als mein Name. Sie sagen mir manches Neue und sprechen sich so gut darüber aus, daß ich weiter nichts zu äußern wüßte; das beste, was bei allem diesem Getreibe herausgekommen, ist der Abdruck des ächten Diderotischen Dialogs, le Neveu de Rameau, bei Brière. Lesen Sie es ja gleich, wenn es noch nicht geschehen wäre, was man mich als Verredner sagen läßt, darf ich allenfalls anerkennen, es ist wenigstens ganz in meinem Sinne geschrieben.

Den Herren v. Humboldt und Raoul v. Rochette empfehlen Sie mich zum schönsten; letzterem danken Sie höflichst für seine

Sendung und erbitten Verzeihung, wenn mir einstweilen jede Erwiederung unmöglich wird. Die letzteren unseligen sechs Wochen haben mich so zurückgebracht, daß ich nicht weiß, wie ich dem allernothwendigsten nur die Spitze bieten soll.

Nun bedenken Sie noch zum Schluß das Hauptgeschäft, das mir in hohen Jahren obliegt, meinen literarischen Nachlaß zu sichern und eine vollständige Ausgabe meiner Werke wenigstens einzuleiten! es würde mir dieß ganz unmöglich seyn, wenn sich nicht hübsche junge Leute zu mir gesellten, die sich an mir herauf gebildet haben, mich völlig verstehen, meine Absichten durchdringen und sich anschicken an meiner Statt auf Stoff und Gehalt, der noch so reichlich daliegt, verständig-geistreich zu wirken. Auch hierin ward bei meinen letzten Uebeln ununterbrochen fortgefahren.

Uebergehen darf ich hierbei nicht, daß gerade die heftigen Gegenwirkungen mißwollender Menschen, durch Parteigeist aufgeregt und begünstigt, die mir angehörigen Geister erweckt und zum Widerstreben ermuntert haben, indessen ich keine Zeit verliere, theils neuen Erwerb zu gewinnen, theils das Erworbene zu gestalten. Dabei freue ich mich täglich, daß ich früher nichts versäumte, mich fest zu gründen und immer dem Tag aufgab, um Jahre zu gewinnen.

Unter denen, die sich thätig an meiner Seite erhalten, ist Hofrath Meyer vorzüglich zu nennen. Seine griechische Kunstgeschichte, von den ältesten Zeiten bis auf Alexander, ist ein unschätzbares Werk für jeden, der mit sich selbst und dem Gegenstand einig werden will. Unsere lieben deutschen Blätter werden es bald um- und umgeschrieben und was schlimmer ist, in Phrasen verzettelt haben; indessen bleibt es denn doch auf den Repositorien stehen und jeder Frische kann in der Folgezeit wieder frisch darnach greifen.

Riemer ist zwar sehr beschäftigt, aber er läßt nicht nach, mir bedeutend folgereich beizustehen; indem er beim Druck der Hefte die Revision des Manuscripts und des Preßbogens übernimmt. Rechtschreibung, Interpunktion und was mehr ist, Klarheit und Uebereinstimmung des Ausdrucks wird hiedurch gesichert.

Hiebei darf ich nun wohl kaum sagen, daß, sowohl überhaupt als besonders, im gegenwärtigen reconvalescirenden Augenblick dieß alles fast zu schwer werden will, und daß ich mich

geistig recht strack halten muß, um nicht zu weichen und zu wanken. Damit nun die gute Natur vollkommen aufgerichtet und gekräftigt werde, so stehen auch Sie mir bei mit freundlichem Willen und Wollen, mit gutem Sinn und treuer Neigung, dämit was dem Menschen einzeln zu erreichen unmöglich ist, wir, wie bisher, in redlich thätigem Bezug, wenn auch nur aus der Ferne, wechselwirkend leisten und vollenden mögen.

Treu anhänglich

Goethe.

An Sulpiz Boisserée in Paris.

Weimar, 18. December 1823.

Es ist mir sehr angenehm, theurer Freund, daß eine Gelegenheit sich findet, Ihnen zu sagen, wie ich am Schluß meines letzten Briefs vom 13. December nicht ganz mit mir selbst zufrieden gewesen, als ich erklärte Herrn Raoul-Rochette nicht antworten zu können; da fühlte ich die Nachwehen meines Uebels doppelt schwer, und auch ohne das wäre ich in Verlegenheit gewesen. Ich kannte das Verdienst des würdigen Mannes lange nicht genug, um mich gründlich und triftig zu äußern und wie ich alle Phrasen hasse, sind Sie der beste Zeuge.

Nun aber befreit unsere Literaturzeitung auf einmal mein Gewissen; die bezeichnete Nummer, wovon Sie den Anfang abschriftlich lesen, bringt Ihnen bald einige Recensionen, die den Verfasser freuen werden und für mich das doppelte Verdienst haben, mich näher mit Werth und Würde des vorzüglichen Mannes bekannt zu machen und meine eigene Hochachtung gegen ihn auszudrücken. Empfehlen Sie mich ihm bestens, nehmen Sie mit dieser eiligen Sendung vorlieb und behalten mir ein treu freundliches Andenken. And so for ever

G.

Ein Werk mit Kupfern, ohngefähr unter dem Titel: La Coste de Plaisance Histoire naturelle de l'Auvergne, ist auf Subscription angekündigt. Wollten Sie gefällig Sorge tragen, daß es sogleich nach seiner Erscheinung zu mir gelangen könnte.

An Melchior Boisserée in Stuttgart.

Weimar, 30. März 1824.

Der werthe Freund, Dr. Sulpiz, schrieb mir von Paris unterm 3. December und meldete mit vielem andern Guten, daß das zweite Heft des Domwerks und zwar ein Exemplar auf Seidenpapier für Ihro K. H. den Großherzog, ein anderes auf weißem Papier für mich zunächst abgehen werde und ich deßhalb bald nach Neujahr die Sendung von Stuttgart erhalten könne.

Nun ist aber bis jetzt nichts angekommen und ich werde von meinem gnädigsten Herrn deßhalb befragt, worüber ich denn keine weitere Auskunft geben kann. Ich ersuche also Herrn Melchior Boisserée um gefällige Nachricht, welchen Weg gedachte Exemplare genommen, wo sie allenfalls konnten aufgehalten seyn, und inwiefern ich mich darnach erkundigen könnte.

Zugleich vermelde: daß in diesen Tagen eine Rolle mit einer Anzahl Abdrücke meines Porträts nach Raabe bei mir abgegeben worden; die Adresse war von der Hand des Herrn Sulpiz Boisserée, aber weiter kein Datum, noch erklärendes Wort dabei. Ich wünsche daher baldigst zu erfahren: ob etwa der geliebte Reisende sich wieder in Stuttgart eingefunden? und wenn dieses wäre, nähere Nachricht und Kenntniß.

Uebrigens aber ersuche ich durch gegenwärtiges Hrn. Melchior Boisserée mit den besten Empfehlungen an Herrn Bertram, mich über die obgemeldeten Gegenstände gefällig aufzuklären und meiner dankbar treuen Anhänglichkeit an die werthe Trias und ihr gemeinsames Interesse versichert zu seyn.

Goethe.

An Melchior Boisserée in Stuttgart.

Weimar, 4. Mai 1824.

Haben Sie Dank, mein Bester, für den so freundlichen als ausführlichen Brief, besonders insofern er zurückblickend ist. Ich erinnere mich noch gar wohl der Zeit, die Sie so treffend schildern und freue mich Ihrer Beharrlichkeit und der meinigen. Die Welt gibt Ihren brüderlich vereinten Bemühungen den Beifall,

den wir vorabneten und den Sie verdienen; genießen Sie deſſen lange und ernten immer ſteigenden Gewinn aller Art.

Grüßen Sie Ihren lieben Herrn Bruder und Bertram und theilen unter einander den Dank, den ich ſchon ſo viele Jahre ſtetig empfinde und gelegentlich theilweiſe gar zu gern abtrage.

Ferner bin ich unſerem Freunde in Paris ein geognoſtiſches Werk ſchuldig, das mir viel Freude und Belehrung gebracht hat.

Leben Sie wohl für dießmal: ſo viel zur Nachricht, daß der Kaſſier des Großherzogs meldet, er habe die Zahlung der beiden Noten dem Hofbanquier Elkan aufgetragen, und ſo wäre denn auch dieſer Punkt hoffentlich bald abgethan.

Treulich theilnehmend

J. W. Goethe.

Stuttgart, 21. Mai 1824.

Ich bin endlich aus dem Pariſer Strudel wieder auf feſtem, deutſchem Boden angelangt, und eile nach ſo langer Unterbrechung Sie, mein innigſter Freund, herzlichſt zu begrüßen.

Es hat mich ſehr gedrückt, Ihnen auf Ihren ſo freundlichen und reichhaltigen Brief, den Sie mir gegen Ende des Jahres nach Paris geſandt, ſeit Monaten nicht antworten zu können. Ich lebte alle dieſe Zeit abwechſelnd in einer ſo mühevollen, abſtumpfenden Beſchäftigung und einer ſo großen Zerſtreuung, daß ich zum Schreiben weder Stimmung noch Gelegenheit fand und mich begnügen mußte, Ihnen durch Ueberſendung Ihres lithographirten Bildniſſes und des geognoſtiſchen Buchs einige Lebenszeichen zu geben. Sie werden daher eher bedauern als beſchuldigen, und mir nicht eine nothgedrungene Unterlaſſung vergelten, die mir ſelbſt die größte Entbehrung geweſen.

Sie haben von meinem Bruder ſchon gehört, daß ich nach den vielen Plagen mit dem Steinwerk zuletzt noch die härteſte zu beſtehen gehabt, indem ich den Pädagogen unſerer kaum franzöſiſch ſtammelnden Lithographen machen und ſie zu den Pariſer Werkgenoſſen in die Schule habe führen müſſen. Das Verhältniß war ſo ſchwierig und ſo verwickelt, daß es oft rein lächerlich wurde.

Uebrigens ist der lange Pariser Aufenthalt, obwohl ich die meiste Zeit auf ganz prosaische Beschäftigungen für beide Werke habe verwenden müssen, für meine kunsthistorischen Forschungen und für höhere Lebenserfahrung fruchtbarer gewesen, als es mir in dem Drang des Augenblicks geschienen. Ich habe in den dortigen Bibliotheken gar schöne Entdeckungen gemacht, welche neue Aufschlüsse über die deutsche und niederländische Malergeschichte des vierzehnten bis fünfzehnten Jahrhunderts geben und unsere Ansicht über Eyck und sein Verhältniß zur altkölnischen Schule auf das vollkommenste bestätigen.

Es hilft nun weiter kein Widerstreben, die beschränkten Köpfe, die wie Hirt und ihm zu lieb Waagen, Homerum ante Homerum suchen und vor den Brüdern van Eyck schon eine ihrem Stil ähnliche Kunst in Flandern suchen, müssen sichs gefallen lassen, daß Ihr Ausspruch, das Bild von Meister Wilhelm zu Köln sey die Achse, worauf sich die ältere niederdeutsche Kunst in die neuere wendet, durchaus wahr bleibt. Wenn ich nur einigermaßen ungestört bleibe, so werden Sie bald einen ausführlichen Aufsatz über diese meine neuesten Untersuchungen lesen. Aber nicht nur für die Geschichte der Malerei, sondern auch für die Geschichte der Architektur habe ich mannigfache Beiträge gesammelt. Sehr merkwürdig und lehrreich war mir in dieser Hinsicht besonders die Bekanntschaft mit mehreren Architekten, welche seit zwanzig Jahren für die Wiederherstellung älterer Kirchengebäude thätig gewesen, oder auch noch gegenwärtig damit beschäftigt sind. Schon zu Napoleons Zeit war sehr Bedeutendes der Art geschehen, die Verwüstung und Vernachlässigung während der Revolution hatte diese Arbeiten nothwendig gemacht, und seit der Rückkehr der Bourbons wird nun fleißig damit fortgefahren. Man hat nicht nur ganze Gewölbe, Säulengänge und Hallen, sondern hohe, steinerne Thurmspitzen wieder aufgebaut, und man hat dadurch so viele Erfahrungen gewonnen, daß man sich erkühnt, auf dem zur Hälfte abgebrannten Mitteltburm der Domkirche zu Rouen einen zweihundert Fuß hohen Helm von Gußeisen zu errichten. Ich sah die Risse, sie sind sehr lobenswerth, in einem dem übrigen Gebäude weit entsprechendern Stil entworfen, als derjenige, in welchem die abgebrannte Thurmspitze ausgeführt war.

Aber es sind auch viele große, neue Bauwerke im Gang. Von allen Künsten wird in Frankreich wohl keine, wenigstens in technischer Hinsicht, mit mehr Erfolg geübt, als die Architektur. Was sonst den Geist der Kunst anbetrifft, so ist dieser dort, wie in der ganzen heutigen Welt, eben so schwach. Es fehlt ja überall an einer durchgreifenden, höhern Ansicht, wobei allein wahre Kunst sich entwickeln kann, es fehlen uns Sitten, Gebräuche und eine Lebensweise, wodurch sie begünstigt würde. In der Revolution hat der Wahn, wie Römer und Griechen seyn zu können, da er mit großen Talenten zusammentraf, wenigstens den guten Einfluß gehabt, daß die Zeichnung verbessert und veredelt worden, wozu denn auch die Anschauung der aus Italien herüber gebrachten Kunstschätze mächtig beigetragen, aber der Eroberer mit seinen unaufhörlichen Schlachten, die da alle gemalt werden mußten, hat gar bald sein verderbliches Recht geübt. Nun nachdem er unterlegen und das sanfte Joch des alten Königsbaues hergestellt ist, wendet sich die Kunst auch wieder dem fürstlichen Familien- und Hofleben zu. Der Federbut Franz des Ersten, die Schärpe Heinrichs des Vierten und der Schlafrock Ludwigs des Zwölften sind die Hauptstücke, womit sie ihren Gliedermann schmückt. Freilich werden bei der großen Begünstigung, deren sich das Kirchen- und Pfaffenwesen zu erfreuen hat, auch viele heilige Gegenstände dargestellt, aber das gelingt, weil es an jeder Art von Vorbildung fehlt, am allerschlechtesten. Es sind eben griechische und römische Theaterscenen ins christliche übersetzt und machen daher auch nicht die geringste Wirkung, während das sacré coeur und andere dergleichen, an egyptische und indische Herrlichkeiten erinnernde Hieroglyphen, welche man zu hunderten in schlechten Kupferstichen sieht, doch wenigstens den Vortheil der Popularität bei dem so hochgebildeten Affenvolk haben. Das Einzige, was die jetzige französische Malerei mit wirklichem Erfolg hervorbringt, sind die Darstellungen aus dem gemeinen Leben. Dasselbe ist der Fall in der Poesie. Die kleinen Theater liefern häufig sehr artige Stücke, in denen man ein ähnliches Talent erkennt, wie in den Bildern des Tenier, Ostade, Gerard Dow und Terburg. Die größeren Bühnen hingegen stellen die ärmlichsten und zum Theil gräuelhaftesten Nachahmungen englischer und deutscher Werke zur Schau. Die Wächter

des alten Olymps ſchreien vergebens über dieſe Ausartung, alle Bemühungen, den ſogenannten Romantismus zu einer politiſchen Parteiſache zu ſtempeln und ihn durch dieſe Bannflüche zu vernichten, ſind fruchtlos, denn das Element iſt überall eingedrungen, es gibt ſo viele Romantiker unter den Royaliſten als unter den Liberalen. Bei dem regen Bedürfniß nach Neuheit und der gänzlichen Erſchlaffung aller eigenthümlichen poetiſchen Kraft gewinnt die fremde Literatur tagtäglich mehr Einfluß. Es macht einen eigenen Eindruck, ein ſo mächtiges Volk auch geiſtig beſiegt zu ſehen. Für den geſelligen Umgang der Fremden iſt dadurch ein großer Vortheil entſtanden, denn die gebildeten Franzoſen kennen den Zuſtand ihres Volkes vollkommen und ſind daher in der Beurtheilung von Andern um ſo billiger. Wir Deutſchen aber können dieſen Vortheil ohne Schadenfreude genießen, weil wir bei dem gerechten Selbſtgefühl, welches uns der Rückblick auf unſere Literatur ſeit den letzten vierzig Jahren einflößt, denn doch keine Ausſicht für die Zukunft haben, die uns zum Uebermuth reizen könnte. Wenn dieſer Brief zu Ihnen kömmt, werden Sie ſich wahrſcheinlich ſchon mit den Vorbereitungen zur Badereiſe beſchäftigen. Haben Sie daher die Güte, mir zu ſagen, wohin Sie gehen und welche Plane Sie für den Sommer gemacht haben.

Mein Bruder läßt ſich Ihnen angelegentlichſt empfehlen, er hat Ihren letzten Brief und das Geld von der großherzoglichen Kaſſe erhalten. Auch Freund Bertram läßt ſich beſtens empfehlen, wir alle danken für die freundlichſt wiederholte Verſicherung Ihrer Theilnahme und wünſchen, der Himmel möge vergönnen, uns deſſelben noch lange zu erfreuen.

Mit treueſter Anhänglichkeit

S. B.

Weimar, 7. Juni 1824.

Und nun alſo nach langem Erwarten herzlich im Vaterlande willkommen; Ihre Nähe wird auch für mich ſogleich höchſt fruchtbar werden.

Ohne Unterlaß bin ich Ihnen auf Ihren Wegen gefolgt. Das Domwerk, für deſſen ſchönes Exemplar ich beſtens danke, erregt immer mehr meine Bewunderung, ſo wie Ihr Fleiß in

hiſtoriſcher Nachſuchung und bedächtigem Ueberſchauen der vorliegenden bedeutenden Gegenſtände. Ich ſelbſt vernehme jetzt lieber als je die Forſchungen Anderer, da ich mich angewieſen fühle, mit dem eigen Erworbenen Haus zu halten, ohne auf neuen Erwerb zu denken.

Ueber alle Maßen ſind auch Ihre Steindrücke preiswürdig und erfreulich. Mit großem Verlangen erwarte die Steigerung des Techniſchen. Was mein Porträt betrifft, ſo darf man mit der Nachbildung nicht rechten, da man beim Original manches zu wünſchen hätte. Mich ſoll es vorzüglich intereſſiren als Muſter jener kunſtreichen Anwendung mehrerer Platten.

Mehr nicht für dießmal. Inliegendes haben Sie die Güte. Herrn v. Cotta zu übergeben mit der ſchönſten Empfehlung und dem herzlichſten Erſuchen um baldiges Einrücken in verſchiedene Anzeigeblätter.

Mit den aufrichtigſten Wünſchen für Ihr Wohl, den heiterſten Grüßen an die lieben Ihrigen und einen recht warmen Dank an den guten Bruder, der mir einen wohl empfundenen und gedachten Brief ſchrieb. Laſſen Sie uns das ſchöne Verhältniß weiterhin pflegen, wie es denn auch gewiß geſegnet ſeyn wird.

G.

Stuttgart, 22. Auguſt 1824.

Uebermäßige Geſchäfte und Sorgen wirken im Briefwechſel wie eine Krankheit, ſie verurſachen Stillſchweigen — und ſo habe ich denn auch gegen Sie, verehrteſter Freund, ſchon wieder ein paar Monate lang verſtummen müſſen.

In der letzten Zeit ſind mir freilich die Verhältniſſe etwas leichter geworden, aber da erwartete ich mit jedem Tag Nachricht von Ihrer Ankunft in Wiesbaden, wozu mir Graf Reinhard Hoffnung gemacht hatte, bis ich nun zuverläſſig höre, daß ich auf die Freude, Sie dort zu treffen, verzichten muß. Ich denke, übermorgen dorthin und ſpäter vielleicht nach Köln zu gehen, auf der Hin- und Herreiſe werde ich einige Zeit in Frankfurt verweilen, und wenn Sie mich mit einem Brief erfreuen wollen, ſo wird er nun, da Graf Reinhard auch zu verreiſen gedenkt, durch die

Vermittlung des Bürgermeisters Thomas in Frankfurt an einem der drei genannten Orte zu Handen kommen.

Ihr neuestes Heft über Alterthum und Kunst ist erst vor kurzem zu uns gelangt, und wir haben das manche Treffliche, was es enthält, mit lebhaftem Interesse gelesen. Ganz besonders lieb war uns der Aufsatz über den Roman, Alphonse, wegen dem, was Sie darin mit so viel Weisheit aus der innersten Tiefe des Gemüths heraus über die Pietät gesagt haben. — Für die wiederholte, empfehlende und rühmliche Anzeige des Domwerks danke ich herzlich, doch kann ich nicht verhehlen, daß es mir noch mehr Freude gemacht hätte, wenn Sie auch über meine beigegebenen Untersuchungen Ihr Urtheil ausgesprochen hätten, denn mit der Fortsetzung zieht sichs der Kupferstiche wegen noch eine gute Zeit hin, und dem Publikum ist, wie mir selber, sehr daran gelegen, einigermaßen ausführlich zu vernehmen, was Sie über meine Arbeit denken, nicht zu erwähnen, daß eine solche Beurtheilung von Ihnen mir auch in persönlichen Verhältnissen nützlich und fördernd wäre.

In der freundlichen Anzeige unseres lithographischen Werks haben wir Hofrath Meyer erkannt, dem wir dafür bestens verbunden sind; seine Verlegenheit wegen dem Alter und der Stellung der Gemälde von Meister Wilhelm nimmt sich im Gegensatz gegen das, was Sie in Ihrem ersten Heft über das Kölner Dombild gesagt haben, gar wunderlich aus. Indessen sobald ich einigermaßen zur Ruhe komme, und meine neuesten Pariser Entdeckungen mit unseren frühern Untersuchungen zusammenstellen und ausarbeiten kann, werde ich ihn schon überzeugen, daß Sie nicht mit Unrecht uns beigestimmt haben. Ich rechne zuversichtlich darauf, diesen Winter zu dieser Arbeit zu gelangen, indem ich alsdann auch den Text zu dem lithographischen Werk zu schreiben denke.

Ueberhaupt aber sehne ich mich gar sehr nach der Zeit, wo ich nicht immer durch äußere Verhältnisse gestört, meine schon so lange begonnenen und immer planmäßig fortgesetzten kunsthistorischen Arbeiten werde anhaltend vornehmen können.

Wir haben gehört, daß Rauch bei Ihnen gewesen, um Ihr Bildniß für die Statue nach Frankfurt zu modelliren, sagen Sie mir doch etwas Näheres davon. Bei uns ist Schinkel gewesen,

begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügte, nun jenseits dieses Daseyns zu finden gelernt hatte."

Nachtrag.

Diese Betrachtungen zweier ernster, bedächtiger Männer werden das Urtheil über persische Dichter und Enkomiasten zur Milde bewegen, indem zugleich unsere früheren Aeußerungen hiedurch bestätigt sind: in gefährlicher Zeit nämlich komme beim Regiment alles darauf an, daß der Fürst nicht allein seine Unterthanen beschützen, sondern sie auch persönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieser, bis auf die neusten Tage, sich bestätigenden Wahrheit lassen sich uralte Beispiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgesetz anführen, welches Gott dem israelitischen Volke, mit dessen allgemeiner Zustimmung, in dem Augenblick ertheilt, da es ein- für allemal einen König wünscht. Wir setzen diese Constitution, die uns freilich heut zu Tag etwas wunderlich scheinen möchte, wörtlich hieher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königes den sie von dem Herrn forderten: das wird des Königes Recht seyn, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, und zu Hauptleuten über Tausend und über Funfzig, und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch und was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und

der von Berlin über Köln kam und im Flug auf Besichtigung aller Museen bis nach Neapel reiste, von wo er Anfang November wieder zu Hause seyn muß. In Köln hatte er wegen der großen Reparaturen am Dom Anordnungen getroffen, er erzählte mir zu meiner Erbauung, daß die Arbeiten, die vor sechs Jahren zur Herstellung des Dachs gemacht wurden und die 15,000 Thaler gekostet haben, ganz unnütz geworden seyen, weil sämmtliches Holz bereits verfault sey. Von den neuen Reparaturen, die sich, wie es durchaus nothwendig ist, auch auf das Steinwerk erstrecken, meldete er mit einiger Selbstgefälligkeit, daß sie zur Entdeckung von schlechter Steinkonstruktion geführt habe; da ich das Gebäude zu gut kenne, so konnte mich diese schöne Neuigkeit nicht irre machen, und bei einigem Nachfragen ergab sich denn auch, daß von jenen wenigen Theilen des Gebäudes die Rede war, welche fast 300 Jahre nach dem ursprünglichen Bau in der Zeit des Verfalls deutscher Baukunst konstruirt wurden.

Die Aufstellung unserer Sammlung leuchtete unserm Freund so sehr ein, daß er nicht verhehlen konnte, er würde sie bei Einrichtung des neuen Museums zum Muster nehmen. Ueber die Sammlung selbst sagte er, daß sie in Berlin bestimmt darauf rechneten, ich aber bemerkte ihm, daß man handeln müsse, wenn man sich nicht verrechnen wolle, denn wir gehen wirklich damit um, über die Angelegenheit der Sammlung einen entscheidenden Entschluß zu fassen, und dürften vielleicht noch vor Ende des Jahrs dazu kommen. Wenn die Verhältnisse sich etwas mehr entwickelt haben, werde ich Ihnen Näheres darüber melden, um uns Ihrer Theilnahme zu versichern, deren immer werth zu erhalten für uns ein wahres Bedürfniß ist. Mein Bruder und Bertram stimmen in die herzlichsten Grüße und Wünsche zur öftern glücklichen Wiederkehr Ihres Geburtstags ein.

Ihr treu verehrender Freund

J. B.

Frankfurt, Gerbermühle, 23. September 1821.

Nach Jahren führt mich mein Weg wieder hieher zu den guten und liebenswürdigen Menschen, mit denen ich hier in Ihrer Gesellschaft so schöne reichhaltige Tage verlebt habe. Die Sonne,

die schattigen Bäume, der Spiegel des Flusses, die Stadt, das Gebirge, die farbenreiche Abendröthe, alles ist und glänzt wie damals. Der alte tüchtige und wunderliche Freund freut sich im Kreise seiner glücklichen Kinder und die kleine Frau singt abends auf ihre so eigene seelenvolle Weise die schönsten Lieder — aber der Freund und Dichter fehlt, der diesem Leben durch seine frohe, geist- und lehrreiche Theilnahme einen höhern Schwung und doppelten Werth gegeben. So wird dann das Andenken an Sie auf alle Weise angeregt und entsteht ein Wünschen und Sehnen, welches meiner sich um so mehr bemächtigt, weil ich die Zeit her in Wiesbaden schon immer in Gedanken mit Ihnen gelebt habe, und zu denen ich durch die wichtigsten Angelegenheiten mannigfach bewegt bin. — Dieser Stimmung folgend, schreibe ich Ihnen diese wenigen Zeilen, damit Sie, mein verehrter Freund, einigermaßen erfahren, wie es mir ums Herz gewesen. — Willemer und die kleine Frau grüßen schönstens und hoffen bald zu vernehmen, daß Briefe und Sendung zum Geburtstag glücklich angelangt und daß Sie stets gesund und heiter sind. — Ich gehe noch auf einige Tage in die Stadt, nachher wandere ich den Rhein hinab bis Köln, wo ich die Geschwister und Verwandten besuche. Vor Ende Oktober denke ich wieder in Stuttgart zu seyn. Von ganzer Seele Ihr

Z. B.

Weimar, 20. November 1824.

Seit dem Empfang Ihres Schreibens, mein werthester Freund, habe gar oftmals Gelegenheit an Sie zu denken gefunden; bei Vorzeigung des Domwerks und des Lithographischen muß Einsicht, Fleiß und Beharrlichkeit immer gleich gepriesen werden.

Ich hoffe, daß die Sommerreise auf Ihr Wohlbefinden glücklichen Einfluß gehabt hat. Ich bin nicht vom Platze, kaum aus dem Hause gekommen und habe doch dießmal den Winter glücklich angetreten; so hilft man sich von Monat zu Monat, und wenn man zuletzt einiges Behagen empfinden soll, so muß eine fortgesetzte treue Thätigkeit uns ein solches Gut verleihen.

In der Beilage empfehle ich einen jungen Mann, wollten

Sie ſich ſeiner annehmen, ſo würde Ihnen unſer kleiner Kreis beſondern Dank ſchuldig ſeyn. Ihro K. H. dem Großherzog iſt die Sache ſelbſt angelegen und auf deſſen Anregung ſowohl als eigenen Antrieb ergeht Frage und Vorſchlag mit der Bitte um baldige Antwort. Der junge Mann iſt ſittlich von der beſten Art; ſein Künſtlertalent iſt für unſere Zwecke allenfalls hinreichend, ſeine Technik aber auch zu ſolchen ſubordinirten Forderungen unzulänglich und mangelhaft.

Es kommt nun alſo darauf an, ob die bedeutenden inneren Verhältniſſe Ihrer großen und wichtigen Angelegenheit erlauben, einen jungen Mann, der mit ſo viel Ernſt, Liebe und Fleiß ſich in ſeinem Geſchäft abängſtigt, bei ſich Eintritt zu gewähren und ihm dadurch über das Nächſte und Nöthigſte hinauszuhelfen. Sie würden ſein Glück begründen, den Weimar'ſchen Fürſten und den durch ihn belebten Kunſtkreis ſich, wie Sie ſelbſt ermeſſen, höchlich verpflichten. Mehr ſage ich nicht, Alles Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen anheim gebend.

Noch füge hinzu, daß die vier Blätter der ſogenannten Weimar'ſchen Pinakothek, die wohl zu Ihnen gekommen iſt, von ihm gearbeitet ſind; auch hat er nachher noch einiges nicht Unangefällige geleiſtet, welches er bei freundlichem Empfang ſchuldigſt vorzeigen würde.

Mich beſtens empfehlend und gute Nachrichten wünſchend.

Treulichſt

Goethe.

Stuttgart, 28. März 1825.

Rauch hat mir in dieſen Tagen Ihre Büſte geſandt, ich bin dadurch ſo ſehr erfreut worden, daß ich allen Verdruß über das Stillſchweigen vergaß, wozu mich bisher Verhältniſſe und Umſtände verdammten.

In der That Ihre Züge ſind in dieſem Bilde mit der größten Wahrheit und Lebendigkeit aufgefaßt, ſo daß wir beim erſten Anblick alle an jene glücklichen Tage erinnert wurden, wo wir den verehrten Gaſt in unſerer Mitte ſahen. Auch an der Skizze der Statue hatten wir große Freude, es iſt die letzte, welche Rauch voriges Jahr bei Ihnen gefertigt hat. Wenn die

Statue mit derselben Liebe und mit demselben Glück ausgeführt wird wie die Büste, so dürfen wir ein Ihrem Andenken würdig entsprechendes Werk erwarten. Der Charakter des Bildes, Stellung, Haltung, Kostüm und Faltenwurf befriedigen uns im Ganzen sehr; was im Einzelnen noch zu wünschen bleibt, kann natürlich nur bei dem großen Modell erfüllt werden, so wie die zartesten Nüancirungen der Gesichtszüge erst bei der Vollendung in Marmor gegeben werden können.

Sie wissen das Alles weit besser als wir, indessen mögen Sie doch gerne die Meinung theilnehmender Freunde hören, die dagegen Ihr Urtheil zu vernehmen wünschen.

Es scheint uns nämlich, was die Büste betrifft, daß die Muskelformen etwas weniger stark ausgedrückt und daß das Kinn etwas feiner gehalten seyn dürfte. Rücksichtlich der Statue aber glauben wir, daß sie nicht so tief in der Sella, sondern freier sitzen sollte, das linke Bein müßte deßwegen jedoch nicht weiter vorgerückt, eher vielleicht etwas zurückgezogen werden. Die Sella denkt der Künstler gewiß leichter und mit einer etwas niedrigern Lehne auszuführen, auch würde es, wenn wir nicht irren, sehr gut seyn, wenn er statt der kleinen Stufe einen flachen Fußschemel unter dem rechten Fuß anbrächte. Ob sich die Sandalen vortheilhafterweise mit antiken Schuhen vertauschen ließen, wie es wegen der Annäherung zu unserm Kostüme wünschenswerth wäre, wagen wir nicht auszusprechen, weil bei der Ausführung im Großen der nackte Arm, der offenbar eine sehr gute Wirkung macht, vielleicht auch Nacktes an den Füßen fordert? Tannecker, der sich Ihnen recht sehr empfehlen läßt, stimmt im Wesentlichen mit uns ein, die Büste besonders findet er sehr genial aufgefaßt.

Die frühere Skizze, die schon recht lobenswerth war, an der mich aber die Stellung der Beine nicht befriedigte, habe ich vorigen Herbst in Frankfurt gesehen, wo ich auch mit dem Projekt der Bettina bin geplagt worden, da sich dieses wunderliche Wesen gerade zum Besuch bei der Familie befand.

Von Kunst und Alterthum sind uns etwa acht Bogen zu Gesicht gekommen, und auch dießmal haben wir Alles mit großem Genuß gelesen was Sie von Ihrer eigenen Hand gegeben, ganz vorzüglich hat uns die Anzeige der französischen Steindrücke ergötzt.

Bei dieser Gelegenheit gedenke ich Ihrer Anfrage wegen des

Lithographen, worauf Ihnen mein Bruder während meiner Abwesenheit geantwortet hat. Ist der junge Mann wirklich nach Paris gegangen, oder hat er sich vielleicht nach München gewandt? Ich wenigstens würde wegen der geringern Schwierigkeiten und Kosten das letztere vorgeschlagen haben. Daß auch ich es höchlich bedaure, den jungen Mann nicht in unsere Anstalt aufnehmen zu können, brauche ich nicht zu versichern.

Von meiner Reise hätte ich viel zu erzählen, von der Fahrt auf dem Dampfschiff von Caub bis Rotterdam, von dem Eindruck, den die großen Eigentümlichkeiten von Holland auf mich gemacht; von merkwürdigen Personen und Verhältnissen, alten, modernen und neuesten Kunstwerken in diesem Lande, in Brabant und Flandern, von großen, hübschen Entdeckungen für die Kunstgeschichte, von den großen Baureparaturen am Kölner Dom, den Freskobildern in Bonn und in Koblenz und was dergleichen mehr ist. Aber wie könnte es mir gelingen, das Alles kurz zu fassen, das müßte doch geschehen, wenn ich nicht die Gränze eines Briefs und der mir vergönnten Zeit, ja vielleicht auch Ihrer Geduld überschreiten wollte. Ich muß also auf andere, bessere Gelegenheit hoffen; und so erwähne ich bloß noch, daß es mich sehr gefreut, in Antwerpen mit dem braven Akademiedirektor van Bree und in Brüssel mit Baron von Reverberg Ihrer verehrend gedenken zu können.

Ich bin vor einiger Zeit lebhaft an Ihre Liebhaberei für Autographa erinnert worden, indem Cuviers jüngste Tochter, die dergleichen sammelt, Ihre Handschrift von mir begehrte. Ich fand unter meinen Papieren einige passende Zeilen ohne Unterschrift, die ich ihr sandte, mußte aber versprechen, noch ein Blatt mit Ihrer Unterschrift nachzuliefern. Da ich nun Ihre Briefe nicht gern hergebe, so komme ich mit der Bitte um Ihre Signatur, die Sie mir um so weniger abschlagen werden, weil sie für ein junges, liebenswürdiges Mädchen bestimmt ist, die Ihnen dagegen Beiträge in Ihre Sammlung liefern kann. Deßhalb ersuche ich Sie, mir für dieselbe das gedruckte Verzeichniß Ihrer Autographa zu schicken, dasselbe könnte schon genügen, wenn Sie nicht etwa ein paar Zeilen beifügen wollten. Möchten Sie noch ein Blättchen mit Schillers Unterschrift hinzuthun, so würden Sie das hübsche Kind um so mehr erfreuen.

Indem ich ſchließen will, erfahre ich das Unheil, welches das dortige Theater betroffen hat, Gott gebe, daß Sie keinen Schreck davon gehabt und daß überhaupt nicht noch beſonderes Unglück mit dieſem traurigen Ereigniß verbunden geweſen. Beruhigen Sie mich durch baldige Nachricht.

Mein Bruder und Bertram grüßen und wünſchen mit mir alles Liebe und Gute. Innigſt verehrend

G. B.

Weimar, 4. April 1825.

Ihr lieber Brief, mein Wertheſter, vom 28. März war mir höchſt erfreulich. Da in den irdiſchen Dingen ſo viel vorübergeht, ſo muß man feſthalten an dem Bleibenden, wozu ich denn Ihre Freundſchaft vorzüglich zu rechnen habe.

Der unglückliche Brand traf mich im phyſiſchen und pſychiſchen Gleichgewicht, deßhalb ich an den Folgen weniger leide; auch iſt über die Art der Wiederherſtellung ſo eine vollkommene Einigkeit, daß in dem Gang dieſes Geſchäfts nichts Widerwärtiges zu fürchten iſt.

Der Lithograph Heinrich Müller iſt nach Karlsruhe gezogen; beſucht er Sie auf der Rückreiſe, oder in der Zwiſchenzeit, ſo ſeyn Sie ihm freundlich. Es iſt ein gar guter junger Mann, auch gelingt ihm das Porträt ganz wohl.

Einige Handſchriften für die Pariſer Freundin erhalten Sie nächſtens und zwar mit einer Beilage.

Das kleine ſitzende Modell ſteht auch bei uns in Duplo. Es iſt auf alle Fälle für eine glückliche Skizze zu halten und bei der Ausführung einer größern Abbildung wird dem Künſtler gewiß jede Erinnerung angenehm ſeyn; läßt er ſie auch nicht geradezu gelten, ſo hält ſie doch immer Einbildungskraft und Werkthätigkeit in Bewegung. Bei uns ergab ſich folgendes Angenehme: der Kopf war unterwegs abgebrochen und beim Aufſetzen wurde er zufällig mehr nach der linken Seite gewendet, ſo daß die perpendikulare Linie des Geſichts faſt mit der perpendikularen des Buchs zuſammenfällt, wodurch, wie uns ſcheint, Leben und Anmuth ganz beſonders erhöht wird. Möge das alles zum glücklichen Schluſſe gelangen.

Indeſſen aber habe ich die Theilnahme meiner Freunde aufs neue ernſtlich anzuſprechen. Die Hoffnung von ſämmtlichen Bundesſtaaten Privilegien für meine Werke zu erhalten, erneuert meine Verbindlichkeit für eine würdige Ausführung zu ſorgen. Die Anlage hiezu beſchäftigt mich ſchon einige Jahre und es iſt um nichts weniger zu thun als einen ſo gut als ſtereotypen Abdruck zu liefern, an welchem künftig keine Veränderung gemacht werden ſoll. Es tritt eine kleine Societät zuſammen, die, ſo lange ich lebe, unter meiner Leitung, ſpäter unter Anleitung meines Sohnes für einen kritiſch-grammatiſch geſäuberten Text ſorgt, wozu ſchon der Anfang mit mehreren revidirten Bänden gemacht iſt. Das Archiv, worauf jetzt und künftig ein ſolches Werk zu gründen iſt, ſteht geordnet, jungen Männern, die es katalogirt haben, bekannt und ſo möchte der Klarheit und Sicherheit wohl nichts im Wege ſtehen.

Möchten die württembergiſchen höchſten Gönner und werthеſten Freunde ſich mit dem übrigen Deutſchland auch hierüber vereinigen und meinen abermaligen geziemenden Dank ſich eigen machen. Ihnen aber, mein Beſter, darf ich ſagen, daß Ihre geregelte Thätigkeit mir bei dieſem Unternehmen zum Muſter gedient hat und dient; wie es denn ganz billig iſt, daß der Jüngere dem Aelteren mit gutem Beiſpiel zur Seite gehe.

Treu anhänglich

Goethe.

Weimar, 7. April 1825.

Hierbei, mein Beſter, das Verlangte und etwas mehr. Zugleich die herzlichſten Grüße. Haben Sie die Medaille von Bovy geſehen, wornach beikommendes Bild geſtochen iſt? Er hat, wie man ſieht, nach der Rauchiſchen Büſte gearbeitet und iſt vielleicht dem näher gekommen, was man von jener wünſcht.

Das beſte ſchönſte Lebewohl.

Goethe.

Sendung.

Roſen ihr blendenden
Balſam verſendenden;

Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende
Zweiglein beflügelte
Knospen entſiegelte
Eilet zu blühn!
Frühling entſprieße
Purpur und Grün;
Tragt Paradieſe
Der Liebenden hin.

Den 6. April 1825.

J. W. Goethe.

Zur Nachricht.

Bei Aufräumung des Theaterſchuttes fanden ſich unter den Trümmern der Bibliothek aus einem von mir noch ſelbſt redigirten Manuſcript des Taſſo folgende Stellen, die Blätter ringsum angebräunt.

Weimar Ende März 1825.

Erſtes Fragment.

Wem ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Zweites Fragment.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändeſt?

Drittes Fragment.

Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Borſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen ſich auf!
Ich faſſe dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Stuttgart, 26. April 1825.

Die guten Nachrichten, die Sie, verehrteſter Freund, mir von Ihrer Geſundheit und von Ihrer Stimmung geben, erfreuen mich höchlich. Möge der Himmel Ihnen dieſes Wohlſeyn, dieſe Heiterkeit noch lange erhalten.

Für die überſandten Verſe danke herzlichſt; ſie ſind in der That allerliebſt. Welche ſchöne Gottesgabe dergleichen in Ihren Jahren noch hervorbringen zu können! Bei dieſer Betrachtung enthalte ich mich nicht, den Wunſch auszuſprechen, Sie möchten zu der neuen Auflage Ihrer Werke ein der Zeitfolge nach geordnetes Verzeichniß Ihrer ſämmtlichen größeren und kleineren Dichtungen fertigen laſſen. Das würde für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes gewiß ein unſchätzbarer Beitrag ſeyn. Was bei der Bundesverſammlung geſchehen, um der neuen Ausgabe Ihrer Werke allgemeinen Schutz zu ſichern, hat die innigſte Theilnahme der Freunde erregt. Und obwohl an der günſtigen Aufnahme eines ſo gerechten Begehrens nicht zu zweifeln war, hat es uns doch ſehr gefallen, daß auch an dieſer Stelle die Anerkennung Ihrer Verdienſte auf eine würdige Weiſe ausgeſprochen wurde. Daß übrigens die hieſigen Stimmen ſich dabei nicht ſo vortheilhaft ausgenommen, als wir gewünſcht hätten, beruht, wie ich gehört, auf einem kleinen Mißverſtändniß, welches aber gewiß weiter keinen Einfluß haben wird. Sollten Sie indeſſen trotz der ſichern Ausſicht, daß der eingeſchlagene Weg Sie ans Ziel führen wird, noch eine oder die andere Regierung beſonders anſprechen wollen, ſo würde das hieſigen Orts um ſo günſtiger erwiedert werden, weil der König perſönlich Ihnen gnädigſt gewogen iſt. Im Fall eine ſolche Beſchleunigungsſchrift Ihrer Abſicht gemäß wäre, würde dann auch ein direktes Schreiben an den Fürſten wohl das angenehmſte ſeyn. Ich muß jedoch hiebei bemerken, daß ich Ihnen alles dieſes bloß nach Maßgabe meiner eigenen Kenntniß der Verhältniſſe ſage; ich habe aus natürlichem Gefühl und Rückſicht mit Niemand, ſelbſt mit Herrn v. Cotta nicht darüber geſprochen. Halten Sie es aber der Sache werth, daß ich bei den erſten Geſchäftsmännern das Geſpräch auf den Gegenſtand lenke, ſo ſtehe ich zu Dienſten.

Die abgeriſſenen Verſe aus Ihrem Taſſo, wie ſie auf den halbverbrannten Blättern der Handſchrift unter dem Schutt des

Theaterbrandes gefunden worden, erregen die Einbildungskraft gar wunderbarlich, ja sie nehmen sich „Sibyllinisch“ aus.

Die Medaille von Bovy habe ich noch nicht gesehen, der übersandte kleine Kupferstich läßt eine befriedigende Arbeit erwarten, ich bin sehr begierig auf das Original.

Sie erinnern sich, daß Hr. v. Cotta im Kunstblatt angeboten, den Künstler zu honoriren, welcher, mit andern wetteifernd, Ihre Aufgabe des „neugriechischen Charon“ am besten lösen würde. Es sind nun nach und nach sechs Zeichnungen eingegangen, worunter einige recht verdienstliche, und ich muß wirklich gestehen, daß mehr geleistet worden, als ich bei der Schwierigkeit des Gegenstandes erwartet habe. Mein Freund Schorn, der das Geschäft geleitet hat, wird Ihnen die Zeichnungen ehestens zusenden und Sie um gütige Mittheilung Ihres Urtheils bitten. Ich denke, diese Sendung wird Ihnen eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Später erhalten Sie den Christuskopf nach Hemmling in Lebensgröße.

Wir wünschen Ihnen und den Ihrigen den schönsten Genuß des Frühjahrs und empfehlen uns zu freundlichem Andenken.

S. B.

Weimar, 2. Mai 1825.

Hiebei, mein Theuerster, die Medaille, welche wohl bekannter zu werden verdient. Zur Begleitung nur wenig Worte.

An gründlicher Aufklärung der Zeitfolge und der nächsten Entstehungsanlässe meiner Arbeiten soll es der neuen Ausgabe nicht fehlen; ich werde gewiß mehr thun als man erwartet, wenigstens was von meiner Seite möglich und schicklich ist.

Von Ihres Königs Majestät ist eine sehr erwünschte Erklärung schon eingegangen.

Buchhändlerische Anerbieten von schöner Bedeutung habe schon mehrere. Freund Cotta's Lauigkeit weiß mir nicht recht zu erklären, bemerken Sie, aber äußern Sie nichts.

Vom neugriechischen Charon habe ich schon zwei Lösungen gesehen, wovon die eine wirklich originell verdienstlich ist und nach einiger Berathung ein bedeutendes Bild geben könnte. Für

Bäckerinnen seyn. Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinesten Jünglinge, und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehnten nehmen: und ihr müßet seine Knechte seyn."

Als nun Samuel dem Volk das Bedenkliche einer solchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abrathen will. ruft es einstimmig: „Mit nichten, sondern es soll ein König über uns seyn; daß wir auch seyn wie alle andere Heiden, daß uns unser König richte, und vor uns her ausziehe, wenn wir unsere Kriege führen."

In diesem Sinne spricht der Perser:

Mit Rath und Schwert umfaßt und schützet Er das Land;
Umfassende und Schirmer stehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existire. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachtheil; dieses geht denn durch alle Stufen durch, bis sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts angesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer

die angekündigte Sendung werde ich Herrn Schorn besonders dankbar seyn.

Auf Ehrists von Hemmling bin ich höchst gespannt; so wie ich Ihrem ganzen Unternehmen immerfort die treulichste Aufmerksamkeit widme.

Auch bei uns macht sich der Frühling sehr schön; möchte er mir doch am Rhein, Main und Neckar in Ihrer Gesellschaft gegönnt seyn! Doch heißt mich das vorliegende bedeutende Geschäft dieß Jahr meine Lebensgränze innerhalb der herkömmlichen Heimat bezeichnen.

Die besten Wünsche für Sie und die Ihrigen.

Anhänglichst

Goethe.

Stuttgart, 14. Mai 1825.

Ihre freundliche Sendung ist mir vor ein paar Tagen zugekommen und ich eile, Ihnen, verehrtester Freund, sogleich für die schöne Medaille zu danken, sie scheint mir durchaus die gelungenste von allen, die bis jetzt gemacht worden.

Daß Sie von unserm König bereits die erwünschte Erklärung erhalten haben, freut mich recht sehr. — Zu den vortheilhaften Anerbietungen der Buchhandler wünsche ich Glück, ich habe es erwartet, daß sie erfolgen würden. Aber was Sie mir von Cotta's Lauigkeit sagen, ist mir auffallend; bei Gelegenheit des Briefes, den Sie vor einiger Zeit über diese Sache an ihn geschrieben haben, äußerte er sich mit dem größten Interesse, bedauerte, daß er wegen den dringenden Reisen, die er nach dem Bodensee und dann nach Paris zu machen habe, nicht gleich Sie besuchen könne. Indessen wolle er nach seiner Rückkehr von Paris im Juli oder je nach den Umständen auch zu Ende des Sommers die Reise nach Weimar unternehmen, um Alles mündlich mit Ihnen zu besprechen.

Ihr neuester Brief traf nun gerade mit Cotta's Rückkehr vom Bodensee zusammen und Ihrem Sinn nach glaubte ich, ihm beiläufig im Gespräch bloß bemerken zu müssen, daß Ihnen mehrere bedeutende Anerbietungen gemacht worden seyen. Hierauf erwiederte er, das sey ihm recht, dadurch erhalte man einen

Maßstab, und er würde gewiß mehr thun, als was irgend ein anderer mit Gewißheit der Ausführbarkeit vorschlagen könne. Uebrigens fügte er hinzu, kenne er Ihren Plan noch nicht, er wisse weder auf welchen Umfang Sie das Werk anlegen, noch auf welche Zeit Sie die Ausgabe überlassen wollten; er habe Ihnen geschrieben, daß er wegen dieser wichtigen Angelegenheit nach Weimar zu kommen bereit sey, daß er aber einstweilen noch durch die dringendsten Geschäfte verhindert wäre. Wenn es Ihnen also zu lange dauern sollte, ehe er Sie besuchen könne, meinte er, würden Sie ihm wohl Ihren Plan und sonst einiges Nähere mittheilen, damit er wenigstens vorläufig sich erklären könne.

Halten Sie nun dieß für zweckmäßig, so können Sie es ja als Antwort auf seinen Brief thun, doch wäre es gut, wenn es gleich geschähe, weil Ihr Brief dann noch vor Cotta's Abreise einträfe.

Ich werde wahrscheinlich Cotta nach Paris begleiten, um wegen der Fortsetzung und Beschleunigung des Domwerks neue Vorkehrungen zu treffen. Es ist eine ungeheure Last, die ich mir mit diesem Werk aufgeladen habe, und ich bedarf die ganze Theilnahme der Freunde, um nicht die Geduld zu verlieren.

Am 9. hat der hiesige Liederkranz Schillers Gedächtnißtag gefeiert, und eine Subscription zu einem Denkmal eröffnet, die natürlich einigen Erfolg gehabt hat, aber ohne Zweifel gleich einen viel glänzendern Anfang genommen hätte, wenn die an der Spitze stehenden Personen bekannter wären. Wir wollen nun sehen, wie die Sache sich entwickelt, ich werde Sie von Zeit zu Zeit davon unterrichten, da Sie gewiß auf das lebhafteste Theil nehmen. Schillers colossale Büste von Dannecker in einem kleinen Tempelartigen Gebäude in der hiesigen Umgebung aufzustellen — das ist der Gedanke, der sich jedem einigermaßen Sachkundigen als der passendste zu diesem Denkmal darbietet, aber man hat einstweilen noch gar keinen Vorschlag gemacht.

Wenn ich die Reise nach Frankreich unternehme, so denke ich, Ihnen vorher noch schreiben zu können.

Die Meinigen empfehlen sich mit mir unter den besten Wünschen. Innigst verehrend

S. B.

Weimar, 20. Mai 1825.

Und so soll mir denn auch, mein Theuerster, in dieser für mich so wichtigen Angelegenheit Ihre Mitwirkung zu Gute kommen! Lassen Sie mich aufrichtig und vertraulich reden, es sey nur zwischen uns beiden: den Antrag wegen einer neuen Ausgabe meiner Werke that ich schon vor zwei Jahren an Herrn v. Cotta; er behandelte die Sache dilatorisch, das ich mir gefallen ließ, weil ich selbst noch viel daran zu thun hatte. verziehen wird es mir daher seyn, wenn ich seinen letzten Brief in eben dem Sinne geschrieben fand.

Wie leicht das Geschäft zu übersehen ist, ergibt sich daraus, daß die bedeutenden Anträge von der Leipziger Messe ohne weitere Vorkenntniß des Einzelnen geschehen. Auch hieraus ging hervor, daß eine persönliche Zusammenkunft, eine mündliche Besprechung nöthig sey.

Herr v. Cotta, der die größten Unternehmungen mit Einem Blick übersieht, ist vor allen im Stande, das gegenwärtige Geschäft zu überschauen, da ihm ja das Einzelne seit Jahren durchaus bekannt ist. Ich habe ihm jedoch nach Ihrer Andeutung den ausführlichen Plan übersendet und erwarte dagegen ein entschiedenes erstes und letztes Gebot: welche Summe dem Autor von dieser Unternehmung zu Gute kommen soll. Ich muß wünschen, daß er sich hierüber so bald als möglich entscheide. Denn die gethanen Anträge, welche geheim zu halten versprochen habe, sind von der Art, daß ich im Kurzen entweder zusagen oder mich lossagen muß.

Sie können denken, wie wehe es mir thäte, ein so gegründetes Verhältniß aufgeben zu müssen; aber ein schneller Entschluß ist mir in meinem hohen, sehr oft bedrohten Alter ausdrücklich durch die Verhältnisse geboten. Machen Sie hievon nach Einsicht und Neigung den besten Gebrauch, da Sie beiden Theilen in jedem Sinne verwandt sind.

Möge Ihnen auch auf der vorhabenden Reise alles glücken! Glauben Sie mir, daß ich schon seit Jahren die Last des Domwerks im Stillen mittrage.

Eine neue lithographische Sendung erwarten wir mit dem aufrichtigsten Antheil. Die Zeichnungen des neugriechischen Charons sind noch nicht angekommen. Und so fortan!

Goethe.

Stuttgart, 28. Mai 1825.

Der Entschluß unseres Freundes hat das, was ich Ihnen über diese Angelegenheit mitgetheilt, noch über meine Erwartung bestätigt, und so freut es mich denn, daß meine Zwischenkunft etwas zur Erhaltung eines alten, schätzbaren Verhältnisses hat beitragen können. Möge nun auch die Ausführung der wichtigen Sache in allen Stücken zu Ihrer und der Ihrigen Zufriedenheit statt finden, und mögen Sie die vollständige Erscheinung des Werks mit dem heitersten Glück erleben — und überleben!

Ich gehe nun heute Abend mit Freund Cotta auf die Reise, um mich abermals in das große Narrenschiff Paris einzuschiffen. Dießmal wird es dort gar einen gewaltigen Dampf geben, und man wird doppelt für Sicherheitsventile bedacht seyn müssen, damit die Maschine keinen Riß kriegt.

Unsere Majestäten haben ganz unerwartet auch den Entschluß gefaßt, nach Paris zu gehen, sie werden in einigen Tagen abreisen und sich zwei oder drei Wochen aufhalten. Wollen Sie mich in Paris durch ein freundliches Wort erfreuen, welches mich in dem tollen Qualm wie ein frischer Hauch doppelt wohlthätig anwehen wird, so richten Sie Ihre Briefe gefälligst an J. F. Gontard, Banquier, Rue Choiseul Nro. 4. Mit diesem Wenigen muß ich schließen.

Die besten Grüße und Wünsche von uns Allen, und so sage ich denn mit der treuesten Anhänglichkeit Gott befohlen! Ihr

S. B.

Weimar, 13. August 1825.

Es ist schwer, ja fast unmöglich, in persönlicher Gegenwart mündlich, geschweige abwesend und schriftlich einen Zustand darzustellen, wobei ethische, ökonomische, merkantilische Bezüge, frühere, spätere, verschwundene, fortdauernde Verhältnisse sich mannigfaltig verknüpfen; ich habe es in beikommenden versucht, machen Sie sich das gesagte freundlich zu eigen.

In meinen hohen Jahren allen aus dem fraglichen Geschäft entspringenden Vortheil meiner Familie überlassend, finde ich billig, daß sie auch Sorge und Bemühung übernehme, die damit nothwendig verknüpft sind. Diese vorliegende Masse literarischer

Produktionen verehrte ich meinem Sohn als Capital, kein Wunder, daß er das Reſultat meines Lebens höher ſchätzt, als ich von jeher auf meine Produktionen gehalten habe.

Die Theilnahme der Nation, die des Auslandes daran iſt auffallend und bei dem vorwärts bewegten Gang der Cultur ſo leicht kein Rückſchritt denkbar.

Meine Pflicht und tägliches Beſtreben iſt daher, meinen Austritt aus dieſen Zeitlichkeiten meinen Angehörigen und Freunden ſo wenig als möglich fühlbar werden zu laſſen, weshalb ich nur thun möchte, was niemand thun kann, alles übrige den jüngeren Thätigen, naturgemäß länger dauernden ſorgfältig zu übergeben, das Innere zu beſorgen und in alles Aeußere dieſelben ſorgfältig einzuweihen.

Jede Annäherung des Herrn v. Cotta zu meinem Sohn, jede abſchließliche Verbindung mit demſelben würde mir von höchſtem Werthe ſeyn, wenn ich noch ſelbſt Amen dazu ſagen könnte.

Laſſen Sie ſich dieſes mein Vorwort gefallen! Warum ſollte man ſich das unvermeidliche verläugnen. Gelinge Ihnen alles nach Wunſch. Treulichſt

Goethe.

Weimar, 13. Auguſt 1825.

(Eigenhändig.) Beikommendes, meinem Sohne diktirt, begleite noch mit wenigen Worten, um auszuſprechen: daß mir gerade in dieſem Augenblick vollkommen gegenwärtig ſey, wie Ihre freundſchaftliche Geſinnung vor Jahren ein zartes bedeutendes Monument beabſichtigte, welches nachher durch architektoniſche Weitläufigkeiten vereitelt wurde; ſo wie denn auch das projektirte Marmorbild zu ſtecken ſcheint. Laſſen Sie uns das als Verſuche betrachten, in welchen der gute Wille gewogener Landsleute ſich auszuſprechen den Anlaß nahm! greifen wir mit Ernſt und Einigung zu gegenwärtiger Gelegenheit: die ſchon angeregte Nation dahin zu beſtimmen, daß ſie eine Unternehmung begünſtige, die, aus meinen eignen Materialien, mir ein bleibendes Denkmal wohlmeinend zu errichten die Abſicht hegt.

Und ſo fortan!

Goethe.

Geneigtheit zu gedenken.

Als im Jahr 1823 der frühere Contrakt wegen meiner Werke mit Herrn v. Cotta zu Ende gegangen war, bot ich demſelben eine neue vollſtändige Ausgabe ungeſäumt an, brachte auch die Angelegenheit in der Folge abermals zur Sprache; da ſie jedoch nicht zu fördern ſchien, ſo blieb mir nichts übrig, als ſowohl ſelbſt, nicht weniger von Freunden geholfen, meinen Arbeiten immer mehr Vollſtändigkeit und Zuſammenhang zu geben, auch von meinem Leben und Wirken mehr aufzuzeichnen, als bisher geſchehen.

Um nun hierin freieren Geiſtes zu walten, übergab ich alle techniſche, ökonomiſche und merkantiliſche Behandlung meinem Sohne. Dieſer, ich will es geſtehen, mehr als ich durch die Zögerung, beſonders auch durch den fortgeſetzten Wiener Nachdruck getroffen, berieth ſich mit Geſchäftsfreunden und ward von bedeutenden wohlwollenden Männern zu dem Schritte an den Bundestag aufgemuntert, der im allgemeinen ſogleich Beifall und Zuſtimmung fand, und nun im einzelnen gar wünſchenswerth begünſtigt, zunächſt vollſtändige Befriedigung verſpricht.

Durch jene öffentliche unbewundene Zuſtimmung des Bundestages alſo ſchien dieſe Angelegenheit National zu werden und in der Buchhändlerwelt regte ſich gar mancher, der ſich zu einer ſolchen Unternehmung Kräfte genug zutraute. Meinem Sohne wurden daher mehrfältige Anträge getban, Vorſchläge zum Selbſtverlag, Societätscontrakte, Uebereinkunft auf einen Antheil von jedem abzuſetzenden Exemplar und manche andere dem Geſagten mehr oder weniger ſich annähernde Propoſitionen.

Um aber getreulich auf die eigentliche Lage zu kommen, ſo ſind fünfzigtauſend Thaler ſächſiſch geboten, mit Erklärung, daß bei ernſtlichem Abſchluß noch eine Zulage ſtattfinden ſolle, und ſo wäre denn mit Herrn v. Cotta's Uebergebot zwiſchen ſechzig- und ſiebenzigtauſend Thalern ſächſiſch der gegenwärtige Stand.

Mein Sohn jedoch und ſeine Rathgeber glauben den Preis der zu überlaſſenden Ausgabe von vierzig Bänden auf zwölf Jahre auf wenigſtens hunderttauſend Thaler ſächſiſch ſchätzen zu dürfen und zwar dergeſtalt, daß ein bedeutender Theil der Summe in den erſten Jahren nach Maaßgabe des abgelieferten Manuſcripts gezahlt, das übrige aber auf die folgenden Jahre vertheilt werde,

ſo daß die Familie an dem fortdauernden Gewinne gleichfalls einigen Antheil hätte.

Was das Künftige anbetrifft, ſo würden nach verfloſſenen neun Jahren beide Theile zuſammentreten und nach Ueberzeugung den Contrakt verlängern, wodurch gar manchem unangenehmen Verhältniß vorgebeugt würde.

Hier wünſchte nun, daß Herr v. Cotta, der vor allen Ueberſicht und Kräfte zu ſolcher Unternehmung beſitzt, einträte, ſeine Meinung eröffnete und ſolchem Schwanken ein Ende machte, das mir in meinen hohen Jahren beſonders peinlich iſt. Denn ich darf verſichern, daß ich immerfort gewünſcht habe, das alte Verhältniß fortdauern, jeden dazwiſchen getretenen hindernden Aufſchub entfernt und den Abſchluß noch bei meinem Leben herbeigeführt zu ſehen.

Sie ſind ſelbſt an große Geſchäfte gewöhnt und werden deſto eher die Lage der beiden Theile durchdringen und zu vollſtändiger Einigung das Beſte beitragen können. Vertrauend

Weimar, 13. Auguſt 1825.

Goethe.

Wiesbaden, 23. Auguſt 1825.

Mein Bruder hat Ihren Brief von Stuttgart aus geradezu hieher laufen laſſen, und ich eile, Ihnen, verehrteſter Freund, ſogleich zu antworten, um Sie zu beruhigen, daß dadurch keine Zeit verloren wurde, und um Ihnen vorläufig, ehe ich noch mit Herrn v. Cotta verhandelt habe, meine ganz friſche, ungeſchminkte Meinung über die Angelegenheit zu ſagen. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß Herr v. Cotta in dem Augenblick, als Ihr Brief in Stuttgart ankam, nach dem Bodenſee gereiſt war, von wo er in den erſten Tagen zurückerwartet wurde, um vielleicht eine andere Reiſe zu unternehmen, die ihn über hier oder über Mainz führen würde. Findet dieſe zweite Reiſe ſtatt, ſo ſpreche ich ihn vor Ende der Woche, ſonſt ſchicke ich Ihre Papiere an meinen Bruder, und trage ihm auf, über das Geſchäft zu verhandeln, welches Andere ebenſo gut und wohl noch beſſer ausführen würden, als ich dazu im Stande ſeyn mag. Kurz, es wird nichts verſäumt werden, Ihnen recht bald einen Beſcheid von Herrn

v. Cotta zu verſchaffen; ich geſtehe Ihnen, das Vertrauen, welches Sie mir in dieſer wichtigen Angelegenheit ſchenken, rührt mich auf das innigſte, und ich fühle ganz, wie peinlich Ihnen der ſchwankende Zuſtand der Unterhandlung ſeyn muß. Möge es mir nur vergönnt ſeyn, zu einer erwünſchten, ſchleunigen Beendigung mitwirken zu können. Was die Sache ſelbſt betrifft, ſo ſcheint mir nach meiner Einſicht und Erfahrung der Selbſtverlag und alles Geſellſchaftsweſen durchaus verwerflich; dergleichen führt ſo viele Weitläufigkeiten und Verdrießlichkeiten mit ſich, daß man Jedem abrathen muß, der nicht durch die entſchiedenſte Nothwendigkeit dazu gezwungen wird. Der Verkauf gegen ein gewiſſes Honorar auf beſtimmte Zeit oder für eine beſtimmte Ausgabe bleibt immer das angemeſſenſte; die Summe, worauf man beſtehen müßte, dürfte aber ſehr ſchwer auszumitteln ſeyn. Wo ſoll man den Maßſtab dazu hernehmen? In ſolchen Dingen hängt am Ende doch Alles von der Concurrenz der Unternehmer ab, und in ſofern mögen Sie auf dem eingeſchlagenen Wege dem Reſultat ſchon ſehr nahe gekommen ſeyn. Ich glaube ſchwerlich, daß Herr v. Cotta über die Summe hinausgehen wird, welche durch ſein Uebergebot beſtimmt worden; indeſſen wir wollen ſehen. Auf jeden Fall ſcheint mir bei dieſer nun ſchließlichen Ausgabe Ihrer Werke der größte Vortheil der Familie darin zu beſtehen, daß ſie ſo viel als möglich ihre Anſprüche an alle fernern Auflagen ſichert. An dem guten Erfolg des Unternehmens iſt freilich nicht zu zweifeln, aber wer weiß, wie weit derſelbe gehen kann? Es hängt viel von Zeit und Umſtänden, von einer mehr oder minder glücklichen Manipulation ab, man muß erſt ſehen, welche Wirkung dieſe Maſſe von 40 Bänden in dem deutſchen Buchhandel hervorbringt, und wie ſich das Publikum, auf welches zuletzt Alles ankömmt, dabei benimmt. Deshalb wäre es vielleicht für beide Theile rathſam, den Weg der Subſcription einzuſchlagen und nach Maßgabe der Subſcribenten-Zahl das Honorar zu mehren oder zu mindern.

Wenn Ihr Sohn mit Herrn v. Cotta über die Hauptpunkte einig iſt, ſo wird der förmliche Abſchluß gar ſehr dadurch beſchleunigt werden, daß Ihr Sohn gleich einen vollſtändigen Entwurf vorlegt, wie er den Contract abgefaßt wiſſen will. Ich bemerke dieß, damit ſchon jetzt alle Bedingungen ausgedacht und feſtgeſetzt

werden, die für ein ſo beſonders wichtiges Geſchäft nöthig ſeyn dürften.

Mehr wüßte ich für heute nicht zu ſagen, aber dieß Wenige habe ich mit der ganzen Liebe und Verehrung, die ich für Sie hege, vielfach erwogen. Möge es an Ihrem Geburtstag zu Ihren Händen gelangen und Ihnen ein willkommenes Zeichen meiner treuen Theilnahme ſeyn.

Die Erinnerung an jenes Projekt zu einem Denkmal habe ich, obwohl nicht ohne ſchmerzliche Empfindung, in mein Herz genommen. Ihre Vermuthung wegen der Statue iſt übrigens, ſo viel ich weiß, ungegründet, die Zögerung iſt bloß Schuld des Künſtlers; ich werde jedoch in Frankfurt die Sache näher unterſuchen. Von mir habe nur zu melden, daß ich von Paris geradeswegs hieher gekommen, um gegen überhandnehmende Störungen meiner Geſundheit einmal wieder die wohlthätigen hieſigen Waſſer zu brauchen, ich ſpüre auch bereits recht gute Wirkung. In den erſten Tagen des Septembers werde ich nach Stuttgart zurückkehren; antworten Sie mir alſo dorthin und verlaſſen Sie ſich darauf, daß es mir die größte Freude machen wird, wenn ich dazu beitragen kann, Sie bald auf eine befriedigende Weiſe von dieſer Sorge wegen der neuen Ausgabe zu befreien.

Die beſten Wünſche von ganzer Seele Ihnen und den Ihrigen.

S. B.

Wiesbaden, 26. Auguſt 1825.

Herr v. Cotta iſt auf ſeiner Reiſe nach Rotterdam geſtern hieher gekommen, um Ihre Mittheilungen zu vernehmen und darüber zu verhandeln. Er war, weil er am Bodenſee zu lange aufgehalten worden, nur wenige Tage in Stuttgart geblieben, und weil er am 31. in Rotterdam der Generalverſammlung der holländiſchen Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft beiwohnen, auch einen Tag Geſchäfte halber in Köln verweilen wollte, hat er für die Reiſe hieher Tag und Nacht angewandt. Es blieb daher von den wenigen Stunden, die er hier Ihrer Angelegenheit und dem Schlaf widmen mußte, keine übrig, um Ihnen zu ſchreiben. Er wird das jedoch von Köln aus thun. Einſtweilen kann ich Ihnen

sagen, daß ich den Freund rücksichtlich des Honorars ganz so gesinnt gefunden, wie ich es vermuthet und in meinem vorgestrigen Brief ausgesprochen habe. Indessen erklärte er sich auch bereit, durch das Mittel der Subscription die Hand zur Erhöhung des Honorars zu bieten, wie er denn überhaupt die Neigung zu erkennen gab, die Wünsche Ihres Sohnes in vollstem Maße zu befriedigen, wenn er nur gesichert sey, daß er dadurch nicht die billige Rücksicht gegen seine eigene Familie verletze.

Herr v. Cotta glaubt, daß es vortheilhaft, ja nothwendig wäre, keine Ungewißheit über die Zahl der Bände zu lassen, und daß man deßhalb den Plan gleich auch auf die Werke der Wissenschaften und Künste ausdehnen müsse. Ferner meint er, daß die Subscription gar mächtig würde gefördert werden, wenn man in der Ankündigung sagte, daß je größer die Subscription desto größer auch der Vortheil seyn würde, den die Familie des Autors aus diesem seinem literarischen Besitzthum ziehen würde; es schien Herrn v. Cotta leicht, für diese Insinuation eine schickliche Wendung zu finden. Indem ich dieß schreibe, fällt mir ein, daß es auch rathsam seyn möchte, die Ankündigung mit den Typen und auf dasselbe Papier drucken zu lassen, welches man für die Ausgabe wählen wollte; die Ankündigung würde so durch die That das Publikum über die Art der Ausführung sicher stellen. Ich fühle aber, daß es mir nicht ziemt, diesen Punkt bei Herrn v. Cotta zur Sprache zu bringen, sondern daß der Vorschlag allein von Ihnen oder von Ihrem Sohn ausgehen muß.

Nach diesem vorläufigen Bericht bleibt mir einstweilen nichts weiter übrig, als zu wünschen, daß die Bedingungen, unter welchen die Subscription der Familie zu Nutz kommen sollen, von Herrn v. Cotta auf eine Ihren Sohn befriedigende Weise bestimmt werden: er hat sie hier schon entworfen, wollte aber unterwegs noch näher darüber nachdenken. In vierzehn Tagen spätestens glaubt er wieder in Stuttgart zu seyn, dann bin ich auch wieder da, und wenn dann eine in den Hauptpunkten entsprechende Antwort von Ihrem Sohne einläuft, wird alles Uebrige bald entschieden seyn. Ich hoffe das Beste und bleibe mit treuester Verehrung Ihr Freund

G. B.

Hand in die andere gehen sollen. Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

Gegenwirkung.

Doch so verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und schauen wie die menschliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, sich dem äußersten Druck entgegensetzt, und da finden wir denn überall, daß der Frei- und Eigensinn der Einzelnen sich gegen die Allgewalt des Einen ins Gleichgewicht stellt; sie sind Sklaven, aber nicht unterworfen, sie erlauben sich Kühnheiten ohne gleichen. Bringen wir ein Beispiel aus den ältern Zeiten, begeben wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechselreden.

Clitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwei Brüder im Felde, rettet dem König das Leben, zeigt sich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen sehen, dienst- und hülfsbedürftig gekannt; einen innern hypochondrischen Widerwillen mag er nähren, seine Verdienste vielleicht zu hoch anschlagen.

Die Tischgespräche an Alexanders Tafel mögen immer von großer Bedeutung gewesen seyn, alle Gäste waren tüchtige

Weimar, 14. September 1825.

Schon zwei Wochen leben wir in einer bunt bekränzten, das seltenste Fest feiernden Stadt. In- und Ausländer aller Stände und allen Geschlechts nahmen freudig Theil, und es hat noch kein Ende. Die Kinder jauchzen, mit Fähnlein in den Händen, die Jugend zieht gepaart täglich zum Tanze, die Männer schauen ernsthaft heiter drein und wer an Ort und Stelle die fünfzig Jahre rückwärts wieder zur Erinnerung rufen kann, dem ist es wunderlich zu Muthe.

Unendlich angenehm war mir's in diesen Tagen auch die Wiederherstellung alter theurer Verhältnisse und den Abschluß eines so wichtigen Geschäfts durch Ihre Vermittlung zugleich feiern zu können. Das ewige hohe Vorbild von Neigung, Liebe, Freundschaft und Vertrauen zeigt freilich, sobald es in die irdische Thätigkeit eintritt, ein herrliches verklärtes Angesicht, an dem sich selbst der müde Wanderer erquickt und verklärt.

Herrn v. Cotta habe dankbar anerkennend geantwortet; sobald ich mich nur einigermaßen sammeln kann, erfolgt das Weitere. Indessen zeigen beikommende wenige Zeilen, daß wir nun vollkommen gesichert sind und unser Werk mit Lust und Muth antreten können.

Wie sehr mich das Leybold'sche Bild erfreut, das eben auch zu glücklicher Stunde einzutreten bestimmt war, drückt mein Schreiben an Herrn Schorn aus, so wie der Aufsatz der Weimarischen Kunstfreunde. Der reine menschliche Sinn, mit welchem der Künstler diese immer bedenkliche Aufgabe heiter aufgefaßt und den unerfreulichen Begriff zu einem angenehmen, festhaltenden Bilde dargestellt, war mir über und außer aller Erwartung.

Ferner ist mir und Hofrath Meyer bei dieser Angelegenheit höchst angenehm, uns zu erinnern, daß wir Herrn Leybold als muntern Knaben in den Arbeitszimmern seines verdienten Vaters im Jahr 1797 begrüßt haben, worin wir nicht zu irren glauben.

Wie manches hätte noch zu vermelden; lassen Sie uns durch lebhaften Briefwechsel wieder einigermaßen mit den Thätigkeiten der Zeit ins gleiche kommen.

Dankbar treulichst

Goethe.

Weimar, 4. Oktober 1825.

Fraulein Adele Schopenhauer bringt mir von Wiesbaden freundliche Grüße, und versichert mir, wovon ich denn ohnehin schon überzeugt bin, daß Sie in alter Liebe und Treue meiner gedenken; nur berichtet sie zugleich, daß Sie mit Ihrer Gesundheit nicht so, wie ich wünsche, zufrieden seyn können. Sagen Sie mir ein näheres Wort, indessen ich von meinen Zuständen so viel vermelden kann: daß ich in Betracht meiner Jahre alle Ursache habe, zufrieden zu seyn; wenn ich mein Befinden richtig beurtheile, mich darnach halte und durch äußere Veranlassung nicht in meinem Gange gestört werde, so bleibt mir nichts zu wünschen übrig, als die Gleichheit eines solchen Zustandes, so lange mir auf Erden zu verweilen gegönnt ist.

Zu dem ferneren Verhältniß zu Herrn v. Cotta ist durch Sie, mein Theuerster, ein guter Grund gelegt. Freilich! wegen des Fort- und Aufbaues bleibt mir noch einiges auf dem Herzen, welches Ihrer freundlichen Theilnahme nächstens zu empfehlen mir die Erlaubniß ausbitte.

Gegenwärtig nur so viel, um mich Ihnen und den lieben Ihrigen zu fortdauerndem, sich immer erneuertem Wohlwollen zu empfehlen. Treulichst

Goethe.

Stuttgart, 15. Oktober 1825.

Ihr liebevoller Brief, worin Sie sich mit der lebhaftesten Theilnahme nach meiner Gesundheit erkundigen und mir die besten Nachrichten von der Ihrigen geben, hat mich so sehr erfreut, daß ich auf der Stelle geantwortet hätte, wenn ich mich nicht in einem Strudel von Geschäften und Zerstreuung befunden, über den ich erst nach mehreren Tagen habe Herr werden können.

Empfangen Sie jetzt meinen herzlichsten Dank und vernehmen Sie, daß es mir seit ein paar Wochen immer besser und jetzt wirklich recht gut geht. In Wiesbaden freilich hatte ich besonders gegen das Ende nicht große Ursache, mit meiner Gesundheit zufrieden zu seyn. Der Aufenthalt in Paris während dem heißen Sommer hatte bei verdrießlichen Geschäften um so nachtheiliger

gewirkt, als ich ohnehin schon längst wieder einer ernsthaften Badekur bedurfte; diese griff mich daher doppelt an und so entstanden beim Eintritt kalten Wetters natürlich sehr unbehagliche Zustände. Jetzt aber erprobt sich die schon einige male erfahrene Heilkraft der Wiesbadener Wasser wieder dermaßen, daß ich dem Winter mit aller Zuversicht entgegen sehe. — Ich hoffe, Frau Schoppenhauer wird sich gleicher Wohlthat rühmen können; sagen Sie ihr und Ihrer Tochter, die meiner so freundlich gedacht hat, die besten Grüße, auch bitte ich hinzuzufügen, daß ich das farbige Papier für letztere nicht vergessen, ich erwarte es jeden Tag und werde es dann gleich senden.

Nun von Ihrer Angelegenheit wegen der neuen Auflage zu reden, so habe ich mich darüber mit Cotta gleich nach seiner Rückkehr von der Dampfschifffahrt unterhalten, und zweifle nicht, die Anstände, worauf Sie hindeuten, werden durch seinen Brief völlig gehoben seyn. Sein Interesse für die Dampfschifffahrt mag in der Ferne wohl seltsamer erscheinen als in der Nähe; denn die Zeitungsschreiber haben den Mund davon so voll genommen, daß man glauben konnte, er wäre der Hauptunternehmer der Dampfschifffahrt auf dem ganzen Rhein, da dieß doch nur für den badischen Theil und auch dort nur in Verbindung mit einer Gesellschaft von Aktionärs der Fall ist. Unter diesen beschränkenden Umständen wird man es nicht auffallend finden, daß ein reicher und thätiger Mann wie Cotta einiges von seinem Gelde in einer mit seinen gewöhnlichen Geschäften nicht zusammenhängenden Unternehmung anlegt, die Aussicht zu bedeutendem Gewinn darbietet und dem Ehrgeiz schmeichelt. Ich glaube, Ihnen dieß zu Ihrer Beruhigung sagen zu müssen.

Zu den österreichischen Privilegien wünsche Ihnen und den Ihrigen von Herzen Glück. Das ist nun einmal eine Gunstbezeugung aus dem Vollen und Ganzen, woran man unbedingtes Wohlgefallen haben kann.

In Frankfurt, wo ich einige Tage verweilt und mit den Freunden auf der Mühle mich von Ihnen unterhalten, habe ich auch mit Herrn v. Bethmann wegen der Statue gesprochen, er versicherte mich, das Zögern sey bloß Rauchs Schuld, er habe noch kürzlich die bestimmtesten Aufträge an Professor Ritter gegeben, einen förmlichen Vertrag über das Werk abzuschließen,

und ſobald dieſer ankomme, werde er ihn Ihnen vorlegen. Sie ſehen alſo, daß die Sache keineswegs ins Stocken gerathen iſt.

Das Weimar'ſche Jubelfeſt habe ich aus der Ferne mitgefeiert, und habe dabei Ihrer und Ihres Gönners in Liebe und Verehrung gedacht, darum mußte mir der Nachhall in Ihrem Brief den angenehmſten Eindruck machen. Mögen Sie in ungetrübter Geſundheit den Fürſten immer heiter und kräftig vom höhern zum höchſten Alter ſteigen ſehen! Und möge es mir vergönnt ſeyn, mich von Angeſicht zu Angeſicht über Ihr glückliches Befinden erfreuen zu können. Bis jetzt habe ich ein ſo gebundenes Leben geführt, daß ich mir die liebſten Wünſche und mit ihnen den, Sie zu beſuchen habe verſagen müſſen. Vielleicht wird es mir nächſtes Jahr beſſer.

Die Meinigen empfehlen ſich Ihnen mit den innigſten Wünſchen.

Ich bleibe immer mit der treueſten Anhänglichkeit und Freundſchaft Ihr

S. B.

Dr. Schorn läßt ſich Ihnen auch angelegentlichſt empfehlen. er hofft nun, den Umriß von Leybolds Zeichnung bald zu bekommen und die Beurtheilung bekannt machen zu können. Daß Sie an Leybolds Zeichnung Ihre Freude haben würden, habe ich wohl erwartet; gegen die übrigen Zeichnungen konnte von einer Wahl gar nicht die Rede ſeyn.

Stuttgart, 28. Dezember 1825.

Alles hat ſich vereinigt, mich von Woche zu Woche hinzuhalten, und erſt heute wird mir die Freude, Ihnen, mein innigſt verehrter Freund, ſchreiben und die längſt verſprochene lithographiſche Sendung ankündigen zu können. Das Kiſtchen iſt vorgeſtern mit dem Poſtwagen abgegangen; Sie finden darin den auferſtandenen Chriſtus nach Hemmling zur Ergänzung der dreizehnten Lieferung, dann die vierzehnte Lieferung und endlich den Chriſtuskopf nach Hemmling, welcher ſpäter eingereiht werden

ioll. Für S. K. H. den Großherzog haben wir die beiden Lieferungen und für Frau Schoppenhauer eine Rolle beigelegt, wir bitten, beides gütigst an seine Bestimmung gelangen zu lassen. — Mein Bruder und Bertram, die sich Ihnen bestens empfehlen, wünschen mit mir, daß unsere Sendung zur guten Stunde ankommen und Ihnen Vergnügen machen möge.

Der Christuskopf von Hemmling hat durch die Uebersetzung aus dem Gemälde in eine Zeichnung, so schön diese auch ausgeführt, doch viel verloren, denn der Zauber der Farbe ist außerordentlich in diesem Bilde, und mildert gar sehr die strengen individuellen Formen desselben. Auf jeden Fall bleibt dieser von den ältesten Zeiten her für das wahre Bildniß Christi geltende Typus auch in der Zeichnung höchst merkwürdig, und wir haben geglaubt, in der Nachbildung alle auf diese Bedeutung bezüglichen Aeußerlichkeiten beibehalten zu müssen. Die Inschriften auf dem Rahmen, der dreifache schnörkelartige Schein und das Alpha und Omega bedürfen keiner Erklärung; wohl aber hat die mit hebraischen, griechischen und lateinischen Buchstaben verfaßte Inschrift am Saum des Gewandes Alterthumsforscher und selbst gelehrte Juden beschäftigt. Alle lesen einstimmig Adonai, Elon, Agla. Ueber die beiden ersten Worte war kein Zweifel, über das letzte hingegen blieben die Meinungen eine Zeit lang getheilt. Einige, die sich durch die lateinischen Buchstaben und die Aehnlichkeit mit ἁγιος und ἁγλαια irre führen ließen, vermutheten nämlich, der Sinn der Inschrift sey: Herr Gott der Leuchtende (glänzende, herrliche) oder: Gottes des Herrn Schönheit; andere behaupteten, Agla sey eine Chiffre aus den Anfangsbuchstaben einer uralten hebräischen Gebetformel, von vier Worten zusammengesetzt, und demnach habe man in der Inschrift zu lesen: Herr Gott, du bist allmächtig in Ewigkeit. Diese zweite Erklärung hat sich denn auch bei näherer Untersuchung als die richtige bewährt. Das Wort Agla ist wirklich eine den gelehrten Juden wohl bekannte, durch alten Aberglauben geheiligte Geheimschrift von der erwähnten Bedeutung. Die Juden bilden damit den sogenannten Schild Davids, dem sie allerlei Wunderkraft, wie die Fähigkeit, das Feuer zu löschen u. s. w., zuschreiben.

Aber genug von diesen alterthümlichen Dingen; es drängt mich, von Ihrem Jubelfest zu sprechen: Sie werden überzeugt

seyn, daß wir es im Geist und im Herzen mitgefeiert haben, und daß auch ich gerne durch Wort und That an dem schönen Fest Theil genommen, aber wie hätte das, auf eine meinem Gefühl entsprechende Weise, ohne persönliche Gegenwart geschehen können! Nur das frische lebendige Wort und Ausdruck hätte mir genügt. Alles andere schien mir schaal und matt für dieses Ereigniß. Freilich wenn ich Ihnen die Entscheidung unseres Schicksals hätte melden können, so wäre das wie eine lang erwünschte, köstliche Frucht gewesen, wohl geeignet, auch an einem solchen Tag noch Ihre Freude zu vermehren, dessen bin ich, bei der Liebe, die Sie für mich hegen, gewiß. Ich hatte wirklich einige Hoffnung, Ihnen diese Nachricht geben zu können; denn im Vertrauen gesagt, man ist hier seit dem Sommer mit uns über alle Punkte einig, und der König hat sich darüber mehrmal auf das Bestimmteste gegen mich geäußert; aber nun, wo es sich von der Ausführung handelt, schwebt die Sache. Sollte man trotz wiederholter Versicherungen damit bis zu den Ständeverhandlungen zögern wollen, und sollte unterdessen der nun nicht mehr zweifelhafte Frankfurter Proceß beendigt werden, so könnte noch eine neue Wendung erfolgen, und doch der älteste Plan in Erfüllung gehen. Daß wir nichts versäumen, diesem langweiligen Zustand ein Ende zu machen, daß wir überhaupt vorsichtig verfahren, und das Gewisse dem Ungewissen vorziehen, davon werden Sie überzeugt seyn.

Diese Herzensergießung führt mich natürlich auf Ihre Unterhandlungen wegen der neuen Auflage Ihrer Werke. Cotta hat mir den Brief gezeigt, den Sie ihm vor etwa einem Monat geschrieben, und ich kann nicht verhehlen, daß es mir leid gethan, darin eine Unentschiedenheit über die Hauptbedingungen zu bemerken, da ich dieselbe nach Ihren frühern Briefen und nach der Annahme Ihres projektirten Vertrags von Seiten Cotta's vollkommen abgeschlossen glaubte. Daß Sie sich einer anständigen technischen Ausführung versichern, halte ich sowohl Ihres als des Interesses von Hrn. v. Cotta wegen für nothwendig, wie ich Ihnen ja auch von Wiesbaden aus geschrieben habe. Was hingegen das Honorar betrifft, glaube ich, auf das Urtheil gemeinschaftlicher vertrauter Freunde fußend, daß Ihre Familie sich mit den festgesetzten Bedingungen völlig beruhigen kann. Wenn unterdessen jedoch noch günstigere geboten worden, so

ändert das freilich die Sache, nur müßte dann um so schärfer auf die Zahlungsfähigkeit des neuen Verlegers gesehen werden, denn unparteiische Geschäftsmänner sind der Meinung, daß Herr v. Cotta bei der Summe, die er als festes Honorar zugesichert hat, noch große Gefahr laufe, indem eine Masse von 20,000 Exemplaren zu 40 Bänden und zum Preis von 20 fl. nicht so leicht unterzubringen sey, besonders wenn irgend ein Friede störendes Ereigniß einträte. Auf jeden Fall wünsche ich, daß Sie das Beste wählen, und daß Sie der Sorge um diese wichtige Angelegenheit bald auf die befriedigendste Weise enthoben werden.

Mit diesem Wunsch, in welchen Bruder und Freund einstimmen, verbinden wir die herzlichsten Wünsche für Ihre und der lieben Ihrigen Gesundheit und empfehlen uns zu freundlichem Andenken. Mit treuester Anhänglichkeit

S. B.

Stuttgart, 3. Januar 1826.

Seit meinem letzten Brief habe ich verschiedene Unterredungen mit Freund Cotta über Ihre und Ihres Sohnes neueste Eröffnungen gehabt, wobei es mir nicht an Gelegenheit gefehlt, das mir früher aufgetragene Vermittlungsgeschäft noch einmal im vollsten Sinn zu üben.

Cotta hatte nämlich die Hauptbedingungen für ausgemacht gehalten, nicht nur, weil sie vor drei Monaten angenommen worden, sondern auch, weil er überzeugt war, dabei gethan zu haben, was geschehen könne, ohne alle Vorsicht aufzugeben, und in Betreff der Nebenpunkte hatte er geglaubt, durch seine Antwort auf Ihr vorletztes Schreiben jeden Zweifel gelöst zu haben; in dieser Stimmung kam ihm denn die erhöhte Forderung gar unerwartet, ja ich muß sagen, sie berührte ihn sehr empfindlich, und das um so mehr, weil Sie ihm nicht das Vertrauen bewiesen, ihm nicht die anderseitigen Anerbietungen mitgetheilt haben. Da indessen die persönliche Verehrung für Sie und der Wunsch, mit Ihnen in einem freundlichen Verhältniß zu bleiben, bei Freund Cotta immer die Oberhand behält, so verstand er sich dazu, die Sache auf's Neue zu berechnen und zu überlegen. Aus der mir

hierüber mitgetheilten nähern Auskunft ergab sich aber, was ich Ihnen von einer andern Seite her schon in meinem letzten Brief andeutete, daß Cotta, ohne die billigsten, sich und seiner Familie schuldigen Rücksichten zu unterdrücken, nicht mehr zugestehen kann, als er zugesagt hat.

Er bemerkte, daß trotz den höchst schätzbaren Privilegien des deutschen Bundes und des Kaisers von Oesterreich doch noch eine große Gefahr des Nachdrucks bestehe, indem man in der Schweiz, im Elsaß und in den Niederlanden immer mit außerordentlichem Vortheil eine schönere und wohlfeilere Ausgabe veranstalten könne, als derjenige, der in den privilegirten Landen 60,000 Thaler Honorar für 20,000 Exemplare geben müsse. Es hänge, meinte er, bei einer solchen Unternehmung alles von den Umständen ab, man könne nicht verlangen, daß er sich unter so schweren Bedingungen jedem Wechsel derselben aussetze; es sey gewiß genug, daß er, mit jenem Honorar bis zur Zahl von 20,000 Exemplaren, das Glück versuche, ginge der Verkauf darüber hinaus, so nehme die Familie an dem weitern Gewinn Theil, bleibe aber der Verkauf unter dieser Zahl, so erhalte er nicht die geringste Entschädigung, und laufe gar das zwölfte Jahr ab, so verliere er auch noch die Aussicht, den Vorrath anzubringen. Ferner bemerkte Cotta, man könne bei Wiederholung der Ausgabe, der nothwendigen Wohlfeilheit wegen, sich nicht auf eine kleine Anzahl Exemplare beschränken, bei spätern Ausgaben werde aber die Gefahr, Reste zu behalten, besonders in dem kurzen Zeitraum von zwölf Jahren, immer größer; deßhalb habe er auch das Honorar für den weitern Absatz über 20,000 Exemplaren von jedem 1000 nur zu 2000 Thaler gestellt.

Dieß gab Veranlassung, von den Resten der bisherigen Ausgabe zu sprechen, und der Freund zeigte mir in seinem Inventarienbuch, daß davon noch manche, und zum Theil (wie namentlich von dem Leben) sehr bedeutende vorhanden sind. Er äußerte hiebei, daß im Fall Sie und Ihr Sohn das Verhältniß mit ihm nicht fortsetzen wollten, er deßhalb das unbedingt erworbene Eigenthumsrecht von vielen Ihrer einzelnen Werke nicht aufgeben könne, weil es ein zu großer Nachtheil für seine Familie seyn würde.

Nachdem ich alles dieses wohl erwogen, schien mir, daß für die Ihrigen in dem Verhältniß mit C. kein weiterer Vortheil

errungen werden kann, als wenn von beiden Seiten nachgegeben würde; von Ihrer Seite müßte auf die beschränkende Zeit verzichtet und bloß auf Ausgabe von einer gewissen Zahl contrahiert werden, dann dürfte man Freund Cotta zumuthen, alle durch Subscription gesicherten Exemplare nach demselben Maßstab, wie die ersten 20,000 Exemplare, also jede 10,000 mit 30,000 Thaler zu honoriren. Die nach der Subscription nöthig werdenden Editionen, jede von 10,000, aber nur nach einer näher zu bestimmenden Stufenfolge des Absatzes, in dem Verhältniß von 20,000 Thaler für die 10 000.

Durch diese Abänderung erhielt Ihre Familie, im Fall die Subscription auf 40,000 Exemplare stieg — statt der gewünschten 100,000 — die Summe von 120,000 Thaler. Cotta hingegen würde für diese Minderung das gewinnen, gegen den Nachtheil bedeutender Reste gesichert und durch die Aussicht auf längeren Besitz des Verlags einigermaßen entschädigt zu werden. Ich habe die Gesinnung des Freundes hierüber etwas erforscht, und glaube, besonders wenn der Zahlungstermin nicht zu kurz gestellt würde, daß er sich vielleicht dazu verstehen könnte.

Sollten Sie und Ihr Sohn jedoch auf der letzten Forderung bestehen, so müßte freilich das Verhältniß mit Cotta aufgelöst werden; in diesem Fall aber bitte ich Sie, den Freund durch Mittheilung der anderseitigen höhern Anerbietungen zu beruhigen, deren Einsicht er gemäß seines Vorzugsrechts ohnehin verlangen zu können behauptet. Ueberhaupt, wenn Sie auch mit ihm abschließen, wäre es immer höchst wünschenswerth, daß Sie ihm die Anerbietungen bekannt machten, welche Sie zu der gesteigerten Forderung veranlaßt haben.

Was endlich die technische Ausführung betrifft, so erklärte Cotta wiederholt, daß er gern Alles thun wolle, was billiger Weise verlangt werden könne, um Sie und das Publikum zu befriedigen. Ich habe dieser Tage, nicht ohne Unwillen, an Reimers Ausgabe von Shakespeare nach Schlegel und Tieck gesehen, welch einen schimpflichen Mißbrauch man mit den wohlfeilen Ausgaben zu treiben anfängt. Die beste Bürgschaft, die man dem Publikum bei Eröffnung der Subscription auf Ihre Werke geben könnte, wäre, scheint mir, daß man den Prospekten zugleich ein Musterblatt der Edition anfügte, wie dieß gegenwärtig

in Frankreich geschieht, und kürzlich noch bei der Ankündigung von Humboldts „Essai politique sur la nouvelle Espagne“ stattgefunden. Ich lege Ihnen einen Abdruck dieses Prospekts bei. Rücksichtlich der Anzeige Ihrer Werke habe ich schließlich noch zu bemerken, daß es mir für das Interesse des Autors und des Verlegers nothwendig scheint, durchaus die vollständigen Werke anzukündigen, und wenn die Zahl der Bände noch nicht genau bestimmt werden kann, einstweilen eine gewisse Zahl anzugeben und das Uebrige für eine ungefähr gestellte Zahl Supplementbände zu versprechen, die nach demselben Verhältniß wie die andern zu bezahlen wären. Cotta legt viel Gewicht hierauf, und hat mich veranlaßt, diese Bedingung auszusprechen. Möge diese Mittheilung den besten Erfolg haben, und Ihnen und den Ihrigen ein Beweis seyn, daß ich als ein ächter Freund Ihnen stets gewissenhaft und redlich zu dienen strebe.

Von ganzem Herzen

S. B.

Weimar, 8. Januar 1826.

Indem ich mich nach und nach von dem vielen Guten erhole, womit der siebente November mich überraschend beglückt hat, sehe ich mich zuerst nach Ihnen um und wünsche zu vernehmen, wie sich Ihre Gesundheit diese Monate über gehalten hat; sodann aber erlaube ich mir die Anfrage, wie es mit Ihren Geschäften und Unternehmungen geht und ob wir auch an unserm Theil bald davon erwünschten Genuß hoffen dürfen? Wie steht es mit Ihrem Domwerk, wie mit den lithographirten Blättern? Lassen Sie mir, was davon fertig ist, gelegentlich zukommen.

Von mir kann ich so viel sagen, daß ich mich diese Monate her, ungeachtet disproportionirter Anforderungen an meine Persönlichkeit, nach meiner Weise sehr wohl befunden, aber auch wiederholt erfahren habe, daß man sich gegen Freude so gut als Schmerz zusammennehmen und rüsten müsse.

Vorstehendes eine Weile schon unter meinen Papieren zaudernd, wird auf einmal aufgeregt durch freundlichen Brief und Sendung. Köstlich, wie immer, sind die lithographirten Blätter. Schon vor ihrer Ankunft ließen sich die Weimarischen Kunst-

gebildete Männer, alle zur Zeit des höchsten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man sich nüchterner Weise bedeutende Probleme aufgeben, wählen, oder zufällig ergreifen und solche sophistisch-rednerisch mit ziemlichem Bewußtseyn gegeneinander behaupten. Wenn denn aber doch ein jeder die Partei vertheidigte, der er zugethan war, Trunk und Leidenschaft sich wechselsweise steigerten; so mußte es zuletzt zu gewaltsamen Scenen hinauslaufen. Auf diesem Wege begegnen wir der Vermuthung, daß der Brand von Persepolis nicht bloß aus einer rohen, absurden Völlerei entglommen sey, vielmehr aus einem solchen Tischgespräch aufgeflammt, wo die eine Partei behauptete, man müsse die Perser, da man sie einmal überwunden, auch nunmehr schonen, die andere aber, das schonungslose Verfahren der Asiaten in Zerstörung griechischer Tempel wieder vor die Seele der Gesellschaft führend, durch Steigerung des Wahnsinnes zu trunkener Wuth, die alten königlichen Denkmale in Asche verwandelte. Daß Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigsten, unversöhnlichsten Feinde der Feinde sind, macht unsere Vermuthung noch wahrscheinlicher.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, so sind wir desto gewisser, was bei jenem Gelag, dessen wir zuerst erwähnten, tödtlichen Zwiespalt veranlaßt habe; die Geschichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer sich wiederholende Streit zwischen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Clitus argumentirte, konnten sich auf eine folgerechte Reihe von Thaten berufen, die sie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgesteckten Ziele getreu, unabläßig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, daß das alles geschehen, daß viel gethan worden und daß man wirklich an der Granze

freunde in Rücksicht auf die früher gesendeten folgendermaßen vernehmen:

„Immer sind wir noch der Meinung, daß die vorzüglichsten Blätter, welche Herr Strixner in Stuttgart nach Gemälden altniederländischer und deutscher Meister aus der Sammlung der Herren Boisserée und Bertram verfertigte, den Rang über alle andern Steindrücke behaupten. Die äußerst zarte, nette Ausführung, gewaltige Kraft und Tiefe der dunklen Partien, im Bunde mit gewissenhaft treuer Darstellung des eigenthümlichen Charakters der Vorbilder, machen diese Blätter (und wir zielen hier zunächst auf die spätere Wiederholung des heiligen Christophs nach Hemmling, wie auch auf die heilige Christina nach Schoreel) in doppelter Hinsicht hochschätzbar; theils verhelfen sie zu richtigen Begriffen über die Kunstbeschaffenheit der dargestellten alten Gemälde und dem, was die Meister derselben zu leisten vermocht; theils gehören sie auch, hinsichtlich auf die mechanische Ausbildung des Steindrucks, zu den vollkommensten Produktionen desselben."

Vorliegendem sollte, mein Theuerster, noch einiges Allgemeine und Besondere, vielleicht weniger Nöthige, beigefügt werden, als Ihr wichtiger Brief anlangt, dessen Absicht und Inhalt wir zu schätzen wissen. Die beiderseitige Annäherung ist höchst erfreulich und so wird es wohl an einem völligen Abschluß zunächst nicht fehlen. Gegenwärtiges erhalten Sie mit umgehender Post, wie es vorlag, mit der nächsten das Weitere. Ich sehe es als höchst glücklich an, daß unser seit so vielen Jahren wirksames Verhältniß sich in diesem Falle so treulich als trefflich in Wirksamkeit erweist.

Herrn v. Cotta die allerbesten Empfehlungen.

Herzlich dankbar, treu verbunden

Goethe.

(Zu dem vorstehenden Brief als Beilage.) Nichts angenehmeres hätte mir in gegenwärtiger Lage begegnen können, als daß Sie abermals in dem mir so wichtigen Geschäft vermittelnd eintreten wollen; vielleicht sind Sie mit den Ihrigen die einzige Person, welche mitempfinden kann, wie schwierig die Entschließung sey, wenn man den gesammten Schatz eines operosen Lebens

einem Dritten übertragen und sich dessen gewissermaßen entäußern soll. Mein höchster Wunsch ist, daß meine Vaterstadt möge das Glück haben, zum endlichen Besitz Ihrer unvergleichlichen Sammlung zu gelangen.

Und so darf ich denn wohl sagen, daß wir zwar höchst ungern, aber doch in Betracht Ihres Zusprechens auf die frühere Summe wieder zurückgehen, jedoch unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß uns wenigstens etwas auf andere Weise zu Gute komme.

Ohne daß ich es erwähne, sagen Sie sich selbst, daß der Handel bei uns genugsam durchgesprochen, berechnet, geboten und überboten worden, so daß wir in diesem Falle uns schmeicheln dürfen, nicht unklar zu seyn und ohne Grund zu handeln. Ich lege daher den abermaligen Entwurf eines Contraktes bei.

Der fünfte Punkt ist nach Herrn v. Cottas Verlangen abgefaßt, der sechste enthält eine geringe Vergütung, wodurch die in der neuern Zeit gesteigerten Gebote keineswegs aufgewogen werden; der zehnte enthält eine, nach eigener dortiger Ueberzeugung unwahrscheinliche Hoffnung: daß man in der Folge langsam, nach und nach, die Früchte gegenwärtiger Entsagung genießen könne.

Die bisherigen Ereignisse, worauf wir diese Bedingungen fußen, will ich nicht weitläufig auseinandersetzen, es sey genug, zu sagen: daß man erst nach und nach im Buchhandel die hohe Bedeutung des Unternehmens gewahr worden, daß große Gebote von sichern Häusern erfolgt und zugleich manches Angenehme, das Aeußere der Ausgabe betreffend, zugesagt worden, ja daß man zuletzt im Gefolge der vollständig eingegangenen Privilegien ohne Bedenken ausgesprochen hat: Die Angelegenheit sey für einen Einzelnen zu groß, man müsse sie durch Aktien zu einer gesellschaftlichen erheben, wobei denn in der Ferne ein übermäßiger Gewinn gezeigt wurde. Mögen nun auch dergleichen Vorbildungen des Mercantilfundaments ermangeln, so zeugen sie doch von der großen, diesem Geschäft zugewendeten Aufmerksamkeit und von der mannichfaltigen Bewegung, welche dadurch in dem deutschen Buchhandel entstanden ist.

Weimar, 12. Januar 1826.

Die Eile, womit wir die, bei Einlangung Ihres werthen Schreibens, zur Ausfertigung vorbereitet liegenden Papiere fortschicken, wird Sie überzeugen, wie viel uns daran liegt, das angeknüpfte Geschäft ruhig fortzusetzen und es freut uns, daß wir durch jene Erklärung denen durch Sie gethanen Vorschlägen aus eigenem Antrieb entgegen kommen.

Lassen Sie mich jedoch das Hauptübel, das bei dieser Verhandlung obwaltet, aussprechen: Es ist dieß, daß der Verleger jederzeit genau weiß, was ihm und seiner Familie frommt, der Autor dagegen völlig im Dunkeln ist. Denn wo sollte er in dem völlig gesetzlosen Zustande des deutschen Buchhandels Kenntniß nehmen, was darinnen Rechtens ist, was Herkommens und was nach sonstiger Convenienz Buchhändler sich einander verzeihen und gegen die Autoren erlauben. Daher kommt es denn, daß der Verleger sich gar bald, auch in den wichtigsten Fällen, entschließt, der Autor hingegen schwanken und zaudern muß.

Sodann auch setzt Ihr liebes Schreiben uns in nicht geringe Verlegenheit. Sie haben, wie es einem Vermittelnden wohl ansteht, die Argumente des Herrn v. Cotta, welche derselbe gegen uns aufstellt, treu überliefert; sollen wir jedoch die Gegengründe, womit wir jene zu entkräften glauben, deutlich und unumwunden aussprechen, so kommen wir in den unangenehmen Fall, das Vergangene wieder zur Sprache zu bringen, welches wir lieber, da von Erneuerung eines frühern guten Verhältnisses die Rede ist, der Vergessenheit überließen.

Vielleicht kommen wir auch zum Zwecke, ohne daß wir Sie mit einer so unangenehmen Darstellung behelligen dürfen.

Ich wünsche dieß um so mehr, als ich mir in meinen Jahren in jedem Geschäft alle Empfindlichkeit verbiete, und nur darauf sehe, wo es gegenwärtig steht und wie der Gang desselben gefördert werden kann.

Auch finden sich für uns in Ihrem Briefe dunkle Stellen, die, eben wegen jener oben beklagten Ungewißheit der Verhältnisse, uns vielleicht erst nach wiederholtem Lesen und Ueberlegen klar werden.

Haben Sie die Gefälligkeit, das von uns in der letzten Sendung Vorgeschlagene und Zugestandene mit dem Freunde zu

überlegen und dasjenige, was uns noch scheidet, genau zu articuliren.

Meine entschiedene Vorliebe für das Verhältniß mit Herrn v. Cotta hat sich seit 1823, als dem Termine des Ablaufs unseres frühern Contrakts, immer unverrückt erwiesen; wie ich mich auf die seit jener Zeit erlassenen Briefe durchaus berufen kann, deren Inhalt, wenn ich mich auch der Worte und Ausdrücke nicht erinnere, diesen Gesinnungen ganz gewiß entspricht.

Lassen Sie uns also auf diesem concilianten Wege fortfahren, auf welchem Sie gewiß das Vergnügen haben, eine für beide Familien so wichtige Angelegenheit zum Abschluß zu bringen.

Und hiezu komme denn auch noch einiges Förderliche. Daß die vollständigen Werke angekündigt werden, gebe ich gleichfalls nach, vielleicht setzte man, wie bisher, die erste Zahl der Bände auf vierzig, worin poetische Werke, ästhetische, literarische, kritische, historische und sonst versprochen würden. Die Zahl der wissenschaftlichen bliebe unbestimmt. Wobei sich von selbst versteht, daß sie nach Maßgabe der vierzig vorhergehenden honorirt werden. Die Redaktion derselben wird indessen treulich besorgt.

„Kunst und Alterthum", „Morphologie" u. s. w. gingen ihren ernsten Schritt vorwärts.

Dann ist wohl zu bemerken der Ort, daß in meinem Nachlaß dereinst, besonders auch in meiner wohlgeordneten Correspondenz sich Dinge finden werden, welche, bei kluger Redaktion, für das Publikum von hohem Interesse seyn müssen; deßhalb ich denn auch herzlich wünsche, daß Herr v. Cotta mit den Meinigen und denen Männern, die mit mir arbeiten, und denen nach mir so wichtige Papiere zu behandeln zufallen, in ein zutrauliches, humanes Verhältniß gelange.

Daß die Anzeige zugleich ein Musterblatt enthalte, auch als Muster gedruckt sey, wie der mir übersendete von Humboldtische Bogen das Beispiel gibt, ist sehr wünschenswerth.

Auch sehe aus der Ankündigung von Herders Werken, daß nicht Pränumeration, sondern Subscription verlangt werde, wodurch alle Beschwerden, wie solche über die Schillerische Ausgabe laut geworden, auf einmal gehoben sind.

Wegen der bisherigen Gebote können wir aus unsern streng

geführten Acten so viel vermelden, daß seit dem April vorigen Jahres von bedeutenden zwanzig Buchhandlungen Anträge geschehen, welche, wie die Wichtigkeit des Geschäfts sich nach und nach aufklärte, zuletzt von ganz sicherer Handlung 70,000 Rthlr. und 80,000 Rthlr. von zweien dergleichen geboten worden und zwar mit Beibehaltung des Termins von zwölf Jahren.

Nun aber schließe ich mit der dringenden Bitte: werden Sie nicht müde, die Sache wechselseitig aufzuklären; denn auf alle Fälle müssen die in einer so wichtigen Sache sich hervorthuenden Mißverständnisse und Schwierigkeiten durch den obwaltenden guten Willen sich endlich beseitigen lassen. Wofür wir auch Ihnen gern jetzt und in lebenslänglicher Folge den aufrichtigsten Dank abstatten.

So treu als vertrauend angehörig

J. W. v. Goethe.

Stuttgart, 21. Januar 1826.

Ich habe Ihren neuen Entwurf Herrn v. Cotta mitgetheilt, und nachdem ich mich auf das redlichste bemüht, die obwaltenden Schwierigkeiten zu lösen, kann ich Ihnen, verehrtester Freund, nun das Ergebniß meiner Verhandlungen mittheilen.

Herr v. Cotta willigt ein, die vollständigen von Goetheschen Werke nebst dem dereinstigen Nachlaß, insofern derselbe sich zum Druck eignen dürfte, auf zwölf Jahre in Verlag zu nehmen, jedoch von der Ausgabe der letzten Lieferung an zu rechnen.

Die einstweilen in 40 Bänden vertheilten Werke mit 60,000 Thaler zu honoriren, und die weiteren Bände nach demselben Verhältniß; mit der Bedingung, daß ihm der Genuß aller von nun an einzeln zu druckenden Werke frei bleibe.

Im Fall die Subscription die Zahl von 20,000 Exemplaren der Taschenausgabe erreichen würde, für die Octavausgabe ein besonderes Honorar zu geben, jedoch weil die Kosten so viel größer und die Aussicht zum Absatz so viel geringer sind, in demselbigen Verhältniß, wie für die Taschenausgabe.

Demnach würde bei einer Zahl von 40,000 Exemplaren das Honorar auf 120,000 Thaler steigen.

Ich habe bei der Ausmittlung dieser Bedingungen stets den von Anfang an aufgefaßten Grundsatz im Auge behalten, daß dem Autor und seiner Familie der größt mögliche Vortheil gesichert werde, in sofern dieses geschehen könne, ohne den Verleger der Gefahr eines zu großen Verlustes auszusetzen, und ohne ihm die Aussicht auf einen billigen Gewinn zu nehmen. Herr v. Cotta hat diesen Grundsatz mit aller Bereitwilligkeit anerkannt. Von der andern Seite haben, wie ich Ihnen schon früher schrieb, unparteiische Sachkundige geurtheilt, daß das Ihnen unbedingt zugestandene Honorar sogar außer Verhältniß mit den Aussichten auf Gewinn und Verlust sey. Da ich nun durch eigene Einsicht der Berechnung mich auch überzeugt habe, daß das nach Maßgabe der Exemplare bedingte Honorar so hoch gestellt ist, als es irgend mit Billigkeit verlangt werden kann, so zweifle ich nicht, der heutige Vorschlag wird Sie gänzlich befriedigen. Auf jeden Fall erwartet Herr v. Cotta, daß Sie ihm jene Anerbietungen, von denen Ihr Brief spricht, deren Einsicht er ohnehin seinem Vorzugsrecht gemäß verlangen könne, freundlichst bekannt machen werden, und ich wünsche recht sehr, daß Sie es thun.

Er trägt mir auf, Ihnen die allerbesten Empfehlungen zu sagen und zu versichern, daß er sich sehr freuen würde, endlich alle Ungewißheit über die Fortsetzung eines ihm so theuern Verhältnisses verschwinden zu sehen.

Möge die Bemühung, die ich diesem schwierigen Geschäft bis in alle Einzelnheiten gewidmet habe, so gute, schöne Früchte tragen, als meine Absicht dabei rein, ja ich darf sagen, edel war.

Mit diesem Wunsch schließe ich für heute; ehester Tage ein Mehreres zur Antwort auf den mich selbst betreffenden Theil Ihres Briefes.

Von ganzem Herzen Ihr treuer

S. B.

Stuttgart, 23 Januar 1826.

Beikommender Geschäftsbrief, welcher so geschrieben werden mußte, daß Cotta davon Einsicht nehmen konnte, ist vorgestern liegen geblieben und so füge ich denn gleich dasjenige bei, was

ich als Sache des größten Vertrauens nachträglich mitzutheilen beschlossen hatte.

Vor allem muß ich Ihnen sagen, daß Ihr zweites Schreiben mich in nicht geringe Verlegenheit setzt, denn was Sie darin über den Buchhandel im allgemeinen und über unangenehme Vergangenheit in dem Verhältniß mit Cotta äußern, eignete sich nicht, diesem mitgetheilt zu werden, und so konnte ich denn auch von dem Förderlichen, was Sie mir melden, nur einen beschränkten Gebrauch machen.

Sie mögen mir glauben, Cotta hat zum Theil aus Ehrgeiz, zum Theil aus Rücksicht für Sie das äußerste gethan, er hat durch die Erhöhung des Honorars für die Subscriptions-Exemplare, über die Zahl von 20,000 hinaus, die Aussicht auf einen Gewinn aufgeopfert, welcher selbst bei einem Absatz von 40,000 Exemplaren keineswegs außer Verhältniß zu dem ungeheuern Geschäft gewesen wäre, besonders wenn man bedenkt, wie vielen Verlust ein Buchhändler durch böse Schuldner leidet. So urtheilen redliche, erfahrene Handelsleute. Cotta behauptet, daß ihm jetzt, im günstigen Fall, nur ein unbedeutender Gewinn bleibe. Ich gestehe, daß es mir schwer angekommen, so sehr auf's Einzelne und sogar auf die Prüfung der Berechnung einzugehen, aber um Ihnen einen Freundschaftsdienst zu leisten, habe ich auch das unangenehmste nicht gescheut, und ich kann versichern, daß ich keinen Zweifel über Cottas Behauptungen hege. Es findet sich freilich noch einiges Unberechenbare, wie die Ausgabe der einzelnen Werke, woraus Vortheil zu ziehen, aber man muß doch auch dem Handel lassen, was des Handels ist, das wissen Sie als ein weiser, welterfahrener Mann besser als ich. Demnach glaube ich nun, Ihnen recht sehr rathen zu müssen, daß Sie ohne weiteres abschließen, und zwar hab ich dazu noch einen andern höhern Grund: Derselbe Ehrgeiz nämlich, welcher Cotta vermochte, alle Opfer zu bringen, um den Verlag Ihrer Werke zu behalten, würde, im Fall Sie seine in der Beilage enthaltene letzte Bedingung nicht annehmen, ihn dazu vermögen, auf den Stand der Sache, bei seinem Uebergebot von 10,000 Thaler, im Monat Mai, zurückzugehen, und sein in dem vorigen Vertrag begründetes Vorzugsrecht gelten zu machen. Es ist mir während den vielfaltigen Unterhandlungen über Ihre

letzten gesteigerten Forderungen klar geworden, daß Cotta bisher allein durch die wirklich tief gegründete Verehrung gegen Sie, von diesem verdrießlichen Schritt abgehalten worden, und jetzt, da wir auf den äußersten Punkt gekommen sind, halte ich es für meine heiligste Pflicht, Sie hierauf aufmerksam zu machen.

Gerade die persönliche Rücksicht, die Cotta in einem so wichtigen Handelsgeschäft nimmt, gibt ihm, denke ich, eben so sehr Anspruch, daß Sie dieß freundliche Verhältniß mit ihm fortsetzen, als es von der andern Seite wünschenswerth, ja nothwendig ist, daß Sie Ihr glückliches Alter nicht mit widerwärtigen Dingen trüben lassen.

Darf ich demnach hoffen, daß Sie abschließen, so bitte ich, um den Eindruck der letzten Verhandlungen zu verwischen, und das neue Verhältniß mit Ihrem Sohn desto besser zu begründen, behandeln Sie Cotta mit vollem Vertrauen, theilen Sie ihm die höhern Anerbietungen mit, und erzeigen Sie ihm überhaupt auch persönlich Freundliches, Sie wissen wie sehr empfänglich er hiefür ist; der Vortheil aber, der aus einer heitern, vertrauungsvollen Stimmung für die Behandlung eines so weitläufigen Unternehmens entspringt, liegt offenbar am Tage. Da die Subscription gleich zu eröffnen, so müssen Sie sofort auf den Entwurf der Anzeige bedacht seyn, nur Sie oder die Ihrigen können diese gehörig verfassen, so denkt Cotta und ich mit ihm, das merkantilische jedoch würde er selbst hinzufügen.

Ich schließe mit der aufrichtigen Versicherung, daß ich in dieser Angelegenheit auf keinen Fall weiter etwas zu thun oder zu rathen wüßte; und so bleibt mir dann nur der Wunsch übrig, daß es mir möchte gelungen seyn, Sie durch diese vertraulichste Mittheilung vollends über die Lage der Sache in's Klare zu setzen, und daß Sie dadurch könnten bewogen werden, sich der schweren Sorge endlich auf eine befriedigende Weise zu entledigen.

Mit unwandelbar treuester Freundschaft

S. B.

(Eigenhändig.) Euer Wort ſey ja! ja!
alſo ja! und Amen!

Das Nähere nächſtens.

Weimar, 30. Januar 1826.

J. W. Goethe.

Weimar, 3. Februar 1826.

(Eigenhändig.) Was wollt' ich nicht geloben, mein allertheuerſter, wenn ich Sie eine Stunde ſprechen könnte! Denn wie ſollte mir Blatt und Feder genügen! Ich muß mich nur ſogleich eines mythologiſchen Gleichniſſes bedienen: Sie erſcheinen mir wie Herkules, der dem Atlas, dem Prometheus zu Hülfe kommt. Wüßten Sie, was ich dieſes Jahr gelitten habe, Sie würden ſolche Bildlichkeiten nicht übertrieben finden.

Doch eigentlich iſt es der ſchon längſt gekannte, geprüfte Freund Sulpiz, der uns das unmöglichſte Bauwerk als vollendet vor Sinn und Seele bringt, der uns durch das Labyrinth uralter Gewölbe und Kreuzgänge zu klarem Anblick durchführt; welcher verdiente die unſchätzbarſte Gemäldeſammlung zu erwerben, zu beſitzen und nutzbar zu machen. Und dieſer wendet nun ſein thätiges Wohlwollen gegen mich und das Meinige!

Sie haben Sich, laſſen Sie es mich geradezu ſagen, ſo klug als tüchtig, ſo edel als grandios gezeigt, und ich fange nur an, mich zu prüfen, ob ich meinen Dank bis an Ihre Leiſtungen ſteigern kann.

So viel für heute. Dem Urquell alles Schönen und Guten zum frömmſten und allertreueſten empfehlend

angehörig

J. W. Goethe.

Weimar, 5. Februar 1826.

Beigehend überſende eine beabſichtigte Anzeige des Inhalts meiner Werke; ſollte dabei nichts zu erinnern ſeyn, ſo kann ſie, wie ſie vorliegt, abgedruckt werden. Hierauf würde nun eine ſchuldige und ſchickliche Anerkennung der verliehenen Privilegien von meiner Seite erfolgen, ſchließlich aber Rechenſchaft zu geben

ſeyn, in wiefern man dieſe Ausgabe als eine ſämmtlicher Werke, als vollſtändig und von der letzten Hand ausgegangen zu betrachten habe. Dagegen erbitt' ich mir den Entwurf, wie der Herr Verleger von ſeiner Seite die Unternehmung anzukündigen gedenkt, ingleichen das Verzeichniß der Buchhandlungen, welche die Sammlung der Subſcription übernehmen, da ich an jedem Hauptort durch meine Freunde mitzuwirken gar wohl im Falle bin.

Der gleichfalls beiliegende Contrakts-Aufſatz enthält wörtlich des Herrn Dr. Boiſſerée brieflich mitgetheilte Punkte und wüßte daher nichts hinzuzuſetzen; wird von dorther gleichfalls nichts dabei erinnert, ſo kann das Concept, wovon wir eine Abſchrift beſitzen, in Erwartung eines gegenſeitigen Exemplars ſogleich mundirt und vollzogen werden.

Gegenwärtige Sendung, mich und die Meinigen beſtens empfehlend

Goethe.

(Beilage eigenhändig.) Fahren Sie fort, mein Freund, das Wohlbegonnene weiter zu leiten und zu fördern! Von Poſt- zu Poſttagen erhalten Sie das Fernere.

Weimar, 5. Februar 1826.

G.

Weimar, 6. Februar 1826.

Meiner geſtrigen Sendung ſchicke ich alſobald Gegenwärtiges nach, jedoch nicht mit eben der Geiſtesfreiheit: denn ich kann nur wiederholen, daß mich eine innere Stimme warnt und andeutet, es ſey nicht wohl gethan, die Perſonen zu nennen, welche ſich in dieſem wichtigen Geſchäft vertraulich und wohlwollend an mich gewendet und nach und nach zu höchſt bedeutenden Anträgen ſich geſteigert haben.

Eine ſolche, auch gegen einen Freund gethane Eröffnung könnte Mißverhältniſſe hervorbringen, die mir zu Verdruß und Vorwurf gereichen dürften.

Wäre aber auch ein ſolches warnendes Gefühl durch Verſtandes-Argumente und durch eine Neigung, einem Freunde zu

von Indien ſey; aber ſie gab zu bedenken wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot ſich das Gleiche zu leiſten, und eine glänzende Zukunft verſprechend, wußte ſie den Glanz geleiſteter Thaten zu verdunkeln. Daß der König ſich auf dieſe Seite geſchlagen, iſt natürlich, denn bei ihm konnte vom Geſchehenen nicht mehr die Rede ſeyn. Clitus kehrte dagegen ſeinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mißreden, die dem Fürſten, als hinter ſeinem Rücken geſprochen, ſchon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt ſich bewundernswürdig zuſammen, doch leider zu lange. Clitus verging ſich gränzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufſprang, den ſeine Nächſten zuerſt feſthielten und Clitus bei Seite brachten. Dieſer aber kehrt raſend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander ſtößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt gehört nicht hierher, nur bemerken wir, daß die bitterſte Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthalt, er werde künftig, wie ein Thier im Walde, einſam leben, weil niemand in ſeiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Dieſe Rede, ſie gehöre dem König oder dem Geſchichtsſchreiber, beſtatigt dasjenige, was wir oben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiſer von Perſien bei Gaſtmahlen unverſchämt widerſprechen, zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tiſchgenoſſe bei den Füßen weg und am Fürſten nah vorbei geſchleppt, ob dieſer ihn vielleicht begnadige? Geſchah es nicht, hinaus mit ihm und zuſammengehauen.

Wie gränzenlos hartnäckig und widerſetzlich Günſtlinge ſich gegen den Kaiſer betrugen, wird von glaubwürdigen Geſchichtſchreibern anekdotenweis überliefert. Der Monarch iſt

willfahren, überwindlich, ſo tritt ein Fall ein, der mir eine ſolche Mittheilung unmöglich macht. Es ward mir nämlich von einem vieljährig geprüften Freund und Geſchäftsmanne ein völlig ausgefertigter, mit allen Sicherheiten verſehener und mit hohen Empfehlungen begleiteter Contrakt vorgelegt, der in Rückſicht meiner Jahre für mich höchſt vortheilhaft war. Eine ſtarke Summe, gleich zu Oſtern zahlbar, ſollte mich in den Stand ſetzen, gewiſſe ökonomiſche Plane auszuführen und ihnen durch unmittelbar nachfolgende Zahlungen Gewicht zu geben, worauf ich gegenwärtig verzichten muß.

Bin ich nun aber gewiß, daß Herr v. Cotta in wahrer Neigung für meine Perſon und in Betracht eines alten geprüften Verhältniſſes ſo viel gethan, als er gegen ſich und die Seinigen verantworten konnte; ſo geht aus dem Geſagten und aus dem Erfolg hervor, daß ich in gleicher Geſinnung jene lockenden Anträge ſtandhaft abwies und das aus dem ganzen Geſchäft ſich entwickelnde Gute meinen Nachkommen zuwendete.

Ich darf alſo kaum wiederholen, daß ich die Urheber, beſonders dieſes letzten Antrags, zu nennen nicht wagen darf; denn was ſollten edle, ſchon durch Ablehnung ihrer wohlwollenden Vermittlung gekränkte Freunde wohl empfinden, wenn auf irgend eine Weiſe auch nur eine Andeutung transſpiriren könnte, daß ich das, im größten Vertrauen Behandelte nicht vollkommen bei mir verſchloſſen und verſiegelt hätte.

Ueber dieſes und Verwandtes mehr, erlauben Sie noch ein und das andere Wort.

Die Hauptſache iſt ſo glücklich geſtellt, daß ich nun auch in dem ganzen Verhältniß nur Klarheit und Zufriedenheit wünſchen kann. Treu ergeben

J. W. v. Goethe.

An Goethe, vertraulichſt.

Stuttgart, 11. Februar 1826.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, mein innigſt verehrter Freund, wie ſehr Ihr Entſchluß mich beruhigt, wie ſehr Ihre große Zufriedenheit mich erfreut, ja entzückt hat. Ich begreife

nur zu gut, daß ich bei Ihnen seyn müßte, um Alles zu vernehmen, was Sie mir zu sagen haben; lebe ich doch seit Jahren in einer ähnlichen und noch peinlichern Lage, als die, aus welcher Sie nun glücklich herausgehen!

Indessen ist es ein erhabenes, ich möchte sagen göttliches Gefühl, wenn man, auf Edelmuth bauend, trotz aller Trennung und babylonischen Verwirrung, sich ohne Erklärung zu verständigen und sofort über die verwickeltsten Aufgaben dieser Zeitlichkeit zu einigen weiß. Es besteht darin, denke ich, die wahre, ewige Freimaurerei, die sich weder durch Wort noch Zeichen überliefern läßt.

Immerhin aber wünsche ich nichts sehnlicher, als daß ich mich dieser Verbrüderung, die von Seele zu Seele unaufhörlich seyn wird, auch noch einmal von Angesicht zu Angesicht mit Ihnen erfreuen möge!

Der große Meister, der alles Gute und Edle in schönstem Maß ordnet und mit seinem himmlischen Licht belebt, erhalte Sie noch lange zu eigenem und der Angehörigen Glück! Der Ihrige

S. B.

Stuttgart, 11. Februar 1826.

Also Glück auf, mein verehrtester Freund! Gott segne Ihren Entschluß und lasse Ihnen und den Ihrigen die schönsten Früchte daraus erwachsen!

Ihr Brief an Cotta hat den erwünschten Eindruck gemacht; er würde Ihnen heute schon darauf antworten, wenn er nicht durch ständische und andere wichtige Geschäfte des Augenblicks verhindert wäre. Er trägt mir daher auf, ihn unter den freundlichsten Empfehlungen zu entschuldigen und Ihnen zu sagen, daß er mit nächster Post zugleich auch über den Vertrag und über die Subscriptionsanzeige, die ich beide gestern erhalten habe, das Nöthige schreiben werde, um unverzüglich zur Ausführung schreiten zu können.

In Kurzem wird also die ganze Angelegenheit berichtigt und Ihnen alle Ruhe zur Besorgung der Ausgabe auf das vollkommenste gesichert seyn. Mögen Sie die Vollendung derselben in ununterbrochener Gesundheit und Heiterkeit erleben!

Von ganzem Herzen Ihr treuer Freund

S. B.

Stuttgart, 14. März 1826.

Ich habe ſeit meinem letzten Brief ſehr unangenehme Zeit verlebt, bin auf mannichfache Weiſe phyſiſch und moraliſch geſtört worden; daher mein Stillſchweigen. Nun aber, wo ich wieder freier zu athmen anfange, fühle ich das dringendſte Bedürfniß, mich zu entſchuldigen und meine Antwort auf Ihre Aeußerung, wegen Mittheilung der anderweitigen Anerbietungen, in Ihrer Verlagsangelegenheit nachzutragen.

Aus Cottas Briefen werden Sie freilich ſchon gemerkt haben, daß er über dieſen Punkt hinweggegangen, indeſſen werden Sie doch gerne von mir vernehmen, daß ich ihm Ihren Brief gezeigt und daß er mir ausdrücklich verſichert, nun da Sie in allen Stücken ſich mit ihm verſtändigt, wolle er Ihr Vertrauen vollkommen erwiedern, und dieſe zarte Saite nicht mehr berühren.

Cotta erwartet übrigens mit Ungeduld Ihre den förmlichen Abſchluß enthaltenden Papiere, weil er die Anzeige noch einige Zeit vor der Meſſe in Umlauf zu ſetzen wünſcht. Er empfiehlt ſich Ihnen auf das angelegentlichſte. Auch ich wünſche recht bald dieß wichtige Geſchäft beendigt, und Sie dadurch völlig beruhigt zu ſehen. In der Hoffnung, mich ehſtens über andere Dinge mit Ihnen unterhalten zu können, beſchränke ich mich heute auf dieſe wenigen Zeilen.

Von ganzer Seele ergeben.

S. B.

Weimar, 20. März 1826.

Am 6. März Nachts iſt ein Packet mit allem Nothwendigen und Erforderlichen von hier abgegangen, welches den 14., als dem Datum Ihres lieben Briefes, ſchon hätte in Stuttgart ſeyn ſollen, wo es denn nun auch wird angekommen ſeyn, worüber ich nächſtens Nachricht hoffen darf.

Möge ich denn zugleich erfahren, daß die Schwankungen Ihrer Zuſtände ſich wieder geſetzt haben. Dieſen Winter iſt mir körperlich ganz wohl gegangen; ein leidliches Befinden war aber auch nöthig, um den Todesfall des Kaiſers Alexander zu übertragen, der wie ein Blitz vom heitern Himmel in unſere

glücklichen, fürſtlichen Familienverhältniſſe herein ſchlug und ſomit auch alle die nächſten Verhältniſſe zum Erſchüttern brachte.

Von dem letzten Hefte Ihrer Steindrücke konnte ich auch noch nicht mit Freude und Theilnahme ſprechen. Jetzt nur ſo viel: da die vorigen ſchon ſo vortrefflich waren, denkt man doch immer, es werde noch beſſer. Die Predigt gegen den Ketzer iſt abermals ein hoher Triumph der Lithographie.

Der Umriß des Charons iſt auch ſehr gut und charakteriſtiſch gerathen. Treiben und helfen Sie, was Sie können, daß uns das ausgeführte Blatt des Künſtlers gewiß und bald zu Theil werde. In der neuern Kunſtgeſchichte macht es auf jeden Fall Epoche. Man kann bei dieſer Gelegenheit doch einmal über ächte Symbolik ein vernünftiges Wort ſprechen.

Leben Sie recht wohl, empfehlen mich den lieben Ihrigen und erlauben mir in dem ſo wichtigen Geſchäft Ihre geneigte Theilnahme fort und fort in Anſpruch zu nehmen. Herrn v. Cotta viel Gutes und Freundliches!

Sobald ich Nachricht habe, daß meine oben gedachte Sendung angekommen, vermelde ich das Weitere. Mein ganzes Geſchäft iſt indeß, das abzudruckende Exemplar auf's allerbeſte auszuſtatten.

Im unſichern Leben treulich feſthaltend

Goethe.

Weimar, 26. März 1826.

Da Herr v. Cotta gerade in dem für unſer Unternehmen ſo wichtigen Momente mit landſchaftlichen Geſchäften überhäuft ſeyn möchte, ſo erſuchen wir Sie, mein Werthester, die gefällige Vermittlung fortzuſetzen, auch zu gelegener Zeit und Stunde an unſern Freund das Nöthige gelangen zu laſſen. Sie erhalten daher:

1) Den vollzogenen und vidimirten Contrakt.
2) Ein Duplum zu dortiger gefälliger Unterſchrift und Legaliſation.
3) Die Fortſetzung der von des Autors Seite zu erlaſſenden Anzeige, welcher hinzugefügt wird,
4) die Anzeige des Verlegers, nach dem Vorſchlage des Herrn v. Cotta mit einigen Abänderungen.

Da früher ſchon die Nothwendigkeit erkannt worden, beſondere Aufmerkſamkeit auf Druck und Papier der Anzeige und beſonders des Probeblattes zu wenden, ſo bringt man dieſes dringend in Erinnerung. Sollte man hier nicht ſchon neugegoſſene Lettern in Anwendung bringen? Denn das Auge wird durch das Verſprechen, daß neue gegoſſen werden ſollen, nicht befriedigt. Hier muß ein wirkliches Muſter aufgeſtellt werden.

Vorbemerktes wird um ſo mehr zu beachten ſeyn, da man ſich nicht verhehlen darf, daß eine heftige Oppoſition gegen dieſes Unternehmen hervortreten wird. Sie präludirt ſchon bedeutend genug, wie man aus der Frankfurter Zeitung, Nr. 20 und 37, erſehen kann. Freilich beruft man ſich dort auf die allzuſehr vernachläſſigte Ausgabe von Schillers Werken. Deßhalb wird es höchſt nöthig, uns gleich Anfangs in Kredit zu ſetzen und von unſerer Seite zu zeigen, daß es Ernſt ſey, mit einer ſorgfältigen Ausgabe hervorzutreten, worüber denn noch gar manches zu verhandeln ſeyn möchte.

Soviel für dießmal, mit wiederholter Bitte um fortgeſetzte freundliche Theilnahme. Treulichſt

Goethe.

Stuttgart, 25. März 1826.

Ich eile, Ihnen auf Ihren lieben Brief vom 20. zu antworten, daß das Packet mit den Aktenſtücken wirklich noch an demſelben Tag angekommen, wo mein letzter Brief abgegangen iſt. Herr v. Cotta würde Ihnen auch bereits das gehörige Exemplar des Vertrags zurückgeſandt haben, wenn er nicht, wie Sie richtig vermuthet, durch landſtändiſche Geſchäfte verhindert worden wäre, die gerichtliche Anerkennung und Beſtätigung beſorgen zu laſſen. Nun aber hat das landſtändiſche Weſen wieder ein Ende, und er hofft das Aktenſtück nächſten Dienſtag abſchicken zu können.

Ihre Wünſche, wegen gebührender Ausſtattung der Anzeige, habe ich beſtens unterſtützt, und der Freund verſichert, daß die neuen Typen eheſtens zur Hand ſeyn werden. Ich laſſe nicht ab, ſo viel als möglich, für eine befriedigende Erfüllung dieſer Wünſche zu wachen.

Was die gehässigen Angriffe wegen der Taschenausgabe von Schillers Werken betrifft, so hat Herr v. Cotta bloß rücksichtlich der Thatsachen in der Allgemeinen Zeitung und im Morgenblatt eine Rechtfertigung gegeben, die eine gute Wirkung nicht verfehlen kann. Uebrigens aber findet er in dem Gedeihen der Subscription auf Herders Werke den besten Beweis, daß jene Gehässigkeiten eben keinen Schaden bringen.

Für Ihre so freundlich ausgedrückte Theilnahme danke herzlich. Es geht mit meiner Gesundheit und Stimmung wieder leidlich. Wenn ich mich nur einmal eines äußerlich gesicherten Zustandes erfreuen, mich ungestört meinen Lieblingsarbeiten überlassen könnte!

Daß Sie mit dem lithographirten Blatt, die Predigt des heiligen Norbert, und mit dem Umriß von Leybolds Charon so zufrieden sind, freut mich sehr. Wären wir über unsere äußeren Verhältnisse im Klaren, so würde mein Bruder die lithographische Anstalt, die er mit vieler Einsicht und großem Eifer dirigirt, sogleich erweitern, und könnte man dann noch manches Schöne und Treffliche der neuesten wie der ältern Kunst zu Tage fördern. Nun aber sind wir nothgedrungen, uns auf das Werk der eigenen Sammlung zu beschränken, und wird Leybold seinen Charon in München müssen fertigen lassen.

Dieser Tage wurde mir durch die Zeichnungen eines jungen Mannes, bei der hiesigländischen Eisengießerei angestellt, Weitbrecht genannt, eine gar große Freude zu Theil. Dieser junge Mann hat aus eigener Lust die Geschichte der vier Jahreszeiten in einer sehr mannichfaltig entwickelten Reihe als Basrelief componirt, mit so viel Erfindung, Naivetät, Lebendigkeit, Anmuth und Reinheit, wie ich von neuerer Kunst kaum etwas gesehen. Auch hat dieß schöne Talent einen glücklichen Moment getroffen, da die Zeichnung Jedermann gefallen, so läßt der König sie in dem großen Saal seines Lustschlosses Rosenstein in Gyps ausführen. Der Fries wird drei Fuß hoch, mit einem Umfang von mehr als 200 Fuß.

Ich höre, Sie werden den Sommer in Jena zubringen, Sie haben also wohl keine Plane zu einer Badereise? Wäre die nächste Zukunft mir nicht in Nebel gehüllt, sagte ich gleich, daß ich Sie in Jena besuchen wollte, nun aber lebe ich bloß in Wünschen!

Herr v. Cotta und die Meinigen empfehlen ſich beſtens. Gott erhalte Sie geſund und froh! Ich bin mit treueſter Freundſchaft und Verehrung ewig Ihr

S. B.

Es iſt mir endlich vergönnt, Sie, lieber verehrteſter Freund, beſuchen zu können. Ich bin bloß zu dieſem Zweck auf einige Tage von Frankfurt herübergekommen und befinde mich, Gott ſey Dank, in der beſten Stimmung, die ſo lang erſehnte Freude des Wiederſehens von ganzem Herzen zu genießen.

Mit Ungeduld den Augenblick erwartend, wo ich Sie umarmen kann, wünſche ich Ihnen und den Ihrigen den ſchönſten Tag.

Weimar im Elephanten, 17. Mai 1826.

Sulpiz B.

(Siehe Tagebuch, Mai 1826, im 1. Band.)

Frankfurt, 7. Juni 1826.

Wie mir beim Scheiden zu Muthe war, das haben Sie in Ihrem eigenen Herzen geleſen; keine Worte, am wenigſten geſchriebene, reichen hin es auszudrücken. Das aber kann ich ſagen, und es freut mich unendlich, es ſagen zu können, daß ſich dem Schmerz der Trennung durchaus kein Gefühl beimiſchte, welches mir die Hoffnung des Wiederſehens getrübt hätte.

Die Reiſe habe ich glücklich zurückgelegt, und ich bin, wie ich vorher wußte, zur rechten Zeit gekommen. Soll ſich hier für uns etwas geſtalten, ſo muß es jetzt geſchehen, denn wir werden wahrſcheinlich ſehr bald im Fall ſeyn, in Hinſicht auf M. einen letzten Entſchluß zu faſſen und vorher möchten wir doch hier Alles verſucht haben.

Die Freunde fand ich alle wohl, ſie freuten ſich um ſo mehr über die Grüße und Nachrichten, die ich Ihnen brachte, weil ſie ſich Ihre Unpäßlichkeit ſchlimmer vorgeſtellt, als ſie iſt. Die größte Freude verbreitete ich bei den Angehörigen der Mühle.

Ich ging gleich vorgestern Abend mit der Rosette und Thomas hinaus, wo ich denn allen, besonders aber der Müllerin, nach Herzenslust von Ihnen erzählte. Die Erinnerung an jene gelbenen Tage, die wir dort zusammen erlebt haben, wurden auf das lebhafteste angeregt, die Luft war milde, der Sonnenuntergang auch sehr schön; wir aßen in dem wohl bekannten kleinen Balkonzimmer mit offener Thüre zu Nacht, und tranken unter den besten Gesprächen auf Ihre Gesundheit.

Natürlich kam auch die wohlthätige Wirkung einer Reise und der Wunsch des Wiedersehens zur Sprache, und der Alte meinte, so nach seiner Weise, Sie sollten sich nicht um Bundes-Privilegien und Gesandten kümmern, und sollten sein diogenisches Leben wieder eine Zeit lang mit ihm theilen.

Graf Reinhard ist der einzige von unsern Freunden, den ich nicht angetroffen, er ist seit einigen Tagen nach Kronenberg an der Homburger Höhe gezogen. Ich höre, daß er sich wohl befindet. Wahrscheinlich werde ich ihn besuchen können.

Von den Meinigen in Stuttgart habe ich drei Briefe hier gefunden, es geht Ihnen recht gut. Ob ich, wie ich geglaubt, bald zu ihnen werde zurückkehren können, das hängt von den Umständen ab, und werde ich Ihnen darüber in meinem nächsten Brief Gewißheit geben. Ich bitte Sie daher, daß ich nicht lange auf Ihre freundlichen Nachrichten warten muß, sie hieher an Bürgermeister Thomas zu senden, welcher sie mir, im Fall ich abgereist wäre, sogleich nachschicken kann, da die Post von hier nach Stuttgart alle Tage geht.

Ich verlange sehr, zu hören, daß Sie von Ihrem Halsübel befreit seyen, und daß Ihre Tochter Ottilie sich entschleiern und frei bewegen könne. Die herzlichsten Grüße und Wünsche an Sie, an unsere heitere Tischgenossin Fräulein Ulrike und an Freund August. Haben Sie die Güte, bei Gelegenheit den Fürstlichkeiten meine ehrfurchtsvollsten und dankbarsten Empfehlungen zu melden, und mich den Freunden zu empfehlen, deren Bekanntschaft ich Ihnen verdanke.

Ich bleibe mit innigster Freundschaft auf ewig Ihr

G. B.

Wiesbaden, Sonntag, 18. Juni 1826.

Mein Brief aus Frankfurt wird Ihnen, verehrteſter Freund, richtig zugekommen ſeyn, und bald nachher wird Ihnen Rauch meine Grüße gebracht und geſagt haben, daß ich mich entſchloſſen, nach Wiesbaden zu gehen. Die Frankfurter Verhältniſſe geſtalteten ſich nämlich ſo, daß es mir rathſam erſchien, noch eine Weile in der Nähe zu bleiben, und da wollte ich denn die Zeit für meine Geſundheit benützen. Unter dieſen Umſtänden konnte ich freilich das Päckchen nicht länger uneröffnet laſſen. Wie vermöchte ich aber, Ihnen meine Ueberraſchung, mein Erſtaunen über Ihr koſtbares Geſchenk auszudrücken. Wahrlich Ihre Freundſchaft iſt rein gediegen-golden; daß ich aber nun auch Ihr Bild ſo beſitzen ſoll, beißt das nicht die Symbolik zu weit in's Reale treiben?

Doch ich erkenne darin jene Neigung eines liebevollen Herzens, das Ueberſchwängliche zu thun, auch mag ich gerne denken, es bedeute mir Glück, daß in dem gegenwärtigen Augenblick, wo ich mich mit der Sicherung irdiſchen Gutes beſchäftige, Ihre Wahl auf das für Alles geltende Metall gefallen iſt. Und ſo ſey denn, was mit dem herzlichſten Willen gegeben, mit den beſten, dankbarſten Geſinnungen angenommen; es bleibe dieſes Kleinod mir und den Meinigen ſtets ein Sinnbild des edeln Schatzes, den ich in Ihrer Freundſchaft beſitze, und deſſen mich zu erfreuen, Gott uns noch lange vergönnen möge!

Auch für die andern Medaillen danke auf das innigſte. Das Andenken des Fürſten und der Fürſtin, die Ihr Schickſal beſtimmt haben, iſt mir neuerdings durch nähere Einſicht in Ihre und der Ihrigen Verhältniſſe um ſo theurer geworden, ich werde ihre Bildniſſe immer gern neben dem Ihrigen verwahren.

Von dem vegetabiliſchen Theil Ihres Geſchenks kann ich melden, daß ſich die beiden Blätter ſehr gut erhalten; ich habe ſie ſogleich bei meiner Ankunft hier geſteckt und nun keimen die jungen Pflänzchen ſchon ganz luſtig aus den Rändern hervor. Wie ich dieſe Brut nach Stuttgart bringe, wird ſich zeigen, es iſt mir aber nicht bange davor, wenn es auch auf dem Schnellwagen geſchehen müßte.

Daß ich ſo bald nach unſerm Wiederſehen unerwartet hieher getrieben wurde, wo ich beſonders in meinem Verhältniß zu Ihnen ſo ſchöne und wichtige Tage erlebt habe, das muthet mich gar

wunderſamlich an. Dazu bin ich unter der Menge ganz einſam, und wenn mich das Badeleben ſchon mehr zum Sinnen als zum Denken ſtimmt, ſo thut es die Erwartung, in der ich mich befinde, noch viel mehr. Sie können ſich vorſtellen, wie da die Erinnerung gedeiht, bei jedem Anlaß wuchert ſie, wie das Blatt des Bryophyllum. Nahes und Fernes ſchlingt ſich durcheinander, und die Sehnſucht nach der Wiederkehr einer ſo glücklichen Gegenwart gewinnt die Oberhand.

Die Familie Paulus, die vorgeſtern hier im Hauſe eingetroffen, wird nun eben nicht dazu berufen ſeyn, mich aus dieſer Stimmung zu bringen. Die Frauen erſcheinen mit jedem Jahr trauriger, ſie gehen in der Aſche vergangener Leidenſchaftlichkeit und Thorheit umher, ſie jammern mich; der Alte aber bleibt immer derſelbe redlich dürre, trockne Geſelle, unverdroſſen ſchnuppernd nach Unrath. Sicherlich wird er auch bei ein paar bierherum noch hauſenden Mainzer Clubbiſten verlegene Papiere über alten Jeſuiten- und Pfaffen-Unfug zu erwünſchtem Futter für ſein Publikum auftreiben. — Die Familie hat ſich theilnehmend nach Ihnen erkundigt und läßt beſtens grüßen.

Den Probedruck von der Vorhalle des Kölner Domes, nebſt meiner welſchen Abhandlung über die Baukunſt des Mittelalters, werden Sie durch meinen Bruder längſt erhalten haben. Der Druck iſt anfangs 1825 gemacht, es iſt daran Alles geätzt, ſeitdem wurde ſehr viel und mit Erfolg gearbeitet, und die Platte muß nun bald vollendet ſeyn.

Möge Ihnen das einige Unterhaltung gewähren und mögen Sie mir bald etwas darüber ſchreiben.

Empfangen Sie meine wiederholten Wünſche für Sie und die lieben Ihrigen, und erfreuen Sie mich recht bald durch gute Nachrichten. Dankbar verebrend

J. B.

Weimar, 16. Juni 1826.

Herzlicher Dank für Ihr Kommen und Bleiben ſey Ihnen auch geſagt, daß Sie alsbald von Frankfurt aus unſere wichtigen Geſpräche fortſetzen und erneuern wollen. Möge ſich alles

wie das Schickſal, unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnſinn, wovon die wunderlichſten Beiſpiele vorgelegt werden könnten.

Der oberſten Gewalt jedoch, von der alles herfließt, Wohlthat und Pein, unterwerfen ſich mäßige, feſte, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weiſe zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am erſten Urſache ſich dem Höchſten, der ſein Talent ſchätzt, zu widmen. Am Hof, im Umgange mit Großen, eröffnet ſich ihm eine Weltüberſicht, deren er bedarf, um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entſchuldigung, ſondern Berechtigung zu ſchmeicheln, wie es dem Panegyriſten zukommt, der ſein Handwerk am beſten ausübt, wenn er ſich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürſten und Veſire, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit ſelbſt, menſchlicher Weiſe überfüllt auszuſchmücken.

Auch unſern weſtlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zuſammengehäuft, um das Bild ſeiner Geliebten zu verherrlichen.

Eingeſchaltetes.

Die Beſonnenheit des Dichters bezieht ſich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzufreigebig, der Gehalt entſpringt freiwillig aus der Fülle ſeines Innern; bewußtlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.

Aber die Form, ob ſie ſchon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht ſeyn, und hier wird Beſonnenheit

dergestalt fügen, daß man hoffen darf, sich öfter wieder zu sehen; denn wie merkwürdig und selten ist es, daß zwei Personen, von so verschiedenen Lebenspunkten ausgehend, doch immer wieder, wenn sie sich nach langen Jahren auf ihren Wegen treffen, eine Weile gerne zusammen fortgehen, sich im Innersten aller Hauptpunkte übereinstimmend finden, wenn die Peripherie der Zustände und Gesinnungen ihnen auch zunächst auf gesonderte Wege hindeutet.

Höchst wichtig war es mir, auf die gründlich basirte Kenntniß von Paris, die ich durch Sie, mein Theuerster, gewonnen, nun die neuesten Erfahrungen niederzulegen, wie Herr Professor Rauch sie mir in diesen Tagen brachte.

Die Unterhaltungen mit meinen Freunden vom Globe werden dadurch nur lebendiger und ich bin an dem Orte so gut als persönlich gegenwärtig, den ich, ungeachtet aller Schnellposten, nicht mehr erreichen kann.

Gar manches Andere hätt' ich wohl bei längerem Aufenthalte mitgetheilt, andere Mittheilungen mir erbetend; denn freilich läßt sich dergleichen durch Briefe weder suppliren noch surrogiren.

Mein Uebel ist im Abklingen, aber dem Unfall meiner Schwiegertochter hat sich ein Zwischenübel beigemischt, das die Aerzte in der Hauptsache für günstig halten, wir aber als ein unerfreuliches Zwischenspiel empfanden.

Ich aber habe keine Pause gemacht, meine Obliegenheiten zu erfüllen, und ich konnte mein Uebel, das Sie mir schon so sehr erleichterten, um so mehr ertragen, da es mich zuletzt nicht im mindesten hinderte. Die ersten Revisionsbogen von Kunst und Alterthum sind angelangt, möge doch auch in diesem Hefte Sie einiges zur Theilnahme rufen.

Merkwürdiges ist von manchen Seiten zu mir gekommen, sogar von der besten Art, was ich wohl noch gern mitgetheilt hätte; auch bin ich zufällig, wie es zu gehen pflegt, in das Lesen älterer Werke, in den Conflikt des sechzehnten Jahrhunderts gerathen, wo eben Sitte, Religion, Wissenschaften unaufhaltsam durch einander geschüttelt werden und zwar, genau besehen, durch äußere Weltereignisse, die sich mit ihnen in Verhältniß setzen, ohne eigentlich einen Bezug auf sie zu haben.

Ueber München hab' ich durch Herrn Rauch gleichfalls mehr

Klarheit erhalten. Es iſt eine höchſt lebhafte Bewegung daſelbſt; wie ſie ſich regelt und modelt iſt abzuwarten; der große gute Wille ruft alle unſere beſten guten Wünſche zum glücklichen Gelingen. Geben Sie mir bald Nachricht, in wiefern ſich Ihr Geſchäft entſcheidet. Ich bin freilich allzuſehr dabei intereſſirt, doch wag ich weder Gemüth noch Einbildungskraft dabei walten zu laſſen. In Gefolg Ihres Beſuchs bei den Frankfurter Freunden, hoff' ich, ſoll auch bald etwas dorthin von mir gelangen, wenn ich nur erſt ein viertelhundert verſäumte Antworten vom Stapel gefördert habe.

So viel für dießmal, grüßen Sie die theuern Ihrigen, in deren Nähe Gegenwärtiges Sie wahrſcheinlich antrifft. Auch Herrn und Frau v. Cotta bitte meine beſten Empfehlungen auszurichten. Sodann erlauben Sie, daß ich wieder einmal in Geſchäften einiges vermelde und anfrage. Setzen Sie Ihre geneigte Vermittlung fort, die bei einem ſo mannichfaltig verſchränkten Unternehmen immer höchſt nöthig und dankenswerth bleibt.

Treu angehörig

Goethe.

Weimar, 27. Juni 1826.

Mich freut gar ſehr, daß Sie das Symbol meines Danks ſo freundlich aufgenommen; ich hätte es mit Juwelen einfaſſen können und es wäre noch nicht genug geſagt. Möge dieß unſer künftiges Zuſammenwirken immerfort freudig ausſprechen.

Der Probedruck des Domblatts iſt glücklich angelangt; welches Wohlgefallen es bei uns erregt, davon gebe Beikommendes ein Zeugniß. (Am Schluß als Beilage.) Können Sie mir es ſo lange laſſen, bis wir die Einwirkung des Grabſtichels dagegen ſehen können, ſo erweiſen Sie mir einen beſondern Gefallen, freilich wäre der Beſitz eines ſolchen und der folgenden Probedrücke höchſt wünſchenswerth, zu bedeutender Aufklärung deſſen, was gegenwärtig in dieſem Fache geſchehen kann.

Mit nächſtem ſende auch die von mir ajuſtirte Recenſion der letzten lithographiſchen Lieferung, es wird Zeit bleiben, daß Sie mir ſolche mit Bemerkungen zurückſenden.

Grüßen Sie die Familie Paulus zum schönsten; ich kann mir ihren Zustand denken; die Jugend erlaubt sich manche Willkür, das Alter gehorcht unwillig der Nothwendigkeit.

Kennen Sie etwa in Frankfurt einen Doktor Clemens, er schrieb mir zu Anfang des Jahrs und gedachte mir die Uebersetzung und Bearbeitung Darwinischer Produktionen zu widmen. Damals konnte ich weder rechts noch links sehen, jetzt bin ich, wie Sie selbst wissen, etwas freier und Sie können vielleicht an den guten Mann von mir ein freundliches entschuldigendes Wort sagen.

Wie wär' es, wenn Sie die Pflänzchen unsrer theuern Müllerin zur Pflege übergäben? Ich schicke Ihnen, wenn Sie nach Stuttgart kommen, frische Blätter, denen Sie denn auch eine freundliche Aufmerksamkeit schenkten. Das immerfort wachsend Lebende ist doch ein gar zu hübsches Bild und Gleichniß des Wesens, von dem wir uns kein Bild machen sollen.

Hofrath Meyer, der Stimmführer Weimarischer Kunstfreunde, erfreute mich noch vor seiner Abreise mit dem Blatt, dessen Copie Sie erhalten. Er geht, begleitet von seinem Arzt, nach Karlsbad, möge er uns erneuert wiedergegeben werden. Es thut mir leid, daß seine Tabelle zur Kunstgeschichte bis auf Alexander dem Großen nicht zu Ihrer Zeit schon an meiner Wand hing. Für wahre Kunstfreunde ist es ein großes Geschenk, eine vierzigjährige Arbeit, die uns aus vieler Verwirrung heraus hilft. Zwar die Herren Thiersch und Consorten werden versichern, es sey anders, oder vielmehr ganz und gar nichts.

Doch werden wir als Kenner guter Weine und ihres Unterschieds, uns von solchen Unberufenen ohne Nase und Gaumen nicht hindern lassen, das Genießbare zu genießen, das Nutzbare zu nutzen und das Fürtreffliche zu verehren. Treulichst

Goethe.

(Beilage.) Unserem Ermessen nach kann das hier anzuzeigende Blatt für ein wahres Meisterstück in seiner Art gelten. Im Ganzen ist die Haltung sowohl als die Luftperspective trefflich beobachtet, die Beleuchtung nicht gar zu künstlich, sondern alle gewaltsamen Schatten und Gegensätze mit Sorgfalt vermieden. Das von einfallenden Sonnenstrahlen bewirkte Dunstige, im

entferntern Theile des Gebäudes, nach der offen stehenden Hauptpforte hin, durch welche soeben eine Procession einzieht, thut die beste malerische Wirkung. Ueberhaupt genommen, möchte sich keine große Anzahl architektonischer Darstellungen in Kupferstich finden, welche der gegenwärtigen an Deutlichkeit, Räumlichem, Großartigem, vom Ganzen bewirkten Eindruck gleich zu schätzen wären; so hochgewölbt, steinern, fest, auf ewige Dauer berechnet, scheint alles übereinander gebaut da zu stehen.

Auch die im Kostume der Vorzeit auftretenden Figuren, welche das Ganze zweckmäßig staffiren, verdienen ehrenhafte Erwähnung. Was der Grabstichel durch zartere Ausführung zum guten oder bessern Ansehen dieses in allen Theilen verdienstlichen Kupferblatts noch hinzufügen könne, wird die Folge ausweisen, dem bloß auf das Wesentliche sehenden Kunstfreund ist Herrn Leisniers Arbeit jetzt schon vollkommen genügend.

Weimar, 6. Juli 1826.

Hierbei, mein Bester, eine Abschrift, wie der Aufsatz in den Druck gegangen, er wird sich, scheint mir, recht gut ausnehmen, sowie die Tabelle, welche nach Gebühr ins Reine schreiben lassen, von welcher nächstens ein Abdruck folgen soll.

Herr v. Cotta hat für die Medaillen sehr freundlich gedankt und gemeldet, daß das bessere Papier angekommen sey, und so ist denn zu erwarten, daß sich diese Sendung bald ergießen werde.

Seit Ihrer Abreise ist die Freude, mich so vieles Guten zu erinnern, gestört worden, durch das Erinnern, daß ich so manches mitzutheilen versäumt habe. Möge es Ihnen wohl gehen. Empfehlen Sie mich Herrn Präsidenten v. Motz, der in Ihr Haus gezogen ist.

Ich erwarte Zelter heute Abend, den ich in drei Jahren nicht gesehen habe und mit dem aus dem Tonreiche manches zu verhandeln ist. Zwei meiner Briefe werden Sie erhalten haben. Gedenken Sie mein und lassen bald von sich hören.

Treulichst

Goethe.

Da ich tagtäglich meinen Namen in ein Stammbuch zeichnen oder sonst spendiren soll, hab' ich das alte Blättchen wieder hervorgesucht, dem Sie jener Zeit so freundliche Theilnahme bewiesen. Einige Exemplare lege ich bei. Gedenken Sie mein beim Vertheilen.

G.

Wiesbaden, 7. Juli 1826.

Gott sey gelobt, daß es Ihnen so wohl geht, und daß auch das neue Uebel Ihrer Schwiegertochter glücklich überstanden ist. Die Seidler, welche auf einen Tag hier war, hat mir das Nähere davon erzählt, da konnte ich mir erst recht vorstellen, wie dieses neue Leiden Sie alle geängstigt haben muß. Mögen Sie Beide ihre schlimmen Zustände nun endlich als ein ganz Vergangenes betrachten, und sich wieder gewohnter Geselligkeit erfreuen können!

Ich bin, seit das Wetter so warm geworden ist, sehr zufrieden mit der Wirkung meines Wasserlebens, und da der Sommer einen anhaltend günstigen Charakter genommen zu haben scheint, so hoffe ich, werden auch die Folgen ganz erwünscht seyn.

Unsere Angelegenheit ist fortwährend sehr in Bewegung, es liegt darin der Grund, warum ich Ihnen nicht früher geschrieben. Wenn ich mich nicht irre, so steht es damit, wie mit den Kornfeldern, zwischen denen ich hier spazieren gehe, sie reifen zusehends der Ernte entgegen. Ich zweifle aber, daß unsere Ernte gerade in die Scheune eingethan werden wird, die uns die liebste wäre, und welche einer guten Mühle am nächsten liegt.

Daß Ihnen der Probedruck von der Vorhalle des Kölner Doms gefallen würde, wußte ich wohl, ich bitte Sie das Blatt zu behalten, jedoch müssen Sie mir die Bedingung erlauben, daß Sie es eine gute Weile an Ihre Wand heften, denn diese Vorhalle verdient, aber und abermal von Ihnen betrachtet zu werden. Es ist ein Wesen ohne Gleichen, und ich kenne unter allem, was der himmelanstrebende Kirchenstyl hervorgebracht hat, nichts so Gediegenes, so Erhabenes. Für die Anzeige von Hofrath Meyer bin ich sehr dankbar. Haben Sie die Güte, die

auf beiliegendem Blatt verzeichnete Ueberschrift und Anmerkung hinzuzufügen.

Hofrath Meyer wünsche den besten Erfolg seiner Kur. Auf die kunsthistorische Tabelle bin ich sehr begierig; sie wird mich beim Lesen der Kunstgeschichte nicht wenig fördern. Ich besitze dieselben, habe sie aber bis jetzt noch ganz von der Hand gelassen, weil mir die Muse fehlte, sie folgerecht und im Zusammenhang mit dem dazu gehörigen zu studiren. Ihr Urtheil gegen Thiersch scheint sich nicht bloß auf die Abhandlung über die Epoche der griechischen Kunstgeschichte, sondern wohl noch mehr auf eine Kritik von Meyers Werke zu beziehen. Ich habe, da ich seit zwei Monaten keine literarischen Blätter gelesen, noch nichts dergleichen zu Gesicht bekommen.

Dr. Clemens, nach dem Sie fragen, kenne ich nicht, indessen werde ich Ihren Auftrag auszuführen suchen. Dagegen habe ich aber auch eine Bitte zu Gunsten eines Philhellenen, welcher sich der Poesie befleißigt, und mir ein Bändchen seiner Versuche, nebst einem Brief für Sie zugesandt hat. Das Päckchen hätte mir noch in Weimar zukommen sollen, ist aber durch ein Mißverständniß verspätet worden. Können Sie ein freundliches Wort darüber sagen, oder den Brief mit einigen Zeilen erwiedern, so wird es dem jungen Mann eine große Freude seyn. Um den Wunsch desselben mit aller Unbefangenheit erfüllen zu können, habe ich die Gedichte noch nicht gelesen.

Am 11. Juli.

Ich bin an der Vollendung dieses Briefes gehindert worden, und nun kommt mir gestern Abend der Ihrige zu, mit der Anzeige des lithographischen Werks, wofür sogleich danke. Sie schrieben mir früher, daß noch Zeit bleiben würde, einige Bemerkungen bei dem Druck zu machen, ich sandte daher das Blatt unverweilt zurück, mit der Bitte, den Zusatz für Strixner doch ja einzufügen. Es wird dadurch das gehörige Maß des Lobs zwischen dem Meister und den Schülern hergestellt, was uns wegen der schon bestehenden Eifersucht so wichtig ist, daß ich Sie ersuchen muß, im Nothfall selbst das Blatt umdrucken zu lassen.

Damit der Brief nicht zu dick, und deßhalb durch den Postwagen befördert wird, wodurch er länger unterwegs bliebe, behalte ich das Heft des Philhellenen bis zum nächsten Posttag zurück. — Die Familie Paulus dankt bestens erwiedernd für Ihre freundlichen Grüße. Die Frauen scheinen durch den hiesigen Aufenthalt heitrer gestimmt. Was sie so unglücklich macht, ist hauptsächlich der Leichtsinn, womit die Heirath der Tochter geschlossen, und die Leidenschaftlichkeit, womit das Verhältniß zerrissen worden; hierauf deutete letzthin meine Aeußerung über sie.

Ihr Einfall, daß ich die beiden Wunderblätter mit Ihren gedeihlich aufwachsenden Sprößlingen unserer liebenswürdigen Müllerin zum Andenken geben soll, ist gar zu artig, als daß ich ihn nicht ausführte. Nur vergessen Sie ja nicht, mir neue Blätter nach Stuttgart zu senden.

Nun beste Grüße an den trefflichen Zelter, den ich wegen seiner durchaus tüchtigen, kräftigen Persönlichkeit eben so sehr und noch mehr, als wegen seinem ausgezeichneten Kunsttalent schätze. Er nimmt wohl seinen Zug in diese Gegenden, es wäre mir eine rechte Freude, ihn wieder zu sehen! Ich endige, wie immer, mit den herzlichsten Wünschen für Sie und die lieben Ihrigen. Uebermorgen ein Mehreres.

Unwandelbar treu anhänglich

G. B.

Wiesbaden, 13. Juli 1826.

Meinem vorgestrigen Versprechen gemäß folgt heute das Heft und der Brief des Philhellenen.

Ihre wiederholte Versicherung, daß Sie mir noch Vieles mitzutheilen gehabt, erneuerte mir mehr und mehr das traurige Gefühl der Abhängigkeit von Verhältnissen, die mich zum Abbrechen der besten Unterhaltung nöthigten. Auch ich hätte noch Manches mitzutheilen und wie Vieles hätte ich noch zu fragen gehabt? Ganz besonders hätte ich mich gerne über naturwissenschaftliche Dinge von Ihnen belehren lassen. Seit meiner ersten Jugendliebhaberei für die Pflanzenwelt und seit der ersten Bekanntschaft mit physikalischen und chemischen Erscheinungen, die ich einem sehr liebenswürdigen Greis, dem Doctor Reimarus in Hamburg, verdanke,

ist mir das Interesse für die Naturwissenschaft nie erloschen. Die gleichzeitige Richtung der Philosophie nach dieser Seite hin hat mich dabei gar sehr begünstigt, so daß ich, ohne meiner artistischen und historischen Beschäftigung Abbruch zu thun, den neuern Entdeckungen und Ansichten im Allgemeinen ziemlich habe folgen können. Dann aber bin ich am meisten durch Ihre Farbenlehre, durch Ihre Gespräche im Jahr 1815 und durch Ihre Hefte gefördert worden.

Um indessen nicht mehr als billig war von meinem Fach abgezogen zu werden, und weil die vielfache Verwicklung mit der Welt mich ohnehin zu übermäßigem Zeitaufwand zwang, so habe ich auch seit dieser Hauptepoche meines naturwissenschaftlichen Dilettantismus mich fast vor allem Lesen dahin einschlagender Bücher gehütet, jede Anschauung hingegen, die sich mir auf meinem Wege dargeboten, habe ich begierig aufgenommen. Das Alles bildet nun in meinem Gedächtniß eine Masse, die, wenn ich sie überdenke, meinem Geiste eine Erholung gewährt, derjenigen vergleichbar, welche sich der Städte- und Stubenbewohner durch eine Ausflucht auf's Land verschafft. Bei solchen Gelegenheiten empfinde ich freilich oft den Mangel eines Freundes, der mir die Erscheinungen ordnen, oder wo möglich anreihen hilft, und der mich auf die Lücken aufmerksam macht!

Angeregt durch Ihr Gespräch über die neuesten geognostischen Ansichten, habe ich hier Cuviers Einleitungen zu seinen Untersuchungen über die Fossilien zur Hand genommen. Diese höchst schätzbare Schrift hat mir nun in allem wahrhaft Positiven viel Belehrung und Klarheit gegeben, aber es scheint mir, der Verfasser hat als ein guter Franzmann sich auch über manches positiv ausgesprochen, was auf dem gegenwärtigen Standpunkt noch hypothetisch bleiben muß, und seiner Natur nach großentheils wohl immer hypothetisch bleiben dürfte. Le français aime le positif, et où il n'en trouve pas, il en fait! Oder ist das im gegenwärtigen Fall zu scharf? Ganz vorzüglich hat mich auch interessirt, die als Anhang zu der Uebersetzung gegebene Abhandlung von Alexander Erichten über den klimatischen Zustand der Erde vor der allgemeinen Ueberschwemmung, dessen Unabhängigkeit vom Einfluß der Sonne und über die Entstehung des Zenithe. Da wird denn nun die Schmiede des hinkenden Gottes mit allen

engliſchen Dampfmaſchinen und allen Feuerkünſten deutſcher Chemiker auf unſern guten Planeten angewandt. Es kömmt mir das in meiner dilettantiſchen Frechheit, wie eine andere Art von hiſtoriſchem Roman vor, doch geſtehe ich auch, daß ich ihn eben ſo gern geleſen, wie den Alterthümler von Walter Scott. Sagen Sie mir etwas über dieſe Dinge und deuten Sie wenigſtens eins und das andere an, was Sie mir haben mittheilen wollen, manches läßt ſich ja doch in Briefen abhandeln, und es iſt doch erfreulicher, über Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft Briefe wechſeln, als über Geſchäfte.

Dieſe ſollen übrigens, nach wie vor, mit derſelben Theilnahme behandelt werden, und wird es, da ſeine Hauptpunkte abgemacht ſind, nun eine leichte Sache ſeyn. Ich wußte wohl, daß Cotta Ihr freundliches Geſchenk ſehr dankbar aufnehmen würde. Es freut mich gar ſehr, daß die Anzeige nächſtens gehörig ausgeſtattet vom Stapel laufen wird. Für die überſandten Gedenkblätter habe ich Ihnen noch meinen Dank zu ſagen, ſie ſind mir ſehr willkommen.

Stets das Glücklichſte und Angenehmſte wünſchend!

G. B.

(Empfangen in Frankfurt.)

Weimar, 26. Juli 1826.

Sie erhalten hiebei, mein Werthester, ſechs Aushängebogen des neueſten Hefts von Kunſt und Alterthum, möge darin Sie manches anſprechen. Ich habe einiges Alte, vielleicht Veraltete, mit eingeſchaltet; dergleichen Dinge werden am ſchicklichſten nach dem dreißigſten Band meiner Werke aufgeführt werden. Doch mag zum Verſuch das hingehen.

Ihre Bemerkungen kamen zu rechter Zeit; die bewußten Stellen konnten nach Ihrem Sinne eingeſchaltet werden.

Zelter blieb acht Tage bei mir und es ward mir ſtärkend, in der Nähe dieſes vorzüglichen Mannes auch nur kurze Zeit zu leben; er brachte mit ſeiner tüchtig gründlichen Individualität den Nebenklang des Berliner wunderſamen Elements mit, wodurch ich denn freilich in ganz fremde Regionen verſetzt ward.

Nächstens werde das Heft Kunst und Alterthum geendigt sehen, und mich alsdann auf die Wanderjahre werfen: ich lasse mir offenes Feld und will nicht voraus wissen, was es werden soll, mit Gefahr in's Humoristische zu gerathen.

Von naturwissenschaftlichen Betrachtungen bin ich deßhalb ganz abgeschlossen. Ich finde mich in diesem Fach in einer gar wunderlichen Lage, die mit mir überein denken, handeln wacker und trefflich, so daß ich nichts hinzuzufügen brauche; mit den Gegengesinnten ist eben so wenig zu sprechen, als ob man sich mit der fremdesten Völkerschaft unterhalten wollte, und so bringt das Entgegengesetzte dieselbe Wirkung hervor: das Schweigen. Das Interesse strebt indessen immer fort und ich wünsche zu erleben, daß mir Raum werde, mich über so würdige Angelegenheiten in einigem Zusammenhange zu erklären.

Sollte etwas Einzelnes gelingen; was Ihren Wünschen gemäß wäre, so werd' es gewiß nicht vorenthalten.

Treulichst

Goethe.

Stuttgart, 23. August 1826.

An dem Tage, wo die Kinder, Enkel und Freunde sich mit erhöhter Theilnahme um Sie versammeln, möchte ich wenigstens durch einen Brief in die guten Wünsche einstimmen, die Ihnen gebracht werden.

Und so gebe Ihnen der Himmel denn alle Kraft, das große Unternehmen, welches Sie in diesem Jahr begonnen, glücklich zu vollenden, und es noch lange heiter und freudig zu überleben, mir aber gönne er den Genuß, Sie bald und oft wieder zu sehen!

Ihren lieben Brief mit den sechs ersten Aushängebogen von Kunst und Alterthum habe ich auf der Gerbermühle erhalten, wo ich bei unsern Freunden vierzehn Tage verweilt und viel von Ihnen erzählt habe. Die Aphorismen in diesen Bogen gaben dort vielfachen Anlaß zu guter Unterhaltung. Es wird eine sehr anregende Sammlung werden, wenn Sie Alles, was Sie der Art von einzelnen Gedanken und Betrachtungen hingeworfen, in

gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt ſich zu einander ſchicken, ſich in einander fügen, ſich einander durchdringen.

Der Dichter ſteht viel zu hoch als daß er Partei machen ſollte. Heiterkeit und Bewußtſeyn ſind die ſchönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtſeyn, daß er vor dem Furchtbaren nicht erſchrecke, Heiterkeit, daß er alles erfreulich darzuſtellen wiſſe.

Orientaliſcher Poeſie

Ur-Elemente.

In der arabiſchen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittelſt geringer An- und Umbildung ſich nicht auf Kameel, Pferd und Schaf bezögen. Dieſen allererſten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropiſch nennen. Alles was der Menſch natürlich frei ausſpricht ſind Lebensbezüge; nun iſt der Araber mit Kameel und Pferd ſo innig verwandt, als Leib mit Seele, ihm kann nichts begegnen, was nicht auch dieſe Geſchöpfe zugleich ergriffe und ihr Weſen und Wirken mit dem ſeinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vors Auge kommen, ſo wird man auch dieſe in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun ſo fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüſte, Felſen und Ebene,

verschiedenen Reihenfolgen zusammenstellen; auch wird man so geistreiche Aufsätze, wie die über Shakespeare und Plato, gewiß immer gerne in Ihren Werken lesen.

Seyen Sie so gütig, schicken Sie mir auch die folgenden Bogen, ich komme alsdann auf die angenehmste Weise zu einem vollständigen Heft, und Sie haben zugleich die beste Gelegenheit, mir die versprochenen neuen Wunderblätter zu senden, es ist jetzt gerade noch günstige Zeit, sie zu pflanzen. Die beiden von Ihnen mitgenommenen Blätter, die zuletzt in Wiesbaden schon ganz von ihrer Nachkommenschaft überwachsen waren, habe ich, Ihrem Wunsche gemäß, der kleinen Müllerin gegeben, die eine große Freude an diesen lebendigen Zeugen Ihres Andenkens hatte. Cotta, der sich bestens empfiehlt, ist seit vierzehn Tagen von Bayern zurück; er berichtet auch, was ich schon früher vernommen, daß dort wahrscheinlich durch äußere Veranlassung in allen Stücken ein wundersamer Reflexionszustand eingetreten und diese Windstille hat denn natürlich auch auf unsere Sache Einfluß.

Was Sie mir von Ihrem Vorhaben, rücksichtlich der Wanderjahre, sagen, erfreut mich ganz ungemein, es ist der beste Beweis von der vollkommenen Wiederherstellung Ihrer Gesundheit und von der schönsten Heiterkeit Ihrer Stimmung.

Mein Bruder und Bertram stimmen in die herzlichsten Wünsche mit ein, und empfehlen sich Ihrem freundlichen Andenken auf's schönste. Grüßen Sie Ihre lieben Kinder und die Freunde, und erfreuen Sie mich bald wieder mit guten Nachrichten.

Von ganzer Seele der Ihrige

S. B.

N. S. Von Hofrath Meyer, den ich besonders zu grüßen bitte, hoffe ich, werden Sie mir recht erwünschte Dinge melden können.

Weimar, 26. August 1826

Hiebei also die zweite Hälfte des Heftes. Möge das, was Ihre Angelegenheit betrifft, einigermaßen genugthuend und von dem Uebrigen dieses und jenes erfreulich seyn. Ich habe mir

indessen große Mühe aufgeladen, um den vierten Band der ersten neuen Ausgabe recht gewichtig zu machen und eine seit zwanzig Jahren ruhende Arbeit wieder aufgenommen: Helena, ein Zwischenspiel zu Faust, in die zweite Abtheilung gehörig, ruhend auf der Fabel: Faust habe vom bösen Geist den Besitz der Helena gefordert. Es ist eine Arbeit, die Masse macht, ganz rhythmisch, zwanzig Bogen geschrieben.

Indeß ich nun mein Möglichstes thue, scheint das Verfahren des Herrn Verlegers etwas bedenklich. Die Exemplare der Anzeige, vom 4. März datirt, sind noch nicht in meinen Händen; keinen meiner Freunde konnte ich daher aufrufen. Erst in diesen letzten Tagen des Augusts kommt die buchhändlerische Anzeige, vom Juli datirt, mit der Allgemeinen Zeitung zum Vorschein, und doch steht der Subscriptionstermin noch zur Michaelismesse. Neues großes Bedenken erregt beiliegendes Blatt, dessen Original anonym zu mir gekommen ist. Ich habe es Herrn v. Cotta geschickt und ihn um seine Gedanken gebeten. Hätte ich Sie in Stuttgart gewußt, so hätte ich es durch Sie gesendet; wo Sie aber auch seyn mögen, wenden Sie alles zum Besten.

Geben Sie mir Nachricht, daß Sie Gegenwärtiges, und wo? getroffen hat, auch in wiefern Ihre Angelegenheit vorwärts geht. Unsere gnädigsten Herrschaften sind glücklich und wohl zurückgekehrt. Mit unserm neuen Hofmedicus haben wir alle Ursache zufrieden zu seyn. Durch einen von Paris zurückkehrenden Freund habe ich eine höchst angenehme Sendung von Herrn v. Cuvier erhalten, ich werde durch unsern dahinreisenden Oberbaudirektor Coudray schönstens zu danken wissen. Wie befindet man sich auf der Mühle? Die vegetabilischen Zeichen eines fortdauernden Andenkens habe leider dieses Jahr vermißt.

Der Beilage freundlichen Empfang; for ever

Goethe.

Stuttgart, 9. September 1826.

Ihr Brief vom 26., welcher dem meinigen vom 23. entgegen gelaufen, ist mir über Frankfurt zugekommen. Ich hätte im ersten Augenblick geantwortet, wenn mir Herr v. Cotta nicht

versprochen, wegen den Anzeigen sogleich Vorkehrung zu treffen. Er zeigte mir in seinen Büchern, daß am 27. Juli ein Packet von 2000 Stück für Sie an Buchhändler Kummer nach Leipzig abgegangen sey; woraus sich ergab, daß die Verspätung von diesem herkomme, den er deßhalb mahnen wollte. Er hoffte jedoch, Sie würden das Packet unterdessen erhalten haben. Aus Ihren Zeilen vom 4. sehe ich nun zu meinem größten Verdruß, daß dieß auch damals noch nicht der Fall war, ich veranlaßte daher Herrn v. Cotta, Ihnen zum vorläufigen Gebrauch wenigstens ein- oder zweihundert mit dem Postwagen von hier aus zu senden.

Was den Inhalt des anonymen Schreibens betrifft, so glaubt Herr v. Cotta, es sey für den Autor vortheilhafter, den Preis nach der Subscription nicht zu erhöhen, weil ja auch an dem, was nach der Subscription abgesetzt werde, der Autor nach der Zahl der Exemplare Theil habe. Daß der Termin bis Michaelis so sehr in die Enge gerathen, daran seyen, wie Sie wüßten, der Aufenthalt mit den Typen und dem Papier schuld, man dürfe aber die Termine nicht zu lang setzen, weil sonst die Leute leicht zögerten, nun müßte man jedoch den Termin bis Ostern verlängern. Er versprach Ihnen, über alles dieses ausführlich zu schreiben, Ihnen auch die Bemerkungen verschiedener großer Buchhandlungen rücksichtlich der Freiexemplare einzusenden. Sie müssen sich's nun wohl gefallen lassen, diesem Gegenstande noch einige Aufmerksamkeit zu widmen, denn es ist allerdings sehr wichtig, wie das Geschäft von Anfang an begründet wird; doch wünsche ich recht sehr, daß Sie so viel als möglich vermeiden, sich auf's Einzelne einzulassen. Das Wesentlichste für Sie scheint mir zu seyn, daß die Subscription nach Artikel 3 der Anzeige auf's beste befördert werde; ist die Verfahrungsweise, welche in der Hinsicht befolgt werden soll, zu Ihrer Zufriedenheit festgesetzt, so mögen Sie der Sache ihren Lauf lassen, da das Interesse des Verlegers übrigens ja ganz mit dem Ihrigen zusammentrifft. Meiner Meinung nach sollte bei Verlängerung des Subscriptionstermins von der Buchhandlung mit einer von Ihnen anzugebenden Wendung ausdrücklich gesagt werden, daß nach Verhältniß der Subscribenten das Honorar des Autors gesteigert werden würde. Ich hatte mir es, wie Sie aus meinem Vertragsvorschlag sich erinnern, ursprünglich so gedacht, und ich habe jetzt guten Grund, zu glauben, daß

ich damit die rechte Form getroffen. Ob es rathſam, jetzt ſchon die Terminsverlängerung bekannt zu machen, oder erſt im November, das werden Sie überlegen. Mir ſcheint, die Buchhandlung ſollte ſich dabei des Ausdrucks bedienen: mit Einwilligung des Autors.

Immerhin bin ich überzeugt, wenn die gehörigen Maßregeln zur Förderung der Subſcription genommen ſind, braucht man ſich nicht weiter zu beunruhigen. Der Erfolg kann ſich erſt nach einem längern Zeitraum zeigen. Wir dürfen uns auf keinen Fall verhehlen, daß das anonyme Schreiben, wenn auch zur Erhöhung der Aufmerkſamkeit einiger Vortheil daraus zu ziehen, doch mehr von Neid gegen die Cotta'ſche Buchhandlung als von Intereſſe für Sie eingegeben iſt.

Nun von beſſern Dingen zu reden, ſo muß ich Ihnen vor Allem ſagen, Ihre ſo gemüthvollen Verſe zum 28. Auguſt habe ich mir recht zu Herzen genommen, ich danke dafür auf's freundlichſte, ſo auch für die Fortſetzung von Kunſt und Alterthum. Es fehlt mir jetzt wohl nur noch ein Bogen, den ich mit den Blättern des Bryophillum erwarte.

Die Beſchreibungen der hohen und vornehmen Perſonen nach den Porträten von Gerard nehmen ſich allerliebſt aus.

Was Sie mir von dem Zwiſchenſpiel zu Fauſt, Helena ſagen, erregt meine höchſte Neugierde, und betrübt mich wieder auf's Neue, daß ich nicht länger habe bei Ihnen verweilen können!

Wie kömmt es, daß Sie in Ihrer Anzeige beim vierten Bande keine Erwähnung von dieſem Zwiſchenſpiel gethan?

Daß Sie an Ihrem neuen Hofmedikus Vogel einen Mann gefunden haben, der Ihnen zuſagt, ſchrieb mir auch Coudray, es freut mich das ungemein. Dieſem letztern habe ich ein halb Dutzend Empfehlungsbriefe an ausgezeichnete Architekten in Paris nach Frankfurt geſandt, auch einen an Gerard. Ich hoffe, er wird Wort halten und auf ſeiner Rückkehr bei uns einſprechen. Er hat vergeſſen, mir ſeine Adreſſe in Paris zu geben. Sie werden mir dieſe ſenden können, was mir ſehr angenehm wäre.

Se. Hoheit den Erbgroßherzog habe die Ehre gehabt, hier zu ſehen, empfehlen Sie mich gütigſt demſelben und allen Ihren gnädigen Herrſchaften. Zum Geburtstag des Königs wird hier

das Ballet wieder eröffnet und wird unsere junge Welt also sich bald wieder der Liebenswürdigkeit des Jocko zu erfreuen haben.

Ich fange jetzt erst an, die gute Wirkung der Badekur zu spüren, bisher fühlte ich nur gar zu große Abspannung. Melden Sie mir doch ein Wort von Ihrem Zustand und der Gesundheit Ihrer Schwiegertochter; ihrer Schwester und Ihrem Sohn die freundlichsten Grüße. Die Meinigen empfehlen sich bestens. Mit den besten Wünschen unwandelbar ergeben

G. B.

Weimar, 15. September 1826.

Hiebei, mein Wertbester! die letzten Bogen, denen ich ein günstiges Wohlgefallen; die schon keimenden Blätter, denen ich ein glückliches Wachsthum wünsche. Die Pflanze verlangt alles mäßig, Wärme und Feuchtigkeit; Frost erträgt sie nicht.

Ihr Brief und des Herrn v. Cotta Schreiben sind angekommen. Die Antworten nächstens. Man muß nicht irre noch zaghaft werden, wenn man beim Ausfahren aus dem Hafen auf eine Sandbank stößt; mit einiger Anstrengung gelangt man doch zuletzt in See.

Mündlich käme man über Vieles geschwinder hinaus, und über die Zweifel, die unser einem aufstoßen, der von der ganzen Technik nichts versteht; deßhalb man unschlüssig wird, wo der Eingeweihte keinen Anstand nimmt.

Von Helena nächstens mehr. In der Anzeige stand nichts davon, denn sie war erst kurz vor ihrer Ankunft fertig und ich hätte sie Ihnen gar zu gerne vorgelegt. Sie soll in den vierten Band kommen, unmittelbar vor die letzte Abtheilung der zahmen Xenien. Es wird daraus mein eifriges Bestreben hervorgehen, unser Unternehmen so werth zu machen als möglich; und da darf ich denn wohl hoffen, daß auch mir und den Meinigen das Gebührende zu Gute komme.

Gar manches hätte ich zu schreiben, und wie der Zweck, den ich auch schon in dem letzten Stück von Kunst und Alterthum verfolgte, durch das Morgenblatt zu erreichen wäre; ich müßte nur erst völlig vergessen, daß es lange Zeit zu meinem Schaden

und Verdruß wirkte und wohl das einzige Beispiel gab, daß ein Verleger seinen eigenen Verlag discreditirt.

Zu meinem Geburtstag und andern folgenden Feierlichkeiten sind gar hübsche Dinge hervorgegangen; auch habe ich selbst den Herzog Bernhard, der aus Amerika zurückkam, mit einem anständigen Gedichte begrüßt. Sein ununterbrochenes Tagebuch ist von dem größten Werth; ich bitte ihn nur, daß er es nicht zersplittert, sondern zusammenhält. Das Oeffentliche, wovon er spricht, kann wohl ein Anderer auch gesehen haben, aber doch nicht so in Bezug zu den socialen Verhältnissen, die ihm als genialen Welt- und Kriegsmann überall zugänglich waren. Gelegentlich mehr hierüber.

Von einer merkwürdigen, beinahe geheimen Feier zu Schillers Andenken nächstens das Mehrere. Einiges darüber wird schon im Publikum verlauten, wie es aber eigentlich zusammenhängt, ist nicht leicht zu erforschen.

Nur um die Hälfte sollten wir näher seyn! Das Leben wird immer prägnanter, und wie würde sich das Gute durch Mittheilung steigern lassen. Tausend Lebewohl!

Treulichst

Goethe.

Weimar, 29. September 1826.

Tausend Dank, mein Allerbester, für fortgesetzte Theilnahme; Herr v. Cotta wird das an ihn gerichtete Schreiben communiciren, deßhalb nur weniges.

Ich setze voraus, daß 1) aus der durch mancherlei zu entschuldigende Umstände verspäteten Anzeige mir kein Schaden erwachse, sondern die mir zu Gunsten laufende Subscription bis Michaelis 1827 bestimmt werde.

2) Dagegen ich das Oekonomisch-merkantilische in vollem Vertrauen: Herr v. Cotta werde nach seiner gründlichen Einsicht alles zu gemeinsamem Besten leiten, demselben überlasse.

3) Manches andere daselbst ausführlicher. Auch wird die Frage aufgeworfen: ob die erste Sendung zu Ostern erscheinen könne?

4) Ueber andere Punkte, welche Zeit haben, erwarte nähere Aufklärung.

Vorzüglich aber wiederhole den Wunsch: daß die zunächst ins Publikum zu erlassende Anzeige mit Ihnen, mein Theuerster, besprochen und mir sodann mitgetheilt werde.

Zugegeben, daß jene anonyme Bemerkung aus einem Gemisch von gutem und bösem Willen entsprungen, so geht dagegen aus einer Bemerkung des Herrn Hahns hervor, daß die vornehmste Buchhandlung in Hannover keinen deutlichen Begriff von den Fortschritten der deutschen Literatur gewonnen habe; denn eben daß die Schillerischen Werke so häufig angeschafft wurden, dieß hat meinen Arbeiten den Weg durch alle Klassen des Publikums gebahnt, wie sich bald zeigen wird; alles geht jetzt mit der Schnellpost, so auch die Verbreitung des Fortbildens ins Allgemeine. Nicht weniger muß die Herausgabe unserer Correspondenz, die auf 1000 Nummern von Briefen und Billetten hinansteigt, erst recht unser gemeinsames und unzertrennliches Wirken anschaulich und allgemein begreiflich machen, daß Einer ohne den Andern nicht zu verstehen ist.

In Hoffnung baldigen Erwiederns treulich

Goethe.

Nachschriftlich. So eben meldet mir ein Reisender, er habe in Wien einen auffallend großen Anschlagzettel gesehen, worin ein Buchhändler (dessen Namen ich leider vergessen) sich bei der neuen Ausgabe meiner Werke als in Gesellschaft mit der Cotta'schen Buchhandlung ausgesprochen und angemeldet habe.

Obgleich dieses nicht wahrscheinlich, so ist doch die Verwegenheit, so wie die schwer zu entwickelnden Schleifwege solcher Menschen immer apprehensiv. Ich bitte daher um nähere Aufklärung, Nachricht und Beruhigung.

(Eigenhändig.) Wieder ein leidig Zwischenspiel! Lassen Sie nicht ab, treulich zu wirken. Ich bin ganz Ihr und guter Wille.

G.

Stuttgart, 5. Oktober 1826.

In einem Gedränge von Geschäften und Besuchen kann ich für heute nur mit wenigen Worten erwiedern, daß Herr v. Cotta über das Fortlaufen der Subscription bis Michaeli 1827 mit Ihnen einverstanden ist, daß er das Verhältniß zu den Buchhandlungen auf das Beste einrichten und die erste Lieferung bestimmt zu Ostern 1827 ausgeben, so wie er auch wegen der neuen Anzeige ganz Ihrem Wunsche gemäß handeln wird.

Was aber die Ankündigung des Wiener Buchhändlers betrifft, so hat er davon keine Kenntniß und wird gleich darüber Auskunft einziehen. Er glaubt, es müsse hier ein Mißverständniß obwalten, und statt einer Gesellschaft möchte wohl nur von einer Verbindung mit der Cotta'schen Buchhandlung die Rede seyn, was freilich jeder Buchhändler sagen könne, der mit ihm in Rechnung stehe. Auf jeden Fall, sagt Herr v. Cotta, würde er mit Niemand das Verlagsrecht theilen, oder für einen bestimmten Kreis abtreten; die Erfahrung, die er in der Hinsicht, namentlich in den österreichischen Staaten bei Schillers Werken gemacht, müssen ihn für immer davon abschrecken. So viel einstweilen zu Ihrer Beruhigung.

Den übrigen Theil Ihrer lieben Briefe beantworte mit nächster Post.

Bis dahin das herzlichste Lebewohl. Der Ihrige

S. B.

Weimar, 17. Oktober 1826.

Den besten Dank, daß Sie auch dießmal meine Unruhe vorläufig beschwichtigt haben; fahren Sie fort, dieses sich immer mehr aufklärende Geschäft zur völligen Reinheit zu befördern; erlauben Sie, was mir vorkommt, gleich und aufrichtig mitzutheilen und bleiben Sie überzeugt, daß ich mich hüten werde, selbst eine Verwirrung zu veranlassen. Scheint man mich dießmal doch einigermaßen mißverstanden zu haben! Denn wie hätt' ich auch nur argwöhnen können, Herr v. Cotta wolle an dem mit mir allein abgeschlossenen Contrakt, der sich einem Societätecontrakt nähert, einen Dritten Theil nehmen lassen; oder auch was

den Vertrieb betrifft, ein anderes als mit allen andern Buchhändlern eingetretenes Verhältniß eingeben. Ich habe selbst nach Wien geschrieben, um auch über den vorliegenden Fall ganz ins Klare zu kommen. Ferner muß ich denn auch mich über den Punkt, daß Herr v. Cotta denkt, man könne die zwei letzten Bände der ersten Lieferung weglassen und die zwei ersten der folgenden dafür anschließen, deutlich erklären: daß ich darin nicht einwilligen kann. Gerade dieses Uebervortheilen ist mit ein Hauptgravamen gegen die Schiller'sche Ausgabe, es würde unser Geschäft sogleich verdächtig machen. Herr v. Cotta, dem alles Technische zu Gebote steht, wird gewiß das Möglichste thun, unser Versprechen buchstäblich aufrecht zu erhalten.

Und lassen Sie mich die Sache etwas höher angreifen und aussprechen: der Autor lebt, und da ihm der Ewige noch Kräfte verleiht, will er sich auch noch lebendig erweisen. Diese fünf Bände sollen nicht bloß eine gemeine Lieferung seyn (ich will endigen, wie ich angefangen habe) den Werth der fünf Bände, in sofern sie schon dort sind, kann man beurtheilen; aber die angekündigte Helena soll zu dem fünften Bande noch etwas bringen, was sich niemand erwartete.

(Die Fortsetzung nächstens.)

Treulichst

Goethe.

Stuttgart, 23. Oktober 1826.

Ich bin seit drei Wochen auf alle Art so sehr in Anspruch genommen worden, daß ich den Verfaß, Ihnen, mein verehrtester Freund, zu schreiben, von einem Tag zum andern verschieben mußte. Indessen ist Ihre Angelegenheit nicht versäumt worden, ich habe verschiedentlich mit Herrn v. Cotta darüber gesprochen. Der Druck des Werks ist bereits im Gange, ich habe die beiden ersten Aushangebogen gesehen, und dieser Tage wird auch die neue Anzeige verfaßt und Ihnen vorgelegt werden.

In meinen Gesprächen mit Cotta habe ich Ihre Aeußerungen wegen des Morgenblatts nicht vergessen. Das Verhältniß mit dem politisirenden Rabulisten hat er selbst, wie ich

aus früherer Zeit weiß, theuer büßen müssen. Er hatte sich durch einen Vertrag dermaßen gebunden, daß er im Literaturblatt Alles mußte geschehen lassen, was der boshafte Mensch wollte, und er mußte nach den vielen verdrießlichen Händeln, die daraus entstanden, am Ende noch froh seyn, ohne Proceß von ihm loszukommen. Jetzt ist das Literaturblatt in andern Händen. Herr v. Cotta hat sich durch die Erfahrung mit dem Rabulisten vor einem bindenden Verhältniß gehütet und sich freie Einschreitung vorbehalten, so versichert er. Ich glaube deßhalb, daß Sie das Literaturblatt ganz nach Ihrem Belieben benützen könnten. Bei dem Morgenblatt selbst waltet in dieser Hinsicht kein Zweifel, da der Sohn es redigirt. — Auf jeden Fall würden geistvolle Anzeigen über Ihre Arbeiten dem Morgen- und Literaturblatt ein erhöhtes Interesse geben, das versteht Cotta nur zu gut; und ich erlaube mir, aus wahrer Verehrung und reinster Freundschaft hinzufügen, daß sie sich dort besser ausnehmen und wirksamer seyn würden, als in Kunst und Alterthum.

Indem ich dieses schreibe, kommt mir Ihr etwas verspäteter Brief vom 17. zu, worauf ich sogleich erwiedere, daß ich in aller Hinsicht Ihrer Bedingung beistimme. Da der Druck bereits angefangen, so muß sich die Sache nach Wunsch machen lassen.

Für das Gedicht an Herzog Bernhard danke schönstens, ich habe es mit großer Freude gelesen. Wo solche Männer Theil nehmen und sie so begrüßt werden, möchte man wohl gern der Bruderschaft angehören.

Bei der Feier von Schillers Andenken sind die widerwärtigen Gefühle wieder in mir erregt worden, die mich bei meiner Anwesenheit in Weimar, wo die catacombische Untersuchung angestellt worden, im Stillen gequält haben. Es ist gut, daß die Sache vorüber ist, und daß unsere alles vermengende Zeit in ihrem windesschnellen Umtrieb die Wunderlichkeiten bald wieder überdeckt, welche sie zum Vorschein bringt.

Kanzler v. Müller hat mir Ihre Jubiläumsmedaille gesandt, es freut mich recht, daß Serenissimus sich endlich damit zufrieden gegeben hat. Das Ganze hat einen edeln Charakter, so daß es der hohen Ehrenbezeugung, wozu es bestimmt ist, sehr wohl entspricht.

Graf Reinhard mit seiner Frau, aus der Schweiz und

Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das [illegible] stirnte Firmament, so findet man, daß dem Orientalen [illegible] allem alles einfällt, so daß er, übers Kreuz das Fernste [illegible] verknüpfen gewohnt, durch die geringsten Buchstaben- und Sylbenbiegung Widersprechendes aus einander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier sieht man daß die Sprache schon an und für sich productiv ist und zwar, in so fern sie dem Gedanken entgegen kommt, rednerisch, in so fern sie der Einbildungskraft zusagt, poetisch.

Wer nun also, von den ersten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freieren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagtesten, willkürlichsten, ja zuletzt ungeschickten, conventionellen und abgeschmackten, gelangte, der hätte sich von den Hauptmomenten der orientalischen Dichtkunst eine freie Uebersicht verschafft. Er würde aber dabei sich leicht überzeugen, daß von dem was wir Geschmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unschicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede seyn könne. Ihre Tugenden lassen sich nicht von ihren Fehlern trennen, beide beziehen sich auf einander, entspringen aus einander und man muß sie gelten lassen ohne Mäkeln und Markten. Nichts ist unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt sich jedoch auffallend bemerken, daß die ältesten Dichter, die zunächst am Naturquell der Eindrücke lebten und ihre Sprache dichtend bildeten, sehr große Vorzüge haben müssen; diejenigen, die in eine schon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältnisse kommen, zeigen zwar immer dasselbe Bestreben, verlieren aber allmählig die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. Denn wenn sie nach entfernten und immer

Oberitalien kommend, iſt ſeit zwei Tagen hier und wird noch ein paar Tage bleiben. Beide befinden ſich ſo wohl und heiter, wie man es nur wünſchen kann. Er hat Manzoni auf ſeinem Landgut beſucht, und ſpricht von ihm und ſeinem Familienleben mit freudiger Bewunderung und Theilnahme. Er grüßt Sie aufs freundlichſte.

Gott erhalte Sie und die Ihrigen geſund und glücklich.

Von ganzem Herzen

S. B.

(Fortſetzung.)

Weimar, 22. Octobr. 1826.

Verzeihen Sie, mein Beſter, wenn ich Ihnen exaltirt ſcheine, aber da mich Gott und ſeine Natur ſo viele Jahre mir ſelbſt gelaſſen haben, ſo weiß ich nichts beſſeres zu thun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Thätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glücke, ſo lange es mir auch gewährt ſeyn mag, mich würdig erzeigen und ich verwende Tag und Nacht auf Denken und Thun, wie und damit es möglich ſey.

Tag und Nacht iſt keine Phraſe, denn gar manche nächtliche Stunden, die dem Schickſale meines Alters gemäß ich ſchlaflos zubringe, widme ich nicht vagen und allgemeinen Gedanken, ſondern ich betrachte genau, was den nächſten Tag zu thun? das ich denn auch redlich am Morgen beginne und ſo weit es möglich durchführe. Und ſo thu' ich vielleicht mehr und vollende ſinnig in zugemeſſenen Tagen, was zu einer Zeit verſäumt, wo man das Recht hat, zu glauben, oder zu wähnen, es gebe noch Wiedermorgen und Immermorgen.

Die Helena iſt eine meiner älteſten Conceptionen, gleichzeitig mit Fauſt, immer nach Einem Sinne, aber immer um und um gebildet. Was zu Anfang des Jahrhunderts fertig war, ließ ich Schillern ſehen, der, wie unſere Correſpondenz ausweiſt, mich treulich aufmunterte, fort zu arbeiten. Das geſchah auch; aber abgerundet konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt ſeine volle Dreitauſend Jahre ſpielt, vom Untergange Troja's bis auf die Zerſtörung Miſſalonghi's;

phantasmagorisch freilich aber mit reinster Einheit des Orts und der Handlung.

Und so mag es genug seyn! Ist dieß aber nicht schlimmer, als wenn ich gar nichts gesagt hätte? Welchen Werth man endlich auch dem Stücke zuschreiben mag, dergleichen habe ich noch nicht gemacht und so darf es gar wohl als das neueste gelten.

Da ich nun wieder lese, was hier auf dem Papier steht, so frage ich mich, ob ich es denn auch fortschicken soll? Denn eigentlich soll man nicht reden von dem was man thun will, nicht von dem was man thut, noch was man gethan hat. Alles Drei's ist gewissen Inconvenienzen unterworfen, die nicht zu vermeiden sind. Warum wohnen wir nicht näher an einander! daß man sich noch einige Zeit freier und vollständiger mittheilen könnte.

Zelter hat mir meine Briefe, die sich beinahe von dreißig Jahren her datiren, zugesendet; sie liegen nunmehr mit den meinen verschränkt in reinlichster Abschrift vor mir. Zwei Abende der Woche lese ich sie mit Riemern durch, um Schreibfehler, Interpunktion und sonst zu berichtigen. Jedesmal gedenke ich Ihrer und wünsche Sie zu uns her. Auch hiebei bewährt sich die alte Wahrheit: man soll wenig thun, aber Tüchtiges und es wirken lassen nach Zeit und Umständen. Wie Manches, was wir vor zehn bis fünfzehn Jahren unter uns mit einiger Scheu kaum auszusprechen wagten, ist jetzt trivial geworden und kaum weiß die Welt, was sie gewonnen hat, und die damals nicht wußten, was sie wollten, wissen's noch nicht. Nach meinem Bedünken bleiben diese drei Foliobände Manuscript noch einige Lustra liegen; denn es wäre Schade, wenn man einiger Rücksichten wegen die erbaulichsten Spitzen abstumpfen wollte. Uebrigens ist alles höchst unschuldig, nur Dünkel und Vorurtheil hätten sich zu beschweren und beide verflüchtigen sich mit der Zeit.

Um baldige aufmunternde Erwiederung bittet, und so fortan

G.

Stuttgart, 28. October 1826.

Ihr neuester Brief, mein verehrtester Freund, gibt mir von Ihrer Heiterkeit und Thätigkeit so angenehme Kunde, daß ich es

für das höchste Glück halten würde, wenn ich Ihren Wunsch, mich in der Nähe zu haben, erfüllen könnte. Aber ich habe noch immer mit dem Schicksal zu kämpfen und darf meinen Standpunkt um so weniger verlassen, als seit vier Wochen alles wieder in voller Bewegung ist; nicht von Seiten Berlins, denn dort besinnt man sich noch, sondern von Seite Frankfurts. Zwei der Administratoren, wovon der eine Dr. Kestner die Sammlung noch nie und der andere, Herr Passavant, nur flüchtig gesehen hatte, sind mehrere Tage hier gewesen, und es dürfte jetzt wohl kein Zweifel mehr seyn, daß es gleich zu einem Abschluß käme, wenn nur erst der Proceß ausgeglichen wäre. Hiemit aber beschäftigt man sich fortwährend und durch eine eigene Verwicklung der Umstände ist nun selbst unser Freund Reinhard von seiner Regierung beauftragt, sich zu Gunsten der in Frankreich wohnenden Städel'schen Verwandten und ihrer Erben für eine gütliche Ausgleichung zu verwenden. Sie werden mit mir darin gerne das Walten der *Τύχη* erkennen. Möge Sie uns nur günstig seyn, dann könnte noch vor Ende des Jahrs, der uns so oft vorgespiegelte und immer wieder in Nebel gehüllte Hafen sich uns aufthun.

Das Beste bei diesen Zuständen ist, daß die Störung meiner Gesundheit nachgelassen hat, ich arbeite wieder mit mehr Leichtigkeit und habe guten Muth. Wenn sich die Wirkung von Wiesbaden den Winter über so fort bewährt, werde ich es mit doppeltem Dank zu rühmen haben.

Wie würde ich mich freuen, wenn ich endlich dieser zeitverschwenderischen diplomatischen Stellung in eigenen Angelegenheiten enthoben wäre; ich würde ein neues Leben anfangen und würde meine verschiedenartigen, von Zeit zu Zeit immer wieder unterbrochenen kunsthistorischen Arbeiten mit Liebe vollenden.

Doch genug von mir, die beiliegende Anzeige der Cotta'schen Buchhandlung soll Ihnen beweisen, daß ich Ihrer redlich gedacht habe. Es ist dieser Entwurf zweimal von mir durchgesehen worden, und Sie erhalten ihn jetzt mit den Veränderungen und Zusätzen, worüber ich mich mit Herrn v. Cotta verstanden habe. Mögen Sie nun die letzte Hand daran legen und das Blatt schnell zurücksenden, damit es sogleich zum Druck gegeben werden kann. Die Erwähnung der Helena schien mir, wenn Sie

ſonſt nichts dagegen einzuwenden haben, in jeder Hinſicht paſſend. Was Sie mir von dieſem Stück in Ihrem letzten Brief ſagen, macht mich immer mehr begierig darauf. Könnten Sie mir denn nicht das Manuſcript ſchicken — es wäre das gar ſehr freundlich, und daß Niemand außer den Meinigen es zu ſehen bekäme, bis ich es an die Buchhandlung ablieferte, das verſteht ſich von ſelbſt.

Der Gedanke, Ihren Briefwechſel mit Zelter zu ſammeln und zu einem Ganzen zu ordnen, gefällt mir gar ſehr. Eine ſo freie, ungebundene Unterhaltung über die wichtigſten Gegenſtände des Lebens und der Bildung, wie zwiſchen Ihnen etwa dreißig Jahre ſtattgefunden, muß für die höhere Geſchichte unſerer Zeit von dem größten Werth ſeyn. Aber freilich fühle ich auch, daß mit der Bekanntmachung aus mehreren Rückſichten noch zu warten iſt, denn bei allem Weſentlichen darf auch im Ausdruck nichts gemildert werden, weil ſonſt der geiſtige Hauch des Lebens verwiſcht würde. Und wenn nur perſönliche Verhältniſſe durch längeres Hinhalten geſchont werden, iſt es ja ganz recht, daß Dünkel und Vorurtheil ihre Züchtigung finden.

Die vegetabiliſchen Polypen gedeihen ganz vortrefflich, ſie ſtehen am Fenſter neben meinem Schreibtiſch, ſo daß ich ſtets an den Geber dieſer wunderſamen Pflänzchen erinnert werde.

Gott erhalte Sie ſo wohl im frohen Genuß Ihrer Thätigkeit und laſſen Sie mich oft ſo vertrauliche Mittheilung darüber vernehmen, es macht mir die größte Freude.

Die beſten Grüße und Wünſche an das ganze Haus.

Von ganzem Herzen

G. B.

Weimar, 3. November 1826.

Hierbei folgt ſogleich die neue Anzeige zurück mit vielem Dank und wenig Abänderungen. Daß die durchgeſtrichene Stelle wegbleibe, werden Sie billigen, wenn Sie in Betracht ziehen, daß ſchon Seite 10 der erſten Anzeige daſſelbe mit meines Namens Unterſchrift geſagt worden und eine Wiederholung zudringlich ſcheinen möchte. Die Helena habe ich etwas ausführlicher angezeigt, damit kluge Leute eher ahnden, was es damit ſolle. Für Sie, mein Beſter, will ich den Vorhang noch etwas weiter lüpfen,

indem ich eine Stelle aus Professor Göttlings Brief abschreiben lasse, der die Gefälligkeit hat, meine Werke Band vor Band in letzter Instanz durchzugehen.

Die Reinschrift für den Druck ist vollendet, muß aber noch in manchem Betracht sorgfältig revidirt werden. Sobald nichts mehr dabei zu bemerken ist, erhalten Sie solche zu stiller Verwahrung.

Und nun damit diese Sendung mit heutiger Post fortkomme, vermelde nur noch eilig, wie auf Ihren lieben Brief vom 23. Oktober alsogleich eine Antwort angefangen worden, die zunächst ihre Endschaft erreichen und Sie aufsuchen wird.

Die Notiz aus dem Conversationslexikon über Ihre Sammlung finde nicht sogleich in den Tecturen, wo sie allenfalls zu suchen wäre; ich will nachdenken, wo sie zu finden seyn kann.

Beikommendes Briefchen bitte an seine Adresse zu bestellen. Herr Binder bietet mir abermals einige revolutionäre Münzen an, die mit Vergnügen bezahle, da sie über den Ocean kommen.

Treulichst für und für

G.

Auszug aus einem Briefe Herrn Professor Göttlings am 27. Oktober 1826.

Ew. sende hierbei das Manuscript der Helena zurück; ich habe dieß sinnvolle Gedicht etwas länger behalten, um mich des Ganzen desto mehr zu versichern und am besondern bewußter zu erfreuen. Es kann wohl nichts des alten Kothurns in Form und Ausdruck würdiger seyn, als diese Darstellung der Poesie in dreifacher Form: erst als klassisch-antike, als deren Repräsentantin Helena mit ihrem unwiderstehlichen Zauber deßhalb so schön gewählt ist, weil diese Gestalt in Epos und Drama den Griechen sich so innig verwachsen zeigt, daß beide Dichtgattungen fast nicht ohne sie gedacht werden konnen; ja diese Idee ist solch ein Dogma für die Griechen, daß der epische Herodot aller eigentlichen Geschichte Anfang mit dem Raube dieses schönen Weibes beginnen läßt. Dann die romantische Form, deren würdigster Vertreter Faust als eigenthümlichstes germanisches Erzeugniß ist ꝛc.

(Weiter darf ich vor der Hand nichts mittheilen, ohne das Räthsel zu verrathen, obgleich die Auflösung schon aus dem Titel sich vermuthen läßt.)

Weimar, 3. November 1826.

Ihr werthes Schreiben vom 23. Oktober war eben an dem Tage angelangt, als ich Abends wieder mit Professor Riemer die Zelterische Correspondenz durchging. An dieser vermehrt sich der Genuß, da sie sich durchaus gleich bleibt und noch so frisch ist, als wenn sie gestern auf die Post gegeben wäre. Wenn ich mich wegen der Ursachen dieses guten Eindrucks befrage, so möchte ich sie darin suchen, daß die Freunde stets würdige Gegenstände mit Neigung und Wohlwollen behandeln, daß ihre Mißbilligung aufrichtig und unverstellt mit Mäßigung und Heiterkeit sich ausspricht. Und so hoffe ich, mein Bester, soll unser Briefwechsel auch noch in zwanzig Jahren aussehen.

Den Wunsch, manchmal etwas über meine Arbeiten im Morgenblatt vernehmen zu lassen, will ich bedenken. Leider hat mich das unerfreuliche Betragen unsers guten Schorn wieder scheu gemacht. Da war nicht einmal böser Wille, sondern eigentlich nur Ungeschicklichkeit. In der Hauptsache stimmte man ja glücklich überein, und bei einer so geringen Nebendifferenz hätte ein gewandter Redakteur ein freundlich Wort an seine Correspondenten erlassen.

Genug, das bis dahin so schön gelungene Unternehmen wird gewissermaßen hiedurch vernichtet, indem das corpus controversiae Niemanden vor Augen liegt: ich habe wenigstens meine Exemplare sämmtlich zurückgehalten, um den Fragen auszuweichen, deren mehrere schon an mich gekommen waren: was denn dieser Nachsatz heißen solle?

Verzeihen Sie diese weitläufige Darlegung. Alles, was zur Aufklärung unserer Verhältnisse dienen kann, ist wohl werth, daß man eine Briefseite daran wendet, wobei ich mich abermals einer allgemeinen Betrachtung nicht enthalte: in allem Irdischen, Oekonomischen, Finanziellen, Merkantilischen kann man vorsichtig mit Jedermann Verbindungen eingehen, der Gewinn gibt sich

klar, und der Verluſt wird denn auch am Ende zu verwinden ſeyn; aber in höhern Regionen iſt eine falſch ergriffene Verbindung im Aeſthetiſchen, Sittlichen, Religiöſen voller Gefahr und jedes Mißlingen von traurigen Folgen. Ich tadle nicht, wenn Sie lächeln, daß ich ſchon wieder ins Allgemeine gehe; als ethiſch-äſthetiſcher Mathematiker muß ich in meinen hohen Jahren immer auf die letzten Formeln hindringen, durch welche ganz allein mir die Welt noch faßlich und erträglich wird.

Daß die Medaille ſo gut gerathen, eben am Jahrstag, am 7. November wieder zum Vorſchein kommt, dient mir zum großen Troſt; denn dieſe ganze Zeit über lief dieſes höchſt bedeutende einzige, vielleicht allzukühne Unternehmen Gefahr, zu mißglücken und in nichts aufzugehen. Es iſt jedoch ſchön, daß gerade durch dieſe prüfende Erwartung die Laſt der übergroßen Gunſt einigermaßen erleichtert werden ſollte.

Da Vorſtehendes noch zu rechter Zeit geſchrieben iſt, möge es mit der heutigen Sendung abgehen; iſt Oberbaudirektor Coudray bei Ihnen, ſo grüßen Sie ihn zum ſchönſten; iſt er ſchon vorüber, ſo haben Sie auf alle Fälle Dank für die guten Adreſſen, mit denen Sie ihn ausgeſtattet.

(Wird fortgeſetzt.)

G.

Weimar, 10. November 1826.

Das Ereigniß mit den Schiller'ſchen Reliquien hat immer etwas Appretenſives, ſelbſt für die, welche das Geſchehene nicht mißbilligen, ſogar für mich, der ich die Nothwendigkeit vorzuſchreiten einſehend, die Angelegenheit im Stillen geleitet und gefördert habe und nur da zurücktrat, als man ſie gegen meinen Plan ins Oeffentliche zog. Nur ſo viel ſag' ich noch im Vertrauen, daß für den Augenblick nicht allein der Schädel, ſondern die ſämmtlichen Knochenglieder durch abwägenden Fleiß unſerer vergleichenden Anatomen zuſammengebracht, nun auf großherzoglicher Bibliothek in einem anſtändigen Gehäuſe ordnungsgemäß niedergelegt ſind. Nun aber tritt meine Wirkung wieder ein und ich hoffe durch die Art, wie ich dieſe koſtlichen Reſte zu

bestatten gedenke, soll die ganze Fabel eine freundliche Auflösung finden, wobei man die unerfreulichen Mittelglieder gern vergessen wird. — Mit der Schiller'schen Familie bin ich im Stillen einig und Sie, mein Theuerster, sollen von den Ersten seyn, zu erfahren, wie ich mich deßhalb erkläre; freuen würde mich's, wenn Sie erriethen, was eigentlich ganz nahe liegt.

Vorstehendes war geschrieben und sollte fortgesetzt werden, da trat der 7. November wieder ein und für die freundlichste Zerstreuung war gesorgt; auch erhielt ich die Festexemplare der Denkmünze in drei Metallen mit wenigen, aber wahrhaft fürstlichen Worten. Zu gleicher Zeit finden sich die von Ihnen gewünschten Blätter, weßhalb ich abbreche und siegle.

Nur will ich noch hinzufügen, daß ich eine längst gewünschte sehr schöne Sendung von Herrn Cuvier erhalten habe, originalfossile Reste von Montmartre, auch köstliche belehrende Modelle, Abgüsse von bedeutenden, vielleicht einzigen Exemplaren. Sollten Sie irgend Gelegenheit haben, dorthin bemerken zu lassen, wie sehr mich diese Mittheilung gefreut, so geschieht mir eine Gefälligkeit; denn es macht sich in dem Elemente des breiten Reichthums nicht leicht jemand einen Begriff, wie angenehm — nützlich, ja hinreichend die kleinsten Einzelnheiten aus Natur und Kunst mir zu Statten kommen.

Gar manches treibt und drängt, sogar Mephistopheles regt sich wieder.

Tausend Gruß und Lebewohl. Eiligst und treulichst

G.

Stuttgart, 16. November 1826.

Bei Empfang dieses Briefes wird Oberbaudirektor Coudray Ihnen schon meine Grüße überbracht und recht viel von Paris erzählt haben. Es freute mich sehr, ihn wiederzusehen und von ihm zu hören, daß meine Empfehlungsbriefe ihm so förderlich gewesen, und ich bedauerte nur, daß ich, als er mich besuchte, in meiner Gesundheit gestört war. Jetzt bin ich, Gott sey Dank, wieder in gutem Geleise, und so soll auch die Unterhaltung mit Ihnen, mein innigst geliebter Freund, nicht länger stocken.

Die von Ihnen sehr angemessener Weise abgeänderte Anzeige der Buchhandlung habe ich nebst dem Insinuationsschein sogleich an Herrn v. Cotta abgegeben, der mir versprochen, sie unverzüglich drucken zu lassen. Sie muß dieser Tage fertig werden und soll Ihnen dann gesandt werden.

Was Sie mir in allgemeinen Maximen mit Bezug auf das Morgenblatt sagen, entspricht, das brauche ich wohl nicht zu versichern, ganz meinen Gesinnungen. Nur weil Sie in einem Ihrer frühern Briefe wegen diesem Blatt Wünsche geäußert haben, die mir ohne verbindliche Folgen ausführbar schienen, glaubte ich, die Sache in Erwähnung bringen zu müssen. Aber was haben Sie überhaupt Tagesblätter und Schriften nöthig, wer sich so bewährt wie Sie, der hat nur seine Werke reden zu lassen.

Die weitern Aufschlüsse über Helena lassen mich fast die Conception errathen, und ich sehe einem großen Genuß entgegen, wenn Sie Ihr freundliches Versprechen erfüllend, mir das Manuscript senden werden.

An die Damen im Jardin des plantes werde bald Gelegenheit haben, zu schreiben, und werde ich dann melden, welche Freude Ihnen die Sendung von Cuvier gemacht hat; aber so wie ich ihn kenne, wird er es erwarten und ein großes Gewicht darauf legen, einige Zeilen von Ihnen selbst zu erhalten.

Gérard, dem ich in dem Empfehlungsbrief für Coudray schrieb, daß Sie von der Sammlung seiner Bildnisse in Kunst und Alterthum Erwähnung gethan, antwortet mir: Vous pouvez juger combien je suis flatté de la bienveillance que l'illustre Monsieur Goethe daigne me témoigner. Supérieur à la plus-part des écrivains, même du premier ordre, votre grand Poëte connaît et sait apprecier tous les arts; et c'est un véritable honneur pour celui qui les cultive, de n'être pas inconnu à Mr. Goethe. J'oserai lui faire hommage sous vos auspices, et sous ceux de Mr. Coudray, d'une épreuve de l'entrée de Henri IV, au moment où elle verra le jour.

Daß Sie Schillers Gebeine eine Bestattung bereiten, wodurch die übeln Eindrücke der Aufsuchung, sowie jener wunderlichen Feier verwischt werden sollen, ist mir recht sehr lieb. Sie geben mir dabei zu errathen auf; nun wohl: ich denke in Ihrem Garten im Park wäre die freundlichste Stelle.

Von Mephistopheles habe ich dieser Tage auch etwas gemerkt, nur kann ich freilich nicht wissen, ob es dasselbe ist, was Sie im Sinne hatten.

Wir leben hier in dulci jubilo und sind . . . . . froh! Italienische Operette, französische Vaudevilles und brasilianisches Affenballet, das ist des Guten so viel, daß für die Nationalpoesie nur Sieben Mädchen übrig bleiben.

Für heute muß ich schließen. Gott erhalte Sie gesund und heiter. Die schönsten Grüße an das ganze Haus und an die Freunde. Von ganzer Seele der Ihrige

S. B.

Weimar, 22. November 1826.

Zuvörderst muß ich aussprechen, wie sehr mich die Hoffnung freut, daß durch des Herrn Grafen Reinhard Vermittlung eine wichtige Angelegenheit verglichen werden könnte, wodurch auch die Ihrige der Entscheidung sich nähern würde. Wenn ich bedenke, in welchem lästigen Zustande ich das vorige Jahr zugebracht, um die Privilegiensache zu Stande zu bringen, so schwebt mir immer der Ihrige vor, von weit größerer Bedeutung und seit längerer Zeit einer günstigen Wendung entgegen harrend. Möge sich nur Ihre körperliche Lage befestigen, damit Sie so manchen Anforderungen die Stirne bieten können. Auch mir thut weh, die Früchte Ihrer vielfach gründlichen Studien nicht zeitig zu genießen; denn wenn man redlich um sich her sieht, so findet man bei mannichfaltigem Thun und Treiben oft das Wichtigste unerörtert.

Nun aber möge Sie die antike Schönheit freundlichst begrüßen; das reine Manuscript kann ich nur, wann es höchst nöthig ist, aus den Händen geben. Da der Guß nach dem so lange studirten Modell endlich geglückt ist, so wird nun des Ausführens und Ciselirens kein Ende. Möge indessen der Eintritt in den Portikus erfreulich seyn und Sie sich eine Weile daran ergötzen; wenigstens gibt er ein Vorgefühl des Innern, wenn auch darin manches Mysteriöse möchte verschlossen seyn.

Nun aber vermelde, daß unser wackerer Oberbaudirektor

entfernteren Tropen haſchen, ſo wird es baarer Unſinn; höchſtens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinſte Begriff, unter welchem die Gegenſtände allenfalls möchten zuſammen zu faſſen ſeyn, der Begriff der alles Anſchauen, und ſomit die Poeſie ſelbſt aufhebt.

Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen.

Weil nun alles Vorgeſagte auch von den nahe verwandten Gleichniſſen gilt, ſo wäre durch einige Beiſpiele unſere Behauptung zu beſtätigen.

Man ſieht den im freien Felde aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

> That und Leben mir die Bruſt durchdringen,
> Wieder auf den Füßen ſteh' ich feſt:
> Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
> Ueberſchwebet ſein azurnes Neſt.

Oder noch prächtiger einem Löwen:

> Morgendämmrung wandte ſich ins Helle,
> Herz und Geiſt auf einmal wurden froh,
> Als die Nacht, die ſchüchterne Gazelle,
> Vor dem Dräun des Morgenlöwens floh.

Wie muß nicht Marco Polo, der alles dieſes und mehr geſchaut, ſolche Gleichniſſe bewundert haben!

Unaufhörlich finden wir den Dichter wie er mit Locken ſpielt.

glücklich angelangt iſt und viel zu erzählen hat, wie er durch unſere Empfehlungen nach allen Seiten Raum gewonnen und überall die beſte Aufnahme gefunden hat. Auf ein Schreiben an Fräulein Cuvier bringt er mir die freundlichſte Antwort, da ſchon vorher eine ſehr ſchätzbare Sendung Montmartrer Foſſilien und inſtruktiver Modelle angelangt waren. Ich werde durch Rückantwort und Gegenſendung mich dankbar erweiſen.

Nachricht geben muß ich ſodann, daß in dieſen Tagen uns von oben herab Freude und Hoffnung gegeben worden, indem unſere älteſte Prinzeß Marie mit dem königl. Prinzen Karl von Preußen verlobt ward, ſo daß, wie der vorige Winter mit Tod und Trauer begonnen, dieſer nun mit Leben und Luſt ſeinen Anfang nimmt. Dieſe, beiden Theilen und Zuſtänden höchſt wünſchenswerthe und angemeſſene Verbindung erheitert auch die Ausſichten in die Zukunft, und man kann ſich immer freuen, wenn das Rad, das ſich nach unten gebogen, auch einmal ſachte zum Aufſteigen gelangt.

Nun will ich nur noch die Ankunft Ihres werthen Schreibens vom 16. November melden und noch hinzufügen, daß Ottilie ſich von jenem bedenklichen Sturz genugſam wieder erholt hat, ſich wieder putzen, Lippen und Füßchen wieder in Bewegung ſetzen mag.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Stuttgart, 30. November 1826.

Die erſte Scene Ihrer Helena kömmt mir gerade zur gelegenſten Zeit, da ich zufällig dieſer Tage die Elektra des Sophokles geleſen habe und noch ganz von dem Eindruck dieſes hohen, plaſtiſchen Dichters erfüllt bin. Wüßte man nicht, daß Sie Ihr Gedicht in ſeiner Entwicklung mit Fauſt in Beziehung bringen, ſo würde man dieſe Scene für ein Bruchſtück einer uns unbekannt gebliebenen griechiſchen Tragödie der beſten Art halten, und es würde einem wehe thun, daß hinter dieſem einfach erhabenen Portikus nicht das ganze Gebäude mit allem Schmuck und Bildwerken noch beſtehe! Nun aber nimmt uns der ebenſo kühne als tiefe Gedanke ein, daß Sie die Sage von dem Verlangen des Fauſt nach dem

Beſitz der Helena benutzen, um die Sehnſucht des modernen Dichters und überhaupt moderner Zeit nach antiker Kunſt und Schönheit darzuſtellen. Denn das muß doch am Ende die Aufgabe ſeyn, auf deren Löſung ich je mehr und mehr geſpannt bin.

Was Sie mir von der Verlobung der Prinzeſſin Marie mit dem Prinzen Karl von Preußen ſagen, hatte ich gleich geahndet, als ich die Reiſe des Prinzen nach Weimar vernommen. Ich wünſche dem fürſtlichen Hauſe und auch Ihnen, als demſelben ſo vielfach verbunden von Herzen Glück dazu. Bei dieſer Gelegenheit gedenke ich des Geſprächs, welches Sie mit mir über Maler Leybold geführt; wenn ſich nämlich die Prinzeſſin wollte in Oel malen laſſen, wäre er jetzt wohl zu empfehlen. Ueberlegen Sie das gütigſt und melden Sie mir ein Wort darüber. Die Verhältniſſe des Malers würden ihm in dem gegenwärtigen Augenblick auch erlauben, die Reiſe entweder gleich zu unternehmen oder ſich ſpäterhin freie Zeit dazu vorzubehalten. Daß Oberbaudirektor Coudray glücklich zurückgekehrt und Ihnen vielfältig von ſeiner Reiſe erzählt hat, freut mich ſehr. Noch mehr, daß Ihre Ottilie ſich wieder von ihrem traurigen Unfall ganz erholt hat, und Heiterkeit um Sie verbreitet. Empfehlen Sie mich ihr, ihrer Schweſter und Ihrem Sohn ſchönſtens. Wie gern möchte ich Sie auch unter dieſen glücklichen Umſtänden einmal beſuchen können!

Ich ſchließe mit dem innigſten Danke für Ihre ſo freundlich ausgeſprochene Theilnahme und Wünſche, für die Entwicklung unſeres Schickſals, und bin weitern guten Nachrichten entgegen ſehend, ſtets treu verehrend Ihr

S. B.

Weimar, 10. December 1826.

Die gute und reine Aufnahme meiner eintretenden Helena, wenn ſchon gehofft und vorausgeſehen, war mir höchſt erfreulich. Hier abermals ein Schritt weiter, und ich denke, es muß Ihnen angenehm ſeyn, zu ſehen, wie das Räthſel ſich verwickelt und entwickelt, wie Ihre Vermuthungen und Ahnungen ſich erfüllen oder getäuſcht werden. Uebrigens haben Sie ganz recht gefühlt,

daß dieser Quasi-Prolog mit reiner, alterthümlicher Liebe verfaßt ist. Einige Stellen in dem Schiller'schen Briefwechsel zeugen, daß ich vor zwanzig Jahren, als ich wieder an dieß Geschäft ging, bedauerte, nicht zu vollkommenem tragischen Ernst den Plan angelegt zu haben. Und so möge denn das Weitere uns zu fernerer freundlicher Unterhaltung dienen.

An Herrn Leybold habe in gegenwärtigem Falle, wie schon früher gedacht; auch gibt ihm Herr Coudray zunächst wie Sie das beste Zeugniß; doch ist die Gefahr zu groß, weil ein Bildniß hundert und aber hundert Reden und Widerreden ausgesetzt ist. Ich habe dergleichen Bildnisse seit vielen Jahren immer mit Undank und Unwillen belohnt gesehen; auch hätten wir dießmal die Berliner Künstler, mit denen man in Verhältniß steht, und die gewiß Ansprüche machen werden, entgegen stehen, und wäre so in doppelter Gefahr. Indeß gebe ich nicht alle Aussicht auf und bemerke den Gang der Sache; Sie hören weiter davon.

Möchten Sie wohl einige Aufträge an Herrn v. Cotta übernehmen?

Erstens danken Sie ihm schönstens für die übersendete zweite Anzeige. Auch diese nimmt in Druck und Papier sich recht gut aus. Die völlige Gewißheit, daß die erste Lieferung zu Ostern hervortreten werde, ist mir zu großer Beruhigung. Freilich weiß ich recht gut, was für Anstalten und Arbeit dazu nöthig sind.

Zweitens wäre es freundlich, wenn Herr v. Cotta mein opus super erogationis, wie ich die Helena wohl nennen darf, mit einem Dutzend Exemplaren des neuesten Faust honorirte. Ich wünschte sie auf feines Papier, ungeheftet und ungebunden. Gegen grenzenlose Gefälligkeiten von allen Seiten weiß ich kaum mit kleinen Attentionen mich dankbar zu erweisen. Ein sauber gebundenes Exemplar von Faust ist schon so eine Art von Gabe, wozu ich denn auch die neueste Ausgabe von Werther zahlreich benutze.

Ist Ihnen nachstehendes Buch bekannt, das ich in einem ältern Katalog angezeigt finde: Collection des pierres antiques dont la châsse des 88. trois rois mages est enrichie dans l'église metropole à Cologne, 4°, cum Fig. Ich habe zwar leidliche Schwefelabgüsse aus der letztern Zeit, doch wäre es artig, durch dieses Werk vielleicht zu erfahren, was sonst da gewesen ist.

Ich lege ein nekrologisches Druckblättchen bei, es kömmt dadurch einer der ersten, schönsten Gedanken unsers Fürsten bei seinem Regierungsantritt zur Evidenz, die bedrangten Waisenkinder aus ihrem Erziehungskerker zu befreien und sogleich mit ihrem Lebensbeginn der lebendigen Mitwelt zu übergeben. Erlauben Sie, daß ich von Zeit zu Zeit dergleichen auf unsere innern und äußern Zustände sich beziehendes vertraulich mittheile.

Nun aber schließe ich mit den besten Grüßen und Wünschen.

Treu verbunden

Goethe.

Stuttgart, 28. December 1826.

Ich habe, verehrtester Freund, Ihre Aufträge an Herrn v. Cotta sogleich bestellt, und Sie werden nun von ihm sowohl die Exemplare des neuesten Faust, als den Bericht über die Subscription, so weit sie ihm einstweilen bekannt geworden, erhalten haben.

Gestern kam nun auch Gérards Geschenk, der Einzug Heinrichs IV. in Paris, von Toschi in Parma gestochen; und ich sende das Ihnen zugedachte Exemplar mit dem morgen abgehenden Schnellwagen, so daß es wahrscheinlich zu gleicher Zeit mit diesem Brief Ihnen überliefert werden wird. Die Köpfe sind sehr treu wieder gegeben, aber von der Haltung des Gemäldes, welches sehr harmonisch ist, gibt der Kupferstich keinen befriedigenden Begriff; die Behandlung der Gewänder und der Nebensachen ist zu glänzend, zu unruhig. In dem Gemälde verbindet sich Alles in großen Massen, und die Färbung ist, obwohl reich und durchsichtig, doch durchaus von einem männlichen, kräftigen Ton. Um sich eine rechte Vorstellung von diesem ungeheuern Werk zu machen, müssen Sie noch wissen, daß die Figuren über lebensgroß sind.

Für die Fortsetzung der Helena danke ich schönstens, und ahne reichliche Folge. Auch der Nekrolog des wackern Waisenvaters Günther war mir sehr angenehm; es ist sehr wohlthuend, sich zu überzeugen, daß die Familienerziehung der Waisen im Großen nicht zu den unausführbaren Dingen gehört. Und man

muß den Fürsten preisen und glücklich schätzen, der diesen Versuch angeordnet und mit so vollkommenem Erfolg durchgeführt hat.

Die Beschreibung der geschnittenen Steine an dem Dreikönigkasten in Köln ist mir allerdings bekannt, und die Abbildungen sind befriedigend genug; leider aber sieht man aus der Vergleichung dieser Beschreibung mit dem, was jetzt noch vorhanden ist, daß durch die Verwahrlosung dieses Schatzes auf der Flucht gar Vieles verloren gegangen ist.

Der Herzog von Oldenburg will unter Danneckers Leitung die Büsten von Klopstock, Haller, Leibnitz und Wolff in Marmor ausführen lassen. Sie würden nun den Künstler, sowie mich recht sehr verbinden, wenn Sie mir sagen wollten, von welchem dieser Männer Sie in Ihrer Sammlung oder auch auf der dortigen Bibliothek ähnliche Büsten besitzen, und von welchen Künstlern? Man wünscht nämlich vorzugsweise die besten plastischen Vorbilder zu benutzen, und wäre es sehr wichtig, zu wissen, wo man sich Abgüsse davon verschaffen könnte. Ich rechne auf Ihre und Hofrath Meyers Güte, daß Sie hiezu Ihren Rath geben werden.

Dieser Brief wird Ihnen am Neujahrstag zukommen, möge er Sie im Kreise der lieben Ihrigen froh und glücklich finden! Und möge es mir im Lauf des neuen Jahrs vergönnt seyn, mich mit Ihnen wechselseitigen Wohlergehens zu erfreuen. Mein Bruder und Bertram tragen mir auch ihre besten, herzlichsten Wünsche für Sie auf. Empfehlen Sie mich Ihren Herrschaften, ganz besonders dem Großherzog und der Frau Großherzogin unter den treuesten Segenswünschen zu gnädigem Andenken.

Bald wieder gute Nachrichten von Ihnen erwartend, bleibe ich mit unwandelbarer Anhänglichkeit Ihr

S. B.

Nachschrift. Es würde Gérard gewiß sehr glücklich machen, wenn Sie ihm mit ein paar Zeilen danken wollten, und ich würde ihm, im Fall Sie diesen Brief durch meine Hand gehen ließen, noch besonders dazu schreiben. Seine Adresse ist: Monsieur le baron Gérard.

Weimar, 30. December 1826.

Sie erhalten, mein Theuerſter, noch einen Brief zwiſchen Weihnachten und Neujahr, damit ein guter Eingang aufs künftige eröffnet werde. Ich ſchicke die beſten, treueſten Wünſche voraus für beiderſeitiges Wohl und eine dauernde Fortſetzung unſerer ſchönen Verhältniſſe.

Auf beſonderen Blättern lege ich bei, was ich mit Herrn Aſſeſſor Ernſt von Schiller bei ſeinem letzten Hierſeyn wegen der väterlichen Correſpondenz verabredet habe. Tragen Sie ſolches Herrn v. Cotta zu gelegener Stunde vor. Die Zeitungen ſagen uns, daß der Vielſeitige in den wichtigſten Landesgeſchäften abermals zu bedeutendem Einfluß berufen ſey, ſo daß er für merkantiliſche Einzelnheiten kaum Zeit und Aufmerkſamkeit übrig haben möchte. Sie werden den ſchicklichen Augenblick benutzen und mir gelegentlich eine freundliche Entſchließung zukommen laſſen.

Sodann folgt abermals eine Sendung Helena und zunächſt nun das Ganze, das Ihnen, hoffe ich, um deſto genießbarer ſeyn wird, als Sie der Expoſition dieſes Räthſels eine Zeit lang Ihre Aufmerkſamkeit gegönnt haben. Freilich bleibt bei ſo einer Arbeit bis auf die letzte Stunde, da man ſie aus Händen gibt, immer noch etwas zu bemerken, zu beſtimmen, und man würde gar nicht fertig werden, wenn der Setzer nicht forderte. Uebrigens werde ich im nächſten Vierteljahr vorerſt alles, was an der erſten Sendung noch zu thun wäre, beſeitigen und dann an einer zwar angenehmen, aber doch bedenklichen Arbeit fortfahren, d. h. an der Sonderung, Reconſtruction, Ausarbeitung und Abrundung der zwei Bände Wanderjahre. Es gibt ein wunderliches Opus, muß es aber auch werden nach den ſeltſamen Schickſalen, die es erdulden müſſen.

Und ſo geht es denn immer weiter fort, damit die zwar wohl geordnete und in einem Schranke aufbewahrte Sammlung der vierzig Bände noch durch mich, in allen ihren einzelnen Theilen möge zurecht geſtellt werden. Dieſes iſt meine größte, ja einzige Angelegenheit, um eine teſtamentariſche Verordnung darüber möglichſt zu erleichtern.

In unſerm Hof- und Staatskreiſe hat ſich dieſe Zeit her manches Freundliche begeben; Prinz Karl von Preußen verlobte ſich mit Prinzeſſin Marie, und ſo die ernſten wie die fröhlichen

Feierſtunden gingen wünſchenswerth vorüber. Weil aber zwiſchen die irdiſchen Freuden und Hoffnungsmahle immer, wo nicht ein Zank- doch ein Unglücksapfel hereinfällt, ſo war der Beinbruch des Königs von Preußen höchſt widerlich unerwartet, deſſen leidlicher Krankheitszuſtand und bald zu hoffende Geneſung unſere ſchmerzliche Theilnahme denn auch wieder zu heilen anfängt.

Es iſt dießmal erfreulich zu ſehen, wie ein junges Paar ſo hohen Standes wirklich von gegenſeitiger Neigung ergriffen ſey, was denn doch eigentlich dazu gehört, um einen ſolchen Schritt mit Zutrauen und Sicherheit zu thun. Seit dem Tode des Kaiſers und der ruſſiſchen Unbilden iſt dieß eigentlich das erſte Ereigniß, das die Gemüther unſerer höchſten Herrſchaften von einem lange erduldeten Druck befreit. Möge nichts Neues auf unſere Zuſtände laſten.

Angenehme Beſuche ſind mir dieſe Zeit her geworden: erſt Alexander v. Humboldt; dann der ältere Bruder, welcher noch gegenwärtig iſt. In ſolchen Unterhaltungen finde ich die erfreuliche Sicherheit, daß ich in meiner abgeſonderten Lebensweiſe doch mit dem Gange der Welt und der Wiſſenſchaft und was noch ſonſt am Tage etwas werth iſt, in reinem Verhältniß bleibe. Womit ich denn für dießmal abſchließe, manches Andere von Zeit zu Zeit mitzutheilen mir vorbehaltend.

Nur noch eins: das neue Stück Kunſt und Alterthum iſt im Gange; mögen Sie etwas von Ihren Unternehmungen und den neueſten Vorſchritten derſelben geſagt haben, ſo theilen Sie es geneigt mit. Iſt irgend ein Abdruck oder Probedruck zu Handen, ſo erbitte mir denſelben. Auch ob das Blatt nach Gérard, der Einzug Heinrichs des Vierten, welchen der ehrenwerthe Künſtler mir durch Sie zugedacht hat, bald zu hoffen ſey; im Handel iſt es ſchon.

Die Unterhaltungen mit Oberbaudirektor Coudray geben oft Gelegenheit, an die erſprießlichen Empfehlungen zu denken, die ihm von Ihrer Seite zu Theil wurden. Er grüßt ſchönſtens.

Und ſo fürs nächſte wie für immer treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Stuttgart, 15. Januar 1827.

Ihr freundlicher Brief vom 30. December ist dem meinigen vom 28. begegnet, der Ihnen meine Wünsche überbrachte, wie Ihr Brief mir die Ihrigen. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für dieß liebevolle Andenken!

Ich habe bisher gezögert zu antworten, weil ich gerne Cotta's Rückkehr von München abwarten wollte, diese ist nun erfolgt, und obwohl ich es noch nicht gelegen gefunden, die Actenstücke über Ihre Correspondenz mit Schiller zu übergeben, so konnte ich doch bemerken, daß es dem Freunde sehr angenehm wäre, von Ihnen eine Antwort auf seinen letzten Brief zu erhalten. Er rechnet es sich stets zur Ehre, wenn Sie ihm schreiben, ja er ist von Zeit zu Zeit eifersüchtig auf meine Briefe von Ihnen. Daher wünsche ich, daß Sie in dem gegenwärtigen Augenblick, wo ohnehin die Landtagsgeschäfte etwas ruhen, den Vicepräsidenten der Kammer der Abgeordneten nicht verschonen. Berufen Sie sich gefälligst darauf, daß ich ihm die Actenstücke würde übergeben haben, und sagen Sie ihm einiges Freundliche, warum Sie die Actenstücke durch meine Hände gehen lassen u. s. w.

Die Bogen zur Helena, für deren Fortsetzung ich danke, habe ich Cotta nicht gezeigt, weil ich denke, daß Sie ohnehin ein anderes Manuscript an die Druckerei befördern, und weil eine fragmentarische Mittheilung in den Geschäften von mir nicht passend schien. Der weitern Sendung sehe ich jetzt mit neu gespannter Begierde entgegen.

Zu der Ueberarbeitung der Wanderjahre wünsche ununterbrochene Ruhe und Heiterkeit. Was Sie sonst noch für die neue Ausgabe zu arbeiten haben, wird so viel ich mir einen Begriff davon machen kann, wohl weniger anhaltende Anstrengung erfordern, und so werden Sie nach der Lösung jener Aufgabe der Vollendung des Ganzen bald entgegen sehen.

Was Sie mir von dem jungen Paar Ihres Fürstenhauses sagen, erfreut mich sehr; wie ich denn Allem, was das Schicksal Ihrer verehrten Herrschaften betrifft, fortwährend mit aufrichtiger Theilnahme folge.

Daß wieder ein Heft von Kunst und Alterthum im Gange ist, trifft ganz passend mit der Ausgabe der sechzehnten Lieferung unseres lithographischen Werks zusammen, und wir nehmen Ihr

gütiges Anerbieten in der Hinsicht dankbar an. Wir haben in Erwartung der sechzehnten Lieferung die fünfzehnte für den Großherzog noch zurück gehalten, auch Ihnen fehlen noch zwei Blätter zu diesem; mit dem morgen abgehenden Postwagen senden wir das Alles und bitten um gefällige Beförderung an S. K. Hoheit.

Es wäre mir lieb, wenn Sie auch über die Fortsetzung von Kunst und Alterthum ein Wort an Cotta sagten. Indem ich auf ihn zurückkomme, muß ich Ihnen doch auch mittheilen, daß er, um einigermaßen den Wünschen des Königs von Bayern zu entsprechen, welcher ihn gern ganz in sein Land hat ziehen wollen, ein geographisches Institut u. s. w. in München errichten wird, welches schon längst vorbereitet war, und daß er zu diesem Zweck das früher von dem Herzog von Leuchtenberg bewohnte Haus gegen sehr vortheilhafte, vom König mit wahrer Freigebigkeit bestimmte Bedingungen angekauft hat.

Mich Ihnen und den Ihrigen schönstens empfehlend, mit unwandelbarer Verehrung

G. B.

Nachschrift. Ich hatte mir ausgedacht bei der lithographischen Sendung eine kleine Ueberraschung zu machen; indem ich es näher überlege, komme ich davon zurück und gestehe, daß wir derselben noch das Bildniß der Königin von Württemberg nach Stieler und sechs Abdrücke von Ihrem eigenen Bilde nach Raabe beigefügt haben. Dieses Bildniß der Königin war längst versprochen, konnte aber, weil wir blos auf unser Werk eingerichtet sind, nicht ohne Aufopferung erst vor einigen Monaten vollendet werden. Es hat bei den hiesigen Herrschaften viel Glück gemacht, und man würde es daher mit doppelter Freude lesen, wenn Sie eine rühmliche Anzeige davon geben wollten. — Die Lithographie nach Ihrem Bilde von Raabe ist das Resultat jenes Ihnen schon bekannten Versuchs, den Strixner in Paris gemacht hat, mit hinzugesetzten Licht- und Tonplatten. Wir hoffen das Blatt werde Sie jetzt mehr befriedigen als anfangs, und in dieser Voraussetzung bitte ich Sie den KK. HH. dem Großherzog und der Frau Großherzogin in meinem Namen jedem einen Abdruck zu übergeben. Die übrigen Abdrücke aber wollen Sie von den Drillingen zu freundlicher Erinnerung annehmen.

Ganz der Ihrige G. B.

Weimar, 19. Januar 1827

Hier nun zum letztenmal, mein Bester, eine Abtheilung von Helena; Sie gelangen dadurch unmittelbar bis zu der Axe, auf der das ganze Stück dreht. Das vollständige Manuscript wird vor Ende des Monats abgesendet. Es ist auch hier das alte Autorwesen: man getraut sich nicht Amen zu sagen, bis der Setzer uns an die Fersen tritt.

Das Jahr hat zwar irdisch genug mit Freud und Leid angefangen, doch überwiegt jenes; und so müssen wir's dankbar anerkennen. Gebe das waltende Geschick, daß in der Schlußbilance die Affirmation das Uebergewicht behalte.

Der Eintritt Heinrichs in das überwältigte Paris kam denn auch durch Ihre Sorgfalt wohlbehalten an; allerdings bewundernswürdig und zu vielen Betrachtungen über alte und neue Kunst Anlaß gebend. Aufs Lebendige, Wirkliche gegründet, ruht das Werk auf einer sichern Base.

Fortfahrend in meiner testamentarischen Vorsorge, habe den 30. December die Notiz wegen der Schiller'schen Correspondenz abgesendet, die nun auch wohl angekommen und zu freundlicher Abschließung des Geschäftes Anlaß geben wird. Die Originale sind nun bei Großherzoglicher Regierung niedergelegt.

Und so habe ich denn, das endliche Ende vorzubereiten, auf unserm neuen lieu de repos, neben der Fürstlichen Gruft ein anständiges Gehäus projektirt, wo sie dereinst meine Exuvien und die Schiller'schen wieder gewonnenen Reste zusammen unterbringen mögen. Die Freunde v. Müller, Coudray und ein wohldenkender Bürgermeister haben die Ausführung unternommen, und ich glaube auf diese Weise jene räthselhaften Schwankungen zu allgemeiner sittlich religiöser Zufriedenheit aufgelöst und befriedigt zu haben. Dieses und sonst noch Manches ist in der Anwesenheit des wackern Ernst v. Schiller verhandelt und abgeschlossen worden. Das Lokal hat vor, neben und besonders hinter sich aufwärts schöne freie Räume, so daß Weimar sich bald eines Père la Chaise-Parks, bei beharrlichem guten Willen und wohlgeleitetem Geschmack möchte zu erfreuen haben.

Daß ich nun aber zu jenem kunstreich-tumultuarischen Blatte unsers theuern Pariser Künstlers zurück gehe, so vermelde, daß ein an denselben gerichteter Brief auch schon übersetzt vor mir

Es ſtecken mehr als funfzig Angeln
In jeder Locke deiner Haare;

iſt höchſt lieblich an ein ſchönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts dawider ſich die Haarſpitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter ſagt, daß er an Haaren aufgehängt ſey, ſo will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verſtrickt;

ſo giebt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehn, aber an Wimpern geſpießt ſeyn, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Beſen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, ſo wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättſtein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geſchiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagniſſe nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab.

Höchſt geiſtreich aber kann genannt werden, wenn der Dichter die Feinde des Schahs wie Zeltenbehör behandelt wiſſen will.

Seyen ſie ſtets wie Späne geſpalten, wie Lappen zerriſſen!
Wie die Nägel geklopft! und wie die Pfähle geſteckt!

Hier ſieht man den Dichter im Hauptquartier; das immer wiederholte Ab- und Aufſchlagen des Lagers ſchwebt ihm vor der Seele.

Aus dieſen wenigen Beiſpielen, die man ins Unendliche

liegt, er will mir aber in dieser Gestalt nicht gefallen, denn die deutschen treuen und gründlichen Aeußerungen nehmen sich im Französischen einmal allzu naiv und dann wieder amphigurisch aus. Er sollte mit dem Gegenwärtigen an Sie abgehen, folgt aber bald. Durch Ihre Hand wird er dem werthen Manne gewiß noch willkommen seyn.

Herrn v. Cotta bitte mich bestens und schönstens zu empfehlen, für den mitgetheilten Rechnungsauszug zu danken. Wie ich denn vorbehalte, nach Einlangen der zugesagten Faustischen Exemplare noch einiges Weitere vernehmen zu lassen.

An die lieben Ihrigen die besten Grüße. Denken Sie mein im Guten, theilen Sie mir Aufregendes und Erbauliches mit. Wirket so lange es Tag ist! And so for ever

G.

Weimar, 27. Januar 1827.

Mit wenigem vermelde, daß Helena abgegangen ist, unmittelbar an Herrn v. Cotta. Möge das Ganze Gnade finden vor Ihren Augen.

Auch habe ich einen Brief an unsern Freund geschrieben, ganz in reinem Sinne ein etwas offenes Verhältniß einzuleiten. Seine Antwort wird Ton und Maß für das Weitere ergeben. Die angekommenen Steindruckblätter bewähren sich fort und fort zu unsrer großen Freude. Auch das Portrait ist trefflich gearbeitet, wenn der Herr nur nicht so spitzfindig aussähe. Ich lege das Ausführlichere über unser Waiseninstitut bei, Sie selbst und gewiß auch andere Welt und Staatsbürger nehmen Theil an diesem geglückten Unternehmen. Hätte man vor fünfzig Jahren zu gleicher Zeit ein paar tausend Aecker mit Eichen angepflanzt, man müßte jetzt in einem löblichen Schatten spazieren gehen. Ein paar dergleichen stehen in meinem Garten am Stern.

Manches Andere zunächst. Die letzte Abtheilung der zahmen Xenien, die noch zum vierten Theil gehören, geht diese Woche ab. Sodann bereite ich die zweite Sendung, die auch schon zum Einpacken fertig liegt. Es ist mir ein wunderbares Gefühl wie auch dieses Geschäft zurücken anfangt und wie man das vor Augen sieht, was man nicht zu erleben glaubte.

Oberbaudirektor Coudray zeichnet an dem bewußten Zwillingsmonumente, nach gemeinsamer Erfindung und Anordnung. Zu gleicher Zeit arbeitet er an Fest- und Freudegerüsten den verbundenen Fürstenkindern zu Ehren. Und so webt auch dießmal die Kunst so helle als dunkle Lebensfäden durcheinander.

Gelinge Ihnen alles, auch mich fernerhin zu lieben. Gruß und Dank den theuern Ihrigen. Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Weimar, 17. Februar 1827.

Seit Ihrem werthen Schreiben vom 28. December v. J., mein Wertheſter, iſt manches von hier abgegangen, welchem glückliche Ankunft und Aufnahme zu wünſchen habe.

1) Am 19. Januar ein Abſchnitt Helena an Sie gerichtet.

2) Den 26. Januar vollſtändiges Manuſcript der Helena an Herrn v. Cotta durch die fahrende Poſt.

3) Den 27. ejusdem Schreiben an denſelben.

4) Am gleichem Datum ein Schreiben an Sie mit weiterer Nachricht von unſerm Waiſeninſtitute.

(Seit jener Zeit iſt denn auch Ihr reicher Brief mit den Lithographien glücklich angekommen.)

Nun geht ab mit der ſonntägigen fahrenden Poſt, unmittelbar an Herrn v. Cotta, ein Paquet enthaltend: die zahmen Xenien und alſo den Schluß des vierten Bandes mit einigen Bemerkungen, ſo daß ich nun zu der erſten Lieferung nichts weiter ſchuldig bin; die zweite liegt zum Einpacken bereit. Und ſo möge denn alles raſch und friſch vorwärts gehen. Die Wanderjahre rücken auch zu und es iſt wunderbar genug, wenn ich jetzt begreife, daß dieſes Werklein nicht eher zu Stande kommen konnte. Das neue Stück Kunſt und Alterthum wird auch vor Oſtern ausgegeben werden können, worin Ihrer neueſten lithographiſchen Lieferung in allen Ehren gedacht iſt.

Uebrigens hat Hof und Publikum bisher in Feſten, Tafeln, Schlittenfahrten und ſonſtigen Tages- und Abenderluſtigungen geſchwelgt, und es konnte nicht fehlen, daß dieſe Rotation auch in meine Einſamkeit eingriff.

Des Kronprinzen von Preußen Königliche Hoheit habe zum erstenmal gesehen und gesprochen und seine Gegenwart höchst erwünscht gefunden; er macht mit seinen beiden Herrn Brüdern, wenn man sie zusammen sieht, ein merkwürdiges und erfreuliches Kleeblatt.

Bei dieser Gelegenheit sind mir aus Berlin sehr lobenswürdige Copien mehrerer pompejanischen Gemälde zugekommen, genauer Umriß und sorgfältig nachgebildete Farbengebung; die lieblichsten Gegenstände versetzen uns in eine heitere Zeit, die freilich verüber ist.

Mein Garten, der wie Sie wissen nah unter meinen Fenstern liegt, ruht, wie jetzt wahrscheinlich ein großer Theil der Nordwelt, unter einer Schneedecke und man weiß kaum wie es wieder grün werden soll.

Alexander v. Humboldts Cuba ist durch seine Freundlichkeit zu mir gekommen, und versetzt mich am warmen Ofen in die tropischen Gegenden. Es ist ein treffliches Werk, lange vorbereitet und jetzt zu rechter Zeit hervortretend. Einen Auszug daraus werden wir anderen Laien mit Behaglichkeit lesen, da jetzt die vielen Zahlen, die wir überschlagen müssen, uns einigermaßen verwirren und im Wege sind. Bewundern muß man es auf alle Fälle wie hier das Erfahrenswerthe, Erfahrene, Wissenswürdige Gewußte zusammengestellt, und eine Weltübersicht wie sie sich durch Zahl und Maaß erreichen und überliefern läßt, so ganz vollkommen eröffnet ist; wobei denn doch der Fingerzeig auf das Incommensurable nicht abgeht.

Lassen Sie mich heute schließen und geben mir bald Nachricht von der Ankunft meiner Sendungen; grüßen mir die werthen Ihrigen und erhalten mir ein fortdauerndes Wohlwollen.

G.

München, 26. Februar 1827.

Nachdem wir so oft und mannichfach von dem Schicksal gefoppt worden sind, wollte ich Ihnen den Verkauf unserer Gemäldesammlung an den König von Bayern nicht eher melden, als bis der Vertrag von Seiner Majestät unterschrieben war.

Dieses ist nun geschehen; und so erfahren Sie denn, verehrtester Freund, mit der Ursache meines Stillschweigens zugleich die von Ihnen so lang gewünschte, für unser ganzes Leben wichtige Entscheidung.

Der Zwang der Geschäfte erlaubt mir für den Augenblick nicht, mehr zu sagen. Ich füge nur noch hinzu, daß das Geschäft von uns und für uns durchaus auf die reinste und ehrenvollste Weise geführt und abgeschlossen worden ist. Mein Bruder war zu dem Zweck mit mir hier; er ist dieser Tage nach Stuttgart zu Bertram zurückgekehrt, wohin ich ihm ehestens folgen werde. Von dort aus schreibe ich Ihnen ausführlich.

Es freut mich unaussprechlich, daß ich Sie, geliebter, verehrter Freund, zu diesem entscheidenden Lebensschritt noch um Ihren Segen bitten kann, wie ich es hiemit von ganzer Seele thue!

Ihr treu ergebner Freund

S. B.

Weimar, 11. März 1827.

Den Zeitungsnachrichten traute nicht Glauben beizumessen; Dank zum schönsten, daß Sie mir sogleich an der Gewißheit Theil geben; und so bin ich denn einer meiner letzten Sorgen los! Zelters herrliche Anstalt ist nun auf ein schickliches und hinreichendes Gebäude gegründet, Ihre unschätzbare Sammlung hat Raum und Sie eine willkommene Wohnung gefunden; für meine nächsten Freunde bleibt mir also nichts zu wünschen übrig und für mich nur ausdauernde Kräfte um zu leisten was mir obliegt; alles übrige sey den waltenden Mächten anheim gegeben.

In Ihrem neuen Wohnort nehmen Sie Theil an den größtbewegten Zuständen, die sich in Deutschland hervor thun, alles andere hat schon einen gemessenern Gang, Bayern ist wie alle Jugend nicht zu berechnen. Daß Sie sich auch hier der nachbarlichen Theilnahme des Herrn v. Cotta zu erfreuen haben, ist auch mir sehr angenehm und für eine Umsicht allgemeiner Verhältnisse höchst willkommen. Sagen Sie mir das Nähere nach und nach, wie Sie es gut finden. Es ist mir viel werth, daß ich in jene Zustände durch Sie einen freiern, reinern Blick gewinne; denn wie

sollte man an einem solchen Werden und Wirken nicht einen redlichen Theil nehmen und deßhalb von dem Besondersten unterrichtet zu seyn wünschen.

Von Herrn v. Cotta habe ich einen ausführlichen, freundschaftlichen, obgleich abermals eiligen Brief. Die Ausgabe der Schiller'schen Correspondenz nimmt er im Allgemeinen an, mit dem Vorbehalt, das Besondere mit Ihnen zu besprechen, deßhalb ich das Nähere vielleicht durch Sie erhalte; das Manuscript liegt zur Absendung parat. Da er geneigt scheint den Druck gleich anzufangen, so darf ich wohl sagen, es wird für die Ausgabe sowohl meiner als der Schiller'schen Werke von großer Bedeutung seyn.

Heute nicht mehr als wiederholten Gruß und Wunsch. Heitere Theilnahme dem Beigelegten wünschend.

Unwandelbar

Goethe.

Stuttgart, 2. April 1827.

Ich habe, verehrtester Freund, länger in München bleiben müssen, als ich geglaubt hatte; dann bin ich nach dem ersten Andrang von Geschäften, die mich hier erwarteten, durch Unpäßlichkeit hingehalten worden, und so ist mein Briefwechsel mit Ihnen nur gar zu sehr ins Stocken gerathen. Ihre freundschaftliche Theilnahme an der endlichen Entscheidung unseres Schicksals hat uns sehr gefreut, und wir hoffen in der uns bevorstehenden neuen Lage noch viel Schönes und Angenehmes mit Ihnen zu erleben. Unsere Versetzung nach München wird im Lauf des Sommers stattfinden; die Uebernahme der Sammlung geschieht hier und ist auf den Juni festgesetzt. Das Losreißen von hier, wo wir nun schon seit mehr als acht Jahren eingehaust sind, hat besonders wegen der lithographischen Anstalt gar viele Schwierigkeiten. Indessen bei einem planmäßigen Verfahren werden sie sich auch überwinden lassen. Unser Verhältniß zum König hat sich wie wir es erwartet sehr gut gestellt; es ist ihm sehr verdrießlich daß wir weggehen, aber er erinnert sich auch wer schuld daran ist, und behandelt uns mit unverändertem Wohlwollen.

Gegenüber der Gesellschaft und dem Publikum jedoch befinden wir uns in einer unbequemen Stellung, denn das klagt und jammert stets rücksichtslos, daß wir, um nicht in die unangenehme Wahrheit einzustimmen, stets auf Redensarten bedacht seyn und das Schicksal zum Sündenbock machen müssen.

Wie sich unsere Verhältnisse in München gestalten werden, steht zu erwarten. Es ist dort ein überaus reicher Boden und eine sehr belebte Welt, ja es gibt wenig Städte, die so viel Hülfsmittel für die Kunst und Alterthumsfreunde haben; dazu kommt noch der Versuch, auch den Wissenschaften einen Herd zu gründen, und was das Wichtigste, ist das äußerst thätige, auf alles Edle und Hohe gerichtete Streben des Fürsten. Wenn über diese Elemente der Geist des Friedens und des Segens waltet, so könnten daraus für ganz Deutschland die schönsten und heilsamsten Früchte erwachsen. Vorderhand sind wir an München nur insofern gebunden, als wir das lithographische Werk über die Sammlung dort zu vollenden gesonnen sind, wozu wir uns das Recht ausbedungen haben; alles Uebrige wird sich entwickeln.

Ich hatte Gelegenheit dem König zu sagen, wie sehr er Sie durch das Geschenk des Abgusses von der Maske der Medusa erfreut habe; er drückte darauf den Wunsch aus, Sie in München zu sehen und sprach überhaupt mit der lebhaftesten Theilnahme von Ihnen. Er besitzt in der That die schönsten und seltensten Werke antiker Sculptur; es würde Ihnen gewiß ein großer Genuß seyn diese und so viele andere Schätze mit Ruhe betrachten zu können, aber ich darf mir freilich nicht schmeicheln, daß Sie sich zu einem so weiten Ausflug würden bereden lassen. Von Ihrer Angelegenheit wegen der Ausgabe Ihrer Correspondenz mit Schiller zu reden, so müssen Sie wissen, daß Freund Cotta wieder bis über die Ohren in den Landtagsgeschäften steckt, die diesmal gerade sehr verworren sind. Ich habe ihn gestern erst einigermaßen bei dem Gegenstand festhalten können, wo er dann aussprochen, daß er über das Honorar für die Octavausgabe einverstanden sei. — Rücksichtlich der Zeit der Herausgabe, fügte er hinzu, hätten Sie ihn wohl mißverstanden, weil er Ihr Anerbieten das Manuscript zu schicken angenommen; er habe aber damit nicht gemeint, daß der Druck schon gleich beginnen sollte; indessen würde er sich so viel als möglich nach Ihren Wünschen

richten. Ich muß gestehen, daß so viel ich die Sache einstweilen beurtheilen kann auch glaube, daß es für beide Unternehmungen vortheilhafter wäre, wenn sie nicht gleich neben einander träten.

Was Sie mir über das Zwillingsdenkmal mittheilen, nehme ich mit stiller inniger Theilnahme dankbar auf, und bitte fortzufahren. Sehr begierig wäre ich besonders Coudray's Entwurf zu sehen. Wie haben Sie es mit dem Brief an Gérard gehalten? Wenn er noch nicht abgegangen, so schicken Sie mir ihn doch. Für heute muß ich schließen. Die Meinigen empfehlen sich mit mir. Unter den besten Wünschen von ganzer Seele Ihr

G. H.

Weimar, 22. April 1827.

Was Sie mir von Ihren neuen Zuständen vertraulich schreiben, stimmt mit meinen Vorstellungen davon gar wohl überein. Sie werden von dem Werthe dessen was Sie überlieferten immerfort alle Ehre haben, und durch Abschluß dieses so wichtigen Geschäfts wird auch hoffentlich für Ihre Freiheit und den heitern Genuß Ihres Lebens gesorgt seyn, ob Ihnen gleich noch genug zu schaffen und zu wirken übrig bleibt.

Der Brief an Herrn Baron Gérard liegt bei, Sie können dessen Verspätung der Wahrheit gemäß durch Ihre Abwesenheit entschuldigen; mein längst verfaßtes Concept liegt bei, keine Uebersetzung wollte mir genügen und nur auf Ihre Anmahnung entschloß ich mich zuletzt.

Empfehlen Sie mich zum Besten. Ich habe vor Kurzem noch sehr Freundliches von Paris erhalten durch Herrn v. Humboldts Vermittlung. Es ist dem velociferischen Jahrhundert gemäß, daß man sich auch in der Ferne mehr kennt und gekannt zu seyn wünscht. Möge diese Notation auch Ihren großen Unternehmen durchaus zu Gute kommen.

Die vier Bändchen der neuen Ausgabe meiner Werke sind in meinen Händen; man kann durchaus zufrieden seyn. In Augsburg haben Herr Reichel und der Revisor das Mögliche gethan, ich kann nicht genug zu ihrem Lobe sagen. Das Exemplar wird nun zum Behuf der Octavausgabe nochmals revidirt. Empfehlen

Sie mich Herrn v. Cotta vielmals, dankend für seinen letzten Brief, der uns einigermaßen beruhigt. Lassen Sie uns nun die Jubilatemesse abwarten.

Meine Einleitung zu dem Abdruck von Manzoni's Werken lege bei; die vordere größere Hälfte kennen Sie aus Kunst und Alterthum; was von Seite XL. an über Adelchi gesagt ist, erregt Ihnen ja auch wohl einige gute Gedanken.

Mehr nicht für dießmal, ob sich gleich auch bei mir diese Zeit her manches Gute und Erfreuliche gesammelt hat, wovon wohl zu reden wäre. Nächstens mehr, aber lassen Sie mir auch den Fortgang Ihrer bedeutenden Wanderung nach und nach erfahren.

In alter Treue

J. W. v. Goethe.

Stuttgart, 14. Mai 1827.

Unter den Vorbereitungen zur Uebergabe der Sammlung, welche am 1. Juni hier statt haben soll, verschwindet die Zeit so schnell, daß mein Vorsatz, Ihnen verehrtester Freund zu schreiben, nun schon wieder lange unerfüllt geblieben ist.

Freilich hoffte ich auch immer Herrn v. Cotta wegen der Schiller'schen Correspondenz sprechen zu können; aber er benützte die Osterferien zu einer Reise nach München, und seitdem haben ihn seine Meßgeschäfte und die Finanzangelegenheiten des Landtags durchaus in Anspruch genommen. Ueberdem bemerkte ich während der flüchtigen Unterredungen die ich mit ihm hatte, daß er auf seinen letzten Brief eine Antwort von Ihnen erwartet. — Bis jetzt habe ich nur ein einzelnes Probebändchen von der Ausgabe gesehen; es würde mich nicht wundern, wenn Cotta über seinen vielen Geschäften vergäße, mir ein Exemplar zu geben.

Vor etwa vierzehn Tagen erlaubte ich mir Ihnen einen jungen Mann Dr. Rapp von hier zu empfehlen. Ich bin mit seinem Vater, dem Bankdirektor v. Rapp, den auch Sie hier gekannt haben, sehr befreundet, und der junge Mann trägt großes Verlangen Ihnen auf dieser Erholungsreise seine Verehrung zu bezeugen. Er hat sich ganz in Shakespeare vertieft, hat aber zugleich bei Hegel von dem verbotenen Apfel gegessen! Da fragt sich nun was daraus werden soll? Seine dramatischen Versuche

scheinen mir in dem, was ich den Ausdruck des Gemüths und der Phantasie, also die Diktion im höhern Sinn nennen möchte, sehr viel Talent zu verrathen, dabei ist die Sprache einfach und edel; indessen gebricht es an der Composition und der Charakteristik. Und seltsam genug, bei der Wahl historischen Stoffes scheint ihm alles Interesse für historische Forschung zu mangeln, so daß er in dieser Hinsicht gerade das zu wenig haben dürfte, was Manzoni zu viel hat.

Für die Uebersendung Ihrer Vorrede zu den Werken dieses letztern bin ich Ihnen recht sehr dankbar; das schon Bekannte habe ich wieder gelesen, und was Sie Neues hinzu gefügt über die Adelchi, hat mich zu vielem Nachdenken angeregt, welches in ruhiger Zeit, das weiß ich, gute Früchte tragen wird.

Am 9. Mai ist hier das Andenken Schillers zum drittenmal gefeiert worden, und zwar dießmal mit weit günstigerem Erfolg als in den beiden ersten Jahren. Der König hat nämlich eine kostenfreie Benefizvorstellung von Wilhelm Tell zur Förderung des Denkmals bewilligt, welche Bedeutendes eingetragen und wozu der Herr selbst dreihundert Gulden gegeben. Im Ganzen ist dieses Jahr die Einnahme größer gewesen, als in den beiden ersten Jahren zusammen. Es werden diese Gelder zur Zahlung des Feldes verwendet werden, welches man zur Errichtung des Denkmals im vorigen Jahr angekauft hat. Schade nur daß dieses Feld im Thal liegt; hier wo es an Bergen und Hügeln nicht fehlt, hätte man lieber eine mäßige Anhöhe mit freier Umsicht wählen sollen. Doch man muß sich freuen, daß das Fest nun Bestand gewinnt, es dient immer zur Anregung und Erhaltung edler Gesinnungen, und nach und nach wird man dann auch schon zu einem angemessenen Denkmal gelangen. Die Beschreibung des Festes selbst und den eben nicht löblichen Prolog zur Benefizvorstellung werden Sie im Morgenblatt gefunden haben.

Lassen Sie mich über den Fortgang des dortigen Unternehmens zur Zeit auch wieder etwas erfahren.

Kunst und Alterthum wird nun, da der Umschlag fertig ist, wohl ausgegeben werden. Ich bin um so begieriger darauf, als mir dießmal außer dem Umschlag vorläufig auch nichts davon zu Gesicht gekommen ist. Die Wiederkehr der Tage, die ich voriges Jahr bei Ihnen zugebracht, erregt auf das lebhafteste die

Erinnerung an Sie und die Ihrigen. Leider müssen auch dießmal Ihnen diese Tage durch ein Ereigniß getrübt werden, welches Ihr Fürstenhaus in tiefe Trauer versetzt.

Gott erhalte Sie gesund und muthig! Mit unwandelbarer Verehrung und Freundschaft Ihr

S. B.

München, 21. August 1827.

Je länger ich, mein verehrtester Freund, Ihre Unterhaltung entbehre, desto mehr wächst mein Verlangen darnach; ja in diesen Tagen, wo mich die Wiederkehr Ihres Geburtstages auf das lebhafteste an alles Gute und Schöne erinnert, was ich mit Ihnen erlebt, und was sonst auf vielfache Weise ich Ihnen verdanke, in diesen Tagen steigt mein Verlangen zur wahren Sehnsucht.

Es sind nun schon vier Monate, seit Sie mir zuletzt geschrieben. Ob Sie meinen letzten Brief vom 9. Juli von hier durch den englischen Maler Calcott erhalten haben, muß ich fast bezweifeln. Ich gab Ihnen darin Nachricht von der glücklichen Ankunft der Sammlung und von den Vorbereitungen zu unserer Uebersiedlung. Diese sind nun so weit gediehen, daß ich nächstens wieder nach Stuttgart gehen werde, um dort meinem Bruder bis zur gänzlichen Loslösung zu helfen. Die Sorge für die lithographische Anstalt macht das Geschäft gar mühselig und langwierig. Die Zeichner sind seit sechs Wochen schon hier in Thätigkeit, aber alles Uebrige befindet sich noch in Stuttgart. Mein Bruder war bis Ende Juli bei mir, nun soll Bertram kommen mich abzulösen.

Wie wir uns in die hiesigen Zustände finden werden, davon kann ich noch nichts sagen. Bei einer so ausgedehnten neuen Einrichtung an einem fremden Ort schwitzt man immer Trübsal und nun kommt bei uns auch noch die Trennung von der Sammlung hinzu; das muß eine Zeit lang überstanden seyn, ehe wir mit Klarheit über unsere neue Lage urtheilen können.

Die Sammlung ist einstweilen in Schleißheim in kleinen Gemächern untergebracht, wo sie nicht gezeigt werden kann, und wo sie auch dem strengsten Verbot gemäß nicht gezeigt werden

vermehren könnte, erhellet, daß keine Gränze zwiſchen dem was in unſerm Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler ſind. Wollen wir an dieſen Productionen der herrlichſten Geiſter Theil nehmen, ſo müſſen wir uns orientaliſiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Ueberſetzungen höchſt löblich ſind um uns anzulocken, einzuleiten, ſo iſt doch aus allem Vorigen erſichtlich, daß in dieſer Literatur die Sprache als Sprache die erſte Rolle ſpielt. Wer möchte ſich nicht mit dieſen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetiſche Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweiſe nothwendig ausübe; ſo finden wir auch hier, daß die zweizeilig gereimten Verſe der Orientalen einen Parallelismus fordern, welcher aber, ſtatt den Geiſt zu ſammeln, ſelben zerſtreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenſtände hinweiſ't. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anſtrich von Quodlibet, oder vorgeſchriebenen Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leiſten freilich die erſten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation ſtreng geurtheilt hat, ſieht man daran, daß ſie in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichter als ihre Oberſten anerkennt.

Warnung.

Auf alles was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen, als Zeugniß beſten Willens gegen orientaliſche Dichtkunſt. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere ja unmittelbare Kenntniß dieſer

darf. Daß ſie eigentlich für die neue Gallerie oder Pinakothek wie ſie es nennen beſtimmt iſt, glaube ich Ihnen früher gemeldet zu haben; indeſſen da bis zur Vollendung dieſes Gebäudes noch manches Jahr verfließen wird, ſo ſpricht ſich der Wunſch allgemein aus, der König möge eine vorläufige Aufſtellung anordnen. Wir wollen ſehen, ob, wann und wie der Herr dieſen Wunſch erfüllen wird.

Bei näherer Betrachtung der altdeutſchen Malereien, die man bisher hier beſeſſen, habe ich mich überzeugt, daß ich einen viel zu guten Begriff davon gehabt. Und ich drücke mich kaum ſtark genug aus, wenn ich ſage, daß eine Auswahl wie die, nach der wir den mittlern und den geringern, hauptſächlich nur durch hiſtoriſchen Werth ausgezeichneten Theil unſrer Sammlung angelegt haben, die Zahl der gegenwärtig in Schleißheim aufgeſtellten Gemälde dieſer Schule wenigſtens auf ein Drittel zurückführen würde. — Von Stücken die eine Vergleichung mit dem Vorzüglichſten unſrer Sammlung aushielten, kann gar nicht oder nur in wenigen Ausnahmen und unter den größten Beſchränkungen die Rede ſeyn.

Sehr erfreulich iſt die ſeit dem Frühjahr zu Stande gekommene Eröffnung des Bachus-Saals in der Glyptothek, wo man vorzüglich den Barberiniſchen Faun, die Leucothea, eine Wiederholung des Borgheſiſchen Silens mit dem Rinde, und ein großes ausgezeichnetes Basrelief: den Triumphzug des Neptuns und der Amphitrite aus dem Pallaſt St. Croce bewundert. Ich für mein Theil kann dem betrunkenen Faun von Barberini, eben des Gegenſtandes wegen, nicht ſo unbedingten Beifall geben, wie es meiſt geſchieht; da iſt mir die Leucothea oder einer der beiden Niobiden, die jetzt in dem anſtoßenden Apollo-Saal neben der ſchönen Maske der Meduſe aufgeſtellt werden, ſchon weit lieber. Ich meine eigentlich jene herrliche knieende Jünglings-Statue, die zu Kaiſer Joſephs Zeiten in Prag aus dem kaiſerlichen Pallaſt vertrödelt und in unſern Tagen von König Ludwig um eine bedeutende Summe in Wien gekauft worden; die andere iſt eine Wiederholung des auf dem Rücken liegenden Niobiden in Florenz und verdient auch hohe Werthſchätzung; ja Kenner die in Italien waren, glauben ſie ſey der Statue in Florenz vorzuziehen; ſie kömmt aus der Sammlung von Bevilaqua in Verona. Man hofft bis zum Herbſt

zwei neue Säle eröffnen zu können und wenn unterdessen, wie zu erwarten, die auf der Reise befindlichen Aeginetischen Bilder eintreffen, so wird auch wohl noch ein dritter sich anreihen.

Von Gérard in Paris habe ich vor einiger Zeit einen Brief erhalten, worin er mir die besten Empfehlungen an Sie aufträgt und in Beziehung auf Ihren Brief sich folgendermaßen ausdrückt: Quel prix infini j'attache au témoignage de bienveillance dont Mr. Goethe a daigné m'honorer! Le suffrage d'un aussi beau génie doit être l'object de l'ambition de tous ceux qui s'occupent des arts. — C'est, n'en doutons pas, l'étude de la nature sous ses différens rapports avec nos sens, qui peut seule donner aux productions de l'esprit ce cachet de raison et de vérité, que fait aussi le charme de l'admirable antiquité. S'il existait un pays où la plupart des hommes de lettres fussent étrangers ou insensibles à la beauté d'un paysage, à la musique, à la peinture enfin! ces hommes pourraient avoir beaucoup d'esprit, mais leurs ouvrages manqueraient à coup sûr de cette délicatesse, de cette noble vérité, qui seront toujours le plus puissant moyen pour arriver à l'âme.

Wenn man diese Ansicht neben die Entrée von Henri IV. hält, so kann man wahrlich sagen: der Mensch denkt, und die Welt lenkt! Doch muß ich immer wiederholen, daß man dem Künstler groß Unrecht thut, wenn man dieses Gemälde nach dem Kupferstich und nicht in seiner ursprünglichen Gestalt beurtheilt.

Die neue Ausgabe Ihrer Gedichte hat mir seit Kurzem einen großen Genuß gewährt. Die phantastische Auflösung der Helena ist bewunderungswürdig, die Anspielung auf die griechischen Begebenheiten unserer Zeit und auf Byron gibt ihr unabhängig von ihrem innern Werth noch einen ganz eigenen Reiz; die Ironie darin ist von der höchsten und zartesten Art. Ich möchte das Ganze eine Symbolisirung der tiefsten Psychologie nennen. Und doch so einzig diese Phantasmagorie ist, so muß ich gestehen, daß sie den Wunsch einer durchaus tragischen Ausführung im antiken Styl, den mir früher die erste Hälfte des Gedichts erregt, nicht verdrängt hat. Ich bin eben begehrlich genug, um wie das eine, so auch nach dem andern zu verlangen. Unter den kleinen Gedichten habe ich manches Neue von großer Vortrefflichkeit gefunden. Die Gelegenheitsgedichte und die Xenien machen den Eindruck

eines poetiſchen Tagebuchs und haben mich ſowohl in perſönlicher und freundſchaftlicher, als in allgemeiner Beziehung durch Anmuth des Geiſtes, Witz und Gediegenheit der Geſinnung über die Maßen angeſprochen. Ich habe darin mit dem Dichter gelebt, habe mit ihm Freuden und Leiden getheilt und habe in ſein Schelten über Abgeſchmacktes und Niederträchtiges recht von Herzensgrund mit eingeſtimmt.

In Stuttgart, wo ich nach vierzehn Tagen wieder ſeyn werde, hoffe ich einen Brief mit erwünſchten Nachrichten von Ihnen zu erhalten.

Gott gebe Ihnen fort und fort Glück und Heiterkeit.

Unwandelbar treu verehrend

Sulpiz Boiſſerée.

Es iſt ſehr ſchön und läßt eine ahnungsreiche Gemüthlichkeit glauben, daß ich gerade heut früh, Sonntag den 26. Auguſt, Ihren lieben Brief empfange, eben da ich mich eingeſchloſſen hatte, um verſäumte Pflichten nachzuholen und mich bei Ihnen um Ihre näheren Zuſtände zu erkundigen. Das Schreiben vom 9. Juli hab' ich nicht erhalten, auch den engliſchen Maler nicht geſehen, mich aber über alles beruhigt, was Sie unternehmen und was Ihnen begegnen könnte, da ich Ihre Handlungsweiſe kenne, obſchon das Unternehmen einer ſolchen Umſiedlung bedenklich genug war.

Mir in meiner Einſiedelei macht der gegenwärtige Münchner Zuſtand wirklich bange, doch werden Sie auf dieſem Elemente ſich zu bewegen daraus die erwünſchten Vortheile ziehen und in das Ganze wirken. Ich freue mich zum voraus auf gute Nachrichten von Zeit zu Zeit.

So weit gelangte ich vor meinem Geburtstag, wo ſich werthe Freunde, wie mir wohl bekannt war, zu einem anmuthigen Feſt herkömmlich bereiteten; aber es ſollte mir eine Ueberraſchung werden, die mich beinahe aus der Faſſung gebracht hätte und

doch immer eine Empfindung zurück ließ, als wäre man einem solchen Ereigniß nicht gewachsen.

Des Königs von Bayern Majestät kamen den 27. August in der Nacht an, erklärten am folgenden Morgen, daß sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seyen, beehrten mich, als ich gerade im Kreise meiner Werthen und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone und erwiesen sich überhaupt so vollständig theilnehmend, bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte. Ihro Majestät gedachten meines Aufenthaltes in Rom mit vertraulicher Annäherung, woran man denn freilich den daselbst eingebürgerten fürstlichen Kunstfreund ohne Weiteres zu erkennen hatte. Was sonst noch zu sagen wäre, würde mehrere Seiten ausfüllen.

Die Gegenwart meines gnädigsten Herrn des Großherzogs gab einem so unerwarteten Zustand die gründlichste Vollendung, und jetzt da die Erscheinung vorübergeflohen ist, habe ich mich wirklich erst zu erinnern, was und wie das alles vorgegangen und wie man eine solche Prüfung gehöriger hätte bestehen sollen. Was man aber nicht zweimal erleben kann, muß wohl so gut als möglich aus dem Stegreif durchgelebt werden. Die überbliebenen schönsten Gefühle und bedeutendsten Zeugnisse geben auf alle Fälle die Versicherung, daß es kein Traum gewesen.

Hiermit aber sey für heut geschlossen; sagen Sie mir bald ein freundliches Wort, sobald ich zu einiger Besinnung komme, gebe ich Ihnen eine Art Recapitulation meines bisherigen Lebens, da sich denn auch die nähere Ursache meines bisherigen Schweigens entwickeln wird.

Treu anhänglich

Goethe.

Weimar, 21. September 1827.

Um abermals den Grund zu einem Briefe an Sie, mein Theuerster, zu legen, muß ich mich entschließen auszusprechen, daß zwei angefangene Schreiben in dieser Zeit zum Feuer

verdammt worden: ich hatte mich über das Verlegerische Betragen unseres würdigen Freundes zu beschweren, der mich durch eine Art von Ueberraschung nöthigte, die einmal beliebte und angekündigte Ordnung der Ausgabe meiner Werke durchaus abzuändern, wobei derselbe die Einleitung zu treffen wußte, daß meinen Entschluß mit umgehender Post zu eröffnen nöthig ward. Hierüber drückte ich mich in den ersten Tagen vertraulich gegen Sie allzu lebhaft aus, ward aber nachher durch den alten Spruch: „Man solle keinen Verdruß über Feld schicken", wieder beschwichtigt: denn wir beunruhigen nur die Freunde zu einer Zeit, wo wir selbst schon wieder beruhigt sind. Auch hab' ich überhaupt gegen jenen nicht dergleichen gethan, um der Angelegenheit den möglichst schicklichen und wenigst auffallenden Gang zu erhalten. Nun aber ist mir bei dieser Sache nichts unangenehmer, als daß dieß Zwischenspiel gemeldeter Weise unsere Mittheilungen unterbrach.

Für Sie also, mein Werthester, immer in gleichem Sinn und wahrhaftesten Antheil verharrend, möchte gegenwärtigen Blättern einigen Gehalt geben, welches nicht besser zu bewirken wüßte, als wenn ich historisch verfahre.

Am 22. April also, als dem Datum meines vorletzten Briefes, besuchte uns Herr Ampère der Jüngere von Paris kommend, der schönen Literatur beflissen, zu den raschen und umsichtigen Männern gehörend, welche am Kreise des Globe theilnehmend sich lebhaft und kräftig genug bewegen. Er ward gut aufgenommen und wenn er nach seinem Abschiede durch eine kleine Indiskretion unser Publikum verletzte, so war das bald wieder geheilt und er würde, von Norden, wohin er sich begab, wieder zurückkehrend, auf alle Weise gern gesehen seyn.

Mit ihm vertraulicher conversirend sah man sich in dem Falle, in jenen Kreis etwas tiefer hineinzublicken und gewisse Verhältnisse mit mehr Sicherheit anzuknüpfen. Kurz nachher, zufällig von anderer Seite her, kam die zweite Auflage von des Baron Charles Dupin Reise nach England, die ich wirklich nach vierzehn Tagen von meiner Seite verbannen mußte, um nicht in ein meinen gegenwärtigen Pflichten ganz entgegengesetztes Interesse gezogen zu werden. Von Zeit zu Zeit nehm ich wieder ein Capitel vor, das mir den Vortheil gewährt, eine glückliche und nützliche

Gesprächs-Unterlage zu finden mit Reisenden, deren ich vorher gar viele zu sprechen habe.

Ich arbeitete indessen anhaltend an den Wanderjahren, deren höchst verschiedene Capitel ich mitunter als ungezogene Kinder anzusehen habe, mit denen man sich liebend abgibt, vielleicht eben deßwegen, weil sie einiger Erziehung bedürfen.

Herrn v. Schlegels Gegenwart eröffnete uns manchen Ausblick nach Indien; und ich will gern gestehen, daß ich mich nicht unwillig wohl einmal dort hinüber führen lasse, wenn ich mich auch mit den leidigen hochmüthig-häßlichen Frömmlingen, so wie ihren vielköpfig-vielarmigen Göttern keineswegs befreunden kann; so sind doch ihre Apsaren in dem Grade liebenswürdig, daß man sie gern mit den Augen verfolgt, wo nicht gar wie ihre himmlischen Bewunderer um ihretwillen ganz zu Auge werden möchte.

Nun ward ich zufällig der bildenden Kunst, besonders der Malerei wieder zugeführt. Der Restaurator Palmaroli arbeitete in Dresden mit großem Beifall; Ihro K. H. der Großherzog befahl, den hiesigen Maler und Zeichenmeister, Namens Lieber, hinzusenden, einen genauen und man möchte sagen eigensinnigen Künstler. Dieser gewann des Italieners Gunst, welcher ihn mit in sein Quartier nahm und ihm von den Kunstgriffen dieser artistischen Technik, wie wir uns überzeugen konnten, manches offenbarte; sogar das Uebertragen eines Oelbildes von der alten Leinwand auf eine neue ist glücklich gelungen. Mehrere Bilder von verschiedenem Werth in dem schlechtesten Zustande wurden hingesendet, deren wir uns bei

(Die Fortsetzung nächstens.)

G.

Weimar, 25. September 1827.

Rücksendung zu erfreuen hatten; und so kann nach seiner Wiederkehr an gar manchem im öffentlichen und Privatbesitz vorhandenen guten Bilde die nöthige Nachhülfe geschehen.

Von den Wirkungen meiner Farbenlehre erfahr' ich manches Merkwürdige, aber nicht durchaus Erfreuliche. Die alte aristokratische Stockung der Zunftgenossen dauert wie billig fort; sie

wiederholen ihr Credo wie es zu erwarten ist. Dieses Geschlecht muß aussterben und zwar in gewisser Zeit, wie Charles Dupin ausgerechnet hat. Den wohlmeinend-strebenden jüngeren Männern steht zweierlei entgegen; die herkömmliche Terminologie, die sie wenigstens theilweise fortbrauchen müssen, sogar wenn sie es auch schon besser verstehen, weil sie sich doch der Mitwelt verständlich machen und es mit der Zunft nicht ganz verderben möchten. Das zweite Hinderniß liegt in der unbezwinglichen Selbstigkeitslust der lieben Deutschen, so daß jeder in seinem Fache auch auf seine Weise gebahren will. Niemand hat einen Begriff, daß ein Individuum sich resigniren müsse, wenn es zu etwas kommen soll; da ist denn nicht leicht ein Begleiter, der nicht rechts und links abwiche und so wie vom Weg auch vom Ziel abkäme.

Professor v. Henning in Berlin ist bei der Klinge geblieben und hat in dem rein gezogenen Kreise einige schöne Entdeckungen gemacht, Lücken ausgefüllt, Vollständigkeit und Fortschritt bewirkt. Er trägt unsere Chromatik diesen Sommer abermals vor. Einige seiner Schüler haben sich in Jever an der Nordsee niedergelassen und haben als dort Angestellte einen Kreis gebildet, worin sie diese Studien sehr glücklich und gehörig fortsetzen. Das mag sich denn so in der Folge fort- und ausbilden, bis es einmal greift und Mode wird; worauf aber alles ankommt, ist, daß man gewahr werde, welche praktische Vortheile aus dieser Ansicht und Methode sich entwickeln.

Die Verlobung unserer Prinzeß Maria ward uns vielbedeutend und aufregend durch das öftermalige Erscheinen des hohen Bräutigams und seiner königlichen Brüder, mir besonders das Wohlwollen Ihro K. H. des Kronprinzen, der mir durch Uebersendung einer sehr schön gearbeiteten Copie eines kleinen Jupiters in Bronze, der sich in den Oderbrüchen gefunden hatte, die zarteste Aufmerksamkeit erwies. So kam der Mai heran und ich ward gelockt in den Garten am Park zu ziehen, wovon ich großen Nutzen hatte; denn ich förderte manches Alte, ergriff einiges Neue und gewann gar Vieles von einer reinern, obgleich auch öfters unterbrochenen Ruhe.

Indessen näherte sich die Abreise unserer geliebten Prinzeß, die ich mit ihren hohen Eltern an einem schönen Tage nochmals in meinem Garten sah und nachher bei ihrer feierlichen Abfahrt

in der Allee des Webichts, durch herzlichen Trieb dorthin geführt, begrüßte. Dieß geschah den 22. Mai und so zog denn dieses liebe Wesen von uns in einen neuen Zustand, wo es ihr, wie wir durchaus vernehmen, wohl und erfreulich geht.

Indessen war mir aus Edinburg eine Sendung zugekommen, mit einem Schreiben von einem Manne, der im mittlern Alter seyn mag und sich mit der deutschen Literatur auf eine wunderſam-innige Weise bekannt gemacht hat. Eine Biographie Schillers zeugt von dem reinsten Antheil, von einer warmen und zugleich einsichtigen Verehrung dieses außerordentlichen Mannes. Ein Werk in vier Bänden eben dieses Herrn Thomas Carlyle, German Romances, liefert Uebersetzungen aus den Werken unserer deutschen Erzähler: Musäus, Tieck, La Motte Fouqué, Hoffmann, mit kurzen Lebensnotizen von diesen sämmtlichen; der vierte Band enthält meine Wanderjahre und von meinem Leben eine freundliche Darstellung.

Ueberhaupt ist hier zu bemerken, was schon früher von der Schiller'schen Biographie dieses Verfassers gesagt worden; alle diese kurzen Biographien sind mit Neigung, aber mit Klarheit geschrieben; was er als Mängel seiner Autoren tadeln könnte, das behandelt er als Eigenschaften und Eigenheiten und so entsteht doch zuletzt das Bild eines lebendigen, wenn auch nicht durchaus lobenswürdigen Menschen.

So endete der Mai, Junis Anfang soll nicht außen bleiben. Alles treulichst zu melden bestrebt.

Goethe.

Stuttgart, 1. Oktober 1827.

Es ist sehr lieb von Ihnen, mein verehrtester Freund, daß Sie mich für früheres Stillschweigen so reichlich entschädigen. Ich hätte Ihnen auch bereits gedankt, wenn ich nicht seit Anfang des vorigen Monats in ein Gewühl von Geschäften gerathen wäre. Heute erst gelingt es mir, mich einigermaßen loszureißen, und so spreche ich vor Allem meine innigste Freude über den ausgezeichnet theilnehmenden huldvollen Besuch aus, der Ihnen von dem König von Bayern geworden ist. Ich befand mich noch in München, als die Nachricht dorthin kam, und durch einen recht freundlichen

Zufall war ich der erste, der sie aus dem königlichen Cabinet erfuhr. Der großartige hohe Sinn, den der König bei dieser Gelegenheit wie in manchem Andern bewiesen, gibt auch die beste Hoffnung, daß der allerdings noch sehr bunte chaotische Zustand der Münchner Universität sich auf eine heilsame Weise ordnen wird. Der Herr achtet nicht auf das Parteiwesen, aber er hat bisher immer gezeigt, daß jede Partei sich täuscht, die glaubt, ausschließlich auf ihn zählen zu können. Wir wollen nun sehen, wie die Dinge sich in diesem Winter gestalten; an mannigfaltigem Interesse wird es nicht fehlen, da durch die Rückkehr von Schelling und die Berufung von Görres die Elemente auf sehr verschiedenartige Weise vermehrt worden. — Wie unter diesen Umständen Cotta mit seiner neuen Anstalt einwirken wird, ist noch nicht recht klar; er hat gar zu vielerlei auf den Schultern, auch fängt eben das Alter an seine Rechte zu üben, da ist es denn kein Wunder, wenn er zögert. Was Ihnen wegen der Abänderung der neuen Ausgabe mit ihm begegnet, ist aus demselben Grunde zu erklären. Die Ungleichheit der Bogenzahl bei der angekündigten Eintheilung der Bände ist erst in Augsburg bemerkt worden, als man schon im vollen Drucken war, und deßhalb sind Sie denn so gewaltig gedrängt worden. Es ist mir sehr lieb, daß Sie sich darüber beruhigt haben. Herr v. Cotta war seit dem Juli in München und in der Umgegend, heute aber wird er hier zurück erwartet. Wahrscheinlich wird Ihnen Zelter auf seiner Rückreise von diesem Freund erzählen; Bertram schreibt mir, daß er den tapfern Veteran zu ihm geführt habe. Klopft er, wie ich vermuthe, bei Ihnen an, so sagen Sie ihm doch, wie es mir sehr leid gethan, daß wir uns nicht mehr in München getroffen. — Ihre freundlichen Mittheilungen über das seit dem Frühjahr Erlebte versetzen mich an Ihre Seite, fahren Sie ja damit fort, Sie verschaffen mir dadurch den schönsten Genuß.

Mit den Herren vom Globe habe ich mich lange nicht unterhalten, aber wenn ich in München nur etwas werde zur Ruhe gekommen seyn, soll der Faden wieder aufgenommen werden. Unterdessen freute ich mich, daß Herr Ampère Ihnen lieb genug geworden ist, um über seine begangene Unbescheidenheit hinweg sehen zu können. Charles Dupin gehört zu der Reihe von Pariser Literaten, die ich persönlich kenne, er ist ein angenehmer feiner

Mann. Seine Reise nach England mußte freilich einen großen Reiz auf Sie ausüben, darum soll der Zufall, der Ihnen dieses Buch zugeführt, höchlich gepriesen seyn.

Ihre Ansicht über die indischen Götterungeheuer theile ich dermaßen, daß ich keine Gelegenheit vorbei gehen lasse, Ihre neuen Bannflüche aus den Xenien vorzulesen. Wie Sie mit Herrn Schlegel sich über die indische Literatur unterhalten, so habe ich in der letzten Zeit meines Münchner Aufenthalts, und besonders auf der Reise von München hieher mit einem jungen Württemberger, Dr. Mohl, die besten und lehrreichsten Gespräche über die gesammte orientalische Literatur geführt, wobei Ihrer treulich gedacht worden. Dieser junge Mann, den ich von mehreren Jahren her kenne, ist mir durch die Tiefe und die Lebendigkeit seines Geistes, die Klarheit und Selbstständigkeit seines Urtheils, so wie durch seinen sehr edeln Charakter überaus lieb geworden, ja er ist der einzige, mit dem ich während der letzten zwölf Jahre engere Freundschaft geschlossen habe.

Seit 1822 lebte er in Paris, und dann etwa fünfzehn Monate in London, stets der orientalischen Literatur mit größtem Erfolg befliſſen, so daß er, obwohl erst siebenundzwanzig Jahre alt, Persisch, Sanscrit und Chinesisch in hoher Vollkommenheit versteht. Die französische Regierung hat ihm schon längst eine kritische Ausgabe des Firdusi nebst Uebersetzung aufgetragen, wovon der erste Band im Manuscript vorliegt, und nun ist er von der englisch-ostindischen Compagnie und namentlich von dem kürzlich als Gouverneur nach Bombay abgegangenen John Malcolm veranlaßt worden, zur Förderung seiner gelehrten Arbeiten die Reise nach Indien und zunächst nach Bombay zu unternehmen. Deßhalb kehrte der Freund kürzlich in die Heimath zurück um sich zu beurlauben. In vier Monaten wird er sich einschiffen. Gott gebe, daß er gesund bleibt und seine Pläne durchführt, wir werden dann in unserer Kenntniß der orientalischen Literatur ganz außerordentlich gefördert werden. Ich bedaure nur, daß ihn sein Weg nicht über Weimar führt, es hätte Ihnen gewiß viele Freude gemacht, diesen ausgezeichneten jungen Mann kennen zu lernen, und er hätte sich unendlich glücklich geschätzt, Ihnen seine Verehrung bezeugen zu können. Auf jeden Fall lasse ich Ihnen diesen Freund auch ohne persönliche Bekanntschaft angelegentlichst

Regionen gegönnt ist, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer so guten Sache abzuwenden, nicht verläugnen wird.

Jedermann erleichtert sich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erschwert sich's auch: denn wenn ein Gleichniß, zu weit durchgeführt, hinkt, so wird ein vergleichendes Urtheil immer unpassender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, sondern im gegenwärtigen Falle nur so viel sagen: wenn der vortreffliche Jones die orientalischen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, so hat er seine Ursachen, das Verhältniß zu England und den dortigen Altkritikern nöthigt ihn dazu. Er selbst, in der strengen klassischen Schule gebildet, begriff wohl das ausschließende Vorurtheil, das nichts wollte gelten lassen als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, schätzte, liebte seinen Orient und wünschte dessen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuschwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieses alles ist gegenwärtig ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben.

Niemanden verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewundrungswürdig erklärt, so daß dieses Verhältniß nunmehr ausgesprochen und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseyns,

empfohlen ſeyn. Und ſollten Sie in Beziehung auf orientaliſche Literatur Wünſche haben, die Sie bei einer ſo ſeltenen Gelegenheit beherzigt wiſſen möchten, ſo ſprechen Sie dieſelben nur aus, ich werde ſie dem Freunde in der Nähe oder in der Ferne mittheilen.

Daß Sie der neuſten Wirkungen und Schickſale Ihrer Farbenlehre erwähnen, iſt auch ein eigenes Zuſammentreffen, indem ich in meinem Kreiſe ebenfalls etwas zu ihrer Verbreitung habe thun können. Hauptſächlich gab mir der bayeriſche Central-Gallerie-Direktor v. Dillis Veranlaſſung dazu, als er im Juni hier die Sammlung übernahm. Dieſer ſchon ſehr bejahrte Mann, einer Jägerfamilie angehörig, hat einen ſo reinen Naturſinn und ein ſo klares durch Landſchaftmalen und Kunſtanſchauung geübtes Auge, daß er ſich bloß auf dem praktiſchen Wege in Beziehung auf die Kunſt die beſte Einſicht erworben, ganz Ihrer Lehre entſprechend. Als ich ihn daher mit derſelben bekannt machte, hatte er eine ſolche Freude, daß er das Buch auf der Stelle kaufen wollte, und da man es ſich hier nicht anders als durch Verſchreibung aus dem Cotta'ſchen Lager in Leipzig hätte verſchaffen können, was viel zu lange geworden wäre, ſo ſchenkte ich dem trefflichen Mann mein eigenes Exemplar.

Seitdem habe ich bei dem unruhigen Leben noch nicht an die Anſchaffung eines neuen denken können. Wollten Sie mir nun ein Exemplar ſchicken und demſelben einen kleinen Apparat, den ich mir ſchon längſt gewünſcht, beifügen, ſo würden Sie mich überaus glücklich machen. Das Packet könnte immerhin noch hieher oder durch die Cotta'ſche Buchhandlung in Augsburg nach München gehen.

Ich werde wohl noch drei Wochen hier bleiben, mein Bruder aber wird ſpäteſtens in vierzehn Tagen reiſen. Die Ausgabe der ſiebzehnten und achtzehnten Lieferung des lithographirten Werks hat ihm bis zu dieſen Tagen noch ſehr viel Geſchäft gemacht. Das Ihnen beſtimmte Exemplar iſt nebſt jenem für den Großherzog mit dem Poſtwagen an Sie abgegangen.

Und nun Gott befohlen, Ihren freundlichen Mittheilungen entgegenſehend, treuverehrend

S. B.

Den 3. Oktober 1827.

Herr v. Rotter, Doktor der Medicin von hier, reist zur Fortsetzung seiner Studien auf einige Jahre nach Berlin und Paris, er ist ein feiner junger Mann und großer Freund der Poesie. Er wünscht Ihnen während seines kurzen Aufenthalts in Weimar und Jena seine Verehrung zu bezeugen. Sie würden mich, und Personen, die mir sehr werth und lieb sind, sehr erfreuen, wenn Sie dem jungen Mann einen Augenblick schenken und ihn freundlich empfangen wollten.

Von ganzem Herzen treu anhänglich

J. B.

Weimar, 12. Oktober 1827.

Hiebei läßt sich ferner die Bemerkung machen, daß dasjenige, was ich Weltliteratur nenne, dadurch vorzüglich entstehen wird, wenn die Differenzen die innerhalb der einen Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der übrigen ausgeglichen werden.

Aufgeregt durch vorstehende Werke, zugleich auch durch die mehrfachen Gedichte auf die Verlobung und Abschied und Vermählung unserer theuern Prinzeß kam mir der Gedanke, unsere lebenden Weimarischen Dichter auf gleiche Weise zu behandeln und ich vergegenwärtigte mir schnell ihre Lebensgeschichte, die allgemeine Tendenz, die besondern Talente und die Fähigkeiten der Einzelnen; auch machte das wirklich ein hübsches nicht ungünstiges Bild und sprach unsere Stellung zu dem jetzigen dichterischen Jahrhundert recht freundlich aus. Dieser flüchtige Gedanke, der mich einige Tage beschäftigte, konnte leider bei so viel Ablenkungen zu keiner weitern Folge gelangen.

Hier hatte ich durch manche Vorkommenheiten abgelenkt, den Auszug aus meinem Tagebuche stocken lassen. Ihr lieber Brief vom 1. Oktober, so manche vertrauliche Mittheilung enthaltend, regt mich wieder auf und so fahre ich fort.

Ende Mai und Anfang Juni war das ununterbrochene Regenwetter für meinen Gartenaufenthalt höchst unerfreulich, doch

hätte ich es überstanden und bessere Tage gehofft, wäre nicht die Communikation mit der Stadt dadurch höchst beschwerlich geworden; da denn zuletzt die Ankunft des Herrn Grafen Sternberg mich entschied, wieder hinein zu gehen. Dieser treffliche Mann verweilte bei uns mehrere Tage und die mannigfaltigen Unterhaltungen mit demselben besonders über naturhistorische Gegenstände waren höchst förderlich. In unserm Fossilien-Cabinet hatte er die Gefälligkeit, eine schöne vorhandene Sammlung von Pflanzen der Urwelt in Ordnung zu bringen, wodurch sie erst ihren wahren Werth erhielt; auch über böhmische Angelegenheiten, alte und neue, historische und praktische, gab er gar vielfache Aufklärung.

Hierauf besuchte uns Herr v. Mathisson, und zeigte zwar als kluger Reisender, aber doch auch mit wahrem sentirten Antheil sein Vergnügen an Helena.

Sodann kamen unzählige Engländer und Engländerinnen, die bei meiner Schwiegertochter gute Aufnahme fanden, und die ich denn auch mehr oder weniger sah und sprach. Weiß man solche Besuche zu nutzen, so geben sie denn doch zuletzt einen Begriff von der Nation, ja so zu sagen von drei Nationen. Jüngere Männer aus den drei Königreichen leben hier in Pensionen, und so kommt man gar nicht aus der Gewohnheit, über sie nachzudenken. Eigentlich finden die Irländer in meinem Hause am meisten Beifall.

Und so kam mir denn Anfangs Juli des Baron Dupin Reise nach England sehr gelegen, ob mir gleich ein solches Werk mit gar zu großer Ableitung droht; auch mußte ich es wirklich bei Seite legen. The Prairies von Cooper führte uns ins westliche Amerika. Die französischen Werke: Les jours des barricades und Les états de Blois erinnerten an die verworrensten Zeiten. Ich aber ward durch eine Sammlung schottischer Balladen aufgeregt, einige zu übersetzen. So darf ich denn auch die schwedische Geschichte zu erwähnen nicht vergessen, welche ein Hauptmann v. Edendahl, jetzt bei uns gegenwärtig, höchst lobenswürdig geschrieben hat.

Was meine Werke betrifft, so arbeitete ich fort an den nächsten Lieferungen, besorgte die Correcturen der ersten zum Besten der Octavausgabe, arbeitete an den Wanderjahren und was mehr ist, an Faust; da ich denn zur dritten Lieferung den Anfang des zweiten Theils zu geben gedenke. Die gute Wirkung

der Helena ermuthigt mich, das Uebrige heranzuarbeiten; Helena beſtünde zuletzt als dritter Akt, wo ſich denn freilich die erſten und letzten würdig anſchließen müßten. Das Unternehmen iſt nicht gering; das Ganze erfunden und ſchematiſirt, nun kommt es aufs Glück der einzelnen

Fortſetzung nächſtens.

Treulichſt

Goethe.

München, 9. November 1827.

Heute vor acht Tagen bin ich mit meinem Bruder hier angekommen, Bertram empfing uns gleich mit den beſten Nachrichten von Ihnen, die er durch Kanzler Müller erhalten; dieſer Freund kam auch bald ſelbſt und theilte mir aus Ihren neueſten Briefen mit. Nun erfahre ich weiter von ihm, daß Sie der Sorge wegen Ihrer liebenswürdigen Ottilie auf die angenehmſte Weiſe enthoben ſind, indem dieſelbe Sie mit einer Enkelin beſchenkt hat. Mögen Sie, die Eltern und Geſchwiſter, recht viel Glück und Freude an dieſem Kind erleben, und mögen Sie ſelbſt es noch zu einem zierlichen Mädchen aufwachſen ſehen!

Daß ich bisher auf Ihren lieben Brief vom 12. Oktober nicht geantwortet habe, werden Sie mir des gewaltſamen Zuſtandes wegen, worin ich dieſe letzte Zeit gelebt habe, verzeihen. Es war eine ſchwere läſtige Aufgabe, eine ſo weitläufige, mehr als zwanzig Menſchen beſchäftigende Anſtalt bisher zu verſetzen. Sie iſt jetzt größtentheils und ſo weit gelöst, daß es unſerer Gegenwart in Stuttgart nicht mehr bedarf, um das Letzte zu vollbringen. Hier bleibt freilich noch Manches zu thun, ehe Alles im rechten Geleiſe iſt. Ohne meinen Bruder, der ſich ganz für das lithographiſche Werk aufopfert, und es ſowohl in artiſtiſcher als in techniſcher und finanzieller Hinſicht mit der größten Sorgfalt dirigirt, wäre ſchon längſt die Fortſetzung deſſelben und nun um ſo mehr die Verpflanzung der Anſtalt unmöglich geweſen. Man hätte das Werk geradezu aufgeben müſſen. — Ich habe ihn in dem mühſeligen Geſchäft nur einigermaßen unterſtützen können, und doch hat dieſes nebſt der Beſorgung unſerer übrigen Obliegenheiten mich ſeit dem Frühjahr ganz in Anſpruch genommen.

Ich freue mich nun auf den Winter, wo ich wieder meine literarischen Arbeiten werde ergreifen können.

Die erste Zeit der Ruhe werde ich einer Notiz über die hiesigen artistischen und wissenschaftlichen Zustände widmen, die ich Ihnen für Ihre Hefte zugedacht habe. Der Kanzler kam diesem meinem bereits gefaßten Vorhaben mit Ihrem Wunsch entgegen; ich werde nun um so weniger mehr säumen, es auszuführen.

Was Sie mir von Ihrem Entschluß, den Faust fortzusetzen, geschrieben, hat mich in jeder Hinsicht über alle Maßen gefreut. Es verkündet uns den höchsten Genuß und gibt zugleich den schönsten Beweis von Ihrer Heiterkeit und seltenen Kraft. Gott erhalte Ihnen und uns dieses Glück noch lange, lange!

Cotta haben Sie durch Ihren freundlichen Brief, den er mir noch in Stuttgart gezeigt, in die beste Laune versetzt; er ist nun auch hier, der Kanzler wird Ihnen von ihm erzählen.

Durch einen angenehmen Zufall bin ich gleich in den ersten Tagen hier mit dem Bruder des Schotten Carlyle zusammen getroffen, von dessen Biographien deutscher Dichter Sie mir so viel Löbliches geschrieben. Er ist ein feiner angenehmer Mann, hat sich der Arzneikunde gewidmet und will den Winter hier zubringen, um deutsch zu lernen. Sein Bruder ist auch noch ein junger Mann von etlich und dreißig Jahren.

Von unserer Sammlung kann ich melden, daß der König sie in Augenschein genommen und seine höchste Zufriedenheit geäußert hat; er hatte sie seit eilf Jahren nicht wieder gesehen. S. M. haben sogleich bei Betrachtung der Gemälde eine vorläufige Aufstellung verordnet, welche im nächsten Frühjahr bewerkstelligt werden soll.

Der nächste Brief, den Sie mir schicken, wird der erste seyn, den ich von Ihnen in München empfange, ich hoffe damit die Fortsetzung Ihrer letzthin abgebrochenen Mittheilung über Ihre Arbeiten zum Faust u. s. w. zu erhalten; sagen Sie mir dann gütigst auch ein Wort über meine Wünsche rücksichtlich der Farbenlehre.

Mein Bruder und Bertram empfehlen sich mir auf das angelegentlichste.

Nochmals Ihnen und den Ihrigen alles Glück!

Von ganzem Herzen Ihr

S. B.

Weimar, 4. November 1827.

Ausführung an, wobei man sich denn freilich sehr zusammen nehmen muß.

Von Kunstwerken acquirirte ich bedeutende ältere Zeichnungen und verschaffte mir die Abdrücke der Stoschischen Sammlung, welche in Berlin sehr lobenswerth gefertigt und nach dem alten Winkelmannischen Catalog geordnet, in zierlichen Kästchen ausgegeben werden; sie beschäftigten mich mehrere Tage und müssen noch immer von Zeit zu Zeit beachtet werden, als ein ganz unerschöpflicher Schatz, dessen Einzelnheiten uns zu den höchsten, besten Gedanken aufregt.

Im Begriff des Technischen der Malerei hat mich folgendes gar sehr gefördert; die Anwesenheit des Restaurator Palmaroli in Dresden bewog unsern gnädigsten Herrn, den hiesigen Zeichenmeister Lieber, der sich wegen seiner großen Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit besonders dazu empfiehlt, dorthin zu senden, wo denn glücklicher Weise der Italiener seinen Kunstgenossen in Affection nahm, und wir glauben können, daß er ihn wirklich in das Technische dieses Geschäfts völlig eingeleitet habe. Mehrere verderbene, von hier nach Dresden gesendete Bilder sind zu allgemeiner Zufriedenheit von da zurückgekommen. Lieber hat sich nunmehr hier schon eingerichtet und wird seine Künste weiter sehen lassen. Vom Uebertragen des Oelbildes von einer Leinwand auf die andere hat er schon hinreichende Probe gegeben. Und so folgt eins aus dem andern. Freilich wird gar manches bei aufgehobener Stockung der Communikation schneller sich verbreiten und das Gute fernerhin leichter zu fördern seyn, dem ders will und versteht.

Nun aber machte von ästhetischer Seite Alexander Manzonis Roman: I Promessi Sposi, bei mir wirklich Epoche. Lesen Sie gewöhnlich den Globe, welches kein Gebildeter versäumen sollte, der mit dem Treiben und Wirken unserer westlichen Nachbarn in Verbindung bleiben will, so sind Sie schon mit diesem bedeutenden Werke genugsam bekannt. Käme Ihnen aber das Original oder irgend eine Uebersetzung zu Handen, so versäumen Sie nicht, sich mit genanntem Werk bekannt zu machen. Zwei deutsche Uebersetzungen kommen heraus; die Berliner hält sich mehr an die Darstellungsweise des Originals und liefert uns ziemlich das Wie des Vorgehenden; die Leipziger gibt uns auf alle Fälle auch von

dem Was geschehen historische Kenntnisse. Wem das Original zugänglich ist, und wer eine gewiß bald erfolgende französische Uebersetzung zur Hand nimmt, wird sich freilich immer besser befinden.

Auch war mir plastisches Gebilde fortwährend günstig. Von Berlin erhielt ich fernere Gypsabgüße von denen in England befindlichen antiken Terracottas, auch einzelne Figuren von dem berühmten Basrelief, die Vergötterung Homers vorstellend, zu meiner Zeit noch im Palast Colonna. Dergleichen Gegenstände treiben immer aufs Neue ins Alterthum, zur Betrachtung der Gesinnungen, Sitten und Kunstweise jener Zeiten. Da man sich denn immer einrichten muß, in einem unerforschlichen Meere zu schwimmen.

Von da ward ich wieder in den äußersten Norden verschlagen, denn dort muß man wohl die Urfabel des Nibelungen-Liedes aufsuchen. Ein neuer Versuch, uns nah genug an dieses Gedicht, wie es in altdeutscher Form vor uns liegt, heran zu führen, von einem Bonner Namens Simrock, verführte, mich darauf einzugehen. Hier wird uns nun zu Muthe wie immer, wenn wir aufs Neue vor ein schon bekanntes colossales Bild hintreten, es wird immer aufs Neue überschwenglich und ungeheuer, und wir fühlen uns gewissermaßen unbehaglich, indem wir uns mit unsern individuellen Kräften weder dasselbe völlig zueignen, noch uns demselben völlig gleichstellen können.

Das ist dagegen das Eigene der griechischen Dichtkunst, daß sie sich einer löblichen menschlichen Fassungskraft hingibt und gleichstellt; das Erhabene verkörpert sich im Schönen.

Zur Fortsetzung verpflichtet

J. W. v. Goethe.

Weimar, 11. November 1827.

Beikommendes, wegen Verspätung um Vergebung bittendes, erfolgt hier mit den treusten Wünschen; um es nicht länger aufzuhalten, sage nur kürzlich: daß die letzte lithographische Sendung wohl angekommen ist. Diese Abtheilung Ihres löblichen Werkes hat uns abermals viel zu denken gegeben, hier ist wieder eine eigene Welt, deren Kenntniß wir Ihren großen Bemühungen

schuldig sind. Herr v. Cotta bringt die Schiller'sche Correspondenz wieder in Anregung, ohne die in solchen Fällen so nöthige Bestimmtheit. Er scheint eine partielle Ablieferung des Manuscripts zu beabsichtigen, wobei denn auch eine partielle Zahlung des Honorars erfolgen müßte. Ich werde ihm deßhalb nächstens ausführlicher schreiben und wünsche ihm auch hierin zu Willen zu seyn, weil er denn doch am besten wissen muß, wie eine Sache anzugreifen ist und wie sie fortschreiten kann. Erhalten Sie mir ein wohlwollendes Andenken; ich nutze möglich meine Tage, um das noch zu leisten, was kein anderer thun könnte. Da wird denn doch, unter uns gesagt, noch manches zurück bleiben.

Und so fortan empfohlen zu seyn wünscht der Ihrige

G.

München, 8. Januar 1828.

Indem ich mich von einer langwierigen Unpäßlichkeit erhole, nehme ich, verehrtester Freund, Ihre Briefe wieder zur Hand, und erschrecke nicht wenig, zu sehen, daß schon zwei Monate verflossen, seit ich Ihnen zuletzt geschrieben habe!

Ihren Brief vom 11. November habe ich bald nach Abgang des meinigen vom 9. empfangen, und habe Herrn v. Cotta sogleich wegen der theilweisen Ablieferung Ihrer Correspondenz mit Schiller gesprochen; er versicherte, daß dieses nur auf einem Mißverständniß beruhe, und daß er Ihnen von Stuttgart aus alsbald nach seiner Rückkehr darüber schreiben würde. Kurz nachher verlor ich acht Tage durch Unwohlseyn, dann haben mich die Geschäfte doppelt in Anspruch genommen, und als ich wieder etwas freier zu athmen anfing und an die Erfüllung meines Versprechens wegen einer Notiz über die hiesigen Kunst- und wissenschaftlichen Anstalten gehen wollte, überfiel mich abermals eine sehr verdrießliche Unpäßlichkeit, die über drei Wochen dauerte. Nun ist Herr v. Cotta auch wieder hier eingetroffen, leider aber höre ich von ihm, daß die Unterhandlung wegen Ihrer Correspondenz mit Schiller eine unangenehme Wendung genommen. Es kränkt ihn nämlich über die Maßen, daß Sie die Einsendung des Honorars als Bedingung zur Ablieferung des Manuscripts

gesetzt haben! Ein solches Mißtrauen, sagt er, habe er noch nie erfahren, und daß er es von Ihnen und zwar gerade in dem Augenblick erleben müsse, wo Sie durch eine freundliche Erklärung das beste seit so vielen Jahren bestehende Einverständniß hergestellt hätten, das sey ihm das Grausamste, was ihm begegnen könne. Er habe sich gefallen lassen, daß Sie ihm das Manuscript nicht eher einsenden wollen, als bis er sich über die neue Forderung erklärt, die Sie, abgesehen von der schon vor ein paar Jahren getroffenen Uebereinkunft, ihm gestellt, und obwohl jetzt nach vollendeter Redaktion Sie 2000 Thlr. mehr verlangten, so willige er ein; jedoch müsse Ihnen sein Wort genügen, sey es nun, daß er Ihnen das Honorar auf einmal oder in Terminen zu bezahlen verspreche. Letzteres sey bei einer so großen Summe, so wie aus Rücksicht auf sein weiteres Zugeständniß, der Billigkeit gemäß, überdem habe die Schiller'sche Familie, da Frau v. Schiller zu jener mit Ihnen geschlossenen ersten Uebereinkunft eingewilligt, für ihr Theil bereits Abschlagszahlungen erhalten."

Ich kann unter diesen Umständen nichts anderes thun, als Sie aus innigster Freundschaft bitten, doch ja die Sache ins Gleiche zu legen. Schonen Sie die Empfindlichkeit eines Mannes, der den größten Werth darauf setzt, freundlich und vertrauungsvoll von Ihnen behandelt zu werden, und vermeiden Sie, auf diese Weise sich Ihre Ruhe durch verdrießliche Correspondenz zu stören. Sie wissen, wie aufrichtig ich Sie liebe, und werden daher meine Bitte gewiß recht verstehen, vielleicht wäre es zur Erleichterung des Geschäfts auch gut, wenn Sie, nach Festsetzung der Bedingungen, Herrn v. Cotta rücksichtlich der Zahlung der Schiller'schen Hälfte an die Familie selbst verwiesen. Daß ich Alles angewandt habe, um Herrn v. Cotta zu beschwichtigen, brauche ich wohl nicht zu versichern; er hat sich vorgenommen, Ihnen über die ganze Angelegenheit zu antworten; ehester Tage kehrt er nach Stuttgart zurück, und vor Ostern wird er nicht wieder hieher kommen.

Den 13. Januar.

Wende ich mich nun zu der Aufgabe, Ihnen die artistischen und wissenschaftlichen Zustände auf eine Weise zu schildern, daß

Sie öffentlich davon Gebrauch machen könnten, je finde ich, je länger je mehr ich die Sache betrachte, die größten, ja unüberwindliche Schwierigkeiten. Denn eine bloße Beschreibung oder Schilderung würde weitläufig und langweilig, eine Beurtheilung aber würde undankbar werden. Ueberdem ist auch Alles noch in der Entwicklung, und ich sehe keine andere Möglichkeit günstig und wahr zugleich zu reden, als indem man von den Absichten desjenigen spricht, welcher der Urheber von Allem ist.

In dieser Beziehung kann nämlich das bereits Geschehene wie das Entworfene nur gelobt werden; die Ideen des Königs sind durchaus edel und großartig, und diesen Charakter trägt Alles, was er bis jetzt unternommen hat; so unbefriedigend auch in manchen Stücken die Ausführung seiner Anordnungen seyn mag. Wer aber wollte es einem Fürsten zur Last legen, daß er nicht immer auf eine seinem hohen Geist ganz entsprechende Weise bedient wird. Man wird nicht mehr fordern, als daß er seine Leute unter den besten und ausgezeichnetsten wähle, das aber hat der König, besonders in Rücksicht auf die Kunst gethan, und somit fallen alle Klagen, welche zu erheben wären, auf das Zeitalter, das eben nicht fruchtbarer und gediegener ist, als es eben ist. Ja man muß vielmehr anerkennen, daß ein solcher Fürst sehr erhebend und bildend auf seine Zeit einwirkt, daß er durch die großen Aufgaben, die er stellt, dem Talent erst Gelegenheit zur Entfaltung gibt, und daß in dem regen Leben, welches er hervorruft, die Geister sich wechselseitig erziehen. Auch zeigt sich bei den Leistungen der hiesigen Künstler im Ganzen bereits ein entschiedener Fortschritt, und man müßte sehr befangen seyn, wenn man nicht daraus große Hoffnungen für die Zukunft schöpfen wollte. Das Einzige, was man am König nicht rühmen möchte, weil es Besorgniß einflößt, ist, daß er zu vieles auf einmal begonnen, wodurch, da er mit den Mitteln weislich Rath hält, die Zeit der Vollendung zu weit hinausgeschoben wird. Doch hierüber kann man schweigen, weil man es dem Schicksal überlassen muß; oder vielmehr, man kann es in dem Wunsch für ununterbrochenes Glück aussprechen, der sich ohnehin je mehr je eher aufdrängt.

Suchen wir nun eine Uebersicht der Kunstunternehmungen des Königs zu gewinnen, so reihen sich dieselben in folgende drei Abtheilungen. **Anlage von Sammlung alter Kunstwerke, Errichtung**

der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären seyn."

Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. Wer sich hiervon überzeugen will, vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isvendiar mit dem dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias, wo, zur Todtenfeier Patroklos, die mannichfaltigsten Preise, von den verschiedenartigsten Helden, auf die verschiedenste Art gewonnen werden. Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maaßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannichfaltig und lange geschrieben. Ueberlasse man doch der gemeinen unbehülflichen Menge vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht reinem, unbewundenem Urtheil zu statten kommt.

Vergleichung.

Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in

von Baudenkmalen, und mit diesen zusammenhängend die Anordnung von den Denkmalen der Malerei und Sculptur.

Unter den Sammlungen zeichnet sich vor Allem die der antiken Bildwerke aus, welche zum Theil schon in dem dazu erbauten Gebäude aufgestellt ist und nun ununterbrochen aufgestellt wird, wie denn dieser Tage wieder ein neuer Saal eröffnet worden. Diese Sammlung ist ohne Bedenken die reichste und vorzüglichste ihrer Art in Deutschland, und tritt in gleichen Rang mit den bedeutendsten Antiken-Sammlungen von Europa. Dann folgt eine Sammlung italienischer Gemälde aus der besten und aus der alten Zeit, welche erst bei Eröffnung der neuen Gallerie aufgestellt werden soll. Ferner erwarb der König die sehr reiche Sammlung von Vasen und Antiquaillien, welche Prinz Murat in Neapel besessen, auch diese soll erst bei Vollendung des neuen Gallerie-Gebäudes sichtbar werden. Zuletzt kaufte dann der König unsere Sammlung, die ebenfalls in jenes Gebäude bestimmt ist, einstweilen aber im nächsten Frühjahr in abgesonderten Sälen des Schlosses zu Schleißheim aufgestellt werden soll. Den hohen Werth, den dieser Schatz sowohl allein und für sich, als auch in Verbindung mit den hiesigen Meisterwerken neuer niederländischer Malerei hat, kennen Sie aus eigner Anschauung.

Was die Baudenkmale betrifft, so ist die Glyptothek bis auf die Ausschmückung und die Einrichtung einiger Säle vollendet, und gehört dieses Gebäude, dem Umfang und der Pracht, sowie der technischen Ausführung nach, zu den bedeutendsten Bauwerken neuester Zeit. Sie wissen, daß der König als Kronprinz im Jahr 1816 den Anfang zu diesem Gebäude hat machen lassen. Die noch früher gefaßte Idee einer Walhalla, worin die Büsten aller hochverdienten deutschen Männer vereinigt werden sollen, wird nun auch verwirklicht. Das Gebäude, in Gestalt eines kolossalen dorischen Tempels, wird in einer der schönsten Landschaften, auf einem Felsen am Ufer der Donau, eine Stunde von Regensburg, errichtet; man beschäftigt sich schon seit ein paar Jahren, die Werkstücke dafür zuzurichten. Zwei andere große Baudenkmale, welche der König aufführen läßt, sind ein neuer Flügel am hiesigen Schloß, und eine Schloßkapelle, von dem Umfang einer Kirche; am ersten ist das untere Geschoß schon meist vollendet.

Eben so weit ist auch das neue Galleriegebäude oder die Pinakothek gediehen; es wird dasselbe zwar auf Kosten des Staats und unter dem Namen des vorigen Königs erbaut, während dessen Regierung die Stände die nöthige Summe bewilligt haben, aber es ist dieses gänzlich durch den Einfluß des jetzigen Königs geschehen, welcher für dieses Denkmal ein ganz besonderes Interesse hegt. Es wird eines der großartigsten Gebäude; im untern Geschoß werden sich die Säle und Gemächer für die Kupferstiche und Handzeichnungen, Vasen, geschnittenen Steine und andere Kunstalterthümer befinden; im obern Geschoß aber wird an einer Seite ein offener Bogengang, wie die Logen im Vatican, angebracht, woraus man durch verschiedene Thüren, nach Abtheilung der verschiedenen Schulen, in die großen von oben erleuchteten Säle gelangen wird, an der andern Seite aber werden, im Zusammenhang mit den großen Sälen, Cabinete mit Seitenbeleuchtung, für die kleinen Gemälde jeder Schule, seyn. Außer diesem Denkmal ersten Ranges muß auch noch das Odeon angeführt werden, welches seit der Regierung des jetzigen Königs begonnen und dieser Tage vollendet und eröffnet wurde. Es ist dieses ein Ball- und Concerthaus, von dem Umfang eines Palastes, mit basilikenartigem Saal, der von einer übereinanderstehenden Reihe Säulen getragen wird. Alle diese Gebäude, so wie der noch von dem verstorbenen König erbaute Palast des Herzogs von Leuchtenberg, sind von dem Hofbauintendanten von Klenze.

Von der Menge Privatgebäuden, die fortwährend und zwar meist in ungewöhnlich großem Verhältniß aufgeführt werden, kann natürlich hier nicht die Rede seyn. Auch unter der Regierung des verstorbenen Königs wurde sehr viel gebaut, und ich finde, daß seit neunzehn Jahren die Stadt sich um das Doppelte vergrößert hat. Man unterscheidet von jener Periode ganze Stadtviertel, die mehr oder weniger das Gepräge des damaligen Oberbaumeisters Fischer tragen, so wie man jetzt ganze Stadtviertel findet, in denen man sogleich die Art und Weise des jetzt herrschenden Baukünstlers erkennt. Die bedeutendsten Baudenkmale aus der Zeit des verstorbenen Königs sind: das unter seiner Regierung zweimal nach demselben Plan ausgeführte prächtige Theater, die Frohnveste und die sich nun ihrer Vollendung

nahende, aus den schönsten Werkstücken gebaute Isarbrücke von Probst und Klenze.

Daß unter den Auspizien des jetzigen Königs dem verstorbenen von der Stadt ein ehernes Bild soll errichtet werden, wissen Sie, so wie daß Rauch dasselbe in sitzender Stellung entworfen und daß es auf den Theaterplatz vor dem neuen Schloßflügel bestimmt ist.

Indem man die Unternehmungen des jetzigen Königs für Kunst und Wissenschaft rühmt, darf man nicht unerwähnt lassen, daß sein Vorgänger die Akademie der Künste auf einen wahrhaft großen Fuß reorganisirt oder eigentlich neu geschaffen, daß er mit derselben Freigebigkeit die Attribute der Akademie der Wissenschaften: Bibliothek, Münzsammlung, botanischen Garten, Sternwarte und chemisches Laboratorium u. s. w. entweder neu errichtet oder außerordentlich großmüthig bedacht hat, und daß auch die Gemäldesammlung, unter dem besondern Einfluß des Kronprinzen, durch sehr bedeutende Ankäufe, meist von italienischen Meisterwerken aus der besten Zeit, vermehrt wurde. Was aber ganz allein dem jetzigen König angehört, das sind die Aufträge, die er seit vielen Jahren an die besten Bildhauer von Deutschland für Büsten zu der Walhalla gegeben, so wie von der andern Seite die Beförderung der Freskomalerei. Und hiermit gelange ich denn zur dritten Abtheilung der königlichen Kunstunternehmungen. Daß Cornelius mit Hülfe von zwei befreundeten jungen Künstlern, den Professoren Zimmermann und Schlotthauer, den Götterſaal in der Glyptothek vollendet hat, und daß der Heldensaal dort weit vorgerückt, ist Ihnen bekannt, auch werden Sie gehört haben, daß mehrere Schüler von Cornelius Gelegenheit erhalten haben, in den Arkaden, die aus dem Schloß in den Hofgarten führen, ihr Talent mit Freskomalen an Gegenständen aus der Geschichte des Wittelsbacher Hauses zu versuchen. Neuerdings hat der König Cornelius aufgetragen, die Malereien für den Bogengang an der Pinakothek zu entwerfen, und die Gegenstände aus der Geschichte der Malerei zu wählen, mit diesen Entwürfen und mit den Cartons zum Heldensaal ist er jetzt abwechselnd beschäftigt. Auch hier zeichnet er sich durch geist- und phantasiereiche Compositionen vor Allen aus, zugleich ist in den beiden ersten Blättern eine Einfachheit und Ruhe sichtbar, die man sonst

bei ihm meist vermißt. In einiger Zeit, wenn der König die Entwürfe gesehen und gebilligt hat, wird Cornelius Ihnen hoffentlich eine oder die andere Durchzeichnung senden können. Er trägt mir auf, Ihnen die besten Empfehlungen zu sagen und seinen Dank für die übersandte Medaille auszudrücken.

Neben Cornelius sind seit Kurzem zwei junge Männer von sehr schönem Talent an der hiesigen Akademie angestellt worden, Heinrich Heß und Julius Schnorr. Beide haben auch schon wichtige Aufträge vom König, ersterer soll nämlich die neue Schloßkapelle, der andere aber den neuen Schloßflügel in Fresko malen. Sie fangen bereits an, Entwürfe zu diesen großen Arbeiten zu machen. Von Heß sieht man ein vortrefflich ausgeführtes Gemälde, Apoll unter den Musen, in Lebensgröße, welches er in Rom gemalt hat, und Schnorr hat ganz kürzlich die Cartons zu den Gegenständen aus dem Ariost aufgestellt, welche er in der Villa Massimi in Fresko gemalt hat.

Der junge Langer, der nun nicht mehr bei der Akademie angestellt ist, hört indessen nicht auf, in seiner Kunst thätig zu seyn; er hat in seinem Landhaus einen Saal in Fresko gemalt, woran Manches zu loben ist. Genug man hört und sieht jetzt hier nichts als Fresko und Fresko, die Oelmalerei ist jetzt ganz auf die Porträt- und auf die Genre- und Landschaftsmalerei beschränkt. Das Porträt begünstigt der König nun sehr, indem er sich und die Königin im Krönungsornat und sonst verschiedentlich von Stieler malen läßt, ganz besonders aber auch dadurch, daß er diesem Künstler immer Aufträge gibt, die ausgesuchtesten Schönheiten abzubilden, die dann später in eine Sammlung vereinigt werden sollen. Die Genremalerei hingegen, welche von König Max fast ausschließlich begünstigt wurde, überläßt König Ludwig ihrem Schicksal, sie findet außer dem Beifall vieler einzelnen Liebhaber ihre Hauptstütze im Kunstverein.

Den 16. Januar.

Soll ich nun auch von des Königs Unternehmungen für die Wissenschaft reden, so kann ich mich freilich kürzer fassen, weil sich diese einstweilen auf die Versetzung der Universität und auf die Reorganisation derselben und der Akademie beschränken. Gerade

in diesen Unternehmungen aber hat der König seinen großartigen Sinn auf das Vollkommenste bewährt und hat er sich über alle einseitigen Ansichten erhaben gezeigt. Durch die vor sechs Wochen gegebenen neuen Statuten ist die Universität auf gleichen Fuß mit den norddeutschen gestellt, und so ist die Möglichkeit erlangt worden, aus ganz Deutschland Lehrer herbei zu ziehen. Der König hat sich zu dieser von einer Seite empfohlenen, von der andern als bedenklich dargestellten Maßregel auf Schellings Anrathen entschieden, dem er in wissenschaftlichen Dingen vor allen Andern, oder eigentlich allein, sehr großes Vertrauen schenkt, und den er, wie Sie bereits wissen, als General-Conservator aller wissenschaftlichen Sammlungen der Hauptstadt hierher berufen hat. Diese Ernennung hängt mit der neuen Einrichtung der Akademie zusammen, wodurch sie der Administration aller Sammlungen und Anstalten überhoben und andern Theils mit gänzlicher Wahlfreiheit begabt wurde. Es steht von dieser Einrichtung in jeder Hinsicht und namentlich für die Sammlungen und die übrigen bisherigen Attribute der Akademie viel Gutes zu hoffen, denn bei der nun hergestellten Einheit der Administration kann auf bessere Ordnung gehalten und für eine durchaus nothwendige reichere Dotation wirksamer gehandelt werden. Schelling ist durch das ihm in so hohem Grad bewiesene Vertrauen des Königs neu belebt, dazu kommt noch, daß ihn die Akademie mit großer Mehrheit zum Verstand gewählt hat, und besonders auch, daß er sich nach langwieriger Kränklichkeit wieder seiner Gesundheit erfreut. Die schönste Frucht von Allem diesem sind seine philosophischen Vorlesungen an der Universität. Da ich ihn nie vortragen hörte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich zu Gast zu bitten, und nun bin ich durch die Klarheit, Sicherheit, Mannichfaltigkeit und Kunst seiner Darstellung so gefaßt worden, daß ich, sofern meine Gesundheit es erlaubte, mich stets eingefunden habe. Er hat bis jetzt als Einleitung eine Geschichte der Philosophie von Descartes bis Hegel, ihrer genetischen Entwicklung nach, gegeben, und ist dabei mit der größten Freiheit, Umsicht und Mäßigung zugleich verfahren; nur hat er, wie natürlich, Hegel ohne alle Schonung als den Kuckuck behandelt, der sich ihm ins Nest gesetzt hat. Und da er demselben nicht nur durch die Priorität und die schon längst bewiesene Darstellungsgabe, sondern auch

noch durch die großen Fortſchritte weit überlegen iſt, welche er ſeit ſeinem vieljährigen Stillſchweigen in der Klarheit, Gediegenheit und Kunſt der Sprache gemacht hat, ſo gibt ihm das abſtruſe, finſtre Weſen der Hegel'ſchen Ineinsbildung von Logik und Metaphyſik freilich das beſte Spiel. Ja er ſpricht ohne Weiteres aus, das ſogenannte reine Denken Hegels ſey im Grund genommen verſtiegenes leeres Denken, und bloß durch Inconſequenz und Abſichtlichkeit des Erfinders dieſer Lehre gewinne ſie Inhalt und Intereſſe, was denn allerdings das ſchlimmſte Lob ſey, welches man einem Philoſophen ertheilen könne, der ſich gerade mit Methodik und dialektiſcher Kunſt am meiſten brüſte. Ein anderesmal, um das Verhältniß ſeiner bisherigen Philoſophie zu der Hegel'ſchen zu bezeichnen, vergliche er ſie mit dem Beſtreben eines Künſtlers, die menſchliche Geſtalt zu bilden, es ſey ihm nicht in allen Stücken nach Wunſch gelungen, manches Unwahre, das der lebendigen Natur ſchlecht entſprochen, ſey dabei vorgekommen; nun habe ein Zweiter ſeinen Verſuch wiederholt, und habe gerade alles Unvollkommene, Willkürliche und Unnatürliche nachgeahmt, ſo daß er ganz ins Affenartige gerathen, und ſo beide urſprünglich verwandte Verſuche nun auf das Weiteſte von einander entfernt ſeyen. Dieſe entſchiedene Polemik iſt erſt in den letzten Vorleſungen hervorgetreten; es bedurfte aber des Reizes derſelben nicht, um die Theilnahme der Zuhörer zu erhöhen, die von den erſten Tagen her aus allen Klaſſen und ſtets in größerer Anzahl herbeiſtrömen und mit ſteigendem Beifall ausharren. Es wirkt dieſes Beiſpiel äußerſt wohlthätig auf die ganze Univerſität, es verbreitet ſich ſichtbarlich ein ernſter wiſſenſchaftlicher Geiſt, der, auf das Höhere und Höchſte gerichtet, ſich eben ſo ſehr von dem Phantaſtiſchen und Dunkeln, als von dem Gemeinen und Tagtäglichen abzieht. Auch ſcheint der Einfluß auf die andern mehr oder weniger im Gebiet der Philoſophie verſirenden Lehrer ſehr günſtig, bis jetzt iſt gar keine widerwärtige Reibung entſtanden. Das bloße Auftreten von Schelling hat freilich veranlaßt, daß der hyperwitziſche Bader ſeinen Lehrſaal alsbald leer geſehen, aber dabei iſt es auch geblieben, da Niemand den Kitzel gehabt, zur That auch noch das Wort zu fügen; und die Andern, Schubert, Oken und Görres, leſen je nach ihrer Weiſe ſinnig-gemüthlich oder phantasmagoriſch und dogmatiſch ruhig neben einander

fort, jeder nimmt sich so gut zusammen, als er kann, um das mehr oder weniger in hohem Grade erweckte Interesse zu erhalten.

So weit hatte ich vor zwölf Tagen geschrieben, als ich durch einen wahren Strudel von Verhältnissen abgezogen wurde. Nur in der Hoffnung, diesen Brief nach Wunsch vollenden zu können, ließ ich ihn von Tag zu Tag liegen, statt daß ich ihn lieber unvollendet hätte absenden sollen. Verzeihen Sie dieses Versäumniß und haben Sie Nachsicht mit Ihrem in unsäglich seltsamen Zuständen sich befindenden Freund. Das Beste, was ich noch dieser Bitte hinzufügen kann, ist, daß ich gesund und heiter bin. Möchte ich nur dasselbe auch bald von Ihnen hören, und möge ich dann auch vernehmen, daß mein Brief noch früh genug gekommen ist, um Ihnen bei einer Lobrede auf den König für Kunst und Alterthum einigermaßen zu dienen. Schorn hat Ihnen durch Kanzler von Müller schon einige Notizen gegeben, und hat auch der antiquarischen Werke gedacht, die hier bei Cotta herauskommen sollen. In den neuesten Nummern des Kunstblattes hat er nun auch eine ausführliche Beschreibung des Götterſaals von Cornelius in der Glyptothek gegeben, die Beschreibung der verschiedenen in derselben eröffneten Antikensäle finden Sie von derselben Hand in dem Jahrgang 1827 des Kunstblatts. Und nun eile ich denn zu schließen, damit endlich mein Gewissen von dem so lange hängen gebliebenen Brief befreit werde. Ich füge nur noch bei, daß Dr. Carlyle mir einen Aufsatz seines Bruders aus dem Oktoberheft des Edinburgh-Review zu lesen gegeben, der mich gerade in dem was Poesie betrifft über die Maßen erfreut, und überdem den allergünstigsten Begriff von der Individualität des Verfassers eingeflößt hat. — Direktor v. Dillis trägt mir auf, Ihnen für die durch Hofrath Martius übersandte Medaille auf das schönste zu danken; eine heftige Krankheit, von der er sich eben erholt, hat ihn bisher verhindert, Ihnen zu schreiben. Zuletzt danke ich selbst denn auch und recht von Herzen für die Farbenlehre. Es ist mir eine wahre Genugthuung, sie wieder von Ihrer Hand zu besitzen; es knüpfen sich in Beziehung auf die mit Ihnen verlebte schöne Zeit im Jahr 1814 und 1825 so viele Erinnerungen an dieses Buch, daß es mir die größte Ueberwindung gekostet, das erste Exemplar weggeben zu müssen, so daß ich bis zur

was ich Ihro Majestät dem König schuldig bin, und daß es mein angelegenster Wunsch ist, es auf eine würdige Weise öffentlich darthun zu können. Der Gedanke hat schon geblüht und Frucht angesetzt, die nächste Zeit, hoffe ich, soll ihn zur Reife bringen.

Mein nächster Brief wird eine unerfreuliche und eine erfreuliche Seite haben: die erste gibt Nachricht von einem höchst unschicklichen Betragen, die zweite eröffnet eine Aussicht auf einen Abschluß des fraglichen Geschäfts; sodann wird Ihre Vermittlung abermals angerufen, und man wird sich, wie auch gegenwärtig, Ihrer fortgesetzten, treu-ernsten Theilnahme andringlichst empfehlen. Unwandelbar

Goethe.

Weimar, 8. März 1828.

Der von Ihnen, mein Werthester, angekündigte Brief des Herrn v. Cotta ist angekommen, aber leider von der Art, daß man mit Ehren darauf nicht antworten kann. Da sich jedoch daraus ergibt, daß die Angelegenheit wegen der Schiller'schen Correspondenz sich gar leicht beendigen läßt, so darf ich Sie wohl ersuchen, nach so viel Anderem auch dieses gefälligst zu übernehmen.

Man hat auf eine unverantwortliche Weise gehandelt, daß man mir die an die v. Schiller'schen geleisteten Vorschüsse und Stückzahlungen verheimlichte, und mich dadurch in dem Irrthum ließ, als sey ich gegen jene noch wegen des ganzen Betrags ihres Antheils am Honorar verpflichtet und responsabel, weßhalb ich denn auch mit allem Recht das Manuscript zurückhielt, bis ich nicht sowohl mich, als vielmehr sie befriedigt wußte. Jedermann wird diese Vorsicht billigen, über welche Herr v. Cotta sich höchst unanständig geberdet, indem er zugleich gestehen muß, daß er selbst durch jene Verheimlichung schuld an der ganzen Verzögerung sey; denn warum geht er nicht eher mit diesem Bekenntniß hervor?

Doch ich muß inne halten, um nicht die tiefe Indignation wieder aufzuregen, die ich bei Lesung jenes Schreibens heftig empfand; ich eile vielmehr, Ihnen beiliegenden Aufsatz zu empfehlen, welcher, wenn ich nicht irre, alle Theilnehmer zufrieden

ſtellt, wie es ſchon vor zwei Jahren hätte geſchehen können, ware man nicht, und zwar ganz ohne Noth, gegen mich rückhaltig geweſen.

Uebrigens werden Sie, mein Freund, gewiß billigen, daß ich nachſtehenden Vertrag als mit der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung abzuſchließen behandle. Denn dieſe iſt es ja allein, welche bisher von Frege und Comp. in Leipzig anerkannt und auf deren Credit gezahlt worden.

Auch bleibt das merkantile Verhältniß unverrückt, wie ſich das perſönliche auch geſtalten mag, und wird ja leicht die Correſpondenz künftighin in einem ſchicklichern Geſchäftsſtyl zu führen ſeyn.

Mit herzlichem Bedauern, Ihnen wieder läſtig zu werden, unabänderlich der Ihrige.

Goethe.

München, 27. März 1828.

Was Sie mir, verehrteſter Freund, über den Brief des Herrn v. Cotta gemeldet, hat mich über die Maßen betrübt, und ich bedaure nun um ſo mehr, daß der Brief nicht hier geſchrieben worden, weil ich alsdann ohne Zweifel einigen Einfluß auf die Abfaſſung deſſelben hätte ausüben können, und dann hätten Sie gewiß nicht Anlaß zu ſo bittern Klagen darin gefunden. Jetzt, da das Uebel einmal geſchehen, bleibt mir nichts anderes übrig, als zur Erklärung deſſelben zu ſagen, daß Herr v. Cotta in der letzten Zeit eine Menge von Unannehmlichkeiten erfahren, die, weil ſie alle aus dem Mißbrauch ſeines Vertrauens hervorgegangen, wohl geeignet waren, ihn ſehr aus der Haltung zu bringen.

Die Ausſicht, daß durch meine Vermittlung immerhin das Geſchäft für Sie könnte abgeſchloſſen werden, worüber die verdrießliche Correſpondenz entſtanden, hat mich einigermaßen getröſtet, und ich habe Ihren Vertragsvorſchlag ſogleich mit den erforderlichen Bemerkungen an Herrn v. Cotta abgeſandt. Dieſer antwortet mir nun, daß er mit den Zuſätzen einverſtanden ſey, welche Ihr Vorſchlag zu dem ſchon unter dem 14. September 1826 abgeſchloſſenen Vertrag enthalten, daß aber dieſer frühere Vertrag

welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe; dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken muß die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

beibehalten werden müsse, weil darin bereits über das Honorar einer etwaigen Taschen-Ausgabe das Nöthige festgesetzt sey. Herr v. Cotta sendet mir daher die hier beiliegende Abschrift jenes Vertrags, mit Beifügung der von ihm unterschriebenen neuen Bestimmungen, und bittet Sie, sofort das Manuscript zu überschicken und das Geld einzuziehen. Das Aktenstück, welches zu liefern er durch den Zusatz sich anheischig macht, werde er seiner Zeit einsenden, so wie er von Ihnen gelegentlich eine neue Ausfertigung des Vertrags zum Austausch gegen den alten erwarte. Es freut mich, die Sache auf diese Weise geordnet zu sehen, und ich hoffe, Zeit und Umstände werden sich günstig genug erweisen, um die Erinnerung an jenes widerwärtige Mißverständniß bald zu verwischen. Wollen Sie bis dahin die Mittheilungen, die Sie Herrn v. Cotta zu machen haben, durch meine Hände gehen lassen, so bin ich dazu gerne bereit. Der Gedanke, Ihnen Verdruß zu ersparen, setzt mich über alle Unannehmlichkeit hinaus, die mit der Vermittlung zwischen zwei sich wechselseitig gekränkt fühlenden Parteien nothwendig verbunden ist.

Daß Sie den Wunsch aufgegeben haben, in Kunst und Alterthum über die hiesigen künstlerischen und wissenschaftlichen Unternehmungen und Zustände zu reden, begreife ich nur allzuwohl, und, aufrichtig gesagt, es ist mir Ihrer wegen lieb. Auch würde ich nie geglaubt haben, daß Sie ernstlich diese Absicht gehabt, wenn der gute Kanzler mir es nicht zu bestimmt als aus Auftrag von Ihnen versichert hätte.

Schelling hat seine Vorlesungen geschlossen; er hat sich den steten Beifall seiner zahlreichen Zuhörer bis zu Ende zu erhalten gewußt, und wird nächsten Sommer Philosophie der Mythologie, im Winter aber Naturphilosophie lesen, womit er dann sein System der ganzen Entwicklung nach darlegen wird. Er hat in diesem ersten Curius von seiner theoretischen Philosophie herrliche Stellen aus Ihren Schriften mit besonderer Vorliebe angeführt, und neuerlich noch hat er gegen die dualistischen Mystiker, welche eine von Gott gänzlich getrennte Materie annehmen, jenen bedeutungsvollen Vers vorgetragen: Was wäre ein Gott, der nur von Außen u. s. w.

Von mir selbst, so wie von den Meinigen hätte ich Manches zu sagen, doch ich muß abbrechen, weil dieser Brief heute fort soll. Alles auf nächstens.

Und für heute, wie immer, nur noch die herzlichsten Grüße und Wünsche von Ihrem mit treuster Freundschaft ergebenen

S. B.

Weimar, 7. April 1828.

Da sich, mein Theuerster, so viel Ungeschicktes in der Welt ereignet, wodurch unvermeidliches Unheil nur vermehrt und verdoppelt wird, so war es billig, daß auch gute Geister auftreten, welche mit klarem Bewußtseyn das Verschobene wieder ins Gleiche brächten.

Mit dem besten treuesten Danke vermelde daher, daß Sonntags den 6. dieses, als am heiligen Ostertage, die Schiller'sche Correspondenz an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung mit der fahrenden Post abgegangen, und ich dagegen eine Anweisung auf Frege ausgestellt habe.

Hierdurch wäre also dasjenige berichtigt, was real an der ganzen Sache ist. Das Uebrige sey der Zeit und guten Geistern empfohlen.

Lassen Sie mich nun auch von meiner Seite ganz aufrichtig erklären, daß es wirklich Wunsch und Absicht war, über die Münchner Thätigkeiten in Kunst und Alterthum irgend etwas Freundliches auszusprechen, deßhalb ich Sie um einige Notizen bat, auch Herrn v. Müller ersuchte, die Angelegenheit zu erinnern. Wie ich aber bei fernerer Ueberlegung, besonders auch bei genauem Betrachten Ihrer Mittheilungen, gar wohl einsah, daß dergleichen nicht wohl thulich sey, indem ja vom Gelingen und Mißgelingen eines incalculablen Bestrebens nicht wohl im Laufe des Tags zu sprechen ist; daher ich denn jenen Vorsatz aufgebe, jedoch mit wiederholter Bitte: mich von Zeit zu Zeit von den dortigen Zuständen und Vorfallenheiten zu unterrichten, zu dem einzigen Zweck, mich über ein gleichzeitig wichtiges Beginnen immerfort im Klaren zu erhalten. In meinen Jahren hat man nichts weiter zu thun, als seine Existenz, der Naturnothwendigkeit gemäß, nach bestem sittlichen Wissen und Gewissen fortzusetzen, so wenig als möglich ungethan zu lassen, ohne sich wegen des Vielen, was zu thun übrig bleibt, in Sorge zu setzen. Erhalten

Sie mir freundſchaftliche Theilnahme, laſſen Sie mich aber zunächſt auch erfahren, was Sie betrifft und beſchäftigt; man ſpricht mir von Veränderung Ihrer häuslichen Zuſtände, geben Sie mir auch davon Kenntniß.

Den theuern Gatten von Ringseis empfehlen Sie mich zum beſten als einen Dankenden. Sie haben mir von Herrn Eberhard den erfreulichſten Geſang und die angenehmſten Zeichnungen geſendet; mir war höchſt eindringlich, wohl darf ich ſagen rührend zu ſehen, wie ein ſo frühes, gewiſſermaßen altes Gedicht ſich immer wieder auf neue Weiſe in guten und ſchönen Geiſtern reproducire, ausweite, vermannichfaltige, vervollſtändige, und ſo zuletzt dem Unermeßlichen ſich nähere. Wiederholten Dank, woran ſich die beſten Grüße an die lieben Ihrigen treulich anſchließen.

Die dritte Sendung, die ich möglichſt zu ſchmücken geſucht, wird Ihnen gewiß nicht unbeachtet und ungenoſſen bleiben.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

München, 24. April 1828.

Bei meiner Rückkehr von Nürnberg, wo ich der Grundſteinlegung des Denkmals für Dürer beiwohnte, fand ich Ihren lieben Brief, und freute mich ſehr, daraus zu ſehen, daß Sie durch Abſendung des Manuſcripts und Anweiſung des betreffenden Honorars die Angelegenheit wegen der Correſpondenz mit Schiller zu Ende gebracht haben. Von Herrn v. Cotta, der unterdeſſen hier angekommen iſt, hörte ich dann auch, daß das Manuſcript in Augsburg angelangt und daß wegen Ihrer Geldanweiſung bei Frege ſchon längſt die gehörigen Aufträge gegeben ſeyen. Somit bliebe alſo nur noch übrig, daß Sie auf den Bericht über den Abſatz der neuen Ausgabe antworteten. Herr v. Cotta erſucht mich, der Geſchäftsordnung halber daran zu erinnern, und ich füge hinzu, daß es mir in jeder Hinſicht ſehr wünſchenswerth ſcheint, Sie möchten dieſe Gelegenheit ergreifen, um den Briefwechſel mit Herrn v. Cotta wieder herzuſtellen. Sie werden ja leicht eine Wendung finden, wodurch Sie dieſes auf eine ſchickliche Weiſe bewerkſtelligen können; und daß es für das fernere

Verhältniß fruchtbar seyn wird, davon mögen Sie überzeugt seyn. Herr v. Cotta sept, ich wiederhole es, eine große Ehre darein, mit Ihnen in gutem Vernehmen zu stehen, und wenn es von seiner Seite gestört worden, so ist dieses wirklich ohne Absicht geschehen, und kann das nur jener Ursache zugeschrieben werden, die Sie sehr richtig als Grund so vielen Unheils bezeichnen. Herr v. Cotta gedenkt dießmal hier längere Zeit zu verweilen.

Der Antheil, den Sie an Allem nehmen, was sich hier Bedeutendes in Kunst und Wissenschaft ereignet, ist mir die beste Aufforderung, mit meinen Nachrichten fortzufahren, und nach der allgemeinen Uebersicht, die ich Ihnen zu Anfang des Jahres gegeben, wird es mir auch leichter werden, Sie von den weiteren Ergebnissen in Kenntniß zu setzen. In der letzten Zeit haben zwei dramatische Werke unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, Struensee, Trauerspiel von Michael Beer, und Albrecht Dürer in Venedig, ein Gelegenheitsstück von Eduard v. Schenk. Nach dem Paria hatte ich zwar nicht die größte Erwartung von dem Trauerspiel, indessen hatte ich doch gedacht, der Verfasser würde seinen eben nicht glücklich gewählten Stoff besser zu beherrschen und zu behandeln gewußt haben. Es hat auch nur einem Theil des Publikums und diesem bloß durch den Stoff gefallen. Das Gelegenheitsstückchen hingegen zeichnet sich sehr vortheilhaft aus; es hat viel Schwung und Leben, so daß es außer einigen Nachläßigkeiten, die leicht zu verbessern wären, höchst empfehlenswerth ist. Ihren freundlichen Gruß an Herrn und Frau v. Ringseis, so wie an Professor Eberhard, habe ich bestens bestellt; sie freuen sich sehr, daß ihre Sendung Ihnen so angenehm gewesen.

Der dritten Lieferung Ihrer Werke sehe ich mit Verlangen entgegen, und ich werde nicht säumen, Ihnen von dem Eindruck zu reden, den mir die neue Zugabe machen wird.

Nun zum Schluß komme ich denn auch auf den Punkt, welcher mir der wichtigste in Ihrem ganzen Brief ist, und gestehe ich, daß das Gerücht von einer Veränderung in unseren häuslichen Zuständen allerdings Grund hat. Es ist mir nur das Gerücht ein paar Wochen zuvorgeeilt, denn ich hatte mir schon vorgenommen, dieser Tage Ihnen zu melden, daß ich im Begriff bin, mich mit Mathilde Rapp, Tochter des Ihnen aus früherer

Zeit bekannten Hofbankdirektors Rapp in Stuttgart, zu vermählen. Die edelsten Eigenschaften des Geistes und des Charakters, und die treuste, vielgeprüfte Liebe und Anhänglichkeit der Mathilde, haben mich zu diesem übrigens schon längst gefaßten Entschluß bewogen. Ich darf Sie daher um Ihren Segen bitten, und bin überzeugt, Sie werden mir ihn auf diese Versicherung hin von ganzem Herzen geben.

Die Vermählung wird wohl zu Anfang des Juni stattfinden können. Ich habe mir in der nächsten Nachbarschaft unserer jetzigen Wohnung, worin mein Bruder mit Bertram bleibt, ein eigenes Hauswesen eingerichtet und will nun in dieser Umgebung das hiesige Leben versuchen, wobei ich denn freilich wünschen muß, daß es mir gelingen möge, mich an das rauhe Klima besser zu gewöhnen, als bisher. Und somit lasse ich mich Ihnen, verehrtester Freund, zu bestem Andenken und innigster Theilnahme empfohlen seyn. Ehe ich nach Stuttgart gehe, schreibe ich wieder.

Die Meinigen empfehlen sich mit mir auf das angelegentlichste. Von ganzer Seele der Ihrige.

S. B.

München, 17. Mai 1828.

Seit meinem letzten Brief leide ich an einem verwünschten Kramyfhusten, der mich in der jetzigen Zeit, wo ich mich frei und frank bewegen und zur Reise nach Stuttgart anschicken sollte, doppelt und dreifach langweilt. Indessen kann ich doch melden, daß das Uebel im Abnehmen ist und daß ich nach der Versicherung des Arztes von der nun eingetretenen warmen Witterung bald eine gänzliche Genesung erwarten darf.

Um Ihnen eine Freude zu machen, haben wir die neunzehnte und zwanzigste Lieferung unseres lithographischen Werks, welche erst in ein paar Monaten ausgegeben werden können, für Sie und Se. königl. Hoheit den Großherzog abdrucken lassen, und geben wir diese dem Hofmaler Stieler mit, der Ihnen auch Gegenwärtiges überbringt. Sie finden darin die sterbende Maria von Schoreel, welches Blatt wir in jeder Hinsicht für das gelungenste des ganzen Werks halten. Strixner hat an diesem Bilde die Köpfe und Bergmann großtentheils das Uebrige gezeichnet.

Die Bemühungen meines Bruders, die lithographische Technik zu verbessern und auf feste Grundsätze zu bringen, haben sich gerade bei diesem schwierigsten Blatt am befriedigendsten bewährt. Mein Bruder hat sich nämlich schon seit einigen Jahren der Direktion der Druckerei und überhaupt der ganzen lithographischen Technik angenommen, obwohl aus Schonung die von Anfang eingeführte Inschrift: „gedruckt unter der Direktion von Strixner" auf den Abdrücken beibehalten ist. Wir sind überzeugt, dieses Blatt wird Sie auf das angenehmste und lebhafteste an das Gemälde erinnern, und erwarten begierig Ihre Aeußerung darüber.

Die neueste Lieferung Ihrer Werke ist mir dieser Tage zugekommen, und ich habe gleich mit Heißhunger den zweiten Theil zum Faust noch in den losen Blättern gelesen, jetzt liegt das Bändchen schon gebunden auf meinem Tisch, und ich kann nach wiederholtem Lesen nicht anders sagen, als daß dieses neue Fragment das größte Verlangen nach der weiteren Fortsetzung erregt. Der Monolog des Faust im Anfang und die Schlußscene gehören gewiß zu den besten Theilen des Stücks, so wie die Maskerade zu den vorzüglichsten Intermezzo's gehört. Möchte es Ihnen doch gelingen, das Ganze zu vollenden.

Cotta reist morgen auf vier Wochen nach Wien, nachher denkt er wieder hier zu bleiben. Wenn Sie wüßten, mit welcher Unbefangenheit und Besonnenheit ich Ihnen in meinem letzten Brief den Wunsch geäußert, daß Sie eine Wendung finden möchten, mit Herrn v. Cotta wieder einen Briefwechsel herzustellen, so würden Sie es mir sehr gut anrechnen, daß ich heute denselben Wunsch wiederhole.

Stielers Talent, die Aehnlichkeit glücklich aufzufassen, läßt uns hoffen, daß er seine Sendung zu des Königs wie zu Ihrer und unsrer Zufriedenheit erfüllen wird.

Das neueste Heft von Kunst und Alterthum habe ich noch nicht gesehen, ich werde am Ende Sie darum bitten müssen, wenn ich es nicht gar zu lange entbehren soll.

Ich schließe mit dem Wunsche, Ihnen bald meine völlige Genesung und meine Abreise nach Stuttgart anzeigen zu können.

Gott erhalte Sie gesund und frohen Muthes!

Ganz der Ihrige.

S. B.

Rosenheim, 25. Juni 1828.

Die Trauerbotschaft von dem plötzlichen Hinscheiden des Großherzogs erschreckt mich hier in diesem einsamen Badeort, und mein erster Gedanke ist an Sie und die Frau Herzogin. Mein Herz sagt mir zwar, Sie wie die edle Fürstin werden diesen fürchterlichen Schlag von heiterm Himmel herab mit aller Seelenstärke ertragen; möge aber nur der Himmel Ihnen und der ehrwürdigsten der Frauen, auf die sich gerade in dem Augenblick des bittersten Schmerzens noch einmal alle Sorge für Land und Familie wälzt, auch Kraft und Gesundheit schenken.

Laßen Sie mich doch gleich vernehmen, ob dieser mein innigster Wunsch erfüllt ist; sagen Sie mir, wie es Ihnen, wie es der Frau Großherzogin, wie Ihren Angehörigen geht? Thun Sie mir auch die Liebe, und drücken Sie bei der ersten Gelegenheit der fürstlichen Wittwe meine innigste Theilnahme und meine frommsten Wünsche für ihre Erhaltung aus.

Von mir zu reden, so habe ich mich hieher geflüchtet, um meinen abscheulichen Keuchhusten vollends los zu werden. In der That scheint die Wirkung des Bades und der Landluft schon ganz erwünscht, und wenn es so fortfährt, werde ich wohl in vierzehn Tagen ganz wieder hergestellt seyn, und werde ich dann bald nach meiner Rückkehr in München die so lange verschobene Reise nach Stuttgart antreten können. Immerhin wird Ihr Brief mir hier oder in München zukommen.

Nochmals, Gott erhalte Sie und die Ihrigen gesund und rüstig.

Unwandelbar in treuester Freundschaft und Anhänglichkeit

S. B.

Weimar, 6. Juli 1828.

Diese Zeit her, mein Theuerster, war ich um Sie gar sehr besorgt, da ich aus Ihrem Schweigen und sonstigen Umständen vermuthen mußte, daß Sie in dem wichtigen Augenblicke Ihres Lebens durch krankhaften Anfall gehindert seyen, einen so langen und wohlgefaßten Vorsatz auszuführen. Dabei dachte ich freilich nicht, daß Sie mich zunächst wegen so großen Unheils bedauern würden.

Das Unerträgliche, das man so lange fürchtet, ja voraussieht, wird nicht erträglicher dadurch, daß es in die Wirklichkeit bereintritt, es übt alsdann erst seine eigentliche ganze Gewalt aus.

Viele Tausende sind in dem gegenwärtigen Falle schmerzlich berührt; ein Jeder leidet auf seine Weise und Jeder sucht sich nach Art und Verhältniß zu fassen und herzustellen.

Die Frau Großherzogin blieb auch dießmal sich selbst gleich, ihr Schmerz war jedoch desto empfindlicher, als Sie in den letzten Jahren die feste Hoffnung gehegt hatte, Sie werde vor Ihm hingehen.

Die jungen Herrschaften mit Prinzeß Auguste reisten nach Petersburg, die Frau Großherzogin mit Prinz Alexander nach Wilhelmsthal, der Großherzog war nach Berlin gegangen, um entseelt, mit allen fürstlichen und militärischen Ehren, in das verödete Weimar zurückgebracht zu werden, wo nun die oberen Behörden mit einer würdigen Bestattung beschäftigt sind, die durch manche zweifelhafte Umstände verzögert wird.

Die dem edlen Fürsten wahrhaft angehörigen Hinterbliebenen kennen nun keine weitere Pflicht noch Hoffnung, als seinen herrlichen, ins Allgemeine gehenden Zwecken auch ferner nachzuleben, wozu ihnen der Charakter, die Gesinnung der neu antretenden Gebieter eine ermunternde Aussicht darbietet.

Alles dieses Unerwartete mit seinen Folgen mußte der brave Stieler erleben und erdulden. Glücklicher Weise für sein Geschäft war das unternommene Bild vollkommen untermalt, als das Unheil über uns hereinbrach. So wurde denn auch das Ausmalen durch die Exaltation, in die uns jede Leidenschaft versetzt, auf eine sonderbare Weise begünstigt, und sowohl diese als auch einige andere von ihm aufgestellte Arbeiten erschienen wie lichte Punkte den trauernden Beschauern. Es gereicht uns dieses zu desto größerer Zufriedenheit, als wir dem hohen Auftragenden einen glücklichen Erfolg dieses Geschäftes vor Augen gestellt wünschten.

Und so muß sich das fortschreitende Leben zwischen das scheidende einschlingen, um das Gewebe des wechselnden Weltwesens der ewigen Nothwendigkeit gemäß fortzuwirken.

Möge ich nun aber von Ihren Zuständen etwas Tröstliches erfahren. Treu verbunden

J. W. v. Goethe.

Herr Hofrath Sorret ſchreibt: S. A. R. Vous prie aussi d'écrire à Monsieur Boisserée: qu'Elle a été fort sensible à son souvenir, comme à la part qu'il prend au deuil général.

* *

Weimar, 15. December 1828.

Seit dem Aufenthalte des trefflichen Herrn Stieler und der Durchreiſe des vielſeitigen Herrn v. Martius, wodurch ich aufgeregt, erquickt und innigſt geſtärkt worden, iſt mir ſo viel Gutes von München hergekommen, daß ich mit der größten Zufriedenheit dorthin zu denken hätte, wenn ich Sie mir nicht immer krank und leidend vorſtellen müßte. Denn gewiß würden Sie mich, wenn es ſich bisher gebeſſert hätte, mit einigen Zeilen erfreut haben. Ich aber bin durch ſo vielfaches, durcheinander wirkendes und webendes Leben dergeſtalt umwickelt worden, daß ich kein gemüthliches Wort in die Ferne zu ſenden fähig geweſen.

Nun will ich jedoch, wenn auch nur mit Wenigem, zugleich meinen herzlichen Antheil ausdrücken, und Sie dringend erſuchen, wo nicht eigenhändig, doch vielleicht durch Ihre liebwerthe Gattin, der ich mich beſtens empfehle, von Ihren Zuſtänden Nachricht zu geben.

Die neueſte Sendung, vier Blätter Ihres herrlichen Domwerks enthaltend, kam geſtern an; ich konnte ſie aber nur bei augenblicklichem Aufrollen bewundern. Das Kirchenblatt ſcheint mir freilich durch den Grabſtichel über Vorſtellung gewonnen zu haben. Ich bereite mich, die Ausführung neben den Probedruck zu hängen und ihm mit Freunden die gehörige Bewunderung zu widmen.

Von meinem Thun und Laſſen kann ich wenig Beſonderes melden. Die nächſte Sendung, welche die Wanderjahre enthalten ſoll, macht mir noch zu ſchaffen. Alle Haupttheile ſind glücklicher Weiſe ſchon längſt vollendet, nur verlangt das Ganze ein gewiſſes Geſchick, das ſich denn auch ergeben wird. Wenigſtens wird ein gebührender Gebrauch des Tages und der Stunden nicht verſäumt.

Und ſomit die beſten Grüße an das wohlwollende München, mit den treuſten Wünſchen für Ihr Wohlbefinden.

Treu anhänglich

J. W. v. Goethe.

München, 29. December 1828.

Sie kommen mir, innigst verehrter Freund, mit Ihrem lieben Brief zuvor. Ich wollte von Tag zu Tag Ihnen schreiben und für die herzliche Theilnahme danken, die Sie mir durch Herrn und Frau v. Cotta, durch die Herren v. Martius und Stieler bezeugen ließen; aber bei dem Wirrwarr von überhäuften Geschäften und mancherlei dringenden Verhältnissen, in welche ich seit meiner Wiedergenesung gerathen, konnte ich noch nicht zu der gehörigen Ruhe gelangen, um mich, wie ich wünschte, mit Ihnen zu unterhalten. Nun freut es mich über die Maßen, nach so langer Unterbrechung Sie endlich wieder begrüßen und Ihnen sagen zu können, daß Ihre liebevolle Besorgniß um meine Gesundheit mich tief in der Seele gerührt hat. Ich befinde mich jetzt ganz wohl und bin heiter und thätig. Aber ich habe viel leiden müssen und habe geraume Zeit gebraucht, mich zu erholen. Im Bade war ich den verwünschten Keuchhusten, der mir den größten Theil des Frühjahrs und des Sommers verdorben hatte, fast ganz los geworden, und da ich mich auch wieder frohen Muthes fühlte, so reiste ich Anfang Augusts nach Stuttgart, meine Braut abzuholen. Wir beide wünschten natürlich die Förmlichkeiten und Höflichkeiten, die bei solchen Gelegenheiten üblich sind, möglichst zu verkürzen, und so hatte unsere Trauung schon am siebenten Tag nach meiner Ankunft, den 12., statt, worauf wir dann gleich die Reise antraten. Sie begreifen, daß unter diesen Umständen ich meinen Vorsatz, Ihnen von Stuttgart aus zu schreiben, nicht erfüllen konnte; daß ich Ihnen auf der Reise nicht schrieb, werden Sie mir auch verzeihen! Gelang es mir ja nicht einmal, meinen Geschwistern und nächsten Verwandten vor meiner Ankunft hier in München Nachricht von meiner Trauung zu geben.

Die Reise ging durch das Breisgau, über Colmar, Thann und Mühlhausen nach Basel; von dort über Schaffhausen nach dem Bodensee bis Bregenz, und nach einem durch schlechtes Wetter vereitelten Versuch, in das Innere der Schweiz zu gehen, durch das Vorarlbergische und Tyrol über Innsbruck und Tegernsee hieher, wo wir am 13. September ankamen. Auf der Reise waren wir mit wenigen Ausnahmen sehr vom Himmel begünstigt, und wir waren in jeder Hinsicht froh und glücklich, obwohl ich täglich

Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenreceß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Seſſionsſtühle, Prinzipalcommiſſarius, Enthuſiasmus, Zepter-Queue, Bruſtſtücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Colloquia, kanoniſcher Billardſack, Gypsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturaliſations-Acte, Pfingſtprogramm, Maureriſch, Manual-Pantomime, Amputirt, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. ſ. f.

Wenn nun dieſe ſämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutſchen Leſer bekannt ſind, oder durch das Converſations-Lexikon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; ſo dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geiſt für berechtigt halten dieſelbe Verfahrungsart auf einer völlig verſchiedenen Unterlage walten zu laſſen.

Geſtehen wir alſo unſerm ſo geſchätzten als fruchtbaren Schriftſteller zu, daß er, in ſpäteren Tagen lebend, um in ſeiner Epoche geiſtreich zu ſeyn, auf einen, durch Kunſt, Wiſſenſchaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb ſo unendlich verclauſulirten, zerſplitterten Zuſtand mannichfaltigſt anſpielen müſſe; ſo glauben wir ihm die zugeſprochene Orientalität genugſam beſtätigt zu haben.

Einen Unterſchied jedoch, den eines poetiſchen und proſaiſchen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Tact, Parallel-Stellung, Sylbenfall, Reim, die größten Hinderniſſe in den Weg zu legen ſcheinen, gereicht alles zum entſchiedenſten Vortheil, wenn er die Räthſelknoten glücklich löſ't, die ihm aufgegeben ſind, oder die er ſich ſelbſt aufgiebt; die kühnſte Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Beſonnenheit des Dichters, die er, in einer ſo nothgedrungenen Stellung, behauptet.

durch mehr oder minder heftige Anfälle an den bösen Keuchhusten gemahnt wurde. Aber in der Nähe von München mußten wir ein furchtbares Gewitter erleben, dem hier noch andere folgten, worauf sich denn die Luft plötzlich dermaßen abkühlte, daß ich den übelsten Eindruck empfand, und in dem Augenblick, wo ich doppelt heiter und beweglich hätte seyn müssen, um meine Frau mit der hiesigen Welt bekannt zu machen, durch eine langwierige Krankheit gänzlich gehemmt und niedergedrückt wurde.

Mein Bruder, der mir immer die treuste Liebe bewiesen, hat dießmal mit meiner Frau gewetteifert, und sie hat in dieser harten Prüfung ihren edeln Charakter seinem ganzen Umfange nach bewährt; nur ist freilich ihr durch diese Erfahrung der Eindruck von München sehr verkümmert worden, und wir hoffen, daß wir beide von nun an recht lange gesund bleiben, um uns mit dem hiesigen Klima auszusöhnen und die Furcht vor seinen bösen Tücken zu verlieren, sonst würden wir gezwungen seyn, ernstlich an einen andern Aufenthalt zu denken.

Doch genug hievon; es ist Zeit, daß ich zur Beantwortung des zweiten Theils Ihres Briefes übergehe. Daß die Ansicht der Vorhalle Sie beim Aufrollen der dritten Lieferung meines Werks angenehm überrascht hat, freut mich gar sehr, und ich zweifle nicht, bei näherer Betrachtung und Vergleichung mit dem Aezdruck werden Sie in das Urtheil aller Kenner einstimmen, daß bis jetzt noch kein architektonischer Kupferstich von solcher Größe so vollendet ausgeführt worden. Auch denke ich, die beiden andern Blätter dieser Lieferung werden Sie durch die Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der Verzierungen, und namentlich das Blatt der gemalten Fenster durch die verschiedenartigste wohlverstandene Zusammensetzung der Farben interessiren.

Die Arbeiten für die folgende Lieferung rücken nun auch immer mehr vor, und wenn ich gesund bleibe, hoffe ich den noch rückständigen Text, welcher den allgemeinen Theil meiner Forschungen über die alte Kirchenbaukunst enthält, im Lauf des kommenden Jahres zu vollenden, so daß das Werk zu Ende 1829 geschlossen werden kann. Ich sehe diesem Zeitpunkt mit wahrer Sehnsucht entgegen, denn die Verdrießlichkeiten und Aufopferungen, welche mir das Werk verursacht hat, sind unzählig!

Cornelius, Stieler und Neureuther haben mir Ihre Briefe

mitgetheilt. Es war mir sehr lieb, daraus den lebhaften Antheil zu sehen, den Sie an der hiesigen Künstlerwelt nehmen, und ich kann Ihnen auch versichern, daß diese Theilnahme in derselben, und namentlich bei Cornelius, die größte Freude erregt hat. Ihr Urtheil ist von solchem Gewicht, daß, wenn Sie nur die Anerkennung wirklich ausgezeichneter Talente aussprechen wollen, Sie stets den entschiedensten Einfluß auf dieselben ausüben können. Die Arbeiten werden in den verschiedenen Ateliers mit vieler Thätigkeit fortgesetzt, und nun ist sehr ernsthaft die Rede, das schon oft besprochene Unternehmen eines neuen Kirchenbaues in Gang zu bringen, wobei es dann wieder große Aufgaben für Maler und Bildhauer geben wird. Der König wünscht an seinem Namenstag, den 25. August 1829, den ersten Stein zu der Kirche zu legen; sie soll, wie die Ludwigsstraße, in welche sie zu stehen kommt, seinen Namen tragen.

Ihr Bildniß von Stieler macht fortwährend sehr viel Glück, auch ich habe meine Freude daran, es ist bei einer angenehmen Aehnlichkeit vortrefflich gemalt; ich kenne wenigstens von Stieler kein männliches Bildniß, welches er so schön ausgeführt hätte. Letzthin zeigte es der König dem Kronprinzen von Preußen, wieder in Umgebung der Bildnisse aller jener reizenden Schönheiten, die er durch eben diesen Künstler hat malen lassen. Wenn es wahr ist, daß der König vor seiner Reise nach Italien, die auf die Hälfte Februar festgesetzt ist, noch einen Besuch in Berlin abstattet, so werden Sie Seine Majestät wohl bald in Weimar sehen.

Von Ihrem Briefwechsel mit Schiller habe ich bis jetzt nur den ersten Theil gelesen, den zweiten erwarte ich noch. Derselbe versetzt mich ganz in jene schöne Zeit des mächtigsten Aufstrebens deutscher Literatur, und ich kann dabei nicht ohne dankbare Rührung gedenken, daß Sie jetzt, nach mehr als dreißig Jahren, immer noch so heiter thätig sind.

Auf die neue Bearbeitung der Wanderjahre bin ich höchst begierig. Der Himmel gebe Ihnen fort und fort Gesundheit und guten Muth, daß Sie dieses und was noch weiter auf Sie wartet, glücklich vollenden.

Meine Frau, die für Ihren freundlichen Gruß schönstens dankt, empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst, so auch Bruder und

Freund. Wir Alle wünschen Ihnen und den Ihrigen, wie uns selber, die Fülle des Glücks zum neuen Jahr!

Mit treuster Verehrung und Anhänglichkeit

S. B.

Apollinarisberg, 25. August. 1829.

Nach so langer Unterbrechung unseres Briefwechsels möchte ich an Ihrem Geburtstag mit dem freundlichsten Gesicht bei Ihnen eintreten, und die besten Wünsche im Herzen, Sie gesund und heiter umarmen!

Möge nun wenigstens dieses Blatt mich Ihnen auf die angenehmste Weise vergegenwärtigen, und möge es Sie veranlassen, mich bald wieder mit Ihren Mittheilungen zu erfreuen. Bei der langen Entbehrung derselben habe ich mich oft gleichsam verwaist gefühlt, und wäre ich seit dem Winter her nicht über und über beschäftigt gewesen, so hätte ich schon längst mich mit einem Brief bei Ihnen eingestellt.

Vor fünf Wochen erst habe ich mich von meinen Arbeiten, die hauptsächlich der Vollendung des Domwerks gewidmet waren, losreißen und nach Kissingen in's Bad reisen können. Seit vorgestern bin ich nun mit meiner Frau hier angekommen, um sie bei meinen Geschwistern und Verwandten einzuführen und um verschiedene Familienangelegenheiten zu ordnen.

Im Bade bin ich endlich dazu gelangt, Ihre neue Ausgabe der Wanderjahre zu lesen, und so habe ich im Geiste recht viel mit Ihnen gelebt. Dieses höchst anziehende und gehaltreiche Buch hat mir den seltsamst angenehmsten Eindruck gemacht, es war mir in mehrfacher Hinsicht bekannt und neu, besonders auch dadurch, daß es mich in seiner jetzigen Gestalt unaufhörlich an ein Werk erinnerte, welches, wenn man es einmal kennt, einem ewig lieb und unvergeßlich bleibt, welches aber durch Stoff, wie durch die Sprache, von dem Ihrigen ganz verschieden ist. Genug, ich glaubte bei der Darstellung der Sitten und Verhältnisse unserer Zeit einen Ariost in ungebundener Rede zu lesen. Da ich diesen Eindruck bei der frühern Ausgabe, so sehr mir dieselbe schon zugesagt, nicht empfangen, so muß ich diesen neuen Genuß

der bessern Verbindung zuschreiben, welche Sie durch die Umschaffung des Werks in die scheinbar unzusammenhängenden Theile desselben gebracht haben. Und das ist, denke ich, der beste Beweis, daß Ihnen die neue Composition vollkommen gelungen, sowie es das schönste Lob ist, welches ich darüber aussprechen kann.

Durch dieses Lesen der Wanderjahre, welches ich theilweise mehrmal wiederholt habe, wurden Sie mir in Ihrem ganzen Seyn und Wesen so vergegenwärtigt, daß die Erinnerung an alles, was ich mit Ihnen erlebt habe, bis in's Kleinste wieder erwachte. Die Umgebung in Kissingen trug mit hiezu bei, und auf der Rückreise, wo wir kurze Zeit in Würzburg, in Darmstadt und Mainz verweilten, wurde ich immer auf's Neue an jene schönen Tage gemahnt, die ich in Ihrer lehr- und genußreichen Gesellschaft zugebracht. Die Vergleichung der Zustände in den Main- und Rheinlanden, von jetzt und damals, gab auch weiter bis hieher, und gibt mir immerfort noch die schönste Veranlassung der mannichfachen Angelegenheiten von Kunst und Wissenschaft zu gedenken, welche mich damals für diese Gegenden so sehr beschäftigten, und für welche ich Ihre thätige Theilnahme zu erregen so glücklich war. Denn vieles, was wir damals wünschten, ist unterdessen auf sehr befriedigende Weise in Erfüllung gegangen und gedeiht immer mehr. — Indem ich dieses schreibe, fühle ich lebhaft die Entbehrung aller Kunde über die Fortsetzung Ihrer Rhein- und Mainhefte. Ja ich muß mit Verdruß bekennen, daß ich durch die öftern diplomatischen Abwesenheiten unseres vielbeweglichen Cotta sowohl, als durch meine eigenen überhäuften Beschäftigungen verhindert worden bin, selbst das im vorigen Jahr erschienene Heft zu sehen! Hätten Sie es zur Hand, so könnten Sie mich durch die Schnellpost viel eher damit hier auf dem Lande beglücken, als ich Gelegenheit haben würde, es selbst in Bonn oder Köln aufzusuchen.

Ich hätte Ihnen so vieles zu sagen, daß ich den ganzen Tag fortschreiben könnte; der Wunsch dieses Blatt an dem bestimmten Tag in Ihre Hände zu bringen, mahnt mich jedoch abzubrechen, ich behalte mir also baldige Fortsetzung vor, und wiederhole nur noch, daß ich das Beste und Schönste für Sie und die Ihrigen in der Seele trage. Meine gute Frau stimmt

mit reinſter Theilnahme in meine Wünſche ein, und empfiehlt ſich zu freundlichem Gedenken.

Ihr treueſt verehrender Freund

S. B.

Weimar, 2. September 1829.

Unſere wackre gute, uns wahrhaft fehlende Freundin Adele, hatte mir ſchon gemeldet, Sie ſeyen auf dem Apollinarisberg erwartet, und ſchon freute ich mich darauf, Sie in dem ruhigen abgeſonderten Zuſtand zu begrüßen; nun kommen Sie mir zuvor, weßhalb Ihnen zum ſchönſten ſoll gedankt ſeyn.

Zuvörderſt aber habe meine Verpflichtung auszuſprechen, daß Sie über die Wanderjahre ein freundliches Wort ſagen wollen. Dem einſichtigen Leſer bleibt Ernſt und Sorgfalt nicht verborgen, womit ich dieſen zweiten Verſuch, ſo disparate Elemente zu vereinigen, angefaßt und durchgeführt, und ich muß mich glücklich ſchätzen, wenn Ihnen ein ſo bedenkliches Unternehmen einigermaßen gelungen erſcheint. Es iſt wohl keine Frage, daß man das Werk noch reicher ausſtatten, lakoniſch behandelte Stellen ausführlicher hätte hervorheben können, allein man muß zu endigen wiſſen; ja dießmal hat mich der Setzer genöthigt abzuſchließen, vielleicht zum Vortheil des Ganzen, was gar leicht, wenn man hie und da zu ſehr verweilt hätte, läſtig geworden wäre, anſtatt daß jetzt, wenn ich Ihrem Zeugniß vertraue, Gefühl, Verſtand und Einbildungskraft ungenirt ihre Rechte behaupten und abwechſelnd, theils einzeln, theils in Geſellſchaft ſich frei ergehen mögen. An Stoff und Gehalt fehlt es nicht, und ich kann froh ſeyn, daß Sie für die Form eine ſo rühmliches Gleichniß gefunden haben.

Etwas ähnliches, obgleich zerſtückter und nur durch Ort und Tagesreihe verbunden, wird Ihnen im 29. Bande der nächſten Sendung vor die Augen treten; die innern und äußern Ereigniſſe meines zweiten Aufenthaltes in Rom werden hier aufgezählt und das Ganze erhält vielleicht nur dadurch eine Einheit, daß es aus einer Individualität, obgleich in ſehr verſchiedenen Jahren, lange gehegt, auch wohl Jahre lang beſeitigt, endlich hervorgetreten.

Treu verbunden

Goethe.

(Nachſchrift.) Ich ſchließe dieſen Brief hiermit, um zu vermelden, daß in dieſen Tagen ein Käſtchen an Fräulein Adele nach Unkel abgeht, worinnen das zweite Heft des VI. Bandes von Kunſt und Alterthum für Sie beigepackt iſt. Sagen Sie mir dagegen bald wieder ein gutes Wort, indeſſen ich noch manches, was durch Ihren letzten Brief aufgeregt und angedeutet worden, zu erwiedern habe.

Adele Schopenhauer in Unkel an Sulpiz Boiſſerée auf Apollinarisberg.

Den freundlichſten Dank für die wirklich ſehr erfreuliche Mittheilung des Goethe'ſchen Briefs. Geſtern erhielt auch ich ein Schreiben Ottiliens und wußte alſo wenigſtens von den Außendingen, die dort vorgehen; von des alten Herrn Stimmung war ich durch die Mittheilung unterrichtet: daß Er das Gartenhaus bezogen. Viele intereſſante Fremde drängen ſich eben jetzt dorthin, und wahrſcheinlich iſt der alte Garten ein buon retiro. Die Sendung wird vielleicht, verſpätet durch dieſe Fremdenfluth, erſt nach Ihrer Rückkehr eintreffen, ich werde pünktlich und genau Nachfrage halten, um Ihnen das Erwünſchte recht bald zu ſenden, es ſey nach Köln oder nach Ihrer eben ſehr hübſch ſommerhellen Höhe.

Herzliche Grüße von allen Bewohnern des Hauſes an Sie und Ihre liebe Frau.

Ihre getreue Nachbarin

Adele.

Weimar, 3. September 1829.

Beikommendes wollt' ich in das Käſtchen unſrer Freundin einſchließen; da ſich aber dieſe Sendung verſpäten möchte, ſo ſende ſolches direkt.

Möge manches in dieſem Hefte Ihnen zuſagen, beſonders empfehle S. 329 u. f., wo ich hervorgehoben habe, was der gute Verbannte vor ſeinen überliberalen Freunden nicht recht ausſprechen

durfte und was in der neuern Zeit immer mehr zur Sprache kommt.

Noch füge hinzu, wie ich in diesen Tagen eine niedliche, klare Abbildung des Apollinarisbergs gesehen, wobei mir denn deutlich geworden, daß Sie, als wahrer Prälat, da oben über dem Rhein thronen. Es muß eine herrliche Aus-, Ein- und Uebersicht von der Höhe Ihrer Fenster seyn. Weiter sag' ich nichts, alles freundlichster Betrachtung überlassend.

Baldige Erwiederung hoffend, und das werthe Ehepaar schönstens begrüßend.

Und so fort an!

Goethe.

München, 12. Februar 1830.

Sie haben, verehrtester Freund, mein Schreiben vom Apollinarisberg so freundlich erwiedert, daß es mich sehr betrübt erst jetzt nach mehreren Monaten für Ihre Briefe und Sendung danken zu können. Hofmaler Stieler hat Ihnen zwar schon vor einiger Zeit, nebst meinen besten Grüßen, die allgemeine Ursache meines Stillschweigens gemeldet, aber Sie müssen von mir selber hören, wie ich durch Familienangelegenheiten in Köln über alle Erwartung belastet, hingehalten worden bin, so daß dadurch eine völlige Verschiebung aller meiner Entwürfe und Verhältnisse entstanden, die noch bis auf diese Tage nachwirkt.

Glücklicher Weise habe ich den ganzen Herbst und Winter hindurch mich ununterbrochen wohl befunden, und habe durch anhaltende Thätigkeit die Ueberlast, welche mir auferlegt war, tragen und größtentheils bei Seite schaffen können. Begünstigt mich fortan meine Gesundheit, die durch den Gebrauch des Kissinger Wassers wieder neu befestigt scheint, so werde ich das Gleichmaß nun bald wieder herstellen, und dann auch mit der gehörigen Geistesfreiheit, die Aufgabe lösen, welche mir für dieses Jahr gesetzt ist. Diese besteht hauptsächlich in der Ausarbeitung meiner Untersuchungen über die Geschichte der alten Kirchenbaukunst. Im vorigen Jahr und bis vor vierzehn Tagen, habe ich mich beständig mit Zeichnungen für das Domwerk beschäftigt, da waren noch Grundrisse von allen den verschiedenen Geschoßen

des Gebäudes, von den ausgeführten und den bloß im Entwurf vorhandenen Theilen deſſelben zu verfertigen, und hinwieder Grundriſſe und Längendurchſchnitte von ſechzehn der bedeutendſten Kirchengebäuden, welche die verſchiedenen Epochen der Kirchenbaukunſt von der alten Peterskirche aus der Zeit des Conſtantin bis zur neuen Peterskirche bezeichnen. Jene Grundriſſe vom Kölner Dom machen gewiſſermaßen eine Partitur des ganzen rieſenhaften Bauwerks aus, und koſteten mir mehr Mühe und Arbeit, als irgend eine der bisherigen Platten, nicht zu gedenken, daß ich dabei großentheils ſelbſt die Zeichnung auftragen mußte. Die ſechzehn Kirchen gaben auch viel Arbeit, es mußten die Materialien zu den Riſſen aus verſchiedenen Werken und Zeichnungen zuſammengetragen und die zerſtörten oder unausgeführten Theile nach der Analogie ähnlicher, gleichzeitiger Gebäude ergänzt werden, ja die ältere Domkirche von Köln aus der Carolingiſchen Zeit mußte nach einer Beſchreibung ganz neu entworfen werden. Ich ſtellte dieſe ſechzehn Kirchen in ſehr kleinem Maßſtab auf zwei Platten zuſammen, in der einen vereinigte ich die Gebäude mit runden Bogen und Kuppeln, in der andern aber jene mit Spitzbogen und Thürmen. Mit dieſen beiden Platten und jener der oberen Grundriſſe des Kölner Doms iſt das Werk geſchloſſen, ſie wurden im Sommer an die Kupferſtecher abgegeben, und werden, da ſie nur in Umriſſen ausgeführt werden, in wenigen Monaten fertig ſeyn. Ich habe mit alter, wieder erwachter Liebe an dieſen Zeichnungen gearbeitet, und hoffe Sie werden Ihre Freude daran haben.

Bei dieſer Gelegenheit gedenke ich, daß Sie in der Fortſetzung Ihrer biographiſchen Denkwürdigkeiten jetzt zu der Epoche gelangen, wo Sie den Aufſatz über Erwin von Steinbach drucken ließen; Sie werden denſelben doch aufnehmen? Durch die bei Schilderung Ihres Aufenthalts in Rom angewandte Form haben Sie ja ſchon auf angemeſſenſte Weiſe den Weg zur Einſchaltung ſolcher frühern Aufſätze gebahnt. Ich habe dieſen 29. Band mit dem größten Intereſſe geleſen; die Briefe geben der Darſtellung eine Friſche und Lebendigkeit, welche uns Ihre damaligen Zuſtände auf das Klarſte vergegenwärtigt. Die Berichte füllen die Lücken ſehr befriedigend aus, und die größeren Aufſätze vermehren die Mannichfaltigkeit und den Werth des Ganzen.

indem ſie gewiſſermaßen Ruhepunkte bilden, auf denen unſer Blick von der vielfach bewegten, höchſt thätigen Perſönlichkeit des Verfaſſers auf die ihn umgebende Welt hingelenkt wird. So iſt die Schilderung des römiſchen Carnevals ganz an ihrem Platz, und im Gegenſatz mit dieſer tollſten Erſcheinung der Außenwelt ſchließt uns die Charakteriſtik des Filippo Neri eine ganz eigenthümliche Seite des frommen katholiſchen Lebens auf, wie ich ſie noch nirgends mit ſo viel Wahrheit, mit ſo viel Unbefangenheit dargeſtellt gefunden habe.

Den tiefſten Eindruck aber bringt das Buch durch das überaus redliche, eifrige, ja leidenſchaftliche Streben nach künſtleriſcher Ausbildung hervor, welches Ihr ganzes Leben in Rom beherrſchte. Da ſieht man was wahrer Ernſt und innerer Trieb iſt; man erwärmt ſich daran wie an der Sonne.

Ihr Alterthum und Kunſt, wofür ich nochmals beſtens danke, hat mich vielfach unterhalten und belehrt. Ein ſolches Heft verſetzt mich ſtets in Ihre Studirſtube und vergegenwärtigt mir, mehr oder minder, die geiſtreichen Geſpräche die darin gehalten, die Gedichte die vorgeleſen, und die Kunſtwerke die beſchaut werden. Unter den alten Bekannten, die nach und nach bei Ihnen eintreten, finde ich dießmal an Göttling und Streckfuß ſehr willkommene neue; des Erſten Ueberſicht von Niebuhrs römiſcher Geſchichte und des Letztern Bemerkungen über Manzonis „Verlobte“ und Niccolinis „Foscarina“ ſind ſehr ſchätzenswerth. Vor allem aber zogen mich Ihre Mittheilungen über die neueſte franzöſiſche und engliſche Literatur und Theater, und ganz beſonders die tiefeingehenden Betrachtungen über unſere griechiſchen Zeitgenoſſen an. Es ſcheint doch nun gewiß, daß der Prinz von Coburg an die Spitze des neuen Staats geſtellt wird. Wer hätte ſich dieſe ſeltſame, höchſt merkwürdige Wendung des Schickſals noch vor wenigen Jahren denken können? Und welche große Folgen wird dieſe Unternehmung haben, wenn ſie gelingt!

Die in dem letzten Jahr erſchienene Hälfte Ihres Briefwechſels mit Schiller habe ich noch nicht leſen können, ſie liegt aber jetzt auf meinem Tiſch und gibt mir die frohe Ausſicht noch manche gute Stunde mit Ihnen zu verleben, bis die neue Lieferung Ihrer Werke ankommt. Unterdeſſen iſt mir vor mehreren Wochen Ihr allerliebſtes Gedicht mitgetheilt worden, worin Sie

sich über die gegenwärtige Weimarer Sprachverwirrung Luft machen, und ich habe daran, besonders auch als an einem heitern Lebenszeichen, große Freude gehabt. Ich verdanke es der Frau v. Schelling, die Ihrer stets mit der freundlichsten Anhänglichkeit gedenkt, sowie ihr Mann immer, namentlich noch in seiner Rede bei der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie (Ende des Sommers) Ihnen seine reinste Verehrung bezeugte. Von den hiesigen Verhältnissen, denen Sie Theilnahme schenken, weiß ich nur zu sagen, daß der König noch immer an sein Zimmer gebunden ist, und sehr bald, vielleicht schon Anfang März, nach Italien gehen wird, um seine Herstellung zu fördern; daß wir dieser Tage Thorwaldsen erwarten, der das Monument des Herzogs von Leuchtenberg aufdecken wird, im nächsten Monat Rauch, der den Guß der Statue des verewigten Königs vornehmen will, und zu Ostern Professor Walther zur Verstärkung der medicinischen Facultät. Von Cornelius, der sich Ihnen bestens empfiehlt, werden Sie den Kupferstich nach seinem Gemälde, der Unterwelt, erhalten haben. Von uns werden Sie ehestens vier Lieferungen des lithographischen Werks empfangen, worin hoffentlich eins oder das andere gute Eindrücke früherer Zeit erneuern wird. Nun leben Sie recht wohl und erhalten Sie sich mit den lieben Ihrigen gesund und heiter! Meine Frau, Bruder und Freund empfehlen sich mit mir auf das angelegentlichste!

Ihr von ganzem Herzen ergebener

G. B.

Weimar, 31. Mai 1830.

Nur mit Wenigem dießmal bemerke, mein Theuerster, daß die beiden Exemplare des 21. und 22. Heftes Ihrer höchst schätzenswerthen, sich immer gleich bleibenden Steindrücke glücklich angekommen. Ich habe bei dem für großherzogliche Sammlung bestimmten Exemplare die Rechnung nicht gefunden, bitte mir solche zu übersenden, weil es mir zur Pflicht geworden, solche zu honoriren.

Auch wollte zugleich ersuchen, mir etwa ein halbes Ries von dem colossalen braunen Papier Ihrer Umschläge abzulassen, es ist gar zu vortheilhaft, Zeichnungen oder alte Kupfer darauf zu befestigen; doch wollte vorerst bitten, mir den Preis davon zu melden.

Der Proſaiſt hingegen hat die Ellebogen gänzlich frei und iſt für jede Verwegenheit verantwortlich, die er ſich erlaubt; alles was den Geſchmack verletzen könnte kommt auf ſeine Rechnung. Da nun aber, wie wir umſtändlich nachgewieſen, in einer ſolchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unſchicklichen abzuſondern unmöglich iſt; ſo kommt hier alles auf das Individuum an, das ein ſolches Wagſtück unternimmt. Iſt es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Menſch von Würde, ſo befreundet ſich der angezogene Leſer ſogleich; alles iſt erlaubt und willkommen. Man fühlt ſich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, ſein Gefühl theilt ſich uns mit. Unſere Einbildungskraft erregt er, ſchmeichelt unſeren Schwächen und feſtiget unſere Stärken.

Man übt ſeinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthſel zu löſen ſucht, und freut ſich in und hinter einer buntverſchränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dieß iſt ungefähr was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinſtimmung und Differenz trachteten wir ſo kurz als möglich auszudrücken; ein ſolcher Text könnte zu einer gränzenloſen Auslegung verführen.

Verwahrung.

Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugniſſe betrachtet und ſie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu ſchnellem, augenblicklichem Verkehr bringen,

Damit aber dieses Blatt nicht gar zu merkantilisch aussehe, so hab' ich zu versichern, daß es mir nach meiner Weise ganz wohl geht. Ich befinde mich, verhältnißmäßig zu meinen Jahren, wünschenswerth, habe einen trefflichen Arzt zur Seite, der die kleinen Abweichungen der Natur wieder einzulenken weiß. Unsere gnädigsten Herrschaften scheinen geneigt, mir die großen Verluste, die ich in diesen Jahren erlitten, freundlichst unmerklich machen zu wollen. Mein Geschäftskreis ist derselbige, eher noch erweitert, doch immer meinen Kräften gemäß.

Herr Soret, ein Genfer, mit der Erziehung des Prinzen beauftragt, hat meine Metamorphose der Pflanzen in's Französische übersetzt; ich bin dadurch in das schöne Feld wieder zurückgelockt und finde gar nicht übel, die alten Fäden frisch anzuknüpfen. Die Natur ist immer neu und wird immer tiefer, wie ein vorspringender Kies, der sich in einen Fluß erstreckt; kommt der Badende vorschreitend zuletzt in den Strom, so muß er schwimmen und das geht denn auch.

Von Kunstwerken kommt mannichfaches gar Anmuthiges zu mir, davon vielerlei zu sagen wäre; Leipziger Auktionen und Kunsthändler bieten immer etwas Wünschenswerthes.

Hier wäre noch zu manchem Guten Platz und Räumlichkeit, doch dieser Brief ginge dann heut nicht ab. Mein Sohn mit Dr. Eckermann ist nach Italien. Von Mailand hab' ich günstige Briefe. Kehren sie über München zurück, darf ich sie wohl zu freundlichster Aufnahme kaum empfehlen.

Grüßen Sie die lieben Ihrigen schönstens und wenn Sie mir in Ihrer bald zu hoffenden Rückantwort gefälligst vermelden, daß Kur und Reise Ihro Majestät dem Könige recht gründlich wohlgethan, so werden Sie mir und mehreren eine erquickliche Wohlthat erweisen. Noch gestern erfreute sich der treffliche Geheimerath Beuth von Berlin an denen von höchster Gnade mir gegönnten kostbaren Kunstgebilden.

Ich ende schleunig, um nicht wieder anzufangen.

Treulichst

J. W. v. Goethe.

und bemerke nur, daß ich für Ihren lieben letzten Brief noch schönstens zu danken habe.

München, 16. Juni 1830.

Das war nun einmal recht lieb und schön, daß Ihr Brief gerade in dem Augenblick kam, als ich selbst im Begriff Ihnen zu schreiben, mich mit Ihnen unterhielt, und als von der andern Seite mir die neueste Lieferung Ihrer Werke gebracht wurde. Es vereinigte sich so alles, mich auf das lebhafteste an Sie zu erinnern, und ich würde Ihnen unverweilt meine Freude darüber ausgedrückt haben, wenn nicht die dringendsten Angelegenheiten des Tages gleichsam wie die Wellen eines Stromes mich mit fortgerissen hätten.

Heute endlich habe ich ein paar freie Stunden, da säume ich denn nicht, Sie, verehrtester Freund, herzlichst zu begrüßen und Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Jahres- und Tagesberichte, worin Sie auch unsrer so oft und freundlich gedenken, mit dem größten Eifer durchlesen, ja fast verschlungen und von 1802 an, die letzten 25 Jahre, mit Ihnen zurückgelebt habe.

Der Ueberblick einer so reichen, bedeutenden Vergangenheit regt den Geist sehr an, und fordert zu den mannichfaltigsten Betrachtungen auf; und ich bin daher auch überzeugt, diese Bände werden recht viel Theilnahme finden. Die Sammlung der Recensionen wird gewiß deßfalls einen guten Eindruck machen; selbst kann ich noch nicht darüber urtheilen, weil mir die Zeit gefehlt, den Band durchzugehen.

Wie werden Sie es denn nun mit den Abhandlungen über Kunst und über Naturwissenschaft und wie mit der Farbenlehre halten? Diese dürften doch in der Ausgabe Ihrer sämmtlichen Werke nicht fehlen, wenn Sie auch für die naturwissenschaftlichen Schriften sammt der Farbenlehre eine eigene Abtheilung als Anhang zweckmäßig finden sollten.

Daß Sie sich jetzt wieder mit der Natur beschäftigen, hörte ich schon von Freund Cotta, und es freute mich, von Ihnen die Bestätigung zu vernehmen, da ich weiß wie sehr der Umgang mit der Natur erfrischt und erheitert. Bei dieser Bearbeitung der ins Französische übertragenen Metamorphose der Pflanzen wird der Hauptrepräsentant derselben, Bryophyllum calycinum, in Ihrer Umgebung nicht fehlen, und nun wäre es gar freundlich, wenn Sie mir wieder ein paar Blätter davon senden wollten, um die Stelle unter den Pflanzen in meinem Arbeitszimmer

einzunehmen, welche seit unsrer Versetzung hieher leer geblieben, denn während meiner Abwesenheit in dem harten Winter von 1827 ist das von Ihrer frühern Gabe herstammende Gewächs zu Grunde gegangen; und ich habe es seitdem nicht von anderer Seite her wollen ersetzen lassen.

Was das Umschlagpapier betrifft, so wird dieses ganz besonders für unser Werk in Frankreich verfertigt und kostet uns das Ries bis hieher geliefert 75 fl. oder 9 kr. das Blatt. Es steht Ihnen recht gerne ein halbes Ries oder jede beliebige Quantität davon zu Dienst.

Von dem Erfolg der Kur und der Reise des Königs, sowie von dem Empfang, den er bei seiner Ankunft hier gefunden, kann ich alles Günstige, was Sie darüber bereits in den Zeitungen werden gelesen haben, auf das vollkommenste bestätigen. Der König sieht sehr gut aus und befindet sich ganz besonders wohl und heiter.

Ich danke es Gott, daß ich von mir und den Meinigen auch alles Gute sagen kann. Mein Bruder beschäftigt sich mit dem Gedanken einer Reise nach Italien und ich hoffe er wird dieselbe in ein paar Monaten ausführen können. Meine Arbeiten halten mich noch für das ganze Jahr und bis zum nächsten Frühling hier gefesselt, sonst würde ich ihn begleiten. Ich suche jetzt mit Allem aufzuräumen, was mich an einen bestimmten Ort bindet; so habe ich nun, während den bei den Kupferplatten des Domwerks zuletzt noch einmal eingetretenen Zögerungen, jenes seit vielen Jahren vorbereitete Werk über die alten Baudenkmale am Niederrhein mit allem Ernst in Gang gesetzt; dreißig, und zwar meist Hauptplatten, sind davon schon lithographirt und gedruckt, die übrigen zweiundvierzig folgen ohne Unterbrechung. In diesem Jahr werden Sie noch mehrere Hefte davon erhalten. Die Vollendung des Domwerks aber können Sie im Laufe dieses Jahrs mit aller Gewißheit erwarten. Ich freue mich unsäglich darauf, endlich dieser Last und des vielen technischen Geschäftes los zu werden.

Felix Mendelssohn hat mir Ihre empfehlenden Zeilen gebracht, er ist uns ein willkommener Gast und gefällt sich recht gut hier. Daß Ihr Sohn der freundlichsten Aufnahme versichert ist, wenn er, wie wir wünschen, uns auf seiner Rückreise aus

Italien besucht, brauche ich nicht zu betheuern. Wir hören seit einiger Zeit sehr geheimnißvoll die hübschesten Sachen von der Gesellschaftszeitung, die Ihre Ottilie herausgibt, ich sollte doch diesem Kreis nicht ganz fremd bleiben! Die Meinigen empfehlen sich mit mir unter den herzlichsten Wünschen; auch die Cottas grüßen schönstens, sie gehen wieder auf ein paar Monate nach Stuttgart und Baden und kommen dann auf längere Zeit hieher zurück. Seine hiesige Anstalt regelt sich immer mehr und mehr. Lassen Sie mich bald wieder Gutes vernehmen. Cornelius hat Ihnen schon längst einen Abdruck seiner Unterwelt geschickt und hat immer noch nichts darauf vernommen; können Sie denn dieser Composition so gar keinen Gefallen abgewinnen?

Unwandelbar Ihr treuer Freund

S. B.

München, 4. Juli 1830.

Frau Hofräthin Thiersch hat die Güte, Ihnen diese Zeilen nebst einer Rolle zu überbringen, worin Sie den neuesten Abdruck unseres lithogr. Werks, die Kreuzigung nach Mabuse, finden werden. Möge auch dieses Blatt einigen Werth für Sie haben, und möge es als Vorgänger zu mehreren bedeutenden Compositionen dienen, die zunächst folgen sollen, wie das Manna nach Hemmling, die Anbetung der drei Weisen nach Eyck und andere.

Frau Thiersch, mit den meisten hiesigen Personen und Verhältnissen bekannt, an denen Sie Theil nehmen, wird Ihnen recht viel zu erzählen haben. Das neueste und beste, was sich in der Kunst aufgethan, sind die Zeichnungen und Gemälde, welche Obrist Heideck aus Griechenland mitgebracht hat. Seine Zeichnungen des Gebirgs vom Peloponnes, von Argolis, Sylonien und einem Theil der Küste von Attika sorgfältigst contourirt und mit den zartesten Farbenabstufungen schattirt, geben einen klarern bestimmtern Begriff von dem Charakter dieser Gegenden, als alles, was wir bisher gesehen. Aber noch weit mehr erfreuen die Darstellungen aus dem Leben der Griechen; es sind dieß Bilder von

der größten Wahrheit und Lebendigkeit in der Auffassung und Behandlung, mit einer Freiheit und Kunst in der Composition, daß sie uns an das Beste erinnern. Ich wünschte, Sie könnten sie sehen.

In acht Tagen denken wir auf drei Wochen nach Kissingen zu gehen, nachher aber kehre ich wieder hieher zu meiner Arbeit zurück. Wollen Sie mich in Kissingen mit einem Brief erfreuen, so wird derselbe mich dort poste restante bis zum 8. oder 10. August antreffen.

Gott behüte Sie und die lieben Ihrigen in Gesundheit, Glück und Heiterkeit!

Von ganzem Herzen der Ihrige

G. B.

Weimar, 3. Juli 1830.

Mit langen Intervallen sich freundlich zu schreiben ist wohl recht und gut, ja es läßt sich fast nicht anders thun. Dießmal aber, in ruhiger Stunde Ihr liebes Blatt erhaltend, fühl' ich mich angeregt, einiges, wie sonst, sogleich behaglich zu erwiedern.

Ich will gestehen, daß bei meiner neuen Ausgabe für mich unter mancherlei Gutem der größte Gewinn dadurch entsteht, daß ich zu meinen Freunden unmittelbar hinzutrete. Bedenk ich manchmal, daß man gelegentlich ganze Strecken eines angenehm genutzten Lebens mit dem einen und den andern tagtäglich, stundstündlich zusammen war und recht gätliche[1] Fäden mit einander zwirnte, so will es fast seltsam erscheinen, wenn nachher ein jeder auf eigenem Weg, in besonderer Weise fortmühen und streben muß, ohne daß man sich auf irgend eine Weise berühre oder merke, daß man einander angehöre.

Daher denk' ich bei allem, was ich thue, treibe und dichte, wie das wieder einmal eben zu jenen Freunden gelangen möge; sagen sie mir's nun, daß dieß gelungen sey, so ist es ein freudiges Ereigniß, ein geistiges Händereichen über eine ungeheure

[1] Thüringer Ausdruck: zusammen passend.

Kluft. Ich empfehle Ihnen auch in dieſem Sinne das 23. Bändchen der Recenſionen; ich komme mir ſelbſt darin oft wunderbar vor, denn ich erinnere mich ja nicht mehr, daß ich dieſem oder jenem Werke, dieſer oder jener Perſon zu ſeiner Zeit eine ſolche Aufmerkſamkeit geſchenkt; ich erfahre es nunmehr als eine entſchiedene Neuigkeit und freue mich nur über die honette, treue Weiſe, womit ich früher oder ſpäter dergleichen Dinge genommen.

Sie fragen nach dem wöchentlichen Blatte, das Ottilie redigirt; es iſt von mehr Bedeutung, als man glaubt für unſern Kreis; alles dichtet und will ſich gedruckt ſehen, auch haben wir manche Subjekte, auswärtige und einheimiſche, um uns her, die gar wohl Anſpruch darauf machen dürfen. Dieß iſt nun für einen geſelligen Kreiſel ein gar artiges Abſchnurren, gibt mehrfaches Intereſſe, erregt auch manchmal kleine Differenzien und was man zum geſelligen Leben verlangt. Ich habe weder an dem Vornehmen noch an der Ausführung im geringſten Theil, ſehe es aber gerne, theile ſowohl eigene Kleinigkeiten als Fremdes, was mir zur Hand kommt, mit, und ſo iſt das neckiſche Volk mit ſchätzenswerther Beharrlichkeit ſchon bis zum 38. Blatte gelangt. Das Blatt führt den Titel Chaos. Dabei iſt geſetzlich, daß die Societät wenigſtens in drei Sprachen ſich in jedem Blatte müſſe hören laſſen. Deutſch, franzöſiſch und engliſch iſt das Herkömmliche, doch haben ſich auch ſchon italieniſch und die älteren Sprachen blicken laſſen. — Gedenken Sie, mein Theuerſter, Theil daran zu nehmen, ſo ſenden Sie irgend einen proſaiſchen Aufſatz von allgemeinerem Intereſſe, der einige Quartſpalten füllte und Sie erhalten wenigſtens von dieſer Ihrer Nummer an, nach und nach die Mittheilungen der folgenden, auch von den vorhergehenden, wenn noch Exemplare übrig ſind. Denn es wurden im Anfang ſehr wenige gedruckt, ſodann wie ſich die Geſellſchaft vermehrte, vermehrten ſich die Abdrücke, daher kommts, daß wenig vollſtändige Exemplare ſich finden möchten. Auch werden die einmal eingetretenen Theilnehmer wohl thun, wenn ſie von Zeit zu Zeit durch neue Sendungen ſich in Erinnerung bringen, weil ſonſt die Mittheilungen der Nummernreihe ſtocken, wo nicht gar aufhören möchten. Dieſes Wunderliche gehört zu dem Wunderlichen und Willkürlichen der ganzen Anſtalt. Ein Hauptgeſetz, was Ihnen

doch beſchwerlich ſeyn dürfte, iſt, daß außer dem abgeſchloſſenen geſelligen Kreiſe niemanden auch nur ein Blatt vorgewieſen werden darf. So viel von dem eigenthümlichen, aber in unſerm kleinen Kreiſe wirklich bedeutenden und höchſt unterhaltenden artigen Geſchäfte.

Mögen Sie Herrn Cornelius etwas Freundliches von mir ausrichten! Ich bin nicht ſowohl wegen ſeiner, als wegen München überhaupt in Verlegenheit. Es kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn, wie unfreundlich man dort in ſämmtlichen Tages- und Wochenblättern gegen mich und die Meinigen verfährt; was wir denken, iſt nicht richtig, was wir empfinden, falſch; loben wir, ſo iſt es nicht für hinreichend, tadeln wir, nicht für gegründet zu achten. Freilich ſollte es mir leid thun, wenn ich mein Leben zugebracht hätte, um zu denken wie die Augsburger Kunſt- und Literaturblätter, und ich verzeihe ihnen gern jede Feindſeligkeit, weil ſie ja auch nach ihrer Art leben, wirken und gelten wollen. Aber mir wird man gewiß beiſtimmen, wenn ich feſt entſchloſſen bin, kein Urtheil über irgend ein Kunſt- und Dichtwerk, was dort entſprungen iſt, dahin zu äußern und zu erwiedern. Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Ihro Majeſtät den König fordert von mir, daß ich bei den Unarten der Seinigen ſchweige, welches ich um ſo leichter kann, als ich ja nur zu ignoriren brauche. Verzeihen Sie mir dieſe Aeußerung, Ihnen aber bin ich ſie ſchuldig.

Dagegen kann ich Sie verſichern, daß ich mich thätig an Arbeiten halte, die Ihnen dereinſt auch Freude machen ſollen.

Dieſes Blatt lag einige Tage, und wie ichs wieder vornahm, überlegte ich, ob ichs nicht zurückhalten ſollte? Da aber hier nicht von einem vorübergehenden, ſondern einem bleibenden Mißverhältniß die Rede iſt, welches im Einzelnen immer hervortreten wird, ſo ſcheint es mir doch wohlgethan, mit einem ſo innigen Freunde hierüber zu ſprechen.

Um nur bei dieſem Fall zu bleiben, müßte man nicht rügen, daß ein junger Kupferſtecher nicht gleich auf den Irrthum aufmerkſam gemacht wurde, dem er ſich hingab: man könne ein ſolches Bild in der Art von Mark-Anton ſtechen. Mark-Anton iſt Meiſter, aber nicht Muſter für alle Fälle und Zeiten, er ſtach nur nach Zeichnungen, ſo wie der Mantuaner; was ſie thaten,

ist Epoche, nicht Lehre. Auch dieß sind traurige Folgen des deutschen Rückschritts ins Mittelalter, an dem noch manches schöne Talent verkümmern wird. 1830 wird gefordert, was Longhi, Anderloni und Toschi leisten. Haben Sie, mein Freund, die Probedrücke vom Spasimo di Sicilia gesehen? Mehr kann ich nicht sagen, ist das vielleicht zu viel. Secretiren Sie es und brauchen es zum allgemeinen Frieden. Ich habe jetzt die Hauptlebenspunkte der Kunst, Literatur, der Wissenschaften im Auge. Berlin, Wien, München, Mailand beschäftigen mich besonders. Paris, London und Edinburg in ihrer Art. Die Einzelnen wissen durchaus nicht, woran sie sind; es wäre aber schlimm, wenn ich mir durch mein vieljähriges Mühen nicht sollte eine vielseitige Aussicht nach den verschiedenen Himmelsgegenden erworben haben, die ich um so reiner bewahren kann, als ich sie nur mir selbst zu nutzen suche.

Verzeihung allem diesem, ich sende es fort, ohne zu wissen, ob ich wohl thue.

Alles Liebe und Gute! Hiebei ein paar Blätter zum Andenken.

Und nun scheint es denn wirklich, daß dieser Brief nicht endigen solle, da mir beigeht, daß ich Sie noch zu bitten habe, mir ein halb Ries des bewußten braunen Papiers zuzusenden. Wollten Sie es in Kästchen, gegen Nässe wohl verwahrt, einpacken lassen und solches auf die fahrende Post geben, so erhalt' ich solches ungesäumt und bezahle diese Schuld dankbar und gern.

Weil wir aber so weit sind, und weiß Papier, wie leere Zeit zu Mittheilungen anregt, so will ich noch einiges längst Versäumte nachbringen. Ich besitze eine kleine Zeichnung, den Augenblick vorstellend, wo ein Engel die drei schlafenden weisen Könige im Traume anmahnt, einen andern Weg zu ziehen. Sie mag aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts seyn, ich wüßte sie keiner besondern Schule zuzueignen; aber sie ist ganz allerliebst gedacht und mit leichter Hand ausgeführt. Ich wollte sie Ihnen schon längst durchgezeichnet zuschicken und fragen, ob Ihnen dieser Gegenstand schon irgendwo ausgeführt vorgekommen, damit man vergleichen könnte.

Ferner ist mir ein alter Holzschnitt zu Handen gekommen,

den heiligen Chriſtoph vorſtellend, wie er beim Anlanden von der heiligen Laſt dergeſtalt ans Ufer gequetſcht wird, daß er ſich kaum zu retten weiß, indeß ihn das Kind freundlich ſegnet. Die Stellung grenzt an Caricatur, iſt aber ganz ernſt genommen und hat mich als eine neue, dem Gegenſtand abgewonnene Seite ſehr ergötzt.

Zu meinen Medaillen aus dem fünfzehnten Jahrhundert hab' ich ein wichtiges Stück erhalten; Sie erinnern ſich, daß Mahomet II. nach Eroberung von Conſtantinopel italieniſche Künſtler dahin kommen ließ, um ſein Bildniß zu verfertigen. Dieſe Medaille, in Bronze gegoſſen, iſt nach der Inſchrift von Bartholdus, einem berühmten Florentiner, reichliche vier Zoll im Diameter und von unſchätzbar gemüthlicher Arbeit; der Tyrann in Profil, ſtattliche Züge, aber den triſteſt-innigen, orientaliſchen Ausdruck des Auges! Auf der Rückſeite führt ein Triumphwagen Aſien, Trapezunt und Griechenland heitig mit ſich fort. Uebrigens ſehr gut erhalten. Wo ſo ein Werk ſich mag herumgedreht haben, bis es doch endlich zu mir kommen mußte.

Ich will nicht unterſuchen, ob dieſer zu ſeiner Zeit geſchickte und berühmte Künſtler mit in Conſtantinopel geweſen, oder ob er ſein Portrait nach mitgebrachten Originalzeichnungen anderer gefertigt, genug, der Ausdruck iſt erfreulich, unmittelbar und man genießt gern des Anblicks, wie es vorliegt.

Noch hätt' ich viel zu ſagen, aber zum Schluſſe das herzlichſt-treueſte Lebewohl.

G.

Weimar, 23. Juli 1830.

Gegenwärtiges nur, um einige ſo eben aus dem botaniſchen Garten erhaltene Blätter des Briophyllum calycinum eilig zu überſenden. Eigene Pflanzen hab' ich ſo ſchön von unten herauf in die Höhe gezogen, daß ich es nicht über das Herz bringen kann, eins abzubrechen. Sie thun am beſten, wenn Sie ein Blatt der Länge nach in die Erde bringen, ſo daß die eine Hälfte in die Erde kommt, die andere außerhalb derſelben bleibt.

Von den zugeſagten lithographirten Blättchen liegt eine

Partie bei. Sie haben für mich ſelbſt etwas Magiſches, denn ich habe ſie geſchrieben und nicht geſchrieben.

Noch eine Anfrage laß ich dieſem folgen: Man wünſcht einem Liebhaber von Curioſis eine Artigkeit zu erweiſen und hat ſich eine ſolche Antiquität ausgedacht. Die Frage iſt: ob Sie nicht irgend ein altes Manuſcript auf Pergament vom Ende des fünfzehnten oder Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts nachzuweiſen wüßten? Der Inhalt wäre gleichgültig, nur müßte ſolches wohl erhalten, inwendig mit Vignetten und Malereien geziert, auch vielleicht recht eigen alterthümlich gebunden ſeyn.

Fände ſich ein ſolches, ſo hätten Sie die Geneigtheit, mir es zu ſchreiben und kürzlich zu melden; oder auch, wenn es ſich thun ließe, wohl eingepackt, mit Angabe des billigſten Preiſes, zuzuſchicken, unfrankirt bis hieher. Sollte es nicht angenommen werden, ſo ſende es frankirt wieder zurück.

Handeln Sie hierinnen nach Umſtänden; vielleicht wäre es beſſer, das Werk erſt zu beſchreiben und anzumelden und das Weitere abzuwarten.

Eilig wie treulich

J. W. v. Goethe.

Weimar, 27. Juli 1830.

Ihr werthes Schreiben, mein Theuerſter, vom 4. Juli erhalt' ich freilich erſt ſpät, und wahrſcheinlich haben Sie unter dieſer Zeit meine zwei Sendungen erhalten. Eine vom 3. Juli, worin ich manches vertraulich meldete, eine vom 23. ejd., welcher ich die lebensluſtigen Blätter beilegte.

Das Blatt von Mabuſe, welches Sie mir ſenden, iſt wie immer bewundernswürdig; alle folgenden ſollen mir in jedem Sinne willkommen ſeyn. Man wird auf eine wunderbare Weiſe in eine Zeit verſetzt, in der man nicht hätte leben mögen und an die man doch gern erinnert wird.

Es geht mir verhältnißmäßig ganz gut und wer kann mehr ſagen? Es hat mir die ganze Zeit her nicht an Intereſſe gefehlt, und nicht an Anregung, dieß und jenes zu Papier zu bringen. Möge dereinſt auch für Sie etwas daraus zu ſchöpfen ſeyn.

sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Aequivalent ausgetauscht wissen will; so kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben.

Von der Art möchte wohl der eingeführte Gebrauch seyn, daß man den Titel: schöne Redekünste, als allgemeine Rubrik behandelt, unter welcher man Poesie und Prosa begreifen und eine neben der andern, ihren verschiedenen Theilen nach, aufstellen will.

Poesie ist, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst; keine Rede, weil sie zu ihrer Vollendung Tact, Gesang, Körperbewegung und Mimik bedarf; sie ist keine Kunst, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstiget werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunst aber, im eigentlichen Sinne, ist eine Rede und eine Kunst; sie beruht auf einer deutlichen, mäßig leidenschaftlichen Rede, und ist Kunst in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und ist Verstellung vom Anfang bis zu Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik ist nun die Poesie entwürdigt, indem sie der Redekunst bei- wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Diese Benennung und Eintheilung hat freilich Beifall und Platz gewonnen, weil höchst schätzenswerthe Bücher sie an der Stirne tragen, und schwer möchte man sich derselben sobald entwöhnen. Ein solches Verfahren kommt aber daher, weil man, bei Classification der Künste, den Künstler nicht zu Rathe zieht. Dem Literator kommen die poetischen Werke

Von des Herrn Obriſt v. Heideggers Arbeiten hör' ich von mehreren Seiten das Beſte; ich freue mich, daß ſie zu ſehen Ihnen gegönnt iſt. Ich habe früher einiges nach ihm lithographirt geſehen, welches ſich freilich ſehr vorzüglich darſtellte.

Mein Sohn iſt auf dem Wege nach Genua, nachdem er ſich die Lombardie recht ausführlich angeſehen. Wenn er das Glück hat, ſo fortzufahren, ſo bringt er ſich einen großen Schatz des Lebens zurück.

Mich beſchäftigt jetzt die im Kreiſe der franzöſiſchen Academie zwiſchen Geoffroy St. Hilaire und Baron Cuvier ausgebrochene Streitigkeit; ſie iſt für die Naturwiſſenſchaften von großer Bedeutung. Ich ſuche in einem Aufſatz für mich und meine Nächſten dieſe Angelegenheit, die ſich auf's widerwärtigſte zu verwirren droht, in's Klare zu ſetzen und darin zu erhalten.

Dießmal nicht mehr, das Allerbeſte wünſchend

G.

Kiſſingen, Sonntag, 8. Auguſt 1830.

Ihr ſehr liebes, vertrauliches Schreiben vom 3. Juli hat mich noch in den letzten Tagen meines Aufenthalts in München erreicht, es war mir aber nicht möglich, wie ich es gewünſcht, von dort aus zu antworten. Ein Reſt der Geſchäfte, welcher ſich durch Briefe abmachen ließ, folgte mir hieher, wo ich ohnehin durch die Obliegenheiten der Brunnen- und Badekur, und aus Rückſicht auf meine Frau auch durch geſellſchaftliche Verhältniſſe, zuletzt aber durch die größten Beſorgniſſe um meine Pariſer Freunde in Anſpruch genommen wurde. Die Nachrichten aus Frankreich ſind ſeit dieſen acht Tagen ſo furchtbar geweſen, und haben ſich von Tag zu Tag ſo geſteigert, daß ich zu keiner Ruhe gelangen konnte; ſonſt hätte ich bei Ankunft Ihres letzten hieher gerichteten Briefes ſogleich das Stillſchweigen gebrochen, und das um ſo mehr, weil ich in dem Augenblick ohnehin im Begriff ſtand, Ihnen zu ſchreiben. Nun, nachdem wir das Hauptreſultat des ſchauderhaften Ereigniſſes kennen, ſetzt ſich der Geiſt einigermaßen wieder in's Gleichgewicht, und es iſt für mein tief erſchüttertes Gemüth das erſte Bedürfniß, mich bewährten Freunden,

die ich ſicher und glücklich weiß, zuzuwenden, um mich an ihrer treuen, liebevollen, über den Wechſel des Irdiſchen erhabenen Geſinnung zu troſten und aufzurichten.

Wie es den nächſten Pariſer Bekannten in dieſem ungeheuern Sturm ergangen, können wir erſt in einiger Zeit erfahren, vor der Hand bin ich bloß über unſern alten Freund Reinhard einigermaßen beruhigt, denn ſollte auch ſeine Ernennung zum Miniſter des Auswärtigen nur ein Gerücht ſeyn, ſo beweist es doch, daß ihm kein Unfall zugeſtoßen. Sollte die Nachricht aber wahr ſeyn und er die Schwachheit haben, die bedenkliche Rolle, auf der er wohl nur, wie damals unter Bonaparte, eine kurze Zeit zum Lückenbüßer dienen würde, anzunehmen, ſo träte ſtatt der erſten, größten Beſorgniß wenigſtens eine weit geringere ein.

Sie haben gewiß Gelegenheit, der Tochter meine innige Theilnahme und beſten Wünſche für das Schickſal Ihres Vaters bekannt zu machen. Thun Sie es doch, Sie verbinden mich dadurch ſehr. Geſtern, wo ich noch nichts von dem Gerücht wußte, habe ich mir von dem Sohn in Frankfurt Nachricht erbeten.

Nun hätten wir alſo nach dem erbärmlichen Jeſuitenregiment das ſcheußliche Jakobinerregiment, und es bleibt uns nur die Hoffnung, daß die Kammern einigermaßen einlenken und die Verhältniſſe der Dynaſtie in geſetzliche Ordnung bringen, ſonſt ſehen wir noch einmal ganz Europa in Waffen.

Doch ich will nicht länger bei dieſen widerwärtigen barbariſchen Welthändeln verweilen, ſondern mich in die reinen, beſeligenden Regionen Ihrer Freundſchaft flüchten, die ſich in dem herzlichen Ausdruck Ihres vertraulichen Briefes ſo ſchön abſpiegelt. Es iſt für alle, die Sie lieben, wie für Sie ſelbſt ein hohes Glück, daß Ihnen Gott die Gabe verliehen, in Ihrem Alter noch ſo mittheilſam zu ſeyn und durch die Fortſetzung Ihrer Werke von Zeit zu Zeit ein geiſtiges Zuſammenſeyn zu bewirken, welches uns für die Trennung entſchädigt.

Ihre Recenſionen habe ich nun auch geleſen und es haben ſich mir dabei die verſchiedenen Epochen unſerer neuern Literatur auf das lebhafteſte und lehrreichſte vergegenwärtigt. Wie viel verdanken wir Ihnen nun ſchon wieder ſeit den letzten Jahren, von der Helena, den neuen Xenien und Gedichten und den neuen Wanderjahren, bis zu dem Briefwechſel mit Schiller und dieſen

drei Bänden Bekenntniſſe und Recenſionen. Der Himmel gebe Ihnen noch ferner Kraft zu einer ſo freudigen freudebringenden Thätigkeit. Ich habe immer noch in Ihren Werken die Pandora vermißt, die ich ſehr gern habe und hoffe daher, ſie wird jetzt beim Schluß der Werke mit einigem andern mir noch unbekannten Poetiſchen folgen.

Wie haben Sie es denn mit Kunſt und Alterthum vor? Sie ſind uns ſchon lange das dritte Heft vom ſechsten Bande ſchuldig. Sie werden ſich doch nicht durch das Geſchwätz einiger frechen Sophiſten und Parteimenſchen abhalten laſſen? Ich kann Ihnen wenigſtens verſichern, daß in München und überhaupt in allen mir bekannten Kreiſen kein Mann von einiger Bedeutung darauf achtet, ja dieß geht ſo weit, daß ich außerdem, was Menzel in Stuttgart dann und wann in dem dort mit dem Morgenblatt erſcheinenden Literaturblatt vorbringt, vor Ihrem Brief nicht einmal davon gehört habe, daß in den Cotta'ſchen und andern Münchner Blättern etwas gegen Sie geſagt worden. Es wundert mich aber gar nicht, daß es geſchehen, denn dieſe Blätter ſind meiſt in dem Modegeiſt falſcher Liberalität geſchrieben, womit unſere Zeit krankhaft behaftet iſt, und welcher ſich in dem Gefühl eigener Nichtigkeit gegen Jeden auflehnt, der hoch ſteht, geehrt und geliebt wird.

Es iſt freilich eine große Unſchicklichkeit, daß Sie in Blättern des Cotta'ſchen Verlags gehäſſig behandelt werden, doch es gehört nun einmal zu dem wunderlichen Freiheitsweſen, worein wir gerathen ſind, und bei dem der Verſtand wie bei ſchlechtem Wetter ſtille ſtehen muß. Darum kann man es auch dem mit ſo vielerlei Geſchäften überladenen Cotta kaum anrechnen, er iſt gar nicht eigentlich Herr über alle ſeine Zeitungsſchreiber; Sie glauben nicht, wie viel Verdruß ſie ihm ſchon gemacht haben und wie ſie alle Augenblicke durch ihre Rückſichtsloſigkeit ihm neuen Aerger, ja ſogar Gefahr und Schaden verurſachen.

Auf keinen Fall aber ſollten Sie Münchner Künſtler entgelten laſſen, was Münchner oder Stuttgarter Blätter gegen Sie verſchulden. Denn da iſt nun auch gar kein Zuſammenhang, als etwa mit Schorn, deſſen Kunſtblatt Sie wohl nicht mit gemeint haben werden, wenigſtens iſt uns darin noch nichts vorgekommen, was Ihnen unangenehm ſeyn könnte, als einigemal

eine Meinungsverschiedenheit mit Hofrath Meyer, die wohl nicht immer mit gehöriger Gewandtheit, aber stets mit gebührender Achtung ausgesprochen worden.

Die eigentliche Schwierigkeit in Ihrem Verhältniß zu den Münchner Künstlern, unter denen Cornelius allerdings der bedeutendste ist, liegt offenbar darin, daß die Ansichten derselben in manchen Stücken von den Ihrigen abweichen, indessen haben sie so viel Talent und ein so edles Bestreben, und bewährt namentlich Cornelius so viel Geist und Phantasie in seinen Compositionen, daß es mir hart, ja ich möchte sagen unrecht scheint, diese ganze Wirksamkeit ignoriren zu wollen. Ich spreche dieses um so zuversichtlicher aus, weil Manches auch meinen Ansichten und Wünschen nicht gemäß ist, und weil ich von der andern Seite überzeugt bin, daß Sie bei der hohen Achtung, welche die Künstler für Sie hegen, immer noch einen sehr wohlthätigen Einfluß auf dieselben ausüben könnten, wenn Sie wohlwollend anerkennten, was an ihnen wahrhaft zu rühmen ist, und freundlich aussprechen, was Sie mit billigen, dem gegebenen Standpunkt angemessenen Kunstforderungen nicht übereinstimmend finden.

So ließe sich, um ein Beispiel von einer Nebensache zu nehmen, Ihre Meinung über den Kupferstich der Unterwelt nach Cornelius, welche im Wesentlichen auch die meinige ist, mit der gehörigen Entwicklung sehr wohl mittheilen, wenn Sie dabei die treue Auffassung und das ernste, fleißige Bestreben des jungen Künstlers lobend anerkennen wollten.

Sie werden mich nicht mißverstehen, und diese Erwiederung mit demselben freundschaftlichen Vertrauen aufnehmen, womit ich Ihre Mittheilung aufgenommen habe. Das gehört ja zu dem eigentlichsten Wesen ächter Freundschaft, daß man sich, ohne Mißverständniß und Mißbrauch fürchten zu können, über schwierige Fragen, wie über die theuersten Angelegenheiten wechselseitig unverholen äußern darf.

Ich danke es Ihnen recht sehr, daß Sie es gethan, denn ich hoffe durch das, was ich mit der größten Wahrhaftigkeit über das Verhältniß der Zeitungsblätter zu den ausgezeichneten Männern der Kunst und Wissenschaft in München versichern konnte, den widerwärtigen Eindruck, den Ihnen jenes Unkraut verursacht, sehr vermindert zu haben.

Ich hätte noch Vieles hinzuzufügen, aber es drängt die Zeit, diesen Brief abzuschicken, von München aus, wo ich in acht Tagen zurück seyn werde, halte ich mir vor, manches nachzubringen.

Ihre Sendung mit den lebenslustigen Blättern und den Zeichnungen, wofür ich schönstens danke, ist dort angekommen, und mein Bruder hat für das Gedeihen der zarten Keime gesorgt. Auch hat er Ihnen das gewünschte bräunliche Papier gesandt. Nächstens werde ich Ihre Mittheilung über das Wochenblatt erwiedern; ich danke einstweilen bestens dafür und empfehle mich der liebenswürdigen, geistreichen Unternehmerin bestens.

Nun leben Sie wohl, meine Frau grüßt mit mir auf das herzlichste.

Von ganzer Seele Ihr aufrichtiger Freund

S. B.

München, 29. August 1830.

Bald nach Ankunft meines Briefes aus Kissingen werden Sie, verehrtester Freund, durch den Kanzler Müller auch mündliche Nachrichten von mir aus Brückenau erhalten haben.

Hier angelangt, fand ich die Blätter der wundersamen Pflanze lustig keimend und wachsend; die lithographirten Autographa aber überraschten mich, denn mein Bruder hatte in der Eile nur von lithographirten Blättern geschrieben und ich hatte mir darunter Zeichnungen nach den Kunstwerken gedacht, die Sie in Ihrem frühern Brief erwähnt. Empfangen Sie den besten Dank für dieses gar freundliche Andenken.

Was jene Kunstgegenstände betrifft, so ist mir nicht erinnerlich, die Darstellung der schlafenden drei Weisen, welche der Engel anmahnt, einen andern Weg zu ziehen; noch auch den heiligen Christoph, von der heiligen Last gewaltsam an's Ufer gedrückt, irgend einmal gesehen zu haben. Ich kenne nur die, dem etwas ähnliche Darstellung des schlafenden Joseph. Auch die schöne, große Medaille Mahomets II. ist mir noch nicht vorgekommen. Wie gerne möchte ich diese und so manche andere merkwürdige Dinge, die Sie besitzen, bei Ihnen betrachten, wie viel lieber

Sie selbst sehen und sprechen können! In Brückenau hat es mich auch gar sehr gereizt, die zwanzig Meilen weiter zu Ihnen zu reisen: aber man mußte sich entschließen umzukehren, da es hier für mich vollauf zu thun gibt.

Von alten Manuscripten habe ich bis jetzt nur ein kleines Gebetbuch, über fünf französische Zoll hoch und drei ein halb Zoll breit, gefunden. Es ist sauber auf Pergament geschrieben, mit farbigen und schnörkeligen Vorbuchstaben und mit zehn Miniaturbildchen, jedes ein ganzes Blatt einnehmend, verziert. Es hat kein Titelblatt, indessen fehlt durchaus nichts, voran steht ein Kalender, dann folgt das Bild der Verkündigung und gegenüber fängt der Text mit der Ueberschrift an: Incipiunt hore b[e] Marie virginis. Allen Anzeichen nach gehört dieses Manuscript in die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, und nach einer Anweisung zum Gebrauch des Kalenders, in niederländischer Sprache, ist es in den Niederlanden verfertigt, was denn auch aus den Miniaturen zu entnehmen, die wie das Ganze wohl erhalten und als Verzierungen in ihrer Art recht hübsch sind. Der Einband ist alterthümlich, aber ganz einfach von hellbraunem Leder. Wenn Sie es wünschen, will man das Büchlein zur Einsicht senden.

Mir ist dieser Tage eine interessante kleine Schrift über unsere Baudenkmale am Niederrhein von einem Professor der Mineralogie in Cambridge, Namens Whewell, zugekommen, welcher mich voriges Jahr in Köln besucht hat. Der Mann hat versucht, diese Alterthümer wie Naturwerke anzusehen und ohne Rücksicht auf ihre Geschichte, nach den verschiedenen an denselben vorherrschenden Formen, den Charakter zu bestimmen und sie in Klassen einzutheilen. Das ist nun für unser einen, der lange in jeder Hinsicht auf diese Gegenstände geachtet, gar merkwürdig, denn obschon der Mineralog sich in einem fremden Kreise befindet, und nur seine flüchtigen Reisenoten mittheilt, so hat er doch sehr scharf beobachtet und hat auf seinem Wege häufig den rechten Punkt getroffen.

Was Sie uns über den naturwissenschaftlichen Streit zwischen Geoffroy St. Hilaire und Cuvier versprechen, erregt sehr meine Aufmerksamkeit; Sie werden es wohl in einem weitern Heft zur Naturwissenschaft und Morphologie geben. Wie viel

Hefte ſind denn ſeit dem Schluß der beiden erſten Bände von Kunſt und Wiſſenſchaft erſchienen? Ich habe von der Cotta'ſchen Handlung nur dieſe beiden Bände erhalten und verlaſſe mich nicht darauf, daß man mir alle folgenden Hefte ſchickt, wenn ich ſie nicht beſtimmt aufzeichnen kann. Thun Sie mir alſo den Gefallen und laſſen Sie mir dieſelben auf einen Zettel ſchreiben.

Zu Ihres Sohnes Reiſe wünſche von Herzen ferneres Gedeihen; wann dürfen wir ihn wohl hier erwarten? — In dieſen letzten Tagen beſuchte mich Freund Thomas mit ſeinem Schwager Andrae, ſie kamen über Salzburg von Gaſtein und gingen heute früh nach Frankfurt zurück. Sie erzählten mir einmal wieder ausführlich von unſerer kleinen Müllerin, und es freute mich zu hören, daß Sie mit dieſer liebenswürdigen Freundin ſtets ein lebhaftes Verhältniß unterhalten. Geſtern Abend waren wir noch mit den vortrefflichen Männern und einigen hieſigen Freunden zuſammen, und ſo konnten wir Ihres Geburtstags deſto froher gedenken. Frau v. Schelling, als Ihre treu verehrende Freundin, übernahm es gerne, unſere Wünſche für Ihr Wohl und noch manche heitere Wiederkehr dieſes Tages beim Klang der Gläſer auszuſprechen. Mögen ſie auf das Schönſte in Erfüllung gehen!

Unwandelbar Ihr aufrichtiger Freund

S. B.

Weimar, 7. September 1830.

Heute nur wenige Worte, auszuſprechen meinen beſten Dank für die zwei lieben Briefe und die Sendung des ſchönen braunen Papiers.

Auf die leere Seite laß ich eine Parabel ſetzen, welche Neureuthern zu übergeben bitte. Ich hätte längſt eine Zeichnung von ihm gewünſcht, kann er dieſem Gedicht nach ſeiner Weiſe etwas abgewinnen, ſo würde mir es ſehr angenehm ſeyn, wenn er mir damit noch ein Andenken zueignen wollte. Wir haben ſoeben Gelegenheit genommen, ſeines Talentes rühmlich zu gedenken, wie es denn auch wohl früher oder ſpäter zu ihm gelangen wird. Doch für heute nicht weiter; leben Sie recht wohl und grüßen Hausgenoſſen und Freunde.

Treu angehörig

J. W. v. Goethe.

Faſt hätt' ich, mein Theuerſter, in Eil und Zerſtreuung vergeſſen, Sie zu erſuchen, mir das angekündigte alte Manuſcript wohl eingepackt zu überſenden, zugleich auch einen billigen letzten Preis in rheiniſchen Gulden hinzuzufügen. Der kleine Handel wird ſchnell abgeſchloſſen ſeyn. Dank für die Sorgfalt.

Wie oben und immer

G.

Parabel.

Ich trat in meine Gartenthür,
Drei Freunde kamen, auch wohl vier.
Ich bat ſie höflich zu mir ein,
Und ſagte, ſie ſollten willkommen ſeyn.
Da in der Mitte im heitern Saal
Stünd grade ein hübſches Frühſtücksmahl.
Wollt jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach ſeiner Art zu wallen.
Der eine ſchlich in dichte Lauben,
Der andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln ſchielt,
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich ſagte: die ſtünden alle friſch,
Zuſammen drinne, auf rundem Tiſch,
Und wären ihnen gar ſchön empfohlen.
Sie aber wollten ſie ſelber holen.
Auch war der letzte wie eine Maus,
Ich glaube zur Hinterthür hinaus;
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühſtück ganz allein.

München, 24. September 1830.

Ihrem Wunſch gemäß habe ich vorige Woche das alte Manuſcript mit dem Poſtwagen an Sie abgeſandt, der definitiv dafür geforderte Preis iſt vierzig Gulden rheiniſch.

Die Parabel, welche gar gut auf die gegenwärtige Zeit paßt,

und mir sehr wohl gefällt, habe ich noch nicht an Neureuther übergeben können, weil er verreist ist; sobald er jedoch zurückkehrt, werde ich nicht säumen, sie ihm zuzustellen und ihn zu einer Composition dazu aufzumuntern. Empfangen Sie einstweilen meinen besten Dank für die Mittheilung dieses schönen Gedichts.

Als ich Ihnen letzthin, am 4. September, ein paar flüchtige Zeilen zur Begleitung der beiden ersten Hefte meiner Baudenkmale am Niederrhein durch Thiersch sandte, waren wir im Begriff nach Oberammergau, einem Dorf auf der Grenze des Tyrols, zu einer dramatischen Darstellung der Passion abzugehen. Ich bekenne, ich ließ mich ungerne dazu bereden, weil ich widerwärtige Eindrücke erwartete, und nur die Aussicht, bei dieser Gelegenheit einige sehr schöne Gegenden zu sehen, bewog mich zuletzt, die seltsame Wallfahrt anzutreten. Nun aber bin ich recht froh, diesen Entschluß gefaßt zu haben, denn nicht nur wurde alles mit Ernst und Anstand ausgeführt, wodurch die unangenehme Wirkung, welche der Natur des Gegenstandes nach in manchen Stücken nicht fehlen konnte, sehr gemildert wurde, sondern der Plan der ganzen Darstellung war auf eine so eigenthümliche Weise, mit so viel Verstand und Kunstsinn angeordnet, daß man seine Bewunderung nicht versagen konnte, und sich vielfach belehrt und aufgeregt fühlte. Stellen Sie sich eine sehr große, breite Bühne, dagegen über amphitheatralische Sitze für die Zuschauer in einem Oblongum, alles unter freiem Himmel vor. Denken Sie sich dazu ein Orchester nach unserer gewöhnlichen Einrichtung, die Bühne aber mit einem sehr tiefen Proscenium, bis auf eine schmale architektonisch bemalte Seiteneinfassung, eben so breit wie der Raum für die Zuschauer; im Hintergrund des Proscениums, in der Mitte, die eigentliche Bühne ohne weitere Erhöhung mit einem Vorhang mit Coulissen und allem Zubehör, wie in unseren Schauspielhäusern. Diese eigentliche Bühne ist nur halb so breit als das Proscenium, und doch so groß wie unsere Bühnen von mittlerm Umfang, etwa wie die von Weimar. Neben dieser hintern Bühne nun befindet sich an jeder Seite eine Flügelthüre und darüber ein gleichfalls durch eine Flügelthüre zugänglicher Balkon, beide für die Scene bei Annas und Pilatus bestimmt; neben den Thüren aber sieht man

an beiden Seiten ſchmale Nebenbühnen, welche nicht ganz ſo tief ſind wie die mittlere Bühne, immer offen bleiben und Straßen vorſtellen.

Man bemerkt ſehr bald, daß dieſe Einrichtung mit einigen Modifikationen von der alten griechiſchen Bühne entlehnt iſt, und wenn man nun die Darſtellung mit einem Prolog und Chor beginnen ſieht, welcher in antikem Koſtüm aus den Seiteneingängen des Proſceniums hervortritt, ſo kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Kenner des Alterthums den guten Dorfbewohnern mit Rath und That müſſe beigeſtanden haben. Wirklich lag die Gelegenheit hiezu auch ganz nahe, da Oberammergau unter der Herrſchaft der Abtei Ettal ſtand, welche nur eine halbe Stunde davon entfernt iſt, und wo immer ſehr unterrichtete und gebildete Herren gehauſt haben. Auch erfährt man, daß dieſe Darſtellungen ſchon im Jahr 1634 eingeführt wurden, wo noch kein eigentliches Theater in Deutſchland beſtand, und daß zwar ſeitdem, wie man ohnehin gleich wahrnimmt, manche Veränderungen eingetreten ſind, daß aber in der Hauptſache die alte Grundlage beibehalten worden.

Ferner wird die ſchickliche, ja verhältnißmäßig befriedigende Ausführung einer ſo ſchwierigen Aufgabe in einem Dorfe durch die beſondere Lebensweiſe der Einwohner begreiflich. Von Ackerbau iſt nämlich bei der außerordentlich hohen Lage des Thales kaum die Rede und die Viehzucht, wozu die Alpen im Gebirge dienen, beſchäftigt nur wenige Menſchen; das Hauptgewerbe iſt eben Drechſeln, Bildſchnitzen und Malen, dieſes treiben die Leute mit großer Geſchicklichkeit. Und es leuchtet ein, wie ſie durch dieſes Verſtand und Phantaſie aufregende Geſchäft zu der Ausbildung fähig werden, die von jener erſten höhern Anleitung her ſich unter ihnen von Vater auf Sohn fortgepflanzt hat. Die Leute machen ſich eine Ehre daraus, an den Darſtellungen Theil zu nehmen, die nur alle zehn Jahre (ausnahmsweiſe auch wohl im fünften Jahr) und dann zehn bis zwölfmal, immer an Sonntagen, aufgeführt werden. Keiner erhält dafür irgend eine Belohnung, ausgenommen der Judas, ſondern alle, und es treten über 300 Perſonen auf, handeln um Ehrentwillen; mit dem Orcheſter, welches aus mehr als 30 Perſonen beſteht, iſt es ebenſo. Man erfährt gar keine Namen; alles geſchieht im Namen der

zuerſt als Buchſtaben in die Hand, ſie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzuſtellen und zu ordnen berufen iſt.

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epiſtel, Epopöe, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satyre.

Wenn man vorgemeldete Dichtarten, die wir alphabetiſch zuſammengeſtellt, und noch mehrere dergleichen, methodiſch zu ordnen verſuchen wollte, ſo würde man auf große, nicht leicht zu beſeitigende Schwierigkeiten ſtoßen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, ſo findet man, daß ſie bald nach äußeren Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer weſentlichen Form nach benamſ't ſind. Man bemerkt ſchnell, daß einige ſich neben einander ſtellen, andere ſich andern unterordnen laſſen. Zu Vergnügen und Genuß möchte jede wohl für ſich beſtehen und wirken, wenn man aber, zu didaktiſchen oder hiſtoriſchen Zwecken, einer rationelleren Anordnung bedürfte, ſo iſt es wohl der Mühe werth ſich nach einer ſolchen umzuſehen. Wir bringen daher Folgendes die Prüfung dar.

Naturformen der Dichtung.

Es giebt nur drei ächte Naturformen der Poeſie: die klar erzählende, die enthuſiaſtiſch aufgeregte und die perſönlich

Gemeinde, von ihr werden auch die Koſten beſtritten, ſie ſind, beſonders für das zum Theil ſehr gute Koſtüm, nicht unbedeutend; dagegen zieht die Gemeinde dann gleichfalls die Einnahme und es mögen ihr davon in günſtigen Jahren wohl zwei- bis dreitauſend Gulden Ueberſchuß bleiben, die zu außerordentlichen Bedürfniſſen oder zu wohlthätigen Anſtalten verwendet werden. Doch ich muß Ihnen von der Vorſtellung ſelbſt reden: Der Prolog alſo, wozu, wie zu den Chören, der Text in Verſen ſeit etwa zwanzig Jahren von einem Oberammergauer Schulmeiſter neu verfaßt iſt, wird geſprochen, der Vortrag des Chors aber, welcher aus zehn Perſonen, Männern, Frauen, Jünglingen und Mädchen beſteht, und mit dem Sprecher des Prologs, ohne Rückſicht des Geſchlechts, gleich koſtümirt iſt, wird mit vollſtändiger Orcheſterbegleitung geſungen. Die Compoſition dazu, auch von einem Oberammergauer, iſt in moderner Oratorienart und wechſelt zwiſchen Arien, Duetten, Quartetten und Geſammtſtücken. Reine Inſtrumentalmuſik wird nicht gemacht.

Nach der Introduktion durch Prolog und Chor beginnt das Ganze mit dem Einzug in Jeruſalem, wobei alles Volk mitſingt. Dann erſcheint Chriſtus im Tempel und verjagt die Käufer und Verkäufer; hierbei, wie bei allen folgenden Scenen aus dem Leben Chriſti wird in Proſa geſprochen. Es iſt dieſer dramatiſche Theil wegen dem in der Handlung, wie in der Sprache, hervortretenden Realismus der ungenügendſte, ja mitunter widerwärtige Theil der Darſtellung. Indeſſen hat der urſprüngliche Anordner, welcher dieſes gefühlt zu haben ſcheint, den guten Gedanken gehabt, jedesmal zwei oder drei zuſammenhängende dramatiſche Scenen mit zwei oder drei darauf bezüglichen Gruppen aus dem alten Teſtament abwechſeln zu laſſen.

Dieſe Gruppen werden auch jedesmal durch den Chor und zuweilen durch den Prolog eingeführt, nach der Introduktion aber entfernt ſich der Chor nicht, ſondern er ſtellt ſich bei Aufziehung des Vorhangs zu beiden Seiten des Proſceniums und begleitet die Gruppe, welche ein lebendiges Bild oder ſogenanntes Tableau iſt, mit Geſang. Dieſe Gruppen beſtehen, je nach dem Gegenſtand, aus wenigen oder vielen Figuren, ja einigemal erſcheinen dabei über hundert Perſonen, wie bei dem Manna, der ehernen Schlange, bei dem Auszug der Iſraeliten aus Aegypten u. ſ. w.

Die Ausführung der Gruppen iſt zum Theil vortrefflich, vorzugsweiſe von Seiten der Männer und Jünglinge, da hingegen die Frauen, Mädchen und Kinder ſich in Mienen, Gebärden und Stellungen meiſt ungeſchickt und ſteif benehmen. Denſelben Unterſchied bemerkt man mit einigen Ausnahmen in den dramatiſchen Scenen, auch fällt hier die günſtigere Aufgabe der Juden, namentlich der Synagoge und ihrer Vorſteher auf; da ſie immer handelnd und leidenſchaftlich erſcheinen, bringen ſie eine größere Wirkung hervor, als Chriſtus mit ſeinen Jüngern und Freunden. Daß die Rolle des Chriſtus nicht befriedigend gegeben wurde, können Sie ſich denken, indeſſen wußte der Mann, dem ſie aufgetragen war, ſich mit ſo viel Anſtand und zum Theil mit ſo viel Zartheit zu benehmen, daß das Gefühl nie beleidigt wurde. Die dramatiſchen Scenen wurden bis zur Auferſtehung durchgeführt, und dann folgte zum Beſchluß ein reiches Bild, welches den Sieg des Chriſtenthums über das Judenthum darſtellte und mit einem Alleluja begleitet wurde.

Das ganze Schauſpiel zerfiel in vier Abtheilungen, fing Morgens um neun Uhr an und dauerte mit der nöthigen Unterbrechung für das Mittageſſen bis ſechs Uhr Abends, ſo daß ſechs bis ſieben Stunden lang geſpielt wurde. Die Zuſchauer waren aus allen Ständen von nah und fern ſehr zahlreich herbeigeſtrömt und betrugen ſich höchſt ſchicklich und aufmerkſam, ja andächtig. Man ſah viele Leute weinen, alle Beifallsbezeugungen unterblieben. Hätte man die Scenen aus der Geſchichte Chriſti als Bilder dargeſtellt und dieſe durch einen analogen dramatiſch behandelten Stoff verbunden, wobei das ganze Schauſpiel füglich auch ſehr hätte abgekürzt werden können, ſo möchte wenig zu wünſchen übrig geblieben ſeyn.

Von Zeit zu Zeit ſieht man auch in andern bayeriſchen Gebirgsarten noch Paſſionsvorſtellungen, dieſe ſollen ſich aber alle nicht über das Gemeine erheben und in keiner Hinſicht eine Vergleichung mit dieſem Oberammergauer Schauſpiel aushalten. Ich vermuthe, daß Ihnen die Sache wenigſtens in ihrem wahren Beſtand noch neu iſt, und hoffe deßwegen, meine Schilderung werde einigen Werth für Sie haben.

Nun leben Sie wohl, und der Himmel erhalte Ihnen und den Ihrigen ungeſtört Ruhe und Heiterkeit.

Ihr treuer Freund S. B.

Weimar, 3. Oktober 1830

Obgleich auch nicht rein genug im Geiſte, um eine heitere Wirkung in die Ferne zu verſuchen, ſo will ich doch wenigſtens einiges der obwaltenden Fragen und Zuſtände berühren. Herr Hofrath Thierſch hat mir gar manches Gute mitgebracht; danken Sie den anſehnlichen Gliedern des höchſt löblichen Kunſtvereins, auch Herrn v. Hormayr bitte mich zu empfehlen. Neureuther macht mich durch das dritte und vierte Heft ſeiner Randzeichnungen wahrhaft glücklich, da kann man denn doch einmal ſagen: Es iſt alles was an ſeiner Stelle ſeyn ſoll und mehr, und über alle Erwartung.

Sie fragen nach denen Heften, die wir auszugeben im Gange waren; ich mußte ſie für den Augenblick aufgeben, da die Sorge für die letzten Sendungen meiner Werke eher ſich ſteigerte als abnahm. Indeſſen haben wir Einzelnes den Wiener und Berliner Jahrbüchern überlaſſen, um zu verſuchen wie unſere Worte aus einer andern Weltgegend her klingen. Reichen ſie bis zu Ihnen, ſo werden ſie gewiß keinen fremden Eindruck machen.

„Ein gutes Wort findet eine gute Statt“ und ſo hat auch Ihr liebes vermittelndes Schreiben gewirkt; eins aber muß ich hinzufügen. In den hohen Jahren werden mir alle halben Verhältniſſe ganz unmöglich durchzuführen; das famoſe leben und leben laſſen, wodurch wir unſre Tage zu Grunde richten, geht nicht mehr; was nicht rein aus der Seele kommt, kann nicht ausgeſprochen werden.

In jenen Aufſätzen werden Sie den Werth Ihrer Bemühungen treufreundlich beachtet finden. Ueber den naturwiſſenſchaftlichen Streit in Paris finden Sie eine Andeutung in den Jahrbüchern. Die Fortſetzung iſt geſchrieben und bedarf jetzt nur einer ſinnigen Redaktion. Doch ſind dieſe wiſſenſchaftlichen Händel nicht von der Art, zur Zeit ſo großer Ereigniſſe ein lebhaftes Intereſſe zu unterhalten. Ich arbeite unterdeſſen im Stillen fort, denn dieſe Differenz der Anſichten wird im Fortgange der Wiſſenſchaften immer wieder hervortreten.

Die vierzig Gulden für das wirklich intereſſante Gebetbüchlein auszuzahlen, hat der Kaſſier Auftrag erhalten.

Meinem Sohn iſt bisher, nach einigen Zwiſchenfällen und Unfällen, nach überſtandenem Sturm zwiſchen Livorno und

und Neapel, mit dem Dampfschiff in der herrlichen Bai zu landen wirklich gelungen. Er fand sogleich Herrn Zahn, der nach beendigten großen Werk in Berlin sich wieder dorthin begeben hat. Mein Sohn ist also, sowohl über als unter der Erde, wohl empfohlen. Kunst und Natur von Jugend auf anzuschauen gewöhnt, hat er, ohne viel zu raisonniren, einen guten praktischen Blick in die Welt und hat mir von den Medaillen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beinahe 100 Stücke gesendet, worunter wenig Doubletten, die doch auch im Norden zum Tausche mit Liebhabern höchst angenehm sind.

Von Mahomet II. sende gelegentlich einen Gypsabguß. Die gemeldeten drei Könige sind auch recht hübsch durchgezeichnet.

Für die zwei Hefte der Denkmale am Niederrhein danke zum schönsten. Die Verhältnisse dieser schätzbaren Zeugnisse voriger Tage werden durch Ihre Sorgfalt immer klarer, faßlicher und annehmlicher.

Ihre anmuthige Beschreibung der traditionellen Aufführung eines geistlichen Dramas ist sogleich in den Abgrund der chaotischen Verwirrung verschlungen worden, woraus sie nächstens brillant hervorsteigen und sich zu Ihnen an den Fuß der Alpen begeben wird.

Da man dem ersten Wochen- nicht Jahrgang entgegenschreitet und stark in den Vierzigen begriffen ist, so werden für das nächste Jahr auch die Bedingungen der Mitglieder beigefügt seyn.

Ermangeln Sie ja nicht, von Zeit zu Zeit etwas Einzelnes, was sich so hübsch als ein Ganzes auffassen läßt, geschlossen darzustellen und mitzutheilen. Dergleichen gibt dem Leben einen neuen Reiz, besonders für uns Andere, die wir uns die Weite und Breite quälen, ohne doch recht einzusehen, was es eigentlich heißen soll.

Merkwürdig ist es, daß gerade die Vorlesung Villemains mir zur Hand kommt, über denselben Gegenstand. Er hebt auf eine hübsch-gallische Weise die vielbesprochene Hroswitha, Aebtissin von Gandersheim, hervor und ihre christlichen Dramen, die sie, angeregt durch Terenz, mit heiterm Geist und religiosem Sinn vortrug. Ich will sehen, ob ich in einem guten Stündchen Ihrem Aufsatze dadurch etwas Paralleles an die Seite stellen kann.

Da noch Platz iſt, laß ich die Stelle ausſchreiben, das Heft möchte Ihnen ſchwerlich zu Handen ſeyn.
Unwandelbar

Goethe.

Ainsi, en Allemagne, dans un monastère qui comptait cinquante religieuses de noble famille, il paraît que, vers 1080, on avait dressé un petit théâtre, comme à Saint-Cyr, sous Madame de Maintenon, et que là quelques jeunes sœurs, ayant sans doutes obtenu dispense, pour s'habiller en hommes, représentaient une espèce de tragédie, la Conversion de Gallicanus. Voici le sujet de la pièce: Constantin le Grand avait promis de donner la belle Constantia, sa fille, à un jeune Romain de haute naissance et de grande courage, mais encore attaché au culte des faux dieux. Une guerre suspend ce projet: le jeune amant y vole et se couvre de gloire dans un combat, où il est miraculeusement sauvé. Touché de ce secours de la Providence, il se laisse convertir à la foi, par deux officiers de l'empereur, Paul et Jean. Dans sa pieuse ferveur, il renonce à la main de la princesse, qui, de son côté, se consacre à la vie religieuse. Voilà le premier acte, où l'unité de temps, comme vous le voyez, n'est pas fort rigoureuse. C'est une pièce libre qui, en tout, dure vingt-cinq ans. Au second acte, trois empereurs ont déjà passé; c'est Julien qui règne. Julien, après avoir exilé Gallicanus, le fait tuer en Égypte. Puis sa persécution s'attache avec plus de violence et de haine aux deux officiers du palais, qui avaient autrefois accompli l'heureuse conversion de Gallicanus. On ne voit pas le motif de cette colère. Mais l'auteur, dans la prose assez correcte de son drame, fait habilement parler Julien. Il y a là un sentiment vrai de l'histoire; Julien ne paraît pas un féroce et stupide persécuteur, comme l'auraient imaginé les légendaires du VIème siècle. La religieuse de Gandersheim avait saisi le caractère de Julien, on le voit avec sa modération apparente, son esprit impérieux et ironique. Il ne peut triompher de l'obstination chrétienne des deux officiers de l'empereur; il les exile, en laissant prévoir leur supplice.

(Folgt die Scene.)

Weimar, 17. Oktober 1830.

Aus der Beilage[1] erſehen Sie, mein Theuerſter, daß die lebhafte Redaktion ſich alſobald der allerliebſten Erzählung bemächtigt hat. Schon rechtfertigt der allgemeine Beifall dieſe Kühnheit. Thun Sie es ja um Ihrer und um Anderer willen, ſolche Lebens- und Sittenzüge, ſobald Sie nur Stimmung haben, auch aus der Erinnerung aufzuzeichnen und was dergleichen im Tage begegnet feſt zu halten. Sie ſind weit herum gekommen und haben manches bemerkt, laſſen Sie es nicht untergehen. Selbſt iſt für dergleichen das ſüdliche Deutſchland fruchtbarer als das nördliche; es gehört eine mittlere Unſchuld dazu, wenn dergleichen hervortreten ſoll. Was von Blättern noch vorhanden iſt, wird nachgeſendet.

Eilig wie treulich

G.

Soeben, als ich ſiegeln will, nimmt Herr Geheimer Legationsrath v. Conta Abſchied, nach München zu gehen, um daſelbſt gewiſſe Grenz- und Zolldifferenzen ins Gleiche zu bringen. Es iſt ein trefflicher Geſchäftsmann, in dergleichen Dingen viel gebraucht, der noch nie in München war und ſich deßhalb ſehr dorthin freut. Er wird ſich durch Beſtimmtheit und Anmuth ſelbſt empfehlen; helfen Sie ihm von Ihrer Seite nach, was möglich iſt.

G.

München, 10. November 1830.

Ich war eben im Begriff Ihnen, verehrteſter Freund, auf Ihre verſchiedenen ſehr lieben Briefe zu antworten, als mich die Trauernachricht von Rom aus erſchreckte, und ſo gehen denn alle Gedanken und Vorſätze in dem einen auf, Ihnen und den Ihrigen meine innigſte Theilnahme zu bezeugen.

Mögen Sie nach ſo vielen Schmerzen, die in den letzten Jahren Ihr Gemüth erſchütterten, auch dieſen unerwarteſten mit Ihrer ganzen Seelenſtärke ertragen, und in den Armen Ihrer liebens-

[1] Einem Blatt des „Chaos."

würdigen Schwiegertochter und Enkel, Troſt für den Verluſt des Sohnes finden.

Mehr kann ich heute nicht ſagen, eheſtens aber ſchreibe ich wieder. Laſſen Sie mich nur bald durch ein paar Zeilen erfahren, wie es Ihnen und den Ihrigen geht.

Die meinigen und alle Freunde bedauern Sie mit mir von ganzem Herzen und vereinigen ſich mit mir in den Wünſchen, daß Gott Sie ſtark und muthig erhalten möge!

Ihr Freund

S. B.

Weimar, 4. November 1830.

Hiebei, mein Theuerſter, die unvollſtändigen ſibylliniſchen Blätter des Chaos; ein ganzes Exemplar iſt nicht mehr vorräthig; im Anfang wurden wenige gedruckt, man ging noch überdieß etwas leichtſinnig damit um. Die Folge hoffe ununterbrochen überſenden zu können.

Wenden Sie ja ihre Aufmerkſamkeit auf irgend einen intereſſanten Gegenſtand und einige Stunden auf die Darſtellung deſſelben, die Ihnen ſo wohl gelingt.

In dieſen Tagen wird eine neue Serie eröffnet und ich melde Ihnen die Bedingungen, zu welchen die Beitretenden ſich verpflichten. Für dießmal will ich von Ihnen nicht das ſtrenge Geheimniß fordern, das hier am Orte unter den Mitgliedern möglichſt bewahrt wird, nur geben Sie kein Blatt aus der Hand, damit nichts abgeſchrieben oder wohl gar gedruckt werde.

Hie und da iſt es auswärtig geſchehen und hat Verdrießlichkeiten und Ausſchließungen nach ſich gezogen. Hiebei muß ich bemerken, daß ich nur Mitglied bin und mit Redaktion und Direktion gar nichts zu thun habe. Dieſe ſind ganz frauenzimmerlich, mitunter ein bischen eigen.

Auch lege eine Nachbildung der drei Könige bei. Ich finde den Gedanken ſo ſchön, daß, wenn mit den jungen Künſtlern etwas zu thun wäre, ich einen erſuchen würde, dieſe Compoſition, aber genau dieſe zu reproduciren und ins Vollkommene zu ſteigern. Die großen Alten ſcheuten ſich nicht, dem Guten, Löblichen

nachzugehen, und was einmal gelungen war, wieder hervorzubringen, welches immer sehr viel voraussetzt; unsere neuern sind dagegen lauter Originale und doch können sie mitunter über das Buch Tobiä nicht hinauskommen, welches Rembrandt auf seine Weise unvergleichlich genutzt hat.

Noch ein Wort von unserm Bildchen! Der Engel spricht dem Jüngsten ins Ohr, den Aeltesten faßt er beim Kopfe, der Mittlere (zur Ausfüllung des Raums etwas lang gerathen) wendet sich aufwärts nach der Botschaft und scheint sie im Traum zu sehen und zu verstehen. Höchst merkwürdig ist die Caravane, die, schon aufgebrochen, ins Gebirge zieht; auch die Masse ist schon geistig aufgeregt und dirigirt.

Da ich entfernt bin von allem bedeutend Geleisteten, so halte ich mich an die geistreichen Vorsätze, von denen mich solche Blätter überzeugen. Auch hab' ich das Glück, ganz unschätzbare Dinge, um derentwillen man länger leben möchte, in meinen Besitz gebracht. Den Genius der Poesie von Jul. Roman. Gedanke! vor dem man die Kniee beugt, mit der sorgfältigsten Federausführung. Ich besitze vielleicht hundert seiner Blätter, einige von ihm, viele nach ihm, aber als glücklicher Wurf ist diesem kaum eines zu vergleichen. Ich sehe deßhalb sorgfältig nach und wäge die Motive mit Genauigkeit. Es ist eine angenehme Beschäftigung, das Vortreffliche mit dem Vortrefflichen zu vergleichen.

Nun aber will ich aufhören, damit das Packet abgeschlossen werde. Lassen Sie bald von sich hören und wo möglich verleihen Sie mir auch irgend ein Bildliches, woran ich mich herzlich ergötzen kann. Von der Art sind denn doch Neureuthers Randzeichnungen. Ich habe gewünscht etwas von ihm zu sehen, das nicht von mir veranlaßt worden, damit das Ich bei dem Urtheil ganz aus dem Spiel wäre; ein paar Tyroler Lieder sind mir dabei zu Hülfe gekommen. So viel für dießmal. Möge Ihnen alles Gute zu Theil werden.

Und so fortan!

J. W. v. Goethe.

München, 6. December 1830.

Durch eine seltsame Verwicklung der Umstände mußte ich die traurige Nachricht von Ihrer Krankheit erst gestern erfahren. Ich war eben beschäftigt Ihnen zu schreiben, als die Allgemeine Zeitung mir die Nachricht von dem heftigen Anfall brachte, der Sie so sehr in Gefahr setzte. Sie können sich, verehrtester Freund, meinen Schrecken denken; in wenigen Stunden wurde ich jedoch, Gott sey Dank, durch die guten Nachrichten getröstet, welche bei Herrn v. Cotta und Herrn v. Cotta angekommen waren.

Möge die so glücklich begonnene Genesung bald vollendet werden! Man hat mir von mehreren Personen Ihres Alters erzählt, welche dieselben Anfälle gehabt, und wieder zu dem vollen Genuß ihrer Gesundheit gelangt sind. Bei Ihrer so reich ausgestatteten Natur dürfen wir mit Zuversicht dasselbe hoffen.

Mein Bildniß wird Ihnen in den ersten Tagen der Genesung zugekommen seyn; es würde mich sehr freuen, wenn es Ihnen eine angenehme Erinnerung gewährte. Mein Bruder und meine Frau finden die Züge zu alt, indessen schien die Zeichnung, welche von Cornelius für den Bürgermeister Thomas in Frankfurt gemacht wurde, meinem Bruder doch so gut, daß er sie ohne mein Wissen lithographiren ließ.

Nehmen Sie dieses Blatt zugleich als Einleitung zur Entschuldigung, daß ich Ihnen seit zwei Monaten so wenig geschrieben; ich war aber gar zu sehr mit technischen Geschäften und, was das Schlimmste von Allem, mit Rechnungssachen beladen, darum konnte ich auch noch nicht einmal für Uebersendung des Chaos und der geistreichen Composition der schlafenden drei Könige danken. Nun fühle ich mich wieder freier, aber heute bin ich noch zu sehr durch die Nachricht von Ihrer Krankheit bewegt, als daß ich den gestern angefangenen Brief fortsetzen könnte. Ich halte mir also alles weitere auf die nächsten Tage vor und bitte nur, mich recht bald durch einige Worte zu erfreuen.

Mein Bruder ist seit acht Tagen nach Frankfurt gereist, meine Frau und Bertram bezeugen mit mir die herzlichste Theilnahme.

Gott erhalte Sie!

Von ganzer Seele Ihr Freund

S. B.

München, 7. Januar 1831.

Der gute Vorsatz, meinem letzten Brief den schon früher angefangenen gleich folgen zu lassen, ist leider durch die Forderungen und Störungen des Tages vereitelt worden. Indessen habe ich die Freude gehabt, fortwährend die besten Nachrichten von Ihrer Genesung zu erhalten, und so habe ich mich wenigstens in Gedanken oft mit Ihnen beschäftigen können. Seyen Sie nun, verehrtester Freund, im neuen Jahr mit den herzlichsten Wünschen begrüßt; möge es Ihnen so viel Gutes bringen, daß dadurch die traurigen Ereignisse des vergangenen in weite Ferne gerückt und die Gegenwart Ihnen lieb und tröstlich werde!

Bei Ankunft dieses Briefes werden Sie die Sendung der 25sten und 26sten Lieferung unseres lithographischen Werks nebst einem Exemplar für den Großherzog erhalten haben, sowie auch eine etwas später abgegangene Rolle mit zwei Abdrücken zu der letzten Lieferung meines Werks über den Dom von Köln. Es fehlen jetzt nur noch drei Blätter, um das Ganze vollständig zu machen; ich konnte hierauf nicht warten, es drängte mich zu sehr, mit Ihnen die Freude über die nahe Vollendung dieser mühevollen Unternehmung zu theilen, bei deren Beginnen Sie mir vor zwanzig Jahren so freundlich die Hand gereicht und zu dem schönen Verhältniß den Grund gelegt haben, welches uns seitdem in treuer, liebevoller Gesinnung vereinigt.

Bedenke ich die furchtbaren Zeiten, die wir in den ersten fünf Jahren verlebt, so gibt mir das Muth, die neuen Sorgen zu ertragen, die uns jetzt durch die wiederkehrende, sich täglich mehrende Weltverwirrung entstehen.

Wir haben in den letzten Tagen hier an Ort und Stelle auch unser Theil von dieser Bewegung gehabt, wie die Schelmen in ihrer gleißenden Sprache es nennen. Es war höchst wahrscheinlich ein Versuch von Außen her, durch die Studenten den Pöbel und so die Bürger aufzuregen; aber er ist an dem gesunden Sinn der ehrlichen, derben Bayern vollkommen gescheitert, obwohl durch ungeschickte Behandlung das Unwesen so lange gedauert, daß, wenn irgend ein Stoff zur Entzündung vorhanden gewesen, großes Unheil hätte entstehen müssen. Nun ist das Schlimmste bei der Sache das abgeschmackte Gerede, welches man von so vielen vornehmen und gebildeten Leuten anzuhören hat;

handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Dieſe drei Dicht
weiſen können zuſammen oder abgeſondert wirken. In den
kleinſten Gedicht findet man ſie oft beiſammen, und ſie brin
gen eben durch dieſe Vereinigung im engſten Raume das
herrlichſte Gebild hervor, wie wir an den ſchätzenswertheſten
Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren
griechiſchen Trauerſpiel ſehen wir ſie gleichfalls alle drei ver
bunden und erſt in einer gewiſſen Zeitfolge ſondern ſie ſich
So lange der Chor die Hauptperſon ſpielt, zeigt ſich Lyri
oben an; wie der Chor mehr Zuſchauer wird, treten die an
dern hervor, und zuletzt wo die Handlung ſich perſönlich un
häuslich zuſammenzieht, findet man den Chor unbequem un
läſtig. Im franzöſiſchen Trauerſpiel iſt die Expoſition epiſch
die Mitte dramatiſch, und den fünften Act, der leidenſchaftlic
und enthuſiaſtiſch ausläuft, kann man lyriſch nennen.

Das Homeriſche Heldengedicht iſt rein epiſch; der Rha
pſode waltet immer vor, was ſich ereignet erzählt er; niemand
darf den Mund aufthun, dem er nicht vorher das Wort ver
liehen, deſſen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Al
gebrochene Wechſelreden, die ſchönſte Zierde des Drama's
ſind nicht zuläſſig.

Höre man aber nun den modernen Improviſator an
öffentlichem Markte, der einen geſchichtlichen Gegenſtand b
handelt; er wird, um deutlich zu ſeyn, erſt erzählen, dann
um Intereſſe zu erregen, als handelnde Perſon ſprechen, zu
letzt enthuſiaſtiſch auflodern und die Gemüther hinreißen. S
wunderlich ſind dieſe Elemente zu verſchlingen, die Dichtarte
bis ins Unendliche mannichfaltig; und deßhalb auch ſo ſchw
eine Ordnung zu finden, wornach man ſie neben oder na
einander aufſtellen könnte. Man wird ſich aber einigermaße
dadurch helfen, daß man die drei Hauptelemente in eine

die Einen machen aus jedem Floh einen Elephanten, aus jedem Studenten einen Königsmörder, die Andern dagegen behaupten, es gebe gar kein Ungeziefer in dieser besten Welt! Der Unfrieden und die Verwirrung werden dadurch immer mehr vermehrt, und wenn nun nächstens die Stände zusammen kommen, wird es gar unausstehlich werden. Man möchte wahrhaftig wie eine Raupe sich einspinnen und abwarten können, bis Gott wieder klare, heitere Zeit werden läßt.

Daß Ihnen mein Brief über die geistlichen Darstellungen in Oberammergau gefallen, und daß er auch bei den Lesern des Chaos gute Aufnahme gefunden, hat mich sehr gefreut. Ihr Entschluß, denselben abdrucken zu lassen, überraschte mich, denn ich hatte beim Schreiben auch gar nicht an das Chaos gedacht, sonst würde ich Einiges noch etwas mehr ausgeführt haben.

Ihrer freundlichen Einladung Beiträge zu liefern, werde ich gerne folgen, sobald sich zur guten Stunde etwas darbietet, wovon ich denken kann, daß es Ihnen angenehm wäre. Gegenwärtig nimmt mich die Redaktion meiner Untersuchungen über die Geschichte der alten Kirchenbaukunst ganz in Anspruch; ich habe so viel als möglich alles aufgeräumt, um mich dieser Arbeit ungestört widmen zu können.

Sie werden an den Abdrücken zu dem Werk über den Kölner Dom bemerken, daß ich für die letzte Lieferung eine leichtere Behandlung der Platten angenommen habe; die englischen Architekturwerke, worin auch Blätter mit ganzem und halbem Effekt neben einander vorkommen, haben mich veranlaßt, diesen Ausweg zu wählen, wodurch nicht allein mir und dem Verleger, sondern auch dem Publikum eine Erleichterung entsteht, denn nun kann ich das Werk mit der vierten Lieferung, aus sieben Blättern bestehend, schließen, und man braucht statt fünf Lieferungen nur vier zu bezahlen. Da die Blätter in halbem Effekt mit aller Kunst und Sorgfalt gearbeitet sind, so bin ich überzeugt, Sie werden diese Abweichung von meinem ursprünglichen Vorhaben vollkommen billigen.

Neureuther ist vor etwa zwei Monaten, freilich nicht aus eigenem Antrieb, nach Paris gereist, um den Franzosen ihre Revolutionslieder mit dreifarbigen Arabesken zu verzieren; ist das nicht ein toller Gedanke? Ich bin begierig zu sehen, wie die

Pariſer auf das hübſche Talent gewirkt haben; ich wollte, er wäre ſchon wieder hier. Auf die letzte Lieferung Ihrer Werke habe ich bisher mit großer Ungeduld gewartet, wir werden ſie doch bald erhalten?

Die Meinigen grüßen und wünſchen mit mir Ihnen und Ihren lieben Angehörigen Heil und Segen.

Von ganzer Seele Ihr

G.

München, 7. März 1831.

Herrn v. Conta kann ich nicht abreiſen laſſen, ohne ihm ein Zeichen meines Andenkens an Sie mitzugeben und ohne Ihnen, verehrteſter Freund, zu ſagen, wie ſehr es mich betrübt, ſeit Ihrer Geneſung noch keinen Brief von Ihnen erhalten zu haben. Sie wiſſen ja, daß ich Sie ſo innigſt verehre und liebe, und daß mir jedes Wort von Ihnen eine große Freude macht; warum laſſen Sie mich gerade in dieſer Zeit, wo Ihre Briefe mir doppelt willkommen wären, ſo lange harren und warten?

Warum ſagen Sie mir auch gar nichts über mein Bildniß und über die Abdrücke zu unſeren beiden Werken; hat denn von dieſen Dingen gar nichts Sie erfreut? Doch Ihr Schweigen hierüber würde mich nicht ſchmerzen, da ich überzeugt bin, daß Sie unſere Sendungen immer mit wohlwollender Anerkennung aufnahmen, wenn ich nur ſonſt ein freundliches Lebenszeichen von Ihnen empfangen hätte.

Laſſen Sie nun dieſe freundſchaftlichen Vorwürfe für eine herzliche Bitte gelten und erfüllen Sie dieſelbe recht bald; es iſt mir ein wahres Bedürfniß von Ihnen ſelbſt zu hören, wie es Ihnen und den lieben Ihrigen geht.

Seit ich Ihnen zuletzt ſchrieb, habe ich ununterbrochen an der Redaktion des Textes zu der letzten Lieferung des Domwerks gearbeitet, und nun iſt das Manuſcript zum Druck abgeſandt. Jetzt kommen meine Unterſuchungen über die Geſchichte der Kirchenbaukunſt im Allgemeinen an die Reihe; dieſe laſſe ich aber, da man es von allen Seiten verlangt, in Oktav drucken. Ich freue mich recht darauf, ſo aus dem ceremoniöſen Folioformat heraus

zu kommen, worin ich mich immer unbehaglich fühlte, wie in einer gestickten Staatsuniform.

Die letzte Lieferung Ihrer Werke ist mir vor Kurzem erst zu Handen gekommen, ich habe aber einstweilen nur einen Blick hinein werfen können, wo ich dann mit Vergnügen gesehen, daß Sie das Ehrengedächtniß Erwins v. Steinbach aufgenommen haben. Wenn die Bändchen vom Buchbinder zurückkommen, werde ich alles näher durchgehen können.

Es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß das große Bild, die Anbetung der Weisen von Eyck, für unser lithographisches Werk vollendet und sehr gelungen ist. Sobald wir Abdrücke versenden können, erhalten Sie einen.

Ich hätte noch Vieles zu sagen, aber ich muß mir heute Schranken setzen. Ich schließe also mit dem Wunsche von mir und den Meinigen, daß es Ihnen und Ihrem ganzen Hause recht wohl gehen, und daß sie unserer in Freundschaft gedenken mögen.

Unwandelbar mit der treuesten Anhänglichkeit und Verehrung

S. B.

Weimar, 20. März 1831.

Ihr liebes Briefchen, durch Herrn v. Conta gesendet, erwiedere ich dankbar.

Wenn ich Sie, wie ich mich nicht recht erinnere, in meinem letzten Schreiben auf den 51sten und 52sten Band der Wiener Jahrbücher aufmerksam gemacht habe, ohne daß Sie diese edlen Hefte deßhalb aufgeschlagen hätten, so bin ich nicht schuld, wenn von Ihren Weimarischen Kunstfreunden keine weitere Kenntniß zu Ihnen gekommen. Genug, in dem ersten ist zu finden, wie ich mich mit Zahns Pompeji'schen Alterthümern befreundet, und wie sorgsam zunächst Meyer sich nach den vorzüglichsten Kupferstichen und Lithographien umgesehen, in dem zweiten. Halten Sie sich versichert, wie Sie es auch sagen, daß unser innigstes Interesse an allem, was gut und schätzbar ist, nur wächst und sich auf die wunderbarste Weise steigert. Ich kann mich in meiner gegenwärtigen Stellung mit nichts abgeben, als was ich bewundern muß, und dazu gehört denn doch wahrhaftig Ihre, in einem großen

und höchst bedeutenden Felde beharrliche, mitunter mühselige, aber auch ehren- und vortheilhaft begünstigte Thätigkeit.

Von Ihrem Porträt möcht' ich sagen: es ist recht anmuthig ähnlich, dabei sind Sie durch Cornelius Auge und Hand durchgegangen. Auch könnte wohl seyn, daß eine liebe, zärtliche Gattin den ganzen Habitus (wie wir Naturhistoriker uns ausdrücken) des theuern Freundes zu größerem Wohlbehagen eingeleitet hätte. Verzeihen Sie! aber meine Schmeller'sche Zeichnung hat mehr von dem eigentlichsten Sulpiz Boisserée; dieser Letzte ist ein wackerer Mann, deren aber allenfalls noch ähnliche sich finden könnten. Dieß alles ist, wie Sie wissen, nur ein Hin- und Wiederreden, wodurch weder etwas recht dargestellt noch entschieden wird: schwankende Worte, wie wir über Natur und Kunst so viele vernehmen.

Von mir selbst kann ich nur sagen, daß ich die geneigte Manifestation der moralischen Weltordnung nicht genug verehren kann, die mir erlaubte mich körperlich und geistig auf eine Weise wieder herzustellen, die dem Augenblick allenfalls genug thut. Denn daß die großen Unbilden, die mich in Umgebung und Persönlichkeit zu Ende des vorigen Jahres überfielen, meine Bezüge gegen die Außenwelt gar sehr verändern mußten, werden Sie denken. Wenn ich auch innerlich gleich blieb, so war es doch eine schwere Aufgabe in Bezügen zu wirken, die ich längst Andern übertragen hatte. Aus der Stellung des Großvaters zum Hausvater, aus dem Herrn zum Verwalter überzugehen, war eine bedeutende Forderung. Sie ist gelöst, und wenn ich sage, daß Tochter und Enkel sich so betragen, daß man sich über ihre Fügsamkeit, Zucht und Anmuth, über alles unabsichtliche Zuvorkommen und harmonisches Uebereinseyn nicht genug erfreuen kann, so ist noch nicht alles gesagt. Wollte man dieses Behaben und Behagen nach der Wirklichkeit schildern, so würde es zwischen die Idylle und das Mährchen hineinfallen.

Die Ausgabe meiner Metamorphose der Pflanzen, Original und Uebersetzung, mit biographischen und literarischen Zuthaten manchem Leser nicht unerfreulich, schließt sich Ostern gewissermaßen in der Hälfte, aber gerade am schicklichsten Absatz. Es ist eine wundersame Stellung, wenn man seine Gedanken unmittelbar ins Französische übersetzt sieht und dabei zu fühlen glaubt,

daß das dort wohl nicht so recht passen würde. Wir sind hier aktiv, da wir unser ganzes Leben her an Uebersetzungen so viel gelitten haben.

Ich weiß nicht, ob es zu Ihrer Kenntniß gekommen, daß ich an dem Streit, der sich zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire trotz aller akademischen Convenienzen hervorthat, durch ein Wort in der Berliner Monatsschrift gestreift habe. Ich werde mich hüten, weiter zu gehen, obgleich alle wissenschaftlichen Dinge unter den fürchterlichsten politischen Bewegungen immer so gut ihren Gang fortsetzen als Schuster, Schneider ꝛc. ihre Handwerke unter Krieg und Noth fortführen.

Da ich nun in dem einmal gewonnenen Zug nicht abzubrechen ein neues Blatt nehmen muß, so hab' ich vor allen Dingen Sie zu ersuchen, Herrn Oberbergrath v. Kleinschrot zum allerschönsten zu danken für die seltenen und seltsamen fossilen Reste. Das unmittelbare Anschauen der Dinge ist mir alles, Worte sind mir weniger als je; ich bin deßhalb auch für diese Sendung dankbarer, als man sich vorstellen kann. Empfehlen Sie mich diesem werthen Manne in solchen und ähnlichen Fällen.

Wundersam war es, daß ich gerade wieder wünschen mußte, diese Ankömmlinge meinem Sohne zu übergeben, der sich mit Leidenschaft auf dieses Fach geworfen und eine sehr bedeutende Sammlung in einem meiner Gartenhäuschen, deren Sie sich erinnern, aufs ordentlichste aufgestellt hatte. Es sind merkwürdige Dinge darunter und also kommen die neuen Hippuriten in die beste Gesellschaft.

Ihre Unternehmung, das große Cyclische Bild zu lithographiren, darf mich nicht wundern, da an dem Schoreelischen das Unmögliche geschehen ist.

Sodann darf ich nicht zu melden unterlassen, daß auch das Glück meine anderen Sammlungen begünstigt. Mein Sohn sendete aus der Lombardei an die hundert Medaillen, wichtige, gegossene, aus dem fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, sodann auch weitere, gegen das siebenzehnte hin. Mein schöner Besitz wurde dadurch auf einmal aufs herrlichste erweitert.

Er schrieb mir noch aus Florenz, wo er das selten vorgewiesene Medaillenkabinet zu sehen Genuß fand: daß, abgerechnet

die Medaillen des Mediceiſchen Hauſes, in Betracht der übrigen mehr oder weniger wichtigen kleinen Fürſten und bedeutenden Privatperſonen unſere Sammlung ſich daneben nicht zu ſchämen brauche. Das iſt nun freilich viel geſagt, doch mag es in gewiſſem Sinne gelten. Wenn ich den Bonnani, Mazuchelli, die Famiglie celebri durchſehe, ſo habe ich Urſache, mich des Vorhandenen zu freuen, zugleich aber beſcheiden anzuerkennen, daß man ſchon dankbar ſeyn muß, wenn man ſich an einem weiten See in einer fiſchreichen Bai angeſiedelt hat. Sollten Sie mir von München her nicht etwas dergleichen verſchaffen können? Einzeln erfreut und nützt es niemand.

Weil ich nun aber einmal in der Schnurre bin, Sie von den Schwimmwämſern zu unterhalten, die mich in meinem Element emportragen, ſo will ich noch melden: daß ich von Zeichnungen ganz Unſchätzbares gewonnen habe, dergleichen man, ſo lange man lebt, nie wieder von ſeiner Seite läßt.

Dergleichen gäbe denn noch manches zu erzählen, denn ich habe mich auch wieder in das botaniſche Feld eingelaſſen, wo mir mein alter Gewinn immer wieder zu Gute kommt.

Die letzte Seite bin ich nun veranlaßt, in Ernſt und Scherz mit etwas Wunderlichem zu ſchließen.

Des religiöſen Gefühls wird ſich kein Menſch erwehren, dabei aber iſt es ihm unmöglich, ſolches in ſich allein zu verarbeiten, deßwegen ſucht er oder macht ſich Proſelyten.

Das letztere iſt meine Art nicht, das erſtere aber hab' ich treulich durchgeführt, und von Erſchaffung der Welt an keine Confeſſion gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypſiſtarier, welche, zwiſchen Heiden, Juden und Chriſten geklemmt, ſich erklärten, das Beſte, Vollkommenſte, was zu ihrer Kenntniß käme, zu ſchätzen, zu bewundern, zu verehren, und in ſofern es alſo mit der Gottheit im nahen Verhältniſſe ſtehen müſſe, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunkeln Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypſiſtarier zu qualificiren; das iſt aber keine kleine Bemühung: denn wie kommt man in der Beſchränkung ſeiner Individualität wohl dahin, das Vortrefflichſte gewahr zu werden?

In der Freundschaft wenigstens wollen wir uns nicht übertreffen laſſen.

J. W. v. Goethe.

Abſenden darf ich vorſtehendes nicht, ohne zu vermelden, daß Herr v. Conta rückkehrend mir durchaus das Freundlichſte mitgebracht. Ihro Majeſtät der König haben ſich nach mir erkundigt und ſich aufs allergnädigſte geäußert. Es gibt ja wohl Gelegenheit, meine ſo ſchuldige als freudige Anerkennung höchſten Orts vernehmen zu laſſen.

Den 22. März 1831.

Treu verpflichtet

J. W. v. Goethe.

München, 18. April 1831.

Sie haben mir, verehrteſter Freund, durch Ihren liebevollen über Erwartung reich ausgeſtatteten Brief eine Freude bereitet, die Sie hätten mitempfinden müſſen, um ſich einen Begriff davon machen zu können. Nach ſo großen Trübſalen und Leiden, die Sie zu ertragen gehabt, ward mir die lange Entbehrung Ihrer Mittheilung immer ſchwerer, denn obwohl ich gute Nachrichten von Ihrer Geſundheit erhielt, ſo blieb doch im Grund des Herzens eine Beſorgniß, die nur durch ein unmittelbares Zeugniß Ihrer Stimmung gehoben werden konnte. Empfangen Sie tauſend Dank dafür. Ich bin nun nicht bloß beruhigt, ſondern die Zufriedenheit und Heiterkeit, welche ſich auf die mannichfaltigſte und angenehmſte Weiſe in Ihrem Brief ausſpricht, hat mich wahrhaft beglückt. Gott erhalte Ihnen dieſe Kraft und Lebendigkeit des Geiſtes, er erhalte Ihnen das Familienglück, welches Sie nach einem ſo traurigen Uebergang genießen.

Ich habe es wohl gefühlt, daß der Verluſt Ihres Sohnes Ihnen in jeder Hinſicht die ſchwerſten Forderungen aufwälzen würde, daher fühle ich auch jetzt mit herzlichſter Theilnahme, welche große Himmelsgunſt Ihnen geworden, daß Sie trotz Ihrer körperlichen Leiden doch alle haben löſen können. Und es macht

mir immer den wohlthätigſten Eindruck, daß Sie nun in Ihrem Brief des Sohnes wiederholt bei Gegenſtänden gedenken, wofür Sie ihn ſo gerne thätig ſahen. Was Sie mir von ſeinen von Italien geſandten Beiträgen zu Ihrer Medaillenſammlung und von Ihren fernern Wünſchen für dieſe Sammlung ſagen, habe ich einem hieſigen Münzfreund, dem preußiſchen Geſchäftsträger, Baron Knobelsdorf, mitgetheilt; derſelbe hat mir verſprochen, nächſtens ein Verzeichniß der Stücke zu verſchaffen, welche man in dieſem Augenblick hier erhalten könnte. Und in Bezug auf die Mineralienſammlung hat mir Oberbergrath Kleinſchrot, dem ich Ihren Dank ausgedrückt, verheißen, daß er bei Vorkommen Ihnen noch ſchönere Exemplare von den Untersberger Hippuriten ſenden und ſonſt gerne auf alles Acht haben würde, was Ihnen von dergleichen Dingen angenehm ſeyn könnte.

Für Ihre Hinweiſung auf die Wiener und Berliner Jahrbücher bin ich Ihnen freundlichſt verbunden, ich werde mir dieſe Blätter zu verſchaffen ſuchen; bis jetzt ſind ſie mir nicht zu Geſicht gekommen, weil ich ſeit dem Herbſt ganz in meine Arbeiten und Geſchäfte für die beiden Architekturwerke vertieft war. Nach Abſendung des deutſchen Manuſcripts zum Domwerk beſchäftigte ich mich in der letzten Zeit mit der Ueberſetzung ins Franzöſiſche, dieſe iſt nun auch vollendet und zur Reviſion an einen Freund in Paris abgegangen. Bei dieſer Arbeit, wie früher bei dem erſten Theil meines Werks habe ich dieſelbe Erfahrung gemacht, die Ihnen bei der Ueberſetzung Ihrer Metamorphoſe der Pflanzen vorgekommen. In allen höhern geiſtigen Beziehungen zeigt ſich die franzöſiſche Sprache ärmer und unbefriedigender, hingegen in allen niedern und mittlern, dem bloßen Verſtand angehörigen Verhältniſſen iſt ſie weit beſtimmter, klarer, folgerechter als die deutſche. Das letztere habe ich in ſolchem Maße gefunden, daß mir aus der Ueberſetzung immer mehrere entſchiedene Verbeſſerungen für das Original entſtanden ſind. Man dürfte daher behaupten, daß eine Uebertragung aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche für den Autor viel vortheilhafter ſey, als das Umgekehrte. Jedoch kann man bei alledem nicht läugnen, daß die franzöſiſche Sprache ſeit zwanzig Jahren gerade durch Uebertragungen aus dem Deutſchen und Engliſchen ſehr erweitert und bereichert worden iſt. Ich bin nun ſehr begierig

auf Ihre Metamorphoſe und auf den Eindruck, den ſie bei den Nachbarn machen wird; ſo ganz unvorbereitet ſind ſie denn doch nicht, da Decandolle Ihre Ideen ſchon einigermaßen bekannt gemacht hat.

Daß Ihnen mein Bildniß von Cornelius nicht ganz zuſagen würde, habe ich wohl vermuthet, meine Frau und mein Bruder ſind auch nicht damit zufrieden. Ich war nicht ganz wohl, als es gezeichnet wurde, zum Theil mag auch die etwas zu ſcharfe Art der Auffaſſung und Behandlung der Geſichtszüge ſchuld ſeyn, womit die zu willkürliche, breite Anlage der Geſtalt im Widerſpruch ſteht. Dieſer letztere Umſtand dürfte vorzüglich dem Habitus der Wohlbeleibtheit zuzuſchreiben ſeyn, der Ihnen aufgefallen; ich kann leider nicht läugnen, daß das zunehmende Alter mir von dieſer Seite eine größere Laſt aufgebürdet hat, aber ſo prälatenhaft, wie das Bild vermuthen läßt, ſehe ich doch nicht aus. Es iſt mir unter dieſen Umſtänden ſehr lieb, daß bei der Vergleichung die Zeichnung, die Sie vor vier Jahren durch Schmeller machen ließen, den Vorzug behalten hat.

Die Sekte der Hypſiſtarier, die Sie in der ältern Kirchengeſchichte entdeckt haben, war mir ganz unbekannt. Wenn ſie wirklich das Beſte und Vollkommenſte von den Heiden, Juden und Chriſten ſich angeeignet haben, ſo müßte ihre Lehre mit jener der Dreieinigkeit, vom höchſten Standpunkt aus genommen, zuſammenfallen, denn das Vollkommenſte des Heidenthums wie des Judenthums gehört dem Reich des Vaters und zum Theil, beſonders als Vorbereitung, dem Reich des Sohnes an, und das Reich des Geiſtes geht ſowohl dem kirchlichen als dem philoſophiſchen Begriff nach aus beiden hervor, und iſt als das Ziel aller Entwicklung mit beiden ewig eines. Auf dieſe Weiſe kann ich mir denken, daß Sie ſich als Hypſiſtarier erkennen, und würde ich mich auch dazu bekennen; wäre aber die Lehre dieſer Sekte bloßer Nationalismus und Deismus, wie einige behaupten, ſo müßte ſie Ihrem tiefen Geiſt und Gemüth zu leer und unbefriedigend ſeyn. Alſo die Erkennung und Verehrung der Unität in der Trinität, wie ſie ſich in der höhern Geſchichte der Menſchheit offenbart, wäre das Hypſiſton, wonach wir zu ſtreben hätten. Sagen Sie mir, ob ich Sie recht verſtanden, und ſtoßen Sie ſich nicht an die Schulausdrücke, deren man ſich in der Kürze immer

bedienen muß. Legen Sie ihnen durchaus den höchsten, umfassendsten Sinn unter. Gott befohlen. Von ganzem Herzen der Ihrige

S. B.

Weimar, 24. April 1831.

Daß mein zur guten Stunde diktirtes Blatt zu einer gleichmäßigen Ihnen zugekommen und meine Zustände freundlich vergegenwärtigt, gibt mir durch baldige Rückwirkung gleichfalls einen heitern Augenblick, gerade da ich im Falle bin, Ihnen für etwas freundlich Vermitteltes den schönsten Dank zu sagen.

Neureuther hat mir ein großes Blatt zugeschickt mit Commentar, oder vielmehr musikalischer Durchführung jener wunderlichen Parabel. Sollten Sie diese Produktion gesehen haben, so würden Sie derselben wohl erwähnen. Auf alle Fälle muß ich sagen, daß er sich hier wie immer des vorliegenden Zustandes höchst geistreich bemächtigt, ja sogar dessen Sinn und Bedeutung gesteigert und auf wundersame Weise emporgehoben hat. Es gibt keinem seiner andern Blätter etwas nach. Zeichnung und Ausführung sind vom höchsten Fleiß. Da das Blatt aquarellirt ist, so besticht es gleich beim ersten Anblick und da er die Farben zu Erhöhung des Charakters und der Zustände braucht, so tritt die Absicht desto deutlicher entgegen. Die Facilität und Pertinenz seines Talents, das Glück, eine solche Art gewählt zu haben, die seinem Naturell völlig zusagt, sind einzig. Können Sie mir sagen, was er in Paris geleistet hat, so erklären Sie mir ein Räthsel: denn ich habe auch nicht die mindeste Ahnung davon, was er dort hat aufgreifen und sich zueignen können. Doch wird's auch daran nicht gefehlt haben.

Bildhauer David schickte mir sein Medaillon und dieser Knopf und Knoten eines Schädels und Gesichts nimmt sich wunderbar zwischen den andern vielen nach außen entwickelten französischen Gesichtern aus. Das Verzeichniß der Medaillen von gewünschter Art, welche man in diesem Augenblick in München erhalten könnte, wird mir sehr willkommen seyn.

Könnte mir Herr Oberbergrath Kleinschrot etwas Merkwürdiges, vielleicht Fledermausartiges, auch nur Fragmentarisches

Kreis gegen einander über ſtellt und ſich Muſterſtücke ſucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann ſammle man Beiſpiele, die ſich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreien erſcheint und ſomit der ganze Kreis in ſich geſchloſſen iſt.

Auf dieſem Wege gelangt man zu ſchönen Anſichten, ſowohl der Dichtarten, als des Charakters der Nationen und ihres Geſchmacks in einer Zeitfolge. Und obgleich dieſe Verfahrungsart mehr zu eigner Belehrung, Unterhaltung und Maaßregel, als zum Unterricht anderer geeignet ſeyn mag, ſo wäre doch vielleicht ein Schema aufzuſtellen, welches zugleich die äußeren zufälligen Formen und dieſe inneren nothwendigen Uranfänge in faßlicher Ordnung darbrächte. Der Verſuch jedoch wird immer ſo ſchwierig ſeyn als in der Naturkunde das Beſtreben den Bezug auszufinden der äußeren Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren inneren Beſtandtheilen, um eine naturgemäße Ordnung dem Geiſte darzuſtellen.

Nachtrag.

Höchſt merkwürdig iſt, daß die perſiſche Poeſie kein Drama hat. Hätte ein dramatiſcher Dichter aufſtehen können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Anſehn gewonnen haben. Die Nation iſt zur Ruhe geneigt, ſie läßt ſich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die gränzenloſen Gedichte. So iſt auch ſonſt das orientaliſche Leben an ſich ſelbſt nicht geſprächig; der Deſpotismus befördert keine Wechſelreden und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrſchers allenfalls nur in Citaten

aus den Sohlenhofer Kalkſchieferbrüchen verſchaffen, ſo würde ich ſolches dankbarlichſt erkennen.

Auf den nächſten Reichthum Ihrer Sendung bin ich höchſt verlangend und überzeugt: daß uns Eyck ſo wie Schoreel in Erſtaunen ſetzen wird.

Bei der Ueberſetzung meiner letzten botaniſchen Arbeiten iſt es ganz zugegangen wie bei Ihnen. Ein paar Hauptſtellen, welche Freund Soret in meinem Deutſch nicht verſtehen konnte, überſetzte ich in mein Franzöſiſch; er übertrug Sie in das Seinige und ſo glaub' ich feſt, ſie werden in jener Sprache allgemeiner verſtändlich ſeyn, als vielleicht im Deutſchen. Einer franzöſiſchen Dame ſoll dieß Kunſtſtück auch ſchon eingeleuchtet haben; ſie läßt ſich das Deutſche verſtändlich und ungeſchmückt überſetzen und ertheilt ihm alsdann eine Anmuth, die ihrer Sprache und ihrem Geſchlechte eigen iſt. Dieß ſind die unmittelbaren Folgen der allgemeinen Weltliteratur; die Nationen werden ſich geſchwinder der wechſelſeitigen Vortheile bemächtigen können. Mehr ſag' ich nicht, denn das iſt ein weit auszuführendes Kapitel.

Ebenſo wenig darf ich heute meiner vielleicht übereilt vertrauten Confeſſion gedenken; mir iſt ſehr ernſt bei der Sache, aber, genau beſehen, nach meiner eigenen Weiſe, die nicht einen jeden anmuthen möchte und der meine Freunde ſchon ſo oft nachgeſehen haben.

In einigen Wochen iſt hoffentlich unſer botaniſches Wagniß in Ihren Händen; ich darf mir verſprechen, daß Ihnen manches daran Freude machen wird. Sehen Sie Herrn v. Martius, ſo bitten Sie ihn, die Art, wie er darinne aufgeführt wird, geneigteſt aufzunehmen, wenigſtens zu verzeihen.

Mit dieſem Hefte hebt ſich denn doch ganz eigentlich eine große Laſt von mir ab, das man, fünfzehn Bogen gedruckt, nicht anſehen wird. Seit dem Juni vorigen Jahrs mit dem Abdruck beſchäftigt zu ſeyn und ſolchen durch alle Wechſelfälle durchzuarbeiten und durchzuführen, war für mich kein Kleines. Doch darf ich nur, um mir Muth zu machen, an das denken, was Ihnen und den Ihrigen obliegt, ſo habe ich Urſache, mich alſobald zu ermannen.

Grüßen Sie herzlich die lieben Ihrigen und erhalten mein Andenken unter den werthen Gönnern und Freunden in München.

Möge alles Gute Ihro Majestät dem Könige werden, was er sich verdient und was wir ihm wünschen. Herr v. Conta hat die Freundlichkeit, mich manchmal durch ihre herrlichen städtischen und ländlichen Anlagen durchzuführen, wo man sich wirklich in eine andere Welt versetzt glaubt; leider daß ich nicht mehr Mobilität habe, als nöthig ist, mich in meinem Kreise umher zu bewegen.

Alles Gute. Beste. Höchste. Treu verbunden

J. W. v. Goethe.

München, 16. Juli 1831.

Endlich ist mir denn einmal wieder vergönnt, mich mit Ihnen, verehrtester Freund, zu unterhalten. Meine Sendung vom 23. vorigen Monats wird schon die Erwartung eines Briefs bei Ihnen erregt haben, derselbe wäre auch bereits gefolgt, wenn ich nicht über die Maßen beschäftigt und zugleich noch durch anhaltendes rheumatisches Zahnweh geplagt gewesen wäre.

Nun also hätten Sie mit den drei letzten Abdrücken sämmtliche Kupferstiche meines Werks über den Kölner Dom in Händen. Die Zusammenstellung von Stücken der sechs verschiedenen Grundrisse des Gebäudes nach den auf einander folgenden Geschoßen ist so zu sagen wie die Partitur zu dem ganzen Werk, und wird durch den Text, wovon ich den Abdruck nun auch ehestens zu erhalten hoffe, erst vollends deutlich werden. Auf dieses sonst unscheinbare Blatt habe ich viele Mühe verwendet, Sie werden das, sowie die Wichtigkeit erkennen, die es für die Wissenschaft hat. Von den beiden vergleichenden Tafeln, worin ich einerseits die Gebäude, bei denen die Rundbogen und die Kuppeln vorherrschend sind, und andererseits jene, wobei der Spitzbogen und Thürme vorherrschen, zusammengestellt habe, verspreche ich mir gleichfalls, daß sie Ihren Beifall finden. Außer diesen drei Blättern hat Ihnen meine Sendung, die dritte, vierte, fünfte und sechste Lieferung der Baudenkmale am Niederrhein gebracht, und somit haben Sie von diesem Werk die erste Hälfte. Die andere wird bis Ende des Jahrs in verschiedenen Abtheilungen folgen. Zu der siebenten und achten Lieferung sind die meisten Platten schon fertig.

Ich freue mich in dieser argen Zeit, wo um uns herum furchtbares Unheil droht, jeden Tag, wo ich etwas weiter fördere, mit doppelter Dankbarkeit. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß unter diesen Umständen die Theilnahme der Wenigen, die noch für etwas anderes Sinn haben als für die Verwirrung des Augenblicks, einen um so größern Werth für mich hat, und daß Sie unter diesen Wenigen obenan stehen, wissen Sie auch.

Die französische Ausgabe Ihrer Metamorphose der Pflanzen ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; sie ist doch fertig? Ich bin sehr begierig darauf. Herr v. Martius habe ich schon vorläufig gesagt, daß Sie seiner in dieser Ausgabe Erwähnung gethan; er fühlt sich dadurch geschmeichelt und grüßt freundlichst. Herr v. Kleinschrot empfiehlt sich auch bestens; er bedauert sehr, daß er zu Erlangung des geflügelten Quadruped aus den Sohlenhofer Kalkschieferbrüchen wenig Hoffnung geben kann. Dieses Petrefact ist bis jetzt so höchst selten vorgekommen, daß alle Liebhaber und Vorsteher von Sammlungen darauf spannen und man ganz außerordentliche Preise dafür bietet. Aus den Kohlenbergwerken im Zweibrückischen kann aber Hr. v. Kleinschrot Ihnen Bruchstücke von einer ungeheuern, bis jetzt noch nicht wissenschaftlich bestimmten Pflanzenformation senden. Sollte Ihnen der Besitz dieses Fossils angenehm seyn, so bitte ich, mir nur zu sagen, ob Sie die Zusendung durch den Postwagen wollen. Mit der Verpackung, glaubt Hr. v. Kleinschrot; würde doch wohl ein Gewicht von 15 bis 20 Pfd. entstehen. Die Verzeichnisse der Medaillen, welche gegenwärtig hier zu erwerben wären, folgen beiliegend. Die Medaillen der Mediceer sollen nur zusammen verkauft werden, man fordert dafür einen enormen Preis, obwohl sie alle aus später Zeit, meist aus dem achtzehnten Jahrhundert sind, auf einigen fand ich den Namen A. Selvi mit der Jahrzahl 1748. Indessen schicke ich Ihnen doch das Verzeichniß wegen dem Anfang, worin Sie kleinere Stücke finden, die auch einzeln abgelassen werden. Die Preise des Verzeichnisses A werden Ihnen auch sehr hoch erscheinen, jene des Verzeichnisses B werden Sie hingegen billig finden. Sollten Sie nun eins oder das andere Stück zu erwerben wünschen, so bemerken Sie es mir gefälligst mit dem Preis, ich werde dann suchen zum Ziel zu kommen. Auf jeden Fall wünscht man aber alle drei Verzeichnisse wieder zurück.

Ihre Mittheilung über die Hypsistarier hat mir viel zu denken gegeben, und es wäre mir lieb gewesen, wenn Sie auf meine Aeußerung darüber eingegangen wären. Keineswegs aber sollen Sie fürchten, daß Sie sich mit jener Mittheilung übereilt hätten; da Sie wissen, wie sehr ich die Eigenthümlichkeit Ihrer Denkweise ehre, so kann Ihnen meine Frage bei näherer Betrachtung keinen Grund zu einer solchen Furcht geben.

Ihre guten Wünsche habe ich an den König gebracht, der dafür sowie für jedes Zeichen Ihres Andenkens sehr dankbar ist. Er bedarf freilich auch sehr der Wünsche treuer Freunde, denn er hat in dieser schlimmen Zeit viel zu leiden. Die zu große Nachsicht, welche er früher mit der Presse gehabt, wird ihm jetzt bitter gelohnt, denn da die Richtung des Tages nur auf das Gemeinste geht, so gelingt es dem Bösen gar leicht, seine hohen, edeln Absichten in Mißachtung zu bringen. Doch der Himmel wird diesem und dem größern Weltunwesen ein Ziel setzen, das dürfen wir erwarten, die wir schon das Ungeheuerste haben vorübergehen sehen. Möge Gott auch Sie und die lieben Ihrigen beschützen, und Ihnen guten Muth erhalten. Indem ich somit schließe, bemerke ich zu meinem Erstaunen, daß seit Ihrem letzten Brief schon zwei Monate verflossen sind. Ich war unterdessen in Stuttgart bei meinem Schwiegervater, und wurde sonst auf alle Weise in Anspruch genommen. Lassen Sie mich daher mein langes Stillschweigen nicht entgelten. Nochmals alles Heil!

Von ganzem Herzen der Ihrige

S. B.

Weimar, 22. Juli 1831.

Wenn ich auch keine schriftliche Mittheilung schon lange von Ihnen erhielt, so haben Sie mir doch diese Wochen her für genugsame Beschäftigung gesorgt, indem ich die drei letzten großen Blätter Ihres unschätzbaren Domwerks zu betrachten öfters Zeit fand. Die zwei vergleichenden Tafeln fordern uns zu gründlichem Nachdenken auf, und da finden wir sowohl Talent als Charakter unserer Vorfahren höchst schätzenswerth, welche das Zutrauen hatten: die Welt würde so lange in gleichem Sinne verharren,

bis ihre ungeheuern Conceptionen durch und durch ausgeführt wären.

Bei dem Kölner Dom ſchien mirs immer wichtig, daß die erſten Bauenden gleichſam im Vorgefühl einiges Mißtrauens nicht etwa nur Warteſteine, wie man wohl zu thun pflegt, ſondern Wartemauern, Thürme und Maſſen aufgeführt, damit ihre Nachfolger angelockt würden, da oder dort wieder einzugreifen und auf dieſe Weiſe die Folgezeit zu Vollendung des erſten Plans in eine unausweichliche Nothwendigkeit ſich verſetzt ſähe.

Durch Ihre Zuſammenſtellung glaubt man nun zu begreifen, wie dieſe Thätigkeit nach und nach zu einer ganz unmeßbaren Größe gelangt ſey. Wenn Sie uns Ihre Studien zunächſt mittheilen, ſo werden wir immer weiter zu näherer Kenntniß ſo merkwürdiger Unternehmungen und weit verbreiteter Geſinnungen auf eine ſehr einleuchtende Weiſe gelangen.

Es iſt mit dem Bauen eine ganz eigene Sache, man macht's dem Nachfolger und ſo auch der Folgezeit niemals recht. Ich habe ſelbſt erlebt, daß ein Fürſt ſeinen Nachfolger architektoniſch völlig ausgeſtattet zu haben dachte, welcher aber von einer andern Seite, ganz von vorn wieder anfing. Die Selbſtthätigkeit iſt des Menſchen Seligkeit, die man nicht präoccupiren kann.

Zu alle dem obigen füge noch hinzu: daß die Baudenkmale am Niederrhein nicht wenig beitragen, uns durchaus aufzuklären. Die auf der dritten großen Tafel gegebene Zuſammen- oder vielmehr Uebereinanderſtellung der in die Höhe ſtrebenden Geſchoße näher zu betrachten erſpare bis auf die nächſt zu hoffende Erläuterung.

Unſern verehrten und geliebten König Ludwig kann ich in dieſen Tagen mit meinen Gedanken nicht verlaſſen, wenn ich ihm nur im mindeſten dadurch nützen könnte. Es war ſeit längerer Zeit meine Furcht: es möchte, wie es jenen frommen Bauherren mit der Nachwelt ging, ihm ſchon ſo mit ſeinen Zeitgenoſſen ergehen. Doch lenkt und richtet ſich ſo manches im Leben unvermuthet, daß uns immmer Hoffnung zum Beſſern übrig bleibt. Müſſen wir uns doch gegen die jetzt von allen Seiten drohenden Ungewitter ebenſo verhalten.

Da ich nach alter Weiſe die einmal angeſponnenen Fäden nicht fallen zu laſſen, oder wenigſtens bald wieder aufzunehmen

pflege, ſo habe ich nicht verſäumt, jene durch die Berliner Jahrbücher mit Paris gewiſſermaßen zufällig gewonnenen Verhältniſſe ganz leiſe zu handhaben, wozu denn die Ueberſetzung meiner Metamorphoſe das Uebrige beitragen wird. Weiſen Sie das Heft nicht ab, wenn es Ihnen zur Hand kommt, es bringt manches zur Sprache, das ſich in jedem Sinne fruchtbar erweiſen muß.

Laſſen Sie mich nun von den Münzen ſprechen, von welchen freilich die Preiſe durchaus abſchreckend ſind. Sollten dieſe unter den Liebhabern gelten, ſo wäre meine Sammlung ganz unſchätzbar, ja die letzte Sendung meines Sohnes von Mailand her nicht mit 100 Louisd'or zu bezahlen geweſen. Da aber der Sammler immer verführbar iſt, ſo bitte auf die drei roth vorgeſtrichenen, unten auf der vorletzten, oben auf der letzten Seite Ihre Aufmerkſamkeit zu richten, zu ſehen: ob ſie wirklich vollkommen erhalten ſind? und ſie alsdann für mich ſo billig als möglich zu acquiriren. Das Verzeichniß B liegt ganz außer meinem Kreiſe. Silberne pflege ich nicht anzuſchaffen; die von Erz ſind von neueren Künſtlern, welche Suiten von Päpſten, Kaiſern, Königen nicht ohne Talent nach vorhandenen Vorbildern zu machen pflegten. Ich darf nur auf Originale ausgehen, als eigentliche Belege zur Kunſtgeſchichte.

Die Mediceiſche Familie ſcheint auch eine ſolche nachgebildete zu ſeyn, wovon die Originale ſich wohl nur in der florentiniſchen Sammlung finden. Dagegen möchten ſich unter den Uomini illustri, ſowie auch unter den Medaglie d'una grandezza minore ganz wünſchenswerthe Sachen befinden, weil die Gleichzeitigen in dieſer Art nicht ganz ſelten ſind und ich eine Anzahl von dieſen ſelbſt mir um einen leidlichen Preis nach und nach angeſchafft. Da aber auf dem Verzeichniß A Erzmedaillen der mittlern Größe von vier bis acht Gulden angeſetzt ſind, ſo möchte auch wohl hier für unſer einen kein ergiebiger Handel zu hoffen ſeyn. Womit ich die Erwähnung dieſer Angelegenheit ſchließe und nur bitte, der drei oben gemeldeten freundlichſt zu gedenken.

Indem ich ſo weit mit meinem Schreiben gelangt bin, habe ich mit beſonderem Vergnügen zu melden: daß mir das Glück geworden, Ihro des Königs von Württemberg Majeſtät bei mir zu verehren. Da Sie ſo lange unter dem Schutz dieſes Herrn gelebt, darf ich Ihnen nicht betheuern: wie erhebend und wahrhaft

auferbaulich mir ſolche Gegenwart geweſen und geworden. Auch für unſere Frau Großherzogin war ſie, wie ſchon einmal, bei der ſo eben einlaufenden Nachricht von einem abermaligen ſo großen Familienverluſte höchſt tröſtlich und aufrichtend. Ich aber vernehme zu beſonderer Beruhigung, daß meine aufrichtigen Aeußerungen Höchſtdenſelben nicht mißfallen haben.

Auch wie Sie, mein Theuerſter, finde ich ſchon ſeit vielen Jahren erprobt, daß man zu bedenklichen Zeiten ſeine Thätigkeit gleichſam ſchärfen und ſich bedeutende Aufgaben auferlegen müſſe, welche eine entſchiedene Richtung nach innen und fördernd begünſtigen. Ich finde mich in dieſen Fall geſetzt und hoffe, ehe noch zwei Monate vergehen, inwiefern es mir geglückt iſt, entſchieden Nachricht geben zu können. Treulichſt

J. W. v. Goethe.

Weimar, 25. Juli 1831.

Noch Einiges muß ich hinzuthun. Herr v. Kleinſchrot wird mir verzeihen, wenn ich etwas kühn gewünſcht habe. Beſcheidenheit iſt eine Tugend, deren ſich leidenſchaftliche Liebhaber nicht immer befleißigen. Das Bruchſtück einer uralten Pflanzenformation aus der unterirdiſchen Flora wird mir höchſt willkommen ſeyn, da ich durch die Neigung des Herrn Grafen Sternberg ſehr ſchöne Exemplare aus ſeinen Kohlengruben beſitze. Sorgfältig eingepackt könnte eine ſolche Sendung auch durch Fuhrgelegenheit an mich gelangen, wenn man ſie an Herrn Handelsmann Goldbeck in Nürnberg abgehen ließe, durch welchen ich die meiſten Sendungen aus Süden erhalte.

Bei einem in unſern Landen ſehr aktiven Chauſſeebau habe ich aus unſern Kiesbrüchen ungeheure Elephantenbackenzähne zu erhalten Gelegenheit gehabt und ſo vermehren ſich die Wunder der Vorwelt um uns her immer mehr.

Findet ſich einmal eine heitere, herzöffnende Stunde, ſo verſuch' ich meine hypſiſtariſche Lehre aufs Papier zu bringen. Was mir auferbaulich iſt, ſollte es freilich meinen Freunden auch ſeyn.

Auch von den Medaillen ſage zu mehrerer Sicherheit noch ein Wort; die roth vorgeſtrichenen ſind:

1) Philippus Maria etc. Opus Pisani.
2) Gian. Francesco etc.
3) Jo. Franc. Tri. (Triulzio) etc.

Hiebei bemerke noch, auch darnach ſey zu ſehen, ob ſie wohl erhalten, auch von Haus aus ſcharf und nicht etwa ſtumpfe Nachgüſſe ſind, welches wohl vorkommt.

Und damit allen Segen im Höchſten.

J. W. v. Goethe.

Roſenheim, Freitag den 20. Auguſt 1831.

Zu dem Tage, den die Ihrigen und die Freunde ſo gerne feiern, möchte auch ich Ihnen ein Zeichen meiner innigſten Wünſche ſenden. Vernehmen Sie denn, verehrteſter Freund, daß ich hier beim Anblick der Tiroler Alpen und Schneeberge Ihrer in treueſter Liebe, in froher Erinnerung und Hoffnung gedenke, Gott bittend, er möge Sie fort und fort mit Geſundheit und Geiſteskraft ſegnen.

Ihr freundlicher Brief, den ich kurz vor meiner Abreiſe von München erhalten, hat mich durch Ihre theilnehmenden Aeußerungen über die letzten Blätter zu meinem Domwerk recht ſehr erfreut. Ich erwartete wohl, daß die vergleichenden Tafeln vorzüglich Ihre Aufmerkſamkeit erregen würden. Es iſt allerdings eine höchſt merkwürdige Erſcheinung, und ſie zeigt ſich nirgend auffallender als in der Geſchichte der Baukunſt, daß die Menſchen, ſowie ſie Großartiges unternehmen, gar leicht das Maaß der Mittel und der Zeit überſchreiten, nicht bedenkend, daß ſie mit ihrem Beſtreben an und für ſich auch bei der größten Mäßigung ſchon im Widerſtreit mit dem gemeinen Weltlauf ſtehen, der alles Höhere in ſeinen unerſättlichen Schlund hinabzuziehen ſucht. Die Anwendung auf König Ludwig liegt ſo nahe, daß man ſich ihr nicht entziehen kann. Es iſt ſehr traurig, ihn mit jenem ſeit dem letzten Jahr um ſo viel gewaltiger gewordenen Strudel kämpfen zu ſehen. Er hätte immer friedliche und günſtige Verhältniſſe bedurft; Gott gebe, daß ſie wiederkehren, dann mag er aus der bittern Erfahrung, die er jetzt machen muß, Vortheil ziehen. Vielleicht werde ich den verehrten Fürſten eheſter Tage in Berchtesgaden ſehen, in dieſem Fall werde ich gewiß nicht verſäumen, die

liebevolle Anhänglichkeit zu rühmen, womit Sie ſeiner ſtets gedenken.

Auf Ihre neue Ausgabe der Metamorphoſe hatte ich mich für dieſen ſtillen Badeaufenthalt gefreut, aber die Cotta'ſche Handlung in München, der ich deßhalb Auftrag gegeben, hat mich im Stich gelaſſen: es ſcheint, ſie hat noch keine Exemplare erhalten.

Ihre Wünſche wegen der Medaillen werde ich beſtens zu erfüllen ſuchen, der Beſitzer iſt ſchon ſeit einiger Zeit von München abweſend, ich hoffe jedoch, nach meiner Rückkehr wird er auch bald eintreffen.

Die Sendung des Pflanzenfoſſils von Oberbergrath v. Kleinſchrot wird auf dem angegebenen Weg über Nürnberg beſorgt werden.

Zufällig bin ich hier mit dem neueſten Produkt des Victor Hugo: Notre Dame de Paris, bekannt geworden. Verwünſchteres iſt mir lange nicht vorgekommen, Romane von Manzoni und Walter Scott ſind wahre Kunſtwerke gegen dieſes aus dem mittelalterlichen Gaſſenkehricht der Stadt Paris mit der frechſten Willkür zuſammengeſtoppelte Fratzenwerk. Es iſt ein wahrer Frevel gegen den menſchlichen Geiſt, ein ſchönes Talent zur Darſtellung der gräuelhafteſten Dinge zu mißbrauchen, um das niedrigſte bloß ſtoffartige Intereſſe zu erregen, wodurch vollends aller Sinn für das Edle und Schöne zu Grunde gerichtet wird.

Kennen Sie ein Werk der neueſten franzöſiſchen Literatur, welches den ſchlechten Begriff, den mir jenes gegeben hat, wieder auslöſchen könnte, ſo nennen Sie mir es, denn dieſe Notre Dame de Paris hat mich trotz aller Lobeserhebungen der Mittelalter-Architektur recht feindſelig, ja um ſo feindſeliger gegen die franzöſiſche Nachahmung geſtimmt.

Laſſen Sie mich noch lieber etwas von der neuen Aufgabe vernehmen, die Sie ſich ſelbſt geſetzt haben. Die Nachricht davon hat mir als das beſte Zeichen Ihrer innern Heiterkeit den allerangenehmſten Eindruck gemacht. Möge Ihnen die Löſung auf das Schönſte gelingen.

Meine Frau vereinigt Ihre Wünſche mit den meinigen zu Heil und Segen Ihnen und den lieben Ihrigen.

Unwandelbar Ihr treuer Freund und Verehrer

S. B.

Weimar, 8. September 1831.

Dießmal hab' ich, mein Werthester, die in Weimar sehr gesteigerte Feier meines Geburtstags für meine Person in die Gebirge des Thüringer Waldes verlegt und Ihrem lieben Briefe gemäß Sie in Gedanken zwischen höheren und bedeutenderen Felsen aufgesucht. Ihr freundliches Blatt ward mir dahin nachgesendet und nun will ich denn die Anfrage, womit es sich schließt, vor allem etwas umständlicher beantworten.

Es ist mir nämlich gelungen, den zweiten Theil des Faust in sich selbst abzuschließen. Ich wußte schon lange her was, ja sogar wie ichs wollte, und trug es als ein inneres Mährchen seit so vielen Jahren mit mir herum, führte aber nur die einzelnen Stellen aus, die mich von Zeit zu Zeit näher anmutheten.

Nun sollte und konnte dieser zweite Theil nicht so fragmentarisch seyn als der erste. Der Verstand hat mehr Rechte daran; wie Sie ja auch schon an dem davon gedruckten Anfang ersehen haben.

Nun bedurft' es zuletzt einen recht kräftigen Entschluß, das Ganze zusammen zu arbeiten,' daß es vor einem gebildeten Geiste bestehen könne. Da steht es nun, wie es auch gerathen sey. Und, wenn es noch Probleme genug enthält, keineswegs jede Aufklärung darbietet, so wird es doch denjenigen erfreuen, der sich auf Miene, Wink und leise Hindeutung versteht. Er wird sogar mehr finden, als ich geben konnte.

Und so wird denn das Manuscript endlich eingesiegelt, daß es verborgen bleibe und dereinst, wenns glückt, die specifische Schwere der folgenden Bände meiner Werke vermehren möge. Alles, was hiezu gehört, wird sorgfältig redigirt und rein geschrieben, in einem aparten Kistchen verwahrt.

Verzeihen Sie, wenn diese vielen Worte doch am Ende nichts Befriedigendes aussprechen. Möge das Ganze zu guter Stunde künftig zu Gesicht kommen. Von den übrigen Punkten Ihres lieben Schreibens schweig' ich dießmal. Die Metamorphose mit Uebersetzung und Zugaben hätte freilich überschicken sollen; wer denkt denn aber, daß es in der unmittelbaren Nähe des Verlegers daran fehlen sollte. In einer gewissen Folgezeit hält man es für zu spät.

Ihr Urtheil über Notre Dame de Paris unterschreib' ich

des Korans und bekannter Dichterſtellen hervortritt, welches aber zugleich einen geiſtreichen Zuſtand, Breite, Tiefe und Conſequenz der Bildung vorausſetzt. Daß jedoch der Orientale die Geſprächsform ſo wenig als ein anderes Volk entbehren mag, ſieht man an der Hochſchätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortſetzung derſelben. Die Vögelgeſpräche des Feridedin Attar geben hievon gleichfalls das ſchönſte Beiſpiel.

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag düſter befangene, nach einer aufgehellten Zukunft ſich umſchauende Menſch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weiſſagende Andeutung aufzuhaſchen. Der Unentſchloſſene findet nur ſein Heil im Entſchluß, dem Ausſpruch des Looſes ſich zu unterwerfen. Solcher Art iſt die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwiſchen deſſen Blätter man eine Nadel verſenkt und die dadurch bezeichnete Stelle beim Aufſchlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Perſonen genau verbunden, welche ſich auf dieſe Weiſe bei der Bibel, dem Schatzkäſtlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten und mehrmals in den größten Nöthen Troſt, ja Beſtärkung fürs ganze Leben gewannen.

Im Orient finden wir dieſe Sitte gleichfalls in Uebung; ſie wird Fal genannt, und die Ehre derſelben begegnete Hafiſen gleich nach ſeinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feierlich beerdigen wollten, befragte man ſeine Gedichte, und als die bezeichnete Stelle ſeines Grabes

Sylbe für Sylbe. Die Chemiker belehren uns von drei Gährungen, oder vielmehr von drei Stationen derselben: Wein, Essig und Fäulniß; in dieser letzten versiren gegenwärtig behagliche Talente der Franzosen. Wie sie wieder zur natürlichen Beere und kräftiger Mostgährung gelangen sollen, weiß ich nicht. Nur gut, wenn ihre Weine nicht auch unter dieser traurigen ästhetischen Epoche zu leiden anfangen.

Auch habe zu vermelden, daß das Chaos von meinem Geburtstage an sich wieder zu entwickeln angefangen hat; ich habe Sie dringend um einen Beitrag zu bitten. Sollte Ihnen denn bei Ihren Gebirgseeischen Wanderungen nicht irgend etwas auf Menschen und Sitten sich Beziehendes vorgekommen seyn, das Sie so treu zu beobachten und so rein wieder darzustellen wissen.

Schreiben Sie mir nur öfter; durch den Augenblick wird man angeregt, zu erwiedern; bis man sich zu einer bedeutenden Mittheilung zusammenfaßt, findet sich nicht leicht eine ganz abgesonderte Stunde in dem mannichfaltigen Leben, zu dem wir einmal berufen sind.

Alles Gute den werthen Ihrigen und so fortan.

Goethe.

München, 21. September 1831.

Sie haben mich, verehrtester Freund, durch die Nachricht von der Vollendung des zweiten Theils des Fausts höchst erfreut, es ist das der schönste Beweis Ihres Wohlseyns und der Fortdauer jener seltenen Geistes- und Lebenskraft, womit der Herr Sie gesegnet hat. Möge er Ihnen dieselbe auch während der Drangsale erhalten, denen wir entgegen gehen!

Daß Sie Ihre neue Schöpfung einstweilen der Welt vorenthalten, begreife ich, aber ich muß es sehr bedauern.

Ihren Geburtstag habe ich mit meiner Frau auf der Reise nach Berchtesgaden meist an den Ufern des herrlichen Chiemsees zugebracht, wo wir Ihrer freundlich gedachten. Von dieser Reise, die wir bis Salzburg ausgedehnt, so wie überhaupt von dem bayerischen Gebirgsland wäre manches Unterhaltende zu erzählen. Die Seen mit ihren schönen Ufern, mit ihren prächtigen Kloster-

gebäuden und Kirchen, das Jagd-, Forst- und Hirtenleben in den Gebirgen, die vielen wohlhabenden kleinen Städte und die veralteten Schlösser des Adels mit ihren Brauereien, die fürstlichen Salinenwerke und Anstalten, mit wunderbarer Soolenleitung, dann Eisenhütten, Glasschmelzerei, Bildschnitz-Gewerbe und endlich die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche der derben, treuherzigen Einwohner, das Alles würde den mannigfaltigsten Stoff darbieten, und es würde nicht an passenden Abschnitten fehlen, worin sich das Zusammengehörige auf die natürlichste Weise vereinigen ließe, so wie nicht an bedeutungsvollen neueren und älteren Geschichten, um die Darstellung zu beleben. Ich habe wirklich auf der Reise schon dergleichen ausgedacht, denn das Land regt durch seine frische, kräftige Natur zu solchen Gedanken auf; ich würde daher Ihrer Einladung für das Chaos gerne entsprechen, wenn nur die gegenwärtigen Verhältnisse mir einige Freiheit und Ruhe vergönnten.

Bei meiner Rückkehr aus dem Bade hoffte ich den Text zum Domwerk hier zu finden, statt dessen kam verspätete Nachricht von Vernachlässigung des Correctors, wodurch der Druck des letzten französischen Bogens, und somit zugleich die Absendung des längst fertigen deutschen Textes aufgehalten worden ist. Wegen der überall drohenden Sperrung war nun mit der Herausgabe der Kupfer nicht mehr zu säumen, auch mußte die siebenundzwanzigste und achtundzwanzigste Lieferung des lithographischen Werks in die Welt gefördert werden, und so gab es Geschäfte die Menge, deren baldiger Beendigung ich nun entgegen sehe, um mich wieder auf andere, nicht minder dringende zu werfen.

Sie werden bei Empfang dieses Briefes auch schon ein Paket erhalten haben, welches ich vor drei Tagen auf die Post gegeben, und worin sich das Exemplar der letzten Lieferung meines Domwerks für Sie, so wie für den Großherzog, und zwei Exemplare der siebenundzwanzigsten und achtundzwanzigsten Lieferung des lithographirten Werks über unsere Gemäldesammlung, für Sie und den Großherzog befinden. In dieser Lieferung wird Ihnen besonders die Anbetung der drei Könige nach Johann van Eyck Freude machen.

Ueber Ihren Auftrag, die Medaillen betreffend, hoffe ich Ihnen nun bald Auskunft geben zu können, da der Besitzer

endlich von ſeiner Reiſe zurückgekehrt iſt. Auch hoffe ich daß die Sendung des merkwürdigen Foſſils nicht lange mehr verzögert bleiben wird; Herr v. Kleinſchrot hat verreiſen müſſen, nach einem mir zurückgelaſſenen Billet wird er aber jetzt bald zurückkehren, und dann ſogleich zur Ausführung ſeines Verſprechens ſchreiten.

Ihren Brief für Felix Mendelsſohn, der zugleich mit dem an mich gerichteten eintraf, habe ich unverweilt übergeben laſſen.

Es grenzt an das Unglaubliche, daß ich bis heute Ihre Metamorphoſe noch nicht erhalten habe, und doch iſt es ſo, ich muß mich nun deßhalb ſelbſt nach Stuttgart wenden. Hiemit muß ich für heute ſchließen.

Immer und immer aus der ganzen Fülle meines Herzens die beſten Wünſche für Sie und die Ihrigen.

G. B.

Weimar, 27. September 1831.

Ihr lieber Brief kommt mir in dem Augenblick zu, als ich ein Packetchen zuſammen mache an Sie zu ſenden. Den guten Gedanken hätt' ich vor ſo viel Wochen haben ſollen und doch kommt vielleicht das Büchlein jetzt gelegener als damals. — So lernt man ſich über Verſäumniß tröſten, manchmal ſpricht der Erfolg zu. Auf Eycks drei Könige freue ich mich, ſie werden ſich gewiß neben dem Hinſcheiden Marias, welches uns immer noch als ein unbegreifliches Kunſtwerk erſcheint, mit Ehren ſehen laſſen.

Ihre wenigen Reiſezeilen möchte ich ſogleich ins Chaos geben. Dagegen folgen aber auch die bisher ausgefertigten Blätter. Ich begünſtige das wunderliche Unternehmen, da es die Societät geiſtreich anregt und unterhält. Warten Sie aber ja nicht, mein Theuerſter, auf irgend einen Augenblick von Riſance und Zufriedenheit, um jene liebenswürdigen Reiſebilder zurückzurufen, und ſie nieder zu zeichnen. Hier muß der categoriſche Imperativ eintreten, um ſo wohl Gleichgültigkeit als Widerwillen zu überwinden.

Ihnen darf ich es bekennen: in widerwärtigen Situationen, anſtatt mich abzumüden, nahm ich den Abſchluß des Dr. Fauſtus vor. Ich durfte nicht hinter mir ſelbſt bleiben und mußte alſo

über mich ſelbſt hinaus gehen, und mich in einen Zuſtand verſetzen und erhalten, wo der Tag mit ſeinen Seiten mir ganz niederträchtig erſchien. Nun darf ich ſagen, daß mir das Gewonnene Luſt und Freude macht, ein Nächſtes ebenmäßig anzugreifen.

So bin ich denn an den vierten Band meiner biographiſchen Verſuche gelangt. Das was ſeit vielen Jahren vorlag, verdiente wohl geſtaltet zu werden. Und ſo fahr' ich auch hier fort bei niederem und hohem Barometerſtand der Lebensatmoſphäre. Folgen Sie dem guten Beiſpiel und laſſen Sie es uns genießen.

Dabei glauben Sie ja, daß, indem ich Ihre Kunſtblätter wiederholt betrachte, ich im Tiefſten fühle was es heißen wollte, dieſe Werke zu Stande zu bringen. Brauch' ich doch bei meinen Hervorbringungen keine fremde Technik, und Sie ſuchen und bilden zu den Ihrigen das vollkommenſte mit der Kunſt unmittelbar verbundene Handwerk hervor. Laſſen Sie mich dieſes kaum Auszuſprechende hier mit Zutrauen wenigſtens andeuten.

Die von dem zu früh verſtorbenen Longhi ausgefertigte Calcographie iſt Ihnen, bei Ihrer Nähe von Italien, wohl ſchon zugekommen. Mir nimmt dieß Werk den Dilettanten-Schleier auf einmal von den Augen weg und ich begreife deutlich, daß ich einen Kupferſtich niemals eigentlich eingeſehen habe. Nun finde ich erſt was für koſtbare, von dem trefflichen Mann ſo hochgeſchätzte Werke ich ſelbſt beſitze, muß aber doch erſt ſuchen meinen vorigen Zuſtand mit dem gegenwärtigen in Harmonie zu bringen. Sonſt erfreut' ich mich an einem geglückten Ganzen, jetzt erfahr' ich von nothwendigen Strichen und Punkten wodurch es hervorgebracht wird. Wenn ich nicht zu alt bin um beides zugleich zu ergründen und zu genießen, ſo ſteht mir auch noch in dieſen Regionen eine anmuthige Epoche bevor. Iſt es doch hier wie in einem jeden Fache, wo man nach dem Vergnügen an dem Hervorgebrachten doch auch gern wiſſen möchte, wie es möglich geworden.

Alles andere Gute was Sie mir zubereiten, erwarte mit heiter thätigem Sinne. Die Gabe des Herrn v. Kleinſchrot könnte mir durch die fahrende Poſt zugeſendet werden. Einen höchſt vorzüglichen Mann an Herrn Geheimenrath Dr. v. Walther habe kennen lernen. Ich kann nicht ſagen, welch einen gründlich angenehmen Eindruck mir ſeine Gegenwart zurückgelaſſen hat.

So eben wie ich ſchließe kommen Ihre beiden Sendungen, die Zahlung wird ſogleich angeordnet und das kleine Paketchen an Sie geht ab. Und ſo fortan!

J. W. v. Goethe.

Ein beſonderes Blättchen muß ich beilegen um nicht allzu übereilt auszuſprechen, wie es mich glücklich gemacht hat, Ihro Majeſtät der Königin bei mir aufzuwarten. Es iſt mir dadurch eine wahre Wohlthat geworden, daß ich eine ſo würdige, ſchöne, anmuthige Dame mir nun auch in dem weiten, großen, herrlichen München und Ihro Majeſtät dem Könige zur Seite denken kann. Möge mir beiderſeitige Huld und Gnade immerfort erhalten bleiben.

Treu angehörig

Weimar, 27. September 1831.

J. W. v. Goethe.

Weimar, 24. November 1831.

Gegenwärtiges ſchreibe zu vermelden: daß ein Kiſtchen, in Packleinwand eingenäht, ſo eben durch die fahrende Poſt an Sie abgeſendet wird. Der Inhalt brauchte nicht ſo viel Umſtände, wenn ich nicht zugleich einen Gypsabguß der Medaille Mahomets des Zweiten überſchicken wollte, dem ich glückliche Ueberkunft wünſche.

Dieſer mächtige und fürchterliche Herrſcher verlangte vom venetianiſchen Senat einen Maler, und man weiß daß Gentil Bellini nach Conſtantinopel gegangen. Wenn man nun auch nicht anzunehmen braucht, daß der genannte Medaillen-Künſtler Bertholdo auch daſelbſt geweſen, ſo gibt doch der Augenſchein daß das Profil nach einer vortrefflichen unmittelbaren Zeichnung gebildet ſey. Ich bitte das Licht von oben oder von der rechten Seite einfallen zu laſſen, da Sie denn gewiß den Ausdruck eines in ſich gekehrten orientaliſchen Herrſchers bewundern werden. Die Medaille muß nach 1467 entſtanden ſeyn, als in welchem Jahre er das alte Reich Trapezunt vernichtet hatte, wovon er ſich nun als Herrſcher nennt. Die Rückſeite iſt auch dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ganz angemeſſen und erinnert, wie ähnliche Rückſeiten, an Mantegna und ſeine Kunſtverwandten.

Die Blätter des Chaos ſende bis Nro. 12, worin Sie eine ſehr abwechſelnde Unterhaltung finden werden. Verlangen Sie nach der Folge, ſo ſenden Sie mir gefällig einen Beitrag. Die Geſellſchaft der Redacteure und Theilnehmer hat ſich neu gebildet und verlangt vierteljährige Beiträge als Bekenntniß fortdauernden Intereſſes. Ich habe daran weiter keinen Antheil, als daß ich manchmal etwas hinzu gebe; denn dieſes wunderliche Unternehmen gewährt gar eine hübſche Unterhaltung einem geiſtreichen Cirkel, dem man denn ſeine eigene innere Bewegung nach Weiſe von 1831 überlaſſen muß.

Sodann lege ein paar Medaillen bei, die neuſte Ausgabe meiner Genfer, auf die Neigung zur organiſchen Natur im allgemeinen hindeutend. Herrn Oberbaurath v. Kleinſchrot empfehlen Sie mich beſtens. Die mir überſendeten Exemplare der Flora subterranea ſind köſtlich und machen nunmehr nebſt den Ilmenauiſchen und Graf Sternbergiſchen ein höchſt bedeutendes Fach meiner foſſilen Sammlung aus. Meinen wiederholten Dank deßhalb!

Auch unſere Gegend verleiht uns manches Intereſſante; drei ungeheure Elephanten-Backzähne fanden ſich in einer Kiesgrube nordöſtlich; ein Stoßzahn ſieben Fuß lang in einem Tufflager ſüdweſtlich. Uralte Documente einer Erſtwelt, die uns mehr in Verwunderung ſetzen als belehren.

Meine Medaillen-Sammlung des fünfzehnten in das ſechzehnte übergehenden Jahrhunderts iſt ſeit dem Eintritt des orientaliſchen Tyrannen gar löblich vermehrt worden. Vielleicht ſind Sie bald in dem Falle, nach früherer Meldung, etwas Erfreuliches beizutragen.

Ihre lithographiſchen Sendungen beſchäftigen uns gar manchmal an hellen Stunden. Auch das Bild der drei Könige von Eyck iſt vortrefflich; doch gibt es beim erſten Anblick nicht den heitern Eindruck, den das Original in unſerm Geiſte zurück gelaſſen. Es mag daher kommen, daß man die Localtinten dem Schatten gemäß wie neuerlich auch in dem Kupferſtich gefordert wird, auszudrücken ſuchte, wodurch das Ganze vielleicht düſterer geworden, indem der dunklen Eigenſchaft des Monochroms die Energie der Farbe abgeht, welche ſtets auch dunkle Stellen zu erleuchten ſcheint. Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber, mich weiter aufzuklären.

Seitdem ich das Glück hatte, meinen Fauſt abzuſchließen und zu verſiegeln, damit er, wie er auch ſey, noch einige Jahre in Ruhe bleiben möge, hab' ich mich wieder in die naturwiſſenſchaftlichen Dinge geworfen, um ſie ſo zu redigiren, zu ſtellen und zu ordnen, daß ſie ſich dereinſt an die Ausgabe meiner Werke ſchicklich anſchließen mögen. Auf dieſem Wege ſuch' ich gerade jetzt aus meiner Farbenlehre zwar nicht ein Leſebuch, aber doch ein lesbares Buch zu machen. Ohnerachtet des grimmig-haſſenden Widerſtrebens der Phyſiko-Mathematiker, wirkt ſie im Stillen, wovon mir anmuthige Beweiſe zugekommen ſind. Freilich laſten die Schulnebel zu ſchwer auf den Ueberliefernden, von denen man nicht verlangen kann, daß ſie ſich entſchließen ſollen von vorn anzufangen; wer weiß aber ob das Barometer der Vernunft nicht ſo hoch ſteigen kann um jenen dichten Dunſtkreis auf einmal zu zerreißen, damit die beſchmutzte Sonne ſich in ihrer ewig reinen Klarheit zeige und die reine Materie dagegen das ihr anheim gegebene Farbenſpiel auch vor dem geiſtigen Auge der Menſchen beginne.

Und ſomit werde denn für dießmal freundlichſt ausgeſprochen, und nur die Anfrage hinzugefügt: ob Sie den Betrag, ſowohl für das Domwerk als für das Lithographiſche, aus der Fürſtlichen Caſſe richtig erhalten haben?

Da ich noch ein leeres Blatt vor mir ſehe, will ich etwas geſtehen was mir von Zeit zu Zeit in den Sinn kommt.

Als ich meinen abgeſchloſſenen Fauſt einſiegelte, war mir denn doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe; denn es mußte mir einfallen, daß meine werthеſten, im allgemeinen mit mir übereinſtimmenden Freunde nicht alſobald den Spaß haben ſollten, ſich an dieſen ernſt gemeinten Scherzen einige Stunden zu ergötzen, und dabei gewahr zu werden, was ſich viele Jahre im Kopf und Sinn herum bewegte, bis es endlich dieſe Geſtalt angenommen. Sogar als Dichter, der ſein Licht unter den Scheffel ſetzen will, mußt' ich verzweifeln, indem ich auf die nächſte unmittelbare Theilnahme Verzicht that. Mein Troſt iſt jedoch, daß gerade die an denen mir gelegen ſeyn muß, alle jünger ſind als ich, und ſeiner Zeit das für ſie Bereitete und Aufgeſparte zu meinem Andenken genießen werden. Nun aber zu vollkommener Ausfüllung des weißen Raums noch ein Geſchichtchen.

Ich reiste durch eine Landſtadt in Thüringen und fragte: ob nicht im Vorbeigehen etwas Bedeutendes zu ſehen ſey. Darauf erhielt ich eine bejahende Antwort und die Nachricht: es ſey ſo eben auf dem Friedhofe ein ſehr ſchönes Monument aufgeſtellt worden. Auf meine Erkundigung vernahm ich: der Ehrenmann, der ſich ſolches ſetzen laſſen, ſey ſchon funfzig Jahre geſtorben, habe in ſeinem Teſtament eine bedeutende Summe ausgeſetzt, zu welcher ein halb Jahrhundert die Intereſſen geſchlagen werden ſollten. Nach Verlauf dieſer Zeit hätten ſeine Erben von einem vorzüglichen Künſtler ihrer Tage ihm ein Monument ſetzen zu laſſen. Dieß ſey nun geſchehen und jedermann wallfahrte zu dem Grabe des wackern Mannes. Auch ich beſuchte es alſobald, fand es dem antiken Geſchmack ſich nähernd, gar artig gedacht und gelungen, ſo daß dieſer gute Mann, dem es eigentlich nicht um Ruhm, ſondern nur um ein heiteres Andenken zu thun war, ſeinen Zweck wirklich erreicht hatte.

Und ſo fortan! Von der erſten zur letzten Zeile

J. W. v. Goethe.

München, 15. December 1831.

Sie ſammeln, verehrteſter Freund, glühende Kohlen auf mein Haupt; ich habe Ihnen für die Metamorphoſe der Pflanzen noch nicht gedankt, und Sie erfreuen mich ſchon wieder mit einem liebenswürdigen Brief und freundlichen Geſchenk! Der Brief iſt ſchon vor mehreren Tagen angekommen, das Käſtchen aber erhalte ich ſo eben erſt, und nun will ich denn auch gleich meinen lebhafteſten Dank ausſprechen. Obwohl mich dieſe neue Sendung an die Schuld mahnt, welche ich noch für die frühere auf dem Herzen habe, ſo macht ſie mir doch auch um ſo viel mehr Freude, weil ſie mir unſer freundſchaftliches Verhältniß von ſeiner ſchönſten Seite, von Seite des über alle Zufälligkeiten und Zweifel erhabenen Vertrauens zeigt. Ich ſehe daraus, daß Sie ſich in meine Lage verſetzt und ſich mein Stillſchweigen als ein durch äußere Hinderniſſe veranlaßtes erklärt haben. Und ſo war es denn wirklich.

Ihr erſter Brief, ſo wie die Metamorphoſe kamen in einem Augenblick, wo ich mit den dringendſten Geſchäften des Tags

überladen war, indessen hoffte ich in kurzer Zeit Freiheit genug zu erlangen, um meinem Dank einen Beitrag für das Chaos beifügen zu können. Aber ein Geschäft reihte sich an das andere, es gab Familien-Angelegenheiten, Testamente und andere ähnliche Sachen zu besorgen, bis ich endlich, um nicht meine Hauptaufgabe aus den Augen zu verlieren, mich von Allem losreißen, und an die Redaction meiner Untersuchungen über die Geschichte der Kirchenbaukunst Hand anlegen mußte, welche im Frühjahr zum Druck fertig seyn sollen. Sie wissen wie sehr es beim Beginn einer solchen Arbeit nöthig ist, alles Zerstreuende entfernt zu halten, und sich ganz in den Gegenstand zu vertiefen, um einen guten Grund zu legen, und werden daher begreifen, daß ich in den letzten Tagen erst wieder an meinen frühern Wunsch, etwas für das Chaos nieder zu schreiben, denken konnte. Als mich dieser Gedanke beschäftigte, kam Ihr lieber Brief. Ich antworte nun einstweilen ohne Beitrag, jedoch da mein Webstuhl gehörig im Gang ist, so kann ich Ihnen die Aussicht geben, daß ich, sobald eine günstige Stimmung zur Unterbrechung eintritt, diesen mir wohl werde erlauben dürfen, ohne fürchten zu müssen, daß die Faden meiner Arbeit in Verwirrung gerathen. Der Abdruck der Medaille von Mahomet dem Zweiten macht mir große Freude, ich erinnerte mich schon damals, als Sie mir zuerst von dieser Medaille schrieben, daß ich irgend eine Abbildung derselben gesehen: der Abdruck bestätigt mir dieses, indem er mir einen noch weit vollkommenern Begriff gibt. In welchem Werk ich übrigens die Abbildung gesehen, ob in d'Agincourts Histoire de l'art, oder in Köhlers Münzbelustigungen, weiß ich nicht mehr. Cicognara spricht im vierten Buch, dritten Capitel II. Fol. 66 seiner Storia della Scultura von einer ähnlichen Medaille Mahomets, die er während seines Aufenthalts in Constantinopel soll verfertigt haben mit der Legende: Gentilis Bellinus Venetus eques auratus comesque palatinus F. Aber, fügt er hinzu, diese Medaille sey mit einer gewissen Mühseligkeit behandelt, und verrathe die geringe Uebung, welche Bellini in der Plastik gehabt, da hingegen die Arbeit von Bertoldo von einer großen Gewandtheit zeuge. Forschen Sie doch nach, ob Sie die Medaille von Bellini nicht ausfindig machen können, es wäre merkwürdig beide, wenn auch nur im Abguß, mit einander zu vergleichen.

Mit meinen Bemühungen Ihre Sammlung von hier aus zu bereichern, will es mir noch nicht recht gelingen. Der Besitzer der bezeichneten Medaillen, Oberlieutenant v. Gemming, ist gleich von seiner Reise nach seinem neuen Standort Nürnberg gegangen, ohne hieher zurück zu kommen, wie man mir Hoffnung gemacht hatte. Ich will jetzt, da es sich damit so sehr in die Länge zieht, an ihn schreiben, wenn die Medaillen noch hier sind, mir die bezeichneten Stücke zur Ansicht vorlegen zu lassen, oder wenn er sie in Nürnberg hat, Ihnen dieselben mit der Bedingung zuzuschicken, daß der Kauf von Ihrer Entscheidung abhänge.

Die neue Ausgabe von Bovys Medaille mit der sinnbildlichen Hindeutung auf Ihre Neigung für organische Natur ist mir ein willkommener Beitrag meiner kleinen Sammlung, ich wiederhole meinen schönsten Dank dafür. Das Exemplar für Herrn v. Kleinschrot habe ich an denselben abgegeben; auch er läßt Ihnen verbindlichst dafür danken.

Was Sie mir von dem Steinabdruck der drei Könige von Eyck sagen, verwundert mich gar nicht. Derselbe entspricht trotz der vielen darauf verwandten Sorgfalt allerdings nicht dem heitern Eindruck, welchen das Gemälde in der Erinnerung zurückläßt. Die Lithographie hat ihre Grenzen, besonders wenn es darauf ankömmt, eine Farbe von der andern abzusetzen, in dem Stück sollte man sich bei diesem Kunstzweig noch mehr wie bei der Kupferstecherei mit einer mäßigen Annäherung begnügen, sonst verfällt man dem sehr wahren französischen Sprichwort: le mieux est l'ennemie du bien. Aber man hat gut predigen. In den nächst folgenden Heften werden Sie mehreres ganz Befriedigende, dagegen auch wieder Einiges finden, worauf dieselbe Bemerkung wie bei dem Eyckschen Bild paßt. Ihre Metamorphose der Pflanzen habe ich nebst den Zusätzen mit vieler Aufmerksamkeit durchgelesen; es ist sehr belehrend, die beiden Sprachen neben einander auf einen so geistreich behandelten wissenschaftlichen Gegenstand angewandt zu sehen. Wenn man auch alle Vorliebe für die Muttersprache bei Seite setzt, und der Uebersetzung noch so viel zu gut hält, behält die deutsche Sprache doch bei dieser Vergleichung durchaus den Vorzug. Und ich bin geneigt zu glauben, daß sie nur in den niedrigsten Disciplinen, wo kein Funken von philosophischem Geist vorkömmt, der französischen Sprache den

erwähnt, das die Wanderer dereinſt verehren würden, ſo folgerte man daraus, daß er auch müſſe ehrenvoll begraben werden. Der weſtliche Dichter ſpielt ebenfalls auf dieſe Gewohnheit an und wünſcht, daß ſeinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

Blumen- und Zeichenwechſel.

Um nicht zu viel Gutes von der ſogenannten Blumenſprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müſſen wir uns durch Kenner belehren laſſen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um ſie im Strauß als Geheimſchrift zu überreichen, und es ſind nicht Blumen allein, die bei einer ſolchen ſtummen Unterhaltung Wort und Buchſtaben bilden, ſondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet.

Doch wie das geſchehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechſel hervorzubringen, dieſes können wir uns nur vorſtellen, wenn wir die Haupteigenſchaften orientaliſcher Poeſie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Welt-Gegenſtände, die Leichtigkeit zu reimen, ſodann aber eine gewiſſe Luſt und Richtung der Nation Räthſel aufzugeben, wodurch ſich zugleich die Fähigkeit ausbildet Räthſel aufzulöſen, welches denjenigen deutlich ſeyn wird, deren Talent ſich dahin neigt Charaden, Logogryphen und dergleichen zu behandeln.

Hiebei iſt nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenſtand zuſendet, ſo muß der Empfangende ſich das Wort ausſprechen, und ſuchen was ſich

Vorrang lassen muß. — Es ist mir sehr lieb, daß Sie sich mit der Sammlung und Ordnung Ihrer naturwissenschaftlichen Schriften beschäftigen. Sie wissen ich habe immer gewünscht, Sie möchten dieselben als einen besondern Anhang zu Ihren Werken geben. Auf die Veränderung, welche Sie bei dieser Gelegenheit mit der Farbenlehre vornehmen, bin ich sehr begierig. Den polemischen Theil werden Sie wohl ganz wegschneiden, aber an der Theorie sollten Sie, meine ich, nur ändern, in so fern Sie zuzusetzen haben, und da hätte ich denn ein Wort für die Erklärung des Regenbogens einzulegen. Von der Geschichte werden Sie auch wohl nur das unterdrücken, was Sie ohne Gefahr des Mißverständnisses dem Leser überlassen können, in den Autoren aufzusuchen. Denn von den Betrachtungen, welche Sie eingeflochten haben, möchte ich keine entbehren, es sind Perlen wahrer Weltweisheit.

Den vierten Band Ihrer Biographie haben Sie also wieder aufgegeben? Oder ist er auch schon fertig? Da Sie mir schon im Jahr 1815 davon in einem Sinn sprachen als wäre das Meiste dazu niedergeschrieben, so ist es bei Ihrer Thätigkeit freilich möglich, daß Sie auch diese Arbeit zu Ende gebracht hätten.

Was Sie mir wiederholt von dem Geheimhalten des letzten Theils Ihres Faust sagen, betrübt mich immer wieder. Es ist zwar sehr edel ein Vermächtniß zu hinterlassen, und die Parabel welche Sie in diesem Bezug von dem ehrsamen Thüringer erzählen, ist recht hübsch, aber schöner ist es doch, mit seinen Freunden zu genießen, was die Gunst des Himmels hervorzubringen vergönnt hat. Vor mehreren Monaten als die Welt noch sehr traurig aussah, war freilich auch noch ein äußerer Grund zum Geheimhalten vorhanden, denn das kann man dem Dichter nicht zumuthen, daß er sein Licht in Sturm und Ungewitter aufdeckt; nun aber da sich der Himmel wieder erheitert, sollte er dasselbe nicht länger unter dem Scheffel halten.

Als ich letzthin zum Behuf meiner Geschichte der Kirchenbaukunst in der Kirchengeschichte las, fand ich, daß der Zauberer Simon zur Zeit der Apostel eine Frau hatte, von der er unter andern fabelhaften Dingen und Ketzereien vorgab, daß sie die schöne Helena gewesen. Es scheint mir hier der Ursprung zu dem Mährchen bei Faust. Ist Ihnen etwas davon bekannt? Wo

nicht so lassen Sie, wenn es Sie unterhalten kann, nähern Bescheid zu haben, Origenes in Celsum lib. V., Irenaeus l. c. 20 und Justinus 2. apolog. nachschlagen.

Nun aber muß ich schließen, damit der Brief abgeht, nächstens mehr. Nochmals den herzlichsten Dank, und wie immer die besten Wünsche für Sie und die Ihrigen.

Unwandelbar Ihr treuer Freund

G. B.

Weimar, 11. Januar 1832.

Für Ihren werthen Brief im Allgemeinen und zum allerschönsten dankend, will ich nur eiligst die wichtige Frage wegen des Regenbogens zu erwiedern anfangen. Hier ist mit Worten nichts ausgerichtet, nichts mit Linien und Buchstaben; unmittelbare Anschauung ist Noth und eigenes Thun und Denken. Schaffen Sie sich also augenblicklich eine hohle Glaskugel an, etwa fünf Zoll, mehr oder weniger im Durchmesser, wie sie Schuster und Schneider überall brauchen, um das Lampenlicht auf den Punkt ihrer Arbeit zu concentriren, füllen solche mit Wasser durch das Hälschen und verschließen solche durch einen Stöpsel, stellen sie auf ein festes Gestelle gegen ein verschlossenes Fenster, treten alsdann mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt etwas zur Seite, um das in der Rückseite der Kugel sich präsentirende, umgekehrte verkleinerte Fensterbild zu schauen, fixiren solches und bewegen sich ganz wenig nach Ihrer rechten Hand zu, wo Sie denn sehen werden, daß die Glastafeln zwischen den Fensterleisten sich verengen und zuletzt, von den dunkeln Kreuzen völlig zusammen gedrängt, mit einer schon vorher bemerkbaren Farbenerscheinung verschwinden und zwar ganz am äußersten Rande die rothe Farbe glänzend zuletzt.

Diese Kugel entfernen Sie nicht aus Ihrer Gegenwart, sondern betrachten Sie hin und hergehend beim hellsten Sonnenschein, Abends bei Licht. Immer werden Sie finden daß ein gebrochenes Bild an der einen Seite der Kugel sich abspiegelt und so nach innen gefärbt sich, wie Sie Ihr Auge nach dem Rande

zu bewegen, verengt und, bei nicht ganz deutlicheren mittlern Farben, entschieden roth verschwindet.

Es ist also ein Bild und immer ein Bild, welches refrangirt und bewegt werden muß; die Sonne selbst ist hier weiter nichts als ein Bild. Von Strahlen ist gar die Rede nicht, sie sind eine Abstraktion, die erfunden wurde um das Phänomen in seiner größten Einfalt allenfalls darzustellen, von welcher Abstraktion aber fort operirt, auf welche weiter gebaut oder vielmehr aufgehäuft die Angelegenheit zuletzt ins Unbegreifliche gespielt worden. Man braucht die Linien zu einer Art von mathematischen Demonstration, sie sagen aber wenig oder gar nichts, weil von Massen und Bildern die Rede ist, wie man sie nicht darstellen und also im Buche nicht brauchen kann.

Haben Sie das angegebene ganz einfache Experiment recht zu Herzen genommen, so schreiben Sie mir auf welche Weise es Ihnen zusagt und wir wollen sehen, wie wir immer weiter schreiten, bis wir es endlich im Regenbogen wieder finden.

Mehr nicht für heute, damit Gegenwärtiges als das Nothwendigste nicht aufgehalten werde.

Treu beharrend

J. W. v. Goethe.

München, 2. Februar 1832.

Die Glaskugel, verehrtester Freund, steht nun schon seit vielen Tagen vor meinen Augen und ich habe noch nicht dazu gelangen können, Ihnen zu sagen was ich darin gesehen. Es geht mir überhaupt seit einiger Zeit gar hinderlich, bei überhäuften Arbeiten habe ich mehrere Wochen lang an rheumatischen Gesichtsschmerzen leiden müssen. Das ist dann auch der Grund warum ich meinem letzten Brief nicht schon längst, wie ich gewünscht, einen zweiten habe folgen lassen.

Doch von der Glaskugel zu reden, habe ich sie Ihrem Rath gemäß bei gewöhnlichem Tageslicht wie bei Sonnen- und Kerzenlicht vielfach betrachtet, mich mit derselben vielfältig befreundet, und erkenne darin einen sehr belehrenden Repräsentanten des Regentropfens, so daß die Gedanken nun schon zum Regenbogen

eilen. Ich halte sie zurück, um Ihrer Belehrung nicht vorzugreifen, die mir erst die gehörige Sicherheit zum Weiterschreiten geben, oder mir zeigen wird, daß ich auf dem Weg des Irrthums bin. Es wird mich unendlich freuen, wenn Sie mich über diese wunderbar anziehende Naturerscheinung zur Klarheit bringen. Was die gewöhnlichen Naturforscher davon zu sagen wissen, ist ganz unbefriedigend. Der Text zur letzten Lieferung des Dom werks ist endlich nach langem Warten und Harren angekommen, in wenigen Tagen werde ich Ihnen denselben senden. Für heute schließe ich, damit Sie mir desto eher gute Botschaft von der reizenden Iris geben.

Von ganzem Herzen die besten Wünsche für Sie und die Ihrigen hegend Ihr

S. B.

München, 15. Februar 1832.

Gegenwärtiges, verehrtester Freund, bringen Ihnen zwei junge französische Herren, Jourdain und Boré, Schüler des Abbé Lamennais, welche hier seit mehr als einem Jahr mit vielem Eifer Studien in der deutschen Philologie und Literatur gemacht haben.

Sie können wohl denken, daß sie sich vorzüglich an Görres und Franz Baader gehalten haben; indessen fehlt ihnen die Neigung nicht, sich vielseitiger zu unterrichten und so wollen sie sich jetzt in Berlin umsehen. Es wird Sie ohne Zweifel interessiren junge ausgezeichnete Köpfe von einer solchen Richtung kennen zu lernen, darum erlaube ich mir, ihren Wunsch zu erfüllen und gebe ihnen diesen Brief zur Anmeldung und Einführung.

Auf Ihre weiteren Mittheilungen zur Erklärung des Regenbogens bin ich sehr begierig.

Gott behüte Sie und segne Sie und die Ihrigen mit Gesundheit und Heiterkeit.

Der Ihrige

S. B.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03843/207

Weimar, 25. Februar 1832.

Es iſt ein großer Fehler, deſſen man ſich bei der Naturforſchung ſchuldig macht, wenn wir hoffen ein complicirtes Phänomen als ſolches erklären zu können, da ſchon viel dazu gehört, daſſelbe auf ſeine erſten Elemente zurückzubringen; es aber durch alle verwickelten Fälle mit eben der Klarheit durchführen zu wollen, iſt ein vergebenes Beſtreben. Wir müſſen einſehen lernen, daß wir dasjenige, was wir im Einfachſten geſchaut und erkannt, im Zuſammengeſetzten ſupponiren und glauben müſſen. Denn das Einfache verbirgt ſich im Mannichfaltigen, und da iſt's, wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, ſondern das Ende alles Wiſſens iſt.

Der Regenbogen iſt ein Refractionsfall und vielleicht der complicirteſte von allen, wozu ſich noch Reflexion geſellt. Wir können uns alſo ſagen, daß das Beſondere dieſer Erſcheinung alles, was von dem Allgemeinen der Refraction und Reflexion erkennbar iſt, enthalten muß.

Nehmen Sie ferner das Heft meiner Tafeln und deren Erklärung vor ſich, und betrachten auf der zweiten die vier Figuren der oberſten Reihe, bezeichnet mit A. B. C. D., leſen Sie was Seite 5 zur Erklärung geſagt iſt, und geben Sie nun darauf los, ſich mit dieſen Anfängen völlig zu befreunden. Und zwar würde ich vorſchlagen, zuerſt die objectiven Verſuche bei durchfallendem Sonnenlichte vorzunehmen.

Verſehen Sie ſich mit verſchiedenen Linſen, beſonders mit bedeutendem Durchmeſſer und ziemlich ferner Brennweite, ſo werden Sie, wenn Sie Lichtmaſſe hindurch und auf ein Papier fallen laſſen, ſehen, wie ſich ein abgebildeter Kreis verengt, einen gelben, zunächſt am Dunkeln einen gelbrothen Saum erzeugt. Wie Sie nun die Erſcheinung näher betrachten, ſo bemerken Sie, daß ſich ein ſehr heller Kreis an den farbigen anſchließt, aus der Mitte des Bildes jedoch ſich ein graulich dunkler Raum entwickelt. Dieſer läßt nun nach dem Hellen zu einen blauen Saum ſehen, welcher violett das mittlere Dunkel umgränzt, welches ſich hinter dem Focus über das ganze Feld ausbreitet und durchaus blaugeſäumt erſcheint.

Laſſen Sie ſich dieſe Phänomene auf das wiederholteſte angelegen ſeyn, ſo werden Sie alsdann zu weiteren Fortſchritten hingeriſſen werden.

Hängen Sie nunmehr Ihre mit Wasser gefüllte Kugel (die Sie als eine gesetzlich aufgeblasene Linse ansehen können) in's freie Sonnenlicht, stellen Sie sich alsdann, gerade wie in meiner Beschreibung des ersten Versuchs angegeben ist, schauen Sie in die Kugel, so werden Sie statt jenes reflectirten Fensters die auf die Kugel fallende Lichtmasse in einen Kreis zusammengezogen sehen, indessen derselbige Kreis durch das Glas durchgeht, um hinter der äußern Fläche einen Brennpunkt zu suchen. Der Kreis aber innerhalb der Kugel, welcher durch Reflection und Refraction nunmehr in Ihr Auge kommt, ist der eigentliche Grund jener Zurückstrahlung, wodurch der Regenbogen möglich werden soll.

Bewegen Sie sich nunmehr, wie in den andern bisherigen Fällen, so werden Sie bemerken, daß, indem sie eine schiefere Stellung annehmen, der Kreis sich nach und nach oval macht, bis er sich dergestalt zusammenzieht, daß er Ihnen zuletzt auf der Seite sichtbar zu werden scheint und endlich als ein rother Punkt verschwindet. Zugleich, wenn Sie aufmerksam sind, werden Sie bemerken, daß das Innere dieses rothgesäumten Kreises dunkel ist und mit einem blauvioletten Saume, welcher mit dem Gelben des äußern Kreises zusammentreffend zuerst das Grüne hervorbringt, sich sodann als Blau manifestirt und zuletzt bei völligem Zusammendrängen als Roth erscheint.

Dabei müssen Sie sich nicht irre machen lassen, daß noch ein paar kleine Sonnenbilder sich an den Rand des Kreises gesellen, die ebenfalls ihre kleineren Höfe um sich haben, die denn auch bei obenbewirktem Zusammenziehen ihr Farbenspiel gleichfalls treiben und deren zusammengedrängte Kreise, als an ihren nach außen gekehrten Rändern, gleichfalls roth, das Roth des Hauptkreises kurz vor dem Verschwinden noch erhöhen müssen. Haben Sie alles dieses sich bekannt und durch wiederholtes Schauen ganz zu eigen gemacht, so werden Sie finden, daß doch noch nicht alles gethan ist, wobei ich denn auf den allgemein betrachtenden Anfang meiner unternommenen Mittheilung hinweisen muß, Ihnen Gegenwärtiges zur Beherzigung und Ausübung bestens empfehlend; worauf wir denn nach und nach in unsern Andeutungen fortzufahren und des eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen suchen werden.

Nun aber denken Sie nicht, daß Sie diese Angelegenheit

jemals los werden. Wenn sie Ihnen das ganze Leben über zu schaffen macht, müssen Sie sich's gefallen lassen. Entfernen Sie die Kugel den Sommer über nicht aus Ihrer Nähe, wiederholen Sie an ihr die sämmtlichen Erfahrungen, auch jene mit Linsen und Prismen, es ist immer und eben dasselbe, das aber in Labyrinthen Versteckens spielt, wenn wir täppisch, hypothetisch, mathematisch, linearisch, angularisch darnach zu greifen wagen. Ich kehre zu meinem Anfang zurück und spreche noch aus, wie folgt. Ich habe immer gesucht, das möglichst Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu begreifen und habe es zu eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung anderer darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Grenze gelangt, dergestalt, daß ich da anfange zu glauben, wo andere verzweifeln, und zwar diejenigen, die vom Erkennen zu viel verlangen und wenn sie nur ein gewisses, dem Menschen beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen in's Einzelne und aus dem Einzelnen in's Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht.

Für freundliche Theilnahme dankbar,
Fortgesetzte Geduld wünschend,
Ferneres Vertrauen hoffend.
Unwandelbar

J. W. v. Goethe.

München, 7. März 1832.

Gegen Ihren lieben Brief vom 25. Februar werden Sie, verehrtester Freund, durch den Postwagen meine Sendung von demselben Tag mit der 7., 8. und 9. Lieferung der Baudenkmale am Niederrhein und dem Rest des Textes zu dem Domwerk erhalten haben. Da jetzt der Text vollständig ist, so wünsche ich, daß er gebunden oder geheftet werde.

Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie bei günstiger Stimmung einmal wieder die Kupfertafeln des Domwerks betrachten wollten, und sich dabei die Erklärung desselben vorlesen ließen. Sie könnten mir dann sagen, in wiefern es mir gelungen ist, meine Aufgabe zu lösen.

Unter den Denkmalen am Niederrhein werden Sie wohl einiges Ihrer Aufmerksamkeit werth finden. Das colorirte Fenster, welches Ihnen schon durch die Zeichnung bekannt ist, die der verstorbene Großherzog davon machen ließ, bietet einiges technische Interesse dar. Dasselbe wurde durchaus mit farbigen Platten gedruckt, so daß nur wenige Kleinigkeiten mit freier Hand nachzuholen blieben. Man brauchte nur vier Platten, für das Gelbe, Rothe, Blaue und Violette, das Grüne wurde durch die gelbe Platte hervorgebracht, welche man über das Blaue gehen ließ. Indessen war der Erfolg dieses letzten Verfahrens, wie Sie sehen werden, nicht befriedigend, das Grüne ist offenbar zu trüb und man wird ein andermal eine eigene Platte für diese Farbe nehmen müssen, wobei man dann die Mischung derselben besser in seiner Gewalt haben wird. Es läßt sich überhaupt von diesem farbigen Druck noch manche Vervollkommnung erwarten, da der vorliegende Versuch erst der zweite ist, welchen ich angestellt habe. Der erste Versuch, verschiedene Farben in Massen zu drucken (früher wurden dergleichen hier nur in Umrissen gemacht) wurde mit jenem Altartisch in der 5. Lieferung angestellt, woran alle die kleinen Schmelzverzierungen gedruckt sind. Jedoch ist voraus zu sehen, daß man bei aller Vervollkommnung sich immer etwas Trübes in den Farben wird gefallen lassen müssen, wenn es nicht irgend einem Techniker gelingt, ein klareres Medium als den Oelfirniß für den Druck zu entdecken.

Für die fortgesetzte gütige Belehrung, zur Erklärung des Regenbogens, sage ich meinen besten Dank, ich habe dieselbe zu Herzen genommen und werde nicht ablassen, mich immer mehr mit den Beobachtungen zu beschäftigen, auf welche Sie mich hinweisen. Mit der Glaskugel bin ich schon sehr befreundet, sie kommt nicht aus meinem Studirzimmer und reizt mich in der verschiedensten Stellung und Beleuchtung stets zu neuen Betrachtungen. Es scheint mir, um mich voreilend auszusprechen, als wenn durch die Verbindung der Reflection mit der Refraction, wie sie in der Glaskugel stattfindet, die gewöhnliche Refraction umgekehrt würde, so nämlich, daß wo sonst blau, hier roth zu Tage kömmt. Und so mag wohl die ganze Erscheinung des Regenbogens auf der Complication der Brechung mit der Spiegelung beruhen? Werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich hiermit

mehr ſage, als ich vielleicht verantworten kann, und fahren Sie fort mit auf Ihre freundliche, geiſtreiche Weiſe auf den rechten Weg zu helfen. Ich habe immer den reinſten Willen mich belehren zu laſſen.

Die bewußten Medaillen habe ich endlich näher zu unterſuchen Gelegenheit gehabt. Nur die eine mit den Bruſtbildern von Gian. Francesco Gratt und Franceschina sua consorte, ſcheint mir würdig, in Ihre Sammlung aufgenommen zu werden. Ich unterhandle jetzt wegen des Preiſes, und hoffe nächſtens günſtigen Erfolg melden zu können.

Mit den beſten Wünſchen Ihrer ſtets gedenkend

E. B.

Mr. Soret an Sulpiz Boiſſerée.

Weimar, 24 Mars 1832.

Monsieur! Le bruit public toujours trop prompt à porter de tristes nouvelles à notre connaissance, Vous a sans doute informé déjà du malheur qui repandra le deuil sur l'Allemagne entière: il n'est que trop vrai, Goethe n'est plus.

Sa belle-fille, trop profondément affectée pour pouvoir prendre la plume dans les premiers momens, me charge de vous adresser ces lignes en son nom, pour vous communiquer un malheur qui doit vous toucher de près, vu les rapports d'intimité qui vous liaient à son beau-père; quoique je n'aie pas l'honneur d'être connue de vous, je me suis empressé d'accepter cette douloureuse commission; car un lien nous rapproche: l'amitié dont nous honorait ce grand homme.

Le 22 à $11^1/_2$ du matin, il s'est endormi doucement, dans les bras de sa belle-fille, ayant auprès de lui ses deux petits-fils, et ne manifestant par aucune signe extérieur un état d'angoisse ou de souffrance; il ne s'est plus réveillé Vers dix heures il avait cessé de parler d'une manière intelligible; la plupart de ses dernières paroles avaient été amicales ou gaies; aucun pressentiment facheux ne l'a troublé dans le cours de sa maladie, qui a duré huit jours, et n'a

darauf reimt, ſodann aber ausſpahen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zuſtand paſſen möchte? Daß hiebei eine leidenſchaftliche Divination obwalten müſſe, fallt ſogleich in die Augen. Ein Beiſpiel kann die Sache deutlich machen und ſo ſey folgender kleine Roman in einer ſolchen Correſpondenz durchgeführt.

Die Wächter ſind gebändiget
Durch ſüße Liebesthaten;
Doch wie wir uns verſtändiget,
Das wollen wir verrathen;
Denn, Liebchen, was uns Glück gebracht
Das muß auch andern nutzen,
So wollen wir der Liebesnacht
Die düſtern Lampen putzen.
Und wer ſodann mit uns erreicht
Das Ohr recht abzureimen,
Und liebt wie wir, dem wird es leicht
Den rechten Sinn zu reimen.
Ich ſchickte dir, du ſchickteſt mir,
Es war ſogleich verſtanden.

Amarante	Ich ſah und brannte.
Raute	Wer ſchaute?
Haar vom Tiger	Ein kühner Krieger.
Haar der Gazelle	An welcher Stelle?
Büſchel von Haaren	Du ſollſt's erfahren.
Kreide	Meide.
Stroh	Ich brenne lichterloh.
Trauben	Will's erlauben.
Korallen	Kannſt mir gefallen.
Mandellern	Sehr gern.

offert que de courts momens de douleurs. Dans les premiers jours quelques symptomes de fièvre nerveuse avaient alarmé le médecin; ils ont fait place à de l'embarras dans la poitrine et dans la tête, mais l'état du malade n'a été vraiment desespéré que le mercredi à 2 heures, où se sont manifestés les premières symptomes évidens d'une paralysie des poumons, qui aucun remède ne pouvait plus combattre.

Lundi prochain à 5 heures de l'après-diner le corps de Goethe sera transporté dans le bâtiment mortuaire de la famille régnante; son cercueil, en tout semblable à celui de Schiller, sera déposé à côté de l'illustre poète qui la précédé dans la tombe.

Madame de Goethe est profondément affectée, mais calme; trop calme peut-être; je crains qu'elle n'aille au-delà de ses forces en ne se permettant pas un seul instant de repos et de solitude: Elle me charge expressément, Monsieur, de ses complimens pour vous, et compte sur votre indulgence si elle s'est vue obligée d'employer une main étrangère pour vous adresser ces lignes; mon seul passe-port auprès de vous est d'avoir aussi assisté à ce douloureux drame.

Sulpiz Boisserée an Frau von Goethe.

Dresden, 9. April 1832.

Gnädige Frau!

Schon mehrmal stand ich im Begriff Ihnen und Ihren lieben Kindern meine innigste Theilnahme an dem Verlust unseres Freundes zu bezeugen, der seit einundzwanzig Jahren auch mir ein wahrhaft väterlicher Freund gewesen ist. Aber mein Gemüth war zu sehr erschüttert, es hatte sich alles vereinigt, um meinen Schmerz auf's höchste zu verbittern.

Durch den Tod meines Schwiegervaters zu einer Reise nach Stuttgart veranlaßt, wohin ich meine Frau zum Trost ihrer Mutter führte, wollte ich einen schon längst für den Mai dieses Jahrs beschlossenen Besuch bei Ihnen nun einen Monat früher machen, und die Abreise war schon bestimmt, da kam den Tag

vorher die Trauerbotſchaft. Ich hatte eine Stunde früher noch die beſten Nachrichten von dem Wohlſeyn und der Heiterkeit Ihres Schwiegervaters in den Zeitungen geleſen, und war eben mit den Papieren meines Schwiegervaters, eines geiſtvollen, liebenswürdigen Mannes, beſchäftigt, unter denen ich mehrere Briefe von Goethe aus frühern Jahren fand; da kam meine gute Frau und ſagte: Du wirſt wohl nicht reiſen! Ich erſchrak und errieth aus ihren Augen was geſchehen. Ich kann es noch nicht ohne Thränen niederſchreiben. Durch des Lebens Wechſel immer mehr auf Täuſchung gefaßt, überwältigte mich dennoch dieſe fürchterliche Nachricht.

Ich wurde anfangs zweifelhaft, ob ich die Reiſe nach Berlin und Dresden, welche ich an den Beſuch bei Ihnen hatte anknüpfen wollen, nicht unterlaſſen ſollte. Als ich wieder mehr Haltung gewonnen, entſchloß ich mich endlich, die Reiſe in umgekehrter Richtung zu machen; ſo ging ich hieher, wo ich vorgeſtern anlangte und geſtern den Brief von Soret erhielt, der mich in München und Stuttgart verfehlt hatte. Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die freundſchaftliche Sorgfalt, daß Sie mich durch dieſen gefühlvollen Mann von den letzten Augenblicken und von dem, was darauf gefolgt, näher unterrichten ließen.

Mehr kann ich heute nicht ſagen; ich bin immer noch zu bewegt, wenn ich mir vergegenwärtige, was ich ſo nahe gehofft und nun auf dieſer Erde für immer verloren habe. Nur das ſpreche ich noch aus, daß ich Ihnen und Ihren lieben Kindern ſtets mit derſelben aufrichtigen Freundſchaft anhänglich bleiben werde, wovon ich für Ihren Schwiegervater und Großvater durchdrungen war. Gott erhalte und ſtärke Sie.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Mariane Willemer.

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Marianne von Willemer

(Suleika).

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Briefwechsel

zwischen

Goethe und Marianne von Willemer

(Suleika).

Herausgegeben mit

Lebensnachrichten und Erläuterungen

von

Th. Creizenach.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorbericht.

Der briefliche Nachlaß der am 6. December 1860 verstorbenen Frau Marianne von Willemer, wie er mir Seitens der Familie im October 1873 übergeben wurde, ist in den nachfolgenden Blättern vollständig mitgetheilt. In demselben finden sich drei Briefe, die Goethe an den Geheimerath Willemer vor dessen Vermählung mit Marianne Jung richtete; doch hat er demselben ohne Zweifel noch öfter geschrieben. Auch nach jenem Lebensabschnitt empfing Willemer einige bloß an ihn adressirte Briefe geschäftlichen oder allgemeineren Inhalts, die abhanden gekommen sind. Die Briefe Willemers an Goethe vor und nach 1814 besitzen wir nicht; sie sind entweder verloren oder sequestrirt. Könnten wir sie mittheilen, so würden wir dieses Buch als „Goethe's Briefwechsel mit Johann Jacob und Marianne Willemer" bezeichnen, da der originelle Mann nicht bloß als Begleiter seiner hochbegabten Lebensgefährtin Bedeutung hat. Nur seine wenigen kurzen Nachschriften zu den Briefen Mariannens sind uns erhalten.

Dagegen besitzen wir sämmtliche Briefe Goethe's an seine Freundin, sowie diejenigen, die zwar an ihren Gemahl adressirt, aber für beide bestimmt waren, in der ursprünglichen Gestalt, wie sie abgefaßt wurden und anlangten; mit Ausnahme von zwei oder drei Stücken, die uns in einer von Mariannen besorgten Abschrift vorliegen. Bei einigen sind noch die

Postumschläge vorhanden. Ueber die den Briefen beigelegten Gedichte haben wir im Einzelnen umständliche Auskunft gegeben. Wo der ganze Brief oder ein größerer Abschnitt desselben eigenhändig von Goethe geschrieben ist, findet man dies ausdrücklich bemerkt; wo er sich eines Schreibers bediente, haben wir die von ihm eigenhändig beigefügten Worte durch gesperrte Schrift hervorgehoben. Was von Goethe selbst herrührt, wurde unverbrüchlich in seiner eigenen Schreibweise wiedergegeben. Aber auch in Demjenigen, was er diktirte, haben wir nur hie und da einen offenbaren Schreibfehler oder eine geradezu störende orthographische Grille des Secretärs beseitigt. Goethe äußerte einst gegen den Rath Grüner in Eger: „Ich mache in jedem Brief Schreibfehler und keine Komma. Ich dictire meistens und sehe nicht nach.“[1] (Letzteres ist bei unseren Briefen doch einigemal geschehen.)

Die Briefe Goethe's verwahrte Marianne in einem Glaskästchen, in welchem sie sorgfältig entfaltet, nach der Zeitfolge geordnet zusammenlagen. Zwei derselben hat sie gegen genaue Abschrift hergegeben, damit sie in das Fußgestell des Goethe-Standbildes von Marchesi (in der Vorhalle der Stadtbibliothek) eingelegt würden. Einen größeren Brief gewährte sie dem Frankfurter Gutenberg-Gedenkbuch zum Abdruck, erhielt jedoch das Original zurück (1840). Zwei kleinere hat sie verschenkt, dabei aber, wie bei den zuerst erwähnten, für Abschrift Sorge getragen. Von einigen hat sie, in ihren letzten Jahren, die Umschläge oder kleine Ausschnitte mit der Unterschrift Goethe's an Verehrer des Dichters überlassen. Unter den im Nachlaß enthaltenen Briefen an Frau von Willemer befinden sich übrigens zwei von Eckermann und einer von August von Goethe.

[1] Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig 1853. S. 120.

Mit ihren eigenen Briefen an Goethe verhält es sich ganz anders. Der Dichter entschloß sich im März 1831, Vorkehrung zu treffen, daß diese Briefe sämmtlich der Freundin in einem Paket zugeschickt würden, welches sie erst bei der Nachricht von seinem Tod („zur unbestimmten Stunde") eröffnen sollte. Nachdem sie nun durch seine und Eckermanns Fürsorge das Paket, sowie eine kleine Nachsendung erhalten hatte, verwahrte sie die Briefe sorgfältig, meist in ihrer nächsten Nähe, und ließ, soweit uns bekannt geworden, Niemanden einen Blick in dieselben thun. Zu Anfang der fünfziger Jahre entschloß sie sich jedoch, eine Abschrift anfertigen zu lassen. Sie überwachte die Arbeit sehr genau; einzelne Worte, die der Copist nicht hatte lesen können, fügte sie eigenhändig bei; die öfters vernachlässigte Angabe des Datums ergänzte sie, soweit ihr dies aus den Poststempeln oder aus der Erinnerung möglich war. Einmal freilich hat sie sich um ein Jahr geirrt, wahrscheinlich weil die Jahreszahl auf dem entsprechenden Briefe irrig war.

Wer die Abschrift angefertigt hat, wissen wir nicht. Unter den Verwandten und Freunden Mariannens gilt die Vermuthung, es sei eine Dame gewesen; doch hat die sorgfältigste Nachfrage zu keinem sicheren Schlusse geführt. Das Aeußere der Briefe, insbesondere die correcte, scharf eckige, streng gleichmäßige Schrift läßt eher auf eine berufsmäßig geübte Hand schließen. Das Schreibmaterial besteht aus fast röthlich grauem Postpapier in sehr großem Quartformat, aber von überaus mürber Textur; einige der Blätter halten kaum noch zusammen.

Was die Originale dieser Briefe an Goethe betrifft, so sind wir der Ueberzeugung, daß Marianne dieselben nach genommener Abschrift vernichtet hat.

Bald nach ihrem am 6. December 1860 erfolgten Hinscheiden beriethen die Angehörigen über die Behandlung des

Rüben
Carotten
Zwiebeln
Trauben, die weißen
Trauben, die blauen
Quecken
Nelken
Narciſſen
Veilchen
Kirſchen
Feder vom Raben
Vom Papageien
Maronen
Blei
Roſenfarb
Seide
Bohnen
Majoran
Blau
Traube
Beeren
Feigen
Gold
Leder
Papier
Maßlieben
Nacht-Violen
Ein Faden
Ein Zweig
Strauß
Winden

Willſt mich betrüben.
Willſt meiner ſpotten.
Was willſt du grübeln.
Was ſoll das heißen?
Soll ich vertrauen?
Du willſt mich necken.
Soll ich verwelken!
Du mußt es wiſſen.
Wart' ein Weilchen.
Willſt mich zerknirſchen.
Ich muß dich haben.
Mußt mich befreien.
Wo wollen wir wohnen?
Ich bin dabei.
Die Freude ſtarb.
Ich leide.
Will dich ſchonen.
Geht mich nichts an.
Nimm's nicht genau.
Ich glaube.
Will's verwehren.
Kannſt du ſchweigen?
Ich bin dir hold.
Gebrauch die Feder.
So bin ich dir.
Schreib nach Belieben.
Ich laſſ' es holen.
Biſt eingeladen.
Mach keinen Streich.
Ich bin zu Haus.
Wirſt mich finden.

brieflichen Nachlasses. Von einer alsbaldigen Veröffentlichung desselben wurde aus nahe liegenden Gründen abgesehen; aber es kam auch der Vorschlag zur Sprache, eine solche für die Zukunft unmöglich zu machen. Schließlich kam man dahin überein, den Briefwechsel als einen Werthgegenstand auf der Darmstädter Bank zu hinterlegen, wo er in der That ein Jahrzehnt lang verwahrt blieb, in welcher Zeit jede Befangenheit und Bedenklichkeit sich allmählich verlor. Inzwischen wurde die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde auf „Suleika," ihre Dichtergabe und ihren Verkehr mit Goethe gelenkt. Die „Preußischen Jahrbücher" brachten 1869 im ersten Heft einen Aufsatz von Hermann Grimm, welcher das Verhältniß im Wesentlichen feststellte. In Westermanns Monatsheften (September 1871) gab Düntzer eine fleißig gearbeitete, wohlgeordnete Schilderung, in welcher das Literarische sorgfältig untersucht ist. Sein Material war bei dem damals noch währenden Verschlusse des Briefwechsels mangelhaft, auch Willemers Schriften hat er nicht zu Rathe gezogen. Die Lücken der Darstellung ergänzte Düntzer in seiner Weise vielfach durch Vermuthungen, die sich meist nicht als zutreffend bewährt haben.

Was ich nun im October 1873 zur Bearbeitung aus den Händen des Herrn Jean Andreä-Passavant in der bis dahin auf der Bank verwahrten Blechkiste erhielt, bestand einzig aus den oben bezeichneten Briefen und einigen von Anfang her beigelegten Gedichten. Daß auch diejenigen in den Ausgaben der Werke, namentlich den neuern Cotta'schen, enthaltenen Gedichte, welche auf Goethe und Suleika Bezug haben, vollständig eingerückt sind, geschah auf den Wunsch der Verlagshandlung, dem ich mich gern anschloß.[1] Alles Uebrige mußte,

[1] Wo wir in Bezugnahme auf die Sämmtlichen Werke (S. W.) nicht eine andere Ausgabe ausdrücklich bezeichnet haben, ist auf die Cotta'sche von 1840 verwiesen.

abgesehen von der weitschichtigen Goethe-Literatur, auf den verschiedensten Wegen ermittelt werden: durch Anschauung der noch vorhandenen, aber zerstreuten Erinnerungsgegenstände, durch persönliche Nachfragen, insbesondere aber durch Beischaffung längst vergessener Briefe, Aufzeichnungen, Druckschriften und Tagblätter. Hier traten die Mitglieder der Familie mit der thätigsten Beihülfe ein; vor Allen Herr Jean Andreä und die Seinigen, Herr Scharff in Darmstadt und seine Gemahlin, sowie Herr Friedrich von Holbach, vermählt mit einer Enkelin Willemers. Mündliche Nachrichten, die mir, abgesehen von den Angehörigen des „Großmütterchens," in nicht geringer Anzahl zugebracht wurden, erwiesen sich sehr ungleich an Werth. Es zeigte sich bald, wie wenig auf solche Aussagen zu geben ist, welche Jahrzehnte nach den Thatsachen erfolgen und nicht irgendwie urkundlich gestützt sind; im besten Fall erhält man sie anekdotisch abgerundet, so daß Richtiges und Falsches kaum zu scheiden ist. Frau von Willemer behielt in ihren Aeußerungen über Goethe stets ein fast scheues Zartgefühl; in den letzten Jahren mußte sie sich einigermaßen darein ergeben, namentlich von Gelehrten „interviewed" zu werden.

Gleichwohl habe ich Bekannte und Freunde genug zu nennen, von denen ich zuverlässige, werthvolle Mittheilungen erhielt, zum Theil in einer Zeit wo ich nicht entfernt daran dachte, Herausgeber dieser Sammlung zu werden. Von Verstorbenen gedenke ich des Meisters Moritz von Schwind, des Pfarrers Kirchner, der von seinem Vater her Manches wußte, und des liebenswürdigen Dr. Friedrich Erich Kellner, der noch zuletzt Mariannens Arzt war. Von den Lebenden, welchen ich für artistische und biographische Angaben Dank schulde, nenne ich meine Collegen, die Professoren Eberz, Janssen und A. Riese; ferner die Herren Director Classen, Inspector Malß, Consul

Muck, Professor Eduard Steinle; Andere habe ich an besonderen Stellen bezeichnet. Entschiedene Förderung erhielt meine Arbeit durch die einsichtsvolle Theilnahme meiner verehrten Freundin Frau Therese Hoffmann-Donner und durch die Gesanglehrerin Fräulein Minna Buber, die noch der Unterweisung Mariannens genoß und in schlichter, treuer Hingebung ihr Vertrauen in weit höherem Grade besaß als Manche, die sich dessen berühmen.

Bald nach Uebernahme des Briefwechsels fand ich mich durch eine schmerzhafte Krankheit lange Zeit am Schreiben gehindert. Aber auch davon abgesehen wissen alle Kundigen, daß eine Arbeit wie die vorliegende nicht in steter Folge weitergeführt werden kann; ist doch mitunter sogar zur Aufklärung von Einzelheiten ein günstiger Zufall abzuwarten. Ich widmete der Herausgabe meine freien Stunden zu eigener Erbauung und aus Liebe zur Sache. So hätte sie noch länger sich hinziehen mögen, wenn nicht schließlich doch manche Umstände zur Beschleunigung gedrängt hätten. Mittheilungen über Suleika wurden veröffentlicht, in welchen das Lebensbild Mariannens durch bedenkliche Zuthaten entstellt war; auch was man aus ihrem dichterischen Nachlasse der Lesewelt bot, erwies sich zum Theil willkürlich und kritiklos behandelt. Dazu kamen ungeduldige Mahnungen von Seiten der Goethe-Verehrer. So schritten wir denn beherzt zum Abschluß, dem Ausspruch des Dichters an Freund Willemer (S. 65) folgend: „Es ist sogar wünschenswerth, daß man etwas, was gleichsam überreif in uns geworden, auf eine tumultuarische Weise los werde."

Frankfurt a. M., Februar 1877.

Th. Creizenach.

Register.

Seite

Vorbericht III

Einleitung 1

I. **Bis zum Eintritt Mariannens in das Willemer'sche Haus** . . . 1

II. **Marianne und Clemens Brentano** 12

III. **Bis zu Goethe's persönlichem Eintreten** 19

Goethe an Geheimerath Willemer 1808—1813 25

1. **Goethe an Willemer** 25

2. **Goethe an Willemer** 26

Das Jahr 1814 27

3. **Goethe an Willemer, 13. Februar** 37

4. **Goethe an Willemer, 28. December** 38

Das Jahr 1815 39

5. **Goethe an Willemer, 3. April** 65

6. **Goethe an Willemer, 24. April** 66

7. **Goethe an Willemer, 7. August** 67

8. **Goethe an Willemer, 6. October** 67

9. **Goethe an Willemer und Frau, 26. October** 68

10. **Abglanz, Gedicht** 70

11. **Goethe an Willemer** 71

12. **Gedicht aus dem Divan** 72

Anhang zum Jahr 1815 73

I. **Verse Goethe's zu Bildern aus den Rheinlanden** 73

II. **Fürst Metternich an Goethe** 78

Das Jahr 1816 80

13. **Goethe an Willemer und Frau, 5. April** 82

14. **Goethe an Willemer und Frau 23. Juli** 83

15. **Goethe an Willemer und Frau, 6. October** 84

Seite

16. Goethe an Willemer und Frau, 8. November 85
17. Goethe an Willemer und Frau, 31. December 86

Das Jahr 1817 88
18. August von Goethe an Willemer, 7. Januar 92
19. Goethe an Willemer und Frau, 11. und 17. Juli 93
20. Goethe an Willemer und Frau, 17. October 95
Nachschrift 97

Das Jahr 1818 98
21. „Gegenwart" (Gedicht) 101
22. Goethe an Willemer, 4. November 102
23. Marianne von W. an Goethe (November) 104

Das Jahr 1819 106
24. Goethe an Marianne v. W., 25. März 113
25. Goethe an Marianne v. W. (2. April) 113
26. Goethe an Willemer, 9. Juli 114
27. Marianne v. W. an Goethe, 19. Juli 115
28. Goethe an Marianne v. W., 26. Juli 117
29. Goethe an Willemer, 5. August 118
30. Marianne an Goethe, August 118
31. Goethe an Willemer, 22. August 120
32. Goethe an Willemer, 8. September 121
33. Marianne an Goethe, October 122
34. Goethe an Willemer und Marianne, 27 December 124
35. Vier Gedichte von Goethe an Mariannen gesandt 125

Das Jahr 1820 127
36. Goethe an Willemer und Frau 127
37. Goethe an Marianne, Oculi 128
38. Marianne an Goethe, 12. März 129
39. Marianne an Goethe, 12. Mai 130
40. Marianne an Goethe, August 131
41. Goethe an Marianne, 1. September 133
42. Goethe an Willemer und Frau, 2. September 133
43. Marianne an Goethe, December 136
44. Goethe an Willemer, 22. December 138
Vorbemerkung 138
45. Goethe an Marianne, Gedicht, 22. December 140
46. Goethe an Willemer und Marianne, 23. December 140

Das Jahr 1821 142
47. Goethe an Willemer und Marianne, 2. April 142
48. Goethe an dieselben, 17. April 143
49. Goethe an dieselben, 23. April 143

Seite

50. Marianne an Goethe, 5. Mai 144
51. Goethe an Willemer und Marianne, 22. Juni 145
52. Marianne an Goethe, 26. Juni 146
53. Goethe an Willemer, 11. Juli 148
54. Goethe an Marianne, 12. Juli 149
55. Goethe an Marianne (Gedicht), 28. August 150
56. Goethe an Marianne (Gedicht), 31. October 151

Das Jahr 1822 152
Vorbemerkung 152
57. Goethe an Willemer und Frau, 17. Januar 153
58. Marianne an Goethe, Januar 153
59. Marianne an Goethe, 16. Juni 155
60. Goethe an Marianne, 18. September 157
61. Marianne an Goethe, 20. October 157
62. Goethe an Marianne, 18. November 159
63. Goethe an Marianne (Gedicht), 18. November 161
64. Marianne an Goethe, November 161

Das Jahr 1823 163
Vorbemerkung 163
65. Goethe an Willemer, 6. Januar 164
66. Marianne an Goethe, Januar 165
67. Goethe an Willemer, 14. April 167
68. Marianne an Goethe, April 167
69. Goethe an Willemer und Frau, 9. September 168
70. Marianne an Goethe, September 171
Erläuterungen I. 173
Erläuterungen II. (J. M. Sailer) 174
71. Goethe an Marianne (Gedicht), 18. October 175
Erläuterung 175

Das Jahr 1824 177
72. Marianne an Goethe, 27. April 177
73. Goethe an Marianne, Jubilate 179
74. Marianne an Goethe, 20. Mai 181
75. Marianne an Goethe, 28. Juli 182
76. Goethe an Marianne, 4. August 183
77. Marianne an Goethe, 15. August 183
78. Goethe an Marianne, 16. August 186
79. Goethe an Willemer und Frau, 23. August 187
80. Marianne an Goethe, 25. August 188
„An Heidelberg." Gedicht 189
81. Goethe an Marianne, 6. October 190

Seite
Zur Ergänzung 191
82. Marianne an Goethe, 9. December 191
83. Goethe an Willemer, 13. December 193

Das Jahr 1825 194
84. Goethe an Marianne, 17. Februar 194
85. Marianne an Goethe, 16. April 194
86. Goethe an Marianne, 17. Juni 196
87. Marianne an Goethe, 22. Juni 197
88. Marianne an Goethe, August 199
89. Gedicht Mariannens an Goethe mit Goethe's Antwort 200
Vorbemerkung 200
90. Marianne an Goethe, 18. December 202
Erläuterung 203

Das Jahr 1826 204
91. Marianne an Goethe, im Mai 204
92. Goethe an Marianne, Gedicht (24. October) 206
93. Marianne an Goethe, 26. November 206
Erläuterung 207
Marianne an Goethe (Gedicht), 26. November 208

Das Jahr 1827 210
94. Goethe an Marianne, 23. Juni 210
95. Goethe an Marianne, 29. Juni 211
96. Marianne an Goethe, 26. August 212
97. Marianne an Goethe, September 214
98. Goethe an Marianne, 27. September 216
99. Marianne an Goethe, 24. October 217
100. Marianne an Goethe, 9. December 219

Das Jahr 1828 221
101. Goethe an Marianne, 3. Januar 221
102. Marianne an Goethe, ohne Datum 223
103. Marianne an Goethe, 15. Mai 225
104. Goethe an Marianne, 23. October 226
Dem aufgehenden Monde, Gedicht 228
105. Marianne an Goethe, 2. November 228
Nachschrift von Willemer 232

Das Jahr 1829 233
106. Goethe an Willemer und Frau, 6. Januar 233
107. Marianne an Goethe, 25. Mai 235
108. Goethe an Willemer und Frau, 12. Juni 236
109. Marianne an Goethe, 22. Juni 238

Seite

110. Goethe an Willemer und Frau, 28. Juli 240
111. Marianne an Goethe, 7. August 242
Erläuterung 244
112. Marianne an Goethe, 26. August 245
Anmerkung 246
113. Marianne an Goethe, 25. September 247
114. Goethe an Marianne, 30. September 249
115. Goethe an Marianne, 22. October 250
116. Marianne an Goethe, 9. November 252

Das Jahr 1830 254
117. Marianne an Goethe, Januar 254
118. Goethe an Marianne, 19. April 257
119. Marianne an Goethe, 24. April 259
120. Marianne an Goethe, 14. Mai 261
121. Goethe an Marianne, 10. Juli 263
Anmerkung 264
122. Marianne an Goethe, 18. Juli 264
123. Goethe an Marianne, 23. Juli 267
124. Marianne an Goethe, 30. Juli 268
Anmerkung 269
125. Goethe an Willemer und Frau 270
126. Goethe an Willemer und Frau 270
127. Marianne an Goethe, 27. October 272
128. Goethe an Marianne, 2. November 276
129. Goethe an Marianne, 9. November 276
130. Goethe an Marianne, 11. November 278
Erläuterung 279
Alwine Frommann an Frau Geheimeräthin v. Willemer 279
Personalien 281
131. Marianne an Goethe, 18. November 281
132. Goethe an Willemer und Frau, 29. November 283
Vorbemerkung 283
133. Goethe an Willemer und Frau, 2. December 284
134. Marianne an Goethe, 11. December 285
Nachschrift von Willemer 285
135. Goethe an Marianne, 19. December 285

Das Jahr 1831 287
136. Marianne an Goethe, 11. Januar 287
137. Goethe an Marianne, 25. Januar 288
138. Marianne an Goethe, 16. Februar 290
139. Goethe an Marianne, 2. März 291

Seite

140. Goethe's Vermächtniß an Marianne, 3. März 292
141. Goethe an Marianne, 7. Juni 294
142. Marianne an Goethe, 17. Juli 296
Anmerkung 297
143. Goethe an Willemer und Frau, 22. September 298
144. Goethe an Marianne, 6. December 300
145. Marianne an Goethe, 17. December 301
Anmerkung 304

Das Jahr 1832 305
146. Goethe an Marianne, 13. Januar 305
147. Marianne an Goethe, 29. Januar 307
148. Goethe an Marianne, 9. Februar 308
149. Goethe an Marianne, 10. Februar 310
150. Letzter Brief Mariannens an Goethe, 15. Februar 311
151. Letzte Zuschrift Goethes an Marianne, 23. Februar 312
Anmerkung 313

Anhang zu den Briefen 315
152. Eckermann an Frau von Willemer, 23. März 1832 315
153. Eckermann an Frau von Willemer, 28. April 1832 317

Von Goethe's bis zu Mariannens Tod 319

Anfangszeilen der Gedichte und Einzelstrophen, alphabetisch geordnet . . 329

Alphabetisches Verzeichniß der Personen- und Ortsnamen 332
Erläuterungen und Berichtigungen 342

Einleitung.

I.

Bis zum Eintritte Mariannens in das Willemer'sche Haus.

Johann Jacob Willemer, dessen dritte Gemahlin, die hochbegabte Dichterin Marianne Jung, uns in den folgenden Blättern als innige Freundin Goethe's entgegentritt, wurde am 29. März 1760 zu Frankfurt am Main geboren und am nächstfolgenden Tage von dem gleichnamigen lutherischen Pfarrer, seinem Oheim und Pathen, getauft. Sein Vater Johann Ludwig, ein reicher Banquier und Mitglied des Collegiums der Einundfünfziger, starb am 19. Mai 1767; das Geschäft wurde unter dem Namen und der Mitwirkung der Mutter fortgeführt. Die Familie blieb im Besitze des weitläuftigen Hauses „zum rothen Männchen" auf der Alten Mainzergasse, dessen Hauptfaçade nach den unteren Meßbuden und nach dem Mainstrom geht; es ist gegenwärtig zu einer Bade-Anstalt eingerichtet. Willemer war als Knabe und Jüngling von stattlichem Wuchs und großer Körperkraft; er bewegte sich rasch und energisch, wurde ein guter Schwimmer, Fechter und Reiter. Seine Ansichten, die mitunter paradox erschienen, sprach er in sehr bestimmtem, auch wohl gebieterischem Ton aus. Im Bankgeschäft zeigte er sich frühe tüchtig und nahm der Mutter bald die Hauptsorgen ab; sie überlebte übrigens den Gemahl um 35 Jahre.

Schon im Jahr 1776 wurde Willemer von einem Theilhaber des Geschäftes mit auf die Reise nach Berlin genommen; und hier begegnete ihm das Abenteuer, daß er bei einer Parade die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen durch sein „Räsonnieren" in unliebsamer Weise auf sich zog. Der

Myrten — Will dich bewirthen.
Jasmin — Nimm mich hin.
Meliſſen — * * * auf einem Kiſſen.
Cypreſſen — Will's vergeſſen.
Bohnenblüthe — Du falſch Gemüthe.
Kalk — Biſt ein Schalk.
Kohlen — Mag der * * * dich holen.

Und hätte mit Boteinah ſo
Nicht Dſchemil ſich verſtanden,
Wie wäre denn ſo friſch und froh
Ihr Name noch vorhanden?

Vorſtehende ſeltſame Mittheilungsart wird ſehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Perſonen auszuüben ſeyn. Sobald der Geiſt eine ſolche Richtung nimmt, thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geſchichten nur Eine.

Zwei liebende Paare machen eine Luſtfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten ſie ſich Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie ſie vom Munde kommt, ſogleich errathen, ſondern zuletzt ſogar das Wort, das der andere denkt und eben zum Worträthſel umbilden will, durch die unmittelbarſte Divination erkannt und ausgeſprochen.

Indem man dergleichen zu unſern Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten lächerlich zu werden, da ſolche pſychiſche Erſcheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organiſche Magnetismus zu Tage gebracht hat.

alte König wandte sich um und fragte: „Wer ist der Naseweis?“ Hierauf beziehen sich einige Strophen eines Liedes, das Marianne im Jahr 1830 an ihren Gatten richtete:

Einst bat der alte Fritze,
In hohem Zorn entbrannt,
Mit königlicher Hitze
Dich Naseweis genannt;
Des dicken Königs Güte
Rieb dir in dieser Noth
Mit Pomeranzenblüthe
Die Nase wieder roth.

Der dicke König ist Friedrich Wilhelm II., von dem später Willemer zum Geheimen Rath ernannt wurde. Im Gedicht selbst wird als Grund für diese Gunstbezeigung angegeben, daß Willemer dem Oberlieutenant Trenck, der auf einer Wasserfahrt in den Main stürzte, als guter Schwimmer das Leben gerettet habe; doch war gewiß die Standeserhöhung wesentlich durch finanzielle Dienstleistungen veranlaßt.

Am 2. Februar 1781 vollzog Willemer in Berlin seine Vermählung mit Maria Magdalena Lang. Düntzer[1] vermuthet aus einer Stelle in Goethe's Briefwechsel mit Frau von Stein, daß junge Ehepaar habe am 22. Februar bei dem Dichter in Weimar vorgesprochen. Jedenfalls war die Befreundung beider Männer verhältnißmäßig frühen Datums.[2] In den nächsten Jahren hatte Willemer bedeutende geschäftliche Verhandlungen zu führen, sowohl mit der preußischen Regierung, wie mit benachbarten Höfen, namentlich dem kurfürstlichen zu Mainz. Er verband sich mit dem kurz vorher in Frankfurt eingewanderten Abraham Chiron; bald nachher trat ein Mitglied der Familie Sarasin dazu, so daß die Firma nunmehr „Chiron Sarasin und Compagnie“ zeichnete.[3]

Um diese Zeit hielt sich Willemer zuweilen Tage lang in Mainz auf

[1] Vgl. dessen Aufsatz „Goethe und Marianne von Willemer“ in Westermanns Monatsheften, Sept. 1870.

[2] Karoline v. Humboldt, geb. v. Dacheröden, berichtet an Charlotte v. Schiller: „Ich schreibe Dir heute durch den jungen Herrn Willemer, der ein Sohn des Willemer ist, mit dem Goethe in früherer Zeit sehr bekannt war.“ S. Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern v. Humboldt, herausgegeben von Bratranek, Brief vom 8. October 1816. (Im Text „Willmer.“)

[3] Der Name Sarasin kommt früher in Basel vor, wo er literarische Bedeutung erlangt hat; er wird allda deutsch ausgesprochen (Sarasihn.)

und war im kurfürstlichen Schloß ein willkommener Gast. Besondere Anziehungskraft erhielt dieser Verkehr für ihn durch den Umgang mit Johannes Müller, dem berühmten Geschichtschreiber, der vom März 1786 an gegen sechs Jahre in Mainz verlebte. Willemer sah ihn bald in seiner schön gelegenen Wohnung am Rhein, bald auf dem Schlosse. Er rühmt sich, dem großen Gelehrten zugeredet zu haben, daß er vom Herrendienst ablasse und sich einzig den Wissenschaften widme; ja er meint, er habe durch seine Vorstellungen mindestens „ein günstiges Schwanken für letztere“ in der Seele Müllers hervorgebracht. Ihre Unterhaltungen betrafen meistens den deutschen Fürstenbund, den Willemer in der ihm stets eigen gebliebenen lebhaften und barocken Weise auffaßte. „Keinem von uns,“ schreibt er im Jahr 1810, „fiel es damals ein, daß der Rhein, der so mild und ruhig vor unsern Fenstern hingleitete, nächstens Zeuge so viel blutiger Gefechte sein würde; daß das blaue Zimmer im Schloß, der Lieblingsaufenthalt des Churfürsten, in ein Lazareth verwandelt werden könnte, und der Fürstenbund, bestimmt das Reich zu schützen, demselben Verderben bringen würde! So gewiß ist es und so recht hat Macchiavell, daß halbe Maßregeln nachtheiliger sind wie gar keine. Nach dem ersten feindlichen Schritt, den der König gegen Oesterreich that, mußte er auch den zweiten thun und durch Annahme der katholischen Religion dem Riesengedanken in seiner Seele Halt geben.“

In das Jahr 1788 fällt ein hier zu erwähnender Brief Goethe's an den Herzog Karl August;[1] Goethe eröffnet seinem Fürsten, der Banquier Willemer in Frankfurt sei bereit, zu Gunsten des Jugendfreundes Merck in Darmstadt eine Summe von 4000 Gulden auf ein Jahr oder zwei zu nur vier Procent herzuleihen, falls der Herzog durch Unterzeichnung eines Scheines Bürgschaft leiste. Der noch junge Banquier wurde bereits in seiner Heimat als Gönner der Kunst und Literatur geschätzt. In diesem Sinne verherrlicht ihn ein mittelmäßiges Gedicht in der damals zu Frankfurt erscheinenden, sonst durchaus nicht werthlosen dramaturgischen Wochenschrift von Schreiber, die nachmals in Buchform zusammengestellt und „der Frau Räthin Goethe in Frankfurt gewidmet“ wurde[2] (1788 bis 89). Im Jahr 1789 trat Willemer als Senator in den Rath ein.

[1] Vom 19. September, i. Briefwechsel I. S. 128.

[2] Vielleicht besitze ich das einzige vollständige Exemplar, es stammt aus der Bibliothek des Frankfurter Komikers Hasse. Man findet darin die Theaterberichte des „Dramaturgen“ über den Schauspieler Ezike, deren Folgen die Frau Rath in einem Brief an Unzelmann ergötzlich darstellt.

Das Jahr 1792 wurde für ihn wie für die Stadt verhängnißvoll. Am 21. October rückten bekanntlich die Franzosen in die Reichsfestung Mainz ein und schon am folgenden Tage stellte Custine's Unterbefehlshaber Neuminger zu Frankfurt an den Rath die Forderung einer Contribution von zwei Millionen Gulden. Custine trat in seinen Zuschriften an den Rath sowie in seinen Proklamationen durchaus als Demokrat auf, der im Namen der französischen Republik das Volk in Schutz nehme, dagegen die Vornehmen und Reichen für alle geübte Unterdrückung, insbesondere für ihre Feindseligkeit gegen die Revolution bestrafen werde. In dieser Auffassung wurde er durch die Klubbisten in Mainz bestärkt. Den 27. October traf er persönlich in Frankfurt ein; er ließ alsbald sieben angesehene Kaufleute, Gutsbesitzer und Banquiers, darunter Willemer, festnehmen und nach dem rothen Hause,[1] wo er sein Quartier aufgeschlagen, in Haft bringen. Willemer blieb in derselben nur bis zum nächsten Morgen. Wie er selbst angibt, wußte er diese kurze Zeit ruhmwürdig zu benutzen; er überzeugte den General Custine, daß es nicht wohlgethan sei, die sieben Gefangenen als Privatgeiseln für die Brandschatzung zu bezeichnen; denn Volk und Bürgerschaft wollten ihre Sache nicht von derjenigen der Bevorzugten trennen, vielmehr für die auferlegte Last gemeinschaftlich mit diesen aufkommen; er möge sie demnach für Staatsgeiseln erklären. Aehnliche Vorstellungen machten ein Adjutant Custine's und der Schöff v. Schweitzer. Hierüber äußert sich Willemer noch 1818 in einer Zuschrift an den Senat: „Wären die zwei Millionen Gulden bei den Reichen und Begüterten erhoben worden: wer kann sagen, welchen Eindruck dies auf die übrigen Volksklassen in Deutschland gemacht haben würde?“ Das Hauptverdienst schreibt er übrigens „Frankfurt und seinem edlen, biederen Volke“ zu. Welchen guten Ruf das letztere sich damals erworben hatte und wie Goethe sich an der Wirthstafel fröhlich und laut seiner Frankfurter Abkunft berühmte, theilt er uns in der „Campagne in Frankreich“ mit.

Daß Willemer bereits am Tage nach seiner Verhaftung die Freiheit erhielt (statt seiner wurde der Kaufmann Catoir eingezogen), schreibt Kriegk[2]

[1] Dies stattliche Gebäude, das über der Mittelthür ein rothes Haus mit zwei Flügeln als Schild zeigte (der nunmehrige Posthof), war als Gasthaus hochberühmt. Ein Epigramm von Gleim lautet:

Als Herr von Cuist von seinen Reisen
Nach Hause kam, sprach Herr von Cuist:
Zu Frankfurt ist
Im rothen Hause gut zu speisen.

[2] Deutsche Kulturbilder aus dem achtzehnten Jahrhundert, Leipzig, Hirzel 1874.

seiner nahen Verbindung mit dem preußischen Hofe zu: die französische Republik hoffte damals noch, Preußen vom Bunde gegen Frankreich abziehen zu können. Andere geben als den Grund seiner Entlassung die durch den Schreck verursachte plötzliche Erkrankung seiner Gemahlin an. Wirklich starb dieselbe bereits am 12. November, während die Franzosen die Stadt noch besetzt hielten; sie wurde „bei Oberrad," also wohl zunächst der Gerbermühle, welche damals schon in Willemers Pachtbesitz war, begraben. Er selbst spricht (im Jahr 1818) von den „Kriegsbedrängnissen," die früher „sein häusliches Glück zerstörten;" unmittelbar nach dem Todesfall nahm er seine Entlassung aus dem Rath.

Aus seiner ersten Ehe hatte Willemer drei Töchter: Rosine, Amalie (Meline) und Maximiliane. Etwa drei Vierteljahre nach dem Tode der ersten Frau, am 6. August 1793, vermählte er sich mit der Tochter seines Associé Abraham Chiron, die auf dem Cap der guten Hoffnung geboren war; von ihr erhielt er am 24. Mai 1794 einen Sohn, der nach dem Großvater Abraham genannt, in der Familie Bramm gerufen wurde.

Um diese Zeit begann Willemer seine sehr umfassende literarische Thätigkeit. Er hatte die Gesammtbildung des Zeitalters mit Lebhaftigkeit und Energie in sich aufgenommen. Ein warmer Deismus, an welchen sich philanthropische Bestrebungen knüpften, beseelte ihn; die sittlichen Wahrheiten des Christenthums nahm er als die höchsten an; mit dem positiven Offenbarungsglauben suchte er sich im Stillen abzufinden. Dabei behandelte er manche römisch-katholische Anschauungen mit einer achtungsvollen Rücksicht, die ihm hie und da verdacht wurde. Der Staatsphilosophie gab er sich mit Eifer hin; insbesondere die Probleme der öffentlichen Erziehung und der sittlichen Hebung des Volkes zogen ihn an. In der Einsicht, daß die Herbeischaffung des baaren Geldes nicht einseitig zu befördern sei, ist er vielen Zeitgenossen voran. Man könnte ihn den deutschen Popularphilosophen beizählen und insbesondere der Gruppe von Johann Georg Schlosser, dem Schwager Goethe's, anreihen. Seine Darstellung ist kräftig, doch mitunter weitschweifig und bei vieler Wärme ohne Anmuth. Von seiner allgemeinen Schriftstellerei ist jedoch die locale zu unterscheiden, in welcher er sich nicht selten zu einem heitern und originellen Humor erhebt. Seiner reinen Absichten und seiner Unabhängigkeit bewußt, spricht er sich oft rücksichtslos und scharf persönlich aus, wo er ein gemeinnütziges Interesse gefährdet glaubt; mag es sich nun um das Theater oder um Veranlagung der Steuern handeln. Er legte Werth auf seine Arbeiten, ließ Recensionen selten unbeantwortet und veranstaltete von manchen seiner Schriften erneute Ausgaben. Die Stadtbibliothek in Frankfurt besitzt, wahrscheinlich durch

seine Zuwendung, eine Reihe von Bänden in verschiedenen Formaten (zur Hälfte Sammelbände), welche durch einen dem Rücken aufgedruckten Titel als „Willemers Werke“ vereinigt sind. Anfangs traute sich der Verfasser auch einige dichterisch gestaltende Kraft zu; er verfaßte Lustspiele und eine Erzählung. Seine erste Komödie „die Jakobiner“ (1794) kann als eine Nachahmung von Goethe's Bürgergeneral oder als ein schwächeres Seitenstück zu dessen „Aufgeregten“ gelten. Der ehrgeizige Secretär einer adeligen Herrschaft, von französischen Emissären bethört, bethört selbst wieder die Dorfleute und insbesondere einen jungen Landmann, bis dessen Schwiegervater den Bauernklubb durch die Obrigkeit aufheben läßt. Bei aller Vorliebe für bürgerliche Freiheit will der Verfasser doch nur allmähliche Verbesserung, ausgehend von tüchtigen Eigenschaften des deutschen Volkes, denen eine Umwälzung Schaden bringen würde. Dieselbe Ansicht sprach er vier Jahre später (1798) in der Schrift aus: „Besitzen die Franzosen die Freiheit, welche sie uns anbieten?“ [1]

Ein Schauspiel in vier Aufzügen „der Geburtstag,“ das Willemer 1800 herausgab, schildert in Iffland's Weise die Ränke eines Geheimeraths gegen einen jungen, der Weltverbesserung zugethanen Kaufmann; bei der Entlarvung des vornehmen Böswichtes tritt ein ehrlicher Jude mitwirkend auf. In diesem Stücke macht der Held, Reinhold, dem Vater seiner Braut am Geburtstag Schlosser's „Gastmahl“ zum Geschenk.

Am 18. Januar 1796 starb auch Willemers zweite Gemahlin. Er richtete nun seine Lebensweise also ein, daß er meistens den Winter über in der Stadt im rothen Männchen wohnte, den Sommer aber auf der Gerbermühle verbrachte, die sammt dem Wasserhof zum Stralenberger Lehen gehörte und die er von der Stadt in Pacht genommen hatte. [2] Dieses Gut liegt ein halbes Stündchen oberhalb Frankfurt sehr anmuthig hart am linken Mainufer, ganz nahe bei Oberrad. Baum- und Buschwerk auf dem erhöhten Plan, später unter Willemers und Mariannens Hut sorgsam gepflegt, bei Goethe mehrmals als Hain und Terrasse bezeichnet, nahmen sich in jener Zeit stattlicher aus als heutzutage. Eine besondere Annehm-

[1] Als Curiosum entnehmen wir dieser Schrift die Bemerkung: „Ward nicht noch im Jahr 1797, selbst durch die vollziehende Gewalt, Carnot, der die Plane zu den glorreichen republikanischen Feldzügen entworfen hatte, in seinem Bett ermordet!“ Carnot hielt sich nach dem Staatsstreich vom Fructidor sehr zurückgezogen in Deutschland auf; er hat bekanntlich das erste Kaiserreich noch überlebt.

[2] Vgl. Faust:

„Wir aber wollen nach der Mühle wandern.“
„Ich rath' euch, nach dem Wasserhof zu gehn.“

lichkeit gewann das schlichte Gebäude durch eine hölzerne Balustrade, die nach der Westseite zu an einer Thür und mehreren Fenstern herging und zu der eine Treppe von außen führte. Wir sehen sie noch auf einer Zeichnung, welche der liebenswürdige Dr. Wilhelm Sömmerring, ein Sohn des großen Naturforschers, entworfen hat, und welche sich im Besitze Carl Theodor Reiffensteins befindet. An dem Pfade, der ums Haus führt, war Goethe als Liebender öfters nach Offenbach zu Lili Schönemann gewandert.[1] Vielleicht schon damals fiel ihm ein steinernes Heiligenhäuschen auf, das nahe bei der Mühle steht; am 14. August 1815 zeigte er dasselbe dem Freunde Sulpiz, „um es zu verehren, weil es, obwohl einfach, so meisterhaft gemacht und von Basalt wäre."[2] Reiffenstein hat diesen Bildstock mit gewohnter Sorgfalt gezeichnet und auf ihm die Inschrift gelesen: Dieter Roll. 1517 (nicht, wie Boisserée angibt, 1508).

Der kräftige Wittwer, der dem Bankhause nicht lange mehr als Chef vorzustehen gedachte, leitete die Erziehung seiner Kinder selbstthätig, wie ein Mann, der sich mit pädagogischen Dingen als Kenner und Philosoph befaßte. Im Jahr 1798 erschien zu Frankfurt eine Schrift „über Privaterziehung," worin den reicheren Bürgern empfohlen wurde, ihre Söhne nach einsam gelegenen Orten in gut geleitete Institute zu senden. Willemer veröffentlichte alsbald in der Jäger'schen Buchhandlung ein „Schreiben eines Frankfurter Bürgers," worin er den wohlgemeinten Rath zurückwies. Für seinen Brammy nahm er ziemlich früh, wahrscheinlich schon 1801, einen Hauslehrer an, den Doctor Mieg. Dieser galt für einen sehr unterrichteten Mann und stand mit den berühmten Gelehrten, welche damals und im nächsten Jahrzehnt in Frankfurt als Hofmeister lebten, mit Hegel, Hölderlin, Karl Ritter und dem Geschichtschreiber Schlosser, in freundschaftlicher Beziehung. Besonders auf Reisen war er der Familie als kundiger Begleiter angenehm. Während der Freiheitskriege wirkte er als Feldprediger der Freiwilligen; er starb als badischer Hofrath 1842 zu Heidelberg, 74 Jahre alt.

Die älteste Tochter Rosine (Rosette) verheirathete Willemer schon im Juni 1799 an Herrn Johann Martin Städel. Gegen Ende des Jahrhunderts trat bei ihm das Interesse fürs Theaterwesen immer mächtiger in den Vordergrund. Im Jahr 1800 wurde er durch Wahl der Actionäre Mitglied der Oberdirection des Frankfurter Nationaltheaters; nebst ihm die Herren Dr. Gramb, Georg Heyder und Moritz von Bethmann.

[1] Sulpiz Boisserée, I. 285.
[2] Sulpiz Boisserée, II. 269.

Kurz vor Weihnachten 1798 traf der Balletmeister Traub mit seiner Truppe in Frankfurt ein. In Begleitung desselben befand sich die Wittwe des Instrumentenmachers Matthias Jung aus Linz in Oberösterreich mit ihrer vierzehnjährigen Tochter.

Diese, Marie Anna Katharina Therese, war am 20. November 1784 zu Linz geboren. Ihre musikalischen Anlagen und ihr lebhafter Geist wurden früh bemerkt; ein Geistlicher, Namens Welty, ein „frommer, aber toleranter Mann," gab ihr unentgeltlichen Unterricht und las sogar mit ihr Gedichte von Klopstock, Tenis und Stolberg. Sie scheint nicht ohne gute Auswahl sich einige Bücherkenntniß angeeignet zu haben. Sie lernte früh italienisch und besaß als Kind ein Büchlein in dieser Sprache, das mit Komödien-Masken in Holzschnitten geziert war. Einen weit lebhafteren Eindruck machte auf den jungen Sinn die Beschreibung des römischen Carnevals von Goethe, die sie in der ersten bei Unger erschienenen Ausgabe (vom Jahre 1788) kennen lernte; dieselbe war mit illuminirten Figuren geschmückt, welche Goethe's römischer Hausgenosse, Georg Schütz, unter des Dichters Anleitung angefertigt hatte.[1] Das Buch war bald zerlesen; ein neues Exemplar erhielt sie viele Jahre später aus den Händen desselben Georg Schütz, als dieser von Offenbach aus nach der Gerbermühle kam, um in Willemers Hause Zeichnenunterricht zu geben.

Schon in ihrem eilften Jahre unterstützte Marianne ihre Mutter durch Anfertigung von Stickereien. Unter Traubs Leitung betrat sie die Bühne; derselbe ließ ihr auf seine Kosten noch einigen Sprachunterricht ertheilen. Auf dem Frankfurter Theaterzettel finden wir ihren Namen zum erstenmal am 26. December 1798, wo „das unterbrochene Opferfest" von Winter gegeben wurde; im Personenverzeichniß heißt es „Zira (Gespielin der Myrrha), Demoiselle Jung." Marianne hatte jedoch schon vor dem bezeichneten Datum in Ballets und Divertissements mitgewirkt, wobei die Spielenden auf dem Zettel nicht namentlich verzeichnet waren. Siebenmal spielte sie den aus dem Ei hervorkriechenden Harlekin; einmal kam sie aus einer Blume und einmal flog sie sogar aus einer Kanone heraus. Vielen Beifall fand sie als Adolf in der Oper Camilla von Paer und als Titania im Oberon von Wranitzki; daneben aber erschien sie höchst anmuthig in den damals beliebtesten kleinen Lustspielen von Jünger und von Kotzebue. Einmal finden wir sie auch im Ritterschauspiel beschäftigt; sie spielte den

[1] Von diesen Originalzeichnungen sind fünf im Besitz des Städel'schen Instituts in Frankfurt; für die oben erwähnte Ausgabe wurden sie von Melchior Kraus radirt und sodann illuminirt.

Küchenjungen im „Fust von Stromberg,“ vom Hofgerichtsrath Jacob Maier in Mannheim, einem Polterstücke, das besonders wegen seiner bitteren Feindseligkeit gegen die Klostergeistlichen beliebt war. (Im October 1792 war das Frankfurter Nationaltheater mit diesem Drama eröffnet worden.)

Damals erschien in Frankfurt eine neue dramaturgische Wochenschrift unter dem Titel: „Schauspielkunde,“ herausgegeben von Georg Gottfried Schmidt. Derselbe nahm in der Kritik einen hohen Ton an und berief sich gern auf die höchsten Muster, namentlich auf Schiller, dessen persönlicher Bekanntschaft er sich rühmte.[1] In Bezug auf Mariannens Leistungen gab er sich die Miene des väterlichen, aber strengen Rathgebers. Nachdem sie am 21. April 1799 in Iffands „Herbsttag“ die Rolle der Ernestine Selbert gespielt, bemerkt Schmidt: „Wenn Demoiselle Jung fleißig lernen will und das unabsehbare Gebiet der großen Kunst, deren Grenzen sie so eben betritt, näher kennen gelernt haben wird: dann wollen wir ihr unsern Beifall nicht versagen.“ Im Mai desselben Jahres hatte sie in der Operette „Die kleinen Matrosen“ eine französische Pachterstochter gespielt; Schmidt sagt darüber: „Demoiselle Jung muß eine gute Lehrmeisterin gehabt haben und sie macht ihrer Lehrmeisterin auch keine Schande. Freilich war sie mehr ein teutsches, als ein französisches Landmädchen. Sie zu überzeugen, daß ich ihr nicht Unrecht thue, wünschte ich, daß sie sich die kleine Mühe geben und im zweiten Theil der eben angeführten Reisen (Thümmels ins mittägliche Frankreich) den allerliebsten Charakter der dreizehnjährigen Margot etwas näher kennen lernen möchte.“

Um diese Zeit stand Willemer in der Reihe der angesehensten Bürger. In einer „Skizze von Frankfurt“ aus dem Jahr 1800 heißt es: „Die Herren Baron Leonhardi, Geheimerath und Bankier Willemer und Herr Städel machen als Freunde der Wissenschaften unter dem Kaufmannsstande seltene Ausnahmen; aber unter manchen anderen Söhnen des Hermes herrscht leerer Hochmuth, Pracht- und Prahlsucht, Neidelei und Hervorthuerei.“ An Mariannens Lebensgang nahm er als Kunstfreund wie als Philanthrop lebhaften Antheil. In demselben Jahr, wo er in die Theaterdirection eintrat, begann er mit der Wittwe Jung Unterhandlungen, welche

[1] Wahrscheinlich hatte er ihn in Jena gehört; indessen hatte Schiller auch im Jahre 1784 einige Tage in Frankfurt gewohnt und an mehreren Abenden im Schwarzen Bock die dortigen Literaten um sich gesehen. Von hier meldete er am 1. Mai an Dalberg und an Reinwald nach Mannheim, es werde am nächsten Montag „Kabal und Liebe“ gegeben werden. — An der Stelle des schwarzen Bocks steht jetzt der Pariser Hof und vor demselben Schillers Denkmal.

zum Zwecke hatten, die sechzehnjährige Künstlerin der Bühne zu entziehen. Sie sollte von den Verführungen, denen ihr Stand und ihre reizende Persönlichkeit sie aussetzten, nicht länger bedroht sein. Willemer verpflichtete sich, sie im eigenen Hause mit seinen beiden noch in demselben weilenden Töchtern zu erziehen, für ihren ganzen Unterhalt zu sorgen, auch sie musikalisch aufs Gründlichste ausbilden zu lassen.[1] Für die Vortheile, welche die Mutter aus Mariannens Bühnenthätigkeit zog, entschädigte er sie durch Auszahlung einer Summe von 2000 Gulden. Das Scheiden von der guten Mutter wurde Mariannen schwer; doch gereichte es ihr jetzt und später zum Troste, daß Willemer derselben nicht nur fortwährend Unterstützung, sondern auch die edelste Rücksicht zuwandte. Im Jahr 1803 führte er ihr auf einer Reise, die zunächst nach München und Salzburg gerichtet war, die Tochter zu. Auch nach ihrer Verheirathung, die im Jahr 1814 stattfand, konnte Marianne sich getrösten, daß dieses Bündniß dazu beitrug, der Mutter ein behagliches hohes Alter zu verschaffen. Noch im Jahr 1824 machte die bejahrte Frau die weite Reise von Linz nach Frankfurt zu Mariannens hoher Freude, ohne die Beschwerden sonderlich zu empfinden. Sie verweilte eine Zeit lang in dem Hause ihres nur um wenige Jahre jüngeren Schwiegersohns, der sie hierauf mit Mariannen heimwärts bis nach Berchtesgaden begleitete, wo sie bei einem Verwandten abstieg. Aus dem ungestörten Verlaufe dieser Fahrten schöpfte Marianne die Hoffnung auf Möglichkeit eines nochmaligen Wiedersehens. Die Innigkeit und thätige Treue des Andenkens, welches sie der Mutter widmete, war nach der einstimmigen Aussage der älteren Familiengenossen wahrhaft rührend. Marianne betete bis in ihr hohes Alter täglich einen Morgensegen, den die Mutter ihr eigenhändig aufgeschrieben; „meine liebsten Gedanken sind bei ihr," sagte sie unter Thränen meinem Collegen Janssen. Kurz vor ihrem Tode (1860) bestimmte sie, daß eine in Oberösterreich lebende nahe Verwandte der verstorbenen Frau Jung alljährlich eine Unterstützung erhalten sollte; das kleine Jahrgeld ist demzufolge noch im Jahr 1876 von Seiten des Herrn Andreä in Frankfurt nach Linz abgesandt worden.

Der Eintritt Mariannens in das Willemer'sche Haus erregte in der Frankfurter Gesellschaft nicht geringes Aufsehen; man machte Bemerkungen

[1] In Frankfurt erzählte man sich, er sei, als ein armer verunglückter Tyroler Teppichhändler verkleidet, in die Wohnung der Frau Jung gegangen, um das Herz der Tochter zu erproben. In denjenigen Kreisen, wo Willemer für excentrisch galt, hielt man ihn solcher Streiche fähig.

über des Hausherrn pädagogische Vorliebe für schöne Gegenstände; die Wohlwollenden aber faßten sein Verfahren allerdings als eine „Rettung" des liebenswürdigen Wesens auf, wie auch Goethe sich später gegen Boisserée ausdrückte.[1] Willemer fuhr fort, sich seinen Liebhabereien zu widmen. Er hatte deren genug, aber abgesehen vom Theaterwesen nur solche, bei denen er sich mit allgemein sittlichen Bezügen genugthun konnte; und so mag Goethe doch nicht mit Unrecht bedauert haben, daß der Freund nicht ein bestimmtes Fach gewählt habe. Im Jahr 1802 schlossen Willemer und seine drei Collegen mit der Stadt im Namen der Theater-Actionäre einen neuen Vertrag auf zehn Jahre ab (vom 1. April 1802 bis zu demselben Datum 1812). Gleichzeitig trat er aus der Oberdirection aus, welche zunächst an die Herren Dr. Gramb's, Zickwolf und Leerse überging. Mit diesen Kunstpatronen konnte er sich nie vertragen; er hörte nicht auf, Separatvota gegen sie zu veröffentlichen; und da er als unabhängiger Mann stets im Namen des guten Geschmacks und des Gemeinwohls auftrat, so machte er seinen Gegnern viel zu schaffen. Er sprach gegen die übergroßen Gehalte der Sängerinnen, insbesondere der Primadonna Madame Cannabich; er bekämpfte die luxuriöse Ausstattung der Oper Titus. Indessen übten die Decorationen zu derselben wie zu Palmyra, die zum Theil noch von dem Mailänder Fuentes herrührten, eine große Anziehungskraft; „sie standen," wie gerühmt wird, „selbst denen des Mannheimer Theaters nicht nach." Noch in den nächsten Jahrzehnten war es beim Frankfurter Theater Brauch, wenn eine sehr hohe Herrschaft angekündigt war, rasch den Titus in Scene zu setzen, der sich auch wegen seiner musikalischen Prachtstücke trefflich dazu eignete.

Im Jahr 1802 übersetzte Willemer ein französisches Lustspiel: „Il lui faut un état ou la revue de l'an VI." das den Sommer vorher von einer französischen Truppe mit großem Beifall gespielt worden war. Willemer gab seiner Bearbeitung den Titel: „Kein Schwiegersohn ohne Amt;" er bemerkt im Vorwort, das Original habe in Paris 300 Vorstellungen erlebt. Daß Willemers Stückchen wenigstens in Frankfurt auf die Bühne gelangte (am 12. December 1802), erfahren wir aus der Theaterzeitschrift „Sonntagsblatt." Von populär philosophischen Schriften gab er in demselben Jahr heraus: „Charrons drei Bücher von der Weisheit, aus dem Altfranzösischen übersetzt." Es ist dieß der Traité de la sagesse, der zuerst 1601 in Bordeaux erschien. Charron, der bekannte Zeitgenosse und Freund Montaigne's, tritt hier zwar als gläubiger katholischer Christ auf;

[1] „Sulpiz Boisserée" (Stuttgart 1857). II. 285.

Chiffer.

Eine andere Art aber ſich zu verſtändigen iſt geiſtreich und herzlich! Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, ſo iſt es hier ein zartliebender äſthetiſcher Sinn, der ſich der höchſten Dichtung gleich ſtellt.

Im Orient lernte man den Koran auswendig und ſo gaben die Suren und Verſe, durch die mindeſte Anſpielung, ein leichtes Verſtändniß unter den Geübten. Das Gleiche haben wir in Deutſchland erlebt, wo vor funfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die ſämmtlichen Heranwachſenden bibelfeſt zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, ſondern erlangte zugleich von dem übrigen genugſame Kenntniß. Nun gab es mehrere Menſchen, die eine große Fertigkeit hatten auf alles was vorkam bibliſche Sprüche anzuwenden und die heilige Schrift in der Converſation zu verbrauchen. Nicht zu läugnen iſt, daß hieraus die witzigſten, anmuthigſten Erwiederungen entſtanden, wie denn noch heutiges Tags gewiſſe ewig anwendbare Hauptſtellen hie und da im Geſpräch vorkommen.

Gleicherweiſe bedient man ſich klaſſiſcher Worte, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und ausſprechen.

Auch wir vor funfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimiſchen Dichter verehrend, belebten das Gedächtniß durch ihre Schriften und erzeigten ihnen den ſchönſten Beifall, indem wir unſere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte ausdrückten und dadurch eingeſtanden, daß ſie beſſer als wir unſer Innerſtes zu entfalten gewußt.

Um aber zu unſerm eigentlichen Zweck zu gelangen,

doch wurde er von dem Jesuiten Garasse des Atheismus beschuldigt. Willemers Uebertragung erschien, wie auch das genannte Lustspiel, im Verlag von Friedrich Esslinger.[1] Daneben gingen die pädagogischen Bemühungen fort. Willemer war der Abhärtungslehre geneigt und ließ zum Erstaunen Vieler am Mainufer ein Badhäuschen für seine Familie, auch für die Frauen, errichten. In seinem ganzen Wesen lag es, daß er sich mit den Ansichten Pestalozzi's befreundete. Bald nachdem dieser seine Erziehungsanstalt nach Yverdun am Neufchateler See verlegt hatte, führte ihm Willemer seinen zehnjährigen Sohn Abraham zu (Ende 1804); doch blieb der bisherige Hauslehrer Dr. Mieg in fortwährender Beziehung zur Familie.

In den ersten Jahren, die sie bei Willemer zubrachte, wurde Marianne mit Bettina Brentano und ihrem Bruder Clemens näher bekannt. Wenn der Letztere nach Offenbach wanderte, um die Großmutter Sophie Laroche zu besuchen (bei welcher Bettina längere Zeit weilte), sprach er unterwegs zuweilen auf der Gerbermühle ein. Daß Marianne ihm gefiel, ist wohl anzunehmen; doch ging diese Neigung schwerlich so tief, um den Wunsch einer Verbindung fürs Leben zu begründen. Was Böhmer später darüber äußerte, was Marianne nach Verlauf eines halben Jahrhunderts an Hermann Grimm berichtete, beruht auf unklarer Erinnerung; was aber Brentano selbst gelegentlich zu verstehen gibt, beweist nur, daß jener Mangel an Sinn für Wahrheit, der ihm in seiner dichterischen Jugend eigen war, ihm auch in den Jahren der Frömmigkeit verblieben ist. Wir widmen diesem Verhältniß eine besondere Erörterung.

II.

Marianne und Clemens Brentano.

In der Zeit, als Marianne Jung auf dem Frankfurter Theater spielte, December 1798 bis April 1800, hielt sich Brentano in Jena auf, wo er an dem Roman Godwi arbeitete. Von einer Reise nach Frankfurt, die er damals gemacht hätte, findet sich keine Spur und es ist nicht erwiesen,

[1] Eine Schrift „Charon," wie Düntzer irrig angibt, hat Willemer nie verfaßt; Düntzer übernahm den Schreib- oder Druckfehler aus Sulpiz Boisserée, I, 211.

wie auch nicht wahrscheinlich, daß er Marianne jemals auf der Bühne gesehen hat. Ueber seinen Verkehr auf der Gerbermühle erhalten wir einige Nachricht aus Bettina's Briefwechsel mit ihrem Bruder, welches Buch unter dem Titel „Frühlingskranz" erschienen ist.[1] Dasselbe knüpft weit unmittelbarer an thatsächliche Vorgänge an, als andere Schriften der Verfasserin. Mit Jahreszahlen und gar mit Tagesangaben ist sie überaus sparsam; doch muß es im Jahr 1804 gewesen sein, daß Bettina mit Mariannen in Frankfurt die Oper Palmyra besuchte, am nächsten Morgen mit ihr bis auf die Gerbermühle fuhr und von da nach Offenbach zur Großmutter ging.

Schon in Jena hatte Clemens seine Neigung der bekannten Dichterin Sophie Mereau zugewandt, welche um siebenzehn Jahre älter als er, aber eine glänzende Erscheinung war. Dieses Gefühl beschäftigte ihn immer lebhafter, besonders nach der im Jahr 1802 erfolgten Scheidung Sophiens von ihrem ersten Manne. Gerade um die Zeit, als er zur Vermählung mit der Geliebten schritt, machte Bettina ihrer Freundin Marianne die Mittheilung, daß sie der Gegenstand eines Liedes von Clemens sei. Da sie nun, „wie natürlich sehr begierig darauf war," so bat Bettina den Bruder, es zu schicken; sie fügt hinzu: „Ich habe gefragt, warum sie so wenig mit uns war bei Deinem Hiersein; ach, sie wußte es nicht warum." Nun fordert er von Weimar aus, wo damals Alles von seiner Verbindung mit Sophien sprach, die Schwester auf, das Lied für Mariannen abzuschreiben, da er keine Zeit habe. So empfing sie denn die phantastische Liebeserklärung, als sie zwanzig Jahre alt war und bereits vier Jahre bei Willemer gewohnt hatte.

Das Lied beginnt mit der Erinnerung an ein „hoch geweihtes Haus im Abendglanze," worunter das Theater gemeint ist. Unter den Kindern, die in demselben täglich ein neues Gedicht spielen, lernt der Dichter sein Liebchen kennen; er bietet ihr bescheidene Liebe und treue Pflege. Bald aber sieht er sie im Garten eines reichen Mannes. Er stellt sich demselben als Gärtner vor und erhält von ihm den Auftrag, die Blumenwände zu verflechten und zu vergittern, damit das Vögelchen ihm gewahrt bleibe. Er fährt fort:

Da sah ich mein Liebchen so weinen,
Sie sieht zu mir herauf.
Die Sonne will nicht mehr scheinen,
Die Blumen, sie geben nicht auf.

[1] Im Jahr 1844, das Buch kam ohne Zweifel auch Mariannen zur Kenntniß.

So hast du denn es verlassen,
Das schimmernde Götterhaus!
Der Locken Gold wird erblassen,
Der Augen Licht gehet aus.
O Liedchen, o sei nicht so munter,
Du hast vergeudet dein Loos.
Dein Sternlein, es gehet unter
Tief in des Meeres Schooß.

Dieses Lied empfing sie also von Seiten eines im ersten Eheglück schwelgenden Mannes, zu einer Zeit, wo ihr Wohlthäter noch nicht daran dachte, sich wieder zu vermählen. Wenn Clemens bald nachher an Bettina schreibt: „Spreche mir von Günderrödchen, von Mariannen, die ich ewig lieben werde," so macht dieß den ganzen Hergang nicht erfreulicher.

Unterdessen bereitete er seine Uebersiedelung nach Heidelberg vor, wo er in der schönsten Thätigkeit lebte und wo der Umgang mit Arnim und Görres ihn auch nach Sophiens Tod (31. October 1806) noch einige Zeit festhielt. Im Jahr 1807 entwickelte sich in Frankfurt sein Verhältniß zu Auguste Bußmann. Er ließ sich von ihr entführen, wie Stramberg, der rheinische Antiquarius, umständlich berichtete.[1] Das Paar begab sich zunächst nach Kassel; es schritt bald zur Scheidung und Clemens konnte sich als Katholik nicht wohl aufs Neue verheirathen. In Frankfurt erschien er erst wieder nach einem Zeitraum von sechzehn Jahren.

Uebrigens verschwand Marianne nicht ganz aus seinem dichterischen Andenken. Im Jahr 1810 arbeitete er an seinem umfassenden Werke: „Romanzen vom Rosenkranz," das den ganzen dritten Theil seiner gesammelten Schriften ausfüllt. Dieses Werk bezeichnet sowohl im Inhalt als in dem funkelnden Glanze der Darstellung einen Höhepunkt der romantischen Poesie; nirgendwo sonst spielt sie in einem so sprudelnden Quell von Tönen und Bildern. Bei aller mystischen Glut erinnert der häufige Uebergang von Wehmuth zum Scherz, erinnern auch die überraschenden Gleichniß-Wendungen an den Stil Heinrich Heine's. Doch ist der Romanzenkranz in Folge seiner merkwürdigen Schicksale nie zu rechter literarischer Würdigung gelangt. Nur die Hälfte ist vollendet; diese aber hat Brentano's Bewunderer, der berühmte Geschichtsforscher Böhmer, erst Ende 1825 aus der verwahrlosten Handschrift mit unsäglicher Mühe lesbar hergestellt; der Dichter selbst wollte nichts mehr davon wissen.

[1] Mittelrhein, der II. Abtheilung I. Band, Coblenz 1845, S. 119.

Eine der Geſtalten dieſer Dichtung iſt Biondetta, das Findelkind, welches von einer berühmten Tänzerin auferzogen und zu ihrem eigenen Berufe herangebildet wird. Sechs Jahre lang hat das ſittenreine Mädchen die Huldigungen des Publikums von Bologna empfangen, als ſie in frommer Erhebung den Entſchluß faßt, vom Theater feierlich Abſchied zu nehmen; aber der Zauberer Apo (der geſchichtliche Pietro Apone oder d'Abano) weiß ſie in ſein Haus zu bringen. Daß unter Biondetta Frau von Willemer zu verſtehen ſei, galt im Freundeskreiſe für ausgemacht.

Im Jahr 1814 lebte Brentano meiſt in Berlin, mit patriotiſchen Dichtungen und Unternehmungen eifrig beſchäftigt. Er hatte die Vaterſtadt ſeit ſieben Jahren nicht geſehen, und es iſt durchaus nicht glaublich, daß er damals, als geſchiedener Katholik, der Katholikin Marianne ſeine Hand zu bieten beabſichtigt habe. Erſt neun Jahre ſpäter (1823) kam er endlich wieder nach Frankfurt. Hier trat er zu Frau von Willemer in ein würdiges freundſchaftliches Verhältniß. Bekanntlich hatte er ſeit ſeinem geiſtigen Bunde mit der Nonne Katharina Emmerich jeder weltlichen Richtung entſagt und gedachte ſeiner früheren dichteriſchen Thätigkeit mit Verdruß: ja alle Poeſie außerhalb der frommen Sphäre ſchien ihm eine bedenkliche Zerſtreuung und Verlockung. In dieſem Sinne ſpricht er ſich in einem längeren, nicht immer klaren Gedicht „an Frau M. W., auf der Gerbermühle in Frankfurt, 1827" aus, das in ſeinen Werken mitgetheilt iſt. In gleicher Weiſe nahm er das prächtige Exemplar ſeines Romanzenkranzes, das der treue Böhmer ihm überſchickte, faſt unfreundlich auf. Dieſer Kranz, ſchrieb er einer Freundin, ſei vor 25 Jahren „bei Gelegenheit des im Ei verſteckten und entdeckten Harlekins" geflochten, was chronologiſch nicht richtig iſt. Es wäre übrigens äſthetiſch wie geſchichtlich unſtatthaft, die Parallele zwiſchen Biondetta und Marianne, abgeſehen von einigen hervorleuchtenden Bezügen, ausnutzen zu wollen. Zwar ſchreibt Böhmer im Jahr 1829 an Rückert, der jene Romanzen als „geſpenſtig" bezeichnet hatte, die Geſpenſter ſeien nicht ohne Wahrheit, und fügt hinzu: „Komm' einmal wieder, ſo kannſt Du Biondetten kennen lernen, auch ihren Mann, den Apo, wenn Du willſt, der doch auch ſein Gutes hat." Auf dieſe Bemerkung des im Beſitze von Brentano's Dichtung ſchwelgenden Verehrers darf nicht zu viel Gewicht gelegt werden. In den Romanzen iſt Apo ein lüſterner, ehrgeiziger Nekromant, welcher durch ruchloſe Künſte zwar nicht Biondettens Seele, aber doch ihre Hülle in ſeine Gewalt bringt. Solches wollte Brentano nicht andeuten, ſo mancher Unart oder kleinen Bosheit er auch fähig war. Eine ſolche iſt es, wenn er ſpäter den Freund Willemer, den „rothbackigen Eisbär," ſcherzhaft als Kotzebue's Unbekannten

in „Menschenhaß und Reue“ bezeichnete: das hieß doch: als einen sehr geduldigen Ehemann.[1] Bei weitem deutlicher als Marianne ist in denselben Romanzen Brentano's Schwager, Savigny, dargestellt, bei welchem der Dichter eine Zeitlang in Marburg wohnte; seine Abschilderung ist ein Meisterstück drolligen und liebenswürdigen Humors; doch wird es Niemanden in den Sinn kommen, die Geschichte des jungen Professors Jacopone von Bologna und seiner Gemahlin, wie sie in der Dichtung vorkommt, bei einer Biographie Savigny's zu verwenden.

Böhmer hatte auch Brentano's reizende Märchen in Händen, die den Freundeskreis entzückten und den Wunsch rege machten, sie gedruckt zu sehen. Man wagte es endlich, eines derselben Ende 1826 in der Frankfurter Zeitschrift „Iris“ zu veröffentlichen; ein Verfahren, an dem vielleicht Willemer nebst Böhmer selbst betheiligt war. Das nahm aber der Dichter im höchsten Grad übel; er sprach sich darüber in einem Brief an Böhmer vom 5. Februar 1827 mit einem weit strengeren Ton des Tadels aus, als ihm sonst eigen war. Doch wandte er sich damals dem Gedanken zu, diese Dichtungen zu Gunsten eines frommen und wohlthätigen Unternehmens für den Druck zusammenzustellen; nur, meinte er, könne er selbst nichts dafür thun, daß der kunstlose, unsorgfältige Text in Ordnung gebracht werde. Er fragt bei Böhmer an, ob dieser nicht die Arbeit übernehmen wolle; „vielleicht auch,“ setzt er hinzu, „hülfe der liebe Thomas oder gar Frau von Willemer, die so viel Sinn und Talent hat; das wäre ja ein rechter Liebesdienst.“ Und so ist sie wohl bei der Redaction der Märchen nicht unthätig geblieben.

Aus dem Gesagten läßt sich immerhin abnehmen, daß der hochgespannte ascetische Ton, den Brentano angenommen, nicht durchgängig aufrecht zu erhalten war; der Scherz, der Muthwille brachen gelegentlich durch. So in den Versen, die er auf der Gerbermühle niederschrieb, da er die Bewohner nicht angetroffen hatte; Willemer und Marianne waren nach Mainz gefahren, um die berühmte Sängerin Sabine Heinefetter zu hören. Brentano schrieb auf Holzspäne Folgendes:

Ihr wart bei der Heinefetter,
Uns traf hier das Donnerwetter
Und wir schrieben auf die Blätter:
Haltet hoch, ihr guten Götter,

[1] Treffliche Andeutungen über des Dichters Weise gibt Janssen in „Joh. Friedr. Böhmers Leben.“ Freiburg 1868, III. S. 145 und a. a. O.

So wie wir in Herz und Sinn
Willemer und die Willemerin,
Deren Weine hier aus Römern
Der Brentano trank mit Böhmern.
Weil hier trank der Herr von Goethe,
War'n wir Beide auch nicht blöde,
Fragt nur bei der Abendröthe!

Auf solche Stimmungen vertraute vielleicht Willemer, als er den Versuch machte, zwischen Clemens Brentano und Ludwig Börne eine freundschaftliche Beziehung zu vermitteln. Daß Börne mit seiner Wahrheitsliebe, seinem unabhängigen Sinn und seinem schlagfertigen Witze für Willemer eine sympathische Erscheinung war, läßt sich denken; kaum waren 1818 die ersten Nummern der „Wage" erschienen, so suchte er den Herausgeber auf, um ihm seine Anerkennung zu bezeigen. Der Besuch eines preußischen Geheimeraths und österreichischen Freiherrn machte in dem Kreise des freisinnigen Journalisten einiges Aufsehen. Uebrigens standen beide Männer auch durch ihre politischen Ansichten, insbesondere durch ihre Befreundung mit Görres einander nahe. Willemers Umgebung, auch Marianne,[1] hatte sich von dem damals in Frankfurt fashionablen Judenhaß mehr aus Gewohnheit als aus Mißwollen einnehmen lassen; er selbst aber, der alte Aufklärer, Deist und Menschenfreund, blieb frei davon. Im Jahr 1826 schrieb er für Börne einen kurzen Empfehlungsbrief, der sich im Besitze Wilhelm Gwinners befindet, von dem wir aber nicht wissen, ob er jemals abgegeben worden:

„An den berühmten Teutschen Gelehrten, Dichter und Ehrenfesten Clemens Brentano, wo er zu finden ist.

Lieber Clemente,
Freund und Gegner,

ich empfehle Dir Jemand den ich ehre und hochachte, und da Funken sprühen, wenn Stahl und Stein einander berühren, so hoffe ich daß Du und mein Freund Börne sich an einander reiben sollen. Leb wohl und nimm den Mann gutest auf, er ist 10mahl gescheiter wie Dein

treuer Willemer.

Beigefügt sind die Worte: Den 17. August."

„Für den Gruß dankt Marianne."

[1] In dem von ihr verfaßten Räthselgedicht „Das Herz" gibt eine Strophe von dieser Denkweise Kenntniß; Frau E. A. in der Schrift „Goethe und das Urbild seiner Suleika" hat die Stelle weggelassen.

In Bezug auf Goethe, den Dichter, mögen sich Clemens und Marianne trefflich vertragen haben. Als Rückert an Böhmer und Brentano die Mahnung richtete, den alten Herenmeister von Frankfurt in Ehren zu halten, nahm Brentano diese Erinnerung als eine überflüssige sehr gereizt auf: ja er ließ Rückert, dem „Perlensticker," erklären, alle seine Lieder seien nicht so schön als Goethe's Fischer. Solche Urtheile sind Aufwallungen der alten frischen Dichternatur. Recht unerfreulich berührt es uns dagegen, wenn Clemens am 10. April 1832 an seinen Bruder Christian in frömmelndem Tone schreibt: „Der arme Goethe ist nun auch anderer Kritik gegenüber."[1] Dagegen ist er später von Eckermanns Gesprächen mit Goethe sehr erbaut und spricht seine Freude darüber aus, wie ein solcher Mann bis an sein Ende Welt und Leben tüchtig aufzufassen weiß.

Im Jahre 1838 entschloß sich Brentano zur Veröffentlichung des Märchens „Gockel, Hinkel und Gakeleia," es ist dies die ausführlichere Fassung, die bei Schmerber in Frankfurt erschien und heutzutage zu den Seltenheiten gehört. Diese Ausgabe versah er mit einer „herzlichen Zueignung" an das „Großmütterchen," wie Frau von Willemer in der Familie, auch wohl sonst von jüngeren Bekannten genannt wurde. In dieser Zueignung erzählt er, wie er einst als Knabe, da er sich zum Erbherrn von Badaz geträumt, aus seinen Phantasien in harter Weise aufgestört worden sei. Damals habe ihn die Frau Rath Goethe zur Tröstung mit in das Theater genommen. „Ich ging," fährt er fort, „und sah etwas Allerliebstes, nämlich ein kleiner Harlekin kroch aus einem Ei und machte die zierlichsten Sprünge. Nicht wahr, sprach sie, das thut seinen Effect? Ich bejahte es und schrieb nachher ein paar ernsthafte Verse über diese Begebenheit, die Du auch kennst." Hier ist mit den Thatsachen ganz in Clemens Brentano's Weise umgegangen. Als Marianne in Frankfurt erschien, war er kein Knabe mehr, wie ihn eine bejahrte Hausfreundin mit ins Theater führt, sondern lebte in Jena als angehender Dichter und Verehrer der Sophie Mereau. War aber der Harlekin, den Clemens auf der Bühne sah, nicht Marianne, sondern jemand anderes (wie ja schon Goethe's Serlo aus dem Ei kroch), so hat die Einflechtung desselben

[1] Aus demselben Brief erfahren wir, Goethe's letzte Aufzeichnung sei in das Stammbuch Sigmunds von Arnim, eines Neffen der Brentano's, gewesen; wahrscheinlich der vom 7. März 1832 datirte Vers:

Fromme Wünsche, Freundes Wort
Wallet in dem Büchlein fort!

S. Katalog der Goethe-Ausstellung 1861 (Berlin, Schröder), II, 60.

keinen Sinn. Es iſt, als habe er den entſcheidenden Punkt gern im Dunkeln gelaſſen.

Ein halbes Jahr vor ſeinem Tode, der 1842 eintrat, ſchrieb Clemens von München aus an ſeine Nichte Sophie von Schweitzer: „Frau Willemer meinen Dank für alle ihre treue Aufmerkſamkeit und Geduld mit mir verkehrtem armen Menſchen.“ Eines pietätvollen Andenkens konnte er bei ihr verſichert ſein; dagegen blieben ihre Erinnerungen an ihn, die einen Zeitraum von vier Jahrzehnten umfaßten, in den zwei noch übrigen ihres Lebens keineswegs immer genau. Herrn Profeſſor Janſſen berichtete ſie, Brentano habe einſt, auf ſeinen Trauring deutend, zu ihr geſagt: „Dieſen Ring hätte ich beinahe auf der Gerbermühle verloren.“ An Hermann Grimm aber ſchrieb ſie am 3. Juni 1855, alſo in ihrem einundſiebenzigſten Jahr: „Clemens Brentano, den ich als ein Mädchen von ſechzehn Jahren zum erſtenmal ſah, den ich freilich lieben mußte, ohne zu wiſſen, daß er ſchon lange vorher mich liebte. Er hat es mich nie wiſſen laſſen, bis nach Jahren, als ich ſchon verheirathet war, ich erfahren mußte, daß wir uns unbewußt ſo nahe ſtanden und ſcheinbar ſo fern.“ Dieſe Briefſtelle beruht gleich manchen anderen Mittheilungen an Freunde aus ſpäterer Zeit, wie an Hermann Grimm und Profeſſor Kriegk, auf getrübter Vorſtellung.

III.

Bis zu Goethe's perſönlichem Eintreten.

Schon im Jahr 1802 ſtarb Johann Martin Städel, der Gemahl von Willemers älteſter Tochter, der mild verſtändigen Roſine, die ſich nun wieder mehr an das väterliche Haus anſchloß, ja demſelben in gewiſſem Sinne vorſtand; ihre zweite Vermählung (mit Senator Thomas) fand erſt ſiebenzehn Jahre ſpäter ſtatt.[1] Die zweite Tochter, Amalie, wurde im Jahr 1805 an Herrn Friedrich Scharff verheirathet, als der Sohn bereits ſeit einem Jahr in Hyerdun verweilte. Der Letztere kehrte 1808 nach Hauſe zurück, wo er über ein Jahr blieb und ſich zunächſt an die

[1] In der mehrerwähnten Schrift, die von einer Verwandten des Hauſes herrührt, heißt es wörtlich: „Roſine — vermählte ſich zum zweitenmal im Jahre 1802 mit Herrn Jacob Thomaß,“ ſollte heißen: 1819 mit Dr. Johann Gebhard Chriſtian Thomas (geb. 1785 zu Sachſenhauſen).

noch unvermählte Halbschwester Maximiliane anschloß. Aber diese verband sich 1809 mit Herrn Johann (Jean) Andreä; der fünfzehnjährige Brammy wurde zu weiterer geschäftlicher Ausbildung ins Ausland geschickt, von wo er erst 1814 wieder in Frankfurt erschien, um in das Corps der Freiwilligen einzutreten.

Der neue Schwiegersohn stammte in gerader Linie von dem geistvollen und freisinnigen schwäbischen Theologen Johann Valentin Andreä, dessen beide Vornamen, sowie das von ihm angenommene Wappen, die Rose mit dem Kreuz, bis auf den heutigen Tag in der Familie sich fortgeerbt haben. Dieser Vorfahr, ein hoher, liebenswürdiger Geist, stand einer rein menschlichen Auffassung der Dinge näher, als die meisten Genossen seines zanksüchtigen Zeitalters (er starb 1654). Willemer begann sich eifrig mit ihm zu beschäftigen und verfaßte ihm zu Ehren noch 1828 die „Charakterschilderung eines Freundes der Wahrheit aus dem 16. Jahrhundert," wobei er die Worte Speners anführt: „Könnte ich zum Besten der Kirche Jemanden von den Todten erwecken, es wäre Valentin Andreä." Eine weitere Folge der neuen Verschwägerung war, daß Willemers populärphilosophische Abhandlungen nunmehr meistentheils in der Andreä'schen Buchhandlung erschienen; auf seine schroff polemischen Localschriften mochte sich der Chef ungeachtet der Familienbeziehungen nicht gern einlassen. Mit vielem Eifer arbeitete Willemer auch als Correspondent für das Morgenblatt, in welcher Eigenschaft später Börne mit ihm abwechselte. Zumeist aber beschäftigten ihn seine „Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde," von denen Ende 1813 das fünfte Heft, bereits mit der Jahreszahl 1814 versehen, bei Andreä erschien.

Das Leben in Willemers Kreise war in diesen Jahren anziehend und vielbewegt. Mariannens Talent für künstlerische Ausschmückung des Daseins trat immer freier und schöner hervor. Im Zeichnen hatte sie sich unter der Leitung des schon genannten Schütz, in Gesang und Tonkunst unter guten Meistern herangebildet. Höher aber als was sie unmittelbar leistete, stand ihre Virtuosität im Auffassen und Anregen. Den Umgang mit congenialen Geistern wußte sie zwanglos zu benutzen; sie war befreundet mit Keller und noch mehr mit Cornelius, der seit 1810 in dem jetzt Mumm'schen Hause malte und in Frankfurt seine Zeichnungen zum Faust entwarf. Von tiefgehendem Einflusse war für sie der nur kurze Zeit währende persönliche Umgang mit der großen Sängerin Anna Milder-Hauptmann, die später Mariannens berühmtestes Lied in Concerten vortrug, ohne zu wissen, daß es von der Frankfurter Freundin stamme. Ein Bildniß Mariannens aus dieser Zeit ist im Besitze des Herrn Scharff in

Darmstadt (früher in Mühlheim bei Köln), des Sohnes der zweiten Tochter Willemers.

Marianne verstand es wie Wenige, das äußere Dasein durch Kunstübung zu verschönern, ja das gesellige Beisammensein zu einem Kunstwerke zu gestalten. Diese seltene Fähigkeit nahm nicht etwa mit den Jahren ab, sondern erhöhte sich bis in ihr Greisenalter. Sie veranlaßte die Anwesenden zu abwechselndem Singen, zum Spiel, zu belebtem Gedankenaustausch, während sie scheinbar im Hintergrunde blieb. Sie wußte aus einem Nichts eine heitere Tarstellung, ein anmuthiges Geschenk zu gestalten. Ihre Gabe, aus getrockneten Blumen, auf starkes Papier geklebt, die zierlichsten Kränze zu formen, wird von Goethe und Brentano gerühmt. Man mag dabei der Strophe aus dem zweiten Theil des Faust gedenken:

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward symmetrisch recht gethan;
Mögt Ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht Euch an.

Und noch mehr paßt ganz besonders auf Mariannen der nächstfolgende Ausspruch:

Denn das Naturell der Frauen
Ist der Kunst zunächst verwandt.

Demgemäß entwickelte sich auch in dem letzten Jahrzehnt ihrer Mädchenzeit jene hohe dichterische, zunächst lyrische Begabung, um deren willen sie bewundert wird. In Bezug auf Innigkeit und Frische im Denken und Fühlen, auf Abrundung, Nettigkeit und Wohllaut im Ausdruck wird sie von keiner deutschen Dichterin übertroffen. Auch der Reichthum ihrer Ader ist bewundernswerth; sie hatte zu jeder Sendung einen Begleitvers und brachte bis in ihr sechzigstes Jahr die schönsten Toaste aus. Aber fast Alles, was wir von ihr haben, ist Gelegenheitsdichtung; auch die allgemeinere Betrachtung kleidet sie meist als Zuspruch an eine bestimmte Person ein. Aus der früheren Zeit haben wir von ihr ein einziges Gedichtchen, aus welchem sich eine persönliche Beziehung nicht abnehmen läßt; es ist dieß ein Spottvers gegen Zacharias Werner, als dieser seine Wendung zu ascetischer Frömmigkeit mit großem Geräusch kund gab.

Willemer selbst versuchte noch einmal sein dichterisches Vermögen; im Jahr 1813 gab er bei Andreä heraus: „Der Vaterfluch, ein Gegenstück zu Werners neunundzwanzigstem Februar"; seinen Angaben nach ist dieß

erinnern wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weise, ſich in Chiffern mitzutheilen; wenn nämlich zwei Perſonen, die ein Buch verabreden und, indem ſie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewiß ſind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zuſammen finden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer bezeichnet, will auf eine ſolche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig Hafiſens Gedichte zum Werkzeug ihres Gefühlwechſels zu legen; ſie bezeichnen Seite und Zeile die ihren gegenwärtigen Zuſtand ausdrückt, und ſo entſtehen zuſammengeſchriebene Lieder vom ſchönſten Ausdruck; herrliche zerſtreute Stellen des unſchätzbaren Dichters werden durch Leidenſchaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein tröſtliches Ergeben, indem ſie ihre Trauer mit Perlen ſeiner Worte ſchmücken.

Dir zu eröffnen
Mein Herz verlangt mich;
Hört' ich von deinem,
Darnach verlangt mich;
Wie blickt ſo traurig
Die Welt mich an.

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur,
Und ſonſten keiner
Und keine Feindſpur.
Wie Sonnenaufgang
Ward mir ein Vorſatz!

Werkchen bereits im Jahr 1810 zu Rom geschrieben. Dasselbe ist kein Drama, sondern eine Familiengeschichte von sehr frassem Inhalt.

Unter den kleinen Dichtungen, mit welchen Marianne das gesellige Leben verschönte, sind die Glückwünsche hervorzuheben, die sie an Geburtstagen ihres Beschützers im Namen der zahlreichen Hausthiere verfaßte. Willemer war Thierfreund; Hunde jeder Art fanden bei ihm Pflege; an Singvögeln, Tauben, daneben auch an Katzen fehlte es nicht; die Papageien dagegen wurden bald wieder abgeschafft. Die Hunde brachten Mariannen bei Goethe's Besuchen in nicht geringe Verlegenheit; er konnte solche nicht leiden und sie mußten daher möglichst unsichtbar und unhörbar gemacht werden. An jedem 29. März aber erschienen alle Thiere sorgfältig aufgeputzt und mit Bändern geschmückt und im Namen eines jeden wurden Gratulationsverse vorgelegt. Sie scheint diesen Scherz im Jahr 1809 zum erstenmal ausgeführt zu haben und setzte ihn alljährlich bis nach 1830 mit der anmuthigsten Abwechselung fort. Ein alter Pinscher, der nur noch geduldet wurde, weil der Sohn des Hauses, Brammy, ihn beschützt hatte, überreichte im Jahr 1813 folgenden Vers:

Ich weiß wohl, Dir ist nichts an mir gelegen
Und Du erträgst mich Deines Sohnes wegen;
Dir wollt' ob meinem Bellen, meinem Beißen
Der Faden der Geduld schon öfters reißen.
Allein zu gütig ihm was abzuschlagen,
Erlaubst Du mir den Platz in Deinem Wagen.
So werde denn, um so viel Huld zu krönen,
Dein Sohn der Trefflichste von allen Söhnen;
Und kehrt er einst in Deine Arme wieder,
So bell' ich einmal noch, und dann nicht wieder.

Mariannens Verhältniß zu dem eigenartigen, um zehn Jahre jüngeren Brammy blieb stets das unbefangenste. Dieß zu bemerken wäre überflüssig, wenn nicht in der kritisch unzuverlässigen Schrift „Goethe und das Urbild seiner Suleika" ohne jede thatsächliche Motivirung auf das Gegentheil hingedeutet wäre. Diese bedauernswerthe Hindeutung steigert sich bis zum Sinnwidrigen, wo sie mit dem frühen Tode des jungen Mannes in die Möglichkeit eines Bezugs gebracht wird.

Obwohl Marianne von Willemer eigentlich erst seit sieben Jahren als Dichterin genannt wird,[1] haben sich doch über sie schon so viel Irr-

[1] Hermann Grimms Aufsatz „Goethe und Suleika" erschien 1869 in den Preußischen Jahrbüchern (Berlin bei G. Reimer).

thümer eingeschlichen, daß die philologische Kritik ihre Thätigkeit über muß. In der eben genannten Schrift wird Mariannen ein vierzeiliges Gedicht angeeignet, das ganz offenkundig von Goethe verfaßt ist, in seiner Handschrift vorliegt und seit vierzig Jahren in sämmtlichen Ausgaben steht. Aber auch Düntzer irrt, wenn er die schöne Strophe auf ein Petschaft mit Goethe's Kopf Mariannen zuschreibt; nach ihrer eigenen Versicherung ist dieselbe von einer Freundin verfaßt.

In diesem Zeitraum begannen die ersten Beziehungen Mariannens zu Goethe's Familie. Der Dichter war zuletzt im Jahr 1797 in Frankfurt gewesen; er traf dort im August mit Christiane Vulpius und ihrem Sohn ein, die er nach kurzem Aufenthalt bei seiner Mutter zurückließ. Gegen diejenigen Frankfurter, welche seine Genossin damals freundlich aufnahmen und ihr die geselligen Ehren erwiesen, zeigte sich Goethe zeitlebens in rührender Weise dankbar. Unter ihnen standen in erster Reihe Willemer und Frau Senator Stock, eine Tochter des Legationsrathes und „Craisgesandten" Johann Friedrich Moritz, der eine Zeitlang dem Goethehause gegenüber wohnte; nicht des Kanzleidirectors, der nach dem Abzug des Königslieutenants den ersten Stock bei Rath Goethe selbst bezog. Beide Brüder werden in „Wahrheit und Dichtung" zu Anfang des vierten Buches erwähnt.[1] Goethe's Sohn August besuchte Willemer's Haus schon im Jahr 1805, wo er, wie seine Mutter berichtet, am 10. April in Gesellschaft nach Frankfurt zur Messe ging;[2] später auf der Durchreise nach Heidelberg (1808). Er traf bei letzterem Besuche mit dem jungen Johann Carl Passavant zusammen, der bereits auf der Universität ein Semester verbracht hatte; sie wurden Tischgenossen im „Adler" zu Heidelberg.

Im September dieses Jahres (1808) starb die Frau Rath Goethe und ihr Sohn beauftragte seine Gemahlin, nach Frankfurt zu reisen und

[1] Goethe sandte der Frau Stock seit 1798 an jedem Neujahrstag einen Gruß, zuweilen mit Beifügung eines neu veröffentlichten Werkes, 1806 aber mit dem noch ungedruckten Stammbuchvers:

Was auch günstiges in fernen Landen
Wir erlebten, sehnt, trotz allem Glück,
Doch das Herz sich nach der Jugend Banden,
Nach den heimischen Kreisen sich zurück.

Seiner Jugendfreundin
der Frau Senator Stock

Weimar, den 1. Januar 1806 sich bestens empfehlend
Goethe.

[2] Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nikolaus Meyer, Leipzig 1856, S. 98.

die Erbschafts-Angelegenheiten „glatt und nobel“ abzumachen. Auch dießmal zeigte sich Frau Senator Stock in geselliger Beziehung sehr zuvorkommend; in geschäftlicher aber standen der Fremden der junge Stadtgerichtsrath Johann Friedrich Schlosser und der bewährte Freund Willemer zur Seite. Hierfür sagt Goethe dem Letzteren seinen Dank in einem Briefe vom 5. December 1808, dem ältesten Stücke der erhaltenen Correspondenz. Das nächste uns vorliegende Schreiben ist fast genau fünf Jahre später abgefaßt und enthält Goethe's Dank für das neueste Heft der „Bruchstücke,“ das diesem im November 1813 zukam, aber nach buchhändlerischer Gewohnheit bereits mit der folgenden Jahreszahl bezeichnet war. Wir geben zunächst diese beiden Briefe und gehen dann auf die Darstellung des Jahres 1814 über, in welchem Goethe persönlich in Frankfurt und auf der Gerbermühle eintraf.

Goethe an Geheimerath Willemer.

1808—1813.

1

Goethe an Willemer.

Noch ehe ich Ihnen, theurer alter Freund, ein Wort des gefühltesten Dankes zu sagen entschließen konnte, erscheint schon ein Brief von Ihnen an meine gute Frau, der mich so sehr erfreut, als das was sie mir mündlich und schriftlich mitbrachte. Nehmen Sie den aufrichtigsten Dank für das viele Gute, das Sie den Meinigen erzeigt und für jeden Antheil, den Sie an uns nehmen. Wie sehr wünschte ich einige Zeit mit Ihnen zu verleben, theils um mich früherer Jahre zu erinnern, theils um mich über manche Resultate des Lebens mit Ihnen zu besprechen. Ich begreife recht wohl, daß Sie bei allen Gutern, womit das Glück Sie begünstigt hat, sich doch manchmal in einer peinlichen Lage befinden, die aber nach meiner Einsicht blos von einem unvollendeten Streben herkommt. Diejenigen Menschen die nichts weiter verlangen als dasjenige, was Welt und Natur gleichsam von selbst geben, sind am besten dran und gewinnen meistens den Vorsprung vor denen, welche Forderungen einer höhern Bildung an sich und andere machen, und welchen der Vorschmack höherer Genüsse in ihr Inneres eingepflanzt ist. Dergleichen Anlagen völlig fertig auszubilden, zu wissen was wir selbst sollen und vermögen, und was wir von unsern Umgebungen erwarten können, darüber geht meistentheils das Leben hin und man darf wohl sagen, daß der

iſolirte Menſch hier niemals zum Ziele gelangt; ja ſogar wenn er auch ſo glücklich wäre mit gleichgeſinnten zu wirken, ſo wird er ſich doch nur dem Unerreichbaren immer mehr und mehr anzunähern ſcheinen. Doch wie mag man über ſolche Hauptpunkte ſchreiben, da Geſpräche darüber allein erquicklich und fördernd ſeyn können. Leben Sie recht wohl und gedenken unſrer mit den lieben Ihrigen.

Weimar, den 5. December 1808.

J. W. Goethe.

2.

Goethe an Willemer.

An dem fünften Heft Ihrer Selbſtgeſpräche, mein würdiger Freund, wie an den vorhergehenden, habe ich mich ſehr erfreut, indem ich mich dadurch innig mit einem alten Freunde unterhalten konnte. Jeder muß verſuchen wie er die ſittlichen Bezüge, die auf uns alle losdringen, wenn er ſie nicht beſeitigen kann und mag, mit ſich möglichſt in Harmonie ſetze; dieſes haben Sie recht ernſtlich und freundlich gethan, ſo daß man Ihnen aufrichtig dazu Glück wünſchen kann. Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für den Theil den Sie mir an Ihrer heiteren und frommen Stimmung gönnen, möge ſie Ihre Begleiterin durchs ganze Leben ſeyn.

Der Ihrige

Weimar, den 1. Decbr. 1813.

Goethe.

Das Jahr 1814.

Während jenseits des deutschen Stromes gekämpft wurde, gaben sich in den gebildeten Kreisen der rheinischen Städte die lebhaftesten vaterländischen Bestrebungen kund. Was im Stillen seit einem Jahrzehnt für die Kenntniß und Erneuung heimischen Wesens geschehen war, trat nun in die Oeffentlichkeit; die Vertreter der getrenntesten Gebiete traten mit innigem Verständniß zusammen.

Das Haus Willemer blieb nicht zurück. Am 2. Februar wurde der deutsche Frauenverein förmlich constituirt; die „ernste" Frau Rosine Städel war unter den Vorsteherinnen. Fast gleichzeitig traf der kaum zwanzigjährige Brammy von Berlin ein, um in das Frankfurter Freiwilligen-Corps einzutreten. Am 24. Januar fand in der Katharinenkirche die Fahnenweihe statt; sein ehemaliger Hauslehrer, Dr. Mieg, hielt als Feldprediger eine feierliche Ansprache.[1] Unter den jungen Männern, welche in die Fahne je einen Nagel einschlugen, befand sich auch ein Jude, Eduard Kaufmann; was in Brammy's Kreise nicht geringes Aufsehen erregte. Aus dieser Zeit besitzt Herr Scharff in Darmstadt noch ein schönes, lebensgroßes Brustbild des Freiwilligen Abraham Willemer. Derselbe wurde am 15. März dem sechsten Armeecorps, Division Meczery, zugewiesen, welche am vorletzten Tage des Monats die Grenze überschritt; er stand bei dem Truppentheil, welcher Lyon besetzte, blieb dort vier Wochen lang und traf am 8. Juli mit seinen Kameraden wieder in Frankfurt ein. Noch im Laufe des Jahres wurde er unter Beförderung zum Secondelieutenant in das 12. Infanterieregiment versetzt.

Während Brammy sich zum Abmarsch vorbereitete, hatte Goethe Vorkehrungen getroffen, daß sein Sohn August nicht einen gleichen Schritt

[1] Miegs „Einweihungsrede" ist im Druck erschienen. Offenbach 1814.

unternehme; ja er soll den Herzog Karl August zum Einschreiten bewogen haben. Ob es desselben in der That bedurfte, kann bei des Sohnes ungemessener Bewunderung für Napoleon bezweifelt werden. Jedenfalls ernannte ihn der Herzog um jene Zeit zum Hofjunker und Kammer-Assessor. Als solcher traf er gegen Ende Januars, also in hochbewegter Zeit, mit herzoglichen Aufträgen in Frankfurt ein. Willemer erwies ihm lebhafte Theilnahme und Förderung; er berichtete über ihn an den Vater Goethe in günstigster Weise.[1] Auf diesen Bericht erfolgte am 13. Februar von Weimar aus ein froh angeregter, durchweg eigenhändig geschriebener Brief Goethe's an Willemer; der Zeit nach das dritte (nicht, wie Düntzer angibt, das älteste) der uns erhaltenen Correspondenzstücke. Dieser Brief liegt uns jedoch nicht im Original, sondern in einer von Dr. Eduard Rüppell gefertigten Abschrift vor. Dieser hochverdiente Gelehrte hatte bekanntlich im Verein mit zwei trefflichen Mitbürgern, Mylius und Seufferheld, eine Statue Goethe's von Pompeo Marchesi in Mailand ausarbeiten lassen. Als man sich anschickte, diese Statue in der Vorhalle der Frankfurter Stadtbibliothek aufzustellen (März 1840), erbat sich Rüppell von der seit einigen Jahren verwittweten Frau von Willemer zwei Briefe Goethe's, um sie in der Urschrift nebst anderen Papieren in einem Kästchen innerhalb des marmornen Fußgestelles der Statue zu hinterlegen. Frau von Willemer übergab ihm den Brief vom Februar 1814 und einen zweiten vom 8. October 1830, an welchem aber wohl nur die Unterschrift eigenhändig war. Rüppells Abschrift, vom 24. März 1840 datirt, ist gewiß in allem Wesentlichen völlig genau; doch erinnern wir uns nicht, bei einem anderen Goethe'schen Briefe die Unterschrift „W. Göthe" gefunden zu haben.

Der Vater Willemer hatte sich die besondere Aufgabe gestellt, für Zurückführung deutscher Sitte, insbesondere für Annahme einer Nationaltracht zu wirken. In diesem Sinne erließ er in der Andreä'schen Buchhandlung die Schrift: „Ein Wort an Deutschlands Frauen." Er schickte ein Exemplar nach Heidelberg an Sulpiz Boisserée, der ihn in seinem Dankschreiben vom 25. März mit dem traulichen Du anredet und ihn einlädt, in Heidelberg jene berühmte Sammlung niederdeutscher Gemälde zu sehen. Willemers Antwort ist nicht frei von dem Unmuth, welcher damals schon die vorwärts strebenden Gemüther erfüllte; um so mehr freut er sich des gewonnenen Freundes: „daß ich Dich auf meinem Wege fand, — —

[1] Leider wird der Sohn noch immer von Vielen einseitig nach jenem Briefe der Frau von Stein beurtheilt, worin sie dem Halbjüngling die in munterer Gesellschaft getrunkenen Champagnergläser laut schadenfroh nachrechnet.

daß unsre Herzen gleich in einander strahlten, ist mir nun in der Art seit zwanzig Jahren nicht begegnet und wird meinem erloschenen Gemüth, belastet und zerstört durch den Druck der Zeiten, nicht wieder begegnen; darum hab' ich Dich auch von Herzen lieb und freue mich Dich einmal zu sehen; bis dahin gegrüßt von Marianne."

Unter den Mädchen und Frauen, die sich zur Begründung einer Nationaltracht an Willemer anschlossen, ist die begabte Dichterin Sophie Jasson hervorzuheben; ihr Vater, der Advokat Jasson, Verfasser von „Welt und Zeit," wurde als geistvoller und freisinniger Schriftsteller viel genannt. Sie schrieb einen poetischen Dialog: „Gespräch zwischen Völkertracht und Mode," welchen Willemer mit einem kurzen Vorwort am 2. December 1814 im Morgenblatt abdrucken ließ, jedoch ohne Namen der Verfasserin.

Unter solchen Umständen wurde Goethe's Ankunft am Rhein und Main um die Mitte des Jahres von den Gebildeten mit ehrerbietiger Spannung erwartet. Die Vertreter aller deutschen Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft hatten seit Jahren von ihm Förderung erwartet; und — was noch lange nicht genug anerkannt ist — er hat alle diese Wünsche mit eben so gütigem Sinn, als klarem und maßvollem Urtheil zu befriedigen gewußt. Schon 1806 hat er, der alte Mitarbeiter Herders, die neuen Bemühungen um das deutsche Volkslied mit allem Nachdruck (durch seine Recension von „des Knaben Wunderhorn") anerkannt und den vollen Werth dieser Gesänge zuerst durch sein mächtiges Wort über den Bereich der platten Bekrittelung hinausgehoben. Er hatte im Jahr 1812 Sulpiz Boisserée's Bestrebungen zu Gunsten der altdeutschen Kunst und insbesondere des Kölner Doms im zweiten Theil von „Dichtung und Wahrheit"[1] zuerst als hochbedeutend angepriesen und sinnvoll an seine eigene Jugendbegeisterung für das Straßburger Münster angeknüpft. Er hat den Gehalt und die Bedeutung des Nibelungenliedes tiefblickend aufgefaßt und ist mit seinen Bedenken gegen dessen poetische Durchführung nur der Wissenschaft vorausgeeilt. Man erwäge nur, wie von damaligen Beurtheilern noch das Volkslied mit dem Gassenhauer verwechselt wurde, wie Kotzebue mit seinen Spöttereien über Siegfried und Brunhilde die Mehrzahl der Gesellschaft für sich hatte! Goethe hat den ersten Arbeiten von Cornelius die höchste Aufmerksamkeit gewidmet, wenn er auch vor Verirrungen warnte, die später in des Meisters Umgebung nicht ausblieben, und wenn er auch nicht in dem Tone sprach, den ein heutiger Kunstjünger vor den Fresken der Glyptothek und vor den Zeichnungen zum Campo Santo anstimmt. Und eine

[1] So hieß anfangs die Aufschrift der Biographie.

der gediegensten Richtungen der deutschen Wissenschaft, die Erforschung des Mittelalters, für welche Büsching damals in Breslau eine Wochenschrift eröffnete, hat Goethe alsbald durch Zusendung eines literarischen und artistischen Beitrags unterstützt.

Ein Patriot wie Schenkendorf, der als der kreditste dichterische Ausdruck der Ideen Steins betrachtet werden kann, ja Männer wie Stein selbst warteten mit Spannung des Eindruckes, den die Heidelberger Sammlung, den der Kölner Dom auf Goethe machen würden. Auch wußte man, daß er, der den Freiheitskriegen erst ferngestanden, doch sein Mitgefühl für die erkämpfte Unabhängigkeit neuerdings durch ein Festspiel in großem Stil ausgesprochen habe. Die Allgemeine Zeitung berichtete sorgfältig über seine Ankunft am Main und über seine Ausflüge. Für ihn selbst war die Reise epochemachend; sie unterbrach die reservirt eintönige weimarische Lebensweise, die zwischen ihm und dem Bürgerthum keine Verbindung eröffnete. Nun aber: Besuche machen und empfangen, bedeutende Menschen in ihrem eigenen Dasein beobachten, an den Meßbuden sich nach Waaren erkundigen, zu Dorf- und Gartenwirthschaften gehen, bei Volksfesten sich unter die Menge mischen, — das waren Dinge, die er seit Jahrzehnten kaum geübt hatte. Zudem waren die Reisetage, ja die nächsten zwei Jahre so liederreich wie kaum eine Jünglingsperiode; mitunter kamen ihm drei, vier und mehr Gedichte an einem Tag.

Ueber den Gang dieser Reise sind wir genau unterrichtet, da Goethe ein „Resumé" derselben aufsetzte und an mehrere Freunde, wie an Wolf, den Philologen, an Knebel und an Frau von Grotthuß, geborene Meyer, versandte.[1] In der Nacht vom 25. Juli kam er, beim Glanz einer Illumination zu Ehren des Königs von Preußen, in seiner Vaterstadt an, die er seit siebzehn Jahren nicht gesehen; er verbrachte vier Nächte im Schlosser'schen Haus und fuhr am 29. nach Wiesbaden, wo er fast den ganzen Monat nach regelmäßiger Kurgewohnheit zubrachte. Zelter hatte ihm eine Wohnung bestellt und von Wolf, dem Philologen, einen Vorrath von Wein und Mineralwasser für Goethe übernommen. Näheren Umgang pflog dieser mit Zelter selbst und mit dem tüchtigen Mineralogen Oberbergrath Cramer. Es ist dies derselbe, der einem im Westerwald vorkommenden schönen Mineral den Namen „Goethit" beilegte; aber wie Goethe selbst berichtet, verschwand der Name bald wieder aus der Oryktognosie; „es hieß auch Rubinglimmer; gegenwärtig kennt man es unter der Bezeichnung Pyrosiderit."

[1] Der Bericht ist abgedruckt in „Goethe's Briefe an Friedrich August Wolf. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin, Reimer, 1868."

Am 16. August 1814 wurde bei Bingen an der Rochuskapelle jenes heiter bewegte Fest begangen, dessen Schilderung zu den Meisterwerken Goethe'scher Kunst gehört. Später (im Jahr 1816) hat er nach einem Motiv der Rochuslegende jene Skizze angefertigt, nach welcher Meyer einen Carton zeichnete, den „eine zarte liebe Künstlerin," Luise Seidler, in Oel ausführte; es schmückt noch gegenwärtig das Innere der Kapelle als Geschenk von Goethe und einigen wohldenkenden Anwohnern des Rheins und Mains." Goethe bezeichnet es in einem Brief an Boisserée als „ein Bild, welches gar nicht übel, aber doch allenfalls noch von der Art ist, daß es Wunder thun kann." Ferner: „Sie werden es schwerlich dem Rochusberg in Ihre Sammlung entwenden; es sei aber an seinem Platze wirksam und so ist es recht und gut."

In der ersten Woche des September macht Goethe vom Landgute der Familie Brentano bei Winkel aus die Ausflüge, die er unter der Aufschrift „Im Rheingau Herbsttage" beschreibt; am 6. zeigte man ihm beim Rhein zwischen einem Weidicht jenen Ort, wo acht Jahre vorher Karoline v. Günderode sich getödtet hatte. An ihrer Begräbnißstätte zu Winkel ist ein pantheistisch empfundenes Gedicht in wenigen Versen griechischen Maßes angebracht, das aber nicht von ihr verfaßt, sondern den Brahmineusprüchen Herders entnommen ist, von welchen es den Schluß bildet.

Am 10. September kam Goethe wieder in Frankfurt an und verkehrte da noch zwei volle Wochen, wo er in dem „nahverwandten Schlosser'schen Hause die liebevollste Gastfreundschaft fand;" auch berichtet er an Wolf, „daß Herr Geheimerath von Willemer sein früheres Zutrauen auf jede Weise in hohem Grade abermals bethätiget" und daß seine „älteren Schul- und akademischen Freunde, die mich übrig geblieben," ihn mit warmer Liebe empfangen haben. Unter den letzteren stand Riese, der Kastenschreiber, in erster Reihe; in seiner Familie hat man noch das Exemplar von Hermann und Dorothea, das ihm Goethe zu Wiesbaden geschenkt. Neben Riese ist Kehr zu nennen, das „alte Männchen," das Boisserée auch im nächsten Jahr bei Goethe sah; er ist derselbe Freund, welchen der Dichter als Leipziger Student am Schluß einer gereimten Epistel vom 30. October 1765 mit Namen bezeichnet: „Die Mädchen meiner Stadt und Kehren sollt ihr grüßen." Zu bemerken ist, daß er diesen Jugendgenossen wie einige andere durchgängig als „Schulfreunde" bezeichnet.

In diesen zweiwöchentlichen Aufenthalt zu Frankfurt müßte man die großartige Festvorstellung des Tasso zu Ehren des Dichters verlegen, von welcher fast sämmtliche Biographen eingehend und schwungvoll berichten, — wenn sie überhaupt stattgefunden hätte. Aber in Goethe's Vaterstadt

Mein Leben will ich
Nur zum Geſchäfte
Von ſeiner Liebe
Von heut an machen.
Ich denke ſeiner,
Mir blutet's Herz.

Kraft hab' ich keine
Als ihn zu lieben,
So recht im Stillen.
Was ſoll das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

Künftiger Divan.

Man hat in Deutſchland zu einer gewiſſen Zeit manche Druckſchriften vertheilt, als Manuſcript für Freunde. Wem dieſes befremdlich ſeyn könnte, der bedenke daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfaſſers geſchrieben ſey. Meinen Divan beſonders möcht' ich alſo bezeichnen, deſſen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würd' ich ihn länger zurückgehalten haben, nun aber find' ich es vortheilhafter ihn ſelbſt zuſammenzuſtellen, als ein ſolches Geſchäft, wie Hafis, den Nachkommen zu hinterlaſſen. Denn eben daß dieſes Büchlein ſo da ſteht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunſch ihm die gebührende Vollſtändigkeit nach und nach zu verleihen. Was

ist weder der Tasso noch ein anderes Goethe'sches Drama jemals in des Dichters Gegenwart aufgeführt worden und alle damit in Verbindung gebrachten Bezeigungen sind rein erdichtet. Allerdings war Goethe in Frankfurt von Verehrern umgeben, obwohl in brieflichen Mittheilungen von Frauen, die seinem Kreise nahe standen, schon das Gerede über seine Kälte sammt der Frage vorkommt, ob nicht Schiller vorzuziehen sei.[1] Die kürzlich erschienenen zwei ersten Bände von Wahrheit und Dichtung waren wohl geeignet, in Frankfurt eine Aeußerung des öffentlichen Dankes hervorzurufen. Auch hatte der Dichter dem heimischen Bürgerrecht noch nicht entsagt und also jene Verstimmung noch nicht hervorgerufen, die später viele Landsleute gegen ihn hegten. So mag auch bei der Theaterleitung der Wille sich geregt haben, ihm zu Ehren etwas zu thun. Auf einen Freitag hatte sie die Oper „Titus" angesetzt; da nun Goethe dieselbe zu hören wünschte, an jenem Freitag aber eine Abhaltung hatte, so verlegte sie die Aufführung auf den nächsten Mittwoch. Im Uebrigen aber ließ man es beim guten Willen bewenden und den erlauchten Gast am 24. September ungefeiert nach Heidelberg zu Boisserée abreisen, wo er bis zum 9. October blieb.

Da beschloß Willemer, seine alten guten Freunde, die Theaterdirectoren, für ihr laues und schwerfälliges Benehmen auf eine schalkhafte Weise zu züchtigen. Er erdichtete die Beschreibung einer theatralischen Goethefeier, versah sie mit allem gebührenden Glanze, kleidete sie aber in die Form eines trockenen thatsächlichen Berichtes. Da wurde erzählt, wie die Herren Directoren den großen Mitbürger in seine festlich geschmückte Loge brachten; wie er von den Klängen einer Symphonie von Haydn empfangen worden; wie seine Schülerin Madame Bohs einen Prolog gesprochen; wie am Schlusse der Vorstellung Herr Werdy die beiden Kränze von den Hermen Virgils und Ariosts genommen und sie unter jauchzenden Hochrufen der Versammelten dem Dichter überreicht habe; wie dieser darauf, die Kränze in der Hand tragend, freundlich grüßend durch die Reihen geschritten sei.

Schon am 28. September wurde dieser Bericht im Morgenblatt veröffentlicht; die beschämte Direction verhielt sich äußerst ruhig und es dauerte eine Zeitlang, bis von Frankfurt Reclamationen kamen und bis der Herausgeber des Morgenblattes von seinem Correspondenten Rechenschaft gefordert und erhalten hatte. In der letzten Jahresnummer der Zeitschrift, am 31. December 1814, erschien wiederum ein satirisch gehaltener

[1] Diese Fragmente waren 1872 im Besitze des Herrn Dr. Reslich in Hamburg; sie befinden sich wahrscheinlich jetzt in Hirzels Goethe-Bibliothek.

Artikel von Willemer über das Frankfurter Theater, zunächst über eine in komischer Weise mißlungene Aufführung des Tell. Gleich zu Anfang spricht der Correspondent von jener theatralischen Weihe, durch welche die Direction „die Anwesenheit unseres Goethe gefeiert hat, ohne sich durch den Kostenaufwand abschrecken zu lassen." Hierzu macht die Redaction folgende Anmerkung: „Wir ließen die Anzeige dieser Feier eilig und freudig einrücken; wir können aber das Jahr 1814 nicht vorübergehen lassen, ohne — — jene Beschreibung als völlige Erdichtung wehmüthig zurückzunehmen. — — Doch können wir dem Schalke, der uns so angenehm täuschte, nicht grollen."

Inzwischen blieb der Widerruf wirkungslos; die Erzählung von der Frankfurter Goethefeier war bereits in Hamburger, Leipziger, Berliner Blättern abgedruckt worden und ging in fast alle Biographien über, auch in die neueste von Friedrich Förster. Lewes vergleicht den festlichen Hergang mit jener Ovation, welche dem greisen Voltaire zu Paris im Théâtre Français bereitet wurde. Der erste Vorsteher der Frankfurter Schillerstiftung, der geistvolle Buchhändler Jügel, klagt zwar in den Denkwürdigkeiten, die er unter dem Titel „das Puppenhaus" herausgab (1857), es sei Goethe's Anwesenheit allzustill vorübergegangen, fügt jedoch hinzu, von öffentlichen Ehrenbezeigungen sei ihm die Festvorstellung des Tasso erinnerlich, wo der Dichter in bekränzter Loge empfangen und von der Bühne aus begrüßt worden sei. Er hat wahrscheinlich eine um fünf Jahre später stattgefundene festliche Aufführung des Tasso, der er selbst beiwohnte, nach fast vier Jahrzehnten mit jener verwechselt, von der er in Büchern gelesen hatte. Ein Beweis mehr zu Hunderten, auf welchen Schleichwegen Irrthümer sich eindrängen.

Willemer muß übrigens jenen schalkhaften Bericht fast genau am Tage vor Goethe's Abreise nach Heidelberg abgefaßt haben. Dies ist um so bemerkenswerther, als er drei Tage später einen hochwichtigen Schritt vollzog: am 27. September nämlich führte er aus Neigung wie um des Wohlanstandes willen, dazu unter Billigung der Töchter und Schwiegersöhne, Marianne Jung als seine dritte Gemahlin zum Altar. — Seine Theaterschriftstellerei war um die Jahreswende sehr lebhaft; am 6. Januar 1815 gab er heraus: „Die heiligen drei Könige, ein Neujahrsbesuch bei den Herren Theateractionären;" die Schrift polemisirt heftig gegen die drei Directoren Lehrs, Zickwolff und Osterrieth.

Goethe verkehrte indeß in Heidelberg, wohin Christian Schlosser ihn begleitet hatte, außer dem Boisserée'schen Hause zumeist mit Voß, Thibaut, Paulus und Karoline v. Humboldt. Am 9. October fuhr er mit Sulpiz

nach Darmstadt, wo er bei dem Architekten Moller den neu aufgefundenen Riß der Kölner Domfaçade in Augenschein nahm. Am 10. October nicht, wie das Resumé meldet, am 13.) kam er wieder in Frankfurt an; Sulpiz blieb in Darmstadt zurück.

In den nächsten Tagen war Goethe mehrfach mit dem neuvermählten Paar zusammen; ob der Scherz des Morgenblattes unter ihnen besprochen worden, ist nicht bekannt. Am 18. October wurde der erste Jahrestag der Schlacht bei Leipzig Morgens durch Glockenläuten und Choräle von den Thürmen, Abends aber durch Anzünden von Freudenfeuern auf den Berghöhen festlich begangen; wozu vor Allen Ernst Moritz Arndt die Anregung gegeben hatte. In Heidelberg zählte man vom Kohlhof aus vierzig Feuer bis tief in den Schwarzwald hinein; nur gegen Schwaben hin war es dunkel und auch der „nichtsnutzige Amtmann von Weinheim" hatte die Feuer verboten. Sulpiz sah vom Frankenstein bei Darmstadt aus rundum eine Krone von Flammen lodern.[1] Goethe fuhr mit Willemer und Frau nach dem kleinen Thurm im Weinberg am Hainerweg, dem sogenannten Wassertempel gegenüber und ein Viertelstündchen von der jetzigen Goetheruhe entfernt. Die weite Umgebung mit den durch mehr als hundert rothe Flammen ins Licht gesetzten Höhenpunkten machte an dem schönen Herbstabend einen Eindruck auf ihn, der öfters in Briefen wiederkehrt und wohl nie völlig erlosch. Eine Karte der Umgebung von Frankfurt wurde aufgelegt, auf welcher Frau Willemer die erleuchteten Stellen mit rothen Täpfchen bezeichnete. Sodann reichte sie Goethen einen sorgfältig gespitzten Bleistift, womit er auf einem Fensterpfosten einfach die Worte einzeichnete: „Goethe den 18. October 1814." Daß er einen Vers beigefügt habe, wird von mehreren Verwandten angegeben; Marianne selbst hat späteren Freunden nichts davon berichtet. Sollte sie ihn wirklich vergessen haben? Die Inschrift selbst wurde nach Jahren in Folge von Unachtsamkeit zu Mariannens tiefem Verdruß übertüncht.

Am 19. October war die Stadt glänzend illuminirt; vor dem Römer war ein Transparent errichtet und ein flammender Opferaltar aufgestellt; viele Straßen waren mit bebänderten Tannen und am Eingang mit Triumphthoren geschmückt; vor Allem glänzten die Mainbrücke und der jetzige Goetheplatz. Der Senat hatte sogar den Antrag abgelehnt, die

[1] An demselben Tag wurde in Frankfurt zum erstenmal von vielen Frauen die „neue Volkstracht" angelegt; das Muster war bei Schneidermeister Löhler ausgestellt. Die Form war aus einer alten Tracht entnommen, die Farbe frei gegeben, doch für den Festtag schwarzes Göttinger Zeug empfohlen.

Transparentgemälde und Inschriften einer Censur zu unterwerfen. Diese Beleuchtung sah Goethe noch mit an. Am folgenden Tage fuhr er nach Hanau, wo er sich fünf Tage aufhielt, vorzugsweise um bei Geheimerath Leonhard in dessen Mineraliencabinet Studien zu machen; aber auch die Bijouterie- und Teppichfabriken, sowie die Email-Gemälde erregten sein Interesse. Die Mitglieder des Hanauer „Gesellschaftstheaters" ließen es sich nicht nehmen, dem hohen Gast eine Vorstellung zu bieten; man gab drei Lustspiele, die Brandschatzung, das Räthsel und die drei Schulmeister, letzteres von Theodor Körner. Vorher wurde ein Prolog von Leisler gesprochen, worin der eben erkämpften Freiheit gedacht wurde, mit dem Zusatze:

Da thut es wohl, in unserm Kreis zu schauen
Den Sänger, der der Fesseln uns entwöhnt
Und, ein Prometheus, sinnig, ohne Grauen
Den deutschen Geist erleuchtet und verschönt.

Am 27. October langte der Dichter in Weimar glücklich wieder an. Obwohl Goethe seit dem Frühling des Jahres 1814 Lieder zum Divan gedichtet hatte, befand sich doch darunter vorerst keines, das auf Mariannen Bezug gehabt hätte; denn auch bei dem Anfangsgedicht des Buches Suleika: „Nußt nicht vor dem Tage fliehen" (gedichtet am letzten Tage des Jahres) ist dies nicht der Fall. Daß aber sein Verhältniß zu den beiden Neuvermählten bereits ein trauliches und inniges geworden war, bezeugt sein Brief vom 28. December; neben dem oben erwähnten der einzige, der dem Jahr 1814 angehört. Es steht fest, daß das unten folgende hübsche Gedicht, welches Marianne für eine Einzeichnung in Goethe's Stammbuch erklärt hat, bald nach seiner Abreise, nicht erst im Jahr 1815, verfaßt und ihm zugeschickt wurde; und daß diese Verse unter den „guten und frohen Worten" gemeint sind, die in dem eben erwähnten Brief erwähnt werden. Dieser gesellige Scherz, die erste Talentspur, die Goethe bei ihr entdeckte, paßt besser in den früheren Besuch als in die Zeit der glühenden, tief innigen Suleika-Lieder. Zur Erläuterung mag dienen, daß „Breit wie lang, lang wie breit" ein Lieblings-Ausdruck des Dichters war; er kommt schon in den siebziger Jahren vor, in einer später ausgeschiedenen Scene des Jahrmarktes von Plundersweiler;[1] aber auch ein

[1] Der persische Minister Haman spricht:

Religion, Empfindsamkeit,
's ist ein Dreck, ist lang wie breit.

Epigramm aus dem Jahr 1815 iſt überſchrieben „Breit wie lang.“ Marianne redet den Dichter an:

Zu den Kleinen zähl' ich mich,
„Liebe Kleine“ nennſt Du mich.
Willſt Du immer mich ſo heißen,
Werd ich ſtets mich glücklich preiſen,
Bleibe Hern mein Leben lang
Lang wie breit und breit wie lang.

Als den Größten nennt man Dich,
Als den Beſten ehrt man Dich.
Sieht man Dich, muß man Dich lieben.
Wärſt Du nur bei uns geblieben!
Ohne Dich ſcheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit. [1]

Ins Gedächtniß prägt' ich Dich,
In dem Herzen trag' ich Dich.
Nur möcht' ich von Gnadengaben
Dich noch gern im Stammbuch haben,
Wär's auch nur der kurze Sang:
Lang wie breit und breit wie lang.

Doch in Demuth ſchweige ich;
Des Gedichts erbarme Dich!
Geh', o Herr, nicht ins Gerichte
Mit dem armſeligen Wichte!
Find' es aus Barmherzigkeit
Breit wie lang und lang wie breit.

[1] Gleichwohl wird in der neueſten Schrift angegeben, das Gedicht ſei Goethe gewidmet worden, während er auf der Gerbermühle war!

3.[1]

Goethe an Willemer.

d. d. Weimar d. 13 Februar 1814.

Ihr lieber herzlicher Brief, verehrter Freund, so wie die Erzählung des rückkehrenden Sohnes, hat uns, Vater und Mutter auf das angenehmste gerührt: denn was kann man mehr wünschen, als daß ein Jüngling, in dem Anfang seiner Laufbahn, einsichtigen, geprüften Männern Vertrauen und Neigung abgewinne. Könnte er sich doch Ihrer Nähe erfreuen, und Ihnen durch Wort und That nützlich und angenehm werden. Sein älterer, vorsitzender College,[2] ein sehr tüchtiger Geschäftsmann, der sich auch einer geneigten Aufnahme von Ihnen zu erfreuen hatte, ist mit ihm, sowohl was das Reiseleben, als die Arbeit betrifft zufrieden, und hat ihn nach der Rückkunft schon hohen und höchsten Ortes empfohlen. Möge ihm das als eine Grundlage dienen eines künftigen sichern Zustandes, in einer Zeit wo alles in Bewegung ist. Gebe Ihnen das gute Glück auch Ihren Sohn wieder! Ein junger Mann kann jetzo kaum, ohne militärische Gesinnungen und Erfahrungen der Zukunft getrost entgegen sehen. Leben Sie recht wohl, und erhalten uns ein theilnehmendes liebevolles Andenken.

W. Goethe.

[1] Ursprünglich durchaus eigenhändig, hier nach Rüppels Abschrift mitgetheilt.
[2] Der Kammerrath Kühlemann.

4.

Goethe an Willemer.

Gestern, als am 27ten d. M. ist das angekündigte Schatzkästlein durch den pünktlichen Fuhrmann gut und glücklich anher gelangt, nachdem ich noch einige Tage wegen der eingetretenen Kälte deshalb in Sorgen gewesen. Ob das trinkbare Gold hier, hinter dem Thüringerwalde so gut schmecken und duften wird, als damals, wo das Auge durch den Anblick des freien Mayns, das Ohr durch liebreiche Gespräche, und das Herz durch vertrauende Freundschaft erquickt war, ist ein Problem, welches zu lösen nicht säumen werde.

Noch sehr gern gedenke ich, bei den rothen Täpfchen über den Bergen des Panoramas, der lieben Hand die sie bezeichnet. Auch das Stammbuch ist wieder glücklich zu mir gekommen, und ich hoffe mit einigen Blättchen bald die guten und frohen Worte zu erwiedern.

In dem diesmal düstern Jena, habe ich 14 sehr angenehme Tage zugebracht. Die Aussicht ins Reich der Wissenschaften ist auch sehr erfreulich, wenn man die freien Blicke rings umher kann spazieren lassen. In gewissen Momenten hätte ich Sie, verehrter Freund, wohl zu uns gewünscht, damit Sie sich auch persönlich von der wahren Hochachtung überzeugt hätten, die man Ihnen öffentlich zu beweisen nicht angestanden hat.[1] Und somit leben Sie recht wohl, in der lieblichen Gesellschaft die Ihnen gegönnt ist, und gedenken Sie mein und der Meinigen wenn es Ihnen wohl geht, und pflegen Sie Ihre fromme rechte Hand zu Freude und Gedeihen aller deren denen Sie lieb sind.

Treu geeignet

Weimar den 28n Octbr. 1814.

Goethe.

[1] Bezieht sich auf eine sehr günstige Recension der neuesten Schrift Willemers „Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde" in Nr. 125 der Jenaer Literaturzeitung, October 1814; W. hätte wohl in Jena den Kreis, aus welchem die Beurtheilung hervorging, kennen lernen.

Das Jahr 1815.

Die erſten fünf Monate des für unſern Gegenſtand wichtigſten Jahres (1815) verbrachte Goethe zu Weimar in vielſeitiger Thätigkeit, welche zum Theil der neuen Ausgabe ſeiner Werke, zum Theil einigen bedeutenden Theatervorſtellungen zugewandt war. Dazwiſchen entſtanden Lieder zum Divan und eine Reihe kleiner, höchſt ſinnreicher Gelegenheitsdichtungen.

Unter den letzteren haben wir das reizende Gedicht an Willemer zu erwähnen, mit welchem Goethe ſeinen Dank für freundlichen Empfang ausſpricht; das Wohlthuende eines herzlichen, durch Geiſtesbildung und edlen Lebensſchmuck erhobenen Familiendaſeins iſt darin gemüthvoll ausgeſprochen. Goethe hatte ſich ganz in die arabiſch perſiſche Weiſe vertieft; bei den Morlenen wird der Werth eines Gedichtes durch ſorgfältige, koſtbar geſchmückte, arabesk eingefaßte Niederſchrift äußerlich ausgedrückt. So ſchrieb er denn die Verſe eigenhändig mit ſeiner klaren, geſtreckten lateiniſchen Handſchrift nieder; die Blumeneinfaſſung zeichnete Lieber mit prachtvoller Goldtinte, welche Goethe vom Herzog von Gotha zum Geſchenk erhalten hatte.[1] Das Gedicht iſt vom 12. Februar datirt, langte aber erſt nach mehr als zwei Monaten in Frankfurt an. Daſſelbe hatte in Willemers, ſpäter in Mariannens Wohnung ſtets einen Ehrenplatz; gegenwärtig iſt es, unter Glas und Rahmen, im Beſitz einer Enkelin, der Frau v. Holbach, geborenen Andreä in Frankfurt. Es lautet:

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würd'ge Schranken,
Goldneres hab' ich genoſſen,
Als ich euch ins Herz geſchloſſen.

[1] Nach Einigen Emil Leopold Auguſt, Verfaſſer des Romans „Apollonion oder ein Jahr in Arkadien", Gotha 1815; nach Anderen deſſen Oheim Herzog Auguſt, der mit Goethe näher befreundet war. Vgl. Friedrich Jacobs Vermiſchte Schriften. VI., Leipzig 1837.

Goldner glänzten stille Fluthen,
Von der Abendsonne Gluthen,
Goldner blinkte Wein zum Schalle
Glockenähnlicher Krystalle.

Weisen Freundes goldne Worte
Lispelten am Schattenorte,
Edler Kinder treu Bekenntniß,
Elterliches Einverständniß.

Goldnes Netz, das euch umwunden!
Wer will dessen Werth erkunden?
Wie dem heil'gen Stein der Alten
Muß sich Golde Gold entfalten.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt euch goldne Worte,
Wenn die Lettern, schwarz gebildet,
Liebevoll der Blick vergüldet.

Eine der letzten Beschäftigungen Goethe's vor seiner Abreise von Weimar war die Aufführung des von ihm in Verbindung mit Peucer abgefaßten Festspiels zum Andenken Schillers und Iffands am 10. Mai; bei dieser Veranlassung wurde der 1805 gedichtete herrliche Epilog zu Schillers Glocke in derjenigen Form vorgetragen, die jetzt allgemein bekannt ist.

Am 24. Mai trat Goethe die Reise nach dem Rhein an, die so sangreich war, daß schon am ersten Tag (in Eisenach) sieben, am vierten (in Frankfurt) sechs Lieder aufgezeichnet wurden, darunter solche, in welchen bereits der westöstliche Dichter als Hatem, seine Geliebte als Suleika bezeichnet wird. Schon am 28. war er zum Beginn der regelmäßigen Kur in Wiesbaden eingetroffen. Während derselben schrieb er wenig Briefe, namentlich da der ihn begleitende Diener, dem er zu dictiren pflegte, erkrankt war.[1] Während und nach der Kur verweilte er oft Stunden lang auf der Bibliothek zu Wiesbaden, wo er die lange Reihe von Bänden der „Göttinger gelehrten Anzeigen" der Zeitfolge nach durchlas. In solchen litterarischen wie in antiquarischen Studien stand ihm der Bibliothekar Bernhard Hundeshagen zur Seite, mit dem er später einige Briefe wechselte. Es ist derselbe, der den Kaiserbau zu Gelnhausen erforschte und Zeich-

[1] Seine Kanzlei „kehrte in die Kindheit zurück." Sulpiz Boisserée, II. 62.

nungen darnach vervielfältigen ließ; leider wurde die ganze Auflage durch einen Brand zerstört. Später wurde er in der deutschen Gelehrtenwelt als Besitzer einer Handschrift des Nibelungenliedes viel bekannt.

Merkwürdig ist die überaus lebhafte Theilnahme, die Goethe damals dem Pestalozzi'schen Lehrsystem und den Anstalten widmete, die nach demselben eingerichtet waren. Wie Oberbergrath Cramer versicherte, sprach er eine Zeitlang von nichts Anderem; auch im Verkehr mit Boisserée kam er fortwährend darauf zurück. Er veranlaßte Cramers junge Tochter, in Boisserée's Gegenwart von ihrer Rechenkunst Proben abzulegen, und sprach sich mit lebhaftem Bedenken, ja mit Aufregung gegen die einseitige Ausbildung der analytischen Verstandeskräfte aus; den Bestrebungen Pestalozzi's selbst und dem Vortheil, den sie für die vernachlässigten Volksklassen haben könnten, widmete er hohe Anerkennung. Zweimal besuchte er die Delabré'sche Anstalt, eine Art von Pestalozzi'schem Philanthropin oder Seminar.[1]

In Biberich verehrte der Erzherzog Karl ihm ein Exemplar der Geschichte seiner Feldzüge mit höchst genauen Karten. Da auf den letzteren die Lahngegenden sich befanden, so benutzte sie Goethe auf den geognostischen Ausflügen, die er mit Cramer zu beiden Seiten der Lahn machte.

Zu den jungen Freundinnen der Tochter Cramers gehörte auch Fräulein Philippine Lade, die in hohem Alter zu Rüdesheim lebt und deren äußere Erscheinung noch jetzt Spuren von Anmuth und Wohlgestalt erkennen läßt. Goethe hatte sie schon im Jahr 1814 liebgewonnen; er holte sie mehrmals zum Theater ab, ließ sie neben sich sitzen und suchte durch belehrende Winke ihr Urtheil zu bilden. Bei der ersten Begegnung in Cramers Hause hatte er sie veranlaßt, ihm Schillers Taucher zu recitiren; Goethe'sche Gedichte waren ihr nicht bekannt.[2] Er traute ihr ein bedeutendes Talent für die Declamation, vielleicht auch für dramatische Leistungen zu. In einem Brief an Bernhard Hundeshagen sagte Goethe ausdrücklich: „Daß Sie Ihre schöne Mitbürgerin an mich erinnern und von den übersandten Gedichten vielleicht Einiges aus ihrem Munde hören wollen, weiß ich recht sehr zu schätzen; sagen Sie dem lieben Kinde, daß ich bei mancher Rollenvertheilung an sie denke und mich freue, nächsten Sommer nicht in

[1] Bei dieser Gelegenheit sah ihn mein Vater, der Lehrer Dr. M. Greizenach aus Mainz. Später sah ihn derselbe in einem Wirthsgarten vor Zahlbach bei Mainz, wo Goethe mit Sulpiz und dem Bibliothekar Lehné, einem ehemaligen Klubisten, bei einer Flasche Rheinwein saß; Lehné stand auf, um einige anwesende junge Gelehrte auf Goethe aufmerksam zu machen.

[2] „Nun ja! Für so liebe kleine Wesen sind auch meine Sachen nicht," soll er bemerkt haben.

davon allenfalls zu hoffen ſeyn möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenſtände und Erſcheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthuſiaſtiſch ausgedrückt und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf dieſe Weiſe fort, ſo kann der heitere Garten aufs anmuthigſte verziert werden; aber höchſt erfreulich wird ſich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von ſich und aus ſich allein handeln wollte, vielmehr auch ſeinen Dank, Gönnern und Freunden zu Ehren, ausſpräche, um die Lebenden mit freundlichem Wort feſt zu halten, die Abgeſchiedenen ehrenvoll wieder zurück zu rufen.

Hiebei iſt jedoch zu bedenken, daß der orientaliſche Flug und Schwung, jene reich und übermäßig lobende Dichtart, dem Gefühl des Weſtländers vielleicht nicht zuſagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unſre Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poeſie vermag allenfalls die eigentlichſten Vorzüge trefflicher Männer auszuſprechen, deren Vollkommenheiten man erſt recht empfindet, wenn ſie dahin gegangen ſind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr ſtören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und ſtündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieſer Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bei einem herrlichen Feſte (ſ. Maskenzug 1818.) in Allerhöchſter Gegenwart, das Glück nach ſeiner Weiſe gemüthlich abzutragen.

---

den letzten, sondern in den ersten Tagen meines Wiesbadener Aufenthaltes ihrer angenehmen Gegenwart zu genießen." Auch gegen den Kanzler v. Müller sprach er am 12. Mai, kurz vor Antritt der zweiten Rheinreise, seine Freude darüber aus, das reizende junge Mädchen bald wiederzusehen. Sie habe ihm den Wassertaucher declamirt, aber mit zu viel Malerei und Gesticulation; darauf habe er sie statt aller Kritik gebeten, es noch einmal zu thun, aber hinter einem Stuhl stehend und dessen Lehne mit beiden Händen festhaltend. Das schöne Kind habe bald Absicht und Wohlthat dieser Bitte empfunden und lebhaft dafür gedankt.[1] Bei seinem zweiten Abschied von Wiesbaden (4. August 1815) ließ er sich von Philippinens Vater, dem Secretär Lade, die Zusage geben, ihn mit Philippine in Weimar zu besuchen; doch hat sie ihn nicht wiedergesehen. Bernhard Hundeshagen bewarb sich um ihre Hand, jedoch ohne Erfolg.

In Wiesbaden schrieb Goethe einige Lieder zum Divan, darunter (am längsten Tage) jenes, welches mit der Zeile beginnt: „Süßes Kind, die Perlenreihen;" es gehört zu dem Schärfsten und Feindseligsten, was er je gegen den Cultus des Kreuzes gesagt hat. Der moslemische Liebhaber hat der Geliebten ein Perlenhalsband geschenkt und bemerkt nun, daß sie ein Kreuz daran befestigt hat; daher die bittere Standrede. Dieses Lied, das Boisserée dem Dichter als höchst bedenklich bezeichnete und das erst 1837 aus Goethe's Nachlaß in die Werke aufgenommen wurde, ist sicher nicht an Mariannen gerichtet; aber eben so wenig begründet ist Düntzers Meinung, „man könnte dabei an Philippine Lade denken." Uns genügt Goethe's Andeutung bei Sulpiz, die Angeredete sei die schöne Schirin, die christliche Geliebte des Perserfürsten Kosru.

Am 25. Juli machte Goethe „in der ehrenden Gesellschaft des Herrn Staatsministers v. Stein" jene Fahrt von Nassau nach Ehrenbreitstein und von da im Wagen nach Köln, welche Arndt als Reisegenosse der Beiden höchst anschaulich geschildert hat. Den Rückweg machte er langsam über Bonn und Koblenz, wo durch Görres und Familie ein Frühstück veranstaltet wurde, und traf am 31. Juli wieder in Wiesbaden ein. Am 2. August empfing er den Besuch Boisserée's, dessen Aufzeichnungen von diesem Tag an bis zum 9. October eine fortwährende Reihe treuer und genauer Angaben gewähren. Am 7. August kündigt Goethe dem Geheimerath Willemer seinen Besuch an (s. unten); am 9. gab ihm der Oberbergrath

[1] Dies Alles stimmt wörtlich mit den Mittheilungen überein, die ich persönlich von Fräulein Lade vor drei Jahren erhielt; obwohl sie Müllers Gespräche mit Goethe nie gelesen hat und nicht einmal Goethe's Werke besitzt.

Cramer ein Abschiedsmahl, wobei Mädchen anwesend waren; den 11. verbrachte er mit Sulpiz in Mainz und Samstag den 12. kamen Beide gegen Mittag in Frankfurt an; Sulpiz stieg im Schwanen ab, Goethe fuhr nach der Gerbermühle, um die gewöhnliche Tischzeit, präcis 12 Uhr, nicht zu versäumen.

Hier wohnte er nun ohne Unterbrechung bis zum 8. September.[1] Die friedlich heitere Umgebung am Main, die ihm jene Zeit seiner frischesten Jugend zurückrief, insbesondere die reinen Farben des Horizontes, die sanften Sonnenuntergänge über dem schön wellenförmigen Taunus stimmten ihn zufriedener als er seit lange gewesen. Dazu kommt die reine Ergebenheit des gastlichen Paares, insbesondere die stets inniger wurzelnde liebende Verehrung der hochbegabten, bescheidenen Frau. „Morgens blieb er allein; jeden Vormittag um 10 Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung Nachmittags auf Spaziergängen; gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weiß flanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig, las gern vor und ermunterte die Hausfrau zum Singen. Bemerkenswerth ist, daß ihm beim Lesen seiner eigenen Gedichte nicht selten Thränen in die Augen traten."[2]

Am 15. August verweilte Ernst August, Herzog von Cumberland, mit seiner Gemahlin, der geborenen Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz in Frankfurt. Diese Fürstin ist dieselbe, die im Jahr 1790 mit ihrer Schwester, der späteren Königin Louise, einer Kaiserkrönung in Frankfurt beigewohnt hatte, wo beide bei der Frau Rath Goethe einquartiert waren und sich bekanntlich einmal die Zeit damit vertrieben, am Brunnen im Hofe nach Herzenslust Wasser zu pumpen. Der Mutter blieben beide Fürstinnen stets zugethan; die Herzogin Friederike aber erwies auch dem berühmten Sohn stets eine lebhafte persönliche Verehrung, von welcher noch späte Mittheilungen Zelters Kunde geben. Die königliche Bibliothek in Hannover enthielt ein Exemplar der Wahlverwandtschaften mit zahlreichen Randbemerkungen von ihrer Hand. Der Herzog von

[1] Bei Düntzer steht, er habe am 5. October den Wunsch einer Uebersiedelung in die Stadt ausgesprochen; offenbar nur ein Druckfehler.

[2] „So schmilzt man an seinen eigenen Kohlen" hatte er einst in Weimar gesagt, als ihn beim Vorlesen des Gespräches zwischen Hermann und seiner Mutter die Rührung überkam. — Die obige Mittheilung beruht auf fast wörtlich gleichlautendem Bericht Mariannens an Director Glaßen und an ihren Arzt Dr. Kellner.

Cumberland war ihr dritter Gemahl. Am Nachmittag des 15. Auguſt ſandte das Paar einen Kammerherrn nach der Gerbermühle, um Goethen eine Einladung zu bringen. Nach anderen war die abgeſandte Perſönlichkeit eine Dame, Frau von Otterſtedt, Gemahlin des preußiſchen Geſchäftsträgers. Goethe hörte die Botſchaft ernſt und verdrießlich an, gab eine unbedeutende, eher ablehnende Antwort und beklagte ſich nachher, daß man ihn nicht in Ruhe laſſe. Aber Abends gewahrte man, wie auf der holperigen Aepfel-Allee ein erleuchteter Wagen heranfuhr; in demſelben ſaß das herzogliche Paar. Es trat über die äußere Treppe und Holzbaluſtrade in das Haus; Goethe empfing Beide auf dem Gang und die Herzogin unterhielt ſich dann mit ihm auf ſeinem Zimmer, während der Herzog beim Hausherrn verweilte. Marianne erzählte ſpäter, ſie habe den Dichter wegen ſeiner devoten Verbeugungen geneckt; die Neckerei war jedoch kaum gerechtfertigt und wird auch nicht ſehr empfindlich geweſen ſein. — Wir berichten an anderer Stelle, wie Goethe es ſpäter anfing, dem „unerwartet beglückenden Nachtbeſuch“ ein Denkmal zu ſtiften.

Beſuche in der Stadt machte Goethe in dieſem Jahr wenige; nur im Guaita'ſchen und Schloſſer'ſchen Haus und bei dem alten Städel, dem „Dekan der Frankfurter Kunſtfreunde.“ Mit Sulpiz beſprach er ſich fortwährend über eine Darſtellung der deutſchen, insbeſondere der rheiniſchen Kunſt- und Alterthumsverhältniſſe; auf Steins Anregung gedachte er derſelben die Form einer Denkſchrift an die preußiſche Regierung zu geben. Von Perſonen, mit denen er theils in der Stadt, theils auf der Mühle zuſammentraf, iſt außer Dr. Seebeck und den Jugendfreunden Rieſe und Lehr noch der Arzt Ehrmann hervorzuheben. Dieſer begabte Mann genoß in ſeinem Beruf wie auch als Gelehrter nicht geringes Anſehen; er hatte gute Einfälle und war ein vortrefflicher Lateinſchreiber. Dieſe Vorzüge verdeckten einigermaßen ſeine rohe Denkweiſe; einzelne verbürgte Züge aus ſeinem Leben, wie auch ſeine Polemik gegen Sömmerring und Andere bekunden eine kaum glaubliche Brutalität. Ehrmann war übrigens für Goethe kein unbekannter Mann; er hatte den „Orden der verrückten Hofräthe“ geſtiftet, in welchen er bloß bedeutende Männer aufnahm, die irgend etwas Thörichtes begangen. Goethe hatte ſchon in Wiesbaden ſein Gefallen an dieſem Inſtitut und den Wunſch bezeigt, in den Orden aufgenommen zu werden; er erhielt ſpäter das Diplom mit der Begründung: „Ob orientalismum occidentalem“ und der Unterſchrift: Timander (griechiſch für Ehrmann).“[1] Ehrmann hatte die Gewohnheit, an der

[1] Karl Jügel hat im „Puppenhaus“ ſein eigenes Diplom abdrucken laſſen.

Gerbermühle mit einem Pfeifchen das Signal ſeiner Ankunft zu geben und nicht einzutreten, bevor Willemer in gleicher Weiſe ſich hatte vernehmen laſſen. Hierauf bezieht ſich das kleine Goethe'ſche Gedicht:

Pfeifen hör' ich fern im Buſche;
Das iſt wohl der Vogelſteller? —
Neben mir es pfeift noch greller;
Schelme ſind's, es ſind Cartouche!
Dieſe geben ſich ein Zeichen. —
Keineswegs! Ein Vielgewandter
Und uns allen Wohlbekannter
Kommt zum Luſtmahl ohne Gleichen.

Mariannen war es immerhin ein wenig bange, als am 19. Auguſt Ehrmann zum erſtenmal zugleich mit Goethe auf der Mühle ſpeiſen ſollte; indeſſen der bedenkliche Gaſt nahm ſich reſpektvoll und möglichſt liebenswürdig zuſammen, ſo daß Alles vortrefflich ging.

Tags darauf, Sonntag, den 20., machte Goethe ſeinen Gegenbeſuch bei der Herzogin Friederike. Am Nachmittag unternahm er mit Mariannen und zweien ihrer Stieftöchter eine Spazierfahrt nach Niederrad, wo ſie im Schwanen (jetzt mit „Bambergers Wirthſchaft" vereinigt) einkehrten; Willemer ſelbſt kutſchierte den bald offenen Wagen. Auf dieſer Spazierfahrt war es, wo Rahel Varnhagen, mit Frau Valentin längs des Gutes „Luiſa" ſpazierend, gerade an der Ecke ſein anſichtig wurde und aus allen Kräften unter dem Rufe: „Da iſt Goethe!" dem Wagen voraneilte; er lächelte wohlgefällig. Bald nachher machte er ihr in Frankfurt jenen Beſuch, worüber ſie mit den Worten berichtet: „Goethe war bei mir; das iſt mein Adelsdiplom." [1]

Samſtag den 26. Auguſt vermählte ſich der Stadtbaumeiſter Heß mit Fräulein Johanna Neuburg, deren Mutter eine Tochter der bekannten munteren Tante Melber, alſo eine Couſine Goethe's war. Das Hochzeits-

[1] Ich kann noch über eine andere ſehr ehrenvolle Spur von Rahels Anweſenheit in Frankfurt berichten. Eine Predigt des Pfarrers Breidenſtein in Homburg vor der Höhe war zum Beſten der deutſchen Invaliden aus den Schlachttagen vom 15. bis zum 18. Juni veröffentlicht worden; der preußiſche Geſchäftsträger von Otterſtedt hatte ſich in Verbindung mit den Pfarrern Kirchner, Stein und Spieß zur Annahme der Spenden bereit erklärt. Am 1. October machte er die erſten Eingänge bekannt, darunter: Von Herrn M. Schiff aus New-Orleans durch Herrn Nathan Trier 4 Ducaten; ferner: Von Frau Varrenhagen v. Enſe aus Berlin einen Brillantring, zweihundert Gulden werth.

mahl fand auf dem Forsthause statt; Herr Philipp Nikolaus Schmidt holte den Dichter von der Gerbermühle aus im Wagen ab. Karl Jügel hat dieses Festmahl im „Puppenhaus“ besprochen; er selbst trug dabei in Goethe's Gegenwart ein humoristisches Gedicht zu Ehren der Neuvermählten vor, das beinahe ein Vierteltausend Zeilen lang war. Goethe beurtheilte dasselbe mit Freundlichkeit und zeigte sich überhaupt sehr verbindlich und gesprächig; die Hoffnung jedoch, daß er einen Trinkspruch ausbringen werde, erfüllte sich nicht.

Am nächsten Montag wurde auf der Gerbermühle des Dichters sechsundsechzigster Geburtstag festlich begangen. Diese Feier blieb ihm stets als der Höhenpunkt seines heimatlichen Aufenthaltes gegenwärtig; er preist in Gedichten und Briefstellen das belebte Gespräch, den reichlich fließenden Eifer, dessen Geist auch im Diwan weht, vor Allem die weite stromdurchrauschte Landschaft. Die letztere, um Oberrad und Offenbach nach Norden und Westen hin frei und lieblich, hat allerdings für den Touristen nicht das Ueberwältigende mancher Rheinansichten; für Goethe aber wurde sie, als er wieder an der Ilm verweilte, ein Inbegriff von „Wasserfülle, Landesgröße.“ Die Erinnerung an Lili's Jugendliebe, an Mariannens geistbelebte, warme Anhänglichkeit mag dazu beigetragen haben.

Morgens fuhr in einem Boote das Theaterorchester auf Anregung der Frau Hollweg zur Mühle heran, um eine Frühmusik zu bringen, die sehr gut ausfiel; nur daß Goethe, in Folge eines Mißverständnisses, durch seinen Bedienten den Tonkünstlern einen Dukaten als Belohnung zusandte, welcher zurückgewiesen wurde. Das Frühstück, zu dem sich Seebeck, Schlosser und Riese einfanden, wurde im Gartensaal eingenommen, der palmenfächerartig mit Schilf ausgeschmückt war. Unter den Geschenken ist ein mit Lorbeer umkränzter Turban vom feinsten Mousselin zu erwähnen; ferner jene vielbekannte Zeichnung, welche Frankfurt, Pfarrthurm und Brücke, von der Mühle aus gesehen darstellt. Ueber dieses Blatt findet man selten die richtige Auskunft; mitunter wird es fälschlich für den Abdruck einer Handzeichnung Goethe's gehalten. Nach den Untersuchungen Gwinners[1] und Bolgers war es eine Grabstichelarbeit, angefertigt von Frau Rosette Städel nach einer Aufnahme der Gegend von Anton Radl; dem Dichter wurden später zwanzig Abdrücke übergeben. Unter das Geburtstagsblatt selbst hatte Marianne einen Vers mit Anspielung auf Schiras, die Heimath des Hafis, geschrieben; auch legte sie ein Blatt mit einem aufgeklebten

[1] Ph. Fr. Gwinner (der vorletzte Bürgermeister von Frankfurt): Kunst und Künstler in Frankfurt. 1862. — Vgl. Flugblatt 24 und 25 des Freien deutschen Hochstifts.

Feldblumenkranz, worin ein Goethe'scher Vers eingezeichnet war, auf den Tisch; beide Blätter mögen sich wohl noch in Goethe's Nachlaß befinden. Bei Tisch brachte Willemer unter freimaurerischen Formen des Gastes Gesundheit in Rheinwein aus, der im Geburtsjahr desselben ausgegohren hatte, also in 1748er. Zwei humoristische Zuschriften trafen beim Nachtisch ein, darunter ein Gedicht in Knittelversen, das einige Data aus „Wahrheit und Dichtung" parodirte und die Namen der verschiedenen Geliebten Goethe's in komische Reime verflocht. Es war unterzeichnet: Meistersänger Christian; der Verfasser beider Scherze, Dr. Christian Ehrmann, wurde leicht erkannt. Nachmittags übergab noch Sulpiz dem Gefeierten ein Geschenk, die heilige Barbara von Eyck, nebst einem Gedichte, dem ersten, das er in seinem Leben verfaßt hatte.

Goethe wünschte mindestens eine Woche lang in der Stadt zu wohnen, um die Kunstsammlungen, Buchläden, auch Meßwaaren bequemer betrachten zu können. Sulpiz besah für ihn ein Quartier, fand es aber dann besser, jenen Wunsch dem Gastfreund Willemer selbst mitzutheilen. Dieser entschloß sich alsbald, dem Dichter einige Zimmer im Rothen Männchen zur Verfügung zu stellen, die Goethe dann auch am 8. September bezog.[1]

Damals las Goethe in der Allgemeinen Zeitung einen Artikel über das Reimarus'sche Haus in Hamburg, über den feinen literarischen Ton, der in demselben herrschte, und über das beständige Eintreffen interessanter Fremden. Die Mittheilung beschäftigte ihn sehr; er machte sich über das Theewesen lustig, obwohl seine Freunde Boisserée und Graf Reinhard zu jenem Hause nahe Beziehungen hatten; er äußerte gegen Willemer, die Art, wie bei diesem Freunde die Künste mit dem Leben in Verbindung gesetzt würden, sei doch etwas ganz anderes.[2]

Von Frankfurt aus schickte Goethe an Mariannen ein Blatt der morgenländischen Pflanze Gingo Biloba als ein Sinnbild inniger Freundschaft. Das Blatt ist zwiefaltig; man könnte fragen, „ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt, oder zwei, die sich zu eins verbinden." Das hierauf bezügliche Gedicht lautet:

Dieses Baums Blatt, der vom Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

[1] Am Tag vor dem Umzug schrieb er einen Brief an Arthur Schopenhauer, datirt 7. Sept. 1815, Bey Frankfurt. (Berliner Katalog 35, 171.)

[2] Mittheilung von Willemer an Pfarrer Kirchner.

Iſt es ein lebendig Weſen,
Das ſich in ſich ſelbſt getrennt?
Sind es zwei, die ſich erleſen,
Daß man ſie als Eines kennt?

Solche Frage zu erwidern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlſt du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Goethe ſchenkte der Freundin noch mehrere Blätter dieſer Pflanze; einige ſoll er an dem Tage, bevor ſie ſich zum letztenmal ſahen, von einem Zweig der Gingo Biloba im Heidelberger Schloßgarten gebrochen haben.[1] Sicher iſt nur, daß in dem ſchönen roth eingebundenen Divan, der ein Geſchenk des Dichters und gegenwärtig im Beſitze des Herrn Scharff iſt, noch heute drei Blätter der Gingo Biloba an den Stellen liegen, wo Marianne ſie vordem eingelegt hat; eines neben dem Blatt, auf welchem das berühmte Lied von den feuchten Schwingen ſteht.[2]

Am 13. September in der Frühe zeigte Goethe dem Freund Beiſſerée den Entſchluß an, in der nächſten Woche mit ihm nach Heidelberg zu reiſen, wo der Herzog Karl Auguſt von Karlsruhe aus am 22. eintreffen werde; zuvor wollten ſie noch eine Zeit lang auf der Gerbermühle wohnen.

Freitag den 15. September fuhren beide zu den Freunden Willemer, wo ſie nur noch fünf Tage verweilten; ſeine Vaterſtadt ſelbſt ſollte der Dichter nie wieder betreten. Das Zuſammenleben war heiter, durch Muſik, Vorleſen und Geſang, namentlich aber durch das Gefühl der bevorſtehenden Trennung mehr als jemals bewegt. Am erſten Abend verbrachten ſie ein trauliches Abendſtündchen auf der Baluſtrade; Sulpiz erzählte, wie er vor ſieben Jahren mit Ehrmann bei dem Müller Lauth in Straßburg zu Abend gegeſſen, der noch Manches von dem jungen Goethe erzählt habe. Samstag Abend ſang Marianne goethe'ſche Lieder, darunter „Kennſt du das Land“ und „Der Gott und die Bajadere;“ Goethe las die Ballade „Der Todtentanz,“ ein Gedicht aus dem Divan (die vorletzte Nummer deſſelben „Siebenſchläfer“) und ein Sonett. Am folgenden Abend war Mieg, der

[1] Nach „Goethe und das Urbild ſeiner Suleika.“ Aber hier wird auch obiges Gedicht, das nachweisbar im September 1815 entſtand und das 1819 gedruckt erſchien, als Antwort auf ein Gedicht Mariannens aus dem Jahr 1824 bezeichnet!

[2] Von dieſem Datum an iſt eine Reihe von Tageszahlen bei Boiſſerée unrichtig geſtellt; erſt mit Sonntag den 1. October kommt er wieder ins richtige Geleiſe.

ehemalige Hauslehrer und Feldprediger mit eingeladen; Goethe hatte Anfangs gegen ihn eine Apprehenſion, die ſich aber allmählich verlor. Auch diesmal ſang Marianne „Der Gott und die Bajadere," obwohl Goethe Einſprache that; er hatte bereits gegen Sulpiz geäußert, ſie ſollte das Lied beſſer gar nicht ſingen; er war wohl der Meinung, die Geſchichte einer Tänzerin, welche allerdings durch Liebe, aber doch ſchmerzvoll zu einem reineren Daſein erhöht wird, müſſe ſie zu ſehr ergreifen und an ihr eigenes Loos erinnern. Bald nach der Heimkehr ſchrieb er von Weimar aus an Zelter (29. October): „Von öffentlicher Muſik habe ich auf meiner Reiſe nichts Erfreuliches gehört. Einzelne liebenswürdige Stimmen zu Clavier und Guitarre ſind mir ſehr anmuthig entgegengekommen. Gott und die Bajadere hört' ich vortragen, ſo ſchön und innig als nur denkbar."

An demſelben Abend ſang Marianne auch noch Volkslieder und das Duett „Gib mir die Hand mein Leben" aus dem Juan, letzteres mit ſo verführeriſchem Zauber, daß Goethe ſie einen kleinen Don Juan nannte, worauf ſie unter dem Lachen der Anweſenden das Geſicht in die Noten verſteckte. Während hierauf Goethe den Todtentanz und eine Reihe von neuen Liebesgedichten las, hörte die junge Frau ſtill zu, den Kopf mit einer gelben, turbanartig gelegten Schärpe umwunden, welche Goethe ihr geſchenkt hatte. Willemer „ſchlief ein und wurde darum gefoppt." Bis ein Uhr blieb man zuſammen. Sulpiz begleitete den Dichter noch auf ſein Schlafzimmer; das Geſpräch kam auf die farbigen Schatten und ſie traten mit einem Licht auf den Balkon, wo Goethe einen darauf bezüglichen Verſuch vornahm. Dieß gab Veranlaſſung zu einer ſcherzhaften Zeichnung, die Marianne bis zu ihrem Tod aufbewahrte und die Hermann Grimm bei ihr ſah: wie Goethe eine Kerze zum Fenſter hinaushält, um den Mond beſſer ſehen zu können.

Das war die letzte Nacht auf der Gerbermühle. Für den nächſten Tag, Montag den 19. September, war die Abreiſe beſchloſſen; es iſt bezeichnend, daß nunmehr Marianne „gewaltig" auf richtige Einhaltung der Zeit beſtand, wodurch eine große Hetze ſich entwickelte. Nachmittags fuhren Goethe und Sulpiz durch den ſchön beglänzten Wald nach Darmſtadt; man hatte verabredet, daß Willemers in der nächſten Woche zum Beſuch nach Heidelberg kommen ſollten.

Drei Tage vor ſeiner zweiten Ueberſiedelung nach der Mühle, alſo noch im Rothen Männchen, ſchrieb Goethe an Mariannen jenes berühmte Lied, das im Divan als das vierte bezeichnet iſt, ſo wie es eben vor mir liegt, in lateiniſcher Schrift, mit kräftigen, weit ausgreifenden Zügen, auf einem halben Bogen grünen Conceptpapiers:

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der grösste Dieb:
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Der mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben
Meines Werthes Vollgewinn,
Dass ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von Dir gewärtig bin.

Doch ich sehe schon Erbarmen
Im Carfunkel Deines Blicks,
Und erfreu' in Deinen Armen
Mich erneuerten Geschicks.

12. S. 1815.[1]
Divan.

Jedenfalls in den nächstfolgenden Tagen dichtete Marianne die Antwort, die wir nur aus dem Buche kennen:

Hochbeglückt in deiner Liebe,
Scheit' ich nicht Gelegenheit;
Ward sie auch an Dir zum Diebe,
Wie mich solch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gib dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben:
Ja, ich bins, die dich bestahl.

Was so willig du gegeben,
Bringt dir herrlichen Gewinn;
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen:
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück ist meines gleich.

[1] Das Datum ist so deutlich, daß ich es gegen v. Loeper und Düntzer, die den 15. annehmen, aufrecht erhalten muß. Das Wort Divan hat Marianne beigeschrieben. In den Ausgaben steht Str. 2 Z. 2 „Lebens" statt „Werthes."

Am 17. September, während des Beisammenseins wurden die herrlichen Strophen gedichtet, die eine Frage Suleika's und Hatems Antwort enthalten.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab, in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.

Also träumt' ich. Morgenröthe
Blitzt' ins Auge durch den Baum.
Sag', Poete, sag', Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

Hatem.

Dieß zu deuten, bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Karawanen
Bis ans rothe Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

Grimm vermuthet, daß die Anfrage wirklich von Mariannen herrühre und daß die siebente der obigen Zeilen gelautet habe: „Sag' Poete, sage Goethe;" Düntzer stellt Beides in Abrede. Der Nachlaß gibt zur Entscheidung Nichts an die Hand.

Den 20. September verbrachten die beiden Reisenden in Darmstadt und am 21. kamen sie in Heidelberg an. Noch an demselben Tage dichtete

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche ſich der arabiſchen und verwandter Sprachen bedienen, ſchon als Poeten geboren und erzogen werden, ſo kann man ſich denken, daß unter einer ſolchen Nation vorzügliche Geiſter ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein ſolches Volk in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichtern den erſten Rang zugeſteht, ſo müſſen wir einen ſolchen Ausſpruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt ſeyn nachzuforſchen, worin ein ſolcher Vorzug eigentlich begründet ſeyn könne.

Dieſe Aufgabe in ſofern es möglich iſt zu löſen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten ſeyn. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächſt Bewunderung und Neigung gegen ihn, jemehr man ihn kennen lernt. Das glücklichſte Naturell, große Bildung, freie Facilität und die reine Ueberzeugung, daß man den Menſchen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorſingt was ſie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas Schweres, Schwieriges, Unwillkommenes gelegentlich mit unterſchieben darf: alles dieſes ſind Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, deren wir uns bei Hafis erfreuen, und die uns zu ferneren Gedichten über ihn noch reichlichen Stoff bieten werden.

Buch der Liebe würde ſehr anſchwellen, wenn ſechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entſchiedener aufträten und noch andere neben ihnen aus der düſteren Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen. Wamik und Aſra z. B. von denen ſich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermaßen eingeführt werden:

Goethe folgenden Liebes-Dithyrambus von wahrhaft berauschendem Schwunge, von welchem wir unbedingt glauben, daß er auf Mariannen Bezug hat.[1]

Die schön geschriebenen,
Herrlich umgüldeten,
Belächelt'st du,
Die anmaßlichen Blätter,
Verziehst mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verziehst anmuthigem Selbstlob.

Selbstlob! Nur dem Neide stinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daseins ist groß,
Größer die Freud' am Dasein,
Wenn du, Suleika,
Mich überschwänglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst,
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das ist ein Augenblick!
Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.

Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erschaffe
Tausendfältig deiner Verschwendungen Fülle,
Aufdrösle die bunte Schnur meines Glücks!
Geklöppelt tausendfadig
Von dir! o Suleika!

Hier nun dagegen
Dichterische Perlen,
Die mir deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus,

[1] Danzer versichert zwar: „nicht den geringsten Bezug."

Mit spitzen Fingern
Zierlich gelesen,
Durchreibt mit juwelenem
Goldschmuck.
Nimm sie an deinen Hals,
An deinen Busen,
Die Regentropfen Allahs,
Gereift in bescheidener Muschel!

In den nächsten Tagen hatte er erfreulichen Verkehr mit Paulus, bei dem er sich unter heiteren Scherzen in arabischer Schrift übte; auch mit Taub und Creuzer. Wie der Letztere berichtet, sandte ihm Goethe später von Weimar aus das Gedicht Gingo Bilobu mit der Unterschrift: „Zur Erinnerung glücklicher Septembertage 1815." Da der Herzog von Weimar länger ausblieb, als man erwartet hatte, schrieb Sulpiz an Willemer, er möge Montag den 25. nach Heidelberg kommen. Inzwischen, wahrscheinlich den 23., dichtete Marianne auf der Mühle das berühmte Sehnsuchtslied vom Ostwind:

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur schern Rebenlaube
Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich soll sein leises Flustern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.[1]

[1] Von Goethe nicht glücklich verändert:
Und mir bringt sein leises Flüstern
Von dem Freunde tausend Grüße;
Eh noch diese Hügel düstern,
Grüßen mich wohl tausend Küsse.

Und du magſt nun weiter ziehen!
Diene Freuden und Betrübten.
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfriſchtes Leben
Wird mir nur aus ſeinem Munde,
Kann mir nur ſein Athem geben.

Sie erwartete demnach, der vierten Strophe zufolge, an demſelben Abend nach Heidelberg zu gelangen; doch erfolgte die Ankunft erſt Sonntag den 24., immer noch einen Tag früher, als Sulpiz angegeben hatte, alſo für ihn und Goethe überraſchend. [1]

Den Morgen dieſes Herbſttages verbrachte Goethe dichtend auf dem Heidelberger Schloſſe; es entſtanden jetzt oder am Abend zwei der herrlichſten Liebeslieder, die es in irgend einer Sprache gibt. Das eine im vollendetſten Volkston führt uns unter Kaſtanienbäume mit eben gereifter Frucht.

An vollen Büſchelzweigen,
Geliebte, ſieh nur hin!
Laß dir die Früchte zeigen,
Umſchalet ſtachlig grün.

Sie hängen längſt geballet,
Still, unbekannt mit ſich;
Ein Aſt, der ſchaukelnd wallet,
Wiegt ſie geduldiglich.

Doch immer reift von innen
Und ſchwillt der braune Kern;
Er möchte Luft gewinnen
Und ſäh' die Sonne gern.

Die Schale platzt, und nieder
Macht er ſich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoß.

[1] Marianne hat die Abſchrift dieſes Liedes, welches ſie an Grimm ſandte, irrthümlich vom 6. October datirt. Es bleibt immer noch eine Schwierigkeit, indem es nicht der Oſt-, ſondern der Südwind iſt, der von Heidelberg nach Frankfurt weht; aber der Oſt als Liebesbote iſt ein Motiv aus Hafis; vgl. Loeper zum Diwan, S. 156

Das andere iſt jenes unvergleichliche, im edelſten morgenländiſchen Sinne myſtiſch glutvolle „Wiederfinden“:

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne,
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja, du biſt es, meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt.
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgeberde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht, ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend aus einander fliehn.
Raſch, in wilden, wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war Alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſtenmal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erſt aus einander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich, was ſich angehört;
Und zu ungemeßnem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt.

Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
Wenn es nur sich fasst und hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Als Willemer bei Tisch unvermuthet zu den Freunden eintrat, eilte Goethe auf sein Zimmer und nahm nicht wieder Platz, bevor Sulpiz die Frauen, Mariannen und Frau Städel, aus dem Gasthofe herbeigeleitet hatte.

Willemer blieb mit den Seinigen mehrere Tage in Heidelberg, doch gewiß nicht über den 28. September hinaus, da am 29. der Herzog von Weimar ankam. Wir haben aber keinen zwingenden Grund, mit Düntzer anzunehmen, daß die Rückreise nach der Gerbermühle schon am 26. oder gar am Nachmittag des 25. erfolgt sei.[1] Die Tage in Heidelberg bezeichnen die Blüthezeit der innigen Neigung des dichtenden Paares. Mehrere der Wechselgesänge zwischen Hatem und Suleika gehören dieser für Beide unvergeßlichen Zeit an, und Motive der landschaftlichen Umgebung Heidelbergs treten uns entgegen; so in der bekannten Strophe eines von jugendlicher Leidenschaft glühenden Hatemliedes:

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe[2]
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Daß die Antwort auf dieß herrliche Lied von Mariannen gedichtet ist, hat sie ausdrücklich dem ihr in späteren Jahren befreundeten Meister Moritz v. Schwind mitgetheilt.

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.
Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist:
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

[1] Das Lied „Ach um deine feuchten Schwingen," nach der Heimkehr gedichtet, ist allerdings in der Quartausgabe vom 26. September datirt; ich möchte es um einige Tage später ansetzen, wenn auch nicht, wie die Dichterin selbst, auf den 6. October.

[2] Im Druck liest man bekanntlich Hatem. Der Gipfel ernste Wand, die Höhe jenseits des Neckar.

Dies stimmt vortrefflich zu Goethe's Erklärung in der Note zum Buch Suleika: „Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.“ Der Tag ihres Wiedersehens, der 24. September, brachte eine Vollmondsnacht; einer dichterischen Wendung nach zu schließen, trafen sie die Verabredung, in der nächsten Vollmondsnacht einander im Geiste nahe zu sein. An diesem nächsten Vollmond, den 24. October, dichtete Goethe in Weimar ein Lied voller Sehnsucht, worin der vertrauten Dienerin der Geliebten folgende Mahnung an ihre Herrin Suleika in den Mund gelegt wird:

Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweis' im Sauerüßen, [1]
Fühlt ein unglückselig's Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen,
Habt ihr heilig angelobet;
Dieses ist der Augenblick.

Hatem und Suleika fanden in Heidelberg Zeit und Gelegenheit, in Gesellschaft und auch allein auf dem Schlosse zu verweilen. Einmal zeichnete er ihre Chiffre in morgenländischen Lettern. Nach einem Suleika-Liede geschah dieß „an des luft'gen Brunnens Rand;“ vielleicht an dem Springbrünnchen in der Nähe der Terrasse; denn in dem Erinnerungsliede, das Marianne neun Jahre später dichtete, deutet sie auf Chiffre und Terrasse hin. In Bezug auf diese Niederschrift dichtete Goethe die Zeilen:

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib' ich symmetrische Reime,
Nicht mehr faß' ich sie
In goldne Ranken;
Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet,
Ueberweht sie der Wind; aber die Kraft besteht,
Bis zum Mittelpunkt der Erde
Dem Boden angebannt.

Bei dem letzten Spaziergang, den sie gemeinschaftlich auf dem Schlosse machten, wurden sie durch einen lärmend heranziehenden Doppelschwarm von Studenten und von russischen Soldaten gestört. Daß der Dichter die junge Frau bei dieser letzten Zusammenkunft auf die Stirne oder auch auf

[1] d. h. im Wechsel von Liebes Leid und Lust.

den Mund geküßt habe, wird Niemand in Abrede stellen wollen.[1] Aber der Bericht, welchen Frau E. K. darüber im Jahr 1860 aus dem Munde der befahrten Freundin empfangen haben will, erscheint sensationell ausgeschmückt und leidet sogar, wie die ganze Schrift, an offenkundig unrichtigen Angaben. Marianne soll, auf den Baum Gingo Biloba deutend, gesagt haben: „Dieß ist der Baum, von welchem er mir damals (1815) ein Blatt brach und schenkte und mir dann (vielmehr schon in Frankfurt) das Gedicht machte und zuschickte, du weißt, es steht im Bande VII (soll heißen IV!) seiner Werke im westöstlichen Divan auf der Seite 80 und fängt mit den Worten an: „Dieses Baums Blatt, der von Osten." Es ist nicht wahrscheinlich, daß Marianne, wenn sie ein Gedicht Goethe-Hatems mitsammt der Seitenzahl aus dem Gedächtniß citirte, dazu die Ausgabe von 1840 gewählt habe und nicht etwa das Ehren-Exemplar von 1819, in welchem noch jetzt ein von ihrer Hand eingelegtes Blatt jener Pflanze S. 124 liegt.[2] Uebrigens heißt es unglaublicher Weise in derselben Schrift zwölf Zeilen weiter, das Gedicht Goethe's sei eine Erwiderung auf Mariannens Lied vom Jahr 1824! Beide Angaben sind irrig. (Mariannens Lied geben wir erst zum Jahr 1824 nach ihrer eigenen Urschrift, weil dieselbe dem Brief-Convolut aus dem genannten Jahr beigelegt ist.) Wohl aber nehmen wir die Angabe mit Interesse auf, daß im Schloßgarten ein Gingo-Biloba-Baum die beiden Lustwandelnden lebhaft angeregt habe. Wenn Frau von Willemer im Jahr 1860 mit einem Sonnenschirm nach den Blättern desselben haschte, so mag er wohl noch heute stehen, und es wäre der Mühe werth, ihn den Verehrern Goethe's zu bezeichnen.

Wenige Stunden nach jenem Spaziergang, dessen Datum sich nicht auf den Tag bestimmen läßt, fuhren Willemers nach Frankfurt ab; Goethe und Marianne sahen einander nie wieder. Entweder in Heidelberg oder schon auf der Gerbermühle hatten sie eine Art von Briefen in jener sehr unschuldigen Geheimschrift[3] abgeredet, die er in den Anmerkungen zum

[1] Des ist mir niht bekant.
Doch wil ich niht gelouben, das es wurde lân.
Nibelungen, Str. 293 Lachm.

[2] Wir wissen zudem bestimmt, daß sie daneben die Ausgabe letzter Hand sammt den 15 Bänden des Nachlasses besaß; aus ihr citirt sie brieflich an H. Grimm.

[3] Vergl. im Divan das im Ton triumphirender Freude gehaltene Lied:
„Laßt Euch, ihr Diplomaten" u. s. w.
mit dem Schlusse: Was ich Euch offenbaret,
War längst ein frommer Brauch
Und wenn Ihr es gewahret,
So schweigt und nutzt es auch.

Divan (Kapitel: „Chiffer“) erklärt. Man wählt ein Dichterwerk, das beide Theile besitzen; der Absender bezeichnet nach Seite und Zeile auf einer Karte mit Zahlen diejenigen Stellen, aus welchen der Empfänger sich den Liebesbrief zusammensetzen soll. Das Buch, das Goethe und Marianne wählten, war: „Der Divan von Mohammed Schemseddin Hafis. Aus dem Persischen zum erstenmale ganz übersetzt von Joseph v. Hammer. Stuttgart und Tübingen 1812 und 1813.“ (Zwei Theile.)

Unmittelbar nach ihrem Wiedereintreffen in der Heimath dichtete Marianne ihr Meisterstück, das berühmte Sehnsuchtslied an den Westwind:

Ach um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide;
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich durch die Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes, sanftes Beben
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht, mir sehn uns wieder.

Geh' denn hin zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid', ihn zu betrüben,
Und verschweig' ihm meine Schmerzen.

Sag ihm nur, doch sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Samstag den 30. September fuhr Goethe mit dem Herzog nach Mannheim; am 1. October kam er zurück. Am 3. reiste er mit Sulpiz nach Karlsruhe, wobei er die Verhältnisse des Ehepaars Willemer mit ruhiger Abwägung besprach, auch jene Aeußerung von der Rettung der jungen Frau durch diesen Ehebund fallen ließ. Goethe war damals der Meinung, seine ehemalige Geliebte, Lili, sei noch in Karlsruhe, wo ihr

Gemahl eine Zeit lang dem Finanzministerium vorgestanden hatte. Er irrte sich; Frau Elisabeth v. Türkheim war fünf Monate vorher (6. Mai 1815) in Kraut-Egersheim bei Straßburg gestorben.

Bei der Rückkehr nach Heidelberg fand Goethe Briefe aus Mannheim vor; der Herzog begehrte ihn dorthin, wo eben auch seine Geliebte, die Jagemann (Frau v. Heigendorf), verweilte, und wo gesellige Festlichkeiten veranstaltet wurden. Es ist bezeichnend, daß Goethe sich aus einem seit Monaten genossenen ungezwungenen, heiter bewegten Dasein durch diese Einladung unangenehm aufgeschreckt sah; er fühlte sich nervös angegriffen, sprach von Krankheit und Tod und entschloß sich am 7. October, durch Franken heim nach Thüringen zu reisen; ja er drängte Boisserée, ihm bis Neckarelz und Würzburg das Geleite zu geben.

Am 11. war er wieder in Weimar und sandte noch an demselben Tag an die Bewohnerin der Gerbermühle einen vom 10. datirten Chiffre-Brief mit der einfachen Adresse „Mariannen", über welchen Hermann Grimm berichtet. Mit Hülfe von Hammers Hafis hat Marianne die Auflösung selbst beigeschrieben; sie lautet:

Die Einsamkeit ist schön,
Sobald die Freundin meine Freundin ist.
Aus meinem Kopfe geht
Die Sehnsucht deines Aufenthaltes nicht,
Weil dort das irre Herz
Des armen Fremdlings wie zu Hause ist.
Was brauchet es noch mehr
Vom Herzensbrande einen Commentar?
Er wird ja leicht erkannt
Am Feuer, das in meinen Worten ist.
Und hätte Hafis auch zehn Zungen wie die Lilien, er schwieg',
Den Rosenknospen gleich,
Weil durch die Lieb' sein Mund versiegelt ist. —
Liebe ist ein Zustand,
Dem Leitung nöthig ist. —
Von allen Seiten flogen Pfeile
Von meinem Gebete ab,
Vielleicht daß derselben einer
Doch etwas erzielen wird.
Mein Herz, geduldig trage Alles,
Betrübe dich nicht, weil doch
Zuletzt aus diesem Abend Morgen
Und Licht aus dem Schatten wird. —

Was auch traf von den Leiden der Liebe, das hat mich getroffen;
Vor dem Böſen des Aug's ſchütz' die Geliebte, o Herr! —
Welch ein ſeltener Pfad,
Der Liebe Pfad,
Wo der Sühnende ſelbſt verirrt iſt. —
Hör' mich, bringe dein Herz
Der Schönen dar,
Welche ohne Geſchmeid
Die Schönſte iſt.

Am 18. October bereitete Goethe eine Sendung nach Frankfurt vor, über die er in einem Briefe vom 26. Bericht gibt. Sie enthielt ein Exemplar des Werkes „Buch des Kabus oder Lehren des perſiſchen Königs Kjekjawus für ſeinen Sohn, überſetzt und erläutert von Heinrich Friedrich v. Diez“ (Berlin 1811), mit folgender eigenhändig geſchriebener Zueignung an Willemer: „Dem verehrten Einſiedler am Manne wiedmet dieſes königliche Buch orientaliſcher Weisheit der dankbare Gaſtfreund Hatem. — W. d. 18. October 1815.“ [1] Beigelegt war ein „dichteriſches Blättchen,“ das unter der Aufſchrift „Abglanz“ im Divan mitgetheilt iſt. Es liegt uns in derſelben Form wie die bisher erwähnten vor, mit klaren, großen Zügen auf einen halben Bogen grünen Papiers geſchrieben [2] und in einen zweiten halben Bogen eingeſchlagen, der die Inſchrift trägt: „Der lieben Kleinen.“

Um dieſe Zeit langte die erſte Chiffre-Zuſchrift Mariannens bei Goethe an, der die ſinnvoll zuſammengereihten Citate in ein ſchönes Gedicht umſetzte. Als nach des Dichters Tod Marianne ihre Briefe an ihn zurück erhielt, legte man dieſes Gedicht nicht bei, offenbar weil es nicht von ihrer Hand, ſondern von Goethe geſchrieben oder dictirt war; erſt ſpäter wurde es ihr zugeſchickt. Es lautet in der Form, die ihm Goethe in den Erläuterungen zum Divan gegeben hat, alſo:

[1] Das Exemplar iſt jetzt im Beſitze des Herrn B. v. Loeper, der durch Gründlichkeit und Scharfſinn unter den Goetheforſchern einen erſten Rang einnimmt und durch Erläuterung des Divans noch beſondere Anſprüche auf unſeren Dank hat.

[2] In Wiesbaden hatten im Juli 1815 einige junge Mädchen dem Oberlehrer Delaspée einen Glückwunſch zugedacht; ſie wandten ſich an Goethe mit der Bitte, ihre Proſa in Verſe zu bringen, und legten ihm dazu ein Blatt von kleinem Format vor. Er gab ihnen einen freundlichen Verweis: „man müſſe ſtets auf einem großen Stück Papier beginnen; der enge Raum beenge auch die Gedanken.“ Uebrigens ſchrieb er das Gedicht und fügte ſogar ein ſinnreiches Ornament bei. Vgl. Die Monatſchr., I, 287; Bonn 1875.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETAE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03750/114

Dir zu eröffnen
Mein Herz verlangt mich.
Hört' ich von deinem,
Darnach verlangt mich.
Wie blickt so traurig
Die Welt mich an.

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur
Und sonsten keiner,
Und keine Feindspur.
Wie Sonnenaufgang
Ward mir ein Vorsatz.

Mein Leben will ich
Nur zum Geschäfte
Von seiner Liebe
Von heut' an machen.
Ich denke seiner,
Mir blutet's Herz.

Kraft hab' ich keine,
Als ihn zu lieben
So recht im Stillen.
Was soll das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

Dieses Gedicht sandte Goethe am 4. März 1816 an Zelter; doch heißt hier der Schluß der zweiten Strophe: „Wie Morgenkerzen ward mir mein Vorsatz."

Noch einen Brief in Chiffern richtete Goethe an die Freundin; das Formular, auf einer Visitenkarte mit Goldschnitt aufgezeichnet, hat Hermann Grimm in seinem Aufsatz mitgetheilt; bei Düntzer findet man die Auflösung, welche Verse von hoher Schönheit, aber offenbar nur das Schema einer begeisterten Verherrlichung der Geliebten ohne nähere Beziehung enthält. Es beginnt mit den Zeilen:

Leicht ist die Lieb' im Anfang,
Es folgen aber Schwierigkeiten. —
Wünschest du Ruhe, Hans,
Folge dem köstlichen Rath:

Willſt du das Liebchen finden,
Verlaß die Welt und laß ſie gehn. —
Des Sinnes, dich zu ſchauen, kam
Mein Geiſt auf meine Lippen:
Soll er entfliehn? Soll er zurück?
Was iſt dein Herrſcherwille? —
Was nützet die Enthaltſamkeit
Dem, der dein Auge ſah?
Viel beſſer iſt's, die Nüchternheit
Dem Trunknen nicht verkaufen.
Mein träges Glück, das lange ſchlief,
Iſt endlich aufgewachet:
Der Schimmer deines Angeſichts
Hat ihm ins Aug' geblitzet.
Der Oſtwind bringt mir einen Strauß
Vom Roſenbuſch der Wangen,
Vielleicht wird mir dann ſein Geruch
Vom Staube deines Gartens. —
Meiner Hand iſt das Herz entfloben, ihr Herzenbeſitzer;
In der Geliebten Hand werden Steine zu Wachs. —
Sage, Morgenwind, mit Schmeicheln
Jener lieblichen Gazelle:
Auf die Berge, in die Wüſten
Hat die Liebe mich getrieben. —
Wüßte der Verſtand, wie ſelig
Herzen in den Locken ruhen,
O, es würden die Verſtändigen
Unſrer Bande wegen närriſch.
Einen Vers vom Schönheitskoran
Hat mir dein Geſicht enthüllet;
Deßhalb athmen meine Verſe
Hohe Schönheit, reine Anmuth.

Schließlich erwähne ich noch, daß Frau von Willemer mehreren Freunden mittheilte, ein „Wechſelgeſang" im Divan beziehe ſich auf den Hergang, wie Goethe ihr „Bißchen Talent" entdeckt habe. Es kann damit nur jenes Geſpräch gemeint ſein, das mit den Worten beginnt: „Kaum daß ich dich wieder habe." Die Analogie liegt darin, daß Goethe bereits wußte, Marianne verſtehe es ganz wohl, einen leichten geſelligen Scherz in anmuthige Verſe zu bringen, mit Anlehnung an eine bereits vorgebildete Tonart, daß er aber beim Verweilen auf der Gerbermühle mit Staunen fand, wie ſie auch ſelbſtändig, tief, innig und gedankenreich zu

dichten wußte. Eine ähnliche Entdeckung macht Hatem; von Eifersucht bewegt, fragt er ängstlich die Geliebte, ob sie etwa einen bedeutenden lebenden Dichter kennen gelernt und dessen Weise sich angeeignet habe; Suleika erwidert:

War Hatem lange doch entfernt!
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war sie so schön gelobt,
Da hat die Trennung sich erprobt.
Wohl, daß sie dir nicht fremde scheinen:
Sie sind Suleika's, sind die deinen.

5.

Goethe an Willemer.

Das Reserve-Bataillon iſt in ſchönſter Ordnung angekommen, und hat ſich gefreut von ſeinen Vorgängern noch die vollen zwey Drittheile in den Kaſematten der Feſtung vorzufinden. Sie ſehen daß die Mäßigkeit hinter dem 51ſten Grade zu Hauſe iſt, und daß unſere Dankbarkeit mehrere Jahre auf dieſem Schatze ruhen wird. — Daß Sie Ihr Werk ſo glücklich vollendet,[1] freut mich unendlich, es iſt ſogar wünſchenswerth, daß man etwas, was gleichſam überreif in uns geworden, auf eine tumultuariſche Weiſe los werde. Ich erwarte es mit Vergnügen; mögen Sie mir nicht die Aushängebogen ſchicken? denn auch das Ernſteſte hat als Novität einen frohern Anſtrich.

Nun muß noch etwas Luſtiges erzählen: Es liegt ſchon lange ein kleines Gedicht für Sie und die lieben Ihrigen bey mir fertig, die Leute ſagen, es ſey nicht übel gerathen, und doch kann ich es nicht fortſchicken. Sie rathen die Welt durch und finden die Urſache nicht. Ich werde mir alle Mühe geben, es bald vom Stapel zu ſchaffen. Möge es doch zugleich mit endlicher Friedensberuhigung bey Ihnen eintreffen. Leben Sie tauſendmal wohl mit Gemahlin und Kindern und was daraus folgt.

Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwey Querfinger vom Tode. Jetzt iſt ſie wieder auf den Beinen, da mich der ſchreckliche Catharr ſeit vier Wochen heimſucht.

[1] Bezieht ſich auf Willemers „Bruchſtücke zur Menſchen- und Erziehungskunde; des theoretiſchen Theils fünfter und letzter Abſchnitt.“ Frankfurt, Andreä, 1815.

Werde ich denn wohl das alles, bey einem ſchönen Oberrader Sonnenuntergang hinter mich werfen und vergeſſen? Behalten Sie mir ein freundliches Andenken.

Herzlich ergeben

Weimar d. 3ten April. 1815.

Goethe.

6.

Goethe an Willemer.

Heute traf alles zum ſchönſten zuſammen, denn eben als ich die Möglichkeit vor mir ſah das verſprochene Gedicht nächſtens abzuſenden, kommt Ihr gehaltreiches Packet an, und, durch eine ziemlich natürliche Ideen-Verbindung, tranken wir zu Mittag, an unſerem Familientiſchlein, im köſtlichſten Elſer Ihre und der liebwerthen Kleinen erwünſchte Geſundheit.

Was ich mir aus Ihren Heften (welche nur der Form, nicht dem Inhalte nach, Bruchſtücke ſind) gern verdeutlicht habe, iſt die Uebereinſtimmung des gemeinſamen Zweckes, dem wir beiderſeits entgegen gehen. Diejenigen unholden Figuren mit denen Sie kämpfen, ſind auch meine Widerſacher, da wo Sie ſich begründen iſt auch die Region wo ich meinen Grund ſuche.

Nun tritt aber die Differenz hervor! denn indem Sie nach dem Allgemeinen ſtreben, muß ich, meiner Natur nach, das Beſondere ſuchen. Meine Tendenz iſt die Verkörperung der Ideen, Ihre die Entkörperung derſelben, und in dieſer umgekehrten Operation liegt gerade unſer Gemeinſames.

Ich erwarte recht mit Verlangen wie die Jenenſer ſich darüber vernehmen laſſen. Es finden ſich in unſerer Zeitung auch neuerlichſt trefflich einſichtige Recenſionen: wie, zum Beiſpiel Nr. 61 und 62. die heilige Kunſt oder die Kunſt der Hebräer, von Anton Gügler recenſirt worden, wo uns die Ueberſicht, die wahre Schätzung, die Gabe trübe Stellen aufzuklären, und die mangelhaften zu ergänzen, durchaus zur Bewunderung hinreißt.

Der April eilt zu Ende; in sechs Wochen sollte ich, von rechtswegen, schon wieder in Ihrer Nähe seyn, indeßen ist es gerade jetzt, wo jedermanns Verstand still steht, wohl zu entschuldigen wenn man mit Entschlüßen zaudert. Die Meinigen grüßen zum allerschönsten, das räthselhafte Gedicht will ich einem Meßfreunde anvertrauen.

Mit aufrichtigen Wünschen,

W. d. 24. April. 1815.

Goethe.

7.

(Eigenhändig.)

Goethe an Willemer.

(Aus Wiesbaden.)

Endlich darf ich hoffen, verehrter Freund, bey Ihnen einzutreffen. Sehr leid hat es mir gethan Sie am 21ten Juli versäumt zu haben. Nächsten Sonnabend, den 12ten hoffe bey Ihnen anzuklopfen. Da aber manches Hinderniß begegnen könnte bitte nicht allzuentschieden meiner zu warten. Mehr nicht! Laßen Sie mir die Freude mündlich auszusprechen wie sehr ich Ihnen verbunden bin. Die schönsten Grüße den lieben Ihrigen.

treu ergeben

Wsd. d. 7. Aug. 1815.

Goethe.

8.

Goethe an Willemer.[1]

Daß ich, theurer, verehrter Freund, immer um Sie und Ihre glücklichen Umgebungen beschäftigt bin, ja Ihre selbstgepflanzten Haine, das flüchtig gebaute und doch dauerhafte Haus, lebhafter als in der

[1] Auch dieser ganze Brief eigenhändig.

Gegenwart sehe und mir alles Gute Liebe, Vergnügliche, Nachsichtige wiederholt wiederhole, werden Sie an sich fühlen, da ich gewiß aus jenen Schatten nicht vertrieben werden kann, und Ihnen oft begegne. Hundert Einbildungen hab' ich gehabt: wann? wie? und wo? ich Sie zum erstenmal wiedersehen würde; da ich noch bis gestern Beruf hatte, mit meinem Fürsten, am Rhein und Mayn, schöne Tage zu verleben, ja vielleicht jene glänzende Jahresfeier auf dem Mühlberg zu begehen.

Nun kommts aber! und ich eile, über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkühr und Wiederstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um deso reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann die ich verlaße.

Doch das ist schon zuviel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verläugnet, den ich auch nicht auftrage, sondern lieber schließe.

Herzlichen Dank für alles Gute und Liebe. Doch dieser Dank wäre nicht der rechte wenn er nicht eine Schmerzensform annähme. Das werden Sie, Herzenskündiger, zu vermitteln wißen. Wie denn billig diese Worte an die zwey gerichtet sind, die man beneidenswerth glücklich verbunden sieht.

Heidelb. d. 6. Octbr. 1815.

G.

9.

Goethe an Willemer und Frau.[1]

Als der gute Sulpicius mich in Würzburg verlies und ich mich auf den weiten fränkischen Stoppelfeldern unter hasenjagenden donischen Cosacken allein sah, hätte ich meine beschleunigte Rückreise gewiß bereut, wenn nicht die Nothwendigkeit derselben mir vor Augen gewesen wäre, noch mehr aber die Gewißheit mich beruhigt hätte daß ich den Freunden so wie sie mir immer gegenwärtig wäre.

Wie angenehm hat mich daher das Protokoll von 18ten Octbr. überrascht, welches, in so bedeutendem Augenblick, von so lieber

[1] Der ganze Brief eigenhändig.

Hand verfaßt, mir die Freuden des vorigen Jahrs, das Glück des jetzigen unmittelbar wieder zu Herz und Sinn brachte. Auch die von Anfang der Welt sich herschreibende Jahrzahl hat ihre Wirkung nicht verfehlt und ich hoffe wir wollen immer so fortrechnen.

Wie ich voraussehen konnte, waren die Tage seit meiner Ankunft am 11ten bis heute den 25ten sehr unruhig. Das Theater fand ich erschüttert auf einen Grad daß der Philosoph am Mayn es doppelt und dreyfach verwünschen würde. Vor der Abreise des jungen Hofes gab es hunderterley Beredungen, Aufträge und Bestellungen, nicht weniger häufige Besuche russischer Magnaten und Schönheiten; wie denn heute die Untergötter, Baskiren, Cosacken u. dergl., das Bischen Herbstluft vor sich her nach Norden zu treiben scheinen.

Am 18ten fuhr ich mit Freund Meyer auf unsre Hügel, um die Feuer welche auf Thüringens Höhen, zwar nicht so reichlich und prächtig als am Mayn, aber doch ganz anständig und fröhlich brannten, im Ganzen zu überschauen; da vergegenwärtigte ich mir die Freunde und die über Frankfurts Panoram so zierlich aufpunctirten Flämmchen, und zwar um so mehr als es gerade Vollmond war, vor dessen Angesicht Liebende sich jedesmal in unverbrüchlicher Neigung gestärkt fühlen sollen.

Das Buch Kabus kommt mit dem Postboten. Diesem Weisheitsbuche ist ein Dichterisches Blättchen[1] beygefügt, dem Divan entnommen, welcher um viele Glieder gewachsen ist. Ich schickte mehr, wenn ich nicht bedächte daß es wohl besser sey diese Novitäten einige Monate aufzuheben, damit man, bey erneuter Gegenwart, auch wieder mit neuen Gaben vor den Freunden erscheinen könne.

Nun das herzlichste Lebewohl. Die schönsten Grüße an die liebe Rosette und die sämmtlichen Kinder. Hat denn die ernste Vorsteherinn mir gar nichts mitzutheilen? Die Angelegenheiten des Vereins sind auch im Norden sehr wichtig.

Möge es Allen recht wohl ergehen.

W. d. 26. Octbr. 1815.

Goethe.

[1] Das Gedicht „Abglanz“

10.

Abglanz.

Ein Spiegel, er iſt mir geworden,
Ich ſehe ſo gerne hinein,
Als hienge des Kaiſers Orden
An mir mit Doppelſchein;
Nicht etwa ſelbſtgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin ſo gerne geſellig,
Und das iſt hier der Fall.

Wenn ich ſo vorm Spiegel ſtehe
Im ſtillen Wittwerhaus,
Gleich guckt, eh ich mich verſehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verſchwand ſie, die ich ſah;
Dann blick' ich in meine Lieder,
Gleich iſt ſie wieder da.

Die ſchreib' ich immer ſchöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Krittler und Verhöhner,
Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet ſich nur,
In goldnen Roſenranken
Und Rähmchen von Laſur.

Auf der Umlage des Gedichtes befindet ſich die Aufſchrift: „Der lieben Kleinen.“ Die Abweichungen vom Gedicht im „Divan“ ſind durchaus geringfügig: Strophe 2, Zeile 1 ſteht dort: „Wenn ich nun vorm Spiegel ſtehe.“

11.

Goethe an Willemer.

Herr Doctor Schloſſer wird Ihnen, verehrter Freund, eine kleine Aſſignation von 56 fl. 34 kr. vorlegen, um beikommenden caſſirten Schein zu ſaldiren. Verwundern Sie Sich nicht, wenn ich, Ihres edlen Anerbietens gedenkend, gelegentlich mit einem größeren anklopfe. Dem gegenwärtigen Schreiben folgt zunächſt eine Mappe an Mad^me^ Städel addreſſirt, möge ſie zum heiligen Chriſtfeſt anlangen.

Dem lieben kleinen Criticus,[1] der ſeinen Autor ſo ſorgfältig ſtudirt und, emſiger als die größten Philologen, alle die Umſtände zu entziffern ſucht, die zum Verſtändniß der wunderlichen Werke dienen können, ſagen Sie meinen herzlichſten und treulichſten Gruß, mit dem Vermelden, daß der 16te nicht fruchtlos vorüber gegangen, wovon jene obgedachte Sendung einiges Zeugniß geben werde. Des Herrn Miniſter von Stein Excellenz empfehlen Sie mich zum allerangelegentlichſten.

Der zu früh abgeſchiedene Bildhauer Weiſer, hat meine letzte Büſte verfertigt. Ein Abguß davon ſteht im Brönnerſchen Laden. Im Fall ſie bey Beſchauung und Prüfung Beyfall erhält, ſo kann ich mit einigen Abgüſſen aufwarten. Die Formen ſind nach ſeinem Tode in den Händen des Induſtrie-Comptoirs.

[2] Die liebe Kleine nicht am Klavier denken zu können iſt mir ſehr peinlich. Wie glücklich ſind Sie, zu ihrer Erheiterung allerley Liebes und Gutes anwenden zu können.

Tauſend Grüße!

W. d. 18. Dez. 1815.

G.

[1] Mariannen.

[2] Von hier bis zum Schluß eigenhändig.

Ja! Lieben iſt ein groß Verdienſt!
Wer findet ſchöneren Gewinnſt? —
Du wirſt nicht mächtig, wirſt nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, ſo gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Aſra reden. —
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen alle kennen.
Was ſie gethan, was ſie geübt
Das weiß kein Menſch! Daß ſie geliebt
Das wiſſen wir: Genug geſagt!
Wenn man nach Wamik und Aſra fragt.

Nicht weniger iſt dieſes Buch geeignet zu ſymboliſcher Abſchweifung, deren man ſich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geiſtreiche Menſch, nicht zufrieden mit dem was man ihm darſtellt, betrachtet alles was ſich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geiſtiges Leben ſich ſchalkhaft-eigenſinnig verſteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken. Verfahrt hier der Dichter mit Bewußtſeyn und Maaß, ſo kann man es gelten laſſen, ſich daran freuen und zu entſchiedenerem Aufſluge die Fittige verſuchen.

Buch der Betrachtungen erweitert ſich jeden Tag demjenigen der im Orient hauſet; denn alles iſt dort Betrachtung, die zwiſchen dem Sinnlichen und Ueberſinnlichen hin und her wogt, ohne ſich für eins oder das andere zu entſcheiden. Dieſes Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, iſt von ganz eigner Art; es widmet ſich nicht allein der

12.

Gedicht aus dem Divan

auf einem mit blauem Rande geschmückten Octavblatt; auf der Umlage die Aufschrift: „An Mariannen." Eigenhändig. [1]

Mir will es finster bleiben,
Im vollsten Mondenlicht,
Ich mag nicht singen, schreiben
Und trinken mag ich nicht.

Wenn Sie mich an Sich lockte
War Rede nicht im Brauch
Und wenn die Zunge stockte,
Stockt nun die Feder auch.

Nur zu! geliebter Schencke!
Den Becher fülle still.
Ich sage nur Gedencke!
Man weis schon was ich will.

D. 16. Dec. 1815.
Mitternacht.

Hatem.

[1] Wegen der bedeutenden Varianten und der Unterschrift hier eingerückt. — Das Gedicht ist dem Brief vom 18. December beigelegt.

Anhang zum Jahr 1815.

I.

Die Verse Goethe's zu Bildern aus den Rheinlanden.

Josette Städel hatte zu jener schönen Geburtstagsfeier (1815), derer Goethe bis an sein Ende mit dankbarer Freude gedachte, eine Grabstichelarbeit im Aquatinta gefeiert, welche Frankfurt mit seinem „ungeschickten Pfarrthurm“ und der alten Brücke darstellte, ungefähr wie es sich von der Gerbermühle her ausnimmt.[1] Von diesem Blatt erhielt der Gefeierte sogleich fünf und später noch zwanzig Exemplare, deren er eine Anzahl, der Gewohnheit seines höheren Alters gemäß mit Denkversen versehen, an Freunde verschenkte: einige wie er sie erhalten, also farblos, in röthlichem oder schwarzem Umriß, andere leise colorirt. Zu den ersteren gehört dasjenige, dessen Unterschrift am meisten verbreitet geworden; Goethe widmete es dem vielgereisten Geheimerath v. Gerning, der sich auch als Verfasser eines Lehrgedichtes über den Taunus und seine Heilquellen bekannt machte.[2] Goethe setzte darunter die Widmung:

Fluss und Ufer, Land und Höhen
Rühmen seit geraumer Zeit
So dein Kommen, so dein Gehen,
Zeugen deiner Thätigkeit.

Weimar, d. 5. Mai 1816.

Goethe.

1 Vgl. die sorgfältigen Angaben in Flugblatt 24 und 25 des Freien deutschen Hochstiftes, 1864, deren Werth ich dankbar anerkenne, wenn ich auch in einem wesentlichen Punkte nicht der Meinung des Verfassers sein kann.

2 Die Heilquellen am Taunus, Leipzig 1813 und 14.

Ein anderes colorirtes Exemplar erhielt Graf Reinhard, mit der Unterschrift:

Hier sah ich hin, hier sah ich zu
Nach liebevoller Weise,
Die fernen Lieben, Du, auch Du,
Sie lebten froh im Kreise.

Goethe sandte dasselbe dem befreundeten Staatsmann am 26. Februar 1816 mit der Erläuterung: „Beiliegendes Bild zeigt Ihnen den Ort, wo ich mit Sulpiz Boisserée einige Zeit gewohnt habe."

Ein drittes Blatt endlich erhielt Sulpiz, ein viertes Frau Rosette selbst, beide Blätter mit dem Vers:

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst ins Weite, dann zu Schranken;
Aus dem Wilden, hold und mild,
Zeige sich das wahre Bild.

Noch zu Ende des Jahres 1828, als Frau des designirten Bürgermeisters Thomas, knüpft sie in einem Brief an Sulpiz, worin sie diesem zur Vermählung mit Mathilde Rapp Glück wünscht, ihre Betrachtungen an diesen Spruch.[1]

Von denjenigen Zuschriften, zu welchen Goethe leicht colorirte Blätter der Zeichnung Rosettens verwandte, sind uns zwei bekannt geworden. Das eine davon, wahrscheinlich der Frau Scharff angeeignet, befindet sich im Besitz ihres zu Darmstadt lebenden Sohnes; das beigeschriebene Distichon wurde nach zuverlässiger Angabe bereits in der weimarischen Gesellschafts-Schrift „Chaos" abgedruckt, welche seit 1829 unter der Leitung der Frau Ottilie v. Goethe herausgegeben wurde; die erste Nummer derselben erschien mit einem Prolog von Holtei an des Dichters achtzigstem Geburtstag. Das Distichon lautet:

„Als die Tage noch wuchsen, gefiel das Leben mir wenig;
Nun, abnehmend mit Eil', könnten gefallen sie mir.

Zum Andenken des 28. August 1815.

Goethe."

[1] Sulpiz nimmt an, Goethe selbst habe die Vervielfältigung besorgen lassen; II, 112.

Ein anderes colorirtes Exemplar verehrte Goethe seinem Secretär Kräuter; bei dem Sohne desselben sah es Hr. Dr. Volger im Jahr 1864. Der Zeichnung liegt auf besonderem Zettel folgende, in den Werken abgedruckte Inschrift von des Dichters eigener Hand bei:

Grossen Fluss hab' ich verlassen,
Einem kleinen mich zu weyhn;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen sein.

Weimar, d. 15. Jan. 1827. Goethe.

Nun aber bestellte Goethe bei dem tüchtigen Maler und Stecher Anton Radl aus Wien, dem Lehrer Rosettens, zwei andere landschaftliche Zeichnungen: Frankfurt von der Gerbermühle aus und die Gerbermühle von der Frankfurter Seite aus gesehen. Von diesen trefflich ausgeführten Bildchen hat also das erstgenannte denselben Vorwurf, wie Rosettens weit schwächere Zeichnung. Goethe hatte die Absicht, beide Blätter der Herzogin von Cumberland zum Andenken an jenen Besuch zu übersenden; doch nach seiner Gewohnheit ließ er sie jahrelang, ja ein Jahrzehnt lang liegen, indem er auf Gelegenheit wartete, der Sendung durch eine weitere Zugabe erhöhten Werth zu verleihen. Diese fand sich, als im Jahr 1823 ein Berliner Künstler, Professor F. Rösel, den Hof des Goethehauses in Frankfurt mit dem darin befindlichen Brunnen nach der Natur zeichnete und das Blatt von W. Rabe ätzen ließ. Einige Exemplare sandte Rösel dem Dichter zum Geburtstag 1825 durch Zelters Vermittlung; und eines derselben legte Goethe den zwei Bildchen von Radl bei, mit jenen Strophen, die er fast gleichzeitig einem für Klinger bestimmten Abdruck anfügte, und deren eine mit den für Herzogin Friederike so passenden Worten beginnt: „An diesem Brunnen hast auch du gespielt." [1]

So war denn endlich die Sendung fertig. Um den Bezug jedoch zu verdeutlichen, schrieb Goethe unter das eine Blatt, worauf Stadt und Brücke zu sehen sind, den Vers:

Wohlerleuchtet, glühend milde,
Zog der Fluss im Abendschein.
Ueber Brück' und Stadtgebilde
Finsternisse sanken ein.

am 15. August 1815.

[1] Einen dritten Abdruck erhielt Herzog Georg von Mecklenburg, Bruder der Prinzessinnen Friederike und Luise, der ebenfalls in den Kinderjahren einige Tage im Goethehaus verweilt hatte.

Das andere Blatt enthielt die Beischrift:

Doch am Morgen ward es klar.
Neu begann's umher zu grünen
Nach der Nacht, wo jenes Paar
Sternengleich uns angeschienen.

d. 16. August 1815.

Auf einen beigelegten Briefbogen schrieb Goethe noch die Widmung: „Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen Friedriken Herzogin von Cumberland Königliche Hoheit zu dauerndem Andenken des unerwartet beglückenden Nachtbesuchs." Diese Widmung ist „Weimar den 11. Juni 1826" datirt; am 18. fügte der Dichter noch eine Erläuterung in Prosa bei, welche sich auf die Oertlichkeit, namentlich auf die jetzt nicht mehr vorhandene Treppe an der Balustrade bezieht.

Ein Exemplar dieser zweiten Radl'schen Landschaft (nicht aber der von Frau Städel ihm gewidmeten Zeichnung) sandte Goethe im Jahr 1816 dem Freunde Willemer mit der Beischrift:

Also lustig sah es aus,
Wo der Main vorüberfloß,
Als im schmucken Hain und Haus
Festlich Eilfer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht;
Denn das heißt genießen,
Wenn zu Fest- und Flußespracht
Tausend Quellen fließen.

Hinter das „Denn" der zweiten Strophe hat Düntzer unnöthigerweise ein Fragezeichen gesetzt; die Motivirung ist doch klar genug.[1] Dieselben Strophen erhielt übrigens auf einem Bildchen vom Main Frau v. Riebeckr, geb. v. Fritsch (s. Biedermann zu Goethe's Gedichten S. 39).

Außerdem hat Goethe, was wenig bekannt ist, auch einige Blätter von Christian Georg Schütz, den man zur Unterscheidung von dem oben Genannten „der Neffe" zu nennen pflegt, als Geschenke verwandt. Die Rhein-Ansichten dieses Künstlers, denen er auch Landschaften von der Bergstraße anreiht, erschienen im Jahr 1814 und fanden damals, da man nach den Kriegsjahren sich mit erneutem Eifer dem Besuch des Rheins

[1] Wir gedachten ferner Freunde, weil man zum Festgenuß Alles aufbietet, was ihn erhöhen kann, wie zur Pracht des Flusses alle Quellen mitwirken.

hingab, den höchsten Beifall; im Morgenblatt wurden sie von Haug besungen und Goethe rühmt von ihnen: „Das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgetheilt oder wieder erweckt.“ Dasjenige Blatt, welches Frau v. Willemer zum Andenken erhielt, stellt das Innere der Burg Windeck bei Weinheim an der Bergstraße vor, mit der beigedruckten Unterschrift: „C. G. Schütz le neveu“ und der eigenhändig von Goethe geschriebenen Widmung:

Siehst du das wie ich es sah.
Du magst bleiben oder gehn.
Lieb und Freundschaft ist dir nah
Und ein freudig Wiedersehn.[1]

Für unseren Gegenstand das merkwürdigste Blatt ist eine bei Herrn Scharff in Darmstadt befindliche Abbildung des Altans vom Schlosse zu Heidelberg, die ausdrücklich als „Originalzeichnung von Goethe“ bezeichnet und von ihm eigenhändig mit der aus den Werken bekannten Unterschrift versehen ist:

An die Stelle des Genusses
Trete Bildchen milden Scheins
Zur Erinnerung des Flusses,
Der Terrasse, dieses Hains.

Man erinnert sich, daß Hatem im Divan zu Suleika spricht:

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain,

sowie daß er auch sonst der Gerbermühle einen „Hain“ zuspricht; man kann jedoch aus unserm Bildchen schließen, daß das Schloß zu Heidelberg ihm als Schauplatz der Liebe zu seiner Dichterin nicht minder gegenwärtig war. Neun Jahre später schrieb Frau v. Willemer in Heidelberg die Zeilen:

Auf der Terrasse hochgewölbten Bogen
War eine Zeit sein Kommen und sein Gehn,

[1] Der Vers wurde bei anderer Gelegenheit auch unter eines der Frankfurter Bilder gesetzt mit der Ueberschrift „Aussicht“ und mit starker Variante: „Siehst du das, wie ich es sag, Wohnst du so, wie ich gewohnt, Lieb' und Freundschaft ist dir nah Und ein jeder Tag beeint.“

was wiederum an Goethe's Ausspruch erinnert:

Von Suleika zu Suleika
Ist mein Kommen und mein Gehn.

Uebrigens passen Mariannens Worte mehr auf die Oertlichkeit, die man zu Heidelberg die „Terrasse" nennt, als auf den „Altan," den Gegenstand von Goethe's Zeichnung. Von der letzteren besitzt Herr Scharff auch einen illuminirten, dazu mit einigen Figürchen als Staffage versehenen Abdruck, der die Unterschrift trägt: G. Schütz le neveu.

Zum Schluß erinnern wir noch daran, daß Goethe ein Frankfurter Landschaftsbildchen der Familie Brentano verehrte, die ihn auf ihrem Landgute zu Winkel im Rheingau beherbergt hatte; er setzte den Vers bei:

Wasserfülle, Landesgröße,
Heitrer Himmel, frohe Bahn!
Diese Wellen, diese Flüsse
Landen auch in Winkel an.

Das Blatt, welches mit diesen Zeilen geschmückt wurde, war, wie man uns versichert, eines der beiden Radl'schen.

II.

Fürst Metternich an Goethe.

Kaiser Franz hatte am 28. Juni 1815 von Speyer aus durch Handbillet verfügt, daß Goethe das Commandeurkreuz des Leopold-Ordens erhalten sollte. Die Nachricht von dieser Auszeichnung erhielt der Dichter zu Wiesbaden, die Decoration selbst aber im Willemer'schen Haus, und zwar mit folgendem Schreiben des Fürsten Metternich:

Paris, den 16. Juli 1815.

Se. k. k. apostolische Majestät, mein allergnädigster Herr, haben aus höchst eigener Bewegung geruht, Denenselben durch ein Handbillet, d. d. Speyer vom 28. Juni, das Commandeurkreuz des kaiserlichen Leopold-Ordens zu ertheilen. Indem ich anliegend Denenselben die Decorationen dieses Ordens zu übermachen die Ehre habe, benütze ich die Gelegenheit

dieſer ehrenden Anerkennung Ihrer ausgezeichneten Verdienſte um die deutſche Sprache und Literatur, um Denenſelben den Ausdruck meiner perſönlichen Hochachtung zu erneuern.

Mögen Ew. Hochwohlgeboren auf Ihrer langen und ruhmvollen Laufbahn eine beſondere Belohnung deſſen, was Sie für die Ausbildung des Geiſtes und die Veredlung des Geſchmacks in Deutſchland geleiſtet haben, darin finden, daß Se. k. k. Majeſtät unter dem Drange der Geſchäfte und unter der unausgeſetzten Sorge für das Glück Ihrer Völker, in Allerhöchſt-ihrem Hoflager dieſe Auszeichnung zu beſchließen geruhten.

Fürſt v. Metternich.

Das Jahr 1816.

Das Jahr 1816 iſt an Briefen ärmer, als das tief und lebhaft bewegte Vorjahr erwarten ließe. Doch zeigt ſich manche Spur, daß Grüße und kleine Sendungen vielfach gewechſelt wurden; das Gedicht „Alſo luſtig ſah es aus“ langte wahrſcheinlich bald nach Anfang des Jahres im Rothen Männchen an. Das ſchöne Trennungslied aus dem Divan, das mit den Worten ſchließt: „Für Liebende iſt Bagdad nicht weit“ fällt auf den 31. Januar.

Am 6. Juni ſtarb Goethe's Gemahlin, in den vorliegenden Briefen findet ſich keinerlei Hindeutung auf den Todesfall.

Des Dichters rheiniſche Freunde, außer dem „Müller“ und der „Müllerin“ insbeſondere noch die Familie Schloſſer und Sulpiz Boiſſerée, hegten die frohe Hoffnung, Goethe werde im Sommer 1816 die dritte Rheinfahrt unternehmen. Er trat wirklich am 20. Juli mit Hofrath Meyer die Reiſe an, die aber ſchon nach zwei Stunden durch einen Sturz des Wagens unterbrochen und nie wieder begonnen wurde. Es war Goethen nicht beſchieden, in „Kunſchtmeyers“ Geſellſchaft ſeine Stellung zur mittelalterlichen Malerei und Baukunſt feſter zu begründen. Bald nachher begab er ſich nach dem kleinen Bade Tennſtedt, wo er etwa ſieben Wochen verweilte und auch ſeinen Geburtstag abhielt. Meyer aber kam im folgenden Jahr nach Heidelberg und „legte vor den Werken der verkannten Künſtler ſeine Beichte ab.“

Willemer ſetzte in dieſem Jahr ſeine Theaterpolemik zur Seite und miſchte ſich als Schriftſteller in die Verhandlungen über die Neugeſtaltung ſeiner Vaterſtadt und des geſammten Deutſchlands. In dieſen Kämpfen zeigte er einen kräftigen, unabhängigen Sinn. Zum Theil bezieht ſich ſeine Polemik auf ſtädtiſche Beſteuerung; hierher gehört die Schrift: „Willemer an Herrn Schöff von Fichard (den hochverdienten Frankfurter

Geschichtsforscher), zu welcher er im folgenden Jahr einen Nachtrag herausgab. In einem Sendschreiben „an Herrn Doctor Martin Starck“ bekämpft er den sonderbaren Vorschlag desselben, auch das künstlerische und wissenschaftliche Talent zu besteuern, und fragt ihn: „Wie viel hätte dann unser großer Landsmann Goethe zu entrichten?“ Willemer citirte damals besonders gern den verpönten rheinischen Merkur und zeigte sich überhaupt als Gesinnungsgenosse von Görres; so in den drei Schriften: „Ueber Preßfreiheit;“ „Teutschlands Erwartungen“ und „Teutschlands Hoffnungen im Gefolg der Pariser Convention vom 26. September 1815,“ (der heiligen Allianz) welche sämmtlich 1816 in der Andreä'schen Buchhandlung erschienen. In der ersten dieser Schriften entwickelt er seine später oft von ihm wiederholte Ansicht, die Preßfreiheit sei auch den Regierungen nützlich, indem durch Aussprechen der freien Meinung der Brennstoff sich entladen und die Gegensätze an Schroffheit verlieren würden: „das Wort erleichtert.“ Er fügt noch das Argument bei: „Hätte der Verfasser von Werthers Leiden nicht zur Feder seine Zuflucht genommen, er lebte vielleicht nicht mehr.“

Unter diesen Umständen darf es um so mehr hervorgehoben werden, daß Willemer gegen Jahresschluß in den österreichischen Adelstand erhoben wurde. Das gegenwärtig in Darmstadt aufbewahrte prächtige Diplom ist vom 2. December 1816 datirt und von Kaiser Franz I. unterzeichnet; als Wappensinnbild ist dem neu Geadelten ein Schiff mit gespannten Segeln verliehen. Uebrigens setzte er nur selten das „von“ vor seinen Familiennamen.

Klugheit, obgleich diese die stärksten Forderungen macht, sondern es wird zugleich auf jene Punkte geführt, wo die seltsamsten Probleme des Erde-Lebens strack und unerbittlich vor uns stehen und uns nöthigen dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Rathschlüssen die Kniee zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religioses Gesetz auszusprechen.

Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachsen, so erlaubt man auch wohl diesem das gleiche Recht. Erst müssen sich anmuthige, liebevolle, verständige Zuthaten versammeln, eh die Ausbrüche des Unmuths erträglich seyn können. Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies. Dagegen ist der Unmuth stets egoistisch, er besteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm außen blieb; er ist anmaßlich, abstoßend und erfreut niemand, selbst diejenigen kaum die von gleichem Gefühl ergriffen sind. Demungeachtet aber kann der Mensch solche Explosionen nicht immer zurückhalten, ja er thut wohl, wenn er seinem Verdruß, besonders über verhinderte, gestörte Thatigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dieß Buch viel stärker und reicher seyn sollen; doch haben wir manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich scheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena künftigen Jahren aufgespart worden.

Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit von der

13.

Goethe an Willemer und Frau.

Der Fuhrmann Weiſe von Apolda hat mir ſchon manches Gute gebracht, diesmal aber war er und die zwölf Apoſtel beſonders willkommen. Die nähere Bekanntſchaft mit dieſen trefflichen Perſonen jedoch hat einige ſchlafloſe Nächte verurſacht. Es iſt freylich ein Unterſchied zwiſchen der Rhein- und Maynluft und der Thüringiſchen, jene verarbeitet alles beſſer. Meine Tage gehen, ich weiß nicht wohin, denn bis alles eingerichtet iſt, was ich in Auftrag habe, ſo werden wir ſchon ziemlich ins Frühjahr eingerückt ſeyn. Wenn nur der Sommerwind günſtig in die Seegel bläſt!

Indeſſen mag ich ſo gern meine Gedanken nach der Gegend richten, wo es mir ſo wohl gegangen, und wenn ſich meine lieben Landsleute unter einander auch immer ein Bischen ſtreiten, ſo denke ich mir, es müſſe zum Guten gedeihen, woran ich denn auch Antheil zu nehmen wünſche.

Freund Ehrmann hat mir unglaubliches geſendet, und er weiß recht gut daß es anerkannt wird, ſonſt hätt' er's nicht gethan. Die liebe kleine Freundin wird Ihm jeden Sonnabend in meinem Namen etwas zu Gute thun und mir es a Conto ſchreiben, ob ich gleich bey ſoviel Gut[illegible] und Freundlich[illegible]m fürchten muß mich zuletzt für inſolvent zu erklären. Der alte Selm aber, wie ich ihn wohl ſo nennen darf, hat gegen das Unſchätzbare das Unmögliche gefordert; das mußt' ich ihm nun bekennen. Jetzt muß ich aber ſehen, ob ich durch eine Beſchwörung der Elementargeiſter ſeine Forderungen befriedigen kann.

So viel andere Gedanken, Vorſätze und Bearbeitungen wandeln

immer um mich her, ohne wie jene Nachtgeister zu fragen, was ich für ein Gesicht dazu mache. Von dem famosen Liede: Dir zu eröffnen mein Herz verlangt mich. — auf eine Baßstimme berechnet, ist mir eine Melodie zugekommen,[1] mir sehr wohlthätig. Sie wird nächstens heranklingen und wünsche guten Anklang.

Und somit genug für heute, wo noch die übrigen Strophen des monostrophischen Liedes bevliegen.

Mit den schönsten Grüßen.

Das Lied ist vorgeeilt!

Weimar d. 5. April. 1816.

Goethe.

14.

Goethe an Willemer und Frau.[2]

Am 20. Juli früh 7 Uhr fuhr ich mit Hofrath Meyer von Weimar ab, um 9 Uhr warf der Fuhrknecht höchst ungeschickt den Wagen um, die Achse brach, mein Begleiter wurde an der Stirn verletzt, ich blieb unversehrt.

Hiebey blieb nichts übrig als nach Weimar zurückzukehren, wo wir denn auch gegen 1 Uhr wieder anlangten. Die Störung des Vorhabens und die Verwundung des Freundes machen es ungewiß, ja unwahrscheinlich, daß ich die Reise von neuem antreten werde.

Nur soviel hab ich Ihnen eiligst melden wollen. Wie höchst verdrießlich mir dieser Vorfall sey, bedarf keiner Betheurung.

Das Beste wünschend.

Weimar d. 23n July 1816.

G.

[1] Von Zelter.

[2] Wörtlich dasselbe Schreiben sandte Goethe an Sulpiz Boisserée. II. 124.

15.

Goethe an Willemer und Frau.

Entbehrung iſt ein leidiges Weſen, an ſich ſelbſt nichts und das Wenige aufzehrend was der Tag noch allenfalls enthalten könnte. So verlebte ich nun ſchon bald ein Vierteljahr, ohne mir fremd und ohne mir ſelbſt zu ſeyn. Wenn ich alſo auf der Mühle nicht erſcheine und weder den Mühlherrn noch die Müllerin noch Knappen und Sippſchaft begrüße; ſo deutet das auf nichts weiter als daß ich immer da bin und aus der Ferne die traurige Entbehrung nicht auch noch mit Worten beſiegeln mag.

Da laß ich nun das hübſche Bildchen des Mayns zwiſchen den Aſchen[1] hundertmal wiederhohlen und [meine] immer ich könnte dadurch auf den Altan gelangen: wie denn dieſe Tage eins dergleichen an die Herzogin von Kumberland abgehet, um ihr zu ſagen, wie hübſch es da den andern Morgen war, wo ſie ſich zu Nachtzeit mit Laternen hin verirrte.[2]

Jenes Blättchen aber dem 28ſten Auguſt 1815 gewidmet, hatte 1816 kein Gegenſtück: denn gerade an dem Tage verließen mich zwey Freunde, die, als gute Geſellen und Beſuch, in dem mittelländiſchen Thüringen mit mir gehauſt hatten.[3]

Nicht ohne freundliche Angebinde, Muſik und dergleichen, verſtrich Tag und Abend, und ſo konnte ich denn doch in freundlicher Umgebung des vorjährigen Feſtes im ſtillen gedenken.

Nach Hauſe zurückgekehrt, fand ich weder den cosmiſchen noch

[1] Man könnte an den Satz denken: „Wer des Feuers bedarf, ſucht's unter der Aſche," Goethe an Boiſſerée, December 1815 (II, 94).

[2] Wir wiſſen, daß die Abſendung ſich noch um zehn Jahre verzögerte; ſ. oben.

[3] Goethe an Zelter: „Dieſen meinen Geburtstag feiere ich in beſonderer Einſamkeit. Hofrath Meyer, der vier Wochen bei mir verweilte, und Geh.-Rath Wolf, der auf anderthalb Tage einſprach, gingen heute früh weg und ſo bin ich mir ſelbſt überlaſſen." An Boiſſerée: „Da ich denn den ganzen Tag meinen Grillen überlaſſen blieb, und mich an die Eyckiſche Heilige, die mouſſelinenen Tulbände, Mainaufſichten, Pfirſichen und Ananas halb traurig erinnerte. Doch müßte ich undankbar ſein, wenn ich die ſchönen Epheubogen, die ſich ſelbſt in Heidelberg zeigen dürften, die reichen Blumenkränze, Torten, Bretzeln und Nachtmuſiken nicht rühmen wollte."

politiſchen noch phyſiologiſchen Himmel erheitert, welches wohl an mir liegen mochte, und nur ſoviel kann ich meinen werthen Freunden, die mir das Beſte wünſchen, verſichern, daß nur ununterbrochene Thätigkeit nach innen und außen mich lebendig erhält, und daß ich nichts mehr wünſche, als Ihnen möge dadurch auch etwas Erfreuliches erwachſen. Freundliche Nachrichten, wenn die Stadt wieder bezogen worden, und Verſicherungen daß auch dort meiner gedacht wird, gereichten mir zur ſchönſten Erquickung, dabey bleibt aber immer Wahrheit, daß Entbehrung eine ſchlechte Sache ſey, beſonders auch, weil ſie das Wort in die Ferne kürzt. Die weltbürgeriſchen, wohlgemeinten Worte,[1] in Weimar freundlichſt aufgenommen, ſind noch Jena befördert. Der unchriſtliche Chriſtian E. [Ehrmann] ſcheint ſeinen Spott abermals mit mir zu treiben, indem er ſein Pfeifchen vor meiner Hausthüre ankündigt. Es iſt aber ſchon Beſtellung auf ihn gemacht und es erwartet ihn eine leidliche Haft, wonach ſich zu achten. Möge ein ſchöner Sonnenuntergang die Stunde der Ankunft dieſes Schreibens bezeichnen

treu verbunden

W. d. 6. Octbr. 1816.

G.

16.

Goethe an Willemer und Frau.

Zu großem Nutz und Frommen iſt in das ſtille Hausweſen abermals eine Geſellſchaft von zwölf Apoſteln gekommen, welche den beſten Segen verſprechen.

Von der vorigen Sendung war noch ein Individuum übrig geblieben, welches wir gar ſorgfältig aufbewahrten und ſolches als ein Heckenmännchen ſehr verehrlich behandelten. Indeſſen wurden aber allerley heidniſche, ja noch ſchlimmere Handlungen vorgenommen, um ähnlichen Genuß zu erlangen, wie beykommende Figur andeutet.[2]

[1] Willemers neue politiſche Schriften.

[2] Die Figur iſt nicht mehr vorhanden.

Die angebohrten Tiche jedoch wollten keine Erquickung geben, bis denn endlich wahre, freundschaftliche, segenreiche, fromme Wohlthat in Haus und Keller gelangte.

Damit aber der schuldige und sogern entrichtete Dank nicht verzögert werde, so möge Bevkommendes sogleich abgehen, eh ich noch das liebliche Lied zu einer freundlichen Zither vernommen habe. Dieser Winter liegt leider sehr klanglos um mich her, daher mir sehr oft der Eintritt in das rothe Männchen als höchst wünschenswerth wo nicht gar als nothwendig erscheint. Denn obgleich ein jeder gar wohl thut, an dem Orte wo er sich befindet fest zu halten und nach Möglichkeit zu wirken, so ist die Versuchung doch gar zu groß, offne Freundesarme und Thore in der Ferne mit der zutraulichsten Gewißheit vor sich zu sehen. Möge es Ihnen allen wohlergehen, wie ich denn hoffe, daß Sie nicht erschrecken sollen, wenn es in tiefer Nachtzeit am ernsthaften Thore zuweilen poltert und klingelt. Möchte das Gespensterwesen doch einmal in Wirklichkeit ausarten.

Ein tausendfaches Lebewohl!

Weimar d. 8n Novbr. 1816.

G.

17.

Goethe an Willmer und Frau.[1]

Das Christkindchen hat dieses Jahr, man muß es gestehen, sich sehr liebenswürdig erwiesen, doch kann es eine gewisse Tücke nicht laßen, denn ob es gleich herkömmlich ist, daß man des Papsts Pantoffel küße, weil ein Kreuz drauf, wohl auch daß man die Füße der Geliebtesten liebkose, um anzudeuten, daß man sich dem Willen ganz hingiebt, der sich uns ergeben hat; so ist es doch unerhört, daß man eine würdige Person durch magische Zeichen nöthige die Hülle seines

[1] Zunächst Erwiderung einer Sendung, welche Folgendes enthielt: 1) ein Paar Pantoffeln, von Mariannen gestickt, nachdem sie sich das Maß von Goethe's Fuß zu verschaffen gewußt; 2) eine neue Ansicht der Gerbermühle; 3) Frankfurter Conditorwaaren.

eigenen Fußes zu verehren, wozu moraliſch und phyſiſch gar wunderbare Gebärden nöthig wären.

Mit allem dem aber ſind Geſchenke der Götter, wenn ſie auch, wie immer etwas Problematiſches mit ſich führen, alles Dankes und aller Freude werth, wie denn ja durch das begleitende Süße alles etwa bedenkliche aufgehoben wird.

Die hinzugefügten kleinen eingewickelten Geſtalten bringen in die Einſiedler-Hütte eine wunderſame Bewegung. Dieſe kleine Figuren thun manchmal die Wirkung kongreviſcher Raketen und ich fürchte ſehr die Zeitungen werden ehſtens von entzündeten Burgen einige Nachricht geben.

Aehnliche magiiche Wirkung läßt ſich denn auch bey dem Anblick des ſo unſchuldig ſcheinenden Landſißes ſpüren, denn das Blättchen hat völlig die Art der Klapperſchlange, man ſieht es immer lieber an, je gefährlicher es anzieht.

Hieraus iſt denn abermals deutlich, daß nichts ſchön, gut und erfreulich ſeyn kann, ohne gewißermaßen bedenklich zu ſeyn, wir aber wollen die Nutzanwendung daraus ziehen, daß der Gedanke, er mag denken oder bedenken, dem Genuß ſo ſehr zu Statten kommt, den er nicht ſtört, als der Genuß dem Gedanken, wenn er ihn auch auf kurze Zeit ſtören ſollte.

Und um nicht ganz amphiguriſch [1] zu ſchließen, ſetze ich folgendes hinzu. Um das Portraitiren mag es freylich eine bedenkliche Sache ſeyn, da es ſogar dem heiligen Lucas nicht gelungen ſeyn ſoll. Ob man der Bemühung eines orientaliſchen Wortſchilderers ein beßeres Zeugniß geben wird ſteht zu erwarten. Hievon zunächſt einige Proben. Heute nur den herzlichſten Dank!

Friede und Liebe ins neue Jahr hinüber.

W. d. 31. Dec. 1816. G.

[1] Das im Franzöſiſchen gebräuchliche Wort amphigourique, welches ſo viel heißt als verworren, dunkel, grübelnd, kommt unſeres Wiſſens im Teutſchen nur bei Goethe vor und zwar in einigen Aphorismen und Briefſtellen aus ſpäter Zeit. Einige wollen es von ἀμφί und γύρος ableiten, alſo „im Kreiſe ſich bewegend;“ aber die beſſeren franzöſiſchen Lexicographen erklären dieß für unſtatthaft. Vgl. auch Loeper zu „Sprüche in Proſa“, 635.

Das Jahr 1817.

Am letzten Tage des Jahres 1816 hatte sich der Kammerrath August von Goethe verlobt und zeigte dies am 7. Januar 1817 dem Geheimerath von Willemer an, bei dem er in Frankfurt öfter verkehrt hatte. Die Vermählung fand am 17. Juni statt. Das Ehepaar Willemer schenkte „zur Hausſteuer“ eine prachtvolle Theemaſchine.

In den April dieſes Jahres fällt bekanntlich Goethe's Rücktritt von der Bühnenleitung, in Folge der Aufführung des Melodrama's „Der Hund des Aubry.“ Seinen diesjährigen Geburtstag verbrachte er bei der berühmten Kloſterruine Paulinzelle, die Herbſtmonate großentheils in Jena, wo ihn die Sorge für die akademiſchen Anſtalten, insbeſondere für die Bibliothek in Anſpruch nahm; die bewegten Tage des Wartburgfeſtes brachte er in Weimar zu.

Während deſſelben Jahres kam Goethe's Austritt aus dem Bürgerverbande ſeiner Vaterſtadt zum Abſchluß. Die Veranlaſſung dazu lag in den damaligen für den Dichter ſehr läſtigen und koſtſpieligen Frankfurter Grundſteuerverhältniſſen. Schon im Jahr 1812 knüpfte deßhalb der Rath Johann Friedrich Schloſſer in Goethe's Auftrag Verhandlungen mit dem großherzoglichen Miniſter Albini an. Dalberg, der davon Kunde erhielt, glaubte einen Ausweg zu finden, indem er beſchloß, daß zwar die geſetzlichen Abzugsgelder erhoben werden müßten, daß aber Goethe das Diplom eines Ehrenbürgers von Frankfurt in goldener Kapſel und eine eigens für dieſen Anlaß zu prägende goldene Denkmünze erhalten ſollte. Der Stempel zu derſelben war bereits gezeichnet, als Dalberg in Folge der Befreiungskriege ſein Großherzogthum aufgeben mußte. Bald nachher traten in Bezug

auf Freizügigkeit günstigere Verhältnisse ein und Goethe erhielt von seinem Rechtsbeistande Schlosser den Rath, dieselben zu benutzen.[1]

Am 3. September 1771 war Goethe nach Ableistung des Advokaten-Eides in das Frankfurter Bürgerbuch eingetragen worden. Dieser Eintrag wurde nun durchstrichen und daneben die Worte geschrieben: „Da der nunmehrige Herr Geh. Rath und Staatsminister Johann Wolfgang von Goethe zu Weimar das hiesige Bürgerrecht aufgegeben, auch nach Vorschrift verehrlichen Beschlusses des Engeren Raths vom 2. December 1817 unter dem 9. des nemlichen Monats mit Löblicher Einkommensteuer-Commission Richtigkeit gepflogen worden: so wurde der Name des gedachten Herrn Geheimen Raths dahier im Bürgerbuche ausgelöscht." Den Schluß macht eine weitere Bemerkung von anderer Hand: „30 Kreuzer sind dafür im Stadt-Kanzley-Accidenz-Buche vom Jahr 1818 unterm 2. Merz verrechnet."

Im December 1816 war Johann Friedrich Städel gestorben und sein berühmtes Kunstinstitut sollte nunmehr unter der Leitung von fünf Administratoren in Wirksamkeit treten. Als Sulpiz Boisserée Ende Mai nach Frankfurt kam, waren schon die Bemühungen seiner Freunde im Gang, die Verwaltung der neuen Anstalt zum Ankauf der berühmten Sammlung zu bewegen. Am 2. Juni schrieb Sulpiz an Goethe: „Auf der Mühle fand ich die liebenswürdige Müllerin mit ihrem Diogenes, der sich hat bewegen lassen, das Dickicht seiner Pflanzungen einigermaßen auszulüften und sich deßhalb trotz aller Lobeserhebung einen Saturn schilt. Der kleinen Frau besonders machte es herzliche Freude, sich der glücklichen Tage des Jahres 1815 zu erinnern."

Die Unterhandlungen wegen Ankaufs der Sammlung wurden lässig geführt und später durch einen Proceß um die Gültigkeit des Städel'schen Testaments in den Hintergrund gedrängt. Folgendes schöne Gedicht Mariannens an Sulpiz bezieht sich auf die Hoffnungen der Freunde:[2]

Kennst Du die Stadt an dem bescheid'nen Strom?
Dem niedern Dach entsteigt der ernste Dom,
Den Hügel schmückt der Gärten Blüthenkranz,
Den Berg entflammt der Abendsonne Glanz.
Kennst Du sie wohl?
Dahin, dahin
Muß Du, o Freund, mit deinen Schätzen zieh'n.

[1] Vgl. Küppell in „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst," VII. (1855).

[2] Auf einer uns vorliegenden, von einem Familienmitglied herrührenden Abschrift mit der Jahreszahl 1817, von Anderen mit 1818 bezeichnet.

Kennſt Du das Haus, zum Ruhm der Stadt erbaut?
Es glänzt der Saal, es fehlt nur noch die Braut.
Fünf Jünger ſtehn, die Lämpchen in der Hand,
Ob klug, ob thöricht, iſt noch unbekannt.
Kennſt Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du, o Freund, mit deinen Schätzen zieh'n.

Kennſt du den Weg durch Feld und Wieſengrün?
Willkommen! ruft der Schafe friedlich Zieh'n.
Fern unter Bäumen rauſcht der Mühle Bach,
Ihr Schatten birgt dem Freund ein gaſtlich Dach.
Kennſt Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du, o Freund, mit all den Deinen zieh'n.

Kennſt Du das Haus, in deſſen ſtillem Raum
Schaut ahnungsvoll im erſten Dichtertraum
Ein ſchlafend Kind das Land, wo mild umweht
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?
Kennſt Du es wohl?
Dahin, dahin
Mußt Du, o Freund, mit all den Deinen zieh'n.

Die dritte Strophe fügte Marianne noch im Januar 1831 einem Brief an Sulpiz bei, als Erinnerung und Einladung; und zwar nach unſerer Lesart, nicht mit der Variante, die ſich in dem von Düntzer gegebenen Abdrucke findet. Die letzte Strophe mahnt in ſinnreicher Wendung an das Geburtshaus des gemeinſchaftlichen großen Freundes, wo derſelbe ſchon als Kind von Italien träumte.[1] Die Schlußworte lauten bei Düntzer: „Dahin, dahin mußt Du mit Deinen Kindern zieh'n." Die obige Lesart ſcheint uns beſſer; Sulpiz vermählte ſich erſt 1828, und etwa die Gemälde als ſeine Kinder zu bezeichnen, wäre kaum eine glückliche Wendung.

Zum Schluß erwähne ich noch zweier Schriften Willemers aus dieſem Jahr; die eine „Theophon oder von dem Zuſtand nach dem Tode," widmete er „Herrn Profeſſor Schubert und Herrn Profeſſor Kanne, ſowie ſeiner verehrten Freundin der Frau Legationsräthin von Schlegel" (Dorotheen,

[1] Das von E. K. erwähnte „Bild der ſchlafenden Mignon" iſt nur Einbildung.

der Tochter Moses Mendelsohns und Mutter Philipp Veits). Die andere war eine neue Ausgabe der Schrift Luthers „an die so da Wucher treiben und doch Christen seyn wollen," nebst einem Anhange, worin er in der heftigsten Weise gegen die Ansammlung von Reichthümern in Handelsstaaten und im Besitze der Einzelnen spricht und zu Maßregeln auffordert, daß nicht die Armuth vom Reichthum verschlungen werde; eine Idee, auf die er häufig zurückkam, und dadurch bei Vielen um so mehr in den Ruf eines Sonderlings gerieth.

Anmaßung zu reden, und zwar vorerſt, wie ſie im Orient zur Erſcheinung kommt. Der Herrſcher ſelbſt iſt der erſte Anmaßliche, der die übrigen alle auszuſchließen ſcheint. Ihm ſtehen alle zu Dienſt, er iſt Gebieter ſein ſelbſt, niemand gebietet ihm, und ſein eigner Wille erſchafft die übrige Welt, ſo daß er ſich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend iſt es jedoch, daß er eben dadurch genöthigt iſt ſich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in dieſem unbegränzten Felde beiſtehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es iſt der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterbliche erhöht. Sammeln ſich nun an ſeinem Hofe viele dergleichen Talente, ſo giebt er ihnen einen Dichterkönig, und zeigt dadurch, daß er das höchſte Talent für ſeines Gleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert ja verleitet, eben ſo hoch von ſich zu denken als von dem Fürſten, und ſich im Mitbeſitz der größten Vorzüge und Glückſeligkeiten zu fühlen. Hierin wird er beſtärkt durch die gränzenloſen Geſchenke, die er erhält, durch den Reichthum, den er ſammelt, durch die Einwirkung, die er ausübt. Auch ſetzt er ſich in dieſer Denkart ſo feſt, daß ihn irgend ein Mißlingen ſeiner Hoffnungen bis zum Wahnſinn treibt. Firduſi erwartet für ſein Schah Nameh, nach einer früheren Aeußerung des Kaiſers, ſechzigtauſend Goldſtücke; da er aber dagegen nur ſechzigtauſend Silberſtücke erhält, eben da er ſich im Bade befindet, theilt er die Summe in drei Theile, ſchenkt einen dem Boten, einen dem Bademeiſter und den dritten dem Sorbetſchenken, und vernichtet ſogleich, mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen, alles Lob was er ſeit ſo vielen Jahren dem Schah geſpendet. Er entflieht, verbirgt ſich, widerruft nicht, ſondern trägt ſeinen Haß auf die Seinigen über, ſo daß ſeine Schweſter ein anſehnliches

18.

August von Goethe an Willemer.

Verehrteſter Freund!

Sie und das liebe Chriſtkindchen werden mir verzeihen, wenn ich erſt jetzt für alle das Liebe und Erfreuliche, was uns durch Sie am vergangenen Chriſtfeſt geworden, herzlich danke; ich habe aber angeſtanden um zugleich meine herzlichſten Wünſche für Ihr Wohl in dieſem neu angetretenen Jahre darzubringen.

Die freundlichen Beweiſe Ihrer Zuneigung geben mir die frohe Ueberzeugung, daß Sie und die werthen Ihrigen an meinem Glücke, welches mir durch die am Sylveſter-Abend vollzogene Verlobung mit Fräulein Ottilie von Pogwiſch, älteſter Tochter der hieſigen Hofdame, Frau von Pogwiſch und Enkelin der Ober Hof Meiſterinn Frau Gräfin Henkel von Donnersmark geworden, herzlichen Antheil nehmen werden.

Mein guter Vater, erfreut über dieſes Ereigniß, hofft fröhliche Zeiten von dieſer Verbindung.

Meine Braut und ich empfehlen ſich Ihnen und den lieben Ihrigen auf das Angelegentlichſte und es gehört zu meinen erfreulichſten Blicken in die Zukunft, Ihnen dieſelbe einmal in Frankfurth perſönlich vorſtellen zu können.

Mit unausgeſetzter Liebe und Freundſchaft der Ihrige[1]

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſter Diener

Weimar d. 7ten Jan. 1817.

J. A. W. von Goethe.

[1] Nur die folgenden Worte eigenhändig; die Initialen J. A. W. (Julius Auguſt Walther) künſtlich verſchlungen.

19.

Goethe an Willemer und Frau.

Wenn ich diesmal, und zwar schon seit drei Monaten, in das Jenaische Bergthal aus meinen Fenstern hinausblicke und einer wirklich herrlichen Vegetation täglich genieße, so darf ich jene liebliche Zeichnung, von der famosen Mühle aus, die ich manchen hiesigen Freunden an die Wand gestiftet, nur zufällig wieder ins Auge fassen; so wird mir denn doch der Unterschied zwischen dort und hier gar zu auffallend und meine Sehnsucht nach den lieben Freunden wird einmal über das andere aufgeregt. Nun kommen süße Einladungen, Nachrichten von körperlichen Uebeln, bei denen man, wo nicht als heilender Arzt, doch als theilnehmender Freund zu wirken wünschte. Dann hören wir von der Gegenwart vorzüglicher Tonkünstler und von so manchem andern was zu Trost und Freude des Lebens gereichte.[1] Das alles giebt beunruhigende Gefühle, die man allenfalls beschwichtigt, so lange man sich an einem festen Aufenthalt durch Geschäfte gebunden sieht; lösen sich aber diese Bande, wird verlangt, ja gefordert, daß man sich vom Platze bewege, daß man, zu Gunsten seiner Gesundheit, sich zu Aufopferung von Zeit und Kräften aller Art entschließe, so möchte man denn freylich den Weg Dahin richten, wo Freundschaft und Neigung den reinsten Empfang versprechen. Nun singen aber die sämmtlichen unbarmherzigen Aerzte ihr entscheidendes Prophetenlied: daß in den Böhmischen Gebirgen für diesmal allein Heil zu finden sey! Noch immer wehr' ich mich, fürchte aber jedoch daß ich unterliegen werde, zumal da auch mein Sohn auf der Seite derer steht, die mich nach Osten wollen. Viel Zeit ist nicht mehr übrig und man bereitet mir zu Anfang August wider meinen Willen eine verdrießliche Badefahrt. Dagegen ist mein Vertrauen auf Mayn, Rhein und Neckar so groß, daß ich dort ohne heißes, oder sonst geistreiches Wasser vollkommen zu genesen hoffte.

[1] Im Januar 1818 empfahl Boisserée einen Musiker Klein; später fragt Goethe bei ihm an, ob dieser Mann derselbe sei, der auf der Mühle gewesen und von dem Willemer (in einem nicht mehr vorhandenen Brief) das Beste prädicirt. Gewiß hatte man ihm auch den trefflichen Schelble genannt, s. u.

Dieser fortdauernde Zwiespalt zwischen meinen Wünschen und den ärztlichen Geboten wird geschärft durch die Einladungen unserer gnädigsten Herrschaften, die sich gegenwärtig alle südlich befinden; durch den Ruf der Freunde, der mir auch aus Zeit und Ferne noch immer so nahe tönt. Und ich werde dadurch vom Schreiben abgehalten, das ich jetzt noch verzögerte, wäre es verantwortlich Ort und Stelle zu verlassen, ohne den Freunden wenn auch ein unerfreuliches Wort zu senden.

Ihr originaler Musikus[1] giebt mir viel zu denken. Ich hatte schon längst im Sinne meiner Farbenlehre auch eine Tonlehre schematisirt, d. h. nach derselben Methode punktweis unter mehrere Rubriken verfaßt, was bei der Tonlehre zur Sprache kommen könnte. Da würde denn freylich sehr förderlich seyn mit Jemanden zu conferiren, der dieses Geschäft auf originalem Wege verfolgt, Theorie und Praxis zusammen walten läßt, besonders auch durch Unterricht die Faßlichkeit und Brauchbarkeit seiner Ueberzeugungen bewahrheitet. Der wackre Mann und die liebe Schülerin würden mich sehr weit bringen, da hier nicht von Bekehrung, sondern von freundlicher Belehrung und herzlicher Ueberzeugung die Rede seyn kann. Soll das nun alles aufgegeben werden, so gehört dazu freilich eine Resignation, die man so spät ausspricht als möglich. Und so muß es denn seyn wenn ich nicht stumm von hinnen scheiden soll, welches zu Anfang Augusts geschehen wird.

Tausend Lebewohl

Jena den 11n July 1817.

Goethe.

17. Juli 17.[2]

Doch kann ich das Gegenwärtige nicht absenden, ohne auszusprechen daß ich baldigst Nachricht vom allseitigen Befinden wünsche. Hör' ich denn gar nichts mehr von der lieben guten Rosette! von

[1] Wahrscheinlich Schelble, der mit Frau v. Willemer in lebhaftem künstlerischem Verkehr stand.

[2] Das Datum von Mariannens Hand mit Bleistift beigeschrieben. Der folgende Theil des Briefes ist auf ein besonderes Octavblatt geschrieben, der vorhergehende auf ein Quartblatt.

Kindern und Enkeln! Was vernimmt man vom Sohne? sind denn die Hausfreunde, ihre Pfeifchen und Schwänke ganz verstummt? Sollten die Freundinnen mir nicht einmal eine ruhige Stunde widmen und mir von allen Umgebungen und Eigenthümlichkeiten umständliche freundliche Nachricht geben? Ich entsage dagegen den sämmtlichen Bundestagsverhandlungen, enthalte mich aller Theilnahme an Juden und Judengenossen, nicht weniger an manchen andern Frankfurtensien, die aus Bescheidenheit zu nennen unterlaße, und bemerke nur daß alles an mich nach Weimar addressirte mir schnell folgen wird wohin ich mich auch wende.

Mich zu freundlichem und herzlichem Andenken empfehlend

Jena den 17ª July 1817.

G.

20.

Goethe an Willemer und Frau.

Und so sind denn abermals zu meiner Beschämung die Boten des Herrn[1] angekommen, die ich zwar freundlichst begrüße, den Gruß jedoch lieber an die Sendenden selbst wendete. Ich habe mit den lieben Freunden mich bisher so oft in Gedanken unterhalten, daß ich selbst nicht mehr weiß was geschrieben ist und was in Geist und Herzen zurückblieb. Auch heute muß ich kurz seyn, denn der Aufenthalt in Weimar hat die wunderbare Eigenschaft, daß die Tage vorübergehen ohne sonderliche Spuren von sich übrig zu lassen. Man thut viel ohne es zu empfinden, weil man immer thut was man nicht will.

Die liebe nach Eisenach ziehende Jugend macht unsere Umgebung lebhaft und erregt besonders alle Frauenköpfe.[2] Es ist keine die sich nicht hinsehnte und ich kann's ihnen nicht übel nehmen, denn es

[1] Zwölf Rheinweinflaschen, wie früher die „Apostel."
[2] Am Tag vor dem Wartburgfest geschrieben.

mögen hübsche Kerlchens dort zusammen kommen. Wir andern müssen ruhig bleiben und den Ausgang des Abenteuers abwarten.

Was soll ich nun aber zu der freundlichsten Einladung sagen, die mir weit lockender ist als alle diese Feste! und doch erinnert sie mich gerade an dasselbige Fest, welches ich zum erstenmal in der glücklichsten Umgebung feierte. Was seit jener Epoche vorgegangen darf ich mir kaum zurückrufen und meinen gegenwärtigen Zustand nicht mit manchen schönen Tagen und Stunden zusammen halten. Denn ich bin in die irdischen unerfreulichen Zufälligkeiten verwickelt mehr als jemals. Von einem Geschäft das in Masse schlimm war, fühl ich mich, Gott sey Dank! befreyt,[1] nun aber ergreifen mich andere, die in Detail keineswegs erfreulich sind und zusammen auch wieder Masse machen.

Sie denken also leicht wie mir zu Muthe sey, wenn ich mich einen Augenblick an den heitern Fluß unter seine Anwohner versetze, im stillsten Gartenstübchen der lebhaftesten Ufer gedenke. Davon muß ich denn also den Blick zurückziehen und aussinnen, was ich den Freunden Unterhaltendes und Angenehmes vorbringen könne, welchen Beschäftigungen meine angenehmsten und freisten Stunden gewidmet sind. Und so muß ich denn mit dem lebhaftesten herzlichsten Dank schließen, für so wohlthätige Erinnerungen, die wenn sie auch nicht so angenehm erneuert würden, dennoch unauslöschlich bey mir seyn müßten. Nicht ohne sehnsüchtige Gefühle scheide ich von diesem Blatt, das, je länger ich dabey verweile, mich immer täuschender dahin versetzt, wohin ich nicht gelangen kann. Und in dem einzigen Sinne beneid ich diejenigen die nach Eisenach ziehen, nicht weil ich die dortigen Feier und Feuer zu schauen wünschte, sondern weil mir angelegen wäre, dieses Fest auf der herrlichen Zinne wieder zu begehen und die Flämmchen und Flammen des allgemeinen und besondern Wohlwollens am Horizont und in der Nähe auflodern zu sehen.

Weimar den 17ten October 1817.

(Ohne Unterschrift.)

[1] Wohl von der Theaterleitung.

(Auf einem anderen Blatte.)[1]

Nachſchrift.

Und ſo wären denn die Feuer, am ſchönſten Abend, abermals abgebrannt und an dem freilich beſchränkten Thüringer Horizont in ihrer Klarheit noch ganz luſtig beſchaut worden; dem famoſen Frankfurter Panorama doch nicht zu vergleichen. Selbſt der Kupferſtich mit den rothen Flämmchen ſcheint noch weiter und breiter zu ſeyn als die nordiſche Wirklichkeit. Wurde es abermals auf dem Mühlberg gefeyert, ſo waren wir gewiß im Geiſte nah beiſammen.

Nun will ich ſchließen und nur noch der ſchmackhaften, angenehmen Erdfrüchte gedenken, womit die liebe Nichte mich ſo reichlich erfreut hat.[2]

Und ſo, mit Tauſend Grüßen, das herzlichſte Lebewohl!

Weimar d. 19ten Octbr. 1817.

G.

[1] Auch hier wieder Octav, das unmittelbar vorhergehende Quart.

[2] Artiſchocken, die von nun an ſehr oft vorkommen.

Das Jahr 1818.

Die erſte Hälfte des Jahres 1818 brachte Goethe meiſt in Jena zu, wo er ſeine Wohnung auf dem rechten Ufer der Saale an der Camsdorfer Brücke in einem Erkerzimmer nahm. Erſt die Geburt des Prinzen Karl Alexander (des jetzigen Großherzogs), am 24. Juni, veranlaßte ihn zur Rückkehr nach Weimar, wo er einige Wochen verweilte und ſich mit „Ordnen, Zurechtlegen und Abſchließen“ beſchäftigte, um Ende Juli nach Karlsbad zu reiſen.

A. Schöll bemerkt fein und richtig, daß Goethe mit dieſem Jahr in die gewohnten Geleiſe einlenkte. Die rheiniſche Epiſode klingt langſam aus; er beſchränkt ſich auf ſein ſchön erweitertes häusliches Leben, bereichert ſeine Sammlungen und wendet ſich mit vorwiegendem Eifer wieder dem antiken Kunſtgeſchmack zu.

Der Karlsbader Aufenthalt (insbeſondere reich an poetiſchen Zuſchriften) wurde zu Anfang September durch „einen böſen katarrhaliſchen Sturz“ geſtört; um die Mitte des Monats konnte Goethe zwar heimkehren, erkannte jedoch in dem Anfall eine Mahnung „zur Aufmerkſamkeit.“ Er hielt ſich ſehr ſtill, während das Leben in Weimar durch den Aufenthalt der Kaiſerin-Mutter von Rußland, Maria Paulowna, ungewöhnlich aufgeregt war. Zu Ende des September traf Willemers Schwiegerſohn Scharff mit ſeiner Gemahlin Amalie Henriette, die in der Familie „Meline“ hieß, in Weimar ein. Sie wurden aufs freundlichſte empfangen und bewirthet; insbeſondere erfreuten ſie ſich des heiteren Umgangs mit Fräulein Ulrike v. Pogwiſch, der Schweſter Ottiliens v. Goethe; in den Briefen wird ſie mehrmals als „der muntere Hausgeiſt“ bezeichnet. Wenige Wochen ſpäter fällt ein Beſuch Zelters, der am 31. October wieder abreiste. Im November begab ſich Goethe nach Jena, dann nach Berka, wo er drei Wochen verweilte und die letzte, aber auch reichſte und an-

ziehendſte ſeiner Feſtdichtungen abfaßte, nämlich den ſinnvollen Maskenzug, der am 18. December zu Ehren der Kaiſerin aufgeführt wurde.

Im Anfang des Juni dieſes Jahres reiſte Marianne v. Willemer mit ihrer Stieftochter Frau Städel nach Baden-Baden zur Kur. In Heidelberg beſuchten ſie den Freund Boiſſerée; „Bilder wurden betrachtet, das Schloß beſtiegen“ und bei Allem Goethe's und jener heiteren Tage gedacht. Während die Frauen in Baden verweilten, erhielt Willemer in Frankfurt die Schreckensnachricht vom Tode ſeines Sohnes Bramm.

Der junge Willemer hatte ſich nach den Freiheitskriegen ganz dem militäriſchen Beruf gewidmet. Im Mai des Jahres 1816 war er als Kapitän dem zweiten weſtpreußiſchen Infanterie-Regiment aggregirt und zur Allgemeinen Kriegsſchule (der jetzigen Kriegs-Akademie) kommandirt worden. Im Frühjahr 1818 verlobte er ſich mit einer jungen Wittwe, Frau v. K., und hoffte von dieſer Verbindung glückliche Zeiten. Aber in Folge eines unbedeutenden Conflictes kam es am 19. Juni zu einem Zweikampf zwiſchen ihm und dem ehemaligen Seconde-Lieutenant Mathias Daman v. Bockum, genannt v. Dolffs, der bei dem Garde-Uhlanen-Regimente ſtand. Die Forderung ging auf Piſtolen; das Duell fand ſtatt bei dem Dorfe Bullow unweit Neu-Ruppin. Abraham v. Willemer erhielt einen Schuß durch die Bruſt und ſtarb nach Verlauf von etwa zwei Stunden. Gegen Bockum-Dolffs wurde eine kriegsgerichtliche Unterſuchung eingeleitet und derſelbe durch Erkenntniß vom 4. December zu zwanzigjähriger, in Magdeburg zu verbüßender Feſtungsſtrafe verurtheilt.

Der Hausfreund in Frankfurt, an welchen die Schreckensnachricht zunächſt gelangte, theilte dieſelbe dem Vater Willemer ohne jede Vorbereitung mit. Dieſer reiſte am 26. Juni von der Gerbermühle nach Heidelberg, wo er bei Boiſſerée einſprach, und begab ſich hierauf nach Baden zu ſeiner Gemahlin und Tochter. Am 16. Juli fragt Goethe von Weimar aus bei Boiſſerée an: ob denn der unglückliche Vater die Nachricht des traurigen Geſchickes erſt nach Baden mitgebracht habe? Wir wiſſen dieſe Frage nicht zu beantworten. Willemer machte ſpäter ſelbſt eine briefliche Anzeige; ſie traf bei Auguſt v. Goethe ein, während der Dichter bereits in Karlsbad verweilte. Auguſt war zu ergriffen, um zu antworten und auch ſein Vater zögerte nach der Rückkehr, bis er etwas „Erfreuliches,“ zunächſt einige Aushängebogen des Diwan, mitſchicken könnte. So erklärt es ſich zum Theil, daß der erſte vorhandene Brief aus dieſem Jahr vom 4. November datirt iſt.

Die Nachricht von Bramm's Tode war ſeinem damals in Lauſanne lebenden Erzieher, dem Hofrath Mieg, mitgetheilt worden, ſammt einer

Abſchrift des Briefes, den der Verſtorbene vor dem Duell an ſeinen Vater gerichtet hatte. Uns liegt ein Brief des alten Freundes an Frau Maximiliane Andreä vor, geſchrieben in Lauſanne am 7. Juli. In demſelben heißt es: „Mit aller Mühe und Anſtrengung kann ich mir nicht anhaltend vorſtellen, daß Brammy todt iſt und daß wir ihn nicht wieder ſehen werden; es war doch ein herrlicher, guter Menſch und es iſt ewig ſchade, daß er ſo enden mußte. Doch wer weiß, wie ſeine Verbindung ausgefallen wäre, an der ſeine ganze Seele hing und durch welche ſein Glück vielleicht wie eine ſchöne gefärbte Seifenblaſe ſchnell zerplatzt wäre." Ferner: „Dir, meine liebe Maxe, war er ſehr zugethan; ihr wart dem Alter nach ſo gleich, dem Charakter nach ſo verſchieden, daß dein Gleichmuth, deine ſanfte Nachgiebigkeit die Einſeitigkeit deines Bruders ins Gleichgewicht brachte." Ueber Brammy's letzten Brief äußert Mieg: „Ach daß er im Leben doch ſo innig, ſo liebevoll immer ſich ausgeſprochen und ſich näher an die Menſchen angeſchloſſen hätte!"

Dem kleinen Convolut vom Jahr 1818 liegt auch (in Goethe's eigener, ſorgfältiger Niederſchrift) ein älteres, hier nur mit dem Datum des 13. März verſehenes Gedicht bei.

Zu Anfang des Winters gründete der ausgezeichnete Tonkünſtler Schelble den Cäcilienverein, wobei Marianne mit ihren muſikaliſchen Kenntniſſen und Bekanntſchaften erfolgreich mitwirkte.

„Gegenwart.“[1]

Alles kündet dich an.
Erscheint die herrliche Sonne,
Kommst du, so hoff ich es bald.

Trittst du im Garten hervor:
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zusammt.

Singst du dem himmlischen Dom,
Erklingen sogleich die Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär es denn Nacht,
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du!
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir!

Sonne so sey du auch mir
Die Schöpferinn herrlicher Tage
Leben und Ewigkeit ists.

13. März Abends zehn Uhr.

Im Jahr der Welten . . . 1 6 3. 5. 8.

Das Gedicht, dem Jahre 1813 zugewiesen, wird im Briefwechsel mit Zelter Bd. II, S. 259, erwähnt. Veranlaßt wurde es durch jenes einst vielgesungene

[1] Diese Ueberschrift trägt das Gedicht in den Werken, nicht in der uns vorliegenden Handschrift.

Geschenk, vom begütigten Sultan abgesendet, aber leider erst nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verschmäht und abweis't.

Wollten wir nun das alles weiter entwickeln, so würden wir sagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwisch an der Straßenecke, alles voller Anmaßung zu finden sey, voll weltlichen und geistlichen Hochmuths, der auf die geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervorspringt.

Mit diesem sittlichen Gebrechen, wenn man's dafür halten will, sieht es im Westlande gar wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend, sie deutet auf große Ausbildung; sie ist eine Selbstverläugnung nach außen, welche, auf einem großen innern Werthe ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preis't, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelei, die um desto wirksamer ist als sie ohne Zudringlichkeit dem andern wohlthut, indem sie ihn in seinem behaglichen Selbstgefühle nicht irre macht. Alles aber was man gute Gesellschaft nennt, besteht in einer immer wachsenden Verneinung sein selbst, so daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte denn das Talent sich ausbilden, daß wir, indem wir unsere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des andern zu schmeicheln wissen.

Mit den Anmaßungen unsers westlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern versöhnen. Eine gewisse Aufschneiderei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermaßen ausgedrückt werden sollte.

In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage

Lied von W. Uetzen, das zuweilen als „Jean Pauls Lieblingslied“ bezeichnet wird und mit der Strophe beginnt:

Namen nennen dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler nicht nach.

In unserer Handschrift sind außer der Unterschrift und kleinen Varianten noch die zwei ersten Zeilen der dritten Strophe bemerkenswerth, welche eine Wendung zum Preise von Mariannens Gesang enthalten; in den Werken lauten sie:

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne.

Ursprünglich soll das Gedicht zum Vortrag für eine weimarische junge Sängerin, welche später die Bühne betrat, bestimmt gewesen sein.

22.

Goethe an Willemer.

Der Unglaube der bey unserm langen Schweigen, verehrter Freund, in Ihrem Gemüth aufstieg, ist sehr verzeihlich; vernehmen Sie aber, daß mein Sohn, schmerzlich getroffen von Ihrem Verlust, zu antworten nicht getraute, mir vielmehr bey meiner Rückkunft den Brief einhändigte und mir diese traurige Pflicht überließ, die ich nicht eher erfüllen wollte bis ich Etwas vollständig mitschicken könnte, was Ihnen und unserer geliebten Marianne zur Freude gereichen möchte.

Hierbey also ein Fragment, an dem Sie gewiß abnehmen, daß ich, schon seit geraumer Zeit, um die Mühle und um das rothe Männchen her beschäftigt bin. Mögen diese Blätter Ihnen, wenn auch nur für Augenblicke jene schönen Tage zurückrufen, die mir unvergeßlich bleiben; möge die Freundin, den vorüberfließenden, ewigen Fluß betrachtend, auch der beharrlichen Bächlein gedenken, die schweigsam, ohne Rauschen sich immer um sie herschlängeln. Diese beiden Bogen bitte niemand mitzutheilen, denn es dauert leider noch eine Weile bis ich das Ganze senden kann.

Ferner wäre mein Schweigen zu entschuldigen durch den unendlichen Zudrang der ersten Wochen meines Hierseyns, wo gar manches

Verſäumte nachzuholen war. Gegenwärtig aber ſetzt die Erwartung ſo hoher Fremden alles in Bewegung was nur von neuen Kräften ſich entwickelt und von alten übrig iſt um mancherley Feſte zu verherrlichen.

Die Herzogin von Cumberland erinnerte ſich dieſer Tage mit Vergnügen jenes Nachtbeſuchs, wo uns allen ſo wohl war. Möge der Nachklang davon Ihnen tröſtlich ſeyn, wie er mir erquicklich iſt! Davon denn das Büchlein ſelbſt, nach dem Vorſchmack der wenigen Bogen, ein treuliches Zeugniß ablegen ſoll.

Das herrliche Geſchenk das Sie meiner Schwiegertochter verehrten,[1] kam den 31ſten Oktober, als an ihrem Geburtstage erſt recht zur Evidenz. Man verehrte ihr ein vielfächeriches Prunkgeſtelle, worauf ſämmtliche Gefäße die den Theetiſch zieren Platz nehmen ſollten, und hier glänzt nun dieſer Weihkeſſel als das Oberſte. Möge auch hievon einige Zufriedenheit auf Sie zurückſtrahlen!

Frau Städel ſoll mir gleichfalls zum allerſchönſten gegrüßt ſeyn, ihrer gedenk' ich oft; denn mein munterer Hausgeiſt iſt gleichfalls eine thätige Vereinerinn, die nicht unterläßt alles was der Anſtalt förderlich ſeyn könnte aufzuregen und beyzutreiben.[2] Sie würden beyde zuſammen ſich gewiß wohl vertragen. Das liebe Scharfiſche uns allen gegrüßte Paar wird von dieſer netten Individualität einige Nachricht hinterbracht haben. Und ſo erwachen, wenn man nur erſt einmal die Erinnerung wieder anregt, hundert Verhältniſſe des Zuſammenlebens auch in der Ferne.

Herr und Frau von Savigny waren dieſer Tage hier und nöthigten mich in die Rhein- Main- und Neckar-Gegenden; überhaupt vergeht keine Woche daß nicht Fremde von dort her vorüber gehen, die das Verlangen ſtets beleben, auch wieder einmal perſönlich, an Ort und Stelle den Freunden tröſtlich ſeyn zu können. Der beygelegte Brief iſt an ſeine bedenkliche Adreſſe ſogleich abgegeben worden. In dieſen Tagen hatte ich die Freude, meinen alten trefflichen Freund Zelter bey mir zu ſehen. Da denn ſeine

[1] Die oben erwähnte Theemaſchine.

[2] Eine ſehr ſchöne achtzeilige Strophe „An den Frauenverein. 1818." mit G. unterzeichnet, hat Loeper aus Knebels Nachlaß drucken laſſen; er erklärt ſie mit gutem Grunde für von Goethe verfaßt (nicht etwa von Gries).

Compoſitionen, die Ihnen nicht unbekannt ſind, viel Unterhaltung gaben: zugleich aber den Wunſch erregten, den Vortrag derſelben durch geübte liebenswürdige Stimmen zu vernehmen. Und hiemit ſey geſchloſſen. Wenn Freunde und Freundinnen mir von Zeit zu Zeit ein Wort ſagen, ſo wird es mir eine erfreuliche Winterluſt ſeyn, auch manchmal ein Lebenszeichen von hier aus merken zu laßen.

und ſo fort und für ewig

Weimar d. 4n Novbr. 1818.

Goethe.

23.

Marianne von Willemer an Goethe.[1]

Ihr freundlicher Brief und die ihn begleitenden Blätter haben mich wieder ganz in jene Zeit verſetzt, in der ich ſo glücklich, ja ich darf wohl ſagen, jugendlich heiter war; wenn ich mir jetzt jenen Zuſtand vergegenwärtige, ſo möchte ich wohl nicht mit Unrecht mich einem Baum vergleichen, dem ein ſchöner Herbſt neue Blüthen entlockt; die alles belebende Sonne ſchmückte mich noch einmal mit dem Kranze der Jugend; es war mein letztes Glück! — Der Ernſt tritt in mein Leben wie ein kalter Winter, und die Blüthe fällt.

Jener Froh- und Leichtſinn, den Sie ſo liebreich an mir entſchuldigten, ja ſogar nothwendig fanden, kommt gewaltig ins Gedränge und die wünſchenswerthe Ruhe, von der man ſo viele Lobeserhebungen macht und die ich ſehr begierig wäre kennen zu lernen, will ſich noch immer nicht einfinden. Doch wem die Erinnerung ſo viel Herrliches bietet, darf mit der Gegenwart nicht rechten.

Wie gerne hätte ich gleich nach der gehaltreichen Sendung meine Freude und meinen Dank bezeugt, aber Willemer bemerkte, daß erſt die hohen Häupter abtreten müßten, ehe ein niedriges Gehör

[1] Der älteſte Brief Mariannens. Er fällt in die erſte Hälfte des November 1818, trägt aber keinerlei Datum, nicht einmal, wie faſt alle anderen, ein nachträglich beigeſchriebenes.

finden könne, und so bescheidete ich mich gerne den Norden erst abziehen zu lassen, ehe ich für den Osten danken konnte. Wie viel Schönes wird uns daher erklingen, wie viel Erquickliches für mich; veredelt durch Ihren Geist, tritt jedes noch so kleine Ereigniß, jedes unwillkürlich ausgesprochene Wort in ein höheres Leben; ich staune über das Bekannte, und freue mich doch innig daß es mir angehörte, ja daß ich es in einem gewissen Sinne mir zueignen darf.

Als ich diesen Sommer Heidelberg wieder sah, habe ich alle Orte besucht die mir werth sind, und ihre Wirkung auf mich war unbeschreiblich wohlthuend; sogar an einem Gefangenen im Brückenthor fehlte es nicht; ich will zu seinem Heile nicht hoffen, daß es derselbe war; nur jene Lettern fein gezogen an des lust'gen Brunnens Rand hatte die Hand der Zeit verwischt; für ihre Unsterblichkeit ist gesorgt, möge der Wunsch, den sie aussprachen, mein kurzes Leben ausfüllen.

Doktor Ehrmann, der sich Ihnen bestens empfiehlt, ist wieder ganz in seine Rechte getreten und unser samstäglicher Gast; wie oft wird jener Zeiten gedacht, die uns allen unvergeßlich sind.

Gedenken Sie unser im Kreise Ihrer liebenswürdigen Kinder; wie gerne machte ich die Bekanntschaft des muntern Hausgeistes, den mir Meline so hoch gepriesen; wohl ihm, daß er in Ihrer Nähe und in einem solchen Verein wirken kann.

Sämmtliche Bewohner des rothen Männchens und alle Angehörigen grüßen demuthsvoll, respektvoll und liebevoll, wie es sich gerade für Jedes schickt. Alle drei Grüße eignet sich an

Ihre

Marianne.

Das Jahr 1819.

Um die Jahreswende 1819 hörte Willemer in Gesellschaft des Grafen Reinhard einige Vorlesungen über Magnetismus, vielleicht bei Johann Karl Passavant.[1] Bald aber wurde er durch die öffentlichen Ereignisse, die auch seine nächsten Kreise berührten, tief aufgeregt. Die beginnende Verfolgung der Patrioten mußte ihn um so mehr verstimmen, als er, mit Görres nahe befreundet, zu Gunsten des Turnens aufgetreten war. Heftige Angriffe blieben ihm nicht erspart, namentlich seit der Aufregung, die auf Kotzebue's Ermordung folgte. Schon im Januar berichtet Reinhard an Goethe: „Er (Willemer) war untröstlich über den Mißgriff Ihres gegenwärtigen Gastes Stourdza; Sie können leicht errathen, warum?" Der genannte Ankläger der deutschen Universitäten erregte bei der Jugend um so mehr Erbitterung, als er, ein Moldauer, für deutsches Geistesleben wenig Sinn hatte.

Am 21. März, siebenzehn Jahre nach dem Tod ihres ersten Mannes, vermahlte sich Rosette Städel mit Dr. Thomas, der ebenfalls verwittwet war (seit 1814). Thomas, um drei Jahre jünger als seine neue Gemahlin, war 1816 in den Senat gewählt und nach Frankfurter Herkommen alsbald mit der Leitung des Polizeiwesens betraut worden, die er vier Jahre lang führte. Dieser würdige Mann, dem sein genauester Freund, Böhmer, ein biographisches Denkmal gestiftet hat, lebte so durchaus in geschichtlichen Anschauungen, daß dieselben auch seine politische Richtung bestimmten; diese erscheint uns daher einseitig und dem Leben der Zeit entfremdet. Dagegen wird seinem Seelenadel, seiner aufopfernden Arbeitsamkeit, seinem

[1] Reinhards Ausdruck (vom April 1819): „wir saßen zu den Füßen eines magnetischen Gamaliel" würde freilich zu dem feinen Wesen dieses Gelehrten kaum passen.

Patriotismus ungetheiltes Lob gespendet. Einsichtsvolle Liebe zu den schönen Künsten und geistig erhöhte Geselligkeit, wie man sie jetzt in seiner Heimat selten finden mag, belebten sein Haus.

Wenige Tage nach der Hochzeitsfeier trat Willemer eine Reise nach Berlin an. Das Urtheil gegen Bockum-Dolffs, das auf zwanzigjährige Festungshaft lautete, hatte im Februar 1819 die königliche Bestätigung erhalten; der Vater des Getödteten wollte nun versuchen, durch persönliche Verwendung eine Milderung der Strafe zu erwirken. Von einem „Fußfall vor dem König" war dabei nie die Rede; daß aber die Haft in der That bedeutend verkürzt wurde, erhellt aus der weiteren Dienstlaufbahn des Officiers, den wir zu Anfang der dreißiger Jahre als Rittmeister beim achten Kürassier-Regiment finden. Bockum-Dolffs starb vor einigen Jahren (1872) als pensionirter Oberst-Lieutenant.

Auf dem Wege nach Berlin kam Willemer nach Weimar, wo er völlig unerwartet am 26. März bei Goethe eintrat. Ueber diese Reise und ihren Zweck berichtet Goethe in den Tages- und Jahresheften. Willemer versprach, auf der Heimkehr wieder vorzusprechen und wurde lange in Weimar erwartet, kehrte jedoch auf einem anderen Weg nach Frankfurt zurück. Während er noch auf Reisen war, ließ er einen Vortrag über Preßfreiheit, den er in der Museumsgesellschaft gehalten, in Börne's Wage abdrucken; derselbe erschien im siebenten Hefte, April 1819.

Anfangs Juli begab sich Marianne nach Baden-Baden, wo sie von Sulpiz Boisserée, der Ende März mit seiner Sammlung nach Stuttgart übergesiedelt war, einen Besuch und von Goethe einen der merkwürdigsten Briefe dieser Sammlung empfing.

Am Schlusse des Monats war die Familie wieder in Frankfurt beisammen. Willemer erließ mehrere Schriften in vaterstädtischen Angelegenheiten, darunter drei sich auf Berathungen des gesetzgebenden Körpers, namentlich auf Steuerfragen, bezogen, eine unter dem Titel: „Willemers vorjährige Erfahrungen in der gesetzgebenden Versammlung." Willemer war Mitglied derselben und trat erst im folgenden Jahr aus, sich auf sein Alter von sechzig Jahren berufend. Er wurde vielfach als ein unruhiger Kopf, auch als Demagog bezeichnet und in Leipziger und Frankfurter Blättern heftig angegriffen. Daher sagt er in einer weiteren Schrift „Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf": „Die Besorgniß, mißverstanden zu werden, kann dem Herausgeber nicht verargt werden, seitdem jenes traurige Ereigniß sich in Mannheim zugetragen. Vor dreißig Jahren witterten Diester und Nicolai aller Orten Jesuiten; in unseren Tagen wittert die Polizei hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen."

Wenige Tage vor Goethe's siebzigstem Geburtstag langte ein schönes, vollständiges, doch nicht gebundenes Exemplar des Divan als Geschenk auf der Gerbermühle an. Es wurde mit schönem rothem Einband versehen und galt, obwohl ein zweites nachfolgte, bei Mariannen doch immer als der Ur-Divan.

Der Geburtstag selbst wurde diesmal in Frankfurt würdig und ausgiebig begangen. Thomas, Böhmer, Riese waren Jeder in seinem Kreise für die Feier thätig. Auch Dr. David Melber, ein Sohn der „lebhaften Tante" und bis zum Tode der Frau Rath Hausarzt derselben, war unter den Veranstaltern des Festes. Freitag den 27. wurde eine Vorfeier im Museum gehalten; auf eine Ouvertüre von Spohr, welche dieser selbst dirigirte, folgte ein Gedicht von Bourune und hierauf zwei Vorträge der beiden Schriftführer der Gesellschaft; Dr. Göntgen sprach über „Goethe aus seinem Leben," Dr. A. Clemens über „Goethe aus seinen Schriften." Am folgenden Tag fand ein großes Festmahl im Saale des Weidenbusches statt, an welchem etwa zweihundert Personen Theil nahmen. Sulpiz Boisserée saß neben Thorwaldsen, ihnen zunächst Willemer und Riese. In diesem Kreise mag echte Feststimmung geherrscht haben; „Erinnerung reihte sich an Erinnerung, Wunsch an Wunsch," was noch mehr der Fall war, als am Sonntag Abend die Freunde traulich mit den Frauen auf der Gerbermühle verweilten. Ueber die ausgebrachten Trinksprüche äußert sich Böhmer mürrisch und unzufrieden. Einen guten Eindruck machte es jedenfalls, als beim Nachtisch Wangenheim, der württembergische Bundestags-Gesandte, in Riese's Nähe trat und auf diesen, als den ältesten noch lebenden Freund Goethe's, einen Trinkspruch ausbrachte. In der Mitte des Saales war Goethe's Büste aufgestellt, geschmückt mit einem goldenen Lorbeerkranz, in welchen Smaragdblätter eingelegt waren.[1] Nach beendigtem Mahle wurde dieser Kranz alsbald zum Andenken nach Weimar geschickt. Abends war Festvorstellung im Theater; zu derselben schien die Direction nahezu das Recept benutzt zu haben, das Willemer fünf Jahre vorher aus Neckerei verschrieben. Man begann mit einem Prolog, gedichtet von Director Ihlée, gesprochen aber nicht von Madame Bohs, sondern von Weidner, einem Declamator ersten Rangs; hierauf wurde Tasso gegeben. Einige Freunde hatten die schöne Veranstaltung getroffen, daß

[1] Als Böhmer einen Rathsherrn um eine Beisteuer anging, erwiderte dieser: „dem Sau-Zippel soll ich auch noch einen Kranz schenken!" Die Verstimmung wegen des Austrittes aus dem Bürgerverbande war noch nicht verklungen. Der Kranz kostete fünfzehnhundert Gulden.

mehrere im Jahr 1749 geborene Arme zum 28. August beträchtliche Geldgeschenke erhielten.

Goethe selbst verbrachte diesen Tag auf der Reise zwischen Aich und Karlsbad, wo eben die Diplomaten sich zur Abfahrt rüsteten; seinen Dank sprach er am 22. September in einem Brief an seinen Vetter Dr. Melber aus. Diesem Briefe lag eine zweite, an den Vorstand des Museums gerichtete Zuschrift bei, die am 14. October in der „Zeitung der freyen Stadt Frankfurt" veröffentlicht wurde. [1]

Während der Goethefeier wurde der Gedanke angeregt, dem großen Dichter schon bei Lebzeiten in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen. Bereits im December war ein Comité eingesetzt, zu dessen Präsidenten Boisserée ernannt wurde. Als Aufstellungsort bezeichnete man die Main-Insel am Schneidwall, die früher auch „Mainzer Schütt" genannt wurde, jetzt aber nicht mehr besteht, [2] indem der Mainarm, der sie vom Ufer trennte, ausgefüllt ist. Auf ihr befand sich ein schöner, hochgelegener Platanenplatz, mit Umblick auf neue stattliche Straßen, der zum Denkmal geeignet schien. Im „Rheinischen Taschenbuch" für 1822 findet sich eine Abbildung und Beschreibung desselben, wie es werden sollte. Die Verhandlungen zogen sich Jahre lang hin ohne anderes Ergebniß, als daß sie Rauch zu der berühmten Statuette mit anregten. Das Comité bestand zum Theil aus vortrefflichen Männern, war jedoch ein echt altstädtisches Comité, in der Zusammensetzung cliquenhaft, in seinem Verfahren ungeschickt und unvolksthümlich. Die exclusive vornehmthuende Art, wie der Goethe-Cultus in solchen Kreisen betrieben ward, mußte dazu beitragen, die Abneigung Börne's und Anderer zu verschärfen. Energisch und großgesinnt zeigte sich übrigens bei dieser wie bei jeder Veranlassung Simon Moriz v. Bethmann.

Eine Ehrenbezeigung, die Goethe hoch zu schätzen wußte, widerfuhr ihm am siebzigsten Geburtstag von Frankfurt aus; die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, seit Kurzem von Stein ins Leben gerufen, ernannte ihn durch Diplom zu ihrem Ehrenmitglied. Goethe's Dankschreiben ist in Steins Leben von Pertz mitgetheilt. [V, 418.]

[1] Wieder abgedruckt in „Gedenkblätter an Goethe", Frankfurt bei Keßler 1845. Der Anfang lautet: „Da mit meiner lieben Vaterstadt, ungeachtet aufgehobener bürgerlicher Verhältnisse, mich noch auf das Innigste verbunden fühle." Die durchschossenen Worte sind in den Gedenkblättern weggelassen.

[2] „Schütt" heißen mehrere Flußinseln, so eine kleine bei Nürnberg und zwei große unterhalb Wien; das Wort mag eine Anschwemmung oder Aufschüttung bedeuten.

Görres hatte im Auguſt, während noch in Karlsbad jener berüchtigte Congreß verſammelt war, zu Koblenz das Buch „Teutſchland und die Revolution" geſchrieben, das „den Demagogenjägern vollends den Verſtand verrückte." Er ſchrieb ſelbſt an Boiſſerée: „Dießmal wird's in Berlin ſtark donnern; ob's einſchlägt, wollen wir abwarten." Mit Papieren verſehen, die zu ſeiner Vertheidigung dienen ſollten, begab er ſich am 25. September nach Frankfurt. Gleichzeitig traf dort beim preußiſchen Geſandten eine Depeſche ein, das aufrühriſche Buch bei allen Buchhändlern in Beſchlag zu nehmen; doch waren faſt ſämmtliche Exemplare binnen wenigen Stunden gekauft worden. Am 26. war Görres bei Willemer im Rothen Männchen zu Tiſche; neben ihm ſaß Thomas, damals Polizeiſenator. Während des Mahls wurde Letzterer weggerufen und kehrte nach einigen Minuten leichenblaß zurück. Görres merkte ſogleich, der Befehl zu ſeiner Verhaftung müſſe aus Koblenz eingetroffen ſein; er verließ das Haus, fuhr am Fahrthor in einem Nachen über den Main und ſpazierte nach Iſenburg. Hier war er ſchon eingetroffen, als der Befehl, auf ihn zu fahnden, an die Thorwachen gelangte. Willemer beſorgte einen Wagen nach Iſenburg, in welchem der berühmte Flüchtling noch an demſelben Abend nach Groß-Gerau fuhr, um am folgenden Tag über Worms nach Straßburg zu reiſen. Die damals franzöſiſche Stadt gewährte dem deutſchen Patrioten Sicherheit. Willemer begab ſich bald nachher in den Rheingau; er gedachte dort mit dem Freiherrn von Stein zuſammen zu kommen, der faſt den ganzen October in Winckel verlebte.

Goethe hatte in ſeinem Brief an den Muſeumsvorſtand geäußert, der Kranz, der ihn in Weimar erwarte, reize ihn früher nach Hauſe. Wir merken jedoch nichts von beſonderer Eile; er verließ zwar Karlsbad am 27. September, hielt ſich aber dann beinahe vier Wochen in Jena auf und langte erſt am 24. October in Weimar an.

Zu Weihnachten erhielt Goethe von Frankfurt aus als Geſchenk die Bildniſſe Willemers und Mariannens. In der letzten Jahreswoche trafen von ihm vier kleine Gedichte ein, auf die vier Seiten eines weitläuftigen Doppel-Quartblattes eigenhändig geſchrieben und ſämmtlich auf Hudhud, den Liebesboten, Bezug nehmend; wie denn überhaupt der Hudhud-Cultus nie ſo eifrig gepflegt wurde, wie im Jahr 1819.

Wir erfahren auch bei dieſer Veranlaſſung wieder, wie wenig auf mündliche Ausſagen nach einem Zwiſchenraum von Jahrzehnten zu geben iſt. Marianne, in hohem Alter, erzählte Herrn Profeſſor Kriegk: auf einem geſelligen Spaziergang mit Goethe und Anderen habe man an einer Waldlichtung einen Wiedehopf beobachtet; als dieſer wegflog, habe ſie gerufen:

„Hud, hud, weg iſt er!“ Daher habe Goethe in Gedichten den Wiedehopf mit dem Namen Hudhud bezeichnet. Profeſſor Kriegk lebt noch in unſerer Mitte und iſt wegen ſeiner ſtrengen Wahrheitsliebe und ſeiner Genauigkeit in allen Mittheilungen hochgeſchätzt. Auch Marianne liebte die Wahrheit, aber ſprach aus getrübter Erinnerung, und jene Mittheilung kann nicht als Anhaltspunkt gelten.

Hudhud, der Wiedehopf (lateiniſch upupa), der gekrönte kleine Vogel, kommt ſchon bei Hafis und in der moslemiſchen Legende als Liebesbote vor. Er machte den Vermittler zwiſchen der klugen Königin von Saba und Salomo. Dieſer, „der die Sprache der Vögel verſtand, benutzte den neckiſchen, durch ſein Ortsgedächtniß ausgezeichneten Wiedehopf zu ſo wichtigen Verrichtungen.“[1] Das Abenteuer, daß Hudhud ſich dem Dichterpaar vorſtellte, fand im Jahr 1815 in der Nähe der Gerbermühle ſtatt, alſo auf dem ehemaligen Meer- oder Seeboden von der Mainſpitze aufwärts bis etwa nach Offenbach und nach Tribur, und zwar während der Dichter in gewohnter Weiſe nach Muſcheln und Steingebilden ſuchte. Hierauf bezieht ſich das Gedicht „Gruß“ im Buch der Liebe, dem dritten des Divan:

O wie ſelig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muſcheln
Im Stein ſucht' ich, die verſteinten;
Hudhud lief einher,
Die Krone entfaltend,
Stolzirte, neckiſcher Art,
Ueber das Todte ſcherzend,
Der Lebendige.

Hudhud, ſagt' ich, fürwahr!
Ein ſchöner Vogel biſt du!
Eile doch, Wiedehopf!
Eile der Geliebten
Zu verkündigen, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Haſt du doch auch
Zwiſchen Salomo
Und Saba's Königin
Ehmals den Kuppler gemacht!

[1] Loeper zum Divan, S. 52; hier iſt überhaupt das Gedicht „Gruß“ (12) trefflich erklärt.

überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. Zu das Lob, das er seinen fürstlichen Gebietern zollen könnte, stimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Personen, mit denen er sonst in Verhältniß gestanden, pries und preis't man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, daß der enkomiastische Theil seines Divans nicht reich genug sey.

Was aber das Buch des Unmuths betrifft, so möchte man wohl einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß seine persönliche Erwartung nicht erfüllt, sein Verdienst nicht anerkannt sey. So auch er! Von oben herein ist er nicht beengt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückische Menge, mit ihren Chorführern, lähmt seine Thätigkeit; erst waffnet er sich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug sich durch sie durchzuschlagen.

Sodann aber werden wir ihm zugestehen, daß er mancherlei Anmaßungen dadurch zu mildern weiß, daß er sie, gefühlvoll und kunstreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, sich vor ihr demüthigt, ja vernichtet. Herz und Geist des Lesers wird ihm dieses zu gute schreiben.

Buch der Sprüche, sollte vor andern anschwellen; es ist mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuths ganz nahe verwandt. Orientalische Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunst, daß sie sich sehr oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände beziehen; und es finden sich viele darunter, die man mit Recht lakonische Parabeln nennen könnte. Diese Art bleibt dem Westländer die schwerste, weil unsere Umgebung zu trocken, geregelt und

Wenn übrigens dieses Lied, wie angegeben wird, auf den 27. Mai fällt, so geht es der Anknüpfung näherer Beziehungen zwischen Goethe und Mariannen voraus.

Von den vier Hudhud-Gedichten, welche in der Weihnachtswoche bei Mariannen anlangten, ist das vierte etwas älteren Ursprungs. Es wird in demselben „räthselweise“ ein Neujahrsgeschenk erbeten; die Bestellung mußte demnach rasch ausgerichtet werden, was auch geschah. Des Räthsels Lösung ist übrigens nicht, wie Düntzer meint, ein Ring, den die Geliebte etwa mit einem Kusse weihen soll; auch nicht, wie in Hempels Ausgabe erklärt wird, ein Spiegel, sondern ohne Zweifel ein Kamm. Wie nun kann die Geliebte einem Kamm „die rechte Weihe“ geben? Wohl dadurch, daß sie ihn durch eine Locke zieht, welche dann abgeschnitten und dem Werkzeug beigelegt werden mag. Ich erinnere daran, in wie hohem Tone schon der junge Goethe den Werth einer geschenkten Locke preist. Die Hand, welche in den Locken der Geliebten wühlt, wird im „Buch der Liebe“ des Divans (Gedicht: „Versunken“) mit einem fünfgezackten Kamm verglichen. Daß nicht jede Zeile schlagende Evidenz besitzt, kommt bei Goethe's Räthseln leicht vor; doch ist dies gerade bei dem „Kamm“ in höherem Grade der Fall als bei anderen, die er für verschiedene Aufführungen der „Turandot“ verfaßte.

Um die Continuität der Bezeichnungen möglichst festzuhalten, rücken wir auch das Gedicht ein, welches Goethe am 2. April 1819 mit einer Schachtel an Mariannen sandte. Goethe klagte schon als Leipziger Student darüber, daß er sich frisches Obst nicht bequem und reichlich verschaffen könne. Diese Klage wiederholte er noch im vorgerückten Alter von Weimar aus gegen Sophie Laroche und andere. Kein Wunder, daß Frau von Willemer solche Wünsche zu Herzen nahm und dem Dichter mitunter frische Birnen und Trauben sandte. Diesmal aber waren es getrocknete Mirabellen in einer Schachtel. Um das Gehäuse nicht leer zurückwandern zu lassen, legte Goethe sein eigenes Bildniß hinein, und zwar das von G. Schadow in Wachs bossirte Medaillon. Dasselbe wurde ein dutzendmal in Metall gegossen; nach dem Bericht im Katalog der Berliner Goethe-Ausstellung ist die so erzielte Schaumünze „unter den wenigen gegossenen Medaillons, welche in unserer Zeit verfertigt worden sind, das geistvollste und gelungenste.“ Die Schachtel mit dem auf dem Boden befestigten eigenhändig von Goethe geschriebenen Gedicht befindet sich als ein Geschenk Mariannens im Besitze Hermann Grimms.

24.

Goethe an Marianne von Willemer.

(Eigenhändig.)

Den ſchönſten Augenblick der Täuſchung erlebt ich. Der verehrte Freund tritt in's Zimmer, die geliebte Freundinn hofft ich im Hinterhalte. Da fühlt ich recht daß ich ihr noch immer angehöre. Sagen Sie mir bald ein Wort. Hierbey wieder Fragmente; das Ganze folgt bald als Zeugniß fortwährender Unterhaltung mit der Entfernten.

Und ſo fort und für ewig

W. d. 26. März 1819.

G.

25.

Goethe an Marianne von Willemer.

Mit einer Schachtel.[1]

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden zog nach Norden:
Als die Frucht gespeist geworden
Eilt ſich wieder einzustellen
Das Gehäuss woher es kommen,

[1] In den Werken iſt das kleine Gedicht (ohne ſonſtige Variante) mit dem Datum des 2. April 1819 und mit einer kurzen Anmerkung von Goethe verſehen.

Bringet keine süssen Früchte
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

26.

Goethe an Willemer.

Nichts hätt' ich mehr gewünscht, verehrter Freund, als daß Sie, da meine Kinder nach Berlin gegangen waren, im Stillen Zeuge gewesen wären wie das tägliche Tischgespräch zwischen Ulriken und mir sich um eine unruhige Verwunderung bewegte, wie Sie konnten so lange außen bleiben und schweigen. Zuletzt freylich erwarteten wir Sie nicht mehr und ich schrieb an Schlossern: ob Sie denn wirklich zu Hause seyen? welches er bejahete, da ich denn zugleich Ihren lieben Brief erhielt.

Ich blieb um so ungewisser über Ihre Zustände, als ich Mariannen gleich nach Ihrer Abreise geschrieben und einiges gesendet hatte, worauf ich einige Erwiederung hoffte. In einer Lage wie die meinige, ich darf sagen wie die unsrige haben wir treuen Sinn zu bewahren für diejenigen auf die unser Lebenswohl, unsere Lebensfreuden sich gründeten und stützten. Dies war mir von je eine natürliche, nothwendig eingeborne Pflicht, ich konnte sie im beweglichsten Leben einigermaßen erfüllen und ich nähre und erbaue mich daran in der Einsamkeit. Wie schön uns dafür eine Gegenwart, sie mag uns zufällig gegönnt seyn oder vorsätzlich erreicht werden, belebt und belohnt, empfand ich bey Ihrer Erscheinung, mein Theuerster, bey dem Besuche Zelters und anderer früheren That- und Leidensgenossen; selbst bey der Rückkehr meiner nur zwei Monat entfernten Kinder.

Welche Seligkeit würde es daher für mich seyn, an dem freundlichen heiteren Maynstrom die Theuren, wahrhaft geliebten Freunde wieder zu finden und aufs neue das übrige Leben zu verpfänden.

Wie ich dieſes Jahr dazu gelangen ſollte ſeh ich nicht ab, da außer den allgemeinen Schwierigkeiten noch beſondere eintreten, worüber Sie aufzuklären mir nächſtens zur Pflicht mache. Schreiben Sie mir öfter, erſuchen Sie Mariannen, daß ſie von ſich hören laſſe. Wie nah ich meinen ſüdweſtlichen Freunden bin, können Sie denken, da ich mich gegenwärtig in Jena befinde um den Abdruck des Divans zu beſchleunigen, den man mir bis jetzt unverantwortlich verzögert hat.

[1] Zu einigem Aufſchluß des obgeſagten füge bey: daß ich eine bedeutende Aufforderung, an Rhein und Mayn dieſen Sommer zu gehen, erhalten hatte, die ich aber aus Gründen ablehnte, die noch jetzt dagegen gelten würden und die gewiß von Schwere ſeyn mußten, weil ſie die Hoffnung mit aufwogen die theuerſten Freunde wiederzuſehen. Mehr ſag ich nicht. Nur den Wunſch noch, bald wieder von den Lieben zu hören!

Jena d. 9. Juli 1819.

G.

27.

Marianne v. W. an Goethe.

Baden den 19. Juli 1819.

Daß ich ſo lange gezögert, für Ihre herzlichen Worte zu danken iſt kaum zu entſchuldigen, denn ich fürchte meine Schuld zu vergrößern, wenn ich mich auf ein Gefühl berufe, was mich im Augenblicke unfähig machte, ſo viele Güte zu erwiedern; einmal aufgeſchoben findet man den rechten Zeitpunkt nicht, und man erſcheint als undankbar, wenn man ſich auch hierüber keine Vorwürfe zu machen hat. [2]

Ich war überraſcht, gerührt, ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit; es kam mir faſt alles wie ein Traum

[1] Von hier bis zum Schluß eigenhändig.

[2] Marianne hatte, wie eben bemerkt, einige Aushängebogen des Divan erhalten.

vor, den ich mir in der Gegenwart wiederholte, um ihn nicht zu vergeßen; daß Willemer Sie geſehen, geſprochen hatte, vermehrte das Unbegreifliche meines Zuſtandes, ja ſelbſt was er mir von Ihnen ſchrieb; und Ihr eigener Brief vollendete meine Verwirrung; ich konnte, oder ich wußte nicht zu antworten; können Sie mir verzeihen, was ſich nicht entſchuldigen läßt? — — Laſſen Sie mir immer die angenehme Täuſchung, daß Sie mir nicht aus Großmuth nur verzeihen.

Die herrliche Gegend, die ich ſeit kurzem bewohne, die überaus reine Luft, das heilſame Bad, alles vereinigt ſich, meiner Geſundheit, die in den letzten Jahren merklich gelitten, wieder aufzuhelfen; ſollte denn die Nähe Straßburgs, jene bedeutende Aufforderung den Rhein und Main zu beſuchen, verbunden mit obigen Ihnen gewiß bekannten vortrefflichen Eigenſchaften Badens nicht den Vorzug vor Carlsbad verdienen, da man ſogar jetzt aus dem hieſigen Waſſer durch eine einfache chemiſche Vorrichtung das allervortrefflichſte Carlsbader Waſſer bereitet; wie glücklich würde ich ſeyn, Sie hier zu wiſſen, ſelbſt wenn ich nicht mehr anweſend ſeyn ſollte; es bliebe immer die ſchöne Hoffnung, Sie bei uns auf der Mühle zu ſehen. — Ich falle ſchon wieder in meinen alten Fehler, ſo beſcheiden auch meine Wünſche im ganzen ſeyn mögen, wenn ich mir ſie erfüllt denke, erſcheinen ſie mir verwegen.

Laſſen Sie einiges von dem Geſagten in der Stille in Ihrem Herzen wirken, legen Sie einige richtige Gründe für die Sache in die Waagſchaale, und wer weiß ob es nicht die Schwierigkeiten dagegen aufwiegt.

Frau von Heigendorf[1] hat vorigen Sommer einige Wochen in dem Hauſe zugebracht, das ich bewohne; ſie kann Ihnen ſagen wie nahe dem Himmel in jedem Sinne meine freundliche Wohnung iſt; und wie viele ſchöne Mädchen gibt es nicht hier; Hudhud läuft in einem fort über den Weg; auch hohe Herrſchaften genug wenn man will, und hohe Berge und Thäler, und — doch Sie können ja nicht kommen. Ich würde mich ſehr freuen, wenn ich noch einige Zeilen in Baden erhielte; freilich darf ich es kaum hoffen, denn ich habe

[1] Die weimariſche Schauſpielerin Karoline Jagemann.

es nicht verdient, und dennoch könnte Ihnen meine Adreſſe bei Hrn. Domainen-Verwalter Hugeneſt fehlen, wenn ſie nicht hier ſtünde.

Von ganzem Herzen grüßt Sie

Mariane.

28.

Goethe an Marianne v. W.

Eigenhändig.

(Dieſen merkwürdigen Brief erhielt Marianne in Baden, einige Wochen nachdem ihr Gemahl von Frankfurt aus Goethe'n ſeine Heimkehr gemeldet und ſein Außenbleiben erklärt hatte. Das Blatt iſt ſorgfältig in ein Couvert eingelegt, das mit Goethe's kleinerem Wappenſiegel mit dem Stern geſchloſſen und mit der Adreſſe verſehen iſt: „Der Frau Geheimeräthin von Willemer Gnaden durch H. Domainen-Verwalter Hugeneſt, Baden.“ Um dieſes Couvert iſt ein zweites gelegt mit demſelben Siegel, über welches gleichſam zu beſſerer Verwahrung die Buchſtaben J. W. G. geſchrieben ſind; die Adreſſe lautet: „Herrn Domainen-Verwalter Hugeneſt Wohlgeb., Baden im Badniſchen, franko, beſonders empfohlen.“ Dieſer Brief iſt der einzige in der Sammlung, worin Marianne mit „Du“ angeredet wird.)

Nein, allerliebſte Marianne, ein Wort von mir ſollſt Du in Baden nicht vermiſſen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten läßeſt und ein unerfreuliches Stillſchweigen brechen magſt. Soll ich wiederholen daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bey ſeinem treuen Anblick alles in mir rege ward was er uns ſo gern und edel gönnt. Ob Du gleich ſchwiegſt hatte ich allerley zurecht gelegt, der Rückkehrende vermied und es blieb liegen.

Nun da Du ſagſt, und ſo lieblich, daß Du mein gedenkſt und gern gedenken magſt; ſo höre doppelt und dreyfach die Verſicherung daß ich jedes Deiner Gefühle herzlich und unabläßig erwiedre. Möge Dich dies zu guter Stunde treffen, und Dich zu einem recht langen Commentar über dieſen kurzen Text veranlaſſen.

Wäre ich Hudhud ich liefe Dir nicht über den Weg, ſondern

ſchnurſtracks auf Dich zu. Nicht als Boten, um mein ſelbſt willen müßteſt Du mich freundlich aufnehmen. Zum Schluß den frommen liebevollen Wunſch

Eja! wären wir da!

W. d. 26. Jul. 1819.

G.

29.

Goethe an Willemer.

Weimar d. 5ten Aug. 1819.

Hier, mein verehrter Freund, die verlangten Feſtgedichte,[1] ich glaubte nicht daß es Ihnen noch eine Neuigkeit ſeyn könnte, denn vor mir ſind dieſe Erſcheinungen, wie ſo viele andere, längſt vorüber. Nach Baden habe ich gleich geſchrieben, man wird verzeihen wenn ich zu aufrichtig geweſen bin. An jedem ſchönen Tage ſehne ich mich nach Ihren Ufern, bin jetzt noch viel gebunden und ſeh am Ende doch noch die ſteilen böhmiſchen Gebirge vor mir. Zu liebenswürdigen Entſchlüſſen ſcheint es nicht mehr an der Zeit zu ſeyn. Möge ſich alles Gute ſo gewiß um Sie verſammeln, als ich in Gedanken jederzeit bei Ihnen gegenwärtig bin.

treulichſt

Goethe.

30.

Marianne an Goethe.

Auguſt 1819.

Die freundlichen und herzlichen Worte, die ich in Baden erhielt, haben ihre Wirkung nicht verfehlt; ich hatte vieles, bekanntes und neues zu erwiedern; zudem war durch Sulpiz Boisserée, der kurz

[1] Zum Maskenzug vom 18. December des vorigen Jahres.

vor meiner Abreise eintraf, durch Gespräch und Mittheilung die vergangene Zeit fast zur Gegenwart geworden. Dies alles wollte ich Ihnen schreiben, so gut ich es vermochte, Sie hätten das Fehlende wie immer ersetzt, und ich hätte mich wie immer verwundert, daß ich mich so gut auszudrücken weiß. Meine Abreise, die früher erfolgte als ich anfangs glaubte, und eine nicht ganz unbedeutende Unpäßlichkeit nach meiner Ankunft in Frankfurt, verhinderte meine Absicht, und nun weiß ich nichts mehr zu sagen, als daß Ihr Wohlwollen mich innig gerührt und erquickt, und mir ein Bewußtseyn verleiht, das mich zu gleicher Zeit erhebt und demüthigt.

Eines kleinen Abenteuers kann ich nicht umhin zu erwähnen, das mir in Baden von guter Vorbedeutung zu seyn schien; der Erfolg wird zeigen, ob ich mich auf meinen Boten verlassen kann: Bei einem Spaziergang mit Boisserée führte unser Weg durch einen Wald, der von der Abendsonne herrlich beleuchtet, überdies mit Stechpalmen reichlich durchwachsen war, deren grünes Gold vom Sonnenglanze schimmernd aus dem dunklen Schatten südlich und üppig hervorstach; und wahrhaftig, Hudhud lief über den Weg, und blieb auf dem Stamm einer Stechpalme sitzen, ich trat zu ihm, und sagte ihm — — nein ich sagte ihm nichts, denn er weiß ja alles! er versprach mir alles pünktlich auszurichten, und die Aufträge wozu mir der Griffel und das Pergament fehlen, aus eignen Mitteln zu bestreiten; auch wolle er auf jenen Tag, dessen Feier wir immer im Stillen begehen, alle Herzenswünsche unter seine Fittige nehmen, und vor Ihren Füßen ausstreuen. Als Erinnerung an jenes häusliche Fest an dem sich das Rohr zur Palme empor schwang, bringt er abermals eine Surrogatpalme mit, die als Spitze gelten kann, um sich auf diese Weise dem Lorbeer und der Eiche zum Gesellen anzuschließen.[1] Ist Hudhud nun treu so hält er Wort, und bringt auch Grüße mit zurück wenn ihn sein Weg über die Mühle führt.

Das Buch der Bücher soll ja schon einigen Erwählten sichtbar geworden seyn, und zwar in vollendeter Gestalt: also bald, recht bald wird sich uns der Osten mit allem Glanze des Blüthen- und Farbenschmuckes aufschließen, ich kann es kaum erwarten. Willemer

[1] Ueber die „Surrogatpalme" wissen wir keine bestimmte Auskunft.

hat mich doch wohl ein wenig zu krank geſchildert, ich bin wieder geſund, und lebe der Hoffnung Sie zu ſehen, wozu viele Leute die Veranlaſſung geben, die alle behaupten wollen was ich ſehnlichſt wünſche.

Alles Gute und Schöne ſei wie immer mit Ihnen.

Marianne.

31.

Goethe an Willemer.

Nur noch wenige Tage, verehrter Freund, und ich bewege mich doch noch endlich, obwohl nicht ganz gerne nach Karlsbad; vielleicht kommt nur noch vorher einige Nachricht von Freund und Freundinn, wo nicht, doch hoffentlich dorthin.

Complette Exemplare vom Divan erhalt' ich ſo ſpät daß ich ſie nicht einmal kann einbinden laßen. Soviel bemerke ich, daß zwey Blätter des erſten Bogens durchgeſchnitten, die Kartons aber ſogleich eingelegt ſind. Der in Kupfer geſtochene Titel liegt inwendig, er ſoll künftig bunt und das Ganze beſſer im orientaliſchen Anſtand erſcheinen.

Möge indeſſen das Vergangene in die Gegenwart und der Freund in die nächſte Nähe treten!

Diesmal geh ich ganz allein und ſpät, ich hoffe die diplomatiſche Fluth ſoll ſich verlaufen haben.

anhänglichſt

Jena den 22. Auguſt 1819.

Goethe.

32.

Goethe an Willemer.

Eigenhändig.[1]

In Erwiederung ſo manches Freundlichen ſoll ich von meinem bisherigen Lebenslauf einiges vertraulich erzählen.

Den 28ſten brachte, bei ſchönem Wetter, unter freyem Himmel zu, auf dem Wege von Aich[2] nach Carlsbad, wo ich zeitig anlangte. Wenige Tage darauf entfernten ſich die hier verſammelten Staatsmänner, ihnen folgten einige nähere Verhältniſſe, ſo daß ich in der vollkommenſten Einſamkeit zurückblieb.

Sogleich aber begrüßte mich Hudhud auf das liebenswürdigſte, vertraute mir viel und mancherley und verlangte zu ſeiner Legitimation richtig erhaltener Aufträge, den Inhalt derſelben in Reimen verfaßt zu hören; welches ihm denn nicht zu verſagen geweſen. Bald hierauf erſchien unmittelbare Freundes Nachricht von dem ſo ſchön und herrlich begangenen Feſte, die mich zugleich erfreuen und beſchämen mußte. Von Weimar aus meldete mein Sohn höchſt Dankenswerthes von angekommenen Geſchenken und Gaben und heut erhalte ein Diplom als Ehrenmitglied der Geſellſchaft älterer deutſchen Geſchichtskunde; gleichfalls bezüglich auf jenen Tag, und von verehrten Nahmen unterzeichnet, die Sie mir theuerſter Freund, als vorzügliche Theilnehmer jenes Feſtes genannt haben.

Geblendet von dem Abglanze ſolcher in der Entfernung mir zu Gunſten bereiteten Erfreulichkeiten, finde ich mich auch einmal wieder im Angeſicht ſchroffer Felſenwände, denen ich kaum mit Schlägel und Eiſen einige Erklärung abgewinnen kann und mich in Gedanken um ſo lieber zu den wertheſten Freunden hinwende, die, in freier Gegend, am belebteſten Fluſſe, gewiß ſo ſchöner Herbſttage genießen, als hier in

[1] Goethe befand ſich in Karlsbad ganz allein, ohne „eine adoptive rechte Hand."

[2] Marktflecken im Kreis Eger.

prosaisch erscheint. Alte deutsche Sprüchwörter jedoch, wo sich der Sinn zum Gleichniß umbildet, können hier gleichfalls unser Muster seyn.

Buch des Timur. Sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, damit uns die allzunah liegende Deutung ein erhöhtes Anschaun ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte diese Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüsters launigen Zug- und Zeltgefährten Nussreddin Chodscha von Zeit zu Zeit auftreten zu lassen sich entschlösse. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beste Förderniß verleihen. Ein Musterstück der Geschichtchen die zu uns herüber gekommen, fügen wir bei.

* * *

Timur war ein häßlicher Mann; er hatte ein blindes Auge und einen lahmen Fuß. Indem nun eines Tags Chodscha um ihn war, kratzte sich Timur den Kopf, denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und befahl, der Barbier solle gerufen werden. Nachdem der Kopf geschoren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich, Timur den Spiegel in die Hand. Timur sah sich im Spiegel und fand sein Ansehn gar zu häßlich. Darüber fing er an zu weinen, auch der Chodscha hub an zu weinen, und so weinten sie ein paar Stunden. Hierauf trösteten einige Gesellschafter den Timur und unterhielten ihn mit sonderbaren Erzählungen, um ihn alles vergessen zu machen. Timur hörte auf zu weinen, der Chodscha aber hörte nicht auf, sondern fing erst recht an stärker zu weinen. Endlich sprach Timur zum Chodscha: höre! ich habe

diesen Schluchten mir zu Gute kommen, wo sie freylich von doppelt und dreyfachem Werthe sind.

Im Laufe dieses Monats würden mich einige Zeilen von dorther höchst glücklich machen.

C. G. d. 8. Sept. 1819.

Goethe.

Geben Sie mir doch einen Wink, wie ich den günstigen Unternehmern des Festes irgend etwas Freundliches erweisen kann.[1]

33.

Marianne an Goethe.[2]

Es bleibt immer eine schwere Aufgabe, aus der Ferne und in die Ferne Gedanken und Worte zu senden, die nur in der nächsten Nähe gedeihen; das innige Gefühl spricht sich nur in vollendeter Form oder gar nicht aus, und wenn es heißt: Es sagt Dir ein beredtes Schweigen oft mehr als ein beredter Mund, so setzt es allerdings eine erfreuliche Nähe voraus; wenn ich diese

[1] Von dem durch Dr. Melber übergebenen Dankschreiben an die Museumsgesellschaft abgesehen, sandte Goethe nach Frankfurt eine Anzahl Exemplare des Gedichtes: „Erwiderung der Feier meines siebenzigsten Geburtstages; Karlsbad, 15. September 1819." Das Motiv dazu hatte er bekanntlich einer ihm verehrten Münze entnommen, worauf dargestellt ist, wie ein Ritter seine vierundzwanzig Söhne dem Kaiser zur Huldigung vorführt; ebenso möchte der Dichter die um ihn geschaarten Söhne und Töchter vor den Vater alles Guten führen. Er bezeichnet dieselben in schönen Ausdrücken:

Freigesinnt sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Thätig treu in jedem Kreise,
Still beharrlich jeder Weise,
Nicht vom Weg, dem graden, weichend
Und zuletzt das Ziel erreichend.

In Frankfurt fanden Viele die Hauptwendung des Gedichtes erzwungen; Karl Jügel dichtete eine Parodie, nicht ohne Schärfe.

[2] Ohne Datum; später hat Marianne beigeschrieben: Sber 1819.

allgemeinen Bemerkungen auf meine Lage anwende, so gebt daraus hervor, daß ich eigentlich schweigen müßte, und durch die Entfernung gezwungen zu reden, will ich versuchen, ob sich schreibend beides vereinigen läßt.

Ich habe den Divan wieder und immer wieder gelesen; ich kann das Gefühl weder beschreiben noch auch mir selbst erklären, das mich bei jedem verwandten Ton [ergreift]; wenn Ihnen mein Wesen und mein Inneres so klar geworden ist, als ich hoffe und wünsche, ja sogar gewiß seyn darf, denn mein Herz lag offen vor Ihren Blicken, so bedarf es keiner weitern ohnehin höchst mangelhaften Beschreibung. Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein Räthsel; zugleich demüthig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wieder erkennt, und sich alles gerne gefallen läßt was man in diesem erhöhten Zustande liebens- und lobenswerthes spricht und thut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, in sofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts thun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat.

Haben Sie Nachsicht mit mir und meinen verworrenen Begriffen, das größte Glück ist immer am unbegreiflichsten. Sie verzeihen mir wohl, daß mein Dank für alles Uebersendete später kommt, als die Freude über den Besitz.

Durch August wissen wir, daß Sie mit Ihrer Badekur zufrieden sind; mögen die heilsamen Folgen noch lange Zeit wirken, vielleicht entbehren Sie es künftigen Sommer um so leichter, und besuchen wieder einmal den Main und Rhein. Willemer ist sehr wohl und reist morgen früh ins Rheingau, wo er sich einige Tage aufhalten und den Hrn. Minister Stein sehen wird, der sich in Winkel eingemiethet hat.

Die ernste und ehrwürdige Präsidentin des Vereins trägt die sichtbaren Spuren ihres Amtes vor aller Welt zur Schau; sie wird mich nächstens zur Großmutter, und wenn es ein Mädchen gibt, zur Gevatterin machen; das gute Kind, an meinen vier Namen hat es viel zu tragen.

Dieſe ſchönen Tage haben wir faſt immer auf der Mühle zugebracht, obſchon wir in der Stadt wohnen; der Hayn, die Terraſſen färben ſich wie damals, und die Erinnerung belebt die Schatten und es wandeln Geſtalten unter den Bäumen die dem Ganzen eine wunderſame Bedeutung geben. Tauſend Grüße von mir und Willemer an Sohn und Tochter.

Ganz die Ihre

Mariane.

34.

Goethe an Willemer und Marianne.

(Eigenhändig.)

Gerade zu rechter Zeit und Stunde, eben als Kinder und Enkel zu den Zuckerbäumen eilten und den Großvater ſich ſelbſt überließen, trat das erſehnte Freundespaar auf, ſo zufrieden heiter blickend, daß man ihm das Gefühl anſah wie wohl es empfangen ſey.[1] Und ſo kann es denn ſelbſt mitten im abſchließenden Schnee nicht einſam werden und die rückkehrende Sonne begrüßt mich in der beſten Geſellſchaft. Reichliche Zuckergaben machen mich Kindern und Hausfreunden intereſſant; und da Hudhuds Räthſel nicht unergründlich ſind, ſo kann zum neuen Jahre nichts fehlen. Möge alles auch in der Nähe des Mayns zu beſtem gereichen und gelingen!

W. d. 27. Dec. 1819.

G.

[1] Bildniſſe von Willemer und Marianne.

35.

Vier Gedichte von Goethe an Marianne gesandt.

(Eigenhändig.)

Hudhud auf dem Palmensteckchen
Hier am Eckchen,
Nistet, angelnd, wie charmant!
Und ist immer vigilant.[1]

Hudhud erklärt eine räthselhafte Stelle.

Der Maler wagts mit Götterbildern,
Sein Höchstes hat er aufgestellt,
Doch was er für unmöglich hält:
Dem Liebenden die Liebste schildern,
Er wag es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild es ist willkommen.[2]

Hudhud als einladender Bote.[3]

Dich beglückte ja mein Gesang,
Nun dräng er gern zu dir ins Ferne.
Ich singe Morgen und Abend entlang,
Sie sagen: Besser! Das hör ich gerne,
Kommt auch ein Blatt von Zeit zu Zeit,
Bringt einen Gruss, lass dich nicht stören!
Aber ist denn Bagdad so weit?
Willst du mich gar nicht wieder hören?

[1] S. Diwan, Buch der Liebe.

[2] In den Ausgaben (z. B. der Cotta'schen von 1867, II, 172) in der Abtheilung „Kunst" und mit der Ueberschrift „Ideale" mitgetheilt; Variante Z. 6 „ist hoch willkommen."

[3] Unseres Wissens noch nicht veröffentlicht. — Zu Z. 7 vgl. die Schlußworte des Gedichtes „Bist du von deiner Geliebten getrennt" im Buch Suleika: „Zur Liebende ist Bagdad nicht weit."

Hudhud erbittet ein Neujahrsgeschenk räthselweise.

Ein Werkzeug ist es alle Tage nöthig,
Den Männern weniger, den Frauen viel.
Zum treusten Dienste gar gelind erbötig,
Im Einen vielfach, spitz und scharf, sein Spiel
Gern wiederholt; wobei wir uns bescheiden:
Von aussen glatt,[1] wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck erquickt uns nur aufs neue,
Erhielt das Werkzeug erst gerechte Weihe.

Dec. 1819.

[1] „Von außen glatt" ist Apposition zu „Wir", nicht etwa zum Werkzeug: wir bescheiden uns, durch den Kamm von außen geglättet zu sein, wenn auch die Sehnsucht, das innere Leiden fortdauert.

Das Jahr 1820.

36.

Goethe an Willemer und Frau.

Madame Hollweg[1] iſt bey uns glücklich und freundlich angelangt, leider an einem Tage wo meine Kinder mit Hof- und Ballgeſchichten dergeſtalt bedrängt waren, daß wir die treffliche Frau nur kurze Zeit bei uns ſehen konnten. Es ſteht zu hoffen, daß ſie bey ihrer Rückkehr das Betragen Freund Willemers nicht nachahmen werde.

Frau von Hollweg und meine Schwiegertochter, zwey ſehr wohlerzogene Frauenzimmer, konnten ihre Neugierde nicht bergen, was in dem kleinen, mitgebrachten, ſaubern Paketchen wohl enthalten ſeyn möchte; da ich aber ſolches in die Buſentaſche ſteckend an meinem Herzen verbarg, ſo beruhigten ſie ſich nur ungern und langſam.

Erſt heute komme ich dazu ſchönſtens dafür zu danken und durch den geflügelten Boten neue Aufträge zu wagen. Vielleicht finden die Freunde in dem beikommenden Hefte einige Unterhaltung, wenigſtens ſehen ſie daraus womit wir uns im engern Kreiſe dieſen Winter über beſchäftigt.[2]

Zelter ſchreibt mir ſo eben, daß er einige Lieder des Divan componirt: ſobald ich ſie erhalte, überſend' ich ſie. Der Weſtwind beſonders hat ſtark auf ihn gewirkt und ich hoffe lieblichen Ausdruck.[3]

[1] Suſanne Elisabeth Bethmann, vermählt 1781 mit Johann Jakob Hollweg; Mutter des berühmten Rechtsgelehrten Bethmann-H.

[2] Das fünfte Heft von „Kunſt und Alterthum“ iſt gemeint.

[3] Vielmehr das Gedicht „Wiederfinden“; ſ. Briefw. zwiſchen Goethe und Zelter, II, 70.

Sodann wünſcht' ich aber auch zu erfahren was die zarten Herzen am Mayn, dergleichen es dort doch wohl auch geben mag, ſich für Lieder und Stellen ausgeſucht. Aus dem nördlichen Deutſchland ſind mir zwar anonyme, aber ſehr freundliche Worte zugekommen. Was ich dieſen Winter im Stillen arbeite giebt vielleicht im Verlauf des nächſten Jahrs den Freunden einige nachdenkliche genußreiche Stunden. Laſſen Sie uns indeſſen von Zeit zu Zeit liebevolle Worte wechſeln. Grüßen Sie mir zum allerſchönſten die Freundin die man ſonſt zutraulich, Roſette zu nennen pflegte. Möge ſie im gegenwärtigen veränderten Zuſtande unſerer immerfort freundlich theilnehmend gedenken. Frau Hollweg konnte mir nur wenig von Frankfurt berichten, ſie blieb kaum ſo lange bey uns daß ein erſtes Vertrauen ſich einigermaßen hätte eröffnen, eine freye Geſprächigkeit hätte einleiten können.

treulichſt, herzlichſt

Weimar den 6n März 1820.

G.

37.

Goethe an Marianne.[1]

Schön und köstlich ist die Gabe
Wohlenträthselt das Verlangen;
Dass die Weihe sie empfangen
Bleibet aber ungewiss.

Wäre das nicht nachzubringen?
Was er sittsam nicht entraubte,
Wenn Sie Sich's nun selbst erlaubte!
Hudhud, geh und melde dies.

Oculi 1820.

[1] Goethe's Dank für den überſandten Kamm. Nach dieſer unſerer Auslegung würde die Geberin erſucht, eine Haarlocke nachzuſenden. S. übrigens Cotta'ſche Ausgabe von 1867, XV, 110.

38.

Marianne an Goethe.[1]

So habe ich denn abermals für übersendete liebenswürdige Gaben und Worte zu danken, und ich stehe immer im Nachtheil in so fern ich nicht weiß, so viel Freudiges zu vergelten oder auch zu erwiedern; ja wenn der Klang in die Ferne reichte wie das Wort, so würde ich versuchen, den Tönen, die um wohlbekannte Worte hallen, eine bestimmte Richtung zu geben; aber dies bleibt mir versagt, und so kann ich denn leider nichts als danken; — vielleicht gelingt es mir auch meine Luftgeister zu beschwören, und durch ihre Vermittlung das melodische und harmonische in Suleikas Worten auf eine würdige Weise dem Reiche des Tones zuzueignen; möge es dem verehrten Freunde, wenn auch aus fremdem Munde, ein Gruß des verwandten Herzens seyn.

Riese, den ich seit einiger Zeit öfter gesehen, und der mir sowohl seinetwegen als auch Ihretwegen ein lieber Gast ist, läßt Sie herzlich grüßen; daß an solchen Tagen gewöhnlich das oft Besprochene der Hauptinhalt unsers Gesprächs ist, werden Sie mir gewiß glauben. Die Anzeige von Meisters Wanderjahren hat alle Ihre Freunde, und auch ihn sehr glücklich gemacht; ich freue mich wie ein Kind darauf; erscheint kein zweiter Theil vom Divan? Es geht manchen Leuten jetzt erst ein Licht auf, und zwar aus Osten, sie waren bis jetzt immer noch nach Norden gewendet.

So wie die Natur aus ihrem langen Winterschlafe erwachen will, und der erste Athemzug das Erwachen von tausend Keimen und Leben zur Folge hat, so fängt auch die Hoffnung sich an zu regen, und lang genährte und heimlich gepflegte Wünsche scheinen aus dem Schlafe erwachen zu wollen und bewegen von neuem das beschwichtigte Herz, wie denn überhaupt der Frühling die Jahreszeit der Hoffnungen ist; ob der Sommer die Blüthe zur Reife und der Herbst die Frucht bringt, das wird die Zeit lehren.

[1] Ohne Datum; erst später hat Frau v. W. die Rückseite mit „12. März 1820“ bezeichnet.

Und ſomit mögen dieſe Zeilen dem verehrten Freunde das Andenken treuer Anhänglichkeit vergegenwärtigen, und wir den wandernden Meiſter als Dichtung und Wahrheit recht bald zu erwarten haben.

Mariane.

39.

Marianne an Goethe.[1]

Mit Nachſchrift von Willemer.

Es ſei mir vergönnt durch dieſe wenigen Zeilen mein Andenken zu erneuern und Ihnen zugleich den Ueberbringer, Hrn. Alexander Boucher, als ausgezeichneten Violinſpieler zu empfehlen. Sein Talent, und die Art und Weiſe, wie er davon Gebrauch macht, ſind für den Muſik- und Menſchenkenner von großem Intereſſe, und ich darf wohl mit Recht behaupten, daß er in dieſer Hinſicht nicht ſeines Gleichen findet.

Was jenen Mangel anbelangt, der ſich bei der Auflöſung von Hudhuds Räthſel finden ſoll, ſo ſcheint mir, ihm ſei früher ſchon abgeholfen worden, und ein kleines Etui in dem der Name Friederike und nebſt einem bekannten Diſtichon auch noch ein bekannter Name zu finden iſt, enthalten das Verlangte.[2]

Laſſen Sie mich und den Ueberbringer durch dieſe wenigen Worte empfohlen ſeyn, und erfreuen mich bald durch einige Nachricht.[3]

Mariane.

[1] Dießmal hatte Marianne ihren Gemahl wahrſcheinlich erſucht, mindeſtens das Datum beizufügen; ſ. unten.

[2] Dieſe Friederike wie das Diſtichon wiſſen wir nicht feſtzuſtellen; der andere bekannte Name iſt wohl Goethe. Hat vielleicht Marianne die zwei Landſchaftsbildchen, welche für die Herzogin Friederike von Cumberland beſtimmt waren, nach Weimar beſorgt und ſelbſt ein Andenken, in Haaren beſtehend, beigelegt?

[3] In Goethe's Annalen heißt es unter 1821: „Alexander Boucher und Frau mit Violine und Harfe ſetzten zuerſt einen kleinen Kreis verſammelter Freunde in Verwunderung und Erſtaunen."

So weit iſt es mit mir gekommen, daß ich zu nichts weiter gebraucht werde, wie Ort und Zeit zu beſchreiben; ich thue was ich geheißen werde.

Gerber-Mühle den 12. Mai im Zimmer, wo Herr Goethe wohnte. Wie der deutſche[1] ..... noch denkt, weiß ich nicht, ich aber bin der Alte, oder vielmehr der viel älter gewordene, nichts iſt jung geblieben. Nur das Herz und die Liebe. Erfriſchen Sie beide dieſen Sommer; auch Marianne iſt die Alte geblieben.

Ihr

F.

40.

Marianne an Goethe.[2]

So iſt denn abermals ein Jahr verſtrichen, jener Tag, uns allen ſo werth, kehrt wieder ohne den Freund. Mit freudiger und wehmüthiger Stimmung gedenken wir ſeiner und jener frohen Stunden die wir vereint durchlebten; ob ſie wohl jemals wieder kommen? ich zweifle, das Gleiche wiederholt ſich nie im Leben, ſelten das Aehnliche, und ſo ſchwindet denn mit jedem Herbſt eine ſtill genährte Hoffnung, und der Frühling, nicht müde, neue Blüthen zu treiben, bringt auch immer eine neue Hoffnung mit; ſo lange nun der Raum eine ſo große Rolle zu ſpielen hat, und weder Nähe noch Gewohnheit den Freund an uns bindet, ſo lange muß Hudhud auch ſein möglichſtes thun, die Ferne durch heitre Botſchaft zu kürzen, und ſo ſuchen wir denn auch noch den Entfernten auf alle Weiſe an uns zu ketten, indem wir ihm das Zeichen der Freundſchaft und Liebe als Repräſentant ſeiner vereinten Glieder überſenden, wobei es weniger auf ſeine perſönliche Freiheit als auf einen gewiſſen Herzenszwang abgeſehen iſt.

[1] Unausgefüllte Lücke in der Handſchrift, breit genug für einen Namen, wahrſcheinlich „Haßs.“

[2] Auf der Rückſeite beigeſchrieben: Auguſt 1820.

in den Spiegel geschaut und habe mich sehr häßlich gesehen, darüber betrübte ich mich, weil ich nicht allein Kaiser bin, sondern auch viel Vermögen und Sklavinnen habe, daneben aber so häßlich bin, darum habe ich geweint. Und warum weinst du noch ohne Aufhören? Der Chodscha antwortete: wenn du nur einmal in den Spiegel gesehen und bei Beschauung deines Gesichts es gar nicht hast aushalten können dich anzusehen, sondern darüber geweint hast, was sollen wir denn thun, die wir Nacht und Tag dein Gesicht anzusehen haben? Wenn wir nicht weinen, wer soll denn weinen! deßhalb habe ich geweint. — Timur kam vor Lachen außer sich.

Buch Suleika. Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen seyn. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.

Ueber das Betragen des westlichen Dichters aber, in diesem Buche, dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vorgänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König seyn. Armuth giebt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze, und spottet über den der sie wirklich besaß und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um desto

Dem Dichter, dem das Waſſer ſich geſtaltet,[1] dem bleiben die Sterne nicht ſtumm; es wäre anmaßend, das Sternbild deuten zu wollen; was ſie gefügig bilden; wie man aber einer Gefahr entſchlüpft, um in der andern umzukommen, ſo habe ich nicht vermeiden können noch wollen, daß ohne die Schönheit von Berenicens Haaren zu theilen, den meinigen doch ein ähnliches Loos geworden; für dieſe Anmaßung, die ſich natürlich auf kein Verdienſt gründen kann, muß mich abermals Hudhud vertreten.

Sulpiz war in Frankfurt, aber nicht auf der Mühle; die Meinigen ſagten mir zwar er habe, durch viele Geſchäfte gedrückt, nicht kommen können; hätte er gewußt, wie leid es mir gethan, er hätte wohl noch ein Viertelſtündchen entübrigt.[2]

Ehrmann iſt nach Speier gezogen, und ſendet mir dann und wann einige freundliche Worte, wir vermiſſen ihn ungern.[3]

Wenn es ſeyn könnte, daß lebhafte Erinnerungen und Gedanken ſich austauſchen ließen, oder auch nur ohne Vermittlung von Worten an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen könnten, ſo würden Sie vor ohngefähr ſechs Wochen die wunderbarſte Kunde davon gehabt haben. Ich war zum erſtenmal in Straßburg; laſſen Sie mich ſchweigen, welchen Eindruck alles was ich ſah, auf mich machte; entweder iſt mein Gefühl reifer, oder ich ſah an Straßburg was man an andern Orten nur ſieht, wenn man zum zweitenmal das ſchon lieb gewordene mit Ruhe genießt.[4]

[1] Das Gedicht „Lied und Gebilde“ im erſten Buche des Divan ſchließt mit den Zeilen:

Schöpft des Dichters reine Hand,
Waſſer wird ſich ballen.

Das hier angedeutete Geſchenk war eine Kette mit einem amuletartigen Medaillon, das nun doch Haare von Mariannen einſchloß und deſſen Kapſel mit Sternen beſetzt war. Das Haar der zweiten Berenice, Königin von Aegypten, wurde bekanntlich nach der Angabe des Aſtronomen Konon von Samos unter die Sterne verſetzt.

[2] Boiſſerée hatte Vielerlei mit dem Comité für Errichtung des Goethe-Denkmals zu verhandeln; er war deßhalb von Wiesbaden, wo er bis zum 4. Auguſt zur Kur verweilte, nach Frankfurt gekommen und über Darmſtadt und Heidelberg heimgekehrt.

[3] Dr. Ehrmann zog im Sommer 1820 nach Speyer und ſtarb dort am 31. Auguſt 1827.

[4] Abgeſehen von „Wahrheit und Dichtung“ war Straßburg in dem neueſten Hefte von „Kunſt und Alterthum“ eingehend beſprochen worden, indem daſſelbe Goethe's Bericht über das Luſtſpiel „Der Pfingſtmontag“ enthielt.

Möge es mir noch oft ſo wohl werden, alles nur Ihnen verdankend, mit treuer Anhänglichkeit

Marianne.

41.

Goethe an Marianne.

(Eigenhändig.)

Heute kann ich mich des ſchärfſten Blickes rühmen: durch alle die Schachteln hindurch habe ich gleich auf den Grund geſehen, und das Mittel-Juweel erblickt, die Einfaſſung entging meinem geiſtigen Auge, deſto mehr erfreute ſie nachher mein ſinnliches.

Tauſend Dank in Eile. Nächſtens manches.

treulichſt

Jena, 1. Sept. 1820.

Goethe.

42.

Goethe an Willemer und Frau.

Vor allen Dingen alſo mögen meine geliebten Freunde die Geſchichte vergangener Monate geneigt aufnehmen. Sonntag den 23. April verließ ich Jena, bey dem ſchönſten Wetter, welches mich auf der ganzen Reiſe begleitete. Ueber Hof ging ſie, über Wunſiedel und Alexandersbad, von da auf Eger,[1] ſodann beſuchte ich Marienbad und gelangte am ſiebenten Tage nach Carlsbad. Luft und Anblick ſo vieler Bäder hätte ſchon Heilung bewirken ſollen. Nicht ganz ohne Gefährten legte ich dieſen Weg zurück: denn mich begleitete ein liebens-

[1] Hier erhielt Goethe im Gaſthaus zur goldenen Sonne den Beſuch des Rathes Grüner, der ihm perſönlich ſeinen vidimirten Reiſepaß überbrachte und mit dem der Dichter bis an ſeinen Tod in freundſchaftlichem Verkehr blieb. Vgl. Briefwechſel zwiſchen Goethe und dem Rathe Grüner, Leipzig 1853.

würdiger brauner Geſelle, dem nur weniges abzugeben ſchien um ganz und gar vollkommen zu ſeyn. In Carlsbad verlebt' ich einen ſchönen May, ziemlich einſam, aber eben deshalb vielfach thätig und fleißig; und ſo bin ich denn ſeit Anfang Juni wieder hier, ohne mich vom Platze zu bewegen; fleißig wird gedruckt und vielleicht iſt in einem Hefte, welches nächſtens aufwarten wird, auch etwas den Freunden gefällig und erfreulich.[1]

Manche Beſuche auswärtiger Freunde verkürzten mehr als billig die Zeit; zuletzt erſchienen, kaum angemeldet, Berliner kunſtreiche junge Männer, welche meine Büſte in doppelter Nachbildung mit fortnahmen.[2] Und ſo kam der 28. heran, bey deſſen frühſtem Tagesgruß mir die liebliche Muſik vom Main her wieder in den Ohren ſchallte und die ſämmtlichen Freuden dem Gefühl und der Einbildungskraft wieder vorführte, wie ſie Orient und Occident verbunden wohl ſelten einem Freundes-Zirkel gewähren möchte.

Dem wohlgemeinten Feſte, welches die Univerſität mir zugedacht, konnt ich mich nicht entziehen und ſo iſt denn dieſer Tag lebhaft genug, mit Angebinde und Gaſtmahl hingegangen;[3] auch der Nacht gebrach es nicht an Muſik und Fackelſchein. Nun aber iſt das gute Jena und ich mit ihm wieder in ſeinen ſtillen Zuſtand zurückgekehrt.

Wie mich in demſelbigen die, zwar eigenſinnig-neckiſch genug verklauſulirte, meinem Hellblick aber und magnetiſcher Schaukraft offenbare, liebenswürdige Gabe höchlich erfreut, davon mögen dieſe Berge und Thäler, Gärten, Alleen, Wieſen und Pflanzungen ein Zeugniß geben. Ich ſchildere wirklich, obgleich nur im Vorbeigehen, die Anmuth meiner Wohnung, die ich gegenwärtig im botaniſchen Garten aufgeſchlagen; auf dem höchſten Punkte der Vorſtadt, einen lieblichen ſanften Abhang dieſſeits, einen bergigen Anſtieg jenſeits der Saale beherrſchend. Freylich iſt es eine Enge gegen den weiten herrlichen Horizont deſſen meine Freunde genießen; aber dem Geſchäft gerade zuſagend, dem ich mich eigentlich zu widmen habe.

[1] Das ſechste Heft von „Kunſt und Alterthum."

[2] Rauch und Friedrich Tieck. Von Berlin aus hatte er gleichzeitig den Beſuch von Schinkel und Staatsrath Schulz.

[3] Vgl. Goethe's „Toaſt zum 28. Auguſt 1820 beim akademiſchen Gaſtmahl auf der Roſe."

Wenn ich nun nach außen eines ganz frohen Anblicks mich erfreue, so gewährt mir innewärts die Beschauung des neu angekommenen Amuletes tagtäglich neue Ermunterung und Ermuthigung, wie denn das doppel S. S. den Augen besonders erquicklich seyn mag.

Eine Bemerkung jedoch kann ich, als akademischer Bewohner, hiebey nicht unterlassen; die Frankfurter Juweliere müssen von der Theorie des Doctor Hahnemann in Leipzig, eines freylich jetzt in der ganzen Welt berühmten Arztes, vernommen und sich das Beste davon zugeeignet haben. Dieser lehret nämlich: daß der Millionste Theil einer angedeuteten, kräftigen Arzeney gerade die vollkommenste Wirkung hervorbringe und jeden Menschen zur höchsten Gesundheit sogleich wieder herstelle. Nach diesem Grundsatz haben jene Goldkünstler, bey der Behandlung des Mittel-Juwels verfahren und ich glaube jetzt eifriger denn je an die Lehre des wundersamen Arztes, seitdem ich die Wirkung einer allerkleinsten Gabe so lebhaft gefühlt und immer wieder empfinde.[1] Wundersam genug ist es, wie sich eine von der Welt bisher so sehr angefochtene Lehre durch ein auffallendes Beyspiel aus einem ganz fremden Felde legitimirt und bekräftigt. Möge dem Fürsten Schwarzenberg, welcher sich einer solchen Kur wegen jetzt in Leipzig aufhält, es eben so gedeihen als mir, so wird es seinem Arzt an Ruhm und Lohn keineswegs gebrechen.

Und da nun dieses Blatt zu Ende geht, so sey ein neues angefangen, welches zu rechter Zeit in die Hände der Freunde gelangen möge, damit nicht, wie bisher, unerträgliche Pausen die Mittheilung unfreundlich unterbrechen. Wenn es eine Zeit zu schweigen gab, so gebe es auch eine Zeit zu reden und zu schreiben.

treulichst

Jena den 2n Septbr. 1820.

Goethe.

[1] Wir nehmen an, daß zur Einlage ein Minimum von Haaren verwandt worden.

43.

Marianne an Goethe.

Dezember 1820.

Die mündlichen Nachrichten die wir durch Schloſſer und ſeine Frau von Ihnen und Ihren Angehörigen erhielten, waren ſehr erfreulich; von dem großen Enkelchen wurde gerühmt, daß er Ihnen ſehr ähnlich ſei, und daß der Kleine ſich bemühe, es auch zu werden;[1] der Gedanke Sie ſo glücklich in dem Kreiſe Ihrer Lieben zu wiſſen, hat mir ſehr wohlgethan. Die Theilnahme, die man ſich gedrungen fühlt an Sophiens Schmerz über den Tod ihrer Schwägerin zu nehmen, vergönnte bis jetzt noch nicht ſo viel von dem verehrten Freunde zu erfragen, als treue Anhänglichkeit und gleiches Intereſſe fordern und bieten können, doch hoffe ich Sophien bald gefaßter, und zu einer für mich erfreulichen Mittheilung geneigter zu finden.[2] Unſer Singverein, von dem Sie vielleicht durch Schloſſer einiges gehört haben, iſt auf dem Wege ſich zu einiger Bedeutung zu erheben; wir haben am 5. Dezember als an Mozarts Todestage das Requiem aufgeführt, und zwar in Gegenwart ſeines Sohnes, der einige Tage vorher hier eintraf.[3]

Durch die Bemühungen unſeres trefflichen Lehrers, ſo wie durch eigene Anſtrengungen iſt es uns gelungen, wo nicht Vollkommenes doch Vorzügliches zu leiſten; ganz beſonders gut waren die Chöre. Wie glücklich hätte es mich gemacht, Sie unter den zahlreichen Zuhörern zu wiſſen; Ihre Anerkennung, ja ich darf ſagen Ihr Beifall, würde am ſchönſten ausgeſprochen haben, was über ein ſolches Unternehmen zu ſagen iſt. Im allgemeinen gelang jede Aufführung, wovon

[1] Goethe's zweiter Enkel Wolfgang Maximilian war im September geboren, während Goethe in Jena verweilte.

[2] Chriſtian Schloſſers Gemahlin, Helene, geb. Gontard, ſtarb im November 1820 zu Paris gerade in dem Augenblick, da ſie Mutter werden ſollte. Boiſſerée ſchreibt am 24. von Paris aus an Goethe: „Ich war noch am vorletzten Tage mit ihr beim alten Vater zu Tiſche heiter und froh geweſen.“ Sophie iſt die Gemahlin des Rathes J. H. Schloſſer.

[3] Ueber dieſe Aufführung im Cäcilienverein berichtete Börne mit lebhafteſter Anerkennung und ſehr eingehend im Morgenblatt vom 4. Januar 1821.

die eine: das Requiem von Cherubini, und die andere: das Alexanderfest von Händel war; ja Sie werden mir um so eher glauben, als bei vielen Hindernissen, die Geldstolz, Neid, Kleinigkeitskrämerei und gänzlicher Mangel an Sinn für ernste Musik, ja wer die unnennbaren Dinge nennen könnte, die in einer Stadt wie Frankfurt einem solchen Unternehmen im Wege stehen, uns doch gelang, die zähe Masse in Gährung zu bringen, was von den heilsamsten Folgen seyn möchte.

Der alte Doktor, der aus seinem einsamen Speier die drolligsten Worte noch Frankfurt sendet, hat mir für Sie die schönsten Grüße aufgetragen, und zwei Abdrücke der drei Männer im feurigen Ofen Anania, Azaria und Michael beigelegt, wovon ich einen seinem Wunsche gemäß überschicken werde.

Rosette ist abermals bemüht den Ungläubigen einen Zuwachs an Streitkräften zu verschaffen; da es aber mit den allerchristlichsten Gesinnungen geschieht, wird der Kleine nur von den Ungläubigen annehmen, was überhaupt annehmlich ist, um so eher, da ohnehin jeder Christ im Stillen geneigt ist, ein Beherrscher der Gläubigen zu seyn.

Von mir weiß ich wenig zu sagen, denn das Viele was ich allenfalls zu sagen hätte, wissen Sie besser als ich. Die Vergangenheit gab mir viel! zu viel! es wäre ungerecht, wenn ich von der Zukunft noch etwas erwarten wollte.

In der Hoffnung lebend, daß der verehrte Freund meiner nicht vergißt, habe ich bis jetzt die kühnen Wünsche bezähmt; nun da sie wirklich zahm sind, sprechen sie sich doch aus, indem sie von andern zahmen Wesen[1] gehört haben, wünschen sie durch diese ihre alte Kühnheit wieder zu erlangen.

Vieles freudige noch in diesem Jahre wünscht Ihnen herzlichst und ergeben

Mariane.

[1] Den „Zahmen Xenien," deren erste Abtheilung damals zum Abschluß gelangte.

44.

Goethe an Willemer.

Vorbemerkung.

Die runde Pappſchachtel, welche hier angekündigt wird, iſt etwa ſechzehn Centimeter hoch; die äußere Decke iſt mit einem fantaſtiſch, aber höchſt ſorgfältig gezeichneten Bildchen geſchmückt, das den Vogel Hudhud unter Blumenſtauden vorſtellt. Die Schachtel enthält zwei Gegenſtände, die für eine Verloſung zu Gunſten des Weimariſchen Frauenvereins beſtimmt geweſen, die aber Goethe angekauft hatte: 1) einen ſehr bunten Glasperlenbeutel; 2) eine Schleife von goldfarbenem feinem Zeug, mit beigefügter Inſchrift: Der ſchönſte Schmuck bleibt ſtets der Muſſelin. Goethe wünſcht, daß Marianne, wenn ſie im Cäcilien-Verein mitwirkt („bei jedem frommen Sange"), eines dieſer Andenken oder beide „wenigſtens eine Zeit lang" an ſich trage; dieß iſt das Glänzende, von dem in der poetiſchen Gebrauchs-Notiz (ſ. unten 45) die Rede iſt.

Eine Schachtel, welche Sonntag Abends hier abgeht, hätte den ehrwürdigen Zwölfen unterwegs begegnen ſollen, nun kommt ſie ſtatt im Wechſel, zur Erwiederung und kann zugleich meinen ſchönſten Dank mit ſich nehmen. Der Inhalt, von zierlichſten Händen, mit liberalem Herzen gefertigt, dem Frauenverein als milde Gabe zugeſtellt, von mir in Beſchlag genommen, möge freundlich empfangen und nach einer beyliegenden Notiz, wenigſtens eine zeitlang gebraucht werden.

Nun ſoll vor allen Dingen Ihr Büchlein an die Behörden; wobey jedoch bemerke, daß ich räthlich gefunden allem Einfluß auf dieſelben zu entſagen. Es kam ſpät Abends bey mir an, und ich habe, bis in die tiefe Nacht, darin geleſen. Es ſtimmt vollkommen mit ſich ſelbſt überein und das wäre ja ſchon genug, allein es ſtimmt auch zu jeder religiös-vernünftigen Anſicht und iſt ein Islam, zu dem wir uns früher oder ſpäter alle bekennen müſſen.[1] Ja, das

[1] „Wenn Islam Gott ergeben heißt,
Im Islam leben und ſterben wir Alle."
(Diwan VI, Buch der Sprüche.)

Das „Büchlein" iſt die Schrift Willemers: „Lebensanſichten. Ein Buch für Jünglinge," die, bereits mit der Jahreszahl 1821 verſehen, in Frankfurt bei Andreä

zahm-wilde Völkchen iſt auch nicht anders; Ernſt oder Scherz, Unmuth oder Gelaſſenheit ſind nur die verſchiedenen Schattirungen ein- und ebendeſſelben Gefühls. Man darf davon nicht viel reden, doch da Sie von gewiſſen Lebensepochen ſprechen, wo die Freude zu verſiegen ſcheint, ſo kann ich auch wohl ſagen, daß ſeit dem 15. Sept. 1815[1] mir von Außen viel Glück, von innen wenig Heil widerfahren iſt, deswegen auch die einzelnen weiſen Lehren, obgleich noch ziemlich heiter, zuletzt mit dem einlenkenden Rathe ſich abſchließen: ſey luſtig, geht es nicht, ſo ſey vergnügt.[2]

Das letzte Vierteljahr habe faſt ganz in meinem Hauſe, wenige Freunde ſehend, in ununterbrochener Thätigkeit zugebracht; ſchon ſind wieder neue Hefte und Bändchen vorbereitet; wie Sie denn aus eigener Erfahrung wiſſen, daß Schriftſtellern eine unheilbare Krankheit iſt, deswegen man wohlthut, ſich auch darein zu ergeben.

Hofrath Meyer hat von einem beynahe zwey monatlichen Aufenthalte in Berlin treffliche Kunſtnachrichten mitgebracht, die, bey ſeinem ſichern Urtheil, große Ausbeute geben; davon zehren wir denn die langen Winterabende, die ſich denn von heute an wieder freundlich verlängern werden. Möge ich den längſten Tag und folgende mit meinen Freunden am ſchönen Fluſſe wieder feyern können! — So viel für heute. Verſchiedene Sendungen werden aufeinander folgen, damit das Neujahr in treuem Vereine eröffnet werde. Von dem Muſikaliſchen Verein, dem Vorſteher und den Theilnehmern, haben mir Schloſſers das Allerhöchſte zu erzählen gewußt; die lieben Freunde bedauere von Herzen wegen des großen unerwarteten Verluſtes, die begleitenden Umſtände machen ihn doppelt ſchmerzlich.

erſchienen war. Unter den „Behörden" iſt der Redactions-Ausſchuß der Jenaer Literaturzeitung zu verſtehen, welche bald eine ſehr günſtige Beſprechung brachte. Auch Börne berichtet über dieſelbe Schrift im Morgenblatt vom 6. Februar 1821; er ſagt: „Nicht für Jünglinge iſt das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt ſind von der Gluth ihrer Tage, und über die Lorbeerkränze irdiſchen Gelingens nicht die Palme verſchmähen, die der innere Seelenfriede reicht."

[1] Soll wohl heißen: ſeit dem 19. September, dem Tage der Abreiſe von der Gerbermühle nach Heidelberg.

[2] „Weißt du, worin der Spaß des Lebens liegt!
Sei luſtig; geht es nicht, ſo ſei vergnügt."
Mit dieſem Spruch ſchließt die erſte Abtheilung der Zahmen Xenien.

Ein Brief von Boiſſerée aus Paris hat mich in die Mitte der trauernden Familie recht unmittelbar hineingeſetzt. Verſichern Sie die Freunde meiner herzlichſten Theilnahme und empfangen gegenwärtiges und nachfolgendes mit gutem treuen Willen.

und ſo fort und für ewig

Weimar den 22. Octbr. 1820.

G.

45.

Goethe an Marianne.

(Eigenhändig.)[1]

Du! Schweige künftig nicht ſo lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein:
Und laſs bey jedem frommen Sange
Dir Glänzendes zur Seite ſeyn.

Weimar 22. Dec. 1820.

Goethe.

46.

Goethe an Willemer und Marianne.

Nur mit wenigen Worten begleite Beykommendes;[2] möge es die lieben Freunde in guten Befinden antreffen, ſowie auch meiner gedenkend. In kurzer Zeit folgt noch anderes nach, wie ich denn hoffe im neuen Jahre mehr als im alten von Zeit zu Zeit Nachrichten zu vernehmen.

[1] Dem vorhergehenden Briefe beiliegend; auf einem roſenrothen Octavblättchen mit gepreſztem Rande.

[2] Das ſechſte Heft von Kunſt und Alterthum, ſowie das dritte zur Naturwiſſenſchaft und Morphologie.

Der treffliche Muſikmeiſter ſoll mir beſtens empfohlen ſeyn; freylich wünſcht ich einmal Ohrenzeuge zu werden alles des Guten was durch ihn geſtiftet wird; denn es iſt eine große Wohlthat für eine Stadt wenn ſich ein höherer Sinn für irgend eine Kunſt aufſchließen läßt, woran ich auch abweſend Theil nehme mit Geiſt und Herz gegenwärtig.

treulichſt

Weimar den 23ſten Decbr. 1820.

G.

stolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deßwegen doch hold und gewärtig ist.

Aber noch eines größern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleika's, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halbverbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermißt werden; letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt seyn.

Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein ächt pädagogisches Verhältniß. Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Großvater, des spätgebornen Erben zum überraschten zärtlichen Vater. In diesem Verhältniß entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten

Das Jahr 1821.

47.

Goethe an Willemer und Marianne.

Es möchte ſcheinen als wollte man Waſſer in den Mann oder Eulen nach Athen tragen, wenn man ſich erdreuſtete, mitten in die Frankfurter Meſſe, wo alle Waaren der ganzen Welt zuſammenſtrömen, eine beſondere und einzige Gabe zu ſenden; indeßen hat ſich doch eine weſt-öſtliche Fabrik aufgethan, welche wagt, hiebey eine Probearbeit geneigter Aufnahme zu empfehlen, in Hoffnung zarten, wohlwollenden Freunden näher bekannt zu werden. Man bittet bey Eröffnung des Päckchens vorſichtig zu verfahren und den Inhalt ſo wenig als möglich zu erſchüttern, welches auch dem Reiſenden, der ſolches mit nimmt beſtens empfohlen worden.

Zugleich vermelde, daß in dieſen Tagen das geſchickte und intereſſante muſikaliſche Paar hier angekommen und da ich auszugehen verhindert war, bey mir im Hauſe ein Früh-Concert gegeben, mich und meine Freunde höchlich ergötzend und beluſtigend.[1] Sie hatten ſodann das hier ſeltene Glück, in einem vollgedrängten Concert, Kunſt und Fertigkeit hören zu laſſen und allgemeinen Beifall einzuärndten.

liebevoll treu verbunden

Weimar den 2ⁿ April 1821.

G.[2]

[1] Vgl. die obige Bemerkung über Alexander Boucher und Frau. Auch Zelter gedenkt Beider mit großem Lobe, macht ſich aber darüber luſtig, daß Boucher ſo häufig in Berlin ſein „letztes Concert“ gegeben habe.

[2] Die Geſchenke, welche zugleich mit dieſem Brief eingingen, bezeichnet Goethe ſpäter als „Turban, Shawl und Zubehör;“ die Handarbeit an dieſen Gegenſtänden

48.

Goethe an Dieselben.

In diesen Tagen wird meinen theuren Freunden durch einen hiesigen Handelsmann Hrn. Münderholz ein kleines Kästchen eingehändigt seyn, dem ich liebvoll freundlichen Empfang wünsche. Gegenwärtiges überbringt ein junger Frommann, Sohn des Jenaischen Buchhändlers und Druckherrn; es ist ein tüchtiger junger Mann, der sich schon in der Welt umgesehen hat, und nach Frankfurt kommt um bey Andreä zu conditioniren; da dies Ihr Verleger ist so ist es vielleicht nicht unangenehm einen dort Angestellten näher zu kennen und ihm einige Freundlichkeit zu erweisen. In diesem Betracht glaub ich die Empfehlung verantworten zu können.

Nächstens kommt eine Rolle, der ich mit heitern Augen und liebevollen Herzen zu begegnen bitte

treulichst

Weimar den 17. April. 1821.

Goethe.

49.

Goethe an Dieselben.[1]

Nur mit flüchtigen aber treuen Worten sei bemerkt daß ein liebes Brieflein ohne Datum vor Kurzem eingegangen, sehr willkommen. Möchte beigehende Copie, welcher das Original nur gar zu gerne folgte, sogleich als Hausrath der, in einem so herrlichen Frühling schnell zu beziehenden Mühle, wohlwollend aufgenommen

rührte von Adele Schopenhauer her. Es war ihr, vielleicht noch mehr Goethe's Wunsch, daß durch diese Probearbeit aus westöstlicher Fabrik ein Verhältniß mit den Frankfurter Freunden eingeleitet werde.

[1] Dieser Brief liegt uns in einer nicht sehr sorgfältigen Abschrift vor; wahrscheinlich ist das Original, das wohl durchaus von Goethe geschrieben war, als Autograph verschenkt worden.

und, in einem Rahmen von gleicher Art und Größe, jenen wohlgemeintesten Strophen[1] gegenüber gestellt werden.

treulichst

Weimar den 23. April 1821.

Goethe.

50.

Marianne an Goethe.

Den 8. Mai 1821.

Es bedurfte gewiß keiner Erinnerung, den Inhalt der sorgfältig verwahrten Rolle mit Wohlwollen aufzunehmen, der Anblick einer so höchst gelungenen Copie erheitert in jedem Falle das Auge, und würde jedes Herz mit Liebe erfüllen, wenn nicht das Original schon dafür gesorgt hätte; einen Nachtheil theilt sie mit ihres Gleichen und zwar um so entschiedener, je treuer sie das Original vergegenwärtigt; man läßt sich aber die Täuschung gefallen, weil man muß. Der wohlmeinende Rath, die Mühle bald zu beziehen, wurde sogleich befolgt; Willemer war schon am zweiten Ostertage hinausgezogen, ich sollte durchaus noch schlimmes Wetter abwarten, und so brachte mich die Furcht vor der Frühlingskälte gerade um die schönste Zeit, denn noch nie war die Mühle in dieser Jahreszeit so schön wie diesesmal: gewöhnlich ist der Herbst ihre brillante Parthie, doch haben sich durch das Abhauen vieler Bäume gegen Süd und Ost so viele Blüthen und Blumen gezeigt, daß Willemer sich nicht genug wundern konnte; zu dem sind die höchsten, die zu weiten Schatten auf das Haus warfen, auf mein dringendes Bitten geköpft, und wir erfreuen uns eines bedeutenden Zuwachses an Licht, Luft und Wärme, weswegen wir auch weniger von der Hitze zu leiden haben. Aus dem wohlbekannten sogenannten Saal ist jetzt eine Aussicht auf das Dorf, die ganz herrlich ist; überhaupt ist manches heiterer und

[1] Nämlich dem unter Glas und Rahmen hängenden Gedichte „Reicher Blumen goldne Ranken."

anmuthiger geworden, und wie ich denn nicht läugnen kann, daß ich zuversichtlicher, und in meinem Innern mir bewußter geworden bin, so habe ich auch an Muth gewonnen was ich für gut und nothwendig halte auf eine gelinde Weise durchzusetzen, und somit bin ich denn in jenen Zauberkreis der Frauen getreten, aber nicht, um darin zu bleiben, wie so viele, sondern nach gethaner Beschwörung sogleich wieder den stillen Pfad, den ich seit meinen Jugendjahren wandle, zu betreten, und so Gott will nie verlassen werde. Vergessen Sie nicht

Mariannen.

51.

Goethe an Willemer und Marianne.

Den allerschönsten Dank für Lebensansichten und Erfahrungen aussprechend,[1] kommt der getreue Wanderer, sich bestens empfehlend. Möge er freundlich aufgenommen und in Herz und Sinn wohl beherbergt werden.

Zugleich bemerke ich, daß in diesen Tagen ein künstlerisches Paar von hier auf München abgegangen und nach einigen Wochen in Frankfurt eintreffen werde; Er ist ein braver sinniger Violinspieler, Sie eine anmuthige singende Schauspielerin.[2] Ich wünsche seinen Compositionen des Divans, welche die Gattin gar heiter vorträgt, eine günstige Aufnahme und mir die Dauer eines liebwerthen Andenkens, an welches unabweichlich zu glauben mein größtes Glück macht.

treulichst

Weimar den 22. Juny 1821.

G.

[1] Willemers Schrift: „Erfahrungen, Meinungen und Berathungen war wenige Wochen nach den „Lebensansichten" verlandt worden. Der wohlwollende Recensent in Jena, gezeichnet A. S., fand manche Ansichten zu katholisch, andere zu pantheistisch. — Goethe sandte mit diesem Brief die Wanderjahre; s. u.

[2] Eberwein und Frau.

52.

Marianne an Goethe.

26. Juni 1821.

Der liebenswürdigste Wanderer ist auf der Mühle glücklich angekommen, und hat wie gewöhnlich alle Herzen in Beschlag genommen; zugleich ist durch sein Erscheinen eine unbezwingliche Neugierde rege geworden, man wünschte nemlich zu wissen, ob die Abweichung des so genau bezeichneten Weges, eigene Wahl, oder einer jener Streiche war, die uns der sogenannte Zufall zu spielen pflegt; in beiden Fällen fühlt man sich auf eine angenehme Weise befangen; nimmt man den ersten an, so bildet man sich am Ende ein, die Mühle habe diese bedeutende Abweichung der Magnetnadel bewirkt, und freut sich heimlich; muß man den zweiten annehmen, und dieß ist beinahe ohne Zweifel, so lernt man daraus, daß ein Pfeil nicht allein geschnitzt, gezeichnet, auch ausgeschnitten sein kann, und zwar mit der Scheere, allein hiervon nimmt das Schicksal keine Notiz; und eben darum ist wohl der Wanderer so weit geflogen, weil das Gefieder so zierlich und leicht geschnitten war.[1]

[1] Das Exemplar der Wanderjahre, das Marianne empfing, roth eingebunden, mit grünem Schnitt und Titel, war eigentlich nicht für sie bestimmt; auf dem ersten Blatte befand sich folgende Widmung von Goethe's Hand:

Fraeulein Adele Schopenhauer,
Erinnerung
Weimar. des 12. Juni 1821. Goethe.

Umgekehrt hatte Fräulein Schopenhauer das für Frau v. Willemer bestimmte Exemplar erhalten. Letztere erbot sich, wie wir oben lesen, zum Umtausch und sandte das Buch nach Weimar; da jedoch Adele auf den Tausch nicht einging, so sandte Goethe es wieder an Marianne, und zwar mit einem vorn eingeklebten grünen Blättchen, darauf die Zeilen:

Wer hat's gewollt, wer hat's gethan?
So Liebliches erzielt?
Das ist doch wohl der rechte Roman,
Der selbst Romane spielt!

am 12. Juni Weimar am 12. Juli 1821.

Diese Zeilen finden sich unter der Aufschrift „Heiteres Mißverständniß" in der Cotta'schen Ausgabe von 1867, Bd. XV, S. 118. Das mit Goethe's Einzeichnungen geschmückte Exemplar ist als Geschenk von Mariannen im Besitze Hermann Grimms; ursprünglich war es seinem unten folgenden Briefe vom 12. Juli beigelegt.

Obschon nun dem Pfeil eine kleine scharfe Spitze nicht abzusprechen ist, so hat er doch keine Widerhaken, und es ließe sich vielleicht ein Tausch vorschlagen, wobei ich gerne die Entsagende übernehmen will, wenn es nicht anders seyn könnte, denn um jene freundliche Erinnerung des 12ten Juni möchte ich nicht gerne jemand bringen, da ich unter so vielen unvergeßlichen Tagen nicht wüßte, welchen ich wählen sollte, und da mir ein gewisses Etwas sagt, ich müßte aus Dankbarkeit den Wanderer fortschicken, so gerne ich ihn auch behielte; wie nun dies zu ermitteln und zu beschwichtigen, das bestimmen Sie am besten, wenn Sie die Verirrten wieder auf den rechten Weg leiten wollen.

Das zweite Heft Lieder war so willkommen als das erste, und ich freue mich auf das künstlerische Paar, dem wir sie zu verdanken haben; gewiß hat die anmuthige M. Eberwein das Verdienst der augenblicklichen Darstellung, dem der Componist entsagt, wenn er das seinige gethan, und was er will, auf seine Weise angedeutet hat.

Wenn ich recht aufrichtig seyn soll, so möchte ich wohl, Beethoven schriebe Melodien zu jenen herrlichen Liedern, er würde sie ganz verstehen, sonst niemand; ich habe dies lebhaft empfunden, als ich diesen Winter die Musik zu Egmont hörte, die ist himmlisch — er hat Sie ganz verstanden, ja man darf fast sagen, derselbe Geist der Ihre Worte beseelt, belebt seine Töne.

Hat die englische Expedition wirklich so viel Eis am Nordpol flott gemacht, daß uns nun alles hier zu Wasser wird, oder will der liebe Gott das griechische Feuer erproben: eine Ursache muß seyn, daß wir beinahe mit der Mühle fortschwimmen; das Gute hat es, daß sie sich recht fest in den Boden setzt und nicht so leicht vom Winde umgeweht wird; alljährlich wird daran gebessert, und nach Maasgabe als das Innere schlechter wird, verschönert sich das Aeußere, bei den Menschen ist es gerade umgekehrt.

Wie viele Jahre sind es nun schon, daß der Wanderer ausblieb, kommt er nicht wieder einmal auf drei Tage?

Marianne.

53.

Goethe an Willemer.

Noch eine Irrung, theuerſter Freund, iſt in meiner Expedition beym Packen vorgefallen, die mir unangenehm iſt, anſtatt daß jene Verwechslung des Exemplars der Wanderjahre zu anmuthigen Verhältniſſen Anlaß giebt. Die Direktion der Literaturzeitung nämlich hatte mir ein Exemplar von dem Blatt 107 ſogleich nach dem Abdruck zugeſtellt, damit ich es Ihnen ſendete, zu Bewährung immer fortdauernder guter Bezüge;[1] dies ſollte mit jenem Bande fort, war aber verkramt und nun haben Sie es auf dem gewohnten Wege gewiß ſchon erhalten. Eine ſolche Behandlungsweiſe Ihrer Arbeit war Ihnen gewiß nicht unlieb, ich wenigſtens habe dieſem Manne, den ich zwar nicht kenne, mich gewogen gefühlt.

Daß Sie Sich mit meinem Wanderer gerne unterhalten würden, durft ich hoffen, denn eben deßwegen bearbeiten wir uns ja ſelbſt, damit wir an dem was andere thun und leiſten deſto gründlichern und herzlichern Antheil nehmen können. Durch eigene Arbeiten überzeugen wir uns, daß wir etwas vermögen; durch die Betrachtung fremden Thuns geht uns nach und nach ein Licht auf: daß die ganze Menſchheit kaum hinreichend iſt ſich aus ſich ſelbſt aufzuerbauen.

Nun bereite ich mich zur böhmiſchen Reiſe, warum doch nicht zum Rhein und Main! Die Aerzte ſind wunderliche Leute und wir auch. Vor meiner Abreiſe ſchreib ich noch und melde wo ich von Ihnen zu hören wünſche. Laſſen Sie mich dießmal nicht ohne Nachricht in den wilden Waldern. Wenn ſich das Wetter nicht bekehrt, ſo wird wenig Freude ja kaum einige Geneſung zu holen ſeyn. Freunden, die ſich ſeit vier Wochen dort befinden iſt es übel genug ergangen; doch ſind die Klagen ſo allgemein, daß man keine Ausnahme für ſich fordern kann.

[1] Das Blatt 107 enthielt die oben erwähnte günſtige Beſprechung der neueſten Schriften Willemers.

Möge Ihnen und der lieben Freundin alles zum beſten gedeihen und Sie in guter Stunde meiner herzlich gedenken.

treulichſt

Weimar den 11. July 1821.

G.

54.

Goethe an Marianne.[1]

Diesmal — allerliebſte Marianne — hat ſich die moraliſche Weltordnung, ihrer göttlichen Natur gemäß, zugleich höchſt gerecht und anmuthig erwieſen: Sie ſollten erfahren, wie das kunſtreiche Mädchen hieße, welche Turban, Shawl und Zubehör ſo niedlich zu- und ausgeſchnitten; Ihnen ſelbſt ſollte der Fingerzeig werden, der Geburtstag falle auf den 12. Juni, ob Sie vielleicht nicht, bei deſſen glücklicher Wiederkehr, an demſelben auch freundlichen Theil nehmen wollten? Und ſo iſt denn Alles, durch Kreuz- und Quergang, am ſchönſten Ziele, des Einpackenden Irrthum offenbar durch höheren Einfluß veranlaßt.[2]

Damit Sie denn ferner dem guten Kinde noch mehr geneigt werden, ſende eine andere kleine Arbeit und muntere Sie zugleich auf, wenn Olfried und Lilena auf der Mühle noch nicht gekannt wären, das anmuthige Paar dorthin einzuladen, eine Unterhaltung an manchen, nächſt zu hoffenden trockenen und heiteren Sommerabenden.[3]

[1] Das Original dieſes Briefes lag dem mit neuer Einzeichnung verſehenen Exemplar der Wanderjahre bei und iſt gegenwärtig mit demſelben in Herrn Grimms Beſitz. Nur die zwei hervorgehobenen Worte der erſten Zeile und der Schluß ſind von Goethe's Hand.

[2] Auch Fräulein Schopenhauer erhielt das ihr irrthümlich zugeſandte Exemplar mit einer neuen Einzeichnung zurück; ſ. das kleine Gedicht „Berichtigt.“ Cotta'ſche Ausgabe von 1867, XV, S. 118. Es beginnt mit der Anrede „Verirrtes Büchlein!“ und ſchließt mit den Zeilen:

Sei es durch Roſen, Tornen, Veilchen, Neſſeln,
Nur immer grade zu geh' zu Adelen!

[3] Das epiſche Gedicht in zehn Geſängen „Olfried und Lilena“ von Auguſt Hagen (Königsberg 1820) hat Goethe nicht nur öffentlich mit ſeltener Vorliebe beſprochen, ſondern auch ſeinen Freunden Zelter und Boiſſerée aufs Nachdrücklichſte zum Leſen empfohlen.

Ihre Frömmigkeit in Bezug auf Musik weiß ich zu ehren und gebe gerne zu, daß die Compositionen von Liedern und sonst, genau besehen oft nur ein qui pro quo geben; selten ist der Dichter durchdrungen und man lernt dabei nur etwa den Kunstcharakter und die Stimmung des Componisten kennen. Doch hab ich auch da manches Schätzenswerthe gefunden, in dem man sich vielmal abgespiegelt sieht, zusammengezogen, erweitert, selten ganz rein. Beethoven hat darin Wunder gethan, und es war ein glücklicher Einfall die Musik zu Egmont durch kurze Zwischenreden dergestalt zu exponiren, daß sie als Oratorium aufgeführt werden kann, wie Sie solche wahrscheinlich gehört haben.

Indem ich schreibe statt zu kommen, nach Böhmen gehe statt an den Main, ist mir wunderlich zu Muthe, und ich darf eine mitempfindende Freundin hoffen.

Herzlichst

Weimar, den 12. Juli 1821.

G.

55.

Goethe an Marianne.[1]

Der vollkommenen Stickerinn.

Ich kam von einem Prälaten.
Dem die herrlichsten Stolen
Ueber die Schulter hingen
Worauf unverholen
Wunderthaten
Der Heiligen auf und niedergingen.

[1] Zu seinem Geburtstag hatte Goethe in Marienbad ein paar prächtig gestickte Achselbänder von Mariannen erhalten; er selbst begleitet das Gedicht, das uns in seiner Handschrift vorliegt, mit der Erläuterung: „Zwar kein Kleidungsstück, aber ein zum Ankleiden höchst nöthiges Erforderniß, welches wohl zu errathen sein möchte, war in seltenem Grade verziert worden. Es begrüßte mich im böhmischen Gebirg an meinem Geburtstag aus weiter Ferne, und sein blumenreicher Anblick ergötzte mich mitten zwischen Fichten und Tannen." (Cotta'sche Ausgabe von 1867, XV. S. 388.) In den Werken vorletzte Zeile werd' statt wird.

Mir aber war ein andres bescheert:
Lieblichste Blumen-Gehänge,
Farbenglanz und Uebergänge
Wie Natur den Künstler belehrt.
Ein allerliebstes Frühlings-Gelände,
Mit Nadeln zierlich schattirt und gebrochen;
Dass, wäre selbst das Herz durchstochen,
Man es gewiss gar wohl empfände;
Und wird es nur zu Feyertagen
Süsser Namen und lieber Geburten tragen.

Marienbad. Am 28ten August 1821.

G.

56.

Goethe an Marianne.

Gar manches artig ist gesehen
Durch lichter Griffel Spiele;
Doch recht betrachtet, recht besehen,
Fehlt immer Hayn und Mühle.

Jena den 31. Oct. 1821.

G.[1]

[1] „Geschickt mit einem Heft Radirungen von sich selbst." (Anmerkung von Marianne.) In den Annalen heißt es erst unter 1822: „Ich ließ die Radirungen nach meinen Skizzen austuschen und ausmalen, um sie an Freunde zu überlassen."

Das Jahr 1822.

Vorbemerkung.

Im Beſitze des Hrn. Dr. S. Hirzel in Leipzig befindet ſich ein kurzer, von Goethe eigenhändig geſchriebener Brief an Willemer, worin er ſeine Geneſung von einer Krankheit meldet und für empfangene Theilnahme dankt; derſelbe iſt vom 14. April 1822 datirt.[1] Unſere Sammlung enthält einen ebenfalls vom April 1822, doch ohne Tageszahl, datirten Brief, worin Frau von Willemer ihre Freude über das empfangene Lebenszeichen ausſpricht. Uns iſt jedoch von einer Krankheit, welche den Dichter im Frühjahr 1822 heimgeſucht habe, nichts bekannt, wenn er auch am 13. März an Zelter berichtet, daß er einem Katarrh nicht habe entgehen können, und an jenem 14. April gegen Boiſſerée „das ſchöne obgleich gefährliche Frühjahr" erwähnt. Wohl aber ergriff im nächſtfolgenden Februar den dreiundſiebzigjährigen Greis eine lebensgefährliche Krankheit, zum Theil in Folge unterdrückter Liebesgluth. Ich ſchließe mich daher nach genauer Ueberlegung dem Urtheil Düntzers an, daß jener Hirzel'ſche Brief dem Jahr 1823 angehöre, und weiſe demſelben Jahr auch die mir vorliegende Antwort Mariannens zu.

[1] S. „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek." S. 225.

57.

Goethe an Willemer und Frau.

Indem ich Sie freundlichſt erſuche das in der Beylage vorgelegte kleine Geſchäft gefällig durch die Ihrigen beſorgen zu laſſen; ſo vermelde zugleich daß die ſüße und würzhafte Sendung zum Weihnachten glücklich angekommen, woran ſich Jung und Alt erluſtigen, beſonders wenn ich denen im Garten Schlittenfahrenden Enkeln aus meinem Fenſter dergleichen in den Schoos werfe.

Indeß ich nun ein ganz mönchiſches Leben führe, dabey mancherley ſchreiben und drucken laſſe, was mich entfernten Freunden bald wieder näher bringen ſoll, ſo denke der Abweſenden unabläſſig und begrüße ihr Bildniſſe. Da möcht ich denn nun auch erfahren wie man das neue Jahr angetreten und womit man ſich in den vorhergehenden Monaten beſchäftigt. An ein ſolches Briefchen würden gewiße kleine Perſonen wohl eine Stunde wenden und mir dadurch aufs Friſche einen guten Tag und Abend machen.

treulichſt

Weimar den 17. Januar 1822.

J. W. Goethe.

58.

Marianne an Goethe.

Januar 1822.

Schon lange wollte ich Ihrer liebevollen Aufforderung zu Folge von meinem Thun und Laſſen treuliche Meldung machen, aber eine faſt unausgeſetzte Nervenſchwäche, mit zum Theil ziemlich heftigem

Kopfschmerz machte mich gleich untauglich für angenehme und ernste Beschäftigungen, wie das so geht, man wird zugleich muthlos durch dergleichen Uebel die man nur ahnt; und da einem wirklich in einer Art von Betäubung der Sinn für Theilnahme und Freude zu fehlen scheint, so glaubt man sich auch hinwieder von Jedermann verkannt und vergessen; ich hoffe von dem wirklichen Frühling gänzliche Herstellung und Erheiterung, denn dieser erlogene, der nun schon lange die Stelle des Winters vertritt, ist mir sehr unwohlthätig.

Ich habe nun doch, was ich nicht wollte, sehr unerfreuliches berichten müssen, und weiß kaum, wie ich durch heitere Nachrichten jene wieder gut machen soll. Zuerst also, um eine zu erwähnen, die sehr erquickend auf mich gewirkt, ist mir durch die dritte Hand, oder eigentlich durch den dritten Mund vertraut worden, daß Wahrheit und Dichtung aufs Neue ihre Gewalt über uns ausüben will, und ich hoffe von ihrem Einfluß eben so viel als von dem Frühling; auch ist mir aus derselben Quelle berichtet worden, daß Sie heiter und gesund sich Ihrer Enkel freuen. Was das letzte anbelangt, diese Freude wird mir in vollem Maaße zu Theil, denn Rosette sorgt schon wieder für einen neuen Zuwachs; sie ist wohl, glücklich, und empfiehlt sich Ihrem Andenken; die Zwillinge sind allerliebste Mädchen, und ich hoffe mein Pathchen wird sich ihres Namens würdig erweisen.

Von unserm alten Ehrmann habe ich kürzlich gute und ausführliche Nachrichten gehabt, er ist wohl und heiter bei den Seinen, und gedenkt unser aller mit vieler Liebe.

Unsere Cäcilia[1] ist auch im Fortschreiten, obschon ihr manche Gefahren gedroht haben, die noch nicht ganz abgewendet sind; doch wollen wir hoffen, daß doch etwas in Frankfurt zu Stande kommt, da bis jetzt das Meiste verunglückt.

In sofern man einen schönen Traum immer und immer wieder erzählt, und, wiewohl mit wenig Wahrscheinlichkeit, auf dessen Erfüllung hofft, so sei es mir auch vergönnt jenen Wunsch zu erneuern der uns nie verläßt, und in diesen Monaten um so sehnlicher wird, als eine Reihe von Sonntägen mit ihren Verheißungen und Ver-

[1] Der Cäcilien-Verein.

tröſtungen als ein Unterpfand einer ſchönen vergangenen Zeit für eine zukünftige gelten konnten, und dem Reminiscere auch wohl Laetare folgen ſollte.

Willemer hat ſchon geſchrieben und grüßt abermals herzlich; wenn Sie es gerne wollen, ſo hören Sie bald wieder von Ihrer

Marianne.

59.[1]

Marianne an Goethe.

Sonntag den 16. Juni 1822.

Die erfreulichſten Beweiſe Ihres Andenkens und Wohlwollens erneuern das Glück gemeinſam verlebter Stunden; wenn ich die wohlbekannten Züge erblicke, ſo tritt die ſchönſte vergangene Zeit unmittelbar vor mich hin, und es iſt mir, als redeten Sie mich an, wie ſonſt, und ſo geht es mir auch mit Ihren Briefen, das Wort Marianne ſieht noch gerade ſo aus wie Sie es vor 7 Jahren ſchrieben und die herzlichſte Neigung klingt harmoniſch in meine Seele nach. Ich danke für das überſchickte Helden-Buch[2]; Willemer und ich waren Ihre treuen Begleiter durch alle Fahr- und Wagniße, es gibt eine ganz eigene Empfindung, wenn wir einen geliebten Freund auf lebensgefährlichen Abenteuern begleiten; zu dem beunruhigenden Gefühl über ſeine Gefahr geſellt ſich ganz eigen das der Sicherheit, da man ihn ja ganz und gar in salvo weiß; da Sie immer derſelbe, in jedem Verhältniß ſich gleich bleibend, die Neigung aller Menſchen manchmal gegen Ihren Willen gewinnen, ſo möge dies als Antwort auf Ihre Frage gelten; in wiefern es möglich Sie unter irgend einer Geſtalt nicht liebenswürdig zu finden, weiß ich nicht, und jener Platz, den Sie ſo freundlich zu behaupten wünſchen, iſt und bleibt Ihr Eigenthum. Da Sie wiſſen wollen, wie es um mich ſteht, möge denn zuerſt erwähnt werden, daß ich die nächſte Woche auch ins Bad

[1] Ein Brief Goethe's zwiſchen 57 und 58 ſcheint zu fehlen.

[2] Die „Campagne in Frankreich" erſchienen 1822.

gebe, und indem Sie ſich der Quelle alles Heils und der Erlöſung nähern, wende ich mich nach der Urſache und dem Urſprung alles Böſen; ich gehe nach Schlangenbad; da alles Uebel, alſo auch jedes körperliche Leiden, eine Folge der Erbſünde iſt, ſo denke ich dies Bad als ein Gegengift jener erſten Vergiftung anzuwenden; ſollte mir daraus kein Heil erwachſen, ſo wende ich mich an Sie, und hoffe von jener Seite freundliche Zuſprache. Meline Guaita. Pijotaz,[1] und die beiden Töchter von George Brentano werden mich dort beſchützen; warum iſt Marienbad nicht ſo nahe wie Schwalbach!

Graf Reinhard der geſtern bei uns war, theilte einen Brief von Ihnen mit, ich habe ihm den meinigen nicht mitgetheilt. — Dieſer etwas blondere Gefährte, der an die Stelle des braunen tritt, hat mir verſprochen, ſein Amt mit Eifer und Sanftmuth zu verwalten, und Sie gelegentlich und oft von mir zu grüßen, möge er Wort halten.[2]

Einige Zeilen würden mich in Schlangenbad ſehr glücklich machen. Morgen werden wir Christian Schlosser ſehen; unverändert

Ihre

Mariane.

[1] Die Schreibart „Pijotaz“ entſtand wohl unter dem Einfluß der Frankfurter Ausſprache. Die Dame hieß Marie Claudine Piautaz; ihr Vater, der aus Savoyen ſtammte, gründete in Frankfurt ein Seidengeſchäft, jedoch ohne günſtigen Erfolg. Er hatte den ausgewanderten franzöſiſchen Prinzen Vorſchüſſe geleiſtet und hinterließ wenig für ſeine Kinder. Die ältere Tochter wurde Geſellſchaftsdame bei der Fürſtin Talleyrand. Claudine wurde im Hauſe Brentano-Laroche aufgenommen, wo ſie ſich nach dem Tode der Frau Brentano (Maximiliane) der Erziehung der Töchter annahm. Bei Durchführung der Emigranten-Entſchädigung erhielten die Piautaz'ſchen Kinder einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens zurück. Claudine war begabt und wohl unterrichtet, dabei von ſehr einnehmendem Weſen. Clemens Brentano hat ihr die ſonderbarſte Huldigung erwieſen, indem er in ſeiner Erzählung „Die drei Nüſſe“ der Heldin, welche durch ihre ſeltene Schönheit in die entſetzlichſten Lebenslagen geräth, die Namen Marie Claudine Piautaz beilegt und ſie aus Savoyen ſtammen läßt. Vgl. auch Sulpiz Boiſſerée, II, 440, wo er ſeinem Bruder (im Jahr 1824) meldet, er werde in Schlangenbad „die Piotaz und Bettina Arnim beſuchen.“

[2] Vielleicht ein zugleich mit dieſem Brief überſandter hellerer Kamm ſtatt des früheren dunkelbraunen.

60.

Goethe an Marianne.

Ueberbringern dieses, H. Ober-Baudirector Coudray, werden Sie nach Ihrer gewohnten guten Art gewiß freundlich empfangen und nach kurzen Augenblicken werth und hochschätzen. Er kann von mir gar manches erzählen, indem er zu den Hausfreunden gehört die meine herkömmliche Einsamkeit in Abendstunden erheitern. Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihre letzten Briefe, worauf nächstens treuliche Erwiederung folgen soll; auch lassen Sie den werthen Mann nicht ohne Auftrag an mich zurückgehen.

treulichst

Weimar den 18. Septbr. 1822.

G.

61.

Marianne an Goethe.

Den 20. October 1822.

Der Ueberbringer dieser Zeilen ist Willemers Schwiegersohn;[1] seine Reise führt ihn über Weimar, und wenn Sie ihm erlauben, seine Aufträge mündlich auszurichten, so werden Sie sich überzeugen, daß Ihr Andenken und die Zeit Ihres Aufenthaltes bei uns der Inhalt unserer liebsten Gespräche ist; alle Kinder werden Sie herzlich grüßen, und ich beneide den guten Jean um das Glück, Ihnen diese Grüße überbringen zu dürfen. Seit kurzem habe ich wiederholt die Versicherung erhalten, daß Sie wohl und heiter sind, nur Alwina wollte einige schwermüthige Augenblicke belauscht haben; der junge Frommann sagte mir so etwas; möchte es mir vergönnt seyn, in ähnlichen Stunden zu Ihrer Erheiterung wirken zu können; wie glücklich ist Frl. Adele,[2] ihr Talent und ihren Verstand, durch Ihre

[1] Jean Andreä.

[2] Adele Schopenhauer, die im Herbst 1822 einige Zeit in Frankfurt verweilte.

Nähe belebt, für Sie und zu Ihrer Zufriedenheit zu verwenden; ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche eigene Empfindung mich in der Anwesenheit dieses achtungswerthen Mädchens erfüllte, ein Gemisch von Demuth, Verlegenheit, und fast möchte ich sagen von Schelmerei machte die wunderbarste Person aus mir, und ich kann und muß es gestehen, die beidenmale als ich sie sah habe ich mich selbst nicht erkannt. Sie werden dies wohl begreifen, wenn es schon mir nicht ganz klar ist, die Demuth weiß ich mir zu erklären, aber den Uebermuth, der sich zu gleicher Zeit meiner bemeisterte, an dem sind Sie wohl schuld, an der Demuth gewiß.

Wenn Sie meine Briefe eigentlich beantworteten, was man so heißt, so würde ich freundlich bitten, mir diese Zweifel zu lösen; dazu kommt noch, daß es mir nie wohl zu Muthe ist, wenn ich an Ad denke, das wird davon kommen, daß ich mich sehr gebunden fühlte in ihrer Nähe, und nun durch ihre Entfernung das Gefühl der Verpflichtung für ihre Gefälligkeit in mir wächst, welches ich bei der nächsten Gelegenheit zu beschwichtigen hoffe, vielleicht darf ich Sie bitten ihr in meinem Namen für die freundliche Herstellung des geschnittenen Divans zu danken.

Ich habe unserm guten Andreae den Auftrag gegeben, Ihnen einige Spätlinge des 51 Grades zu überbringen; mögen sie wohlbehalten übergeben werden; gedenken Sie der Zeit Ihres Aufenthaltes, des 18. Oktobers, der Mühle und der Müllerin, und geben Sie Jean die Versicherung Ihres Wohlseins und Wohlwollens auf seine Reise mit, er wird bei seiner Rückkehr die größte Freude machen.

In Schlangenbad versuchte mich ein Tausendkünstler in den Schatten zu stellen; setzen Sie mich durch Ihren Blick wieder in das gehörige Licht.

Unverändert Ihre

Marianne.

62.

Goethe an Marianne.

Die Ankunft Herrn Andreä's wirkte freundlich auf die ganze Familie, der Knabe freute sich, von seinem Herrn Pathen zu hören,[1] die Tochter fühlte große Lust mit nach Berlin zu gehen, der Sohn wußte auch ins Gespräch zu greifen, indeß der Vater nicht nachließ sich mit der geliebten Entfernten zu unterhalten und ein gelehrter Freund sich mit dem wohlunterrichteten Reisenden besprach. Herr Andreä läßt uns Hoffnung ihn bey seiner Wiederkehr zu sehen, und so eben bringt auch Ober-Baudirector Coudray Nachricht von den Frankfurter Freunden, wodurch sie mir denn abermals vergegenwärtigt sind.

Wenn die Beantwortung Ihrer Briefe nicht zu Ihnen gelangt, so ist Schuld, daß ich sie alle gleich und wiederholt im Sinne beantworte; der letzte begleitete mich nebst dem bräunlichen Gefährten nach Böhmen und gab zu mancherley erbaulichen Gedanken und Gefühlen Anlaß; da wurden denn zehen Wochen lang düstere und heitere Gegenden durchwandelt, Steine geklopft, mancherley Gutes mit alten und neuen Freunden genossen, bis bey leidlichem Befinden der Rückweg wieder anzutreten war. Gegen Mayn und Rhein sieht es freylich in dem gebirgigen Böhmen etwas trocken aus, doch wußte mit Klugheit beyde Länder zu verbinden: gewisse bisher wohlverwahrte Weinflaschen waren mitgereist, und höchst willkommen die Nachricht von Hause daß indessen wieder Rekruten angekommen.

Das räthselhafte Gefühl, dessen Auslegung Sie von mir verlangen, habe dem erhabenen Bakis vorgelegt, welcher mir darauf eine gleich räthselhafte Antwort ertheilte wie sie Wort für Wort hier beyfolgt.

Das kleine schwarze zierliche Bildchen hat die wundersame Eigenschaft, daß wenn man es treulich und liebreich betrachtet es augenblicklich nach Entfernung hellglänzend und freundlich als jemals erscheint, deshalb eine wiederholte Betrachtung jederzeit die freundlichsten Augenblicke hervorbringt.

[1] Herr Jean Andreä erzählte vielleicht dem einen Enkel vom Grafen Reinhard, der bei dessen Taufe zum Pathen war erbeten worden.

Der von Hrn. Andreä bey uns eingeführte Dr. Harnier[1] hat, wie ich veranlaßte, aus Berlin geschrieben, wogegen ich ihm einige Briefe zusendete, ihm bey Freunden eine gute Aufnahme zu bereiten.

Die schöne Witterung, die uns bis jetzt begünstigt, hat die Blumenbeete vor meinem Fenster immerfort bunt erhalten, auch bis jetzt schadete der Frost nicht und sie machen sich in der hellen Sonne recht strack und lustig; gern würde ich, ehe sie ihr Häuptlein biegen, die schönsten Stengel zusbrechen um auch diese Spätlinge der Theuren zuzusenden, die sich dem Spätherbst so freundlich erwiesen hat und erweißt.

Die übersendeten Stachelköpfe [Artischocken] schmeckten fürtrefflich, mir und Freunden, die auf solche, hier seit einiger Zeit völlig mangelnden Genüsse ungern Verzicht thun.

Da wir uns denn doch nun einmal an Tafel befinden so wage ich auszusprechen, ob Sie wohl die Gefälligkeit hätten mir ein paar Krüge des Senfes, wie er in dortiger Gegend mit Most bereitet wird, noch vor eintretender Kälte spediren zu lassen; es ist auch dieses, wie jene Distelfrüchte, eine Erinnerung an frühere Jahre und würde itzt sehr wohlthätig seyn wenn wir unsere späten Gastmale durch Ihre Freundlichkeit würzen könnten.

Nach allem diesen scheint es ein wunderlicher Uebergang, wenn mir noch von Adelen zu sprechen einfällt, wahrscheinlich weil sie manchmal an unserm Familientische vorlieb nimmt. Es scheint ihr wie Ihnen gegangen zu seyn; denn trotz ihrem Verstand, einem ziemlich unbefangenen Blick und großer Redefreyheit, war sie über Mühle und Müllerin sehr lakonisch; welches ich mir jedoch durch Bakis räthselhafte Enträthselung gewissermaßen erklären konnte.

Mögen Sie mir gelegentlich anzeigen, ob Rath Schlosser in Frankfurt und Graf Reinhardt von Paris zurückgekehrt sey.

Tausend Lebewohl!

treulichst anhänglich

Weimar den 18. Novbr. 1822. G.

[1] In späteren Jahren mehrmals Bürgermeister von Frankfurt. Goethe gab ihm unter anderen einen vom 5. November datirten Empfehlungsbrief an Zelter mit, worin er ihn als „einen feinen jungen Mann" bezeichnet, den ihm „Frankfurter Freunde zugeführt" haben.

63.

Goethe an Marianne.

(Dem vorangehenden Briefe beigelegt.)

Da das Ferne sicher ist
Nahes zu überwiegen,
Wie's der kleine Blücher ist,
Freut es sich im Siegen.
Fühlt auch erst ein zartes Blut
Einige Verlegenheit,
Bald erwacht Verwegenheit,
Liebenswürdger Übermuth.

18. Nov. 1822.

B.[1]

64.

Marianne an Goethe.

November 1822.

Die Nachrichten von Ihrem Wohlsein, von Herrn Froriep überbracht, haben die früheren bestätigt, die uns durch Andreä mündlich zu Theil wurden; er konnte nicht müde werden, des Abends zu gedenken, den Ihre Güte ihm schenkte, und trug mir auf, Ihnen und den Ihrigen seinen Dank für die freundliche Aufnahme zu bezeugen; Sie werden sich gewiß vorstellen können, daß er alles und jedes erzählen sollte was an jenem Abend gesprochen und erwiedert wurde, seine komische Schilderung der Verlegenheit, mit der er sich in die Botanik flüchtete, und insbesondere die Verwechslung des animalischen Elephantenfußes mit dem vegetabilischen, machte mich nicht

[1] B als Anfangsbuchstabe von Bakis. Das kleine Gedicht ist auf ein farbiges Octavblatt mit gepreßtem Rand eigenhändig von Goethe geschrieben. „Der kleine Blücher" wurde Marianne schon auf der Gerbermühle scherzweise von Goethe genannt wegen der entschlossenen Miene, mit der sie bei Tische die Plätze anwies und auf Spaziergängen Befehle gab.

Liebhabers in dein Netz gefangen, wie Seidon. Wir gingen gerne mit dir um, aber du bist gegen uns, wie Seidon gegen Amran, abgeneigt und feindlich. Er aber antwortete mir mit einiger bescheidenen Verlegenheit in Versen aus meinen eignen Gedichten und ich hatte den Vortheil ihm auf eben die Weise das allerschönste sagen zu können, und so lebten wir einige Tage in anmuthigen Unterhaltungen. Als aber der Hof sich wieder zur Reise beschickt und wir willens waren den Morgen früh aufzubrechen, sagte einer von unsern Gefährten zu ihm: das ist Saadi selbst nach dem du gefragt hast.

Der Knabe kam eilend gelaufen, stellte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir an und wünschte, daß er mich doch eher gekannt hätte, und sprach: warum hast du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen, ich bin Saadi, damit ich dir gebührende Ehre nach meinem Vermögen anthun und meine Dienste vor deinen Füßen demüthigen können. Aber ich antwortete: indem ich dich ansah, konnte ich das Wort, ich bin's, nicht aus mir bringen, mein Herz brach auf gegen dir als eine Rose, die zu blühen beginnt. Er sprach ferner, ob es denn nicht möglich wäre, daß ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte; aber ich antwortete: es kann nicht seyn: denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen großen Bergen sitzen, mir aber gefällt, mich vergnügt nur eine Höhle in der Welt zu haben und daselbst zu verweilen. Und als er mir darauf etwas betrübt vorkam, sprach ich: warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und fröhlicher leben könnte. Er antwortete: da sind zwar viel schöne und anmuthige Bilder, es ist aber auch kothig und schlüpfrig in der Stadt, daß auch wohl Elephanten gleiten und fallen

wenig lachen; er wünſchte wohl zu wiſſen, ob der Cactus melocactus glücklich angekommen, und zu Ihrer Zufriedenheit ausgefallen iſt.[1]

Bakis räthſelhafte Enträthſelung eines Zwieſpalts im Herzen der Müllerin läßt ſie ſiegreich aus dem Kampfe mit Verlegen- und Verwegenheit hervorgehen; aber obſchon dieſe Begünſtigung ihr große Freude macht, muß ſie doch geſtehen, daß ſie eigentlich geſchlagen wurde, und nur in ſo fern ein kleiner Blücher iſt, als ſie ſelbſt im Rückzug nicht ganz den Muth verliert, und ſich auf ihr Incognito etwas zu gute thut; dabei muß ſie aber freilich gewiß ſeyn, ob ſie nicht durchſchaut wird, und das iſt's eben, und überdieß verſteht ſich von ſelbſt

Was uns die Erfahrung lernt:
Fernes muß dem Nahen weichen,
Da das Ferne weit entfernt
Sich mit Nahem zu vergleichen;
Dieſe Ueberlegenheit
Setzt uns in Verlegenheit;
Wenn wir ſchon dem Nahen weichen,
Möchten wir's doch gern erreichen,
Nur indem wir uns bewußt
Daß man auch dem Fernen gut,
Regt ſich in beklommner Bruſt
Unterdrückter Uebermuth.

Im neuen Jahre ſollen gar viele gute Dinge geſchehen; es heißt, die Engländer hätten ein Schiff ausgerüſtet, welches Goethe heißt, und beauftragt iſt, aus allen Himmelsgegenden die Dedicationen aller großen Dichter einzuladen, und ſie dem Größten zuzuführen, denn es will keiner hinter Byron zurück bleiben (im Dediziren). Ein kleiner ungenannter Anonymus ſchickt auch eine Privat-Dedication des Jahres 1822.

Treu ergeben

Marianne.

[1] „Und ſo muß ich noch zum Schluß eines rieſenhaften Cacto melo-Cactus, von Herrn Andreä zu Frankfurt geſendet, dankbar erwähnen." Annalen, unter 1822. Ausgabe von 1867, XXIII, 327.

Das Jahr 1823.

Vorbemerkung.

Goethe überſtand im Jahr 1823 zwei gefährliche Krankheiten; die erſte, eine Entzündung des Herzbeutels und ſodann auch der Pleura, begann am 17. Februar; der entſcheidende Tag war der 24., und ſchon am 26. berichtete Auguſt an Zelter, die „ſtarke und gute Natur des Vaters“ werde die etwaigen Folgen (Vorboten der Waſſerſucht) überwinden. Dieſe Krankheit ſtand übrigens nicht, wie Düntzer angibt, mit der Unterdrückung ſeiner Leidenſchaft für Fräulein Ulrike v. Levezow in Zuſammenhang, wenn er auch dieſe ihm lebhaft geneigte Dame ſchon 1822 in Marienbad (nicht, wie es bei Zelter heißt, in Karlsbad) kennen lernte. Am glühendſten zeigte ſich die Liebe des Greiſes jedenfalls erſt im Jahr 1823, wo die innere Aufregung ihn für die Wirkungen der Tonkunſt ſo empfänglich machte, daß er ſich ſelbſt anredet: „Nun fällt die Himmliſche (die Muſik) auf einmal über dich her durch Vermittelung großer Talente und übt ihre ganze Gewalt über dich aus!“ Die „großen Talente“ waren Frau Milder und die ſchöne polniſche Pianiſtin Frau Szymanowska. Am 11. September reiſte er von Eger ab; er dichtete an einem dieſer Reiſetage die herrliche „Elegie,“ das zweite Stück in der „Trilogie der Leidenſchaft.“ Dem kranken Gemüthe brachte bald abermals das Spiel der polniſchen Dame einige Linderung, nachdem dieſelbe Ende October in Weimar eingetroffen war. Aber bald wirkte die Aufregung überwältigend; am 24. November fand Zelter den Freund weit kränker, als er im Frühjahr geweſen. Zelter blieb bis zum 14. December, wo Goethe wieder ganz munter war; aber das fünfzigjährige Jubiläum der Werther'ſchen Liebesglut war theuer erkauft.

65.

Goethe an Willemer.

Beykommendes bitte Hrn. Grafen Reinhard, ſobald er ankömmt zu überreichen; wie ſehr verdient der Würdige ſogleich begrüßt zu werden!

Ferner bitte mich Herrn Andreä recht angelegentlichſt zu empfehlen; er iſt, wie die heiligen Könige, auf einem andern Weg in ſein Land gezogen und wir mußten ihn vergebens erwarten. Danken Sie ihm alſo, mein Theuerſter, zum allerbeſten und ſchönſten für die coloſſale Pflanze, welche freilich an den Elephanten-Fuß erinnert. Dieſe koſtbare Gabe iſt, begünſtigt durch das gelinde Wetter, glücklich angekommen und ſogleich nach Belvedere den geübteſten Kunſtgärtnern zur Pflege übergeben worden, wo ſie ſich denn, unter ſo vielen botaniſchen Wundern, noch immer wundervoll genug ausnimmt. Ein ſehr viel kleineres Exemplar ſteht ihr zur Seite und ſeltſam genug iſt es daß es einem unſerer jungen, thätigen, gereiſten Gärtner gelang einige aus Samen zu ziehen, welche denn in Erbſengröße gegen jenen Rieſen merklich contraſtiren. Auch unſere gnädigſten Herrſchaften, als Kenner und Freunde der Botanik, beſuchen, ſelbſt in Wintertagen, den neuen Ankömmling fleißig; Fremde betrachten ihn mit Aufmerkſamkeit und des freundlichen Gebers wird dabey immer gedacht.

Nun aber eine literariſche Anfrage! im Sauerländiſchen Verlag iſt ein Büchlein herausgekommen: die Prieſterinnen der Griechen v. Dr. Adrian. Ich wünſchte einige Nachricht von dieſem Manne, wo er ſich aufhält, was er etwa ſonſt geſchrieben, woher er iſt, wie alt? u. dergl. Eine ſolche Notiz würde mir viel Vergnügen machen, da mir das Büchlein ſelbſt gar wohl gefallen hat.[1]

[1] Joh. Valentin Adrian (1793—1864), wurde in demſelben Jahre, da er die oben genannte Schrift herausgab (1823), Profeſſor der neueren Sprachen zu Gießen, ſpäter Oberbibliothekar daſelbſt. Unter ſeiner Leitung erſchien bei Sauerländer in Frankfurt eine Ueberſetzung der Werke Lord Byrons.

Dagegen hoff ich sollen durch Eis und Schnee einige bunte Vögel in diesen Tagen angekommen seyn, welche mit Kindern und Freunden zu verzehren, auch Herrn Andreä davon gute Bissen vorzulegen bitte.

Gar viel wäre noch zu sagen, ich aber füge nur noch die schönsten Grüße an eine liebenswürdige, schalkische Freundin hinzu, die nicht allein trauliche Mittheilungen versüßet, sondern sich auch über poetische Dedicationen gar schelmisch aufhält. Zugestehen muß man ihr zwar daß gewisse privatisirende Herzenswidmungen von größerer Bedeutung sind, besonders wenn man sich dauernder Gefühle schmeicheln dürfte.

Das liebenswürdige Gold- und himmelblaue Blättchen scheint dergleichen anzudeuten und war deshalb herzlich willkommen. Soviel sey diesmal dem Papier anvertraut.

treulichst

Weimar den 6. Januar 1823.

G.

66.

Marianne an Goethe.

Januar 1823.

Allererstens habe ich im Namen der ganzen Familie für die vortrefflichen Vögel zu danken, wovon die eine Hälfte bei Andreä, und die andere bei uns gemeinschaftlich verzehrt, und dabei die Gesundheit des verehrten Gebers widerholt getrunken, auch Andreä mit den besten Bissen so bestürmt wurde, daß er am Ende dagegen protestiren mußte; es freut ihn ungemein, daß seine Pflanze die Aufmerksamkeit großer Kenner und hoher Dilettanten auf sich zieht, und er ist dann wahrhaft beglückt, wenn Ihnen daraus eine Freude erwächst.

Zweitens hoffe ich den Auftrag, den Sie Willemer in Betreff Dr. Adrians gegeben, durch beiliegende Zeilen von Herrn Pfarrer Kirchner,[1] die er schrieb, ohne zu wissen, daß sie in Ihre Hände

[1] Anton Kirchner (1779—1834), der rühmlich bekannte Redner und Geschichtschreiber von Frankfurt. Wie überaus günstig Goethe über ihn urtheilte, erkennt man aus dessen Gesprächen mit dem Kanzler v. Müller, indem er sein geistig belebtes Wesen den „beschränkten, düsteren Köpfen" von Frankfurt gegenüberstellt.

kommen sollen, nicht übel besorgt zu haben, zumal wenn ich hinzusetze, was ich aus weiblichem Munde gehört, daß es noch ein junger Mann und ein nicht unglücklicher Uebersetzer spanischer und italienischer Dichtungen sei, es freut mich zu hören, daß die fremden Zungen seine eigene gelöst haben, und da er so gut weiß, was die Andern wollen, wird er es wohl auch von sich wissen: wenn ich wüßte, wie es an ihn gelangen könnte, so hätte ich ihm gern die Freude gemacht zu erfahren, daß Sie sich nach ihm erkundigt; lieber Gott, es ist vielleicht die größte, die er noch im Leben gehabt hat. Sulpiz könnte es wohl oder Cotta — oder wenn Sie wollen — verzeihen Sie, mein gütiger Freund! Ihre Nachsicht und Liebe machen mich verwegen.

Den Ausfall auf den Schalk und Schelm muß ich mir schon gefallen lassen, obschon ich mir bewußt bin, die Dedication mit gebührender Ehrfurcht erwähnt zu haben, ach! gäbe es nur viele Dichter wie Byron, das Schiff sollte bald Fracht genug haben; freilich mit privatisirenden Herzenswidmungen darf es sich nicht befassen, da ist ein Schiff nicht hinlänglich, ich glaube, daß die sämmtlichen Flotten der Engländer und Amerikaner genug damit befrachtet werden könnten, ja, daß für manche Jahre allein 3 bis 4 Schiffe nöthig wären. Da muß man denn wo anders Hülfe suchen; Hudhud erbarmt sich unser eins, Gottlob, daß er in frühern Zeiten in unsrer Gegend nicht so bekannt war; wer weiß, ob er sich noch so gefällig erweisen würde; nun aber nimmt er den Gruß auf seine Flügel und landet mit an sicherm Port.

Riese (nach langer Zeit wieder) aß heute mit uns zu Mittag, und Ihrer wurde herzlich und sehnlichst gedacht; der Wunsch, Sie wieder zu sehen, wurde in uns lebendig und ich mußte versprechen, ihn zu berichten, wenn es auch ein frommer ist. Auch unter der Eis- und Schneedecke haben die Ufer des Mains etwas heimliches, wie erst, wenn der Frühling kommt! und invocavit.

Marianne.

67.

Goethe an Willemer.

(Eigenhändig.)[1]

Nur wenig Worte als Zeichen erneuten Lebens und Liebens.[2] Tausend Dank für herzliche Theilnahme in Leid und Freud, mit dem dringenden Wunsche, bald wieder von den Freunden Gutes zu vernehmen. Wie befindet sich Marianne? Ich höre, sie litt einige Zeit. Möge das Frühjahr uns Allen froehlich und heilsam werden!

Treulichst

W. d. 14. Apr. 1823.

Goethe.

68.

Marianne an Goethe.

April 1822.[3]

Die freundlich tröstlichen Worte als Zeugniß völliger Genesung haben uns alle hoch erfreut; wie dem Wanderer in einem fremden Lande die Laute seiner Sprache klingen, so erquicklich sind die wohlbekannten unveränderten und klaren Züge meinen Augen; ich hatte sie lange nicht gesehen und doch mußte ich zögern ihre heilsame Wirkung zu berichten; ein todtkrankes Kind meiner armen Max nahm Zeit und Pflege in Anspruch. Den Trost ausgenommen, den es uns gewährt, die Leiden eines lieben Kranken durch Pflege zu mildern, war der Schmerz bei der Gefahr und die Freude über die Genesung eine Wiederholung meiner Empfindung bei Ihrer Krankheit. Auch mir war dieser Winter feindlich; die Töne, die sonst so freudig meiner Brust entquollen, blieben durch die Kälte eingeschlossen und raubten

1 Das Original ist, wie bereits angegeben, im Besitze Hirzels.

2 Am 16. März hatte Goethe's Sohn an Zelter Bericht abgestattet; der Vater schrieb auf ein beigelegtes Extrablatt mit Bleistift die Worte: „Erstes Zeugniß erneuten Lebens und Liebens dankbar anhänglich J. W. v. Goethe."

3 Irrig statt 1823.

mir den Athem, weil sie sich Luft machen wollten; so erkläre ich mein Uebel, das der Arzt für Brustkrämpfe halten will. Ich hoffe auf den Frühling, auf die Erquickung frischen Grüns und goldener Worte. Wollen Sie das Gefühl des wiederkehrenden Frühlings noch verstärken, so lassen Sie sich von einer schönen, weichen Stimme Beethovens Lieder an die Entfernte singen;[1] die Musik scheint mir unübertrefflich und nur mit der zu Egmont vergleichbar, und die Worte schicken sich sehr gut für ein liebendes jugendlich fühlendes Gemüth; es muß aber einfach und rührend gesungen und sehr gut gespielt werden; wie gerne hörte ich, daß es Ihnen Freude gemacht und was Sie sonst dabei gedacht haben möchten.

Morgen ziehen wir auf die Mühle, der lange Zug des Zaars aller Winter nach seinem Eispalast hat uns bis jetzt den Weg versperrt; in diesen Tagen ging der Troß vorüber und nun singen die Lerchen und die Bäume blühen, wenn ich nur auch wieder singen könnte!

Die bösen Aerzte werden wohl wieder das Carlsbad anrathen; wenn sie sich aufs Errathen verständen, so würden sie mich um Rath fragen und ich würde ganz bestimmt zu Wiesbaden rathen. Erfreuen Sie sich des neuen Lebens wo es auch sei, gedenkend

Ihrer

Marianne.

Möge Gott, die Natur und Sie selbst sich uns noch lang erhalten.[2]

69.

Goethe an Willemer und Frau.

Den theuren Freunden am Maine muß ich vor meinem Abschiede aus Böhmen noch ein freundliches Wort zurufen; ich glaube mich ihnen näher indem die Stadt Eger, wo ich mich gegenwärtig

[1] Soll wohl Singular sein. Das Lied an die Entfernte: „So hab' ich wirklich dich verloren."

[2] Die Nachschrift, von der Hand desselben Copisten wie der Brief selbst, rührt wohl von Willemer her.

aufhalte, unter demselben Breitegrad liegt als meine liebe Vaterstadt. Um aber zu dem gegenwärtigen Augenblick zu gelangen muß ich geschichtlich verfahren und von den vergangenen Monaten einiges vorausschicken.

Nach meiner heftigen Krankheit waren die geistigen Kräfte gar bald wieder hergestellt, ich konnte, zu meiner und der Freunde Beruhigung die mir obliegenden Geschäfte ordnungsgemäß betreiben, so daß ich gegen Pfingsten mich ziemlich frey gemacht hatte. Allein der Körper litt noch an einer gewissen Unthätigkeit, die Muskelkraft war ins Stocken gerathen und niemals fühlte ich ununterbrochene Bewegung nöthiger als eben da. Im Stillen macht ich mir daher den Plan, meine vaterländischen Freunde wieder zu besuchen, unangemeldet zu erscheinen, mich fest halten zu lassen, sodann über Mayntz und Coblenz nach Bonn zu wallfahrten und an dem letzten Orte mit wissenschaftlichen Männern mich eine Zeitlang zu unterhalten; zu empfangen, zu geben und über gewisse Punkte über die man sich nicht leicht allein verständigt mit Meistern vom Fache mich zu vereinigen. Den Rückweg überließ ich der Folgezeit und bey mir war alles gehörig eingeleitet.

Allein der Entschluß des Großherzogs, nach Marienbad zu gehen, bob meinen ganzen Plan auf; seinen Wünschen, worin er seine Befehle kleidete, dem Verlangen der Großherzogin, dem Andringen der Aerzte, Freunde, Kinder, die nichts natürlicher fanden als daß ich einen Heilort der mir so wohlthätig gewesen nothwendig wieder besuchen müsse, konnte ich, durfte ich nicht widerstehen und so traf ich am 2. July zugleich mit dem Fürsten in Marienbad ein. Seine Gegenwart, immer aufregend und belebend, brachte bald den ganzen Kreis in Umtrieb; schöne geräumige Wohnungen, liebenswürdige Nachbarschaft, freyer, fast ländlicher Aufenthalt, Bewegungen von Morgens bis Abends im Wandeln und Fahren, Eilen und Begegnen, Irren und Finden und für die Jugend zuletzt im Tanze gaben Zeit und Gelegenheit zum Erneuen älterer Verhältnisse, zum Anknüpfen neuerer, zum suchen und gesucht werden, zu Unterhaltung, Vertraulichkeit, Neigung und was sich nicht alles durch einander flocht; daß man sich eben ganz vergaß, sich weder krank noch gesund, aber behaglich und beynahe glücklich fühlte.

Den Grafen von St. Leu, ehemaligen König von Holland, der im Vertrauen auf Marienbad von Florenz gekommen war, traf ich, nach so viel Jahren wieder wie ich ihn verlassen hatte, wohlwollend und zutraulich. Wie bedeutend ist nicht der Umgang mit einem solchen Manne der als einer der wichtigsten Mitspieler des großen Weltdrama's, durch die Gewalt des Allherrschers auftrat, sodann abtrat seinem sittlichen Gefühl zu Folge.[1] Damals, als er sich vom Throne flüchtete war er mein Wandnachbar in Töplitz; ich gewann seine Neigung die er mir bis jetzt erhalten und diesmal erneut hat. Den Herzog von Leuchtenberg hab' ich auch gesprochen, wo er sich über bedeutende Gegenstände unterhielt. Sinnig wohldenkende, gründlich unterrichtete, kenntnißreiche Männer pflegen mit mir länger oder kürzer belehrende Unterhaltung, und so find ich, wenn ich mir jetzt alles wiederhole, daß ich unendlich viel gewonnen, in manche Zustände hineingeblickt und vieles genossen habe.

Alles beruft mich wegen zusammenstimmender Freyheit des Geistes und Körpers; ich gestehe gern daß ich mich so fühle, und mich eben deshalb, wenigstens dem Sinne nach, zu jenen Gegenden wende, wo ich Antheil hoffen kann, ohne den jedes Behagen doch immer nichtig seyn würde. Lassen Sie mich von Ihrer Seite beste Marianne auch wissen wie Sie diesen Sommer zugebracht; der Freund gibt ja wohl auch einen Wink von seinem thätigen Befinden.

Schließen aber darf ich nicht ohne zu sagen welche Genüsse mir die Musik dargereicht. Mad. Milder von Berlin hat in vier kleinen Liedern eine Unendlichkeit vor uns aufgethan. Mad. Szymanowska aus Warschau, die fertigste und lieblichste Pianospielerin, hat auch ganz Neues in mir aufgeregt.[2] Man ist erstaunt und erfreut wenn sie den Flügel behandelt, und wenn sie aufsteht und uns mit aller

[1] Im Jahr 1810. Ueberaus günstige Aeußerungen Goethe's über Ludwig Bonaparte finden sich in der Besprechung seines Porträts von Gerard und noch eingehender bei J. Falk „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt." Leipzig, dritte Auflage 1856.

[2] Zelter an Goethe über Frau Szymanowska, am 8. Januar 1824: „Ihr Spiel ruht auf einem gewachsenen Talent und du hast sie ganz richtig beurtheilt. — Sie ist rasend in dich verliebt und hat dir hundert Küsse auf meinen Mund gegeben."

Liebenswürdigkeit entgegen kommt, so läßt man ſichs eben ſowohl gefallen.

Neigung, Friede,[1]

Eger am 9ten Septbr. 1823.

70.

Marianne an Goethe.

7ber. 1823.

Ich kann nur wiederholen, was Willemer in ſeinem Briefe meldet, wie ſehr uns der Inhalt des Ihren erfreute; wenn ſchon die Hoffnung, den theuren Freund bei uns zu ſehen, zwar nicht ohne Grund war, aber nun wohl kaum mehr in Erfüllung gehen dürfte; wie freudig überraſchte uns das verbreitete Gerücht einer Reiſe an den Rhein und Main, welches ſich ſogar in den Zeitungen zu beſtätigen ſchien; es war mir nicht möglich, dieſe Ungewißheit länger zu ertragen, und ich ſchrieb desbalb an Frau Frommann nach Jena, deren Antwort mir zwar Ihre Reiſe nach Eger anzeigte, aber doch auch nicht gerade zu für unmöglich erklärte, was ich ſo ſehnlichſt wünſchte; an die mineraliſchen Forſchungen in Eger konnten ſich recht gut die über Kunſt und Alterthum am M. u. Rh. anſchließen; und kurz: es ſchien mir nichts gewiſſer als Sie wollten uns überraſchen; ich hoffte von einem Tag zum andern, bis mir endlich der kleine Stern[2] anzeigte, wohin die Wanderung geht.

Jenes liebenswürdige Gedicht überzeugte uns welche Lebensfriſche der Freund aus der Heilquelle getrunken, und welch' eine Heiterkeit und Freude ſich überall durch ſeine Gegenwart verbreitet; durch den Inhalt des Briefes beſtätigt ſich vollkommen unſere Vermuthung, und es wird uns leichter eine fehlgeſchlagene Hoffnung zu ertragen, wenn wir bedenken, wie viel der Freund bei dem Tauſch gewann.

[1] Die Brief-Ecke, welche wahrſcheinlich noch ein Wunſchwort ſammt der Namens-Unterſchrift enthielt, iſt ausgeſchnitten. — Eine ſehr ausführliche Beſchreibung des zu Eger verlebten 9. September theilt Rath Grüner aus Goethe's Tagebuch mit, S. 180.

[2] Der Stern in Goethe's Siegel.

könnten; und so würd' auch ich, bei Anschauung böser Exempel, nicht auf festem Fuße bleiben. Als wir so gesprochen, küßten wir uns darauf Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr was der Dichter sagt: Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel gleich; Wange die sich an Wange drückt wird vor Lust und Leben roth; die andere hingegen ist bleich wie Kummer und Krankheit."

An einem andern Orte erzählt derselbige Dichter:

„In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling meines Gleichen aufrichtige beständige Freundschaft. Sein Antlitz war meinen Augen die Himmelsregion, wohin wir uns, im Beten, als zu einem Magnet wenden. Seine Gesellschaft war von meines ganzen Lebens Wandel und Handel der beste Gewinn. Ich halte dafür, daß keiner unter den Menschen, (unter den Engeln möchte es allenfalls seyn,) auf der Welt gewesen, der sich ihm hätte vergleichen können an Gestalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich solcher Freundschaft genossen, hab' ich es verredet und es däucht mir unbillig zu seyn nach seinem Tode meine Liebe einem andern zuzuwenden. Ohngefähr gerieth sein Fuß in die Schlinge seines Verhängnisses, daß er schleunigst ins Grab mußte. Ich habe eine gute Zeit auf seinem Grabe als ein Wächter gesessen und gelegen und gar viele Trauerlieder über seinen Tod und unser Scheiden ausgesprochen, welche mir und andern noch immer rührend bleiben."

Buch der Parabeln. Obgleich die westlichen Nationen vom Reichthum des Orients sich vieles zugeeignet, so wird sich doch hier noch manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir folgendes eröffnen.

Doch iſt es eine eigene Geſchichte mit dem aufgeben, und wenn ich ſchon früher mein Herz beſänftigte, mit ſüßer Hoffnung ihm ſchmeichelnd, ſo fehlt auch der Nachſatz nicht: „kurz iſt das Leben fürwahr, aber die Hoffnung iſt lang!“ und ich kann trotz allen Gründen das widerſpenſtige Weſen nicht dahin bringen daß es ſchweigt und auf das nächſte Jahr hofft; ich muß geſtehen, daß Willemer ein guter Dollmetſcher ſeiner Wünſche iſt, wohl ein beſſerer, als ich mir ſelbſt zu ſeyn getraute! — Ich zweifle nicht, daß der Reſt des Septembers und der Anfang des Oktobers ganz in den Sommer hinüber ſpielen werden, den wir eigentlich jetzt erſt haben, und daß, wenn ſchon die Feuer des 18. Oktobers nicht mehr die vaterländiſchen Berge erhellen, doch in den Augen und Herzen der Bewohnerinnen Frankfurts noch manche ſtille Flamme brennt, die zu nicht unintereſſanten Beobachtungen aufzufordern ſcheint. Zur wünſchenswerthen Verſtärkung dieſer und ähnlicher wichtiger Gründe ſollte die kleine Rolle dienen, deren Inhalt keinen andern Werth hat, als den Sie ihr durch Erinnerung geben. Es war mir ſehr leid, daß die eine Zeichnung ſich gerade am rothen Männchen ſchließt, und die andere es eben nur ahnen läßt, aber nach einigem Bedenken war mir es faſt lieb, denn gerade was nicht da iſt, wird vielleicht öfter bemerkt, als das Gegentheil; Möge der Anblick dieſer bekannten Häuſer einige Vorliebe für die Heimath erwecken, und Sie aus den Fenſtern des fehlenden rothen Männchens alles andere Fehlende der kleinen Zeichnung ergänzen. Kann es aber nicht ſeyn, ſo möge ſie das Motto führen, als Unterſchrift: „kommt der Prophet nicht zum Berge, ſo kommt der Berg zum Propheten.“

Von mir weiß ich wenig zu ſagen, als daß uns der Sommer ſtill und einſam auf der Mühle verfloß, geſund ſind wir alle und auch vergnügt.

Als Auftrag von Sannchen Schloſſer ſoll ich berichten, daß ihre Geſchwiſter jetzt in der Schweiz oder in Italien ſind, daß ſie in deren Namen für die Sendung dankt, und obſchon ſie die Briefe abſchickte, doch nicht glauben kann, daß die Antwort ſo bald erfolgen dürfte, weshalb ſie um Nachſicht bittet.

Ueber Rieſe ſchrieb Ihnen Willemer; ich werde ihm Ihren Brief ſenden, was immer ein Feſt für ihn iſt.

Sailer, neu erwählter Biſchof von Regensburg hielt ſich einige Zeit hier und am Rhein auf; welch' ein liebenswürdiges Naturell, ein wandelndes Herz mit einer Biſchofsmütze!

Clemens Brentano war auch hier, und beſchießt die ſündhafte Welt mit ſchwerem Frömmigkeits-Kaliber; bei ſeinem Geiſte und ſcharfen Witz iſt er übel dran, ſie reißen ſeinen himmliſchen Schwingen immer wieder die Federn aus.[1]

Verzeihen Sie, mein verehrter Freund, daß ich Sie ſo lange, und größtentheils von meinen Hoffnungen und Wünſchen unterhalten habe, daß ſie alle für Ihr Wohl ſind, gereiche zur Entſchuldigung

Ihrer

Mariane.

Erläuterungen.

I.

Die „kleine Rolle" enthielt eine Anzahl nett gezeichneter und ſauber illuminirter Frankfurter Straßenproſpecte, wie ſie kurz vorher in der Kunſthandlung von J. Wilmans erſchienen waren. Drei derſelben ſtellen verſchiedene Punkte des Mainufers dar und ſind mit Verſen geſchmückt, die Marianne eigenhändig darunter geſchrieben. Auf dem erſten ſehen wir das Untermainthor mit den damals neu errichteten Bauten, nämlich dem Wachthaus und den jetzt Rothſchild'ſchen und Reiß'ſchen Häuſern, darunter die vier Zeilen:

Neue Häuſer, neuer Raum
Mögen ſich geſtalten;
Der Erinn'rung ſchöner Traum
Ruht doch auf den alten.

Das zweite Bildchen zeigt die Leonhardskirche bis zum Rententhurm und Fahrthor, alſo bis zur unmittelbaren Nähe des Rothen Männchens, jedoch ohne daß man des letzteren gewahr wird. Es iſt Winterlandſchaft,

[1] „Brentano kommt nach ſiebenzehnjähriger Abweſenheit," ſo kündigte Frau v. Willemer einen Abends im Juli 1825 bei Thomas an, „wieder einmal nach Frankfurt, und dann wird," ſagte ſie, zu Böhmer gewendet, „ein ganz neues Leben beginnen, es werden geiſtige Funken ſprühen und Witze regnen." (Aus Böhmers Leben von Janſſen.)

die Dächer voll Schnee und der eisbedeckte Main bis zur alten Brücke mit einer Unzahl von Figürchen ausgefüllt; darunter:

Thore, Häuser alter Art,
Bleibt mir ungetadelt!
Durch des Freundes Gegenwart
Seid ihr längst geadelt.

Endlich das Obermainthor nebst Wachthaus, daneben die Bibliothek mit ihrem korinthischen Porticus, mainaufwärts die Umgebung von Oberrad und der Mühle. Der dazu gehörende Vers lautet:

Von der Ilme bis zum Rhein
Mahlet manche Mühle;
Doch die Gerbermühl' am Main
Ist's, worauf ich ziele.

II.

Der edle Johann Michael Sailer war zur Zeit, wo Frau v. Willemer ihn kennen lernte (1823), Bischof von Germanopolis und Coadjutor des Bisthums Regensburg; Bischof von Regensburg wurde er erst 1829. Marianne verehrte ihm einen Stich, den heiligen Christoph darstellend, mit dem schönen Gedicht:

Sanct Christoph ohne Zagen
Bezwingt der Wellen Wuth;
Die starken Schultern tragen
Ein Kindlein durch die Fluth.

Den Riesenkörper bieget
Die nicht vermeinte Last,
Und seine Kraft erlieget
Der schweren Bürde fast.

Doch dringt er ohne Zagen
Durchs Wasser tief und breit;
Die starken Schultern tragen
Das Heil der Christenheit. —

Du schreitest ohne Zagen
Durch Lebenssturm bewegt;
Die starken Schultern tragen,
Was Gott dir auferlegt.

Was Körperkraft im Bilde
Bewußtes willig thut,
Wirkt deine Herzensmilde
Durch Geist und Glaubensmuth.

Du trägst zu Gottes Ehre
Des Hirten Stab und Kleid;
Durch Beispiel und durch Lehre
Führst du zur Seligkeit.

Du schreitest ohne Zagen
Auf gottgeweihter Bahn,
Die starken Schultern tragen
Den Schwachen himmelan.

Hier lohnet Gott dein Streben
Mit Liebe und Vertrau'n,
Und dort in jenem Leben
Wirst du sein Antlitz schau'n.

71.

Goethe an Marianne.

Myrth' und Lorbeer hatten sich verbunden:
Mögen sie vielleicht getrennt erscheinen,
Wollen sie, gedenckend seliger Stunden,
Hoffnungsvoll sich abermal vereinen.

d. 18. Octbr. 1823.

Erläuterung.

Am 10. Juni 1823 hatte Eckermann sich zuerst persönlich bei Goethe eingeführt, welchem er schon früher seine „Beiträge zur Poesie" im Manuscript übersandt hatte. Nachdem dasselbe als Buch erschienen war, las Goethe darin die Stelle S. 279, in welcher Suleika's Lied an den Westwind als ein musterhaftes Gedicht analysirt und mancher wesentliche Vorzug

Goethe'scher Lyrik an ihm entwickelt wird. Dies erweckte in ihm die lebhafteste Erinnerung an jenes dichterische Zusammenwirken. Am 18. October, ohnedieß einem für das dichtende Paar bedeutungsvollen Tage, schnitt er in den „Grünhäusern" zu Belvedere ein Myrthen- und ein Lorbeerreislein los, band sie mit einem grünseidenen Bändchen zusammen und schlug um sie einen halben Bogen grauen Conceptpapiers, auf dessen Außenseite er die obigen „wenigen, aber wohlempfundenen Reime" in besonders klaren, großen Zügen schrieb; daneben noch: „S. 279": den Namen „Eckermann" hat Marianne beigefügt. So vor uns liegend, wirkt die „wunderliche Sendung" noch heute mit ergreifender Unmittelbarkeit. Goethe selbst erläutert sie erst nach langer Pause seines Schreibens, der längsten, die sich in unserer Sammlung findet, im Briefe Nr. 72, am Sonntag Jubilate, der im Jahr 1824 auf den 9. Mai fiel.

Dem Umschlage beigeschoben lag ein Ausschnitt aus einer Berliner Zeitschrift, dem Papier und Druck nach zu urtheilen, aus dem „Gesellschafter," dessen Inhalt wir folgen lassen:

„Madame Milder erfreute alle Freunde des deutschen Liedes, dem Goethe, Zelter und Reichard so dauernden Gehalt verliehen, in ihrer wohlgewählten Abend-Unterhaltung am 9. d. durch den ebenso sinnigen als gefühlvollen Vortrag der morgenländischen Dichtung „Suleika's zweiter Gesang" aus Goethe's westöstlichem Divan, welche der durch „die Forelle" und mehrere schöne Lieder uns bekannt gewordene Componist Franz Schubert in Wien für die Stimme der Madame Milder eigens in Musik gesetzt und in Tönen den orientalischen Geist des liebeglühenden, heiße Sehnsucht athmenden Gedichts trefflich aufgefaßt hat. — Die Anfangs wiegende Begleitung des Claviers erhebt sich bei dem dreitheiligen Schlußvers zur höchsten Spannung des Gefühls und gibt höchst wahr den Ausdruck der Worte zurück:

Sag' ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben."

Ob Marianne diesen Ausschnitt von Goethe oder von anderer Seite her erhalten hat, wissen wir nicht anzugeben.

Das Jahr 1824.

72.

Marianne an Goethe.

1824.[1]

So iſt denn abermals eine lange Zeit verſtrichen, und ich habe die mir ſo bekannten Züge der lieben Freundeshand entbehren müſſen, und, laſſen Sie mich es nur geſtehn, durch meine eigene Schuld; wie kann, wie ſoll ich Ihnen erklären, ja mir ſelbſt erklären, warum es mir unmöglich war, auf jene Zeilen etwas zu erwiedern, auch nur der Ueberraſchung, ja Beſtürzung zu erwähnen, die ſich meiner bemächtigte! Ja ſelbſt die Gewalt der Täuſchung, die mir eine ſchöne Zeit ſo nahe ſtellte, vermochte nicht meine Beſchämung zu mindern; und wie ſollte ich es ertragen, mit ſo Herrlichem mich zu ſchmücken, da die Zeit den ſchönſten Schmuck verſagt, der allein das Haupt der Frauen mit Freude umkränzt. Mögen Sie Herzenskundiger ſich und mir enträthſeln, was in jenen dunkeln Gefühlen mir ſelbſt verborgen liegen mag. Nun hoffte ich immer, gerührt und bewegt wie ich war, auf einen Brief von dem Freunde, der mich wieder in die Stellung bringen ſollte, in der ich nun einmal bin; er kam nicht, und ſo ſchwieg ich, und würde noch ferner geſchwiegen haben, wenn nicht das leiſe Gefühl der Undankbarkeit ſich immer lauter in mir geregt hätte, und ich am Ende geſtehen mußte, daß ich dies lange Schweigen wohl verdient haben möge, und auch wohl, weil ich glaube demüthig zu ſeyn, und es vielleicht nicht bin.

[1] Von der Schreiberin ſpäter beigefügt: „27. April 1824."

Jene ſchöne und talentvolle Klavierſpielerin[1] hat ſich auf ihrer Durchreiſe ſo kurze Zeit aufgehalten, daß es nur wenigen vergönnt war ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen; den Genuß ihrer Kunſt hat ſie uns leider entzogen, doch blieb uns die Hoffnung bei ihrer Rückreiſe. Durch Schloſſer wurde mir mitgetheilt, in welchem Grade ſie ſich der Anerkennung ausgezeichneter Menſchen erfreuen darf. Wenn Sie es der Mühe werth hielten, das vorausgeſendete Blatt genau zu durchſehen, ſo würden Sie vielleicht am Eingange zum Römer eines Bürgermeiſters gewahr, der eben die Rathskutſche verläßt;[2] ich wollte eigentlich Thomas darunter ſchreiben, und meinen Schwiegerſohn und Roſettens Mann Ihrem Wohlwollen empfehlen, aber dies hätte das ganze Bildchen in dieſes Jahr gebannt, es bleibe eine ungebundene Erinnerung! Denn ſonſt möchte ich lieber, Sie gedächten jenes Augenblicks, als Sie an derſelben Stelle mit Willemer ſich durch das Meßgedränge windend, plötzlich vor mir ſtanden, wiewohl ich mich, durch Ihre Stimme aufmerkſam gemacht, ſchon lange vergebens umgeſehen hatte; ich brachte damals den Mondesorden mit nach Haus, den mir der türkiſche Kaufmann für den großen Dichter gegeben hatte.[3] Wie glücklich war ich über den gelungenen Scherz, er ſchien Ihnen Freude zu machen; das war eine ſchöne Zeit, gewiß meine glücklichſte! Sie erinnern ſich gewiß nicht mehr dieſer Begegnung, und mir war ſie ſo bedeutend, es that mir ſo wohl mitten im Gewühl fremder Leute zwei ſo befreundete Stimmen zu hören, die mir angehörten. Laſſen Sie ſich gefallen, daß ich die kleine Geſchichte dem Bildchen zueigne, und ſchenken Sie der Vergangenheit dieſen Augenblick.

Es wird mich freuen, von Ihnen zu hören, daß Sie wieder im Kreiſe Ihrer Familie ſind und daß die Reiſe zu Ihrer aller Zufriedenheit beigetragen.

Frommann, den ich nach ſeiner Reiſe froh und geſund wiederſah,

[1] Madame Szymanowska.

[2] Es mag wohl den drei Bildchen, die wir oben angegeben, ein viertes beigelegen haben, das den Römerberg ſelbſt darſtellte. — Für das Jahr 1824 war Thomas zum erſtenmal zum (jüngeren) Bürgermeiſter gewählt.

[3] Selbſtverſtändlich nur nach ihrer neckiſchen Angabe; ſie hatte den Orden in der Meſſe gekauft.

hoffte ich noch zu sehen, ehe er abreisen wollte; aber er kam durch ein Mißverständniß eine Stunde früher, als wir an unserm Familientische zu speisen pflegen, und da wir nicht zu Hause waren, nicht wieder; es war mir leid, ich wollte ihm so manches für Sie auftragen; auch hoffte ich, er sollte Ihnen von mir manches sagen ohne Auftrag, und so auch Fr. Schopenhauer, die mir recht wohl gefallen, und Adele, die mir diesmal auch besser gefallen hat. Haben sie nichts gesagt? — was läßt sich von mir viel sagen! und doch habe ich eben jetzt so viel, ja ich fürchte viel zu viel gesagt. Verzeihen Sie! aber das langentbehrte Glück mit Ihnen zu sprechen läßt mich vergessen, daß ich ganz allein rede. —

Wenn Sie wüßten, wie oft, wie immer mehr, ich mir wünsche, Sie nur auf einen Augenblick zu sehen, mir bei Ihnen Raths zu erholen, wie ich fühle, nur Sie würden verstehen, was mir so unklar in meinem Kopf schläft, durch Sie könnte ich vielleicht noch ganz vernünftig werden, oder verständig, ich weiß nicht recht wie man sagt; aber es soll nicht seyn, und ich bescheide mich.

Nun muß ich Abschied von diesem Briefe nehmen, der bald in Ihren Händen ist, und mir wird ganz leicht um's Herz, wenn ich das weiß; auch nehme ich es demüthig hin, wenn Sie mir noch lange nicht schreiben, aber wenn Sie es thun, wird es mich unendlich freuen.

Und so bin und bleibe ich denn die in ihrem Innern unveränderte

Marianne.

73.

Goethe an Marianne.

Eigenhändig.

Sie haben, theuerste Marianne, meine wunderliche Sendung freundlich aufgenommen, den Inhalt empfunden, und Ihr liebes Herz thut sich wieder auf, Ihr holder Blick wendet sich zu mir, und wie sollte gegenseitig dies nicht auch mein Fall sein. Leider muß die Entfernung manches fragmentarisch lassen; doch einige Worte über jenes Zeichen des treuen Andenkens können hier auch etwas thun.

Als ich des guten Eckermanns Buchlein aufschlug, fiel mir

S. 279 zuerſt in die Augen; wie oft hab ich nicht das Lied ſingen hören, wie oft deſſen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet was denn auch wohl im ſchönſten Sinne mein eigen genannt werden durfte.

In derſelben Stunde fuhr ich mit meiner Schwiegertochter nach Belvedere und in den Grünhäuſern brach ich die beyden Zweige, verknüpfte ſie und mit wenigen, aber wohlempfundenen Reimen begleitet gingen ſie ab.

Einer freundlichen Aufnahme blieb ich verſichert, die Sie nun ſo liebenswürdig ausſprechen und mich glücklich machen. Auch mir ſchwebt gar oft die Nothwendigkeit des Wiederſehens vor. Nur in Gegenwart läßt ſich das Beſtändige wie das Vergängliche fühlen und beurtheilen; die Wahrheit der Verhältniſſe beſtätigt ſich alsdann, wenn das Scheinbare unaufhaltſam verfliegt.

Laſſen Sie mich nun vor das gar hübſche Bild hintreten, das, durch zwey frühere Flußanſichten vorbereitet, eben ſo wie jene die Hauptſtellen verbirgt wo man ſich eigentlich hinbegeben möchte. Diesmal war mein erſter Gedanke, der Dame zu folgen die mit dem Knaben vorwärts an der linken Seite geht, mich um die Ecke zu ſchlagen, um bald am Ziel meiner Wünſche zu ſeyn.[1]

In dieſem Augenblick wird freylich der Platz nicht ſo geräumig und reinlich ausſehen, und der Herr Bürgermeiſter ſelbſt wird ſich einigermaßen durchdrängen müſſen. Es wird ohngefähr ſeyn wie zu jener Zeit wo im Getümmel angehörige Stimmen erkannt, im Gewimmel verbundene Freunde gefunden wurden. Das war ſchön, ſehr ſchön und gut. Auch ſchmückt der Sonnemond noch heute mein Schatzkäſtchen.

Hier trifft mich Ihr liebes Blat und nun gleich mit vorſtehendem, längſtgeſchriebenen auf die Poſt!

Tauſend Liebes und Gutes!

treulichſt

Weimar, Jubilate[2] 1824. Goethe.

[1] Die bezeichnete Gruppe auf der Abbildung des mittleren Mainquais ſcheint ſich eben um die Leonhardskirche zu wenden, von wo man dann innerhalb der Stadt rechts in wenigen hundert Schritten nach dem Rothen Männchen und dem Römerberg gelangt.

[2] Wie oben bemerkt am 9. Mai.

74.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle 20. Mai 1824.

Die Freude über den Empfang Ihres Briefes wurde mir diesmal zwiefach zu Theil; am letzten Sonntage, der des Menschen Sinn erfreut, erzählte ich beim Frühstück meinen Traum, daß ich einen Brief von Ihnen mit großer Aufmerksamkeit las, und mich seines Inhalts erfreute, und drei Stunden später war er wirklich in meinen Händen, seinen prophetischen Vorgänger durch Güte und Freundlichkeit weit übertreffend, die ich denn freilich wie immer nicht träumen lassen konnte; wenn ich nun auf die Gefahr, unbescheiden und überlästig zu scheinen, mit diesen Zeilen so schnell vor Ihre Augen trete, so hat dieß, außer der angenehmen Pflicht, Ihnen zu danken, noch einen andern Grund. Ihrer liebevollen Theilnahme gewiß, wird es meine Reise um so vergnüglicher machen, wenn Sie meiner zuweilen gedenken, und mich in dem herrlichen Salzburg und Bertholdgaden wissen, wohin ich in Gesellschaft Willemers und meiner Mutter, die mich durch einen Besuch nach zwölfjähriger Trennung überraschte,[1] die nächste Woche zu reisen denke, wenn es uns das Wetter nur einigermaßen erlaubt. Ich hoffe sehr viel erfreuliches für W. und mich von dieser Reise, die freilich durch abermalige Trennung von meiner Mutter, die wir bei einem Bruder in Bertholdsgaden zurücklassen, auch noch schmerzliche Gefühle veranlaßt; doch hat uns die schnell gemachte und glückliche Reise von Linz hierher überzeugt, daß kein Weg unendlich, und der feste Wille darüber hinausreicht. Die Hoffnung einer Wiederholung ist um so thätiger, als die Möglichkeit durch den Augenschein bewiesen wird.

Sollte wohl gar, was ich kaum zu hoffen wage, der Rückweg über die italienischen Berge gehn, so werden Sie mich begleiten, und der Gedanke an Sie wird meinen Blick schärfen und meine Freude erhöhen.

Mein guter Willemer, der mir dieses Vergnügen bereitet und

[1] Marianne hatte ihre Mutter im Jahr 1812 zu Linz besucht.

Die Parabeln sowohl als andere Dichtarten des Orients, die sich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drei verschiedene Rubriken nicht ungeschickt eintheilen: in ethische, moralische und ascetische. Die ersten enthalten Ereignisse und Andeutungen, die sich auf den Menschen überhaupt und seine Zustände beziehen, ohne daß dabei ausgesprochen werde was gut oder bös sey. Dieses aber wird durch die zweiten vorzüglich herausgesetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entschiedene Nöthigung hinzu: die sittliche Anregung wird Gebot und Gesetz. Diesen läßt sich eine vierte anfügen: sie stellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforschlichen unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes hervorgehen; lehren und bestätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß niemand seinem einmal bestimmten Loose ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die mystische nennen müßte: sie treibt den Menschen aus dem vorhergehenden Zustand, der noch immer ängstlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben und zur vorläufigen Entsagung derjenigen Güter, deren allenfallsiger Verlust uns schmerzen könnte. Sondert man die verschiedenen Zwecke bei allen vildlichen Darstellungen des Orients, so hat man schon viel gewonnen, indem man sich sonst in Vermischung derselben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung sucht, wo keine ist, dann aber eine tieferliegende Bedeutung übersieht. Auffallende Beispiele sämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln interessant und lehrreich machen. Wohin die von uns dießmal vorgetragenen zu ordnen seyn möchten, wird dem einsichtigen Leser überlassen.

mit mir theilt, trägt mir auf, Sie herzlich und freundschaftlich zu grüßen, und behauptet, Sie würden ſich einer Anwandlung von Verwunderung nicht erwehren können, daß die Wirkung des Gerbermüller-Talismans für einige Zeit aufgehoben ſeyn ſollte.

Mit Rührung trenne ich mich von dieſem Blatte, da ich wahrſcheinlich, wenn es in Ihren Händen iſt, ſchon im Wagen ſitze, aber mich doch im Voraus auf die Antwort freuend, die ich bei meiner Rückkehr zu finden hoffe.

Unverändert

Mariane.[1]

75.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 28. Juli 1824.

Dieſen Mittag überraſchte uns Herr Eckermann mit ſeinem Beſuch, und beantwortete alle unſere vielen Fragen nach Ihnen zu unſrer großen Freude.[2] Er erbot ſich dieſe wenigen Zeilen und meine beſten Wünſche mit nach Weimar zu nehmen, und während er mit Willemer im Garten iſt, kann ich mir nicht verſagen, wenn auch eilige, doch herzliche Worte an den Freund zu ſenden. Der Himmel möge es dem guten Eckermann verzeihen, wenn er vergebliche Hoffnungen in uns genährt, und es ihm auf ſeiner Reiſe nicht entgelten laſſen.

Sulpiz wird in der Hälfte des Auguſts nach Frankfurt kommen, und hat ſich nach Ihrem Wohlſein erkundigt.

Die Reiſe hat mich ſehr erquickt, und bleibt mir eine wohlthuende Erinnerung; wie viel hätte ich noch hievon zu ſchreiben, was

[1] Wir behalten die Schreibart des Namens jedesmal bei, wie wir ſie vorfinden; Goethe ſchreibt immer „Marianne."

[2] Am 26. Mai 1824 nahm Eckermann Abſchied von Goethe, wobei dieſer ihm nach Hannover Grüße an Charlotte Keſtner auftrug und ſodann bemerkte: „In Frankfurt werde ich Sie meinen Freunden Willemers, dem Grafen Reinhardt und Schloſſers empfehlen." Geſpräche III, 55.

ich theils gedrungen, theils gezwungen nicht berühren kann; nur dies eine noch, daß ich doch wohl einiger Zeilen gewürdigt werden möchte, auf die ich mit Verlangen harre.

Leben Sie wohl, tausend Grüße von

Mariane.

76.

Goethe an Marianne.

In der unschreiblichsten Stunde nur wenige Worte des Danks, für den lieben Gruß durch Eckermann. Von der Reise wünschte freylich etwas zu vernehmen. Die Lust zu einem wirklich vorgehabten Ausflug, um liebe Freunde, wenn's auch nur eilig wäre, zu besuchen, vermindert sich mit jedem Tage. Obliegenheiten und Arbeiten vermehren sich, die ich zu unterbrechen fürchte. Darum bitte ich deste fleißiger und freundlicher zu schreiben und füge zugleich den kulinarischen Wunsch hinzu, mir ein halb Dutzend Artischocken, die ich auf der Mühle zu verzehren hoffte, mit der fahrenden Post wohlgepackt zu übersenden. Möge das Erfreulichste Sie umgeben.

unwandelbar

Weimar d. 4. August 1824.

Goethe.

77.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 15. August 1824.

So wäre denn jede Hoffnung, Sie hier zu sehen, verschwunden? Der letzte Brief überzeugte uns leider, daß Eckermanns wohlmeinende Verheißungen nicht in Erfüllung gehen; er wird zwar gestehen müssen, daß ich mir nicht erlaubte einer voreiligen Freude Raum zu geben, und schon Bettinens Nachrichten bestätigten meine Zweifel, die mir

aber ganz unerträglich schienen, als ich sie für gegründet halten mußte. Es ist doch eigen, erst versagte ich mir jede Hoffnung, und nun kann ich mich kaum von ihr trennen; wäre denn die Lust, die sich mit jedem Tage vermindert, nicht dadurch zu erhalten, daß nicht mehr gewartet wird? oder war sie so gering, daß sie zu Ende ist? wer kann das bestimmen! doch gerne will ich oft und wahrhaft berichten, wie schwer wir uns trösten können, und wie fest wir an den Wünschen hängen, deren Erfüllung so nahe war.

Die Artischocken sind unterwegs, oder vielleicht schon angekommen, aber die Frage ist, in welchem Zustande. Bei der großen Eile, mit der es betrieben wurde, um der Post willen, konnten wir über die zweckmäßigste Verpackung nicht einig werden; Weinblätter und Papier wurden benutzt, und der Erfolg wird zeigen, was das beste ist. Am meisten fürchte ich, hat das allzufeste Packen geschadet, und die etwa verletzten Blätter sind verdorben; in jedem Falle sehen Sie diese Sendung als einen Versuch an, und wenn Sie mich nur durch einige Worte über das Gelingen oder Mißlingen unterrichtet haben, so soll die nächste wohl gepackt und gut conservirt ankommen, um so eher als die Früchte täglich größer und schöner werden.

Eine artige Geschichte ist mir erzählt worden, um Sie Ihnen mitzutheilen; Sie werden sich wohl noch des guten Pfarrers Passavant erinnern, aber vielleicht nicht mehr, daß Sie vor langer Zeit ein Hochzeitgedicht für einen seiner Brüder machten, der jetzt in Rüsselsheim wohnt; aus mir unbekannten Ursachen traf es zu spät ein, und blieb unbenützt. Diesen Sommer feierte eben dieser Herr Passavant seine goldene Hochzeit, und der Pfarrer überreichte nun das sorgfältig bewahrte Gedicht, zu großer Freude und Rührung aller Anwesenden. Er selbst hat es erzählt, und gewünscht, Sie möchten es erfahren.[1]

[1] Jakob Ludwig Passavant, aus Goethe's Leben bekannt als des Dichters Begleiter auf der ersten Schweizerreise und sein Vertrauter in den letzten Frankfurter Tagen, war eine Zeitlang Prediger der reformirten Gemeinde in Münden, dann in Detmold, zuletzt in seiner Vaterstadt. Sein ältester Bruder vermählte sich am 25. Juli mit Susanna Friederike Schübeler aus Mannheim; Goethe wurde durch den Freund bestimmt, im Namen der Geschwister ein Hochzeitsgedicht abzufassen, das, wie oben gemeldet, erst zur goldenen Hochzeit eintraf. Pfarrer Passavant war mit der Willemer'schen Familie nahe befreundet; der Hausherr widmete ihm eine seiner Schriften. So konnte Marianne den artigen Umstand zuerst nach Weimar

Ottiliens baldige Rückkehr laßt mich hoffen, daß ich sie öfter zu sehen bekomme als das erstemal, wo sie nur einen Abend mit uns war; auch sie hat uns glauben machen, was wir so sehr wünschten, und was um so wahrscheinlicher klang, da sie selbst in der Gegend war. Sulpiz hat erst kürzlich geschrieben, daß er erwartet Sie in Wiesbaden zu sehen, und da er in einigen Wochen hieher kommt, so können wir uns gegenseitig beklagen und trösten so gut es geht.

Wie gerne hätte ich Bettinen gesehen, sie kam von Ihnen, wie gerne hätte ich aus ihrem eigenen Munde gehört, daß Sie wohl und heiter sind, und daß Sie durch ihre Arbeit erfreut wurden; aber die Regenwolken machen die Entfernung Rödelheims von der Mühle noch größer, als sie ohnedem ist.[1] Ich denke, sie wird sich länger aufhalten, wenn sie aus dem Bade kommt; wie glücklich ist diese Frau, welch ein Lohn wird ihr in der glücklichen Anwendung ihres schönen Talents.

Von der Reise ließe sich wohl manches sagen: unter andern eine komische Verwechslung von Trusenheim mit Seesenheim, auch, daß ich so glücklich war, Ihren Namen auf dem Straßburger Münster zu finden, wie über alle Beschreibung herrlich die Gegend um Salzburg ist, und daß mich in Botzen die milden Lüfte Italiens begrüßten, und so weiter, und zuletzt daß ich Heidelberg wieder sah, und in welcher Bewegung, ist mir unmöglich zu sagen, und so sei es denn überhaupt genug und wohl schon zu viel für heute. Da einige behaupten, Sie würden nach Karlsbad gehen, so mögen diese Zeilen sich erbitten, wenn es nicht unbescheiden ist, noch erst, wenn auch nur eine kurze Anzeige des Befindens, und bis wann wohl die zweite Sendung zu schicken wäre.

Verzeihen Sie, geehrter Freund, wenn ich Sie ermüdet oder Ihre Zeit geraubt, und halten Sie mir diese kleine Entschädigung

berichten; das Gedicht selbst empfing Goethe erst zu seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum am 7. November 1825. Nunmehr eröffnet es die Reihe seiner Festgedichte in der Cotta'schen Ausgabe von 1867, XV, 13.

[1] Bettina wohnte im Jahr 1844 eine Zeitlang auf dem Brentano'schen Gute zu Rödelheim, welches eine Stunde von Frankfurt entfernt in der von Oberrad abgekehrten Richtung liegt. „Ihre Arbeit" geht auf Bettina's Entwurf zu einem Denkmal für Goethe, von welchem in dem letzten Stücke des „Briefwechsels mit einem Kinde" die Rede ist.

zu ab, die ich mir auf dieſe Art nehme, denn Ihre Gegenwart würde mich noch unbeſcheiden gemacht haben.

Unverändert

Mariane.

Nachſchrift von Willemer.

Ich bin gewohnt ſchöne Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen zu ſehen. Mariane ſchrieb mir aus der Seele, und ſo iſt für mich nichts mehr zu ſagen übrig. Graf Reinhard grüßt, und harrt der Ankunft Ihrer Tochter. Wahrlich, er iſt ein Ehrenmann und die Politik hat ihn nicht verdorben, der Graf iſt mehr als der Miniſter, er hat keinen Gefallen an der Zeit, wie ſie iſt, und ich hoffe, die Zeit wird ihn erſt dann begreifen, wenn ſie nicht mehr hinter ihm zurückſieht. Leben Sie wohl.

W.

78.

Goethe an Mariane.

Die Artiſchocken ſind glücklich angekommen und zwar nach Tiſche, wo ich einige Gewächſe aus dieſer Sippſchaft in Größe eines Taubeneies verzehrt hatte; da denn freylich der Unterſchied des vegetabilen Vermögens zwiſchen hier und meiner Vaterſtadt merklich auffiel. Mein älteſter Enkel hat mit dem Großvater gleiche Neigung und wir beyde werden uns ausſchließlich zuſammen der freundlichen Gabe zu erfreuen wiſſen.

Da ich dieſes Jahr in ein Bad zu gehen weder Luſt noch Bedürfniß fühlte, ſo wollte ich eine eilige Tour unternehmen, meine ſüdweſtlichen Freunde, und wär' es auch nur auf kurze Zeit geweſen, einmal wieder zu beſuchen. Mein Befinden ſchien kein Hinderniß entgegen zu ſetzen. Nun ſind mir aber ſo viel Arbeiten zugewachſen, die ich nicht unterbrechen darf, da ſie nur in einer gewiſſen Folge zu leiſten ſind; ſo betrügt mich ein Sommer nach dem andern um meine liebſten Wünſche.

Meine Schwiegertochter reist nun zunächst von Ems ab, Sie werden ihr freundlich seyn, wenn sie, wie ich hoffe die liebe Mühle besucht. Ich aber erbitte mir einige Nachrichten der glücklich zurückgelegten Reise, und etwa im halben Septbr. noch eine Sendung Distelköpfe, ehe Herbst und Winter auch in jenen glücklichen Gegenden die Vegetation verkümmern. Gedenken Sie mein zu guter Stunde, wie ich unausgesetzt zu thun fortfahre.

and so for ever

Weimar den 16. Aug. 1824.

Goethe.[1]

79.

Goethe an Willemer und Frau.

Die willkommenen Missionarien[2] sind abermals glücklich angekommen und haben sich gefreut von ihren Vorfahren noch manche in gutem Wohlbefinden und als in besonderer Achtung stehende Personen hier anzutreffen. Und so wird denn wie es scheint der 28. diesmal in heimischer häuslicher Ruhe vorübergehen, doch nicht ohne treues und lebhaftes Andenken an die theuren Abwesenden.

Die herzlich geliebte Reisende hat mich, auf einer Schnellfuhre, durch verschiedene Länder, von einem Orte zum andern geschwind zu versetzen beliebt, ich bin ihr überall gern und willig hingefolgt, nur in Heidelberg mußt ich etwas länger verweilen.

Ist es nicht beschwerlich so bitte noch zunächst um eine Sendung Artischocken; ich konnte nicht unterlassen die nächsten Freunde und Schönschmecker damit zu bewirthen, und so ward der theure Vorrath nur allzubald aufgezehrt.

Mir geht es übrigens ganz gut, ich fühle mich im Stand meinen Geschäften ohne Unterbrechung nachzugehen. Vor einigen Tagen hat

[1] Die Vorliebe für das Englische, die zu Weimar in den zwanziger Jahren um sich griff, zeigt sich auch in dieser Nachschrift. In die Zeit dieses Briefes fallen einige Aufzeichnungen Goethe's über Lord Byron.

[2] Eine abermalige Sendung von zwölf Flaschen Rheinweins.

man ſeit vielen Jahren mich wieder einmal ins Schauſpiel gelockt, zunächſt werd' ich wohl den Freiſchütz abwarten müſſen.

Möge den Freunden alles Gute gegönnt ſeyn, in freyer Luft und an den herrlichen Waſſerſtrömen.

treulichſt

Weimar d. 23. Aug. 1824.

G.

80.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 25. Auguſt 1824.

Nur wenige Worte mögen Sie an dem Tage begrüßen, der für ſo viele ein Tag des Segens geworden; mit inniger Liebe gedenken wir Ihrer, und ſegnen ſtill und einſam das Feſt Ihrer Geburt, der Himmel ſcheint es verherrlichen zu wollen, denn die Sonne färbt mit glühendem Purpur den klaren Abendhimmel, der Main iſt dunkelblau wie die Schatten, die Wolken ſind beinahe grün, und der Berg iſt violet, ganz ſo wie damals; aber einer fehlt, der es betrachtet und deutet, und andere dadurch beglückt.

Ihre Tochter wird noch immer mit Sehnſucht erwartet; ich hoffte, ſie ſollte früh genug kommen, um ein Käſtchen mitzunehmen, das nun ſo verſpätet, vielleicht um einen Tag zu ſpät ankommen muß. Wie ſehr hätte mich gefreut, wenn auch nur durch ein Geringes zur Feier des Tages beizutragen.

Gedenken Sie meiner, und in Liebe; daß ich Ihrer gedenke, möge nachſtehendes beweiſen, ſo wie daß die ſchönſte Gegend immer eine fremde bleibt, wenn nicht durch Liebe und Freundſchaft ſie heimiſch geworden; wo fände ſich für mich eine ſchönere als Heidelberg!

Leben Sie hoch und glücklich!

Marianne. [1]

[1] Das nachſtehende, von Mariannen während der gedachten Sommerreiſe zu Heidelberg verfaßte Gedicht lag bei dem Briefe; es trägt jedoch das Datum des Geburtstages, an welchem es dem Dichter zukam. Dieſes Gedicht und noch eines

In Heidelberg.

Euch grüß' ich, weite lichtumfloßne Räume,
Dich alten reichbekränzten Fürstenbau.
Euch grüß' ich, hohe dicht umlaubte Bäume
Und über euch des Himmels tiefes Blau.

Wohin den Blick das Auge forschend wendet
In diesem blüthenreichen Wunderraum,
Wird mir ein leiser Liebesgruß gesendet;
O freud- und leidvoll schöner Lebenstraum!

Auf der Terraße hoch gewölbtem Bogen
War eine Zeit sein Kommen und sein Geh'n;
Die Chiffer, von der lieben Hand gezogen,
Ich fand sie nicht, sie ist nicht mehr zu sehn.

Doch jenes Baums Blatt, der aus fernem Osten
Dem westöstlichen Garten anvertraut,
Gibt mir geheimer Deutung Sinn zu kosten,
Ein Selam, der die Liebenden erbaut.

Durch jenen Bogen trat der kalte Norden
Bedrohlich unserm feindlichen Geschick;
Die rauhe Nähe kriegerischer Horden
Betrog uns um den flücht'gen Augenblick.

Dem kühlen Brunnen, wo die klare Quelle,
Um gründekränzte Marmorstufen rauscht,
Entquillt nicht leiser, rascher, Well' auf Welle,
Als Blick um Blick, und Wort um Wort sich tauscht.

vom 26. November 1826 sind die einzigen zum Briefwechsel gehörenden Schriftstücke, die uns in Mariannens eigener Handschrift vorliegen, wie sie dieselben an Goethe schickte. Näheres zur Erklärung haben wir unter 1815 beigebracht. Mit dem Gedicht sandte Marianne den illuminirten Abdruck eines landschaftlichen Bildchens, dessen Motiv der Umgebung des Heidelberger Schlosses entnommen war.

O ſchließt euch nun, ihr müden Augenlieder!
Im Dämmerlicht der fernen ſchönen Zeit
Umtönen mich des Freundes hohe Lieder;
Zur Gegenwart wird die Vergangenheit.

Aus Sonnenſtrahlen webt ihr Abendlüfte
Ein goldnes Netz um dieſen Zauberort.
Berauſcht mich, nehmt mich hin, ihr Blumendüfte,
Gebannt in euren Kreis, wer möchte fort?

Schließt euch um mich, ihr unſichtbaren Schranken;
Im Zauberkreis, der magiſch mich umgiebt,
Verſenkt euch willig, Sinne und Gedanken;
Hier war ich glücklich, liebend und geliebt!

D. 28. Auguſt 1824.

81.

Goethe an Marianne.

Alſo abermals Artiſchocken! ſorgfältig wie die vorigen gepackt und nun gar mit Zuckerwerk begleitet, bei Tiſch und Nachtiſch zur Freude und Bewunderung großer und kleiner Familienglieder und werther Gäſte. Was iſt aber nicht alles zum 28. Auguſt angelangt und wie möcht' ich dafür danken!

Wir leben in drohender Bewegung: die junge fürſtliche Familie geht nach Petersburg. Bey einem ſolchen Scheiden was kommt da nicht alles zur Sprache, bey jeder Trennung wird empfunden was eine befriedigte Gegenwart verſchweigt; und um nicht noch mehrere Tage mit meinem ſchuldigen Schreiben zu zaudern, ſage ich mit wiederholtem Dank: daß ich ſeit einigen Wochen von Heidelberg nicht wegkommen kann und daß jene neubelebten Ruinengärten als Hintergrund aller Pflichtgefühle, aller Geſchäfte und Zerſtreuungen unwandelbar mir vor den Augen ſtehen. Unſer werther Sulpiz möge ſich

glücklich preisen daß er das Erfreulichste persönlich hat wieder vergegenwärtigen können.

treu anwesend

Weimar den 6. Oktbr. 1824.

Goethe.

Zur Ergänzung.

Am 23. September hatte Boisserée von der Gerbermühle aus an Goethe geschrieben: „Nach Jahren führt mich mein Weg wieder hieher zu den guten und liebenswürdigen Menschen, mit denen ich hier in Ihrer Gesellschaft so schöne reichhaltige Tage verlebt habe. Die Sonne, die schattigen Bäume, der Spiegel des Flusses, die Stadt, das Gebirge, die farbenreiche Abendröthe, alles ist und glänzt wie damals. Der alte tüchtige und wunderliche Freund freut sich im Kreise seiner glücklichen Kinder und die kleine Frau singt Abends auf ihre so eigene seelenvolle Weise die schönsten Lieder — aber der Freund und Dichter fehlt, der diesem Leben durch seine frohe, geist- und lehrreiche Theilnahme einen höhern Schwung und doppelten Werth gegeben." Sulpiz Boisserée, Stuttgart, Cotta 1862, II, 375.

82.

Marianne an Goethe.

Den 9. Dezember 1824.

Diesen Zeilen folgt in kurzer Zeit eine Schachtel, die das Christkindchen den beiden Enkeln des liebenswürdigsten Großvaters sendet, und wie es sich denn gar kein Gewissen daraus macht zu seinen Gaben die Erzeugnisse aller Nationen ohne Unterschied der Religion zu verwenden, so gab es diesmal einem rechten Moslem den Auftrag für ein liebliches Knabenpaar eine Christbescheerung zu bereiten. Der gute Großvater wird gebeten, die 6 Ballen echt persischer Art bis zum entscheidenden Augenblick zu bewahren und sie dann den Kindern zu eignem Spiel, oder als Gabe an kleine Freunde zu überlassen; ich

Buch des Parsen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert die so abstract scheinende und doch so praktisch eingreifende Sonn- und Feuer-Verehrung in ihrem ganzen Umfange dichterisch darzustellen, wozu der herrlichste Stoff sich anbietet. Möge ihm gegönnt seyn, das Versäumte glücklich nachzuholen.

Buch des Paradieses. Auch diese Region des mahometanischen Glaubens hat noch viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, daß man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedeln möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel zum Höheren und Höchsten zu gelangen. Und was sollte den Dichter hindern, Mahomet's Wunderpferd zu besteigen und sich durch alle Himmel zu schwingen? warum sollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feiern, wo der Koran vollständig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier ist noch gar manches zu gewinnen.

Alt-Testamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der süßen Hoffnung geschmeichelt sowohl für den Divan als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahllosen Blättern vor mir liegen; und da find' ich denn einen Aufsatz, vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben, auf noch ältere Papiere und Studien sich beziehend.

Aus meinen biographischen Versuchen werden sich Freunde

zweifle nicht, daß diese Ballen, das ehemalige Eigenthum eines Nachkommen des persischen Dichters, den Nachkommen des deutschen Dichters willkommen sind, und bewundere die sonderbaren Schicksalswege, wie zu gleicher Zeit ein Muselmann und das Christkindchen, einem kleinen Großmütterchen den Auftrag geben, sie dem großen Großvater zu senden. Die angehefteten Sprüche in türkischer, arabischer und persischer Sprache sind leider auf der weiten Reise verloren worden, so auch ein Brief, welcher mit den Worten anfing: Zuflucht der Welt! und wahrscheinlich an Sie gerichtet war. Nicht wahr, solche Verbindungen nach Osten hätten Sie mir kaum zugetraut? Im Vertrauen, dieß alles ist die Folge meines wiewohl gottesfürchtigen und schuldlosen Bundes mit dem kleinen Diable boiteux: seine letzten Berichte aus Weimar klangen wunderlich genug, er sah von seinem Sitze auf dem Dache in ein Zimmer, in das man zu Zeiten recht gerne sehen möchte, und sah beim Scheine zweier hohen Wachskerzen auf silbernen Leuchtern, oder er hörte vielmehr, die lieblichsten Lieder, die geistreichsten Worte, und er, der niemals ruht, war wie gebannt auf seine Stelle, bis der Abend und mit ihm das Gespräch ein Ende hatten; was er nun Geheimnißvolles erzählte, von einem Kuß auf die Schwelle der Thüre, und andern magischen Zeichen, die Geister binden und bannen, fand ich sehr natürlich, bat ihn aber inständig, nicht mehr zu erzählen als ich wissen wollte und konnte.

Für den Werther danke ich herzlich, er wird mir immer werther; Gott erhalte mir die jugendliche Wärme des Herzens, diese Liebe, und diese Leiden in jedem Alter mitzufühlen.[1]

Lassen Sie bald etwas von sich hören, und erlauben Sie mir, daß ich Sie wieder einmal meinen lieben theuren Freund nenne, und mich ganz dem glücklichen Bewußtseyn überlasse, das diese usurpirte Erlaubniß mir gibt; lassen Sie mich bald hören, daß Sie unser gedenken, und in Liebe!

[1] Im Herbst 1824 wurde eine Jubel-Ausgabe von Werthers Leiden veröffentlicht, funfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des berühmten Werkes und in demselben Verlag, bei Weygand in Leipzig; Goethe sandte ein Exemplar an Frau v. Willemer, wie auch an Zelter (s. Briefwechsel mit Zelter. Berlin 1834, III, 469).

Erfreuen Sie ſich der nahen feſtlichen Zeit im Kreiſe Ihrer Kinder, die ich ſchönſtens zu grüßen bitte, und gedenken Sie meiner.[1]

Mariane.

83.

Goethe an Willemer.

Ihr liebwerthes Schreiben, theurer verehrter Freund, war mir höchſt angenehm und ich ſinne darauf wie Ihr Wunſch auf eine zierliche Weiſe zu erfüllen ſeyn möchte.

In ſolchen Fällen wünſche immer gern eine nächſte Veranlaſſung wie denn bei Herrn von Anſtetten der Fall war.[2] Könnten Sie mir etwa von der werthen Hand, uns wären es nur ein halb Dutzend charakteriſtiſche Zeichnungen, wie ich ſie ohnehin ſchon längſt zu ſehen gewünſcht, zum ruhigen Anſchauen überſenden, ſo ſollte bey deren ſchneller Rückkehr auch ein Gegengruß nicht fehlen. Sie werden ſchon wiſſen dies einzuleiten, oder etwas anderes zu erſinnen.

Unſere Marianne ſollte ſich nicht übel befinden zur Zeit da ich mich an ihrem Heidelberg erquicke; rathen Sie ihr das Blättchen wieder vorzunehmen und es wird gewiß auch ihr eine freundliche Stimmung gewähren. Möge ſie meiner gedenken, wie ich Ihrer, ſo würde ſich kein Unterſchied des Vergangenen und Gegenwärtigen fühlen laſſen.

treu geeignet

Weimar d. 13. Decbr. 1824.

G.

[1] Die in dieſem Brief enthaltenen Anſpielungen wiſſen wir nicht zu deuten; die Anfangsworte des nächſten Goethe'ſchen Briefes (84) ſcheinen ſich auf eine Beiſchrift zu den Geſchenken oder auf eine inzwiſchen an ihn gelangte Aeußerung Mariannens zu beziehen. Mittheilungen über innere Hergänge im Goethe'ſchen Hauſe mag ſie durch Eckermann, Ottilie oder Fräulein Schopenhauer erhalten haben.

[2] Willemer wünſchte den Hof zu Weimar für einen Künſtler, der oft nach Frankfurt kam, zu intereſſiren. Kurz vorher hatte Herr v. Anſtetten, ruſſiſcher Geſandter beim Bundestage, Goethe's Fürſprache in einer Angelegenheit eines ausgezeichneten Kunſtfreundes und Dilettanten, des Herrn v. A., in Anſpruch genommen.

Das Jahr 1825.

84.

Goethe an Marianne.

(Eigenhändig.)

Gerade das Umgekehrte, allerliebſte, liebenswürdigſte Marianne, ſollten Sie denken! Ihr ganz originelles Geſchenk war mir gleich eine höchſt gefällige Augenweide und wird es täglich mehr, da die guten muntern Knaben ſolche bunte Vögel in dem ſonnigen Garten hin und her fliegen laſſen. Dieſe Aepfelchen, wenn man ſie in die Hand nimmt, erregen ſogleich den Wunſch: Kind zu ſeyn. Doch das dauert nicht lange; bleibend aber und immer ſich erneuend iſt das Verlangen Sie wiederzuſehen, und in redlicher Gegenwart fühlen zu laſſen: daß ich unwandelbar ſey

angehörig

Weimar d. 17. Febr. 1825.

Goethe.

85.

Marianne an Goethe.

Den 16. April 1825.

In dieſer bewegten Zeit, wo durch den warmen Sonnenſchein verlockt alles in's Freie eilt, und vorbereitende Anſtalten getroffen werden, die Gärten zu beziehen, wird es Sie vielleicht wundern, verehrter Freund, uns noch mitten im Meßgewühl zu finden, um ſo mehr, als Sie Willemer's Sehnſucht nach der Mühle kennen; allein

ein heftiger Husten der ihn viele Wochen plagte und nun eben im Abnehmen ist, erlaubte ihm bisher nicht sich dem trocknen und kalten Ostwind auszusetzen, der nun zwar in Westwind umschlug, aber nichts von seiner Trockenheit verlor, ganz im Gegensatz mit seinem sanften milden Hauch, der Augen und Herzen kühlt.[1] Wir warten nun noch in Geduld bis es grünelt, und dann wird auch gleich hinausgezogen; daß nun gerade jetzt, wo die Messe, die neuerblühenden Gärten, die Sorge für Zimmerbestellungen in den Bädern, die Erinnerung durch manche leise Anklänge erfrischt und die Vergangenheit so lebendig wird, daß sie der Zukunft die Cour macht, daß Ihrer oft und mit Liebe gedacht wird, das werden Sie ganz natürlich finden. Doch schien der letzte Mittwoch dazu ausersehen, uns unaufhörlich mit dem Gedanken an Sie zu beschäftigen; am frühen Morgen schickte ich in einen Musikladen und ließ mir das herrliche Lied „Herz, mein Herz, was soll das geben" von Beethoven holen, und man sendete mir zugleich eine recht artige Melodie auf den Ostwind und „Geheimes" im Divan.[2] Mittags kam Riese zu uns und da wurde natürlich immer von Ihnen gesprochen, und ich wußte ihm wieder manches abzufragen, was zum Verständniß des Dichters und seiner Lieder führt; auf die Versicherung ich würde bald schreiben, trug er mir auf, Sie freundlichst zu bitten seiner zu gedenken, und wenn er durch mich davon versichert wird, so machen Sie ihn sehr glücklich. Abends war ich nicht zu Hause, bei meiner Rückkehr fand ich unter meiner Serviette ein schönes Petschaft, mit dem ich um so lieber diese Zeilen versiegle, als ich hoffe, daß sie um so freundlicher empfangen werden; um das sehr schöne Siegelstöckchen schlang sich ein Papier; darauf standen folgende für mich sehr bedeutende und sinnvolle Strophen:

„Er, dem von allem nichts geheim geblieben
Was tief im Innersten die Brust bewahrt,
Der jede Lust, und jedes Leid und Lieben
In holder Rede Fluß uns offenbart:

[1] Diese Stelle scheint für die alte Lesart im Liede vom Westwind zu sprechen „Blumen, Augen, Wald und Hügel", obwohl Tunger und Sauppe dafür „Auen" setzen wollen, beziehungsweise gesetzt haben.

[2] Im dritten Buch des Divan „Lieder meines Liebchens Aeugeln." Das Lied erschien zuerst im Damen-Taschenbuch für 1817 unter dem Titel „Glückliches Geheimniß."

Dir will er ſchweigend wahren die Gedanken,
Willſt du in ſeinen treuen Schutz ſie geben;
Nichts bringet ihn zum Weichen oder Wanken
Und eh' er dich verräth, läßt er das Leben."

Wie ſehr ich überraſcht war, können Sie ſich wohl denken, und das ſchönſte iſt, daß ich gar nicht begreife von wem es kommen kann, aber es iſt gar hübſch; eine kindiſche Freude hatte ich darüber, und doch iſt's auch rührend.[1] Ich mußte es Ihnen ſchreiben; wenn Sie nur das Siegel nicht gebrochen haben ohne es anzuſehen; ach, wenn auch; dann werden Sie mir gewiß gleich ſchreiben, und ich bin um einen Brief reicher, und darf auch gleich wieder antworten, nicht wahr?

M.

86.

Goethe an Marianne.

(Eigenhändig.)

Sie haben, allerliebſte Freundin, wahrſcheinlich vernommen daß ich beſchäftigt bin dasjenige was von mir auf dem Papier ſchwarz und weiß übrig bleibt, in Zucht und Ordnung zu bringen.[2] Ich würde deſſen nicht erwähnen, gälte es nicht eine Entſchuldigung daß ich ſo lange nichts von mir ſehen ließ. Darf ich doch hoffen daß die in Ihr liebes Herz eingeſchriebenen Zeilen immer friſch lebendig bleiben ohne eines neuen Ein- oder Abdrucks zu bedürfen.

So verzeihen Sie auch bevkommendes! Wunderlich ſieht es aus daß ich Sie immer mit meinen alten Zügen beſtürme; doch habe ich gerade nichts anders zur Hand und ich möchte doch nicht gerne leer vor ihnen erſcheinen.

Das viereckte rothe Kaſtchen ſey Ihnen gewidmet, eines der

[1] Das Geſchenk wie das begleitende Gedicht rührte nach ſchätzenswerther Mittheilung von Frau Rath Schloſſer her.

[2] Bezieht ſich auf die Vorbereitungen zu der neuen Geſammtausgabe ſeiner Werke, der ſogenannten Ausgabe letzter Hand.

runden geben Sie Freund Riesen mit dem herzlichsten Gruß, das andere irgend einem Wohlgesinnten.[1] Behalten Sie mich lieb und sagen mirs manchmal; das ist die beste Bewirthung der Abwesenden. Diesen Sommer komme ich wahrscheinlich nicht von der Stelle. Freund Willemer das lieblichste hier und dort.

Ihren angehörig

Weimar d. 17. Juni 1827.

Goethe.

87.

Marianne an Goethe.

1825.

Am Donnerstag Morgens hatte ich in der Stadt so eben einige frohe Artischocken gepackt, als mir Ihr Brief mit dem Kästchen gebracht wurde. Wie dank ich Ihnen, mein Freund, für den unschätzbaren Inhalt beider; die innigst verehrten wohlbekannten Züge waren durch die freundlichsten Worte belebt, und es war mir als reichten Sie mir aus dem Briefe Ihre liebe Hand, Sie waren mir ganz gegenwärtig. Obschon auf das freudigste überrascht, sollte mich, was Sie so liebevoll mir zugedacht, doch nicht ganz unvorbereitet finden. Sie werden lachen, wenn ich Ihnen erzähle was mich mit der festen Hoffnung auf baldige Nachricht von Ihnen erfüllte. Den 21. Abends war ich mit Willemer nach Seckbach zwischen Bornheim und Bergen gefahren, wo wir uns der herrlichen Aussicht und des blühenden Weins auf dem schönen Hügel hinter dem Dorfe erfreuten; wir hatten uns eben still sitzend über die schöne Abendbeleuchtung erstaunt, als

[1] Goethe sendet die im Jahr 1824 geprägte Schaumünze mit seinem Bildniß auf der einen, einem Adler mit Lorbeerkranz in den Krallen auf der andern Seite, von A. Bovy; der Kopf ist in sehr hohem Relief nach der Büste von Rauch. Die Medaille im rothen Kästchen war von Silber, die zwei anderen von Bronze. Ein Exemplar in Silber schenkte Goethe noch 1826 seinem Pathenkinde Wolfgang Meyer, einem Sohne des Regierungsrathes Meyer in Minden (Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Leipzig 1856. S. 16; vgl. Katalog der Goethe Ausstellung 70, 16). Boisserée erklärt: „Sie scheint mir insofern die gelungenste von allen, die bis jetzt gemacht worden." (Br. II, 305.)

ich hinter mir den rauſchenden Flugelſchlag eines Vogels hörte; können Sie noch zweifeln, wenn ich Ihnen ſage, daß es Hudhud war, der nicht weit von mir im Graſe ſaß, die Krone entfaltend; unwillkürlich ſagte ich: Hudhud, fürwahr ein ſchöner Vogel biſt du — — — und da flog er fort, ich aber war überzeugt, er hätte mir Botſchaft angezeigt, und ſo war's auch, Sie mögen immerhin lächeln.[1]

Was mich in Ihren Briefen erfreut, betrübt, und verwundert, iſt folgendes: daß Sie ſehr beſchäftigt ſind, freut mich, um deßwillen, was daraus hervorgeht, betrübt mich aber, weil es uns die Hoffnung nimmt Sie bei uns zu ſehen, und verwundert bin ich, daß Sie zweifeln, ob Ihr Andenken in mir lebendig iſt, ohne „eines neuen Ein- oder Abdrucks zu bedürfen," das ſind Ihre Worte. Sehr verwundert, ja betrübt hat es mich, daß ich Ihnen die große Freude verzeihen ſoll, die Sie mir mit dem Medaillon gemacht haben, ſie hätten gerade nichts Beſſeres zur Hand; nichts Beſſeres! als Ihr Bild! wenn ſchon es keiner neuen Ein- und Abdrücke bedarf, was hätten Sie mir wohl Lieberes ſenden können, und nochmals meinen herzlichſten Dank. Rieſen überſandte ich ſogleich das ihm zugedachte, er kam auf der Stelle zu mir, und wir freuten uns zuſammen über Ihr Andenken. Mit der dritten Medaille will ich die Freundin belohnen, von der ich das ſchöne Petſchaft und die hübſchen Strophen habe, und ſo hoffe ich in Ihrem Sinne gehandelt zu haben.

Was mich aber vor allem erfreut, iſt, daß Sie mir erlauben, Sie von ganzem Herzen lieb zu haben, welches vielleicht auch ohne Ihre Erlaubniß geſchähe, und es Ihnen manchmal ſagen zu dürfen, was freilich nicht ohne dieſe geſchehen könnte; möge mir der Dichter verzeihen, wenn ich dem Freunde einige Augenblicke ſtehle. Willemer grüßt von Herzen, und dankt für das lieblichſte hier und dort, welches letztere er auf Ihre Gegenwart hier bei uns bezieht. Durch den guten Sulpitz iſt uns ein geſchloſſener Geiſterkreis zugekommen, in den wir auch gar gerne eingeführt wären und alle Liebe und Liebende dürfen es hoffen. Leben Sie wohl und gedenken Sie meiner in Liebe. Treu ergeben

Marianne.

[1] S. „Gruß" im Buch III. des Divans: „Hudhud lief einher, die Krone entfaltend," und weiterhin: „Hudhud, ſagt' ich, fürwahr, ein ſchöner Vogel biſt du."

Nachschrift von Willemer.

Lieber Freund, kommen Sie doch zu uns, die Mühle iſt ſchön. Sie finden Liebe und Bequemlichkeit die Fülle — und mich finden Sie tüchtig.

(Später von Mariannen eigenhändig beigeſchrieben: 22. Juni 1825.)

88.

Marianne an Goethe.

Auguſt 1825.

Erlauben Sie mir mein lieber Freund, daß ich Ihnen den Ueberbringer dieſer Zeilen als einen geſchickten Zeichner empfehlen darf, deſſen Beſcheidenheit ihm nie erlaubt hätte, ſich Ihnen perſönlich vorzuſtellen, wenn ich nicht — da ich ſein Verlangen und ſeinen heißen Wunſch, Sie nur einmal zu ſehen, kenne — mich erboten hätte, ihm durch meine demüthige Bitte dies Glück zu verſchaffen; nicht als ob ich der Meinung wäre, als gelte ſie ſo viel bei Ihnen, aber weil ich zugleich aus eigennützigen Abſichten wünſche und hoffe, daß Sie es gütig aufnehmen, wenn er auf meine Veranlaſſung dieſem Blättchen eine kleine Zeichnung beilegte, die als ein Beweis ſeiner tiefen Ehrfurcht Sie an jenen Ort erinnern möge, der mir ewig unvergeßlich ſeyn wird.[1]

Herr Keller folgt einem Rufe nach Berlin, der ſeinem Talent einen ſchönen Wirkungskreis eröffnet, er ſoll ſich mit den alten Bildern beſchäftigen, die jetzt dem König angehören; da ſeine Reiſe keinen Verzug leidet, wird er, beſcheiden und beinahe furchtſam, Ihnen gewiß nicht läſtig ſeyn.

Dieſer Sommer iſt ganz dazu gemacht, um die Gerbermühle in ihrem höchſten Glanz zu zeigen, die Hitze ſcheint nur hier zu er-

[1] Johann Keller war mit Mariannen ſchon in den Jahren 1810 und 11 befreundet, wo er in Gemeinſchaft mit Cornelius und Mosler im Schmidt'ſchen Haus auf der Zeil an mythologiſchen Bildern beſchäftigt war. Dem obigen Brief war eine Zeichnung Kellers vom Schloß zu Heidelberg beigelegt.

tragen, und die abendliche Beleuchtung nur hier so schön zu seyn; wie oft gedenken wir Ihrer, wenn unser kleines Tischchen ganz dicht an den Rayn gestellt wird, wie oft wünschen wir Sie nur auf ein Stündchen zu uns, um die Berge in jenem Schimmer zu sehen, den ich bis jetzt nur am Lago maggiore wahrnahm; aber so wenig wir auch auf die Erfüllung hoffen dürfen, so empfinden wir doch schon eine wehmüthige Freude bei dem Gedanken, Sie zu den Freunden zählen zu können, die man in den schönsten Augenblicken so gerne um sich versammelt.

Die Medaille habe ich schon vielfach gezeigt, und sie wird ganz vortrefflich und überaus ähnlich gefunden; ich muß nochmals herzlich, innigst dafür danken. Legen Sie zu jenem Blättchen von Keller die Strophen über die Ruinengärten; möchten sie sich gegenseitig ergänzen, und Sie meiner dabei gedenken.

Von ganzem Herzen

Ihre

Mariane.

89.

Gedicht Mariannens an Goethe mit Goethe's Antwort.

Vorbemerkung.

Marianne hatte dem Dichter zum Geburtstag einen auf starke weiße Unterlage befestigten Kranz von Blumenblättern gesandt, in jener geschmackvollen ornamentalen Anordnung und Farbenverbindung, die von ihren Freunden bewundert wurde und auf die wir oben eine Stelle aus dem Faust zu beziehen wagten. Die aufgeklebte Blumenmosaik traf rechtzeitig in Weimar ein; aber die am 3. September erfolgende fünfzigjährige Jubelfeier der Regierung Karl Augusts nahm den ältesten Freund des Großherzogs gesellig derart in Anspruch, daß er die Anstrengung nur durch wochenlange Sammlung und sorgsames Aussparen der Kräfte auszugleichen vermochte. Am 7. November fand eine Feier statt, die ein noch stärkeres Aufgebot von persönlicher Leistung verlangte: es war der Jahrestag, an welchem er ein halbes Jahrhundert zuvor in Weimar eingetroffen war. Die Ehrenbezeigungen, die ihm zu diesem Feste von seinem Fürstenpaar,

von der Stadt, dem Lande, der Universität, von nah und fern zu Theil wurden, mochten den Freunden durch die öffentlichen Blätter und die persönlichen Mittheilungen des Rathes Schlosser bekannt sein. Noch im November empfing Marianne die beiden folgenden Gedichte in der Gestalt, wie sie uns vorliegen; nämlich auf die beiden Innenseiten eines halben Bogens Conceptpapier von Goethe's eigener Hand geschrieben, darunter in der Mitte die Jahreszahl „1825." Das Gedicht zur Linken „Sie", von Mariannen verfaßt, war in den Kranz eingeschrieben gewesen, ist aber von Goethe nicht unbedeutend verändert; das zur Rechten „Er" ist die Erwiderung. In den Werken (Ausgabe von 1840, VI. 120) sind beide Gedichte unter dem Titel vereinigt: „Mit einem zierlichst aufgetrockneten Blumenkranze"; das zweite trägt die besondere Aufschrift: „Erwiderung."

Sie.

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich dir zum Angebinde,
Unvergängliches zu bieten,
War mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blumenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen
Und dir fromme Wünsche bringen.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blat dir Blumenworte,
Mögen sie vor deinen Blicken
Sich in bunten Farben schmücken![1]

[1] In der zweiten Strophe hatte Marianne selbst 3. 1 „Blüthenranken": die dritte lautete in ihrer eigenen Niederschrift:

Worte aus des Herzens Fülle
Sind wie Duft aus Blumenhülle;
Blumen müssen oft bezeugen,
Was die Lippen still verschweigen.

In einer anderen Abschrift lauten die zwei letzten Zeilen:

Doch der Blumen Glanz und Leben
Muß dem Worte Deutung geben.

Goethe änderte den Schluß, um die Erwiderung entschiedener einleiten zu können.

wohl erinnern, daß ich dem erſten Buch Moſis viel Zeit und Aufmerkſamkeit gewidmet, und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradieſen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden hiſtoriſchen Schriften war Neigung und Fleiß zugewendet. Die vier letzten Bücher Moſis nöthigten zu pünktlichen Bemühungen, und nachſtehender Aufſatz enthält die wunderlichen Reſultate derſelben. Mag ihm nun an dieſer Stelle ein Platz gegönnt ſeyn. Denn wie alle unſere Wanderungen im Orient durch die heiligen Schriften veranlaßt worden, ſo kehren wir immer zu denſelben zurück, als den erquicklichſten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde ſich verbergenden, ſodann aber rein und friſch wieder hervorſpringenden Quellwaſſern.

Iſrael in der Wüſte.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph.“ Wie dem Herrſcher ſo auch dem Volke war das Andenken ſeines Wohlthäters verſchwunden, den Iſraeliten ſelbſt ſcheinen die Namen ihrer Urväter nur wie alt herkömmliche Klänge von weitem zu tönen. Seit vierhundert Jahren hatte ſich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Verſprechen, ihrem großen Ahnherren von Gott unter ſo vielen Unwahrſcheinlichkeiten gethan, iſt erfüllt; allein was hilft es ihnen! Gerade dieſe große Zahl macht ſie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man ſucht ſie zu quälen, zu ängſtigen, zu beläſtigen, zu vertilgen, und ſo ſehr ſich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, ſo ſehen ſie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man ſie, ein

B. c.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne.
Aber leuchten keine Wonne,
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nun in zarten Kreisen
Die von dir gepflückten Sterne:
Zärtlich willst du mir beweisen
Du empfindest in der Ferne.

Was ich in der Fern' empfinde,
So als wär' kein Raum dazwischen:
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

1825.

90.

Marianne an Goethe.

Den 18. Dezember 1825.

Durch Herrn Rath Schloſſer erhielt ich ſo eben einen neuen Beweis Ihres liebevollen Andenkens, wofür ich Ihnen von ganzem Herzen danke. Die Beweiſe von Liebe und Verehrung, die Ihnen an dem für Weimar ſo glücklichen Tage ſo geziemend zu Theil wurden, waren für uns, die wir aus der Ferne dem Jubel mit Rührung und Beklommenheit beiſtimmen mochten, ein Anlaß zu Freude und Schmerz. Möge alles, was Sie an jenen Tagen erlebten, eine Quelle der Zufriedenheit für Sie werden.

Aus der lieblichen Antwort auf meine Blumenworte glaube ich zu erſehen, daß ſie ihre Sendung erfüllt; möchten ſie ſo unvergänglich ſeyn als die ewigen Gefühle der Schreibenden. Auf dieſen bekannten und unbekannten[1] Gegenden der Stadt ruht heute der Glanz

[1] D. h. auf den neu gebauten, von Goethe noch nicht geſehenen Straßen am Main.

eines Sommertags, und ſtraft in ſofern das eine Blättchen Lügen, doch hindert nichts, daß neben der Dichtung die Wahrheit beſtehe.

Riese grüßt herzlich; wenn er bei uns iſt, muß er immer von Ihnen erzählen, ich weiß ihm manches abzulauſchen als Ergänzungsblätter für biographiſche Lücken.

Ich hoffe nicht, daß eine zu lange Zeit verſtreicht ohne Nachricht über Ihr Befinden, ja ich bitte Sie recht herzlich um einige Zeilen, die ſo viel zu meiner Zufriedenheit beitragen.

Unverändert

Marianne.

Nachſchrift von Willemer.

Mit Unrecht wird den Deutſchen der Vorwurf gemacht, ſie ehrten das Verdienſt nicht; nur auf das halbe, auf das Scheinverdienſt legen ſie keinen Werth; daß ſie das Vollendete, das Höchſte und Vollkommenſte ſchätzen, beweiſt Ihre Jubelfeier. — Ich wünſche mir Glück, den Tag erlebt zu haben. W.

Erläuterung.

Die Sendung, welche Rath Schleſſer von Weimar brachte, iſt noch in einigen Spuren nachzuweiſen. Sie enthielt eine in Baumwolle gebettete Schaumünze, die zweite, die von dem aus Neuſchatel ſtammenden Hofmedailleur Brandt aus Berlin zu Goethe's Jubelfeier gefertigt war; denn die erſte hatte Goethe ſcharf getadelt, ja ſich die Stempel auszuliefern laſſen. Auf dem Avers zeigt ſich des Dichters Bruſtbild, auf dem Revers die Bruſtbilder des großherzoglichen Paares. Ferner erhielt Marianne wie Rath Grüner, Nicolaus Meyer und viele Andere das nach Rauchs Büſte in Siderſtermat von Schwerdgeburt geſtochene Bildniß Goethe's in Profil, mit der Ueberſchrift: „Am Siebenten November“ und dem bekannten grüßenden Vers:

Meinen feyerlich Bewegten
Mache Dank und Freude kund:
Das Gefühl, das ſie erregten,
Schlieſst dem Dichter ſelbſt den Mund.

1825. Goethe.

Darunter das Widmungswort „Mariannen“ und auf der Außenſeite die Beiſchrift: „Man bittet die Schachtel mit einiger Sorgfalt zu eröffnen und die Baumwolle nicht unbeachtet zu laſſen.“

Das Jahr 1826.

91.

Marianne an Goethe.

Im Mai 1826.

Dem treuen Sulpiz, als Ueberbringer dieser Zeilen, sei es gegönnt den Anklang gemeinsam verlebter Stunden einer glücklichen Zeit zu erwecken, und durch seine Gegenwart Sie in jene glückliche und heitere Stimmung zu versetzen, der man sich in der Nähe eines treuen und zuverlässigen Freundes so willig und froh überläßt. Ich glaubte mich bei Ihrem langen Schweigen als Folge Ihres wichtigen Unternehmens getrösten zu müssen,[1] und dachte Sie mir in dieser geistigen Anregung gesund und glücklich; um so schmerzlicher war es mir zu hören, daß Sie durch körperliche und Gemüthsleiden in der so nothwendigen Ruhe gestört wurden, die ich nicht zu unterbrechen wagte, so gerne ich Nachricht von dem Freunde gehabt hätte; und so drängt sich abermals die unbehagliche Ueberzeugung auf, daß wir

[1] Die neue Herausgabe der sämmtlichen Werke. Hauptsächlich um das Unternehmen durch persönliche Rücksprache zu fördern, reiste Boisserée über Frankfurt, wo Marianne ihm obigen Brief einhändigte, nach Weimar; er traf am 17. Mai dort ein und verweilte bis zum 3. Juni. Er hatte nicht bloß den Brief zu überreichen; denn über den ersten Besuch bei Goethe berichtete er: „Wolf, der jüngste Enkel, — — holte gleich beim Großvater von den Frankfurter (genauer Offenbacher) Pfeffernußen, die ich ihm von der Willemer mitgebracht hatte." Goethe hatte sich erkältet und litt noch an den Folgen einer Drüsengeschwulst. Seine Schwiegertochter Ottilie war im Anfang des Monats vom Pferde gestürzt; „um ein Haar hätte ich die Stelle des Herzogs in der natürlichen Tochter zu übernehmen gehabt," schreibt Goethe am 10. Mai an Zelter.

in derselben Stunde vergnügt und froh seyn können, in der unsern liebsten Freunden das widerwärtigste und traurigste begegnen kann, und es bleibt uns nicht der Trost, unsere Theilnahme zur rechten Zeit geäußert zu haben; möge es Ihnen nur jetzt nach Wunsch gelingen, sich einer ununterbrochenen Ruhe zu erfreuen.

Was der guten Ottilie drohte, ist mir zum Theil zu schrecklich, um es nicht lieber mißverstanden zu haben; hat sie mit den Pferden ein Unglück gehabt? sie ist doch unbeschädigt? Darf ich Sie bitten ihr meinen Glückwunsch über die Abwendung einer so großen Gefahr mitzutheilen? Ihr Freund ist doch wieder hergestellt?

Auch wir haben bisher mit manchen unverschuldeten und verdienten Leiden zu kämpfen: zu den leztern zähle ich die auf der Mühle bei dieser Kälte verlebten Tage, die wir durch unser vorwitziges Hinausziehen wohl verdient haben; doch scheint nun der Mai für die Tücke des Aprils entschädigen zu wollen, und das Grün der Bäume ist so schön wie im Elfer Jahr. Wenn Sulpiz vor seiner Abreise noch einmal kommt, so wird er Ihnen sagen können, daß noch manches ist wie es war, obschon vieles anders! Lassen Sie sich recht viel von ihm und seinen artistischen Umtrieben, und der Frauenloge erzählen, die sich hier zur Bewahrung wichtiger Geheimnisse gebildet hat und womöglich gleich Sarastro die Könige der Nacht bezwingen will, damit die heiligen drei Könige mit dem Chor: „Triumph! Triumph! tretet in den Tempel ein!“ ihren Einzug halten können.

Mit welcher Sehnsucht seh' ich der neuen Ausgabe entgegen, mit welcher Freude werde ich meinen Autor zu ergänzen suchen, um ihn wo möglich zu verstehen, und nicht sagen zu müssen „denn das Vergangene ruht als ein Räthsel vor dir;“ und so will ich es als hohe Vergünstigung achten, wenn der Freund nur von Zeit zu Zeit an die Abwesenden einige Zeilen richtet.

Unverändert

Marianne.

92.

Goethe an Marianne.[1]

Eigenhändig auf eine goldgeränderte Karte mit deutschen Lettern geschrieben.

Nicht soll's von Ihrer Seite kommen,
Sobald es einmal Platz genommen;
Mich denkend sieh es freundlich an;
Mich liebend lehne dich daran.

W. 24. G. 26. G.

93.

Marianne an Goethe.

Frankfurt 26.[2]

Wie soll ich Ihnen, mein innigst verehrter Freund für die neuen Beweise Ihres wohlwollenden Andenkens meinen Dank aussprechen! lage doch in meinen Worten alle der Zauber und die Anmuth, die sie entbehren. — Eine Sendung wie diese zu erwiedern, die eigne Armuth tief empfindend, nahm ich zu fremder Kunst meine Zuflucht; vielleicht finden Sie das nächstfolgende Blatt Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth, es ist nach einem Carton lithographirt, dessen Eigenthümer Hr. Passavant, einer von den fünf Stadelschen Freiern[3] ist, und ihn von Overbeck kaufte. Es gereichte ihm zu großer Freude, als ich ihm sagte, daß ich einen Abdruck nach Weimar senden würde, der für Sie bestimmt sei, und er bat mich ihm ja recht offen zu sagen ob, und wie er Ihnen gefallen hätte, welches ich ihm zwar ohne Ihre Erlaubniß versprach, aber ohne Ihre Erlaubniß gewiß

[1] In den Werken (Ausgabe von 1840, Bd. VI, S. 82) ist das kleine Gedicht überschrieben: „Mit einem buntgeflickten Kissen"; es war ein sogenanntes Utreiller.

[2] Später hat Marianne beigeschrieben: „26. 9ber 1826."

[3] Philipp Passavant, ein Vetter des Kunstschriftstellers Johann David, war im Jahr 1826 eines der fünf Mitglieder der Administration des Städel'schen Instituts. Als ausgezeichneter Musikfreund hatte er mit Schelble und Frau v. Willemer bei der Gründung des Cäcilienvereins mitgewirkt.

nicht halten werde. Wie es mit jenen kleinen grünen Blättern gehalten wird, möge beikommendes kleines rothes Blättchen berichten, von dem sehr zu wünschen wäre, daß eben so reicher Stoff zur Vermehrung und Ausbreitung in seinen Keimen verborgen läge.

Gott erhalte Ihnen Gesundheit und Heiterkeit zu Ihren jetzigen Geschäften, und mir Ihre Liebe und Ihr Andenken, welches ich mit dankbarem Gefühl zu würdigen und in treuem Herzen zu bewahren weiß.

Willemer grüßt Sie herzlich, und ich bleibe gestern, morgen und heute

Ihre

Mariane.

Erläuterung.

Gleichzeitig mit dem gestickten Kissen hatte Goethe der Freundin eine Sendung von Blättern der Pflanze Bryophyllum calycinum gesandt; einer Laubmoos-Gattung, welche damals die Botaniker, von Allen aber den Dichter lebhaft beschäftigte. Das endlose Wuchern der Blätter, wenn sie unter günstigen Umständen bald in Erdreich eingelegt werden, wobei sie unter guter Pflege auch in Blüthe übergehen, war ihm eine willkommene Bestätigung seiner morphologischen Lehren. Bald nach der Sendung, wahrscheinlich am 12. November, sandte er eine Anweisung nach, wie dieselben behandelt werden müßten:

Was erst still gekeimt in Sachsen,
Soll am Maine freudig wachsen:
Flach auf guten Grund gelegt,
Merke wie es Wurzel schlägt!
Dann der Pflänzlein frische Menge
Steigt in lustigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Ist, was ihnen heilsam däucht.
Wenn du's gut mit ihnen meinst,
Blühen sie dir wohl vereinst.

(Ausg. von 1840, VI. 129.)

Auch im Gespräch mit Boisserée, als dieser zuletzt in Weimar war, kam das Gespräch auf diese „pantheistische Pflanze, das lebendigste Bild der Morphologie" (s. Bd. I. 475); da Sulpiz am 3. Juni abreiste, nahm er

zwei Blätter mit. Am 5. Juni kam derſelbe in Frankfurt an und machte ſogleich ſeinen Beſuch auf der Gerbermühle: „Ich ging mit der Roſette und Thomas hinaus, wo ich dann allen, beſonders aber der Müllerin, nach Herzensluſt von Ihnen erzählte.“ Nach ſeiner Ankunft in Wiesbaden ſteckte er die beiden Blätter und meldete am 18. Juni an Goethe: „Nun keimen die jungen Pflänzchen ſchon ganz luſtig aus den Rändern hervor;“ er habe die Abſicht, „die Brut nach Stuttgart zu bringen, wenn es auch auf dem Schnellwagen geſchehen müßte.“ Goethe jedoch gab in einem Briefe vom 27. Juni einen anderen Rath: „Wie wär' es, wenn Sie die Pflänzchen unſrer theuren Müllerin zur Pflege übergäben? Ich ſchickte Ihnen, wenn Sie nach Stuttgart kommen, friſche Blätter, denen Sie dann auch eine freundliche Aufmerkſamkeit ſchenkten. Das immerfort wachſende Lebende iſt doch ein gar zu hübſches Bild und Gleichniß des Weſens, von dem wir uns kein Bild machen ſollen.“ In der That überbrachte Sulpiz die bis dahin wohlgerathenen Pflänzchen „der kleinen Müllerin“ und bat ſich von Stuttgart neue Blätter aus. Bei der Abreiſe von Weimar hatte ihm Goethe noch ein Geſchenk mitgegeben, das er aber erſt ſpäter enthüllen durfte: ſeine eigene große Feſtmedaille in Gold, aus Dank für die Mühe, welche Sulpiz bei den Verhandlungen mit Cotta über die Herausgabe der ſämmtlichen Werke gehabt.

Marianne an Goethe.

Jene Blätter, die in Sachſen
Still gekeimt durch Deine Hand,
Auf der Mühle hoch gewachſen
Drängen ſich um Luft und Sand.

Jener liebe Freund aus Schwaben
Der Dich zu beſuchen kam,
Rühmte ſich von Dir zu haben
Was er mit ins Wiesbad nahm.

In den naſſauiſchen Staaten
Pflanzt' er ſie am ſchönen Rhein
Und wie herrlich ſie gerathen
Bracht' er ſie mir an den Main.

Aber die Du ſelbſt geſendet,
Leg' ich ſelbſt auf guten Grund;
An den Blüthen, die ſie ſpendet
Werde treue Pflege kund.

Frankfurt d. 26. November 1826.[1]

[1] Dieſes Gedicht liegt uns in Mariannens eigenhändiger Niederſchrift auf einem gewöhnlichen Octavblatt vor, das ſie der Sammlung beilegte; das Exemplar an Goethe war, wie oben zu ſehen, auf ein rothes Blättchen geſchrieben.

Das Jahr 1827.

94.

Goethe an Marianne.

Aus der Ferne, die zwar nicht groß iſt, aber doch weit genug um einen ruhigen Fluß der Freundſchaft und Neigung zu hemmen, Ihnen öfters etwas Angenehmes zu erweiſen ſind ich mich oft gehindert. Deshalb eil ich auf Ihr letztes zu ſagen daß zwar geſtern unſer Theater geſchloſſen worden, alſo ein Auftreten Ihrer Begünſtigten unmöglich iſt; aber Vorkehrungen ſind getroffen daß ſie ſchwerlich durchſtreifen kann ohne freundlich angehalten zu werden.[1]

Sie findet in unſerm Hauſe heitere Geſichter und wohl auch einen und den andern Kunſtfreund und Genoſſen, wie es die Umſtände zugeben wollen. Die Herrſchaften mit ihren ſämmtlichen Umgebungen ſind auswärts und daher fehlen unſerm Kreiſe gar manche Theilnehmende.

Beſten Dank für das liebe Schreiben von Kaſſel;[2] Dank für die Nachricht daß Sie wieder glücklich zu Hauſe ſind. Möge es den Freunden wohl gehen am holden Fluſſe wohin ich mich ſo oft in Gedanken verſetzt ſehe.

Tauſend Lebewohl!

unwandelbar

Weimar den 23. Juni. 1827.

Goethe.

[1] Die „Begünſtigte" iſt Sabine Heinefetter.

[2] Hier hat Frau v. W. eigenhändig beigeſchrieben „Fehlt", ein von Kaſſel aus geſchriebener Brief iſt alſo verloren gegangen.

95.

Goethe an Marianne.

In dem Augenblicke da mir die Berliner Zeitung die beste Aufnahme Ihres Günstlings vermeldet und das anmuthigste Lob dieser von Natur begünstigten und durch treue Kunst gebildeten Sängerin überliefert, ersucht mich das werthe Eberweinische Ehepaar um ein Schreiben nach Frankfurt, wohin ich ihm schon früher ein unbenutztes mitgegeben hatte.

Zwar thäte ich es gern zu jeder andern Zeit, jetzo aber seh ich mich wider Willen dieses werthen Paares beraubt; es war von jeher das Fundament worauf meine musikalischen Hausübungen beruhten, und ich hoffte bey Ankunft der erwarteten Künstlerin abermals auf dessen gefälliges Mitwirken.

Nun aber will ich ihnen gönnen, daß sie meine Lieben am Mayn an schönen Abendstunden besuchen und eine Ahnung fühlen mögen des Glücks das ich dort während herrlicher Tageszeiten genossen. Möge auch Ihnen die Erinnerung davon recht voll und reichlich zurückkehren, wenn Sie einiges aus dem Divan vortragen hören, besonders wünschte ich, daß die feuchten Schwingen recht freundlich um Ihre Ohren säuselten.

Uebrigens ruht nun jetzt die wahre Sommerstille um uns her; die fürstlichen Personen haben sich entfernt, das Theater ist zerstreut und Ihre liebe Schülerin findet uns zwar einsam, aber auch deste weniger gehindert, ihr, wenigstens von unsrer Seite, freundlich und gefällig zu seyn. Möge auch Ihren lieblichen Wohnort eine heitere Sommerzeit, die sich erfreulicher als bisher anzukündigen scheint, diese Tage behaglich umgeben.

treu angehörig

Weimar den 28ten Juny 1827.

J. W. v. Goethe.

bisheriges freies Hirtenvolk, nöthiget in und an ihren Gränzen mit eignen Händen feste Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für sie bestimmt sind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und uns durch sonderbar, ja unglücklich redigirte Bücher mühsam durcharbeiten: was wird uns denn als Grund, als Urstoff von den vier letzten Büchern Mosis übrig bleiben, da wir manches dabei zu erinnern, manches daraus zu entfernen für nöthig finden?

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen in welchen der Unglaube, in welcher Form es sey, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Mosis haben, wenn uns das erste den Triumph des Glaubens darstellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinlichste Weise, den Glauben, der sich aber freilich auch nicht in seiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht bestreitet und bekämpft, jedoch sich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg schiebt, und oft durch Wohlthaten, öfter aber noch durch greuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, sondern nur augenblicklich beschwichtigt wird, und deßhalb seinen schleichenden Gang dergestellt immer fortsetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichsten Verheißungen eines zuverlässigen Nationalgottes unternommenes Geschäft gleich in seinem Anfange zu scheitern droht, und auch niemals in seiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

96.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 26. Auguſt 1827.

Ihre gütigen Zeilen überraſchten mich, als ich eben im Begriff war, Ihnen die Urſache von Sabinens verfehltem Reiſeplan zu berichten. Ueber die Gebühr in Berlin aufgehalten, und in Magdeburg für drei Gaſtrollen engagirt, war ſie gezwungen den nächſten Weg einzuſchlagen, und zu ihrem größten Bedauern auf Weimar Verzicht zu leiſten. Man iſt ſo ſtrenge in Caſſel, daß Demoi. Roland, die nur um einen Tag ihren Urlaub überſchritt, um ein namhaftes geſtraft wurde; mein Liebling, wie ſie von Ihnen genannt wird, und es auch wirklich iſt, hat mir aufgetragen, Sie um die Erlaubniß zu bitten, die ihr gewährte Gunſt Sie zu ſehen, auf eine zweite Reiſe übertragen zu dürfen, die vielleicht nicht mehr fern ſeyn könnte.

Zugleich mit dieſem Blatte iſt ein Kiſtchen mit Artiſchocken abgeſendet; möchte es noch zeitig genug zum 28. Auguſt anlangen, deſſen Feyer wir noch immer im Stellen begehen, und uns glücklich ſchätzen, dieſen Tag mit Ihnen verlebt zu haben. Riete, über Ihr Andenken gerührt und dankbar, iſt auf dem Wege der Beſſerung, und trug mir auf Ihnen hierüber zu ſchreiben; er will uns noch einmal auf der Mühle beſuchen, doch, fürchte ich, iſt für ſeinen Zuſtand die Jahreszeit zu weit vorgerückt.

Eine kleine Reiſe auf dem Dampfſchiffe bis Köln und wieder zurück gehört zu den angenehmſten die ich je machte; ich glaube nicht, daß es möglich iſt in einem Zeitraum von wenigen Tagen ſchönere Gegenden, verſchiedenere Menſchen aus allen Nationen, und auf eine bequemere Weiſe kennen zu lernen, indem man die Wahl hat, ſich ganz ruhig beobachtend zu verhalten, oder thätig mit in die kleine Welt zu treten, die ſich auf einem ſo kleinen Raum zuſammen findet; dies letztere habe ich ſehr gethan, und mit Engländern, Holländern, Italienern und Franzoſen recht angenehme Geſpräche geführt; auch bin ich nach Haarlem und Richmond eingeladen, die neu gemachten Bekanntſchaften zu cultiviren, aber der Weg kam freilich nicht in Anſchlag. Ueberhaupt hat das Ganze ein großartiges Weſen, und

wenn nicht zuweilen die abfahrenden und ankommenden Binger, Bacharacher, Coblenzer, Mainzer, die wie luſtige Perſonen unter den Fremden ſich ausnehmen, enttäuſchten, ſo könnte man ſich einbilden, man fahre auf dem Hudſon oder Miſſouri. Ich habe oft an Sie gedacht, und mir gewünſcht in Ihrer Geſellſchaft die Reiſe machen zu können; wie ſehr würde ſie Ihrem Sinn zuſagen, und Ihrer Menſchenkenntniß und Luſt am Beobachten reichen Stoff bieten! Wie oft habe ich Ihren Namen in fremder Sprache ſtammeln hören, und ſelbſt in dieſem kleinen, ſich ſo ungleichen Kreiſe waren Sie gegenwärtig. Ich mußte das Fiſcherlied einer Engländerin vorſingen, die kein Wort Deutſch verſtand, und ſollte es ihr oder wenigſtens den Inhalt ins Franzöſiſche überſetzen, worin ich auch kein Held bin, aber ſie war zufrieden den Klang der Worte zu hören, und als ſie uns ſpäter auf der Mühle beſuchte, machte ſie ein Geſchenk von Reſettens kleiner Zeichnung mit einer Strophe von Ihnen überglücklich, und ſie wird in ihren Zimmern in Richmond die beſcheidene Anſicht des Mains und der Stadt, aus den Fenſtern der Gerbermühle, aufhängen, die freilich durch die Hand, die jene Zeilen ſchrieb, einen unſchätzbaren Werth erhielt.

Wenn Sie ſich zu dieſer Reiſe je entſchließen wollten, ſo weiß ich gewiß daß ſie Ihnen großes Vergnügen gewährt und mein Lob nicht zu Schanden macht. Fräulein von Schopenhauer, die ich vor dieſer Woche in Rödelheim traf, ſagte mir damals, daß Sie nicht ganz wohl ſeyen, und ſich erkältet hätten, Ihr Brief war mir doppelt erfreulich, da er, die Sorge um Ihre Geſundheit hebend, mir ein erneutes Andenken bewies; möchte ich nur genügend ausſprechen können, wie ſehr ich dieſe Vergünſtigung zu ſchätzen weiß.

Um noch einmal an den Rhein zu kommen, ſo war ich von der Lage des hübſchen Gutes auf dem Apollinarisberge ſehr erfreut,[1] und wünſche unſerm Freunde Sulpiz, daß ſein günſtiges Geſchick ihn recht bald von dem rauhen kalten München nach dem milden Rhein geleite, und eine gute hübſche Frau ihm dort den Becher bekränze;

[1] Der Apollinarisberg bei Remagen, welcher damals noch den Brüdern Boiſſerée gehörte, kam 1836 durch Kauf in den Beſitz des Grafen Egon von Fürſtenberg. Die Brüder bereiteten eben ihre Ueberſiedelung von Stuttgart nach München vor, wo Sulpiz am 1. November einzog.

ich habe wie immer mit Wohlwollen, ſo auch mit Achtung in Cöln ſeiner gedacht, denn nur ſeinen Anſtrengungen verdanken wir die Erinnerung an einen Bau, der wie ein Wunder aus jener Zeit in die unſre reicht.

Mögen Sie mir verzeihen, daß ich beim Anfange dieſer Zeilen beſcheidener war, und mich mit einem Blatte begnügen wollte; daß ich nun noch ein zweites nahm, wird durch Ihre Nachſicht und Freundlichkeit entſchuldigt werden müſſen, mit der Sie ſchon ſo manches Wort von mir angenommen und erwiedert haben.

Willemer grüßt, und wünſcht aufrichtig, daß Ihr Geburtstag wahrhaft zum Freudentag für Sie werden möge, wie er es ſchon lange für ſo Viele iſt.

Gedenken Sie meiner!

Unverändert Ihre

Marianne.

97.

Marianne an Goethe.

September 1827.

Werden Sie nur nicht böſe daß ich dieſen Sommer ſo unbeſcheiden mit Briefen bin, und auf vielfache Weiſe Ihre Güte und Nachſicht in Anſpruch nehme; aber ſo ungern ich auch darauf einging Ihnen im mindeſten läſtig zu werden, ſo konnte ich auch zu meiner Beruhigung nicht unterlaſſen Ihnen wenigſtens die Lage eines Mannes zu ſchildern, der in Weimar in den traurigſten Umſtänden lebt, und da er ſich an meinen Schwiegerſohn Andreä gewendet hat, dem er von F——[1] aus bekannt war, ſo forderte dieſer mich auf an Sie zu ſchreiben und Ihnen von ſeiner traurigen Lage zu ſprechen; wie ungern ich dieſen Auftrag übernahm, brauche ich Ihnen nicht zu wiederholen, und doch durfte mich dieſe Abneigung nicht beſtimmen, den Auftrag abzuweiſen. Ich muß Sie daher um

[1] Soll wahrſcheinlich Frommann's heißen.

Verzeihung bitten, wenn ich meine Pflicht erfülle, und Sie mit der Angelegenheit bekannt mache. Professor Eckendahl schreibt an einer Geschichte Schwedens, und hat von dem Honorar das ihm der Verleger bewilligte bereits die Hälfte verzehrt. Er ist zudem kränklich, und weiß auf keine Weise wie er Frau und Kind den Winter durch erhalten soll; von meinem Schwiegersohn unterstützt, könnte ihn eine kleine Nebenarbeit, wenn sie auch nur in Abschriften, kleinen Aufsätzen zu machen, auf irgend einer Kanzlei u. s. w. bestünden, von dringender Noth befreien, und seinem gedrückten Leben so viel Erleichterung gönnen, daß er, worauf die Hoffnung seiner Zukunft allein beruht, an seinem Werke fortarbeiten könnte; ob dieses Auszeichnung verdient wage ich nicht zu hoffen, in jedem Falle ist es sein Einziges und Alles. Dies ist was ich in Wahrheit sagen kann; wenn Sie glauben, nachdem Sie es für gut finden, sich näher erkundigen zu lassen, daß er Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth ist, so ist Ihre Fürsprache bei vielvermögenden Freunden von großem Werth für ihn; doch muß ich bemerken, daß er gar nichts davon weiß, durch mich Ihnen bekannt zu werden, und Sie sind in so fern ganz frei von jeder andern Belästigung.

Nun dies alles zu Papier gebracht ist, wird es mir noch schlimmer um das Herz, und Sie werden aus der Verwirrung dieser Zeilen auf die Stimmung schließen können in der ich sie schrieb. Auf jeden Fall beruhigen Sie mich bald daß Sie mir nicht zürnen! —

Ueber die Verherrlichung Ihres Geburtstages habe ich mich innig gefreut; es ist doch schön ein König zu seyn, und ein solcher König! Willemer wünscht Glück zu dem neuen Orden, und ich gelobe treue Anhänglichkeit dem alten.[1]

Unverändert

Mariane.

[1] Am 27. August 1827 war König Ludwig I. von Bayern in Weimar angekommen; am nächsten Vormittag machte er dem Dichter seinen Besuch und übergab ihm eigenhändig das Großkreuz des Verdienstordens der Bayerischen Krone. Seine Majestät," schreibt Goethe, „erwiesen sich so vollständig theilnehmend bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Thun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug, bewundern und verehren konnte." (Sulpiz Boisserée, II, 478.)

98.

Goethe an Marianne.

In Eile muß ich nur vermelden daß Herr von Eckendahl und seine Verdienste mir gar wohl bekannt sind; daß er ein knappes Leben führt, blieb mir nicht verborgen; haben Sie Dank daß Sie mir enthüllen auf welchen Grad. Wo ich etwas für ihn thun kann weiß ich nicht, es drängt sich hier so viele Thätigkeit zusammen, daß sie sich selbst den Markt verdirbt; die Forderungen werden wie überall größer und größer, die Mittel aber schmäler und schmäler; ich habe Mühe es in meinem Kreise am Nothwendigsten nicht fehlen zu lassen. Auf alle Fälle den besten Dank daß Sie mir Gelegenheit geben mich näher nach dem Manne zu erkundigen und, durch Erwähnung seines Verdienstes an bedeutenden Orten, ihm vielleicht nützlich zu werden.[1]

Nun aber darf ich der kostbaren küchlichen und kellerlichen Gaben nicht vergessen die mir zu diesen reiselustigen Zeiten, wo mein Tisch fast täglich mit hin- und herwandernden Freunden besetzt ist, aufs erfreulichste zu Hülfe kommen. Ob die Artischocken dieses Jahr, durch die Witterung begünstigt, besser sind als je, oder ob es in der glücklichen Disposition der Gäste liegt, will ich nicht entscheiden; genug man versichert von dergleichen Zartheit und Süßigkeit noch niemals genossen zu haben. Der Wein behauptet seine alten Vorrechte, und so steht alles zum besten.

Da ich mich nun auch besser befinde als lange Zeit her, so will ich doch gerne gestehen, daß ich lieber Gast in der wasserreichen Mühle seyn möchte als Wirth in dem trocknen Thüringen. Ich fahre bey diesem schönen Wetter öfter als sonst im Lande umher, blicke jedoch

[1] Das in Frage stehende Werk erschien kurz nachher unter dem Titel: „Geschichte des schwedischen Volks und Reichs von D. G. v. Ekendahl. Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs, 1827, erster Theil.“ Goethe schrieb darüber am 12. October an Boisserée: „So darf ich denn auch die schwedische Geschichte zu erwähnen nicht vergessen, welche ein Hauptmann v. Ekendahl, jetzt bei uns gegenwärtig, höchst lobenswürdig geschrieben hat.“ Im folgenden Jahr erschien in den Göttingischen gelehrten Anzeigen eine durchaus nicht günstige Beurtheilung des Buches, verfaßt von Jacob Grimm, der freilich Geijers schwedische Geschichte genau kannte. Vgl. Kleinere Schriften von Jacob Grimm, V. 34.

bey einer noch so weiten Aussicht von der Höhe des Ettersberges in ein fruchtbares, aber von keinem Wasserspiegel noch Rauschbach belebtes Land, nach Südwesten hinüber wo dergleichen reichlich zu finden ist.

Sodann überzeugen Sie sich gewiß daß bey dem verunglückten Dampfschiff bey Bingen ich lebhaft erinnert worden an die Freunde die vor kurzem jene leidigen Felsen glücklich vorbeygefahren; nicht ohne Art von nachgefühlter Bangigkeit: es hätte auch ihnen dergleichen begegnen können.[1]

Da wir nun aber, Dank sey es dem guten Geschicke, auf dieser, besonders in gegenwärtigen schönen Herbsttagen, höchst erfreulichen Erde zusammen wandeln: so lassen Sie uns in Treue und Liebe auch fernerhin verharren und von Zeit zu Zeit freundliches Wort und Gabe, wie es die Veranlassung giebt, wechselseitig mittheilen.

treu angehörig

W. d. 27. Sept. 1827.

J. W. v. Goethe.

99.

Marianne an Goethe.

Den 24. October 1827.

Indem ich Ihnen herzlich danke, daß Sie liebevoll auf jene bänglichen Zeilen, und so tröstliche Worte erwiederten, möchte ich diesen Dank verdoppeln, da mich mein Sohn Andreä vor wenigen Tagen aus einem Briefe von H. von Ekendahl mit der Nachricht erfreute, daß letzterer gewiß auf Ihre Verwendung mit einer Uebersetzung beauftragt wurde, und so wenigstens wieder in etwas getröstet erscheint; wenn man die Briefe dieses unglücklichen Mannes liest, so schaudert man vor dieser Hoffnungslosigkeit; seine häusliche Lage,

[1] Das Dampfboot „Concordia" war am 11. September 1827 in Folge des niedrigen Wasserstandes bei Bingen an einem Felsen hart aufgefahren. Obwohl nur geringe Verletzungen vorkamen, wurde doch der Vorfall in den Zeitungen zu Ungunsten der noch jungen Rhein-Dampfschifffahrt ausgebeutet.

die durch seine Frau unselig ist, zu verbessern, liegt außer dem Bereiche der möglichen Erleichterung, die ihm zu verschaffen ist. Nochmals danke ich zugleich für die edle Weise womit Sie seinem Werk Anerkennung, und ihm Erheiterung und Trost gewährten; ich empfinde Ihre Güte und Liebenswürdigkeit mit inniger und herzlicher Freude, und würde früher gleich geschrieben haben, wenn ich mich nicht zu bescheiden wüßte.

Daß die Artischocken ihre Sachen so gut gemacht, ist mir ja sehr lieb; ich hoffe daß dieser letzte Transport, durch den späten Sommer begünstigt, nicht hinter den ersten zurückbleiben soll; wie froh macht es mich, wenn ich etwas für Sie packen kann. Hat die wasserreiche Gegend sonst nichts in ihrem Bereiche was einigen Werth in Thüringen hat, als eben das Wasser selbst? und sollten einige Krüge mit Mostsenf nicht ein Zeugniß gegeben, daß der Wein, wenigstens zu diesem Gebrauche, auf den Bergen um die Mühle nicht zu verachten ist? Ich weiß nicht, ob ich mich irre, oder ist Ihnen diese Art Senf angenehm? Sie denken gewiß, ich hätte es wieder so zu drehen gewußt, daß eine Antwort nöthig schiene, aber nein, ich verlasse mich ganz auf Ihre Großmuth, deren ich ja so eben erst dankbar erwähnte; wenn Sie beschäftigt oder belästigt sind, so soll ein Schweigen für ein Ja gelten; ist dieß nicht öfter so im Leben? schon wieder eine Frage! Ich will nur noch sagen, daß es mir sehr lieb war, nicht auf jenem Schiffbruch gewesen zu seyn, und daß mir die Theilnahme wohlgethan womit Sie davon sprachen; es kann aber jedem andern Schiffe auch begegnen, denn das Wasser ist gar so klein, selbst der Mühlbach hat etwas gelitten diesen Sommer, doch jetzt geht er schon wieder stärker.

Mit Antheil und Freude lasen wir die Zusicherung Ihres Wohlseyns, und hoffen in Ihren nächsten Briefen die Bestätigung. Willemer empfiehlt sich Ihnen, und trägt sich stets mit Plänen, Sie einmal wieder zu sehen; ich erwarte still und ruhig ob das Geschick mir dies Glück gewähren kann, und bleibe unverändert

die Ihrige

Marianne.

100.

Marianne an Goethe.

Frankfurt den 9. December 1827.

Eine Schachtel aus dem Vermächtniß unseres verewigten Freundes Riese, ist mir gestern unter meiner Adresse gesendet worden, und ich habe sie nach seinem Willen uneröffnet unter Ihrer Adresse auf den Postwagen gegeben, der morgen von Frankfurt abgeht; ich hoffe, daß diese Zeilen früh genug kommen, um Ihnen diese Sendung zu erklären. Schon in der letzten Zeit als Riese noch zu uns kam, sagte er mir man würde nach seinem Tode unter seinen Papieren eine Schachtel finden die an mich adressirt, mir zu gewissenhafter Besiellung anvertraut, Briefe enthalte, die nur für Sie Interesse haben könnten, und somit hätte ich mich meines Auftrags entledigt. Ich wagte nicht Ihnen schon früher Riese's Tod zu schreiben, es that mir sehr wehe den alten guten Freund nicht mehr zu sehen und von Ihnen mit Wärme und Liebe sprechen zu hören; sein Neffe ist ihm schnell nachgefolgt. [1]

Und nun, mein verehrter theurer Freund, hoffe ich recht bald einige Nachricht über Ihr Wohlbefinden zu erhalten, ob Sie unser gedenken und Ihr Wohlwollen für uns bewahren. Die für uns schmeichelhaften und rührenden Beweise in der neuen Ausgabe Ihrer Werke haben uns die lange Geduld und getauschte Hoffnung vergütet, womit Hr. Cotta die Abonnenten der Velin Ausgabe auf die Probe stellt; denn nicht genug, daß sie bis zur zweiten Lieferung warten mußten, sendet er nun diese ohne die ersten 5 Bände, und wenn ich nicht ein Exemplar der andern Ausgabe gelehnt hätte, so wäre ich um die Freude, Bekanntes und Unbekanntes, Anvertrautes und Errathenes mitzufühlen und zu deuten, noch eine geraume Zeit betrogen worden. Wie wunderbar sprechen mich die wohlbekannten

[1] Goethe's mehrfach erwähnter Jugendfreund Johann Jakob Riese, der „Kastenschreiber," war bereits am 21. September 1827 gestorben; sein Neffe Friedrich, Kaufmann und Kunstfreund, auch als Maler nicht ohne Begabung, verschied im November desselben Jahres zu Triest.

Strophen unter so vielen mir fremden an, und wie vieles Verschwiegene gewann dadurch an Bedeutung!

Ein leiser Wunsch wurde in mir erweckt, den ich im Vertrauen auf Ihre Güte als eine Bitte aussprechen will. Die Tochter meiner guten Meline (Scharff), die nun schon drei Jahre lang das Bett nicht verlassen konnte, aber diesen Winter wieder einen Versuch macht zu gehen, würde es sehr glücklich machen, wenn Sie vielleicht noch eine jener kleinen Mainansichten entbehren und wohl gar mit ein paar Worten verschönern mögen; ich bin überzeugt das Christkindchen würde ihr nichts Lieberes bringen.[1] Entschuldigen Sie, wenn der Wunsch eine Kranke zu erfreuen, mich zur Unbescheidenheit verleitet, und gedenken Sie Ihrer

Freundin

Marianne.

[1] Röschen Scharff, Tochter der Frau Amalie Henriette Scharff (Meline) und Enkelin Willemers aus dessen erster Ehe, stand damals im ihrem zweiundzwanzigsten Jahre; sie war im Februar 1808 geboren und starb nach langen Leiden unvermählt am 17. November 1841.

Das Jahr 1828.

101.

Goethe an Marianne.

Ihrem neulich ausgesprochenen Wunsche, theuerste Freundin, kann ich leider nicht entgegen kommen, denn die Platte von jenen angenehmen Bildchen hat sich verloren, kein Abdruck ist mehr vorhanden; doch kann ich meine Bereitwilligkeit durch ein paar andere Ansichten mit Vergnügen beweisen, die freylich keinen freyen Fluß, keine bedeutende Stadt darzustellen hatten, vielmehr von Einfalt und Beschränkung das bescheidenste Zeugniß geben; vielleicht aber kann abgesonderte Ländlichkeit und gemäßigt-städtisches Wesen nicht besser ausgedrückt werden. Auch sehen Sie einige Reimzeilen von meiner Hand darunter geschrieben. Und so wird denn wohl dem guten Kinde, dem Sie jenes Christgeschenk zudachten, durch gegenwärtiges zum neuen Jahr noch einige Freude.[1]

[1] Goethe sandte für Röschen Schaff ein Bildchen seines Hauses in Weimar an dem Platze, der damals Frauenplan hieß, mit Staffage, aus vorübergehenden Personen bestehend; ferner ein zweites, das Gartenhaus vorstellend, unter welches er eigenhändig die Beischrift „Goethe, Jan. 1828“, sowie die bekannten Reimzeilen gesetzt hatte, von denen wir um der Varianten willen die vier ersten mittheilen:

Uebermüthig sieht's nicht aus.
Dieses stille Gartenhaus;
Allen, die darin verkehrt,
War ein guter Muth beschert.

(In anderer Fassung lautet die zweite Zeile: „Hohes Dach und niedres Haus“.)
Außerdem war noch ein Gedicht beigelegt, dessen Marianne im nächsten Brief Erwähnung thut.

Wenn uns das Ungemüthliche dieses Inhalts, der, wenigstens für den ersten Anblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unluſtig und verdrießlich macht, ſo werden dieſe Bücher durch eine höchſt traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenießbar. Den Gang der Geſchichte ſehen wir überall gehemmt durch eingeſchaltete zahlloſe Geſetze, von deren größtem Theil man die eigentliche Urſache und Abſicht nicht einſehen kann, wenigſtens nicht warum ſie in dem Augenblick gegeben worden, oder, wenn ſie ſpätern Urſprungs ſind, warum ſie hier angeführt und eingeſchaltet werden. Man ſieht nicht ein, warum bei einem ſo ungeheuern Feldzuge, dem ohnehin ſo viel im Wege ſtand, man ſich recht abſichtlich und kleinlich bemüht, das religioſe Ceremonien-Gepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erſchwert werden muß. Man begreift nicht, warum Geſetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewiſſen ſchwebt, zu einer Zeit ausgeſprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf ſeinen Füßen ſtehen ſollte, ſich wiederholt aufs Angeſicht wirft, um Gnaden und Strafen von oben zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, ſo daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in dieſem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, ſorgfältig zu ſondern, was eigentliche Erzählung iſt, es mochte nun für Hiſtorie, für Fabel, oder für beides zuſammen, für Poeſie gelten. Ich ſonderte dieſes von dem was gelehret und geboten wird. Unter dem erſten verſtehe ich das, was allen Ländern, allen ſittlichen Menſchen gemäß ſeyn würde, und unter dem zweiten, was das Volk Iſrael beſonders angeht und verbindet. In wiefern mir das gelungen, wage ich ſelbſt kaum zu beurtheilen, indem ich

Das Abscheiden unseres guten Riese mußte mir zu weiten Rückblicken Veranlassung geben; er war bis jetzt als mein ältester Freund stehen geblieben bis er nun auch aus diesem Gänsespiel scheidet.[1] Schön war es, und völlig in seiner alten treuen Art, daß er sein Vermächtniß durch Ihre Hand gehen läßt; er spricht dadurch rührend aus was Sie ihm waren und was Sie mir sind. Und so bleibe es auch fortan.

Eigentlich waren es uralte redlich aufgehobene Briefe, deren Anblick nicht erfreulich seyn konnte; hier lagen mir eigenhändige Blätter vor Augen, welche nur alljudeutlich ausdrückten, in welchen sittlich kümmerlichen Beschränktheiten man die schönsten Jugendjahre verlebt hatte. Die Briefe von Leipzig waren durchaus ohne Trost; ich habe sie alle dem Feuer überliefert; Zwey von Strasburg heb ich auf, in denen man endlich ein freyeres Umherblicken und Aufathmen des jungen Menschen gewahr wird.[2] Freilich ist, bei heiterem innern Trieb und einem löblich geselligen Freysinn, noch keine Spur von wo her? und wo hin? von wo aus? wo ein? deshalb auch einem solchen Wesen gar wundersame Prüfungen bevorstanden. Sie können Selbst davon einiges Zeugniß abgeben, doch werden Sie ihm deshalb nicht Feind geworden seyn.

Es verdrießt mich daß ich dem Wunsche des Freundes nicht zuvor kam. Einleitung ist deßhalb getroffen und ich darf erwarten daß irgend eine Epoche zum Gelingen Gelegenheit gebe. Hiebey ein bildliches und reimliches Grüßlein zum neuen Jahr.

Wenn Phöbus Rosse sich zu schnell
In Dunst und Nebel stürzen,
Geselligkeit wird, blendend hell,
Die längste Nacht verkürzen.

[1] Dieses Brettspiel, aus welchem einzelne Steine ausscheiden, verwendet Goethe mehrfach gleichnißweise, wo es sich um Todesfälle handelt; so im December 1830 (im zweiten Monat nach dem Hinscheiden seines Sohnes) in einer Nachschrift an Zelter: „Deßhalb denn, manchmal zurückschauend, in diesem Gänsespiel getrost Vorwärts!“ Zelter erwidert: „Ein Gänsespiel! das ist die Parole.“

[2] Einige dieser Briefe hat der bekannte Romandichter Heinrich König in Lewalds Europa (1837) veröffentlicht; wohl nach Abschriften, welche zu nehmen Riese ihm bei Lebzeiten gestattet hatte.

Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
So wird ein liebend Frohgeſicht
Den längſten Tag verlängen. [1]

treu gewidmet

Weimar d. 3. Januar 1828.

Goethe.

102.

Marianne an Goethe.

Wenn ich Ihnen, mein theurer Freund, nicht augenblicklich für die ſchönen Blätter dankte, die mir und dem guten Röschen ſo große Freude machten, ſo möge mich eine Unpäßlichkeit entſchuldigen, die mich nöthigte, die Zeit zwiſchen Weihnachten und Neujahr das Bett zu hüten, und die eine Verſtimmung der Nerven zurückließ, die mich noch bis jetzt nicht verlaſſen hat. In jener reizbaren Stimmung machte Ihre Güte, Ihr liebevoller Brief einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ſich mein Dankgefühl vielleicht auf unbeſcheidene Weiſe geäußert hätte, und ſo ſei es mir vergönnt und verziehen, wenn ich einige Zeit gezögert, um eine ungewöhnliche Aufregung zu beſeitigen und, wenn auch nicht ohne Rührung, doch mit Beſonnenheit und Ruhe für die ſchöne Gabe zu danken. Wenn ich bedenke, mit welchem Vertrauen ich mich an Sie wenden darf, wie gütig Sie auf meine Anliegen geantwortet, meine Bitten erfüllt haben, ſo beſeligt mich der Gedanke, daß ſich mir in ſpätern Tagen Ihre Neigung bewährte, die ich mit herzlicher Liebe und Treue vergelten möchte. Wenn es nicht ungewöhnlich ſcheint, daß mit jedem Jahresſchluß eine Abrechnung mit uns ſelbſt die Folge hat, daß nach manchen Erfahrungen, unſere treuſten liebſten Freunde in immer engeren Kreiſen um uns treten, ſo glauben Sie mir gewiß, daß in der Einſamkeit, in der ich

[1] Dieſer dichteriſche Gruß zur Winterſulzeit iſt an mehrere befreundete Perſonen überſandt worden; in den Werken (VI, 146) trägt er die Aufſchrift: „An Frau Clementine von Mandelsloh“, aber ein ſpäteres Datum als das unſrige: „Weimar am kürzeſten Tage 1830.“

die Neujahrsnacht unbehaglich und unwohl zubrachte, Sie mir gegenwärtig waren, und wie viel ich Ihnen verdanke der Gegenstand meines wachen Traumes war; und so erlauben Sie mir, daß ich als ein Vermächtniß unsers verewigten Freundes Riese Ihre ihm so lange bewahrte Liebe und Anhänglichkeit in Anspruch nehme, wozu mich sein letzter Wille vollkommen berechtigt.

Um wieder auf die netten Bildchen zu kommen, so wünschte ich nur, Sie hätten die Rührung und das Erstaunen des guten Kindes gesehen, wie ich sie ihr gab. Ist dies für mich? fragte sie ganz verklärt, ach dank ihm! dank ihm herzlich, liebe Großmutter; er war immer so gütig gegen mich; wie er auf der Gerbermühle wohnte, gab er mir immer schöne Devisen oder Bonbons, und schlang seinen Arm um mich: ich habe an dich gedacht mein Kind! sagte er sehr freundlich. So weiß sie alles treu zu bewahren, was Sie ihr damals gesagt, wie oft sprechen wir von jener Zeit; sie fragt auch wohl: nicht wahr, Goethe hat dich recht lieb gehabt, und ich antworte: ich glaube er war mir gut, und ist es noch. Die schönen Strophen: Nachts wenn gute Geister schweifen, weiß sie auswendig, und sagt sie mir oft. Und so nehmen Sie nochmals unsern Dank; vergessen Sie auch nicht, wie sehr mich einige Zeilen beglücken.

Unverändert Ihre

Marianne.

Anmerkung. Das oben erwähnte überaus zarte Gedicht findet sich in zwei Strophen getheilt im siebenten Buch der Zahmen Xenien (III, 144):

Nachts, wann gute Geister schweifen,
Schlaf dir von der Stirne streifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern
Dich mit ewigem All umschimmern,
Scheinst du dir entkörpert schon,
Wagest dich vor Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße stellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe bestem Willen.
Zu Mittag schon wandelt sich
Morgentraum gar wunderlich.

163.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 15. Mai 1828.

Der Beſuch, den uns ein theurer Freund am erſten Mai zugedacht, wäre freilich in Perſon zu wünſchen, und da ähnliche Wünſche nur durch die Hoffnung belebt werden, ſo hoffen wir von einem Sommer zum andern, Sie, wenn auch nur auf kurze Zeit zu ſehen. Bis zur guten Stunde ihrer Erfüllung danke ich herzlich und hoch erfreut für die Karte in der überaus ſchönen Wochentafel; [1] wenn Sie wüßten wie unſchätzbar mir jeder Beweis Ihres Andenkens iſt, und wie mich Ihre Güte rührt und beſchämt! Nur die Tage Ihrer ſchriftlichen Beſuche ſollen auf der zierlichen Tafel bezeichnet werden, unter allen wird der Tag Ihrer Ankunft der ſchönſte ſeyn.

Noch keinen Sommer war es ſo herrlich auf der Mühle; das Grüne iſt friſcher als je, und gedeiht in Luft und Sonne; viele ſehr zweckmäßige Veränderungen haben auch auf das Klima wohlthätig gewirkt, und gewähren ſchöne Anſichten auf Oberrad; der Saal iſt von außen und innen freundlicher geworden, und Ihr ehemalig Schlafzimmer recht behaglich und nett. Es würde Ihnen gewiß viel beſſer bei uns gefallen; die Mühle hat ſich wirklich verjüngt, obſchon man dies von den Müllersleuten nicht rühmen kann.

Der gute Sulpiz wird nun auch ſein Häuschen einrichten und ſich die Frau hinein holen; möge er ſo glücklich ſeyn als wir es ihm gönnen, noch immer ſcheint ihm das Klima von München zu widerſtehn. [2]

Hr. Profeſſor Schwenk, [3] der ſeit Kurzem von einer Reiſe nach

[1] Goethe hatte Mariannen eine ſchön geſtickte Wochentafel (Agenda) als Geſchenk überſandt, welches in den letzten Tagen des April 1828 eintraf; in das Fach für den Donnerſtag, auf welchen in der verlaufenden Woche der erſte Mai fiel, hatte er ſeine Büſtenkarte eingelegt.

[2] Im Frühjahr 1828 hatte ſich Sulpiz Boiſſerée mit Mathilde Rapp aus Stuttgart verlobt.

[3] Konrad Schwenk, Profeſſor am Frankfurter Gymnaſium, bekannt durch philologiſche, kritiſche und äſthetiſche Arbeiten. — Chriſtian Schloſſer, mit welchem Goethe in früheren Jahren vielfach über Tonkunſt verhandelt und der einſt mit ihm und Boiſſerée in Heidelberg verweilt hatte, ſtarb am 14. Februar 1829 in Rom; ſein älterer Bruder war der von uns öfter erwähnte Rath Friedrich Heinrich.

Italien zurück ist, überbrachte traurige Nachrichten von Christian Schlosser, der seiner Gesundheit wegen in Rom lebt; er fand ihn sehr verändert und an einem quälenden Husten leidend. Wie ganz zum Schlimmen hat sich sein Geschick verändert, mit welchen Ansprüchen trat er in das Leben, welche Anforderungen machte er an sich und andere, und nun bleibt ihm nichts als das Gefühl seiner körperlichen Schwäche, und das Bewußtsein mit vielen schönen Anlagen wenig oder gar nichts bewirkt zu haben; dazu kommt der Schmerz, daß sein Bruder und seine Schwägerin, die ihn sonst vergöttert haben, nun durch Mißverständnisse gereizt, sich wie es scheint, völlig darüber beruhigen, daß der arme Christian in einem fremden Lande von der guten oder schlechten Pflege eines italienischen Bedienten güte oder schlechte Tage zu gewarten hat, und daß sie ihn vielleicht nie mehr wiedersehen.

Willemer will Ihnen auf das Beste empfohlen seyn, und hat mich so eben gefragt, ob ich die Mühle gehörig herausgestrichen habe, welches ich nicht beurtheilen kann; in jedem Fall nehmen Sie mit dem guten Willen vorlieb, und überzeugen sich bald selbst wie es damit steht.

Die treue Freundin

Mariane.

104.

Goethe an Marianne.

Eigenhändig.

Vorbemerkung.

Der Großherzog Karl August hatte im Frühjahr 1828 eine Reise nach Berlin gemacht, wo er zumeist mit Alexander v. Humboldt verkehrte und noch am 8. Juni Zelters Singakademie besuchte; auf der Rückreise nach Weimar starb er am 14. in Gradiz bei Torgau an einem Schlaganfall. Goethe wohnte dem Leichenbegängnisse nicht bei; er entzog sich „jenen düsteren Functionen" und begab sich nach Dornburg im Saalthal unterhalb Jena, wo er sich „seit fünfzig Jahren mehrmals mit ihm des

Lebens gefreut hatte." Hier wohnte er in einem Schlößchen, das über dem Thor jene schöne lateinische Inschrift trägt, die Goethe also verdeutscht hat:

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder;
Siehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott![1]

Die wenigen Gedichte, welche er damals in Tornburg niederschrieb, sind wegen der Klarheit und Größe des Ausdrucks, aber auch wegen des Ahnungsreichen und Sehnsuchtsvollen der Empfindung bemerkenswerth. Das Ehepaar Willemer war im August, wie Goethe wußte, auf einer Reise nach der Ostschweiz begriffen; der Rückweg führte über Schaffhausen, Freiburg und Heidelberg. Es war in der dritten Nacht vor dem Eintritt in sein achtzigstes Lebensjahr, daß Goethe die unten folgenden drei Strophen niederschrieb; er sandte sie im October an Marianne und ihren Gemahl, sowie schon im August an Zelter (Briefwechsel, Bd. V, Nr. 614) mit einer unwesentlichen Variante. — S. Cotta'sche Ausgabe von 1875, I, 269. — Der vorliegende Brief ist nicht, wie man erwarten sollte, mit einem Trauerrande versehen, während dieß bei einem weit späteren (vom Januar 1829) der Fall ist. — Am 11. September war Goethe wieder in Weimar eingetroffen.

Mit dem freundlichsten Willkomm die heitere Anfrage: wo die lieben Reisenden am 25. August sich befunden? und ob Sie vielleicht den klaren Vollmond beachtend des Entfernten gedacht haben?

Beykommendes giebt, von seiner Seite, das unwiderſprechlichſte Zeugniß. Vernehm ich hierauf das Nähere, vielleicht auch erhalt ich einen Auszug aus dem Umständlicheren Tagebuch so erwiedre noch manches, besonders vielfachen Dank für die so reichlich gespendeten Stachelfrüchte.

Begleitet von allen dornfreyen Gefühlen die besten Wünsche!

treu angehörig

Weimar d. 29. Octbr. 1828.

Goethe.

[1] Gaudeat ingrediens lactetur et aede recedens;
His qui praeterunt det bona cuncta Deus. 1608.
S. Frankfurter Gutenberg-Gedenkbuch S. 82.

Dem aufgehenden Vollmonde!

Dornburg, d. 25. August 1828.

Willst du mich sogleich verlassen!
Warst im Augenblick so nah.
Dich umfinstern Wolkenmassen,
Und nun bist du gar nicht da.

Doch du fühlst wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern,
Zeugest mir dass ich geliebt bin,
Sey das Liebchen noch so fern.

So hinan denn! Hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schneller, schneller,
Überselig ist die Nacht.

G.

105.

Marianne an Goethe.

Frankfurt 2ten 9ber. 28.

Der Inhalt Ihres liebevollen Briefes gereichte mir zu großer Erquickung, und wenn dies auch jedesmal der Fall ist, so verfehlte er seine heilbringende Kraft um so weniger, als ich gerade zu Bette lag, wie mir diese Herzstärkung gereicht wurde; eine Halsentzündung, die ich mir durch arge Erkältung zugezogen hatte, von heftigen Kopfschmerzen begleitet, ist nun glücklich überstanden, und obschon mein Kopf noch an Schwäche leidet, fühle ich mich im Herzen stark genug, für den neuen Beweis von Liebe und Anhänglichkeit auf das innigste zu danken. Aber Sie sind gewiß überzeugt, daß Sie Ihre Neigung an keine Undankbare verschwenden, auf der ganzen Reise waren Sie unser steter Begleiter; in der schauerlichen Einöde des Münsterthales,

auf der Höhe des Stilvio, in der furchtbaren Nähe des Ortlesgletschers, durch das reizende Veltlin, auf dem schönen Comersee, und vor allem in dem wunderbar und herrlich gelegenen Chiavenna sprachen wir immer von Ihnen, mein Freund, und der Wunsch, daß Sie dies alles mit uns sehen könnten, wurde lebhaft und oft von uns Beiden ausgesprochen; wie oft dachte ich mir Sie mit dem Hammer diesem wunderbaren Gestein eine Antwort entlockend, besonders in der Via Mala, wo die sonderbarsten Verbindungen und Mischungen den Unwissenden in Hieroglyphen anstarren, die er nicht zu lösen versteht. Wenn es Ihnen wirklich Freude macht, so könnte ich wohl kleine Auszüge aus meinem Tagebuch liefern, ich würde dann von Zeit zu Zeit einiges aufschreiben und schicken, wenn es sich schickte; doch fürchte ich sehr, Sie damit zu belästigen; auch sind meine Bemerkungen sehr oberflächlich, und eine Reise im Fluge ist nicht geeignet, einen vollständigen und dauernden Eindruck zu hinterlassen; man thut eben was man kann, und sucht sich so viel wie möglich das Fehlende zu ergänzen. Doch ist eine Reise im Wagen mit möglichster Bequemlichkeit, jeder Sicherheit wie eine furchtbare Localität sie gewähren kann, auf den vortrefflichsten Straßen, in jetziger Zeit viel interessanter als die meisten der mühsamen Fußreisen, denen man sich in der Schweiz unterzog, um die Schneeregion zu besteigen. Ueber das Wormser Joch fährt man einen ganzen Tag, immer dem Ortlesgletscher gegenüber, ohne ihn aus dem Gesicht zu verlieren, ist durch ein enges aber furchtbar tiefes Thal von ihm geschieden, und kommt auf der Höhe des Berges über ihm zu stehen, wo man den herrlichen Anblick seiner nach und nach auftauchenden Silberspitzen hat, von denen die Ortlesspitze die höchste ist; wer einmal diesen Weg machte, wird ihn gewiß nie vergessen, aber schwerlich zum zweitenmal machen. Und so bietet beinahe jede von den neuen Kunststraßen einen eigenen Reiz: der Weg über den Splügen ist unbeschreiblich schön, die Via Mala ist der schauerlichste Felsenpaß in der ganzen Schweiz, nur die Finstermünz in Tyrol ist ihr gleich zu stellen, und um so ängstlicher als das Gestein, ein weicher Thonschiefer, den die Frühlingsgewässer unaufhörlich unterwaschen, und die Wurzeln der halbverwitterten Fichten entblößen, den Weg viel gefährlicher macht. Wenn noch die Chaussee den Comersee entlang

und über den Gotthardt fertig ist, so wird eine Reise dahin zu einer Art Landparthie, die man bequem in 14 Tagen machen kann, und das merkwürdigste sieht, was jene Alpenpässe bieten; wiewohl man nicht läugnen kann, daß ein großer Reiz, den das Unzugängliche dieser Berge hatte, beinahe schwindet. Der Weg in „das Land, wo die Zitronen blühn," ist nicht mehr von Gefahren aller Art bedroht, wiewohl selbst die sichersten Straßen übermüthig erscheinen, denn ein Fels der sich oben löst, zerstört eben so sicher als ein Sturz in die Tiefe, so ist doch *scheinbar* jedes Hinderniß überwunden, und wo sonst das Maulthier im Nebel seinen Weg suchte, rollt jetzt ein Phaeton mit raschen Pferden bespannt, und Mylord und Mylady sitzen im eleganten Reisecostüm, mit Büchern wohl versehen, und vergleichen sorgfältig das gedruckte mit dem was geschrieben steht, insofern sie dies lesen können.

Was nun aber jenen 25. August anlangt, so kann ich ausführliches und übereinstimmendes Zeugniß von ihm geben: Morgens früh von Schaffhausen abgereist, kamen wir zeitig durch das überaus schöne Höllenthal nach Freiburg, wo wir sogleich den Münster sahen, und bis zur vollkommenen Dämmerung in der Kirche blieben. In dem Gasthof wo wir abgestiegen waren,[1] hatte unser Zimmer einen Balkon auf eine breite freundliche Straße, die ungemein belebt war; halb Freiburg ging spazieren, und als nun der Mond, den ich leider nicht aufgehen sah, über die Giebel der Häuser trat, war es so reizend und glänzend in dem behaglichen Städtchen, daß wir uns noch unter die Wandelnden mischten, und den Weg nach dem Münster einschlugen, den wir im Silberlicht des Mondes unbeschreiblich schön sahen. Nach Hause gegangen, blieb ich noch lange Zeit auf dem Balkon, und ließ jenes unvergleichliche Mondlied dem Gefühl und den Worten nach in meiner Seele anklingen; ich erinnerte mich jener Zeit, wo ich es Ihnen so oft gesungen, und fühlte „jeden Nachklang froher und trüber Zeit." Hätte ich ahnen können, wie in diesem Augenblicke wirklich des Freundes Auge mild über meinem Geschick weilte, ich würde gerne mit ihm gerufen haben: „Ueberselig ist die Nacht!"

[1] Dem damaligen Zähringer Hof.

Auf dem Schloſſe in Heidelberg habe ich wieder guter Zeiten gedacht, und ich muß es mit zu den Ereigniſſen meines Lebens zählen, daß ich ſo oft und immer wieder dahin komme, wo ich zu ſo verſchiedener Zeit und Gemüthsſtimmung war. Bei Schloſſer, wo wir uns einen Tag aufhielten, ſah ich Tieck; das wenige was ich von ihm ſah hat mir ſehr wohlgefallen, leider war er den Abend in der Stadt.[1]

Von dieſer wenn auch nicht großen, doch weiten Reiſe kaum zu Hauſe angekommen, wurde ich von meiner Tochter Roſette beredet, mit ihr nach Caſſel zu gehen, um ihren Mann, der bei der Commiſſion iſt, zu beſuchen.[2] Wiewohl ungern, gab ich den Umſtänden nach, und wir beide reiſten ganz allein ab. Am ſpäten Abend in Caſſel eingetroffen, betrat ich in demſelben Augenblick das Speiſezimmer, als ſich Hr. von Schweitzer von Thomas beurlaubte; wie gerne hätte ich ihm aufgetragen Sie zu grüßen, doch war es kaum gedacht, als er ſich auch entfernte. Mit dem beſten Willen Ihnen von Caſſel aus zu ſchreiben, kam es bei dem zerſtreuten und überhäuften Leben, das man in ſolchen Tagen führt, nicht dazu. In Münden wo es mir ganz überaus gefiel, begrüßte ich die Werra, die in einem einſamen Thal, wie man mir ſagte aus Thüringen herunter kömmt. Und ſo kam ein Tag zum andern ehe ich ſchreiben konnte, bis nun endlich, durch mein Unwohlſein abermals verhindert, ich durch Ihre Güte überraſcht und beſchämt dennoch ermuthigt ward ſo vieles zu ſchreiben, was Sie alles beſſer wiſſen.

Verzeihen Sie, mein lieber Freund, und halten Sie der langen Entbehrung in etwas zu gute, wenn ich nicht müde werde, Ihnen zu ſagen, daß ich bin und bleibe

Ihre

Mar. Willemer.

[1] Auf der Heimkehr von ſeiner Rheinreiſe, am 8. October, kam Tieck mit Frau und Töchtern nach Weimar, wo ſie bei Goethe vorſprachen.

[2] Thomas war 1828 bei den Conferenzen in Kaſſel Vertreter der freien Stadt Frankfurt, in deren Namen und Auftrag er am 24. September die Stiftungs-Urkunde des mitteldeutſchen Handelsvereins unterzeichnete.

gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, sondern was ich hieraus aufzustellen gedenke, aus früheren und späteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zusammentrage. Zwei Dinge sind es daher, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu richten wünschte. Erstlich auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieses wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der anfangs nicht in dem günstigsten Lichte erscheint, und zweitens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, dessen Betragen wir zuerst tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht; zugleich aber auch die Ehre des Nationalgottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher ist als die Halsstarrigkeit eines Volks, gerettet und beinah in seiner früheren Reinheit wieder hergestellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerst des israelitischen Volkes in Aegypten, an dessen bedrängter Lage die späteste Nachwelt aufgerufen ist Theil zu nehmen. Unter diesem Geschlecht, aus dem gewaltsamen Stamme Levi, tritt ein gewaltsamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denselben. Würdig seiner grimmigen Ahnherrn erscheint er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter sind mörderische Waffen, meine Seele komme nicht in ihren Rath und meine Ehre sey nicht in ihrer Versammlung! denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürgt und in ihrem Muthwillen haben sie den Ochsen verderbt! Verflucht sey ihr Zorn, daß er so heftig ist, und ihr Grimm, daß er so störrig ist! Ich will sie zerstreuen in Jacob und zerstreuen in Israel."

Völlig nun in solchem Sinne kündigt sich Moses an. Den Aegypter, der einen Israeliten mißhandelt, erschlägt er

Nachſchrift von Willemer.

Ein ſchöner Traum.

Meine Frau iſt ein Engel ohne Flügel in ihrem Hausweſen, aber ein Engel mit Flügel wenn ſie reiſt. Daß wir doch eine ſolche Reiſe zuſammen machen könnten, Sie und Mariane in einer leichten Chaiſe und Ihr Bedienter mit 3 Pferden, ich und mein Bedienter in einer noch leichteren mit zwei Pferden; aber ich erwache und — — — doch zur Verwirklichung meines Traums iſt nur eins erforderlich: Ihre Beiſtimmung nächſten Sommer.

W.

Das Jahr 1829.

106.

Goethe an Willemer und Frau.

Anſtatt ein langes Verzeichniß aller Hinderniſſe zu geben die ſich einem ſchriftlichen Beſuch bey meinen theuren Freunden in den Weg ſtellen, verſichere lieber daß ich, wie früher den Mond, eben ſo auch die Sterne, nicht weniger die Sonne zum Zeugen anrufen könnte daß meine Gedanken immer dort ſind wohin ſie lange gewidmet waren.

Das vor einiger Zeit angelangte niedliche Käſtchen mit anmuthigem Inhalt machte mir viel Freude, doch wüßte ich die angedeuteten Pfeile nicht anders zu verſenden als eben auch dahin wohin ſchon viele gerichtet wurden, immer mit ganz entſchiedener Etiquette.

Der leichte Schleyer kam auch gar ſehr gelegen, denn ich konnte ihn alſogleich einem artigen Weſen umhängen, deſſen zierlich-grilliger Lebenswandel einem beweglichen Kampf zwiſchen Paradies-Vögeln und Schmetterlingen gleich ſieht. Da denn dieſe allegoriſche Gabe die anmuthigſten Scherze veranlaßte.

Was ich aber eigentlich zuerſt von meinen weitgereiſten Freunden erbitten wollte, war eine folgerechte Reiſeroute mit beygefügten Datums. Erhielt ich dieſe, ſo würde ich mir die Freyheit nehmen nach einzelnen Stationen und deren landſchaftlichen Umgebungen, nach dieſen und jenen Punkten, vielleicht nach der Witterung zu fragen, und dagegen treufreundlich vermelden unter welchen Umſtänden, zu dieſer oder jener Zeit, ich auch dorthin zu denken oder zu empfinden veranlaßt worden.

Der theure Freund erregt in seiner Nachschrift die allerliebsten Reiseträume und schließt sie mit einer wohlgesinnten Anfrage: was wohl nächsten Sommer meine Plane seyn möchten? darauf habe ich freilich zu erwiedern: Plane darf ich nicht mehr machen, sondern habe, von Augenblick zu Augenblick, mit der größten Besonnenheit, zu beachten was von außen oder innen geboten wird. Die Ausgabe meiner Werke, die ich gewissenhaft behandle, legt mir eine schwere Pflicht auf, hiezu habe ich die Zeit die mir vergönnt ist sorgfältigst anzuwenden. Wahrscheinlich, wenigstens nach meinem Wunsche, bring ich einen Theil der Sommermonate wieder auf dem Land in der Nähe zu, wenn ich nicht zufällig nach außen gelockt werden sollte. Doch gebieten mir in meinen Jahren andere Winke und das Willkührliche wird immer mehr von dem Nothwendigen verdrängt.

Mögen, unter allen Umständen, meine Freunde mir gleich gesinnt bleiben, wie sie an mir und meiner Treue gewiß nicht zweifeln werden.

In diesen Stunden kamen denn die Süßigkeiten für die guten Enkel wohlgepackt und glücklich an; auch ist schon eine etwas lebhaftere Wahlverwandtschaft der guten Knaben gegen den stillen Großvater merklich, die Pfeffernüsse haben diese zarten Gefuhle eingeleitet, die Brenten[1] werden sie verstärken.

Doch wie die Blume nicht verdrießlich seyn darf daß dem Schmetterling und der Biene, bey dem Hof den sie ihr machen, eigentlich nur um die Süßigkeit Ernst ist die sie verheimlicht; so darf ich ja wohl auch der freundlichen Gesichter genießen, welche diesen schön geformten und wohlschmeckenden Freundesgaben zunächst gemeint sind. Vielmehr bab ich schönstens zu danken, daß mir in diesen trüben und noch immer allzukurzen Tagen eine solche Anmuth gegönnt worden. Tausend Grüße und alles daher und alles Gute mit wiederholter Bitte vorerst um die einfache Reiseroute

unwandelbar

Weimar d. 6. Jan. 1829.

Goethe.

[1] Frankfurter Brenten, ein beliebtes Weihnachts- und Neujahrsgebäck; eigentlich Printen, denn das Wort stammt aus dem Englischen (von print) und bedeutet: beprägtes Gebäcke.

107.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle 25. Mai 1820.

Im Vertrauen auf Ihre gütige Nachsicht will ich versuchen, die Verspätung dieser Zeilen und beiliegenden Blattes zu entschuldigen,[1] wiewohl es schon lange bereit lag, fehlte ihm ein nothwendiger Reisegefährte, ohne den ich es nicht gerne senden wollte. Einige Schachteln aus Bormio hatten sich auf ihrem Weg über die Alpen unbegreiflich verspätet, ich hatte mir die Freude machen wollen, Ihnen, mein bester Freund, von dem köstlichen Honig, den die Alpenbienen auf dem Umbrail, in der Nähe der Ortlesspitze sammeln, zu überschicken; nun mit Hoffen und Harren eine geraume Zeit verstrichen war, mußten auch noch die letzten sonnenheißen Tage abgewartet werden, um den weitgereisten Blumensaft nicht der ungewohnten Hitze auszusetzen; und so möge denn mein Reiseblatt als certificat d'origine noch allenfalls Entschuldigung finden, daß es so spät erscheint; wenn ich irrig glaubte es noch senden zu können, so liegt das wohl in meiner einfachen Lebensweise, in der natürlich eine solche Reise Epoche macht; zudem begünstigt die Ruhe und Stille meiner Beschäftigungen die Ausbildung einer Fähigkeit die mir angeboren scheint, denn ich besinne mich sie so lange ich denken kann, gehabt zu haben: sie besteht in der Fertigkeit, mir alle Naturgegenstände die einen lebhaften Eindruck auf mich machten, augenblicklich zu vergegenwärtigen, und so bleibt mir für lange Zeit der Genuß mich immer wieder an Ort und Stelle zu versetzen, und so eine noch so kurze Reise nach Belieben zu verlängern. Sie werden sich nun nicht mehr wundern, daß es mir scheint als wäre ich kaum angekommen.

Die Mühle hat alles aufgeboten, um sich in vollem Glanze zu zeigen, und wirklich ist es so schön hier, daß sie Ihres Besuchs würdig wäre. Unser liebstes Gespräch ist, uns jener Zeit zu erinnern, in der Sie bei uns waren, und es schmerzt mich wirklich, daß es

[1] Das Blatt war die von Goethe gewünschte Route der vorjährigen Reise, nebst Stellen aus Mariannens Tagebuch.

damals nicht halb ſo hubſch und freundlich hier war, Sie würden viel mehr Bequemlichkeit und beſſere Luft hier finden; das Klima hat ſich ſehr verbeſſert, die ſchöne rothe Paſſionsblume wächſt nun hier im Freien, ich habe zum Beweis in dem Certificat eine getrocknete eingelegt; es ſcheint als ob ſie an die Stelle jener zarten Paſſionsblume blühe, die nicht in dem Schatten der Mühle ſo gut zu gedeihen ſchien, denn es läßt ſich nicht läugnen, daß die Mühle ſich verjüngt hat, wie es aber der Müllerin ergangen, wollen wir nicht verrathen.

Wenn ich Ihre und Schillers Briefe leſe, ſo iſt mir als müßte ich Sie ſchon damals gekannt haben, und ich beneide alle um das Glück ſo vieler Jahre.

Ueberzeugen Sie uns bald durch einige Worte, daß Sie mir verzeihen, und wenn Sie können, ſo kommen Sie zu uns!

Unverändert Ihre

Mariane.

108.

Goethe an Willemer und Frau.

Wenn die theure Freundin verſichern kann: ſie ſehe alle und jede Gegenden die ſie jemals betrat, nach Belieben, jederzeit vor ſich; ſo dürfen die Freunde wohl auch der Hoffnung leben gelegentlich in die liebe Gegenwart herangerufen zu werden.

Hievon, und daß gewiſſe Angehörige auch auf unbekannten Wegen und Stegen unſichtbar zur Seite geblieben und die ſchnell Reiſende zur Erinnerung angemahnt, giebt denn doch wohl die Kapſel voll Süßigkeiten ein höchſt gültiges Zeugniß, welche Gabe denn auch mit dem beſten Dank geſellig genoſſen wird.

Wenn gleich etwas ſpät, doch immer noch lebhaft genug, kann ich die Freundin nunmehr auf ihren Fahrten, ſo hin als wieder zurück begleiten. Beide Linien hab' ich auch bereiſt und der Bogenweg welcher ſie jetzt zuſammenbindet war zu meiner Zeit völlig unwegſam und eine ſolche Vereinigung weder gedacht noch zu denken.

Nach erhaltenem freundlichen Bericht kann ich alle nun ſchon eher die Fußtapfen der Theuern verfolgen, wobei es mir durch Neigung und Sehnſucht vollkommen erleichtert wird, frühere Eindrücke hervorzurufen und aus dem Bekannten mir das Unbekannte nachzubilden.

Merkwürdig war mir daß noch eine ziemlich deutliche Skizze von der Via Mala und eine ausgeführtere eines Felſen im Höllenthal ſich unter meinen Blättern findet; was mich aber bei dem Unternehmen, Ihrem Tagebuch auf der Karte zu folgen, einerſeits belebte, andererſeits verwirrte, war ein holdes Mährchen, welches unſer Freund mir vor einiger Zeit vorſpiegelte: als könne eine dergleichen Fahrt von vereinten Wohldenkenden unternommen, und auf dieſer irdiſchen Erde eine Art von feenhaftem Reiſeplan durchgeführt werden. Hierüber entſtand eine ſolche Vermiſchung des wirklich Vollbrachten, des kaum zu Unternehmenden, des Wünſchenswerthen aber nicht Zuhoffenden, daß man beſſer that, alles zuſammen aus dem Sinne zu ſchlagen und ſich ans Allernächſte zu halten.

Dies iſt nun für Denjenigen der ohne der Mobiliſte zu ſein, ſich doch bei eintretenden Sommertagen gern vom Platze bewegen möchte, höchſt unerfreulich. Trockene Kälte wechſelt ab mit der näſſeſten; unbewölkten Himmel kennt man faſt gar nicht mehr, Regen folgt auf Regen und wirkt um deſto unangenehmer als augenblickliche heitere Zeiträume dazwiſchen eine vergebene Hoffnung abwechſelnd beleben. Auf dieſe Weiſe ſind heute viel weiß gekleidete kranztragende geſchmückte Jungfrauen, die unſere, nach Preußen von den beſten Wünſchen begleitete Prinzeß Auguſte[1] abſchiedlich Chorweiſe zu begrüßen ausgezogen waren, leider durchnäßt, entſtellt und entmuthigt einzeln wieder nach Hauſe zurückgekehrt.

Möge die von langher geliebte, immer ſchöne und wie ich höre immer verſchönerte Mühle des Glückes genießen, wie das alte ägyptiſche Goſen, von dieſem Unheil ausgenommen zu ſein. Was mich

[1] Die jetzige deutſche Kaiſerin. Am 5. Juni ſchrieb Goethe an Zelter: „Heute nahm Prinzeß Auguſte freundlichſt von mir Abſchied; ſie iſt wirklich ſo bedeutend als liebenswürdig. Mag es ihr wohl ergehen in dem ungeheuer weiten und bewegten Element!“ Ueber die Vermählung, die am 11. Juni ſtattfand, berichtet Zelter Einiges in dem Briefe 660. Bd. V, 245.

betrifft, ſo fürchte ich die Freunde fühlen an dem gegenwärtigen Schreiben etwas das einen halbpeinlichen Zuſtand ausdruckt. Wie ſollt es aber anders ſein wenn man auf zufällige unerwartete Weiſe der Ausſicht beraubt wird die man ins Auge zu faſſen glaubte.

Jedoch durch das Andenken an die theuern Freunde, an ihr Glück und Behagen fühl' ich mich ſchon wieder hergeſtellt und ſchließe mit den heiterſten Wünſchen, in völliger Ueberzeugung daß wenn ich auch die Beweiſe ihres fortdauernden Wohlwollens nicht perſönlich gegenwärtig mir zueignen kann, daß ich mich doch an denſelben auch in der Ferne mit freudiger Sicherheit immerfort erquicken dürfe.

treu angehörig

Weimar den 12. Juni 1829.

J. W. v. Goethe.[1]

Der Beilage Vergebung.

109.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 22. Juni 1829.

Wenn ich mir erlaube, Ihren Brief vom 12. ſogleich zu beantworten, ſo möge ſein Inhalt mich entſchuldigen, der, wie Sie ſelbſt ſagen, auf einen wo nicht peinlichen, doch unbeſtimmten Zuſtand zu deuten ſcheint. Nun möchten wir uns gar zu gerne überreden, daß jener Zwieſpalt vielleicht durch freundliches Zureden zu überwinden ſei, indem wir etwas kühn vorausſetzen, es habe wirklich in Ihrem Plan gelegen uns zu beſuchen; oder verleitet uns der lebhafte Wunſch Sie zu ſehen zu einer falſchen Auslegung jener räthſelhaften Zeilen? und woher kommen wohl ſo zufällige Hinderniſſe einer für uns ſo reizenden Ausſicht? Die Klage über Kälte und

[1] Das „v." der Unterſchrift iſt immer nur durch ein kaum merkbares Strichlein angedeutet. — Die Beilage bezog ſich wohl auf eine in Frankfurt zu machende Beſtellung.

Räſſe, die wir auch gezwungen waren anzuſtimmen, hat nun mit ihren Urſachen ein Ende, die Mühle müßte denn wirklich ein Stück vom gelobten Lande ſein, denn ſeit einigen Tagen iſt es herrliches Wetter. Gönnen Sie mir in einigen Worten die Hoffnung, daß es möglich ſein könnte Sie zu überreden, und ich will mein Möglichſtes gerne verſuchen.

Der Verdacht, daß ich meine Freunde gelegentlich wie geſehene Gegenden ins Gedächtniß rufe, ſcheint mir nicht gegründet; dem kleinen Vorwurf der wohl darin liegen mag hoffe ich durch die Verſicherung zu begegnen, daß es mir in meinem ganzen Leben an einer gewiſſen Zuverſicht fehlte und daß dieſe übel angebrachte Demuth, eine Folge meiner früheren Verhältniſſe, mich gar oft auf die wunderlichſten Irrwege führte; und das Bewahren und Behüten vor- und zudringlich zu ſcheinen, führte mich zum entgegengeſetzten Fehler, wiewohl ich mir bewußt bin, das Andenken an werthe Freunde in einem treuen Herzen zu bewahren.

Es freut mich gar ſehr, daß unſere Reiſe Ihnen wichtig genug erſcheint und Sie auf der Karte uns folgen mögen; das wußte ich nicht, daß Sie auch die Via Mala bereiſt haben:[1] freilich hat die Straße noch unendlich gewonnen, daß man nun gleich bei Thuſis in das Thal eintritt, gerade wo die Felſen am ſchroffſten den Ausgang des Rheins zu hindern ſchienen; früher kam man vom Dörfchen Rongella über die Rolle in die Schlucht.

Wie gerne würde ich die Blätter mit Ihnen durchgehen und meine Erinnerungen an die Ihrigen knüpfen! Kennen Sie Weſſenbergs Beſchreibung einer Reiſe über das Wormſer Joch? Da ſie nicht in den Buchhandel kam, ſo will ich ſie mir zu verſchaffen ſuchen; vielleicht beſtimmt Sie die Leichtigkeit, womit man die entfernteſten Reiſen macht, einſtweilen eine weit nähere zu unternehmen, und wenn jener Berg mit ſeinem Wolkenſteg in unſeren Tagen für alle Coupés, Berlines und Bätards zugänglich wird, und das Lied aller Lieder dadurch auch ein hiſtoriſches und geographiſches Intereſſe bewährt, ſollten dann auf dem Wege zwiſchen Weimar und der Mühle ſo

[1] Wohl auf der zweiten italieniſchen Reiſe im Jahr 1790, auf welcher der Dichter nur noch Venedig und einen Theil von Oberitalien gelangte.

unüberwindliche Schwierigkeiten zu finden ſein? Doch Ihr Behagen und Ihr Wohlſein iſt der erſte und einzige Wunſch

Ihrer

Mariane.

110.

Goethe an Willemer und Frau.

Ich mache mir ſchon eine Zeitlang Vorwürfe daß ich, in einem Anfall von Humor, welches mir nicht leicht begegnet, eine halbverdrießliche und zugleich nicht wohl zu erklärende Stelle in meinem Briefe einfließen ließ. Ich hoffe deshalb Verzeihung, weil man ja doch manchmal im Augenblick, wo man an Entfernte denkt, von gegenwärtigen nahen Verhältniſſen unerfreulich berührt wird.

Das Reſultat worauf jene Zeilen hindeuten iſt nun wohl: daß ich mich gegen Ende Juli noch in Weimar befinde und ſchwerlich dieſes Jahr mich daraus entfernen werde. Ich bin in meinen Garten am Park gezogen, und lebe da in continentaler, durch die ſchmächtige Ilm ruhig bewäſſerter, Wieſen-, Wälder- und Buſcheinſamkeit, indeſſen die Freunde in einer weiten Gegend, durch den kräftig vorbeyfließenden Strom, jeden Augenblick erinnert werden daß ſie mit dem Ocean zuſammenhängen, und daß es nur auf ſie ankommt ob ſie die bewegteſten und lebendigſten Räume der Welt vermittelſt Dunſt und Welle beſuchen und beſchauen wollen.

Meine Gedanken ſind oft bey Ihnen, und, ob ſich gleich der neue Schmuck der mir, in den früheren Zuſtänden, ſo werthen Mühlenräume nicht ſo leicht vergegenwärtigen läßt, ſo verweil' ich doch oft daſelbſt und, was mehr iſt, aufmerkſam auf Einzelnes; da ich denn zur Frage gelange: ob die ſo ſeltſam ſich vermehrende Pflanze noch am Leben geblieben und durch ihre Gegenwart auch der abweſenden Freunde fortdauerndes Leben, Wirken und Lieben täglich vor Augen ſtellt? Könnt' ich hören daß ſie ſogar zur Blüte gekommen, welches in jenem Klima wohl geſchehen müßte, ſo würde mirs noch mehr Freude bringen.

Vernehm ich daß man ſich aus den letzten Lieferungen meiner Werke etwas beſonders hätte zueignen können, ſo wird es demjenigen wohl thun der durch dieſe Bemühungen ganz allein noch mit entfernten Freunden eine herzlich geiſtreiche Verbindung lebendig erhalten kann. Wie denn unter meine mäßigen Wünſche auch der gehört, daß ich ein vollſtändig-anſtändiges Exemplar, nach Verlauf weniger Termine, den geliebten und verehrten Freunden zum Andenken hinſtellen könne.

Eine ſehr angenehme Zufälligkeit brachte mir in dem Augenblick, als das vollſtändige Tagebuch zu mir gelangte, das wohlgearbeitete Werk von Jakob Meyer, die Bergſtraße durch den Canton Graubünden betitelt, vor die Augen, welches, wenn es mich auch die Freunde nicht überall hinbegleiten läßt, mir doch Gelegenheit giebt ihnen, hin und wieder, an merkwürdigen Stellen zu begegnen. Da ich denn auch wohl einmal ein vertrauliches Paar im zweyſitzigen Wäglein begrüße und mein Verlangen genauerer Anſichten und Annäherungen dadurch einigermaßen beſchwichtigt wird. Die landſchaftlichen Darſtellungen ſind wirklich allerliebſt, mit maleriſchem Verſtand im genauſten Detail aufgenommen, auch gar effectreich an Haltung und Colorit, welches mir denn zu ganz vielfachem Vergnügen, bei Recapitulation jenes lieben Tagebuchs zu ſtatten kommt.

Dies möge nun hinreichen den theuern Freunden meine Zuſtände einigermaßen zu vergegenwärtigen, und finden ſie ſich dadurch zu baldiger Erwiederung bewogen, ſo werd' ich nur immer froher und verpflichteter mich jederzeit nennen und unterzeichnen

den treu anhänglichſten

Im Garten am Park.
Weimar d. 28. Jul. 1829.

J. W. v. Goethe.

heimlich. Sein patriotischer Meuchelmord wird entdeckt und er muß entfliehn. Wer, eine solche Handlung begehend, sich als bloßen Naturmenschen darstellt, nach dessen Erziehung hat man nicht Ursache zu fragen. Er sey von einer Fürstin als Knabe begünstigt, er sey am Hofe erzogen worden; nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen kräftigen, kurz gebundenen, verschlossenen, der Mittheilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen, wo er künftig in dem beschwerlichen Amte eines Heerführers auftreten soll.

Und nun lasset uns vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiter werfen, unter welchen sich Moses gegenwärtig befindet. Wir haben sie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadischen und handelnden Völker, durch mannichfaltige Beschäftigung seiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung, noch größer erscheint als es ist. Wir finden die Midianiter am Berge Horeb, an der westlichen Seite des kleinen Meerbusens und sodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir sie als Handelsleute, die selbst durch Canaan caravanenweis nach Aegypten ziehn.

Unter einem solchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moses, aber auch als ein abgesonderter, verschlossener Hirte. In dem traurigsten Zustande, in welchem ein trefflicher Mann sich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, bloß nach That strebt, sehen wir ihn einsam in der Wüste, stets im Geiste beschäftigt mit den Schicksalen seines Volks, immer zu dem Gott seiner Ahnherren gewendet, ängstlich die

111.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle 7. Auguſt 1829.

Ihr Brief kam recht zur geſegneten Stunde; ſein herzlicher und liebevoller Inhalt war ganz geeignet, mich gefaßt und heiter über den vielleicht nur ſcheinbaren Undank eines Mädchens zu tröſten, dem ich herzlich gut war und wohl noch bin. Wiewohl nun die Worte des Freundes ihre heilſame Wirkung nicht verfehlten, ſo mußten ſie freilich den lang genährten Wunſch verſagen mit dem bewährten Freunde das gemeinſam Durchlebte zu erneuen und die vielleicht zu hoch geprieſenen Vorzüge der alten, neuen und neueſten Mühle durch ſeine Gegenwart und Billigung zu verdoppelter Freude und Luſt zu erhöhen. Leider muß ich denn auch bekennen, daß vielleicht in Folge fehlgeſchlagener Erwartung oder weil in dieſen letzten Tagen der Regen in Strömen floß, die Mühle viel von ihrem früheren Glanz und Schimmer verlor und wenigſtens auf kurze Zeit ihrer Anziehungskraft verluſtig ward; denn Willemer macht neue Reiſepläne, wir wollen einen Ausflug nach dem Süden wagen, wenn Sturm, Donner, Blitz und Regen es erlauben; die Bergſtraßen Graubündtens ſollen aufs neue, und diesmal auch der Comer See in ſeiner ganzen Länge befahren werden; der Luganer See und die borromeiſchen Inſeln ſind auch in dieſer Linie nicht zu umgehen; vielleicht bin ich ſo glücklich, Hilarien und ihre Begleiter dort zu treffen; vielleicht daß mir Wilhelm einiges über ſeine intereſſante Wittwe vertraut.[1] Wie viel hätte ich nicht zu fragen, was man ſchreibend weder verlangen noch gewähren kann. Sie würden vielleicht über mich lachen, wenn Sie wüßten, mit welcher Genauigkeit ich auf alle Beziehungen und Andeutungen merke, die dazu helfen können, den Dichter in ſeinen Werken kennen und verſtehen zu lernen; und da ſich nicht läugnen läßt, daß er die Feder in ſein Herzblut taucht, ſo iſt bei allem Mitleid, das man für den innig geliebten Freund und ſeine Herzenswunden hat, doch die Ungewißheit kaum

[1] Wanderjahre, Buch II, Capitel 8; [2] unten die „Erläuterung."

zu ertragen, mit der man ſich abmüht zu errathen, wann, wie und durch wen ſie ihm geſchlagen wurden.

Was ich mir von Paradieſesquellen aneignen durfte und wiederholt aneigne, erfriſcht und erquickt mein Leben und erhebt mich in mir ſelbſt; ich danke dem Geſchick für dieſen Glanzpunkt meines Daſeins, der ohne bittere Zugabe, rein und unvermiſcht meine ſpäten Lebenstage zu erhellen vermag; dieß iſt ein Geſchenk des Himmels weit über mein Verdienſt.

Da ich noch einiges zu ſagen habe, müſſen Sie mir ſchon erlauben, noch ein Blatt zu nehmen und auf die alte ungeſchickte, vielleicht ſogar unſchickliche Art meine wenigen Gedanken in die enge Form zu preſſen; doch denke ich Sie ſind es gewohnt und gewiß würde Sie befremden, wenn ich das Papier anders falten ſollte.

Geben Sie mir keine Aufträge? was ſoll ich dem Gotthard und ſeinen Freunden von Ihnen ſagen? Ich könnte mich recht auf dieſe Reiſe freuen, wenn nicht die Sorge für Willemers Geſundheit es bedenklich machte, ſie überhaupt anzutreten; nicht als ob er krank wäre, nur ſcheinen ſeine Nerven ſehr angegriffen und von einer großen Reizbarkeit. Wenn nun in einem durchaus geregelten häuslichen Zuſtand eine ſolche Stimmung ſich entwickeln kann, wie ſollte ſich auf einer Reiſe nicht Anlaß und Entſchuldigung finden, jene Unbehaglichkeit geſteigert zu empfinden? Zum Theil mag momentane Schwäche zu Grunde liegen; gewiß aber hat das Nachtheilige eines regneriſchen Sommers für die Mühle keinen geringen Einfluß. Obſchon ich gewiß glaube, daß wir das ärgſte überſtanden haben und ich weit entfernt bin, zu einer Reiſe zu rathen, ſo will ich doch nicht entgegen ſein, denn dieſe Luftveränderung kann auch günſtig auf ihn wirken; ſollte aber ein Hinderniß uns abhalten davon Gebrauch zu machen, ſo wende ich mich an Sie mit der Bitte, zur Verbeſſerung der Gerbermühler Zimmerluft inſofern gütig mitzuwirken, als Sie mir die Quelle des vorzüglichen Rauchpulvers angeben wollten, deſſen Sie ſich bei Ihrer Anweſenheit bedienten; nicht allein daß ich noch keines gefunden, was dieſen Wohlgeruch verbreitet hätte, ſo weckte auch kein anderes alle jene Erinnerungen, die meine Einbildungskraft damit zu verbinden wußte. Wenn daher, wie ich vermuthe, Weimar ausſchließlich jenes Arcanum beſitzt, ſo bitte ich mir die Adreſſe mitzutheilen.

Was nun jene Pflanze anbelangt, so ist sie durch die Nachlässigkeit von Andreä's Gärtner, dem ich sie den Winter über in sein Gewächshaus gab, vertauscht oder Gott weiß wie verloren gegangen; als ich sie abholen ließ, um sie mit auf die Mühle zu nehmen, schickte er mir ein ganz anderes Exemplar, ganz hoch gewachsen, welches ich sogleich wieder zurückgab. Ich war recht betrübt und hätte es Ihnen gewiß nicht geschrieben, wenn Sie mich nicht befragt hätten. Jetzt habe ich selbst ein Zimmer, wohin ich Pflanzen überwintern kann; wollten Sie mir in Ihrem nächsten Brief ein neues Blatt senden, so würde ich sehr glücklich sein und es gewiß an Pflege nicht fehlen lassen.

Entschuldigen Sie, wenn ich zu viel von mir und meinen Angelegenheiten sprach und erhalten Sie Ihre Liebe Ihrer

treuen Freundin

Mariane.

Erläuterung.

Unter dem im Anfang erwähnten Mädchen, dem Marianne „herzlich gut war und wohl noch ist," haben wir ohne Zweifel keine wirkliche Person zu verstehen, sondern die Hilarie aus den Wanderjahren. Goethe hat angefragt, ob man sich aus den letzten Lieferungen seiner Werke etwas Besonderes habe aneignen können. Nun war Marianne längst gewöhnt, des Dichters Schilderungen und Erzählungen mit spähendem Liebeseifer durchzugehen, um Bezüge auf Goethes Erfahrungen und Gefühle aufzufinden. Hilarie hat dem „Mann von fünfzig Jahren," dem trefflichen Major, von freien Stücken Herz und Hand geboten; doch lag es in der Natur der Sache, daß zwischen Beiden eine Trennung eintrat: sie benimmt sich dabei hochherzig und entsagend; ihr Undank ist daher „vielleicht nur scheinbar." Hilariens weitere Schicksale spielen sich am Lago Maggiore ab, also in der reizenden Landschaft, wohin Marianne sich gerade zu begeben meint. Unter dieser Beleuchtung wird der vorstehende Brief einer der merkwürdigsten; die scheinbar nüchterne, ruhige Ausdrucksweise birgt die tiefste, lebhafteste Erregung. Ob sie vielleicht Spuren des Verhältnisses zu Fräulein von Levezow zu finden glaubte, ob sie bei Flavio an August erinnert wurde, läßt sich nicht entscheiden. Gewiß hat Marianne

zuerſt, vielleicht bis jetzt allein, auf Anlaß jener Erzählung in den Wanderjahren getheilt, es laſſe ſich nicht läugnen, daß Goethe „die Feder in ſein Herzblut taucht.“

112.

Marianne an Goethe.

Baden den 26. Auguſt 1829.

Hier ſind wir endlich in einem ſtillen Haven eingelaufen, und obſchon Wind und Wetter noch immer ungünſtig ſind, findet man ſich in dem warmen Städtchen behaglich und wohl aufgehoben. Die Geſchichte unſerer mißlungenen Reiſe iſt kürzlich folgende: Sonntag den 17. reiſten wir ab bis Heidelberg, den 18. in Bühl, den 19. durch das Kinzigthal nach Tryberg, um den wenig bekannten, aber überaus ſchönen Waſſerfall des Thales zu beſuchen; von hier aus wollten wir über Villingen an den Bodenſee; doch der überzogene Himmel und mehr als alles Willemers Unpäßlichkeit beſtimmten uns umzukehren. Den 20. fuhren wir das ſehenswerthe Tryberger Thal hinab über Hornberg nach Hauſach, und dann ſeitwärts über einen nicht unbedeutenden Berg nach Etzach und das herrliche Thal bei unaufhörlichem Regen nach Freiburg. Den 21. Vormittag brachten wir in der Kirche zu, Nachmittag fuhren wir durch Himmel und Hölle,[1] um in dem ſchönen Gaſthof am Steig die Nacht über zu bleiben und bei ziemlich günſtigem Wetter das ruhige Thal zu genießen; allein die Nacht vorher brannte das Haus ab und wir mußten, da wir nicht in die Schweiz wollten, den Abend zurück nach Freiburg. Den 22. gingen wir über Lahr auf der neuen vortrefflich gebauten Straße über den Schönberg wieder in das heimliche Kinzigthal, ſchliefen in Offenburg und den folgenden Tag kamen wir in Baden an. Hundert Einbildungen hatten wir, wo Ihr Geburtstag gefeiert werden ſollte, bald glaubten wir in Bellinzona oder in Chiavenna oder auf den Inſeln Ihrer zu gedenken und uns des

[1] Höllenthal und Himmelreich, Oertlichkeiten in der Nähe von Freiburg im Breisgau.

Tages erfreuen zu können; nun kömmt es anders, und so möge denn aus Baden unser herzlicher Glückwunsch nach Weimar gelangen; und wiewohl aus weiter Ferne der Freundesgruß etwas Rührendes und Anregendes hat, so läßt sich die Behaglichkeit der Nähe ihr Recht nicht nehmen, denn wie leicht kann jede günstige Stunde den schriftlichen Gruß in einen mündlichen verwandeln!

Diesen Zeilen folgt ein Kästchen, das sich vielleicht um einen oder zwei Tage verspäten könnte; lassen Sie es darum nicht minder willkommen sein und denken meiner bei dem Bildchen, worunter die Jahreszahl gravirt ist. Ganz in der Nähe des Schlosses sitze ich in einem sonnenhellen Stübchen und schreibe, Ihrer herzlich gedenkend. Den 28. werden wir wohl noch hier bleiben, den 29. nach Heidelberg gehen, und auch dort einige Tage bei Schlosser zubringen.[1] Noch einmal unsre besten Wünsche, möge der Tag ein freudiger seyn, und Sie meiner gedenken. Von ganzem Herzen

Ihre

Mariane.

Anmerkung. Der Vorabend des dießjährigen Goethe'schen Geburtstages, den das Willemer'sche Ehepaar in Baden verbrachte, wurde im Theater zu Frankfurt durch eine Festvorstellung gefeiert. Man gab einen Prolog: „Was wir bringen," gesprochen von Madame Schultze; hierauf: fünf Bruchstücke aus dem Faust, von welchen insbesondere der Spaziergang mit dem Soldatenliede nach neuer Composition begeisterte Aufnahme fand; Mephistopheles war Weidner, Gretchen die berühmte Karoline Lindner; Valentin wurde von Marder gespielt, einem tüchtigen Baritonsänger von einnehmender Erscheinung, der auch im Schauspiel Gutes leistete und besonders an diesem Abend Beifall erhielt. Den Schluß machte ein Epilog, ebenfalls gesprochen von Madame Schultze. Prolog und Epilog waren verfaßt von dem geistvollen Philologen Dr. Wilhelm Ernst Weber, damals Professor am hiesigen, später Director am Bremer Gymnasium. Weber war für den Gefeierten keine unbekannte Persönlichkeit; seine im Jahr 1826 erschienene Schrift „Die elegischen Dichter der Hellenen" hat Goethe selbst in „Kunst und Alterthum" besprochen und als „eine holde, geistreiche Gabe" bezeichnet. In demselben Jahr gab Weber (ohne Namen) bei Brönner eine Sammlung zum Theil sehr scharfer Epigramme unter dem Titel „Kleine Schwärmer" heraus, worin man auch einige Anspielungen gegen die Frankfurter Verkleinerer Goethe's bemerken kann. — Die Vorstellung der Faust-Bruchstücke wurden am 5. September, dann am Neujahrstag 1830 wiederholt. Am Geburtstag selbst war auf dem Forsthaus ein Bankett abgehalten worden, s. unten.

[1] Bei Rath Schlosser auf seiner Besitzung, dem Stift Neuburg bei Heidelberg.

113.

Marianne an Goethe.

Frankfurt a/M. den 25. Sept. 1829.

Wir haben nun alle Hoffnung auf einen ſchönen Nachſommer aufgegeben, und ſind dieſe Woche in die Stadt gezogen; die erſte ruhige Stunde gebe Zeugniß, daß wir überall und immer Ihrer gedenken. Den 28. Auguſt waren wir noch in Baden, und ich leider zu Bette, eine tüchtige Erkältung zwang mich einen Arzt rufen zu laſſen, in dem ich einen geiſtreichen Mann, und einen Ihrer größten Verehrer kennen lernte, H. Medizinalrath Pittſchaft iſt glaube ich durch ſeine Schriften bekannt. Wir ſprachen nur von Ihnen, und bei einer großen Leichtigkeit, im Geſpräch ſich auf Ihre Worte zu beziehen, beweiſt er, wie eifrig er ſie ſich zu eigen gemacht hat; er behauptete, Sie würden ein eben ſo großer Arzt als Dichter geworden ſeyn, wenn Sie anders gewollt hätten.

Den 30ſten kamen wir nach Heidelberg, und blieben bis zum 3ten September; nur den erſten Tag war es möglich einen Fuß vor die Thüre zu ſetzen, die übrigen verſtrichen ſo gut es gehen wollte, doch iſt es auch im Regen ſchön auf dem reizenden Stift; das Schloß habe ich diesmal nicht beſucht, an dem Hauſe, wo Boiſſerée wohnte, gingen wir vorüber, ich konnte mir nicht verſagen die Thüre zu öffnen und hinein zu ſehen.

Bei unſrer Ankunft in Frankfurt war noch alles begeiſtert über die Feier des 29ſten Auguſts, und es war mir ſehr lieb als man kurz darauf die Scenen aus Fauſt wiederholte, es war manches recht gelungen, und der Wille war gut, am gefälligſten hinſichtlich der Szenerie war der Oſterſonntag behandelt, die Durchſicht aus dem Walde wie etwa auf dem St. Wendelsweg nach dem alten Frankfurt war recht hübſch; auch die ſprechenden Perſonen gut und verſtändig geordnet, und das Soldatenlied wurde ſehr gut geſungen. Fauſt und Gretchen! Wer darf ſie ſpielen, und ſagen: das ſind ſie! Mephiſto konnte noch gelten. Valentin war ſehr gut, und die Geſellen in Auerbachs Keller auch. Doch das werden Sie wohl alles ſchon wiſſen, wohl auch von dem Feſte auf dem Forſthaus, wobei

Thomas, der einzige aus dem Senat, jedoch als Repräsentant gelten konnte; er war freilich sehr erstaunt darüber. Wohl zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit, wie tief und schmerzlich die armen Frankfurter den Verlust eines solchen Mitbürgers empfinden, obschon die Art und Weise, wie sie es verrathen, ihnen nicht zur Ehre gereicht. Gewiß, es bedürfte von Ihrer Seite nur eines leisen Winkes, nur die kleinste Andeutung, daß es Ihnen nicht unangenehm sei, ein getrenntes Band wieder zu knüpfen, um es auf die ehrenvollste Weise neu zu binden, Sie wissen gewiß nicht wie große Freude dieß, und mit vollem Recht, der guten Stadt wäre; beehren Sie mich mit dem Vertrauen, mir Ihre Meinung auszusprechen; wenn Sie nicht wollen, erfährt niemand etwas durch mich, aber ich wäre gar zu glücklich, wenn Sie wieder näher treten wollten, Sie stehen den guten Leuten doch zu hoch. Man hat gut sagen: Goethe gehört der Welt an, ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man sich damit nicht beruhigt, man will auch einen Theil für sich allein. Sie werden verzeihen, wenn ich zu vorlaut war, und der Versicherung Glauben schenken, daß ich ganz aus eigenem Antriebe, aber nicht ohne die feste Ueberzeugung die Angelegenheit berührte, daß ein kleines Zeichen von Ihrer Seite die entschiedenste Wirkung, und die allerbesten Folgen haben könnte. Ein Wort des Friedens ist eine große Gabe!

Durch H. Schneider hörte, daß Sie wohl und heiter sind, auch haben mir Freunde einiges über die Feier Ihres Geburtsfestes aus einem Briefe des H. Baudirektor Coudray mitgetheilt; es freut mich für Frankfurt daß man auch hier dieselbe Absicht hatte, wenn auch die Ausführung nicht so vollkommen wie in Weimar war. Dort mußte Ihre Gegenwart alles hoch begeistern; auch hier hat man die Vorstellung mit dem höchsten Interesse aufgenommen, wie gerne hätte ich sie an jenem Tage mit angesehen! das nette Gedichtchen von Stiebel ist Ihnen doch mitgetheilt worden?[1]

[1] Dr. Salomon Friedrich Stiebel, berühmter Arzt und ehemaliger Lützower, hatte bei dem Festmahl auf dem Forsthaus einen geistvollen Trinkspruch in Versen ausgebracht, dessen beide Schlußzeilen insbesondere stürmische Heiterkeit erregten:

Uns bleibt der Frankfurter Goethe theuer,
Zahlt er auch keine Einkommensteuer!

Paganini habe ich an 3 Abenden gehört, und bin über diesen außerordentlichen Mann noch ganz bewegt; er vereinigt alle soliden und brillanten Eigenschaften, die man bisher einzeln an großen Künstlern bewundern mußte, und kann als ein Phänomen gelten. Wenn er, wie man sagt, über Weimar nach Hamburg reist, so werden Sie ihn gewiß hören!

Ich freue mich recht sehr auf einige Worte Ihres Andenkens, und erlaube mir die Frage, ob Sie meinen Brief aus Baden erhalten haben? meine besten Wünsche begleiten auch diesen, der so vieles enthält was treue Anhänglichkeit entschuldigen möge. Gedenken Sie unser!

Mit Liebe!

Mariane.

114.

Goethe an Marianne.

Keinen Augenblick will ich säumen um dankbar zu vermelden, daß die drey lieben Zuschriften, vor der Abreise, sodann von Baden-Baden, ferner und zuletzt nach der Rückkehr mir postgemäß und richtig alle zugekommen, woraus zu ersehen mich höchlich freute, daß meinen Gedanken, die ich den Freunden unablässig zusendete, auch von dort her die günstigste Erwiederung begegnete.

Als ein alter stiller Wetterprophete hatte ich wenig Hoffnung zu einem klaren Himmel dieses Jahrs, hielt mich meist in der Stadt, wenige Wochen in meinem Garten am Park und wagte mich nur dreymal nach etwas entfernteren Orten, einige Freunde zu besuchen. Sie also von einer so schönen und glücklichen Reise abgehalten zu wissen war mir nicht unerwartet, aber höchst verdrießlich, besonders da ein Uebelbefinden des theuren Freundes als Mitursache wirkend angegeben ward.

Nun aber muß ungesäumt berichtet werden: daß zur besten Stunde ein köstliches Glas mit mancherley guten Abbildungen angekommen und sogleich zu einem dankbaren Erwiederungstrunke Ge-

legenheit und Anregung gegeben hat.[1] Es iſt artig zu bemerken daß das Lokal einer Favorite einer von der Natur und den Freunden höchſt begünſtigten Wandernden zum Aufenthalt dienen ſollte, in einer Gegend wo noch von frühern Zeiten her Hudhud im Eckchen ſeine Rechte behauptet, einigermaßen trauernd daß er nicht immer fort und fort wie ſonſt mit anmuthigen Aufträgen in Bewegung gehalten wird. Zu einiger Beruhigung ward ihm aus dem neuangekommenen Glaſe zugetrunken und er ſchien dieſe Begrüßung nicht unfreundlich aufzunehmen.

Friſch aufgemuntert eilte er ſogleich in die Weyhrauchs-Lande ſeiner alten Gönnerin, der Königin von Saba, und wird nächſtens, mit dem alldorten gewonnenen Gemiſch von Körnern, Pulvern und Blättchen, ſich bey den Freunden einfinden, um dieſen Winter manchmal höchſt anmuthige Erinnerungen aufzuwecken.

Ueber die ſo freundlich in Anregung gebrachte Angelegenheit nächſtens das Weitere.

Eiligſt wie treulichſt
abſchließend
wie immer

Weimar den 30. Septbr. 1829.

G.

115.

Goethe an Marianne.

So eben kommt Hudhud, der ſich etwas zu lange bey ſeiner ehemaligen Gönnerin verweilt haben mag, mit belobtem Weihrauch

[1] Das in dem Briefe 110 von Mariannen angekündigte Käſtchen hatte einen in Baden gekauften farbigen Kryſtallbecher mit eingeſchliffenen Veduten aus Baden und Heidelberg enthalten. — Gerade in der Nähe von Baden war es, wo in der Suleika-Zeit Boiſſerée und Willemer auf einem Spaziergang „Hudhud über den Weg laufen ſahen.“ Der Brief, worin Willemer dieß Goethen mitgetheilt haben ſoll, iſt, wie alle ſelbſtändigen Briefe des Geheimeraths an Goethe, verloren oder ſequeſtrirt. Wahrſcheinlich hatte Marianne unter die Abbildung der „Favorite,“ wo ſie gewohnt, die betreffende Jahreszahl eingraviren laſſen.

zurück den ich jedoch scharf zu prüfen bitte, ob er denn auch dem sonst beliebten gleich sey. Wird er probat gefunden, so steht, auf geneigte Anmeldung, jedesmal eine neue Portion zu Diensten; nur bemerke daß man wohl thut das Glas von Zeit zu Zeit zu schütteln, damit die Ingredienzien immer gleich vertheilt bleiben.

Zugleich aber hab ich für die freundliche Bemerkung zu danken, welche auf die Nachholung eines früheren Versäumnisses hindeutet. Hübsch wär' es gewesen wenn man gleich in der ersten Zeit an ein solches ehrenhaft beyzubehaltendes Verhältniß gedacht hätte; auch sind dazwischen manche Epochen eingetreten wo dazu Gelegenheit gewesen wäre. Da nun aber auch die nächstvergangene hiezu nicht benutzt ward, so glaube ich es sey am besten gethan diese Angelegenheit ruhen zu lassen und der glücklichen Freundschaftsbezüge im Stillen zu genießen. Mündlich würde sich manches hin und wieder verhandeln lassen, ich spreche hier das letzte Resultat meiner Ueberlegungen aus, mit wiederholtem Dank für jenes zartmüthige Erinnern.

Nun aber hab' ich hinzuzufügen daß ich das Schreiben vom 7. August zu seiner Zeit wohl erhalten, auch mich dem vorjährigen Reisewege, dem Tagebuch zu Folge gern angeschlossen habe; der Brief aus Baden ist mir gleichfalls freundlich zugekommen, so wie der am 25. September aus Frankfurt, worauf ich früher eine dankbare Erwiederung gesendet hätte, wäre nicht Hudhud mehr als billig ein Jögerer gewesen. Wie ich denn auch sonst auf gar manche Weise belagert und zu einer ausführlichen Mittheilung in die Ferne durch schnelles Umdrehen des Innern verhindert werde. Mögen Sie in Ihrer häuslichen Ruhe meiner gern gedenken und auch wohl ein Stündchen zu schriftlichem Antheil an den Freund wenden, dessen treue Gesinnungen sich immer gleich bleiben.

Und so fort an!

Weimar den 22. Oktbr. 1829.

J. W. Goethe.

Nachschriftlich.

Habe freundlichst zu vermelden daß ich am Abend des 23ª da Vorstehendes geschrieben war, die sämmtlichen Blätter vom 7. August bis zum 25. September nochmals durchgelesen und bey reiner ruhiger

Verbannung fühlend, aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu seyn, doch gegenwärtig das Vaterland seines Volks ſti. Zu schwach durch seine Faust in diesem großen Anliegen zu wirken, unfähig einen Plan zu entwerfen, und, wenn er ihn entwürfe, ungeſchickt zu jeder Unterhandlung, zu einem, die Persönlichkeit begünſtigenden, zuſammenhangenden mündlichen Vortrag. Kein Wunder wär' es, wenn in ſolchem Zuſtande eine ſo ſtarke Natur ſich ſelbſt verzehrte.

Einigen Troſt kann ihm in dieſer Lage die Verbindung geben, die ihm, durch hin- und wiederziehende Caravanen, mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entſchließt er ſich zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, ſein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke auf's höchſte geſtiegen ſey. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, ſich als Repräſentanten vor den König zu ſtellen. Allein dieſer zeigt ſich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menſchen, die ſich ſeit Jahrhunderten in ſeinem Lande, aus einem Hirtenvolk, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künſten gebildet, ſich mit ſeinen Unterthanen vermiſcht haben, und deren ungeſchlachte Maſſe wenigſtens bei Errichtung ungeheurer Monumente, bei Erbauung neuer Städte und Feſten, frohnweis wohl zu gebrauchen iſt, nunmehr ſo leicht wieder von ſich, und in ihre alte Selbſtſtändigkeit zurückzulaſſen.

Das Geſuch wird alſo abgewieſen, und, bei einbrechenden Landplagen, immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger verſagt. Aber das aufgeregte hebräiſche Volk, in Ausſicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbſtbeherrſchung, erkennt keine weiteren Pflichten. Unter dem Schein eines allgemeinen Feſtes lockt man Gold- und Silbergeſchirre den Nachbarn ab,

Stimmung den angenehmſten Genuß gehabt, wogegen Vorſtehendes gleichſam nur in einem todten Geſchäftston geſchrieben iſt. So abhängig iſt man vom Augenblick und ſo ſelten[1] die fromme Stimmung, in welcher man ſich allein das Abweſende zu vergegenwärtigen fähig fühlt.[1] Manches folgt hiernächſt, beſonders auch ein pflanzenreiches Blatt.

Wie oben und immer

116.

Marianne an Goethe.

Den 9ten Novemb. 1829.

Hudhud hat ſeinen Auftrag mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit und Gewandtheit ausgerichtet, auch können ſich wenig Geſandte einer ſo herzlichen Aufnahme rühmen; ſeine duftenden und zierlichen Geſchenke haben großen Eindruck gemacht. Vor allen Körnern, Blüthen und Blättern erfreuten mich die verblümten Chiffern, womit der ſchöne Cryſtall umkränzt war, einen Wunſch ausſprechend, der ſeiner Erfüllung im voraus gewiß, um ſo liebevoller anſprach. Mit den erſten Düften des köſtlichen Rauchwerks entwickelten ſich eine Fülle von Erinnerungen und Bildern, und mehr als je konnte das Wort gelten: „Berauſcht mich, nehmt mich hin, ihr Blumendüfte!“[2] Möge Ihnen alles ſo zur Freude gereichen, was Sie andern ſo liebevoll zu bereiten wiſſen.

Frau von Arnim, die ihre beiden Töchter zu ihrem Bruder George brachte, wird einige Tage hier bleiben; ſie iſt ſo geiſtreich und liebenswürdig, wie ſie immer war, nur wo möglich noch lebhafter. Ich habe ſie nur einmal geſprochen, und leider wird es wohl

[1] Goethe hat das Concept durchgeſehen und über das Wort „ſchwer“, das früher ſtand, eigenhändig „ſelten“ geſchrieben, ebenſo das frühere „iſt“ durchſtrichen und dafür „ſich fühlt“ geſetzt.

[2] Marianne citirt die vorletzte Zeile aus ihrem eigenen, 1824 auf Heidelberg gedichteten Lied.

dabei bleiben, da sie in Rödelheim wohnt und man sie nirgends zu treffen weiß. Es müßte den wunderlichsten Eindruck machen, alle die verschiedenen Personen, die jetzt zur Familie Brentano gehören, in einem Raum beisammen zu sehen; unähnlicher könnte man sie aus fünf Welttheilen kaum zusammen setzen; jedes ist in seiner Art ein wo nicht bedeutend, doch scharf ausgesprochener Charakter, und sie versetzen sich gegenseitig so viele Püffe und Hiebe, daß sie es nicht lange miteinander aushalten.

Sie werden nun Paganini gehört haben, ist es nicht ein außerordentlicher Künstler? Ich höre, er wird auch hier noch einige Conzerte geben, und freue mich im voraus ihn wieder zu bewundern. Willemer, der sich Ihnen bestens empfehlen läßt, ist von seiner Unpäßlichkeit befreit, und sieht sehr wohl aus; Sie glauben nicht, wie wohlthätig die acht i Baden verlebten Tage auf ihn gewirkt haben, es ist doch ein herrlicher Ort.

Wenn Sie mir erlauben was Sie in Ihrem letzten Briefe so freundlich zugestanden, auf Ihre Nachsicht durch mein Geplauder noch öfter zu sündigen, so werden Sie es bald bereuen, mich nur zu oft versichern zu hören, daß ich bin und bleibe

Ihre

Marianne.

Das Jahr 1830.

117.

Marianne an Goethe.

Frankfurt a./M. Januar 1830.

Meinen herzlichen Glückwunſch zum neuen Jahre werden Sie darum nicht weniger gütig aufnehmen wenn auch einige Tage, wie ich hoffe heiter und froh, verlebt ſind. Durch H. Grafen Beuſt von Ihrem vollkommnen Wohlſeyn unterrichtet, glauben wir annehmen zu dürfen, daß keine ungünſtige Veränderung Ihre Zufriedenheit geſtört habe, und ſo ſei es fort und für immer.

Ich denke Sie mir ſo gerne in Ihren wohldurchwärmten Zimmern, und den Schnee in jener kältern Gegend zu einer reſpektablen Maſſe angehäuft; auch bei uns hat der Winter ſein verjährtes Recht geltend gemacht, der Main iſt ſo vollkommen zu, und mit Schnee bedeckt, daß, wenn man aus unſern Fenſtern die Brücke nicht erblickte, man eher eine Wieſe oder ein Ackerfeld zu ſehen glaubt, da man jetzt die Kreuz und die Quer hinüber und herüber fährt, und zugleich der häufige Schnee die Eisbahn beſchränkt. [1]

Was kann man beſſeres thun als aus dieſen Schneebahnen nach Italien zu flüchten? Vor zwei Tagen erhielt ich die italieniſche Reiſe, und folge Ihnen Schritt vor Schritt abermals in das gelobte Land. Muß ich dankbar erkennen, daß ſeit den fünfzehn Jahren als ich Sie perſönlich kenne, mir ein ganz andrer Sinn aufgegangen

[1] Der Winter 1829 auf 1830 war einer der ſtrengſten des Jahrhunderts.

und ich Sie erſt verſtehen lernte, ſo entwickelt ſich hieraus das verzeihliche Beſtreben mir auch aus früherer Zeit manches anzueignen. Wenn Sie nun am Schluſſe des erſten Bandes den Kindern ganz eigentlich die Karnavals-Masken zuweiſen, ſo überrede ich mich gar gerne, Sie hätten mich damals mit gemeint, obgleich ich nur zwei Jahre alt war.[1] Wenige Jahre ſpäter, wahrſcheinlich bei ſeinem erſten Erſcheinen, kam der römiſche Karnaval, auf welche Art wüßte ich nicht mehr zu ſagen, in meine Hände, und ſo wie es die erſten Bilder waren die ich in einem Buche ſah, ſo war es auch meine erſte Luſt; mit dieſen Masken belebte meine kindiſche Phantaſie alle Mährchen und Erzählungen die ich wußte und hörte, und da ich bei völliger Unwiſſenheit und Unkenntniß der Gegenſtände auch wenig oder gar nichts von der Beſchreibung verſtand, ſo erſchien mir das Ganze als ein ſchönes Mährchen von einem unbekannten Lande; zufällig war unter meinen kleinen Schätzen auch ein italieniſches Buch mit Vignetten, worin ſich dieſelben italieniſchen Masken, aber nur ſolche, wie ſie in italieniſchen Komödien vorkamen, wiederfanden; ich weiß noch, mit welcher Sehnſucht ich die Worte anſtarrte, und mir die wunderlichſten Vorſtellungen von dem Inhalt machte. Daß mir die ſchönen farbigen Bilder beſſer gefielen als die ſchwarzen, beförderte ihren Untergang, ſie ſollten auch aus dem Buche heraus kommen. Ich ſchnitt ſie aus und verlor eins nach dem andern, doch blieb mir die Erinnerung ſo lebendig, obſchon ich ſie ſeitdem nicht mehr geſehen, daß als eines Tages H. Schütz, unſer Zeichenlehrer, in das Zimmer trat und ein Buch unterm Arme hielt, ich nach einem Zeitraum von wenigſtens zehn Jahren es auf der Stelle erkannte, weil durch einen wunderlichen Zufall der Einband jenem frühern ähnlich war; meine Freude war unbeſchreiblich, als ich meine alten Lieblinge in den wohlbekannten Farben gekleidet wieder erblickte, und ſich Schütz als Zeichner ergab. Mit welcher Seelenfreude erblickte ich die kleinen Polichinelli, die nach den Bonbons langen,

[1] In der Italieniſchen Reiſe, Brief aus Rom, den 21. Februar 1787, Aſchermittwoch: „Da man aber doch das Nachbilden hier nicht laſſen kann, ſo ſind zur Luſt der Kinder Masken des Carnevals und Römiſche eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angeſtrichen worden, da ſie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen erſetzen mögen.“ — XXIII, 215.

und die schönen Bettlermasken, die mich so gedauert hatten! Welch ein Fest für mich, mir nun mit den Worten alles zu deuten und zu enträthseln! Ich weiß recht gut daß ich damals zu Schütz sagte: wenn ich nun auch Goethe kennen lerne, so war dies Buch ein prophetisches Vorspiel zu meinem Leben; doch nicht allein dieses Glück wurde mir zu Theil, ich sollte auch den Karnaval mit Augen sehen, und jene höchst lebendige Schilderung an Ort und Stelle würdigen lernen, ja als Maske im Corso fahrend, den lebhaftesten Antheil nehmen.[1] Schon damals war es meine Ueberzeugung, ich würde nun gewiß mit Ihnen zusammen treffen, und mein frommer Glaube hat sich bewährt; dies alles und noch mehr wurde mir bei jener Stelle lebendig, die mir beim ersten Lesen der Reise nicht aufgefallen war, und ich nehme um so weniger Anstand Ihnen so viel von mir zu sagen, als ich es nur in Bezug auf meine frühe unbewußte Verehrung für Sie mir erlauben darf.

Am Neujahrstag wurden einige Szenen aus Faust gegeben; mit dem Spaziergang fing man an. Als die Bürger vortraten, und der erste anfing zu sprechen: der neue Bürgermeister gefällt mir nicht, fing alles an zu lachen; einer von jenen unberufenen vorlauten Ruhestiftern wollte durch Zischen seine Mißbilligung zu erkennen geben; nun fing man an zu klatschen, bravo zu rufen, und die Stelle da capo zu verlangen, welches natürlich nicht geschah. Beide neu gewählten H. Bürgermeister waren zugegen, der jüngere lachte, der ältere H. Bürgermeister v. Malapert lachte nicht, und mag wohl seine Ursachen haben.[2]

Wenn mir bei dem wiederholten Lesen der neuen Ausgabe gar viele Lichter aufgehen, und in Schillers Briefen manches Räthsel gelöst wird, so bleibt doch zu Vielem das goldne Schlüsselchen nothwendig,

[1] Willemer war nach zuverlässigen Angaben einmal vor seiner ersten Vermählung, einmal 1796 und einmal 1808 in Rom gewesen, wo Marianne ihn als Pflegetochter begleitete. Frau v. Holbach-Andreä besitzt eine meisterhafte Federzeichnung, welche ihn darstellt als einen stattlichen jungen Mann, der durch die Campagna schreitet; diese Zeichnung gilt für eine eigenhändige Arbeit Chodowiecki's, der 1801 starb.

[2] Der neue jüngere Bürgermeister (für das Jahr 1830) war der Kaufmann Gottfried Scharff, der nachher viermal zum älteren gewählt wurde; der neue ältere dagegen gelangte nicht wieder zum Consulat.

was freilich Sie allein zu gewähren wiſſen; das Mährchen bleibt mir zum Theil verſchloſſen, auch was in den Briefen davon geſagt wird, macht mich noch neugieriger.[1] Die Weiſſagungen, wer die löſen vermöchte, ach, und vollends die Perſonenräthſel, die muß man ſchon verſchleiert laſſen, ich erfreue und tröſte mich an dem was mir klar, und andern ein Räthſel iſt. Jedoch will ich nicht in Abrede ſtellen, daß ein kleiner Fingerzeig über obige unverfängliche Gegenſtände höchſt wünſchenswerth ſeyn dürfte.

Nun will ich aber zum Schluſſe recht ernſtlich Ihre Verzeihung erbitten, denn meine Epiſtel iſt unbeſcheiden lange, ich habe ſo recht das Bedürfniß gefühlt mit Ihnen zu ſprechen als wenn Sie mir gegenwärtig wären, und das ſind Sie mir immer, und um ſo mehr, als ich zu meinem Geburtstage mit einem kleinen Abguß des überaus ähnlichen Standbildes von Rauch überraſcht wurde, es fehlt nur die Sprache; möge recht bald ein gütiger liebevoller Brief das Mangelnde ergänzen.

Willemer grüßt Sie herzlich, und ich bin und bleibe

die unveränderte

Mariane.

118.

Goethe an Marianne.[2]

Sie würden gewiß, meine Theuerſte, Ihrem liebenswürdigen letzten Brief noch manches Blättchen dieſe Zeit her haben folgen

[1] Im Briefwechſel beſonders von Schiller, Brief 96, und an anderen Stellen bis 137.

[2] Der Brief iſt mit einem Trauerrande verſehen wegen des am 14. Februar 1830 erfolgten Todes der verwittweten Großherzogin Louiſe. Noch an demſelben Tag machte Soret (aus Genf, ehemaliger Erzieher des Erbgroßherzogs) im Auftrag der regierenden Großherzogin einen Condolenzbeſuch bei Goethe, wobei dieſer äußerte: „Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen und wir haben wenigſtens nicht mehr mit der grauſamen Ungewißheit zu kämpfen.“ (Eckermann, Geſpräche. III. 292.) Während mancher Schwankungen der Krankheit hatte man auf Genesung gehofft; hierauf bezieht ſich eine Stelle in Mariannens nächſtem Briefe.

laſſen, hatten Sie Ahnung gehabt wie wohlthätig es mir würde geweſen ſeyn.

Erſt der Antheil an dem Unfall unſrer verehrten Frau Großherzogin, die Sorge für ihre Geneſung, die fort und fort ſchwindende Hoffnung ſie erhalten zu ſehen und zuletzt ihr Scheiden, verdüſterten ſeit Ende vorigen Jahrs Daſeyn und Umgebung. Schnee und Kälte drängten uns immer mehr ins Enge und erſt jetzt, da ſich die Natur wieder aufthut, fühlen wir uns einigermaßen befreyter und, wie man im Frühlinge reiſeluſtig wird, ſo ſendet man wenigſtens ſeine Gedanken dahin wo man einer liebevollen Aufnahme derſelben verſichert iſt.

Sie erhielten in dieſen Tagen ein kleines Paket das Ihnen die angenehmſte Pflicht auflegt, im Andenken eines angeeigneten Freundes, mit Pflanzen-Erziehung ſich zu beſchäftigen. Mögen dieſe fruchtbaren Blätter viele Wurzeln ſchlagen und, in reichlichen Keimen entfaltet, von der Freundin ſelbſt, auch vielleicht Freunden mitgetheilt, die Erinnerung an den Sendenden beleben und erhalten.

Ihre frühere Bekanntſchaft mit dem therig luſtigen mannigfaltigen Volksgedränge war mir höchſt erfreulich; auch bey uns wirken dieſe ſüdlichen Scherze ſeit langen Jahren immer fort dergeſtalt, daß mein eigenes mit Bildern ausgeſtattetes Exemplar mir abhanden gekommen. Sollten Sie aber ein gewiſſes Werk nicht kennen: „Abhandlung über die Comödie aus dem Stegreif und die italiäniſchen Masken nebſt einigen Scenen des römiſchen Carnevals von Profeſſor Francesco Valentini aus Rom. Mit 20 illuminirten Kupfern. Berlin 1826, bey C. W. Wittig“ ſo ſende ſolches zu heiterer Unterhaltung. Gern ſollte es Ihnen gänzlich als Erb- und Eigenthum überlaſſen ſeyn, wenn es meine Familie nicht als einen Hausſchatz anſähe, der jederzeit im Anfange des Jahrs ſeine Zinſen tragen müſſe. Auch diesmal wurde das Werklein ſo lebhaft benutzt, daß es dem Buchbinder zu übergeben war, um ſolches zu retten und wieder herzuſtellen; und in ſolcher neuer Kleidung ſteht es zu Dienſten.

Einige Auskunft über die Räthſel, welche in meinen kleinen Gedichten und den größern Werken vorkommen, ließe ſich anmuthig von Mund zu Mund, aber nicht wohl ſchriftlich mittheilen. Soviel

jedoch würde ſich durchaus ergeben, daß irgendwo ein Vorzüglichſtes, ſowohl der Innigkeit als der Dauer nach, auffallend entgegen träte.

Damit aber die heutige Poſt nicht verſäumt werde

eiligſt und treulichſt

unwandelbar

Weimar den 19. April 1830.

J. W. v. Goethe.

Anmerkung. Dem Briefe lag eine neue Sendung von Blättern der Pflanze Bryophyllum calycinum bei, mit der Zuſchrift (S. W. VI, 129):

Wie aus Einem Blatt unzählig
Friſche Lebenszweige ſprießen:
Mögſt in Einer Liebe ſelig
Tauſendfaches Glück genießen!

Im Juni 1830 erbat ſich Boiſſerée von München aus einige neue Blätter, da das aus früherer Gabe herſtammende Gewächſe zu Grunde gegangen; er erhielt auch am 23. Juli von Goethe eine friſche Sendung, aber aus dem botaniſchen Garten, mit der Bemerkung: „Eigene Pflanzen hab' ich ſo ſchön von unten herauf gezogen, daß ich es nicht über das Herz bringen kann, eins abzubrechen."

119.

Marianne an Goethe.

Den 24ſten April 1830.

Ich weiß es nicht auszudrücken, wie viele Freude mir das zierliche Buch und die herzlichen Worte machten, die es enthielt, und wenn ich die Wahrheit des alten Sprüchleins „warmer Dank, ſtummer Mund" recht innig fühle, ſo wünſche ich nur mich der Dollmetſcher bedienen zu können, die gewöhnlich die Sache des ſtummen Mundes mit ſo gutem Erfolg führen; ein dankbarer Blick, ein herzlicher Händedruck, das ſind mächtige Alliirte, wogegen die Feder hier nicht viel leiſten kann. Ich wende mich daher an Sie, mein theurer Freund, leihen Sie mir die Worte, meinen Dank auszuſprechen, ſagen Sie ſich alles, was Auge, Hand, Mund und Feder nur unvollkommen andeuten und was unausſprechlich iſt! Die Blätter jener wundervollen Pflanze ſind mit Erde bedeckt, mit Sehnſucht

ſehe ich der Entwickelung entgegen, möge der Segenswunſch, der ſie begleitete, Ihnen wie mir in Erfüllung gehen.

Geſtern erhielt ich Ihren Brief; die freundliche Erinnerung, warum ich nicht öfter geſchrieben, hat mich wirklich beſchämt. Wie oft gedachten wir der ernſten Zeit, in der Sie ein neuer Verluſt bedrohte![1] Frommann, der mir ſeine Verbindung anzeigte, gab mir von Ihrem Befinden die beſten Nachrichten; ich habe ihn gebeten, Sie freundlich zu grüßen, gerne hätte ich geſchrieben, allein da ich weiß, wie in ähnlichen Fällen Sie gerne allein und ungeſtört bleiben, wagte ich nicht, dieſe Stille zu unterbrechen.

Beiliegende Heftchen ſind Ihnen zum Theil wohl bekannt, in der Ungewißheit ſchicke ich ſie alle drei. Der Amerikaner iſt ein echtes Frankfurterkind, die beiden andern geben Zeugniß von dem harten Winter dieſes Jahres; das Moſeleis-Lied iſt von Clemens Brentano. Glücklicherweiſe blieb unſere Gegend von Unglücksfällen dieſer Art verſchont; für die Mühle hat der Eisgang zwar nachtheilige Folgen gehabt und viel Reparaturen nothwendig gemacht, die unteren Räume des Hauſes ſtunden ganz unter Waſſer und können bei den häufigen Regentagen nur langſam austrocknen; dieß hält uns trotz dem ſchönen Grün noch in der Stadt, wo wir ſehnlichſt auf einen heilſamen Oſtwind harren. Ueber Mangel an Wind können wir uns zwar nicht beklagen; wenn noch einmal ein ähnlicher weht, wie am 21ſten dieſes des Nachts zwiſchen 10 und 11, ſo fürchte ich, er holt noch das Uebrige von der Mühle, was die Waſſer ſtehen ließen; fünf Pappeln und einen ſchönen Kirſchbaum in voller Blüthe riß er mit der Wurzel aus, überhaupt hat dieſer Sturm beträchtlich geſchadet.

In einigen Tagen ſende ich ein Kiſtchen; möge ſein Inhalt Ihnen nur den zehnten Theil ſo viel Freude machen, als mir das liebe Päckchen gemacht, für das ich Ihnen wiederholt und immer wieder danken möchte!

Willemer grüßt herzlich und macht ſchon wieder Reiſepläne; vor der Hand gilt es nur einen kleinen Ausflug nach Mainz, aber ſpäter

[1] Die Zeit des ſchwankenden Befindens der leidem verſtorbenen Großherzogin. — F. J. Frommann, Sohn des berühmten Buchhändlers Carl Friedrich Ernſt Frommann in Jena, hatte ſich im Frühjahr 1830 verlobt.

sollen der Gotthard und das geliebte Chiavenna wieder besucht werden, wenn wir gesund und frohen Muthes bleiben. Dies wünscht Ihnen von ganzem Herzen

Ihre

Mariane.

Anmerkung. „Der Amerikaner. Scene aus dem Volksleben in einem Act vom Verfasser des Gräff" (Sauerwein). — Dieses Lustspiel in Frankfurter oder vielmehr in Sachsenhäuser Mundart erschien zuerst 1830 (spätere Auflagen 1836 und 1856) mit dem Motto aus Götz: „Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen." Das Werk, nach welchem sich der Verfasser bezeichnet, ist der „Gräff wie er leibt und lebt," eine Schulkomödie, aus welcher im Grimm'schen Wörterbuch manche Citate mitgetheilt sind. Der eigentliche Schöpfer der Frankfurter Lokalkomödie, Textor, Verfasser des „Protector", war ein richtiger Vetter Goethe's. — Das Gedicht „Moseleisgang-Lied" von Clemens Brentano behandelt eine Begebenheit schauervoller Gefahr und wunderbarer Rettung, welche letztere der Kraft des Gebets zugeschrieben wird. Es enthält in seinen vierundvierzig zwölfzeiligen Strophen einige ergreifende Schilderungen. Diesem Liede, dessen Ertrag für die wohlthätigen Zwecke des Frauenvereins in Koblenz, zunächst für die von jener Begebenheit durch den Eisgang schwer Betroffenen bestimmt war, sind vier Zeilen entnommen, die Brentano auch später verwandte:

„Geh' bettlin, armes Lied,
Geh' um von Thür zu Thür;
Sprich: diesem Haus sei Fried!
Daß Gott die Herzen rühr'."

In der Sammlung von Brentano's Gedichten steht das Lied unmittelbar hinter dem „an Frau M. v. W. auf der Gerbermühle bei Frankfurt" überschriebenen. — Das dritte der oben angekündigten Heftchen wissen wir nicht zu bezeichnen.

120.

Marianne an Goethe.

Den 14ten Mai 1830.

Zu gleicher Zeit mit diesem freundlichen Gruße wird mit einem Kästchen Hudhud sich einstellen, und sich nach seiner eigennützigen Art bestens zu empfehlen suchen; aus welchem Lande er besagtes Kästchen geholt und warum er so ungebührlich lange geblieben, mag er selbst erklären und entschuldigen; ich will ihm einen guten Empfang und einen liebevollen Blick herzlich gerne gönnen, obschon ich

d in dem Augenblick da der Aegypter den Israeliten mit
rmlosen Gastmahlen beschäftigt glaubt, wird eine umge-
rte sicilianische Vesper unternommen; der Fremde ermordet
n Einheimischen, der Gast den Wirth, und, geleitet durch
e grausame Politik, erschlägt man nur den Erstgebornen,
n, in einem Lande, wo die Erstgeburt so viele Rechte ge-
ßt, den Eigennutz der Nachgebornen zu beschäftigen, und
augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu
nnen. Der Kunstgriff gelingt, man stößt die Mörder aus,
statt sie zu bestrafen. Nur spät versammelt der König sein
er, aber die den Fußvölkern sonst so fürchterlichen Reiter
d Sichelwagen streiten auf einem sumpfigen Boden einen
gleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten
chtrab; wahrscheinlich mit demselben entschlossenen, kühnen
ufen, der sich bei dem Wagestück des allgemeinen Mordes
on vorgeübt, und den wir in der Folge an seinen grausamen
aten wieder zu erkennen und zu bezeichnen, nicht verfehlen
rfen.

Ein so zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüsteter Hee-
s- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land
r Verheißung wählen; der erste am Meere her, über Gaza,
r kein Caravanenweg und mochte, wegen der wohlgerüsteten,
egerischen Einwohner, gefährlich werden; der zweite, obgleich
iter, schien mehr Sicherheit und mehr Vortheile anzubieten.
ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai, von hier
konnte man wieder zweierlei Richtung nehmen. Die erste,
zunächst zum Ziel führte, zog sich am kleinen Meerbusen
n durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum
rdan; die zweite, quer durch die Wüste, wies auf Kades;
jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen
ten Weg hatte sich Moses wahrscheinlich vorgenommen, den

nicht läugne, daß ich recht gerne an seiner Stelle wäre und mich herzlich vergnügt in das Kästchen einsperren ließe, um als neueste Melusine zur gehörigen Zeit herauszutreten oder auch für immer darinnen zu bleiben.[1] Die Hoffnung auf den nöthigen Ostwind ist nicht zu Schanden worden und wir konnten nun endlich die Mühle beziehen, nicht ohne unsern gehörigen Tribut an Händehauchen und Frösteln zu geben, denn nach einigen schönen Tagen war es wieder sehr unfreundlich. Zwei herrliche Tage verlebten wir in Mainz, wo wir im Rheinischen Hofe, einem neuen Gasthof am Rheine, den herrlichsten Mondschein bewunderten. Besonders jene längst bekannte Walburgisnacht übte eine solche Gewalt, daß ich mich entschloß, nicht zu Bette zu gehen und die halbe Nacht am Fenster still und ruhig zubrachte, da Alles im Hause schlief. Den Rest bis zum frühen Morgen, wo wir abreisten, brachte ich noch so leidlich schlafend hin, indem ich mich auf ein Sopha setzte; und so kann ich wenigstens mich freuen, von dieser überaus schönen Nacht wenig oder nichts verloren zu haben. Morgen werden wir noch einmal nach Mainz gehen, um die Heinesetter noch zum letztenmale vor ihrer Reise nach Italien zu hören, und dann hoffen wir still und ruhig Besitz von der Mühle nehmen zu können, was bis jetzt immer noch nicht recht glücken wollte. Durch die vielen Reparaturen, die beinahe jeder Winter und um so mehr der diesjährige nöthig macht, müssen wir immer erst den Genuß verdienen; und es gemahnt mich fast wie in den Mährchen der Kampf mit Riesen, Drachen und Zwergen, ehe die Ritter ins Zauberschloß und zu der Prinzessin kommen.

Und dennoch ist es unvergleichlich schön auf der Mühle; der Anblick nach der Stadt und dem Gebirge läßt sich sogar nach dem Wasserreich auf der Mainzer Schiffbrücke bewundern. Es gibt eben gar zu viel schöne Räume in der Welt, doch nur einige schöne Orte!

Willemer grüßt bestens und hofft bald wieder von Ihnen zu hören. Beleben Sie unsre Einsamkeit durch einige Zeilen, die uns sagen, daß Sie wohl sind und gedenken

Ihrer

Mariane.

[1] Wanderjahre, drittes Buch.

121.

Goethe an Marianne.

Das ſchön gearbeitete, einem Kunſtfreund höchſt willkommene Käſtchen hätte freilich eine ſchnellere Erwiederung gefordert; doch ich bin wirklich, mitten im Continent, einem Schiffenden ähnlich, der bald von günſtigen Winden befördert, von Windſtille gefeſſelt, von widerwärtigen retardirt, wo nicht gar verſchlagen wird.

Mein zweiter Enkel, als er bei Eröffnung des Käſtchens das Vögelein ſah, erkannt' es zwar gleich, aus der frühzeitig ihm eingeprägten Naturgeſchichte, daß es ein Wiedehopf ſey; dabey blieb er jedoch nicht ſtehen, ſondern ſagte: „aber ich weiß, es iſt ein Liebesbote!“ Was ſagen Sie zu der Cultur unſrer zehnjährigen Knaben? es iſt eine hoffnungsvolle Nachkommenſchaft.

Eine ſchöne Mondennacht am Rhein gönne ich Ihnen von Herzen und theile die Empfindung als gegenwärtig, wie ich bey den Unbilden der Witterung gar öfters fürchte, der Sommeraufenthalt auf der Mühle möchte Ihnen oft verkümmert werden.

Mein Sohn iſt nach Italien gegangen und hat einige Tage im weißen Schwan verlebt, nicht ganz wohl und behaglich; und iſt daher zu entſchuldigen, den werthen Freunden frühere gute Aufnahme nicht verdankt zu haben. Der Vater hätte ſich in ſolchem Falle gewiß eine liebevolle Wartung erbeten.

Mögen Sie mir denn gelegentlich über die Sängerin Heinefetter einige aufklärende Worte ſagen. Ich ſprach dieſe Tage mit einem Kaſſeler Muſikus, welcher viel Gutes von ihr zu rühmen wußte, auch zugeſtand: ſie ſei aus einer guten Schule hervorgegangen. Was hat ſie gewonnen, ſeitdem ſie daraus entlaſſen worden?

Nun aber mocht' ich hoffen, denn eine ſolche Hoffnung verläßt den Autor niemals, daß Sie in der ſechsten und ſiebenten Lieferung meiner Werke etwas Anmuthendes gefunden haben. Meine Freunde ſind mir bey jedem Unternehmen der Art immer gegenwärtig und es gibt mir neuen Lebensmuth, wenn ich erfahre, daß es mir gelungen ſey, ſie zu erreichen.

Gar oft wird ein handſchriftlich Blättchen von mir verlangt,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03844/208

dagegen wird es immer unmöglicher, irgend ein Sprüchlein zu schreiben, das sich Jedermann und Niemand zu Herzen rechnen könnte. Deßhalb habe ich mich an die Allhelferin, die Lithographie, gewendet. Da ist denn doch ein für allemal gethan und nach Umständen läßt sich wohl eins und das andere an den rechten Mann bringen. Einige leg' ich bey; verlangen Sie deren mehrere, so werden sie gern folgen.[1]

Und nun, damit das Blat nicht verweile, die herzlichsten Grüße und Wünsche

Weimar d. 10. Juli 1830.

J. W. Goethe.

Anmerkung. Goethe der Sohn reiste in Begleitung Eckermanns am 22. April von Weimar ab, um sich nach Italien zu begeben. Der Dichter schenkte dem treuen Gefährten zum Abschied ein Stammbuch, worein er die Worte aus Hiob geschrieben: „Es geht vorüber eh' ich's gewahr werde und verwandelt sich eh' ich's merke." Am 24. langten sie in Frankfurt an, wo sie im Gasthaus zum weißen Schwanen wohnten; Eckermann schildert mit wahrer Bewunderung das Walten des feinen, gewandten, sprachkundigen Oberkellners (Gespräche II. 208). Am Abend des 25. sahen sie („wir", doch wohl auch August) den „Don Juan," wo das Publikum sehr geräuschvoll für und gegen Zerline Partei nahm. Die Reise ging über Mailand nach Genua, wo Eckermann sich zur Heimreise entschloß. Am 25. Juli Morgens vier Uhr sagten die beiden Reisenden vor dem Gasthaus in Genua einander das Lebewohl, welches das letzte sein sollte; sie stiegen sodann in zwei Wagen, der eine, um längs der Küste nach Livorno, der andere, um über Turin und Genf nach Deutschland zu gelangen.

122.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 18. Juli 1830.

Ihr Brief befreite uns von einer großen Sorge; durch einen Freund hörten wir einiges über die Folgen des für Weimar so nachtheiligen Gewitters; wir fürchteten, daß bei dem heftigen Andrang des Wassers das Gartenhaus an der Ilm bedroht und Sie, wenn

[1] Beigelegt waren Blätter mit lithographirten Emblemen nebst angefügten Versen von Goethe in Faksimile.

auch nicht in Gefahr, doch in Ihrer ländlichen Ruhe gestört und ein behaglicher Sommeraufenthalt verkümmert wäre. Durch die angedeutete Aehnlichkeit Ihres Zustandes mit einem Schiffenden läßt sich freilich auf einen Ueberfluß an Wasser schließen, da auch der Main ganz gegen seinen Charakter, ungestüm und gelb wie die Tiber, aufdringlich und zudringlich an der Terrasse vorüberfließt und nicht übel Lust bezeigte, sich in den Garten zu drängen; allein es schien als ob in Weimar sich die Wuth der Gewitter gebrochen habe, denn zugleich mit der Nachricht, daß Sie wohl und in der Stadtwohnung geborgen sind, hatten wir auch die Freude den Sommer wieder zu sehen, der die Gerbermühle für dieses Jahr zu fliehen schien. Einige ganz ausnehmend schöne Tage ließen uns bald die betrübten vergessen, und der Wunsch, Sie bei uns zu sehen, läßt sich nicht unterdrücken, je mehr uns in solcher schönen Stunde die Mühle geeignet scheint, Ihnen zu gefallen; wie es uns denn unglaublich schien, daß Ihr Hr. Sohn uns so nahe war und wir von seiner Gegenwart keine Ahnung hatten. Auch wäre es herrlich geweien, wenn Sie ihn begleitet, hier in Frankfurt seine Rückkehr abgewartet und die Heimreise wieder mit ihm gemacht hätten.

Wie freut es mich, daß Sie Wohlgefallen an dem Kästchen haben! Da nun Hudhud seinen Auftrag so gut ausgerichtet, daß selbst ein zehnjähriger Knabe nicht im Zweifel blieb, so mag es ihm vergönnt sein, das weitere zu berichten, daß er es in der Schweiz geholt und mir zur Prüfung hinterließ, wo freilich mit geringem Erfolg mich bemühte, das Innere mit Blumen und Ranken zu schmücken, was für einen Pfuscher in Handwerk und Kunst ein gewagtes Unternehmen ist; und somit ist es für die Aufnahme werther Briefe und Andenken bestimmt, und Hudhud möge ohne Vorliebe und Gunst als treuer Wächter seine Pflicht thun.

Ihr freundlicher Wunsch eines hellen Nachthimmels am Rhein ist uns erfüllt; auf der Schiffbrücke in Koblenz haben wir den herrlichsten Mondschein erlebt. Wir waren Tags zuvor in Ems, unser armes Röschen zu besuchen, das leider bei dem kalten Wetter und ihrem Zustand kein Heil finden konnte; sie wird nächstens zurückkehren und ich fürchte kränker als zuvor.

Die Heinesetter, nach der Sie so gütig sind zu fragen, hat mir

das letztemal in Wiesbaden, wo ich sie als Sextus hörte, sehr gut gefallen: in Mainz hörte ich früher die Desdemona und Rosine von ihr, und obschon ich gestehen mußte, daß sie viel gelernt und besonders an Geläufigkeit unendlich gewonnen habe, so schien es mir doch, als ob das ausschließende Bestreben, einer zwar eminenten Sängerin, Mad. Malibran, nachzueifern und sie wo möglich nachzuahmen, ihren eigenen Mitteln und Fähigkeiten Eintrag thue und sie auf den Irrweg leite, statt einer originellen Entwickelung, auf Stimme und Eigenschaften gegründet, eine fremde Individualität nachzuahmen, wogegen sich die eigene sträubt. Doch ist in deutscher Musik ein freieres und eigenes Bestreben von großer Wirkung und ihre überaus schöne Stimme entfaltet sich ohne Ueberlegung und Berechnung. Sie hat eine jüngere Schwester bei sich, die auch eine schöne Stimme hat; doch sind es jetzt vier Jahre, daß ich diese nicht gehört, die damals noch ein Kind war, aber großes Talent verrieth; sie hatte Hoffnung, vielleicht in Weimar anzukommen, doch ist mir das Nähere unbekannt. Kapellmeister Hummel, dem die ältere in Paris im Conzert sang, wird Ihnen die beste Auskunft geben können, um so mehr als er Sabinen noch als Anfängerin hier in Frankfurt hörte, und ihre Stimme ihm schon sehr gefiel.

Das Studium der letzten Lieferung hat mich in diesen traurigen Tagen auf die heiterste Weise beschäftigt; ich darf wohl sagen, das Studium, denn gewiß würden Sie gelacht haben, wenn Sie mein unabläßiges Vergleichen und Zusammenstellen der älteren und neuen Biographie mit den Briefen und andern Aufsätzen gesehen hätten; ich habe mir auch die Jahrszahlen bei verschiedenen bemerkt und suche mir so den Dichter und seine Werke immer mehr zu eigen zu machen; ich habe die Tage am Main und Rhein auf das neue durchlebt, konnte mich aber einer Bemerkung nicht erwehren: die Erwähnung jener Tage gleicht einem Liede, wozu nur einige die Melodie kennen, für die meisten bleibt es ungesungen. Da ich nun so glücklich bin, die schöne gefühlvolle Weise zu kennen, so schließen mir einige Worte einen Himmel von Erinnerungen auf, und so denk' ich mir noch viele Tage in diesen ruhigen und besonnenen Erzählungen, und man muß alle glücklich preisen, die so eine rührende Melodie zu den einfachen Worten kennen. Davon abgesehen hat mir die

Menge und die Vielseitigkeit Ihrer Studien Erstaunen und Bewunderung verursacht. Ach Gott, welch ein armes beengtes Leben führen so viele, wie wenigen ist es verlieben, sich und anderen klar zu werden, deren innere Ruhe weder durch eminentes Talent noch äußere verwickelte Ereignisse angeregt worden; und so erscheinen Sie mir immer bewunderungswürdig in der vollkommen ruhigen Uebereinstimmung Ihres eigenthümlichen und angeeigneten Werthes.

Die Nachricht, daß der Gotthard noch nicht vollendet, wird vielleicht unsere Reise verhindern; wir wollen ruhig abwarten, ob uns andres geboten wird. Für die Sprüchlein danke schönstens, und wage noch um einige zu bitten. Willemer empfiehlt sich Ihnen bestens und ich bin und bleibe

Ihre treu ergebene

Marianne.

123.

Goethe an Marianne.

Ihr ausführlicher Brief, meine Theure, kommt in dem Augenblick, wo noch ein paar Blätter der vermehrungslustigen Pflanze vor mir liegen, die ich alsobald einpacken kann. Die Worte Ihres Briefes: „Die Blätter sind mit Erde bedeckt" lassen mich befürchten, die ersten seien nicht zum Keime gekommen; nur die Hälfte des Blatts wird in die Erde gebracht, die andere bleibt frey, oben aufliegend, doch so, daß die Keimchen mit ihren Wurzeln die Erde berühren können. Verlangte Blättchen liegen bey; auf mich machen sie einen wunderlichen Effekt, wie eine Handschrift, die man verläugnen möchte und doch anerkennen muß.

Mehr sag' ich nicht, damit das Blatt fortkomme. Die Ueberschwemmungen haben meinen Garten nicht erreicht, die Umgebungen aber unerfreulich gemacht, so daß ich seit jener Zeit nicht hinabgekommen bin.

Möge alles Wohlergehen Sie am schönen Flusse umgeben und auch Sie auf einer zu unternehmenden Reise begleiten.

Mein Sohn hat die Lombardei mit Aufmerkſamkeit durchwandelt und wird nun Genua erreicht haben. Gedenken Sie meiner überall zum beſten. Nächſtens noch eine Anfrage und Anerbietung. Folgen Sie mir immer freundlich in meinen vergangenen Zuſtänden und Thätigkeiten, leſen Sie hie und da zwiſchen den Zeilen, was nicht auf dem Blatte ſteht und glauben mich immer

ſo geſchäftig als liebend

Weimar den 23. Jul. 1830.

J. W. v. Goethe.

124.

Marianne an Goethe.

Den 30. Juli 1830.

Verzeihung, lieber Freund, daß ich Ihrer freundlichen Vorſorge nicht zuvorkam, und das vollkommene Gedeihen der früheren Blätter berichtet habe; ein zierlicher Kranz von geſunden und üppig aufgeſchoſſenen Pflänzchen, die ſich ſchon zu einem kleinen Buſche vereinigt haben, bezeugt die Erfüllung deſſen, was Sie mir ſo liebevoll wünſchten. Unbegreiflich iſt es mir, daß ich in meinem letzten wohl zu langen Brief nichts davon erwähnte; und unglaublich ſcheint es, daß er die Worte: „die Blätter ſind mit Erde bedeckt“ enthalten ſollte, ohne deren Gedeihen zu bemerken; vielleicht ſchrieb ich es früher,[1] und meine Säumniß machte Sie glauben, ſie wären nicht angeſchlagen, ein Verſehen, das ich zu entſchuldigen bitte.

Die neuen Ankömmlinge ſind ſchon beſorgt, und ich denke einigen Freunden eine Freude damit zu machen; für die geſchriebenen oder vielmehr gedruckten Blätter vielen Dank, Ihre Hand läßt ſich nicht verkennen, aber ſie erſcheint wie eine Verſteinerung, die man glaub' ich Petrefacten nennt; ich thue nicht wenig groß mit dieſen Strophen, und es ſind mir auch ſchon zwei davon abgebettelt worden.

Nun aber zeigt ſich die Mühle in ihrem vollen Glanz, wir

[1] Im Brief 119, vom 24. April.

haben herrliche Tage. Schreiberin dieſes ſitzt auf der Terraſſe, und wenn wir noch in der guten Zeit lebten, wo ſich irgend eine Fee dann und wann den Spaß machte, gelegentlich den frommen Wunſch eines armen Menſchenkindes zu erfüllen, ſo ſäßen Sie ſchon längſt an ihrer Seite, und ſie ſchriebe höchſt gewiß an niemand, aber freilich müßten Sie es auch wünſchen. Die Reiſepläne ſind vorerſt ins Stocken gerathen, die Hitze ſchwächt in etwas die Begeiſterung; einſtweilen iſt es uns behaglicher auf unſerer ſchattigen Terraſſe, den unſchuldigen zu ſeinem ehrbaren Lauf zurückgekommenen Main, unſern ſtattlichen Feldberg mit wirklich italieniſcher Färbung zu beobachten, uns des erfriſchenden Bades zu erfreuen, als durch Sonnengluth und Staubwolken, in ein fernes Paradies zu eilen, und es in ſo gereiztem Zuſtand vielleicht gar nicht zu würdigen. Die Mondnächte ſind auch hier bezaubernd, bis Mittwoch gedenken wir auf dem Mühlberg den Vollmond zu feiern; gedenken Sie mein.

Vielleicht daß die anhaltende trockne Luft auch Ihrem Garten gedeihlich, Ihnen erlaubt, im Grünen dieſe heißen Tage zuzubringen; leider entbehre ich den Genuß, Sie in mir bekannten Räumen mit meinen Gedanken zu begleiten. Schon wieder iſt dies Blatt zu Ende, wie gerne behielt ich es noch, um mit Ihnen zu ſprechen, und doch kommt es ja in Ihre Hände.

Sind die Stachelfrüchte gut angekommen, oder haben ſie von der Hitze gelitten?

So ſchließe ich denn dies blätterreiche Blatt mit dem Wunſche, nicht zu vergeſſen

Ihre

Mariane.

Anmerkung. Eckermann traf am 8. Auguſt 1830 in Genf ein, wo er die erſten genaueren Berichte über den Verlauf der Juli-Revolution las. Hier erhielt er die Meldung, daß Auguſt von Goethe am Tage nach der Abreiſe von Genua bei einem Umſturze des Wagens das Schlüſſelbein gebrochen habe und in Spezzia krank liege. Er entſchloß ſich demnach, noch in Genf zu bleiben, um bei etwaiger Verſchlimmerung des Uebels wieder ſüdwärts zu reiſen. Am 28. Auguſt trafen von einem befreundeten Engländer, Sterling, durchaus beruhigende Nachrichten aus Spezzia bei Eckermann ein. Doch erſt am 21. September verließ er Genf und reiſte über Bern und Straßburg zunächſt nach Frankfurt. Hier erhielt er einen Brief Goethe's mit dem Datum „Weimar den 26. September", worin es heißt: „Ich lege für diesmal nur ein Blättchen an Herrn und Frau Geh. Rath v. Willemer

den, welches ich baldigſt abzugeben bitte. Sie werden ein paar Freunde finden, die im edelſten Sinne mit mir verbunden ſind und Ihnen den Aufenthalt in Frankfurt nützlich und angenehm machen können." Wir laſſen die kleine Zuſchrift zunächſt folgen.

125.

Goethe an Willemer und Frau.

Herr Dr. Eckermann wird dieſes Blättchen überreichen; ich empfehle ihn als einen geprüften Haus- und Seelenfreund, als den Begleiter meines Sohnes bis Genua. Er wird gar manches zu erzählen haben, und auch von mir und meinen Zuſtänden genau Rechenſchaft zu geben wiſſen.

Mit möglichſter Entſchuldigung verſäumter Rückſchrift und ſchuldiger Dankworte für die mir und anderen, auch der Jugend höchſt willkommenen Sendungen. Nach beſeitigten mannigfaltigen Hinderniſſen, bald möglichſt das Weitere.

In alter Treue und Anhänglichkeit

Weimar, d. 26. Sept. 1830.

J. W. v. Goethe.

126.

Goethe an Willemer und Frau.[1]

In dieſen Tagen habe ich dem guten Dr. Eckermann, einem treuen Haus- und Studienfreunde, der meinen Sohn bis Genua begleitete und von da wieder zurückkehrte, ein Blättchen an meine theuren Freunde geſendet, bin aber zweifelhaft, ob er dort angekommen, und, wenn er ankam, ob er die paar Worte abgegeben hat. Junge Leute ſind wunderlich, waren wir's doch auch.

Hundertmal ſind meine Gedanken bei Ihnen geweſen; nun aber

[1] Dieſen Brief, wie Nummer 3, geben wir nach Dr. Eduard Rüppells Abſchrift.

zweiten hingegen einzulenken scheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu seyn, wie wir zunächst wahrscheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düsteren Stimmung gesprochen haben, in die uns die Darstellung der diesen Zug begleitenden äußeren Umstände versetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von seinem Gott hingewiesen worden, breitet nicht mehr sein goldenes Gezelt über uns aus; anstatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt sich ein unzählbares Volk, mißmuthig in einer traurigen Wüste. Alle fröhlichen Phänomene sind verschwunden, nur Feuerflammen erscheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Busche Mosen berufen hatte, zieht nun vor der Masse her, in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkensäule, Nachts als ein Feuermeteor ansprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's schrecken Blitz und Donner, und bei gering scheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speise und Trank ermangeln immer aufs neue, und der unmuthige Volkswunsch nach Rückkehr wird nur bänglicher je weniger ihr Führer sich gründlich zu helfen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro seinem Schwiegersohn entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Noth im Vaterzelte verwahrt gewesen, und beweis't sich als einen klugen Mann. Ein Volk wie die Midianiter, das frei seiner Bestimmung nachgeht, und seine Kräfte in Uebung zu setzen Gelegenheit findet, muß gebildeter seyn, als ein solches, das unter fremdem Joche in ewigem Widerstreit mit sich selbst und den Umständen lebt; und wie viel höherer Ansichten mußte ein Führer jenes Volkes fähig seyn, als ein trübsinniger, in sich

finde ich einen ruhigen Augenblick, der mich befähigt, es auszusprechen. Das gewaltige Pariser Erdbeben, das ganz Europa erschüttert, nöthigt einen Jeden, nach seinen Mauern zu sehen, ob nichts reißt, und nach seinen Dächern, ob nichts den Einsturz droht.

Auch uns sind die Unruhen nahe genug gerückt; bis Jena muß ich bekennen. Doch hat sich alles, ohne bedeutenden Schaden, durch ernste Vorsicht und mäßige Vorkehrungen ins Gleiche gestellt. Alsobald will ich daher für das liebenswürdige Andenken und die wiederholten Sendungen zum schönsten danken, die ich mit Freunden und Kindern als seltene Gaben heiter genießen kann.

Möge die Witterung in jenen freyen Gegenden Ihre Sommer- und Herbsttage besser begünstigt haben, als uns im hügelreichen Thüringen. Nur sparsam konnte man irgend einer Gartenanmuth genießen, nur selten eine Landpartie wagen; doch muß ich gestehen, mir ist in meinem Hause viel Erfreuliches geworden, vielfache Sendungen von alten und neuern Kunstwerken, da ich denn auch noch des anmuthigen Frauenpaars zu gedenken habe, welches mir zum 28. August gar liebenswürdig erschien.

Meine werthen Frankfurter Freunde haben mich mit bedeutenden Gaben überrascht: einem geschmackvoll bedeutenden Becher mit würdigem Weine.[1]

Unter den Theilnehmern, die mir verrathen wurden, befindet sich auch Hr. Bürgermeister Thomas, der Ihnen so nah steht, daß ein freundliches Wort durch Sie am wärmsten zu ihm gelangen kann. Sagen Sie ihm ausdrücklich, damit es auch die übrigen Freunde vernehmen, wie sehr mich dieses Andenken erfreut hat, und wenn es gleich meinem Alter nicht mehr zuträglich sein will, aus solchen Pokalen Bescheid zu thun, so ist es doch ein angenehmer

[1] Goethe an Zelter, Brief 740: „Die Frankfurter Gönner und Freunde haben mir zum Geburtstag einen bedeutenden silbernen Becher und viele Flaschen guten Weins gesendet, mit Verslein in Bezug auf die General-Beichte." Auch Goethe's „Erwiederung der festlichen Gaben, angelangt von Frankfurt am 28. August 1830," die mit den Zeilen beginnt:

Pflegten wir krystallen Glas
Rasch mit Schaum zu füllen,

ist im Versmaß der Generalbeichte abgefaßt. (S. W., VI. 37.)

Anblick, die rüſtigen und muntern Jüngern, auch nur durch ein beſcheidenes Rippen, zur Fröhlichkeit aufzufordern.[1]

Ferner darf ich auch wohl unter die günſtigen Ereigniſſe der vergangenen Monate zählen, daß ich von werthen alten Freunden und ſonſt würdigen Perſonen fleißig beſucht worden, wodurch man zum Gefühl kommt, daß Zeit und Raum immer mehr ins Enge gebracht wird. Ein junger Mann, der vor acht Tagen aus London abging, im Norden von Deutſchland gute Geſchäfte gemacht hatte, nach Verlauf einer Woche alſo bei mir eintraf und flugs wieder zu Hauſe ſein wollte, gab mir einen recht deutlichen Begriff, wie es jetzt in der Welt ſchnell hergeht. Sowie die höchſten Gebirge gleichfalls leicht meabel ſind, und man jetzt in offener Kaleſche bequem dahin fährt, wo wir mühſeligen Fußgänger mit Maulthieren um die Wette mühſelig ſteigen mußten und, in den Tiefen neben an, vom Waſſerſchaum beſprützte Drachenhöhlen zu befürchten hatten.[2]

Leider ſind dieſe Leichtigkeiten der Bewegung nicht in die Jahre meiner Mobilität gefallen, ſonſt hätten die Freunde an den ſonnigen Ufern des Maynſtroms mich dieſe Jahre her gar öfters eintreffen ſehen. Und ſo fort an aus der Ferne treu angehörig

J. W. v. Goethe.

127.

Marianne an Goethe.

Frankfurt a. M. den 27. Oktober 1830.

Vor wenigen Tagen verließ uns Hr. Dr. Eckermann, der, während ſeines Aufenthaltes faſt immer unpäßlich, nur den letzten Tag vor

[1] Thomas ſelbſt hatte den 28. Auguſt nicht in Frankfurt, ſondern in München verbracht, wo er und ſein Schwager Jean Andreä den Abend von Goethe's Geburtstag mit Boiſſerée, Schelling und Anderen feſtlich begingen; die beiden Schwiegerſöhne „erzählten einmal wieder ausführlich von unſerer kleinen Müllerin.“ Frau v. Schelling ſcheint den Haupt-Trinkſpruch ausgebracht zu haben. (Sulpiz Boiſſerée, II. 541.)

[2] Die neue Sanct-Gotthardſtraße durch das Reußthal über die Paßhöhe und ſüdlich abwärts durch das Val-Tremola nach Airolo war im Spätſommer 1830 fertig hergeſtellt worden.

seiner Abreise auf einige Stunden in unserem Hause war.[1] Wir erneuerten die alte Bekanntschaft um so schneller, als gleiche Liebe und Anhänglichkeit für den theuren Freund schon die frühere erleichterte; sonst mag er etwas Scheues und Zurückhaltendes in seinem Wesen haben, das mich, ich weiß nicht warum, an Chladni erinnert;[2] nur war dieser komisch entschiedener, Eckermann hat (für mich vielleicht nur) etwas Räthselhaftes; er versprach mir, Ihnen sogleich zu schreiben und zu bezeugen, mit welcher Liebe wir des Freundes gedenken.

Das schöne Herbstwetter begünstigte die Feier des 18. Oktobers, die sich die Frankfurter Bürger nicht wollten schmälern lassen, obschon man anfangs gerathen fand bei diesen bedenklichen Zeiten das Schießen einzustellen; der Senat hatte sogar Sorge getragen, daß als bei Gelegenheit der neuen Wasserleitung die Arbeiten bis an den Paradeplatz gelangten, ein für die Feier des Tages recht anständiger Platz dekorirt werden, und das Wasser in einem wirklich sehr schönen Springbrunnen seine anerkannt kühlende und besänftigende Wirksamkeit bewähren sollte; allein mit diesem Aequivalent waren die Bürger nicht zufrieden, sie wollten auch Feuer haben, und es wurden Boten in die Umgegend geschickt mit der Weisung, daß es diesmal mit dem Schießen nur Spaß wäre; man behielte sich die Theilnahme auf ein andermal vor. Und so wurde denn das Fest durch Feuer und Wasser mit nicht geringer Selbstzufriedenheit verherrlicht.[3]

Meinem Schwiegersohn Thomas theilte ich die freundlichen Worte mit, die Sie an die Sender des Pokals, und namentlich an ihn gerichtet; er dankt herzlich für Ihr gütiges Andenken. Zugleich muß

[1] Eckermann verweilte eine Zeitlang in Frankfurt, dann in Kassel, von wo er sich nach seinem Heimathlande Hannover begab; gegen Ende Octobers kam er nach Nordheim und trat von hier erst am 20. November die Rückreise nach Weimar an.

[2] Chladni, insbesondere durch seine akustischen Forschungen berühmt, mit Goethe bekannt und mit Zelter nahe vertraut, war 1827 zu Breslau gestorben. In frühen Jahren war er durch Reisen, sowie durch Vorlesungen, die er in vielen Städten hielt, den wissenschaftlichen Freunden der Tonkunst weithin bekannt geworden.

[3] Der 18. October war vom Jahre 1817 an für die freie Stadt Frankfurt Constitutionsfest, indem an dem gleichen Tag 1816 die neue Verfassung beschworen worden war; er wurde in diesem Sinne mit altbürgerlichem, auch militärischem Gepränge bis zum Eintritte der Veränderungen, also zum letztenmal 1847, gefeiert.

ich bekennen, daß ich von ihm und Andreä schon seit einigen Wochen beauftragt wurde, Ihnen bei Gelegenheit beiliegende Büchlein zu senden. Als beide diesen Sommer bei ihrem Aufenthalt im Bad Gastein den Verfasser als einen liebenswürdigen Mann kennen lernten, kam bei seiner großen Verehrung für Sie sehr bald die Rede auf die Vergünstigung der sich meine Schwiegersöhne rühmten, Sie persönlich zu kennen, und auf die noch größere ihres Mütterchens, wie sie mich nennen, mit Ihnen im Briefwechsel zu stehen. Jean erbot sich mit vieler Selbstgefälligkeit die Broschüre zu richtiger Uebersendung mitzunehmen, und ich erledige mich meines Auftrages mit dem Wunsche, es möge sich ein zweiter Pole in Weimar finden, der Ihnen die Huldigung des einen in gutes Deutsch übersetzen kann, denn so viel ich weiß sind Sie dieser Sprache nicht so gewiß als so vieler andern.

Bettine Arnim war hier, und brachte durch eine wirklich geniale Zeichnung, die sie dem König von Bayern bestimmt, unsre kleine Künstlerwelt in Verwirrung; Jeder mochte wohl fühlen daß er nicht im Stande sei etwas ähnliches zu machen, die Composition ist ganz herrlich. Versäumen Sie nicht sie bei Bettinens Durchreise sich zeigen zu lassen, ich bin überzeugt, Sie lassen ihr Gerechtigkeit widerfahren. Philipp Veit ist angekommen, und das Städel'sche Institut wird nun seine Zeitrechnung mit ihm anfangen; er soll ein liebenswürdiger Mann und ein wackerer Künstler seyn; ich fürchte nur er ist über den Bau des neuen Institutes aus einem alten Hause so erschrocken, daß er lange braucht um sich zu erholen. Es ruht der Fluch des Philisterthums auf der Anstalt, sie wird niemals gedeihen.[1]

Aus der beiliegenden Bagatelle werden Sie ersehen, wie sanft die guten Frankfurter und wie zahm ihre Karikaturen sind; freilich hat es nicht an eindringlichen Bemerkungen gefehlt; so fand man eines Morgens ein Blatt am Römer, worauf die einfachen Worte standen:

Kommt auf fünfzehn Kreuzer das Brod,
Schlagt den Senator B.... todt;

und mehrere dergleichen energische Denksprüche; allein Alles blieb ohne Folgen und wird es auch so Gott will bleiben.

[1] Philipp Veit war Director des Städel'schen Kunstinstituts 1830 bis 43.

Sie waren so gütig mir von einem Werkchen über italienische Masken zu sagen, welches Sie mir zur Durchsicht anvertrauen wollten; wenn es Ihnen genehm wäre es mir zu senden, so würde ich es mit vielem Danke, in so viel Zeit als Sie bestimmen mögen, wieder zurücksenden. Ferner ersuche ich Sie, mir den Verlag der Mayer'schen Ansichten Graubündtens zu nennen; ich glaube kaum daß man sie hier in den Kunsthandlungen findet; sie sind wohl in Karlsruhe bei Velten erschienen?

Heute zum erstenmale sind wir nicht ohne Feuer; bisher war die Sonne noch warm und freundlich, und die Beleuchtung im Walde bei dem wohlerhaltenen Laub der Bäume unbeschreiblich schön. Die Färbung war wie durch ein Prisma durch alle Abstufungen des dunkelsten Grüns bis zum feurigsten Roth glühend und schimmernd von dem beinahe heftigen Lichte der Abendsonne. Wir waren auch in den letzten vierzehn Tagen beinahe den ganzen Tag im Wald, wo ich mir denn zum Schluß einen tüchtigen Katarrh geholt habe.

Nun darf ich Sie nicht länger belästigen; nur erlaube ich mir noch die Frage, ob ich Ihnen einige Krüge Mostient schicken darf; ich weiß nicht ob der letzte ganz nach Ihrem Geschmacke war, ich würde sonst mir Mühe geben eine bessere Sorte zu erhalten.

Willemer empfiehlt sich Ihnen bestens.

Mit treuer Anhänglichkeit

Ihre

Marianne.

Anmerkung. An dem Tage, dessen Datum der vorstehende Brief trägt, starb zu Rom August v. Goethe. In Spezzia hatte er nach dem Wagensturz einige Wochen lang seine Genesung abgewartet; sie verzögerte sich, indem ihn zu der Verletzung noch eine Hautkrankheit befiel. Hierauf war er nach Livorno, von da nach Neapel gereist; an seines Vaters Geburtstag wohnte er zu Pompeji der Ausgrabung jenes Hauses bei, das von diesem Umstande den Namen Casa di Goethe erhielt. In Rom wurde er aufs Freundlichste empfangen; doch zeigte sich in seinem Benehmen etwas krankhaft Hastiges. Er wurde auf dem Ruheplatze so mancher in Rom verstorbenen Protestanten beigesetzt, welcher im Volksmunde „Kirchhof der Engländer" (cimitero dei Inglesi) heißt; derselbe liegt nächst der Pyramide des Cestius, „an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war." (Goethe an Zelter. VI. 160.)

128.

Goethe an Marianne.[1]

Gefällig zu gedenken.

Auf dem Frankfurter Weihnachtsmarkt werden gewiß ſolche Käſtchen zu haben ſeyn, worin mancherley Geräthſchaften zu Taſchenſpieler-Künſten mit Anweiſung zum Gebrauch beyſammen ſind. Nun wünſchte ein ſolches, und zwar wie es einem Anfänger, einem Knaben von 12 Jahren genügen könnte, wohlgepackt, baldigſt durch die fahrende Poſt, mit beygelegter, alſogleich zu bezahlender Rechnung zu erhalten.

Weimar den 2. November 1830.

J. W. v. Goethe.

129.

Goethe an Marianne.

Die luſtigen Italiäner ſendete ich auf Ihren Wink, meine Theuerſte, alſobald ab und füge nur hinzu: Sie mögen einige angenehme Unterhaltung und Erinnerung durch dieſe neckiſche Leutchen gewinnen! Wenn ſie in der Hälfte Januars wieder zu mir kommen, ſo treffen ſie juſt in die Epoche wo man ihrer bedarf, weil man denn doch immer den vergebenen Verſuch erneuert ſo neckiſch zu ſeyn wie ſie. Da gehörten denn aber freylich leichtere Glieder und Gemüther, in einer behaglichen Atmoſphäre dazu.

Den guten Eckermann hätt' ich Ihnen näher bekannt gewünſcht. Das Problematiſche an ihm löſt ſich auf, wenn man erkennt, daß er eine einfach reine Seele iſt, die mit ſich und der Welt ebenfalls gern rein ſeyn möchte. Wie wenige jedoch gelangen dazu! Ein Weſen wie das ſeinige kann ſich nur nach und nach offenbaren.

[1] Auf ein vereinzeltes Quartblatt geſchrieben.

Ich weiß nicht genug zu danken für die von Zeit zu Zeit überſendeten Stachelgewächſe; ſie halfen mir manchen freundlichen Mittag erheitern. Wenn man die Früchte beſſerer Climaten genießt, ſo wird man augenblicklich hinüber verſetzt und die Einbildungskraft erhöht den Genuß.

Ebenſo ſoll auch der zugeſagte Senf willkommen ſeyn; welchem allem ich aber noch einen Wunſch hinzufüge. Mein Arzt verlangt ich ſoll manchmal von eingemachtem Ingber etwas genießen, wie wir ihn ſonſt aus Indien von holländiſchen Gönnern erhielten. Dieſe Quelle verſiegte nach und nach, gewiß aber werden die Frankfurter Conditor dergleichen ebenſo gut bereiten. Mögen Sie ein Glas oder Töpfchen mir einpacken laſſen, ſo denken Sie dabey daß Sie mich oft bey Deſſert erfreuen.

Boiſſerée erfuhr jetzt erſt, durch jene werthe Reiſende,[1] daß ſeit jenen ſchönen Zeiten immer noch eine Ordinari Poſt zwiſchen der Mühle und Weimar im Gange ſey. Der Gute ſcheint nicht geahnet zu haben, daß es außer Hrn. von Nagler noch treffliche Poſtdirectoren giebt, ja man kann behaupten daß ihn Hudhud mitunter beſchäme.

Mein Sohn hat auf eine eigene Weiſe, mit Heil und Unheil, zu Land und Waſſer, ſeine Reiſe über Neapel nach Rom vollbracht, von da er nun wohl ſachte zurückkehren wird.

Sterne hat uns Beywörter von allerley Reiſenden gegeben; ich möchte dieſen den Kühnen, Vollſtändigen benamſen; wenn er zuletzt glücklich nach Hauſe gelangt ſo ſoll er willkommen ſeyn. Er hat alles geſehn und durchgeſchaut woran ich vorüberging. Die Aufgabe die auf mir lag war freylich bedeutend. Sie haben wohl in meinem kleinen Büchlein, vielleicht auch da oder dort, den Zuſtänden, in welchen ich mich befand, einige Aufmerkſamkeit geſchenkt.

Nun aber wollen wir abſchließen damit jene luſtigen Vögel nicht einen allzugroßen Vorſprung gewinnen.

[1] „Reiſende" iſt Plural und Masculinum; gemeint ſind die Herren Andreä und Dr. Thomas, die Ende Auguſt in München waren. Sulpiz ſchrieb damals an Goethe: „Es freute mich zu hören, daß Sie mit der liebenswürdigen Freundin ſtets ein treffliches Verhältniß unterhalten." (S. B., II, 541.)

Noch eine Frage: Haben Sie den berühmten Berliner Prachtaufzug Lallarukh,[1] der vor einigen Jahren aufgeführt wurde, schon gesehen? Wo nicht so soll er, wenn jene Hasenfüße zurückkehren, ungesäumt in aller seiner Herrlichkeit vor Ihnen auftreten. Zugleich auch eine gränzenlose Ritterschaft welche nicht schlecht paradirt und sich zwar modern doch dem Mittelalter genugsam angenähert erweisen wird.

und so fortan!

Weimar d. 9. Nov. 1830.

Goethe.

130.

Goethe an Marianne.

Meinem letzten Schreiben gegenwärtiges nachzusenden, veranlaßt mich eine häusliche Verlegenheit. Ich bedarf diesen Winter einen Fußteppich; die von Leipzig eingegangenen Muster sind alle zu prächtig und bunt und würden das Zimmer zum Zimmer hinausjagen.

Wollten Sie deshalb mir einige Muster der allerbescheidensten Fußteppiche zusenden, weder auffallend durch Farbe noch Dessin, so mäßig daß man gern drauf hingehen mag und daß es die übrigen Möbels nicht beschämt, so thun Sie mir einen sehr großen Gefallen und geben Gelegenheit zu freundlichem dankbaren Erinnern.

Mehr sag ich heute nicht und wünsche das schönste und beste Behagen. Nächstens, wie ich hoffe, manche freundliche Mittheilung. Eckermann wird in diesen Tagen wieder bey uns eintreffen.

Und so fortan!

treulichst

Weimar, den 11. Nov. 1830.

Goethe.

[1] Lalla Rookh, nach Motiven aus der bekannten Dichtung von Thomas Moore. – Welchen Scherz Goethe mit der „Ritterschaft" im Sinne hatte, ist nicht bestimmt anzugeben; die Sendung wird später unter der Bezeichnung von „Festbildern" nochmals angekündigt.

Erläuterung.

Wahrscheinlich am Tage der Absendung dieses Schreibens kam die Nachricht vom Tode des jüngeren Goethe nach Weimar. Zelter vernahm sie am 13. in Berlin „von dritter Hand," nachdem er eben einen Brief heiteren Inhalts an den Vater auf die Post gegeben hatte. Es ist für die damaligen Verhältnisse bezeichnend, daß Eckermann noch eine volle Woche ohne Ahnung des Vorgefallenen in Nordheim zubrachte. Am 20. November begab er sich auf die Heimreise und übernachtete zunächst im Gasthaus zur Krone in Göttingen. Da er an der Gastafel äußerte, er sei nach Weimar unterwegs, bemerkte ihm der bekannte Wirth Bethmann gesprächsweise: daß doch der große Dichter Goethe in seinem hohen Alter noch ein schweres Leid habe erfahren müssen, indem, wie er heute in den Zeitungen gelesen, sein einziger Sohn in Italien am Schlage gestorben sei. Eckermann reiste am nächsten Morgen ab und traf am 25. November Abends bei Goethe ein. Marianne hatte bei Absendung des nächstfolgenden Briefes wohl schon genauere Kunde von dem Todesfall, dessen sie keinerlei Erwähnung thut; war doch derselbe in den Frankfurter Zeitungen bereits am 10. gemeldet worden.

Am 16. November richtete Fräulein Alwine Frommann in Jena einen Brief an Marianne, welcher unserer Sammlung beiliegt. Derselbe ist in sehr dicht gesetzten Zeilen auf ein Stammbuchblatt geschrieben, dessen sämmtliche Ränder noch mit Beischriften ausgefüllt sind, also schwer zu lesen. Doch gibt er die deutlichste Vorstellung von jenen ernsten und trüben Tagen, wo Goethe an Zelter schrieb: „Hier nur allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht halten;" ferner: „Der Körper muß, der Geist will."

Wir geben den Brief unverkürzt und bemerken noch, daß Alwinens Mutter Johanna, geborne Wesselhöft, am 9. September gestorben war.[1]

Alwine Frommann an Frau Geheimeräthin v. Willemer.

Vielleicht kann es Ihnen einige Beruhigung geben, verehrte Freundin, wenn ich Ihnen sage, daß ich Goethe am Sonnabend selbst gesehen und ihn körperlich leidlich wohl gefunden — am Mittwoch[2] Abend hat er die

[1] Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. Jena 1870. S. 113.

[2] Wohl am Donnerstag, der Mittwoch fiel auf den zehnten.

Nachricht erfahren durch den Geheimerath v. Müller, dem sie Kestner und ein Maler Preller aus Rom geschrieben; Letzterer hat August die drei Tage, wo er krank lag, gepflegt. Auch sind noch mehrere Briefe aus Rom angekommen, die bestätigen, daß Scharlach und zuletzt ein Nervenschlag sein schnelles Ende herbeigeführt. Goethe spricht fast mit niemand darüber: mit seinem Arzt, Geheimerath Müller, Röhr und vielleicht noch Wenigen, mit Ottilien fast gar nichts, welches eine große Qual für sie ist, da sie aufs heftigste erschüttert ist, doch ist er sehr freundlich gegen sie und hat sie viel um sich; Mittags ißt sie mit den Kindern bei ihm, seit August weg ist, und auch Abends läßt er sie jetzt meistens einige Stunden zu sich kommen; sie beklagt sehr, nicht über Kunstsachen mit ihm sprechen zu können, da er sich auch jetzt damit am meisten beschäftigt; alles hofft für ihn, daß Zelter kommt. Mich hat sein Anblick tief erschüttert und während er an seinem Geburtstag, wo ich auch bei ihm zu Mittag war, so heiter und liebenswürdig war wie seit Jahren, saß er jetzt oft ganz versunken da; dann wollte er wieder freundlich mit uns sprechen, man fühlte aber die Anstrengung. Oft sah er die Kinder wehmüthig an und sagte „Ihr armen Kinder" — es schnitt mir durchs Herz, auch schien er mir unwohl, Ottilie sagte aber, sie finde ihn wieder besser als vor einigen Wochen. Er sieht ziemlich viel Besuch — das traurigste ist, daß alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater, selbst wenn er auch nicht alles wußte, fühlen müssen, daß dies das mildeste war, was geschehen konnte.[1] Denken Sie freundlich unser, wir sind gesund, mein armer Vater fängt doch an gern zu arbeiten und ich finde ihn auch etwas heitrer; mir ist so viel Liebe geblieben, das fühle ich so tief und doch ist meine Seele so einsam, mit ihr war ich auf der Welt am innigsten verbunden und wer entbehrte das, ohne die schmerzlichste Leere zu fühlen? Gott sei Dank, daß sie meinen Bruder so glücklich sah und daß ihr Ende ohne Schmerzen war; ihr Bild bleibt uns rein, sie wünschte so sehnlich immer, schnell zu sterben, ehe sie von Krankheit und Altersschwächen zu sehr gebeugt uns nicht mehr hätte sein können, was sie uns so ganz und so gern war. — Sollte Goethe krank werden, so werde ich es Ihnen gleich schreiben; hoffentlich überwindet er auch dieses mit seinem starken Geist und Körper und lebt so Vielen, vor allen Ottilien und den Kindern noch zum Trost und zur Wohlthat. Möchten Ihnen freundlichere Tage

[1] Merkwürdige Aufschlüsse über Goethe den Sohn gibt Holtei in seinen Denkwürdigkeiten, die unter dem Titel „Vierzig Jahre" zu Berlin erschienen, 1843—50, dritte Aufl., 1864.

ſelbſt verſchloſſener, rechtſchaffener Mann, der ſich zwar zum Thun und Herrſchen geboren fühlt, dem aber die Natur zu ſolchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge verſagt hat.

Moſes konnte ſich zu dem Begriff nicht erheben, daß ein Herrſcher nicht überall gegenwärtig ſeyn, nicht alles ſelbſt thun müſſe; im Gegentheil machte er ſich durch perſönliches Wirken ſeine Amtsführung höchſt ſauer und beſchwerlich. Jethro giebt ihm erſt darüber Licht, und hilft ihm das Volk organiſiren und Unter-Obrigkeiten beſtellen; worauf er freilich ſelbſt hätte fallen ſollen.

Allein nicht bloß das Beſte ſeines Schwähers und der Iſraeliten mag Jethro bedacht, ſondern auch ſein eigenes und der Midianiten Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moſes, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter ſeine Diener, unter ſeine Knechte noch vor kurzem gezählt, nun entgegen, an der Spitze einer großen Volksmaſſe, die, ihren alten Sitz verlaſſend, neuen Boden aufſucht und überall wo ſie ſich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun konnte dem einſichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächſte Weg der Kinder Iſrael durch die Beſitzungen der Midianiter gehe, daß dieſer Zug überall den Heerden ſeines Volkes begegnen, deſſen Anſiedelungen berühren, ja auf deſſen ſchon wohleingerichtete Städte treffen würde. Die Grundſätze eines dergeſtalt auswandernden Volks ſind kein Geheimniß, ſie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerſtand, und in jedem Widerſtand ſieht es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt iſt ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick um das Schickſal zu überſehen, dem die Völker ausgeſetzt ſeyn würden über die ſich eine ſolche Heuſchrecken-Wolke herabwälzte. Hieraus

bevorſtehen, als Sie erwarten, dies iſt mein inniger Wunſch. Mit Anhänglichkeit Ihre Alwine Frommann.

(Auf dem Rande der Vorderſeite links.)

Die Enkel ſind viel um Goethe und hängen ſehr an ihm.

(Rechts.)

Auguſt hatte ſeinen letzten Willen aufgeſetzt, auch die Vormünder ſeiner Kinder beſtimmt und alles geordnet.

(Auf den Rändern der Rückſeite.)

In Eile. Jena den 16ten Nov. 1830.

Perſonalien. A. Keſtner, hannöver'ſcher Legationsrath, Miniſterreſident in Rom, ein Sohn der aus Werthers Leiden berühmten Lotte, ſtarb im Jahr 1853. In der Literatur iſt er ehrenvoll bekannt als Herausgeber des Werks: „Goethe und Werther"; (zweite Auflage, Stuttgart und Augsburg, bei Cotta, 1855). — Friedrich Preller der Meiſter der Bilder zur Odyſſee, geboren 1804 zu Eiſenach, war als Knabe Zögling der Zeichenſchule in Weimar unter Meyer. Zur Zeit dieſes Briefes hatte er bereits einige Jahre in Rom verweilt; nach ſeiner Zurückkunft trat er an Meyers Stelle bei der Kunſtſchule als Zeichenlehrer ein.

131.

Marianne an Goethe.

Den 18ten Novemb. 1830.

Hier folgen die verlangten Muſter; die kleinen ſind ſchwer zu erhalten, weil ſie von den größeren abgeſchnitten deren Benutzung für Reiſeſäcke, Kutſchendecken und dergleichen hinderlich ſind; von den größeren Stücken kann ich noch mehrere ſenden wenn beiliegende nicht nach Ihrem Geſchmack ſeyn ſollten, nur bitte ich ſodann den Preis beiläufig zu beſtimmen, ſo wie die Art des Teppichs, und

etwa die Farbe des Zimmers und der Möbel, um mich bei Sendung der Muster einigermaßen darnach richten zu können, da ich diese auf gerade Wohl ausgesucht habe. Wenn es mir erlaubt ist, Ihnen noch einiges zu bemerken, so dürfte das Muster Nr. 1 zu empfehlen sein, wenn Sie auf Eleganz keine Rücksicht nehmen; Nr. 2 ist zwar sehr hübsch, nur fürchte ich werden sich die hochgelegten mit Wolle überdeckten Fäden leicht abnutzen. Sehr dauerhaft sind die Schotten 3 und 4, doch hat man keine große Auswahl in den Farben. Das Muster 5 ist sehr schön und freundlich, wie überhaupt ein grüner Teppich für das Auge am wohlthätigsten ist; das getigerte habe ich zurück behalten um das Paket nicht allzu großartig zu machen; in dieser Sorte hat man eine große Auswahl, doch kommt ein solcher Teppich für ein mäßiges Zimmer auf 90 bis 100 Gulden. Sollte nun unter beiliegenden Mustern etwas nach Ihrem Geschmacke sein, so dürfen Sie nur angeben, wie viel Ellen, am besten wie viel Brabanter Ellen ich Ihnen senden soll, und wie ich mich wegen der Mauth zu verhalten habe; vielleicht könnte ich mich deßwegen an Graf Beust wenden, den Willemer persönlich kennt.[1]

Wie sehr ich wünsche, Ihren Auftrag zu Ihrer Zufriedenheit auszurichten, sind Sie gewiß überzeugt; daß ich nun wenigstens den Grund und Boden Ihres Zimmers mir vorstellen, und Sie mir darauf wandelnd denken kann, gewährt mir eine ganz eigene Zufriedenheit.

Der Ingber, zu seiner Beglaubigung in der Originalverpackung, ist mir als echter Indier empfohlen worden, ich wünsche daß er vor dem Richterstuhl des Kenners sich seiner Abkunft nicht zu schämen braucht.

Hier folgt auch das anvertraute mit vielem Danke; können und wollen Sie mir später wieder einiges senden so erfreuen Sie mich unendlich dadurch.

In Erwartung Ihres Auftrags

Ihre ergebene

Mariane.

[1] Graf Karl Leopold v. Beust war damals Gesandter der sächsischen Herzogthümer am Bundestag; er starb 1849 als großherzogl. weimarischer Geheimerath.

132.

Goethe an Willemer und Frau.

Vorbemerkung.

Die von Alwine Frommann ausgesprochene Vermuthung war nur zu begründet. Zu Donnerstag dem 25. November gibt Eckermann die Notiz: „Uebrigens erschien Goethe mir heute besonders stille und oft in sich verloren, welches mir kein gutes Zeichen war.“ In der folgenden Nacht befiel den Greis ein Blutsturz und am Freitag war er nicht weit vom Tode; „er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut.“ Doch von der Geschicklichkeit seines Arztes Vogel und von seiner unvergleichlichen Natur unterstützt, erholte er sich rasch; am Dienstag (30. November) zeigte er wieder den besten Appetit; Eckermann schreibt zwar: „es darf niemand zu ihm, das Reden ist ihm verboten,“ setzt aber hinzu: „sein ewig reger Geist kann nicht ruhen, er denkt schon wieder an seine Arbeiten.“ Schon Tags vorher hatte er den Hofrath Vogel gebeten, einen Bericht für die Freunde Willemer aufzusetzen. Dieser Bericht liegt uns auf einem Quartblatt vor; die einleitenden, wie die abschließenden Worte hat Goethe am 1. December eigenhändig mit Bleistift beigeschrieben, wodurch das Blatt in ergreifender Weise den Eindruck der Umstände macht, unter denen es niedergeschrieben wurde. Zelter erhielt buchstäblich denselben Bericht; auch die einleitenden Worte vom 1. December sind dieselben, bis auf die Anfangszeilen, welche an Zelter lauten: „Noch ist das Individuum beysammen und bey Sinnen. Glück auf! Mit der leidigen Krankheitsgeschichte verschon' ich dich.“

Daß ich noch lebe und liebe kann ich vermelden! Mit der Krankheits-Geschichte verschon ich die Freunde. Hier! was mein trefflicher Arzt von der löblichen Genesung meldet.

(Bis hierher mit Bleistift, aber kräftig und deutlich.)

Man kann behaupten, daß jetzt alle Functionen in Ordnung sind. Der Schlaf ist gut, der Appetit nicht unbedeutend, die Verdauung regelmäßig. Die Kräfte sind bey weitem nicht so geringe, als man bey solchen Vorgängen fürchten müssen. Die vortreffliche Constitution des verehrten Kranken läßt eine baldige völlige Wiederherstellung mit gutem Grunde hoffen.

28. d. 29. Nov. 1830. Dr. Vogel.

Der Bericht in Abſchrift; hierauf Goethe eigenhändig wieder mit Bleiſtift:

Lebhaften Dank für ſo manches Angenehme Geſendete. Auch bis heute d. 1. Dec. geht es erwünſcht. Herzlichſt

Goethe.

133.

Goethe an Willemer und Frau.

Aus Beygehendem, theuerſte Freunde, erſehen Sie daß uns nichts anders übrig bleibt als, nach Reiden, Scheiden, Leiden, wieder an Freuden zu denken, wenn auch nicht für uns, doch für andere.

Hier iſt es nun zu thun, das Weihnachtsfeſt den Enkeln, nach ihrem Sinne, möglichſt auszuſchmücken, welche, ſo froh, als läge[1] nichts hinter ihnen, dieſer erſehnten Epoche, lernend, muſicirend, ſpielend entgegen leben.

Zu Beruhigung der geliebten Freunde darf ich vermelden: daß, verhältnißmäßig zu der Lage, ich mich nicht beſſer befinden könnte.

Nochmals für alles freundlich Geſendete dankend, zeige an: daß die zugeſagten Feſtbilder nächſtens ankommen werden. Eingepackt in die Teppichmuſter, welche ich dankbar, ohne weitere Beſtellung, zurückſende. Das grüne würde ich gewählt haben wenn es Zeit wäre das Haus zu ſchmücken.

Und ſo fort an!

treu angehörig

Weimar den 2. Decbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] In der Handſchrift: „lange“; offenbar ein Schreibfehler.

134.

Marianne an Goethe.

Fr. 11. 12. 1830.

Tausend Dank für die tröstlichen Worte! wie glücklich machte mich dieses Zeichen Ihrer Genesung, diese liebevolle Vorsorge. Kein Wort von meiner Herzensangst; dem guten Frommann habe ich es zu verdanken, daß mich zugleich mit der Nachricht Ihres Zufalls die Hoffnung Ihrer Genesung aufrecht hielt, der Schluß seines Briefes vom 30ten erklärte Sie außer Gefahr, und die lieben Zeilen die ich gestern erhielt, gaben mir die selige Gewißheit.[1]

Mehr nicht für heute als daß ich in treuem Herzen Freud und Leid des theuren Freundes wahre.

Unverändert

Ihre

Mariane.

Nachschrift von Willemer.

Großem Leid ist große Freud nachgefolgt. Tausend Dank dem trefflichen Arzt der Sie uns erhalten hat; gleichen Dank Ihnen daß Sie mit eigener Hand uns beruhigt, und unseren Sorgen und Bekümmernissen ein Ende gemacht haben. Marianne hat viel gelitten, denn sie hat viel befürchtet; wie glücklich sind wir Beide daß Alles so ausgegangen.

Willemer.

135.

Goethe an Marianne.

Tausend Dank für die gefällige schnelle Besorgung meiner kleinen Aufträge, mit Bitte beyliegende Rechnungen im Einzelnen bezahlen zu lassen, deren Betrag mit dem Postwagen sogleich erfolgen wird:

[1] Frommanns Brief an Frau v. Willemer vom 30. Nov. ist nicht vorhanden.

An Hrn. Albert, Taschenspieler-Apparat . 8 fl. 30 kr.
An Hrn. Bernoully, für Confect ꝛc. . . . 5 fl. 28 kr.

Sa. 13 fl. 58 kr.

Von meinen Zuſtänden kann ich das Beſte verſichern. Da die Kriſis einmal glücklich vorüber iſt, läßt ſich denken, daß ich mich beſſer befinde als vorher, wo doch immer etwas unbeſtimmt Bedrohliches im Körper lag. Doch iſt mir nicht beſchieden, ein meinem Alter und Kräften gemäßes behagliches Leben zu führen. Die äußere Welt fragt nicht wo man die Kräfte bernimmt, ihre Forderungen bleiben gleich; es thäte Noth man wäre immer dreyßig Jahre alt. Doch ſuche ich mit Mäßigung und Gleichheit über die Verſchränkungen und Beſchränkungen hinauszukommen, die mich ſeit zwei Monaten umfangen und feſthalten. Bleiben Sie mir liebend und gewogen jetzt und künftig. Dr. Eckermann iſt angekommen, empfiehlt ſich zum Schönſten und iſt mir von bedeutender Beyhülfe.[1]

treu angehörig

Weimar den 19. Decbr. 1830.

J. W. v. Goethe.

[1] Fünf Tage vorher an Zelter (VI, 91): der getreue Eckart iſt mir von großer Beyhülfe. Zelter hatte am 2. December an Eckermann geſchrieben: „Von nun an ſollen Sie mir der getreue Eckart heißen.“

Das Jahr 1831.

136.

Marianne an Goethe.

Frankfurt den 11. Januar 1831.

Schon seit vier Wochen erwarte ich einen kleinen Transport Veltliner Honig, womit ich gerne den werthen Freund im neuen Jahr überraſcht hätte; ſeiner Reiſe über den Splügen müſſen ſich aber wohl ungewöhnliche Hinderniſſe entgegenſtellen; ich darf mir nicht länger erlauben ihre Beſeitigung abzuwarten. So mögen denn dieſe Zeilen einſtweilen, des Honigſeims entbehrend, die ehrlichen treu gemeinten Wünſche für Ihr Wohl ohne Verſäumniß nachholen und um Verzeihung bitten, wenn ſie zu lange gezögert.

Daß Hr. Doktor Eckermann wieder in Ihrer Nähe iſt, beruhigt mich ungemein; ſeine Gegenwart wird Sie gewiß bei dem Andrange der mannichfachen Anforderungen erleichtern können; ſollte es denn nicht möglich ſein, bei der ſo nahe liegenden Erfahrung, wie nachtheilig allzugroße Aufregung für Ihre Geſundheit werden kann, alle Störung abzuwenden und der Erhaltung Ihrer Körper- und Seelenkräfte in ungeſtörter Ruhe nachzukommen!

Der Norden bringt uns viele Neuigkeiten, wozu das Nordlicht vom 7ten auch gehört; leider haben wir es nicht bewundern können, weil unſer Haus durch ſeine Lage gegen Süden der Naturerſcheinung den Rücken kehrte und die ungewöhnliche Röthe im Weſten nur die Folge eines überaus klaren Sonnen-Unterganges ſchien; dennoch hatten wir gerade in dieſer Zeit auf einem Spaziergang die ſchönſten blauen Schatten bemerkt. Wir machten einige Freunde aufmerkſam und alle betheuerten, noch nie ein ſo ſchönes, reines und tiefes Blau

gesehen zu haben; und ich muß bekennen, in den vielen Jahren seit ich Ihrem Wohlwollen die Mittheilung über die Theorie der blauen Schatten und die Beobachtung der Wirkung des schwarzen Lichtes verdanke, habe ich sie nie in größerer Vollkommenheit gesehen.

In einigen Tagen folgen die Hefte zurück, wofür ich bestens danke, Sie haben große und kleine Kinder damit erfreut.

Lassen Sie mich und Willemer sich und den Ihrigen bestens empfohlen seyn, und wenn die Knaben die kleine Zimmerreise nach Frankfurt vornehmen sollten, so gedenken Sie dabei der alt und neuen Räume und deren Bewohner, und daß dies Kinderspiel nicht ohne Absicht und Nebenabsicht beigepackt wurde.[1]

Unverändert

Ihre

Mariane.

137.

Goethe an Marianne.

Die freundliche Hoffnung die Sie mir geben: von dem köstlichen Honig wieder ein Fäßchen zu erhalten, bewahr' ich geheim vor jungen und alten Leckermäulern, die sich an der vorigen Sendung nicht wenig zu Gute thaten, um, seiner Zeit, sie mit gleichem Genuß zu überraschen. Wenn dies Labsal aber auch ankommt, so überzeugen Sie sich daß Ihrer immer wiederholt zum dankbarsten gedacht wird.

Die Maskenzüge sind auch wieder glücklich zurück und es ist nicht uninteressant zu sehen was ein langer Friede für wunderliche Späße hervorbringt. Doch wollen wir uns und den hohen Societäten dergleichen Unterhaltungen gerne gönnen, wenn sie gleich nach und nach durch ernstere Zustände möchten vertrieben werden.

Ueber meine gegenwärtige Lage möchte ich Sie wohl mündlich beruhigen, brieflich läßt sich dergleichen nicht auseinander legen.

[1] Das damals beliebte „Mikrorama" bestand aus illuminirten Prospecten, welche, im Umrisse sorgfältig ausgeschnitten und hinter einander auf ein Brett gestellt, den Eindruck von Theaterlandschaften mit Coulissen in Miniatur machten; ein solches hatte Marianne angekauft und dem Taschenspieler-Apparat beigelegt.

Eckermanns Gegenwart ist mir von großem Werth; er übernimmt eine Arbeit die, ohne entschieden verabredete Folge, nicht denkbar wäre. Ich befinde mich verhältnißmäßig wohl und kann dem Nothwendigen genügen. Wer thätig seyn will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch, da der Hauptzug des Lebens sich ohnehin von selbst vorschreibt. Ist das doch der Vortheil der Frauen, wenn sie ihn verstehn.

Das Mikrorama von Frankfurt wußt ich mir unter den Taschenspieler-Werkzeugen nicht recht zu erklären. Herzlichen Dank daß wir Ihnen diese freundlichen Ansichten schuldig sind. Und so darf ich denn auch nicht verschweigen daß mein trefflicher Arzt jene Indischen Erdfrüchte für vollkommen echt und heilsam anerkennt.

Mögen Sie mir etwas genauer anzeigen wo und wie Sie die schönsten blauen Schatten bemerkt? Sie sprechen davon gleich in Gefolg des Nordlichts, mit dem sie doch keinen Zusammenhang zu haben scheinen. Es ist mir sehr viel werth, daß selbst meine Pedanterey jener Zeit Ihnen nicht lästig geworden, sondern Eindrücke zu später fruchtbarer Folge Ihnen zurückgelassen hat.

Noch etwas, in Gefolg des Obigen. Was mir am meisten zu schaffen macht sind die Fremden. Manchmal ist es freylich sehr angenehm die fernsten Nationen und die eigensten Charaktere kurz nach einander kennen zu lernen, deshalb ich mich auch Durchreisende zu sehen öfters nicht verweigere. Das Schlimmste aber ist, daß gerade die Interessantesten die Gefährlichsten sind; denn, sie erregen in mir ein fremdes Interesse, was mich in dem Augenblick gar nichts angeht und doch anzieht und ablenkt von dem was ich eigentlich zu leisten habe. Das giebt ein zwiespältiges Gefühl das zuletzt auch überwunden seyn will.

Dies nicht als Klage sondern als Darstellung meines Zustandes, der Theilnahme meiner liebenswürdigen Freundin empfohlen.

Herzlichst

Weimar den 25. Januar 1831.

J. W. v. Goethe.

138.

Marianne an Goethe.

Frankfurt den 16. Febr. 1831.

Endlich kann ich Ihnen melden, daß der Honig glücklich angelangt, und Sonntag oder Montag spätestens in Weimar ankommen wird; es wird mich recht erfreuen, wenn er die guten Eigenschaften seines Vorgängers besitzt. Es macht doch wirklich einen wunderlichen Eindruck, wenn man diese Schachteln sieht mit der unverkennbaren italienischen Aufschrift; man wird augenblicklich in jenes einsame Bergdorf versetzt, wo sie gefüllt und überschrieben werden, man sucht in Gesellschaft der fleißigen Thierchen die hohen unwirthbaren Felsen auf, man erinnert sich der spärlichen Blumen-Eilande, der überaus schönen blauen Sturmhaube, die den feinen Honig größtentheils liefert, ja man reist von Ort zu Ort den Berg herab bis an den See, über den See, über die Alpen, und so weiter, und sieht mit einigem Befremden diese leblosen Dinge an, wie sie so eben von einem Weg kommen, den man mit Sehnsucht und Neigung überdenkt und durchreist; wird es mir wohl noch einmal vergönnt?

Um von diesem Schatten einer schönen Hoffnung auf die wirklichen blauen Schatten zu kommen, so habe ich sie wirklich so vollkommen an dem nemlichen Tage beobachtet als das Nordlicht gesehen wurde, und zwar eine Stunde vorher, gerade bei Sonnenuntergang, der damals besonders feurig und glänzend war, so daß die Beleuchtung wie Flammenröthe aussah; es mag wohl schon ein Vorbote der späteren Naturerscheinung gewesen seyn. Was nun die blauen Schatten anbelangt, so hatte man Gelegenheit sie in allen Tinten zu sehen, vom hellsten Blau bis zum schönsten tiefsten. War nun etwa der Grund, worauf die Schatten lagern, ein schönes Gelb, so sah man das herrlichste Grün in eben so verschiedenen Nuancen; ein Bekannter, den wir gerade trafen und der diese Erscheinung zum erstenmal bemerkte, wollte durchaus die Ursache wissen und konnte gar nicht begreifen, daß schwarze und bunte Kleider, Vorsprünge an Gebäuden, ja Wagen und Pferde dieselbe Wirkung machen können. Ja, gönnen Sie mir immer, mein bester Freund, daß ich einige

geht nun die Vermuthung zunächst hervor, daß Jethro seinem Schwiegersohn den geraden und besten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüste beredet; welche Ansicht dadurch mehr bestärkt wird, daß Hobab nicht von der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einschlagen sieht, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter desto sicherer abzulenken.

Vom Ausgange aus Aegypten an gerechnet erst im vierzehnten Monat, geschah der Aufbruch, von dem wir sprechen. Das Volk bezeichnete unterwegs einen Ort, wo es wegen Lüsternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüstgräber, dann zogen sie gen Hazaroth, und lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun schon nah an dem Ziel ihrer Reise, nur stand ihnen das Gebirg entgegen, wodurch das Land Canaan von der Wüste getrennt wird. Man beschloß Kundschafter auszuschicken und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Botschafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt und der Wettstreit von Glauben und Unglauben begann aufs neue.

Unglücklicherweise hatte Moses noch weniger Feldherren- als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er sich auf den Berg um zu beten, mittlerweile Josua an der Spitze des Heers den lange hin- und wiederschwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Nun zu Kades befand man sich wieder in einer zweideutigen Lage. Josua und Caleb, die beherztesten unter den zwölf Abgesandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen sich das Land

Brosamen von Ihrem Reichthum schöpfte; wäre mir bestimmt gewesen länger Ihres Umgangs mich zu erfreuen, ich hätte mir noch manches sammeln und bewahren können; doch auch für diesen kurzen Lichtblick in meinem Leben bin ich dankbar, wie für vieles andere.

Die Politik bewegt hier alle Herzen und Köpfe, und so wird man denn mit bewegt, ohne zu wissen wie es geschieht; ich freue mich der Vergangenheit und bin in der Gegenwart

Ihre treue

Mariane.

139.

Goethe an Marianne.

Die netten Fäßchen sind glücklich angekommen, deren Inhalt mir nun bey Alten und Jungen freundliche Gesichter bewirkt; möcht ich doch auch irgend etwas Angenehmes und Erquickliches dafür übersenden können.

Vielleicht gelingt es mir mit dem eintretenden Frühlinge, auf den Sie wohl auch sehnlichst hoffen, obgleich Ihre Winter-Aussicht auf das belebte Mainufer, besonders gegenwärtig, unterhaltend genug seyn mag, indessen ich das Bedürfniß lebhaft fühle: das Einschauen in meinen entschlafenen Klostergarten mit einer Uebersicht frey und frisch aufgrünender Landschaften zu vertauschen.

Meine vielfachen Beschäftigungen, die mir zwar nicht lästig sind, die ich aber noch lieber verfolgen würde, wenn ich etwas darunter entstehen sähe was Ihnen zunächst auch Freude machen könnte.[1] Doch wollen wir auch diese Hoffnung nicht aufgeben.

Meine, mir, vom wunderlichen Geschicke, abermals zugemuthete Rolle eines deutschen Hausvaters wird denn doch noch, und zwar ohne Souffleur, ganz leidlich fortgespielt;[2] wobey man aber allzu

1 Unvollendeter Satz.

2 Goethe an Zelter, 19. Febr. 1831: „Der aufgedrungene Versuch nochmals Hausvater zu seyn, gelingt mir nicht übel. (VI, 147.)

deutlich gewahr wird daß wenn man unmittelbar nützen soll und will, man für den Tag leben müsse. Dazu gehört denn freilich die Gegenwart, da denn der Wunsch nicht ausbleibt: man möge für seine abwesenden Freunde doch auch manchmal noch Tage, wo nicht Wochen, gegenwärtig leben können.

Treulichst grüßend
und wünschend

W. d. 2. März 1831.

J. W. v. Goethe.

140.

Goethe's Verhältniss zu Marianne.

Goethe kam zu dem Entschlusse, sämmtliche Briefe, welche die bewährte Freundin ihm geschrieben, in ein Paket vereinigt ihr zurückzusenden. Er schrieb dazu den köstlichen Begleitvers, der in den Sämmtlichen Werken (VI. 146) mit beigefügtem Datum zu lesen ist, uns aber in des Dichters Handschrift vorliegt:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geschrieben, —
Einst, mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust der sie entquollen
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

Weimar d. 3. März 1831.

J. W. v. Goethe.

Diese Zuschrift steht auf einem geränderten, sonst sehr einfachen Stammbuchblatt in Quer-Octav, genau von derselben Art wie dasjenige, das Alwine Frommann zu ihrem oben mitgetheilten Briefe nahm. Eingeschlagen ist es in ein zugeschnittenes Stück blauen Löschpapiers von gleicher Breite, doch etwas mehr Höhe, so daß dasselbe oben wie unten um den Rand

gefaltet ist; auf der Außenseite dieser Umhüllung liest man die Adresse von Goethe's Hand:

Frau
Geheimeräthin von Willemer
Gnaden
Frankfurt
aufzubewahren. am Mayn.

Dieses Blatt also schrieb und bereitete Goethe am Tage nach Absendung des Briefes Nr. 139, und um des Datums willen haben wir es an diese Stelle gesetzt. Denn merkwürdiger Weise theilte der Dichter seinen Entschluß der Freundin erst volle elf Monate später mit, in dem Briefe vom 10. Februar 1832, der bei uns mit Nr. 149 bezeichnet ist, und zwar ohne des Begleitverses Erwähnung zu thun. Dagegen verlangt er von ihr das Versprechen, das Paket unerö̈ffnet bei sich zu behalten „bis zu unbestimmter Stunde." Diese Stunde traf nur zu bald ein. In ihrer Antwort vom 15. Februar sagte Marianne gewissenhafte Aufbewahrung zu; dieß war ihr letzter Brief an Goethe. Er schrieb ihr dann noch einmal am 23., fast genau einen Monat vor seinem Tode. So hätte denn Eckermann, als er den Auftrag des hohen Freundes vollzog, nur noch einen Brief Mariannens dem Paket nachzusenden gehabt; es hat sich aber, nach einem Ausdruck Eckermanns zu schließen, doch wohl noch mehreres vorgefunden.

Das Paket selbst ging wahrscheinlich mit Goethe's letztem Brief, am 23. Februar, von Weimar ab und lag ungefähr einen Monat lang unerö̈ffnet bei Mariannen; ihrer Angabe an Hermann Grimm zufolge hätte Goethe ihr freilich das Päckchen „6 oder 8 Wochen" vor seinem Tode geschickt. Zu oberst in demselben lag das Widmungsgedicht.

Hermann Grimm bemerkt dazu: „Auffallender Weise (Marianne machte mich erst wieder darauf aufmerksam) sind diese Verse nach dem Tode der Frau v. Stein geschrieben worden." Dieß ist einer der mancherlei Aussprüche des Herrn Grimm, bei welchen dem Leser Behutsamkeit zu empfehlen ist, daß er sich nicht durch die hochfahrende flotte Ausdrucksweise verdutzen lasse. Vollends die obige Mittheilung ist geradezu sinnlos. Was in aller Welt hat es denn „Auffallendes," daß jene liebenswürdige Widmung nach dem Tode der Frau v. Stein geschrieben wurde; nämlich: vier Jahre und einige Monate nach diesem Todesfall? Marianne konnte Hrn. Grimm auf Nichts aufmerksam machen, als auf eine ganz beiläufig gemachte, für uns gegenstandlose Bemerkung Schölls, die sich auf der vorletzten Seite des dritten Bandes der Briefe Goethe's an Frau v. Stein

findet.[1] Marianne, die in ihrem achtundſechzigſten Lebensjahr dieſe Bemerkung las, hat ſie durchaus mißverſtanden; Herr Grimm hätte es leicht vermeiden können, dieſen Mißverſtand noch in orakelhaftem Tone zu überbieten.

141.

Goethe an Marianne.[2]

Eben als Ihr lieber Brief, meine Theuerſte, zu mir gelangte, war das zweite Fäßchen Honig angebrochen worden und mein zweiter Enkel, welcher vorzüglich auf dieſe Süßigkeiten begierig iſt, machte deshalb gar freundliche Geſichtchen.

Es iſt mir dieſe Zeit her manches Gute begegnet und gelungen; ich finde mich in dem Falle nach und nach Ordnung zu machen in allen Dingen um mich her, beſonders auch ſo mancherley poetiſche, literariſche, naturhiſtoriſche Schriften als Supplement zu meinen bisher herausgegebenen Werken zu arrangiren. Der verſtändige gute Eckermann iſt mir hiebey von beſonderer Hülfe, auch von zutraulicher Ausſicht auf die Zukunft.

Meine lieben Freunde denke ich mir nun wieder in den ſchönen Mühlenbeſitz eingeführt, wenn ſchon die Witterung am Mayn kaum günſtiger ſeyn kann als bei uns. Von katarrhaliſchen Uebeln theils bedroht, theils befangen, kommen wir nicht recht zum Bewußtſeyn daß wir zwiſchen Frühling und Sommer wandeln.

Wenn meine liebe heitere Freundin ihre anmuthigſten Stunden

[1] Goethe's Briefe an Frau v. Stein, zum erſtenmal herausgegeben durch A. Schöll. Weimar 1851. III. 459.

[2] Ein Brief Mariannens aus der Zwiſchenzeit, wahrſcheinlich vom Mai 1831, iſt der Sammlung in irgend einer Weiſe entfremdet worden; in demſelben hatte Frau v. Willemer von ihren Enkeln geſprochen und insbeſondere des damals elfjährigen Jakob Thomas Erwähnung gethan, der der Sohn ihrer älteſten Stieftochter Roſette aus deren zweiter Ehe war. Dieſem Knaben ſandte Goethe bald nachher (Ende Juni) ein Bild zum Geſchenk nebſt einem begleitenden Briefe, deſſen Marianne in Nr. 142 gedenkt, den wir aber leider nicht ermitteln konnten.

mit heiterer Jugend zubringt, ſo darf ich wohl das Gleiche ſagen; meine drei Enkel, zwei Knaben und ein Mädchen ſind wirklich wie heiteres Wetter; wo ſie hintreten iſt es hell. Im Augenblick Freude, er ſey wie er wolle; das theilt ſich denn unmittelbar auch den älteſten mit und ſo wollen wir die guten Geiſter loben die uns dergleichen Lichtlein angezündet haben.

Neugierig bin ich ob Sie ſich wieder mit dem Freunde dies Jahr in die Gebirge wagen? Es iſt denn doch und bleibt grandios, wenigſtens rechts und links, wenn wir auf bequemen Wegen durch das Unerforſchliche dahin fahren. Legen Sie es ja auf ein hübſches recht ausführlich communikables Tagebuch an, wenn es der Fall ſein ſollte.

Kaum werd' ich mich dieſen Sommer aus Weimar begeben; die Witterung iſt unſicher und man muß in das was man thun und leiſten will immer mehr Folge legen, wenn noch irgend etwas herauskommen ſoll, was man ſonſt aus dem Stegreife gar wohl zu produciren wußte.

Jetzt will ich aber noch eine Bitte und Auftrag eigner Art hinzufügen.

Vor alten Zeiten hatte man Staatskalender der Freyen Reichsſtadt Frankfurt, einige Fuß breit mehre lang; das Wappen des Schultheiſſen ſtand oben quer vor, an der einen Seite die Schöffen an der andern die Rathsherrn-Bank, die dritte Bank unten quer vor, nach Standesgebühr und Würden,[1] Vornamen, Namen, Wappen und was ſonſt bemerklich war.

Einen ſolchen Kalender wünſcht' ich mir nun, von der Zeit wo mein Großvater Schultheiß war; beſchwören Sie Ihre dienſtbaren Geiſter einen ſolchen herbeizuſchaffen; es giebt ihrer gewiß noch genugſame und ich erböte mich zu irgend einer Freundlichkeit demjenigen, der durch Ihre geneigte Vermittelung;[2] um einen Stab gewickelt käme er wohlbehalten bey mir an. —

So weit ſchon vor einigen Tagen, und damit dies Blatt nicht

[1] Lieblingsausdruck des Dichters, ſo im Fauſt: „Zwar hat die Hölle Rachen, viele, viele; nach Standsgebühr und Würden ſchlingt ſie ein." Auch in Willemers Schriften findet ſich die Redensart nicht ſelten.

[2] Unvollendeter Satz genau wie in der Handſchrift.

fernerhin stocke und zaudere, wenn ich auch schon manches hinzusetzen möchte, nur noch die lebhaftesten Wünsche und treusten Grüße.

and so for ever

Weimar den 7. Juni 1831.

Goethe.

142.

Marianne an Goethe.

Gerbermühle den 17. Juli 1831.

Den schönsten Dank für die freundliche Erwiederung unserer kleinen Sendung. Jakob war überglücklich, und wollte auf der Stelle seine Herzensergießung zu Papier bringen, woran ich ihn jedoch verhindert und ihm das Versprechen geleistet habe, seinen Dank und seine Freude über die freundlichen und gütigen Worte, als auch über das sie begleitende Bild bestens auszudrücken, und sowohl in der Eltern als auch in meinem Namen herzlich zu danken. Zum erstenmal in seinem Leben wurde er Herr! und Sie! genannt, und daß ihm von Ihnen diese Titel kamen, machte ihn ganz verwirrt. Beim Lesen Ihres Briefes ließ er jedesmal das Sie! weg, und war beklommen über die Ehre. Rosette nebst ihrem Manne läßt sich Ihnen bestens empfehlen, und meint, so viel Liebe und Güte ließen sich kaum von einem Onkel erwarten.

Mit unsrer Reise sieht es sehr bedenklich aus, Himmel und Erde scheinen entgegen zu sein; und wenn ein Laie wagen darf, mit einem Wetterpropheten von dergleichen zu sprechen, so scheinen die ewigen Wechsel von Hitze und Kälte, die häufigen Wolkenzüge, bald Cumulus bald Stratus nichts Gutes mehr zu bringen.[1] Der Juli

[1] Der Quäker Lukas Howard hatte durch seine Untersuchungen über Witterungskunde auch in Deutschland lebhafte Theilnahme erregt; insbesondere war Goethe bemüht, ihm in seinem Kreis Anerkennung zu verschaffen. In seinen beiden Hauptwerken „The climate of London“ und „Essay on the modifications of clouds“ nahm Howard vier Grundformen der Wolkenbildung an, für welche er die lateinischen Bezeichnungen Stratus, Cumulus, Cirrus, Nimbus verwandte. Diese vier

und August wird in Erwartungen verstreichen, und im September sind wir wahrscheinlich auch noch zu Hause; bei dem ernsten Gesicht was die jetzige Zeit schneidet, hat man alles Vertrauen verloren; allem Anscheine nach wird es am gerathensten sein, bei den Seinigen zu bleiben; zudem erwarte ich im August von meiner Tochter Max Andreä ein neues Enkelchen; und darf wohl die Großmutter dabei fehlen?

Wenn wir nur zu oft und gern Ihre Gegenwart wünschen und jedes freudige Ereigniß mit Ihnen zu theilen verlangten, so ist es ganz besonders bei diesen schönen und wundervollen Beleuchtungen der Fall, womit dieser Sommer uns für anderweitige Unbilden zu entschädigen sucht. Ich weiß nicht, ob es eine Eigenheit hiesiger Gegend oder auch sonst beobachtet wird: noch nie schienen mir die Sonnenuntergänge so eigen, eine solche Masse von Licht, nie die Wolkenbildungen so phantastisch, so häufige Regenbogen; wovon ich gestern einen ganz kuriosen sah. Er stand bei mäßiger Beleuchtung nach einem Gewitterregen gegen Offenbach, und zwar so niedrig am Horizont, daß der innerste Bogen gerade einige Häuser und die Kirche überwölbte, und so breitete er sich wie eine sehr große halbe Scheibe aus, die in der Mitte eine Oeffnung hat, worin man nichts als die Gebäude sah; die Breite war so beträchtlich, daß man das Grün sechsmal unterscheiden konnte; die Farben waren schwach aber deutlich, das Grün am deutlichsten; es war ein eigner zauberischer Anblick.

Dies möge ein Zeugniß geben, wie zwischen Sonnenauf- und Untergang wenig Stunden verstreichen, wo nicht Ihrer gedacht und von Ihnen gesprochen wird. Willemer grüßt herzlich und ich bleibe wie immer

Ihre

Mariane.

Anmerkung. Zu Goethe's Geburtstag hatten sich in seiner Vaterstadt achtzehn Freunde und Verehrer, darunter Willemer, vereinigt, ihm eine Sendung des edelsten Rheinweines nebst einem kostbaren Pokal zu verehren; das Begleitschreiben war

Formen hat Goethe dichterisch dargestellt (S. W. II, 299) und durch ein Gedicht: „Howards Ehrengedächtniß" eingeleitet. Auch trat er mit dem berühmten Meteorologen in einen kurzen, doch sehr merkwürdigen brieflichen Verkehr. Howard starb 1864 zu Tottenham, 92 Jahre alt.

von Pfarrer Dr. Anton Kirchner abgefaßt. Goethe sprach seinen Dank für diese Gabe in einem schönen Gedicht aus, das mit den Worten beginnt: „Heitern Weinbergs Luftgewimmel“ (S. W. VI, 38). Er selbst brachte diesen Geburtstag, den letzten, der ihm beschieden war, in Ilmenau zu, wo er im Gasthaus zum Löwen wohnte. Wie bewegt und beschaulich er, zum Theil in Gegenwart seiner Enkel, den Tag verlebt, berichtet uns der nächste Brief; welche Anklänge wechselnder Jugendstimmung ihm die Oertlichkeit geben mochte, läßt sich aus dem berühmten Gedicht „Ilmenau“ entnehmen, das er im September 1783 verfaßte (S. W. II, 28). Bekanntlich fuhr Goethe an seinem letzten Geburtstag auf den Kickelhahn, worüber er an Zelter berichtet: „Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, recognoscirte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Ueber allen Gipfeln ist Ruh.“ Man weiß, daß er tief gerührt die Schlußzeilen vor sich hinsprach: „Warte nur, balde ruhest auch du.“ Das Bretterhäuschen mit der Inschrift ist leider vor fünf Jahren abgebrannt.

143.

Goethe an Willemer und Frau.[1]

Weimar muß sich diesmal in Person aufmachen um die theuren Freunde zu begrüßen und wegen langen Stillschweigens um Verzeihung bitten; diese kann einem alten Oheim, wofür ich denn eigentlich erklärt bin, von den lieben Mühlbewohnern und den theuren Angehörigen gar wohl gegönnt seyn.

Die Feyer meines Geburtsfestes war diesmal zu meiner Beschämung brillant. Ich, der ich es voraussah, entzog mich in ein heiteres Bergstädtchen am Thüringer Walde, wo ich vor vierzig — fünfzig Jahren manches Erfreuliche und Leidige, so viel Glückliches als Widerwärtiges erlebt hatte, welches nur durch eine gränzenlose

[1] Am Kopfe des Briefblattes befindet sich eine lithographirte Ansicht von Weimar; an den darunter gedruckten Namen der Stadt schließt sich unmittelbar der Text an. Diesen Brief hat Frau v. Willemer im Jahr 1840 dem Frankfurter Comité zur Feier des Gutenbergfestes abschriftlich überlassen, worauf er in dem von mir herausgegebenen „Gedenkbuch“ (Seite 87 u. f.) sammt einer Nachbildung der Landschaft abgedruckt wurde; doch hatte die Geberin im ersten Absatz statt „Mühlbewohnern“ gesetzt: „Freunden“.

Thätigkeit allenfalls ins Gleiche zu bringen war und wodurch gar Vieles geschah, dessen Wirkungen noch sachte umherschleichen.

Bey einem außerordentlich schönen, dieses Jahr seltenen Wetter, befuhr ich auf neuerrichteten Chausseen, die sonst kaum gebbaren Wege, freute mich an den Lindenalleen, bey deren Pflanzungen ich vor 50 Jahren zugegen war. Gute damalige Zeitgenossen hatten gealtert, die Spuren mancher Thätigkeit waren verschwunden, anderes weder zu Erwartendes noch zu Ahnendes hatte sich entfaltet. Genug, das alles war, durch einen leidlichen Weltlauf, von gescheiten und klugen Menschen, recht hübsch geordnet ins Leben geführt und wohlerhalten. Besonders erfreuen die hundertjährigen Fichtenwände, schwarzgrün und düster, von der heitersten Mittagssonne kaum Notiz nehmend. In einiger Entfernung, junge, von allen Jahren heranwachsende Reviere, welche ihr helles Gelbgrün, auch bey trübem Himmel, unsern Augen entgegen zu schicken nicht versagen.

Diese Einblicke, das Vergangene ans Gegenwärtige knupfend, wurden erhöht und belebt und die Landschaft vorzüglich staffirt, dadurch daß ich meine Enkel mitgenommen hatte. Diese lieben Wesen und Neulinge drangen, ohne poetisches Vehikel, in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur. Sie sahen die Kohlenbrenner an Ort und Stelle, Leute, die das ganze Jahr, weder Brod, noch Butter, noch Bier zu sehen kriegen und nur von Erdäpfeln und Ziegenmilch leben. Andere, wie Holzhauer, Glasbläser sind in ähnlichem Falle, aber alle heiterer als Unsereiner, der gewöhnlich das Heute verliert, weil ein Gestern war und ein Morgen seyn wird.

Da indeß die Frankfurter verbundenen Freunde einen Reichthum von Flaschen, der in einem Jahre nicht auszuschlürfen ist, gesendet haben, andere gute Seelen aber einen Becher hinzufugten, das edelste Gestein überbietend, so können wir hoffen durch Erhebung unserer innern Kraft manches Uebel zu neutralisiren das uns bedrohen möchte.

Respekt vor dem Unerforschlichen,
Freude mit Wohlwollenden
angeeignet

Weimar den 22. Septbr. 1831. der Ihrige.

144.

Goethe an Marianne.

Das liebe Schreiben vom 17. July liegt mir ſeit jener Zeit immer vor Augen, bis ich geſtern Raum fand die ſchöne Beſchreibung des merkwürdigen Regenbogens in meine Collectaneen eintragen zu laſſen. Es iſt ein ſehr ſeltener Fall, der nur unter den mannigfaltigſten Bedingungen ſich zutragen kann. Wie Sie ſich denn wohl erinnern daß es hoch Mittag geweſen.

Seitdem ich Ende September von dem Nächſtvergangenen einige Nachricht gegeben, habe ich mich ſachte in die Winterquartiere zurückgezogen. Nun muß ich mir eine gleiche Retraite von der Mühle zur Stadt vorſtellen und Sie am Fenſter ſuchen wie Sie den lebhaften Mayn überblicken.

Ich führe mein beſchäftigtes Leben wie ſonſt, immerfort, das mir von Zeit zu Zeit läſtig und unfruchtbar, und ſodann wieder einmal wirkſam und fröhlich erſcheint und alſo von ſeiner alten Art und Sitte nicht laſſen will.

Eigentlich habe wenig oder nichts meinen Freunden zu Ergötzlichkeit hervorbringen können; indeſſen kommt vielleicht nächſtens Einiges welches zugleich Dank ſagt und um Verzeihung bittet.

Für die herkömmliche Freundlichkeit der muſterhaften Diſtelköpfe habe vor allen Dingen Dank zu ſagen; ſie kamen, ſo wie wohl gemeint, auch gerade zur rechten Zeit und die lieben Gäſte wußten nicht was ſie von meiner vortrefflichen Gartenkunſt denken ſollten. So füll' ich auch geſellige Gläſer, zwar haushälteriſch, aber mit beſtem Wollen, von jenen freundlichen Frankfurter Geſchenken, welches ſich nicht weniger ſo wohl in den Thüringer Hügelgebirgen auszeichnet.

Und ſo erreichen wir wieder Weihnachten und Neujahr, dem alten Schlendrian des Kalenders nach, aber wie mir dünken will, mit immer gleichen neuen und friſchen Freundesgeſinnungen, die denn doch zuletzt allein das Leben aufrecht erhalten und fördern.

Die Meinigen ſind wohl und thun mir wohl, indem ſie ſich,

zu gewinnen. Indeſſen wird durch übertriebene Beſchreibung von bewaffneten Rieſen-Geſchlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verſchüchterte Heer weigert ſich hinauf zu rücken. Moſes weiß ſich wieder nicht zu helfen, erſt fordert er ſie auf, dann ſcheint auch ihm ein Angriff von dieſer Seite gefährlich. Er ſchlägt vor nach Oſten zu ziehen. Hier mochte nun einem biedern Theil des Heeres gar zu unwürdig ſcheinen, ſolch einen ernſtlichen, mühſam verfolgten Plan, auf dieſem erſehnten Punkt, aufzugeben. Sie rotten ſich zuſammen und ziehen wirklich das Gebirg hinauf. Moſes aber bleibt zurück, das Heiligthum ſetzt ſich nicht in Bewegung, daher ziemt es weder Joſua noch Caleb ſich an die Spitze der Kühneren zu ſtellen. Genug! der nicht unterſtützte, eigenmächtige Vortrab wird geſchlagen, Ungeduld vermehrt ſich. Der ſo oft ſchon ausgebrochene Unmuth der Volkes, die mehreren Meutereien, an denen ſogar Aaron und Mirjam Theil genommen, brechen aufs neue deſto lebhafter aus, und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moſes ſeinem großen Berufe gewachſen war. Es iſt ſchon an ſich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Calebs unwiderruflich beſtätigt, daß an dieſer Stelle möglich, ja unerläßlich geweſen ins Land Canaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Beſitz zu nehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern und ſich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verſchaffen. Welcher Nachtheil mußte dagegen dem unglücklichen Volk entſpringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verrätheriſch vorgeſchlagenen Plan auf einmal ſo freventlich aufzugeben beſchloß.

Das zweite Jahr, von dem Auszuge aus Aegypten an gerechnet, war noch nicht vorüber und man hätte ſich vor

mit eigenen Charakteren und Tendenzen, an mich anschließen und, von mir gewinnend, auch mir zur Förderung und Gewinn dienen.

Friede und Freude allen Wohlwollenden,
besonders den Nahen Verbundenen!
Und so fort an!

Weimar den 6. Decbr. 1831.

J. W. v. Goethe.

Anmerkung. Von den diesjährigen Distelköpfen (Artischoken) scheint Goethe schon im Sommer einige oder wenigstens eine weiter verschenkt zu haben und zwar an eine Dame in Weimar, welche den Dichter mit Gartenerzeugnissen anderer Art erfreut hatte. Er begleitete das Geschenk mit dem Verse:

Gegen Früchte aller Arten,
Saftig süßen, schmecklich zarten
Aus gepflegtestem Revier —
Biet' ich starre Disteln dir.

Diese Distel laß sie gelten!
Ich vermag sie nicht zu schelten.
Der, was uns am besten schmeckt,
In dem Busen liegt versteckt.

Wir verdanken diese Mittheilung dem Weimarischen Jahrbuch von Hoffmann v. Fallersleben und Oskar Schade, Bd. V, Hannover 1856, S. 198. Das Gedicht, mit dem Datum „Weimar den 11. August 1831," findet sich in der Cotta'schen Ausgabe von 1875, I, 904.

145.

Marianne an Goethe.

Frankfurt den 17. Decbr. 1831.

Ihr Brief begegnete meinen Gedanken, die zwar nicht zu Papier gebracht, darum nicht weniger an Sie gerichtet waren. Schon seit einigen Wochen fühlte ich mich unbehaglich, unruhig, und so abgespannt, daß ich mir versagen mußte an Sie zu schreiben. Diese Verstimmung entwickelte sich zu einer Unpäßlichkeit, die man hier mit dem gottlosen Namen Cholerine bezeichnet, der so vieldeutig ist als in unseren Tagen das Wort Mystik. Ein heftiger Katarrh kam

noch dazu und ich mußte mehrere Tage das Bett hüten; die schlimmste Folge dieser Geschichte ist eine völlige Abspannung der Nerven, über die allgemeine Klage ist, die aber um so mehr auf mir lastet, als ich gewöhnlich heiter und vorlaut mich in diese rührende und gerührte Gemüthsstimmung nicht recht zu finden weiß. Sehr willkommen und erwünscht kam mir Ihr lieber Brief; er gereicht mir zur wahren Herzensstärkung, auch will ich meinen Dank nicht länger vorenthalten. Wie vieles hätte ich nicht zu erzählen, wenn ich Ihnen gegenüber säße, aber mit dem Schreiben ist es eine eigene Sache! — Vor allem würde ich sagen, daß ich diesen Herbst in Heidelberg war, wie es einer andächtigen Pilgerin geziemt, die durch Freud und Leid geweihten Orte alle besucht habe, ein Blatt von der bekannten Gingo Biloba zu mir steckte und dies alles dort an Ort und Stelle sogleich berichten und senden wollte. Die Ursache warum ich an diesem löblichen und lieblichen (Vorsatz [1]) verhindert wurde, ließe sich wohl recht gut erzählen, aber mit dem Schreiben ist es eine eigene Sache! — Nur so viel, daß ich mit Professor Creuzer bei Schlossers auf dem Stift Neuburg, wo ich wohnte, viel von Ihnen sprach, und daß Ihrer herzlich und liebevoll gedacht wurde; auch Schlossers würden sehr glücklich sein, wenn Sie von Ihrem Befinden einige Nachricht geben wollten. Kurze Zeit nach unserer Rückkehr brachte unsere merkwürdige Revolution alle Frankfurter Bürger auf die Beine; der tragische Anfang und das lustige Ende nebst der Laternen-Komödie ist Ihnen wohl bekannt. Seitdem ist Alles ruhig geblieben, die Sorge des Senats ist nun auf die Gefangenen gerichtet, die wahrscheinlich zu lebenslänglicher Untersuchung verdammt sind. [2]

[1] Von uns eingeschoben.

[2] Die unruhige und gereizte Stimmung, welche nach der Juli-Revolution herrschte, hatte sich seit dem unglücklichen Ausgang der polnischen Erhebung auch in Frankfurt noch gesteigert; in den Weinlese-Tagen des Jahres 1831, am 24. und 25. October, kam sie in einem Tumulte zum Ausbruch, der zunächst gegen die Fortdauer der Thorsperre gerichtet war. Am Allerheiligenthor wurde am zweiten Abend aus der Menge auf den Wachtposten gefeuert und ein Soldat getödtet. Zu den Maßregeln, die der Senat gegen weitere Unruhen traf, gehörte auch die Verfügung, daß nach zehn Uhr Abends Niemand sich auf der Straße zeigen dürfe, ohne eine brennende Laterne zu tragen. Dies hatte aber nur neckische Scenen zur Folge, indem die Ansammlung ganzer Schaaren von Laternenträgern den Eindruck

In dieser stürmischen bewegten Zeit hat alles was von einem früheren, friedlichen, engen, etwas spießbürgerlichen Leben übrig ist seinen Werth; unser gutes altes Blättchen, was freilich auch nicht ganz unangefochten vom Zeitgeist bleibt, hat dennoch einen vortrefflichen Aufsatz von unserm guten Nachbar Müller geliefert, den ich zu Ihrer Ergötzlichkeit hier beilege;[1] er ist, wenn schon durch die Beziehungen gewissermaßen modern, im alten Geist des Blättchens geschrieben und echt Frankforterisch.

Mein Schwiegersohn Thomas ist zu seinem Leidwesen älterer Bürgermeister geworden; noch in keinem Jahre waren die Herren weniger auf das Regieren erpicht, der Senat besteht jetzt aus lauter Philosophen. Für die arme Rosette bringt das neue Jahr nicht viel Gutes; der Bundestag tritt sehr geräuschvoll in das häusliche Leben einer älteren Bürgermeisterin, und auch darin hat sich die gute alte Zeit verändert.

Diesen Zeilen soll unmittelbar ein Topf mit eingemachtem Ingber folgen, der wie ich hoffe eben so echt sich bewähren soll als der erste; auch bitte ich mir anzuzeigen, ob ich einige Krüge Mostert schicken soll. Haben Sie denn gar keinen Auftrag für mich? ist der Ankauf eines Teppichs ganz aufgegeben? Es macht mir so große Freude, wenn ich Ihnen nützlich sein kann, vielleicht wäre noch etwas für die Enkel auf die Christtage zu besorgen.

Willemer empfiehlt sich Ihnen bestens; leider ist es ihm nicht vergönnt, das heranrückende Alter durch eine ruhige und abwechselnde Thätigkeit abzuwehren; sein Gedächtniß nimmt sehr ab, und diese geistige Ermüdung beunruhigt ihn in hohem Grade. Ein Glück ist es für ihn, daß er noch so rüstig durch Bewegung in freier Luft seine größte Erholung findet. Oft leidet er an einer gänzlichen Entkräftung, doch nur auf Augenblicke; indessen wäre vielleicht in solchen

eines nächtlichen Carnevals machte. Wir erinnern uns noch einer heiteren und ergötzlichen Carricatur, worauf ein solcher abenteuerlicher Laternenaufzug dargestellt war. Der Proceß der Theilnehmer am Tumulte kam nach einigen Jahren (1834) zum Abschluß; einer der Verhafteten, Henkelmann, war inzwischen bei dem bekannten Attentat vom 3. April 1833 durch die Aufständischen, die ihn für einen Gefängnißbeamten hielten, getödtet worden.

[1] S. die „Anmerkung".

Fällen ein bewährtes Stärkungsmittel von gutem Erfolg. Ich erinnere mich, daß Sie bei uns auf der Mühle vor Tische etwas ähnliches aus einem kleinen silbernen Becher tranken; wenn es kein Geheimniß ist, vielleicht nur ein edler alter Wein, so bitte ich Sie mir doch zu sagen von welcher Art, da alle bisher gemachten Versuche mit Madeira, Malaga u. s. w. ihn nur erhitzten, ohne ihn zu stärken. Verzeihen Sie, mein theurer Freund, wenn ich unbescheiden scheine; doch wüßte ich keinen besseren Rathgeber als gerade Sie, der ein so seltenes Geheimniß so glücklich zu ergründen wußte, im Alter jung und thätig zu sein, und zudem wüßte ich auch keinen lieberen.

Ich freue mich, daß Ihre Angehörigen gesund und heiter zu Ihrer Erheiterung förderlich sind; möge Ihnen der reinste Lebensgenuß aus dem Glück Ihrer Enkel zu Theil werden.

Meine Kinder lassen sich Ihnen bestens empfehlen und ich bleibe unverändert in diesem und allen anderen neuen Jahren

Ihre

Mariane.

Anmerkung. Diesem Briefe liegt ein Ausschnitt aus dem Frankfurter Intelligenzblatt, dem sogenannten „Blättchen" bei, auf welchen auch in späteren Briefen Bezug genommen wird. Derselbe enthält die Einladung des Wirthes J. D. Müller, sein Lokal zu besuchen. Wir begnügen uns, aus dem ziemlich langen Schriftstücke, das den Frankfurtern in den Tagen der Unruhe und des Choleraschreckens einige Erheiterung gewährte, eine Probe zu geben:

„Hiernächst resp. verabreiche und renovire ich jedem meiner verehrten Gästen, welcher meine Wirthschaft recht fleißig besucht, und denn hierin eben so fleißig, entweder von jenem rothen, oder von einer andern gleich guten Weinsorte trinkt, und in der Bezahlung hierfür nicht saumselig ist, aus reiner Dankbarkeit deßfalls die, nach dem in der Beilage zum hiesigen deutschen Journal vom 20. Sept. enthaltenen Artikel von Berlin von dem Herrn Ober-Rabbiner Eiger zu Posen als ein bewährtes wohlthätiges Schutzmittel so besonders empfohlen worden Senfkörner und trockenes Stark mit Knoblauch eingeriebenes Brod, Erstere zum Vorgenuß, und Letztere zum Nachtragen in der Tasche, beides in der vorgeschriebenen Dosis gratis."

In ähnlicher Weise ist die ganze Bekanntmachung voll absonderlicher Wendungen und grotesker Schnörkel. Die Unterschrift lautet: „J. D. Müller, Cauponarius zum Treppchen, Kälbergasse Lit. J. Nr. 109; Frankfurt den 4. October 1831." Da die Kälbergasse dem Rothen Männchen ganz nahe liegt, wird Müller oben als Nachbar bezeichnet.

Das Jahr 1832.

146.

Goethe an Marianne.

Das vorübergehende Jahr wollen wir wenigſtens bey ſeiner Sylveſterſchleppe faſſen, um unſre theuerſten Freunde noch eilig zu begrüßen.[1]

Herzlich leid war es mir zu erfahren, daß Sie einen Theil der letzten Monate in krankhaften Zuſtänden verbracht haben, denn gar zu gern denke ich mir Sie in den Augenblicken, in welchen Sie immer gleich heiter, liebenswürdig und wohlthuend die Gegenwart ergriffen.

Wir in dieſen Gegenden ſind wie aus einem widerwärtigen Traum erwacht. Das aſiatiſche Ungeheuer entfaltete immer mehr Hälſe, Köpfe und Rachen, je näher es heranrückte; man machte, was ich ſehr billige, fürchterliche Anſtalten dagegen, um die Furcht zu balanciren. Wir aber, auf der Allerweltslandſtraße, wurden durch ſcheue, flüchtende, aufgeregte Durchreiſende in der Apprehenſion eines Uebels fort und fortzuleben genöthigt, das endlich auf die bewundernswürdigſte Weiſe ſich im Norden dämpfte, und gleichſam erliſcht. Jetzt, ohngeachtet alle Sperren aufgehoben ſind, wir keine durchſtochenen Briefe und Pakete mehr erhalten, ruhig fortleben, auch bey uns nicht die mindeſte Andeutung davon ſich ſpüren ließ; jetzt, da alles leidlich ablief, triumphiren die Aerzte, welche es für nicht anſteckend erklärten, obgleich es durch Anſteckung verbreitet worden war. Wir

[1] Der Brief war wohl bei Ablauf des Jahres 1831 begonnen, worauf auch die Schlußworte hindeuten.

wollen den freundlichen Wesen die in der Luft herrschen zutrauen, daß sie im Frühling die Wiederkehr des Ungeheuers abhalten, damit nicht der Spectakel, von vorn angehend, die Menschen in Furcht setze, welcher niemand entgeht und die größer ist, als das Uebel, dem doch nur ein Theil unterliegt.

Daß meine treusten Wünsche, meine wahrhafte Theilnahme Sie immer umgeben und berühren, davon sind Sie überzeugt und so bin ich wirklich wegen unsres trefflichen Willemers in einiger Sorge. Seiner thätigen Sinnes- und Handelsweise muß freylich die Hemmung späterer Tage höchst widerwärtig seyn. Ich will nicht läugnen, daß ich es für ein Kunststück halte, als entbehrlich anzusehen was die Jahre uns nehmen; dagegen aber hoch und höher zu schätzen, was sie uns lassen, am höchsten aber wenn sie so artig sind uns mit neuer Gabe zu erfreuen, welche meistens von den guten Menschen kaum bemerkt und selten dankbar aufgenommen wird.

Wenn Sie, meine Beste, wie im Sommer, so auch im Winter, für meine Tafel und Haushaltung sorgen wollten, deren persönliche genaue Behandlung Sie komisch finden würden, wenn Sie mich dieses Geschäft nothwendig consequent durchführen sähen: so vermelde ich nächstens einige Wünsche durch deren Erfüllung ich meinen Gästen wohl ein besonderes Lächeln abgewinnen möchte. Wollen Sie mir indeß freundliche Gesichter von meinen Enkeln erwecken, so erbitte mir, etwa im Februar, etwas Offenbacher Pfeffernüsse; bis dahin werden die magenverderblichen Weihnachtsgaben wohl schon aufgespeist sein. Die Menschheit, merke ich, mag noch so sehr zu ihrem höchsten Ziele vorschreiten, die Zuckerbecker rücken immer nach; indem sich Geist und Herz[1] immerfort reinigt, wird, wie ich fürchte, der Magen immer weiter seiner Verderbniß entgegengeführt.

Damit dieses lange zaudernde Blatt endlich seinen Weg antrete

eiligst unwandelbar

Weimar den 13. Januar 1832.

J. W. v. Goethe.

[1] Ursprünglich war geschrieben „das Cerebralsystem“; Goethe hat dies gestrichen und dafür eigenhändig die durchschossenen Worte gesetzt.

147.

Marianne an Goethe.

Frankfurt den 29. Januar 1832.

In einigen Tagen erhalten Sie ein Kistchen mit ganz frischen Pfeffernüssen und Brenten, für die ich um freundliche Aufnahme bitte, obschon sie eigentlich zu den Magenverderblichen Weihnachtsgaben gehören, und ich fast schließen möchte, daß Sie oder die Enkel ein wenig dagegen eingenommen sind; ich kann Sie aber versichern, daß sie in dieser einfachen schlichten Gestalt weniger schädlich sind, als in der Zeit wenn sie etwas vorstellen sollen, da gewöhnlich die äußere Form mehr Werth hat als die Masse; auch etwas Quittenbast[1] habe ich beigepackt, er hält sich lange und ist ganz unschädlich. Möge dies alles Ihnen und Ihren Enkeln zu einiger Freude gereichen!

Sie sagen mir ja gar nichts über den Cauponarius: ist er nicht lustig? ich wollte es käme alle acht Tage so etwas hübsches in's Wochenblättchen. Für jetzt haben die Polen die poetische Ader der guten Frankfurter in Bewegung gebracht, die halbe Stadt ist rein verrückt, und wo möglich ist die Begeisterung für die Todten noch größer als für die Lebendigen. Gestern wurde ein junger Offizier begraben, der schon krank hieher kam, der Zulauf bei seiner Leiche war ganz außerordentlich, man rechnet die Menschenmenge auf dem Kirchhof an sechstausend.[2] Heute ist ein großes Conzert zum besten der Pohlen, und bis Freitag ein zweites. Ich glaube, Sie würden Frankfurt in dem Zustand der Aufregung, in den es durch Pohlen, Mauthen,[3] Cholera und so weiter gekommen, nicht wieder erkennen.

[1] „Quittenbast" ist, wie „Brente", in Frankfurt mehrentheils übliche, auch sonst in der Umgegend verbreitete fehlerhafte Schreibart; es sollte „Quittenpaste" heißen.

[2] Der Verstorbene trug einen deutschen Namen, Ludwig Lange, und hatte bei der Artillerie der polnischen Insurgenten als Oberlieutenant gestanden. Uebrigens heißt es in einem damaligen, wie es scheint halbamtlichen Schriftstück von den Polen in Frankfurt: „Unsere Adler, unsere Farben erinnerten sie an ihr Vaterland! Sie retteten Kinder aus den Flammen."

[3] In der Umgebung von Frankfurt und insbesondere von Hanau hatten im Lauf des Januar Angriffe auf Zollhäuser und Zollwächter zum Theil mit blutigem Ausgang stattgefunden.

Als bemerkenswerthe Neuerung darf ich Ihnen nicht vorenthalten, daß die kleine Sackgaſſe, wodurch man zum Thor des Rothen Männchens wandelte, nicht mehr exiſtirt; das ſogenannte Steckeliſche Haus, welches ihm auf dem Nacken ſaß, iſt auf einem Ausruf um ein billiges erkauft und von Willemer und unſerm Nachbar H. Souchay zu gleichen Theil und Koſten operirt worden; vor dem Rothen Männchen iſt nun ein freies Plätzchen, welches man den kleinen Römerberg nennen möchte, welcher Name aber noch nicht vox populi iſt. Das Plätzchen und die Helle wären recht hubſch, wenn nicht die lange hohe Brandmauer des Hinterhauſes recht eigentlich wie eine zugeheilte Stelle nach einer Operation ausſähe, der man immer anſieht, daß etwas anderes da war.

Sie vergeſſen doch nicht mir recht bald Ihre Aufträge zu ſchreiben? wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie mich dadurch machen, Sie würden mir öfter die Freude machen. Ich möchte Sie wohl in Ihren häuslichen Pflichten und deren Ausübung belauſchen, aber noch weit lieber erleichtern! wenn es mir vergönnt wäre.

Willemer grüßt Sie herzlich, und ich bleibe von ganzem Herzen

Ihre

Mariane.

148.

Goethe an Marianne.

Die anmuthigen Süßigkeiten ſind glücklich angekommen und, was wirklich merkwürdig iſt, haben Sie durch die obere Schicht eine frühere Geſchmacksluſt Ihres bejahrten Freundes wieder aufgeregt, wenn die andern beyden Schichten, im Gegenſatz der trübſten Wintertage, mir ſonnenfreundliche Geſichter zu entwickeln nicht verfehlen werden.

Was übrigens mich betrifft, ſo genügt mir bey Tiſch das Wenigſte, Einfachſte, dächt' ich nicht manchmal an die übrigen mitgenießenden Hausgenoſſen und Gäſte. Deswegen möcht ich Sie jetzt nur um eine

mäßige Sendung von Kastanien bitten, von welchen diesen Winter kaum einige Musterbilder zu uns gekommen sind.

Sodann fällt mir aber doch ein: Sie um ein paar Schwartenmagen zu bitten, welche, bey mäßiger Kälte, wohl möchten zu transportiren seyn.[1] Während meiner Mutter Lebzeiten kamen dergleichen zu gehöriger Zeit regelmäßig an, und nur zwey der ältesten Freunde erinnern sich derselben, als fabelhafter mythologischer Productionen.

Gewiß werden Sie billig finden daß ich mein culinarisches Regiment mit Seltenheiten zu illustriren geneigt bin und werden mir, als liebe sorgliche Freundin, hierzu gern einigen Beytrag thun. Unsre wunderliche Weimarische Stellung in Absicht auf fremde Eßbarkeiten, schildere ich Ihnen zunächst.

Nun aber zu einem Entgegengesetzten, welches Ihnen durch den Zeitungsklatsch zwar schon wird bekannt geworden seyn. Das asiatische Ungeheuer schleicht und drückt sich uns immer näher; es soll in Merseburg sich eingefunden haben, etwa 12 Stunden von hier; freylich liegen wir schon um so vieles höher, so daß es sich noch immer eine Weile zu unsern Füßen herumdrücken kann. Mehr sag ich nicht, hier am Orte und im Lande ist man sehr gefaßt, indem man es abzuwehren für unmöglich hält.

Alle dergleichen Anstalten sind aufgehoben. Besieht man es genauer, so haben sich die Menschen, um sich von der furchtbaren Angst zu befreyen, durch einen heilsamen Leichtsinn, in den Islam geworfen, und vertrauen Gottes unerforschlichen Rathschlüssen.

Soviel für heute, Ihrem liebenswürdigen Antheil sende nach und nach die eintretenden Vorkommenheiten, deshalb ich Sie bitte um unsertwillen unbesorgt zu seyn.[2]

Weimar den 9. Febr. 1832.

[1] „Schwartenmagen", kugelförmiges schweres Product der Frankfurter Metzgerkunst, nach Weigand „mit gehackten Schweineschwarten u. s. w. gefüllter Magen."

[2] Die Ecke des Blattes, welche die Unterschrift und vielleicht einen grüßenden Zuruf enthielt, ist ausgeschnitten.

149.

Goethe an Marianne.

Meinem neuesten Briefe sende sogleich einen andern nach, einiges Versäumniß zu entschuldigen. Und also vor allen Dingen Dank für den Kauponarius! Alle Freunde eines wohlgeordneten und durchdachten Styls haben große Freude an diesem Musterbilde. Nicht leicht hat Jemand das Vielfältige was er verspricht so deutlich eingesehen und so andringlich anzupreisen gewußt und so absurd auch der Vortrag ist, so muß er doch anziehend sein für diejenigen die nach dergleichen lüstern sind. Hieran will ich aber ein ernstes Bekenntniß anschließen.

Indem ich die mir gegönnte Zeit ernstlich anwende, die gränzenlosen Papiere die sich um mich versammelt haben, um sie zu sichten und darüber zu bestimmen; so leuchten mir besonders gewisse Blätter entgegen, die auf die schönsten Tage meines Lebens hindeuten; dergl. sind manche von jeher abgesondert nunmehr aber eingepackt und verriegelt.

Ein solches Packet liegt nun, mit Ihrer Adresse, vor mir und ich mochte es Ihnen gleich jetzt, allen Zufälligkeiten vorzubeugen, zusenden; nur würde mir das einzige Versprechen ausbitten, daß Sie es uneröffnet bey sich, bis zu unbestimmter Stunde, liegen lassen. Dergleichen Blätter geben uns das frohe Gefühl daß wir gelebt haben; dieß sind die schönsten Documente auf denen man ruhen darf.

Zu dem kleinen Römerberg wünsche Glück. Auch die Erfahrung ist wichtig: daß, wenn wir uns in eine gewisse Freyheit zu setzen gedenken, sich gleich wieder ein neues Hinderniß hervorthut; ich könnte schmerzlich-lächerliche Beyspiele hievon erzählen.

Da Sie es übrigens halten wie ich: den Tag zu sichern und zu schmücken wie möglich und dem Dulden sogleich eine Thätigkeit entgegen zu setzen, so bleiben Sie auch wie ich unwandelbar in freundlichster Neigung. Schreiben Sie öfter. Eine Correspondenz die dauern soll, muß nicht Zug für Zug gehen; man schicke doch ja ein Blatt nach um irgend ein Stockendes flott zu machen.

und so fort an!

Weimar den 10. Febr. 1832.

J. W. v. Goethe.

Ende deſſelben, obgleich noch immer ſpät genug, im Beſitz des ſchönſten Theils des erwünſchten Landes geſehen; allein die Bewohner, aufmerkſam, hatten den Riegel vorgeſchoben, und wohin nun ſich wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun ſollte man wieder oſtwärts ziehen um jenen Weg endlich einzuſchlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen ſollen. Allein gerade hier in Oſten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor, man wollte ſich einen Durchzug erbitten, die klügeren Edomiter ſchlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht räthlich, man mußte ſich alſo zu einem Umweg, bei dem man die edomitiſchen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reiſe im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten, denn es bedurfte nur wenige Stationen, Oboth, Jjim, um an den Bach Sared, den erſten der ſeine Waſſer ins todte Meer gießt, und ferner an den Arnon zu gelangen. Indeſſen war Mirjam verſchieden, Aaron verſchwunden, kurz nachdem ſie ſich gegen Moſen aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk ſah ſich zum zweitenmale nah am Ziele ſeiner Wünſche, in einer Gegend die wenig Hinderniſſe entgegenſetzte; hier konnte man in Maſſe vordringen, und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verderben und vertreiben. Man ſchritt weiter vor, und ſo wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren ſchönſten Beſitzungen angegriffen, ja die erſten ſogar, was Jethro vorſichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungeduldigen Stämmen Anſiedelung erlaubt, unterdeſſen man abermals, auf hergebrachte Weiſe, Geſetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überſchreiten zögerte. Unter dieſen Verhandlungen verſchwand Moſes ſelbſt, wie

150.

Letzter Brief Mariannens an Goethe.[1]

Tausend Dank für die beiden liebenswürdigen Briefe! die Beweise Ihres unveränderten Wohlwollens machen mich sehr glücklich! Ihr Anerbieten mir jenes inhaltreiche Paket zu senden, rührt mich ganz unbeschreiblich, ich sage nichts weiter, senden Sie es nur, ich will es treu und gewissenhaft bewahren wo Ihre Briefe liegen die ich alle geordnet habe, und die ich oft und immer wieder lese.

Die fabelhaften mythologischen Produktionen werden nun wohl angekommen seyn und ihrer Zeit Ehre bringen, wie ich hoffe; wenn die Kastanien Beifall finden, so sende ich nächstens, oder wünschen Sie vielleicht italienische Maronen? Sie fühlen gewiß, welche Freude Sie mir durch ähnliche Aufträge machen, wie gerne ich alles besorge, wie glücklich mich bei dem Einpacken die Vorstellung macht, daß Sie vielleicht selbst alle die Papiere entfalten und abstreifen, und wohl gar wohlwollend an den Commissionair und Packer denken; gewiß darf ich recht bald wieder etwas besorgen.

Mit der Briefpost ist Ihnen ein gedrucktes Büchelchen zugekommen, welches mir H. Doktor Engelmann mit der Bitte übergab, es Ihnen zu senden, es ist eine Abhandlung oder so etwas, die sein ältester Sohn geschrieben hat der sein Examen als Arzt schon bestanden und wie ich glaube hier praktizieren wird. Ob es der Mühe werth ist von Ihnen gelesen zu werden, kann ich nicht beurtheilen, und bitte im Voraus um Verzeihung; bestimmen Sie in Ihrem nächsten Brief ob und was ich dem Vater darüber sagen soll.[2]

Bei uns ist man ganz unbesorgt wegen der Cholera, die Aerzte halten wöchentliche Conferenzen, wo sie sich alle Nachrichten gehörig mittheilen die sie erhalten, und die gewöhnlich so verschieden sind,

[1] Später beigeschrieben: „15. Feb. 1832."

[2] Wir haben ein Exemplar dieser Schrift vor uns; der Titel lautet: „Dissertatio inauguralis phytomorphologica, de antholysi prodromus, cum 93 iconibus in tabulis quinque lithographis"; sie erschien 1832 bei Brönner. Der hochbegabte Verfasser, Dr. Georg Engelmann, begab sich später nach Nordamerika, wo er sich in St. Louis als Arzt niederließ. Sein Vater und sein jüngerer Bruder waren sehr verdiente Schulmänner.

daß sie niemals wissen was das rechte Mittel und die beste Methode ist; sie werden es halt wie immer machen, nemlich so gut sie können. Etwas ernster ist man hier geworden seitdem die Cholera in London ist, für Frankfurt also eigentlich näher gerückt als von Merseburg aus; aber es muß ganz anders kommen, jetzt tanzt und springt, ißt und trinkt alle Welt, und wenn die Fastenzeit kommt, da ist es immer noch Zeit an dergleichen zu denken, da geht es in einer Diät hin.

Frau von Savigny hat Ihnen gewiß manches über uns mittheilen können, so wie ich ihr denn die schönsten Grüße aufgetragen habe. — Gedenken Sie meiner immer mit Wohlwollen.

Unverändert

Ihre

Mariane.

151.

Letzte Zuschrift Goethes an Marianne.[1]

Die kunstgemäße Ausbildung einer bedeutenden Naturanlage bewirkt zu haben bleibt eines unserer schönsten Gefühle, weil es die größte Wohlthat ist die man den Menschen erweisen kann. Zu unsren Zeiten ist es für ein größeres Verdienst zu achten als ehemals, wo noch jeder Anfänger an Schule, Regel, Meisterschaft glaubte und sich der Grammatik seines Faches bescheiden unterwarf. Die lebhaftesten Glückwünsche daher unsrer lieben Freundin, der es in einem so eminenten Falle gelungen. Möge das Gleiche der gegenwärtigen Schülerin zu Gute kommen und die gründlichen Lehren, so wie die heitern Wünsche des anmuthigen Liedchens, bey ihr fruchten und erfüllt werden.

Das war kaum geschrieben als noch eine angenehme Sendung nachfolgte; Hr. Dr. Engelmann hat die Hauptidee, woraus alles

[1] Vier Wochen vor seinem Tode, der am 22. März eintraf.

herfließt, vollkommen gefaßt und an vielen Beyspielen auf das glücklichste entwickelt. Lebte er neben mir, so sollte er die vielen gleichen oder ähnlichen Vorkommenheiten die ich in Zeichnungen und Bemerkungen gesammelt, auf das Beste zu Nutz machen. Seine Geschicklichkeit im Zeichnen, sowie die Ruhe und Reinheit seiner Betrachtungen, legitimiren ihn zu diesem Beruf. Sagen Sie mir doch etwas von seinen äußern Verhältnissen.

Und nun, um die Treve auf eine eigene Weise voll zu machen, erscheint ein Kasten mit den wünschenswerthesten Speisewaaren, dem Hauswirth höchst willkommen, seinen Tisch- und Tafelgenossen zu unerwartetem Genusse.

Dreyfachen Dank also für das verschiedenste Gute, aus einfachem Sinn und Gemüthe; Glück zu allem Thun! Freude an allem Gelingen!

Und nun, zu eiligster Absendung, das treulichste: fort an!

W. d. 23. Febr. 1832.

J. W. Goethe.

Anmerkung. Diese Zuschrift, welche kaum die Form eines Briefes hat, zerfällt in drei Abschnitte, von welchen der erste einige Schwierigkeit bietet. Wenn Goethe die Freundin wegen der schön vollbrachten Ausbildung eines bedeutenden Talentes beglückwünscht, so dürfen wir dabei an Sabine Heinefetter denken, obwohl der Ruhm dieser Sängerin schon seit Jahren fest stand; hatte doch Zelter an Goethe bereits 1830 sehr günstig über sie berichtet. Welches unter den zahlreichen Talenten, die Mariannens Unterweisung genossen, als die „gegenwärtige Schülerin" bezeichnet wird, ist nicht zu bestimmen; vielleicht Sabinens jüngere Schwester. Bei der neuen Schülerin sollen auch „die heiteren Wünsche des anmuthigen Liedchens" erfüllt werden. Unter diesem könnte man das Abschiedslied verstehen, das Marianne zwar schon im ersten Anfang der zwanziger Jahre an Sabine Heinefetter gedichtet, aber vielleicht erst jetzt bei passender Veranlassung an Goethe gesendet hatte. Wir theilen es hier mit.

An Sabine Heinefetter.

Das Leben und die Stimme schön zu tragen,
Ist eine Kunst, die Wenige verstehn.
Ein gutes Portament in allen Lagen
Hilft manchen Kampf mit Hoch und Tief bestehn.

Du bist erwählt, im Reich der Harmonien
Zu wirken durch des Tones Zauberhauch.
Talent und Stimme hat dir Gott verliehen;
Veredle sie durch würdigen Gebrauch.

Bewahre dir mit eifrigem Bestreben
Ein reines Herz und einen reinen Ton.
Die schönste Zier im Singen, wie im Leben
Ist fleckenlose Intonation.

Dein Vortrag, schön belebt durch innre Regung,
Bleib' immer wahr in Rede und Gesang.
Ein feiner Takt bestimme die Bewegung,
Auf Dissonanzen weile nicht zu lang.

Atempo sei dein täglich Thun und Lassen,
Fürs Forte halte klug im Piano Haus.
Wer nicht versteht, im Largo sich zu fassen,
Dem geht im Stretto leicht der Athem aus.

Benütze klug die Zeit und deine Gaben,
So lernst du dich und deine Kunst verstehn.
Ein Tonstück muß der Pausen viele haben;
In meiner Liebe sollst du keine sehn!

Noch ist uns das folgende sinnreiche Gedicht mitgetheilt worden, als von Mariannen an eine junge Sängerin gerichtet; dasselbe scheint uns bei weitem tiefer und bedeutender als das vorstehende, wenn es ihm auch an spielender Leichtigkeit des Ausdrucks nicht gleichkommen mag.

Was ist Gesang?

Was ist Gesang! Was, kaum gehört,
Dich faßt, dich hält, dich mit sich nimmt
Und, wie durch Liebe schön bethört,
In seinen Ton die Seele stimmt,
Dich ernst macht, dann bald hoch dich schwingt
Zu dem was heilig, ewig groß,
Bald dich zum Mitgefühle stimmt
Mit Erdenschönheit, Menschenloos,
Was du erlebt, in dir erneut
Und rein und mild dir's nun gewährt,
So daß, was schmerzte sich verklärt
Was freute, inniger erfreut.
Was dieß nicht wirkt, ist nicht Gesang,
Ist Klang nur, höchstens hübscher Klang.

Anhang zu den Briefen.

152.

Eckermann an Frau von Willemer.

Aus eigenem Antriebe und in besonderem Auftrag der Frau v. Goethe theile ich Ihnen einige nähere Umstände mit über den Verlust des hohen Mannes den wir alle beweinen; denn ich weiß Sie waren Ihm besonders werth, er hat noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden Ihrer gedacht und so handeln wir Hinterbliebenen in seinem Sinne wenn wir uns mittheilend an Sie wenden.

Er verließ uns gestern Mittag 11 Uhr. Vor 8 Tagen am Donnerstag war er noch vollkommen wohl. Die Großherzogin besuchte ihn selbigen Tages, und wie man hört, ist er gegen sie besonders heiter und mittheilend gewesen. Er machte darauf eine Spazierfahrt und es ist möglich daß er sich da erkältet hat. Denn am nächsten Morgen, Freitag den 16., fühlte er sich krank an einem Erkältungsfieber mit einigem Stechen auf der Brust. Hofrath Vogel, sein Arzt seit 7 Jahren, zu dem er mehr Zutrauen hatte als zu irgend einem andern während seines Lebens, behandelte ihn und er war am Montag so weit hergestellt, daß Er am Dienstag seine Arbeiten wieder anzufangen gedachte. Doch wurden wir alle am Morgen des ebengedachten Tages erschreckt, indem der Kranke mit einer heftigen Kälte in allen Gliedern, verbunden mit Schmerzen und großer Unruhe befallen war, die der Arzt durch einen Umschlag und schweißtreibende Mittel erst nach Verlauf von 19 Stunden in folgender Nacht zu heben vermochte, so daß er Goethe's Zustand für gefährlich

erklärte und einen Nervenschlag befürchtete. Dieser erfolgte am nächsten Morgen (Mittwoch) nicht, indem durch die Mittel die gehörigen Krisen eingetreten waren und ein wohlthätiger Schweiß sich über den ganzen Körper verbreitet hatte, auch der Kranke sich von allen Schmerzen frei fühlte. So schöpften wir Mittwoch Morgen wieder einige Hoffnung, die jedoch Mittags wieder verschwand, indem der Arzt erklärte, daß der Feind nun wieder von einer anderen Seite drohe und eine Lungenlähmung zu fürchten sey, indem das Uebel sich auf die Brust geworfen und es dem Kranken an Kräften fehle es zu überstehen. Sie mögen sich denken in welcher Angst und Noth wir alle waren. Für den Kranken jedoch war es ein Glück daß er keine Empfindung von der Gefahr seines Zustandes zu haben schien. Er fühlte sich wohl und ohne Schmerzen, er sprach noch am Donnerstag morgen von einer guten Suppe, Fisch und etwas Wildprett das er Mittags zu essen Neigung habe, so wie von den bevorstehenden guten Tagen im April, wo er viel spazieren zu fahren und sich von seinem Uebel vollkommen zu erholen hoffe. Im Bette zu liegen vermochte er nicht. Er saß völlig angekleidet in seinem Lehnstuhl. Anfänglich wollte er außer seinem Bedienten niemanden um sich leiden. Am letzten Morgen jedoch kam seine Schwiegertochter, die auch in den letzten Nächten ohne daß er es wußte bey ihm gewacht hatte, nicht von seiner Seite. Er hielt ihre Hand indem er abwechselnd gleichgültige Dinge sprach und zu schlummern schien. Nach wenigen Stunden um 11 Uhr hatte sein hoher Geist das irdische verlaßen, indem der geliebte sichtliche Körper vor unseren Augen in edler Haltung fortzuschlummern schien.

Man hat ihn nun in Eis gelegt um ihn bis Montag früh zu erhalten, wo er in der Großherzoglichen Gruft neben seinem verstorbenen Fürsten und Schiller beygesetzt werden soll.

Die Stunde der feyerlichen Bestattung ist wie ich so eben höre, auf Montag Nachmittag 5 Uhr hinausgeschoben. Das Testament wird Dienstag eröffnet werden.

Das Theater ist auf einige Tage geschlossen, so wie überall in Weimar die höchste Theilnahme sichtbar ist.

Ich bin behindert in diesem Augenblicke weiter fortzufahren. Sollten Sie, gnädige Frau, über dieses oder jenes einige nähere

Auskunft wünschen, so bitte ich Sich an mich zu wenden, indem es nicht gewiß ob Frau v. Goethe in der nächsten Woche in Weimar seyn wird.

Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken so wie dem Ihres Herrn Gemahls unter Versicherung der vorzüglichsten Hochschätzung

gehorsamst

Weimar d. 25. März 1832.

Eckermann.[1]

153.

Eckermann an Frau von Willemer.

Verehrte gnädige Frau!

Beyliegend übersende ich Ihnen was sich bis jetzt von Ihren Briefen unter Goethes Papieren gefunden hat. Was sich ferner finden sollte will ich treulich bey mir sammeln und Ihnen weiter zusenden. Solche Briefe sind unschätzbar als Denkmale einer entschwundenen Zeit die bey ihrem Wiederlesen in unsrer Seele wieder wach wird und mit aller Gewalt und Frische jener Tage wieder zu leben beginnt. Ich habe mich nicht enthalten können einige von diesen Briefen zu lesen, wo ich mich denn an der Reinheit Ihrer Bildung erquickt und recht tief empfunden habe, daß nicht leicht eine Andere ein innigeres Verhältniß zu Ihm hat haben können wie Sie. Ja wer sich an Ihn halten konnte mußte etwas seyn, und wer sich an Ihn hielt mußte etwas werden.

Er hat mich in seinem Testament zum Herausgeber seines literarischen Nachlasses ernannt, ich fühle mich durch sein Zutrauen beglückt und werde gewiß alles aufbiethen damit solche Schätze würdig ans Licht treten. Das Naturhistorische eingerechnet wird das Ganze gewiß 15 Bände füllen. Glücklich bin ich daß der zweyte Theil des

[1] Des berühmten Ausrufes „Mehr Licht" geschieht in diesem Bericht keine Erwähnung; er ist wohl gethan worden, aber man hat ihm zunächst nicht solche Bedeutung beigelegt, wie es später geschah.

Faust vorigen Sommer beendigt wurde und daß in diesem unsterblichen Werk nun nichts mehr Fragmentarisches ist. Auch ist ein 4ter Band aus seinem Leben, der die höchst bedeutende Epoche seines letzten Aufenthalts in Frankfurt 1774—1775 enthält, bis auf weniges vollendet. Sollten Ihnen oder Ihren Freunden noch ungedruckte Jugendgedichte oder Briefe aus seiner jugendlichen Zeit bekannt seyn, so bitte ich mir solche zukommen zu lassen.

Vor allem freue ich mich, daß seine Farbenlehre nun auch in die Hände des großen Publikums gelanget und daß sie von manchem verstockten Physiker nun nicht ferner zurückzudrängen ist. Ich bin gewiß daß Goethes lange verkannte Lehre sich mit der Zeit über die ganze Welt verbreiten wird, denn sie ist wahr und ewig wie die Natur selber. Durch langen Umgang mit den Phänomenen und unter Seiner unmittelbaren Leitung bin ich eingedrungen, so daß ich bei einem großen Theil der natürlichen Erscheinungen mir des Urgesetzes bewußt bin, von dem sie ausgehen. Es klingt wunderlich, aber doch möchte ich sagen, daß alles poetische und literarische mir nicht so großen inneren Gewinn gebracht hat, als seine Farbenlehre. Ich finde nun die Gottheit nicht mehr bloß in meinem Gemüth, sondern ich finde sie nun auch außer mir im Urphänomen, wo ich oft ihren Hauch unmittelbar zu wittern glaubte, und große Augenblicke erlebte wie nie zuvor. Doch so darf man nur zu Eingeweihten reden wie Sie.

Frau v. Goethe empfiehlt sich Ihnen aufs Beste, und ich verharre mit den Gesinnungen wahrer Verehrung gegen Sie und Ihren Herrn Gemahl

Ihr aufrichtiger Freund

Weimar d. 28. April 1832.

Eckermann.

Von Goethe's bis zu Mariannens Tod.

Das Hinscheiden Goethe's hat vielleicht in keinem Kreise reinere Nachklänge der Verehrung und Anhänglichkeit erweckt, als in demjenigen, den uns Mariannens Nachlaß vorführt. Was Rath Schlosser am 2. Mai an Boisserée schrieb, verdient hervorgehoben zu werden, da er, bei seiner aufrichtigen katholischen Frömmigkeit, in manchen wichtigen Dingen den Standpunkt des Dichters nicht theilen konnte. Dieß sind seine Worte: „Von unserer Kindheit an hatte Goethe's Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt: Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahingewelkt, und wie manche der uns theuersten deckt längst das Grab, während wir uns gewöhnt hatten, dem alten Heros gewissermaßen eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen. In ihm und dem im verflossenen Jahre geschiedenen Minister von Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet." Auch seine gleichgesinnte Gemahlin Sophie, geborne du Fay, Mariannens ernste Freundin, pflegte noch in späteren Jahren jede gegen Goethe gerichtete Aeußerung mit den Worten abzubrechen: „Sie haben Goethe nicht gekannt." Marianne selbst schrieb an den damals in München wohnenden Sulpiz: „Daß wir beide um unsern Freund Goethe getrauert, weiß ich, da wir ihn sehr lieb hatten. Für mich ist es ein gar großer Verlust! Jeder Brief war ein Fest für uns, und ich darf es wohl sagen, daß er bis zur letzten Stunde mit Liebe an uns dachte."

Uebrigens gab sie ihre tiefe Erregung wenig in Worten und noch weniger in Klagen kund; auch waren Zeit und Umgebung, abgesehen von den nächsten Freunden, dafür nicht günstig. Sie war in den ersten Jahren stiller als zuvor, ordnete und las die Briefe und erwartete mit Sehnsucht das Erscheinen des Nachlasses. Ihr damaliger Arzt, Dr. Valentin Müller (Vater des ausgezeichneten Malers Victor Müller) erfreute sie oft mit seiner Gabe, Goethe'sche Dichtungen wohllautend und ausdrucksvoll zu lesen.

Uebrigens trat ihr der Lebensernſt mit den vorrückenden Jahren Wittemers recht nahe. Wie ſchön ſie den erhöhten Forderungen genügte, bezeugt ihr Gemahl ſelbſt, indem er ihr zu Anfang der dreißiger Jahre mit einem ſchönen Geſchenk folgenden Vers widmete:

Du warſt mein Troſt, mein Glück in dieſem Leben;
Ich war wohl klug, daß ich dich fand?
Doch fand ich nicht; Dich hat mir Gott gegeben;
So ſegnet keine irdiſche Hand!

Frau Roſette Thomas, die, um zwei Jahre älter als ihre Stiefmutter Marianne, ſtets mit derſelben in einem ſchweſterlichen Verhältniß blieb, ſchrieb im Februar 1835 an Boiſſerée: „Marianne hat ein ſchweres Leben, benimmt ſich aber ganz vortrefflich. Wir Kinder können es ihr nie genug danken."

Was ihr über manche Schwierigkeit hinweg half, war vor Allem die Unverwüſtlichkeit ihres reichen, friſchen Naturells. Ernſter Schwung und frohe Laune mögen ſelten in einem Frauengemüth ſo innig verbunden geweſen ſein, wie in dem ihrigen. Ihrem Gemahl verſchaffte ſie jede Aufheiterung, für die er empfänglich war. Eigene oder fremde Ebſtands-Häkeleien geben ihr die nachſtehende drollige Fabel ein:

Spatz und Spätzin.

Auf dem Dache ſitzt der Spatz
Und die Spätzin ſitzt daneben
Und er ſpricht zu ſeinem Schatz:
„Küſſe mich, mein ſüßes Leben!

Bald wird nun der Kirſchbaum blüh'n;
Frühlingsluft iſt ſo vergnüglich!
Ach, wie lieb' ich junges Grün,
Doch die Schoten ganz vorzüglich."

Spricht die Spätzin: „Beſter Mann,
Denk' doch an die neuen Pflichten.
Fangen wir noch heute an,
Uns ein Neſtchen einzurichten."

Spricht der Spatz: „Das Neſterbau'n,
Junge brüten, Junge füttern,
Und dem Mann den Kopf zu krau'n
Liegt den Weibern ob, den Müttern."

Aaron verschwunden war, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht Josua und Caleb die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen, und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden für gut gefunden hätten; um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordanufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, daß sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als consequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beifall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben, und dieß kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die Zeit, welche jede Caravane zu einem solchen Zuge bedürfen würde, unsere Betrachtungen anstellen und zugleich was uns in diesem besonderen Falle überliefert ist, gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meer bis an den Sinai, wir lassen ferner alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf sich beruhen, und bemerken nur, daß die große Volksmasse am zwanzigsten Tage des zweiten Monats, im zweiten Jahr der Auswanderung aus Aegypten, vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüste Paran hatten sie keine vierzig Meilen, die eine beladene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit um jedesmal heranzukommen, genugsame Rasttage, man setze anderen Aufenthalt, genug, sie konnten

Spricht die Spätzin: „O Barbar!
Soll ich bei der Arbeit schwitzen
Und willst Du nur immerdar
Zwitschern und herumstitzen?“

Spricht der Spatz: „Ich will dich hier
In zwei Worten kurz berichten:
Für den Spatz ist das Plaisir,
Für die Spätzin sind die Pflichten!“ —

Ueber die Verwaltung des Vermögens wurde Marianne schon bei ihres Gemahls Lebzeiten zu Rathe gezogen. Bei den Verhandlungen darüber bewiesen die Angehörigen das feinste Zartgefühl, die dankbarste Rücksicht für die Lebensgefährtin Willemers. Es geht dieß unter Anderem aus einem noch vorhandenen Geschäftsbriefe von Thomas hervor, dessen Inhalt seiner Aufschrift „Lieb Mütterchen“ entspricht. Es wurde dafür Sorge getragen, daß sie nicht nur zeitlebens ein bequemes Dasein führte, sondern auch noch Einiges zu vergeben hatte, wobei sie eine entfernte Verwandte ihrer verstorbenen Mutter insbesondere bedachte.

Mit Anfang des Jahres 1838 wurde Thomas, der schon längere Zeit der Schöffenbank angehörte, zum drittenmal älterer Bürgermeister. Bei dieser Gelegenheit sang man im geselligen Kreis ein älteres Lied Mariannens, das mit dem Vers begann:

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus!
Folge diesem Spruche nur,
Glücklicher Posthumus.[1]
Wir, obschon etwas bei Jahren,
Singen noch mit grauen Haaren:
Juvenes dum sumus!

Um diese Zeit erschien Clemens Brentano's berühmtes Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ in Schmerbers Verlag; diese Ausgabe ist um ein Drittheil umfangreicher als die später veröffentlichte. Der Dichter schrieb als Einleitung eine „herzliche Zuneigung“ (statt „Zueignung“) an das „Großmütterchen,“ welche Benennung für Frau von Willemer nun auch außerhalb der Familie bekannt wurde.

[1] Thomas, einige Monate jünger als Marianne, war im Februar 1765 nach seines Vaters Tod geboren.

Den Tod Willemers theilen wir nach dem Wortlaute der in den Blättern veröffentlichten Anzeige mit, welche eine Uebersicht der nächsten Angehörigen enthält:

„Herr Senator Johann Jacob von Willemer, königlich Preußischer Geheimer Rath, ist am Abend des 19. Octobers an einer, zu der seit mehreren Jahren begonnenen Altersschwäche hinzugetretenen Lungenlähmung in seinem 79sten Lebensjahre sanft verschieden. Dessen Wittwe, Töchter und Schwiegersöhne zeigen diesen Trauerfall allen auswärtigen Verwandten, Freunden und Bekannten mit der ergebensten Bitte an, sich mit Beileidsbezeigungen nicht zu bemühen, da sie von ihrer Theilnahme überzeugt sind.

Marie Anna von Willemer.
Anna Rosina Magdalena Thomas.
Amalie Henriette Scharff.
Maximiliane Eleonore Andreä.
Johann Gerhard Christian Thomas,
d. Z. älterer Bürgermeister.
Friedrich Scharff.
Johannes Andreä."

Am 22. October wurde Willemer, einer früher getroffenen Verfügung gemäß, bei Oberrad bestattet.

Kaum zwei Wochen nach seinem Tode wurde Marianne von einem der härtesten Schläge betroffen, die ihr noch bevorstehen konnten: der treffliche Thomas, gegen sie stets liebreich wie ein Bruder, verschied nach kurzer Krankheit am 1. November im Alter von 53 Jahren. Seit 105 Jahren war kein Bürgermeister von Frankfurt im Amte gestorben. Wir erinnern uns noch der tiefen Bewegung, welche durch die Menge drang, als unter dem Schalle gedämpfter Trommeln der Leichenzug von dem Sterbehaus in nächster Umgebung der Stadtbibliothek abging, in deren Vorhalle man später seine Büste aufstellte.[1]

Eine Woche nach diesem Todesfalle begab sich Rosette zu ihrem Sohne Jakob, der in Bonn studirte; es ist derselbe, der im Briefwechsel als elfjähriger Knabe vorkommt. Marianne gab ihr folgenden Brief an den Stief-Enkel mit:

„Mein lieber guter Jakob, die Mutter bringt Dir diese Zeilen und alle meine Herzensgedanken die sie nicht enthalten. Ich weiß, Du verstehst mich auch ohne Worte. — Was kann ich über Deinen, über unsern, über

[1] Sie trägt die Inschrift: Gerhardus Thomas, civitatis et literarum decus, vir pius justus candidus, amicis amicissimus.

meinen Verlust Dir sagen? Blick auf die Mutter, auf die gleich Dir verwaisten Schwestern, Du wirst fühlen, daß sie voll Hoffnung und Vertrauen ihren Trost, ihre Stütze in Dir sehen. Bei einerem Wiedersehen werden die seligen Geister unserer Lieben um euch sein; auch die Großmutter ist mitten unter euch. Mit Deinem Vater ging mein bester Freund zu Grabe. Du wirst mich eben so lieb haben, nicht wahr? Denke, daß aus diesem Blatte die schwache Stimme eines Kranken zu Dir spricht, der mit Blick und Hand sie zu ergänzen strebt; die Mutter wird es in meinem Namen thun. Gedenke Deiner Dich zärtlich liebenden Großmutter M. Willemer."

Im Frühjahr 1839 wurde das Pachtverhältniß in Bezug auf die Gerbermühle gelöst; Marianne blieb vorerst noch im Hause zum Rothen Männchen. Sie berichtet an den Enkel:

„Die Gerbermühle ist nun auch geräumt, Alles leer, und die vergangenen Freuden flattern ängstlich in den Räumen umher und fühlen, daß sie keine bleibende Stätte mehr haben. Sie hängen sich ängstlich an die alten Möbelchen, die so lange Jahre dort gestanden und nun fort müssen in neue Räume wo sie nicht hinpassen. Ich komme mir auch vor wie ein altes Kommodchen was nur an seinem Platze feststand, nun wackelt es aber überall, weil die Beine nicht recht mehr halten wollen. Vor der Hand bleibe ich noch in der großen Wohnung, die mir so vieles Leid gebracht." Ueber ihre nunmehrige Lebensweise spricht sie sich also aus: „Bei Deinen Lieben bin ich oft, ja wir haben einen Tag in der Woche wo ich gar nicht fortgehe. Nach Tisch wird musicirt, dann lesen wir und nach dem Nachtessen wird so nahe wie möglich zusammen gerückt. — Wir schwatzen von alten Zeiten, vom Gerbermühlplätzir, vom Großvater, von Dir und Deinen Streichen, vom seligen Vater, und so kommt die Zehn Uhr herbei, dann kommt der Krebs und holt mich ab, und nun wird sich noch geküßt und Jedes legt sich in sein Bettchen."

Im Herbste bezog Marianne die kleine, bequeme Wohnung in der Alten Mainzergasse Nummer 42, die sie bis zu ihrem Tod inne hatte. Sie hatte auf der Südseite die volle Aussicht auf den belebten Mainstrom bis in die Umgebung von Oberrad. Nach und nach richtete Marianne die Zimmerchen ohne jeden Prunk auf die ansprechendste und behaglichste Weise ein. Hermann Grimm hat dieses kleine, sinnig belebte Hauswesen mit dichterischem Anhauch und dabei der Wahrheit getreu beschrieben: die Briefe Goethe's im Glaskasten, die Zeichnungen befreundeter Künstler einfach eingerahmt an den Wänden. Es waren darunter humoristisch aufgefaßte Bildchen von Meister Steinle, worin Scenen aus ihrer nächsten Umgebung dargestellt waren; wir wissen leider nicht, wohin dieselben gekommen sind.

Viele Besucher erinnern sich noch der weißen Katze von Papier mâché, welche im Vorraume gerade unter dem Glockenzuge lag und welche man bis zum Oeffnen der Thüre anzuschauen fast genöthigt war. An der Mainseite zog sich ein breites Nebengeländer bis zu den Fenstern des ersten Stocks, von welchen aus man mitunter eine genießbare Traube pflücken konnte.

Bald erweiterten sich die oben geschilderten geselligen Beziehungen wieder um Einiges; bildende Kunst und Musik, vor Allem Gesang, traten belebend ein. Frau von Willemer gab sich dem Bemühen, begabte Schülerinnen in ihrer Ausbildung zu unterstützen, mit schöner Fürsorge hin. Sie sah zumeist auf reine Intonation, innere Hingebung und stimmungsvollen Ausdruck. Beethoven stand am höchsten in ihrer Verehrung, insbesondere auch seine Lieder.[1] Sehr gerne ließ sie sich von Fräulein Antonie Speyer, der Tochter des Liedercomponisten, Beethoven'sche Sonaten vorspielen, am liebsten die dritte aus Opus 31. Bald war es für berühmte Sängerinnen ein Ehrenpunkt, bei Großmütterchen eingeführt zu sein. Am meisten sympathisch war ihr Jenny Lind.

Allmählich machte sie auch wieder von der seltenen Gabe Gebrauch, die Geselligkeit fein und anmuthig gleichsam vom Hintergrund aus zu beleben. Sie lud auch den Nichtvirtuosen zur Theilnahme ein und gestaltete, wie schon bemerkt worden, das Beisammensein zu einem Kunstwerk. Besondere Freude hatte sie an Moriz von Schwind, der jede ihm übertragene Rolle ohne Bedenken übernahm, oft mit dem drolligen Ausspruch: „Ich sing' Ihnen Alles." Da Felix Mendelssohn nach seiner Vermählung mit Cäcilie Jeanrenaud öfter in Frankfurt verweilte, trat sie mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß. Im Jahr 1845 wurden zu Ehren des berühmten Mannes Festlichkeiten veranstaltet, von denen besonders eine, in der „Bracht" (einer Partie des Stadtwaldes), den Theilnehmern unvergeßlich ist. Im Hause des Kaufmanns Eberhard in der Mainstraße wurden lebende Bilder aufgeführt, in welchen Motive aus „Paulus" zur Anschauung kamen. Bei den Proben erwies Marianne sich mehrmals wieder als „der kleine Blücher," indem sie durch entschlossenes Anordnen manchen Mißgriff und manche Verlegenheit beseitigte.

Es ist einer der merkwürdigsten Züge ihres Wesens, von ihr selbst im Briefwechsel mehrfach angedeutet, daß sie bei solchen Anflügen von Entschlossenheit, ja Bewegenheit im Innersten eine wahre Demuth beibehielt,

[1] Ich bin belehrt worden, daß mit den Liedern, deren S. 168 Erwähnung geschieht, allerdings ein Cyclus gemeint ist, nämlich „An die ferne Geliebte," nicht ein vereinzeltes Goethesches Lied.

ja am liebsten unbemerkt blieb. Diese Mischung erhöhte die Annehmlichkeit ihres Umganges. In einem Briefe an den Enkel äußert sie: „Du brauchst mir nicht eher zu schreiben, als bis Du, wie Du Dich ausdrückst, ein Bedürfniß hast an die Deinen zu denken, Du hast also gar nicht nöthig Dich zu entschuldigen. Du magst nun oft oder selten schreiben, immer ist es mir lieb und von Dir ein Zeichen der Erinnerung. Auch wirst Du nie hören, daß ich mich beklage, wenn meine Freundinnen selten Besuche machen; ein freundlicher Empfang dem seltenen wie dem täglichen Gast, so pfleg ich es zu halten."

Im Jahr 1852 wohnte Friedrich Rückert einem jener musikalischen Abende bei, die unter des Großmütterchens fast unmerklicher Leitung stattfanden. Wir vermögen nicht anzugeben, welche Sängerin es war, für die er am nächsten Morgen die folgende unseres Wissens noch nicht veröffentlichte Einzeichnung hinterließ.

„Der Winternachtigall."

„Ein Lenz muß auch im Winter sprießen,
Den wirkst Du!
O Himmelskehl' im Zeitenfroste,
Du bist gegeben uns zum Troste.
Sing' nur, und ob es Dir die Seele koste,
In jede Seele Sehnsucht, Schmerz und Ruh'!

Friedrich Rückert.

Und dennoch bitte ich auf das innigste Ihre Gesundheit zu schonen.

Morgens neun Uhr."

Die dichterische Anlage blieb Mariannen bis in das hohe Alter ungeschwächt; fast jedes Geschenk, das sie vertheilte, und so manches Fest, dem sie beiwohnte, erhielt höheren Werth durch diese reiche Begabung. Ihre Gelegenheitsdichtungen behielten die gewohnte Natürlichkeit, Anmuth und Frische des Ausdrucks. Mag Einzelnes von geringer Bedeutung sein, Wohllaut und sinnige Wendung des Gedankens wird man insgesammt nicht vermissen. Bei der Feier der Silberhochzeit des Bansa'schen Paares im Jahr 1842 brachte sie in der angenommenen Rolle einer Zigeunerin, wie solche sich damals an den Mainufern zeigten, den heitersten Glückwunsch aus.[1] Wie sie durch dieses Talent sich und den Angehörigen das

[1] Der Anfang lautete:

Wir Völkchen der Zigeuner
Sind leider sehr verachtet;
Aufklärer und Vereiner,
Sie machen auf uns Jagd'

Leben verschönte, möge noch ein anspruchloses Beispiel zeigen. Herr von Holbach, mit einer Enkelin Willemers vermählt, hatte ihr aus Loretto einen der vom Papst geweiheten Gegenstände mitgebracht, welche dort verkauft werden, einen Rosenkranz. Als Gegengeschenk sandte sie ihm einen Briefbeschwerer, den einst Willemer in Italien angekauft hatte, mit folgender Widmung:

Du hast mein gläubig Herz erquickt
Durch Kreuz und Freud', die Du geschickt;
Gern hätt' ich Dir auch was verehrt
Von gleicher Kraft, von gleichem Werth.
Doch leider hab' ich Nichts in petto
Von Pio Nono, von Loretto
Für meinen Enkel und Verehrer,
Als diesen schlichten Briefbeschwerer,
Von caro nonno ein Vermächtniß,
Von cara nonna zum Gedächtniß.[1]
Laß ihn auf Deinen Briefen liegen,
Daß die Gedanken nicht fortfliegen;
Nah oder fern, auch ohne Stein,
Gedenke sein, gedenke mein!

Bemerkenswerth ist übrigens ihre Vorliebe für Italien und für Alles was aus diesem Lande kam. Zu ihrem Geburtstage, dem 20. November, bestellte sie jedesmal Chocolade bei de Georgi; doch mußte ein Italiener, der in der Fabrik arbeitete, bei ihr zu Hause den Trank bereiten, damit sie sich zu erhöhtem Festgenuß auf Italienisch unterhalten könne.

Marianne blieb mit dem Fortgang der Literatur bekannt; noch lieber als sie fortgesetzt las, ließ sie sich Mittheilungen über bedeutende Erscheinungen machen. Die dauernde Frische ihres Geistes machte sie fähig, auch jüngeren Männern und ihren Bestrebungen eine herzliche, würdige Theilnahme zu widmen. Vor Allen sind hier zu nennen Johannes Janssen, Erich Kellner und Hermann Grimm. Durch diese wurde auch ihre Bekanntschaft mit den neueren Schriften über Goethe und mit Allem, was zu seiner Ehre geschah, fortwährend unterhalten. In erster Reihe aber standen für sie des Dichters Werke, die sie immer und immer wieder vornahm, zumeist Wahrheit und Dichtung, die italienische Reise, die Wanderjahre und der weite Kreis der Lieder, am liebsten in der Ausgabe letzter

[1] Nonno und nonna, im Italienischen Großvater und Großmutter.

Hand. Die Marmorstatue Goethe's von Marchesi wurde (nach Rüppells Angabe) 1839 errichtet; die feierliche Enthüllung des von Schwanthaler modellirten Denkmals auf dem Goethe-Platz fand 184½ statt; vier Jahre später wurde der hundertjährige Jubeltag des Dichters durch Festreden im Kaisersaal, durch öffentliche Aufzüge, durch Theatervorstellungen gefeiert. An allen diesen Bezeigungen nahm sie innerlich lebhaften und gerührten Antheil; unter den Versammelten aber erschien sie als völlig anspruchlose, still-frohe Verehrerin und sehr Wenige hatten Kenntniß von ihrer näheren Beziehung zu dem Gefeierten. Wo das Gespräch auf Goethe kam, bewies sie stets das gleiche pietätsvolle Zartgefühl; nur in den letzten Jahren konnte sie es kaum vermeiden, sich ihren gelehrten Freunden gegenüber zu einiger Auskunft zu verstehen. Als im Jahre 1851 im Gasthaus zum Römischen Kaiser die berühmte Jenny Lind in Mariannens Gegenwart das Lied an den Westwind gesungen hatte, war die bejahrte Dichterin so tief ergriffen, daß sie die Sängerin umarmte; jedoch auf das Entschiedenste wird die weitere Angabe in Abrede gestellt, Frau von Willemer habe sich damals als Verfasserin des Liedes oder gar als Suleika bekannt. Wohl aber konnte Johannes Janssen am 21. Juli 1857 folgende Aufzeichnung niederschreiben, die ich um ihres authentischen Charakters willen genau wiedergebe: „Stift Neuburg. Großmütterchen allerliebst. Ich lese ihr eine Uebersetzung eines kleinen Gedichtes aus dem Spanischen vor;[1] — ihre schelmischen Neckereien. Wir saßen wohl zwei Stunden am Brunnenstübchen und ihr Herz ging voll auf im Andenken an Goethe. Auf dem Rückwege erzählt sie mir, daß das Gedicht „„Ach um deine feuchten Schwingen““ von ihr sei, und daß sie davon noch das Original besitze mit den Verbesserungen und Veränderungen Goethe's."

Das „Stift Neuburg" blieb ihr überhaupt bis zu den letzten Lebenstagen ein hoch theurer Ort. Der Umgang mit dem Schlosser'schen Paar (der Gemahl starb 1851), die reizende Umgebung, dazu die Nähe von Heidelberg versetzten sie in eine erhöhte Stimmung. Sie lernte auf dem Stifte sehr bedeutende Persönlichkeiten kennen und empfand die Freude eines durch Geist und Kunstliebe verschönten Daseins. Dort verkehrten insbesondere einige Führer der katholischen Kreise; man hat hervorgehoben, daß Mariannens Umgang in späteren Jahren, abgesehen von den Verwandten, vielfach aus Anhängern der römischen Kirche bestanden habe. Ich vermag diesem Umstand keine besondere Wichtigkeit beizulegen. Unter den Künstlern,

[1] „Des Tauchers Lohn," abgedruckt im Frankfurter Museum vom Jahre 1857, Nr. 36.

die in den dreißiger und vierziger Jahren in Frankfurt lebten, gehörten gerade einige der berühmteſten jener Kirche an.

Zum letztenmal verweilte ſie auf dem Stift im Herbſt 1860; ſie beſah auch bei dieſer Gelegenheit die ihr durch das letzte Beiſammenſein mit Goethe ſo theuren Oertlichkeiten auf dem Schloſſe. Bei der Abfahrt von Heidelberg vermißte ſie ein Häubchen; ſie hieß den Kutſcher deßhalb nach dem Stift zurückfahren. Nach einer kurzen Weile aber beſann ſie ſich anders; die Haube ſollte ein Pfand bleiben, daß ſie die geliebten Räume wiederſehen werde. Die Vorbedeutung traf nicht ein; am 6. December 1860 entſchlief Mariann[illegible] ſchmerzlos, nach kurzer Krankheit. Ihre Ruheſtätte, nahe der ſüdweſtlichen Ecke des Frankfurter Kirchhofes, mitten unter Familiengräbern, iſt durch ein Kreuz von grauem Granit bezeichnet; daſſelbe trägt außer den Zeit-Angaben die Inſchrift: „Die Liebe hört nimmer auf.“ (I. Cor., 13, 8.)

Die Oelbildniſſe Willemers und ſeiner Gattin, welche Goethe auf Weihnachten 1819 zum Geſchenk erhielt (ſ. oben S. 124) befinden ſich im Beſitze der Familie von Goethe in Weimar und waren 1861 in der mehrerwähnten Berliner Ausſtellung zu ſehen. Das Bildniß Mariannens, das wir dieſem Buche vorgeſetzt haben, iſt in Kupfer geſtochen nach einer Kreidezeichnung, welche ſich im Beſitze des Hrn. Jean Andreä befindet und mit der Jahreszahl 1836 verſehen iſt.

Anfangszeilen

der Gedichte und Einzelstrophen, alphabetisch geordnet.

	Seite
Ach um deine feuchten Schwingen	59
Alles kündet dich an	101
Als die Tage noch wuchsen	74
Als ich auf dem Euphrat schiffte	51
Alte luftig sah es aus	76
An die Stelle des Genusses	78
An vollen Büschelzweigen	54
Auf dem Dache sitzt der Spatz	320
Bunte Blumen in dem garten	202
Da das Ferne sicher ist	161
Da sah ich mein Liebchen so weinen	13
Das Leben und die Stimme schön zu tragen	313
Dein Geliebter, fern, erprobet	57
Der Maler wagt's mit Götterbildern	145
Dich beglückte ja mein Gesang	125
Die Einsamkeit ist schön	60
Die schön geschriebnen	52
Dieses Baums Blatt, der von Osten	47
Dies zu deuten bin erbötig	51
Dir zu eröffnen mein Herz	62
Doch am Morgen ward es klar	76
Du beschämst wie Morgenröthe	56
Du hast mein gläubig Herz erquickt	226
Du! schweige künftig nicht so lange	140
Du warst mein Trost, mein Glück	320
Eine Schachtel Mirabellen	113
Ein Lenz muß auch im Winter sprießen	345
Ein Spiegel, er ist mir geworden	70

	Seite
Einst hat der alte Fritze	2
Ein Werkzeug ist es, alle Tage nothig	126
Er, dem von Allem nichts geheim geblieben	195
Erst Empfindung, dann Gedanken	74
Euch grüß' ich, weite lichtumfloss'ne Räume	189
Fluss und Ufer, Land und Hohen	73
Freigesinnt sich selbst beschränkend	122
Freudig trete herein und froh	227
Fromme Wünsche, Freundes Wort	18
Gar manches artig ist gesehen	151
Gaudeamus igitur	321
Gegen Früchte aller Arten	304
Geh betteln, armes Lied	261
Grossen Fluss hab' ich verlassen	75
Hier sah ich hin, hier sah ich zu	74
Hochbeglückt in Deiner Liebe	50
Hudhud auf dem Palmensteckchen	125
Ich kam von einem Pralaten	150
Ich weiß wohl, Dir ist nichts an mir gelegen	21
Jene Blätter, die in Sachsen	208
Ihr wart bei der Heinefetter	16
Ist es möglich, Stern der Sterne	55
Kennst du die Stadt an dem bescheidnen	89
Leicht ist die Lieb' im Anfang	62
Meinen feyerlich Bewegten	203
Mir will es finster bleiben	72
Myrth' und Lorbeer hatten sich verbunden	175
Nachts wenn gute Geister schweifen	224
Neue Häuser, neuer Raum	173
Nicht Gelegenheit macht Diebe	50
Nicht mehr mit Seidenblatt	57
Nicht soll's von Ihrer Seite kommen	206
Nimmer will ich dich verlieren	56
O wie selig ward mir	111
Pfeifen hör' ich fern im Busche	45
Reicher Blumen goldne Ranken	39
Sanct Christoph ohne Zagen	174
Schon und kostlich ist die Gabe	128
Siehst du das wie ich es sah	77
Thore, Häuser alter Art	174
Uebermüthig sieht's nicht aus	221
Von der Ilme bis zum Rhein	174

auf alle Fälle in der Gegend ihrer Bestimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botschafter ausgeschickt, die ganze Volksmasse rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgesendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn sogleich, nach schlecht ausgefallenem Kriegsversuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieser Negotiation so viel Zeit als man will, so wird man sie nicht wohl über dreißig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter schlagen den Durchzug rein ab, und für Israel war es keineswegs räthlich in einer so gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn wenn die Cananiter mit den Edomitern einverstanden, jene von Norden, diese von Osten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, so hätte Israel einen schlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geschichtserzählung keine Pause, sondern der Entschluß wird gleich gefaßt um das Gebirge Edom herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen sie den Tod Aarons betrauert hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweiten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu den Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollen. Wo kommen aber denn die übrigen achtunddreißig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viel Mühe gemacht, so wie die einundvierzig Stationen, unter denen funfzehn sind von welchen die Geschichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichnisse eingeschaltet, den Geographen viel Pein

	Seite
Vor die Augen meiner Lieben	292
War Hatem lange doch entfernt	64
Was auch Günstiges in fernen Landen	23
Was bedeutet die Bewegung?	54
Was erst still gekeimt in Sachsen	207
Was uns die Erfahrung lernt	162
Was ist Gesang? Was kaum gehört	314
Wasserfülle, Landesgröße	78
Wenn Phöbus Rosse sich zu schnell	222
Wer hat's gewollt, wer hat's gethan	146
Wie aus einem Blatt unzählig	259
Willst du mich sogleich verlassen	128
Wir Völkchen der Zigeuner	325
Wohlerleuchtet, glühend milde	75
Zarter Blumen leicht Gewinde	201
Zu den Kleinen zähl' ich mich	36

Alphabetisches Verzeichniß

der

Personen- und Ortsnamen[1]

mit den Seitenzahlen.

A.

Adrian, J. B., Linguiſt, 164, 165.
Airolo, 272.
Albert, Kaufmann, 286.
Albini, Miniſter, 88.
Alexanderbad, 133.
Andreä, J. B., Theolog, 20.
Andreä, Jean, 10, 20, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 164, 165, 214, 217, 272, 274, 277, 322.
Andreä, Frau Maximiliane (Max, Maxe) 100, 167, 297, 322.
Andreä-Paſſavant, J., VI, VII.
Anſtetten, von, ruſſ. Geſandter, 193.
Apollinarisberg, 213.
Arndt, E. M., 34, 42.
Arnim, Achim v., 14.
Arnim, Bettina v., 156, 183, 185, 252, 274 (ſ. auch Brentano).
Arnim, Siegmund v., 18.
Aich, bei Karlsbad, 109, 121.
Auguſte, Prinzeſſin, deutſche Kaiſerin, 237.

B.

B für Bakis, 161.
Baden-Baden, 115, 116, 117, 118, 245, 246, 247, 249, 251, 253.
Bagdad, 125.
Bakis, 159.
Bania, Silberhochzeit, 325.
Beethoven, 147, 168 (Lieder an die Entfernte), 195, 324 (Lieder-Cyclus).
Bellinzona, 245.
Belvedere bei Weimar, 164, 176, 180.
Berenice, 132.
Bergen bei Frankfurt, 197.
Berka, 98.
Berlin, 1, 114, 139, 159, 160, 199, 212, 226.
Bern, 269.
Bernays, Mich., 30.
Bernoully, Conditor, 286.
Bertholdsgaden (Berchtesgaden) 181.
Bethmann, S. M. von, 7, 109.
Bethmann, Sulanna, ſ. Hollweg.

[1] Bei den durch das ganze Buch fortwährend erwähnten Namen ſind bloß diejenigen Stellen angegeben, wo eine ſpecielle Auskunft zu finden iſt.

Bethmann, Wirth, 279.
Beust, Graf von, 254, 282.
Biedermann, W. v., zu Goethe's Gedichten, 76.
Bingen, 217.
Bockum-Dolffs, Officier, 99, 107.
Bodensee, 245.
Böhmer, J. F., 12, 14, 15, 16, 106, 108, 173.
Börne, Ludwig, 17, 20, 107, 109, 136, 139.
Boisserée, Sulpiz, 28, 29, 31, 33, 41, 42, 43, 44, 47, 48, 49, 53, 56, 74, 80, 83, 84, 89, 90, 99, 107, beim Goethefest 108, 109, 110, 118, 119, 132, 136, 140, 149, 152, 156, 182, 191, 197, 204, 205, 207, 208, 213, 215, 216, 225, 247, 250, 259, 274, 277, 319, 320.
Bonn, 42, 169, 322.
Bormio, 235.
Bornheim, 197.
Borromeische Inseln, 242.
Botzen, 185.
Boucher, A., Tonkünstler, 130, 144.
Bournne (Festgedicht) 108.
Bovy, Medailleur, 197.
Brandt, Medailleur, 206.
Breidenstein, Pfarrer, 45.
Brentano, Bettina, 12; Frühlingskranz, 13.
Brentano, Christian, 18.
Brentano, Clemens, 12 ff.; Romanzen vom Rosenkranz 14, 15; Gedicht an Frau M. W., 15; ein scherzhaftes, 16; über Goethe, 18; Gockel Hinkel, 18, 19, 321; die drei Nüsse, 156, 173, 260; Moleleis-Lied, 261.
Brentano, Familie, 31, 78, 253; Georg, Maximiliane, 156; Georg, 254.
Breslau, 273.
Buber, Minna, VIII.
Bühl, 245.
Büsching, 30.
Bußmann, Auguste, 14.
Byron, Lord, 162, 187.

C.

Carlsbad, s. Karlsbad.
Carnot, 6, Note.
Cassel, s. Kassel.
Catoir, Kaufmann, 4.
Charron, 11, 12.
Cherubini (Requiem), 137.
Chiavenna, 229, 245, 261.
Chiron, Abraham, 2.
Chladni, der Akustiker, 273.
Chodowiecki, 256.
Clasen, Director, VII, 45.
Clemens, Dr. A., 108.
Coblenz, s. Koblenz.
Comersee, 229, 242.
Cornelius, Peter v., 20, 29, 109.
Cotta, 166, 219.
Cotta'sche Ausgaben, VI.
Coudray, Baurath, 157, 159, 248.
Cramer, Oberbergrath, 30, 41, 43.
Creizenach, Dr. M., 41.
Creuzer, Philolog, 53, 302.
Cumberland, Herzog von, 43, 44; Herzogin v., s. Friederike.
Custine, General, 3, 4.

D.

Dalberg, Großherzog von Frankfurt, 88.
Darmstadt, 33, 49, 51, 81.
Daub, Theolog und Philosoph, 53.
Delaspée, Pädagog, 41, 61.
Detmold, 184.
Dieß, F. H. v., Orientalist, 61.
Dornburg, 226, 227, 245.
Druxenheim, 185.
Düntzer, H., VI, 2, 11, 23, 28, 42, 43, 50, 51, 52, 62, 76, 90, 112, 152, 163, 195.

E.

Eberhard, Kaufmann, 324.
Eberwein, Sänger, 145, 211.
Eberwein, Frau, 145, 146, 211.
Eberz, Prof., VII.

Eckendahl, n., 215, 216, 217.
Eckermann, IV, V, 175 (Beiträge), 176, 179, 182, 183, 193, 257, 264, (in Frankfurt), 269, 270, 272, 273, 276, 279, 283, 286, 287, 289, 293; Briefe 315, 317.
Eger, IV, 121, 133, 165, 168, 171.
Ehrenbreitstein, 42.
Ehrmann, Arzt, 44, 45, 47, 55, 105, 132, 137, 154.
Eiger, Rabbiner, 304.
Eisenach, 40 (Wartburgfest), 95, 96, 281.
Emmerich, Katharina, 15.
Ems, 187, 265.
Engelmann, Arzt und Naturforscher, 311, 312.
Eßlinger, Verleger, 12.
Ettersberg, der, 217.
Exach, 245.

F.

Falk, Joh., 170.
Favorite bei Baden, 250.
Feldberg, 269.
Fichard, von, Schöff, 80.
Finstermünz-Paß, 229.
Florenz, 170.
Förster, Friedrich, 33.
Frankfurt am Main, Lob des Volkes, 4; Nationaltheater, 8; Fahnenweihe 47; Feier des 18. October, 34; Panorama, 69; Goethe's Rücktritt vom Bürgerverband 88, 89; Goethe's Geburtstag 1819, 108; Museumsvorstand, 109; Geschenke, 121; Dank dafür 122; Messe, 142; Cäcilienverein, Printen, 234; Vorstellung des Faust 246, 247, 256; Lokalkomödie 261, 265, 266; Becher und Wein zum Geburtstag 271, 272; 18. October als Verfassungsfest, 273; Städelsches Institut, 274; Anschlag am Römer, 274, 276; Mikrorama, 289; Staatskalender, Thorfrawall, 302; Intelligenzblatt, 304; Aufregung durch Polen, Mauthen, Cholera, 307; Feste für F. Mendelssohn, 324.
Frankfurt, Gutenberg-Gedenkbuch (1840) IV.
Franz I., Kaiser, 28, 81.
Freiburg im Breisgau, 227, 230, 245.
Frese, J., 332.
Friederike (?), 130.
Friederike, Herzogin von Cumberland (Königin von Hannover), 43, 44, 45, 75, 76, 84, 102, 130.
Friedrich der Große, 1.
Friedrich Wilhelm II., 2.
Frommann, Alwine, 157; Brief an Frau von Willemer, 279; 283.
Frommann, C. F. E., 260, 332.
Frommann, F. J., 143, 157, 178, F.... 214, 260, 285.
Frommann, Frau, geb. Wesselhöft, 171; Tod, 279.
Froriep, 161.
Fuentes, Theatermaler, 11.
Fürstenberg, Graf Egon von, 213.

G.

Gastein, Bad, 274.
Genf, 257, 264, 269.
Genua, 264, 268, 269, 270.
Georgi, de, 326.
Gerard, Maler, 170.
Gerbermühle, 6, 7, 73, 75; aufgegeben, 323.
Gerning, v., Schriftsteller, 73.
Gleim, Epigramm, 4.
Göttgen, Dr., 108.
Görres, Jos., 14, 17, 42, 81, 106, Gast bei Willemer, Flucht 109, 110.
Gotha, Herzog von, 39.
Goethe, August von, V, 23, 27, 28; Verlobung, 88; Brief, 92; 99, 123, 244, 263 (in Frankfurt), Reise 264, 265, 269; Tod, 275; als Reisender, 277; 279, 280, 281.
Goethe, Christiane, geborne Vulpius, 23, 80.
Goethe, Frau Rath, 3, 23, 43, 108.

Goethe, Johann Wolfgang von, Ausspruch an Willemer, VIII; an Karl August, 3; Brentano über ihn, 17; angebliche Theaterfeier, 32; Abreise nach Darmstadt, 48; dichtet in Heidelberg, 54 ff.; Denkverse zu Landschaftsbildchen, 73 ff.; Reise an den Rhein unterbrochen, 80; Austritt aus dem Frankfurter Bürgerverband, 88; Maskenzug zu Ehren der Kaiserin von Rußland, 99; Strophe an den Frauenverein, 105; Geburtstagsfeier 1819 in Frankfurt, 109; Radirungen, 151; Krankheit, 163; Hochzeitsgedicht an Passavant-Schübler, 184; Dienstjubiläum, 200, 203; Besuch des Königs von Bayern, 215; in Dornburg, 226 ff.; Ablehnung des Ehrenbürgerrechts, 251; Empfehlungsbrief an Eckermann, 269; casa di G. in Pompeji, 275; Krankheitsbericht, 283; Vermächtniß an Marianne, 295; Dank für Becher und Wein, 298; Geburtstag in Ilmenau, 298, 299; Paket für Marianne, 310; sein Hinscheiden, 316; Farbenlehre, 318.

Goethe, Ottilie von, 74, 92, 98, 185, 187, 204, 205, 280, 315, 316, 317, 318.

Goethe, Walther W. und Wolfgang Maxim., Enkel, 136, 208.

Gontard, Helena, verehelichte Schlosser, 136.

Gotthardt, Sanct, 230, 240.

Gradiz bei Torgau, 226.

Grambs, Dr., 7, 11.

Graubünden, 241, 242, 275.

Gries, J. D., 103.

Grimm, Hermann, VI, 18, 19, 22, 49 (Scherzbild Goethe's), 51, 54, 58, 60, 62, 112, 146, 149; 293, 294, 323, 326.

Grimm, Jacob, 216.

Groß-Gerau, 110.

Grotthuß, Frau von, 130.

Grüner, Rath, IV., 133, 171, 203.

Guaita, Familie von, 44, 152.

Gügler, Anton, 66.

Günderrode, Caroline von, 14, 31.

Gwinner, Dr. Phil. Friedr., Schöff, 46.

Gwinner, Wilhelm, 17.

H.

Haarlem, 212.

Händel, 137.

Hafis, 54, 58, 60, 131.

Hagen, L., Verfasser von Olfried und Lisena, 149.

Hahnemann, Homöopath, 135.

Hamburg, 249.

Hammer, Jos. v., 59.

Hanau, 34, 307.

Hannover, 182, 273.

Harnier, Dr., 160.

Hauiach, 245.

Hegel, Philosoph, 7.

Heidelberg, 14, 23, 33, 34, 48, 49, 51, 53, 54, 56, 57, 60, Altan und Terrasse 77, 78; 80, 84, 99, 104, 139, 185, 187, 188, 189, 190, 199, 227, 231, 245, 247, 250, 302, 327, 328.

Heigendorf, Frau von, 60, 116.

Heinefetter, Sabine, 16; als „Begünstigte," 210; Schülerin, 211; Liebling 212; 262, 263, 265, 313.

Hempel, 114.

Henkel von Donnersmark, Gräfin, 92.

Henkelmann, Gefangener, 308.

Heß, Stadtbaumeister 45.

Heyder, Georg, 7.

Hilarie (Wanderjahre), 242, 243.

Hirzel, Goetheforscher, 32, 152, 167.

Holderlin, 7.

Höllenthal, 230, 237, 245.

Hoffmann-Tonner, Frau, VIII.

Hoffmann von Fallersleben, 301.

Holbach, Frau von, 39, 256.

Holbach, Friedrich von, VII, 326.

Hollweg, Frau von, 46, 127, 128.

Holtei, Karl v., 74, 280.

Homburg vor der Höhe, 45.

Hornberg, 245.

Howard, Meteorolog, 296.
Hudhud als Liebesbote, 110, 111, 116, 117, 119, 121; Gedicht, 125; 128, 131, 166, 198, 250, 251, 252, 261, 263, 265, 277.
Hugeneft, Verwalter in Baden, 117.
Humboldt, Alexander von, 226.
Humboldt, Karoline von, 2, 33.
Hummel, Kapellmeister, 266.
Hundeshagen, Dr., Bernhard, 40, 41, 42.

J.

Jacobs, Friedrich, 39.
Jagemann, Karoline, f. Heigendorf.
Janssen, Joh., Professor, VII, 10, 15, 19, 173, 326, 327.
Jassoy, Advokat, 29.
Jassoy, Sophie, Dichterin, 29.
Jean Paul, 102.
Jeanrenaud, Cäcilie, 324.
Jena, 38, 85, 88, 98, 110, 115, 133, 134, 135, 151, 171, 226, 271, 281.
Iffland, 40.
Ilmenau, 298.
Isenburg, 110.
Jügel, Karl, Buchhändler, 33, 44, 46, 122.
Jung, Marianne, 1; Kindheit, 7, 8; auf dem Theater 9. — S. übrigens Willemer, Frau von.
Jung, Frau (Mariannens Mutter) 9, 10, 181.

K.

Kabus, Buch des, 61, 69.
Karl, Erzherzog, 41.
Karl Alexander, Erbprinz von Weimar, 98.
Karl August, Großherzog, 3, 28, 48, 56, 59, 60; Jubelfeier, 200; Tod, 226.
Karlsbad, 98, 99, 109, 110, 120, 121, 122, 133, 134, 163, 168, 185.
Karlsruhe, 48, 59, 275.
Kassel, 210, 212, 231, 273.
Kaufmann, Freiwilliger, 47.
Kehr, Jugendfreund Goethe's, 31, 44.
Kellner, Frau E., 58, 90.
Kellner, Dr. Friedr. Erich, Arzt, VII, 43, 326.
Keßner, A., Legationsrath, 280, 281.
Keßner, Charlotte, geb. Buff, 182, 281.
Kinzigthal, 245.
Kirchner, A., Pfarrer, VII, 45, 47, 165, 198.
Klein, Maler, 93.
Klinger, F. W., 75.
Knebel, K. L. v., 30; Nachlaß, 103.
Koblenz, 42, 110, 169, 261, 265.
Köln, 42, 214, 214.
König, Heinrich, Schriftsteller, 242.
Konebue, 29, 106.
Kräuter, Secretär, 75.
Kraus, Melchior, Maler, 8.
Kraut-Egersheim, 60.
Kriegk, Archivar, 4, 19, 110, 111.

L.

Lade, Philippine, 41, 42.
Lago maggiore, 244.
Lahr, 245.
Lang, Maria Magdalena, 2.
Lange, Pole, 307.
Laroche, Sophie, 12, 13, 112.
Lausanne, 99.
Lauth, Müller, aus Straßburg, 48.
Lehne, Bibliothekar, 41.
Leipzig, 135, 192, 222, 278.
Leißler, in Hanau, 34.
Leonhard, K. C. von, Mineralog, 34.
Leonhardi, Baron von, 9.
Leuchtenberg, Herzog von, 170.
Lenezow, Fräulein von, 163, 244.
Lewald, August, 222.
Lewes, Biograph Goethe's, 33.
Lieber, Zeichner, 39.
Lili (Schönemann), 59, 60.
Lind, Jenny, Sängerin, 324, 327.
Lindner, Karoline, Schauspielerin, 246.
Linz a. d. Donau, 8, 10, 181.

Livorno, 264, 275.
Loeper, von, Goethe-Forscher, 50, 54, 61, 103, 111.
London, 312.
Loretto, 326.
Ludwig I., König von Bayern, 215, 274.
Ludwig, König von Holland, 170.
Luganer See, 242.
Luise, Königin von Preußen, 43.
Luise, Großherzogin, 257, 258, 260.
Lyon, 27.

M.

Magdeburg, 99, 212.
Maier, J., Schauspieldichter, 8.
Mailand, 264.
Mainz, 16, 41, 43, 169, 260, 262, 266.
Malapert, von, 256.
Malibran, Sängerin, 266.
Malß, Inspector, VII.
Mandelsloh, Frau von, 223.
Mannheim, 59, 184.
Marchesi, Pompeo, Bildhauer, IV, 28, 327.
Marder, Schauspieler, 246.
Marienbad, 133, 150, 156, 163, 169, 170.
Maria Paulowna, Kaiserin, 98, 99.
Melber, Arzt, 108, 109, 122.
Melber, Tante, 45.
Mendelssohn, Felix, 324.
Merck, Goethe's Freund, 3.
Mereau, Sophie, 13.
Merseburg, 309, 312.
Meyer, H., Kunstschriftsteller, 31, 69, 80, 83, 84, 139, 281.
Meyer, Jakob, Reliefschriftsteller, 241.
Meyer, Nikolaus, 197, 203.
Meyer, Wolfgang, 197.
Mieg, Erzieher, 7, 12, 27, 48, 49; Brief an Frau Andreä, 100.
Milder-Hauptmann, Sängerin, 20, 163, 170, 176.
Moller, Architekt, 34.
Moore, Thomas, 278.
Moritz, Kanzleidirector, 23.
Moritz, Legationsrath, 25.
Mosler, Künstler, 199.
Mozart (Gedächtnißfeier), 156.
Mozart, Sohn, 136.
Muck, Consul, VIII.
Mühlberg, der, bei Frankfurt, 97.
Müller, Johannes, 3.
Müller Cauponarius, 303, 304, 310.
Müller, Kanzler von, 42, 165, 280.
Müller, Dr., Valentin, 319.
Müller, Victor, Maler, 319.
München, 148, 213, 225, 259, 272.
Münden, 184, 231.
Münderholz, 143.
Münsterthal, 228.
Mylius, 28.

N.

Nägler, von, 277.
Nassau a. d. Lahn, 42.
Neapel, 275.
Neckarelz, 60.
Neuburg, Johanna, 45.
Neuburg, Stift, 246, 302, 327, 328.
Neufchatel, 203.
Neu-Ruppin, 99.
Neuwinger, Oberst, 3.
Niebeckr, Frau von, 76.
Niederrad, 45.
Nolle, Bach, 239.
Nordheim, 273, 279.

O.

Oberrad, 5, 46, 174, 225, 342, 323.
Offenbach, 13, 46, 111; Regenbogen, 297.
Offenburg, 245.
Ortleß, 229, 235.
Osterrieth, 33.
Otterstedt, Frau von, 44.
Otterstedt, preuß. Geschäftsträger, 45.
Ottilie, s. Goethe, O. von.
Overbeck, Maler, 206.

P.

Paganini, Tonkünstler, 249, 253.
Paris, 266, 271.
Passavant, Dr., Johann Carl, Arzt, 23, 106.
Passavant, J. L., Pfarrer, 184.
Passavant, Phil., Kunstfreund, 206.
Passavant-Schübler, 184.
Paulinzelle, Ruine, 88.
Paulus, H. E. G., 33, 53.
Perty, 109.
Pestalozzi, 12; Lehrsystem, 41.
Petersburg, 190.
Piautaz, Marie Claudine, 156.
Pick (Monatschrift), 61.
Pijotaz, s. Piautaz.
Pio Nono, Papst, 326.
Pittschaft, Arzt, 247.
Pogwisch, Ottilie von, 92; s. auch Goethe.
Pogwisch, Ulrike von, 98, 114.
Pompeji, casa di Goethe, 275.
Posen, 304.
Preller, Friedr., Maler, 280, 281.

R.

Rabe, Kupferstecher, 75.
Radl, Anton, Maler, 16, 75, 76.
Rahel, s. Varnhagen.
Rapp, Mathilde, 14, 225.
Rauch, Bildhauer, 134, 197, 203, 257.
Redlich, Dr., 32.
Regensburg, 173, 174.
Reichard, 176.
Reiffenstein, C. Th., Maler, 7.
Reimarus, Familie, 47.
Reinhard, Graf, 47, 74, 106, 159, 160, 164, 182, 186.
Remagen, 213.
Reußthal, 272.
Richmond, 212, 213.
Richter, s. Jean Paul.
Riese, A., Prof., VII.
Riese, Friedrich, 219.
Riese, J., Kastenschreiber, 31, 44, 46, 108, 129, 166, 172, 195, 197, 203, 212; Tod und Nachlaß, 219, 222, 224.
Ritter, Karl, 7.
Rochuskapelle bei Bingen, 31.
Rödelheim, 185, 213, 253.
Röhr, 280.
Rökel, Prof., 75.
Roland, Demoiselle, 212.
Rom, 255, 256, 275, cimitero dei Inglesi, 281.
Rongella, 239.
Rosine (Rosette), siehe Städel, dann Thomas.
Rückert, Friedr., 15, 18, 325 (Gedicht).
Rüdesheim, 41.
Rühlemann, Kammerrath, 37.
Rüppell, Dr., Ed., 28, 37, 89, 270, 327.
Rüsselsheim, 184.

S.

Sailer, J. M., Bischof, 173; Gedicht an ihn, 174.
Saint Leu, Graf von, siehe Ludwig, König von Holland.
Saint Louis, 311.
Salzburg, 181, 185.
Sarasin, 2.
Sauerländer, Verlag, 164.
Sauerwein, Verf. des Gräf, 261.
Sauppe, 195.
Savigny, v., 16; und Frau, 103, 312.
Schade, Oskar, 301.
Schadow, G., Bildhauer, 112.
Schaffhausen, 227, 230.
Scharff, Amalie (Meline), 19, 74, 98, 103, 105, 220, 322.
Scharff, Friedrich, 19; und Frau 103, 322.
Scharff, G. (in Darmstadt), 20, 27, 48, 74, 77, 78, 328.
Scharff, Bürgermeister, 256.
Scharff, Röschen, 220, 221, 223, 224, 265.
Schelble, Tonkünstler, 93, 94, 100, 136, 141, 205.

Schelling, 272; Frau von, 272.
Schenkendorf, Max von, 30.
Schiff, M., 45.
Schiller in Frankfurt, 9, 40; Briefwechsel mit Goethe, 236, 256, 257, 316.
Schiller, Charlotte von, 2.
Schlangenbad, 156, 158.
Schloſſer, Chriſtian, 33, 46, 136, 156, 225 (krank in Rom), 226.
Schloſſer, F. C. (Geſchichtſchreiber), 7.
Schloſſer, Familie, 31, 44, 80.
Schloſſer, Johann Friedrich Heinrich, Rath, 24, 71, 88, 89, 114, 136, 160, 178, 201, 202, 225, 231, 246, 302, 319 (über Goethe's Tod), 327.
Schloſſer, J. G. (Goethe's Schwager), 5, 6.
Schloſſer, Helene, geb. Gontard, 136, 139.
Schloſſer, Sophie, geb. du Fay, 136, 196, 319.
Schloſſer, Suſanna, 172, 182.
Schmidt, Dramaturg, 9.
Schmidt, Philipp Nicolaus, 46.
Schneider, 248.
Schöll, Adolph, 98, 293, 294.
Schopenhauer, Adele, 143, 146 (Exemplar der Wanderjahre); 149, 157, 158, 160, 179, 193, 213.
Schopenhauer, Arthur, 47.
Schopenhauer, Johanna, 179.
Schreiber, Dramaturg, 3.
Schübeler, Suſanna Friederike, 184.
Schütz, Chriſtian Georg, der Aelte, 76, 77, 78.
Schütz, Johann Georg, Maler, 8, 255, 256.
Schubert, Franz, Componiſt, 176.
Schubert, G. H., Profeſſor, 90.
Schwalbach, 156.
Schwanthaler, 327.
Schwarzenberg, Fürſt, 135.
Schweitzer, von, Senator, 231.
Schweitzer, Sophie von, 19.
Schwenk, Profeſſor, 225.
Schwerdgeburth (Radirungen), 208.
Schwind, Moritz von, VII, 56, 324.
Seckbach, 197.
Seebeck, Dr., 44, 46.
Seidler, Luiſe, 31.
Sefenheim, 185.
Sömmerring, C. Th., 44.
Sömmerring, W., Hofrath, 7.
Soret (aus Genf), 257.
Souchay, 308.
Speyer, Antonie, 324.
Speyer, W., Componiſt, 324.
Speyer, Stadt, 78, 137.
Spezzia, 269, 275.
Spieß, Pfarrer, 45.
Spiegen, 229.
Städel, Inſtituts-Begründer, 44, 89.
Städel, Johann Martin, 7, 19.
Städel, Roſine (Rosette), 19, 27, 46, 56, 71, 73, 74, 94, 99, 103, 106, 128; ſ. auch Thomas.
Stark, Dr. Martin, 81.
Stein, Frau von, 28, 293, 294.
Stein, K., Pfarrer, 45.
Stein, K. von, Staatsmann, 30, 42, 44, 71, 319.
Steinle, Eduard, Prof., VIII, 323.
Sterling, 269.
Stiebel, Dr., S. F., Arzt, 245.
Stilvio (Stelvio), 229.
Stock, Frau Senator, 23, 24.
Stourdza, Diplomat, 106.
Stramberg, von, (Antiquarius) 14.
Straßburg, 48, 110, 116, 132, 185, 222.
Stuttgart, 208, 213, 225.
Sulpiz, ſ. Boiſſerée.
Szymanowska, Pianiſtin, 168, 170, 176.

T.

Talleyrand, Fürſtin, 156.
Tennſtedt, Badeort, 80.
Textor, Verf. d. Prorector, 261.
Thibaut, Profeſſor, 33.
Thomas, Dr., Gerhard, Senator, 16, 19; Bürgermeiſter, 74; Vermählung, 106, 108, 110, 173, 178, 208, 231,

247, 271, 272, 273, 277, 303; Brief an Frau v. W., 341; Lied an ihn, 321; Tod, Büste, 322.
Thomas, Jakob, 294, 296, 322; Briefe an ihn, 322, 323, 375.
Thomas, Rosette (früher Städel) 109, 110, 123, 137, 154, 178, 208, 213, 231, 294, 296, 303, 320, 322.
Thorwaldsen, 108.
Thulis, 239.
Tieck, Fr. (Bildhauer), 134.
Tieck, Ludwig, 231.
Töplitz, 170.
Torgau, 226.
Traub, Balletmeister, 8.
Tribur, 111.
Trier, Nathan, 45.
Trieb, 219.
Trzberg, 245.
Turin, 264.
Türckheim, Frau von (Lili), 60.
Tyrol, 229.

U.

Ueltzen, Dichter, 102.
Ulrike, s. v. Pogwisch.
Umbrail, am Ortles, 235.

V.

Valentini, über Komödie, 258.
Varnhagen von Ense, Rahel, 45.
Veit, Philipp, 91, 474.
Velten, 275.
Veltlin, 229, 287.
Venedig, 239.
Via mala, 229, 237, 239.
Villingen, 245.
Vogel, Arzt, 283, 315.
Vohs, Schauspielerin, 32, 108.
Volger, Dr., C., 46, 175.
Voß, J. H.,
Vulpius, Christiane, 23; s. auch Goethe.

W.

Wangenheim, von, Gesandter, 108.
Warschau, 170.
Weber, W. G., Philolog, 146.
Weidner, Schauspieler, 108, 246.
Wigand (Wörterbuch), 308.
Weimar, 60, 85, 111, 121; Vorliebe fürs Englische, 187, 192, 200, 202, 203, 204, 212, 215, 226, 227, 231, 239, 240, 243, 249, 266, 273, 277, 281, 295; — als Brieskopf, 298; Wsches Jahrbuch von Hoffmann u. Schade, 301; Eigenheiten 309.
Weinheim, 34.
Weiser, Bildhauer, 71.
Welty, Geistlicher, 8.
Werdy, Schauspieler, 32.
Werner, Zacharias, 20.
Werra, Fluß, 231.
Werther, Jubel-Ausgabe, 192.
Weygand, Buchhandlung, 192.
Wiesbaden, 30, 40, 42, 44, 61, 78, 134, 168, 208, 266.
Willemer, Abraham oder Bramm, Sohn des Geh. Raths, 2, 19, 22; Freiwilliger, 27; Tod im Zweikampf, 99.
Willemer, Joh. Jak., Briefe von und an Goethe, IV; Jugend, 1; Geheimerath, 2; erste Heirath, 2; Senator, 3; in Haft, 4; zweite Heirath, 6; Lustspiele und Schauspiele, 6; Theatervertrag, 11; Charron, 11; Billet an Brentano, 17; Bruchstücke, 20; Brief an Bossiere, 28; erdichtete Goethefeier, 32; in Heidelberg, 56; Gedicht an ihn, 76; Schrift an Fichard, 80; Adelstand, 81; Geschenk an A. v. Goethe, 88; Schriften, 90; in Weimar, 107; Reise nach Berlin, 107; politische Schriften, 107; Bildniß, 124; die Schrift „Lebensansichten," 138; recensirt in der Jenaer Lit.-Ztg., 145, 148; Briefe an Goethe, 250; in Rom, 256; Abnahme der Kräfte, 303; Todes-Anzeige, 322.
Willemer, J. J. Ludwig, 1.
Willemer, Marie Anna, Originale der Briefe an Goethe, V, 16; Aathel, 17; Großmütterchen, 18; Bildniß, 20; Kunstfertigkeit, 20; Gelegenheitsdich-

verursacht haben. Nun stehen die eingeschobenen Stationen mit den überschüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältniß; denn sechzehn Orte, von denen man nichts weiß, und achtunddreißig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Wir setzen die Stationen der Geschichtserzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichnisses entgegen, wo man dann die leeren Orts-Namen sehr wohl von denen unterscheiden wird, welchen ein historischer Gehalt inwohnt.

Stationen der Kinder Israel in der Wüste.

Geschichtserzählung nach dem II. III. IV. V. Buch Mose.	Stationen-Verzeichniß nach dem IV. Buch Mose 33. Capitel.
	Raemses.
	Succoth.
	Etham.
Hahiroth.	Hahiroth.
	Migdol.
	durchs Meer
Marah, Wüste Sur.	Marah, Wüste Etham.
Elim.	Elim. 12 Brunnen.
	Am Meer.
Wüste Sin.	Wüste Sin.
	Daphka.
	Alus.
Raphidim.	Raphidim.
Wüste Sinai.	Wüste Sinai.
Lustgräber.	Lustgräber.

tung, 41; Vermählung, 53; Ginko-Biloba-Baum, 58; Gedicht an Boisserée, etc; in Baden, 99; Cäcilienverein, 100; trübster Brief, 104; Bildniß, 124; Geschenke von Goethe, 138; der kleine Bücher, 161; Verse zu Frankfurter Ansichten, 173, 174; Gedicht an Sailer, 174; über Erneuerung von Goethe's Bürgerrecht, 248; über Carnevalsmasken, 255; Brief dem Gutenberg-Gedenkbuch überlassen, 298; Lied an Thomas, 321; aus Briefen an Jakob Thomas, 322, 343, 345; Alte Maingergasse, 325; Tod und Grabstätte, 328; Bildniß, 328. — Kindheit, s. Jung.
Wilmans, Kunsthandlung, 173.
Winkel im Rheingau, 31, 78, 110, 123.
Wolf, der Philologe, 30, 31, 81.
Wormser Jack, 129, 299.
Würzburg, 60, 68.
Wulkow bei Neu-Ruppin, 99.
Wunsiedel, 133.

X.

Xeller, Maler, 20, 199, 200.

Y.

Yverdun, 12, 19.

Z.

Zahlbach bei Mainz, 41.
Zelter, 30; Brief an ihn über Gesang, 49, 62, 75, 88, 84, 98, 101, 102, 113, 127, 142, 149, 154, 160, 163, 167, 170, 192, 204, 222, 226, 227, 237, 271, 273, 279, 283, 286, 291, 298, 313.
Zschwolf, 11, 33.

Ergänzungen.

I. Zu S. 178—179.

Am 13. März ſchrieb Goethe an Frommann den Vater: „Noch eins darf ich nicht zu melden verſäumen, daß die Frankfurter Freunde ſich betrübt haben, daß Ihr Hr. Sohn durch Zufälligkeiten abgehalten wurde, noch zuletzt ein frohes Familienmahl mit ihnen zu feiern.“ (Das Frommann'ſche Haus, Jena 1870, S. 51.)

II. Zu S. 347.

Die diesjährige Allgemeine Zeitung brachte in den Beilagen 53 und 54 eine beachtenswerthe Unterſuchung von Julius Frese über Mariannens Verhältniß zum Divan. Der Verfaſſer ſcheint jedoch zu irren, wenn er, durch Anführung von Parallelſtellen aus Goethe, in den Gedichten der Freundin Reminiscenzen und Entlehnungen nachzuweiſen glaubt; ſo insbeſondere in dem elegiſchen Lied aus Heidelberg, S. 189. Hier liegen vielmehr ganz bewußte Anſpielungen vor, mit welchen Marianne dem Dichter freundlich und leiſe verhüllt nahe tritt. Goethe und „Suleika“ hatten ſich in Briefſtellen und Verſen an ſolche zarte, mitunter ſchelmiſche Bezugnahme gewöhnt, wie ſie damals faſt nur den beiden Wiſſenden verſtändlich war. Vergleiche übrigens die Erläuterung S. 175 und Goethe's eigenhändigen Brief Nr. 73.

Berichtigungen. S. 152 müßte geſagt ſein, daß Goethe's Krankheit angeblich (nicht „zum Theil“) aus unterdrückter Leidenſchaft entſtand; denn wir verlegen jene Krankheit, welche wirklich aus derſelben herzuleiten, in das Spätjahr, nicht in den Februar 1823. — S. 125, Z. 6 ſollte es heißen: äugelnd, ſtatt angelnd.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

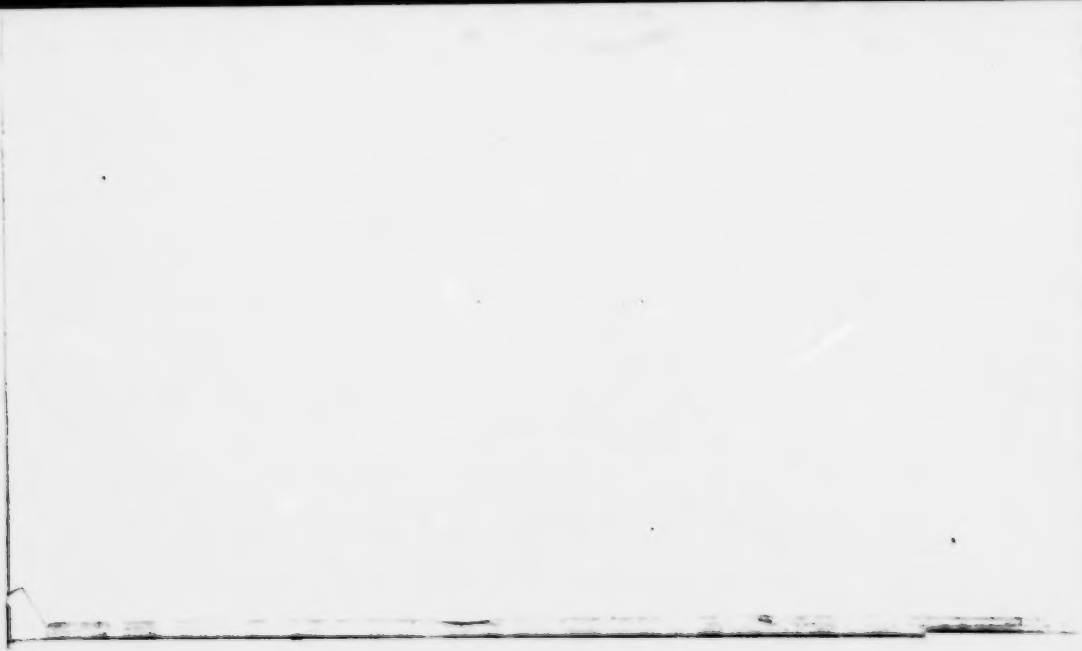

Christiane
Federzeichnung Goethes
1789

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau

Herausgegeben
von
Hans Gerhard Gräf

Erster Band

1792–1806

Mit sechs Bildertafeln, einem Faksimile
und einem Schlußstück

Literarische Anstalt / Rütten & Loening
Frankfurt a. M. 1916

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1916 Literarische Anstalt
Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Umschlag- und Einband-Entwurf
sind von Professor E. R. Weiß, Berlin
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Haſeroth.	Haſeroth.
	Rithma.
Kades in Paran.	Rimon Parez.
	Libna.
	Riſſa.
	Kehelatha.
	Gebirg Sapher.
	Harada.
	Makheloth.
	Thahath.
	Tharah.
	Mithka.
	Haſmona.
	Moſeroth.
	Bnejaekon.
	Horgidgad.
	Jathbatha.
	Abrona.
	Ezeongaber.
Kades, Wüſte Zin.	Kades, Wüſte Zin.
Berg Hor, Gränze Edom.	Berg Hor, Gränze Edom.
	Zalmona.
	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Jjim.
	Dibon Gad.
	Almon Diblathaim.
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim, Nebo.
Bach Sared.	
Arnon dieſſeits.	
Mathana.	

Dem Andenken

Christianens

6. Juni

1816 1916

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorwort

Hundert Jahre nach dem Tode Christianens von Goethe erscheint – als ein seltsames, aber notwendiges Gegenstück zu Goethes ‚Briefen an Frau von Stein' — Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Wie man auch über die beiden Frauen denken möge, die das Leben unsres größten Dichters am tiefsten und dauerndsten beeinflußt haben, einen Vorzug hat dieses Werk vor jenem: es ist ein wirklicher Briefwechsel, während wir dort die Antworten der Frau von Stein vermissen, weil diese es für richtig gehalten hat, sie zu vernichten. Hier also hätte Gottfried Keller keinen Grund gehabt, ungehalten zu werden, der nach der Lektüre eines solchen „einseitigen" Briefwechsels schrieb (an Ludmilla Assing, 24. Oktober 1872): „Ärgerlicher Weise fehlen auch hier, wie in allen solchen Briefwechseln, die Briefe der Dame; ich weiß nicht, woher das kommt, aber es ist fast immer so und ist ein Mißbrauch, daß die eine Hälfte solcher Korrespondenz immer auf die Seite gebracht wird. Man fährt immer im Nebel herum, da man nicht weiß, was die andere Partei werth ist." Wer das vorliegende Werk gelesen hat, fährt nicht mehr „im Nebel herum", sondern weiß, „was die andere Partei werth ist". Diese Kenntnis zu ermöglichen, schien mir eine Pflicht der Dankbarkeit sowohl gegen Goethe, als auch gegen Christiane. Und so durfte dieses Briefbuch am 6. Juni 1916 ihrem Andenken gewidmet werden.

*

In der Einführung habe ich versucht, eine Skizze von Goethes Ehe zu entwerfen, wie diese sich im Briefwechsel der beiden Gatten spiegelt. Hier mögen einige

Bemerkungen folgen über die Wiedergabe der Handschriften und über die erläuternden Beigaben.

Die Frage, ob Christianens Briefe vollständig oder besser mit Kürzungen oder gar nur in Auswahl mitgeteilt werden sollten, war für den Herausgeber nicht vorhanden; er war vielmehr der Meinung, die Briefe müßten entweder so veröffentlicht werden, wie Goethe sie empfangen, gelesen und beantwortet hat, oder gar nicht. Mit Recht sagt Zimmermann in seiner Besprechung von Goethes Briefwechsel mit Zelter: „Daß auch der Spaniol, Fisch und Rüben dem gesammten Publico aufgetischt worden, will ich gleicherweise nicht schelten; ich kenne mir nichts Thörichteres, als einen kostbar gesichteten und sublimierten Briefwechsel, der uns doch immer nur Silhouetten, statt runder Figuren, zeigt" (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 2, 248). Weit schwieriger war die andere Frage zu entscheiden: Wie sollte man sich Christianens wildwüchsiger Orthographie gegenüber verhalten; sie „sträubt sich gegen den Druck, man müßte denn eine irrationale Lettern und Zeichen einführen für Striche und Züge, die alles bedeuten können" (Bernhard Suphan: GJ. 10, 71). Eine buchstabengetreue Wiedergabe war also unmöglich; aber selbst wenn sie möglich gewesen wäre, hätte sie meines Erachtens doch nicht ausgeführt werden dürfen. Denn durch sie würde eine Nebensache in ganz ungerechter Weise betont worden sein. Man darf wohl sagen: Der Stil ist der Mensch, aber nicht: Die Orthographie ist der Mensch. Auch bei den Briefen von Goethes Mutter, so unschätzbar es ist, daß wir sie in buchstabengetreuer Wiedergabe besitzen, wird durch diese an vielen Stellen beim Lesen eine komisch erheiternde Wirkung hervorgebracht, die von der Schreiberin keineswegs beabsichtigt war. Es erschien mir daher als das richtigste, Christianens Schriftzüge und Orthographie durch Faksimilierung eines Briefes

dem Leser vor Augen zu führen, im Druck dagegen, mit selbstverständlicher Wahrung alles Mundartlichen (wie des „mir" statt „wir"), ihre Briefe in der Orthographie und Interpunktion von Goethes Briefen wiederzugeben.

Auf besonderen Wunsch der Verlagsanstalt habe ich versucht, die zahlreichen Lücken, die sich leider in diesem Briefwechsel finden, durch kurze überleitende Bemerkungen und kleine Berichte zu überbrücken.

Für die Erläuterungen durften mit gütiger Erlaubnis der Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs die ungedruckten Briefe an Goethe und Christiane herangezogen werden; aus den Kirchenbüchern, Furirbüchern, Ortschroniken, Badelisten und sonstigen Akten in Weimar, Ober-Weimar, Ehringsdorf, Tiefurt, Berka an der Ilm, Tonndorf, Ober-Roßla, Buttstädt und Lauchstädt konnte mancher willkommene Aufschluß gewonnen werden, ebenso aus den Tagebüchern Christianens. Für die Erklärung von Goethes Briefen sind die Arbeiten der früheren Herausgeber: Karl Alt, August Fresenius, Ludwig Geiger, Eduard von der Hellen, Albert Leitzmann, Carl Schüddekopf, Bernhard Suphan, Julius Wahle dankbar benutzt worden. Von Darstellungen, die Goethes Verhältnis zu Christiane betreffen, seien als besonders fördernd mit Dank genannt: der Abschnitt ‚Christiane' in Ludwig Geigers Werk ‚Goethe und die Seinen' (Leipzig 1908, S. 9/114), die Abhandlung ‚Christiane Vulpius in Goethes Dichtung' von Max Morris (‚Goethe-Studien', 2. Aufl., 2, 76/109) und das erst vor kurzem erschienene Buch ‚Goethe og hans hustru' von Kristian Westerby (Pios Kultur-Bibliothek III, Kobenhavn 1915).

Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Wilhelm Ernst sei für die gnädigst erteilte Genehmigung zur Herausgabe von Christianens Briefen der untertänigste Dank ausgesprochen.

Dem Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs und

des Goethe-National-Museums, Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang von Oettingen, spreche ich für seine dem Werk von Anfang an gütigst gewidmete Förderung meinen verbindlichsten Dank aus; ebenso den Herren Archivar Prof. Dr. Julius Wahle, Dr. Max Hecker und Dr. Hans Wahl, die mir bei der schwierigen Entzifferung von Christianens Briefen mit nie ermüdender Freundwilligkeit wesentliche Hilfe geleistet haben. Für wertvolle Auskünfte und mannigfache Förderung bin ich sodann zu lebhaftem Dank verpflichtet: den Herren Leitern und Beamten der Großherzoglichen Bibliothek und des Staats-Archivs zu Weimar, der Universitäts-Bibliothek zu Jena, des Großherzoglichen Vermessungs-Amtes zu Apolda, sowie den Herren: Pfarrer Alberti (Ober-Weimar), Apotheker Wilhelm Breitkreuz (Buttstädt), Prof. Dr. Werner Deetjen (Hannover, jetzt Weimar), Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Max Friedlaender (Berlin), Pfarrer Gärtner (Berka a. d. Z.), Pfarrer A. Günzel (Mattstädt) Pfarrer Dr. Hering (Ober-Roßla), Lehrer C. Herrmann (Buttstädt), Direktor Prof. Dr. Otto Heuer (Frankfurt a. M.), Pfarrer Kaufmann (Conndorf), Geh. Hofrat Prof. Dr. Friedrich Kluge (Freiburg i. B.), Dr. Hans Timotheus Kroeber (Weimar), Stadtkirchner Aug. Kunath (Weimar), Prof. Dr. Friedr. Kuntze (Weimar), Prof. Dr. Albert Leitzmann (Jena), Gerichtssekretär Hermann Matthesius (Weimar), Vermessungsrat Albin Noch (Weimar), Pfarrer Prehn (Lauchstädt), Adjunkt Otto Reifart (Tiefurt), Prof. Dr. Rudolf Schlösser (Jena), Bürgermeister Strauchenbruch (Berka a. d. Z.), Assessor Dr. Ernst Traumann (Heidelberg), Hofkirchner Gustav Trommler (Weimar).

Weimar, am 5. Mai 1916

Hans Gerhard Gräf

Einführung

„Dieß Buch ist für die Guten
und nicht für die Bösen",

so beginnt Bettina die Vorrede zu ihrem berühmtesten Buche, das sie ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde' benannt hat. Auch das vorliegende Werk könnte man, wenn schon in ganz anderer Bedeutung, ‚Goethes Briefwechsel mit einem Kinde' nennen, denn Christiane war und blieb ihr Leben lang in gewissem Sinne ein Kind. Jedenfalls wendet sich Goethes Briefwechsel mit seiner Frau, wie er hier nun in zwei Bänden erscheint, an die Guten und nicht an die Bösen, nicht an die Mißwollenden, Mißdeutenden, Mißredenden, durch deren gehässigen Klatsch das Bild Christianens während ihres Lebens und nach ihrem Tode für lange Jahrzehnte verzerrt worden ist. Zu wünschen wäre, daß der Leser dieses Briefwechsels zuvor alles vergessen könnte, was er über Christiane und Goethes Ehe gelesen oder gehört hat; daß er fähig wäre, das Bild dieser Ehe, wie es im Briefwechsel der beiden Gatten zutage tritt, mit unbestochner, von Vorurteilen freier Liebe zu betrachten, es mit Neigung zu betrachten, denn, wie Goethe einmal an Zelter schreibt (29. Mai 1801): „Das Andenken an ein vergangenes Menschenleben zieht sich so sehr ins Enge zusammen, daß die Neigung erst wieder die Asche palingenesiren und den verklarten Phönix unserm Auge darstellen muß."

Dieses Buch ist ein neuer Beitrag zu dem Thema ‚Goethe aus nächster Nähe' (wie Herman Grimm einen seiner Goethe-Aufsätze benannt hat); es ist kein literarischer oder wissenschaftlicher Briefwechsel, sondern ein rein mensch-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

licher. Alles Reinmenſchlich-Perſönliche aber iſt ſo zart, daß wir es mit dem urteilenden Verſtande niemals erfaſſen werden, ſondern nur mit dem Gefühl, mit Neigung und Liebe. So allein werden wir endlich dahin gelangen, Goethes vielberufene Verbindung mit jener ‚Mamſell Vulpius' im rechten Lichte zu betrachten. Auf das entſchiedenſte hat Goethe es jederzeit verurteilt, wenn man das Privatleben eines Menſchen „vor den allgemeinen Richterſtuhl der Sittlichkeit" ziehen wollte, „vor welchen ihn eigentlich nur ſeine Frau und Kinder, ſeine Hausgenoſſen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten". „Niemand gehört als ſittlicher Menſch der Welt an. Dieſe ſchönen allgemeinen Forderungen mache jeder an ſich ſelbſt, was daran fehlt, berichtige er mit Gott und ſeinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut iſt, überzeuge er ſeine Nächſten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur beſonders gebildet, als Mann von Kraft, Tätigkeit, Geiſt und Talent gehört er der Welt. ... das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde ſich nicht ein, daß ſie befugt ſei, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu ſitzen".[1]

Allerdings hat Goethe es, was ſeine Ehe betrifft, der Mit- und Nachwelt nicht leicht gemacht. Sein Ehebund hat, das kann nicht geleugnet werden, auf den erſten Blick etwas ſo völlig Überraſchendes, Unglaubhaftes, man möchte faſt ſagen Groteskes, demgegenüber man keine andre Rettung ſieht, als ſich in den Humor zu flüchten. Bemühen wir uns aber, mit Hilfe des Briefwechſels beider Gatten, in das wahre Weſen Chriſtianens einzudringen, ſo wird uns dieſes Verhältnis bald nicht mehr ſonderbar und befremdlich erſcheinen, ſondern natürlich, geſund, begreiflich.

Konnte man in früherer Zeit, angeſteckt durch den gleich einem böſen Unkraut fortwuchernden Weimarer und

[1] Rameaus Neffe, Anmerkungen (Abſchnitt: Rameaus Neffe).

auswärtigen Klatsch „nicht Worte gnug der Zunge finden", um Christianens Unbildung, ihr sogenanntes „niedriges" Herkommen, ihre angebliche Trunksucht, ihre Tanzwut und was nicht alles zu brandmarken, oder aber schwieg man verlegen, als ob hier peinliche, üble Dinge zu verheimlichen seien, so ist in den letzten Jahrzehnten ein starker Umschwung zugunsten Christianens eingetreten, namentlich unter dem Eindruck der herzvollen Briefe von Goethes Mutter an den Sohn, die Schwiegertochter und den Enkel, die 1889 erschienen, sodann durch Goethes eigene Briefe an Christiane, die während der Jahre 1892 bis 1902 in der großen Weimarer Ausgabe ans Licht getreten sind. In dem löblichen Bestreben, altes Unrecht gutzumachen, in der Erkenntnis, wie lächerlich die Annahme gewesen war: Goethe habe ein so minderwertiges Geschöpf, als welches man bis dahin Christianen angesehen hatte, 28 Jahre lang nicht nur in seiner Nähe dulden, sondern sogar herzlich lieben können, begann man nunmehr, Christianen, zumal Charlotte v. Stein gegenüber, zu erheben. Selbst ein so nüchterner, klarverständiger Beurteiler wie Gustav Freytag sprach, als von Goethes Briefen an Frau v. Stein die Rede war, seine Meinung dahin aus: „Die Vulpius war in der Tat eine Befreiung und Erhebung".[1] So ist es kaum zu verwundern, daß die immer mehr sich verbreitende Überschätzung Christianens sich endlich geradezu zu der wunderlichen Behauptung verstieg, sie sei die einzig passende Lebensgefährtin für Goethe gewesen.

Diese neuerliche Überschätzung, wie jene ältere Unterschätzung zu beseitigen und endlich eine gerechte Würdigung zu ermöglichen, schien mir längst eine brennende Pflicht der Dankbarkeit gegen Goethe, um so mehr, als schon Stimmen laut geworden sind, die da behaupteten, es sei

[1] Brief an seine spätere zweite Frau Anna Strakosch, 4. Jan. 1890 (Gustav Freytag: Briefe an seine Gattin, Berlin [1912], S. 405).

besser, Christianens Briefe an Goethe niemals zu veröffentlichen. Vom Gegenteil war ich stets überzeugt, und die Lektüre der Originale hat mich in meiner Anschauung nur bestärkt; ich war überrascht von dem frischen, urgesunden Leben, das in diesen Briefen sprudelt.

Trotzdem muß gesagt werden: Es wird immer für jeden einzelnen Sache des Gefühls und des ästhetischen Geschmacks bleiben, wie er sich zu dem Thema: Goethe und Christiane stelle. Verschwinden aber sollte ein für allemal die böse Sucht, Goethe anders haben zu wollen, als er war; mit Ehrfurcht wird man sodann innewerden, wie er, der große und gute Mensch, sich auch in seiner Ehe als Lebenskünstler und Muster bewährt hat für uns alle.

*

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heiteren Himmel mit einem düsteren zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne schien sie zu beleidigen, ich vermißte jede Theilnahme, niemand verstand meine Sprache".[1] — So schildert Goethe seinen Gemütszustand nach der Heimkehr aus Rom. In Rom, Neapel und Sizilien hatte sich in strenger Selbstbesinnung seine Wiedergeburt vollzogen; als „Künstler", wie er sagt, hatte er sich wiedergefunden, als Künstler, das heißt: als Dichter. Zu gleicher Zeit aber war in ihm die „entschiedenste Wendung gegen die Natur", das heißt: zur Natur hin eingetreten.[2] Und so kehrte er freudig nach Weimar zurück, gewillt, durch die Gunst seines Fürsten fortan befreit von der Last zerstreuen-

[1] Zur Morphologie (Die Metamorphose der Pflanzen), Abschnitt: Schicksal der Handschrift.

[2] Campagne in Frankreich 1792, Abschnitt: Zwischenrede.

Nahaliel.
Bamoth.
Berg Pisga.
Jahza.
Hesbon.
Sihon.
Basan.
Gefild der Moabiter am Jordan. Gefild der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müssen, ist, daß uns die Geschichte gleich von Hazeroth nach Kades führt, das Verzeichniß aber hinter Hazeroth das Kades ausläßt und es erst nach der eingeschobenen Namenreihe hinter Ezeongaber aufführt, und dadurch die Wüste Zin mit dem kleinen Arm des arabischen Meerbusens in Berührung bringt. Hieran sind die Ausleger höchst irre geworden, indem einige zwei Kades, andere hingegen, und zwar die meisten, nur eines annehmen, welche letztere Meinung wohl keinen Zweifel zuläßt.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschiebseln getrennt haben, spricht von einem Kades in der Wüste Paran, und gleich darauf von einem Kades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt und von dem zweiten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daß es ein und eben derselbe Ort ist; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeschlagenen Versuchs von dieser Seite in das Land Canaan einzudringen, und so viel ist noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüsten an einander stoßen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Kades

der, ihm wesensfremder Berufsgeschäfte, als Dichter und Naturforscher sein Leben der Kunst und der Wissenschaft zu widmen. Karl August, mit dem ihm angebornen, großartigen „Respect vor der Ausbildung des Einzelnen aus sich selbst“ [1], hatte dem Freunde gern die zweijährige Muße und Lernzeit gewährt; dankbar erkennt Goethe fortan als seine „Maxime: dem Herzog alles zu Liebe und dem Seinigen alles zum Besten“.[1]

Schwer aber waren für den Zurückgekehrten die Monate des Übergangs, des Wiedereingewöhnens aus der Weltweite in die Enge der Weimarischen Verhältnisse und Menschen, die inzwischen nicht gleichfalls gewachsen und wiedergeboren waren. „Niemand verstand meine Sprache“ — selbst jene Frau nicht, nach deren Stimme Goethe sich in der Ferne am meisten gesehnt, Charlotte v. Stein, an die er einst die Worte gerichtet hatte:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.[2]

Ein Irrtum ist es, zu glauben, Goethe sei nach Italien geflohen, um die Bande zu zerreißen, die ihn ein Jahrzehnt hindurch an diese Frau geknüpft hielten. Tiefste Dankbarkeit erfüllte ihn dauernd für die Besänftigerin, Trösterin, Leiterin, Bildnerin, die sie während seiner ersten Weimarer Jahre ihm gewesen war. Von Terni aus hatte er ihr am 27. Oktober 1786 geschrieben: „Wie verwöhnt ich bin, fühl ich erst jetzt. Zehn Jahre mit Dir zu leben, von Dir geliebt zu sein, und nun in einer fremden Welt. Ich sagte mirs voraus, und nur die höchste Nothwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. Laß uns keinen andern Gedanken haben, als unser Leben mitein-

[1] Schema zur Fortsetzung von ‚Dichtung und Wahrheit‘ (W. 29, 252).

[2] In dem Gedicht „Warum gabst du uns die tiefen Blicke“.

ander zu endigen." „Miteinander zu endigen", das kann nur heißen: nach seiner Rückkehr in Weimar auf neuer, noch zu findender Grundlage dauernd fortzuführen. Vier Monate später aber heißt es in einem Briefe aus Rom vom 21. Februar 1787: „An Dir häng ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich, was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen, wie ich will, aufreibt und aufzehrt." Das Aufreibende, Aufzehrende in diesem Verhältnis hatte mit den Jahren sich immer mehr gesteigert; lange Zeit mag Goethe es sich nicht gestanden haben, sich nicht haben gestehen mögen, doch schon 1784 (30. August) entschlüpft ihm einmal das Bekenntnis: „Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une maladie." Die letzte Spur dieser krankhaften Leidenschaft war jetzt, ohne daß es ihm deutlich bewußt geworden, in dem großen Genesungsprozeß unter südlichem Himmel verschwunden. Und gerade das war es, was Frau v. Stein, mit weiblich scharfem Auge, bei seiner Heimkehr sofort erkannte. Der Bruch war somit unvermeidlich geworden; er wurde keineswegs erst veranlaßt, wohl aber beschleunigt durch den Eintritt Christianens in Goethes Leben, der in der kleinen Stadt nicht lange unbemerkt bleiben konnte. Diese Entdeckung mußte Frau v. Stein im tiefsten Grunde ihres Lebens treffen. Durch Goethe hatte ihr Dasein erst recht eigentlich Bedeutung, Gehalt und Glanz gewonnen; dichterisch verklärt durfte sie das Beste ihres Wesens und Wollens in den unter ihren Augen erblühten Dichtungen ‚Iphigenie' und ‚Tasso' wiedererkennen. Die Liebe dieses Dichters hatte sie verloren, damit war ihr Dasein verarmt und verödet; daß aber ein nach ihrer Meinung so tief stehendes Geschöpf wie Mamsell Vulpius ihre Erbin sein sollte, das war zu viel der Bitternis. Die beiderseitigen Versuche, sich brief-

lich zu verständigen, mußten fehlschlagen. Charlotte v. Stein litt unerträglich; alle Dämonen gekränkter Liebe, verletzter Eitelkeit, des Neides, des Hasses, der Verleumdung mußten die Fesseln sprengen, ihr Leben vergiften und mit Zerstörung bedrohen. So verlor die unglückliche Frau für lange Zeit jene einst von Goethe an ihr gepriesene Fähigkeit: „die Welt zu sehen, wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe".[1] Und wer dürfte ihr einen Vorwurf daraus machen, daß ihr Blick nicht klar genug war, um die Notwendigkeit in dieser Entwicklung der Dinge zu erkennen, ihr Herz nicht groß genug, um, an der Erinnerung einstigen Glückes sich genügen lassend, sogleich liebevoll zu entsagen?

Auch Goethe litt schmerzlich; noch in den Venetianischen Epigrammen von 1790 finden sich die leidvollen Verse:

Eine Liebe hatt ich, sie war mir lieber als alles,
Aber ich hab sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust.

„Schweig und ertrag den Verlust" — so befahl er jetzt sich wieder, wie damals, als das Verlöbnis mit Lili sich löste; und wie damals, so hätte er auch jetzt wieder ausrufen können:

Weg, du Traum, so Gold du bist,
Hier auch Lieb und Leben ist.[2]

Neue Liebe, neues Leben hatte ihm inzwischen das „Gute Glück", dem er vor Zeiten in seinem Garten am Park fromm ein Denkmal errichtet, nahe diesem in lieblicher Mädchengestalt herangeführt; und er, römischer Tage gedenkend, hatte die Gabe der Göttin Gelegenheit beherzt ergriffen.

Der übersinnliche sinnliche Freier in ihm verlangte, aus Italien zurückgekehrt, gebieterisch für Körper und Geist endlich das harmonische Gleichgewicht. Nach dem zwei-

[1] Aus der Unterschrift Goethes unter einem Schattenriß der Frau v. Stein, Straßburg 1775 (Brief Zimmermanns an Frau v. Stein, 22. Oktober 1775; W. 53, 393).

[2] Gedicht ‚Auf dem See'.

jährigen Wirtshaus- und Kneipenleben im Süden sehnte er sich begreiflicherweise nach dem Behagen eigener Häuslichkeit, für das auch er, der Ehescheue, von jeher wie kaum einer Sinn und Verständnis gehabt hatte. Nach so vielen schmerzlich-süßen Erfahrungen in Liebessachen mochte der nunmehr schon Neununddreißigjährige sich am Ende im stillen sagen wie Friedrich Nietzsche: Das Vernünftigste „wäre vielleicht eine gute wirthschaftliche Gattin für mich, welche ihre Aufgabe darin sähe, mich in dem Zustand zu erhalten, in dem ich meiner überschweren Lebensaufgabe am besten nachkomme. Aber alles, was ich von Weibern kennen gelernt habe, ist mir, auf diese Mission angesehen, als unzureichend erschienen: so daß ich eigentlich in diesem Puncte keinen Glauben mehr habe. Sie müßte jung sein, sehr heiter, sehr rüstig und wenig oder gar nicht „gebildet" und außerdem eine gute Wirthschafterin, aus eigener Neigung".[1] In der Tat, Christiane vereinigte all diese Vorzüge in sich: sie war jung (23 Jahre alt), sehr heiter, sehr rüstig und wenig oder gar nicht „gebildet"; sie war gut und wirtschaftlich, und vor allem: sie sah ihre Lebensaufgabe darin, Goethen das häusliche Behagen zu bereiten, in dem allein er „seiner überschweren Lebensaufgabe am besten nachkommen" konnte. Da Goethe jedoch diese Tugenden erst nach und nach kennen lernen konnte, so mußte sie in ihrem Wesen etwas Besonderes haben, das den Dichter beim ersten Begegnen ins Herz traf: kein Zweifel, es war das Kindliche, Treuherzige, Naturwüchsige, Volksliedhafte, das den Schöpfer Gretchens und Klärchens bezauberte.

Im Schatten sah ich
Ein Blümchen stehn,

[1] Nietzsche an seine Schwester, Herbst 1885; gleichfalls an seine Schwester schreibt Nietzsche im Sommer 1886: „Für einen Menschen, wie ich bin, gibt es keine Ehe, es sei denn im Stil unseres Goethe" (Elis. Förster-Nietzsche: Das Leben Friedrich Nietzsches, 2 (2), 585).

Wie Sterne blinkend,
Wie Äuglein schön,

so einfach, so kindlich, warm und herzlich schildert Goethe den ersten Eindruck des kleinen „Naturwesens“[1] in jenem Gedicht, das er Christianen 1813, nach fünfundzwanzigjähriger Ehe, als zarte Huldigung übersandte. —

Der 12. Juli wurde von Goethe und Christiane alljährlich im stillen als der Tag ihres Liebesbundes gefeiert. Daß Goethe von Anfang an diesen Bund als Ehe aufgefaßt habe, scheint mir gewiß. Als er im Jahre 1790 einen Bekannten zum Heiraten bereden wollte und daraufhin gefragt wurde: warum er selbst denn nicht heirate, gab er die ernste Antwort: „Ich bin verheirathet, nur nicht mit Ceremonie“.[2] Er war dem Beispiel der beiden Philosophen Hamann und Lichtenberg gefolgt und lebte, wie sie, zunächst glücklich in einer Gewissensehe.

Lieb und Leidenschaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig siegen.[3]

Zu dem tiefen Wohlwollen, das beide Gatten beseelte, gesellte sich die Gewohnheit, deren Macht Goethe oft genug hervorgehoben hat, so in dem Epigramm:

Neigung besiegen ist schwer; gesellet sich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich zu ihr, unüberwindlich ist sie,[4]

und an anderer Stelle mit den Worten: „Es ist einer eignen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmuthige, als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es be-

[1] Vgl. S. XLIV.
[2] Gespräche I, 174.
[3] Zahme Xenien III.
[4] Vier Jahreszeiten. Sommer.

steht gegen alles Widerwärtige".[1] So wird es verständlich, daß dieser höchst ungleiche Bund Dauer gewann.

Aus Rücksicht auf seine amtliche und gesellschaftliche Stellung geschah es, selbstverständlich zugleich aber auch aus Schonung für die Geliebte, daß Goethe sie nicht sofort durch kirchliche Trauung vor der Welt zu seiner Frau erhob. Wie hätte er als Gatte die Demütigungen und Schmähungen ertragen können, denen Christiane in den aristokratischen Kreisen Weimars ausgesetzt gewesen wäre, in die er sie hätte einführen müssen; wie wäre Christiane fähig gewesen, sich in diesen Kreisen angemessen zu bewegen! Goethe hatte die bittern Erfahrungen nicht vergessen, die er selbst der Bürgerliche, bei seinem Eintritt in die Weimarer Hofkreise hatte machen müssen. Vor Ähnlichem und weit Schlimmerem mußte er seinen Schützling bewahren. Er kannte die Menschenwelt, er verhehlte sich nicht, daß er ihr durch diesen Schritt schweres Ärgernis bereitete; aber er wußte zugleich, wie wenig die Leute „auch nur ahnden, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sachen ist".[2] Schiller prophezeite ihm einmal brieflich (18. November 1796): „Ihnen wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen"; das ist, auf Goethes Verbindung mit Christiane angewandt, gleichfalls eingetroffen und trifft zum Teil noch heute zu. Übrigens hielt Schiller es bereits im Jahre 1790 für sehr wahrscheinlich, daß Goethe Christianen „in wenigen Jahren" heiraten werde;[3] und Körner, dem er dies, einigermaßen ironisch, mitteilt, antwortet mit wohltuendem Verständnis: „Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich vielleicht, ob die schlimmen Gerüchte von ihr

[1] Aufsatz: Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit (W. 42 (2), 164).

[2] Brief an Schiller, 5. Dezember 1796.

[3] Brief an Körner, 1. November 1790.

2.

Chriſtiane
auf dem Sofa im Gartenhäuschen am Park eingeſchlafen

Bleiſtiftzeichnung Goethes

1788 oder 1789

Christiane
auf dem Ecke im Gartenhäuschen am Hof eingeschlafen

Gleichzeitig/nung Gretchen

1788 oder 1789

in einer Oase als Raſtplatz zwiſchen beiden Wüſten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen ſich zwei Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit geweſen wäre, die Kinder Iſrael lange genug in der Wüſte herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur Ein Kades annehmen und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeſchalteten Stationen Rechenſchaft geben wollen, ſind noch übler dran, beſonders wiſſen ſie, wenn ſie den Zug auf der Charte darſtellen wollen, ſich nicht wunderlich genug zu gebärden, um das Unmögliche anſchaulich zu machen. Denn freilich iſt das Auge ein beſſerer Richter des Unſchicklichen, als der innere Sinn. Sanſon ſchiebt die vierzehn unächten Stationen zwiſchen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf ſeine Charte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwei Meilen, eine Strecke die nicht einmal hinreicht, daß ſich ein ſolcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung ſetzen könnte.

Wie bevölkert und bebaut muß nicht dieſe Wüſte ſeyn, wo man alle zwei Meilen, wo nicht Städte und Ortſchaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet! Welcher Vortheil für den Heerführer und ſein Volk! Dieſer Reichthum der inneren Wüſte aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeongaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er ſie doch bringen muß, unglücklicherweiſe gar keine; er legt daher einige ſeltſame, und ſelbſt in jener Liſte nicht genannte Städte dem reiſenden Volk in den Weg, ſo wie man ehemals die geographiſche Leerheit mit Elephanten zudeckte. Calmet ſucht ſich aus der Noth, durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, ſetzt einen Theil der überflüſſigen Orte gegen das

gegründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen".[1]

Daß Goethe ein Liebesverhältnis zu einem hübschen Mädchen angeknüpft hatte, das verargte die Welt ihm nicht; aber daß er diesem Mädchen die Treue hielt, daß er es als sittliche Pflicht empfand, die Geliebte und ihr Kind dauernd zu schützen und bei sich zu behalten, anstatt sich ihrer zu entledigen, das verargte man ihm, denn man verstand es nicht. Goethe aber hielt fest an seiner Überzeugung:

> Viel lieber, was ihr euch unsittlich nennt,
> Als was ich mir unedel nennen müßte.[2]

Wenn Goethe auch schwerlich jemals bereut hat, durch seine Verbindung mit Christiane in Widerspruch zu Herkommen und Sitte getreten zu sein (denn er hielt mit Lessing die Reue für die „unnützeste von allen unangenehmen Empfindungen"),[3] schwer, sehr schwer hat er, der leidenschaftliche Kämpfer für Ordnung und Gesetz, zuzeiten unter diesem Mißstande gelitten. Und gerade diese bitteren Erfahrungen, die er infolge seiner Gewissensehe mit der Welt machen mußte, werden es gewesen sein, welche die Strenge und Hoheit seiner Anschauungen über die Ehe mit den Jahren nur noch immer mehr steigerten. Behauptete er auch: „fast alle Gesetze seien Synthesen des Unmöglichen, z. B. das Institut der Ehe", so hielt er es doch für gut, daß dem so sei, „es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche

[1] Brief vom 11. November 1790.
[2] Torquato Tasso, Aufzug 2, Auftritt 5.
[3] Brief Lessings an Ramler, 6. Dezember 1760.

postulire".[1] Ein junger Verehrer des Dichters teilte diesem einmal mit, er gedenke sich gesetzmäßig zu verehelichen, und bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Es ist ... für uns Nordländer Pflicht, die Maximen einer höhern Sittlichkeit zu befolgen, die uns auf das Gesetzmäßige verweist. Nur als Ausnahme mag es der begünstigtsten Natur des Nordens einmal vergönnt sein, um abzuweichen, und doch eigentlich das Gesetzliche, Rechte in seinem höchsten Sinne durchzuführen. Das Beispiel, das Ew. Excellenz gegeben, darf man anstaunen, bewundern, aber man darf es nicht nachahmen wollen — weil wir nicht Sie sind".[2]

Auf diese einigermaßen kühne Auslassung antwortet Goethe (7. November 1821): „Zuvörderst aber will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Theil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend [einhergehen] und doch zugleich mit uns selbst, mit Andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben die Nothwendigkeit empfinden."

Den Begriff der „Heiligkeit der Ehe" hielt Goethe für eine „Kulturerrungenschaft des Christenthums von unschätzbarem Werth", obgleich, wie er hinzufügt, „die Ehe eigentlich unnatürlich" sei; „überall hat man vor ungeregelten, ehelosen Liebesverhältnissen eine gewisse unbezwingliche

[1] Gespräch mit dem Kanzler Müller, 19. Oktober 1823.
[2] Brief K. E. Schubarths an Goethe, 13. Okt. 1821 (Br. 35, 357).

Scheu, und das ist recht gut. Man sollte nicht so leicht mit Ehescheidungen vorschreiten. Was liegt daran, ob einige Paare sich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn sie diese los wären".[1] Und in jenem tiefsittlichen Bekenntnisbuch, das lange Zeit von den Kurzsichtigen für ebenso unmoralisch gehalten worden ist wie Goethes Ehe, in den ‚Wahlverwandtschaften' (Teil 1 Kapitel 9), läßt Goethe durch Mittler seine eigene Anschauung über die Ehe in den bündigsten Worten so aussprechen: „Wer mir den Ehstand angreift, wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibts gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne

[1] Gespräch mit dem Kanzler Müller, 7. April 1830.

los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?"

So sprach Goethe, bald nachdem er seine achtzehnjährige Gewissensehe durch die kirchliche Trauung vor der Welt hatte befestigen lassen; so und ähnlich mag er auch während der vorhergehenden Jahre in stillen Stunden mit Christiane gesprochen haben. Das Gefühl, einem Manne von solchen Gesinnungen anzugehören, mußte die kleine Frau stark machen, mit frohem Mut ihre schöne Lebensaufgabe zu erfüllen, allen Anfeindungen der Welt zum Trotz.

*

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung des Briefwechsels beider Gatten, als der wichtigsten urkundlichen Quelle, die uns zur Erkenntnis dieser Ehe, insbesondre zur Erkenntnis von Christianens wahrem Wesen führen kann.

Leider gilt auch von diesem Briefwechsel Goethes, was wir bei so manchen seiner andern Korrespondenzen beklagen müssen, er ist sehr unvollständig erhalten. Wie die Briefe von Goethes Mutter, von Knebel, von Karl August und anderen an Goethe, so fehlen auch diejenigen Christianens bis zum Jahre 1792. Alle diese Briefschaften, mit Einschluß der eignen Briefe Goethes an Christiane vor 1792 sind wahrscheinlich bei jenem großen Brandopfer in Rauch aufgegangen, das Goethe im Jahre 1797 vor Antritt seiner Reise in die Schweiz glaubte veranstalten zu müssen, und das er später selbst schmerzlich bedauert hat. Auch nach 1797 muß Goethe wiederholt Briefschaften in Masse vernichtet haben; mit ihnen werden die Briefe Christianens aus den Jahren 1804 bis 1809 zugrunde gegangen sein. Trotz allen diesen Verlusten beläuft die Zahl der erhaltenen Briefe sich immer noch auf 601, 354 von Goethe, 247 von Christiane. Von

Goethes Briefen sind sehr viele eigenhändig geschrieben, die Mehrzahl aber ist diktiert. Mißwollende oder oberflächliche Beurteiler haben diesen Umstand dahin gedeutet, daß Goethes Gefühl für Christiane in den späteren Jahren an Wärme verloren habe; zu Unrecht, denn sehr früh hat Goethe sich an das Diktieren gewöhnt; die mechanische Tätigkeit des Schreibens hinderte den Fluß seiner Gedanken, es ging ihm zu langsam; „ich kanns nie erwarten, daß das Wort auf dem Papier steht", bekennt er selbst.[1] „Ich bin niemals zerstreuter, als wenn ich mit eigner Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft, als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts, ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Komma fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreierlei Orthographie, und was die Unarten alle sein mögen".[2] So ist es denn ganz natürlich, daß Goethe sich auch bei seinen Briefen an Christiane vielfach der gewohnten Hilfe des Schreibers bedient. Dabei empfindet er sehr wohl, daß das eigenhändig Geschriebene für den Empfänger größeren Wert haben muß, und so greift er am Schluß der Briefe häufig genug doch noch zur Feder. Für Christiane war das Schreiben eine noch größere Pein als für Goethe. Schon das zum Schreiben unerläßliche Stillsitzen ist eine wahre Folter für ihre lebhafte Natur. Nicht das Was macht ihr Schwierigkeiten, stets weiß sie genau, was sie mitteilen will, aber das Hantieren mit Feder, Tinte und Papier, das ist ein saures Stück Arbeit für sie. Oft genug mochte die gerade zur Hand liegende Gänsefeder nicht zum besten geschnitten sein; sie untersucht deren Schreibfähigkeit, gelegentlich sogar auf dem zur Beantwortung vor ihr liegenden Briefe Goethes; sie

[1] Tgb. 1, 248.
[2] Brief an Josephine O'Donell, 24. November 1812.

schreibt das erste Wort, es mißglückt; kurz entschlossen wischt sie die nasse Schrift mit dem Finger aus, dreht das Blatt um und fängt tapfer von neuem an. Endlich gelingts, die Feder schreibt gut. Nun aber kommt die Orthographie! mit ihr lag Christiane in noch ärgerer Fehde als Goethes Mutter. Tröstlich mußte es für sie sein, daß Frau Rat ihr einmal über sich selbst schrieb: „Daß das Bustawiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört — müßt Ihr verzeihen — der Fehler lage am Schulmeister".[1] Auch bei Christiane wird es mit am Schulmeister gelegen haben und an der mangelnden Übung; aber sie schämt sich doch gerade der Schwiegermutter gegenüber, besonders in der ersten Zeit, ihrer Unfähigkeit sehr, bittet Goethen wiederholt, sie deshalb bei Frau Rat zu entschuldigen, und fügt hinzu: „Ich bin recht böse auf mich selbst, daß ich auch gar nichts kann." In der Tat bieten die Briefe Christianens in ihrer Verschmelzung von unleserlicher und unorthographischer Handschrift an manchen Stellen der Entzifferung unüberwindliche Schwierigkeiten. Es finden sich Wörter, bei denen man den Eindruck hat, als habe die Schreibende, ungeduldig vorwärts zu kommen, in ihrer Ratlosigkeit die Buchstaben auf gut Glück nur so hingeschüttet. Besonders ist dies der Fall bei den aus Lauchstädt geschriebenen Briefen, wenn Christiane nach vielstündigem Tanz, etwa des Morgens halb 3 Uhr vom Ball heimkehrend, noch zur Feder greift, um dem „liebsten Schatz" die erlebte Freude recht frisch zu schildern. Das dann entstandene kakographische Chaos von Buchstaben glücklich zu entwirren, gibt es nur ein Mittel: sich die Worte so lange laut vorzulesen, bis das Ohr allmählich Sinn und Bedeutung herausahnt. Dies gelingt denn auch zumeist, da Christiane unbewußt dem Grundsatz folgt: schreibe, wie

[1] Brief an Christiane, 16. Mai 1807.

du sprichst. Die Originale ihrer Briefe lassen deutlich erkennen, daß sie die unverfälschte weimarische Mundart gesprochen hat.[1]

Recht unorthographisch, wenn auch bei weitem nicht in dem Maße wie Christiane, schrieben außer Goethes Mutter noch gar manche „gebildete" Damen jener Zeit. Das beweisen die Briefe der Herzogin Anna Amalia, der Frau v. Stein, der Frau des Jenenser Theologen Griesbach und viele andere. Auch die Briefe Bettinas, die einmal an Goethe schreibt: „Gelt, ich machs grade wie Dein Liebchen, schreibe, kritzele, mach Tintenklexse und Orthographiefehler und denk, es schadet nichts, weil er weiß, daß ich ihn liebe".[2]

„Weil er weiß, daß ich ihn liebe" — so dachte auch Christiane, und das gab ihr die Unbefangenheit und Sicherheit, aller Unorthographie zum Trotz, immer frischweg an den geliebten Mann zu schreiben, wie ihr's vom Herzen und in die Feder kam. Was kümmerte Goethe sich um die Orthographie ihrer Briefe, er, der von sich selbst bekannte, freilich in humoristischer Übertreibung: „Ein Wort schreibe ich mit dreierlei Orthographie", und der auf Christiane das Epigramm dichtete:

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hinter einander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

[1] Einige Beispiele für Christianens Orthographie: Areckam (Organ), kram (Graben), gin (gingen), nücke (Nixe), Schäfische (Sächsischer), Efijenige (Iphigenie), Grüdick (Kritik), antassirt (engagiert), Eckibbasche (Équipage), dies kaste (Tischkasten), dehedanjag (Thé dansant), einsiegeliebter (einzig Geliebter), förichen (Ferien), konsdannigen (Kastanien), Sahte (sagte), dunh (tun), griechen (kriegen), Bermond (Pyrmont), brewieren (probieren), schamrachten (Smaragden), Adiege (Adieu), Eds Sembelar (Exemplar), gehat (gebadt), für bar (vier Paar), Zidaligen (Italien), Abordiere (Ouvertüre), bedione (Bettina), Saß (Schatz), nnahtiessche (nach Tische), Biebeldäck (Bibliothek), lindratdur (Literatur), bommo (Bonmot), Emlifer Barreider (Englischer Bereiter).

[2] Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, 5. März 1808.

Gelacht wird Goethe oft genug haben über die Wort- und Buchſtabenungetüme, die Chriſtiane ihm vorſetzte; gewiß hat er manche Stelle nicht enträtſeln können, auch mag er ſich mit ihrer Entzifferung weniger abgemüht haben als der ſpäte Herausgeber. Bei Goethe hatte es Chriſtiane jedenfalls weit beſſer, als ſie es bei Theodor Storm gehabt haben würde. Dieſer treffliche Menſch und Dichter wird ſchon als Bräutigam nicht müde, ſeiner luſtigen Braut Vorhaltungen zu machen wegen ihrer Tintenkleckſe, wegen ihrer zu blaſſen Tinte, über die er ſich „tagelang grämen“ kann; daß die Braut „freundlich“ abteilt ſtatt „freund-lich“, mußt er ihr gar unfreundlich auf und iſt ſehr ungehalten, daß die Ärmſte „trotz heiliger Verſicherungen, es niemals wieder zu thun, wieder einen Brief geſchickt, wo oben der Wochentag fehlt“.[1] Datumloſe Briefe ſind bei Chriſtiane nicht Ausnahme, ſondern Regel, ein Umſtand, der zwar dem Herausgeber manche Mühe verurſachen mußte, der aber den Empfänger nicht ſtörte. Hat Chriſtiane einmal einen beſonders ausführlichen Brief zuſtande gebracht (und es gibt deren von 14 und mehr Seiten), oder hat ſie ſich außerordentliche Mühe gegeben, ſchön zu ſchreiben, dann unterläßt Goethe in ſeiner Antwort gewiß nicht, ſie zu loben und aufzumuntern: „Es geht ſchon wirklich mit dem ſchreiben, wenn Du es nur recht üben willſt.“ Und der Schreibunluſtigen macht der Erfolg ſelbſt Freude. „Heute“, ſo hebt ſie einmal mit Genugtuung hervor, „iſt mein Brief gewiß beſſer geſchrieben, denn ich habe mir ſehr große Mühe gegeben“; der Wahrheit die Ehre gebend, fügt ſie jedoch gleich hinzu: „Es iſt mir aber auch ſchon 2mal ſchlimm geworden, und wär der Brief nicht an Dich, ich hätte längſt ſchon aufgehört.“ Deshalb war Chriſtiane auch froh, als in ſpäteren Jahren ihre Geſell-

[1] Theodor Storms Briefe an ſeine Braut (Braunſchweig 1915), S. 53. 71. 197/8.

schafterin Caroline Ulrich oder andere die Mühe des Schreibens übernahmen und sie selbst nur die Schlußworte hinzuzufügen brauchte. Das einzige, worüber Goethe dann und wann zu schelten hatte, war das Nichtbeantworten der einen oder andern seiner Fragen oder das Vergessen dieses oder jenes seiner zahlreichen Aufträge, oder die allzu große Kürze mancher Briefe. Dann schreibt er etwa, milde wie immer: „Ihr seid recht liebe Kinder, aber ich bitte, wenn ihr schreibt, so setzt die letzten Briefe an und meldet das Gewünschte", oder: „Ihr sagt mir in Eil, daß ihr euch wohl befindet, das ist freilich besser, als wenn ihr mit vielen Worten von einem schlechten Zustand Nachricht gäbet; doch hätte etwas mehr auch nicht geschadet."

Oft genug ließ die Sorge für das Hauswesen, für die Gärten und das Krautland Christianen kaum Zeit, dem geliebten Mann nur das Notwendigste brieflich mitzuteilen. Bald mußten alle Zimmer des weitläufigen Hauses gereinigt werden, bald gab es große Wäsche, bald galt es, Kleider herzurichten; Küche und Keller waren zu versorgen, um den Heimgekehrten und seine zahlreichen Gäste mit allem Gewünschten stets reichlich bewirten zu können. Und nicht nur den Heimgekehrten; auch während der oft monatelangen Aufenthalte Goethes in Jena mußte Christiane diesen vielfach mit des Leibes Notdurft und Nahrung versorgen, weil ihm das Essen, das es in Jena gab, fast immer „beinahe zur Verzweiflung" brachte. Bei so vielfachen Haussorgen muß Goethe sich denn oft genug mit gar kurzen Zettelchen Christianens begnügen, wie etwa dem folgenden: „Wir haben seit Montag gewaschen und getrocknet und heute bügeln wir, und die Stähle glühen, da kann ich Dir nicht mehr schreiben. Leb wohl und behalte Deinen Haus-Schatz lieb." Ein andermal schreibt sie: „Gestern haben wir von früh bis um 9 Uhr des Abends nur immer Vorhänge gebügelt,

und heute bin mit den Kellern und Vorräthen beschäftiget, um alles, da es so kalt wird, vor dem Frost zu bewahren." Man merkt es Christianens Berichten über ihre häusliche Tätigkeit deutlich an, daß sie ihr große Freude macht, daß sie mit dem Herzen dabei ist und keine Mühe scheut. Tüchtige Arbeit steigert ihr den Humor; und wenn sie sich dann, um zu verschnaufen, hinsetzt und an Goethe berichtet, macht dieser Humor sich in urwüchsiger Weise Luft. Da schreibt sie denn: „Nun, mein allerbester, superber, geliebter Schatz, muß mich ein bißchen mit Dir unterhalten, sonsten will es gar nicht gehen. Erstens muß ich Dir sagen, daß ich Dich ganz höllisch lieb habe und heute sehr hasich[1] bin; zweitens, daß ich am Montag meine Wäsche aufgeschoben habe wegen des übeln Wetter, und erst heute Nacht gewaschen wird, und ich sehe zu meinem größten Vergnügen, daß das Wetterglas steiget." Und nach einem langen Drittens, Viertens, Fünftens fügt sie schalkhaft hinzu: „Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allersuperbester auch ein Laubthälerchen an mich wenden wird, weil ich so ein großer tugendhafter Schatz bin."

Ein andermal heißt es: „Lieber, ich habe heute Abend große Lust, Dir noch ein paar Worte zu schreiben. Vors erste, daß ich heute Deine Fenster-Vorhänge gewaschen und getrocknet habe, und alles, was noch sonsten schmutzig war, die grünen Stühle, die schwarzen ausgebessert habe, und daß ich nach aller der vielen Arbeit noch sehr lustig bin und mir alleweile meinen Schatz wünsche. Da Du nun aber nicht da bist, so muß ich mich schriftlich unterhalten. Das Bübchen ist auch sehr vergnügt, wär es aber freilich mehr, wenn das Väterchen da wäre. Aus lauter Hasigkeit möchte ich, wenn es nur einigermaßen anginge, ein Wägelichen nehmen und mit dem Bübchen zu Dir fahren, damit ich nur recht vergnügt sein könnte.

[1] In der Ehesprache Goethes so viel wie: zärtlich.

mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Moseroth zu Einem Orte, und bringt, durch die seltsamsten Irrsprünge, seine Leute endlich an den Arnon. Wells, der zwei Kades annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maaßen. Bei Nolin tanzt die Caravane eine Polonaise, wodurch sie wieder ans rothe Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen, als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber aufs genaueste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daß das überflüssige Stationen-Verzeichniß zu Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben worden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unserer Erzählung genau folgen, steht: daß das Volk, da es von den Cananitern geschlagen, und ihm der Durchzug durchs Land Edom versagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeer, gegen Ezeongaber, der Edomiter Land umzogen. Daraus ist der Irrthum entstanden, daß sie wirklich ans Schilfmeer nach Ezeongaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße spricht, so wie man sagt der Fuhrmann fährt die Leipziger Straße, ohne daß er deßhalb nothwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die überflüssigen Stationen bei Seite gebracht, so möchte es uns ja wohl auch mit den überflüssigen Jahren gelingen. Wir wissen, daß die alttestamentliche Chronologie künstlich ist, daß sich die ganze Zeitrechnung in bestimmte Kreise von neunundvierzig Jahren auflösen läßt, und daß also diese mystischen Epochen herauszubringen manche historische Zahlen müssen verändert worden seyn. Und wo ließen sich sechs bis achtunddreißig Jahre die etwa in einem Cyklus fehlten, bequemer einschieben, als in jene Epoche, die

Da es aber nicht geht, so will ich sehen, ob ich nicht irgend jemand finde, der mit mir im Garten herumspringt."

Kein Zweifel, Goethe, der vor allem die aufs Wirkliche gerichteten, praktischen Naturen, die tätigen Frauen schätzte, er hatte seine herzliche Freude an Christianens häuslicher Tätigkeit und an ihren frischen Berichten darüber. In dieser Beziehung, was das leibliche Wohl betraf, sah er sich aufs beste versorgt; und das war gewiß nicht gering anzuschlagen. In den Zahmen Xenien finden wir den Spruch:

Ich wünsche mir eine hübsche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am besten verstände,
Wie ich mich selbst am besten befände.

Dieser Wunsch war ihm in Erfüllung gegangen. Christianens Umsicht hatte das Hauswesen so gut geordnet daß sie selbst gelegentlich auch einmal abwesend sein konnte, ohne befürchten zu müssen, daß es Goethen an etwas fehlen würde. Und so konnte er ihr bei solcher Gelegenheit auch wahrheitsgetreu melden: „Im Hause geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geistchen scheint darin umzugehen und alles anzuordnen."

Einer Haupttugend jeder tüchtigen Hausfrau, des Sparens, durfte Christiane sich gleichfalls rühmen; sie übte sie fleißig, belobt von Frau Rat, die einmal an sie schreibt: „Eine neue Probe Ihrer Erfindsamkeit im sparen ist, daß Sie den alten schwartzen Lappen haben noch benutzen können".[1] Daß aber trotz allem Sparen selbst der umsichtigsten Hausfrau das Wirtschaftsgeld bisweilen ausgeht, zumal am Vierteljahrschluß, das hat auch Christiane oft genug erfahren, und in dieser üblen Lage hatte sie sogar manchmal Mühe, ihren guten Humor zu behalten. Ein Beispiel für viele, in welcher Art sie sich

[1] Brief vom 16. Mai 1807.

dann Hilfe suchend an Goethe wendet: „Wenn ich nicht gewiß geglaubt hätte, Du würdest heute kommen, so hätt ich Dir am Mittewoche geschrieben, daß ich kein Geld mehr habe, und so gehet es mir nun sehr schlecht, ich bin in größter Noth, denn ich gebe der Köchin alleweile meinen letzten kleinen Thaler. ... Denn bei jetziger Zeit ist es würklich Kunst; denn, wenn Du nicht da bist, es sind unser doch immer 6 zu Tische, und ich habe es die Zeit, daß Du nicht da warst, sehr eingetheilt, so daß die Köchin immer nicht mit mir zufrieden ist. Freilich, weil der Bube krank war, habe ich wieder manche paar Groschen mehr ausgeben und ihm auch wieder etwas Apartes kochen müssen. Er ist aber wieder wohl und gehet wieder aus. Von dem Carolin, den Du mir schicktest, habe ich das Komödie-Abonnement bezahlen müssen und Starke den Thaler. 2 Paar Strümpfe vor Dich, habe Holz lassen machen, dem Kutscher Trinkgeld, und wenn ich nur nicht den Dukaten von Dir schon angewandt hätte, so hätte ich doch noch was. Die Weiber, die sich etwas scheu machen, thun doch nicht ganz übel, um im Nothfall was zu haben. Sei so gut und schicke mir durch einen Expressen oder durch die Post was."

Eine andre Not, die Christianen, wie den meisten guten Hausfrauen, zu schaffen machte, waren die Dienstboten. Aus eigenster Erfahrung sind die Worte geflossen, die Goethe den wackern Hermann zu Dorothea sagen läßt:

Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer sie nötigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.

Christiane, gewohnt, alles und jedes, was ihr das Herz bedrückt, dem Gatten mitzuteilen, berichtet ihm auch über ihre Dienstbotennöte.

Was besagten aber alle häuslichen Sorgen und Unzuträglichkeiten für sie gegen den Kummer, den ihr die häufige Trennung von ihrem Geliebten, ihrem Beschützer

machen mußte! Und es handelte ſich da nicht um Tage und Wochen, ſondern um Monate, um viertel und halbe Jahre; 1814 war Goethe drei Monate, 1792, 93, 97, 1808 und 1813 je vier, 1815 fünf, 1810 ſechs, 1790 gar ſieben Monate von Weimar abweſend, und häufig genug nicht in dem leicht erreichbaren Jena, ſondern in weiter Ferne: in Venedig, in Schleſien, in Frankreich, in der Schweiz und in Böhmen. Kein Wunder, daß in den Briefen, zumal in denen Chriſtianens, Trennungsſchmerz und Sehnſucht oft genug laut werden. Das immer und immer wiederholte „Behalt mich nur lieb", „vergiß mich nicht" in den Briefen der Einſamen erinnert rührend an das von Goethe auf ſie gedichtete Epigramm:

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, ſie ſagen
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

„Ohne Dich iſt doch alles nichts", ſchreibt Chriſtiane; „Seit Du weg biſt, bin ich nicht recht freudig"; „Du glaubſt gar nicht, wie lieb ich Dich habe, ich träume alle Nacht von Dir"; „Als ich nach Hauſe kam, fehlte mir mein lieber Schatz. Da küßte ich den Guſtel und ſchlief ein." Nach der Trennung in Frankfurt, 1797, als Goethe in die Schweiz reiſte, Chriſtiane nach Weimar zurückgekehrt war, macht ſie ihrem Herzen folgendermaßen Luft: „Es iſt mir heute ſo zu Muthe, als könnte ich es nicht länger ohne Dich aushalten. Es hat auch heute alles im Hauſe ſchon über meinen übelen Humor geklagt. Ich weiß gar nicht, was ich vor Freuden thun werde, wenn ich von Dir hören werde, daß Du wieder auf der Rückreiſe biſt. Ohne Dich iſt mir alle Freude nichts; ich habe, ſeit ich von Frankfurt weg bin, keine rechte vergnügte Stunde gehabt. Ich habe Dir es immer ſeither verſchwiegen, aber länger will es nicht gehen. Ich habe mir auch alle mögliche Zerſtreuung gemacht, aber es will nicht gehen; ſelbſt das Schauſpiel will nicht recht ſchmecken. Sei ja nicht böſe auf mich, daß ich Dir ſo einen gramſelichen

Brief schreibe, er ist ganz aus dem Herzen raus. ... Und wenn Du nach Italien oder sonst eine lange Reise machst und willst mich nicht mitnehmen, so setze ich mich mit dem Gustel hinten darauf; denn ich will lieber Wind und Wetter und alles Unangenehme auf der Reise ausstehen, als wieder so lange ohne Dich sein."

Der „Gustel" war ein lieber, lustiger Trost für die einsame Frau. Sie freut sich seiner glücklichen Entwicklung und berichtet dem Vater mit Stolz darüber: „er wird alle Tage vernünftiger, so daß ich oft vor ihm erschröcke." Das Wachstum dieses kindlichen Geistes läßt sich an den kleinen, allerliebsten Zettelchen, die August den Briefen der Mutter an Goethe beilegt, ansprechend genug verfolgen. Von fünf Kindern, die Christiane geboren hatte (drei Söhnen und zwei Töchtern),[1] war August das einzige überlebende; kein Wunder, daß die Mutter ihn mit fünffacher Liebe umfaßt und einigermaßen verzogen hat. Goethe ist in seinen Briefen bemüht, den Knaben aus der Ferne zu leiten, so gut es gehen will; oft genug mochte der Gedanke ihn peinigen, daß die Seele des Kindes unbewußt leiden mußte unter dem ungesetzlichen Bande, das Vater und Mutter während seiner ersten 17 Lebensjahre verband. „Schicke das Bübchen fleißig zu Frau v. Stein", und ähnlich schreibt er des öftern an Christiane; der Herzenskenner wußte, wie Charlotte den Knaben liebte. In den ‚Lehrjahren' läßt er Madame Melina es aussprechen: „Die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen oder sie von Herzen hassen."[2] — Nahm Goethe das Söhn-

[1] 1. Am 25. Dez. 1789 August; 2. am 14. Okt. 1791 ein totgeborener Knabe; 3. am 21. Nov. 1793 Caroline (gestorben am 4. Dez.); 4. am 30. Okt. 1795 Karl (gestorben am 18. Nov.); 5. am 16. Dez. 1802 Kathinka (gestorben am 19. Dez.).

[2] Buch 7 Kapitel 8.

chen einmal mit auf die Reise, nach Ilmenau etwa oder nach Pyrmont, dann war die kleine Mutter freilich doppelt allein; aber meisterhaft, geradezu rührend versteht Goethe es dann, ihr ein Bild von dem guten Leben zu entwerfen, das Vater und Sohn zusammen führen. Und nicht nur für den Gustel waren diese Reisen überaus genuß- und lehrreich, Goethe selbst fühlte sich verjüngt durch den hellen Blick des Knaben in die Welt. Aus eigenster Erfahrung sind ihm die Worte geflossen, die er den Herzog in der ‚Natürlichen Tochter' aussprechen läßt:

Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das längst Bekannte neubelebt uns rühren,
Wenn das Erstaunen, das wir längst verschmäht,
Von Kindes Munde hold uns widerklingt.[1] —

Goethe seinerseits überzeugte sich auf seinen vielen Reisen immer wieder von der Wahrheit seines Spruches:

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am besten.

„Liebe mich", schreibt er „wie ich am Ende aller Dinge nichts Besseres sehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben." Und ein andermal: „Nun muß ich Dir noch mit eigener Hand einiges hinzufügen und Dir sagen: daß ich Dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe. und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß Deine Liebe zu mir sich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich Dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt schon möchte ich lieber bei Dir zurück sein, Dir im grünen Alkoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein Frühstück aus Deiner Hand empfangen." „Ich freue mich, Dich wiederzusehen, um einmal wieder ganz offen mich mittheilen und ausreden zu können." Gelegentlich beglückt er die kleine Frau

[1] Aufzug 3 Auftritt 4.

wohl auch durch eine luſtige poetiſche Huldigung aus der Ferne, ſo im Frühjahr 1813 mit den muntern Verſen:

Ich habe geliebet, nun lieb ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erſt war ich der Diener von allen;
Nun feſſelt mich dieſe charmante Perſon,
Sie thut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn,
Sie kann nur allein mir gefallen.[1] —

Nur ganz vereinzelt begegnen Spuren wirklicher Eiferſucht in den Briefen beider Gatten; ſo ſchreibt Goethe 1792 aus dem Lager vor Verdun: „Behalte mich ja lieb! Denn ich bin manchmal in Gedanken eiferſüchtig und ſtelle mir vor: daß Dir ein andrer beſſer gefallen könnte, weil ich viele Männer hübſcher und angenehmer finde als mich ſelbſt. Das mußt Du aber nicht ſehen, ſondern Du mußt mich für den beſten halten, weil ich Dich ganz entſetzlich lieb habe und mir außer Dir nichts gefällt.“ Im Grunde war Goethe von Chriſtianens Treue ebenſo feſt überzeugt, wie ſie von der ſeinigen; das beweiſt der Ton der unbedingten Wahrhaftigkeit, der Offenheit, des Vertrauens, der gleichmäßig durch alle Briefe hindurchgeht, und der einen ihrer Hauptreize ausmacht. Sie waren ihrer Liebe gegenſeitig ſicher, deshalb konnten ſie einander kleine, gelegentliche Liebſchaften — „Ängelchen“, wie es in ihrer Eheſprache heißt — leicht und froh nachſehen. Jenes Wort der trefflichen Thereſe in ‚Wilhelm Meiſters Lehrjahren‘ (Buch 7 Kapitel 6): „daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen und von ſeiner Rückkehr jederzeit gewiß ſein könne“, trifft auch auf Chriſtiane zu; ſie hat unſerm größten Frauenkenner, der als Dichter der mannigfaltigſten, immer neuen Eindrücke durch Mädchen und Frauen bedurfte, das Leben nicht ſchwer gemacht, jedenfalls hat ſie ihn in dieſer Beziehung weit weniger

[1] ‚Gewohnt, gethan‘, Strophe 1.

gehindert, als dies bei einer „ebenbürtigen" Gattin der Fall gewesen wäre. Dafür war Goethe ihr im stillen dankbar, belohnte und beruhigte sie durch vollkommene Offenheit und erlaubte ihr seinerseits jede Freiheit. „Daß ich hier", schreibt er einmal von Karlsbad aus, „in Gesellschaft der alten Augelchen ein stilles Leben führe, dagegen hast Du wohl nichts einzuwenden; auf alle Fälle wirst Du Dich zu entschädigen wissen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte." Und ein andermal: „Ich zweifle nicht, daß alter und neuer Augelchen vollauf sein wird, dazu wünsche ich Glück." Christiane ihrerseits bekennt ihm treuherzig: „ich bin Dein Hase und möchte nur immer bei Dir sein. Augelchen könnte ich hier genug machen, aber ich finde kein Vergnügen daran. Wenn Du hier bist, mache ich eher manchmal welche; aber wenn Du nicht da bist, geht es gar nicht. Ich bitte Dich recht sehr, mache ja in Jena nicht zu viel; es träumt mich alle Nacht davon. Es ist aber, weil ich immer am Tage daran denke." Gelegentlich wird es ihr auch wohl einmal ein wenig bange vor all den schönen und geistreichen Frauen, die sich um ihren Erwählten wie Planeten um die Sonne bewegen; dann schreibt sie einigermaßen kleinlaut: „Ist denn die Bettine in Karlsbad angekommen und die Frau von Eybenberg? Und hier sagt man, die Silvie und Gottern gingen auch hin. Was willst Du denn mit allen Äuglichen anfangen? Das wird zu viel. Vergiß nur nicht ganz Dein altstes, mich, ich bitte Dich, denke doch auch zuweilen an mich. Ich will indeß fest auf Dich vertrauen, man mag sagen, was man will. Denn Du bist es doch allein, der meiner gedenkt."

Dies wahrhaft kindliche Vertrauen, wie hätte Goethe es täuschen können? nein, er lohnte so „bescheidnen Glaubensmuth" mit gleichem Vertrauen, mit gleicher Treue.

In diesem Gefühl sichern Besitzes, wie schmerzlich auch die langen Trennungszeiten für Christiane sein

mußten, hätte ihr Leben doch dauernd sonnig und froh sein können, wenn nur nicht immer wieder, und besonders während Goethes Fernsein, der tausendzüngige Klatsch in Verleumdung und Mißreden sich über die Vielbeneidete ergossen und ihr manchen Tag vergiftet hätte. Es muß uns aufrichtig schmerzen, zu beobachten, wie durch dies fortschleichende Gift auch grundedle Männer, wie Schiller, Wilhelm v. Humboldt, Arnim und andre schließlich angesteckt wurden, und nun gar Christianens Geschlechtsgenossinnen! Liest man zum Beispiel die Briefe von Schillers Frau an Fritz v. Stein oder an die Prinzessin Caroline von Mecklenburg, so erstaunt man über die Lieblosigkeit mancher Bemerkungen, über die in ihnen zutage tretende Verkennung von Goethes Wesen. Und stand es so in den Kreisen der höheren Gesellschaft, der wahrhaft Gebildeten, was mußte Christiane gelegentlich in der Sphäre des Weimarer Spießbürgertums erleben! Zu diesem traurigen Kapitel nur ein Beispiel. Christiane schreibt an Goethe: „Izo gehen bei uns die Winterfreuden an, und ich will mir sie durch nichts lassen verbittern. Die Weimarer thäten es gerne, aber ich achte auf nichts. Ich habe Dich lieb und ganz allein lieb, sorge für mein Bübchen und halte mein Hauswesen in Ordnung, und mache mich lustig. Aber sie können einen gar nicht in Ruhe lassen. Vorgestern in der Komödie kommt Meißel[1] und fragt mich ohne Umstände, ob es wahr wär, daß Du heurathst, Du schaffetst Dir ja schon Kutsche und Pferde an. Ich wurde den Augenblick so böse, daß ich ihm eine recht malicieuse Antwort gab, und ich bin überzeugt, der fragt mich nicht wieder. Weil ich aber immer daran denke, so habe ich heute Nacht davon geträumt. Das war ein schlimmer Traum, den muß ich Dir, wenn Du kommst, erzählen. Ich habe dabei so geweint und laut

[1] Er war Lehnsekretär in Weimar.

geschrien, daß mich Erneſtine aufgeweckt hat, und da war mein ganzes Kopfkiſſen naß. Ich bin ſehr froh, daß es nur ein Traum war. Und Dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden." In der Tat verſtand Goethe es meiſterlich, durch ein warmes, kräftiges Wort des Troſtes die Gedrückte wieder aufzurichten, wenn der Chor allzu laut wurde, „der ohn Erbarmen mehret ihres Herzens Noth". „Laß die Menſchen reden, was ſie wollen," ſchreibt er, „Du weißt ja die Art des ganzen Geſchlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt, als tröſtet und aufrichtet." Oder: „Daß ſie in Weimar gegen Frau von Staël Übels von Dir geſprochen, mußt Du Dich nicht anfechten laſſen. Das iſt in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern ſeine Vorzüge, von welcher Art ſie auch ſeien; und da er ſie ihm nicht nehmen kann, ſo verkleinert er, oder läugnet ſie, oder ſagt gar das Gegentheil. Genieße alſo, was Dir das Glück gegönnt hat, und was Du Dir erworben haſt, und ſuche Dirs zu erhalten. Wir wollen in unſrer Liebe verharren und uns immer knapper und beſſer einrichten, damit wir nach unſerer Sinnesweiſe leben können, ohne uns um andre zu bekümmern." Und ein andermal: „Wenn die Leute Dir Deinen guten Zuſtand nicht gönnen und Dir ihn zu verkümmern ſuchen, ſo denke nur, daß das die Art der Welt iſt, der wir nicht entgehen. Bekümmre Dich nur nichts drum, ſo heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht ſich jetzt ein Geſchäft daraus, meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort."

Man ſieht, der Weiſe ließ der Welt ihren Lauf. Nur einmal, ſoviel mir bekannt iſt, griff Goethe nach außen hin zu kräftiger Abwehr, als ihm der Klatſch zu bunt wurde. Bald nach ſeiner kirchlichen Trauung erſchien im November 1806, durch Meiſter Ubique Böttiger veranlaßt, in der Allgemeinen Zeitung die Nachricht: „Goethe ließ ſich unter dem Kanonendonner der Schlacht mit

seiner vieljährigen Haushälterin, Mlle. Vulpius, trauen, und so zog sie allein einen Treffer, während viele tausend Nieten fielen".[1] Diese geschmacklose, überdies ungenaue Nachricht bezeichnet Goethe in seinem Abwehrbrief an den Verleger Cotta (25. Dezember 1806) als „sehr unschicklich und unanständig"; in der ersten, später verworfenen Fassung dieses Briefes spricht sein Grimm sich noch viel deutlicher aus: „Man weiß sehr gut, daß der Friede, wie das stehende Wasser, solches Ungeziefer hervorbringt; wenn es aber im Kriege erscheint, dann ist es erst recht ekelhaft"; „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich thue, ernsthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernstes Leben geführt und führ es noch." —

Fünf Tage nach der Schlacht bei Jena, Sonntag, den 19. Oktober (also nicht „unter dem Kanonendonner der Schlacht") wurde in aller Stille die Trauung in der Sakristei der Hofkirche vollzogen. Damit gab Goethe seiner tiefen Dankbarkeit für Christianens Treue, die sich noch in den letzten drangvollen Kriegstagen aufs schönste bewährt hatte, Ausdruck vor aller Welt. Von dieser Welt, wie sie nun einmal ist, künftighin weniger Kränkungen, mehr Achtung zu erfahren als bisher, durfte Christiane als Frau Geheimde Räthin hoffen. Goethe beeilt sich, seine Gemahlin, wie es die Pflicht gebot, sofort in die gebildeten Kreise einzuführen; mit größter Dankbarkeit erkennt er jeden freundlichen Hilfsdienst, der ihm in dieser peinlichen Übergangsepoche von einzelnen Seiten geleistet wird, so insbesondere von Johanna Schopenhauer; auch von Caroline v. Wolzogen, die meinte, „daß sehr viele von jeher aufs rechtmäßigste verheirathete Damen um

[1] Vgl. GJ. 16, 19.

ſo ſehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüſten unbekannten Flecke ſollte zugebracht worden ſeyn.

Ohne daher an die Chronologie, das ſchwierigſte aller Studien, nur irgend zu rühren, ſo wollen wir den poetiſchen Theil derſelben hier zu Gunſten unſerer Hypotheſe kürzlich in Betracht ziehen.

Mehrere runde, heilig, ſymboliſch, poetiſch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel ſo wie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben ſcheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beſchauen, Erwarten, vorzüglich aber der Abſonderung gewidmet zu ſeyn. Die Sündfluth, welche Noa und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen ſollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewäſſer genugſam geſtanden, verlaufen ſie während vierzig Tagen, und ſo lange noch hält Noah den Schalter der Arche verſchloſſen. Gleiche Zeit verweilt Moſes zweimal auf Sinai, abgeſondert von dem Volke; die Kundſchafter bleiben eben ſo lange in Canaan, und ſo ſoll denn auch das ganze Volk durch ſo viel mühſelige Jahre abgeſondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum beſtätigt und geheiligt haben. Ja ins neue Teſtament geht die Bedeutung dieſer Zahl in ihrem vollen Werth hinüber; Chriſtus bleibt vierzig Tage in der Wüſte um den Verſucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen die Wanderung der Kinder Iſrael vom Sinai bis an den Jordan in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hiebei ſchon viel zu viel auf ein ſchwankendes, unwahrſcheinliches Retardiren Rückſicht genommen; hätten wir uns ſo vieler fruchtloſer Jahre, ſo vieler unfruchtbarer Stationen entledigt, ſo würde ſogleich der große Heerführer, gegen das was wir an ihm zu erinnern gehabt, in ſeinem ganzen Werthe wieder hergeſtellt. Auch würde die

kein Haarbreit amüsanter seien".[1] Viele bekamen ja nun überhaupt erst Gelegenheit, Christiane wirklich kennen zu lernen, und sie mußten, je nach ihrem eignen Charakter willig oder unwillig, zugeben, daß die Vielgeschmähte weit besser war als ihr Ruf. Statt vieler Beispiele sei hier nur eines angeführt, das Urteil Elisas von der Recke. Diese schreibt nach Christianens Tod an Johanna Schopenhauer: „Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von Andern Böses sprechen hörte; auch war ihre Unterhaltung, so weit ich sie kannte, immer so, daß ich mir es wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte: Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus that, ich ihr nur Freuden zu danken habe".[2]

Frau von der Recke hebt Christianens „hellen, ganz natürlichen Verstand" hervor. Damit stimmt folgendes Urteil von Knebels Frau überein: „... sie hatte sehr viel natürlichen, hellen Verstand. Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre, sich die Ideen zu stark bei ihm drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurecht finden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen, natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse, und er ihr in dieser Beziehung schon manches verdanke".[3]

Goethe wußte genau, daß er sich in allen Fragen des gesunden Menschenverstandes auf Christiane verlassen

[1] Brief W. v. Humboldts an seine Frau, 7. Dezember 1808 (Gespräche 2, 9).

[2] GJ. 13, 143.

[3] Aufzeichnung von Rudolphine v. Both (nach der Handschrift mitgeteilt von Wilhelm Bode: Stunden mit Goethe 3, 268/9).

konnte; deshalb war ihm ihr Einfluß auf die Mitglieder des Weimarer Hoftheaters von so großem Wert; deshalb auch schickte er seine Frau nach Frankfurt, als dort nach der Mutter Tode die Erbschaftsangelegenheiten geregelt werden mußten.[1]

Mit hellem Verstande vereinte sich in Christiane ein schwer zu trübender Frohsinn, das zeigen fast alle ihre Briefe an Goethe; sie war eine Frohnatur wie Goethes Mutter, von dieser nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden. Und eine heitere Gefährtin, das war es vor allem, was Goethe bei seinem furchtbaren Lebensernst notwendig neben sich brauchte. Von „der Betrachtung strenger Lust" sich in kindlicher, ja kindischer Fröhlichkeit zu erholen, war geradezu ein Lebensbedürfnis für ihn. „Ich wollte," schrieb er einmal an Frau von Stein, „Sie könnten an Platituden so eine Freude haben wie ich",[2] das zeigt Goethes Naivität, die mit Christianens naivem Wesen auf das glücklichste übereinstimmte. Der gesellig heitern Art seines „kleinen Naturwesens", wie Goethe Christiane zu nennen liebte,[3] verdankte er jenes häusliche Behagen, das einen so reichen Flor herzvoller, geselliger Lieder zur Blüte brachte, wie wir sie kaum bei einem andern unsrer Dichter finden.

Daß ein so hübsches, gesundes, lebensfrohes Weib wie Christiane Freude daran findet, sich zu schmücken und ge-

[1] Henriette Schlosser, eine Tochter von Goethes Schwager aus dessen zweiter Ehe, schrieb damals über Christiane (4. Dezember 1808): „... sie betrug sich liberal und schön bei der Theilung, bei der sie sich doch gewiß verrathen hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle, sie zu kennen, um über sie nach Verdienst zu urtheilen und sie bei andern vertheidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht" (Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer, S. 143).

[2] Brief vom 24./6. Juni 1780.

[3] Vgl. die Unterschrift unter dem in Faksimile wiedergegebenen Briefe Nr. 98.

ſchmückt zum Tanze zu gehen, iſt nicht mehr als natürlich. Dieſe Schwächen, wenn es wirklich welche ſein ſollten, hat Goethe ſtets liebevoll begünſtigt. Es iſt rührend zu beobachten, wie er auf Reiſen beſtändig darauf ſinnt, durch Überſendung eines ausgeſucht hübſchen Kleiderſtoffes, eines zierlichen Schals oder eines beſcheidenen Schmuckſtückes die Daheimgebliebene zu erfreuen. Wenn dann die Herrlichkeit in Weimar eintraf, oft lag auch für Auguſtchen und die Hausgenoſſen etwas Hübſches bei, dann war der Jubel groß. „Ich bin vor Freuden außer mir", meldet dann flugs die kleine Frau, „und ſpringe herum wie ein Kind"; oder: „ich und Caroline waren für Freude keine Menſchen", und ähnlich. Wie neckiſch Chriſtiane bisweilen ihre Wünſche vorzubringen weiß, dafür nur ein Beiſpiel: „Nun wünſchte ich nur, der heilige Chriſt verlör in Jena 10 Ellen weißen Halb-Atlas, die Elle zu 12 Groſchen, das wären 5 Thaler; das wäre dem heiligen Chriſt ein Leichtes. Oder nur 5 und ½ Elle Calico-Halb-Atlas, das wäre nur 2 Thaler 18 Groſchen, die Elle zu 12 Groſchen. Das müßte der heilige Chriſt aber bald verlieren; ſollteſt Du ihm etwa unverhofft begegnen, ſo kannſt Du mit ihm darüber ſprechen. Du mußt aber ja nicht böſe werden, daß ich Dich mit einem ſolchen Auftrage beſchwere; ich werde auch nicht böſe, wenn es mir abgeſchlagen wird. Wenn er nichts verliert, ſo ziehe ich mich wieder wie das vorige Mal an und bin auch zufrieden." Übrigens verſtand Chriſtiane auch die ſchätzenswerte Kunſt des Kleiderſparens, Altes in Neues zu verwandeln; aus Rand und Band konnte ſie geraten, wenn dergleichen recht nach Wunſch gelang. Auch über ſolche mühſame Flickarbeit, die ſie mit Hilfe ihrer Schweſter vollführt, berichtet ſie Goethen, denn er muß ja alles erfahren: „Ich und Erneſtine machen jetzo aus alten Kleidern Chemiſen, und geſtern iſt der gelbkattunene beſonders gut gerathen, und ich bilde mir ein, daß er mir gut ſtehe. Da wurde, ſtelle

Dir vor, vor lauter Freuden um 2 Uhr die Flasche Champagner auf Dein Wohlsein von mir, der Tante und Ernestine verzehrt, und dann ging es mit mir in die Komödie, aber von Anglichen gab es nichts."

Dieser urwüchsigen Lust am äußern Schmuck und des kräftigen Ausdrucks derselben in Christianens Briefen hat Goethe sich herzlich gefreut; nie hätte er ihr diese Freude stören können durch Bemerkungen, wie Theodor Storms Braut sie in den Briefen ihres Bräutigams zu hören bekam: „Wie ist es möglich, daß Du zugleich mich lieben und Dich über Ballkleider freuen kannst?"[1]

Auch Christianens Tanzlust verstand Goethe und hinderte sie in keiner Weise, ihr nachzugehen. So hat er denn auch seine Freude dran, wenn sie ihm in ihren Briefen fröhlich davon vorzwitschert: „Jtzo stricke ich mir ein Netz zur Redoute am Freitag, worin ich wieder recht hupfen will, denn da bist Du wohl auch wieder bei mir. Ich freu mich, Dich bald wiederzusehen, denn alsdenn bin ich noch lustiger." Einmal bekennt sie ihm: „Je mehr ich Bewegung habe, desto besser befinde ich mich", und so betrachtet sie das Tanzen, ebenso wie Reiten und Schlittschuhlaufen, geradezu als Gesundheitskur. Aus Lauchstädt meldet sie: „Seit zehn bis zwölf Tagen haben wir täglich einige Stunden getanzt und dieses, glaube ich, vollendet meine Cur besser, nebst dem Wasser, als alle Medicin, denn die Ärzte behaupten so, ich wäre vor lauter Gesundheit krank." Christiane muß eine sehr gewandte Tänzerin gewesen sein, aber noch 1810, als Fünfundvierzigjährige, glaubt sie in dieser Kunst nicht ausgelernt zu haben und nimmt bei einem neuen Tanzmeister fleißig Unterricht. Mag sein, daß sie sich dem Tanzen bisweilen im Übermaß hingegeben hat; ein Paar neue, an einem Abend durchgetanzte Ballschuhe machen jedoch weder sie selbst, noch Goethen stutzig,

[1] *In dem auf S. XXX angeführten Buch S. 166.*

er verlangt sie „mit nächster Gelegenheit“ zugeschickt, um „nur wieder etwas von ihr zu haben und an sein Herz drücken zu können“.

Sind die Klatschgeschichten über Christianens „Tanzwuth“ sicherlich übertrieben, so sind es auch die über ihren angeblich maßlosen Weingenuß. Goethe selbst trank viel und gut; seine Wiege hatte nicht fern vom weinfrohen Rheingau gestanden, und kräftig vertrat er allezeit seine Meinung:

> Der Wein, er erhöht uns, er macht uns zum Herrn,
> Und löset die sklavischen Zungen.[1]

Christiane war derselben Ansicht; und wenn in Goethes Abwesenheit der Weinvorrat einmal zur Neige gegangen ist, dann kann sie in ihren Briefen gar beweglich klagen: „Vergiß nicht, an Zapff zu schreiben, denn itzo sehe ich erst, wie nothwendig der Wein ist, weil ich keinen habe. Mein Mägelchen thut mir gewaltig wehe, wenn ich keinen trinke.“ Wie manche von Goethes häufigen Erkrankungen gewiß mit durch den allzu reichlichen Weingenuß hervorgerufen oder verschlimmert worden sind, so hatte auch Christiane sicherlich an den Folgen eines Zuviel in dieser Hinsicht wiederholt zu leiden. Man wird diese verderbliche Neigung verurteilen, aber man wird sie auch verstehen, wenn man bedenkt, daß beide Gatten Tag für Tag, jedes in seiner Weise, stark und bis zur Erschöpfung arbeiteten. Christiane hatte ja nicht nur den Haushalt im engern Sinne zu führen, auch die Sorge für die Gärten und Ländereien war ihr anvertraut, und da gab es während dreier Vierteile des Jahres reichlich und ununterbrochen zu schaffen. Ihre Freude an der Natur, am Wechsel der Jahreszeiten, an Pflanzenwuchs, Blumen und Bäumen war, der Goethes verwandt, ursprünglich und tief. Deshalb bedeutete die Pflege der Gärten für sie eine Quelle reinster

[1] ‚Gewohnt, gethan‘ Vers 20 f.

Freuden; oft beklagt sie in ihren Briefen, daß der Abwesende sich nicht mit ihr freuen könne an dem gerade sich entfaltenden Flor dieser oder jener Lieblingsblume, und noch im vorletzten, wenige Wochen vor ihrem Tode geschriebenen Briefe findet sich folgende Schilderung des Hausgartens: „Dein Garten steht gegenwärtig in seiner größten Pracht, und es macht wirklich verdrüßlich, daß die üble Witterung so wenig im Freien zu sein erlaubt. Die Äpfelbäume blühen in höchster Fülle, es steht Blüthe an Blüthe, die Rabatten vor Deinen Fenstern schmücken die schönsten gefüllten Tulipanen, deren schöne Farben die stolzen Kaiserkronen verdunkeln, und trotz der geringen Wärme und den kühlen Nächten reift doch alles der Vollkommenheit entgegen. Möge Dich die schöne Blüthe in Jena für diese Entbehrung reichlichst entschädigen." Diese von einem dichterischen Hauch belebten Worte lassen uns ahnen, warum Goethe, wenn er das wahre Wesen seiner kleinen Frau poetisch aussprechen will, sich immer wieder, Vergleiche suchend, dem Pflanzenreiche zuwendet, bis er findet: „was im Garten am reichsten blüht, das ist des Liebchens lieblich Gemüth",

Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.[1]

Fruchtbaren Boden hatten jene sinnigen botanischen Zwiegespräche gefunden, die Goethe mit der Geliebten gleich in den ersten Jahren ihrer Verbindung gepflogen hatte, und die er uns später in der Elegie ‚Die Metamorphose der Pflanzen' mit nie genug zu bewundernder Anmut geschildert hat. Wenn der Dichter hier mit den herrlichen Worten abschließt:

Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,

[1] ‚Frühling übers Jahr.'

Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt —

so müssen wir es freilich beklagen: dieses Ziel konnte der Dichter, wenn er auch wirklich danach gestrebt hätte, mit Christiane nicht erreichen; dazu waren diese beiden Naturen zu verschieden organisiert. Und sehen wir genauer zu, so findet sich, daß Goethe in der Tat niemals danach gestrebt hat. Es fiel ihm gar nicht ein, Christiane zur gebildeten Dame entwickeln zu wollen; er ließ sie wachsen von innen heraus, er hütete sich, ihre Unbefangenheit zu stören. Glücklich, das wußte der Menschenkenner, konnte sie ja doch nur nach „ihrer Weise" sein. Er wünschte sie glücklich an seiner Seite, darum machte er keine Bildungsversuche;[1] der Naturforscher nahm ihren Charakter, wie jeden andern, als ein Gegebenes hin und betrachtete mit Ehrfurcht, wie das kleine, ihm in Liebe ergebene Wesen sich nach den Gesetzen der eignen Natur entwickelte. „Bei Personen, die man liebt," sagt Rousseau einmal, „nährt das Gefühl nicht nur das Herz, sondern auch den Geist, und man ist nicht sehr benötigt, anderswo Nahrung für den Geist zu suchen. Ich lebe mit meiner Therese so angenehm wie mit dem genialsten Menschen von der Welt".[2] So war es auch zwischen Goethe und Christiane. Bedauern werden wir es schmerzlich, daß sie ganz und gar unfähig war, das geistige Leben ihres Gatten auch nur einigermaßen zu schätzen oder gar zu teilen, aber wir müssen uns mit dieser Tatsache abfinden; Goethe selbst tat es. „Sollte man wohl glauben," sagte er gelegentlich scherzweise, „daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war".[3]

[1] Er ließ Christianen also auch keine „Aufsätze" schreiben (vgl. zu I 89).
[2] Bekenntnisse, Buch 7.
[3] Gespräche 1, 554.

Wie zum Schreiben, so fehlte Christianen auch die Geduld zum Lesen; nur aus Langerweile konnte sie des Abends, wenn keine Komödie war, zu einem Buche greifen. „Aber einmal", so berichtet sie Goethen, „bin ich so ins Lesen hineingekommen, daß ich bis um 1 Uhr gelesen habe; und wenn der Gustel auf dem Kanapée sich nicht geregt hätte, ich hätte noch länger gelesen. Das war die ‚Heilige Genoveva' von Tieck; das ist sehr schön." Von Wielands Gattin wird erzählt, sie habe nie ein Buch ihres Mannes gelesen; und Goethe äußerte dem Grafen Reinhard gegenüber: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß von allen meinen Werken meine Frau keine Zeile gelesen hat. Das Reich des Geistes hat kein Dasein für sie, für die Haushaltung ist sie geschaffen. Hier überhebt sie mich aller Sorgen, hier lebt und webt sie; es ist ihr Königreich. Dabei liebt sie Putz, Geselligkeit und geht gern ins Theater. Es fehlt ihr aber nicht an einer Art von Kultur, die sie in meiner Gesellschaft und besonders im Theater erlangt hat. Überhaupt glaubt man nicht, wie sehr das Theater, wenn man so zehn Jahre lang es alle Abende besucht, bildet".[1] Daß Goethes Behauptung: „Das Reich des Geistes hat kein Dasein für sie", stark übertrieben ist, beweist nicht nur die eben angeführte Äußerung Christianens über Tiecks ‚Genoveva', auch ihre Briefe an Goethe und nicht minder die seinen an Christiane beweisen es. In ihrer Art nahm sie denn doch bescheiden teil an dem geistigen Schaffen Goethes. Das zeigen sowohl seine getreuen Berichte über die Fortschritte seiner Arbeiten, als auch manche Stellen ihrer Briefe. „Schreibe mir", heißt es da oft genug, „wie es Dir mit Deinen Arbeiten geht"; „Daß es mit dem Roman [den ‚Wahlverwandtschaften'] nicht gehen will, ist ja curios, doch vielleicht gehet es noch, man muß nicht gleich verzagen." Mit Bezug auf die ‚Natürliche

[1] Gespräche 1, 498.

Tochter' schreibt sie: „Ich freu mich recht, wenn Du wiederkömmst, etwas von dem neuen Stück zu hören." Und ein andermal berichtet sie: „Gestern war ‚Egmont'; ... Die Scene mit Egmont und Clärchen ist außerordentlich gut gegangen, und ich und Caroline haben uns an diesem Stück wieder recht erbaut." Kann man da wirklich sagen: das Reich des Geistes habe kein Dasein für sie gehabt?

Humoristisch vergleicht Christiane einmal ihre Tätigkeit mit der Goethes: „Mit Deiner Arbeit ist es schön; was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig, aber mit uns armen Schindludern ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In Einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schönen Gurken sind fast alle weg, und ich muß wieder von vorne anfangen ... Doch was hilft es? ich will es wieder machen; man hat ja nichts ohne Mühe. Es soll mir meinen guten Humor nicht verderben."

Zuzeiten macht freilich Goethes beharrlicher Fleiß Christianen auch ungeduldig; dann schreibt sie einigermaßen ärgerlich: „Die Optik hat mich gar nicht gefreut; der Gustel hat auch gleich gesagt: Nu kömmt das Väterchen noch nicht"; oder sie versucht ihn von Jena nach Weimar herüber zu schmeicheln: „Deine Zimmer, mein Lieber, und das ganze Haus ist in Ordnung und erwartet seinen Herrn mit der größten Sehnsucht. Es würde vielleicht mit den Arbeiten hier besser gehen als sonst. Du kannst hier wie in Jena im Bette dictiren, und ich will des Morgens nicht ehr zu Dir kommen, bis Du mich verlangst. Auch der Gustel soll frühe nicht zu Dir kommen. Komm nur bald."

Daß die Anfangsworte des ‚Reineke Fuchs': „Pfingsten, das liebliche Fest" das einzige Zitat aus Goethes Werken sind, das sich in Christianens Briefen findet, sei nebenbei bemerkt; der Dichter hat sicherlich seinen Spaß daran gehabt, noch mehr daran, daß sie ihn vom großen Rein-

machen im Hause mit den Worten benachrichtigt: „Der Zauberlehrling ist in allen Zimmern eingekehrt.“

Die Tagebücher Goethes lassen uns erkennen, daß er die stillen Abende mit Christiane keineswegs nur bei Whist- und Rabougespielen verbrachte, sondern daß er ihr auch mancherlei Eigenes vorlas, so ‚Hermann und Dorothea‘, so seine Bearbeitung von ‚Romeo und Julia‘, so vor allem, frisch aus dem Manuskript, ‚Dichtung und Wahrheit‘. Mehr als einmal mag es auch vorgekommen sein, daß Goethe, wenn ein neues Lied entstanden war, stracks zu seiner Frau hinüberging, um es ihr vorzulesen.[1] Und so wird, wenn auch leider nicht im vollen, so doch in bescheidenem Maße, jenes Epigramm auf Christiane der Wirklichkeit entsprochen haben:

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit.

Davon jedenfalls kann keine Rede sein, daß die Verbindung mit Christiane Goethen der Dichtkunst entfremdet, ihn „abpoetisirt“ hätte.[2] Dagegen zeugt die erstaunliche Fülle der herrlichsten poetischen und literarischen Früchte, die in den achtundzwanzig Jahren dieser Ehe gereift sind. Zu beklagen ist es, daß Goethe nicht dazu kam, uns sein weimarisches Leben, seine Ehejahre im Stile von ‚Dichtung und Wahrheit‘ zu erzählen; kein Zweifel, daß er dann auch von der dichterischen Ernte, die sein ‚realistisch Bündniß‘[3] gezeitigt hat, manches liebliche und tiefsinnige Bild würde entworfen haben.

*

Diese kurze Musterung des Briefwechsels der beiden „ungleichen Hausgenossen“ hat uns das wahre Wesen

[1] Es zu „probiren“, wie es im Tgb. unterm 4. Jan. 1813 heißt.
[2] Frau v. Stein an Schillers Frau, 13. Juni 1798 (Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 2, 329).
[3] Schema zu ‚Dichtung und Wahrheit‘ (W. 53, 382).

Art wie in diesen Büchern Gott erscheint uns nicht mehr so drückend seyn als bisher, wo er sich durchaus grauenvoll und schrecklich erzeigt; da schon im Buch Josua und der Richter, sogar auch weiter hin, ein reineres patriarchalisches Wesen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erscheint, wenn uns der Gott Mosis eine Zeitlang mit Grauen und Abscheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären sprechen wir aus: wie der Mann so auch sein Gott. Daher also von dem Charakter Mosis noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu großer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenschaften abgesprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden, die Eigenschaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er sich zu einem so wichtigen Beruf? Was giebt ihm die Kühnheit sich, trotz innerer und äußerer Ungunst, zu einem solchen Geschäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterfordernisse, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit absprecht? Hierauf lasse man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen eigentlich den Mann der That, die Persönlichkeit ist's von der in solchen Fällen alles abhangt. Der Charakter ruht auf der Persönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können sich zum Charakter gesellen, er gesellt sich nicht zu ihnen: denn ihm ist alles entbehrlich außer er selbst. Und so gestehen wir gern, daß uns die Persönlichkeit Mosis, von dem ersten Meuchelmord an, durch alle Grausamkeiten durch, bis zum Verschwinden, ein höchst bedeutendes und würdiges Bild giebt, von einem Manne, der durch seine Natur zum Größten getrieben ist. Aber freilich wird ein solches Bild ganz entstellt, wenn wir

Christianens in neuem, zumeist erfreulichem Lichte gezeigt; vor allem hat sie uns deutlich gemacht, daß die kleine Frau weit besser war, als ihr Ruf damals und heute. Freilich hat auch diese Prüfung uns nicht befreien können von dem schmerzlichen Gefühl, das uns immer wieder erfüllen muß, wenn wir Goethes Ehe etwa vergleichen mit der Lessings oder Schillers. Verglichen mit diesen erscheint sie, trotz allen Vorzügen Christianens, als ein Abenteuer, als ein gefährliches, nur halb geglücktes Experiment. Daß dem so war, hat Goethe selbst oft genug schmerzlich gefühlt; er hat sich bemüht, Herr zu werden über diese Schmerzen, indem er sie auszusprechen versuchte, bald in heiterem Märchenspiel, bald in tiefem, elegischem Ernst. Dafür zeugen, um nur zwei Beispiele zu nennen, jene Erzählung von der ‚Neuen Melusine' und, wahrhaft erschütternd, die Elegie ‚Amyntas'. Wir ahnen etwas von der tiefen Trauer, von dem Gefühl der Einsamkeit, die den großen Mann zuzeiten beschleichen mußten; sehr wohl möglich, daß Goethe in einzelnen Augenblicken zu sich selbst gesagt haben mag, was Gottfried Keller ihn in jener grandiosen Vision aussprechen läßt:

Ach, am Ende war ich König,
Aber ohne Königin![1]

Wir suchen Beruhigung in dem Glauben, daß Christiane ein heilsames, unentbehrliches Erdgewicht war gegen das unablässig aufs höchste Geistige gerichtete Streben seiner Natur, der notwendige Ballast, dessen sein Schiff bedurfte zur glücklichen Fahrt. —

Der Tag kam, an dem Christianens „froh glänzend Auge" sich für immer schloß. Nun war ihr Bild eingegangen in den unermeßlichen Schatz von Goethes Lebenserfahrungen; dort hegt er es treu noch ein halbes Menschenalter hindurch in dankbarer Erinnerung. Kindlich heiter und fromm spricht er es aus:

[1] ‚Der Apotheker von Chamounix', Zweiter Teil, V.

Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.

So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

Als ein liebes, reines Bild lebt Gestalt und Wesen der kleinen Frau fort in den weltweiten Gedanken des Greises bis ans Ende. Inbegriffen ist auch sie in dem frommen Dankgesang, den Goethe-Lynkeus, im höchsten Alter wandelnd, nächtlicherweile anstimmt:

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

* * *

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau

1792–1806

3.

Christiane und August

Gemälde in Wasserfarben von Heinrich Meyer

1792

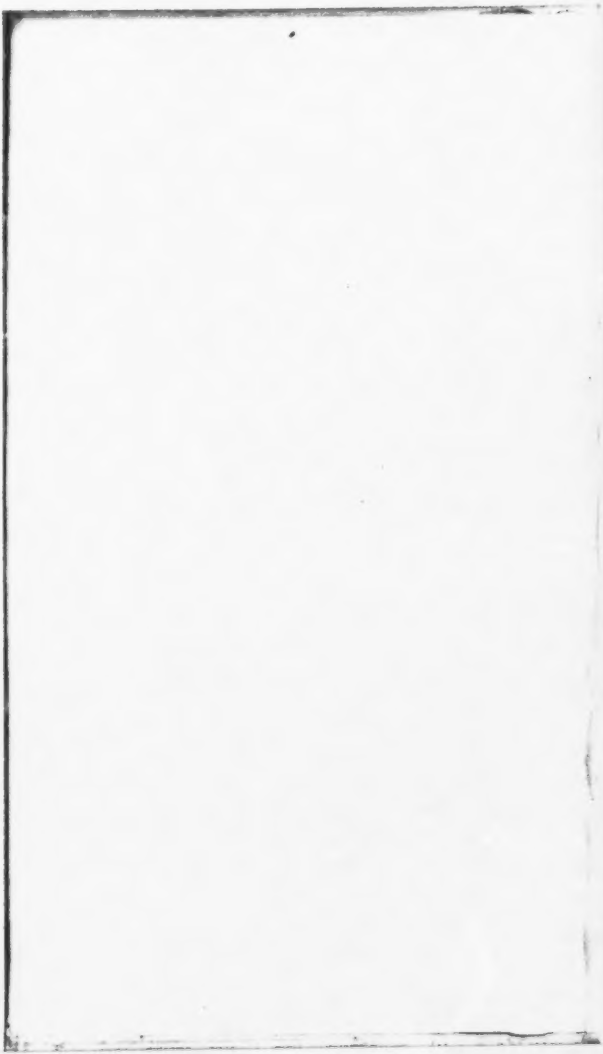

1792

1. Goethe

Es ist gar zu nichts nütze, daß man sich von denen entfernt, die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Ersatz. Wir sind in Gotha angelangt, und ich denke bald wieder weg zu gehen, ich habe nirgends Ruhe. Meyer wird Dir erzählen, wie ich gleich in Erfurt bin von Wanzen gequält worden und wie ich mich auch hier vor der Nacht fürchtete. Da sind die Zimmerleute besser, die doch nur Morgends pochen. Ich bin aber wohl und hoffe, es soll mir noch wohler werden, wenn ich erst einmal Eisenach im Rücken habe. Von hier schicke ich Dir nichts als den schönsten Gruß und die Versicherung, daß ich Dich sehr liebe. Von Frankfurt soll aber bald das zierlichste Krämchen ankommen. Lebe wohl, liebe mich, halte alles gut in Ordnung und küsse den Kleinen. Gotha, den 9. August 1792.

G.

2. Goethe Frankfurt, den 17. August 1792.

Heute hab ich Deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und schreibe Dir nun auch, um Dir wieder einmal zu sagen, daß ich Dich recht lieb habe, und daß Du mir an allen Enden und Ecken fehlst.

Meine Mutter habe ich wohl angetroffen und vergnügt, und meine Freunde haben mich alle gar freundlich

empfangen. Es gibt hier mancherlei zu sehen, und ich bin diese Tage immer auf den Beinen geblieben. Meine erste Sorge war das Judenkrämchen, das morgen eingepackt und die nächste Woche abgeschickt wird. Wenn es ankommt, wirst Du einen großen Festtag feiern, denn so etwas hast Du noch nicht erlebt. Hebe nur alles wohl auf, denn einen solchen Schatz findet man nicht alle Tage.

Lebe wohl. Grüße Herrn Meyer und küsse den Kleinen. Sag ihm, der Vater komme bald wieder. Gedenke mein. Bringe das Haus hübsch in Ordnung und schreibe mir von Zeit zu Zeit. G.

3. Goethe

Heute geh ich, liebe Kleine, von Frankfurt ab und nach Mainz. Ich muß Dir nur sagen, daß [es] mir recht wohl gegangen ist, nur daß ich zu viel habe essen und trinken müssen. Es wird mir aber noch besser schmecken, wenn mein lieber Küchenschatz die Speisen zubereiten wird. Das Judenkrämchen geht auch heute ab und wird nicht lange nach diesem Briefe eintreffen. Ich wünschte ein Mäuschen zu sein und beim Auspacken zuzusehen. Es hat mir recht viel Freude beim Einpacken gemacht. Hebe nur alles wohl auf. Adieu, mein liebes Kind. Angelchen hat es gar nicht gesetzt. Behalte mich nur so lieb wie ich Dich. Adieu, grüße Herrn Meyern, küsse den Kleinen und schreibe mir bald. Frankfurt, den 21. August 1792.

G.

einen kräftigen, kurz gebundenen, raschen Thatmann, vierzig Jahre ohne Sinn und Noth, mit einer ungeheuern Volksmasse, auf einem so kleinen Raum, im Angesicht seines großen Zieles, herum taumeln sehen. Bloß durch die Verkürzung des Wegs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böse, was wir von ihm zu sagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an seine rechte Stelle gehoben.

Und so bleibt uns nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unsere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geschieht den heiligen Schriften, so wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir sie mit kritischem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin sie sich widerspricht, und wie oft das Ursprüngliche, Bessere, durch nachherige Zusätze, Einschaltungen, Accommodationen verdeckt, ja entstellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und Grundwerth geht nur desto lebhafter und reiner hervor, und dieser ist es auch, nach welchem jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hingreift, sich daran erbaut und alles übrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf sich beruhen läßt.

Summarische Wiederholung.

Zweites Jahr des Zugs.

	Monat	Tage
Verweilt am Sinai	1	20
Reise bis Kades	—	5
Rasttage	—	5
Aufenthalt wegen Mirjams Krankheit . . .	—	7
Außenbleiben der Kundschafter	—	40
Unterhandlung mit den Edomitern	—	30
Reise an den Arnon	—	5
Rasttage	—	5
Trauer um Aaron	—	40
		Tage 157

4. Goethe Trier, den [25.] August 1792.

Wo das Trier in der Welt liegt, kannſt Du weder wiſſen, noch Dir vorſtellen, das ſchlimmſte iſt, daß es weit von Weimar liegt, und daß ich weit von Dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. Ich habe meine Mutter, meine alten Freunde wiedergeſehen, bin durch ſchöne Gegenden gereiſt, aber auch durch ſehr garſtige, und habe böſe Wege und ſtarke Donnerwetter ausgeſtanden. Ich bin hier, ohngefähr noch eine Tagreiſe von der Armee, in einem alten Pfaffenneſt, das in einer angenehmen Gegend liegt. Morgen gehe ich hier ab und werde wohl übermorgen im Lager ſein. Sobald es möglich iſt, ſchreibe ich Dir wieder. Du kannſt um mich ganz unbeſorgt ſein. Ich hoffe bald meinen Rückweg anzutreten. Mein einziger Wunſch iſt, Dich und den Kleinen wiederzuſehen, man weiß gar nicht, was man hat, wenn man zuſammen iſt. Ich vermiſſe Dich ſehr und liebe Dich von Herzen. Das Judenkrämchen iſt wohl angekommen und hat Dir Freude gemacht. Wenn ich wiederkomme, bringe ich Dir noch manches mit, ich wünſche, recht bald. Lebe wohl. Grüße Meyern und ſei mir ein rechter Hausſchatz.

Adieu, lieber Engel, ich bin ganz Dein. G.

5. Goethe [Lager bei Longwy,] den 28. Auguſt 1792.

Geſtern bin ich im Lager bei dem Herzoge angelangt, habe ihn recht wohl und munter gefunden und ſchreibe Dir in ſeinem Zelte mitten unter dem Geräuſch der Men-

schen, die an einer Seite Holz fällen und es an der andern verbrennen. Es ist fast anhaltender Regen, die Menschen werden weder Tag noch Nacht trocken, und ich kann sehr zufrieden sein, daß ich in des Herzogs Schlafwagen eine Stelle gefunden habe, wo ich die Nacht zubringe. Alle Lebensmittel sind rar und theuer, alles rührt und regt sich, um sich seine Existenz nur ein wenig leidlicher zu machen. Dabei sind die Menschen meist munter und ziehen bald aus diesem, bald aus jenem Vorfalle einen Spaß. Gestern kamen zwei erbeutete Fahnen, himmelblau, rosenroth und weiß, einige Pferde, zwei Kanonen und viele Flinten an, worüber man sogleich Regen und Koth vergaß.

Schreibe mir gleich, wenn Du diesen Brief erhältst. Herr Meyer ist so gut und gibt ihn Herrn Geh. Assistenz-Rath Voigt. Ich kann in sieben Tagen Deinen Brief haben. Schreibe mir, wie es im Hause aussieht, was der Kleine macht und ob das Judenkrämchen Dir Freude gemacht hat?

Grüße Herrn Meyer und Seidel. Es ist mir auf der Reise ganz wohl gegangen. Von Trier hab ich Dir geschrieben, und Du wirst wahrscheinlich den Brief schon haben.

Dieses schreibe ich Dir auf französischem Grund und Boden nicht weit von Longwy, das die Preußen vor einigen Tagen eingenommen haben. Sei meinetwegen unbesorgt, ich habe Dich recht lieb und komme sobald als möglich wieder. Küsse den Kleinen, an den ich oft denke.

Auch an alles, was um Dich ist, an unsre gepflanzten Kohlrüben und so weiter; lebe wohl, mein Liebstes.

G.

Du mußt mich aber nur lieb behalten und nicht mit den Augelchen zu verschwenderisch umgehen.

Eh wir hier abreisen, wird ein Körbchen abgehen mit Liqueur und Zuckerwerk, davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige hebe auf, ich schicke Dir noch allerlei in die Haushaltung. Wenn dieser Brief ankommt, bist Du vielleicht schon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite Dich, eine liebe kleine Köchin zu werden. Es ist doch nichts besser, als wenn man sich liebt und zusammen ist. Lebe recht wohl und bleibe mein. Ich habe Dich recht herzlich lieb.

Bei Verdun, den 8. September 1792. G.

8. Goethe No. 1.

Ich habe Dir schon viele Briefchen geschrieben und weiß nicht, wenn sie nach und nach bei Dir ankommen werden. Ich habe versäumt, die Blätter zu nummeriren, und fange jetzt damit an. Du erfährst wieder, daß ich mich wohl befinde, Du weißt, daß ich Dich herzlich lieb habe. Wärst Du nur jetzt bei mir! Es sind überall große breite Betten, und Du solltest Dich nicht beklagen, wie es manchmal zu Hause geschieht. Ach! mein Liebchen! Es ist nichts besser als beisammen zu sein. Wir wollen es uns immer sagen, wenn wir uns wieder haben. Denke nur! Wir sind so nah an Champagne und finden kein gut Glas Wein. Auf dem Frauenplan solls besser werden, wenn nur erst mein Liebchen Küche und Keller besorgt.

Sei ja ein guter Hausschatz und bereite mir eine hübsche Wohnung. Sorge für das Bübchen und behalte mich lieb.

Behalte mich ja lieb! Denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor: daß Dir ein andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt Du aber nicht sehen, sondern Du mußt mich für den besten halten, weil ich Dich ganz entsetzlich lieb habe und mir außer Dir nichts gefällt. Ich träume oft von Dir, allerlei confuses Zeug, doch immer daß wir uns lieb haben. Und dabei mag es bleiben.

Bei meiner Mutter hab ich zwei Unterbetten und Küssen von Federn bestellt und noch allerlei gute Sachen. Mache nur, daß unser Häuschen recht ordentlich wird, für das Andre soll schon gesorgt werden. In Paris wirds allerlei geben, in Frankfurt gibts noch ein zweites Judenkrämchen. Heute ist ein Körbchen mit Liqueur abgegangen und ein Päcktchen mit Zuckerwerk. Es soll immer was in die Haushaltung kommen. Behalte mich nur lieb und sei ein treues Kind, das Andre gibt sich. Solang ich Dein Herz nicht hatte, was half mir das Übrige, jetzt da ichs habe, möcht ichs gern behalten. Dafür bin ich auch Dein. Küsse das Kind, grüße Meyern und liebe mich.

Im Lager bei Verdun, den 10. September 1792.

G.

9. Goethe

No. 3.

[Lager bei Hans,] den 27. September 1792.

Dein Briefchen mit dem großen Tintenfleck habe ich erhalten und freue mich, daß es Dir und dem Kleinen

wohlgeht, und daß Du im Stillen der Bequemlichkeit und des Guten genießest, wie ich Dir es hinterlassen habe. Ich stelle mir vor, wie Du das Judenkrämchen in Stücken schneidest und verarbeitest. Die schönen Spitzen zerschneide nur nicht, denn es ist eben zu einer schönen Krause gerechnet. Wenn Du ein braver Hausschatz bist, so wirst Du erst Freude haben, wenn ich mit allerlei guten Sachen beladen wiederkomme. Ich hoffe bald wieder in Frankfurt zu sein, und das ist alsdann, als ob ich schon wieder bei Dir wäre.

Wir erleben viel Beschwerlichkeiten, besonders leiden wir vom bösen Wetter. Davon werde ich mich in Deinen Armen bald erholt haben. Recht wohl bin ich übrigens und munter. In meinem nächsten Brief kann ich Dir vielleicht mehr sagen. Lebe wohl. Küsse den Kleinen und liebe mich und mache schön Ordnung, wenn Du nun hervorziehst. Adieu, mein süßes, liebes Kind. G.

10. Goethe Verdun, den 10. October 1792.

Deine Briefe hab ich nun alle, mein liebes Herz; das Packet, das so lange außenblieb, hab ich auch erhalten und zwar in einem Augenblicke, wo ich große Langeweile hatte. Ich war recht vergnügt, so viel von Dir zu lesen.

Die Freude über das Judenkrämchen kann ich mir vorstellen. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht Spielsachen für den Kleinen eingepackt und den Sohn über die Mutter vergessen habe; er soll nun auch was haben, entweder bring ichs mit oder schicke es voraus.

10. Oktober 1792

Du wirst nun wohl schon wissen, daß es nicht nach Paris geht, daß wir auf dem Rückzuge sind. Vielleicht bin ich, wenn Du diesen Brief erhältst, schon wieder in Deutschland. Der Krieg geht nicht nach Wunsch, aber Dein Wunsch wird erfüllt, mich bald wieder nahe zu wissen.

Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das Mindeste, und an Hypochondrie ist gar nicht zu denken. Du wirst einen recht muntern Freund wieder kriegen.

Du hast wohlgetan, mir nichts vom Uebel des Kleinen zu schreiben, bis es vorbei war. Ich wünsche euch beide bald wiederzusehen und euch an mein Herz zu drücken.

Wenn ich Dir etwas schrieb, das Dich betrüben konnte, so mußt Du mir verzeihen. Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren, Du mußt mir wohl ein bißchen Eifersucht und Sorge vergeben.

Ich hoffe, Du bist nun in Helmershausens Quartier, auf alle Fälle habe ich dem Herrn Geh. Assistenz-Rath ein Wort geschrieben. Ich hoffe, bis ich komme, soll die Treppe und der Hausplatz auch fertig werden und alles recht einladend und gemüthlich sein. Es wird eine recht gute Zeit werden, wenn wir uns wiedersehen.

In wenig Tagen hoffe ich Dir wieder näher zu sein, und Du erhältst wieder einen Brief. Nun wirst Du ja auch wieder in die Komödie gehen und die Abende wenigstens eine kleine Lust haben.

Lebe wohl, küsse den Kleinen und sei vergnügt in Deinem Hauswesen.

Dieſen Brief ſchreibe ich Dir aus Verdun, wo ich mich einmal wieder im Trocknen bei einem Kaminfeuer erquicke. Venus iſt ſehr krank und auch in der Stadt. Das Wetter iſt entſetzlich und der Koth überall abſcheulich.

Gedenke mein und lebe wohl.

Verdun, den 10. October 1792. G.

Luxemburg, den 15. October.

Wir mußten eilig aus Verdun, und nun ſind wir ſeit vorgeſtern in Luxemburg, in wenig Tagen geh ich nach Trier und bin wahrſcheinlich vor Ende dieſes Monats in Frankfurt. Sobald ich dort ankomme, ſchreib ich Dir.

Wie froh ich bin zurückzukehren, kann ich Dir nicht ausdrücken, das Elend, das wir ausgeſtanden haben, läßt ſich nicht beſchreiben. Die Armee iſt noch zurück, die Wege ſind ſo ruinirt, das Wetter iſt ſo entſetzlich, daß ich nicht weiß, wie Menſchen und Wagen aus Frankreich kommen wollen.

Wir wollen es uns recht wohl ſein laſſen, wenn wir nur erſt wieder zuſammen ſind. Lebe recht wohl, liebe mich und küſſe den Kleinen.

Schreibe mir nun nicht eher, bis Du einen Brief aus Frankfurt erhältſt. Es iſt gar ſchön, daß ich hoffen kann, Dir bald näher zu kommen.

11. Goethe Coblenz, den 4. November 1792.

Mein ſchöner Plan, Dich bald wieder zu ſehen, iſt auf einige Zeit verrückt. Ich bin glücklich in Coblenz ange-

langt, es ist eine prächtige Gegend, und wir haben das schönste Wetter. Das alles kann mich aber nicht freuen, weil ich von Dir entfernt bin. Die Franzosen haben Frankfurt noch besetzt, und selbst der Weg durch Hessen ist nicht ganz sicher. Ich muß hier acht Tage zusehen, vielleicht besuch ich indessen Jacobi in Düsseldorf. — Denn ich möchte doch gerne meine Mutter sehen. Wahrscheinlich verlassen die Franzosen bald Frankfurt. Alsdann geh ich hin und bin bald bei Dir. Lebe indeß recht wohl. Ich hoffe, daß Du nun eingezogen und in der Ordnung bist, daß die Treppe immer weiter rückt. Gebrauchet ja die Zeit, die ich abwesend bin, um so viel fertig zu machen, als die Witterung erlaubt. Grüße Herrn Meyer. Ich habe mitunter lange Zeit. Der Herzog ist hier angekommen, morgen kommt der König, und in wenig Tagen ist die ganze Armee am Rhein. Lebe wohl, küsse den Kleinen. Schreibe mir nicht, denn ich wüßte nicht zu sagen wohin. G.

12. Goethe.

Ich muß Dir wieder sagen, mein liebes Kind, wo ich bin und wie mirs geht. Von Coblenz eilte ich nach Düsseldorf, meinen alten Freund Jacobi zu besuchen, in dessen Umgange ich mich so wohl befinde, als ich mich vor einem Monat übel befand. Er ist sehr schön eingerichtet, und ist, mit den Seinigen, sehr gut gegen mich.

Wegen meiner Rückreise bin ich in Verlegenheit. Sehnlichst verlange ich Dich wiederzusehen und bin noch immer wie von Dir abgeschnitten. Frankfurt ist noch in

den Händen der Franzosen, der Weg durch Hessen ist noch nicht sicher. Wenn es in acht Tagen nicht anders wird, gehe ich durch Westphalen. Die übeln Wege sollen mich nicht abhalten, wenn ich nur endlich einmal wieder bei Dir sein kann.

Ich hoffe, daß Du wohl bist, denn leider hab ich lange nichts von Dir gehört; ich denke immer an Dich und an den Kleinen und stelle mir vor, wie Du Dich immer artiger einrichtest, wie das Haus fertiger wird und wie hübsch es sein wird, wenn ich zu Dir komme.

Sei vergnügt, mein liebes Kind, genieße der Ruhe, indeß so viele tausend Menschen, von Haus und Hof und allen ihren Gütern vertrieben, in der Welt herumirren und nicht wissen wohin. Küsse den Kleinen und liebe mich. Mein einziger Wunsch ist, Dich bald wieder zu besitzen. Antworte mir nicht, denn eh Dein Brief ankommen könnte, bin ich schon hier weg. Eh ich abreise, schreibe ich Dir und melde Dir, wenn ich bei Dir sein kann.

Düsseldorf, den 14. November 1792. G.

*

Am 4. December verließ Goethe Düsseldorf, besuchte Plessing in Duisburg und verweilte eine Woche lang im Kreise der Fürstin Gallitzin in Münster. Von hier aus muß er Christianen den Tag seiner Heimkehr mitgetheilt haben, denn später schreibt er an Jacobi (31. December): „Von Münster kann ich nur sagen, daß ich dort sehr glücklich war und daß ich ohne meine übereilte Anmeldung zu Hause noch einige Tage geblieben wäre.“ Auf schlimmen Wegen, durch „Heidegebüsch und Gesträuche, Wurzelstumpfen, Sand, Moor und Binsen“ ging die Fahrt von Münster nach Paderborn; von hier gelangt Goethe über Cassel nach Eisenach und kehrt, nach einer

Zusammen also sechs Monate. Woraus deutlich erhellt, daß der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerstand so viel man will, vor Ende des zweiten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zustände und die allmählige Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen; Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueberlieferungen aufweisen als wir selbst hätten entdecken können; so ziehen wir, was die neuere und neuste Zeit angeht, die größten Vortheile aus Reisebeschreibungen und andern dergleichen Documenten, die uns mehrere nach Osten vordringende Westländer, nicht ohne Mühseligkeit, Genuß und Gefahr, nach Hause gebracht und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hievon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchst fremdartigen Gegenstände zu betrachten, seit vielen Jahren beschäftigt gewesen.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahllose Beschreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients mehr unsere Einbildungskraft, als daß sie ihr zur

Abwesenheit von mehr als vier Monaten, in der Nacht vom 15. zum 16. (oder vom 16. zum 17.) December heim. „Meine Ankunft in Weimar", heißt es in der ‚Campagne', „sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde. — Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar, ohne daß mir die Freude ganz versagt gewesen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken. Die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten. Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehörte und an allem Belehrenden sowie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm."

1793

Glücklich verlebt Goethe die ersten Wochen des neuen Jahres unterm eignen Dach im Kreise der Seinen. Um den Geist von der Betrachtung der leidigen Welthändel abzuziehen, schlägt er die „unheilige Weltbibel" auf, den ‚Reineke Fuchs', und vollendet, rastlos tätig, den ersten Guß in Hexameter bis Anfang Mai. Manche Stunde mag da unter Fröhlichkeit und Lachen hingeschwunden sein, wenn Goethe, einen neuen, tagsüber vollendeten Gesang vorlesend, sein kleines abendliches Publikum: Christiane und Heinrich Meyer, mit den verwegenen Streichen des Erzschelms Reineke bekannt machte. —

„Meine Kleine ist im Hauswesen gar sorgfältig und thätig", schreibt Goethe Anfang Februar an Jacobi, vermerkt sich aber auch um diese Zeit im stillen das gewiß aus eigener Erfahrung geschöpfte Xenion:

„Die ihrem Mann allein gewährt vergnügte Stunden,
Ich gehe noch herum! ich hab sie nicht gefunden." —

Der Herzog Karl August wünschte Goethen im Feldlager zu sehen; schon am 18. Februar hatte er ihm von Frankfurt aus darüber geschrieben. Und so konnte Goethe bereits am 17. April an Jacobi berichten: „... ich bin schon wieder reisefertig und werde, wenn sich Mainz nicht kurz resolvirt, der Blockade oder Belagerung beiwohnen. Gegen Ende dieses Monats gehe ich hier ab." Bis Mitte Mai verzögerte sich die Abreise. Kurz vorher war Christiane mit ihrem an den Blattern erkrankten Söhnchen nach Jena gereist, wahrscheinlich um die Krankheit durch den dortigen ausgezeichneten Arzt Stark behandeln zu lassen (vgl. Brief 13). Unter diesen Umständen mußte Goethen für die Seinigen die Nähe des Freundes Knebel besonders tröstlich sein; ihm schrieb er am 11. Mai nach Jena: „Meinen Kleinen empfehl ich Dir, er kommt, hoff ich, glücklich durch .... Lebe tausendmal wohl."

*

4.

Chriſtiane und Auguſt
im (idealiſierten) Hausgarten

Radierung von K. W. Lieber (1821) nach einer
Federzeichnung Goethes (1793)

Gravitation und Skalar
im (bimetrischen) Zweikörperfeld

Vorlegung von R. W. Dicke (1821) nach einer
Niederschrift Goethes (1785)

13. Christiane Jena, den 13. Mai [1793].

Lieber, ich wünsche Dir, daß Du glücklich angekommen bist, mit den August geht es sehr gut. Der Herr Hof-Rath hat gesagt, daß mir den 17. Mai wieder nach Weimar zurückkehren könnten. Du wirst Dich sehr freuen, wenn Du wieder zurückkömmst und ihn gar nicht von Blattern verändert siehst, er hat nicht viel und sie schwären nicht tief und er ist auch recht wohl. Mir gefällt es auch in Jena, aber auf den Lande doch noch besser. Gestern sind mir in Burgau gewesen, da hat mir die Gegend sehr wohl gefallen, die Saale und die schönen Berge und die Dörferchen[1]. Der junge Hage hat uns auch den Wasserbau an der Saale gewiesen, nun weiß ich dann auch, was es ist, ich habe immer davon reden hören. Auf den Mittwoch wollen mir nach Lobeda und wollen den August mitnehmen, der wird sich recht freuen. Es ist sehr gut, daß Du mich nicht in Weimar gelassen, ich sehe hier immer viel Neues, aber ich wünsche mir nur immer, daß ich das alles mit Dir sehen könnte, und wir könnten so ein paar Schlampamps-Stündchen[2] halten, da wär ich recht glücklich. Ich will aber recht artig sein und mir immer denken, daß die schönen Stunden auch wiederkommen, und wir wollen sie recht genießen. Es ist mir aber sehr lieb, daß mir diese Woche wieder nach Weimar gehen, denn man ist hier doch nicht recht in seiner Ruhe. Schreibe mir nur bald und denke an das Judenkrämichen.

[1] nützergen [2] Schlanbans Stüngen

In unſerm Hauſe muß man ſich ein bißchen ſtille halten, denn es geht gar zu loſe zu, der Jule dauert alle Nacht bis um 12 Uhr.

Sobald ich wieder in Weimar bin, ſchreibe ich. Behalt mich lieb und denke an mich.

Leb wohl, Du Süßer. Deine Dich ewig liebende Chriſtel.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater, ich bin wieder bald geſund, ſchicke mir was.

14. Goethe

Frankfurt, Freitag, den 17. [Mai 1793] Abends.

Ich melde Dir, meine Liebe, daß ich heute Nachmittage glücklich hier angekommen bin, daß es in meinem Hauſe ganz ruhig iſt, und daß ich nur wünſchte, Du wäreſt bei mir, Du würdeſt es recht artig finden. Meine Mutter iſt in Geſellſchaft gegangen, ich ſollte auch mit, mache es aber hier wie dort und bin am liebſten zu Hauſe. Nun wird zuerſt an Dein Zettelchen gedacht und für das Krämchen geſorgt. Lebe wohl, küſſe den Kleinen und ſchreibe mir, was er macht, und wenn ihr von Jena zurückkehrt. Lebe wohl, ich bin immer bei euch. G.

Wende um!

Meine Mutter hat mir einen ſehr ſchönen Rock und Caraco für Dich geſchenkt, den ich Dir ſogleich mit ſchicke, denn ich kann Dir, wie Du weißt, nichts zurückhalten. Dabei liegen Zwirn-Bänder, wie Du ſie verlangteſt. Das andre kommt nach und nach. Lebe wohl! meine Liebſte.

N. B. Es ſind fünf Blätter zum [illegible] und ein Blatt zum Caraco, von dem die grünen Streifchen abgeſchnitten und aufgarnirt werden. Wenn Du Dirs machen läſſeſt, ſo frage jemand, der es verſteht.

Adieu! küſſe den Kleinen.

Wie wär es, wenn Du Dir den Rock und das Caraco auf Deine nächſten Umſtände machen ließeſt, es iſt ja Zeug genug, Du kannſts immer enger machen laſſen. Ich ſchickte Dir noch einen großen Shawl, und da wärſt Du in der Krabskrälligkeit recht geputzt.

15. Chriſtiane Weimar, den [24. (?) Mai 1793].

Mein Lieber, Du erhältſt nun ſchon den 2. Brief von mir, und ich habe noch keine von Dir, das betrübt mich; übermorgen iſt es doch ſchon 14 Tagen, daß Du weg biſt. Aber freuen wirſt Du Dich, wenn ich Dir ſage, daß ich heute vor 8 Tagen geſund und wohl mit dem Kleinen zurückgekommen bin. Er iſt recht wohl. Das war eine Freude, wie die beiden Kinder den Schloßthurm wieder erblickten! Da ſchriee der Kleine: „Mutter! da iſt ja Weimar, nu bin ich froh, da komm ich beis Väterchen.“ Denn er glaubt, Du müßteſt da ſein. Und bin auch froh, daß ich wieder da bin, es iſt doch nie nirgends beſſer als zu Hauſe, in unſerm Häuſechen, nur Du fehlſt mir, alsdenn wär ich ſehr glücklich. Aber meine Schweſter kam mir mit der ſchönen Nachricht entgegen, daß Du bald wiederkämſt, da will ich auch recht ruhig ſein. Mit der Arbeit

im Hauſe geht es ſehr geſchwinde; ich habe mich gewundert, wie ich wiederkam, daß ſo viel fertig war.

Mit den Garten und Acker geht es auch gut, im Hausgarten iſt es ſehr angenehm, ich komme nicht heraus; wir haben heuer einen Vauxhall[1] mit Janitſcharen-Muſik, das hört man in unſerm Garten ganz herrlich, aber noch beſſer in meinem kleinen Hinter-Stübchen, da iſt es, als ob es vor einem wäre. Geſtern war ich in der Komödie, da habe ich Jacobin geſprochen; der hat ſich ſehr verändert, iſt außerordentlich luſtig. Da kann man mit Recht ſagen: Stille Waſſer ſind tief. In Jena habe ich ihn nicht geſehen, weil ich gar nicht ausgekommen bin; nach Lobeda bin ich auch nicht gekommen, weil ich in Burgau erfuhr, daß die Frau Burgemeiſtern verreiſt ſei; ich habe es aber in Burgau verſprechen müſſen, um Johanni nach Burgau zu kommen. Alsdenn ſoll es auch nach Lobeda gehen, da wollen mir den Kleinen mitnehmen. Ich bin recht wohl mit der Krabskrälligkeit. Und nun noch eine Bitte an Dich. In Jena und in Weimar habe ich eine große Bequemlichkeit zu den Pfuiteufelchen geſehen. Das ſind ſo weiße Saloppen von klaren weißen Zeuge ohne Streifen, ganz glatt; ſie werden es in Frankfurt ſchon wiſſen. Wenn Du mir ſo was ſchicken wollteſt, aber bald, ſei aber ja nicht böſe, daß ich Dich ſchon wieder plage.

Leb recht wohl und behalte mich recht lieb, ich liebe Dich unausſprechlich. Gehe ja nicht in Krieg und denke an mich. Adieu,[2] mein Beſter.

[1] Jacſal [2] Atzie

Hülfe kämen. Die Einseitigkeit der christlich-feindlichen Ansicht beschränkt uns durch ihre Beschränkung, die sich in der neuern Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereignisse durch orientalische Schriftsteller nach und nach kennen lernen. Indessen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiosen Enthusiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerstreit gegen östliches Zudringen doch eigentlich Beschützung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig geworden.

Marco Polo.

Dieser vorzügliche Mann steht allerdings oben an. Seine Reise fällt in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers höchst geschickt das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des Kublai Chan, der, als Nachfolger von Dschengis, gränzenlose Landstrecken beherrschte. Denn was soll man von einem Reiche und dessen Ausdehnung halten, wo es unter andern heißt: „Persien ist eine große Provinz, die aus neun Königreichen besteht;“ und nach einem solchen Maaßstab wird alles übrige gemessen. So die Residenz, im Norden von China, unübersehbar; das Schloß des Chans, eine Stadt in

[Nachschrift auf besonderem Blatt]

In aller Eile.

Itzo, da ich Deinen Brief zumachen will, kömmt das Packet mit dem schönen Habit, ich bin vor Freuden außer mir und springe herum wie ein Kind. Wenn Du mir so was zu einer weißen Saloppe schickst, so kann ich mich recht putzen. Ich bin so vergnügt, daß ich einen Brief von Dir habe. Die Frau kam, und alles ist zusammen berufen worden, und vor lauter Freuden wird auf Deine Gesundheit eine Flasche[1] süßer Wein getrunken. Leb wohl, ich sehe, wie Du an mich denkst.

16. Goethe [Lager bei Marienborn,] den 29. Mai 1793.

Ich bin nun wieder, meine Beste, im Lager angelangt, und es sieht ein gut Theil besser aus als vor dem Jahre. Man muß nur alles Gute und Bequeme, was man zu Hause verließ, eine Zeit lang aus dem Sinne schlagen, so kann es wohl angehen. Abwechslung gibt es genug und viel zu sehen und zu hören. Der Herzog ist recht wohl. Die Armee steht um eine große Stadt, über ein paar Flüsse weg, und man schießt Tag und Nacht. Ich wollte, Du wärst bei mir, so möchte das andre hingehn. Ich war in ein Dorf recht schön einquartiert, da haben mich die Wanzen wie gewöhnlich herausgejagt. Nun schlafe ich wieder im Zelte, angezogen, in einer Strohbucht und habe eine Decke, die uns, hoffe ich, bald wieder zusammen

[1] falsche

zudecken soll. Ich denke viel an Dich, küsse Dich und den Kleinen in Gedanken.

Du wirst nun das zweite Packet erhalten und Dich gefreut haben. In Frankfurt steht noch das Bügeleisen, die Schuhe und Pantoffeln waren noch nicht fertig. Bald gehe ich wieder hinein und packe Dir wieder ein Kästchen.

Den 31.

Heute Nacht sind wir unsanft geweckt worden. Die Franzosen attaquirten das Hauptquartier, ein Dorf, ohngefähr eine halbe Stunde von uns. Das Feuer war sehr lebhaft, sie wurden endlich zurückgetrieben.

Deiner Bitte eingedenk, bin ich erst, da es Tag war und alles vorbei, hinunter geritten. Da lagen die armen Verwundeten und Todten, und die Sonne ging hinter Mainz sehr prächtig auf.

Behalte mich lieb, ich werde mich um Deinetwillen schonen, denn Du bist mein Liebstes auf der Welt. Küsse den Kleinen. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Ich schreibe Dir von Zeit zu Zeit. G.

17. Goethe [Lager bei Marienborn,] 3. Juni 1793.

Dein Brief hat mich sehr gefreut, und die Nachricht, daß ihr wohl seid. Daß Dir das Kleid gefallen hat, kann ich denken. Du hast nun auch einen großen seidnen Shawl, mit dem Du die pfui Teufelchen zudecken kannst. Wenn ich wieder nach Frankfurt komme, will ich Dir auch für etwas Weißes sorgen. Küsse den Kleinen, grüße Meyern!

mich betrübts, daß er wieder krank iſt. Ich bin recht wohl und wünſche bald wieder bei Dir zu ſein. Lebe wohl. Behalte mich lieb und ſchreibe bald. Vor Mainz, im Lager. G.

Wir haben kalt Wetter gehabt, Gewitter und Regen. Heut war ein ſehr ſchöner Tag. Es fehlt an nichts und es iſt viel luſtiger als vor dem Jahre.

Die Gegend iſt gar ſchön. Leider wird viel verwüſtet. Lebe wohl, ich freue mich auf die guten Stunden, die auch wieder kommen werden.

18. Chriſtiane Weimar, den 7. Juni [1793].

Lieber, ich habe das ſchöne Tuch und alles erhalten und mich herzlich gefreut, aber der Gruß von der lieben Mutter ging mir über alles, ich habe vor Freuden darüber geweint. Ich habe was ohne Dein Wiſſen gethan, ich habe an die liebe Mutter geſchrieben und mich bei ihr bedankt, mein Herz ließ mir es nicht anders zu, ich mußte ſchreiben, Du wirſt doch nicht böſe darüber? Der Brief wird nun freilich nicht recht ſein, aber bitte die liebe Mutter, daß ſie nicht böſe auf mich wird, und ſage ihr, daß ich es nicht beſſer kann. Ach, Lieber, wenn Du nur hier wärſt und ſäheſt, wie ich mich über das alles freue, aber am meiſten freu ich mich, daß die liebe Mutter nicht böſe auf mich iſt, das macht mich ſehr glücklich, denn das hat mich noch mannichmal betrübt. Im Stillen habe ich darüber nachgedacht. Itzo fehlt mir nichts als Du, mein

Lieber, daß mich mit Dir freuen könnte und ich Dich an mein Herz drücken könnte und Dir sagen könnte, wie ich Dich immer herzlicher liebe und Du mein einziger[1] Gedanke bist, denn jede Freude ist nur halb, wenn Du nicht dabei bist. Komm nur recht bald wieder. Im Hause geht alles gut, der Tapezier fängt an, mein Kämmerchen ist fertig und künftige Woche werde ich in Ordnung kommen; ich komme nicht viel weg, es gibt immer im Hause herum zu gräbeln, ich sehne mich auch nicht aus dem Hause. Die Schätzchen[2] besuchen mich immer, die Wernern und die Burkhardtin[3], auch ein paar Kose-Weiber haben mich besucht, vermuthlich aus Neugier wegen der Krabsälligkeit, die itzo ziemlich augenscheinlich wird. Ich und der Kleine, mir sind gesund, nur weiter fehlt mir nichts, als daß ich mit dem einen Fuß nicht recht fort kann und er ist sehr schmerzlich und dicke, ich habe mit [dem] Doctor gesprochen, der hat mir aber versichert, es thue nichts, es vergehe auch wieder. Ich fahre mannichmal eine Stunde spazieren, das hat er mir erlaubt. Am Sonntag habe ich das neue Negligé angehabt und bin in [der] Kirche gewesen, weil Herder predigte. Nach Mittage sind wir auf den Vauxhall, da wurde das schöne Kleid bewundert und gelobt. Aber die Werner, die immer lustig ist, machte lauter dummes Zeug und auf einmal sagte sie: morgen würde Huschke sehr viel zu thun haben, „denn morgen muß alles nach Vomitiven[4] schicken, denn ich sehe es manchen Leuten an.“ Bald hätte ich Dir vergessen zu schreiben, daß der

[1] Einsicher [2] schätzgen [3] Burkardin [4] sommedieser

Kleine ſich ſehr freut über ſein a b c Buch und will das a b c lernen, er ſagt: „Daß ich auch was kann, wenn der liebe Vater wiederkömmt.“ Aber Du ſollſt ihm ja einen Säbel und eine Flinte mitbringen. Leb wohl und gehe nicht in Gefahr und denke an uns und behalte mich lieb, ich liebe Dich über alles. Leb wohl, Du Liebſter.

V.

19. Goethe

Im Lager bei Marienborn, den 7. Juni 1793.

Mit jeder Gelegenheit ſchreibe ich Dir ein Wort. Du mußt nun ſchon viel Briefchen von mir haben.

Nicht wahr, das Kleid und der Shawl waren ſchön? Ich wünſche Dir ſchönes Wetter, daß Du es oft anziehen kannſt. Meine Mutter hat mir noch ein ſchönes Tiſchzeug mit zwölf Servietten geſchenkt, das kommt auch bald an, und ſonſt wird noch allerlei gekrabſelt.

Ich bin recht wohl und wünſche mir kein beſſer Leben, wenn Du nur in der Nähe wärſt. Das Wetter iſt ſchön.

Wären gewiſſe Umſtände nicht, Du müßteſt mich beſuchen. Wir müſſen uns gedulden und hoffen, daß wir uns bald wiederſehen.

Richte die Haushaltung ein, wie Du es recht hältſt, und behalte auch die Magd, da ſie nöthig iſt und Du mit ihr zufrieden biſt.

Küſſe den Kleinen und lebe recht wohl.

Bei Mainz, den 7. Juli [Juni] 1793. G.

20. Christiane No. 6. [Weimar,] den 14. J[uni 1793].

Lieber, Du mußt nun schon 5 Briefe von mir haben, ich habe Dir auch einen von Jena aus geschrieben. Aber ich und Herr Meyer besorgen immer, der Ernst besorgt die Briefe nicht ordentlich, denn er ist immer sehr leichtsinnig, daß man in allem seine Noth hat. Deßwegen bestellt sie Herr Meyer immer selbst. Über alle die schönen Sachen habe ich eine große Freude, in den großen Shawl kann ich mich mit allem wickeln. Gesund bin ich und mache mir immer was zu schaffen. Heut bringe ich Deine Schränke und Sachen in Ordnung und will mich recht freuen, wenn Du wiederkömmst und Dir es recht ist. Der Saal wird gemacht, die Stube und alles ist in 14 Tagen fertig. Dann will ich alle Stuben im ganzen Hause sauber machen lassen, und so will ich es in der schönsten Ordnung erhalten, bis Du wiederkömmst und Dich darüber freust. Denn dießmal ist mir es immer, als kämst Du bald wieder. Denn ich weiß, weil Du mich lieb hast, wirst Du mich in den Umständen nicht bis auf die letzte allein lassen, denn man ängstet sich doch immer. Denn hier ist [es] abscheulich, denn ehe ich Deinen vorigen Brief bekam, habe ich vor Angst Tag und Nacht nicht ruhen können, denn es hieß, es wär alles gefangen. Ich danke Dir recht von Herzen, daß Du mir von Zeit zu Zeit schreibst, denn hier sind die Lügen groß. Ich freu mich, wenn ich höre, daß Du gesund bist, habe mich nur hübsch lieb und begib Dich nicht mit Gewalt in Gefahr. Ich und der Kleine lieben Dich herzlich, der Kleine redet immer von Dir und lernt sehr fleißig sein a b c,

das deutſche und lateiniſche. Wenn Du nur unſern Garten ſehen ſollſt, er iſt ſchön, daß man ſich gar nicht heraus ſehnet. Ach Gott, wenn die ſchöne Tage erſt wieder kommen, wo wir zuſammen drin herumgehen, alsdenn will ich mich recht freuen. Die Mamſell Rudolf iſt bei mir geweſen und hat mich mit dem Kleinen nach Tiefurt geladen, aber ich bin nicht nunter gegangen, ſie logirt[1] bei der Herzogin neben ihrem Zimmer. Heute hat ſie mir expreß[2] durch einen Bedienten ſagen laſſen, auf den Montag nunter zu kommen, da werde ich doch wohl nunter müſſen. Herr Meyer iſt immer unten.

Leb wohl und denke an Dein Chriſtelchen, das Dich recht zärtlich liebt, und mache nicht ſo viel Äuglichen.

21. Goethe

Du haſt recht wohl gethan, an meine Mutter zu ſchreiben, ſie wird es ja wohl leſen können. Sie iſt Dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du ſo brav biſt und mich ſo glücklich machſt.

Ich wünſche, daß Dein Uebel am Fuße bald vergehen möge, es iſt mir recht betrübt zu wiſſen, daß Du leideſt.

Küſſe den Kleinen und halte ihn wohl, ich freue mich euch wiederzuſehen.

Schreibe mir auch etwas von den Gärten, ich höre gern, daß im Hauſe die Arbeit hintereinander weg geht.

Wir haben hier ein unruhiges Leben und doch herzlich langweilig mitunter. Lebe wohl, ich habe Dich über alles lieb. [Lager bei Marienborn,] den 14. Juni 1793. G.

[1] luſchiert [2] Eck Brie

22. Chriſtiane [Weimar, 17. oder 18. Juni 1793.]

Tauſendmal des Tages denke ich bei dem kalten und ſtürmiſchen, naſſen Wetter an Dich, mein Lieber, was Du wohl dabei leiden mußt, ich bin deßwegen ſehr in Sorgen, denn bei uns iſt [es] erſchröcklich kalt, man muß einheizen. Heute ſcheint ſich etwas zu ändern. Das böſe Wetter hat mich auch zurückgehalten von Tiefurt. Im Hauſe werden die Tüncher[1] bis morgen fertig und der Saal wird ſehr ſchön. Im Hauſe gibt es immer zu thun, heut und geſtern ſind die Öfen in Ordnung gebracht worden. In Gärten und auf dem Lande iſt alles gepflanzt und zurechte. Aber dieſe Woche habe ich auch eine große Betrübniß gehabt, ich hatt die Gurken ſo ſchöne gewartet und gegoſſen. Schicket der Hofgärtner vom Belvedere[2] die Pflanzen vom Spargel, und die müſſen gar tief mit einem Graben gepflanzet werden, und da gingen die Gurken beinahe alle zu Grunde, ſo daß ich habe friſche legen müſſen, ich weiß aber nicht, ob etwas daraus wird. Du ſagteſt es dem Gärtner gleich, aber der wollte es beſſer wiſſen. Der Hofgärtner hat ſie ſelbſt pflanzen laſſen. Das muß unſer Gärtner übelgenommen haben, denn er hat ſich nicht wieder ſehen laſſen. Ich wollte Dich auch wegen des Bauerwalters wegen des Weines erinnern und Dir auch melden, daß das kleine Häuschen neben[3] uns itzo verkauft wird, es iſt aber noch Zeit, wenn Du dem Bauerwalter etwa Commiſſion geben willſt. Hier folgt auch ein Brief, den er mir geben hat, an Dich zu beſtellen. Auch der Geheime

[1] Düger [2] Pelfeder [3] nehm

Kammer-Rath Gülicke hat mich bitten lassen, das Schreiben so bald als möglich an Dich zu schicken. Hier folget beides.

Ich und der Kleine befinden uns ganz wohl, der Kleine spricht sehr viel von Dir und fragt mich immer: „Wenn kömmt denn das Väterchen wieder?“ und erfährt [er], daß ein Brief von Dir da ist, spricht er allemal: „Hat mir der Vater keinen Kuß geschrieben?“ Das Pfuiteufelchen hat sich gemeldet, und es wird wohl seinen Besuch im October machen. Da bist Du doch wohl wieder da. Ach ja, da läßt Du mich nicht allein! habe mich nur lieb und denke an mich, ich habe Dich ja jeden Augenblick im Sinn und denke nur immer, wie ich im Haushalt alles in Ordnung bringen will, um Dir mit etwas Freude zu machen, weil Du mich so glücklich machst. Leb wohl, behalte mich lieb und denke an mich, ich und der Kleine küssen Dich tausendmal. Schreibe mir bald wieder.

Du schriebst mir in einem Briefe, es wäre Zwirn dabei, aber ich habe keinen bekommen.

23. Goethe Den 22. Juni 1793, bei Marienborn.

Deinen Brief vom 14. erhalte ich eben. Es ist recht gut, daß man sich doch ein Wort sagen kann, wenn es gleich fatal genug ist, daß die Tage und Nächte vergehen, ohne daß man beisammen ist. Deine Briefe hab ich alle erhalten und mich ihrer gefreut, ich habe Dir auch oft geschrieben, und Du wirst meine Briefe nach und nach empfangen. Ich hoffe Dich bald wiederzusehen, richte mir das Hauswesen nur recht gut ein und putze mir recht

auf, daß ich mich freue, wenn ich zurückkomme, und das Untröſtliche vergeſſe, das ich hier täglich und ſtündlich ſehen muß.

Ich bin ruhig und ſicher; glaube den Leuten nicht, die alles vergrößern, vorzüglich üble Nachrichten, ich werde mich nicht muthwillig in Gefahr begeben, es lobt einen niemand darum und man hat nur den Schaden.

Sage Deinem Bruder, er möge mir nur manchmal von unſerm Theaterweſen ein Wort melden.

Küſſe den Kleinen und erzähle ihm vom Vater, daß er ihn lieb behält.

Behalte mich auch lieb. Denn das iſt das Beſte für Dich und für mich. Das Gute in der Welt iſt viel ſchmäler geſät, als man denkt; was man hat, muß man halten.

Lebe wohl, liebes Kind. Die Zeit wird mir lang, bis ich zu Dir komme. G.

Wir haben ſeit 10 Tagen ſehr bös Wetter, kalt und regnicht, daß es höchſt unangenehm zu leben iſt.

24. Chriſtiane [Weimar, Ende Juni 1793.]

Die Frau Räthin hat mir einen rechten lieben Brief geſchrieben. Der hat mir einen rechten vergnügten Tag gemacht. Sei nur ſo gut und entſchuldige mich wegen meinem Schreiben. Sie hat ſich bei mir nach dem Kleinen erkundigt, und da habe ich ihr wieder geantwortet, ich wünſche mir nur, ſie noch einmal in meinem Leben zu [ſehen] und zu ſprechen. Sie muß eine recht gute Frau ſein, Dich hat ſie auch recht lieb. Im Garten geht alles

Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte,
daten und Hofleute unzählbar; zu wiederholten Festmahlen
r mit seiner Gattin berufen. Eben so ein Landaufenthalt,
richtung zu allem Vergnügen, besonders ein Heer von
ern, und eine Jagdlust in der größten Ausbreitung. Ge-
nte Leoparden, abgerichtete Fallen, die thätigsten Gehülfen
Jagenden, zahllose Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr
chenke ausgespendet und empfangen. Gold und Silber;
pelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des
sten und seiner Begünstigten; indessen sich die übrigen
lionen von Unterthanen wechselseitig mit einer Schein-
ze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, so
en wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört.
finden sofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dör-
, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Lust-
n. Alles nach Tagereisen gerechnet und nicht wenigen.

Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach
ern Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten,
zu heerdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Men-
von wunderbaren Gestalten und Sitten, und läßt uns
ßt, über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des
s hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf
m Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir
Ceylon unter uns liegen, Madagascar, Java; unser
irrt auf wunderlich benamst'te Inseln, und doch läßt er
überall von Menschengestalten und Sitten, von Landschaft,
men, Pflanzen und Thieren, so manche Besonderheit er-
en, die für die Wahrheit seiner Anschauung bürgt, wenn
b vieles mährchenhaft erscheinen möchte. Nur der wohl-
richtete Geograph könnte dieß alles ordnen und bewähren.

mit den Pflanzen[1] gut, nur der Gärtner und der Hofgärtner von Belvedere sind nicht einig wegen dem Spargel, und die jungen Bäume hat gewiß unser Gärtner nicht tief genug gepflanzet. Deßwegen kömmt morgen der Hofgärtner von Belvedere herunter und hat unsern Gärtner auch bestellt. Darein lege ich mich aber nicht, das mögen sie selbst ausmachen. Viel wird dieß Jahr mit Gemüse und Einmachen nicht werden, wenn mir keine bessere Witterung bekommen, es ist so kalt, daß gar nichts wachsen kann. Ich habe Dir vergessen zu schreiben, daß Jacobi 2mal bei uns gewesen ist, er ist allemal 2 Tage dageblieben. Der wird itzo mehr als zu munter. Nun wollte ich Dir nur sagen, daß Du mich hübsch lieb behältst und mannichmal an mich denkest, mir kömmst Du nicht aus den Gedanken. Ich bin immer betrübt, ich habe es Dir nicht schreiben wollen, aber seit Du weg bist, kann ich mich über nichts recht freuen.

Leb wohl und denke an mich, ich liebe Dich über alles.

Wenn es möglich ist, so besorge, daß ich nur den Barchent und die Federleinwand bekomme. Itzo, da ich noch herum gräbele, kann ich noch das Bett besorgen. Denn wir müssen [es] haben, weil ich das, [das] mir gehabt haben, wieder fortgeschickt[2] habe.

25. Goethe Marienborn, den 3. Juli 1793.

Du bist ein recht liebes Kind, daß Du mir so viel schreibst, dagegen sollst Du auch wieder gleich von mir einen Brief haben.

[1] salzen [2] geschützt [also vielleicht: geschüttet?]

3. Juli 1793

Das Wetter war 14 Tage hier ebenso schlimm, als es bei euch nur sein konnte. Erst verfror der Weinstock, und dann hatten wir Kälte, Regen, Sturm und mußten unter unseren Zelten viel erdulden. Jetzt ist es desto schöner, nicht gar zu heiß. Besonders sind die Nächte gar angenehm. Wenn wir nur nicht das traurige Schauspiel ansehen müßten, daß alle Nacht die Stadt bombardirt wird und nun so nach und nach vor unsern Augen verbrennt. Die Kirchen, die Thürme, die ganzen Gassen und Quartiere eins nach dem andern im Feuer aufgeht. Wenn ich Dir einmal davon erzähle, wirst Du kaum glauben, daß so etwas geschehen könne. Tröste Dich ja über Deine Gurken und sorge recht schön für alles, Du machst mir recht viel Freude dadurch. Wir wollen ja aneinander festhalten, denn wir fänden es doch nicht besser. Behalte mich ja lieb, wie ich Dich. Meine Mutter hat Dir geantwortet, es wird Dich gefreut haben. Sie denkt gar gut gegen Dich. Wenn kein Zwirn bei den Sachen lag, so muß ich ihn vergessen haben einzupacken, vielleicht liegt er noch zu Hause bei dem Bügeleisen und andern Sachen.

Wegen des Häuschens habe ich dem Herrn Geh. Assistenz-Rath Voigt geschrieben. Den Wein kann ich nicht schicken, bis die Hitze nachläßt. Grüße aber indeß den Bauverwalter und sage ihm, daß [er] ein Fäßchen haben soll. Er mag doch auch mit dem Gärtner ein vernünftig Wort reden, daß nichts stockt.

Nimm Dich auch hübsch in Acht, daß Du Dir und dem Ankommenden nicht schadest, küsse den Kleinen und behalte mich recht lieb. G.

26. Christiane Weimar, den 5. Juli [1793].

Deine Briefe, mein Lieber, habe ich alle nach und nach erhalten, der heutige ist vom 22., ich hatt in vierzehn Tagen keinen von Dir erhalten und hoffte recht herzlich auf ein Wort von Dir. Im Hause reißen sie sich drum, wenn sie sehen, daß es ein Brief von Dir ist, es will mir ihn ein jedes bringen, denn sie sehen es alle gerne, wenn ich mich freue. Ich will mich recht freuen, wenn ich von Dir höre, daß Du wieder zurückkömmst. Im Hause und Garten sollst Du alles aufs sauberste finden, ich denke, in 8 Tagen soll der Saal ganz aufgeputzt sein. Du glaubst mir nicht, was ich mich auf den Augenblicke Deines Wiedersehns freue, das ist mein angenehmster Gedanke. Behalte mich nur recht lieb, so wollen wir wieder recht glücklich sein. Ich befinde mich nicht besser als zu Hause, im Garten bei meinem Bübchen; über den wirst Du Dich gewiß auch herzlich freuen, er wird itzo recht gescheut[1] und so gut. Er hat sich wieder einen Zahn ausreißen lassen, da sagt' er: „Wenn es der Vater haben will, [will] ich mir sie alle lassen ausreißen, daß er mich recht lieb hat, wenn er wiederkommt." Er hat Dich sehr lieb und freut sich recht, wenn ichn sage, daß Du bald wiederkömmst. Mit Herrn Meyer habe ich wegen dem Essen wenig zu thun, aber desto mehr mit seiner Wäsche, weil er immer in Tiefurt ist; ich muß fast alle 8 Tage waschen. Denn das kann ich nicht leiden, wenn die Wäsche nicht ordentlich ist. Das kleine Stübchen habe ich mir auch recht artig raus geputzt,

[1] gescht [vielleicht beabsichtigt: geschickt]

Du wirſt Dich gewiß freuen, wenn Du es ſiehſt; ich denke mir ſchon, wie ich Dich rum führen will, und was ich Dir alles zu erzählen habe, das ich Dir doch nicht ſchreiben kann. Ich ſehe ſchon in voraus, wie wir alsdann wieder glücklich ſind, und freue mich herzlich, denn Du biſt mein einziger Gedanke. Geſund bin ich auch, ich trinke alle Morgen Selzerwaſſer mit Milch und das bekommt mir wohl. Adieu, Du Engel, behalt mich nur lieb, ich küſſe Dich in Gedanken.

Wenn es möglich wär, daß Du beſorgen könnteſt, daß ich die Federleinwand und den Barchent zum Bette bekäm, ich brauche es nothwendig.

Leb nochmals wohl.

27. Goethe

Im Lager bei Marienborn, den 10. Juli 1793.

Es iſt mir ſehr angenehm, oft von Dir zu hören, und ich ſchreibe Dir auch gern, Dir zu ſagen, daß ich Dich liebe und mich wieder zu Dir ſehne. Wir haben jetzt ſchön Wetter, faſt zu heiß. Es wird Tag und Nacht kanonirt, die Stadt hält aber noch immer feſt. Du biſt recht gut, daß Du mir viel ſchreibſt und mir ſagſt, wie es im Hauſe ausſieht. Putze mir nur den Saal recht auf, denn ich freue mich beſonders darauf. Nach und nach wird unſer Haus recht hübſch werden, und Du wirſt mich immer recht lieb behalten.

Das Zeug zu den Betten wird meine Mutter ſchicken und ein Tafelzeug. Auch, wenn die Einquartierung vor-

bei ist, kriegen wir noch ein paar Unterbetten und Küssen, die schon für mich bestimmt waren. Ich bin recht wohl und hoffe das Gleiche von Dir und dem Kleinen. Küsse ihn recht herzlich und grüße ihn vom Vater. Lebe wohl, mein Liebchen, ich habe Dich herzlich lieb. G.

Du weißt vielleicht schon, daß der arme Moritz todt ist.

28. Christiane [Weimar, Mitte Juli 1793.]

Daß Dir meine Briefe Freude machen, macht mich recht glücklich, und da will ich Dir recht oft schreiben. Und Du bist auch recht gut, daß Du mir so oft schriebest. Ich danke Dir von ganzem Herzen vor Deine lieben Briefe, die trösten mich noch. Daß es sehr traurig bei Dir aussieht, kann ich mir denken, ich denke immer an Dich und an das alles, man wird beinahe hier nicht frohe. Mein einziger Wunsch ist nur, wenn Du nur hier wärst. Wir wollen uns nur recht lieb behalten, das ist noch das Beste auf der Welt, und wenn wir wieder zusammen sind, uns es einander recht oft sagen, wie hübsch es ist, einander treu zu sein. Im Hause ist nun alles fertig, der Saal wird zu Ende jener Woche möblirt, die Stüble sind in der Arbeit; itzo werden noch die Ställe ausgeräumt, und ich halte so viel als möglich alles in Ordnung. Habe recht viel Gänse und Hühner angeschafft, und habe meine Freude so an dem Wesen. Über meine Gurken bin ich schon etwas ruhiger, ich habe spät welche gelegt, die sind recht gut, und wenn wir einen guten Herbst kriegen, so hoffe ich, soll alles gut werden. Es wird überhaupt heuer alles

etwas ſpäter, auch der Waizen ſteht gut, und im alten Garten iſt es itzo ganz herrlich: die Roſen blühen und die Kirſchen wollen reif werden. Etwas kriegen mir dieß Jahr doch, wenn es bleibet. Das Abendbrot wird meiſt im Garten verzehrt. Wenn Du nur wiederkömmſt, wenn noch ſchöne Tage ſind, daß wir noch mannichmal im Garten am Hauſe ſchlampampſen können, da freue ich mich darauf. Der Kleine ſpricht immer: „Der Vater kömmt ja noch nicht!“ Er ſpricht immer von Dir, wie er Dir alles ſagen will, was er kann. Itzo iſt er ſehr glücklich, wenn er im Garten eine reife Kirſche[1] ſieht, da freut er ſich ſo, daß ich mich mit freun muß. Sonſt gehe ich auch nirgends hin als in alten Garten, weil ich nicht gut mit meinem Fuß fortkommen kann. Aber ſo bin ich recht geſund und wohl, ich habe ſchon vom Doctor 9 Bouteillen[2] Selzer Waſſer bekommen, und das habe getrunken mit Milch, und das bekam mir wohl. Er will aber haben, ich ſoll es noch den ganzen Monat trinken.

Herr Meyer will den Brief zumachen, da muß ich ſchließen. Leb recht wohl und behalt mich lieb, mein Einziger.

29. Chriſtiane Weimar, den 19. [Juli 1793].

Daß Du mir ſo oft ſchreibeſt, beruhigt mich noch in dieſer Zeit, denn man wird über alles das, was man hört, gar nicht froh. Die gute Frau Räthin hat auch ſchon alles beſorgt, und das ſchöne Tafelzeug hat mich recht gefreut, und ich denke mir ſchon, wenn ich Dir einmal ein Eſſen

[1] kärſche [2] Budeigen

zubereite, wie ich es aufdecken laſſen will. Und das Bette[1] wird genäht. Heute habe ich zum erſten Mal aus dem alten Garten Kirſchkuchen gebacken, und aus dem Garten im Hauſe habe ich ſchon einmal Kohlrabi und 2 mal Artiſchocken[2] gegeſſen. Mit dem Gärtner geht auch alles gut, ich habe alles wieder in Ordnung gebracht; mit Leuten, die gut ſind, muß man nur vernünftig reden, ſo geht es alles gut. Denn es war nur ein Hetzer unter die Menſchen gekommen, wie es oft geſchieht, der Gärtner Reichert konnte doch, da er ſelbſt kam, beinah nichts tadeln,[3] und ſo geht es wieder gut.

Komm nur bald wieder, mein Lieber, im Hauſe ſoll Dir es gewiß gefallen. Der Kleine läßt Dich ſchön grüßen und wünſcht auch ſehnlich, daß Du möchteſt wiederkommen. Ich werde aber nicht ruhig, denn, wie man hört, ſo ſoll es itzo im Lager gar gefährlich ſein, und wie kann ich froh ſein, wenn Du in Gefahr biſt. Es iſt doch recht übel, daß, wenn man glücklich iſt, auch immer Betrübniß haben muß. Leb wohl und behalt mich nur recht lieb, und verzeih mir meinen kramſeligen Brief.

30. Chriſtiane Weimar, den 25. [Juli 1793] zum Mittag um 2 Uhr.

Die freudige Nachricht, daß Mainz über ſei, war 2 Tage ehr in Weimar als Dein Brief, ich glaubte es aber nicht ehr, bis ich Deinen lieben Brief erhielt, weil immer ſo viel Unwahrheit geredt wird. Aber da [es] wahr iſt, bin ich

[1] Bettdecke [2] Artiſchocken [3] tadellen

sehr vergnügt, weil ich nunmehro große Hoffnung [habe], Dich bald wiederzusehen. Das macht mich sehr vergnügt, denn ich bin immer recht verdrüßlich. Itzo muß ich in [den] Gärten und auf dem Lande sorgen, daß immer gerecht und gehackt wird. Es scheint doch, als ob alles gut gerathen wollte, aber ich muß immer selbst darnach sehen. Dem Ernsten will immer die Arbeit nicht schmecken. Ich will alleweile in Garten und Kirschen lassen pflücken, es werden welche eingemacht und auch gedörrt. Ich hoffe, wenn Du wiederkömmst, sollt Du Freude an meiner Einrichtung haben. Das wird wieder eine recht schöne Zeit werden, wenn es nur noch gute Tage sind, wenn Du wiederkömmst. Nun muß ich Dir doch auch etwas vom Kleinen schreiben; der sieht ganz anders aus, viel hübscher, mir kömmt es vor, er sehe Dir sehr ähnlich. Er hat seine Freude sehr an Thieren und einem lebendigen Habicht im Garten und einem Eichhörnichen, das hat sich aber diese Nacht von der Kette los gemacht und ist fort, da hat er den ganzen Morgen geweint. Herr Meyer will den Brief zumachen. Leb wohl, Du Lieber, und behalt mich ja lieb und komm bald wieder.

31. Goethe Mainz, den 1. August 1793.

Nun bin ich, meine Liebe, wieder in Mainz, nachdem ich einige Tage in Schwalbach und Wiesbaden mit wenig Freude und Interesse war. Es fand sich gute Gesellschaft am ersten Ort, unter andern Umständen hätte man sich wohl da vergnügen können.

Ich gehe nun mit Herrn Gore und Kraus[1] nach Mannheim, spreche in Heidelberg mit meinem Schwager und kehre alsdann nach Frankfurt zurück. Wenn es möglich ist, so komme ich balde zu Dir. Von Frankfurt schreibe ich Dir wieder. Ich bin wohl und sehne mich Tag und Nacht zu Dir. Adieu, mein Bestes. Küsse den Kleinen, grüße Herrn Meyer und schreibe mir nach Frankfurt. G.

32. Christiane Weimar, den 8. A[ugust 1793].

Ich war schon sehr in Sorge, ich glaubte, Du wärst mit der Armee weiter, weil ich so lange nichts von Dir hörte, aber Dein Brief, mein Lieber, von Mainz hat mich wieder beruhigt, und die Hoffnung, daß Du vielleicht bald kömmst, geht mir über alles. Wenn ich mir einen rechten vergnügten Augenblick machen will, denke ich mir Deine Ankunft und erzähle meinem Bübchen, wie wir uns freuen wollen, und das gute Thierchen freut sich mit. Ich denke mir immer, wenn Du nur noch zu Ende dieses Monats kämst und noch ein paar gute Tage im Garten genießen könntest und auf dem Altan, ich komm nicht heraus, es ist itzo alles recht ordentlich. Und im Hause sieht es auch sonst aus, als wenn alles Deine Ankunft erwartet. Denn es werden alle Eckchen gescheuert und gekehrt. Diesen Monat gehet auch das Einmachen an, überhaupt[2] gibt es immer zu thun, wenn man eine Wirthschaft in Ordnung halten will, und wenn nur alles in seiner Ordnung geht, das macht mir Freude. Im Garten

[1] Krauße [2] über Haud

auf der Wieſe geht es nun bald mit Obſt an, daß dadrauf Acht gegeben werden muß. Und am Hauſe gibt es auch was. Beſonders ſehr viel Wein, den, hoffe [ich], ſollſt Du ſelbſt noch am Stocke ſehen. Ich bin auch wohl, und freue mich nur, wenn ich höre, daß Du auch wohl biſt. Ich ſehne mich aber recht nach Dir; wenn es möglich iſt, komm ja bald wieder. Leb wohl, mein Einziger. Viel Grüße vom Kleinen, und Du ſollſt bald kommen. Herr Meyer iſt ſeit ein paar Tagen in Tiefurt.

33. Goethe Frankfurt, den 9. Auguſt 1793.

Deinen lieben Brief vom 25. ſind ich erſt hier, nachdem er mich überall geſucht hat. Ich kann nun hoffen, balde bei Dir zu ſein und mich mit Dir zu freuen. Deine Schuhe, das Bügeleiſen und andre Kleinigkeiten bringe ich mit, auch iſt der Säbel für den Kleinen fertig. Grüße ihn recht ſchön und halte ihm allerlei Thiere, da er Freude daran hat. Wie ſehr verlange ich wieder nach Ruhe bei Dir, denn es geht alles ſo confus um mich her. Ich ſchicke Dir ein Späßchen, ein paar Blätter mit Deviſen. Behalte mich lieb und laß mich das Hausweſen recht ordentlich und zierlich finden. Es iſt doch gar ſchön, wenn man ſeiner Geliebten wieder näher kommt. Im nächſten hörſt Du mehr. Lebe wohl. Meine Mutter grüßt. G.

34. Goethe Frankfurt, den 16. Auguſt 1793.

Noch bin ich hier, mein liebes Herz, und befinde mich bei meiner Mutter, bei alten und neuen Freunden ganz

Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unsern ersten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

Johannes von Montevilla.

Dessen Reise beginnt im Jahre 1320 und ist uns die Beschreibung derselben als Volksbuch, aber leider sehr umgestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu daß er große Reisen gemacht, vieles gesehen und gut gesehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, sondern auch alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verlie[illegible] Aus der lateinischen Ursprache erst ins Niederdeutsche, [illegible]ann ins Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälschung der Namen. Auch der Uebersetzer erlaubt sich auszulassen und einzuschalten, wie unser Görres, in seiner verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher anzeigt, auf welche Weise Genuß und Nutzen an diesem bedeutenden Werke verkümmert worden.

Pietro della Valle.

Aus einem uralten römischen Geschlechte das seinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte, ward Pietro della Valle geboren, im Jahre 1586, zu einer Zeit da die sämmtlichen Reiche Europens sich einer

wohl. Wenn Du bei mir wäreſt, ſo möchte ich wohl noch gern eine Weile hier bleiben, ſo aber wird mirs gar zu lange, bis ich Dich wieder habe, und denke bald weg zu gehen und Dich wieder in meine Arme zu ſchließen. Deine Briefe habe ich erhalten und freue mich herzlich, daß Du wohl biſt und Dich im Hauſe beſchäftigſt. Ich verlange recht, das neue Zimmer zu ſehen, es muß hübſch geworden ſein. Wir wollen bald wieder im Stillen vergnügte Tage zuſammen verleben. Lebe wohl. Küſſe den Kleinen, grüße Herrn Meyer und behalte mich lieb wie ich Dich.

G.

*

Drei Tage nach dieſem Briefe ſchreibt Goethe, noch aus Frankfurt, an Jacobi: „Mein herumſchweifendes Leben und die politiſche Stimmung aller Menſchen treibt mich nach Hauſe, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb und Freundſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft nichts herein kann.“ — Am 22. Auguſt trifft Goethe wieder in Weimar ein, wo er für den übrigen Teil des Jahres bleibt, einige kurze Aufenthalte in Jena abgerechnet. Während eines derſelben ſind die beiden hier folgenden Briefe Chriſtianens geſchrieben.

*

35. Chriſtiane [Weimar, Ende September oder Anfang October 1793.]

Wie ich heute einen Brief von Götzen kriegte und nichts von Dir ſah, betrübte ich mich, aber ich will doch nicht ſo böſe ſein, und Dir ein freundlich Wörtchen ſagen. Ich hoffe recht darauf, Dich wiederzuſehen, denn mir iſt es ein bißchen courios[1] zu Muthe. Wenn Du aber hier

[1] kurios

biſt, iſt es doch beſſer. Fertig iſt alles, die Zimmer ſind gedielt und iſt alles in der beſten Ordnung. Die Nüſſe habe ich aufgehoben, aber etwas iſt doch davon verzehrt worden, weil ſie die Mutter und das Bübchen ſehr gerne eſſen und ſie beſonders gut ſind. Das Bübchen erkundigt ſich immer bei mir, ob das Väterchen noch nicht bald wiederkömmt.

Hier ſchicke ich die Briefe, die angekommen, es ſind auch 3 Packete da, die habe ich aber liegen laſſen. Leb wohl und behalt mich ſo lieb wie ich Dich. C. V.

36. Chriſtiane [Weimar, Anfang October 1793.]

Ich danke herzlich vor das Überſchickte. Daß Dirs gut gehet, freut mich, ich befinde mich auch noch leidlich wohl. Wenn aber die Poſt rüber geht oder den Mittwoch und wollteſt ſo gut ſein und mir nur ſchreiben, wie die Krabskrälligkeit heißen ſoll, denn einen Taufnamen muß es doch haben. Ich glaube, es wird ſo lange warten. Adieu, mein Lieber, behalte mich lieb, keine Briefe ſind nicht da. In aller Eile.

*

Am 22. November gebar Chriſtiane ihr drittes Kind (ein Mädchen), das bereits am 3. Dezember ſtarb. „Dem kleinen Mädelein ſeine Rolle war kurtz —“, ſchreibt Frau Rat lakoniſch am 19. Dezember dem Sohne, „Gott! Erhalt dich und was noch übrig iſt.“ In einem zwei Tage nach dem Tode der Kleinen an Jacobi gerichteten Briefchen Goethes heißt es: „ ... die trübe Jahrszeit hat mir trübe Schickſale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten.“

1794

Hatte Chriſtiane während der Jahre 1792/93 den Gatten und Beſchützer monatelang ſchmerzlich entbehren müſſen, ſo durfte ſie ſich während des Jahres 1794 faſt ununterbrochen ſeiner Gegenwart erfreuen. Meyer, der liebwerte Hausgenoſſe, reiſte Anfang Mai für mehrere Monate nach Dresden, um in der Galerie Gemälde zu kopieren. „Ich habe mich in Ihre Zimmer einquartiert," ſchreibt Goethe ihm am 15. Mai, „und laſſe die Gartenſtuben indeß einrichten, es wird ein artig klein Quartier." Es iſt dies das allbekannte Arbeitszimmer Goethes mit der anſchließenden Schlafkammer. Bevor dieſe Räumlichkeiten wohnbar wurden, begleitete er ſeinen Fürſten Ende Juli nach Wörlitz und Deſſau und fuhr ſodann über Leipzig nach Dresden, wo er mit Meyer zuſammentraf und in gemeinſamem Anſchauen der Kunſtſchätze eine genußreiche Woche verlebte.

*

37. Goethe Wörlitz, Mittwoch den 30. Juli 1794.

Wir haben hier ſchöne Tage und mancherlei Vergnügen gehabt, morgen gehen wir nach Deſſau, wo der Kattun wird gekauft werden, und ich ſchreibe dieſen Brief, weil ich Herteln das Packet mitgeben will, das Du Sonntags haben kannſt, denn die Herzogin geht Freitag[1] von Deſſau ab. Laß Dir gleich ein Hauskleid machen, damit mein Kind geputzt iſt, wenn ich wiederkomme.

Sonnabends geh ich mit dem Herzog nach Dresden. Von da ſchreibe ich Dir, wie mir es weiter geht. Befinde Dich recht wohl, grüße den Kleinen und mache, daß alles

[1] Über geſtrichenem Sonnabends

recht hübsch sei, wenn ich wiederkomme. Es ist nichts Besseres als sich lieb haben. Adieu. G.

Dessau, Freitag, den 1. August 1794.

Das Packet wurde nicht fertig, und so konnt es Hertel nicht mitnehmen; es geht mit der Post, und Du wirst es zu Deinem Geburtstage erhalten, zu dem ich Dir Glück wünsche. Auch ein paar Halstücher sind dabei, ohne die konnte es wohl nicht abgehen. Lebe wohl. Liebe mich. Küsse den Kleinen. G.

38. Goethe

Sonnabends, den 10. August 1794, Dresden.

Morgen, mein liebes Kind, gehen wir von hier wieder ab, nachdem ich recht angenehme acht Tage hier zugebracht und meist mit Meyern verlebt habe. Wir gehen wieder auf Dessau, und es kann wohl noch 14 Tage währen, bis ich Dich wiedersehe. Wende die Zeit an, daß so viel möglich alles in Ordnung kommt. Den Kattun und die Halstücher wirst Du erhalten haben und schon geputzt sein. Grüße und küsse den Kleinen. Meyer grüßt Dich und hat Dir ein recht artig Bildchen gemalt, das ich mitbringe. Schreibe mir nicht, denn ich weiß nicht, wo mich Dein Brief treffen könnte. Wenn wir zusammenkommen, soll es wieder gute Zeit werden. Lebe wohl. Liebe mich.

*

Früher, als er gedacht, schon am 14. August war Goethe wieder in Weimar. Meyer blieb noch in Dresden, um erst Ende September

zurückzukehren. An ihn ſchrieb Goethe, 15. September: „Meine kleine Haushaltung zeigt wenig Neues; ſeitdem ich in meinen kleinen Stuben bin, arbeite ich fleißig an allerlei. ... Die Kleine grüßt, das Bildchen hat große Freude gemacht"; und am 22. September, den Küchenwünſchen der „Kleinen" Rechnung tragend: „Was die niedern Bedürfniſſe betrifft, bitte ich zur Grütze noch von jeder Nudel-Sorte ein Pfund packen zu laſſen, auch einige Zettel der Fabrik-Adreſſe und Behandlung der Nudeln. — ... Alles geht bei mir gut. Schiller iſt ſchon acht Tage bei mir und bringt durch ſeinen Antheil viel Leben in meine oft ſtockenden Ideen."

1795

Sonntag, den 11. Januar, fährt Goethe mit Heinrich Meyer nach Jena. „Da man doch einmal nicht in seiner Mutter Leib zurückkehren kann", schreibt er an C. G. Voigt (16. Januar), „so ist es wenigstens manchmal verjüngend, in den Uterus der Alma mater sich wieder zurück zu begeben." Die Heimkehr nach Weimar erfolgt am 23. Januar.

*

39. Christiane [Weimar, 12. Januar 1795.]

In aller Eile schreibe ich Ihnen[1] nur ein paar Worte. Ich bin noch sehr müde von der Redoute, wo es mir recht wohl gefallen hat, aber wie ich nach Hause, da gefiel mir es nicht. — — Mit der Gänseleberpastete habe ich mir alle Mühe gegeben, aber umsonst, es sind keine Gänselebern zu kriegen und keine Trüffeln.[2] Ich wünschte, daß Sie bald wieder zurückkommen und mich recht lieb haben. Leben Sie recht lieb. Der Kleine wünschte auch sehr, daß Sie möchten kommen.

[Beilage: August]

Lieber Vater,

ich bedauere recht sehr, daß Sie nicht bald wiederkommen, aber Sie werden mir schon was mitbringen.

Ihr lieber August.

40. Christiane [Weimar, 14. oder 16. Januar 1795.]

Mir ist es sehr leid, wenn ich mir denke, daß Sie vielleicht in der Kälte sich nicht wohlbefinden. Ich lasse mir

[1] Ihm [2] drisseln

es so wohl als möglich in den schönen Stübchen sein. Am Sonntag haben wir Ball gehabt bis frühe um 2 Uhr. Gestern war ich in der Komödie, wo es leidlich voll war, und sehr viel Beifall erhielt; die Schauspieler[1] spielten alle sehr gut, besonders aber die Madame Beck und Herr Malcolmi. Vor itzo ist weiter nichts vorgekommen. Ich wünsche mir, daß Sie bald wiederkommen; seien Sie doch so gütig und schreiben Sie mir ein Wort auf Sonnabend.

Morgen will ich mit der Matiegzeck auf dem Schlitten fahren, weil sie mir nicht ehr Ruh gelassen hat, bis ich es ihr versprochen habe. Die ist den ganzen Tag bei mir, und wenn ein Schlitten kommt, ist sie ganz unklug. Einstweilen wird sich auf die Redoute gefreut. Das Bübchen spricht den ganzen Tag von Ihnen; alleweile muß ihm Ernestine die Hand führen, daß er Ihnen[2] einen Brief schreiben will. Der gute Junge macht mir viel Freude. Leben Sie wohl und behalten mich recht lieb. Wenn Sie nicht bei mir sind, so sehe ich recht, wie lieb ich Sie habe. Adieu[3].

Vom 29. März bis zum 2. Mai war Goethe abermals mit Heinrich Meyer in Jena.

41. Goethe

Es geht mir, mein liebes Kind, hier recht gut, ich bin fleißig und mache meine Sachen weg. Beim schönen Wetter gehe ich spazieren, beim unfreundlichen bleibe ich

[1] Schuspieler [2] ihm [3] Adiege

zu Hauſe. Der Biskuit-Kuchen wird Sonnabends anlangen, und ich wünſche, daß Du ihn vergnügt verzehren mögeſt. Ich habe Dich recht lieb und werde Dir etwas mitbringen. Grüße den Kleinen. Wenn ich länger ausbleibe, ſo komm einmal herüber und bring ihn mit. Lebe recht wohl.

[Jena,] Freitag den 3. März [April] 1795. G.

Schicke mir doch ſechs Bouteillen Wein und eine gute Salvelatwurſt, denn was das Eſſen betrifft, lebe ich ſchlecht und theuer.

42. Goethe

Da ich an Geh. Rath Voigt einen Boten ſchicke, ſo muß ich Dir ſagen: daß es mir wohlgeht und daß ich beim übeln und ſchönen Wetter ſpaziere und arbeite. Was machſt denn Du und der Kleine? Wie iſt euer Oſterfeſt abgelaufen?

Ich bleibe noch einige Zeit hier; wenn Du einmal auf einige Tage herüber kommen willſt, ſo ſoll es mir lieb ſein. Dem Kleinen wird es viel Freude machen. Beſſer wäre es, ihr wartetet noch eine Woche, weil es alsdann ſchon grüner und anmuthiger iſt. Lebe recht wohl und liebe mich.

Die Chocolade fangt an zu fehlen. Schicke mir doch welche, auch Sonnabend wieder Wein. Jena, den 9. April 1795. Goethe.

43. Chriſtiane [Weimar, 9. April 1795.]

Daß Du Dich wohlbefindeſt, iſt mir ſehr lieb. Das Bübchen hat ſich außerordentlich gefreut; daß er zu Dir

kommen ſoll, freut ihn noch mehr. Er ſagt: „Wenn er doch nur da wär und ſähe, wie es ſo ſchön im Garten wird.“ Unſer Oſterfeſt iſt ſehr vergnügt abgelaufen. Die Schätzchen[1] ſind alle ſehr vergnügt geweſen; weil es ſchlechtes Wetter war, ſo wußten mir nicht recht, was mir anfangen ſollten. Da wurden 2 Violinen herbeigeſchickt [?] und die Damen ſpielten das Clavier und ſangen, endlich kamen noch 2 und ein Baß, und es wurde in meinem zukünftigen Zimmer getanzet, und ſo blieben ſie bis 2 Uhr. Ich kochte Thee, und dann ſchieden ſie, wovon ich Dir noch mündlich manches zu erzählen habe. Chocolade folget 2 Pfund, der Wein ſoll auch beſorget werden.

Mit dem nüberkommen weiß [ich] nicht gewiß, weil ich wieder 3 Tage ſehr krank geweſen bin. Itzo bin ich wieder beſſer; wenn es nur ſo bleibt, ſo will ich auf den Sonnabend ſchreiben, wenn mir künftige Woche denken zu kommen. Leb wohl und behalt mich nur recht lieb; ich wünſche mir immer ſchon, Du wärſt wieder da. Da Du aber ſo lange drüben bleibſt, ſo wäre es wohl billig, daß Du mir was Seife mitbrächteſt. Doch ich meine nur ſo. Adieu, mein Lieber, denke ſo viel an mich wie ich an Dich. Viel Dank vom Bübchen und viel Grüße.

Die Chocolade iſt theuer, das Pfund 1 Thaler 12 Groſchen.

44. Goethe

Hiermit, mein Liebchen, ſchicke ich Dir fünf leere Bouteillen und ſogar die Stöpſel dazu, damit Du ſiehſt,

[1] Schatz

daß ich ein gut Beispiel in der Haushaltung nachzuahmen weiß. Es freut mich, wenn ihr euch lustig gemacht habt, ich dachte schon, das Wetter hätte euch den Spaß verdorben.

Sonntag Abends kommt Meyer hinüber und bleibt die Nacht. Er wird Dich an den Mangold erinnern. Das Säckchen liegt in meiner Bibliothek, und Du wirst wohlthun, wenn Du ihn bald in die Erde schaffst.

Richte Dich ein, wenn Du herüberkommst, daß Du einige Tage bleiben kannst. Grüße mir das Bübchen. Ich wünsche zu hören, daß Deine Uebel leidlich sind, wenn sie nicht sich bald gar entfernen. Lebe recht wohl.

Jena, den 10. April 1795. G.

45. Christiane [Weimar, 11. April 1795.]

Hier folgen 6 Bouteillen[1] Wein. Ich hätte mir nicht gedacht, daß Du so lange in Jena bleiben würdest. Den Dienstag oder Mittewoch komme ich mit dem Bübchen, der freut sich sehr. Das Kind hat sein Väterchen sehr lieb, aber das Mütterchen auch. Ich freu mich auch, Dir näher zu kommen. Daß ich nicht ehr kam, ist die Ursache, weil ich es dann den Leuten erst gewiß schreiben muß, wenn mir kommen wollen, und habe auch noch viel auf dem Acker und Gärten zu besorgen; im untern Garten hoffe ich in 8 Tagen so, daß er so ziemlich in Ordnung sein [wird], im Hausgarten sieht es auch recht gut aus. Wenn Du rüberkommst, kann ich Dir von dem Blattkohl vor-

[1] Buteljen

hohen geiſtigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Taſſo noch, obgleich in traurigem Zuſtande; doch wirkten ſeine Gedichte auf alle vorzügliche Geiſter. Die Verskunſt hatte ſich ſo weit verbreitet, daß ſchon Improviſatoren hervortraten und ein junger Mann von freiern Geſinnungen des Talents entbehren durfte ſich reimweis auszudrücken. Sprachſtudium, Grammatik, Red- und Stylkunſt wurden gründlich behandelt, und ſo wuchs in allen dieſen Vorzügen unſer Jüngling ſorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und zu Roß, die edle Fecht- und Reitkunſt dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte und der damit innig verbundenen Charakterſtärke. Das wüſte Treiben früherer Kreuzzüge hatte ſich nun zur Kriegskunſt und zu ritterlichem Weſen herangebildet, auch die Galanterie in ſich aufgenommen. Wir ſehen den Jüngling wie er mehreren Schönen, beſonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchſt unglücklich wird als ihn die eine, die er ſich anzueignen, mit der er ſich ernſtlich zu verbinden gedenkt, hintanſetzt und einem Unwürdigen ſich hingiebt. Sein Schmerz iſt gränzenlos und um ſich Luft zu machen beſchließt er, im Pilgerkleide, nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Conſtantinopel, wo ſein treffliches, einnehmendes Weſen die beſte Aufnahme gewinnt. Nach Art ſeiner früheren Studien wirft er ſich gleich auf die italiäniſchen Sprachen, verſchafft ſich zuerſt eine Ueberſicht der türkiſchen Literatur, Landesart und Sitten, und begiebt ſich ſodann, nicht ohne Bedauern ſeiner neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls in die alterthümliche Welt und ihre Spuren in der neueren auf das ernſtlichſte zu ſuchen und zu verfolgen: von Cairo

ſehen. Du wirſt Dich wundern, wie ſchön er ſteht, die 2 Länder am Altärchen. Der Garten macht mir viel Freude, ich komme beinahe nicht weg. Heute will ich in [den] alten Garten und alsdann in die Komödie. Leb wohl und behalt mich [lieb] und mache ja nicht ſo viel Augelchen. Mit mir iſt nichts zu befürchten, denn ich ſehe erbärmlich aus und habe Dich auch gar ſehr lieb. Ich freue mich recht ſehr auf die Reiſe.

Adieu, mein Lieber. Dieß Journal[1] ſchicke wieder, wenn Du es geleſen, die ſechs Exemplare[2] von ‚Wilhelm' will ich mitbringen oder Herr M[eyer].

*

Am 14. April fuhr Chriſtiane mit Auguſt nach Jena; ihre Rückkehr nach Weimar erfolgte am 16. (oder 17.).

*

46. Chriſtiane [Weimar, 16. (oder 17.) April 1795.]

In der größten Eile ſchreibe ich Dir, mein Lieber, daß mir glücklich angekommen ſind, und hier folgt das verlangte[3] Bier und Wein, ich will wünſchen, daß es Dir recht gut ſchmecken möge. Leb wohl und behalt mich lieb.

47. Chriſtiane [Weimar, 18. (oder 19.) April 1795.]

Mit den Pflanzen haſt Du mir, mein Lieber, eine Freude gemacht, hier ſind ſie noch ſehr theuer; ſie werden auch gleich gepflanzet. Heute habe ich auch dem Bübchen etwas ausgenommen [?], ich wünſchte, ich hätte das

[1] Schon Nebl. [2] Ex. Semdelar [3] velamtem

Rothe hüben, ich ließ' ihm gleich ein Röckchen machen. Ich habe erſt geſtern wieder geſehen, daß es vor Kinder gar gut läßt. Wenn Du nicht bald rüberkommſt, ſo ſchicke mir es, ich will ihm eins machen laſſen. Ich bin recht wohl und das Bübchen auch, wir haben Dich ſehr lieb und ſprechen immer von Dir. Leb wohl und komm bald wieder. Das Bübchen läßt Dich grüßen. Der Wein iſt angekommen.

48. Chriſtiane [Weimar, 19. (oder 20.) April 1795.]

Daß Du heute oder morgen nicht kommen werdeſt, mein Lieber, hätte ich nicht geglaubt. Ich hatte ſchon alle Anſtalten gemacht. Aber künftige Woche doch. Mir wird die Zeit ſehr lang. Ich wollte, ich wär noch bei Dir, ohne Dich iſt doch alles nichts. Der Kleine war auch ganz betrübt, als er hörte, daß Du noch nicht kämſt. Er läßt Dich recht ſchön grüßen. Leb wohl und denke an mich und behalt mich lieb. Hier folget der Wein. Wenn Du noch ohne viele Koſten von den Pflanzen haben kannſt, ſie ſind ſehr ſchön. Weil Du ſo lange drüben bleibeſt, werde ich wohl etwas Seife bekommen. Adieu.

*

Ende Juni begibt Goethe ſich nach Jena und reiſt am 2. Juli nach Karlsbad ab, wo er am 4. abends eintrifft, um eine vierwöchige Badekur zu gebrauchen.

*

49. Goethe

Eh ich weggehe, muß ich Dir noch, mein Liebchen, ein Wort ſagen, daß ich Dich liebe und an Dich denke.

Donnerstag früh gehe ich weg und küsse Dich und den Kleinen in Gedanken. Hier geht mirs wohl. Lebe wohl und denke mein. Aus dem Karlsbad schreib ich Dir gleich.
Jena, den 2. Juli 1795. G.

50. Goethe

Nachdem ich leidliche und böse Wege zurückgelegt, bin ich glücklich in Karlsbad angekommen. Die ersten Tage waren sehr regnicht, jetzt fängts an besser zu werden. Ich habe angefangen den Brunnen zu trinken und habe viel Bekanntschaft gemacht. Ängelchen setzts auch genug, dabei wünsche ich mir, daß ich Dir die Felsen und Gegenden zeigen könnte. Einige Spaziergänge sind sehr schön. Hier schicke ich euch eine Schachtel getrocknetes Obst. Grüße den Kleinen. Ich freue mich schon, das Haus wieder recht ordentlich zu finden. Lebe wohl und behalte mich lieb.
Karlsbad, den 7. Juli 1795. G.

51. Goethe

Dem Fuhrmann, der Herrn von Oppels Küch und Keller hergebracht hat, gebe ich dieß Blatt an Dich mit. Es ist mir bisher recht wohl gegangen, der Brunnen bekommt mir gut und fegt alles Böse aus; ich hoffe, recht ausgespült zu Dir zu kommen. Die Gesellschaft ist sehr zahlreich und angenehm, es gibt manchen Spaß und Ängelchen die Menge, wobei ich mich immer mehr überzeuge:

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am besten.

Ein schöner Taft wird meinen kleinen Schatz erfreuen, sie sind so schön hier, daß einem die Wahl weh thut. Und noch was, das Du gerne hast.

Lebe wohl, grüße und küsse Gusteln. Adieu. Liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nichts Bessers sehe, als Dich zu lieben und mit Dir zu leben.

Hier kommt gleich etwas zum Vorschmack.

Karlsbad, den 15. Juli 1795. G.

Grüße Meyern.

52. Goethe

Nun bin ich vierzehn Tage hier und sehne mich herzlich wieder nach Hause. Die Cur schlägt sehr gut an, obgleich das Wetter ganz abscheulich ist. Ich lebe sehr zerstreut, den ganzen Tag unter Menschen, es werden viel Augelchen gemacht, die Dir aber keinen Abbruch thun, denn man sieht erst recht, wie sehr man Ursache hat, seinen treuen Hausschatz zu lieben und zu bewahren.

Alle Hoffnung auf Arbeit, und was ich hier vornehmen wollte, muß ich aufgeben und bringe meine Papiere zurück, wie ich sie mitgenommen habe. Dagegen will ich im August in Deiner Nähe desto fleißiger sein. Lebe wohl. Ich freue mich auf Dich, aufs Bübchen und auf unser Haus und Hauswesen, und damit der Brief nicht ganz leer geht, lege ich Dir etwas bei. Adieu, liebe mich.

Karlsbad, den 19. Juli 1795. G.

53. Goethe

Nun fängt, mein liebes Herz, die Sehnsucht nach Dir und dem Kleinen mich wieder an zu beunruhigen, und ich zähle die Tage, nach denen ich euch wiedersehen werde. Das Wasser bekommt mir sehr wohl, und ich hoffe alles hinwegzuspülen, was mich künftigen Winter quälen könnte. Ich habe auch keinen Augenblick hier gehabt, in dem ich die mindeste Unpäßlichkeit gespürt hätte. Die nothwendigen Sachen sind hier sehr wohlfeil, am meisten gebe ich aus, weil ich, wegen der Gesellschaft, nicht von Conzerten, Bällen und dergleichen mich ausschließe. Ich sehe viel Menschen, und das macht mir viel Vergnügen. Dafür wollen wir denn auch wieder recht allein sein. Der Taffent ist gekauft, ich hoffe, er soll Dir gefallen. Die Augelchen nehmen sehr ab, denn es kann von beiden Seiten kein Ernst werden. Behalte mich nur recht ernstlich lieb. Wenn ich nach Jena komme, schicke ich Dir einen Boten und frage, wie es zu Hause aussieht? ob ich kommen kann, oder ob Du mich in Jena besuchen willst? Lebe wohl, küsse den Kleinen, grüße Meyern und behalte mich recht lieb. Karlsbad, den 25. Juli 1795. G.

54. Goethe

Dieser Brief kann noch vor mir bei Dir ankommen, ich werde ihm aber bald folgen. Es geht mir sehr wohl, und das Wasser ist mir ohngeachtet des abscheulichen Wetters gut bekommen. Ich habe nun zu trinken aufgehört und bereite mich zur Abreise. Die Gesellschaft ist

ſehr angenehm, und ich gehe vielleicht noch einige Tage zu. Ich freue mich herzlich, Dich wiederzuſehen und Dir zu ſagen: daß zu Hauſe, bei ſeinem Liebchen, das Beſte in der Welt iſt, denn am Ende wers nicht hat, ſucht ein Zuhauſe und ein Liebchen. Grüße das Kind, ich weiß noch nicht, was ich ihm mitbringe, fürs Mütterchen war ſchon eher geſorgt. Ich hoffe, ihr werdet wohlſein, im Hauſe wird die Arbeit zurucken, und ich werde euch vergnügt antreffen. Lebe recht wohl, grüße Herrn Meyer und behalte mich lieb. Karlsbad, den 29. Juli 1795.

G.

*

Kurz vor ſeinem Geburtstag, am 25. Auguſt, wird Goethe durch den üblen Zuſtand der Poch- und Schmelz-Werke in Ilmenau dorthin gerufen. Der kleine Auguſt durfte ihn begleiten. Die Rückkehr nach Weimar erfolgte am 5. oder 6. September.

*

55. Goethe

Wir kommen, meine Liebe, nicht zurück, wie Du uns erwarteſt. Es finden ſich der Geſchäfte ſo viele, daß ich wohl noch acht Tage hier bleiben muß. Ich behalte den Kleinen bei mir, er iſt ſo artig, als ſich nur denken läßt. Er hat ſchon vieles geſehen: den Schacht, das Pochwerk, die Porzellanfabrik, die Glashütte, die Mühle, worauf die Marmorkugeln zum Spiele der Kinder gemacht werden, und überall hat er etwas mitgenommen und ſpricht gar artig von den Sachen. Dann hält er ſich zu allen Leuten und iſt ſchon überall bekannt. Hier ſchickt er Dir einen weißen Pfefferkuchen, den er ſelbſt gern gegeſſen hätte.

Grüße Herrn Meyer und ſage ihm: er möchte das Waſſer recht fleißig trinken. Wenn etwas an mich angekommen iſt, ſo ſchicke es mir durch Venten, der Dienstag herausfährt. Guſtel grüßt Dich recht ſchön; er ſitzt eben auf dem Canapee, ich habe ihn ausgezogen, und wir ſind die beſten Freunde. Lebe wohl, behalte uns lieb. Ilmenau, den 29. Auguſt 1795.

56. Goethe

Nun, mein Liebchen, werde ich bald wieder bei Dir ſein, Sonntag früh gehe ich hier ab. Es iſt mir und dem Kleinen recht wohl gegangen. Wir haben gutes Wetter und mitunter recht ſchönes gehabt, heut iſt ein herrlicher Tag. Der Kleine iſt gar zu artig und freut ſich über die vielen Sachen und Arbeiten, die er ſieht, er behält alles recht gut und fragt gar vernünftig. Er hält ſich mit allen Leuten. Ich hab ihm einen Berghabit machen laſſen, und morgen, da die Bergleute einen Aufzug haben, ſoll er mitgehen. Das macht ihm großen Spaß, aber in die Kirche will er nicht mit hinein. Er bringt Dir eine Taſſe mit, die man ihm geſchenkt hat, und füttert ſich überhaupt aufs beſte. Des Morgens um 5 Uhr ſind wir wach, Abends aber gehts auch bald zu Bette. Lebe wohl, ich hoffe Dich wohl und das Haus in guter Ordnung zu finden. Ich bringe einen Wildpretsbraten mit und will nächſte Woche Gäſte darauf bitten. Lebe wohl und liebe uns. Ilmenau, den 2. September 1795.

G.

*

Im folgenden Monat mußte Christiane, die abermals einer Entbindung entgegensah, den Gatten wieder einige Zeit entbehren, da ihn der Herzog Karl August zu sich nach Eisenach berief. Goethe verließ Weimar am 11. Oktober und kehrte erst am 20. (oder 21.) heim.

*

57. Goethe

Nur so viel, mein liebes Kind, daß ich in Eisenach bin und wohl so bald nicht fortkomme; ich hatte nicht ohne Grund gesorgt, denn die Österreicher sind mit 60 tausend Mann über den Main gegangen und werden sich wohl um Frankfurt herum mit den Franzosen balgen.

Lebe wohl, schicke, was an mich kommt, nur Herrn Geh. Rath Voigt; die Sachen treffen mich noch hier. Küsse den Kleinen. Eisenach, den 13. October 1795.

G.

58. Christiane

Dein Brief, mein Lieber, hat mich wieder getröstet, denn hier spricht man schon, als wären die Truppen schon in Eisenach, und noch nie ist mir ein Abschied schwerer worden als dieser. Ich habe mich die paar Tage gar nicht beruhigen können, aber daß Du mir schriebst, danke ich Dir herzlich. Daß ich weiß, daß Du mir noch so nah bist, macht mich wieder etwas froh. Ich dächte, wenn es nicht besser wird, käme der Schatz bald wieder, ich will einstweilen alles in Ordnung bringen lassen. Aber der Koffer und die arme Frau Räthin kommt mir den ganzen Tag nicht aus den Gedanken. Der Kleine lernt sehr artig und spricht immer von Dir. Er läßt Dich recht schön grüßen

und bittet auch, das Väterchen möchte bald wiederkommen. Laß nur manchmal ein paar Worte von Dir hören, wo Du bist, mein Lieber. Leb wohl und [behalt] mich recht lieb.

Weimar, den 16. O[ctober 1795].

59. Goethe

Du kommst um den Muff und das Kind um die Pelzmütze, denn ich gehe nicht nach Frankfurt, sondern komme bald wieder. So viel habe ich Dir nur melden und Dich schönstens grüßen wollen. Eh ich von hier abgehe, schreibe ich Dir wieder, vielleicht bleibe ich einige Tage in Gotha. Lebe wohl. Küsse den Kleinen. Eisenach, den 16. October 1795. G.

60. Christiane

Lieber, daß Du so fleißig an mich denkst, freut mich sehr. Hier spricht man, Du kämst wieder zurücke. Eine große Freude wär es für mich, wenn es wahr wär; im Hause sollst Du alles in Ordnung finden. Es ist auch Wein angekommen. Ich bin leidlich wohl und gräble noch immer herum. Das Bübchen ist gesund und munter, fragt aber immer nach Dir und spricht: „Wenn ich nur mit dem Vater wär!“ Er ist gestern zu dem Prinz Bernhard geladen worden und dagewesen, und es hat ihm sehr wohl gefallen und er hat sich auch gut aufgeführt und wird soeben wieder eingeladen, das auf heute Nachmittag. Da ist er sehr glücklich. Herders August ist hier und läßt sich bestens empfehlen, er hat mich schon 2mal besucht.

Aus diesen Briefen, die hier folgen, wirst Du sehen, was angekommen ist, ich habe es in gute Verwahrung genommen, mein Wunsch ist, Dir es recht bald überliefern zu können. Leb wohl und behalt mich lieb.

Weimar, den 16. O[ctober 1795].

*

„Heute komme ich nicht, mein Lieber," schreibt Goethe am 25. Oktober an Schiller, „aber ich hoffe bald. Jeden Tag erwarte ich einen neuen Weltbürger in meinem Hause, den ich doch gern freundlich empfangen möchte"; und wieder am 28., mit Bezug auf Schillers zweijähriges Söhnchen Karl: „Das Schwiegertöchterchen säumt noch." Zwei Tage später, am 30. October, gebar Christiane einen Sohn, und Goethe beeilt sich, das frohe Ereignis alsbald (1. November) dem Freunde in Jena mitzuteilen: „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichtrischen Familie für ein Mädchen zu sorgen. Ich komme nun bald." Am 5. fuhr Goethe nach Jena.

*

61. Goethe

Ich bin hier recht vergnügt und fleißig, wenn ich nur auch wüßte, daß Du und der Kleine recht wohl bist. Laß mir doch so bald als möglich ein Wort schreiben. Vielleicht bleibe ich bis zu Ende der Woche hier, denn im stillen Schloß läßt sichs recht gut denken und arbeiten. Abends bin ich bei Schillern, und da wird bis tief in die Nacht geschwätzt. Ich wünsche Dich recht wohl zu wissen, und daß der Kleine brav trinkt, ißt und zunimmt. Lebe recht wohl und behalte mich lieb.

Jena, den 9. November 1795. G.

zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Catharina zu verehren, und kehrt, wie von einer Lustreise, zur Hauptstadt Aegyptens zurück: gelangt, von da zum zweitenmale abreisend, in sechzehn Tagen nach Jerusalem, wodurch das wahre Maaß der Entfernung beider Städte sich unserer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er sich vom Erlöser, wie früher schon von der heiligen Catharina, Befreiung von seiner Leidenschaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor gewesen, die bisher Angebetete für die einzige zu halten, die eine solche Huldigung verdiene; seine Abneigung gegen das übrige weibliche Geschlecht ist verschwunden, er sieht sich nach einer Gemahlin um und schreibt seinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszusuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung seiner Freunde von Constantinopel, am meisten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capigbi, die besten Dienste thun, reis't er mit dem vollständigen Begriff dieser Zustände weiter, erreicht Damaskus, sodann Aleppo, woselbst er sich in syrische Kleidung hüllt und seinen Bart wachsen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, schicksalbestimmendes Abenteuer. Ein Reisender gesellt sich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgischen Christin, die sich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhalt, nicht genug zu erzählen weiß, und Valle verliebt sich, nach ächt orientalischer Weise, in ein Wortbild, dem er begierig entgegen reis't. Ihre Gegenwart vermehrt Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet, doch geben beide seiner ungestümen Leidenschaft nur ungerne nach; ihre geliebte, anmuthige Tochter von sich zu lassen, scheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird sie

62. Chriſtiane

Es thut mir leid, daß ich Dir nicht ſchreiben kann, daß wir beide wohl ſind. Ich bin recht wohl, ſo daß ich außer Bette ſein kann. Aber das Kleine iſt ſeit 2 Tagen ſehr matt und ſchläft den ganzen Tag. Und wenn es eſſen und trinken ſoll, ſo muß man es aufwecken. Und da ißt es auch. Der Doctor und die Liebern tröſten zwar gut, aber ich läugne es nicht, ich bin ſehr ängſtlich dabei. Ich wollte Dir, mein Lieber, erſt nichts ſchreiben, aber es iſt doch beſſer, Du weißt es, und deßhalb ſchicke ich Dir einen Boten[1], daß ich auch gleich ein Wort von Dir höre und etwas getröſtet werde. Durchlaucht[2] Herzog hat heute ſchon 2mal geſchicket, ob Du noch nicht zurück wärſt. Der Guſtel läßt Dich ſchönſtens grüßen und freut ſich, Dich bald wiederzuſehen. Sei ſo gut und ſchreibe mir ein Wort zu meinem Troſt. Leb wohl, zu Ende der Woche erwarte ich [Dich]. Behalte mich lieb.

Weimar, den 10. N[ovember 1795.]

* *

Dieſer Beſorgnis erregende Brief bewog Goethen, ſofort nach Weimar zurückzukehren. Wenige Tage ſpäter, am 16. November, ſtarb das Söhnchen. Goethes Brief an Schillers Frau vom 17. beginnt mit den Worten: „Der arme Kleine hat uns geſtern ſchon wieder verlaſſen, und wir müſſen nun ſuchen durch Leben und Bewegung dieſe Lücke wieder auszufüllen."

[1] bamberm [2] Durat

1796

Am 3. Januar begibt Goethe sich für zwei Wochen nach Jena.

*

63. Goethe

Ich muß Dir nur sagen, meine Liebe, daß es mir ganz wohl geht. In acht Tagen hoffe ich mit dem siebenten Buche zu Stande zu sein, und dann werde ich vergnügt zurückkehren. Alle Morgen gehe ich spazieren und die Abende war ich bei Schillern. Nun bin ich auf drei Abende in die Stadt geladen, und damit geht die Zeit so hin. Das Wetter begünstigt mich sehr, und in allem befinde ich mich leidlich. Die Götzen kocht nicht übel, nur, weil sie im Ofen kocht, sind die Sachen wohl einmal rauchrigt. Vor einigen Tagen hatte ich Gäste, die mir meinen Keller ziemlich aufräumten. Dagegen hat Herr von Miltau mir wieder englisch Bier zukommen lassen. Lebe recht wohl. Der Preßkopf und das Leberwürstchen dauert noch. Von Wein schicke mir etwas Werthheimer, aber kein Bier. Lebe wohl, grüße Gusteln und behalte mich lieb.

Jena, den 3. Januar 1796. G.

64. Christiane

Du mußt mir verzeihen, daß ich am Mittewoche nicht geschrieben habe, ich war aber sehr krank. Ich habe doch schon immer über meinen Magen geklagt und am Dienstag,

wie Schmidts[1] bei mir waren, ein bißchen zu viel Eis gegessen. Die Nacht war ich recht krank, und den ganzen Mittewoch mußte[2] ich im Bette liegen. Es ist aber wieder vorüber, und ich befinde mich und das Kind recht wohl. Das Bübchen wünschte sehr, daß sein Väterchen wiederkäme, mir ist es auch, als wärst Du schon sehr lange weg. Ich freu mich aber sehr, da ich aus Deinem Briefe sehe, daß Dir es wohl geht und Du vergnügt bist. Leb wohl und behalte uns recht lieb.

Weimar, den 9. J[anuar 1796]. C. V.

Hier schicke 3 Bouteillen Werthheimer und Eine Rheinwein.

65. Goethe

Du besorgst, mein liebes Kind, die inliegenden Packete nach den Aufschriften.

Mir geht es recht wohl, und ich werde wohl mein siebentes Buch zu Ende bringen.

Wenn Du auf den Sonntag, wird sein der 17., wohl bist und es hübsch Wetter ist, so könntest Du mich abholen. Du müßtest aber unsern gewöhnlichen Kutscher nehmen, denn der letzte Wagen stieß abscheulich.

Du kämst morgens bei Zeiten und äßest mit mir, und wir führen etwa um drei Uhr wieder ab.

Schreibe mir gleich Antwort, ob Du kommen willst, damit ich mich darauf einrichte.

[1] Schmidts [2] muß

Auf alle Fälle schickst Du mir den Wagen; aber, wie schon gesagt, den gewöhnlichen. Wenn Du kommst, bringst Du das Bübchen mit. Grüße es recht schön, und behalte mich lieb, ich freue mich, Dich hier zu sehen.

Jena, den 12. Januar 1796. G.

66. Christiane [Weimar, 13. Januar 1796.]

Keine größere Freude, mein Lieber, hättest Du mir nicht machen können als die, daß ich Dich abholen soll. Es ist sehr gehuppst worden, und das Bübchen hat mit gehuppst. Ich komme Sonntag ganz gewiß, wenn es nur leidlich Wetter ist. Sollte es aber ganz schlechtes Wetter sein, so dächte, Du bliebst noch einen Tag, und wir kämen den Montag. Schreibe mir noch ein Wort, ob Dir es so recht ist, und ob ich bei dem Schloß absteigen soll oder vor der Post. Ich dächte, weil wir uns nicht lange aufhalten, ich stieg' bei dem Schloß ab, doch schreibe mir, ob es Dir recht ist. Ich freu mich sehr darauf[1], mit Dir herüberzufahren. Ich denke, den Sonntag, wenn es nur ein bißchen leidlicht ist, um 10 Uhr bei Dir zu sein, und wir wollen recht vergnügt sein.

Ich und das Bübchen sind recht wohl und bald vor Freuden unklug. Ich will auch den Freitag nicht so lange auf der Redoute bleiben, damit ich den Sonntag recht heiter bin. Gestern waren ‚Die Geschwister', und die Madame Becker verdiente durch ihr schönes Spiel würklich ein Präsent. Überhaupt ist es sehr gut gespielt worden

[1] da ruf

und hat allgemein gefallen, daß man den abſcheulichen ‚Prozeß' gar nicht darauf ſehen konnte. Leben Sie wohl, es bleibt dabei, mir kommen. Das Bübchen läßt Dich vielmals grüßen. Behalte uns beide lieb.

67. Goethe

Ich erwarte Dich mit Freuden, mein liebes Herz, auf den nächſten Sonntag früh. Das Wetter wird hoffentlich gut bleiben, nimm aber doch meinen Pelz mit und wickle Dich und das Kind recht ein. Mein ſiebentes Buch iſt fertig und das achte wird auch bald nachfolgen. Wie angenehm iſt mirs, daß ich denken kann, Dich bald in meiner Stube zu ſehen. Du fährſt nur gleich im Schloſſe an, und ich will beſtellen, daß das Bübchen aufs Cabinet kann. Lebe recht wohl und liebe mich. Jena, den 15. Januar 1796.

G.

*

Aus unbekannten Gründen unterblieb Chriſtianens Beſuch in Jena, Goethe kehrte bereits am 17. Januar nach Weimar zurück. — Vom 16. Februar bis zum 16. März iſt Goethe in Jena.

*

68. Chriſtiane [Weimar, 17. oder 18. Februar 1796.]

Mein Wunſch iſt, mein Lieber, daß Dich dieſer Brief recht wohl und vergnügt antreffe. Wir beide illuminiren ſehr ſtark — und wenn das ſo fortgehet, werden mir das Buch in Deiner Abweſenheit beinahe fertig bringen. Müller hat das Krautland angeſehen, es iſt ſehr nah von unſerm Garten aus, ungefähr ſo lang wie Treuters

Garten und über die Hälfte breit. Es hat sehr wenig Abgaben, und der Besitzer bietet es 60 Thaler. 55 Thaler sind ihm schon geboten, er will aber nicht anders als 60 Thaler. Müller sagt, es wärs werth. Mittag um 2 Uhr will ich mitgehen und es ansehen. Nun schreiben Sie uns Ihre Meinung. Bloß bittet um Nachricht, wo er das Geld bekomme vor die 12 Mann Statisten und 4 Jungen zu löhnen.[1] Ob er es auslegen soll oder an wen er das Zettelchen machen soll. Leben Sie recht wohl und behalten mich lieb.

69. Goethe

Ich habe Dir gestern gleich wegen des Krautlandes geschrieben. Wie gesagt, wenn es Dir gefällt, so kaufe es, denn diese Fleckchen werden täglich theurer werden. Liegt es denn am Bache oder wo? beschreibe mir es doch genauer.

Mit dem Essen geht es mir wieder recht schlecht, schicke mir einige Flaschen oberweimarisches Bier.

Das beikommende Packet schickt Du an Graf Dumanoir, wie die Adresse ausweist. Lebe recht wohl und behalte mich lieb.

Jena, den 19. Februar 1796. G.

Sage Deinem Bruder, daß ich das für Böttcher bald schicken werde.

Du bist doch die Abende, besonders wenn Du in die Komödie gehst, hübsch besorgt, daß das Haus nicht allein steht?

[1] Idien

19. Februar 1796

Nimm den eingeſiegelten Schlüſſel hervor in Dein Schreibepult. G.

Bloß meldet ſich wegen ſeines Aufwandes bei der Fräulein von Göchhauſen.

70. Chriſtiane [Weimar, 20. Februar 1796.]

Alleweile komm ich wegen des übelen Wetters ganz müde vom Krautland zurück und bin mit der Lage ſehr zufrieden, es liegt ganz an der Lotte, nicht weit von Knebels Garten, mir gefällt es ſehr. Müller will es handeln. Und wenn Du wiederkömmſt, wollen mir zuſammen hin gehen. Es wird Dir gewiß gefallen. Du biſt doch wohl? Daß es mit dem Eſſen ſchlecht gehet, thut[1] mir ſehr leid. Wenn ich Dir nur kochen könnte! Das arme Bübchen iſt ſehr krank geweſen, aber heute iſt er doch wieder außer Bette, er hatte ſich ſehr ſtark verkältet. Er hat mir nicht Ruhe gelaſſen, ich ſollte es dem Väterchen ſchreiben. Du brauchſt Dir aber keine Sorgen zu machen, denn er iſt heute wieder ganz munter und will wieder illuminiren. Er freut ſich, das Väterchen abzuholen.

Wegen des Hauſes kannſt Du ohne Sorge ſein. Das Schlüſſelchen habe ich, ſobald Du weg warſt, zu mir genommen.

Jzo bin ich fleißig und bringe wieder alles in Ordnung und freue mich, Dich bald wieder zu ſehen, denn ohne Schatz will mir es in dem Hauſe gar nicht gefallen. Willſt doch ſo gut ſein und wegen der Köchin[2] mit der Trabitius[3] reden. Jch habe mit ihr ausgemacht: wenn

[1] thu [2] Nach geſtrichenem neuen [3] trabitzgus

ſie ein gutes Lob hätte, wollte ich ſie nehmen; wenn das nicht wär, ſo muß ich mich nach einer andern umſehen.

Leb wohl und behalt uns beide lieb.

71. Goethe

Ich habe beim Einpacken das Beſte vergeſſen, nämlich das ſiebente Buch meines Romans und die Papiere, die ſich aufs achte beziehen. Es liegt alles beiſammen in dem Schreibtiſche an der Thüre, in der unterſten Schublade nach dem Ofen zu. Packe nur alles, was in dieſer Schublade liegt, wohl zuſammen und ſchicke mirs durch Auguſt Herder, der Dir dieſen Brief überbringt. Wenn der Schlüſſel, wie ich vermuthe, eingeſchloſſen iſt, ſo kannſt Du mit dem Schlüſſel, den ich hier überſchicke, das rechte Schränkchen meines Schreibetiſches aufmachen, wo Du ihn bald erkennen wirſt; ſchicke mir den Schlüſſel mit den Papieren wieder zurück und lebe recht wohl. Jena, Sonnabend, den 20. Februar 1796. G.

72. Chriſtiane

Hier, mein Beſter, ſchicke ich Dir, was Du verlangſt, es iſt alles, was in der Schublade war. Das Büchchen iſt wieder beſſer. Es bittet ſich was vom Jenaiſchen Conditor vom Väterchen aus und läßt Dich ſchönſtens grüßen. Der ‚Knicker' iſt geſtern ſehr gut gegangen, man iſt allenthalben mit dem neuen Sänger zufrieden, freut ſich über ſeinen ſchönen Geſang und ſeine gute Ausſprache und ſaget, das Übrige werde ſich ſchon geben. Er kann auch

mit applaudiren zufrieden ſein, welches denn freilich[1] alles von den Schätzchen herkam. Er hat aber mit einer Dreuſtigkeit geſpielt, die unglaublich iſt. Zum Roman wünſche ich den beſten Humor, und daß das 8. Buch bald fertig werde, damit ich Dich bald wieder bei mir habe, denn ich bin den ganzen Tag allein. Die arme Werner iſt auch ſehr unglücklich, ihr Bruder, der Muſicus[2], hat auf einmal 2 Blut-Stürze bekommen, und weiß niemand, wovon, und iſt ſehr ſchlecht. Da kommt die auch nicht zu mir. Morgen will ich mir die Zeit mit bügeln vertreiben.

Leben Sie wohl und [behalten] mich lieb.

Mit der Köchin vergiß nicht.

Weimar, den 21. F[ebruar 1796]. Chriſtiana.

73. Chriſtiane

Hier folget wieder Bier; keine leeren Flaſchen habe ich nicht bekommen, ſehen Sie darauf, daß ſie Geiſt ordentlich rüberſchickt. Der Köchin will ich heute durch die Boten-Frau ſagen laſſen, daß ich ſie nicht brauchen könnte; mit der Bedingung iſt es geſchehen.

Ich habe aber zu Hauſe eine[3] ſchöne Entdeckung gemacht. Weil ich allemal, wenn Sie verreiſen, den Hausſchlüſſel zu mir nehme, ſo ſehe ich ihn vorgeſtern Abend an der Wand hängen, und da fiel mir, ich weiß nicht wie, ein: der ſieht aus wie dein Capital[4]! ich hin und probirt, ſo ſchloß er meine Thür und Kammer, hinten bei mir meine Wäſchekammer und alles! Nunmehr weiß ich, wie

[1] freulin [2] Mußlich kus [3] Nach geſtrichenem unfällige Weiſe [4] kabbital

mir meine Betttücher und alles, was mir gefehlt hat, genommen worden iſt. Der hat auch, ehe ich das Vorlege-Schloß vorlegte, meinen Weinkeller geſchloſſen. Es muß der eigentliche Hausſchlüſſel gar nicht ſein. Es iſt ein ordinärer Hauptſchlüſſel, ich will ihn alſo verſchließen und heute den Schloſſer einen ordinären Hausſchlüſſel machen laſſen, denn den kann ich nicht wieder zum Hausſchlüſſel hergeben. Das iſt wieder ein neuer Beweis, daß man in einem Haus nicht genug auf alles Acht haben kann. Ich bin itzo noch immer mit der Wäſche beſchäftigt und befinde mich leidlich. Und das Bübchen iſt wieder recht wohl, grüßt ſein Väterchen ſchönſtens, und danken von Herzen vor das Überſchickte. Es freut ſich das Mütterchen und das Bübchen auf das Abholen. Ich dächte, mir machten es wieder wie das vorige Mal. Denn, weil die Werner nicht mit kann, mag ich auch nicht gern allein bei den Leuten bleiben. Du wirſt uns ſchon ſchreiben, wann mir kommen ſollen.

Leb wohl und vergnügt und behalt uns ſehr lieb.

Weimar, den 24. F[ebruar 1796].

74. Chriſtiane [Weimar, 27. Februar 1796.]

Mit meiner Wäſche bin ich nunmehro in Ordnung, nun will ich künftige Woche ſcheuern und reine machen laſſen, wenn es nicht ſo erbärmlich kalt iſt. Es ſcheint, als wenn es noch wieder werden wollte, wir können beinahe hier auf dem Schlitten fahren. Und geſtern konnten mir die Zimmer zur Geſellſchaft gar nicht erheizen. Heute will

ne Gattin und er gewinnt dadurch für Leben und Reiſe
größten Schatz. Denn ob er gleich mit adelichem Wiſſen
Kenntniß mancher Art ausgeſtattet die Wallfahrt ange-
ten und in Beobachtung deſſen was ſich unmittelbar auf
Menſchen bezieht ſo aufmerkſam als glücklich, und im
tragen gegen jedermann in allen Fällen muſterhaft geweſen;
fehlt es ihm doch an Kenntniß der Natur, deren Wiſſen-
ft ſich damals nur noch in dem engen Kreiſe ernſter und
ächtiger Forſcher bewegte. Daher kann er die Aufträge
ner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen
Arzneien Nachricht verlangen, nur unvollkommen befrie-
en; die ſchöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Haus-
t, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen wie ſie
hſen, von Harzen, Balſamen, Oelen, Samen und Hölzern,
ſie der Handel bringt, genugſam Rechenſchaft zu geben
ihres Gatten Beobachtung, der Landes-Art gemäß, zu
ichern.

Wichtiger aber iſt dieſe Verbindung für Lebens- und
ſethätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt ſich
reſolutem, allen Ereigniſſen gewachſenem Charakter; ſie
htet keine Gefahr, ja ſucht ſie eher auf und beträgt ſich
rall edel und ruhig: ſie beſteigt auf Mannsweiſe das Pferd,
ß es zu bezähmen und anzutreiben, und ſo bleibt ſie eine
ntere aufregende Gefährtin. Eben ſo wichtig iſt es, daß
unterwegs mit den ſämmtlichen Frauen in Berührung
mt, und ihr Gatte daher von den Männern gut aufge-
mmen, bewirthet und unterhalten wird, indem ſie ſich auf
uenweiſe mit den Gattinnen zu bethun und zu beſchäf-
n weiß.

Nun genießt aber erſt das junge Paar eines, bei den
erigen Wanderungen im türkiſchen Reiche unbekannten

ich mit Bübchen in das ‚Käppchen‘ gehen. Es iſt recht wohl und läßt ſein liebes Väterchen ſchönſtens grüßen. Der Köchin wollte ich kein Miethgeld geben, ſie ließ mir aber keine Ruhe und kam den andern Morgen wieder und ſagte zu mir: wenn der Herr Geheimbde Rath von ihr, wenn ſie nüberkäme, nicht das beſte Lob hörten, wollte ſie mir es gleich wiederſchicken; mit der Beding gab ich es ihr, und ſo ſchien ſie mir ganz leidlich, ich hätte nicht gedacht, daß es ſo mit ihr ſtünd, ich will mich aber um die paar Groſchen nicht herumſtreiten. Es iſt wieder eine Lehr vor mich, vorſichtiger zu ſein. Es war der Redoutentag, da iſt man überhaupt[1] etwas leichtſinnig. Da wirſt Du mir auch verzeihen. Daß Du ſo lange drüben bleiben willſt, iſt mir nicht ganz recht, denn ſeit Du weg biſt, bin ich nicht recht freudig. Ich weiß gar nicht, ich bin dasmal ſo verdrüßlich, als wärſt Du noch ſo weit von hier. Ich bin noch gar nicht aus dem Hauſe gekommen als in die Komödie. Du wirſt mir ſchon ſchreiben, wenn mir Dich abholen ſollen. Daß es mit dem Roman nicht gehen will, iſt ja curios; doch vielleicht gehet es noch, man muß nicht gleich verzagen. Bei uns wird ſehr fleißig geſponnen, ich habe wieder etwas Flachs gekauft, aber es iſt nicht viel damit zu profitiren. Sollte in Jena nicht ein Pröbchen zu machen ſein?

Hören Sie doch ein bißchen an der Trabitiusen, die ſpinnt gewiß auch.

Leb wohl und denke an Chriſtiana V.

[1] über Haubt

75. Chriſtiane

Mein Bruder ſagt mir geſtern, daß er Dir ſchrieb, und ich ſahe, daß ich einen Brief von Herrn Meyer hatte; da habe ich ſie, was angekommen war, mitgeſchicket, die wirſt Du alſo geſtern erhalten haben. Hier folget, wie ich ſehe, wieder ein Brief von Mariannichen[1]. Das iſt eine fleißige Schreiberin, das wird am Ende noch gefährlich werden. Ich habe immer vergeſſen, Dir zu ſchreiben, daß es mit dem Handel des Krautlandes richtig iſt. Ich habe müſſen einen Laubthaler darauf geben, mit der Kaufſumme wollen ſie warten, bis Du zurückkömmſt. Mir macht es große Freude, weil es ſo nahe iſt und ſo hübſch liegt. Mit dem neuen Sänger wollte es am Sonnabend nicht gehen, überhaupt ging meinen Gedanken nach das ganze ‚Käppchen' nicht gut. Deſto beſſer ſpielten ſie geſtern den ‚Vetter aus Liſſabon'. Ich und Erneſtine machen itzo aus alten Kleidern Chemiſen,[2] und geſtern iſt der gelbblattunene beſonders gut gerathen, und ich bilde mir ein, daß er mir gut ſtehe. Da wurde, ſtelle Dir vor, vor lauter Freuden um 2 Uhr die Flaſche Champagner auf Dein Wohlſein von mir, der Tante und Erneſtine verzehrt, und dann ging es mit mir in die Komödie, aber von Äuglichen gab es nichts. Daß Du mir was vom Flachs geſchickt haſt, freut mich ſehr, ich danke Dir auch herzlich dafür; wenn Du 1 Thaler 12 Groſchen gegeben haſt, ſo iſt gewiß noch zu profitiren. Ich will mich gleich darüber machen und ihn zurecht machen, damit mir ſehen, wie er

[1] Marigamigen [2] Schmütze

ſich hält. Daß Du ſo lange drüben bleiben willſt, iſt mir freilich nicht recht; aber wenn der Roman nicht fertig iſt, ſo hilft es doch nichts. Aber abholen müſſen mir Dich, und wenn es auch kalt iſt, mir wollen uns ſchon verwahren. Das Bübchen zählet alle Tage und fragt mich immer: „Wenn holen mir denn das Väterchen?“ Es läßt Dich ſchönſtens grüßen. Hier folget Chocolade[1], es iſt die ſelbe, nur andere Täfelchen.

Leb wohl und behalt mich lieb. Die vielen Briefe von dem Mariannichen machen mir doch ein bißchen Angſt.

Ch. V. [Weimar,] den 2. M[ärz 1796.]

76. Chriſtiane

Daß Du noch mehr Flachs haſt, freut mich ſehr. Denn es wird ſehr viel geſponnen, und wenn Du wiederkömmſt, ſollſt Du den großen Vorrath von Garn zu ſehen bekommen. Aber daß es ſo lange währt, bis Du wiederkommſt, iſt nicht recht. Wegen des Ackers wollen mir mündlich mit einander reden. Dieß Jahr müſſen mir ihn nothwendig behalten. Die größte Neuigkeit iſt, daß die ‚Ausſteuer‘ über alle Maßen gefallen und allenthalben von nichts als von dem Stücke geſprochen wird.

2tens, daß der Schwanſee[2] ſehr gefroren iſt und ſtark gefahren wird, daß die Gräfin Egloffſtein ſehr umgeworfen worden iſt. Ich bin geſtern auch da geweſen mit dem Kinde von 2 Uhr bis 5 Uhr. Es haben den Kleinen zwei Jäger geführt, und er iſt auch im Schlitten gefahren

[1] Coulade [2] Swanſee

worden und wollte gar nicht wieder nach Hause. Es waren alle Schätzchen da, und Anglichen gab es die Menge. Wenn es so bleibt, so habe ich ihm versprechen müssen, daß mir morgen wieder hingehen wollen. Heute gehen mir alle beide in das ‚Sonnenfest'. Nun ein Wort von der Freitagesgesellschaft: den ersten Freitag waren sie beinahe alle da, den 2. nur etliche, und gestern gar kein Mensche. Ich hatte alles wie immer besorget, und das schöne Holz verbrennt, und halb 1 Uhr kam der junge Voigt und sagt erst, daß niemand käme. Ich dächte, da Du noch eine Woche drüben bleibst, so sagtest Du es durch den Geheimen Rath Voigt auf, denn es ist nunmehro so Ostern, und es bleibt so lange Tag, man verbrennt das Holz, gibt das Geld aus, und es kommt kein Mensch. Laß mir bis Mittewoch Deine Gesinnung wissen. Hier folgen auch vier Paar[1] Bücklinge zu Frühstück mit und Schinken und Bier. Das Bübchen läßt fragen, ob es bald kommen soll.

Leb wohl.

C. V. [Weimar,] den 5. M[ärz 1796].

77. Goethe

Da das Wetter so hübsch und leidlich ist, und ich noch einige Zeit hier verweilen werde, so wünsche ich, Dich mit dem Kleinen einmal bei mir zu sehen[2]. Du kannst Deinen Bruder und Ernestinen mitnehmen, ihr steigt im ‚Bären' ab, wo ich eine warme Stube bestellen werde, Du kommst

[1] für bar [2] Hier folgt, nachträglich in Klammern gesetzt und durchgestrichen: Schreibe mir durch diesen Boten zurück, ob Du Dienstags oder Mittewochs kommen willst, das heißt, morgen oder übermorgen.

zu mir herüber, und die andern können drüben zu Mittage essen. Sorge dafür, daß Du Abends den Kleinen gut einpacken kannst.

Ich habe so viel gearbeitet, daß ich es ganz satt habe und mir auch wieder einmal mit Dir und dem Kleinen was zu Gute thun möchte. Ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen. Du mußt mir aber Geld mitbringen. Nimm nur den eingesiegelten [Schlüssel] und bringe mir das Silbergeld, das in der kleinen Schublade, linker Hand, auf meinem Schreibtische sich befindet.

Lebe wohl. Ich muß Dich einmal wieder an mein Herz drücken und Dir sagen, daß ich Dich recht lieb habe.

Jena, den 7. März 1796. G.

Da der Bote nicht wieder zurückgeht, so brauche ich auch keine Antwort. Du kannst nun Dienstags oder Mittewochs, morgen oder übermorgen kommen, so ist es mir ganz recht; ich bestelle nur im ‚Bären' nichts, und ihr könnt immer da abtreten, eine Stube ist bald geheizt.

*

Vom 8. bis 12. März war Christiane mit Söhnchen, Bruder und Schwester in Jena. Daß die kleine Gesellschaft sich in diesen Tagen fleißig mit Schlittenfahren und wohl auch Schlittschuhlaufen vergnügte, läßt Goethes Tagebuch vermuten, das am 9., 10. und 11. nichts weiter vermerkt als: „Auf dem Eise." — Vier Tage später, am 16. März, kehrt Goethe selbst nach Weimar zurück, um sich erst am 28. April abermals nach Jena zu begeben.

*

78. Goethe

Ich habe Götzen aufgetragen, Dir einige Schock Kohlrabipflanzen zu ſchicken, damit wir doch einen Anfang machen. Verſäume ja nicht, ſogleich Spinat zu ſäen.

Noch kann ich nicht viel ſagen. Meine Sachen ſind im Werden. Ich hoffe, es wird gut gehen.

Lebe recht wohl und liebe mich. Jena, den 29. April 1796.

G.

79. Goethe

Ich bitte Dich recht herzlich, mein liebes Kind, die ſchönen, guten Tage zu genießen, die Du vor ſo vielen andern haben kannſt, und Dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu laſſen. Du weißt, daß ich zu Hauſe nicht zur Sammlung kommen kann, meine ſchwere Arbeit zu endigen, vielleicht gelingt mir es auch hier nicht und ich muß doch nach Ilmenau. Lebe recht wohl, grüße und küſſe das Bübchen, ihr ſollt mich bald beſuchen.

[Jena,] Sonntag, den 1. Mai 1796. G.

80. Goethe

So mag ich es gerne ſehen, wenn Du vergnügt biſt in guter Geſellſchaft und dann wieder zu Hauſe fleißig und ſorgfältig biſt. Genieße ja der guten Tage und behalte mich lieb.

Da Herr Cotta ſich in verſchiednen Geldſorten wohl gehalten hat, ſo ſchicke ich Dir auch etwas davon.

Lebe wohl! Grüße und küsse den Kleinen. Karl läßt ihn schön grüßen.

Mir geht es auch recht gut, nur daß der Roman nicht rücken will.

Jena, den 4. Mai 1796. G.

81. Goethe

Hier schicke ich Dir eine gute Art Brezeln, die sich lange halten und die, von Zeit zu Zeit, mit einem Gläschen rothen Wein genossen, Dir und dem Kleinen wohl schmecken und bekommen werden. Das abwechselnde Wetter hindert mich sehr am spazierengehen, und mit dem Roman will es auch nicht recht fort, hoffentlich kommt es mit dem bessern Wetter auf einmal. Lebe recht wohl, grüße den Kleinen und schreibe mir, wie ihr euch befindet. Jena, den 10. Mai 1796. G.

82. Christiane [Weimar, 14. (oder 18.?) Mai 1796.]

Ich will zu Dir kommen, mein Lieber, ich wünsche recht herzlich, Dich wiederzusehen, und bei dem schönen Wetter bringe ich Dir vielleicht Lust zu dem Roman mit. Das Bübchen ist vor Freuden ganz ausgelassen, daß es Dich besuchen soll. Schreib uns nur bald, wenn wir kommen sollen, denn ich bin auf alle Stunden eingerichtet mitzureisen, und schreib mir zugleich, ob ich etwas von Wein mitbringen soll oder sonst etwas. Wir können ja in dem Nebenstübchen sein, ich bringe mir was zu arbeiten mit. Leb wohl und liebe mich.

Ich freue mich sehr.

*

Am 19. Mai scheint Christiane mit August in Jena eingetroffen zu sein. Am 23. macht Goethe mit ihnen einen Ausflug nach Dornburg, und den Jahrmarkt in Lobeda am 25. werden sie nicht unbesucht gelassen haben. Wann Christiane nach Weimar zurückgekehrt ist, bleibt unbestimmt. August war, wie Goethes Tagebuch beweist, am 30. Mai noch in Jena.

Goethe kehrt am 8. Juni nach Weimar zurück und begibt sich zu längerem Aufenthalt erst wieder am 18. August nach Jena. In der Zwischenzeit (13. Juli) hatte er an Schiller geschrieben: „Heute erlebe ich auch eine eigne Epoche, mein Ehstand ist eben 8 Jahre und die französische Revolution 7 Jahre alt."

*

83. Goethe

Durch den Bauverwalter, der zurückkehrt, sag ich Dir nur ein Wort und Gruß. Mittwoch, mit den Botenweibern, hörst Du mehr.

Aus dem Feuerwerk wird nichts, vielleicht nehm ich euch was von hier mit, und wir brennen es bei uns ab.

Mit der Küche stehts ein wie allemal; wenn mich nicht Schillers manchmal mit Schwarzwurzeln und Spinat erquickten, so sähe es schlecht aus. Uebrigens geht es mir ganz gut, und meine Versuche und Arbeiten aller Art gehen bestens von Statten.

Lebe wohl, ich freue mich, Dich zu Ende der Woche wiederzusehen, und werde euch, sobald ich nur einmal gewiß weiß, daß ihr kommt, ein recht ordentliches Gastmahl zubereiten. Jena, den 22. August 1796. G.

84. Goethe

Aus dem Feuerwerk, wie ich Dir schon geschrieben habe, wird nichts, und ich erwarte Nachricht, ob Du mich Sonn-

abend beſuchen wirſt, worauf ich mich ſehr freue; ich kann noch nicht mit hinübergehen, ich kann euch aber auch nicht da behalten, denn es iſt noch ſehr viel zu thun, wobei ich mir ganz allein überlaſſen ſein muß. Schicke mir mit den zurückkehrenden Botenweibern drei kleine Fläſchchen Pyrmonter und bringe mir etwa 6 große mit; deßgleichen ſchicke drei Bouteillen rothen Wein und bringe 6 Stück mit. Sonſt weiß ich weiter nichts, als daß ich wünſche, daß euch das Späßchen auf den Sonnabend und Sonntag wohl gerathen möge. Grüße den Kleinen und lebe wohl.
Jena, den 23. Auguſt 1796. G.

Willſt Du aber, wenn auch kein Ball wäre, Sonnabend herkommen und Sonntag wieder fortfahren, ſo ſollſt Du mir auch mit dem Kleinen willkommen ſein. Du könnteſt auch, wenn Du Werners mitbringen wollteſt, Sonnabend ſpät wieder wegfahren. Das heißt, wenn kein Ball wäre, oder Sonntags kommen und auch Sonntags wieder wegfahren, oder es noch 8 Tage verſchieben, da ich denn gewiß wieder mit zurückginge; genug, ich überlaſſe Dir, was Du thun willſt, wenn ich Deine Entſchließungen nur morgen Abend weiß.

*

Am 27. und 28. Auguſt waren Chriſtiane und Auguſt in Jena, um Goethes Geburtstag miteinander zu feiern.

*

85. Goethe

Da Du Dich beſchwerſt, nichts durch den Boten von mir gehört zu haben, ſo muß ich Dir nur mit der Poſt etwas

ſchreiben: vor Ende dieſer Woche werde ich hier mit meinen Sachen nicht fertig. Am Heft Cellini habe ich bis Freitag zu thun, wo es fortgeht. Die Raupen, deren noch viele eingekommen ſind, beſchäftigen mich in den übrigen Stunden, und das Licht, das auch wieder zur Sprache kommt, nimmt noch einen Theil weg. Erſt künftigen Freitag kann ich Dir ſagen, wenn ich komme. Dann wird die Camera Obscura ſtark beſucht werden.

Gib doch dem Hofmedicus inliegendes Heft, er kennt es vielleicht noch nicht, es iſt ein ſehr hübſcher Aufſatz über das ſchwere Zahnen der Kinder darin; es freut mich, wenn man die Meinung des Verfaſſers als wahr annehmen kann, daß er Guſteln bisher auch auf dieſe Weiſe, durch abführende Mittel, curirt hat.

Laß doch durch Deinen Bruder auf beiliegenden Zettel das Buch von der Bibliothek holen und ſchick es mit Mittwoch mit den Botenweibern wohl eingepackt.

Du haſt ja wohl meine Uhr auf dem Schreibtiſche gefunden? Ich habe ſie vermißt, und ſie kann nirgends anders liegen. Schicke Inliegendes an Böttiger. Lebe recht wohl und behalt mich lieb. Jena, den 4. September 1796. G.

Sollte das Buch nicht auf der Herzoglichen Bibliothek ſein, ſo kann man es durch Jagemann von der Bibliothek der Herzogin Mutter erhalten.

86. Goethe

Noch kann ich Dir heute nicht ſagen, wenn ich kommen werde. Auf den Sonnabend wird ſichs entſcheiden laſſen,

Glücks. Sie betreten Perſien im dreißigſten Jahre der Regierung Abbas des zweiten, der ſich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend wird er ſogleich beim Antritt ſeiner Regierung aufs deutlichſte gewahr, wie er, um ſein Reich zu beſchützen, die Gränzen erweitern müſſe, und was für Mittel es gebe auch innerliche Herrſchaft zu ſichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wieder herzuſtellen und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gaſtanſtalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünſtigungen verwendet er zu gränzenloſen Bauten. Iſpahan, zur Hauptſtadt gewürdigt, mit Paläſten und Gärten, Caravanſereien und Häuſern, für königliche Gäſte überſäet; eine Vorſtadt für die Armenier erbaut, die, ſich dankbar zu beweiſen, ununterbrochen Gelegenheit finden, indem ſie, für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut dem Fürſten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug ſind. Eine Vorſtadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt ſo gränzenlos als eine unſerer neuen Reichsmittelpunkte ſich erſtreckt. Römiſch-katholiſche Geiſtliche, beſonders Carmeliten ſind wohl aufgenommen und beſchützt; weniger die griechiſche Religion die unter dem Schutz der Türken ſtehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Aſiens anzugehören ſcheint.

Ueber ein Jahr hatte ſich della Valle in Iſpahan aufgehalten und ſeine Zeit ununterbrochen thatig benutzt, um von allen Zuſtanden und Verhaltniſſen genau Nachricht einzuziehen. Wie lebendig ſind daher ſeine Darſtellungen! wie genau ſeine Nachrichten! Endlich, nachdem er alles ausgekoſtet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zuſtandes, die perſönliche Bekanntſchaft

die Sachen gehen nicht ſo geſchwind, als man denkt, man verrechnet ſich im Kleinen immer um Tage, wie im Großen um Wochen und Monate.

Bringe ja Deinen Hausbalt recht in Ordnung und richte Dich ein, daß wir ein gut Stück des Octobers hier zubringen können; ſorge für Deine Reitequipage, und was dazu gehört; denn da wir die Reitbahn im Hauſe haben, und der Stallmeiſter auf jede Art gefällig iſt, ſo wäre es unverantwortlich, wenn ich Dir den Spaß nicht machen ſollte.

Laß die Bücher, die ich auf beiliegendem Blättchen verzeichnet habe, durch Deinen Bruder in meiner Bibliothek aufſuchen und ſchicke mir ſie durch die rückgehenden Botenweiber.

Chocolade ſchicke mir auch. Grüße das Bübchen und ſchicke es fleißig zur Frau von Stein. Jena, den 6. September 1796. G.

87. Goethe

Ich kann Dir nicht ſagen, mein liebes Kind, ob ich in den nächſten Tagen kommen werde, es kommt alles darauf an, ob ſich die Luſt bei mir zu einer neuen Arbeit einfindet. Geſchieht das, ſo bleibe ich hier, es iſt nämlich die große Idylle, von der Du weißt; könnte ich dieſe noch dieſen Monat fertig machen, ſo wäre ich über alle Maßen glücklich.

Schicke mir auf alle Fälle warme Strümpfe, denn es fängt ſchon an Morgens ſehr kalt zu werden.

Auch liegt das Schlüſſelchen zu meinem Schreibtiſche bei, in dem rechten Schränkchen deſſelben wirſt Du die erſten gedruckten Bogen des ſiebenten Buchs meines Romans finden. Sag mir, wie Du lebſt, grüße das Bübchen und behalte mich lieb. Jena, den 9. September 1796. G.

88. Goethe

Ich habe mich, wie ich Dir ſchon geſtern ſchrieb, um ſo mehr entſchloſſen, hier zu bleiben, als Du die erſten Tage der Woche mit Vorbereitungen zu dem Hochzeitfeſte und die letzten mit dem Feſte ſelbſt zubringen wirſt. Ich wünſche, daß Du recht vergnügt ſein mögeſt, ſchreibe mir, was Du brauchſt, und wie es mit dem Gelde ſteht. Ich denke, bis heute über acht Tage ſchon ziemlich weit in meiner Arbeit zu ſein, und komme wohl alsdann hinüber. Wir haben alsdenn noch drei Wochen zur Weinleſe, die eigentlich dießmal nur Gelegenheit zu einem Vergnügen geben wird, denn mit den Trauben ſelbſt ſieht es ſchlecht aus. Geſtern war Pickenick, wobei ich vier Dreher getanzt habe. Du haſt mir noch nicht geſchrieben, ob Du meine Uhr gefunden haſt? ich vermuthe es aber, weil Du nichts davon ſagſt. Was ich etwa ſonſt noch brauche, ſchreibe ich Dienstag mit den Botenweibern. Lebe recht wohl und grüße den Kleinen. Jena, den 11. September 1796. G.

89. Goethe

Hier iſt, mein liebes Kind, die unterzeichnete Quittung, ſchicke mir eine Rolle von 60 Stück Laubthaler mit den

Botenweibern herüber, ich habe eine Zahlung für Meyern nach Italien abzuſchicken. Er grüßt Dich ſchön, iſt aber in Florenz ſehr unruhig. Ich fürchte faſt, er packt auf und kommt zurück, da wäre denn Dein Wunſch erfüllt. Er ſchickt ſogar ein Recept zu forcirtem Sauerkraut mit.

Zu der Hochzeit wünſche ich Dir viel Vergnügen, erkundige Dich, was die andern geben, und gib weder zu viel noch zu wenig.

Dieſe Woche will ich noch hier bleiben, mit meiner Idylle geht es ſehr gut, ſie wird aber viel größer, als ich gedacht habe. Den Sonnabend erfährſt Du, was ich weiter vorhabe, vielleicht komm ich die andere Woche geradezu hinüber, und wir können wegen der Weinleſe immer noch beſchließen, was wir wollen, und wie ſich die Umſtände zeigen. Lebe recht wohl und verzehre das Obſt, das ich Dir ſchicke, mit dem Kleinen, den Du recht hübſch grüßen magſt. Jena, den 13. September 1796. G.

Laß Dich doch bei Starken erkundigen, ob ich etwa einen Probedruck von dem bei ihm beſtellten Kupfer ſehen kann, und ſchicke mir ihn durch die Botenweiber.

90. Chriſtiane [Weimar, 14. (?) September 1796.]

Mit dem Buchbinder habe ich es beſorgt, und der Stein zum Ofen iſt auch beſorgt. Auf das Gut ſind gleich 500 Thaler mehr geboten worden, und der Bauerwalter wollte wieder 100 Thaler bieten und fragt, ob ich es verantworten wollte; da ſagt ich, ja. Hier folget Wein und

Chocolade. Mit Geldausgaben habe ich beinahe alles besorgt, und wenn ich alle Zettel und den Gärtner bezahle, wird wohl beinahe nichts übrig bleiben. Das betrübt mich sehr, und hier ist es in kurzer Zeit einen guten Theil theurer worden, und in Ilmenau soll es noch ärger sein. Das Kind ist wieder ganz wohl und läßt Dich schönstens grüßen. Leb wohl und behalt mich lieb.

Es ist wegen der Soldaten publicirt worden, daß wer ihnen[1] Quartiergeld gibt, kann sie gleich wieder fortschicken. Der Herr Geheime Rath Voigt und Schmidt geben dem Mann die Woche 12 Groschen vor alles, und wir geben die Woche 16 Quartiergeld vor 2 Mann und die Kost, da kommt es uns beinahe 3 Thaler die Woche. Wolltest Du auch dem Mann 12 Groschen wie jene geben, oder soll es bleiben, wie es war? Das kann man morgen über 8 Tage, weil sie da wieder frisch umquartirt werden. Schreib mir darüber Deine Meinung. Die Abdrücke von Starken sind noch nicht fertig.

Leb wohl.

*

Zwischen diesen Brief und die folgenden Zeilen (eine eilige Nachschrift zu einem Brief von Christianens Bruder an Goethe) fällt ein längeres Beisammensein in Jena, vom 19. September abends bis zum 25. morgens.

*

91. Christiane [Weimar, 25. September 1796.]

Der Buchbinder will 2 Hundert Stück in 6 Tagen liefern und, wenn sie nicht gar zu stark sind, vor das

[1] ihm

Stück einen Groſchen haben. Leben Sie recht lieb. In Eile. C. V.

92. Chriſtiane

[Weimar, 30. September oder 1. October 1796.]

Daß Du bei ſolchen Umſtänden wenig Freude haſt, kann ich mir wohl denken, und wenn man weiß, wie wehe es thut, ein Kind zu verlieren, ſo empfindet man den Verluſt mit jedermann. Iſt es denn das kleine oder das große? Mir iſt es auch gar nicht vergnüglich zu Muthe. Ich dachte mir gewiß, daß Du heute kommen wirſt, die kalten Tage und die langen Abende wollen mir gar nicht gefallen. Das Bübchen ſagt heute: „Ach, du lieber Gott! kömmt denn mein Vater wieder nicht?“ Der Buchbinder arbeitet fort bis zum Kupfer und Decke, die von Starke habe ich, 300. Das Exemplar bekommt kein Menſch von mir. Auf den Chriſt-Kram freue ich mich, aber Du mußt beim Aufmachen ſein, ſonſt iſt es kein Spaß. Daß das Äugelchen bald bei der guten Frau Räthin ſein wird, darum beneide ich ſie. Leb wohl und behalt mich lieb.

V.

Ich muß Dir die 300 überſchicken, und morgen will Dir Starke ſelbſt ſchreiben. Die künftige Woche wird alles fertig.

*

Am 5. Oktober kehrt Goethe nach Weimar zurück. Ende des Monats fordert das Ilmenauer Bergwerk ſeine Gegenwart; am 30. reiſt er in Begleitung ſeines Söhnchens dahin ab.

*

93. Goethe

Die Fahrt war, ohngeachtet des böſen Wegs, doch bei ſo ſchönem Wetter ſehr angenehm, und Guſtel war ſehr luſtig und unruhig, ſowie er auch heute Nacht ſein Väterchen oft aufgeweckt hat. Nachdem wir erſt den Ofen haben verſchmieren laſſen, der geſtern Abend über die Maßen rauchte, wird nun unſer Zimmer ganz freundlich werden, und ich hoffe einzugewohnen und auch etwas zu arbeiten. Lebe recht wohl, Guſtel läßt Dich grüßen und fragen, ob das Judenkrämchen nicht angekommen iſt? Dieſes bringt ein Kammerbote, der aber nicht zurückgeht. Ich ſchicke wahrſcheinlich erſt Donnerstags einen Boten. Ilmenau, den 31. October 1796.

Das Wetter war heut früh trübe und klärt ſich auf. Wenn es ſich hält, ſo habe ich übrigens hier angenehme Zeit.

Geſtern Abend wollte mirs gar nicht gefallen. Es war ſo unwöhnlich in dem Wirthshauſe, und der Rauch des Ofens machte meinen Wunſch nach Hauſe rege. Nach und nach wird es ſchon beſſer gehn. Lebe wohl, liebes Kind. Der Bube iſt gar artig. G.

Dienſtag, den 1. November.

Das Vorſtehende ſollte ſchon geſtern fort, iſt aber liegen geblieben, nun ſchicke ich dieſen Brief durch eine Botenfrau, die wieder zurückkehrt. Wenn Du alſo dieſes erhältſt, ſo ſchicke alles, was an mich eingekommen iſt, verſteht ſich von Briefen und kleinen Packeten, an Herrn

Geh. Rath Voigt. Noch will mirs hier nicht recht behagen, denn der Kleine, so artig er auch übrigens ist, läßt mich die Nächte nicht ruhig schlafen und Morgens nicht arbeiten. So geht mir die Zeit verloren und ich habe noch nicht das Mindeste thun können; ich werde deßhalb wohl, sobald meine Geschäfte einigermaßen gethan sind, wieder zurückgehn, denn ich sehe nichts Besseres vor mir, besonders da das Wetter feucht und regnich ist.

Schreibe mir, wie es im Hause aussieht, und was etwa sonst vorgefallen ist. Lebe recht wohl. G.

94. Goethe

Ich bin gestern aus dem ‚Löwen', wo ich in mehr als Einem Sinne höchst unangenehm lebte, aus und zu Herrn Oberforstmeister von Fritsch gezogen, wo es mir sehr gut geht. Ich hätte mich in jenem Gasthofe noch so hingeschleppt, wenn nicht der unvermuthete Tod des Wirthes zu dieser Veränderung Anlaß gegeben hätte.

Mein Geschäft hier ist so leicht nicht abgethan, und ich komme schwerlich vor künftigem Mittewoch. Uebrigens ist auch in müßigen Stunden keine Lust, denn das Wetter ist ganz abscheulich; es ist nur gut, daß ich eine hübsche Stube habe, einen freundlichen Wirth und nicht weit vom Bergrath wohne, an dessen Mineraliencabinet ich mich unterhalte.

Der Kleine ist sehr vergnügt und findet den ganzen Tag etwas zu treiben und zu spielen; Bergraths Fritz, der nun auch sein Nachbar ist, ist nun auch gesetzter und ver-

ſtändiger geworden. Lebe recht wohl. Ich ſehe zwar gegenwärtig, wie nothwendig es war, daß ich hierher ging, und wie ich auch noch einige Zeit bleiben muß, bis alles wieder im Gang iſt, allein ich verſichre, daß mir die Expedition keinesweges Spaß macht, und daß ich wieder recht bald bei Dir zu ſein wünſchte. Haſt Du mir etwas zu ſchicken oder zu ſchreiben, ſo ſende es nur an Herrn Geheime Rath Voigt. Ilmenau, den 3. November 1796. G.

95. Chriſtiane Weimar, den 6. November [1796].

Seit Du weg biſt, bin ich gar nicht recht ruhig geworden, denn gleich, wie Du weg warſt, erfuhr ich, daß in Ilmenau viele Leute krank wären und ſtürben, und da bin ich um Dich und um das Bübchen ſehr in Angſt. Ich dächte, Du kämſt ſo bald, als Dein Geſchäfte vorbei iſt, zurück, denn ich bin nicht ehr ruhig, bis ich Dich wiederhabe. Zur Kirchweihe will ich nicht gehen, denn ich könnte doch nicht vergnügt ſein. Laß, Lieber, das Kind nur nicht bei geladnes Gewehr gehen. Leb wohl und behalte mich lieb. Grüße das Bübchen.

Schiller[1] hatte an mich geſchrieben; ich habe ihm geſchickt, was er mir geſchrieben hat. Ich weiß nicht, ob es recht iſt.

*

Am 9. November kehrt Goethe mit Auguſt nach Weimar zurück. — Zu Ende des Jahres begleitet er den Herzog Karl Auguſt nach Leipzig und Deſſau; die Abreiſe erfolgt am 28. Dezember.

[1] Schiller

1797

96. Goethe Leipzig, den 1. Januar 1797.

Ehe ich von hier weggehe, muß ich noch ein Lebenszeichen von mir geben und kürzlich meine Geschichte melden. Nachdem wir am 28. December uns durch die Windwehen auf dem Ettersberg durchgewürgt hatten und auf Buttelstädt gekommen waren, fanden wir recht leidliche Bahn und übernachteten in Rippach. Am 29. früh um 11 Uhr waren wir in Leipzig und haben der Zeit eine Menge Menschen gesehen, waren meist Mittag und Abends zu Tische geladen, und ich entwich mit Noth der einen Hälfte dieser Wohlthat. Einige recht interessante Menschen haben sich unter der Menge gefunden, alte Freunde und Bekannte habe ich auch wieder gesehen, sowie einige vorzügliche Kunstwerke, die mir die Augen wieder ausgewaschen haben.

Nun ist noch heute ein saurer Neujahrstag zu überstehen, indem früh Morgens ein Cabinet besehen wird, Mittags ein großes Gastmahl genossen, Abends das Konzert besucht wird, und ein langes Abendessen darauf gleichfalls unvermeidlich ist. Wenn wir nun so um 1 Uhr nach Hause kommen, steht uns, nach einem kurzen Schlaf, die Reise nach Dessau bevor, die wegen des eingefallenen starken Thauwetters einigermaßen bedenklich ist; doch wird auch das glücklich vorübergehen.

Ich erwarte eben den Juden Elkan, der mir Ketten bringen wird und überhaupt sehr geschäftig ist. Es geht mir im Ganzen recht gut, doch macht mir das Thauwetter den Aufenthalt hier sehr unangenehm, und eine große Schlittenfahrt, die das Militar angestellt hatte, verlor dadurch allen Glanz.

Von allen diesen Dingen werde ich Dir manches erzählen, schwerlich aber werde ich den Gedanken, länger hier zu bleiben ausführen; es ist in dieser Jahrszeit kein Heil und keine Zufriedenheit zu erwarten. Lebe recht wohl und grüße den Kleinen. G.

97. Goethe

Es geht ein Bote nach Weimar, und ich will Dir mit demselben nur einige Worte schreiben. Wir sind zwar auf dem Schlitten, aber nicht auf dem Schnee hier angekommen und haben eine sehr übele Fahrt gehabt; nun sind wir hier in Dessau, und das Wetter scheint nicht besser zu werden. Freitag Abends sind wir wieder in Leipzig und werden etwa Donnerstag, den 12.[1], oder Freitag, den 13.[2], wieder in Weimar sein.

Der Jude hat mir, als ein wahrer Jude, abscheuliche alte Ketten gebracht, und ich will, wenn ich wieder nach Leipzig komme, selbst zu Rost gehen; denn wenn ich auch etwas mehr zahlen muß, so habe ich doch dafür auch gewiß etwas Gutes, das Dir Freude macht.

An das Gedicht habe ich wenigstens gedacht und werde

[1] Geändert aus: 5. [2] Geändert aus: 6.

des von ihm so hoch bewunderten Kaisers, der Begriff wie es bei Hof, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des caspischen Meers, in einer, freilich sumpfigen, ungesunden Gegend, legte sich der thätige unruhige Fürst abermals eine große Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbaut er sich manchen Bergsitz auf den Höhen des amphitheatralischen Kessels, nicht allzuweit von seinen Gegnern, den Russen und Türken, in einer durch Bergrücken geschützten Lage. Dort residirt er gewöhnlich und della Valle sucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientalisch klugen, vorsichtigen Zaudern, dem Könige vorgestellt, gewinnt dessen Gunst und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelassen, wo er vorzüglich von europäischer Verfassung, Sitte, Religion dem schon wohlunterrichteten, wissensbegierigen Fürsten Rechenschaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, besonders aber in Persien, findet sich eine gewisse Naivetät und Unschuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Throns. Zwar zeigt sich auf der obern Stufe eine entschiedene Förmlichkeit, bei Audienzen, Tafeln und sonst; bald aber entsteht in des Kaisers Umgebung eine Art von Carnevals-Freiheit, die sich höchst scherzhaft ausnimmt. Erlustigt sich der Kaiser in Gärten und Kiosken, so darf niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten worauf der Hof sich befindet. Ein tartarischer Fürst kömmt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt auf Einem Beine zu stehen, fängt an zu wanken; der Kaiser selbst tritt nun hinzu und halt ihn, bis die Operation vorüber ist. Gegen Abend steht der Kaiser in einem Hofcirkel in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen; mehrere

Dienstag Jacobi [illegible] den 21

[illegible] Liebster, sind glücklich und
wohl wieder zu Hause und gesund die Freude-
thränen und Umarmungen kann ich mir nicht
vorstellen. Heute den ganzen Tag saß ich mit
der Mutter beim Feuer und beschäftigte
mich in der Erinnerung [illegible]
[illegible] Liebste die Reise
[illegible] mit dem Gedanken daß [illegible]
über Hundert Jahre ich [illegible] diese Reise
vor Gewitter [illegible] [illegible] [illegible]
Leute wieder in Ordnung zu bringen den
Wagen mit [illegible] zu ziehen
und [illegible] [illegible] [illegible] zu bringen
[illegible] [illegible] [illegible]

Ich schicke auch das Geld ist sehr 10 Mark
heute ist der Brief gewesen will der
Vater zwar nächstes Jahr hinkommen
gerne gern möchte ich aber lieber
die Kinder mit dass Examen 14 bis 15
Jahre sehen will ich sehr es wünsche gern
gesund und wir kann mir das nicht so drei
sie sehr die weite Reise.

ich wünsche dir dass der Herr dem Bote
Menschen bey dieser neue Heimat weiter
und die die allen beste und freudenreichste
Wünsche zum Geburtstag mit bringen

Ich bitte mir bestellt Grüße
Vater Heinrich und meine Eltern

den Plan ausarbeiten, ſo weit mir nur möglich iſt; ſo kann es alsdann einmal, ehe wir es uns verſehen, fertig ſein. Lebe recht wohl, grüße Herrn Jacobi und macht euch auf der Redoute recht luſtig. Deſſau, den 3. Januar 1797.

G.

*

Am 10. Januar abends 11 Uhr trifft Goethe wieder in Weimar ein. — Am 20. Februar begibt er ſich zu längerem Aufenthalt nach Jena; Chriſtiane und Auguſt geben ihm bis zu dem Dorfe Kötſchau das Geleit.

*

98. Chriſtiane

[Weimar,] Dienstags Abend, den 21. [Februar 1797.]

Ich und Dein liebes Bübchen ſind glücklich und wohl wieder zu Hauſe angelangt, die Erneſtine und Werners kamen uns bis Umpferſtedt entgegen. Heute den ganzen Tag habe ich mich [mit] der Reinlichkeit Deiner Zimmer beſchäftigt und bin in der Komödie geweſen. Morgen werden vom ganzen Hauſe die Vorhänge gewaſchen und den Donnerstag gebügelt, und überhaupt habe ich mir dieſe Woche vorgenommen, das Haus vom Boden bis runter in Ordnung zu bringen, den Sonntag mich mit dem rothen Kleid zu putzen und künftige Woche die Aufſätzchen in Ordnung zu bringen, und alsdenn das Übrige wird ſich finden. Stell Dir vor, wie lieb Dich Deine beiden Haſen haben: wie Du in Kötſchau von uns weg warſt, gingen mir raus und ſahen auf dem Berg Deine Kutſche fahren, da fingen mir alle beide eins an zu heulen und ſagten beide, es wär uns ſo wunderlich.

Der Kleine läßt Dich grüßen, er iſt heute bei Gakala geweſen.

Mittewoche, den 22.

Hier ſchicke ich Dir, was Du verlangſt, die Uhr, das Buch und 6 Bouteillen Wein. Es folgt auch das Geld; ich habe 10 Stück Laubthaler raus genommen, weil der Tapezier vor Pferdehaare, Leinwand, Garn, Nägel und Macherlohn vor die Stühle und das Kanapée 14 bis 15 Thaler haben will. Ich habe es nachgerechnet, und ſie kommen uns doch nicht ſo theuer wie die vorigen.

Ich wünſche Dir, daß der Herr von Schönfuß [?] bei Dir einkehren möchte und Dir die allerbeſte und förderſeligſte Laune zum Gedicht mitbringe.

Leb wohl und behalt lieb

Dein kleines Naturweſen.

99. Goethe

Es war mir neulich auch gar nicht recht, euch zu verlaſſen, wir waren, obgleich nicht geſprächig, doch gar wohlbehaglich beiſammen. Die Botenweiber haben alles richtig überbracht. Buch, Uhr, Geld, und was ſonſt von Packeten und Briefen war, auch den Wein; dießmal habe ich nichts zu verlangen und ſage Dir nur: daß ich wohl bin und an allerlei Dingen arbeite, in Erwartung der Laune zum Gedicht. Beiliegende Austheilung gib Deinem Bruder und ſag ihm: daß ich ihm eheſtens wegen des ‚Nathans‘ ſchreiben würde. Das andere ſchicke ſogleich an Herrn Geheimde Rath Voigt.

Lebe recht wohl, grüße den Kleinen, und wenn das Haus in der Ordnung iſt, beſorge alsdann die Aufſätzchen auf das allerſchönſte; indeſſen will ich ſehen, was ich hier vollbringen kann. Jena, am 24. Februar 1797. G.

100. Chriſtiane [Weimar, 25. Februar 1797.]

Daß Dir es gut gehet, freut mich ſehr, ich will recht beten, daß es bald an das Gedicht kommt, daß wir es uns alsdann können recht wohl ſein laſſen. Wenn Du ſo weg biſt, ſehe ich immer, wie ſchlecht es mir zu Muthe ſein wird, wenn Du in Italien[1] ſein wirſt. Vielleicht kann ich auch das weg beten. Ich denk, es geht mir, ſeit ich mit dem Schatz bin, alles zum Guten aus, ſo wird es da auch ſo gehen. Der gute Schatz[2] macht mich ſo oft mit allerlei glücklich, daß ich doch auch einmal zu Deiner Glückſeligkeit etwas beitragen muß, und das beſteht in Schwarzwurzlen, die hier folgen. Das Haus wird fertig, und auf den Dienstag iſt Redoute und der Erneſtine ihr Geburtstag, da habe ich mir einen kleinen Spaß ausgedacht, der iſt nämlich[3] dieſer: es wird morgen der Sonntagsbraten geſpart und nur Fleiſch gegeſſen, und den Mittewoch nach der Redoute wollte ich ihn feiern mit einem kleinen Mittag-Eſſen und dazu unſere jungen Freundinnen und Freunde von hier und die von Jena, welche ſich zur Redoute[4] von unſern Ball-Freunden einfinden, einladen. Sonſt iſt hier nichts Merkwürdiges. Das Büchchen läßt das liebe Väterchen grüßen. Leb wohl und mache auf dem heutigen Ball ja nicht zu viel Äuglichen.

[1] Bildaigen [2] Soß [3] medlig [4] Reube

101. Christiane [Weimar, 1. März 1797.]

Ich will Dir, Lieber, nur mit wenig Worten sagen, daß die Redoute zufrieden und fröhlich ist geendet worden, und der Bürgemeister ist zu Beschluß auch da gewesen. Und heute bei mir, hoffe ich, soll es auch recht vergnügt hergehen. Die guten Freunde bleiben alle da und nehmen mit mir vorlieb.

Daß Du die Decke verlangst, kommt mir vor, als wenn das Gedicht nicht in Jena fertig werden wollte. Da hätte mein Gebet dießmal nichts geholfen.

Leb wohl und behalt mich nur recht lieb.

102. Goethe

Nun kann ich Dir die gute Nachricht sagen: daß das Gedicht wieder im Werk ist und daß es wahrscheinlich in kurzem fertig sein wird. Ein leidiger Katarrh, den ich mir wahrscheinlich durch einen Spaziergang zuzog, hat mich diese Tage her geplagt, jedoch, weil ich zu Hause bleiben mußte, meine Arbeit mehr gefördert als gehindert. Man kann schon zufrieden sein, wenn das Uebel nur zu etwas gut ist.

Ich sehe indessen auch die ersten Gesänge durch, und so wird eins mit dem andern fertig werden. Bis heut über 8 Tage wird alles entschieden sein, und ich wünsche zu hören, daß Dirs recht wohl geht. Lebe wohl und grüße und küsse den Kleinen und laß die inliegenden Packete gut besorgen. Jena, den 3. März 1797. G.

103. Christiane Weimar, Freitags den [3. März 1797.]

Das Gastmahl ist auch recht gut und vergnügt vollendet worden, und nach Tische[1] wurde eine kleine Spazierfahrt[2] gemacht. In dem Burgemeister seinem Wagen fuhr ich, die Werner, Eberwein und August, und der Burgemeister kutschirte; in Eckert seinem Wagen Ernestine, die Jungfer Wernern, Bohl[3] und Treuter, und Eckert kutschirte. Mein Bruder und die übrigen Herren hatten einen hiesigen Wagen, und so ging es nach Ober-Weimar, wo mir Kaffee tranken und alsdenn in [die Komödie] gingen, wo die Jagemann wieder sehr schön spielte. Aber gestern, Lieber, fehltest Du, um mich zu trösten. Ich bin so erschrocken, daß ich noch immer mich nicht recht erholen kann. Es wurde Feuer gerufen, und ich sahe zum Fenster naus und sahe gleich Rauch und Flammen zusammen, es war auf dem Plan, 2 Häuser von dem Schneider, wo nichts als Schindeldächer waren. Aber durch die guten Anstalten ist bald wieder gelöscht worden. Du kannst Dir aber mich denken, ich war beinahe todt, und in 2 Minuten war auch schon unsere ganze Stube voll gute Freunde, die mir beistehen wollten. Und in Gedanken wünschte ich nur Dich. Heute habe ich Wein abgezogen, und morgen wollen mir Flachs hecheln.

Leb wohl.

Es wird mir sehr schlecht gehen, wenn Du weggehst, denn ich sehe es schon, ich mache mir alle mögliche Beschäftigung, gehe immer aus, aber ohne Dich will mir gar nichts[4] gefallen.

[1] nachtimsche [2] Spaß fiert fart [3] Pohl [4] Garn nichts

Sonnabend [4. März].

Daß Du Dich nicht wohl befindeſt, iſt mir gar nicht lieb; daß aber das Gedicht im Werden iſt, freut mich, da habe ich doch Hoffnung, Dich bald wiederzuſehen. Die Bohlen[1] möchte auch gern ein paar Tage in Jena ſein, ſie hat ſehr viel Bekannte da, wo ſie logiren kann. Da habe ich mir es ſo ausgedacht: wenn das Gedicht fertig wäre, aber nicht ehr, ſo kämen mir, ich, die Bohlen und die Wernern und Auguſt, in der Bohlen ihrem eigenen Wagen. Die Wernern ging' nach Lobeda und Bohl zu ihren Freunden, und blieb' ein paar Tage bei Dir und mir führen alsdann zuſammen herüber, und die Werner und die Bohlen brächte der Burgemeiſter in ſeinem Wagen wieder zurück. Wenn Du aber gleich, wenn das Gedicht fertig iſt, herüber willſt, ſo ſchreib mir ja, daß ich Dich abholen ſoll mit dem Bübchen, welches ſich ſchon ſehr darauf freut. Da fahren mir recht frühe aus und Abends mit Dir zurück. Leb wohl, Lieber, und werde bald wieder geſund.

104. Goethe

Ich habe von Hamburg Nachricht, daß 6 Spickgänſe an mich unterweges ſind. Es wird eine mit dem Porto keinen halben Thaler koſten, und dafür kann man ſie brauchen; hebe ſie ſorgfältig auf, wenn ſie ankommen. Man fragt auch an, was ich etwa ſonſt noch wünſche? Da die Jahrszeit ſchon ſo gelind iſt, möchte nicht wohl

[1] Pfuhellen

mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verstärkten Boden so schwer, daß der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher, zu höchster Belustigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird, oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beim Abschied wird dem Kaiser keine Ehrerbietung erzeigt, einer verliert sich nach dem andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, einer melancholischen Musik noch eine Zeit lang zuhört und sich endlich auch zur Ruhe begiebt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrscher kitzeln, sich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobei er sich, unter großem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiserlichen Harems vernehmen, so dürfen wir nicht denken, daß der Fürst und sein Staats-Divan müssig oder nachlässig geblieben. Nicht der thätig-unruhige Geist Abbas des Großen allein war es, der ihn antrieb eine zweite Hauptstadt am caspischen Meer zu erbauen; Ferhabad lag zwar höchst günstig zu Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette geschützt, nahe genug an der Granze, daß der Kaiser jede Bewegung der Russen und Türken, seiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig nichts zu fürchten, das innere Reich, durch Usurpatoren und Trugfürsten zerrüttet, genügte sich selbst nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiser, schon vor zwölf Jahren in der glücklichsten Feldschlacht, dergestalt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große Landsstrecken

räthlich ſein, etwas Anders als etwa geräucherte Zungen kommen zu laſſen; ſage mir Deine Meinung darüber und ſchreibe mir gleich, wenn die Gänſe ankommen. Du haſt doch eine einzelne neulich in einer Schachtel erhalten?

Ich kann denken, wie Du über das Feuer erſchrocken biſt, und bedaure Dich herzlich; doch kann es, bei unſern guten Anſtalten, nicht ſchaden, wenn manchmal ein kleines Unglück begegnet, damit nur die Aufmerkſamkeit nicht einſchläft. Ich will aber doch, ſobald ich hinüberkomme, die Treppe an Deiner Seite hinaufwärts machen laſſen und Hornyen, auf einen ſolchen Fall, die Sorge für das Muſeum übertragen; dadurch wäreſt Du ſchon einer großen Sorge überhoben.

Mit dem Gedichte geht es gut, wie es aber mit meinem Kommen oder Deinem Abholen werden kann, läßt ſich noch nicht ſagen. In der nächſten Woche erwarte ich einige Beſuche, vielleicht auch den Herzog. Lebe Du indeſſen recht wohl mit dem Kleinen. Jena, am 5. März 1797.

G.

Inliegendes laß gleich beſorgen.

105. Goethe

Ich ſchicke Dir hiermit einige Packete, die Du ſogleich wirſt abgeben laſſen. Ich kann Dir nur ſo viel ſagen, daß ich mich wieder ſehr nach Dir und dem Kleinen ſehne. Mein Katarrh iſt wieder ziemlich vorbei, doch hat er mich mehr, als billig war, geplagt. Mit dem Gedichte geht es ganz gut, und ich bin nahe am Ende, doch weil ich die

ersten Gesänge wieder vornehmen muß, so gibt es noch manches zu thun, und ich will daran arbeiten, so lange ich Lust behalte, damit ich mich so viel als möglich frei davon mache. Ich will deßwegen lieber etwas länger hier bleiben und mich aller der Vortheile bedienen, die ich aus der hiesigen Lage ziehen kann, wir können nachher desto ruhiger eine Zeit lang zusammensein. Ich habe bisher wegen des Katarrhs keinen Wein getrunken, Du brauchst mir also nichts zu schicken.

Aber ein Paar Pantoffeln mußt Du mir gleich bestellen, da meine alten gar zu schlecht worden sind; Du läßt sie mir wie die vorigen mit Leinwand füttern und schickst mir sie so bald als möglich. Lebe wohl, grüße den Kleinen und sage[1] mir, wie es euch ergeht.

Wegen Riehls wird sich die Sache vielleicht machen lassen. Ich will erst hören, was mir der Hofkammerrath schreibt, ich will alsdann meine Meinung sagen. Auf alle Fälle leide ich keine Wohnung im Komödienhause mehr; das Uebrige, was dabei für Vortheile sind, die kann ich ihm so gut als einem Andern gönnen.

Lebe nochmals recht wohl.

Jena, am 7. März 1797.

Laß doch bei Starken fragen, ob die Silhouetten noch nicht fertig sind? sowie auch bei Facius nach dem Siegel. G.

[1] Von Goethe geändert aus sagt

106. Chriſtiane [Weimar, 8. (?) März 1797.]

Ich habe jetzt eine geräucherte Gans erhalten. Die 6 kannſt Du brauchen vor dieſen Preis; ſobald ſie ankommen, will ich Dir ſchreiben. Ich dächte, wegen der Jahrzeit ließ' ſich immer noch was von Zungen und Rindfleiſch transportiren, beſonders wenn Du noch einige ſolche Spick-Aale kriegen könnteſt. Daß Du Dich auch wieder nach uns ſehneſt, freut mich, weil es mir ebenſo geht. Mir iſt alles gar nicht recht; man ſagt ſogar, ich habe ſehr übeln Humor. Ich ſehe nicht ein, wie ich es ein halbes Jahr aushalten ſoll. Und der Kleine fragt mich den ganzen Tag: „Holen mir denn das Väterchen noch nicht bald ab?" Ich will Dich auch wegen des nüberkommens nicht quälen, und wenn ich es nur 2 Stunden vorher erführ, daß mir Dich holen ſollten, ſo will ich bereit ſein. Sollte es Dir aber gemüthlicher ſein, einmal, wenn Du fertig biſt, allein rüber zu uns zu kommen, ſo wirſt Du Dein Haus immer in der beſten Ordnung finden. Du mußt Dich wegen uns in nichts irre machen laſſen. Denn mir waren ſchon einmal ſchuld, daß das Gedicht nicht fertig wurde. Und beſonders bitte ich Dich, doch nicht ehr herüber zu gehen, bis Dein Katarrh völlig vorbei iſt.

Ich freu mich recht, wieder bei Dir zu ſein. Man ſollte, wenn man zuſammen iſt, immer fröhlich und luſtig ſein; ich habe mir es auch feſt vorgenommen, wenn ich bei Dir bin, immer froh zu ſein.

Wenn wegen des Riehl was zu thun ist, bitte ich darum. Der Hofkammer-Rath thut auch, als wenn er sehr gut gegen ihn wäre.

Es ist überhaupt wegen des Diensts bei mir nicht leer geworden, ich soll vor alle ein gut Wort einlegen. Auch ein gewesener Unteroffizier Rommel, den der Herr Geheime Rath sehr gut kennen sollen, hat bei Durchlaucht Herzog darum nachgesucht, und ich soll ihn auch bei Dir empfehlen.

Hier folgt auch deßhalb ein Schreiben von dem Maler Walter, es ist der alte, der Eckebrecht war.

Ich komme auch noch mit einer Bitte bei Dir an: es steht mit meiner Seife schlecht, und hier ist sie wieder theuer geworden. Ich dächte, wenn das Gedicht fertig wär, bekäme ich einen halben Stein.

Leb wohl. Ich will wünschen, daß, wenn mein Brief ankömmt, der Katarrh vorbei ist. Das Kind läßt Dich vielmals grüßen; wir leben in der Hoffnung, bald bei Dir zu sein.

107. Goethe

Durch die Anwesenheit des Herzogs bin ich ein wenig an meinem Gedicht gestört worden, doch ist es noch recht gut im Gange und wird gewiß fertig, wenn ich mir nur die gehörige Zeit lasse. Ich will nicht eher von hier weggehen, bis das Ganze beisammen ist, und bis die ersten drei Gesänge abgeschrieben und fortgeschickt sind. Dadurch gewinne ich auch ein paar Monate die schönste Ruhe

und Freiheit, denn ich möchte jetzt um vieles nicht den guten Gang unterbrechen, in welchen ich dieſe Arbeit eingeleitet habe.

Sobald das Gedicht fertig iſt, ſoll die Seife ankommen und noch etwas dazu, damit Du Dich auch auf Deine Art mit mir freuen könneſt.

Das Packet, was in der Pappe liegt, ſchickſt Du an Fräulein Gore, die Pappe ſelbſt aber an Starke, dem Du zugleich einen Thaler bezahlſt.

Mein Katarrh hat ſich recht hübſch gegeben, es iſt nur noch ein wenig rauher Hals übrig geblieben.

Lebe recht wohl, grüße das Kind und ſag ihm, daß ich es recht lieb habe. Der Brief, den Du mir durch die Eſſigfrau geſchickt haſt, iſt auch ſoeben angekommen; es war recht ſchön, daß Du mir die guten Nachrichten von Meyern ſo bald ſchickteſt, er ſitzt noch ganz ruhig in Florenz. Er grüßt Dich und das Kind aufs allerſchönſte.

Jena, den 10. März 1797. G.

108. Chriſtiane [Weimar, 12. (oder 13.) März 1797.]

Lieber Schatz, ich bin ſehr in Sorge, Du biſt kränker, als Du mir ſchriebeſt. Man ſagt hier, Du wärſt ſehr krank, ich bin recht in Sorge. Aber nicht wahr, Lieber, Du hätteſt mir es gewiß geſchrieben oder mich zu Dir kommen laſſen. Dem Bübchen darf ich gar nichts davon wiſſen laſſen, ſonſt weint es den ganzen Tag. Warte Dich nur recht ab und bleib ſo lange drüben, als Du es vor nöthig hältſt. Mache uns nur die Freude, daß mir Dich abholen

dürfen, da fahren mir bei Zeiten aus und sind bei guter Zeit bei Dir. Riehl ist bei dem Hofkammer-Rath gewesen und hat auch ein Schreiben an die Direction übergeben; er ist auch recht gut gegen ihn gewesen. Dem Friedrich seine Frau besorget die Sachen gewiß einstweilen. Ich bitte Dich recht sehr, daß Du doch den Dienst[1] nicht sogleich vergäbest. Ich wünschte Dich erst mündlich darüber zu sprechen. Werde aber ja nicht böse auf mich; dem alten Riehl sein jetziger Dienst ist gar zu schlecht. Hier folgen auch warme Schuh, ich wünsche, daß sie recht sein mögen.

Leb wohl und behalt mich lieb.

109. Goethe

Die Tage waren bisher nicht schön, und das Wetterglas prophezeit noch keine bessere, darum tröste ich mich in meiner Einsamkeit, denn der Schloßhof ist noch kein guter Spielplatz.

Mein Katarrh mag den Leuten schlimmer vorgekommen sein, als er war, da ich ganzer 8 Tage zu Hause blieb, jetzt befinde ich mich wieder völlig hergestellt und habe nichts verloren, da mein Gedicht sich zu Ende neigt; ich will aber, da ich einmal so weit bin, von hier nicht weggehen, bis das Ganze fertig ist und die drei ersten Gesänge nach Berlin abgeschickt sind.

Die warmen Schuhe sind leider zu klein, ich bringe sie wieder mit, und wir können sie ja wohl vertauschen. Ich will mich indessen mit den alten behelfen.

[1] Dienst

14. März 1797

Da ich von Schillers das Eſſen habe, ſo geht es mir von der Seite recht wohl. Man hat uns von Beutnitz Schwarzwurzeln verſprochen, ich dächte, ich nähm auch eine Partie.

Lebe recht wohl, grüße den Kleinen, ſchicke mir, was indeſſen angekommen iſt, und behalte mich lieb.

Jena, am 14. März 1797.

Die Stelle des Theaterdieners vergebe ich nicht, bis ich wieder nach Weimar komme. G.

110. Chriſtiane Weimar, den 15. M[ärz 1797].

Daß Du wieder wohl biſt, iſt ſehr lieb, und daß das Gedicht zu Ende geht, iſt mir auch recht; da habe ich doch Hoffnung, Dich bald wiederzuſehen. Mir und dem Bübchen wird die Zeit ſehr lang, bis mir wieder bei Dir ſind. Wenn Du Schwarzwurzeln kriegen kannſt, ſo nimm [?][1] ſie ja.

Nun etwas vom alten Garten. Ich dächte, mir geben Wächtern wieder den Garten, denn voriges Jahr haben mir eingebüßt, und er käm doch wieder in Ordnung, und es iſt doch beinahe die Hälfte, was der Gärtner bekommt, und man bekömmt es dann miteinander alles ſo zugleich [?] in Stand [?].[2] Schreib mir Deine Meinung darüber. Itzo will ich mit dem Kind ein bißchen ſpazieren gehen. Leb wohl und behalt mich lieb.

Adieu, beſter Schatz.

[1] mub [2] kann zu entraten

Unter dem 17. März vermerkt Goethe im Tagebuch: „Früh nach Kötschau, daselbst zu Mittag gegessen, Abends um 5 Uhr wieder zurück." Wie der folgende Brief beweist, war Christiane nach Kötschau gekommen.

*

111. Goethe

Ich muß Dir noch, indem ich das Geld absende, einen guten Abend sagen. Es war mir gar zu angenehm, Dich einmal wiederzusehen, und ich habe jetzt wieder Lust, noch die Sachen wegzuarbeiten, die zunächst vor mir liegen, damit ich Dich recht frei und heiter wiedersehen kann. Lebe recht wohl. Grüße das Kind und behalte mich lieb. [Jena,] den 17. März 1797. G.

112. Christiane [Weimar, 18. (?) März 1797.]

Lieber Schatz, es ist doch sehr gut, wenn man sich recht lieb hat! es ist mir heute noch so eine angenehme Erinnerung, wenn ich mir denke, daß mir uns so vergnügt sahen und sprachen und uns lieb hatten. Nur sehr schlecht war mir zu Muthe[1], wie ich so allein zu Hause ankam. Dem Kinde sagt ich es, und er freute sich sehr über die Soldaten, fragt' aber gleich: „Wenn kömmt denn aber mein liebes Väterchen?" Er ist wieder etwas besser und bedankt sich schönstens. Ich habe das Schlüßlichen aufgemacht und schicke Dir hier, was Du verlangtest, und lebe nunmehro in der guten Hoffnung, Dich bald bei mir zu sehen. In unserm Garten sieht es sehr gut aus. Morgen ist kein Conzert, die Regierende Herzogin ist nicht wohl.

[1] schlät wahr mier Zu mude (von Goethe mit Blei berichtigt)

Leb wohl und behalte lieb Deinen Schatz. Viele Grüße vom Bübchen.

113. Goethe

Ich bin nun so weit, daß die letzte Hälfte des Gedichts nun auch rein abgeschrieben ist, freilich nicht zum letzten Male; indeß ist schon viel gewonnen, die erste Hälfte ist beinah ganz im Reinen, doch gibts immer dabei noch genug zu thun; es wird sich nun bald ausweisen, wann ich wiederkommen kann.

Schicke mir einige Bouteillen Wein und laß doch auf die Stöpsel recht Acht haben, es waren einige gar zu schlecht.

Sonst weiß ich weiter nichts zu sagen, denn ich habe mich diese Zeit fast bloß mit dem Gedicht beschäftigt und fast weiter nichts gehört, noch gesehn. Lebe recht wohl und grüße mir das Kind. Jena, am 21. März 1797. G.

114. Christiane

Hier schicke ich Dir 4 Bouteillen Wein; sollte es nicht genug sein, so schreib mir den Freitag, so will mehr schicken. Weil Du nichts bestimmt hast, wußte ich [nicht], wie viel ich schicken sollte. Dieser Brief sollte gestern mit Böttiger seinem fortgeschickt werden, es war aber zu spät.

Leb wohl. Weimar, den 22. März [1797].

[Beilage: August]

Lieber Vater,

mir wird die Zeit sehr lang, bis Sie wiederkommen, ich bin noch immer krank und darf nicht ausgehen, muß in der Stube bleiben.

Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihr Söhnichen August.

115. Goethe

Ich habe nunmehr feitgeſetzt, daß ich heute über 8 Tage, den 31. März, wieder bei Dir anlangen will. Alle meine Sachen ſind bisher recht gut gegangen, und ich habe ſogar wieder allerlei neue Ideen, die auf die Zukunft gute Frucht bringen werden. Denn es iſt nun einmal nicht anders, daß man, ſobald man fertig iſt, gleich wieder was Neues im Sinne haben müſſe. Schicke mir doch die grüne Manchesterbeinkleider, ich bin einmal wieder in allem auf das erbärmlichſte heruntergeriſſen, und es iſt auch deßwegen höchſt nöthig, daß ich wieder nach Hauſe komme. Schicke mir etwa noch 4 Bouteillen Wein, und was ſonſt noch angekommen iſt, und lebe recht wohl und liebe mich.

Jena, am 24. März 1797. G.

116. Chriſtiane [Weimar, 25. März 1797.]

Es folgen 4 Bouteillen Wein. Wenn ich nicht gewiß geglaubt hätte, Du würdeſt heute kommen, ſo hätt ich Dir am Mittewoche geſchrieben, daß ich kein Geld mehr habe, und ſo gehet es mir nun ſehr ſchlecht, ich bin in größter Noth, denn ich gebe der Köchin alleweile meinen letzten kleinen Thaler. Ich habe auf das Buch Einen Carolin ausgelehnt, ich wär alſo noch künftige Woche ausgekommen, und alsdann iſt das Vierteljahr um. Und man hat doch immer auch was in Vorrath, ohne das man doch nicht ſein kann. Wenn ich das alles rechne, komme ich doch gewiß ordentlich aus. Denn bei itziger[1] Zeit iſt es

[1] itzier

en abgewann. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwischen hen Nachbarn sich nimmer befestigen, einzelne Neckereien, ntliche Demonstrationen weckten beide Parteien zu fortwah- der Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Abbas zu ernsteren Krieges- tungen genöthigt. Völlig im urältesten Styl ruft er sein nzes Heeresvolk in die Flächen von Aderbijan zusammen, drängt sich in allen seinen Abtheilungen, zu Roß und Fuß, t den mannichfaltigsten Waffen herbei; zugleich ein unend- er Troß. Denn jeder nimmt, wie bei einer Auswanderung, eiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt ne schöne Maani und ihre Frauen, zu Pferd und Sänfte, n Heer und Hofe nach, weßhalb ihn der Kaiser belobt, weil sich hiedurch als einen angesehnen Mann beweis't.

Einer solchen ganzen Nation, die sich massenhaft in Be- gung setzt, darf es nun auch an gar nichts fehlen was sie Hause allenfalls bedürfen könnte; weßhalb denn Kauf- und ndelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen zar aufschlagen, eines guten Absatzes gewärtig. Man ver- eicht daher das Lager des Kaisers jederzeit einer Stadt, rin denn auch so gute Polizei und Ordnung gehandhabt rd, daß niemand, bei grausamer Strafe, weder fouragiren ch requiriren, viel weniger aber plündern darf, sondern n Großen und Kleinen alles baar bezahlt werden muß; ßhalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte mit Vorräthen reichlich versehen, sondern auch aus be- chbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Be- rfnisse unversiegbar zufließen.

Was aber lassen sich für strategische, was für tactische erationen von einer solchen organisirten Unordnung erwarten? sonders wenn man erfahrt, daß alle Volks-, Stamm- und

würklich Kunſt; denn, wenn Du nicht da biſt, es ſind unſer doch immer 6 zu Tiſche, und ich habe es die Zeit, daß Du nicht da warſt, ſehr eingetheilt, ſo daß die Köchin immer nicht mit mir zufrieden iſt. Freilich weil der Bube krank war, habe ich wieder manche paar Groſchen mehr ausgeben und ihm auch wieder etwas Apartes kochen müſſen. Er iſt aber wieder wohl und gehet wieder aus. Von dem Carolin, den Du mir ſchickteſt, habe ich das Komödie-Abonnement bezahlen müſſen und Starke den Thaler. 2 Paar Strümpfe vor Dich, habe Holz laſſen machen, dem Kutſcher Trinkgeld, und wenn ich nur nicht den Dukaten von Dir ſchon angewandt hätte, ſo hätte ich doch noch was. Die Weiber, die ſich etwas ſchön machen, thun doch nicht ganz übel, um im Nothfall was zu haben. Sei ſo gut und ſchicke mir durch einen Expreſſen oder durch die Poſt was. Ich muß auch deßhalb Antwort haben: der Rath Kraus[1] will künftigen Montag das große Bild von Meyern haben, ſoll ich es hingeben oder ſoll ich ſagen, ich könnte nicht dazu? Der Herzog will es in das Römiſche Haus haben. Antworte mir ja bald. Leb wohl und behalt mich nur lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater,

ich und mein liebes Mütterchen betrüben uns ſehr, daß Sie heute nicht kommen. Ich bin wieder recht geſund. Wenn ich nur wieder bei Sie wär. Leben Sie recht wohl. Ihr Auguſt.

Weimar, den 25. März 1797.

[1] Strauß

117. Goethe

Hier ſchicke ich Dir, mein liebes Kind, etwas Geld, damit Du dieſe Woche verſorgt ſeiſt. Wie gern käme ich gleich heute zu Dir, denn ich habe eigentlich hier nichts mehr zu thun. Nur möchte ich abwarten, bis Schiller mit einem Stück ſeiner Arbeit fertig iſt, das er mir vorleſen will. Alles Andre könnt ich recht wohl drüben, in der Nachbarſchaft meiner lieben Kinder thun. Ich ſehne mich recht, euch wiederzuſehen, und komme vergnügt zurück, da mir alles nach Wunſch gelungen iſt. Lebe recht wohl und behalte mich lieb.

Jena, den 26. März 1797. G.

118. Chriſtiane [Weimar, 28. oder 29. März 1797.]

Ich und das Kind freuten uns ſehr, wenn mir uns dachten, daß mir Dich bei dem ſchönen Wetter gewiß abholen dürften. Denn bei uns iſt das Wetter ſehr ſchön. Da es aber nicht iſt, wollen mir Dich recht fröhlich zu Hauſe erwarten, den Freitag. Ich freu mich ſehr auf Deine Zurückkunft, zumal da Du zufrieden und vergnügt wiederkommſt.

Leb wohl und behalt mich lieb.

Geiſt ſoll die Wein-Bouteillen mitbringen, er hat noch 8 Stück.

*

Am 31. März kehrt Goethe nach Weimar zurück; vom 19. Mai bis zum 16. Juni iſt er abermals in Jena.

*

119. Chriſtiane [Weimar, 24. (?) Mai 1797.]

Ich bin mit dem Bübchen ſehr vergnügt in Tiefurt geweſen, er hat auch als Hochzeit-Gaſt mit am Tiſche ſitzen müſſen neben dem Bräutigam, und er hat ſich ſehr artig betragen, einen Habtanz und einen Dreher mit getanzt. Die Mamſell Rudolf und Mamſell Pielern [?] waren auch da; um 8 Uhr waren mir wieder da. Weil ich zu einem großen Ball bei der Eberwein eingeladen war, da bin ich erſt um 1 Uhr nach Hauſe gekommen, und heute um 9 Uhr muß ich wieder nach Tiefurt. Vom Spargel muß ich Dir doch den großen ſchicken, es iſt mir, als ob ich den nicht eſſen könnte. Vor die Krebſe[1] danke ich recht herzlich, morgen ſollen ſie zum Feſte verzehrt werden. Das Bübchen grüßt ſchönſtens.

Auf den Sonnabend ein Mehreres. In Eile.

120. Goethe

Ich hoffe, daß ihr euch bei dem ſchönen Wetter wohlbefindet, und freue mich, daß euch der Hochzeitſpaß ſo gut gelungen iſt. Die überſendeten Steine ſind gut angekommen, wie auch der ſchöne Spargel.

Ich bin die Zeit auf allerlei Art fleißig geweſen und hoffe, noch manches in dieſen Tagen zu Stande zu bringen.

Geſtern Abend fuhr ich allein auf die Trießnitz, wo es recht luſtig herging, ich hätte Dich und das Kind dabei gewünſcht.

[1] Krebſe

Schicke mir ein oder zwei Paar weiße, seidne Strümpfe, es kommen doch mancherlei Fälle, wo man sie nicht entbehren kann.

Lebe recht wohl, grüße das Kind, schicke mir, was angekommen, und schreibe, was allenfalls vorgefallen ist. Jena, am 26. Mai 1797.

Inliegende Quittung übersendest Du Ullmann.

G.

Wenn Herr Rath Jagemann Bücher schickt, so schicke mir solche wohlgepackt baldmöglichst herüber.

121. Christiane

[Weimar,] Freitag [26. Mai 1797], des Abends um 6 Uhr.

Lieber, ich habe heute Abend große Lust, Dir noch ein paar Worte zu schreiben. Vors erste, daß ich heute Deine Fenster-Vorhänge gewaschen und getrocknet habe, und alles, was noch sonsten schmutzig war, die grünen Stühle, die schwarzen ausgebessert[1] habe, und daß ich nach aller der vielen Arbeit noch sehr lustig bin und mir alleweile meinen Schatz wünsche. Da Du nun aber nicht da bist, so muß ich mich schriftlich unterhalten. Das Bübchen ist auch sehr vergnügt, wär es aber freilich mehr, wenn das Väterchen da wäre. Aus lauter Hasigkeit möchte ich, wenn es nur einigermaßen anginge, ein Wägelichen nehmen und mit dem Bübchen zu Dir fahren, damit ich nur recht vergnügt sein könnte. Da es aber nicht geht,

[1] aus gebuſſert

so will ich sehen, ob ich nicht irgend jemand finde, der mit mir im Garten herumspringt. Nun aber komme ich auch mit einer Wehklage. Der unglückselige Theater-Dichter ist in der größten Noth und Betrübniß. Er bitte sehr, daß Du, Lieber, seinen bestimmten Gehalt von Ostern angehen lassen möchtest, weil er schon Vorschuß bekommen hat. Und wenn daher nichts auf [1] hat, daß er dann nur etwas auf Johanni herausbekäm, weil er von dem Gelde von der Bibliothek[2] noch sein Fähnichen bei den Juden zu bezahlen hat. Auch bitte er sehr, daß Du ihm doch etwas bestimmen solltest, denn der Hofkammer-Rath wär zwar gut gegen ihn, wenn es aber Geld beträfe, so wär er keines Menschen Freund. Er hat mir im Vertraun gesagt, daß er schon an ihm gemerket hat, daß er ihm auch den Operhandel [entziehen werde], wenn er eine Besoldung bekäm. Er hat gewiß auch schon welche verhandelt, worüber Kranz, der von meinem Bruder die Hälfte kriegt, auch sehr ärgerlich ist. Kurz, der arme Mann[3] ist sehr betrübt. Ich bitte Dich recht sehr, daß Du Dich seiner ein bißchen annimmst, er verspricht auch, fleißig zu sein. Du wirst Deinen Hasen nicht unerhört lassen. Leb wohl.

Morgen ein Mehres.

122. Christiane

[Weimar,] Sonnabend [27. Mai 1797], früh.

Ich bin heute noch sehr hasig, aber gestern war ich gar ausgelassen. Spargel schick ich Dir heut nicht, die Frau

[1] Unleserlich [2] Liebeldäd [3] Könnte allenfalls auch Narr heißen

von Stein hat sich erkundigen lassen, weil Du nicht da wärst, ob sie nicht etwas Spargel kriegen könnte. Da habe ich heute 2 Pfund hingeschickt durch das Bübchen. Er wird immer größer und schmeckt gar vortrefflich. Alleweile kommt Brecht[1] zu mir und sagt mir, daß Gerning geschrieben hat, daß er fragen sollte, ob Sie[2] an Meyern was mitzugeben hätten; wenn es nicht viel wäre, so wollte er es mitnehmen. Auf den Dienstag geht Brecht[1] fort, und auf Pfingsten wollen sie von Frankfurt fort.

Leb wohl, die Wenzel kömmt.

123. Goethe

Es hat mich recht sehr gefreut, daß Du mir auch einmal einen langen Brief geschrieben hast, und ich antworte Dir sogleich mit der Post, um Dir zu sagen: daß es mir auch ganz wohl geht, ob ich gleich, wenn ich die Wahl hätte, lieber in meinem Hause wäre, weil die Veränderung von Schillers Wohnung und das warme Wetter, bei dem man bei Tage nicht gut ausgehen kann, mir gar nicht behaglich ist.

Brechten gibst Du beiliegenden Brief und drei Hemden mit, Du kannst sie nur in ein paar große Bogen einschlagen und zusiegeln.

Der Frau von Stein schicke ja von Zeit zu Zeit etwas Spargel und schicke das Kind überhaupt manchmal hin.

Die Angelegenheit, von der Du mir schreibst, will ich besorgen, ich kann wohl einsehen, warum man damit zu

[1] Brecht [2] sie

langſam iſt. Lebe recht wohl, Dienstag ein Mehreres. Sage Brechten, den Brief an Herrn Gerning wollte ich auf der Poſt ſchicken. Jena, am 28. Mai 1797.

Herr Cotta hat ſich mit lauter ſchönen Doppellouisd'oren gezeigt, an denen ich nur erſt eine Freude haben kann, wenn ich Dir ſie aufzähle, oder ſie zu Deinem und des Kindes Nutzen anlege.

Sage mir, was Du lieber magſt: ein Goldſtück für Dich, zum Spaße, oder etwas in die Haushaltung, wie man hier mancherlei anſchafft.

Lebe wohl. Liebe mich. Sobald ich nur kann, komme ich zurück. Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo iſt mir hier noch keinen Tag wohl geworden.

In die Veränderung von Schillers Wohnung kann ich mich nicht ſchicken, es iſt mir alles ſo unbequem und hinderlich. Adieu, mein Liebes, grüße das Kind. G.

124. Chriſtiane Weimar, den 29. Mai [1797].

Lieber, ich muß Dir nur ſchreiben, daß kein Brief als der an Voigt in meinem Brief eingeſchloſſen war, und Du ſchriebſt mir, ich ſollte beiliegenden Brief Brecht mitgeben. Und wie ich über Herrn Meyers Koffer komme und die Hemden aufmache, ſo ſehe ich, daß [ſie] innewendig ſehr ſchlecht ſind und es nicht der Mühe werth, Herrn Gerning zu beſchweren, denn es ſind ganz alte und nur 2, das übrige iſt gar nicht zu brauchen. Wenn Du wiederkömmſt, wirſt Du mir Recht geben. Aber da ich wieder in dem Koffer nachgeſehen habe, iſt ein Stücke

ganz neue Leinwand darin; ich habe ihm einmal 2 Stücke kaufen müssen, er sagte zu mir, sie wär vor Lips[1]. Da hat er eins davon behalten. Es war von dem Mann, der sie so wohlfeil gab, wenn Du Dich noch erinnern kannst. Ich dächte aber, der Meister müsse noch Hemden haben, denn da keine im Koffer sind, so hat er doch ein Dutzend ganz neue mitgenommen ohne die alten. Mir geht es ganz wohl, ich bin noch immer sehr vergnügt. Wenn Du nur bei mir wärst! Am Sonnabend bin ich auch mit der besten Laune in dem ‚Petermännchen' gewesen[2] trotz des abgeschmackten[3] Stückes, und da, weil Du nicht da warst, alles ziemlich confus ging, zum Exempel: die Walter [?] kam aus der Coulisse und ging auch so wieder hinein, und mehres dergleichen weiße Teufel[4]. Aber die kleine Götzen hat aufs erste Mal ihre Sache recht artig gemacht. Nur daß man an dem armen Kind so viel gespart hatte; es war sehr schlecht angezogen, sie bekam aber derb applaudirt. Der Herr Hofkammer-Rath scheint ihr auch nicht ganz günstig zu sein. Der Vater war aber ganz glücklich; er kam gestern zu mir und sagte: So viel Ehr wär ihm so lange, als er am Hofe wär, nicht widerfahren als am Sonntag, bei Hofe freute sich alles über das Kind, die Herzogin hätte ihm auch was drüber gesagt, und das geschähe nicht leicht, und wenn Du hier wärst, wär es gewiß besser mit ihr gegangen. Das Äuglichen war auch hier; und was sagst Du dazu? weil sie nicht that, als sähe sie mich, bin ich zu ihr gegangen und habe lange mit ihr gesprochen, bin sehr

[1] liebes [2] gewesen [3] abgeschmackten [4] Vielleicht weiß der Teufel

artig gewesen und habe das Bübchen zu Carlinchen sitzen lassen. Das arme Kind fiel von der Bank; wenn es ihr nur nichts geschadet hat. Daß der Herr Cotta sich so schön gezeiget hat, freut mich sehr. Wenn Du gern was in die Haushaltung kaufen willst, so soll mich es auch freuen. Aber etwas werde ich doch davon grabsen müssen, ich will Dir auch sagen warum. Gores schicken gestern 2 Florkleider zu mir: eins boten sie 3 Laub[thaler], das war ganz neu und sehr schön, mit einer Bordüre[1]; vor 2 sollte ich es haben, ich bot aber nur 2 und 1/2 Thaler und kriegte es nicht. Und eins ist prächtiger[2], weißer Flor, das boten sie 2 Laubthaler, und bot einen und bekam es. Das ist unter 2 Louisd'ors nicht gekauft. Ich will Dirs erst zeigen; wenn es Dir nicht gefällt, so kann ich es wieder zu Florkanten verkaufen und gewinne noch daran. Aber wenn Du hier wärst, Du hättest mir das neue gewiß gekauft. Es hat der schönen nicht gefallen, die lahme aber hat ihrs behalten; sie werden itzo auch sparsam und verschenken nicht alles, sondern verhandeln auch.

Der Frau von Stein habe ich heute wieder Spargel geschickt. Wenn Du drüben etwas Sommergewächs kriegen kannst, so schicke mir was.

Leb wohl und behalt mich lieb.

Das Bübchen grüßt schönstens.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich habe eine sehr große Sammlung von Sommervögeln, die sich täglich noch vermehrt, es fehlt aber ein Kasten, wo ich

[1] bubut [2] prattier

sie gut aufbewahren könnte, die Kanker haben mir schon einige beschädigt. Lassen Sie mir also, lieber Vater, einen Glasrahm machen, denn es wäre schade, wenn der Schwalbenschwanz, der Todtenkopf, der Citronenvogel, das schöne silberne C auch noch zu Grund gingen, denn ich habe mich oft eine halbe Stunde mit einem herumgejagt, ehe ich ihn fangen konnte. Ich habe noch eine andere Bitte. Ich bin lange nicht in Jena gewesen; wollten Sie mir also nicht erlauben, daß ich Sie mit meiner Mutter abholen darf. Zum Jahrmarkt habe ich mir ein recht schönes Kegelspiel für 3 Groschen gekauft und Töpfchen, Schüsselchen und andere schöne Sachen, aber bei dem Drechsler habe ich mir nichts gekauft, weil alles so theuer war. Der kleine Götze drüben hat mir eine kleine Scheere mitgebracht und eine hölzerne Pfeife.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. August.

Von der Frau von Stein habe ich 8 Groschen zum Jahrmarkt bekommen.

125. Goethe

Den inliegenden Brief an meine Mutter gibst Du Mittwoch Abend auf die Post und das Stück vom Reichsanzeiger schickst Du gleichfalls auf die Post zurück, man hat es mir aus Irrthum unter den andern Zeitungen zugeschickt.

Ich bin hier fleißig, so wie es gehen will, und mache eins nach dem andern fertig. Besorge nur von Deiner Seite, daß wir packen und reisen können, sobald wir wollen, und daß ich nachher damit keine Sorge, noch Beschwerlichkeit habe. Für alles Übrige, was nöthig ist, will ich sorgen.

Ich sehe aus dem Brief des Zapffs, daß seine Frau in seiner Abwesenheit, weil sie keinen rothen Wein hatte,

Waffenabtheilungen sich im Gefecht vermischen und, ohne bestimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall giebt, durcheinander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg so leicht umschlagen und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schicksal eines Reiches bestimmen kann.

Diesmal aber kommt es zu keinem solchen furchtbaren Faust- und Waffengemenge. Zwar dringt man mit unendlicher Beschwerniß durchs Gebirge; aber man zaudert, weicht zurück, macht sogar Anstalten die eigenen Städte zu zerstören, damit der Feind in verwüsteten Landstrecken umkomme. Panischer Allarm, leere Siegesbotschaften schwanken durch einander; freventlich abgelehnte, stolz verweigerte Friedensbedingungen, verstellte Kampflust, hinterlistiges Zögern verspaten erst und begünstigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein jeder, auf des Kaisers Befehl und Strafgebot ohne weitere Noth und Gefahr als was er von Weg und Gedränge gelitten, ungesaumt wieder nach Hause.

Auch della Valle finden wir zu Casbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen die Türken ein so baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht bloß als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abenteurer zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbei; noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandtschaften; kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet

einen Eimer Wertheimer geschickt hat. Es ist auch kein Unglück, und ich sage Dir es nur, damit Du beim Abfüllen nicht etwa deßwegen besorgt wirst.

Schicke mir doch meine Sporn, die Stiefel sind so weit, daß sie mir fast von den Füßen fallen. Lebe wohl und schicke mir, was indessen angekommen ist. Jena, den 30. Mai 1797. G.

126. Christiane [Weimar, 31. Mai 1797.]

Heute frühe, wie ich aufwachte, freut ich mich sehr auf ein Briefchen von Dir, aber es war nichts. Wenn die Botenweiber kommen, und ich bekomm keinen Brief von Dir, so ist es mir betrübt. Ich habe gestern auf dem Jahrmarkt alles vor Dich recht schöne eingekauft und wünsche mir, wenn Du kömmst, daß Dir alles mag recht sein. Nun wollen mir uns an die Hemden machen. Erst glaubte ich, Du würdest Pfingsten wieder hier sein, aber da Du mir heute nichts schreibst, so wird es wohl nicht sein. Heut gehe ich zur Gambyn und in die Komödie wegen der Madame; sie ist nicht ganz schlecht, aber mir sind nur ihre Aussprache nicht gewohnt. In [1] hat sie mir recht artig gefallen. Ihre Statur und Anzug gleicht der Madame Blumenfeld, auch ihr Gesicht. Ich wünschte mir, die Feiertage bei Dir zu sein; wenn Du wiederkommst, laß uns ja Dich abholen. Hier folgt etwas vom Buchbinder. Dieses fehlt an der Litteratur[2]-Zeitung; soll ich es im Comptoir holen lassen, oder liegt es bei Dir?

[1] Zwei nicht zu entziffernde Worte: bedrüken Schem [2] Liebrathur

Ich habe mir auch geſtern Seife gekauft; aber wenn mir der Schatz nur ein halbes Viertel[1]-Steinichen mitbrächte, ſo wär es gar[2] nicht übel, es iſt nur wegen des Grabſens. Haſig bin ich noch immer. Am Sonntag haben mir in dem Garten, wo die geſchloſſene Geſellſchaft iſt, gefrühſtückt mit meinem Bruder, und alle die Weiber, wo ihre Männer dabei ſind, waren da. Und einige haben mit gekugelt, ich und das Bübchen auch. Die Herrn haben von 24 geſchoſſen, die Damen von 16 und Bübchen von 12; ich habe 6 Kegel bezahlt bekommen und das Kind 4, es hat mir ſehr wohl gefallen.

Leb wohl; ich wünſche nur, Du wärſt hier, weil ich immer ſo vergnügt bin.

Alleweile kommt der Berg-Rath Scherer und bringt mir Deinen Brief.

Ich will, ſo viel als möglich, alles in Bereitſchaft halten.

*

Goethes Tagebuch vom 1. Juni: „Kamen früh die Meinigen, wir fuhren Abends nach Dornburg“; 2.: „Früh nach Jena zurück; nach Tiſche fuhren ſie wieder ab.“

*

127. Chriſtiane [Weimar, 2. Juni 1797.]

Lieber, mir ſind glücklich und wohl angekommen, und ich danke Dir noch herzlich vor das vergönnte Späßchen. Das Bübchen läßt Dich ſchönſtens grüßen, es freute ſich ſehr, ſein Väterchen[3] zu ſehen. Heute bleibe ich zu Hauſe,

[1] Fröbel [2] ſehr [3] Sein Mütterchen

denn im Garten kommt es mir ſtupend[1] ſchön vor. Leb wohl und behalt uns lieb. In Eile.

128. Chriſtiane [Weimar, 3. (?) Juni 1797.]

Heute kann ich Dir noch nicht ſo viel, als ich wünſchte[2], ſchreiben, weil ich, wie es gehet, wenn man ein paar Tage nicht da war, allerlei zu thun findet. Der Bauverwalter war da und fraget, ob Sie nichts befohlen hätten, und wegen der bewußten Sachen würde[3] er wohl nicht eher [als] bis zu Ende künftiger Woche nüberkommen, weil Sie erſt den beiden Pächtern ihre Meinung abwarten müßten. Auf Roſſel iſt wieder ſeit Ihrem Gebot dreimal geboten; das beſte[4] iſt noch nicht 8 Tage, das iſt von Grunern in Jena, und der alte Pachter Hoffmann liegt am Tode. Mir ſind recht wohl wieder angekommen, aber ein bißchen betrübt. Im Wagen haben mir um die Wette ein bißchen geheult.

Leben Sie recht wohl.

Ich danke noch vielmal vor alles.

129. Chriſtiane [Weimar, 5. Juni 1797.]

Ich ſchicke Dir dieſen Brief mit der Poſt, weil er von der Frau Räthin iſt. Pfingſten, das liebliche Feſt, iſt dieſes Mal nicht lieblich, denn ich ſitze zu Hauſe, und mir iſt alles verdrüßlich.

Und um vergnügt zu werden, muß ich an Schatz ſchreiben, und es iſt mir ſchon, als ob es beſſer wär. Das

[1] Stubend [2] wüſte [3] wär [es ſchwebte vor: wär er wohl nicht eher im Stande usw.] [4] Vielleicht iſt gemeint: letzte

Wetter iſt aber ſehr nutzbar[1]. Wenn ich mir die 2 Tage denke, daß mir bei Dir waren, freue ich mich noch immer; mir waren doch ſehr vergnügt. Und ich und das Bübchen ſprechen immer: es iſt doch ein gutes Väterchen. Die kleine Götzen hat mich heute ſehr gebeten, ich möchte doch ein gutes Wort bei Dir vor ſie einlegen, daß ſie doch mit nach Lauchſtädt gehen dürfte; und ſie möchte es doch gerne ein bißchen voraus wiſſen, weil ſie ſich noch allerhand anſchaffen müßte.

Heute wird die Demoiſelle Schmidt mit Herder in Herders Hauſe vom alten Herder getraut, und heute iſt bei Herders großes Gaſtmahl, und morgen iſt es bei Schmidts, wo auch Ball iſt. Itzo will ich mich, weil ich nichts beſſer weiß, zu [den] ‚Jeſuiten' bereit machen. Leb wohl. Das Bübchen empfiehlt ſich beſtens, es iſt alleweile mit einem Raritätskaſten beſchäftigt.

Behalte uns nur recht lieb.

130. Goethe

Unſere Spazierfahrt war noch zur rechten Zeit angeſtellt, denn der Regen hat geſtern beſonders alle Trießnitzliebhaber ſehr an ihren Freuden gehindert.

Schreibe mir doch, ob Böttiger Dir die 100 Ducaten mit einem Briefe von mir überſchickt hat? ob Du den Schein abgegeben und das Geld verwahrt haſt?

Ich ſchicke drei Täſchchen zurück, eins hab ich behalten. Zwar hab ich die Zettelchen verloren, aber ich erinnere

[1] mußbahr

mich, daß es einige Groſchen über einen Thaler angeſetzt war; vielleicht läßt er es für einen Thaler, mehr iſt es auch nicht werth.

Dir ſchicke ich 1 Pfund Spargel, die ſehr ſchön ſind, und dem Kinde Erdbeeren. Meine Mutter hat mir die Nummer des Looſes geſchickt, ſie befindet ſich wohl und grüßt.

Sind die Hemden für Meyer Montags abgegangen?

Der Schluß des Gedichtes hat ſich noch nicht gezeigt, dagegen habe ich aber eine große Geſpenſter-Romanze für den Almanach in dieſen Tagen fertig gemacht.

Wir müſſen nun eben noch ſo manches abwarten und uns in der Stille zu unſerer Expedition vorbereiten.

Die Sachen, die Du mir empfohlen haſt, ſind auch beſorgt. Lebe recht wohl und grüße das Kind. Da es uns neulich auf unſerer kleinen Reiſe zuſammen ſo gut gegangen iſt, ſo wünſche ich mir bald eine größere; verſäume nicht, mit Schilling zu ſprechen. Jena, am 6. Juni 1797.

G.

131. Chriſtiane [Weimar, 7. Juni 1797.]

Den Brief und das Geld habe ich erhalten und den Schein zurückgegeben. Ich hatte vergeſſen, Dir Dein Schlüſſelchen zu ſchicken, und da war es gut, daß ich es noch habe, ich habe das Geld zu dem andern gethan. Das Röllichen nahm ſich wieder recht gut aus. Die Hemden ſind am Montag fort. Erneſtine iſt ſehr fleißig; Deine ſind auch bald fertig, und ich habe ſchon wieder 3 vor Meyern geſchnitten.

Nun ein Wort vom Schauſpiel. In den 2 Spectakel-Stücken haben die Herrn Studenten[1] auch ſehr geſpectakelt, gepocht und getrommelt, daß es eine Art hatte; ich behaupte, daß mancher nur einen halben Sporn mit nach Hauſe gebracht hat. In [den] ‚Jeſuiten' war es ſo arg[2], daß die meiſten Damen heraus gingen, und ich bin auch nach dem 3. Act heraus gegangen, denn es war zu arg. Ich möchte nur wiſſen, vor was 2 Huſaren da ſtünden[3]. Geſtern in ‚Oberon' war es wieder zum erdrücken voll, das Meiſte Studenten, und weil die Herrſchaft da war, ſchienen ſie im Anfang ganz ruhig zu ſein. Da es aber ihnen bei dem dritten Aufzug etwas zu lang ſchien, ehe es aufging, ſo fingen ſie nicht nur an zu trommeln, ſondern auch zu pfeifen. Und es geſchieht immer der Anfang auf unſerer Seite, und das kommt daher, weil kein Huſar da ſteht. Ich dächte, wenn Du noch weggingſt, daß Du es ausdrücklich beföhlſt[4], daß einer nüberkäme. Denn die vernünftigen Studenten ärgern ſich ſelbſt über den Spuk; ich glaube, es ſind lauter neue, die dieſen Spuk machen. Einer zeichnet ſich beſonders aus, er heißt Lavater[5], es ſoll ein natürlicher Sohn vom Lavater ſein. Das iſt ein ganz unvernünftiger Menſch, er ſieht aus wie ein engliſcher Bereiter[6] mit einem Helm mit Federn und einer rothen Jacke.

Daß wieder etwas fertig ſein würde, dachte ich mir gleich, der Schatz muß immer fleißig ſein. Ich dächte aber, Du fingſt nichts Neues an, und ſäheſt, daß vielleicht das

[1] Studten [2] narcht [3] Studenten [4] befühlts [5] lavabest [6] Gmiſer Bawelder

Gedicht fertig wär, und machteſt itzo eine Weile[1] nichts mehr, denn es iſt doch ein bißchen zu arg, und am Ende könnte es Dir doch auch ſchaden. Und bei dem übeln Wetter kannſt Du auch nicht ausgehen, und biſt immer allein, das betrübt mich ordentlich. Das Kind dankt herzlich vor die ſchönen Erdbeeren, und ich vor den Spargel.

Ich habe vorhin vergeſſen zu ſchreiben, daß geſtern ‚Oberon' ſehr gut gegangen iſt, und daß ſie alle recht ſehr gut geſpielt haben, die Jagemann außerordentlich und Leißring auch ſehr gut; und bei der Weyrauch war alles Mögliche gethan, um es durch den Anzug zu zwingen. So ſchön iſt noch keine Actrice als Türkin angezogen geweſen. Die Gräfin Egloffſtein hat ihr den ganzen Anzug gegeben, und ſie hat ſich auch da anziehn müſſen; die Gräfin hat ſie ſelbſt hoher Hand geputzt. Warum dieß geſchieht, wirſt Du Dir ſchon denken; ſie hatte Schmuck um ſich, der war fürſtlich, aber ſie hat doch die Jagemann nicht ausgeſtochen bei Fremden und Einheimiſchen.

Mit Schilling habe ich geſprochen. Er will, wenn er vor nichts ſtehet, 2 Thaler des Tages haben; auf das Futter könnte er ſich gar nicht einlaſſen, weil es immer an einem Orte theurer als am andern wäre. Aber er möchte gerne wiſſen, ob wir künftige Woche verreiſen wollten, daß er keine Fuhre von den Schauſpielern annehme. Wenn ich nur auf den Sonnabend darüber Antwort erhalte, da iſt es noch Zeit, da[2] morgen über 8 Tage die Schauſpieler fortgehen. Es iſt billig, denn Ventin[3] reiſt

[1] weilele [2] den [3] Dötzen

nach Hannover und hat dem Adler-Wirth ſeine Fuhre, muß vor alles ſtehen und muß des Tages 2 Thaler 12 Groſchen geben. Er thuts, weil mir immer mit ihm fahren. Leb wohl. Wegen der Reiſe vergiß nicht, mir zu ſchreiben.

Ich ſehe Dich doch bald wieder?

Alleweile kommt Götze zu mir und ſagt mir, daß ihn der Hofkammer-Rath hat kommen laſſen und ihm geſagt hat, daß ſie mitgehen ſollte, und er wollte davor ſorgen, daß die Madame Beck ſie zu ſich nähme; aber ſie müſſe nicht denken, wenn ſie was könnte, daß ſie etwa in ein paar Jahren fortginge. Da ſagte der alte Götze: davor ſtünd er als Vater, ich ſollte es dem Herrn Geheimen Rath ſchreiben, daß er, wenn Sie es verlangten, es ſchriftlich von ſich geben wollte, daß ſie, ſo lange er lebte, ſich nicht unterſtehen dürfte, aus Weimar zu gehen. Aber nun hat er noch eine Bitte. Der Herr Hofkammer-Rath will ihr draußen gar nichts in die Hände geben, ſondern der Madame Beck alles Koſtgeld. Das iſt er auch recht wohl zufrieden, aber er meint doch ſo, daß es nur etwa 4 Groſchen die Woche in [die] Taſche bekomme; ſie wäre doch nur noch ein Kind, und die Kinder hätten doch manchmal auch außer Tiſchzeit Appetit, und es [ent]ſtünd manchmal allerhand Übel daraus. Und 2tens hätte ſie doch den ganzen Winter Saiſon mitgemacht und noch nie etwas bekommen. Er bittet alſo nur um ein Carolin oder etwas; er müßte ihr doch allerlei kaufen und mitgeben, und der

Herr Geheime Rath wüßten wohl, was ein armer Hofbedienter hätte, daß es ihm nur nicht gar zu schwer fällt.

Leb wohl. Das war ein langer Brief.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Hier schicke ich Ihnen ein Bild, das ich von der Frau von Stein bekommen habe. Ich danke Ihnen für die Erdbeere, die Sie mir heute früh geschickt haben, und die mir recht gut geschmecket haben, ich habe sie diesen Morgen nur halb gegessen, und Nachmittag will ich mir die übrigen zum Nachessen auch gut schmecken lassen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Göthe.

132. Goethe

Das Wetterglas ist diese Tage stark gefallen, es fängt an zu regnen, und ich fürchte, bei abnehmenden Mond wird es noch schlimmer; wir wollen daher unsere Fahrt noch aussetzen, sage das Schilling, damit er sich die Fuhre nach Lauchstädt nicht verschlägt.

Ich schicke hierbei schöne Erdbeere und wünsche, daß sie gut ankommen, leider sind sie schon einige Tage alt; sage dem Kind, wenn es mir hübsche Briefe schreibt, so sollen auf dem Mittwoch noch frischere ankommen.

Schicke mir doch auch 4 Krüge frisches Seltzer Wasser, es ist mir diese Tage recht ein Bedürfniß geworden.

Für Deinen langen Brief danke ich Dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben, wenn Du es nur recht üben willst.

Hier ſchicke ich Dir einen Brief meiner Mutter, daraus Du ſehen kannſt, wie gut ſie denkt. Alle Einrichtungen können nunmehr aufs beſte gemacht werden, und ehe 14 Tage herumgehen, kann alles in der beſten Ordnung ſein.

Die beſte Nachricht, die ich Dir zu geben habe, iſt denn doch wohl, daß das Gedicht fertig iſt, und ſo wäre es recht gut, wenn ich nur ſonſt ruhen könnte; es wird aber jetzt unermüdet am Almanach gearbeitet, der denn auch recht ſtattlich ausgeſtattet werden ſoll. Lebe recht wohl, beſorge inliegende Briefe und Packete ſogleich. Noch 8 Tage, ſo wird ſchon vieles klärer, und wir werden einander hoffentlich näher ſein.

Jena, den 9. Juni 1797. G.

133. Chriſtiane [Weimar, 9. (?) Juni 1797.]

Ich danke Dir vor alles Überſchickte, wie auch vor den lieben Brief von der Frau Räthin. Meine einzige Beſchäftigung iſt itzo mit Garten und Krautland, und das Wetter iſt mir zu meinen Pflanzungen ſehr günſtig, und wenn es ſo bleibt, glaube ich künftige[1] Woche ſo ziemlich fertig zu werden, und ich kann alsdann ohne Sorgen hinreiſen, wohin ich will. Wenn Du wiederkömmſt, ſo mußt Du aber auch alles erſt ein bißchen anſehn, damit ich auch ein bißchen gelobt werde.

Niemand iſt unglückſeliger als Götzen. Ich habe es gleich von Anfange gemerkt, daß der Hofkammer-Rath keine Luſt dazu hatte; wenn er nur nicht vorgeſtern die

[1] Nach dieſe Woche (nur letzteres Wort gestrichen)

ngang bei Hofe und sucht gegen die Türken zu reizen. Ihn eibt eben dasselbe christliche Mitgefühl, das die ersten Kreuz- hrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger heiligen Grabe gesehen, zum Theil mit erduldet, und allen stlichen Nationen war daran gelegen, daß Constantinopel n Osten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht n Christen, die, auf eignen Vortheil bedacht, ihm zur rech- Zeit niemals von ihrer Seite beigestanden. Nun hat er mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht h und sucht eine Verbindung Persiens mit den Kosaken am warzen Meer anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Ispahan ück, mit Absicht sich anzusiedeln und die römisch-katholische ligion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann h mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine geor- nische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit Carmeliten, und führt nichts weniger im Sinne als vom ser eine Landstrecke, zu Gründung eines neuen Roms, erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan, Ge- dte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher Pferd, auf dem größten Platze, in Gegenwart seiner Sol- en, der angesehnsten Dienerschaft, bedeutender Fremden, en Vornehmste auch alle zu Pferd mit Gefolge sich einfin- , ertheilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, ser Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hoch- rend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet, und so bankt die Majestat immer zwischen dem Höchsten und Tief- . Sodann, bald geheimnißvoll verschlossen im Harem, vor aller Augen handelnd, sich in alles Oeffentliche ein- chend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger tigkeit.

Leute hätte rufen laſſen und als ſo gewiß verſprochen hätte. So macht er es auch mit dem armen Riehl; der hat mir auch ſeine Noth geklagt. Der muß doch alles thun und noch mehr als Friedrich[1] gethan hat, und er beſchneidt [?] doch den Dienſt auf alle Art, und Bloß der muß ihm zu allem behilflich ſein, weil er dem den Dienſt verſprochen hat. Er bekommt nicht ein Stückchen[2] Licht, und das [iſt] früher ſein Hauptaccidens geweſen. Das macht alles Bloß, und der hat auch den Garten. Ich möchte immer bei meiner guten Laune ſagen: das iſt ein rechter

[3]. Das Kind ſchickt Dir einen Brief, er iſt nicht bleiſtiftüberzogen, den andern hat er mir geſtern geſchickt. Hier hat mir auch die ſchöne Marianne [?][4] geſchrieben.

Ich habe bis alleweile in der ganzen Stadt herumgeſchickt, auch bei dem Hofkammer-Rath, aber es iſt kein Selzer Waſſer zu kriegen. Hier ſchicke ich was Pyrmonter[5]. Wenn ich nur erſt wieder um Dich bin, ſo ſollſt Du gewiß wieder heiter werden; da ſoll der Herr von Schönfuß [?] viel [?] da ſein.

Leb wohl in Eile.

[Beilage 1: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich bedanke mich für die Erdbeere und für die Kirſchen, ſie haben mir recht gut geſchmeckt, ich habe ſie aber dieſen Morgen nicht alle gegeſſen, weil ich die übrigen nach Tiſche eſſen will. Heute früh bin ich bei der Frau von Stein geweſen, die mich dieſen Mittag zu Gaſte geladen hat. Sie gab mir auch 8 Pfennige. Leben Sie wohl.

Auguſt Göthe.

[1] Fricrich [2] Kann auch Stümpchen heißen ſollen [3] Nicht entzifferter Wort: Schembhund oder Schembhub (ebenſo S. 188, 417) [4] morain [5] bermonter

[Beilage 2: Auguſt]

Liebe Mutter!

Wir reiſten vor kurzem, wie Sie wiſſen, von Jena nach Dornburg, ein hübſcher Ort, der mir wegen ſeiner Lage an der Saale ſehr gefallen hat. Der Schieferhof liegt beſonders ſchön, man hat von ihm eine ziemlich weite Ausſicht auf die Wieſen an der Saale, auf eine Mühle, die ſo alt iſt, daß man ſich wundern muß, warum ſie das Waſſer nicht ſchon längſt mitgenommen hat. Ich wäre gern in der ſchönen Gegend noch einige Tage geblieben und hätte im Schieferhofe gern noch die jungen Küchelchen gefüttert, obgleich der böſe Truthahn mich immer gejagt und gebiſſen hat, aber ich mußte mit Ihnen nach Jena. So viel für heute, bald ein Mehreres. Leben Sie wohl.

Auguſt Göthe.

134. Chriſtiane [Weimar, 10. oder 11. Juni 1797.]

Lieber,

Soeben ſchicket mir die Frau Vice-Präſident dieſen Brief und läßt mir ſagen, daß ich aber gleich einen Expreſſen zu Dir mit dieſem Brief ſchicken müßte. Da es nun aber ſchon 8 Uhr iſt, wirſt Du dieſen Brief wohl etwas ſpät bekommen; es iſt mir aber ausdrücklich geſagt worden, es müſſe ſein. Leb wohl und ſchicke mir auch[1] ein paar Worte durch dieſen Boten, daß ich weiß, ob Du es richtig erhalten.

Haſe in Eile.

135. Goethe

Ich ſchicke Dir das gewöhnliche Packet, Du wirſt ſo gut ſein und die Einlagen bald beſtellen. Das Barometer

[1] aus

ſteht noch immer tief, und wir werden unſere große Tour wohl nicht machen können. Indeſſen erkundige Dich doch, wenn Schillings Wagen von Lauchſtädt zurückkommt? Da kannſt Du mich abholen, denn es iſt nun Zeit, daß ich einmal wieder meinen Aufenthalt verändere. Indeſſen habe ich alle Urſache, dießmal zufrieden zu ſein, indem ich nicht allein viel gearbeitet, ſondern wieder zu künftigen Arbeiten gar manchen Gedanken gefaßt habe.

Lebe wohl, grüße das Kind, und gedenket mein, wenn ihr das Obſt, das ich euch ſchicke, zuſammen verzehrt. Jena, am 13. Juni 1797. G.

Es verſteht ſich, daß ich vorher den Tag ſchreibe, wenn Du herüberkommſt.

136. Chriſtiane [Weimar, 14. Juni 1797.]

Daß Du immer ſo an mich und das Bübchen denkeſt und uns immer etwas ſchickeſt, dafür danke ich Dir von ganzem Herzen. Du meinſt es ſehr gut mit uns, aber wir haben Dich dafür auch ſehr lieb, und wenn wir allein ſind, ſprechen wir immer von Dir. Daß aus unſerer Reiſe nunmehro nichts werden könnte, habe ich mir gedacht, weil es Dir nun wohl zu ſpät wird. Wenn Du aber noch bis Montag, den 19., drüben bleiben willſt, ſo will ich Dir einen Vorſchlag thun. Ich bin mit Werners auf den Sonntag nach Lobeda zu einem Ball bei den Burgemeiſter eingeladen. Er will den Sonnabend früh mit der Kutſche rüberkommen und uns abholen. Da

führen mir nach Mittag weg und wären auf den Sonnabend gegen Abend in Jena. Da käm es nun auf Dich an, ob ich sollte im ‚Bären' absteigen mit dem Kind und blieb' bei Dir und führ' erst nach Tische den Sonntag nach Lobeda, oder ob ich gleich nach Lobeda führ und nur das Kind bei Dir ließ'. Ich blieb' aber lieber bei Dir. Ernestine bliebe hier in Weimar. Und den Montag führen mir herüber. Sollte Dir es aber zu lang werden, und ich sollte Dich ehr abholen, so bin ich es recht wohl zufrieden; ich besteh[1] nicht auf den Ball, so können Werners allein fahren. Schilling kommt erst den Sonntag wieder, kann also auch nicht ehr fahren bis den Montag; ich dächte, wenn ich drüben wär, nehmen mir Schäfers Wagen zum rüberfahren. Sei so gut und schreib mir den Sonnabend Deine Meinung darüber. Ich bitte aber nochmals: es muß Dich nicht geniren, denn ich bin alles zufrieden, wenn es nur Dich nicht verdrüßlich macht. Soll ich einen andern Wagen nehmen und Dich abholen, oder willst Du etwa Schäfers Wagen nehmen und den Sonntag herüberfahren, so bleibe ich recht gern zu Hause. Ich freu mich, Dich auf alle Fälle bald zu sehen und Dir sagen zu können, wie lieb ich Dich habe.

Alleweile kam Riehl und war ganz unglücklich, da er nach so vielem, was er an dem Dienste verliert, auch heute vom Hofkammer-Rath gehört hat, daß Bloß auch die Zettel in Lauchstädt rumtragen soll. Da er es dem Hofkammer-Rath hat beweisen können, daß es Friedrichen

[1] beste

gehört hat, so hat er ihn, wenn er es nicht mit Bloß theilen wollen, auf die Wache setzen wollen. So hat er [es] sich, weil Sie nicht da wären, gefallen lassen, aber nur für dieß Jahr; er will alles, was am Dienst fehlt, aufsetzen und Sie es in einem Schreiben übergeben. Seine Frau hat sich über alle diese Geschichten so angenommen und geärgert, und liegt am Tode. Das ist ein großes Unglück vor den Mann und vor die armen Kinder.

Leb wohl. Mündlich ein Mehres.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich war gestern früh mit meiner Mutter im alten Garten und fand in meinem kleinen Gärtchen ein Stückchen Silber, das mir Dortchen verkauft und dafür einen Groschen gebracht hat. Mein kleines Gärtchen ist jetzt im guten Zustande, die Gurken stehen besser als meiner Mutter ihre, meine Bohnen wachsen auch recht schön in die Höhe, aber meinen Kohl haben mir die garstigen Schnecken fast ganz weggefressen. Für die schönen Kirschen, die Sie mir heute geschickt haben, danke ich Ihnen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Göthe.

137. Goethe

Ich muß Dir wieder einen Boten schicken, damit Du inliegenden Brief heute Abend noch auf die Post gibst. Gerning lädt mich ein, mit ihm über Regensburg und Wien nach Italien zu gehen; ich kann mich aber nicht darauf einlassen, weil ich noch Nachricht von Meyer erwarte und ungewiß bin, ob dieser nicht gar wegen seiner Gesundheit heraus und in die Schweiz geht.

Schicke mir durch diesen Boten, was Du den Botenweibern mitzugeben gedachtest; zwar wird er auch nicht früher wieder herüberkommen.

Ich wünsche, nun bald wieder bei Dir zu sein, denn meine hiesigen Arbeiten sind vollbracht; nur noch wenige Dinge sind zu berichtigen, dann schreibe ich Dir entweder, daß Du mich abholen sollst, oder komme einmal unvermuthet selbst. Lebe wohl und liebe mich und küsse das Kind.

Jena, den 14. Juni 1797. G.

*

Am 16. Juni abends kehrt Goethe nach Weimar zurück. Sofort beginnen die Vorbereitungen zur dritten Reise in die Schweiz. Schon am 7. Juli meldet Goethe dem Freunde Heinrich Meyer nach Stäfa am Züricher See: er werde bald „so los und ledig als jemals“ sein. „Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich jene zurück und komme, Sie am schönen See zu finden ... Unsre Hausfreundin grüßt Sie aufs schönste.“ — Gegen Ende des Monats erledigt Goethe, im Hinblick auf die Reise, seine Testamentsgeschäfte. Am 22. teilt er dem Herzog Carl August mit: seine Mutter habe auf seine „sämmtliche Erbschaft renunciirt“, und bittet, der Herzog wolle verfügen: „daß nach meinem erfolgenden Ableben keine Obsignation Statt habe, vielmehr meine Erben ohne dieselbe und ohne weitere gerichtliche Inventur zu dem Besitz meines Nachlasses gelangen.“ Der Herzog genehmigte die Bitte, Goethes Testament wurde am 27. Juli durch eine Deputation bei ihm abgeholt. Am selben Tage wendet Goethe sich brieflich an den Kanzler v. Koppenfels mit der Bitte um einen Reisepaß für seine Person. „Da ich aber auch meine kleine Familie bis Frankfurt mitzunehmen denke und sie besonders auf dem Rückwege, den sie allein zurücklegen, sich selbst überlassen muß, so hätte ich auch für Mutter und Sohn um einen besonderen Paß zu bitten. Ich überlasse Ew. Hochwohlgebornen, ob Sie unbedenklich finden, etwa einen dergleichen auf Frau Vulpius und Sohn ausfertigen

zu lassen, oder was Sie sonst schicklich und zweckmäßig finden. Es ist ohnehin nur auf allen Fall, indem Reisende, besonders auf dieser Route, sehr selten um Pässe gefragt werden." Mit Bezug auf diese Angelegenheit teilt Goethe dem Kanzler v. Koppenfels am 28. Juli noch mit: „Der Name der Mutter ist Christiane und das Alter des Sohnes sieben und ein halbes Jahr."

Am 29. endlich vermerkt das Tagebuch: „Alles in Ordnung." Tags darauf, Nachmittags 3 Uhr, reist Goethe mit Christiane und August von Weimar ab, zunächst bis Erfurt, das man am 31. Juli früh 1/45 verließ, um über Mechterstädt und Eisenach nach Marksuhl zu gelangen. Von hier ging die Fahrt am 1. August früh 4 Uhr weiter über Vacha, Buttlar, Hünfeld nach Fulda; am 2. August früh 1/46 Uhr über Schlüchtern, das Kinzigtal hinab, bis Gelnhausen. Hier trennt Goethe sich für kurze Zeit von den Seinen und fährt am 3. August früh 1¼ mit Extrapost nach Frankfurt, wo er morgens 8 Uhr eintrifft. Dies geschah wohl mit Rücksicht auf den Wunsch der Frau Aja, die am 25. Juli nach Weimar geschrieben hatte: „Mir wäre es sehr lieb wenn du es einrichten könntes bey hellem Tag in Goldenen brunen deinen Einzug zu halten — des Nachts ankommen liebe ich nicht — zumahl in einem dir ganz frembten Hauß — Hir hast du meine Willens meinung." Schwiegertochter und Enkel folgten dem Sohne zwölf Stunden später und trafen abends 8 Uhr in Frankfurt ein. Freilich nur für dreimal vierundzwanzig Stunden. „In diesen ersten Tagen", schreibt Goethe am 5. August dem Freunde in Stäfa, „bin ich nur beschäftigt, diesen Fremdlingen alles zu zeigen, da sie Montags, den 7., schon wieder abreisen." Unter diesem Datum vermerkt denn auch Goethes Tagebuch: „Fuhren die Meinigen um 3 Uhr fort." Diese Trennung bedeutete für Christiane ein Alleinsein von mehr als einem Vierteljahr; wie tapfer sie es ertrug, zeigen die folgenden Briefe.

*

138. Christiane [Hanau, 7. August 1797.]

Ich will Dir durch Deinen Geist nur ein paar Worte sagen. Ganz zufrieden bin ich freilich nicht, daß Du, mein Lieber, nicht bei mir bist, ich will mich aber recht gut aufführen und nicht gramseln und mir nur immer

denken, wie lieb Du mich hast, und wie gut Du es mit mir meinst. Ich danke Dir noch vor alle Liebe und Güte. Ich bin nur zufrieden, wenn ich mir denke, daß der gute Schatz bei der lieben Frau Rath ist, wo es Dir gut geht. Empfiehl mich ja noch vielmal, und ich will ihr von Weimar schreiben. Leb wohl.

In Eile.

[Beilage: August]

Lieber Vater,

Thun Sie mir den Gefallen und reisen Sie nicht in die Schweiz, sagen Sie der lieben Großmama viele Grüße, und ich hätte sie recht lieb.

Leben Sie wohl und sein Sie mein gutes Väterchen.

Ihr August.

Hanau, den 7. August [1797].

139. Goethe

Ich bin euch immer in Gedanken nachgefolgt, und gestern Abend in der ‚Müllerin', die mir nur theilweise Vergnügen gemacht hat, dachte ich oft, daß ihr nun ruhig in Schlüchtern sitzen würdet. Ich verlange recht sehr zu hören, wie ihr eure Reise zurücklegt, und hoffe das Beste. Eure Briefchen von Hanau haben mir viel Freude gemacht; sage dem Kleinen, daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will, wie er nun immer besser schreibt. Ich habe angefangen, einiges zu überlegen und zu dictieren, aber es wird ganz unmöglich sein, in dieser Wohnung etwas zu arbeiten; ich will noch etwa acht Tage zusehen und dann

irgend einen Entschluß fassen. Wenn Du wieder stille zu Hause bist, so wirst Du erst recht gewahr werden, was für eine Menge Gegenstände Du gesehen hast.

Wenn Packete angekommen sind, so mache sie nur auf; wenn eins mit Noten dabei ist, so schickst Du es an den Kämmerier Wagner. Lebe recht wohl, schreibe mir bald und behalte mich lieb. Frankfurt, den 9. August 1797.

G.

140. Christiane [8.—11. August 1797.]

Saalmünster, Dienstag den 8. August, Mittag 12, im Gasthaus zum ‚Stern'.

Gestern in Hanau, wie Du weißt, ist mir nichts Merkwürdiges passiert, als daß ich habe sehr viel bezahlen müssen. Heute frühe in Rothenbergen[1] kam das erste Schröcken auf der ganzen Reise: bei Rothenbergen[1], wo man nicht ausweichen kann, da kamen Fuhrleute, und es fiel ein Pferd und der ganze Kram[2] wäre bald auf unsere Kutsche gefallen; aber es ging, Gott sei Dank, noch gut ab. Alsdenn kam aber ein lustig Abenteuer, das war Folgendes. Es hatten die Kaiserlichen Husaren exercirt, und mir mußten halten, daß sie vor uns vorbei konnten. Da kamen etliche von den Husaren-Officiers zu uns an den Wagen und unterhielten sich mit mir und fragten mich, wo ich her käme, wo ich hin wollte. Ich beantwortete alles mit der größten Hastigkeit und habe ihnen sehr dummes Zeug weißgemacht. Es wurde auch über die Pistolen gesprochen,

[1] Rodenberg [2] Karn [Karren ist wohl kaum beabsichtigt]

die ich, da ich Soldaten kommen ſahe, ein bißchen weiter als ſonſt herausgucken ließ. Sie waren gar nicht garſtig; wär ich nicht ſo betrübt geweſen, daß Du nicht bei mir warſt, es hätte gewiß ein bißchen Anglichen gegeben; aber ſo ging es dießmal ſo ab. Das Späßchen[1] muß ich Dir einmal erzählen. Das Kind iſt ſehr brav und gut. Das Mittageſſen war hier ſchlecht[2].

Den 8.

Abends 8 Uhr in Neuhof. Der Kutſcher kam nicht wieder. Wir ſind ſehr ſchlecht logirt[3] und werden nicht viel zu eſſen haben. Das ganze Haus iſt voll Kaiſerliche Soldaten; ich bin mit meinen 2 Piſtolen durch ein 50 Mann ins Haus gegangen, und es hat keiner gepiepſt[4].

Mittag, den 9. Auguſt, Mittewoch, im Dorfe Rasdorf[5], eine Stunde von Buttlar,

wo es wieder ſehr ſchlecht iſt. An was ich mich und das Bübchen erhole, iſt der Wein, den ich im ‚Weißen Schwan' habe mitgenommen, und Semmeln. Was hilfts? man muß nur immer gutes Muths ſein. Wir legen doch alle Tage ein gutes Stück Weg zurück. Ich habe hier von Götzen einen Schwager angetroffen, einen Roß-Händler. Er war in Frankfurt und hat alles verkauft, auch ſein Reit-Pferd. Den will ich, ſolang er mir nicht beſchwerlich wird, mitnehmen und eine Geldkaſſe mit 2000 Gulden. Er iſt, wie er mir ſagt, immer in ſtarker Connexion[6] mit dem Herrn Geheimen Rath Schmidt, von dem er, wenn er

[1] Eßigen [2] ſchlät [3] luſtet [4] gebies [5] Dahdorf [6] konnechſſeorm

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen. Nur keinen Mahometaner darf man zum Christenthum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vornehmen was man will. So feiern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzestaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluß Senderud läuft, feierlichst begehen. Dieser Function will der Kaiser nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst bespricht er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben? dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feier sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht bloß dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiiten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der, erst vom Caliphate verdrängt und als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte mahometanische Religionspartei angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomet und Ali eingeschobenen Caliphen mitzahlen und verehren. Die Türken sind dieſem Glauben zugethan und eine sowohl politische als religiöse Spaltung trennt die beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen aufs äusserste hassen, sind sie gleichgültig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher als ihren eigentlichen Gegnern eine geneigte Aufnahme.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03845/209

Louisd'ors braucht und nirgends keine kriegen kann, 19 g. gibt.

Den 9. Abends um 10 Uhr in Markfuhl
zur ‚Goldnen Krone'.

Heute ist doch der Roß-Händler zu etwas gut; er brachte die Wirthsleute heraus, und ich bin hier recht leidlich logirt.

Donnerstag, den 10. August, Morgens.

Der Herr Gericht-Secretär empfiehlt sich bestens, und der Kutscher hat seine Halfter wieder da geholt. Das Kind hat auch seine Schafnüsse in Fulda[1] wieder bekommen; wir fragten an, als wir vorbeifuhren.

Den 10. August, Mittag um 11 Uhr.

Nun bin ich wieder in Eisenach im ‚Halben Mond'. Ich wollte heute hier bleiben, aber Gille ist nicht hier; er ist in Creuzburg und kommt erst morgen Abend wieder. Das ist mir zu lang. So viel, nach Tisch weiter. Wehe, denn es sieht mit meinem Gelde schlecht aus, es werden [?]

[1] Leb wohl, Lieber. Das Kind ist gar zu artig, aber ohne Dich reist sichs doch nicht gut. Die Reise ist sehr schön und gut, werde nur nicht über das Geld verdrüßlich. Wir können Gott danken, daß wir [sie] so glücklich gemacht haben.

Donnerstag, den 10., Abends um 1 Uhr, Gotha,
im Gasthaus zur ‚Schelle'.

Hier ist es recht artig; heute ist uns alles recht gut gegangen, und mir haben, ich und das Kind, immer von

[1] Pfulle [2] pol bäken N.cht zu enträtseln. Der ganze Satz nachträglich eingeschoben

Dir gesprochen. Bei dem Hörsel[1], so weit als mir den Inselsberg nur sehen konnten, hieß es immer: Ach, wenn nur der gute Vater bei uns wär! Morgen um 12 Uhr denke ich in Weimar zu sein, und schicke Dir dieß und noch ein Briefchen. Leb wohl.

Freitag, den 11. August, Mittag 3 Uhr in Weimar.

Mir sind beide gesund und wohl angekommen und haben auch zu Hause alles in rechtem gutem Stand gefunden. Das Kind läßt Dich und die liebe Groß-Mama grüßen. Und Du, Lieber, wirst mich bei der lieben Frau Rath auch entschuldigen, daß ich heute nicht schreibe. Ich bin heute von der Reise sehr echauffirt[2], daß mir diese paar Zeilen fürchterlich heiß machen. Leb wohl und behalt mich so lieb wie ich Dich.

Weimar, den 11. August.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich bin glücklich nach Weimar gekommen und habe unter meine Kinder Zuckerbrod ausgetheilt, das ich in Erfurt gekauft hatte. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mich in Frankfurt herumgeführt und mir so viel Schönes gezeigt haben. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Göthe.

141. Goethe

Ich denke mir nun, daß ihr glücklich zu Hause angelangt seid, und erwarte mit vielem Verlangen Nachricht von eurer Reise; ihr werdet nun genug erzählen von allem,

[1] Hirsfall [2] echäffiert

was ihr gesehen habt, und indem ich mich in Frankfurt umsehe, finde ich noch manches, das euch Vergnügen machen wird, wenn ihr wieder herkommt, und das zweite Mal macht es fast noch mehr Vergnügen, weil man mit den Gegenständen mehr bekannt ist und sie besser genießen kann.

Sei nur so gut, alles, was Packete und größere Briefe sind, aufzumachen und nach dem Inhalte etwa ans Theater und sonst, oder auch wenn etwas eingeschlossen ist, dasselbe nach der Adresse abzugeben, die kleineren Briefe schickst Du mir hierher; Du kannst ja allenfalls Deinen Bruder notiren lassen, was angekommen ist, damit ich nur in kurzem erfahre, was zurückbleibt. Die Hitze ist wieder sehr groß, und die Gewitter, die von Zeit zu Zeit aufsteigen, gehen mit wenig Regen vorüber, die Gärtnerei verlangt sehr nach ein wenig Feuchtigkeit. Schreibe mir ja, wie Du Dein Hauswesen gefunden hast, und grüße das Bübchen.

Die Mama schickt Dir eine schöne Chocoladen-Tasse, über welche jetzt ein Futteral gemacht wird, und wenn ich weiter reise, so soll es auch an allerlei guten Gaben nicht fehlen. Ich bliebe gerne hier, aber die Zerstreuung ist so groß, daß ich zu keiner Besinnung komme. Lebe recht wohl und schreibe fleißig.

Frankfurt, den 12. August 1797. G.

142. Christiane Weimar, den 13. August [1797].

Lieber Schatz,

Ich habe heute Deinen Brief erhalten vom 9. August, Du wirst nun auch unsere Reise erhalten haben. Wenn

Du diesen Brief der lieben Frau Räthin gibst, so entschuldige mich ja wegen meines Schreibens, ich bin recht böse auf mich selbst, daß ich auch gar[1] nichts kann. Vor die schöne Reise und vor die viele Mühe und Beschwerlichkeit, die Du mit uns gehabt hast, sage ich Dir noch vielen Dank. Ich werde noch sehr lang davon zu erzählen haben; in Weimar sind die Leute sehr neugierig und haben sich wegen unserer Reise allerhand Mährchen gemacht, die ich Dir, wenn wir wieder zusammen sind, erzählen will.

In meiner Haushaltung habe ich alles in der größten Ordnung gefunden. Meine guten Freunde haben mich gestern alle besucht, und es ist Rath gehalten worden, wie der schwarze Chemis[2] gemacht werden soll. Die Strümpfe vor die Frau Räthen sind auch besorgt. Mit der nächsten Post soll auch der fehlende ‚Merkur' erscheinen.

Gestern bin ich auch wieder im Römischen Hause gewesen und habe die schöne Leuchter [?][3] gesehen; der Kammerdiener Venus war darin und hat uns gerufen. Der vortreffliche[4] Hofkammer-Rath ist vorgestern auch wieder zurückgekommen. Mit der Jagemann soll ein unerhörter Spectakel gewesen sein, und der Herr Hofkammer-Rath hat die Ehrenbezeugungen alle gewiß, weil sie in Einem Hause logiren, auf seine Rechnung mit angenommen und sich was Rechts darauf zu Gut gethan. Dieß alles hat mir Schmidt, der da war, erzählt. Die Jagemann aber läßt sichs[5] auch schon sehr merken, sie richtet auch schon ihr Compliment darnach ein.

[1] Fahr [2] Schimse [3] leuder [4] vordrefliche [5] ßich

13. August 1797

Ich bin sehr heiter und vergnügt, wenn ich an unsere Hinreise nach Frankfurt denke; wie Du, Lieber, so gut warst und uns so lieb hattest, das werd ich nie vergessen. Und die liebe Frau Rath hat uns so gut aufgenommen! ich glaube, ich bin nach der Reise ganz anders, ich komme mir ganz glückselig vor. Ich werde wohl nie wieder gramselen. Die Erneſtine will, weil ſie das Einmachen einmal übernommen hat, auch es dieß Jahr allein machen. Dieß laſſ ich mir, da ich ſehe, daß ſie es ordentlich macht, ſehr gern gefallen und will nun auch alle meine guten Freunde beſuchen und etwas von Frankfurt erzählen. Das Kind iſt ſehr wohl und war ſehr vergnügt, ſeinen Spielcamerad wiederzuſehen. Es iſt kein Wein, kein Globus, kein Aal, kein Packet angekommen. Wenn nur etwas Wein käme, ſonſt werde ich doch ein bißchen unglücklich, denn den Wertheimer liebe ich mir nicht, und mir haben auch nicht viel; und auf Deinen Geburtstag da müſſen doch auch etliche Bouteillen aufgehn, denn da werden meine guten Freunde, jung[1] und alt, eingeladen. Wenn ich nur ein paar Fläſchchen Malaga hätte! Was recht übel war, daß mir in Frankfurt keine Flaſche Champagner getrunken haben. Das betrübt mich ordentlich. Leb ihe wohl. Aber wenn Du wiederkommſt, da will ich Dich auch lieb haben, ſo wie Du Dir es gar nicht denken kannſt. Adieu, liebe mich wie ich Dich.

Chriſtiane V.

[1] jucken

143. Goethe

Du haſt mir ſehr viel Vergnügen gemacht, daß Du mir gleich den Tag Deiner Ankunft geſchrieben und Dein Tagebuch geſchickt haſt; fahre ja fort, mir fleißig zu ſchreiben, damit ich wiſſe, wie es Dir geht, und was bei euch vorfällt.

Es freut mich gar ſehr, daß Deine Hinreiſe zwar nicht ohne Unbequemlichkeit, doch glücklich und mit beſter Ordnung vollbracht worden, ſo wie mir unſere ganze Expedition Luſt und Muth gegeben hat, mit euch künftig dergleichen mehr zu unternehmen, und mit dem Kinde wird es, je älter es wird, immer eine größere Luſt ſein.

Ich habe die Zeit oft an euch gedacht und euch zu mir gewünſcht, beſonders in der ‚Palmira‘, welche vergangenen Sonntag gegeben wurde. Die Repräſentation war überhaupt ſehr gut und anſtändig, die Decorationen beſonders ganz fürtrefflich. Ich habe nun meiſtens meine alten, guten Freunde geſehen und die nothwendigſten Viſiten gemacht, auch finde ich mancherlei und ſehr gute Unterhaltung; doch reizt das ſchöne Wetter, das ſich bald in Regen abkühlt, bald in klaren Tagen gar vergnügliche Stunden macht, mich zur weitern Reiſe.

Ich will heute über 8 Tage von hier abgehen und kann, wenn Du mir den nächſten Freitag ſchreibſt, Montag Abend noch den Brief hier erhalten. Auf alle Fälle ſetzeſt Du außen drauf: gefällig nachzuſchicken, und adreſſirſt überhaupt alles immer fort an meine Mutter.

In meinem vorigen Briefe habe ich Dir ſchon wegen

ankommenden Packeten und Briefen geschrieben, ich will mich hier noch umständlicher erklären:

Alle Arten von Packeten machst Du auf, siehst, was sie enthalten, und läßt sie alsdann entweder liegen oder gibst sie dahin ab, wohin sie allenfalls gehören; die Briefe aber schickst Du an meine Mutter.

Wenn Du mir schreibst, so mußt Du immer zugleich auf die Adresse setzen: gefällig nachzuschicken, und mußt Deinen Brief noch besonders siegeln, wenn Du ihn auch in ein Packet legst; das Packet aber wird jederzeit an meine Mutter adressirt, damit sie es aufmachen und mit den inliegenden Briefen nach meiner Anweisung verfahren kann. So viel von dieser Sache.

Von Hamburg wird ein kleines Fäßchen an mich kommen, worin Seeschnecken sich in Brandewein befinden werden. Denke nicht etwa, daß es eine Eßwaare ist, sondern thu die Geschöpfe in ein Zuckerglas und halte sie mit Brandewein bedeckt, bis ich wiederkomme. Sonst weiß ich nichts zu erinnern, denn das Übrige haben wir ja alles abgeredet.

Schreibe mir ja, wie das schwarzseidne Kleid gerathen ist, und wann Du es zum ersten Mal angehabt hast; sage dem guten August, daß der Säbel, den ich mitbringe, da er sich so gut auf der Reise aufgeführt hat und gewiß auch in meiner Abwesenheit ein gutes Kind bleiben wird.

Seit eurer Abreise bin ich noch einigemal ausgefahren und oft gegangen und habe noch manches gefunden, das ihr mit Vergnügen sehen werdet, wenn ihr einmal wieder

in dieſe Stadt kommt. Auf alle Fälle werden wir uns bequemer und auf längere Zeit einrichten können.

An das Waſſer bin ich nicht wieder gekommen und habe in der Komödie immer nach der Loge hinaufgeſehen, wo wir ſo vergnügt zuſammen waren.

Und nun, zum Lebewohl, noch ein paar Worte von meiner Hand. Ich liebe Dich recht herzlich und einzig, Du glaubſt nicht, wie ich Dich vermiſſe. Nur jetzt wünſchte ich reicher zu ſein, als ich bin, daß ich Dich und der Kleinen auf der Reiſe immer bei mir haben könnte. Künftig, meine Beſte, wollen wir noch manchen Weg zuſammen machen. Meine Mutter hat Dich recht lieb und lobt Dich und erfreut ſich des Kleinen. In acht Tagen will ich hier weggehen, denn an eine Arbeit iſt nicht zu denken, Du haſt ſelbſt die Lage geſehen; und ſo will ich die Zeit wenigſtens anwenden, um viel zu ſehen. Lebe recht wohl, halte alles in Ordnung, denke an mich und behalte mich recht lieb. Eh ich weggehe, ſchreibe ich Dir noch einmal. Küſſe das Kind.

Frankfurt, den 15. Auguſt 1797. G.

144. Chriſtiane Weimar, den 16. Auguſt [1797].

Lieber,

Hier ſchicke ich der Frau Rath den ‚Merkur' und habe auch zugleich von dieſem Monat dieſen mit beigelegt. Ich bin mit dem Kinde recht wohl und vergnügt, ich glaube, die Reiſe hat uns beide ſehr heiter gemacht. Wenn ich nur bei Dir ſein könnte, das iſt meine einzige Be-

trübniß; und manchmal werden die Wehe sehr groß, denn ich habe Dich nur immer lieber. Gestern ist Hunnius[1] hier angekommen und hat mir gleich seine Visite gemacht; dem war es auch gar nicht recht, daß Du nicht da warst. Heute will mir seine Frau und ihre Schwester den Besuch machen. Ich muß Dir auch ein Bonmot[2] von der Bohsen schreiben, das gar nicht übel ist. Wie in Lauchstädt der Lärm mit der Jagemann gar zu groß ist, und der Hof-Kammer-Rath die Jagemann nach der Komödie nach Hause führt, so stehen die Studenten in 2 Colonnen und applaudiren; so gehet die Bohsen ganz vergnügt hinterdrein und singt immer die Strophe „Pflücket die Rose[3], ehe sie verblüht."

Ich habe nun 2 Briefe von Dir und freue mich, daß Du so gut bist und mir so fleißig schreibst. An Dich ist auch kein Brief und gar nichts angekommen. Vergiß nicht, wenn Du von Frankfurt weggehest, den Wein an den Bauverwalter zu besorgen.

Die Frau von Wedel hat gestern zu mir geschicket, ob ich nicht etwas von Antwort an den Herrn von Fouqué[4] mitgebracht hätte, oder ob Geist Dir das Packet, das Dir Frau von Wedel geschickt hätte, Dir nicht übergeben hätte. Alleweile schickt sie wieder, ich möchte ja deßwegen schreiben. Sei doch so gut und schreibe ihr darüber ein paar Zeilen.

Leb wohl und behalte mich ja lieb.

Alleweile schicket die Frau von Wedel wieder, ob etwa das Packet liegen geblieben wäre. Schreibe ihr ja bald

[1] Hunigus [2] Bonmo [3] Pflücket die Rosse [4] Packet

Aber auch, schlimm genug! diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkür! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern ist dem despotischen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mißreden einiger armenischen Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmerniß verbreiten sich an den Ufern des Senderuds, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer.

Und so theilen wir immer die Gefühle großer, durch den Despotismus wechselsweise erhöhten und erniedrigten Völker. Nun bewundern wir auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher das Reich erhoben und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgeloses Betragen erst nach neunzig Jahren, das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freilich die Kehrseite dieses imposanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet und die Persönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, daß der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten befürchten müsse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf jeden, der außer ihm Ansehn und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schatze sammelt und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muß aber in jedem Sinn der Nachfolger am meisten Verdacht erregen. Schon zeugt es von einem großen Geist des königlichen Vaters, wenn er seinen

16. August 1797

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Jetzt habe ich sehr viel Vergnügen in unserm Garten, denn die schönen Birnen sind reif und werden nun abgenommen. Am Dienstage um 4 Uhr habe ich die Birnen von dem kleinen Bäumchen abgenommen, das bei dem türkischen Waizen steht, ach! da waren viele Birnen, ich hätte sie nicht alle herabgebracht, wenn mir mein liebes Mütterchen nicht geholfen hätte. Sagen Sie meiner Großmama viele tausend Grüße, und behalten Sie mich lieb.

Göthe.

145. Christiane Weimar, den 18. August [1797].

Wenn ich mir es gleich schon lange vorgestellt habe, daß Du reisen würdest, so ist es mir doch heut, als ich Deinen Brief erhielte, sehr schwer aufgefallen. Ich und das Kind haben beide sehr geweint. Es soll nach der Schweiz auch wegen des Kriegs übel aussehen. Ich bitte Dich sehr, schreibt mir nur bald. Und wenn Du in der Schweiz bist, laß mich auch immer etwas von Dir hören, und ich bitte Dich um alles in der Welt, gehe itzo nicht nach Italien! Du hast mich so lieb, Du läßt mich gewiß keine Fehlbitte thun. Was mich die Menschen hier ängstigen, daß Du nach Italien gingest, das glaubst Du gar nicht; dem einen hat es der Herzog selbst gesagt, das andere weiß es von Dir gewiß, ich will gar keinen Menschen mehr sehen und hören. Lieber, Bester, nimm mir es nicht übel, daß ich so gramsele, aber es wird mir dießmal schwerer als jemals, Dich so lange zu entbehren; mir waren so aneinander gewöhnt. Die Wege in [den] Garten sind nicht

allein groß, alles im ganzen Hause kommt mir groß und leer vor. Bleibe ja nicht so lange aus, ich bitte Dich sehr. Ich tröste mich immer damit, daß Dir das Reisen zu Deiner Gesundheit dienlich, weil Dir das zu Hause Sitzen doch nicht gut ist; aber gehe nur nicht weiter als in die Schweiz. Du glaubst gar nicht, wie lieb ich Dich habe, ich träume alle Nacht von Dir. Heut hatte ich auch von Dir und der lieben Frau Rath geträumt; und ich hatte etwas lang geschlafen, da wurde ich durch Deinen Brief aufgeweckt. Das Kind ist nicht recht wohl, aber der Doctor sagt, es hätte nichts zu bedeuten, es wär von der Reise, wegen des andern Wassers. Der Kleine will Dir es selbst schreiben. Wenn Du nur die Güte hättest und etwa wegen des Weines von Frankfurt aus an Herrn Zapff schriebest. Ich habe gar nichts zu trinken. Das schwarze Kleid ist noch nicht fertig; ich denke, ich werde es auf den Sonntag anziehen und in die Kirche gehen. Ich habe aber eine große Bitte an Dir: zu dem schwarzen Kleid kann man nicht gut was umthun als ein paar schöne, dicke Goldschnuren mit Quasten. Die kosten 2 Laubthaler. Wenn Du mir schriebest, ob ich mir von den Ducaten nehmen dürfte und mir eine Schnur dazu machen lassen dürfte. Einen von den Ducaten habe ich schon dem Kutscher geben müssen, ich habe nur noch 2. Das Silbergeld reichte nur bis Erfurt; in Marksuhl war ein Jude, da habe ich noch vor 2 Laubthaler cattune Halstücher gekauft. Denn Du weißt wohl, wie es ist; es hieß doch: ich käme von Frankfurt, und ich wollte doch auch ein bißchen Aufsehen

machen. Du wirst gewiß nicht böse darüber werden. Wenn Du wiederkömmst, will ich Dir die Rechnung geben. Auf dem Wege habe ich gar genau[1] gelebt. Was Du mir wegen der Packete und Briefe geschrieben hast, will ich pünctlich[2] besorgen. Es ist aber itzo nichts als der Brief, den ich Dir hier schicke, angekommen. Heute kommen die Schauspieler und gehen morgen nach Rudolstadt. Es ist die Markgräfin von Baden hier mit 2 Prinzessinnen, eine ist 14, die andere 15 Jahr; die älteste ist gewiß mit dem König von Schweden versprochen und ist noch nicht confirmirt. Sie soll hier confirmirt werden, und man sagt, auch die Vermählung sollte hier sein. Der König von Schweden ist incognito[3] dagewesen, aber er ist wieder weg. Die Solennitäten gehen alle im Römischen Hause vor, wo sich die armen Bedienten bald die Beine weglaufen müssen. Heute soll Concert sein. Leb wohl. Ich wünsche Dir eine vergnügte Reise, Gesundheit und gutes Wetter. Behalte mich nur lieb und schreibe mir bald.

C. V.

Vergiß nicht, mir wegen der Frau von Wedel ein Wort zu schreiben.

[Beilage: August]

Weimar, den 18. August.

Lieber Vater!

Ich bin jezt etwas krank, meine Augen thun mir sehr wehe, besonders das linke, welches auch ziemlich roth ist, doch ist es nicht mehr so schlimm, als es vor einigen Tagen war. Auch habe auf

[1] genau [2] pünctlich [3] in Comito

dem Nacken einen Ausſchlag, der mich ſehr juckt, ſo daß ich immer kratzen möchte. Ich muß alle Tage 6 mal einen Trank einnehmen, der recht garſtig ſchmeckt. Kommen Sie bald nach Weimar, ich ſehne mich recht nach Ihnen. Meiner lieben Großmama ſagen Sie viele ſchöne Grüße. Leben Sie wohl, und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Göthe.

146. Chriſtiane [Weimar, vor 24. Auguſt 1797.]

Lieber,

Ich ſchicke Dir dieſen Brief gleich nach, weil mir die Fräulein Waldner ſagen ließ, ich möchte ihn Dir gleich nachſchicken; die fremde Herrſchaft hätte ihn mitgebracht, und ſie kämen in drei Wochen wieder, da wollten ſie die Antwort mitnehmen wegen des Scheines, der darin läge. Du ſollſt nur die Antwort an die Fräulein Waldner ſchicken. Ich melde Dir auch zugleich, daß es mit dem Bübchen beſſer iſt; er würde Dir ſelbſt ſchreiben, aber er iſt zu müde. Geſtern iſt das ſchwarze Kleid angezogen worden und hat ſich im Park präſentirt; es iſt ſehr ſchön gerathen, und die Leute ſagten auch, es ſtünde mir gut. Am Sonnabend war Ball bei Hof, und ich und alle gute Freundinnen haben uns in Fritz Stein wegen ſeines ſchönen Tanzens in ihn verliebt. Die Eberwein hat Verlöbniß gehabt, und ihr Liebhaber kommt als Hofmuſicus nach Rudolſtadt, wo ſie heute zum Vogelſchießen hin gereiſt ſind. Das iſt mir ſehr fatal; die hätte auch zu einer andern Zeit heurathen können als itzo. Nun bin ich ganz allein. Vergiß nicht, an Zapff zu ſchreiben, denn itzo ſehe ich erſt, wie noth-

wendig der Wein iſt, weil ich keinen habe. Mein Mägelchen[1] thut mir gewaltig wehe, wenn ich keinen trinke; denn keinen Wertheimer nehm ich nicht, und was ich habe, muß [ich] auch auf Deinen Geburtstag aufheben. Denn wie Du weggingſt, waren nur noch 16 Bouteillen da, und davon ſind die Sonntage wieder welche getrunken worden, und kaufe ich doch nicht gerne welchen.

Das Kind grüßt Dich vielmals und ſagt immer: „Nun kommt mein Vater gewiß bald.“ Leb wohl und behalte mich nur lieb, und grüße Meyer und ſage ihm: wenn er bald käme, ſo ſollte er die beſten Suppen haben.

147. Goethe

Vor allen Dingen muß ich Dich bitten, mein liebes Kind, daß Du Dich über meine weitere Reiſe nicht ängſtigſt und Dir nicht die guten Tage verdirbſt, die Du haben kannſt. Du haſt Dich mit Deinen eignen Augen überzeugt, daß ich in meiner hieſigen Lage nicht würde arbeiten können, und was ſollte ich ſonſt hier thun? da das Allgemeine der Stadt bald beobachtet iſt, und ich kein beſonderes Verhältniß weder habe, noch haben mag. Die Jahrszeit iſt ſo ſchön, daß man ſchon den täglich beneidet, den man zum Thor hinaus fahren ſieht.

Du weißt überhaupt und haſt auch auf der letzten Reiſe geſehen, daß ich bei ſolchen Unternehmungen ſorgfältig und vorſichtig bin, Du kannſt leicht denken, daß ich mich nicht von heiler Haut in Gefahr begeben werde,

[1] Mächtchen

und ich kann Dir wohl gewiß verſichern, daß ich dießmal nicht nach Italien gehe. Behalte das für Dich und laß die Menſchen reden, was ſie wollen; Du weißt ja die Art des ganzen Geſchlechts, daß es lieber beunruhigt und hetzt, als tröſtet und aufrichtet. Halte gut Haus und richte Dich ſo ein, daß Du mich entweder empfangen oder auch vielleicht wieder zu mir kommen kannſt. Du haſt bei Deiner kurzen Abweſenheit geſehen, wie ſich Deine Leute betragen haben, und was Du allenfalls für Einrichtungen machen müßteſt, wenn Du länger wegbleiben ſollteſt. Sorge ja für das Kind und rede mit dem Doctor ab, was man allenfalls künftig auf der Reiſe thut, wenn das Uebel wiederkommen ſollte.

Ich bin recht wohl zufrieden, daß Du Dir die goldnen Schnuren anſchaffſt und Dich recht hübſch herausputzeſt; auch liegt ein Blättchen an Herrn Zapff bei, laß es von Deinem Bruder ordentlich ſiegeln und überſchreiben.

Auch für einen Eimer Markobrunner 81ger für den Bauverwalter iſt geſorgt, wovon Du Nachricht geben kannſt; es iſt ein excellenter Wein, ich habe ihn geſtern ausgeſucht. Ich werde ihn unter meiner Adreſſe und, um mehrerer Sicherheit willen, unfrankiert ſchicken, Du übergibſt dem Bauverwalter gleich den Wein und bezahlſt die Fracht, Accis und Trankſteuer.

Hierbei liegt auch eine Anweiſung auf zweihundert Thaler, die Du bei Herrn Geheimde Rath Voigt auf Michael erheben kannſt.

Ich lege Dir auch die Preiſe von verſchiednen Victu-

alien bei, wie sie gegenwärtig hier bezahlt werden; Du wirst Dich freuen, daß Du in Deiner Küche nicht so theure Ware brauchst.

Die gute Mama schickt Dir eine sehr schöne Tasse und noch einiges Zuckerwerk fürs Kind und Dich; laß dagegen sogleich durch Deinen Bruder, wenn Du es selbst nicht finden kannst, Hufelands Buch über das lange Leben, in zwei Bänden, in meiner Bibliothek suchen und schicke es ihr mit einem dankbaren, heitern Briefe. Laß auch den Kleinen schreiben, denn sie ist gar zu gut gegen euch gesinnt.

Mein Koffer ist nunmehr nach Stuttgart fort, und ich erwarte nur, daß das Wetter sich ein wenig bestätigt. Denn vor acht Tagen hatten wir ein Gewitter, das 15 Stunden dauerte, und seit der Zeit ist das Wetter kühl, trüb und veränderlich.

Lebe recht wohl, behalte mich lieb, grüße den Kleinen und gib ihm beiliegendes Blättchen. Schreibe mir bald, Du sollst auch immer von mir hören. Frankfurt, den 24. August 1797. G.

148. Goethe Heilbronn, den 28. August 1797.

Zu meinem Geburtstage, den Du gewiß in Ruhe und Zufriedenheit feiern wirst, aber nicht ohne Verlangen, mich bei Dir zu sehen, muß ich Dir einige Worte sagen und Dir zugleich, wie es mir bisher gegangen ist, erzählen.

Freitag, den 25., nahm ich früh von der guten Mutter Abschied, nicht ohne Rührung, denn es war das erste Mal nach so langer Zeit, daß wir uns wieder ein wenig an-

einander gewöhnt hatten. Der Tag war neblig und bedeckt und sehr angenehm, ich hätte Dir nur die schöne Bergstraße, in die ich kam, eben als der Himmel sich aufheiterte, zeigen mögen; ich hoffe auch, wir sehen sie noch einmal miteinander. In Heppenheim ward ich aufgehalten und kam deßwegen spät in der Nacht nach Heidelberg.

Den 26., an einem außerordentlich klaren und schönen Tag, blieb ich in Heidelberg und erfreute mich an der schönen Lage der Stadt, die am Neckar zwischen Felsen, aber gerade an dem Puncte liegt, wo das Thal aufhört und die großen fruchtbaren Ebenen von der Pfalz angehen. Den 27. hatte ich eine schöne, aber zum Theil warme Reise hierher. Heute habe ich mich hier umgesehen, habe die Stadt ein wenig durchstrichen und umgangen. Sie liegt gleichfalls am Neckar, hat aber die schöne, fruchtbare Ebene vor sich und im Rücken sehr weit ausgebreitete Weinberge. Da ich ein artiges Zimmer habe, so werde ich mich wohl verleiten lassen, morgen noch da zu bleiben.

Stuttgart, am 31. August.

Hier bin ich vorgestern Abend im Kühlen angelangt, nachdem ich die heiße Zeit des Tags in Ludwigsburg abgewartet hatte. Ich wünschte, daß Du die unendliche Fruchtbarkeit zwischen Heilbronn und hier, an Feldbau, Obst-, Garten- und Weinbau sehen könntest; man kann wohl sagen, daß auf der ganzen Tour kein Fuß breit Landes ungenutzt ist.

Hier gefällt es mir sehr wohl. Die Stadt liegt in einem Kreis von Bergen, die alle bebaut sind, mitten in

Gärten und Weinbergen, das Obſt iſt ſehr gut gerathen, und ich habe mich geſtern zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder in fürtrefflichen Mirabellen ſatt gegeſſen, die ich doch Dir und dem Kinde lieber gegönnt hätte. Ich habe einige alte Bekannte gefunden und auch neue gemacht, die meiſtens Freunde von Schillern ſind.

Stuttgart, den 4. September.

Ich habe in dieſen Tagen viel Bekanntſchaften gemacht und mich in der Stadt, ſowie in der Gegend umgeſehen, und es iſt mir recht wohl gegangen; ich habe fleißig aufgeſchrieben, wovon Du künftig auch einmal leſen ſollſt. Uebermorgen gedenke ich nach Tübingen abzugehen, wo ich von Deinen Briefen zu finden hoffe, und woher ich Dir auch wieder ſchreiben werde; heute will ich nur dieſes Blättchen abſchicken, damit Du nicht länger ohne Nachricht von mir bleibſt. Lebe recht wohl und küſſe den Kleinen.

Um den 15. kannſt Du denken, daß ich bei Meyern bin. Lebe wohl und behalte mich recht lieb. G.

149. Goethe Tübingen, den 11. September 1797.

Ob ich mich gleich nur langſam von Dir nur immer entferne, ſo will ich Dir doch um deſto geſchwinder wieder ſchreiben, damit Du niemals an meinen Nachrichten Mangel haſt; denn der Brief, wenn er nur einmal abgeſchickt iſt, geht doch immer ſeinen Gang und kommt zur rechten Zeit an, Dir zu ſagen, daß ich immerfort an Dich denke. Je mehr ich neue Gegenſtände ſehe, deſto

mehr wünsche ich, sie Dir zu zeigen; Du würdest finden, daß überall grader Verstand, gute Wirthschaft und Neigung und Beharrlichkeit den Grund von allen Zuständen ausmacht, und Du würdest noch einmal so gern mit mir und in dem Meinigen leben, wenn Du die Art zu sein so vieler andern Menschen gesehen hättest. Besonders wünschte ich, daß Du die große Fruchtbarkeit, Feld-, Wein- und Gartenbau, die mich bisher immer begleitet haben, hättest mit ansehen können.

Ich bin nun jetzt wieder in einem höhern Lande, wo alles weniger gedeihet, und auf meinem Wege nach der Schweiz werde ich nicht wieder in solche fruchtbare Gegenden kommen, als ich verlassen habe; aber bei allem diesem werde ich Deiner gedenken und werde Dir um so lieber etwas davon sagen, als Du auf Deiner Reise nach Frankfurt schon einige Idee von dem sonderbaren Wechsel erworben hast, dem Berge und Flächen unterworfen sind, und wie die Höhen, sowohl wegen ihrer rauhen Luft, als ihrem weniger guten Boden nicht zu der Fruchtbarkeit als glücklich gelegne Thäler gelangen können.

Von Menschen habe ich manche kennen lernen, deren Umgang ich auch Dir wünschte, und von übrigen angenehmen Zuständen, als künstlichen Gärten, Theatern u. s. w., habe ich manches gesehen, wobei Du, eben wie bei dem Frankfurter Theater, Dich verwundern würdest, weil Du schon eben was Bessers, wenn gleich nicht so etwas Großes und Weitläufiges, kennst.

Mein einziger Wunsch bleibt immer, daß ich mit Dir

Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur, in kurzem, alle bisherigen Besitzthümer und Erwerbnisse, ohne die Zustimmung des mächtig Wollenden, unwiderruflich übertragen wird. Anderseits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmüthig, gebildet und geschmackvoll, seine Hoffnungen mäßige, seinen Wunsch verberge und dem väterlichen Schicksal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch! wo ist die menschliche Natur so rein und groß, so gelassen abwartend, so, unter nothwendigen Bedingungen, mit Freude thätig? daß in einer solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage. Und wären sie beide engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte! wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung merkwürdiges Kind erregt seine Sorgen, und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode.

Also erging es auch Abbas dem Großen; Söhne und Enkel machte man verdächtig und sie gaben Verdacht; einer ward unschuldig ermordet, der andere halb schuldig geblendet. Dieser sprach: mich hast du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.

Zu diesen unglücklichen Gebrechen der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorgesehener sich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äußere Bedingungen eingeschränkt, sich mäßig verhalten und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengesetzte findet sich bei dem Despoten; ein

und dem Kinde, wenn seine Natur ein bißchen mehr befestigt ist, und mit Meyern noch einmal eine schöne Reise thun möchte, damit wir uns zusammen auch auf diese Weise des Lebens erfreuen.

Hier bin ich bei Herrn Cotta sehr gut aufgehoben, die Stadt selbst ist abscheulich, allein man darf nur wenige Schritte thun, um die schönste Gegend zu sehen. Die Stadt liegt auf einem Bergrücken, zwischen zwei Thälern, und hat um sich herum viel Fruchtbarkeit, wenn diese auch gleich dem untern Lande nachsteht.[1]

Den 12. September 1797.

Ich höre durch Herrn Geheimde Rath Voigt, daß Du in den letzten Tagen des August eine doppelte Sorge und Angst gehabt hast, indem der Kleine krank war, und das Feuer die Scheunen vorm Erfurter Thor verzehrte. Ich kann mir vorstellen, wie sehr Du in beiden Fällen gelitten hast, und weiß, daß Du mich in diesen Augenblicken hundertmal zu Dir gewünscht hast. Ich höre zu meiner Beruhigung, daß der Kleine wieder auf gutem Wege ist, grüße ihn herzlich und halte ihn aufs beste. Herr Eisert mag auch in Absicht aufs Lernen mit ihm nur spielen und die Zeit hinzubringen suchen, damit er bald wieder zu Kräften komme.

Ich sehe der Zeit mit Sehnsucht entgegen, da ich euch wieder antreffe und durch meine Gegenwart vollkommen beruhigen werde.

[1] Hier folgt, durchgestrichen: Da Deine Briefe über Frankfurt gehen, so erhalte ich sie spät; schicke mir, was Du mir künftig schreibst, wie gewöhnlich unter meiner Adresse, nur mit der Beischrift: bei Herrn Buchhändler Cotta in Tübingen.

Lebe recht wohl und ſchicke Deine Briefe an mich mit nachſtehender Adreſſe, ohne weitern Einſchlag, nur unmittelbar ab:

Herrn Geheimde Rath von Goethe
bei Herrn Buchhändler Cotta
in
frank. Tübingen.

Nun muß ich Dir zum Schluß auch noch mit eigener Hand ſagen: wie ſehr ich Dich liebe und wie ſehr ich wünſche, bald wieder an Deiner Seite zu ſein. Behalte mich lieb, wie ich Dich, damit wir uns herzlich mit Freuden wieder umarmen können. Küſſe den Kleinen tauſendmal. G.

150. Goethe

Morgen, den 16., gehe ich von hier ab und kann in drei Tagen in Zürch ſein. Von dort ſchreibe ich Dir gleich.

So oft ich von einem Ort weggehe, wünſche ich immer, mich Dir wieder zu nähern, und freue mich ſchon auf die Zeit, wenn es geſchehen wird, und noch mehr bei dem Gedanken, mit Dir einmal eine größere Reiſe zu machen.

Hier iſt mirs bei Herrn Cotta recht gut gegangen; ich wünſche, daß Du Dich mit dem Kleinen wohlbefindeſt, und daß das gute Kind ſich wieder erholt haben mag. Von Dir habe ich nun, ſeitdem ich aus Frankfurt bin, keine Briefe und hoffe, ſie ſollen mir bald nachkommen.

Lebe wohl und liebe mich wie ich Dich.

Tübingen, den 15. September 1797. G.

151. Chriſtiane [Weimar,] den 25. [September 1797.]

Lieber Schatz,

Von Tübingen habe ich 2 Briefe von Dir erhalten und danke Dir herzlich dafür, daß Du doch immer an mich denkeſt. Den halben Auguſt habe ich ſehr betrübt zugebracht, was ich, wenn Du wieder zurückkommſt, erzählen will, und ſehr viel ſchlafloſe Nacht wegen dem guten Guſtel. Itzo iſt er aber ganz außer Gefahr. Und ich habe mich zeither mit dem Obſtabnehmen im alten Garten und mit dem Krautland beſchäftigt, und ich bin mit beiden ſehr zufrieden. Ich habe 15 Körbe Kartoffeln gebaut. Dieſes macht mich wieder etwas heiter. Und auch, daß die Komödie ihren Anfang nimmt; den 23. die ‚Rothe Kappe', wo Hunnius als Schulze mir außerordentlich gefallen hat. Den 24. war[1] ‚Hamlet', wo die neue als Ophelia mir gar nicht gefallen hat. Ob es nur macht, daß ſie dem jenaiſchen Äuglichen gleicht und auch ſo ſpricht, oder ob es machte, daß die gute Beckern den ſelben Tag im Leichen-Haus ſtand? Daß Du, mein Lieber, aber meine Briefe noch nicht haſt, betrübt mich ſehr, ich habe [jede] Woche geſchrieben, ich wollte aber lieber, Du wärſt wieder hier. Ich will nicht gramſeln; aber ich weiß nicht, es iſt mir dießmal, als wär mir es [un]möglich, länger ohne Dich zu leben. Ich bitte herzlich[2], komm bald und laß mich bald von Dir hören, daß [Du] zurückkommſt. Es iſt dieſe Zeit ſehr betrübt gegangen, mein einziger Wunſch

[1] wahr (also vielleicht beabsichtigt: war der, doch schreibt C. meist wahrt für war) [2] herzlichlich (vielleicht beabsichtigt: herzliglich)

ist, Dich bald wieder bei mir zu sehen und Dich an mein Herz zu drücken. Leb wohl und grüße Meyer:: auf das beste. Ch. V.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich bin ein rechter geplagter Mensch, ich habe 2 böse Finger, die mir so viel Schmerzen machen, daß ich mit meiner lieben Mutter des Nachts gar nicht gut schlafen kann. Aber ich bin sehr froh, daß diese bösen Finger an der linken, nicht aber an der rechten Hand sind, sonst könnte ich jetzt nicht an Sie schreiben. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Göthe.

152. Goethe Stäfe, am 23. September 1797.

Ich habe nun endlich glücklich diesen Ort erreicht und bin mit Meyern sehr vergnügt und zufrieden bei den Seinigen, in einem sehr reinlichen und artigen Hause, umgeben von einer ganz herrlichen Gegend. Wie mir es seit Tübingen gegangen ist, erfährst Du in der Beilage. Ich wünsche nichts so sehr, als daß ich Dir dereinst und dem Kleinen die schönen und herrlichen Gegenstände auch zeigen könnte.

Von Dir habe ich seit langer Zeit nichts gehört, wahrscheinlich stocken Deine Briefe, weil sie bisher über Frankfurt gegangen sind, irgendwo; deste regelmäßiger wirst Du die meinigen empfangen haben.

Durch Herrn Geheimde Rath Voigt habe ich vernommen, daß der Kleine krank und auf der Besserung war, heute schreibt mir Herr Hofrath Schiller, daß das

Kind wieder völlig hergestellt sei; sein Brief ist vom 7. September, ich bin also hierüber beruhigt, da ich vermuthen kann, daß das Außenbleiben Deiner Briefe nur etwas Zufälliges ist.

Bis jetzt ist es mir sehr wohl gegangen, und ich hoffe, das gute Glück soll mich auch fernerhin begleiten. Wir gedenken nun, nach einigen Tagen eine kleine Fußreise durch einige Gegenden der Schweiz zu machen und ohngefähr in 14 Tagen wieder zurück zu sein. Ich füge eine Adresse bei, wie Du künftig Deine Briefe nur unmittelbar auf die Post geben kannst.

Wenn alles geht, wie sich jetzo vermuthen läßt, so sind wir vielleicht Ende[1] Octobers schon wieder in Frankfurt, worüber Du wohl ganz zufrieden sein wirst. Halte daher alles aufs beste zurecht, es soll dagegen auch, da wir einmal im Lande der Musseline sind, an einem hübschen Kleide von dieser Art nicht fehlen. Das Beste wird aber doch sein, daß wir wieder zusammenkommen und einander in Freude und Leid beistehen können.

Nun muß ich Dir noch mit eigener Hand einiges hinzufügen und Dir sagen: daß ich Dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe, und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als daß Deine Liebe zu mir sich immer gleich bleiben möge. Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich Dich nicht mitnehmen kann. Denn jetzt schon möchte ich lieber bei Dir zurück sein, Dir im grünen Alkoven eine gute Nacht und einen guten Morgen bieten und mein

[1] Nach gestrichenem ver

Frühstück aus Deiner Hand empfangen. Auch ist unser Plan gemacht, bald zurückzukehren und, wo nicht Ende October, doch Anfang November in Frankfurt zu sein. Diese Nachricht wird Dich gewiß erfreuen, und noch mehr wirst Du Dich vergnügen, wenn Du uns wieder bei der guten Mutter weißt, von da aus wir in wenigen Tagen bei Dir sein können. Sage aber niemanden noch davon und laß die Leute im Ungewissen, ob und wann ich komme. Denke meiner und mache nicht zu viel Ängelchen; am besten wäre es, Du machtest gar keine, denn es ist auch mir auf der ganzen Reise noch kein einziges vorgekommen. Dagegen wird nur an Dich gedacht, und ein schönes Musselin-Kleid ist im Handel. Lebe wohl. Küsse den Kleinen, den ich wieder recht wohl anzutreffen hoffe. Grüße Erneſtinen und die Tante. Behalte mich lieb und bereite alles schönstens zu unserm Empfang.

Unter meine gewöhnliche Adresse setzest Du nur: bei Herrn Ott zum ‚Schwerdt' in Zürch, und gibst den Brief ohne weiters auf die Post und frankirst bis Schaffhausen. G.

Heute erhalte ich einen Brief von Geheimde Rath Voigt vom 11., der mir schreibt, daß Gustel ihn wieder besucht hat und wohl und artig ist. Ich bin dadurch recht getröstet und erfreut, ob ich gleich noch keinen Brief von Dir habe. G.

Stäfa, den 26. September 1797.

[Beilage]

Kurze Nachricht von meiner Reise von Tübingen nach Stäfe.

Den 16. September fuhr ich von Tübingen über Hechingen, Balingen und Wellendingen nach Tuttlingen. Die Tagereise ist groß, ich machte sie von 4 Uhr des Morgens bis halb 9 Uhr des Abends. Anfangs gibt es noch fürs Auge angenehme Gegenden, zuletzt aber, wenn man immer höher in der Neckarregion hinaufsteigt, wird das Land kahler und weniger fruchtbar, erst in der Nacht kam ich in das Thal oder die Schlucht, die zur Donau hinunterführt; der Tag war trüb, doch zum Reisen sehr angenehm.

Den 17. von Tuttlingen auf Schaffhausen. Bei dem schönsten Wetter, fast durchgängig, die interessanteste Gegend. Ich fuhr von Tuttlingen um 7 Uhr bei starkem Nebel aus, aber auf der Höhe fanden wir bald den reinsten Himmel, und der Nebel lag horizontal im ganzen Donauthal. Indem man die Höhe befährt, welche die Rhein- und Donau-Region trennt, hat man eine bedeutende Aussicht, sowohl rück- als seitwärts, indem man das Donauthal bis Donaueschingen und weiter überschaut. Besonders aber ist vorwärts der Anblick herrlich, man sieht den Bodensee und die Graubündner Gebürge in der Ferne, näher Hohentwiel und einige andere charakteristische Basaltfelsen. Man fährt durch waldige Hügel und Thäler bis Engen, von wo sich südwärts eine schöne, fruchtbare Fläche öffnet; darauf kommt man Hohentwiel und die andern Berge, die man erst von ferne sah, vorbei und gelangt endlich in das wohlgebaute und reinliche Schweizerland. Vor Schaffhausen wird alles zum Garten. Ich kam Abends bei schönem Sonnenschein daselbst an.

Den 18. widmete ich ganz dem Rheinfall, fuhr früh nach Laufen und stieg von dort hinunter, um sogleich der ungeheuern Überraschung zu genießen. Ich beobachtete die gewaltsame Erscheinung, indeß die Gipfel der Berge und Hügel vom Nebel bedeckt waren, mit dem der Staub und Dampf des Falles sich ver-

mischte. Die Sonne kam hervor und verherrlichte das Schauspiel, zeigte einen Theil des Regenbogens und ließ mich das ganze Naturphänomen in seinem vollen Glanze sehen. Ich setzte nach dem Schlößchen Wörth hinüber und betrachtete nun das ganze Bild von vorn und von weiten, dann kehrte ich zurück und fuhr von Laufen nach der Stadt. Abends fuhr ich an dem rechten Ufer wieder hinaus und genoß von allen Seiten, bei untergehender Sonne, die herrliche Erscheinung noch einmal.

Den 19. fuhr ich, bei sehr schönem Wetter, über Eglisau nach Zürch, die große Kette der Schweizergebürge immer vor mir, durch eine angenehme, abwechselnde und mit Sorgfalt kultivierte Gegend.

Den 20., einen sehr heitern Vormittag, brachte ich auf den Zürcher Spaziergängen zu. Nachmittags veränderte sich das Wetter, Professor Meyer kam, und weil es regnete und stürmte, blieben wir die Nacht in Zürch.

Den 21. fuhren wir zu Schiffe, bei heiterm Wetter, den See hinaufwärts, wurden von Herrn Escher zu Mittag auf seinem Gute bei Herrliberg, am See, sehr freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfe.

Den 22., einen trüben Tag, brachten wir mit Betrachtung der von Herrn Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, sowie wir nicht unterließen, uns unsere Beobachtungen und Erfahrungen aufs neue mitzutheilen. Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts, welcher von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff gibt. Die Gebäude stehen weit auseinander, Weinberge, Felder, Gärten, Obstanlagen breiten sich zwischen ihnen aus, und so erstreckt sich der Ort wohl eine Stunde am See hin und eine halbe bis nach dem Hügel ostwärts, dessen ganze Seite die Kultur auch schon erobert hat. Nun bereiten wir uns zu einer kleinen Reise vor, die wir nach Einsiedeln, Schwyz und die Gegenden um den Vierwaldstätter See vorzunehmen gedenken.

153. Chriſtiane Weimar, den 2. October [1797].

Lieber,

Heute frühe war mein erſter Gedanke, ich würde einen Brief von Dir bekommen, aber ich habe dießmal vergebens gehofft. Des Abends iſt mein letzter Gedanke an Dich und des Morgens iſt es wieder der erſte. Es iſt mir heute ſo zu Muthe, als könnte ich es nicht länger ohne Dich aushalten. Es hat auch heute alles im Hauſe ſchon über meinen übelen Humor geklagt. Ich weiß gar nicht, was ich vor Freuden thun werde, wenn ich von Dir hören werde, daß Du wieder auf der Rückreiſe biſt. Ohne Dich iſt mir alle Freude nichts; ich habe, ſeit ich von Frankfurt weg bin, keine rechte vergnügte Stunde gehabt. Ich habe Dir es immer ſeither verſchwiegen, aber länger will es nicht gehen. Ich habe mir auch alle mögliche Zerſtreuung gemacht, aber es will nicht gehen; ſelbſt das Schauſpiel will nicht recht ſchmecken. Sei ja nicht böſe auf mich, daß ich Dir ſo einen gramſelichen Brief ſchreibe, er iſt ganz aus dem Herzen raus. Nun etwas vom Theater; Den Hunnius in der [Rolle des] Tita[1] zu ſehen, iſt der Mühe werth; das ganze Parterre war außer ſich, und ich glaube, ſein Geſang und Spiel ſind charmant. Und ſeine Frau iſt auch nicht ſchlecht, aber nicht ſo gut wie er. 2 Neue ſind hier, aber keine iſt eine Beckern. Die vermißt man überall. Die beiden kommen mir wie die Frankfurter vor. Augelchen könnte es überall geben, aber ich mag gar keine machen. Von der guten Mutter habe ich wieder einen

[1] Ilia

Brief bekommen, das hat mich recht gefreut. Aber sie schrieb mir, daß sie keinen Brief von Dir hat und alle meine Briefe noch ganz ruhig bei ihr liegen, weil sie nicht wüßte, wo sie sie hinschicken sollte. Angekommen an Dich ist gar nichts, kein Globus, kein Aal, keine Seeschnecken, gar nichts; an mich keine ‚Horen', kein ‚Hermann und Dorothea.'[1] Dieses nur zu Deiner Nachricht. Kurz, wenn Du nicht da bist, ist es alles nichts. Und wenn Du nach Italien oder sonst eine lange Reise machst und willst mich nicht mitnehmen, so setze ich mich [mit] dem Gustel hinten darauf; denn ich will lieber Wind und Wetter und alles Unangenehme auf der Reise ausstehen, als wieder so lange ohne Dich sein. Es ist, als wär es gar nicht möglich. Im Hause ist alles in Ordnung, Du magst kommen des Tages oder die Nacht. Und der gute Meyer soll auch alles auf das beste finden. Komm nur bald und hab mich so lieb, wie ich Dich haben will.

Leb wohl.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich spiele jetzt in meinen freien Stunden mit Kastanien, die ich mit dem kleinen Küstner bei Ober-Weimar aufsuche. Wir tragen sie in großer Menge nach Hause, durchbohren sie, reihen sie an einen Bindfaden und behängen unsern ganzen Körper mit Kastanienketten. — Am ersten October feierte Hertels Wilhelm seinen Geburtstag, er bat mich auch dazu und tractirte mich mit Milch, Zucker und Kuchen. Auf den Abend spielten wir ein Schattenspiel, das uns viel Vergnügen machte; da kamen ein Hanswurst

[1] Dorothea

neingeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen
icht gewarnt, nach dem völlig Gränzenlosen streben. Wir fin-
en hiedurch das Räthsel gelöst wie aus einem löblichen jungen
ürsten, dessen erste Regierungsjahre gesegnet wurden, sich
ach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch,
nd zum Untergang der Seinen; die auch deßhalb öfters dieser
ual eine gewaltsame Heilung zu verschaffen genöthigt sind.

Unglücklicherweise nun wird jenes, dem Menschen einge-
orne, alle Tugenden befördernde Streben ins Unbedingte seiner
Wirkung nach schrecklicher wenn physische Reize sich dazu ge-
llen. Hieraus entsteht die höchste Steigerung, welche glück-
cherweise zuletzt in völlige Betäubung sich auflöst. Wir
einen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welcher die
eringe Gränze einer besonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit,
ie selbst der Tyrann als Mensch nicht ganz verneinen kann,
ugenblicklich durchbricht und ein gränzenloses Unheil anrichtet.
Wende man das Gesagte auf Abbas den Großen an, der durch
ine funfzigjährige Regierung sich zum einzigen, unbedingt
Vollenden seines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erhoben
atte; denke man sich ihn freimüthiger Natur, gesellig und
uter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß und, was
m schlimmsten ist, durch übel verstandene Gerechtigkeitsliebe
re geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daß wir
as Letzte sagen, durch ein schnödes, unheilbares körperliches
ebel gepeinigt und zur Verzweiflung gebracht: so wird man
estehen, daß diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen,
elche einer so schrecklichen Erscheinung auf Erden ein Ende
achten. Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren
Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtseyn re-
iert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die
in Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat,

mit ſeiner Columbine, ein Nachtwächter, ein Teufel, der Doctor Fauſt, ein Höllendrache, Bäume, Häuſer, Blitze, ein Zauberer, eine Einſiedlergrotte und zuletzt eine lebendige Katze vor, welche das Licht auslöſchte. Ehe uns aber die Katze dieſen Streich machte, nahm der Teufel den Hanswurſt, die Columbine und den Doctor Fauſt mit ſich fort in die Luft. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Göthe.

154. Goethe Stäfe, am 13. October 1797.

Ich will die heutige Poſt nicht verſäumen, Dir zu ſagen, daß wir von unſerer Berg- und Seereiſe glücklich zurückgekommen ſind. Wir haben 11 Tage dazu gebraucht un' manchen ſauern Stieg zurückgelegt, aber auch manche angenehme Stunde gehabt; nun wird eingepackt und alles in Ordnung gebracht, um unſere Reiſe über Zürch und Baſel zurück nach Frankfurt anzutreten. Du ſchreibſt mir nun auf dieſen Brief nicht weiter, bis Du vernimmſt, wo mich Deine Briefe ſicher treffen können. Ich habe Dir ſeit Frankfurt oft geſchrieben und will ein Verzeichniß meiner Briefe hier hinten anſchreiben laſſen. Aber ich begreife nicht, wie es zugeht, daß ich ſeit Frankfurt keinen Brief von Dir erhalten habe? Von Schillern habe alle acht Tage Briefe, durch Cotta, und meiner Mutter habe ich doch auch die Adreſſe an Cotta gelaſſen und ſie gebeten, mir alles dahin nachzuſchicken. Ich bin zwar nicht unruhig darüber, denn es wird ſich wohl aufklären, aber ich hätte doch gewünſcht, unter der Zeit etwas unmittelbar von Dir zu hören und zu ſehen. Beunruhige

Dich auch nicht darüber, denn es hilft doch nicht, beſonders da ich bald von hier weggehe. Ich bin recht wohl und vergnügt, und Meyer iſts auch; wir wünſchen beide, bald bei Dir zu ſein. Wir ſind jetzt daran, verſchiednes von Muſſelin zu kaufen, können aber nicht recht einig werden; ich wollte, Du wäreſt ſelbſt da, daß Du Dir was ausſuchen könnteſt, ich denke aber, wir wollen nicht das Unrechte wählen.

Es iſt jetzt Weinleſe hier, und ich wollte wohl, daß Du mit dem Kleinen auch daran Theil nehmen könnteſt. Bis vor einigen Tagen haben wir ſehr ſchön Wetter gehabt, und die Lage des Ortes iſt gar anmuthig. Laß dem Herrn Geheimde Rath Voigt durch den Kleinen eine Empfehlung ſagen, daß ich von der Bergreiſe zurück bin und nächſtens ſchreiben werde.

Grüße und küſſe mir das liebe Kind, auch alles im Hauſe grüße. Behalte mich lieb, ich denke immer an Dich und wünſche Dich zu mir. In acht Tagen hörſt Du weiter unſern Entſchluß, und wie es mit unſerer Reiſe werden kann. Adieu, mein gutes, liebes Kind. G.

Ich habe auch ein Paar Docken vom ſchönſten Hanf eingepackt, damit die Spinnerinnen auch dieſes Material kennen lernen.

Abgegangene Briefe.

Von Frankfurt
am 24. Auguſt.
Von Stuttgart
am 4. September.

Von Tübingen
am 12. September;
am 15. September.
Von Stäfe
den 26. September.

155. Goethe

Noch immer habe ich keine Briefe von Dir erhalten und entbehre dadurch meiner beſten Freude, zu wiſſen, wie Dirs mit dem Kinde geht; vielleicht löſt ſich das Räthſel bald auf, wo Deine Briefe ſtecken, und ſie kommen vielleicht alsdann auf einmal. Ich ſchreibe Dir Gegenwärtiges nur, um Dich zu beruhigen, wenn Du hörſt, daß der Krieg wieder anzufangen droht. Ich gehe in einigen Tagen nach Zürch, und wenn es am Rheine wieder unruhig werden ſollte, ſo gehe ich durch Schwaben und Franken den Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. So viel für heute, Du hörſt in kurzer Zeit mehr von mir. Lebe recht wohl und küſſe den Kleinen. Zur Nachricht muß ich Dir noch ſagen, daß ſchon ein Stück klein geblümter Muſſelin gekauft iſt, wie auch 10 größere und kleinere Haistücher; wegen anderer ähnlichen Waaren bin ich noch im Handel, ich habe auch ſehr ſchöne Proben von geſticktem Muſſelin da, leider aber werden ſie nicht, wie die andern, hier gemacht, und die Fabriken ſind über 14 Stunden abgelegen; demohngeachtet denke ich auch noch etwas von dieſer Art mitzubringen. Lebe wohl und ſchreibe mir mit umgehender Poſt nur ein Wort unter der Adreſſe:

des Herrn Buchhändler Cotta in Tübingen. Lebe recht wohl und gedenke mein, sei vergnügt und in allen Fällen ruhig, Du wirst mich bald wiedersehen.

Stäfe, am 17. October 1797. G.

156. Goethe

Endlich habe ich, mein liebes Herz, Deine letzten Briefe erhalten, die Du mir unmittelbar schicktest. Ich weiß nicht, was die gute Mutter machte, indem sie die andern bei sich liegen ließ, da ich ihr doch Cottas Adresse gegeben und alles umständlich verabredet hatte. Nun ich weiß, daß Du mit dem Kinde wohl bist, bin ich ruhig und habe mich recht gefreut, wieder etwas von Deiner Hand zu sehen. Habe jetzt nur noch ein wenig Geduld, denn ich komme bald wieder; auch mir ist es in der Entfernung von Dir nie recht wohl geworden, wir wollen uns nunmehr desto lebhafter des Zusammenseins freuen. Der Gefahr wegen hätte ich wohl nach Italien gehen können, denn mit einiger Unbequemlichkeit kommt man überall durch, aber ich konnte mich nicht so weit von euch entfernen. Wenn es nicht möglich wird, euch mitzunehmen, so werd ich es wohl nicht wiedersehen. Grüße den Kleinen und danke ihm für seine Briefe, sie machen mir viel Freude. Da ich nicht über Frankfurt gehe, weiß ich noch nicht, [welchen Weg]; wenn ich über Nürnberg komme, so finde ich gewiß etwas Nützliches und Erfreuliches. Dafür ist schon für die weibliche Welt besser gesorgt. Einen genähten Musselin für Dich von besonderer Schönheit, ein mit Blüm-

chen gewirkter für Erneſtinen und Halstücher mit allerlei Kanten, damit von der Tante an die übrigen Hausgenoſſen erfreut werden können. Ich habe mir auch kleine Tücher um den Hals gekauft, fürchte aber, Du wirſt mir ſie wegkrapfeln, denn ſie werden auch um den Kopf artig ſtehen. Alles zuſammen iſt nach der neuſten Mode, beſonders iſt Dein Kleid ſehr ſchön, es iſt aber auch nicht wohlfeil. Ich habe es noch nicht, denn ich habe es nach dem Muſter aus der erſten Hand gekauft und erwarte es von Sanct-Gallen, wo die Fabrik iſt. Bei den Muſtern that einem die Wahl weh, aber Meyer und ich waren doch zuletzt einig.

Daß nichts bei Dir ankommt, wundre Dich nicht, es geht mir ebenſo, ich habe auch noch keinen ‚Hermann'. Da ich Deine erſten Briefe nicht erhalten habe, ſo weiß ich nicht, ob der Wein für den Bauverwalter angekommen iſt, den ich doch ſo gut und ſorgfältig beſtellt hatte. Wäre er nicht gekommen, ſo ſchreibe meiner Mutter und frage, wie es damit ſteht; wenn er nur nicht gar zu ſpät ins Jahr verſchickt wird. Freilich iſts eine böſe Sache, wenn man einmal weggeht, ſo iſts beinahe, als wenn man todt wäre. Geheimde Rath Voigt und Hofrath Schiller haben mich am treulichſten begleitet.

Meyer grüßt ſchönſtens, er iſt recht wohl und munter. Geiſt macht ſeine Sachen im Ganzen recht ordentlich. Lebe wohl. Wenn Du dieſes erhältſt, bin ich ſchon in Tübingen. Von da ſchreib ich Dir wieder und ſo fort, wie ich mich nähere. Ich freu mich herzlich, Dich wiederzuſehen, und habe Dich über Alles lieb. Zürch, den 25. October 1797. G.

Du ſchreibſt mir nun nicht mehr.

Sage Deinem Bruder, es ſei mir angenehm, daß die Todtenfeier gut aufgenommen worden, und daß er zu der ‚Amalfi‘ gute Hoffnung habe. Was ſein Werk betrifft, ſo möchte er es nur recht durchdenken und einen ausführlichen Aufſatz darüber machen. Ich will alsdann verſuchen, es einem Verleger annehmlich zu machen.

157. Goethe

Wir haben, meine Liebe, die Baſeler Tour aufgegeben und ſind von Zürch gerade nach Tübingen gegangen. Wir haben auch recht wohlgethan, denn die Jahrszeit iſt äußerſt verdrießlich, die Wege ſchlecht und alles unglaublich theuer. Nun weiß ich nicht, ob wir über Frankfurt oder Nürnberg gehen, auf beiden Seiten brauchen wir acht Tage Reiſe; wenn ich nun noch einigen Aufenthalt hie und da dazu rechne, ſo können wir in der Mitte Novembers wohl bei Dir ſein. Das iſt Dir ja wohl ganz recht, Deinen Freund ſo bald wiederzuſehen. Ich kann aber auch wohl ſagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurück gehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren. Lebe recht wohl und habe mich ſo lieb wie ich Dich. Ich freue mich unausſprechlich, Dich wiederzuſehen.

Tübingen, den 30. October 1797. G.

*

Am 20. November kehrt Goethe in Begleitung Heinrich Meyers, nach einer Abweſenheit von nahezu vier Monaten, nach Weimar zurück.

1798

Vom 20. März bis zum 6. April Goethe in Jena.

158. Christiane [Weimar,] den 20. [März 1798.]
Dienstags nach der Komödie.

Das Kind habe ich mit kaltem Kuchen doch wieder etwas beruhigt. Alleweile schläft er ganz ruhig. Die alte Kotzebuen habe heute nicht in der Komödie gesehen. Mir ist es heute sehr gramselich zu Muthe. Hier in meiner Stube sitzt alles um mich herum und strickt, das Bübchen liegt auf dem Kanapé, und es will mir ohne Schatz gar nicht gefallen. Die Liebe ist groß. Nun will ich in das Bette gehen und an Dich denken; Du denkest gewiß auch an mich. Morgen ein Mehres.

Den 21.

Mittewoch Morgens. Heute ist der Kleine, wie wir[1] aufstiegen, zu Herrn Meyern gegangen, der hat ihm kleine Kupfer geschenkt; das hat ihn sehr glücklich gemacht. Das Wetter ist abscheulich, man kann auch nicht einmal spazieren gehen. Ich gehe heute zur Bohlen. Du mußt das kleine versiegelte Schlüsselchen wieder in Gedanken eingeschlossen haben, ich kann es nicht finden; übrigens ist alles besorget, was Du befohlen hast. Leb wohl und laß Dir es wohl

[1] oben

sein. Deine Kinder werden auch so vergnügt sein, als sich thun läßt. Adieu, mein Liebster. Schreibe mir ja den Freitag, wie Dir es gehet. C. V.

Geist soll mir vor 2 Groschen Safflor auf den Freitag rüberschicken. Ich will mir etwas roth färben und kann hier keinen bekommen. Er kriegt ihn in Würzläden oder in der Apotheke.

159. Goethe

Die beiden ersten Tage wollte es nicht recht gehen; da ich aber die Art schon weiß, wie es mir bei solchen Veränderungen zu Muthe ist, so wartete ich die üble Zeit mit ruhiger Beschäftigung ab und bin jetzt schon um vieles weiter.

Deine erste Sendung ist Mittwoch Abends wohl angekommen, und ich hoffe, daß mein hiesiger Aufenthalt wieder gute Frucht bringen soll.

Der Bauverwalter schreibt mir, daß sich abermals ein Pachter aus dem Blankenhainischen gemeldet habe, der durch den Köttendorfer[1] empfohlen ist. Ich wollte, es zeigten sich ihrer noch mehr, damit man die Auswahl hätte.

Lebe recht wohl und vergnügt und grüße den Kleinen, ich hoffe von ihm auch ein Briefchen zu erhalten.

Jena, am 23. März 1798. G.

160. Christiane Weimar, den 24. März [1798].

Der Pachter Fischer[2] ist wieder bei mir gewesen und hat mir gesagt, daß er dreimal bei dem Bauverwalter ge-

[1] Kottendorfen [2] Fiesser

wesen wäre wegen der Puncten, die ihm vorgelegt werden sollten. Aber er hat noch nichts von ihm erhalten. Er wollte haben, er sollte ihm die Puncte schriftlich aufsetzen, und Fischer wollte es ihm alsdenn beantworten. Ich war auch bei dem Bauerwalter; da hat er schöne über Fischer losgezogen, und sagt, er hätte sich alle mögliche Mühe gegeben, daß er den Dritten bekommen hätte. Der Fischer weiß auch schon, daß der Pachter von Köttendorf einen in Vorschlag hätte; der Köttendorfer Pächter und der Bauerwalter sind sehr gute Freunde. Der Fischer meinte aber, vor dem wäre ihm nicht Angst, denn wenn Du den sähest, so möchtest ihn gewiß nicht, er wär auch nicht älter als der Hoffmann ihr Sohn und ein wahrer Bauer; und wenn er noch den Köttendorfer Pachter wollte, da könnte er auch das nicht geben, was er geboten hätte. Fischer hat auch von seiner Schwester die Anfrage an Dich, ob Du ihren Antheil auf dem Gute stehn lassen willst. Er hat mir gesagt, daß er nächstens in Jena was zu thun hätte, da würde er selbst mit Dir darüber sprechen. Dieses alles schreibe ich Dir nur, wie ich es gehört habe. Ich wünsche, daß es Dir recht gut gehn möge, und daß Du zuweilen an mich denkest. Mir sind alle wohl und vergnügt, und meine guten Freundinnen[1] lassen mich keinen Augenblick allein. Gestern habe ich bis Abends 11 Uhr die Stube voll Spinnerinnen gehabt und bin sehr vergnügt gewesen.

Leb wohl und behalt mich lieb. C. V.

[1] Fridin

24. März 1798

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Sind Sie denn glücklich in Jena angekommen? ich bedaure Sie sehr, daß Sie bei dem garstigen Wetter immer zu Hause bleiben müssen und gar keinen Spaziergang machen können. Der Winter hat sich wieder bei uns eingestellt; alle Morgen, wenn ich aufstehe, sehe ich, daß in der Nacht Schnee gefallen ist, der aber bald wieder zu Wasser wird. Was macht denn der kleine Karl, ist er noch wohl und springt er recht vergnügt in seinem Hause herum? wenn Sie ihn sprechen, so seien Sie so gut und sagen Sie ihm einen Gruß von mir. Ich sehne mich recht sehr nach Ihnen, besonders des Abends, weil ich da nicht bei Ihnen sein und manches Schönes sehen und Nützliches lernen kann; ich tröste mich aber damit, daß Sie bald wieder nach Weimar zurückkommen werden. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

161. Goethe

Bis jetzt kann ich meinen hiesigen Aufenthalt weder ganz loben, noch ganz schelten; ich habe zwar schon manches bei Seite gebracht, aber das noch nicht gethan, was ich wünschte. Ich muß die guten Stunden abwarten und indessen thun, was sich thun läßt. Das Wetter hat mir die letzten Tage erlaubt, immer einige Stunden des Morgens spazieren zu gehen, wobei ich mich recht wohl befinde.

Hier schicke ich Dir eine Rehkeule, die Du mit Freund Meyer vergnügt verzehren magst. Mit meinem Essen geht es mir jetzt recht gut, und die beliebten Gemüse werden fleißig aufgetischt. Lebe recht wohl und grüße

weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen.

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein jeder der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung, Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschengefühl, Gewissen, Religion und Herkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut seyn, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingtes Wollens hingerissen, sich und andere unwiederbringlich ins Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unserm Reisenden zurück, so finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller seiner Vorliebe für den Orient muß della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Folge zu denken ist, und wo mit dem reinsten Willen und größter Thätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten seiner Frau lassen sich nicht einmal durch Familienbande halten; nachdem sie eine Zeitlang, zu Ispahan, in dem vertraulichsten Kreise gelebt, finden sie es doch gerathener, zurück an den Euphrat zu ziehen, und ihre gewohnte Lebensweise dort fortzusetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Carmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Antheil noch Beistand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entschließt sich nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünstigsten Zeit. Durch die Wüste zu ziehen scheint ihm unleidlich, er beschließt über Indien zu gehen; aber jetzt eben entspinnen sich Kriegshändel zwischen Portugiesen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendsten Handelsplatz, und Abbas findet seinem Vortheil gemäß Theil daran zu nehmen. Der Kaiser

den Kleinen, für den ich ein Blättchen beilege. Jena, am 27. März 1798. G.

Sei doch so gut und schicke mir wieder 1 Pfund Chocolade herüber.

162. Christiane [Weimar, 28. März 1798.]

In Eile will ich Dir nur schreiben, daß Du mir mit dem Rehekeulichen eine rechte Freude gemacht hast. Mir haben seit Montag gewaschen und getrocknet und heute bügeln mir, und die Stähle glühen, da kann ich Dir nicht mehr schreiben.

Leb wohl und behalte Deinen Haus-Schatz lieb.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Am vorigen Sonnabende bin ich im Schauspielhause gewesen und habe ‚Cosa rara' gesehen. Die vielen Jäger, welche theils rothe, theils gelbliche Jäckchen anhatten, mit langen Spießen und Säbeln bewaffnet und mit schön glänzenden Waldhörnern versehen waren, haben mir sehr gut gefallen. Herr Benda machte mir aber nicht viel Spaß, denn er sang so lange Arien, wobei mir die Zeit lang wurde; doch gefiel mir dieß von ihm, daß er Steine in eine Stube warf, wo vier Leute aßen. Am Montage nach Mittag war ich mit Herrn Eiserten, dem kleinen Kästner und Fritzen im alten Garten, wo wir zuerst den Ball spielten und Veilchen suchten; hierauf bewaffneten wir uns mit Rechen und Hacken und fingen an, mein kleines Gärtchen von Laub und Unkraut zu reinigen, so daß es nun recht hübsch aussieht. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

163. Goethe

Mit beikommendem Billet ſchickſt Du die zwei Flur-Karten von Ober-Roßla an den Lieutnant Vent und beſorgſt die übrigen Einlagen.

Das Wetter iſt mir hier gar nicht günſtig, und ich habe bisher zwar manches gearbeitet, nur gerade das nicht, was ich wünſchte. Indeſſen wird doch vieles vorbereitet, und man kommt weiter, ohne es ſelbſt zu merken. Ich will noch einige Zeit Geduld haben, zuletzt muß es ſich doch geben.

Ich hoffe, Du biſt wohl und geſchäftig; ſchreibe mir, womit ich etwa dem Kleinen zu Oſtern ein Vergnügen machen könnte? Frage Herr Eiſerten und kaufe allenfalls das Buch, was er neulich wünſchte, oder was ſonſt Kindern für nützlich und erfreulich gehalten wird. Wenn Du ein Trinkgeld verſprichſt, ſo binden ſie Dirs vor Oſtern auch noch ein.

Wir müſſen nun noch die erſten Tage der nächſten Woche abwarten, bis die Erklärungen der Intereſſenten wegen des Guts eingekommen ſind; alsdann denke ich, wenn das Wetter nur einigermaßen erträglich iſt, nach Roßla zu reiſen und, durch eigne Anſicht, das Feld- und Hausinventarium gewiſſermaßen zu ſuppliren, denn man muß nun einige Schritte thun, um die Sache geſchwind ins Klare zu ſetzen, weil man mit dem Entſchluß des Verpachtens nicht lange zögern kann. Lebe recht wohl. Schreibe mir, wie es geht. Jena, am 30. März 1798. G.

164. Chriſtiane [Weimar, 31. März 1798.]

Ich hatte mir mit meiner zu großen Beſchäftigung[1] eine Verkältung zugezogen und habe davor 2 Tage im Bette zubringen müſſen; es iſt aber wieder vorbei und es iſt mir wieder wohl. Und heut will ich wieder in [die] Komödie gehen.

Hier folget der Brief an die liebe Mutter; ſchicke mir ihn den Mittewoch wieder, und den Freitag will ich ihn fortſchicken. Das Kind iſt recht gut und brav; ich will morgen mit Herrn Eiſert ſprechen und hören, mit was man ihm Freude macht. Und Du biſt unſer lieber Vater, der uns immer ſo gerne Freude macht. Wenn der Tag der Erklärung des Guts vorbei iſt, und Du haſt es erfahren, daß Du es bekommſt, ſo hielt' ich vor ſehr gut, Du ließſt mich zu Dir kommen; ich habe vieles mit Dir wegen Fiſchers mündlich zu ſprechen und von dem Bauverwalter, das ich Dir nicht ſchreiben kann. Die Fiſchern kommt immer zu mir und hat mir keine Ruhe gelaſſen, ich bin auch in Ober-Weimar geweſen und habe ihre Wirthſchaft geſehen, die mir ſehr wohl gefallen hat. Beſonders haben die Leute ſehr ſchönes Gefieder-Vieh, davon kannſt Du Dich ſelbſt überzeugen, wenn Du nach Ober-Weimar geheſt. An Wäſche, Betten und Silber, ſo viel ſolche Leut brauchen, fehlt es ihnen auch nicht. Der Bauverwalter hat ihn aber 5mal abgewieſen und ihm keine Puncte vorgelegt. Und wegen des andern Pachter will ich Dir auch, ſobald ich Dich ſpreche, alles, was ich

[1] Beſchädigun

denke, sagen. Auch hat mir Treuter wieder sehr vieles wegen der Übergabe gesagt und besonders wegen eines neuen Pacht-Contracts und eines neuen Inventarium, worüber ich Dich selbst zu sprechen wünschte. Oder wenn Du es gewiß weißt, daß Du das Gut hast, so komm nach Ostern herüber, da ist im Hause alles wieder in Ordnung, und verpachte es hier und bringe die Geschichte[1] bei Seite und gehe alsdann wieder nach Jena. Und vielleicht geht es auch alsdann besser mit Deiner Arbeit, denn bei der Pacht-Sache müssen mir noch vieles miteinander schwätzen. Oder komm zu Ostern, wie Du willst. Schreibe mir nur einen Tag vorher, damit Du alles in der größten Bequemlichkeit findest. Die Madonna[2], wovon Du Herrn Meyern geschrieben hast, wird Dir künftigen Montag Herr von Lützow[3] recht wohlbehalten überschicken. Er fährt allein nüber, da habe ich ihn darum gebeten, daß er sie mitnimmt. Schreibe mir über alles Deine Meinung. Ich dächte, es wär das Beste, Du kämest bald herüber und brächtest hier alles in Ordnung, und gingst zu besserer Jahrzeit wieder nüber. Leb wohl und behalte Deinen Schatz lieb.

C. V.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für den schönen Brief, den Sie mir vorigen Mittwoch geschickt haben. An eben diesem Tage gingen wir des Nachmittags in den alten Garten und machten uns das Vergnügen, mein kleines Gärtchen umzugraben. Wir hatten aber kaum eine

[1] Geschiede [2] Madrom [3] Liego

halbe Stunde gehackt und gegraben, als es mit einemmal heftig zu graupeln anfing, ſo daß wir geſchwind in das Gartenhaus laufen und lange warten mußten, ehe es zu graupeln aufhörte und wir trocken nach Hauſe kommen konnten. Auch muß ich Ihnen, lieber Vater! die Neuigkeit ſchreiben, daß ich meinen Brief an die liebe Großmama geendigt habe. Wollen Sie ihn leſen, ſo ſein Sie ſo gütig und laſſen mir es wiſſen, daß ich Ihnen denſelben nach Jena ſende. Leben Sie wohl und behalten Sie mich recht lieb.

Auguſt Goethe.

165. Chriſtiane [Weimar, 2. April 1798.]

Lieber Schatz,

Der Bote iſt zu mir gekommen und fragt, ob ich was zu beſtellen hätte. Da ſchicke ich Dir, was eben angekommen iſt. Du kannſt mir vielleicht durch dieſen auf meinen Brief antworten. Ich möchte Dich gar zu gerne ſprechen; ich dächte, Du ſchriebſt mir, daß Du bald kämſt. Leb wohl. In Eile.

166. Goethe

Durch den rückkehrenden Boten ſage ich Dir nur ſo viel, daß der Herzog Mittwoch hierher kommt und den Donnerstag bleibt, ſo daß ich alſo vor Freitag nicht nach Weimar könnte, wenn ich auch wollte.

Heute iſt der Termin herum, und ich muß nun abwarten, was die Commiſſion reſolvirt. Sobald ich das weiß, wird ſich das Übrige geben. Ich glaube ſelbſt, daß es am beſten iſt, wenn ich hinüber komme, damit alles beſprochen und auf einmal abgethan werden kann; darüber ſollſt Du bald das Nähere hören.

Lebe recht wohl. Grüße das Kind und lob ihn, daß er ſeinen Brief an die Großmama wieder ſo gut geſchrieben hat. Jena, am 2. April 1798. G.

167. Goethe

Ich kann Dir heute nur wiederholen, was ich geſtern ſchon geſagt habe: daß ich die paar Tage abwarten muß, bis ich mich entſchließen kann; Donnerstag Abends erfährſt Du das Nähere durch des Herzogs Leute, welche zurückkehren. Ich habe Herrn Meyer den Vorſchlag gethan, mit der Kutſche, die mich abholt, herüber zu gehn und eine Zeit lang hier zu bleiben. Er kann recht bequem im Schloſſe wohnen, das jetzt ganz leer iſt.

Lebe hübſch wohl und grüße den Kleinen. Auf das, was Du mir etwa morgen mit den Botenweibern überſchreibſt, kannſt Du auf den Donnerstag Abend Antwort haben. Ich bin fleißig, es iſt mir aber doch nicht gegangen, wie ich wünſchte. Jena, am 3. April 1798. G.

168. Chriſtiane [Weimar, 3. April 1798.]

Daß Du [das] Gut bekömmſt, iſt gewiß, denn die Hoffmann macht ſchon alle Anſtalten in ihrem andern Hauſe; ich habe deßwegen recht herum geſchwätzt und überall etwas zu unſerm Beſten gehört. So was läßt ſich aber nicht ſchreiben, dieſes muß man, wie mir es heißen, ſelbſt begieren. Des Hauſes wegen kannſt Du kommen, wenn Du willſt; es iſt alles bereitet. Aber im Garten oben iſt nichts gethan, das Wetter war zu ſchlecht; ich glaubte, ich wollte

es zwingen, und weil es gestern schien, als wollte es besser werden. Aber heute ist es wieder abscheulich. Ich bin nun in den 14 Tagen nicht ausgekommen als in die Komödie. Der Gustel hat große Lust, mit dem Herrn Meyer hinüber zu fahren, dem Karl den Brunnen zu bringen und Dich abzuholen. Ich dächte, das ginge an. Willst Du, wenn gutes Wetter ist, daß ich auch mitkommen soll, so bin ich auch bereit; wenn aber nicht, so erwarte ich Dich auch gern zu Hause. Leb wohl und antworte mir auf den Donnerstag.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Am letzten Sonnabende ging ich in das Komödienhaus, um die ‚Hochzeit des Figaro' zu sehen. Dieses Stück hat mir sehr gefallen, besonders habe ich über die alte Marzeline sehr viel lachen müssen, weil sie sich immer so steif verneigte und sich häßlich gemalt hatte. Auch hat mir der Musikmeister, den Herr Benda vorstellte, sehr viel Spaß gemacht; er hatte einen dicken Bauch, einen schwarz gemalten Bart, und veränderte seine Sprache immer auf eine sehr komische Art. Herr Becker als Schloßgärtner konnte sich recht gut betrunken stellen, er taumelte von einer Ecke zur andern und konnte kein Wort ganz herausbringen, so schwer war ihm seine Zunge. Den Sonntag darauf bin ich sehr vergnügt gewesen. Der kleine Unrein, Schwarze, Kästner und der kleine Rühl waren bei mir; da spielten wir mit den bleiernen und hölzernen Soldaten. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

169. Goethe

Unser hoher Gast ist heute nicht gekommen, das Wetter ist so abscheulich und bei dem Schmutz der Aufenthalt

hier gar zu unangenehm; ich werde also wohl Freitag oder Sonnabend zu Dir kommen, je nachdem die wenigen Geschäfte, die noch vor mir liegen, abgethan sind. Grüße Herrn Professor und sag ihm, daß wir eine bessere Zeit abwarten wollen, um hier einige vergnügte Tage zusammen zuzubringen. Ich nehme eine Kutsche von hier, und so sehen wir uns bald wieder. Ich wünsche Dir recht wohl zu leben. Grüße den Kleinen. Jena, am 4. April 1798. G.

*

Am 6. April mittags trifft Goethe wieder in Weimar ein; am 20. Mai nachmittags reist er abermals nach Jena.

*

170. Goethe

Diese ersten Tage habe ich zwar noch nicht das Rechte, aber doch schon mancherlei gethan, und da es hauptsächlich darauf ankommt, daß ich vieles in Ordnung und in Gang bringe, so ist mein jetziger Zustand ganz günstig. Wenn ich nur erst vier Wochen unabläßig so fortgearbeitet habe, so wird alles schon anders aussehen. Grüße Freund Meyer und sag ihm, daß ich unsere gemeinschaftlichen Arbeiten vorgenommen, durch- und überdacht habe, und daß die Sache bald in Gang sein wird. Eine allgemeine Übersicht wird er finden, wenn er herüber kommt.

Wegen der Nahrung geht es nicht ganz so gut. Da Schillers im Garten wohnen, muß ich sehen, wie ich es mit der Trabitius mache; ich wollte es im Ballhaus probiren, es ging aber nicht. Ich will indessen schon sehen,

wie ich zurecht komme, sei nur so gut und schick mir ein Fläschchen von unserm gewöhnlichen Öl zum Salat. Denn das beste hier ist nicht eßbar.

Das Wetter wird bei euch auch noch immer regnig sein, ich habe noch kein Pyrmonter getrunken.

Grüße den Kleinen. Heute früh wurden in der Mühllache Schafe gewaschen, da hätte ich ihn wohl zu mir gewünscht.

Lebe wohl und sei fleißig; ich hoffe Dir auch bald Nachricht zu geben, daß meine Geschäfte gut gehen.

Jena, am 22. Mai 1798.

Ersuche doch Herr Meyern, daß er mir ein kurzes Verzeichniß schickt, mit welchen Materien, die in unserm Werke abgehandelt werden sollen, er vor Ende dieses Jahrs fertig zu werden glaubt?

171. Christiane Weimar, den 22. Mai [1798], Abends.

Nun, mein allerbester, superber, geliebter Schatz, muß mich ein bißchen mit Dir unterhalten, sonsten will es gar nicht gehen. Erstens muß ich Dir sagen, daß ich Dich ganz höllisch lieb habe und heute sehr hasig bin; zweitens, daß ich am Montag meine Wäsche aufgeschoben habe wegen des übeln Wetter, und erst heute Nacht gewaschen wird, und ich sehe zu meinem größten Vergnügen, daß das Wetterglas steiget. Drittens habe ich mit Fischer gesprochen. Der will, sobald der Herr Geheimer Rath Voigt wiederkömmt, gleich das Geld hinbringen. Viertens

war die Frau Pastorin[1] von Nossel bei mir, welche ich sehr gut gefüttert[2] habe und welche sich es für eine große Genade schätzt und sehr glückselig ist, wenn mein Vortrefflicher bei ihr logiren will. Fünftens sind die Hochzeiten sehr mit Pracht und Herrlichkeit begangen worden; es ist das ganze Komödien-Hauß mit Guirlanden von lebendigen Blumen ausgeschmücket gewesen und soll alles außerordentlich schön gewesen sein. Heute bin ich auf dem Jahrmarkt gewesen und habe mir Seife gekauft. Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allersuperbester auch ein Laubthälerchen an mich wenden wird, weil ich so ein großer tugendhafter Schatz bin. Für heute Abend leb wohl, morgen ein Mehres.

Den 23. Morgens.

Daß Dir es mit dem Essen nicht gut geht, betrübt mich; ich wünschte, ich könnte mich alle Tage ein paar Stunden unsichtbar machen und Dir kochen, da sollte es wohl schmecken. Die alte Götzen könnte aber der Trabitiusen alles sagen, wie Du es gerne ißest, und laß Dir ein paar junge Hasen schießen, und es gibt auch schon in Jena junge Hühner, habe ich gehört. Hier schicke ich Dir was Spargel. Und nun muß ich Wäsche aufhängen. Leb wohl. Bald ein Mehres.

Behalt mich lieb.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ist es denn in Jena einige Tage daher auch so kaltes und windiges Wetter gewesen, und hat es auch so viel geregnet wie hier?

[1] Pfaborin [2] gefuedert

schließt die unbequemen portugiesischen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hülfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch List und Verzögerung, um ihre Absichten zu erringen und alle Vortheile sich zuzueignen.

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl eigner Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vaterlande, im Augenblick wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu seyn wünschten. Fast unmöglich ist es in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, ein edles tüchtiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Kühnheit ist es bisher gelungen alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen, er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschließt sich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den persischen Meerbusen, dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämmtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe, nach Kriegsgebrauch, in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er Engländer gelagert, deren Caravane gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick erpassen möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er sich an sie an; errichtet seine Gezelte nächst den ihrigen

Unſer Jahrmarkt hat gar keinen guten Anfang genommen, am Montage regnete es beinahe den ganzen Tag, welches mich verhinderte, den Markt zu beſuchen. Dieß konnte daher erſt geſtern Nachmittag geſchehen, das ich auch in Geſellſchaft meiner Tante, der Frau Fiſchern und meiner lieben Mutter that. Meine Tante hat mir einen engliſchen Bleiſtift, meine Mutter einen Groſchen, mein Onkel auch einen Groſchen, die Frau Fiſchern eine Apfelſine und Herr Fiſcher ein Federmeſſer zum Jahrmarkt geſchenkt. Ich ſelbſt kaufte mir ein Pennal für achtzehn Pfennige, ein paar Strumpfbänder und für ſechs Pfennige zwölf kleine Pfefferſcheiben, die mir recht gut geſchmeckt haben. Heute will ich mit Mienchen von Ober-Weimar wieder auf den Markt gehen. Grüßen Sie den kleinen Karl und die Frau Traditius von mir und leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Goethe.

172. Chriſtiane [Weimar, 23. Mai 1798.]

Lieber Schatz, ich ſchreibe Dir nur mit wenig Worten, daß ich heute Wäſche trockne und dazu ſchönes Wetter habe, das mich ſehr vergnügt macht. Dieſe Woche habe ich ſehr viel zu thun, welches mir Freude macht. Aber auf den Sonntag will ich auch meinen Jenaiſchen und Weimariſchen Freunden ein kleines Feſt geben. Leb wohl und behalte mich lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich bedanke mich recht ſehr für die vielen Erdbeere, welche Sie mir heute in einer Schachtel herübergeſchickt haben. Weil ſie die erſten waren, die ich dieſes Jahr zu eſſen bekam, und weil ſie mir ſehr gut ſchmeckten, ſo habe ich ſie alle auf einmal in Milch verzehrt.

23. Mai 1798

Geſtern Nachmittag um 5 Uhr ſind wir am Froſchteiche geweſen, wo wir einen großen Froſch gefangen haben, den wir weit in das Webicht mitnahmen und nach einer Stunde bei unſerer Rückkehr wieder in den Froſchteich thaten, wo er ſich ſogleich wieder erholte und davonhüpfte. In dem Webichte war ich auch ſo glücklich, einen Maulwurf zu fangen. Der kleine Körner ſahe ihn zuerſt, erkannte ihn aber für eine Maus und ſchrie: „Ach! die große Maus,“ wollte ihn aber nicht angreifen. Ich lief hinzu und ergriff ihn am Hinterfuße, aber er bog ſich immer in die Höhe und kratzte mich mit den Vorderfüßen in die Hand; ich faßte ihn daher an beiden Hinterfüßen, da mußte er das Kratzen bleiben laſſen. Auf dem Wege hatten wir mit ihm viel Spaß; ich legte ihn oft auf die Erde, wo er ſogleich ſich einwühlte. In dem Hausgarten band ich ihm einen Bindfaden um das Bein, ließ ihn wühlen und machte ihn todt. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Auguſt Goethe.

173. Goethe

Es freut mich ſehr, wenn Du in meiner Abweſenheit thätig biſt und Dich dabei des Lebens und des Zuſtandes erfreuſt, in dem Du Dich befindeſt, und der nur inſofern für uns beide angenehm iſt, als Du überall gute Ordnung halten magſt, damit man die übrige Zeit deſto freier und ſorgloſer leben könne.

Ich habe die wenigen Tage, die ich hier bin, ſchon ſehr genutzt, nicht allein für die Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft. Du wirſt lachen, wenn ich Dir erzähle, durch welche zufällige Kleinigkeit ich wieder einen ſchnellen und beſondern Antrieb zum Fleiße bekommen habe; indeſſen iſt es recht merkwürdig, wie ſehr mich die vor-

jährige Reise ganz aus dem Geschicke gebracht hat, und wie ich jetzt erst wieder anfange, mich zu finden.

Mit meiner leiblichen Nahrung geht es nun auch schon besser, die Trabitius bereitet die Spargel sehr gut, so wie auch gelegentlich einen Eierkuchen; Schillers versorgen mich mit Braten, und Dein Öl macht mir den Salat wieder schmackhaft, wodurch ich nun für den Mittag völlig geborgen bin. Abends bin ich bei Schiller im Garten, wo wir bisher viel Interessantes zusammen gelesen und gesprochen haben; nur wird mir Abends der Rückweg ein wenig sauer, denn ich habe eine völlige Viertelstunde zu gehen.

Dafür schlafe ich auch recht wohl, indem ich mir überdieß noch des Tags viel Bewegung mache und ohnerachtet des üblen Wetters jederzeit ein paar Stunden im Freien bin.

Herr Geheimde Rath Voigt ist nicht verreist, Fischer kann ihm also das Geld gelegentlich bringen. Wegen einem kleinen Spaße, den man den jungen Leuten in Roßla bei der Übergabe machen könnte, will ich Dir meine Gedanken schreiben. Ich wünschte, entweder an diesem Tage, oder vielleicht noch schicklicher den Sonntag darauf, welches zugleich das Johannisfest ist, die Leute mit einem Fest nach meiner Art zu überraschen. Doch davon nächstens mehr.

Nun lebe wohl. Für den Kleinen lege ich ein Briefchen bei. Die Seife soll nächstens ankommen; übrigens muß noch viel gethan werden, ehe ich Dich wiedersehe. Lebe indessen recht wohl und versorge unsern Meister aufs beste.

Jena, am 25. Mai 1798.

Dazu ſende ich Dir eine Rehkeule und wünſche, daß ihr ſie zuſammen recht vergnüglich verzehren möget.

G.

174. Chriſtiane Weimar, den 25. [Mai 1798.]

Lieber,

Mit der Wäſche bin ich in Ordnung, aber heute wird auf meiner Seite geſcheuert und rein gemacht, auch backe ich ein paar Kuchen, um mir das Feſt mit dem Bübchen und Herr Meyern in der größten Ordnung etwas zu Gute [zu] thun. Und nach dem Feſte will ich Deine Zimmer wieder in Ordnung bringen. Morgen wird eine Spazier-Fahrt angeſtellt und den 2. Feiertag gehen mir zu Fiſchers nach Ober-Weimar. Ich habe ſie das Jahrmarkt auch bei mir zum Eſſen gehabt, wie die Frau Paſtorin da war. Der lange Baron kommt heute und bleibet das Feſt hier. Ich bin recht geſund und wohl und habe auch guten Humor. Die Erneſtine beträgt ſich auch recht gut bei ihrer Geſchichte, und da habe ich auch keinen Verdruß. Ich danke Dir recht ſehr vor das Wildpret. Dießmal leb wohl, ich muß meinen Kuchen machen, und behalte mich aber nur recht lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich bin am Donnerstage mit Dortchen und Mienchen nach Ober-Weimar gegangen und habe hier geſehen, wie die Schafe geſchoren werden. Achtzig Schafen ungefähr wurde die Wolle genommen, unter welchen ſich auch meine Schäfchen befanden,

deren Wolle ich aber nicht bekommen habe, sondern Herr Fischer hat mir die Wolle von einem andern gegeben, weil die von meinen Schäfchen nicht viel taugte. Vier Leute waren mit dem Scheeren beschäftigt und scheren die Schafe ganz kahl, welche darüber erbärmlich blökten und machten, daß die Schafe, welche noch im Stalle waren, auch in das Geschrei mit einstimmten, wodurch ein klägliches Heulen entstand, worüber ich lachen mußte. Die Leute brachten von Morgen bis Abend mit dieser Arbeit zu, und weil mir die Sache sehr viel Vergnügen machte, blieb ich auch den ganzen Tag da und kam erst den Abend um sechs Uhr wieder nach Hause. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

175. Christiane

Das Wetter scheint besser zu werden, und Du wirst Deinen Pyrmonter besser trinken können, und mit der Arbeit wird es auch schon gehen. Mit Deiner Arbeit ist es schön: was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig; aber mit uns armen [illegible][1] ist es ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In Einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgefressen, meine schöne Gurken sind fast alle weg, und ich muß wieder von vorne anfangen. Es ist noch ein Trost, daß mir es nicht allein so geht; Treuters und alle, die Gärten haben, klagen. Es soll eine besondere Art Schnecken sein, die alles aufzehren. Es kommt gewiß von dem vielen Regen. Doch was hilft es? ich will es wieder machen; man hat ja nichts ohne Mühe. Es soll mir meinen guten Humor nicht verderben. Es sind viele Bekannte

[1] Schemshunden (oder Schemshuben) wie auf S. 135. 417

von Jena hier, da habe ich mir vorgenommen, morgen Abend bei mich einzuladen. Die Mamſells Ruhne [?] logiren bei Treuters, und ſie haben mich immer auch zu ſich geladen, wenn ich in Jena war. Und da will ich Treuters dazu bitten. Und auf den Freitag[1] ſind mir bei Treuters. Frühe bin immer ſehr fleißig. Lieber wär mir es freilich, ich wär bei Dir. Da es aber nicht ſein kann, ſo ſehe, wie ich Tag für Tag[2] immer etwas Nützliches thue, und wenn ich fertig bin, gehe ich aus, bin luſtig, ſo gut als es gehen will, und freu mich ſchon wieder in Gedanken auf die Zeit, wo mir zuſammen ſchwätzen. Neues gibt es gar nichts hier, als daß man ſehr viel von der Neuzeit und dem Römiſchen Hauſe ſpricht. Der Wein von dem Herrn von Wolzogen ſoll die Bouteille 8 Groſchen und etliche Pfennige koſten; er müßte aber dieſe Woche Antwort haben, ob Du welchen haben willſt oder nicht. Leb wohl und behalte Deinen Schatz lieb. Das Kind grüßt vielmal, und auf den Sonnabend ſollteſt Du wieder ein Briefchen von ihm haben.

Weimar, den 30. [Mai 1798.]

Auguſt hat doch noch geſchrieben.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Sie kommen doch bald wieder nach Weimar? ich ſehne mich recht ſehr nach Ihnen, beſonders des Abends, weil ich gewöhnlich um dieſe Zeit bei Ihnen bin. — Geſtern habe ich in dem Hausgarten einen ſehr ſchönen Schmetterling gefangen; es iſt vermuthlich

[1] Freuda [2] daſs dach

der Fenchelvogel oder der kleine Schwalbenschwanz, denn er hat gelbe Flügel, welche an ihren Seiten schwarz eingefaßt sind. Der kleine Rühl hat den großen Schwalbenschwanz mit der Hand gefangen, wodurch er aber sehr beschädigt worden ist, denn es waren ihm die beiden Schwänze und ein Flügel ausgerissen, ich habe ihn zuletzt unversehens zertreten. Götze hat mir ein Denkmal in unsern Garten errichtet; er machte an dem großen Birnbaume einen Felsen, den er aus sechs Steinen zusammensetzte, so künstlich, daß er aus der Erde gewachsen zu sein scheint. Vor dem Felsen steht ein Sandstein, der wie ein Rechteck aussieht und glatt zugehauen ist. Auf der obern Seite desselben hat er gar artig mit einem Nagel meinen Namen eingegraben. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

*

Noch am selben Tage erhielt Christiane folgenden Brief, den der Schreiber Geist in Goethes Auftrag abgefaßt hatte:

Jena, am 30. Mai 1798.

Wertheste Demoiselle!

Auf einen Brief, den der Herr Geheimde Rath soeben von dem Herrn Geheimde Rath Voigt von Weimar erhalten hat, findet er sich genöthigt, nach Weimar, wenigstens auf einen oder ein paar Tage, zurückzukehren, und wir werden also morgen ohngefähr gegen 9 Uhr (als den 31. Mai) bei Ihnen wieder ankommen. Ich bringe Ihnen die schmutzige Wäsche und auch zugleich Seife mit, indem ich den Herrn Geheimen Rath noch dran erinnert habe. — Der Herzog geht, wie ich vom Herrn Geheimde Rath gehört habe, den Freitag nach Eisenach ab, und deßwegen wird er wohl den Herrn Geheimen Rath noch einmal sprechen wollen. Er empfiehlt sich Ihnen, sowie Augustchen bestens und hofft, alles in dem besten Wohlsein anzutreffen. Dieses ist auch der Wunsch Ihres

dienstwilligen

L. Geist.

Am 4. Juni nachmittags kehrt Goethe nach Jena zurück.

*

176. Chriſtiane

Lieber, beſter Schatz, die Karten ſind gleich den Tag bei Rühlemann gekommen. Heute kann ich Dir keinen Spargel ſchicken, weil ich ihn morgen ſelbſt brauche; aber was ich vom Montag bis Mittewoch ſteche, ſollſt Du auf den Mittewoch haben. Keine Äpfel habe ich nicht mehr, ſie haben ſich nicht mehr gehalten.

Die Badewanne will der Bauerwalter beſorgen. Wir ſind hier ſo ziemlich in Ordnung und ſind luſtig und froh. Die bewußten Sachen ſind gut verhandelt, und die Erneſtine hat ſich bei der Gamby einen großen Hut gekauft, der ihr ſehr gut ſteht, und ich und mein Bruder haben auch noch allerlei von unſerer Garderobe verkauft. Es war vorgeſtern eine ordentliche kleine Auction bei uns. Das hat uns recht Freud gemacht, aus ſo altem Kram Geld zu löſen, genug, es iſt auch vor die Erneſtine ein halbſeidenes Kleidchen im Handel, mir müſſen ſie doch etwas herausputzen. Es iſt überhaupt zwiſchen uns 3 Geſchwiſter eine große Einigkeit, welches mir ordentlich als eine ſeltſame Erſcheinung vorkommt. Daß Du Lützow auch vor einen guten Menſchen hältſt, hat Erneſtine ſehr zufrieden gemacht. Wenn Du, mein Beſter, wieder bei uns in Weimar biſt, wollen mir Dir, mein Guter, vor alles Gute den beſten Dank ſagen. Leb wohl und denke zuweilen an Deinen Schatz, der Dich von ganzem Herzen liebt und ſchätzt. Leb nochmals wohl. Mein Bruder ſagt mir ſo-

eben, ich sollte Dir zu dem blau Packet[1] gratuliren[2]. Adieu, Lieber.

Weimar, den 8. Juli [Juni 1798].

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Sie sind doch ein recht gutes Väterchen, daß Sie mir alle Markttage so schöne Erdbeere schicken, die heutigen waren sehr schön und groß und haben mir so gut und süß geschmeckt, daß ich sie alle auf einmal gegessen habe. Ich freue mich schon auf die schönen Kirschen, welche Sie mir über 8 Tage schicken wollen, Sie sollen auch von mir recht schön geschriebene Briefe erhalten. Am vorigen Mittwoche habe ich mich in dem Hausgarten in einem Brühfasse gebadet, weil die Hitze in diesen Tagen immer sehr stark war und ich mich einmal etwas abkühlen wollte; den Abend ging ich in die Komödie und sahe die ‚Schachmaschine', worinne mir Herr Vohs sehr wohl gefallen hat, weil er so komische Späßchen machte. — Heute habe ich den ersten Versuch gemacht, mich allein anzuziehen, ich habe alle meine Kleidungsstücke selbst angezogen, auch habe ich mich selbst gewaschen; nur kann ich mit dem Kämmen noch nicht zu Stande kommen, ich hoffe aber, daß ich meine liebe Tante bald auch von dieser Mühe befreien werde. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. August Goethe.

177. Goethe

Du erhältst hier verschiednes, was ich sogleich zu bestellen und alsdann die Botenfrau abzufertigen bitte:

1. Einen Zettel auf 8 Flaschen und 2 Nößel, die Du in der Kellerei holen läßest.

[1] ballet [2] traduliere

2. Einen Brief an Goree[1], auf welchen Du Antwort erhalten wirst.

Dieses beides nebst dem Spargel, so viel Du stechen kannst, übergibst Du der Botenfrau, welche gegen Abend bei Zeiten wieder dasein mag.

Die Papiere, die Herrn von Knebel betreffen, besorgst Du auch bald möglichst.

Weiter weiß ich für dießmal nichts zu sagen, als daß es mir wohlgeht, und daß mir der Pyrmonter nebst der Bewegung recht gut bekommen. Ich wünsche von euch gleichfalls zu hören, daß ihr wohl und vergnügt seid.

Das Packet an den Hoflammerrath bedarf keiner Antwort.

Lebe recht wohl und grüße den Kleinen, der auf den Sonnabend wieder etwas Obst erhalten soll.

Jena, am 11. Juni 1798. G.

Das Eingesiegelte an das Geheime Conseil wird auf die Geheime Canzlei geschickt.

178. Christiane [Weimar, 12. Juni 1798.]

Hier, mein Bester, schicke ich Dir alles, was Du verlangst. Und mir befinden uns alle zusammen wohl und vergnügt. Erneſtine ist in Ober-Weimar und hilft der Fischern nähen, und Abends gehe ich naus und hole sie ab. Im Garten ist itzo gar nichts zu machen, es fehlt so sehr an Regen. Da muß man es abwarten. Aber ich bin bei allen Sachen so heiter und vergnügt, und es kann

[1] Goere.

und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu größter Freude beider Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn und leider auch auf Maani, sie kommt zu früh nieder und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch eine Zeitlang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergiebt sich in frommer Gelassenheit, verlangt aus der Palmenhütte unter die Zelte gebracht zu seyn, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das dreiundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheuren Verluste zu schmeicheln beschließt er fest und unwiderruflich den Leichnam in sein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Specereien fehlt es ihm; glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welcher, kunstreich durch erfahrne Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hiedurch aber übernimmt er die größte Beschwerde, indem er so fortan den Aberglauben der Kameeltreiber, die habsüchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zollbedienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet, und die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Förderniß. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem englischen Schiffe nach Indien geht. Hier finden

mich itzo nicht leicht etwas von meiner guten Laune bringen; und ich freue mich recht, wenn Du wiederkömmst und mich sehen wirst, ich bin so glatt[1] als sonst. Ich weiß auf einmal nicht, wie mir geschehn ist, ich bin wie neugeboren. Wenn wir wieder beisammen sind, will ich Dir es auch sagen, wie es zuging. Am Sonntag sind wir sehr vergnügt gewesen. Ich hatte alles recht gut eingerichtet.

Schreibe mir doch gleich heute Abend, wo ich die Eisenacher Quittung[2] hin schicke; die eine kommt an Ludecus. Das Andere will ich auf das beste besorgen. Leb wohl und behalte mich ja recht lieb, denn ich habe auch kein Tüpfelchen[3] mehr. Adieu, lieber Schatz.

179. Goethe

Hier kommen wieder gute Erdbeeren für das Kind.

Inliegendes schickst Du auf die Geheime Canzlei.

Die Stiefel sind mir heute überbracht worden.

Das Gedicht auf die Beckern ist fertig; ich bin sehr froh, daß nur etwas wieder einmal im Gange ist, nachdem ich so lange Zeit pausirt habe.

Im Anfang künftiger Woche schreibe ich, wenn mir allenfalls wegen Roßla etwas einfällt; ihr richtet euch auf alle Fälle auf euer Johannisfest ein.

Ich weiß noch nicht ganz gewiß, ob ich grad von hier hinüber gehe, oder ob ich über Weimar komme. Lebe recht wohl und grüße den Kleinen schönstens.

Jena, am 12. Juni 1798. G.

[1] glatt [2] Gutsch [3] Tüpfelchen

Der Eisenacher Kammerbote bringt wahrscheinlich nebst andern die Pension für Herrn v. Knebel auch nach Weimar. Du mußt also die Quittung so lange aufheben, bis er sich meldet; allenfalls befragst Du Dich bei Treutern, der Dir wohl darüber Auskunft geben kann. Ich gratulire zu dem glatten Gesicht und wünsche vergnügt zu leben.

Mir geht es recht wohl, und wenn ich noch ein paar Gedichte für den Almanach vor Johanni fertig habe, so geben wir bald nachher zusammen herüber.

Gores[1] und die französische Gesellschaft kommen erst Donnerstags zu mir.

Nochmals ein Lebewohl und Gruß an den Kleinen.

G.

180. Christiane [Weimar, 13. Juni 1798.]

Heute ist meine Beschäftigung[2] Wäsche [?][3] zu waschen und zu trocknen, und Betten liegen im Garten, werden geklopft. Ich trinke alle Morgen Selzer Wasser, und das bekommt mir sehr wohl. Du wirst Dich gewiß über mich freun, wenn wir zusammenkommen. Auf die Zeit, die ich in Jena zubringen werde, freu ich mich außerordentlich. Darum mußt Du mich nicht bringen! Mir ist es alles recht, wenn Du erst wieder zu mir kommen willst oder gleich nach Rossel gehest. Wegen des Geldes wär mir es lieber, Du kämst den Dienstag oder Mittewoch, da könnten mir doch unser Geldgeschäfte erst vor der Über-

[1] Gores [2] beschäftigung [3] wagen

gabe abthun. Denn Geld brauche ich sehr nothwendig, weil ich auf das Buch ausgelegt habe. Ich glaube, es wär besser, Du kämst erst rüber, und nachher gingen mir bald zusammen hinüber. Mir müssen doch noch vorher allerhand zusammen sprechen. Nun kommt aber auch eine große Bitte: ich, Erneſtine und die bei Werners, wir wollten gerne den Sonntag nach Erfurt fahren, und Lützow und der Burgemeiſter wollen reiten. Ob Du mir es erlauben wollteſt? Schreibe mir den Sonnabend Antwort. Die Tante und mein Bruder wollen das Haus bewachen. Leb wohl und denke an mich und behalte mich lieb. Das liebe Kind wird Dir ſelbſt ſchreiben.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich bedanke mich vielmals für die ſchönen Erdbeere, die Sie mir heute geſchickt haben, ich habe ſie dieſen Morgen nur zur Hälfte gegeſſen; die übrigen will ich mir dann gut ſchmecken laſſen, wenn ich dieſen Brief werde geſchrieben haben und wieder nach Hauſe komme. — Am Montage war ich in Ober-Weimar und ſahe zu, wie ein neuer Stall, der jetzt in des Herrn Fiſchers Hauſe gebauet worden iſt, gerichtet wurde. Ein Zimmermann ſtand oben auf dem Gerüſte und hatte ein mit rothen Bändern, einem blauen Tuche und mit Roſen geputztes Tannenbäumchen in der Hand. Er hielt eine kleine Rede, von der ich weiter nichts verſtanden habe als den Schluß, in dem er dem Herrn Bent viele Geſundheit wünſchte und ausrief: „Es lebe unſer Bauherr, der Herr Bent!“ wobei er viel Bier aus einem Glaſe trank, welches er zuletzt in die Luft warf. Auch war ich im Kloſter und ging in zwei Ställe, in denen viele Kühe waren; in dem einen waren auch drei Brummochſen, von denen einer ganz ſchwarz und ſo wild iſt, daß er ſich

die Kette tief ins Fleisch gerieben hat. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. August Goethe.

181. Christiane [Weimar, 16. Juni 1798.]

Das war heute Morgen eine Freude, als die Boten-Frau kam. Das Mütterchen und Bübchen schrieen alle beide zusammen: „Was das für ein guter Vater ist! wie der immer vor uns sorgt!“ Ich danke Dir herzlich für alles, auch für die Freude, die ich mir machen darf, nach Erfurt zu reisen. Ich hätte gern gesehen, wenn ich Dich vor der Übergabe wiedergesehen hätte; aber so es nicht sein kann, will ich es erwarten. Fischers gehn den Mittewoch oder Dienstag schon nach Rossel und werden alles besorgen. Wegen des Essen habe ich mit der Fischern alles besorgt; auch auf das Johannes-Fest ist alles besorgt. Meine Späße werde ich künftige Woche besorgen. Nur mußt Du mir schreiben, wie Du es mit dem Wein machen willst, ob Du ihn noch aus der Kellerei haben willst; so schicke mir einen Zettel. Den Mittewoch und den Donnerstag kann ich ihn durch Fischers Mägde[1] nunterschicken. Der Bauverwalter hat große Lust, sich um das Essen zu bekümmern; er kommt morgen zu Dir, da kannst Du ihm selbst sagen, daß schon bei der Fischern bestellt ist. Es ist vor Bier und alles gesorgt; nur wegen des Weines ist es noch zu besorgen, und den wollen mir, dächte ich, auch der Fischern übergeben.

Nunmehro habe ich aber auch an meinen lieben Schatz eine große Bitte, daß Du Dich auf die Übergabe über

[1] Mägde

nichts ärgerſt und die Sachen nimmſt, wie ſie ſind; denn der Bauverwalter iſt ſehr gut wieder mit der Hoffmann, das weiß ich ganz gewiß. Bis dahin leb wohl und behalte mich lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich ſage Ihnen vielen Dank für die vielen und ſchönen Kirſchen und für das ſüße Zuckerbrot, das ich dieſen Morgen von Ihnen erhalten habe. Als die ſchönen Sachen ankamen, lag ich noch im Bette und konnte meine Augen nicht aufbringen, welches aber ſogleich geſchahe, ſobald ich die Schachtel erblickte; dieſe machte mir ſo viel Freude, daß ich mehrmals im Bette hoch aufſprang. Wir öffneten zuerſt die Schachtel mit den Kirſchen und aßen etwas davon, den noch übrigen, größern Theil habe ich mir auf dieſen Mittag aufgehoben, wo ſie mir ſehr gut ſchmecken ſollen, weil ſie ſchöner — und reifer ſind, als die wenigen waren, welche ich bisher gegeſſen habe. Aus der Zuckerbrotsſchachtel habe ich auch einige Stückchen Kuchen gegeſſen. Ich freue mich ſehr auf die Reiſe nach Roßla, wenn das Hammelſchießen iſt; doch kommt es darauf an, ob Sie wollen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.
Auguſt Goethe.

182. Goethe.

Ich ſchicke Dir hiermit einen Aufſatz, wie es mit Quartier und Bewirthung bei der Roßlaer Gutsübergabe gehalten werden ſoll, der Bauverwalter wird weiter mit Dir darüber ſprechen.

Ich habe gleichfalls einen Zettel beigelegt, worauf Du meine Gäſte verzeichnet ſiehſt; wenn Dir noch jemand einfällt, ſo darfſt Du mir es nur ſchreiben.

Herrn Profeſſor Meyer, dächt ich, lädeſt Du auf Johannis hinaus, denn bei der Übergabe wird ſchlechte Luſt ſein.

Von Herrn von Wolzogen läſſeſt Du noch Franzwein holen; er wird Dir etwa 30 Bouteillen ſchicken, thue von denen, die noch vorräthig ſind, ſo viel dazu, daß es 50 werden, dieſe gibſt Du ſämmtlich der Fiſchern mit, ſowie auch die 12 Nößel Deſſertwein, für welche hier der Zettel an die Kellerei mitfolgt. Was den Sonnabend übrig bleibt, wird auch Sonntag zu Statten kommen. Fiſchers ſorgen alſo für alles, wie das beiliegende Blatt näher ausweiſt, was die Bewirthung meiner Gäſte betrifft, und Du berechneſt Dich nachher mit ihnen.

Ich wünſche, daß Du mir mit der nächſten Poſt ſchriebſt oder mir allenfalls einen Boten ſchickteſt, wenn Du noch etwas Beſonderes zu erinnern haſt; ſonſt mag es bis den Mittwoch anſtehen.

Schreibe mir auch, ob eure Erfurter Luſt auch luſtig abgelaufen iſt.

Um übrigens vom Künftigen zu reden, ſo denke ich Sonnabend, den 30., wieder in Weimar zu ſein; ich bleibe alsdann ſo lange, bis wir zuſammen herüber gehen.

Lebe indeſſen recht wohl, grüße das Kind und halte alles in guter Ordnung.

Schicke mir mit den Botenfrauen etwa noch ein halb Dutzend Flaſchen Pyrmonter.

Jena, am 17. Juni 1798. G.

Bei der Übergabe verspreche ist Dir als bloßer Zuschauer zu erscheinen und mich nichts anfechten zu lassen; welches mir um so leichter werden wird, als ich Rühlemann zum Beistande habe. Lebe übrigens recht wohl. Mittewochs hörst Du noch von mir und Sonntags findest Du ein Briefchen in Roßla.

Lebe recht wohl und küsse den Kleinen.

Herrn Bauerwalter gibst Du mein stählernes Siegel, das auf meinem Schreibtische liegen wird; wenn es eingeschlossen sein sollte, so brichst Du das eingesiegelte Schlüsselchen auf.

183. Christiane [Weimar, 18. Juni 1798.]

Lieber Schatz,

Wegen Rossel habe ich mit der Fischern alles abgeredet, und meine Hoffnung ist, es soll alles gut gehn. Unsere Fahrt ist sehr gut abgelaufen. Das aber muß ich Dir alles mündlich erzählen. Da ich nunmehr ganz glatt bin, kannst Du Dir denken, was die Leute wieder vor Augelchen mit mir machen wollen; und mir haben uns alle sehr geputzt, und es sind uns sehr viel Ehrenbezeugungen gemacht worden, und wo Lützow ist, muß man ihm nachsagen, daß es alles auf einem sehr honetten Fuß gehen muß. Die Reise soll uns in Schlampampsstündchen[1] unterhalten, denn ich habe Dir sehr viel zu erzählen; und Bekanntschaften gibt es nunmehro[2] in Jena bald aus allen Welttheilen. Unser Fest soll in Rossel gut werden.

[1] schlampampsstunden [2] nunmehr

Leb wohl. In Roſſel treffe ich ein Briefchen von Dir, und ich freu mich ſehr auf Sonnabend über 8 Tage, Dich wieder bei mir zu ſehn, und daß ich Dir ſagen kann, daß ich Dich nur ganz allein liebe und mich mit Dir wieder freuen kann. Denn alle Freuden ſind doch ohne ſeinen Schatz nichts. Alle andere Männer und Äuglichen kommen mir abgeſchmackt vor. Leb wohl und liebe mich ſo wie ich Dich.

Hier folget die Quittung, ſei ſo gut und ſchicke mir ſie nächſtens wieder mit. Das Geld habe ich; ich hab nur davon genommen, was ich vor Dich ausgelegt habe. Das andere mag ſtehn, bis Du kömmſt. Leb wohl.

Das Kind grüßt das lieb Väterchen beſtens, es freut ſich auf Roſſel.

Was ich den Freitag beſtellt habe zu eſſen:

1. Erſtens eine Sago-Suppe.
2. Rindfleiſch mit Senf.
3. Grüne Erbſen mit jungen Hühnern.
4. Forellen oder Back-Fiſche.
3. [5.] Wildprets[1]-Braten und Gänſe[2].
5. [6.] Torte und Rührkuchen.

184. Vulpius (in Chriſtianens Auftrag)

Weimar, den 19. Juni 1798.

Ew. Excellenz ſoll ich, da meine Schweſter eben nicht ſehr geſchwinde mit der Feder fortkömmt, ſchreiben, wie ſie meint, daß es mit der Feſtlichkeit zu Roßla könne gehalten werden. Sonntags ſoll ſehr früh dahin gefahren,

[1] Wildbeers [2] Gänſe

von der ganzen Gesellschaft in die Kirche gegangen und, da dieselbe arm ist, der Klingelbeutel reichlich bedacht werden. Sodann, nach dem Mittag-Essen und der Kirche, werden die Dorfbewohner mit Musik vor das Gut kommen und dort den Hämmel abholen. Von hier aus soll nun der Zug nach dem Wirthshause also gehen:

1. Die Dorfmusik.
2. Die jungen Pursche; Paar und Paar.
3. Die Mädchen.
4. August und eine kleine Bäuerin, mit dem Hämmel.
5. Die Stadtfrauenzimmer; Paar und Paar.
6. Die Herren.
7. Unsere Musik.

Bei dem Wirthshause wird den Leuten der Hämmel übergeben, ein kleiner Ehrentrunk angenommen und sodann nach dem Gute zurückgezogen, wo gegen Abend (wenn die Frauenzimmer es erwarten können) der Ball anheben und dann nach Weimar zu rechter Zeit wieder zurückgefahren werden soll.

185. Goethe

Es war mir sehr erfreulich zu hören, daß eure Erfurter Tour glücklich und vergnügt abgelaufen ist; die Gewitter, welche sich Abends nach jener Gegend zu sehen ließen, hatten mir einige Sorge gemacht. Nun wünsche ich euch zu Johanni einen schönen Tag; die Einrichtung von eurem Feste, wie sie mir der Registrator schreibt, ist recht gut, ich wünsche auch viel Spaß dabei.

5.

Ober-Roßla

Blick auf die Kirche

sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Muth,
e Kenntnisse, seine adlichen Eigenschaften verdienen ihm
rall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen, endlich
wird er doch nach dem persischen Meerbusen zurück und
Heimfahrt durch die Wüste genöthigt.

Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stamm-
ptern decimirt, tarirt von Zollbeamten, beraubt von
bern und selbst in der Christenheit überall verirt und ver-
rt, bringt er doch endlich Curiositäten und Kostbarkeiten
ng, das Seltsamste und Kostbarste aber, den Körper seiner
bten Maani nach Rom. Dort, auf Ara Coeli, begeht
ein herrliches Leichenfest und als er in die Grube hinab-
t, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwei Jung-
lein neben ihm, Silvia, eine während seiner Abwesen-
anmuthig herangewachsene Tochter, und Tinatin di
a, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt,
e ungefähr funfzehnjährig. Letztere, die seit dem Tode
er Gemahlin eine treue Reisegefährtin und einziger Trost
sen, nunmehr zu heirathen entschließt er sich, gegen den
len seiner Verwandten, ja des Papstes, die ihm vorneh-
e und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er,
mehrere Jahre glanzreich, einen heftig-kühnen und muthi-
Charakter, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr, und
erläßt bei seinem Tode, der im sechsundsechzigsten Jahre
gt, eine zahlreiche Nachkommenschaft.

In Roßla findeſt Du einen Brief, durch den Du erfährſt, wie es mir Freitags und Sonnabends ergangen iſt.

Was bis Sonnabends früh bei Dir einläuft, auch allenfalls ein Brief von Fräulein von Göchhauſen, ſchickſt Du mir mit den Botenweibern, daß ich es des Abends bei meiner Rückkehr finde.

Die nächſte Woche will ich noch fleißig ſein, ich habe eben ohngefähr noch 8 Tage zu thun und fange ſchon an, wieder nach Hauſe zu verlangen.

Die Arbeiten, die ich mir vorſetzte, ſind ſchon glücklich vollendet. Grüße Deinen Bruder, danke ihm für die Nachricht und ſag ihm, daß Profeſſor Woltmann noch nicht wieder nach Jena zurück iſt.

Jena, am 20. Juni 1798. G.

Auch gib Deinem Bruder beiliegenden Zettel.

Ich hoffe, daß Du Dein glattes Geſichtchen, ſo wie die Äugelchen für den Schatz aufheben wirſt. G.

Hierbei liegt auch Götzens Quittung, dem Du das Quartal bald möglichſt ſendeſt.

186. Chriſtiane [Weimar, 20. Juni 1798.]

Lieber, hier folgt das Pyrmonter Waſſer. Und wir danken für die ſchönen Beere und Kirſchen. Das Kind kann heute nicht ſchreiben, weil es was abzuführen eingenommen hat, und ich bin, weil es etwas geregnet hat, ſehr im Garten beſchäftigt. Der Regen fehlt ſehr bei uns. Leb wohl.

Ich hoffe ſehr, Dich bei mir zu ſehen.

187. Goethe

Da ich keine Reitpferde bekommen konnte, so mußte ich von Jena herüber fahren, der Weg iſt aber ſo abſcheulich, daß ich ihn nicht zurückmeſſen mag; deßwegen will ich Sonnabends von hier auf Weimar fahren und Dich heimlich beſuchen, Du mußt aber gegen niemand nichts merken laſſen; ich werde eher ſpät als frühe kommen.

Die Jenaiſchen Pferde holen mich ab, der Jenaiſche Wagen iſt hier ſtehen geblieben, Du haſt alſo für weiter nichts zu ſorgen. Sonntags früh fahre ich wieder nach Jena, und Du fährſt nach Roßla, wir können indeß doch alles Vorgefallne beſprechen, welches zu mancherlei nütze iſt. Lebe recht wohl. Beim Herrn Pfarrer iſt es recht hübſch. Ober-Roßla, den 21. Juni 1798. G.

188. Chriſtiane Weimar, den 22. [Juni 1798.]

Lieber, ich freue mich, Dich bei mir zu ſehen; komm nur bald, Du kannſt ja zum Garten neinkommen. Und wenn Du dableiben willſt, ſo kannſt Du auch gleich hier bleiben; wir können deßwegen doch nach Roßla fahren. Kein Aal iſt nicht zu kriegen, auch in Weimar kein Pfund anderer Fiſch; aber ich bekomme 12 Pfund Forellen von unſerm Gärtner. Auf das Sonntagsfeſt freu ich mich auch recht.

Leb wohl. Morgen ſehe ich Dich; wenn Du kommſt, bleibe lieber bei mir. Morgen früh um 4 Uhr geht der Bote nach Weimar, der den Fiſch holt, da kannſt Du mir ein Briefchen mitſchicken.

189. Goethe Ober-Roßla, am 22. Juni 1798.

Ich will Dir nur mit wenigen Worten ſagen, daß alles gut geht; ich habe mir vorgenommen, mich nicht zu ärgern, und konnte es leicht halten, denn außer den Kleinlichkeiten, die wir ſchon wiſſen, iſt nichts Neues und Beſondres vorgekommen. Dagegen erhält Fiſcher ſehr ſchönes Inventarium-Vieh, und es kommen noch einige Puncte vor, die, wenn ſie durchgehen, zu meinem und ſeinem Nutzen ſein werden.

Die Gegenwart des Herrn Landkammerrath Rühlemann iſt von ganz beſondrer Bedeutung.

Durch den Hofadvocat Schenk, der das Gegenwärtige beſorgt, kannſt Du mir wieder antworten. Doch bleibt es dabei, daß ich morgen Abend komme. Laß nur hinten den Garten auf, ich laſſe Geiſten durch die Stadt fahren. Lebe recht wohl und grüße das Kind. G.

*

Unterm 23. Juni vermerkt Goethes Tagebuch: „Abends über Oßmannſtedt nach Weimar.“ Am 2. und 3. Juli forderten Gutsangelegenheiten Goethes Anweſenheit in Ober-Roßla; vom 6. bis 9. Juli war er mit den Seinigen in Jena. Am 18. Juli ſollte in Ober-Roßla das Kirchweihfeſt begangen werden; Chriſtiane begab ſich, um die Vorbereitungen zu treffen, mit Auguſt ein paar Tage früher dahin.

*

190. Chriſtiane

Lieber, allerbeſter, einziggeliebter Schatz,

Ich habe hier alles ſauber und in der beſten Ordnung gefunden, und die Schätzchen ſind ſehr vergnügt. Nur mit mir will es nicht recht gehen; zumal wenn ich ſo vor

mich allein bin, da mache ich mir noch allerlei Gedanken. Ich bitte Dich nur, Lieber, nicht anders als sonst von mir zu denken und mich nur lieb zu haben. Das ist mein einziger Wunsch. Wenn es Dich morgen nicht so viel schadet, so komme ja morgen, das ganze Dorf wird sich freun. Die Leute sind alle so freundlich und gut. Die jungen Bursche [hatten] sich von dem Müller eine Erle geben lassen, und wie sie [sie] haben setzen wollen, ging sie in der Mitten vonander; so kamen sie alle ins Gut und baten mich sehr, daß ich ihnen doch eine andere geben möchte. Da habe ich ihnen eine von der Eigel [?] geben lassen, ich habe es nicht abschlagen können; sie haben den Baum mit Musik gesetzt und werden sich selbst bedanken. Mündlich will ich Dir alles erzählen; man kann hier nicht in Ruhe schreiben, Gille und der junge Fischer ist hier. Sei nicht böse, daß ich Dir es wegen des Baumes nicht erst geschrieben habe; aber es war gestern schon spät, und sie wollten sie doch gern gestern setzen. Leb wohl, mein Lieber, Fischer und seine Frau empfehlen sich bestens.

Ober-Rossel, den 16. [17.?] Juli [1798].

[Beilage: August]

Lieber Vater,

Mir gefällt es hier sehr gut und mir fehlt weiter gar nichts, als daß das Väterchen da wäre. — Die Fischern hat sehr gute Kuchen gebacken.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

3. Auguſt 1798

Am 1. Auguſt nachmittags 5 Uhr begibt Goethe ſich für zwei Wochen wieder nach Jena.

*

191. Goethe

Ich habe zwar hier ſchon verſchiednes verrichtet, es muß aber noch beſſer kommen, wenn ich mit verſchiednen Dingen, nach meinem Wunſche, fertig werden ſoll; indeſſen gibt ſich doch ſchon das Nothwendigſte, wozu die große Hitze beiträgt, die mich den ganzen Tag im Zimmer hält.

Ich wünſche, daß Deine Geſchäfte gut von Statten gehen, und daß Du Dich nach und nach frei machſt, um Dich zur rechten Zeit einmal wieder in Roßla vergnügen zu können.

Für den Kleinen, den Du grüßen wirſt, folgt hier etwas Obſt, das freilich nicht ſo ſchmackhaft als vorm Jahr das Frankfurter ſein wird. Lebet recht wohl und gedenket mein. Geiſt wird verſchiednes ſchreiben, das ich geſchickt wünſche.

Jena, am 3. Auguſt 1798. G.

Ich wünſche, daß Herr Profeſſor Meyer mir ſo bald als möglich das Manuſcript von der ‚Niobe' ſchickte.

Die auf beiliegendem Zettel verzeichneten Bücher erwarte mit den Botenfrauen.

191a. Auguſt

Lieber Vater!

Es freuet mich ſehr, daß Sie während Ihres Aufenthalts in Jena ſo ſchöne Tage haben; nur bedaure ich Sie, daß Sie bei der großen Hitze, welche in Jena noch viel ſtärker als hier zu ſein pflegt,

mehr im Zimmer als im Freien zubringen müſſen. Wir können hier nicht eher uns eine Bewegung machen als des Abends von ſechs bis ſieben Uhr, welche Stunde zur Raupen-, Puppen- und Schmetterlingsjagd angewandt wird. Unſere Raupen befinden ſich noch ganz wohl, welches ſie dadurch zu erkennen geben, daß ſie immer einen ſehr guten Appetit haben und alle Tage eine große Menge Wolfsmilch freſſen. Wir haben am Mittwoche von einem Jungen eine Tannenraupe für drei Pfennige gekauft, welche ich ſehr lieb habe und alle Tage mit friſchen Futter verſorge. Sie ſieht röthlich aus, hat dünne ſchwarze Streifen und iſt auf drei Zoll lang. Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 3. Auguſt 1798.

Auguſt Goethe.

192. Goethe

Hier ſchicke ich Dir, mit einem herzlichen Wunſche zu Deinem Geburtstag, einiges Obſt, damit Du es mit Auguſt verzehrſt und Dich dabei meiner Liebe erinnerſt. Wie ſehr wünſchte ich, dieſes Feſt im Stillen mit Dir zu begehen, allein ich habe wohlgethan, mich nach Jena zu begeben; ſelbſt hier wird es mir ſchwer, mich wieder völlig zu ſammeln, und ich habe bisher eigentlich noch nichts Rechts gethan. In der nächſten Woche, denk ich, ſoll es werden, da ich denn ſehr zufrieden ſein will, indem die Zeit zu drängen anfängt. Mache Deine Sachen in Ordnung und gehe ſodann nach Roßla und erfreue Dich an den ländlichen Beſchäftigungen. Es iſt recht gut, wenn Du alles näher kennen lernſt. Betrübe Dich nicht über das, was außer Dir vorgeht! die Menſchen ſind nicht anders gegen einander, im Großen wie im Kleinen. Denke, daß ich

Dich liebe, und daß ich keine andre Sorge habe, als Dir eine unabhängige Exiſtenz zu verſchaffen; es wird mir ja das auch wie ſo manches Andre gelingen.

Thue nur jeden Tag das Nöthige, weiter bleibt uns in guten und böſen Zeiten nichts übrig. Sorge für das gute Kind und denke, daß uns nichts fehlen kann, ſo lange wir beiſammen ſind.

Ich will mit allem Fleiße ſorgen, daß ich das Nöthigſte wegarbeite, dann ſehen wir uns wieder. Lebe recht wohl. Grüße den lieben Guſtel und behalte mich lieb.

Jena, den 5. Auguſt 1798. G.

193. Chriſtiane [Weimar, 5. Auguſt 1798.]

Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du an meinen Geburtstag denkeſt. Du biſt dießmal der einzige; alle meine Freundinnen ſcheinen ihn auf einmal vergeſſen zu haben. Ich bin aber gar nicht mehr betrübt darüber. Ich habe Deine Liebe und bin überzeugt, daß Du mich ſehr liebſt. Dieſe ſoll mich immer, wenn die Menſchen mich betrüben, wieder zufrieden und froh machen. Und unſer gutes Kind macht mir auch viel Freude Er freut ſich auch recht auf Roſſel. Ich bin heute ſehr mit der Wäſche beſchäftigt; Du mußt mir alſo verzeihen, wenn ich Dir nur ſo ein kleines Briefchen ſchicke. Ich danke Dir nochmals vor alle Liebe, die Du vor mich haſt. Itzo leb wohl und behalte mich lieb. Ich freu mich, Dich wiederzuſehen und Dir mündlich danken zu können.

In Eile. V.

Entschuldigung.

Es läßt sich bemerken, daß ein jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einsicht gelangt, allen übrigen vorziehen und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne hab' ich Peter della Valle umständlich dargestellt, weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen, und meinem Vorurtheil will scheinen, daß ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge dieß andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neuesten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich umgeandert, im Grund aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien.

Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue
Daß das Alte sey das Neue.

Olearius.

Die Bogenzahl unserer, bis hierher abgedruckten Arbeiten erinnert uns vorsichtiger und weniger abschweifend von nun an fortzufahren. Deßwegen sprechen wir von dem genannten

194. Chriſtiane

[Weimar, zwiſchen 7. und 9. Auguſt 1798.]

Ich kann Dir, da ich heute mit bügeln muß, nur wenig ſchreiben. Wir ſind ſehr fleißig, mir ſchneiden alle Nacht bis 12 Uhr Bohne, und am Tage haben mir mit der Wäſche zu thun. Heute wird alles aufgehangen[1] und morgen wird alles gezählt und die übrige Zeit die Zimmer in Ordnung gebracht. Ich denke, den Sonnabend nach Mittage nach Roſſel zu gehen. Ich wollte Dich fragen, ob ich darf ein paar Bouteillen Wein von dem rothen mitnehmen, oder ob Du mir einen Zettel auf ein paar Bouteillen Wertheimer ſchicken willſt. Von Roſſel ſchreibe ich Dir. Behalte mich nur lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich bedanke mich vielmals für das Schächtelchen mit ſchönen Aprikoſen, welches Sie mir am vorigen Sonnabende herübergeſchickt haben. Sie waren ſehr ſchön ſüß und wohlſchmeckend, ich habe ſie aber dennoch nicht alle an Einem Tage verzehrt, ſondern einen Theil davon habe ich am Sonntage zu meinem Frühſtücke gegeſſen. Mit meinen Raupen ſcheint eine große Veränderung vorzugehen, die meiſten derſelben haben ſich in die Erde verkrochen und nur einige laufen auf der Wolfsmilch herum und laſſen es ſich noch immer vortrefflich ſchmecken. Vermuthlich bereiten ſich die erſten in der Erde ein Lager, wo ſie ſich verpuppen können. Ich will von nun an immer nach ihnen ſehen, damit ich beobachte, wie es mit der Verwandlung der Raupen zugeht. Meine Tannenraupe muß krank ſein, ſie frißt nicht und iſt ſehr zuſammengeſchrumpft;

[1] aufgehan

ich will erwarten, was aus ihr werden wird. Am Montage wurde in der Grotte bei der Sternbrücke ein Mann von einen Steine getödtet. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Goethe.

195. Goethe

Aus Deiner Antwort erfahre ich, ob Du noch nach Roßla gehſt. Sorge nur, daß das Haus nicht allein ſtehen bleibt, und immer jemand zur Aufſicht und Wache bleibt. Meine Arbeiten gehen langſam, doch aber gehen ſie; vielleicht kommt es in einigen Tagen beſſer.

Lebe wohl! Küſſe das gute Kind, ich verlange herzlich, wieder bei euch zu ſein.

Schreibe mir von Roßla nicht eher, als bis Du mir ſagen kannſt, wie es mit dieſem und jenem ſteht. Ich ſchicke euch alsdann etwas Obſt. Nimm nur rothen Wein mit, was Du brauchſt.

Sonntag fährt Herr Meyer zu mir herüber mit Profeſſor Thouret.

Lebe recht wohl. Jena, den 10. Auguſt 1798.

G.

196. Chriſtiane Roßla, den 13. Auguſt [1798].

Geſtern ſind mir in Zottelſtädt bei dem Müller Hage geweſen; mir ſind aber da ſo tractirt worden, daß ich erſtaunt bin. Der Müller hat da Steinkohlen entdeckt, wovón ich Dir ein Stück mitſchicke; der Berg-Rath Voigt von Ilmenau iſt itzo auch da und hat ſie unterſucht und findet ſie wie die in Wickerſtädt. Hier ſchicke ich Dir ein

Stückchen mit. Bei uns hier im Gute iſt weiter noch nichts gemacht. Der Herr Canzler iſt ein Windbeutel; ich habe ihn geſtern ſelbſt erinnert, und er verſprach, heute zu kommen, aber er iſt nicht gekommen. Mit der Ernte geht es recht gut, mit dem Korne ſind ſie fertig. Wegen der Kühe-Tröge ſind ſie nur in Verlegenheit; Häſer meinte, wenn er nur eine Eiche hätte, da wollte er welche machen laſſen. Iſt denn keine Eiche im alten Garten? Wenn Du nicht kommen kannſt, Lieber, ſo will ich den Sonnabend wieder nach Weimar. Kämſt Du aber künftige Woche hierher, ſo will ich hier bleiben, bis Du kämſt. Wenn Du könnteſt wegen Canzler herkommen, wäre es gut. Sonſt gefällt es mir ſehr gut, und ich bin hier ſehr zufrieden. Wenn Du mir etwa könnteſt eine kleine Melone mit ſchicken; und wenn ſie in Jena etwa wohlfeile Heringe haben, ſo ſchicke mir einen mit. Guſtel und Götze ſind ſehr glücklich. Leb wohl und behalte mich lieb. Ich freue mich, Dich bald wiederzuſehen. Adieu, Lieber.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich war geſtern in Zottelſtädt[1] bei den Müller Hage. Es hat mir bei ihn recht gefallen. Ich bin faſt alle Tage in den Trödel. Fiſchers haben einen Laubfroſch, Fiſchers iſt ein Schaf krepirt; ich bin übrigens ganz wohl. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Goethe.

[1] Zetzſch

[Nachſchrift Chriſtianens]

Dem Überbringer dieſes geben Sie kein Geld, es iſt der kleine Knecht, laſſen Sie aber etwas zu eſſen geben.

*

Drei Tage ſpäter, am 16. Auguſt, kam Goethe morgens von Jena aus nach Ober-Roßla, am 17. kehrte er mit den Seinen nach Weimar zurück. Erſt am 22. September ging er für den Reſt des Monats wieder nach Jena.

*

197. Chriſtiane [Weimar, 26. (?) September 1798.]

Ich freu mich ſehr, daß es Dir gut geht. Fiſcher und ſein Bruder ſind heute zu Mittag bei mir; nach Mittage gehe ich zur Bohlen ins Concert, wo es heute viele Augelchen geben wird. Und auf den Freitag, wenn es beſſer Wetter wird, wollen mir nach Buttſtädt zu dem Roßmarkt. Da wollen mir das Kind mitnehmen. Sei nur ſo gut und ſchreibe mir den Sonnabend, wenn Du kömmſt. Bis dahin leb wohl und behalt mich lieb. Adieu; ich muß lohnen.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Weintrauben und für die großen Pfirſchen, welche Sie mir heute von Jena geſchickt haben. Die Weintrauben ſind gegeſſen, aber die Pfirſchen habe ich aufgehoben, damit nicht alles auf einmal verzehrt werde, was Sie mir ſchicken. Bei dem ſchönen Wetter, das wir einige Tage hatten, habe ich mir auch ein Vergnügen gemacht. Am Montage nach Mittag bin ich in Geſellſchaft meiner lieben Mutter und noch

anderer Personen in Tiefurt gewesen, wo mir die Frau Grobin zwei große Kürbisse gezeigt hat, welche sie mir schenken will. Wenn ich sie erhalten habe, will ich mir große Schiffe daraus machen oder ich will sie aufheben; vielleicht sind Sie, liebes Väterchen, so gütig und machen mir mit demselben wieder einen Spaß wie vor dem Jahre, wo Sie mir aus einem Kürbisse einen bösen Manneskopf machten, welcher mir mit seinen feurigen Augen und seinem weiten Maule sehr furchtbar war. Gestern bin ich in Lützendorf gewesen, wo ich mir Sprenkel machte, die ich im alten Garten stellen will. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

198. Goethe

Hier ist die Quittung für das Geld, das Du wohl verwahren magst. Meine Arbeiten gehen immer gut von Statten; Sonntags denke ich fertig zu sein und Montags früh von hier abzugehen, damit ich zu Mittag in Weimar bin und den Nachmittag nutzen kann. Lebe indessen wohl und vergnügt und grüße das Kind.

Keine Nüsse in den grünen Schalen sind nicht mehr zu haben; wenn Du sie aber ohne Schalen magst, so darfst Du es Sonnabends nur schreiben.

Jena, am 27. September 1798. G.

199. Christiane [Weimar, 29. September 1798.]

Lieber, allerbester Schatz, ich freu mich sehr, Dich den Montag wieder bei mir zu sehn, denn ohne Schatz gefällt es mir nicht recht zu Hause. Und da sind mir alle Tage ausgewesen; man könnte aber dadurch leicht liederlich werden, und das wäre nichts. Gestern waren mir in Butt-

ſtädt, wo es dem Kinde ſehr gefallen hat. Und wegen des Theaters iſt es auch gut, daß Du kömmſt, denn mir kommt es vor, als wenn die 8 Tage nicht ſo viel gemacht wär, als wenn Du da biſt. Bis dahin leb wohl und behalte mich lieb. Mir wollen Dich recht fröhlich empfangen, und im Hauſe wirſt Du alles recht ſauber finden.

200. Chriſtiane [Weimar, 30. September 1798.]

Sei ſo gut und quittire dieſen Zettel; auf der Kammer wollen ſie gerne das Geld los ſein. Lützow geht heute wieder rüber, da kannſt Du es wieder mitſchicken. Wir ſind hier ſehr luſtig und vergnügt; ich wünſche, daß Dir es auch ſo gehen mag, und wir werden uns vergnügt wiederſehen. Und alsdann wollen mir auch hier vergnügt ſein.

Leb wohl und behalte mich recht lieb.

*

Am 1. Oktober vormittags kehrt Goethe nach Weimar zurück; vom 14. bis zum 22. iſt er wieder in Jena.

*

201. Goethe

Laß durch den Regiſtrator die beiden Bücher

Drelincourt: Achilles Homericus und

Diderot: Sur la Peinture

aufſuchen, ſie ſtehen beide auf dem Bücherbrett an der Thüre in meinem Wohnzimmer, und gib ſie dieſem Boten, wenn er zurückkehrt, mit.

Bei dem ſchönen Wetter geht es mir hier recht wohl, und ich hoffe fleißig zu ſein. Ich wünſche Dir gleichfalls, recht vergnügt zu ſein. Wenn mir noch was vorkommt, ſo ſchreibe ich mit den Botenweibern noch ein Wort. Kaufe auf dem Jahrmarkt einiges Werkzeug und Geräthe, was wir nach Roßla allenfalls brauchen. Jena, am 15. October 1798.

Laß die Botenfrau bei Dir im Hauſe warten und ſchicke die mitkommenden Sachen herum, Du packſt das, was an mich ſoll, alsdenn ſelbſt zuſammen und gibſt es ihr mit; wenn man ſie in der Stadt herumlaufen ließe, könnte es Confuſion geben.

Alſo

1. Ein Brief an Herrn Geh. Rath Voigt mit einer Schachtel; auf den iſt allenfalls keine Antwort nöthig.
2. Ein Brief an Herrn Kammerrath Riedel mit einer Schachtel; auf den muß eine Antwort erfolgen, denn ich lade den Prinzen zur Weinleſe ein.
3. Einen Brief an Herrn Hofkammerrath Kirms; dagegen erhalte ich ein kleines Packet.
4. Ein Brief an Kupferſtecher Müller, von welchem ich auch ein Packet erwarte.
5. Einen Zettel auf 12 Bouteillen Wein, die Du im Keller holen läſſeſt und entweder dieſer Frau oder morgen den Botenweibern mitgibſt, welches mir im Grunde einerlei iſt.

Das Nothwendigste überhaupt ist die Antwort vom Kammerrath Riedel und das Packet von Müller, das Übrige hätte allenfalls bis morgen mit den Botenweibern Zeit; denn ich wünschte, daß Du diese Frau bald abfertigtest, weil ich, ehe die Botenweiber heute Abend abgehen, gern gewiß wissen möchte, ob der Prinz Donnerstags kommt. Lebe recht wohl.

202. Christiane [Weimar, 15. October 1798.]

Mir sind eben in Begriff, nach Tiefurt zu gehen. Von den Büchern haben mir nur eins finden können. Von Müller ist die Antwort dabei. Böttiger hat Ihnen das heute vom Hofkammer-Rath gewiß schon überbracht. Den Wein sollen Sie morgen haben.

Übrigens in Eile. Morgen ein Mehres.

203. Christiane [Weimar, 16. October 1798.]

Lieber, dieses Jahrmarkt ist es bei mir von Müllern, Pachtern und Pfarrleuten nicht leer geworden. Und die Freunde[2] dazu, dieß alles hat mir den Kopf ganz warm gemacht, daß ich schon mehr als einmal gewünscht habe, die Ferien[1] möchten vorbei sein. Mir ist es nicht recht, daß Du nicht besser Wet'er hast zur Weinlese. Hier folgt der Wein. Mündlich habe ich Dir viel zu erzählen. Daß Johler[3] mit dem Nacht-Stuhl diese Woche ganz fertig wird, glaube ich nicht; Du wirst wohl bis Montag weg bleiben müssen. Auf den Sonnabend will ich Dir schreiben,

[1] förichen [2] Frude (also vielleicht Freude beabsichtigt) [3] da Foller

wie weit es ist. Leb wohl und [behalte] mich recht lieb, und mache nicht zu viel Äuglichen.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Am Montage bin ich in der Komödie gewesen und habe den ‚Fähndrich' spielen gesehen. Ich ging mit meinem Onkel in Ihre Loge, wo ich alles sehr gut sehen konnte. Das Stück hat mir aber nicht gefallen, es war zu langweilig, die Komödianten haben aber gut gespielt. Gestern früh war ich mit meiner lieben Mutter auf dem Jahrmarkte, da war es gar schön, ich habe mir auf dem Töpfenmarkte 4 kleine Pfännchen gekauft, mit denen ich aber nicht spielen will, sondern sie sollen als Lampen auf meinem Theater gebraucht werden; daher habe ich sie schon mit Wachs angefüllt und mittenhinein ein Docht gesetzt. Auch habe ich mir 2 kleine Spiegelchen und einen bleiernen Säbel auf das Theater gekauft. Meine Mutter hat mir ein paar Strümpfe und 6 Schnupftücher zum Jahrmarkt geschenkt, und von dem Herrn von Lützow habe ich einen Bogen Soldaten und einen Bogen Pferde nebst zwei großen Soldaten erhalten. Heute will ich mir wieder einige Pfannchen kaufen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

204. Christiane [Weimar, 19. October 1798.]

Lieber Schatz,

In Deinem Zimmer ist alles fertig, nur der Tünch ist noch nicht ganz trocken; aber bis Montag wird alles gut sein. Du kannst Montag so frühe ausfahren, als Du willst, soll alles in der besten Ordnung sein. Diese Woche habe ich auch recht fleißig sein müssen, die viele Wäsche in Ordnung zu bringen, alles wieder von vorn gezählt;

aber es trifft alles, und dieſes macht mich froh. Wegen des Hauſes kannſt Du außer Sorge ſein, ich werde doch nicht itzo anfangen, liederlich zu ſein. Ich bin dieſe Woche Einmal ausgeweſen, das war in Tiefurt und in der Komödie; außerdem war ich die ganze Zeit zu Hauſe. Ich [freue] mich, wenn Du wieder bei mir biſt; ich habe Dir allerlei zu erzählen. Leb wohl, Lieber, und behalte mich lieb.

*

Montag, den 22. Oktober, kehrt Goethe gegen 11 Uhr vormittags nach Weimar zurück; vom 11. bis zum 29. November iſt er abermals in Jena. Der erſte Brief Chriſtianens während dieſer Trennung, am 13. oder 14. November geſchrieben, ſcheint ſich nicht erhalten zu haben.

*

205. Goethe

Du ſchreibſt mir von einem Briefe, den ich nach Frankfurt ſchicken ſoll, den ich aber in dem Packet nicht finde. Vielleicht kommt er heute Abend mit den Botenweibern. Auf alle Fälle kann der meinige erſt Freitag Abends von Weimar abgehen. Ich ſchicke doch einen Boten morgen an Profeſſor Meyer, und da kann ich Dir ihn mitſenden, damit Du ihn fortſchickſt.

Es thut mir ſehr leid, zu hören, daß Du nicht wohl geweſen biſt. Ich wünſche, daß Du geſund und munter bleibſt.

Meine Geſchäfte gehen zum Anfang ganz gut, doch muß es noch beſſer kommen.

Lebe recht wohl und grüße das gute Kind.

Jena, am 14. November 1798. G.

trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig ist es, verschiedene Nationen als Reisende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen; sodann aber Italiäner; zuletzt Franzosen. Hier trete nun ein Deutscher hervor in seiner Kraft und Würde. Leider war er auf seiner Reise nach dem persischen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abenteurer, denn als Gesandter erscheint; in beidem Sinne aber sich eigenwillig, ungeschickt, ja unsinnig benimmt. Der Geradsinn des trefflichen Olearius läßt sich dadurch nicht irre machen; er giebt uns höchst erfreuliche und belehrende Reiseberichte, die um so schätzbarer sind, als er nur wenige Jahre nach della Valle und kurz nach dem Tode Abbas des Großen nach Persien kam, und bei seiner Rückkehr die Deutschen mit Saadi dem Trefflichen, durch eine tüchtige und erfreuliche Uebersetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch diesem Manne, für das Gute, das wir ihm schuldig sind, gründlichen Dank abzutragen wünschten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden folgenden, deren Verdienste wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

Tavernier und Chardin.

Ersterer, Goldschmied und Juwelenhändler, dringt mit Verstand und klugem Betragen, kostbar kunstreiche Waaren zu seiner Empfehlung vorzeigend, an die orientalischen Höfe und weiß sich überall zu schicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und, nach einer gefahrvollen Rückreise, wird er im Westen nicht zum freundlichsten

206. Christiane [Weimar, 14. November 1798.]

Hier schicke ich alles, aber zu den Westen kann ich nichts mehr bekommen. Sehe zu, ob Du in Jena welche kriegen kannst. Lieber, Guter, ich danke Dir herzlich vor den Wein. Ich bin sehr fleißig und nehme allerlei vor. Den Brief an die Mutter hatte ich Dir gestern vergessen einzupacken. Gerning ist hier und wohnt in der Nachbarschaft, ich habe ihn aber noch nicht gesprochen; am Montag war ich noch krank und konnte ihn nicht annehmen. Diese Woche will [ich] mit aufräumen und Ordnung zubringen, künftige zu bügeln und dann zu schlachten[1].

Leb wohl und sei vergnügter als hier.

207. Christiane [Weimar, 15. November 1798.]

Lieber, mit meiner Gesundheit ist [es] wieder etwas besser, aber es ist mir doch nicht ganz so wie sonst, ich weiß selbst nicht, was mir fehlt; ich will es ein paar Tage mit ansehen, und wenn es mir nicht besser wird, mi Huschken sprechen. Der Herr Gerning war gestern bei mir, er wird Dich bald in Jena besuchen. Er hat der guten Mutter ihre Silhouette mitgebracht, sie ist in Lebensgröße und ist sehr getroffen und hält Deine Silhouette in der Hand. Mir hat er ein seidenes Tuch von Florenz mitgebracht und auch etwas Kastanien[2]. Gestern habe h mein neues Reitkleid angehabt, wofür ich Dir nochmals herzlichen Dank sage. Die Oper ging gestern sehr gut. Der Herzog war mit einem freundlichen Gesicht in Deiner

[1] Schlachten [2] kastanien

Loge. Der Bauerwalter kommt alle Tage und fragt, ob ich nichts zu befehlen habe. Der hat gewiß Luſt, denke ich aber allemal, Dir wieder etwas zu Leid zu thun, und laſſe mich in nichts mit ihm ein.

Leb wohl und behalt mich lieb und ſchreibe mir manchmal ein freundliches Wort.

Gerning ſpeiſt heute bei Hof.

208. Chriſtiane [Weimar, 17. (?) November 1798.]

Lieber, ich ſchreibe Dir heute nur wenig, weil ich kochen muß; ich habe heute Mittag Gerning bei mir zu Tiſche. Der Profeſſor meinte doch, man müſſe artig gegen den Knicker ſein. Alleweile ſagt mir der Profeſſor, ich ſoll doch die Matiegzek[1] dazu einladen, und ich will es thun.

Leb wohl und behalte mich lieb. Ich wollte, Du wärſt hier.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich befinde mich jetzt ziemlich wohl, nur habe ich manchmal des Morgens Kopfſchmerzen, welche mich ſo angreifen, daß ich oft vor Schwäche hinfalle, doch iſt das Beſte dabei, daß die Schmerzen nicht lange dauern. Der ‚Hieronymus Knicker', welcher am Mittwoche geſpielt wurde, machte mir viel Spaß, beſonders habe ich ſehr über Malcolmi lachen müſſen, der immer falſch hörte und erzählte, wie die Ochſen brummen: mu!! wie die Kanonen knallen: puff, puff! wie die Glocken ſummen: bumm, baum!! Die Geiſter nahmen ſich auch artig aus und ſangen immer: lilla, lilla, lilla!!

[1] Mahlig

Ich kann nun das Activum der ersten und zweiten Conjugation, amo und doceo weiß ich fertig herzusagen. Wenn Sie wieder herüberkommen, so können Sie mich fragen, welches tempus und welchen modum Sie wollen, ich werde alles beantworten. Auf Weihnachten werde ich die Conjugationen können und dann mit dem Übersetzen anfangen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. August Goethe.

209. Christiane

Weimar, den 22. [vielmehr 19.] November [1798].

Da mir Herr Gerning soeben sagen läßt, daß er morgen nach Jena geht, so will ich Dir nur sagen, daß ich und das Kind uns beide recht wohl befinden, und daß morgen bei uns großes Schlachtfest ist, und daß, wenn Du bei mir hier wärst, mir gar nichts fehlte, und daß ich mir aber feste vorgenommen habe, Dich unverhofft zu besuchen. Wenn Du einmal auf den Abend nach Hause kommen wirst, so wirst Du T in Schätzchen finden und Dich gewiß freun. Ins Theater gehe ich allemal. Das ist noch das Einzige, was mir itzo Freude macht; und mit der Matiegzek freue ich mich auf die Redoute. Vielleicht bist Du da auch hier. Schreibe mir, wie es Dir mit Deinen Arbeiten geht. Mir ist es, als wärst Du schon sehr lange weg; wenn es Dir nicht glücken will, so komm lieber zu mir. Du mußt mir es nicht übelnehmen, ich bin Dein Hase und möchte nur immer bei Dir sein. Augelchen könnte ich hier genug machen, aber ich finde kein Vergnügen daran. Wenn Du hier bist, mache ich eher manchmal welche; aber wenn Du nicht da bist, geht es gar nicht.

Ich bitte Dich recht ſehr, mache ja in Jena nicht zu viel; es träumt mich alle Nacht davon. Es iſt aber, weil ich immer am Tage daran denke.

210. Goethe

Ich will Dir einmal ſelbſt ſchreiben, um Dir herzlicher zu ſagen, daß ich Dich liebe und mich über Deine und des Kindes Geſundheit freue. Wegen des Kopfwehs, worüber Auguſt manchmal klagt, müßte man doch den Doctor gelegentlich fragen.

Meine Arbeiten fangen an zu rücken, doch langſamer als ſonſt. Ich bitte Dich daher, nicht unvermuthet herüber zu kommen; ich muß es wieder auf meine gewöhnliche Art halten und hier ſo lange in Einem Stücke arbeiten, als ich mag und kann. Alsdann wollen wir wieder vergnügt beiſammen ſein. Augelchen gibts hier gar nicht, die alten ſind abgeſtorben, und Neues iſt nichts nachgewachſen.

Lebe recht wohl, grüße das liebe Kind. Zur Redoutenfreude wünſche ich im Voraus Glück. Lebe wohl und liebe mich. Jena, den 20. November 1798. G.

211. Chriſtiane [Weimar, 21. November 1798.]

Geſtern Abend war ich bei der Matiegzek, und wir ſaßen ganz ruhig und nähten. Auf einmal kam Herr Richter, und er hat uns bis 10 Uhr recht artig unterhalten. Aber, unter uns geſagt, er iſt ein Narr; und ich kann mir nun denken, wie er bei den Damen[1] Glück gemacht. Ich denke,

[1] Damenen

ich und die Matiegzek, mir wollen noch oft unſern Spaß haben. Wenn Du wiederkömmſt, ſollſt von Wort zu Wort unſere Unterhaltung erfahren. Die Matiegzek ſagt, er ſpräche zu gelehrt, aber ich verſteh beinahe alle Worte. Er hat mir geſagt, daß er Sonnabend nach Jena eingeladen wär bei Schütz, wo er Dich auch antreffen würde. Er hat ſich bei mir beklagt, daß er ſich niemals in unſerm Hauſe finden könne; er hätte zu dem Herrn Profeſſor gewollt, hätte ſich aber nicht finden können und hätte wieder fortgehen müſſen. Wenn ich es aber itzo erlaubt', ſo wollt er erſt bei mir anfragen und mich bitten, daß ich ihn zurecht führen ließ'.

Heute gehe ich wieder in die Komödie. Es geht bei dem Theater alles gut. Der Herzog iſt allemal in Deiner Loge. Hier ſchicke ich Dir etwas von meinem Schlachtfeſt. Ich bin nicht ſo ganz mit meinem Schwein zufrieden; ich denke aber, es ſoll mit dem Speckſchwein beſſer werden. Von dem Bauerwalter ſeiner Gefälligkeit haſt Du gar keinen Begriff; ich muß oft ihm bald ins Geſicht lachen. Und er hat es ſo zu machen gewußt, daß ich ihm habe wider meinen Willen eine Schlacht-Schüſſel ſchicken müſſen; und den Pferde-Miſt darf ich von keinem andern Menſchen nehmen. Ich ließ unſern Miſt im Hofe ausfahren, und er kam dazu. Da hat er mir ſchöne den Text[1] geleſen, warum ich es ihm nicht hätte ſagen laſſen; er verſicherte mir, ich könne verlangen, was ich nur wollte, ich könne es von ihm verlangen, und wenn es ſein Leben

[1] Orth

beträfe, ſo ſollte ich es haben. Und wenn er eine von meinen Mägden[1] ſieht, ſo befiehlt er ein unterthäniges Compliment. Aber nur deſto mehr fürchte ich mich vor ihm. Übrigens geht es mir ganz gut; nur mit meiner Köchin habe ich meine Noth, die nimmt mir alles untern Händen weg, und ich muß den ganzen Tag die Augen auf alles haben. Ich habe mir aber eine andere gemiethet; auf Weihnachten muß ſie fort. Wenn mir es nicht um die Leute wär, ſo ſchickte ich ſie gleich fort, denn ſie macht lauter dumme Streiche, die ich Dir alle erzählen will, wenn Du wiederkömmſt. Die Marie aber wird alle Tage braver, und wenn ich die nicht hätte, ging' es mir ſchlecht. Leb wohl und behalt mich nur recht lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich bin jetzt wieder ganz wohl, meine Kopfſchmerzen haben aufgehört, und ich ſpüre des Morgens auch keine Schwäche im Kopfe mehr. Geſtern war ein großes Feſt für mich, denn wir haben zwei kleine Schweine geſchlachtet. Ich war dabei, als ſie in den Hals geſchnitten wurden, das eine ſchrie mehr als das andere. Dann habe ich auch geſehen, wie die Würſte gemacht werden. Die Schweine wogen 130 Pfund. Die Blaſen habe ich bekommen, ein Mann hat ſie mir aufgeblaſen, wodurch ſie ſehr groß wurden. Geſtern habe ich mich auch von einem Jungen in die Hofffiſcherei auf dem Schlitten fahren laſſen, wobei ich aber bald die Zehen erfroren hätte. Der Herr Profeſſor Meyer hat mir heute einen Theil von der blauen Bibliothek geſchenkt, der mir viel Spaß machen ſoll. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Auguſt Goethe.

[1] Mächten

212. Chriſtiane [Weimar, 24. November 1798.]

Ich danke Dir vor das Rehebrätchen. Itzo gehen bei uns die Winterfreuden an, und ich will mir ſie durch nichts laſſen verbittern. Die Weimarer thäten es gerne, aber ich achte auf nichts. Ich habe Dich lieb und ganz allein lieb, ſorge für mein Bübchen und halte mein Hausweſen in Ordnung, und mache mich luſtig. Aber ſie können einen gar nicht in Ruhe laſſen. Vorgeſtern in [der] Komödie kommt Meiſel und fragt mich ohne Umſtände, ob es wahr wär, daß Du heurathſt,[1] Du ſchaffteſt Dir ja ſchon Kutſche und Pferde an. Ich wurde den Augenblick ſo böſe, daß ich ihm eine recht malicieuſe Antwort gab, und ich bin überzeugt, der fragt mich nicht wieder. Weil [ich] aber immer daran denke, ſo habe ich heute Nacht davon geträumt. Das war ein ſchlimmer Traum, den muß ich Dir, wenn Du kommſt, erzählen. Ich habe dabei ſo geweint und laut geſchrien, daß mich Erneſtine aufgeweckt hat, und da war mein ganzes Kopfkiſſen naß. Ich bin ſehr froh, daß es nur ein Traum war. Und Dein lieber Brief macht mich wieder froh und zufrieden. Es gibt recht gutes Eis, und ich will wieder Schrittſchuh fahren, und morgen wollen mir mit auf dem Schlitten nach Kötſchau fahren, ich, Erneſtine, Matiegzek und die Bohlin. Und hernach fahren die Freunde nach Jena und wir nach Weimar. Auf die Redoute freuen mir uns ſehr. Wenn Du hier wärſt, wäre uns freilich noch lieber; aber da ich höre, daß es Dir mit Deinen Arbeiten gut gehet, das iſt beſſer als Redouten-Freude, weil ich weiß, wenn es Dir mit

[1] heurathſt

Deiner Arbeit gut geht, Du auch recht vergnügt wiederkömmſt. Und dann wollen mir ſehr vergnügt zuſammen ſein. Aber allem Anſchein nach kriegen mir einen ſtarken Winter, denn hier liegt der Schnee ſchon eine Elle hoch. Leb wohl und behalte mich lieb.

Die Matiegzek empfiehlt ſich beſtens; und auf den Mittewoch iſt die ‚Zauberflöte', und den Sonnabend nach der Redoute und auf den Montag wollen mir das Pannier[1]-Kleid ausnähen [?].

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Am Donnerstage bin ich zum erſten Mal auf dem Eiſe geweſen und habe von halb 2 bis halb 3 Uhr mit Herrn Eiſert gefahren. Der Schwanſee trug aber noch nicht ſo, daß man ganz um denſelben hätte fahren können, wir fuhren daher bloß von dem Häuschen bis herunter an den Baumgarten, ſo weit die Bahn ging. Auch geſtern habe ich von 4 bis 5 Uhr gefahren, ich bin aber noch nicht um den Teich oft herum gekommen, weil noch keine Bahn gekehrt war und es mir zu ſauer wurde, im Schnee zu fahren. Herr Eiſert will nun alle Tage, wenn es gefroren iſt, mit mir fahren und zwar allemal von 1 bis 2 Uhr, weil es da am ſchönſten iſt und ich um dieſe Zeit eben keine Lernſtunde verſäume. Ich bekomme morgen ein paar Frieshoſen und eine Pelzjacke, worauf ich mich ſehr freue. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 24. November 1798. Auguſt Goethe.

213. Goethe

Da Du mir ſchreibſt, daß Du heute nach Kötſchau fährſt, ſo will ich Dir, da eben ein Bote geht, dahin einen

[1] dannimm

Gruß senden. Es freut mich, daß ihr schön Wetter habt, und wünsche, daß Dir dieses Vergnügen, so wie alle andre Freuden dieser Woche recht wohl anschlagen und alle Grillen und Träume verjagen mögen. Mit meinen Arbeiten geht es sehr gut, und wenn es noch eine Zeit lang dauert, so werden wir uns Ostern einer guten Einnahme zu erfreuen haben. Lebe recht wohl und grüße Deine Gesellschaft.

Jena, den 25. November 1798. G.

214. Goethe

Heute sage ich Dir nur einen Gruß und bitte Dich, mir die stärkste von den gestreiften Westen zu schicken, damit ich doch zwei habe, wenn ich die eine von meinen gelbgestreiften muß waschen lassen.

Die Würste, die Du mir geschickt hast, haben mir recht wohl geschmeckt.

Hast Du einen Brief erhalten, den ich Dir am Sonntag schrieb? und der Dich in Kötschau oder Weimar finden sollte.

Die Schlittenbahn hat nicht lange gedauert, aber sie haben sichs hier die wenigen Tage recht zu Nutze gemacht, die Philisterpferde haben was ausstehen müssen.

Meine Arbeiten gehen jetzt sehr gut und schnell; es ist nun einmal nicht anders, daß ich mich wenigstens erst acht Tage sammeln muß; ich will nun auch nicht aufhören, bis es entweder nicht mehr geht, oder bis ich durch etwas Nothwendiges abgerufen werde.

Lebe recht wohl und grüße das Kind.

Ich wünſche, daß die zweimalige ‚Zauberflöte' ſo wie die Redoute gut auflaufen möge. Jena, am 27. November 1798. G.

215. Chriſtiane [Weimar, 27. November 1798.]

Deinen lieben Brief habe ich in Weimar erhalten, weil nichts aus unſrer Fahrt nach Kötſchau geworden iſt. Die Verliebten hatten übele Laune, und allein wollt ich nicht; da ſind mir bloß hier herumgefahren. Aber ich bin ſehr froh, daß ich nicht von den Launen ſo eines ehrbarlichen Liebhabers abhänge. Denn es iſt was Elendes, ſo eine lange Liebſchaft. Wir waren auch durch dieſen Brief, den ich Dir hier mitſchicke, auf heute zu einer Schlittenfahrt eingeladen, aber ich habe es gleich abgeſchlagen. Die Bohlen aber und die Glüſingen ſind nüber und können auf Schmutz fahren. Wenn Du was zu beſtellen haſt, die Bohlen fährt morgen wieder rüber; ſie iſt bei der Schütz. Den Herrn Richter habe ich, ſeitdem er ſich in Jena ein Räuſchchen getrunken hat und ſich in die Madame Mereau verliebt, nicht geſehen. Daß es Dir gut geht, das freut mich; wenn Du mir aber ſchreiben würdeſt, daß Du kämſt, ſo will ich mich auch recht freuen. Weil Dir meine Würſte geſchmecket haben, ſo ſchicke ich Dir wieder etwas. Leb wohl und habe Deinen Schatz lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Nun iſt die Luſt auf dem Eiſe ſchon wieder zu Ende, alles iſt aufgethauet, und man ſieht faſt keinen Schnee mehr. Am Montage

aufgenommen. Deſſen hinterlaſſene Schriften ſind höchſt belehrend und doch wird er von ſeinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht ſowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieſer, der ſich gleich zu Anfang ſeiner Reiſe durch die größten Hinderniſſe durcharbeiten muß, verſteht denn auch die Sinnesweiſe orientaliſcher Macht- und Geldhaber, die zwiſchen Großmuth und Eigennutz ſchwankt, trefflich zu benutzen, und ihrer, beim Beſitz der größten Schätze, nie zu ſtillenden Begier nach friſchen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen; deßhalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hauſe zurückkehrt.

An dieſen beiden Männern iſt Verſtand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann ſie auf ſeiner Lebensreiſe als Muſter verehren. Sie beſaßen aber zwei Vortheile, die nicht einem jeden zu ſtatten kommen; ſie waren Proteſtanten und Franzoſen zugleich. — Eigenſchaften, die, zuſammen verbunden, höchſt fähige Individuen hervorzubringen im Stande ſind.

Neuere und neuſte Reiſende.

Was wir dem achtzehnten und ſchon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekannteſten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedroſien und Caramanien ſind uns zugänglich geworden. Wer kann ſeine Blicke zurückhalten, daß ſie nicht über den

nach Mittag habe ich das letzte Mal gefahren, ich bin aber da meinem Verſprechen untreu geworden, denn ſtatt daß ich mich nur jedesmal, wie ich mir vor kurzem vornahm, eine Stunde auf dem Eiſe aufhalten wollte, habe ich an dieſem Tage 2 Stunden von 2 bis 4 Uhr gefahren. Ich würde dieß aber gewiß nicht gethan haben, wenn meine liebe Mutter nicht auch auf dem Eiſe geweſen wäre, von welcher ich mich nicht gern trennen wollte. Von einem Geſchenke, das mir Herr Meyer von Jena gemacht hat, will ich Ihnen bald Nachricht geben. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Aug. Goethe.

*

Am 29. November Nachmittags kehrt Goethe nach Weimar zurück und trifft in ſeinem Hauſe ein, als Chriſtiane mit Auguſt gerade in einem Konzert iſt. Sie finden, heimkehrend, zwar nicht Goethe, der ausgegangen war, aber das mitgebrachte Geſchenk von Süßigkeiten und bedanken ſich dafür, ehe ſie ſich ſchlafen legen, in den folgenden beiden Briefchen.

*

216. Chriſtiane [Weimar, 29. November 1798.]

Lieber Schatz,

Da wir von der Harmonika zurückkamen, hatten wir ſehr großen Hunger; wir ſuchten lange in Deinem Zimmer, ob Du uns etwas mitgebracht hätteſt, und endlich entdeckten wir die ſchöne Düte und haben es uns recht wohl ſchmecken laſſen und Dich immer ſehr dabei gelobt, daß Du immer ſehr, bei allen Gelegenheiten, vor Deine Kinder ſorgeteſt und uns recht lieb hätteſt; und wir waren ſehr vergnügt. Itzo hoffen mir nur, daß Du bald nach Hauſe kämſt, und wir Dir ſagen könnten, wie lieb mir Dich hätten. Ich wünſche mir nur immer, daß ich Dir auch ſo viel

zu Lieb thun könnte, wie Du mir thuest; aber Verdruß will ich Dir gewiß mit meinem Wissen nie machen. Leb wohl und behalte mich nur lieb. Dein treuer Schatz.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich bin in dem Komödienhaus bei der Harmonika gewesen, aber dieß ist mir nicht wohl bekommen, denn ich habe Kopfschmerzen bekommen; übrigens war die Musik sehr schön. Wie mir nach Hause kamen, freuten wir uns, daß Sie uns so was Schönes mitgebracht hatten. Ich will aber auch recht fleißig lernen, daß ich auch meinem lieben Vaterchen Spaß mache.

August Goethe.

1799

Vom 7. bis zum 28. Februar Goethe in Jena. Leider ſind die erſten Briefe Chriſtianens aus dieſem Jahre nicht bekannt; nur die ihnen beigelegten Briefchen des kleinen Auguſt haben ſich erhalten.

*

217. Goethe

Nachdem unſere geſtrige Fahrt ſo vergnügt und glücklich ablief, entſchloß ich mich heute früh abermals zu einer Schlittenfahrt mit Götzen. Die Kälte war aber ſo groß, daß wir beide zufrieden waren, als wir uns wieder zu Hauſe befanden. Wir waren bis Burgau gefahren, und die Gegend ſieht bei ihrer Mannigfaltigkeit auch in dieſer Jahreszeit noch ganz freundlich aus. Ich bin auch heute ſchon ganz fleißig geweſen und wünſche nur, daß es ſo fortgeht.

In meinem hintern Vorzimmer neben dem Mikroſkop liegen Bücher, unter denen mir Dein Bruder den Theophrastus de coloribus ausſuchen mag, den Du mir mit den Botenfrauen ſchicken kannſt. Indeſſen lebe recht wohl und grüße mir den Kleinen ſchönſtens, er ſoll mir ja recht fleißig ſchreiben. Jena, den 8. Februar 1799. G.

217a. Auguſt [Weimar, 9. Februar 1799.]

Lieber Vater!

Sie werden wohl vorgeſtern auf dem Wege nach Jena ſehr gefroren haben, weil die Luft ſo kalt wehete, daß ich mich ſelbſt auf dem Eiſe nicht länger als eine halbe Stunde aufhalten konnte.

An demſelben Tage bin ich auch ſehr erſchrocken. Ich war in den Stunden, als die Frau Profeſſorin ſchnell zu uns herauf kam und ſagte: es ſei Feuer in der Stadt. Wir ſahen gleich hinaus und hörten das Stürmen und das Laufen der Menſchen, von denen einige ſagten: das Feuer ſei in Ober-Weimar. Als wir nach dieſer Gegend ſahen, erblickten wir einen feuerrothen Schein. Wir erfuhren dann, daß das Feuer in Ehringsdorf ſei, wo 6 Häuſer und 13 Scheunen abgebrannt ſein ſollen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. A. Goethe.

218. Goethe

Ich habe mich heute wieder verführen laſſen, eine Stunde Schlitten zu fahren. Die Kälte war viel erträglicher als neulich, und ich finde mich von der Bewegung ganz heiter.

Meine Arbeiten gehen bis jetzt recht gut von Statten, und ich werde in den nächſten drei Wochen ſchon etwas vor mich bringen. Es war aber auch endlich einmal nöthig, daß etwas geſchah.

Ich ſchicke Dir hierbei etwas Wildpret, daran es mir hier nicht fehlt. Mit meinem Eſſen ſteht es überhaupt ganz gut, ich laſſe mir von der Trabitius Morgens wieder Waſſerſuppen kochen, denn es ſcheint doch, daß die Chocolade mir nichts taugt. Wer weiß auch, was ſie bei der Fabrication hineinmiſchen. Lebe recht wohl, grüße das Kind und gib ihm inliegendes Briefchen. Jena, den 12. Februar 1799. G.

Das Buch iſt mir richtig überbracht worden.

218a. August [Weimar, 12. oder 13. Februar 1799.]

Lieber Vater!

Sie werden sich noch zu erinnern wissen, daß ich Ihnen einmal Ihre Uhr, die Sie bei Ihrer Abreise von hier nach Jena mitzunehmen vergessen hatten, in einem kleinen Schächtelchen hinüber geschickt habe, auf dessen Deckel ein Bildchen war. Wollten Sie nicht so gütig sein und mir dasselbe wieder zurückschicken, wenn es noch zu finden ist? ich möchte gern einen Theil meiner Soldaten hinein packen. Am Montage war ich in der Komödie und sahe das Stück: ‚Stille Wasser sind tief'. Bohs machte immer tiefe Complimente und wußte einen dummen Menschen sehr gut zu machen; Beck machte auch viel närrisches Zeug, er sagte immer: „Mich hungerts" und wollte sich über Bohsen halb todt lachen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

August Goethe.

219. Goethe

Ich danke Dir für Deine Briefe, die doch dießmal so gar kurz nicht sind.

Ich freue mich zu hören, daß ‚Albert von Thurneisen' euch recht gerührt hat. Es ist bei diesem Stück darauf angelegt, daß nicht leicht jemand mit trocknen Augen herausgehen soll.

Ich bin diese Tage fast jeden Morgen eine Stunde auf dem Schlitten gefahren und befinde mich ganz wohl davon.

Mit den Pferden ist es mein völliger Ernst; nur muß man sich voraussagen, daß bei dem Vergnügen und Nutzen, den man sich davon verspricht, auch manches sehr Unangenehme vorkommt, worüber man sich denn hinwegsetzen muß. Da Du diese Art von Besorgungen gern

übernimmſt, ſo wird es Dir leicht werden, und Du wirſt für die Mühe und für den Verdruß auch manche gute Stunde haben.

Meine Arbeiten fördern ſo ziemlich, doch, hoffe ich, ſoll es täglich beſſer gehen.

Für heute lebe wohl und beſorge die Anlagen ſogleich aufs beſte. Jena, am 15. Februar 1799. G.

220. Goethe

Die Botenweiber wollen wieder um Mittage fort, deßwegen ſage ich Dir nur mit wenigem, daß ich mich wohlbefinde und fleißig bin. Wenn ſonſt nichts vorfällt, gedenke ich noch 14 Tage hierzubleiben; da könnteſt Du Sonnabend, den zweiten März, herüberkommen und Montag, den vierten, wieder mit hinübergehen.

Doch darüber können wir noch Abrede nehmen.

Lebe wohl, grüße das Kind und ſei vergnügt.

Es wird ein Packet mit Geld ankommen, welches Du wohl verwahren wirſt.

Jena, am 19. Februar 1799. G.

Schicke mir doch ein Stängelchen von des Doctors Pflaſter, ich habe wieder einen kleinen Schwären auf dem Rücken bekommen, der zwar gar nichts bedeutet, aber mich doch incommodirt.

220a. Auguſt

Lieber Vater!

Ich bedanke mich recht ſehr für die Täubchen, Aprikoſen, Kärtchen, Bildchen, Herzchen und für die andern ſchönen Sachen von

Zucker, welche Sie mir am vorigen Sonnabend in dem Schächtelchen geſchickt haben. Am Montage nach Mittag ging ich durch den Park ſpazieren, wo es ziemlich glatt war, ſo daß ich einigemal hingefallen bin. An den Seiten der Chauſſée nach Belvedere war unter den Bäumen ſehr viel gefrornes Waſſer, auf dem man vortrefflich herumgleiten konnte. Hierauf ging ich in das Theater und ſahe zuerſt: ‚Wie machen ſie es in der Komödie?‘ und dann den ‚Juriſten und Bauer‘. Das letzte Stück hat mir am beſten gefallen; Becker hatte ſich gräßlich gemalt, gähnte immer und ſchnitt komiſche Geſichter. Nachher war er betrunken und taumelte auf dem Theater herum, worüber ich viel gelacht habe. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 20. Februar 1799. Auguſt Goethe.

221. Goethe

Da meine Arbeiten, auf die ich dießmal rechnen konnte, ſo ziemlich vollbracht ſind, ſo könnteſt Du allenfalls auch ſchon den nächſten Sonntag, den 24. dieſes, herüberkommen. Ich ſchreibe Dir dieſes vorläufig, damit Du Deine Einrichtung machen kannſt. Ich wünſche, daß Du den Freitag eine vergnügte Redoute haben mögeſt, Sonnabend wohl ausſchläfſt, eine hübſche Komödie ſäheſt und Sonntag leidliches Wetter haſt. Die Frau Poſtverwaltern wird Dich mit Vergnügen aufnehmen. Lebe wohl, grüße das Kind; den Freitag ſchreibe ich mehr.
Jena, am 20. Februar 1799.

Mein Verlangen, Dich und das liebe Kind wiederzuſehen, iſt gar zu groß, daß ich Dich eher, als ich wollte, berufen muß. Lebe wohl und behalte mich recht lieb.

G.

20. Februar 1799

221a. Auguſt

Lieber Vater!

Meine liebe Mutter und ich, wir freuen uns recht ſehr, daß Sie uns durch einen Huſaren haben einen Brief zugeſchickt, in welchem Sie uns einladen, nach Jena zu kommen, um Sie zu beſuchen. Ich habe eine große Sehnſucht, meinen lieben Vater wiederzuſehen und zugleich die Saale in Augenſchein zu nehmen, welche jetzt ſehr angeſchwollen ſein und viele große Eisſchollen vor der Stadt vorbei treiben muß. Es thut mir daher leid, daß ich den Sonnabend noch nicht kommen kann, weil meine Mutter noch viel zu thun hat, aber auf den Sonntag werde ich Ihnen in Jena ein Küßchen geben. Den kleinen Karl grüßen Sie von mir. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, im Februar [20.] 1799.

Auguſt Goethe.

221b. Auguſt [Weimar, 22. (?) Februar 1799.]

Lieber Vater!

Es iſt mir recht lieb, daß es nun ernſtlich anfängt zu thauen, ich glaubte, es würde gar kein Sommer wiederkommen. Am Mittwoche des Nachmittags ging ich bei dem ſchönen Wetter mit dem kleinen Ernſt und Herrn Eiſert nach Ehringsdorf, um die Brandſtätte zu ſehen. Der Weg auf der Chauſſée bis nach Ober-Weimar war gut gebahnet, nur war das nicht ſchön, daß uns die Holzwagen und Schlitten zu oft nöthigten, in den Schnee zu treten. Wir ſahen in Ehringsdorf die 6 abgebrannten Häuſer und mehrere Scheunen; die Bretter am Kirchthurme waren ſchwarz, weil er ſchon zu brennen angefangen hatte; eine alte Linde bei der Kirche hat auch einige Äſte verloren. Die Brandſtätte würde noch ſchrecklicher ausgeſehen haben, wenn der tiefe Schnee nicht manches bedeckt hätte. Wir kamen zwar müde nach Hauſe, aber es war uns doch wohl. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Goethe.

Goethes Tagebuch vermerkt am 24. Februar: „Kamen die Meinigen", am 25.: „Mittags in Winzerla gegessen", am 28.: „Abreise von Jena". — Drei Wochen später, Gründonnerstag den 21. März, begibt Goethe sich abermals nach Jena; sein erster Brief an Christiane (vom 22. März) ist leider nicht bekannt.

*

222. Christiane

Das Geld von der Eisenachschen Kammer und von der Weimarischen habe ich beides an den Herrn von Knebel geschicket, das von Ludecus aber habe ich nicht bekommen und also in der Buchhandlung nicht bezahlen können. Vor das Überschickete danke ich herzlich; von dem Bischof[1] wird alle Tage zum Frühstück nur ein kleines Gläschen getrunken. Daß Dir es mit arbeiten so gut geht, freut mich; ich werde unterdessen recht lustig sein. Den Donnerstag werden mir in Kötschau sein. Du sollst von morgen an ein kleines Tagebuch von mir erhalten; alle Abend will ich Dir schreiben, wie mir es den ganzen Tag ergangen ist. Heute muß ich Kuchen backen und kann Dir also nicht so viel schreiben; meine einzige Bitte ist, mich Hasen nur recht lieb zu behalten.

Weimar, den 23. März [1799]. V.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich muß Ihnen doch schreiben, wie es mit dem Eiersuchen abgelaufen ist. Am Donnerstage um 3 Uhr ging ich zu dem kleinen Stein, bei dem sich schon 4 Kinder versammelt hatten, um Eier zu suchen. Es waren 5 Nester, in einem jeden lagen 6 Eier. Mein

[1] Bischoff

Neſt, das im Ofen lag, fand ich zuerſt. Hierauf ſpielten wir bis nach 5 Uhr mit dem hölzernen Pferde. Geſtern war nun Eierſuchen bei mir. Der kleine Stein, Käſtner mit ſeiner Schweſter und Götze waren da. In jedem Neſte, welche in dem Garten verſteckt waren, lagen 3 Eier, ein rothes, gelbes und weißes, außerdem ein Brettörtchen, eine Makrone, Bisquit und ein ſpaniſches Butterbrot. Ich und Götze fanden unſere Neſter zuerſt. Nach dieſem Spaße ließen wir 2 mit Lanzen bewaffnete Soldaten mit einem Drachen kämpfen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Goethe.

223. Chriſtiane [Weimar, 27. März 1799.]

Lieber, Beſter, itzo will ich Dir ſagen, wie es mir in Deiner Abweſenheit ergangen iſt.

Freitag, den 22., war ich in der Kirche und auf den Abend bei der Matiegzek. Sonnabend am Tage bin ich fleißig geweſen und habe allerlei in Ordnung gebracht; und auf den Abend war die Matiegzek bei mir. Sonntag in der Kirche und nach dieſer nach Belvedere. Montag waren die Freunde bei mir, und wir gingen in die Komödie; das Stück ging ſehr gut. Dienstag frühe habe ich mich mit dem Gartenweſen beſchäftigt, welches mir dieß Frühjahr recht viel Freude machen wird; auf den Abend Redoute, wo ich wieder einen ſehr ſchönen Tänzer habe kennen lernen, der mit dem Namen Eiſert heißt. Heute muß ich mich erkundigen, was es vor ein Landsmann iſt. Mit dem habe ich ſo viel getanzet, daß ich ein paar ganz neue Schuhe habe durchgetanzt; habe aber auch 1 kleinen Thaler gewonnen, und es war ſehr ſchön, es hat mir ſehr

Indus hinüberſtreifen und dort die große Thätigkeit anerkennen, die täglich weiter um ſich greift; und ſo muß denn, hiedurch gefördert, auch im Occident, die Luſt nach ferner und tieferer Sprachkenntniß ſich immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geiſt und Fleiß Hand in Hand gethan haben, um aus dem beſchränkten hebräiſch-rabbiniſchen Kreiſe bis zur Tiefe und Weite des Sanscrit zu gelangen; ſo erfreut man ſich, ſeit ſo vielen Jahren, Zeuge dieſes Fortſchreitens zu ſeyn. Selbſt die Kriege die, ſo manches hindernd, zerſtören, haben der gründlichen Einſicht viele Vortheile gebracht. Von den Himelaja-Gebirgen herab ſind uns die Ländereien zu beiden Seiten des Indus, die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zuſammenhang erſchienen. Ueber die Halbinſel hinunter bis Java können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unſere Ueberſicht ausdehnen und uns im Beſonderſten unterrichten; und ſo öffnet ſich den jüngern Freunden des Orients eine Pforte nach der andern, um die Geheimniſſe jener Urwelt, die Mängel einer ſeltſamen Verfaſſung und unglücklichen Religion, ſo wie die Herrlichkeit der Poeſie kennen zu lernen, in die ſich reine Menſchheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Caſtenſtreit, phantaſtiſche Religions-Ungeheuer und abſtruſen Myſticismus zu tröſten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menſchheit aufbewahrt bleibe.

gefallen, und ich bin heut ganz munter und vergnügt. Heute habe ich Dich schon oft gewünscht, daß Du hier wärst, daß ich Dir alles erzählen[1] könnte. Ich habe gestern viel Freude gehabt; nur als ich nach Hause kam, fehlte mir mein lieber Schatz. Da küßte ich den Gustel und schlief ein. Heute habe ich wieder allerlei zu besorgen, und auf den Abend werde ich den Herrn Spitzeder sehen. Morgen geht es nach Kötschau, und auf den Freitag wollte ich nach Roßla fahren und da allerlei ins Gleiche bringen.

Wenn Du wiederkömmst, wirst Du mir es schon schreiben. Leb wohl und denke manchmal an Schatz. Adieu, Lieber.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Diese Feiertage habe ich sehr vergnügt zugebracht. Ich habe meist im Garten gespielt, besonders mit Götzen und Ernsten viel gekegelt. Am zweiten Feiertage habe ich den ‚Hamlet' gesehen, der mir sehr gefallen hat; Malcolmi machte den Geist sehr gut, er sprach in einem tiefen Tone und betrug sich wirklich wie ein Geist, vor dem man sich fürchten muß. Vohs gefiel mir als Hamlet sehr gut, besonders da, wo er die kleine Komödie aufführen läßt. Gestern wurde im Garten an meinem kleinen Häuschen gemauert, in das ich das Wasserhuhn logiren will. Hierauf schossen wir mit dem Bogen, dann spielte Stein und Götze mit meinem Dorfe, das ich durch den Drachen verwüsten ließ. Die Redoute gefiel mir nicht, weil nichts Komisches zu sehen war. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Julius August Goethe.

[1] herzälen [aber doch wohl das Obige beabsichtigt]

224. Chriſtiane [Weimar, 30. März 1799.]

Itzo, mein Lieber, folgt meine Fortſetzung. Der Herr Spitzeder iſt, glaube ich, mehr vor ernſte Rollen als vor komiſche, hat aber eine ſehr gute Ausſprache. Und ich glaube, wenn man ihn gewohnt iſt, wird er beſſer gefallen. Den Donnerstag waren mir [in] Kötſchau ſehr vergnügt. Es gingen einige theatraliſche Szenen vor, die ich Dir alle ſo des Abends erzählen will; dann mußt Du gewiß lachen. Geſtern war ich [in] Roßla und habe den Reimann geſprochen; der iſt in der völligen Arbeit, und zu Ende der künftigen Woche wird er mit ſetzen der Bäume fertig werden. Ich habe mit ihm gegeſſen, und ich hatte etwas Wein mit, das war gut. Ich habe auch dem Pachter ſeinen Bruder auf ein paar Tage mitgenommen. Nunmehro ſind unſere Luſtpartieen am[1] Ende, und ſobald es gutes Wetter wird, will ich mich ſehr viel mit meinem Gartenweſen beſchäftigen[2]; und alsdenn haben wir vielleicht auch wohl Pferde, die mir alsdann viel Freude machen werden und Arbeit. Daß Du aber bald einmal nach Roßla mußt, iſt ſehr nöthig; es iſt ſo vieles zu bereden, ich muß aber auch dabei ſein. Wenn Schiller[3] nicht zu der Zeit, wo Du rüberkömmſt, mitkömmt, und es wäre ſchönes Wetter, ſo könnteſt Du nach Roßla reiten, und ich käme mit dem Wagen und holte Dich, und auf den Abend führen mir herein. Daß Dir es mit Deinen Arbeiten gut geht, freut mich ſehr, aber noch mehr, daß Du vergnügt biſt. Ich bin auch ein Haſe, wenn ich nur nicht

[1] ein [2] beſchädigen [3] Schüler

seit der Redoute[1] schon ein Meerweibchen wäre. Leb wohl und denke an Deinen Schatz, der Dich immer lieber hat.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Gestern war ich mit meiner Mutter in Roßla, wo ich mich sehr lustig gemacht habe. Wir fuhren um 9 Uhr von hier weg und waren um 11 Uhr unten. Ich verzehrte nun ein Stück Brot, Eier und Schinken, dann ging ich mit Götzen von 12 bis 3 Uhr in die Schule, wo zuerst 2 Jungen an die Tafel geschriebene Noten absingen mußten, ich sahe indeß Bilder an; dann mußten dieselben Jungen ein Liedchen absingen, wobei ich sehr gelacht habe, weil sie immer jede Zeile 4—6 Mal wiederholten und zwar immer in andern Tönen. Nun wurde geschrieben, ich schrieb eine Vorschrift ab, in welcher die Größe der Erde angegeben war. Nachher wurden einige Wörter buchstabirt. Nach der Schule hüpften wir im Strohe herum. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. August Goethe.

225. Goethe

Wenn ich Dir diese Zeit über wenig geschrieben habe, so war es, weil ich gar wenig zu sagen hatte. Meine Arbeit ging gut von Statten; anfänglich beim schönen Wetter ging ich spazieren und jetzt bei der Kälte bleib ich zu Hause. Abends geh ich zu Schiller, und so vergeht ein Tag nach dem andern. In diesen nächsten acht Tagen denke ich noch manches zu thun; sollte das Wetter einmal recht schön werden, so entschließe ich mich vielleicht, nach Roßla zu reiten, und schicke Dir einen Boten, damit Du

[1] Rude

auch hinauskommſt. Schickt ſich das aber nicht, ſo gehen wir einmal von Weimar zuſammen hin.

Es iſt gut, daß die Baumpflanzung zu Stande iſt, denn es war freilich die höchſte Zeit, und man wird, wenn es einen dürren[1] Sommer gibt, dennoch gießen müſſen.

Du haſt ja wohl den Schlüſſel zum Schreibepult, der in Roßla ſteht?

Ich füge noch mit eigner Hand hinzu: daß ich Dich herzlich lieb habe und bald wieder mit Dir zu ſein wünſche. Grüße das liebe Kind und ſag ihm, er ſoll mir ſchreiben. Lebe recht wohl und behalte mich lieb. Jena, den 2. April 1799. G.

226. Chriſtiane [Weimar, 2. April 1799.]

Lieber, ich danke Dir, daß Du mir nur einige Zeilen geſchrieben haſt. Dieſe Woche will ich noch recht fleißig ſein und meine Kleider alle in Ordnung bringen und das weiße Kleidchen machen[2], um daß, wenn Du wiederkömmſt, wir rechte Schlampamps-Stündchen haben können. Hier ſchicke ich Dir den Brief, den ich ſoeben von dem Barmer Herrn von Hendrich erhalten habe. Sei ſo gut und ſchreibe mir bald, was ich ihm antworten ſoll. Kämſt Du aber in dieſer Zeit, ſo wär es wohl noch beſſer. Ich glaube, er braucht Geld zur Leipziger Meſſe; Du haſt nun einmal Deinen Gefallen daran, ſo laß Dich auch einige Thaler nicht reuen.

Leb wohl und behalte mich lieb. C. V.

[1] ein dürrer [2] Könnte auch nähen heißen ſollen

2. April 1799

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Es war hier ein Rieſe zu ſehen, der ſich in der ‚Sonne' aufhielt und ein geborner Türke geweſen ſein ſoll, ich habe ihn aber nicht geſehen; am Sonntage wollte ich zu ihm gehen, aber er war ſchon abgereiſet. Er hatte noch einen Zwerg von 27 Jahren, ſo groß wie ich, bei ſich. Am Montage war ich in der Komödie und ſahe den ‚Fremden'. Das Stück hat mir ziemlich gefallen, beſonders habe ich über Vohs viel lachen müſſen; ſeine Frau hatte in ihrem Schranke einen Drachen, auf dem etwas von ihrem Manne ſtand; ſie ſagte ihm aber, es wäre ein Vögelchen darin, da ging Vohs hin und rief: „Gut Männchen, gut Männchen!" Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. A. Goethe.

227. Chriſtiane

Ich freu mich ſehr, daß ich Dich künftigen Mittewoch wiederſehe, und bis dahin ſollen ſowohl Deine Zimmer, als auch des Herrn Hofraths ſeines in Ordnung ſein.

Mit Roßla wollen mir es ſein laſſen, bis Du hierher kommſt. Da wirſt Du doch wohl einen Tag abbrechen können, daß wir zuſammen nunterfahren können.

Mit dem Herrn von Hendrich ſteht der Herr von Schardt in Handel; und ich denke, was der gibt, kannſt Du ohne Bedenken etwas mehr geben, denn der wirft nichts weg.

Heute iſt ein Eimer Wein von dem Herrn Zapff angekommen. Ich glaubte, Du hätteſt ein Ohm[1] beſtellt, weil er beſſer auf Bouteillen wird und auch itzo beſſer zu transportiren iſt. Ich dächte, Du ließeſt noch einen Eimer kommen; wenn es möglich iſt, will ich ihn abziehen,

[1] Ome

ehe Du kömmſt. Mir iſt, als wärſt Du ſchon lange weg. Wenn es über 14 Tage iſt, nach[her] kann ich vor Sehnſucht immer nicht anders denken, als es wäre ſchon lange Zeit, daß Du weg biſt. Leb wohl, ich bin heute mit Wäſche beſchäftigt. Weimar, den 5. April [1799]. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich ſehne mich ſehr nach Ihnen und freue mich herzlich, daß es nun keine Woche mehr dauern wird, wo wir uns wiederſehen und uns recht lieb haben können. Sie haben meiner lieben Mutter geſchrieben, daß der Herr Hofrath Schiller mit Ihnen nach Weimar kommen werde; ich muß Sie daher bitten, den kleinen Karl mitzubringen, mit dem ich gern wieder einmal ſpielen möchte. Am Donnerstage war ich bei dem neuen Hauſe, wo das umher ſpritzende Waſſer des Waſſerfalls ſich an der Seite als Eis angehäuft und ſich an Stückchen Holz und an die Aeſte deſſelben ſehr ſchön angeſetzt hatte. Ich trug ein Stück nach Hauſe. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb.

Auguſt Goethe.

228. Chriſtiane

Lieber, was ich mich und das Kind freuen auf das gute Väterchen, kannſt Du Dir nicht vorſtellen, und wir ſtreiten uns des Morgens im Bette, wer Dich zuerſt grüßen will. Wenn Dir es möglich iſt, ſo ſchreibe mir noch ein Briefchen, ob Schiller gleich mit Dir kommt, und ob ich ein Abend-Eſſen zurecht machen ſoll. Es geht doch wohl bis Mittwoch jemand herüber, und Du kannſt mir ja auch noch ein Wort durch die Botenweiber ſchicken.

Heute gehe [ich] in die ‚Zauberflöte' zum 30.[1] Mal. Mit meinen Gärten geht es auch ziemlich vorwärts; der Garten am Hauſe iſt ganz in Ordnung. Und wenn es ſchönes Wetter iſt, wirſt Du wohl nicht viel heraus kommen. Leb wohl, bis ich Dich wiederſehe, ich erwarte Dich mit großer Liebe und Sehnſucht. Weimar, den 6. April [1799]. C.

*

Am 10. April kehrt Goethe nach Weimar zurück. Schiller begleitet ihn, um einer Wiederholung der ‚Piccolomini', ſowie den Proben und der Uraufführung des ‚Wallenſtein' (20. April) beizuwohnen; am 25. früh fährt Schiller nach Jena zurück.

In dieſen Tagen wird zu Chriſtianens größter Freude der Ankauf eines ſtattlichen Gefährts vollzogen; in Goethes Tagebuch leſen wir darüber, 24. April: „In Belvedere die Pferde probirt. Abſchluß des Pferdekaufes"; 25.: „Abends zu Hauſe die Angelegenheit wegen der Equipage in Ordnung gebracht"; 26.: „ . . . ausgefahren durch Ober-Weimar und ums Webicht." Auch unter dem 28., 29. und 30. April vermerkt das Tagebuch Spazierfahrten; und als Goethe am 1. Mai für vier Wochen Schillern nach Jena folgte, mußte Chriſtiane nicht nur vom Gatten, ſondern auch von ihren zwei Rößlein Abſchied nehmen.

*

229. Goethe

Der Herr Profeſſor wird Dir ſchon erzählt haben, daß wir mit den Pferden ohne Anſtoß herübergekommen ſind, ich bin ſchon zweimal ſpazieren gefahren, und es geht recht gut damit. Ich laſſe ihnen den Tag 3 Metzen geben, da können ſie ſich ſchon ausfüttern; ich werde ſie aber auch dafür nicht ſchonen; ſobald das Wetter nur ein wenig freundlicher iſt, will ich nach Dornburg fahren und vielleicht ſonſt noch einige Touren machen.

[1] 03

Wie es mit dem Heideloffiſchen Packet gegangen iſt, kann ich nicht begreifen. Es iſt hier nicht zu finden, und Geiſt will ſo gut als für gewiß behaupten, es müſſe ſchon im Februar nach Weimar gekommen ſein. Nach meinem Calender habe ich Dir am 15. Februar ein großes Packet geſchickt, das in grünem Wachstuch eingepackt war; es ſteht freilich nicht angemerkt, daß das Heideloffiſche Packet ſich dabei befand, es war aber zur damaligen Zeit ſchon angekommen, und ich finde weiter keine Spur. Beſinne Dich doch und frage etwa die Leute, ob ſich niemand etwas erinnert; der Fall iſt mir gar unangenehm und mir gar noch nicht paſſirt.

Von meiner Arbeit kann ich noch nichts leben, doch das wird ja wohl auch kommen. Heute nichts weiter, grüße das gute Kind und lebe recht wohl.

Jena, am 3. Mai 1799. G.

230. Chriſtiane [Weimar, 3. Mai 1799.]

Wegen des Packet an Heideloff bin ich verdrüßlich, und alle Beſtellungen von Dir ſind mir ſo nothwendig, daß ich ſie nicht geſchwind genug aus dem Hauſe bringen kann. Und Du wirſt auch noch nicht gehört haben, daß ein Brief oder Packet, das Du mir ſchickteſt, liegen geblieben wäre. Daß ich im Februar[1] ein grünes Wachstuch, wo viele Packete drin waren, [erhalten habe,] weiß ich; aber Geiſt kann nach ſeiner Art gedacht haben, er hat das Packet eingepackt, und hat es bei ſiche liegen laſſen. Denn hier

[1] Feberaur

wäre manches auch nicht besorgt, wenn ich es nicht besorget. Daß es bei mir nicht weggekommen ist, davor wollt ich mit meinem Leben stehen. Damals, als die Gemälde weg waren, sagte Geist auch: er hätte es der Tante gegeben. Marie hat mir gesagt, sie hätt einmal was an Heideloff in das Komödienhaus getragen; aber sie weiß nicht, ob es ein Brief oder Packet gewesen ist. Daß Du mit Deinen Pferdchen zufrieden bist, freut mich. Fahr nur alle Tage, damit sie nicht so muthwillig werden. Wir sind alle sehr fleißig, um Dir das Haus wieder recht aufzuputzen. Den Montag habe ich große Wäsche. Den Wein-Zettel schicke ich Dir wieder, weil Dir ihn Geist nicht hat unterschreiben lassen; schick mir ihn den Mittewoch wieder mit.

Leb wohl und behalte mich nur lieb.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich habe mich sehr gefreut, daß Ihre Pferde Sie gut den Steiger hinabgefahren und glücklich nach Jena gebracht haben. Am Mittwoche war ich in der Komödie und sahe ‚Das Epigramm', das Stück hat mir ziemlich gefallen. Cordemann als Hauptmann Klinker und Becker als Blinder haben ihre Sachen gut gemacht. Benda war ein Bedienter, der noch dicker war als Genast, der als Hippeltanz mir auch gefallen hat. Er wurde wegen eines Gutachtens, das er nicht selbst gemacht hatte, von dem Fürsten abgesetzt, die Pagen hatten ihm einen papiernen Haarbeutel angehängt. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 3. Mai 1799.

August Goethe.

231. Goethe

Verſprochener Maßen werde ich Dir die Pferde zu den Feiertagen ſchicken, etwa Freitag ſollen ſie von hier abgehen. Sie ſind mir jetzt ein wahres Bedürfniß, denn mit meinen Fußpromenaden will es gar nicht recht fort.

Ich wünſche, daß Du in der Feiertagswoche nach Roßla gehſt und Dich dort umſiehſt; wenn Du mir die Pferde Freitag, den 17., wiederſchickſt, ſo bin ich zufrieden.

Wegen des Heideloffiſchen Packetes iſt mir eingefallen, ob es nicht gar ein Irrthum von ſeiner Seite iſt? Da ſich Marie erinnert, daß ſie ihm etwas ins Komödienhaus gebracht hat, ſo frag ihn[1] doch: ob er in der Hälfte Februars ein Packet erhalten hat? denn es wäre möglich, daß er von einem neuern Packet ſpräche, das noch nicht angekommen iſt.

Ich fahre in meiner Arbeit immer fort und will ſehen, wie lange es mir dießmal gelingt, dran zu bleiben.

Wenn Du im Hauſe alles in der Ordnung haſt, ſo wünſche ich Dir vergnügte Feiertage. Jena, den 7. Mai 1799. G.

Sei doch ſo gut und ſchicke mir meine guten ſchwarzen Strümpfe mit den Botenweibern herüber.

232. Chriſtiane [Weimar, 7. Mai 1799.]

Daß Dir die Pferde zu Deinem Vergnügen dienen, freut mich; ich denke denn, ſie ſollen Dir und mir noch

[1] ihm

Lehrer;

Abgeſchiedene, Mitlebende.

Sich ſelbſt genaue Rechenſchaft zu geben von wem wir, auf unſerem Lebens- und Studiengange, dieſes oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genoſſen, ſondern auch durch Widerſacher und Feinde gefördert worden, iſt eine ſchwierige, kaum zu löſende Aufgabe. Indeſſen fühl' ich mich angetrieben einige Männer zu nennen, denen ich beſonderen Dank abzutragen ſchuldig bin.

Jones. Die Verdienſte dieſes Mannes ſind ſo weltbekannt und an mehr als einem Orte umſtändlich gerühmt, daß mir nichts übrig bleibt als nur im allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus ſeinen Bemühungen von jeher möglichſten Vortheil zu ziehen geſucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir beſonders merkwürdig geworden.

Er, nach ächter engliſcher Bildungsweiſe, in griechiſcher und lateiniſcher Literatur dergeſtalt gegründet, daß er nicht allein die Producte derſelben zu würdern, ſondern auch ſelbſt in dieſen Sprachen zu arbeiten weiß, mit den europäiſchen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientaliſchen bewandert, erfreut er ſich der doppelt ſchönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigenſten Verdienſten zu ſchätzen, ſodann aber das Schöne und Gute, worin ſie ſämmtlich einander nothwendig gleichen, überall aufzufinden.

Bei der Mittheilung ſeiner Einſichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich ſtellt ſich ihm die Vorliebe ſeiner Nation für alte claſſiſche Literatur entgegen und wenn man ihn genau beobachtet, ſo wird man leicht gewahr, daß

manche Freude machen. Auf die Brunnen-Fege mußt Du mich ja kommen lassen, die wird den Donnerstag oder Freitag nach dem Feste sein. Wenn ich Dir die Pferde schicken soll, so könnte ich und das Kind mitkommen und den andern Tag, wenn der Spaß vorbei ist, wieder zurückfahren und Dir alsdann die Pferde wieder schicken. Wegen Fischers werde ich itzo sehr verdrüßlich, ich habe noch kein Geld; und das Jahrmarkt habe ich allerhand zu kaufen und kein Geld. Das Fest kommt auch. Mit Heideloffen ist es so, wie Du schreibst, er hat das Packet im Februar erhalten.

Im Hause komm ich diese Woche ganz in Ordnung. Donnerstag und Freitag wird gebügelt, und alsdenn sind mir alles fertig. Der Bauverwalter hat mir gesagt, daß morgen der Stuccateur kommt; seine Gesellen sind schon da. Hier ist auch etwas Spargel für Dich. Ich bin gesund, und wenn ich mein Geld hätte, wär ich auch recht zufrieden und fröhlich.

Du wirst Dich gewiß über das Haus freuen, wenn Du wiederkömmst.

Leb wohl und behalte mich lieb.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich habe am Sonnabende den Herrn Dietrich in seinen[1] Gewächshäusern besucht. In dem kleinern, das größtentheils mit Glasscheiben umgeben ist, sahen wir sehr viel Ananas, der in sehr heißer Erde stand, die von unten herauf mit Steinkohlen erwärmt wird.

[1] seinem

Auch ſahen wir das Zuckerrohr, den Chocoladenbaum, und noch viele andere Pflanzen, die ich aber nicht lange anſehen konnte, weil die Hitze zu ſtark war. Das große Gewächshaus enthielt viele Blumen, mein Citronenbäumchen iſt ſehr groß. Ich bekam einen ſchönen Strauß. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 6. Mai 1799.

Auguſt Goethe.

233. Goethe

Da ich Gelegenheit habe, ſo ſchreibe ich Dir heute und melde Dir die Pferde an, welche morgen kommen ſollen, und wünſche, daß ſie ſich ſo gut bei Dir als bei mir halten mögen. Mit dem Kutſcher bin ich auch ganz wohl zufrieden. Mit der Fourage geht hier alles ganz ordentlich.

Geiſt fährt morgen mit hinüber, er ſoll mir verſchiednes holen, das ich nicht ſo genau in einem Briefe bezeichnen kann. Er geht zu Fuß zurück.

Wegen der Bornfege will ich Dir es nicht gewiß verſprechen. Es kommt darauf an, wie weit ich mit meinen Arbeiten bin, und ob ich einige Tage pauſiren kann. Du erfährſt es zur rechten Zeit. Ich will mich indeſſen erkundigen, wie und wann dieſes Feſt gefeiert wird. Lebe recht wohl, behalte mich lieb und grüße das liebe Kind.

Jena, den 9. Mai 1799. G.

Wenn der Kutſcher hinüberkommt, ſo laß ja gleich einen eiſernen Hemmſchuh machen, der gut an unſere Räder paßt. Mit der bloßen Hemmkette werden die Räder zu ſehr verdorben.

234. Christiane [Weimar, 10. Mai 1799.]

Die Pferde sind glücklich bei mir angekommen, aber am Wagen ist etwas zerbrochen, das ich gleich muß lassen machen; ich glaube, es heißt die Wage. Morgen wollen mir nach Roßla, wenn es nicht regnet. Die vorige Woche hatten mir zu thun, da war es schönes Wetter; aber nun mir fertig sind, regnet es. Ich denke aber, es soll das Fest besser werden, daß mir ein bißchen nach Belvedere fahren können. Ich will diese Woche auch an die Mutter schreiben; ich hätte ihr gerne so ein schönes Exemplar von ‚Hermann und Dorothea' mitgeschicket, aber es sind noch keine angekommen. Man sagt hier, Du hättest vor die zweite Auflage wieder 800 Thaler bekommen, und ich lasse die Leute dabei. In unserm Garten sieht es sehr gut aus; wenn Du wiederkömmst, wirst Du Dich freun. Mit meinem nüberkommen mache es nur so, daß ich Dich nicht störe; ich möchte Dich nicht verdrüßlich machen. Wenn Du die Pferde wieder haben willst, wirst Du mir schreiben. Ich freu mich nur, daß sie Dir Spaß machen. Leb wohl, behalte mich lieb und sei nicht zu fleißig.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich habe gestern einen Brief an meine liebe Großmama geendiget, den ich am Montage angefangen hatte. Auf 16 Seiten habe ich ihr außer mancherlei andern Neuigkeiten auch das geschrieben, was ich mir zum Jahrmarkt gekauft habe. Dieser ist sehr gut abgelaufen, wir hatten sehr schönes Wetter und konnten gut einkaufen. Am Dienstage kaufte ich mir für 2 Groschen 2 Bilder-

bogen, die ich ausmalen will; am Mittwoche kaufte ich mir ein Milchfläſchchen, ein Näpfchen zur Kaltſchale und ein Butterbüchschen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 10. Mai 1799.

Julius Aug. Goethe.

235. Chriſtiane [Weimar, 12. Mai 1799.]

Ich freute mich zu ſehr, daß ich Dich den Sonnabend beſuchen ſollte! aber ich höre, daß [Du] ſollſt herüberkommen, da iſt [es] mit meiner Freude wieder aus. Wenn es nicht ſein muß, ſo komm nicht, denn ich freu mich ſehr, in dem Garten-Haus zu ſein. Wenn Du meinſt, ſo kann ich auch Götzen mitnehmen, daß ich jemand habe, der mir einen Weg gehen kann. Doch alles, wie Du willſt. Schreibe mir nur Mittwoch, wie es iſt. Wenn Du rüber mußt, ſo könnten mir auf den Sonnabend zuſammen wieder rüberfahren.

Leb wohl in Eile.

236. Goethe

Da die famoſe Brunnenfege erſt Montag, den 20., ſein wird, ſo geht es recht gut an, daß Du mich beſucheſt, denn ich habe dieſe Woche Zeit, das Nöthige zu vollenden.

Du kommſt alſo Sonnabend, den 18., Abends gegen ſechs Uhr hier an. Geiſt ſoll Dir entgegen gehen, daß Du gleich am Garten anfahren kannſt, wo es Dir gewiß recht wohl gefallen wird.

Bringe aber einiges mit, als
Sechs Flaſchen rothen Wein,
Ein paar Fläſchchen Biſchofeſſenz,
Etwa Salvelatwurſt und
für den erſten Abend etwas Kaltes zu eſſen.
Auch einige Stückchen Wachslicht.

Sonſt ſollſt Du alles artig eingerichtet finden, und wir können uns einige Tage gar wohl zuſammen vergnügen und ausſchwätzen.

Bringe auch noch etwas gutes Öl mit, und wenn Du ſonſt noch etwas zu ſo einer ländlichen Wirthſchaft nöthig glaubſt; denn es ſoll mir ganz lieb ſein, wenn Du einige Zeit dableiben willſt, da ich im Schloß ganz ungeſtört arbeiten kann.

Ich ſchicke Dir von ‚Hermann und Dorothea' zwei Exemplare, eins für die Mutter und eins für Dich; laſſe aber Deins nicht durch viele Hände gehen, indem ich Dir, wenns beſchmutzt iſt, keins ſo leicht wieder ſchaffen kann, und lebe indeſſen recht wohl. Jena, am 12. Mai 1799.

G.

237. Chriſtiane [Weimar, 15. Mai 1799.]

Ich freu mich ſehr, Dich wiederzuſehen; und daß ich im Garten wohnen ſoll, darüber freu ich mich auch. Ich will mir ſchon ein kleines Wirthſchäftchen mitbringen; und dann können wir auch zuſammen wegfahren, die Pferde gehen itzo recht gut.

Bei dem Hofgärtner ſind die Käſtchen noch nicht angekommen, er wartet alle Poſttage darauf. Ich habe es

Mittags im Garten gegessen", 25.: „[Abends] im Garten" ihre Anwesenheit an. Am 27. Mai früh erfolgt die Rückkehr nach Weimar.

Die beiden folgenden Monate, Juni und Juli, verbringt Goethe in Weimar. Vom 10. bis 16. Juni erfordern Gutsgeschäfte seine Anwesenheit in Ober-Roßla; daß Christiane ihn diesmal nicht begleitete, scheint aus dem Tagebuchvermerk vom 16. Juni hervorzugehen: „Gegen Abend fuhr ich auf Weimar zurück." — Zwei Tage später erscheint in Goethes Haus ein erlauchter Wohngast, der sechzehnjährige Erbprinz Carl Friedrich, um für zwei Wochen daselbst Quartier zu nehmen, weil seine Gemächer im Fürstenhause durch den Besuch des Königs und der Königin von Preußen in Anspruch genommen wurden. Goethes Tagebuch berichtet darüber unterm 18. Juni: „Anstalten, den Erbprinzen ins Haus zu nehmen. ... Der Erbprinz zog Abends ein"; 19.: „Mit dem Prinzen im Mineraliencabinet"; 24.: „Nachmittag dem Prinzen einige Kupfer und Zeichnungen vorgewiesen." — Gegen Ende des Monats scheint Christiane sich mehrere Tage in Naumburg aufgehalten zu haben, wo das Weimarer Hoftheater vom 16. bis 30. Juni ein Gastspiel gab. Im Tagebuch findet sich unterm 27. Juni der Vermerk: „Kam Demoiselle Vulpius von Naumburg zurück." — Am 31. Juli zog Goethe für sechs Wochen in sein Gartenhäuschen am Park, um ganz ungestört seinen Arbeiten leben zu können, unter denen die Sammlung und Anordnung der Gedichte für den 7. Band seiner ‚Neuen Schriften' obenan stand. Frau und Sohn schickte er inzwischen nach Jena, wo sie vermutlich wieder das nämliche Gartenhaus bewohnten wie im Mai dieses Jahres. „Lassen Sie August", schreibt Goethe unterm 7. August an Schiller, „manchmal bei sich gut aufgenommen sein; da ich nicht nach Jena entweichen konnte, so mußten die Meinigen weichen, denn dabei bleibt es nun einmal: daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das Mindeste hervorbringen kann." Ein Glückwunschbrief Goethes an Christiane zum 6. August ist nicht bekannt; sie selbst schrieb an ihrem vermeintlichen Geburtstag, wie folgt.

*

238. Christiane [Jena, 6. August 1799.]

Wir sind hier in Jena beide, ich und der Bube, sehr wohl und vergnügt. Am Sonntag waren wir in der

6. Auguſt 1799

Trießnitz, den Montag auf der Leuchtenburg, wo mir es gefallen hat. Mündlich will ich Dir alles näher erzählen. Heute wollen mir nach Wöllnitz. Sei ſo gut und ſchreibe mir, wie es Dir in meiner Abweſenheit gehet, und ob es nothwendig iſt, daß ich Donnerstag kommen ſoll. Sonſt, dächte ich, käm ich erſt Freitag Abend oder Sonnabend frühe. Schreibe mir aber ja, ob es Dir recht iſt, ſonſt komm ich, wenn Du es haben willſt. Es iſt hier ſehr ſchön, und es geht uns ſehr gut. Heute hat mich der Guſtel und die Tante jedes mit einem großen Kuchen angebunden, und ich denke, wir wollen heute noch recht vergnügt ſein; und wenn wir wieder beiſammen ſind, will ich Dir alle unſere Späße erzählen. Schreibe mir auch, wie es im Hauſe ſteht, ob ſie ihre Sachen gut machen. Leb wohl und behalte mich lieb. C. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Es gefällt mir hier recht ſehr, alle Tage fahre ich mit meiner lieben Mutter wo anders hin; vorzüglich gefiel mirs auf der Leuchtenburg, wo ich gleich Bekanntſchaft mit einem Tambour[1] machte, der mich allerwegens herumführte. Wenn ich wieder zu Ihnen komme, ſo habe ich viel davon zu erzählen, auch gehe ich oft zu den Karl, da ſind wir auch recht vergnügt und ſpielen. Ich habe hier auch die Springer geſehen, welche mir ſehr viel Freude gemacht haben, beſonders da der eine durch ein Feuerwerk ſprang, das war ſehr ſchön. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Ihr gehorſamer Sohn Auguſt Göthe. Weimar [Jena], den 6. Auguſt 1799.

[1] Tampur

Goethes Antwort auf Chriſtianens Brief iſt nicht bekannt. Freitag, den 9. Auguſt, kehrte ſie mit Auguſt von Jena zurück, nur für etwa eine Woche, wie es ſcheint, nach deren Verlauf ſie eine „Luſtreiſe“ nach Rudolſtadt unternahm, um an dem dortigen Vogelſchießen teilzunehmen und ihrem Gatten über den Erfolg der Weimarer Bühnenkünſtler zu berichten, die vom 19. Auguſt bis 23. September in Rudolſtadt ſpielten. Es iſt zu bedauern, daß Chriſtianens Briefe aus dieſer Zeit ſich nicht vorgefunden haben.

*

239. Goethe

Ich danke Dir, mein liebes Kind, daß Du mir zweimal geſchrieben und Nachricht von Deinem Wohlbefinden und Deiner Zufriedenheit gegeben haſt; ich wünſche nichts mehr, als daß alles ſich dergeſtalt ſchicke und füge, damit Deine Reiſe auch ſich als eine Luſtreiſe endige. Mir iſt es dieſe Zeit ganz gut gegangen, und ob ich gleich nicht ſo viel gethan habe, als ich wünſchte, ſo iſt doch meine Zeit nicht unnütz verſtrichen. Ich habe mehr Beſuch, und es kommen verſchiedne Perſonen, die der Garten anlockt, die ich lange nicht geſehen habe.

Den Auguſt habe ich geſtern mit nach Tiefurt genommen, wo er ſich bei der Frau Grobin gar gut aufgeführt hat, indeß ich bei der Herzogin war. Ein paar Stück Kirſchkuchen, die ich ihm hinbrachte, haben ihm ſehr gut geſchmeckt. Heute Abend habe ich eine Geſellſchaft guter Freundinnen bei mir und hoffe, daß die Köchin ihre Sache leidlich machen wird.

Lebe recht wohl und vergnüge Dich aufs beſte.

Weimar, am 23. Auguſt 1799. G.

*

Wie lange Chriſtiane ſich noch in Rudolſtadt vergnügt hat, wiſſen wir nicht. Jedenfalls wird ſie geraume Zeit früher nach Weimar zurückgekehrt ſein, bevor Goethe am 15. September ſeinen ſtillen Garten an der Ilm verließ. Tags darauf, am 16. September, ſiedelt Goethe für vier Wochen nach Jena über, vor allem um die Überſetzung von Voltaires ‚Mahomet' auszuführen.

*

240. Goethe

Hier ſchicke ich eine Schachtel mit Obſt, woran ſich Mutter und Sohn erquicken mögen, es ſoll von Zeit zu Zeit ein ſolcher Transport ankommen. Sei nur ſo gut, mir folgende Puncte zu beſorgen:

1. Verſäume nicht, wegen des Fouquetiſchen Brunnens mit dem Röhrenmeiſter zu ſprechen.

2. In dem Fache unter dem Schreibtiſch, in der Deckenſtube, wird eine Pappe liegen, blau überzogen, mit runden Vertiefungen, worin Münzen gelegt werden können. Wenn Du ſie da oder ſonſt wo findeſt, ſo ſchicke mir ſie.

3. Frage Deinen Bruder, ob er mit der Schweſter des Herrn von Haren geſprochen.

4. Dein Bruder möchte mir Voſſens ‚Georgica' ſchicken, ſie befinden ſich mit unter den Büchern, die aus dem Garten herauf gekommen ſind und hinten, in meiner grünen Stube, auf dem großen Schreibtiſche ſtehen.

5. Schicke zu Facius und laß Dir die Meißel ausbitten, womit wir die Löcher zu den Münzen ausſchlagen.

Nun lebe wohl, grüße den Herrn Profeſſor.

In den wenigen Stunden, die ich hier bin, habe ich

er, als ein kluger Mann, das Unbekannte aus Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geschätzte anzuschließen sucht; er verschleiert seine Vorliebe für asiatische Dichtkunst und giebt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er lateinischen und griechischen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf, er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Classicisten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, sondern auch von patriotischer Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben, ihn schmerzte Herabsetzung orientalischer Dichtkunst; welches deutlich hervorleuchtet aus dem hart-ironischen, nur zweiblättrigen Aufsatz: Arabs, sive de Poësi Anglorum Dialogus, am Schlusse seines Werkes: über asiatische Dichtkunst. Hier stellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie absurd sich Milton und Pope im orientalischen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir so oft wiederholen, daß man jeden Dichter in seiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten aufsuchen, kennen und schätzen müsse.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann, von seiner Ausgabe des Jones'schen Werks vor zweiundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten und aus seinem Munde gar manches Heilsam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich, abermals von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu

ſchon ziemlich wo nicht gearbeitet, doch wenigſtens manches bei Seite gebracht. Grüße das Kind. Jena, am 17. September 1799. G.

Die Schachtel ſchicke jederzeit wieder zurück, damit ich ſie wieder kann aufs neue füllen laſſen. Wenn Du etwa noch Schachteln von der Trabitius haſt, ſo ſende ſie doch auch mit, denn ſie ſind hier rar und theuer.

241. Chriſtiane [Weimar, 18. September 1799.]

Es iſt mir heute gar nicht gelegen, daß es kein beſſer Wetter iſt; doch bin ich in der Hoffnung, daß es beſſer wird morgen zu meiner Wäſche. Dieſe Woche habe ich mit der Wäſche zu thun und künftige Woche mit dem Obſt im alten Garten. Ich habe alles beſorget. Von dem Brunnen-Meiſter ſollſt Du einen Aufſatz haben, woran es liegt, daß der Brunnen nicht läuft.

Vor das Obſt danken wir ſchönſtens. Und ich wünſche Dir, daß Deine Arbeiten mögen gut von Statten gehen. Bis künftige Woche ſoll auch alles wieder im Hauſe in Ordnung ſein; und wenn ich fertig bin, will ich meinen Schatz wieder zu mir einladen. Bis dahin leb wohl und vergnügt. C. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke recht ſehr für das ſchöne Obſt, das Sie uns geſchickt haben. Ich war geſtern in dem alten Garten, wo wir die Sommeräpfel abgenommen und die übrigen Althansbirnen, die noch daran waren, wir aßen auch unten, dann gingen wir herauf. Dieſer

Brief iſt bei meiner Mutter geſchrieben. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Auguſt Goethe.

1799.

241 a. Auguſt

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen vielmals für das ſchöne Obſt, das Sie uns heute geſchickt haben, die rothen Pflaumen ſind eine wahre Delicateſſe für mich. Vorigen Mittwoch kaufte ich mir auf dem Markte die Columbam domesticam für 2 Groſchen 9 Pfennige, den Tauber und das Täubchen, zwei artige Thierchen. Die Columba dasypus, welche auch Trommeltaube heißt, und welche ich mir heute im Hauſe gekauft habe, koſtet aber 3 Groſchen 6 Pfennige. Sie ſieht weiß und ſchwarz aus, und an der Bruſt hat ſie roth, blau und ſchwarz glänzende Federn. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 21. September 1799.

Auguſt Goethe.

242. Chriſtiane [Weimar, 25. September 1799.]

Deine Zimmer, mein Lieber, und das ganze Haus iſt in Ordnung und erwartet ſeinen Herrn mit der größten Sehnſucht. Es würde vielleicht mit den Arbeiten hier beſſer gehen als ſonſt. Du kannſt hier wie in Jena im Bette dictiren, und ich will des Morgens nicht ehr zu Dir kommen, bis Du mich verlangſt. Auch der Guſtel ſoll frühe nicht zu Dir kommen. Komm nur bald; Du mußt doch bei der Einrichtung des Theaters das Beſte thun, ſonſt wird es wie immer nichts. Hier iſt das Geld vor Götzen, Geiſt ſoll ſich die Quittung geben laſſen. Leb wohl.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſüßen Pflaumen, Birnen und Zwetſchchen, die Sie uns geſchickt haben, die Pflaumen habe ich zuerſt gekoſtet, und ſie haben mir ſehr ſchön geſchmeckt. Die Zimmer, welche Sie künftig bewohnen wollen, ſind fertig, kommen Sie alſo nun bald herüber, denn ich ſehne mich ſehr nach Ihnen. Am Montage waren wir im alten Garten und nahmen Äpfel ab, ich machte mit Ernſten bei meinem Hüttchen ein Grabeland, das ich mit Mohnen umzäunen will. Ich habe im Wäldchen einen Sprenkel geſtellt; wenn ſich ein Vögelchen fängt, ſo iſt es Ihnen. Leben Sie wohl. Weimar, den 25. September 1799. Auguſt Goethe.

243. Chriſtiane [Weimar, 28. September 1799.]

Ich glaubte[1] ganz gewiß, daß Du mir heute ſchreiben würdeſt, daß Du morgen kämſt. Denn wegen der Plätze im Theater wartet alles ſehnlich auf Dich. Ich habe gehört, Du hätteſt ein lahmes Pferd. Das bedaure ich ſehr, iſt es denn wahr?

Geſtern habe ich auch an die Mutter das Packet fortgeſchickt. Leb wohl und komm bald.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen vielmals für das ſchöne Obſt, das wir heute von Ihnen erhalten haben. Die Zwetſchchen ſchmecken ſo gut als die vorigen; die Feige, welche ich gegeſſen habe, war auch ſehr ſüß. Geſtern war ich mit meiner Mutter bei dem Herrn Rentſch, wo ich mit deſſen Kindern Haſchemännchen ſpielte; dann führte

[1] glaub (daß glaubte beabſichtigt, beweiſt der ausgelöſchte Anfang des Briefes auf der 4. Seite des Bogens).

mich der älteſte Sohn zu dem Taubenſchlage, als wir aber hineinſahen, flogen ſie alle heraus; wir gingen nun in den Hof, wo wir ſie oben auf dem Dache des Taubenſchlages ſahen, der Hühnerſchwanz und die Türken gefielen mir ſehr. Grüßen Sie den kleinen Karl und Ernſt. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 28. September 1799. A. Goethe.

244. Chriſtiane [Weimar, 2. October 1799.]

Da Dir es mit Deinen Arbeiten gut geht, mein Lieber, ſo muß ich wohl zufrieden ſein, daß Du noch nicht kömmſt. Ich habe aber eine Bitte an Dir, daß, wenn die Frau oder Herr Geheimer Rath Schmidt an Dich ſchreiben wegen der Köchin, daß Du Dich auf nichts einläßt, als daß die Köchin wegen ihres doppelten Vermiethens beſtraft werde. Denn ich habe es ganz der Polizei übergeben, und man wird nunmehro an Dich kommen, denn man will ſie nicht her laſſen wegen Nähe der beiden Gärten. Ich werde ſie wohl auch nicht kriegen; aber ſie müſſen mir mein Miethgeld, das bei der Polizei liegt, und itzo meinen Schaden erſetzen. Das hat mir auch Undeutſch[1] geſagt. Ich habe itzo 2 junge Mädchen im Hauſe, die will ich recht gut einrichten, daß alles gut geht, wenn Du wiederkömmſt. Ich bin itzo mit dem Obſt beſchäftigt. Wenn das vorbei iſt, geht es an Kartoffeln und Kraut. Ich habe ſehr viel Zwetſchgen getrocknet und Äpfel. Wenn Du noch ſo lange bleibeſt, ſo könnteſt Du, wenn Du mit Deiner Arbeit fertig wärſt, uns den Wagen ſchicken, daß wir Dich abholten; oder iſt die Weinleſe noch ſpäter? Da Du ſo lange weg biſt, mußt Du mir zweimal ſo viel

[1] Undeps

Baumwolle mitbringen. Meine Bank gönnt uns niemand, ſie möchten gar zu gerne uns einige Plätze abnehmen. Am Tage habe ich itzo viel zu thun und Abends gehe ich in [die] Komödie oder leſe. Denn die Menſchen werden mir immer mehr verhaßt. Ich will nächſtens auch mit auf die Leuchtenburg ziehen.

Adieu, lieber beſter Schatz! leb wohl und behalte mich lieb.

Sei ſo gut und ſchicke mir einen Zettel auf ein paar Flaſchen Wein; die 4 ſind alle.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Feigen und Birnen, ich habe von beiden gekoſtet und ſie recht wohlſchmeckend gefunden. Es thut mir ſehr leid, daß das Unglück, welches Ihr Pferd am Fuße gelitten hat, Sie bisher hinderte, alle Tage eine kleine Spazierfahrt zu machen. Auch wurde ich ſehr traurig, als ich in Ihrem Briefe, für den ich Ihnen vielmals danke, die Worte las, daß Sie Ihrer Geſchäfte wegen noch 10 Tage in Jena bleiben würden; kommen Sie, wenn es möglich iſt, bald, denn ich möchte Ihnen gern ein Küßchen geben. Leben Sie wohl. Weimar, den 2. October 1799. Goethe.

245. Goethe

Da ich ſo lange von Dir weg bleibe, ſo muß ich auch ein Blatt von meiner eignen Hand ſchicken und Dir ſagen, daß ich Dich von Herzen liebe und immer an Dich und an das gute Kind denke. Die erſten vierzehn Tage habe ich fleißig zugebracht, aber es waren nur einzelne Sachen,

die nicht viel auf ſich hatten. Zuletzt machte ich mich an eine Arbeit, die mir zu gelingen anfing. Du haſt mich wohl ſagen hören, daß Durchlaucht der Herzog ein franzöſiſches Trauerſpiel überſetzt wünſchte, ich konnte immer damit nicht zurecht kommen. Endlich habe ich dem Stück die rechte Seite abgewonnen, und die Arbeit geht von Statten. Wenn ich mein Mögliches thue, ſo bin ich bis den 12. fertig und will den 13. abgehen. Bis ich das Stück ins Reine bringe und es ſpielen laſſe, hab ich doch in den trüben Wintertagen etwas Intereſſantes vor mir, und dann wollen wir uns zuſammenſetzen und es anſehen.

Daneben hab ich noch manchen Vortheil und Genuß durch Schillers Umgang und andrer, ſo daß ich meine Zeit gut anwende und für die Folge manchen Nutzen ſehe. Das wird Dich freuen zu hören, weil es gut iſt und mir für die nächſte Zeit Gutes verſpricht.

Ich bin übrigens recht wohl und lebe ſehr einfach. Auch bin ich viel ſpazieren gegangen, dieſe acht Tage, in denen ich das Pferd mußte ſtehen laſſen. Es iſt wieder ganz geheilt. Der Stallmeiſter hat ſeine Cur recht gut gemacht. Ich werde ihm dafür ein halb Dutzend Bouteillen Wein verehren.

Die Trabitius bleicht ſchon an Deiner Baumwolle im Hofe und hat ſie doppelt mit Roth unterbunden, weil ſie feiner iſt als die übrigen Stränge, um ſie ja nicht zu verwechſeln. In wenig Zeit bin ich wieder bei Dir, und dann wollen wir manche gute Stunde zuſammen zubringen.

Was die Menſchen überhaupt betrifft, ſo thu ihnen nur

so viel Gefälligkeiten, als Du kannst, ohne Dank von ihnen zu erwarten. Im Einzelnen hat man alsdann manchen Verdruß, im Ganzen bleibt immer ein gutes Verhältniß.

Lebe recht wohl. Behalte mich lieb, wie mein Herz immer an Dir und an dem Kinde hängt. Wenn man mit sich selbst einig und mit seinen Nächsten, das ist auf der Welt das Beste.
Jena, den 3. September [October] 1799. G.

246. Christiane

Dein Brief, mein Lieber, hat mich sehr gefreut. Wir wollen wie immer uns nur recht lieb haben. Ich habe Dich lieb und bin fleißig und thue in allem meine Schuldigkeit. Gefällig bin ich nur gegen alle Menschen zu viel, ich glaube nur, ich bin zu gut, und die Menschen mißbrauchen meine Güte. Das habe ich von neuem bei der Marien und Gille erlebt. Ich könnte an ihrer Statt gute Freundinnen genug haben, aber ich werde immer mißtrauischer gen alle Menschen, weil sie nur immer aus Interesse mit mir umgehen. Ich werde es freilich nicht anders machen. Ich will mich also darüber wegsetzen und meinen Weg vor mich gehen, meine Haushaltung gut versehen und meinen Schatz lieb haben, und meine Freude an dem Buben sehen, und dann mannichmal eine steife Kaffee-Visite machen. Ich bin letzt bei Kammer-Secretär Scheiben[1] gewesen und bei Gerichts-Sekretär Rentschens. Da kann [ich] Dir aber versichern, daß in solcher Gesellschaft beinahe kein vernünftiges Wort

[1] Scheyben

geſprochen wird und ſo gelogen wird, daß man erſchrickt; wovon ich Dir allerlei zu erzählen habe. Denn ich glaube, wenn Du wiederkommſt, kommt auch meine frohe Laune wieder. Ich freu mich ſchon voraus auf das Stück, ob ich es gleich nicht kenne. Und wenn Du vergnügt biſt, das iſt mir lieber als alles. Du ſchreibſt mir, daß Du den 13. kommen willſt, das iſt gerade auf den Zwiebeljahrmarkt; da wär es beſſer, Du kämſt einen Tag früher oder ſpäter. Doch wenn Du auch dieſen Tag kommen willſt, ſollt Du mir lieb ſein, ich habe es nur zu Deiner Nachricht geſchrieben. Heute Nachmittag gehe ich zu der Kammerdiener Kämpfern und auf den Abend in die Komödie. Mit meinem Obſt bin ich ſehr zufrieden, daß ich es behalten habe; es wird mir vor dieſen Winter großen Nutzen bringen. Auf künftige Woche werde ich Muß kochen. Hier ſind gar keine Nüſſe mit Schalen zu haben; könnteſt Du mir Mittewoch etwas mitſchicken, ſo geſchäh mir ein großer Gefalle, ich muß grüne Schalen ins Muß haben. Ich freu mich dieſen Winter auf die Komödie, wenn wir auf der Bank zuſammen ſitzen werden, und überhaupt auch auf die Winterabende, wenn wir zu Hauſe miteinander ſchwätzen. Leb wohl und vergnügt und behalte mich ſo lieb wie ich Dich. Ich danke Dir herzlich vor Deinen Brief.

Weimar, den 6. October [1799]. C. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Feigen und Birnen, womit Sie uns dieſen Morgen ſehr erfreut haben. Ich aß 2 Feigen und eine

Birn zum Frühſtück und beides ſchmeckt mir noch immer gut. Geſtern ſchüttelten wir viele Zwetſchchen und legten ſie ins Gartenhaus auf Stroh. Wir haben nur noch einen Aepfel- und einen Birnbaum abzunehmen. Dieſen Morgen um 8 Uhr war ich bei dem Herrn Geheimerath Voigt und trug ihm Aepfel und Birnen hin, ich habe aber nur die Frau Geheimeräthin geſprochen. Der Frau von Stein will ich auch ſo bald als möglich etwas Obſt bringen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 6. October 1799. A. Goethe.

247. Chriſtiane [Weimar, 7. October 1799.]

Ich werde Dir den Dienstag den Auguſt mit Meyern ſchicken; laß aber bei der kalten Witterung gut vor ihn ſorgen, daß er ja nicht krank wird. Es thut mir leid, daß ich nicht mit kann. Deſto freudiger will ich Dich den 14. empfangen.

Den Dienstag nach Tiſche will Meyer von hier weg gehen, und da wird Auguſt gegen Abend bei Dir ſein. Leb wohl und behalte mich lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich freue mich recht ſehr auf die Reiſe nach Jena, welche ich mit Herr Meyer machen ſoll. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 7. October 1799.

Auguſt Goethe.

248. Chriſtiane [Weimar, 8. October 1799.]

Es iſt mir, als könnte ich den Guſtel gar nicht allein zu Dir gehen laſſen. Aber ich habe hier noch ſehr viel zu

thun, ſonſt wär ich doch auf ein paar Tage zu Dir gekommen. Mit dem Obſt und mit dem Mußkochen bin ich beſchäftigt. Denn dieſen Winter muß man ſich mit allem gut vorſehen. Der Korb Kartoffeln koſtet hier ſchon 1 Thaler 12 Groſchen; ich habe anſtatt 16 Körbe 6 bekommen. Daß die Kartoffeln ſo viel koſten, macht die armen Menſchen ſehr unglücklich. Ich habe vor dieſen Winter zugeſorgt. Leb wohl und habe mich auch ſo lieb wie Auguſt.

249. Goethe

Heute früh war ich mit Götzen ins Mühlthal gefahren und begegnete Guſteln, der ſich ſehr freute, mich da zu finden. Ich hatte auch große Freude, ihn wiederzuſehen. Er ſagt mir, Du ſeiſt nicht recht wohl, auch Dein Bruder erzählte es. Sprich doch ja gleich mit dem Hofmedicus, daß Du Dich nicht ohne Noth plagſt, denn Du biſt ja ſonſt geſund und friſch, und ſo ſchaffe Dir ſo bald als möglich die zufälligen Übel vom Halſe. Die Doctoren haben manchmal einen guten Einfall.

Ich freue mich, daß Du das Haus auf den Winter gut verſorgſt, es thut freilich noth; dagegen bin ich auch recht fleißig und bringe mit, was uns Vergnügen machen und Vortheil bringen ſoll. In kurzer Zeit bin ich bei Dir, um Dir zu ſagen, daß ich Dich herzlich liebe. Lebe wohl. Gedenke mein. Jena, den 8. October 1799.

G.

erhalten. Denn was iſt erfreulicher für den ruhig-verſtändigen Mann wie für den aufgeregten Dichter, als zu ſehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiſte ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten und auf das Wunderſam-Bedenkliche was vorging, ſtrafend, warnend, tröſtend und herzerhebend hindeuteten.

Mit dieſem Wenigen ſey mein dankbarer Lebensbezug zu dieſem würdigen Manne treulich ausgeſprochen.

Lorsbach. Schuldigkeit iſt es hier auch des wackern Lorsbach zu gedenken. Er kam betagt in unſern Kreis, wo er, in keinem Sinne, für ſich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über alles worüber ich ihn befragte treuen Beſcheid, ſobald es innerhalb der Gränze ſeiner Kenntniſſe lag, die er oft mochte zu ſcharf gezogen haben.

Wunderſam ſchien es mir anfangs ihn als keinen ſonderlichen Freund orientaliſcher Poeſie zu finden; und doch geht es einem jeden auf ähnliche Weiſe, der auf irgend ein Geſchäft mit Vorliebe und Enthuſiasmus Zeit und Kräfte verwendet, und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann iſt ja das Alter die Zeit, die des Genuſſes entbehrt, da wo ihn der Menſch am meiſten verdiente. Sein Verſtand und ſeine Redlichkeit waren gleich heiter und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit ihm zubrachte, immer mit Vergnügen.

250. Chriſtiane [Weimar, 9. October 1799.]

Lieber, beſter Schatz, ich habe dem Guſtel geſagt, er ſoll nicht ſagen, daß ich nicht wohl bin. Muß es mein Bruder doch ſagen! Da Du es nun einmal weißt, will ich es Dir auch ſagen. Seit Du weg biſt, habe ich alle Tage Zahnwehe gehabt; ich habe mir auch eine ſpaniſche Fliege legen laſſen, da iſt es etwas beſſer. Aber geſtern Morgen, ehe der Guſtel wegfuhr, bekam ich ſo wie eine Ohnmacht. Ich ſchickte[1] geſtern nach dem Doctor, ich wollte Salz einnehmen; er wollte es aber nicht haben, er meinte: da ich noch kein Zahnwehe gehabt hätte, ſo könnte es etwas Anderes zu bedeuten haben. Er hat mir etwas geſchickt, worauf ich mich zwar etwas beſſer befinde, aber Ziehen in Zähnen habe ich doch noch. Es wird nicht beſſer werden, als bis Du wiederkömmſt, denn nun habe ich auch den Guſtel nicht, da iſt mir alles gar nicht recht. Ich dächte, Du kämſt den Montag, daß Du den Mittag mit mir eſſen könnteſt, oder komm den Sonnabend zum Eſſen. Den Sonnabend erwarte ich Nachricht darüber. Leb wohl, ich freu mich ſehr, Dich bald wiederzuſehen.

251. Goethe

Ich wünſche, mein liebes Kind, um ſo mehr bald bei Dir zu ſein, als Du nicht wohl biſt, und meine Gegenwart Dir wieder Freude machen kann. Doch muß ich dieſe paar Tage noch hier verweilen, damit ich mit meiner Arbeit weiter komme und einiges Andre bei Seite bringe.

[1] ſchickte

Der Auguſt iſt gar artig und brav und macht mir viel Freude. Wir ſprechen oft von der lieben Mutter.

Herzlich lieb habe ich Dich und freue mich, Dir es bald zu ſagen.

Montag zu Mittag bin ich bei Dir. Lebe recht wohl und ſchone Dich, daß ich Dich geſund und vergnügt antreffe.

Jena, den 11. October 1799. G.

252. Chriſtiane [Weimar, 11. oder 12. October 1799.]

Ich will Dir nur ein paar Worte ſchreiben, weil ich mit meinem Kuchen beſchäftigt bin. Es iſt mir wieder beſſer; der Zufall iſt vom Blut, ich bin ſo vollblütig, und da geht mir immer alles nach dem Kopfe. Ich will Dich recht geſund und munter den Montag empfangen. Dem guten Guſtel danken alle vor ſeine Briefe, und davor ſoll ihm auch ein kleiner Kuchen aufgehoben werden. Leb wohl und behalte mich lieb; ich freu mich, Dich bald wiederzuſehen. V.

*

Am 14. Oktober kehrt Goethe nach Weimar zurück und begibt ſich erſt am 10. November wieder nach Jena. Von den während dieſer neuen Trennung an Chriſtiane geſchriebenen, zahlreichen Briefen (das Tagebuch vermerkt unvollſtändig deren ſechs) ſind leider nur zwei bekannt.

*

253. Chriſtiane [Weimar, 13. November 1799.]

Es freut mich ſehr, mein Lieber, daß Dir es gut gehet. Man ſpricht auch hier ſehr, Du ſeieſt zur guten Stunde nach Jena gekommen, denn ſobald man nur Deine An-

kunft erfahren hätte, ſo wär auch alles ruhig geweſen. Du erſcheinſt überall immer als ein guter Engel. Ich freu mich ſchon wieder auf Deine Ankunft. Ich bin fleißig und ſorge vor meine Kinder, die ſich recht wohl befinden. Der Guſtel hat auch einen Brief an die Mutter fertig, und da will ich auch ſchreiben, und den Freitag wollen wir es wegſchicken. Leb wohl und behalt mich recht lieb. C. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Es war zwar ſchon am Montage Martini, bei uns aber wurde er erſt geſtern gefeiert. Er hat den kleinen Schiller und mich gleich freigebig beſchenkt. Wir bekamen von ihm Aepfel, ein jeder eine Pfefferſcheibe, Karl ein Zuckerweibchen und ich ein Zuckermännchen, endlich erhielt Karl ein Zuckerſtrezelchen, ein Anisbrötchen und einen Wachsſtock, ich aber zwei Zuckerſtrezel und einen Wachsſtock. Nachher beluſtigten wir uns damit, daß wir an die Zuckerfiguren angezündeten Wachsſtock klebten. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 13. November 1799. A. Goethe.

254. Chriſtiane [Weimar, 16. November 1799.]

Ich konnte Dir, Lieber, heute nicht weiter ſchreiben, weil unſer Pachter zu mir kam und Schwaben von Nieder-Roßla mitbrachte, wovon ich Dir mündlich alles erzählen will. Ich komme eben mit Karlen und Guſtelen aus der Komödie, wo Karl ſehr glücklich war. Morgen habe ich eine kleine Geſellſchaft bei mir. Was mich noch ängſtet, das iſt, daß es noch nicht beſſer iſt mit dem Pferd[1]; wenn

[1] Nach Pferd folgt geht

das erſt wieder, will ich recht froh ſein. Vor itzo leb wohl und behalte mich lieb. Abends um 9 Uhr. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Karl befindet ſich bei uns ſehr wohl, er iſt den größten Theil des Tages bei dem kleinen Wolzogen, weil er nicht mit mir in die Schule gehen will. Seine Furchtſamkeit iſt ſehr groß; er bleibt nicht allein in der Schoppe, beſonders nachdem ihn vor kurzen Hertels Ziegen, welche an der Scheppenmauer ſtehen, durch ihr plötzliches Mäckern ſo in Schrecken ſetzten, daß er ſchnell davonlief. Geſtern Abend machte ich mit meiner lieben Mutter einen Beſuch, da hat er gar nicht allein zu Bette gehen wollen. Er bittet Sie, daß Sie viele Complimente an ſeine lieben Eltern beſtellen möchten. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 16. November 1799. A. Goethe.

255. Chriſtiane [Weimar, 20. November 1799.]

Lieber, ich glaube nun nicht, daß Du dieſe Woche kömmſt. Die Optik hat mich gar nicht gefreut; der Guſtel hat auch gleich geſagt: „Nu kömmt das Väterchen noch nicht.“ Ich bin in meiner Art fleißig, und Du wirſt Dich recht über den alten Garten freuen, wenn Du wiederkommſt. Die Kinder vertragen ſich ſehr gut zuſammen, und Karl läßt beinahe keine Spur von Eigenſinn merken. Wenn das Kind ordentlich behandelt wird, iſt es das beſte Kind von der Welt. Er hat ſich ſo an mich gewöhnt, daß er überall mit mir herumgeht und mich nur ſeine gute Damela nennt; und nach und nach ſoll er auch mit zu Herrn Eiſert gehen, man muß nur ſachte mit ihm zu

Werke gehn. Er hat auch Furcht vor mir, er kniet auf keinen Stuhl mehr, er holt ſich eine Hitſche oder ſo etwas, wenn er zum Fenſter naus ſehn will. Wenn Geiſt Kartoffeln kriegen kann, ſo ſoll er ſie nur in einen Sack thun und, wenn Sie rüberfahren, auf den Wagen vorne binden. Es iſt auch noch ein Nößelfläſchchen mit nüber gekommen, ſchicken Sie mir es mit, es gehört in Keller. So habe ich weiter keine Betrübniß, nur mein armes Pferd dauert mich ſehr. Das Bein iſt ſehr ſchlimm geworden, und das arme Thier muß ſehr viel leiden. Aber mit dem Kutſcher bin ich recht zufrieden, was der ſich Mühe mit dem Pferde gibt; und er ſelbſt iſt nicht froh und arbeitet den ganzen Tag, was er kann.

Ich wünſche Dir, daß Dir es gut geht und wieder vergnügt bei uns kommſt. Indeß leb wohl, behalte mich lieb. C. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Sie haben mich geſtern etwas niedergeſchlagen, als Sie alle Ihre Schriften nach Jena holen ließen, woraus ich den Schluß mache, daß Sie ſo bald nicht wieder nach Weimar kommen wollen; Sie bleiben aber doch nicht zu lange aus? — Meine Täubchen befinden ſich wohl, ſie haben ſich um einige Paar vermehrt, welche ich von Wittichs geſchenkt bekommen habe; ſie haben immer ſehr guten Appetit, ſo daß ich nicht Gerſte genug ſtreuen kann. In dem Hausgarten baue ich mir einen Pferdeſtall. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 20. November 1799. A. Goethe.

256. Chriſtiane [Weimar, 21. (?) November 1799.]

Da Du mir, mein Lieber, ſchriebeſt, daß Du noch nicht kommſt, ſo wollte ich Dich um etwas bitten. Sei ſo gut und ſchicke mir einen Zettel auf ein paar Flaſchen Wertheimer Wein und ein Fläſchchen Ofner. Ich hatte am Sonntag Kammer-Secretärs Scheibes[1] und Rentſchens und Schmids und den lieben Secretär Meiſſel auf den Abend bei mir zu Tiſche, und da iſt mein bißchen Wein alle geworden. Sei aber nicht böſe, daß ich Dich immer plage. Leb wohl und behalte mich ja recht lieb. C. V.

257. Chriſtiane [Weimar, 23. November 1799.]

Daß Dir es, mein lieber Schatz, ſo gut geht, das iſt mir ſehr lieb. Das Wetter iſt dieſes Jahr auch beſſer. Ich danke Dir vor den Weinzettel. Heute bin ich wieder wohl, aber drei Tage habe ich im Bette gelegen und bin recht krank geweſen. Der Herr Profeſſor wollte Dir einen Boten ſchicken, aber ich that es nicht, denn ich kenn meine Natur ſchon: ich bin gleich ſehr krank, aber es vergeht auch bald wieder. Es iſt hier ſo eine Seuche, es iſt eine Art von Ruhr, und wer ſich nicht abwartet, ſo wird es ſchlimm. Aber ich habe recht eingenommen und mich gut gehalten, ſo iſt [es] nun vorüber. Den Guſtel habe ich heute was abzuführen einnehmen laſſen, damit er mir nicht auch krank werde; und morgen ſoll[2] Karl auch etwas kriegen. Der Auguſt iſt mir nicht vom Bette gekommen; er wird alle Tage vernünftiger, ſo daß [ich] oft vor ihm

[1] Scheimens [2] ſo

erſchröcke. Daß es mit der Frau Hofräthin ſo gut geht, das freut mich. Der Karl befindet ſich wohl und iſt vergnügt. Mit dem Pferde iſt es doch ſo weit, daß es nicht mehr eitert; nun wird man ſehen, ob es beſſer wird.

Leb wohl und behalte mich lieb.

258. Goethe

Ich danke Dir, mein liebes Herz, daß Du mir von Deinem Übel nichts geſagt haſt, bis es vorbei war, Du weißt, welchen herzlichen Antheil ich an Dir nehme. Es iſt mir tröſtlich, das gute Kind bei Dir zu wiſſen.

Mein Fleiß fängt jetzt erſt recht an, wie es immer geht, wenn ich einmal 14 Tage hier bin; das gute Wetter führt uns ſanft gegen des Jahres Ende, und ich kann einen viel beſſern Winter als den vorigen hoffen. Wenn Du mir nur geſund bleibſt.

Ich küſſe Dich und das Kind in Gedanken, und meine Abweſenheit wird mir dadurch leidlich, daß ich für euch arbeite. Lebet wohl und liebt mich.

Jena, den 24. November 1799. G.

259. Chriſtiane [Weimar, 25. November 1799.]

Ich danke Dir von ganzem Herzen vor Deinen lieben Brief. Ich bin wieder munter und wohl; es hatte mich aber ſehr mitgenommen. Es mußte ſo etwas eine ganze Zeit in mir gelegen haben, denn ich war immer verdrüßlich und gramſelig. Itzo iſt es aber wieder der ganze Haſe wie ſonſt. Es wird wieder an der Redoute gearbeitet,

und wenn nichts darein kommt, so werde ich doch hingehen müssen. Ich bin nur froh, daß das Übel 8 Tage früher gekommen ist, sonst hätte es mich um eine Redoute gebracht. Ich bin nur zufrieden, daß es Dir so gut geht und Du wohl bist. Ich weiß, wenn Du fertig bist, kommst Du wieder zu Deinem Schatz, der Dich unaussprechlich liebt. Und dann wollen wir den Winter wieder sehr vergnügt sein und uns recht lieb haben. Schmidt ist wieder hier von Frankfurt. Der kommt Abends, wenn keine Komödie ist zu uns und erzählt uns von Frankfurt; besonders von dem ‚Titus' hat er uns sehr viel erzählt. Da der Gustel heute bei Dir ist, so wird er Dir selbst alles erzählen. Leb wohl und behalte mich lieb.

C. V.

260. Christiane

Auf den August bin ich dießmal in Ernst böse; er ist gegen meinen Willen mit nach Jena gekommen. Ich wollte haben, daß beide dableiben sollten; aber bei dem Gustel half kein Bitten und Flehen, und war es nicht zu Dir, so hätte ich mein Mutterrecht gebraucht, und er hätte zu Haus bleiben müssen. Denn ich darf mir nicht denken, daß so etwas in einem andern Fall geschehn könnte, wenn er älter wär. Das könnte mich sonst sehr betrüben. Indeß will ich nicht hoffen, daß so etwas auf die Zukunft Einfluß hat; davor ist mir sein gutes Herz Bürge. Wenn Du ihn und den Karl gern wieder rüber haben willst, so kann ihn Meyer, der mit Bertuch rüber

zur Redoute kömmt, mitbringen. Du kömmſt wohl noch nicht. Ich ſehne mich recht nach Dir, denn [es] iſt nun ſchon viel länger, als ich mir dachte. Grüße den Guſtel von mir und leb wohl. Mit meinen Geldumſtänden ſieht es ſchlecht aus. Hier folgen auch Sachen vor den Karl; das Übrige, was er noch bei uns hat, iſt in der Wäſche, und wenn [er] nicht wiederkommt, ſo will [ich] es mit den Botenweibern ſchicken. Nicht wahr, ich ſehe ich Dich bald wieder? Leb wohl und behalt mich lieb. Weimar den 27. [November 1799.] V.

261. Chriſtiane [Weimar, 29. November 1799.]

Lieber, die Redoute iſt glücklich und vergnügt abgelaufen. Die beiden Kinder, den Karl und Ernſt, will ich ſehr gern nehmen, denn Du weißt, daß ich gerne alles thu, was Du wünſcheſt. Aber mit der Amme und [dem] kleinen Kinde geht es ohnmöglich an; ich will Dir es mündlich auch ſagen, warum, und Du wirſt mir Recht geben. Ich dächte, die könnte recht gut bei Wolzogens ſein. Ich ſehne mich recht nach Dir und dem Kinde; Du wirſt doch nunmehro bald kommen? es wartet alles auf Dich. Und der Guſtel hat nicht einmal einen Gruß an ſein Mütterchen geſchrieben; ich laſſe ihn ſchön grüßen, und er ſoll mich hübſch lieb behalten. Heute kann ich nicht viel ſchreiben, ich bin ganz müde. Leb wohl und behalte mich lieb, und komm bald, auch wegen dem alten Garten.

262. Goethe

Für dießmal wirſt Du nur Deine alten Freunde, mich und Auguſt, wieder beherbergen. Wegen Schillers Kindern wird es bei unſerm guten Willen bewenden. Er gedenkt ſie gleich zu ſich zu nehmen und mit ihnen fertig zu werden. Du erwarteſt alſo nur mich und das Kind. Wir ſind hier recht vergnügt zuſammen, er iſt gar artig, und wenn er mich mitunter hindert, ſo macht er mir auch vielen Spaß.

Laß an den Fuhrmann, den Rudolph bringen wird, den Koffer mit den Büchern, der unten im Hauſe ſteht, abgeben und ſchicke mir einen von den größern Koffern leer, denn ich habe allerlei hier, was ich endlich hinüber nehmen muß.

Meine Arbeiten gehen gut von Statten, und ich denke, mit allem Nöthigen fertig zu werden, daß ich den Reſt des Jahrs frei habe und die böſen Tage ruhig abwarten kann. Lebe recht wohl und liebe mich, wie ich Dich herzlich lieb habe. Mit den Boten ſchreibe ich Nähres. Grüße den Herrn Profeſſor. Das Kind grüßt.

Jena, den 1. December 1799. Goethe.

263. Chriſtiane

[Weimar, zwiſchen 3. und 7. December 1799.]

Lieber Schatz, ich erwarte Dich ſehnlich, ich habe ſo viel mit Dir zu ſprechen, zu reden und zu überlegen. Wenn ich vier Wochen ohne Dich bin, nachhero will es

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit da ich mich um orientalische Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus zu Handen gekommen, und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumen-Einfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sey bergauf, es sey hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt
Das alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun, durch Dich der uns beschenkte;
Jetzt fügest Du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete was Du für uns gethan!

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an sein Ende, mit fast unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem

nicht mehr gehen. Geist soll Folgendes nicht vergessen mir mitzubringen oder zu schicken: die 2 großen Schachteln, die Nößel-Bouteille und die Kartoffeln.

Leb wohl und behalte mich lieb.

*

Am 8. Dezember kehrt Goethe nach Weimar zurück.

6.

Goethe und Chriſtiane

Kreidezeichnungen von Friedrich Bury

1800

Goethe und Christiane

Reichszeichnungen von Friedrich Zauer

1800

1800

Das erſte Viertel des neuen Jahres verbringt Goethe in Weimar. Am 28. April reiſt er zur Oſtermeſſe nach Leipzig und ſchickt von dort alsbald ein Packet mit Geſchenken an die Seinigen; der Begleitbrief iſt leider nicht bekannt.

*

264. Chriſtiane Weimar, den 3. Mai [1800].

Lieber, Beſter,

Deine Meſſe hat ſehr große Freude bei uns gemacht, der Auguſt hat über die Mütze viel Vergnügen, und ich bin nach meiner Art etliche Mal um den Tiſch herum gehuppt[1]. Eine noch größere Freude hätteſt Du uns gemacht, wenn Du mit dabei geweſen wärſt. Du haſt aber ſehr wohl gethan, nicht gleich wieder mit zurück zu reiſen; ich glaube, daß Dir es recht gut ſein ſoll, daß Du Dich einige Zeit da aufhältſt. Ich bin indeß recht fleißig im Garten und Hauſe geweſen, und ich hoffe, bis Du wiederkömmſt, ſoll alles in der größten Ordnung ſein, auch ſollſt Du mich da ſchon in einem Kattunkleidchen ſehen. Der Herr Bury[2] hatte auch eine ſehr große Freude über das Tuch, er iſt auch fleißig und mannichmal wird auch etwas gehaſt. Geſtern waren wir im alten Garten, und morgen wollen wir nach Erfurt, wo ich ihm ſchon im voraus geſagt habe, daß da Äuglichen gemacht werden. Das will er aber nicht leiden, alſo wird

[1] gehoubts [2] biro

es nichts werden, und ich werde mich darein finden müssen. In Leipzig wird es wohl auch nicht wenig Äuglichen geben. Hier schicke ich Dir auch alles, was Du verlangest durch den Herrn Legations-Rath Bertuch, der sich ein großes Vergnügen daraus macht, es mitzunehmen.

Danken will ich Dir vor alles, wenn Du selbst bei mir bist; es betrübt mich der schöne Spargel, den ich alle Tage, da Du nicht da bist, daß [ich] ihn verkaufen muß. Leb wohl und komm bald wieder. C. V.

Adieu, mein Lieber, behalte mich lieb, ich freu mich herzlich, Dich wiederzusehen.

[1. Beilage: August]

Lieber Vater!

Sie haben mir eine große Freude gemacht, daß Sie mir von Leipzig die schöne Mütze und den Geldbeutel geschickt haben. Eine solche Mütze habe ich mir schon längst gewünscht, ich trage sie sehr gern, denn ich gefalle mir darinne. In dem Geldbeutel verwahre ich einen neuen Gulden, 3 Groschen, 1 Pfennig und 1 Heller. Es ist Schade, daß ich Sie in Leipzig nicht besuchen kann, weil mein Onkel nicht in die Meise reiset. Bleiben Sie recht gesund und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 3. Mai 1800. A. Goethe.

[2. Beilage: Bury]

Herzlichen Dank für das schöne grüne Gewand!

Wenn Sie echten Chinesischen Zinnober bekommen könnten, wäre es sehr gut, um die Farbe des Manteis herauszubringen; beiliegende Probe ist von unserem gewöhnlichen, der Chinesische fällt mehr ins Carminartige.

Kommen Sie recht bald, daß wir uns alle wieder an Ihnen erfreuen können. Bury.

265. Goethe

Ich habe Dich in meinem Briefe, den ich Kämpfern mitgab, gebeten, mir den August mit Deinem Bruder zu ſchicken; ich erwarte ihn alle Tage, und es würde ihm die Meſſe gewiß große Freude machen.

Ich will dieſe Woche noch hier bleiben und thue Dir vielleicht den Vorſchlag, daß Du mich zu Anfang der künftigen etwa abholſt. Das heißt, etwa Sonntags, den 11. Mai. Erkundige Dich vorläufig: was ein Kutſcher für die Hin- und Herreiſe und ein paar Tage in Leipzig verlangt. Denn wenn Du zwei bis dritthalb Tage hier biſt, ſo haſt Du alles geſehen, und man könnte noch mancherlei einkaufen. Nur muß ich Dich inſtändig bitten, niemand nichts davon zu ſagen, damit nicht etwa jemand auf den Einfall kommt, Dich zu begleiten.

Es iſt hier alles ſehr theuer, beſonders ſind gar keine Quartiere zu finden. Ich muß morgen ſchon zum zweiten Mal ausziehen, weil die Zimmer auf gewiſſe Tage beſtellt ſind; Du wirſt Dich, wenn Du herkommſt, behelfen müſſen, aber für Eine Perſon findet ſich doch immer noch ein ſchickliches und artiges Quartier.

Schreibe mir Deine Gedanken hierüber. Es ſind viele Weimaraner hier, und Du kannſt Mittwochs wahrſcheinlich ſchon wieder durch Gelegenheit einen Brief haben.

Lebe recht wohl, grüße Meyer und Bury.

Ich freue mich darauf, Dich hier zu ſehen. Denn ohne Dich und das gute Kind ſchmeckt mir kein Genuß.

Leipzig, den 4. April [Mai] 1800. G.

vorgezeichneten, methodischen Verfahren, um augenblickliche Aufklarung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigene Gemüthsart kannte, so hütete ich mich ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefallig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nussreddin Chodscha, des lustigen Reise- und Zeitgefahrten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anekdoten zu übersetzen. Woraus denn abermal hervorging, daß gar manche verfangliche Mährchen, welche die Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe, den wahren angemessenen Ton bei der Umbildung meistentheils verloren.

Da von diesem Buche das Manuscript sich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es sehr zu wünschen, daß ein Meister dieses Faches uns eine Uebersetzung gäbe. Vielleicht wäre sie in lateinischer Sprache am füglichsten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerst vollständige Kenntniß davon erhielte. Für das deutsche Publicum ließe sich alsdann recht wohl eine anständige Uebersetzung im Auszug veranstalten.

Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. s. w. Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweise führen; bedenklicher ist es zu bekennen, daß auch seine, nicht gerade immer zu billigende, Streitsucht mir vielen Nutzen

266. Vulpius (in Christianens Auftrag)

Weimar, den 5. Mai 1800.

Ganz kurz vor Abgang der Post ist Ihr Brief an meine Schwester kommen. Es ist Wäsche und ein ewiges Reinmachen im Hause. Man glaubt nicht fertig zu werden. Ich muß also schreiben.

Schillings Fuhre nach Leipzig würde bis etwa 20 Thaler kosten. — Meine Schwester will aber lieber, weil des Herrn Geh. Raths Wagen und Räder fertig werden, ein Pferd dazu miethen und mit eigenem Geschirre fahren, wo es weniger kosten würde. Ich würde, da Opitz jetzt anfängt, Entschuldigungen zu machen, mit Kürze der Zeit, der Censur pp., und das Schauspiel ‚Rinaldini' nicht aufführen will (in dieser Messe), nicht nach Leipzig gehen. Wenn aber meine Schwester nicht allein reisen soll (was freilich nicht gut ist), so will ich, wenn es der Herr Geh. Rath haben wollen, allenfalls mitgehen. Logis für mich wird sich wohl finden.

Auf diesen Brief müßten der Herr Geh. Rath mit umgehender Post antworten, sonst bekömmt meine Schwester den Brief nicht Donnerstags, wo sie doch Ihre Entschließungen wissen muß. Die Post eilt zum Abgehen.

Ich bin Ew. Excellenz

unterthänigster Diener

C. A. Vulpius.

267. Goethe

Das Packet durch Herrn Legationsrath Bertuch habe ich wohl erhalten, so wie Du meinen Brief, den ich

geſtern durch[1] Gelegenheit abſchickte, wirſt empfangen haben.

Da Auguſt nicht mit Deinem Bruder kommen kann, ſo ſoll es um deſto mehr dabei bleiben[2], daß Du mich abholſt. Du ſchreibſt mir nur, wann Du hier ankommen willſt, denn der Kutſcher kann das auf eine Stunde ſagen.

Es wird Dir und dem Kind viel Freude machen, Leipzig in dieſer ſchönen Jahrszeit zu ſehen; die Spaziergänge um die Stadt ſind ſo ſchön, als man ſie nur wünſchen kann.

Das ſogenannte Panorama, worin man die ganze Stadt London, als ſtünde man auf einem Thurm, überſieht, iſt recht merkwürdig und wird euch in Verwunderung ſetzen.

An der Komödie iſt nicht viel, Du ſollſt ſie aber auch ſehen, nur um der Vergleichung willen. Sonſt gibt es noch mancherlei, und beſonders die vielerlei Waaren werden euch großen Spaß machen. Und ganz ohne kaufen wird es nicht abgehen, das ſehe ich ſchon im voraus. Du kannſt Deine Fahrt auf die Naumburger Meſſe vielleicht dadurch erſparen.

Ich überlaſſe Dir, ob Du unſern Wagen nehmen willſt oder den Wagen des Kutſchers, von dem Du die Pferde nimmſt. Doch wäre es gut, wenn die Equipage ein bißchen artig ausſähe, denn man fährt doch ſpazieren, und da mag man gern ein bißchen gepuzt erſcheinen.

Bringe nichts als weiße Kleider mit, man ſieht faſt nichts Anders. Ein Hütchen kannſt Du gleich hier kaufen.

[1] Nach geſtrichenem erſt um beſte mehr dabei belaſſen

[2] Von Goethe geändert aus ſo wollen wir es

Nimm einen mittlern Koffer, damit meine Sachen auch hineingehen.

Übrigens thue noch sonst, was Du glaubst, das gut und nützlich ist.

Vielleicht wäre es am artigsten, wenn Du Sonnabends hierher kämest, weil ein Meßsonntag gar lustig ist und alles spazieren reitet und fährt und geputzt ist. Wir machten alsdenn in ein paar Tagen unsere kleinen Geschäfte, führen Dienstag Nachmittag weg und wären Mittwochs in Weimar. Genug, Du richtest Dich mit der Hin- und Herreise auf 6 Tage ein, das Übrige wird sich finden.

Du schreibst mir hierüber mit der Post, die Donnerstags von Weimar abgeht.

Du fährst auf alle Fälle am Hôtel de Bavière an, und wie Du unterkommst, will ich indeß schon Sorge tragen.

Lebe recht wohl, grüße Herrn Professor Meyer und Bury recht schön. Es freut mich, wenn dem letzten das grüne Tuch gefallen hat. Küsse das gute Kind und [sage] ihm nicht eher, daß er nach Leipzig soll, als bis es fortgeht.

Leipzig, am 5. Mai 1800. G.

Ich gebe diesen Brief dem Landcommissär Schäfer mit, welcher ihn Dir durch einen Boten schicken wird.

*

Fünf Tage später, am 10. Mai, macht Christiane sich mit August auf die Reise nach „Klein-Paris“. Goethes Tagebuch läßt ungefähr ahnen, welche Genüsse er den Schaulustigen bereitete; es vermerkt unterm 10.: „Nachmittags kamen die Meinigen. Abends spazieren und im Garten gegessen“; 11.: „Früh durch die Stadt gegangen; in der Nikolaikirche. In Auerbachs Keller. Mittags zusammen an

der Table d'hôte. Nach Tiſche um die Stadt gefahren. Nach Gaſchwitz und Connewitz. Abends nach der Funkenburg, zuſammen zu Nacht geſpeiſt"; 12.: „Früh verſchiednes einzukaufen ausgegangen, dann zu Herrn Unger, Cattuntapeten und Bordüren beſehen. Mittags zuſammen an der Table d'hôte.... Abends noch durch die Buden, verſchiedne Waaren aufgeſucht. Sodann in die Komödie. ‚Ariadne auf Naxos'. ‚Die Entdeckung' von Steigentesch"; 13.: „Abends in die Komödie, ward ‚Abällino' gegeben"; 14.: „Abends ins ‚Requiem' [von Mozart], ſodann in Rudolphs Garten zu Herrn Unger und Geſellſchaft." Am 15. Mai hat das Tagebuch keinen Eintrag, unterm 16. heißt es: „Von Leipzig zurückgekommen."—

22. Juli: Goethe begibt ſich nach Jena, um ſeine Überſetzung von Voltaires „Tancred" zu fördern, und weil er in Weimar, wie er am ſelben Tage noch Schillern mitteilt, „ein für allemal zu keiner Art von Beſinnung gelange."

*

267a. Geiſt (in Goethes Auftrag)

Glücklich und gut ſind wir hier angelangt. Nun würden Sie dem Herrn Geheimde Rat einen großen Gefallen thun, wenn Sie ihm ein Nößel von dem guten Öl zum Salat herüberſchickten; vielleicht haben Sie auch einen kleinen Schinken, den Sie mitſchicken könnten, um manchmal auf den Abend noch etwas davon zu genießen.

Leben Sie recht wohl.

Die Schachtel mit Obſt folgt bei.

Jena, am 22. Juli 1800.

Ihr ergebenſter Diener
D. Geist.

268. Chriſtiane [Weimar, 23. Juli 1800.]

Lieber, ich wünſche Dir, daß Dir alles gut von Statten geht, was Du Dir vorgenommen haſt. Ich lebe ſo ganz

ſtille und zufrieden. Morgen wollen wir nach Holzdorf in die Schoten fahren. Geſtern war ich noch im alten Garten und kam kurz vor dem Regen nach Hauſe. Heute iſt das Wetter ſchön, und ich mache mir allerhand Beſchäftigung im Garten.

Leb wohl und behalte mich lieb. C. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Herzkirſchen, die Sie mir geſchickt haben. Sie waren des Nachts um 12 Uhr hier angekommen, und am folgenden Morgen, ſobald ich aus dem Bette geſtiegen war, ſprang ich hinab in die Kutſche und holte die ſchöne Schachtel, in welcher ſich die ſüße Waare befand. Meine liebe Mutter gab mir einen Theil davon, den ich mit einem Stück Brot verzehrte. Wir freuen uns ſehr auf den Tag, wo wir Sie von Jena abholen ſollen, ſein Sie nur ſo gütig und ſchreiben Sie uns, wenn wir kommen ſollen. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 22. [23.] Juli 1800. A. Goethe.

269. Chriſtiane [Weimar, 26. Juli 1800.]

Hier ſchicke ich, was Du verlangeſt, und wünſche, daß es Dir alles nach Wunſch geht. Ich bin wohl und beſchäftige mich mit der Wirthſchaft. Morgen kommt Meyer von Holzdorf[1], da wollen wir nach Tiefurt gehen oder fahren. Es ſind wieder 3 Fuhren Holz dieſe Woche herein gekommen. Ich freu mich, Dich bald wiederzuſehen.

Leb wohl und behalt mich nur recht lieb.

[1] Hollstorf

26. Juli 1800

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Mandeln, die Sie mir heute geſchickt haben, es iſt aber Schade, daß ich ſie jetzt bloß anſehen muß und nicht genießen kann, denn ich habe ſtarke Zahnſchmerzen, welche mich die vorige Nacht aus dem Bette trieben und nur durch unſere Tinctur etwas geſtillt wurden. Am Freitage holte ich meinen Vogelbauer, den die Frau Legations-Räthin für mich erſtanden hat. Er iſt 6 Fuß lang und 1 Fuß breit und hat oben ein Thürmchen. Meine Vögelchen befinden ſich in dem neuen Häuschen ſehr wohl. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 26. Juli 1800. Auguſt Goethe.

270. Goethe

Gib, meine Liebe, Inliegendes an Bury. Es geht recht gut mit meinen Arbeiten. Grüße den guten Auguſt und ſag ihm, daß ich ihn recht lieb habe. Er ſoll mir nur bald wieder ſchreiben.

Jena, den 27. Juli 1800. G.

271. Goethe

Ich ſchreibe Dir nur einen Gruß, und daß ich mich wohlbefinde, denn wenn ich Herrn Profeſſor nicht unrecht verſtanden habe, ſo biſt Du nach Roßla gefahren. Ich bin wohl und fleißig und freue mich, wenn es euch auch gut geht. Auf den Sonnabend erfährſt Du, wie es weiter mit mir wird. Lebe indeſſen recht wohl und grüße den Auguſt.

Jena, am 29. Juli 1800. G.

272. Chriſtiane [Weimar, 30. Juli 1800.]

Lieber, ich war geſtern in Roßla, wovon ich Dir von allem mündlich Nachricht geben will. Ich habe auch heute gleich mit Schenk geſprochen, und er kömmt noch dieſe Woche, daß, wie eingefahren iſt, die Scheunen verſchloſſen werden. Der Guſtel war wieder ſehr glücklich. Wir haben 5 [1] mitgenommen. Wir eſſen alle Abende im Garten und ſind ſehr vergnügt und freuen uns, Dich bald wiederzuſehen. Leb wohl und behalte mich lieb.

C. V.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich habe von dem Herrn Profeſſor Meyer gehört, daß Sie künftigen Montag wieder nach Weimar kommen wollen, und da dächte ich, Sie erlaubten mir, daß ich den Sonnabend mit meiner lieben Mutter nach Jena käme, wo wir uns den Sonntag in der Trießnitz ein Vergnügen machten und dann den Montag mit [2] dem Väterchen nach Weimar zurückkehrten. Am Dienstage war ich mit meiner Mutter auf dem Gute, wo ich mich faſt den ganzen Tag mit dem Fiſch- und Krebsfange beluſtigt habe. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 30. Juli 1800. A. Goethe.

*

Sonnabend, den 2. Auguſt, traf Chriſtiane mit Auguſt in Jena ein; das Tagebuch vermerkt: „Abends die Meinigen"; 3.: „Abends nach Lobeda ſpazieren"; 4.: „Früh nach Weimar." — Das diesjährige Gaſtſpiel des Weimarer Hoftheaters in Rudolſtadt begann am 18. Auguſt. Wie der folgende Brief zeigt, reiſte Chriſtiane an dieſem Tage nach Rudolſtadt; wer ſie begleitete, wiſſen wir nicht, wahrſcheinlich ihr Bruder oder ihre Schweſter.

[1] Nicht enträtſeltes Wort farblaum [2] Davor nach Weimar

273. Chriſtiane

Weimar [Rudolſtadt], den 19. Auguſt [1800].

Lieber Schatz,

Wir ſind geſtern glücklich[1] Abends um 7 Uhr in Blankenhain angekommen, wie auch glücklich heute frühe um 1 Uhr in Rudolſtadt glücklich angelanget; wir haben auch ein leidliches Quartier, und ich denke, wenn uns alles ſo gut geht, ſo wird es uns gewiß gefallen. Meine größte Sorge iſt nur, daß es Dir alles gut gehen möge; und wenn wir nichts ſchreiben, ſo bleibt es dabei, daß der Kutſcher den Sonntag ausfährt, und den Mont[illegible] ſind wir bei Zeiten in Weimar. Leb wohl und behalte mich recht lieb. Viele Grüße und Küſſe dem Auguſt, und hier ſchicke ich ihm, was zu haben iſt, in Eile.

Adieu, Lieber. C. V.

*

Wie das Tagebuch beſtätigt, kehrte Chriſtiane Montag, den 25. Auguſt, nach Weimar zurück. — Am 3. September begibt Goethe ſich wieder nach Jena, diesmal insbeſondere um die Arbeit an ‚Helena' zu fördern. Die Gutsangelegenheiten führten ihn am 8. September nach Ober-Roßla; am 9. vermerkt das Tagebuch: „Mittag mit den Meinigen nach Nieder-Roßla. Gegen Abend nach Weimar zurück"; am 10. war Goethe wieder in Jena. Seine Briefe an Chriſtiane vom 12. und 16. September ſind nicht bekannt.

*

274. Chriſtiane [Weimar, 13. September 1800.]

Lieber, beſter Schatz, ich kann Dir weiter nichts ſchreiben, als daß ich Dich recht von ganzem Herzen liebe

[1] glück

und recht fleißig bin. Habe mich nur auch so lieb wie ich Dich.

Leb wohl.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen vielmals für die schönen jungen Nüsse, von welchen mir schon einige recht gut geschmeckt haben; auch sage ich Ihnen dafür vielen Dank, daß Sie so gut für die Ernährung meiner Vögel gesorgt und ihnen ein schönes Futter geschickt haben. Ich befinde mich mit meinen Vögeln recht wohl, nur daß für meinen Magen immer besser gesorgt wird als für die Mägen meiner Vögel. Heute ist der Geburtstag unseres lieben Freundes Karls, den wir vielleicht feiern werden. Leben Sie wohl. Weimar, den 13. September 1800. A. Goethe.

275. Christiane [Weimar, 17. September 1800.]

Ich freu mich, daß Du Dich wohlbefindest; das Andere wird auch schon werden. Ich bin auch nach meiner Art fleißig. Des Morgens und Nachmittags gehe ich manchmal aus. Ich wollte Dich bitten um einen Zettel zu Wertheimer Wein; von dem vorigen Zettel[1] sind wieder, ehe Du weggingst, 6 Bouteillen nach und [nach] zu Hause aufgegangen.

Da wahrscheinlich Meyer den Sonnabend kommen wird, so wollte ich, wenn Du nichts dagegen hast, eine kleine Gesellschaft von jungen Leuten bitten den Sonntag. Das Wetter ist hier so schön, daß man es gar nicht so erwartet hat. Heute will ich spazieren fahren, und aber

[1] Zette

immer denke ich: wenn ich nur mit Dir führe, da ist es doch am besten. Wenn Du aber wieder da bist, da wollen mir recht oft zusammen fahren. Leb wohl und behalt mich nur recht lieb und mache ja nicht zu viel Auglichen.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Am Montage war ich mit Ernsten und Herrn Eisert im Webicht[1], wo ich mit Ernsten unter den Fliegenschwämmen und den Knollenpilzen eine große Niederlage angerichtet habe, wir trugen aus dem Holze einen großen Haufen Schwämme zusammen und schlugen sie nachher mit Stöcken zu einem Brei. Gestern ging ich mit meiner lieben Mutter zu der Madame Schellhorn in Garten. Heute kaufte ich für 1 Groschen ein Rothschwänzchen und ein Rothkehlchen. Leben Sie wohl und genießen Sie das schöne Wetter. Weimar, den 17. September 1800. A. Goethe.

276. Christiane [Weimar, 20. September 1800.]

Ich und Gustel sind gesund und wohl, und da wir die Pferde haben, so wollen wir morgen ein bißchen nach Roßla fahren. Meyer ist den Donnerstag Abend angekommen und läßt sich Dir vielmals empfehlen. Er will Mittewoch oder Donnerstag nach Jena; wenn Du uns da haben willst, so will ich und Gustel mitkommen. Der Wege-Commissär Brunnquell wünschet sehr, daß Du noch einmal, ehe der Herzog wiederkäme, nach[2] Roßla kämst. So könnten wir den Donnerstag nach Roßla fahren von Jena aus und führen denn wieder zurück

[1] Wewicht [2] daß du nach

hafft. Erinnert man ſich aber ſeiner Univerſitäts-Jahre, man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein paar Meiſter r Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander ver- ten, ſo wird niemand in Abrede ſeyn, daß man bei ſolcher legenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem üler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfaſſer des Buches Kabus, Kjekjawus, König Dilemiten, welche das Gebirgs-Land Ghilan, das gegen ttag den Pontus euxinus abſchließt, bewohnten, wird uns näherer Bekanntſchaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz ſt ſorgfaltig zum freiſten, thätigſten Leben erzogen, ver- er das Land, um weit in Oſten ſich auszubilden und prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmud's, von welchem wir ſo Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde deſſen Sohne Meſſud freundlichſt aufgenommen und, Gefolg mancher Kriegs- und Friedensdienſte, mit einer weſter vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren duſi das Schah Nameh [illegible]rieben, wo eine große Ver- mlung von Dichtern und talentvollen Menſchen nicht aus- orben war, wo der neue Herrſcher, kühn und kriegeriſch ſein Vater, geiſtreiche Geſellſchaft zu ſchätzen wußte, konnte kjawus auf ſeiner Irrfahrt den köſtlichſten Raum zu fer- r Ausbildung finden.

Doch müſſen wir zuerſt von ſeiner Erziehung ſprechen. n Vater hatte, die körperliche Ausbildung aufs höchſte zu ern, ihn einem trefflichen Padagogen übergeben. Dieſer hte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandt- en: zu ſchießen, zu reiten, reitend zu ſchießen, den Speer werfen, den Schlagel zu führen und damit den Ball aufs ickteſte zu treffen. Nachdem dieß alles vollkommen gelang

mit Dir nach Jena, und den Freitag führe ich wieder mit Gusteln nach Weimar. Du könntest Brunnquell den Tag schreiben, durch den Herrn Professor den Brief mitschicken. Auch sei so gut und schreibe mir deßhalb ein paar Worte. Mündlich Mehres. Leb wohl und behalte mich lieb. Ich freu mich, Dich bald wiederzusehen.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die schönen Birnen und Weintrauben, welche vortrefflich schmecken. Herr Meyer kam am Donnerstage hier an und brachte mir viele Geschenke mit, 2 schöne Silbermünzen, Haare aus dem Maule des Walfisches und ein Stück von den Riemen dieses säugenden Seethieres, drei kupferne französische Münzen und einen hübschen Stein; auch hat er mir einen Affen mitbringen wollen, aber er war so schwer zu transportieren. Wollen Sie nicht so gütig sein und uns die Bitte gewähren, von der meine liebe Mutter in ihrem heutigen Briefe an Sie spricht??? Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 20. September 1800.

A. Goethe.

277. Goethe

So gern ich euch und mir das Vergnügen machte, daß ich euch diese Woche hier sähe, so muß ich es uns doch versagen. Ich bin bisher sehr gestört worden. Donnerstag waren Mellishens, Freitag Voigts da. Heute geht der Tag mit Schiller hin, und ich habe noch wenig gethan, ob ich gleich meine Zeit möglichst zu nutzen suche. Grüße Herrn Brunnquell und sage ihm: da Durchlaucht der Herzog erst gegen die Mitte des Octobers wiederkommen, so

wollten wir eine Zuſammenkunft in Roßla noch aufſchieben.

Wenn ich nun noch ein vierzehn Tage gearbeitet habe, ſo reite ich einmal nach Roßla, ihr kommt auch hin, Brunnquell kann uns beſuchen, und wir gehen ſodann zu Paſtor Günther und bringen ein paar vergnügte Tage zuſammen zu.

Willſt Du Meyern unſre Pferde zum herüberfahren geben, ſo iſt mirs ganz recht, ich behalte ſie alsdann einige Tage hier.

Die beiden zugeſiegelten Packete an die Herzogin und an den Herzog ſchicke in das Fürſtenhaus. Letztes an Cämmerier Wagner, mit dem Erſuchen, es liegen zu laſſen, bis der Herzog wiederkommt. Herrn Geh. Rath Voigt ſchicke auch ein Exemplar meiner neuſten Gedichte. Du weißt ja, wo ſie liegen. Laß es aber den Regiſtrator von den übrigen abſondern, damit es ein complettes Exemplar ſei, weil Du Dich in den Lagen irren könnteſt.

Lebe recht wohl und liebe mich. Dem guten Kinde ſchicke ich etwas Süßes. Jena, den 21. September 1800.

G.

278. Chriſtiane [Weimar, 24. September 1800.]

Es freut mich ſehr, daß Du leidlich wohl biſt; den Stark bitte ich mir auch zum Doctor aus, dem ſeiner Meinung bin ich gewiß auch, daß Du nicht ſo wenig Wein trinken ſollſt und Champagner beſonders. Hier auf unſerm Plan iſt doch das Scharlachfieber erſchröcklich, es ſind auf dem kleinen Fleck 3 junge Burſche geſtorben.

Götze fing sich an zu klagen und hatte alle Zeichen zu dieser Seuche; ich war sehr bange, denn wenn es in ein Haus kommt, so müssen alle dran. Da habe ich ihn mit 2 Gläser rothen Wein so weit gebracht, daß er des andern Tages wieder rumlief. Mein Bruder, der hat sich auch so curirt. Gestern wurde Ernestine auf einmal auch so schlecht; der gabe ich ein Glas Wertheimer mit etwas Magentropfen[1], und wir gingen alsdenn zusammen aus, und heute ist ihr wieder ganz wohl. Itzo ist mir nicht ganz recht, aber soll gewiß auch bald wieder besser werden, denn es ist itzo nichts als Verkältung. Ich schicke Dir den Wein und das Wasser mit dem Wagen. Dem Meyer habe ich den Wagen geben, weil ich ihm doch auch gerne was Artiges erzeigen mochte, denn er hat uns allerlei mitgebracht. Den Wagen hätte ich gern zu Anfang künftiger Woche wieder, weil ich itzo den Kutscher sehr nothwendig brauche im alten Garten. Wir haben diese und jene Woche schon viele Arbeit verrichtet, aber es ist unten noch viel zu thun. Es kommt aber auf Dich an; wenn Du den Wagen brauchst, so kann Meyer einen Wagen drüben lehnen[2]. Nun kommt aber eine große Bitte: ich habe gar kein Geld mehr. Wenn Du mir keins schicken kannst, so schreib dem Professor, daß er einstweilen 3 Carolin gibt, bis Du wiederkommst; ich brauche es sehr nothwendig. Ich sage es ihm nicht gern selbst; ich denke, er dächte, ich wollte es für mich haben. Geist soll mir, wenn der Wagen zurückkommt, die große Schachtel

[1] machendruben [2] Reienn

ſchicken, die letzt mit übergekommen iſt. Wein 8 Bouteillen ſind das vorige Mal und itzo übergekommen. Er ſoll mir hübſch die leeren ſchicken; auch, wenn das Waſſer getrunken wird, die Bouteillen aufheben, denn es koſtet hier eine Glas-Bouteille 3 Groſchen. Sonſt weiß ich weiter nichts zu ſchreiben, als daß Du mich recht lieb behalten ſollſt, und daß ich Dich bald wiederzuſehen wünſche. Adieu, mein Lieber.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Weintrauben, die Sie uns heute geſchickt haben, ich lag noch im Bette, als die Schachtel mit der ſüßen Waare ankam. Am Sonntage war ich in Roßla, wo ich noch meinen im Ofen verſteckten Vorrath von Sprenkeln fand, von welchen ich hier im Garten 2 aufgeſtellt, aber noch nichts gefangen habe. Ein Junge in Roßla ſchenkte mir ein Rothkehlchen. Am Sonnabend fingen wir in dem Froſchbache neun Fröſche, die meinem Milvius ſehr gut ſchmeckten. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 24. September 1800. A. Goethe.

279. Chriſtiane [Weimar, 27. September 1800.]

Weil Du vielleicht noch eine Weile in Jena bleibſt, ſo ſchicke ich Dir die Quittung; der Kammermeiſter hat ſie mir geſchickt. Sei ſo gut und unterſchreibe ſie und ſchicke mir den Mittewoch die Quittung wieder mit, da will ich mein Vierteljahr-Geld davon nehmen, und was am nothwendigſten zu bezahlen iſt; das andere gut verwahren, bis Du wiederkömmſt. Es iſt itzo das Vierteljahr, wo ich am nothwendigſten Geld brauche, um alles vor dem

Winter einzurichten. Es wird aber hier alle Tage theuerer, daß man bald mit aller guten Laune zuletzt mißmuthig werden muß. Ich bin auch recht verdrüßlich, daß bei uns so viel aufgeht, und richte es doch so genau ein als möglich, und es will doch nicht reichen. Wenn ich das Gemüs itzo nicht hätte, so wüßt ich nicht, wie ich auskommen wollte. Ich bin so verdrüßlich, daß mein armer Schatz so viel Geld ausgeben muß, und man wird nie recht froh dabei.

Die Karte von Jena kann niemand finden; Gustel sagt, Du hättest sie schon in Jena gehabt. Es folgen auch 4 Bouteillen Wein. Leb wohl und behalte mich nur recht lieb. Deine Liebe ist noch mein einziger Trost.

Geist muß mir folgende leere Bouteillen liefern:

12 Bouteillen von rothem Wein,
2 Bouteillen von Franz-Wein,
2 Nößel — —,
6 Bouteillen Wasser.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Auch für die süßen Weinbeere, welche Sie uns heute geschickt haben, sage ich Ihnen vielen Dank. Ich befinde mich ganz wohl, nur betrübe ich mich, daß ich Sie erst nach 14 Tagen wieder sehen und sprechen kann. Meine zwei jungen Täubchen, von denen ich Ihnen schon in einem Briefe geschrieben habe, sind nicht mehr; ich fand sie am Donnerstage früh todt, welches mir sehr leid that, doch nützten sie im Tode noch dadurch, daß sie meinem Milvius ein köstliches Frühstück gaben. Nun will ich die Frau von Stein besuchen. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 27. September 1800. A. Goethe.

280. Chriſtiane [Weimar, 29. September 1800.]

Lieber, beſter Schatz,

Ich habe das Geld von der Kammer bekommen und habe davon genommen, was am nothwendigſten war; denn die Leute ſind es gewöhnt, was bei uns Ordinär-Ausgaben ſind, daß ſie es bekommen, wenn das Vierteljahr um. Und da ſind ſie gleich mit den Zetteln da. Da wurde mir ganz Angſt, denn ich kann niemand, der Geld bekommt, gut abweiſen. Nun iſt es aber wieder gut; und geſtern hab ich einen rechten Rathkauf mit Flachs gethan, da wars gut, daß ich Geld hatte. Das muß ich Dir aber mündlich erzählen, wie es zuging, daß ich [es] ſo wohl getroffen habe. Heute will ich ſchon hecheln[1] und recht fleißig ſein und ſehen, ob er auch ſo gut iſt, als wir denken. Wenn es nur nicht ſo naſſes Wetter wäre, daß ich meine Kartoffeln könnte ausmachen laſſen; und an meiner ganzen Herbſtarbeit hindert es mich. Indeß will ich mich mit meinem Flachs beſchäftigen und recht fleißig ſein, bis mein Liebſter wiederkömmt. Leb wohl und behalt mich lieb. Wenn es Dir möglich, ſo ſchreib mir ein paar freundliche Worte. Der Guſtel grüßt herzlich.

281. Chriſtiane [Weimar, 1. October 1800.]

Soeben iſt der Herr Ramann von Erfurt bei mir geweſen und hat mir geſagt, daß er itzo ganz vortreffliche Weine habe. Mein Bruder hat welchen bekommen, da kannſt Du ihn verſuchen. Und er meinte, Du ſollteſt lieber

[1] hezegeilin

Deine Beſtellung vor den ganzen Winter davon machen; denn ſie wüßten nicht, ob ſie den Winter wieder ſo guten bekämen. Mit der Zahlung müſſe es nicht gleich ſein. Und wenn Du alle halbe Jahr oder alle Jahr bezahleſt, darauf käm es gar nicht an; aber die Beſtellung müſſe bald geſchehn, denn in 3 Wochen könnte er vielleicht alle ſein. Über das Mißverſtändniß bin ich gar nicht böſe, denn ſo ſchöne Trauben habe ich hier rum noch nicht gegeſſen. Heute Abend freue ich mich auf die Komödie; ich bin recht froh, daß die Abende wieder etwas iſt, denn ich habe alle Abende vor langer Weile geleſen und bin allemal um halb 9 Uhr zu Bette gegangen. Aber einmal bin ich ſo ins Leſen hineingekommen, daß ich bis um 1 Uhr geleſen habe; und wenn der Guſtel auf dem Kanapée ſich nicht geregt hätte, ich hätte noch länger geleſen. Das war die ‚Heilige[1] Genoveva' von Tieck, das iſt ſehr ſchön. Über den Guſtel wirſt Du Dich recht freuen, denn er kommt mir alle Tage verſtändiger vor. Wir haben uns recht lieb und unterhalten uns immer zuſammen. Heute iſt mein Brief gewiß beſſer geſchrieben, denn ich habe mir ſehr große Mühe geben. Es iſt mir aber auch ſchon 2 mal ſchlimm geworden, und wär der Brief nicht an Dich, ich hätte längſt ſchon aufgehört. Der Conducteur Götze hat mir ſeinen Zettel geſchickt; ſoll ich es bezahlen oder willſt Du es ihm drüben auszahlen? Leb recht wohl und behalte mich lieb, ich freue mich herzlich, Dich bald wiederzuſehen.

[1] Heuliche

1. October 1800

Ich wollte, es würde wieder gutes Wetter, daß wir unſre Landpartie nach Roßla und nach Mattſtädt machen könnten. Der Bierlich möchte ſo gerne mit Dir wegen des Lerchen-Strichs[1] reden, es iſt ſonſt[2] alles beſtellt. Unſer 19 Acker-Stück iſt ſchon aufgegangen; wenn Du würdeſt ſehen, würdeſt Du Dich freun.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Weintrauben, die Sie uns geſtern Abend geſchickt haben. Ich habe mich dieſen Morgen von einer großen Sorge befreiet, denn ich habe nun meinen Milvius nicht mehr zu ernähren; ich habe ihn heute dem Prinzen geſchenkt, bei welchem ich von 9 bis beinahe 12 Uhr geweſen bin, und der ſich über dieſes Geſchenk ſehr freuete. Auf künftigen Sonnabend will ich Ihnen hiervon mehr ſchreiben. Leben Sie indeß recht wohl. Weimar, den 1. October 1800. Auguſt Goethe.

*

Wie Goethes Briefe an Chriſtiane vom 26., 28. und 30. September ſo iſt auch der am 3. Oktober an ſie geſchriebene nicht bekannt; er enthielt, wie das Tagebuch vermerkt, die „Anzeige meiner morgenden Abreiſe". Am 4. Oktober vormittags traf Goethe in Weimar ein und kehrte erſt am 14. November nach Jena zurück.

*

282. Chriſtiane [Weimar, 15. November 1800.]

Lieber Schatz, mit Ausräumen der Stube bin ich fertig. Morgen will Heideloff anfangen, und er denket es in 3 Tagen fertig zu haben. Ich denke es Dir wieder recht hübſch auszuputzen, daß Dir es wieder bei mir

[1] lergen Ertigen [2] ſomſt

gefallen soll. Von Wanzen haben wir bei allem nicht Eine Spur entdeckt und auch keine Wanze gesehen. Und wir haben gewiß alles sorgfältig angesehen.

Ich wünsche Dir, daß es Dir alles gut von Statten gehe. Leb wohl und behalte mich nur recht lieb und sei ja nicht böse auf mich.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Wenn Sie gestern bei dem schönen Wetter glücklich in Jena angekommen sind, so soll es mich sehr freuen. Ich habe gestern die schöne Mittagsstunde beim Spazierengehen genossen, worauf mir aber auch das Mittagsessen ganz vortrefflich schmeckte. Heute haben wir wieder einen schönen Tag zu erwarten, von dem ich auch etwas genießen will; denn sobald ich meinen Brief werde geendiget haben, will ich die Frau von Stein besuchen und mich im Parke belustigen. Leben Sie recht wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 15. November 1800. August Goethe.

283. Christiane [Weimar, 19. November 1800.]

Ich und das Kind sind beide wohl. Bei den schönen Tagen sind wir alle Tage ein Stückchen spazieren gefahren und waren recht vergnügt zusammen. Überhaupt, seitdem ich Dir meine Betrübniß offenbart habe, bin [ich] wieder ein Hasenfuß, und es wird nun wieder stark an die Redoute gedacht. Am Sonnabend waren sehr viele Auglichen hier, und ich wurde von einem Auglichen zum Picknick eingeladen, welches er entreprenirt[1] auf übermorgen. Ich habe es aber nicht zugesagt und nicht ab. Deine

[1] unterbrennonirt

Stube wird, wie ich hoffe, morgen Abend fertig, und ich hoffe Dich bald wiederzusehen, oder sollen wir Dich abholen? Leb wohl und behalt mich lieb.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Gestern war ich mit meiner Mutter in Lützendorf, wo es mir gefallen hat, denn vor dem Gasthofe ist eine schöne Wiese, wo ich mich mit dem kleinen Stein im Laufen und Springen übte. Neben dieser Wiese fließt ein Bächelchen, wo wir einen Schutz baueten und uns dann an dem Rauschen des Wassers belustigten, wenn wir den Schutz wieder öffneten. Am Montage sprach ich im Theater mit dem Herrn Hofgärtner Dietrich über verschiedene Pflanzen, und da versprach er mir ein Pflanzenbuch zu schenken, das ich nachher holen will. Leben Sie wohl. Weimar, den 19. November 1800. August Goethe.

*

Wie das Tagebuch berichtet, kam August am 22. November nach Jena, um den Vater zu besuchen und ihn (vermutlich am 25.) nach Weimar zurückzuholen. Doch mußte Goethe, um die Übersetzung des ‚Tancred' in Ruhe beendigen zu können, vor Jahresschluß nochmals nach Jena übersiedeln; es geschah am 12. Dezember nachmittags.

*

284. Christiane [Weimar, 13. December 1800.]

Ich kann Dir heute weiter nichts schreiben, als daß ich mich recht wohl befinde und mich mit dem Weihnachten beschäftige und alleweile ein bißchen auf das Eis gehen will. Ich sehe mit Verlangen dem Montag entgegen, daß ich das Kistchen auspacken kann. Leb wohl und behalte lieb Deinen Hasen.

und der König zufrieden schien, auch deßhalb den Lehrmeister höchlich lobte, fügte er hinzu: Ich habe doch noch eins zu erinnern. Du hast meinen Sohn in allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf, ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht schießen ohne Bogen, was ist sein Arm wenn er keinen Wurfspieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball. Das Einzige hast du ihn nicht gelehrt, wo er sein selbst allein bedarf, welches das Nothwendigste ist und wo ihm niemand helfen kann. Der Lehrer stand beschämt und vernahm, daß dem Prinzen die Kunst zu schwimmen fehle. Auch diese wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt und diese rettete ihm das Leben, als er auf einer Reise nach Mekka, mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat scheiternd nur mit wenigen davon kam.

Daß er geistig in gleich hohem Grade gebildet gewesen beweis't die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gasna gefunden, daß er zum Gesellschafter des Fürsten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt seyn mußte, verständig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenschaft zu geben.

Unsicher war die Thronfolge von Ghilan, unsicher der Besitz des Reiches selbst, wegen mächtiger, eroberungssüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode seines erst abgesetzten, dann wieder eingesetzten königlichen Vaters bestieg Kjekjawus mit großer Weisheit und entschiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereignisse den Thron, und, in hohem Alter, da er voraussah, daß der Sohn Ghilan Schah noch einen gefährlichern Stand haben werde als er selbst, schreibt er dieß merkwürdige Buch, worin er zu seinem Sohne spricht: „daß er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Es ſoll mich ſehr freuen, wenn Sie geſtern Abend geſund und glücklich nach Jena gekommen ſind. Wir haben heute einen kalten Morgen gehabt, aber der heitere Himmel iſt ſo einladend, daß wir uns auch heute einige Stunden auf dem Eiſe beluſtigen wollen. Ich will heute den erſten Verſuch machen, auf Ihren Schlittſchuhen zu fahren, ich muß mir aber erſt Bänder daran kaufen. Dieſen Abend will ich ein Stück von Iffland, ‚Die Selbſtbeherrſchung', ſehen. Grüßen Sie in meinem Namen den Herrn Geheime Hofrath Loder und bitten Sie ihn, ſich in mein Stammbuch zu ſchreiben. Leben Sie wohl. Weimar, den 13. December 1800. A. Goethe.

285. Goethe [nicht abgeſandt]

Meine Arbeit geht gut von Statten, indeſſen muß ich, um ganz fertig zu werden, noch acht Tage dableiben.

Das Theater für Auguſt iſt beſtellt, und ich habe ſchon mit Götzen geſprochen, der mir helfen will, das Portal und die Straßendecoration zu malen, womit ich denn etwa heut über acht Tage Abends anfangen werde. Auf den Sonnabend erfährſt Du, wann ich den Wagen wünſche.

Schicke mir doch etwa wieder vier Bouteillen rothen Wein.

Haſt Du dieſe Zeit nichts von Meyer von Bamberg gehört? ich will doch jemand hier, der dorthin Correſpondenz hat, erſuchen, ſich nach ihm zu erkundigen.

Lebe wohl und ſchreibe mir, wie es euch geht. Jena, am 16. December 1800. G.

286. Chriſtiane

[Weimar,] den 16. December [1800], Abends 9 Uhr.

Heute, mein Lieber, iſt das Kiſtchen von Frankfurt angekommen, ich habe mich ſehr gefreut! Es waren 20 Ellen ſeidenes Zeug darin vor mich und auch ein Paar ſchöne Schuh und ein Paar ſeidene Strümpfe, ſchöne Spitzen und vor Auguſt ſehr ſchönes Tuch 3 und $^1/_2$ Elle und Knöpfe auch zu einer Weſte. Die gute Mutter! es koſtet ihr gewiß viel, denn es iſt alles ſehr ſchön. Aber auf die Redoute kann ich es nicht anziehen, es iſt mehr zu einem Staatskleide, aber ſehr ſchön. Wenn Du nur ſchon da wäreſt, daß ich es Dir alles zeigen könnte! Ich habe eine ſehr große Freude darüber. Nun wünſchte ich nur, der heilige Chriſt verlör in Jena 10 Ellen weißen Halb-Atlas, die Elle zu 12 Groſchen, das wären 5 Thaler; das wäre dem heiligen Chriſt ein Leichtes. Oder nur 5 und $^1/_2$ Elle Calico-Halb-Atlas[1], das wäre nur 2 Thaler 18 Groſchen, die Elle zu 12 Groſchen. Das müßte der heilige Chriſt aber bald verlieren; ſollteſt Du ihm etwa unverhofft begegnen, ſo kannſt Du mit ihm darüber ſprechen. Du mußt aber ja nicht böſe werden, daß ich Dich mit einem ſolchen Auftrage beſchwere[2]; ich werde auch nicht böſe, wenn es mir abgeſchlagen wird.

Wenn er nichts verliert, ſo ziehe ich mich wieder wie das vorige Mal an und bin auch zufrieden.

Auch hat Meyer, welcher noch lebendig iſt, einen ſehr langen Brief geſchrieben.

[1] gachleto halbt ablas [2] beſchwöre

Zur Feier des Jubiläums gehet ein Circular herum. Der Herr Professor hat sich heute auch aufgeschrieben, und sobald Du wiederkommst, so wird es auch zu Dir kommen. Für heute schlaf recht wohl. Morgen ein Mehres. Gute Nacht.

[17. December.] Ich schicke Dir hier die Quittung. Wenn ehr als den Sonnabend Gelegenheit herüber gehet, so schicke mir sie ehr. Ich glaubte, Du kämst den Freitag wieder. Ich will mein Vierteljahr-Geld und nur die nöthigen Ausgaben davon nehmen.

Du mußt aber ja mit dem Theater den Mittewoch kommen, denn sonst könnte ich dem Gustel gar keinen Spaß machen, weil ich weiter nichts zu spielen habe. Den August soll ich entschuldigen, daß er nicht geschrieben hat; er ist zur Frau von Stein gegangen. Am Sonnabend sollst Du einen rechten großen Brief haben. Leb wohl und behalte uns recht lieb. Schreib doch der guten Mutter nur ein paar Worte, daß das Kistchen angekommen ist.

287. Christiane [Weimar, 20. December 1800.]

Vor die Maske will ich Dir, wenn Du kommst, mit tausend Küssen danken, wenn Du wieder bei mir bist. Wenn[1] es möglich, so komm den Dienstag Abend; es ist besser, als den heilig Abend. Wir haben doch noch allerhand zu sprechen. Vor den Herrn Professor soll alles in Ordnung sein.

In Eile.

[1] Nach gestrichenem es wäre besser

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich habe mich ſehr gefreuet, als ich ſahe, daß der Herr Geheime Hofrath Loder ſich in mein Stammbuch geſchrieben hatte, ich danke Ihnen vielmals für Ihre gütigen Bemühungen dabei. Der Herr Hofrath Schiller hat mir auch am Donnerstage etwas ſehr Schönes eingeſchrieben; heute will ich nun auch die Frau von Stein und morgen den Herrn Vice-Präſident Herder und den Herrn Geheimerath Voigt um eine gleiche Gefälligkeit bitten. Meine liebe Mutter hat mir geſagt, daß Sie auf den Montag den Wagen haben wollen, dieß hat mich ſehr gefreuet, denn nun werden Sie wohl den Weihnachten bei uns ſein. Leben Sie indeß wohl. Weimar, den 20. December 1800. Auguſt Goethe.

288. Chriſtiane

[Weimar,] Dienstag Abends [23. December 1800.]

Da es freilich nicht möglich war, daß Du kommen konnteſt, ſo muß ich mich darin ſchicken; aber betrübt bin ich doch, denn wenn Du morgen nicht hier biſt, ſo iſt der ganze Spaß nichts. Das Theater iſt aber ſehr ſchön, und der Guſtel wird ſich recht freun. Meine Schüttchen ſind mir dießmal auch nicht ſo gut gerathen wie ſonſt.

Nun muß ich mich nur über meinen Redoutenanzug freun, der wird recht artig. Aber Du mußt ja kommen! Es ſoll alles in der beſten Ordnung ſein, und ich erwarte Dich zu Mittag. Heute hat die gute Mutter wieder eine Schachtel Confect geſchickt. Schlaf wohl. Ich bin ſehr müde.

*

Warum Goethe die dringenden Bitten der Seinigen, das Weihnachtsfest mit ihnen zu verleben, nicht erfüllte, wissen wir nicht. Unterm 24. Dezember vermerkt das Tagebuch die Arbeit am ‚Tancred' als „geendigt", aber erst am 26. kehrt Goethe nach Weimar zurück. Ein heftiger Katarrh, der ihn in den zur Winterszeit unwirthlichen Zimmern des Jenaer Schlosses befallen hatte, sollte sich am Anfang des neuen Jahres zu einer lebensgefährlichen Erkrankung steigern.

1801

In den Tagen vom 7. zum 9. Januar erreichte Goethes Krankheit (ein von hohem Fieber begleiteter Krampfhusten mit starker Anschwellung der Umgebung des linken Auges) den Höhepunkt. Christiane, fassungslos, harrte getreu bei dem Kranken aus und lauschte sorgenvoll den Worten des von Schmerz übermannten, in Fieberphantasien laut sprechenden Gatten, der „mit wahrhafter Begeisterung in die beweglichsten, herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausbrach"; es scheint, daß Goethe hier Stellen aus einem seiner ältesten Gedichte, den ‚Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi', die Christianen unbekannt waren, laut deklamiert hat. Im ersten Briefe, der uns aus dem Jahre 1801 erhalten ist, an Elisa Gore gerichtet, schreibt Goethe, 17. Januar: „Nach einer schrecklichen Krise der Natur, in welcher sich das Individuum zu verlieren schien und welche etwa zehen Tage mag gedauert haben, befinde ich mich wieder ganz leidlich und, ich könnte sagen, wohl, wenn nicht die Geschwulst des linken Auges mich noch an die Gewalt des vergangenen Übels erinnerte. Doch behaupten die Chirurgen, daß auch das Auge sich bald wieder in seinem natürlichen Zustande befinden werde." Und an seine Mutter berichtet der Genesende am 1. Februar: „Wie gut, sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdete Thätigkeit nicht genug rühmen. August hat sich ebenfalls sehr brav gehalten, und beide machen mir bei meinem Wiedereintritt in das Leben viel Freude." —

Von Mitte März an nahm die Sorge für das Gut in Ober-Roßla Goethen sechs Wochen hindurch lebhaft in Anspruch. In den Tag- und Jahres-Heften hat, ein Vierteljahrhundert später, der Greis rückschauend von dieser bitter-süßen Epoche eine Schilderung entworfen, die hier nicht fehlen darf, weil man hinter ihrer liebenswürdig kräftigen Selbstironie Christianens lustige Augen meint leuchten zu sehen. Goethe erzählt: „Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für

etwas rechnen, die man im Verfolg ſo fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte. — Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt ſchon erquicklich genug. Ökonomen und Juriſten überließ man das Geſchäft und ergötzte ſich einſtweilen in freier Luft, und weil die Concluſion ergo bibamus zu allen Prämiſſen paßt, ſo ward auch bei dieſer Gelegenheit manches herkömmliche und willkürliche Feſt gefeiert; es fehlte nicht an Beſuchen, und die Koſten einer wohlbeſetzten Tafel vermehrten das Deficit, das der alte Pachter zurückgelaſſen hatte. — Der neue war ein leidenſchaftlicher Freund von Baumzucht; ſeiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarſten Boden Gelegenheit zu ſolchen Anlagen. Die eine buſchige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geſchmückt, rief dagegen meine alte Parkſpielerei zu geſchlängelten Wegen und geſelligen Räumen hervor; genug, es fehlte nichts als das Nützliche, und ſo wäre dieſer kleine Beſitz höchſt wünſchenswerth geblieben. Auch die Nachbarſchaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortſchaften, durch verſtändige Beamte und tüchtige Pächter geſellig, gaben dem Aufenthalt beſondern Reiz; die ſchon entſchiedene Straßenführung nach Eckartsberga, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgeſteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Luſthäuschen anlegen und von dort an den belebenden Meßfuhren ſich ergötzen wollte; ſo daß man ſich auf Grund und Boden, der einträglich hätte werden ſollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerſtreuungen mit Behagen vorbereitete." — Länger als einen Monat, vom 25. März bis zum 30. April, lebte Goethe als Landwirt in Ober-Roßla, zeitweilig in Geſellſchaft Chriſtianens, wie der folgende Brief beweiſt, der geſchrieben wurde, als Goethe für einige Tage in Weimar zu tun hatte.

*

289. Chriſtiane [Ober-Roßla, 16. April 1801.]

Lieber Schatz,

Die Weiden ſind geſetzt, und Du wirſt Dich freun. Geſtern wurde ich nach Nieder-Roßla zu einem Punſch eingeladen; ich bin, weil es zu ſpät wurde, da geblieben

und heute frühe um 7 Uhr wieder herüber gegangen. Die Pachtern hat alle ihre Kammern, die sie noch inne hat, selbst versiegelt und ist fort. Sie wird wohl nicht eher bis zum 24. wiederkommen. Gestern habe ich erfahren, daß morgen Redoute ist, und möchte gar zu gern hin; ich thue Dir also den Vorschlag: wenn Du haben willst, daß ich morgen nach Tische hier weggehen soll, so schicke mir einen Boten morgen ganz frühe, so wollt ich alles darnach einrichten. Nämlich der Kutscher müßte morgen frühe noch fahren mit dem Wagen; Nachmittage sollen 2 Taglöhner den Zaun im Äpfelgarten machen, weil sich die Nachbarn über den Durchgang beschweren, und der alte Taglöhner soll im Hausgarten den Wein anbinden und die Rabatte graben. Und ich verspreche Dir, sobald ich den Sonnabend die Augen aufthue, so will ich gleich wieder runterfahren, daß der Kutscher den Sonnabend wieder fahren kann. Wenn es Dein Wille ist, so mußt Du mir aber ja den Boten morgen frühe bei Zeiten schicken und Ernestine befehlen, daß diese mir etwas anzuziehen zurecht macht, es mag sein, was es will, ich überlasse es ihrem Geschmack. Doch kommt alles darauf an, ob Du es gerne siehest. Den Boten kannst Du bei dem Bauinspector haben. Ich bin ja bloß zwei halbe Tage von hier entfernt, und Du kannst alsdann erst den Dienstag oder Montag kommen. Ich dächte, es ging' an.

Leb wohl und sei nicht böse auf Deinen tanzlustigen Schatz. Viele Grüße an August und Ernestine.

290. Chriſtiane

[Weimar, 27. April 1801,] Abends um halb 10 Uhr.

Lieber, ich danke Dir nochmals, daß Du mich haſt zu der Fahrt beredet; ich kann mich doch ein bißchen abwarten und denke bald wieder heiter und wohl zu werden. Den Herrn Gern kann ich noch nicht recht beurtheilen. Die Tänzer aber haben mir ſehr gefallen, und morgen werden ſie es noch beſſer machen. Wenn nur mein Schatz hier wär, ſo wär ich noch vergnügter. Schenk hat noch keinen Caution-Schein. Gute Nacht. Morgen ein Mehres. [28. April.] Den Spargel laß Dir dieſen Mittag machen. Es iſt hier alles ſehr ſchön, und wenn [wir] wieder zuſammen ſind, ſo wollen wir recht zufrieden und vergnügt ſein. Hier folgt auch die Schachtel mit dem Wein. Es iſt auch ein Kiſtchen da, das iſt aber zu groß; es ſcheint auch Wein darin zu ſein, ich weiß aber nicht, woher. Leb wohl und ſchicke mir ja den Freitag die Pferde, daß wir den Gern zuſammen hören den Sonnabend. Es iſt mir itzo, als könnte ich gar nicht mehr vergnügt ſein ohne Dich. Die Liebe iſt ſehr groß, und behalte mich nur lieb. Den Mai wollen wir hier recht zufrieden und glücklich ſein.

Adieu, mein Lieber.

[Nachſchrift: Auguſt]

Lieber Vater!

Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie nicht geſchrieben habe. Ich freue mich, Sie bald wiederzuſehen. Ein ander Mal mehr. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Ich habe eine ſehr ſchlechte Feder gehabt. Auguſt Goethe.

[Nachschrift: Christiane]

Lassen Sie Sophien und die Hofmeistern auf dem Lindenberge gießen.

*

Am selben 28. April klagt Goethe Schillern, er habe in diesen Tagen „mit der rohen Natur und über das ekelhafteste Mein und Dein" im Streite gelegen. „Heute bin ich meinen alten Pachter erst los geworden, und nun gibt es so manches zu besorgen und zu bedenken, da der neue erst Johannis anzieht. . . . Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mir einen Spaziergang hier anzulegen, da man vorher keinen Schritt im Trocknen thun konnte bei feuchtem Wetter und keinen im Schatten bei Sonnenschein. Nun hat mich das etwas weiter geführt als billig, und ich muß hier bleiben, bis die Anlage fertig ist, weil sie mir sonst zuletzt noch verpfuscht werden könnte. Leben Sie indessen wohl in einer bessern Welt." Um gleichfalls in diese zurückzukehren, verläßt Goethe sein Tuskulum am 30. April. —

Noch immer fühlt Goethe sich nur als Genesender, nicht als genesen. So folgt er gern dem Rat der Ärzte und Freunde zu einer gründlichen Erholung und beschließt, das Bad Pyrmont aufzusuchen, um dort seine volle Rüstigkeit wiederzugewinnen. Augustchen darf mit, um ein neues Stück Erde kennen zu lernen. Am 5. Juni früh 5 Uhr reisen Vater, Sohn und Geist (der Schreiber Goethes) von Weimar ab und gelangen am 6. abends nach Göttingen. Noch am selben Tage wird das folgende Schreiben an Christiane von Geist und Goethe selbst fertiggestellt.

*

291. Goethe (und Geist) Göttingen, am 6. Juni 1801.
Abends 6 Uhr.

Wertheste Demoiselle,

Soeben sind wir glücklich und gesund hier angelangt und finde es nun für meine Schuldigkeit, Ihnen doch eine kleine Skizze von unserer Reise zu geben:

Am 5. Juni kamen wir zeitig in Erfurt an und hielten Mittag in Gräfin-Tonna, einem artigen gothaischen Dorfe; von da gingen wir durch Langensalze und kamen bei guter Tageszeit noch in

innen, wenn er durchs Schicksal in die Nothwendigkeit ver-
werden möchte, oder im Fall er der Kunst zum Unterhalt
bedürfte, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohl
richtet zu seyn, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte."
Wäre in unsern Tagen den hohen Emigrirten, die sich
mit musterhafter Ergebung von ihrer Hande Arbeit nähr-
ein solches Buch zu Handen gekommen, wie tröstlich
es ihnen gewesen.

Daß ein so vortreffliches, ja unschätzbares Buch nicht
bekannt geworden, daran mag hauptsächlich Ursache seyn,
es der Verfasser auf seine eigenen Kosten herausgab und
Firma Nicolai solches nur in Commission genommen hatte,
urch gleich für ein solches Werk im Buchhandel eine ur-
ngliche Stockung entsteht. Damit aber das Vaterland
, welcher Schatz ihm hier zubereitet liegt, so setzen wir
Inhalt der Capitel hierher und ersuchen die schätzbaren
esblätter, wie das Morgenblatt und der Gesell-
fter, die so erbaulichen als erfreulichen Anekdoten und
hichten, nicht weniger die großen unvergleichlichen Mari-
, die dieses Werk enthalt, vorläufig allgemein bekannt zu
en.

Inhalt des Buches Kabus capitelweise.

Erkenntniß Gottes.
Lob des Propheten.
Gott wird gepriesen.
Fülle des Gottesdienstes ist nothwendig und nützlich.
Pflichten gegen Vater und Mutter.
Herkunft durch Tugend zu erhöhen.
Nach welchen Regeln man sprechen muß.
Die letzten Regeln Nuschirwans.

Mühlhausen an, der Herr Geheimde Rath und Augustchen (welche auf das herzlichste grüßen) gingen sogleich miteinander ein wenig spazieren, und als dieselben zurück ins Wirthshaus kamen, so sagte ich Augustchen, daß sich auch ein Trupp Schauspieler hier aufhielte, und selbst diesen Abend das Stück: ‚Die neuen Arkadier' aufgeführt würde; sobald er das von mir gehört hatte, so konnte er nicht einmal, vor Begierde, diese Gesellschaft zu sehen, diesen Abend ruhig essen, und nachdem es der Herr Geheimde Rath erlaubt hatten, so gingen wir beide, diesem Spiel mit beizuwohnen; aber dem Himmel seis geklagt, wie erbärmlich und elend fanden wir alles, das Local war sehr schlecht, in einem Hause, wo kein einziges Fenster mehr ganz war. Terkalion hatte sein ganzes Gesicht feuerroth gemacht und sich rund um mit Sand angefüllten Därmern behängt, welches Schlangen vorstellen sollten, so daß bei seinem Toben und Wüthen ein Darm davon aufging und den Musicis im Orchester in die Augen flog; auf einmal gerieth alles in Stocken, und wenn die Schauspieler ihren Gesang nicht fortgewinselt hätten, so hätten sie alle schließen müssen. Hier hat Augustchen ganz entsetzlich gelacht und sich sehr darüber lustig gemacht. Doch hievon genug.

Heute als den 6. Juni gingen wir früh 5 Uhr wieder von Mühlhausen weg und kamen über Dingelstädt und hielten Mittag in Heiligenstadt; von hier durch einige unbedeutende Dörfer, bis wir endlich glücklich und gut Göttingen erreichten, unser Logis ist in der ‚Krone'. Der Fuhrmann hat uns sehr gut gefahren, und der Herr Geheimde Rath sind sehr zufrieden mit ihm. So weit schreibe ich diesesmal und empfehle mich mit aller Hochachtung Ihrem gütigen Wohlwollen. Augustchen bittet recht sehr um Verzeihung, daß er Ihnen nicht selbst ein Briefchen geschrieben hat, er verspricht aber alles noch nachzuholen.

Da wir glücklich angekommen sind, wollte ich mit August, weil es noch heller Tag war, um die Stadt gehen.

Die Promenade hat uns viel Vergnügen gemacht. Geist hat indeß unsre Reise beschrieben, und ich habe nichts hinzuzusetzen, als daß das Kind sehr gut und artig ist, und daß wir oft vom Mütterchen sprechen und uns freuen, Dich wiederzusehen. Lebe wohl, die Reise bis hierher ist mir sehr wohl bekommen. Lebe recht wohl. G.

*

Über das Zusammensein mit dem Söhnchen findet sich, wenige Tage später, in einem Brief an Schiller vom 11. Juni folgende, das an Christiane Geschriebene willkommen ergänzende Bemerkung: „Mein Reisegefährte August, der Karln schönstens grüßen läßt, ist auch Schuld an meinem mindern Fleiß, indem er mich zerstreut und manche Betrachtung ableitet; doch ist er sehr glücklich, er gewinnt in manchem Sinne, und auch mein Verhältniß gegen die Menschen wird durch ihn gelinder und heiterer, als es vielleicht außerdem hätte sein können." — Am 13. Juni nachmittags langten die Reisenden in Pyrmont an. Leider sind die Briefe, die wo nicht Goethe, so doch Geist noch von Göttingen aus und in der nächstfolgenden Woche an Christiane geschrieben haben wird, nicht bekannt, von den Briefchen Auguste ganz zu schweigen.

*

292. Christiane [Weimar, 23. (oder 24.) Juni 1801.]

Ich hoffe recht sehnlich auf einen Brief von Dir, um zu hören, daß Du Dich mit dem guten Kinde wohlbefindest. Ich bin ganz wohl, aber so ganz ohne das zu sein, was man herzlich liebt, will mir gar nicht behagen, und bei aller Zerstreuung, die ich mir mache, ist doch immer, als wenn mir das Beste fehlte. Mit Roßla bin ich ganz in Ordnung. Es ist alles wieder zu Hause an Ort und Stelle, und auf den Freitag zieht der neu Pachter ein, und auf den Montag ist die Übergabe.

Ich bin auch am Sonntag vor 14[1] Tagen in Jena gewesen, in der Trießnitz, da war es recht schön.

Auch in Erfurt waren wir recht vergnügt.

Und in [den] Gärten ist alles in der größten Ordnung; und mit meiner Viehzucht bin ich recht wohl zufrieden und füttre alles selbst, damit ich Dich, wenn Du wiederkömmst, auf das beste damit regaliren kann. Auf Cassel freu ich mich sehr. Wenn meine Freude nur nicht in Brunnen fällt! Dieß ist immer der Fall, wenn man sich so sehr freut. Sage ja dem Gustel, daß er mir auch etwas schreibt. Neues ist bei uns nichts Merkwürdiges vorgefallen, als daß der Prinz von Baden hier war.

Schreibe mir ja bald und behalt mich nur recht lieb. Ich bin recht eifersüchtig auf das Bübchen.

Leb wohl, mein Lieber. Christiana.

293. Goethe

Da eine Depesche an Herrn Hofkammerrath Kirms, in theatralischen Angelegenheiten, abgeht, so will ich auch ein Blättchen für Dich beilegen.

Die Cur wird mir hoffentlich gut bekommen, ob sie mir gleich beim Gebrauch unbequem ist, indem sie mir den Kopf einnimmt und mich nicht das Mindeste arbeiten läßt.

August ist sehr glücklich. Das lange Schlafen, Spazierengehen, ein wenig Wasser-trinken, Kirschen- und Erdbeeren-essen, Baden u. s. w. bekommt ihm fürtrefflich.

[1] 14 über gestrichener 8

26. Juni 1801

Geſtern waren wir auf einem Hügel $^5/_4$ Stunden von hier, wo Verſteinerungen und Kryſtalliſationen angetroffen werden, deren Suchen und Auffinden das größte Feſt war.

Das Wetter iſt ſeit ohngefähr 8 Tagen ſehr ſchön und der Aufenthalt deßwegen recht angenehm, da ſehr viele und ſchattenreiche Alleen ſich ganz nahe hier mitten in dem Ort befinden.

Wegen der Leinwand habe ich meine Gedanken geändert, da in[1] den letzten Tagen ſehr ſchöne gedruckte Muſſeline und Battiſte angekommen ſind, unter welchen ich Dir wohl ein Kleid ausſuchen werde. Man hat mir gerathen, noch damit zu warten, weil noch einige Kaufleute fehlen, die noch vielleicht etwas Neueres und Geſchmackvolleres mitbringen. Übrigens denken wir ſehr oft an Dich, und Auguſt trinkt täglich Deine Geſundheit.

Unſere Lebensart iſt ſehr einfach. Früh um 6 Uhr wird aufgeſtanden, bis 8 Uhr Brunnen getrunken, um 9 Uhr gefrühſtückt, bis 11 Uhr herumgeſchlichen und discurrirt, dann über den andern Tag bis gegen 12 Uhr gebadet, um 1 Uhr zu Hauſe gegeſſen, ein paar Stunden nach Tiſche zugebracht, wie es gehen will, und des Abends in der Gegend bald da-, bald dorthin ſpazieren gegangen.

Die Lage um Pyrmont iſt ſehr angenehm, und in der Nähe gibt es allerlei Merkwürdigkeiten, Mineralien, Ruinen, und was dergleichen ſein mag.

Morgen bin ich nun ſchon 14 Tage hier, und Du ſollſt von Zeit zu Zeit hören, wie es mir geht, und was ich vorhabe,

[1] Nach geſtrichenem ich

damit Du Dich darnach einrichten kannſt. Lebe wohl und gedenke unſer. Pyrmont, am 26. Juni 1801. G.

294. Goethe

Mein Brief aus Göttingen iſt, wie ich von Profeſſor Meyer höre, erſt ſpät angekommen; Du wirſt indeſſen einen andern von Pyrmont erhalten haben, und ich ſage Dir durch einen zurückgehenden Boten, der mir die Ankunft Durchlaucht des Herzogs in Pyrmont meldete, nur einige freundliche Worte. Es geht mir und dem Kinde noch immer recht gut, nur bleibe ich bei der Cur zu aller Art von Arbeit untüchtig, welches mir denn doch ein wenig läſtig iſt.

Durchlaucht des Herzogs Ankunft wird denn freilich meine Plane einigermaßen verrücken, ich hoffe aber doch, daß das Vergnügen, das wir uns wegen Caſſel ausgedacht, noch Statt finden ſoll.

Ich freue mich zu hören, daß Du Dich die Zeit über auf verſchiedene Weiſe amüſirt haſt. Es wäre hier auch ganz artig, wenn nur nicht, wie geſagt, der Brunnen einen ſo gewaltig angriffe. Du hörſt bald wieder von mir.

Grüße Herrn Profeſſor Meyer und gratulire ihm zu der Acquiſition des ſchönen Siegels.

Auguſt grüßt, betrübt ſich aber, daß er nicht ein paar Zeilen von Dir erhalten hat. Er iſt ſehr vergnügt, führt ſich aber auch recht gut auf.

Lebe wohl und gedenke unſerer.

Pyrmont, am 30. Juni 1801. G.

3. Juli 1801

295. Chriſtiane

Es geht mir, mein Lieber, itzo wieder ganz leidlich, aber 8 Tage war ich recht krank und wußte doch nicht, was mir fehlte. Ich glaube, es war Sehnſucht nach Dir und dem guten Kinde. Man ſollte ſich eigentlich gar nicht von dem, was man recht liebt, trennen. Und doch kann man nicht immer beiſammen ſein. Ich danke Dir, daß Du mir ſo oft ſchriebſt, auch dem lieben Guſtel, und wenn ich wieder ſchriebe, ſo ſoll er auch ein kleines Briefchen bekommen. Ich glaube, daß alles ſehr theuer in Pyrmont iſt; und wenn Du mir gar nichts mitbringeſt, ſo bin ich auch zufrieden. Ich freue mich nur ſchon auf den ſchönen Tag, wo ich euch beide geſund und wohl wiederſehe. Hier ſpricht man, Du kämſt gleich zurück, ſobald Durchlaucht Herzog hier wäre; ſo ſagt auch der Herr Profeſſor. Aber ich denke, Du wirſt es ſchon machen und mir gewiß vorher etwas wiſſen laſſen, worauf ich mich einrichten ſoll. Manchmal denke ich, wenn ich nur eine Stunde bei euch ſein könnte; und wenn es mir dann gar nicht mehr zu Hauſe gefällt, ſo gehe ich ſpazieren, und alles erinnert mich wieder an Dich; und manchmal bin ich ordentlich in Gedanken dort. Heute iſt es nun ſchon 4 Wochen, daß Du weg biſt; mir iſt es aber, als wär es ein Vierteljahr. Du wirſt aber mit meinen Gartenarbeiten und neuen Spargelanlagen recht zufrieden ſein. Ich betrübe mich nur, daß Guſtel die Erdbeere nicht geſehen hat; aber er kriegt gewiß noch welche, denn ſie hängen noch recht voll.

Auch die frühe Birn, denke ich, ſoll nicht eher, bis er kömmt, reif werden. Und ſein Feigenbaum hat 2 reife Feigen.

Adieu, Lieber. Leb recht wohl und behalt mich lieb. Grüße Auguſt herzlich.

Weimar, den 3. Junius [Juli 1801]. C. V.

296. Goethe

Ehe ich von Pyrmont gehe, will ich Dir noch ein paar Worte ſelbſt ſchreiben, ich habe mich leidlich befunden und hoffe noch gute Folgen von der Cur. Das Beſte dabei war die Bewegung und Zerſtreuung. Ich habe viele Menſchen geſehen, mit vielen geſprochen und kann auf mehr als Eine Weiſe zufrieden ſein. Nur war das Wetter gar zu ſchlimm und iſt gegenwärtig am allerärgſten. Auguſt hat ſich gar artig betragen und hat mir viel Freude gemacht, Du wirſt Dich über ihn verwundern, wenn Du ihn wiederſiehſt.

Die Ausgaben waren mäßig, ich habe mich aber auch durchaus eingeſchränkt. Einiges habe ich Dir eingekauft. Einiges ſollſt Du Dir in Caſſel ſelbſt kaufen, wo alles ſo gut wie hier zu haben iſt.

Mittwoch, den 15., gehe ich nach Göttingen, wo ich noch einige Zeit bleibe, und Du ſollſt auf alle Fälle zur rechten Zeit hören, wann Du mich in Caſſel triffſt. Ich ſchreibe Dir alles umſtändlich. Sage nur dem Herrn Profeſſor: daß er ſich vorläufig einrichtet, um mit Dir kommen zu können. Wir freuen uns beide recht herzlich darauf, Dich wiederzuſehen. Guſtel wünſcht nur, daß wir in Caſſel beſſer Wetter haben als hier.

Lebe recht wohl, beſchäftige Dich mit Deinen Gärten, wo ich mit Dir vergnügt bald herumzuwandlen hoffe.

Pyrmont, den 12.[1] Juli 1801. G.

Ich will noch ein paar Worte hinzufügen und Dir ſagen, daß wir beide Dich herzlich lieb haben und oft Deine Geſundheit trinken. Ich wünſche nichts mehr, als wieder bei Dir zu ſein, wir wollen den Reſt des Sommers vergnügt zuſammen zubringen. Auf Caſſel freue ich mich beſonders.

Von Augelchen war wohl manches artige hier, es will aber mit mir nicht recht mehr in den Zug kommen.

Der Herzog iſt munter und luſtig, dagegen war ich die letzte Zeit recht mißmuthig. Das Wetter zerſtörte alles, Cur und Spazierengehen und Geſelligkeit; heute ſtürmts und regnets. Ich habe einheizen laſſen.

Mit Freuden werde ich Koppenfelſens Scheungiebel wieder ſehen und Dich an mein Herz drücken und Dir ſagen, daß ich Dich immerfort und immer mehr liebe.

G.

*

Am 17. Juli verläßt Goethe Pyrmont und trifft am 18. abends in Göttingen ein.

*

297. Goethe

Nun bin ich acht Tage hier und befinde mich ganz leidlich. Obgleich Pyrmont mich nicht gänzlich von meinen Übeln befreit hat, ſo muß ich doch hoffen, daß (wie

[1] Aus 15.

die Ärzte sagen) die beste Wirkung nachkommt. Ich will mich hier noch einige Zeit in Ruhe halten und im Stillen fleißig sein, wozu ich auf der Bibliothek die beste Gelegenheit habe. Indessen, da die Briefe von hier aus manchmal so langsam gehen, will ich Dir voraus meinen Plan sagen: Ich wünsche, daß Du Sonnabend, den 15. August, in Cassel eintreffest, ich werde an demselbigen Tage auch anlangen. Du kehrst im Posthause am Königsplatz, bei Madame Goullon ein; wer zuerst kommt, macht Quartier, so daß wir zwei Zimmer haben, eins für Dich und Gustel, eins für mich und den Professor. Mache diesem mein schönstes Compliment und sage ihm, daß er ja sich losmachen und mit Dir kommen soll. Indessen sagt niemanden, daß ich so lange ausbleibe. Bringe einiges Geld mit, etwa 100 Thaler, und laß Dir von unserm Nachbar Goullon ein Briefchen mitgeben, das Du aber erst in den letzten Tagen zu fordern brauchst.

Ich freue mich herzlich, Dich wiederzusehen und mit Dir in Cassel, unter so viel neuen und schönen Sachen, einige Tage zuzubringen. Ein recht zierliches Unterröckchen und einen großen Shawl, nach der neusten Mode, bring ich Dir mit. In Cassel kannst Du Dir ein Hütchen kaufen und ein Kleid, sie haben die neusten Waaren dort so gut als irgendwo.

August ist gar lieb und gut und macht mit allen Menschen Freundschaft, Du wirst Dich recht freuen, wie er zugenommen hat, wenn Du ihn wiedersiehst. Lebe wohl, behalte mich lieb und sei überzeugt, daß meine Liebe

gegen Dich unveränderlich iſt. Schreibe mir gleich, wenn Du dieſen Brief erhältſt, damit ich doch auch weiß, wie Dirs geht, und ſetze auf die Adreſſe: Bei Herrn Inſtrumentmacher Krämer, an der Allee.

Göttingen, den 24. Juli 1801. G.

298. Chriſtiane Weimar, den 27. Auguſt [Juli 1801].

Deinen Brief, mein Lieber, habe ich dießmal balde erhalten, er iſt nur 3 Tage unterweges geweſen. Ich beſchäftige mich mit allem, was nur gehn will: ſorge vor den Winter; von dem, was ich itzo erſpart habe, kaufe ich mir meine Winterbutter. Aber alle meine Geſchäfte thu ich nicht mit dem Vergnügen und der Freude, als wenn Du hier biſt. Es iſt freilich länger geworden, als ich mir dachte, Du biſt nun ſchon auf den Freitag 8 Wochen fort. Ich glaube aber, es iſt gut, daß Du in Göttingen wieder etwas ausruheſt. Das Ganze wird Dir gewiß beſſer bekommen, als Du es denkeſt. Und wenn wir erſt wieder zuſammenkommen, alsdann wird alles gut werden. Ich freu mich recht, Dich und Dein liebes Bübchen wiederzuſehen] und euch an mein Herz zu drücken. Ich will alles beſorgen, wie Du es geſchrieben haſt, und Mittewoch, den 13. Auguſt, will ich von hier abreiſen, damit wir die Pferde nicht ſo ſtark anzugreifen brauchen. Ich werde alle Stunden und Tage zählen, bis ich zu Dir komme und Dir ſagen kann, wie herzlich ich Dich liebe. Die gute Mutter hat mir auch einen ſchönen Brief geſchrieben, den will ich mitbringen. Auch will ich Dir alle Briefe mit-

9) Zustand des Alters und der Jugend.
10) Wohlanständigkeit und Regeln beim Essen.
11) Verhalten beim Weintrinken.
12) Wie Gäste einzuladen und zu bewirthen.
13) Auf welche Weise gescherzt, Stein und Schach gespielt werden muß.
14) Beschaffenheit der Liebenden.
15) Nutzen und Schaden der Beiwohnung.
16) Wie man sich baden und waschen muß.
17) Zustand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bei der Jagd.
19) Wie Ballspiel zu treiben.
20) Wie man dem Feind entgegen gehen muß.
21) Mittel das Vermögen zu vermehren.
22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurück zu geben.
23) Kauf der Sclaven und Sclavinnen.
24) Wo man Besitzungen ankaufen muß.
25) Pferdekauf und Kennzeichen der besten.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen muß.
27) Ordnung bei Auferziehung der Kinder.
28) Vortheile sich Freunde zu machen und sie zu wahlen.
29) Gegen der Feinde Anschläge und Ränke nicht sorglos zu seyn.
30) Verdienstlich ist es zu verzeihen.
31) Wie man Wissenschaft suchen muß.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Aerzte und wie man leben muß.
34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenschaften der Dichter und Dichtkunst.
36) Regeln der Musiker.
37) Die Art Kaisern zu dienen.

bringen, es ſind viele da. Das wird eine große Freude ſein, wenn wir uns wiederſehn. Ich freu mich unausſprechlich darauf. In Gedanken war ich ſchon immer bei Dir; ſchreiben wollte ich nicht, ich glaubte immer, Du wärſt nicht mehr in Pyrmont, denn der Hofrath Loder hat hier überall geſagt, daß Du vier Wochen in Göttingen eingemiethet hätteſt, und wenn Dirs gefiehl', würdeſt Du wohl noch länger da bleiben. Deinen Brief vom 12. aus Pyrmont habe ich erſt 24. erhalten, alſo hatt ich in 3 Wochen keinen Brief. Da war ich ſehr in Angſt; ich habe manchen Tag gar nicht eſſen können. Nun aber, da ich wieder was von Dir höre, ſchmeckt es mir wieder. Ich bin ganz wohl, und es ſteht auch alles gut mit der Häuslichkeit.

Leb wohl. Wir werden gewiß den 15. Auguſt in Caſſel bei der Madame Goullon eintreffen und zuſammen recht vergnügt ſein.

299. Goethe

Da unſere Briefe nun wieder auf einer beſſeren Poſtſtraße einen geſchwindern Weg nehmen, ſo werde ich Dir noch einigemal ſchreiben, um die Zeit zu verkürzen, die wir noch von einander getrennt zubringen. Ich bin hier thätig und fleißig und befinde mich viel beſſer als im Anfange, da ich hierher kam.

Auguſt iſt ſehr glücklich, doch hält es ſehr ſchwer, ihn auch nur kurze Zeit an den Schreibtiſch zu bringen. Indeſſen lege ich hier einen Brief an Dich und an den Legations-Rath Schmidt bei.

31. Juli 1801

Wir haben hier Gewitter und Regengüſſe, und ich höre aus Briefen von Loders, die hierher geſchrieben ſind, daß es bei euch auch nicht anders iſt.

Ich habe ein artig Quartier, an einer Art von Esplanade und nahe am Walle, auf den ich alle Tage ſpazieren gehe. Auguſt hat ſeine Glückſeligkeit an Verſteinerungen, die er auf einem nahe gelegenen Berge aufſucht. Auch hat er angefangen, Schach zu lernen, und es geht ſchon ganz artig damit.

Lebe recht wohl! ich freue mich recht ſehr, Dir in Caſſel wieder zu begegnen, ich wünſche uns daſelbſt nur recht ſchönes Wetter. Alles bleibt bei der Abrede.

Göttingen, am 31. Juli 1801. G.

300. Chriſtiane

Ich habe mich recht ſehr gefreut, wieder etwas von Dir zu hören. Auch iſt es mir lieb, daß Du Dich noch einige Zeit in Ruhe hältſt, ob mir gleich alles nicht recht iſt. Aber Deine Geſundheit geht über alles. Ich habe Dir ſehr viel zu erzählen von meinen Häuslichkeiten, als auch von andern Sachen, und zähle immer, wenn ein Tag und eine Nacht vorbei iſt, und freue mich, daß es nun wieder eins[1] weniger iſt. Es bleibt dabei, daß wir Donnerstag, den 13. Auguſt, von hier abreiſen. Das Wetter iſt hier bei uns auch ſo, alle Tage Regen und Gewitter, großes Waſſer haben wir gehabt, auch Überſchwemmung. Aber bei uns, ſowohl in [den] Gärten, als auf dem Krautlande, hat es keinen Schaden gethan.

[1] ein

Du wirſt Dich recht mit mir über alles freun; ich kann es kaum erwarten, bis ich wieder mit Dir herumſpazier. Und auf Caſſel freu ich mich auch recht ſehr. Gutes Wetter werden mir gewiß haben, denn ich bin ſehr fromm geweſen. Auf den lieben Auguſt freu ich mich auch ſehr, grüße ihn herzlich und ſage ihm, daß er auch etwas Schönes von mir bekäm. Er ſoll nur recht brav ſein und ſeinem lieben Vater folgen.

Von allerhand Äuglichen kann ich Dir auch erzählen, aber ich habe dießmal auch kein einziges gemacht. Der arme Herr von Melliſh dauert mich aber ſehr; der iſt recht krank. Er hat eine Nervenkrankheit und hat es heute ſelbſt vor den Herrn von Bindoff geſagt, daß er gewiß ſterben würde. Es kann aber auch wieder beſſer werden. Morgen kommt Durchlaucht Herzog wieder, und im Schloß geht es geſchwinde mit bauen. Der Bauinſpector aber wünſchte Dich ſehr zurück; und alle Stuccateure und alles, was hinten arbeitet, erkundigt ſich bei mir, ob Du bald kämſt. Ich tröſte ſie immer von einer Woche zur andern.

Leb wohl und behalte mich nur recht lieb. Ich freue mich nun, Dich bald wiederzuſehen; es ſind [in] dieſer Woche 10 Wochen, daß Du weg biſt, und in 10 Tagen bin ich bei Dir und kann Dir ſelbſt ſagen, wie lieb ich Dich habe.

Weimar, den 5. Auguſt [1801].

[Beilage]

Lieber Auguſt, ich ſchreibe Dir nur, daß ich Dich herzlich liebe und mich recht freu, Dich wiederzuſehn. Folge

ja Deinem lieben Vater und ſei mein braves Kind. Mündlich will ich Dir alles erzählen, was hier vorgegangen iſt, ſeit Du weg biſt. Du weißt, ich ſchreibe nicht gern.

Die Tante Erneſtine und alles läßt Dich herzlich grüßen; ſie wünſchen alle, Dich bald wiederzuſehn.

*

Goethes Abreiſe von Göttingen erfolgte am 14. Auguſt vormittags 11 Uhr; in Dransfeld wurde der weite Blick in das Tal der Leine genoſſen und übernachtet. In einem ſpäteren Briefe an Georg Sartorius in Göttingen (vom 10. Oktober) gedenkt Goethe ausführlich der herrlichen Rundſchau von Dransfeld aus und fügt hinzu: „Auguſt wollte mit bloßen Augen die Theile des Hainbergs erkennen, wo er die Verſteinerungen aufgeſucht, und behauptete, die Stallgebäude von dem Weender Gut deutlich zu ſehen. — Wie dem auch ſei, ſo fühlten wir beide, daß wir Göttingen ungern verließen, wo es uns in manchem Sinne ſo wohl gegangen." — Über Münden gelangten die Reiſenden tags darauf, am 15., nachmittags 2 Uhr nach Caſſel, und im Poſthaus am Königsplatz fand ein frohes Wiederſehen mit Chriſtiane und Freund Meyer ſtatt. Über den fünftägigen Aufenthalt in Caſſel und die gemeinſame Rückreiſe bis Gotha entnehmen wir dem Tagebuch Folgendes: 16. Auguſt: „Fuhr ich mit den Meinigen nach Wilhelmshöhe, wo die Waſſer ſprangen"; 17.: „Abends in Camilla"; 21.: „Früh 4 Uhr von Caſſel ab ... Abends bis Creuzburg"; 22.: „Früh 7 Uhr von Creuzburg ab ... Um 10 Uhr in Eiſenach, gegen Abend die Wartburg und den Metilſtein beſucht ..."; 23.: „Früh 7 Uhr nach Wilhelmsthal und der Ruhl"; 24.: „Früh 10 Uhr von Eiſenach ab. Nachmittags in Gotha um 2 Uhr"; 25.: „Gingen die Meinigen nach Weimar ab."

*

301. Chriſtiane [Weimar, 26. (oder 27.) Auguſt 1801.]

Ich will Dir nur mit ein paar Worten ſagen, daß ich und das Bübchen geſund und wohl angekommen ſind, und daß wir unſer liebes Väterchen in Sehnſucht erwarten.

Und wenn wir gewiß wüßten, wenn Du kämst, so kämen wir Dir entgegen. Der August ist ganz glücklich, daß er wieder zu Hause ist. Wie er die Thürme von unserm alten Weimar wieder sahe, so war er ganz ausgelassen. Mündlich ein Mehres.

Leb wohl.

C. V.

*

Am 30. August kehrt Goethe nach Weimar zurück. —

Das letzte Drittel dieses Jahres verbringt er in Weimar, abgesehen von zwei kurzen Aufenthalten in Jena; während des letzten (vom 31. Oktober bis 10. November) sind die drei folgenden Briefchen geschrieben, der Brief Christianens vom 4. November ist nicht bekannt, ebensowenig der Goethes vom 6.

*

301a. August.

Lieber Vater!

Der Ball bei dem Prinzen ist am Sonnabende sehr gut abgelaufen. Wir fingen um 5 Uhr an zu tanzen, und einige Musici aus der Capelle machten Musik. Unsere Tänzerinnen waren: 2 Comtessen von Egloffstein, die jüngste Imhof, die kleine Schumann; die Tänzer aber die beiden Egloffsteine, Graf Marschalls Theodor, Steins Dieterich, ich, Böhme und Schumann. Die Herzogin und die Prinzessin sahen uns einige Zeit zu, ich konnte ihnen aber meine Tanzkünste nicht zeigen, weil ich keine Dame hatte. Das Confect und die Aepfeltorte haben mir sehr behagt. Um 9 Uhr war der Ball zu Ende. Leben Sie wohl. Weimar, den 4. November 1801. August Goethe.

302. Christiane [Weimar, 7. November 1801.]

Lieber Schatz,

Ich freue mich sehr, daß Du immer in vergnügter Gesellschaft bist. Ich habe diese Woche recht viel zu thun ge-

habt, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Gestern haben wir von früh bis um 9 Uhr des Abends nur immer Vorhänge gebügelt, und heute bin mit den Kellern und Vorräthen beschäftiget, um alles, da es so kalt wird, vor dem Frost zu bewahren. Morgen aber will [ich] nach Belvedere und heut die Jagemann wieder singen hören.

Leb wohl und behalte mich recht lieb. Auf den Dienstag will ich Dir recht vergnügt entgegen kommen und Dich recht lieb haben.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Der heutige Morgen ist so schön, daß ich in Jena zu sein wünschte, um auf den Bergen herumzuklettern und Versteinerungen zu suchen; vielleicht ist es aber auch künftigen Montag noch so schönes Wetter, wo Sie[1] mir erlaubt haben, Ihnen in Jena einen Besuch zu machen, welches mir sehr viel Vergnügen gemacht hat. Ich spiele jetzt auf dem Clavier das schöne Stückchen: „Jüngst sprach mein Herr, der Bader", welches ich Ihnen auch in Jena vorsingen will. Morgen bin ich bei dem Herrn Legationsrath Schmidt gebeten, um den Geburtstag der Mechtilde mit zu feiern. Leben Sie wohl. Weimar, den 7. November 1801. August Goethe.

*

Tagebuch, 9. November: „Gegen Abend kam Herr Professor Meyer mit August"; 10.: „Nachmittag von Jena ab nach Weimar."

[1] sie

1802

Am 17. Januar begibt Goethe sich nach Jena, um den Nachlaß des im Oktober 1801 daselbst verstorbenen Sprach- und Naturforschers Christian Wilhelm Büttner zu ordnen, ein „mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft", dessen Erledigung in den Tag- und Jahres-Heften ergötzlich geschildert wird.

*

303. Goethe

Es ist recht gut, daß ich Pferde und Schlitten drüben gelassen, hier ist völliges Thauwetter, bei euch wirds nicht anders sein.

Mein Mittagstisch ist wie immer nur zur Noth genießbar; gestern habe ich mir, durch ein Gericht Meerrettig, den ganzen Nachmittag verdorben. Götze hat mir fürtreffliche Knackwürste ausgemacht, sie mögen nur ein klein bißchen zu stark gesalzen sein. Deine bleiben noch immer die besten. Sorge ja bei der neuen Schlacht dafür, daß sie gut werden, weil ich zum Frühstücke nun daran gewöhnt bin.

Die Abendessen sind desto besser, indem, in kleiner Gesellschaft, allerlei Gutes aufgetischt wird; allein ich muß mich Abends in Acht nehmen und esse also nicht, wo ich zu essen finde, und wo ich essen möchte, habe ich nichts.

Schicke mir ja das Schweinewildpret, damit ich Lodern eine Artigkeit erzeigen kann, und frage beim Hofkammer-

rath an: ob er Dir etwas Caviar ablaſſen möchte? Wenn Du mich damit verſorgſt, ſo bringe ich Dir auch einige Flaſchen Champagner mit. Jena, am 19. Januar 1802.

G.

304. Chriſtiane [Weimar, 20. Januar 1802.]

Es betrübt mich recht, daß mein lieber Schatz ſo übel mit dem Eſſen daran iſt; das iſt immer das Schlimme bei Deinem Aufenthalt in Jena. Ich wollte, ich wär darüben, ich wollte Dir gerne alles ſelbſt kochen. Wenn wir wieder zuſammenkommen, ſo ſollſt Du alles auf das beſte haben. Der Schnee geht leider hier auch fort, aber ich habe mir die paar Tage noch große Freude gemacht: der Kutſcher hat mir das Fahren gelernt, und ich habe ſelbſt gefahren. Geſtern habe ich mich ganz allein in Schlitten geſetzt und gefahren, und der Kutſcher hat hinten darauf geſtanden und mit einer rechten großen Karbatſche[1] geklatſcht, und ich bin in der Stadt durch alle Gaſſen und um alle Ecken recht gut gefahren und habe mir großen Ruhm erworben. Der Herr von Hinzenſtern und der Hauptmann Egloffſtein, die haben mich ſehr gelobt. Wenn Du wiederkommſt, und wir kriegen noch etwas Schnee, ſo mußt Du mir erlauben, daß ich Dich einmal fahren darf. Den Auguſt habe ich auch gefahren, und übers Jahr muß es der Auguſt lernen. Wenn Du wiederkömmſt, ſo wollen wir recht vergnügt zuſammen ſein, denn wenn Du nicht da biſt, iſt alles Vergnügen nur halb. Man ſollte, wenn man zuſammen

[1] Kutſwaſſe

ist, nur immer recht vergnügt sein, denn wenn man einen guten Schatz hat, der einen liebt[1], so ist es doch recht hübsch auf der Welt.

Hier schicke ich Dir das ganze Wildprettkeulchen, wie ich es bekommen habe, und 2 Feldhühner, die laß Dir aber selbst von der Trabitiusen braten; da hast Du doch 2 Mittage was. Der Hofkammerrath hat mir auch Caviar versprochen.

Alleweile läßt mir der Hofkammerrath sagen, daß kein Caviar mehr da sei; aber mit Anfang der nächsten Woche wird wieder welcher erwartet.

Leb wohl und behalte mich lieb.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Sie haben mir mit dem blauen Gyps, den Sie mir heute geschickt haben, eine sehr große Freude gemacht, wofür ich Ihnen vielmals danke. Ich befinde mich sehr wohl. Am Dienstage hat mich die liebe Mutter, weil wir nicht mehr auf dem Eise fahren konnten, selbst auf dem Schlitten gefahren. An demselben Tage war auch eine große Schlittenfahrt. Der Adel fuhr ungefähr in 20 Schlitten nach Ettersburg und kam des Abends mit Pechfackeln wieder zurück, welches sich mit der Musik sehr gut ausnahm. Grüßen Sie den Onkel von mir. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 20. Januar 1802. August Goethe.

305. Goethe

In meinen Arbeiten und Geschäften geht alles gut von Statten, nur finde ich doch, daß es nicht gut ist, mir

[1] lieb [also vielleicht einem lieb]

gar keine Bewegung zu machen. Schicke mir deßwegen Montags den Wagen und laß Auguſten mitfahren, ſo daß er früh um 10 Uhr hier iſt. Es wird ihm ein unſägliches Vergnügen machen, bei der Eröffnung des Büttneriſchen Nachlaſſes gegenwärtig zu ſein, denn von einer ſolchen Gerümpel-Wirthſchaft hat man gar keinen Begriff; ſo ſind z. B. ein halb Dutzend Dreh-Orgeln und Hackebretter, die auch durch Walzen bewegt werden, unter dem Zeuge. Eine Menge Schubkäſtchen mit allerlei antiken Kleinigkeiten, phyſikaliſche Spielereien, und was nur ſo ein Kindskopf wünſchen kann.

Da wir nun überdieß noch in wenig Tagen räumen müſſen, weil das Quartier für den neuen Commandanten beſtimmt iſt, ſo kann er mit ſchleppen und tragen und ſeine Zeit vergnüglich hinbringen. Was zur Redoute Noth thut, das iſt ja wohl vorher alles berichtigt, laß aber allenfalls bei der Gräfin anfragen, ob er abkommen kann? und wann er wieder da ſein ſoll. Lebe recht wohl und gedenke mein.

Jena, am 22. Januar 1802. G.

Es thut mir leid, daß Deine Übung im Schlittenfahren ſo bald unterbrochen worden iſt, und es ſcheint, als wenn für dieſen Winter wenig Bahn mehr zu hoffen wäre.

Von den Feldhühnern habe ich eins verzehrt, und Loders haben mir auch von dem Schwarzwildpret eine ſehr gut zugerichtete Portion zugeſchickt, und ſo geht mirs ganz leidlich.

Stand der Vertrauten und Gesellschafter der Kaiser.
Regeln der Canzlei-Aemter.
Ordnung des Vesirats.
Regeln der Heerführerschaft.
Regeln der Kaiser.
Regeln des Ackerbaues und der Landwirthschaft.
Vorzüge der Tugend.

Wie man nun aus einem Buche solchen Inhalts sich Frage eine ausgebreitete Kenntniß der orientalischen Zu- e versprechen kann, so wird man nicht zweifeln, daß man n Analogien genug finden werde sich in seiner europäischen zu belehren und zu beurtheilen.

Zum Schluß eine kurze chronologische Wiederholung. König awus kam ungefähr zur Regierung Heg. 450 = 1058, rte noch Heg. 473 = 1080, vermählt mit einer Tochter Sultan Mahmud von Gasna. Sein Sohn, Ghilan h, für welchen er das Werk schrieb, ward seiner Lander ubr. Man weiß wenig von seinem Leben, nichts von m Tode. Siehe Diez Uebersetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung, die vorgemeldetes Werk in Ver- oder Commission übernommen, wird ersucht solches anzu- n. Ein billiger Preis wird die wünschenswerthe Ver- ung erleichtern

Doctor Meyer danke für die überschickten akademischen Zahnstocher.

Die Abende gab es meist gesellschaftliche Unterhaltung. Schreibe mir, wie Dirs gegangen ist.

Den vorigen Brieftag hast Du Dich recht gut gehalten.

306. Christiane

[Weimar,] Freitag [22. Januar 1802], Abends.

Ich schreibe Dir, daß ich wohl und vergnügt bin; aber bei dem übeln Wetter wird mir die Zeit lang. Ich lese, aber meine Geduld dazu ist auch nicht weit her. Ich gehe zu dem armen Professor, der noch immer nicht besser ist; hätte er mehr Vertraun zu meiner Cur, so wär er lange besser. Der Meyer sagt' heute: wenn es nicht bald besser mit ihm würde, so müßte er sich ihm vertraun, und er wollte ihn gewiß curiren. Kurz, ich thue alles, was ich kann, um mir die Zeit zu verkürzen, aber es will ohne Schatz nicht gehen. Ich zähle alle Tage, Dich bald wiederzusehen. Nur wenn Du hier bist, vergehen mir Tage und Wochen wie nichts. Das Kind ist sehr artig; nur sehe ich ihn zu wenig. Auf den Sonntag hat er mich gebeten, daß ich ihm alle Egloffsteins-Kinder habe müssen einladen lassen. Ich habe es auch gethan, auch den kleinen Stein und den Marschall. Und die Kinder freuen sich unendlich, und die alte Großmama hat mich gegen den August sehr gelobt und sich gefreut, daß ich den Kindern so einen Spaß machen wollte; und der August sinnt nur aus, wie er die Kinder mit seinen Künsten unterhalten will.

Sonnabend [23. Januar] frühe.

Den Guſtel beneide ich recht ſehr und bin deßhalb ein bißchen grämlich; das mußt Du mir verzeihen, denn ich wär, denn ich wär auch gerne bei Dir. Das Bübchen wird Dir es gewiß erzählen. Ich bitte Dich aber, wenn es möglich iſt, daß Du den Donnerstag kommſt, weil noch gar nichts fertig iſt vor Auguſt; daß wir ihm noch den Tag vorher alles anprobiren und zurechtmachen können. Ich ſoll noch 4 Bouteillen Wein mitſchicken den Montag; ſage aber ja Geiſten, daß ich die leeren Flaſchen wieder ordentlich zurück bekomme. Leb wohl und behalt mich recht lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen vielmals für den ſchönen Schriftſtein, den Sie mir geſchickt haben, und für die Erlaubniß, daß ich den Montag nach Jena kommen und mancherlei ſchöne Sachen, beſonders auch das hinterlaſſene Gerümpel des verſtorbenen Büttners ſehen ſoll. Bei der Frau Gräfin von Egloffſtein bin ich dieſen Morgen geweſen, und ſie ließ mir ſagen, daß ich nicht eher als den Freitag Abends in meinem Anzuge hinzukommen brauchte. Die alte Frau von Egloffſtein läßt ſich Ihnen empfehlen. Auf den Montag ſprechen wir uns. Leben Sie indeß wohl. Weimar, den 23. Januar 1802. Auguſt Goethe.

307. Chriſtiane [Weimar, 25. Januar 1802.]

Hier ſchicke ich Dir unſer liebes Kind mit großer Betrübniß, daß ich nicht mit kann. Laß ihn aber ja nicht etwa auf der Saale fahren. Ich habe ihm Begleitung mit-

geben, denn so ein Kind, ganz allein im Wagen, schläft ein und könnte zum Wagen raus fallen, und man könnte unglücklich sein. Die Frau Gräfin läßt Dich bitten, daß August ja den Donnerstag da wäre, weil sie sonst die Quadrille nicht tanzen könnten, wenn sie nicht vorher probirt hätten. Schreibe mir den Mittewoch, wennehr Du kommst. Leb wohl und vergnügt.

*

Tagebuch, 25. Januar: „Kam Augustchen. Mittag bei Herrn Geh. Hofrath Loder mit demselben. Nachmittag Entsieglung der Büttnerischen Sachen"; 26.: „Früh sämmtliche Büttnerische Zimmer geräumt und damit den ganzen Tag zugebracht." Leider ist Goethes Brief an Christiane von diesem Tage nicht bekannt, er wird Augustchens Hilfeleistung bei der großen Räumerei anschaulich geschildert haben. Am 28. Januar früh 9 Uhr reist Goethe mit August nach Weimar zurück, um schon am 8. Februar, diesmal für längere Zeit, wieder nach Jena zu gehen.

*

308. Christiane [Weimar, 10. Februar 1802.]

Das war heute eine große Betrübniß, daß ich keinen Brief bekam, und das gottlose Bübchen hat sich gefreut, daß er einen hatte, und wurden bald uneinig darüber. Heute beschäftige ich mich mit meinem Redoutenstaat, und morgen wird geschlachtet. Da will ich Dir nächstens schreiben, wie ich mit meinem Schweinchen zufrieden, und will Dir vortreffliche Würste bereiten lassen. Schreibe mir nächstens doch, ob der Kalbeskopf gut gerathen ist.

Mein Halsband ist fertig, und ich habe mich sehr darüber gefreut. Es ist recht schön, daß Rubinen und Smaragden

raus ſind; und ſage Dir noch den ſchönſten Dank vor die ſchöne Steine. Der Chryſolith nimmt ſich ſehr ſchön aus. Wenn ich Dich wiederſehe, will ich Dir mit einem herzlichen Kuß vor alles danken.

Leb wohl.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Schachtel mit den Mineralien geſchickt haben. Geſtern war bei dem Prinzen eine Redoute. Der Prinz ſtellte einen Wilden vor, Staff einen Türken, Marſchall einen franzöſiſchen Bauer, Böhme einen Savoyarden, Stein einen Römer, Egloffſteins Karl einen Ritter und Heinrich einen Gärtner, Schumann den Zon und ich einen Spanier. Die jüngſte Imhof machte ein Gärtnermädchen, die 1. Comteſſe von Egloffſtein eine Türkin, die 2. eine Spanierin und die 3. ein Opfermädchen; die Schumannin hatte griechiſche Tracht. Der Herzog walzte mit der Göchhauſen und der Prinzeſſin. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 10. Februar 1802.

A. Goethe.

309. Goethe

Heute ſchicke ich nur, mit einem Wort an Dich, die beikommende Schachtel für Auguſt. Es geht mir recht wohl, nur will die Arbeit nicht fördern, die ich gerade am liebſten thäte. Die Kocherei iſt ſehr gut gerathen, und es war mancher Spaß dabei. Lebe recht wohl und ſage mir, wie Du Dich auf der Redoute befunden haſt. Jena, den 12. Februar 1802. G.

310. Chriſtiane [Weimar, 13. Februar 1802.]

Die Redoute war recht artig, nur ich habe ein bißchen zu viel getanzet und bin heute ſehr müde, habe Dir über allerlei zu erzählen, wenn Du wieder bei mir biſt.

Vorgeſtern habe ich mich recht wegen des Profeſſor geängſtet; der war recht krank. Aber heute iſt es beſſer. Wenn er nur nicht ſo wunderlich wäre und folgte mir und dem Meyer. Denn ſeine ganze Krankheit iſt nur noch Schwäche. Aber es iſt auch gar nichts mit ihm anzufangen, er beſteht auf ſeinem Kopf und nimmt nie[1] die abſcheuliche Medicin ein. Es wird nicht ehr beſſer, bis Du wiederkömmſt und er mit Gewalt folgen [muß]. Hier ſchicke ich Dir etwas von meinem Schweinichen.

Dießmal ſage ich Dir nur, daß ich Dich recht lieb habe und mich ſchon wieder freue, Dich bald wiederzuſehen.

Leb wohl.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Es iſt recht ſchön, daß Sie mir wieder eine Schachtel mit Mineralien geſchickt haben. Sie werden nicht unwillig ſein, wenn ich Ihnen ſage, daß ich geſtern auf der Redoute geweſen bin. Ich habe zwei engliſche Tänze mit meiner Tante Erneſtine und der Actuarius Rentſch in getanzt. Es waren nicht viele Masken da, und wir konnten ſehr bequem tanzen. Ich traf zu meiner großen Freude zwei gute Freunde, Egloffſteins Karl und Breitenbauch, mit denen ich mich ſehr beluſtiget habe. Hier iſt ein ſehr großer Schnee gefallen. Leben Sie wohl und kommen Sie bald wieder. Weimar, den 13. Februar 1802. A. Goethe.

[1] nier

311. Goethe

Ich habe Dir, mein liebes Kind, heute den Wagen zurück geschickt, theils um den Bauinspector hinüber zu bringen, theils aber die Equipage los zu werden, die mir hier gar nichts nützt. Denn bei den schlechten Wegen und der, durch Schnee und Wasser, verunstalteten Gegend ist es keine Lust, spazieren zu fahren, indessen Du zur Komödie und Redoute den Wagen besser brauchen kannst. Ich befinde mich übrigens recht wohl und mache das, was ich mir vorgenommen habe, hintereinander weg. Nur in poetischen Angelegenheiten will es gar nicht gehen, vielleicht kommt es noch unverhofft. Lebe indessen recht wohl und sage mir auch wieder, etwas umständlicher, wie es bei euch aussieht. Die Anlagen besorge bestens, sowohl in der Stadt, als auf die Post. Jena, am 16. Februar 1802. G.

312. Christiane [Weimar] Dienstag [16. Februar 1802], des Abends um 8 Uhr.

Den Professor haben wir wieder auf einem recht leidlichen Fuß durch unsere Curen, wo ich mich bald hinter Huschken, bald hinter unsern Haus-Doctor stecke. Und wenn ich Dir alle meine kleine Listen erzähle, so wird es Dir gewiß Spaß machen. Denn er muß immer bei seinem Eigensinn denken, daß alles nach seinem Kopfe gehe; und ich gebe ihm in allem Recht und habe mich recht bei ihm in Gravität gesetzt. Nur ist nöthig, daß immer jemand bei ihm ist. Ich gehe immer bei ihn, wenn

ich mit ihm trinke[1]; der Meyer aber macht sich recht verdient um ihn, denn der ist fast den ganzen Tag bei ihm und fährt mit ihm aus, denn wir haben ihn beredet, daß er Ihren Wagen, aber andre Pferde hat nehmen müssen. Und was habe ich vor einen prophetischen Geist! ich habe heute den ganzen Tag gesagt: daß mir gewiß der Schatz die Pferde schicken würde, weil so viel Schnee zu haben ist, denn hier hat den ganzen Winter nicht so viel Schnee gelegen als itzt, und es wird hier auch sehr gefahren. Und wenn es noch friert, so wird es eine köstliche Bahn. Und ich danke Dir recht schön, daß Du mir wieder so eine kleine Freude gemacht hast. Denn niemand ist so gut als Du. Du hättest sie gewiß auch gern behalten, und doch schickst Du sie mir. Ich beschäftige mich hier so gut als möglich [sowohl] mit häuslichen als andern Geschäften. Auch habe ich schon zwei Tanz-Stunden gehabt und denke, Du sollst auch noch sehen, wie ich recht gerade einhergehe. Die neue Schauspielerin will mir nicht gefallen, sie ist noch beinahe einen Kopf kleiner als ich und dazu noch stärker.

Itzo will ich zu Bette gehen, denn es ist 9 Uhr, und dieß ist itzo meine Schlaf-Stunde. Schlaf wohl. Morgen ein Mehres. [17. Februar.] Alleweile habe ich mich schon ein halbes Stündchen selbst gefahren; und auch für die[2] Freude danke ich Dir. Nun ist auch Meyer krank; er hat sich schon seit einigen Tagen beklagt,[3] aber heute sieht er ganz erbärmlich aus. Ich habe ihn aber doch beredet, daß er mit dem Professor ausfährt. Ich bin ringsum mit

[1] drücke [2] die [3] geklagt

kranken Freunden umgeben, und wenn ich nicht gar zu frohen Muth hätte, so ſähe es ſchlecht aus. Dieſe Woche gibt es nichts zu tanzen, als den Sonntag iſt Concertball, wozu ſchon Spitzen und alles gewaſchen wird. Wahrſcheinlich werden wir Dich dieſe Woche wohl nicht ſehen. Mit der neuen Schauſpielern wird es heute als Kathinka auch gewiß ſchlecht ablaufen. Sobald ich nur Gelegenheit habe, ſo ſchreibe ich Dir. Wenn Du hier wärſt, ſo dürfte ſie in der Rolle gewiß nicht auftreten, denn dadurch muß ſich ſo ein kleiner Zwerg zu Grunde richten. Leb wohl und gedenke mein und behalte mich nur ſo lieb, wie ich Dich. Ich will ſehn, wie ich mir mit meinen Kranken durchhelfe.

Hier ſchicke ich Dir eine Wurſt. Die muß aber auf dem Roſte gebraten werden.

Ich habe Geiſt nun vier Schachteln geſchickt, aber ich bekomm keine wieder.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Sie ſind ſo gütig geweſen und haben mir einen Katalog von Büttners Mobilien mit der Erlaubniß geſchickt, einige Dinge auszuſuchen, die ich gern beſitzen möchte. Ich ſchicke Ihnen daher den Katalog wieder zurück, worin ich das unterſtrichen habe, was ich gern zu haben wünſche. Die Mutter hat ſich ſehr gefreuet, daß Sie die Pferde geſchickt haben. Geſtern war ich bei dem kleinen Stein zum Frühſtück; der Prinz, Staff, Böhme, Marſchall, Renaldo und die beiden Egloffſteine waren auch da. Wir ſättigten uns ſehr gut mit Speiſe und Trank und fuhren dann in Marſchalls Garten auf dem Schlitten. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 17. Februar 1802.

A. Goethe.

313. Christiane · [Weimar, 18. Februar 1802.]

Ich muß Dir nur schreiben, daß die neue Schauspielerin eine recht gute Aussprache hat und mir viel angenehmer in ihrem Organ vorgekommen ist, als die Caspers. Ich glaube aber, die Rolle hat ihr die Unzelmann einstudirt, denn wenn man die Augen zuthat, so glaubt' man gewiß die Unzelmann zu hören. Und ich sehe, die kleinen Leute sehen doch auch nicht übel aus, und es kann sich auch einmal ein Zar in einen kleinen Schatz verlieben. Nun aber noch etwas: unser Doctor hat sich zu Bette legen müssen und ist recht schlecht daran, und er hat sich nach einem Brownianer umgesehen als Arzt und hat sich den Hunnius erwählt. Nun aber muß doch auch jemand um ihn sein; so hatte er heute an den Herrn von Tümpling [?] nach Jena geschrieben, das ist ein guter Freund von ihm, daß der bei ihm bleibt, bis es besser oder schlimmer wird. Ich muß aber sagen, es ist mir bange um ihn, denn ich habe es schon lange an ihm gesehen, daß es nicht recht mit ihm gehet. Mit dem Herrn Professor ist es aber auf einen rechten guten Wege. Wenn es so bleibet, so denke ich, soll er recht bald wieder hergestellt sein. Ich wär bald heute zu Dir auf dem Schlitten gekommen, denn es soll sehr gute Bahn sein, aber ich traute mich doch nicht, um alles mündlich mit Dir [zu] besprechen. Du kommst aber wohl bald. Leb wohl, behalte mich lieb.

C. V.

314. Goethe

Ich freue mich, daß die Pferde eben zu rechter Zeit eingetroffen ſind, und daß Du nun die Schlittenbahn genießen kannſt; doch thut es mir leid, daß der Doctor krank geworden iſt. Sorge für ihn, ſo gut Du kannſt, und beſuche ihn manchmal. Du kannſt ja Erneſtinen mitnehmen, daß es nicht etwa falſch gedeutet wird. Zu des Profeſſors Geneſung wünſche ich Glück. Er ſchreibt mir: daß er ſich auf den Champagner wohlbefindet und von Ledern[1] noch etwas haben möchte; ich glaube aber kaum, daß dieſer Freund noch hergeben kann und mag. Indeſſen, bis ich das ausmache, will ich ihm ein paar von den unſrigen überlaſſen und deren Erſtattung auf irgend eine Weiſe annehmen.

Eine Fahrt herüber will ich Dir nicht rathen, beſonders gehts im Mühlthale ſo oft durchs Waſſer und Eis, daß der Schlitten ſich nicht wohl dabei befinden dürfte. Auch will ich von meinen Lieben nichts ſehen, bis ich hier fertig bin.

Mit meinem Geſchäft geht es gut, auch mit einigen poetiſchen Arbeiten. Wenn ich beide bis zu einem gewiſſen Punct gebracht habe, dann komme ich gleich.

Der Beifall, den Demoiſelle Maaß erlangt, freut mich, und ich wünſche ſie bald ſelbſt zu ſehen.

Wenn Du mir das Nachtweſtchen, das Du mir verſprachſt, nun wollteſt machen laſſen, geſchähe mir ein Gefalle; ich gehe nun den ganzen Tag am liebſten in ſo einem leichten Wämschen, und da trifft mich manchmal jemand in meinem gegenwärtigen an, das nicht zum beſten ausſieht.

[1] Nach geſtrichenem dem

Von Hammer.

Wie viel ich diesem würdigen Mann schuldig geworden, beweis't mein Büchlein in allen seinen Theilen. Längst war ich auf Hafis und dessen Gedichte aufmerksam, aber was mir auch Literatur, Reisebeschreibung, Zeitblatt und sonst zu Gesicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anschauung von dem Werth, von dem Verdienste dieses außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühling 1813, die vollständige Uebersetzung aller seiner Werke zukam, ergriff ich mit besonderer Vorliebe sein inneres Wesen und suchte mich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu setzen. Diese freundliche Beschäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg, und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens aufs angenehmste genießen.

Schon seit einigen Jahren war mir der schwunghafte Betrieb der Fundgruben im Allgemeinen bekannt geworden, nun aber erschien die Zeit wo ich Vortheil daraus gewinnen sollte. Nach mannichfaltigen Seiten hin deutete dieses Werk, erregte und befriedigte zugleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fach von den Mitlebenden auf das schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer belehren uns über die Vergangenheit, sie geben den Standpunkt an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit hervorthut, sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, den wir einzuschlagen haben. Glücklicherweise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt, und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt; so kehrt man

Lebe recht wohl und behalte mich so von Grunde des Herzens lieb wie ich Dich.

Jena, den 19. Februar 1802. G.

315. Christiane [Weimar, 20. Februar 1802.]

Daß Deine Arbeiten gut von Statten gehen, freut mich; daß ich aber Dich noch so bald nicht sehe, ist mir nicht recht. Mit dem Professor geht es alle Tage besser. Mit Doctor ist es so schlimm nicht, als er sich es denket; er glaubt gewiß, daß er stürbe, denn er denket, er habe ein Brustgeschwüre. Aber Hunnius sagt, es wäre ein starkes Katarrhalfieber. Er klagt aber auch sehr über den Unterleib. Mit den beiden Kranken habe ich aber wegen des Essen recht meine Noth und muß wieder sehr meine Geduld beweisen. Früh fahre ich mit dem Professor aus, und Nachmittags fahre ich ein Stündchen Schlitten, um mich von meiner Noth zu erholen. Und nun gibt es diese Woche auch nichts zu tanzen, denn es ist kein Liebhaber-Concert auf den Sonntag. Und die nächste Woche kommt alles zusammen. Den nächsten Freitag ist Ball auf dem Stadthause, wozu ich eingeladen bin; den Sonntag drauf ist Concert und Ball; den Dienstag ist Redoute. Das ist starke. Sehr viel, was ich nicht gut schreiben kann, habe ich Dir zu erzählen. Die eine Geschichte muß zu bösen Häusern ausgehen, es ist gar zu starke; man führt sich am Arm über die Straße, und ist gar zu arg zärtlich. Es war auch große Schlittenfahrt hier, und der Herr von Kotzebue fuhr die Frau Gräfin; und wenn ich ausgehe,

oder wir fahren aus, so stehn die schwarzen Schecken immer vor der Thüre. Ich und der Professor haben immer unsern Spaß darüber.

Leb wohl und behalte mich ja recht lieb. Und vergiß mich mit der Seife nicht.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich habe mich sehr gefreuet über den schönen Abguß, den Sie mir heute geschickt haben. Gestern Abend hat mir der kleine Wolzogen ein Geschenk mit einem silbernen Rubel gemacht. Vor einigen Tagen habe ich auch von dem Doctor Meyer einen Abguß von einem Silberlinge bekommen. Ich freue mich auf die schönen Sachen, die wir in der Auction erstehen werden. Den armen Karl Schiller habe ich am Donnerstage besucht. Er hat einen bösen Husten und sieht sehr dürre aus. Er muß eine sehr große Menge Arzenei einnehmen und darf nicht an die Luft. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 20. Februar 1802. A. Goethe.

*

Tags darauf, am 21. Februar, kommt Goethe nach Weimar herüber, um bei der Abschiedsfeier für den Erbprinzen Carl Friedrich am 22. und bei Zelters Besuch in Weimar (24. bis 28. Januar) gegenwärtig zu sein; am 4. März begibt er sich nach Jena zurück. Die ersten Briefe Christianens aus dieser Zeit sind leider nicht bekannt, nur Augusts Begleitbriefchen haben sich erhalten.

*

315a. August.

Lieber Vater!

Ich hoffe, daß Sie recht gut nach Jena gekommen sind und sich noch gesund befinden. Wollten Sie nicht die Güte haben und mir künftigen Mittwoch die übrigen geerbten Mineralien schicken,

beſonders wünſchte ich die Akanticene zu haben. Am Donnerstage wurde ich vom Prinzen zu einem Abendbeſuche eingeladen, wo wir ſehr vergnügt waren. Außer mir und Staffen war nur noch der junge Marſchall da. Wir ſpielten in dem Garten, beluſtigten uns mit der Laterna magica und aßen Zuckerbrezeln. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 6. März 1802. Auguſt Goethe.

316. Goethe

Ich habe von denen Tagen, die ich hier zugebracht, nicht viel zu ſagen, indem ich wohl einiges geleſen, aber nichts gearbeitet habe. Übrigens iſt es hier ganz munter, indem Frau von Ziegeſar mit ihrer jüngſten Tochter hier iſt, bei Lodern wohnt und manche Geſellſchaft veranlaßt. Übrigens denke ich, wenn ich nur Geduld habe, ſo wird mein dießmaliger Aufenthalt auch nicht ganz ohne Nutzen ſein.

Schicke mir doch eine Flaſche von dem Hendrichſchen Goldwaſſer und ſchreibe mir, wie es übrigens bei euch ausſieht.

Auch vergiß nicht, ein paar Gerichte eingemachte Bohnen zu ſchicken. Der Schicken iſt ſehr gut und wird immer zum Frühſtück genoſſen.

Lebe recht wohl und behalte mich lieb.

Jena, den 9. März 1802. G.

316a. Auguſt.

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die Mineralien, die Sie mir heute geſchickt haben. Dieſen Morgen um halb ſieben Uhr wurden wir durch Feuerlärm ſehr ſchnell aus den Betten getrieben. Ich hielt anfangs

das Stürmen für das Schlagen der Uhr, doch ſchienen mir die Schläge zu ſchnell auf einander zu folgen; endlich ſagte mir die Köchin, es wäre Feuer. Es brannte die Eſſe im Hauſe des Landkammerraths Rühlemann. Das Feuer wurde aber bald gelöſcht. Ich bin nicht ſehr erſchrocken, aber die Mutter war in großer Angſt. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 10. März 1802. A. G.

317. Goethe

Hierbei erhältſt Du, mein liebes Kind, einen Brief an den Maler Hoffmann nach Cöln. Du läſſeſt, wie wir abgeredet haben, das Käſtchen, das in meiner Hinterſtube liegt, in Wachstuch einnähen und läſſeſt die gleichfalls beiliegende Adreſſe, welche mit der auf dem Brief völlig gleichlautend iſt, auf das Wachstuch nähen. Da das Käſtchen frankirt werden muß, und es eine Sache iſt, die den Schloßbau angehet, ſo könnte der Bauinſpector Steffany ſolches auf die Poſt ſchicken und ſelbſt frankiren. Wollteſt Du mir die Sammtweſte und außerdem noch ein paar leichte ordinäre Weſten ſchicken, weil es für die dicken Weſten jetzt zu warm wird. Sonſt weiß ich nicht viel zu ſagen, als daß es mir ganz leidlich geht, ob ich gleich nicht ſonderlich fleißig geweſen bin. Lebe recht wohl und grüße Auguſt ſchönſtens.

Die inliegenden Briefe laß gleich beſorgen. Wegen des Skeletts ſprich etwa mit Dr. Meyern, daß er es mir überläßt. Ich will ihm recht gute Kupfer dagegen geben, auch wohl Geld. Da ich Lodern, bei meinem hieſigen Aufenthalt, gar zu manches ſchuldig werde, ſo will ich ihm

gern dieſe Artigkeit erzeigen. Lebe recht wohl, genieße der ſchönen Tage und liebe mich. Jena, den 12. März 1802.

G.

Wenn die Exemplare meiner letzten Gedichte, welche ich Deinem Bruder gegeben, damit er ſie binden laſſe, gebunden ſind, ſo ſchicke mir zwei Exemplare davon herüber.

Auch bitte ich noch um 6 Bouteillen rothen Wein.

318. Chriſtiane [Weimar, 13. März 1802.]

Am Mittewoch war unſer Pachter bei mir und wünſchte gar zu ſehr, daß eins nunter käme, um die Quelle zu ſehen im Tröbel, die gar zu ſtark wär. Geſtern bei dem ſchönen Tag ließ mir Guſtel keine Ruhe, ich mußte mit, und wir nahmen den Doctor mit. Und ich muß ſagen, ich hatte mir es ſo ſtark nicht vorgeſtellet; aber wenn man zum[1] Tröbel 'nein geht, ſo hört man es ſchon rauſchen, und man hat einen kleinen Graben durch den Sandweg gemacht nach der Wieſe zu, und bis bei die alte Linde ſteht ein kleiner Teich, und wenn es ſo bliebe, ſo könnte man den ganzen Tröbel damit wäſſern. Der Pachter wünſchte aber, daß Du es ſäheſt, damit Du es angäbeſt, wie man es machte. Er denket ſchon, er verliert ein bißchen Gras. Ich dächte aber, man ſähe erſt zu, ob es auch bliebe. Wenn Du wieder zurückkommſt, ſo wollen wir nunter, es geht ſehr gut auf der Chauſſée. Wir fuhren um halb 10 Uhr und um halb 12 Uhr waren wir da. Es ſieht aber recht wirthſchaftlich und gut aus; der ganze Hof iſt lauter Miſt,

[1] zu

man ſieht faſt gar keine Sotte[1] mehr. Und die Rinne übern Hof kam mir vor wie bei einem Salzwerke. Wir gingen nach Tiſche nach Nieder-Roßla, und um 7 Uhr waren wir wieder in Weimar. Und ſo haben wir den ſchönen Tag recht genoſſen. Morgen iſt wieder Concert und Ball. Der Guſtel ſagt mir, er würde mit meinem Bruder die nächſte Woche zu Dir gehn. Da könnte ich mitkommen, weil ich gern, wenn Du noch lange weg bliebeſt, verſchiednes mit Dir ſprechen wollte. Wir führen etwas frühe aus, und ich führe Abends wieder zurück. Denn er hat große Hoffnung, bei der Auction zu ſein. Leb wohl und gedenke mein.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Am Freitage bin ich mit meiner lieben Mutter und dem Doctor Meyer in Roßla geweſen. Wir fuhren nach 9 Uhr von hier weg und waren um 11 Uhr unten. Der Pachter war nach Leipzig gereiſet. Der Brunnen im Tröbel iſt ſo hoch geſtiegen, daß er übergelaufen iſt. Man hat daher von demſelben einen kleinen Canal gegraben, worin das Waſſer herab auf die Wieſe läuft, wo auch ſchon ein kleiner Teich entſtanden iſt. Den Nachmittag gingen wir nach Nieder-Roßla, um den Herrn Wirſing zu beſuchen, wir trafen aber nur ſeine Tochter. Um 7 Uhr waren wir wieder in Weimar. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 13. März 1802.

A. G.

319. Chriſtiane

Da ich Gelegenheit habe, Dir einige Worte zu ſagen, ſo ſchreibe ich Dir was von unſerm geſtrigen Concert und Ball. Das Concert war ſehr ſchön, beſonders ſang die

[1] Suppe

Mademoiſelle Jagemann recht hübſch, ferner die Frau von Schiller; mir kams vor, als wäre die Compoſition von Zelter, denn es hatte Ähnlichkeit mit ‚Dem Gott und der Bajadere'. Der Ball war nicht ſehr voll, aber ſchön. Nun ſind unſere Tanzluſten auch bald vorbei. Den Sonntag über 8 Tage iſt das letzte Concert; da ſollteſt Du hier ſein und mitgehen. Bis dahin biſt Du ja auch wohl wieder bei uns. Übrigens iſt alles uneinig, und niemand weiß recht, wozu [er] ſich halten ſoll. Die Schätzchen ſind kratzig und ſehen erbärmlich aus, blieben auch nicht zum Ball geſtern. Der Herr Gerning iſt auch wieder[1] und weiß nicht recht, wohin er ſich wenden ſoll. Das Wetter iſt mir wegen meinen Gärten recht ungelegen gekommen; ich war auf ſo einem guten Wege, und nun koſtet[2] es mich, ehe es alles wieder aufgeht, gewiß 14 Tage Zeit. Das iſt recht ärgerlich; doch bin ich zufrieden, daß die Miſtbeete fertig und der Spargel gegraben.

Sonſt geht es mir recht wohl, ich freue mich, Dich bald wiederzuſehen und Dir ſagen zu können, wie lieb ich Dich habe. Leb wohl und denke auch bei den Äuglichen mannichmal an Deinen Haus-Schatz.

Weimar, den 15. März [1802].

320. Goethe

Ich danke Dir, daß Du mir einige Nachricht vom ſonntägigen Concert und von Deinem Wohlbefinden gegeben haſt.

[1] Nach wieder fehlt ein Wort (etwa unſchlüſſig) [2] hält [Christiane wollte ſchreiben: hält es mich ... 14 Tage auf]

15. März 1802

Geſtern war ich mit Geh. Hofrath Loder in Drakendorf, wo wir vergnügt genug waren und bei ſchlechtem Wege ſpät nach Hauſe kamen. Weder Deinen Bruder, noch Auguſt werde ich dieſe Woche herüberkommen laſſen, das Wetter iſt noch ſo unfreundlich, daß jener ſich in der Bibliothek und dieſer im Freien übel befinden würde.

Sonntag, den 28., bin ich auf alle Fälle wieder in Weimar und gehe vielleicht mit in das letzte Concert, und hernach können wir ja einmal nach Roßla fahren. Ich bin ſelbſt neugierig, an einem ſchönen Tag einmal wieder den Tröbel zu ſehen.

Lebe recht wohl, grüße den Guſtel; was in der Auction für ihn erſtanden wird, ſchicke ich ihm bald hinüber, und gib ihm inliegenden Brief. Jena, am 15. März 1802.

G.

321. Goethe

Geſtern, da die Botenweiber fortgingen, wurde ich verſchiedentlich geſtört und habe daher einiges vergeſſen, welches ich heute nachhole.

Zuerſt möchte ich einiges Geld, etwa 2 Carolin.

Zweitens ein hübſches Stück Schinken.

Drittens einige Gerichte Bohnen. Die letzten waren das einzige Gute und Schmackhafte, was ich die ganze Zeit zu Hauſe genoſſen habe. Auswärts gibt es manchmal noch einen guten Biſſen.

Übrigens befinde ich mich ganz leidlich und denke nach und nach auf meine Abreiſe, um ſo mehr, als es dießmal

mit arbeiten nicht recht gehen will. Grüße August und ſag ihm, daß ich hoffe, morgen etwas Erwünſchtes für ihn zu erſtehen.

Jena, am 17. März 1802. G.

322. Chriſtiane [Weimar, 17. März 1802.]

Lieber, ich freu mich ſehr, daß Dir es gut gehet und Du vergnügt biſt. Ich bin auch heiter und wohl und mache allerlei Späßchen. Doch denke ich immer dabei an Dich. Denn nun iſt es ſchon vierzehn Tage, daß Du weg biſt, und mir kommts vor, als wäre es noch länger. Ich freue mich recht, Dich bald wiederzuſehen. Alleweile kam der Bauinſpector und ſagte: der Herr Geheime-Rath Voigtt ſchicke ihn her, es wäre der Schlüſſel zu Deinem Pulte mir geſchicket worden, und er wollte die 2 Quittungem von Hoffmanns und Schlevoigt[1] haben. Da habe ich [mit]] dem kleinen Schlüſſel aufgemacht und ſie dem Bauinſpector geben und habe es mir atteſtiren laſſen, daß er ſie rausgenommen hat. Das Allerneuſte iſt, daß im 4 Wochen Löwenſterns kommen und in Fritſchens Hauss wieder ziehen; und der Herr von Kotzebue geht nach Berlin und von da nach Wien, wo er für immer bleiben will.. Leb wohl und liebe Deinen kleinen Schatz.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Am Sonntage früh war ich bei dem kleinen Wolzogen. Ich hattee ihm vorher bleierne Soldaten gegeben, und er ſchenkte mir jezzt

[1] ſchlämvoigt

chineſiſches Papier, auf welchem einige Charaktere ſtehen, ſeine Mutter gab mir einen Deckel von einem chineſiſchen Theekaſten, worauf ein Bild mit einem Baume geklebt iſt, auf welchem Früchte hängen und ein Vogel ſitzt. Den Nachmittag war ich bei dem kleinen Stein, wo wir ſehr viel marſchierten. Renaldo führte ſich nicht gut auf, ſo daß ihn ſein Hofmeiſter wegführen mußte. Bei der Auction vergeſſen Sie die Orgel nicht und ſchicken Sie mir ſie bei der erſten Gelegenheit. Leben Sie wohl. Weimar, den 17. März 1802. A. Goethe.

323. Chriſtiane [Weimar, 20. März 1802.]

Ich bin ſehr vergnügt, Dich ſo bald wiederzuſehen. Wir haben ſehr viel zuſammen zu beſprechen; und ohne Schatz will mir es gar nicht gefallen. Den Montag ſchicke ich Dir den Wagen und Dienstag erwarte ich Dich mit Freuden. Alleweile höre ich, daß dem Gerning ſein Vater geſtorben iſt.

Der Auguſt bittet, daß Du nicht böſe wirſt, daß er nicht geſchrieben hat; er hat zu viel zu thun. Leb wohl.

*

Am 22. März kehrt Goethe nach Weimar zurück. Vom 5. April an iſt er für einige Tage in Ober-Roßla mit Gutsangelegenheiten beſchäftigt. „Zwar hatte ſich", erzählt Goethe in den Tag- und Jahres-Heften von 1802, „ſchon deutlich genug hervorgethan, daß, wer von einem ſo kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es ſelbſt bebauen, beſorgen und als ſein eigener Pachter und Verwalter den unmittelbaren Lebensunterhalt davon ziehen müſſe, da ſich denn eine ganz artige Exiſtenz darauf gründen laſſe, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. ... Auch Wielanden [in dem benachbarten Oßmannſtedt] fing dieſer Naturzuſtand an bedenklich zu werden; einmal ſetzte er ſehr humoriſtiſch auseinander, welches Umſchweifes es bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umſtändlichkeiten des Erzeug-

doch immer gern mit erneutem Antheil zu demjenigen zurück, was uns hier so frisch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hatte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und, wo nicht allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung über die Umstände vergangner Zeit, Persönlichkeiten, Localitäten, vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch alles, was damals zu wünschen blieb, ist uns jetzt in reichlichem Maaße geworden, durch das unschätzbare Werk, das uns Geschichte persischer Dichtkunst überliefert. Denn ich gestehe gern, daß schon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erste Nachricht von dessen Inhalt vorläufig bekannt machten, ich sogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete, wodurch mir ein ansehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erschien, fand man sich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im Allgemeinsten, durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah.

Möge man mit meiner Benutzung dieses Werks einigermaßen zufrieden seyn und die Absicht erkennen auch diejenigen anzulocken, welche diesen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelassen hätten.

Gewiß besitzen wir nun ein Fundament, worauf die persische Literatur herrlich und übersehbar aufgebaut werden kann,

niſſes der Futterkräuter gründlich und heiter darzuſtellen: erſt brachte er den ſorgſam gebauten Klee mühſam durch eine theuer zu ernährende Magd zuſammen und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben." Wie dem auch ſei, die ländliche Stille und Abgeſchiedenheit war Goethen auch diesmal höchſt wohltätig; mit liebevollem Blick ruhte ſein Auge auf der beſcheiden-lieblichen Landſchaft. Der Frühling war, wie immer, ſeiner dichteriſchen Tätigkeit günſtig, und ſo entſtanden jetzt einige lyriſche Kleinigkeiten, zu denen wohl auch das innige Gedicht ‚Die glücklichen Gatten' gehört, deſſen Eingang ſogleich das ganze Glück ländlichen Daſeins atmet:

„Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir ſo warm erfleht,
Weibchen, o ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück."

*

324. Goethe

Es geht mir hier ganz gut, indem ich ſchon einiges gearbeitet habe, was mir Vergnügen macht.

Was ich von Reimanns Anſtalten ſehe, gefällt mir recht wohl; auch hat er eine weit beſſere Art als ſein Bruder, indem er das, was er wünſcht, nach und nach und gelegentlich anbringt.

Nun möchte ich gern dieſe Woche haußen bleiben und wünſchte, daß Du mit Auguſt Sonnabend kämeſt, um mich abzuholen. Möchten Herr Hofrath Schiller und Herr Profeſſor Meyer Sonntags herauskommen, um ſich eine Motion zu machen, ſo wäre es recht artig, und wir führen, in zwei Wagen, Sonntag Abends wieder nach Hauſe.

Du müßteſt aber auf alle Fälle etwas von Speiſen mitbringen und auch Wein, ſo wie Du mir durch Überbringer dieſes noch drei Bouteillen rothen Wein ſchicken mußt.

Wie bringen wir aber die botaniſchen Sträucher, die drinne eingeſchlagen ſind, herunter?

Lebe recht wohl und grüße den Auguſt.

Ober-Roßla, am 6. April 1802. G.

*

Ob der geſellige Ausflug nach Ober-Roßla ſtattgefunden hat, wiſſen wir nicht; am 11. April kehrt Goethe von dort nach Weimar zurück. Am 26. ſiedelt er für zwei Wochen nach Jena über; unmittelbar vor der Abreiſe wendet er ſich wegen Auguſts Konfirmation brieflich an Herder: „Du willſt, verehrter, alter Freund, die Gefälligkeit haben, meinen Sohn in die chriſtliche Verſammlung einzuführen, auf eine liberalere Weiſe, als das Herkommen vorſchreibt. Ich danke Dir herzlich dafür und freue mich, daß er den, für Kinder immer apprehenſiven Schritt an Deiner Hand auf eine Weiſe macht, die mit ſeiner gegenwärtigen Bildung zuſammentrifft. Er wird ſich Dir, mit ſeinem Lehrer, nächſtens vorſtellen, empfang ihn freundlich und ordne alles nach Gefallen, indem Du meiner gedenkſt."

*

325. Chriſtiane [Weimar, 28. April 1802.]

Ich befinde mich leidlich wohl, bin aber ſehr fleißig. Geſtern bin ich den ganzen Tag auf dem Krautland geweſen und habe Kartoffeln und Türkiſch Korn gelegt, und heute Morgen bin ich ſchon wieder um 6 Uhr in den alten Garten gegangen und habe da auch Kartoffeln gelegt. Es gibt nun ſehr viel in beiden Gärten zu thun. Bei uns hat es heute ſchon recht gedonnert, und ich denke doch,

daß wir nunmehro keine Nachtfröste mehr kriegen werden. Wenn es so bleibet, wie es itzo aussieht, so können wir ein rechtes gutes Obst-[illegible]n.

Leb wohl in größter [illegible]

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Gestern konnte ich nicht bei den Herrn Präsident gehen, weil ich zu dem Prinzen eingeladen wurde und ich es ihm nicht zum zweiten Mal abschlagen konnte. Ich ging um 5 Uhr zu ihm, und er führete mich sogleich zur Herzogin, welche uns sehr viel Zuckerwerk schenkte, das sie eben erst erhalten hatte. Nun gingen wir in den Garten, wo wir noch 7 andere Spielkameraden fanden. Auch war die Prinzessin mit mehreren Damen da. Einige Prager machten Musik. Wir bekamen bei dieser Gelegenheit einige sehr schöne Dinge zu genießen, Bisquittorte, Apfelsinen pp. Wir blieben bis 10 Uhr da. Weimar, den 28. April 1802. Leben Sie wohl. A. Goethe.

326. Christiane [Weimar, 1. Mai 1802.]

August und ich, wir hofften heute früh sehr auf ein Wort von Dir, und da wir gar nichts von Dir hörten, so betrübten wir uns sehr. Ich bin recht fleißig im alten Garten und freu mich sehr über die Baumblüthe; denn wenn es so bleibt, als es aussieht, so kriegen wir dieß Jahr Obst, daß wir nicht wissen, wohin damit. Das macht mich schon recht glücklich, und ich mache schon Rechnung wie das Milch-Mädchen. Auf den Mittewoch werde ich doch hören, wenn Du kömmst? Komm ja die nächste Woche, damit Du noch etwas von der Baumblüthe zu sehen kriegest; im

obern Garten iſt es ganz prächtig. Leb wohl. Ich freu mich ſchon, Dich bald wiederzuſehen.

[Beilage: Auguſt] Weimar, den 1. Mai 1802.

Lieber Vater!

Wir gingen am Donnerstage zu dem Herrn Präſident Herder. Da er aber in der Kirche die Confirmanden examinirte, gingen wir hinüber und hörten etwas zu. Um 11 Uhr erwarteten wir ihn, bis er kam. Weil er mich nicht kannte, fragte er mich nach meinem Namen. Auf ſeiner Stube ſagte ihm Herr Eiſert, was er bisher in den Religionsſtunden mit uns getrieben habe. Nun fragte er mich und Ernſten nach unſern[1] Alter. Mich fand er alt genug, aber Ernſt war ihm zu jung. Da er aber hörte, daß ich mich nicht gern allein confirmiren laſſen möchte, ſo ſagte er, daß wir beide in die Vorbereitungsſtunden kommen ſollten, wenn er es uns ſagen ließe. Leben Sie wohl.

A. Goethe.

327. Chriſtiane [Weimar, 2. Mai 1802.]

Geſtern Abends nach der Komödie erhielt ich einen Brief von Geiſt, worin er 6 Bouteillen rothen Wein verlangte. Ich ſchickte auch gleich aus, ob kein bekannter Wagen da ſei; aber ich konnte es nicht mit fortbringen. Ich ſchicke Dir ihn alſo durch dieſe Gelegenheit. Alleweile fahr ich nach Belvedere und probire das Pferd. Ich wollte aber lieber, ich wär in der Trießnitz, da muß es heut ſehr ſchön ſein. Wenn es über 8 Tage ſo ſchön iſt, ſo will ich mit meiner Geſellſchaft nüber. Leb wohl und denke an mich und ſchreibe mir, wie es Dir gehet.

[1] aus unſerm

328. Goethe

Ich habe dieſe Tage nicht geſchrieben, weil ich ſehr fleißig bin, und mir, was ich vornehme, recht gut von Statten geht. An den heißen Tagen komme ich gar nicht aus, nur Abends gehe ich einige Stunden ſpazieren. Die Blüthen ſind hier außerordentlich ſchön, wie ſie bei der günſtigen Witterung wohl weit und breit ſein werden; beſonders iſts hinter Griesbachs Garten ganz bewundernswürdig.

Mit der Koſt geht es recht gut, indem ich mit Herrn von Hendrich eſſe, der eine ſo gute Küche führt, daß man nur faſt zu viel ißt und zu lange bei Tiſche bleibt. Ob ich Dich auf den nächſten Sonntag einladen werde, weiß ich nicht; denn da ich noch bis in künftige Woche hier bleiben kann, ſo wünſche ich, auf meine ganz ungeſtörte Weiſe meinen Weg fortzugehen.

So viel kann ich Dir melden, daß der zweite Aufzug, des bewußten Stückes, fertig iſt, und wenn ich noch acht Tage Zeit habe, ſo kann wohl der dritte ſich dazu geſellen.

Schicke mir noch einige Fläſchchen Port und Madera! Wenn Du ein gut Gericht Spargel haſt, ſo ſchicke es doch auch, denn daran fehlt es hier gar ſehr, beſonders da die Griesbachiſchen, welche nun zu lange ſtehen, anfangen abzunehmen.

Jena, den 4. Mai 1802. G.

329. Chriſtiane [Weimar, 5. Mai 1802.]

Ich freue mich ſehr, daß [es] Dir ſo gut mit Deiner Arbeit geht. Mir geht es auch wieder etwas beſſer, aber

ich bin einige Tage recht krank geweſen. Ich werde wohl einmal etwas Ordentliches brauchen müſſen, denn es iſt mir ſchon eine ganze Zeit nicht recht wohl; ich glaubte aber immer, es ſollte wieder vergehen. Wenn ich nicht geglaubt hätte, daß es Spargel genug gebe, ſo hätte ich Dir ſchon längſtens welchen geſchicket, aber heute iſt er gerade nicht ſo dicke als die Zeit, wo es ſo warm war. Wir haben keinen gegeſſen; ich habe vor 2 Thaler 12 Groſchen verkauft. Wenn es nur erſt wieder gutes Wetter wird, daß man wieder in Garten gehen kann.

Ich freu mich recht, wenn Du wiederkömmſt, etwas von dem neuen Stück zu hören. Wir haben hier eine Ariadne geſehen, das war vor Lachen nicht auszuhalten; ich will Dir ſehr viel davon erzählen. Cordemann als Theſeus kam einem wie [ein] Gott dagegen vor, und alle Zuſchauer waren froh, daß er Ariadne verlaſſen hatte. Adieu, mein Lieber, Beſter, leb wohl und behalte mich recht lieb.

Die Bücher gehören meinem Bruder.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich befinde mich recht wohl. Am Sonntage war ich bei Egloffſteins, wo wir geſpielt, gemalt, gegeſſen und getrunken haben. Die Schauſpielerin Eliſe Bürger gefiel mir am Montage als Ariadne gar nicht. Sie hatte ihren Rock weit über die Knie aufgeſteckt und hinten eine lange Schleppe daran, welches nicht ſchön ausſahe. Ihre Declamation war den Ohren ſehr unangenehm, auch ſprach ſie traurige Dinge in einem freudigen Tone, ſo daß man mehr

lachte, als gerührt wurde, zumal da ihre Action ſehr ungeſchickt war. Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 5. Mai 1802. A. Goethe.

330. Goethe

Mir geht es noch immer ganz gut in meinen Geſchäften und andern Arbeiten, und ich werde nun ſo bis zu Ende der andern Woche fortfahren.

Wegen Deines Befindens mußt Du einmal Hofrath Stark[1] fragen und Dich alsdann auch zu der Verordnung halten. Ich glaube, daß Dir das Baden das Zuträglichſte wäre, wenn Du Dich ordentlich abwarteteſt.

Grüße mir das Kind und gedenke an mich, der ich Dich immer herzlich lieb habe. Mehr ſage ich nicht, denn weiter wüßte ich nichts zu ſagen. Es geht ein Tag immer ſo ſtille nach dem andern hin.

Jena, den 7. Mai 1802. G.

[Nachſchrift links unter der Adreſſe]

Ich bitte noch um 6 Bouteillen rothen Wein.

331. Chriſtiane [Weimar, 8. oder 9. Mai 1802.]

Ich befinde mich wieder etwas beſſer, aber ganz recht iſt mir doch nicht, und ich kann auch nicht recht ſagen, was mir fehlt. Auch ſchlafen kann ich faſt gar nicht. Sobald der Schatz aber wiederkommt, ſo wird es ſchon wieder beſſer werden. Ich will mich dieſe Woche noch ganz mit

[1] Starke [meint so]

meinem Garten beſchäftigen, daß, wenn Du wiederkommſt, es Dir recht bei mir gefällt.

Der Auguſt läßt Dich vielmals grüßen und entſchuldigt ſich, daß er nicht geſchrieben hat; er hat gar zu viel zu thun.

Ich freu mich aber ſehr, daß es Dir mit Deinen Arbeiten ſo gut geht, und noch mehr freue ich mich, Dich bald wiederzuſehen. Leb wohl und behalte mich nur ſo lieb, wie ich Dich liebe.

332. Goethe

Vorausgeſetzt, daß ‚Iphigenie' Sonnabend, den 15., gegeben wird, kommſt Du Donnerstag Nachmittag herüber und logirſt bei Madame Keil, wie Dir Dein Bruder weitläufiger erzählen wird. Es ſoll mich ſehr vergnügen, wenn Du wieder einmal ein paar gute Tage in Jena findeſt. Das liebe Kind bringe auch mit, wir wollen ihn ſchon unterbringen.

Wäre aber ‚Iphigenie', wie beim Theater ſo mancherlei vorfällt, nicht Sonnabend, ſo will ich noch acht Tage hier bleiben, weil meine Arbeiten gut von Statten gehen, und Du kämſt Donnerstag über acht Tage. Weßhalb Du von Herrn Hofrath Schiller die beſte Nachricht haben kannſt.

Ich freue mich ſehr, Dich und das Kind wiederzuſehen, und bin guten Humors, weil ich verhältnißmäßig viel gethan habe. Könnte ich noch vierzehn Tage hier bleiben, ſo wäre das Stück fertig. Lebe wohl und liebe mich.

Jena, den 11. Mai 1802. G.

Dein Bruder hat ja wohl die Gefälligkeit, indeß in unſrer Hinterſtube zu ſchlafen, daß jene Seite nur nicht ganz allein ſteht.

Bringe einige Fläſchchen Port und Madera mit, welche dem Herrn Kammerherr und Major ſehr gut ſchmecken.

Dein Bruder wird erzählen, wie gut uns Madame Keil bewirthet hat.

333. Chriſtiane [Weimar, 12. Mai 1802.]

Da ‚Iphigenie' den Sonnabend gegeben wird, ſo werden wir uns morgen einfinden; ich denke nach 1 Uhr mit dem Guſtel auszufahren und ſo um 4 Uhr bei Dir zu ſein. Wir freun uns beide außerordentlich. Du haſt uns eine rechte Freude gemacht. Aber wenn ich mich gleich recht nach Dir ſehne, ſo hätte ich doch gewünſchet, daß Du wegen Deiner Arbeit noch 8 Tage hätteſt dableiben können.

Mündlich ein Mehres. Leb wohl.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich habe von meiner lieben Mutter erfahren, daß wir Sie morgen abholen ſollen, wenn die ‚Iphigenia' auf den Sonnabend gegeben würde. Dieß Stück wird nun wirklich aufgeführt, und wir werden alſo morgen kommen. Den Brief an den Herrn Hofrath Blumenbach will ich noch heute vollenden. Am Sonntage war die gewöhnliche Sonntagsgeſellſchaft bei mir, und ich habe ſie mit einer kalten Schale und gebörrten Zwetſchchen geſpeiſet. Bei dieſer Gelegenheit wurden Schiller und Brunnquell als Glieder der Geſellſchaft aufgenommen. Leben Sie wohl. Weimar, den 12. Mai 1802. A. Goethe.

*

Das in dieſer Zeit recht lückenhafte Tagebuch Goethes berichtet nichts über den Beſuch der Seinigen in Jena. Die Rückkehr nach Weimar erfolgt am 15. Mai vormittags. — Vom 19. bis 27. iſt Goethe in Lauchſtädt, Halle und Giebichenſtein; Briefe der beiden Gatten aneinander aus dieſer Zeit ſind nicht bekannt. Dem Freunde Nikolaus Meyer gegenüber ſchüttet Chriſtiane ihr Herz in einem Briefe vom 20. Mai aus: „... ſeit 4 Wochen befinde ich mich ſo übel, daß mir alle Luſt zum Leben vergeht, ... Der Geheimde Rath war in Jena und jetzo iſt er wieder in Lauchſtädt. Der gute Mann betrübt ſich wegen meiner Geſundheit, ich gebrauche immer Dr. Stark, entweder wird es beſſer, oder man geht ſachte zur Ruh, was doch am beſten iſt. ... Ich kann mir jetzo recht gut vorſtellen, wie Ihnen zu Muthe war, als Sie krank waren: nun geht es mir ebenſo, alles iſt mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts, ich habe alles, was ich nur wünſche, es geht aber nichts auf dieſer Welt über Geſundheit und frohen Muth; wenn man das nicht hat, ſo iſt das ganze Leben nichts.... wenn Sie ſchreiben, erwähnen Sie nichts von meiner Krankheit, denn ich weiß nicht, ob es recht ſein könnte, daß ich davon geſchrieben habe." — Am 5. Juni begibt Goethe ſich für einige Tage nach Jena, um das Vorſpiel ‚Was wir bringen' für Lauchſtädt zu fördern.

*

334. Goethe

Ich ſage nur ſo viel, daß es mir mit meiner Arbeit recht gut geht, und daß ich zur rechten Zeit hoffe fertig zu werden. Schicke mir den Wagen Donnerstag Abends. Freitag will ich einen Beſuch in Drakendorf machen und den Sonnabend nach Weimar fahren; ob ich aber zu Tiſche komme oder erſt gegen Abend, weiß ich nicht, Du erfährſt es auf alle Fälle durch die Boten.

Lebe recht wohl, grüße das Kind und ſchicke mir noch zwei Flaſchen Wein. Jena, am 8. Juni 1802. G.

*

nach deſſen Muſter auch andere Literaturen Stellung und Förderniß gewinnen ſollen. Höchſt wünſchenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologiſche Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Verſuch mache einer ſyſtematiſchen Aufſtellung, nach den verſchiedenen Dichtarten. Bei den orientaliſchen Poeten iſt alles zu ſehr gemiſcht, als daß man das Einzelne ſondern könnte; der Charakter der Zeit und des Dichters in ſeiner Zeit iſt allein belehrend und wirkt belebend auf einen jeden; wie es hier geſchehen, bleibe ja die Behandlung ſofortan.

Mögen die Verdienſte der glänzenden Schirin, des lieblich ernſt belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schluß unſerer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

Ueberſetzungen.

Da nun aber auch der Deutſche durch Ueberſetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, ſo finden wir uns veranlaßt etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieſer Stelle beizubringen.

Es giebt dreierlei Arten Ueberſetzung. Die erſte macht uns in unſerm eigenen Sinne mit dem Ausſande bekannt, eine ſchlicht-proſaiſche iſt hiezu die beſte. Denn indem die Proſa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunſt völlig aufhebt und ſelbſt den poetiſchen Enthuſiasmus auf eine allgemeine Waſſer-Ebne niederzieht, ſo leiſtet ſie für den Anfang den größten Dienſt, weil ſie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unſerer nationellen Häuslichkeit, in unſerem gemeinen Leben überraſcht und, ohne daß wir wiſſen wie uns geſchieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut.

Am 12. Juni abends kehrt Goethe nach Weimar zurück; unterm 13. vermerkt das Tagebuch: „Wurde Augustchen confirmirt. Mittag zu Tische: Herr Consistorial-Rath Günther, Herr Professor Kästner und Frau, Herr Eisert"; am 14. schreibt Goethe an Herder: „Mit herzlichem Danke empfinde ich die Neigung, mit der Du das geistige Geschäft vollbracht hast, empfehle Dir den Knaben auch für die Zukunft und lege die Note bei." Es ist dies der vorletzte aller Briefe, die Goethe an seinen alten Anreger, Lehrer und Freund geschrieben hat. Ihre Wege hatten sich inzwischen getrennt. Bei einem letzten Zusammensein, nicht lange vor Herders Tod, konnte der grämliche, verbitterte Mann seine alte Neigung zu vernichtendem Spott, unter der Goethe schon als Straßburger Student hatte leiden müssen, nicht unterdrücken und erwiederte auf Goethes arglose Frage, ob ihm die ‚Natürliche Tochter' nicht gefalle: „O doch! — am Ende ist mir aber doch Dein natürlicher Sohn lieber als Deine Natürliche Tochter." —

Wenige Tage nach Augusts Konfirmation galt es für Christiane, die Familie reisefertig zu machen zu einem Besuch in Lauchstädt, wo am 26. Juni das neue Theatergebäude festlich eingeweiht werden sollte. Fünf Tage vorher, am 21., reist die Familie Goethe mit Freund Heinrich Meyer nach Lauchstädt ab. Über die Eröffnungsfeier berichtet Christiane an Nikolaus Meyer: „Im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geheimen Rath anfing, betitelt ‚Was wir bringen', waren 8 hundert Menschen, wir waren auf dem Balcon in einer sehr schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so ruften die Studenten: „Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe"; er hatte sich ganz hinten hin gesetzt, aber ich stand auf, und er mußte vor und sich bedanken. Nach der Komödie war Illumination und dem Geheimen Rath sein Bild illuminirt und sein Transparent, und wir speiseten im Salon, wo auch wieder alles illuminirt war und der ganze Saal mit Blumen-Guirlanden geschmücket." Christiane brauchte, wie Goethe, fleißig die Bäder und fühlte sich sehr glücklich, um so mehr, als es viel Gelegenheit zum tanzen gab; an Offizieren war Mangel, desto zahlreicher hatten die Studenten aus Halle sich eingefunden. „Ich tanze", heißt es in demselben Briefe Christianens an Nikolaus Meyer, „auf jedem Ball mit einem wie mit dem andern, weil sie mir alle gleich sind, sie erweisen mir alle, wo ich bin, sehr viel Artigkeit, sie haben auf den Geheime Rath und mein Vivat gerufen." — Vom 9. bis zum

20. Juli hielt Goethe sich in Halle und Giebichenstein auf. Er fuhr mit Frau und Sohn hin (Christiane berichtet über ihre Hallenser Erlebnisse in dem genannten Briefe an Nikolaus Meyer) und behielt Augusten dort, während Christiane wohl schon nach einem oder zwei Tagen wieder nach Lauchstädt zurückkehrte.

*

335. Christiane [Lauchstädt,] den 15. J[uli 1802.]

Ich freue mich sehr, daß es Dir gefällt und Dir so wohlgehet. Ich bin auch leidlich wohl, aber seit Du weg bist, habe ich mich sehr ennuyirt, und es will mir gar nicht gefallen. Wir hatten 2 schöne Bälle und haben wieder recht getanzt. Wie Du aber hier warst, so war alles schöner. Ich lebe in der Hoffnung, Dich bald wiederzusehen. Itzo will ich etwas anfragen. Den Dienstag gehet der Bote wieder nach Weimar, so sei so gut und schreibe mir, wennehr ich Pferde kommen lassen soll. Das Heimwehe quälet mich sehr. Leb wohl und schreibe mir bald ein Wort. Grüße meinen lieben August recht vielmal. C. V.

336. Christiane [Lauchstädt, 16. oder 17. Juli 1802.]

Da ich von dem Wöchener erfahren habe, daß Du vielleicht erst Mittewoch zurückkommst, so will ich Dir nur schreiben, wie die Sachen stehen.

Der Professor muß bis Donnerstag fort, weil sein Quartier alsdann wieder besetzet ist, und ich habe doch auch Lust wieder zu Hause, denn bis Donnerstag bin ich 4 Wochen da. So wollte ich den Mittewoch die Pferde kommen lassen, und den Donnerstag ging' ich mit fort,

weil mir alle zusammen auch nicht fort können. Ich führ freilich auch gern mit Dir; aber wenn Du noch so lange hier bleibst, wie Becker sagte, so würden es 6 Wochen, und es kostet überall Geld, denn man kommt keinen Tag ohne Geld weg. So wollte ich Dich um Deinen guten Rath bitten, ob ich die Pferde kommen soll lassen und soll mit dem Professor weggehen, oder ob der Professor von hier Pferde nehmen soll und allein fahren soll, und wir wollten zusammen fahren. Der Professor will gern darüber Antwort haben. Ich möchte doch aber gern, ehe ich wegging', Dich noch über manches sprechen; ich sehne mich auch wieder recht nach Dir. Du mußt ja nicht böse werden, daß ich Dir einen Boten schicke. Ich möchte gerne wissen, wie [ich] es am besten und zu Deiner Zufriedenheit machte. Leb recht wohl und schreibe mir, wie alles werden soll.

Adieu, Lieber, und gedenke mein. C. V.

*

Tagebuch, 20. Juli: „Um 2 Uhr von Giebichenstein abgefahren. Abends mit Professor Meyer und den Meinigen zu Nacht gegessen"; 25. Juli: „Früh 5 Uhr von Lauchstädt ab. Mittag in Herrengosserstädt. In der Apotheke in Buttstädt eingekehrt. Abends 9 Uhr zu Hause in Weimar." — Schon am 3. August begibt Goethe sich wieder für längere Zeit nach Jena; sein Brief vom 6., der einen Gruß zu Christianens (vermeintlichem) Geburtstag enthalten haben wird, ist nicht bekannt.

*

337. Christiane [Weimar, 7. August 1802.]

Mein Lieber, ich hoffe, daß Du glücklich angekommen bist. Mir geht es auch gut, nur daß ich niemals schlafen

kann, wenn Du nicht da biſt. Heute Nacht habe ich beinahe kein Auge zuthun können; ich weiß gar nicht, was das iſt. Heute haben wir Wäſche, ich will ſehen, daß ich mich recht müde mache, daß es beſſer wird. Ich ſehe immer, daß ich Dich lieber habe, denn ohne Dich will mir es nirgends gefallen. Leb wohl und denke mein.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Aprikoſen, welche Sie uns geſchickt haben. Am Donnerstage und Freitage ſtieg hier um 6 Uhr ein Luftball, welcher 36 Fuß hoch und 90 Fuß im Umfange war. Er ſtieg im ‚Sterne' in die Höhe und an dem Fallſchirme war ein Säckchen befeſtiget, in welchem ſich eine junge Katze befand. Das erſte Mal fiel er in unſerm Garten nieder, und am Freitage nahe bei den Rädern der Burgmühle. Morgen ſoll er noch einmal ſteigen. Der Mineralienhändler, deſſen Sachen ich geſtern beſehen habe, hat meine Mineralien auch geſehen und ſie gelobt. Wir haben uns wechſelsweiſe etwas geſchenkt. Leben Sie wohl.

Weimar, den 7. Auguſt 1802. A. Goethe.

338. Chriſtiane [Weimar, 9. oder 10. Auguſt 1802.]

Morgen wird mein Bruder mit Pferden kommen; der Nieder-Roßler Pachter hat ſie angeſehen und ſagt, er ſähe keinen Tadel daran, als daß die eine Mähne nicht ſo ausfiel' als die andere. Sobald als die Pferde aber heute bei mir ankommen, ſo will ich den Bauinſpector und den Reitſchmied kommen laſſen und will Dir auch ſchreiben, was dieſe geſagt haben. Der Preis ſoll 32 Carolin ſein; aber unſre Pferde [will er] nicht, er hätte noch 2 und könnte

unsere Pferde nicht brauchen. Nun wär mein Rath dieser: wir behielten unsre Pferde noch bis heute über 8 Tage und ließen diese Woche noch das Holz reinfahren, und heute über 8 Tage verauctionirten wir sie. Darüber schreibe mir Deine Meinung. Unterdessen könnten sich die Füchse recht rausfüttern. Im Januar aber, sagt der Pachter, sollst Du den Stallmeister fragen, ob die Pferde gut sind. Und ich dächte, es ging' auch etwas von dem Preis ab. Wenn Dir die Pferde gefallen, und sie sind gut, so dächte ich, Du schriebst dem Bauinspector, daß dieser den Handel machte. Über alles dieses schreibe mir. Mein Bruder wird Dir auch alles mündlich sagen. Leb wohl und behalte Deinen Schatz lieb.

339. Christiane [Weimar, 11. August 1802.]

Lieber, es ist hier gar zu heiß; in meinen itzigen Umständen ist es beinahe nicht zum aushalten. Es ist mir überall, als wäre gar keine Luft mehr zu kriegen, und schlafen kann ich gar nicht. Es ist nur gut, daß noch etwas Wasser im Keller ist; das werde ich aber wohl austrinken, denn Bier macht mir noch mehr Hitze, und Wein darf ich wegen dem vielen Blute gar nicht trinken. Wenn nur der Hofrath einmal wiederkömmt, daß ich mit dem ordentlich sprechen kann. Ich glaube, wenn die Hitze nicht wäre, so wäre ich ganz wohl, denn es ist wohl nur vom Blute.

Die Pferde haben wir nicht behalten. Vor das erste waren sie vor den Preis nicht schön genug; vor 2. hat der Kutscher bei dem Herüberfahren noch allerlei Fehler ent-

deckt. Bis Dienstag werden wir mit unſern Holzfuhren fertig, alsdann wollen wir unſre verkaufen. Der Herr Stallmeiſter von Jena hat einen Kaufmann zu dem großen, und zu dem kleinen wird ſich ſchon auch einer finden. Wenn ſie mit dem Holze fertig ſind, füttere ich ſie noch ein paar Tage gut, und dann will es der Kutſcher den Herrn Stallmeiſter wiſſen laſſen.

Ich wünſche Dir, recht wohl zu leben, und bitte mich recht lieb zu behalten.

Hier folgt das Geld vor Götzen. Geiſt hat es vergeſſen mitzunehmen.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Aprikoſen, die uns dieſen Morgen ſehr erquickt haben. Ich bedauere Sie ſehr, daß Sie bei der drückenden Hitze gerade in Jena zubringen müſſen. Heute wird hier eine Frau begraben, welche auf dem Felde umgefallen und todt geblieben iſt. Der Mineralienhändler wird heute in Jena eintreffen und Ihnen ſeine Sachen zeigen. Sein Sie ſo gütig und ſchicken Sie mir die Mineralien, welche entweder in oder auf der braunen Kommode in einem Käſtchen liegen. Grüßen Sie den Onkel und behalten Sie mich lieb. Weimar, den 11. Auguſt 1802. A. Goethe.

340. Chriſtiane [Weimar, 14. Auguſt 1802.]

Ich bin itzo ſehr fleißig und beſchäftige mich mit allerlei. Ich bleiche mein gutes Tiſchzeug, das dieſen Winter ſehr viel bei den Kränzchen gelitten hat, bin viel im alten Garten und lebe ſo ſtille hin. Geiſt ſoll dem Herrn Stall-

meiſter ſagen, daß der Mann, der das große Pferd haben will, ſoll den Donnerstag kommen, wenn er es noch haben will; und den Mittewoch kann mir Geiſt deßhalb Antwort ſchreiben. Der Auguſt iſt ſehr artig und recht freundlich mit mir; er iſt ſo gefällig und zuvorkommend, als er noch nicht geweſen iſt, und wir ſind beide recht vergnügt zuſammen. Leb wohl und behalte Du auch Deine Kinder recht lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die ſchönen Apricoſen und Pflaumen, welche mir heute als Morgenbrot ſo gut geſchmeckt haben. Die Äpfel, welche Sie uns am Donnerstage geſchickt haben, ſchmeckten ganz vortrefflich. Mit dem Theatergepäcke werden nun auch bald die Kaſten mit meinen Mineralien ankommen, welche ich dann aufmachen und auspacken werde. Geſtern ſind die mehreſten Schauſpieler angekommen. Sagen Sie dem Onkel, er möchte mir doch auch einmal ſchreiben, dann wollte ich ihm auch ein Briefchen ſchicken. Leben Sie wohl. Weimar, den 14. Auguſt 1802.

A. Goethe.

341. Goethe

Ich wünſche, daß es euch dieſe Zeit über möge wohlgegangen ſein. Ich habe mich ganz leidlich befunden, ob gleich einige unangenehme Dinge vorgekommen ſind, z. B. daß des Herrn von Hendrichs Sohn ertrunken iſt, wodurch ich auch mit berührt worden bin. Dießmal wüßte ich weiter nichts zu ſagen und zu verlangen. Ich wünſche nur, daß der Pferdehandel leidlich möge von Statten gehen.

Ich ſchicke wieder einiges Obſt und denke, daß ihr euch in euren Gärten etwas dabei zu Gute thun ſollt.

Thue Dir, mein liebes Kind, überhaupt etwas zu Gute und gedenke an mich mit Liebe.

Jena, den 17. Auguſt 1802. G.

[Nachſchrift unter der Adreſſe]

Herr Geh. Hofrath Loder bittet Sie ergebenſt, ihm die Lorgnette, welche er Ihnen einſtmals in der Komödie geliehen hat, wieder gefälligſt zuzuſchicken.

342. Chriſtiane [Weimar, 18. Auguſt 1802.]

Der Vorfall mit des Herrn von Hendrichs Sohn hat mich auch recht erſchreckt, und ſo mehr, da Auguſt auch immer in der großen Hitze Luſt hatte zu ſchwimmen und zu baden. Ich ließ es aber nicht zu. Mit den Pferden wollen wir uns nicht übereilen, denn hier folget ein Brief, wo Dir wieder ein paar angeboten werden. Und der Stallmeiſter ſagte, vom Preis ging' auch etwas runter. Ich läugne nicht, daß ich itzo mehr als jemals wünſchte, daß wir Pferde hätten, weil ich mir wegen meines Fußes wenig Bewegung machen kann, und ſie mir doch ſo noth thut. Am Sonntag wagte ich es, mit Erneſtine und Auguſt nach Belvedere zu gehen. Aber bei dem Heruntergehen ward der Schmerz ſehr groß; es bekam mir aber, und ich konnte die Nacht recht gut ſchlafen. Schreibe mir aber doch ſo bald als möglich, wenn eine Gelegenheit herüber geht, wie es mit meinem Bruder geht. Man ſagt

hier, er hätte das hitzige Fieber. Und er hat auch heute nicht eine Silbe geschrieben. Seine Frau weiß noch nichts und soll auch nichts erfahren. Aber ich bin selbst auch deßhalb wegen Dir in Angst. Über etwas bin ich auch recht verdrüßlich: daß die Bohnen nicht gerathen; denn wir haben noch keine kochen können. Wenn nun die Nächte so kalt bleiben, so wird auch wenig wachsen. Wenn in Jena etwa was zum einmachen zu haben wäre, so soll Geist welche kaufen und sie mit Gelegenheit rüber schicken, daß ich im Nothfall nur etwas vor Dich einmachen kann.

Leb wohl. Und ich hoffe Dich auch bald wiederzusehen.

Den Brief vom Doctor schicke mir auch wieder zurück, weil ich ihm gleich antworten will.

Alleweile erfahren wir, daß morgen die Herzogin Mutter eine freie Redoute gibt! Das wird ein schöner Spectakel werden. Aus Neugier müssen wir doch auch hingehen. Sollte jemand rüber fahren, schreibe mir ja, wie [es] mit meinem Bruder steht. Adieu, Lieber.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die schönen Aprikosen, Pflaumen und Birnen, welche Sie uns geschickt haben. Die großen Birnen und Pflaumen waren ganz vortrefflich, und das übrige Obst hat mir auch sehr gut geschmeckt. Der Herr Doctor Meyer hat mir geschrieben, und ich bin jetzt beschäftiget, ihm einen langen Brief zu schreiben, worin ich ihm meine Reise erzählen will. Die Kasten sind von Lauchstädt angekommen, und ich habe alles ausgepackt und ordentlich in einen Kasten gelegt. Das große Stück mit den Pflanzen-

abdrücken iſt gut erhalten angekommen. Grüßen Sie den Onkel und erinnern Sie ihn nochmals an ein Briefchen. Leben Sie wohl.

Weimar, den 18. Auguſt 1802. A. Goethe.

343. Goethe

Dein Bruder bringt dieſen Brief ſelbſt und wird Dir die Geſchichte ſeines Übelbefindens erzählen.

Den Brief wegen der Pferde ſende ich zurück. Ich wünſchte freilich, daß wir endlich auf gute Weiſe zu ein paar brauchbaren Geſchöpfen kämen; beſonders bei dieſen ſchönen und warmen Tagen hätteſt Du ſie wohl brauchen können.

Der Brief von Dr. Meyer liegt auch bei, grüße ihn von mir, wenn Du ſchreibſt.

Wegen Bohnen zum einmachen iſt auch hier noch nichts zu thun; doch will ich der Trabitius Auftrag geben. Vielleicht ſchicke ich bald etwas, oder bringe es mit.

Ich verlange ſehr, euch bald wiederzuſehen. Grüße mir das liebe Kind, und macht euch auf der Redoute einmal wieder luſtig.

Jena, den 19. Auguſt 1802. G.

Das beikommende Obſt laßt euch ſchmecken.

344. Chriſtiane [Weimar, 21. Auguſt 1802.]

Daß ich Hoffnung habe, Dich bald wiederzuſehen, freut mich ſehr, denn ich war Zeit her ſehr verdrüßlich. Und was einen ſo verdrüßlich und mißmuthig macht, das

Eine ſolche Wirkung wird Luthers Bibelüberſetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Proſa geſetzt und ſie zu einem Volksbuche geſtempelt, ſo wäre viel gewonnen worden, und der ſeltſame, ernſte, düſtere, grauerliche Ritterſinn hätte uns mit ſeiner vollkommenen Kraft angeſprochen. Ob dieſes jetzt noch rathlich und thunlich ſey werden diejenigen am beſten beurtheilen, die ſich dieſen alterthümlichen Geſchäften entſchiedener gewidmet haben.

Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man ſich in die Zuſtände des Auslandes zwar zu verſetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn ſich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzuſtellen bemüht iſt. Solche Zeit möchte ich im reinſten Wortverſtand die *parodiſtiſche* nennen. Meiſtentheils ſind es geiſtreiche Menſchen, die ſich zu einem ſolchen Geſchäft berufen fühlen. Die Franzoſen bedienen ſich dieſer Art bei Ueberſetzung aller poetiſchen Werke; Beiſpiele zu Hunderten laſſen ſich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzoſe, wie er ſich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch ſo mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenſtänden, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat das auf ſeinem eignen Grund und Boden gewachſen ſey.

Wieland's Ueberſetzungen gehören zu dieſer Art und Weiſe; auch er hatte einen eigenthümlichen Verſtands- und Geſchmacksſinn, mit dem er ſich dem Alterthum, dem Auslande nur inſofern annaherte, als er ſeine Convenienz dabei fand. Dieſer vorzügliche Mann darf als Repräſentant ſeiner Zeit angeſehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er ſich's zueignete und es wieder mittheilte, auch ſeinen Zeitgenoſſen angenehm und genießbar begegnete.

iſt, daß man hier nichts als traurige Geſchichten[1] hört. Es ſind in kurzem drei greuliche Sachen geſchehn, die ich Dir mündlich ausführlich erzählen will. Nun von der Redoute! Der große Spaß war, daß alles hin ging, um die Preußen zu ſehen, und es kam auch nicht einer hin. Ich habe 2 Tänze und eine Quadrille getanzt und bin dann wieder zu Hauſe gefahren; habe aber von allen Damen großen Beifall wegen meines Kopfputzes gehabt, es ſahe auch bei Nacht ganz wie gediegenes Gold aus, wovor ich Dir nochmals danke. Heute iſt es wieder ſehr heiß, da muß ich allemal recht viel am Fuß leiden. Wenn morgen die Pferde kommen, und ſie ſind brauchbar und ſchön, ſo ſchicke ich Dir ſie den Montag. Du kannſt alsdenn damit kommen, wenn Du willſt. Iſt es aber nichts, ſo ſchreibe mir den Mittewoch, ob ich Dir die alten ſchicken ſoll. Der Mann von Jena hat den Großen durch jemand anſehen laſſen. Nun kann ſich Geiſt deßhalb bei dem Herrn Stallmeiſter erkundigen, ob er ihn noch will.

Leb wohl und komm bald, damit Du auch noch etwas von den Levkojen im Garten ſieheſt, ſie ſind juſt noch recht ſchön. Leb wohl und behalte mich recht lieb.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Ich freue mich ſehr, daß Sie nun bald wieder zu uns kommen wollen. Am Donnerstage wurde im Webicht von einem Schloſſerburſchen ein Kind todtgeſchlagen, welches der Frau gehört, die an der Webichtsallee Eßwaaren und Getränke zu verkaufen hat.

[1] Geſchibnih [vielleicht beabſichtigt Geſchehniſſe]

21. Auguſt 1802

Der Menſch konnte der Frau das Getränk nicht bezahlen, das er zu ſich genommen hatte. Darüber kommt er mit der Frau in Streit, und indem er nach ihr ſchlägt, trifft er das Kind und tödtet es. Andere ſagen, er habe die That mit Vorſatz verübt. An demſelben Tage war ich auch auf der Redoute, auf welcher ſich aber nur ein einziger preußiſcher Offizier mit großen Stiefeln einfand. Ich ging nach 11 Uhr wieder fort, weil es mir nicht gefiel. Leben Sie wohl und kommen Sie bald zu uns. Weimar, den 21. Auguſt 1802. A. Goethe.

345. Chriſtiane [Weimar, 25. Auguſt 1802.]

Ich freu mich recht ſehr, Dich wiederzuſehen, und es iſt aus vielen Urſachen auch recht nöthig, daß Du wieder hier biſt. Ich habe heute ſehr viel mit Bett-Geſchichten[1] zu thun und kann Dir alſo weiter nichts ſagen, als daß ich mich unausſprechlich freue, Dich wiederzuſehn. Leb wohl.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Sie haben uns heute wieder ſchöne Birnen und Pflaumen geſchickt, wofür ich Ihnen alſo vielmals danke. Es freuet mich ſehr, daß Sie künftigen Freitag wieder zu uns kommen wollen. Ich habe ſeit dem Sonntage einen böſen Hals und Kopfweh gehabt, ich bin aber jetzt wieder geſund. Geſtern Abend habe ich einen großen Nachtvogel gefangen, welcher am Seifenkraute im Garten herumflog. Der Herr Profeſſor Meyer hat ſehr ſtarke Zahnſchmerzen. Er ſitzt, in ſeinen Mantel eingehüllt, den ganzen Tag in der Stube. Den Brief an den Herrn Doctor Meyer hat die Mutter fortgeſchickt. Leben Sie wohl. Weimar, den 25. Auguſt 1802.

A. Goethe.

[1] Bet Geſichten

Am 27. August abends kehrt Goethe heim, eben rechtzeitig, um seinen Geburtstag im Familienkreise zu verleben. — Den Rest des Jahres verbringt er, von zwei kurzen Aufenthalten in Jena abgesehen, in Weimar. Anfang November löst sich die langjährige, liebe Hausgenossenschaft mit Heinrich Meyer, der ein eigenes Heim gründet, um zu Beginn des nächsten Jahres seine Braut, Luise von Koppenfels, als Frau hineinzuführen. August bezieht sogleich Meyers Zimmer, überglücklich, nunmehr seine Steinsammlung und die andern Naturschätze nach Belieben ausbreiten zu können. „Er ist noch immer passionirt für dieses Fach," schreibt Goethe unterm 15. November an Sartorius in Göttingen, „und ich bin neugierig, ob er einmal Ernst aus diesem Spiele machen wird." Die Hoffnung, dem Sohne endlich ein Brüderchen oder Schwesterchen zu schenken, sollte abermals scheitern; Christianens Niederkunft erfolgte am 16. Dezember. „Ich erfahre soeben zufällig," schreibt Schiller an diesem Tage an Goethe, „daß man Ihnen zu einem angenehmen Ereigniß im Hause Glück zu wünschen hat. Ich wünsche es von Ihnen bestätigt zu hören.... Empfehlen Sie mich der Kleinen recht freundschaftlich und versichern sie meines besten Antheils." Goethe erwiedert am selben Tage: „Herzlich danke ich für den freundschaftlichen Antheil. Ein ganz kleines Mädchen ist bei uns angekommen. Bis jetzt geht alles gut. Die Kleine wird sich Ihres Andenkens recht erfreuen." Drei Tage später, am 19., meldet er Schillern: „Bei uns geht es nicht gut, wie Sie mir vielleicht gestern in der Oper anmerkten. Der neue Gast wird wohl schwerlich lange verweilen, und die Mutter, so gefaßt sie sonst ist, leidet an Körper und Gemüth. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens und fühlt den Werth Ihres Antheils." Noch am selben Tage starb das Kindchen.

1803

Das erſte Viertel des neuen Jahres, das auf dem Theater mit ‚Paläophron und Neoterpe‘ eröffnet wird, verbringt Goethe in Weimar. Am 2. April geht ‚Die natürliche Tochter‘ zum erſten Male über die Bretter. Am 17. April begibt Goethe ſich für den Reſt des Monats nach Jena; ſein erſter Brief an Chriſtiane (vom 19.) iſt nicht bekannt.

*

346. Chriſtiane [Weimar, 20. April 1803.]

Es iſt mir recht leid, daß das Wetter ſo übel iſt und Du im Schloß ſitzen mußt. Und mir iſt es auch wegen der Blüthen ſehr bange; es iſt hier ſehr kalt. Am Sonntag waren wir recht vergnügt; ich hatte Ehlers und Oels[1] und die Silie mit eingeladen, und es wurde viel geſungen, und die ganze Geſellſchaft war zufrieden. Heute Abend freu ich mich auf die ‚Lilla‘, denn die Abende ohne Dich ſind unausſtehlich; ich gehe aus oder ins Bette.

Du haſt nichts geſchrieben, ob Du Sonnabend noch zurückkömmſt. Da mein Bruder nüber kommt, ſo kann ich es wohl durch den erfahren. Leb wohl und behalte mich lieb.

*

An welchem Tage Goethe nach Weimar zurückkehrt, wiſſen wir nicht (das Tagebuch iſt während dieſer Monate ſehr lückenhaft). Über Goethes Stimmung in dieſer Zeit belehrt uns ein Brief Chriſtianens an Nikolaus Meyer vom 21. April (alſo drei Tage

[1] Öhlers und Alles

nach dem Obigen geschrieben), in dem es heißt: „...ich lebe ganz still und sehe fast keinen Menschen. Das Theater ist noch einzig und allein meine Freude. Ich lebe aber wegen des Geheimraths sehr in Sorge, er ist manchmal ganz Hypochonder, und ich stehe viel aus; weil es aber Krankheit, so thue ich Alles gern, habe aber so gar niemand, dem ich mich vertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieses nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber, er wird wieder einmal recht krank." — Am 1. Mai reist Goethe nach Jena, am 2. bis Naumburg, am 3. nach Lauchstädt, um daselbst die zweite Theaterspielzeit vorzubereiten.

347. Goethe

Nachdem wir sehr böse Wege überstanden haben, sind wir glücklich in Lauchstädt angelangt. Die Pferde haben mich oft gedauert; allein da der Kutscher auf jede Weise sorgfältig fuhr, so ist alles gut abgelaufen, und daß sie sich wohlbefinden, zeigt der gute Appetit. Es war ein Glück, daß wir trocknes Wetter hatten. Geist und Bloß sind wohl den halben Weg gegangen, und ich habe mich auch oft auf die Beine gemacht.

Hier in Lauchstädt ist es ganz angenehm, die Linden theilweise grün, andere im Ausschlagen. Die Kastanienbäume fangen an zu blühen, und die sämmtlichen Obstpyramiden, um den Teich, stehen in voller Blüthe.

Der neue Gärtner hat sich sehr thätig bewiesen, und das Ganze wird ordentlicher und reinlicher aussehen als vorm Jahre. Besonders hat man den guten Einfall gehabt, das ganze Heckenwesen, unten im sogenannten Bosquet, wegzuschlagen, wodurch man eine freie Aussicht, über so viele schöne Lindengänge, bis hinaus auf die Wiese hat.

Zwiſchen dem Theater und der Landſtraße haben ſie eine Lindenanlage gemacht, die nicht ganz zu tadeln iſt. Das alte Schauſpielhaus iſt abgebrochen, und es ſieht aus, als wenn der Platz nunmehr planirt, und der alte Leimenhügel, der ſchon ziemlich geſchmolzen iſt, völlig abgetragen werden ſollte. Genug, es ſieht aus, als ob die Herren Sachſen ſich, nach unſerm Beiſpiel, auch einmal rühren wollten.

Das Haus hat ſich den Winter durch recht gut gehalten, und wenn es nun noch abgeputzt wird, ſo, denke ich, ſoll ſichs von außen auch gut ausnehmen.

Ferner wirſt Du die Hallen neu angeſtrichen finden, und was dergleichen mehr iſt, woraus Du ſiehſt, daß man die Gäſte gut zu empfangen denkt. Ich werde morgen, als den 5., nach Halle und Giebichenſtein gehen. Wie es nachher weiter mit mir wird, weiß ich ſelbſt noch nicht. Grüße Guſteln aufs beſte und lebe recht wohl und vergnügt.

Lauchſtädt, am [4. und] 5. Mai 1803. G.

Am 10. Mai verläßt Goethe Lauchſtädt, um über Merſeburg und Naumburg nach Weimar zurückzukehren; ſchon am 15. begibt er ſich für einige Tage nach Jena.

348. Chriſtiane [Weimar, etwa 18. Mai 1803.]

Von Geiſt habe ich erfahren, daß Du ausgeritten biſt; ich freu mich recht ſehr, da ich höre, daß es Dir bekömmt. Ich bin dieſe Zeit im alten Garten ſehr beſchäftigt geweſen. Und im Hauſe wirſt Du auch alles ordentlich fin-

den. Wir freun uns recht, Dich bald wiederzusehn. Leb wohl und behalte uns lieb.

*

In einem undatierten Briefe an Nikolaus Meyer aus dem Mai 1803 schreibt Christiane: „Vor itzo befindet er [Goethe] sich in Jena, wo ich bis [vielleicht zu lesen: diesen] Freitag auch hingehe zu einem großen Ball auf der ‚Rose', wozu ich heute eingeladen worden bin; die Tanzlust will sich bei mir noch immer nicht verlieren." Vielleicht hängt damit der Tagebuchvermerk Goethes vom 20. Mai, einem Freitag, zusammen: „Schickt ich den Wagen nach Weimar."

*

349. Christiane [Weimar, etwa 27. Mai 1803.]

Es ist uns beiden nicht recht, daß wir Dich dieses Fest noch nicht wiedersehen. Besonders ist bei mir großer Geldmangel. Heute frühe, wie wir es hörten durch Deinen Brief, habe ich und Gustel die Tage gezählt, bis Du wiederkömmst. Wegen der Pferde habe ich es geahndet und bin deßhalb sehr in Sorge. Es war letzt zu viel in Einem Tage 2 Male die Tour. Ich habe mir wie immer das Schlimmste vorgestellt. Ich hoffe aber von meinem Bruder, wenn der heute kömmt, zu hören, daß es nicht so schlimm ist. Ich freu mich sehr, Dich zu sehen. Im Hause sollst Du alles ordentlich finden. Und wir wollen recht vergnügt sein. Zelter reist gewiß itzo schon von Dresden ab, kann also in etlichen Tagen hier sein. Leb wohl und gedenke mein.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich freue mich recht, daß Ihnen das Reiten so wohl bekömmt, und wünschte, daß ich mit reiten könnte. Es betrübt mich sehr,

daß Sie erſt den Mittwoch kommen, denn ich ſehne mich ſehr nach Ihnen; auch dachte ich, Sie würden zur ‚Saalnixe' wiederkommen, welche Sie in Jena freilich näher haben. Ich habe mich dieſe Zeit recht wohl befunden und bin, wenn es gut Wetter war und wenn ich Zeit hatt, öfters ſpazieren gegangen. Sein Sie ſo gütig und ſagen Sie dem Herrn Bergrath Lenz, daß er Ihnen mein neues Mineral mitgeben ſoll. Eine Betrübniß muß ich Ihnen auch ſagen, daß unſere Schlange bei der Häutung geſtorben iſt. Leben Sie recht wohl.

Weimar, den [27.?] Mai 1803. Auguſt Goethe.

*

In Lauchſtädt begann diesmal die Spielzeit des Weimarer Theaters ſchon am 11. Juni, zwei Wochen früher als im Jahre 1802. Chriſtiane war, wie ihre folgenden Briefe zeigen, vor Beginn des Gaſtſpiels annähernd vier Wochen als Badegaſt und Berichterſtatter über Theaterſachen in Lauchſtädt; Auguſt leiſtete ihr Geſellſchaft. Goethe ſelbſt wurde in Weimar zurückgehalten, vornehmlich infolge der notwendigen Übereignung ſeines Gutes an den bisherigen Pächter Reimann. Anfang Juni war der Verkauf bereits abgeſchloſſen. In den Tag- und Jahres-Heften preiſt Goethe ſich glücklich, ſein „Verhältniß zu den Erdſchollen von Roßla" endlich völlig aufgehoben zu haben. „War der vorige Pachter ein Lebemann und in ſeinem Geſchäft leichtſinnig und nachläſſig, ſo hatte der neue als bisheriger Bürger einer Landſtadt eine gewiſſe eigene, kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol ſein mag. Der gute Mann, in ſeinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das Höchſte befindend, leitete das dort mäßig abfließende Waſſer in engen Blechröhren an die niedrigſte Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe ſprang, aber ſtatt des Waſſerſpiegels einen Sumpf bildete. Das idylliſche Naturweſen jenes Spaziergangs war um ſeine Einfalt verkümmert, ſo wie denn auch andere ähnliche Anſtalten ein gewiſſes erſtes Gefallen nicht mehr zuließen. — Zwiſchen allem dieſem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Beſitzung für den, der ſie perſönlich benutze, ganz einträglich ſei, und in dem Maße, wie mir der Beſitz verleidete, mußte er ihm

wünſchenswürdig erſcheinen, und ſo ereignete ſichs, daß ich nach ſechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verluſt als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feſte, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anſchauung dieſer Zuſtände auch nicht zu Geld anſchlagen, ſo war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien geſellig zugebracht."

*

350. Chriſtiane [Lauchſtädt,] 13. [Juni 1803,] Montag, Abends um 7 Uhr.

In Buttſtädt kamen wir an, aßen etwas Kaltes und waren ſehr vergnügt. Nach Tiſche kam Herr Schwarz und holte uns zu einem Punſch in ſein Haus, wo wir recht vergnügt waren. Um 12 Uhr gingen wir unter Begleitung des Herrn Schwarz nach Hauſe, und es begegnete uns ein Abenteuer, wo ſich unſer Karl recht herzhaft bezeigt hat. Es kam nämlich der närriſche Creutzburg hinter uns drein mit einem großen Dolche unterm Rocke. Und als wir ins Haus waren, ſo kam er auch und wollte zu Lauterbach, und als der kam, wollte er ihn erſtechen und brachte den Dolch unter dem Rocke vor und wurde ganz wüthend. Karl aber verhinderte es; ich lief in mein Zimmer und ſchloß mich ein. Nun wollte er zu mir, und ich ſtand Todesangſt aus. Am Ende brachte ihn Karl in Güte noch fort. Ich konnte aber vor Angſt die ganze Nacht nicht ſchlafen, und halb 3 Uhr ſtand ich auf, weckete alles, um 5 Uhr fuhren wir fort, bekamen ſchönes Wetter, und es fiel nichts vor, und wir waren recht vergnügt. Als wir nach Schafſtädt kamen, ſtieg ein ſehr ſchöner Luftballon ſo hoch und weit, als ich

noch keinen geſehen habe. Und um 4 Uhr waren wir in Lauchſtädt. Der Weg war nicht zum beſten, und wir ſind ſehr langſam gefahren, um den Pferden nichts zu Leide zu thun. Sie befinden ſich auch recht wohl, und es ſchmeckt ihnen gar herrlich. Man vermuthete mich nicht, und die Silie war nicht zu Hauſe. Und als ſie kam, freute ſie ſich ſehr. Ich packte aus, zog mein Reitkleidchen an, und als ich angezogen war, ſo erſchienen die jungen Herrn vom Theater und bewillkommten mich alle. Und Unzelmann iſt ganz glücklich, und er ſoll ſich recht gut betragen. Es iſt ihm auch ſchon 2 Mal bravo gerufen worden, in der ‚Braut von Meſſina' und in ‚Alte und Neue Zeit'[1]. Und als wir am[2] Tiſche ſaßen und ſpeiſten, ſo ließen mir[3] die Herrn ein Ständchen bringen. Wir gingen in die Allee, und ich ſprach den Herrn von Heinitz, der außerordentlich artig war. Wir freuten uns, einander wiederzuſehen, und verſprachen uns hier ſehr viel Vergnügen. Um 10 legten wir uns zu Bette, und um 11 Uhr bekamen wir wieder ein Ständchen, das gar nicht enden wollte; es wurden 9 Tänze geſpielt, die ganz neu waren. Und ſo müde als man war, mußte man doch aufſtehen und ein bißchen huppen[4]. Und um 1 Uhr bekamen wir eins mit lauter Clarinetten und Flöten, „Es waren ſo ſelige Tage" und ſo weiter.

Viel Badegäſte ſind noch gar nicht hier, aber es iſt alles beſtellt und faſt kein Quartier mehr zu haben. Alles

[1] Alte ... Zeit aus einem Luſtſpiel [2] Nach getrichenem ahen [3] wir [4] hüpfen

Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen muß; so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern sondern an der Stelle des andern gelten solle.

Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Uebersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, giebt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heran bilden muß.

Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publicum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein bequemte. Wer nun aber jetzt übersieht was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakspeare und Calderon, als eingedeutschte Fremde, uns doppelt und dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.

Die von Hammer'schen Arbeiten deuten nun auch meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meisterwerke, bei welchen vorzüglich die Annäherung an äußere Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vortheilhafter zeigen sich die Stellen einer Uebersetzung des Firdusi, welche uns genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Umarbeiters, wovon einiges in den Fundgruben zu lesen ist. Diese Art einen Dichter umzubilden halten wir für den traurigsten Mißgriff,

aber erwartet Sie und Schiller. Ich habe auch gesagt, daß Sie beide so bald, als es Ihre Geschäfte zuließen, kommen würden. Ich bin sehr heiter und vergnügt; es ist mir, als hätte ich wieder ganz neues Leben bekommen. Und dieß danke ich alles Dir, Lieber, und werde ewig dankbar sein.

Mittewoch [Dienstag], den 14.

Heute frühe gingen wir in die Allee, und es wurde eine Wasserfahrt gemacht, und wir waren alle recht vergnügt. Der Herr von Firks[1] ließ uns Musik dazu kommen. Nach Tische gab ich in der Allee eine Chocolade, und wir gingen nach Schottendorf[2]. Wie ich zurückekomme, sehe ich die Jagemann und dachte gleich, daß ich Dir, Lieber, diesen Brief schicken wollte. Du mußt aber ja herkommen, weil alles auf Dich hofft, und wenn auch itzo nicht, aber wenn Du kannst. Bis Sonntag wird wohl der erste Ball erst sein. Leb recht wohl und grüße August recht herzlich und sage ihm: er soll sich nicht betrüben, es gäbe noch gar keine Kirschen, und die ‚Saalnire' würde unter 3 Wochen auch nicht gegeben.

Leb wohl und behalte mich nur recht lieb. Das bittet Dich Dein treuer Schatz Ch. V.

351. Christiane [Lauchstädt, 15./20. Juni 1803.]

Mittewoch, den 15.[3], Abends kam die Mamsell Jagemann zu uns. Nach Tische gingen wir in die Allee und wurden zu dem Italiener, der auf dem Kohlhof wohnt,

[1] Ferds [2] schaben Dorf [3] Über gestrichenem Dienstag, den 14.

eingeladen. Und als wir hinkamen, fanden wir viele Geſellſchaft, ſehr guten rothen Champagner und waren recht vergnügt; wovon ich Dir mündlich allerhand erzählen will.

Donnerstag, den 16.[1], haben wir in der Eisbude gefrühſtückt; gingen ſpazieren, wurden aber von einem Regen erwiſcht, welches uns großen Spaß machte. Nach Tiſche kam ein großes Gewitter, welches ſehr viele Fremde zurückhielt. Wir, ich und die Silie, fuhren in die Komödie hinein, es war ‚Nathan der Weiſe'. Die Einnahme betrug nur 50 Thaler. Aber das Stück wurde ſehr gut gegeben, außer der Maaß, die ſpielte mit einer abſcheulichen Kälte. Bei dem Zuhauſefahren wurden unſere Pferde von den Hallenſern ſehr gelobt und bewundert, welches mich recht freute. Es ſind aber auch prächtige Thiere. Nach der Komödie wurde ich und die Silie [und] Madame Beck zu einem Punſch vom Doctor Schwabe[2] eingeladen, und es war recht artig.

[17. Juni.]

Früh, wie mir aufſtanden, haben mir dieſes Ge'icht gemacht.[3]

Freitag, den 17.[4], machten wir Mamſell Jagemann die Gegenviſite und waren recht ausgelaſſen.

Die Wöchner aber ſind recht unglücklich über das Wetter. 12 Bade-Gäſte ſind itzo hier.

Heute ſind wir in Merſeburg geweſen und haben

[1] Über geſtrichenem Mittewoch, den 15. [2] Swawe [3] Dieser Satz ist nachträglich eingeschoben [4] Unter geſtrichenem Mittewoch Donnerstag

einen beſondern Poſtmeiſter kennen lernen, der uns großen Spaß gemacht hat.

Abends hatten wir wegen Feier dieſes Gedichtes Punſchgeſellſchaft und bekamen ein ſchönes Ständchen. An wen dieß Gedichte iſt, müſſen Sie rathen.

Sonnabend, den 18., frühe ſchick[t]en wir zu dem ‚Opferfeſt' noch allerhand[1]. Nach Tiſche hatten wir mit dem Anzug zu thun. Ich ließ der Zagemann den Wagen anbieten, und die Silie und dieſe fuhren beide zuſammen. Die Oper ging recht gut, die Silie wurde applaudirt, und [die] Zagemann und ihre Geſpielen mußten das Quartett „Kind, höre meine Lehren" da capo ſingen, und die Zagemann hat großen Beifall eingeerntet. Auch Ehlers wurde applaudirt. In andern Stücken haben ſie ihr Applaudiſſement noch nicht ſo hören laſſen. Und es war ziemlich voll; die Einnahme betrug 106[2] Thaler.

Sonntag, den 19. Heute wollen wir ſehen, wie es gehen wird, ob auch ein Bällchen zum Vorſchein kommt. Heute beim Erwachen habe ich mich recht zu Dir und dem lieben Auguſt gewünſcht; nun kommt doch auch die Sehnſucht wieder. Ich habe aber große Hoffnung, daß Du und das Kind herkommen ſoll. Wenn die ‚Natürliche Tochter' gegeben wird, ſo ſoll Becker einen expreſſen Boten an den Profeſſor Gentz ſchicken; der will herkommen. Da ſollſt Du auch Nachricht davon haben und könnteſt mit herkommen; und wenn Du nicht hier bleiben wollteſt, ſo ließſt Du mir

[1] alles hatten [2] 100 und 06

den Guſtel da, damit ich doch etwas hätte. Denn itzo reut es mich ſehr, daß ich ihn nicht mitgenommen habe. Die Meerweiblichkeit iſt itzo[1] da, [de] habe ich noch nicht baden können. Sobald es aber vorbei iſt, ſo will ich anfangen. Hier wird es wohl ſchön werden, wenn ich wieder fort muß, denn Bade-Gäſte wollen ſich noch gar nicht ſehen laſſen. Den Herrn Canzler habe ich geſprochen und dieſen Brief an den Hofkammerrath von ihm erhalten; es liegt gewiß auch einer an Dich darin. Dieſen Brief erhältſt Du durch Treutern; aber der Bote gehet auch den Dienstag, und da ſchreibe mir ja auch ein paar Worte. Leb wohl und gedenke mein. Ich denke recht oft an Dich.

Heute war bei uns zu Tiſche Herr Grüner, Ehlers, die Madame Beck. Nach dem gingen wir in die Komödie; es wurde das ‚Schreibe-Pult' gegeben. Mir war es beinahe nicht zum aushalten. Die Einnahme war 95 Thaler. Nach der Komödie wurden wir zu einem kleinen Bällchen eingeladen. Wir gingen hin, und es war recht artig. Beſonders waren die Herrn Offiziere ſehr artig, beſonders ein Graf von Oertzen[2]. Meine Pferdchen machen nur ſo viel Aufſehens; ich muß Dir noch herzlich danken, daß Du ſie mir mitgegeben haſt.

Montag, 20., waren wir wieder in Merſeburg und haben in der Kirche und auf dem Schloſſe ſehr ſchöne Sachen von Lukas Cranach [geſehen], welche Du, wenn Du herkömmſt, ſehen mußt.

Ehlers läßt Dich bitten: ob es der Herr Hofrath Schiller

[1] jo [2] Erzen

wegen der Frei-Exemplare auch bei Herrn Cotta beſorget hätte.

Leb recht wohl und gedenke mein. Viele tauſend Grüße an meinen lieben Auguſt.

[Beilage]

An dieſem erfreulichen Tage
begrüßen recht freundlich wir dich!
Wirf von dir die größte Plage,
ſei in Procentchen recht glücklich;
nimm hin dieß kleine Gedichte —
es iſt zwar eine curioſe Geſchichte,
daß wir es wagen zu meditiren,
denn du verſtehſt leider mehr als multipliciren.

Käme es nur von da drüben herüber,
es hilfe dir am Ende wohl gar vors Fieber;
jetzt aber mußt du dich begnügen,
ſollt es auch nach Stümpern riechen.

Wir ſetzten die Worte gern recht ſcharmant,
wenn uns nur kämen die Muſen zur Hand;
käm eine nur her, ſich zu baden,
ſo wär uns gleich gerathen.

Genug, es muß dein Herz ſchon rühren,
wenn wir nur die Feder führen,
das ſind wir überzeugt,
drum wirds uns auch ſo leicht.
So wünſchen wir dir Glücks die Menge
in die Ferne, in die Breite und in die Länge;
wir wünſchen dir zu ſein recht froh
unter Paläſten und Hütten von Stroh.

21. Juni 1803

Nun aber müſſen wir ſchließen,
um deine Augen zu ſchonen,
denn Thränen ſehen wir fließen,
und dieß ſchon kann uns lohnen.

352. Goethe

Mit dem ſchlechten Wetter müßt ihr freilich Geduld haben und ſehen, wie ihr euch in Sälen und ſonſt unterhaltet; dagegen kann es bald recht ſchön werden, und ich ſehe gern, wenn Du ſo lange dort bleibſt, als Dirs gefällt. Im Hauſe vermiſſen wir Dich ſehr, und Erneſtine wird für Sorgen ſchon ganz mager, auch muß ich manchmal ein neu Gemüs oder ſonſt was zukaufen, weil das Ausgeſetzte nicht reichen will. Das iſt aber eigentlich ein Spaß, und Auguſt iſt ſehr thätig bei dieſer Gelegenheit. Er wird Dir ſelbſt ſchreiben. Wir kommen faſt nicht voneinander, und er iſt gar unterhaltend und artig. Nach Lauchſtädt möchte er gar zu gern. Vor allem will ich Schillers Reiſe abwarten und dann auch an die meinige denken. Jetzt arbeite ich an dem kleinen Stücke und will ſehen, wie weit ich komme. Fahre nur fort, mir täglich zu ſchreiben, wenn es auch nur wenig iſt. Mir macht es viel Vergnügen, zu vernehmen, wie Du Deine Zeit hinbringſt. Lebe wohl und gedenke mein. Ich liebe Dich herzlich.

Weimar, den 21. Juni 1803. G.

Ehlers ſoll wegen ſeiner Exemplare unbeſorgt ſein. Grüße alles.

353. Christiane [Lauchstädt, 20./26. Juni 1803.]

Alleweile komm ich aus ‚Marie Stuart', welches ganz vortrefflich vorgestellt wurde. Die Jagemann hat so noch nicht gespielt, auch Cordemann und alle. Die Herrn Offiziere haben fast alle geweint. Herr Grimmer hat als französischer Gesandter sich sehr gut producirt und hat eine recht angenehme Sprache. Seine Figur ist noch besser als Haide; er wird aber auch schon recht beneidet. Die Einnahme war 192 Thaler[1].

Wenn nur mehr Bade-Gäste hier wären, daß es auch mehr zu tanzen gäbe. Heute sind wieder 4 Wagen voll gekommen, aber Alte. In Deinem Logis wohnt ein Sächsischer Offizier, der uns auch sehr die Cur machen will. Wir haben manchen Spaß mit ihm, so auch mit Graf Oertzen.

Dienstag, den 21., waren wir in Halle. Wir brachten Schwaben dahin, und Ehlers nahmen wir mit, weil Becker immer nicht von der Müller wegkam. Wir aßen im ‚Goldnen Löwen' und gingen nach Tische zu Niemeyers, wo wir sehr gut aufgenommen wurden. Ehlers und die Silie sangen, und wir kamen spät zurück.

Den Mittewoch, den 22., wie ich frühe aufwachte, war ich sehr krank und wußte nicht, wovon. Ich hielt mich im Bette und curirte mich nach meiner Art mit Portwein. Und heute, den 23., frühe habe ich mir von dem Italiener einen Sardellensalat holen lassen, und bin wieder ganz wohl. Um 3 Uhr kamen Niemeyers zu mir; ich setzte

[1] Dieser Satz ist am oberen Rand der Seite nachgetragen und die Zahl 192 aus 122 geändert

ihnen eine Bouteille Wein vor, und alsdann gingen wir zuſammen in die Loge Z. Es war ‚Die Fremde aus Andros‘; es wurde ſehr gut gegeben, beſonders gefiel Niemeyern Oels und die Silie, und Becker und Ehlers konnte man gar nicht erkennen[1]. Es gefiel auch, aber nicht allgemein; und das war Schuld, glaube ich, daß es Niemeyer nicht verſchwiegen hatte, daß es von ihm ſei, denn es war hier und in Halle ſchon allgemein bekannt. Und wie wir hinkamen, ſo hatte ich es gar noch nicht erwähnt, ſo fing er gleich davon an; und bei der Aufführung war faſt nur ſein Pädagogium[2] da. Er meinte aber, es müſſe noch einmal gegeben werden. Die Einnahme war 61 Thaler. Wir ſpeiſten im Salon und waren ſehr vergnügt. Alsdann ging ich[3] zu Hauſe, und auf dem Wege kamen Cotta und Hain zu mir und ſagt[en] mir, daß ſie ſchon 2 Mal zu Hauſe bei mir geweſen wären, es wär Geſellſchaft bei Sanguſto, die Silie wär auch da. Ich ging hin und hörte wieder allerlei Meinung, welche ich Dir in Schlampamps-Stündchen alles mittheilen will.

Freitag, den 24.

Heut frühe um 5 Uhr höre ich[4] und bekomme Deinen Brief, wo ich mich freue, aber auch betrübe, wenn nicht alles ſo geht, als ich wünſchte. Wenn Du auch, Lieber, Erneſtine etwas geben mußt, ich will ſchon alles wieder in das Gleiſe bringen, wenn ich wiederkomme. Sei nur ja nicht verdrüßlich darüber.

[1] zu Erkenn [2] Pädgoim [3] Zuerst gingen wir [4] Folgen zwei unleserliche Wörter Dey Selbt wahrt

Heute frühe fuhren wir spazieren; da freuen mich nur immer die Pferdchen, und allemal danke ich in Gedanken Dir, daß Du sie mir hier gelassen hast. Ich bin wieder recht wohl und sehr vergnügt. Heute war es in der Allee sehr zahlreich. Es sind wieder Bade-Gäste gekommen, und es wird schon wieder besser werden. Sehr viel Offiziere sind da. Heute haben sie uns wieder einen von Berlin vorgestellt, von den Gensd'armes. Ein Herr von Nostitz, der mit seinem Vater da ist, so was Großes habe ich noch nicht gesehen. Und da er sahe, daß er bewundert wurde, brachte ihn seine Eitelkeit dahin, daß er Schärpe, Kartusche und alles umhing, um sich zu zeigen. Und mit solchen Späßen vertreiben wir uns die Zeit. Abends war eine große Gesellschaft in der Eisbude, wo wir recht vergnügt waren.

Sonnabend, den 24. [25.]

Itzo kommen auch Kirschen die Menge. Auch habe ich hier allerlei bei dem Italiener entdeckt: Lachs, Hamburger Rindfleisch, Zungen. Wenn Du herkommst, so können wir uns allerlei mitnehmen. Morgen ist der große Ball in Halle, wo der August dabei war.

Heute nach Tische ging ich in die Allee und fand auch 2 Hallenser, die vorm Jahr da waren, und die Bekanntschaften wurden erneuert. Und es wurden viele Bälle versprochen. Es war der Herr von Spiegel und der Herr von Eichenberg. Und von morgen verspricht man sich viel. Auch habe ich Madame Grey [?] gesprochen und ihre Tochter, welche sehr artig war. Die heutige Vorstellung

war die ‚Offene Fehde' und ‚Scherz und Ernſt'; beide Vorſtellungen gefielen ſehr, beſonders die Zagemann in letzterm. Die Einnahme war 126 [Thaler]. Nach der Komödie gingen wir in Salon, auch wurde zum erſten Mal getanzet[1]; und ſpeiſten da und waren beſonders luſtig, und da man weiter nichts zu thun hat, ſo kann man ſich Mühe geben, gut zu ſprechen und vorher allerlei zu überlegen. Weil man ſchon allenfalls weiß, mit wem man in Geſellſchaft kommt, ſo geht es mir itzo recht gut vom Munde, und ich muß oft der Silie mit durchhelfen. Beſonders die Herren Offiziere machen uns viel zu ſchaffen; ſie ſind aber ſehr artig, und wir haben manchen Spaß.

Wenn nur nicht alles ſo theuer wäre! und ich hätte 14 Tage ſpäter kommen ſollen, denn nunmehro geht der rechte Spuk erſt an. Morgen frühe gebe ich meinen guten Freundinnen eine Chocolade in der Allee. Da werden freilich auch einige Auglichen ſich mit einſchleichen. Es iſt ein prächtiges Leben; wenn Du nur auch hier wärſt und Dich noch ſo mitfreuen könnteſt! ich bin ſehr glücklich, und ſo glücklich machſt Du, Lieber, mich! Ich kann Dir nicht genug dafür danken. Heute ſind wieder 5 Familien Badegäſte angekommen, worunter auch 2 hübſche Juden-Mädchen ſind. Ich freue mich nur, daß ich Hoffnung habe durch Deinen letzten Brief, Dich auch hier zu ſehn, und wenn es nur 8 Tage wären. Luſtig bin [ich], wie Du nicht glauben kannſt, und ſolche Einfälle, als ich hier habe, kommt mir kein einziger in Weimar in die Gedanken.

[1] Die Worte auch bis getanzet nachträglich zwischengeschrieben

den ein fleißiger, dem Geschäft übrigens gewachsener Uebersetzer thun könnte.

Da aber bei jeder Literatur jene drei Epochen sich wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten sich gleichzeitig ausüben lassen; so wäre jetzt eine prosaische Uebersetzung des Schah Nameh und der Werke des Nisami immer noch am Platz. Man benutzte sie zur überhineilenden, den Hauptsinn aufschließenden Lectüre, wir erfreuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Ethischen im Allgemeinen, und vertrauten uns immer näher mit den Gesinnungen und Denkweisen bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern könnten.

Man erinnere sich des entschiedensten Beifalls den wir Deutschen einer solchen Uebersetzung der Sakontala gezollt, und wir können das Glück was sie gemacht gar wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in welche das Gedicht aufgelöst worden. Nun aber wär' es an der Zeit uns davon eine Uebersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialekten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen des Originals entspräche und uns dieses Gedicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit aufs neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses ewigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterblich Verdienst durch solche Arbeit erwerben.

Der englische Uebersetzer des Wolkenboten, Mega Dhuta, ist gleichfalls aller Ehren werth, denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Uebersetzung ist eigentlich aus der zweiten Epoche, paraphrastisch und suppletorisch, sie schmeichelt durch den fünffüßigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserm Kosegarten dagegen verdanke ich wenige Verse

Sonntag, den 26. Heute frühe wurden wir und eine ganze Gesellschaft von den Herren Bode und Hain zu einem Frühstück bei Sanguito eingeladen, wo wir bei einigen Sardellen-Salaten recht vergnügt waren und bis 1 Uhr da zubrachten, alsdann aßen und nach Tische spazieren fuhren. Alsdann ging es in die Allee, wo es recht voll war; besonders viele Offiziere von Querfurt waren da, worunter auch der junge Böhme [?] aus Weimar war, mit dem ich auch getanzt habe. Es wurde gespielt ‚Der Herbsttag'. Die Einnahme war 117 Thaler. Wir speisten im Salon, alsdann war ein sehr artiger Ball, wo ich einen rechten artigen Menschen aus Breslau[1] habe kennen lernen, so ein Auglichen von der ganz jungen Art. Aber er spricht sehr gut und unterhält mich immer, wenn die Silie zu thun hat, sehr gut. Nach Giebichenstein kann ich gar nicht kommen, weil die Silie und Ehlers immer zu thun haben. Aber auf den Freitag ist es fest beschlossen. Gesprochen habe ich sie hier schon vor der Komödie in ‚Maria Stuart'.

Leb wohl, und sei ja nicht böse, wenn es auch zu Hause nicht so geht als sonst. Wenn wir wieder zusammen sind, wollen wir auch wieder recht vergnügt sein. Sollte Ernestine kein Geld mehr haben, so gib ihr etwas, ich will es alsdann ins Buch schreiben, wenn ich zurückkomme. Leb wohl! Gedenke mein, Lieber und Liebstes auf der Welt.

[Beilage: Christiane an August, Lauchstädt, 26. Juni 1803]

Lieber August, itzo gibt es Kirschen und alles hier, nur theuer ist es. Es wird aber alles noch besser, ehr Du

[1] Braunau

kömmſt. Die Herren Hallenſer freun ſich ſehr auf Dich. Du mußt aber ja Dein Stammbuch nicht vergeſſen, denn darauf wartet man ſehr. Auch ſehr ſchöne grüne Mützen ſind hier zu haben von allerlei Façon. Wir wollen recht vergnügt ſein, wenn wir uns wiederſehen. Leb wohl und ſtehe Deinem Vater immer bei und führe Dich überhaupt gut auf. Leb wohl, lieber Junge.

354. Goethe

Du biſt recht lieb und gut, daß Du ſo viel ſchreibſt, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen, auch im Einzelnen zu wiſſen, wie Dirs geht. Bleibe nur in Lauchſtädt, ſo lange Du Luſt haſt; auf alle Fälle ſehe ich gern, wenn Du Dich den ganzen Monat Juli dort aufhältſt, denn ich habe eine wichtige Arbeit vorgenommen, wobei mir die Einſamkeit wohlthut, ob ich mich gleich oft genug nach Dir ſehne. Bin ich damit zu Stande, ſo komme ich, Dich abzuholen, das mir auch gut ſein wird.

Im Hauſe läßt ſichs auch beſſer an, und da der Herzog wieder hier iſt, werde ich öfter nach Hofe geladen; manchmal bin ich in Tiefurt, und da ich öfters reite, ſo vermiſſe ich die Pferde auch nicht. Sei alſo nur froh und außer Sorgen.

Auguſt hält ſich ſehr brav und bleibt gern bei mir, auch gehen wir oft zuſammen ſpazieren.

Der guten Mutter iſt eine große Freude begegnet, wie Du aus beiliegendem Blatt ſehn kannſt. Zeige das Blatt niemand, ob Du gleich das Allgemeine der Geſchichte erzählen kannſt.

Auguſt grüßt. Er hat das Heumachen beſorgt, gehauen iſt es und wird, bei dem ſchönen Wetter, auch wohl glücklich hereinkommen. Lebe tauſendmal wohl.

Weimar, den 28. Juni 1803. G.

Ich mache den Brief wieder auf, um noch einiges hinzuzufügen.

Bis den 14. Juli, wo das Gut übergeben wird und Reimann zahlt, muß ich auf alle Fälle hier bleiben, weil bei ſo einer Gelegenheit doch mancherlei vorfällt.

Schreibe nur wie bisher hübſch ausführlich und umſtändlich, wie es Dir geht.

Ich werde wohl auch auf einige Tage hinüber nach Jena gehen.

Wenn Du Geld brauchſt, kannſt Du Dir das Nöthige vom Caſſier geben laſſen.

Auf den Sonnabend geht Profeſſor Gentz nach Lauchſtädt, durch welchen Du ein paar Worte erhalten ſollſt.

Grüße alles und beſonders auch, was von Halle und Giebichenſtein kommt.

355. Goethe

Da ſich eine Gelegenheit findet, Dir zu ſchreiben, ſo ſage ich Dir nur, daß ich heute nach Jena gehe, wohin ich freilich hätte ſchon früher gehen ſollen. Es wird Zeit, daß die Taſchenbücher in Ordnung kommen. Ich werde das Kind mitnehmen und nicht lange drüben bleiben.

Heute, Sonntag, wird es wohl ſehr brillant bei euch

ſein. Herr Hofrath von Schiller iſt nun auch dort, und ich wünſche Dir viel Vergnügen.

Was Du mir mit dem Boten ſchreibſt, gib den Wöchnern, daß es an Herrn Hofkammer-Rath eingepackt wird; dieſer ſchickt es mir gleich nach Jena.

Zwölf Bouteillen Wein haſt Du erhalten, ich will ſehen, ob ich Dir bei dieſer Gelegenheit noch 6 andre mit fortſchaffen kann.

Lebe wohl, gedenke mein! Ich liebe Dich herzlich und verlange ſehr, Dich wieder zu beſitzen. Weimar, den 3. Juli 1803. Goethe.

356. Chriſtiane

[Lauchſtädt, 27. Juni bis 4. Juli 1803.]

Montag, den 27. Es wurde die ‚Turandot' gegeben. Die Einnahme war 82 Thaler. Nach der Komödie gingen wir nach Hauſe zu Tiſche, und alsdann noch in die Allee. Wir müſſen auf unſrer Hut ſein, man will uns unſre Auglichen und Curmacher wegkapern, den Oertzen und Stüſcken [?]; wir wollen nur erſt ſehen, daß wir etwas Anders kriegen und etwas Beſſeres, alsdann kann ſie die Jagemann bekommen. Es iſt recht luſtig, wie man da keine Barmherzigkeit mit einander hat; das macht mir viel Spaß, und ich habe Dir allerhand luſtige Streiche zu erzählen.

Dienstag, 28., gingen wir frühe in die Allee, Ehlers und der Herr von Firks gingen mit aus. Von [da] gingen wir in das große Haus vom Kirchhof gegenüber, wo eine

neue Wirthſchaft angelegt iſt, und wo man ſehr gut eſſen ſoll, und wo wir nächſtens auch eſſen wollen. Man kann ſich da ſeine Geſellſchaft ausſuchen und kann da recht gut eſſen. Das wär da ſo was vor Dich und Schiller. Nach Tiſche fuhren wir nach Delitz[1], um den König und die Königin zu ſehen. Sie ſpannten da aus, und ich [habe] beide recht nahe geſehen. Der König grüßte mich und die Silie ſehr freundlich. Die Jagemann ging zur Königin an Wagen, aber die Königin war nicht ſehr gnädig. Graf Oertzen reicht' ihr Erfriſchungen; die nahm ſie an. Der Herr von Noſtitz und die andern Offiziere traten an den Wagen, und da wurde ſie etwas freundlicher.

Izo ſind wir zurückgekommen. Und in dem neuen Hôtel ſind recht ſchöne Logis, wo die Zimmer in Garten gehen. Es iſt aber nichts ſchöner, als Abends unter dem Zelte, etwa eine Geſellſchaft von 16 Perſonen, da iſt es gerade recht.

Alleweile, Abends um 10 Uhr, kommen wir von Sangusto, wovon ich Dir mündlich erzählen will. Heb nur das auf; wenn ich zu Dir komme und es wieder durchleſe, ſo erinnre ich mich nachhero wieder an alles.

Mittewoch, den 29., frühe gingen wir in die Allee, und zu unſrer Luſt ſehen wir, daß wir wohl einen von unſern Begleitern loswerden werden; das macht uns aber Spaß, denn nun kommt wieder etwas Andres. Und die Jagemann muß doch auch etwas haben. Es war Probe von ‚Iphigenie'[2]. Da habe ich ſehr viel mit Haide

[1] Oebelas [2] Iphigenie

gesprochen, an das Du mich auch erinnern mußt. Nach Tische ging ich die Allee, und mein schwarzköpfichtes Breslauerchen war da. Wir gingen in die Loge. Und die Offiziere hatten mit der Jagemann bei Demski gespeist und waren alle molum; der Herr von Deinel [?] wollte in unsre Loge. Der Cassir aber sagte, die Loge wär mein, wen ich [nicht] mitnähme, der könnte nicht hinein; und so wurden wir ihn los. Es wurde ‚Die Schachmaschine' gegeben, und die Einnahme war 66 Thaler.

Nach der Komödie speisten wir unter dem Zelte in Demskis Garten; die Madame Beck und die Götzen war mit, auch Bode und Hain, und es war eine bürgerliche Gesellschaft. Es waren auch ein paar artige Studenten dabei, und es war recht hübsch; auch haben wir etwas getanzet.

Donnerstag, den 30. Juli [Juni], frühe hatte ich mit meinem Putz zu thun und alles wieder in Ordnung zu bringen. Alsdann gingen wir in die Allee, und es wurde eine Fahrt nach Naumburg für morgen besprochen; mit mir fährt Silie und Ehlers und seine Frau und Becker und die Miller und die Teller, die Jagemann, ihre Schwester und Graf Oertzen.

Alleweile bekam ich Deinen Brief und bin vor Freuden außer mir, und der guten Mutter ihr Brief hat mir auch große Freude gemacht. Wie ich Dir für alles Gute danken will, weiß ich gar nicht. Du machst mich sehr glücklich. Mit meinem Gelde will ich wohl noch reichen. Aber nur wegen der Pferde ist nur 3 Wochen gesorget, aber es macht etwa gegen Weimar die Woche nur 2 Thaler

Unterſchied, und das verdienen ſie hundertfach. Und Du, mein Lieber, gibſt es gerne. Denn freilich nun wird es erſt recht ſchön und luſtig.

Freitag, den 1. Juli, fuhren wir um 2 Uhr Morgens nach Naumburg. Die Fahrt war ſo, wie ich Dir ſie beſchrieben habe; nur zu Pferde war Hain und Bode mitt uns. Um 7 Uhr kamen wir dann an und um 8 Uhr gingen wir zur Matiegzek, die ganz außer ſich vor Freuden war. Alsdann frühſtückten wir zuſammen auf dem Keller, wo viele Juden kamen; es wurde ſich aber ſehr tugendhafft betragen und nichts gekauft. Alsdann gingen [wir] wieder zur Matiegzek und holten die ab und ſpeiſten auf einem ſehr brillanten Kaffee-Hauſe, wo es mir ſehr viel Vergnügen machte, denn es wurden hier ganz ‚Die Theatraliſchen Abenteuer' aufgeführt. Der Director machte der Matiegzek die Cur und ſo weiter; welches für uns auch eine gute Unterhaltung gibt.

Alsdann gingen wir in [den] Bürger-Garten, wo ich auch ein recht ſpaßhaftes Abenteuer hatte, indem ich von einem ſehr artigen jungen Berliner ein rechtes ſpaßhaftes Abenteuer hatte, der mich vor eine Weimariſche Schauſpielerin hielte; wovon ich allerlei erzählen will. Aber Ehlers hatte mir den Spaß ohne ſeinen Willen verdorben, und es wurde ſehr gelacht. Alsdann gingen wir in [die] Komödie, wo ‚Die Huſſiten' aufgeführt wurden. Ein ſchlechtes Stück unter aller Kritik aufführen zu ſehen, das iſt ſchrecklich. Nach der Komödie um 11 Uhr fuhren wir zurück, und um 4 waren wir zu Hauſe.

Sonnabend, den 2. Juli, ſchliefen wir bis 1 Uhr Mittags, ſchliefen wir bis 1 Uhr! Iſt das erlaubt? wirſt Du ſagen. Aber auch 2 Nächte nicht geſchlafen!

Es kamen Fremde von Leipzig, die Silie kannte; ich mußte mich putzen und mit in die Allee gehen. Alsdann ging ich allein [in] die Komödie; es wurde ‚Wallenſteins Lager' gegeben und ‚Der Stammbaum', die Einnahme war 148 Thaler. In die Loge zu mir kam Herr von Noſtiz, der große Offizier, und ladete mich zu dem Ball ein. Ich tanz[t]e die erſte Ecoſſaiſe mit ihm vor. Aber, mein Gott, wie ſchön tanzte der! ich habe ſelbſt noch nicht ſo ſchön getanzet. Alles ſahe uns zu, und es wurde auch mit ihr [?] getanzet. Dieſes ſchreibe ich noch, als ich um 1 Uhr vom Balle komme. Das war ein Tänzer! ſo habe ich noch mit keinem getanzet. Ich habe aber auch 6 Tänze mit ihm getanzt.

Vor der Komödie kam Schiller und der Profeſſor Gentz. Ich habe von beiden den Wein erhalten und danke Dir herzlich dafür. Das iſt wieder ein Beweis Deiner großen Liebe, wie ſehr Du an mich denkeſt. Wenn ich Dir nur auch ſo viel Gutes erzeigen könnte! Aber lieben thue ich Dich immer mehr und unausſprechlich. Daß Schiller hier iſt, gibet gleich ein anderes Leben. Nur wünſchet man auch Dich; wenn Dir es möglich iſt, komm ja. Und von Dir ſoll es ganz allein abhängen, wenn ich kommen ſoll. Sehr ſchöne iſt es hier; es ſind noch mehr Bade-Gäſte hier, und man iſt noch artiger als voriges Jahr gegen mich. Das macht aber auch der Bediente, Kutſcher und die ſchönen Pferde.

Sonntag, den 3. Juli, habe [ich] in der Allee ein Déjeuner[1] gegeben, den Leipzigern und denen, die hier artig gegen mich sind. Es waren 18 Personen. Der Karl und der Kutscher mußten aufwarten. Es war sehr artig und anständig. Auch habe ich Schiller gesprochen. Ich sollte mit im Salon speisen, aber es war zu brillant, und ich war nicht darauf eingerichtet. Die Jagemann kam aber in ihrem ganzen Schmuck; so geputzt habe ich sie in Weimar nicht gesehen. Ich zog mich ganz simpel an, aber schön; that nichts von Ketten und gar nichts um, ging die Allee und wurde gleich auf den Abend zu dem Ball eingeladen und wurde auch zugleich auf 10 Tänze engagirt. ‚Die Braut von Messina' war, und die Einnahme war 248 Thaler. Es war aber nicht im Theater auszuhalten vor Gluth; ich ging heraus und kam kaum bis am Salon, als ein großes Gewitter kam. Ich habe mit Schiller an Einem Tische gesessen, und wir waren sehr vergnügt. Nach Tische wurde getanzet, und ich habe dem Herrn von Nostitz seinen Vater kennen lernen, er ist Oberforstmeister hier; auch die Gräfin Schulenburg und Comtesse. Und es hat mich etwas von dem Herrn von Nostitz sehr gefreut, das ich Dir mündlich erzähle. Das ist einmal eine Ausnahme von einem gewöhnlichen Offizier. Gestern habe ich nur einmal mit ihm getanzet, aber fast wieder alles sah es. Auch war mein Schwarzköpfchen und Herr von Spiegel [da] und viele Bekannte. Denn ich habe mehr Bekanntschaft als voriges Jahr. Kurz, es gefällt

[1] Gastmahl

mir hölliſch, und Du haſt mich ſehr glücklich gemacht. Und wenn Du noch hierher kommſt, ſo bin ich ganz glücklich. Auch nach dem Auguſt ſehne ich mich recht. Manchmal denke ich mir aber doch, daß [ich] Dir vielleicht nöthig bin. Bei Zahlung des Geldes da wirſt viel zu thun haben, und ich wäre Dir doch wohl nützlich. Schreibe mir darüber; ich möchte Dir gerne auch beiſtehen.

Schiller ſpirt auf dem Kohl-Hofe. Nach dem Balle brachten ſie ihm ein Vivat mit Trompeten und Pauken.

Schreibe mir nur aufrichtig, wie es in der Haushaltung geht, und ſei nicht verdrüßlich, und denke nur, wie glücklich und vergnügt Du mich machſt. Leb wohl und denke mein. Deine Geſundheit wird oft im Salon getrunken. Morgen will ich nach Giebichenſtein fahren und übermorgen baden. Adieu, mein Liebſtes.

Geiſt ſoll Karlen noch ein Schreibebuch machen und mitſchicken.

357. Goethe

Gegenwärtiges ſchreibe ich Dir aus Jena und hoffe, es ſoll noch durch Dürrſchmidt zu Dir gelangen. Hierher mußte ich gehen wegen des Drucks der Taſchenbücher, wobei, wenn ſie artig werden ſollen, gar manches beobachtet werden muß. Beſonders machen die Noten von Ehlers manches zu ſchaffen; ich denke indeſſen, daß auch dieſe Hefte artig werden ſollen. Grüß ihn von mir.

Auguſt ſetzt ſich nun in die Lenziſchen Stunden und

unmittelbar aus der Urſprache, welche freilich einen ganz andern Aufſchluß geben. Ueberdieß hat ſich der Engländer Transpoſitionen der Motive erlaubt, die der geübte äſthetiſche Blick ſogleich entdeckt und mißbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit Wenigem. Eine Ueberſetzung, die ſich mit dem Original zu identificiren ſtrebt, nähert ſich zuletzt der Interlinear-Verſion und erleichtert höchlich das Verſtändniß des Originals, hiedurch werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben, und ſo iſt denn zuletzt der ganze Cirkel abgeſchloſſen, in welchem ſich die Annäherung des Fremden und Einheimiſchen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Endlicher Abſchluß!

In wiefern es uns gelungen iſt den urälteſten abgeſchiedenen Orient an den neuſten, lebendigſten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurtheilen. Uns kam jedoch abermals einiges zur Hand das, der Geſchichte des Tags angehörig, zu frohem und belebtem Schluſſe des Ganzen erfreulich dienen möchte.

Als, vor etwa vier Jahren, der nach Petersburg beſtimmte perſiſche Geſandte die Aufträge ſeines Kaiſers erhielt, verſäumte die erlauchte Gemahlin des Monarchen keineswegs dieſe Gelegenheit, ſie ſendete vielmehr von ihrer Seite bedeutende Geſchenke Ihro der Kaiſerin Mutter aller Reußen Majeſtät, begleitet von einem Briefe deſſen Ueberſetzung wir mitzutheilen das Glück haben.

beſchäftigt ſich ſonſt den Tag über, auf dieſe und jene Weiſe, daß er mir nicht zur Laſt fällt.

Mit meinem Vornehmen und Unternehmen komme ich auch etwas weiter, und die übrigen Dinge gehen ſo ganz leidlich.

Höchſt erfreulich war mirs, daß Herr Hofrath von Schiller ſich entſchloß, nach Lauchſtädt zu gehen, und ich verlange ſehr, zu hören, wie es Sonnabend, Sonntag und Montag ergangen iſt.

Ob ich komme, weiß ich nicht. Laß Dich aber dadurch nicht irre machen und bleibe, ſo lange es Dir gefällt. Gefällt es Dir nicht mehr, ſo laß einſpannen und fahre nach Hauſe.

Grüße die Wöchnerin auch wer ſonſt, auf eine heitere Weiſe, ins Ganze des Geſchäftes eingreift. Ich wollte, ſie hätten alle Luſt an dem, was ſie thun, weil ſonſt ohnehin dabei weiter nichts herauskommt.

Fahre nur ja fort, Dein Tagebuch zu führen, damit ich mir vorſtellen kann, wie Dirs geht. Jena, am 5. Juli 1803. G.

358. Goethe

Geſtern habe ich Deinen Brief erhalten, der mir viel Vergnügen macht. Fahre ja ſo fort, mir täglich zu ſchreiben, was Dir begegnet, wir leſen alsdann zuſammen das Tagebuch, und manches fällt Dir dabei wieder ein. Ich will verſuchen, dieſen Brief auf die Poſt zu ſchicken, und bin neugierig, wann er in Deine Hände kommt.

7. Juli 1803

Mit den Augelchen geht es, merke ich, ein wenig ſtark, nimm Dich nur in Acht, daß keine Augen daraus werden. Nach Deiner Beſchreibung muß es jetzt ſehr artig in Lauchſtädt ſein; und da Du leicht in die Nachbarſchaft fahren kannſt, ſo gibt es doch auch Abwechslung genug. Genieße das alles mit frohem Herzen. Mit der Geldzahlung habe ich gar keine Plage, es geſchieht nur in meiner Gegenwart, Berechnung und alles machen übrigens Stichling und Kirchner.

Seit einigen Tagen bin ich in Jena, wo auch die Sachen ganz gut gehen. Geheimer Rath Hufeland von Berlin iſt hier, da ſind Abends große Thees und dergleichen.

Meine Arbeiten rücken vor, und ich denke Sonnabend wieder hinüber zu gehen, und mit dem nächſten Boten hörſt Du mehr von mir.

Wie ſehr von Herzen ich Dich liebe, fühle ich erſt recht, da ich mich an Deiner Freude und Zufriedenheit erfreuen kann.

Durch Ludecus und Demoiſelle Probſt haſt Du wieder einigen Wein erhalten. Bei nächſter Gelegenheit will ich ſehen, Dir noch etwas hinzuſchaffen.

Grüße Herrn Hofrath Schiller! Ich wünſche, daß er ſich wie Du in Lauchſtädt gefalle und lange dort bleibe.

Auch die Silie grüße ſchönſtens. Lebe wohl und liebe mich und gedenke mein, wie ich mit Sehnſucht an Dich denke. Auguſt iſt mit hier und beträgt ſich ſehr artig. Jena, Donnerstag, den 7. Juli 1803. Bemerke ja, wenn Du dieſen Brief erhältſt. Möge er Dich zur guten Stunde treffen. G.

359. Chriſtiane [Lauchſtädt, 4./10. Juli 1803.]

Montag [4. Juli] Abends.

‚Die natürliche Tochter‘ hat ſehr gefallen und allgemein, aber man wünſchte ſie nur noch einmal zu ſehen. Sie haben auch alle recht gut geſpielt, beſonders Graff und die Miller haben beſſer als in Weimar geſpielt. Und man wünſchte nur, daß Du hier ſein möchteſt. Niemeyers waren bei mir in der Loge. Und ich[1] ging mit der Silie in Salon. Niemeyers waren von dem Prinz Eugen eingeladen in Salon und die Jagemann und Schiller und mehre. Es gefiel uns nicht recht bei Tiſche, und wir wollten nach Hauſe. Da kam Hain, Bode und der Herr von Wangenhein und ein Geheimer [Rath] Schmalz aus Königsberg. Und wir mußten mit zu Sanguſto gehen, wo wir noch Sardellen-Salat und Wein verzehrten; und es wurden ſehr viel Anekdoten von dem König und der Königin erzählet, und wir waren recht vergnügt. Auch wurde das von der guten Mutter mit dem Halsband erzählt; es ſteht gewiß in der Zeitung. Als wir aber ſo da ſaßen, kam Niemeyer und ſeine Frau, die Jagemann, eine Menge Offiziere, der Prinz, Schiller und eine ganze Geſellſchaft. Niemeyers kamen und ſagten mir, daß die Mara in Halle ſingen wird, und ich ſollte doch nüberkommen; und alsdann ſo gingen ſie weg, und ich habe es verſprochen. Die große Geſellſchaft wurde ſehr luſtig, es wurde das Reiterlied und „Ein freies Leben“ geſungen und dabei ſehr viel Champagner getrunken. Ich ſprach lange mit dem Herrn

[1] Nach geſtrichenem nach Tiſche

Hofrath Schiller; und als die Herren Offiziere zu luſtig wurden, ſo gingen wir mit unſerer Geſellſchaft weg und fuhren noch bei Mondenſchein auf dem Kahn. Das hat mir ſehr gefallen. Sehr oft dachte ich aber: wenn nur der gute Schatz auch dabei wär! Der Geheime Rath war auch ein rechter luſtiger Mann. Die Einnahme in der ‚Natürlichen Tochter' war 209[1].

Dienstag, den 5. Wein habe ich erhalten 6 von dem Herrn Profeſſor Gentz, 6 von Herrn Hofrath Schiller, 6 vom Stallmeiſter Müller und 3 [von] Mademoiſelle Probſt, wofür ich Dir den beſten Dank ſage. Man gibt mir Schuld, ich brauche eine Weincur; es iſt aber auch zu viel. Von dem beſſern ſollſt Du, wenn Du kömmſt, noch finden. Heut frühe blieb ich zu Hauſe, um allerlei in Ordnung zu bringen. Nach Tiſche kam ein ſehr großes Gewitter. Die Wetter ſind ſehr ſtark hier. Unter der ‚Braut von Meſſina' kame ſo ein heftiges Gewitter, daß allen angſt und bange wurde. Ich hatte mich aber bei Zeiten heraus und [in den] Salon geflüchtet. Dienstag Abends ſpeiſten wir bei Demski unter dem Zelte, wo es recht angenehm und unterhaltend war. Der Herr von Noſtitz hat uns ſehr gut unterhalten, denn der gehört nicht zu den lärmenden und platten Offizieren. Leb wohl und behalte mich lieb. Denn hier unter allen denen iſt kein Mann wie Du; wenn man ſie näher kennt, kann man ſie alle nicht achten. Luſtig aber bin ich ſehr und habe Dir ſehr viel zu erzählen.

Mittewoch, den 6. Heute[2] frühe war ich bei Mamſell

[1] Geändert aus 200 [2] Über geſtrichenem Geſtern

Probſt. Nach Tiſche fuhren wir ſpazieren und wollten uns Tauben [?] holen, bekamen aber keine. Erdbeer-Kalte-Schaale mache ich mir ſehr oft. Wenn man gar nichts hat, iſt das das Allerbeſte. Nach Tiſche gingen wir in die Allee und wurden vom Graf Oertzen und von Herrn von Noſtitz und von dem Lieutenant Stümler auf morgen frühe zu einem Frühſtück und zu einem kleinen Manöver[1], das ſie machen wollen, eingeladen. Es ſoll bei Bündorf[2] ſein; da wollen wir hinfahren. Ich freu mich, es zu ſehn. Wer 3 Hiebe bekömmt, iſt gefangen und muß bei der Zurückkunft 3 Bouteillen Champagner geben. Und wer in das Kornfeld reitet, der iſt erſoffen. Alſo wollen wir ſehen, wie es abläuft. Es iſt ſchade, daß morgen die Jagemann weggehet; ſie ſagte aber, ſie käme wieder. Heute wollte man vor gewiß ſagen, Du kämeſt nicht; das hat mich den ganzen Tag verſtimmt. Schiller ſcheint ſich aber hier gut zu amüſiren. Heute frühe fuhren ſie auf dem Kahn, und Bode wurde auf dem Entenhäuschen ausgeſetzt, und alsdann ſchickte man die Wache, ihn abzuholen, und es ging nicht. Da fuhr Schiller allein hin und holte ihn. Alsdann fuhren wir auch. Abends gingen wir in das Theater, ich nahm Mamſell Probſt mit. Die Einnahme war 73. Es wurde ‚Die Verwandtſchaften' von Kotzebue gegeben. Und dießmal gingen wir zeitig zum erſten Mal zu Bette. Trotz den vielen Vergnügen aber fällt mir ſehr oft ein, daß ich nun ſchon lange hier bin, und daß es Dir doch auch viel koſtet. Darum bitte ich Dich,

[1] man meint [2] Blankenburg

wenn Du wieder von Jena zurück biſt, ſo ſchreibe mir, ob Du noch Luſt haſt, zu kommen. Denn ich weiß wohl, daß es Dir keinen Spaß macht hier. Sobald Du mir dieß ordentlich ſchreibſt, ſo komm ich auch gleich. Denn mit dem Kutſcher und allem iſt es doch ein bißchen zu ſtark, daß ich die Ausgabe allein mache. Ich weiß wohl, daß Du ſehr gut biſt und mir alles gerne gönneſt; aber mir iſt es ſelbſt nicht recht und habe Vergnügen genug gehabt. Sei alſo ja ſo gut und ſchreibe mir. Denn wenn Du nicht kömmſt, ſo denke ich etwa ſo gegen den 20. abzureiſen, und da wird es wohl recht ſein. Schreibe mir ja darüber Deine Meinung.

Donnerstag, den 7. Juli. Alleweile kommen wir von dem Feldzuge, und ich habe mich ſehr amüſirt, es war prächtig, es hat mir außerordentlich gefallen; ſo etwas habe ich noch nicht geſehen. Eine Partie hatte grüne Büſche und eine weiße Binde, das waren die Schweden; eine Partie Wagen und Reiter waren auf der, die andern auf der andern Seite. Ich war bei den grünen Büſchen, Schiller war neutral[1]. Gefangen iſt keiner worden, und unſere Partie iſt verrathen worden, und es hat keiner geſiegt. Mir war nur bange vor unſern Pferden wegen des Schießen, denn es wurde hölliſch geſchoſſen. Es wurde unter einer Brücke mit Flinten geſchoſſen, um und neben uns; erſt machten die Pferde ein bißchen Spectakel, aber ſie gaben ſich bald nachher. Wie es vorbei war, ſo ritten die andern alle in Ordnung herein und Schiller mit;

[1] Neuderall

wir fuhren nach, und übern Marcht und nach dem Kohl-Hof. Auf einmal kamen die Reiter zurück, und gleich dicht neben unserm Wagen stürzte der Herr von Deinel [?][1], daß ich sehr erschrocken bin. Es hat ihm aber nichts gethan, es ist gut abgegangen; nur Nostitz ist etwas an der Hand blessirt. Und um 11 Uhr kamen wir zurück und frühstückten bei Sangusto. Wir wurden auch zu Mittag in Salon eingeladen, aber wir gingen nicht hin, weil es doch nun ein bißchen zu lustig werden wird. Aber Schiller ist bei allem. Den übrigen Tag blieben wir zu Hause; auf den Abend ging ich in das Theater, mit Mamsell Probst, und habe mich sehr ernsthaft mit Herrn von Nostitz unterhalten. Welches ich Dir mündlich erzählen will. Die Herrn hier sind gegen mich und die Silie außerordentlich höflich und artig. Man muß sich aber nur von Anfang in eine Art von Respect setzen, und das haben wir gethan. Die Mamsell Probst hat sich recht über uns gewundert, aber auch gefreut. Es ist uns noch nichts Unangenehmes begegnet; aber andern ist schon mancherlei geschehn. Es wurden ‚Die Brüder' und ‚Der Hausverkauf', beides sehr gut, gegeben. Die Einnahme war 78 Thaler. Nach der Komödie speisten wir im Salon und waren sehr vergnügt. Morgen ist der erste Thé dansant; wir sind alleweile von dem Herrn von Lietwitz [?][2] eingeladen, gehen aber nicht hin. Wir wollen nach Giebichenstein.

Freitag, den 8. Heut frühe war ich in der Allee und habe etwas zu dem Mitbringen vor die Mägde einge-

[1] Diemmsi [2] lietwitz

kauft, und unſer Schwarzköpfchen[1] . Wir gingen zuſammen ſpazieren, es iſt ein ſehr artiger junger Mann. Nach Tiſche fuhren wir, ich, die Silie und Ehlers, nach Giebichenſtein und wurden ſehr freundlich aufgenommen. Und ich muß ſagen, es hat mir ſehr gefallen. Seine Frau hat mir, wie ſie iſt, ſehr gefallen. Im Garten iſt es ſehr hübſch; ganz oben, wo man auf einer Seite Halle ſieht und auf der andern Seite die Felſen und die Saale, da iſt es ganz himmliſch. Da, an der Mauer, iſt eine Bank gemacht und heißt Goethens Bank. Und nun etwas von den Mädchens. Die älteſte iſt ſehr betrübt, ihr Bräutigam iſt in Italien geſtorben. Die Lottchen wird den 14. Juli mit ihrem Bräutigam verheirathet. Julchen ihren Bräutigam habe ich auch kennen lernen. Die hübſche Dicke weiß ich nicht, wie ſie heißt, aber ſie läßt Dich recht ſchön grüßen und verſpricht, wenn Du hinkämſt, keinen Thee mehr zu trinken.

Ich mache noch allen Hoffnung, daß Du kämſt, aber aus Deinem geſtrigen Briefe ſehe ich wohl, daß Du nicht kommen wirſt. Und quälen will ich Dich auch nicht. Und wenn es nur nicht gleich ſo viel koſtete, ſo hätten wir ſollen, wenn Du gekommen wärſt, über Deſſau und Wörlitz nach Hauſe gehen.

Und weißmachen thue ich noch allen, daß Du kämſt, denn es thäte[2] dem Ganzen Schaden. Hätte ich Deinen itzigen Brief ehr erhalten, ſo wär ich itzo abgereiſt. Aber Du ſchriebeſt mir, ich ſollte dieſen ganzen Monat

[1] Folgt ein unleserliches Wort (etwa: weinfalte, reinholte, einholte) [2] Stübbe

hier bleiben, und da habe ich die Pferde wieder bis zu dem 26. Juli veraccordirt. Sieheſt Du aber lieber, ich kam, ſo will [ich] auch ſehen, wie ſich es machen läßt. Schön iſt es freilich erſt ſeit 8 Tagen. Aber ein paar Carolin werde ich mir wohl geben laſſen müſſen von dem Caſſir, ſonſt komme ich mit meinem Gelde nicht aus. Denn den Karl und den Kutſcher habe ich freilich auch, und alles iſt theuer. Aber wie ich alles eingerichtet habe, wirſt Du gewiß mit mir zufrieden ſein. Ich habe hier für das ſehr viel gemacht und habe mir auch allerlei gekauft.

Sonnabend, den 9. Heute frühe ſind ſehr viel Weimaraner gekommen, Hennig, Linker, Grein [?] und Schmidt, Seyffarth, Treuter und Gille. In 8 Tagen bringt Gille Marianne als Frau hierher. Die Madame Gieſe [?] aus Leipzig iſt auch heute auf 14 Tage angekommen. Die 14 Tage wird es noch ſchön werden. Aber den 26. komm ich gewiß.

Heute frühe wurde der Putz vor morgen zugerichtet; denn itzo muß man gut erſcheinen. Es ſind ſehr viel Comteſſen hier, die recht herausgeputzt ſind.

Nach Tiſche gingen wir in die Allee und trafen da alle Weimaraner an; wir gingen zu Sanguſto und blieben da bis zur Komödie. Es war ‚Das Mädchen von Marienburg', welches mir noch nicht ſo gefallen hat. Die Maaß hat dießmal ſehr ſchön geſpielt. Die Einnahme war 84 Thaler. Nach der Komödie ſpeiſten wir im Salon, und es war ſehr voll; nach Tiſche war Ball. Auf dem Ball kam der Herr von Noſtiz zu mir und der Silie und ladete uns

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.

3-598-50924-3
FN. 03846/210

Schreiben
der Gemahlin des Kaisers von Persien an Ihro Majestät die Kaiserin Mutter aller Reussen.

So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt besteht, möge die erlauchte Frau des Palasts der Größe, das Schatzkästchen der Perle des Reiches, die Constellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches getragen, den Cirkel des Mittelpunkts der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der obersten Gewalt, möge sie immer glücklich seyn und bewahrt vor allen Unfallen.

Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen hab' ich die Ehre anzumelden, daß, nachdem in unsern glücklichen Zeiten, durch Wirkung der großen Barmherzigkeit des allgewaltigen Wesens, die Gärten der zwei hohen Mächte aufs neue frische Rosenblüthen hervortreiben und alles was sich zwischen die beiden herrlichen Höfe eingeschlichen durch aufrichtigste Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist; auch in Anerkennung dieser großen Wohlthat, nunmehr alle welche mit einem oder dem andern Hofe verbunden sind, nicht aufhören werden freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten.

Nun also in diesem Momente, da Se. Excellenz Mirza Abul Hassan Chan, Gesandter an dem großen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreis't, hab' ich nöthig gefunden die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und, weil es ein alter Gebrauch ist, gemäß den Grundsatzen der Freundschaft und Herzlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich die dargebotenen

Montag nach der Komödie zu einem Soupé ein; er ſagte, Herr Hofrath von Schiller wär auch dabei. Und morgen Mittag ſind wir von den Weimaranern zu Tiſche geladen, und auf den Dienstag will ich bei mir die Herren, die uns hier allerlei Vergnügen gemacht, zu Mittag einladen. Der Silie ihre Mutter macht mir alles ſehr billig, und wir haben uns ſchon allerhand dazu eingekauft. Enten, die füttern wir ſchon lange ſelbſt.

10. [Juli], Sonntag. Heute wird es ſehr voll; und frühe wollen wir den Herrn Hofrath beſuchen, um zu hören, ob es wahr iſt, daß er fort will. Ich kann mir gar nicht vorſtellen, wie es hier jemand nicht gefallen kann. Wenn ich reich wär, ſo ging' ich alle Jahr hierher; mir iſt es, als finge ich erſt an zu leben. Und im Stillen danke ich Dir, Lieber, immer dafür und bitte Gott, daß er Dir für dieſe Güte wieder allerlei Gutes erzeigen möchte; denn ich weiß ſehr gut, daß es kein anderer Mann thät. Du ſollſt mich aber auch noch in der Ewigkeit dankbar finden.

Mittag waren wir im Salon ſehr luſtig. Wir ſpeiſten im Salon und mit dem Herrn Hofrath Schiller an einem kleinen runden Tiſche, wo es mir ſehr gefallen hat. Aber Herr Hofrath will fort, weil er hört, daß Du nicht kömmſt. Deinen Brief habe ich unter [der] Komödie erhalten Sonntag um 7 Uhr. Dieſer Brief hat mich ſehr glücklich gemacht! Wie Du gibt es keinen Mann in der ganzen Welt. Und wegen der Augen kannſt Du ganz außer Sorge ſein; aber Äuglichen gibt es, daß man ſich nicht zu retten weiß. Heute Abend iſt Ball, und ich bin ſchon 10 Tänze

engagirt. Leb wohl, ich muß schließen. Behalte mich nur so lieb wie ich, Dein Dich ewig liebender Schatz.

360. Christiane

[Lauchstädt,] Montag, 11. Juli [1803], frühe um 7 Uhr.

Was mir Dein lieber Brief gestern vor Freuden gemacht hat, kann ich Dir gar nicht beschreiben. Und Genast hat ihn schon zu Mittag gehabt. Der Cassir sagt' mir, Genast hätte einen Brief, der wäre mir commandirt, und alles nichts [?], ich ging gleich auf das Theater und ließ mir ihn geben, ging gleich zu Hause und schrieb noch ein paar Worte dazu. Du wirst ihn durch Schmidt erhalten. Es wurde ‚Der argwöhnische Liebhaber' gegeben. Die Einnahme war 202 Thaler. Becker und Haide wurden herausgerufen. Nach der Komödie speisten wir im Salon, wo ich mit einer Fräulein von Biedersee Bekanntschaft macht und mit mehren Damen, die ich noch werde alle kennen lernen. Überhaupt, man ist hier sehr artig gegen mich; ich kann sagen, man ist artiger gegen mich als gegen andere Leute. — Mich hat es sehr gefreut, daß so viel Weimarer hier sind, die dieses alles mit ansehen. Der Ball war so schön, als ich hier noch einen erlebt habe; es waren gewiß 100 Frauenzimmer und meistens lauter Fräulein und Comtessen, und ich habe alles getanzet, was getanzet worden. Ich weiß auch gar nicht, wie es dieß Jahr ist, das Tanzen wird mir so leicht, ich fliege nur so, und vergnügt bin ich immer sehr. Schöne Mädchen

ſind dieß Jahr hier; die Fräulein von Biederſee iſt ein liebenswürdiges Kind.

Madame Grey [?] hat auch ſehr nach Dir gefragt; auch alle Studenten fragen nach Dir. Ich ſage allen, Du kämſt noch. Der Kanzler iſt auch ſehr betrübt, daß Du nicht kömmſt; er hat es gewiß von dem Herrn Hofrath erfahren. Ich ſagt ihm aber, daß ich noch etwas Hoffnung hätte, Dich hier zu ſehen.

Heute iſt ‚Die Jungfrau von Orléans‘, und es wird unmenſchlich voll werden. Nach der Komödie haben uns die Herren Offiziere und der Herr Hofrath Schiller zu einem Soupé und Ball bei Chryſelius eingeladen. Morgen ſollſt Du auch erfahren, wie es da war. Das Baden habe ich mehre Tage ausgeſetzt, denn bei dem vielen Tanzen will es doch nicht recht gehn; aber Mittewoch, ſo ſoll es wieder angehn. Ich komm mir ſchon viel ſchmäler vor; ob es wahr iſt oder Einbildung, weiß [ich] nicht. Aber ſchön iſt es hier, immer kommen noch Bade-Gäſte an, und wird noch immer mehr beſtellt. Wenn Du nur nicht verdrüßlich wirſt, wenn ich noch 14 Tage hier bleibe. Wenn ich freilich gewußt hätte, daß ich ſo lange hier bliebe, ſo hätte ich die Pferde wieder zurückgeſchickt; aber ſo ſieht es freilich ſtattlicher aus. Heute will ich wieder ein bißchen ausfahren. Zu erzählen habe ich Dir gewiß auf ein ganzes Jahr. Mein Breslauer Äuglichen hat ſich ſo ſtattlich herausgeputzt, daß es ſehr gut ausſieht, und tanzen thut es auch ſehr gut. Genug, die Weimaraner waren erſtaunt.

Aber es muß immer aus Einer Zerſtreuung in die

andere gehn; sonst, wenn ich zu Hause bin, habe ich manchmal den Gedanken, Du willst morgen anspannen lassen und fort reisen, denn nach Dir sehne ich mich sehr, auch nach dem Kinde, und an die Garten- und Haushaltung darf ich gar nicht denken, so werde ich doch ängstlich. Schreibe es mir ja, wie es geht, und sage doch der Ernestine, sie soll ein Loos das Jahrmarkt von Töpferwaare nehmen. Nun gingen wir in die Allee, von da in die Probe von der ‚Jungfrau', wo es sehr lustig war. Wie aber der Zug soll zusammenkommen, weiß ich noch nicht; die Möchner sind noch ganz untröstlich. Ich sollte auch der Silie ihren Bräutigam machen, aber ich habe mich schön bedankt; denn wenn so was herauskäme, ich ließ' mich nicht wieder sehn. Ich werde mich heute recht schön in [die] Loge setzen, denn Niemeyers haben[1] es mir sagen lassen, daß sie kommen werden. Unter [der] Probe haben wir bei Sangusto gefrühstücket, und es war sehr artig. Es ist nur so hübsch, daß, wenn man so eine Weile mit denen Menschen bekannt ist, daß man so allerlei an ihnen kennen lernt. Ich habe dießmal sehr viel wieder erfahren, und es ist das Beste: man denket, ich weiß alles schon. Es wird Dir gewiß Freude machen, wenn ich wiederkomme und Dir alles erzähle. Ich freue mich auch recht herzlich auf den Tag, wo wir uns wiedersehen. Auf heute Abend bin ich sehr neugierig. Und morgen ist schon auch der ganze Tag versagt. Morgen frühe sind wir vom Schiller [?] und Herrn von Firks und mehren Damen zu Frühstück

[1] Über gestrichenem werden

eingeladen; morgen Mittag ist Gesellschaft bei mir, morgen Abend sind wir zu Thé dansant eingeladen, und zum Abendessen bei Demski, wo unter einem großen Zelte gespeiset wird. Nun, Lieber, lebe wohl. Und heut und morgen will ich und die Silie Deine Gesundheit im Stillen trinken; sowie[1] sich letztere auch in Deine Genade empfehlen läßt. August grüße herzlich, und er soll mir schreiben, was ich ihm mitbringen soll. Leb wohl.

361. Christiane [Lauchstädt, 12. und 13. Juli 1803.]

Dienstag, den 12., frühe um 1/2 3 Uhr. Alleweile komme ich von dem Soupé und Balle, wo es sehr artig war, und wovon ich Dir allerlei zu erzählen habe. Von dem Herrn Hofrath hat es mich sehr gefreut, daß er sich bei Tische zu uns setzete, denn es waren sehr viel lustige Offiziere da, die sich aber alle sehr gut benommen haben. Es wurde auch sehr viel getanzet. In der ‚Jungfrau' war es sehr voll. Die Einnahme war 358 Thaler. Die Miller wurde rausgerufen, und alles war zufrieden. Auch hat die Miller eine sehr schöne goldene Kette auf das Theater geschickt gekriegt.

Heute frühe gingen wir in die Allee, denn ich mußte mir Schuhe kaufen, weil sie alle durchgetanzt sind. Alsdann hatten wir zu Tische Bode, Hain, das Schwarzköpfchen und den Cassir, denn mit diesem [2] dürfen wir es doch auch nicht ganz verderben. Nach Tische gingen wir in die Allee, wo uns Herr von Nostitz und mehrere

[1] Nach gestrichenem letztere] [2] Schembsjuden (?) vgl. S. 125. 188

erwarteten und uns zum Thé dansant führten, wo es sehr schön war, und wo ich alles getanzet habe, was getanzt worden war, und wo ich auf der Stelle die neuen Schuhe durchgetanzt habe. Itzo habe ich 3 Tage hintereinander getanzet, und nun bin ich erst recht dabei. Gestern, habe ich nachher erfahren, hatte sich ein Graf vorgenommen, mich mit einer Quadrille recht müde zu machen, denn es wurde sehr rasch getanzet. Aber ich ward nicht einmal müde; und man spricht hier sehr viel von mir wegen des Tanzen, und ich glaube, die Comtessen haben mitunter doch eine kleine Boßheit auf mich, lassen sich aber nichts merken.

Nach dem Ball mußte[1] ich mich aber ganz umziehn, denn ich war wie aus dem Bade gezogen. Karl brachte mir aber gleich[2] mein Schälechen, und ich zog mich warm an und ging zu Demski, wo folgende Gesellschaft war: Madame Beck, Maaß mit ihrer Tochter, ich, die Silie und[3] Götz, von Herrn: Bode, Hain, das Schwarzköpfchen und noch 2 artige Studenten, der Cassir, der Doctor Stoll. Und der Herr Hofrath Schiller hatte auch kommen wollen, war aber auf dem Sopha eingeschlafen und kam nicht. Auch war ein Polacke[4] da, der eine sehr schöne Stimme hat; der spielte auf der Guitarre und sang, und wir waren alle sehr vergnügt.

Mittewoch, den 13. Heute frühe muß [ich] alles wieder, was zu[5] am Zeug war, in Ordnung bringen, denn ein

[1] muß [2] Gicht [3] Nach gestrichenem mit Ihrer [4] Nach gestrichenem Bolle [5] Nach zu ist das Eigenschaftswort (etwa schlecht) von C. ausgelassen worden

Staat ist hier, und da muß man doch auch nur sehen, daß man ein bißchen reinlich aussieht. Es ist gut, daß Du nicht hier bist, denn es sind 3 Putzhändlerinnen hier; und wenn Du hier wärst, so würde gewiß allerlei gekauft. Ach Gott, es sind gar zu schöne Sachen, ich sehe gar nicht hin. Doch trotz alle dem Putz tanze ich mehr als die überputzten Damen und bin sehr lustig. Wenn Du nicht kömmst, welches ich wohl glaube, so bleibt es dabei, daß ich Dienstag, den 26. Juli, nach dem Thé dansant abreise und Mittewoch, den 27., zu Mittag in Weimar bei Dir wieder bin, worauf ich mich sehr freue. Diesen Brief muß ich nun schließen, weil morgen der Herr Hofrath Schiller ihn mitnehmen will. Heute ist ‚Der Hausfriede'. Heute Morgen bin ich ausgefahren. Das vergeß ich Dir immer zu schreiben; aber Du glaubst gar nicht, was so eine Equipage[1] und Bedienter vor einen Respect verschafft. Es macht mir mannichmal rechten Spaß. Wenn ich aber zu Hause komm, wirst Du mich sehr schmal finden, denn alles ist mir zu weit; es ist von dem vielen Tanzen und Baden. Ich befinde mich aber außerordentlich wohl dabei. Aber zu Dir sehne ich mich recht herzlich, und meine Erzählung wird Dir gewiß Freude machen. Za viele Grüße an meinen lieben August! und wenn Rudolf Platz hat, so will ich ihm Kirschen mitschicken. Mit diesem Wagen könnte, wenn jemand dabei wäre, August mitkommen, aber allein ja nicht, denn da könnte er ein Unglück nehmen. Denn ich möchte doch jemand wiedersehen. Wenn Du es aber wärst, so wäre

[1] Geschlossene

ich ganz glücklich. Leb wohl und behalt mich nur lieb und ſchreibe mir, ob Du 2 Briefe durch Schmidt, einen durch den Herrn von Hennig bekommen haſt. Schreibe mir ja durch dieſen Kutſcher ein paar Worte. Leb wohl und gedenke mein. C. V.

362. Goethe [Weimar,] Dienstag, den 12. Juli 1803.

Erſt heut erwarteten wir Deinen Brief, der uns deſto größere Freude machte, als er ſchon geſtern Abend unvermuthet ankam. Daß Dir alles glücklich von Statten geht, freut mich ſehr, Du verdienſt es aber auch, da Du Dich ſo klug und zierlich zu betragen weißt. Mache Dir wegen der Ausgaben kein Gewiſſen, ich gebe alles gern, und Du wirſt zeitig genug in die Sorglichkeiten der Haushaltung zurückkehren. Sonnabend, den 16., werden die Kaufgelder bezahlt, da es denn hinterdrein manches zu bedenken und zu beſorgen gibt. Aus dieſer und andren Urſachen komme ich nicht nach Lauchſtädt, wo ich ohnehin, außer Dir, nichts zu ſuchen habe.

Dir aber wollte ich rathen, nach Deſſau zu fahren und etwa Demoiſelle Probſt mitzunehmen, damit Du dort auf eine anſtändige Weiſe erſchienſt. Schlöſſe ſich noch andre Geſellſchaft an, ſo wäre es auch ſchicklich. Doch das wirſt Du ſchon ſelbſt am beſten einrichten. Du brauchſt vier bis fünf Tage zu dieſer Tour, wenn Du alles ſehen und mit einiger Ruhe genießen willſt, und ſo ginge Dir der Monat vergnügt hin. Die Koſten mußt Du nicht ſcheuen! Mein einziger Wunſch iſt, daß Du heiter und

liebend zurückkommſt. Auf Deine Erzählungen freu ich mich ſehr. Wenn ich es kann möglich machen, ſo ſchicke ich Dir Guſteln, damit[1] Du ihn nach Deſſau mitnehmen kannſt. Übrigens iſt er gar artig und hat ſo auf die Lauchſtädter Reiſe ziemlich Verzicht gethan.

Mittwoch, den 13.

Deinen Brief von geſtern habe ich heut nach Tiſche erhalten und freue mich, Dir immer zu folgen, wohin Du gehſt, und aus Deinen Nachrichten zu ſehen, daß es Dir recht gut geht.

Seit meiner Rückkunft von Jena greift ſich die Köchin beſonders an und kocht ſehr gut. Die Bohnenſtangen ſind auch angekommen, die noch fehlten, das war das Einzige, was im Garten abging; und ich wüßte überhaupt nichts, was Dir Sorge zu machen brauchte.

Donnerstag, ſpät.

Herr Hofrath iſt angekommen und hat mir Deinen Brief[2] gebracht. Ich freue mich Deiner Freude und ſchicke Dir Gegenwärtiges durch einen lieben Boten.

Er wird, hoffe ich, glücklich bei Dir eintreffen und Dir ſagen, wie viel wir an Dich gedacht haben. Dem Kutſcher habe ich einen Kronenthaler mitgegeben, daß er für Auguſt unterwegs bezahlen ſoll; höre, was übrig geblieben iſt, und gib dem Menſchen ein gutes Trinkgeld. Auch erhältſt Du noch 6 Bouteillen Wein.

[1] Nach geſtrichenem auf [2] Aus deine Briefe

Jetzt, da Du Auguſten haſt, beſinne Dich nicht lange und fahre auf Deſſau und wieder auf Lauchſtädt zurück, bleibe noch etliche Tage und komme Ende des Monats wieder; ſo haſt Du einen hübſchen Genuß gehabt, und ich werde mich an Deiner Erzählung nachfreuen.

Schicke mir mit nächſter Gelegenheit Deine letzten, neuen, ſchon durchgetanzten Schuhe, von denen Du mir ſchreibſt, daß ich nur wieder etwas von Dir habe und an mein Herz drucken kann. Lebe wohl. Grüße Silien und danke ihr für ihren artigen Brief.

Schreibe mir ſo bald als möglich wieder.

Weimar, den 14. Juli 1803. G.

Deine Briefe habe, wie Du ſiehſt, ſämmtlich erhalten.

Da Du mehrere Perſonen in Lauchſtädt findeſt, welche in Deſſau geweſen, ſo erkundige Dich nur nach der Art und Weiſe, wie man dort verfährt. Die Trinkgelder in Wörlitz, wo man an ſo viel Gärtner und Caſtellane zahlen muß, betragen vielleicht einen Carolin. Ein Lohnbedienter macht das gewöhnlich. Du mußt ja alles ſehen. Lebe recht wohl und liebe mich.

363. Chriſtiane [Lauchſtädt, 14./18. Juli 1803.]

Mittewoch wirſt Du von dem Herrn Hofrath erfahren haben, wie die Komödie abgelaufen iſt. Es war ‚Der Hausfriede'. Die Einnahme war 69 Thaler 12[1] Groſchen. Ich befand mich wegen der Meerweiblichkeit nicht ganz

[1] Soll vielleicht 11 heißen

artigſten Schmuckwaaren unſeres Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie dagegen, durch einige Tropfen freundlicher Briefe, den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte mich mit Auftragen zu erfreuen, die ich angelegentlichſt zu erfüllen mich erbiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll.

Geſchenke.

Eine Perlenſchnur an Gewicht 498 Karat.
Fünf indiſche Schawls.
Ein Pappenkaſtchen, Iſpahaniſche Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen.
Behaltniß mit Geräthſchaften zu nothwendigem Gebrauch.
Fünf Stück Brokate.

Wie ferner der in Petersburg verweilende Geſandte über die Verhältniſſe beider Nationen ſich klug, beſcheidentlich ausdrückt, konnten wir unſern Landsleuten, im Gefolg der Geſchichte perſiſcher Literatur und Poeſie, ſchon oben darlegen.

Neuerdings aber finden wir dieſen gleichſam geborenen Geſandten, auf ſeiner Durchreiſe für England, in Wien von Gnadengaben ſeines Kaiſers erreicht, denen der Herrſcher ſelbſt, durch dichteriſchen Ausdruck, Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch dieſe Gedichte fügen wir hinzu, als endlichen Schlußſtein unſeres zwar mit mancherlei Materialien, aber doch, Gott gebe! dauerhaft aufgeführten Dongewölbes.

wohl und hatte mich sogleich nach der Komödie ins Bette gelegt. Da kam die Frau Director Niemeyerin vor das Bette zu mir und ladete mich auf den Freitag zu Mittag nach Halle ein; und es half nichts, ich mußte es versprechen.

Donnerstag, den 14., hielte ich mich den ganzen Tag zu Haus. Die Vorstellung von ‚Alarcos' war. Die Einnahme war 92 [Thaler]. Haide hat sehr gut gespielt und wurde rausgerufen; überhaupt hielt Haide und Graff das ganze Stück zusammen. Die Maaß hat abscheulich gespielt. Una eine kleine Partie hatte sich vorgenommen, zu pfeifen, aber die größere siegte mit applaudiren und bravorufen, und es wurde „Vereat Coubu!" und „Vivat Schlegel!" gerufen. Überhaupt, das war dieß Jahr der erste Lärm im Theater; denn gesungen ist noch gar nicht worden. Und ich muß sagen: die Hallenser sind brave Leute und echte biedere Jungen. Freitag frühe, heute, um 7 Uhr fuhren wir nach Halle und um 9 Uhr waren wir da, ich, die Silie und Ehlers. Wir gingen zur Parade, wo Herr von Firks war, und der führte uns nach dem Berg-Garten, wo wir Herrn von Wangenheim antrafen. Wir frühstückten hier, und um 12 Uhr gingen wir zu Niemeyers, wo wir folgende Gesellschaft antrafen: den Lafontaine und seine Frau, den Historiker Voß [?] und Frau, einen Oberhofprediger aus Potsdam und Frau, den Oberhofprediger aus Halle und Frau, eine Nichte von Lafontaine; überhaupt waren es 22 Personen. Es waren auch noch einige junge Leute da, Verwandte von Niemeyer, worunter

ein Dichter war, der mich gleich mit einem Exemplar von seinen Gedichten beschenkt hat.

Bei Tische war alles prächtig; ich saß bei Lafontaine und bei dem jungen Dichter und habe mich gut unterhalten. Von Lafontaine müssen wir aber mündlich viel sprechen. Nach Tische spielte Ehlers etwas, und alles war zufrieden. Auch waren wir im Garten. Und um 7 Uhr gingen wir in [den] Gasthof zurück. Aber als wir dahin kamen, kam ein schröckliches Gewitter, und der Kutscher hatte keinen Muth, zu fahren, denn es wurde mit einmal ganz dunkel, als wollte die Welt untergehn, und wir entschlossen uns, im Gasthof zu bleiben. Kaum hatte das der junge Dichter erfahren, so standen auch gleich einige Erfrischungen da, als: Erdbeere, Wein, Kirschen, Backwerk, Kuchen. Auch das Schwarzköpfchen kam. Wir speisten zusammen, und heut, Sonnabend 16., frühe fuhren wir weg und waren um 8 Uhr in Lauchstädt; und wie groß meine Freude war, als ich ankam und den lieben August antraf, kann ich Dir nicht beschreiben.

Ich ging gleich mit ihm in die Allee, kaufte ihm Schuh und grünes Mützchen, welches überhaupt getragen wird. Alles freute sich, ihn hier zu sehen; nur hat er sein Stammbuch vergessen und läßt seinen lieben Vater bitten, es ihm zu schicken. Es liegt im Bücher-Schranke, die Schlüssel liegen in seinem Tischkasten. Denn nach Halle muß ich doch mit ihm, und auch nach Merseburg; aber nach Dessau wird es wohl nichts werden. Die Ursachen will ich Dir alle mündlich erklären, und Du wirst mir gewiß Recht

geben. Die Sehnsucht nach Dir ist sehr groß; wär Gustel nicht hier, ich wär gestern schon abgereist. Aber da soll es dabei bleiben: Dienstag, den 26., nach dem Thé dansant fahren wir weg und sind Mittewoch bei Zeiten bei Dir. Worauf ich mich sehr freue, denn nun habe ich alles satt und genug.

Sonnabend Abend gingen wir nach der Komödie; es wurde ‚Das Epigramm' von Kotzebue gegeben. Die Mamsell Maaß wurde krank und konnte die letzte Scene mit Haide nicht spielen. Aber Haide [hat] sich so gut und die andern mit extemporiren geholfen, daß man es gar nicht merkte. Weil es die letzte Scene, ward es gar nicht bemerkt. Und nach der Komödie war ich im Salon; so sagte mir Mamsell Zagemann, daß es nichts als Verstellung gewesen sei; sie hat sich früh über Haide geärgert, wo sie wegen des ‚Alarcos' sprachen, welches ich gehört habe. Ich war dabei. Haide sagte ihr, sie solle doch in so einem Stücke nicht lachen, es störte im Spiel, und so weiter.

Es war auch Ball, und ich [habe] mich sehr amüsirt.

Sonntag, den 17., war ich mit August in der Allee, dann in der Probe, und alsdann frühstückten wir bei Sanguſto mit dem Herrn von Spiegel. Wir wollten im Salon speisen, aber um 11 Uhr waren schon alle Plätze bestellet; und so voll ist es hier, vor[1] Abends haben itzo [viele] schon Plätze bestellet. Nach dem Soupé ist ein Feuerwerk. Abends um 1 Uhr. Alleweile komme ich vom

[1] Nach gestrichenem Abends

Ball. Das Feuerwerk hat mich 16 Groschen gekostet, es war aber herzlich schlecht. Gespielt wurde ‚Der Neffe als Onkel' und ‚Wallensteins Lager'. Beides ging sehr gut. Die Silie hat seit gestern Abend[1] der Maaß ihre Rolle gelernt im ersten Stück. Die Einnahme war 250[2] [Thaler]. Nach der Komödie gingen wir mit August in [den] Salon und speisten da, alsdann zu dem Feuerwerk[3]; und nachher war Ball. Ich habe heute wieder sehr viel und alles getanzet; besonders mit 2 schönen Husarenoffizieren, die mich in Weimar gesehen haben wollen[4]. Auf der Redoute tanzten auch recht charmante. Aber es gefällt mir alles nicht mehr, ich möchte gern bei Dir sein, ich kann es fast vor Sehnsucht nicht aushalten.

Die Jagemann hat heute und gestern auch sehr viel getanzt. Ich habe Dir wohl nicht geschrieben, daß die Matiegzek mich hier besucht hat; aber Du wirst es wohl durch den Herrn Hofrath Schiller erfahren haben. Und heute habe ich erfahren, daß sie durchgegangen ist. Ihr Director suchte sie hier, sie ist aber nach Dresden. Mündlich hiervon sehr viel. Überhaupt, was ich die 5 Wochen Erfahrungen gemacht habe, die sind was werth. Wenn man nicht von Hause wegkommt, so ist man gar nichts werth. Ich kann Dir es niemals verdanken, daß Du dieß alles an mich wendest. Itzo schlaf wohl; es schlägt $^1/_2$2 Uhr. Heute sind wir schon in Merseburg gewesen und haben

[1] Nachträglich über der Zeile [2] Die Zahl ist nicht in der offen gelassenen Lücke, sondern am Rande nachgetragen mit Wiederholung des ganzen Satzes [3] Die letzte Silbe ist ausgestrichen, offenbar weil Christiane das Wort orthographischer schreiben wollte, was aber unterblieb [4] Aus wollten

dem Guſtel alles zeigen laſſen. Aber ich habe keinen einzigen Wunſch, als bei Dir zu ſein. Und Mittewoch, den 27., Mittag ſind wir zuſammen. Leb wohl und behalte mich lieb.

364. Chriſtiane [Lauchſtädt, 18. und 19. Juli 1803.]

Es waren den Montag ‚Die Jäger'. Die Einnahme 82 Thaler. Man will ſie aber auch hier nicht mehr ſehn; ich ſelbſt konnt es nicht aushalten und mußte zuweilen rausgehen. Es war der junge Niemeyer, der Dichter, hier, und wir haben uns gut unterhalten. Überhaupt, den Hallenſern laſſ ich nichts thun; ſo artig, wie ſie ſich im Allgemeinen gegen mich betragen, iſt ſehr hübſch. Wenn ich in [den] Salon komme, und es iſt kein Platz mehr da, ſo ſtehen gleich 5 bis 6 auf und bieten mir ihre Plätze an, die ich aber nicht annehme.

Dienstag, den 19. Heut wollte ich lieber, daß es der 26. wär, ſo ging' es doch heute fort! Wenn ich nur erſt wieder bei Dir bin, da bin ich doch allein ganz glücklich. Heute bin ich zu Thé dansant geladen und habe mir deßhalb ein neues Kleid machen laſſen, weil [ich] gar nichts mehr anzuziehn habe. Erneſtine wird ſich, wenn ich ihr nichts mitbrächte, nicht über mich freuen, denn ſie bekömmt ſchön zu thun. Ein ſchönes, weißes Kleid habe ich mir machen laſſen, und das muß ich noch mit Spitzen garniren.

Geſtern Abend habe ich [mich] mit dem Doctor Stoll ſehr unterhalten; er hat mir recht gefallen in ſeiner Unterhaltung. Von dieſem Geſpräche habe ich Dir auch viel

mitzutheilen; Du mußt mich nur daran erinnern, sonst vergesse ich eins mit dem andern. Schreibe mir ja, wenn ich kommen soll. Etwa ehr als den 27.? Denn wenn ich es Auguſt nicht zu Liebe thäte, so bliebe ich nicht hier.

Und schreibe mir doch, ob ich was vom Sangusto mitbringen soll, Lachs oder sonst etwas. Wenn ich nur bei Dir wäre! ich kann es gar nicht erwarten und zähle alle Tage. Leb wohl und gedenke mein, wie ich Dein gedenke.

Alleweile gehe ich mit Auguſt zu dem Thé dansant. Ich bin von dem Herrn von Spiegel eingeladen worden.

Auguſt läßt Dich herzlich grüßen.

365. Goethe

Ob ich Dir gleich alles Gute gönne und Dir mit Auguſt eine Reiſe nach Deſſau wohl gewünſcht hätte, so iſt es mir doch auch sehr angenehm, daß Du früher zurückkommſt, denn freilich fehlſt Du mir an allen Enden.

Mit der Gutsübergabe iſt es recht artig und glatt gegangen. Kirchner (der Kammerconſulent) hat als Notarius ſein Hocuspocus recht ordentlich gemacht, am Schluſſe ließ ich etwas Kaltes auffetzen. Das Geld ſchaffe ich wieder fort, und durch eine Verbindung von Umſtänden komme ich mit den Intreſſen sehr leidlich weg. Wenn Du zurückkommſt, wollen wir unſern Haushalt recht ſchön ordnen und von alten Sünden völlig reinigen.

Thue mir aber nun die Liebe und übertreib es dieſe letzte Zeit nicht mit tanzen und ſchließe Deinen Aufenthalt

mit einem mäßigen Genuß. Grüße Auguſt. Ich erwarte Dich mit herzlicher Sehnſucht.

Weimar, den 20. Juli 1803. G.

366. Chriſtiane [Lauchſtädt, 23. Juli 1803.]

Montag, den 18.[1], Abends waren ‚Die Jäger‘, und die Einnahme war 80 [Thaler]. Die Adlichen fangen an, allerhand dummes Zeug zu machen; man erzählt allerlei, was ſie gegen die Bürgerlichen haben. Ich ſelbſt weiß nichts, gegen mich ſind ſie alle artig. Es gibt auch grobe Bürgerliche, und denen geſchieht es recht.

Dienstag, den 19.[1], frühe haben wir eine Spazierfahrt nach Schadendorf gemacht, und nach Tiſche gingen wir zum Thé danſant, wo Auguſt auch den Herrn von Noſtiz kennen hat lernen; und Auguſt iſt wegen ſeines Tanzens recht gelobt worden. Abends gab der Caſſir, Auguſt zu Ehren, einen Punſch, und wir waren ſehr vergnügt.

Mittewoch, der 20., ging ſtille hin, denn ich habe doch alles ſonſt ſatt. Es war ‚Der Wildfang‘; die Einnahme war 61 [Thaler][2]. Donnerstag, den 21., war ich viel bei Mamſell Probſt. Auguſt fing Inſecten. Abends waren ‚Die Räuber‘. Es waren wenig Studenten hier; ſie ſtehen faſt alle in Halle itzo unter der Zahlungs-Commiſſion, darum ſind dieſes Jahr nicht ſo viel hier. Es wurde in altdeutſcher Tracht gegeben, und das Lied wurde nicht geſungen. Aber als der Vorhang fiel von dem 4. Acte, wo es hätte ſollt

[1] Die Datumbezeichnung nachträglich über der Zeile [2] Der ganze letzte Satz nachträglich am oberen Seitenrande

gesungen werden, so sangen es die Studenten; das war prächtig. Die Einnahme war 124 Thaler. Genast hat sich sehr betrübet. Freitag, den 22., war ich mit August in Halle, von wo ich Dir allerhand zu erzählen habe. Denn in Gedanken bin ich schon seit 8 Tagen immer bei Dir; ich habe hier keine Ruhe mehr, es gefällt mir auch nichts recht. Ich möchte immer fort, bloß dem Kinde zu Liebe bin ich noch so lange geblieben. Ich komme einen Tag eher, als ich Dir geschrieben habe. Ich will Montag, den 25., Abends weg und bin Dienstag Mittag, wenn es nicht schlechtes Wetter wird, bei Dir. Laß uns etwas zu essen machen, denn auf dem Weg ist nicht viel zu haben. Den Dienstag ist wieder großer Ball und Concert, die Mara kommt. Deßhalb will ich Montag weg, sonst komm [ich] vor Donnerstag alsdann nicht weg, und es ist mit tanzen und ängeln just genug. Heut, den Sonnabend, ist ‚Die Saalnixe', und es wird unmenschlich voll werden; und heute und morgen wird getanzt. Morgen ist der ‚Herr von Hopfenkeim' und Montag ist ‚Die Mohrin' und ‚Der Bürgergeneral'. Leb wohl. So wie ich mich freue, Dich wiederzusehen, kann ich nicht ausdrücken. Ich bin schon seit mehren Tagen ganz bei Dir. Und Gustel aber, der ließ' sich es noch eine Weile gefallen. Aber es wird in allem genug. Die Ausgabe und alles, Deine Güte ist so groß gegen uns, daß ich gar nicht weiß, wie [ich] mich dankbar genug bezeugen soll. Sei doch so gut und sage es Ernestine auch, daß ich Dienstag Mittag komme.

Lebe wohl, mein Liebstes.

Tagebuch, 26. Juli: „Kamen die Meinigen von Lauchſtädt.“ — Vom 7. bis zum 11. Auguſt iſt Goethe in Jena.

*

367. Chriſtiane (und Auguſt)

Lieber Vater!

Ich freue mich ſehr, daß Sie ſich recht wohl befinden. Am Montage Abends um 6 Uhr kamen die Münzen an, worüber ich eine ſehr große Freude hatte. Den Dienstag früh packte ich ſie aus und legte ſie alle in Kaſten. Sie werden eine rechte große Freude über dieſe Münzen haben, weil eine große Menge Päpſte darunter ſind. Ich habe die Päpſte von den andern Münzen getrennt, ich brauchte 10 Kaſten, um ſie gehörig auszubreiten. Kommen Sie den Donnerstag früh, weil Sie den Freitag mit den Schauſpielern zu thun haben. Leben Sie wohl.

Weimar, den 10. Auguſt 1803. Aug. Goethe.

*

[Chriſtianens Nachſchrift]

Auch ich bin ſehr erfreut, daß Du Dich wieder wohlbefindeſt; ich bin auch fleißig und vergnügt und freu mich, Dich ſo bald wiederzuſehen. Heute Abend iſt die Komödie bei Lievie [?][1], ſie haben Auguſt auch ein Billet mit ſeinem Namen geſchickt.

Leb wohl
und gedenke
mein
C. V.

*

Während eines Ausfluges, den Chriſtiane mit ihrem Bruder nach Jena machte (17./22. Auguſt), wurden die folgenden beiden Briefe gewechſelt.

*

[1] Könnte auch Sievie heißen ſollen (oder Spivie?)

368. Chriſtiane [Jena, 17./19. Auguſt 1803.]

Mittewoch, den 17., kamen wir frühe an, um 1 Uhr, und gingen gleich in den Garten des Herrn Göpfert, aßen zu Mittag da und gingen nach Tiſche mit dem Herrn Major ſpazieren, meinem Bruder und Herrn von Hartwig. Alsdann gingen wir wieder in [den] Garten und ſpeiſten da zu Abend. Donnerstag, den 18., früh um 6 Uhr fuhren wir nach Ziegenhain, frühſtückten da und gingen auf den Fuchsthurm, wo es mir ſehr gefallen hat. Zu Mittag ſpeiſten wir bei dem Herrn Major von Hendrich, gingen zuſammen ſpazieren, und des Abends ſpeiſten wir auch da; und es iſt bis itzo noch ganz ſtille zugegangen, und nichts zu tanzen. Der Herr Major läßt ſich Dir beſtens empfehlen und Dir zu wiſſen thun, daß geſtern in Camburg eine Noth- und Hülfs-Conferenz wegen Halle geweſen ſei. Heute, Freitag den 19., ſind wir zu dem Frühſtück zu meinem Bruder, wo ich alleweile ſchreibe; zu Mittag eſſen wir wieder im Garten. Alsdann wollen wir nach Burgau und Lobeda fahren und da Fiſche eſſen. Mein Bruder wird aber ſchon auch den Sonntag dafür ſorgen, daß wir auch da nicht tanzen. Wir nehmen ihn aber auch nicht viel mit. Morgen wollen wir nach Dornburg bei Obſtfelder.

Und Montag bin ich wieder bei Dir. Leb wohl und gedenke mein und grüße meinen lieben Guſtel vielmal. Und Erneſtinen laſſe ich die Bohnen beſtens empfehlen; auch ſoll ſie zu der Frau Doctorin gehen und ſagen, daß von Schmidts ſich alles wohlbefindet.

C. V.

در درفش

فتحعلی شه ترك جمشید کیتی افروز
کشور خدای ایران خورشید عالم ارا
چترش بصحن کیهان افکنده ظلّ اعظم
کردش بمغز کیوان افکنده مشك سارا
ایران کنام شیران خورشید شاه ایران
زانست شیر وخورشید نقشو درفش دارا
فرق سفیر دانا یعنی ابو الحسن خان
بر اطلس فلك شود از این درفش خارا
از مهر سوی لندن اورا سفیر فرمود
ز ان داد فر و نصری برخسرو نصارا

Auf die Fahne.

Feth Ali Schah der Türk iſt Dſchemſchid gleich,
Weltlicht, und Irans Herr der Erden Sonne.
Sein Schirm wirft auf die Weltflur weiten Schatten,
Sein Gurt haucht Muskus in Saturns Gehirn.
Iran iſt Löwenſchlucht, ſein Fürſt die Sonne;
Drum prangen Leu und Sonn' in Dara's Banner
Das Haupt des Boten Abul Haſſan Chan
Erhebt zum Himmelsdom das ſeidne Banner.

369. Goethe

Hierbei ein Brief von Silien, die ihre Mutter verloren hat.

Damit Du aber ſiehſt, daß es nicht gut iſt, wenn man immer in der Welt herumfährt und gar nicht zu Hauſe bleiben kann, ſo vermelde ich Dir, daß geſtern das Schwarzköpfchen hier geweſen iſt und ſich eine ganze Hand voll Haare ausgeriſſen hat, als er Dich nicht fand.

Lebe indeſſen wohl und vergnügt. Guſtel grüßt.

Weimar, den 20. Auguſt 1803. G.

Herrn Major viele Empfehlungen und Dank für die Nachrichten.

*

In der erſten September-Hälfte tritt eine wichtige Veränderung in Goethes Hauſe ein. Der Philologe Friedrich Wilhelm Riemer, ein Schleſier, der Hauslehrer bei Wilhelm v. Humboldt geweſen war, kommt nach Weimar und wird Auguſts Lehrer bis zu deſſen Abgang zur Univerſität. Etwa am 7. September ſchreibt Goethe über ihn an deſſen ehemaligen Lehrer Friedrich Auguſt Wolf: „Herr Riemer, der mit Herrn Profeſſor Fernow aus Rom gekommen, hat ſich entſchloſſen, dieſen Winter bei uns zu bleiben und beſonders den Unterricht meines Knaben im Griechiſchen und Lateiniſchen über ſich zu nehmen. Sie kennen den lebhaften Knaben und wiſſen, daß es mit ſeiner Kenntniß der alten Sprachen nicht ſonderlich ausſah, worüber ich zwar bisher manche Sorge hatte, dem Übel aber nicht abhelfen konnte. Nun glaube ich, geborgen zu ſein und auch für mich perſönlich nicht wenigen Vortheil von dieſem Umgang zu haben."

Am 1. November begibt Goethe ſich für einige Tage nach Jena. Seine Briefe an Chriſtiane aus dieſer Zeit (das Tagebuch vermerkt deren drei, unterm 4., 6. und 8. November) ſind nicht bekannt.

*

370. Chriſtiane [Weimar, 5. November 1803.]

Ich freu mich ſehr zu hören, daß Du wohl biſt. Wir ſind auch geſund und froh wieder von Roßla zurückgekommen. Nur fand ich alle Hände voll zu thun, um meine Vorräthe vor dem Froſt zu ſchützen, denn hier iſt es ſchröcklich kalt, und heute Nacht hat es ſchon ein bißchen in meinem Gewölbe gefroren. Heut bin beſchäftigt mit den Keller zu verwahren, damit ich dieſen Winter meinem guten Schatz immer einen guten Trunk holen kann. Auf den Freitag iſt Redoute und auf den Dienstag ein Ball bei der ‚Harmonie'. Das ſind auch ſchöne Ausſichten.

Der alte Wirſing hat ſich von mir ausgebeten, ihn manchmal zu beſuchen und jemand vom Theater mitzubringen. Ehlers hat ihm etwas vorgeſungen und Grüner was vorerzählt, und er hat uns verſichert, daß es, ſeit er weg war von uns, ſeine vergnügteſte Zeit geweſen wär. Wolff und Grüner beſuchen mich fleißig und ſind auch recht fleißig, und ſind ſo gut und fragen nur immer, mit was ſie Dir vielleicht eine Freude machen könnten. Wolff ſoll ſehr ſchön in der ‚Verſöhnung' geſpielt haben.

Weiter weiß ich nichts. Leb wohl.

Und behalte mich ſo lieb wie ich Dich.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater!

Wir ſind am Dienstage gut, aber ſehr erfroren nach Roſſel gekommen. Der alte Wirſing befand ſich wieder beſſer, aber er war noch ſehr ſchwach. Die Kirchmeſſe iſt recht gut abgelaufen.

5. November 1803

Es paſſirte ein rechter Spaß, der Kammerſecretär Scheibe nämlich ging auf die Jagd. Nach einiger Zeit hörten wir ein Geſchrei, wir ſprangen an die Fenſter, welche in den Schloßgraben gehen und [ſehen] den Herrn Kammerſecretär und mehrere Leute einen Haſen verfolgen. Wir ſprangen hierauf alle mit Stangen bewaffnet ihm nach und beſetzten die Ausgänge. Einige jagten dem Haſen nach. Herr Grüner, welcher eine große Hopfenſtange hatte, fiel in einen Graben, indem er nach dem Haſen ſchlug. Er ſtürzte gerade auf den Haſen, aber er entwiſchte doch. Über dieſen Vorfall lachte der alte Wirſing ganz erſchrecklich. Herr Riemer iſt jetzt herüber gezogen, und es gefällt ihm recht gut. Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 5. November 1803. Auguſt Goethe.

371. Chriſtiane [Weimar, 9. November 1803.]

Ich freu mich nur einzig, wenn Du Dich wohlbefindeſt; wir ſind alsdenn luſtig und guter Dinge. Von dem Doctor iſt ſehr viel angekommen: herrliche Bricken und eine ſchöne Büchſe Eingemachtes und $^3/_1$ halbe Eimer und ein Viertels-Eimer Wein. Auguſt hat ein bißchen Schulenkrankheit gehabt, es iſt aber ganz wieder beſſer.

Grüner und Wolff waren vor Freuden bald außer ſich, als ich ihnen von Deinem Briefe ſagte; ſie ſagten, Du dürfeſt nur befehlen, ob ſie Dich in Jena beſuchen ſollten. Sie wollten gleich zu Fuße gehen und nicht mal fahren. Wolff ſagt mir oft, daß er gar nicht wiſſe, wie er Dir genug danken ſoll, und hat mir ſeine ganze Geſchichte erzählt. Sie kommen beide alle Tage zu uns, und wir haben ſie alle gerne; aber mir iſt nun ſchon wieder bange vor den Leuten, weil Du nicht hier biſt, und die kommen.

Redoute ist nicht, erst über 8 Tage. ‚Die deutschen Kleinstädter' haben, trotzdem daß alles so gut spielte, nicht gefallen. Die Baranius hat recht artig gespielt, und Becker hat jemand copirt, worüber Du gewiß lachen mußt. Ich freute mich recht, aber es wollte sich keine Hand rühren, und der Vorhang fiel ganz stille runter. Auch nicht bei dem amassiren[1] wurde applaudirt. Heut ist ‚Der Lorbeerkranz'. Wolff freut sich, daß er nur immer zu thun hat. Manchmal singen wir zusammen und sprechen eine ganze Stunde vom Tanzen; sie sind beide recht froh, daß sie in unser Haus kommen dürfen, weil sie nicht gern auf das Kaffee-Haus oder in andere Gesellschaften gehen mögen. Auch spielen sie gern mit August. Auch die Silie kommt mannichmal; aber ich glaube, es[2] ist ihr auch nicht recht, daß die Leute zu mir kommen. Man kann nicht allen recht thun. Ich bin vergnügt, habe meinen Schatz lieb und ganz allein lieb. Wenn Du wiederkommst, alsdenn wollen wir uns recht lieb haben und lustig sein. Leb wohl und denke an mich. Adieu, Lieber.

[Beilage: August]

Lieber Vater!

Ich danke Ihnen für die schönen Weintrauben, welche Sie uns geschickt haben. Sie haben mir, da ich ein wenig krank war, sehr gut geschmeckt. Ich hatte nämlich einen bösen Hals und Kopfschmerzen, welches jetzt beides sich fast ganz gelegt hat. Herr Grüner hat mir, da ich im Bette liegen mußte, viel aus der Campischen Reisebeschreibung vorgelesen und ist immer bei mir geblieben.

[1] amagsiern [2] Nach gestrichenem mir

Herr Wolff hat mich auch besucht, es sind ein Paar recht gute Leute. Heute will ich wieder recht fleißig sein und nachholen, was ich versäumt habe. Sein Sie so gütig und lassen Geisten noch einige Zettel für den Herrn Riemer schreiben und schicken Sie sie auf den Sonnabend herüber.

Weimar, den 9. November 1803. A. Goethe.

*

Am 12. November von Jena zurückgekehrt, begibt Goethe sich am 24. abermals und zwar für vier Wochen dahin. Leider fehlen auch aus dieser Zeit alle seine Briefe an Christiane, an die er nach dem Tagebuch siebenmal, am 25. November, 6., 9., 13., 16., 19. und 20. Dezember geschrieben hat.

*

372. Christiane [Weimar, 29. (?) November 1803.]

Es sind Kastanien von der Mutter und Märkische Rübchen von Herrn Sander angekommen, wo ich Dir von beiden was überschicke, wie auch Wein. Die Redoute war sehr brillant und voll. Die Herren von Erfurt waren auch hier, haben sich aber sehr artig benommen. Ich habe auch mit dem jungen Wartensleben getanzet, und mit dem Herrn Wolff ist auch sehr viel getanzet worden; kurz, es war sehr schön, und ich bin ganz leicht [und] wohl. Bin aber sehr spät aufgestanden und schreibe deßhalb[1] so wenig.

Leb wohl und gedenke mein. C. V.

373. Christiane [Weimar, 30. November 1803.]

Es geht mir auch ganz leidlich hier. Nach der Redoute befand ich mich wieder recht leicht und wohl und bin es

[1] Nach gestrichenem sehr

auch noch; bin aber auch ein sehr starkes Meerweibchen. Ich besorge meine kleine Wirthschaft, gehe aus und habe Besuch. Und so vergeht die Zeit. Herr Wolff hat heute im ‚Portrait der Mutter' dem Haide seine Rolle übernehmen müssen; der Hofkammerrath hat sie ihm geschickt. Du sollst auf den Sonnabend erfahren, wie er gespielt hat. Er hat mich darum gebeten, daß ich es Dir doch melden möchte. Die[1] neue Rolle, Don Ramudo, hat ihn sehr glücklich gemacht. Aber der Grüner hat diese Woche gar nichts zu thun, und auch sich recht betrübt, daß er in allen den drei neuen Stücken nichts zu thun hat. Er liest mir manchmal was vor, nur, Du weißt, sitze ich nicht gerne lange stille. Keine Akademie hat der Genast auch nicht gehalten. Sie wünschen sehnlich, Dich bald wieder hier zu sehen. Auch ich habe es doch lieber, wenn der gute Schatz zu Hause ist; da geht mir alles besser von Statten. Das Wetter ist schändlich, und es ist recht schön von Dir, daß Du mir die Pferde hier gelassen hast. Es ist auch alles wieder gut geheilt. Empfehlen läßt sich die kleine Brand, die große Silie

und Dein ganz kleines[2] Schätzchen

[Beilage: August]

Lieber Vater,

Hier übersende ich Ihnen die Pinienkerne, welche Sie verlangt haben, und wünsche, daß sie gut aufgehen mögen. Wir befinden uns hier alle recht wohl und wünschen, daß es Ihnen auch recht wohl gehe. Es ist hier sehr schlechtes Wetter; heute hat sich der

[1] Nach gestrichenem über [2] Nach gestrichenem Schatz

Himmel wieder ein wenig aufgehellt, aber der Wind geht noch immer sehr stark. Ich habe von dem Manne, der die Sandgrube hat, drei versteinerte Knochen bekommen, worunter auch der Huf eines Hirsches ist. Die andern beiden Stücke sind ein Gelenke und ein Röhrknochen. Sein Sie doch so gütig und lassen Sie wieder einige Zettel für den Herrn Riemer schreiben. Auf den Zettel für den Sonnabend setzen Sie noch zwei Galleriebillets.

Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 30. November 1803. August Goethe.

374. Christiane

Daß Du Dich wohl befindest, ist mir das Liebste zu hören. Wir sind auch lustig und wohl. Der Schnee[1] ist auf einmal wieder verschwunden, aber der Bärenwirth hat doch gestern gefahren. Wenn Du hier wärst, hätte ich gewiß auch fahren müssen. Es ist alles vom Schlittenzug bereit. Gestern ist der Herr von Spiegel wieder hier angekommen, und der Haide hat ein großes Mittagessen gegeben, und auf den Abend hat der Herr von Spiegel ein Soupé gegeben. Wolff war dabei, und von dem werde ich das Nähere erfahren. Morgen ist in Erfurt ‚Die Jungfrau von Orleans', und die Jagemann und viele von der Gesellschaft wollen hinüber. Und vielleicht fahre ich auch hin mit unsern Pferden. Doch ist es noch nicht gewiß, ich muß erst sehen, wie sich alles arrangirt. Die Madame Müller ist mit einem Sohn heute Nacht niedergekommen; Mittag will ich [sie] besuchen. Und ich bin wie immer Dein lustiger, zufriedener und glücklicher Schatz. Itzo

[1] Schnee

ſtricke ich mir ein Netz zur Redoute am Freitag, worin ich wieder recht hupfen will, denn da biſt Du wohl auch wieder bei mir. Ich freu mich, Dich bald wiederzuſehen, denn alsdenn bin ich noch luſtiger. Leb wohl und gedenke mein.

Weimar, den 3. December. V.

Galla [?] ſchicket alleweile her, ob ich das Glas nicht ſchicken wollte, und ich weiß nicht was vor eins. Sei ſo gut und ſchreibe mir was vor eins. Mit Erfurt wird es von meiner Seite wohl nichts werden.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater,

Am Mittwoch früh war es hier noch ſehr ſchlechtes Wetter, aber gegen Mittag war es auf der Straße ganz gefroren, und nach Tiſche war der Boden ſchon ganz weiß. Geſtern ſprach die Mutter über Tiſche immer vom Schlittenfahren, ich machte daher einen Spaß. Ich ſchlich mich nämlich vom Tiſche und ging in die Bedientenſtube, ließ mir ein Schellengeläute holen und ſchellte zum Fenſter hinaus. Dann ging ich wieder hinauf und fand ſie alle an den Fenſtern. Ich habe ſie alle recht ausgelacht. Vergangene Nacht iſt alles wieder aufgethauet. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 2. December 1803. Auguſt Goethe.

375. Chriſtiane · [Weimar, 7. December 1803.]

Vors erſte ſchicke ich Dir die Ducaten; in dem Beutel waren mit den doppelten 28 und in Papier 40. ‚Hermann[1] und Dorothea' habe ich mit Auguſt geſucht und nicht gefunden; wir haben den ganzen Morgen beinahe geſucht, aber es iſt nicht in der Schublade und auch nicht in dem

[1] Nach geſtrichenem Die natürliche Tochter?

ganzen Schreibetiſche. Beſinne Dich, vielleicht haſt Du es wo anders hin gethan. Unzelmann wollen wir den Sonntag auch mitbringen. Ich will ſchon ſehen, wie ich alles arrangir; ſchreibe mir nur, wie viel ich Wein mitbringen ſoll. Heute ſchicke ich Dir 2 Steinwein und 4 Rothe. Sie freun ſich alle ſehr darauf, beſonders Brand[1]. Grüner iſt auch wieder ſehr vergnügt, er hat einen Hauptmann in dem ‚Hugo Grotius' bekommen. Wenn Du noch was wünſcheſt, ſo kannſt Du ja den Sonnabend noch ſchreiben. Itzo muß ich einpacken, der Bote kommt.

Leb wohl.

[Beilage: Auguſt]

Lieber Vater,

Geſtern war Ball beim Prinzen, und ich war auch dazu gebeten; es tanzten aber nicht nur Kinder, ſondern auch ſehr viel große Leute. Die Herzogin Mutter und die Herzogin Luiſe, der Herzog, der Graf Reuß mit ſeinen beiden Söhnen und Tochter, nebſt ſehr vielen Andern, welche theils ſpielten, theils tanzten; ich habe auch ſehr viel getanzt. Hier iſt wieder ein recht ſtarker Schnee gefallen, und wir werden bald Schlitten fahren. Die Mutter hat mir geſagt, ich ſollte Sie abholen, welches mich ſehr gefreuet hat. Sein Sie ſo gütig und ſchicken Sie mir die Zerichorose, welche an einem Nagel an der Kammerthüre hängt. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 7. November [December] 1803.

Herr Riemer läßt Sie auch vielmals grüßen. A. Goethe.

376. Chriſtiane [Weimar, 9. December 1803.]

Ich hoffe, daß morgen alles zu Deinem Wunſche ausgehen ſoll. Nur habe ich durch Bitten mich bereden

[1] barmh

lassen, den Grimmer mitzubringen, weil er sich ganz unglücklich gefühlt, wenn wir ihn nicht mitgenommen hätten. Den Champagner schicke ich Dir durch den Boten, denn im Wagen könnte leicht eine zerspringen. 12 Bouteillen Rothen will ich in unserm Wagen mitbringen. Übrigens freun wir uns alle sehr, ich mich besonders. Verzeih mir, daß ich nicht mehr schreibe, ich bin noch von der Redoute ganz confus. Leb wohl. Mündlich ein Mehres.

C. V.

[Beilage: August]

Lieber Vater,

Gestern war hier Redoute, auf welcher die Mutter wieder sehr viel getanzt haben soll; ich bin aber zu Hause geblieben. Ich bin sehr über die beiden Briefe erfreut gewesen, welche Sie mir geschickt haben, auch danke ich Ihnen für die Jericho-Rose und den ausgestopften Vogel. Es freut mich sehr, daß Sie die Nachricht von der Reise zu Ihnen bestätigt haben. Heute früh habe ich alles an die Gesellschaft bestellt, und sie werden gewiß nichts vergessen. Leben Sie recht wohl. Weimar, den 9. December 1803.

A. Goethe.

*

Sonntag, den 11. Dezember, vermerkt das Tagebuch: „Früh Gesellschaft von Weimar [d. h. Christiane mit August, die Schauspieler Wolff, Grüner, Grimmer, der Opernsänger Brand und vielleicht noch Andere], wobei aus Jena die Herren Fernow, Frommann, Thibaut, Seidler und die Familie des letzten war."

*

377. Christiane [Weimar, 13. December 1803.]

Lieber, ich bitte Dich, ja nicht des Abends von Jena wegzufahren, sondern, wenn es sein muß, morgen frühe

Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

در پرده
با صورت شاه وافتاب

تبارك الله زاین پرده همایون فر
که افتاب بر پردکش پرده در
دلی طرازش از کلك مانی ثانی
نکار فتحعلی شاه افتاب افسر
مهین سفیر شهنشاه اسمان درگاه
ابو الحسن خان ان هوشمند دانشور
زبای تا سر او غرق کوهر از خسرو
سپرد چون ره خدمت بجای پا از سر
چو خواست بارکند تارکش قرین با مهر
قرانش داد بدین مهر اسمان چاکر
درین خجسته بشارت اشارتست بزرك
بر ان سفیر نکو سیرت ستوده سیر
که هست عهدش عهد جهانکشا دارا
که هست قولش قول سپهر فر داور

---

erſt, denn wir haben Lebensgefahr ausgeſtanden bis nach Hohlſtedt, und die Braunen waren ganz fertig. Da iſt das Beſte, daß Du lieber die 2 Thaler gibſt, als daß den Pferden etwas geſchehe. Schicke mir durch den Boten ja Antwort, ob Du morgen frühe kommſt. Heute will ich tanzen und morgen frühe Dich recht freudig empfangen.

Leb wohl.

*

Gleichzeitig überſendet Chriſtianens Bruder einen Brief von Kirms an Goethe, der dieſen im Auftrag des Herzogs dringend erſucht, ſofort nach Weimar zu kommen, da Frau von Staël eintreffe; in Übereinſtimmung mit Chriſtianens Brief bemerkt Vulpius: „Meine Schweſter wagt es nicht, Ihre Pferde anſpannen zu laſſen, da die letztere Fuhre denſelben gar ſehr zugeſetzt haben ſoll, und es ſoll der Weg gar ſchlimm ſein.“ Goethe bleibt in Jena und bittet, gleichfalls am 13. Dezember, Schillern, ihn zu vertreten, „denn niemanden fällt bei dieſer Gelegenheit der Taucher wohl ein als mir, und niemand begreift mich als Sie. Leiten Sie daher alles zum beſten, . . . in dieſem Wetter zu fahren, zu kommen, mich anzuziehen, bei Hof und in Societät zu ſein, iſt rein unmöglich.“

*

378. Chriſtiane [Weimar, 14. December 1803.]

Ich bin recht vergnügt und glücklich, daß ich wieder einmal Deine Gedanken errathen habe. Der Herr Hofkammerrath wollte mich übereilen, aber ich überlegte; und es iſt ihm gewiß nicht recht geweſen. Ich bekümmre mich aber um niemand, wenn ich nur Dir recht thue. Unſer geſtriger Ball iſt gut abgegangen. Der Guſtel hat auch brav mit getanzet, liegt aber noch im Bette und wird dießmal wohl nur wenig ſchreiben. Ich bin munter und wohl. Geſtern auf dem Ball habe ich einen jungen Men-

schen kennen lernen, den gewiß die Frau von Staël[1] überall vorausschicket; er heißt sich Doctor lassel [?], er wird mir diesen Morgen seine Aufwartung machen, er scheint mir ein Franzose und ein Narr. Ich habe im Saal einheizen lassen und habe Grüner und Wolff gebeten, 11 Uhr da zu sein, denn was soll ich mit so einem Narren allein machen? Diese Woche werden die Kleider von Frankfurt gemacht, daß, wenn Du wiederkommst, ich Dir darin gefalle, und der Weihnachten und die Schüttchen besorgt. Wenn Du bald wiederkömmst, so freu ich mich, aber nur nicht so gehetzt, sondern mit Ruhe und Gemächlichkeit. Da geht alles gut. Schone Dich ja in dieser Zeit, denn Deine Kinder lieben Dich sehr.

Leb wohl und liebe mich wie ich Dich.

[Beilage: August]

Lieber Vater,

Gestern war ich schon sehr betrübt, als ich hörte, daß ich nicht nach Jena reisen könnte, weil Sie herüber kämen. Jetzt aber bin ich wieder froh, da ich weiß, daß Sie mich wollen zu sich kommen lassen. Gestern war Ball auf dem Stadthause, bei welchem ich auch war. Die Mutter hat entsetzlich viel getanzt, und wir waren alle recht lustig. Am Montage war ich auf dem Eise und bin tüchtig gefahren. Herr Riemer empfiehlt sich Ihnen ergebenst.

Leben Sie recht wohl. Weimar, den 14. December 1803.

A. Goethe.

379. Christiane

Alleweile kommt der junge Herr von der Frau von Staël wieder zu mir im Namen der Frau von Staël, welche

[1] Stäl

mich bitten läßt, ihr Nachricht zu geben, ob Du bald wieder zurückkämſt, oder: ob ſie beſſer thue, Dich in Jena zu beſuchen. Ich habe wohlweislich geantwortet: Du würdeſt wohl bald wieder zurückkommen, wärſt aber itzo ſehr beſchäftigt; aber bis Sonnabend könnte ich nähre Nachricht geben. Nun ſchreibe mir, was ich ſagen ſoll. Der Hofmeiſter hat gleich Bekanntſchaft mit dem Riemer machen wollen und hat gleich den Auguſt mit zu ihrem Sohn genommen; der iſt wieder zurück und hat mir geſagt, daß er nicht viel Deutſch könne. Morgen frühe kommt der Hofmeiſter mit dem Sohn zu Auguſt, in ſeine Stube zu ſehen. Nun bitte ich Dich nur, wie ich mich bei allem dem zu verhalten habe. Lebe recht wohl und denke an mich.

Weimar, den 15. December [1803]. C. V.

380. Chriſtiane [Weimar, 17. December 1803.]

Beſorgen will ich Dir alles pünctlich und Dir auch morgen den Wagen ſchicken; aber freilich hätte ich lieber geſehen, wenn Du nun wieder hier wärſt. Zu lange will es nicht gehen, ich fange ſchon an, verdrüßlich und grämlich zu werden; die Erneſtine ſagte es geſtern: ſie wollte, Du wärſt wieder hier, daß ich wieder freundlich würde. Wenn ich aber nur höre, daß es Dir gut geht, ſo will ich mich in alles finden. Sei aber ſo gut und ſchicke mir mit der Poſt oder erſter Gelegenheit die Quittung von Deiner Beſoldung; ich will die alte Rechnung abſchließen. Und was ich noch auf das alte Buch bekomme, habe ich von dem Packet im Kaſten genommen, und will

mir ein neues Buch machen und von der Besoldung nehmen, was das Nothigste ist, besonders das Geld zu dem Neuen Jahr, wo ich zu dem Packetmachen immer ein paar Nachmittage brauche. Und die Feiertage ist doch nicht viel Zeit dazu, dann ist August sein Geburtstag, wozu ich doch ein paar junge Leute bitten muß; den 2. Komödie, den 3. Redoute, und so weiter. Wenn Du die Feiertage, wie es scheint, nicht kommst, so schreib mir, ob ich Dir ein Schüttchen schicken soll. Auch schreibe mir, ob ich dem Riemer Geld geben soll und wie viel; er hat schon etwas weg von Dir, das könnte man abziehen, denn es scheint mir, als brauchte er es. Über dieses alles schreibe mir ausführlich, wie ich alles am besten machen soll. Ich möchte Dir gern immer alles recht machen und Dich mit nichts verdrüßlich machen. Herr von Stein hat mir 2 Assignationen[1] geschickt, wovon ich eine Dir schicken soll, und eine hab ich nach Schwansee geschickt. Ob Du aber das bis Mittewoch haben wirst, weiß ich doch nicht; ich will Dich nur darauf aufmerksam machen. Es ist auch ein Packet, wovon ich den Brief beilege, mit 300 Thalern an Werth angekommen. Soll ich dieß liegen lassen oder es Dir schicken? Die Pastete ist bestellt; und wenn Du sonst noch etwas willst, so kannst Du mir Mittewoch noch schreiben. Heute hätte ich auch das letzte Billet vor Riemer. Auch fängt es an, mit unserm rothen Wein schlecht zu stehn; ob wir etwas verschreiben? sonst müssen wir ihn nachher gleich trinken.

Leb recht wohl und denke an Deinen Schatz.

[1] Anschnassung

Wegen des Geldes schreibe mir ja bald! es kommt das Weihnachtwesen und alles zusammen, und das möchte ich alles gern in Ordnung haben, ehe Du wiederkömmst. Dann könnten wir wieder recht vergnügt zusammen sein.

[Beilage: August]

Lieber Vater,

Ich betrübe mich sehr, daß ich nicht zu Ihnen hinüber kommen kann, denn ich sehne mich sehr nach Ihnen. Es ist hier sehr schönes Eis zum Schlittschuhfahren; aber ich muß darauf Verzicht thun, weil ich keine Schlittschuhe habe. Sagen Sie doch Geisten, daß er den Mann, welcher die Schlittschuhe macht, etwas treiben möchte, denn sonst bin ich genöthiget, mir ein Paar neue hier zu kaufen. Ich habe mir eine große Menge Zeisige gekauft, welche ich in einen Bauer gethan habe. Sie sind recht munter und singen sehr schön, es sind auch zwei Meerzeisige dabei, die sich dadurch unterscheiden, daß sie grau sind und einen rothen Kopf haben.

Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 17. December 1803. August Goethe.

381. Christiane [Weimar, 18. December 1803.]

Ich will Dir nur sagen, daß ‚Der Wasserträger' sehr gut gegangen ist. Die Jagemann und Ehlers haben außerordentlich gespielt, und das Ganze ist sehr gut gewesen. Es wurde schon bei der Ouvertüre[1] applaudirt, man behauptet, Müller soll sehr gut dirigirt haben; das verstehe ich nicht.

Aber ängstlich bin ich wegen Dir. Der junge Mann von der Frau von Staël sagt' mir gestern, Du wärst nicht wohl. Schreibe mir ja, wie Dir es geht.

[1] Overdiere

Leb wohl und gedenke mein, und wenn Dir etwas fehlt, so laß mich kommen. C. V.

382. Christiane [Weimar, 21. December 1803.]

Ich schreibe Dir nur mit ein paar Worten, daß ich sehr beschäftigt bin wegen Fest und backen; und wegen Deiner Ankunft habe heute sehr viel eingekauft und erwarte Dich Sonnabend bei Zeiten mit großem Vergnügen und Freude. Und ich hoffe, Du sollst alles finden, wie Du wünschest. Itzo lebe wohl. Viele herzliche Grüße von der kleinen Brand, die den ganzen Morgen hier sitzt und näht.

Lebe recht wohl und gedenke mein. C. V.

[Beilage: August]

Lieber Vater,

Ich habe die Schlittschuhe empfangen, und sie gefallen mir sehr gut; doch sagen Sie auch Geisten, er möchte die alten Schlittschuhe nicht vergessen, weil sonst die Mutter nicht fahren kann. Hier ist ein sehr großer Schnee gefallen, und es geht schon sehr gut auf den Schlitten.

Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 21. December 1803. August Goethe.

*

Am 24. Dezember endlich trifft Goethe wieder in Weimar ein; als Mittagsgäste empfängt er Frau von Staël, Schiller nebst dessen Frau und Hofrat Stark, „wozu Serenissimus kamen", wie es im Tagebuch heißt.

1804

Von 1804 bis 1809 klafft in diesem Briefwechsel leider eine bedauerliche Lücke, da Christianens Briefe an Goethe aus diesen sechs Jahren nicht bekannt sind. Auch Goethes Briefe an Christiane von 1804 sind nur unvollständig; so fehlen die während seiner Aufenthalte in Jena: im Mai und, mit August, 22. Juni bis 7. Juli, an Christiane gerichteten Schreiben. — Unterm 4. Juli teilt Christiane ihrem Freunde Nikolaus Meyer mit: „Der Geheime Rath ist vor jetzt in Jena und hat mir soeben aufgetragen, mich nach der Ursache Ihres Schweigens zu erkundigen .... Sobald der Geheime Rath von Jena zurückkommt, welches in einigen Tagen geschieht, gehe ich wieder auf etliche Wochen nach Lauchstädt und werde da das Tanz- sowohl als das Wasserbad gebrauchen. Die große Tanzlust will sich bei mir immer noch nicht verlieren.“ Das Gastspiel des Weimarer Theaters in Lauchstädt begann in diesem Jahre am 23. Juni. Christiane wird etwa am 10. Juli von Weimar nach Lauchstädt abgereist sein. Die Badeliste verzeichnet sie unterm 13. Juli als 150. Gast, wohnhaft bei Herrn Franke.

*

383. Goethe

Ich habe mich lange nicht so wohl befunden als diese Tage her, sogar habe ich wieder Lust zum ‚Götz‘; deßwegen ist mirs doppelt lieb, daß Du auch vergnügt in Lauchstädt bist. Bleibe so lange dort, als es Dir gefällt, und laß Dir vom Cassir geben, was Du brauchst. Von Deiner Leipziger Reise hoff ich Gutes zu hören. Es ist recht artig, daß Du diese Stadt auch einmal außer der Messe siehst.

Die Geschichte von der Stall-Cassiren wird Genast ausführlich erzählen. Die Dummheit ist noch größer als

das Verbrechen. Schlagt es euch aus dem Sinne; denn weiter iſt nichts zu thun.

Lebe recht wohl und vergnügt. Im Hauſe geht alles recht ordentlich und zu meiner Zufriedenheit. Dein Geiſtchen ſcheint darin umzugehen und alles anzuordnen. Alles grüßt. Weimar, den 17. Juli 1804. G.

384. Goethe

Dein Brief mit der Poſt kam zu rechter Zeit an, auch der heutige durch den Boten. Ich wünſche Dir Glück, daß alles ſo gut geht, und freue mich herzlich darüber. Hier im Hauſe geht alles auch in der Ordnung. Voßens waren vier Tage hier, und da war das Eſſen recht ordentlich. Es iſt noch kein Verdruß vorgefallen. Karl beſonders macht alles nach meinem Sinn.

Ich bin am ‚Götz', und wenn ich noch vierzehn Tage fortfahre, ſo kann ich damit zu Rande kommen.

Nun dächte ich, Du ſchickteſt Sonntag, den 29., den Wagen, da könnte Dienstag, den 31. Juli, Guſtel und Herr Riemer abfahren, und es hinge von Dir ab, Montag, den 6. Auguſt, oder acht Tage ſpäter zurückzukommen. So lange Dirs Freude macht, ſo lange bin ich es auch zufrieden. Die Stunden, die ich ſonſt mit Dir verplaudere, arbeite ich am ‚Götz', und ſo wird auch Dir ein Vergnügen auf Deine Rückkunft bereitet.

Grüße die Theaterfreunde und mache ihnen begreiflich, daß die freimüthigen und eleganten Mißgönner erſt ihren Zweck erreichen, wenn man ſich ärgert. Freilich muß

es die Neider verdrießen, wenn die Königin Mutter von Preußen überall sagt und wiederholt, daß sie in Berlin so eine Vorstellung nicht zusammenbringen wie die vom ‚Tell', die sie in Lauchstädt sah. Das macht bös Blut und Galle, die sie dann in ihren Blättern ausschütten.

Lebe recht wohl und vergnügt, und schreibe fleißig. Waschwasser kommt mit, Wein soll folgen. Weimar, den 24. Juli 1804. G.

Dem Herrn Kanzler die besten Empfehlungen.

385. Goethe

Die Kutsche ist glücklich angekommen, und August war außer sich für Freuden, als er vernahm, wo es hinaus sollte. Er kommt nun mit Riemer, und ich wünsche euch zusammen viel Vergnügen. Ich freue mich sehr, daß Dir alles nach Wunsch geht, und bin recht wohl zufrieden, daß Du den 6. August, auf Deinen Geburtstag, nach Tische bei mir wieder eintreffest. Ich will eine Flasche Champagner parat halten, um Dich gut und freundlich zu empfangen. Denn mich verlangt sehr, Dich wieder zu haben. Im Hause geht alles ordentlich. Nach Lauchstädt kann ich nicht. Sage aber der Gesellschaft, daß, wie sie ankommen, Leseprobe vom ‚Götz' sein wird. Grüße alles. Und gedenke mein. Auf baldiges Wiedersehn. Weimar, den 28. Juli 1804. G.

386. Goethe

Daß ihr den Montag wiederkommt, freut mich sehr, ich wollte, ihr wärt schon da. Wenn man zusammen ist,

ſo weiß man nicht, was man hat, weil man es ſo gewohnt iſt. Wir wollen recht vergnügt dieſe ſchönen Monate noch zuſammen leben.

Im Hauſe geht alles recht gut, und ich kann durchaus zufrieden ſein. Auf Deine Erzählungen freue ich mich ſehr, auch hier paſſirt einiges Merkwürdige.

Schiller iſt leider in Jena ſehr krank geweſen, aber wieder außer Gefahr. Die Frau iſt glücklich von einer Tochter entbunden.

Lebet recht wohl, und vergnügt euch und kommt glücklich wieder. Ich liebe Dich von ganzem Herzen.

Weimar, den 1. Auguſt 1804. Goethe.

*

Vierzehn Tage ſpäter entſchließt Goethe ſich, dieſes Jahr doch noch nach Lauchſtädt zu gehen. Er reiſt am 17. Auguſt dahin ab, verlebt zwei Wochen mit Chriſtiane daſelbſt und in Halle und kehrt mit ihr am 3. September nach Weimar zurück.

Auf das Ordensband

mit dem Bilde der Sonne und des Königes.

Es segne Gott dieß Band des edlen Glanzes;
Die Sonne zieht den Schleier vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweiten Mani Pinsel,
Das Bild Feth Ali Schahs mit Sonnenkrone.
Ein Bote groß des Herrn mit Himmelshof
Ist Abul Hassan Chan, gelehrt und weise,
Von Haupt zu Fuß gesenkt in Herrschersperlen;
Den Dienstweg schritt vom Haupt zum Ende er.
Da man sein Haupt zur Sonne wollt' erheben,
Gab man ihm mit die Himmelssonn' als Diener.
So frohe Botschaft ist von großem Sinn
Für den Gesandten edel und belobt;
Sein Bund ist Bund des Weltgebieters Dara,
Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsglanz.

Die orientalischen Höfe beobachten, unter dem Schein einer kindlichen Naivetät, ein besonderes kluges, listiges Betragen und Verfahren; vorstehende Gedichte sind Beweis davon.

Die neueste russische Gesandtschaft nach Persien fand Mirza Abul Hassan Chan zwar bei Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunst, er hält sich bescheiden zur Gesandtschaft, leistet ihr manche Dienste und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derselbige Mann, mit stattlichem Gefolge, nach England gesendet, um ihn aber recht zu verherrlichen, bedient man sich eines eignen Mittels. Man stattet ihn bei seiner Abreise nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm

1805

Die ersten Monate des neuen Jahres brachten für Goethe wieder eine schwere Erkrankung. Christiane schildert, was sie während dieser Zeit an Sorgen durchgemacht, in einem Briefe an Nikolaus Meyer unterm 12. April: „Der Geheime Rath hat nun seit einem Vierteljahr fast keine gesunde Stunde gehabt und immer Perioden, wo man denken muß, er stirbt. Denken Sie also mich, ich, die außer Sie und dem Geheimen Rath keinen Freund auf dieser Welt habe, ... wie uns zu Muthe ist, ich bin wahrhaftig ganz auseinander. Und dann kommt noch dazu, daß die Ernestine sich abzehrt und auch dem Grabe sehr nahe ist, und die Tante ist auch sehr schwach, es ist also die ganze große Last der großen Haushaltung auf mich gewälzet, und ich muß fast unterliegen. Es wollen zwar die Leute behaupten, man sehe es mir nicht an, aber lange kann es doch nicht so fortgehen. Und hier ist kein Freund, dem ich so alles, was mir am Herzen liegt, sagen könnte; ich könnte Freunde genug haben, aber ich kann mich an keinen Menschen wieder so anschließen und werde wohl so für mich allein meinen Weg wandeln müssen. — Vor 2 Tagen [schon am 4. April] begleitete ich August, der mit einer Gesellschaft nach Frankfurt geht zur Messe, bis Erfurt; ich verließ den Geheimen Rath wohl. Ich war kaum ein paar Stunden da, als ich einen Boten erhielt, daß er sich sehr übel befände; ich reiste gleich zurück und fand ihn sehr schlecht. Jetzo, daß ich Ihnen das schreibe, befindet er sich durch Hülfe des Herrn Hofrath Stark besser, aber nicht außer Bette, und stelle mir nichts Gutes vor .... Ach Gott, wenn Sie nur hier wären! Ich glaube, die Ärzte kennen seine Krankheit nicht recht, oder es ist ihm nicht mehr zu helfen. Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, der Zufall kommt gewöhnlich alle vier Wochen mit den größten Schmerzen, wobei er gewiß noch unterliegen muß. Ich glaube, es sind Hämorrhoidalumstände, denn der Schmerz ist im Unterleibe, aber Stark will nichts wissen; ich bitte Sie aber nochmals, wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, den Brief nicht geradezu an mich zu adressiren, weil er sonst immer in seine Hände kommt."

Anfang Mai kehrt August von Frankfurt zurück; er konnte das schriftliche Zeugnis der Großmutter vorweisen, daß er sich „brav und musterhaft aufgeführt, so daß es das Ansehen hat, als habe er den Ring im Märchen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an sich gebracht, der den, der ihn besitzt, angenehm macht vor Gott und Menschen". Goethe bemerkt in seinem Dankbrief an die Mutter unterm 6. Mai: „Dieser erste Versuch, in die Welt hinein zu sehen, ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich, und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber gehe."

Drei Tage nach diesem Briefe trifft Goethen ein harter Schlag: Schillers Tod. „Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden," erzählt Heinrich Voß; „Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. ‚Ich merke es,' sagt er endlich, ‚Schiller muß sehr krank sein', und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Die gute Vulpius hat doch so viel Fassung, daß sie Goethe nichts entdeckt, sondern nur von einer langen Ohnmacht erzählt, aus der er sich jedoch erholt habe. Goethe läßt sich täuschen, aber er ahnt was Schlimmes. Als er zu Bette gegangen ist, stellt sich die Vulpius, die die ganze Nacht kein Auge zugethan hat, schlafend, um Goethe sicher zu machen, daß kein besorgliches Unglück vorgefallen sei, und Goethe, der die Vulpius ruhig athmen hört, schläft auch am Ende ein. Am Morgen sagt er zur Vulpius: ‚Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?' Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr' legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. ‚Er ist todt?' fragt Goethe mit Festigkeit. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen!' antwortet sie. ‚Er ist todt', wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt sich die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen." —

Während eines mehrtägigen Aufenthaltes in Jena gegen Ende Juni schrieb Goethe das folgende Briefchen.

*

387. Goethe

Wie wir vorausſahen, bin ich genöthigt, hier zu bleiben, ich ſchreibe Dir das mit einem herzlichen Gruße. In meinen Sachen ſteht es hier ganz leidlich, und ich befinde mich auch erträglich, nur will es mit der Geſchäftigkeit nicht mehr ſo lebhaft fort. Morgen Abend bin ich wieder bei Dir. Es wäre hübſch und ſchicklich, wenn Du morgen frühe Demoiſelle Jacobi einen Beſuch machteſt. Sie iſt gar freundlich gegen Dich geſinnt. Lebe recht wohl, grüße Auguſt ſchönſtens und liebe mich, wie ich Dich liebe.

Jena, den 27. [Juni] 1805. G.

Donnerstags.

*

Am 2. Juli ſchreibt Chriſtiane an Nikolaus Meyer: „Der Geheime Rath befindet ſich wieder etwas beſſer, aber das Übel kommt doch immer wieder, und man iſt ſo zu ſagen keinen Augenblick ſicher davor, ich lebe in lauter Angſt. .... Heute um 4 Uhr gehen wir nach Lauchſtädt und von da nach Halle.“ — Die Lauchſtädter Badeliſte nennt Goethen unterm 3. Juli, wohnhaft bei Herrn Richter, Demoiſelle Vulpius erſt unterm 4., wohnhaft bei Meiſter Derpſch, wo ſchon ſeit Beginn der Spielzeit die Weimarer Schauſpielerin Brand wohnte. Die Bäder übten auf Goethes Befinden eine günſtige Wirkung aus. Riemer, der Ende Juli oder Anfang Auguſt mit Auguſt Goethe auch nach Lauchſtädt kam, ſchreibt von dort aus unterm 5. Auguſt über Goethe an Frommann: „Die Tuſchbäder bekommen ihm ſehr wohl. Er hält auf Diät und ißt des Abends nichts, außer Thee und vielleicht ſpäterhin eine Suppe. Aber lange wird es wohl nicht dauern: denn der Hausgeiſt wird ihm ſo lange zureden, daß der Thee ihn ſchwäche und er etwas Ordentliches genießen müſſe etc., wie wir es ſchon erlebt haben.“ In Riemers Begleitung reiſte Chriſtiane am 12. Auguſt von Lauchſtädt nach Weimar ab, gleichzeitig Goethe mit Auguſt nach Halle, um von dort aus, in Friedrich Auguſt Wolfs Geſellſchaft, Magdeburg und Helm-

städt zu besuchen. In den Tag- und Jahres-Heften erzählt Goethe: „Mein humoristischer Reisegefährte [Wolf] erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn August Theil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieses gerieth zur besten geselligen Erheiterung; denn indem der tüchtige, gelehrte Mann den Knaben unausgesetzt zu necken sich zum Geschäft machte, so durfte dieser des Rechts der Nothwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offensiv verfahren muß, sich zu bedienen und wie der Angreifende auch wohl manchmal die Grenze überschreiten zu können glauben, wobei sich denn wohl mitunter die wörtlichen Neckereien in Kitzeln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten."

*

388. Goethe Helmstädt, den 19.[1] August 1805.

Von hier schreibe ich Dir einige Worte, damit Du erfahrest, wie es uns geht, und danke Dir vorher für alle Liebe und Treue, die Du mir auch in der letzten Zeit erwiesen hast; möge es Dir dafür immer recht gut gehen, wozu ich alles, was an mir liegt, zeitlebens beizutragen hoffe.

Montag, den 12., kamen wir glücklich in Halle an. Tags darauf blieben wir daselbst. Unser Wirth gab ein großes Mittagessen, Abends ging ich auf den Berg. Mittwoch, den 14., fuhren wir auf der schönsten Chaussee nach Magdeburg und kamen zeitig an. Donnerstag sahen wir uns um, besuchten mehrmals den Dom, wo besonders schöne Monumente von Erz befindlich sind. Wir gingen an der Elbe hinunter, fuhren über das Wasser, zogen durch die Stadt und waren sehr lustig. Freitag fuhren wir hierher und kamen Abends an. Sonnabend besahen

[1] Aus: 18.

wir die merkwürdigen Kunstwerke, mit denen der Hofrath Beireis sein Haus angefüllt hat, aßen bei ihm und blieben bis in die Nacht. Sonntag früh ging das Sehen wieder von vorne an. Mittags aßen wir beim Abt Henke, blieben lange da und waren Abends allein. Heute geht es so fort, und ich weiß noch nicht, wann wir weggehen.

August liegt noch im Bette, indem ich früh dieses schreibe. Er ist lustig und guter Dinge, streitet sich mit Wolf und macht uns oft zu lachen. Ich befinde mich recht wohl und fühle, daß Bewegung und Zerstreuung mich allein völlig wiederherstellen könnten; ich will daher sehen, daß ich noch ein wenig herumschweife.

Du hörst bald mehr von mir, indessen lebe wohl und fahre fort, mich zu lieben. G.

*

Helmstädt verlassend besuchte man, in Begleitung des Propstes Henke, den Landrat v. Hagen, genannt „der tolle Hagen", in Nienburg, sodann in Halberstadt das Gleim-Haus, endlich das Bode-Tal mit der Roßtrappe, und gelangte über Ballenstädt, Aschersleben und Halle nach Lauchstädt zurück. Hier beendet Goethe eine kleine Nachkur und verlebt mit August in der Stille seinen Geburtstag, dessen Datum der folgende Brief an Christiane trägt.

*

389. Goethe

Mit Vergnügen wirst Du, mein liebes Kind, von August die näheren Umstände unserer vierzehntägigen Reise vernehmen, wenn ich Dir im Allgemeinen sage, daß ich mich recht wohl befunden habe. Noch besser fast als die Bewegung wirkt die Zerstreuung; denn man hat

keine Zeit, über ſich nachzudenken und über dieſe oder jene kleine Andeutung eines Übels beſorglich zu werden. Von Helmſtädt wirſt Du einen Brief von mir erhalten haben. Nun bin ich wieder in Lauchſtädt, wo es ſehr ſtill iſt. Wenn es nur wenigſtens gutes Wetter wäre! Ich habe vorgezogen, meinen Geburtstag hier im Stillen zu begehen, um mich bald möglichſt zu einigen Arbeiten zu ſammeln. Am liebſten wäre ich nun wieder zu Hauſe; doch will ich wohl jene Bequemlichkeit noch einige Zeit entbehren und mich hier ans Baden und Waſſertrinken halten. Auguſten ſende ich Dir. Er hat ſich gar gut betragen und die ganze Reiſe erheitert, er wird Dir manches erzählen. Nun iſts gut, daß er wieder in das Schulgleis kommt und eine Weile darin fortgeht.

Wenn Du mir Donnerstag, den 5. September, die Pferde wiederſchicken wollteſt, würde es wohl die rechte Zeit ſein; doch am angenehmſten wäre mirs, wenn Du mich ſelbſt abholen wollteſt. Laſſen es Deine häuslichen Geſchäfte zu und haſt Du des Vergnügens am Vogelſchießen genug genoſſen, befindeſt Du Dich auch recht wohl, ſo thue es; doch ſoll es ganz von Dir abhängen. Auch noch etwas Geld müßteſt Du mitbringen. Es ſind mir nur 10 Thaler übrig geblieben. Die theure Fourage bei der verlängerten Reiſe hat das meiſte gekoſtet. Bringe etwa 50 Thaler. Es iſt immer beſſer, daß noch etwas übrig bleibe. Könnteſt Du gleich nach Empfang dieſes mir ein paar Worte ſchreiben und auf die Poſt geben, ſo erhalte ich ſie zwar ſpät, aber doch immer eher, als der Wagen

zurückkommt. Lebe recht wohl und liebe mich. Wenn es mir gut geht, freue ich mich deſſen vorzüglich um Deinetwillen, ſo wie ich an allen Orten, wo etwas Angenehmes vorkam, ich Dich im Stillen zu mir wünſchte.

Lauchſtädt, den 28. Auguſt 1805. G.

*

Tags darauf, den 29. Auguſt, ſchickt Goethe den Sohn nach Weimar voraus. Chriſtiane wird, Goethes Wunſche entſprechend, ſofort geantwortet und ihre Ankunft in Lauchſtädt für den 5. September angekündigt haben. Unter dieſem Datum ſchreibt Goethe an Friedrich Auguſt Wolf: „Mein kleiner Hausgeiſt iſt angekommen, und mit ſolchen Nachrichten und Aufträgen, daß ich wohl eilen muß, morgen Abend zu Hauſe zu ſein..... Indeſſen überlegt ich mit meinem kleinen Hausgefährten, ob wir nicht noch ſchnell zu Ihnen hinüberrutſchen ſollten. Unſre eigne Kräfte aber und die Kräfte unſrer Thiere berechnend ſtanden wir ungern von dem Vorſatze ab.“ So iſt anzunehmen, daß Goethe am Abend des 6. Septembers mit ſeinem kleinen Hausgeiſte wohlbehalten in Weimar eintraf. — Bald nach ſeiner Rückkehr war Goethe für einige Tage in Jena, ebenſo im Oktober und November, doch ſind uns aus dieſen Trennungszeiten keine Briefe überliefert. — Am 25. November berichtet Chriſtiane an Nikolaus Meyer: „Mit meiner Schweſter geht es jeden Tag ſchlimmer; aber dennoch äußert ſie immer den Wunſch, wenn Sie hier wären, ſo würde ſie geſund. Mit des Geheimen Raths Geſundheit haben wir die beſte Hoffnung. ... Die glückliche Niederkunft unſrer Großfürſtin [am 25. September war der Erbprinz Paul Alexander geboren worden, der jedoch ſchon am 10. April 1806 ſtarb] wird Ihnen bekannt ſein, ſowie die Anweſenheit des ruſſiſchen Kaiſers bei uns, welche viel Spectakel und Lärm verurſachte. Auch ſieht es ſehr kriegeriſch bei uns aus. Faſt alle Tage ſehen wir durchziehende preußiſche Truppen, und unſer Theater iſt immer voll Officiere.“

1806

Das neue Jahr brachte alsbald viel Unruhe durch oft wechselnde Einquartierung. „Meine Arbeiten und Bemühungen", klagt Christiane in dieser Zeit gegen Nikolaus Meyer, „häufen sich alle Tage mehr, und ich komme fast den ganzen Tag nicht zu mir selbst; und wegen der Preußen, die bei uns sind, haben wir alle Tage etliche Officiere zu Tische und auch welche im Hause. Und nun kommt noch dazu, daß ich dieses alles ganz allein besorgen muß. Denn die gute Ernestine hat ausgelitten [sie war am 7. Januar gestorben] .. Sie können sich denken, wie unaussprechlich leid mir es thut, daß für diese Jugend keine Hülfe mehr war. Die Tante ist auch ganz stumpf geworden, und ich fürchte auch sehr für sie. Mit dem Geheimen Rath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur, daß es Flickwerk ist. O Gott, wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdürbe mir manche frohe Stunde. Außerdem würden Sie aber, wenn wir uns wieder sehen sollten, [mich] wenig verändert finden, die Tanzlust und alles ist noch wie sonst, nur das ist der Unterschied, daß ich etwas stärker geworden bin, und wenn es das Schicksal zuließe, wäre ich noch immer so heiter als sonst." Am 4. April schreibt sie an den selben Freund: „Den Verlust, den ich von neuem erlitten habe [die Tante Vulpius war am 1. März gestorben], hat Ihnen mein Bruder schon geschrieben; ich bin aber noch ganz untröstlich darüber, und dazu kommt noch immer die Sorge um den guten Geheimen Rath, mit dem es doch auch noch immer auf der Spitze steht ..... Wenn Sie den August einmal sehen sollten, da würden Sie sich sehr verwundern, der ist sehr groß und stark geworden ... itzo wird er eine Reise nach Berlin machen." Warum dieser, längere Zeit hindurch geplante, Besuch Augusts bei Zelter, von dem in Goethes Briefen an diesen mehrfach die Rede ist, schließlich doch unterblieb, wissen wir nicht; die kriegerischen Zeitläufte und vor allem Goethes wechselndes Befinden werden die Ursache gewesen sein. Eine gründliche Kur schien dieses Jahr für Goethes Gesundheit dringend nötig, und so entschloß er sich,

nach langer Zeit wieder einmal die Karlsbader Heilquellen zu gebrauchen. Am 15. Juni verläßt er Weimar, um erst zwei Wochen in Jena zu verbringen.

*

390. Goethe

Statt des versprochnen Aales sende Dir Drittbalbpfund frischen Lachs und sehe es als ein gutes Zeichen an, daß ich Dich zum Abschiede so gut tractiren kann.

Dagegen sende mir noch einige Würzburger; denn kein andrer Wein will mir schmecken, und ich bin verdrüßlich, wenn mir mein gewohnter Lieblingstrank abgeht.

Ich befinde mich recht wohl, und habe schon manches gethan. Sonntag, den 29. Juni, früh 3 Uhr ist der Wagen bestellt, an diesem Tage kannst Du mich mit Deinen Wünschen begleiten. Grüße Augusten. Sage den Vorfall mit Carolinen doch dem Hofrath Huschke, damit er sehe, ob nicht etwas zu brauchen ist. Auch forsche, ob nicht Mariane was abgekriegt hat. Sei hierüber vorsichtig. Ein solches Übel kann auf die tollste Weise um sich greifen, Sodann aber lebe wohl und sei lustig und vergnügt, bis wir uns wiedersehen. Jena, den 17. Juni 1806.

G.

*

Inzwischen hatte in Lauchstädt am 14. Juni die neue Spielzeit des Weimarer Theaters begonnen; Christiane wird in der Badeliste unterm 20. Juni genannt, sie wohnte wie schon 1805 bei Meister Oerpsch. Ihre fröhlichen Berichte über das Badeleben müssen wir entbehren und uns an deren Wiederschein in Goethes Briefen genügen lassen.

*

391. Goethe [Jena,] Mittwoch, den 25. Juni 1806.

Da ich eine Gelegenheit habe, Dir diesen Brief bald zuzubringen, so gebe ich Dir Nachricht, daß es mir die Zeit über recht wohl gegangen ist. Ich habe einiges thun und besorgen können, so daß ich die Zeit nicht unbenutzt zugebracht habe. Es bleibt dabei, daß ich Sonntags früh, den 29., abreise, und ich hoffe, daß es Dir indessen nach Wunsche gegangen ist. Vom Theater höre ich wenigstens alles Gute und hoffe, es soll so weiter gehen.

August war hier mit seinen Gesellen. Es hat mich gefreut, zu sehen, daß es mit seinen körperlichen Kräften und seinem guten Muth so wohl steht. Ich habe mich einige Abende recht hübsch mit ihm unterhalten. Sie sind in allen Bergen und auf allen Schlössern herumgezogen, haben Aal in der Trießnitz gegessen, und die Johannisfeuer[1] haben wir zusammen von dem Altan des Daches gesehen. Einige waren hübsch; im Ganzen aber lange nicht so brillant als vor zwei Jahren. Gute Déjeunés und Bälle wünschend. Ich lege ein Zettelchen bei, das Du München gelegentlich zustecken magst. G.

392. Goethe Jena, den 26. Junius 1806.

Dein Brief war mir sehr angenehm, indem ich daraus ersah, was ich hoffte und vermuthete, daß in Lauchstädt für dieses Jahr von außen und von innen alles seinen guten Gang hat. Ich wünsche, daß es so fortgehen möge, und sage Dir noch ein Lebewohl kurz vor unserer Abfahrt.

[1] Von Goethe verbessert aus Johannisfeyer

zudenkt, sondern läßt ihn mit Creditiven und was sonst nöthig ist seinen Weg antreten. Allein kaum ist er in Wien angelangt, so ertönen ihn glänzende Bestätigungen seiner Würde, auffallende Zeugnisse seiner Bedeutung. Eine Fahne mit Insignien des Reichs wird ihm gesendet, ein Ordensband mit dem Gleichniß der Sonne, ja mit dem Ebenbild des Kaisers selbst verziert, das alles erhebt ihn zum Stellvertreter der höchsten Macht, in und mit ihm ist die Majestät gegenwärtig. Dabei aber läßt man's nicht bewenden, Gedichte werden hinzugefügt, die, nach orientalischer Weise, in glanzenden Metaphern und Hyperbeln, Fahne, Sonne und Ebenbild erst verherrlichen.

Zum bessern Verständnisse des Einzelnen fügen wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen Türken, als aus dem Stamme Catschar entsprungen, welcher zur türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Hauptstamme Persiens, welche das Kriegsheer stellen, nach Sprache und Abstammung getheilt in die Stamme der türkischen, kurdischen, luriſchen und arabischen Zunge.

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewisse Eigenschaften, zusammen stellen: Feridun an Würde, ein Dschemschid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm ist der Kaiser selbst, Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieser aber beschattet ihn nicht allein, sondern die ganze Welt. Der Moschusgeruch, der feinste, dauerndste, theilbarste, steigt von des Kaisers Gürtel bis in Saturns Gehirn. Saturn ist für sie noch immer der oberste der Planeten, sein Kreis schließt die untere Welt ab, hier ist das Haupt, das Gehirn des Ganzen, wo Gehirn ist, sind Sinne, der

Ich lege einen Brief an Geh. Rath Wolf bei, den Du nicht nach Halle schickst, sondern aufhebst, bis er einmal herüberkommt, oder Du ihm sonst persönlich begegnest. Grüße die ganze Gesellschaft von mir, besonders was Dir zunächst steht, und mache Dir mit der Brand und der Elsermann gelegentlich einen guten Tag. Ich habe schon darauf gerechnet, daß Du allenfalls etwas mehr ausgibst. Mir ist diese Tage manches Angenehme begegnet. Auch habe ich einen recht hübschen Brief von Herrn von Arnim. So viel für dießmal. Ich entferne mich nun weiter von Dir, und Du wirst Dich also gedulden, bis wieder eine Nachricht von uns ankommt. G.

*

Am 29. Juni, morgens zwischen 3 und 4 Uhr, reist Goethe in Begleitung Riemers und des Jenaer Schloßkommandanten v. Hendrich nach Karlsbad ab.

*

393. Goethe Karlsbad, den 3. Julius 1806.

Ich will versuchen, Dir eine Nachricht direct nach Lauchstädt zu schicken, weil ich vermuthen kann, daß sie Dir eher zukommt als über Weimar. Du erfährst also durch Gegenwärtiges, daß wir glücklich in Karlsbad angekommen sind. Sonntags, den 29. Juni, gelangten wir bis Schleiz. Den 30. bis Asch, wo wir um 9 Uhr Abends, im Regen, eine Viertelstunde vors Thor gingen, um in einer Scheur ‚Die Hussiten vor Naumburg' spielen zu sehen. Den 1. Juli kamen wir bis Eger, wo wir ausruhten und manches, was sich auf Wallenstein bezog,

sahen. Gestern, den 2., Abends kamen wir erst hier an. Die Wege waren mitunter ganz erschrecklich, und es regnete auch von Zeit zu Zeit gewaltig. Zum Schlusse aber sind wir hier ganz angenehm logirt und befinden uns wohl. Das gewaltsame Rütteln und Schütteln auf der Reise hat, glaube ich, schon die Hälfte der Cur vollbracht.

Die Gegend ist hier, wie vor Alters, sehr schön. Das Städtchen, seitdem ich es nicht gesehn habe, viel besser aufgeputzt, und außerordentlich angenehme Spaziergänge sind angelegt worden; woran wir uns schon sehr vergnügt haben. Es fehlt nichts, als daß wir nicht alle zusammen hier sind. Wir essen zusammen auf der Stube und werden gut bedient. Das Essen ist hier besser als sonst. Das baare Geld steht sehr hoch, weil die Papiere immer mehr fallen. Das Kopfstück, das sonst 20 Kreuzer galt, wird nun für 32 genommen; und obgleich die Preise gestiegen sind, so zahlt man doch im Grunde nicht viel mehr als sonst. Noch ist kein Theater hier. Es kommt erst Sonntags, den 6. Juli. Mehr sage ich nicht, und wünsche wohl und vergnügt zu leben. Notire doch den Tag, wo Du den Brief erhältst, damit man weiß, wie lange er unterwegens gewesen ist. Wir grüßen alle zum schönsten. Mit dem herzlichsten Lebewohl G.

394. Goethe Karlsbad, den 7. Julius 1806.

Da ich nur Gutes zu erzählen habe, so will ich heute zum zweiten Mal schreiben. Mein Brief vom 3. wird angekommen sein. Das Wasser hat eine recht gute Wirkung

auf mich gemacht, und ich denke, es ſoll ſo fortgehen. Seitdem ich den Sprudel trinke, habe ich keine Tropfen eingenommen, und die Verdauung fängt ſchon an, recht gut ihren Gang zu gehen. Ich werde nun ſo weiter fortfahren und abwarten, was es werden kann. Übrigens muthet man ſich hier viel mehr zu, als zu Hauſe. Man ſteht um 5 Uhr auf, geht bei jedem Wetter an den Brunnen, ſpaziert, ſteigt Berge, zieht ſich an, macht Aufwartung, geht zu Gaſte und ſonſt in Geſellſchaft. Man hütet ſich weder vor Näße, noch Wind, noch Zug und befindet ſich ganz wohl dabei. Ich habe manche alte Bekannte angetroffen und ihrer ſchon viele neue gemacht. Morgen beziehn wir ein beſſer Quartier als das bisherige. Die Bälle ſind übrigens hier nicht ſehr belebt. Von 50 Frauenzimmern, die in weißen Kleiderchen herumſitzen, kommen vielleicht 10 zum Tanz. Übrigens gibt es Picknicks und Spazierfahrten, die in der ſchönen Gegend ganz angenehm ſind. Ich wünſche Dir viel Vergnügen und werde heut über 8 Tage wieder ſchreiben. Lebe recht wohl und liebe mich. Dieſe Tage will ich auch an Auguſt ſchreiben.

G.

Herr von Hendrich und Herr Riemer grüßen zum ſchönſten.

395. Goethe Karlsbad, den 14. Julius 1806.

Ich ſchreibe ſehr gern wieder, weil ich gute Nachricht von mir zu geben habe, und weil die Briefe ſo bald hin- und wiedergehen. Der Deine vom 7. Juli iſt in vier Tagen zu mir gekommen, und hinwärts, wie ich ſehe,

bleiben ſie auch nicht länger unterwegs. Die Cur ſchlägt ganz gut bei mir an. Ich habe die Zeit her keine Unbequemlichkeit gehabt und hoffe das Beſte, wenn ich regelmäßig fortfahre. Es gibt hier viel Unterhaltung mit alten Bekannten, die man wiederfindet, ſo wie mit neuen, die man macht. Madame Unzelmann iſt angekommen und wird ſich vier Wochen aufhalten. Sonſt iſt niemand hier, den Du kennſt. Es wird aber täglich voller, beſonders von Ruſſen und Polen. Auf kurze Zeit möchte ich Dich und Auguſt wohl hier ſehen; aber im Ganzen iſts nicht für euch. Ich freue mich, daß Dirs in Lauchſtädt wohlgeht. Bleibe nur daſelbſt, grüße Auguſten, wenn er kommt, und macht euch luſtig. So lange ich hier bin, will ich jeden Montag ſchreiben, da ihr denn etwa jeden Freitag etwas von mir empfangen werdet. Grüße die Brand und die Elſermann und ſage ihnen, daß ich etwas für ſie mitbringe. Überhaupt, wer freundlich und artig von der Geſellſchaft iſt, ſoll etwas haben: denn ich bringe verſchiedenes mit. Von dem hieſigen Theater, das noch nicht eröffnet iſt, ſchreibe ich etwas an Genaſt, von dem Du Dirs kannſt erzählen laſſen. Lebe recht wohl und grüße Auguſten, ſo wie auch Geh. Rath Wolf und Minchen. Noch ſetze ich eigenhändig hinzu, daß ich Dich und Auguſt herzlich grüße und euch alles Vergnügen wünſche. Wenn es Dich auch etwas mehr koſtet, ſo hats nichts zu ſagen. Dein Brief kam den 12. an und war mir um ſo angenehmer und lieber. Nun ſage ich Dir das beſte Lebewohl und hoffe bald wieder auf einen Brief von Dir. G.

396. Goethe [Karlsbad,] Montag, den 21. Julius 1806.

Dieſes iſt nun der vierte Brief, den Du von mir erhältſt. Ich habe indeſſen nur einen von Dir empfangen, und auf den gegenwärtigen antworteſt Du nicht. Indeſſen erhalte ich wohl noch einige Nachrichten von Dir auf meine vorigen Briefe. Heute über 14 Tage, als den 4. Auguſt, denken wir wieder abzugehen und können den 7. oder 8. wieder in Jena ſein. Bleibe indeſſen nur ruhig mit Auguſt in Lauchſtädt, bis Du Nachricht von mir erhältſt.

Indeſſen iſt es mir ſehr wohl gegangen. Ich habe ohne Arznei mit Waſſertrinken und Baden mich hingehalten und keinen Anfall von Schmerzen gehabt, und wenn ich die Cur noch ſo weiter fortbrauche, ſo denke ich, wird es von guten Folgen ſein. Es wird fleißig promenirt, und an Geſellſchaft fehlt es auch nicht. Die Badeliſte ſteigt auf 650 Perſonen, und ich habe manche Bekanntſchaft gemacht. Wir eſſen gewöhnlich zu Hauſe. Manchmal ſind wir zu Gaſte geladen. Die hieſige Schauſpieler-Geſellſchaft hat etwa ſechsmal geſpielt, ich bin aber noch nicht ins Theater gekommen. Nach allen Erzählungen ſcheint es wenig Erfreuliches zu leiſten. Den Ball hab ich ein einziges Mal beſucht, der aber für mich auch nicht unterhaltend war. Von Deinen Bekannten wüßt ich niemand hier, außer den dicken Herrn von Oertzen, den die Frauenzimmer in Lauchſtädt vor ein paar Jahren einander abſpänſtig machten. Er treibt ſein altes Weſen fort, aller Welt die Cour zu machen. So viel für heute. Meine Reiſegefährten grüßen. Es iſt allerlei eingekauft

worden. Einen Brief Stecknadeln wirſt Du erhalten haben, den ich durch Gelegenheit nach Leipzig ſchickte. Geht wieder jemand in jene Gegend, ſo folgt noch etwas. G.

Lebe wohl und grüße Auguſten vielmals. Auch Herrn Genaſt und Becker und die Frauenzimmer.

Donnerſtag, den 24. Julius 1806.

Dieſer Brief iſt einen Poſttag liegen geblieben, welches mir jetzt angenehm iſt, weil inzwiſchen Dein Brief vom 17. Julius ankam. Ich habe zwar wenig hinzuzuſetzen; aber doch freut michs, Dir ſogleich zu ſagen, daß mir Deine Nachrichten viel Vergnügen gemacht haben. Wenn es Dir nach Deinem Sinne wohlgeht und Auguſten auch, ſo kann mir in der Ferne nichts Erfreulichers begegnen. Dagegen kann ich ſagen, daß ich mich von Tag zu Tage beſſer befinde und daß ich auch für die Folge das Beſte hoffe. Wir leben, die kleinen Unbequemlichkeiten der Cur abgerechnet, zwar nicht herrlich, doch in Freuden. An Krebſen und Forellen iſt kein Mangel und das übrige Eſſen iſt nicht ſchlecht. Wir gehen und fahren ſpazieren; wobei immer ein wenig gezeichnet wird und viel Steine zuſammengeklopft werden. Faſt täglich gibt es eine neue Bekanntſchaft, und man könnte lange hier ſein, ohne erſchöpft zu haben, was ſich alles hier befindet. Übrigens bleibt es bei dem, was auf der vorigen Seite geſchrieben ſteht. Auch erhältſt Du von mir noch eine Nachricht vor meiner Abreiſe. Verweile nur in Lauchſtädt, bis ich in Jena angekommen bin; und wenn Du mit Auguſt einige

mehrere Koſten haſt, ſo nimm es nicht zu Herzen. Ich wünſche nur, euch beide wohl und vergnügt wiederzuſehen. Daß es mit dem Theater ſo gut geht, iſt mir höchſt angenehm. Grüße die Herrn Genaſt und Becker, auch Deine nächſte Umgebung. Mehr ſage ich nicht, damit der Brief geſchloſſen werde und nicht abermals in dieſer Zerſtreuung liegen bleibe.

397. Goethe Karlsbad, Montag, den 28. Juli 1806.

Schon vorgeſtern kam Dein lieber Brief vom 22. hier an und war alſo nur vier Tage unterweges geweſen. Ich ſchreibe heute zum vorletzten Mal und heute über acht Tage wahrſcheinlich zum letzten Mal: denn ich hoffe, daß unſer Wagen richtig eintreffen ſoll. Es iſt mir auch dieſe letzte Zeit ganz wohl gegangen, und ich wünſchte nur, daß ich mich eingerichtet hätte, länger hier zu bleiben, um ein 14 Tage weder zu trinken, noch zu baden, auf meine Natur Acht zu geben und doch in der Nähe der heilſamen Quelle zu ſein, wenn ſich irgend ein Übel melden ſollte. Doch kann das auf künftiges Jahr geſchehen, und wir wollen hoffen, daß wir indeſſen ſo durchkommen. Die Hauptſache, wie ich recht wohl bemerke, bleibt immer die Bewegung, und wenn ich ſie die nächſten acht Wochen auf eine oder die andre Weiſe fortſetze, ſo wird es wohl ganz gut werden. Daß Du Dich luſtig machſt, iſt mir ſehr angenehm, und ich erwarte, daß Du mir recht viel erzählſt, wenn wir zuſammenkommen. Hier geht im Ganzen alles ſteifer als jemals zu, ob ich mich gleich perſönlich keines-

weges zu beklagen habe: denn es dinge nur von mir ab, meine Bekanntſchaften und Geſellſchaften viel weiter auszudehnen. Geſtern begegneten mir ganz unerwartet Frau von Bröſigke und ihre Tochter, die von Egerbrunn herüberkamen, wo es auch nicht zum heiterſten hergehen ſoll, weil die Öſtreicher und Polen zwei Parteien machen die gegeneinander wirken, beide aber weder einen Sachſen, noch einen Preußen unter ſich aufnehmen. Frau von Levetzow iſt reizender und angenehmer als jemals. Ich bin eine Stunde mit ihr ſpazieren gegangen und konnte mich kaum von ihr losmachen, ſo artig war ſie und ſo viel wußte ſie zu ſchwatzen und zu erzählen.

Täglich kommen hier noch mehr Badegäſte an. Die Nummern der Liſte gehn ſchon bis 700. In dieſen Tagen war das Papiergeld ſo gefallen, daß der Ducaten 8 Gulden und 30 Kreuzer galt, und das Silbergeld im Verhältniß. Gegenwärtig iſt es wieder ein wenig geſtiegen. Demungeachtet aber ſind die Einwohner von Karlsbad, welche für alle ihre Mühe, Waaren und Auslagen faſt nichts anders eingenommen haben, in einer Sorge, die ganz nahe an Verzweiflung gränzt. Was daraus werden ſoll, kann kein Menſch einſehen. Vorgeſtern bin ich auch in der Komödie geweſen und werde wohl nicht wieder hineingehen. Selbſt diejenigen Schauſpieler, die noch einige Geſtalt und Stimme haben, zeigen ſich fratzenhaft, affectirt und komödiantiſch. Ich kann wohl ſagen, daß ich in dem ganzen Stück nicht einen einzigen wahren Ton gehört habe. Die Weiber ſind vollends ganz abſcheulich. Eine

einzige iſt darunter, die Verdienſt hat. Sie ſpielt die Rollen der Beck, iſt aber doch auch übertrieben und in ihrem Betragen geſchmacklos wie die andern. Doch wäre dieſe noch wohl am erſten ins Rechte zu leiten, wenn ſie eine gute Umgebung hätte. Das Stück, das ich ſah, war ‚Pinto', von Vogel bearbeitet. Grüße die Herrn Genaſt und Becker und ſage ihnen, ſie möchten doch nachfragen, ob das Stück gedruckt iſt, und ſich Mühe geben, es bald beizuſchaffen. Wir können es ſehr gut beſetzen, und es kann bei uns eine ſehr intereſſante Repräſentation werden. Gethan habe ich übrigens nicht viel: denn der Brunnen und die Zerſtreuung des hieſigen Lebens laſſen einen nicht recht zur Faſſung kommen. Übrigens bleibt es im ganzen bei dem, was ich in meinem vorigen Briefe geſchrieben habe. Bleibe nur in Lauchſtädt, bis Du einen Brief von mir aus Jena erhältſt: denn erſt dort wird ſich zeigen, ob ich noch nach Lauchſtädt gehen kann und mag. Grüße alles ſchönſtens von mir, Herrn Geheimerath Wolf und Minchen, Herrn und Frau Geheimerath Loder und alle, die ſonſt meiner gedenken mögen, ſo wie das Theater-Perſonal, beſonders die, welche Dir zunächſt ſind. Lebe übrigens recht wohl bei Deinen Frühſtücken, Mittagseſſen, Tänzen und Schauſpielen. G.

[Nachſchrift: Riemer]

Riemer empfiehlt ſich Ihnen beſtens, ſo wie Ihren ſchönen Begleiterinnen und Umgeberinnen, und Auguſten ganz beſonders.

Goethes letzter Brief aus Karlsbad an Chriſtiane nach Lauchſtädt, am 3. Auguſt geſchrieben, iſt nicht bekannt. Am 4., früh 5 Uhr, verläßt Goethe Karlsbad, trifft am 8. in Jena, am 11. in Weimar ein und begibt ſich am 15. für zwei Wochen wieder nach Jena. Seine Briefe an Chriſtiane vom 19., 23. und 26. Auguſt ſind leider nicht bekannt. Vom 1. bis 25. September iſt er in Weimar, vom 26. September an abermals in Jena.

*

398. Goethe Jena, den 30. September 1806.

Du erhältſt hierbei einen Kaſten mit Nüſſen, wovon der größte Theil in der Schale und alſo noch recht friſch iſt. Sende mir dagegen ein Pfund Chocolade und 3 Flaſchen von dem rothen Weine. Es gibt ſo ſchönes Obſt hier, daß ich in Verſuchung geweſen bin, welches zu kaufen, wenn man nur wüßte, wie man es hinüber bringen ſollte. Es geht mir ganz gut hier. Herr von Tümpling hat mich mit einigen Flaſchen Eger-Waſſer verſehen, die mir ſehr wohl bekommen. Ich komme nicht viel aus dem Schloſſe und treibe meine Geſchäfte. Was ich von Herrn Riemer wünſche, ſteht auf beiliegendem Blatt. Lebe recht wohl, grüße Auguſten, ſchreibe mir, was vorgeht, und ſchicke mir, was von Briefen und Zeitungen angekommen iſt.

Dein Bruder kommt mit Herrn von Tümpling und zwei Frauenzimmern hinüber, er hat ſie zu ſich eingeladen und wird Dich auch dazu bitten. Sei freundlich, hilf ihm aus und laß ſie den Caffee bei Dir nehmen. Wenigſtens lade ſie auf künftige Zeiten. Lebe wohl und liebe. G.

*

Saturn iſt alſo noch empfänglich für Moſchusgeruch, der von dem Gürtel des Kaiſers aufſteigt. Dara iſt der Name Darius und bedeutet Herrſcher, ſie laſſen auf keine Weiſe von der Erinnerung ihrer Voreltern los. Daß Iran Löwenſchlucht genannt wird, finden wir deßhalb bedeutend, weil der Theil von Perſien, wo jetzt der Hof ſich gewöhnlich aufhalt, meiſt gebirgig iſt, und ſich gar wohl das Reich als eine Schlucht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das ſeidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Geſandten ſo hoch als möglich, und ein freundliches liebevolles Verhältniß zu England wird zuletzt ausgeſprochen.

Bei dem zweiten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung vorausſchicken, daß Wortbezüge der perſiſchen Dichtkunſt ein inneres anmuthiges Leben verleihen, ſie kommen oft vor und erfreuen uns durch ſinnigen Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Bezirkung, die einen Eingang hat und deßwegen wohl auch eines Pförtners bedarf, wie das Original ſich ausdrückt, und ſagt: „deſſen Vorhang (oder Thor) die Sonne aufhebt (öffnet),“ denn das Thor vieler orientaliſchen Gemacher bildet ein Vorhang; der Halter und Aufheber des Vorhanges iſt daher der Pförtner. Unter Mani iſt Manes gemeint, Sectenhaupt der Manichaer, er ſoll ein geſchickter Maler geweſen ſeyn, und ſeine ſeltſamen Irrlehren hauptſachlich durch Gemälde verbreitet haben. Er ſteht hier wie wir Apelles und Raphael ſagen würden. Bei dem Wort Herrſcherperlen fühlt ſich die Einbildungskraft ſeltſam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen und ſo wird ein Perlenmeer denkbar, in welches die gnadige Majeſtät den Günſtling untertaucht. Zieht ſie ihn wieder hervor, ſo bleiben die Tropfen an ihm hangen, und er iſt köſtlich geſchmückt von Haupt zu Fuß. Nun aber hat der Dienſtweg

6. bis 21. October 1806

Am 6. October Vormittags trifft Goethe, von Knebel begleitet, wieder in Weimar ein. In die Unruhe, Verwirrung und Sorge der nächsten Tage versetzen uns besser, als eine Erzählung es könnte, die kurzen Stichworte aus Goethes Tagebuch, wo wir unterm 10. October lesen: „Starker Truppenmarsch durch die Stadt und die Gegend"; 14. October: „Früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Kötschau. Deroute der Preußen. Abends um 5 Uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück; Lieutenant Roisin"; 15.: „Marschall Lannes im Quartier und General Victor. . . . Beschäftigt mit Sicherung des Hauses und der Familie"; 16.: „Lannes ab. Gleich drauf Marschall Augereau. In dem Intervall die größte Sorge. Bemühung um Sauvegarden u.s.w., bis endlich das Haus ganz voll Gäste war." Unterm 19. October sodann finden wir im Tagebuch das inhaltschwere Wort: „Trauung." Zwei Tage später meldet Goethe dem Freunde Knebel: „Daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehlicht bin, wird euch freuen. Unsre Trauringe werden vom 14. October datirt."

Erläuterungen

Goethes Briefe befinden sich (mit Ausnahme von Nr. 398) im Goethe- und Schiller-Archiv, und zwar lose, nach den Jahren geordnet, in mehreren Umschlägen und Papiertaschen; der erste dieser Umschläge trägt die Aufschrift „1792—1795 Briefe von mir an meine Frau" und enthält, der Zeitfolge zuwider, als erstes Stück das unter Nr. 555 a (II 300) mitgeteilte Gedicht, sowie eine von Schreiberhand geschriebene Besuchskarte Christianens „Frau Geheime Räthin Goethe p — p — C." — In den Erläuterungen ist bei jedem Briefe nach dem Datum in Klammern Band und Seite angegeben, wo er sich in der Weimarer Gesamt-Ausgabe von Goethes Briefen gedruckt findet. Angaben darüber, ob der Brief eigenhändig geschrieben ist oder von Schreiberhand, Mitteilungen über eigenhändige Verbesserungen und über die Adressen, ebenso über die Namen der Schreiber sind nur in besonderen Fällen gemacht worden.

Christianens Briefe (nebst den Briefchen Augusts) befinden sich sämtlich im Goethe- und Schiller-Archiv, eingeheftet in die Jahres-Hefte der „Eingegangenen Briefe"; nur die von Lauchstädt aus geschriebenen Briefe aus dem Jahre 1810 (nebst einigen aus dem Jahre 1811) sind nicht eingeheftet, sondern lose, der Zeitfolge nach, in einer besonderen Papiertasche verwahrt, die von Goethes Hand die Aufschrift trägt „Briefe von Lauchstedt 1810 Vli's Hand." In den Erläuterungen ist bei jedem Briefe nach dem Datum in Klammern die ihm entsprechende Seitenzahl des betreffenden Jahres-Heftes angegeben.

Für einige, in der Einführung und in den Erläuterungen häufiger genannte Handschriften und Druckwerke sind folgende Abkürzungen gebraucht worden:

Bettina = Bettina von Arnim Goethes Briefwechsel mit einem Kinde Hsg. von Jonas Fränkel Band 1/3. Jena 1906.

Br. = Goethes Briefe Band 1/50 ... Weimar 1887/1912. (Goethes Werke Hsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV. Abteilung.)

C.-Meyer I = Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831. [Hsg. von Salomon Hirzel.] Leipzig 1856.

C.-Meyer II = Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyers und Porträts. [Hsg. von?] Straßburg 1887.

EBr. = Eingegangene Briefe (Handschriften in Goethes Nachlaß).

Eichendorff = Tagebücher des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Mit Vorwort und Anmerkungen von Wilhelm Kosch. Regensburg [1908].

FB. = Fourir-Bücher des Hofmarschall-Amtes zu Weimar (Handschriften).

Geiger = Goethe und die Seinen. Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus von Ludwig Geiger, Leipzig 1908.

Gespräche = Goethes Gespräche Gesamtausgabe Neu hsg. von Flodoard Frhr. von Biedermann unter Mitwirkung von Max Morris, Hans Gerhard Gräf und Leonhard L. Mackall Band 1/5. Leipzig 1909/11.

GJ. = Goethe-Jahrbuch. Hsg. von Dr. Ludwig Geiger. Band 1/34. Frankfurt a/M. 1880/1913.

Gräf = Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke von Dr. Hans Gerhard Gräf. Band 1/9. Frankfurt a/M. 1901/14.

Morris = Goethe-Studien von Max Morris. Band 1/2. Zweite veränderte Auflage. Berlin 1902.

Pasqué = Goethes Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden dargestellt von Ernst Pasqué. Band 1/2. Leipzig 1863.

Reinhold = Bad Lauchstedt, seine literarischen Denkwürdigkeiten und sein Goethetheater nach Berichten der Zeitgenossen dargestellt. Von Dr. phil. Heinrich Reinhold. 2. verm. und verb. Auflage. Halle a. d. S. 1914.

Riemer = Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer. Band 1/2. Berlin 1841.

Riemers Tgb. = Aus den Tagebüchern Riemers, des vertrauten Freundes von Goethe. Mitgetheilt von Robert Keil. (Deutsche Revue 1886 Jan.-, Mai-, Oct.-Heft, 1887 Jan.-, Febr.-, März-, Juli-, Oct.-Heft.)

EdGG. = Schriften der Goethe-Gesellschaft. Band 1flg. Weimar 1885flg.
TB. = Todten-Bücher der Stadtkirche zu Weimar (Handschriften).
Tgb. = Goethes Tagebücher Band 1/13. Weimar 1887/1903. (Goethes Werke. Hsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. III. Abteilung.)
TP. = Tauf-Protokolle } der Hofkirche und der Stadtkirche zu
TrP. = Trau-Protokolle } Weimar (Handschriften).
Voß = Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß. Briefauszüge, in Tagebuchform zeitlich geordnet und mit Erläuterungen hsg. von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig [1896]. (Reclams Universal-Bibliothek 3581/2.)
W. = Goethes Werke. Hsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Band 1/53. Weimar 1887/1914.

*

1. Goethe, 1792 Aug. 9 (Br. 10, 1). — [S. 1.] Wir: G., Heinrich Meyer (der dem Freunde bis Gotha das Geleit gab) und G's Diener Paul Götze. — von Wanzen gequält: G's gewöhnliches Leiden auf Reisen (vgl. G. an Schiller, 1797 Aug. 30). — Zimmerleute: die beim Umbau in G's Hause tätig waren. — Krämchen: auch „Judenkrämchen", mundartlich für Geschenksendung, die manchmal beim Handelsjuden auf der Messe eingekauft wurde; es bestand diesmal in Kleiderstoff und Spitzen (vgl. S. 8).
2. Goethe, 1792 Aug. 17 (Br. 10, 5). — [S. 1.] Deinen Brief: nicht bekannt.
3. Goethe, 1792 Aug. 21 (Br. 10, 7). — [S. 2.] Augelchen: dieser Lieblingsausdruck von G's Haus- und Familiensprache (Christiane schreibt zumeist mundartlich „Äuglichen") bedeutet bald die Tätigkeit „liebäugeln", bald die Person, mit der man liebäugelt; er klingt leise an in dem Gedicht ‚Gefunden': „Wie Äuglein schön" und in einer Hudhud-Strophe: „Nistet äuglend, wie scharmant!", mit starker Betonung des Sinnlichen dagegen in dem Gedicht ‚Frech und froh':

„Nur vom Tüchtgen will ich wissen,
Heißem Äuglen, derben Küssen",

und findet noch spät seine Verklärung in den Divan-Versen:

„Aber meines Liebchens Äugeln
Stehn verwundert alle Leute".

4. Goethe, 1792 Aug. 25 (Br. 10, 8). — [S. 3.] **Wo das Trier in der Welt liegt:** Chriſtiane durfte gewiß von ſich bekennen, wie G's Mutter (an den Sohn, 1792 Dec. 4): „Ich bin eine ſchlechte geografin".

5. Goethe, 1792 Aug. 28 (Br. 10, 10). — [S. 3.] **Bei dem Herzoge:** Karl Auguſt. — [S. 4.] **Herr Meyer ... gibt ihn... Voigt:** d. h. Chriſtianens Antwortbrief; G. gleichzeitig an Voigt: „... erlauben Sie, daß Herr Meyer Ihnen ein Briefchen zuſtelle, und ſchicken Sie mir es doch mit dem nächſten Packete, daß ich einige Nachricht von den Meinigen erhalte", und an H. Meyer: „Schicken Sie mir bald einen Brief [von Chriſtiane] und ſchreiben ein Wort."

6. Goethe, 1792 Sept. 2 (Br. 10, 13). — [S. 5.] **Aus Paris:** dieſe Hoffnung erfüllte ſich nicht; vgl. S. 9.

7. Goethe, 1792 Sept. 8 (Br. 10, 14). — [S. 6.] **Körbchen... mit Liqueur:** vgl. S. 7. — **im vorderen Quartier:** Goethes bewohnten zunächſt nur das Hinterhaus, da der bisherige Beſitzer, Helmershauſen, das Recht hatte, einige Räumlichkeiten des Vorderhauſes noch eine Zeitlang zu behalten (vgl. zu S. 8. 9).

8. Goethe, 1792 Sept. 10 (Br. 10, 17). — [S. 7.] **Körbchen mit Liqueur... Päckchen mit Zuckerwerk:** In der ‚Campagne' (3. September) unterläßt G. nicht, die guten Verduner Liqueure und „Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner, in ſaubern cylindriſchen Deuten" zu erwähnen und gedenkt auch des nach Weimar geſandten Kiſtchens, „wodurch ſich denn die Freundinnen zu Hauſe in höchſter Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geiſt und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen".

Daß zwiſchen den Briefen 8 und 9 einer an Chriſtiane verlorengegangen iſt, beweiſt die Numerierung (die übrigens ſchon nach Brief 9 in Vergeſſenheit geriet).

9. Goethe, 1792 Sept. 27 (Br. 10, 24). — [S. 7.] **Dein Briefchen:** nicht bekannt. — [S. 8.] **hervorziehſt:** in das Vorderhaus (vgl. S. 6. 9).

10. Goethe, 1792 Oct. 10 (Br. 10, 29). — [S. 9.] **das Dich betrüben konnte:** die Stelle über ſeine Eiferſucht S. 7. — **dem Herrn Geh. Aſſiſtenz-Rath:** an C. G. Voigt, Oct. 15: „Helmershauſen iſt ja wohl ausgezogen und die Meinigen völlig im Beſitze des Quartiers. Haben Sie die Güte, Ihre Hand nicht ab-

zuziehen." — die Treppe: G. an H. Meyer, Oct. 15: „Was unser Haus betrifft, so weilt ich Sie bitten, sobald Frost zu befürchten ist, nichts weiter mit tapeziren und malen zu unternehmen. Wir wollen diesen Winter mit allem zufrieden sein. Da die Tüncher so langsam gearbeitet haben, wird wohl das Treppenhaus nicht ganz fertig werden, es hat aber nichts zu sagen." — in die Komödie: das Hoftheater hatte Oct. 4 mit Kotzebues Schauspiel ‚Der Papagoy' die Winterspielzeit eröffnet.

11. Goethe, 1792 Nov. 4 (Br. 10, 37). — [S. 11.] der König: Friedrich Wilhelm II. von Preußen.

12. Goethe, 1792 Nov. 14 (Br. 10, 39). — [S. 11.] schön eingerichtet: in Pempelfort (damals außerhalb der Stadt gelegen, jetzt im Besitz des Düsseldorfer Künstlervereins ‚Malkasten', mit Erinnerungen an die Familie Jacobi), wo G. den Freund schon 1774 besucht hatte.

13. Christiane, 1793 Mai 13 (EBr. 1793, 153); Adresse von fremder Hand. Der Brief wurde (wie EBr. 1793, 156 zeigt) durch H. Meyer Mai 16 abgeschickt. — [S. 15.] Hof-Rath: Stark. — Schlampamps-Stündchen: Plauder- und Kose-Stündchen; auch das Zeitwort „schlampampsen" kommt vor (S. 34); G. selbst sagt „Schlender- und Hätschelstündchen" (II 63). — [S. 16.] Jule: Singen und Zohlen der Studenten. — Beilage: Christiane hat dem dreijährigen Söhnchen beim Schreiben die Hand geführt.

14. Goethe, 1793 Mai 17 (Br. 10, 1); in der Weimarer Ausgabe irrtümlich unter das Jahr 1792 gestellt und „12. August" datirt; daß das unvollständige Datum der Handschrift durch „Mai 1793" richtig ergänzt wird, beweist die Erwähnung sowohl von Christianens Schwangerschaft (S. 17), als auch von deren Aufenthalt in Jena mit August (S. 16). — [S. 16.] in meinem Hause: G's Mutter an den Sohn, März 15: „Es ist Raum genung in der Frau Aja ihrem Häußlein, kome du nur — freylich mußt du dich mit dem zweyten Stockwerck begnügen." — wenn ihr: d. h. wenn ihr. — Caraco: „eine Art Damen-Spencer, mit einer kleinen schoßartigen Verzierung am Ende des Rücktheils" (Heyses Fremdwörterbuch). — [S. 17.] Krabskrälligkeit: Schwangerschaft (eine ganz befriedigende Erklärung des Ausdrucks ist, soviel ich sehen kann, noch nicht gegeben worden; vgl. Frankfurter Zeitung 1905 Aug. 31 und Sept. 6); eine andre Bezeichnung für den selben Zustand „Pfuiteufelchen" begegnet zuerst S. 18.

15. Chriſtiane, 1793 Mai 24? (EBr. 1793, 162); der Tag iſt nach dem Datum von H. Meyers Brief an G. (EBr. 1793, 158) zu vermuten. — [S. 17.] beiden Kinder: Auguſt und ein kleiner Spielkamerad. — [S. 18.] den Garten: am Haus in der Stadt (Hausgarten) und am Gartenhäuschen im Park („alter" oder „unterer" Garten). — Komödie: ‚Ignez de Caſtro', Trauerſpiel des Grafen v. Soden. — Jacobin: Max Jacobi, Sohn von G's Freund in Pempelfort, ſtudirte von Oſtern 1793 bis Oſtern 1795 in Jena Medicin, verkehrte viel in der Familie G's, der ihm mit Rat und Tat beiſtand; G. an F. H. Jacobi, 1793 Febr. 27 (nicht: 22): „Marens Bette iſt auch ſchon in meinem Hauſe bereitet, er mag ſich bei mir zum Schritte von Pempelfort nach Jena gewöhnen." Vgl. zu S. 88. — Frau Burgemeiſtern: Bohl. — Pfuiteufelchen: vgl. zu S. 17 Krabskrälligkeit.

16. Goethe, 1793 Mai 29. 31 (Br. 10, 60). — [S. 19.] große Stadt: Mainz. — in ein Dorf ... einquartirt: Ober-Olm. — [S. 20.] das Hauptquartier: Marienborn. — Verwundeten und Todten: unter letzteren die Weimaraner Officiere Major v. Laviere und Rittmeiſter Voß (vgl. G. an Herder, Juni 2); G. an C. G. Voigt, Mai 31: „Welche ſonderbare Empfindung mir das war, als ich, wie es Tag wurde, hinunter ritt und erwarten mußte, wen ich dort nun todt oder verwundet fände! — ... nehmen [Sie] Sich der Meinigen an, wenn mir ein Unfall begegnen ſollte."

18. Chriſtiane, 1793 Juni 7 (EBr. 1793, 189). — [S. 21.] ſchöne Tuch: nicht „Schämtuch" (wie Br. 10, 378 irrtümlich angegeben iſt). — Gruß von der lieben Mutter: nicht bekannt. — habe an die liebe Mutter geſchrieben: Brief nicht bekannt. — [S. 22.] Schätzchen: junge Freundinnen. — Wernern: etwa die Frau des Kammermuſicus Heinrich Gottfried W. oder die des Hofmuſicus Friedrich Ludwig W. oder die des Hofmuſicus und Organiſten an der St. Jakobskirche Johann Auguſt W., der 1794 März 17 ſtarb (TB. der Stadtkirche 1791/1804, 43). — Burkhardtin: nicht ſicher feſtzuſtellen (es gab zur Zeit 4 Unterbeamte mit Namen B. in Weimar). — Doctor: der weiter unten genannte Huſchke. — Sonntag: Juni 2.

19. Goethe, 1793 Juni 7 (Br. 10, 71). — [S. 23.] gewiſſe Umſtände: Chriſtianens Schwangerſchaft.

20. Chriſtiane, 1793 Juni 14 (EBr. 1793, 202). — [S. 24.] 5 Briefe: von denen 2 nicht überliefert ſind. — einen von Jena: Nr. 13. — [S. 25.] Herzogin: Anna Amalia.

21. Goethe, 1793 Juni 14 (Br. 10, 76). — [S. 25.] an meine Mutter geschrieben: vgl. zu S. 21 und wegen Frau Raths Antwort zu S. 28.

22. Christiane, 1793 Juni 17 oder 18 (EBr. 1793, 220). — [S. 26.] Hofgärtner vom Belvedere: Johann Reichert. — Bauverwalter: Steffany. — Kleine Häuschen neben uns: über das östlich anstoßende „Frankische Haus" schreibt Philipp Seidel Juli 16 (EBr. 1793, 256) an ?: G. biete 300 Thaler, Frankes Wittwe, die die Mansarde bewohnte, 405 Thaler. Im Erdgeschoß war eine Schusterwerkstatt. Vgl. S. 30. G. verzichtete auf den Ankauf (an C. G. Voigt, Juli 27).

24. Christiane, 1793 Juni Ende (EBr. 1793, 226). — [S. 28.] rechten lieben Brief: datirt Juni 20, unterzeichnet „Ihre Freundin Goethe". — wieder geantwortet: Brief nicht bekannt. — [S. 29.] Hofgärtner: vgl. zu S. 26. — Jacobi: vgl. zu S. 18; G. an F. H. Jacobi, Juli 7: „Es ist mir lieb, daß Mar auch in meiner Abwesenheit sich zu den Meinigen hält. Auf der kleinen Insel des festen Landes, die sie bewohnen, ist er gern gesehen und gut aufgehoben."

25. Goethe, 1793 Juli 3 (Br. 10, 86). — [S. 30.] Mutter hat Dir geantwortet: vgl. zu S. 28. — Wegen des Häuschens: vgl. zu S. 26; G. an Voigt, Juli 3: „Wie steht es mit dem Verkaufe des kleinen Hauses neben dem meinigen?"

26. Christiane, 1793 Juli 5 (EBr. 1793, 233). — [S. 31.] der beutige: Nr. 23.

27. Goethe, 1793 Juli 10 (Br. 10, 93). — [S. 33.] Moritz todt: gestorben Juni 26 in Berlin; Christiane hatte ihn gut kennen gelernt, als er, 1788 Dec. 4 aus Italien in Weimar eingetroffen, zwei Monate in G's Haus wohnte. G. an F. H. Jacobi, Aug. 19: „Hab ich Dir schon gesagt, wie sehr ich Leid um den armen Moritz getragen habe? Ich verliere einen guten Gesellen an ihm."

28. Christiane, 1793 Juli Mitte (EBr. 1793, 253). — [S. 34.] Aber so bin ich: das betonte „so" mundartlich für: sonst, im Allgemeinen (ebenso in Nr. 74 und öfters). — Doctor: Huschke.

29. Christiane, 1793 Juli 19 (EBr. 1793, 266). — [S. 34.] Frau Räthin: G's Mutter hatte mit Brief von Juli 11 (unterzeichnet „Ihrer ergebenen Dienerin Goethe") geschickt: „1 ganzes Stück Bettzwilch . . . 2¼ Ehlen zum zweyten Pfühl . . . ein Taffelgedeck von 1 Taffeltuch und 12 Servietten." — [S. 35.] Artischocken:

Lieblingsspeise G's, vgl. II 313. — **kramseligen**: zur Hausprache gehörig, wie das Zeitwort „gramseln" (zuerst S. 131), so viel wie: Trübsal, Gramsal blasen.

30. Christiane, 1793 Juli 25 (EBr. 1793, 274). — [S. 35.] **Dein Brief**: unbekannt; die Übergabe von Mainz war Juli 22 erfolgt.

31. Goethe, 1793 August 1 (Br. 10, 101). — [S. 37.] **Gore**: über ihn spricht G. ausführlich in der ‚Belagerung von Mainz' unter Juli 15.

32. Christiane, 1793 August 8 (EBr. 1793, 288). — [S. 37.] **Altan**: G. hatte ihn im Frühjahr 1777 an der Südseite des Gartenhäuschens errichten lassen (vgl. Tgb. 1777 März 17). Nach dem Abbruch dieses um 1800 baufällig gewordenen „Angebäudes" fanden die noch brauchbaren Balken, Bretter und Latten im Jahre 1802 bei Ausbesserungsarbeiten in dem Freigut Ober-Roßla Verwendung (Aufzeichnung von 1802 Oct. 11 in den Akten, Ober-Roßla betr.).

33. Goethe, 1793 Aug. 9 (Br. 10, 102). — [S. 38.] **Devisen**: darunter wohl auch die von G. an Fritz v. Stein Oct. 23 mitgeteilten: „Devise eines Reichen: pain bis et liberté, oder eines Erzjuden: ‚Wenig, aber mit Recht'."

Zu G's Geburtstag schrieb Vulpius für den kleinen August folgenden Glückwunsch (EBr. 1793, 319):

Liebes Väterchen!
Dein Geburtstag ist heute,
Darüber habe ich eine große Freude;
Ich wünsche: Du möchtest noch hundert Jahre sein
Gesund und zufrieden, wie jetzo, sein.
Den 28. August 1793. August.

35. Christiane, 1793 Sept. Ende oder Oct. Anfang (EBr. 1793, 373). — [S. 39.] **courios zu Muthe**: in Folge der nahenden Niederkunft. Unter den Briefen an G. aus dem September findet sich (EBr. 1793, 364) ein Blättchen Herders an G. über den „modus" der Taufe „zu Vermeidung des Aufsehens".

36. Christiane, 1793 Oct. Anfang (EBr. 1793, 380); Adresse eigenhändig: an Herrn Geheime Raht vonn Gotte Jena. (Auf der leeren 3. Seite Bleistiftzeichnung G's.) — [S. 40.] **Mittwoch**: Oct. 2 oder 9.

Geburt von G's 3. Kinde, ein Mädchen, Donnerstag, November 21, früh 6 Uhr; Taufe am selben Tage Abends 5 Uhr im Hause,

durch den Collaborator Hahnleim; Name Carolina; Pathe: Demoiselle Juliana Augusta Vulpius (TB. der Hofkirche 1787/97, 327). Das Kindchen starb Dec. 4 (darnach S. 40 zu verbessern) am „Steckfluß" und wurde mit der Viertel-Schule beerdigt (TB. der Stadtkirche 1791/1804, 38).

37. Goethe, 1794 Juli 30/Aug. 1 (Br. 10, 176). — [S. 42.] Deinem Geburtstage: G. meint den 6. August; dieser Irrtum, der immer wiederkehrt, rührt offenbar daher, daß Christiane ihren Geburtstag (Juni 1) mit dem ihrer jüngeren Schwester Sophie Friederike Charlotte (1781 Aug. 6) verwechselt hat. Der Eintrag über Christianens Geburt im TB. der Hofkirche 1755/65, 354 lautet: „H. Johann Friedrich Vulpius, F. Sächß. Amts Copistens alhier, und Fraun Christienen Margarethen gebohr. Riehlin, Töchterlein, ist gebohren Sonnabends den 1. Jun. a. c. Abends halb 9 Uhr, und Montags darauf als den 3. dito, nachmittags ¾ auf 1 Uhr, von dem Herrn Hof-Diac. Gottschalg getauft worden. Empfieng in der Heil. Taufe die Namen Johanna Christiana Sophia. Die Taufpathen waren 1. Jungfer Friederice Sophia Wirsingin, Herrn August Heinrich Wirsings, Hochfürst. Sächß. Rent- Secretarii alhier, ehelich. älteste Jungfer Tochter; 2. Herr Anthon Justus Friedrich Schmidt, F. Sächß. Hofadvocat alhier; 3. Frau Christiana Sophia Riehlin, verehelichte Kesselringin, Herrn Carl Heinrich Kesselrings, F. Sächß. Amts- Actuarii alhier, Ehelichste".

39. Christiane, 1795 Jan. 12 (EBr. 1795, 3). — [S. 44.] Ihnen: warum hier und in Nr. 40 plötzlich die Anrede „Sie" eintritt, ist nicht einzusehen; auch weiterhin begegnen gelegentliche Rückfälle zum „Sie". — Beilage: adressirt „an meinen lieben Vater Weimar Frei nach Jena."

40. Christiane, 1795 Jan. 14 (EBr. 1795, 15); im Datum ist „oder 16." zu streichen). — [S. 45.] Sonntag: Jan. 11. — Komödie: ‚Glück bessert Thorheit', Lustspiel nach dem Englischen der Miß Lee von F. L. Schröder. — Ernestine: Christianens um 10 Jahre jüngere Schwester.

41. Goethe, 1795 April 3 (Br. 10, 247). — [S. 45.] meine Sachen: Besprechung mit Schiller wegen der ‚Horen', naturwissenschaftliche Studien bei Loder, Batsch und Göttling, Überwachung der Wasserbau-Arbeiten an der Saale und der baulichen Veränderungen im botanischen Garten.

auch Haupt und Fuß, Anfang und Ende, Beginn und Ziel; weil nun alſo dieſen der Diener treu durchſchritten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die Abſicht den Geſandten überſchwenglich zu erhöhen, und ihm an dem Hofe, wo er hingeſandt worden, das höchſte Vertrauen zu ſichern, eben als wenn der Kaiſer ſelbſt gegenwärtig wäre. Daraus wir denn ſchließen, daß die Abſendung nach England von der größten Bedeutung ſey.

Man hat von der perſiſchen Dichtkunſt mit Wahrheit geſagt, ſie ſey in ewiger Diaſtole und Syſtole begriffen; vorſtehende Gedichte bewahrheiten dieſe Anſicht. Immer geht es darin ins Gränzenloſe und gleich wieder ins Beſtimmte zurück. Der Herrſcher iſt Weltlicht und zugleich Reiches Herr; der Schirm, der ihn vor der Sonne ſchützt, breitet ſeine Schatten über die Weltflur aus; die Wohlgerüche ſeines Leibgurts ſind dem Saturn noch ruchbar, und ſo weiter fort ſtrebt alles hinaus und herein, aus den fabelhafteſten Zeiten zum augenblicklichen Hoftag. Hieraus lernen wir abermals, daß ihre Tropen, Metaphern, Hyperbeln niemals einzeln, ſondern im Sinn und Zuſammenhange des Ganzen aufzunehmen ſind.

Reviſion.

Betrachtet man den Antheil, der von den älteſten bis auf die neuſten Zeiten ſchriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden; ſo findet ſich derſelbe meiſtens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch etwas zu verändern und zu verbeſſern iſt. Wäre es möglich, daß uns eine anerkannt-fehlerloſe Abſchrift eines alten Autors

43. Chriſtiane, 1795 April 9 (EBr. 1795, 116). — [S. 47.] **Sonnabend: April 11.**

45. Chriſtiane, 1795 April 11 (EBr. 1795, 120). — [S. 49.] **Komödie: „Das Portrait der Mutter', Luſtſpiel von F. L. Schröder.** — **‚Wilhelm'**: Band 1 der ‚Lehrjahre', Anfang 1795 erſchienen.

Zur Zwiſchenbemerkung. Chriſtianens Zenaer Torzettel von April 14 (für Demoiſelle „Volpius" und Geſellſchaft) hat ſich erhalten, da G. ihn als Umſchlag für den Entwurf von Verſen aus Fauſt II, Helena-Act, benutzte (W. 15 (2), 69 H^a).

46. Chriſtiane, 1795 April 16 oder 17 (EBr. 1795, 128); auf der eigenhändigen Adreſſe der Zuſatz: „nebſt 12 Flaſchen Wein und Einer Schadel" (wegen „Schadel" vgl. zu Nr. 424).

47. Chriſtiane, 1795 April 18 oder 19 (EBr. 1795, 140). — [S. 49.] **ausgenommen**: undeutlich geſchrieben, aber wohl gemeint; „ausnehmen" alter Ausdruck für „beim Kaufmann auswählen, kaufen".

48. Chriſtiane, 1795 April 19 oder 20 (EBr. 1795, 141). — [S. 50.] **künftige Woche doch**: erſt nach 2 Wochen (Mai 2) kehrte G. zurück.

49. Goethe, 1795 Juli 2 (Br. 10, 275). — [S. 51.] **Donnerstag**: das war aber Juli 2; demnach muß das Briefchen vorm 2. geſchrieben und das Datum erſt unmittelbar vor der Abreiſe hinzugefügt worden ſein.

50. Goethe, 1795 Juli 7 (Br. 10, 275). — [S. 51.] **viel Bekanntſchaft ... Augelchen**: unter andern Friederike Brun, Rahel Levin (ſpätere Frau Varnhagen v. Enſe), Sarah v. Grotthuß, geb. Meyer, und deren Schweſter Marianne Meyer (ſpätere Frau v. Eybenberg); vgl. Geſpräche 1, 231/7.

51. Goethe, 1795 Juli 15 (Br. 10, 277). — [S. 51.] **Die beiden Verſe** ſchon im Tagebuch der Reiſe nach Schleſien 1790 (vgl. Gräf 7, 174 Nr. 372). — [S. 52.] **Meyern**: Heinrich M.

52. Goethe, 1795 Juli 19 (Br. 10, 278). — [S. 52.] **Hoffnung auf Arbeit**: G. gedachte den Badeaufenthalt „einer Reviſion meiner naturwiſſenſchaftlichen Bemühungen zu widmen" (an Schiller, Juni 18) und einer letzten Durchſicht von Buch 5 der ‚Lehrjahre'.

56. Goethe, 1795 Sept. 2 (Br. 10, 294). — [S. 55.] **Sonntag**: Sept. 6. — **die Bergleute einen Aufzug**: wie alljährlich zur Feier von Karl Auguſts Geburtstag, Sept. 3. — **in die Kirche will er nicht**: G. an C. G. Voigt, Sept. 2: „Morgen zieht er mit den Bergleuten auf, will aber nicht mit in die Kirche. Es ſcheint, das entſchiedne Heidenthum erbt auf ihn fort."

58. Christiane, 1795 October 16 (EBr. 1795, 315). — [S. 56.] Koffer ... Frau Räthin: diese schreibt, ebenfalls am 16., an G.: „Dein Koffer ist wohlbehalten angekommen“ und bittet dringend, G. möge bald kommen, „damit ich nicht Tagelang (wie seit Sontag [Oct. 11] der Fall war) am Fenster mich bald blind gucke und jede Poßschäze vor die deinige halte“.

60. Christiane, 1795 Oct. 16 (EBr. 1795, 322). — [S. 57.] Prinz Bernhard: Karl Augusts 2. Sohn, zur Zeit 3 Jahre alt.

Geburt von G's 4. Kinde, einem Knaben, Freitag, October 30 (nicht Nov.!), Abends; Taufe October 31 Abends ½6 Uhr im Hause, durch den Collaborator Hahnheim; Name Karl; Pathe: Demoiselle Jul. Aug. Vulpius (TB. der Hofkirche 1787/97, 438).

62. Christiane, 1795 Nov. 10 (EBr. 1795, 347). — [S. 59.] Doctor ... Liebern: Huschke und die Wartefrau.

Tod des Söhnchens Karl: da G. selbst Nov. 16 an H. Meyer berichtet: „Ein kleiner Ankömmling hat uns schon wieder verlassen“, und Nov. 17 an Schillers Frau schreibt, der Kleine sei „gestern“, also am 16., gestorben, wird das Datum im TB. der Stadtkirche 1791/1804, 65: Nov. 18 wohl auf Irrtum beruhen. Die Beisetzung fand mit der Viertelschule statt, den Tag nennt das TB. nicht.

63. Goethe, 1796 Jan. 8 (Br. 11, 4). — [S. 60.] siebenten Buche: der ‚Lehrjahre‘. — Die Götzen: wohl die auch S. 183 Genannte. — hatte ich Gäste: nach Tgb. am 6. Mittags C. G. Voigt und Kammerherrn v. Miltau; dieser, Polizeimajor von Jena, wohnte gleich G'n im Schloß.

64. Christiane, 1796 Jan. 9 (EBr. 1796, 11). — [S. 60.] Mittewoche: Jan. 6.

65. Goethe, 1796 Jan. 12 (Br. 11, 4). — [S. 61.] siebentes Buch: ‚Lehrjahre‘.

66. Christiane, 1796 Jan. 13 (EBr. 1796, 7). — [S. 62.] Madame Becker: geb. Neumann; sie hatte die Marianne schon bei der ersten Aufführung am Hoftheater (1792 Jan. 21) gespielt. (Bei der Uraufführung, einer Liebhabervorstellung, 1776 Nov. 21, hatte G. den Wilhelm, Amalie Kotzebue die Marianne gespielt.) — [S. 63.] ‚Prozeß‘: Lustspiel von Herklots.

67. Goethe, 1796 Jan. 15 (Br. 11, 5). — [S. 63.] siebentes Buch: ‚Lehrjahre‘. — Cabinet: die im Schloß untergebrachte, naturwissenschaftliche Sammlung.

68. Christiane, 1796 Februar 17 oder 18 (EBr. 1796, 64). —

[S. 63.] Krautland: dieſes hatte die Kataſternummer 2130 und lag nördlich des Lottenbaches, etwa an der Stelle des Hauſes Nr. 27 der heutigen Laſſenſtraße, nördlich der jetzigen Lottenſtraße. Nach der von Chriſtiane unterzeichneten Urkunde vom 23. März 1796 (ſie ſchrieb: 22.) kaufte der Raths-Bau-Kämmerer Joh. Ehrhard Stichling als Vormund Chriſtianens in deren Vollmacht das dem Wachtmeiſter Joh. Gottlieb Kraz in Weimar gehörige „hinter der Lotte neben Frau Maroldin gelegene Krautland, ſo dem Rathe lehnet, vor 60 Reichsthaler, in Laubthalern á 1 Thaler 15 Groſchen“ (Handelsbuch de anno 1796, Bl. 366/8, im Großh. Sächſ. Amtsgericht zu Weimar). Goethe vermachte das Land in ſeinem Teſtament vom 6. Januar 1831, § 13, ſeinem Diener J. F. Krauſe (W. 53, 333). — [S. 64.] 12 Mann Statiſten: vom Theater, die bei einer Hof-Feſtlichkeit mitgewirkt hatten (2 dieſe Angelegenheit betreffende Briefchen von Luiſe v. Göchhauſen an G. in EBr. 1796, 41. 43).

69. Goethe. 1796 Febr. 19 (Br. 11, 33). — [S. 64.] geſtern ... geſchrieben: Brief nicht bekannt. — Böttcher: vielleicht K. A. Böttiger? — [S. 65.] hervor: aus dem im Hinterhaus gelegenen Zimmer G's.

71. Goethe, 1796 Febr. 20 (Br. 11, 34); der erſte der uns erhaltenen Briefe G's an Chriſtianen, der nicht eigenhändig, ſondern von Schreiberhand geſchrieben iſt. — [S. 66.] Roman: ‚Lehrjahre‘.

72. Chriſtiane, 1796 Febr. 21 (EBr. 1796, 69). — [S. 66.] ‚Knicker‘: Oper von Dittersdorf ‚Hieronymus Knicker‘. — neuen Sänger: Leißring in der Rolle des Ferdinand. — [S. 67.] Roman: ‚Lehrjahre‘. — Werner ... der Muſicus: vgl. zu S. 22.

Daß zwiſchen Nr. 72 und 74 ein oder zwei Briefe G's liegen, die nicht bekannt ſind, beweiſen die Worte Chriſtianens S. 69: „Daß es mit dem Roman nicht gehen will.“

73. Chriſtiane, 1796 Febr. 24 (EBr. 1796, 79). — [S. 67.] Capital: Hauptſchlüſſel.

74. Chriſtiane, 1796 Febr. 27 (EBr. 1796, 87). — [S. 69.] ‚Käppchen‘: Oper von Dittersdorf ‚Das rothe Käppchen‘. — ſo ſchien ſie mir: vgl. zu Nr. 28.

75. Chriſtiane, 1796 März 2 (EBr. 1796, 94). — [S. 70.] Mariannchen: die zu Nr. 50 genannte Marianne Meyer; vgl. den Schluß des Briefes. — neuen Sänger: der zu S. 66 Genannte als Leutnant v. Felſenberg. — ‚Vetter aus Liſſabon‘: F. L.

Schröders bürgerliches Familiengemälde ‚Der Vetter in Lissabon'.

Zwischen Nr. 75 und 76 fehlt ein Brief G's; vgl. Nr. 76.

76. Christiane, 1796 März 5 (EBr. 1796, 101). — [S. 71.] ‚Aussteuer': Schauspiel von Iffland, März 3 gegeben. — [S. 72.] ‚Sonnenfest': Oper von Wenzel Müller ‚Das S. der Braminen'. — Freitagsgesellschaft: 1791 von G. angeregt (an Karl August, Juli 1), gegründet Juli 5 von G., C. G. Voigt, Wieland, Bertuch, Knebel, Bode, Herder und Buchholz zum Zweck wissenschaftlicher Vorträge in monatlichen Versammlungen; sie bestand nur bis 1797; vgl. G. an C. G. Voigt 1796 März 3, an Schiller 1796 Oct. 15 und G's erläuternden Aufsatz aus dem Jahre 1824 (W. 42 (2), 454; GJ. 19, 14). Die ‚Statuten' und einige Protocolle bei O. Jahn: Goethes Briefe an C. G. v. Voigt S. 443–52, Weiteres bei K. A. Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen 1, 23–47. — so Ostern: mundartlich für: so wie so, überdies, noch dazu.

77. Goethe, 1796 März 7 (Br. 11, 43); eigenhändig nur S. 73 „Ich habe so viel" bis „G." — [S. 73.] so viel gearbeitet: an den ‚Lehrjahren', daneben an der Übersetzung des ‚Benvenuto Cellini'.

78. Goethe, 1796 Apr. 29 (Br. 11, 59). — [S. 74.] Meine Sachen: vgl. zu Nr. 77.

Zwischen Nr. 78 und 82 sind uns mehrere Briefe Christianens verloren.

80. Goethe, 1796 Mai 4 (Br. 11, 61). — [S. 75.] Karl: Schillers 3jähriges Söhnchen; G. an Schiller Juli 9, als die zweite Niederkunft von dessen Frau herannahte: „Wollten Sie uns im Falle, daß sich Ihre Familie vermehrt, für die erste Zeit Karln herüber schicken, so würde er Augusten sehr willkommen sein und, in Gesellschaft der vielen Kinder, die sich in meinem Hause und Garten versammeln, sich recht wohl befinden".

82. Christiane, 1796 Mai 14 (EBr. 1796, 198); der Zusatz im Datum „(oder 18.?)" ist wohl zu streichen; G. wird in einem nicht bekannten Briefe über den Tag des Kommens usw. geschrieben haben.

Zur Zwischenbemerkung. [S. 76.] mein Ehstand ist eben 8 Jahre . . . alt: daß G. und Christiane den 12. (nicht den 13.) Juli als den Tag ihrer Eheschließung betrachteten und feierten, beweisende Stellen ihrer Briefe S. 417 und II 176. 295. Deßhalb wäre G's Brief an Schiller wohl besser vom 12. zu datieren, in der Annahme: daß G. Schillers Brief vom 12. abends noch am selben Abend beantwortet habe.

83. Goethe, 1796 Aug. 22 (Br. 11, 168). — [S. 76.] Bauverwalter: vgl. zu S. 26. — Verſuche und Arbeiten aller Art: außer dem zu Nr. 77 Genannten naturwiſſenſchaftliche Studien, beſonders Raupen und Schmetterlinge betreffend.

85. Goethe, 1796 Sept. 4 (Br. 11, 181). — [S. 78.] Hofmedicus: Huſchke. — inliegendes Heft: nicht ermittelt.

86. Goethe, 1796 Sept. 6 (Br. 11, 184). — [S. 79.] Stallmeiſter: Seidler. — zur Frau von Stein: G. an dieſe Tags darauf: „Erlauben Sie auch ferner [ſeit Ende März d. J. hatte Auguſt, zuerſt in Geſellſchaft von Schillers Karl, dann allein Frau v. Stein öfters beſucht] meinem armen Jungen, daß er ſich Ihrer Gegenwart erfreuen und ſich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm ſo wohl wollen"; Frau v. Steins Antwort, Sept. 10, ſchließt mit den Worten: „Sie müſſens meinem Herzen eigentlich ſehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind ſo lieb haben muß."

87. Goethe, 1796 Sept. 9 (Br. 11, 189). — [S. 79.] große Idylle: ‚Hermann und Dorothea'.

88. Goethe, 1796 Sept. 11 (Br. 11, 191). — [S. 80.] geſtern ſchrieb: G. meint wohl ſeinen Brief vom 9. — Hochzeitfeſte: der Bürger und Weißbäcker J. A. L. Reinhardt heiratete Sept. 15 Caroline Chriſtiane Henr. Bürcke, Tochter des Hofböttchers Theodor David Bürcke (TrP. der Hofkirche 1762/1800, 538, der Stadtkirche 1784/1821, 118c). — meiner Arbeit: vgl. zu Nr. 87.

89. Goethe, 1796 Sept. 13 (Br. 11, 197). — [S. 81.] Hochzeit: vgl. zu S. 80. — Idylle: vgl. zu Nr. 87. — Probedruck von dem ... Kupfer: für Schillers Muſen-Almanach für das Jahr 1797 (Xenien-Almanach).

90. Chriſtiane, 1796 Sept. 14? (EBr. 1796, 314). — [S. 81.] Buchbinder: Schillers Almanach betr. — das Gut: erſte Erwähnung des Freigutes zu Ober-Roßla, das zwei Jahre ſpäter von G. käuflich erworben wurde. — Bauverwalter: vgl. zu S. 26. — [S. 82.] Abdrücke von Starken: vgl. zu S. 81.

91. Chriſtiane, 1796 Sept. 25 (EBr. 1796, 336). — [S. 82.] Buchbinder: vgl. zu S. 81.

92. Chriſtiane, 1796 Sept. 30 oder Oct. 1 (EBr. 1796, 339); in der eigenhändigen Adreſſe der Name wieder „Gotte" geſchrieben wie in Nr. 36. — [S. 83.] ſolchen Umſtänden: G. wird in einem nicht bekannten Briefe über Schillers Söhnchen Ernſt, geboren

Juli 11, ähnlich geschrieben haben wie Sept. 30 an C. G. Voigt: „... ich habe nicht Muth, den guten Schiller in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen, sein Vater ist vor kurzem [Sept. 7] gestorben, und sein jüngster Knabe scheint auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen." — Buchbinder ... Starke: vgl. zu S. 81,2. (Starke an G. in dieser Angelegenheit Sept. 26, Oct. 3, GBr. 1796, 338. 347.) — Exemplar: von Schillers Almanach oder von dessen ersten beiden (‚Alexis und Dora' enthaltenden) Bogen. — Christ-Kram: dessen Frau Aja in ihrem Briefe an G. Sept. 17 als schon „gepackt-ambalirt" gedenkt. — das Augelchen: nicht ermittelt (Marianne Meyer? sie hatte Ende Sept. G'n in Weimar besuchen wollen).

93. Goethe, 1796 Oct. 31 / Nov. 1 (Br. 11, 253); eigenhändig nur das zwischen den beiden Daten Stehende. — [S. 84.] Judenkrämchen: vgl. zu S. 83. — [S. 85.] meine Geschäfte: Anordnungen wegen des in der Nacht Oct. 22/3 auf dem Martinröder Stollen eingetretenen Bruches, in Folge dessen die Abflußwege der Wasser verschüttet waren (vgl. Julius Voigt: Goethe und Ilmenau S. 66/9).

94. Goethe, 1796 Nov. 3 (Br. 11, 255). — [S. 85.] Tod des Wirthes: des „guten Türk" (G. an C. G. Voigt, Nov. 3). — Mein Geschäft: vgl. zu Nr. 93. — Bergrath: J. K. W. Voigt.

95. Christiane, 1796 Nov. 6 (GBr. 1796, 391). — [S. 86.] Schiller ... geschrieben: Brief nicht bekannt; Schiller an G., Oct. 31: „Ich habe ... an Mademoiselle Vulpius geschrieben, mir, wenn sie dazu kommen kann, die bei Ihnen noch vorräthig liegende [Exemplare des Musen-Almanachs] auf Druckpapier zu senden."

96. Goethe, 1797 Jan. 1 (Br. 12, 3). — [S. 87.] interessante Menschen... alte Freunde und Bekannte: unter jenen der Abbé Sabatier, der Naturforscher Dr. Fischer und der junge Österreicher Graf Moritz Fries, Student der Rechte, unter diesen der Hofmeister des Letztgenannten Franz Lerse, die Leipziger Adam Oeser und Christian Felix Weiße, die Frankfurter Moritz Bethmann und Gontard. — Kunstwerke: darunter Bilder von Domenichino (?), Lairesse und Bourdon; in Dessau kam dazu Angelika Kauffmanns ‚Amor und Psyche'. — ein Cabinet: „Früh die Gemälde des Herrn Otto besehen, welcher schöne Dietrich von allerlei Manier hat, auch sonst manche gute Sachen" (Tgb. Jan. 1). — Gastmahl: bei Chevalier La-Motte. — Abendessen: bei Frege.

97. Goethe, 1797 Jan. 3 (Br. 12, 3). — [S. 88.] Der Jude: Elkan. — das Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'. — [S. 89.] Jacobi: vgl. zu S. 18 und Br. 12, 394/5.

98. Chriſtiane, 1797 Febr. 21/2 (EBr. 1797, 85); vgl. das Facſimile; gedruckt die Worte: „wie Du in Kötſchau ... ſo wunderlich" Br. 12, 404. — [S. 89.] Komödie: ‚Das Landmädchen', Luſtſpiel von d'Arien. — Aufſätzchen: entweder Kopfputz (oder Kleiderbeſatz) für Chriſtiane, oder eine Zimmerverzierung; das letztere macht G's Bemerkung S. 91 wahrſcheinlich (jedenfalls keine Stil- und Schreib-Übungen in G's Auftrag wie manche irrtümlich angenommen haben). — Deine beiden Haſen: oft wiederkehrender Ausdruck der Familienſprache für ein weich anſchmiegendes, zärtliches, liebevolles Weſen, ebenſo: haſig, Haſigkeit, haſen (Zeitwort) und Haſenfuß. — [S. 90.] Gakala: Spitzname, nicht ermittelt (die ſelbe Perſon wie S. 440 „Galla"?). — Schönfuß: hier und S. 125 geſchrieben „Sckenfuhs" und „Schkenfus"; da ich in dieſer Wortform keinen Sinn zu finden vermochte, habe ich vorerſt „Schönfuß" eingeſetzt (etwa ehelicher Ausdruck für Amor?) und wäre für Mitteilung einer beſſeren Deutung dankbar. — zum Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'.

99. Goethe, 1797 Febr. 24 (Br. 12, 52). — [S. 90.] allerlei Dingen: darunter die Farbenlehre. — zum Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'. — wegen des ‚Rathans': in dem Caroline Jagemann die Recha ſpielen ſollte; ſie war Febr. 18 zum erſten Mal am Weimarer Hoftheater aufgetreten (in Wranitzkys Oper ‚Oberon, König der Elfen').

100. Chriſtiane, 1797 Febr. 25 (EBr. 1797, 87). — [S. 91.] das Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'. — in Italien: ſchon ſeit 1796 plante G. eine dritte Reiſe nach Italien. — Dienstag: Febr. 28, zugleich Faſtnacht.

101. Chriſtiane, 1797 März 1 (EBr. 1797, 97). — [S. 92.] Bürgemeiſter: falls der von Weimar gemeint iſt, entweder J. C. Häublein oder J. H. C. Rentſch. — das Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'.

102. Goethe, 1797 März 3 (Br. 12, 60). — [S. 92.] das Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'.

103. Chriſtiane, 1797 März 3/4 (EBr. 1797, 103). — [S. 93.] Faſtmahl: März 1; vgl. S. 91. — Komödie ... Jagemann: ſie ſang den Proſper in der Oper ‚Die Wilden' von Schmieder; gleichfalls anerkennend Kirms an G., März 4 (Wieland ſei „ganz

enthusiasmirt" gewesen) und Vulpius an G., März 5 (EBr. 1797, 105. 117). — Plan: Frauenplan, an dem das Goethe-Haus liegt. — [S. 94.] das Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'. — Burgemeister: vgl. zu S. 92.

104. Goethe, 1797 März 5 (Br. 12, 61); eigenhändig nur die kurze Nachschrift. — [S. 94.] von Hamburg Nachricht: durch F. Perthes, der, angeregt von F. H. Jacobi, Febr. 25 an G. geschrieben hatte (EBr. 1797, 109). — [S. 95.] Museum: G's eigene Sammlungen. — dem Gedichte: ‚Hermann und Dorothea'.

105. Goethe, 1797 März 7 (Br. 12, 62). — [S. 95.] dem Gedichte: ‚Hermann und Dorothea'. — [S. 96.] wegen Riehls: Vulpius an G., März 5: der alte „Theater-Friedrich" (Theaterdiener Friedrich Höpfner) sei soeben gestorben, „da bitten wir nun, ich, meine Schwester und August, gar sehr, Dieselben möchten doch bei dieser Gelegenheit auf den armen Capellbiener Riehl reflectiren, der mit jährlichem Gehalt von 50 Thalern mit seinen armen [6] Kindern beinahe verhungern muß" (EBr. 1797, 118); vgl. S. 98 und E. v. d. Hellen in Br. 12, 406. — Silhouetten: sie stellten die Nike dar, die G. durch Körners Vermittlung 1796 aus dem Nachlaß vom J. F. Wacker in Dresden erworben hatte, und die er H. Meyern brieflich Mai 20/2 ausführlich beschreibt.

106. Christiane, 1797 März 8? (EBr. 1797, 121). — [S. 97.] schon einmal schuld: durch den mehrtägigen Besuch in Jena 1796 Sept. (vgl. S. 82). — [S. 98.] Riehl: vgl. zu S. 96. — Rommel: vgl. Herzog Karl August an G., März 9, und G. an Karl August, März 13/4. — Walter ... Edebrecht: Unklarheit durch Ausfall eines oder mehrerer Wörter.

107. Goethe, 1797 März 10 (Br. 12, 63); eigenhändig nur das Datum. — [S. 98.] Anwesenheit des Herzogs: Karl August war vom 7. Abends bis 8. Abends in Jena (Tgb.) — meinem Gedicht ‚Hermann und Dorothea'. — [S. 99.] Packet ... an Fräulein Gore: darin Exemplare der zu S. 96 genannten Silhouette (vgl. Br. 12, 406). — Starke ... einen Thaler: wohl für die S. 96 genannten Silhouetten.

109. Goethe, 1797 März 14 (Br. 12, 64). — [S. 100.] Spielplatz: für August. — mein Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'. — nach Berlin: an W. v. Humboldt, der die Druckvorlage nach erfolgter Durchsicht an den Berliner Verleger F. Vieweg weitergab. — [S. 101.] Theaterdieners: vgl. zu S. 96.

110. Chriſtiane, 1797 März 15 (EBr. 1797, 132). — [S. 101.] das Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'. — alten Garten: vgl. zu S. 18.

111. Goethe, 1797 März 17 (Br. 12, 71); eigenhändig. — [S. 102.] die Sachen: ‚Hermann und Dorothea', daneben hauptſächlich optiſche Studien.

113. Goethe, 1797 März 21 (Br. 12, 76); auf der Adreſſe der Zuſatz „Nebſt 6 Beuteillen". — [S. 103.] des Gedichts: ‚Hermann und Dorothea'.

114. Chriſtiane, 1797 März 22 (EBr. 1797, 156. 160). — [S. 103.] Böttiger ſeinem: von März 21 (EBr. 1797, 155). — Beilage: adreſſiert „An Herren Gebeimmer von Goethe Raht".

115. Goethe, 1797 März 24 (Br. 12, 76); eigenhändig nur die Schlußworte „und liebe mich". — [S. 104.] neue Ideen: darunter den Plan zu einem „Jagd-Epos" (der ſpäteren ‚Novelle'), der noch vor dem völligen Abſchluß von ‚Hermann und Dorothea' auftauchte.

116. Chriſtiane, 1797 März 25 (EBr. 1797, 166. 170). — [S. 105.] 6 zu Tiſche: Chriſtiane, Auguſt, die Tante Vulpius, die Schweſter Erneſtine Vulpius, das Dienſtmädchen und die Köchin. — Starke den Thaler: vgl. zu S. 99. — Bild von Meyern: Copie nach Annibale Caraccis Gemälde ‚Genius des Ruhms' in der Galerie zu Dresden, die H. Meyer dort 1794 gemalt und G. zunächſt in ſeinem Hauſe aufbewahrt hatte (vgl. Hans Wahl: Briefwechſel des Herzogs-Großherzogs Carl Auguſt mit Goethe 1, 424. 437). — Römiſche Haus: nach deſſen Fertigſtellung ſeit 1797 Lieblingswohnung Karl Auguſts.

117. Goethe, 1797 März 26 (Br. 12, 77); eigenhändig. Tgb., März 26: „Bote nach Weimar mit Geld". — [S. 106.] Stück ſeiner Arbeit: wahrſcheinlich Teile der ‚Piccolomini'.

Nicht bekannt iſt der im Briefverzeichnis 1797 unter Mai 23 vermerkte Brief G's an „Dem. Vulpius. Rechnungen verlangt" (Br. 12, 461).

119. Chriſtiane, 1797 Mai 24? (EBr. 1797, 250). — [S. 107.] in Tiefurt: hier hatte Mai 23 der Pacht-Mahlmüller Johann Timotheus Oſchatz die Tochter Chriſtiane Maria des Anſpänners Johann Chriſtian Grobe geheiratet. Des letzteren Frau iſt wahrſcheinlich die I 214. 258 genannte „Frau Grobin". (Bei Grobes wohnte der Überlieferung nach Wieland häufig, wenn er in Tie-

furt war.) — Habtanz: gemeint ist wohl der „Hopswalzer“ oder „Hopser“ (Ecossaisen-Walzer). — zum Feste: Himmelfahrt, Mai 25.

120. Goethe, 1797 Mai 26 (Br. 12, 129). — [S. 107.] Hochzeitspaß: vgl. zu Nr. 119. — [S. 108.] Quittung: über die von Karl August (Brief von Mai 21) für das Jenaer Mineralien-Cabinet an G. überſandten Opale.

121. Chriſtiane, 1797 Mai 26 (EBr. 1797, 275). — [S. 109.] unglückſelige Theater-Dichter: Chriſtianens Bruder. Seit Jahren in beſtändiger Geldnot, hatte er G'n wiederholt um ein feſtes Gehalt für ſeine Theaterarbeiten, um Anſtellung als Secretär bei der Bibliothek gebeten (EBr. 1795, 228.9); jetzt hatte er ſich abermals März 14 bittend an G. gewandt: es fehle ihm „beinahe an allem, was zu den unentbehrlichſten Lebensnothwendigkeiten gehört, vom Gelde bis zum Holze“ (EBr. 1797, 130; vgl. auch die Briefe von Kirms an Vulpius, März 13, und an G., März 15, EBr. 1797, 139. 134), und war als „Regiſtrator“ an der Bibliothek mit 100 Thalern Jahresgehalt angeſtellt worden (EBr. 1797, 146. 150). An G. ſchreibt er März 25: „Auguſt hat ſich, glaube ich, am meiſten über meine Bibliothels-Erhöhung gefreut“ (EBr. 1797, 171). Zu Weihnachten 1800 endlich erhielt er das Decret als „Bibliotheks-Secretär“ (EBr. 1800, 575).

122. Chriſtiane, 1797 Mai 27 (EBr. 1797, 272). — [S. 110.] an Meyern: Heinrich M. in Italien, wohin Gerning zu reiſen im Begriff war; vgl. Nr. 123/4.

123. Goethe, 1797 Mai 28 (Br. 12, 132); eigenhändig von „Herr Cotta“ an. — [S. 110.] Veränderung von Schillers Wohnung: Sch. hatte Mai 2 ſeine in unmittelbarer Nähe des Schloſſes gelegene Wohnung (im Griesbachſchen Haus) mit ſeinem neu erworbenen Gartenhaus an der Leutra vertauſcht, wodurch die Entfernung von G. (im Schloß) ſich erheblich vergrößert hatte; vgl. S. 186. — drei Hemden: für H. Meyer; vgl. Nr. 122. 124. — Die Angelegenheit: Chriſtianens Bruder betreffend; vgl. zu S. 109. — [S. 111.] Doppellouisd'oren: Honorar für G's Beiträge zu Schillers ‚Horen‘.

124. Chriſtiane, 1797 Mai 29 (EBr. 1797, 288. 293). — [S. 111.] in meinem Brief: d. h. in dem an Chriſtiane gerichteten, Nr. 123. — die Hemden: vgl. S. 110. — [S. 112.] Sonnabend ... in dem ‚Petermännchen‘: 'Mai 27 war der zweite Teil dieſes

eingehändigt würde, ſo möchte ſolcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geläugnet werden, daß wir perſönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, indem wir uns durch deſſen Entdeckung geſchmeichelt fühlen. Möge dieſe menſchliche Eigenheit auch unſerer Druckſchrift zu gute kommen, da verſchiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbeſſern, uns oder andern, künftig vorbehalten bleibt; doch wird ein kleiner Beitrag hiezu nicht unfreundlich abgewieſen werden.

Zuvörderſt alſo möge von der Rechtſchreibung orientaliſcher Namen die Rede ſeyn, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen iſt. Denn, bei dem großen Unterſchiede der öſtlichen und weſtlichen Sprache, halt es ſchwer für die Alphabete jener bei uns reine Aequivalente zu finden. Da nun ferner die europäiſchen Sprachen unter ſich, wegen verſchiedener Abſtammung und einzelner Dialekte, dem eignen Alphabet verſchiedenen Werth und Bedeutung beilegen; ſo wird eine Uebereinſtimmung noch ſchwieriger.

Unter franzöſiſchem Geleit ſind wir hauptſächlich in jene Gegenden eingeführt worden. Herbelot's Wörterbuch kam unſern Wünſchen zu Hülfe. Nun mußte der franzöſiſche Gelehrte orientaliſche Worte und Namen der nationellen Ausſprache und Hörweiſe aneignen und gefällig machen, welches denn auch in deutſche Cultur nach und nach herüberging. So ſagen wir noch Hegire lieber als Hedſchra, des angenehmen Klanges und der alten Bekanntſchaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleiſtet! und, ob ſie ſchon über die Ausſprache ihres eignen Idioms nicht einig ſind, ſich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weiſe auszuſprechen und zu

„tragi-komischen Mährchens“ von Weigl in neuer Bearbeitung aufgeführt worden (Christiane Becker, geb. Neumann, gab darin, für das Weimarer Publicum zum letzten Mal, die Euphrosyne; vgl. zu S. 156). — Walter: auf dem Theaterzettel nicht genannt. — kleine Götzen: auf dem Theaterzettel nicht genannt; sie spielte ein Fischermädchen. Vgl. S. 122. Die Angabe bei Pasqué 1, 143. 2, 291: sie sei 1804 in Weimar als Madame Zülch gestorben, läßt sich aus den Weimarer Kirchenbüchern nicht bestätigen (nach TB. der Hofkirche 1777/87, 296 starb 1804 die 1783 Juni 29 geborene Maria Christiane Elisabetha Caroline Götze, Tochter des Hoflaufers Johann Heinrich Götze, deren Lebensalter 1797, 14 Jahre, auf die in Rede Stehende gut passen würde). — Das Auglichen: nicht ermittelt (vgl. S. 156.) — [S. 113.] Cotta: vgl. zu S. 111. — werden itzo auch sparsam: Charles Gore und seine drei Töchter Hanna, Emilia und Elizabeth waren bekannt wegen ihrer Leutseligkeit und Freigebigkeit. — Sommergewächs: einjährige Blumenpflanzen (vgl. ‚Die Wahlverwandtschaften‘ Theil 2, Schluß von Cap. 9). — Beilage: der Brief ist von andrer Hand (Eisert?) mit Blei vorgeschrieben, von August mit Tinte nachgezogen (nur die Nachschrift selbstständig geschrieben). G. an Fritz v. Stein, Apr. 26: „... jetzt wird er [August] unter Herrn Professor Kästners Aufsicht von einem jungen Eisert unterrichtet.“

125. Goethe, 1797 Mai 30 (Br. 12, 133). — [S. 114.] Brief an meine Mutter: „wegen Familienangelegenheiten“ (Briefverzeichnis 1797, Br. 12, 462), nicht bekannt; aus der Antwort der Mutter, Juni 5, zu erschließen: „... so will ich doch auf deine Erbschaft Verzicht und überhaubt alles thun was dir Vergnügen machen kan — damit du ruhig und ohne Kummer die Reiße antretten — und noch 40 Jahre theils in Italien theils in Weimar des Lebens genüßen kanst und solst“; vgl. G. an Karl August, Juli 22. — daß wir ... reisen können: nach Frankfurt; G. wollte Frau und Sohn der Mutter vorstellen und mit dieser Vermögensangelegenheiten besprechen (vgl. G. an Karl August, Juni 6).

126. Christiane, 1797 Mai 31 (EBr. 1797, 291). — [S. 115.] Komödie wegen der Madame: in Ifflands Lustspiel ‚Die Reise nach der Stadt‘ spielte Madame Erfurth die Rolle der Madame Traut; ihre Antrittsrolle war Mai 22 die Eulalia in Kotzebues ‚Menschenhaß und Reue‘ gewesen (kann man die hierauf bezügliche, nicht entzifferte Stelle lesen: „In der betrübten Schönen“?).

— die Feiertage: Pfingsten, Juni 4/5. — Comptoir: Bertuchs Landes-Industrie-Comptoir. — [S. 116.] geschlossene Gesellschaft: der später „Erholung" genannte Verein? — Deinen Brief: wird nicht Nr. 125 sein, sondern ein nicht bekanntes Schreiben, in dem G. Christianen auffordert, Juni 1 nach Jena zu kommen.

Zur Zwischenbemerkung. Zu dem Ausflug nach Dornburg vgl. das Übungsbriefchen Auguste auf S. 126.

128. Christiane, 1797 Juni 3? (EBr. 1797, 303). — [S. 117.] bewußte Sachen: Kauf des Freigutes zu Ober-Roßla (oder des Gutes zu Oßmannstedt, auf das G. gleichzeitig bot; vgl. G. an C. G. Voigt, Oct. 25).

G's Brief von Juni 3: „Wegen der Hebung der 100 Ducaten" (Briefverzeichnis 1797, Br. 12, 462) ist nicht bekannt; vgl. Nr. 130.

129. Christiane, 1797 Juni 5 (EBr. 1797, 304). — [S. 117.] Brief ... der Frau Räthin: von Juni 2. — Pfingsten, das liebliche Fest: Anfangsworte von G's ‚Reineke Fuchs' (das einzige Citat aus den Dichtungen G's in Christianens Briefen). — [S. 118.] nach Lauchstädt: dort sollte die Spielzeit des Weimarer Hoftheaters Juni 18 beginnen. — Herder: der älteste Sohn, Gottfried, heiratete (zu Vater Gleims Leidwesen nicht eine von dessen Nichten, sondern) die Tochter des Weimarer Kaufmanns Johann Christoph Schmidt (TrV. der Hofkirche 1762/1800, 553). — ‚Jesuiten': Schauspiel von J. G. L. Hagemeister, bearbeitet von Vulpius; vgl. S. 120. — Raritätskasten: Guckkasten, in dem durch Pappfigürchen „schöne Raritäten", d. h. zumeist biblische oder weltgeschichtliche Begebenheiten dargestellt waren (vgl. Max Herrmann: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Berlin 1900, S. 16/42).

130. Goethe, 1797 Juni 6 (Br. 12, 144). — [S. 118.] 100 Ducaten: Honorar für ‚Hermann und Dorothea'; vgl. G. an Böttiger, Juni 3. — [S. 119.] Nummer des Looses: am Schluß des zu S. 117 genannten Briefes. — Schluß des Gedichtes: ‚Hermann und Dorothea' wurde Tags darauf, Juni 7, vollendet. — Gespenster-Romanze: ‚Die Braut von Korinth', entstanden Juni 4/5, veröffentlicht in Schillers Musen-Almanach für 1798.

131. Christiane, 1797 Juni 7 (EBr. 1797, 307. 311). — [S. 119.] Den Brief und das Geld: vgl. zu S. 118. — [S. 120.] ‚Jesuiten': vgl. zu S. 118. — ‚Oberon': die von Vulpius textlich bearbeitete Oper von Wranitzky; Jagemann: Oberon, Leißring:

Hüon, Weyrauch: Amanda (die kleine Götz [vgl. zu S. 112] gab den Puck). — auf unserer Seite: der rechten (G. an Kirms, Juni 9: „Einen Husaren auf die rechte Seite zu stellen, habe ich schon früher urgirt, es ist aber nie geschehen"); vgl. auch G. an das Hofmarschallamt, Juni 9. — Lavater: wahrscheinlich der nach der Matrikel freilich erst 1798 Oct. 23 immatrikulirte Schweizer Diethelm Lavater, über dessen Vater und Studium die Matrikel jedoch keinerlei Angaben macht. — wieder etwas fertig: ‚Die Braut von Korinth', vgl. zu S. 119. — [S. 122.] Götze: vgl. zu S. 112 und G. an Kirms, Juni 9.

132. Goethe, 1797 Juni 9 (Br. 12, 150). — [S. 124.] Brief meiner Mutter: den zu S. 117 genannten. — das Gedicht: ‚Hermann und Dorothea'. — unermüdet am Almanach: für ihn war am 6./7. (und 9.) ‚Der Gott und die Bajadere' fertig geworden. — inliegende Briefe: an G's Mutter, Kirms, C. G. Voigt, Böttiger (Briefverzeichnis 1797, Br. 12, 463).

133. Christiane, 1797 Juni 9? (EBr. 1797, 323. 318). — [S. 124.] Brief von der Frau Räthin: vgl. zu S. 117. — Götzen: vgl. zu S. 112. — [S. 125.] Friedrich: vgl. zu S. 96. — nicht bleistiftüberzogen: vgl. zu S. 113. — Marianne: die zu S. 51 Genannte; der Brief ist nicht bekannt, ebensowenig der durch den Herzog Karl August Juni 17 an G. übersandte, in dem sie vielleicht ihren Besuch in Weimar für Ende Juli ankündigte (vgl. G. an Schiller, Juli 26, und L. Geiger: GJ. 14, 108). — Herr von Schönfuß: vgl. zu S. 90. — [S. 126.] nach Dornburg: vgl. die Zwischenbemerkung nach Nr. 126.

134. Christiane, 1797 Juni 10 oder 11 (EBr. 1797, 327). — [S. 126.] Frau Vice-Präsident: C. G. Voigts Gattin.

135. Goethe, 1797 Juni 13 (Br. 12, 157); Briefverzeichnis 1797 (Br. 12, 463): „Obiges [Briefe an Böttiger und Kirms] eingeschlossen, nebst 1 Schachtel Obst."

136. Christiane, 1797 Juni 14 (EBr. 1797, 343. 336). — [S. 127.] Burgemeister: J. J. Bohl. — [S. 128.] Friedrichen: vgl. zu S. 96.

137. Goethe, 1797 Juni 14 (Br. 12, 160); eigenhändig nur der letzte Satz und das Datum. — [S. 129.] inliegenden Brief: an Gerning (von Juni 14), Antwort auf Gernings Brief von Juni 10 (EBr. 1797, 328).

138. Christiane, 1797 Aug. 7 (EBr. 1797, 407). — [S. 131.] Deinen Geist: G's Schreiber, der sie bis Hanau geleitete.

139. Goethe, 1797 Aug. 9 (Br. 12, 221). — [S. 132.] ‚Müllerin': Operette von Paesiello. — in dieser Wohnung: im 2. Stock des Hauses zum „Goldnen Brunnen" am Roßmarkt, wo Frau Rath seit Sommer 1795 wohnte (vgl. ihre Briefe an G. von 1795 Mai 16 und Aug. 24).

140. Christiane, 1797 Aug. 8/11 (EBr. 1797, 411). — [S. 134.] ‚Weißen Schwan': in Frankfurt, wo Christiane mit August gewohnt und G. die Mittage mit ihnen gegessen hatte (vgl. Tgb. Aug. 4/7). — [S. 135.] Gericht-Secretär: P. H. Köhler. — Schafnüsse: die größte Art der vielfach abartenden Früchte des Walnußbaums, auch „Pferde-, Roß-, Riesen-, Polter-Nuß" genannt.

142. Christiane, 1797 Aug. 13 (EBr. 1797, 416); mit Christianens eignem Siegel (Postament mit einem zierlichen V und Blumengewinden geschmückt, darauf eine Schale mit Blumen). — [S. 138.] diesen Brief: d. h. den an G's Mutter gerichteten, in Nr. 142 beigelegten; nicht bekannt. — schöne Leuchter: in dem Fascikel ‚Inventarium über das Neue Haus 1797' (Geh. Haupt- und Staats-Archiv, Weimar, B 9155b) werden 2 kleinere Leuchter genannt, die sich im „gelben" Zimmer befanden, und ein im „blauen" Zimmer in der Kuppel befestigter „sehr schöner von böhmischem Glas geschliffener Kronleuchter", der reich mit Gold und Bronze verziert war. — [S. 139.] Globus: wegen eines solchen stand G. mit dem Buchhändler Fleischer in Leipzig in Unterhandlung (vgl. Briefverzeichniß 1797, Br. 12, 471 unter Nov. 23).

143. Goethe, 1797 Aug. 15 (Br. 12, 236); eigenhändig nur der Schluß (S. 142) von „Und nun" an. — [S. 140.] Dein Tagebuch: d. h. Brief 140. — ‚Palmira': Oper von Salieri, Aug. 13 aufgeführt; über die von Fuentes gemalten Decorationen vgl. G. an Schiller, Aug. 14. — [S. 141.] Von Hamburg... Seeschnecken: durch Perthes? — daß der Säbel, den ich mitbringe: statt „daß ich den Säbel mitbringe"; bei dieser Satzbau-Entgleisung möchte ich eher einen Hörfehler des Schreibers vermuten, als daß ich sie (wie Br. 12, 408 geschieht) einer besondern „Flüchtigkeit" in G's Briefen an Christiane zuschriebe, von der ich nichts wahrnehmen kann. In andern Briefen G's, z. B. in denen an Schiller, begegnet Ähnliches, als Hör- oder Schreib-Fehler Aufzufassendes. Daß G. in seinen Briefen an Christiane besonders bequem und „läßlich" im Ausdruck ist, wird niemandem

entgehen, ist aber etwas Anderes als Flüchtigkeit. — [S. 142.] An das Wasser: an den Main, den G. gleich am 4. Morgens den Seinigen gezeigt hatte (Tgb.). — Komödie..., wo wir so vergnügt zusammen: am 5. in der Oper ‚Der Deserteur' von Monsigny (Text von Sedaine), am 6. in dem Trauerspiel ‚Die Tempelherren' von J. A. v. Kalchberg (Bühnenbearbeitung von Kaffka). **144.** Christiane, 1797 Aug. 16 (EBr. 1797, 423. 425); Adresse „An den lieben Geheimen Rath". — [S. 143.] Hunnius: er sollte den zu Ostern d. J. abgegangenen Buffo J. A. Gatto ersetzen und wurde nebst seiner Frau in Weimar „mit Sehnsucht erwartet", weil die Gesellschaft „zur Aufführung gewisser beliebter Stücke nicht vollzählig genug" war (G. an K. M. E. v. Moll in Salzburg, Juli 2); vgl. S. 156. — Frau von Wedel... Packet: G. hatte am ersten Reisetag, Juli 31, in Erfurt unter den in Frankfurt zu erledigenden Aufträgen vermerkt: „Packet von Frau v. Wedel an Herrn v. Wiesenhütten" (Tgb.), und schrieb Aug. 21 darüber an Frau v. Wedel (Briefverzeichnis 1797, Br. 12, 466).

145. Christiane, 1797 Aug. 18 (EBr. 1797, 427). — [S. 145.] der Doctor: Huschke; er berichtete Ende August selbst an G. über Augusts Krankheit (Darmkatarrh mit Fieber), deren Behandlung und merkliche Besserung (EBr. 1797, 441). — [S. 146.] kommen die Schauspieler: aus Lauchstädt zurück. — Markgräfin von Baden hier mit 2 Prinzessinnen: Erbprinzessin Amalia von Baden-Durlach (eine Schwester der Herzogin Luise), nebst ihrem Gemahl Erbprinz Karl und ihren Töchtern Friederike und Maria; die erstere hatte sich Aug. 15 in Erfurt mit dem König Gustaf IV. Adolf von Schweden verlobt; vgl. Karl August an G., Aug. 23. — Frau von Wedel: vgl. zu S. 143.

146. Christiane, 1797 vor Aug. 24 (EBr. 1797, 436). — [S. 147.] fremde Herrschaft: aus der Begleitung der zu S. 146 genannten Fürstlichkeiten? In G's Brief-Verzeichnis 1797 ist kein Brief an Fräulein v. Waldner vermerkt. — Sonnabend: Aug. 19. — Die Eberwein... ihr Liebhaber: Caroline Rosina E., Tochter von A. B. Eberwein, und J. A. Wettich, Sohn des Churf. Sächs. Stutenmeisters Joh. Mart. Wettich in Pöhlen bei Torgau; die Hochzeit fand in Weimar 1798 Febr. 27 statt (TrP. der Stadtkirche 1784/1821, 132).

147. Goethe, 1797 Aug. 24 (Br. 12, 252); eigenhändig nur der Schluß von „Lebe recht wohl" an. Briefverzeichnis 1797 (Br. 12,

467): „Beruhigung wegen der Reise nach Italien. Sorge für das Kind wegen den bösen Augen, besonders auf Reisen. Beilage an Herrn Zapff. Nachricht von dem Slger für Herrn Bauverwalter [Steffany] — und dessen baldige Ankunft. Anweisung auf zweihundert Thaler bei Herrn Geh. Rath Voigt. — Preise verschiedner Victualien überschickt. Nebst der Tasse von Frau Räthin Goethe. Am 2 Bände Hufelands, über langes Leben, geschrieben." (Ebenda über den Inhalt des gleichzeitigen Briefs an C. G. Voigt: „Um Erhebung des Michaelis-Quartals gebeten. Davon 200 Thaler an Demoiselle Vulpius gegen Quittung zu übersenden.") — [S. 149.] mit dem Doctor: vgl. zu S. 145. — Blättchen an Herrn Zapff: nicht bekannt. — [S. 150.] Hufelands Buch: ‚Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern', 1796 erschienen; das Werk erregte Frau Raths höchsten Unwillen, nicht durch seinen Inhalt, sondern weil es mit lateinischen, d. h. nach Frau Ajas Meinung „vor die größte Menschenhälfte unbrauchbahren Lettern" gedruckt war (an G., 1798 März 12). — mit einem dankbaren, heitern Briefe: nicht bekannt; G's Mutter dankt ihr Sept. 23. — beiliegendes Blättchen: nicht bekannt.

148. Goethe, 1797 Aug. 28 (Br. 17, 271); eigenhändig nur der kleine Schlußabsatz. — [S. 150.] nach so langer Zeit: seit dem Herbst 1775, denn 1779 auf der Reise in die Schweiz, 1792 und 1793 auf dem Wege zur Campagne in Frankreich und zur Belagerung von Mainz hatte G. sich nur wenige Tage in Frankfurt aufgehalten. — [S. 151.] artiges Zimmer: im Gasthof zur ‚Sonne' (Tgb. Heilbronn, Aug. 27). — [S. 152.] alte Bekannte ... auch neue: unter jenen Cotta, unter diesen Rapp, Danneckr, Tiedemann, Wing, Harper. — viel Bekanntschaften: darunter Thouret, v. Madeweis, Zumsteeg. — in der Gegend: Ausflug nach Hohenheim (Sept. 1) und Neckar-Rems (Sept. 3).

149. Goethe, 1797 Sept. 11/2 (Br. 12, 296); eigenhändig nur die Nachschrift von „Nun muß ich" (S. 155) an. Briefverzeichnis 1797 (Br. 12, 469). — [S. 154.] Scheunen vorm Erfurter Thor: Aug. 31 war das Feuer durch Blitzschlag entstanden und hatte mehr als 40 Scheunen eingeäschert, die am Schweinemarkt (an der Westseite des jetzigen Karlsplatzes) standen. Die von G. im Febr. 1798 ausgearbeiteten Vorschläge zur Verlegung der Scheunen und zur Bebauung der Brandstätte sind jetzt, nebst dem von G. gezeichneten Lageplan, von Julius Wahle in W. 53, 257/66 ver-

öffentlicht worden. Vulpius berichtet an G. über das Ereignis Sept. 1 (EBr. 1797, 517); vgl. auch C. T. Musculus: Euphrosyne S. 8. — der Kleine wieder auf gutem Wege: vgl. zu S. 145.

151. Christiane, 1797 Sept. 25 (EBr. 1797, 463). — [S. 156.] ‚Rothe Kappe': die zu S. 69 genannte Oper von Dittersdorf, in der Hunnius (vgl. zu S. 143) als Antrittsrolle den Dorfschulzen Rietsche sang. — die neue als Ophelia: Madame Schlanzovsky (auf den Theaterzetteln so und auch Schlansofsky geschrieben) in der Antrittsrolle als Nachfolgerin von Christiane Becker, die zum letzten Mal in Weimar als Ophelia (Juni 14), in Lauchstädt als Euphrosyne (Juli 17 [nicht 16]) in dem zu S. 112 genannten Stück die Bretter betreten hatte, dann tödlich erkrankt und Sept. 22 gestorben war. Über das Spiel der Schlanzovsky äußert Vulpius sich gegen G. beifällig, Oct. 2: sie sei eine „sehr routinirte Schauspielerin, und weiß, was sie sagt. Aber — ihr Spiel ist markirt. Doch wird sich das geben" (EBr. 1797, 470). — dem jenaischen Anglichen: wohl dem schon S. 112 genannten.

152. Goethe, 1797 Sept. 23/6 (Br. 12, 305); eigenhändig „Nun muß ich" (S. 158) bis zum Ende von S. 159. — [S. 157.] heute schreibt... Schiller: „Ihr Kleiner, höre ich, ist ganz wieder hergestellt." — [S. 158.] das gute Glück: dem G. im Frühling 1777 in seinem Garten am Park das Cubus-Kugel-Denkmal errichtet hatte (ἀγαθὴ τύχη, vgl. Tgb. 1776 Dec. 25, 1777 Apr. 5). — [S. 159.] Brief von... Voigt: diesem antwortet G., Sept. 26: „Daß ich den Kleinen wieder gesund und froh bei Ihnen denken kann, wie Sie die Güte haben, seine Reiseerinnerungen rege zu machen und ihm so zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, ist mir unschätzbar." — [S. 160.] Beilage: fast gleichlautend mit der Sept. 26 an Schiller gesandten. — andere... Basaltfelsen: Hohentwiel und Hohentwiel, sämmtlich Phonolithkegel, nur stellenweise mit Basalt durchsetzt.

153. Christiane, 1797 Oct. 2 (EBr. 1797, 473. 467). — [S. 162.] Rolle des Tita: Sept. 25 in der Oper ‚Cosa rara' von Martin (auch unter dem Titel ‚Lilla oder Schönheit und Tugend', deshalb ist meine Änderung als unrichtig zu beseitigen und zu lesen „in der ‚Lilla'"), worin Madame Hunnius als Königin Isabella ihre Antrittsrolle gab. — 2 Neue: die zu S. 156 genannte Madame Schlanzovsky und Demoiselle Tilly, die Christiane wohl Oct. 1 in ihrer Antrittsrolle als Klara in dem Ritterschauspiel ‚Klara von

Hohenreichen' von C. H. Spieß gesehen hatte. — eine Beckern: vgl. zu S. 156. — Von der guten Mutter: Brief von Sept. 23. — [S. 163.] Globus: vgl. zu S. 139. — Seeschnecken: vgl. zu S. 141. — Beilage... Hertels Wilhelm: aus den TP. der beiden Weimarer Kirchen nicht festzustellen.

154. Goethe, 1797 Oct. 13 (Br. 12, 323); eigenhändig nur S. 165 „Grüße und küsse" bis „kennen lernen". — [S. 164.] 11 Tage: Sept. 28 bis Oct. 8.

155. Goethe, 1797 Oct. 17 (Br. 12, 336). — [S. 166.] über 14 Stunden abgelegen: in Sanct-Gallen, vgl. S. 168.

156. Goethe, 1797 Oct. 25 (Br. 12, 348); eigenhändig, mit Ausnahme der Nachschrift von „Sage Deinem Bruder" an. — [S. 169.] Todtenfeier: Christiane Becker (vgl. zu S. 156) war Sept. 25 abends auf dem Jakobsfriedhof beigesetzt, am 26. durch eine kirchliche Feier am Grabe geehrt worden; Vulpius hatte für die am 29. abgehaltene Gedächtnisfeier im Theater eine Rede in Versen verfaßt, die, von Vohs gesprochen, beifällig aufgenommen worden war; vgl. Musculus: Euphrosyne S. 9 und Kirms an G., Oct. 2 (SbGG. 6, 91). — ‚Amalfi': Weigls Oper ‚Die Prinzessin von Amalfi' kam 1798 Jan. 6 in Weimar zur Aufführung. — sein Werk: Vulpius an G., Oct. 2 (EBr. 1797, 469): er plane nach Art des Joinville, den Schiller in seinen historischen Mémoires mitgeteilt, eine Sammlung von dergleichen „Selbsterzählungen ehrwürdiger Deutschen"; „diese möchte ich theils aus der lateinischen, theils aus der deutschen Sprache, in einem Tone, der zwar immer noch schlicht und gerade, vorzeitgemäß deutsch klingt, aber doch sich jetzt lesen läßt, treuherzig (mit Weglassung alles Unnützen pp.) nacherzählen"; bittet um G's Vermittlung bei Cotta. (Vielleicht hat der „kleine historische Versuch", den G. an Schiller Dec. 9 zur Beurteilung schickt, auf diese Angelegenheit Bezug.)

158. Christiane, 1798 März 20/1 (EBr. 1798, 116). — [S. 170.] Komödie: Iffflands Schauspiel ‚Die Aussteuer'. — alte Kotzebuen: diese hatte G'n vor kurzem gebeten, bei den Stücken ihres Sohnes „die nothwendigen Verbesserungen mit eigner Meisterhand vorzunehmen und sie nicht Pfuschern zu überlassen" (Br. 13, 387); in G's beruhigender Antwort, März 17, heißt es zum Schluß: „Bleiben Sie übrigens eine fleißige und freundliche Zuschauerin unseres Schauspiels."

159. Goethe, 1798 März 23 (Br. 13, 103). — [S. 171.] Pachter aus dem Blankenhainiſchen: Becker in Kiliansroda. — den Köttendorfer: Tiſchner; vgl. S. 172.

160. Chriſtiane, 1798 März 24 (EBr. 1798, 122). — [S. 172.] Pachter von Köttendorf: vgl. zu S. 171. — [S. 173.] Beilage. kleine Karl: Schillers Sohn.

161. Goethe, 1798 März 27 (Br. 13, 103). — [S. 173.] nicht gethan, was ich wünſchte: wohl Arbeit am ‚Fauſt', die erſt im April gelang, oder ‚Achilleis' (oder das Tell-Epos? vgl. G. an Meyer, März 23). — [S. 174.] ein Blättchen: nicht bekannt.

162. Chriſtiane, 1798 März 28 (EBr. 1798, 130). — [S. 174.] Beilage. ‚Coſa rara': vgl. zu S. 162. — Herr Benda: als Infant von Spanien.

163. Goethe, 1798 März 30 (Br. 13, 104). — [S. 175.] Flur-Karten: vom Jahre 1791; J. C. Weiſe wollte ſie für G. abzeichnen (Weiſe an G., März 28, EBr. 1798, 129). — nicht, was ich wünſchte: vgl. zu S. 173.

164. Chriſtiane, 1798 März 31 (EBr. 1798, 139). — [S. 176.] Komödie: ‚Die Hochzeit des Figaro' von Mozart. — Brief an die liebe Mutter: nicht bekannt. — [S. 177.] Die Madonna: Meyers Copie von Raffaels Madonna della ſedia (G. an Meyer, März 23). — [178.] Beilage. Brief an die liebe Großmama: vgl. Schluß von Nr. 166.

166. Goethe, 1798 Apr. 2 (Br. 13, 106). — [S. 178.] Mittwoch: Apr. 4. — Termin: wegen der Verpachtung des Gutes Ober-Roßla.

167. Goethe, 1798 Apr. 3 (Br. 13, 107). — [S. 179.] nicht gegangen, wie ich wünſchte: vgl. zu S. 173.

168. Chriſtiane, 1798 Apr. 3 (EBr. 1798, 155. 158). — [S. 179.] begieren: in den Wörterbüchern über thüringiſche Mundarten nicht zu finden, vielleicht „begären" zu leſen, d. h. über etwas „gären", ſprechen, ſchwatzen (einen Schwätzer bezeichnet man in Weimar noch heute ſcherzweiſe als „A. W. G.", d. h. „Altes Weimariſches Gätluder").

169. Goethe, 1798 Apr. 4 (Br. 13, 109). — [S. 180.] Unſer hoher Gaſt: Herzog Karl Auguſt. — [S. 181.] Herrn Profeſſor: H. Meyer.

170. Goethe, 1798 Mai 22 (Br. 13, 152). — [S. 181.] unſere gemeinſchaftlichen Arbeiten: für G's Zeitſchrift ‚Propyläen'. — [S. 182.] in unſerm Werke: den ‚Propyläen'.

171. Christiane, 1798 Mai 22 (EBr. 1798, 209). — [S. 183.] Pastorin von Rossel: Frau Reimann, Tochter des Landschaftscassen-Revisors C. L. Ortmann in Weimar. — die Hochzeiten: 3 Kinder des Obristen Alex. Christoph v. Seebach auf Stedten heirateten an einem Tage, Mai 21, und zwar: 1. seine Tochter Amalia den Sohn der Frau v. Stein, Karl v. Stein auf Kochberg; 2. sein Sohn Ludwig Ernst Rudolf Gustav die Tochter des Kammerherrn K. A. P. v. Beulwitz, Caroline Christiane Augusta v. Beulwitz; 3. seine Tochter Charlotte Elisabeth Sophie Wilhelmine den Sohn des dänischen Kammerherrn Detlev v. Ahlefeld, Johann Rudolf v. Ahlefeld; außerdem wurden gleichzeitig getraut H. F. v. Breitenbauch auf Bucha und Dorothea v. Oldershausen. Die Trauungen wurden durch Herder vollzogen (TrB. der Hofkirche 1762/1800, 575/8), nach dem Fourir-Buch in der Wohnung der Frau v. Stein, „wobei sämmtliche Herrschaften zugegen waren". Das Theater, in dem Mai 21 nicht gespielt wurde, war für die Hochzeitfeier freigegeben worden. — Die alte Götzen: wohl die auch S. 60 Genannte. — [S. 184.] Beilage. mein Onkel: Vulpius. — kleinen Karl: Schillers Sohn, dem August vor kurzem durch G. einen Brunnen und ein Püppchen geschickt hatte (G. an Schillers Frau, Apr. 14).

173. Goethe, 1798 Mai 25 (Br. 13, 156). — [S. 186.] bei Schiller im Garten: vgl. zu S. 110. — Interessantes zusammen gelesen: Mai 21/4 allabendlich W. v. Humboldts Manuscript ‚Über Goethes Hermann und Dorothea' (1799 als Band I seiner ‚Aesthetischen Versuche' erschienen). — Für den Kleinen... ein Briefchen: nicht bekannt. — unsern Meister: H. Meyer.

174. Christiane, 1798 Mai 25 (EBr. 1798, 221). — [S. 187.] das Fest: Pfingsten, Mai 27/8. — Frau Pastorin: aus Ober-Roßla, vgl. zu S. 183. — lange Baron: der in den folgenden Briefen mehrfach genannte Friedrich v. Lützow aus Paakens im Jeverschen, Student in Jena (die Matrikel gibt nur seinen Namen, als Heimath Jever und als Datum der Immatriculation 1797 Mai 18 an), der ein Liebesverhältnis mit G's Schwägerin Ernestine angeknüpft hatte (vgl. S. 191. 229); seine Mutter, die mit ihrer Tochter in schlechten Vermögensverhältnissen lebte, versagte ihr Einwilligung zur Heirat und ließ das G'n durch den Pastor H. Toel mitteilen (dessen Brief von 1799 Jan. 25, EBr. 1799, 63; vgl. Br. 14, 247). In G's Antwort (undatirtes Concept von Ende

ſchreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutſchen, denen es am leichteſten fällt zu ſchreiben wie ſie ſprechen, die ſich fremden Klangen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichſtellen, gingen ernſtlich zu Werke. Eben aber weil ſie dem Ausländiſchen und Fremden ſich immer mehr anzunahern bemüht geweſen, ſo findet man auch hier zwiſchen alteren und neueren Schriften großen Unterſchied, ſo daß man ſich einer ſichern Autorität zu unterwerfen kaum Ueberzeugung findet.

Dieſer Sorge hat mich jedoch der eben ſo einſichtige als gefällige Freund, J. G. L. Koſegarten, dem ich auch obige Ueberſetzung der kaiſerlichen Gedichte verdanke, gar freundlich enthoben und manche Berichtigungen mitgetheilt. Möge dieſer zuverläſſige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Divan gleichfalls geneigt begünſtigen.

Jan. oder Anfang Febr.) heißt es: „Das Frauenzimmer hat, so viel mir bekannt ist, ihm nur insofern einiges Gehör gegeben, als die Einwilligung der Seinigen möglich scheinen konnte, und wird sich immer so betragen haben, um der Achtung ihres Freundes auf jeden Fall gewiß zu sein"; G. gibt den Rat, dem jungen Manne „auf sein Gesuch keine entschieden abschlägliche Antwort zu geben, indem er dadurch nur verwirrt und zu hartnäckigem Widerstand aufgereizt werden könnte", vor allem aber: ihn möglichst bald nach Hause zu berufen (Br. 14, 16). Ein Brief v. Lützows an G., 1798 Sept. 21, Sendung von spanischem Wein betr., EBr. 1798, 453.

G's Brief von Mai 29 (Briefverzeichniß 1798, Br. 13, 433) ist nicht bekannt.

175. Christiane, 1798 Mai 30 (EBr. 1798, 233). — [S. 189.] Wein von ... Wolzogen: aus der herzoglichen Kellerei (der Wolzogen vorstand) für das Fest der Gutsübergabe in Ober-Roßla, vgl. S. 199. — [S. 190.] Beilage. Götze: wohl der zu S. 212 Genannte.

L. Geist an Christiane. [S. 190.] Der Herzog: Tgb. Mai 31: „Mit Serenissimo von der Reitbahn ins Schloß", Juni 1: „Mittags bei Serenissimo auf dem Zimmer. Nach Tafel teilten Serenissimus ab"; die Gespräche Karl Augusts mit G. betrafen vor allem den Schloßbau und den Umbau im Theater, die durch den eben aus Stuttgart eingetroffenen Thouret gefördert werden sollten.

G's Brief von Juni 8 ist nicht bekannt (Briefverzeichnis 1798, Br. 13, 433: „Demoiselle Vulpius, August, Erdbeere übersendet").

176. Christiane, 1798 Juni 8 (EBr. 1798, 241). — [S. 191.] Karten: die S. 175 genannten Flurkarten, vgl. G. an Rühlemann, Juni 8. — bewußten Sachen: es scheint nach dem Folgenden fast, als habe v. Lützow mit Ernestine Verlobung gefeiert; vgl. zu S. 187. — [S. 192.] Beilage. ‚Schachmaschine': Lustspiel von H. Beck. — daß ich meine liebe Tante: hieraus geht hervor, daß August, wenigstens jetzt, nicht bei Prof. Käimer wohnte (vgl. dagegen E. v. d. Hellen: Goethes Briefe, Ausgewählt 4, 76); er war nur zu gewissen Stunden des Tags dort, um unter Aufsicht Eiferts zu arbeiten.

177. Goethe, 1798 Juni 11 (Br. 13, 174). — [S. 193.] Brief an Gores: nicht bekannt, Einladung nach Jena enthaltend (Tgb.).

178. Christiane, 1798 Juni 12 (EBr. 13, 255); auf der eigenhändigen Adresse der Zusatz: „nebst 8 Bouteillen, 2 Nößel mit Wein.

Ein Packet mit Wäsche, eine Schachtel." — [S. 194.] wie es zuging: wahrscheinlich hatte Christiane das „Kummerfeldsche Wasser" gebraucht, das dessen Erfinderin, die ehemalige Schauspielerin Caroline Schultze, spätere Frau Kummerfeld, seit 1796 zum Verkauf ausbot. Das Wasser (heute in der Hofapotheke zu Weimar erhältlich) vertreibt, wie es in der von der Erfinderin verfaßten Anweisung heißt, „alle im Gesicht habenden Kupfer-, Finnen- und Hitzbläschen". So hätte G., der als Student in Leipzig Caroline Schultze als Miß Sara Sampson und in Weißes ‚Romeo und Julie' als Julie bewundert, ihr auch kleine Gedichte gewidmet hatte, jetzt der Kummerfelden in Versen für die Wohltat danken können, die sie Christianen erwiesen. Vgl. S. 451 „Waschwasser", und Christianens Brief an Nik. Meyer, 1804 März 25, woraus hervorgeht, daß zur Bereitung des Wassers „Märzenschnee" verwendet wurde.

179. Goethe, 1798 Juni 12 (Br. 13, 175). — [S. 194.] Gedicht auf die Beckern: ‚Euphrosyne', nach Tgb. Juni 13 „geendigt". — [S. 195.] glatten Gesicht: vgl. zu S. 194. — Gedichte für den Almanach: Schillers Musen-Almanach für 1799, der außer ‚Euphrosyne' die (Juni 15/7 entstandenen) Gedichte ‚Sängerwürde' (später ‚Deutscher Parnaß' überschrieben), ‚Die Musageten', ‚Das Blümlein Wunderschön', ‚Der Müllerin Verrath' und ‚Die Metamorphose der Pflanzen' brachte. — Gores und die französische Gesellschaft: Tgb. Juni 14: „Kamen von Weimar Fouquets, Gores und Fräulein Waldner."

180. Christiane, 1798 Juni 13 (EBr. 1798, 260). — [S. 196.] nach Erfurt: vgl. S. 200. 202. — Beilage . wieder nach Hause komme: vgl. zu S. 192. — Kloster: der Cistercienserinnen, als solches um 1530 aufgehoben; ein Theil der zu ihm gehörigen Gebäude dient jetzt als Pfarrhaus.

181. Christiane, 1798 Juni 16 (EBr. 1798, 269). — [S. 197.] als die Boten-Frau kam: G's Brief von Juni 15 nicht bekannt (Briefverzeichnis 1798, Br. 13, 433).

182. Goethe, 1798 Juni 17 (Br. 13, 179); eigenhändig nur S. 200 „Bei der Übergabe" bis „küsse den Kleinen". — [S. 198.] einen Aufsatz: Reinschrift nicht bekannt; Concept, datirt Juni 17, in dem ‚Separat-Fascikel Ober-Roßla 1797/8'; hierin ebenfalls das Concept des im Folgenden genannten „Zettels", das Verzeichnis der Gäste für Juni 23 enthaltend. — [S. 199.] Von Herrn von

Wolzogen: vgl. zu S. 189. — [S. 200.] **Rühlemann zum Beistande:** G. an diesen, Juni 17: seine Gegenwart in Roßla werde ihm „diejenige Zufriedenheit und Sicherheit verschaffen, die man empfindet, wenn man bei irgend einem Geschäft einen Mann in der Nähe weiß, der es völlig übersieht, und dessen Charakter man sowohl, als dessen Einsicht völlig vertrauen kann."

183. Christiane, 1798 Juni 18 (EBr. 1798, 283); die Worte „Da ich nunmehr" bis „alle sehr geputzt" gedruckt Br. 13, 401. — [S. 200.] **Unsere Fahrt:** nach Erfurt, vgl. S. 196. 202. — **nunmehr ganz glatt:** vgl. zu S. 194.

184. Vulpius, 1798 Juni 19 (EBr. 1798, 287); die auf Bibliothek-Angelegenheiten bezügliche Nachschrift und die darauf folgende Unterschrift sind hier weggelassen.

185. Goethe, 1798 Juni 20 (Br. 13, 186); eigenhändig nur die Nachschrift „Auch gib" bis „G." Der Brief ging erst am 21. ab (Tgb.), unter dem das Briefverzeichnis 1798 ihn auch verzeichnet. — [S. 202.] **Erfurter Tour:** vgl. S. 196. 200. — **der Registrator schreibt:** in Nr. 184. — [S. 203.] **Brief von Fräulein von Göchhausen:** G. lud sie nach Roßla ein; sie antwortete zusagend Juni 24 (EBr. 1798, 294). — **Die Arbeiten:** darunter die zu S. 195 genannten Gedichte. — **glattes Gesichtchen:** vgl. S. 200.

187. Goethe, 1798 Juni 21 (Br. 13, 191); Zusatz auf der Adresse: „Überbringer erhält 1 Groschen Trinkgeld." — [S. 204.] **Sonnabends:** Juni 23. — **Pfarrer:** C. F. Reimann; G. soll auch später vorgezogen haben, bei ihm zu wohnen, statt in seinem eigenen Gute, weil des Pfarrers sonniges Gastzimmer gemütlicher war als die etwas düsteren Gutszimmer.

190. Christiane, 1798 Juli 16 oder 17 (EBr. 1798, 330. 334). — [S. 205.] **die Schätzchen:** vgl. zu S. 22. — [S. 206.] **von dem Müller:** nicht genau festzustellen; vielleicht der Amtsverwalter und Kammergutspächter Weidner in Nieder-Roßla, dessen Wittwe jedenfalls später die Besitzerin der Mühle war. — Beilage. Adresse „An meinen lieben Vater"; die Schrift des Briefchens, das offenbar ohne alle Hülfe geschrieben ist, beweist, daß bei den früheren und späteren Briefen der Lehrer geholfen hat, und erst ein Concept gemacht worden ist.

191. Goethe, 1798 Aug. 3 (Br. 13, 237). — [S. 207.] **verschiednen Dingen:** hauptsächlich Arbeit für die ‚Propyläen'. — **der ‚Niobe':** H. Meyers Aufsatz ‚Niobe mit ihren Kindern'.

191a. August, 1798 Aug. 3 (EBr. 1798, 359); Christianens Brief nicht bekannt; er muß, nach G's Trostbrief (Nr. 192) zu schließen, lebhafte Klagen, wohl über Klatsch und Mißreden, enthalten haben, und wurde vermutlich deßhalb von G. vernichtet.

192. Goethe, 1798 Aug. 5 (Br. 13, 240); eigenhändig. — [S. 208.] Deinem Geburtstag: vgl. zu Nr. 37. — Betrübe Dich nicht: vgl. zu Nr. 191a.

193. Christiane, 1798 Aug. 5 (EBr. 1798, 372); die Worte „Ich habe Deine Liebe" bis „froh machen" gedruckt Br. 13, 409. — [S. 209.] meinen Geburtstag: vgl. zu Nr. 37.

G's Brief von Aug. 7 (Briefverzeichnis 1798, Br. 13, 435) nicht bekannt.

195. Goethe, 1798 Aug. 10 (Br. 13, 245); eigenhändig. Der Brief ist vielleicht nur eine Nachschrift G's zu einem diktirten Briefe (vgl. E. v. d. Hellen: Br. 13, 410). — [S. 211.] Meine Arbeiten: für die ‚Propyläen'.

196. Christiane, 1798 Aug. 13 (EBr. 1798, 384. 391); eigenhändig adressirt: „An Herrn Geheimer [!] von Goethe in Jena." — [S. 212.] Canzler: wahrscheinlich der Maurermeister J. G. Canzler in Ober-Roßla (aus den Rechnungen ergibt sich, daß auch der Böttcher Georg Canzler und ein Adam Canzler in Ober-Roßla für G. gearbeitet haben). — Götze: Wilhelm G. (Diener oder Gärtner G's? vgl. August an G., S. 190); sein Brief, der unsrer Nr. 196 beilag, beginnt: „Bester Herr Geheimderath, wenn Sie sich noch recht wohl befinden, so soll es mir sehr lieb sein," und schließt: „Leben Sie wohl und hoffen Sie nicht Böses von mir" (EBr. 1798, 385). — Beilage. Trödel: zum Freigut gehörige, geschützte, für Gemüse- und Obst-Bau geeignete Bodensenkung westlich vom Dorfe, an deren Südseite eine gefaßte Quelle; vgl. S. 348.

Zu G's Geburtstag stellte August sich mit einem 6 Seiten langen Glückwunschschreiben ein, voll guter Vorsätze für Fleiß usw. Christiane brachte Blumen aus Ober-Roßla dar, begleitet von folgendem Gedicht, von Vulpius geschrieben, aber wohl von Christiane selbst mit August zusammengeschmiedet (EBr. 1798, 413):

„Diese Blumen sind aus Roßla gekommen;
Sie freuen sich und haben vernommen,
Daß auch das Blümchen auf dem Gänse-Rain
Würde angenehm und willkommen sein.

Drum erſcheinen ſie heute ganz zierlich,
Wünſchen viel Glück und Freude manierlich,
Wünſchen, noch ſechzig Jahre zu kommen,
Und werden erſcheinen in ländlicher Tracht,
Natürlich und unbeklommen
Immer, wie ſies dieſes Jahr haben gemacht."

197. Chriſtiane, 1798 Sept. 26? (EBr. 1798, 475. 479). — [S. 213.] Beilage: liegt zwar bei Nr. 200, muß aber vor den Beſuch in Buttſtädt fallen, da Auguſt nichts über dieſe Fahrt ſchreibt (vgl. auch die Worte Auguſts „Geſtern bin ich" mit „Geſtern waren wir" in Nr. 199).

198. Goethe, 1798 Sept. 27 (Br. 13, 278). — [S. 214.] Meine Arbeiten: ‚Diderots Verſuch über die Malerei' für die ‚Propyläen' und der Aufſatz ‚Weimariſcher neudecorirter Theatersaal. Dramatiſche Bearbeitung der Wallenſteiniſchen Geſchichte durch Schiller' für die Allgemeine Zeitung.

199. Chriſtiane, 1798 Sept. 29 (EBr. 1798, 467). — [S. 215.] wegen des Theaters: deſſen Umbau der Vollendung ſich näherte.

201. Goethe, 1798 Oct. 15 (Br. 13, 289); eigenhändig nur die beiden Büchertitel auf S. 215. — [S. 216.] den Prinzen: Karl Friedrich. — im Keller: der herzoglichen Kellerei.

202. Chriſtiane, 1798 Oct. 15 (EBr. 1798, 500). — [S. 217.] den Büchern: den beiden S. 215 genannten.

203. Chriſtiane, 1798 Oct. 16 (EBr. 1798, 504). — [S. 218.] Beilage. „Fähndrich": Luſtſpiel von F. L. Schröder; darin gab F. Cordemann ſeine Antrittsrolle als Wilhelm v. Vizar (Vulpius an G., Oct. 19: „Er wird der hieſigen Bühne ſehr brauchbar werden," EBr. 1798, 515). — Onkel: Vulpius.

204. Chriſtiane, 1798 Oct. 19 (EBr. 1798, 517). — [S. 219.] Wegen des Hauſes kannſt Du außer Sorge ſein: demnach ſcheint G. ſeine ſchon Aug. 10 (S. 211) ausgeſprochene Mahnung in einem nicht bekannten Briefe zwiſchen Oct. 16/9 wiederholt zu haben.

205. Goethe, 1798 Nov. 14 (Br. 13, 308). — [S. 219.] Briefe, ... nach Frankfurt: an G's Mutter; vgl. Nr. 206. — Meine Geſchäfte: vor allem Farbenlehre.

206. Chriſtiane, 1798 Nov. 14 (EBr. 1798, 552). — [S. 220.] Brief an die Mutter: nicht bekannt; Frau Rath dankt Nov. 23 in ihrem Brief an G.

207. Christiane, 1798 Nov. 15 (EBr. 1798, 556). — [S. 220.] Gerning ... wird Dich ... besuchen: im Tgb. unter Nov. 20 und 25 erwähnt. — der guten Mutter ihre Silhouette: „in Lebensgröße" ist gewiß nicht wörtlich zu nehmen, sondern bedeutet: in ganzer Gestalt. Die Silhouette (vielleicht von dem selben Künstler verfertigt, den Frau Rath in ihrem Brief an Ludwig und Luise Nicolovius 1796 Febr. 1 erwähnt) wird in dem Verzeichnis der Bildnisse bei Karl Heinemann: Goethes Mutter (2. Aufl., Leipzig 1892), S. 341 nicht aufgeführt und ist nach gütiger Mitteilung der Direction des Goethe-National-Museums daselbst weder vorhanden, noch bekannt, muß demnach als verschollen betrachtet werden. — Die Oper: Dittersdorfs ‚Hieronymus Knicker'; vgl. Augusts Brief S. 221.

G's Antwort auf Nr. 207 von Nov. 16 (Briefverzeichniß 1798, Br. 13, 437) nicht bekannt.

208. Christiane, 1798 Nov. 17? (EBr. 1798, 567. 564). — [S. 221.] Professor: H. Meyer. — Beilage. Malcolmi: als Kaufmann Tobias Filz; vgl. S. 220.

210. Goethe, 1798 Nov. 20 (Br. 13, 315); eigenhändig. — [S. 223.] Wegen des Kopfwehs: vgl. S. 221. 225. — Doctor: Huschke. — Meine Arbeiten: Diderots ‚Versuch über die Malerei'.

211. Christiane, 1798 Nov. 21 (EBr. 1798, 576. 580.) — [S. 223.] Herr Richter: Jean Paul; er lebte seit October in Weimar. Vgl. S. 229. — [S. 224.] bei Schütz: Tgb. Nov. 24: „Abends bei Schütz. Waren zugegen: Böttiger, Richter, Loder; Hufeland, Mereau, Succow mit Frauen." — Herrn Professor: H. Meyer. — Komödie: Ifflands Lustspiel ‚Leichter Sinn'. — [S. 225.] meiner Köchin: mit ihr war es so schlimm, daß Augusts Neujahrsglückwunsch diesmal lautete: „An meine liebe Mutter! Ich wünsche Ihnen zum Neuenjahre eine gute Köchin, die Sie niemals ärgern thut. Von August Goethe am 1. Januar 1799" (EBr. 1799, 10). — Beilage. blauen Bibliothek: die von Bertuch begründete ‚Blaue Bibliothek aller Nationen', eine Sammlung von Volksmärchen, Sagen, komischen Romanen, Schnurren u. a., erschien 1790/1800 in 12 Bänden (vgl. W. Feldmann: Friedrich Justin Bertuch, S. 26).

G's Brief von Nov. 23 (Briefverzeichnis 1798, Br. 13, 437) ist nicht bekannt; vgl. S. 226.

212. Christiane, 1798 Nov. 24 (EBr. 1798, 586. 583); in der Ortho-

graphie des Originals gedruckt von „Izo gehen bei uns“ bis (S. 227.) „vergnügt zusammen sein“ Br. 13, 421 (statt „verbittern“ liest E. v. d. Hellen „verleidern“). — [S. 226.] Komödie: die zu S. 224 genannte Vorstellung am 21. — Meisel: der Lehn-Secretär Gottlieb Meißel (so schreibt er selbst sich, EBr. 1800, 268). Nach Weimarischem Klatschgerücht sollte G. die Absicht haben: Amalie v. Imhoff zu heiraten. — Kutsche und Pferde: vgl. S. 234. — Dein lieber Brief: vgl. die Zwischenbemerkung in den Erläuterungen vor Nr. 212. — [S. 227.] Beilage. Baumgarten: Bertuch-Froriepscher Garten.

213. Goethe, 1798 Nov. 25 (Br. 13, 319); eigenhändig. — [S. 228.] Mit meinen Arbeiten: vor allem ‚Der Sammler und die Seinigen‘.

214. Goethe, 1798 Nov. 27 (Br. 13, 321). — [S. 228.] einen Brief erhalten: Nr. 213. — Meine Arbeiten: wie in Nr. 213.

215. Christiane, 1798 Nov. 27 (EBr. 1798, 599. 600). — [S. 229.] Deinen lieben Brief: Nr. 213. — Die Verliebten: vgl. zu S. 187. — Herrn Richter ... in Jena ein Räuschchen: vgl. S. 223/4 und Jean Paul an Otto, 1799 Jan. 27: „Noch in keinem Jahre ... trank ich so viel“ (Gespräche 1, 273).

216. Christiane, 1798 Nov. 29 (EBr. 1798, 604/5); Christiane schreibt diesmal auf Bleistiftlinien, die August gezogen haben mag. — [S. 230.] Harmonika: der Glasharmonika-Virtuose Hierling scheint Nov. 29 ein nicht öffentliches Concert im Theater gegeben zu haben; er lädt in den ‚Weimarischen Wöchentlichen Anzeigen‘, Dec. 1, Nr. 96, zu einem öffentlichen Concert im Theater für Dec. 4 ein und führt an: er habe die Gnade gehabt, sich mit Beifall vor der Landesherrschaft hören lassen zu dürfen.

217. Goethe, 1799 Febr. 8 (Br. 14, 18). — [S. 232.] unsere gestrige Fahrt: „mit Schiller im Schlitten“ (Tgb. Febr. 7). — fleißig gewesen: Farbenlehre.

217a. August, 1799 Febr. 9 (EBr. 1799, 58). — [S. 233.] Frau Professorin: Kästner. — Feuer in Ehringsdorf: nach der Ortschronik von Ober-Weimar und Ehringsdorf Band I wurden (Febr. 7) 5 Wohnhäuser und 9 Scheunen eingeäschert; vgl. S. 237.

218. Goethe, 1799 Febr. 12 (Br. 14, 19). — [S. 233.] Meine Arbeiten: Farbenlehre. — Wildpret: Rehbraten (Tgb.) — inliegendes Briefchen: nicht bekannt. — Das Buch: wohl das in Nr. 217 genannte.

218a. August, 1799 Febr. 12 oder 13 (EBr. 1799, 55). — [S. 234.] ‚Stille Wasser sind tief': Lustspiel von F. L. Schröder, Febr. 11; Bobs: Baron Wiburg, Beck: Herr v. Rehberg

219. Goethe, 1799 Febr. 15 (Br. 14, 21); Tgb. vermerkt am Schluße einer großen „Expedition nach Weimar" (Sendungen an H. Meyer, Vulpius, C. G. Voigt, Herder enthaltend): „[Brief] An August mit einer Schachtel Zuckerwerk und der Großmutter Brief. Alles in einem Paquet an Demoiselle Vulpius." — [S. 234.] ‚Albert von Thurneisen': Trauerspiel von Iffland, Febr. 13. — Mit den Pferden: vgl. S. 226 und Nr. 226. Ph. Seidel an G., Febr. 14: freut sich, daß G. sich Pferde anschaffen wolle, „denn ich fange an zu begreifen, daß ohne diese vornehmen Thiere eine nicht gemeine Existenz immer unvollständig bleibt"; „Mamsell Vulpius sagt mir, daß Sie gern Auskunft haben möchten, was Sie an Fourage auf 2 Pferde erhielten, und was an dem Rückständigen etwa zu gewinnen sein könnte"; folgt die Berechnung, mit dem Ergebnis: da G's Deputat mit Michaelis 1798 angegangen, so könne G. an der halbjährigen Fourage einen reinen Gewinn von 40 Thalern 2 Groschen 6 Pfennigen machen (EBr. 1799, 34). — [S. 235.] Meine Arbeiten: Farbenlehre und ‚Propyläen'.

220. Goethe, 1799 Febr. 19 (Br. 14, 27). — [S. 235.] des Doctors: Fuschte.

220a. August, 1799 Febr. 20 (EBr. 1799, 45). — [S. 236.] ‚Wie machen sie es in der Komödie?': Lustspiel von W. H. Brömel, Febr. 18. — ‚Juristen und Bauer': Lustspiel von J. Rautenstrauch; Becker: Rechenmeister Grübler.

221. Goethe, 1799 Febr. 20 (Br. 14, 28); die Nachschrift eigenhändig. — [S. 236.] meine Arbeiten: Anzeige der ‚Propyläen' und Anzeige von Schillers ‚Piccolomini', beides für die Allgemeine Zeitung; ferner Aufsatz über die ‚Chalkographische Gesellschaft zu Dessau' (mit H. Meyer) für die ‚Propyläen'. — Frau Postverwaltern: Eber.

221a. August, 1799 Febr. 20 (EBr. 1799, 42). — [S. 237.] kleinen Karl: Schillers Sohn.

221b. August, 1799 Febr. 22? (EBr. 1799, 51). — [S. 237.] Ehringsdorf: vgl. zu S. 233.

222. Christiane, 1799 März 23 (EBr. 1799, 96. 98). — [S. 238.] kleines Tagebuch: Nr. 223. — Beilage. kleinen Stein: Dietrich v. Stein, das 6jährige Söhnchen des Hof- und Jagd-

schlagen, 2 Kutschgeschirre, 2 Pferdedecken, 2 Trensen, 2 Halfter (EBr. 1799, 72). — [S. 244.] Beilage. ‚Fremden': Lustspiel von Iffland, April 1; Bohs und Frau: Kaufmann Freesen und dessen Frau.

April 4, Tgb.: „Expedition nach Weimar. . . . [Brief an] Demoiselle Vulpius. Billet an Hendrich." Nicht bekannt.

227. Christiane, 1799 Apr. 5 (EBr. 1799, 131. 135). — [S. 244.] Mit dem Herrn von Hendrich: vgl. zu S. 243.

228. Christiane, 1799 Apr. 6 (EBr. 1799, 139). — [S. 246.] ‚Zauberflöte': sie war bis zu diesem Tage innerhalb 5 Jahren (seit 1794) vom Weimarer Hoftheater 54 mal, davon in Weimar 33 mal aufgeführt worden.

229. Goethe, 1799 Mai 3 (Br. 14, 73); Tgb.: „An Demoiselle Vulpius: Wegen der Pferde, wegen des Heideloffischen Packets. Den obigen Brief [an H. Meyer] mit eingeschlossen, nebst einem Kistchen J. G. G. sign." — [S. 246.] Herr Professor: H. Meyer; er kehrte Mai 3 Morgens nach Weimar zurück (Tgb.). — [S. 247.] am 15. Februar: mit Nr. 219. — meiner Arbeit: ‚Der Sammler und die Seinigen'.

230. Christiane, 1799 Mai 3 (EBr. 1799, 159. 157); gedruckt die Sätze „Wegen des Packet" bis „geblieben wäre" und „hier wäre manches" bis „mit meinem Leben stehen" Br. 14, 259. — [S. 248.] schick mir ihn den Mittewoch: Tgb. Mai 5: „Weinzettel an Demoiselle Vulpius." — Beilage. den Steiger: Apoldaer Steiger wird das Stück der Fahrstraße Jena-Apolda genannt, das aus dem Mühltal steil nach der Hochebene ansteigt. — ‚Das Epigramm': Lustspiel von Kotzebue, Mai 1.

231. Goethe, 1799 Mai 7 (Br. 14, 78). — [S. 249.] zu den Feiertagen: Pfingsten, Mai 12/3. — in meiner Arbeit: ‚Der Sammler und die Seinigen.'

232. Christiane, 1799 Mai 7 (EBr. 1799, 164. 162); die Worte „Mit Heideloffen" bis „im Februar erhalten" (S. 250) gedruckt Br. 14, 260. — [S. 250.] Brunnen-Fege: oder Born-Fege, altes, hier und da bis in die Gegenwart fortlebendes Fest bei Gelegenheit der jährlichen Brunnenreinigung. Über eine Feier der Bornfege in Jena findet sich in der betreffenden Literatur nichts. Wie aus einer gedrängten Übersicht der Ausflüge G's während des Monats Mai hervorgeht, die sich auf einem freien Blatt des Tgb. am Schluß des Monats April vorfindet (Tgb. 2, 352),

Regiſter.

A.

Aaron 268.
Abbas 81. 292.
Abraham 3. 84.
Abul Haſſan Chan 331.
Achefiegi 219.
Alexander der Große 82. 109. 172. 176. 185. 222. 332.
Allah 100. 112. 127. 196.
Amraikai 162.
Amru 165.
Anſari 191. 192.
Antara 163.
Aſra 29. 219.
Attar 196.

B.

Balch 84. 173. 184. 196.
Bannan 173.
Barmekiden 1. 175. 184.
Baſſan Nameh 191.
Behramgur 99. 209.
Bidpai 178. 209. 240.
Boteinah 28. 90. 209. 244.

C.

Caliph und Caliphat 185
Catſchar 212. 332.
Chakani 219.
Chardin 307.
Chattaj 258.
Chosru Parwiz 173. 179. 195.
Chuarezm 258.
Cirrus 222.

D.

Darius I. 174. 331.
Darius Codomannus 175.
Detille 323.
Derwiſch 197. 199.
Diez (von) 315.
Dilarami 99. 209.
Dſchami 98. 201. 204. 209.
Dſcheläl-eddin Rumi 19. 196. 203
Dſchemil 28. 90. 209. 244.
Dſchemſchid 332.
Dſchengis Chan 195. 197.

E.

Ebuſund 20. 21.
Eichhorn 160. 285. 311.
Enkomiaſt 193.
Enweri 63. 193. 202. 216. 219.
Eſſedi 195.

F.

Fal 240.
Ferhad 28.
Feriddin Attar 240.

besuchte G. mit Christiane und August am 20. die Bornfege in Golmsdorf. (Nach gütiger Mitteilung der Universitäts-Bibliothek zu Jena wurde die Bornfege in dem Dorfe Beutnitz „bis zum Ende des 19. Jahrhunderts alljährlich am Donnerstag nach Pfingsten" gefeiert, d. h. 1799 also Mai 16.) — Fischers: dem Pachter des Gutes Ober-Roßla. — Beilage. Dietrich: Friedrich Gottlieb D., Hofgärtner beim Park in Weimar, später Garteninspector in Eisenach, von dem G. in der Morphologie, Abschnitt ‚Der Verfasser teilt die Geschichte seiner botanischen Studien mit', ausführlich spricht (er war ein Oheim jenes Dietrich, dessen tapfere Frau Amalie durch das Buch ihrer Tochter ‚Amalie Dietrich Ein Leben erzählt von Charitas Bischoff' weit bekannt und berühmt geworden ist). Vgl. S. 303.

233. Goethe, 1799 Mai 9 (Br. 14, 83); eigenhändig, mit Ausnahme der Nachschrift. — [S. 251.] Bornfege: vgl. zu S. 250.

234. Christiane, 1799 Mai 10 (EBr. 1799, 178. 170). — [S. 252.] so ein schönes Exemplar von ‚Hermann und Dorothea': wahrscheinlich meint Christiane die kostbarste, zum Geschenk an Damen bestimmte Ausgabe in Einband von gewirkter Seide, der Messer und Schere beigegeben war (vgl. Schiller an Böttiger, 1797 Oct. 18), denn Frau Rath sagt in ihrem an G. gerichteten Dankbrief, Mai 24, ausdrücklich: „das Werck verdint solche verschönerungen." Vgl. übrigens S. 254.

235. Christiane, 1799 Mai 12 (EBr. 1799, 180). — [S. 253.] in dem Garten-Haus: das in dem (II 244 genannten) Klippsteinschen Garten lag. (Schon 1797 hatte G. in Jena in Unterhandlungen gestanden wegen Pachtung eines Gartenhauses und Ankaufs eines Gartens; vgl. P. Götze an G., 1797 April 7. 16, EBr. 1797, 197. 210.)

236. Goethe, 1799 Mai 12 (Br. 14, 90); bis „vergnügen und ausschwätzen" eigenhändig. — [S. 253.] Brunnenfege: vgl. zu S. 250. — am Garten: vgl. zu Nr. 235. — [S. 254.] eins für die Mutter: vgl. zu S. 252.

Mai 14, Tgb.: „[Brief an] Demoiselle Vulpius. Brief der Mutter [von Mai 10] zurück. Wegen ihrer nächsten Ankunft, ..." (Diesen nicht bekannten Brief beantwortet Christiane durch Nr. 237). Daß auch ein Briefchen an August beilag, beweist dessen Antwort.

237. Christiane, 1799 Mai 15 (EBr. 1799, 195. 189). — [S. 254.] im Garten: vgl. zu Nr. 235. — Hofgärtner: entweder der zu

S. 250 Genannte oder Johann Eckell in Belvedere. — Kästchen: Frau Rath hatte Mai 10 gebeten, „bey dem Weimarer Hoffgärtner ein Kistgen Nordamerikanischer Holzarten" für Frau Elisabeth v. Bethmann zu besorgen. — [S. 255.] Lützow hat geschrieben: jedenfalls in der zu S. 187 erwähnten Angelegenheit; er war zur Zeit in seiner Heimat und berichtete auch über die damals in Jever spielende Theatergesellschaft (Vulpius an G., Mai 15, EBr. 1799, 192).

Mai 17, Tgb.: „[Brief] An Demoiselle Vulpius. Schlüssel zum Schreibtisch wegen ‚Wallenstein' und ‚Piccolomini'. Auftrag wegen ‚Don Quixote'. Durch Bauinspector Steffany."

238. Christiane, 1799 Aug. 6 (EBr. 1799, 265/7). — [S. 257.] Beilage. Karl: Schillers Sohn.

239. Goethe, 1799 Aug. 23 (Br. 14, 164). — [S. 258.] Gesellschaft guter Freundinnen: im Tgb. nicht vermerkt.

August 28: Zu G's Geburtstag wartet August dem Vater mit einem säuberlich geschriebenen, wohl von seinem Lehrer Eisert verfaßten Gedicht auf (EBr. 1799, 282).

240. Goethe, 1799 Sept. 17 (Br. 14, 182). — [S. 259.] Herrn Professor: H. Meyer.

241. Christiane, 1799 Sept. 18 (EBr. 1799, 303. 301). — [S. 260.] Beilage. Althansbirnen: da eine Birnenart dieses Namens nicht bekannt zu sein scheint, ist wohl „Altansbirnen" zu lesen, d. h. Birnen von einem Baume, der nahe dem Altan an G's Gartenhäuschen stand; vgl. zu Nr. 32.

241a. August, 1799 Sept. 21 (EBr. 1799, 308); Christianens Brief nicht bekannt. Tgb. Sept. 22: „Briefe und Packete von Weimar."

Sept. 24, Tgb.: „... [Brief] an Demoiselle Vulpius".

242. Christiane, 1799 Sept. 25 (EBr. 1799, 314. 318); gedruckt: „Deine Zimmer" bis „wie immer nichts" Br. 14, 280. — [S. 261.] Einrichtung des Theaters: die Winterspielzeit sollte Sept. 30 beginnen.

243. Christiane, 1799 Sept. 28 (EBr. 1799, 325. 323). — [S. 262.] Plätze im Theater: vgl. S. 264. — Beilage. [S. 263.] Karl und Ernst: Schillers Söhne.

Oct. 1, Tgb.: „[Briefe] An August und Demoiselle Vulpius".

244. Christiane, 1799 Oct. 2 (EBr. 1799, 334. 338). — [S. 263.] Deinen Arbeiten: vor allem ‚Mahomet'. — Nähe der beiden Gärten: am Park; sie waren „Zaunnachbarn" (vgl. W. Bode:

Goethes Leben im Garten am Stern, S. 28/9.). — [S. 264.] **Meine Bank:** im Theater; vgl. S. 262. — **auf die Leuchtenburg ziehen:** humoristischer Ausdruck für „ich werde nächstens verrückt (und muß in das Irrenhaus auf der Leuchtenburg)"; vgl. S. 257. G. sah sich dadurch zu einen Beruhigungsbrief (Nr. 245) veranlaßt.

245. Goethe, 1799 Oct. 3 (Br. 14, 195); eigenhändig. Tgb. Oct. 4: „[Brief] An Demoiselle Vulpius, mit einem Weinzettel auf 6 Bouteillen." — [S. 264.] **nur einzelne Sachen:** darunter auch ‚Faust' und Farbenlehre. — [S. 265.] **französisches Trauerspiel:** Voltaires ‚Mahomet'. — **Stallmeister:** Seidler (Tgb. Sept. 24: „Mit dem Stallmeister wegen des Pferdes").

246. Christiane, 1799 Oct. 6 (EBr. 1799, 349. 360). In den verhältnißmäßig sauberen, bis ans Ende gleichmäßigen Schriftzügen dieses Briefes spiegelt sich Christianens Freude über G's beschwichtigende Heilen; ihr Gemüt war beruhigt. — [S. 267.] **das Stück:** ‚Mahomet'. — **Komödie:** F. L. Schröders Lustspiel ‚Der Ring', Oct. 5 (nicht 6); deshalb muß Christiane den Brief am 5. geschrieben und den Schluß oder nur das Datum erst am 6. hinzugefügt haben.

Oct. 6, Tgb.: „Erpresser nach Weimar. ... [Brief] An Demoiselle Vulpius, den August herüber zu schicken".

249. Goethe, 1799 Oct. 8 (Br. 14, 198); eigenhändig. — [S. 269.] **Hofmedicus:** Huschke. — **bringe mit, was:** ‚Mahomet', dessen Bearbeitung G. Oct. 11 beendete.

250. Christiane, 1799 Oct. 9 (EBr. 1799, 359). — [S. 270.] **Doctor:** Huschke.

251. Goethe, 1799 Oct. 11 (Br. 14, 199); eigenhändig. — [S. 271.] **August ist gar artig:** Tgb. Oct. 9: „Mit August auf dem [mineralogischen] Cabinet"; 11: „Nachmittag mit den Kindern [August und Karl Schiller] auf der Lobeda-Burg"; am Abend dieses Tages wurde Schillers Tochter Caroline geboren. — **Montag:** Oct. 14.

Nov. 12, Tgb.: „[Briefe an] Herrn Hofmedicus Huschke wegen eines Recepts; Demoiselle Vulpius, Bestellung desselben."

253. Christiane, 1799 Nov. 13 (EBr. 1799, 395/7). — [S. 271.] **zur guten Stunde nach Jena:** am 12. hatte G. in einem nicht bekannten Briefe an C. G. Voigt über „die neusten hiesigen Unruhen" (Tgb.) geschrieben; es handelte sich um Studentenkrawalle. — [S. 272.] **meine Kinder:** Schiller hatte Nov. 6 den Sohn **Karl** bei Goethes gelassen, um das Hauswesen zu entlasten,

da seine Frau krank war, und die Vorbereitungen zur Übersiedelung nach Weimar (Dec. 3) begannen. G. an Schiller, Nov. 8: „Karl befindet sich in seinem neuen Zustand ganz leidlich, nur beim Eintritt der Nacht tritt auch, wie es bei Kindern immer geschieht, die Sehnsucht nach dem gewohnten Zustande ein." Karl blieb bis Nov. 25 in G's Familie, vgl. Nr. 254/6. 260.

Nov. 15: Tgb. vermerkt einen Brief an Christiane.

254. Christiane, 1799 Nov. 16 (EBr. 1799, 407/9). — [S. 272.] unser Pachter: Fischer in Ober-Roßla. — mit Karlen: Schillers Sohn, vgl. zu S. 272. — Komödie: d'Allapracs Oper ‚Die Wilden'.

255. Christiane, 1799 Nov. 20 (EBr. 1799, 418. 410); G's Brief vom 19., den Christiane hiermit beantwortet, ist im Tgb. nicht vermerkt. — [S. 273.] Die Optik: seit Nov. 16 hatte G. die Farbenlehre wieder in Angriff genommen (Tgb.). — Die Kinder: August und Schillers Karl. — [S. 274.] So habe ich: der Ton liegt auf „So" in der zu Nr. 28 bemerkten Bedeutung.

257. Christiane, 1799 Nov. 23 (EBr. 1799, 431). — [S. 275.] Weinzettel: im Tgb. nicht vermerkt. — Herr Professor: H. Meyer. — Karl: Schillers Sohn. — [S. 276.] Frau Hofräthin: Schiller.

258. Goethe, 1799 Nov. 24 (Br. 14, 221); eigenhändig. — [S. 276.] Mein Fleiß: Farbenlehre.

259. Christiane, 1799 Nov. 25 (EBr. 1799, 435). — [S. 277.] Schmidt: ob hier der Frankfurter Kaufmann Philipp Nikolaus Sch., der Freund und „Finanzminister" der Frau Rath, gemeint ist, konnte ich nicht feststellen. — Gustel heute bei Die: vgl. Nr. 260. Tgb. Nov. 25: „... kam August. Frau v. Stein"; 26: „Mit August spazieren nach den Teufelslöchern. ... [Brief] An Demoiselle Vulpius."

260. Christiane, 1799 Nov. 27 (EBr. 1799, 440). — [S. 277.] daß beide dableiben sollten: August und Karl Schiller.

Nov. 29, Tgb.: „[Brief] An die Demoiselle Vulpius. Durch Herrn [Heinrich] Meyer"; in diesem nicht bekannten Brief hatte G. jedenfalls wegen der in Nr. 261/2 besprochenen Aufnahme von Schillers Kindern (einschließlich des Säuglings Caroline und deren Amme) geschrieben, um Schillers beim Umzug nach Weimar am 3. Dec. zu entlasten.

261. Christiane, 1799 Nov. 29 (EBr. 1799, 446). — [S. 278.] Die beiden Kinder, ... mit der Amme und dem kleinen Kinde: vgl. die Erläuterung zwischen Nr. 260/1.

262. Goethe, 1799 Dec. 1 (Br. 14, 229); eigenhändig. — [S. 279.] Wegen Schillers Kindern: vgl. die Erläuterung zwischen Nr. 260/1. — Rudolph: Diener und Schreiber Schillers. — Meine Arbeiten: für die ‚Propyläen' und Farbenlehre.

Die im Tgb. unter Dec. 4 und 6 vermerkten Briefe G's sind nicht bekannt.

1800 April 11, August an den Vater von Buttstädt aus, wohin er mit seinem Lehrer Eisert gereist war: „Ich bin bei dem Herrn Reimann gewesen. Er sagte mir: er habe seinem Bruder [dem Pfarrer Reimann in Ober-Roßla] geschrieben, daß er dem Pachter [Fischer] sagen sollte, Pfähle und Dornen bereit zu halten, den dritten Feiertag wolle er selbst nach Roßla und das Übrige besorgen"; „Meiner lieben Mutter wünsche ich eine glückliche Reise und viel Spaß in Nieder-Roßla" (GBr. 1800, 97).

264. Christiane, 1800 Mai 3 (in dem Fascikel ‚Reisetagebuch zur Leipziger Ostermesse 1800'). — [S. 281.] Deine Messe: die Geschenksendung, vor allem wohl Kleiderstoffe enthaltend (vgl. unten „Kattunkleidchen") hatte G. gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft in Leipzig besorgt, Apr. 29: „zu mehrern Handelsleuten" (Tgb.). — Bury: seit Ende Oct. 1799 in Weimar, wohnte in G's Haus. Vgl. G. an Schiller, 1799 Nov. 2, an Hirt, 1799 Nov. 4. — [S. 282.] 1. Beilage. mein Onkel: Vulpius. — 2. Beilage. die Farbe des Mantels: auf dem leider noch immer verschollenen Goethe-Bildnis, das Bury jetzt entworfen hatte und im Juni und Juli ausführte. In der Besprechung des Bildes, die Alois Hirt im Herbst 1800 veröffentlichte, heißt es: „Trefflich sticht der Scharlachmantel gegen das blaue Unterkleid und die dunkeln Fonds ab" (vgl. F. Zarncke: Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethe's Bildniß, S. 26; R. Th. Gaedertz: Bei Goethes zu Gaste, S. 360; E. Schulte-Strathaus: Die Bildnisse Goethes, S. 43).

265. Goethe, 1800 Mai 4 (Br. 15, 63); von „Ich freue mich darauf" an eigenhändig. — [S. 283.] in meinem Briefe: nicht bekannt.

266. Vulpius, 1800 Mai 5 (wie Nr. 264). — [S. 284.] ‚Rinaldini': Vulpius hatte seinen, 1798 erschienenen Räuberroman ‚Rinaldo Rinaldini', der mit großem Beifall aufgenommen worden war, jetzt zu einem Schauerdrama bearbeitet (es erfuhr in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek 58, 364 eine sehr abfällige Besprechung).

267. Goethe, 1800 Mai 5 (Br. 15, 65). — [S. 284.] meinen Brief: Nr. 265.

Zwischenbemerkung. [S. 287.] verschiednes einzukaufen: das im Reisetagebuch enthaltene Ausgaben-Verzeichnis führt u. a. an: 4 Hüte (4 Thaler 4 Groschen), 31 Ellen Kattun (10 Thl. 20 Gr.), 2 Sonnenschirmchen (2 Thl. 14 Gr.), 10 Ellen Musselin (6 Thl. 18 Gr.), 1 Fächer zum aufziehen (2 Thl. 2 Gr.), 4 Salzfässerchen (14 Gr.), 1 Halstuch für Herrn Eisert (12 Gr.), Augustchen nach und nach (12 Gr.). — ‚Ariadne auf Naxos': Melodrama von J. C. Brandes und G. Benda. — ‚Abällino': Trauerspiel von H. Zschokke (Theaterzettel im Reisetagebuch).

269. Christiane, 1800 Juli 26 (EBr. 1800, 284. 296); beantwortet einen nicht bekannten, im Tgb. nicht vermerkten Brief G's von Juli 25. — Meyer: Nikolaus M. — [S. 289.] Beilage. Frau Legations-Räthin: Bertuchs Frau.

270. Goethe, 1800 Juli 27 (Br. 15, 90); eigenhändig. — [S. 289.] meinen Arbeiten: ‚Tancred'.

271. Goethe, 1800 Juli 29 (Br. 15, 90). — [S. 289.] Herrn Professor: H. Meyer; er war am 28. nach Jena gekommen (Tgb.). — nach Roßla: vgl. Nr. 272.

272. Christiane, 1800 Juli 30 (EBr. 1800, 305. 307). — [S. 290.] Wir haben 5: ich vermute jetzt, daß Christiane „Karauschen" schreiben wollte.

August 28: Geburtstagsglückwunsch Augusts in Versen in den EBr. 1800, 343.

274. Christiane, 1800 Sept. 13 (EBr. 1800, 372. 368). — [S. 292.] Beilage. Freundes Karls: Schillers Sohn, sein Geburtstag war aber der 14. Sept. — Das diesen Briefen beiliegende Schreiben von Vulpius an G. hat die Nachschrift: „Ramanns Quittung und seinen Brief wird meine Schwester mitsenden" (EBr. 1800, 366).

275. Christiane, 1800 Sept. 17 (EBr. 1800, 383. 381). — [S. 292.] Meyer: der Hausfreund Nikolaus M.; er hatte Juli 13 Abschied von Goethes genommen (Tgb.), um nach Bremen zu reisen, und jetzt Sept. 4 an G. geschrieben: er wolle am 13. Bremen verlassen, um über Weimar, wo er „zu Ende der darauf folgenden Woche" einzutreffen gedenke, nach Wien zu reisen (EBr. 1800, 374).

276. Christiane, 1800 Sept. 20 (EBr. 1800, 392. 390). — [S. 293.] Meyer: vgl. zu Nr. 275. — [S. 294.] Herrn Professor: H. Meyer; er fuhr am 21. mit Schiller nach Jena und kehrte abends

nach Weimar zurück (Tgb.). — Beilage. des Walfisches: wegen der Absendung des Steletts für das Museum in Jena hatte G. Sept. 10 an Nik. Meyer geschrieben (Tgb.).

277. Goethe, 1800 Sept. 21 (Br. 15, 110); eigenhändig. — [S. 294.] muß ich es uns doch versagen: diese für Christianen schmerzliche Absage veranlaßte G'n wohl mit zu der humoristischen Äußerung im Brief an Schiller von Sept. 23: „Um mir nicht den Fluch der Ehefrauen noch mehr zuzuziehen, als er schon auf mir liegt, will ich Sie nicht zu Ihrer Herreise aufmuntern." — noch wenig gethan: ‚Faust' (Helena-Act) und Farbenlehre. — [S. 295.] zu Pastor Günther: in Mattstädt. — Meyern: Nikolaus M., er besuchte G'n am 25. (Tgb.). — meiner neusten Gedichte: der Verleger Unger hatte auf G's Wunsch Exemplare von Band 7 der ‚Neuen Schriften' (erschienen im Frühling 1800) mit dem Titel ‚Göthe's neueste Gedichte' versehen, die G. zu Geschenkzwecken benutzte (G. an Unger, April 2). — Registrator: Vulpius.

278. Christiane, 1800 Sept. 24 (EBr. 1800, 396. 402). — [S. 295.] auf unserm Plan: Frauenplan. — 3 junge Bursche: im TB. 1791/1804, 159 wird in dieser Zeit als am Scharlachfieber verstorben nur der 17 Jahre alte Adam Samuel Zeitz, Sohn des Fuhrmanns Zeitz, genannt (gestorben Sept. 11). — [S. 296.] Meyer: Nikolaus M., vgl. zu S. 295. — Professor: H. Meyer; er schreibt an G., Sept. 26: „an die Mamsell Vulpius habe die 3 Carolin abgegeben" (EBr. 1800, 410). — [S. 297.] Beilage. Milvius: richtiger Milvus, eine Falkenart.

279. Christiane, 1800 Sept. 27 (EBr. 1800, 409. 414); beantwortet einen nicht bekannten Brief G's vom 26. (Tgb.). — [S. 297.] Kammermeister: Löschner. — [S. 298.] Karte von Jena: Vulpius an G., Sept. 27: „Meine Schwester will wissen, wo sie ist, und will sie mitschicken. Ich hoffe, sie wird dieselbe finden" (EBr. 1800, 411). — Beilage. die süßen Weinbeere: nach S. 300 scheinen sie nicht oder nur zum Teil für August und Christiane bestimmt gewesen zu sein. — Milvius: vgl. zu S. 297.

280. Christiane, 1800 Sept. 29 (EBr. 1800, 419); beantwortet einen nicht bekannten Brief G's vom 28. (Tgb.). — [S. 299.] Rathkauf: Kauf, der gerät, d. h. der Vorteil bringt, bei dem man Geld spart, ebenso II 196 (Grimms Wörterbuch führt als einzigen Beleg eine Stelle aus K. A. Böttiger: Literarische Zustände und Zeitgenossen an). — schreib mir ein paar freund-

liche Worte: das tat G. in einem nicht bekannten Briefe vom 30. (Tgb.)

281. Christiane, 1800 Oct. 1 (EBr. 1800, 423. 421). — [S. 300.] Mißverständniß: vgl. zu Nr. 279 Beilage. — Komödie: Eröffnung der Winterspielzeit mit Kotzebues Lustspiel ‚Der Besuch oder Die Sucht zu glänzen'. — ‚Heilige Genovefa': ‚Leben und Tod der heiligen Genovefa', vor kurzem in Tiecks ‚Romantischen Dichtungen' bei Frommann in Jena erschienen; G. selbst hatte sie durch eine Vorlesung Tiecks an zwei Abenden 1799 Dec. 5/6 (Tgb.) kennen gelernt, die, wie G. 1829 Sept. 9 an Tieck schreibt, „mich so sehr hinriß, daß ich die nahertönende Thurmglocke überhörte, und Mitternacht unvermuthet herbeikam". Bei der Vorlesung der zweiten Hälfte war G's Sohn auch anwesend (vgl. Gespräche 1, 279). Vgl. auch ‚Tag- und Jahres-Hefte' 1799 und Gespräche 4, 418 Nr. 3023. — [S. 301.] Beilage. Milvius: vgl. zu S. 297. — dem Prinzen: dem 8jährigen Karl Bernhard.

283. Christiane, 1800 Nov. 19 (EBr. 1800, 493/5); Antwort auf einen nicht bekannten Brief G's vom 18. (Tgb.) — [S. 303.] Beilage. im Theater: Nov. 17 Kotzebues Schauspiel ‚Die Corsen'.

284. Christiane, 1800 Dec. 13 (EBr. 1800, 540/2). — [S. 303.] das Kistchen: wohl die S. 305 genannte Weihnachtssendung der Frau Rath. — [S. 304.] Beilage. mein Stammbuch: vgl. S. 307, sowie Walther Dulpius: Das Stammbuch von August von Goethe (Deutsche Rundschau 1891 Juliheft S. 71, Augustheft S. 241) und Gräf 7, 363.

285. Goethe, 1800 Dec. 16 (Br. 15, 335); der Brief muß durch einen andern, nicht bekannten, vielleicht nur an August gerichteten ersetzt worden sein; Tgb. Dec. 16: „Briefe nach Weimar. An August, sein Stammbuch zurück." — [S. 304.] Meine Arbeit: ‚Tancred'. — Meyer von Bamberg: Nikolaus M.; er hatte in Folge der kriegerischen Ereignisse seine Reise nach Wien aufgeben müssen. Vgl. S. 305 unten und G. an N. Meyer, Dec. 30.

286. Christiane, 1800 Dec. 16/7 (EBr. 1800, 559). — [S. 305.] Die gute Mutter!: vgl. deren das „Christkindlein" ankündigenden Brief an G. vom 8. — [S. 306.] Feier des Jubiläums: zum Beginn des neuen Jahrhunderts, die aber nicht zu Stande kam; vgl. G. an Schiller: Nov. 18, Dec. 22, Schiller an Körner: Nov. 16,

an G.: Nov. 19, Dec. 18; ferner Ludwig Geiger: Aus Alt-Weimar S. 1,2 und besonders August Sauer: Die Deutschen Säculardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts S. XCIX/CIII. — Professor: H. Meyer. — Am Sonnabend: Dec. 20; der Brief wurde aber, wie Nr. 287 zeigt, im Gegenteil besonders kurz. — Schreib doch der guten Mutter: G. schrieb Dec. 22 „Dank für den Weihnachten" (Tgb.).

287. Christiane, 1800 Dec. 20 (EBr. 1800, 571. 569). — [S. 306.] Professor: H. Meyer. — [S. 307.] Beilage. Schiller hat ... eingeschrieben: „Holder Knabe, dich liebt das Glück, ..." Dec. 17.

1801. Zwischenbemerkung vor Nr. 289. Das Zeugniß über G's „Reden an den Erlöser" bei Riemer 1, 121 (vgl. Gräf 9, 807).

289. Christiane, 1801 Apr. 16 (EBr. 1801, 160). — [S. 311.] Die Pachtern: Fischer. Die Übernahme des Gutes durch den neuen Pachter Reimann erfolgte April 24 (Tgb.), die eigentliche Übergabe erst Juni 29 (vgl. S. 315 unten).

290. Christiane, 1801 Apr. 27/8 (EBr. 1801, 186). — [S. 312.] Herrn Gern: er hatte als Gast am 25. den Sarastro in Mozarts ‚Zauberflöte', am 27. den Arur in Salieris ‚Tarare' gesungen; Sonnabend, Mai 2 (vgl. weiter unten) schloß er sein Gastspiel als Leporello in Mozarts ‚Don Juan'. — morgen: in J. F. Jüngers Lustspiel ‚Maske für Maske'. — [S. 313.] auf dem Lindenberge: an der Westseite des Dorfes, damals zum Freigut gehörig, jetzt Tanzplan für die Kirchweihfeste.

G's Brief vom 28. (Tgb.; auch im Brief an Steffany vom 28. genannt) ist nicht bekannt.

291. Goethe (und Geist), 1801 Juni 6 (Br. 15, 237. 354); eigenhändig. Der Brief kam erst nach 3 Wochen, Juni 25, bei Christiane an, wie aus H. Meyers Brief an G. vom 26. hervorgeht; Meyer fügt hinzu: „Mademoiselle Vulpius würde Ihnen wohl darauf geantwortet haben, wenn sie gewußt hätte, daß sich eine neue Gelegenheit zeigen würde, Briefe abgehen zu lassen; allein sie ist eben gestern nach Naumburg gefahren" (EBr. 1801, 284). — [S. 314.] ‚Die neuen Arkadier': heroisch-komische Oper von Franz Süßmeyer. — Terkalion: richtig Terkaleon, ein böser Dämon.

292. Christiane, 1801 Juni 23 oder 24 (EBr. 1801, 285). — [S. 315.] der neu Pachter ... die Übergabe: vgl. zu S. 311. — [S. 316.] Auf Cassel: dort war, um Christiane für die lange Einsamkeit

zu entschädigen, für den Monat August ein Zusammentreffen verabredet worden; vgl. S. 327. — In Brunnen fällt!: bildlicher Ausdruck, der in den Briefen des jungen G. öfters begegnet (z. B. an Auguste zu Stolberg, 1775 Sept. 15). — Prinz von Baden: Juni 18 traf der Erbprinz von Baden-Durlach mit seinem Sohne Karl zum Besuch am Hof ein, am 19. folgte die Erbprinzessin mit ihren Töchtern Amalia und Maria; sie blieben bis zum 21. (FB.)

293. Goethe, 1801 Juni 26 (Br. 15, 239); der Brief ist, wie Tgb. und der Ausdruck „Gestern" (S. 317 oben) beweist, nicht am 26., sondern am 25. geschrieben. — [S. 317.] Hügel ¾ Stunden von hier: Tgb. Juni 24: „Nach Tische mit Herrn Rector Werner auf dem Kristallberg hinter Lügde."

Juni 29, Vulpius an G.: meldet, daß alles wohl sei. „Meine Schwester ist in Naumburg und Sulza gewesen, und heute übergibt sie in Roßla dem Pachter das Gut. Übermorgen will sie schreiben" (EBr. 1801, 279). Dieser Brief Christianens von Juli 1 ist nicht bekannt.

294. Goethe, 1801 Juni 30 (Br. 15, 241). — [S. 318.] Mein Brief aus Göttingen: Nr. 291. — des Herzogs Ankunft: er kam Juli 9 (Tgb.). — Acquisition des schönen Siegels: Meyer hatte seinen Brief an G. vom 26. mit einem Amethyst gesiegelt, der durch Tausch in seinen Besitz gelangt war (EBr. 1801, 284).

295. Christiane, 1801 Juli 3 (EBr. 1801, 277). — [S. 319.] Herr Professor: H. Meyer.

296. Goethe, 1801 Juli 12 (Br. 15, 246); eigenhändig. — [S. 320.] Herrn Professor: H. Meyer.

297. Goethe, 1801 Juli 24 (Br. 15, 248); eigenhändig. — [S. 322.] fleißig sein: Farbenlehre. — Professor: H. Meyer. — [S. 323.] Instrumentmacher Krämer: bei ihm hatte G. bereits Juni 11 für die Zeit von Mitte Juli bis Mitte August im 1. Stock 2 Zimmer nach der Allee hinaus, nebst 1 Kammer hinten hinaus, mit 3 Betten, für 3 Friedrichd'or gemiethet (Acta der Reise nach Pyrmont 1801, Blatt 7).

298. Christiane, 1801 Juli 27 (EBr. 1801, 268). — [S. 323.] Die gute Mutter hat ... geschrieben: Juli 10; Frau Rath beantwortet einen Brief Christianens, der Nachricht von der Übernahme des Freigutes durch den neuen Pachter (vgl. zu S. 311)

Feth Ali Schah 212.
Firduſi 48. 89. 192. 202. 232. 252. 315. 324.

G.

Gaknewiden 191.
Gendſche 195.
Ghilan Schah 316. 319.
Guebern 170.

H.

Hafis 2. 18. 199. 205. 231. 240. 246. 255. 328.
Hammer (v.n) 320. 324.
Harrib 165.
Hatem 75.
Hatem Thai 75.
Hatem Zegrai 75.
Hedſchra 335.
Heeren 285.
Hegire 1. 335.
Herbelot 335.
Herbert 307.
Herder 160.
Hohelied 160.
Homer 232. 238.
Horaz 231.
Hudhud 35.
Hudſeilite 166.
Huris 2. 21. 86. 92. 140. 143. 210.

J.

Jamblika 151.
Jconium 197.
Jemen 165.
Jesdedſchird 191.
Jones 231. 310.
Iran 81. 193. 333.
Islam 67. 181. 199. 264.
Israel 263.
Jevendiar 232.

K.

Kaſchker 258.
Kjekjawus 315.
Kosegarten 325. 336.
Kublai Chan 286.

L.

Lebid 162.
Leila 28. 38. 195.
Lokman 68.
Lorsbach 312.

M.

Maani 291.
Mahmud von Gakna 186.
Mahomet 60. 137. 139. 147. 179.
Mani 331. 333.
Manſur I. 191.
Marco Polo ſ. Polo.
Medſchnun 28. 38. 57. 195.
Mega Dhuta 325.
Mesnewi 213.
Meſud 315.
Michaelis 227.
Mirza 20.
Mirza Abul Haſſan Chan 208.
Miſri 21.
Moallakat 162.
Mobeden 173. 177.
Montevilla (Joh. v.) 258.
Moſaffer 199.
Moſes 261. 266.
Motanabbi 89. 162.
Muley 111.

gegeben haben wird: „Sie meine Liebe Tochter haben sehr wohl gethan das Gut zu verpachten — legen Sie Sich ja nicht mehr Last auf als Sie tragen können — Ihre Gesundheit könte drunter leiden — wo doch so viel sowohl für meinen Sohn, als vor uns alle darann gelegen ist — Es ist recht schön daß Sie meine Liebe, so eine Brave Hauß-Mutter sind — aber mann kan auch dem guten zu viel thun. Schonen Sie also ich bitte Ihnen Ihre uns allen so theure Gesundheit!"

299. Goethe, 1801 Juli 31 (Br. 15, 249). — [S. 325.] artig Quartier: vgl. zu S. 323. — nahe gelegenen Berge: der S. 327 genannte Hainberg.

300. Christiane, 1801 Aug. 5 (EBr. 1801, 265. 270). — [S. 326.] Bauinspector: Steffany; er zahlte Christianen 4 Carolin aus zur Reise nach Cassel, deren Empfang sie Aug. 12 bescheinigt (in den auf Ober-Roßla bezüglichen Papieren ‚45 Stück Belege nebst verschiedenen Beilagen', Nr. 26). — was hinten arbeitet: im Schloß.

Zwischenbemerkung. [S. 327.] ‚Camilla': Oper von Paer.

301. Christiane, 1801 Aug. 26 oder 27 (EBr. 1801, 291); vielleicht lag diesem Briefe der Glückwunsch Augusts zum 28. (in Versen) bei, den G. in den EBr. 1801, 258 aufbewahrt hat.

301a. August, 1801 Nov. 4 (EBr. 1801, 379). — [S. 328.] bei dem Prinzen: Karl Bernhard.

Nov. 6: Tgb. vermerkt einen nicht bekannten Brief an Christiane „wegen den herüberzusendenden Wagen."

302. Christiane, 1801 Nov. 7 (EBr. 1801, 390. 388). — [S. 329.] die Jagemann: als Iphigenie in Gluds ‚Iphigenie auf Tauris'. — Beilage. „Jüngst sprach mein Herr, der Bader": Lied des Barbiergesellen Adam aus dem Singspiel ‚Der Dorfbarbier' von Beethovens Lehrer J. Schenk, das in Weimar, mit Ehlers als Adam, bisher dreimal aufgeführt worden war (1801 Febr. 11, März 23, Mai 30).

303. Goethe, 1802 Jan. 19 (Br. 16, 10); das Begleitbriefchen an August „mit einem Stück blauem Gyps" (Tgb.) nicht bekannt. — [S. 330/1.] Hofkammerrath: Kirms.

304. Christiane, 1802 Jan. 20 (EBr. 1802, 28. 25). — [S. 331.] mein lieber Schatz: in der Absicht, diesen Brief nach Kräften gut und richtig zu schreiben (was auch gelang und von G. sofort lobend anerkannt wurde, vgl. Schluß von Nr. 305), hat Christiane

das Wort „Schatz“, ehe sie es niederschrieb, auf dem vor ihr liegenden Briefe G's erst zweimal versucht; zuerst wurde „Sax“, dann „Sahs“ daraus, schließlich gelang es aber sehr gut. — habe mir großen Ruhm erworben: dieser Ausdruck naiver Freude wirkt angenehmer als die hämische Bemerkung in Karl v. Steins Brief an seinen Bruder Fritz von Jan. 9: „Niemand fährt aber mit einer triumphirenderen Miene und mit mehr Passion, scheint es, als der dicke Geheimrath Goethe neben seiner Gattin sitzend“ (L. Rohmann: Briefe an Fritz v. Stein, S. 81). — [S. 332.] Hofkammerrath: Kirms. — Beilage. den Onkel: Vulpius, der bei der Ordnung des Büttnerschen Nachlasses half.

305. Goethe, 1802 Jan. 22 (Br. 16, 19); an August sandte G. gleichzeitig „einen Schriftstein“ (Tgb.). — [S. 332.] meinen Arbeiten: ‚Die natürliche Tochter‘. — [S. 333.] neuen Commandanten: v. Hendrich. — Redoute: zur Vorfeier des Geburtstags der Herzogin Luise sollte am 29. G's ‚Maskenzug. Zum 30. Januar 1802‘ aufgeführt werden; in ihm wirkte August als Amor mit; „Zwar ist er zu einer solchen Function fast zu groß“, hatte G. Jan. 17 an Henriette v. Egloffstein geschrieben, „doch wächst ja auch das Urbild manchmal über Nacht, so daß man sich vor ihm kaum erwehren kann.“ — Gräfin: Henriette v. Egloffstein. — [S. 334.] akademischen Zahnstocher: Nik. Meyer an G., Jan. 20: „Die Zahnstocher, welche Ihnen die Demoiselle überschickt, kommen, wie das Papier, worin sie gewickelt sind, beweist, direct aus Coimbra; es ist vermuthlich ein Stück von dem Hefte des Studenten, der sie geschnitten hat; ich habe geglaubt, sie würden Ihnen vielleicht angenehm sein“ (EBr. 1802, 24). — Die Abende: Tgb. Jan. 19: „Abends bei Loder mit Paulus“; 20: „Abends bei Hufeland im Kränzchen“; 21: „Abends bei Loders zum Thee in großer Gesellschaft.“ — vorigen Brieftag: vgl. zu Nr. 304.

306. Christiane, 1802 Jan. 22/3 (EBr. 1802, 42. 39). — [S. 334.] armen Professor: H. Meyer; er litt, wie er Jan. 19 an G. schrieb, an „Schwielen und Flecken“; vgl. Nr. 310. — Der Meyer: Nikolaus. — die alte Großmama: die auch in Augusts Briefchen genannte Frau v. Egloffstein. — [S. 335.] denn ich wär, denn ich wär: aus einem damals beliebten Liede? — noch gar nichts fertig: für den Maskenzug, vgl. zu S. 333.

307. Christiane, 1802 Jan. 25 (EBr. 1802, 49. 54). — [S. 335.] Begleitung: wohl eine Magd. — [S. 336.] Frau Gräfin:

Henriette v. Egloffstein. — wennehr: mundartlich für: wann. **308.** Christiane, 1802 Febr. 10 (EBr. 1802, 62. 64). — [S. 336.] daß er einen hatte: Tgb. Febr. 9: „[Brief] An August, eine Schachtel mit Steinen," nicht bekannt. — [S. 337.] Beilage. bei dem Prinzen: Karl Bernhard. — den Jon: veranlaßt durch A. W. Schlegels Schauspiel ‚Jon', das Jan. 2 und 4 in Weimar aufgeführt worden war.

309. Goethe, 1802 Febr. 12 (Br. 16, 31); eigenhändig. Tgb.: „[Brief] An Demoiselle Vulpius, nebst einer Schachtel mit Mineralien für Augustchen." — [S. 337.] die Arbeit: ‚Die natürliche Tochter'.

310. Christiane, 1802 Febr. 13 (EBr. 1802, 74. 72). — [S. 338.] wegen des Professor: H. Meyer; vgl. zu S. 334. — dem Meyer: Nikolaus.

311. Goethe, 1802 Febr. 16 (Br. 16, 40); das beigelegte Briefchen an August „mit dem Katalog des Büttnerschen Nachlasses" (Tgb.) ist nicht bekannt. — [S. 339.] Bauinspektor: Steffany. — poetischen Angelegenheiten: ‚Die natürliche Tochter'.

312. Christiane, 1802 Febr. 16/7 (EBr. 1802, 90. 92). — [S. 339.] Den Professor: H. Meyer, vgl. S. 334. 338. — unsern Haus-Doctor: Nik. Meyer. — [S. 340.] Die neue Schauspielerin: Wilhelmine Maaß; sie spielte als Antrittsrolle am 17. die Kathinka in dem (von Vulpius bearbeiteten) Schauspiel ‚Das Mädchen von Marienburg' von Kratter; vgl. S. 342. Über ihre „glückliche Individualität" äußert G. sich in den ‚Tag- und Jahresheften' zu 1802. — auch Meyer krank: Nikolaus M., vgl. S. 342. — [S. 341.] Beilage. der Prinz: Karl Bernhard.

313. Christiane, 1802 Febr. 18 (EBr. 1802, 95); gedruckt nur die Worte „es kann sich auch ... in einen kleinen Schatz verlieben" (Br. 16, 411). — [S. 342.] die neue Schauspielerin: Maaß, vgl. zu S. 340. — Caspers: Fanny, die jüngere der beiden Schwestern C., die gleichzeitig von 1800 bis Ostern 1802 am Weimarer Hoftheater thätig waren. — unser Doctor: Nik. Meyer, vgl. S. 340. — Herrn Professor: H. Meyer.

314. Goethe, 1802 Febr. 19 (Br. 16, 41); eigenhändig. Das beigelegte Briefchen an August „mit der zinnernen Medaille" (Tgb.) ist nicht bekannt. — [S. 343.] der Doctor: Nik. Meyer. — einigen poetischen Arbeiten: neben Fortschritten an der ‚Natürlichen Tochter' die Gedichte ‚Schäfers Klagelied', ‚Generalbeichte' und ‚Tischlied'.

315. Christiane, 1802 Febr. 20 (EBr. 1802, 101. 103). — [S. 344.] Deine Arbeiten: vgl. zu S. 343. — die Frau Gräfin: Henriette v. Egloffstein?

315a. Auguſt, 1802 März 6 (EBr. 1802, 128). — [S. 346.] Akanticone: auch Arendalith genannt (zu den Epidoten gehörig). — vom Prinzen: Karl Bernhard.

316. Goethe, 1802 März 9 (Br. 16, 50); eigenhändig nur der Schluß von „Lebe recht wohl" an. Das beigelegte Briefchen an Auguſt „mit einigen Mineralien" (Tgb.) iſt nicht bekannt. — [S. 346.] einiges geleſen: die in G's Brief an Schiller vom 9. genannten ‚Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI.' von Soulavie zur Arbeit an der ‚Natürlichen Tochter'. — jüngſten Tochter: Sylvie; G. war am 5. und 6. bei Loders mit ihnen zuſammen geweſen (Tgb.).

317. Goethe, 1802 März 12 (Br. 16, 50); eigenhändig ‚Wegen des Steletts' (S. 347) bis zur Unterſchrift. — [S. 347.] Dr. Meyern: Nikolaus. — [S. 348.] Exemplare meiner letzten Gedichte: der zu Nr. 277 genannte Band; Vulpius an G., März 16: „Der Buchbinder hat die Gedichte noch nicht fertig, zu meinem großen Ärger!" (EBr. 1802, 159).

318. Chriſtiane, 1802 März 13 (EBr. 1802, 146. 148). — [S. 348.] unſer Pachter: Reimann. — Quelle ... im Tröbel: vgl. zu S. 212. — den Doctor: Nik. Meyer. — [S. 349.] Auction: ein Theil des Büttnerſchen Nachlaſſes wurde verſteigert; vgl. den Schluß von Nr. 320.

319. Chriſtiane, 1802 März 15 (EBr. 1802, 147. 150). — [S. 350.] Die Schäzchen: vgl. zu S. 22.

320. Goethe, 1802 März 15 (Br. 16, 53); auf der Adreſſe der Zuſatz „Nebſt einem Kiſtchen D. V. Sign. frank." Nach Tgb. ging der Brief erſt am 16. ab. — [S. 351.] Auction: vgl. zu S. 349. — inliegenden Brief: nicht bekannt.

321. Goethe, 1802 März 17 (Br. 16, 56). — [S. 352.] etwas ... zu erſtehen: auf der zu S. 349 genannten Auction.

322. Chriſtiane, 1802 März 17 (EBr. 1802, 155. 160). — [S. 352.] Bauinſpector: Steffany. — Beilage. [S. 353.] Auction: vgl. zu S. 349.

März 19: G. muß in einem (im Tgb. nicht vermerkten) Briefe an dieſem Tage ſeine Heimkehr für den 22. in Ausſicht geſtellt haben, worauf Nr. 323 die Antwort iſt.

324. Goethe, 1802 Apr. 6 (Br. 16, 65). — [S. 354.] einiges gearbeitet: vgl. den Schluß der vorhergehenden Zwischenbemerkung. — ſein Bruder: der Ober-Roßlaer Pfarrer Reimann.

325. Chriſtiane, 1802 Apr. 28 (EBr. 1802, 222. 220). — [S. 355.] Krautland: vgl. zu S. 63. — [S. 356.] Beilage. Herrn Präſident: Herder. — zu dem Prinzen: Karl Bernhard. — Prager: böhmiſche Muſikanten (‚Wallenſteins Lager' Vers 481: „Luſtig! luſtig! da kommen die Prager!).

326. Chriſtiane, 1802 Mai 1 (EBr. 1802, 223). — [S. 356.] Rechnung wie das Milchmädchen: Perrette, in Lafontaines Fabel.

327. Chriſtiane, 1802 Mai 2 (EBr. 1802, 229). — [S. 357.] nach der Komödie: Mozarts ‚So ſind ſie alle'.

328. Goethe, 1802 Mai 4 (Br. 16, 77); das beigefügte Briefchen „An Auguſtchen" (Tgb.) nicht bekannt. — [S. 358.] ſehr fleißig: an der ‚Natürlichen Tochter'.

329. Chriſtiane, 1802 Mai 5 (EBr. 1802, 242/4); gedruckt nur die Worte „Ich freu mich recht" bis „zu hören" und „das war vor Lachen nicht auszuhalten" (Br. 16, 422). — [S. 358.] Deiner Arbeit: ‚Die natürliche Tochter'. — [S. 359.] einige Tage recht krank: Chriſtiane befand ſich in der erſten Zeit einer neuen Schwangerſchaft. — eine Ariadne: am 3. war Eliſe Bürger in dem Melodrama ‚Ariadne auf Naxos' von J. C. Brandes und G. Benda als Gaſt aufgetreten; vgl. Auguſts Urteil in der Beilage.

330. Goethe, 1802 Mai 7 (Br. 16, 81); eigenhändig mit Ausnahme der Nachſchrift. — [S. 360.] Arbeiten: ‚Die natürliche Tochter'.

332. Goethe, 1802 Mai 11 (Br. 16, 86); eigenhändig. — [S. 361.] ‚Iphigenie': G's Schauſpiel wurde Mai 15. zum erſten Mal am Hoftheater aufgeführt. — meine Arbeiten: ‚Die natürliche Tochter'. — [S. 362.] Kammerherr und Major: v. Hendrich.

333. Chriſtiane, 1802 Mai 12 (EBr. 1802, 256. 254). — [S. 362.] ‚Iphigenie': vgl. zu Nr. 332. — Deiner Arbeit: ‚Die natürliche Tochter'. — Beilage. Schiller: Karl.

334. Goethe, 1802 Juni 8 (Br. 16, 91). — [S. 363.] mit meiner Arbeit: ‚Was wir bringen'. — Beſuch in Drakendorf: bei Ziegeſars.

Zwiſchenbemerkung. [S. 364.] Der zu Nr. 196 genannte Götze ſchrieb Juni 29 nach Lauchſtädt an Chriſtiane: „Werthgeſchätzte

Demoiselle, Demoiselle Ernstinchen und Tantchen lassen sich Ihnen bestens empfehlen und freun sich recht sehr, daß es Ihnen so wohl gefällt; in dem Garten wird recht fleißig gearbeitet, und auch wird das Holz gefahren. Hier sind die Strümpfe auch für den Herrn Geh. Rath mitgeschickt, welche Geist verlangt hat. Ernstinchen und Tantchen lassen auch Augustchen viele Complimente sagen. Wenn ich Ihnen drum bitten darf, so grüßen Sie meine Schwester. Ich verbleibe Ihr gehorsamer Diener W. Götze" (EBr. 1802, 358).

336. Christiane, 1802 Juli 16 oder 17 (EBr. 1802, 427); Antwort auf einen im Tgb. nicht vermerkten Brief G's vom 15. oder 16. — [S. 365.] dem Wöchener: Schauspieler Heinrich Becker. — Der Professor: H. Meyer.

337. Christiane, 1802 Aug. 4 (nicht: 7; EBr. 1802, 403/5). — [S. 367.] Beilage. Diese ist hier irrtümlich angefügt, sie gehört zu Nr. 338. Dagegen gehört zu Nr. 337 folgendes Briefchen Augusts (EBr. 1802, 401:

„Lieber Vater!

Ich hoffe, daß Sie gestern glücklich nach Jena gekommen sind. Heute kam ein Mineralienhändler zu uns und wollte Sie gern sprechen. Als wir ihm aber sagten, Sie wären nach Jena gereiset, lud er mich ein, seine Mineralien zu besehen. Er logirt im ‚Schwane', und ich werde ihm bald einen Besuch machen. Er sagte uns auch, daß er über acht Tage nach Jena reisen würde, wo Sie seine Mineralien wahrscheinlich auch zu sehen bekommen werden. Vergessen Sie auf Ihren Spaziergängen die Insecten nicht. Ich habe gestern einen seltenen Erdläufer gefangen. Leben Sie wohl. Weimar, den 4. August 1802. A. Goethe."

338. Christiane, 1802 Aug. 7 (nicht: 9 oder 10; EBr. 1802, 410). — [S. 367.] Nieder-Roßler Pachter: Weichner. — Bauinspector: Steffany. — Reitschmied: Schröter. — [S. 368.] Stallmeister: v. Seebach in Weimar (oder Seidler in Jena).

339. Christiane, 1802 Aug. 11 (EBr. 1802, 419. 415). — [S. 368.] itzigen Umständen: vgl. zu S. 359. — der Hofrath: J. C. Stark. — [S. 369.] Stallmeister von Jena: Seidler.

340. Christiane, 1802 Aug. 14 (EBr. 1802, 424/6). — [S. 369/70.] Herrn Stallmeister: Seidler in Jena. — [S. 370.] Beilage. Schauspieler angekommen: von Lauchstädt, wo sie am 12. die letzte Vorstellung gegeben hatten.

341. Goethe, 1802 Aug. 17 (Br. 16, 115. 429); eigenhändig nur der Schluß von „Thue Dir" an bis „G."

342. Christiane, 1802 Aug. 18 (EBr. 1802, 438. 440). — [S. 371.] hier folget ein Brief: wahrscheinlich von Frau v. Herda in Eisenach (ebenso in Nr. 343); vgl. G. an Frau v. Herda, Nov. 5., über „die mir freundschaftlich überlassenen Pferde." — Stallmeister: v. Seebach. — [S. 372.] Brief vom Doctor: Nik. Meyer; in Christianens Antwort an ihn vom 23. heißt es: „Hier lebe ich ganz still, komme gar zu niemand, finde bloß Freude an der Haushaltung und an weiter nichts. ... schreiben Sie mir nur recht oft, denn dieses ist meine einzige Freude, etwas von Ihnen zu hören. Überhaupt wünsche ich mir wegen etwas [der bevorstehenden Niederkunft?] nur eine Stunde mit Ihnen zu sprechen, was sich nicht dem Papier anvertrauen läßt; doch bitte ich Sie, darauf antworten Sie mir nicht" (C.-Meyer II 21).

343. Goethe, 1802 Aug. 19 (Br. 16, 116); eigenhändig nur der Schluß von „Ich verlange sehr" an. — [S. 373.] Brief wegen der Pferde: vgl. zu S. 371.

344. Christiane, 1802 Aug. 21 (EBr. 1802, 449. 455). — [S. 374.] die Pferde: der Handel wird Ende des Monats zum Abschluß gekommen sein; Tgb. Sept. 2: „Kamen die neuen Pferde." — Stallmeister: Seidler.

Zwischenbemerkung. [S. 376.] Zum Geburtstag überraschte August den Vater durch einen Glückwunsch in lateinischer Sprache (EBr. 1802, 465). — Über Geburt und Tod des Töchterchens findet sich im TP. der Hofkirche 1798/1808, 242 der Eintrag: es sei am 18. Dec. „wegen zugestoßener Schwäche von der Wehmutter, Frau Gottschalgin, genothtaufet" worden (Taufname nicht genannt) und am 19. „an einem Stickfluß verstorben"; nach dem TB. der Stadtkirche 1791/1804, 213 wurde es am 22. mit der Viertelschule beerdigt. Vulpius schreibt 1803 Jan. 19 an Nik. Meyer: das Mädchen hätte durch seine Frau aus der Taufe gehoben werden und den Namen „Kathinka" erhalten sollen (GJ. 2, 416).

346. Christiane, 1803 Apr. 20 (EBr. 1803, 187). — [S. 377.] ‚Lilla': vgl. zu Nr. 153.

347. Goethe, 1803 Mai 4/5 (Br. 16, 221). — [S. 378.] Nachdem wir: G., sein Schreiber Geist und der Schauspieler Bloß. — [S. 379.] die Hallen: der noch heute vorhandene Wandelgang mit zahlreichen Verkaufsständen.

349. Christiane, 1803 Mai etwa 27 (EBr. 1803, 231. 236). — [S. 380.] dieſes Feſt: Pfingſten, Mai 29. — Zelter: er kam Anfang Juni nach Weimar (S. an Unger, Juni 8). — [S. 381.] Beilage. ‚Saalnixe‘: Kauers Oper ‚Das Donauweibchen‘, in der Bearbeitung von Vulpius ‚Die Saalnixe‘ betitelt, war in dieſem Jahre März 5 aufgeführt worden, eine Wiederholung folgte während dieſer Spielzeit in Weimar nicht, ſondern erſt in Lauchſtädt, Juli 23.

350. Chriſtiane, 1803 Juni 13/4 (EBr. 1803, 261). — [S. 382.] unſer Karl: der Diener. — Lauterbach: entweder der Wirth Johann Gottlieb L. im Gaſthaus zur ‚Stadt Weimar‘, wo Chriſtiane wohnte (er beſaß zugleich das ‚Hôtel de Saxe‘ in Weimar), oder deſſen Sohn Karl Friedrich L., gelernter Mundkoch, der als Junggeſelle in Buttſtädt lebte (Buttſtädter Kirchenprotocoll der Verſtorbenen 1822/47: 1824 Nr. 30; Kirchenprotocoll der Copulirten und Verſtorbenen, Band 2, 1816 Nr. 21). — [S. 383.] Unzelmann: er ſpielte am 11. in der Eröffnungsvorſtellung (‚Die Braut von Meſſina‘) den Olivier (einen der beiden Boten, die im Perſonen-Verzeichniß ohne Namen ſind, aber auf dem Theaterzettel als Lanzelot und Olivier aufgeführt wurden), am 13. in Ifflands Schauſpiel ‚Alte Zeit und neue Zeit‘ den Louis. — „Es waren ſo ſelige Tage“: C. A. Overbecks Lied „Das waren mir ſelige Tage“, Melodie von F. F. Hurka. — [S. 384.] ‚Saalnixe‘: vgl. zu S. 381.

351. Chriſtiane, 1803 Juni 15/20 (EBr. 1803, 270. 265). — [S. 384.] zu dem Italiener: der weiterhin öfters genannte Sanguſto. — [S. 385.] außer der Maaß: als Recha. — Die Wöchner: A. Genaſt und Becker. — [S. 386.] An wen dieß Gedichte iſt: an ein wegen Krankheit in Weimar zurückgebliebenes Mitglied des Hoftheaters? — ‚Opferfeſt‘: Winters Oper ‚Das unterbrochene Opfer‘ (auf dem Theaterzettel nicht ‚Opferfeſt‘); Mirrha: Zagemann; deren Geſpielen Guliru: Silie, Baliſa: Baranius, Sira: Götz; Roka: Ehlers. — [S. 387.] Herrn Canzler: v. Gutſchmid. — ‚Schreibe-Pult‘: (oder die Gefahren der Jugend) Schauſpiel von Kotzebue. — Ehlers ... [S. 388.] wegen der Frei-Exemplare: vgl. zu S. 389.

352. Goethe, 1803 Juni 21 (Br. 16, 241); eigenhändig. — [S. 389.] an dem kleinen Stücke: Max Morris hat mit guten Gründen wahrſcheinlich gemacht, daß hier das Drama ‚Der Löwenſtuhl‘

gemeint sei (GJ. 31, 101/3). — wegen seiner Exemplare: vermutlich auf das Heft ‚Gesänge mit Begleitung der Chittarra eingerichtet von Wilhelm Ehlers' bezüglich, dessen Erscheinen bevorstand (es enthält 10 Gedichte G's); vgl. S. 387/8. 403, sowie Gräf 7, 392.

353. Christiane, 1803 Juni 20/6 (EBr. 1803, 274. 279. 286). — [S. 390.] ‚Maria Stuart': Jagemann: Maria Stuart, Cordemann: Leicester. — Grimmer: er gab den Grafen Bellievre; in Weimar war er noch gar nicht aufgetreten. — In Deinem Logis: beim Advocaten Rothe. — [S. 391.] ‚Die Fremde aus Andros': Niemeyers Bearbeitung der ‚Andria' des Terenz; sie war in Weimar Juni 6 zum ersten Mal gegeben worden. Schiller an seine Frau von Lauchstädt aus, Juli 6: „Die ‚Fremde aus Andros', ... hat nichts gethan, und es ist am Schluß sogar von einigen gepfiffen worden." Oels gab den Pamphilus, Silie: Glycere, Becker: Davus, Ehlers: Byrrhia. — Cotta: wahrscheinlich verschrieben für: Bode (vgl. S. 394.) — [S. 392.] Kartusche: die am Bandelier über die Schulter getragene Patronentasche. — [S. 393.] ‚Offene Fehde': Lustspiel von L. F. Huber. — ‚Scherz und Ernst': Spiel in Versen von J. L. Stoll; Jagemann: Cephise. — [S. 394.] ‚Der Herbsttag': Schauspiel von Iffland. — Gesprochen habe ich sie: d. h. Reichardts, die Christianen eingeladen hatten, sie in Giebichenstein zu besuchen.

354. Goethe, 1803 Juni 28 (Br. 16, 242); eigenhändig mit Ausnahme der Nachschrift. — [S. 395.] eine wichtige Arbeit: Farbenlehre. — aus beiliegendem Blatt: Brief der Frau Rath an G. von Juni 24, der ihren Besuch bei der Königin Luise von Preußen auf deren Einladung in Wilhelmsbad bei Hanau schildert, wo auch der Herzog Karl August zugegen war; „Gott!!! welche Freude vor mich"; „die Königin ging an einen Schranck und brachte ein kostbahres goldenes Halsgeschmeide und nun erstaune!!! Befestigte es um meinen Hals mit Ihren eigenen Händen — biß zu Thränen gerührt — konte ich nur schlecht dancken." G. an Zelter, Juli 28: „Ihre schöne Königin hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, niemand glücklicher als meine Mutter, ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts Erfreulicheres begegnen." — [S. 396.] das Gut übergeben: an den bisherigen Pachter Reimann; vgl. S. 428.

355. Goethe, 1803 Juli 3 (Br. 16, 249); eigenhändig. — [S. 396.] die Taschenbücher: 1. ‚Die natürliche Tochter', 2. ‚Der Geselligkeit gewidmete Lieder' in dem von Wieland und G. gemeinsam

unternommenen ‚Taschenbuch auf das Jahr 1804'; beides wurde bei Frommann in Jena gedruckt; vgl. S. 403. — [S. 397.] Schiller: er war am 2. in Lauchstädt eingetroffen. — den Wöchnern ... Hofkammer-Rath: A. Genast und Becker; Kirms.

356. Christiane, 1803 Juni 27/Juli 4 (EBr. 1803, 296). — [S. 397.] wegkapern, den Oertzen: vgl. S. 467. — das große Haus vom Kirchhof gegenüber: möglicher Weise das jetzige Gasthaus ‚Goldner Stern'. — [S. 398.] den König und die Königin: von Preußen. — ‚Iphigenie': Glucks ‚Iphigenie auf Tauris'. — [S. 399.] Deinel: kann auch Dimel (Thümmel?) heißen; in der sehr lückenhaften Badeliste (die auch Christianen nicht anführt) nicht zu ermitteln. — ‚Die Schachmaschine': Lustspiel von H. Beck. — der guten Mutter ihr Brief: vgl. zu S. 395. — [S. 400.] ‚Die theatralischen Abenteuer': Oper von Cimarosa. — ‚Die Hussiten': Kotzebues Schauspiel ‚Die Hussiten vor Naumburg im Jahre 1432'. — [S. 401.] ‚Der Stammbaum': Lustspiel von C. L. Heyne (Anton-Wall). — [S. 402.] ein großes Gewitter kam: vgl. S. 407. Schiller an seine Frau, Juli 4: „... es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweg gewünscht. ... wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallten, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. ... Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Haus heraus, es war eine ganz erstaunliche Störung" (vgl. auch Schiller an G., Juli 6; andre Berichte bei Reinhold S. 148/9). — [S. 403.] Zahlung des Geldes: bei der Gutsübergabe, vgl. zu S. 396. — Schiller logirt auf dem Kohl-Hofe: beim Gärtner Rabeding nahe dem Kohlhof.

357. Goethe, 1803 Juli 5 (Br. 16, 251); eigenhändig nur der Zusatz „Grüß ihn von mir" (S. 403). — [S. 403.] Dürrschmidt: vielleicht ist der Museumsdiener Dürrbaum gemeint. — wegen des Drucks der Taschenbücher: vgl. zu S. 396. — Noten von Ehlers: in dem zu S. 389 genannten Heft. — [S. 404.] Vornehmen und Unternehmen: neue Bühnenbearbeitung des ‚Götz von Berlichingen', vgl. G. an Schiller, Juli 5. — Sonnabend, Sonntag und Montag: Juli 2/4, bei den Aufführungen von ‚Wallensteins Lager', der ‚Braut von Messina' und der ‚Natürlichen Tochter'. — Wöchner: A. Genast und Becker.

N.

Nibelungen 232. 325.
Nisami 30. 98. 195. 202. 205. 325.
Nuschirwan 209.
Nussreddin Chodscha 255.

O.

Olearius 306.
Omar 186.
Omar ebn abd el asis 210.

P.

Pambeh 134.
Parsen 132. 169. 282.
Paulus 285.
Pehowi 193.
Polo (Marco) 228. 286.

R.

Reiske 227.
Richter (Jean Paul) 245.
Rodawu 28.
Rustan 28.
Ruth 160.

S.

Saadi 98. 197. 203. 258. 307.
Sacy (Silvestre de) 340.
Sabir Farjabi 219.
Sakontala 325.
Samaniden 191.
Sapor I. 177.
Sassaniden 99. 177.
Schah Nameh 191. 232. 315. 325.
Schah Schedschaa 67.
Schedschaat 217.
Schehab-eddin 38.
Scheich 199.
Schiiten 298.
Schiras 10. 197. 199
Schirin 28. 173. 179. 195. 322.
Seldschugiden 195.
Senaji 219.
Senderud 133.
Sherley 296. 307.
Smerdis 172.
Sofi 159.
Sunniten 298.

T.

Tarafa 162.
Tavernier 307.
Timur 61. 71. 255.
Tus 192. 193.

V.

Valle (Pietro della) 288.
Voß 328.

W.

Wamik 29. 249.
Wieland 325.

Z.

Zoheir 162.
Zerouster 170.

358. Goethe, 1803 Juli 7 (Br. 16, 253); eigenhändig. — [S. 405.] Mit der Geldzahlung: aus Anlaß der Gutsübergabe, vgl. zu S. 396. — Meine Arbeiten: vgl. zu S. 404.

359. Christiane, 1803 Juli 4/10 (GBr. 1803, 311). — [S. 406.] ‚Die natürliche Tochter': Juli 4; Graff: Herzog, Miller: Hofmeisterin. — Prinz Eugen: von Württemberg; vgl. Schiller an G., Juli 6, an W. v. Wolzogen, Sept. 4. — Schmalz aus Königsberg: jetzt aber in Halle Director der Universität. — von dem König und der Königin: von Preußen. — von der guten Mutter: vgl. zu S. 395. — das Reiterlied: aus ‚Wallensteins Lager'. — Ich sprach lange mit ... Schiller: dieser an seine Frau, Juli 6, bezeichnend genug: „Aus Weimar ist die Oberforstmeister Stein und ihre Mutter hier, ... sonst ist außer dem Theater nichts von weiblicher Welt aus Weimar hier." — [S. 407.] Der Geheime Rath: Schmalz. — heftiges Gewitter: vgl. zu S. 402. — [S. 409.] von dem Feldzuge: Schiller erzählt von diesem „Maneuvre" im Brief an seine Frau vom 9. — [S. 410.] ‚Die Brüder': Terenzens Komödie in der Bearbeitung F. H. v. Einsiedels. — ‚Der Hausverkauf': Lustspiel von Herzfeld (?). — [S. 411.] unser Schwarzköpfchen: vgl. S. 433. — nach Giebichenstein: zu Reichardts. — Die älteste: Luise, die musikalisch sehr begabte älteste Tochter aus Reichardts erster Ehe (mit Juliane Benda); sie hatte sich, nachdem ihr Verlobter F. A. Eschen im Jahre 1800 tödlich verunglückt war, mit dem Maler Gareis verlobt, der jetzt in Florenz schwer erkrankt und gestorben war. — Lottchen: eine der beiden Töchter aus Reichardts zweiter Ehe; ihr Bräutigam hieß Pistor. — Julichen: zweite Tochter aus Reichardts erster Ehe, heiratete den Präsidenten Stelzer in Halberstadt. — Die hübsche Dicke: Friederike; sie heiratete 1811 Karl v. Raumer. (Die von Christiane nicht erwähnte Tochter Hannchen heiratete im September 1803 Henrik Steffens.) — Deinem gestrigen Briefe: Nr. 357. — [S. 412.] bringt Gille Marianne als Frau: er heiratete im Juli Marianne Pfuhl. — Madame Giese[?] aus Leipzig: unter Juli 9 in der Badeliste nicht verzeichnet (vielleicht die unter Juli 13 aufgeführte Madame Güttig aus Leipzig). — ‚Das Mädchen von Marienburg': (oder Die Liebschaft Peter des Großen), fürstliches Familiengemälde von F. Kratter; Maaß: Kathinka. — [S. 413.] Herrn Hofrath besuchen: Schiller. — Deinen Brief: Nr. 358.

360. Chriſtiane, 1803 Juli 11 (EBr. 1803, 326. 331). — [S. 414.] noch ein paar Worte dazu: d. h. zu Nr. 359. — ‚Der argwöhniſche Liebhaber‘: Schauſpiel von C. F. Bretzner; Becker: Baldrian Klau, Haide: Hofrath Albert. — [S. 415.] Kanzler: v. Gutſchmid in Merſeburg. — Herr Hofrath: Schiller. — [S. 416.] Loos: „Töpfer auf Jahrmärkten haben die Gewohnheit, verſchiedene ihrer Waaren zuſammenzuſtellen und mit einander zu veräußern; das heißt ein Loos Töpfergeſchirr“ (Grimm: Deutſches Wörterbuch 6, 1156). — Wöchner: A. Genaſt und Becker. — der Sille ihren Bräutigam: Claude Marie (den Grimmer ſpielte). — [S. 417.] heut und morgen ... Deine Geſundheit: im Gedanken an den Hochzeittag, vgl. S. 436 unten.

361. Chriſtiane, 1803 Juli 12/3 (EBr. 1803, 328). — [S. 417.] Herrn Hofrath: Schiller. — In der ‚Jungfrau‘ ... Die Miller: Schiller an Körner, Mai 12 (in Weimar erſte Aufführung April 23): „Die Jungfrau von Orleans wurde von einer Schauſpielerin geſpielt, welche ſonſt nicht im Beſitz der großen Rollen iſt, hier aber durch ein glückliches Zuſammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortreffliches zu leiſten.“ — [S. 419.] ‚Der Hausfriede‘: (Titel ‚Hausfrieden‘) Luſtſpiel von Iffland. — Rudolf: Schillers Diener.

362. Goethe, 1803 Juli 12/4 (Br. 16, 256); eigenhändig. — [S. 420.] Deinen Brief: Nr. 359. — die Kaufgelder: vgl. zu S. 405. — [S. 421.] Deinen Brief von geſtern: Nr. 360. — Herr Hofrath: Schiller. — Deinen Brief gebracht: Nr. 361. — durch einen lieben Boten: Auguſt.

363. Chriſtiane, 1803 Juli 14/8 (EBr. 1803, 340). — [S. 422.] Herrn Hofrath: Schiller. — ‚Der Hausfriede‘: vgl. zu S. 419. — [S. 423.] ‚Alarcos‘: Fr. Schlegels Trauerſpiel; Haide: Alarcos, Graff: Dagobert, Maaß: Donna Clara; vgl. S. 425. Karl v. Raumer, damals Student in Halle, berichtet (‚Leben von ihm ſelbſt erzählt‘, Stuttgart 1866, S. 39): „Als Friedrich Schlegels ‚Alarcos‘ aufgeführt ward, hielten wir es für unſere Pflicht, dieß Trauerſpiel gegen eine antiſchlegelſche Partei zu vertreten, wiewohl unſere Bewunderung mehr principiell und daher ziemlich kühl war.“ — „Pereat Coubu!“: man muß wohl leſen „Kuhbuh!“ d. h. Kotzebue. — eine Nichte: Luiſe Mitgau. — [S. 424.] ein Dichter: Anton Niemeyer, der 20jährige Sohn von Auguſt Hermann N.; ſeine ‚Gedichte‘ waren ſoeben (zuſammen mit ſolchen

von K. A. Döring) in Halle erschienen. Briefe von ihm an Christiane und an G. aus den Jahren 1804/5 finden sich in den EBr. — [S. 425.] ‚Das Epigramm': Maaß: Caroline, Haide: Dr. Busch. — ‚Alarcos': vgl. zu S. 423. — [S. 426.] ‚Der Neffe als Onkel': Schillers Bearbeitung des Lustspiels von Picard; Maaß: Sophie (Silie auf den Zetteln nicht genannt).

364. Christiane, 1803 Juli 18/9 (EBr. 1803, 347). — [S. 427.] ‚Die Jäger': Ifflands „ländliches Sittengemälde".

365. Goethe, 1803 Juli 20 (Br. 16, 259); eigenhändig. — [S. 428.] Gutsübergabe: vgl. zu S. 396. Die Kaufsumme hatte 13 125 Reichsthaler (39 375 Mark) betragen, G. verkaufte das Gut jetzt für 15 500 Reichsthaler; die Urkunde darüber ist von Juli 16 datirt.

366. Christiane, 1803 Juli 23 (EBr. 1803, 349); gedruckt die Worte „es ist mit tanzen . . . just genug" (S. 430) Br. 16, 459. — [S. 429.] ‚Die Jäger': vgl. zu S. 427. — ‚Der Wildfang': Lustspiel von Kotzebue. — ‚Die Räuber': da dieser Titel verpönt war, hieß es auf dem Theaterzettel ‚Karl Moor'. — [S. 430.] ‚Die Saalnixe': vgl. zu S. 381. — ‚Herr von Hopfenkeim': Fastnachtsposse von G. Reinbeck. — ‚Die Mohrin': Fr. H. v. Einsiedels Bearbeitung des ‚Eunuchus' von Terenz.

367. Christiane, 1803 Aug. 10 (EBr. 1803, 381). — [S. 431.] die Münzen: als Geschenk von Nik. Meyer (vgl. G. an diesen, Sept. 6). — Freitag mit den Schauspielern zu thun: sie gaben am 11. in Lauchstädt als Abschiedsvorstellung ‚Clavigo' und kehrten am 12. (Freitag) nach Weimar zurück, um am 16. schon wieder in Rudolstadt zu spielen. — Komödie bei Liepie: nicht zu ermitteln.

368. Christiane, 1803 Aug. 17/9 (EBr. 16, 391). — [S. 432.] mit dem Herrn Major: v. Hendrich. — Roth- und Hülfs-Conferenz wegen Halle: wohin C. G. Schütz, der Mitbegründer und Leiter der ‚Allgemeinen Litteratur-Zeitung' in Jena, diese jetzt verlegen wollte; vg. ‚Tag- und Jahres-Hefte' von 1803. — Frau Doctorin: nicht ermittelt.

369. Goethe, 1803 Aug. 20 (Br. 16, 269); eigenhändig. — [S. 433.] Brief von Silien: sie hatte G'n schon Aug. 15 brieflich mitgeteilt, daß ihre Mutter schwer krank sei (EBr. 1803, 397). — Schwarzköpfchen: im Tgb. nicht genannt; es ist der von Christiane in ihren Briefen aus Lauchstädt wiederholt erwähnte „recht artige Mensch aus Breslau" (S. 394), den sie auch „unser

Schwarzköpfchen" nennt (S. 411). — Herrn Major: v. Hendrich. 370. Chriſtiane, 1803 Nov. 5 (EBr. 1803, 526. 524). — [S. 434.] in der ‚Verſöhnung': Schauſpiel von Kotzebue, Nov. 2.

Nov. 7, Vulpius an G.: „E. E. ſende ich hierbei einen Brief, den meine Schweſter aus Verſehen am Sonnabend hat liegen laſſen" (EBr. 1803, 537).

371. Chriſtiane, 1803 Nov. 9 (EBr. 1803, 540. 539). — [S. 435.] von dem Doctor: Nik. Meyer. — [S. 436.] ‚Die deutſchen Kleinſtädter': Luſtſpiel von Kotzbue, Nov. 7; Baranius: Frau Brendel, Becker: Sperling. — ‚Der Lorbeerkranz': (oder Die Macht der Geſetze), Schauſpiel von Ziegler; Wolff: Kammerjunker v. Windeck. — Beilage. aus der Campiſchen Reiſebeſchreibung: ‚Robinſon Cruſoe der Jüngere'. — [S. 437.] Zettel für den Herrn Riemer: deſſen freien Eintritt im Theater betreffend; ebenſo S. 439.

372. Chriſtiane, 1803 Nov. 29? (EBr. 1803, 568). — [S. 437.] Kaſtanien von der Mutter: daß ihr die Beſchaffung der üblichen Sendung dieſes Jahr „viel unluſten" machte, zeigt ihr Brief an G. und die Seinen von Nov. 10; wie der Wein, ſo waren die Kaſtanien nicht geraten.

373. Chriſtiane, 1803 Nov. 30 (EBr. 1803, 579/80). — [S. 438.] ‚Portrait der Mutter': (oder Die Privattomödie), Luſtſpiel von F. L. Schröder; Haide (Wolff): Bernheim. — Don Ranudo: Titelrolle (von Becker, nicht von Wolff geſpielt) in Kotzebues Bearbeitung von Holbergs Luſtſpiel, erſte Aufführung Dec. 14; Wolff gab darin den Gonzalo della mare. — den drei neuen Stücken: 1. das eben genannte Luſtſpiel von Holberg-Kotzebue; 2. Kotzebues Schauſpiel ‚Hugo Grotius' (vgl. aber S. 441); 3. Racines ‚Mithridat'. — Akademie: hier in der Bedeutung von Concert. — Beilage. Auguſt ſchreibt hier, durch Riemer beeinflußt, in lateiniſchen Buchſtaben und römiſchen Zahlen. — [S. 439.] Zettel für den Herrn Riemer: vgl. zu S. 437. — Zettel für den Sonnabend: Dec. 3 (‚Die Saal-Nixe').

374. Chriſtiane, 1803 Dec. 3 (EBr. 1803, 589. 595. 588). — [S. 440.] Galla: dieſelbe Perſönlichkeit wie S. 90 „Gakala"?

375. Chriſtiane, 1803 Dec. 7 (EBr. 1803, 612/4). — [S. 441.] ‚Hugo Grotius': vgl. zu S. 438. — Beilage. beim Prinzen: Karl Bernhard.

376. Chriſtiane, 1803 Dec. 9 (EBr. 1803, 621/3). — [S. 441.]

morgen: vielmehr am 11. (vgl. die Zwischenbemerkung S. 442). — [S. 442.] Beilage. die beiden Briefe: vom 9., nicht bekannt; Tgb.: „[Sendung] An August mit dem Vogel und der Rose von Jericho."

378. Christiane, 1803 Dec. 14 (EBr. 1803, 637/8). — [S. 443.] Herr Hofkammerrath: Kirms. — [S. 444.] die Kleider von Frankfurt: Frau Rath an G., Dec. 2: „Meine Liebe Tochter schriebe mir neulich Sie würde etwas Corpulent die Kleider würden zu enge — da hat nun das Christkindlen davor gesorgt und bringt zwey schöne neue Kleider das eine von Taffend die Farbe Egyptische Erde und einen Catun der sich vortreflich waschen läßt — und den Jedermann vor Seidenzeug ansieht — mit einem Wort schön schön."

379. Christiane, 1803 Dec. 15 (EBr. 1803, 643). — [S. 444.] der junge Herr: der in Nr. 378 genannte Cassel (?).

380. Christiane, 1803 Dec. 17 (EBr. 16, 666. 668). — [S. 446.] Herr von Stein: welcher? — [S. 447.] Beilage. Meerzeisige: Leinfinken, auch Birken-, Berg- oder Flachs-Zeisige genannt (Carduelis linaria).

381. Christiane, 1803 Dec. 18 (EBr. 1803, 670). — [S. 447.] ‚Der Wasserträger': erste Aufführung dieser Oper Cherubinis in Weimar; Hagemann: Constanze, Ehlers: Micheli; es wurde eine Lieblingsoper G's, weil er den Gegenstand ebenso vollkommen fand wie die Musik (Gespräch mit Eckermann, 1828 Oct. 9). — Müller: der Kammer-Musicus, der die Oper schon in Lauchstädt dirigirt hatte (der neue Concertmeister Destouches war wohl durch Krankheit verhindert). — Der junge Mann: vgl. zu S. 444.

1804 Mai 30. Als G. Ende Mai in Jena war (das Tgb. enthält nichts über diese Zeit), schrieb August an ihn (EBr. 1804 201):

Lieber Vater,

Hier überschicke ich Ihnen einige Briefe und Zeitungen. Ich habe mich sehr gefreut, als ich hörte, daß Sie schon morgen Abend hier eintreffen werden. Ich befinde mich recht wohl und schlafe alle Nacht mit der Mutter im Garten, wo es jetzt recht schön ist. Jetzt muß es in Jena auch recht schön sein, und ich wünschte mich hinüber, da wollten wir recht spazieren gehen. Sagen Sie dem Herrn Bergrath Lenz viele Empfehlungen von mir.

Leben Sie recht wohl.

Weimar, den 30. Mai 1804. A. Goethe.

383. Goethe, 1804 Juli 17 (Br. 17, 157); eigenhändig. — [S. 449.] ‚Götz': schon seit Febr. 18 versuchte G., eine neue Bühnenbearbeitung zu Stande zu bringen, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den unser deutsches Publicum allenfalls auf einmal hinunterschluckt" (an Zelter, Febr. 27); in der neuen Fassung wurde das Stück Sept. 22 zum ersten Mal in Weimar aufgeführt. — Stall-Cassirer: Frau Burckhardt, geb. Stenger; über den Vorfall ist aus den Acten nichts zu ermitteln.

384. Goethe, 1804 Juli 24 (Br. 17, 162); eigenhändig. — [S. 450.] Voßens: der Dichter Johann Heinrich V. und dessen Sohn Heinrich, der seit kurzem in Weimar als Lehrer am Gymnasium tätig war. — Karl: der Diener. — ‚Götz': vgl. zu S. 449. — die freimüthigen und eleganten Mißgönner: Kotzebue und Garlieb Merkel in ihrem Organ ‚Der Freimüthige, oder Ernst und Scherz, Berlinische Zeitung für gebildete und unbefangene Leser', und die ‚Zeitschrift für die elegante Welt'. — [S. 451.] Königin Mutter von Preußen: die Wittwe Friedrich Wilhelms II. — ‚Tell': in Lauchstädt Juni 23 und Juli 2 aufgeführt; H. Becker, als Wöchner, berichtet in seinem Briefe an Kirms von Juni 25 ausführlich über den festlichen Empfang, den das Theater am 23. der hohen Frau bereitete (Briefe an Schiller. Hsg. von L. Urlichs, S. 567f.). — Waschwasser: das zu S. 194 genannte. — Herrn Kanzler: v. Gutschmid.

385. Goethe, 1804 Juli 28 (Br. 17, 167); eigenhändig. — [S. 451.] auf Deinen Geburtstag: vgl. zu Nr. 37.

386. Goethe, 1804 Aug. 1 (Br. 17, 175); eigenhändig. — [S. 452.] von einer Tochter entbunden: Emilie Schiller, Juli 25.

1804 Sept. 19, Christiane an Nik. Meyer: „Wir sind in Lauchstädt und Halle gewesen. Zuerst ich allein auf 4 Wochen, dann noch auf 14 Tage mit dem Herrn Geheime Rath ... Auch hat der Geheime Rath seinen ‚Götz von Berlichingen' ganz umgearbeitet, der diese Woche [Sept. 22] zum ersten Mal gegeben wird" (C.-Meyer I 94).

1805 April. Während des Aufenthalts bei der Großmutter schrieb August folgendes Briefchen nach Hause (GSt. 1805, 59):

Frankfurt, den 23. April 1805.

Lieber Vater,

Ich kann Ihnen weiter nichts Merkwürdiges schreiben, aber da Sie wünschten alle Postage etwas von mir zu sehen, so schreibe

ich. Ich werde den 2. Mai hier Abends abreisen und Sonnabend den 4. in Erfurt eintreffen, aber erst gegen Abend, ich wünschte gleich von da abreisen zu können und bitte also um die Kutsche.

Grüßen Sie die Mutter und Herrn Riemer vielmals von mir.

August Goethe.

387. Goethe, 1805 Juni 27 (Br. 19, 21); eigenhändig. — [S. 455.] Demoiselle Jacobi: F. H. Jacobi hielt sich auf der Reise nach Ems und München eine Woche (Juni 23 bis Juli 1) in Weimar und Jena auf; ob eine seiner Schwestern oder seine Tochter Clara hier gemeint ist, bleibt zweifelhaft.

Zwischenbemerkung. Über die Aug. 3 stattgehabte Vorstellung des ‚Götz von Berlichingen' vermerkt Eichendorff, damals Student der Rechte in Halle, in seinem Tagebuch: „... da die Vorstellung nicht sogleich anfangen wollte, machten die Studenten, von denen das Theater wimmelte, mit ihren Kanonen und Pfundsporen einen so unbändigen Lärm, daß sich alles die Ohren zuhalten mußte. Um desto mehr aber erfreute uns das vortreffliche Trauerspiel und die nicht minder gute Darstellung ... S. E. der Geheime Rath v. Goethe saß selbst mit seiner Demoiselle Vulpius in der Loge und blickte so herab auf das Entzücken, welches das Kind seines Geistes rings verbreitete" (Eichendorff S. 106).

388. Goethe, 1805 Aug. 19 (Br. 19, 44); eigenhändig. — [S. 456.] Unser Wirth: F. A. Wolf. — auf den Berg: d. h. nach Giebichenstein.

389. Goethe, 1805 Aug. 28 (Br. 19, 46); eigenhändig. — [S. 458.] zu einigen Arbeiten: darunter die großgeplante Dichtung ‚Schillers Todtenfeier', die leider unvollendet geblieben ist. — nur 10 Thaler übrig geblieben: G. hatte sogar bei F. A. Wolfs Tochter München Schulden in der Höhe von 20 Thalern 14 Groschen machen und dem Barbier das Trinkgeld schuldig bleiben müssen (vgl. G. an F. A. Wolf, Sept. 5).

1806. Zwischenbemerkung. [S. 460.] Tod von Christianens Schwester und Tante. Ernestine starb Jan. 7 Mittags 12 Uhr an Auszehrung und wurde am 12. beerdigt; die Tante Juliane verschied März 1 früh 7 Uhr am Schlagfluß und wurde am 4. begraben (TB. 1806, 27 b. 31); vgl. Vulpius an Nik. Meyer, 1806 Jan. 7 und März 3 (GJ. 2, 423). — Augusts Reise nach Berlin: sie soll nach E. v. d. Hellen (Goethes Mutter. In einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel dargestellt, S. 234) daran ge-

scheitert sein, daß G. keinen auf den Namen Goethe lautenden Paß für August erhalten konnte (vgl. S. 130 unten).

390. Goethe, 1806 Juni 17 (Br. 19, 133); eigenhändig. — [S. 461.] manches gethan: die naturwissenschaftlichen Anstalten betreffend (vgl. G. an C. G. Voigt, Juni 17). — mit Carolinen: Ulrich. — Mariane: wohl das Stubenmädchen; über die Art der Krankheit konnte ich nichts ermitteln.

391. Goethe, 1806 Juni 25 (Br. 19, 143). — [S. 462.] habe einiges thun ... können: darunter die Besprechung dreier neuerdings erschienenen Dichtungen von P. F. F. Buchholz, Friederike Unger und Caroline Paulus (W. 40, 367). — August ... mit seinen Gesellen: im Tgb. nicht erwähnt. — Johannisfeuer: Juni 24 („vor zwei Jahren", 1804, hatte G. bei dieser Gelegenheit aus dem Stegreif den Vierzeiler geprägt „Johannisfeuer sei unverwehrt"). — München: Tochter von F. A. Wolf.

392. Goethe, 1806 Juni 26 (Br. 19, 146); im Tgb. erst unter Juni 27 vermerkt. — [S. 463.] daß Du allenfalls etwas mehr ausgibst: bei G's Briefen an Christiane befindet sich folgender Zettel G's: „Sollte Demoiselle Vulpius etwas Geld in Lauchstädt bedürfen, so kann Herr Cassir Bergfeld derselben solches gegen Quittung einhändigen, von mir bei der Rückkehr zu ersetzen. Weimar, den 15. Juni 1806. Goethe." — Brief von Herrn von Arnim: aus Karsdorf, beendet Mai 28 (SdGG. 14, 97). — von uns: G. und Riemer.

393. Goethe, 1806 Juli 3 (Br. 19, 154); eigenhändig nur die letzten vier Worte. — [S. 463.] ‚Die Hussiten vor Naumburg': vgl. zu S. 400. — [S. 464.] ganz angenehm logirt: vgl. zu S. 465. — wie vor Alters: seit 11 Jahren (1795) war G. nicht wieder in Karlsbad gewesen (vgl. S. 50).

394. Goethe, 1806 Juli 7 (Br. 19, 155); eigenhändig nur der Schluß von „Lebe recht wohl" an und die Nachschrift. — [S. 465.] ein besser Quartier: in den ‚Drei Mohren' bei Frau Lucia Heilingötter, wo G. von jetzt an regelmäßig wohnte.

395. Goethe, 1806 Juli 14 (Br. 19, 157); eigenhändig nur der Schluß von „Noch setze ich" an. Antwort auf den im Tgb. unterm 12. vermerkten Brief Christianens vom 7. — [S. 466.] Madame Anzelmann: Tgb. vermerkt ihre Ankunft unterm 12. — bringe verschiedenes mit: darunter mehr als 21 Ellen Spitzen (vgl. Tgb. 3, 417). — München: Wolfs Tochter.

396. Goethe, 1806 Juli 21 (Br. 19, 161). — [S. 467.] Herrn von Oertzen: vgl. S. 397. — Meine Reisegefährten: Riemer und v. Hendrich. — allerlei eingekauft: vgl. zu S. 46[illegible]. — [S. 468.] die Frauenzimmer: d. h. die Schauspielerinnen. — Deine Nachrichten: Christiane wird auch von ihrem Besuch in Halle zur Feier der Prorector-Wahl erzählt haben, über die Eichendorff in seinem Tagebuch vermerkt: „Aus des Prorectors [J. E. E. Maaß] Hause die Schauspielerin Brand und Goethes Vulpius [d. h. Christiane] herausguckend. Unten unter den Studenten der junge Goethe, in grüner polnischer Jacke mit Quasten, nicht groß, jung und zart und — geschminkt. Der große Studentenkreis über den ganzen Markt, der innere bunte Kreis der Burschen in Wichs, ihr Blitzen und Zusammenschlagen der Hieber, die wankenden Federn, das einstimmige Vivat, mit Trompeten und Pauken der akademischen Freiheit gebracht, das alte Lied: „Ein freies Leben führen wir“ etc. mit Musikbegleitung von vielleicht mehr als 6—700 Studenten auf offenem Markte gesungen, machte einen fürchterlich schönen Eindruck. Darauf wurde die Nacht hindurch wie gewöhnlich auf dem Rathskeller in Wein kommerschirt, wobei auch der Schauspieler Unzelmann aus Weimar und der Sohn des Ministers v. Goethe tapfer mittranken“ (Eichendorff S. 140).

397. Goethe, 1806 Juli 28 (Br. 19, 165). — [S. 469.] Brief vom 22.: Ankunft im Tgb. unter Juli 26 vermerkt. — [S. 470.] Frau von Bröfigke und ihre Tochter: Tgb. Juli 27: „Frau v. Bröfigke und Frau v. Levetzow (Pandora [vgl. Gräf 6, 23 zu Nr. 3535])“; der letzteren Tochter Ulrike, zur Zeit 2 Jahre alt, wurde 17 Jahre später von G. in der Marienbader ‚Elegie‘ als das „allgeliebte Wesen“ verherrlicht. — von Egerbrunn: d. h. Franzensbad. — Vorgestern ... in der Komödie: Tgb. Juli 26: „Um 4 Uhr in das Schauspiel. Ward ‚Pinto‘ aufgeführt.“ Das Schauspiel ‚Pinto oder Die Verschwörung in Portugal‘ von W. Vogel wurde in Weimar zuerst 1807 Oct. 10 aufgeführt.

August 1, Tgb.: „Briefe von Lauchstädt.“

398. Goethe, 1806 Sept. 30 (Br. 19, 193); die Handschrift befindet sich im Kestner-Museum zu Hannover (Culemannsche Sammlung, Katalog V Nr. 9); die durch Werner Deetjen gütigst ausgeführte Vergleichung ermöglichte einige Berichtigungen. — [S. 472.] meine Geschäfte: Ordnung der in Karlsbad gesammelten Steine, unter Beihülfe des Mineralogen Lenz.

Erläuterungen

Oct. 19. Trauung. Der Eintrag im TrP. der Hofkirche 1801/21, 67 lautet: „Sr. Excellenz, Herr Johann Wolfgang von Göthe, Fürstl. Sächß. Geheimer-Rath allhier, mit Demoiselle Johanna Christiana Sophia geb. Vulpius, des weil. Herr Johann Friedrich Vulpius, Fürstl. Sächß. Amts-Copistens allhier, hinterlassene älteste Tochter, sind Dom. XX post Trinitatis als den 19. Octobris in allhiesiger Fürstl. Hofkirchen-Sacristei von dem Herrn Oberconsistorial-Rath Günther in der Stille copuliret worden."

* *
*

Silveſtre de Sacy.

Unſerm Meiſter, geh! verpfände
Dich, o Büchlein, traulich-froh;
Hier am Anfang, hier am Ende,
Oeſtlich, weſtlich *A* und Ω.

سيلويستر دساسى

يا ايها الكتاب سر الى سيدنا الاعز
فسلم عليه بهذه الورقة
التى هى اول الكتاب واخره
يعنى اوله فى المشرق واخره فى المغرب
ما نصيحت بكجلى خود كرديم
روزكارى درين بسر برديم
بر نيايد كوش رغبت كس
بر رسولان پيام باشد وبس

Wir haben nun den guten Rath geſprochen,
Und manchen unſrer Tage d'ran gewandt;
Mißtönt er etwa in des Menſchen Ohr —
Nun, Botenpflicht iſt ſprechen. Damit gut.

Inhalt

Seite

Widmung VII
Vorwort IX
Einführung XIII

1792

1. Goethe, Gotha, 9. Auguſt 1
2. Goethe, Frankfurt, 17. Auguſt 1
3. Goethe, Frankfurt, 21. Auguſt 2
4. Goethe, Trier, [25.] Auguſt 3
5. Goethe, [Lager bei Longwy] 28. Auguſt 3
6. Goethe, Lager vor Verdun, 2. September 5
7. Goethe, Bei Verdun, 8. September 5
8. Goethe, Lager bei Verdun, 10. September 6
9. Goethe, [Lager bei Hans] 27. September 7
10. Goethe, Verdun, 10. October, Luxemburg, 15. October 8
11. Goethe, Coblenz, 4. November 10
12. Goethe, Düſſeldorf, 14. November 11

1793

13. Chriſtiane, Jena, 13. Mai 15
Beilage: Auguſt 16
14. Goethe, Frankfurt, 17. [Mai] 16
15. Chriſtiane, Weimar [24. (?) Mai] 17
16. Goethe, [Lager bei Marienborn] 29. und 31. Mai . . . 19
17. Goethe, [Lager bei Marienborn] 3. Juni 20
18. Chriſtiane, Weimar, 7. Juni 21
19. Goethe, Lager bei Marienborn, 7. Juni 23
20. Chriſtiane, [Weimar] 14. Juni 24
21. Goethe, [Lager bei Marienborn] 14. Juni 25
22. Chriſtiane, [Weimar, 17. oder 18. Juni] 26

Inhalt

Seite

23. Goethe, [Lager] bei Marienborn, 22. Juni 27
24. Christiane, [Weimar, Ende Juni] 28
25. Goethe, Marienborn, 3. Juli 29
26. Christiane, Weimar, 5. Juli 31
27. Goethe, Lager bei Marienborn, 10. Juli 32
28. Christiane [Weimar, Mitte Juli] 33
29. Christiane, Weimar, 19. [Juli] 34
30. Christiane, Weimar, 25. [Juli] 35
31. Goethe, Mainz, 1. August 36
32. Christiane, Weimar, 8. August 37
33. Goethe, Frankfurt, 9. August 38
34. Goethe, Frankfurt, 16. August 38
35. Christiane, [Weimar, Ende Sept. oder Anfang Oct.] . . 39
36. Christiane, [Weimar, Anfang October] 40

1794

37. Goethe, Wörlitz, 30. Juli, Dessau, 1. August 41
38. Goethe, Dresden, 10. August 42

1795

39. Christiane, [Weimar, 12. Januar] 44
Beilage: August 44
40. Christiane, [Weimar, 14. oder 16. Januar] 44
41. Goethe, [Jena], 3. März [April] 45
42. Goethe, Jena, 9. April 46
43. Christiane, [Weimar, 9. April] 46
44. Goethe, Jena, 10. April 47
45. Christiane, [Weimar, 11. April] 48
46. Christiane, [Weimar, 16. oder 17. April] 49
47. Christiane, [Weimar, 18. oder 19. April] 49
48. Christiane, [Weimar, 19. oder 20. April] 50
49. Goethe, Jena, 2. Juli 50
50. Goethe, Karlsbad, 7. Juli 51
51. Goethe, Karlsbad, 15. Juli 51
52. Goethe, Karlsbad, 19. Juli 52
53. Goethe, Karlsbad, 25. Juli 53
54. Goethe, Karlsbad, 29. Juli 53
55. Goethe, Ilmenau, 29. August 54

Inhalt

Seite

56. Goethe, Ilmenau, 2. September 55
57. Goethe, Eisenach, 13. October 56
58. Christiane, Weimar, 16. October 56
59. Goethe, Eisenach, 16. October 57
60. Christiane, Weimar, 16. October 57
61. Goethe, Jena, 9. November 58
62. Christiane, Weimar, 10. November 59

1796

63. Goethe, Jena, 8. Januar 60
64. Christiane, Weimar, 9. Januar 60
65. Goethe, Jena, 12. Januar 61
66. Christiane, [Weimar, 13. Januar] 62
67. Goethe, Jena, 15. Januar 63
68. Christiane, [Weimar, 17. oder 18. Februar] 63
69. Goethe, Jena, 19. Februar 64
70. Christiane, [Weimar, 20. Februar] 65
71. Goethe, Jena, 20. Februar! 66
72. Christiane, Weimar, 21. Februar 66
73. Christiane, Weimar, 24. Februar 67
74. Christiane, [Weimar, 27. Februar] 68
75. Christiane, [Weimar] 2. März 70
76. Christiane, [Weimar] 5. März 71
77. Goethe, Jena, 7. März 72
78. Goethe, Jena, 29. April 74
79. Goethe, [Jena] 1. Mai 74
80. Goethe, Jena, 4. Mai 74
81. Goethe, Jena, 10. Mai 75
82. Christiane, [Weimar, 14. oder 18. Mai] 75
83. Goethe, Jena, 22. August 76
84. Goethe, Jena, 23. August 76
85. Goethe, Jena, 4. September 77
86. Goethe, Jena, 6. September 78
87. Goethe, Jena, 9. September 79
88. Goethe, Jena, 11. September 80
89. Goethe, Jena, 13. September 80
90. Christiane, [Weimar, 14. (?) September] 81
91. Christiane, [Weimar, 25. September] 82
92. Christiane, [Weimar, 30. September oder 1. October] . 83

Seite

93. Goethe, Ilmenau, 31. October, 1. November 84
94. Goethe, Ilmenau, 3. November 85
95. Christiane, Weimar, 6. November 86

1797

96. Goethe, Leipzig, 1. Januar 87
97. Goethe, Dessau, 3. Januar 88
*98. Christiane, [Weimar] 21. und 22. [Februar] 89
99. Goethe, Jena, 24. Februar 90
100. Christiane, [Weimar, 25. Februar] 91
101. Christiane, [Weimar, 1. März] 92
102. Goethe, Jena, 3. März 92
103. Christiane, Weimar [3. und 4. März] 93
104. Goethe, Jena, 5. März 94
105. Goethe, Jena, 7. März 95
106. Christiane, [Weimar, 8. (?) März] 97
107. Goethe, Jena, 10. März 98
108. Christiane, [Weimar, 12. oder 13. März] 99
109. Goethe, Jena, 14. März 100
110. Christiane, Weimar, 15. März 101
111. Goethe, [Jena] 17. März 102
112. Christiane, [Weimar, 18. (?) März] 102
113. Goethe, Jena, 21. März 103
*114. Christiane, Weimar, 22. März 103
Beilage: August 103
115. Goethe, Jena, 24. März 104
116. Christiane, [Weimar, 25. März] 104
Beilage: August, Weimar, 25. März 105
117. Goethe, Jena, 26. März 106
118. Christiane, [Weimar, 28. oder 29. März] 106
119. Christiane, [Weimar, 24. (?) Mai] 107
120. Goethe, Jena, 26. Mai 107
121. Christiane, [Weimar, 26. Mai] 108
122. Christiane, [Weimar, 27. Mai] 109
123. Goethe, Jena, 28. Mai] 110
124. Christiane, Weimar, 29. Mai 111
Beilage: August 113

* Siehe das Faksimile.

Inhalt

Seite

125. Goethe, Jena, 30. Mai 114
126. Chriſtiane, [Weimar, 31. Mai] 115
127. Chriſtiane, [Weimar, 2. Juni] 116
128. Chriſtiane, [Weimar, 3. (?) Juni] 117
129. Chriſtiane, [Weimar, 5. Juni] 117
130. Goethe, Jena, 6. Juni 118
131. Chriſtiane, [Weimar, 7. Juni] 119
Beilage: Auguſt 123
132. Goethe, Jena, 9. Juni 123
133. Chriſtiane, [Weimar, 9. (?) Juni] 124
1. Beilage: Auguſt an den Vater 125
2. Beilage: Auguſt an die Mutter 126
134. Chriſtiane, [Weimar, 10. oder 11. Juni] 126
135. Goethe, Jena, 13. Juni 126
136. Chriſtiane, [Weimar, 14. Juni] 127
Beilage: Auguſt 129
137. Goethe, Jena, 14. Juni 129
138. Chriſtiane, [Hanau, 7. Auguſt] 131
Beilage: Auguſt, Hanau, 7. Auguſt 132
139. Goethe, Frankfurt, 9. Auguſt 132
140. Chriſtiane, Saalmünſter/Weimar, 8./11. Auguſt . . . 133
Beilage: Auguſt 136
141. Goethe, Frankfurt, 12. Auguſt 136
142. Chriſtiane, Weimar, 13. Auguſt 137
143. Goethe, Frankfurt, 15. Auguſt 140
144. Chriſtiane, Weimar, 16. Auguſt 142
Beilage: Auguſt 144
145. Chriſtiane, Weimar, 18. Auguſt 144
Beilage: Auguſt, Weimar, 18. Auguſt 146
146. Chriſtiane, [Weimar, vor 24. Auguſt] 147
147. Goethe, Frankfurt, 24. Auguſt 148
148. Goethe, Heilbronn, 28. Aug., Stuttgart, 31. Aug., 4. Sept. 150
149. Goethe, Tübingen, 11. und 12. September 152
150. Goethe, Tübingen, 15. September 155
151. Chriſtiane, [Weimar] 25. [September] 156
Beilage: Auguſt 157
152. Goethe, Stäfe, 23. und 26. September 157
Beilage: Kurze Nachricht von meiner Reiſe von Tübingen nach Stäfe 160

Inhalt

Seite

153. Christiane, Weimar, 2. October 162
Beilage: August 163
154. Goethe, Stäfe, 13. October 164
155. Goethe, Stäfe, 17. October 166
156. Goethe, Zürich, 25. October 167
157. Goethe, Tübingen, 30. October 169

1798

158. Christiane, [Weimar] 20. und 21. [März] 170
159. Goethe, Jena, 23. März 171
160. Christiane, Weimar, 24. März 171
Beilage: August 173
161. Goethe, Jena, 27. März 173
162. Christiane, [Weimar, 28. März] 174
Beilage: August 174
163. Goethe, Jena, 30. März 175
164. Christiane, [Weimar, 31. März] 176
Beilage: August 177
165. Christiane, [Weimar, 2. April] 178
166. Goethe, Jena, 2. April 178
167. Goethe, Jena, 3. April 179
168. Christiane, [Weimar, 3. April] 179
Beilage: August 180
169. Goethe, Jena, 4. April 180
170. Goethe, Jena, 22. Mai 181
171. Christiane, Weimar, 22. und 23. Mai 182
Beilage: August 183
172. Christiane, [Weimar, 23. Mai] 184
Beilage: August 184
173. Goethe, Jena, 25. Mai 185
174. Christiane, Weimar, 25. [Mai] 187
Beilage: August 187
175. Christiane, Weimar, 30. [Mai] 188
Beilage: August 189
Goethes Schreiber Geist an Christiane, Jena, 30. Mai . 190
176. Christiane, Weimar, 8. Juli [Juni] 191
Beilage: August 192
177. Goethe, Jena, 11. Juni 192
178. Christiane, [Weimar, 12. Juni] 193

Inhalt

Seite

179. Goethe, Jena, 12. Juni 194
180. Chriſtiane, [Weimar, 13. Juni] 195
Beilage: Auguſt 196
181. Chriſtiane, [Weimar, 16. Juni] 197
Beilage: Auguſt 198
182. Goethe, Jena, 17. Juni 198
183. Chriſtiane, [Weimar, 18. Juni] 200
184. Vulpius (in Chriſtianens Auftrag), Weimar, 19. Juni . 201
185. Goethe, Jena, 20. Juni 202
186. Chriſtiane, [Weimar, 20. Juni] 203
187. Goethe, Ober-Roßla, 21. Juni 204
188. Chriſtiane, Weimar, 22. [Juni] 204
189. Goethe, Ober-Roßla, 22. Juni 205
190. Chriſtiane, Ober-Roſſel, 16. [17.?] Juli 205
Beilage: Auguſt 206
191. Goethe, Jena, 3. Auguſt. 207
191a. Auguſt, Weimar, 3. Auguſt 207
192. Goethe, Jena, 5. Auguſt 208
193. Chriſtiane, [Weimar, 5. Auguſt] 209
194. Chriſtiane, [Weimar, zwiſchen 7. und 9. Auguſt] . . . 210
Beilage: Auguſt 210
195. Goethe, Jena, 10. Auguſt 211
196. Chriſtiane, Roßla, 13. Auguſt 211
Beilage: Auguſt 212
197. Chriſtiane, [Weimar, 26. (?) September] 213
Beilage: Auguſt 213
198. Goethe, Jena, 27. September 214
199. Chriſtiane, [Weimar, 29. September] 214
200. Chriſtiane, [Weimar, 30. September] 215
201. Goethe, Jena, 15. October. 215
202. Chriſtiane, [Weimar, 15. October] 217
203. Chriſtiane, [Weimar, 16. October] 217
Beilage: Auguſt 218
204. Chriſtiane, [Weimar, 19. October] 218
205. Goethe, Jena, 14. November 219
206. Chriſtiane, [Weimar, 14. November] 220
207. Chriſtiane, [Weimar, 15. November] 220
208. Chriſtiane, [Weimar, 17. (?) November] 221
Beilage: Auguſt 221

Seite

209. Chriſtiane, Weimar, 22. [19.] November 222
210. Goethe, Jena, 20. November 223
211. Chriſtiane, [Weimar, 21. November] 223
Beilage: Auguſt 225
212. Chriſtiane, [Weimar, 24. November] 226
Beilage: Auguſt, Weimar, 24. November 227
213. Goethe, Jena, 25. November 227
214. Goethe, Jena, 27. November 228
215. Chriſtiane, [Weimar, 27. November] 229
Beilage: Auguſt 229
216. Chriſtiane, [Weimar, 29. November] 230
Beilage: Auguſt 231

1799

217. Goethe, Jena, 8. Februar 232
217 a. Auguſt, [Weimar, 9. Februar] 232
218. Goethe, Jena, 12. Februar 233
218 a. Auguſt, [Weimar, 12. oder 13. Februar] 234
219. Goethe, Jena, 15. Februar 234
220. Goethe, Jena, 19. Februar 235
220 a. Auguſt, Weimar, 20. Februar 235
221. Goethe, Jena, 20. Februar 236
221 a. Auguſt, Weimar, [20.] Februar 237
221 b. Auguſt, [Weimar, 22. (?) Februar] 237
222. Chriſtiane, Weimar, 23. März 238
Beilage: Auguſt 238
223. Chriſtiane, [Weimar, 27. März] 239
Beilage: Auguſt 240
224. Chriſtiane, [Weimar, 30. März] 241
Beilage: Auguſt 242
225. Goethe, Jena, 2. April 242
226. Chriſtiane, [Weimar, 2. April] 243
Beilage: Auguſt 244
227. Chriſtiane, Weimar, 5. April 244
Beilage: Auguſt 245
228. Chriſtiane, Weimar, 6. April 245
229. Goethe, Jena, 3. Mai 246
230. Chriſtiane, [Weimar, 3. Mai] 247
Beilage: Auguſt, Weimar, 3. Mai 248

Inhalt

Seite

231. Goethe, Jena, 7. Mai 249
232. Christiane, [Weimar, 7. Mai] 249
Beilage: August, Weimar, 6. Mai 250
233. Goethe, Jena, 9. Mai 251
234. Christiane, [Weimar, 10. Mai] 252
Beilage: August, Weimar, 10. Mai 252
235. Christiane, [Weimar, 12. Mai] 253
236. Goethe, Jena, 12. Mai 253
237. Christiane, [Weimar, 15. Mai] 254
Beilage: August, Weimar, 15. Mai 255
238. Christiane, [Jena, 6. August] 256
Beilage: August, Weimar [Jena], 6. August 257
239. Goethe, Weimar, 23. August 258
240. Goethe, Jena, 17. September 259
241. Christiane, [Weimar 18. September] 260
Beilage: August 260
241 a. August, Weimar, 21. September 261
242. Christiane, [Weimar, 25. September] 261
Beilage: August, Weimar, 25. September 262
243. Christiane, [Weimar, 28. September] 262
Beilage: August, Weimar, 28. September 262
244. Christiane, [Weimar, 2. October] 263
Beilage: August, Weimar, 2. October 264
245. Goethe, Jena, 3. September [October] 264
246. Christiane, Weimar, 6. October 266
Beilage: August, Weimar, 6. October 267
247. Christiane, [Weimar, 7. October] 268
Beilage: August, Weimar, 7. October 268
248. Christiane, [Weimar, 8. October] 268
249. Goethe, Jena, 8. October 269
250. Christiane, [Weimar, 9. October] 270
251. Goethe, Jena, 11. October 270
252. Christiane, [Weimar, 11. oder 12. October] 271
253. Christiane, [Weimar, 13. November] 271
Beilage: August, Weimar, 13. November 272
254. Christiane, [Weimar, 16. November] 272
Beilage: August, Weimar, 16. November 273
255. Christiane, [Weimar, 20. November] 273
Beilage: August, Weimar, 20. November 274

Seite
256. Christiane, [Weimar, 21. (?) November] 275
257. Christiane, [Weimar, 23. November] 275
258. Goethe, Jena, 24. November 276
259. Christiane, [Weimar, 25. November] 276
260. Christiane, Weimar, 27. [November] 277
261. Christiane, [Weimar, 29. November] 278
262. Goethe, Jena, 1. December 279
263. Christiane, [Weimar, zwischen 3. und 7. December] . . 279

1800

264. Christiane, Weimar, 3. Mai 281
1. Beilage: August, Weimar, 3. Mai 282
2. Beilage: Bury 282
265. Goethe, Leipzig, 4. April [Mai] 283
266. Vulpius (in Christianens Auftrag), Weimar, 5. Mai . . 284
267. Goethe, Leipzig, 5. Mai 284
267 a. Geist (in Goethes Auftrag), Jena, 22. Juli 287
268. Christiane, [Weimar, 23. Juli] 287
Beilage: August, Weimar, 22. [23.] Juli 288
269. Christiane, [Weimar, 26. Juli] 288
Beilage: August, Weimar, 26. Juli 289
270. Goethe, Jena, 27. Juli 289
271. Goethe, Jena, 29. Juli 289
272. Christiane, [Weimar, 30. Juli] 290
Beilage: August, Weimar, 30. Juli 290
273. Christiane, Weimar [Rudolstadt], 19. August 291
274. Christiane, [Weimar, 13. September] 291
Beilage: August, Weimar, 13. September 292
275. Christiane, [Weimar, 17. September] 292
Beilage: August, Weimar, 17. September 293
276. Christiane, [Weimar, 20. September] 293
Beilage: August, Weimar, 20. September 294
277. Goethe, Jena, 21. September 294
278. Christiane, [Weimar, 24. September] 295
Beilage: August, Weimar, 24. September 297
279. Christiane, [Weimar, 27. September] 297
Beilage: August, Weimar, 27. September 298
280. Christiane, [Weimar, 29. September] 299

Inhalt

Seite

281. Chriſtiane, [Weimar, 1. October] 299
Beilage: Auguſt, Weimar, 1. October 301
282. Chriſtiane, [Weimar, 15. November] 301
Beilage: Auguſt, Weimar, 15. November 302
283. Chriſtiane, [Weimar, 19. November] 302
Beilage: Auguſt, Weimar, 19. November 303
284. Chriſtiane, [Weimar, 13. December] 303
Beilage: Auguſt, Weimar, 13. December 304
285. Goethe, Jena, 16. December [nicht abgeſandt] 304
286. Chriſtiane, [Weimar] 16. [und 17.] December 305
287. Chriſtiane, [Weimar, 20. December] 306
Beilage: Auguſt, Weimar, 20. December 307
288. Chriſtiane, [Weimar, 23. December] 307

1801

289. Chriſtiane, [Ober-Roßla, 16. April] 310
290. Chriſtiane, [Weimar, 27. April] 312
291. Goethe (und Seift), Göttingen, 6. Juni 313
292. Chriſtiane, [Weimar, 23. (oder 24.) Juni] 315
293. Goethe, Pyrmont, 26. Juni 316
294. Goethe, Pyrmont, 30. Juni 318
295. Chriſtiane, Weimar, 3. Junius [Juli] 319
296. Goethe, Pyrmont, 12. Juli 320
297. Goethe, Göttingen, 24. Juli 321
298. Chriſtiane, Weimar, 27. Auguſt [Juli] 323
299. Goethe, Göttingen, 31. Juli 324
300. Chriſtiane, Weimar, 5. Auguſt 325
Beilage: Chriſtiane an Auguſt 326
301. Chriſtiane, [Weimar, 26. oder 27. Auguſt] 327
301 a. Auguſt, Weimar, 4. November 328
302. Chriſtiane, [Weimar, 7. November] 328
Beilage: Auguſt, Weimar, 7. November 329

1802

303. Goethe, Jena, 19. Januar 330
304. Chriſtiane, [Weimar, 20. Januar] 331
Beilage: Auguſt, Weimar, 20. Januar 332
305. Goethe, Jena, 22. Januar 332

Seite

306. Chriſtiane, [Weimar, 22. und 23. Januar] 334
Beilage: Auguſt, Weimar, 23. Januar 335
307. Chriſtiane, [Weimar, 25. Januar] 335
308. Chriſtiane, [Weimar, 10. Februar] 336
Beilage: Auguſt, Weimar, 10. Februar 337
309. Goethe, Jena, 12. Februar 337
310. Chriſtiane, [Weimar, 13. Februar] 338
Beilage: Auguſt, Weimar, 13. Februar 338
311. Goethe, Jena, 16. Februar 339
312. Chriſtiane, [Weimar, 16. und 17. Februar] 339
Beilage: Auguſt, Weimar, 17. Februar 341
313. Chriſtiane, [Weimar, 18. Februar] 342
314. Goethe, Jena, 19. Februar 343
315. Chriſtiane, [Weimar, 20. Februar] 344
Beilage: Auguſt, Weimar, 20. Februar 345
315 a. Auguſt, Weimar, 6. März 345
316. Goethe, Jena, 9. März 346
316 a. Auguſt, Weimar, 10. März 346
317. Goethe, Jena, 12. März 347
318. Chriſtiane, [Weimar, 13. März] 348
Beilage: Auguſt, Weimar, 13. März 349
319. Chriſtiane, Weimar, 15. März 349
320. Goethe, Jena, 15. März 350
321. Goethe, Jena, 17. März 351
322. Chriſtiane, [Weimar, 17. März] 352
Beilage: Auguſt, Weimar, 17. März 352
323. Chriſtiane, [Weimar, 20. März] 353
324. Goethe, Ober-Roßla, 6. April 354
325. Chriſtiane, [Weimar, 28. April] 355
Beilage: Auguſt, Weimar, 28. April 356
326. Chriſtiane, [Weimar, 1. Mai] 356
Beilage: Auguſt, Weimar, 1. Mai 357
327. Chriſtiane, [Weimar, 2. Mai] 357
328. Goethe, Jena, 4. Mai 358
329. Chriſtiane, [Weimar, 5. Mai] 358
Beilage: Auguſt, Weimar, 5. Mai 359
330. Goethe, Jena, 7. Mai 360
331. Chriſtiane, [Weimar, 8. oder 9. Mai] 360
332. Goethe, Jena, 11. Mai 361

Inhalt

Seite

333. Chriſtiane, [Weimar, 12. Mai] 362
Beilage: Auguſt, Weimar, 12. Mai 362
334. Goethe, Jena, 8. Juni 363
335. Chriſtiane, [Lauchſtädt] 15. Juli 365
336. Chriſtiane, [Lauchſtädt, 16. oder 17. Juli] 365
337. Chriſtiane, [Weimar, 4. (nicht: 7.) Auguſt] 366
338. Chriſtiane, [Weimar, 7. (nicht: 9. oder 10.) Auguſt] . . 367
Beilage: Auguſt, Weimar, 7. Auguſt 367
339. Chriſtiane, [Weimar, 11. Auguſt] 368
Beilage: Auguſt, Weimar, 11. Auguſt 369
340. Chriſtiane, [Weimar, 14. Auguſt] 369
Beilage: Auguſt, Weimar, 14. Auguſt 370
341. Goethe, Jena, 17. Auguſt 370
342. Chriſtiane, [Weimar, 18. Auguſt] 371
Beilage: Auguſt, Weimar, 18. Auguſt 372
343. Goethe, Jena, 19. Auguſt 373
344. Chriſtiane, [Weimar, 21. Auguſt] 373
Beilage: Auguſt, Weimar, 21. Auguſt 374
345. Chriſtiane, [Weimar, 25. Auguſt] 375
Beilage: Auguſt, Weimar, 25. Auguſt 375

1803

346. Chriſtiane, [Weimar, 20. April] 377
347. Goethe, Lauchſtädt, [4. und] 5. Mai 378
348. Chriſtiane, [Weimar, etwa 18. Mai] 379
349. Chriſtiane, [Weimar, etwa 27. Mai] 380
Beilage: Auguſt, Weimar, [27. ?] Mai 380
350. Chriſtiane, [Lauchſtädt] 13. und 14. [Juni] 382
351. Chriſtiane, [Lauchſtädt, 15./20. Juni] 384
Beilage: Anonymes Gedicht 388
352. Goethe, Weimar, 21. Juni 389
353. Chriſtiane, [Lauchſtädt, 20./26. Juni] 390
Beilage: Chriſtiane an Auguſt [Lauchſtädt, 26. Juni] 394
354. Goethe, Weimar, 28. Juni 395
355. Goethe, Weimar, 3. Juli 396
356. Chriſtiane, [Lauchſtädt, 27. Juni bis 4. Juli] 397
357. Goethe, Jena, 5. Juli 403
358. Goethe, Jena, 7. Juli 404
359. Chriſtiane, [Lauchſtädt, 4./10. Juli] 406

Seite

360. Christiane, [Lauchstädt] 11. Juli 414
361. Christiane, [Lauchstädt, 12. und 13. Juli] 417
362. Goethe, Weimar, 12./14. Juli 420
363. Christiane, [Lauchstädt, 14./18. Juli] 422
364. Christiane, [Lauchstädt, 18. und 19. Juli] 427
365. Goethe, Weimar, 20. Juli 428
366. Christiane, [Lauchstädt, 23. Juli] 429
367. Christiane (und August), Weimar, 10. August 431
368. Christiane, [Jena, 17./19. August] 432
369. Goethe, Weimar, 20. August 433
370. Christiane, [Weimar, 5. November] 434
Beilage: August, Weimar, 5. November 434
371. Christiane, [Weimar, 9. November] 435
Beilage: August, Weimar, 9. November 436
372. Christiane, [Weimar, 29. (?) November] 437
373. Christiane, [Weimar, 30. November] 437
Beilage: August, Weimar, 30. November 438
374. Christiane, Weimar, 3. December 439
Beilage: August, Weimar, 2. December 440
375. Christiane, [Weimar, 7. December] 440
Beilage: August, Weimar, 7. November [December] 441
376. Christiane, [Weimar, 9. December] 441
Beilage: August, Weimar, 9. December 442
377. Christiane, [Weimar, 13. December] 442
378. Christiane, [Weimar, 14. December] 443
Beilage: August, Weimar, 14. December 444
379. Christiane, Weimar, 15. December 444
380. Christiane, [Weimar, 17. December] 445
Beilage: August, Weimar, 17. December 447
381. Christiane, [Weimar, 18. December] 447
382. Christiane, [Weimar, 21. December] 448
Beilage: August, Weimar, 21. December 448

1804

383. Goethe, Weimar, 17. Juli 449
384. Goethe, Weimar, 24. Juli 450
385. Goethe, Weimar, 28. Juli 451
386. Goethe, Weimar, 1. August 451

Inhalt

Seite

1805

387. Goethe, Jena, 27. [Juni] 455
388. Goethe, Helmstädt, 19. August 456
389. Goethe, Lauchstädt, 28. August 457

1806

390. Goethe, Jena, 17. Juni 461
391. Goethe [Jena] 25. Juni 462
392. Goethe, Jena, 26. Junius 462
393. Goethe, Karlsbad, 3. Julius 463
394. Goethe, Karlsbad, 7. Julius 464
395. Goethe, Karlsbad, 14. Julius 465
396. Goethe, [Karlsbad] 21. und 24. Julius 467
397. Goethe, Karlsbad, 28. Juli 469
398. Goethe, Jena, 30. September 472

Erläuterungen 474
darin:
Augusts Glückwunsch zum 28. August 1793 481
Eintrag im Kirchenbuch über Christianens Geburt . . . 482
Gedicht (von Christiane und August?) zum 28. Aug. 1798 506
August an die Mutter, Neujahr 1799 508
August an Goethe, 11. April 1800 517
Vulpius an Goethe, Weimar, 29. Juni 1801 522
Wilhelm Götze an Christiane, 29. Juni 1802 527
August an Goethe, 4. August 1802 528
August an Goethe, 30. Mai 1804 537
August an Goethe, Frankfurt, 23. April 1805 539
Eintrag im Kirchenbuch über Goethes Trauung . . . 542

Verbesserungen 558

Verbesserungen

Seite	40	Zeile	7	von unten lies: 4. (nicht: 3.)
„	229	„	2	lies: ablaufen (nicht: auflaufen)
„	346	„	9	von unten lies: Schinken (nicht: Schicken
„	366	„	5	„ „ „ : 4. (nicht: 7.)
„	367	„	9	„ „ „ : 7. (nicht: 9. oder 10.)
„	390	„	10	„ „ „ : Miller (nicht: Müller)
„	444	„	2	lies: Cassel (nicht: lassel)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

7.

Christiane

Pigeonnille von Caroline Schulze

1805 (?)

7.

Chriſtiane

Ölgemälde von Caroline Bardua

1807 (?)

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau

Herausgegeben
von
Hans Gerhard Gräf

Zweiter Band

1807–1816

Mit sechs Bildertafeln

Literarische Anstalt / Rütten & Loening
Frankfurt a. M. 1916

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1916 Literarische Anstalt
Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

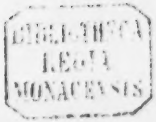

Umschlag- und Einband-Entwurf
sind von Professor E. R. Weiß, Berlin
Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Goethes Briefwechsel mit seiner Frau

1807—1816

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1807

Sobald nach den Kriegsstürmen des Jahres 1806 der Frühling ins Land kam, beschloß Goethe, seiner „kleinen Frau", die alles Ungemach treulich mit ihm durchgekämpft und besiegt hatte, eine ganz besondere Freude zu bereiten; er schickte sie nach Frankfurt zur Mutter, damit sie sich dieser und den dortigen Freunden in ihrer neuen Würde als Frau Geheimde Rath vorstellen sollte. Unterm 23. März heißt es im Tagebuch: „Reiste meine Frau nach Frankfurt ab, und August begleitete sie zu Pferde bis Erfurt." Christianens Briefe von dieser Reise scheinen sich leider nicht erhalten zu haben.

*

399. Goethe Weimar, den 30. März 1807.

Daß uns die liebe Mutter noch als Genien in Worten und Werken erkennt, freut mich recht sehr. Es ist mehr als jemals nöthig, genialisch zu sein, wenn man nur einigermaßen leben und sich des Lebens erfreuen will.

Daß meine liebe Frau glücklich angekommen, war mir sehr beruhigend zu vernehmen. Der Brief, der mir es meldet, kam ganz genau zur Stunde. Er überzeugt mich von dem, was ich voraussah, daß die Zusammenkunft erfreulich sein würde.

Wegen künftiger Abenteuer werde ich wohl in Karlsbad ein Paar hübschere Pistolen kaufen müssen, die gegenwärtigen sind doch etwas zu colossal.

Auf die Erzählung des Vergangenen freue ich mich. Zum Schreiben mag sich unter den gegenwärtigen Um-

ständen wenig Zeit finden. Dagegen will ich mit meinen Nachrichten etwas umständlicher sein. Denn ich halte dafür, wenn man lange auseinanderbleibt, so soll man sich wechselseitig um das Detail des Lebens nicht bekümmern. Hofft man sich aber bald wiederzusehen, so ist es gut, nicht aus dem Zusammenhange zu kommen.

Zuerst also muß zum Lobe der Köchin gesagt werden, daß sie ihre Sachen vortrefflich macht, gute Waare ankauft und sie mit Sorgfalt zubereitet, sodaß wir es uns jeden Mittag können wohlschmecken lassen. Am Grünen Donnerstag hatten wir uns Kohlsprossen bestellt und Honig zum Nachtisch, um dieses Fest recht würdig zu feiern. August hatte selbst Eier roth und hart gesotten.[1] Da die Fastenbrezeln alle sind, so bäckt die Köchin allerlei Torten und Kuchen, die ihr nicht übel gerathen. Ein Truthahn ist abgeschlachtet, und andre gute Dinge sind im Vorrath.

Mit dem Keller geht es sehr ordentlich. Der Gnome pflegt mich genau zu beobachten, ob ich etwa mich um ein Nößel irren möchte; und so wirst Du die Tabellen mit dem Vorrath übereinstimmend finden.

Außer den beiden gewöhnlichen Gästen haben wir noch niemand zu Tische gesehen. Lortzing hat das Buchstaben-Kästchen abgeliefert, welches sehr schön gerathen ist. Dafür soll er auch auf den Truthahn eingeladen werden.

Mit der Elsermann und Deny war ich am Grünen Donnerstag zu beiderseitiger großen Erbauung in den Treibhäusern. Und nun muß ich theatralische Neuig-

[1] Dieser Satz nachträglich am Rande

keiten melden, weil bei diesem beweglichsten aller Wesen immer etwas Neues und Unerwartetes vorgeht.

Erstlich also ist heut ‚Helene', welche Oper Mittwoch wiederholt wird. Sonnabend ‚Emilia Galotti', wozu der Elsermann ihr weißes Atlaskleid fertig ist, über das sie große Freude hat. Nun sind wir daran, ihr noch ein ächt italienisches Morgenkleid zu den ersten Scenen zu erfinden und zuzurichten. Von Hofe her werden sich auch einige Tunicas einfinden, damit das Einsiedelsche Stück recht zum Glanz gelange. Es wird sich aber verzögern, bis Du zurückkommst.

Haide hat um seine Entlassung gebeten und hat sie erhalten. Er geht mit vorteilhaften Bedingungen nach Wien, worüber denn der Nachwuchs höchlich erfreut ist. Reinholds gehen auf Michaeli ab. Es war an ihnen nichts zu halten. Übrigens hat sich von Truppen und Einquartirung nichts merken lassen. Das Einzige, was uns innerlich beunruhigte, war, daß der Frau Herzogin Mutter Durchlaucht drei bis vier Tage bedeutend krank waren. Nun aber hat sichs wieder gegeben, und baldige völlige Herstellung ist zu hoffen.

Unser ganzes Haus befindet sich wohl, August gloriirt über seinen Ritt nach Erfurt, von welchem die Reiter schon vor Tische wieder zurück waren. Er hat sich gestern in einem neuen Staroſtenkleid gebrüstet.

Über das gute Wetter, das die vergangene Woche anhaltend war, haben wir uns besonders um Deiner Reise willen gefreut. Jetzt schneit es wieder ein wenig. Wir wünschen die beste Witterung zur Frankfurter Messe und

allem Zubehör, empfehlen uns allen Freunden, besonders der Frau Syndikus Schlosser, bitten um ein paar Zeilen manchmal und wüßten wenig mehr zu sagen.

Der Brief aus Eisenach[1] ist zur rechten Zeit angekommen. — Mittwoch werden die Damen das erste Mal wieder bei mir zum Frühstück sein. Bei Madame Schopenhauer war es ganz unterhaltend. Das junge Bertuchische Paar fand sich daselbst ein. Demoiselle Bardua hat mich nochmals zu malen angefangen. G.

400. Goethe Weimar, den 3. April 1807.

Obgleich heute kein Brief von Frankfurt angekommen, so will ich doch einen von hier abgehen lassen, um abermals zu melden, daß alles gut steht, und daß man sich des schönen Frankfurt und alles Guten, was dort zu genießen ist, mit Gemüthsruhe freuen kann.

Die Herzogin Mutter ist wieder hergestellt, und von dieser Sorge wären wir also befreit. Von Krieg und Kriegsgeschrei hören wir auch kaum etwas weiter, als was August gelegentlich mit großem Triumph aus der Bayreuther Zeitung erzählt. Was die häuslichen Dinge betrifft, so ist das Spargelquadrat nebst den Rabatten umgegraben, obgleich die Witterung keineswegs günstig ist und wir wieder starken Schnee gehabt haben.

Am Mittwoch ist die regierende Herzogin mit den Damen wieder zum ersten Mal bei mir gewesen, und ich hoffe, diese Unterhaltung bis zu meiner Abreise fortzusetzen.

[1] Über gestrichenem Erfurt

Die Oper ‚Helene' iſt das zweite Mal mit mehr Beifall gegeben worden als das erſte Mal. Morgen bleibt es bei ‚Emilia Galotti'.

Zu dem neuen Maskenſtücke iſt durch Herrn von Einſiedels Verwendung von Hof her ein prächtiges Kleid für die Elſermann angekommen, weißer Krepp mit guten Silberflintern, Zickzack geſtickt, ſo daß es von weitem wie Zindel ausſieht, nur viel blendender. Wir haben es ihr geſtern nach Tiſche angezogen, und ſie hätte ſich gar nicht wieder auskleiden mögen. Sonntag theile ich das Stück aus. Die Aufführung wird ſich aber wohl bis zu Deiner Rückkunft verſchieben.

Sonſt iſt von da- und dorther manches Freundliche eingegangen. Das Vergnüglichſte aber wird mir ſein, wenn Du Dich mit der lieben Mutter wohlbefindeſt und glücklich wieder bei uns anlangſt. Wenn Du Deine Ankunft genau beſtimmen kannſt, ſo wollen Dir die Reiter wieder bis Erfurt entgegen kommen. Lebe recht wohl, empfiehl mich der lieben Mutter und den Freunden und laß bald wieder von Dir hören. G.

*

Dieſes Schreiben Goethes iſt gemeint, wenn Frau Rath unterm 7. April an den Sohn ſchreibt: „Da deine Liebe Frau gleich nach erhaltung deines Lieben Briefes mit zwey guten Freunden nach dem Willhelms Baad gefahren iſt, und erſt dieſen Abend wieder kommt; ſo hat Sie mich erſucht dir folgendes zu berichten, daß Sie Sontags den 12. Aprill Vormittags in Erfurth im Römiſchen Kaiſer ankommen wird — Was Ihr daraus vor Eures Thun und machens etwa thun wolt — könnt Ihr nun betreiben — Gerne ſchriebe ich mehr aber es iſt keine einzige Feder im Hauße die etwas

taugt." August mag der Mutter wieder bis Erfurt entgegen geritten sein; in Goethes Tagebuch heißt es unterm 12. April: „Um 5 Uhr kam meine Frau von Frankfurt zurück." Fünf Tage später schreibt Goethe an Esther Steck nach Frankfurt: „Sie können leicht denken, wertheste Freundin, daß seit dem 12. dieses, als dem Tage, wo meine kleine Frau zurückkam, Frankfurt unser beständiges Gespräch gewesen, und daß es mir fast zu Muthe ist, als käme ich selbst daher. Haben Sie tausend Dank für alles Gute und Freundliche, das Sie der Reisenden erzeigen wollen, für die eine lebhafte Erinnerung jener heitern Stunden ein kostbarer Schatz für die Zukunft bleiben wird." Und am selben 17. April macht Goethes Mutter ihrer Herzensfreude über Christiane Luft, indem sie an ihren Wolfgang schreibt: „Du kanst Gott danken! So ein Liebes — herrliches unverdorbenes Gottes Geschöpf findet mann sehr selten — wie beruhigt bin ich jetzt (da ich Sie genau kenne) über alles was dich angeht — und was mir unaussprechlich wohl that, war, daß alle Menschen — alle meine Bekandten Sie liebten — es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen — die nach 10 Jähriger Bekandtschaft nicht inniger hätte sein können — mit einem Wort es war ein glücklicher Gedanke Sich mir und allen meinen Freunden zu zeigen — alle vereinigen sich mit mir dich glücklich zu preißen." — Da die Karlsbader Heilquellen im Jahre 1806 überaus wohltätig auf Goethes Befinden gewirkt hatten, entschloß er sich, sie auch dieses Jahr zu besuchen, und zwar um so lieber, als er während der ersten Monate des neuen Jahres wiederholt Anfälle seines alten Übels erlitten hatte. Schon am 16. Mai trat er die Reise an und verweilte zunächst einige Tage in Jena.

401. Goethe — Jena, den 22. Mai 1807.

Für das Überschickte danke ich recht vielmals, besonders auch für die schönen Spargel, die Du mir hier bestellt hast. Ich habe dadurch ein ganz einfaches Kunststück gelernt, daß ich, wenn ich künftig hier etwas haben will, die Botenweiber bestechen muß, welche die Dinge nach Weimar tragen, und daß ich sie ihnen bezahle, wie man sie in

Weimar zahlt. Denn es iſt recht eigen, hier kann man nichts haben. Den Aal bleibe ich Dir auch ſchuldig; Herr von Hendrich aber will dafür ſorgen. Künftigen Montag, den 22., gehe ich weg, und bin wahrſcheinlich den Donnerstag in Karlsbad. Haſt Du mir noch etwas zu ſagen und zu ſchicken, ſo ſende es mir durch die Botenweiber. Inliegenden Brief ſchicke ſogleich an Hofrath Meyer und laß Dir etwa ſeine Antwort ausbitten.

Der Mutter Brief hat mir viel Freude gemacht. Ich ſende ihn hierbei zurück. Laß es Dir in Deinem Garten wohlſein. Herr von Hendrich hat wohlfeile Zelter. Sollte man nicht eins davon nehmen, um es in dem mittelſten Rondel, wo Deine Tiſche und Stühlchen ſtehen, aufzuſchlagen? Schreibe mir Deine Gedanken, ſo mache ich vielleicht bei meiner Rückkunft einen Handel. Gegenwärtig wüßt ich weiter nichts zu ſagen, als daß ich Dir wohlzuleben wünſche und von Karlsbad aus bald ſchreiben werde.

G.

Auguſten, den ich ſchönſtens grüße, dient zur Nachricht, daß Karl ſein Buch der Buchbinderin Voigt gegeben, welche es, wie er ſagt, mitgenommen.

402. Goethe

Montag früh um vier Uhr, alſo früher, als Du dieſen Brief erhältſt, fahren wir nach Karlsbad ab, und es iſt mir denn doch lieb, daß wir von Jena wegkommen. Ich wußte wohl, daß ich nach allem Vergangenen einen Einſtand geben mußte, und damit mag es denn auch gut ſein.

Wenn ich wiederkomme, werde ich mich schon besser in den gegenwärtigen Zustand finden.

Bleibe ja recht ruhig und vergnügt in Deinem friedlichen Thal mit allen denen, die Dich besuchen mögen und können. Es sieht in der Welt sehr toll aus, daß man Gott zu danken hat, wenn man auf einem stillen Fleckchen lebt. Was das Haus und Hauswesen betrifft, verlasse ich mich auf Dich in jedem Falle und gehe ruhig weiter.

Mit dem Zelte hat es sich gar wunderlich gefunden: denn es war eben nicht da, als wir nachsahen. Die Zelter von den Gemeinen lagen in der Kammer, aber das Hauptmannszelt nicht. Du wirst Dich über diesen Verlust in Deiner Laube trösten.

Der Mutter Brief hat mich weit mehr erbaut als der Brief von Bettinen. Diese wenigen Zeilen haben ihr mehr bei mir geschadet, als Deine und Wielands Afterreden. Wie das zusammenhängt, auszulegen, dazu würde ich viele Worte brauchen.

Ich lege ein Blättchen bei, wegen einer Bestellung. Sei so gut und mache sie selbst, denn auf August, den ich demungeachtet herzlich grüße, kann man sich nicht verlassen.

Ingleichen findest Du die Quittung für das Johannisquartal.

Wenn Du Herrn Hofrath Meyer siehst, so grüße ihn vielmals.

Wenn Du einmal herüberkommen willst, wirst Du dem Herrn Major und Demoiselle Huber willkommen sein.

Das schöne Wetter wird wohl noch einige Zeit dauern;

wenn wir es vorerſt nur auf drei Tage haben, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Lebe recht wohl und gedenke mein. Wenn alles geht, wie es ſoll, ſo ſind wir Montags Nacht in Schleiz, Dienstag in Hof, Mittwoch in Eger und Donnerstag in Karlsbad, wohin Du uns mit Deinen Gedanken folgen kannſt. Lebe recht wohl, beſorge die paar beiliegenden Sachen. Wie ich in Karlsbad angekommen bin, ſo wird gleich geſchrieben.

Jena, den 24. Mai 1807. G.

*

Am 25. Mai früh kurz nach 4 Uhr fährt Goethe, in Begleitung Riemers, von Jena ab und trifft am 28. nachmittags ½2 Uhr in Karlsbad ein.

*

403. Goethe Karlsbad, Donnerstags, den 28. Mai, am Frohnleichnamsfeſte 1807.

Daß wir glücklich angekommen ſind, will ich durch den rückkehrenden Kutſcher ſogleich vermelden.

Montags gelangten wir bis Schleiz, Dienstags bis Hof, Mittwoch bis Franzenbad, und heute ſind wir bei guter Zeit hier angekommen. Wir hatten das herrlichſte Wetter, trockne Wege und alſo jeden in ſeiner Art ſo gut, als man ihn finden kann. Da wir uns nicht übereilten, ſo war es jeden Tag nur eine Spazierfahrt, und wir konnten nach der Ankunft noch promeniren, Bekannte beſuchen und uns umſehen; wie wir uns denn das Egerwaſſer gegen Abend noch vortrefflich ſchmecken ließen. An einem reinlichen Feſttage ſind wir hier in Karlsbad angekommen

und haben lange nichts ſo Friedliches und Anmuthiges geſehen. Wir haben unſer altes Quartier ledig gefunden und es ſogleich bezogen.

Gegenwärtig ſind erſt 30 Curgäſte angekommen und manche, wie es ſich wohl verſteht, angemeldet. Das Papiergeld iſt ſeit einem Jahre, wie natürlich, ſehr gefallen. Das Kopfſtück ſteht zu 45 Kreuzer. Zwar erhöht man auch die Forderungen, doch, wie es immer geht, nicht in gleicher Proportion. Deßhalb dieſer für den Einwohner traurige Umſtand dem Fremden, der baar Geld mitbringt, zum Vortheil gereicht.

404. Goethe

Aus der Beilage, die Herr von Hendrich ſendet, wirſt Du, meine Liebe, ſehen, daß es uns wohlgegangen und wohlgehet. Nächſtens werde ich mehr ſchreiben. Verzeihe nur, wenn ich die Spitzen nicht gleich mit dem Kutſcher ſchicke, der morgen früh um 4 Uhr wieder abgeht. Wenn ich von hier an die Mutter ſchreibe, will ich der Sache erwähnen und Dir nachher etwas Gutes entweder mitbringen oder, wenn ich in der Zwiſchenzeit Gelegenheit habe, ſchicken.

Ich kann Dir nicht ausdrücken, was wir uns glücklich fühlen, in einem friedlichen Lande, unter guten Menſchen, nach unſerer Bequemlichkeit und Weiſe nur dieſe wenigen Stunden gelebt zu haben. Dem Gemüthe nach iſt man ſchon faſt ganz geheilt, und der Körper wird ja auch bald nachfolgen.

Lebe recht wohl. Ich werde von Zeit zu Zeit ſchreiben. Grüße Auguſt und Hofrath Meyer zum ſchönſten.

Karlsbad, den 28. Mai 1807. G.

405. Goethe Karlsbad, den 2. Juni 1807.

Da morgen die Poſt in jene[1] Gegend abgeht, will ich ein Briefchen an Dich vorbereiten und Dir ſagen, daß ich mich ſehr wohl befinde, an Leib und Seele unvergleichlich beſſer, als da ich von Hauſe wegging. Wir haben zwar abwechſelndes, aber doch im Ganzen ſehr angenehmes Wetter, ein ſehr hübſches, heiteres Quartier in guter Lage. Bekanntſchaften hab ich auch ſchon gemacht, und ſo wird das hieſige Leben nach hergebrachter Ordnung fortgeführt. Morgens um 5 Uhr ſtehe ich auf und gehe an den Brunn[en]. Zwiſchen 8 und 9 wird gefrühſtückt; dann etwas geruht, angezogen, dictirt, wieder ein wenig ſpaziert und dann gegeſſen. Nach Tiſche wird im Zimmer gezeichnet, gegen Abend auf der Promenade und ſonſt die Zeit auf eine oder die andre Weiſe hingebracht. Das Eſſen iſt leidlich, ſo auch der Wein; doch wird man eben nicht verführt, ſich zu übernehmen. Morgen iſt unſere erſte Woche um, und da wird Zahltag ſein. B[illet] haben wir ſehr ordentliche Rechnung geführt. Heute iſt Papier eingewechſelt worden; da wir denn für 50 gute Gulden 103 Papiergulden erhalten haben. Über acht Tage ſollſt Du erfahren, was uns eine Woche koſtet.

Von Leipzig habe ich ſehr gute Nachrichten. Herr Rath Rochlitz war ſo freundlich, mir einen recht umſtändlichen

[1] Über geſtrichenem Ihre

Brief zu schreiben. Durch Genast weiß ich die Einnahme, die auch nicht gering ist, und so ginge denn dieses Unternehmen recht schön. In den vier ersten Repräsentationen war die Elsermann noch nicht aufgetreten.

Hier ist noch wenig Gesellschaft, und die leeren Alleen würden Dir nicht gefallen. Doch werden manche Gäste erwartet. Von Spitzen habe ich noch nicht viel Kluges gesehen; aber einen neuen Einfall, der auf Wohlfeilheit angelegt ist, nemlich Grund mit Zacken, der recht gut aussieht; so habe ich auch weder ächte, noch falsche Granaten bisher gesehen. Viele Läden sind noch zu, und ist alles erst im Anfang. Mehr will ich dießmal nicht sagen, damit der Brief nicht liegen bleibe. Von Achttagen zu Achttagen erhältst Du Nachricht, und ich hoffe, auch von Zeit zu Zeit etwas von Dir zu erfahren. Lebe recht wohl und grüße Augusten zum schönsten. G.

406. Goethe

Da ein Bote nach Weimar geht, so versäume ich nicht, Dir ein paar Stück Spitzen zu schicken. Mit den ausgezackten kannst Du Dich indessen beliebig putzen. Von den andern schickst Du allenfalls 3 Ellen an Lieschen und hebst die übrigen zu weiterem Gebrauch oder zum Verschenken auf.

Dagegen wünsche ich Folgendes:

1. Meine Farbenlehre, welche bei Herrn Professor Kästner oder bei Frau[1] Hofrath Schiller sein muß. August wird sie herbei zu schaffen wissen.

[1] Nachträglich über der Zeile

2. Die vier Bände meiner Werke. Es liegen noch drei Exemplare in dem Actenschrank in dem Zimmer neben unserer Schlafkammer. Davon nimmst Du eins auf Schweizerpapier, welches leicht zu erkennen ist, weil es weißer ist und die Bände stärker als vom ordinären Druckpapier. Auch liegen zwei Exemplare davon übereinander, anstatt daß vom Druckpapier nur Ein Exemplar noch daneben liegt. Diese Bände zusammen mußt Du wohl in Papier einpacken und mit Bindfaden umschnüren lassen, auch sobald als möglich an Herrn Geheimerath Voigt schicken, weil der Bote bald wieder fortgeht. Du kannst zu dieser Sache Sachsen brauchen, der gut einpackt und bei Geheimerath Voigt die Bestellung machen kann.

Du schreibst mir in Deinem letzten Briefe, Du wollest etwas Gedrucktes, den Geheimerath Wolf betreffend, beilegen; es war aber nicht in dem Packet.

Was von Briefen und Päckchen in der Zwischenzeit angekommen ist, kannst Du auch mitgeben, nur nicht, wenn es zu groß ist. Wäre aber etwas dergleichen gekommen, so könnte es August aufmachen und mir sagen, was es enthielte.

Von unsern jungen Schauspielern habe ich noch nichts gehört. Übrigens sind alle Reisende, die von Leipzig hierher kommen, mit den Aufführungen, denen sie beigewohnt haben, sehr zufrieden.

Ich befinde mich sehr wohl und wünsche nur, daß es continuire. Ich wünsche, daß ihr auch wohl und vergnügt sein möget.

August ſoll mir eins von den flachen, ſpitzwinklichten Glasprismen zu den Büchern packen.

Karlsbad, den 9. Juni 1807. G.

Die beiliegenden Haarnadel gehören an Durchlaucht die Prinzeß und ſind nur an Demoiſelle Lorch zu überſchicken.

407. Goethe Karlsbad, den 18. Junius 1807.

Sowohl durch den Boten, als durch Herrn von Herda habe ich von Dir zwar kurze, aber doch erfreuliche Nachricht erhalten, daß ihr wohl ſeid und ſo gut als möglich eure Einſamkeit genießt.

Daß die Spitzen zur rechten Zeit angekommen ſind, freut mich ſehr. Die gezackten ſind böhmiſche und die andern ſächſiſche. Die Fabrikationen beider Länder unterſcheiden ſich hauptſächlich dadurch, daß jene ſchönere Muſter haben und dieſe einen gleicheren Grund. Von ſchwarzen will ich Dir noch etwas mitbringen.

Da einer von den Leuten des Herzogs morgen nach Weimar geſendet wird, ſo ſchicke ich Dir zugleich die Granaten mit, die ich Dir angeſchafft habe. Die kleinen ſind ächt, die großen unächt und werden beiderſeits zum Schmuck dienen, beſonders ſo lange die Trauerzeit währt. Übrigens will ich nun mit Kaufen ein bißchen innehalten. Die ordinären Ausgaben ſind ſehr mäßig, und man kann nicht leicht wohlfeiler leben als hier, wenn man einmal eingerichtet iſt. Nur iſt die Verführung von allerhand hübſchen Sachen

ſo groß, daß man immer etwas einzuhandeln verleitet wird, beſonders wenn man damit Freude zu machen denkt.

Von dem Gebrauch des Waſſers kann ich noch immer Gutes ſagen, und für die Zukunft habe ich auch beſſre Hoffnung, da Doctor Kapp, ein alter Freund und vortrefflicher Arzt, ſich meiner annimmt, mein Übel wohl überlegt und, wie mir ſcheint, ſehr gut beurtheilt hat. Hauptſächlich läuft alles auf eine ſehr genaue Diät hinaus. Ich will noch etwa acht Tage trinken, dann pauſiren und baden, und was ſonſt noch weiter für gut befunden wird. Ich lebe übrigens hier ganz ruhig und vergnügt nach meiner Weiſe, ſo daß ich mich gar nicht wegſehne. Ihr werdet ja indeſſen wohl auch die Zeit hinbringen, und es wird ſich dieſen Sommer für euch auch wohl noch ein Spaß aufthun.

Schloſſern grüße vielmals, wenn er noch bei euch iſt. Weiter wüßte ich nichts zu ſagen, als daß der Courier, der dieſes bringt, in einiger Zeit nach Karlsbad zurückkehrt. Mache daher ein Päckchen für mich zurechte und erſuche ihn, daß er es bei Dir abhole. Mit der Poſt ſchreibe ich bald wieder und hoffe, immer etwas Gutes melden zu können. G.

408. Goethe Karlsbad, den 24. Juni 1807.

Wie ich aus den verſchiedenen Briefen, die wir gewechſelt haben, erſehe, ſo gehen die Poſten von hier auf Weimar und zurück noch immer ſehr langſam; und weil man ſich alſo Nachrichten und Entſchlüſſe nicht gut mit-

theilen kann, ſo will ich Dir voraus ſagen, wie ich es zu halten gedenke, damit Du Dich von Deiner Seite darnach richten könneſt.

Die veränderte Curart, nach dem Rathe des Doctor Kapp von Leipzig, ſchlägt mir ſehr gut an, und ich will den Gebrauch des Waſſers auf dieſe Weiſe fortſetzen. Dann ſoll ich baden, ohne zu trinken, und was weiter für Anordnungen werden gut befunden werden. Auf den Donnerstag ſind wir 4 Wochen hier, und ich habe Luſt, auf alle Fälle noch 4 zu bleiben, weil ich für mich keinen angenehmern und vortheilhafteren Aufenthalt wüßte. Zugleich iſt mir freilich ſehr daran gelegen, noch hier am Orte zu beobachten, wie mir der Gebrauch des Waſſers im Ganzen bekommt, und Doctor Kapp, der auch noch eine Zeit lang hier bleibt, Gelegenheit zu geben, daß er meine Zuſtände noch genauer beurtheilen könne. Er hat mir gerathen, wenn[1] ich nach Hauſe komme, Spaawaſſer zu trinken, und ich ſchreibe deßwegen von hier aus an die Mutter, daß ſie mir eine Kiſte verſchreiben läßt: eine Bemühung, die Herr Nikolaus Schmidt, oder ſonſt ein Freund, gern übernehmen wird.

Nun von Dir und Deinen Projecten zu reden, ſo ſiehſt Du hieraus, daß Du mit Deiner Lauchſtädter Tour auf meine Rückkunft nicht warten kannſt. Ich gebe Dir alſo folgenden Rath, daß Du das Haus recht gut beſorgeſt und beſtelleſt, Dich nach jemand Soliden umſiehſt, der in Deiner Abweſenheit hereinzieht und etwa Deine Stube

[1] Nach geſtrichenem ein [oder in] Spa

und Alkoven bewohnt: denn ich bitte Dich inſtändig, das Haus nicht etwa Auguſten und den Mägden allein zu überlaſſen, weil uns daraus ein großer Verdruß zuwachſen könnte, der allen Spaß verdürbe und eine ſchlechte Nachcur gäbe.

Da nun die Schauſpieler wahrſcheinlich nicht lange dieß Jahr in Lauchſtädt bleiben, ſo hinge es von Dir ab, die Zeit zu nutzen und, ſobald Du es für gut fändeſt, hinzugehen, ohne daß Du weiter bei mir anfragteſt, noch wegen meines Ausbleibens beſorgt wäreſt. Es ſoll mir ſehr angenehm ſein, wenn Du dort gute Zeit haſt und Dich wieder einmal auf alte Weiſe amüſirſt. Seit der Einnahme von Danzig haben wir in unſern Gegenden nicht leicht etwas zu beſorgen, und überhaupt biſt Du ja ſo nahe, daß Du in Einem Tage wieder zu Hauſe ſein kannſt. Schreibe mir nur, wenn Du weggehſt und wie lange Du ohngefähr auszubleiben denkſt. Nur ſtelle jemand, wie ich ſchon gebeten habe, im Hauſe an, wäre es auch nur, um mich dieſer Sorge zu überheben.

Sonnabend, den 27. Juni, geht der Herzog von hier ab, und ich werde alsdann erſt wieder ein recht einſames und ſtilles Leben führen; auch hoffe ich, noch manches zu thun, wenn nur erſt die Trink- und Badecur vorbei iſt, und ich mich hier wie auf einem Luſtort vergnüglich aufhalte.

Die Schauſpielergeſellſchaft iſt endlich auch hier angekommen. Wie ſie im Ganzen beſtellt iſt, kannſt Du daraus abnehmen, daß in der ‚Camilla‘ unſer alter Spitzeder den Herzog und Madame Weyrauch die Camilla ge-

ſpielt hat. Übrigens iſt die Tochter von Spitzeder ein recht hübſches Mädchen geworden, aus der wohl etwas zu machen wäre. Von der Weyrauchſchen Tochter will ich nicht dasſelbige ſagen.

Die Granaten werden nunmehr glücklich angekommen ſein, und ich hoffe, ſie ſollen nebſt den Spitzen in Lauchſtädt guten Effect thun. Auguſt ſoll ein Paar Piſtolen haben. Der Säbel wird ſchwerer zu finden ſein. Überhaupt haben ſich die hieſigen Arbeiter gefürchtet, Waffen fertig zu machen, weil ſie dachten, man könne ſie ihnen, beim Ausbruche eines Krieges, ohne viel Complimente wegnehmen. Von den geſchliffenen Glaswaaren bring ich etwas mit, ſowohl für die Tafel als für den Theetiſch. Denn was den letzten betrifft, ſo kannſt Du ihn künftigen Winter doch nicht ganz entbehren.

Lebe recht wohl und grüße alle Freunde. Von Lauchſtädt aus kannſt Du ſchreiben. Denn über Leipzig kommen die Briefe von dort eher hieher als von Weimar. Lebe recht wohl und gedenke mein. G.

Riemer empfiehlt ſich der gnädigen Frau und Auguſten beſtens.

Unſern jungen Freund Schloſſer grüße vielmals und danke ihm für ſein Blättchen. Es thut mir leid, daß ich ihn verſäume. Deſto angenehmer iſt mir die Hoffnung, die er uns macht, bald wiederzukommen. Auguſten grüße gleichfalls ſchönſtens. Wenn er auch einmal etwas ausführlicher als bisher ſchreiben wollte, ſo ſollte er gelobt werden.

409. Goethe

Durch Herrn Regierungsrath Voigt schicke ich Dir ein Schwänchen zu Deiner Reise nach Lauchstädt. Meine Absicht ist dabei, daß Du diese Dinge theils zu eigenem Gebrauch verwendest, besonders aber auch, daß Du Personen, die Dir gefällig sind, einige Artigkeit erzeigen mögest. Ich habe deßhalb der Kleinigkeiten allerlei zusammengepackt. Das Kästchen selbst solltest Du der Elsermann schenken und mit dem Schmuck der falschen Granaten und des bunten Glases die Theaterfreunde ausputzen, auch mit dem Übrigen nach Belieben verfahren.

Augusten danke für seinen Brief, der etwas länger als gewöhnlich ausgefallen ist, und sage ihm, daß ein Paar sehr schöne Pistolen bestellt sind. Was aber den Säbel betrifft, so haben sie keinen mit metallener Scheide und wollen, wenn man sie bestellte, sehr hoch hinaus. Auch ist es eigentlich nur eine Offizierstracht. Die Säbel, unter denen man hier die Auswahl hat, sind mit damascirten Klingen, die freilich nicht blinken, mit schwarzen Scheiden, das Beschläge polirter Stahl oder vergoldetes Messing. August soll mir zunächst seine Meinung darüber schreiben, auch was er für ein Gehänge dazu haben will.

Mit eigner Hand setze ich noch einige Worte hinzu. Ich befinde mich recht wohl, und weil man nach Verordnung des Arztes gar manche Stunde des Tages nichts thun darf, so schleiche ich in den Boutiquen herum, handle Kleinigkeiten, wovon ich Dir einen Transport überschicke. Wenn Du nach Lauchstädt gehst, so mache es Dir recht

bequem und vergnüglich, nimm ein hübſches Quartier und ſei überhaupt wegen des Aufwandes nicht ängſtlich, wir wollen ſchon wieder was herbeiſchaffen. Ich bin ſchon fleißig hier geweſen und werde es zunächſt noch mehr ſein. Von dem, was ich Dir überſende, behalte für Dich, was Dir Freude macht, das andre verſchenke an Perſonen, denen Du wohlwillſt, und die ſich gefällig gegen Dich bezeigen. Lebe wohl, gedenke mein, wie ich Deiner gedenke.

Karlsbad, den 1. Juli 1807. Goethe.

410. Goethe

Herr Regierungs-Rath Voigt machte mir Hoffnung, daß er Sonnabends früh Dir mein Schwänchen zuſtellen wollte. Indeſſen finde ich Gelegenheit, Dir wieder ein Wort zu ſagen, die ich nicht vorbei laſſen will. Es behagt mir hier immer beſſer, ich bin nun eingewohnt, habe aufgehört zu trinken und fange an zu baden. Gegenwärtig wird den ganzen Tag gezeichnet und illuminirt, und Riemer thut ein Gleiches, wodurch wir uns denn ganz gut unterhalten, und noch eine Weile ſo fort zu leben wünſchen. Was meine körperlichen Zuſtände betrifft, ſo ſeh ich wohl, geht es auf eine ſehr vorſichtige Diät hinaus, und daß man wachſam ſei, ein Übel, das man nicht heben kann, zu dämpfen und Ausbrüche zu verhüten. Zu keiner größeren Reiſe habe ich Muth und will, ſo gut es gehen mag, hier des Lebens genießen.

Dabei bleibt mein Hauptſpaß, allerlei für Dich auszudenken. Denn ich muß Dir nur verrathen, daß ich Dir

noch eine Kopfkette machen laſſe von künſtlichen Steinen, die ſo ſchön ſind, als die natürlichen nicht ſein können, und welche Dir gewiß viel Freude machen wird. Ich habe das Werk auf allerlei Weiſe ausſtudirt und zuſammengeſchafft, ſo daß es recht vergnüglich werden muß. Das Glasweſen kommt auch nach und nach herbei.

Ich möchte Dir noch von einem trefflichen Manne ſagen, den ich habe kennen lernen, und deſſen Umgang das Beſte iſt, was ich hier genieße. Er wird nach Weimar kommen, doch wahrſcheinlich nicht eher, als bis ich dort bin. Unſer Herzog iſt noch hier, wohl und vergnügt. Mehr ſage ich heute nicht. Lebe wohl, mein gutes Kind, und grüße Auguſten ſchönſtens.

Karlsbad, den 3. Juli 1807. G.

411. Goethe [Karlsbad, 14. Juli 1807.]

Deinen Brief vom 8. aus Lauchſtädt erhalte ich heute am 14. Ich will gleich antworten und dieſes Blatt mit der nächſten Poſt fortſchicken, ſo erhältſt Du es noch zur rechten Zeit.

Es war mir ſehr erfreulich, daß Dich Herr Regierungsrath Voigt noch erreichte und Dir das Schwänchen auf die Reiſe mitgeben konnte. Sei nicht zu karg mit dem Inhalt des Käſtchens: denn ich bringe Dir noch manches Ähnliche mit. Grüße die Elſermann, danke ihr für ihren Brief und ſag ihr, ſie ſoll an mich denken, wenn ſie ſich im Spiegel beſieht. Ich habe Mühe gehabt, einen ſo klaren hier zu finden; in den gewöhnlichen Käſtchen ſind ſie meiſtentheils ſtreifig.

Genieße Deines Aufenthalts in Lauchstädt aufs beste. Auch habe ich nichts dagegen, wenn Du auf einige Zeit nach Leipzig gehn willst. Was mich betrifft, so habe ich keine Lust hinzugehen. Ich wüßte mir keinen angenehmern und bequemern Aufenthalt als Karlsbad und werde wohl noch eine Zeit lang hier bleiben. Was sonst Jena für mich war, soll künftig Karlsbad werden. Man kann hier in großer Gesellschaft und ganz allein sein, wie man will; und alles, was mich interessirt und mir Freude macht, kann ich hier finden und treiben. Wohlfeil ist es auch. Die willkürlichen, außerordentlichen Ausgaben betragen das meiste.

Sehr schönes Glaswerk habe ich angeschafft, das eigentlich auch nicht theuer ist, womit Du Tafel und Theetisch zum schönsten ausputzen kannst; und sonst ist auch noch allerlei Geld vertändelt worden, für Sachen, womit ich aber doch Dir und andern einige Freude zu machen hoffe.

Der Herzog ist noch hier und gedenkt, zu Ende der Woche abzugehen. Vielleicht kann ich durch seine Leute etwas nach Weimar bringen.

Mit meinem Befinden geht es sehr gut, besonders seit acht Tagen. Doctor Kapp von Leipzig und Dr. Mitterbacher von hier haben sich sehr viel Mühe gegeben, meine Umstände zu erforschen, und, nachdem ich die eigentliche Brunnen-Cur geendigt, mir eine Arznei verschrieben, die ganz wunderwürdige Wirkungen gethan hat. Ich befinde mich seit den letzten acht Tagen so wohl, als ich mich in Jahren nicht befunden habe. Wenn es dauerhaft ist, so

wollen wir Karlsbad und die Ärzte loben. Indeſſen trinke ich noch alle Morgen von dem gelindeſten Brunnen einige Becher mit Milch, wobei ich mich den ganzen Tag nach meiner Art beſchäftigen kann. Karl macht ſeine Sache recht ordentlich, und auch von dieſer Seite ſind wir beſſer dran als vorm Jahre. Um aller dieſer Urſachen willen werde ich noch hier verweilen, weil ich nun erſt anfange, recht zu Hauſe zu ſein.

Du brauchſt mir deßhalb nicht wieder zu ſchreiben, bis Du beſtimmen kannſt, wenn Du wieder in Weimar ſein wirſt. Dieſes melde mir von Lauchſtädt oder von Leipzig aus, weil von dorther die Briefe gar ordentlich ankommen. Ich ſchreibe Dir alsdann gleich nach Weimar, damit Du erfährſt, wie es mit mir ſteht, und was ich weiter vornehme.

Hier wird gezeichnet, geleſen, mineralogiſirt und von Zeit zu Zeit eine Promenade gemacht. Das Wetter iſt ſehr ſchön, faſt zu heiß. Geſtern Abend hatten wir ein ſtarkes Gewitter.

Unter die Menſchen komme ich wenig; nur inſofern ich bei dem Herzog ſpeiſe und von ihm in die Welt gezogen werde, ſehe ich manchmal verſchiedene Perſonen. In die Komödie komme ich auch nicht mehr. Nur die Wiener Stücke ſind höchſtens auszuhalten. Heute wird ‚Fanchon' gegeben; Madame Weyrauch macht das Leyermädchen und Spitzeder den Abbé.

Reſident Reinhard mit ſeiner Familie gehen morgen ab, über Dresden, und kommen[1] wahrſcheinlich in einiger

[1] kommt

Zeit nach Weimar. Sei freundlich gegen ſie, wenn ſie Dich beſuchen, und mache ihnen etwa Gelegenheit, jemand zu ſehen und kennen zu lernen. An ihm wirſt Du einen ernſthaften, ſehr verſtändigen und wohlwollenden Mann finden. Inwiefern Du zu ihr einiges Verhältniß haben kannſt, wird ſich geſchwind zeigen. Sie iſt eine gute Mutter und thätige Gattin, aber beleſen, politiſch und ſchreibſelig, Eigenſchaften, die Du Dir nicht anmaßeſt. Sie kennt Madame Schopenhauer und hofft, auch mit ihr in Weimar zuſammenzutreffen. Mehr wüßte ich jetzt nicht zu ſagen, als daß ich Dich erſuche, die Herren Wöchner und die übrige Geſellſchaft zu grüßen. Unſerm Berliniſchen Kleeblatt gönne ich Deine Ankunft in Lauchſtädt. Aus den Relationen Genaſtens und des Herrn Rath Rochlitz konnte ich ſchon merken, wie es eigentlich mit ihnen ſtand. Es iſt eben auch eine Prüfung, durch die ſie hindurch mußten. Da ſich Madame Beck als Gaſt bei der Geſellſchaft aufhält, ſo kannſt Du ja wohl einleiten, daß die ‚Hageſtolzen' gegeben werden. Lebe übrigens recht wohl und in der Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehens.

Abgeſchickt den 16. Juli 1807. Goethe.

412. Goethe [Karlsbad, 23./27. Juli 1807.]

Deinen Brief, meine Liebe, datirt: Lauchſtädt, den 14. Juli, habe ich am 21. erhalten und daraus mit Vergnügen erſehen, daß es Dir wohlgeht. Es iſt immer angenehm, an einen Ort wieder zu kommen, wo man in früherer Zeit vergnügt geweſen iſt, in eine Gegend, wo

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Fünfter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

man ſchon Verhältniſſe hat und weiß, wie es daſelbſt beſchaffen iſt. Ich ſende den gegenwärtigen Brief nach Weimar, daß er Dich entweder daſelbſt empfange oder kurz nach Dir gleichfalls ankomme.

In meinem Zuſtand hat ſich nichts verändert. Ich befinde mich ſehr wohl und kann nunmehr hoffen, daß es dauern werde; wobei es nur darauf ankommen wird, inwiefern ich mich der Ordnung gemäß halten kann, von der ich nun einmal weiß, daß ſie mir convenirt.

Nach Wien habe ich wiederholte Einladungen. Graf Purgſtall, ein alter Bekannter von Jena und aus der Schweiz her, hat mir ſein Haus offerirt, da er ſich den Sommer auf dem Lande aufhält, und was dergleichen Anträge mehr ſind. Ich laſſe mich aber dadurch nicht reizen, weil ich alles, was die Cur gut gemacht hat, durch einen ſolchen Spaß wieder verderben könnte. Länger hier zu bleiben aber habe ich große Luſt, wo ich ganz nach meinem Sinne leben und nach Belieben meiner pflegen kann. Denn die Ärzte geſtehen ſelbſt, daß bei Übeln, welche tiefer liegen, und mit denen man ſchon eine Zeit lang behaftet iſt, die vierwöchentliche ſtürmiſche Cur wenig heißen will, und daß ein ſachterer und längerer Gebrauch vorzüglichere Wirkung thut.

Das Wetter iſt außerordentlich ſchön. Ich ſehe wenig Menſchen, weiß mich aber den ganzen Tag zu beſchäftigen und zu unterhalten.

Frau Stallmeiſter Böhme und Demoiſelle Musculus, Profeſſor Fernow und Doctor Schütze ſind auch glücklich angekommen, und es zeigen ſich täglich neue Curgäſte.

Da wir so unerwartet Friede haben, der sich wohl so bald noch nicht hoffen ließ, so wollen wir auf eine zwar stille und bescheidene, aber um desto gemüthlichere Art unseres Lebens den nächsten Winter genießen. Richte Dich darauf ein, daß wir unsere alte Gastfreiheit fortsetzen können. Für hübsches Geschirr, Tafel und Theetisch auszuputzen, ist gesorgt. Auch bringe ich Dir eine silberne Thee- und Milchkanne mit, zu der ich zufälligerweise, ohne sonderliche Kosten, gekommen bin. Der Herzog nemlich, als er wegging, verehrte mir einen Caminaufsatz von Bronce, der für jemand anders bestimmt gewesen war und zuletzt beim Umtausch der Geschenke stehen blieb. Diesen vertauschte ich mit geringer Aufzahlung gegen jene Geschirre, die Dir Vergnügen machen werden. Die Kette ist auch fertig und sieht sehr schön aus. Wenn ich Gelegenheit wüßte, schickte ich sie zum Geburtstage. Doch wird sie Dir auch später Vergnügen machen.

Die Glaswaaren will ich einpacken lassen und mit dem Postwagen fortschicken. Ich adressire sie an Herrn von Hendrich, der sie Dir hinüberspediren wird. Die wunderlichen Salzfässer werden Dir besonders gefallen.

Die Pistolen für August sind auch angeschafft, und so hätte ich denn ziemlich beisammen, was ich mitbringen oder schicken wollte. Ich wünsche, daß wir uns dessen zusammen erfreuen mögen.

Daß Du mit der Theaterwelt, der alten und jungen, in Verbindung bist und bleibst, ist mir sehr angenehm. Ich weiß recht gut, daß alle Händel, die in diesem Zirkel

entſtehen, gar leicht vermieden oder wenigſtens viel ſchneller abgethan werden könnten, als gewöhnlich geſchieht. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Sache auf meine alte Weiſe behandlen. Du kannſt alle von mir grüßen und ihnen ſagen, daß ich nur wünſche, meine Geſundheit möge auch dieſen Winter dauerhaft bleiben, damit ich mich wieder einmal recht ernſthaft und anhaltend einer Anſtalt annehmen könne, die ſo weit gediehen iſt, daß es uns denn doch nicht leicht jemand nachmachen wird. Grüße alles zum ſchönſten und danke Deinem Bruder für die Briefe, die er mir geſchrieben, und laß mich erfahren, wie es Dir in der letzten Hälfte des Juli ergangen.

Vorſtehendes war geſchrieben, als Dein Brief vom 21. ankam. Erſt war dieß Blatt nach Weimar beſtimmt, nun ſoll es aber nach Lauchſtädt, da es Dich dort noch erreichen kann. Daß Du nicht nach Leipzig gehſt, find ich ganz vernünftig. Ich wünſche, daß Du zu Hauſe alles wohl antreffeſt, wo Du auch bald Briefe von mir haben ſollſt, wenn ich mir etwas näher überlegt habe, was ich fernerhin vornehmen will. Nach Wien gehe ich auf keine Weiſe; ob ich aber gerade oder durch einen Umweg nach Hauſe gehe, bin ich noch unentſchieden. Lebe recht wohl, grüße Auguſten und alles in Deiner Nähe. Wenn Du in Weimar angekommen biſt, ſo ſchreibe mir.

Karlsbad, den 27. Julius 1807. G.

In Goethes Brief an seinen Sohn vom 31. Juli heißt es: „Das Mütterchen hat vor kurzem in Lauchstädt einen Brief [unsern Brief 411] von mir erhalten, worin alles steht, was ich zu sagen habe .... Grüße die Mutter, wenn sie von Lauchstädt zurückkommt, und gib ihr Inliegendes", d. h. das am Anfang des folgenden Briefes erwähnte „Stückchen Spitze."

413. Goethe

Dein Brief vom zweiten August hat mir viel Vergnügen gemacht, indem ich durch denselben erfuhr, daß Du wieder glücklich nach Hause gelangt bist und alles in gutem Zustande angetroffen hast.

Am 31. Juli schickte ich durch einen Boten einen Brief an August, worin ein Stückchen Spitze für Dich lag; ferner gab ich demselben Boten ein Päckchen mit, worin zwei Salzfässer nach der allerneusten Mode befindlich waren. Ich hoffe, diese Sendung ist glücklich angekommen, so wie Du wohl nun auch einen weitläuftigen Brief vom 27. Juli, den ich nach Lauchstädt schickte, nunmehr wirst erhalten haben. Denn aus Deinem Briefe kann ich nicht vermuthen, daß er Dir noch in Lauchstädt zugekommen sei. Erkundige Dich darnach, denn es wäre mir unangenehm, wenn er verloren gegangen.

Wir haben hier noch immer das schönste Wetter, und mein Befinden ist auch ganz gut. Ich kann mich sehr in Acht nehmen und auf mich Acht geben; welches jetzt die Hauptsache ist, damit ich sehe, wo es hinaus will, und was ich von der Folge zu hoffen habe. Nun möchte ich aber auch Augusten einen Spaß machen, und der sollte darin

bestehen. Den 19. oder 20. dieses geht von Jena eine Kutsche leer hieher, welche die Herren Fernow und Schütze[1] abholen soll. Herr Frommann hat die Bestellung davon. Nun wünschte ich, daß August mit dieser Kutsche herführe. Fernow und Schütze[1] gehen den 24. von hier ab, und ich würde durch sie den Wagen bestellen lassen, der mich abholen soll. August bliebe alsdann etwa 8 Tage bei mir, und wir wären zusammen Anfangs September in Weimar. Du gibst ihm etwa 20 Thaler in Kopfstücken mit, die er bei seinen 3 Nachtlagern nicht braucht. Es versteht sich, daß Herr Frommann, da der Kutscher ohnedem leer herfahren müßte, einen leidlichen Accord macht, daß August für eine Kleinigkeit herkommt, wie man sonst nur für ein Trinkgeld an die Kutscher eine Retour-Chaise haben kann; wie ich dieses auch in einem beiliegenden Briefe an Herrn Frommann ausgedrückt habe.

Findet also August Vergnügen an dieser Reise, so mag er beiliegenden Brief abschicken, oder mag hinüberreiten und mündlich die Sache abthun. Das gegenwärtige Blatt nimmt Frau Stallmeister Böhme mit, und Du kannst es Freitag früh erhalten. Da sind immer noch 6 bis 7 Tage, ehe die Jenaische Fuhre abgeht. August soll nicht viel mitnehmen, aber doch Schuhe und Strümpfe und einen saubern Rock, daß er sich kann in ehrbarer Gesellschaft sehen lassen. Sollte er jedoch von seiner Thüringer-Waldreise noch nicht zurück sein, oder sonst sich eine Ursache finden, warum ihr seine Reise hieher nicht für räthlich

[1] Schütz

hieltet, so ist das Ganze nur ein Vorschlag und keine Ordre; und er kann sich diesen Spaß aufs nächste Jahr versparen.

In einigen Tagen sende ich einen Kasten ab mit Glaswaaren, auf welchen oben Bücher gepackt sind. Wenn er ankommt, so packe ihn sorgfältig aus. Ich wünsche, daß alles ganz sein möge, besonders die vorzüglich schönen Salatschalen. Die Einladungen nach Wien reißen gar nicht ab, auch nach andern Gegenden in Böhmen. Ich kann mich aber nicht entschließen, meine hiesige Ruhe mit einem andern Aufenthalte als mit Weimar zu vertauschen. Ebenso wenig möchte ich jetzt nach Leipzig; doch ist mirs sehr angenehm, daß Du Dir daselbst gute Bekannten verschafft hast, und daß es Dir überhaupt von der geselligen Seite in Lauchstädt wohlgegangen ist. — August muß nicht vergessen, sich einen Regierungs-Paß geben zu lassen, worin ausdrücklich bemerkt ist, daß er nach Karlsbad gehe, um die Cur zu brauchen. Ferner könnte er die Kofferdecke mitbringen, die bei allenfalls einfallendem Regenwetter immer ein nützliches Reisegeräth ist. Auch soll er uns drei Bouteillen rothen Wein mitbringen, damit wir auch wieder einmal etwas von jener Sorte genießen; dagegen wollen wir sie mit Melniker angefüllt wieder zurückbringen. Weiter wüßt ich nichts hinzuzusetzen als ein Lebewohl dir und allen Freunden.

Karlsbad, den 10. August 1807. G.

Noch ein paar Worte von eigner Hand, um Dir zu sagen, daß mich herzlich verlangt, wieder bei Dir zu sein,

und daß ich mich indessen freue, Augusten hier zu sehen. Mir ist daran gelegen, ihn einige Zeit allein um mich zu haben, daß ich nur wieder einmal sehe, wo es mit ihm hinaus will. Riemer geht vielleicht mit Fernow zurück, und wir andern folgen bald.

Was Deine Ausgaben betrifft, so mache sie nach Deiner Überzeugung, ich billige alles. Ich habe mir etwas von Leipzig kommen lassen, weil ich manches kaufte.

Übrigens bin ich fleißig gewesen, habe viel dictirt und bringe gewiß für das Doppelte meiner Ausgaben Manuscript zurück, an Romanen und kleinen Erzählungen. Auch darüber habe ich mir Plane gemacht. Wie mir denn überhaupt meine hiesige Einsamkeit manchen guten Gedanken zugeführt hat.

Ich lege abermals ein Endchen Spitze bei, daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme. Lebe recht wohl, liebe mich und bereite mir einen geselligen Winter.

Den 10. August 1807. G.

414. Goethe Karlsbad, den 23. August 1807.

August ist glücklich angekommen und freut und verwundert sich an den seltsamen Felsen, warmen Quellen und dergleichen, daß er sogar gleich angefangen hat, zu zeichnen und zu illuminiren, wobei er, wie es im Anfange geht, wo man noch nichts kann, große Freude hat.

Es ist höchst nöthig, daß Du übers Jahr, wenigstens auf eine Zeit, auch mit hergehst, damit Du wenigstens weißt, woron die Rede ist, weil das ganze Karlsbader

Wesen gar nicht beschrieben werden kann. Augusten schmeckt der Melniker vortrefflich. Es ist so ein Wasserweinchen, das leicht hinunterschleicht, und von dem man viel trinken kann. Wir haben ihm den Spaß gemacht, daß eine Harfenfrau, als wir bei Tische saßen, das famose Lied: „Es kann ja nicht[1] immer so bleiben" zu singen anfing, und was dergleichen Späße mehr sind. Übrigens aber ist es so leer hier, daß in den Sälen Abends kein Kronleuchter mehr angezündet wird und alle gesellige Vergnügungen aufhören. Die Natur ist aber so schön, das Wetter so gut und die Umgebung so ruhig, daß ich wohl noch gern ein bißchen hier bleiben mag. Ich habe den Kutscher bestellt, daß er den 5. September wieder hier sein soll, so daß wir den siebenten nach Jena abgingen, und also in drei bis vier Tagen daselbst wären; da Du denn bald nähere Nachricht haben solltest. Von einem Fall, der jedoch nicht wahrscheinlich ist, will ich zugleich sprechen. Es wäre nicht unmöglich, daß ich nach Töplitz ginge, da denn meine Begleiter allein nach Weimar zurückkehren würden. Ich habe zwar gar keinen eigentlichen Trieb dazu; aber der Herzog hat hier mündlich, und jetzt wieder schriftlich, dergestalt darauf insistirt, daß ich ihn dort besuchen soll, daß ich noch nicht weiß, ob ich es ablehnen kann und werde. Hiervon sagst Du niemanden nichts; ich sage aber nur gern das Mögliche, ja das Unwahrscheinliche voraus, damit es Dir nicht einen[2] unangenehmen Eindruck mache, wenn Du etwa den Wagen ohne mich zurückkehren siehst.

[1] nicht so [2] Nach gestrichenem etwa

Denn auf der Post mag ich gar nicht nach Weimar schreiben, weil die Briefe gar zu lange ausbleiben.

Ich wüßte nun weiter nichts zu sagen. Erst wollte ich Herrn Fernow einiges an Dich mitgeben; ich will es aber lieber selbst bringen. Ich befinde mich ganz leidlich, wenn ich von einem Tag zum andern mein Wesen treiben kann; aber zu irgend etwas Außerordentlichem, wo ich nicht ganz mein eigener Herr bin, mag ich mich nicht entschließen. Lebe recht wohl. G.

Ein Stück Spitzen folgt doch.

*

Am 7. September reist Goethe mit seinen Gefährten von Karlsbad ab und trifft, nach einer Abwesenheit von nahezu vier Monaten, am 11. früh 1/2 11 Uhr wieder in Weimar ein. — Von den Briefen, die während seines Aufenthaltes in Jena vom 11. November bis zum 18. Dezember gewechselt worden sind, ist keiner bekannt.

*

1808

Am Anfang des neuen Jahres erfreut uns eine anmutige Familienszene an Goethes Mittagstafel. Unterm 3. Januar heißt es im Tagebuch: „Kam die Schachtel von Bettine Brentano mit den Weihnachtsgeschenken"; in seinem Dankbriefe vom 9. erzählt Goethe Bettinen, offenbar mit dichterischer Freude an dem kleinen, dramatischen Vorgang: „Sie haben sich, liebe Bettine, als ein wahrer kleiner Christgott erwiesen, wissend und mächtig, eines jeden Bedürfnisse kennend und ausfüllend. Ihre Schachtel kam kurz vor Tische, verdeckt trug ich sie dahin, wo Sie auch einmal saßen, und trank zuerst Augusten aus dem schönen Glase zu. Wie verwundert war er, als ich es ihm schenkte! Darauf wurde Riemer mit Kreuz und Beutel beliehen. Niemand errieth, woher. Auch zeigte ich das höchst künstliche und zierliche Besteck, da wurde die Hausfrau verdrießlich, daß sie leer ausgehen sollte. Nach einer Pause, um ihre Geduld zu prüfen, zog ich endlich den Gewandstoff hervor, das Räthsel war aufgelöst und jedermann im Lob und Preise Bettines fröhlich." — Zum Osterfest stellte Bettina sich abermals mit einer Geschenksendung ein; im Tagebuch lesen wir unterm 19. April: „Kam ein Kleid von Bettine Brentano an mit verschiedenen Flugschriften." Tags darauf schreibt Goethe an die Spenderin: „. . die Frauenzimmer [Christiane und Caroline Ulrich] waren in großer Überlegung, was zu einem angesagten Fest angezogen werden sollte. Nichts wollte recht passen, als eben das schöne Kleid ankam, das denn sogleich nicht geschont wurde. Nehmen Sie recht vielen Dank von uns dafür. Da unter allen Seligkeiten, deren sich meine Frau vielleicht rühmen möchte, die Schreibseligkeit die allergeringste ist, so verzeihen Sie, wenn sie nicht selbst die Freude ausdrückt, die Sie ihr gemacht haben."

— Vom 23. April bis zum 1. Mai ist Goethe in Jena. August war bereits am 4. April nach Heidelberg abgereist, um dort zu studieren.

*

415. Goethe

Herr Legations-Rath Bertuch nimmt dieſe Schachtel mit; Du findeſt darin, mein liebes Kind, was die hieſigen Miſtbeete vermögen. Einige ſehr kleine Sellerie-Pflanzen werden Dich überzeugen, daß dieſe Art unter acht Tagen noch nicht brauchbar iſt.

Mir geht es ganz gut. Ich habe ſchon etwas gearbeitet, worüber ich mich freue, weil dießmal die Pauſe gar zu lang war. Werner hat geſchrieben und grüßt ſchönſtens, Dich und Riemer namentlich, auch Madame Schopenhauer. Sein Brief iſt, wie Du denken kannſt, geiſtreich und heiter.

Die Briefe von Frankfurt haben Dir gewiß viel Freude gemacht. Schicke mir ſie wieder. Hier ein Blatt von Bettinen. Die gute Mutter hätte ich ſehen mögen. Es thut mir in ihre Seele wohl.

Mit den Boten ſchreibe ich mehr und bitte um einiges. Adieu indeß!

Jena, den 26. April 1808. G.

416. Goethe

Heute früh hab ich Dir ſchon geſchrieben, meine Liebe, und hole nur weniges nach. Mich freut, an Auguſt zu denken; ſein erſter Eintritt in die Welt iſt ſo glücklich und ſo günſtig, daß man wohl hoffen kann, es werde ſo auch vorwärts gehen. Ich habe einiges gearbeitet. Meyer iſt mir ein ſehr lieber und werther Geſellſchafter. Auf einem beſondern Blättchen lege ich bei, was ich geſchickt wünſche.

Zugleich auch meinen Schlüssel. Sende mir alles Angekommene. Die Schachtel, vermuth ich, enthält Veilchen, die hier im großen Überflusse sind; auch ist alles hier weiter. Schicke nur auch die Schachteln zurück, ich will noch Pflanzen aufzutreiben suchen. Lebe wohl und vergnügt und liebe mich.

[Jena,] den 26. April 1808. G.

417. Goethe

Hierbei kommt wieder eine Schachtel Pflanzen; wenn Du noch mehr willst, darfst Du es nur schreiben, meine Liebe; der Sellerie kommt später. Leider begünstigt mich das Wetter nicht. Wir sitzen meist zu Hause und gehen Abends bei den Freunden herum, wo meist etwas vorgelesen wird. An meiner ‚Pandora' habe ich etwas gearbeitet und will sehen, obs möglich ist, eh ich weggehe, den Wienern eine Sendung auszufertigen, woran mir in mehr als Einem Sinne viel gelegen ist. Werner hat geschrieben und grüßt vielmal, der Brief ist ein völliger Abdruck seines wunderlichen Wesens.

So gern ich einen Hecht geschickt hätte, habe ich doch nicht dazu gelangen können. Es ist noch zu kalt, darum steigt keiner, auch ist das Wasser sehr groß, und die Flöße geht stark, alles Hindernisse der Fischerei. Doch hat man mir so bald nur möglich einen zugesagt.

Ich will noch einige Tage zusehen, wie es mit meiner Arbeit geht. Auf alle Fälle nehme ich hier einen Wagen und komme ohne weitre Anmeldung. Meyers Nähe macht

mir viel Vergnügen, er iſt gar ſo tüchtig, einſichtsvoll und brav.

Auguſten will ich von hier aus ſchreiben. Ich habe Zeit genug dazu. Ich wünſche, daß er bald einige Freunde finde, an die er ſich anſchließt; in Frankfurt war er mitten im Getümmel einſam. Lebe wohl, mein gutes Herz! Ich freue mich auf Deinen wohlbepflanzten Garten. Wegen der Fuhre nach Karlsbad hab ich Abrede genommen.

Jena, den 29. April 1808. G.

*

Am 1. Mai vormittags trifft Goethe wieder in Weimar ein. Schon am 12. tritt er ſeine diesjährige Badereiſe an, wiederum in Begleitung Riemers; ohne in Jena ſich aufzuhalten, gelangen die Reiſenden am 15. Mai abends nach Karlsbad.

*

418. Goethe [Karlsbad, 16. Mai 1808.]

Wir ſind glücklich in Karlsbad angekommen. Der Weg war ſchlecht, und weil der Wagen vorn aufſitzt, die Fahrt mitunter ſehr beſchwerlich. Wegen der Rückkehr muß andrer Rath geſchafft werden. Das Wetter war im Ganzen gut mit untermiſchten Regenſchauern. Unſre Wirthsleute haben die Zimmer malen laſſen, ſo daß ſie ganz munter ausſehen. Die Bäume und Blüthen ſind gegen bei uns etwa um 14 Tage zurück; doch treibt alles mit Macht, und die Witterung iſt ſehr angenehm. Ich habe ſchon heute angefangen, den Brunnen zu trinken, und befinde mich ſehr wohl.

Der Kutſcher bringt gleich zwei Kiſtchen, jedes mit 20 kleinen Flaſchen Egerwaſſer mit. Da es ſo friſch an-

kommt, ſo wird es Dir vortrefflich ſchmecken und wohl bekommen. Ich hätte gewünſcht, Dir ein Glas vom Brunnen ſelbſt zu reichen. Überdieß kommt noch ein drittes Käſtchen mit verſchiedenen Packeten für Dich und andre. Ich lege noch ein beſondres Blättchen hinein.

Für dießmal ſag ich nichts weiter, als daß ich Dir recht wohl zu leben wünſche. In einiger Zeit ſchreibe ich wieder, ſobald ich etwas Weiteres von meinem hieſigen Aufenthalt zu ſagen habe. Das Weitere auf dem Blatt, das im Käſtchen liegt. Goethe.

419. Goethe

Dein lieber, frühzeitiger Brief hat mich ſehr gefreut, es war der erſte, den ich hier erhielt. Nun wird auch, was ich durch den Kutſcher ſendete, wohl angekommen ſein. Dem Eger-Waſſer wünſche gute Wirkung.

Der Frühling iſt auch hier außerordentlich ſchön, alles blüht und grünt neu auf zwiſchen den alten Felſen und Fichtenwäldern. Ich kann dießmal der Gegend beſſer genießen, ich befinde mich ſehr wohl und beſteige die Berge wie vor Alters.

Noch iſt es ſehr einſam hier. Außer den bekannten Karlsbader Einwohnern habe ich faſt mit niemand geſprochen; dagegen bin ich viele Stunden des Tags unter freiem Himmel theils mit Riemer, theils allein und laſſe mir wohl ſein.

Da hab ich denn Zeit, allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich Deiner und aller Liebe und Treue erinnre, die Du an mir thuſt, und mir das Leben ſo bequem machſt, daß ich nach meiner Weiſe leben kann;

dafür ich denn auch im Stillen immerfort für Dich und den guten Auguſt ſorge, der uns noch viel Freude machen wird. Was Du von Heidelberg gehört haſt, mag für den Anfang recht gut ſein; wenn er nur nicht des Guten zu viel thut und zunächſt müde wird. Doch das wird ſich alles geben und eins aus dem andern entwickeln.

Unſre kleine Wirthſchaft geht ſehr artig und ordentlich. Freilich muß man im Gleiſe bleiben, ſich von willkürlichen Ausgaben enthalten und beſonders der Kauf- und Schenkluſt widerſtehen. Auf alle Fälle komme ich leidlicher weg als vor einem Jahre.

Mit den Theaterfreunden mache Dus nur immer auf alte Weiſe, Anfangs nicht zu viel gethan, damit man nicht zurück zu gehen braucht. Haſt Du denn Herrn Meuſel und andern, denen wir eine Artigkeit ſchuldig ſind, etwas erzeigt? Verſäume es nicht.

Noch hab ich keine weitern Briefe. Lebe recht wohl. Das Wetter iſt ſehr ſchön, und mir geht es auch ſehr gut. Wenn ſich meine Gedanken manchmal an die Gränze von Polen verlieren, ſo kehren ſie bald wieder über Weimar nach Heidelberg zurück, und ſo beſuch ich meine lieben Kinder eins nach dem andern. Lebe recht wohl. Liebe mich und laß uns immer zuſammen verharren. Karls-Bad, den 29. Mai 1808. G.

420. Goethe

Von allen Seiten her hatte ich Briefe, nur nicht von Dir, wonach mich doch ſo ſehr verlangte. Nun kommt auf

einmal das Käſtchen und das Packet, worin nichts als Gutes und Angenehmes enthalten iſt, und worüber ich mich ſo wie über Dein Wohlſein von Herzen freue. Mir geht es ſehr gut, ſowohl körperlich als geiſtig, und wird auch manches gearbeitet; doch fängt jetzt ſchon an die Geſellſchaft größer zu werden, und da gibt es viel Zerſtreuung. Die Ankunft von der Ziegeſarſchen Familie war mir ſehr erfreulich. Ich ſehe ſie viel und gehe mit ihnen ſpazieren. Nun wird es von Tag zu Tage lebhafter; das Wetter iſt aber ſeit einiger Zeit nicht ſo gut wie Anfangs.

Ich lege ein paar Briefe bei, die Dir viel Freude machen werden, von Auguſt und der Mutter. Wie es mit Deinem Loos ſteht, wirſt Du ſchon wiſſen, oder auch aus der Mutter Brief erſehen. Nimm ja gleich wieder ein neues Loos: denn was Du nun gewinnſt, gehört von Gott und Rechts wegen Dein. Eberweinen gib ſeine Geſänge zurück. In den einen hat Zelter hineincorrigirt und überhaupt ein recht umſtändliches Urtheil in einem Briefe über das Ganze gefällt, wovon ein Auszug nachfolgen ſoll. Auch ſage ich heute nichts weiter. Und nun erwarte in Weimar keinen Brief weiter von mir. In Lauchſtädt aber ſollſt Du einen wo nicht finden, doch bald erhalten. Ich wünſche Dir recht viel Vergnügen und guten Fortgang in Deinen kleinen, geſelligen Freuden, die uns künftigen Winter auch wieder Frucht tragen ſollen. Grüße alles zum ſchönſten, und ſchicke Auguſtens Brief an Frau von Stein. Lebe recht wohl und ſchreibe mir von Lauchſtädt gleich.

Karlsbad, den 12. Juni 1808. G.

421. Goethe

Du haſt mich zwar dießmal ſehr lange auf einen Brief warten laſſen, doch war er mir ſehr lieb; und da ich zugleich einen ſo großen Transport von allerlei erwartetem und unerwartetem Guten erhielt, ſo war es ein rechter Feſtabend, als die Ruſſen ankamen.

Da ich mich dießmal ſo wohl in Karls-Bad befinde und überhaupt mich hier ſehr glücklich fühle, ſo freut es mich außerordentlich, daß Du auch etwas Ähnliches an Lauchſtädt haſt. Genieße nur des Guten ungetrübt, indem Du Deiner Lebensweiſe treu bleibſt und, wie es die Gelegenheit gibt, immer ein wenig vorwärts rückſt, ſo wirſt Du Dich trefflich befinden. Schreibe mir nur bald von Lauchſtädt und richte es ein, daß ich wenigſtens alle vierzehn Tage Brief und Nachricht erhalte. Auch Genaſt ſoll mir berichten, wie die Sachen ſtehn und gehn.

Daß ich hier in Geſellſchaft der alten Äugelchen ein ſtilles Leben führe, dagegen haſt Du wohl nichts einzuwenden; auf alle Fälle wirſt Du Dich zu entſchädigen wiſſen, wovon ich mir getreue Nachricht ausbitte. Recht ſchön wäre es aber, wenn wir uns entſchlöſſen, auf den Herbſt eine kleine Reiſe zuſammen zu machen.

Das beiliegende Blatt gib Eberweinen. Freilich wird es ihm mehr zu denken geben, als ihn belehren, denn dazu müßte er Zeltern einige Zeit perſönlich ſehen und hören. Das Allgemeine, was dieſer Meiſter ſagt, trifft mit dem zuſammen, was ich Dir einmal ſagte: die Eberweiniſchen Sachen haben wenig Charakter, und das kommt haupt-

sächlich daher, weil er nicht die rechten Texte wählt und Verse nimmt, die sich als Chorgesang nicht denken lassen.

Unsre Haushaltsordnung ist sich die ersten vier Wochen sehr gleich geblieben, wir brauchen zu Bestreitung alles Nöthigen wöchentlich etwas über 20 Thaler. Das Papiergeld fällt noch immer, dergestalt daß man bei den fixen Ausgaben einigen Vortheil hat; denn Handwerker und Handelsleute steigern ihre Preise von Zeit zu Zeit.

Augustens Briefe machen mir viel Freude. Es ist freilich was Eignes, so allein in der Welt zu stehen und alles baar bezahlen zu müssen, da man zu Hause so vielen Hinterhalt und Ausflüchte hat. Er mag sich noch ein wenig hinhelfen, damit er sieht, was das Geld werth ist; dann kann man ihm ja wohl mit etwas Außerordentlichen beispringen.

Übrigens werden wir beide selbst recht wohl tun, wenn wir wieder zusammenkommen, daß wir unsre Finanzplane, die seit dem 14. October noch nicht recht wieder in die Ordnung wollten, gemeinschaftlich bedenken und aufs neue einrichten.

Das Theater betreffend wirst Du in dem bisherigen Gange fortfahren und alles bemerken, damit mir nichts fremd sei, wenn wir wieder zusammenkommen. Grüße sie sämmtlich. Die musikalischen Übungen halte ja zusammen. Es ist diese Unterhaltung mehr werth, als man denkt, wenn man sie haben kann.

Nun lebe recht wohl. Ich habe einen sehr artigen Brief von der Bardua aus Dresden, die sich Dir schönstens empfiehlt. Zum Schlusse sag ich nur noch, daß ich Dir ein Paar köstliche Rindszungen gekauft habe, und will sehen,

ſie nach Leipzig zu bringen, von wo Du ſie leicht erhalten wirſt. Ich freue mich auf Nachrichten von Dir.

Karlsbad, den 15. Juni 1808. G.

Um das Service zu haben, mußt ich auf der Fabrik gute Worte geben, nichts iſt vorräthig und viel Beſtellungen da. Sie wollen mir aber eins machen. Ich habe ein ganz glattes beſtellt. In vier Wochen ſoll ichs haben.

422. Goethe

Da ich überzeugt war, daß es Dich freuen würde, einen Brief von mir in Lauchſtädt zu finden, ſo eilte ich, dorthin zu ſchreiben, und danke Dir nun für die baldige Nachricht Deiner Ankunft. Mir geht es noch immer recht wohl, und ich wünſche nur auch, daß Du Dich bald völlig wiederherſtellſt. Wenn ich Dir rathen ſollte, ſo machteſt Du bald möglichſt eine Partie nach Leipzig, beſuchteſt Herrn Doctor Kappe, brächteſt viel Empfehlungen von mir und erzähltеſt ihm Deinen Fall. Er gibt Dir gewiß einen tüchtigen Rath, und Du haſt alsdann den ganzen ſchönen Sommer vor Dir, um ihn zu befolgen, anſtatt daß Du Dich doch jetzt auf eine wunderliche Weiſe herumſchleppſt. Schreibe mir doch gleich Deine Gedanken darüber, oder vielmehr führe es aus und ſchreibe mir von Leipzig.

Ich habe bisher in kleiner, aber guter Geſellſchaft gelebt. Die Ziegeſariſche Familie iſt abgegangen. Wir haben viel gute Stunden gehabt. Fräulein Silvie iſt gar lieb und gut, wie ſie immer war, wir haben viel zuſammen

spaziert, und sind immer bei unsern Partien gut davon gekommen, ob es gleich alle Tage regnete. Das ist das Eigne in einem solchen Gebirg, daß in ganz kurzen Entfernungen Regen und gutes Wetter zu gleicher Zeit bestehen kann. Was wirst Du aber sagen, wenn ich Dir erzähle, daß Riemer ein recht hübsches Augelchen gefunden hat, und noch dazu eins mit Kutsch und Pferden, das ihn mit spazieren nimmt. Was sich in diesem Capitel bei Dir ereignen wird, erfahre ich doch wohl auch.

Daß sie in Weimar gegen Frau von Staël Übels von Dir gesprochen, mußt Du Dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien; und da er sie ihm nicht nehmen kann, so verkleinert er, oder läugnet sie, oder sagt gar das Gegentheil. Genieße also, was Dir das Glück gegönnt hat, und was Du Dir erworben hast, und suche Dirs zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andre zu bekümmern.

Von Thibaut habe ich einen Brief, auch von Voß, beide übereinstimmend unter sich und mit dem, was wir von August wissen. Er macht seine Sachen ganz artig; und selbst, daß er nicht viel unter Leute mag, in einem kleinen Zirkel lebt, kann man nicht tadlen. Die Zeit, die ihm von Studien übrig bleibt, mag er froh und gemüthlich zubringen.

Wenn das Theater im Ganzen gut geht, bin ich wohl zufrieden; im Einzelnen wird es nie an Händeln fehlen.

Inhalt

	Seite
Hermann und Dorothea	1
Achilleïs	93
Reineke Fuchs	121

Wäre ich gegenwärtig gewesen, so würde ich mich sehr deutlich darüber erklärt haben, inwiefern eine Schauspielerin auch gegen ihren Mann von mir geschützt werden muß. Halte, was Dich betrifft, nur das Singechor zusammen. Wer weiß, was daraus entstehen kann, wenn wir es einige Jahre fortsetzen. Und manche Unterhaltung verschafft uns diese kleine Anstalt für den Winter. Grüße die sämmtlichen Glieder, auch die Elsermann. Für Eberwein lege ich ein Blättchen bei, er sendets an Herrn Hofkammerrath Kirms und bringt bei demselben auf eine anständige Weise sein Gesuch gleichfalls an. Das Beste wäre, er sendete das Blatt seinem Vater, daß dieser die Sache mündlich ausmacht, nämlich wann Eberwein weggehen kann und auf wie lange.

Mit einer Gelegenheit habe ich ein Packet in Wachstuch an Dich bis Leipzig spedirt, das Du nun wohl erhalten hast. Es enthielt keine Kostbarkeiten; aber ein Paar geräucherte Zungen, von der besten Sorte.

Karlsbad fängt nun an, sich zu füllen. Wie wunderlich es bisher aussah, kannst Du Dir vorstellen, wenn ich Dir sage, daß auf dem ersten Balle die Frauenzimmer miteinander tanzten. Auch ist bis jetzt Abends noch keine Gesellschaft in den Sälen. Die Schauspieler-Truppe ist die vom vorigen Jahr.

Zum Schlusse muß ich noch melden, daß auch Mariannchen angekommen ist, artig und gescheidt wie immer. Nun lebe recht wohl, gedenke mein und schreibe bald.

Karlsbad, den 2. Juli 1808. G.

423. Goethe

Franzenbrunn bei Eger [13. (?) Juli 1808].

Da ich eine Gelegenheit hatte, hierher zu kommen, ſo bin ich herüber gefahren, um Dr. Kapp zu ſprechen, der mir zu lange ausblieb; er hat mir auch gleich wieder trefflich gerathen und mir von kleinen, aber unbequemen Übeln geholfen.

Ich habe ihm Deinen Fall vorgetragen. Er wünſcht, daß Du Doctor Schlegel in Merſeburg befrageſt, ihm die Umſtände erzähleſt und ihn erſuchſt, ſein Gutachten aufzuſetzen, das Du mir alsdann nach Karlsbad ſchicken wirſt ſo bald als möglich. In einigen Tagen gehe ich wieder hinüber, und von da hörſt Du von mir.

Lebe recht wohl, mein liebes Kind. Wir müſſen ſorgen, daß Du Deine Übel noch vor Winters los wirſt. Behalte mich lieb. Antworte aber ja hierauf bald möglichſt.

Goethe.

424. Goethe

Hier, mein liebes Herz, die verlangte Aſſignation. Thue für Deine Geſundheit, was Du für das Beſte hältſt, bis wir Dr. Kapp conſultiren können. Für mich war es ein rechtes Glück, daß ich nach Franzenbrunn kam. Er hat mich von einigen Unbequemlichkeiten, die mir doch ſehr verdrießlich waren, umſomehr als ich mich ſonſt recht wohl befand, ohne große Umſtände geheilt. Nun bleibt er wohl noch in Karlsbad vierzehn Tage neben mir. Nächſtens

hörſt Du mehr. Ich befinde mich ſo wohl als lange nicht und hoffe, Dich auch ſo zu ſehen. Adieu, geliebtes Kind.

[Karlsbad,] den 22. Juli 1808. G.

NB. Mit der fahrenden Poſt erhältſt Du eine Schatel in Wachstuch, worin ein Häubchen, mit aufgeſteckтem Tuche. Ich wünſche, daß es zu einem Sonntag-Dejeuné ankommen möge.

425. Goethe

Du erhältſt hierbei, mein liebes Kind, das Kappiſche Gutachten im Original und in Abſchrift. Die letzte behältſt Du zu unſrer Nachricht. Kapp ſagt: es ſei da nichts Bedenkliches, noch Gefährliches, nur müſſe man dazu thun, und räth viel Fuß-Bewegung. Kommſt Du nach Weimar zurück, ſo bade in der Niedermühle und thue Camillen und Schafgarbe in das Bad.

Daß Dir der Lauchſtädter Aufenthalt keinen Spaß dieß Jahr gemacht hat, thut mir leid; aber es bleibt ſich nichts gleich! wir wollen nun auf Herbſt und Winter hoffen.

Mit meinem hieſigen Aufenthalte bin ich noch ſehr zufrieden, ich habe mich viel beſſer befunden und mehr gethan als vor einem Jahre. Ich gehe noch einmal nach Franzenbrunn auf Kapps Verordnung, Trinken und Baden zu wiederholen, das mir außerordentlich wohlgethan.

Am 21. Julius habe ich Dir eine Aſſignation auf 200 Thaler und eine Schachtel mit einem liebenswürdigen Häubchen geſchickt; ich hoffe, zu hören, daß Du beides wohl erhalten haſt.

Was wirst Du aber sagen, wenn ich Dir erzähle, daß Bury uns überrascht hat und ein paar Tage bei uns geblieben ist. Noch ganz der Alte, ebenso brav und liebevoll und fahrig. Er hat etwas gemacht, das ich Dir nach Weimar schicke. Du lachst gewiß, wenn Dus eröffnest.

So ist auch seit heute Kaaz hier. Beide grüßen. Eh Du von Lauchstädt gehst, schreibst Du mir. In Weimar erhältst Du bald Nachricht durch Frau von Seebach.

August hat mir einen Brief von Werner geschickt und ist in den Ferien nach Straßburg.

Nun lebe wohl. Heute ist Frau von Eybenberg, sonst Marianchen genannt, von hier abgegangen, sie hat mir viel Freundliches erzeigt. Ingleichen gibts unzählige, wer nur die kostbare Zeit daran wenden könnte und möchte.

Das Liebste ist mir, daß sich Dein Befinden wieder einrichtet, und daß nach Kappo Meinung alles wieder recht hübsch werden kann. Lebe recht wohl, grüße alles und gedenke mein.

Karlsbad, den 1. August 1808. G.

[Beilage] Abschrift

Ich glaube, daß außer der Schlaffheit des Darmkanals auch noch eine Schlaffheit der Blutgefäße des Unterleibs vorhanden ist; daher Anhäufungen von Blähungen und Unreinigkeiten in dem ersten und Blutstockungen in den[1] zweiten.

Ich würde zu etwas tonischen Extracten, z. B. von Schafgarbe mit etwas Enzian und dergleichen, zu einem Pulver aus Pomeranzenrinden mit etwas Rhabarber und ein paar Tropfen Cajaputöl

[1] Aus dem

putöl, vorzüglich aber zu ſpirituoſen und etwas gewürzhaften Einreibungen rathen.

Die Frau Geheime-Rath muß ſich viel Bewegung zu Fuß machen und alle fette und blähende Speiſen vermeiden. Zum Getränke wäre rother Wein mit Waſſer am zuträglichſten.

[Karlsbad.] Den 1. Auguſt 1808. Kappe.

Es verſteht ſich, daß Du gleich nach Merſeburg gehſt, Herrn Dr. Schlegel die Anlage zeigſt und ſeine weitern Verordnungen befolgſt. Denn er wird Dir nun freilich erſt die Rezepte ſchreiben.

426. Goethe

Dieſe Abendſtunden, da man wegen der großen Hitze nur in der Nacht ausgehen mag, will ich anwenden, Dir, mein liebes Herz, einiges zu ſchreiben; am Tage bin ich ſehr fleißig. Bis eilf Uhr wird an dem Farbenweſen dictirt; nachher kommt Kaaz, der Landſchaftmaler, und da geht es an ein Zeichnen und Pinſeln, das nach Tiſche wieder von vorne anfängt, woran ich mich denn ſehr ergötze.

Die Schachtel wird nun angekommen ſein, auch wirſt Du nach Kappes Verordnung nunmehr verfahren, und ich hoffe, es ſoll beſſer werden, da denn doch das Übel von keiner Bedeutung zu ſein ſcheint. Wir wollen künftig uns aber nicht ſo lange mit Unglauben hinſchleppen und beſonders Kappen auch in Briefen fragen. Ich habe ihn erſt recht kennen lernen, was das für ein trefflicher Mann und Arzt iſt. Wenn die gute Laune ſich nicht einſtellen will, ſo denke nur, über welche ungeheure Übel wir hin-

ausgekommen sind, und wie es uns vor Millionen Menschen gut geht. Ein recht trauriger Fall betrifft den trefflichen Kriegsrath von Stein; seine junge, schöne, liebe Frau ist ihm gestorben, die einzige Tochter sehr reicher Eltern. Auch hier im Bade kann man erinnert werden, wie es in der Welt aussieht, da von allen Enden Menschen zusammenkommen. Es ist ein Jammer, nur hinzuhorchen.

Du thust wohl, in Lauchstädt bis zu Ende zu bleiben, und mir geschieht eine große Liebe. Denn ohne Dich, weißt Du wohl, könnte und möchte ich das Theaterwesen nicht weiter führen. Wenn wir wieder zusammenkommen, machst Du mich mit den Ereignissen des Sommers bekannt, und über den Winter wollen wir auch schon hinauskommen. Auf die Musik freue ich mich bei Eberweins Wiederkehr.

Dein Geburtstag ist doch glücklich und fröhlich gefeiert worden?

Solltest du nicht auf einige Tage nach Dessau gehen? Ich wünschte, daß Du diese Sachen in der schönen Jahrzeit sähest. Wir finden in der Erinnerung auch wieder eine neue Unterhaltung. Daß Du nicht nach Karlsbad kamst, war wohlgethan, ich habe mich an den Gegenden schon so abgelaufen, daß sie kein Interesse mehr für mich haben. Übers Jahr müßtest Du gleich Anfangs mit mir her; nach Deinen Zuständen taugt Dir zwar der hiesige Brunnen nichts, aber es wäre, Dich umzusehen, und wir könnten am Eger-Brunnen länger verweilen, der Dir doch wohlthätig ist.

Was mich betrifft, ſo mag ich noch von hier nicht fort; ich komme ſo bald nicht wieder in die Arbeit, wie ich jetzt im Zug bin, in Weimar bin ich nicht nötig; ja, der Herzog hat mir von Töplitz ſehr freundlich geſchrieben, ich ſolle mir nach Möglichkeit wohlſein laſſen. Alſo will ich es noch eine Weile ſo forttreiben, bis es unvermeidlich iſt, von Wöchnern und Austheilungen zu hören.

Meine Hauswirthſchaft geht ſo ziemlich ihren alten Gang, und ſeit ich wieder von Eger zurück bin, wieder im Gleiſe. Einiges zu kaufen, bin ich doch verführt worden. Du wirſt aber mich nicht tadeln, wenn ich Dir ſage, daß ein ſehr ſchönes Toilettenkäſtchen, mit allem Zubehör, dabei iſt, für Dich beſtimmt, das ich Dir gern geſchickt hätte; man kann aber dieß Jahr gar nichts mit Gelegenheit wegbringen, und auf der Poſt werfen ſie die Sachen ſo herum, daß Zerbrechliches nicht gut auf dieſem Wege transportirt wird. Einige geſchnittne Steine habe ich gekauft, die mir außerordentliche Freude machen.

Ich bin nun faſt ganz ohne Geſellſchaft, gehe meiſt allein ſpazieren, doch nur die Abende, die Du wohl auch genießen wirſt. Und nun lebe recht wohl, mein liebſtes Kind! Es wird dunkel; und mein Papier geht zu Ende. Liebe mich und gedenke mein.

Karlsbad, den 7. Auguſt 1808. G.

*

Goethes Brief an den Sohn in Heidelberg vom 17. Auguſt enthält folgende hierher gehörige Stelle: „Die Mutter war in Lauchſtädt nicht ganz zufrieden. Freilich gegen ſonſtige Jahre mag es

ſtill geweſen ſein. Die Leipziger kamen wohl zum Schauſpiel, fuhren aber gleich wieder fort. Die Einnahmen waren auch nicht wie ſonſt, doch muß man jetzt mit allem zufrieden ſein und ſich nur zu erhalten ſuchen. Die Mutter wird vor einigen Tagen wieder in Weimar eingetroffen ſein. Schreibe ihr doch bald, wenn Du es noch nicht gethan haſt, ..."

*

427. Goethe Karlsbad, den 19. Auguſt 1808.

Ich muß Dich nun auch in Weimar begrüßen, da Du wieder daſelbſt angelangt biſt. Ich bin noch immer hier und kann nicht loskommen. Von allem, was ich zu thun habe, wird immer was gefördert, und dann kommt wieder etwas Neues hinzu. So lehrt uns Kaaz, zum Beiſpiel, allerlei Malerkünſte, die denn auch, ſo gut es gehn will, ausgeübt werden.

Demungeachtet wäre ich hier ſchon weg, wenn es in Franzenbrunn nicht ſo voll wäre, daß niemand Unterkommen finden kann. Ich will noch acht Tage warten und dann auf Gerathewohl hinübergehen. Mit dem Beſtellen der Quartiere iſt es eine unangenehme Sache.

Da es nun hier gegen das Ende geht, ſo habe ich Dir verſchiedenes beſorgt. Das Service habe ich geſtern ſelbſt noch einmal recht dringend gemacht. Die Fabrik hat zu wenig Vorrath, und weil ihr Zeit her, wegen Unreinigkeit der Maſſe und der Materialien zur Glaſur, mehrere Brände unrein ausgefallen, ſo haben ſie ſaubere, ganze Service nicht zuſammenſortiren können. Das Einzelne, es mag noch ſo ſchlecht ausfallen, wie es will, verkaufen ſie ins Land und beſonders nach Karlsbad, wo bei ſo vielen

Gäſten eine Menge Geſchirr nöthig iſt und vieles zu Grund geht. In die nähern Ortſchaften geht auch viel. Sie ſind mit ihren Preiſen etwas aufgeſchlagen; doch wird das Service zu 12 Perſonen, wovon ich Deſſert, Salzfäſſer und ſolche Kleinigkeiten weggelaſſen, uns mit dem Transport nicht viel über zwei Carolins zu ſtehen kommen. Sie haben mir verſprochen, die nächſte Woche es abzuſchicken.

Auch ein hübſches Seiden-Kleid habe ich Dir angeſchafft, ein Zeug, den ſie Levantine nennen, königsblau, eine Farbe, die jetzt viel getragen wird. Es werden Kleider draus gemacht, ohne Schleppe, wie eine Art Peteſche, womit man aber überall hingeht, wenn man ſich nicht ausdrücklich putzen will.

Mit den Kraufen will ich bis nach Franzensbrunn warten. Die Frau, bei der ich das Häubchen gekauft, hatte ſehr ſchöne Sachen von dieſer Art.

Chocolade nehme ich etwas mit, und was dergleichen Dinge mehr ſind.

In Franzenbrunn werde ich etwa vierzehn Tage bleiben. Du kannſt nur ſogleich dahin ſchreiben. Man ſetzt Franzenbrunn bei Eger. Ich melde Dir auch etwas von daher.

Vierzig kleine Flaſchen Egerwaſſer will ich auch abſchicken. Es iſt mir jetzo ein Weg durch Fuhrleute bekannt geworden.

Erſuche doch Hofrath Meyer, daß er ein Blättchen beilegt und mir Nachricht gibt von dem Befinden der Herzogin, wenn ſie wiedergekommen. Er möchte ſich aber ge-

nau darnach erkundigen. Ferner, wie es ſonſt in Weimar ausſieht. Dein Bruder ſchreibt mir manchmal Neuigkeiten; aber er iſt ein fataler Correſpondent: man erfährt nie etwas Ordentliches durch ihn, weil er meiſtens übertreibt und ohne Noth ängſtlich oder wehklagend iſt. Grüße mir diejenigen vom Theater, die ſich zu Dir halten und ſich freundlich meiner erinnern.

Möchteſt Du nun, meine Liebe, indem Du in Dein Haus zurückgekommen, auch Deinen guten Humor wieder gefunden haben. Ich wünſche recht ſchönes Wetter zum Vogelſchießen und gute Unterhaltung.

Wenn die Leute Dir Deinen guten Zuſtand nicht gönnen und Dir ihn zu verkümmern ſuchen, ſo denke nur, daß das die Art der Welt iſt, der wir nicht entgehen. Bekümmre Dich nur nichts drum, ſo heißts auch nichts. Wie mancher Schuft macht ſich jetzt ein Geſchäft daraus, meine Werke zu verkleinern, ich achte nicht drauf und arbeite fort. Ich habe die wunderbarſten Anträge, die wir zuſammen überlegen wollen. G.

428. Goethe Karlsbad, den 28. Auguſt 1808.

Da es mir bisher ſo gut gegangen, dachte ich heute, auf meinen Geburtstag, Dir und mir ein Feſt zu bereiten und Dich nach Franzenbrunn einzuladen, wohin ich übermorgen abgehe. Da es aber gerade auf dem Weg, den Du zu nehmen hätteſt, unruhig ausſieht, ſo iſt es beſſer, Du bleibſt zu Hauſe, und ich ſuche, bald zu Dir zu kommen. Etwa vierzehn Tage will ich in Franzenbrunn verweilen,

indem trinken und baden mir gar zu wohl bekommt; welchen Weg ich alsdann nehme, werden die Umſtände entſcheiden. In der Hälfte Septembers denke ich bei Dir zu ſein, ich ſchreibe auch noch indeſſen. Du ſchreibſt mir aber nicht mehr, weil die Briefe mich ſchwerlich treffen würden. Mit meinem hieſigen Aufenthalte kann ich wohl zufrieden ſein; meine körperlichen Zuſtände haben ſich recht gut hergeſtellt, ich habe manches Vergnügen gehabt und bin fleißig genug geweſen. Kaaz hat uns die letzten Wochen noch recht zum zeichnen und malen animirt. Lebe recht wohl. Ich freue mich herzlich, Dir wieder näher zu rücken und Dich bald zu erreichen. Sei meinetwegen außer aller Sorge. Gedenke meiner in Liebe. G.

*

Am 30. Auguſt verläßt Goethe Karlsbad und bleibt zunächſt bis zum 12. September in Franzensbad.

*

429. Goethe

Dieſes Blatt kann ich durch Frau Obriſt von Seebach zu Dir bringen, um Dir zu ſagen, daß ich mich recht wohl befinde und fleißig bade. Hier muß ich geſelliger ſein als in Karlsbad, welches denn auch gut iſt. Man kann hier Wagen haben, die einen wenigſtens eine Strecke bringen, und ſo will ich etwa in zehen Tagen aufbrechen und dann bald bei Dir ſein, worauf ich mich herzlich freue. Lebe recht wohl und gedenke mein in Liebe.

Franzenbrunn, den 4. September 1808. G.

*

Goethens Abreise von Franzensbad erfolgt am 12. September; am 14. trifft er in Jena ein. Tags zuvor, am 13., war seine Mutter in Frankfurt gestorben.

*

430. Goethe

Durch diesen Boten vermelde ich Dir, mein liebes Kind, daß ich in Jena glücklich angekommen bin. Ich finde hier allerlei zu thun und einzurichten; auch höre ich, daß ihr noch immer mit Durchmärschen geplagt seid, darum möchte ich nicht gleich hinüber. Mehr aber noch, weil ich manches von hier aus erst überschauen möchte.

Deßwegen wünscht ich, Du entschlössest Dich, nach Kötschau zu fahren, etwa Freitag früh, ich wollte auch bei guter Zeit da sein; Du brächtest mir mit, was indessen angekommen, wenn es nicht gar zu groß ist, und ich brächte Dir von meiner Seite auch einige hübsche Sachen. Ich erführe von Dir, was mir zu wissen nöthig ist, und wir könnten zusammen vieles überlegen. Wie sehr wünsche ich, Dich wiederzusehen und Dir zu sagen, wie sehr ich Dich liebe. Lebe recht wohl und antworte nur kürzlich.

[Jena,] Mittwoch [14. September 1808,] Abends.

*

G.

Demnach wollte Goethe zunächst Freitag, den 16. September, nach viermonatiger Trennung, wenigstens einen Tag mit Christianen im nahen Kötschau ungestört verleben, dann aber vorerst noch einige Zeit in Jena bleiben. Am 15. besucht er die Familie von Ziegesar in Drakendorf; dort trifft ihn ein Eilbote Christianens, die inzwischen nach Jena gekommen ist, er eilt sofort zu ihr. Am 17., mittags, treffen sie in Weimar ein; das Tagebuch vermerkt: „Gegen 1 Uhr angekommen. Theatralischer Aufputz des Hauses. Sonstiger

Empfang. Mittags alleine. Abends ... Ständchen." — An Silvie von Ziegesar berichtet Goethe unterm 21.: „Der Tod meiner theuren Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt."

Aber nicht nur Persönliches, auch Weltgeschichtliches stürmt auf ihn sofort nach seiner Heimkehr ein. Kaiser Alexander von Rußland kommt am 25. September nach Weimar, von Napoleon zum Fürsten-Congreß in Erfurt erwartet. Nachdem mit Christiane eiligst alle Abmachungen für deren Reise nach Frankfurt zur Erledigung der Erbschaftsangelegenheiten und nach Heidelberg zum Besuch Augusts getroffen worden sind, begibt Goethe sich nach Erfurt und begrüßt daselbst am 1. Oktober Christianen, nebst deren Begleiterin Caroline Ulrich, bei ihrer Durchreise. Tags darauf, am 2. Oktober, findet das berühmte Gespräch zwischen Goethe und Napoleon statt.

*

431. Goethe

Eh ich von Erfurt abgehe, muß ich Dir ein Wort sagen und Dir danken, daß Du mich herübergetrieben hast. Zum Schauspiel kam ich nicht; aber nachher fügte sich alles zum Besten. Ich habe dem Kaiser aufgewartet, der sich auf die gnädigste Weise lange mit mir unterhielt. Nun gehts zu den Weimarischen Festen, wobei ich Dich wünschte. Manchmal ist mirs verdrießlich, daß Du so eigensinnig auf Deiner Reise bestandest. Dann denk ich wieder: es wird wohl gut ausfallen, da so vieles gut ausfällt. Lebe recht wohl. Grüße Deine Gesellschafterin und alle Freunde. [Erfurt,] Dienstag, den 4. October 1808. G.

432. Goethe

Da ich Dir heute, mein liebstes Kind, die Vollmacht nicht schicken kann, weil Schumann[1] nicht hier ist, der sie

[1] Schuhmann

aufsetzen würde, so will ich Dir wenigstens schreiben und Dir sagen, daß es mir[1] recht gut geht.

Hofrath Sartorius und Frau sind bei mir eingekehrt und bedauern gar sehr, Dich nicht zu finden; ich will sehen, wie ich meiner Strohwittwerschaft Ehre mache.

Geh in allem vorsichtig und sachte zu Werke, daß Du Freunde erwerbest und erhaltest. Wenn die Vertheilung geschehen ist, schreibe mir; laß nichts verkaufen. Es könnte nichts schaden, wenn man ein klein Quartier, auf der Bockenheimer Gasse, oder unter der Allee, nicht weit vom Schauspielhause nähme und es meublirte. Man muß auf allerlei denken. Du hättest einen angenehmen Aufenthalt eine Zeit des Jahres, wir wären eine Zeit lang zusammen. Denn für mich wird Karlsbad, für Dich Lauchstädt am Ende doch auch nicht erfreulich. Mehr nicht für heute. Grüße August und pflege ihn wohl.

[Weimar,] den 12. October 1808. G.

433. Goethe

Endlich, mein liebes Kind, erhältst Du die Vollmacht. Schumann war nicht hier, ich mußte sie von Scheibe aufsetzen lassen, dann gab es Aufenthalt bei der Regierung. Du wirst mich darin als Ritter des Sanct Annen-Ordens aufgeführt sehen. Der Kaiser von Frankreich hat mir auch den Orden der Ehrenlegion gegeben, und so wirst Du mich besternt und bebändert wiederfinden und mich hoffentlich wie immer lieb haben und behalten. Ich habe bei dieser

[1] Nach gestrichenem deinen [oder deinem]

Gelegenheit geſehen, daß ich viel Freunde habe, denn viele Menſchen freuten ſich darüber. Die ſchönen Kinder bei Hofe waren die artigſten, verſicherten, es ſtünde ſehr gut, und die Augelchen waren unendlich. Sartorius und Frau ſind heute nach Jena. Mittwoch gehen ſie fort; ich denke, auch alsdann nach Jena zu gehen, um nur des Gaſtirens überhoben zu ſein, das kein Ende nimmt, denn von allen Weltgegenden kamen hier Fremde zuſammen. Jetzt verläuft es ſich ſo ziemlich. Oft habe ich gewünſcht, Du möchteſt hier ſein. Nun wünſche ich Dir in Deinen Angelegenheiten guten Succeß, mache alles nach dem Rath der Freunde und nach Deiner Überzeugung. Alsdann beſuch Heidelberg, gehe über Würzburg und Bamberg nach Hauſe, damit Du ein wenig Welt ſiehſt; ich will Dir ſchreiben, wen Du an gedachten Orten beſuchen mußt. Pflege indeſſen den guten Auguſt aufs beſte und danke in Heidelberg allen und jeden Freunden ſchönſtens.

Hiermit ſchließe ich, denn es fehlt nicht an Anlauf und Störung. Lebe recht wohl. Liebe mich und komme geſund wieder. Weimar, den 16. October 1808.

Goethe.

Eben, da ich ſiegeln will, kommen Briefe, Tagebuch, u. ſ. w. an. Taufſcheine, Vollmacht wegen des Bürgerrechtes, und was ſonſt verlangt wird, ſoll folgen. Noch ſchwirrt alles von Fremden um mich her. Lebet wohl und vergnügt.

Da mir noch einige Zeit übrig bleibt, ſo will ich noch ein paar Worte hinzufügen. Benehme Dich im Ganzen

in Frankfurt[1], als wenn Du wiederkommen wollteſt. Empfange Freundliches und Gutes von jedermann und bemerke nur, womit Du wieder dienen kannſt. Herrn Schmidt danke in meinem Namen für die gefällige Aufnahme im Theater. Biete ihm die Manuſcripte von ‚Götz‘, ‚Egmont‘, ‚Stella‘ an, ſie hätten ſie längſt gern gehabt. Wie ſehr wünſcht ich, daß Du für den nächſten Sommer Dir dort ein erfreuliches Plätzchen bereiteteſt. Ich mag hingehen, wohin ich will, in Weimar werde ich ſchwerlich ſein. Lauchſtädt iſt nichts mehr für Dich, und das Theater wird ſich ſchon halten und finden.

Was die Aufträge betrifft, ſo muß man ſich an wenige halten. Schloſſer iſt uns der nächſte. Lehnt dieſer ab, künftig unſre Geldſachen zu beſorgen, ſo hab ich zu Nikolaus Schmidt das größte Zutrauen.

Seid aufmerkſam gegen jedermann. Herrn Mylius vernachläſſiget nicht, ich halte viel auf ihn.

Wegen des Taufſcheins werde ich die größte Vorſicht brauchen. Es iſt wahr, Du haſt mich zu lachen gebracht. Was aber doch noch merkwürdiger iſt, Kaiſer Napoleon hat mich in der[2] Unterredung mit ihm zum Lachen gebracht. Er war überhaupt, auf eine zwar ſehr eigne Weiſe, geneigt und wohlwollend gegen mich. Laß Dir nur die Zeitungen geben, damit Du das Äußere ſiehſt, was bei uns vorgegangen iſt. Gar manches vom Innern ſollſt Du beim Wiederſehn erfahren.

Übereile und verſpäte Dich nicht. Es wird Dir alles

[1] in Frankfurt nachträglich über der Zeile [2] Nach gestrichenem |

gelingen. Was ihr von Papieren, Vollmachten, Briefen verlangt, soll folgen. Heute früh kommt ein alter Freund, den ich in 36 Jahren nicht gesehen. Der ehmalige juristische Hufeland zu Jena[1], jetzt Burgemeister in Danzig, ist auch hier. Viele andre Bekannte. Den Fürsten Primas hab ich auch hier[2] gesprochen. Adieu. Fahrt in eurem Tagebuch fleißig fort. Grüße Carolinen, ich wünsche ihr einen reichen Frankfurter.

August soll seine Stammbücher nur immer bereichern.

434. Goethe Jena, den 25. October 1808.

In Erwartung unsrer verehrten Herzogin, welche heut herüberkommt, schreibe ich Dir, mein geliebtes Weibchen, und freue mich, daß es Dir wohlgeht. Dießmal freilich ist es sehr angenehm, daß ich so viel von Dir erfahre; danke Deiner Gefährtin dafür, und wünsche ihr einen recht hübschen, gradgliedrichen Verehrer zum Schluß, damit sie von Frankfurt ungern scheide. Viel werth ist mir, daß Du schon fühlst, für Dich und mich finde sich dort kein Heil. Laß uns in Thüringen auf unserer alten Stelle verharren und unsre Gesellschaft nicht erweitern, sondern ausbilden.

Einigemal hab ich Gesang gehabt. Die Göttingischen Freunde waren darüber sehr vergnügt. Eberwein ist noch nicht wieder zurück. Er fühlte den großen Vortheil jenes Aufenthalts und hat[3] alles in Bewegung gesetzt, so daß

[1] zu Jena nachträglich über der Zeile [2] Über gestrichenem in Erfurt
[3] Aus hält

der Hofkammerrath mich selbst ersuchte, ihn dort zu lassen. Um so nöthiger wirst Du sein, daß nicht alles in Stocken geräth. Laß Dich aber dadurch und durch anderes in Deiner Gemüthsruhe und Deinen Frankfurter Geschäften nicht stören. Bringe alles schönstens zur Ordnung, besuche August in Heidelberg, danke seinen Freunden und Gewogenen, und kehre über Würzburg und Bamberg zurück. Wenn Du gut Wetter hast, wird Dir diese Tour viel Freude machen.

Wegen des Bürgerwerdens habe ich mich anders bedacht. Es war ja eigentlich nur ein Wunsch, eine Grille von mir, und gegenwärtig ist es gar nicht nöthig, daß Du und August euch besonders darum bewerbest. Ich dachte, da Frankfurt jetzt einen Souverain hat, so könnte man über verschiedne Umständlichkeiten hinauskommen, wenigstens bei uns wäre alles mit Einem[1] Federstrich des Herzogs abgethan; so aber setzt[2] man dort die alten Reichsstädtischen Förmlichkeiten fort, die uns dießmal incommodiren. Lassen wir also die Sache hinhängen, bis ich vielleicht einmal persönlich den Fürsten darum ersuche. Was sollen wir Taufscheine produciren, die von einer Seite das große Geheimniß frauenzimmerlicher Jahre verrathen und von der andern mit den Trauscheinen nicht zusammenstimmen. Was sollen wir Gelder bezeugen, die niemals da waren, u. s. w. Herrn Laudrath Schlosser schreibe ich beiliegend in gleichem Sinne. Er wird es ja auch wohl so gut finden. Man muß auch der Zukunft etwas überlassen.

[1] Aus einem [2] Aus setzte

Den 26.

Durchlaucht die Herzogin mit der Prinzeß und ſämmtlichen Damen ihrer Umgebung war geſtern bei ſchönem Wetter hier und alle ganz heiter und vergnügt. Wenn der obere Theil des Schloſſes wird eingerichtet ſein, kommen ſie wohl öfter hierher. Kaiſer Napoleon hat manches für Jena beſtimmt. Eine Summe zu Aufbauung der Häuſer, zu Einrichtung einer katholiſchen Kirche und ſo weiter. Glücklicher Weiſe ſind dagegen alle Feſte, die man bei uns gegeben, ſehr anſtändig und erfreulich ausgefallen. Auf dem Napoleonsberge iſt ein ſehr artiger Saal mit einer Säulen-Vorhalle, wie am Römiſchen Hauſe, gebaut. Leider ſiehſt Du das nicht, denn er wird abgetragen.

Nun etwas von Freunden! Der Bremiſche hat an Deinen Bruder einen weitläuftigen Brief geſchrieben, woraus erhellet, daß er völlig entſchieden iſt, nach Weimar zu ziehen. Rechte Freude kann ich nicht daran haben. Er thut es, um wohlfeiler zu leben. Das wäre recht gut, wenn er irgendwo wohlfeil leben könnte. Vom Übrigen ſag ich nichts, Du weißt, was davon zu denken iſt. Doch muß man es kommen laſſen und ihm beihülflich ſein. Geheimerath Voigt hat gerathen, er ſolle erſt allein kommen, ſeine Verhältniſſe arrangiren und ſodann erſt Frau und Sachen holen. Schicke Deine Briefe nur vor wie nach. Dieſe Tage geh ich zurück. Lebe wohl. Liebe mich recht ſchön und ſei verſichert, daß ich mich recht ungeduldig nach den Schlender- und Häſchelſtündchen ſehne. Auguſt ſchreib ich nächſtens. G.

435. Goethe

Da ihr ſo viel und oft ſchreibt, ſo iſt es auch billig, daß ich oft Nachricht von mir gebe. Ich bin nun wieder in Weimar, aber auch gleich wieder von Fremden und Andern umgeben, daß es zu gaſtiren immer Noth thäte; doch will ichs ein- und abſtellen, bis Du wiederkommſt. Von Jena haſt Du einen Brief erhalten, heute kommt Dein Tage-Buch bis zum 27. incl., darüber ich viel Freude habe. Macht es nur mit allen Menſchen recht, verbindet euch mit den Zuverläſſigen, ergötzt euch mit den Unterhaltenden, und ertragt die Seltſamen und Langweiligen. Übereile Dich nicht, zu kommen, ob Du mir gleich jede Stunde ſehr erwünſcht und lieb kämeſt. Vollende das Geſchäft, beſuche Auguſt und handle in Heidelberg wie in Frankfurt.

Eberwein iſt wieder da, geſtern war zum erſten Mal Geſang. Günthers und ein Karlsbader Ängelchen, Pauline Gotter von Gotha, die bei ihnen wohnt, waren gegenwärtig, auch Freunde. Darauf ſpeiſte ich bei Hof auf ſpezialen Befehl des Herzogs. Alles Andre geht gut. Nur daß ich in 6 Wochen gar nichts gethan habe und aus einer Zerſtreuung in die andre gefallen bin.

Im Hauſe gehts recht gut. Die erſten Kaſtanien ſind angekommen. Die zweiten, mit dem Eingemachten, erwart ich. Im Theater hat ſich manches wohl gemacht. ‚Sargino‘ iſt gegeben. Den ‚Fridolin‘ haben wir ſchon hier, Du brauchſt ihn nicht mitzubringen. Die Elſermann müßte den Fridolin machen.

Hermann und Dorothea.

Von Werner, Oehlenſchläger und manchen andern Auswärtigen habe ich Grüße an Dich.

Kommſt Du nach Heidelberg, ſo gehe nach Deiner Art ſachte zu Werke. Was Auguſt wohlgethan, iſt Dir das Nächſte, dem danke, ſei freundlich und wohlgemuth mit ihnen. Was ſich ſonſt zeigt, lehne nicht ab, und ſchaue ringsumher. Sie haſſen und verfolgen ſich alle einander, wie man merkt, um nichts und wieder nichts, denn keiner will den andern leiden, ob ſie gleich alle ſehr bequem leben könnten, wenn alle was wären und gölten. Adieu, lieb Kind. Riemer legt etwas bei. Wenn unſer Frankfurter Weſen beſeitigt iſt, wollen wir an Hieſiges denken. Mehr nicht.

[Weimar,] den 31. October 1808. G.

436. Goethe Weimar, den 7. November 1808.

Da Du nun Anſtalt machſt, von Frankfurt abzugehen, will ich verſuchen und hoffen, mit dieſem Brief Dich noch zu erreichen. Leider gehen die Briefe hinwärts ſo langſam, daß ich noch nicht einmal weiß, ob Du den meinigen, der Dir das Bürgerwerden für den Augenblick abrieth und vom 27. October war und eigenhändig, erhalten haſt. Doch iſt das von keiner Bedeutung: denn wenn man auseinander iſt, muß jedes nach ſeiner Überzeugung und nach den Umſtänden handeln, das Übrige gibt ſich alles.

Dein Eingemachtes und die Kaſtanien ſind glücklich angekommen. Die Kaſten, und was Du ſonſt ſchickſt, ſollen nicht eröffnet werden, bis Du ſelbſt dabei präſidirſt. Alles

geht auf die gewohnte Weise, d. h. zwischen dem Guten kommt einmal was Abgeschmacktes und gelegentlich was sehr Abgeschmacktes vor. Da muß man denn nur suchen, es wieder ins Gleiche zu bringen und nicht aufs Äußerste zu gerathen. So sind z. B. beim Theater Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn Du dagewesen wärest. Doch hoffe ich die Sache noch so zu halten, daß der Riß wieder zu heilen ist. In die Länge gehts freilich nicht; doch will ich, so lange ich noch einen Zug thun kann, mich nicht ungeschickter Weise gefangen geben.

Allen Freunden, ehe Du von Frankfurt weggehst, wirst Du die besten und verbindlichsten Sachen sagen. Bist Du einmal zurück, so will ich allen denjenigen schreiben, wie Du es für gut und nothwendig hältst.

Wegen Deiner Herreise von Heidelberg weiß ich weiter nichts zu sagen. Von Würzburg aus erkundige Dich selbst. Ich glaube nicht, daß es gut ist, über Bamberg zu gehen, sondern auf Meiningen. Kömmst Du nach Bamberg, so sind Paulus da. Von Meiningen laß Dir auch eben am Orte rathen. Du kannst auf Eisenach, auf Gotha, auf Erfurt Deinen Weg richten. Bei allem ist ein Für und Wider, je nachdem die Jahreszeit sich findet und die Wege. An August habe ich nach Heidelberg geschrieben, und was ich dort von euch wünsche; besonders daß ihr nach Mannheim fahrt und Herrn und Frau von Luck besucht. Es ist mein Wunsch; Du weißt, daß ich nicht gern sage: mein Wille. August drückt sich von solchen Verhältnissen weg, das nehm ich ihm nicht übel. Aber Du mußt diese Personen

mit ihm sehen. Du fühlst, warum, und die ganze Sache ist ja nur eine Spazierfahrt. Lebe recht wohl.

*

Am selben Tage schreibt Goethe an seinen Sohn: „Da Du in einigen Tagen Deine Mutter erwarten kannst, so will ich Dir auch von väterlicher Seite erscheinen .... Laß mich ein Wort hören, wenn ihr beisammen seid; ich wünsche nur, daß die Mutter gut Wetter finde, damit sie auch der Gegend froh werde. — Dabei empfehle ich euch, ja ich trage es euch auf, zusammen nach Mannheim zu fahren, damit die Mutter eine Stadt sehe, dergleichen sie noch nicht gesehen hat; wobei ihr aber nothwendig Herrn und Frau von Luck besuchen müßt. Es würde mir sehr unangenehm sein, wenn ihr das nicht thätet: denn er hat sich schon in einem Briefe gegen mich sehr freundschaftlich beklagt, daß Du ihn nicht besucht hast. Dießmal ist es Gelegenheit, alles wieder gut zu machen, und der Mutter, der Du diesen Brief zeigen wirst, kann es nicht anders als zum Vergnügen gereichen. Sie wird eine Komödie dort sehen und die freie Rheingegend. Sogar wäre es mir lieb, wenn ihr Schwetzingen besuchtet. Wenn man einmal so weit von Hause entfernt ist, so muß man die Nachbarschaft, in die man kommt, zu sehen nicht versäumen: denn man gelangt nicht so bald wieder an solche Orte. — .... Bei uns ist es wieder stille, doch gibt es keine Ruhe; Freunde sind immer da, und das Theater läßt seine Mucken nicht. Sage der Mutter, daß ich allerlei hinhalte, bis sie kommt, damit wir auch in diesen Dingen, besonders insofern sie unser Haus wegen der Singstunden berühren, miteinander Abrede nehmen können. — .... Lebe recht wohl und mache den freundlichen und thätigen Wirth gegen die Mutter und Carolinchen. Ich möchte wohl bei euch sein und einige schöne Stunden auf dem alten Schlosse zubringen."

— Unterm 23. November heißt es im Tagebuch: „Ankunft meiner Frau; mit Auspacken und Referiren ging der übrige Tag hin"; 24.: „Mittags Demoiselle Ulrich. Über Frankfurt. Auspacken der Frauen." Am 25. November schreibt Goethe an Knebel: „Meine Frau ist von Frankfurt zurückgekommen, wo sie mir die Liebe erzeigt hat, die Erbschaftsangelegenheiten nach dem Tode meiner guten Mutter auf eine glatte und noble Weise abzutun.

Sie grüßt Dich und die Deinigen vielmals . .“; sodann unterm 5. December an August: „Dadurch, daß Deine liebe Mutter Dich in Frankfurt gesehen und nachher in Heidelberg besucht hat, fühle ich mich beinahe ebenso, als wenn wir selbst wieder zusammen gewesen wären .... Von der Reinlichkeit Deiner Wohnung, von Deinen Vögeln, Deiner Aufwartung, und was Dich sonst betrifft, haben mir die Mutter und Carolinchen gar Erfreuliches erzählt; besonders war mir lieb, daß ihr Herrn und Frau von Luck gesehen, die ältesten Freunde auf weimarischem Grund und Boden. — Ich vernehme von der Mutter, daß Du wegen Deiner rothen Backen Anfechtung hast, und daß es Leute gibt, die behaupten, solche Farbe sei eben nicht grade ein Anzeichen guter Gesundheit. Ich hoffe, Du wirst selbst von dieser Gunst der Natur, womit sie Dich bezeichnen wollen, einen bessern Begriff haben, und immer so fort leben, wie bisher, daß Du sie nicht verscherzest. — ... Aber die Erfurter Zusammenkunft der Kaiser und Könige ist eine Art von höchst abgeschmacktem Tagebuch zum Vorschein gekommen. Vielleicht lege ich es Dir bei, wenn die Weihnachtssendung abgeht, welche soeben von der Mutter vorbereitet wird.“

1809

Vom 29. April bis zum 13. Juni wohnt Goethe in Jena, hauptſächlich um ungeſtört ſeinen Roman ‚Die Wahlverwandtſchaften' zu fördern.

*

437. Goethe

Ich muß Dir, mein liebes Kind, nur ſelbſt Nachricht geben, daß mir meine Fahrt nicht ſonderlich bekommen iſt, damit Du es nicht etwa von andern erfährſt und Dir die Sache ſchlimmer vorſtellſt. Schon vier Wochen, wie leicht zu bemerken war, befinde ich mich nicht ſonderlich wohl, und in den letzten Tagen habe ich mich mehr als billig angegriffen. Ich dachte, hier zu mehr Gemüths- und körperlicher Ruhe zu kommen, mich zu pflegen und mit Starken zu unterhandeln. Leider griff mich das Übel ſchon den erſten Abend an, das ich unterwegs beim fahren ſchon empfand. Leider war Stark, der Onkel, und auch der Neffe nicht hier; doch ſah ich mich für die Nacht vor mit allerlei Salben und Balſamen und bin noch ſo ganz erträglich durchgekommen. Ich bin auch heute ſchon wieder auf und will mich diät und ruhig halten. Mache Dir alſo keine Sorge und komme nicht etwa herüber, denn ich wüßte nicht, wo ich Dich unterbringen ſollte. Major von Hendrich und von Knebel ſind mir zur freundlichen Geſellſchaft. Mit den dienstägigen Boten erfährſt Du,

wie es mir weiter gegangen ist. Ich hoffe, es soll nichts zu sagen haben, weil ich nun aufmerksam bin. Hätte ich früher dazu gethan, so hätte ich diesen Anfall wohl auch übergehen können. Nun wollen wir desto sorgfältiger sein, und meine hiesige Stille wird alles wieder ins Gleiche bringen. Lebe recht wohl und dictire unserer schönen Freundin ein weitläuftigeres Blättchen, als Du selbst zu schreiben pflegst. Ich höre, Du hast Nachrichten von August. Theile sie mir mit. Hiebei folgt auch sein Brief, den ich unter meinen Papieren gefunden habe. Er wird Dir gewiß viel Freude machen. Lebe wohl und mache Deine Einrichtung und gedenke mein.

Jena, den 30. April 1809. G.

438. Goethe

Mit den heutigen Boten kann ich Dir, mein liebes Kind, versichern, daß es mir verhältnißmäßig ganz leidlich geht. Ich bin schon wieder spazieren gegangen und befinde mich auf dem Cabinet, wo man einheizen kann, gar vergnüglich. Major von Knebel und Hendrich sind den ganzen Tag wechselsweise in meiner Nähe. Die gegenwärtigen Zeitläufte geben viel zu sprechen, und wenn ich auch nicht viel zu sagen habe, so habe ich doch viel zu hören. In meinen Geschäften und Arbeiten hole ich das Versäumte nach und will mich einrichten, eine Zeit lang hier zu bleiben, weil ich, ohngeachtet mancher Unbequemlichkeit, doch hier eine Gemüthsruhe habe, zu der ich in Weimar nicht kommen kann. Ich bin noch nirgends hingekommen.

Die gute Knebeln hat ihr Zahneinſetzen zu luſtig genommen, weil es immer eine Art von Wunde oder Inoculation iſt, wie man will. Sie hat einen Fluß bekommen in das Geſicht, an den ganzen Kopf, woran ſie viel gelitten hat.

Die Freundinnen aus der Nachbarſchaft haben mir indeſſen ſehr köſtlichen Spargel und gute Prunellen zugeſendet, und ich hoffe, es ſoll von nun an recht gut gehen. Herr Geheime Hofrath Stark beſucht mich täglich und nimmt ſich meiner mit vieler Sorgfalt an.

Ich ſchicke Dir einen Kaſten mit ſchönen Äpfeln. Die oben aufgebundenen Pflanzen laß in den Rabatten vertheilen und an Stäbchen anbinden. Sonſt wüßte ich nichts zu ſagen, als daß ich Dir wohl zu leben wünſche, und wünſche, etwas Ausführliches von Dir zu hören. Von den Äpfeln wirſt Du mit meinen ſchönſten Grüßen etwas in der Nachbarſchaft abgeben.

Jena, den 2. Mai 1809. G.

439. Goethe

Da ein Expreſſer nach Weimar geht, ſo will ich Dir mit wenigen Worten ſagen, daß ich mich ganz hübſch befinde. Da das Übel einmal ſein ſollte, ſo iſt es mir ſehr tröſtlich, den Geheimen Hofrath Stark in der Nähe zu haben, welcher mit große Sorgfalt beweiſt. Der Hauptfehler war, daß ich in den letzten vier Wochen, da ich das Übel kommen ſah, nicht öfters kleine Doſen Karlsbader Salz oder dergleichen genommen habe. Man macht ſich freilich, inſofern es nur einigermaßen möglich, bald von aller Arznei los.

Die Äpfel, die ich Dir geschickt habe, werden Dir Vergnügen gemacht haben. Heute Abend hoffe ich von Dir zu hören. Lebe recht wohl und gedenke mein.

Jena, den 3. Mai 1809. G.

440. Goethe

Du hast inzwischen durch einen Expressen wohl von mir einen Brief erhalten. Ich kann heute nicht viel sagen, als daß es mir ganz leidlich geht. Du weißt, wie es nach solchen Anfällen ist. Man muß sich nur in Acht nehmen, daß man sich nicht gleich wieder für ganz gesund hält, und daß man nicht verdrüßlich wird, wenn es mit Geschäften und Arbeiten nicht gleich fort will.

Unser Tisch ist leider nicht der beste; indessen sorgen die Freundinnen für mich, und so will ich mich nicht beklagen.

Hier schicke ich etwas Weniges Samen. Laß ihn gleich auf eine schattige Stelle säen, die Stelle aber wohl bezeichnen.

Erkundige Dich doch, wie es mit ‚Hamlet' steht. Ja, Du könntest Genasten kommen lassen und ihm sagen, daß es mir unmöglich sei, die nächste Woche nach Weimar zu kommen. Mittwoch könnte allenfalls ‚Egmont' gegeben werden; sie waren ja schon darauf vorbereitet. Wie ist ‚Herr Lorenz Stark' abgelaufen? und was gibt es sonst gutes Neues?

Wegen der Kriegsgeschichten laß Dir gar nicht bange machen. Die Menschen müssen nun einmal Angst haben und machen sich Spaß, den andern Angst zu machen. Das Kriegstheater entfernt sich immer mehr von uns, und es

iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ich in einigen Wochen nach Karlsbad gehen kann. Denke der Sache von Deiner Seite nach; ſprich aber mit niemand darüber. Ich habe ſchon mit Karln die Sache beredt: wir wollen uns des Herrn von Hendrichs Koffer ausbitten und ſo wenig an Wäſche und andern Dingen mitnehmen als möglich. Ich werde unſern Wagen und Extrapoſt nehmen müſſen.

Lebe recht wohl und ſchreibe mir nicht zu kurz.

Jena, den 5. Mai 1809. G.

441. Goethe

Du erhältſt heute, mein liebes Kind, ein großes Packet und wirſt die einzelnen Theile deſſelben aufs beſte beſorgen. Die Packete an Herrn Genaſt und Frau von Stein ſendeſt Du gleich fort; das an Herrn Cotta bleibt bei Dir liegen. Er kommt wahrſcheinlicher Weiſe auch ſchon an dem Morgen an, da Du Gegenwärtiges erhältſt, wie er mir von Leipzig aus geſchrieben hat. Es thut mir ſehr leid, daß ich ihn nicht ſprechen kann: aber es iſt mir jetzt ganz unmöglich, nach Weimar zu gehen. Ich erhole mich kaum von dem böſen, krankhaften Überfall und betreibe meine nothwendigſten Arbeiten kaum nothdürftig. Ob ich nach Karlsbad komme, wird täglich zweifelhafter, und ich habe mehr als Eine Urſache, mich in Acht zu nehmen. Hier tröſtet mich noch die Gegenwart des Geheimen Hofrath Stark, der ſich treulich meiner annimmt, und in der Ruhe und Einſamkeit kann ich mich allenfalls erholen. Auch habe ich mich eingerichtet, ſo daß ich trotz allen Übeln nicht ganz unthätig bin. Der

Druck an der Farbenlehre geht fort, und ich habe Hoffnung zu andern guten Dingen. Ich habe deßwegen Genaſt geſchrieben, man möchte ‚Hamlet' auf Mittwoch, den 17., anſetzen. Kann ich Dienstag zur Hauptprobe kommen, ſo will ich nicht fehlen. Fühle ich mich aber nicht, wie ich ſein ſollte, ſo kann dieſe erſte Aufführung ja wohl auch ohne mich geſchehen. Dieß iſt nicht ein Stück für einmal, und ich kann bei Wiederholung deſſelben noch immer einwirken. Grüße Wolffs und ſo auch die theatraliſchen Nachbarn und ſchreibe mir Deine Gedanken.

Laß Dir an den ſchönen Tagen wohl ſein. Sie werden nicht beſſer kommen; und wenn Du Dich leidlich befindeſt, ſo ſieh ja immer gute Freunde und Perſonen, denen Du was Artiges erzeigen willſt. Es iſt hierzu die beſte Jahrszeit. Wenn Du manchmal des Abends lange Weile haſt, ſo laß Dichs nicht verdrießen. Sollteſt Du 14 Tage in Jena zubringen, ſo würdeſt Du umkommen: denn wie kummervoll ſich hier die Familien und Geſellſchaften behelfen müſſen, um nur eine Art von Unterhaltung zu haben, davon kannſt Du Dir keinen Begriff machen.

Mir hingegen iſt es für den Augenblick ein höchſt glücklicher Aufenthalt. Wäre ich klug geweſen, ſo hätte ich dem letzten Anfall ausweichen können; aber von nun an hab ich mir auch vorgeſetzt, mich durch nichts Äußeres ſo leicht wieder auf ein Letztes treiben zu laſſen.

Jetzt lebe recht wohl und grüße Carolinchen und erſuche ſie, daß ſie mir, indem Du dictirſt, recht viel ſchreibt. Nächſten Sonnabend, oder wenn Dein Bruder wieder

hinübergeht, erfährſt Du mehr von mir. Keine Sorge brauchſt Du nicht für mich zu haben. Unſer Eſſen iſt ganz leidlich, und die Freundinnen helfen mit Spargel und andern guten Dingen nach. Lebe recht wohl und ſei nicht karg mit Weimariſchen Nachrichten.

Die beiden beigelegten Briefe laß nur heute Abend auf die Poſt geben.

Jena, den 9. Mai 1809. G.

Vielleicht ſprichſt Du Herrn Cotta; ſo grüß ihn von mir zum ſchönſten.

442. Goethe

Für Deinen ausführlichen Brief danke ich Dir zum allerſchönſten. Sende mir ja einen ähnlichen alle Boten-Tage. Ich will dagegen auch von mir etwas umſtändlich vernehmen laſſen. Du kannſt nichts Beſſers thun, als Dich des Gartens mit Freunden zu erfreuen. Grüße alles, was Dich umgibt, zum ſchönſten. Man kann mir nichts Angenehmers erzeigen, als wenn es möglich gemacht wird, daß der ‚Hamlet' dießmal ohne mein weiteres Zuthun glücklich zu Stande kommt. Ich fühle erſt, wie nothwendig ich es habe, mich von einem ſo langen und verdrüßlichen Winter zu erholen und mich noch überdieß von einem neuen, unerwarteten Anfall herzuſtellen. Doch wird es wohl gehen, wenn ich mich eine Zeit lang im Stillen pflegen kann. Ich ſchreibe Dir dieß im botaniſchen Garten, wo ich mir eine Art von zweiter Wohnung aufgeſchlagen

habe und mich ganz vergnüglich befinde. Lebe recht wohl, grüße alles. Nächstens mehr.

Jena, den 10. Mai 1809. G.

443. Goethe Jena, den 12. Mai 1809.

Da Riemer wegen eines starken Schnupfens heut in seinem Quartiere bleibt, so sage ich Dir nur kürzlich und eigenhändig, daß es mir ganz wohl geht. Freilich muß ich mich in Acht nehmen. Indessen geht mir, was ich arbeite, gut von Statten, und mehr bedarf ich nicht. Wenn ich noch einige Zeit hier bin, soll der Roman, hoffe ich, zum Druck befördert sein. Denn ich lasse ihn hier drucken, und es soll damit, wie mit einigen andern Dingen, rasch gehen. Worüber Du Dich erfreuen wirst. Sage mir, wie Dirs geht. Grüße alles; und insofern Du es vermagst, so trage dazu bei, daß ich ruhig hier bleiben kann. Lebe recht wohl.

G.

*

Am 16. Mai schreibt Goethe einen nicht bekannten Brief an Christiane; er enthielt wahrscheinlich den Wunsch, seine Frau möge für einen Tag nach Jena kommen. Das Tagebuch vermerkt Christianens Ankunft am 18., ihre Abreise am 19. Mai.

*

444. Goethe

Ich schicke Dir, mein liebes Kind, einen Kasten, eine Schachtel, einen Topf, das alles lässest Du in die Rabatten pflanzen. Der Pflanze im Topf lässest Du gleich eine hübsche Stange geben, denn sie geht hoch. Mir geht es

ganz leidlich. Das Beſte iſt, daß ich etwas thun kann. Heute kommt der Herzog. Das gibt einen Stillſtand in unſern Arbeiten, der mir aber doch in mehr als Einem Sinne erfreulich iſt. Lebe wohl. Schicke mir die Bücher, die ich wünſchte, oder bringe mir ſie mit. Ihr kommt doch Sonntag?

[Jena,] den 26. Mai 1809. G.

*

Tagebuch, 28. Mai: „Kam meine Frau mit Wolfs, Eſſermann und Lorzing. Bei Frommanns zu Mittage. Nachher zu Hauſe. Bei Frau von Knebel. Abends zu Frommann"; 29.: „Ging meine Frau mit der Geſellſchaft weg."

*

445. Goethe

Du wirſt nun wohl Herrn Kaaz bei Dir einlogirt haben, und was das häusliche Behagen betrifft, wird er meine Abweſenheit nicht bemerken. Ich ſchreibe ihm ſelbſt und Hofrath Meyern zu gleicher Zeit, und ich bin überzeugt, daß ſeine Ausſtellung, und was er ſonſt wünſcht, gleichfalls gut gerathen werde. Ich werde mit Vergnügen davon durch die rückkehrenden Boten und mehr noch künftigen Sonnabend belehrt werden. Wende alles, was Du kannſt, die nächſten acht Tage von mir ab: denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit ſo begriffen, wie ich ſie ſeit einem Jahre nicht habe anfaſſen können. Würde ich jetzo geſtört, ſo wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir ſehe, und was in kurzer Zeit zu erreichen iſt. Wie geſagt, mein Kind, laß nur die nächſten acht Tage nichts

an mich heran, was abzuhalten iſt. Alle Geſchäfte ſind ja ohnehin im Gange. Dagegen wollen wir auch an euch denken und euch von Zeit zu Zeit einen Fiſch und ein gut Stück Wildpret ſchicken, damit ihr es in gutem Frieden genießet und euch weiter nichts anfechten laſſet.

Sollteſt Du noch etwas von Pflanzen brauchen, ſo ſchreibe es mir. Grüße die kleine Geſellſchaft, die Dich neulich begleitete. So viel ich bemerken kann, haben ſie einen guten Eindruck zurückgelaſſen. Weiter wüßte ich nichts zu ſagen, als daß ich Dir wohl zu leben wünſche.

Jena, den 30. Mai 1809. Goethe.

446. Goethe Jena, den 2. Juni 1809.

Heute weiß ich Dir, mein liebes Kind, wenig zu ſagen. Geſtern iſt Frau von Stein, Frau von Seebach und Fräulein Boſe hier geweſen, und wir haben bei Knebels zuſammen geſpeiſt. Meine Arbeiten gehen ganz ordentlich fort, und ich denke in vierzehn Tagen ziemlich weit zu ſein. Schreibe mir, wie Dirs mit Deinem Gaſte geht, ob er vergnügt und fleißig iſt. Er ſoll mir von Zeit zu Zeit etwas von ſich ſagen. Ich bin voller Verlangen, ſeine Sachen zu ſehen, und werde mich einrichten, ſie nicht zu verſäumen. Du haſt mir allerlei Papiere geſchickt, aber kein Conceptpapier; es liegt in demſelbigen Schränkchen, aber ganz unter den andern. Es iſt ziemlich grau, und Du wirſt es leicht unterſcheiden können. Ich ſchick. Gegenwärtiges durch Sprung, der uns den ‚Hamlet‘ ankündigt. Vielleicht ſiehſt Du Beſuch von Jena. Ich bin recht neu-

gierig, wie er zum zweiten Male geht. Paſſe wohl auf und ſchreibe mir darüber. Lebe recht wohl. G.

447. Goethe

Ich ſchicke Dir, mein liebes Kind, durch die Freunde noch einen Gruß und will einiges nachbringen, was ich geſtern verſäumte.

Was die neuen Bauanlagen in der Ackerwand betrifft, ſo iſt der Vorſchlag der: Durchlaucht der Herzog geben fünf Bauplätze, umſonſt, an fünf Bauluſtige, doch mit der Bedingung, daß die Häuſer in zwei bis drei Jahren bewohnbar ſeien. Wer anno 1812 den erſten Januar das Haus nicht fertig hat, verliert ſein Recht darauf: es wird an den Meiſtbietenden verkauft, und er zwar entſchädigt, aber der neue Beſitzer muß ſich engagiren, im Laufe des gedachten Jahrs den Bau zu vollenden.

Aufs Bauen werden wir uns in der Welt wohl nicht mehr einlaſſen, und wir müſſen alſo abwarten, ob noch etwas aus der Sache wird, und was wir für Nachbarn kriegen. Das Schlimmſte iſt, daß es ausſieht, als wenn ſie die Linie der Koppenfelſiſchen Scheune halten wollten, welches ich abzulehnen ſuchen werde. Das Beigeſchloſſene ſchicke ja gleich an Herrn von Müffling. Sage aber niemand weiter von dem, was ich Dir hier mittheile.

Gib etwa Überbringern mündlich Aufklärung, wie es mit meinem rothen Wein ausſieht, und ob Du Dich nicht etwa vergriffen haſt. Denn der an mich geſchickte, roth-

gesiegelte ist viel dunkler als der sonstige und will mir gar nicht behagen. Ich habe mir einige Flaschen von den hiesigen Freunden geborgt.

Kein Fisch kann heute mitkommen; doch hat man mir einen auf den Dienstag versprochen. Lebe recht wohl und grüße Herrn Kaaz und die Freunde zum schönsten; und seid gesund und vergnügt.

Jena, den 3. Juni 1809. G.

448. Goethe

Es geht mir noch immer vor wie nach. Ich habe mich über nichts zu beklagen, als etwa, daß das Essen nicht immer das erfreulichste ist. Die Freundinnen thun noch immer mit Spargel und sonst noch das Beste.

Werner war einen Tag bei uns. Ich habe ihn Morgens bei mir und Abends bei Frommanns gesehen, bin ihm freundlich und gut begegnet, so daß er von dieser Seite auch ganz heiter abscheiden konnte. Er las eine Art von Ballade, eine dreifache Heirath schildernd, vor, die ihm vielen Beifall erwarb.

Mit den Bauplätzen im Welschen Garten wollen wir uns nicht abgeben. So viel kann ich Dir zum Troste sagen, daß die Häuser weit hinein gerückt werden, und uns eine nahe Nachbarschaft künftig nicht zur Last fällt. Auch ist meine alte und neue Gesinnung, den untern Garten für uns und besonders für August zu erhalten. Es müßten denn günstige Umstände eintreten, die wir jetzt nicht voraussehen können.

6. Juni 1809

In einem langen Kaſten erhältſt Du vierundzwanzig Diptampflanzen. Laß ſie gleich im Garten herum ſetzen, wo ſie noch anzubringen ſind: denn Deine Rabatten ſind wohl ſchon voll genug. Alles Neugepflanzte muß bei der jetzigen Witterung fleißig begoſſen werden.

Ich hoffe, bis dieſen Abend ſollen auch die verlangten Kohlrabi- und Kohlpflanzen beiſammen ſein. Iſt ein Fiſchchen anzutreffen, ſo erhältſt Du es gleichfalls. Mit dem neulichen Wein mag es ein Mißgriff geweſen ſein: denn der zuletzt überſchickte iſt wieder der rechte. Es wäre mir lieb, wenn das noch vorräthige Geld nicht angegriffen würde, und Du das nöthige vom Johannis-Quartal nähmeſt. Mit dem, was ich hier habe, komme ich zwar bis dahin aus; beim Weggehen aber, wo die Trinkgelder zu geben ſind, werde ich noch Succurs brauchen. Die Interims-Quittung ſchicke ich Dir mit den nächſten Boten.

Mit meinen Arbeiten geht es gut, und wenn nichts weiter dazwiſchen kommt, gedenke ich zu Johannis Dich hier zu erwarten und mich einzurichten, daß wir alsdann zuſammen wieder zurück können: denn bis dahin läßt ſich noch vieles thun.

Lebe recht wohl, grüße Deine nächſten Umgebungen, und wenn ich was ſollte vergeſſen haben, ſo erinnere mich. Ein paar leichte Nachtweſtchen könnteſt Du mir ſchicken.

Grüße Herrn Kaaz zum allerſchönſten; und obgleich ein Künſtler nicht gerne ſchreibt, ſo erſuche ihn doch, mir gelegentlich zu melden, wie es ihm geht. Es ſtehn bei mir viele kleine Brettchen herum, auch ein ſaubres Reißbrett,

das der Prinzeß gehört. Wenn Kaaz dieſe brauchen kann, beſonders da er vielleicht ſchon gegenwärtig der Prinzeß einigen Unterricht gibt, ſo gib die Bretter nur hin. Was draufgeklebt iſt, kann man nur herunterſchneiden, und Du behſt es mir auf. Von den Diptampflanzen, und wenn ich ſonſt etwas von Blumenpflanzen ſchicke, kannſt Du Frau von Milkau etwas mit unſrer Empfehlung zukommen laſſen, um ſo mehr, als unſres Gärtners Sohn bei ihr in Dienſten ſteht und uns auch manches Gefällige erzeigt. —

Unzelmann iſt heute bei mir geweſen und ſchien ganz munter und getroſt. Lebe recht wohl und vergnüge Dich mit Deiner nächſten Umgebung.

Jena, den 6. Juni 1809. Goethe.

449. Goethe Jena, den 9. Juni 1809.

Da Du, mein liebes Kind, den Sonntag früh zu uns kommſt, ſo weiß ich weiter nichts zu ſagen, als daß das Fiſchlein, welches ich abgeſchlachtet und zappelnd noch angeſehen habe, Dir den Sonnabend mit guten Freunden wohlſchmecken möge.

Habe die Gefälligkeit, mir ein Pfund Chocolade mitzubringen und einige Fläſchchen Malaga. Das kannſt Du aber auch den Boten mitgeben. Mir geht es gerade ſo leidlich, als ich erwarte, und das Weitere wollen wir beſprechen, wenn wir zuſammenkommen.

Geſtern habe ich wieder ein Theater-Frauenzimmerkleid angeſchafft; es wäre aber eine neue Königin der Nacht und Gott weiß welche Cleopatra zu erfinden, um es mit

Würde tragen zu können. Du wirſt ſelbſt darüber urtheilen, wenn ich Dirs vorzeige. Lebe recht wohl und gedenke mein. Es iſt ſehr geſcheit, daß ihr euch in der ſchönen Jahrszeit einige Bewegung macht. Durch die Boten kannſt Du mir ja wohl wiſſen laſſen, um welche Zeit ich Dich eigentlich zu erwarten habe. G.

Du thäteſt mir eine Liebe, wenn Du mir mein Käſtchen mit geſchnittenen Steinen mitbrächteſt. Du müßteſt aber etwas Weiches oben auflegen, damit ſich im fahren nichts verrückte, weil ungefaßte Steine dabei ſind.

*

Tagebuch, 11. Juni: „Kam meine Frau durch, als ſie nach Kahla fuhr"; 12.: „Beſuch von meiner Frau, die von Kahla zurückkam. Mittags aß dieſelbe mit uns"; 13.: „Nach Tiſche [allein] abgefahren. . . Einen Wagen abgeſchickt, um die Zurückgebliebenen [wohl Chriſtiane und Caroline Ulrich] zu holen."

— Tagebuch, 8. Juli: „Ging meine Frau nach Jena"; 10.: „Kam meine Frau mit Fräulein Goldacker und Demoiſelle Eplenſtein von Jena zurück."

Am 23. Juli begibt Goethe ſich zur Weiterarbeit an den ‚Wahlverwandtſchaften' abermals für viele Wochen nach Jena.

*

450. Goethe

Ob ich Dir gleich, mein liebes Kind, nicht viel zu ſagen habe, ſo will ich doch vermelden, daß es mir ganz wohl geht. Wir ſind fleißig, und wenn wir ſo fortfahren, ſo werden wir mit Zufriedenheit zurückkehren. Künftige Woche wird angefangen am Roman zu drucken. Heute früh habe ich Dir mit Deines Bruders Kutſcher etwas Radieschen geſchickt und zugleich eine Schublade, die noch

in Deine Blumen-Commode gehört; eine andre folgt nach. Mit den Boten erhältſt Du eine Schachtel Kirſchen und einige Feigen darauf, welche letzteren[1] Du Herrn von Wolzogen ſchickſt.

Weiter wüßte ich nichts für dießmal und wünſche Dir recht wohl zu leben.

Jena, den 25. Juli 1809. G.

451. Goethe

Noch einiges will ich nachbringen und vor allem einige ſchöne Grüße von der kleinen Nachbarin, die mich manchmal beſucht; das Kind iſt gar zu artig und möchte gern wieder nach Weimar. Ich habe es eben mit Kaaz, der ſich beſtens empfiehlt, auf das Cabinet geſchickt.

Mit dem Eſſen ſind wir recht wohl zufrieden, und mir geht es überhaupt ganz gut. Die erſten Bogen des Romans ſind in die Druckerei, und es braucht nur ſechs bis acht Wochen Ruhe und Sammlung, ſo iſt die Sache abgethan, und ich kann an etwas Anders gehen. Riemer iſt mir auf die beſte Weiſe behülflich. Nun habe ich aber auch eine recht dringende Bitte an Dich, daß Du die Frauen von Schiller, Wolzogen, Egloffſtein, Schardt, und wenn es nur auf eine Viertelſtunde wäre, beſucheſt und ihnen von mir freundliche Grüße bringeſt. Verſäume das ja nicht und ſage mir, wie Du es ausgerichtet haſt.

Für mich wünſche ich weiter nichts als ein leidliches Befinden, daß ich in dieſen paar Monaten mit meiner

[1] welche letzteren über gestrichenem die

Kalliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgeſtorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter fliehender Menſchen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt, mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,

vorgesetzten Arbeit fertig werde, das Übrige wird sich geben.

Lebe recht wohl und sei überzeugt, daß ich Dich von Herzen liebe, und daß ich mich auf die Ankunft unsres guten Knaben mit Dir im Stillen freue und eben deßwegen manches abzuthun wünsche. Lebe recht wohl.

G.

Vor allem Andern ist der Essig gut besorgt worden, und Du wirst ihn wahrscheinlich bald erhalten: denn entweder bringt ihn der Mann selbst, weil er eine größere Lieferung nach Hof bringt, oder das Fäßchen kommt hieher. Ich habe einen halben Eimer bestellt. Wenn Du mehr brauchst, so darfst Du mirs nur schreiben.

Die mitkommenden Feigen schickst Du gleich an Herrn von Wolzogen, mit meiner Empfehlung. Es sind immer noch die Winterfeigen; indessen laß nur wünschen, daß sie wohl schmecken und wohl bekommen mögen.

Was ich durch die Boten herüber wünsche, steht auf einem besondern Blatt. Findet sich nicht alles gleich, so kann es den nächsten Botentag geschickt werden.

Jena, den 28. Juli 1809. G.

[Beilage]

Nachstehende Dinge wünschte ich von Hause zu erhalten. Dieselben aufzusuchen, würde Sachse behülflich sein.

1. In dem Actenschranke, in meinem Schlafzimmer, liegt ein Packet in Folio, einer starken Hand hoch, mit Bindfaden zusammengebunden. Die Aufschrift ist: Osteolo-

gica. Es sieht ihm nicht leicht ein andres Packet ähnlich, was zugleich in diesem Schranke liegt.

2. In meiner Bibliothek, auf dem großen Repositorium links, gegen das Fenster zu, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, auf den Reihen unter den Pulten, stehen zwei Bücher in Quart, in grüne Pappe gebunden. Sie sind Manuscript und betreffen die Gebirgskunde. Auch ihnen ist kein andres Buch ähnlich.

3. Ein Einschlag-Lineal, d. h. ein Lineal, das an einem Ende noch ein Querholz hat, — es liegt auf meinem Schreibtisch, wahrscheinlich auf der Galerie des rechten Schränkchens.

Diese Dinge wünschte ich, gut gepackt, mit dem Boten zu erhalten.

452. Goethe

Frau Hofräthin Schopenhauer wird Dir, mein liebes Kind, einen Braten und eine Schachtel mit Kirschen überbracht haben, wovon ich guten Genuß wünsche. Es geht uns hier ganz gut. Kaaz hat sich wohlbefunden, und geht morgen früh ab. Ich habe ihm Geld mitgegeben, daß er Suppen-Ingredienzien schicken soll, wozu er auch etwas Parmesan-Käse legen will, als welcher zu den Macaronis ganz unentbehrlich ist.

Knebel scheint sich in seiner Strohwittwerschaft ganz wohl zu befinden; doch ist er mir etwas nachdenklicher als sonst, und ich denke, in kurzem wird sich eine Vereinigung der alten Zustände wiedergefunden haben. Der Knabe wird

alle Tage braver und beſſer, nur fehlt es ihm an Beſchäftigung und Anregung von außen. Wenn er unter vielen ſeines gleichen wäre und recht lebhaften Unterricht erhielte, ſo könnte etwas aus ihm werden.

Wir haben den Druck des Romans angefangen, ohne zu wiſſen, wie wir damit zu Ende kommen wollen. Indeſſen, wenn wir den Auguſt und September gut anwenden, ſo iſt Hoffnung, daß wir fertig werden. Nutze von Deiner Seite dieſe beiden Monate, ſo gut es gehen will, um Dich auf den Winter vorzubereiten und die guten Tage zu genießen, die wir zu erwarten haben: denn freilich fängt auch der Auguſt regnicht und unfreundlich an.

Mit dem Eſſig, ſo nahe auch Golmsdorf liegt, iſt es doch ein bißchen langſam gegangen; es thäte Noth, daß man alle ſeine Ausrichtungen von der Art ſelbſt machte, zu Fuß oder zu Pferd. Indeſſen hoffe ich, Dir Donnerstag oder Freitag einen halben Eimer von dem beſten auf einem Schubkarren zu ſchicken, da ich Dich denn bitte, die Badewanne mit zurückzugeben, da ich denn doch mich auch von Zeit zu Zeit im Waſſer erfriſchen will. Für dießmal lebe wohl und ſchicke mir alles, was angekommen iſt. Es muß auch eine Rolle mit Kupferſtichen gekommen ſein, wenigſtens habe ich den Brief erhalten, der ſie ankündigt.

Jena, den 1. Auguſt 1809. G.

453. Goethe

Durch den Bibliothekarius habe ich Dir ſchon drei Fiſche, ſowie auch Kirſchen geſchickt. Ich wünſche, daß die

erſten Dir wohl bekommen mögen; und was die andern betrifft, ſo kannſt Du deren noch mehr haben, wenn Du ſie verlangſt. Sie ſind aber auch hier rar und theuer.

Ich bin es ſehr wohl zufrieden, daß Du Dir eine vergnügliche Reiſe nach Gera machſt. Schreibe mir näher, wie ihr ſie einrichten wollt. Wahrſcheinlich macht ihr ſie an Einem Tag und geht nur durch Jena durch.

Nun wünſchte ich, daß Du mir Folgendes ſchickteſt: die 12 Bände meiner Werke, die auf dem Repoſitorium an der Thüre ſtehen, in braune Pappe gebunden; einige Theile davon ſind ſchon in blau Papier eingeſchlagen. Sachſe wird ſie einpacken und vorher jeden Theil beſonders einwickeln, auch das Packet mit Bindfaden nicht ſo gewaltſam zuſchnüren, damit die Bände nicht leiden.

Auch könnteſt Du mir, je ehr je lieber, durch Gottſchalk die Badewanne herübertransportiren laſſen, der mir ſie ſchon einmal gebracht hat. Zugleich wünſche ich aber die Apothekerwaaren, die in meinem Acten-Schranke ſtehen, im Schächtelchen und in den kleinen Gläschen.

In meinem Vorzimmer müſſen auch noch einige große, leere[1] Portefeuilles ſtehen, davon ich eins auch wohl herüber haben möchte; doch daß es nicht naß wird.

Weiter weiß ich nichts zu ſagen, als daß es uns ganz wohl geht, weil unſre Geſchäfte im Gange ſind. Lebe recht wohl und ſei Sonntags mit Deinen Gäſten vergnügt.

Jena, den 4. Auguſt 1809. G.

[1] Nachträglich über der Zeile

454. Goethe

Ich danke Dir, daß Du mir das Verlangte ſo bald geſchickt haſt. Das Übrige erwarte ich mit den Boten-Weibern.

Den Eſſig haſt Du vielleicht jetzt ſchon erhalten: denn der Mann hat Deine Adreſſe abgeholt und verſprach, heute nach Weimar zu fahren.

Es ſoll mir lieb ſein, Dich Sonnabend auf einen Augenblick zu ſehen, und wünſche gutes Wetter zu eurer Reiſe; vielleicht reinigt ſich der Himmel bis dorthin. Den Mann, der die Wanne gebracht hat, habe ich hier bezahlt.

Weiter weiß ich nichts zu ſagen, als daß ich Dir wohl zu leben wünſche.

Jena, den 5. Auguſt 1809. G.

454a. Riemer (in Goethes Auftrag)

Gnädige Frau,

Sie erhalten hierbei etwas Neues vom Jahre, das vermuthlich in Weimar noch nicht zu haben iſt, und wovon wir wünſchen, daß Sie es mit gutem Appetit verzehren mögen.

Der Herr Geheimerath befindet ſich wohl und empfiehlt ſich Ihnen beſtens. Einige Beſuche halten ihn ab, ſonſt würde er ſelbſt geſchrieben haben. Er bittet nur noch um ein paar Pfund Chocolade und um einige Bouteillen von ſeinem leichten rothen Wein, der dieſe Tage her einigen Zuſpruch erhalten.

Das Egerwaſſer iſt angekommen; das Weitere wird er perſönlich mit Ihnen beſprechen, wenn wir das Vergnügen

haben, Sie auf den Sonnabend bei uns zu ſehen. In dieſer angenehmen Erwartung empfehle ich mich zu geneigtem Andenken.

Ihr

Jena, den 8. Auguſt 1809. F. W. Riemer.

Clemens Brentano iſt ſoeben angekommen und geht nach Halle, von wo er in Kurzem wieder zurück, hier und durch Weimar geht.

*

Tagebuch, 21. Auguſt: „Kam meine Frau von Gera; und blieb zu Tiſche und fuhr um 4 Uhr weg."

*

455. Goethe

Deine Boten ſind glücklich angekommen, und ich danke Dir für alles Überſendete. Was Auguſt betrifft, werde ich beſorgen, indem ich eben an Cotta ſchreibe. Nur thut mir leid, daß ich Dir keine Bohnen ſenden kann. Mach die Sache mit der Wenzeln ab: denn ſonſt quäle ich mich vergebens, Bohnen auszumachen und zu kaufen, und zuletzt muß doch der Transport bezahlt werden. Morgen kommen Witzel und Genaſt, denen Du vielleicht was mitgibſt. Vielleicht habe ich ihnen auch etwas mitzugeben. Inliegendes ſtelle Deinem Bruder zu, und lebe recht wohl.

Jena, den 22. Auguſt 1809. G.

*

Tagebuch, 28. Auguſt: „War meine Frau mit Madame Wolff, Demoiſelle Engels und Elſermann angekommen. Den Morgen in ihrer Geſellſchaft zugebracht. Mittags mit denſelben und Herrn von Knebel gegeſſen. Nach Tiſche reiſten ſie ab."

*

456. Goethe Jena, den 29. Auguſt 1809.

Nochmals vielen Dank für den geſtrigen Beſuch, und was ihr alles Freundliches gebracht habt. Ich bin heute wieder in meinen Fleiß zurückgekehrt und hoffe, es ſoll alles ganz gut werden. Ich wünſche nichts mehr, als daß beim Theater alles einen freudigen und willigen Gang gehe, damit ich den September noch hier bleiben kann.

Heute kann ich nichts überſenden: denn der Hirſch iſt hier nicht zerwürkt worden, ſondern im Ganzen nach Weimar gekommen, da Du denn wohl ſuchen wirſt, Dir ein Stück davon zu verſchaffen. Wegen der Bohnen wirſt Du am beſten thun, es mit den Boten abzureden. Laß Dir doch auch durch ſie immer friſche Kartoffeln bringen, die hier ſehr gut ſind, und was dergleichen ſonſt wäre. Lebe recht wohl und grüße alles zum ſchönſten. G.

457. Goethe

Geſtern waren die ſämmtlichen Herrſchaften mit allem Gefolge hier. Es war ein ſehr lebhafter, wegen des ſchönen Wetters aber ſehr angenehmer Tag. Heute geht der Hofgärtner Wagner hinüber und bringt Dir dieß. Er wird Dir wegen des Legens der überſchickten Zwiebeln einiges ſagen. Lebe recht wohl! Mir geht es ganz gut. Heute Abend hoffe ich von Dir zu hören.

[Jena,] den 2. September 1809. G.

458. Goethe

Es thut mir ſehr leid, mein liebes Kind, daß Du Dich gerade zu einer Zeit nicht recht wohl befindeſt, wo ich wünſchte, daß Du Dirs recht wohl machteſt. Dictire nur Carolinchen einigermaßen ausführlich, wie es mit Deinen Übeln ſteht, damit ich es Starken vorlegen kann: denn ſo ins Allgemeine kann doch kein Arzt etwas verordnen. Es ſoll mir recht angenehm ſein, Dich dieſe Woche hier zu ſehen, beſonders wenn ichs Mittags voraus weiß, und[1] daß Du nicht zu früh kommſt: denn die Morgen müſſen jetzt ſehr ernſtlich angewendet werden, wenn wir mit unſerer Arbeit dieſen Monat fertig werden wollen.

Ich hoffe, daß das Theater in dieſen drei Wochen ſo ſachte in den Gang kommt. Im October will ich alsdann recht gern eingreifen, und es ſoll nicht lange währen, ſo wollen wir bedeutende und harmoniſche Vorſtellungen ſehen. Grüße alle und jede und fahre fort, die Freunde und Wohlwollende zu ſehen und zu erfreuen.

Die Herrſchaften waren hier recht vergnügt, und ich habe durch ihre Gegenwart auch einen frohen Tag gehabt.

Siehe nur, daß Du zum Vortheil unſeres Gartens, wenn die herrſchaftlichen Kutſcher herüberfahren, einige Säcke mitgibſt, damit es uns an dem feinen Sand nicht fehle.

Wegen Bohnen, Birnen, Erdäpfeln u. ſ. w. mache es mit den Boten-Weibern ab, ſo erhältſt Du alles ſicher und ſo gut, als wenn ich es erſt hier[2] anſchaffte und fortſchickte.

[1] Nachträglich über der Zeile [2] erſt hier aus hier erſt

Vor allen Dingen bemerke mir den Tag, wenn Du herüberkommſt.

Jena, den 5. September 1809. G.

459. Goethe

Wie ich aus Deinen Briefen ſehe und auch ſonſt vermuthen kann, ſo iſt eigentlich jetzt zwiſchen uns nichts mündlich zu verabreden nothwendig, und ob ich Dich gleich ganz gerne wiederſähe und ſpräche, ſo ſind wir doch mit unſern Arbeiten in einer ſo gedrängten Lage, daß es mir lieber iſt, Du kommſt jetzt nicht herüber: denn wir müſſen jede Stunde zuſammennehmen, und ich ſehe noch kaum, wie wir fertig werden wollen. Herr Geh. Hofrath Stark wird Dich beſuchen, ſobald er hinüberkommt, und ſich um Deine Zuſtände erkundigen. Beim Theater grüße die Gutgeſinnten und fahret nur ſo fort wis bisher. Jeder Einzelne hat Vortheil davon, wenn er etwas um des Ganzen willen thut, ſollte es ihm auch nicht ganz angenehm ſein.

Sprich manchmal mit Witzeln, der ſeine Sache noch immer ſehr gut macht, und ſchreibe mir von jeder Vorſtellung, wie ſie abläuft.

Die Feigen, die Du mir ſchickteſt, waren zum Theil noch nicht völlig reif. Laß ſie immer noch einen oder ein paar Botentage hängen, bis ſie recht braun werden.

In zwei Briefen von Frau von Schiller und Wernern biſt Du ſchönſtens gegrüßt. Der letzte hat von Tübingen geſchrieben und iſt zu Frau von Staël nach Coppet gegangen.

Knebel ist schon wieder allein, denn seine Frau ist abermals nach Weimar gegangen. Er ist aber nur desto lustiger, wenn er selbst den Wirth macht.

Lebe recht wohl und bereite vor Michaelis so gut, als Du kannst, noch manches Gute für künftigen Winter vor. Ich befinde mich ganz leidlich, muß aber auf eine pedantische Weise meine Diät und andre Lebensordnung halten, und ich muß suchen, auch in Weimar auf alle Weise dabei zu bleiben.

Jena, den 8. September 1809. G.

Wenn Du uns etwas Gutes erzeigen wolltest, so würdest Du uns eine geräucherte Zunge, aber schon abgekocht, herüberschicken. An solchen Dingen fehlt es uns, besonders Abends, und wenn etwa ein guter Freund kommt.

Ferner erdenke Dir etwas und schenke es Rinaldo in meinem Namen, als wenn ich es geschickt hätte, damit der gute Junge auch von dieser Seite eine Art von Freude hat. Nächstens mehr.

460. Goethe

Da Du einmal kommen willst, so sage ich Dir lieber gleich, daß es mir recht angenehm sein wird, denn es gibt doch mehr zu besprechen, als man glaubt.

Da ist zum Exempel der alte Handel zwischen Riemer und der Nachbarin, von dem Du mir schon früher erzähltest, ausgebrochen. Ich bin überzeugt, daß es nichts ist als eine lüsterne Liebelei, die weiter nichts hinter sich hat. Aber die Frau ist krank geworden und hat dem Manne Gott weiß was erzählt. Du weißt das alles wohl schon

Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kätschchen sich aus, das neue; bequemlich
Saßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit Indianischen Blumen,
Von dem feinsten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten cattunenen Schlafrock,
Aecht Ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Surtout und in der Peleine sich zeigen,
Immer gestiefelt seyn; verbannt ist Pantoffel und Mütze.

beſſer. Auf alle Fälle wünſchte ich, Du ließeſt die Premsler kommen, die eine Art Vertraute gemacht hat, und hörteſt, wie alles ſteht. Sprächſt allenfalls Hirſchfelden ſelber, damit wo möglich das Aufſehen nicht ärger wird. Denn der Mann droht mit Scheidung, und was ſonſt noch alles vorgeht. Du wirſt durch Deine Klugheit und Thätigkeit alles zu vermitteln ſuchen. Jetzt ſage ich weiter nichts, als daß ich Dich herzlich liebe und mich freue, für Dich und das Bübchen zu leben und fleißig zu ſein.

Inliegendes bitte gleich zu beſtellen.

Jena, den 10. September 1809. G.

461. Goethe

Da das Wetter ſo ſehr ſchlecht iſt, und Dein Bruder ſich übel befindet, ſo werde ich Dich wohl in dieſen Tagen nicht ſehen. Sage mir deßwegen durch die Boten einige Worte.

Schicke mir ein paar Pfund Chocolade, denn von dieſer und vom Weine lebe ich jetzt vorzüglich. Kannſt Du uns noch eine geräucherte Zunge ſchicken wie die letztere, ſo wirſt Du uns Gutes erzeigen.

Mein Geſchäft hier geht ganz gut und wird auch hoffentlich ſo zu Ende gelangen, ob ich gleich geſtehe, daß das einbrechende Regenwetter und der wilde Herbſt mir auf den Winter Grauen erregt. Du haſt Dir indeß gewiß ſchon allerlei ausgedacht, wie wir jene unfreundliche Jahrszeit zuſammen zubringen wollen.

Ich bin neugierig zu hören, wie ſich Freund Meyer anläßt, und wie es mit ſeiner Einrichtung werden wird.

Behandle ihn nach unſrer Übereinkunft. Ich wünſche ihm alles Gute und will ihn gern auf das freundlichſte behandlen, nur daß die Nachbarſchaft uns nicht zu großer Gemeinſchaft führe. Unſere Theaterangelegenheiten empfehle ich Dir aufs neue. Mir wäre gar nicht bange dafür, wenn wir nur gute Stücke hätten, damit ſich ſowohl die Schauſpieler, als ich für die Aufführung wirklich intereſſieren könnten. Indeſſen wollen wir unſer Beſtes thun, und vielleicht kommt uns irgend ein Zufall zu Hülfe.

Wegen der Frau von Arnswald, dächte ich, fragteſt Du die Frau von Egloffſtein, die Du doch einmal wohl ſiehſt. Machte ſich das aber nicht, ſo irrſt Du gewiß nicht, wenn Du Dich, ſobald ſie die Nachfrage verbittet, bei ihr anmelden läſſeſt und ihr[1] einen Beſuch abſtatteſt.

Mehr weiß ich für dießmal nicht zu ſagen und wünſche nur, Dich an einem recht ſchönen Tage hier zu ſehen.

Jena, den 12. September 1809. G.

*

Tagebuch, 14. September: „Kam meine Frau mit Demoiſelle Ulrich, Bibliothekars [Vulpius] und Rath Meyer von Bremen. Nach Tiſche fuhren ſie wieder weg. Morgens war ich mit meiner Frau im Paradieſe und Harrasiſchen Garten geweſen."

*

462. Goethe

Zuerſt danke ich Dir und Deiner ſchönen Begleiterin für den angenehmen Beſuch; ſodann ſchicke ich ein Bändchen, aber nur unter den folgenden Bedingungen:

[1] Nachträglich über der Zeile

1. Daß ihr es bei verſchloſſenen Thüren leſet.
2. Daß es niemand erfährt, daß ihrs geleſen habt.
3. Daß ich es künftigen Mittwoch wiedererhalte.
4. Daß mir alsdann zugleich etwas geſchrieben werde von dem, was unter euch beim Leſen vorgegangen.

Weiter weiß ich gerade jetzt nichts zu ſagen, auch nichts zu verlangen, weil übrigens alles unter uns abgeredet worden. Schreibe mir übrigens, wenn irgend etwas vorkommen ſollte, und vergiß nicht, in der Schublade, der mittelſten, rechts an meinem Schreibtiſch, mir das Packet Manuſcript zu ſchicken, welches mit einem braunen, ſchmalen Bändchen zugebunden iſt. Lebe recht wohl und bereite uns eine leidliche Wintereriſtenz vor.

Jena, den 15. September 1809. G.

463. Goethe

Auguſt ſoll mir auf das ſchönſte willkommen ſein, um ſo mehr da er gerade nach meinen Wünſchen anlangt. Ich gönne ihm und euch ein fröhliches Zuſammenſein. Er ſoll ſich erſt recht zu Hauſe fühlen, ſeine Freunde, ſein hinterlaſſenes Muſeum, Haus, Garten, Theater, und was ſonſt erfreulich iſt, genießen und ſich dabei wohlbehaben. Dazu braucht es einige Zeit, und es wird mir viel Freude machen, wenn er mir, ſo oft es Gelegenheit gibt, einige Worte meldet.

Ich brauche wenigſtens noch acht Tage, um mit demjenigen in Ordnung zu kommen, was ich mir vorgenommen habe; nicht allein mit dem Druck des Romans muß ich im Reinen ſein, ſondern auch mit Briefen, welche ich

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

diese Zeit her schuldig geworden, und mit andern Dingen. Wenn ihr euch also unter einander vergnügt, so denkt nur, daß ich die nächsten Tage zubringe, um bald mit euch ohne Störung vergnügt zu sein. Ich bitte Dich inständig, mir alle Besuche abzuhalten; jedes wahre Geschäft läßt sich schriftlich abthun, besonders wenn es ordentlich gedacht ist und gut vorgetragen wird.

August wird vor allen Dingen sich ruhig verhalten, wie ihn auch der Mangel der Garderobe selbst nöthigt. Allein wie er einigermaßen ausgehen kann, und ehe er sonst wohin oder herumgeht, so wartet er dem Herrn Geheimenrath Voigt auf und empfiehlt sich ihm, mehr durch gutes Betragen, als durch Worte. So viel für heute, da wir ja einen jeden Tag einander schreiben und von einander Nachricht haben können.

Jena, den 20. September 1809. G.

464. Goethe Jena, den 22. September 1809.

Die gestrigen Freunde sind mir nicht zu gelegner Zeit gekommen. Ich war schon des Morgens nicht ganz wohl und hätte mich abwarten sollen. Da ich mich aber zwang, bei Tische zu erscheinen, so wurde mirs zuletzt so schlimm, daß ich fortgehn mußte und nicht Abschied nehmen konnte. Doch bin ich durch die Beihülfe unsers Stark dießmal ziemlich schnell über die Sache hinausgekommen und habe die Nacht ganz gut, obgleich unterbrochen geschlafen. Heute bin ich im Bett geblieben; wir können aber unsere Arbeiten demungeachtet fortsetzen.

Weil ihr euch über den ersten Theil des Romans so freundlich geäußert habt, so soll die Hälfte des zweiten bis an einen Abschnitt die nächste Woche unter eben den Bedingungen zu euch gelangen. Du schickst mir den Band wieder, den Du in Händen hast, und wir hoffen nun, das Ende bald zu erreichen. Doch brauchen wir, wenn kein Hinderniß dazwischen kommt, immer noch zehn Tage. Wenn Du etwa hören solltest, daß jemand zu mir herüberkommen will, so lehne es ja ab: denn es kommt doch, wie ich auch dießmal gesehen habe, für die Besuchenden auch nicht das Geringste heraus. Lebe recht wohl und grüße Carolinchen. G.

465. Goethe

Da mein hiesiger Aufenthalt zu Ende geht, so denke ich an allerlei, und Dein Gedanke ist gar nicht unrecht, daß ich manches auf einmal nach Weimar kommen lasse. Noch ein sehr brauchbarer Schrank steht bei Hendrich; ein Stein- und Bücher-Kasten ist schon gepackt. Manches Andere wird sich finden; und da Du noch ein Fäßchen von dem Muß willst, so thut man am Ende besser, daß man eine eigene Fuhre nimmt, als daß man die Sachen einzeln schickt und doch am Ende, durch Tagerlohn und Trinkgelder, der Transport theuer genug wird.

Nun ersuche ich Dich aber, mir nächstens Folgendes zu schicken und keinen Punct zu versäumen.

1. Vor allen andern Dingen Geld, dessen ich höchst benöthigt bin, weil, wie es zu gehn pflegt, die Rechnung auch zu Hause ohne den Wirth gemacht wird.

2. Von der Dresdner Grütze ſo viel, daß ich mir alle Morgen kann in den Bouillon das Nöthige einrühren laſſen.
3. Könnteſt Du mir eine Liebe thun, wenn Du mir Kalbsfüße in Gelée, die nicht gar zu ſauer wäre, Sonnabend mit den Boten ſchickteſt. Es iſt mir gar angenehm, außer der Zeit etwas dieſer Art zu genießen, und hier kann man es nicht haben, wie man wünſcht.
4. Nun noch etwas ganz Entgegengeſetztes und Ungenießbares.

Du erinnerſt Dich, daß in dem mineralogiſchen, untern Zimmer des Gartenhauſes einige Stangen Erz befindlich waren. Sie ſind ſchwer und ſehen rauh aus. Wenn ich nicht irre, ſo liegen ſie jetzt hinter dem Mineralien-Schrank links, gegen das Fenſter zu. Wo Du ſie aber auch finden mögeſt, ſo ſchicke mir eine davon. Weiter wüßte ich jetzt nichts auf Deinen Brief als von mir ſelbſt zu ſagen. Gutes brauch ich euch nicht zu wünſchen: denn ihr habts.

Was die Fuhre betrifft, ſo beſtimme ich Dir nächſtens den Tag, wenn Du ſie herüberſchicken ſollſt.

Grüße Carolinchen und die Theaterfreunde, die gewiß auch Auguſten wiederzuſehen viel Freude haben.

Ich wiederhole, daß, wenn Auguſt artig ſein will, ſo wendet er eine halbe Stunde des Tags dran, mir zu ſchreiben. Es iſt gar nicht übel, in ſolcher Nähe ſich durch Briefe und Billete zu unterhalten. Ebenſo könnteſt Du Carolinchen ſagen, daß ſie mir ſchriebe, wenn Du auch nicht dictirteſt.

Ich will nur eins bemerken; da sich in der Welt so viel durch Zufall macht, so wünschte ich nicht, daß August auf eine pedantische Weise diese oder jene Personen zu sehen vermiede. Besonders wünschte ich aber, daß er, wenn er sich nur einigermaßen produciren kann, den[1] Prinzen Bernhard auf irgend eine Weise zu sehen, zu sprechen, ihm aufzuwarten suchte; welches um so eher geschehen kann, als er gar keine weiteren Hofverhältnisse hat und also sich nicht erst von oben herein zu präsentiren braucht.

Nehmt also dieses zur Regel. Alles was sich zufällig gibt, das sucht zu benutzen und zu beobachten, und schreibt mir mit jeder Post, was sich ereignet hat.

Jena, den 26. September 1809. G.

466. Goethe

Da ich Dir eine schöne Pflanze schicke, die ein Mann hinüberträgt, so füge ich noch einige Worte hinzu: sei so gut, die gedachte Pflanze in das Zimmer neben meiner Schlafkammer zu stellen, damit sie Licht und Sonne genug habe. Dort kann sie bleiben, bis ich komme.

Die Terrine ist glücklich angelangt so wie das Übrige, und ich wünsche nur, daß ihr euch bei euren Freuden und Tänzen recht wohl befinden mögt. Mir[1] geht es wieder ganz leidlich, doch muß ich mich mehr als jemals in Acht nehmen. Auf den Mittwoch erfahrt ihr, wann ich zurückkomme. Laß indessen in meinem Zimmer manchmal einheizen und es bei schönen Sonnen-Mittagen etwas lüften.

[1] dem [1] Nach: gestrichenem: Hier

Lebe recht wohl, grüße Auguſten ſchönſtens und Carolinchen. Lebe recht wohl.

Jena, den 30. September 1809. G.

467. Goethe

Heute ſieht es nun einem völligen Auszug ähnlich. Du erhältſt nach beiliegendem Verzeichniß allerlei. Die Kiſtchen und das Packet Kupferſtiche bleiben uneröffnet.

Ich wünſche, daß es euch wohlgehe. Mit unſerm Geſchäft wirds nicht lange mehr dauern, nur noch zwei Capitel ſind zu drucken. Grüße Auguſt. Herr Präſident von Müffling und Hofkammer-Rath Kiems iſt zu beſuchen, wenn es nicht ſchon geſchehen iſt.

Grüße Carolinchen und die Theaterfreunde. Und lebet recht wohl.

Jena, den 2. October 1809. G.

468. Goethe Jena, den 3. October 1809.

Heute habe ich nicht viel zu ſagen, als daß ich mich nach und nach losmache und Sonnabend, den 7., früh bei euch zu ſein hoffe. Es wird zwar gerade jetzt ſchönes Wetter, welches ich wohl eine Zeit lang hier genießen möchte, da ich ſo viel unfreundliches ausgeſtanden; doch muß auch wohl dieſes Aufenthalts endlich ein Ende werden.

Schreibe mir, wie es euch geht, und erſuche Auguſten, ſeine Reiſebeſchreibung bis ans Ende fortzuſetzen, damit ich das Vergnügen habe, ihn noch ſchriftlich in Weimar anlangen zu ſehen.

3. October 1809

Der Roman kommt in dieſen Tagen zu Stande, ob ich gleich kaum werde ein vollſtändiges Exemplar mitbringen können. Es wird alsdann manches hin und wieder zu erzählen ſein. Zu meinem Empfang erbitte ich mir einen recht guten, franzöſiſchen Bouillon und wünſche, recht wohl zu leben. G.

*

Am 7. Oktober gegen 11 Uhr vormittags traf Goethe wieder in Weimar ein.

1810

In diesem Jahre ist Goethe vom 12. März bis zum 2. Oktober von Weimar abwesend, zunächst acht Wochen in Jena.

*

469. Goethe [Jena, 13. März 1810.]

Wir sind glücklich hier angekommen, obgleich Wetter und Weg höchst unangenehm waren. Der Hecht, den Dir August gesendet hat, ist gewiß gut empfangen worden. Wenn ihr uns auch etwas Schmackhaftes dagegen schickt, so soll gelegentlich wieder ein Fisch folgen; sonst gewöhnen wir uns an, sie selbst zu essen.

Sende mir einen von den schwächeren Ästen des Wacholderbaums, nur etwa eine Elle lang; wir wollen einen Versuch machen und sehen, was damit zu thun ist. August legt sich eine artige Sammlung von Holzmustern an; dazu soll auch ein Stück verwendet werden.

Er befindet sich übrigens recht wohl und geht schön gerade. Ich hoffe, Carolinchen wird es auch thun.

Sende mir einige Abputztücher, damit es so reinlich um mich bleibe, wie es gegenwärtig ist.

Schicke uns auch von solchen Calendern auf Pappe gezogen, sie liegen auf dem Bücherrepositorium meines Schreibtisches, rechts, ganz oben. Riemers rothes Brieftäschchen ist am Sonntage im Saale liegen geblieben. Er erbittet sichs zurück.

Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei seyn.
Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wischt sich
den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel
so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon her-
ein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren
der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen, (er war in Landau versertigt).
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das
Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da, und manches Gewerbes.

Und so saß das traulichе Paar, sich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.

13. März 1810

Noch einiges würde ich hinzuſetzen; aber Auguſt hat mir ſo allerlei vorerzählt, daß die Boten drüber ankommen. Beſorge nur das Beiliegende recht ordentlich und lebe wohl. G.

[Nachſchrift: Auguſt]

Ich bin den ganzen Nachmittag beim guten Vater geweſen, kann Ihnen alſo nichts wünſchen, als daß der Hecht gut bekommen möge. Grüßen Sie Demoiſelle Ulrich. Auguſt.

470. Goethe

Da es denn doch nicht wohl angeht, daß man einen ſo angenehmen Beſuch verbittet, ſo ſollt ihr eben Freitags nach eurer Bequemlichkeit willkommen ſein. Das Tagebuch iſt recht ſchön und reichlich, das Übrige wollen wir mündlich beſprechen. G.

[Nachſchrift: Auguſt]

Da der Kaſten dießmal ſo reichlich mit Würſten und andern Eßwaren angefüllt war, ſo muß ich beinahe glauben, daß Sie mich damit beſtechen wollten, um ein gutes Wort für Sie, wegen des Balles, beim Vater einzulegen. Auf Wiederſehen. Beſonders haben mir die drei Lungenſtrudel ſehr gut geſchmeckt[1].

Auguſt.

Jena, den 14. März 1810.

*

Tagebuch, 16. März: „Kam meine Frau und Demoiſelle Ulrich"; 17.: „Mittags die Frauenzimmer ... Abends vor dem Ball die Frauenzimmer"; 18.: „Spazieren mit den Frauen-

[1] Dieſer Satz nachträglich eingeſchoben.

zimmern und dem Oberſt [von Hendrich]. Mittags zuſammen gegeſſen"; 19.: „Spazieren mit den Frauenzimmern", die noch am ſelben Tage nach Weimar ſcheinen zurückgekehrt zu ſein.

*

471. Goethe

Um folgende Beſorgungen wollte ich Dich dießmal gebeten haben:

Erſtlich wird Herr von Knebel nach Weimar kommen, den Du ohne mein Erinnern gut aufnehmen wirſt. Sodann aber ſuchſt Du, in der mittleren Schublade meines großen Schreibtiſches, rechts, ein Packet, worauf

Saul

geſchrieben ſteht. Dieſes eröffneſt Du und gibſt ihm, was es enthält.

Zweitens hängen in dem Schranke rechts eben dieſes Schreibtiſches kleine meſſingene Schlöſſer mit Schlüſſelchen. Dieſe ſchicke mir mit den rückkehrenden Boten.

Da unſer guter Knebel mit den Seinigen Dich zu Mittag heimſuchen wird, ſo richte Dich darauf ein. Ich hoffe, daß Du dieſes Blatt noch zur rechten Zeit erhältſt.

Von meiner Seite habe ich, zu ihrer beſſeren Aufnahme, hierbei auch noch ein Blättchen wegen Entrée des Freundes in meine Loge, ſolange er in Weimar iſt, und ein zweites geſchrieben, damit Du für die Familie auch Billette ins Parterre erhalten kannſt. Mache übrigens alles, wie Du glaubſt, daß es recht iſt.

Auguſt hat ſich auch entſchloſſen, zur ſchönen ‚Müllerin' zu wandern. Vielleicht iſt er früher da als Gegenwärtiges.

Du wirſt auf alle Fälle einen wohlbeſetzten Tiſch haben. Lebe recht wohl und ſchicke uns manchmal Froſchkeulchen. Die überſendeten waren ganz vortrefflich. Grüße Carolinchen.

Jena, den 23. März 1810. G.

472. Goethe [Jena, 27. März 1810.]

Heute ſchreib ich Dir wenig, mein liebes Kind, ich habe Beſuch, und die Boten wollen fort.

Entſchuldige mich bei Herrn Hofkammerrath und Genaſt, daß ich nur ſchicke und nicht ſchreibe. Wegen des Treuteriſchen Hauſes ſchreibe ich nächſtens. Auch wegen andrer Dinge, die ich geſchickt wünſche.

Kannſt Du die Doſe finden, die ich von Stuttgart geſchickt kriegte, von dem grünen Stein mit Granaten, ſie ſteht auf meinem Schreibtiſche in einer kleinen weißen Schachtel, ſo ſchicke ſie.

Grüße Carlinchen ſchönſtens. Auguſt ſpeiſt und dämmert. Lebe wohl, liebe mich. G.

473. Goethe

Da ich Dienstags nicht ſchreiben konnte, ſo will ich ſehen, dieſen Brief früher als Sonnabend zu Dir zu bringen und Dir von mancherlei Dingen Nachricht zu geben.

1. Was das Treuteriſche Haus betrifft, ſo liegt ein Blatt an Genaſt nach Deinen Geſinnungen bei, welche mit den meinigen völlig übereinſtimmen. Auguſt denkt ebenſo, und wir finden beide kein großes Unglück, wenn auch am

Ende die Planke wieder hergestellt und unser Garten um so viel kleiner würde. Dieß ist die beste Gesinnung, um nicht übertheuert zu werden. Kann man dieses Besitzthum auf eine leidliche Weise acquiriren, so ist es etwas Anders.

2. Was den ‚Saul' betrifft, der sich nicht finden will, so wären drei Personen denkbar, denen ich ihn gegeben hätte: erstlich Genast, zweitens Wolff, drittens Fräulein von Knebel. Erkundige Dich deßhalb, finden muß er sich.

3. Das Holz des Wachholderbaums hebe ja sorgfältig auf und laß nichts mehr davon zerschneiden. Es ist viel kostbarer, als wir jetzt denken: denn dergleichen ist unter keiner Bedingung wieder zu haben, und ich würde nicht rathen, ein größeres Möbel daraus machen zu lassen, sondern kleinere Dinge, womit es aber noch Zeit ist: denn das Holz kann immer noch austrocknen.

4. Was Deine beiden Schränkchen betrifft, so wird August den Sonnabend, wenn er hinüberkommt, das Maß nehmen, und alsdann will ich Dir hüben ein Paar, wie Du sie verlangst, von Pappelholz machen lassen, welches gut in die Augen fällt und ein Zimmer sehr putzt. Auch arbeiten die hiesigen Tischer ungleich besser und wohlfeiler als die Weimarischen. Die Sache wird mit Herrn Obrist von Hendrich besprochen, und August betreibt sie alsdann.

5. Was die Hof-Trauer betrifft, so brauchst Du mir niemals den Zettel zu schicken. Richte Du Dich vielmehr darnach: denn es schickt sich immer, daß Du Hof-Trauer trägst, wie Du es dießmal auch gethan hast. Von Frankfurt laß Dir kommen, was für gut gehalten wird, daß Du

bei den Vermählungsfeierlichkeiten, inwiefern Du dazugezogen wirſt, anſtändig erſcheinen kannſt.

6. Den Brief von Schloſſern habe ich erhalten; es iſt leider nur Verluſt daraus zu erſehen. Indeſſen, da die ganze Welt verliert, ſo wollen wir uns nicht ausſchließen.

7. Frau von Knebel hat ein Hütchen für Dich beſtellt, welches hoffentlich fertig wird, um mit den Boten Sonnabend anzukommen. Das übrige, wonach es gemacht wird, iſt freilich niedlich genug.

8. Wenn Du etwas weißt, was Carolinchen Vergnügen machte, ſo ſage es mir entweder, oder, wenn Du die Sachen von Frankfurt verſchreibſt, laß ihr auch etwas mitkommen.

9. Die ſchwarzen Beinkleider ſind angekommen und paſſen gut. Den ſchwarzen Hofrock laß mir zu einem Frack umändern. Die alten Beinkleider will ich für Heinrich ſchicken. Auguſt will meinen alten Überrock haben.

10. Der Frau von Heygendorf empfehle mich vielmals. Sobald es hier freundlich wird, ſoll ſie förmlich eingeladen werden. Wenn ſie ſich einrichtet, ein paar Tage hier zu bleiben, ſo wollen wir ſchon für ein artig Quartier ſorgen: denn in einem Tage hin- und wiederzufahren iſt für ſie und das Kind nicht rathſam. Alles Übrige Sonnabend mit dem Boten.

Jena, den 29. März 1810. G.

11. Federnelken, und zwar gefüllte, erhältſt Du, ſobald es rechte Zeit iſt, ſie zu verpflanzen. Das Allzufrühe

hilft nichts. Auch ſchicke ich Rapontica-Samen, welchen zu ſäen es auch noch Zeit hat. Hebe nur dazu einige gute, ſonnige Beetchen auf.

474. Goethe

Heute weiß ich, mein liebes Kind, nicht viel zu ſchreiben: denn in dem geſtrigen, durch Herrn von Egloffſtein abgeſendeten Brief habe ich alles möglichſt bedacht. Iſt etwas vergeſſen, ſo erinnere mich.

Meine Arbeiten gehen inſofern gut, daß wir hoffen können, bald fertig zu werden. Freilich keine Störungen dürfen eintreten, und wir werden euch nicht eher einladen, als bis wir recht auf dem grünen Zweige ſitzen.

Auguſt kommt wieder zu euch hinüber, und ich freue mich ſeiner, auf mehr als Eine Weiſe; aber es iſt doch etwas Wunderbares in der Sache. Wenn ich es recht überſehe und bedenke, ſo iſt mir ſein Heidelbergiſcher Aufenthalt lieber als ſein Jenaiſcher: es kommt ſchon etwas Kümmeltürkiſches in ihn. Ich habe niemals einen ſo deutlichen Begriff von dieſem Worte gehabt als jetzt. Ich will ihm ſeinen Sommer nicht verderben, und Du brauchſt ihm hiervon nichts merken zu laſſen; aber wenn es ſo fortgeht, ſo muß er auf Michael wieder in eine andere Welt, nach Göttingen, oder wohin es auch ſein mag. Da viel Zeit bis dahin iſt, ſo wollen wirs beſprechen; aber ich ſage es voraus, weil ich nicht viel mehr Zeit habe, etwas lange auf dem Herzen zu behalten.

Du erhältſt einen ganzen Kaſten voll köſtliche, gefüllte

Federnelken. Laſſe ſie nicht zu nahe aneinander pflanzen: denn ſie beſtocken ſich ſehr. Den Kaſten ſchicke zurück.

Auch lege ich Rapontica-Samen bei, davon Du die Hälfte jetzt auf ein wohlbeſtelltes Ländchen ſäen kannſt, die andere Hälfte erſt im Mai auf ein anderes. Wie dieſe Pflanzen übrigens zu behandeln ſind, beſprechen wir noch weiter mündlich.

Das Hütchen, hoffe ich, iſt auch glücklich angekommen. Es iſt wirklich ſehr artig, und ich glaube, daß es Dir gut ſteht.

Frau von Knebel kommt auch ſchon wieder hinüber, und Auguſt iſt vielleicht früher bei Dir als Gegenwärtiges.

Die Mitglieder der Singeſtunde grüße zum ſchönſten. Wenn ich wieder hinüberkomme, ſo müſſen wir einen recht vergnügten Donnerstag haben. Erkundige Dich im Stillen, ob in der Charwoche ein Oratorium oder etwas dergleichen ſtattfinden ſoll. Ich werde mich darnach richten.

Lebe wohl und verſäume nicht, zu dictiren, was vorgeht, und grüße Deinen hübſchen Secretär.

Jena, den 30. März 1810. G.

475. Goethe

Auguſt iſt glücklich zurückgekommen, hat uns viel erzählt und war von der Aufführung des ‚Hamlets' beſonders erbaut. Mir geht es auch ganz gut, und wir werden vor Oſtern, wo nicht fertig, doch ziemlich weit ſein.

Habe Dank für das überſchickte Gute. Die Näpfchen ſollen heute ſämmtlich wieder zurückkommen.

Schicke mir wieder etwas Franzwein, und von Zeit zu Zeit, auch ohne meine Erinnerung, einige Fläſchchen.

Von der ſchwarzen Weſte will Karl nichts wiſſen: er ſagt, daß er ſie nie geſehen habe.

Das eine Paar Beinkleider für Heinrich kommt mit.

In Deinem Garten wird alles wohl ſchön beſtellt ſein. Ich habe vergeſſen anzuzeigen, daß die Nelken etwas tief geſetzt ſein wollen; doch wird das der Gärtner, als ein verſtändiger Mann, ſchon für ſich gethan haben.

Ich gehe hier viel ſpazieren, und das ſchöne Wetter gefällt mir ſehr wohl.

Für heute wüßte ich nichts mehr zu ſagen; ſollte ich etwas vergeſſen haben, ſo ſei ſo gut und erinnere es. Lebe recht wohl und grüße Carolinchen.

Jena, den 3. April 1810. G.

*

Tagebuch, 6. April: „Kam nach Tiſche meine Frau [und Caroline Ulrich]“; 7.: „... mit den Frauenzimmern und Auguſt auf die Löbſtedter Wieſen. Ferner in den botaniſchen Garten. Zu Tiſche alle beiſammen. Abends gingen die Frauenzimmer auf den Ball“; 8.: „Mit den Frauenzimmern ſpazieren ... Abends bei Major von Knebel. Gezeichnet, während die übrige Geſellſchaft tanzte“; 11.: „Gingen die Meinigen nach Weimar.“

*

476. Goethe

Schon gar manches von dem, was ich gewünſcht habe, iſt angekommen. Sei ſo gut und ſchicke mir das Blättchen zurück, worauf alles ſteht, damit ich zuletzt weiß, ob auch alles hier iſt.

Hofrath Meyer wird kommen und einiges ausſuchen. Das überlaſſe ihm, oder übernimm es und ſchicke es mir,

oder besorge es sonst, wie es sich fügen will. Nur bitte ich Dich, gib diesen Sachen einige Aufmerksamkeit, daß sie nicht bloß im Sturm geschehen, und daraus Confusionen entspringen, wie leider schon der Fall war.

Ich habe noch gar mancherlei, was ich herüberwünschte, und will es nach und nach verlangen. Ich hoffe, ihr werdet euch wohlbefinden und auf eure Weise vergnügt sein. Der Schnee hat mich auf einige Tage eingesperrt: es wird aber nur bald um desto besseres Wetter werden.

Schicke mir ja von Zeit zu Zeit etwas Genießbares: denn unser Tisch ist sehr schlecht und wird noch schlechter werden, wenn Hanburys weggehn. Lebe recht wohl, grüße den Schirmvoigt und Carolinchen. Wegen dieser habe ich recht umständlich und treulich an Herrn Geh. Rath von Voigt geschrieben.

Jena, den 13. April 1810. G.

477. Goethe

Dein Bruder hat mir alles recht ordentlich überliefert, und ich schreibe mit den Boten mehr. Dieses gebe ich mit den Bouteillen an den Kutscher, der euch selbst erzählen mag, wie es zugegangen ist, daß er unterwegs umgeworfen hat. Der Bibliothekar hat am Backen einigen Schaden genommen, der aber schon durch guten Hendrichischen Wundbalsam auf dem besten Wege der Heilung ist. Ich sage dieß nur, damit nicht etwa die klatschige Fama das Übel größer macht, als es ist, damit sie etwas zu sagen habe. Lebe recht wohl.

Jena, den 17. April 1810. Goethe.

478. Goethe

Alles, was ich gewünſcht habe, iſt recht glücklich und gut angekommen, deßwegen Du auch ganz beſonders gelebt ſein ſollſt. Ganz allein fehlt noch das Holz vom Wachholderbaum, wovon ich Dich um einen ſtärkern und ſchwächern Aſt bitte.

Unſere Geſchäfte gehen hier ſehr gut; nur bringt mich leider das Eſſen beinahe zur Verzweiflung. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß ich vier, fünf Tage bloß von Cervelatwurſt, Brot und rothem Wein gelebt. Auch ſehe ich unter den hieſigen Umſtänden gar keine Rettung und wäre, weil es mir zuletzt doch ſchädlich werden muß, ſchon wieder hinübergefahren, wenn es unſer Geſchäft nur einigermaßen zuließe. Ich bitte Dich alſo aufs allerinſtändigſte, mir mit jedem Boten-Tage etwas Gutes, Gebratenes, einen Schöpſenbraten, einen Kapaun, ja einen Truthahn zu ſchicken, es mag koſten, was es will, damit wir nur zum Frühſtück, zum Abendeſſen, und wenn es zu Mittag gar zu ſchlecht iſt, irgend etwas haben, was ſich nicht vom Schwein herſchreibt. Ich mag Dir nicht ſagen, wie verdrießlich und ärgerlich ich die Zeit her geweſen bin, wenn ich mit einem übertriebenen und ganz unſchicklichen Aufwand entweder hungern oder etwas genießen mußte, was mir offenbar ſchädlich war.

Alles Andere, was von uns ſelbſt abhängt, geht ſehr gut, und wir werden zur rechten Zeit fertig. Daß der Bibliothekar ſchon heute kommt, hindert, daß der Schreiber dieſes nicht mit dem Wagen zurückkehrt. Ich wiederhole,

Endlich aber begann die wurdige Hausfrau, und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die beiden, und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befallet!
Lauft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlagt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling naher dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;

daß der kleine Unfall, den der Bibliothekar gehabt, von keiner Bedeutung iſt. Wegen Carolinchen iſt, hoffe ich, ſchon ein Reſcript an die Regierung gegangen. Erkundigt euch immer wieder einmal darnach und laßt die Sache nicht ruhen. Weiter wüßte ich für den Augenblick nichts, womit ich Dich plagen oder beläſtigen möchte. Schreibt mir aber doch, und zwar etwas ausführlich, wie es mit der ‚Schweizerfamilie' gegangen iſt. Wenn Auguſt von ſeiner Tour zurückkommt, ſo ermuntere ihn ja, daß er mir eine recht ausführliche, hübſche Relation ſchreibt. Lebe recht wohl und beſorge Inliegendes, beſonders an Ludecus, recht pünctlich: denn es enthält Geld und Geldeswerth.

Jena, den 17. April 1810. G.

479. Goethe

Auf eure freundliche Einladung können wir uns leider nicht einfinden: denn gerade in dieſen Tagen und in der nächſten Woche ſteht uns noch das Schwerſte bevor. Wir müſſen alſo ausbalten, es ſei, auf welche Art es auch ſei.

Doch haben Deine Wohlthaten theils an und vor ſich ſelbſt ſehr gute Wirkung gethan, theils auch anderes Gute herbeigeführt, und wir haben uns in der letzten Zeit, was das Eſſen betrifft, um vieles beſſer befunden. Sende uns nur mit jedem Botentage etwas Abgebratenes, es ſei, was es ſei, damit ich nur zum Frühſtück und Nachtiſch etwas Kaltes habe, das mir allein wohlſchmeckt und mir allein wohlbekommt.

Zahnpulver ſchicke ich hier eine kleine Gabe. Herrn

von Hendrich werde ich wegen ſolcher Schächtelchen erinnern. Daß Du mir die beiden Flaſchen Franzwein aufgeopfert haſt, weiß ich Dir großen Dank. Die eine hat uns ſchon beſonders gut geſchmeckt; die andere wollen wir mit deſto mehr Verſtand trinken.

Frage doch auch Auguſt gleich, wenn er wiederkommt, ob ich ihm ein ganz kleines, franzöſiſch ſehr ſchön geſchriebenes Büchelchen, die Feierlichkeiten in Cleve, zum Geburtstag des Kaiſers, und das Andenken der Johanna Sebus betreffend, etwa gegeben habe. Es iſt mir verſchwunden, und ich weiß nicht, wohin.

Heute ſage ich nichts weiter. Nächſtens werde ich Dich erſuchen, mir wieder einiges zu ſchicken. Nach meinem Wunſche und nach der Nothwendigkeit müſſen wir noch einmal nach Weimar hinüber. Wann dieß geſchehen kann, weiß ich nicht zu ſagen. Unangemeldet kommen wir nicht; aber wir finden auf jede Weiſe alles beſſer, als wir es hier verlaſſen. Ich wünſche, recht wohl zu leben und umſtändlich zu vernehmen, wie man ſich befindet.

Jena, den 20. April 1810. G.

Noch eins! Man hat von Seiten der Theater-Commiſſion bei mir den Wunſch geäußert, den neuen Capellmeiſter und ſeine Frau auf unſere Bank, wenigſtens für die Zeit des gegenwärtig laufenden Theaterjahrs, zu bringen.

Ich habe doch Witzeln darauf einen Platz und eine Art von Aufſicht übergeben. Dieſer iſt nun krank und gewiß lange nicht im Schauſpiel geweſen. Carolinchen wird

am beſten ſagen können, wie es jetzt auf der Bank ausſieht, damit ich einen Entſchluß faſſen kann: denn ich möchte dieſen Perſonen gern eine Gefälligkeit erzeigen, ohne doch jemanden zu vertreiben, obgleich die Sämmtlichen, die darauf ſitzen, außer etwa dem ſchönen eben genannten Kinde, uns deßhalb nicht den mindeſten Dank wiſſen. Erkundige Dich nach der Sache, ſchreibe mir Deine Meinung: denn ich habe mir die Reſolution offen behalten.

Sei ſo gut und ſchicke mir ein paar Pfund Chocolade.

[Nachſchrift: Riemer]

Auguſten bitte gefälligſt zu ſagen, daß ich ſein Stammbuch beſorgt habe, es aber leider heute nicht mitſchicken kann, indem es bei Frommanns liegt, die in dieſem Augenblick, wo die Botenfrauen eben abgehen wollen, nicht zu Hauſe ſind. Es erfolgt nächſtens.

Das Beſte zum Feſte wünſchend und mich geneigteſtem Andenken empfehlend Riemer.

480. Goethe

Die Chocolade iſt mir ſehr zur guten Stunde angekommen: denn ich habe dieſen Morgen allerlei Proben gemacht mit Kaffee und hieſiger Chocolade, es hat aber nicht gehen wollen.

Gleichfalls danke ich für die guten, gebratenen Biſſen. Schicke mir ja wieder etwas dergleichen. Dafür folgen auch hiermit die beſten Fiſche, die ich wünſche, daß ihr ſie in guter Geſellſchaft wohlbereitet verzehren möget.

Mir geht es ganz gut, nur daß unſere Arbeit ſich noch immer etwas mehr in die Länge zieht.

Schreibt mir nur hübſch fleißig euer Tagebuch. Ich habe nicht viel Beſonderes zu erzählen. Für Auguſten habe ich das Verlangte beigepackt. Lebet recht wohl und gedenkt an uns. Ob und wann es hinüberzukommen möglich iſt, weiß ich noch nicht zu ſagen.

Jena, den 24. April 1810. G.

481. Goethe

Für das Überſendete ſollſt Du vielen Dank haben. Laß es uns nicht an Nößeln Franzwein und an halben Braten nicht fehlen. Schickteſt du mir etwas Spargel, der doch nun auch hervorkriechen ſollte, ſo würde ich es auch gut aufnehmen. Die Freundinnen haben mir hier die Erſtlinge zugetheilt. Du erhältſt hiermit mancherlei. Ich hoffe einen Aal. Aalraupen haben wir auch verzehrt, welches wirklich kein ſchlechter Fiſch iſt. Pflanzen erhältſt Du, und auch Federnelken. Dagegen bitte ich Dich inſtändig: ſchicke mir Kaſten und Schachteln zurück! Es iſt noch einer drüben von den erſten Federnelken. Eine Schachtel, die Wagnern gehört. Nun kommt wieder ein Kaſten. Laß den nicht bei Dir ſtehen. Die Leute geben ſehr gerne das, was drin iſt, aber die Gehäuſe wollen ſie wiederhaben.

Mache dem guten Rinaldo einmal eine Artigkeit und ſage, daß ſie von mir komme. Das artige Kind hat mir ein paar Mal geſchrieben und Zeichnungen geſchickt; aber ich komme nicht dazu, auszudenken, wie ich ihm auch etwas Erfreuliches erzeigen könnte.

Lebet recht wohl und genießet des guten Tages. Wenn

Auguſt Sonntag zu mir herüberkommt, ſo ſoll er wohl empfangen ſein. Wann wir bei euch anlangen, das wiſſen wir noch nicht zu ſagen: denn ob wir gleich fleißig ſind, ſo verſpätet ſich doch unſer Vorhaben. Davon wird jedoch in der nächſten Woche beſſer die Rede ſein können.

Denke nur ja auf alles, was ich etwa zu meiner Abreiſe noch bedarf, oder was vorher entſchieden ſein muß: denn ich möchte ſie beeilen ſo viel als möglich. Das Karlsbad, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr iſt, was man ſagt, wird dieß Jahr ſo voll, daß man nicht früh genug anlangen kann. Lebe recht wohl, und verſäumt nicht das Tagebuch.

Jena, den 27. April 1810. G.

482. Goethe

Der Beſuch von Auguſt war uns ſehr angenehm. Wir hätten gewünſcht, daß er länger geblieben wäre. Warum er ſo ſchnell forteilt, wird er Dir ſelbſt erzählen. Sage Lortzingen etwas Freundliches darüber, daß ich ihn nicht zu Tiſch behalten habe. Wir haben wenig zu eſſen, und ich wollte mich doch auch mit Auguſt etwas freier unterhalten. Die Morcheln in der Schachtel ſind für Aten; ſie ſoll ſie aber gleich kochen, weil ſie noch ſo ziemlich friſch ſind. Die Bohnen ſchickt Madame Frommann.

Nun laß mir vor allen Dingen noch einen blauen Überrock, ein Paar ſchwarze Hoſen und ein Paar Stiefeln machen. Dieſe ſoll aber der Schuſter ja nicht enger machen als die letzten, wegen der warmen Strümpfe.

Ferner ſchicke mir zunächſt aus der mittelſten Schub-

lade rechter Hand meines Schreibtiſches die zwei hübſchen Portefeuilles, das violettſammtne, und das andre mit zwei Farben geſtickte von der Herzogin von Curland.

Auguſt wird Dir ſagen, wie ich über die letzten vierzehn Tage denke. Ich halte es mit euch für beſſer, nicht mit herüberzukommen. Riemer käme etwa den 9., zu Schillers Gedächtnißfeier. Ihr brächtet ihn Sonnabend wieder zurück. Wir blieben den Sonntag zuſammen, und dann ging' ich Montag oder Dienstag fort. Es iſt allerdings nothwendig, daß ich nach Karlsbad eile, weil es eine große Noth um Quartiere ſein wird; ob es mir gleich nicht bange iſt, unterzukommen.

Lebe recht wohl! Denke alles recht durch und bereite es vor, daß am Ende nichts fehlt. Die Päſſe laß auch auf der Polizei ausfertigen und ſie vom Sonntag Jubilate, das iſt den 13. Mai, datiren. Übrigens ſagſt Du niemanden, weder wann ich gehe, noch daß ich nicht mehr hinüberkomme. Haſt Du denn Madame Dillon beſucht?

Jena, den 29. April 1810. G.

483. Goethe Jena, den 1. Mai 1810.

Unſere Dinge werden ſich alle nach und nach ganz gut machen. Vieles habe ich nun ſchon erhalten, beſorge noch gefällig das Fehlende.

Vor allen Dingen die Päſſe. Den Stiefel ſchickt Karl; ich wünſche aber, daß er zurückkomme, wenn der Schuſter das Maaß darnach genommen hat. Die beiden Orden, ſowohl den franzöſiſchen als den ruſſiſchen mit dem großen

Bande, bringe wohleingepackt mit; man weiß nicht, ob man nicht in den Fall kommt, ſie zu brauchen.

Wegen unſerer Hin- und Wiederfahrten wollen wir es ſo einrichten. Riemer kommt auf alle Fälle Mittwoch, den 9., und es ſoll mir lieb ſein, wenn ihr alsdann alle zuſammen Sonnabend zu guter Zeit anlangt, da ihr denn ein gut Mittageſſen finden ſollt. Ich will mich einrichten, daß ich erſt Dienstag, den 15., abgehe. In dieſen drei Tagen haben wir übrig Zeit, alles zu beſprechen. Karl bleibt hier. Er will das Geld für den Überrock nehmen, welches mir auch ganz recht iſt. Grüße Weißern zum ſchönſten und ſage ihm Folgendes: eine förmliche Beſtellung auf die Büſte der Prinzeß in Marmor könnte ich vor meiner Abreiſe nicht auswirken; allein man müßte in der Welt auch etwas riskiren. Er ſoll mit ſich zu Rathe gehen, ob er wagen mag, die Büſte auf ſeine Gefahr zu machen, da er den Marmor doch hat, und Zeit auch. Rückt die Arbeit vor, die Zeit der Vermählung und des Abſchieds ruckt heran: ſo will ich mein Möglichſtes thun, daß die Herrſchaften ſie behalten, und er zu ſeinen Wünſchen gelange. Es iſt mit ſolchen Dingen, wie mit Waaren. Beſtellen würde man ſie nicht, wenn ſie aber fertig ſind und gut ausſehen, ſo nimmt man ſie wohl. Er ſoll nur aufmerken, was die Leute an der Gipsbüſte loben und tadeln, und Hofrath Meyer zu Rathe ziehn.

Du ſagſt mir nicht, daß Du bei Madame Dillon geweſen ſeiſt. Ich wünſche es gar ſehr. Verſäumt nicht hinzugehen, noch ehe ich abreiſe.

Von den Geſchirren kommt hier wieder etwas zurück. Von dem weißen Weine möchte ich immer wieder etwas und auch auf die Reiſe. Ich trinke ihn gerne, und er bekommt mir gut.

Lebe recht wohl! Ich möchte gar zu gern euren Garten ſehen, der ſehr hübſch ſein muß, aber ich würde ihn doch kaum genießen können. Grüße Carolinchen und Auguſt und denke über alles nach, was Du mir etwa mitzugeben haſt. Riemern gebe ich über verſchiedenes noch Aufträge. Die Portefeuilles ſind glücklich angekommen. — Lebe wohl! Die Inlagen baldigſt zu beſorgen!

484. Goethe

Wenn Herr Buchhändler Zimmer von Heidelberg in meinem Hauſe nachfragt, ſo wird ihm Gegenwärtiges übergeben, um denſelben zu benachrichtigen, daß Herr Hofrath Meyer Aufträge wegen des bewußten Geſchäftes erhalten habe und Herrn Zimmer deßhalb erwarte.

Jena, den 2. Mai 1810. Goethe.

485. Goethe

Ich habe Dir, mein liebes Kind, zwar heute eigentlich nichts zu ſagen, doch will ich, da eine Gelegenheit geht, Dir einige Aufträge geben und ein freundliches Wort hinzufügen. Habe die Güte, beiliegende Briefe und Packete zu beſorgen. Die Gegenwart von Auguſt war uns geſtern ſehr erfreulich. Wir haben allerlei Späße zuſammen gehabt, wovon er Dir wird erzählt haben. Eberwein hat

mich auch gefreut. Er iſt gar verſtändig und ordentlich, geſchickt, fleißig und anhaltend; welches zu ſeinem Metier und zu ſeinen Zwecken beſonders nöthig iſt. Ich zweifle nicht, daß er ſeinen Sing-Unterricht, ſowohl bei Einzelnen als bei unſrer Anſtalt, recht gut fortſetzen wird. Im Ganzen weiß ich nur zu ſagen: Wer ſich nähert, den ſtoßt nicht zurück, und wer ſich entfernt, den haltet nicht feſt, und wer wiederkommt, den nehmt auf, als wenn er nicht weg geweſen wäre. Alles kommt darauf an, daß der Faden nicht abreißt, das Übrige will im Einzelnen alles nichts heißen.

Durch die Boten und durch Riemer, welcher Mittwochs noch kommt, ſchicke ich und ſchreibe, was allenfalls noch zu beſorgen iſt. Laß mir dagegen auch wiſſen, was Dich allenfalls intereſſirt. Sonnabend kommen wir noch einmal zuſammen und wir wollen, hoffe ich, die paar Tage ganz vergnügt ſein. Lebe recht wohl, beſorge aber ja die ſämmtlichen Anlagen bald möglichſt: denn einige haben Eile. Lebe recht wohl.

Jena, den 7. Mai 1810. G.

*

Vom 12. bis zum 15. Mai beſucht Chriſtiane Goethen, der am 16. früh 8 Uhr mit Riemer abermals nach Karlsbad reiſt. Unmittelbar vor der Abfahrt iſt der folgende Brief geſchrieben.

*

486. Goethe

Wir ſind geſtern Abend mit Langermann und Seebeck bis gegen Mitternacht bei Knebel geweſen und hatten ſo viel einzupacken übrig gelaſſen, daß wir heute früh

erſt um 8 Uhr fortkommen. Alles, was ich von Papieren und ſonſt zurücklaſſen mußte, iſt in einen großen Kaſten geſchlagen, den Färber übernommen hat, um ihn in der Bibliothek aufzubewahren. Es befindet ſich auch der Stier von Bronze drin.

Den großen Orden habe ich auch hier gelaſſen und nebſt der ſchönen Doſe Herrn von Hendrich aufzubewahren gegeben. Du erhältſt hier einen Brief an Kammer-Secretär Ludecus. Schicke ihm denſelben hin, und wenn er zu Dir kommt und nachfragt, ſo zeige ihm das Papier, welches gleichfalls beiliegt, benimm Dich aber ruhig und glimpflich, und mache überhaupt von der Sache kein Aufſehen.

In dem violetten Couvert iſt der Brief von Schloſſern befindlich, wegen der öſtreichiſchen Obligationen. Dieſen hebe wohl auf, bis ich ihn zu den Acten nehmen kann, wo er hingehört.

Übrigens will ich Gott danken, wenn wir im Wagen ſitzen, weil immer noch etwas Neues ſich hervorthut. Weiter weiß ich nichts, als daß wir Dir von Herzen wohlzuleben wünſchen.

[Jena,] Mittwochs, den 16. Mai 1810. G.

487. Goethe Pößneck, den 16. Mai 1810.

Nachdem mit vieler Mühe alles noch eingepackt und geordnet war, fuhren wir um 8 Uhr von Jena aus und kamen bei dem ſchönſten Wetter und den beſten Wegen hier um 3 Uhr an und wurden ſogleich mit den trefflichſten Schmerlen bewirthet, welche wir gern getheilt hätten,

Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen,
vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die
Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück, sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.

Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was Ihr gesehn; denn das begehrt' ich zu wissen.

Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannichfaltigste Elend!
Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.

wenn die Abweſenden uns näher geweſen wären. Weiter wäre für dießmal nichts zu ſagen. Morgen geht es ſehr frühe fort. Wohin wir gelangen, ſoll Abends gemeldet werden.

Hof, den 17.

Heute haben wir ſchon etwas mehr zu erzählen. Wir ſind nach jenaiſcher Uhr um 4 Uhr von Pößneck weggefahren, bei bedecktem Himmel und ſehr angenehmem Wetter. Gleich hinter der Stadt geht es bergauf, und das dauert ein paar Stunden, da es denn ein wenig langſam vorwärtsrückt. Auf der Höhe fuhren wir deſto geſchwinder: denn die Wege waren durchaus trefflich, weil es hier in langer Zeit keinen anhaltenden Regen gegeben hat. Wir hielten in einem Fichtenwäldchen ſtille, [aßen] die letzten Coteletten von Jena und tranken noch von unſerm gewohnten, rothen Wein; indeſſen ſangen die Haidelerchen, und wir fuhren vergnügt weiter. In Schleiz frühſtückten wir und fuhren gegen Mittag weg; faſt auf beſtändig guten Wegen und unter wenigem Sprühregen kamen wir um $^1/_2$7 glücklich nach Hof, wo wir denn ausruhen und morgen weiterfahren.

Franzenbrunn, den 18. Mai.

Heute früh fuhren wir etwas ſpäter von Hof aus, hatten ganz herrliches Wetter und einen Weg, ſo gut er nur ſein konnte, und ſo fuhren wir geſchwind dahin und waren ſehr vergnügt. An dem großen Quarzfelſen, von welchem Auguſt mehr zu ſagen wiſſen wird, verzehrten wir die letzte jenaiſche Taube und tranken von dem Franz-

wein. Dann ſahen wir bald das ſchöne Thal des Egerkreiſes vor uns liegen, und darin die hellen Häuſer Franzenbrunns in der Entfernung von 2 Stunden. Sobald wir angekommen waren, gingen wir zum Brunnen und tranken daſelbſt vortreffliches Waſſer, welches wir gern euch zugetrunken hätten. Ich mußte mir recht Gewalt anthun, um nicht zu viel zu trinken.

Unterwegs begegnete mir Feuerſtein von Weimar, der eben eine große Ladung Egerwaſſer für Weimar und Jena abführte. Er verſprach mir, Dir ein[1] Kiſtchen von etwa 18 Flaſchen zu verſchaffen; weil ich aber nicht weiß, ob er es leiſten kann, und ich wünſche, daß Du dieſen Sommer die Cur recht ernſtlich brauchſt, auch daß Carolinchen immer ein Glas mittrinke, ſo ſchicke ich Dir noch zwei Kiſtchen durch den Fuhrmann, jedes zu 20 Flaſchen, um ſo mehr, da es ſich ja hält, wenn Du es nicht aufbrauchen ſollteſt. Wir hoffen, morgen bei guter Zeit in Karlsbad zu ſein und eure Commiſſionen zu machen. Nur erinnere ich nochmals, daß ja an den Merſeburger Arzt geſchrieben wird, damit in Zeiten eine ordentliche Cur angefangen werde, und der Lauchſtädter Aufenthalt deſto vergnüglicher ſei.

Karlsbad, den 19. Mai.

Heute fuhren wir bei guter Zeit ab, und hätten beim ſchönſten Tage auch den ſchönſten Weg gehabt, denn es hat in langer Zeit hier nicht geregnet, wenn man nicht unglücklicher Weiſe hier zu Lande die Chauſſéen beſſerte,

[1] Nach geſtrichenem etwa

wobei es denn manchen Umweg und manche Stöße gab. Indeſſen ſind wir glücklich und froh hier angelangt, haben unſer Quartier frei und Karlsbad wie ſonſt, ja verſchönert gefunden. Mehr nicht für heute, weil wir noch die Stecknadel-Commiſſionen beſorgen und uns einrichten müſſen. An Madame Herder gib die drei Pakete mit beiliegendem Papier. Ich ſchicke Dir auch ein Dutzend[1] zinnerne Löffel zum Spaß; es koſtet 5 Kopfſtückchen. Seitdem die guten Leute ihr Silber hingeben mußten (denn niemand darf außer den Löffeln etwas Silbernes im Hauſe haben), ſo raffiniren die Zinnarbeiter auf alle Weiſe und machen die ſchönſten Sachen. Wenn ſie nicht ſo beſchwerlich zu transportiren wären, ſo ſchickte ich Dir in der Folge noch manches. Von den Stecknadeln kommt nur ein halb $\dot{u}$, weil man, bei dem Verhältniß des Papiergeldes zum Silber, nicht ſo geſchwind überſchlagen kann, wie es ſich gegen die vorigen Jahre verhält, und ob die Leute einen freventlich übertheuern, weil man Eile hat.

Doch habe ich nicht unterlaſſen wollen, Dir auch noch ein paar hundert Nähnadeln zu ſchicken: es ſind die beiden größten Sorten. Unter dieſen ſind noch drei Nummern 6, 5 und 4; könnt ihr von dieſen etwas brauchen, ſo ſchreibe es nur.

Ich habe mich auf der Reiſe ſehr wohl befunden; wir haben uns aber auch keineswegs übereilt und ſind ruhiger hier angekommen, als wir oft von Jena nach Weimar gelangen. Mir macht es ein ganz wunderſames Vergnügen,

[1] Nach geſtrichenem bald

wieder auf dem alten Flecke zu ſein und eine ſchöne, ruhige Zeit vor mir zu ſehen, wo man ſich pflegen, eine heilſame Quelle brauchen, und dabei gar vieles thun und abthun kann. Verſäume nur nicht, an den Merſeburger Arzt zu ſchreiben, und behandle Deine Cur hübſch regelmäßig. An Egerwaſſer fehlt Dirs nicht; ich bin überzeugt, daß es überhaupt und Dir beſonders heilſam iſt.

Schreibe mir ja bald und grüße Deinen lieben Secretarius, dem von Steck- und Nähnadeln ohnehin ſein Theil werden wird. Auch liegen Stricknadeln bei; wenn ſie nicht recht ſind, ſo ſchreibe nur.

Auguſtens Krug iſt eingepackt, der Fuhrmann ſoll ihm denſelben in Jena übergeben. Mehr kann ich nicht ſagen: denn das Packet muß geſchloſſen ſein. G.

488. Chriſtiane

Lieber Geheimerath,

Dein lieber Brief hat mich recht aufgeheitert, weil ich daraus erſehe, daß Du recht wohl und vergnügt angekommen biſt. Ich habe meine Recepte wiedergefunden und befinde mich ſchon etwas beſſer; auch habe ich ſchon von dem Egerwaſſer, welches ich gleich den Tag nebſt Deinem Brief erhielt, getrunken. Feuerſtein hat mir 9 große Bouteillen geſchickt; die erſte, welche wir aufmachten, war ſo vortrefflich, daß ich ſie mit Caroline ausgetrunken habe. Doch kommt es mir ſehr theuer vor; ich habe ihm für die 9 Flaſchen 3 Thaler 6 Groſchen 9 Pfennige bezahlen müſſen. Doch ſagte er mir, daß er

in 14 Tagen wieder hinfahre, und weil er da ein Packet mitnehmen kann, ſo will ich Dir alle Briefe und Zeitungen ſchicken. Da bitte ich Dich, wenn es möglich iſt, mir einen Wiener Shawl zu ſchicken, damit ich ihn noch zur Vermählung hätte. Für die ſchönen Steck-, Näh-, und Stricknadeln danken wir; von letztern könnten wir einige Geſtricke etwas ſtärker brauchen, von den Nähnadeln könnten wir die folgenden Nummern auch brauchen. Dieſes könnte Feuerſtein alles wieder mitbringen. Seit wir wieder von Jena zurück ſind, haben mich folgende Damen beſucht: die Schopenhauer, welche künftigen Donnerstag nach Ronneburg geht, die Frau von Schiller, die Hofmarſchallin und Comteß Egloffſtein und die Frau von Seebach. Geſtern war auch der Herr von Lewandowski bei uns, welcher uns ſagte, daß nächſtens die Miß Dillon[1] uns zu einer Partie nach Ettersburg und Tiefurt einladen würde. Künftige Woche iſt Jahrmarkt in Jena, und wir denken einige Zeit hinüber zu gehen. Wir bitten aber recht bald wieder um einen Brief von Dir. Unſere Singſtunden gehen hier ruhig fort. Heute wird durch folgende Theater-Sänger eine Meſſe bei der Frau von Heygendorf aufgeführt, welche der neue Capellmeiſter dirigirt, nämlich Herr Molke, Herr Stromeyer, Herr Strobe und Mamſell Engels[2]; unſere Singſtunde hält aber Eberwein dennoch heute, das Chor und die übrigen, welche nicht dort ſind, kommen zu uns. Auch ſingt Unzelmann mit bei der Heygendorf. Eberwein macht ſeine Sachen recht brav;

[1] Dillon. [2] Engel.

ich habe ihm das Geld gegeben, und er läßt Dir vielmal dafür danken. Wir waren auch bei der Frau Capellmeister Müllern; es sind sehr artige Leute, ich habe mir vorgenommen, sie nächstens einzuladen. Auch hat mich Frau von Wolzogen besucht, und ich bin gestern auch wieder bei ihr gewesen; sie ist sehr mit einpacken beschäftigt, weil sie bald wegreist und das Haus dem Herzog verkauft hat. Frau von Humboldt wird sie in Frankfurt treffen; sie läßt Dich vielmals grüßen, und ehe sie weg geht, will sie noch einen Abend bei mir im Garten zubringen. Bei dem Theater geht alles ruhig und still fort. ‚So sind sie alle' kann künftigen Sonnabend nicht gegeben werden, denn als der Capellmeister die zweite Probe halten wollte, waren alle Finale weg, man weiß nicht, wie es zugegangen ist, und der arme Organist[1] Eylenstein sitzt auf der Wache, weil er sie im Theater hat liegen lassen; man vermuthet, daß es bloß, um dem Capellmeister einen Possen zu thun, geschehen ist. Nie habe ich Genasten noch in solcher Angst gesehen als wie da. Was aber das Schauspiel betrifft, ist alles ruhig, und alles freut sich, von mir zu hören, daß Du Dich so wohl befindest. Wir trinken Wasser und gehen viel spazieren. Die Cölner Bilder hat noch niemand abgeholt; auch liegt ein großes Packet von Cotta da, schreib mir, ob ich es aufmachen und was damit geschehen soll, es sind gedruckte Sachen. Cotta wird wohl nun wiederkommen und den Karl Schiller mitnehmen. Wir haben hier sehr schönes, fruchtbares Wetter, und ich bin jetzt

[1] arme Organist nachträglich über der Zeile

dabei, Krautland und Garten, alles zupflanzen zu laſſen, um, wenn Du wieder zurückkömmſt, Dir meine ſchöne Ernte von allem zeigen zu können. Auch blühen dieſes Jahr alle Obſtbäume in unſerm Garten ſo ſchön, als ich es lange Zeit nicht geſehen habe, und der Garten und Gartenhaus iſt unſer beſtändiger Aufenthalt. Neues wiſſen wir weiter gar nichts zu ſagen, und wir empfehlen uns ferner Deiner Liebe und Güte.

Gleich nach der Rückkehr von Jena bekam ich einen Beſuch von einem Meerweibchen und befand mich auch gleich beſſer und zufriedener. Ich habe auch viel Vertrauen zu dem Egerwaſſer. Und die Medicin, das wird ja alles wohl wieder in Ordnung bringen. Iſt denn die Bettine[1] in Karlsbad angekommen und die Frau von Eybenberg? Und hier ſagt man, die Silvie und Gottern gingen auch hin. Was willſt Du denn mit allen Äuglichen anfangen? Das wird zu viel. Vergiß nur nicht ganz Dein ältſtes, mich, ich bitte Dich, denke doch auch zuweilen an mich. Ich will indeß feſt auf Dich vertrauen, man mag ſagen, was man will. Denn Du biſt es doch allein, der meiner gedenkt.

Lebe wohl und behalte lieb C. v. Goethe.

Weimar, den 24. Mai [1810].

489. Goethe Karlsbad. Sonntag, den 27. Mai 1810.

Wir ſind nunmehr acht Tage hier und haben alſo ſchon etwas zu erzählen. Wir haben uns vor allen Dingen überall umgeſehen und die alten und neuentſtandenen

[1] Bettine

Wege meiſtens ſchon durchſpaziert. Der Ausbruch des Sprudels, der ſich vorm Jahre im September ereignete, und die Bemühungen, die man ſich gibt, die Quelle wieder herzuſtellen, hat auch meine Aufmerkſamkeit ſehr beſchäftigt. Auch bin ich ſo ziemlich fleißig im Zeichnen geweſen. Dabei iſt manches dictirt worden, wenigſtens zur Vorbereitung für künftige Arbeiten.

Das ſchöne Wetter, das wir auf der Reiſe gehabt, hielt auch hier die erſten Tage noch an, zu unſerm größten Vergnügen, indem wir uns bei ſo guter Zeit und fröhlichem Sonnenſchein überall umſehen konnten. Nun aber iſt ſeit 3—4 Tagen Regenwetter eingetreten, welches mich weniger genirt als andre, weil ich den Brunnen ausſetzen kann. Ich befinde mich übrigens recht wohl, wie ich lange nicht geweſen: denn ich will nur gern geſtehn, daß mirs auf die letzte Zeit in Jena ſehr übel zu Muthe war.

Das Papiergeld ſteht ſehr niedrig. Wir haben für 100 Gulden Sächſiſch 362 Gulden in Bancozetteln erhalten. Allein dießmal kommt es uns nicht zu Gute, indem die Victualien und Waaren in gleicher Maße geſtiegen ſind; ja die Leute wiſſen gar nicht mehr, was ſie fordern ſollen, um ſich ſicher zu ſtellen, weil die Bancozettel immer noch fallen, ſo daß man z. B. das Quartier und alles, was feſte Preiſe hat, in der Folge immer wohlfeiler bezahlt. Und ſo macht es die Menſchen durchaus, wie geſagt, verwirrt, und man wird es ſelbſt, wenn man die Summen hört, die man ausgegeben hat. Reducirt man ſie auf Silbergeld, ſo verſchwindet freilich das Übertriebene; aber doch

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03847/211

iſt, wie geſagt, alles theurer als vor zwei Jahren. Wenn Du Gelegenheit haſt, dieß Herrn Geheimen Hofrath Stark wiſſen zu laſſen, ſo thue es ja, damit er ſich darnach einrichte.

Die Portionen Eſſen ſind gleichfalls kleiner als jemals. Man muß ihrer drei nehmen ſtatt zwei. Der Kaffee wird in den nächſten Monaten ſo gut wie völlig verboten und wird wenigſtens theuer genug zu bezahlen ſein. Dem allen ungeachtet wird mein hieſiger Aufenthalt nicht theurer als in Jena zu ſtehen kommen. Wenn ein paar Wochen herum ſind, will ich Dir darüber einmal etwas Ausführlicheres ſchicken.

Wein werden wir wohl von Prag kommen laſſen. Ich habe deßhalb einen Auftrag für Madame Hanbury und werde bei dieſer Gelegenheit auch für mich einige Sorge tragen. Curgäſte ſind noch nicht viel hier. Die Prinzeß Marianne von Sachſen iſt ſehr freundlich und geſprächig am Brunnen und unterhält ſich mit jedermann, ſo auch auf der Promenade. Sie ſieht aber niemand bei ſich, wodurch man denn aller Aufwartung und aller gêne überhoben iſt. Sodann fehlt es nicht an ſchönen und intereſſanten Perſonen, und täglich kommen neue Geſichter. Die Kaiſerin von Öſtreich kommt den 6. und wohnt ſchräg gegen uns über. Sie iſt aber ſehr krank und wird keine große Differenz im öffentlichen Leben machen. So viel für dießmal. Grüße Carolinchen und Auguſt, und lebe recht wohl! G.

Seid ja ſo gut und antwortet gleich auf dieſen Brief und meldet mir den Tag, wann er angekommen, damit

Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider ſahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerzliche Flucht ſey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu ſehn, die mannichfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen geſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles iſt nöthig und nützlich,
Nun zu ſehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl geſehn, dem Menſchen alle Beſinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurücklaßt.
Alſo führten auch hier, mit unbeſonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge ſie fort, die Ochſen und Pferde beſchwerend:
Alte Bretter und Faſſer, den Gänſeſtall und den Kafig.
Auch ſo keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln ſich ſchleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Menſch ſo ungern das letzte der Habe.
Und ſo zog auf dem ſtaubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit ſchwächeren Thieren, der eine,
Wünſchte langſam zu fahren, ein andrer emſig zu eilen.

man einigermaßen weiß, inwiefern man ſich communiciren kann.

490. Goethe Karlsbad, den 3. Juni 1810.

Dein lieber Brief vom 24. Mai iſt acht Tage gelaufen. Einen von Deinem Bruder habe ich in fünfen erhalten. Man muß alſo nur ſchreiben, am Ende kommen die Blätter doch an.

Einen Shawl habe ich Dir gekauft bei einem Händler, der unmittelbar von Wien kam. Er gefällt mir beſſer als alle die, welche die Damen jetzt hier umhaben, davon die meiſten noch mit den langen, garſtigen, geſchwänzten Blumen ſind. Dieſe iſt man nun endlich einmal los, und die neuen Bordüren ſind ſehr viel ſchöner. Die Shawls ſind jetzt viereckt, und ich hoffe, dieſer ſoll Dir gefallen. Ich habe mich entſchloſſen, Dir ihn wohl eingepackt auf der fahrenden Poſt zu ſchicken. Er ſoll Donnerstag, den 7., hier abgehen. Wenn er ankommt, ſchreibe mir das Datum der Ankunft und auch, was das Porto macht, damit man ſich in andern Fällen darnach richten kann. Es iſt freilich hier eine böſe Sache mit den Poſten und der Verſendung durch dieſelben. Ich lege ein kleines Halstuch für Carolinchen bei, welches recht haſig iſt und ihr Freude machen wird. Von Nadeln und andern Dingen ſoll nächſtens die Rede ſein.

Die neun Eger-Waſſer-Flaſchen hat man Dich[1] freilich ſehr theuer bezahlen laſſen. Ein Käſtchen mit den 40 klei-

[1] Über geſtrichenem mich

nen, wie ich Dir zwei ſchickte, koſtet am Brunnen nur ½ Thaler Sächſiſch und noch weniger, wenn man ſie in Papier zahlte. Doch iſt freilich der Transport zu rechnen. Laß ſie Dir nur wohl ſchmecken und wohl bekommen.

Das ſchöne Wetter hat uns verlaſſen. Nun hat es geregnet und iſt ſehr kalt geworden. Wir hoffen indeſſen auf beſſere Tage, und wie die Sonne ſcheint, iſt es auch gleich wieder hübſch. Täglich kommen neue Gäſte, und im Juli wird es übermäßig voll werden. Für dieſen Monat iſt kein Quartier in einer guten Lage mehr zu finden. Frau von Eybenberg kommt Anfangs Juli. Von Bettinen habe ich nichts gehört. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß von Jena oder Weimar noch jemand komme, außer Madame Bohn, die mit Madame Hanbury den 12. Juni ankommen wird. Ein Brief vom 27. Mai von mir wird bei Dir angekommen ſein. Ich ſchreibe von Zeit zu Zeit.

Es iſt hier zwar alles theurer als vor zwei Jahren, aber wir leben doch durchaus wohlfeiler als in Jena: denn wir beſtreiten Miethe, Tiſch, Wein, Frühſtück, Nebenſachen und ſonſtige kleine Ausgaben mit 30 Thalern gut Geld, die Woche. Nächſten Mittwoch, den 6., kommt die Kaiſerin von Öſtreich hier an, da es denn keinen geringen Zufluß von Menſchen geben wird.

Dienstag, den 5. Juni.

Dieſer Brief iſt liegen geblieben und geht nur erſt einen Tag vor dem Shawl ab, welcher alſo wohl bald nachfolgen wird. Was das kleine Tüchelchen für Carolinen betrifft,

ſo wird es nur an den Seiten geſäumt, wo es abgeſchnitten iſt. Die Franzen bleiben, wie ſie ſind, und dienen zum Zierat.

Es liegen ein Dutzend Exemplare eines Gedichts bei, der Kaiſerin bei ihrer Ankunft von der Karlsbader Jugend überreicht. Beſorge, daß etwa 4 nach Hof, 3 in die Stadt, 3 nach Jena kommen, und ein paar behalte für Dich. Das Wetter iſt ſeit 8 Tagen ganz abſcheulich. Es hat gegraupelt, geregnet, geſchneit, und wir haben einheizen müſſen. Übrigens aber geht alles ganz vergnügt und luſtig zu, und ich befinde mich beſſer als ſeit langer Zeit.

Der Shawl iſt ſehr gut eingepackt und wird hoffentlich unbeſchädigt ankommen. Schreibe mir gleich und laß mich erfahren, wie es bei euch ſteht. Da Herr Hofrath Stark, wie ich höre, noch hieher geht, ſo ſchicke mir durch ihn, was etwa nöthig iſt. G.

491. Goethe Karls-Bad, den 6. Juni 1810.

In dieſem Briefchen, das den Shawl begleiten ſoll, will ich aber auch einmal eigenhändig ſagen: daß ich recht oft und in herzlicher Liebe Dein gedenke und Plane mache, wie wir künftiges Jahr einige Zeit hier zuſammen zubringen können. Für dießmal kommt der Schleier, der Dir gewiß gefallen wird, wenigſtens haben wir alle drei ihn für den ſchönſten gehalten. Ich wünſche, daß er glücklich ankommt, ſchreibe mir ſeinen Empfang. Verſäume ja nicht dieſen Sommer alle Arten von Cur in Weimar und Lauchſtädt. Am letzten Orte laß Dir das Baden empfohlen

sein. Grüße August, von dem ich noch nichts vernommen habe. Auch Carolinchen grüße, sie soll sich in meinem Namen mit dem Tüchelchen putzen. Schreibe mir auch, wie hoch man den Shawl bei euch schätzt. Lebe recht wohl und gedenke mein in Liebe. G.

492. Christiane [Weimar, 6. Juni 1810.] Nr. 3.

Lieber Geheimerath,

Du wünschtest gleich auf Deinen vorigen Brief Antwort. Ich habe mich sehr gefreut, wieder so bald etwas von Dir zu hören; ich bekam ihn schon am dritten Juni, er ist also nur sieben Tage gegangen. Zwei Briefe sind nun schon von mir unterweges, dieses ist der dritte; wir wollen sie nummeriren, um zu sehen, ob sie alle ankommen. Von unserm jenaischen Aufenthalt wirst Du nun schon alles wissen. Die Hoheit hat erfahren, daß in Jena alle Menschen gesund werden, und ist deßhalb gestern auch dahin geeilt und denkt 14 Tage da zuzubringen; sie wohnt in Knebels altem Logis bei Hellfelds und hat auch das Garten-Haus und Garten gerade über mit. Zu ihrer Begleitung ist die Gräfin Henckel, Gräfin Fritsch, Miß Dillon[1] und eine Russin, wie auch die kleine Prinzeß. Der Obrist hatte, ehe wir abreisten, alle Hände voll zu thun, und August schreibt heute, daß das Paradies und der Schloßhof von allem Gras gereinigt und sehr ausgeschmückt werde. Der Herzog und Herzogin befinden sich wieder etwas besser. ‚So sind sie alle' ist endlich aufgeführt worden; wir waren

[1] Dulon

noch in Jena, aber man ſagt allgemein, daß man ſeit Kranzens Direction nicht ſo eine Symphonie gehört hätte, und ſie iſt ſehr applaudirt worden; er hat auch ein ganz neues Arrangement im Theater gemacht, wie die Muſici ſitzen müſſen, ſo daß die Violinen und die blaſenden Inſtrumente, wie ſie zuſammengehören, auch beiſammen ſitzen. Den Violinen hat er einigen Raum zum ausſtreichen gegeben, welchen freilich die blaſenden Inſtrumente nicht brauchen. In der erſten Probe hatte ſich jeder aber[1] ſeinen Stuhl auf den alten Fleck geſetzt, ſo daß er ſo bös wurde und jedem ſagte, daß er ſo etwas nie wieder leiden würde, und daß beinah Bucholz wegen dieſer Veränderung, weil er es gethan hatte, vom Herzog wäre ins Gefängniß gekommen; es iſt nämlich ein neues erbaut worden unter dem Schloßthurm, wo ſchon viele von der Dienerſchaft geſeſſen haben, die es aber würklich auch verdient haben, weil ſie ihre Nebenmenſchen bemakelt haben.

Du ſchreibſt mir, daß es in Karlsbad Regenwetter gibt; dieß iſt aber noch lange nicht ſo übel als bei uns, wo es drei Nächte hindurch Eis gefroren hat. Ich erfuhr in Jena, daß Bohnen, Gurken bei uns erfroren wären, und kaufte mir da alles wieder friſch. Wie ich ankam, ſah ich, daß es doch beinah alles zur Hälfte erfroren war. Ich habe ſie gleich eingeweicht und den anderen Tag die erfrorenen herausgezogen und wieder friſche gelegt. Ich möchte nur wiſſen, wie es käme, daß ſie nicht alle in einer Reihe erfroren wären, ſondern nur einzelne. Porthe [?], welche

[1] ſeinen aber

immer die Bedenklichkeit ist, hat in meiner Abwesenheit die Orangenbäume mit Tüchern behängt, und so sind sie gerettet; die aber im Park bei der Frau von Stein sind alle gelb, und in Belvedere hat man sie wieder ins Gewächshaus schaffen müssen. Allen Leuten sind beinah die Kartoffel erfroren; doch die meinigen, welche ich heute früh mit Carolinen besucht habe, sind so groß und stehen so schön, daß es würklich eine Freude ist, sie anzuschauen. Doch scheint es, als hätte der Türkische Waizen etwas gelitten. Heute fängt es an bei uns sehr schön zu werden, und ich finde es hier in meinem Häuschen recht vergnüglich und liebenswürdig. Die Russen machen uns noch immer die Cour, und wir werden wohl in diesen Tagen einen Ball in Tiefurt haben. Heute gehen wir in ‚Die Braut von Messina'. Unsere Singstunden gehen auch ruhig fort. Künftigen Freitag gehen die Ferien in Jena an, und August kommt herüber. Den 15., heißt es, kommen die Prinzen, den 17. soll das Vogelschießen angehen, wovon Du auch gehörig Nachricht bekommen sollst, denn ich habe mir vorgenommen, Dir bestimmt alle acht Tage zu schreiben, einmal mit der Post und einmal durch Herrn Genast, welcher mir es angeboten hat. Bei uns ist hier Jahrmarkt, er ist so brillant, als ich noch keinen erlebt habe. Ich habe da beinah alle Damen vom Hof und Adel gesprochen und gesehen, welche Dich alle herzlich grüßen und sich nach Deinem Wohl bei mir erkundigt [haben]. Die Kaufleute hatten alles Mögliche zu verkaufen, nur keine Shawls, welche mir gefallen hätten, sie waren so gewöhn-

lich; und doch haben die Damen hier die allerschönsten, weil sie sich alle welche von Leipzig verschrieben haben oder daselbst eingekauft. Ich wage daher meine Bitte nochmals, Dich um einen zu bitten, und wenn Du vielleicht Gelegenheit hast, nach Leipzig, früher als Feuerstein hinkommt, ihn mir zu schicken, weil ich ihn sehr nothwendig brauche, und hier gar kein hübscher zu haben ist. Du hattest dem kleinen Secretarius eine Artigkeit zugedacht. Diesem habe ich das Jahrmarkt einen schönen Hut gekauft, vor welchen sie ihren freundlichen Dank abstattet. [1]
sind nun wieder vier Tage hier, und noch nichts ist wegen ihrer Angelegenheit erschienen. Gott sei Dank, daß ich nie denke von den Gerichten abzuhängen, denn das kann einen zu Verzweifelung bringen. Doch hören wir überall, daß es besser stehen soll, als man geglaubt hat, und daß es eben deßhalb so lange dauert. Jetzt weißt Du alles, wie es mit uns steht, und kannst uns beinah in unserm Gartenhaus sitzen sehn. Schlosser hat mir auch einen sehr freundlichen Brief geschrieben und dabei gemeldet, daß die Tochter von dem Syndicus Hoffnung hat, bald ein kleines Wesen um sich zu erblicken; so auch hat er mir geschrieben, daß er alles spare in die Casse, welche Dir gehört, um nach der Badezeit, zu Michaelin Dir etwas Ansehnliches zu schicken. Ich habe immer vergessen Dir zu schreiben, daß mir die zinnernen Löffel viel Freude gemacht haben, und ich es mache wie die gute Mutter, und habe das Silber bei Seite gelegt. Wenn niemand bei mir ist oder nur gute Freunde,

[1] Name durch Tintenstriche unleserlich gemacht

ſo eſſe ich mit Zinn, und dieſes Jahrmarkt will ich mir auch noch einen Vorlegelöffel kaufen, und ich habe mir feſt vorgenommen, nicht eher wieder mit Silber zu eſſen, bis Du zu uns zurückkehrſt, welcher Tag bei uns feſtlich begangen werden ſoll. Bedenke aber auch den 12. Juli, da wollen wir Deine Geſundheit trinken, und Du wirſt mit Riemer die meinige trinken. Lebe wohl und behalte mich lieb. C. v. Goethe.

493. Goethe Karlsbad, den 12. Juni 1810.

Deinen lieben Brief, eingeſchloſſen in den des Herrn Genaſt vom 7. Juni, empfange ich eben, als ich im Begriff war, den gegenwärtigen zu ſchreiben. Prinz Bernhard, der auf einige Tage hier war, um der Kaiſerin aufzuwarten, geht unmittelbar nach Weimar und nimmt dieſen Brief mit, begleitet von einem Korbe mit Trüffeln und getrockneten Schwämmen und einem Packetchen für Auguſt. Hätte ich gewußt, daß ſo eine ſchöne Gelegenheit kommen könnte, ſo hätte ich den Shawl noch zurückbehalten; er iſt aber den 7. Juni ſchon abgegangen mit der fahrenden Poſt und kommt vielleicht zugleich mit dieſem in Deine Hände.

Es iſt ſehr freundlich, daß ihr ſo umſtändlich ſchreibt. Setze es ja alle 8 Tage fort; ich will auch nicht verfehlen, es zu thun. Ich wünſche, daß Deine neue Pflanzung gut gedeihen möge, und bedaure, daß Dein Garten ſo viel gelitten hat. Uns begünſtigt das Wetter hier auch nicht; doch gibt es einzelne ſchöne Momente, und ich laſſe

mir alles gefallen, weil ich so gerne hier bin und mich recht wohl befinde.

Die Kaiserin und die sächsischen Herrschaften fahren fort, die hiesige Gesellschaft zu beleben und aufzumuntern. Sie sehen niemanden bei sich, aber auf Spaziergängen sowohl, als in den Sälen nähert man sich ihnen, und sie unterhalten sich sehr freundlich mit jedermann. Es ist ausdrücklich verlangt worden, daß niemand sich in Kleidung und sonst geniren solle. Die Hofleute selbst gehen beständig in Stiefeln, um gutes Beispiel zu geben. In dem Saal, wo die Kaiserin sich befindet, stehen mehrere Spieltische für die Herren, und die jungen Frauenzimmer sind aufgemuntert worden, in dem äußern Saale kleine Spiele zu spielen.

Da ich gleich von Anfang mich zur Gesellschaft gehalten habe, so habe ich schon viel Bekanntschaft gemacht; und esse auch manchmal auswärts, welches mir ganz leidlich bekommt, doch nicht so gut, als wenn ich zu Hause ein frugaleres Mahl einnehme. Jeder gute Augenblick wird zum spazierengehen benutzt. Gezeichnet habe ich auch schon manches, und die übrigen Arbeiten gedeihen auch nach und nach.

Wenn dieser Brief zu euch kommt, so erhalte ich vielleicht zugleich Nachricht, daß die gegenwärtige Sendung und der Shawl glücklich angelangt sind. Da die zinnernen Löffel Beifall erhalten haben, so schaffe ich vielleicht noch etwas von Zinn an: denn sie machen es gar zu hübsch.

Sonst gibt es noch manches hier, welches man anzu-

ſchaffen verſucht wäre; doch muß man ſich zurückhalten, weil es ohnehin durchaus theurer iſt als vor Zeiten.

Dießmal will ich nichts weiter hinzufügen, als den Wunſch, daß euch dieſes Blatt möge im Gartenhaus heiter und luſtig antreffen. Verſäumet ja nicht, mir zu ſchreiben, da denn doch die Briefe endlich, obgleich nicht ſo bald, als billig wäre, ankommen.

Zu der Lauchſtädter Reiſe werdet ihr euch nun wohl vorbereiten. Vorher wünſche ich vergnügliches Vogelſchießen und fröhliche Hochzeitfeſte. G.

Grüße Herrn Genaſt ſchönſtens und erſuche ihn, daß er mir von Zeit zu Zeit ſchreibe. Über unſre theatraliſchen und muſicaliſchen Angelegenheiten bin ich völlig ruhig und überzeugt, daß alles dieſen Sommer ſo gehen wird, um nächſte Michael wieder in das alte Weimariſche Gleis zu kommen.

Beiliegendes gib Auguſten und ſage ihm, ein Käſtchen, wie er es wünſcht, werde nachkommen: in dieſem Augenblick ſei es nicht zu haben geweſen.

Ich lege auch noch ein paar Hundert Nadeln bei, welche ſie hier Stopfnadeln nennen und noch einmal ſo theuer verkaufen als die andern. Schreibt mir, wie es damit iſt, und wiefern ihr ſie brauchen könnt; es gibt noch eine größere und mehrere kleinere Sorten, alle von gleichem Preis.

Sage Auguſten, er ſolle ja dem Prinzen Bernhard gleich aufwarten: denn es war ſein Erſtes, daß er nach

Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die noch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen naher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauf' und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beschädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.

Und es sagte darauf, gerührt, der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich sie sehn; mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.

ihm fragte. Nun weiß ich weiter nichts zu ſagen, als daß ich recht wohl zu leben und bald von euch zu hören wünſche.

494. Chriſtiane [Weimar, 14. Juni 1810.]

Lieber Geheimerath,

Deine drei lieben Briefe habe ich alle richtig erhalten; den letzten, vom dritten Juni, habe ich den 12. erhalten. Ich freue mich allemal ſehr, etwas von Dir zu hören. Der Herr Hofkammerrath hatte die Güte, mir zu ſagen, daß er an Dich ſchrieb', und wir ſetzen uns auch gleich zum Schreibtiſch; er hat Beſtellungen für Iffland zu machen, laß ja den ‚Götz' nicht vergeſſen ſein. Ich ſprach mit dem Herrn Hofkammerrath davon, und er wunderte ſich, daß Du das Geld noch nicht hätteſt. Es gibt alſo auch eine gute Gelegenheit, es von Deiner Seite zu erinnern. Beim Theater geht alles recht gut; ‚Rochus Pumpernickel' iſt mit großem Beifall aufgeführt worden, und die Gallerie hat ſich einmal wieder etwas Rechtes zu Gute gethan. Und die Erſcheinung eines Pferdes zum erſten Mal that auch ſeine Würkung, denn Unzelmann kam würklich auf einer kleinen, artigen Falbe geritten, und das Pferd bekam gleich ſein Applaudiſſement. Auch kamen vier niedliche Tiroler vor, welche, wie es der Herr Capellmeiſter eingerichtet hatte, jodeln mußten. Die Lortzingen hatte ſich einen von den Buben ausgebeten, ſie ſah ſo niedlich aus und tanzte mit ſo viel Geſchick, daß alle junge Leute ganz außer ſich waren. Sie wird überhaupt als Weibchen alle Tage liebenswürdiger. Nun auch etwas von uns.

14. Juni 1810

Seit wir wieder von Jena zurück ſind, haben wir bei dem neuen Tanzmeiſter Stunden genommen. Es iſt allemal bei jedem Mitglied abwechſelnd große Tanzſtunde, und ſo waren wir am Freitag, den 8., bei der Frau von Reitzenſtein, weil die kleine Beuſt auch Tanzſtunde hat; am Dienstag, den 12., war es bei Helldorfs, und morgen Freitag, den 15., iſt es bei mir. Wir ſind alle ganz wohl mit ihm zufrieden. Bei der jetzigen Geſellſchaft ſind Niebeckers, Staffs, Kinder von Egloffſteins, von der Frau von Germar, der junge Wolzogen, Schillers Kinder, die Goldacker und noch einige Kinder. Seine ſchönſten Tänze ſind Françaiſe, Bolero[1], Triolet, Montevida, Birgotine. Ich ſuche das Leichtſte und Paſſendſte für mich aus, das Andere überlaſſe ich Carolinen; auch lerne ich recht hübſche Pas zur Ecoſſaiſe, dieſe Bewegung iſt vorzüglich bei meiner Cur ſehr gut, welche mich zwar ein bißchen angreift. Auch finde ich ſchon, daß ich etwas ſchmäler werde, denn ich habe ſchon die 9 großen Flaſchen und eine Kiſte von den 20 ganz allein ausgetrunken, und nun fange ich an der zweiten an. Etwas ſchwach fühle ich mich dabei, aber doch viel heiterer als ſonſt. Nun kommt von unſeren Feſtlichkeiten etwas. Heute kommen die Prinzen von Mecklenburg und Prinz Bernhard, auch iſt ſchon Prinz Wilhelm von Preußen da. Künftigen Dienstag geht das Vogelſchießen an. Auguſt iſt hier und hat Ferien. Das Vogelſchießen ſoll nur 7 Tage dauern, die erſten Tage will er hier bleiben, und nicht eher herüberkommen, als

[1] Bolero

wenn man ihn zu den Feierlichkeiten einladen oder brauchen sollte. Er ist jetzt sehr im Stein-Cabinet beschäftigt und bringt die meiste Zeit des Tages im Garten-Haus bei Deinem Cabinet zu; jetzt ist er eben an den Versteinerungen. Auch muß Heinrich früh 5 Uhr mit ihm nach dem Steinbruch wandern, und ich bin im Ganzen recht wohl mit ihm zufrieden, er ist auch oft bei Egloffsteins, weil der Karl hier angekommen ist; sie machen manchmal kleine Partien, zu welchen sie ihn jedesmal einladen. Ich und Caroline freuen uns unendlich auf das Ankommen der Post, welche den Shawl und das Tüchelchen mitbringen soll, und sagen Dir im voraus unsern herzlichsten Dank; ich zähle alle Tage, wenn die Post ankommen kann. Die Gedichte will ich besorgen. Das Packet an Hofrath Meyer habe ich besorgt. Cotta ist schon seit zwölf Tagen wieder abgereist; ich habe also den Brief hier liegen lassen. Den Herrn Zimmer aus Heidelberg habe ich selbst gesprochen und ihm das Portefeuille übergeben. Nun kommt auch ein kleiner Auftrag von der Fräulein Beust. Sie hat mich gebeten, ob Du ihr nicht auf beiliegendes Zettelchen gleich eine kleine Antwort geben könntest; sie will nämlich wieder mit der Frau von Seebach z [1] reisen. Die Schauspieler-Gesellschaft wird wahrscheinlich den 28. von hier nach Lauchstädt gehen, und ich denke ohngefähr den 12. Juli nachzufolgen.

Du kannst mir aber noch viel bis dahin schreiben, und vielleicht finde ich da wieder einen Brief, wenn ich an-

[1] Lücke infolge Ausschneidens des Siegels

komme. Die Feſtlichkeiten ſollen Dir alle geſchrieben werden. Lebe wohl, denn ich [bin] ſehr vergnügt, daß Du Dich ſo wohl befindeſt. Behalte mich lieb und denke mein.

C. v. Goethe.

495. Chriſtiane Weimar, den 19. Juni 1810. No. 5.

Lieber, beſter Geheimerath,

Dein lieber eigenhändiger[1] Brief nebſt dem ſchönen Shawl hat mich ganz glücklich gemacht, denn ſo einen liebenswürdigen, ſchönen Shawl habe ich, ſo lange ich lebe, nicht gehabt; auch das kleine Tüchelchen iſt ganz vortrefflich. Ich und Caroline haben beim Auspacken unſere Freude ſo laut werden laſſen, daß Auguſt um Ruhe bitten[2] mußte, damit er ins Poſtbuch quittiren konnte; er kam den 18. an und koſtet ohngefähr 19 Groſchen Porto. Soeben beſuchte mich der Herr Regierungsrath von Müller, er freute ſich mit mir und ſagte, daß er beſtimmt hier unter 10 Carolin nicht gekauft würde. Ich habe ihm gleich eins von den Gedichten geſchenkt. Auch hatte ich ſchon früher mit der Gräfin Beuſt geſprochen, welche mir auch drei an Hof beſorgt hat, nämlich eins an Durchlauchte Prinzeß, an Durchlauchte Herzogin und an die Hoheit, und eins an Herzog, welches ich der Frau von Heygendorf geſchickt habe; nach Jena werde ich die übrigen auch beſorgen. Mir geht es ganz leidlich, außerdem daß mich doch das viele Waſſer wohl ein bißchen geſchwächt hat, ich fühle

[1] Die erſten drei Worte Deinen lieben eigenhändigen [2] bieten (doch iſt das um deutlich und nicht als uns lesbar)

mich nicht mehr so stark wie sonst, Freude und Leid zu ertragen; doch, hoffe ich, soll das Bad Lauchstädt mich wieder stärken. Das Gedicht ist außerordentlich schön, Prinz Bernhard hat allerwegen erzählt, daß die Kaiserin zu ihm gesagt hätte, er sollte Dir sagen: daß Du doch recht oft mit ihr sprechen möchtest, weil sie sich so gern mit Dir unterhielt'. Nun auch etwas von uns. Unsere Tanzstunden setzen wir recht ordentlich fort, und aus der letzten Tanzstunde bei uns wurde ein kleiner Ball, wo von den Personen hier ein Zettelchen folgt, sowohl Zuschauer als Tanzende; und ich wurde genöthigt, ihnen etwas Kaltes aufschneiden zu lassen, worüber sich denn die Kinder ungemein freuten, und wir waren von vier Uhr bis halb Elf zusammen; die Comteß Egloffstein war die letzte beim Scheiden. Jetzt sind wir beschäftigt, sowohl unsern Putz zum Vogelschießen, welches heute seinen Anfang nimmt, zu ordnen, als auch zu den Festlichkeiten, die nun kommen sollen. Doch gestehe ich Dir ganz aufrichtig, daß ich sehr zufrieden bin, nicht unter die Damen zu gehören, welche immer an Hof gehen müssen, denn die Ausgaben von Kleinigkeiten könnten leicht meine Casse ruiniren; denn da ist bald der Fächer aus der Mode, und die Krause kann man nicht an Hof tragen und jenen Kragen nicht, so daß man ganz confus wird. Doch für einmal will ich alles mitmachen, und wir geben uns alle mögliche Mühe, nicht proper, aber doch sauber und modern zu erscheinen.

Den 20. Juni. Gestern haben wir mit August und meinem Bruder im Schießhaus gespeist; nach Tische kam

der ganze Hof, außer der Hoheit nicht, welche gleich nach Tiſche wieder nach Jena reiſte, weil die kleine Prinzeß da noch ſehr krank iſt; doch ſoll ſie jetzt außer Gefahr ſein. Das hält auch den armen Stark noch in Jena zurück. Es wurde im Schießhaus getanzt, Auguſt und alle junge Leute wurden vom Hofmarſchall aufgefodert mit zu tanzen. Die beiden Prinzen kamen gleich, ſobald ſie nur in [den] Saal getreten waren, zu mir und begrüßten mich recht herzlich und freundlich, ſo auch Carolinen; ſie laſſen Dich beide grüßen und wünſchen, daß die Cur für Dich recht heilſam ſei, ſo auch der Herr von Oertzen und Herr von Rantzau. Durchlauchte Prinzeß war auch ſehr genädig gegen mich, auch ſchickte die Herzogin die Gräfin Beuſt zu mir und ließ mir für die Gedichte danken; überhaupt haben ſich alle Hof- und andere Damen gegen uns beide ſo benommen, daß wir ganz glücklich und zufrieden nach Hauſe kamen. Frau von Helvig läßt ſich Dir auch empfehlen. Wir haben jedes etwa ſechs bis acht Tänze getanzt, und um halb elf Uhr, als ſich der Hof zu Tiſche ſetzte, gingen wir zu Hauſe; Auguſt hat alles abgewartet, aber jetzt ſchläft er noch, und wir können von weiter nicht Nachricht geben. Der ganze Hof iſt freilich nicht ſo freudig als ſonſt, weil unſer guter Herzog ſehr leidet und ſich nur zu allen dieſen Feſtlichkeiten zwingt, und auch, weil die Hoheit nicht viel Antheil wegen des kranken Kindes nehmen wird. Doch, ſo viel ich weiß, ſoll den Freitag über 8 Tage Reſſource-Ball ſein, wo wir denn unſere neuen Tänze aufführen werden. Auguſt iſt ſehr vergnügt und wünſcht von Deiner

Güte, wenn es möglich iſt, ſo ein Stück, wie Carolinens Tüchelchen iſt, zu einer Weite zu haben. Da wir jetzt ſchreiben, ſo überläßt er uns, alles Dir zu melden; ſobald wir aber weg ſind, wird er es von Jena aus thun. Da der Herzog ſo nach dem Bade eilt, ſo ſoll die Vermählung ſchon den zweiten ſein. So denke ich, daß wir vielleicht auch ſchon den achten nach Lauchſtädt gehen; doch denke ich, Dir darüber den nächſten Poſt-Tag beſtimmt zu ſchreiben. Alle vom Hof wünſchen freilich nur Dich hier. Ich glaube, man vermuthet, daß Du doch wohl auch ein kleines Gedicht oder ſonſt etwas ſchicken wirſt; man wollte von mir hören, doch ich weiß ja von nichts. Nun auch etwas vom Theater. ‚Der 24. Februar‘ wurde gegeben, doch nicht ſo gut als das erſte Mal; Haide hat ſehr gut geſpielt, doch ſagen alle, ſie hätten gewünſcht, daß Du wieder eine Probe davon gehalten hätteſt. Auguſt, den doch ſo leicht nichts mürbe machen kann, den hatte dieſes Stück ganz zerbröckelt. Haide kam nach dem Theater noch zu uns, und Auguſt konnte ſich gar nicht beruhigen; auch hatte [es] Carolinen ganz mitgenommen. Ich bin noch die Standhafteſte geweſen, doch aus dem Theater mußte ich beinah gehen. Den Prinzen ſoll es auch ſehr gefallen haben. Übrigens wird Deine Farbenlehre von Falk ſo gepredigt, daß er nie ausgeht, ohne ein Prisma bei ſich zu haben, und im Geheimen hält er ſogar einigen Damen Vorleſung darüber; er hat mich auch durch einige Freundinnen erſuchen laſſen, ihm die großen Schirme von Dir zu leihen, ich werde es auch auf einige Tage thun, doch ehe ich weg-

gehe, ſie mir wieder ausbitten. Seine Frau iſt wieder glücklich mit einem Sohn entbunden worden, ſo auch die Frau von Ziegeſar. Der Shawl, ſo wie das Tüchelchen, wird ſehr bewundert, und Du wirſt gelobt, und wir ſagen Dir nochmals unſern wärmſten Dank dafür. Und da wir doch immer bitten dürfen, ſo bitten wir nur um einige Schönſtifte, welche bei uns ganz ausgegangen ſind. Von Briefen ſcheint mir nicht viel Bedeutendes da zu ſein; nur die erſten Tage kamen einige. Vielleicht kann ich ſie durch dem Herzog ſeine Leute oder ſonſt jemand Sicheres mitgeben. Stark, der ohnehin krank iſt, und andere Leute ſind ängſtlich, Briefe mitzunehmen. Und nun, da man weiß, daß Du im Karlsbad biſt, werden wohl auch wenige ankommen. Ich fange nun an, alles Nöthige gut zu verwahren, um alsdann ruhig reiſen zu können. Lebe wohl und ſchreibe mir bald.

496. Chriſtiane Weimar, den 25. Juni 1810.

Lieber, beſter Geheimerath,

Den 21. war ſchon der dritte Tag vom Vogelſchießen. Auguſt ging den Morgen auf das Schloß, beſuchte Prinz Bernhard und überbrachte den fürſtlichen Perſonen die Exemplare von der ‚Farbenlehre'. Die Herzogin war mit der Prinzeß nach Jena gereiſt, um die Hoheit zu beſuchen; ſobald als ſie auf ihr Zimmer zurückkam, ſchickte ſie auch ſogleich an Auguſt und ließ ihm danken. Wir wurden alle zuſammen denſelben Tag von Egloffſteins eingeladen, ins Schießhaus zu kommen, und wir gingen auch mit

diesen in [den] Saal, und sobald wir hineintraten, ließ die Herzogin August zu sich kommen und hat ihm viele Grüße an Dich aufgetragen und den besten Dank. Alsdann begleiteten wir die Prinzen und die Prinzeß unter das Zelt vom Schießen, wo unsere Prinzeß sehr vergnügt und freundlich war; durch vieles Bitten ließ sie sich bewegen, auch mit der Pistole zu schießen. August wurde auch zu der Prinzeß unters Zelt gerufen, wo sie gesagt hat: sie würde Dir selbst schriftlich danken. Auch unsere Prinzen waren sehr freundlich. Es wurde sehr spät, als die Herrschaft wieder in [den] Saal zurückging; sie speisten da; weil mich aber das haußensteben im Saal ennuyirt, solange die Herrschaft speiset, und nur die Bürgerlichen tanzen, und es so curios aussieht, wenn man erst unter ihnen war, so ging ich mit August und Caroline zu Hause, wo wir ein gutes Abendbrod verzehrten und uns dann zu Bette legten. August ging den andern Tag nach Jena zurück, wo er auch das Exemplar der Hoheit selbst überreichen will. Die kleine Prinzeß ist noch immer sehr schwächlich; mich dauert nur der gute Stark, daß der nicht fort kann. Nun denke Dir aber, was zu allen diesen Festlichkeiten gekommen ist: wir haben nämlich seit drei Tagen starke Einquartirung, so daß ich den einen Tag acht Mann bekommen habe. Ich hatte mir nämlich Gemeine ausgebeten, und wir sind deßhalb nicht wieder ins Schießhaus gekommen. Übrigens bin ich mit den Leuten sehr zufrieden; wenn man ihnen ihre Sachen ordentlich gibt, verlangen sie doch nichts Übertriebenes, und sie sind

freundlich und gut. Als Hausherrn habe ich mir Haide ins Haus genommen, denn es ſind doch meiſtens Franzoſen und wenig Deutſche darunter. Der General Morard[1] logirt im Palais und brachte 4 Damen mit ins Theater, in die Herrſchaftliche Loge; ſie ſaßen rechter Hand neben der Herzogin und kamen unter dem Stück, und es machte allgemeines Aufſehen. Die Herzogin war ſehr freundlich und gut gegen ſie. Es wurde ‚Der Waſſerträger' ſehr gut gegeben, ſo daß meine gemeinen Soldaten ſagten: ſie hätten es in Frankreich nicht ſo gut geſehen. Ich ſchicke nämlich meine Einquartirung immer ins Theater; ich laſſe mir ſtatt meiner Parterre-Billets Gallerie-Billets geben, und ſo kann ich auch ruhig hineingehen. Heute iſt ‚Der Tyroler Waſſel', die Einquartirung hat Raſttag, und ich werde ſie wieder hinein ſchicken. Mittwoch, den 27., iſt ‚Rochus Pumpernickel' als das letzte Stück, denn Donnerstag, den 28., reiſt die Geſellſchaft. Madame Teller iſt ſo krank, daß ſie nicht mitreiſen kann, und ich glaube ſchwerlich, daß Du ſie noch wieder antreffen wirſt. Mamſell Engels muß einſtweilen viele Rollen von ihr übernehmen; freilich wird ſie ſich als Frau vom Götz nicht ſo gut machen als die Teller. Die Vermählung iſt den zweiten; den 5. werden die jungen Herrſchaften abreiſen. Ich und Caroline gehen beſtimmt den 6. Juli von hier ab; ich habe wieder mein altes Logis auf dem Markt bekommen und ſehe dem Tag mit Freuden entgegen, wo ich von hier abreiſen werde. Das Eger-Waſſer

[1] Marmont

Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen,
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Uebel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer.
Und ſie gingen dahin und freuten ſich alle der Kühlung.

Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſchliffener Flaſche auf blankem zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drei den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tiſch, er ſtand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der dritte denkend das ſeine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,
Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?

von Feuerſtein und eine Kiſte von Deinem ſind nun getrunken. Die eine Kiſte will ich mit nach Lauchſtädt nehmen. Von den Feſtlichkeiten wird es hier ſo viel nicht geben. Auf den Freitag iſt großer Reſſourcen-Ball, wozu die Herrſchaften auch eingeladen ſind. Geſtern war trotz der Einquartirung doch große Tanzſtunde bei mir, weil wir nämlich allerlei probiren, was da getanzt werden ſoll. Wie alles abgegangen iſt, ſollſt Du im nächſten Brief erfahren, denn von hier aus ſchreibe ich Dir noch einen Brief. Nun etwas von der Haushaltung. Ich habe nämlich alles, was von Schuhmacher-Rechnungen hier für Dich und Auguſt war, beinah bezahlen müſſen. Dann gab es auch einige Reparaturen im Haus; auch habe ich für den künftigen Winter meine Butter angeſchafft, Eſſig zum einmachen, und dergleichen. Und das, was für Auguſt und mich zu den Feſtlichkeiten nöthig war, koſtet auch etwas. Ich habe mich ſo eingerichtet, daß ich wohl 6 bis 8 Wochen mit dem, was ich habe, reiche und meine Lauchſtädter Ausgaben davon zu beſtreiten denke. Auch koſtet mich die Einquartirung beſtimmt zwanzig Thaler; doch wenn wir ſie auswärts hätten, koſtete es wohl viermal zwanzig. Sollten wir Einquartirung bekommen unter der Zeit, daß ich in Lauchſtädt bin, ſo wird der Sprachmeiſter Körner in unſerem Hauſe alles beſorgen; doch hat mir die Polizei verſprochen, daß ich in meiner Abweſenheit keine bekommen ſoll, denn ich habe mich dieſes Mal ſchon beſchwert, daß ich zu viel habe. Nun alſo wegen des Geldes. Wenn ich Ende Auguſt wieder zurück-

komme, ſo habe ich freilich gar keins, und in Lauchſtädt iſt es doch auch ängſtlich, wenn man zuletzt gar kein Geld mehr hat. So dächte ich ſo, daß Du mir vielleicht ein Papierchen zu 100 Thalern hinſchickteſt, nur eine Anweiſung an Frege; ich verſpreche, es nicht auszugeben, als bis ich es in Weimar nothwendig brauche. Die Haushaltung gebt freilich immer fort und kann [niemals][1] ſtill ſtehen, weil man immer für die Zukunft ſorgen [muß][1]. Das große Zimmer iſt auch wieder gemalt und recht [ſchön][1] geworden; jetzt bin ich daran, die Möbels in Ordnung zu bringen, und laſſe alle Thüren und Einfaſſungen im Zimmer wieder bohnen. Auch werden alle Öfen umgeſetzt und der Kochofen ganz neu reparirt, damit, wenn Du wiederkommſt, alles in der größten Ordnung iſt. Kommſt Du eher als Ende Auguſt, ſo gehe ich auch früher von Lauchſtädt weg; ſonſt bliebe ich da, bis die Geſellſchaft weggeht, denn ohne Dich mag ich faſt gar nicht in Weimar ſein. Über meinen Shawl habe ich aber eine große Freude, er wird allgemein bewundert. Nach dieſem Brief ſchreibe mir nicht mehr nach Weimar; ich wünſchte, daß ich wieder in Lauchſtädt einen anträf. Die ganze Geſellſchaft vom Theater empfiehlt ſich Deinem Andenken, beſonders aber Denz, welcher äußerte, daß, wenn Madame Teller ſterben ſollte, ſeine Frau auch in dieſem Fach aushelfen wollte; komiſche Alte habe ſie ſchon mit Beifall geſpielt. Und ſie wünſcht weiter nichts, als, wenn Du zurückkommſt, bei Dir einmal eine Probe von dieſer Art abzulegen.

[1] Durch Ausſchneiden des Siegels verloren.

Lortzing hat den Graf Balken bekommen und dankt von ganzem Herzen. Bis jetzt iſt alles in der größten Ruhe; und von Lauchſtädt ſollſt Du ein Mehrers erfahren.

Lebe wohl und denke mein. C. v. Goethe.

497. Goethe Karlsbad, den 27. Juni 1810.

Nachdem mir lange Zeit die Briefe ausgeblieben waren, ſo kamen ſie endlich alle an Einem Morgen und machten mir um deſto mehr Vergnügen. Ich konnte hoffen, daß der Shawl und das Tüchelchen würden gute Aufnahme finden. Sie ſind, Gott ſei Dank! um vieles wohlfeiler als die Schätzung, die Du mir ſchreibſt. In ähnlichen Dingen, als kleinern Shawls, Halstüchern und Kleidern dieſer Art, iſt wieder aufs neue ſo viel Luſtiges angekommen, daß man ſich wirklich enthalten muß, kein Geld auszugeben. Auf alle Fälle ſoll Auguſt eine ſolche Weſte haben: denn ich hatte mir ſelbſt eine zugedacht.

Was ich aber nicht ganz loben kann, das iſt, daß ihr gar nichts meldet von der freundlichen Sendung, die ich durch die Leute des Prinzen Bernhard gemacht habe, ſo daß ich alſo gar nicht weiß, ob ſie zu euch gekommen iſt. Auguſten hatte der Schreiber dieſes ein Schwänchen zuſammengemacht von Stecknadeln, Ohr-Kleinigkeiten; auch waren Nähnadeln dabei. Von allem dieſem hören wir nichts. Auch hatten wir einen ſchönen Rohrkorb mit getrockneten Trüffeln und Schwämmen dazu gethan. Aller dieſer guten Gaben erwähnt ihr mit keinem Wort, und wir müſſen nur hoffen, daß ſie glücklich zu euch gekommen ſind.

27. Juni 1810

Mir iſt es bisher ganz wohl gegangen; aber freilich, daß ich wünſchen müßte, das ganze Jahr in Karlsbad zu ſein. Denn gerade der mäßige Gebrauch des Waſſers, wie ich mich deſſen jetzt bediene, iſt das Rechte. Ich nehme auch noch ein paar Becher Sprudel Abends und befinde mich vortrefflich dabei. Es zeigt ſich keine Spur von Krampf, woran ich in Jena noch unendlich gelitten habe, ohne jemanden etwas zu ſagen, weil es nicht unerträglich war, und ich mich von einem Augenblick zum andern mit Hoffnung hinhalf.

Dagegen habe ich hier eine recht gute Art zu ſein. Die Gegenwart der Kaiſerin und der ſächſiſchen Herrſchaften hat uns, dieſe Wochen her, in Athem erhalten und beſchäftigt. Nachdem wir die verſchiedenen Momente des Hierſeins der liebenswürdigen Monarchin, ſo gut wir nur konnten, gefeiert, ſo ertheilte ſie mir den Auftrag, den Karlsbadern in ihrem Namen zu ſagen, wie ungern ſie von hier weggehe, wie ſehr ſie ſich hier gefallen habe, und wie lebhaft ſie wiederzukehren wünſche. Auch dieſe ſchwierige Aufgabe habe ich zu löſen geſucht, und ich ſchicke nächſtens die kleine Sammlung der Gedichte. Indeſſen ängſtigt es mich, daß darüber gerade die Zeit hingegangen iſt, die ich beſtimmt hatte, unſerer lieben Prinzeſſin und ihrem Gemahl, nach meiner Art etwas Freundliches zu ſagen. Ich werde dieſes nun wohl nachbringen müſſen, und wünſche, daß die Feſtlichkeiten recht froh und freudig mögen vollbracht werden. Das Übelbefinden des Herzogs und des Enkelchens hat mir einen traurigen Eindruck gemacht.

Du kannſt von mir noch einen Brief in Weimar erwarten, da Du erſt den 12. Juli nach Lauchſtädt gehſt. Auf alle Fälle aber ſollſt Du dort etwas von mir finden.

Die Schirme zur Farbenlehre kannſt Du Herrn Falk nur laſſen, wenn Du auch weggehſt. Empfiehl mich aller Welt und danke fürs Andenken. Lebe recht wohl und nimm von dem Tanzlehrer alles, was Dir gemäß iſt. Der Fräulein Beuſt kann ich für kein Quartier ſtehen, am allerwenigſten für eine ſo kurze Zeit. Alles iſt ſchon beſtellt, und ich will nicht rathen, auf gut Glück hieher zu kommen. Wollen es die Frauenzimmer aber thun, ſo bin ich bei den ‚Drei Mohren' zu finden, bin gerne hülfreich, ſtehe aber für nichts. Ich habe die letzten Zeilen der vorigen Seite ausgeſtrichen, weil ich nicht rathen kann, auf gut Glück hieher zu kommen. Fräulein Riedeſel hat es gewagt, begnügt ſich aber auch mit einem ſehr engen Quartier in einer keineswegs erfreulichen Lage. Herr und Frau von Riedeſel ſind früher angekommen und haben, um ein geräumiges Quartier zu finden, ſich entſchließen müſſen, auf den Schloßberg zu ziehen. Sage dieſes mit meinen vielen Empfehlungen an Fräulein von Beuſt und Frau von Seebach. In Franzenbrunn und Teplitz iſt es noch viel voller. An dieſen beiden Orten iſt gar kein Unterkommen mehr. Nun will ich ſchließen und Dir ein herzliches Lebewohl wünſchen. Vor Deiner Abreiſe nach Lauchſtädt kannſt Du mir wohl noch einmal von Weimar ſchreiben. Wenn Du hingegen nach Lauchſtädt kommſt, ſollſt Du unter Herrn Genaſts Adreſſe etwas von mir finden. Ob ich ſonſt

etwas ſchicken kann, weiß ich nicht: denn die Leipziger, die hier ſind, gehen erſt nach Eger. Lebe recht wohl und grüße Carolinchen und die Theaterfreunde. G.

498. Goethe

Vor einigen Tagen ſendete ich durch Herrn von Helldorf ein Packet an Dich ab, das allerlei Gutes enthält und das Du wahrſcheinlich gleichzeitig mit dem gegenwärtigen Blatte erhalten wirſt. Gedenket meiner bei einer Taſſe Chocolade, und wenn im Theater ein Pfeffermünzküchelchen genommen wird. Dein ausführlicher Brief vom 25. Juni hat mir viel Vergnügen gemacht, ſchreibe mir von Lauchſtädt dergleichen. Carolinchen ſoll geliebt ſein, daß ſie ſo viel auf ein Blatt bringt. Mir geht es recht wohl, und wenn ich dieſe Waſſer immer neben mir hätte, wäre mir für nichts bange. Seit der Abreiſe der Kaiſerin habe ich mich in die Enge gezogen. Es gehen ohnehin ſchon die Perſonen der erſten Zeit und die meiſten meiner Bekannten fort. Indeſſen kommt unter ſo vielen Menſchen immer einmal wieder ein alter Bekannter, oder es findet ſich etwas intereſſantes Neues. Von Augelchen hat ſich noch gar nichts gefunden. Die Gegenwart der Kaiſerin wird für mich nicht ohne Folgen ſein, man hat mir vertraut, daß ſie mir eine Artigkeit erzeigen werde, die mich um ſo mehr freuen müſſe, weil ſie ſich ſelbſt etwas ausgedacht. Du ſagſt niemand davon, denn ſo etwas muß man abwarten. Es kann gar manches dazwiſchen kommen, das die beſten Abſichten der Großen hindert. Nach Wien bin ich von

hunderten eingeladen. Ich habe es nicht abgesagt, aber mir auf jeden Fall vorbehalten, Auguſten an die Wohlwollenden zu adreſſiren. Er wird überall willkommen ſein. Bis jetzt hab ich von dem edlen Jüngling keine Zeile erhalten, ſo daß ich nicht weiß, ob er die durch des Prinzen Bernhard Leute überſchickte Sachen bekommen hat. Auch ſchreibſt Du mir nichts von den getrockneten Trüffeln und Schwämmen, die in einen flachen Korb gepackt waren. Ich lege Dir ein Blättchen an den Caſſir bei, er wird ja wohl dieß Jahr genugſamen Überſchuß haben, Dir das Wenige auszuzahlen.

Den 12. Juli wollen wir mit den beſten Wünſchen feiern. Ich hoffe, indeſſen von euch zu hören. Es geht mir ganz wohl und wünſche Dir das Gleiche. Dabei bin ich ziemlich fleißig und habe ſchon allerlei zu Stande gebracht.

Ich lege die Gedichte bei, die ich zuſammen drucken ließ. Jedes wurde durch eine beſondere Gelegenheit veranlaßt, das letzte durch die Kaiſerin ſelbſt, welche verlangte, daß ich in ihrem Namen den Karlsbadern etwas Freundliches ſagen ſollte. Ihr werdet ſehen, wie ich mich aus der Sache gezogen habe. Grüße Herrn Genaſt zum ſchönſten, er wird mir wohl ſchon geſchrieben haben, wenn Gegenwärtiges ankommt. Auch die Übrigen grüße und trage wie ſonſt alles bei, daß die Sache gut und ordentlich geht. Richte dich auf alle Fälle ein, ſo lange zu bleiben wie die Geſellſchaft; denn ich werde meine Nachhausreiſe nicht beſchleunigen. Ich muß noch gar manches vorher thun und ausrichten. Lebe recht wohl und ſei meiner eingedenk.

Karls-Bad, den 3. Juli 1810. G.

499. Chriſtiane Weimar, den 3. Juli 1810.

Lieber Geheimerath,

Daß wir Dir nichts von der Ankunft der Trüffeln und Schwämme gemeldet haben, worüber ich mich ſehr gefreut, war bloß die Ankunft des Shawls und Tüchelchens Schuld, weil beides zugleich ankam, und ich und Caroline waren für Freude keine Menſchen, ich habe nicht leicht etwas ſo lieb gehabt als dieſen Shawl, und da wirſt Du wohl verzeihen. Die Trauung iſt ſchon am 1. Juli vollzogen worden; ich ging einige Tage vorher zu der Frau Hofmarſchallin und erfuhr, daß von Damen niemand zu dieſer Feierlichkeit eingeladen würde als die, welche an Hof präſentirt wären, und wo auch den Sonntag vorher eine ganze Menge erſt präſentirt wurden. Freitags vorher gab die Reſſource dem Hof einen Ball, und ich brachte da einiges von meinem Putz an und erſchien ſo, daß es bei jedermann Beifall fand. Alles vom Hof war ſehr freundlich und geſprächig gegen mich, ſo auch gegen Caroline; nur war von Seiten der Vorſteher zu nichts keine Anſtalt, und alles lief ſchief ab, und zur Unbequemlichkeit aller Tanzenden und nicht Tanzenden hatten ſie beinah einen ganzen Tannen- und Eichenwald in den Saal gebracht, ſo daß einem der Geruch von dieſen Kräutern und Lauben, welche ſie gebaut hatten, ganz weh machte. Von allen ihren andern Anſtalten, die nichts taugten, können wir Dir nur mündlich erzählen, weil es viel zu weitläuftig wäre zu ſchreiben. Ich habe dieſe Zeit viele Fremde von Jena bei mir geſehen, die alle zu dieſen Feſten kamen:

Knebel, Frommanns und mehrere; alle ſind einige Tage bei mir geblieben, ſo daß ich zuletzt recht verdrüßlich wurde und wünſchte, ich wäre früher nach Lauchſtädt gegangen. Den Trauungs-Tag ſind wir den ganzen Tag nicht aus dem Haus gekommen. Den Abend waren wir zu dem Herrn von Lewandowski eingeladen, um das Feuerwerk zu ſehen; wir gingen auch hin, fanden eine zahlreiche Geſellſchaft von Herren und Damen, worunter auch der Propſt war, und wurden ſo gut bewirthet, daß bei jeder Rakete auch ein Champagner-Stöpſel in die Höhe flog; und wir hatten uns beide lange nicht ſo gut amüſirt. Auch finden wir in näherem Umgang dieſen Mann beſſer, als wir gedacht haben. Den zweiten Tag nach der Vermählung war wieder allerlei zu ſehen, was Du in Auguſts Brief lieſt; und wir gingen wieder hin, um alles vorbeiziehen zu ſehen, und fanden wieder eine andere Geſellſchaft da, worunter ſich auch der Herr General-Superintendente nebſt ſeiner Gemahlin befand, und kamen erſt ſpät des Abends zu Hauſe. Heute iſt Auguſt zu einem brillanten Hofball eingeladen worden wie auch zu Souper; ich habe ihn recht herausgeputzt und, da es regnete, auch ſogar hinauffahren laſſen. Und unter der Zeit, daß die tanzen, ſchreibe ich Dir. Die Feſtlichkeiten ſind nun beinah vorbei, weil unſer Durchlauchter Herzog ſeiner Geſundheit wegen ſo nach dem Bad eilt; und wir ſind entſchloſſen, übermorgen, den 6., nach Lauchſtädt zu gehen, worauf ich mich würklich ſehr freue, um auch einmal wieder zur Ruhe zu kommen. Denn ich kann würklich

ſagen: ſo lange Du weg biſt, bin ich beinah keinen Tag ohne Fremde geweſen, und dieß koſtet einen doch am Ende nur Geld. Mit meiner Geſundheit geht es zwar leidlich, doch fühle ich im Ganzen noch immer eine Schwäche in mir, die ich nicht zu erklären weiß, ſo daß mich alles mehr angreift als ſonſt. Nun denke ich aber, das vortreffliche Lauchſtädt, das Bad, und mein Merſeburger Doctor ſollen alles wieder herſtellen, und ich werde Dich recht bald davon benachrichtigen. Caroline freut ſich auch recht ſehr darauf; und das Haus ſollſt Du bei Deiner Rückkehr auch in der ſchönſten Ordnung finden. Den Tod der Madame Teller wirſt Du wohl von Genaſt erfahren haben. Madame Ackermann wird Dich wohl nun mit vielen Schreiben incommodiren. Aber zu einem Engagement wollte ich doch ja nicht rathen; es iſt doch beſſer, Junge zu engagiren, da einige bei der Geſellſchaft doch ſchon alt ſind. Herr und Madame Wolff waren bei mir, um Abſchied zu nehmen, und empfehlen ſich Deinem ferneren Wohlwollen. Sophie Teller ſoll nach Petersburg transportirt werden.

Einige Briefe, welche an Dich angekommen ſind, habe ich meinem Bruder geben müſſen, da er mir ſagt, daß ſie der Herr Geheimſecretär Vogel mitnehmen wollte. Rinaldo iſt mit ſeiner Mutter ſechs Wochen in Meiningen geweſen und heute wieder zurückgekehrt; er hat mich gebeten, ihn bei Dir zu empfehlen. Vergiß nicht, dem armen Wurm etwas mitzubringen, etwa ein Weſtchen oder Halstüchelchen; er iſt recht geſchickt geworden und verdient es

Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?

Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
Haltet am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt und belebt die herrlichſte Hoffnung.

Da verſetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rheinſtroms,
Wenn ich, reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang' erwünſchte, gefeiert
Wird, in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,

würklich. Mit der kleinen Prinzeß geht es wieder etwas beſſer, doch haben die Ärzte noch immer keine Hoffnung zu ihrer völligen Geneſung. Die Hoheit wird auch heute Abend oder morgen früh wieder nach Jena gehen, und ſo wird bald alles hier ſtill werden. Das Gedicht, welches Du zur Ankunft der Kaiſerin gemacht haſt, gefällt hier ſehr, ich habe nur Ein Exemplar behalten, und es geht immer in der Stadt herum zum leſen und abſchreiben. Auguſt hat ſich bei ſeinem Hierſein in Weimar recht gut benommen, ſo daß man allgemein mit ihm zufrieden iſt. Unſere Tanzübungen[1], an welchen Auguſt auch manchmal Theil genommen, gehen bis den Tag vor meiner Abreiſe fort. Ich und Caroline und zwei Fräulein von Miltau haben auf dem letzten Reſſource-Ball mit auch vier eingelernten Tänzern eine ſehr ſchöne Quadrille getanzt[2], welche ſich nicht wie andere mit Ronde [?] anfängt und auch nicht ſo endigt; wir hatten ſehr viele Zuſchauer, und ſie hat allgemein gefallen. Aber ein Spaß wurde den Kindern vereitelt. Caroline, die Mamſell Käſtner, Fräulein Goldacker und die Schumann hatten eine ſpaniſche Menuett eingelernt, welche ſie mit Bändern und Figuren tanzen ſollten, wo auf jedem Band ein Gedicht ſtand, nämlich zwei an die Prinzeß und zwei an den Prinzen gerichtet waren, und es wurde ihnen von dem Herrn Vorſteher verweigert. Schumann und Ziegeſar [?], welche ſich dieß ausgedacht hatten, haben ſich freilich nicht wenig geärgert, und die Herrſchaft, welche ſchon davon benachrichtigt war,

[1] Tanzübung [2] Könnte auch heißen gebracht

hat es von der Reſſource ſehr übel aufgenommen. Und ſo hat es beinah bei allen Feierlichkeiten Händel gegeben, weil in nichts keine Ordnung war. Das Hauptgedicht von der Reſſource hatte Profeſſor Schulze gemacht, welches mit Thränen anfängt und auch ſo endigt. Die Gedichte von den Kindern wurden auf Verlangen des Hofes den Tag nach dem Ball durch den Herrn Rath Schumann an die Prinzeß geſchickt, wo wieder zwei von Schulze dabei waren, welche bloß aus dem Jeſus Sirach geſchrieben waren; und eins hat der Profeſſor Käſtner gemacht. Caroline ihr Gedicht hatte mein Bruder gemacht, und ich muß, ohne ihn zu rühmen, ſagen, daß es das beſte war. Wir heben alles auf, um Dir es zu zeigen. Es iſt auch allgemein gelobt worden; der hat überhaupt viel dichten müſſen, er hat auch das Gedicht für die Böttcher und [für die] Bauern-Hochzeit machen müſſen. Ich habe ſie noch nicht geſehen, ſie ſollen aber in ihrer Art auch recht gut ſein; ſo auch für der Prinzeß ihre Amme, und dergleichen mehrere. Auch haben Wielands auf dem Ball ein Gedicht überreicht; und die Prinzeß, welche auf dem Ball ſehr freundlich mit mir geſprochen hat, hat mir einen recht herzlichen Gruß an Dich aufgetragen, ſo auch die beiden Prinzen. Haſt Du denn wegen Deines Bildes an Kügelgen geſchrieben? vergiß es ja nicht. Die Schopenhauer iſt jetzt mit Müllern in Dresden; ſein Bruder, der Student, beſuchte uns auch bei dieſen Feſtlichkeiten, und aus dieſen ſeinen Reden kann ich freilich nichts Anderes ſchließen, als daß ſie ihn würklich heirathet. Sie hat ſchon in Ronne-

burg in ſeinem Haus logirt, und ſeine erſte Geliebte hat ſich das ſo zu Herzen genommen, daß ſie wahnſinnig geworden iſt. Nun denke Dir aber nur, Caroline hat auch noch gar nichts zugeſchickt bekommen. Ich habe den Regierungs-Rath Voigt, ſo oft ich ihn geſehen habe, erinnert, und er hat mir verſichert, daß es nur an ihm läge, es auszufertigen, und es ſolle bald geſchehen. Caroline iſt ſelbſt zu ihm gegangen, und ſo hat er uns eine Woche nach der andern vertröſtet, und Caroline hat ſich genöthigt geſehen, zwei Erinnerungs-Schreiben bei der Regierung einzugeben, worauf wir aber auch noch keine Antwort haben. Gott weiß, wie dieß alles zuſammenhängt. Weiter weiß ich Dir heute nichts zu ſagen.

Den 5. Juli.

Da der Brief liegend bleiben muß, und wir dieſe Nacht weggehen, ſo will ich Dir ſelbſt noch ſchreiben. Ich freue mich ſehr, daß Dir das Bad ſo gut bekommt und Dir ſo heilſam iſt; und mein einziger Wunſch iſt, Dich recht geſund und froh wiederzuſehen.

Ich denke, es ſoll mir künftiges Jahr auch gut ſein, und vielleicht hilft es mir auch von dem böſen Magen-Krampf, der, wenn man es ſo leicht nimmt, doch zuletzt auch übel werden kann. Denn die arme Teller hat daran ſterben müſſen. Ich bin freilich nicht ſo ganz ſchwach wie dieſe, aber durch die Länge kann einem doch ſo ein Übel ſehr ſchaden. Dieſes Mal will ich nun ſehen, was Lauchſtädt thut.

Die Feierlichkeiten haben geſtern mit einer Abend-Muſik ihren Abſchluß gemacht, und Auguſt iſt wieder nach

Jena. Auf dem Hofball hat es ihm ſehr gefallen, und ſoll Dir Grüße von allen Herrſchaften ſchreiben. Ich war geſtern bei der Frau von Heygendorf geweſen; die läßt Dir auch viele Grüße ſagen. Ich bin recht froh, daß ich aus Weimar komm, denn es iſt ſeit drei Wochen von Fremden nicht leer geworden und hat mich viel gekoſtet; ſo auch 8 Tage Einquartirung. In Lauchſtädt will ich mich recht klein einrichten, denn ich habe gar nicht viel Geld mehr. Denn Auguſt hat doch auch hier was haben müſſen. Ich verlaſſe mich auf Deine Güte, ſonſt ſiehet es übel aus.

Lebe wohl und ſchreibe mir bald.

C. v. Goethe.

500. Chriſtiane Lauchſtädt, den 11. Juli 1810.

Lieber, beſter Geheimerath,

Freitag, den 6. Juli, kamen wir glücklich um ein Uhr des Mittags in Lauchſtädt an; Carolinen gefiel es gleich ſehr, wir beſchäftigten uns mit auspacken und ruheten aus. Sonnabend begrüßten wir erſt die Allee und den berühmten Teich; ich erfuhr zu meiner größten Freude, daß der Herr von Helldorf bei dem Doctor Koch etwas an mich abgegeben hätte. Ich ſchickte ſogleich hin. Und wie ſehr ich mich freute über das ſchöne Becherchen, kannſt Du Dir wohl denken; und mein wärmſter Dank folgt hier. Die Chocolade wollen wir auf Deine Geſundheit verzehren. Die Gedichte ſind ſehr ſchön, das letzte hat mir noch beſſer als das erſte gefallen. Ich habe ſie faſt alle ausgetheilt. Badegäſte ſind etliche 80 Familien hier, wo-

runter ich auch einige Bekannte gefunden habe. Auch ist der Kammerrath Frege aus Leipzig hier; die meisten sind Leipziger. Im Theater habe ich es freilich noch nicht voll gesehen; das kommt dadurch[1], daß die Gesellschaft in Halle fast täglich spielt, so auch die Sonntage, so daß beinah niemand von Halle kommt. Die Freitage und Dienstage, wo hier nicht gespielt wird, machen sowohl die Schauspieler, als auch die Badegäste Partien nach Halle. Künftigen Freitag denken wir vielleicht auch eine Partie zu machen. Man muß sich hier, da es an jungen Leuten fehlt, so gut als möglich zu amüsiren suchen. Vorigen Sonntag war es sehr angenehm hier, wo wir auch ein paar hübsche junge Edelleute kennen gelernt haben, einen Herrn von Pön [?] und Herrn von Morgenstern aus Mecklenburg, welche sehr gut tanzten. Ersterer wird nach Teplitz gehen, und ich werde ihm vielleicht einen Brief an Dich mitgeben; sie sind wieder in Leipzig, kommen aber zu nächstem Sonnabend und Sonntag wieder. Übrigens haben wir uns gut eingerichtet, und ich will Dir um des Spaßes Willen schreiben, wie theuer es ohngefähr hier ist. Im Salon haben wir abonnirt; vor Caroline zahle ich 8 Groschen, für mich 12 Groschen, also wöchentlich 6 Thaler. Fürs Logis gebe ich mit zwei Betten 2 Thaler 8 Groschen, denn ich habe wegen des Badens meine Köchin mitgenommen, und unsere zwei Betten waren beim Transport. Wenn ich keine Neben-Ausgaben mache, so brauche ich ohngefähr für das Gewöhnliche 10 Thaler wöchentlich;

[1] durch

aber leider hat man mich ſchon zu drei Soupers danſant gequält, mich aufzuſchreiben, wo es à Perſon 16 Groſchen gekoſtet hat; und da wir doch gern tanzen, ſo hätte ich es auch ungern ausgeſchlagen. Und für welcher Ausgabe ich mich noch fürchte, iſt dieſe: es iſt nämlich Montag über acht Tage ein Jubiläum hier, es wird 100 Jahre, daß das Bad in dieſem Zuſtand iſt, alle Armen ſollen geſpeiſt werden, und ein großes Souper und Diner iſt veranſtaltet, wo es à Perſon einen Laubthaler koſten ſoll. Auch ſoll jeder Badegaſt etwas für die Armen beitragen; von mir werden ſie wenig bekommen. Der Kammerrath Frege hat ſchon 200 Thaler dazu gewidmet. Mit meiner Geſundheit geht es alle Tage beſſer. Den Merſeburger Arzt habe ich noch nicht ſprechen können, weil er eine kleine Reiſe gemacht hat. Ich will auch vor der Hand nicht in meine Geſundheit ſtürmen mit Arzeneien, da mir das Egerwaſſer allein ſo gut bekommt. Ich trinke jetzo an der letzten Kiſte. Auf den Donnerstag will ich anfangen zu baden. Bis jetzt habe ich gar keine Anwandlung von Magenkrämpfen mehr. Der hieſige Arzt hat mir gerathen, nach dem Bad ein Glas Malaga zu trinken, und dieſes will ich auch thun, weil das Baden den Magen doch wieder angreift. Wenn Du etwa noch Gelegenheit haſt, eine Kiſte Egerwaſſer zu beſorgen, ſo thue es ja, denn ich habe auch ſogar das vorjährige mit ausgetrunken und habe nur noch 16 kleine Fläſchchen, welche bald alle ſein werden. Künftiges Jahr, wenn Du nach Karlsbad gehſt, werde ich erſt nach Eger gehen und dann nach Karlsbad; ſo, glaube ich, wird es

gut ſein. Das mineraliſche Waſſer iſt doch das beſte. Von Schauſpielen wurden folgende hier gegeben: den Sonnabend ‚Das Räuſchchen‘, welches nicht gut ging; Sonntag ‚Tyroler Waſtel‘, welcher ſehr gut gegeben wurde; Montag ‚Die Mitſchuldigen‘, wo ſie alle ganz vortrefflich geſpielt haben, beſonders Lortzing, und darauf ‚Die kurze Ehe‘, welche auch ſehr gefiel. Sonnabend war der Canzler Niemeyer mit ſeiner Frau hier, welcher ſich Dir vielmals empfehlen läßt; wir haben uns wechſelſeitig ſehr gefreut, einander wiederzuſehn. So fröhlich wie ſonſt iſt es freilich nicht hier; und wenn man nicht im Salon ſpeiſte, wo es doch mitunter immer luſtig iſt, ſo hätte man gar nichts. Doch wir amüſiren uns außerdem ſo gut, wie wir können. Beſſer iſt es immer als in Weimar; und es iſt doch gut, wenn man einmal den Zuſtand wieder verändert. Deſto häuslicher und froher werde ich alsdenn wieder in Weimar ſein. Sei nur ſo gut und ſchicke mir noch ein kleines Papierchen, ich könnte es hier gleich an Frege geben; ausgeben will ich hier nicht viel davon, es iſt nur, daß ich nicht ganz ohne Geld in Weimar bin. Ich wollte wohl welches ohne Papier von Dir bekommen, aber das mag ich nicht. Badegäſte kommen noch alle Tage an; und ich glaube, bis in die Mitte dieſes Monats wird es noch ziemlich voll hier werden. Freilich gegen Karlsbad iſt es nichts; worauf wir uns denn freilich ſehr freuen, übers Jahr mit Dir zu ſein. Denn hier kann es nie wieder für das Theater etwas werden, wegen der Geſellſchaft in Halle, denn alles von Halle und den umliegenden Gegenden geht in das

Halliſche Theater. Es wird jetzt eine große Kirche dazu eingerichtet, und es ſoll ſehr ſchön werden, wie mir Niemeyer ſagt. Auch in dem Halliſchen Bade ſollen ſo viel Gäſte wieder [?] ſein; ſobald wir da geweſen ſind, wollen wir Dir alles beſtimmt ſchreiben, wie es ausſieht. Ich ſage Dir nochmals meinen ſchönſten Dank für das Überſchickte. Aus dem Becherchen wird alle Tage in der Allee getrunken. Schreibe mir ja recht bald wieder, denn es macht mir immer die größte Freude zu hören, wie es geht. Der alte Karlsbader hatte hier ſchon mehrere Gedichte ausgetheilt; er hat mir auch verſprochen, daß ich die Badeliſten von ihm bekommen ſoll. Iſt denn Bettine noch nicht da? Du wirſt auch nun einen Brief von mir durch Vogeln bekommen haben, welcher mir ſagte, daß er Dir ihn gleich von Dresden aus ſchicken wollte. Alles vom Theater empfiehlt ſich Dir, beſonders [1] und ihr Mann, ſo auch Wolff, welcher mir ſagt, daß er nächſtens an Dich ſchreiben wird. Ich bin heute mit ihm, weil wir beide Egerwaſſer trinken, ſpazieren gegangen, und da haben wir viel von Dir geſprochen. Wenn ich nur manchmal ſo ein Stündchen könnte bei Dir ſein, dieſes iſt mein Wunſch.

Nun lebe wohl und denke mein. C. v. Goethe.

501. Chriſtiane [Lauchſtädt, 15. Juli 1810.]

Lieber Geheimerath,

Es hat ſich nach und nach von Badegäſten hier ſo angefüllt, daß über 200 Perſonen hier ſind und viele Fremde, die

[1] Name unleserlich

immer ab- und zugehen. Nun wissen sie sich beim Theater nicht zu helfen und geben gewöhnlich, wegen Abgang der Madame Teller, kleine und nicht gern gesehene Stücke, und das bloß, weil sie der Engels in den neuen Rollen die Kleider von der Teller nicht hier geben wollen; und ohne Kleider kann sie doch die Rollen nicht übernehmen, denn ihre Garderobe ist doch nicht darauf eingerichtet. Und weil, wie Du weißt, wie immer kein Entschluß von Weimar kommt, so werden darüber auch die guten Stücke vorenthalten. Gestern war ‚Egmont'; da war es wohl voll, und es wurde recht gut und zur Zufriedenheit aller Zuschauer gegeben. Die Scene mit Egmont und Clärchen ist außerordentlich gut gegangen, und ich und Caroline haben uns an diesem Stück einmal wieder recht erbaut. Nach dem Theater war großes Souper dansant, wo wir uns auch gut amüsirt und neue Bekanntschaften gemacht haben. Der alte Ufel [?] und mehrere alte Verehrer sind auch angekommen. Vorigen Freitag fuhr eine große Gesellschaft nach Halle; wir ließen uns auch bereden, mit Herrn Riquet dahin zu fahren. Wir sahen uns in Halle um, konnten aber, da wir nicht allein waren und von der Gesellschaft abhingen, nicht zu Niemeyers gehen. Wir gingen ins Theater, welches aber nicht wie ein Theater, sondern wie ein Pferdestall aussieht, denn es ist eine alte Reitbahn gewesen. Es wird aber ein sehr großes, neues Theater in einer Kirche eingerichtet, wo nach 4 Wochen schon gespielt werden soll. Es wurde die Oper ‚Das Sonntagskind' aufgeführt; doch wurde so schlecht

gesungen und gespielt, daß wir nur einen Act aushalten konnten. Doch haben wir uns einmal recht ausgelacht. Einige Männer darunter könnten wohl gut sein, doch das weibliche Personal ist gar nicht zum ansehen. Wir waren schon ein Viertel auf elf Uhr des Abends wieder in Lauchstädt. Gestern ist der Capellmeister Müller von Weimar hier angekommen, um das Bad zu brauchen; er hat mir gleich eine Karte geschickt und mich auch gleich in der Allee aufgesucht. Wir haben viel von Dir und vom Theater gesprochen; er hat mir aufgetragen, ihn Dir zu empfehlen und Dir zu schreiben, daß künftigen Winter sein einziges Bestreben nur sein sollte, Dir in Ansehung der Oper Freude zu machen, und auch wegen unserer kleinen Singakademie alles Mögliche dazu beizutragen, daß es Dich auch erfreuen sollte. Er meint, ohne daß Du in Weimar wärst, hätte er nichts anfangen wollen; doch er habe für das Ganze [?] so viel Ernst und Freude, daß er wünschte, selbst mitzuwürken. Doch, meinte er, wäre Deine Gegenwart hauptsächlich dazu nöthig, das Übrige gäbe sich von selbst. Er spricht recht gut und gescheut über jede Lage; ich höre nur zu und lasse mir erzählen. Die Hoheit hat auch viel von unserer Singstunde mit ihm gesprochen. Wegen des Theaters bitte ich Dich, sei doch so gut mir ein kleines Zettelchen beizulegen, daß ich manchmal ein paar Billets bekomme, und daß mein Mädchen auf den zweiten Platz gehn kann; vergiß dieß ja nicht, der Cassir wünscht es nur um der Ordnung Willen. Auch bitte ich Dich, mir ja eine kleine Assignation an Frege zu schicken, denn ich

Mit der Braut, entſchloſſen, vor Euch, am Altare, ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

möchte hier doch wohl noch etwas brauchen; denn der Merſeburger Doctor und andere kleine Ausgaben, auf die ich nicht gerechnet habe, kommen mir doch noch in den Weg. Dieſen Brief will mir Herr Riquet von Leipzig beſtellen; ſchreib mir doch, wenn er angekommen iſt, und antworte mir recht bald darauf. Eben, als ich dieſes Blatt ſchließen will, kommt mir Dein lieber Brief von eigner Hand, mit den Gedichten und der Aſſignation an den Caſſir richtig an; ich danke vielmals für Deine Güte, ſowohl für das Geld, als auch für die Aufmerkſamkeit, daß Du mir die ſchönen Gedichte geſchickt haſt, welche ich heute alle meinen Leipziger Freunden zu leſen geben werde. Heute wird es überhaupt ein äußerſt brillanter Tag; und heute über 8 Tage ſoll ein großes Jubiläum gefeiert werden, wozu freilich die Badegäſte das Beſte beitragen müſſen. Von Auguſt und mir mußt Du nun einen Brief erhalten haben, welchen wir den Tag vor unſerer Abreiſe geſchrieben, wo wir auch von allem, was Prinz Bernhard mitgebracht, erwähnen und danken. Ich habe Dir auch ſchon einen Brief von hier durch Genaſt geſchicket. Aber ſehr freun mich die 2 Briefe von Deiner Hand. Behalte mir nur Deine Liebe, ſo bin ich zufrieden und glücklich.

Lebe wohl und geſund. C. v. Goethe.

502. Chriſtiane Lauchſtädt, den 18. Juli 1810.

Dein letzter Brief, mein Lieber, hat mir viel Freude gemacht. Du mußt nun wieder drei Briefe von mir haben, einen von Weimar kurz vor meiner Abreiſe, wo auch

einer von Auguſt dabei war, ſchreib mir ja, ob Du dieſen erhalten haſt; einen durch Herrn Genaſt, und einen habe ich gerade nach Leipzig geſchickt, und dieſen beſorgt mir Herr Kaufmann Riquet. Es fängt hier an recht brillant zu werden. Wir haben hier viet Tage hintereinander getanzt, und die größten Feſte des Jubiläums ſtehen uns noch bevor, welches künftigen Montag gefeiert wird, wo alle Badegäſte mit in die Kirche ziehen, und die Damen ſich alle weiß und blau kleiden. Carolinen gefällt es hier ſehr gut, und mir bekommt das Baden und Tanzen beides außerordentlich gut. Je mehr ich Bewegung habe, deſto beſſer befinde ich mich. Und nun denke Dir[1] unſere große Freude: am Sonntag beſuchte uns der Herr von Arntsſchildt [?] und noch ein[2] junger[3] Hannoveraner, Herr von Klenke; ſie hatten von Göttingen aus Geſchäfte in Halle und von Auguſt durch Briefe erfahren, daß wir in Lauchſtädt wären. Das war für dieſe Tage wegen des Tanzens für uns eine große Glückſeligkeit, weil wir an jungen Tänzern hier großen Mangel leiden. Sie können aber zu unſerer Betrübniß nur bis Freitag hier bleiben; doch habe ich einen Brief bekommen von Auguſt, daß zu den großen Feierlichkeiten die beiden Schmidte von Jena kommen wollen. Und wenn ſich ſo die Tänzer wechſelſeitig ablöſen, ſo können wir es ſchon mit anſehen. Deine ſchönen Gedichte haben hier allgemein gefallen; Blümner und mehrere haben ſich es abgeſchrieben, und Wolff hat ſie declamiren müſſen. Ich freue mich nur ſehr, daß Dir das

[1] ich Dir [2] einen [3] jungen

Waſſer ſo gut bekommt; und ſo gern als ich Dich wieder bei mir ſehe, ſo wünſche ich doch, daß Du es brauchſt [ſo lange,] als es geht. Denn ich hoffe, daß wir noch einen ſchönen Herbſt zuſammen in Weimar zubringen wollen, wo Du im Häuschen alles wieder aufgeputzt und ſauber finden ſollſt. Meinen Geburtstag werde ich wohl noch in Lauchſtädt feiern. Den 12. Juli habe ich mit Carolinen zu Hauſe gefeiert; wir haben des Morgens von Deiner guten Chocolade getrunken, des Mittags ſpeiſten wir im Salon, wo es ſich gerade ſo traf, daß uns die beiden Grafen von Schulenburg mit Champagner, worin ſich Eis befand, regalirten, und ſo tranken wir beide im Stillen Deine Geſundheit; und des Abends waren wir allein und haben Dich hoch leben laſſen. Die Geſellſchaft wird wohl bis in die Mitte Auguſt hier bleiben; wenn aber die Einnahme ſo fort gehet wie jetzt, ſo wird ſich wohl Herr Genaſt zureden laſſen und vielleicht bis Ende Auguſt hier bleiben. Das Längſte ohngefähr, wie ich denke zu bleiben, wenn die Geſellſchaft nicht früher weggeht, iſt ohngefähr bis zum 20.; doch läßt ſich darüber noch viel ſchreiben. Ich ſchreibe Dir beſtimmt 8 Tage vorher, ehe ich weggehe. In Giebichenſtein und auf dem Petersberg ſind wir noch nicht geweſen; für ſo eine Partie kann man gleich eine Woche auskommen, deßhalb wollen wir abwarten, bis ſich es etwas wohlfeiler machen läßt. Am Montag wurde ‚Jery und Bätely', welches recht gut ging, und ‚Der 24. Februar' aufgeführt. Es war alles mäuschenſtill im Theater, und es ging beinah wieder ſo gut als die erſte

Vorſtellung. Sie haben ſich alle drei ſehr viel Mühe gegeben; Haide hat beſonders großen Beifall eingeerntet. Die Damen ſind alle ohne Ohnmacht heraus gekommen, aber eſſen konnte niemand viel. Die Urtheile waren verſchieden; Canzler Niemeyer wollte es nicht behagen und fand es zu gräßlich, doch ſeine Frau Gemahlin ſchien mehr Theil daran zu nehmen, doch durfte ſie ſich nicht ſo ganz für ihrem Herrn Gemahl äußern. Viel junge Leute fanden die Sprache des Stücks ſo vortrefflich, daß ſie ſagten: Werner hätte es nicht allein gemacht. Ich wollte dieſes Mal in keine betrübte Stimmung kommen, weil mich alles doch zu ſehr angreift; bin alſo abwechſelnd heraus und herein gegangen und habe in der Zeit an etwas Anderes gedacht; und wenn ich wieder hereinkam, hat es mir doch außerordentlich gefallen. Caroline hat ſich aber wieder ganz durchklopfen laſſen, und ich glaube, ſie ſähe es noch einmal. Überhaupt hat es der jungen Welt ſehr gefallen. Heute wird ‚Fridolin‘ gegeben. Was ſie zu den großen Feierlichkeiten geben, weiß ich noch nicht. In der Allee werden ſchon große Bogen zu transparenten Sachen aufgeſtellt, wo ſich Lortzing wohl verewigen wird. Den 16. iſt Aten[1] ihr Geburtstag geweſen, ich habe ſie mit nichts anbinden können. Wenn ſich vielleicht eine Gelegenheit fände, wo Du mir etwas für ſie ſchicken könnteſt; oder bringe ihr eine Kleinigkeit mit, vielleicht etwas in die Ohren zu hängen oder ſonſt eine Kleinigkeit. Sie iſt zu ihrem Geburtstag verreiſt geweſen. Der Herr

[1] Aten

Canzler Gutschmidt, welcher auch mit seiner Frau Gemahlin hier ist, empfiehlt sich Dir; er hat jetzt viel zu thun, um den Badegästen ihr Geld, welches zum Jubiläum eincassirt worden ist, auszugeben. Der Herr Capellmeister Müller hält sich sehr zu uns, so auch Herr Stromeyer, welcher mich schon einige Mal besucht hat. Das Egerwasser wird hier sehr häufig getrunken, und mit dem meinigen bin ich nun auch bald fertig. Diesen Sommer werde ich es wohl nun sein lassen müssen, denn ich habe beinah drei Kisten getrunken, und in die Länge greift es doch sehr an. Übers Jahr werde ich es ja wohl an der Quelle trinken, und das in Deiner Gesellschaft. Schreib mir doch, ob Du Dich von einem Jenaischen Kutscher wieder abholen läßt, oder wie Du es zu machen gedenkst. Beiliegendes Blättchen sei doch so gut und gib Herrn Riemer. Vorigen Freitag ist unsere Prinzeß mit ihrem Gemahl in Halle angekommen und den Sonnabend früh von da abgereist. Wir waren schon früher wieder weggereist; wäre ich noch dagewesen, so hätte ich ihr meine Aufwartung noch einmal gemacht. Der Obrist von Seebach war hier und hat mir gesagt, daß noch einige Festlichkeiten in Weimar im Stern und Park gewesen sind, und daß der Abschied von allen Damen und Herren sehr traurig gewesen ist, so daß beinah ganz Weimar geweint hat, wie die Prinzeß zum Thor heraus gefahren ist. Ich bin recht froh, daß ich nicht da war, denn es that mir schon sehr weh, wie zum letzten Mal Theater in Weimar war, und ich mir dachte, daß ich sie zum letzten Mal auf ihrem

Platz ſitzen ſähe. Dieſes hat mir ſchon ſo leid gethan, denn ſie war die letzte Zeit gar freundlich und liebevoll mit allen Menſchen.

Weiter weiß ich Dir für heute nichts zu ſagen, als daß ich wünſche, daß [Du] recht geſund zurückekommen mögeſt, und daß Du mich lieb behältſt, ſo lieb wie ich Dich.

C. v. Goethe.

503. Goethe

Es war mir ſehr angenehm, zu erfahren, daß meine kleine Sendung, durch Herrn von Helldorf, und mein Brief bei Dir wohl angekommen, und ich will nicht zaudern, auf Dein Letzteres einiges freundlich zu erwiedern.

Ich habe mich ſeit der Zeit nicht ſo gut wie im Anfang aufgeführt und bin von einigen Übeln angegriffen worden, von denen mich aber Stark glücklich befreit hat, der eben angekommen war; nun iſt alles wieder in Ordnung, und ich befinde mich recht ſchön. Eigentlich war ich ſelbſt Schuld an meinem Unfall. Ich hatte aufgehört zu trinken, und wollte nun gleich anfangen zu arbeiten, welches nicht ganz klug war. Stark ſelbſt befindet ſich abwechſelnd, und ich will noch einige Zeit hier zuſehen und dann nach Töplitz zum Herzog gehen. Stark räth mir die dortigen Bäder und das Eger-Waſſer. Von dieſem will ich noch ein paar Kiſten nach Weimar ſchicken, wovon ich mir Eine[1] aufzuheben bitte.

Zelter war acht Tage hier, ſeine Gegenwart hat mir viel Freude gemacht, ich treffe ihn wieder in Töplitz. Auch

[1] Aus eine

ist Geh. Rath Wolf noch bei uns, wodurch wir denn auch auf mancherlei Weise erfreut und gefördert werden.

Von Bettinen hab ich einen Brief ohne Ort und Datum; sie ist aber in Böhmen, etwa eine Tagreise von hier, kommt aber nicht und schreibt: wenn ich nach Hause käme, würde ich entweder sie selbst oder einen langen Brief finden. Ich glaube das letzte, schwerlich lassen ihre Verwandte sie aus den Händen.

Frau von Eybenberg ist angekommen. Bei der großen Noth um Quartiere hab ich ihr das meinige abgetreten und bin eine Treppe höher gezogen. So führen wir denn ein ganz freundliches Leben zusammen. Doch aufrichtig gesprochen, so will es nicht mehr mit uns fort wie sonst; sie ist ganz unendlich politisch und auf eine Weise, daß wir nicht eben zusammenstimmen. Da schweigt man denn lieber, und bei Ermanglung anderes Interesses wird die Unterhaltung ein wenig lahm.

Ich freue mich, Dich wiederzusehen, um einmal wieder ganz offen mich mittheilen und ausreden zu können.

Riemer ist recht brav und geht mir in allem zur Hand; auch ist er überall geschätzt und wohl aufgenommen. Es hinge nur von ihm ab, sich weiter zu verbreiten. Er leistet mir aber sehr freundlich Gesellschaft, und so steht alles sehr gut. Wir essen zu Hause, und ich sehe seit den letzten vierzehn Tagen wenig Gesellschaft. Auch Frau von Eybenberg hat eine Societät, in die ich nicht komme, und so leb ich auf meine gewöhnliche Art ziemlich eingezogen.

Daß Lauchstädt sich bevölkert, dazu wünsche ich Dir Glück. Lasse Dir Cur und Zerstreuung wohlbekommen. Herrn Müller

ſei freundlich und verſichre ihn meiner beſten Neigung. Es wird mich ſehr glücklich machen, wenn er mit mir überzeugt iſt: daß es gar nicht nöthig iſt, ſich immer zu ärgern in einer Sache, die eigentlich zum[1] Vergnügen gereichen ſoll.

Halte deßhalb zu allen Gliedern des Theaters ein gutes Verhältniß, inſofern es nur möglich ſein will. Grüße Genaſten, er wird ſich nach ſeiner Art wohl durchhelfen. Freilich ſpürt man in ſolchen Fällen, was Unentſchloſſenheit und allerlei Nebenrückſichten für Schaden bringen. Mögen ſies doch in ihrer Caſſe fühlen.

Lebe recht wohl. Schreibe mir von nun an nach Töplitz in den ‚Drei Äpfeln'. Unterhaltet euch gut mit alten und neuen Verehrern. Carolinchen viel Grüße. Von Auguſt hab ich einen Brief.

Karlsbad, den 22. Juli 1810. G.

504. Chriſtiane Lauchſtädt, den 24. Juli 1810.

Lieber Geheimerath.

Unſer Aufenthalt in Lauchſtädt wird immer luſtiger, weil wir täglich mehr Bekanntſchaft machen und theils auch viele alte Bekannte wieder gefunden haben, worunter beſonders der Kaufmann Riquet aus Leipzig gehört. Überhaupt ſind die Leipziger außerordentlich artig gegen uns. Seit zehn bis zwölf Tagen haben wir täglich einige Stunden getanzt und dieſes, glaube ich, vollendet meine Cur beſſer, nebſt dem Waſſer, als alle Medicin; denn die Ärzte behaupten ſo, ich wäre vor lauter Geſundheit krank. Nun

[1] Aus zu

etwas von den hieſigen Feſtlichkeiten. Zwei Tage vor dem Jubiläum ſah man ſchon nichts als Reiter und Wagen, und in ganz Lauchſtädt war auch nicht ein Kämmerchen zu haben. Und es wurde folgender Maßen gefeiert. Sonnabend wurde ‚So ſind ſie alle' gegeben, unſer Capellmeiſter Müller dirigirte dieſe Oper, und ſie wurde mit dieſem kleinen Orcheſter zum Verwundern gut gegeben. Die kleine Genaſt ſpielte die Rolle von dem Kammermädchen, welche nachher als Doctor kömmt, recht niedlich. Mamſell Häßler erntete großen Beifall ein. Die Einnahme war dieſen Tag 250 Thaler. Den Abend nach der Komödie wurde das Feſt mit Kanonen angekündigt, worauf ein großes Souper danſant folgte. Sonntag früh 9 Uhr wurden alle Badegäſte in [den] Salon eingeladen, wo die Herren blau und die Damen blau und weiß erſcheinen mußten, wo von da um den Brunnen herum in die Kirche gezogen wurde; den Anfang machte die Jugend, welche die kleinen Prinzen und Prinzeſſinnen von dem Prinzen Emil von Holſtein anführten, darauf folgte die Prinzeß ſelbſt und nach ihr alle Damen paarweis; ſo auch führte der Prinz den Zug der Männer an. Unter dem Donner der Kanonen und Glockengeläute kamen wir glücklich in der Kirche an, wo der hieſige Paſtor eine ſehr ſchöne Rede hielt, wo denn der König, unſer Herzog von Weimar, und beſonders die Künſtler wurden gelobt und geprieſen. Vor und nach der Predigt wurde eine ſehr ſchöne Kirchen-Muſik von dem Capellmeiſter Müller und von unſern Sängern und Sängerinnen aufgeführt. Alsdenn ging der Zug wieder nach

dem Salon, wo dann unter Geſang und Trompeten und Pauken zwei Linden hinter dem Brunnen, nach dem Salon zu, gepflanzt wurden, den hundertjährigen gegenüber. Alsdenn folgte ein großes Diner im Saal von 280 Perſonen; 200 ſpeiſten im Freien, und im kleinen Pavillon wurde auf Koſten der Badegäſte geſpeiſt, worunter ſich denn Heinrichs Eltern auch befanden. Nach Tiſche unterhielt[en] das Publicum die Leipziger Hoboiſten; um 6 Uhr wurde das Theater eröffnet, wo das Gedränge ſo war, daß über 200 wieder weggehen mußten; und man weiß ſich ſogar bei der Eröffnung zu erinnern, daß die Einnahme nicht ſo ſtark geweſen ſei: ſie haben nämlich 417 Thaler eingenommen. Es wurde ‚Die Junggeſellen-Wirthſchaft' recht gut gegeben; vorher ging ‚Haß den Frauen', welches hätte beſſer gehen können; zuletzt ein Epilog von Herrn Blümner, welches ein ländliches Feſt vorſtellte, wo Bauern und Bäuerinnen erſchienen, welche den Baum bekränzten, die Lortzing als Nymphe über dem Brunnen nahm ſich recht gut aus. Madame Wolff ſprach den Epilog wie immer ſehr gut. Den Epilog wirſt Du wahrſcheinlich zu leſen bekommen; mir kam es vor, als hätte man Deine Gedichte aus dem Karlsbad ſehr dabei benutzt, doch bleibt dieß unter uns. Nach Endigung des Schauſpiels war die ganze Allee illuminirt, und die hundertjährigen Linden bekränzt, ſo auch bis in ihre Wipfel illuminirt; transparente Verſe in Bogen ſtanden über dem Brunnen. Der Saal war mit Guirlanden geziert, und eine transparente Sonne ſtand über dem Namen des Königs. Beim Souper

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt;
Lächelte dann, und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernstlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinauskam,

war alles auf Koſten der Badegäſte beim Theater eingeladen, ſo auch die Capelle. Nach Tiſche führte der Prinz Emil eine Polonnaiſe durch die ganze Allee auf, alsdann begann der Tanz. Geſtern war kein Theater, aber Souper dansant. Den Freund von Giebichenſtein habe ich auch geſprochen; er wollte Erklärung von mir haben, warum Du mit ihm zürnteſt. Ich habe mir damit herausgeholfen: daß ich von nichts wüßte, und ihn etwas beruhigt wieder zurückgeſchickt. Er hat mich ſehr dringend nach Giebichenſtein eingeladen, welches ich aber wohlweislich nicht erfüllen werde. Dieſe Woche bekomme ich den zweiten Theil von ſeinen Briefen, welche ich hier leſen will. So auch war incognito der ſchönen Frau ihr Mann aus Weimar hier; man durfte ſich aber hier in der Allee nicht ſehn laſſen, weil ſonſt einige Wechſel von Leipzig bezahlt[1] ſein wollten. Und ſo haben ihn Wolffs verborgen, und man hat ſich dadurch bei den Leipzigern ſehr geſchadet. So auch iſt Freund Mahlmann hier geweſen; ſobald er aber auf dem Theater erſchienen iſt, haben ihn Haide und Stromeyer herunter complimentirt, und er hat ſich auch gleich von Lauchſtädt entfernt. Dieſes ſind alle unſere Neuigkeiten. Geſtern ſind Freund [?] Bülow und der ſchöne Schmidt mit ſeinem Bruder angekommen, welches uns auch nicht wenig gefallen hat. Schreib mir doch, ob Du von Auguſt aus Jena einen Brief bekommen haſt, der Dämmerfürſt hat mir bloß durch ſeine Freunde einige Grüße bringen laſſen, aber weiter nichts. Schmidt ſagte

[1] ſonſt bezahlt

mir aber zu meiner Freude, er ſei ungeheuer fleißig. Nun wird es hier auch wieder allmählich leerer werden, denn bis in die Mitte Auguſt dauert doch nur eigentlich der Spaß. Ich denke ſo ohngefähr den 15. oder 16. Auguſt fortzugehen; ich will 8 oder 14 Tage früher als die Geſellſchaft in Weimar ſein, weil ich noch verſchiedenes in meiner Haushaltung zu beſorgen habe. Es iſt aber ſehr gut, daß ich dieſes Jahr wieder hier war, denn ich habe vielerlei im Stillen für Lortzings würken können, wo ich denn doch täglich mehr ſehe, daß die gewiſſen Leuten nur ein Dorn im Auge iſt, und wovon ich Dir allerlei zu erzählen habe. Doch da ich hier war, und man ſich von der andern Seite bei den Leipzigern ſelbſt geſchadet hat, ſo geht alles beſſer, als man ſich wünſchen kann. Deny nebſt ſeiner Frau empfehlen ſich Dir; es geht den armen Leuten[1] hier ſehr knapp. Die Magdeburger Geſellſchaft hat der Frau Anträge gethan, in Halle zu ſpielen; ſie glaubte aber, dadurch bei Dir zu verlieren, und hat es lieber nicht gethan. Denys Bruder iſt bei dieſer Geſellſchaft; er iſt weit hübſcher als unſer Deny und ſoll auch recht gut ſpielen. Dieſer empfiehlt ſich auch, wenn bei uns etwas vorfallen ſollte, in Deine Gnade.

Die Schreiberin empfiehlt ſich unterthänig.

505. Goethe

Euren Brief vom 24. Juli erhalte ich am ſiebenten Tage und will auch gleich dankbar ein Wörtchen dagegen

[1] Kann auch Luder heißen

vernehmen laſſen. Euer Jubiläum hat auch meine beſten Segnungen, da alles ſo wohl abgelaufen iſt und anſtändig, und das Theater das Seinige gethan und erworben hat. Beſonders freut mich, daß Capellmeiſter Müller eingreift; ich wäre ſehr glücklich, wenn mir das auf künftigen Winter ſo viel Vergnügen machen könnte, was mir ſonſt ſo viel Verdruß gemacht hat.

Ich zweifle nicht, daß alter und neuer Augelchen vollauf ſein wird, dazu wünſche auch Glück. Macht euch in jener Gegend ſo viel Freunde wie möglich; hier iſts immer was Wunderliches und eine Confuſion, die mir beinahe ſelbſt verdrießlich wird. Mit der lieben Hausfreundin bleibts, wie ich Dir ſchon geſagt habe; ſo angenehm und liebreich ſie iſt, ſo gehn wir doch nicht auseinander, daß ſie nicht etwas geſagt hätte, was mich verdrießt. Es iſt wie in der Ackerwand.

In meinem Weſen gehe ich übrigens immer ſo fort nach meiner Art; und wenn auch nicht jeden Tag etwas gefertigt wird, ſo wird doch ſtets vorbereitet, und dann gehts auf einmal. Es fehlt mir nicht an vielerlei[1] Dingen, die mich intereſſiren.

Von Auguſt habe ich endlich auch einen ganz verſtändigen Brief, er ſcheint auch auf ſeine Weiſe vor ſich hinzugehen und wenigſtens immer einiges zuzulernen. Das erſte halbe Jahr war es wirklich ein Verderb für ihn, daß Schömann ein Gegner von Thibaut iſt, den Auguſt ſo ſehr verehrt und deßhalb jenen nicht leiden konnte. Leider

[1] vierlei

hats in Jena wieder Händel geſetzt mit Landsmannſchaftlichen und dergleichen Verhältniſſen. Auguſt hat ſich aber, wie mir Herr von Hendrich ſchreibt, aus allem entfernt gehalten. Es iſt ſehr gut, daß er das Zeug in Heidelberg durchgearbeitet hat. Vielleicht haben Dir Schmidt und Bülow das Nähere erzählt.

Ich mache ihm einige Kleinigkeiten zuſammen und ſchicke ſie ihm nächſtens mit Gelegenheit. Sonſt habe ich nichts weiter angeſchafft. Das Steigen und Fallen des Papiergeldes und das Steigen aller Preiſe macht einen ſo confus, daß man nicht weiß, ob etwas wohlfeil oder theuer iſt. Steck- und Nähnadeln habe noch genommen. Übrigens habe ich keinen hübſcheren Shawl geſehn unter denen, die nicht ächt ſind, als der, den ich Dir ſchickte.

Zelters Gegenwart hat mich ſehr glücklich gemacht, wahrſcheinlich finde ich ihn noch in Töplitz. Ich wäre ſchon dorthin abgegangen, wenn ich ſicher wäre, Quartier zu finden. Karlsbad leert ſich ſchon, aber Franzenbrunn und Töplitz füllen ſich.

Geh. Rath Wolf iſt auch noch hier, aber ich ſehe ihn wenig. Spazierfahrten, Gaiterein, hübſche Frauen ziehen ihn an, und da hat er gar nicht unrecht.

Die überſchickte Silhouette, phyſiognomiſch genommen, ſieht aus wie ein Frauenzimmerchen, das ſein eigen Köpfchen hat. Ich danke ſchönſtens fürs Andenken.

Grüße Herrn Genaſt aufs beſte, nicht weniger Herrn Müller. Suche wenigſtens mit Wolff in einem guten Verhältniß zu bleiben, wenn es auch mit ihr nicht geht. Lort-

zings grüße, auch Denys. Ich habe gegen ſie alle den beſten Willen. Was ſich zu Michael thun und machen läßt, wollen wir ſehen. Es iſt mir von großem Werth, daß Du wieder in Lauchſtädt warſt. Denn gewöhnlich kochen ſie im Sommer einen garſtigen Hexenbrei, den ich im Winter ſchmackhaft machen ſoll.

Lebet recht wohl und vergnügt. Von nun an ſchreibe ich nach Weimar. Beſonders, gleich wenn ich in Töplitz ankomme. Lebet wohl!

Karlsbad, den 1. Auguſt 1810. G.

*

Vom 4. Auguſt bis zum 16. September Goethe in Teplitz.

*

506. Goethe Töplitz, den 8. Auguſt 1810.

Da ſich eine Gelegenheit findet, dieſen Brief bis Dresden zu bringen, will ich ſogleich melden, daß wir in Töplitz glücklich angekommen ſind. Nachdem unſer Aufenthalt in Karlsbad 11 Wochen gedauert hatte, gingen wir den 4. Auguſt von dort ab. Ich will nicht läugnen, daß die letzte Zeit mir nicht die angenehmſte war: denn da ſich meine Übel wieder meldeten, ſo verminderte ſich das große Zutrauen auf Karlsbad einigermaßen. Das Wetter war ſehr ſchlimm, ſo daß unter vierzehn Tagen kaum einer rein und heiter geweſen wäre. Und ſo war mirs denn ganz angenehm, zu vernehmen, daß man in Töplitz für mein Unterkommen geſorgt hatte. Hier iſt es freilich um vieles heiterer als in Karlsbad, die Gegend weiter und erfreulicher. Auch haben wir gutes Wetter ſowohl hier,

als auf der Reiſe gehabt. An Geſellſchaft fehlt mir es auch nicht, da der Herzog hier iſt, bei dem ich ſpeiſe, auch mit ihm die Abende beim Fürſt Clary zubringe, wo viel Menſchen ſind. Zelters Gegenwart macht mich ſehr glücklich. Morgen will ich anfangen zu baden, und mich ſodann in der Gegend umſehen. Für dießmal lebe recht wohl. Ich werde von Zeit zu Zeit ſchreiben, wie es mir geht.

G.

Für die Nachrichten vom Jubiläum danke ich zum ſchönſten. Sie trafen mich noch in Karlsbad.

[Nachſchrift: Riemer]

Für das gütige Andenken der gnädigen Frau und der Demoiſelle Ulrich meinen gehorſamſten Dank. Den Auftrag des Herrn Eberwein werde ich mich bemühen zu erfüllen. Die letzte Zeit war in Karlsbad zu unruhig; ich denke, daß es mir hier gelingen wird, etwas auszudenken. Er ſoll es ſchon zu rechter Zeit erhalten. Mich zu fernerem Wohlwollen angelegentlichſt empfehlend und das Beſte wünſchend F. W. Riemer.

507. Goethe

Fräulein von Riedeſel wird dieſes Blatt mit über die Berge nehmen, und es ſoll Dich bei Deiner Ankunft in Weimar begrüßen. Vor allen Dingen muß ich Dir ein Abenteuer erzählen. Ich war eben in ein neues Quartier gezogen und ſaß ganz ruhig auf meinem Zimmer. Da geht die Thüre auf, und ein Frauenzimmer kommt herein. Ich denke, es hat ſich jemand von unſern Mitbewohnern verirrt; aber ſiehe, es iſt Bettine, die auf mich zugeſprungen

kommt und noch völlig iſt, wie wir ſie gekannt haben. Sie geht mit Savignys nach Berlin und kommt mit dieſen auf dem Wege von Prag her hier durch. Morgen gehen ſie wieder weg. Sie hat mir Unendliches erzählt von alten und neuen Abenteuern. Am Ende geht es denn doch wohl auf eine Heirat mit Arnim aus. Lebe für dießmal recht wohl. Ich habe ſchon ein paar Bäder genommen, die mir ganz gut anſchlagen. Der Herzog befindet ſich abwechſelnd. Zelter iſt immer der Alte. Seine Gegenwart macht mich ſehr glücklich. Grüße Carolinchen und Auguſt.

Töplitz, den 11. Auguſt 1810. G.

508. Goethe Töplitz, den 13. Auguſt 1810.

Zu einer Depeſche, welche der Geheime Secretär Vogel abſendet, leg ich nur ein paar Worte bei. Deinen lieben Brief von Lauchſtädt habe ich erhalten, es thut mir leid, zu vernehmen, daß Du Dich nicht wohl befunden, und daß der Jubiläums-Gottesdienſt ſo einen übeln Erfolg gehabt. Pflege Dich zu Hauſe, bis wir wieder zuſammenkommen. Empfiehl mich Frau von Heygendorf und wünſche ihr Glück zum jungen Sohn. Du wirſt ihr ja auf allerlei Weiſe aſſiſtiren. Mir geht es hier ganz wohl, nur macht das Bad etwas ſchwach im Kopfe. Thun kann man gar nichts.

Bettine iſt geſtern fort. Sie war wirklich hübſcher und liebenswürdiger wie ſonſt. Aber gegen andre Menſchen ſehr unartig. Mit Arnim iſts wohl gewiß. Lebe recht wohl. Schwarze Spitzen bringe ich.

G.

509. Goethe Töplitz, den 20. August 1810.

Dein lieber Brief vom 11. August, der mir eure Ankunft in Weimar meldet, hat mich glücklich erreicht. Du mußt nun gegenwärtig zwei von mir aus Töplitz erhalten haben, einen durch Fräulein von Riedesel, und einen, den der Geheime Secretär Vogel eingeschlossen hatte.

Die Bäder bekommen mir noch sehr wohl, und ich vermuthe fast, daß mich Töplitz künftig von Karlsbad abziehen wird: denn da ich dort von meinen Übeln nicht ganz frei geblieben bin[1], so hat sich der unbedingte Glaube und die Sicherheit etwas vermindert. Auch ist die Gegend hier viel lustiger, und wir haben eine recht heitere Wohnung.

Die vielfachen Einladungen nach Prag und Wien werden mich dießmal nicht bewegen, eine Reise an diese Orte zu machen. Ich will erst die Abreise des Herzogs erwarten, dem das Bad jetzt besser zuschlägt als Anfangs, und alsdann über Dresden zu euch zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit will ich mit Kügelgen sprechen, ob er lieber ein Bild von mir nach der Natur nochmals malen, oder das erste copiren will. Es soll alsdann in einem schönen Rahmen, wohl eingepackt, an den guten Schlosser wandern, der sich freilich mit unsern Sachen viel Mühe gibt. Grüße Frau von Heygendorf schönstens, und sei ihr behülflich und beirathig. Frau von Dankelmann und Luise Seidler sind auch hier angekommen. Mehr sage ich nicht, als daß

[1] Über gestrichenem: sind

ich wünſche, es möge euch wohlgehen. Auf der Rückſeite ſteht meine Adreſſe für die nächſten Briefe. G.

An
Herrn Geheimenrath von Goethe
Excellenz
bei dem Königl. Sächſiſchen
Hauptmann Herrn
von Verlohren
zu
wohnhaft in der Seegaſſe
Dresden.
an der Zahngaſſen-Ecke.

510. Goethe Töplitz, den 28. Auguſt 1810.

Ich hoffe, daß ihr dieſen Tag vergnüglich feiern werdet, beſonders wenn ihr ſo ſchön Wetter habt, wie es hier iſt. Karl hat mir heute früh einen herzlichen Glückwunſch gebracht, und dabei iſts geblieben. Niemand weiß von meinem Feſte, und ich werde es wohl im Stillen zubringen.

Die Bäder bekommen mir außerordentlich wohl. Dieß war um ſo erwünſchter, als ich dießmal in Karlsbad kein Glück hatte. Von meinen Übeln blieb ich nicht ganz frei, die Arbeit wollte nicht vom Flecke, das Wetter war abſcheulich, und die Geſellſchaft in politiſchen Spannungen. Deßhalb ich ſeit Abreiſe der Kaiſerin kaum einen vergnügten Tag hatte. Die hieſigen Bäder dagegen haben mich auf eine wunderwürdige Weiſe hergeſtellt. Du erinnerſt Dich, daß Capellmeiſter Müller ſie mir ſehr dringend empfahl. Grüße ihn ſchönſtens und ſage ihm: es ſei wirklich alles Gute für mich daraus erfolgt. Auch für Deine Zuſtände würden ſie ſehr heilſam ſein. Vielleicht brauchſt Du ſie nächſtes

Jahr und ſiehſt Dresden bei dieſer Gelegenheit, das nur ſieben Meile von hier liegt. Der Herzog geht den 31. ab. Ich will noch eine Woche länger bleiben, ſodann über Dresden und Freiberg nach Hauſe gehen und zu Michael bei euch ſein. Die Gegend iſt hier außerordentlich ſchön, beſonders zum ſpazierenfahren, denn es liegen viel Schlöſſer, Städtchen und Luſtörter umher. Alle Menſchen ſind gutmüthig, gaſtfrei und würden wie im Himmel ſein, wenn die unſeligen, politiſchen Spaltungen nicht wären. Übers Jahr gehe ich wieder hierher, und dann kannſt Du mit Carolinchen nachkommen. Zu tanzen gibts wenig; aber deſto mehr Rutſcherchen.

An Augelchen fehlts nicht, jungen und alten, bekannten und unbekannten; und was das Beſte iſt, alles geht geſchwind vorbei. Die Herzogin von Curland hat mich freundlich auf ihr Gut eingeladen, das bei Altenburg liegt. Wahrſcheinlich beſuche ich ſie auf der Rückreiſe. Sehr wichtig iſt mir, daß ich den König von Holland habe kennen lernen, mit dem ich in Einem Hauſe wohne. Ich ſehe ihn öfter, und er hat Vertrauen und Güte gegen mich, wovon ich Dir manches zu erzählen habe.

Im Schauſpiel bin ich wenig; ſie haben einen einzigen Acteur, der brav iſt; die übrigen ſind unglaublich ſchlecht, und die Liebhaberinnen ſehr häßlich. Einen Brief von Auguſt habe ich erhalten. Grüße ihn ſchönſtens und ſo auch die Theaterfreunde. Richte alles recht ordentlich ein, damit wir einen frohen Winter haben. Ich wünſche öfter Freunde bei Tiſch und die Muſikübungen recht thätig und

Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen [illegible] gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;
Neben her aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher und sagte zu mir: nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf diesen Wegen erblicktet.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unsern helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.

treulich fortgeſetzt. Wenn Carolinchen recht artig iſt, ſoll ſie übers Jahr hier auch baden. G.

*

Am 16. September früh 1/4 5 Uhr verläßt Goethe Teplitz und trifft zwölf Stunden ſpäter in Dresden ein.

*

511. Goethe

Hiermit ſei Dir, mein liebes Kind, vermeldet, daß ich in Dresden den 16. zu guter Zeit glücklich angekommen bin. Mir gefällt es ſehr wohl, das Wetter iſt ſchön, die Bekannten freundlich und die Kunſtſachen unerſchöpflich. Ich wollte, Du wäreſt hier, daß wir ein vierzehn Tage vergnüglich leben könnten. Nach Hofe werde ich wahrſcheinlich nicht gehen. Wenn ich alles geſehen und Freunde und Bekannte beſucht habe, ſo gehe ich ab; auf Land- und Waſſerfahrten laſſ ich mich nicht ein.

Vor Michael ſiehſt Du mich jedoch nicht, denn ich gehe noch auf Freiberg und zur Herzogin von Curland nach Löbichau. Deinen einladenden Brief habe ich noch in Töplitz erhalten, allein es iſt mir nicht möglich, zu kommen, wie der Hof-Kammer-Rath wünſcht. Grüße ihn jedoch auf das beſte.

Der Herzog hatte mich nach Eiſenberg zum Fürſten Lobkowitz geſendet (Frau von Heygendorf wird Dir ſagen, warum), ſonſt wäre ich ſchon ſeit acht Tagen hier, ja wohl ſchon wieder fort.

Grüße alles zum ſchönſten, und lebe vergnügt. Ich befinde mich ganz wohl. Ich will ſehen, daß ich ſo nach Hauſe komme.

18. September 1810

In Jena halte ich mich nicht länger auf, als nöthig iſt, Knebel und Hendrich zu grüßen. Auf alle Fälle erhältſt Du noch Briefe von mir. Lebe recht wohl, liebe mich und grüße Deine Juvenile.

Den 18. September 1810. Dresden. G.

*

Am 26. September reiſt Goethe von Dresden ab, hält ſich zwei Tage in Freiberg, zwei Tage in Altenburg und Löbichau auf und langt am 2. Oktober nachmittags, nach einer Abweſenheit von mehr als ſieben Monaten, wohlbehalten in Weimar an. — Von Familienereigniſſen aus dem letzten Viertel des Jahres wäre zu erwähnen, daß, wie das Tagebuch vermerkt, Auguſt am 15. Oktober ſein Dekret als Kammeraſſeſſor erhält.

1811

Vom 9. bis zum 21. Januar Goethe in Jena.

512. Goethe

Der Ziegenhainer Botanicus geht nach Weimar und überbringt dieſes Päckchen früher, als es durch die Boten gekommen wäre. Thut ihm etwas zu Gute, erwärmt und erquickt ihn. Wir ſind glücklich hier angekommen, haben nur wenig gefroren und bei Herrn von Hendrich eine gute Mahlzeit gefunden. Die Zimmer ſind auch nun ziemlich durchgeheizt, und wir werden uns bald eingerichtet haben, obgleich die erſten Tage immer mancherlei Unbequemlichkeiten gefühlt werden. Der Herr Obriſt und Auguſt haben zuſammen einen Rathkauf von einem Fäßchen Pricken gemacht, welches zwei Schock enthält, die jeder zur Hälfte verzehren will. Ich dachte eine Mandel für Dich zu erhalten; ſie ſind aber nicht geneigt, ſie abzugeben. So viel für dießmal.

Jena, den 10. Januar 1811. G.

513. Goethe Jena, den 11. Januar 1811.

Durch den Botanicus von Ziegenhain[1] werdet ihr heute ein Packet erhalten und die Inlagen wohl beſorgt haben. Hierbei folgt nur ein Brief an Hofrath Meyer, den ich gleich zu beſtellen bitte.

[1] Ziegenhan

Ferner wünſchte ich das Zeichenbrett herüber zu haben, das in Deinen Zimmern in irgend einer Ecke ſtehen muß. Die alte Ruine von Graupen in Böhmen iſt darauf gezogen. Man kann ein andres Papier mit einigen Stecknadeln drüber ſtecken und den Botenfrauen anempfehlen, daß es nicht gerieben wird.

Briefe und Packete wünſche ich hieher zu erhalten, auch ſonſtige Nachricht, ob etwas vorgefallen iſt. Weiter weiß ich nichts zu ſagen, als daß ich wohl zu leben wünſche. Das Wetter wird bei euch ſo ſchön ſein wie hier. Freilich iſt es der Schlittenfahrt nicht günſtig. G.

514. Chriſtiane [Weimar, 13. Januar 1811.]

Mittwoch nach Deiner Abreiſe fuhren wir etwas Schlitten und gingen Abends ins Theater, wo ‚Lorenz Stark' ſo gut gegeben wurde, daß würklich aus dieſem Stück etwas wurde; beſonders aber hat Madame Lortzing die Schmeichelſcenen mit dem Vater ſo ſchön und gut geſpielt, daß ſie bei jeder Scene hat applaudirt bekommen.

Donnerstags früh iſt unſere Singſtunde von allen Mitgliedern beſucht worden, und alles iſt gut von Statten gegangen. Im Deckenzimmer ſpeiſten 12 Perſonen, wo außer den gewöhnlichen Sängern ſich niemand als Fräulein Variſch befand. Zehn Chorſchüler waren in meinem Zimmer bei Tiſche, welche ſehr vergnügt waren, Deine und meine Geſundheit, jedoch mit dem größten Anſtand, tranken; nach Tiſche reichte ich ihnen ihre Packetchen, und mit dankbaren Herzen eilten ſie nach Hauſe.

Denn, welcher ſich Dir zu Genaden empfehlen läßt, hat mir aufgetragen, Dir zu melden, daß ſeine Frau mit einem Sohn glücklich entbunden iſt. Graf Krokow, welcher ſich hat bei Hof vorſtellen laſſen, machte mir geſtern ſeine Viſite, er wollte auch Dich gern ſehen und bittet um die Erlaubniß bei Deiner Zurückkunft.

Das wilde Schwein, welches Du in Jena erwarteſt, iſt von Hummelshain gerade hierher gekommen; es kam gerade, als wir bei Tiſche waren, und aus Verſehen hat der Bote nur ſein Botenlohn bekommen, und wie ich aus beifolgendem Zettel ſehe, muß das Schwein noch in Hummelshain bezahlt werden, welches Du wohl beſorgen wirſt. Ich hätte Dir gern durch den Mundkoch Weiſe[1] den Kopf gleich zurechte machen laſſen, wenn nicht das Schwein, weil es zu ſehr gefroren war, erſt einige Tage im Keller liegen müßte. Mittwoch Abend aber ſollſt Du ihn, recht ſchön zurechte gemacht, hinüber bekommen; und da Auguſt ſo neidiſch mit ſeinen Bricken iſt, ſo laß ihm auch von dieſen Wohlthaten nichts zu Theil werden.

Weiter weiß ich heute nichts zu ſagen, als daß ich wünſche, daß es Dir recht wohl und nach Deinem Willen in Jena gehen möchte. Wir ſind hier recht fleißig und mit Wäſche beſchäftigt. Mit nächſter Poſt erhältſt Du einen ausführlichen Brief über die ‚Teufelsmühle'. Lebe recht wohl. Und wenn Dir ſo ein Fäßchen Bricken vorkommt, ſo ſchicke uns welche.

Lebe wohl und denke mein.

[1] Weiß.

515. Chriſtiane [Weimar, 13. Januar 1811.]

Da ſoeben Herr Raabe mir bei der Frau Hofräthin Schopenhauer ſagt, daß er morgen zu Dir ging', ſo ergreife ich die Feder, um Dir etwas von der ‚Teufelsmühle' zu ſchreiben. Das Stück iſt eine zweite ‚Saalnixe', nur noch etwas dümmer; doch haben ſich unſere Schauſpieler alle mögliche Mühe gegeben, etwas daraus zu machen, doch wollte ihre Declamation gar nicht zu dem Unſinn paſſen. Herr Uhlich hat aber allgemein gefallen, und ich glaube auch nach meinem Urtheil, daß er als Buffon viel beſſer als Frey wäre. Das Mädchen wäre ganz leidlich geweſen, wenn ſie nicht eine ſo unausſtehliche Sprache hätte. Von unſern Schauſpielern war am liebenswürdigſten die Genaſt und Unzelmann. Unſerm verwöhnten Publicum hat es gar nicht gefallen wollen, doch ſchien es die Herrſchaft zu amüſiren, denn es wurde in der Loge viel gelacht; ſo ſchien es auch dem Herzog ſehr zu gefallen, und die Gallerie applaudirte und lachte; beſonders aber hätte man dem Maſchinenmeiſter applaudiren ſollen, denn es ging alles ſehr gut. Neues weiß ich weiter nichts, als daß Seyffarth hier geweſen iſt und hat wollen ſeine Aufwartung als Hof-Secretär machen[1].

Daß wir Hoffnung haben, daß in Deiner Anweſenheit in Jena Ball ſein ſoll, und wir Dich alſo wohl auf einen Tag beſuchen, aber uns bloß zu Tiſche einladen werden.

[1] gemacht

Madame Beck, welche eben hier, empfiehlt ſich dieſem edlen, großen Mann zu Genaden.

Bis dahin lebe wohl und denke mein.

C. v. Goethe.

516. Goethe

Vor allen Dingen will ich zuerſt mein nächſtes Bedürfniß melden, und dieſes iſt um Wein von meiner Sorte, denn Herr von Hendrich hat leider keinen von dieſer Art, und ich habe mich die Zeit her theuer und unbequem behelfen müſſen, weil ich vergaß, früher darum zu ſchreiben.

Wenn ihr mir den zugerichteten Schweinskopf ſchickt, ſo vergeßt die Sauce nicht: denn hier iſt dergleichen ſchwer zu haben; wie denn auch unſer gewöhnliches Eſſen ſo wenig erfreulich iſt als ſonſt. Die Freunde geben uns manchmal etwas zum beſten.

Da ihr uns nicht wolltet der Pferde genießen laſſen, ſo haben euch die Götter geſtraft, indem ſie nicht allein keinen neuen Schnee geſendet, ſondern ſogar den alten recht langſam, nach und nach, vor euren Augen in Waſſer und Schmutz verwandelt.

Der gute Raabe iſt hier. Ich wünſche, daß ihm mein Bild gelinge; die Stunden will ich ihm gern gewähren. Wir thun zwar hier nicht viel Bedeutendes, aber doch immer viel mehr als zu Hauſe, und ich werde manches Alte und Stockende los, wodurch ſich aufs Frühjahr ein neues Leben hoffen läßt.

Heute iſt Karl Knebels Geburtstag. Er wird 15 Jahr

alt, und iſt als Studioſus inſcribirt worden. Dieſes denkt er ſich heute als eine beſondre Luſt, wird aber ſchon in der nächſten Woche ihm und ſeinen lieben Eltern zu mancher Verwicklung und Verwirrung gereichen. Auguſt zeigt ſich bei dieſer Gelegenheit recht brav, indem er dieſem einheimiſchen Fuchs eine Richtung gibt, die ihm vortheilhaft ſein kann.

Raabe hat uns manche Weimariſche Geſchichten erzählt, und wir ſehen daraus, daß es weder auf Redouten, noch Jagden ſehr geziemend hergeht. Daß der Teufels-Müller kein recht feines Mehl liefern würde, ſah ich wohl voraus. Ich bin zufrieden, daß es nur nothdürftig durchgegangen iſt, und doch ſagen immer die Leute: „Warum gibt man dieß und das Stück nicht? Es iſt ja auf allen Theatern geſpielt worden.“

Das beikommende Zeichenbüchlein erbitte ich mir wieder zurück. Es ſollte euch nur die Silhouetten überbringen, die der jetzt anweſende Silhouetteur ausgefertigt hat. Stoßt euch nicht an die weißen Läppchen und barbariſchen Uniformen. Das kann nun einmal nicht anders gemacht werden. Der Silhouetteur hat hier viel zu thun, und wenn er nach Weimar kommt, wird ihn Frau von Schopenhauer, hoffen wir, auch beſchützen. Laßt das Stammbuch einigen Perſonen ſehen. Saget dieſer Freundin zugleich, daß ſie den Aufſatz, wegen des Ausſpielens des Barduaſchen Gemäldes, nächſtens erhalten ſoll.

Schreibe mir, was euch ſonſt begegnet, wie die Theater-Vorſtellungen ablaufen. Meine Abſicht iſt, heute über

War' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarschaft seyd, so spendet's gütig den Armen.

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löst'e die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber.
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und sie grüßte mich noch, und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen

9.

Goethe

Schattenriß eines Unbekannten

1811

Pippo, welcher ſchon im Park ſich ſo ſehr vergangen hat wegen der Schlägerei und zuletzt auf der Redoute dem Faß den Boden ausgeſtoßen hat, iſt geſtern in Begleitung von zwei Gendarmen und zwei Huſaren mit einer Schrift von der Policei, daß er in ſolcher Geſellſchaft von jedem Ort über die Grenze gebracht wird, bis er an Ort und Stelle iſt und nie das Weimariſche Land wieder betreten darf. Herr von Gemeiner hat als erweichter Oncle ihm 40 Thaler noch mit auf die Reiſe gegeben.

Die Freude über die Zerſchmelzung des Schnees kam gewiß nur von Herrn Riemer; doch die Götter, welche uns immer beſchützen, haben uns die Nacht ſchon wieder einen kleinen Schnee gegeben, und jetzt, indem wir ſchreiben, fallen auch ſchon wieder einige Flöckchen vom Himmel, und Herr Haberle, welchen wir am Sonntag bei der Schopenhauer haben kennen lernen, hat uns noch zwei große Schneee prophezeit, einen in dieſem und einen im folgenden Monat.

Das wilde Schwein habe ich ſchön eingepeizt und hoffe, Dir künftigen Dienstag etwas davon vorzuſetzen.

Bei Deny iſt morgen Kindtaufe, wozu ich eingeladen bin. Die Gevattern ſind folgende: die Gräfin Fritſch, Fräulein Baumbach, Herr Hofmarſchall Ende und Kammerherr Bielke[1]. Am Montag wurde ‚Haß den Frauen' von Wolffs ſehr gut dargeſtellt, auch gingen ‚Die Blinden von Toledo' ſehr gut, die Häßler hat wieder recht ſchön geſungen. Von ‚Lorenz Stark' hatte ich Dir geſchrieben,

[1] Pölke

daß es so gut gegeben worden ist; die Hoheit hat es so gefreut, daß sie dem alten Malcolmi zur Belohnung seines schönen Spiels 10 Louisd'or geschickt hat, welcher darüber ganz außer sich vor Freude und sehr gerührt gewesen ist. Die Lortzing hätte ebenso viel verdient, doch gönne ich es dem Alten. August sage aber, daß wir beide sehr böse auf ihn wären, daß er nicht einmal den Kasten schicke, wenn er uns auch keines Briefs würdigen wollte; ich hätte heute recht gut den Kopf hinein thun können. Bitte mir also die Schachtel und Flasche wieder aus.

[Beilage]

Den Schweinskopf betreffend.

Der Kopf liegt in der Schachtel; die Sauce, in welche der Kopf gleich gelegt werden muß, und so lange bis er aufgegessen ist, muß er drinnen liegen bleiben; die Senf-Sauce, welche dazu gemacht wird, sagte der Mundkoch Weise, sollst Du nur gleich bei dem Mundkoch Steinert bestellen lassen, dieser wisse schon, wie er sie machen sollte. Wir hätten sie hier machen lassen, er sagte aber: es wäre besser, wenn sie gleich auf der Stelle gemacht würde. Dieß läßt Dir ja Hendrich wohl gleich machen.

518. Goethe

Herr Raabe fährt nach Weimar, und es wäre mir angenehm, durch den rückkehrenden Kutscher einige Flaschen Wein zu erhalten, weil wir alles das Überschickte schon von der Erde weggetrunken haben. Künftighin muß ich

mir einen größeren Keller hier anlegen. Der vortreffliche Juvenil verſäumt auch nicht, ſeinen Theil von der hellen Sorte zu trinken, und ſo weiß man gar nicht, wo dieſes Gewächs des Weinſtocks alles hinkommt. Lebet recht wohl, nur laßt euch nicht von einem Ball verführen, den man, wie ich höre, vielleicht auf den Dienstag anſetzen will. Es wäre mir ſehr ſchrecklich, euch im Mühlthal zu begegnen. Auf fröhliches Wiederſehen.

Jena, den 18. Januar 1811. G.

519. Chriſtiane [Weimar, 19. Januar 1811.]

Erſtlich, da wir geſtern geſchlachtet haben, folgen hier 2 Leber-Würſte, eine Blutwurſt und ein kleines Preßköpfchen.

Herr von Wrisberg, welcher von Leipzig zurückgekommen iſt, hat uns allerlei Späße mitgebracht. Dafür haben wir ihn auch geſtern zur Schlachtſchüſſel eingeladen, wie auch Herrn von Poſeck, Herrn von Lewandowski, Herrn Hofmedicus Schwabe, Herrn Strobe, Herrn Anzelmann, die Mamſell Engels und Mamſell Müller. Wir waren ſehr vergnügt, es iſt bis 1 Uhr geſungen und Guitarre geſpielt worden; Herr von Wrisberg verſicherte mir, daß er in ganz Weimar keinen ſolchen vergnügten Abend gehabt hätte; er empfiehlt ſich Dir zu Genaden und läßt Dir melden, daß die Dienstags-Geſellſchaft künftigen Dienstag und für immer im Palais-Saal gehalten wird; die Abonnenten haben ſich vermehrt, wie auch die Liebhaber, und man hofft, daß es künftig recht brillant werden wird.

Nun kommt aber eine curioſe Geſchichte, nämlich:

Herr von Bülow hat uns sagen lassen, daß künftigen Dienstag Ball sein würde, und er heute selbst herüber käme, um uns einzuladen; wir möchten es zum zweiten Mal nicht gern dem Mecklenburger abschlagen, thun Dir also einen Vorschlag, daß Du bis Mittwoch drüben bleibst oder Montag nach Tische herüber kömmst. Wenn Du drüben bleibst, so wollen wir, ich, Caroline und Mamsell Müller, in der ‚Sonne' absteigen; solltest Du aber herüber müssen, so gingen wir in Dein Logis, doch wäre es freilich lieber, wenn Du drüben bleiben könntest. Da wir von Deiner großen Güte überzeugt sind, so wirst Du alles zum besten einrichten. Freilich könntest Du vielleicht einen Brief mit der Post oder sonst durch jemand, der herüber kömmt, schicken, damit wir Deinen Rath und Willen vernähmen. Freilich möchten wir gern hinüber, und die Müller freut sich auch schon darauf. Wenn es nicht anders ist, und Du just den Dienstag herüber mußt, so bist Du den Mittag 1 Uhr bestimmt da; und wir führen erst um 2 oder 3 und wären noch zeitig genug zum Ball da. Wenn Du uns nichts schreibst, so soll es bei dem letzten Vorschlag bleiben, und wir wollen uns so darauf einrichten.

Wegen des Weines habe ich Dir nicht mehr schicken können, weil die Botenfrau nicht mehr tragen konnte; heute sollst Du wieder ebenso viel haben.

Von Herrn Raabe haben wir weder von ihm, noch von seinem Schätzchen etwas vernommen.

Soeben erfahre ich, daß Haide sehr krank an einem bösen Hals ist, so daß er bestimmt bis Mittwoch nicht spielen

kann, und ‚Johanna von Montfaucon' wohl nicht wird ſein können. Alſo wäre es wohl das Beſte, Du entſchlöſſeſt Dich und bliebſt bis Donnerstag früh in Jena. Oder aber, daß wir aus aller Noth kommen, ſo ſei ſo gut und wende 2 Kopfſtück an uns und ſchicke uns morgen einen expreſſen Boten, wie Du alles halten willſt. Auf alle Fälle fahren wir erſt den Dienstag nach Tiſche weg und ſteigen entweder bei Frommanns oder in der ‚Sonne' ab.

520. Goethe

Nach reiflicher Überlegung aller Umſtände haben wir uns entſchloſſen, Montags früh bei guter Zeit von hier abzufahren und bei euch zu Tiſche zu ſein. Kämen wir auch nach Eins, ſo laßt euch nicht irren: denn ich weiß doch nicht, wann wir hier wegkommen. Auf dieſe Weiſe findet ihr das Neſt Dienstags rein, habt eure Bequemlichkeit, und wir gewinnen unſre Stunden in Weimar, und ſomit iſt allen geholfen.

Die ſchönen Würſte haben ein gar gutes Anſehen, und ſo iſt alles in der beſten Ordnung. Gegenwärtiges ſende ich durch den guten jungen Stark[1], dem Du etwas Freundliches erzeigen magſt. Lebe recht wohl bis auf frohes Wiederſehen.

Jena, den 19. Januar 1811. G.

*

Zwei Tage ſpäter, am 21. Januar, kehrte Goethe bei ſtrenger Kälte mittags nach 1 Uhr heim. Chriſtiane fuhr am 22., in Begleitung Caroline Ulrichs, nach Jena, wo ſie bis zum 24. blieb. —

[1] Starke

Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte sie bald, und sagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getraute,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brode,
Flaschen Weines und Biers, und reicht ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt seyn.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht, und habe die besten

Die nächsten drei Monate brachten für Christiane besonders schöne Abende, da Goethe ihr die ersten Bücher von ‚Dichtung und Wahrheit' frisch aus der Handschrift vorlas. — Am 12. Mai reist Goethe nach Karlsbad; Christiane und Caroline Ulrich treffen am 29. Mai gleichfalls dort ein. In den Tag- und Jahres-Heften erzählt Goethe: während dieses Badeaufenthalts habe ihn die frühere Lust am Zeichnen, am „Durchstöbern und Durchklopfen der allzu bekannten Felsmassen" gänzlich verlassen. „In Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerstreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug, sich nach allen Seiten zu bewegen; die näheren sowohl, als die entfernten Lustorte wurden besucht." Die selben Tatsachen, nur farbig frischer, berichtet Goethe in seinem Briefe an Zelter vom 26. Juni: „Für dießmal hat es [Karlsbad] für mich eine eigene Physiognomie gehabt. Weil meine Frau bisher kam und die Equipage bei sich hatte, dadurch bin ich ins Freiere und Weitre gelangt, mehr als die letztern Jahre, und habe mich auch an der Gegend und an ihrem Inhalt wieder frisch ergetzt, weil ich sie mit frischen Personen, die über gar manches in ein billiges Erstaunen geriethen und sich sehr wohl gefielen, durchwandern konnte." — Schon am 28. Juni verläßt Goethe Karlsbad, während Christiane noch zwei Wochen daselbst bleibt.

*

521. Christiane Karlsbad, den 30. Juni 1811.

Daß Du auch siehest, wie es uns in Deiner Abwesenheit gehet, so schreiben wir gleich. Freitag früh, als Du weg warst, beschäftigten wir uns gleich mit aus- und einräumen, besuchten Frau von der Recke, welche nicht zu Hause war. Frau von Flies trafen wir zu Hause an und überbrachten ihr das bewußte Buch, wo sie sich über das versprochne Blättchen sehr freute und Dir tausend Dank sagen läßt. Vor Tische machte uns Frau von der Recke einen Besuch, mit dem Worte, daß ich sehe, daß mir dieser ganz allein gelte, und ladete uns zugleich ein, um 4 Uhr zu ihr zu

kommen. Wir ſpeiſten zu Hauſe, gingen um 4 Uhr zur Frau von der Recke, fanden da Frau von Flies, Frau von Oppenheimer, Mamſell Saaling[1], Herrn von Rönne und die Frau Generalin von Dresden. Um 6 Uhr fuhren wir mit Frau von der Recke ſpazieren, ich mit der Frau von der Recke in einem Wagen, und Uli mit Frau Seebald; um 7 Uhr kamen wir wieder zurück, ſpeiſten kalte Ente, tranken um 8 Uhr beim läuten Deine Geſundheit, eilten alsdenn zur kleinen Capelle, um unſere Gebete für Dich zum Himmel zu ſchicken, kehrten vergnügt zurück.

Sonnabend ging ich wie gewöhnlich am Brunnen und badete; um 11 Uhr fuhren wir mit Diakonus[2] nach Wehediz, wo ſich dieſelben 6 und wir 2 Bouteillen Ruſter mitnahmen; wir tranken zwar nur zuſammen 3 Nößel, doch hätte beinah Deine Prophezeiung eingetroffen, wir kamen alle 4 ſehr froh und luſtig nach Hauſe und wurden von der Frau von Flies zu einer Partie nach Fiſchern eingeladen, aßen Forellen und Krebſe. Wir fuhren mit ihr allein dahin, doch kamen von Hans Heiling zurück eine Partie von unſere Leut, welche ſich auch an unſere Geſellſchaft anſchloſſen, es waren nämlich folgende: Mademoiſelle Saaling[3], Frau von Oppenheimer und die kleine unbekannte Dame, der bekannte Herr und ein Rittmeiſter aus Wien. Das Schönſte war, daß wir uns in dieſer Geſellſchaft ſo amüſirt haben, als wir vorher nicht glaubten, und uns die ſchönen Forellen und Krebſe nichts koſteten. Wir kamen erſt Abends um 10 Uhr zurück. Heute ſind wir von Herrn von Nitzſchwitz[4] zu

[1] Sahlin [2] Diakus (ſo auch weiterhin) [3] Soſſen [4] Nitzwitz

Volza eingeladen und morgen von dem Herrn von Loeben, auf dem Hammer. Dieſen Morgen am Brunnen habe ich viel Bekannte und Unbekannte geſprochen, bin auch lange mit Frau von der Recke und der Herzogin von Acerenza auf- und abgegangen, und alles grüßt Dich herzlich. Jetzt werden die Kleider zum Ball und Diner zurecht gelegt, dann fahren wir ſpazieren. In unſerm neuen Logis gefällt es uns recht wohl, und wenn ich einmal allein herginge, würde ich mir kein beſſers wünſchen. Nun wünſchen wir weiter nichts, als Dich bei unſerer Ankunft recht geſund und wohl anzutreffen. Bis dahin lebe recht wohl und behalte mich recht lieb und grüße meinen lieben Auguſt. C. v. Goethe.

Es kommen alle Tage mehr Fremde.

*

Wie Chriſtiane die letzten zwei Wochen in Karlsbad verlebt, zeigt uns ihr Tagebuch über dieſe Zeit.

*

521a. Chriſtianens Brief-Tagebuch

[30. Juni bis 15. Juli 1811.]

Sonntag Mittag ſpeiſten wir in Geſellſchaft von 27 Perſonen bei Volza, das Eſſen war ſehr gut, wir zahlten à Perſon 10 Gulden und tranken etwas Ruſter dazu. Um 7 Uhr holte uns Frau von der Recke zum Ball ab; der Ball war dieſes Mal nicht ſo voll, aber weit angenehmer zum tanzen, die Ulrich hat Schuh' und Strümpfe durchgetanzt; ſogar die Frau von der Recke tanzte Polonaiſe. Alle Prinzeſſinnen trugen mir viele Grüße an Dich auf, die Hohenzollern hat

mir beſonders viel Schönes an Dich aufgetragen; auch haben wir mit den Prinzeſſinnen Oblaten[1] geſpeiſt.

Gräfin von der Recke erzählte eine merkwürdige Geſchichte von Frau von Wedel. Wir blieben bis nach 10 Uhr auf dem Ball und gingen vergnügt nach Hauſe.

Montag früh wie gewöhnlich getrunken und gebadet. Um halb Eins fuhren wir in Geſellſchaft des Kammerherrn Stribensti nach dem Hammer, wo wir aßen. Nach Tiſche gingen wir nach der nahen Porcelainfabrique; bei unſerer Rückkehr hatte ſich die Geſellſchaft vermehrt, und alle Prinzeſſinnen waren da; wir fuhren aber unſern gewöhnlichen Spazierweg auf der neuen Chauſſée; zu Hauſe fanden wir den Herrn Boiſſerée, welchen wir mit Gießhübler [?] Waſſer und Weine erquickten; wir blieben zuſammen.

Dienstag früh ging Boiſſerée mit mir an [den] Brunnen und machte Bekanntſchaft mit Mamſell Saaling. Zu Mittag ſpeiſten wir im Kleinen Verſailles, wo wir Gäſte von Frau von Flies waren. Nach Tiſche fuhren wir ſpazieren, Abends ſpeiſten wir zu Hauſe. Die neu angekommene Dame wurde als Leiche aus dem Hauſe getragen, welches mich ſo angriff, daß ich bis 11 Uhr aufblieb und die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte. Das größte Unglück war noch dazu, daß wir unſern guten Diakonus ſehr krank zu Hauſe fanden.

Mittwoch früh bekam mir das Trinken ſehr übel, am Sprudel wurde ich ſo krank, daß mich Boiſſerée nach Hauſe bringen mußte; doch nach einem Frühſtück, welches wir in der Puppſchen Allee genoſſen, wurde es mir wieder

[1] Oblaten

beſſer. Zu Mittag hatte uns der Kammerherr Stribenski bei Volza eingeladen; es war eine Geſellſchaft von 20 Perſonen, wir ſpeiſten im Freien ſehr gut. Nach Tiſche fuhren wir ſpazieren. Abends waren wir bei Himmel, welcher ſehr ſchön ſpielte; von da gingen wir mit Boiſſerée und dem Kammerherrn nach dem Poſthof, wo wir die Saaling antrafen mit ihrer Geſellſchaft und einen jungen Baron von Wickman aus Liefland kennen lernten. Wir gingen zuſammen nach Hauſe.

Donnerstag früh wurde getrunken und gebadet; ich machte Bekanntſchaft mit einem Graf Zichy. Zu Mittag ſpeiſten wir im Sächſiſchen Saal. Nach Tiſche beſuchte uns der Kammerherr und Poskowski. Den Abend gingen wir auf den Ball; der Ball war beſſer als ſonſt, wir tanzten beide ſehr viel, beſonders mit Herrn von Riedeſel, Eſterhazi und einem jungen Curländer.

Freitag früh getrunken und gebadet, ich machte Bekanntſchaft mit dem Prinz Louis Liechtenſtein. Früh beſuchte uns Körner, gegen Mittag machten wir einen Gegenbeſuch; ſie nahmen uns freundlich auf, doch war der Sohn ſehr krank. Wir fuhren noch vor Tiſche mit Diakonus nach Wehediz; ſpeiſten zu Hauſe. Nach Tiſche mit einer Geſellſchaft nach Dallwitz; wir kamen bald zurück und waren Abends in der Capelle.

Sonnabend früh am Brunnen; mit Rönne ſpazieren gefahren; den Mittag ſpeiſten wir auf dem Poſthof. Eine ſpaßhafte Geſchichte von Frau von Bocksdorf iſt zu bemerken. Wir fuhren mit dem Herrn von Stribenski nach

der neuen Chauſſée, und von da gingen wir zuſammen ins Theater. Den Abend waren wir bei der Gräfin von der Recke.

Sonntag, den 7. Juli, früh am Brunnen und bei Frau von Flies und Frau von der Recke; wir ſpeiſten zu Hauſe; nach Tiſche mit Diakonus ſpazieren gefahren; Abends nach der Capelle.

Montag Morgens am Brunnen, Bekanntſchaft gemacht mit einem Baron Wickman aus Curland; alsdann zu Körners und zur Generalin. Den Mittag zu Hauſe; nach Tiſche mit Rönne die neue Chauſſée über Eich zum erſten Mal gefahren. Gegen Abend nahm Herr von Stribenski Abſchied. Wir gingen zur Capelle.

Dienstag getrunken und gebadet, Bekanntſchaft gemacht mit einem Graf Wartensleben[1]; wir gingen in Geſellſchaft von dem und Baron Wickman bis an [den] Poſthof, frühſtückten und fuhren mit der Stock und Mamſell Körner ſpazieren, verloren unterwegs eine Schraube, bekamen ſie aber glücklicher Weiſe wieder.

Den Mittag ſpeiſten wir in Geſellſchaft der Gräfin von der Recke bei Himmel, wo wir ganz vortrefflich aßen und uns ſehr amüſirten. Abends kam der Oberforſtmeiſter Fritſch von Weimar; um 8 Uhr gingen wir nach der Capelle und legten uns beruhigt zu Bette.

Mittwoch früh getrunken und gebadet; frühſtückten in der Allee, gingen mit Prinz Louis den Chotteckſchen Weg nach Hauſe, beſchäftigten uns mit Kleinigkeiten einzupacken. Doctor Schütz nahm Abſchied, auch beſuchten

[1] Wartensleben

uns Körners und Baron von Wickman. Den Mittag speisten wir zu Hause, fuhren mit Körners nach dem Hammer. Den Abend waren wir bei Himmel, in Gesellschaft der Gräfin Recke, der Fürstin Hohenzollern, der Gräfin [1], welche beide wegen langer Bekanntschaft am Brunnen sehr artig gegen uns waren. Die Hohenzollern ladete uns ein, morgen mit ihr auf den Ball zu gehen. Übrigens war die Gesellschaft sehr groß, und Himmel spielte himmlisch.

Donnerstag in der Allee gefrühstückt, wo wir viel Bekannte antrafen, auch setzte sich der Graf Wartensleben und Prinz Louis zu uns; es waren diesen Morgen sehr viel Tische, wo Damen frühstückten. Körners holten uns von da zum spazierengehen ab; alsdann besuchten wir Frau von Flies und Oppenheimer[2]. Der Hofrath Meyer besuchte uns. Den Mittag speisten wir zu Hause. Nach Tische fuhren wir beide spazieren; es begegnete uns Herr von Riedesel, mit welchem die Pferde durchgegangen waren, in einem traurigen Zustande. Wir putzten uns sehr schön zum Ball, die Fürstin von Hohenzollern holte uns ab; bei unserer Ankunft war der Ball schon ganz brillant. Die Fürstin und ich wurden beide der Prinzeß von Sachsen vorgestellt. Wir tanzten viel und fanden auch einen neu erstandenen [?] Bekannten, den schönen Graf von Schulenburg, welcher sich auch gleich engagirte. Wir fuhren mit Frau Seebald und dem Baron Sievers[3] nach Hause.

Freitag früh nicht getrunken und gebadet. In der

[1] Die Handschrift hat hier eine Lücke für den vergessenen Namen [2] Offenheimer [3] Siefert

Puppschen Allee gefrühstückt. Um 11 Uhr zu Himmel, wo nichts wie Prinzen und Fürstinnen waren, und ich mit Prinz Moritz sehr viel vom Geheimerath gesprochen habe; das Concert dauerte bis 1 Uhr. Wir speisten im Sächsischen Saal, der Minister von Nostitz war mein Nachbar, und ich habe mich sehr gut mit ihm unterhalten. Nach Tische fuhren wir den gewöhnlichen Weg nach dem Hammer. Abends waren wir in der Capelle, zu Hause begleiteten uns Prinz Moritz und Louis von Liechtenstein.

Sonnabend frühstückten wir in der Allee, gingen in Geleitung einiger Herren bis zum Posthof. Von da machten wir alle unsere Abschiedsbesuche; bei der Gräfin Recke lernten wir den Herrn von Thümmel kennen. Am leidesten that uns der Abschied von Frau Gräfin Recke. Auch waren wir bei der Herzogin von Hohenzollern.

Den Mittag aß Fräulein Seebald bei uns. Nach Tische fuhren wir, Fräulein Seebald, Oberforstmeister Fritsch, Baron Sievers und Baron Wickman nach Elbogen, und waren da bis 8 Uhr sehr vergnügt.

Sonntag früh packten wir ein und machten noch viele Abschiedsbesuche. Uns besuchte Baron von Wickman, Fräulein von Hendrich und Körners. Den Mittag aßen wir zu Hause. Nach Tische war Herr und Frau Diakonus und Doctor Mitterbacher[1] bei uns. Gegen Abend kam Fritsch und Himmel. Wir gingen um 7 Uhr zur Capelle zurück; begleiteten uns die beiden Prinzen Liechtenstein und Graf Schulenburg, nahmen Abschied, und wir gingen zu Hause.

[1] Mittenbach

15. Juli 1811

Montag früh 8 Uhr reiſten wir von Karlsbad ab; vorher beſuchten uns noch Herr und Frau von Nitzſchwitz, und viele Bekannte verſammelten ſich noch vor unſerer Thüre. Mittag um 2 Uhr kamen wir mit Frau von Flies in Franzenbrunn an. Ich bekam aber ſo das Heimweh, daß ich gleich beſchloß, morgen früh um 4 Uhr abzureiſen.

*

Goethes Tagebuch, Jena, 17. Juli: „Kamen die Frauenzimmer von Karlsbad"; 19.: „Früh fuhren die Frauenzimmer nach Weimar." Goethe folgt ihnen erſt am 27. Juli und verbringt den übrigen Teil des Jahres, von zwei kurzen Aufenthalten in Jena abgeſehen, in Weimar.

10.

Chriſtiane

Büſte von K. G. Weißer

1811 oder 1812

Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause.
Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtsten.

Nachbar, versetzte darauf der junge Hermann, mit Nachdruck:
Keineswegs denk' ich wie Ihr und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht.

Lächelnd sagte darauf der Vater: so hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.

Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
Sohn, fürwahr! du hast Recht; wir Eltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war

10.

Spritiana

Hülfe von K. G. Meiser

1811 oder 1812

1812

Diesmal tritt Goethe seine Badereise schon am 20. April an, verweilt aber zunächst zehn Tage in Jena.

522. Goethe

Da ich durch Frau von Schiller Gelegenheit habe, so will ich Dir, mein liebes Kind, Nachricht von mir geben und Dir anzeigen, daß ich meinen Vorsatz, sogleich von hier wegzugehen, geändert habe. Das Wetter will sich nicht herstellen, die Wege sind abscheulich; doch würde mich das nicht abhalten, wenn nicht noch ein anderer Umstand dazu käme.

Der Kaiser von Frankreich, der über Bayreuth und Hof geht, ist noch nicht durch, ja, es ist noch ungewiß, wenn er kommt, und da wäre es sehr unangenehm, der großen Masse zu begegnen, die vor ihm her, hinter ihm drein und ihm zur Seite geht. Ich will mich also noch etwa acht Tage länger aufhalten, und das um so lieber, als ich glaube, hier etwas thun zu können. Du erfährst nächstens das Weitere, und ich schicke auf alle Fälle den Wagen, um euch noch einmal zu sehen. August verzieht auch noch so lange.

Hier schicke ich: Reseda-Same in Menge,

Stiefmütterchensamen sehr wenig, weil er selten ist. Laßt also den Raum unter dem Steine gegen der Gartenthür über graben, von Unkraut reinigen und recht sauber

zurechte machen, und beſäet ihn weitläuftig mit dem Wenigen; kann ich mehr ſchicken, ſo könnt ihr immer noch einmal auffäen. Finde ich keinen weiter, ſo hat es auch nichts zu ſagen, denn im Herbſte ſäet er ſich ſelbſt aus, und übers Jahr iſt der ganze Raum dicht voll.

Beikommende Paquete ſende an die Herrn Meyer und Kruſe. Gegen das beiliegende Blättchen erhältſt Du die 200 Thaler von dem letzteren, hebe ſie auf, bringe ſie mit. Indeſſen lebet recht wohl!

Jena, den 23. April 1812. G.

*

Vom 27. bis zum 29. April hat Goethe Chriſtianen und Caroline Ulrich als Beſuch in Jena. Am 30. reiſt er nach Böhmen ab.

*

523. Goethe

Ausführliche Relation
der Reiſe von Jena nach Karlsbad.

Donnerstag, den 30. April.

Früh halb 6 Uhr von Jena, beim ſchönſten Wetter; die Nebel ſanken und ſtiegen, der Himmel überzog ſich nach und nach, im Orlathale war es drückend heiß. Um ein Uhr langten wir in Podelwitz[1] an, es donnerte von fern. Gegen 2 Uhr begann ein ſehr ſtarker, allgemeiner Landregen, der ¾ Stunden lang dauerte; hernach regnete es ab. Um 4 Uhr aufgebrochen, der Himmel war noch ganz bedeckt; das Wetter ſchien ſich wieder zu ſetzen. Der

[1] Podelwitz

Regen hatte sich bis Schleiz erstreckt, wo wir ein Viertel auf 9 Uhr ankamen.

Freitag, den 1. Mai.

Früh halb 8 Uhr von Schleiz ab. Sehr schöner Morgen. Gegen 11 Uhr nach Gefäll. Nach halb 12 Uhr wieder von da weg. Gewitterregen, doch ohne Donner. Artiger Mauthinspector zu Töpen. — Um 3 Uhr in Hof angelangt und im ‚Hirsche' eingekehrt. — Promenade auf die Höhe über Hof, wo wir die Stadt übersahen, die sich zertheilenden Gewitterwolken betrachteten, mit einem säenden Mädchen uns unterhielten und um 6 Uhr in den Gasthof zurückkehrten. Das Wetter klärte sich vor Sonnenuntergang völlig auf, so, daß der Himmel fast ganz rein ward. — Hübsche Lage des Gasthofs zum ‚Hirsch' auf der Höhe vor dem Oberthor, große Lebendigkeit, hübsche Mädchen, muntere Kinder, viel Beweglichkeit, italienische Truppen, bei der günstigen Witterung alles mit ackern und säen auf den umliegenden Feldern beschäftigt. Die Truppen hatten Dunkelbraun und Gelb. — Der vielen Fuhren nicht zu vergessen, die uns, schwer beladen, theils entgegenkamen, theils in Hof an uns vorbei fuhren. Unzählige Kinderkütschchen. — Durchaus Wohlhäbigkeit.

Sonnabend, den 2. Mai.

Halb 5 Uhr aufgestanden; Nebel über der ganzen Gegend, doch helle im Zenith, man sah den Mond. Die schon längst aufgegangene Sonne erschien endlich, als Mond, ohne Strahlen; der Rauch der Öfen stieg gerade

in die Höhe, die Nebel ſanken immer mehr. 150 Wagen, jeder mit 2 Ochſen beſpannt, zogen vorbei; die Wagen, wie man ſie in Italien ſieht, die Räder und Geſtelle ſchwer und alterthümlich; oben waren Bretterkaſten, groß, aber flach aufgeſetzt; die Ochſen graulich, falb, geſprengelt; mehrere wurden lahm nebenher geführt, und ihr Mangel, an den letzten Wagen, durch Vorſpanne erſetzt. Es waren auch Feldſchmieden dabei; das Ganze wurde von den braunen Soldaten escortirt. — Dreiviertel auf 6 Uhr abgefahren; nach und nach reinigte ſich der Himmel ganz, die ſämmtlichen, leicht zu überſehenden Bergäcker waren mit eifrig Pflügenden und Säenden belebt; der helle Sonnenſchein gar erfreulich; der Weg von ſehr verſchiedener Art, aber nicht ſchlimmer, als er bei trockener Jahreszeit ſein würde.

Zu Neuhaus gefüttert; einiges gezeichnet. Die Straße war frequenter an Wanderern, als ſie ſonſt zu ſein pflegt; die Vögel ſangen in den Fichtenwäldern, und alles war gutes Muths. Der Anblick ins Eger-Thal war herrlich, die ganze Gegend, bis auf die entfernteſten Gebirge, nach Karlsbad zu, konnte man deutlich ſehen; ſo war auch, bei reinem Himmel, alles Übrige klar. In Franzensbrunn, wo wir halb 5 Uhr anlangten, fanden wir die Kaſtanienknospen aufgebrochen, ingleichen die Lärchenbäume, und mußten die Einſicht und die Sorgfalt loben, mit der man einen Canal, von der Brücke an, diagonal durchs Ried gezogen und dadurch dem Waſſer einen ſehr ſchnellen Ablauf verſchafft hat; man ſieht deſſen nur ſehr wenig

noch auf dieſer großen Fläche. Das Dampfbad iſt auch mit einem Häuschen überbaut, und, gleich neben dem Badebrunnen, noch eine ſtärkere Quelle weiter gefaßt, die höher geſpannt iſt, durch eine Röhre abläuft, ſo daß man die Gefäße bequemer füllen kann. An den Wegen von Hof bis hierher iſt wenig oder nichts gebeſſert, einige haben ſich ſehr verſchlimmert, wie der von Neuhaus auf Aſch. Dieſer Ort iſt noch der abſcheulichſte in der ganzen Chriſtenheit. Auf der Seite von Franzensbrunn nach dem Lande zu macht man große Anſtalten zum bauen; wahrſcheinlich haben die ungeheueren Miethen, vom vorigen Jahr, den Egeranern Luſt gemacht. — Die Luft iſt vollkommen rein und klar und mild.

Sonntag, den 3. Mai.

Gleichfalls der klarſte und ſchönſte Tag, wir fuhren um 6 Uhr weg, hielten einen Augenblick in Mariakulm an, fuhren vergnügt weiter fort, wozu einige Späße des Kutſchers nicht wenig beitrugen. Um 3 Uhr waren wir in Karlsbad; unſere Frau Wirthin, die nach Dallwitz gehen wollte, begegnete uns unfern der Egerbrücke; in dem engen Thale von Karlsbad war es wirklich heiß, und nun, da wir in der oberen Etage wohnen, glüht uns das Schindeldach der ‚Drei Lerchen‘ wirklich an, wenn wir zum Fenſter hinausſehen. Es wäre ein völliger Juli, wenn die dürren Bäume uns nicht erinnerten, wie früh es noch iſt. Nun lebet wohl, in acht Tagen ſchreiben wir ein Mehreres.

Karlsbad, den 3. Mai 1812. G.

524. Goethe

Das Wetter ist fürtrefflich und für uns, wie für den Feldbau wünschenswerth. Die Castanien auf der Wiese geben schon Schatten, die Blüthen brechen hervor, und in kurzer Zeit wird kein dürrer Zweig mehr zu sehen sein. Mein Befinden ist gut, und die Arbeiten gehen von Statten.

Deßhalb lassen wir uns nicht anfechten, wenn uns die ökonomische Seite unseres Aufenthalts etwas Bedenken macht. Das Silber ist seit einigen Tagen sehr gefallen; wir haben es nur noch zur Noth mit 100 gegen 1000 alte Banknoten, d. h. Einlösungsscheine 200, verwechseln können. Da nun die Leute nach den letzten rechnen und von den vorjährigen Preisen wenig heruntergehet[1], so sehet ihr die ungeheuere Differenz.

Wir suchen sie durch Ökonomie auszugleichen. Ich wohne im dritten Stock und spare also die Hälfte der Miethe. Durch die Gefälligkeit des Postmeisters, den ich mit der neuen Zuckerfabrication bekannt machte, haben wir noch kurz vor Thorschluß 80[2] Bouteillen Ofner[3] (leider klein Gemäß) um billigen Preis bezogen und sind also wegen dieses Hauptpunctes sicher. Andere Menagen sind auch beliebt, und so stehen wir, sowohl in der Hauptsache, als in der Casse, sehr gut.

Wollt ihr nun auch dieses Jahr der Gesundheit wegen hier sein und dabei noch manches unschätzbare Vergnügen der Gegend genießen, auf allen Saus und Braus des vorigen

[1] Von Goethe geändert aus herruntergehen [2] Von Goethe geändert aus 8
[3] Von Goethe über der Zeile nachgetragen

Jahres aber Verzicht thun, ſo ſeid ihr den 21. Juni willkommen und werdet in fünf Wochen das Hauptgeſchäft abthun und Ende Juli erquickt und froh nach Hauſe zurückkehren.

Zu einer ſolchen veränderten Lebensart wird der heurige Zuſtand von Karlsbad das Seinige genugſam beitragen. Nicht allein ſind wenig Quartiere beſtellt, ſondern mehrere und bedeutende Perſonen haben wieder abgeſchrieben, woraus erhellet, daß an eine brillante Geſellſchaft nicht zu denken iſt. Demohngeachtet werden ſich im Juli wahrſcheinlich ſo viele Perſonen einfinden, als nöthig ſind, um hier eines angenehmen Umgangs zu pflegen. Vor allem aber rathe ich Dir, Deinen Weinbedarf mitzubringen, weil dieſer Artikel dieſes Jahr, wegen des zu unſerem Nachtheil ſchwankenden Curſes, unerträglich theuer werden müßte. Ein ſehr mäßiger Melniker koſtet jetzt ſchon die Flaſche 13 Groſchen 6 ₰ Sächſiſch. Einen ſtarken und edlen Wein zu ſchaffen, würde, nach dieſem Maaßſtabe, theuer genug zu ſtehen kommen.

Ich habe einen Brief von Herrn Hofkammerrath erhalten, auf den eine offene Antwort beiliegt. Auguſt wird ſehen, ob er das Manuſcript findet. Laß allenfalls Pollak rufen, der es kennt und vielleicht ausſpürt. Ich höre mit Vergnügen, daß die ‚Sühne' gute Wirkung gethan hat. Der Brief des Herrn Hofkammerraths iſt acht Tage gegangen. Wenn auch dieſer hinauswärts etwas geſchwinder geht, ſo hoffe ich doch kaum, vor Trinitatis etwas von euch zu hören. Sage mir Deine Gedanken, und ich will alsdann den letzten Entſchluß melden, wie es werden kann und ſoll;

Jener ſchreckliche Brand, der unſer Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre ſind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Waſſer im Orte.
Alle Leute waren, ſpazierend in feſtlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend ſich ſelber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgeſammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieſes zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich ſaß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kaſten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Eſſen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu ſehen,
Wo die Wohnung geſtanden, und ob ſich die Hühner gerettet,
Die ich beſonders geliebt; denn kindiſch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauſes und Hofes daher ſtieg,
Die noch rauchten, und ſo die Wohnung wüſt und zerſtört ſah,
Kamſt du zur andern Seite herauf, und durchſuchteſt die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verſchüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu ſehn war vom Thiere.

denn bei dieſem Poſtgange iſt des Hin- und Herſchreibens nicht viel zu unternehmen. Was ich wünſche, daß ihr mitbringt, ſchreibe ich alsdann. Vergiß aber ja ein Fläſchchen Kartoffelſyrup und Kartoffelzucker nicht; man iſt hier ſehr neugierig darauf.

Von Wehedig iſt auch nicht viel Erfreuliches zu erzählen; wir waren draußen und haben das hübſche Kind nicht einmal geſehen. Die Übrigen erheiterten kaum ihre Geſichter, als ſie mich wiederſahen und nach Dir fragten: ſo ſind die Menſchen alle durch Erhöhung des Curſes gedruckt, wodurch ihnen alles noch theurer vorkommen muß als uns, die wir denn doch unſere hieſigen Ausgaben mit den thüringiſchen vergleichen können. Alles Fuhrweſen ſtockt mit dem Handel, an wohlfeilen Weineinkauf iſt nicht zu denken, und deßwegen der ſo oft beſuchte Keller völlig leer. Und ſo iſt auch das Wehediger Paradies verſchwunden, und man muß ſich nach etwas Anderem umſehen.

Kutſch und Pferde werden freilich die ganze Sache weit luſtiger machen, und die guten Thiere ſollen den theueren Hafer ſchon wieder abverdienen. Jetzt machen wir weite Fußpromenaden von mehreren Stunden, kommen ſehr müde nach Hauſe, befinden uns aber ſehr wohl dabei, welches wir euch auch wünſchen und uns baldige, hübſch umſtändliche Antwort erbitten.

Ich hoffe, daß der Brief durch den Kutſcher, wie die Kiſte Egerwaſſer glücklich angelangt iſt.

Herzlich grüßend

Karlsbad, den 13. Mai 1812. G.

525. Goethe

.Heute, Freitag, den 22., erhalten wir euer freundliches Schreiben vom 15., welches ſich auf die erſte Sendung durch den Kutſcher bezieht; indeſſen werdet ihr erhalten haben einen eigenhändigen Brief vom 10. und einen anderen, umſtändlicheren, vom 13.

Da nun hieraus zu erſehen iſt, daß die Briefe hin und her jedesmal ohngefähr acht Tage laufen, ſo muß man im Wechſel ſchreiben, wenn man einigermaßen in Verbindung bleiben will.

Vor allen Dingen wollen wir alſo die näheren Umſtände unſeres hieſigen Aufenthalts vermelden. Seit unſerem letzten haben ſich die Aſpecten eher verbeſſert, als verſchlimmert, und wir haben uns durch eine gute Ökonomie mit dem vorigen Jahre ins Gleiche zu ſetzen geſucht.

Der Werth des Silbers iſt wieder geſtiegen, es ſteht ohngefähr auf 220. Ich habe mich mit Prag in Connexion geſetzt, um nicht immer in den Händen der hieſigen Juden zu ſein.

Nach dem Gelde iſt wohl der Wein am erſten werth, daß man ſein gedenke. Wir haben unſeren Bedarf bis Ende Juni im Keller; alles aber wohl überlegt, mußt Du Dir nothwendig, was Du zu brauchen glaubſt, mitbringen.

Das fruchtbare, den Wieſen und dem Sommergetraide erſprießliche Wetter erniedrigt vielleicht auch den Preis der Fourage, und das Eſſen iſt auf alle Fälle beſſer und wohlfeiler, als bei Herrn Steiner in Jena.

Die Wehedizer, durch unſere Ankunft erfreut, bringen ſchon wieder die köſtlichſte Butter. Wenn Auguſt einmal

seine Schenkhosen anziehen sollte, so siehe, daß Du einen Goldpfennig für Rosen erwischest. Sie haben uns für den Juli nicht ganz ohne Hoffnung von lustigem Wein gelassen; vor einem Jahre, sagen sie, hätten sie hundert Eimer verschenkt, doch nicht mit dem größten Vortheil. Die Herren Fremden wären artig gewesen und hätten bezahlt, die aus dem Lande hätten sich betrunken, tumultuirt und wären schuldig geblieben.

Seit einigen Tagen haben wir abwechselnd Gewitter und Regen, welches uns aber in unserem schönen, hohen Zimmerchen nicht rührt. Ich finde immer so viel Zeit, um mir im Trocknen eine artige Skizze zu holen, die ich nachher zu Hause ausführe.

Der Sprudel rast gewaltiger als jemals. Am Neubrunn ist der Aufenthalt ganz abscheulich, weil gebaut wird. Wenns regnet, weiß man nicht, wohin zu treten, geschweige wohin zu gehen.

Kein Blatt von der Liste ist noch nicht ausgegeben, indessen kommt doch täglich etwa eine Partie. Herr von Rönne ist der einzige ältere Bekannte. Zu Deiner größten Zufriedenheit aber kann ich Dir melden, daß Frau von Recke bald hier eintreffen wird. Sie ist schon in Töplitz und hat mich durch Doctor Mitterbacher grüßen lassen. Ich werde durch ein freundliches Betragen euch einen freundlichen Empfang vorbereiten.

Dem Herrn Hofrath Meyer vermelde meinen schönsten Gruß und sage ihm, er möchte sich nicht abwendig machen lassen, nach Karlsbad zu kommen; wer ordentlich leben wolle, lebe hier noch immer wohlfeil genug.

Sodann wünſchte ich denn doch auch zu hören, wie es mit Profeſſor Riemer geht, ob er ſich bei euch ſehen läßt, und, wenn nicht, ob ihr ſonſt etwas von ihm vernehmt. Es iſt mir gar zu viel daran gelegen, zu wiſſen, wie er ſich in ſeinem neuen Zuſtande befindet.

Grüßt mir alle Freunde, beſonders die, die euch freundlich beſuchen. Ich hoffe, daß ihr mir eine Radirung von Wolf mitbringen werdet.

Für die Theaternachrichten danke ich; es iſt recht gut, daß Du Dich der Leſevre annimmſt. Siehe zu, daß Du ſie für den Sommer gut unterbringſt.

Noch iſt zu vermelden, daß euere vorjährige Gönner und Freunde, der Graf Zichy in den ‚Drei Lerchen', Herr Kreishauptmann von Nitzſchwitz aus Leipzig in der ‚Harfe' angekommen, und daß alſo immer mehr Gäſte zu hoffen ſind.

Wollt ihr mir von Zeit zu Zeit ſchreiben, wie es euch geht, ſo iſt es wohlgethan; ich werde noch manches von mir hören laſſen und meinen letzten Brief an Auguſt adreſſiren.

Lebet nun recht wohl, die Inlage bitte ich zu beherzigen; den 21. ſoll alles zu euerem Empfang bereitet[1] ſein.

Karlsbad, den 24. Mai 1812. G.

[Nachſchrift: Zohn an Goethes Sohn]

Lange ſchon, lieber Aſſeſſor, haſt Du kein Wörtchen von Dir hören laſſen, und wenn es gleich löblich iſt, daß Du Dich der Kammerangelegenheiten, die freilich, wie mir ſehr wohl bekannt iſt, in jetziger Jahreszeit ſich etwas zu häufen pflegen, ſo ernſtlich annimmſt, ſo mußt Du doch auch bedenken, daß Dein Herr Vater ſowohl, als

[1] Aus bereit

meine Wenigkeit recht sehr wünschen, bald so ausführlich, als nur möglich, Nachricht zu erhalten, wie es seither in Weimar gegangen.

— Wir leben hier ungestört, fleißig und vergnügt. Der Herr Geh. Rath ist wohl; auf sein gütiges Anrathen trinke ich jetzt den Neubrunnen, der mir vortrefflich bekommt.

Eine kleine Mineraliensammlung, die wir angefangen, ist schon bis zu etlichen und achtzig Stück angewachsen und soll hoffentlich bald complett sein.

Nächstens werden wir auch einen Versuch der Stärkezuckerbereitung machen; die Gefäße sind schon bestellt.

An Unterhaltung fehlt es auf keine Weise. Hinlänglich gewähren solche die Geschäfte und die Spaziergänge in der herrlichen Gegend, so wie durch die Stadt, wo man sich an den zierlichen, schlanken Gestalten, den munteren Gesichtern, dem glattgeflochtenen Haar und großen, schwarzen Augen der artigen Karlsbaderinnen erfreut. — Das schöne Wehedizer Röschen habe ich noch nicht zu sehen bekommen können. Laß Dich mit dem Goldpfennig ja nicht faul finden!

Der schöne Tag rückt immer näher, an dem die Schimmelchen angetrappelt kommen und unserem Kreis fröhlichen Zuwachs bringen werden. Könntest Du doch Deine Frau Mutter begleiten und die Nachtigallen des Weimarischen Parks mitbringen, dann wäre Karlsbad vollkommen schön; letztere fehlen leider.

Bist Du vielleicht in den unteren Garten gezogen?

Ist die Partie nach Dornburg schon vor sich gegangen?

Warst Du noch, wie Du zu thun Lust hattest, in Ilmenau?

Hast Du die Güte gehabt, die bewußten Bücher zu Reichel zu senden?

Werde nicht böse über die mancherlei Fragen, empfiehl mich gehorsamst Deiner Frau Mutter (deren Auftrag ich bei dem Nadler bestens besorgt habe), der Demoiselle Ulrich, Engels und Wolffs, und antworte bald

Deinem

C. John.

526. Goethe Karlsbad, den 3. Juni 1812.

Heute wollen wir nicht mehr als das Nöthige ſagen, da wir dem Tag entgegenſehen, an welchem wir hoffen können, euch hier zu empfangen. Wenn es im Zimthale ſchön iſt, ſo könnt ihr gewiß denken, daß es im Töpel- und Egerthale gleichfalls herrlich ausſehe. Zu gewiſſen Stunden wünſcht man ſich mehr Augen, damit man nur alles recht einnehmen könne. Bis jetzt ſind ſechs und vierzig Familien hier; der Erbprinz von Mecklenburg iſt geſtern hier angekommen, welches Du in Weimar verkündigen kannſt.

Den 21. ſollt ihr eine wohl eingerichtete Haushaltung finden und es euch darin recht wohl ſein laſſen. Mich abzuholen, wird kein Wagen beſtellt; ich will euere Ankunft erſt abwarten und mich nachher entſchließen. Lebet recht wohl! grüßet alle Freunde.

Hier folgen nun einige Commiſſionen.

1. Einige Buch Papier von dem, auf welches gegenwärtiger Brief geſchrieben iſt. Es liegt davon in meiner unterſten Schublade rechts des großen Schreibtiſches. Wäre es ja ausgegangen, ſo verſchaffſt Du ſolches wohl von der Geheimen Canzelei.
2. Ein Stange gut Siegellack.
3. Ein Exemplar der ‚Wahlverwandtſchaften'. Sie liegen in derſelben Schublade, die oben bezeichnet iſt, aber ganz hinten.
4. Da der Zucker hier ſo theuer iſt wie der Caffee, ſo bringe Dir auch welchen mit.

5. Unter den angekommenen Briefen wird ein Brief von Magiſter Stimmel in Leipzig ſein (ich lege ein Blättchen von ſeiner Hand mit bei). Dieſen macht Auguſt auf, und wenn er, wie wahrſcheinlich, Nachricht enthält, wie es mit der Hackertiſchen Verloſung abgelaufen, ſo wird er ſolchen an Hofrath Meyer übergeben, welcher die Gefälligkeit haben wird, Durchlaucht die Herzogin und Erbprinzeſſin mit dem Inhalt bekannt zu machen. Beide Damen haben eingelegt.
6. Fragt Herrn Hofrath Meyer, ob er an mich etwas zu beſtellen hat?

G.

Nunmehr wüßte ich weiter nichts zu ſagen; ſollte mir noch etwas einfallen, ſo habe ich noch zwei Poſttage, an denen ich Briefe abſenden kann, die ihr erhalten könnt.

Frau von Recke hat mir von Töpliz geſchrieben und läßt Dich ſchönſtens grüßen; ſie wird in dieſen Tagen erwartet. Graf Zichy hat auch nach Dir gefragt.

Nun lebet ſchönſtens wohl! wenn ihr nach Ankunft dieſes Briefs noch einmal ſchreibt, ſo kann ich den Brief vor dem 21. erhalten.

*

Unbekannt iſt das nächſte, im Tagebuch unterm 7. Juni vermerkte Schreiben Goethes: „An Frau Geh. Räthin von Goethe nach Weimar, Beſtellung der mitzubringenden Sachen und Schlußberedung.“ Am 19. Juni trifft Chriſtiane mit Caroline Ulrich in Karlsbad ein. Über das gemeinſame Leben berichtet Goethe in einem Briefe an den Sohn vom 30. Juni: „Du erhältſt hierdurch, mein lieber Sohn, die Nachricht, daß die Mutter glücklich angelangt

iſt und ihr die Cur ſehr wohl bekömmt. Auch befindet ſich gute Geſellſchaft hier zu ihrer Unterhaltung, und jedermann benimmt ſich gegen uns ſehr freundlich, Frau von Recke, Graf und Gräfin Stolberg, Graf Geßler, vorzüglich aber Prinz Friedrich von Gotha, bei dem wir geſtern ſämmtlich geſpeiſt und ſehr gute Muſik gehört haben.“ — Am 14. Juli ſiedelt Goethe nach Teplitz über, von wo er erſt am 12. Auguſt nach Karlsbad zurückkehrt.

*

527. Goethe

So muß ich denn wohl auch vermelden, wie es mir bisher gegangen. Bei gutem Wetter und leidlichem Wege, war ich Dienstag Mittage hier und wurde aufs beſte und freundlichſte empfangen. Es würde ſehr anmaßlich ausſehen, wenn ich ſchriftlich erzählen wollte, mit wie viel Gnade und Auszeichnung man mich hier beglückt; das ſoll alſo aufs mündliche verſpart ſein. Durchlaucht der Herzog iſt wohl und munter, Fürſt Lichnowsky immer der alte. Prinzeß Marianne von Sachſen hat nach Dir gefragt und einen Gruß an Dich mit aufgetragen. Die Abſchrift der Gedichte iſt, durch unglaubliche Saumſeligkeit der Poſt, erſt geſtern, den 18., angekommen, und iſt alſo 14 Tage unterwegs geweſen. Das iſt aber auch zum Glück ausgeſchlagen. Der Herzog ſchickte ſie gleich Ihrer Majeſtät und nach Tafel befahl die Kaiſerin auf die anmuthigſte Weiſe, daß ich ſie verleſen ſollte, welches wohl das ſicherſte Zeichen der Zufriedenheit war. Darauf erfuhr ich noch das Angenehme, daß einer der erſten Staatsmänner gegen mich vertraulich äußerte: er kenne gar[1] wohl die Schwierigkeit der Aufgabe und ſehe mit Vergnügen, wie glücklich

[1] Nachträglich über der Zeile

ſie gelöſt ſei. Dieß wird beſonders Johnen freuen, welcher am beſten weiß, wie bedenklich mir die Sache geweſen. Faſt alle Morgen habe ich das Glück gehabt, der Kaiſerin vorzuleſen. Sie ſpricht meiſtens dazwiſchen und äußert ſich über die bedeutendſten Gegenſtände mit außerordentlichem Geiſt und Originalität. Man kann ſich kaum einen Begriff von ihren Vorzügen machen. Ihr werdet über gewiſſe Dinge, die ich zu erzählen habe, erſtaunen, beinahe erſchrecken.

Schon dreimal war ich zur Tafel geladen. Da iſt ſie denn, wo möglich, noch heitrer und anmuthiger als ſonſt; ſie neckt dieſen oder jenen von den Gäſten und reizt ihn zum Widerſpruch, und weiß der Sache zuletzt immer eine angenehme Wendung zu geben.

Und ſo müßt[1] ich noch immer fort erzählen, ob ich mir gleich vornahm, alles auf meine Rückkunft zu verſparen. Geſtern zeigte ſie uns nach der Tafel eine ſogenannte Toilette, ein koſtbar verziertes Kiſtchen, worin alle denkbare Bedürfniſſe einer Reiſewirthſchaft enthalten ſind. Die Kaiſerin von Frankreich hat ſie mitgebracht. Jedes einzelne Stück kann als ein Kunſtwerk und Meiſterſtück betrachtet werden.

Ich wohne im ‚Goldnen Schiff', in der alten Ecke, der Herzog in den Zimmern des Königs von Holland. Die Ausſicht iſt ſehr ſchön, ich wünſchte wohl, euch einen Mittag bewirthen und einen Abend mit euch ausfahren[2] zu können. Die Pferde kommen mir ſehr zu Gute, beſonders da ich

[1] Aus muß [2] Aus ausführen

nach dem Bade fahren muß, welches eine kleine Viertelstunde entfernt liegt. Fräulein von Stetten hat mir das Paquet sogleich zugeschickt, und ich habe daraus nicht viel, aber doch einiges von Weimar vernommen. Gar wunderlich ists hier mit den Preisen der Dinge, einiges wohlfeiler, andres theurer[1], im Ganzen würde es sich vielleicht gleichstellen.

Was meine Rückkunft betrifft, kann ich so viel sagen: daß meine Absicht sei, Sonntag, den 26., hier abzureisen und also Montag Mittag bei euch zu sein. Es ist mir auch ganz wahrscheinlich, daß das die rechte Zeit sein werde. Gewiß kann ich nichts sagen. Ändert sichs, so schreib ich. Dabei wünsche ich nur, daß ihr auch vergnügt eure Tage zubringt und mit Ernst die Cur gebraucht.

Empfehlet mich allen Gönnern und Freunden. Sage Prinz Friedrich Durchlaucht, daß ich nicht mit Beethoven sein kann, ohne zu wünschen, daß es im ‚Goldnen Strauß' geschehen möge; zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife recht gut, wie er gegen die Welt wunderlich stehn muß. Unserm trefflichen Meyer tausend Grüße. Euch alles Gute!

[Teplitz,] Sonntag, den 19. Julius 1812. G.

528. Goethe

In diesen Tagen dachte ich, mein liebes Kind, bei Dir zu sein, jetzt aber muß ich vermelden, daß ich noch so bald nicht kommen kann. Die Kaiserin geht erst den 10. August, und so werde ich nicht vor dem 12. wieder in Karlsbad

[1] andres theurer nachträglich über der Zeile

Alſo ſtanden wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unſere Höfe geſchieden.
Und du faßteſt darauf mich bei der Hand an, und ſagteſt:
Lieschen, wie kommſt du hieher? Geh weg! du verbrenneſt die Sohlen;
Denn der Schutt iſt heiß, er ſengt mir die ſtärkeren Stiefeln.
Und du hobeſt mich auf, und trugſt mich herüber, durch deinen Hof weg. Da ſtand noch das Thor des Hauſes mit ſeinem Gewölbe,
Wie es jetzt ſteht; es war allein von allem geblieben.
Und du ſetzteſt mich nieder und küßteſt mich und ich verwehrt' es.
Aber du ſagteſt darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an ſeinem.
Doch ich verſtand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schickteſt und ſchnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und ſehe die Sonne noch immer ſo herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die erſten
Zeiten der wilden Zerſtörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkſt in dieſen traurigen Zeiten,
Und es wagteſt zu frein im Krieg und über den Trümmern.

Da verſetzte ſogleich der Vater lebhaft und ſagte:
Die Geſinnung iſt löblich, und wahr iſt auch die Geſchichte,

eintreffen. Würde Dir das zu lange, so dürftest Du nur gleich an Herrn von Hendrich schreiben, der schickte Dir Timlers Wagen, Du nähmst den großen Coffer und packtest auf, was Du könntest, ließest mir aber den kleinen stehen, in den ich alsdenn packen würde, was mir zu schwer ist, und ihn auf die Post geben würde. Johns Steine, in ein Kästchen gepackt, nähmst Du auch mit.

Solltest Du Dich aber in Karlsbad gefallen, so ist es mir ganz lieb, wenn Du bleibst und meine Ankunft abwartest. Da der Magenkrampf sich leider wieder eingestellt hat, so wäre es wohl gut, wenn Du die Cur verlängertest, besonders wenn Du fleißig badetest. Hierüber müßtest Du mit Dr. Mitterbacher hübsch ordentlich sprechen. Doch vielleicht hast Du das schon gethan. Wenn Du Geld brauchst, so wird John schon verwechseln.

Mir geht es hier sehr gut. Der Kaiserin Gnade scheint täglich zuzunehmen, indem sie sich immer gleich bleibt; auch ihre Umgebungen sind mir günstig, und ich kann nicht mehr und nichts Bessers wünschen. Das Baden bekommt mir sehr wohl. Der Herzog ist wohl und vergnügt, das Wetter schön, und ich hoffe, daß ihr auch der guten Tage so viel möglich genießen werdet.

Grüße Hofrath Meyer schönstens und sage ihm: ich habe eine Nachbildung des Moses von Michelangelo in Bronze gekauft, die sehr schön und wahrscheinlich aus dem 16. Jahrhundert ist. Wie er sitzt, ist die Figur 13 Weimarische Zoll hoch. Also eine schöne Größe. Das Nackte ist wohl verstanden. Bart und Gewänder von der größten Ausführung.

Es ist Herr von Beethoven von hier auf einige Tage nach Karlsbad gegangen: wenn ihr ihn finden könnt, so brächte mir der am schnellsten einen Brief. Wäre er schon wieder fort, so geht Fürst Moritz von Liechtenstein in einigen Tagen hierher; durch diesen wünschte ich eine umständliche Nachricht zu erhalten, wie es euch geht, und was ihr beschließet. Bleibt ihr in Karlsbad, so ziehet, wie verabredet, hinauf, wenn Meyer abreist. Weiter wüßt ich nichts zu sagen. Lebe recht wohl, grüße Carolinchen und John. Dieser soll mir auch mit jener Gelegenheit schreiben. Schickt mir auch, was an mich vielleicht angekommen ist. Nun Adieu! Meine besten Wünsche auf ein fröhliches, liebevolles Wiedersehn!

Töplitz, den 27. Juli 1812. G.

529. Goethe Töplitz, den 1. August.

Dein lieber Brief ist gestern Abend angekommen, und so will ich denn gleich wieder etwas vermelden. Das Baden bekommt mir sehr wohl, ob ich es gleich weder ordentlich, noch mit Ruhe brauchen kann. Meine Stunde ist Morgens von Fünf bis Sechs, da ich denn ganz gewiß ein frisches Bad finde, den übrigen ist nicht zu trauen. Die Kaiserin sehe ich täglich bei ihr selbst; auf Spaziergängen und Fahrten, bei Tafel und immer ist sie sich gleich, heiter, geistreich, anmuthig, verbindlich, und dabei kann man sagen, daß sie sich immer von neuen Seiten zeigt und jedermann in Verwunderung setzt. Sie hat ein klein Theaterstück in diesen Tagen geschrieben, das ich ein wenig

zurecht gerückt habe. Es ſoll geſpielt werden die nächſte Woche. Hievon ſagſt Du niemanden. Ich leſe täglich vor, heute waren Fürſt Moritz und ſeine Gemahlin gegenwärtig. Sie brachten mir einige Nachricht von Dir. Die Churprinzeß von Heſſen iſt gar eine liebe Dame. Es freut mich, daß Du ſie geſehen und geſprochen haſt. Den 10., Abends, geht hier alles fort, womit ich bisher gelebt; ich denke den 12. bei euch zu ſein, erwartet mich aber nicht zu beſtimmt, man weiß nicht, was vorkommt. Es iſt ganz recht, daß ihr bleibt, der andre Vorſchlag brachte keinen Vortheil, noch Zeitgewinn.

Was Du mir wegen der Haushaltung ſagen wirſt, ſoll mir ſehr willkommen ſein, ſo wie auch, daß ich in Jena beſſer leben kann. Zwar dieſen Herbſt werde ich wenig drüben ſein können. Richte nur vorläufig unſer Weimariſches Weſen gut ein. Da ich den Wagen hier habe, bin ich viel in der Gegend umhergefahren; auch war ich in Auſſig, wo die Elbe vorbeifließt und eine ſehr angenehme, abwechſelnde Gegend belebt.

Zum Sechſten wünſche ich das beſte Glück; es thut mir recht leid, ihn nicht gegenwärtig mit feiern zu können, ich will es in der Ferne thun. Laßt es euch zuſammen wohl ſein. Grüße Uli zum ſchönſten. Danke Zohn für ſeinen Brief. Wenn ich die Sendung durch Beethoven erhalte, ſchreibe ich noch einmal; dann wirds nicht mehr nöthig ſein. Lebe recht wohl und liebe mich.

Abgeſendet den 2. Auguſt 1812. G.

530. Goethe

Von Dir zu hören, hat mich sehr gefreut; es bleibt aber beim Alten. Die Kaiserin geht den 10. Abends, und so kann ich den 12. bei euch sein. Wir besprechen noch alles, und ihr geht, ich folge. Jedes andre Arrangement führt zu weit, und wir wollen sehen, daß wir abschließen.

Mir geht es täglich besser. Es ist nicht zu berechnen, was dieß Verhältniß für Folgen haben kann.

Die Briefe und Packete durch Beyer und die Leute des Prinzen August erwarte ich, sende aber nichts weiter. Denn ich komme, wie gesagt.

Wegen des Curses fügt euch in die Zeit, es ist nicht anders. Bade nur fleißig.

Von Arnims nehme ich nicht die mindeste Notiz, ich bin sehr froh, daß ich die Tollhäusler los bin.

Lebet recht wohl und gedenket mein in Liebe.

Teplitz, den 5. August 1812. G.

Grüßet alles nach gehöriger Art und Weise.

531. Goethe [Teplitz,] den 5. August 1812.

Viel Glück zum sechsten!

Durch Gefälligkeit des Grafen Corneillan nur ein paar Worte. Alles bleibt, wie schon geschrieben. So herrlich und köstlich aber alles ist, so soll mirs doch lieb sein, wieder bei den ‚Drei Mohren' einzukehren. In dem Stücke der Kaiserin habe ich zuletzt noch die Hauptrollen übernehmen müssen, wenn es zu Stande kommen sollte. Nun kannst Du wohl denken, daß es Zeit ist, zu enden. Da es ihr aber

den größten Spaß macht, und ſie über alle Begriffe gut, klug und theilnehmend iſt, ſo thut jederman das Letzte. Lebe wohl. Bis auf fröhliches Wiederſehn. G.

*

Am 12. Auguſt trifft Goethe wieder in Karlsbad ein; drei Tage ſpäter reiſt Chriſtiane mit ihrer Begleiterin nach Weimar ab.

*

532. Goethe Karlsbad, den 27. Auguſt 1812.

Da euere Briefe mir ſo bald Nachricht gaben, wie es um euch ſteht, ſo iſt es billig, daß ich auch wieder etwas von mir vernehmen laſſe. Seit euerer Abreiſe ſind nun ſchon vierzehn Tage vergangen, und ich ſehe mit Betrübniß, daß nun auch mein Scheiden bald heranruckt. Bei dem ſehr ſchönen Wetter und denen faſt ganz im Freien genießbaren Tagen wird Karlsbad immer anmuthiger, ob es gleich ganz von Fremden verlaſſen iſt, und bei den Wenigen, die ſich hier befinden, aus mehreren Urſachen keine beſondere Heiterkeit wohnt. Meine fortgeſetzten Beſchäftigungen, der Umgang mit Staatsrath Langermann, ein wenig Zeichnen und Lectüre laſſen mir die Zeit unvermerkt hinfließen, und die große Ruhe im Haus und ſonſt macht mir den Aufenthalt ſehr erquicklich. Nun wäre es erſt die rechte Zeit, ſich der Equipage zu bedienen und ſich das Land umher noch einmal zu beſehn.

Der alte Müller iſt noch immer fleißig und dienſtfertig und hört nicht auf, von allen Ecken und Enden Steine zuſammenzuſchleppen, wenn man nur einigermaßen einen Wink gibt, was man wünſche. Dieſer Alte iſt aber auch

beinahe das einzige Lebenszeichen von Karlsbad. Madame Mayer iſt fort, ein Fremder nach dem andern ſchließt den Laden, und die Einwohner, die immer noch zufriedener ſein können, als es Anſchein hatte, ſind alle gedrückt und traurig. Der Werth des Silbers fällt noch immer, ſie wollen jetzt nur hundert und fünf und vierzig für 100 geben. In Prag und den übrigen Theilen des Erblandes fallen die Preiſe wegen der herrlichen Ernte. In Karlsbad iſt alles beim Alten und die Einwohner ſo übel dran als die Fremden. Ich bin höchſt neugierig, wie ſich dieſes Weſen in einem halben Jahre wird eingerichtet haben.

Grüße Auguſten ſchönſtens; ich freue mich über ſeinen Geſchäftsgang, ſeine Reiſe und ſeine Ausſichten. Wir ſprechen uns nun bald ſelbſt, und da, denke ich, ſolls vergnüglich vorwärts gehn.

Die Sache wegen Frankfurt muß wohl ruhen, bis ich wiederkomme; denn ohne Schloſſers Mitwiſſen dürfen wir keinen Schritt thun. Daß eine Freundin die Sache indeſſen hat einleiten wollen, iſt des beſten Dankes werth.

Grüßet alle Freunde. Euere ſchnelle Reiſe hat mir ſehr wohl gefallen; ich will ſehn, ob ich nicht ein Gleiches thun kann. Ergetzt euch beim Vogelſchießen, ſo gut es ſich thun läßt, und gedenket mein. G.

533. Goethe

Da euer lieber Brief vom 31. Auguſt zu rechter Zeit angelangt iſt, ſo hoffe ich, der gegenwärtige ſoll auch einige Tage vor mir ankommen.

7. September 1812

Die Nachrichten von dem gnädigen und freundlichen Empfang, den Du erfahren, ſo wie die mehrere Nachfrage nach mir, machen mir nun auch Luſt und Muth, wieder zurückzukehren. Karlsbad iſt nun wirklich wie ausgeſtorben, alle fremde Läden ſind zu, und ſelbſt die von Karlsbadern beſetzten kleinen Boutiquen werden nach und nach geſchloſſen. Alle Tage geht von den letzten einer fort, und es bleiben nur wenige Nordländer, die wegen ihres gemeinſchaftlichen Intereſſes im Stillen zuſammenhalten. Das Wetter hingegen iſt ſeit einigen Tagen ſo angenehm, als man ſichs wünſchen kann. Beſonders weil der Sommer ſo feucht war, ſind alle Bäume noch über die Maaßen grün, die Kaſtanien, Akazien, Pappeln zeichnen ſich vorzüglich aus.

Sollte es etwa jemand intereſſiren, ſo kannſt Du erzählen, daß es in Töplitz ſehr brillant hergeht, daß ſehr viele Feſte gegeben werden, ſowohl durch die Prinzen, als den König ſelbſt, der ſich ſehr aufgeheitert haben ſoll, und dieſes ſoll noch bis in die Hälfte des Septembers währen.

Indeſſen wird es an euerem Vogelſchießen auch nicht an guten Tagen gefehlt haben; und nun, da gar das Schauſpiel wieder zurück iſt, ſo ſind wohl alle Wünſche vorläufig erfüllt. Grüße mir die Mitglieder, die ſich bei Dir präſentiren, und horche, ob ſie nicht etwa ſelbſt Vorſchläge zu neuen Stücken mitbringen: denn mir iſt ſehr wenig Brauchbares vorgekommen. Bemerke übrigens, wie die Verhältniſſe ſtehen, damit ich mich bei meiner Ankunft gleich darnach richten kann.

Von uns kann ich noch hinzufügen, daß wir in voriger Woche zwei sehr große Promenaden mit dem alten Müller gemacht haben, eine vier- und eine sechsstündige. Dabei sind viele Steine geklopft und nach Hause geschafft worden; wie sich denn überhaupt, zu Müllers großer Freude, noch zuletzt mehrere Personen für diese Dinge[1] interessirt und von seinen Collectionen gekauft haben. Übrigens wird ein wenig gezeichnet, viel geschrieben und abgeschrieben, so daß wir auch von dieser Seite ziemlich beruhigt nach Hause gehen werden.

Weiter wüßte ich nun nichts hinzuzufügen, als daß ich Dich ersuche, überall viel Empfehlungen auszurichten und meiner in Liebe zu gedenken, bis ich selbst wieder erscheine. Auf die Pisangblüthen freue ich mich; ich erinnere mich zwar derselben noch von Alters her, aber nicht ganz deutlich. Zur Ordnung im Haus gratulire, so wie zu der reichlichen Kartoffelernte.

Karlsbad, den 7. September 1812. G.

NB. Es wäre sehr schön, wenn ihr euch nach Krebsen umthätet; diese habe ich den ganzen Sommer entbehrt, und möchte nun noch zuletzt, ehe die N. gar zu sehr über Hand nehmen, einmal eine Schüssel vor mir sehen.

*

Am 12. September reist Goethe von Karlsbad ab und trifft, nach kurzem Aufenthalt in Jena, am 16. nachmittags 1/2 2 Uhr in Weimar ein. — Vom 1. bis zum 24. November Goethe in Jena.

*

[1] Durch Abreißen des Siegels verloren mit Ausnahme des D

534. Goethe

Ich ſchreibe Dir, mein liebes Kind, in einem eignen Falle. Seitdem mir der leichte rothe Wein nicht mehr ſchmeckt, bekommt er mir nicht. Siehe doch zu, ob die letzten Flaſchen noch vom vorigen ſind oder vom neuen. Wenn Du noch nicht an Ramann geſchrieben haſt, ſo beſtelle nur von dem Deinigen; oder contremandire den Auftrag. Ich trinke die Johniſchen Rößel, er von meinem Wein. Sende alſo nur Languedoc, bis man ſieht, wo es hinaus will. Nicht mehr. Lebe wohl.

[Jena,] den 4. November 1812. G.

535. Goethe

Da man euch liebenswürdige, unruhige Ungethüme doch einmäl nicht los wird, man mag ſich ſtellen, wie man will, ſo ſoll es mir recht angenehm ſein, zu hören, daß ihr in der ‚Sonne' glücklich angekommen ſeid. Laßt mir es melden, und wenn es ſchön Wetter iſt, ſo kann der Morgen noch zu Spaziergängen und Beſuchen, iſt es häßlich, zu Reviſion meiner kleinen Haushaltung angewendet werden. Ich bin ſehr zufrieden mit Heinrichen und der Köchin; ja, der Ernſt, womit wir die Sache treiben, iſt eine Luſt und Spaß. Um nicht aus dem Gleiſe zu kommen, habe ich einen Karpen von Winzerle für mein Geld kommen laſſen und die polniſche Sauce gleich aus der Taſche bezahlt. Das dient zur Unterhaltung, will aber zugleich ſo viel ſagen, daß ihr hoffentlich ſo viel mitbringen werdet, um die genaue Wirthſchaft für das herrliche Gaſtmahl zu

entſchädigen, welches euch bereitet iſt, und das ich ſoeben mit der Köchin verabredet habe.

Ein Brief, den Du inzwiſchen erhalten haſt, hat Dir geſagt, daß ich mich wenigſtens für den Augenblick an den Languedoc halten muß. Bringe alſo von dieſem ein halb Dutzend Flaſchen mit, von dem Elſaſſer dagegen können wir einige mit zurücknehmen.

Es iſt mir ſehr angenehm, daß wir gerade am Ende von dieſen acht Tagen alles beſprechen können. Wenn es ſich fortſetzen läßt, wie es angefangen iſt, ſo kann es von den ſchönſten Folgen ſein. Nur bedaure ich euch freilich, daß ihr in Abſicht auf die Küche nun[1] leidet; doch kann es euch in dieſem Puncte niemals ſo ſchlimm ergehn, als es mir[2] ergangen iſt.

Ein herzliches Lebewohl, auf baldiges Wiederſehn.

Jena, den 6. November 1812. G.

Nachſchrift.

Geſtern Abend habe ich auch Minchen wiedergeſehn. Ich überließ es dem Zufall, wie ich mit ihr zuſammenkommen ſollte. Der hat ſich auch recht artig erwieſen, und es war eben recht. Sie iſt nun eben um ein paar Jahre älter. An Geſtalt und Betragen u. ſ. w. aber immer noch ſo hübſch und ſo artig, daß ich mir gar nicht übel[3] nehme, ſie einmal mehr als billig geliebt[4] zu haben.

Überhaupt kommt mir dießmal in Jena alles völlig

[1] Über gestrichenem auch des Siegels in Verlust geraten
[2] Nach gestrichenem euch
[3] Durch Lösen
[4] Die letzten 5 Buchstaben durch Lösen des Siegels verloren

Mütterchen, die du erzählst; denn so ist alles begegnet.
Aber besser ist besser. Nicht einen jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll jeder sich quälen, wie wir und andere thaten,
O, wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und alles wird täglich
Theurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünscheten Weibchen,
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück:
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der sie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat.
Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest

wie vor mehreren Jahren vor. Knebel ist ganz allerliebst, und eine gewisse vernünftige Thätigkeit und Denkweise scheint wieder aufzutauchen, da wir bisher unter Bestialitäten mancherlei Art gelitten haben. Wenn des guten Voigts Coffre nicht wäre, so wüßte ich nichts zu wünschen, denn was meine Arbeiten betrifft, so ist für die kurze Zeit genug geschehn.

*

Goethes Tagebuch, 7. November: „Gegen 12 Uhr die Frauenzimmer. Speisten wir zusammen .... Nach 6 Uhr die Frauenzimmer zu einer kleinen Collation. Gingen auf den Ball"; 8.: „Die Frauenzimmer in Zwätzen .... Abends Herr von Hendrich und Knebel. Letzterer blieb zum Whist"; 9.: „Die Frauenzimmer zum Frühstück und Abschied zu nehmen."

*

536. Goethe

Nach der Abfahrt der lieben und lustigen Frauen hat sich der gute und lobenswürdige Fleiß wieder eingefunden, es ist aber demohngeachtet eine gewisse Lücke entstanden. Ich glaube, es würde am besten sein, wenn ihr wieder gelegentlich in den Klippsteinischen Garten zögt; und wenn ihr euch auch daselbst wie[1] der selige Geheimderath Sternberg vorkommen solltet, so würde euch doch immer eine Kalbsbrust an die guten, alten Zeiten erinnern können.

Da ihr indessen bis dahin, daß diese goldne Zeit eintritt, durch meine Entfernung ziemlich leidet und sehr gut empfindet, daß die Stelle der Köchin in euerem Hause unbesetzt ist, so will ich nur zu einigem Ersatz versichern, daß hier alles vortrefflich geht. Heute früh gab es große

[1] Nach gestrichenem gelegentlich

Händel über ein Feldhuhn, welches Heinrich, ohne anzufragen, vom Rentbeamten für 5 Groſchen angenommen hatte. Dieſen Proceß ſchlichtete ich ſalomoniſch dadurch, daß ich bezahlte und mir dieſes Huhn außerordentlich zum Frühſtück vorbehielt. Ferner hat die Köchin mir den morgendlichen Weinſchaum für heute abdisputirt und mir dafür ein ganz vortreffliches Zwiſchenеſſen, welches ſie künftig auf gleiche Bedingungen wiederholen ſoll, bereitet. Genug, es iſt an dem ganzen Zuſtand nichts auszuſetzen.

Mit größtem Schrecken werdet ihr jedoch bemerkt haben, daß Karten und Spielmarquen zurückgeblieben ſind. Sie folgen hiebei um ſo lieber, als ſie mir kein Glück gebracht, ja mich vielmehr um einen Karpfen mit polniſcher Sauce gebracht haben. — Nun lebet recht wohl und ſendet durch die Botenfrauen wenigſtens einiges, daß wir wieder einigermaßen wenigſtens zu unſerem Schaden kommen.

Jena, den 10. November 1812. G.

537. Goethe

Wenn Du Dich, mein liebes Kind, in der Küche plagſt, und ihr demohngeachtet mit dem Mittags-Eſſen manchmal nicht ganz zufrieden ſeid, ſo denkt, daß es mir inzwiſchen ganz wohl geht, und daß ich mich auch wieder einmal plage, wenn ihr euch gut befindet. Die Haushaltung geht immer ordentlich und zugleich ſpaßhaft fort. Was ich außerordentlich genießen will, bezahle ich baar, und ſo iſt alles im Gleichen. Nur will der Wein immer nicht auslangen: denn wir ſelbſt und einige Freunde nach Tiſche

consumiren immer etwas mehr, als ausgesetzt ist. Sende deßwegen immer noch etwas Languedoc und Würzburger; der Elsasser wird wohl reichen. Seit ihr weg seid, habe ich außer Knebeln und den bekannten Haus- und Studienfreunden niemand gesehen.

Meine Geschäfte gehen gut. Wenn ich auch irgend etwas zu erinnern finde, so gibt es doch nichts Fatales, und ich denke, in acht Tagen alles so zu stellen, daß ich vor Februar nicht wieder herüber zu gehen brauche. Meine eignen Arbeiten machen sich auch recht hübsch; und ich brauche nach meiner Berechnung hier nicht viel mehr dafür zu thun. Wenn ihr also Sonnabend, den 21., anlangen wollt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Meldet mir das Nähere und bringet gute Gaben mit, damit wir einmal wieder etwas Neues erleben. Grüßet alle Freunde und besorget die Inlagen aufs allerbeste: denn es sind lauter bedeutende Dinge.

Und somit Lebewohl! Weiter wüßte ich nichts zu sagen, als daß ich mich an der Hoffnung eines frohen Wiedersehens ergetze.

Jena, den 13. November 1812. G.

538. Goethe

Wir können nicht anders sagen, als daß vor wie nach alles sehr gut geht; die Köchin sowohl, als Heinrich gehen in ihrer Regel fort, und so weiß man täglich und wöchentlich, woran man ist, worauf denn doch am Ende alles ankommt. Meine Geschäfte und Ausarbeitungen machen sich auch

gut, ja es thut ſich ſogar noch manches unerwartet Angenehme hervor.

Karl hat auf ſeiner Durchreiſe nach Karlsbad Abſchied genommen, und ich habe ihm das noch zugeſagte Vierteljahr ausgezahlt. Es iſt mir ſehr lieb, daß ein Verhältniß, das ſo lange gedauert und das doch zuletzt nicht mehr haltbar war, ſich noch ſo leidlich auflöſte. Ich habe ihn mit einigen Ermahnungen und Hoffnungen entlaſſen.

Wir vernehmen, daß große Bewegungen in Jena waren, wegen Tag und Stunde des Tanzens, auch ſind uns die allerverſchiedenſten Nachrichten davon zugekommen. Nun aber ſcheint es gewiß, daß Sonntag ein Thé dansant ſein ſoll, und ich erwarte daher die ſo liebe, als unruhige Nachbarſchaft Sonntags früh, damit ja nicht die Weimaraner in Nichtachtung des Theaters den Jenenſern ein böſes Beiſpiel geben.

Wie es hernach zu halten ſei, wird ſich beſprechen laſſen; vorzüglich aber will ich anrathen, daß an Victualien und ſonſt allem Guten ein hinreichender Transport mit herüberkomme, damit nicht, wie ſchon mehr geſchehn, mein Ende das Mittel und den Anfang aufzehre.

Denn bis jetzt haben wir uns löblich gehalten, und nach dieſem Anſchnitt kann ich künftig in Jena einen recht zufriedenen Aufenthalt haben. Verzeihe mir aber, wenn ich, um künftig einem verdrüßlichen, allgemeinen Aufwaſchen vorzubeugen, im Einzelnen nörgele, wie ich es jetzt mit Heinrichen um die Lichtſtümpfchen thue. Karl reiſte nicht als ein ſelbſtſtändiger Herr von uns ab, wenn wir ſelbſtſtändige Herrn geweſen wären.

Denn übrigens wollen wir an unserm Leibe und Gaumen[1] nicht sparen, noch auch sonst knickern; deßwegen sende und bringe noch etwas Languedoc, welcher nun einmal an der Tagesordnung ist.

Hiermit wollen wir denn abgeschlossen haben; denn ich wüßte nichts hinweiter hinzuzuthun. Sehr angenehm würde es mir sein, zu vernehmen, wie ‚Romeo und Julie' reüssirt, wie es mit dem ‚Herbsttag' abgelaufen. Ich weiß recht wohl, daß ihr ein so rasches Leben habt, daß ihr an Abwesende nicht denken könnt; aber daß ihr, so wie der Assessor, von den unendlich langen Tagen auch nicht einmal eine Viertelstunde abmüßigen könnt, um mich in den unendlich langen Jenaischen Winterabenden einigermaßen zu unterhalten, kann ich nicht gut finden. Ihr solltet bedenken, daß es mit den Äugelchen nicht mehr gehn will, die man denn doch am Ende zu Hülfe rufen müßte, wenn ihr gar zu sorglos seid. Mit dieser Drohung empfehle ich mich zum schönsten.

Jena, den 17. November 1812. G.

*

Am 22. November kommen die „Frauenzimmer" abermals nach Jena, am 23. wird mit ihnen, wie das Tagebuch festhält, „verschiedenes über Haushaltung gesprochen"; die gemeinsame Heimkehr erfolgt am 24. — Schon am 4. oder 5. Dezember muß irgendeine Lustbarkeit die „liebenswürdigen, unruhigen Ungethüme" wieder nach Jena gezogen haben. Am 6., unter dem Goethe in sein Tagebuch diktirt: „Die Frauenzimmer waren ausgeblieben", wird er das folgende Briefchen erhalten haben.

*

[1] Über gestrichenem Gange

539. Chriſtiane [Jena, 6. December 1812.]

Lieber Geheimerath!

Da ich überzeugt bin, daß Du uns kein Vergnügen ſtörſt, ſo will ich nur mit ein paar Worten melden, daß wir erſt den Dienstag früh in Weimar ankommen können. Der Ball war ſehr brillant, und heute haben Sturms, Döbereiners, Gruners und mehrere eine Partie nach Zwätzen arrangirt, wo wir auch wieder bis jetzt getanzt haben. Und morgen ſind wir zu Knebels eingeladen; die Knebel hat es uns als einen Beweis unſerer Freundſchaft angerechnet, wenn ich bleiben würde. Laß es nur gleich der Köchin wiſſen, die ſich in allem helfen kann. Ich und Uli empfehlen uns zu fernerer Genade und Wohlwollen.

Abends um 8 Uhr in Eile. C. v. Goethe.

*

Tagebuch, 8. Dezember: „Kamen die Frauenzimmer von Jena zurück.“ — Seltſam wirkt der, Welttragödie und häusliches Idyll mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit gelaſſen nebeneinander buchende Tagebucheintrag vom 15. Dezember: „Herr von Wolbock, die Durchreiſe des Kaiſers [Napoleon] notificirend, ſowie daß er ſich nach mir erkundigt. Abends Rabuſche geſpielt mit den Frauenzimmern und zu Tiſche geblieben.“

1813

Am 15. April faßt Goethe den Entſchluß, nach Teplitz zu reiſen und fährt am 17. früh 6 Uhr ab, um erſt am 19. Auguſt nach Weimar zurückzukehren. Leider haben die Briefe Chriſtianens aus dieſer Trennungszeit von vier Monaten ſich nicht erhalten.

*

540. Goethe [Naumburg, 17. April 1813.]

Denen lieben Perſonen, die uns von Weimar weggetrieben haben, ſind wir ſchon einen ſehr angenehmen Morgen ſchuldig geworden. Vor Seebachsburg begegnete uns ein Regiment Huſaren, ihre Hütten und Zelte fanden wir leer; es ſah aus, als wenn der Krieg für immer von uns Abſchied nehmen wollte. Die Jenaiſchen Boten brachten Blumen und Paquete vor wie nach, und als wir nach Roßla zu einlenkten, fanden wir alles im tiefſten Frieden; freilich ſtiller als im Frieden, denn wir vermißten die Fuhrleute, die ſonſt um dieſe Zeit auf die Leipziger Meſſe zogen. Das Wetter bewölkte und entwölkte ſich, zum Regen konnte es nicht kommen. Die Luft war warm und angenehm. Mein Begleiter erzählte mir eine alte Geiſterlegende, die ich ſogleich, als wir in Eckartsberge ſtill hielten, rhythmiſch ausbildet[e]. Sie wird Herrn Riemer geſendet werden mit der Bitte, ſolche vorzuleſen, aber nicht aus Handen zu geben. Auf immer gleich ruhigem Wege kamen wir vor der Mittagsſtunde im ‚Scheffel' an, wo uns ein alter

Kellner mit großer Gemüthsruhe in den bekannten alten Zimmern empfing, uns jedoch nachher mit Gemüthlichkeit, als er merkte, daß wir gemüthlich ſeien, die neuſten Kriegsereigniſſe erzählte. Die Päſſe wollten ihm gar nicht ernſthaft vorkommen; doch verſprach er, wenn wir es verlangten, ſie viſiren zu laſſen.

Da es Morgens früh gar zu ſehr geſtaubt hatte, gingen wir nach dem Dom, um Regen zu erbitten; allein der Himmel erhörte uns zu früh, und wir wären beinah tüchtig durchgenetzt worden. Wir gelangten jedoch glücklich in das altheilige, nunmehr vermodernde Gebäude, woraus wir gern einiges durch Kauf, Tauſch oder Plünderung an uns gebracht hätten. Unter den Schnitzwerken der Chorſtühle ſind ſehr hübſche Gedanken. Ein ganz dürrer, rebenartiger Stab ſchlängelt ſich und wird durch mitumſchlungene, akanthartige Blätter belebt. Noch ſehr ſchöne gemalte Fenſterſcheiben ſind übrig; ein Teppich, von dem die Theile der Figuren und des Grundes einzeln verfertigt und hernach mehr zuſammengeſtrickt, als -genäht ſind. Manches Größere und Kleinere von Bronze. Das Bild einer heiligen Schuſterstochter, die zum Wahrzeichen den Schuh noch auf der Hand trägt. Ein Graf hatte ſie wegen ihrer großen Schönheit geehelicht. Er ſtarb früh, und ſie nahm den Schleier. Sie muß ſehr hübſch geweſen ſein, da ſie, nicht zum beſten gemalt, etwas aufgefriſcht und noch ein wenig lackirt, doch immer noch reizend genug ausſieht. Was aber beſonders Freund Meyern zu erzählen bitte, iſt Folgendes. Das ſteinerne Bild eines

Bischofs, Gerhard von Goch, hat mich in Erstaunen gesetzt; das heißt, das Gesicht. Er ward 1414 installirt, zog aufs Concilium zu Costnitz 1416 und ist derjenige, dem die Naumburger ihre Angst und wir das vortreffliche Schauspiel ‚Die Hussiten' verdanken. Er starb 1422. Nun aber kommt die Hauptsache. Das Gesicht nämlich ist so individuell, charakteristisch, in allen seinen Theilen übereinstimmend, bedeutend und ganz vortrefflich. Die übrige Figur ist stumpf und deutet auf keinen sonderlichen Künstler. Nun erkläre ich mir dieses Wunder daraus, daß man sein Gesicht nach dem Tode abgegossen und ein nachahmungsfähiger Künstler diesen Abguß genau wiedergegeben habe. Dieses wird mir um so wahrscheinlicher, weil in den Augen eine Art von falscher Bewegung erscheint, und auch die Züge des untern Gesichts, bei sehr großer Natürlichkeit, doch nicht lebendig sind. Uralte Hautreliefs, gleichzeitig mit dem Kirchenbau. Sie stellen in einem Fries die Passion vor, sind höchst merkwürdig. Ich erinnere mich keiner ähnlichen. Doch konnte ich sie nicht scharf genug sehn und wüßte nichts weiter darüber zu sagen: denn wir eilten freilich wieder aus dem Heiligthume, wo es aus mehr als Einer Ursache feucht, kalt und unfreundlich war. Solche Räume, wenn sie nicht durch Meßopfer erwärmt werden, sind höchst unerfreulich. An sehr schönen und eleganten, zwischen die katholischen Pfeiler eingeschobenen, protestantischen Glasstühlen ist kein Mangel, so daß die Honoratioren sich nicht zu beschweren haben. Auf mein Befragen versicherte mir der Küster, der Prediger habe sich in diesem weiten

und wunderlich durchbrochenen Raum gar nicht anzugreifen, wenn er nur deutlich articulire und das letzte Wort so genau ausspreche wie das erste. Das ist also ohngefähr, wie auf dem Weimarischen Theater und wie überall, und hieraus kann man sehen, was reisen für einen großen Nutzen bringt. Übrigens sind die Merkwürdigkeiten unerschöpflich. Das Wichtigste, ein sonst höchst bewallfahrtetes, wunderthätiges Marienbild steht nun in einer protestantischen Ecke, und der Küster versicherte, der Kopf sei hohl, mit Wasser gefüllt hätten muthwillige Fischlein dem Bilde sonst Thränen ausgepreßt. Ich habe Sünder gekannt mit hohlen Köpfen, denen auch solche Fischlein, im Gehirn schwimmen[d], zu gelegener und ungelegener Zeit Thränen auspreßten. Ich übergehe einige andere Hauptnebenpuncte, als die Bestien am Gesims, welche Wasser spieen, wenns regnete, zur Ergetzung der Christenheit, und was dem sonst mehr sein mag.

Dresden, den 21. April.

Vorstehendes war gleich den 17., Abends, in Naumburg geschrieben und sollte, zum Beweis meines Wohlbefindens, sogleich abgehn; allein der Postcurs war gehemmt, und wir mußten das Blättchen mit uns nehmen. Am Ostertage hatten wir auf dem Wege nach Leipzig trübes und stürmisches Wetter, fortdauernd vortrefflichen Weg, aber so menschenleer, daß man in der Wüste zu fahren glaubte. Der Himmel heiterte sich auf, und schon um 12 Uhr zogen wir in Leipzig im Hôtel de Saxe ein.

s der Nachbarſchaft her, aus jenem Hauſe, dem grünen.
ich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken
achen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kauf-
mann?
ur drei Töchter ſind da; ſie theilen allein das Vermögen.
hon iſt die älteſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweite,
ie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
är' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
ns mir der Mädchen geholt, ſo wie ich das Mütterchen
forttrug.

Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
irklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
ſers Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
pielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
d ich habe ſie oft vor der Knaben Wildheit beſchützet.
ch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden
Mädchen
ndlich billig zu Hauſ', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
och aus alter Bekanntſchaft, ſo wie Ihr es wünſchtet, hinüber;
ber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
enn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt' ich ertragen:
ar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
ar zu gemein, und die Haare nicht recht geſtutzt und ge-
kräuſelt.
ndlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
andelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
nd um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
ber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum
beſten;

In Markranstädt hatten wir einige Russen gesehn, die sich mit irgend einer Art von Spiel divertirten. Ein sehr gutes Essen stellte uns wieder her, wir durchzogen die Stadt, die gerade wegen des schneidenden Windes nicht erfreulich war. Abends gingen wir ins Declamatorium des Herrn Solbrig. Hohler, geist- und geschmackloser ist mir nicht leicht etwas vorgekommen; das Publicum aber hat mir gefallen. Es mochten gewiß[1] an 300 Thaler eingekommen[2] sein, sie applaudirten aber nur ein einzig Mal, als er den Kaiser Alexander hoch leben ließ. Hätte der arme Schlucker sein Handwerk verstanden, so hätte er gleich „Wohl auf, Cameraden! aufs Pferd, aufs Pferd!“[3] angestimmt, und hätte gewiß große Sensation erregt. Dagegen fing er mit jämmerlichem Ton das elendeste aller jammervollen deutschen Lieder zu recitiren an: „Ich habe geliebet, nun lieb ich nicht mehr.“ Es rührte sich aber hierauf, so wie nach andern ähnlichen Dingen keine Hand weiter, und wir machten uns in Zeiten davon. Dagegen schrieben wir zu unserer Lust die von August erzählte Todtentanzlegende in[4] paßlichen Reimen auf. Sie soll dem Prinzen Bernhard dedicirt und übersendet werden. An Spargel und an sonstigem Guten hat es auch nicht gefehlt.

Montag, den 19., fuhren wir ohne irgend ein Ereigniß, bei guten und leeren Straßen auf Wurzen, wo wir neben der Fähre eine ganz neue Militärbrücke fanden. In Oschatz

[1] Davor gestrichen ihm [2] Von Goethe geändert aus ingekommen
[3] Von Goethe nachträglich unterstrichen [4] Davor gestrichen und in hafligen

fanden wir einen leidlichen Gasthof zum ‚Löwen' und schrieben daselbst eine Parodie des Solbrigschen Liedes, sie beginnt: „Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht!" und so geht es denn weiter. Von Leipzig heraus war die Gegend beschneit und bereift, das thauete aber weg und verlor sich; von[1] einer gar freundlichen Abendsonne beleuchtet sahen wir das schöne Elbthal vor uns und gelangten zu rechter Zeit nach Meißen in den ‚Ring'. Ein großes Fourage-Magazin gegenüber versorgten[2] unzählige Fuhren, weßhalb die Wagen den ganzen Platz einnahmen. Eine Wittwe mit zwei Töchtern versorgte den Gasthof in dieser schweren Zeit, die jüngste erinnerte mich an euere glückliche Art, zu sein. Sie erzählte die Verbrennung der Brücke mit großer Gemüthsruhe, und wie die Flamme in der Nacht sehr schön ausgesehn habe. Die zusammenstürzende Brücke schwomm brennend fort und landete am Holzhof; weil aber nicht das mindeste Lüftchen wehte, so erlosch alles nach und nach. In anderthalb Stunden war das ganze Feuerwerk vorbei. Ferner erzählte sie von den Kranken und Gefangenen, die sie gespeiset hätte, von der Einquartirung in den letzten Zeiten, wie die Kosaken ihre Pferde abgesattelt, sich in Kähne gesetzt und die Pferde nachschwimmen lassen. Das war alles vorübergegangen, und Meißen befand sich vor wie nach. Dieß ists, was am meisten aufheitert, wenn man an Orte kommt, wo der Krieg wirklich getobt hat, und doch noch alles auf den Füßen findet.

[1] Über gestrichenem bei [2] Von Goethe geändert aus versorgte

Dienstag, der 20., war ein sehr angenehmer und unterrichtender Tag. Vor allen Dingen bestiegen wir das Schloß und besahen uns zuerst die Porcellainfabrik. Die Vorrathssäle nämlich. Es ist eigen und beinah unglaublich, daß man wenig darin findet, was man in seiner Haushaltung besitzen möchte. Das Übel liegt nämlich darin. Weil man zu viel Arbeiter hatte (es waren vor 20 Jahren über 700), so wollte man sie beschäftigen und ließ immer von allem, was gerade Mode war, sehr viel in Vorrath arbeiten. Die Mode veränderte sich, der Vorrath blieb stehn. Man wagte nicht, diese Dinge zu verauctioniren oder in weite Weltgegenden um ein Geringes zu versenden, und so blieb alles beisammen. Es ist die tollste Ausstellung von allem, was nicht mehr gefällt und nicht mehr gefallen kann, und das nicht etwa eins, sondern in ganzen Massen zu hunderten, ja zu tausenden. Jetzt sind der Arbeiter etwa über 300. Hauptmann von Wedel, ein Bruder unsers guten Oberforstmeisters, hat die Direction, freute sich sehr, einen Weimaraner zu sehn, und war äußerst gefällig. Hinter den wohlgeputzten Scheiben einer Wohnung auf dem Schloßplatze sahen wir eine von den lieblichsten Erscheinungen. Ein schönes Mädchen, von etwa 4 Jahren, wurde eben zum 3. Feiertage von der Mutter angezogen und stand auf dem dunkeln Grunde wie ein Porträtchen, das van Dyk und Rubens nicht schöner hätten malen können. Die Schönheit des Kindes, die günstige Beleuchtung, der dunkle Grund, der Firnis des Glases, alles trug dazu bei, daß man sich nicht satt sehen konnte; und als ihr nun die Mutter

das Halskräuschen umlegte, war das Bildchen völlig fertig. Während der ganzen Zeit sah sie uns an und schien beinah zu empfinden, daß es was Artiges sei, so aufmerksam angesehn zu werden. Der Dom, der auf demselben Platze steht, hat aus mehreren Ursachen äußerlich nichts Anziehendes, inwendig aber ist es das schlankste, schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne; durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirche verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glasscheiben erhellt, nur das einzige Mittelfenster des Chors hat sich bunt erhalten. In eben[1] dem Chor waren mir auffallend und neu die aus Stein gehauenen Baldachine über den Sitzen der Domherrn. Es sind Capellen und Burgen, die in der Luft schweben, und das Geistliche mit dem Ritterlichen wechselt immer ab. Ein höchst schickliche Verzierung, wenn man denkt, daß die Domherren altritterlichen Geschlechts waren und die Capellen[2] ihren Thürmen verdankten. Ich habe mir gleich eine Zeichnung davon gemacht, die den ganzen Begriff gibt, den man durch[3] Beschreibung niemandem geben kann.

Zum Frühmahl ward ein Karpfen mit polnischer Sauce genossen, wie er uns den Abend vorher schon trefflich geschmeckt hatte. Ich besah noch die Pfeiler der abgebrannten Brücke und fuhr um halb 1 ab. Bei halb bedecktem Himmel war die Luft kühl, und doch Sonnenblicke so reichlich, daß wir die vergnüglichste Fahrt hatten. Wir

[1] In eben aus Die neben [2] Von Goethe geändert aus Capelle [3] Davor gestrichen sich

zogen über die neugeſchlagene Schiffbrücke und dann an dem rechten Ufer der Elbe hin, das über alle Begriffe cultivirt und mit Häuſern bebaut iſt, die erſt einzeln, dann mehrere Stunden lang zuſammenhängend, eine unendliche Vorſtadt bilden. In der Neuſtadt fanden wir alles auf dem alten Fleck, der metallne König galoppirte nach wie vor auf derſelben Stelle unverſehrt. In Weimar hatten ſie ihm ſchon durch die Exploſion der Brückenbogen einen Arm weggeſchlagen. Schon $^1/_2$ Stunde vor der Stadt begegneten uns reichliche Spaziergänger, ſogar eine leſende Dame; auf der Brücke aber erſchien der 3. Feiertag in ſeinem völligen Glanze, unzählige Herren und Damen ſpazierten hin und wieder. Die beiden geſprengten Bogen ſind durch Holzgerippe wieder hergeſtellt, aber nicht bis zur Höhe der ſteinernen Brücke, weßwegen man hinunter- und wieder hinauffahren muß. Was dieſen Mißſtand veranlaßt, erfuhren wir nicht. Auch die Stadt war ſehr belebt. In der Moritzſtraße hielten Ruſſen, erwartend eine ſelige Bequartierung. Uns aber gings wunderlich: denn als ich an der Wohnung des Prinzen Bernhard anfuhr, begegnete mir Hauptmann Verlohren und erzählte, daß er eben das Haus geräumt und für die Hoheit eingerichtet habe. Ich bewunderte die gute Austheilung und anſtändige Einrichtung, fand auch Körners und andere Damen daſelbſt, welche dieſe Anſtalten beurtheilen wollten und billigten. Hauptmann Verlohren verſchaffte uns ſogleich ein ander Quartier in der 1. Etage ſeiner Wohnung, bei Herrn Hofrath von Burgsdorf. Wir ſind auf das aller-

bequemſte eingerichtet, finden gute Bedienung, herrliches und nicht zu theures Eſſen in einem nahen Traiteurhauſe; unſer Wein hat bis heute gehalten, der Rack natürlich auch. Herrn von Ende beſuchte ich heute früh, ſodann Körners, wo ich Hern Arndt[1] antraf, der ſich als Patriot durch Schriften bekannt gemacht. Und ſo weit wären wir gekommen, bis zu halb 3 nach Tiſche den 21. April. Leider iſt nun der Wein ausgegangen, und der doppelt ſo theure ſchmeckt nicht. Nun wünſcht man recht wohl zu leben und hofft auf die Fortſetzung. G.

[Dresden, 22./25. April 1813.]

Mittwoch, den 21., Nachmittag gingen wir zu den Mengsiſchen Gypſen, waren mehrere Stunden vollkommen vergnügt und belehrten uns aufs beſte. Viele Ruſſen gingen auf und ab und ließen ſich von dem Inſpector was vorerzählen. Ein junger, hübſcher Officier hielt ſich in der Gegend, wo ich war, und als ich es bemerkte, redete ich ihn an. Er nannte ſich einen Herrn von Nolten, der Mann war mir bekannt. Einer ſeiner Verwandten hat eine Zeit lang in Jena, Weimar und Rudolſtadt gelebt. Vielleicht erinnert ihr euch deſſen. Ich ſagte, wenn er nach Weimar käm, ſolle er mein Haus beſuchen; es iſt gar nicht unmöglich, und wer weiß, was ſo eine Bekanntſchaft für Nutzen bringen kann.

Regierungsrath Graff von Königsberg, deſſen ſich Auguſt erinnern wird, iſt hier bei der Verwaltungscom-

[1] Von Goethe nachträglich unterſtrichen

miſſion angeſtellt. Er hatte ſehr große Freude, mich zu ſehn. Abends gingen wir ins Schauſpiel. ‚Cosi fan tutte', italieniſch, war angekündigt. Nein! ſo ein Schreckniß iſt mir niemals vorgekommen. Alte, vermagerte, ja lahme Frauen, ſtatt der luſtigen Dirnen, Liebhaber, ſteif und ſtockig über alle Begriffe, der Buffo nicht der Rede werth; der Geſang gerade nicht ſchlecht, aber unerfreulich. Mir ward ſo angſt, daß ich mich flüchtete, wie die Officiere ins Schiff ſtiegen. Auf dem Rückwege begegnete mir ein großer Volksauflauf, über den weg ein ſchöner Poſtzug hervorragte, eine treffliche Reiſechaiſe mit Bache[1] und auf dem Bocke der Hofmockel. Der Wagen hielt vor einem Hauſe, ich drängte mich durchs Volk und ſah Schwebeln ausſteigen; den 4. April hatte er in Weimar von mir Abſchied genommen. Welch ein wunderliches Wiederantreffen. Herr von Ende und Verlohren haben ſich ſeiner angenommen, er hat einen Arzt und gute Wartung.

Des Nachts gegen 11 weckte mich eine fürchterliche Erſcheinung. Die Straße war von Fackellicht erhellt, und ein wildes Kriegsgetöſe hatte mich aus dem Schlafe geſchreckt. Eine Colonne hatte in der Straße Halt gemacht. Es war eine unangeſagte Einquartierung. Ganz verwünſcht ſah es aus, wenn ſich die Thore der großen Häuſer aufthaten und 10, 20, 30 bei Fackelſchein in ein Gebäude hineinſtürzten. Doch ſind die Wirthe das nun ſchon gewohnt, ſie haben Stuben und Lager, wie ſie konnten, eingerichtet.

[1] Boſche

Eſſen halten ſie ſchon gekocht parat und wärmen es nur. Dicke Grütze, Rindfleiſch und Sauerkraut, Kartoffelſalat mit viel Zwiebeln und Knoblauch, Brandtewein ſind die Hauptingredienzien des Gaſtmahls. Donnerstag, den 22., gingen wir nach dem Kupferſtichcabinet, wo wir uns an großen Bänden nach Raphael gar trefflich ergetzten, alte Bekanntſchaften erneuerten und neue ganz unvermuthet machten. Nach Tiſch auf die Galerie. Die beſten Sachen ſind auf Königſtein geflüchtet, aber an dem, was zurückblieb, hätte man ein Jahr zu ſehn; doch war das Erſte, was uns der Inſpector Demiany verkündigte, daß Director Riedel auf dem Königſtein ſei, um alles wieder herbeizuholen. Das wollen wir denn auch abwarten und als ein Glückszeichen anſehn.

Dresden iſt freilich jetzt ſehr lebhaft; wenn man denkt, daß es ſchon für ſich im Gewiſſen 40 000 Einwohner hat, was dieſes ſchon in Friedenszeiten für eine Bewegung gibt, und was für Bedürfniſſe für eine ſolche Menge müſſen zuſammengeſchafft werden. Nächſtens ſoll eine Überſicht des Wochenmarkts[1] folgen, inſofern es möglich iſt.

Auffallend war folgende Erſcheinung: Chorſchüler, aber nicht etwa in langen Mänteln wie ſonſt, ſondern in knappen, ſchwarzen Fracks und überhaupt ſchwarz gekleidet, etwa 30 an der Zahl, gingen, 4 Mann hoch, Arm in Arm mit großen Stürmern auf den Köpfen, der Präfect voraus, durch die Straßen. Sie marſchirten nach der Melodie eines Gaſſenhauers, der ohngefähr ſo heißen mag:

[1] Wochenmarkts

So gehen wir gassaten[1],
Wir lustigen[2] Cameraden,
Und ziehen frank und frei.

Und was man uns genommen,
Das haben wir nicht bekommen;
Und wenn uns nun der Teufel holt,
So sind wir auch dabei.

Vor den ansehnlichsten Häusern und auch vor dem unsern machten sie Fronte, sangen einen Vers desselben Lieds oder auch eines etwas ernsteren, und dann zogen sie weiter. Der militarische Geist war auch schon völlig in diese Schwarzröcke gefahren.

Daß die Kosaken, die auf dem Markte halten, von allen Menschen umgeben und angestaunt werden, ohne sich in ihrer Gemüthsruhe im mindesten stören zu lassen, darf ich kaum sagen; aber wie lief jung und alt zusammen, als sie ein Kameel mitbrachten, zum ächten asiatischen Wahrzeichen. Ich sah mehrere dieser seltsamen Fremdlinge vor einem Laden stehn, wo Nürnberger Tand feil war. Sie kauften Nadelbüchsen und hatten große Freude an den Pferdchen, besonders aber an den bespannten Kutschen. Sie unterhielten sich darüber, deuteten auf alles ganz nah mit einer gewissen naiven Anmuth hin, berührten aber nichts.

Auf demselben Spaziergang kaufte ich einen Fünd-

[1] Gassaten aus gassaten [2] Aus lustigen

ling. Ihr müßt aber nicht erſchrecken, als wenn die Familie vermehrt werden ſollte, vielmehr dient Herrn Riemer zur Nachricht, daß es ein ſeltſames Geſtein ſeie, dem man keinen Namen geben kann, und das ſich vielleicht nur einmal findet. Daß Truppen, beſonders aber Officiere, zu Pferd und zu Fuß, in Wagen und auf Wagen hin- und herziehen, läßt ſich denken. An Fourage-Fuhren fehlt es nicht, vom Lande kommen viele Menſchen herein, und es iſt ein großes Treiben den ganzen Tag. Dazwiſchen fehlt es nicht an Orgelmännern, ſeltſam gekleideten Kindern, die Kunſtſtücke machen, und ſonſt an Buden und Läden, wo, wie an der Meſſe, allerlei Wunderliches zu ſehn iſt.

Ich habe mir einen Plan von Dresden angeſchafft und mache mich nach demſelben mit der Stadt und den Vorſtädten bekannt. Bewegung und Zerſtreuung thun mir gar wohl. Ich fange nun erſt an, mich wieder zu erkennen. Geht es euch auch gut, ſo bleibt mir nichts weiter zu wünſchen. Ich habe noch nicht viel Perſonen geſehn, und iſt auch nicht viel Freude dabei. Man hört nichts, als was man leider ſchon mit ſich ſelbſt hat abthun müſſen. Das Vergangene zu hören, iſt ekelhaft, und wer wüßte von der Zukunft was zu ſagen. Proclamationen, Befehle, Gedichte und Flugſchriften gibts unzählige. Für Auguſt wird eine vollſtändige Sammlung gemacht.

Wenn es Dir, mein liebes Kind, ſo gut geht, als Du es um mich ſonſt und jetzt verdienſt, ſo kannſt Du zufrieden ſein. Die Bewegung und Zerſtreuung hat mich bald wieder

Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß so sie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen die jüngste.
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war frisirt wie die übrigen Bursche.
Als ich eintrat, kicherten sie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen saß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen, und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wollte doch auch nicht stumm seyn! Sobald sie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt sich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch sich der Alte,
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, so viel sie auch sangen und spielten.
Und ich eilte beschämt und verdrießlich wieder nach Hause,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und schwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl Recht; denn eitel sind sie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino.

Da versetzte die Mutter: du solltest, Hermann, so lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder sind sie ja sämmtlich.

hergestellt. Lebe recht wohl und liebe mich. Vogel besorgt Dir alles an mich.

[Dresden,] den 25. April 1813. G.

Beiliegende Blätter gibst Du nicht aus der Hand, vorlesen[1] könnt ihr daraus nach Belieben und Schicklichkeit. Gedichte kommen nächstens.

541. Goethe Teplitz, den 10. Mai 1813.

Seit meiner Abreise habe ich manche Blätter dictirt, die, wie ich hoffe, nach und nach in euere Hände kommen werden. Gestern erhielt ich das Schreiben vom 30. April, wofür Wolffen der schönste Dank gesagt sein soll, so wie für alles Gute, was er euch in diesen unruhigen Zeiten geleistet hat. Mir ist es durchaus wohl gegangen, und nichts als Angenehmes und Unterrichtendes ist mir begegnet. Ich recapitulire kurz die Geschichte der vergangenen drei Wochen. Den 17. übernachteten wir in Naumburg, den 18. in Leipzig, den 19. in Meißen; den 20. besahen wir uns früh in Meißen und langten Abends in Dresden an. Die Wege waren durchaus vortrefflich und das Wetter meist sehr schön. Den 21. sahen wir uns in Dresden um, betrachteten besonders die Mengsischen Gypsabgüsse, den 22. das Kupferstichcabinet und auf der Galerie. Ich sah mich in den Vorstädten um; den 23. fuhren wir nach Tharandt und hatten eine lehrreiche Unterhaltung mit Forstrath Cotta, auch fand ich O'Carolls daselbst. Den

[1] Davor gestrichen näch[stens]. Vgl. das letzte Wort des Briefes

24. kam der ruſſiſche Kaiſer und der König von Preußen nach Dresden. Sonntag, den 25., reiſten wir um Mittag ab und nach Pirna. Den 26., nach einer Fahrt von 9 Stunden, kamen wir nach Teplitz, den 27. kam der Kaiſer von Rußland, die Hoheit zu beſuchen. Mittwoch, den 28., fing ich an zu baden, Abends fuhren wir gegen Bilin. Den 29. nach Graupen, die Zinnwerke zu beſuchen. Den 30. Mittags und Abends bei der Hoheit. Meine Arbeiten waren ſeit meiner Ankunft gut von Statten gegangen. Vom 1. Mai bis den 8. gebadet, gearbeitet, und in der Gegend umhergefahren. Den 9. fuhr die Hoheit mit ihrer Schweſter Katharina, welche den 7. Abends angekommen war, nach Prag.

Das Baden bekommt mir ganz außerordentlich wohl, ich wüßte nicht, mich jemals beſſer befunden zu haben. Die Zahl der Curgäſte vermehrt ſich täglich durch Bleſſirte und Perſonen von Dresden. Die Einlöſungsſcheine haben ſeit unſerm Hierſein zwiſchen 142 und 160 geſchwankt. Der Aufwand iſt dem Karlsbader vom vorigen Jahre ohngefähr gleich. Kutſch und Pferde machen die größte Annehmlichkeit des Aufenthalts. Der Kutſcher verſieht allen Dienſt hinlänglich; wir wohnen in einem kleinen Gartenhauſe und haben die ſchönſten Blüthen vor uns. Da ich wegen eurer im Ganzen beruhigt bin, ſo wüßte ich mir weiter nichts zu wünſchen. Schreibt mir manchmal auf dem eingeſchlagenen Wege, ich werde das Gleiche thun. Lebet recht wohl! in Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehns. Grüßet alle Freunde.

542. Goethe

Ob Du, mein liebes Kind, die Geſchichte unſerer erſten Reiſetage, die ich bei Herrn von Verlohren in Dresden zurückließ, erhalten haſt, iſt freilich ſehr ungewiß. Auch iſt erſt geſtern über Eger ein Brief an Dich abgegangen. Weil dieſer aber wahrſcheinlich geſchwinder zu Dir kommt, ſo will ich Dir deſſen Inhalt kürzlich wiederholen, vorher aber ſagen, daß mich der Brief vom 30. April höchlich vergnügt hat, für den, ſo wie für alles andre Gute Wolffen der beſte Dank werden ſoll.

Sonnabend, den 17., kamen wir zeitig nach Naumburg und beſahn uns noch in der Stadt. Den 18. waren wir in Leipzig und konnten uns umſehn. Abends gingen wir in ein Declamatorium. Den 19. kamen wir Abends nach Meißen, bei dem herlichſten Weg und dem beſten Wetter. Uns begegneten faſt keine Truppen. Den 20. beſahen wir uns im Dom und ſonſt, und fuhren Abends nach Dresden. Den 21. und 22. beſahen wir die Merkwürdigkeiten von Dresden. Den 23. fuhren wir nach Tharandt, wo wir den Forſtrath Cotta beſuchten. Den 24. kamen Kaiſer und König. Es war ein unendliches Treiben und Weſen. Den 25. fuhren wir nach Pirna und hatten daſelbſt einen ſehr ſchönen Abend. Den 26. um 3 Uhr waren wir in Töplitz. Ich fing gleich an zu baden, ſpazieren zu fahren und zu arbeiten. Die umliegende Gegend beſuche ich fleißig. So ging es fort bis Sonntag, den 9. Da erhielt ich euren Brief, der mich ſehr beruhigte. Die Hoheit ging nach Tafel ab, und ſeit der Zeit hab ich im Stillen mein einfaches Leben

fortgetrieben. Das Bad bekommt mir wieder ganz vortrefflich, und es fehlt mir nichts als öftere und ausführlichere Nachricht von euch.

Ein herzliches Lebewohl.

Teplitz, den 14. Mai 1813. G.

543. Goethe [Teplitz, 27. April 1813.]

Freitag, den 23., fuhren wir nach Tharandt. Der Weg dahin durch ein Thal an der Weißeritz hinauf, das sich bald sehr verengt, bald wieder erweitert und zu schönem Feldbau Gelegenheit gibt, ist höchst angenehm. Die Lage des Badeörtchens selbst ist wirklich gefällig. An dem Puncte, wo zwei Thäler zusammenkommen, steht die Ruine eines großen und weitläuftigen Schlosses auf einer isolirten Anhöhe. Um dieselbe und in die beiden Thäler hinauf ist der Ort gebaut, das Badehaus groß und geräumig und auch zum logiren eingerichtet. Ich erneuerte die Bekanntschaft mit Herrn Forstrath Cotta, dessen Anstalt, junge Leute zum Forstwesen zu bilden, sehr gut gedeiht. Andere Erziehungsinstitute schließen sich an und greifen ineinander. Auch besuchte ich Herrn von O'Caroll, der mit Tochter und Enkel sich in jenes friedliche Eckchen der Welt geflüchtet hat. Wir speisten und tranken gut und waren Abends zur rechten Zeit wieder zu Hause. Ich besuchte noch Frau von Grotthuß.

Sonnabends früh war alles auf den Beinen, weil man die Ankunft der Potentaten erwartete. Ich ging über die Brücke und besuchte Kügelgen in der Neustadt. Kosaken,

Ulanen, andere Reuterei, Fuhrwerke aller Art, von den schlechtsten Kibitken bis zu den kostbarsten Reisewagen, bewegten sich hereinwärts, die wohlmontirte und sich gut präsentirende Dresdner Bürgergarde hinauswärts. Die Ankunft der hohen Häupter verzog sich. Ich ging wieder zurück nach Hause, sodann mit meiner Wirthin, Frau von Burgsdorf, in die Canzlei des Finanzcollegiums, deren Fenster gerade auf die Brücke gingen. Doch als mirs da zu warm und zu eng ward, ging ich mit Forstrath Cotta wieder in die Neustadt, nach dem Schwarzen Thor, wo man ein paar bekränzte Säulen aufgerichtet hatte, an deren Fuß die Bewillkommnung vor sich gehn und hübsche, weißgekleidete Kinder wie gewöhnlich Blumen streuen sollten. Hier erfuhr ich den Unfall, welcher Weimar betroffen hatte, auf eine Weise, die mich mehr verdroß, als erschreckte. Meine eigne, so wunderbare und unversetzliche Entfernung gab mir die Hoffnung, daß auch von euch das Übel werde entfernt geblieben sein. Kaiser und König ritten endlich ein; es war $^1/_2$1 Uhr. Die Garden, wundersam schön, männlich und militarisch, folgten, bei 8000 Mann Infanterie. Mit Noth kamen wir zurück in die Stadt. Auf dem Neumarkte hielten Kaiser und König. Hier sah ich noch den Rest der Infanterie, alsdann Cavallerie und starke Artillerie vorbei defilieren. Nachts war Illumination, fast durchaus mit Lichtern hinter den Fenstern. Ein einziges Haus hatte einen transparenten Tempel, daneben Inschriften mit ziemlich kleinen Buchstaben, an welchen die Zuschauer die Schärfe ihrer Augen übten, ohne daß sie solche ganz hätten lesen

können. Überhaupt ſcheint man, was dieſe Dinge betrifft, in Dresden nicht ſtark zu ſein. So waren die Feſtone, womit die beiden Empfangsſäulen oben verbunden waren, dergeſtalt dünn und mager, daß man ſie den Mädchen auf die Kleider hätte garniren können. Ein ſtarker Wind trieb ſie nach der Stadt zu, ſo daß die hereinreitenden Fürſten wenig davon geſehn haben.

Sonntag Quasimodogeniti, den 25. Da entſchieden war, daß die Hoheit nicht herüberkommen, ſondern der Kaiſer ſie in Töplitz beſuchen würde, ſo machten wir die Vorbereitungen zur Abreiſe. Ich dankte Herrn und Frau Hofrath von Burgsdorf, meinen freundlichen Wirthen, für gute Aufnahme, ingleichen Herrn Hauptmann Verlohren für ſeine Vorſorge. Wir wurden aus der Reſſource, deren Vorſteher er iſt, trefflich, reichlich und wohlfeil geſpeiſt und getränkt.

Um 1 Uhr fuhren wir auf vortrefflichem Weg und bei herrlichem Wetter nach Pirna. Es liegt gar anmuthig an der Elbe. Wir kehrten im ‚Rößchen' ein. Nach Tiſche beſuchten wir den Dom, der ein merkwürdiges Gebäude iſt. Nicht ſo alt wie der Meißner, aber doch auch ſehr lobenswürdig. Die hie und da eingeſchriebenen Jahrszahlen deuten auf die Mitte des 16. Jahrhunderts. Außen iſt zwar ein Basrelief von 1404, das aber bei einem neuen Bau nur eingemauert ſcheint. Das Merkwürdigſte war uns der Taufſtein. Um den runden Fuß desſelben, auf dem viereckten Sockel, ſind zuſammenhängende Gruppen von Kindern angebracht, wie folgt:

Erſte Seite[1]

Drei ſchlafende, ein erwachtes, zwei, die ſich mit den Haaren betendes eines kleinern beſchäftigen

Zweite Seite, gegen den Altar gekehrt[1]

Ein verbindendes Ein verbindendes
Ein Schildhaltendes Ein Tafelhaltendes Ein Schildhaltendes
1561.

Dritte Seite, Fortſetzung der erſten[1]

Zwei ſpielen mit einem Hunde, ein drittes will Theil nehmen Zwei ſich liebkoſende Ein trinkendes

Vierte Seite, gegen die Kirche gekehrt[1]

Ein drittes durch Theilnahme
Drei Mußverzehrende verbindendes Zwei Obſtverzehrende

[1] Alles geſperrt Gedruckte iſt von Goethe nachträglich hinzugefügt

Dieß ſind die Vorſtellungen der vier Seiten, wobei zu bemerken iſt, daß immer die letzte Figur der einen Seite, perſpectiviſch, mit in die folgende Seite componirt. Man ſieht leicht, daß der Gedanke ſehr naiv iſt: denn was könnte man artiger thun, als die Kindheit um den Taufſtein verſammeln. Die Compoſitionen ſind durchaus kunſtgerecht, die einzelnen Stellungen allerliebſt, die Figürchen ohngefähr 6 Zoll hoch. Ich will ſuchen, eine Zeichnung davon zu erhalten.

Wir gingen nach dem Fluſſe, der die Gegend ſehr belebt, ſahen mehrere auf- und abfahrende Schiffe. Dieſe ſind ſehr lang, vielleicht 90—100 Fuß. Ein ſolches Schiff trägt 1800—2000 Scheffel (Dresdner) Getraide. Die Pirnaiſchen Steine werden auch darauf nach Dresden und weiter transportirt. Ein dergleichen mit Steinen beladenes Schiff ſtrandete Sonnabends an einem Pfeiler der Dresdner Brücke. Die Schiffer waren ſonſt gewohnt, durch die jetzt geſprengten Bogen zu fahren, und ſind noch nicht genug unterrichtet, wie ſie durch die andern durchkommen ſollen, beſonders da wegen der verſchütteten 2 Bogen der Strom durch die übrigen gewaltſamer durchzieht. An dem Elbufer der Stadt Pirna fanden wir dergleichen Steine, die oberwärts herabkommen, mehr jedoch große, aufgeſetzte Haufen Kalkſteine, 2 bis 3 Stunden von Pirna, bei Nensdorf und Borne gebrochen. Er muß mit dem Thonſchiefer verwandt ſein, denn er hat eine ganz ſchiefrige Lage. Auch Mühlſteine fanden wir von Kotta, eine Stunde von Pirna. Wir unterhielten uns mit einem

entlaſſenen ſächſiſchen Artilleriſten, der uns allerlei Notizen gab, uns auf die Höhe hinter den Sonnenſtein führte. Der Sonnenuntergang war unendlich ſchön, höherauchig; die Scheibe feuerroth und noch röther der Wiederſchein im Waſſer. Die Ausſicht nach dem Königſtein und Lilienſtein ſehr intereſſant. Seitdem Torgau zur Feſtung beſtimmt iſt, ſo hat man den Sonnenſtein, ein weitläuftiges Schloß gleich über Pirna, zum Irren-, Kranken- und Beſſerungshaus mit großen Koſten eingerichtet, anſehnliche Gärten ummauert, pp. Die Anſtalt ſoll vortrefflich ſein und von einem geſchickten Arzte Biniz[1] beſorgt.

Montag, den 26., fuhren wir um 6 Uhr von Pirna ab, kamen um halb 11 in Peterswalde an, verweilten eine Stunde. Bei der Capelle war die Ausſicht ganz wunderbar. Durch ſtarken Höhenrauch waren die hinter einander ſtehenden Bergreihen vortrefflich abgeſtuft. Um 3 Uhr in Töplitz im ‚Schiff' eingekehrt und zwar im Gartenhauſe. Es ward ausgepackt. Nach Tiſche kam Herr von Ende. Abends ging ich zur Hoheit. Es regnete indeſſen ſehr ſtark.

Teplitz, den 21. Mai 1813.

Ich hoffe, Du wirſt die ſechs erſten Blätter meines Reiſetagebuchs, die ich bei Herrn von Verlohren zurückließ, jetzo wohl erhalten haben. Auch ſchrieb ich ein Zettelchen durch einen Weimariſchen Kutſcher (Knecht bei Herrn Sorge) am 9. Mai, ferner den 10. über Karlsbad und den 14. durch Graf Edling. Die beiden letzten waren ziemlich

[1] Von Goethe nachträglich in die frei gelaſſene Lücke geſetzt

gleichlautend, es iſt alſo genug, wenn Du nur einen erhalten haſt. Von mir kann ich nur ſagen, daß ich mich recht wohl befinde. Das Bad thut ſeine alten Dienſte. Wir ſind fleißig und fahren ſodann in der Gegend umher. Ohne die Equipage wäre hier nicht zu leben: denn da man ſo nah am Kriegsſchauplatz iſt, daß man Nachts ſogar manchmal die Feuerzeichen am Himmel ſieht, wenn irgend ein unglücklicher Ort brennt; da man von lauter Flüchtigen, Bleſſirten, Geängſtigten umgeben iſt, ſo ſucht man gern in die Weite zu kommen, wenn man zu Hauſe ſein bißchen Geſchäft abgethan hat. Der Frühling iſt hier unendlich ſchön, beſonders blühn die Kaſtanien jetzt im Park und an allen Wegen auf das allervollkommenſte. Das Leben iſt ohngefähr ſo theuer hier, wie vor dem Jahre in Karlsbad. Es wird wenig Unterſchied ſein.

Hiernächſt muß ich den Kutſcher loben, der nicht allein Pferde und Geſchirr, wie immer, ſehr gut hält, ſondern auch ſeinen übrigen Dienſt dergeſtalt verſieht, daß man es nicht beſſer wünſchen kann. Schon durch ſeine Ehrlichkeit wird mehr erſpart, als zu berechnen iſt.

Euere durch Herrn von Spiegel geſendeten Briefe ſind mir von Prag zugekommen. Sie haben mir ſehr viel Vergnügen gemacht. In der jetzigen Zeit kann man nur Gott danken, wenn man auf ſeinen Füßen ſtehen bleibt. Das Unglück, was jetzt Dresden und die Gegend ausſteht, darf man ſich gar nicht vergegenwärtigen. Ich habe bis jetzt 17 Mal gebadet, und will ſo fortfahren. Alles kommt darauf an, wie meine Arbeit von Statten geht. Bis jetzt

Minchen fürwahr iſt gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!

Da verſetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß ſich ſo tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.

Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker:
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern ſich zeigte.
Und ſo täuſchte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Leſen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den andern gelang und du immer der unterſte ſaßeſt.
Freilich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Buſen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſo wie ich für dich that,
Mich zur Schule geſendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen.

Aber der Sohn ſtand auf und nahte ſich ſchweigend der Thüre,
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: ſo gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthſchaft, daß ich nicht ſchelte;
Aber denke nur nicht, du wollteſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menſchen zu handeln,

läßt ſie ſich gut an. Der künftige Monat muß ausweiſen, was weiter zu thun iſt. Grüße Profeſſor Riemer zum ſchönſten und theil ihm das Gegenwärtige mit. Ich danke ihm für ſeine Zuſchrift. Ich habe mir die griechiſche und römiſche Technologie in Dresden angeſchafft und ſtudire ſie fleißig. Sobald ein paar Bücher der Biographie im Reinen ſind, ſende ich ſie ab. Auch Hofrath Meyer grüße zum ſchönſten und laß ihm beſonders die Stelle vom Taufſtein zu Pirna leſen; dieſe iſt ihm zugedacht. Auguſt ſoll gleichfalls Dank für ſein Briefchen haben. Könnt ihr mir auf irgend eine Weiſe wieder etwas zubringen, ſo thut es. Frau von Stein alles Liebe und Gute, wie allen Freunden und Nachbarn, nicht weniger Wolffs und ſämmtlichen Schauſpielgenoſſen. So viel für dießmal, mit dem herzlichſten Lebewohl! welches auch dem kleinen Mandarinen gelten ſoll. G.

Da es mir nun, wie Du ſiehſt, ſo wohl als möglich geht, ſo danke ich Dir herzlich für den Antrieb, mich hierher zu begeben. Einige Tage ſpäter wäre es unmöglich geweſen. Was Du erduldet haſt, möge eine fröhliche Folgezeit vergelten. Bis jetzt ſteht alles noch ſchwankend, ſo daß man keinen Plan machen, noch ſich etwas vornehmen kann; ſobald dieß möglich iſt, höreſt Du mehr von mir. Indeſſen ſchreibe ich von Zeit zu Zeit, laßt mich auch etwas vernehmen.

Auguſt ſoll mich dem Erbprinzen, ſowie dem Prinzen Bernhard beſtens empfehlen. Letzterem ſende ich das Mährchen vom Todtentanze, in eine Ballade verwandelt, mit gegenwärtiger Gelegenheit und hoffe, es wird Spaß machen.

Von Karl kann ich euch so viel sagen, daß derselbe, obgleich von seiner Geliebten und Schwiegermutter begünstigt, noch nicht zu seinem Ziele gelangen können. Weil aber doch zuletzt durch Beharrlichkeit alles möglich wird, so wird sich das auch machen. Er ist gegenwärtig hier, um gewisser Negotiationen willen, zu deren Beförderung ich ihm ein zweites Attestat, ohngefähr im Sinn des ersten, nicht versage. Die Beharrlichkeit, wie gesagt, von Mutter und Tochter scheint immer die gleiche, und sie wird es denn doch noch zuletzt dahin bringen, daß wir Karln als Hausbesitzer in Karlsbad, wozu ihn sein Name schon berechtigt, dereinst begrüßen werden.

544. Goethe Teplitz, den 1. Juni 1813.

Gestern langte Dein Brief vom 24.[1] glücklich an, ist also nicht länger wie billig unterwegs gewesen. Überhaupt sendet nur alles durch Vogeln an Verlohren, da erhalte ich es am sichersten und geschwindesten. Es freut mich sehr, daß ihr die bisherigen Unbilden mit gutem Muthe ertragen habt. Fahret ja so fort und in der Lage, in der ihr seid, beklagt euch ja über nichts: denn wie es in denen Gegenden aussieht, wo die Armeen wirklich zusammentreffen, das darf man sich gar nicht vergegenwärtigen. Wir befinden uns wohl und sind fleißig. In kurzer Zeit wird das Manuscript an Riemer abgehn, dem ich alsdann schreibe. Ich habe jetzt nur zwei Briefe von Dir; der mittlere, durch Frau von Berg, scheint noch unterwegs zu sein. Meine

[1] Geändert aus unleserlicher Zahl.

Sendung durch Stallmeiſter Sievers wird nun auch in eueren Händen ſein. Und ſo wäre nun alles wieder zwiſchen uns im Gange. Ich ſchreibe deßhalb auch gleich wieder, ob ich ſchon nicht viel zu melden habe. Der gute Voigt thut mir ſehr leid. Auguſt ſoll mich ja gelegentlich dem Herrn Geh. Rath empfehlen und ihm meine Theilnahme bezeigen. Auch möchte ich etwas von Meyer und Knebel hören, wie es denen gegangen iſt, und wie ſie ſich befinden. Körners ſind noch hier, in einer ſehr unangenehmen Lage. Ihr Sohn iſt bei den Preußen, und ſie mögen überhaupt beim Einrücken der nordiſchen Alliirten etwas laut geweſen ſein, deßwegen, ſcheint es, mögen ſie nicht gern nach Dresden zurück. Ich fahre ſie einen Tag um den andern ſpazieren; es iſt dieß doch Unterhaltung und Zeitvertreib. Dr. Schütze iſt auch von Karlsbad hier angekommen, wird aber bald nach Dresden gehn. Sonſt iſt von alten Bekannten niemand hier außer Dr. Kapp und die Gräfin Brühl. Auch dieſe ſeh ich ſelten und ſonſt gar niemand. Die Gegend iſt jetzt unendlich ſchön und das Wetter herrlich, recht für ein warmes Bad geeignet. Ich wünſche Dir auch ſchönes Wetter und reichliche Gartenfrüchte. Wegen 20 kleiner Flaſchen Egerbrunnen geht heute ein Brief an den Inſpector ab. Die Pferde befinden ſich ſehr wohl, es wird ihnen nicht viel zugemuthet. Der Kutſcher macht ſeine Sachen vor wie nach höchſt lobenswürdig, und läßt mir manchmal merken, daß er auch gegen Dich belobt ſein möchte. Das Eſſen iſt hier nicht ſonderlich und theuer, der Wein auch nicht wohlfeil, in-

deſſen läßt es ſich ertragen. Ich habe ſchon 28 Bäder genommen und werde im Juni ſo fortfahren. Vielleicht läßt ſich in 4 Wochen eher entſcheiden, was man thun will. Schreibt mir von Zeit zu Zeit dasſelbige. Grüße Auguſten zum ſchönſten. Er ſoll ja mit ſeinem Weimariſchen Zuſtande zufrieden ſein, wenn er auch manchmal läſtig iſt. Was die jungen Geſchäftsleute hier ausſtehn, die für Freund und Feind die Bedürfniſſe herbeiſchaffen ſollen und deßhalb immer mit im Felde liegen müſſen, geht über alle Begriffe. Grüßet alles. Hierneben ſteht das verlangte Liedchen, dem man freilich Tag und Stunde nicht anſieht, wo es entſtanden iſt. Es findet ſich leicht eine Melodie dazu. Wenn ich zurückkomme, ſoll mich die Engels damit empfangen. G.

Ich habe geliebet, nun lieb ich erſt recht;
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht,
Erſt war ich der Diener von allen;
Nun feſſelt mich dieſe charmante Perſon,
Sie thuet mir alles zur Liebe, zum Lohn;
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet, nun glaub ich erſt recht;
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden.
So düſter es oft und ſo dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal iſts lichter geworden.

Ich habe gespeiset, nun speis ich erst gut;
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Ist alles an Tafel vergessen.
Die Jugend verschlingt nur, dann sauset sie fort;
Ich liebe zu tafeln am lustigen Ort,
Ich kost und ich schmecke beim Essen.

Ich habe getrunken, nun trink ich erst gern;
Der Wein, er erhöht uns, er macht uns zum Herrn
Und löset die sklavischen Zungen.
Ja! schonet nur nicht das erquickende Naß;
Denn schwindet der älteste Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt;
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer getobt,
So drehn wir ein sittiges Tänzchen.
Und wer sich der Blumen recht viele verflicht,
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum frisch nur aufs neue, bedenke dich nicht!
Denn wer sich die Rosen, die blühenden, bricht,
Den kützeln fürwahr nur die Dornen.
So heute wie gestern es flimmert der Stern;
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Entſprungen Leipzig, den 18. April 1813, in Solbrigs Declamatorium, geſchrieben Oſchatz, den 19. April, bei einem ſehr friedlichen Mittagseſſen.

Ich lege noch ein Blättchen bei, um Dir zu ſagen, daß ich von Wien ſehr erfreuliche Nachrichten habe, die mich überzeugen, daß Ihro Majeſtät fortfahren, in Gnade und Huld meiner zu gedenken. Über die Rede zu Wielands Andenken hat ſie mir das Freundlichſte ſagen laſſen. In ſo trüben Zeiten, wo man kaum mehr weiß, wohin man die Augen richten ſoll, thut ein ſolcher Sonnenblick gar zu wohl.

Wolffs Brief, den Du mir ankündigſt, will ich abwarten und ihm ſodann ſelbſt ſchreiben und ihm für ſeinen treuen Beiſtand vorläufigen Dank ſagen. Grüße das Ehepaar unterdeſſen zum allerſchönſten.

Wie es unſerer Schopenhauer ergangen, möchte ich doch auch wiſſen. Grüße ſie von mir und verſichere ſie meiner Theilnahme.

545. Goethe [Teplitz, 6. Juni 1813.]

Pfingſten, das liebſte, lieblichſte Feſt bringt mir einen Brief von Dir, bis auf einen ſind alle angekommen; da Du aber ſie gleichlautend ausſtellteſt, ſo weiß ich, wie es ohngefähr bei euch ausſieht, und wiederhole: danket Gott, daß ihr ſo davongekommen ſeid, ich habe ganz Anderes geſehen.

Ein Brief an Wolff wird angekommen ſein. Ich ſprach von Johns Krankheit, er iſt wieder beſſer. Das Übel hat

er ſich durch einen temperleiniſchen Eigenſinn zugezogen, es ward aber ſehr ernſthaft. Nun iſt er beſſer, ich habe mich der Lage gemäß eingerichtet, und an meiner Arbeit ſchadets mir nicht. Ich hatte ſo ſehr viel vorgearbeitet, daß ich einige Wochen zur Reviſion brauche. Ich komme mit allem, was ich mir vorgenommen, ſehr gut zu Stande. Am goldenen Ei ſolls nicht fehlen. Daß Du das Mögliche thuſt, weiß ich und erkenn es; fahre ſo fort und vergnüge Dich dazwiſchen, bis wir uns wieder in der Gegenwart einer treuen Liebe erfreuen können.

Zur Communication brauchts nun weiter keine Umſtände. Schreibt mir nur direct nach Töplitz durch Dresden, ſo habe ich den Brief bald genug. Ohngefähr am 10. Tag.

Geſellſchaft ſeh ich faſt gar nicht, ſie ſind alle im Augenblick erſoffen und quälen ſich von Morgen zu Abend mit widerſprechenden Neuigkeiten; aber mit meiner Hauptſache geht es gut und muß immer noch beſſer gehn, da mir das Bad ſehr wohl bekommt, und ich Zeit habe, alles wohl zu überlegen.

Wenn Du meinen Brief nicht leſen kannſt, ſo wird Uli aushelfen, ich gewöhne mir faſt ihre Hand an, es ſieht faſt aus, als wenn ich in ſie verliebt wäre.

Kannſt Du mir ohne große Beſchwerlichkeit etwas von unſern Jenaiſchen Freunden ſagen, und wie dieſe durch die Zeit durchgekommen ſind? Vom guten Knebel möcht ich gern etwas wiſſen. Sie haben es vielleicht leidlicher gehabt als ihr.

6. Juni 1813

Seit dem 27.[1] Mai, dem Datum Deines letzten Briefes, wirſt Du erhalten haben:

1. Ein Paquet durch Stallmeiſter Sievers unterm 24.
2. Einen Brief. Antwort auf Deinen vom 24. Mit Liedchen und Nachricht des beſorgten Brunnens unterm 1. Juni.

NB. am 5. ging ein Brief an Wolff ab.

So weit war ich geſtern gekommen. Heute noch einiges. Ich freue mich ſehr, daß alles bei euch wieder im alten Gleiſe geht, die Beſorgung der Gärten, das Theater und das liebe Belvedere. Fahret ſo fort, das Nöthige zu thun und euch zu vergnügen.

Melde mir doch auch etwas von Geh. Regierungs-Rath von Müller und grüße ihn ſchönſtens. Ingleichen von Falk, auch dieſem ſage ein freundlich Wort, Lortzings nicht weniger.

Ich wünſchte nur, Du könnteſt ein paar Tage mit mir in meinem Gartenhauſe ſein. Das Gärtchen iſt klein, liegt aber frei und hat die ſchönſte Ausſicht. Das Baden bekommt mir ſehr gut, auch habe ich einen guten Wein gefunden und kann alle Tage Krebſe haben; ſo ſiehſt Du alſo, daß mir nichts abgeht.

John hat gut geſchlafen, und es ſteht viel beſſer mit ihm. Madame Schopenhauer viel Grüße! wie iſt es ihr da draußen ergangen? Meldet mir ſo nach und nach, was ſich ſagen läßt, und behaltet mich lieb. Teplitz, den 7. Juni 1813, als am 2. Pfingſttage. G.

[1] Über geſtrichenem: 24.

Frau von Heygendorf die ſchönſten Grüße, auch Herrn Hofkammer-Rath und Genaſt.

546. Goethe [Teplitz, 10. Juni 1813.]

Wie euch der Sonntag immer etwas Gefährliches gebracht hat, ſo war es bei mir umgekehrt; jederzeit begegnete mir etwas Erwünſchtes an dieſem Tage, und zwar nach Maßgabe ſeines Namens, als Jubilate, Exaudi, u. ſ. w.

Durch die mehreren Briefe, die nun alle bei mir angekommen ſind, ſeh ich nun, wie es bei euch ſteht; wir müſſen eben wie alle Welt abwarten, was es geben kann. Der Stillſtand läßt uns Frieden hoffen. Indeſſen wird der Beſuch, wenn ihr welchen habt, deſto eher bei euch bleiben.

Ich habe nun ſchon 36 mal gebadet und befinde mich dabei ſehr wohl und thätig; auch wohne ich ſo hübſch und bin ſo gut eingerichtet, daß ich mich nicht wegſehne. Nirgends könnte ich meine Arbeit auf den Grad fördern wie hier, ich denke, ſie ſoll gelingen.

[Teplitz,] den 14. Juni 1813.

Vorſtehendes war geſchrieben, als ſich ein Reitknecht meldet, der nach Weimar geht. Ich will dieß Blättchen gleich mitgeben. Er wird euch ſagen, daß er mich ganz wohl in meinem Gärtchen angetroffen hat.

John ruckt ſich auch wieder zurechte. Deine und Auguſtens Briefe bis zum 6. Juni habe alle erhalten. Auch einen ſehr werthen Brief vom Herzog.

Schloſſern habe direct über Eger geſchrieben. Eine Anweiſung für Ramann lege ich bei. Schloſſer iſt avertirt.

Das Andre für Auguſt. Es ſind keine Neuigkeiten, aber Originalpapiere.

Soeben fällt mir ein, die Rolle hinzuzufügen. Adieu.

G.

Dem Überbringer erzeigſt Du was Angenehmes.

547. Goethe Teplitz, den 26. Juni 1813. a.

Es iſt ein ſehr guter Gedanke, mein liebes Kind, daß Du die Briefe von ſo langer Zeit her ordneſt, ſo wie es ſehr artig war, daß Du ſie alle aufgehoben haſt. Woran ſoll man ſich mehr ergetzen in dieſen Tagen, wo ſo vieles vergeht, als an dem Zeugniß, daß es ſelbſt auf Erden noch etwas Unvergängliches gibt. Auguſts gute Einrichtung mit den Papiertaſchen hat alſo auch auf Dich gewirkt. Sie kommt mir auch zu Statten: denn ich habe mir, bei meiner Ankunft, dergleichen zuſammengeleimt und habe alles in beſſerer Ordnung als vor dem Jahre.

Deine Briefe ſind alle glücklich angekommen und, wie ich daraus erſehe, auch die meinigen bei euch. Wir hätten es uns aber bequemer machen können, wenn wir ſie gleich Anfangs numerirt hätten. Da braucht es nicht ſo viele Wiederholungen, deßwegen will ich auch gleich die gegenwärtigen Blätter[1] oben in der Ecke mit a und ſo fort[2] bezeichnen: denn ich werde Dir doch noch von hier aus mehr als einmal[3] ſchreiben.

Mit dem dritten Bande geht es ſeinen Gang. Das

[1] Von Goethe über der Zeile nachgetragen [2] und ſo fort von Goethe über der Zeile nachgetragen [3] Von Goethe aus einen geändert

Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln.
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Clavier; es ſollen die ſchönſten,
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln,
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

erſte Buch und den größten Theil des zweiten habe ich nach Dresden geſchickt, adreſſirt an Auguſt. Wahrſcheinlich nimmt es Peucer mit nach Weimar. Ich werde mich nicht vom Platze bewegen, bis ich mit den übrigen ſo weit bin, daß es mir nicht mehr fehlen kann. So eine Arbeit iſt viel größer, ja ungeheuerer, als man es ſich vorſtellt. Da ich aber noch drei Monate Zeit habe, ſo brauche ich mich nicht gerade zu ängſtigen.

Da Dir das kalte Bad zwiſchen Weimar und Belvedere wohl bekommen iſt, ſo brauchſt Du Dich über die Whiſtmarken nicht zu betrüben. Wenn Du ſie nicht wieder erhältſt, ſo finden ſich in Dresden wohl dieſelbigen oder andere.

Vor allen Dingen muß ich nun die Ankunft des Herzogs erwarten. Es iſt mir ſehr angenehm, daß er ſich entſchloſſen hat; er hätte ſonſt gewiß den traurigſten Winter verlebt. Ich wünſche nur, daß es ihm ſo wohl bekommt wie mir. Ich habe mich ſehr lange nicht ſo gut befunden, aber freilich auch ſchon fünfundvierzigmal gebadet und mich ſehr diät gehalten, wozu die hieſige Küche freilich den beſten Anlaß gibt.

Die Theurung iſt freilich groß in dieſer Gegend, indem unſere Wirthe ſelbſt $1^1/_2$ Kopfſtück für eine Mandel Eier geben müſſen. Ein gebratenes, kleines Huhn wird zu 1 Gulden (2 Kopfſtück)[1] angerechnet, die Flaſche Melniker 15 Groſchen. So genau wir leben, kommen wir die Woche nur mit 50 Gulden Sächſiſch aus, und da darf kein merkliches Extraordina-

[1] Die Klammer nachträglich über der Zeile

rium Statt finden. Die erſten Einlöſungsſcheine habe ich von Prag zu 157, die letzten zu 152 erhalten.

Unſere Wohnung iſt und bleibt ſehr angenehm, aber die Kälte iſt groß, ſo wie die Trockne; über beides werden große Klagen von Badegäſten und Landleuten geführt.

Ich ſehe nun faſt gar niemand mehr: denn da die Sachen überhaupt ſo confus und ungewiß ſtehn, ſo ſind die Menſchen noch confuſer und ungewiſſer. Ich halte mich an meine Arbeit, wie es auch am Ende jeder thun muß, er mag ein Geſchäft oder ein Handwerk haben, welches er will.

Daß Du Dich ſo gut eingerichtet haſt, freut mich gar ſehr. Deine Gegenwart erſpart uns wenigſtens die Hälfte von dem, was es ſonſt koſten würde: denn Du kannſt doch gar manches ableiten und das Unvermeidliche wohlfeiler einrichten; auch ſoll Dir dafür der ſchönſte Dank geſagt ſein, und ich hoffe, wir wollen das, was uns übrig bleibt, noch vergnüglich genießen.

Auch Uli grüße beſonders. Sie ſoll gelobt ſein, daß ſie mein Weſtchen auch zur Zeit der Noth nicht zurückgeſetzt hat. Ich verlange ſehr danach. Vielleicht habt ihr den glücklichen Gedanken gehabt, es des Herzogs Leuten mitzugeben. Es iſt auch recht ſchön und glücklich, daß ſie ſich den fatalen Verluſt nicht allzu ſehr zu Herzen nimmt. Bleibt immer hübſch einig und vergnügt unter unſerm Dache, und wir wollen noch eine Zeit lang zuſehn.

Heute hab ich einen merkwürdigen Beſuch gehabt und zwar Herrn von Dankelmann, der ſich ſehr angelegentlich

nach seiner Frau und Kindern erkundigt. Sein rechtes Auge war mit einer schwarzen Binde bedeckt, welche zugleich diese ganze Seite des Kopfs verhüllte.

Er hatte bei einem der leichten Corps gestanden, welches im Eislebischen operirte, wo man sich ganz wohl befunden haben mag. Von seinem Chef an den General Wintzingerode beordert, wohnte er der Schlacht vom (b.) 2. Mai mit guter Besonnenheit bei: denn er wußte recht hübsche Rechenschaft davon zu geben. Durch einen Sturz mit dem Pferde gequetscht und sonst beschädigt, retirirte er mit den Alliirten, erhielt die Erlaubniß, in Großenhain über der Elbe sich zu curiren und zu pflegen, mußte aber auch von da fort und wurde, als er sein Corps wieder aufsuchte, von russischen Marodeurs geplündert und mißhandelt. Endlich gelangte er nach Breslau und glaubte sich in Sicherheit; allein die Franzosen rückten unvermuthet ein und nahmen ihn nebst noch ein paar hundert Officieren gefangen. Bei dieser Gelegenheit wurde er abermals ausgeplündert und erhielt eine Kopfwunde, durch welche das Auge mit zu leiden scheint; und so ist er denn wieder nach Sachsen gekommen, hat sich, wie es scheint, selbst ranzionirt, sieht sich nun in Böhmen um und will durch einen Umweg wieder nach Preußen. Dieses hat er mir erzählt, und ich schreibe es umständlich, weil man doch auch in Weimar die Schicksale dieses wunderlichen und unglücklichen Menschen nicht ungern vernehmen wird.

Dieses ist einer von den vielen Tausenden, die jetzt in der Irre herumgehn und nicht wissen, welchem Heiligen

ſie ſich widmen ſollen. Am ſchlimmſten ſind die königlich ſächſiſchen Landeskinder dran, beſonders die, welche bei Leipzig den 18. Juni gefangen worden. Man verfährt gegen ſie, ihr Vermögen, ihre Eltern ſehr ſtreng, und ſie werden von niemand bedauert, weil ſelbſt die Wohlwollenden doch immer meinen, ſie hätten es können bleiben laſſen.

Den 27. Juni.

Die Sonntage fahren fort, ſich immer ſehr gut gegen mich zu betragen, und ſo hab ich geſtern ſpät endlich den Brief durch Frau von Berg erhalten. Er machte mir viel Freude, weil ich auch zurück ſah, daß ihr euch, den Umſtänden nach, leidlich und immer thätig und reſolut verhalten habt. Allen tüchtigen Menſchen bleibt durchaus nicht weiter zu thun, und wenn der Schmied immer ſein Hufeiſen ſchmiedet und die Köchin immer kocht, ſo iſt das Nothwendige und Rechte gethan im Krieg wie im Frieden. Alles reden, ſchwätzen und klatſchen iſt vom Übel.

Durch Frau von Berg habe ich denn auch erſt heute früh die recht umſtändlichen und eigentlichen Nachrichten von mancherlei Dingen, die ſich dort ereignet, erhalten, und die ich nur im Allgemeinſten gewußt, daher ſie mir nicht wohl begreiflich ſchienen. Dieſe Damen haben ſich lange genug in jener Gegend aufgehalten und manches gehört, wodurch ihre Relationen ziemlich vollſtändig werden konnten.

Frau von Schiller hatte Deinen Brief eingeſchloſſen. Empfiehl mich ihr zum allerſchönſten; ich bin ſehr dankbar, daß ſie meiner auch in der Abweſenheit freundlich gedenkt.

Dagegen habe ich auch für ſie fleißig gearbeitet, ich hoffe, ſie ſoll ſich deſſen nächſten Winter erfreuen.

Von Wien hab ich wieder einen himmliſchen Brief, und es iſt ſehr glücklich, daß man vom Südoſt etwas höchſt Erfreuliches vernimmt, da von Nordweſt nichts als Unheil zu erwarten ſteht. Niemand kann auch nur für den nächſten Tag gut ſagen. Meine Lage wird durch die Ankunft des Herzogs ſehr geſichert: denn es mag erfolgen, was da will, ſo iſt er davon doch immer eher unterrichtet als wir Particuliers, und es iſt meine Schuldigkeit und zugleich mein Vortheil, mich an ihn anzuſchließen. Haltet euch nur an eurer Stelle, ſo gut ihr könnt, und wegen meiner ſeid unbeſorgt; ich will ſchon das Meinige thun, damit meine Abweſenheit unſerem Zuſammenſein zum Vortheil gereiche.

Den 28.

Was die nächſte Zeit und die Zukunft betrifft, ſo wollen wir ganz ruhig ſein. Dieß wiederhole ich Dir: thue nur jedes in jedem Augenblick das Seinige.

Wegen John wird manches zu beſprechen ſein; er iſt gut, aber krank, durch körperliche Anlage und vielleicht durch Schuld. Dießmal übertrag ichs, es koſtet mich, aber es hat mir noch nicht geſchadet. Man muß jetzt alle Verhältniſſe reſpectiren und Gott danken, wenn man leidliche Tage hat. Mein Befinden iſt ſehr gut und läßt mir alles zu, was ich will und ſoll. Wir erwarten den Herzog zur Cur, die Großfürſtin Katharine als Durchreiſende. Ich will aber mein Packet ſchließen, damit es der nächſte Bote,

an dem es nicht fehlen wird, mitnimmt. Lebe wohl. Liebe mich.

Erfahrung gibt Zutrauen, Zutrauen Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. So ſtehts ohngefähr geſchrieben. G.

Teplitz, den 1. Juli 1813. c.

Ich will immer noch ein neues Blatt anfangen, da ich doch noch manches zu erzählen habe. Die Großfürſtin Katharina war geſtern hier, auf einem kleinen Umwege, den ſie macht, nach Karlsbad zu gehen. Ich ward veranlaßt, ſie zu ſehen, und habe ſie der Großfürſtin Marie ſehr ähnlich gefunden. Sie iſt um weniges größer, aber im Geſicht, an Geſtalt und Betragen erkennt man das Schweſterliche. Sie war ſehr freundlich, und mir iſt es höchſt angenehm, ihr aufgewartet zu haben.

Eine merkwürdige Bekanntſchaft habe ich ſodann gemacht, einen Rittmeiſter von Schwane[n]feld, der den Geſandten in Gotha überfallen, Schwebeln entführt und ſonſt auf dem Thüringer Wald ſein Weſen getrieben hat. Es iſt ein junger Mann, von ſtarkem Körperbau, regelmäßigem Geſicht, dem Bart und ſtraubige Haare etwas Wildes geben. Im Geſpräch iſt er zwar kurz gebunden, aber bedeutend und, wenn er ſeine Abenteuer erzählt, ganz charmant, ja geiſtreich. Da er in dieſem Feldzuge, ſo kurz er war, viel gewagt, gethan und gelitten hat, ſo iſt er heimlich ergrimmt, daß nichts aus allen den Anſtalten geworden iſt, und ſpricht unter Vertrauten ganz offen

über die vielen Fehler und Verſehen, die von Anfang vorkamen. Er macht die Perſonen, ihre Reden und Betragen, beſonders die alten Generale, gar treffend nach und ſagt überhaupt viel, was ich ihm nicht nachſagen möchte. Er kommt Abends in den Garten herunter, und wenn nicht zu viel Perſonen beiſammen ſind, iſt er offen und unterhaltend. Er hat mich mehr als einmal bis zu Thränen lachen gemacht.

Von dieſen Dingen ſagt ihr nur den Vertrauteſten. Meine Briefe überhaupt gebt ihr nicht aus Händen; erzählen und vorleſen daraus werdet ihr mit Vorſicht. Ich wünſche nur, daß wir wieder ſo weit ſein mögen, um reden zu dürfen wie dieſer Soldat, der, als paſſionirter Theilnehmer, vernünftiger und mäßiger von allem ſpricht, als die ſämmtlichen müßigen, philiſterhaften Zuſchauer.

Die Verlängerung des Waffenſtillſtandes beruhigt uns hier; die Einrichtung des Schloſſes und der Stadt Gitſchin zu einem Congreß gibt die beſten Hoffnungen denen, die den Frieden wünſchen. Worunter ich denn auch im Stillen gehöre. Denn laut darf man mit ſolchen Geſinnungen nicht ſein. Lebe recht wohl. Du hörſt bald wieder von mir. Grüße alles. G.

Am 3. Juli.

Nun kann ich euch noch vermelden, daß euer Brief vom 26. Juni bei mir angekommen iſt, und ich freue mich, daraus zu erſehen, daß es euch leidlich geht; nur beunruhigts mich einigermaßen, daß ihr einer Rolle nicht gedenkt, die ich

dem Weimariſchen Reitknecht mitgegeben habe, der am 14. Juni von hier abging. Auf dieſer Rolle war, nebſt andern Dingen, eine Anweiſung für Ramann auf 300 Gulden Rheiniſch an Schloſſer aufgewickelt. Erkundigt euch ſogleich, wenn ſie nicht angekommen ſein ſollte, nach dieſem Menſchen, deſſen Namen ich leider nicht weiß[1]. Und Auguſt müßte gleich an Schloſſer ſchreiben, daß die Aſſignation nicht honorirt würde, wenn ſie nicht durch eure Hände gegangen iſt. Ich tröſte mich damit, daß ihr oft etwas in Briefen vergeßt und auslaßt, was man gern wiſſen möchte. Lebe recht wohl. In Prag war ich noch nicht. NB. Desport hat von Dresden ein Packet an Auguſt mitgenommen. Gebt mir bald Nachricht, ſo wie von der Rolle.

Da die Sache wegen der überſendeten Rolle von Bedeutung iſt, ſo lege ich deßhalb noch ein beſonderes Zettelchen bei.

Den 14. Juni kam ein Weimariſcher Reitknecht zu mir, deſſen Namen ich leider nicht gefragt habe, und ſagte, er gehe mit Pferden, die bisher krank geweſen, nunmehr auch nach Weimar, und fragte, ob ich etwas zu beſtellen hätte?

Ich gab ihm hierauf eine Rolle mit, auf welche Folgendes gewickelt war:

1. ein Kupfer, die Sprengung der Dresdner Brücke vorſtellend.
2. eine Anweiſung für Ramann auf 300 Gulden Rheiniſch.
3. ein Brief an Dich.

[1] Die Worte nach dieſem ... nicht weiß nachträglich am Rande hinzugefügt

Dieſer Reitknecht hätte eigentlich den dritten Tag in Weimar ſein müſſen; da aber zu jener Zeit die Freicorps noch im Voigtland ſchwärmten, wovon wir nicht unterrichtet waren, und ihr nichts von der Ankunft derſelben meldet, ſo habe ich allerdings Urſache, beſorgt zu ſein. Zwar wird mich Herr von Seebach, welcher nächſtens mit dem Herzog hier erwartet wird, hierüber ſchon aufklären; ſollte er[1] aber nicht angekommen ſein, wie ihr ja bei Herrn Hofkammerrath gleich Nachricht einziehn könnt, ſo müßte der Herr Lyceumsdirector Schloſſer in Frankfurt ſogleich davon benachrichtigt werden.

Teplitz, den 3. Juli 1813. G.

Soeben fällt mir ein, daß ihr wahrſcheinlich in denen Herrn von Seebach mitgegebnen Briefen der Rolle gedacht habt; ich will alſo deſſen Ankunft, welche in einigen Tagen erfolgen wird, ruhig abwarten. G.

548. Goethe Teplitz, den 1. Juli 1813. d.

Damit ich nicht irre werde, will ich gleich dieſes Blatt fortſetzen.

Den 6.

Geſtern Abend ſind Durchlaucht der Herzog angekommen. Es iſt mir ſehr lieb für ihn, daß er[2] dieſer Bäder ſich in einiger Ruhe bedienen kann, und wünſche nur, daß ſie ihm ſo wohl thun als mir.

Die Sorge wegen der Rolle iſt mir nunmehr ganz be-

[1] Am 6. [2] der

nommen; und ob ihr gleich der Aſſignation für Ramann nicht erwähnt, ſo hoffe ich doch, ihr habt ſie ihm zugeſtellt, und die Sache iſt in Richtigkeit.

Auf meine Anfrage, ob ein Brief an Wolff, der am 5. Juni von hier abgegangen und zwar über Eger, angekommen ſei, hat mir auch niemand geantwortet. Ihr ſeid recht liebe Kinder, aber ich bitte, wenn ihr ſchreibt, ſo ſeht die letzten Briefe an und meldet das Gewünſchte.

Ich werde dieſem Briefe eine Anweiſung an Frege auf 300 Thaler beilegen, damit haltet Haus und beſorgt die Zwangs-Anleihe, ſo gut es gehen will. Zwar iſt es freilich hart, daß man das, was man ſoeben mühſelig verdient hat, gleich wieder hergeben ſoll; indeſſen muß man ſchon zufrieden ſein, daß man es verdienen konnte. Von Hauptmann von Böhme und nun von Durchlaucht dem Herzog habe ich ſo viel von euren Schickſalen gehört, daß ich gerne zahlen will, ohne gelitten zu haben, da ich doch, wenn ich mitgelitten hätte, noch darüber auch zahlen müßte.

Es geht eine Gelegenheit nach Weimar, alſo ſchnell Adieu.

Ich erwarte nun Nachricht, daß das Manuſcript für Riemer und ein kleines Packet unterm 3. Juli bei euch angekommen ſei. Lebet recht wohl. Wir haben jetzt hier herrlich Wetter. G.

549. Goethe Teplitz, den 16. Juli 1813. o.

Soeben erhalte ich euren Brief mit der Nachricht von Auguſts Krankheit und ziemlicher Geneſung; dagegen habe

Thalia.

Die Bürger.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein bessrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer,
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Graben
Unrath sich häufet, und Unrath auf allen Gassen herumliegt,

auch nur Klagen zu ſchreiben: denn John hat einen Rückfall gehabt, und die Ärzte wollen, er ſoll nach Karlsbad gehen. Ich habe mich möglichſt zuſammengenommen, daß ich in der Hauptſache nicht gehindert ward; aber Unannehmliches und Koſten genug hat es mir verurſacht. Ich will ihn bald nach Karlsbad ſchicken und ihm das Michaels-Quartal vorſchießen, mehr kann ich nicht thun. Es wird daher nothwendig, daß man ſeinen Eltern die Sache zwar ſchonend, aber deutlich vorſtellt, damit ſie für ſeinen ferneren Aufenthalt und ſeine Rückreiſe ſorgen. Er wird ſeine Zuſtände ſelbſt geſchrieben haben, ſie waren und ſind ſehr ſchlimm. Überlegt alſo die Sache und ſprich mit der Mutter ſchonend, aber vernehmlich und meldet mir das Weitere gelegentlich.

Daß Auguſt von einer ſolchen Krankheit überfallen worden, iſt ſonderbar genug, er ſoll ſich nur bei der Geneſung ſchonen; denn das iſt gerade die gefährlichſte Zeit. Ich habe dieſe Tage viel an ihn gedacht und ihn zu mir gewünſcht, indem ich die Zinnwerke von Zinnwalde und Altenberg beſah. Ich bringe ſchöne Saiten mit. Grüße ihn ſchönſtens. Das iſt ein leidiges Jahr!

Riemer danke für ſeinen Brief, er hat mir viel Freude gemacht. Die Folge des Manuſcripts kommt auch bald.

Die Hoheit iſt hier mit dem Erbprinzen, ſie hat mir ein paar ſehr artige Bronze-Leuchter mitgebracht und iſt wie immer allerliebſt, aber auch von der Zeit unendlich gedruckt. Der Herzog iſt wohl und munter, und mit mir iſt es immer im Gleichen.

August ſoll ſich nur in Acht nehmen, denn dieſe Krankheiten, wenn ſie glücklich vorübergehen, bringen eher Nutzen als Schaden.

Für John dagegen fürchte ich ſehr; wir wollen ſehen, was das Karlsbad leiſtet. Dr. Stark iſt hier und hat ſich ſeiner freundlich angenommen.

Nun lebet wohl. Habt Dank für alles Gute und Sorgfältige, es wird ja wohl beſſere Jahre geben. Alle Briefe ſind mir richtig geworden. Nun lebe wohl und gedenke mein! Den 12. Juli habe ich bei einem großen Gaſtmahl im Stillen gefeiert. G.

550. Goethe

Hierbei, mein liebſtes Kind, findeſt Du ein Blatt, das Du Johns Eltern mittheilen magſt; die Sache muß ein Ende nehmen, wie Du Heinrichen zuletzt auch entlaſſen mußteſt. Dieſe Menſchen, wie es ihnen wohlgeht, wollen ſich und nicht der Herrſchaft leben, und ſo iſt es beſſer, man ſcheidet. Wenn Du zu[1] Johns übrigen Untugenden noch eine ſchwere Krankheit denkſt, der man alles verzeihen muß, ſo ſtellſt Du Dir vor, was ich gelitten habe. Er iſt prätentios, ſpeiſewähleriſch, genäſchig, trunkliebend, dämperich und arbeitet nie zur rechten Zeit. Überhaupt war es mit Riemer eine andere Sache. John[2] ſchreibt nur reinlich und gut, weiter leiſtet er auch nichts, und das kann man wohlfeiler haben. Mein Gedanke wäre, niemanden wieder ins Haus zu nehmen, ſondern einen jungen Men-

[1] Nachträglich über der Zeile [2] Über geſtrichenem Dieſer

ſchen zu dingen, der die Morgenſtunden für mich ſchriebe und nachher an ſeine[1] Geſchäfte ginge[2]; was ſodann bei mir[3] vorfiele, da könnte mir Auguſt beiſtehn, ich hülfe mir auch wohl ſelber, wie ich ja auch jetzt thun muß. Überlege die Sache, und wir werden ja wohl auch darüber hinauskommen. Grüße die geneſenden Kinder. Das ſind ja ſeltſame Ereigniſſe! Es iſt nicht genug, daß man von außen gedrängt und verletzt wird, man hat auch noch mit innerlichen Zufällen zu kämpfen. Behalte guten Muth! Mir will er oft ausgehen: denn in der totalen Einſamkeit, in der ich lebe, wird es doch zuletzt ganz ſchrecklich. Ich habe nun auch gar niemand, dem ich ſagen könnte, wie mir zu Muthe ſei. Daß ich mich ſo wohl als möglich befinde, iſt das größte Glück. Auch meine Arbeit habe ich trotz aller Hinderniſſe weit genug gebracht. Doch ſteht mir noch ein ſchweres Stück bevor. Lebe recht wohl. Liebe mich und grüße alles.

Teplitz, den 23. Juli 1813. Goethe.

Dienemann beträgt ſich muſterhaft in allem.

551. Goethe

Geheime Secretär Vogel ſchreibt ſchon einige Tage für mich, nun rückt die Arbeit wieder, und ich bin wieder zufrieden. Verzeihe mir nur, wenn meine letzten Briefe allzu verdrießlich waren, es ſtürmte gar ſo mancherlei auf

[1] Über geſtrichenem andre [2] Über der Zeile nachgetragen [3] ſodann bei mir Über geſtrichenem nachher

mich los; nun geht es aber ſchon wieder beſſer. Ich wiederhole nicht, was in dem Brief an Riemer ſteht, laß Dir ihn vorweiſen.

Hauptmann Böhme, der dieſe Depeſche überbringt, wird Dir ſagen, daß ich mich recht wohl befinde. Der Herzog iſt auch wohl und munter, wie ihm denn Teplitz immer bekommt und behagt. Herr von Wolfskeel und Peucer waren hier, ſie konnten nicht Guts genug von der franzöſiſchen Komödie und nicht Trauriges genug von dem Zuſtand von Dresden erzählen. Auch dieß verleidet mir die Luſt, dorthin zu gehen und des trefflichen Theaters zu genießen. Ich denke jetzt nur, meine Arbeit zu vollenden und zu euch zurückzukehren; ich habe es recht ſatt, wie Schillers Taucher, allein in der gräßlichen Einſamkeit und wohl gar unter den Ungeheuern der traurigen Öde zu leben. Die Teplitzer Waſſer aber verſöhnen freilich mit allem. Nun lebe wohl, liebe mich und grüße alles. [Teplitz,] den 27. Juli 1813. G.

Mit John wollen wir es ſachte gehen laſſen; was gut und recht iſt, wird ſich geben.

552. Goethe

Es ſind zwar ſeit einiger Zeit allerlei Paquete und Briefe an euch gelegentlich abgegangen, welche auch nach und nach wohl ankommen werden. Jetzt will ich nur durch eine abermalige Gelegenheit melden, daß ich mich ganz wohl befinde. John iſt in Karlsbad und beſſert ſich. Ich

werde für ſeinen dortigen Unterhalt, ſowie für ſeine Nachhauſereiſe Sorge tragen; vielleicht kann er mit Dr. Stark, der im Gefolg Durchlaucht Herzogs dieſer Tage nach Franzenbrunn geht, zur Rückreiſe Geſellſchaft machen. Was an mich gelangen ſoll, wird an Herrn Hauptmann Verlohren in Dresden geſchickt. In kurzer Zeit ſollt ihr erfahren, wohin ich mich wende. In vierzehn Tagen wird Töpliz eine völlige Einöde ſein. Mehr wüßte ich für jetzt nichts mehr zu ſagen, als daß ich euch allen recht wohl zu leben wünſche.

Töpliz, den 1. Auguſt 1813. G.

553. Goethe

Ich kann Dir, mein allerliebſtes Kind, nicht genug danken, daß Du Dich ſo ruhig, gefaßt und zugleich thätig erhältſt, alles gut einrichteſt und Auguſt und Uli wieder aufquäkelſt. Wir wollen, hoffe ich, geſund wieder zuſammentreffen. Der Herzog geht nächſten Freitag ab; ſodann werde ich noch einige Tage zuſehen, mich einrichten und auf Dresden wandern. Von da ſollſt Du gleich Nachricht haben, ich denke mich nicht lange dort zu verweilen. Daß Du die Whiſtmarken wiederbekommen haſt, iſt ſehr artig und ein gutes Zeichen. Des Herzogs Küchkaleſche bringt vier Steinkaſten mit, die werden nicht eröffnet, bis ich komme. Wegen John habe ich aus vielen Urſachen, die ich nicht anführen will, mit Geh. Secretär Vogel verabredet, daß der für ſeine Cur in Karlsbad und für deſſen Rückkehr ſorgt. Gib Johns Eltern hievon Nach-

richt[1]. In der Entfernung wäre hierüber zu handeln nicht möglich. Jetzt lebe wohl, gedenke mein und liebe mich.

Teplitz, den 3. Auguſt 1813. G.

An Riemer die ſchönſten Grüße. Er wird nun längſt abermals eine Sendung Manuſcript erhalten haben. Grüße alles. Beſonders auch Herrn Hofkammerrath.

Noch will ich hinzufügen, daß mich Dein Blatt auf den ganzen Tag vergnügt gemacht hat.

*

Am 10. Auguſt, morgens 6 Uhr, reiſt Goethe von Teplitz ab.

*

554. Goethe

In Dresden bin ich am 10., Nachmittags um 3 Uhr, beim ſchönſten Wetter, glücklich angelangt, noch zeitig genug, um einen Theil des Napoleon-Feſtes, das auf dieſen Tag verlegt war, mit anzuſehen.

Nachts Feuerwerk und Illumination. Nun will ich einige Tage zuſehen und dann zu euch zurückkehren. Wie ſehr freue ich mich darauf.

Riemern ſage, der Poſtmeiſter von Peterswalde habe mir ſeinen lieben Brief überreicht; überall würde er mich gefreut haben, aber an der jetzt ſo bedeutenden Gränze am meiſten. Alles, was Riemer am Manuſcript beliebt, billige im Voraus.

Nun lebet recht wohl. Ich ſchreibe nun nicht wieder.

[Dresden,] den 11. Auguſt 1813. G.

[1] Dieſer Satz am Rande nachgetragen.

Für John ist in Karlsbad und Franzenbrunn gesorgt. Die Pferde bringe ich nicht in natura, aber in Kopfstücken mit. Ich habe sie, da das eine lahm geworden, noch glücklich genug in Teplitz verkauft.

555. Goethe

Da eben eine Stafette abgeht, so melde ich Dir, mein liebstes Kind, daß ich bald möglichst von hier abgehe und bald bei euch zu sein hoffe. Worauf ich mich sehr freue. Ein paar höchst vergnügte Tage habe ich hier zugebracht. Grüße alles. Dresden, den 14. August 1813. Goethe.

*

Drei Tage später, am 17. August, früh 5 Uhr, fährt Goethe von Dresden ab und gelangt über Waldheim, Rochlitz, Altenburg, Gera, Köstritz, Jena, am 19., abends 9 Uhr, nach einer Abwesenheit von mehr als vier Monaten, nach Weimar. Nachträglich konnte er nun mit Christiane in aller Stille die Feier seiner silbernen Hochzeit begehen. — Eine Unpäßlichkeit, die ihn am 22. befiel und sogar das Herbeirufen des Arztes nötig machte, scheint die Seinigen veranlaßt zu haben, ihn zu einem kleinen Ausflug in den Thüringer Wald zu bereden. Im Tagebuch heißt es unterm 25. August: „Augusts Anregung meiner Abreise. Unruhe wegen der annahenden Österreicher"; 26.: „Entschluß, nach Ilmenau zu gehen. Vorbereitung. Abreise um 10 Uhr. Kleine Gedichte." So verlebt Goethe seinen 64. Geburtstag im „immergrünen Hain" der Ilmenauer Waldberge.

*

555 a. Goethe [Stadt-Ilm, 26. August 1813.]

Ich ging im Walde
So vor mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

26. Auguſt 1813

Im Schatten ſah ich
Ein Blümchen ſtehn,
Wie Sterne blinkend,
Wie Äuglein ſchön.

Ich wollt es brechen,
Da ſagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen ſein?

Mit allen Wurzeln
Hob ich es aus
Und trugs zum[1] Garten
Am hübſchen Haus.

Ich pflanzt es wieder
Am kühlen Ort;
Nun zweigt und blüht es
Mir immer fort.

26. Auguſt 1813.

556. Goethe [Ilmenau.] Am 28. Auguſt 1813.

Ich wachte zeitig auf, ohne mich des Tags zu erinnern. Ein Kranz mit Glück auf! von Bergrath Voigt, den mir Dienemann ans Bette brachte, erinnerte mich erſt (ſ. No. 1); ich war noch nicht angezogen, als ich Durchlaucht den Herzog, den Prinzen und Gefolge herankommen ſah, und eilte auf der Straße entgegen. Da gab es freundliche Be-

[1] Über geſtrichenem pflanzts im

grüßungen, und kaum waren ſie auf meinem Zimmer, als drei kleine Mädchen mit Sträußen und Goldpapier-Bogen auf Tellern hereintraten. Das Gedicht (No. 2) von Sereniſſimo entdeckt ich zuletzt. (No. 3) vom Grafen Edling. (No. 4) noch unbekannt. (No. 5) von Fritſch. Kaum hatte man ſich damit bekannt gemacht, ſo traten drei hübſche Mädchen herein, jede einen Kranz haltend; ſie recitirten ihre Gedichte (No. 6. 7. 8) gar hübſch, und als die letzte mir den Kranz aufſetzte, küßte ich ſie gar behaglich und holte es bei den andern nach.

Bald hierauf kamen die Mütter und Großmütter mit den Enkeln und kleinſten Kindern und brachten eine bekränzte Kartoffel-Torte. Welche, ſo heiß ſie war, dem Prinzen Bernhard fürtrefflich ſchmeckte. Und ſo war unerwartet ein ſehr artiges, mannigfaltiges, wohlgemeintes, ja rührendes Feſt entſtanden, wo ich im Sürtout und ohne Halsbinde figurirte. So viel für dießmal. Ich ſiegle, damit es bei nächſter Gelegenheit abgehe. Das war alſo auch wieder ein guter Rath, der mich nach Ilmenau hinwies. Daß ich unterwegs heiter war, ſahſt ihr aus den Verslein. Geſtern war ich ſechs Stunden zu Pferde, welches mir ſehr wohl bekam. Meine überraſchende Ankunft machte viel Spaß. — Möget ihr dergleichen genießen!

G.

[Beilagen]

No. 1.

Glückauf, zu dem heutigen feſtlichen
Tage!
dem 28. Auguſt 1813.

28. Auguſt 1813

No. 2.

Ilmenau
28. Auguſt 1813.

Wer mal vom Weibe geboren iſt,
Der ſpare füran keine Liſt,
Den Lebensfaden lang zu ſpinnen
Und täglich nur darauf zu ſinnen,
Wie Wohlſein, Luſt und Fröhlichkeit
Ihn bei dem Spinnen ſtets geleit'.

Dieß Künſtchen haſt du wohl verſtanden,
Du ſpanneſt gut in fremden Landen,
Sowie zu Haus; dein Faden zwirnte feſt.
Nun drehe fort, und halte ſteif den Reſt.
Mein Rath iſt, wünſch an dieſem Tage:
Entfernt von dir ſei alle Plage.

No. 3.

An
Herrn Geheimen Rath von Goethe.

Sagt, wo bin ich hingerathen?
Lacht doch hier kein blauer Himmel,
Tragen Berge nur Kartoffeln,
Wehen gar zu rauhe Lüfte,
Ach! wo bin ich hingerathen? —
Halt! ich ſehe, den ich ſuche,
Den der Sonnengott erzogen,
Mit der Lyra, reich beſaitet,
In den feuchten Wäldern ſitzen.
Nun, ſo ſoll ſein Blick mir lachen,
Und ſein feurig Wort mich wärmen;
Ja, er ſoll den deutſchen Wald
Zum Orangenhaine zaubern. —

Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue Unterstützung erwartet: der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben, und sehn zum wenigsten Straßburg und Frankfurt,
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Canäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sey,
Ist das nicht alles geschehn seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rath, und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emsig betrieben, und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verließen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rathes.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
Fest beschlossen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;

Heißt das aber Kunſt zu leben,
Wenn ich fodre, ſtatt zu geben? —
Ei! die ausgelaſſne Freude
Kümmert kein Decorum heute.
Heute ſchenkt' er uns ſich ſelber,
Laßt die Schenkung feſt uns halten,
Und die Parzen kniend flehen,
Daß ſie lang und roſenhell
Ihm das ſeidne Fädchen drehen.
Wandl er tief in Norden ein,
Doch will ich ſein Schatte ſein.
Wenn ihn ſeine Deutſchen ehren,
Soll es meine Roma hören.
O, wer weiß, ſieht er mich gerne,
Denket, ach! der milden Ferne,
Wo ihm Amor ſchalkhaft lachte
Und, um ſtille Mitternacht,
Brauner Mädchen Küſſe brachte.

Ilmenau, den 28. Auguſt 1813. G. v. E.

No. 4.

Dem
Hochbetrauten Beſchützer
und Patrono
der
magnifiquen Academiae Jenensis
überreicht
dieſe ſich ſo nennende Gratulation,
ein
ungenannter, doch wohlgekannter
Muſenſohn.

28. Auguſt 1813

Ilmenau
am Thüringer Walde,
den 28. Auguſt 1813.

Mich ſendet Academia
Zu ihrem Mäcenaten,
Ich ſoll in beſter Formula —
Obgleich ganz unberathen —
Begratuliren dieſen Tag;
Ach, helfe doch, wer helfen mag.

Ich ging oft ins Collegium,
Wie Professoros wiſſen;
Die Weisheit hab ich, ohne Ruhm,
An Schuhen abgeriſſen;
Doch Verſe machen lernt ich nie,
Ich trieb Natur-Philoſophie.

Ich ſteh in Jena, dacht ichs ſchon,
Wie Butter an der Sonne,
Es ſtockt die Gratulation
An dieſem Tag der Wonne;
Doch hab ich Ehre gnug daran,
Daß ich mit dir nur reden kann.

Erdenk dir ſelber, großer Geiſt!
Was Professoros wollten,
Als ſie — darob ich hergereiſt —
Dir Wünſche multum zollten.
Denn ich, der Bruder Studio,
Ich ſage nur:
Leb lang und froh!

X. V. 8.

No. 5.

Gegrüßet ſeiſt Du im Bergland!
oft erfreue Dich die Felswand,
einſt geborſten am ſchroffen Rand.
treue Freunde umgeben Dich
heut recht innig und freuen ſich
einer wie alle! glaubs ſicherlich.

No. 6.

Erſte Jungfrau.

Dich ſuchten wir, geehrter Mann!
Und zittern, Dich zu finden.
Wiſſ, es gebot ein hoher Geiſt,
Die Kränze Dir zu winden.
Und wir — wir dachten nur des Glücks
Und nicht an unſre Schwächen;
Was wir gewünſcht und nie gehofft —
Kann, wer das fühlt, wohl ſprechen? —
Auch hörſt du keinen Wunſch von mir,
Du ſchaffſt Dir ſelbſt die Welten,
Und zauberſt Alle mit hinein —
O! laß mich ſchweigend dieß vergelten.

(Übergibt den Kranz von Vergißmeinnicht.)

No. 7.

Zweite Jungfrau.

Der Liebe Wort gilt überall,
Du wirſt es freundlich hören;
Drum, was die Schweſter nicht gewagt,
Wag ich, Dir zu beſchwören.
Dein Geiſt, der in das Tiefſte blickt,
Zum Höchſten Brücken bauet,
Bedarf doch zu des Lebens Glück
Des Herzens, dem er trauet;

Drum nimm im Kranz das ſtille Pfand
Der herzlichen Verehrung.
Vergiß nicht, die Dir alles weihn;
Gib allen oft Belehrung.
(Übergibt den Roſenkranz.)

No. 8.

Dritte Jungfrau.

Ihr Schweſtern, laßt auch mich zum Wort!
Zwar weiß ichs kaum zu ſagen,
Doch hier in unſerm freien Wald,
Hier läßt ſein Blick michs wagen.
Was hölfe Geiſt und Kraft und Glück,
Will Dich die Freude fliehen?
Sie jagt ich von den Bergen auf,
Um bei Dir einzuziehen.
Daß ſie nun gleich, zu unſrer Luſt,
Auf Deiner Stirne throne! —
Für dich trug längſt der ewge Wald
Die helle Eichenkrone.
(Übergibt einen Eichenkranz.)

557. Goethe

Vogel hat mir ſo ſchöne Federn geſchnitten, daß dadurch die Luſt, zu ſchreiben, bei mir erregt wird. Vom 28. wißt ihr das meiſte, nur muß ich noch melden, daß Abends der Stadtrath mit ein Ständchen brachte und durch die Vorſteher etwas Freundliches ſagen ließ.

Am 27. war ich ſechs Stunden zu Pferde und ſah bei dieſer Gelegenheit einen großen und ſchönen Theil der Gegend. Am 29. ward wieder ausgeritten, in die Ge-

birge. Abend Ball auf dem ſehr wohlgebauten Felſenkeller-Saal, wo ich euch auch wohl hätte mögen herumſpringen ſehen. Das alles iſt mir wohl bekommen, und ich habe auch ſchon gute Gedanken gehabt. Heute, den 30., bin ich zu Hauſe geblieben, um auszuruhen und mit Bergrath Voigt allerlei Mineralogiſches zu treiben. Für Auguſt habe ich wieder ſechs hübſche Verſteinerungen ausgeſucht. Er ſoll die ſämmtlichen pſeudo-vulkaniſchen Producte, die auf dem runden Tiſchchen in dem Garten-Zimmer liegen, in eine Schachtel packen und mit nächſter Gelegenheit herauf ſchicken. Ich ſuche dagegen, euch etwas von dem wahrhaften Angelröder Schafkäſe zu verſchaffen.

Der Gedanke war höchſt glücklich, mich hierher zu dirigiren. Es gefällt mir ſo wohl, und ich denke hier zu bleiben; denn in dieſer Ruhe und Abgeſchiedenheit gelingt mir gewiß manche Arbeit. Grüße Niemern! Erfreut euch jedes beruhigten Tages.

Schönſten Dank für den Brief. Hier das Neuſte vom Tage. Ihr könnt eure Namen in ſchönſter Glorie leſen.

Was ich thun will, bin noch nicht entſchieden; lebet recht wohl.

[Ilmenau,] den 30. Auguſt 1813. G.

*

Am 2. September bei guter Zeit kehrt Goethe nach Weimar zurück, um tags darauf ſeinem Fürſten im Römiſchen Hauſe ſeine Glückwünſche zum Geburtstag perſönlich darbringen zu können.

1814

In jenen Jahren, als Goethe das Freigut Ober-Roßla besaß (1798—1803), war es sonderbarerweise zum Natürlichen, Selbstverständlichen niemals gekommen: zu einem mehrwöchigen, heitern Aufenthalte der Familie auf dem Lande in der Nähe Weimars. Der Frühling 1814 brachte dieses Glück. In dem kleinen Städtchen Berka an der Ilm, das damals noch einen ganz dörflichen Charakter hatte, war seit kurzem, dank der Aufmerksamkeit, die Goethe und der Erbprinz Karl Friedrich der dort entdeckten Schwefelquelle geschenkt hatten, eine Badeanstalt eingerichtet worden. Hier, in der ländlichen Stille, gedachte Goethe einige dringende Arbeiten (darunter das Festspiel ‚Des Epimenides Erwachen' für Berlin) rasch zu fördern. Schon am 12. April, dann wieder am 5. Mai hatte Christiane eine gute Wohngelegenheit im ‚Edelhof' vorbereitet; am 12. Mai siedelt sie dorthin über, Goethe folgt am 13. und verbringt daselbst sechs Wochen in heitersier Geselligkeit und fleißiger Arbeit. Am 25. Juni trifft Freund Zelter in Berka ein, mit ihm kehrt Goethe am 28. nach Weimar zurück, während Christiane in Gesellschaft Caroline Ulrichs (die sich inzwischen mit Riemer verlobt hatte) noch einige Zeit in Berka bleibt. — Vier Wochen später, am 25. Juli, reist Goethe nach dem Rheingau, um in Wiesbaden eine Kur zu brauchen, wie die bescheidenen Heilwasser Berkas sie ihm nicht zu bieten vermochten.

*

557 a. Goethe

Artges Häuschen hab ich klein,
Und, darin versteckt,
Bin ich vor der Sonne Schein,
Gar bequem, bedeckt:

Denn da gibt es Schalterlein,
Federchen und Lädchen;
Finde mich ſo wohl allein,
Als mit hübſchen Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Luſt
Regen ſich die Wälder,
Drückte gern an meine Bruſt
Die beblümten Felder.
Und ſo tanzen auch vorbei
Die vollkommnen Berge;
Fehlt nur noch das Luſtgeſchrei
Der vertrackten Zwerge.

Doch ſo gänzlich ſtill und ſtumm
Nennt es mir vorüber,
Meiſtens grad und oft auch krumm,
Und ſo iſt mirs lieber.
Wenn ichs recht betrachten will
Und es ernſt gewahre,
Steht vielleicht das alles ſtill,
Und ich ſelber fahre.

Eiſenach, den 25. Juli
1814 G.
Abends 6 Uhr.

558. Goethe [Hanau, 28.] Juli, 1814.

Zuvörderſt alſo muß ich die charmante Perſon loben, welche mich das Fahrhäuschen zu betreten bewog; bei

der großen Hitze, dem Staub und dergleichen wäre ich sonst vergangen.

Den 25. schrieb ich viele Gedichte an Hafis, die meisten gut. Mittags Gotha, im ‚Mohren' wars behäglich. Herrn und Frau von Franckenberg hatte unterwegs besucht. Um sechs Uhr in Eisenach, vom Schloß-Voigt wohl empfangen, regalirte mich selbst mit einer Kaltschale, deren Ingredienzien jedem Reisenden empfehle. Die Herren von Göchhausen und von Egloffstein besuchten mich.

Den 26., fünf Uhr von Eisenach. Herrlicher Duftmorgen um die Wartburg. Köstlicher Tag überhaupt. In Hünfeld fand ich Jahrmarkt und bemerkte einige Späße. Um 6 Uhr im Posthaus zu Fuld. Ließ mir erzählen und erquickte mich. Magister Petri vom Gymnasium suchte mich auf. Den Tag über hatte ich weniger Gedichte geschrieben und sehr wenige gut.

Den 27. verließ ich Fulda, beim heitersten Himmel, von der Höhe betrachtet ich noch das herrliche Pfaffenthal, das, zu seinem Schaden, jetzt niemanden angehört. Bei Neuhof reifes Korn. Zwischen Schlüchtern und Salmünster Flachs- und Hanfbrechen durch Städtchen und Dörfer, Haus an Haus. Der erste Storch auf der Wiese und erstes Kornerndten. Weiter nach Gelnhausen zu. Vor diesem Orte Weinberge, sodann dieß alte Gehocke, das schrecklicher, nach den letzten Leiden, aussieht als je. Ich besuchte die Burg Kaiser Friedrich des Rothbarts. Eine höchste Merkwürdigkeit. Ruine, theilweise noch gut zu erkennen, von festem Sandstein. Säulenknäufe und Wand-

zieraten wie von gestern. Würde, aber engsinnig, Zierluſt, ohne Begriff von Verhältniſſen. So möcht ich im kurzen das Ganze charakteriſiren. Um Sieben in Hanau.

Jene Burg liegt eine Viertelſtunde von Gelnhauſen; was man ſo nennt, iſt eigentlich eine Inſel, von lebendigem Waſſer umfloſſen. Der alte Kaiſerliche Palaſt nimmt nur einen Theil davon ein. Der übrige Raum iſt mit meiſt ſchlechten, theils einfallenden, von Juden bewohnten Häuſern beſetzt. Denn hier iſt ein Aſyl. Die Inſel war[1] nie der Stadt unterworfen, ſondern an die Burg Friedberg gekommen. Zeichnete jemand im rechten Sinne die Reſte des Palaſtes, ſo gäbe es ein höchſt intereſſantes Blatt. Vielleicht iſts Herrn Hundeshagen gelungen, der jetzt in Wiesbaden angeſtellt iſt.

Mein Weg zu und von der Burg, in der größten Hitze, ſetzte mich in Waſſer; ich mußte mich umkleiden und war ſehr zufrieden, als ich in Hanau ankam, wo ich mich wieder herſtellte.

Geh. Rath Leonhard iſt nicht hier. Bruder und Factor haben mir viel gezeigt. Auguſt wäre erſchrocken, wenn er den Vorrath Verſteinerungen geſehen hätte, der daliegen muß, wenn die Sammlungen eingerichtet werden ſollen. Von jeder Sorte centnerweis, und was im loſen Geſtein geſeſſen, einzeln abgeſondert und gewaſchen. Ganze Schubladen voll Turbiniten, pp., wie bei Conditorn die Macronen und gebackne Mandeln. Auguſt[2] thut ſehr übel, wenn er ſich nicht mit dieſer Firma in Connexion ſetzt.

[1] Aus ward [2] Aus Er

Sie erwarten aus Paris eine Sendung, wer weiß wo alles her, und ſie werden uns in jedem Betracht begünſtigen.

Grüßet Ulinen und Riemer, ſaget Meyer vom Kaiſer-Palaſte. Es iſt eine Hitze, von der ich keinen Begriff mehr hatte.

NB. 1. Heut früh Sechſe war ich auf dem Thurn. Es iſt eine Weite und Schöne des Thals, an die man ſich auch erſt wieder gewöhnen muß.

NB. 2. Der Plan zur Oper ‚Der Löwenſtuhl' iſt geſtern zu Stande gekommen und heute abgeſchrieben.

NB. 3. und das Angenehmſte: Schwalbacher Waſſer ſoll von Frankfurt abgehen, es iſt ein Himmelstrank.

Hanau, [28. Juli] 1814. G.

Und nun, nach Werners Beiſpiel, an der Seite ein Lob der Gemüſe. Wirſching und Kohlrabi, wie ich ſie in vielen Jahren nicht gegeſſen. Nun ſteht meine Hoffnung auf Artiſchocken!

Ein Liebchen iſt der Zeitvertreib, auf den ich jetzt mich ſpitze,
Sie hat einen gar ſo ſchlanken Leib und trägt eine Stachelmütze.

559. Goethe [Frankfurt, 29.] Juli [1814].

Alſo fuhr ich zu Frankfurt ein, Freitag Abends, den 28.; die Stadt war illuminirt, und ich, wie Fritz Frommann, nicht wenig über dieſe Attention betroffen. Allein meine Beſcheidenheit fand einen Schlupfwinkel, indem der König von Preußen, gleichfalls incognito, angekommen war. Ich

Andere hocken zu Hauf' und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein solcher wird Hermann immer nicht bleiben.

Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter:
Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigsten dir ein Wunsch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten;
Denn, ich weiß es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich seh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen
Allen Muth in der Brust, so wie du es heute gethan hast.
Und sie verließ die Stube sogleich, und eilte dem Sohn nach,
Daß sie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd sagte darauf, sobald sie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, so wie die Kinder!
Jedes lebet so gern nach seinem eignen Belieben,
Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

bedankte mich daher nicht und ging, auf Karlen gestützt, durch die erhellte Stadt hin und her. Wo die Lampen nicht leuchteten, schien der Mond desto heller. Auf der Brücke verwunderte ich mich über die neuen Gebäude und konnte überall wohl bemerken, was sich verschlimmert hatte, was bestand, und was neu heraufgekommen war. Zuletzt ging ich an unserm alten Hause vorbei. Die Haus-Uhr schlug drinne. Es war ein sehr bekannter Ton, denn der Nachfolger im Hausbesitz hatte sie in der Auction gekauft und sie am alten Platze stehen lassen. Gar vieles war in der Stadt unverändert geblieben.

Heut, den 29., früh ging ich zum Bockenheimer Thor hinaus und freute mich über die neu entstandene Welt. Erst ging ich links, dann rechts und ans Eschenheimer Thor. Die Anlagen sind gut und schön.

Sodann zu Schlossers, wo mich Frau Schöff, nach der Erkennung, freundlichst bewillkommte. Christian war lieb und gut und verständig. Köstliche alte Kupfer sah ich da, und manches neuere Gute. Der ältere Bruder kam auch, und viel wurde geschwatzt.

Willemer ist auf der Mühle, Riesen konnt ich, der Hitze wegen, nicht aufsuchen. Zwei-, dreimal des Tages kleid ich mich um und weiß im Zimmer kaum wohin. Ich hoffe, diesen seltsamen Zustand gewohnt zu werden. Zur Nachtzeit will ich auf Wiesbaden, der Mondschein begünstigt mich.

Director Schlosser spedirt das Schwalbacher Wasser nach Eisenach, an Burgemeister Sältzer. Jetzt ein Lebewohl im Schweiß meines Angesichts und Körpers. G.

560. Goethe

Wiesbaden alſo, den 1. Auguſt 1814. Die Bewegung einer glücklichen Reiſe, die überwarme Jahrszeit, das erquickliche Schwalbacher Waſſer, und die wenigen warmen Bäder wirken ſchon ſo gut auf mein ganzes Weſen, daß ich mir das Beſte verſpreche. Solchen Anfang und ſolche Hoffnungen braucht es aber auch, daß ich den hieſigen Aufenthalt erträglich finde, wo alles zuſammenkommt, was ich haſſe, und noch drüber. Nächſtens ſende eine Litanei, und ihr werdet mich bedauern. Doch zu Steuer der Wahrheit ſei geſagt: eigentlich iſt die Schuld mir beizumeſſen, der ich die Güter und Gaben, die ſolch eine Gegend, ſolch ein Zuſtand darbietet, nicht mehr genießen kann. Denn euch andern lebensluſtigen Haſenfüßen wäre hier das köſtlichſte Gaſtmahl bereitet. Vier Chauſſeen, die von Hügeln und Bergen in die Tiefe führen, wo der Ort liegt, ſtieben den ganzen Tag von Zu- und Abfahrenden, von Luſt- und Spazierfahrenden. Da ſolls nach Mainz, Biebrich, Elfeld, Schlangenbad, Schwalbach, und wohin alles. Da liegen für Fußgänger verfallne Schlöſſer, mit Erfriſchungs-Örtern, im nächſten Gebirg. Da, und ſo weiter! Zelter, ein furchtbarer Fußwandrer, hat das alles ſchon durchſtrichen, als Liebhaber von allen Sorten Erheiterung, das alles ſchon durchfahren, durch {trunken[1] / geſſen} und will, ich ſoll das auch thun. Ich hoffe, die Luſt dazu ſoll kommen, er muß ſich meinetwegen nicht binden;

[1] Nachträglich über der Zeile

einige Stunden des Tags mit ihm ſind mir die größte Erquickung, das Übrige theilt ſich ein.

Hundeshagen wird mir zu viel Freude und Nutzen ſein. Er iſt viel beſſer als das, was er zu Markte bringt. Und das geht ganz natürlich zu. In der Gegenwart erkennt man ſein redliches Streben, den Reichthum ſeiner Erwerbniſſe; aber um alles dieß zuſammenhänglich, anſchaulich mitzutheilen, fehlt ihm, daß er den Stoff nicht ganz durchdringt und nicht Herr der Form iſt; daher erſcheint auf den Blättern Übertriebenheit und Leerheit[1], die ſeiner Unterhaltung keineswegs vorzuwerfen ſind. Über Gelnhauſen hat er mir die ſchönſten Dinge geſagt. Auf meiner Rückreiſe hoff ich das mit Augen zu ſehen. Er ſcheint die Zeiten kritiſch zu ſondern und, da er von der Technik ausgeht, das Wachſende derſelben ſehr ſchön und einſichtig auszulegen.

Riemer und Meyer werden ſich an dieſer Stelle erfreuen.

Auch Geologiſches und ſonſt noch manches alterthümliche Gute erwartet mich.

Für die Haſen aber iſt hier ein Saal gebaut, welcher den Weimariſchen Schloß- und Schießhausſaal vereint darſtellt und größer iſt als jene beide zuſammen. NB. der Erbauer iſt, auf Wolzogens Veranlaſſung, in Weimar geweſen und hat ſich zu dieſem Tragelaphen die Glieder geholt[2]. Dieſen, Sonntags, mit Tafelreihen ausgerichtet

[1] Umgeſtellt aus Übertriebenheit und Leerheit auf den Blättern [2] Dieſer Satz am Rande nachgetragen.

zu ſehen, woran köſtlich geſpeiſt und getrunken wird, das iſt ſo was, wornach man lüſtern ſein könnte. Die Anlage davor und überhaupt das Ganze iſt impoſant für jeden, der nicht mit allzu reinen architektoniſchen Forderungen einhertritt. Nein! ſo einen Sonntag wollt ich euch wünſchen! Denkt nur! Schon belauft ſich die Badeliſte über 3000, ſage dreitauſend, wäre auch nur die Hälfte davon noch da. Nun der Zudrang von allen Seiten, man darf ſagen, daß 10 000 Menſchen in Bewegung ſind. Nun lebt wohl. Führe mich Gott geſtärkt dem Koppenfelſiſchen Giebel entgegen. G.

561. Chriſtiane Berka an der Ilm, den 3. Auguſt 1814.

Dein liebes Gedicht von Eiſenach hat mir ſehr viel Freude gemacht. Dienstag und Mittwoch nach Deiner Abreiſe gab ich zwei Theegeſellſchaften: den erſten Tag die Schopenhauer mit ihrer ganzen Umgebung, ſo daß es vierzehn Perſonen waren; Mittwoch die Dillon, den Propſt und mehrere von der Suite. Donnerstag früh bekam ich Deinen Brief von Eiſenach; gegen Abend gingen wir nach Berka. Freitag kam die gewöhnliche Geſellſchaft, doch mehr Herren als Damen. Durchlauchter Prinz kam ſelbſt unter das Zelt, ſo auch alle die Herren von Hof, und Graf Edling führte mich im Saal; Uli und die anderen Damen wurden von andern Herren hineingeführt. Sonnabend ging ſtill vorüber; Sonntag waren über 300 Menſchen hier, und Montag kam ſchon wieder der Prinz. Dienstag war der König in Weimar. Mittwoch früh reiſte er

mit der Hoheit ab. Wir waren den Dienstag bei Herrn Dreyßig in Tonndorf, wo alles ſehr ſchön war, die Levkojen waren in ihrem beſten Flor, ſo auch die Nelken; Gillens und mehrere Badegäſte waren mit. Der Pachter, der ſich einen fröhlichen Tag machen wollte, hatte Abends nach Tiſche die Muſikanten im Saal beſtellt, und es wurde getanzt; um 10 Uhr aber gingen wir zu Hauſe. Der Saal wird jetzt recht brillant; dieſe Woche werden die Fenſter noch fertig, die Maler haben auch ſchon den Accord machen müſſen. Auguſt iſt heute nach Jena gereiſt und hat mir Deine zwei lieben Briefe von Hanau und Frankfurt heraus geſchickt. Ich freue mich ſehr, daß Dir der Rath, mit dem zugemachten Wagen zu fahren, ſo wohlthat. Das Waſſer ſollte mich freuen, wenn es noch zu Berka käm. Ich lebe jetzt weit wohlfeiler hier. Die Köchin kocht für Auguſt und uns in Weimar ſogar den Kaffee in Bouteillen, und ſo leben wir recht wohlfeil. Ich habe auch nun ſchon ſechs Mal hintereinander gebadet und trinke Selter-Waſſer dabei, welches mir ſcheint recht gut zu bekommen. Von Wiesbaden werden wir wohl auch bald Nachricht von Dir bekommen. Von der Ankunft des Herzogs iſt noch gar nicht die Rede. Frau von Heygendorf iſt nach Karlsbad gereiſt mit dem Profeſſor. Uli empfiehlt ſich zu Gnaden.

Und ich bitte, mich lieb zu behalten.

C. v. Goethe.

[Nachſchrift: Riemer]

Ich bitte, das Couvert zu öffnen, um das eröffnete Siegel ſich zu erklären.

562. Goethe

Wiesbaden, Sonntag, den 7. Auguſt 1814.

Nun muß ich auch wieder einmal melden, wie mir es geht, welches gar nicht ſchlecht iſt. Ich habe mein Quartier verändert und bewohne nun ein ſehr angenehmes Zimmer, das des Morgens nicht von der Sonne leidet, Nachmittags ſehr wenig. Das Bad bekommt mir wohl, ob es gleich angreifiſcher ſein mag als das Teplitzer; Zelter iſt brav wie immer und vermittelt mich der Geſellſchaft. Daß ich mich leidlich befinde, könnt ihr daraus ſehen, daß ich täglich an der Wirthstafel ſpeiſe, die nie unter hundert Gäſten iſt, und wo es weder an Hitze, noch an Lärm, noch an Fliegen fehlt. Den 3. Auguſt waren wir, eingeladen, in Mainz. Der Geburtstag des Königs ward ſehr anſtändig gefeiert. Früh militariſcher Gottesdienſt unter freiem Himmel, auf einer Aue nah dem Rhein, dann große Mittagstafel in einem hohen, geräumigen Saale, gutes Eſſen und Trinken. Abends Feuerwerk, ſodann Ball. Von allem dieſem habe ich mein beſcheiden Theil hingenommen. Das Übrige hätte ich euch gegönnt. Der friſche Lachs ſchmeckt mir noch immer, obgleich die Hieſigen ſagen: die Zeit ſei vorbei. Der Anblick des Rheins und der Gegend umher iſt freilich etwas einzig Schönes. Man würde die Bewohner dieſes Bezirks beneiden, wenn ſie nicht ſo unendlich ausgeſtanden hätten. Doch ſcheinen ſie alle Noth ſo ziemlich vergeſſen zu haben und erluſtigen ſich aufs beſte. Heut wird in Schwalbach das Portiunkel-Feſt gefeiert, da fährt, reitet und läuft alles hin. Das Wetter iſt

immer sehr schön und nicht gar so heiß die letzten Tage. Ich finde hier mancherlei Unterhaltung. Hundesbagen gefällt mir immer besser. Er hat recht schöne Kenntnisse und viel Thätigkeit. Gestern sah ich eine wunderbare Erscheinung, einen jungen Mann, Advocaten in Darmstadt, ganz zum Schauspieler geboren. Schöne Gestalt, schickliche Bewegungen, wohlklingende Stimme; er declamirte, in einer Art von Hamlets Kleide, Schillers ‚Glocke'. Leider ist er, in Absicht auf Declamation, ganz auf falschem Wege; er müßte völlig umlernen, wenn er bei uns Glück machen wollte. Frage Herrn Geh. Hof-Rath, was er ihm geben will, wenn ich ihn engagire. Es ist nur Scherz! Er wird schwerlich aufs Theater gehen; und wenn er sich nicht bekehren ließe, möcht ich ihn nicht einmal. Aber ein prächtiger Bursche ists.

Montag, den 8. August 1814.

Gestern war ich in Biebrich zur Tafel, die Herrschaften sehr gnädig und freundlich. Der Gesellschaftssaal eine Galerie, man sieht an einer Seite den Rhein, an der andern den Lustgarten. Es ist völlig ein Mährchen. Der runde Speisesaal tritt etwas vor die Linie des Gebäudes. Die Herzogin, neben der ich saß, sitzt gerade so, daß man durchs offne Fenster den herunterfließenden Rhein vor einen See halten kann, an dessen jenseitigem Ufer Mainz liegt. Ganz in der Ferne sieht man die Berge der Bergstraße und den Melibocus. Der Tag war sehr schön. Allerlei gute Bissen wurden genossen: Artischocken, sodann zum

Nachtiſch friſche Mandeln, Maulbeeren und dergleichen, das ich in vielen Jahren nicht geſchmeckt. Nach Tafel beſah man den Park und eine recht artig angelegte Ritterburg. Von dem Altan iſt die Ausſicht ſehr ſchön. Auguſt kann von dieſem theilweiſe erzählen. Die Vegetation im Garten und Park ſehr lebhaft. Platanen von großer Schönheit, ſo auch babyloniſche Weiden von außerordentlicher Größe. Zelter war zu Fuße hinüber gegangen und fuhr mit nach Hauſe. Dann beſuchten uns einige Freunde, und ſo war der Tag geſchloſſen.

Ferner muß ich noch eines gar artigen und faſt zu reichlichen Feſtes erwähnen, welches uns die Fräulein von Stein, Schweſtern unſres ehmaligen Oberforſtmeiſters, Sonnabend, den 6., in der Nähe eines alten Schloſſes, Sonneberg genannt, gegeben. Es liegt dieſe Ruine, etwa eine Stunde, auf einer noch fruchtbaren Höhe. Der Abend war ſchön, des guten Getränkes ein Überfluß, und die Geſellſchaft munter durch Erzählungen aus dem letzten Kriege. Nun will ich aber ſchließen. Geſtern hatte ich Beſuch von Brentano und Guaita, Herrn und Damen. Meline iſt noch immer recht hübſch. Madame Hollweg war auch darunter. Schon vor einigen Tagen beſuchte mich Willemer mit ſeiner kleinen Gefährtin. Und ſo gibts immer was Neues. Nun lebet wohl. G.

563. Goethe [Wiesbaden, 13. Auguſt 1814.]

Zuvörderſt alſo wirſt Du abermals gerühmt, mein liebes Kind, daß Du mich in dieſe Gegend zu gehen be-

wogen. Erde, Himmel und Menſchen ſind anders, alles hat einen heitern Charakter und wird mir täglich wohlthätiger. Die Verhältniſſe eines Badegaſtes ſind mir nun auch ſchon deutlicher; ich habe ein ſauberes, kühles Quartier bezogen, ſpeiſe auf dem Zimmer und lebe ganz nach meiner Weiſe. Unter den hieſigen Angeſtellten und Geſchäftsleuten gibt es bedeutende Männer, ich habe ſchon mehrere kennen gelernt. Oberbergrath Cramer beſitzt ein trefflich Mineralien-Cabinet, das mich ſchon viele Abende beſchäftigt. Das Schwalbacher Waſſer, zuſammen mit dem hieſigen Bade, bekommt mir ſehr wohl, und ſo geht ein Tag nach dem andern hin, vergnüglich, heilſam und nützlich. Rieſe hat mich beſucht, er iſt gar treu, gut und verſtändig. Gerning iſt auch hier, ſpielt aber eine wunderliche Rolle, die mir noch nicht ganz klar iſt. Er miſcht ſich in vieles, macht den Unterhändler, Mäkler, Verſprecher. Als Dichter, Antiquar, Journaliſt ſucht er auch Einfluß und ſcheint nirgends Vertrauen zu erregen. Überhaupt ſcheinen ſich die Menſchen nicht aneinander zu ſchließen. In einem Orte, wo man täglich unter ein Dutzend Luſtpartien wählen kann, müſſen ſich Geſellſchaften und Familien ſehr zerſtreuen. Auch das Geſchäftsleben hat einen weiteren und luſtigern Wirkungskreis. Ich will mir das alles recht anſehen. Der dirigirende Miniſter und alle oberen Staatsbeamten ſind junge Männer, die auch für den Genuß arbeiten und für ihre Thätigkeit einen ſchönen Spielraum haben. Der Herzog iſt in den Siebzigen, nimmt ſich vorzüglich des Militärs an, das aus ſchönen, jungen Leuten

beſteht. Der hier garniſonirende Theil iſt faſt gekleidet wie unſre.

Wiesbaden liegt in einem weiten Thal, das vorwärts, nach Süden, von Hügeln, nordwärts von Bergen begränzt wird. Beſteigt man die letzteren: ſo hat man eine unendliche und höchſt ſchöne Ausſicht.

(Vorſtehendes war geſchrieben Sonnabend, den 13. Auguſt. Was mir ſeit jener Zeit Gutes begegnet, enthält das nächſte Blatt.)

Sonntag, den 14., ſpeiſte ich abermals in Bieberich, wo ich wieder gnädige, freundliche Herrſchaften, treffliche Tafel und köſtliche Weine fand. Montags hatte ich den Einfall, nach Rüdesheim zu gehen, und fuhr mit Bergrath Cramer und Zeiter nach Tiſche ab, durch das übermäßig ſchöne Rheingau. Wir kamen zeitig genug an, daß wir bei Sonnen-Untergang die alte, von Graf Ingelheim, auf eine gar löbliche Weiſe, wiederhergeſtellte römiſche Ruine beſteigen konnten. Auguſt mag davon[1] erzählen. Dienstag, den 16., war auf dem jenſeitigen Rheinufer große erſte Wallfahrt zu einer, nach dem Kriege, wiederhergeſtellten Capelle, dem heiligen Rochus gewidmet. Wir ſetzten über beim heiterſten Wetter und fanden auf der Höhe wohl 10 000 Menſchen, um das Kirchlein ſich verſammlend. Die Mannigfaltigkeit und Luſt dieſes Feſtes iſt ſchriftlich nicht zu beſchreiben. Bis Mittag währte das Gedränge. Dann gingen wir nach Bingen hinunter, fuhren im Kahn durchs Bingerloch hin und zurück und

[1] Aus das

Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thatig und rührig zu ſeyn und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; ſo wird er immer gehindert.
Manches hatt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Verändrung, beſonders in dieſen gefahrlichen Zeiten!
Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beſte zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſtehn die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel ſo wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,

ließen uns nach Rüdesheim hinauf ziehen. Nachdem wir trefflich geſpeiſt, fuhren wir nach Elfeld, blieben im Gaſthaus zur ‚Roſe', das unmittelbar auf den Rhein ſieht. Morgens regnete es gewaltig, nach ſo langer Dürre höchſt erwünſcht. Doch konnten wir abfahren, beſuchten Herrn von Gerning in Schierſtein und waren zur rechten Tafelzeit hier. Abends im Curſaal und ſodann Donnerstag, den 18., mit einer großen Geſellſchaft auf der Platte, wo es denn luſtig zuging. Indeſſen befleißige ich mich des Badens und Schwalbacher Waſſers, und befinde mich ſehr wohl.

Riemern danke für die mir mitgetheilten Correſpondenz-Nachrichten. Ich ſchreibe nächſtens dagegen. Auguſt ſoll ſich auf die Verſteinerungen freuen. Die aus der Übergangs-Epoche ſind ſehr wichtig. Grüße Ulinen und ſagt mir gelegentlich, wie es euch geht. Meine Abſicht iſt, bis Anfang September hier zu bleiben. Sendet mir deßhalb ſpätere Briefe an Schloſſer. Die Kaſtanien gerathen nicht reichlich, doch will ich für eine tüchtige Sendung ſorgen. Jetzt lebet wohl, grüßet Hofrath Meyer. Zelter iſt prächtig und lobt auch die Wirkung des Bades. Adieu.

[Wiesbaden, 19. Auguſt 1814.] G.

564. Chriſtiane Weimar, den 25. Auguſt 1814.

Lieber, guter Geheimerath, ich freue mich recht ſehr, aus Deinen Briefen zu ſehen, daß Dir alles nach Wunſche geht, und Du mich wieder ein bißchen gelobt haſt. Wie Du weg warſt, befand ich mich gar nicht wohl; es wurde mir von Huſchken gerathen, nach Berka zu gehen und ordentlich

zu baden, und habe Selterwaſſer getrunken des Morgens. Im Ganzen war es in Berka recht hübſch. Jetzt ſind wir wieder zu Hauſe; und da ich nun weiß, daß Du bald kommſt, ſo ſoll das Haus recht ordentlich zurecht gemacht werden. Das Schwalbacher Waſſer habe ich nicht bekommen. Ich habe achtzehn Bäder in Berka genommen, und nun wollen wir ſehen, was es für Würkung macht. Wir freuen uns alle recht ſehr, Dich geſund und vergnügt wiederzuſehen. Schon wird der Herzog wieder erwartet, und man fängt wieder an, alles grün zu machen. Ich bin noch wie ehedem bei der Schopenhauer, welche Dich ſehr freundlich grüßen läßt. Sie iſt auch ſehr krank geweſen. Der Geheime Hofrath, mit welchem ich geſprochen habe, ſendet Dir hier dieſen Brief; ich habe das Couvert heruntergenommen, weil der Brief doch zu ſtark war. Aus dieſem Briefe ſiehſt Du allenfalls, wie es ausſieht.

In unſrem Logis in Berka, die grüne Stube ausgenommen, wohnen Linkers, der Rath Brunnquell, der Geheime Regierungsrath Müller. Es gefällt allen Leuten, nur niemand iſt mit dem Eſſen aus der Apotheke zufrieden. Am Sonntag habe ich ganz allein in der Kirche Gevatter geſtanden und zwar bei der Frau, die uns aufgewartet hat; die Menſchen waren ganz glücklich. Die Hebamme ſagte zu den Leuten: „Ihr könnt zufrieden ſein, denn ſo eine Taufe iſt noch nicht in Berka geweſen.“ Die ganze Kirche war voll, alle Badegäſte waren darinne; der mir auffallende war der Herr Generalſuperintendent Löffler aus Gotha. Und ſogar ſpielte unſer Herr Organiſt die Orgel, welches

ſonſt beim taufen nicht der Fall iſt. Ich habe mir durch dieſes ganz Berka zum Freund gemacht. Das Wetter war ſehr ſchlecht; wir tranken den Kaffee in der Königin Oborea. Es kamen viele Herren aus Weimar; und als acht bis neun Paar haben wir uns recht gut amüſirt. Jetzt wird ſehr viel eingemacht und alles vor den Winter vorbereitet. Schreib uns nur recht bald, wann Du ohngefähr zu kommen denkſt. Leb wohl, ich bin wie immer Dein, ſo lange ich lebe.

Ulli legt ſich Ew. Exzellenz zu Füßen und wünſcht nichts mehr, als bald ihr Amt wieder als Secretär anzutreten.

565. Goethe

Du erhältſt hier, mein liebes Kind, einen alten Brief mit einem gleichzeitigen Blättchen; der Freund hat in der Zeit Gelegenheit gehabt, ſich mündlich zu erklären. Ich wünſche allen Glück und Heil, da es mir ſehr wohl geht. Das Bad bekommt mir trefflich, die Menſchen ſind gut und freundlich, und die Gegend himmliſch in der Runde. Seit meinem Letzten vom 19. bin ich in Mainz geweſen, wo der Herzog eintraf. Mit ihm war ich ſodann hier und in Biebrich; wenn Gegenwärtiges ankommt, wird er bei euch ſchon eingezogen ſein.

Meinen Geburtstag haben ſie mehr als billig gefeiert. Äbtiſſin von Stein lud uns den 27. Abends ein, es war eine Geſellſchaft von etwa 12 Perſonen, alle bekannt. Sie verzögerten das Mahl bis zwölf Uhr und feierten dieſen Eintritt wie einen Neujahrstag. Frau von Holzhauſen

11.

Caroline Ulrich
ſpätere Riemer
um 1811

11.

Caroline Alard
[illegible]
um 1811

gab den 28. ein großes und überreichliches Frühſtück im Curſaal. Mittags fuhr ich nach Biebrich, wo die wahrhaft wohlwollenden Herrſchaften und die Wohlgeſinnten des Hofes mir Glück wünſchten. Abends hatte ich Zelter, Schloſſer und einen Dritten bei mir zu Tiſche. Frau Brentano-Birkenſtock hatte mir früh, von Winkel, 10 Flaſchen des ächteſten Weines geſendet; davon wurden die Freunde nun erfreut, und alles endigte zum beſten. Schloſſer überbrachte gleichfalls früh eine ungeheure Schachtel mit Artiſchocken, Früchten und Blumen. Ferner hatte ich von den Damen zwei Blumentöpfe mit hohen Sträußern erhalten; das alles diente zum Zierat, wie zum Genuß. Eine Chocoladen-Taſſe mit hieſigen Gegenden darf ich auch nicht vergeſſen, ob ich gleich manches Andre nicht erwähne. Jedoch mußt Du Auguſt ſagen, daß mir verehrt worden iſt ein wohlerhaltner, goldner Denar mit dem Bilde des Caligula auf der einen, des Auguſts auf der andern Seite, beide wunderſchön, der erſte vollkommen friſch.

Und ſo müßt ich noch allerlei Gutes erzählen, wenn ich nicht endigen und dieſe Blätter abſenden wollte. Lebet wohl, grüße Ulinen, und ſchreibet gelegentlich. Noch etwa 14 Tage bleibe ich hier und in der Gegend. Dann gehts auf Frankfurt, Darmſtadt, Heidelberg. Zurück und dann nach Hauſe. Worauf ich mich ſehr freue. Zelter geht heute ab, den Rhein hinunter. Den werde ich ſehr vermiſſen. Und nun lebt wohl! Wiesbaden, den 29. Auguſt 1814. G.

566. Goethe

Sehr lange habe ich nichts von euch gehört, möge das ein Zeichen sein, daß ihr euch wohlbefindet. Mir ist es die letzte Zeit gar gut ergangen, woran das schöne Wetter nicht wenigen Antheil hat.

Montag, den 12. September. Fuhr ich mit Ober-Berg-Rath Cramer von Wiesbaden ab, über den Weilbacher Schwefelbrunnen, den ich euch nach Berka gewünscht hätte. Er liegt einsam, unter hohen Pappeln, mitten im Kornfelde, und strömt aus vier Röhren unendliches Wasser. Dieß wird weit und breit verführt. Keine Badeanstalt ist nicht dabei. Bei Schlossers war ich freundlich empfangen und schön logirt. Ein Brief von Herrn von Müller machte mir viel Vergnügen.

Dienstags, den 13. Ging ich ganz früh durch das Meßgewühl, wo man lauter frohe Gesichter sah. Seit dreißig Jahren war keine solche Messe gewesen. Ein Kaufmann mußte Wache vor seinen Laden stellen. Die Sachsen und Voigtländer sind alles gleich losgeworden. Bestellungen wurden auf halbe Jahre gegeben. Frau Melber, Brentanos, Gerning wurden besucht, die schönen Umgebungen der Stadt beschaut. Abends bei Schlossers.

Mittwoch, den 14. Durch die Messe zu Riese, Madame Stock, Bohs, pp. Im Braunfels, wo die vielen, unübersehlichen Waaren den schönsten Anblick geben. Mittag bei Melbers. Der Doctor Melber ist ein wackrer, thätiger Mann, der sich in eine gute Lage versetzt hat und seiner Mutter alles Liebe erzeigt. Sie fühlt sich sehr glücklich,

iſt im 81. Jahre munter und thätig. Mineraliensammlungen. Schauſpiel[1]. Nicht ſchlecht, aber freudelos. Wilde Thiere, Bereuter; alles hintereinander bis tief in die Nacht.

Donnerstag, den 15. Viſiten, bei Bethmann, Nikolaus Schmidt, Städel. Mittag bei Brentano (Franz). Nach Tiſche herrliche Fahrt um die Stadt, auf den Mühlberg, zu Willemer auf die Mühle. Er war ſehr freundlich der Sonnenuntergang unendlich ſchön. ‚Wilhelm Tell', nicht ergötzlich.

Freitag, den 16. Bei dem Landſchaftsmaler Schütz. Deſſen ſchöne Zeichnungen der Rheingegenden. Altdeutſche Bilder; zu Prinz Bernhard, Fürſt Reuß, andre Viſiten. Bei Madame Stock zu Mittag. Rieſe war von der Geſellſchaft. ‚Titus'. Löbliche Vorſtellung. Bei Brentanos.

Sonnabend, den 17. Bei dem Kunſthändler Silberberg. Treffliche Sachen, aber ſehr theuer. Mit Schütz in das Muſeum. Ein köſtlicher Martin Schön daſelbſt und andres Gute. Eine aus Surinam zurückgekommene, alte Bekannte: Frau Generalin von Panhuys[2], geb. von Barkhaus. Bei Herrn von Hügel zu Tiſche. Boiſſerée war angekommen, Abends Windiſchmann; mit beiden bei Schloſſer zu Nacht.

Sonntag, den 18. Geſchenk des Stammbuchs aller Stammbücher. Ein Baron Burkana, aus Aleppo in Syrien, reiſt die Kreuz und quer durch Europa und nöthigt alle, die ihm aufſtoßen, ihm etwas zu ſchreiben. Die Zeit ſeiner Wanderſchaft dauert von 1748 bis 1776, wo er in Wien 70 Jahr alt ſtarb. In zwei dicke Octavbände hat man

[1] Über geſtrichenem: Wilhelm Tell [2] Vanheus

Das nun freilich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich hoch des farbig ſchimmernden Lichtes
Schöngeordneter Muſcheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner ſelbſt den Bleiglanz und die Korallen.
Eben ſo ward in dem Saale die Malerei auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles ſoll anders ſeyn und geſchmackvoll,
Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke,
Alles iſt einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen;
Auch zu gehn mit der Zeit und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet ſich jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte,
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu laſſen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er iſt; mich ſchreckte die Fordrung.

die hinterlaſſnen Blätter zuſammengebunden, die ich mitbringe. Unter manchen unberühmten Namen ſtehen die berühmteſten: Voltaire und Montesquieu an der Spitze. Übrigens iſt auch dieſe Sammlung wegen der Handſchriften verſchiedner Nationen und Regionen merkwürdig. Es iſt eine große Acquiſition. Sah ich die Gemälde-Sammlung des Herren Dr. Grambs, beſuchte einige Freunde in den Gärten, fuhr ſodann mit Madame Brentano und Städel zu Willemer. Der Tag war höchſt ſchön, der Wirth munter, Mariane wohl. (Das letzte Mal hatten wir ſie nicht geſehen.) Dießmal ſahen wir die Sonne, auf einem Thürmchen, das Willemer auf dem Mühlberg gebaut hat, untergehn. Die Ausſicht iſt ganz köſtlich.

So viel für dießmal, die Fortſetzung folgt.

Frankfurt, den 21. September 1814. G.

567. Goethe [Frankfurt, 22. September 1814.]

Nun will ich gleich meine geſtrige Relation fortſetzen!

Montag, den 19. Kam Boiſſerée. Zu Mittag bei Georg Brentano. Sodann nach Rödelheim beim ſchönſten Wetter. Herrlicher Sonnenuntergang hinter dem Taunusgebirge. ‚Braut von Meſſina'. Sie gaben ſich Mühe; aber ſie ſind auf ſolche Stücke nicht eingerichtet.

Dienstag, den 20. Kam Windiſchmann von Aſchaffenburg. Machte verſchiedne Viſiten. Speiſte bei Fürſt Reuß. Beſuchte Frau Stock, wo ich Frau von Malapert fand und ihre Tochter und Enkel, auch eine Tochter von Crespel. Abends war ich zu Hauſe mit jenem Stammbuch beſchäftigt.

Es ſtehen gewiß über hundert der berühmteſten Perſonen darin. Le Chevalier d'Eon (ungewiß, ob nicht ein Andrer des Namens). Aber von Gelehrten deſto mehr ſichre.

Mittwoch, den 21. September. Bei Dr. Grambs, den Reſt ſeiner Gemälde, beſonders aber ſchöne Copien, in Waſſerfarbe, berühmter Gemälde. Mit Schelver einige Stunden. Bei Herrn von Bethmann zu Tiſche. Deſſen Familie. Zur Fürſtin von Naſſau. Bei Baron Hügel. Deſſen Fräulein Tochter ſpielte Händeliſche Sonaten, die mich an die Bachiſchen des Badekönigs erinnerten. Zeitig zu Bette.

Donnerstag, den 22. Mit Schelver. Jene gewirkte Tapeten geſehen, die ehmals in Weimar vorgezeigt wurden. Bei meinem alten Freunde Paſſavant. Zu Frau von Holzhauſen, auf ihrem ſehr ſchön gelegnen Gute vor der Stadt. Mittag mit Schloſſers. Dann zu Herrn Städel, deſſen Gemälde zu ſehen. Abends[1] bei Du Fay im Garten.

Freitag, der 23., wird zu einigen Viſiten und Beſichtigungen genutzt werden. Morgen Sonnabend gehe mit Chriſtian Schloſſer nach Heidelberg. Sobald ich zurückkomme, ſchreibe ich. Und werde mich dann nicht lange aufhalten; denn ich ſehne mich denn doch wieder nach Hauſe. Nun lebet wohl und grüßet alles.

Und ſo ſeht ihr denn, daß ich meine Zeit gut angewendet und mich vielfach vergnügt habe. Morgen, Sonnabend, den 24., gehe mit Chriſtian Schloſſer nach Heidelberg; ſobald ich zurückkomme, ſchreibe ich; es wäre mir angenehm, etwas von euch zu finden. In dieſen Tagen

[1] Nach geſtrichenem: Freitag, den 23. Mit Schelver. Die gewirkt

gehen drei Kiſten an Herrn Burg[e]meiſter Sälzer nach Eiſenach, 2 mit Mineralien bleiben uneröffnet, bis ich komme: 1. Mit Wein, gezeichnet ☓, mag eröffnet und etwas davon genoſſen werden. Das Schwalbacher Waſſer wird auch angekommen ſein. Einen wunderlichen Einkauf habe gemacht. Ein tauſend Stöpiel der ausgeſuchteſten, die ſich fanden. Wohlfeiler als bei uns die ſchlechten. Dieſe werden überall untergeſteckt und ſind leicht zu transportiren. An einigen Stücken Cattun und Weſten wirds auch nicht fehlen. So viel für dießmal.

[Frankfurt,] den 23. September 1814. Goethe.

568. Chriſtiane

Lieber, guter Geheimerath.

Wir wollen Dir nur in größter Eile melden, daß Du uns alle in der beſten Geſundheit finden wirſt. Aus Deinem Brief haben wir geſehen, daß es Dir recht wohl gegangen iſt, und ich freue mich recht ſehr, daß ich doch die Urſache war, daß Du wieder einmal in dieſe Gegend kamſt. Und nun, da es zum Winter geht, erwarten wir Dich alle mit größter Sehnſucht. Das Theater hat wieder ſeinen Anfang genommen, und die Schauſpieler wünſchen alle nur Deine Zurückkunft; die Engels iſt auch wieder zurück und ſoll den nächſten Sonnabend ſpielen. Wolff iſt recht krank, aber ſo gut dabei, daß es mir ſehr bange vor ihm[1] iſt; ſie und er empfehlen ſich beide Deiner Gewogenheit, und ſo das ganze Theater.

[1] So, aber wohl beabſichtigt vor ihn (d. h. für ihn, für ſeine Geſundheit)

Bei dieſem ſchönen Wetter fahren wir oft aus nach Tiefurt, Berka u. ſ. w. Auch waren wir geſtern in Jena und Zwätzen, die Wolff war mit uns; und als wir zurückkamen, fanden wir Deinen lieben Brief. Grüße ja alle Bekannte in Frankfurt von mir. Herr Profeſſor Riemer, welcher bei uns iſt, empfiehlt ſich auch Deinem gütigen Andenken, ſo auch Ulli.

Karl ſoll wegen des Zucker und Kaffees nicht vergeſſen; wenn nämlich der Kaffee nicht mehr als 9 Groſchen 6 Pfennige koſtet und der Zucker 13 Groſchen, ſo bekomme ich ihn von Citronenfrauen.

So wie ich mich dieſes Mal auf Dich freue, läßt ſich nicht beſchreiben, ich darf mir es gar nicht denken. Nun lebe wohl. Mit Liebe erwarte ich Dich wie immer und bin glücklich.

Weimar, den 26. September 1814. C. v. Goethe.

569. Goethe [Heidelberg, 28. September 1814.]

Sonnabend, den 24. Um ſechs Uhr von Frankfurt ab bei einem friſchen Nebel, der den Fluß und ſodann auch, aufſteigend und ſich verbreitend, die Gegend einhüllte. Wir kamen ſo nach Darmſtadt, der Himmel heiterte ſich völlig auf, ſo daß wir die Bergſtraße in ihrem ganzen Glanze genoſſen. Die Nüſſe wurden eben abgeſchlagen, die Birnen erwarteten ihre Reife. So ging es von Station zu Station ohne Aufenthalt, bis endlich Weinheim und zuletzt Heidelberg erreicht ward. Den Sonnenuntergang ſahen wir noch von der Brücke. Bei Boiſſerées fand ich das lieblichſte Quartier, ein großes Zimmer neben der

Gemälde-Sammlung. Auguſt wird ſich des Sickingiſchen Hauſes erinnern auf dem großen Platze, dem Schloß gegenüber. Hinter welchem der Mond bald herauf kam und zu einem freundlichen Abendeſſen leuchtete.

Sonntag, den 25. Begann die Betrachtung der alten Meiſterwerke des Niederlandes, und da muß man bekennen, daß ſie wohl eine Wallfahrt werth ſind. Ich wünſchte, daß alle Freunde ſie ſähen; beſonders habe ich mir Freund Meyer, zu meinem eignen und der Sache Beſten, an die Seite gewünſcht. Ich darf nicht anfangen, davon zu reden; ſo viel ſage ich nur, daß die beiden Boiſſerées, mit ihrem Freunde Bertram, das große Verdienſt des Sammlens und Erhaltens dieſer Koſtbarkeiten durch genießbare Aufſtellung und einſichtige Unterhaltung erhöhen. Sage Hofrath Meyer: gewiſſe Phraſen beſpotte man in dieſem Cirkel wie bei uns. Ich beſuchte Paulus, Thibaut und Voß, fand alle drei wohl und munter. Gegen Abend erſtiegen wir das Schloß, das Thal erſchien in aller ſeiner Pracht, und die Sonne ging herrlich unter. Der Schein hinter den Vogeſen her glüht bis in die Nacht. Ich ging zeitig zu Bette.

Montag, 26. Geſtern war van Eyck an der Tages-Ordnung, heute ſein Schüler Hemling. Um dieſe zu begreifen, werden auch die Vorgänger in Betracht gezogen, und da tritt ein neues Unbegreifliches ein. Doch läßt ſich der Gang dieſer Kunſt auf Begriffe bringen, die aber umſtändlich zu entwickeln ſind. Zugleich machten mir Voß, Thibaut und Paulus Gegenbeſuch, der ſehr angenehm vor jenen Bildern angenommen und begrüßt werden

konnte. Mittags aßen wir zuſammen, und ein muntrer junger Arzt, Profeſſor Reef, ſpeiſte mit uns. Unter andern erzählte man Geſchichten von der Juden Lebensluſt und ihrer Freigebigkeit gegen den Arzt. Nach Tiſche Fortſetzung der Bilder-Beſchauung und -Verehrung. Frau von Humboldt mit ihrer Familie war angekommen. Ein Spaziergang mit Boiſſerée und ein Beſuch bei Frau von Humboldt ſchloſſen den Tag.

Dienstag, den 27. Man ſetzte die Betrachtung nachfolgender Meiſter fort. Johann Schoreel, zeichnet ſich aus, er ſoll der erſte geweſen ſein, der aus Italien die Vortheile der transalpiniſchen Kunſt herübergebracht. Seine Arbeiten ſetzen, in ihrer Art, abermals in Erſtaunen. Auf ihn folgt Heemskerk, von welchem viele Bilder, dem Heiligen Mauritius gleich, den Meyer in Weimar, copirt von Frau von Helvig, geſehen. Zwiſchen alle dieſe ſetzt ſich Lucas von Leyden hinein, gleichſam abgeſchloſſen für ſich; er ſondert ſich auf eine eigne Art von ſeinen Zeitgenoſſen. Alle dieſe Bilder ſind gut erhalten und meiſt von großem Format. Oft Altarblätter mit beiden Flügeln. Mittag bei Paulus, mit Voß und Familie. Abends Spaziergang, den Neckar hinauf und zurück auf die Brücke.

So viel für dießmal. Ich werde fortfahren, mein Tagebuch zu ſenden. Theile dieſes Blatt Hofrath Meyer mit, ſchönſtens grüßend, ſowie alle Nächſten und Freunde.

G.

Raaben fand ich hier, er wird nächſtens in Weimar eintreffen.

570. Goethe Heidelberg [1. October 1814].

Mittwoch, den 28. September. Wiederholte Betrachtung der Bilder des Schoreel in Gesellschaft von Johann van Eycks, Heemskerks und Albert Dürers Werken. Sodann ward der große van Eyck, die Anbetung der Könige, mit seinen beiden Flügeln, der Verkündigung und Darstellung im Tempel, zusammen aufgestellt, wozu sie schöne Vorrichtung haben. Diese drei streiten mit einem vierten um den Vorzug, Lukas, der die säugende Mutter Gottes malt. Selbst wenn man sie oft gesehen hat, hält man diese Bilder nicht für möglich. Ich suche mir jetzt den Gang dieser Kunst so gut, als es gehen will, zu vergegenwärtigen; auch bei ihr greift die politische und Kirchengeschichte mächtig ein. Die Besitzer haben die Sache gut studirt und erleichtern die Einsicht auf alle Weise.

Mittags bei Voß mit Paulus, wo es recht vergnüglich herging. Sodann spazieren. Abends bei Frau von Humboldt. Nachts die Geschichte der Meister, die mir bekannt geworden, im Descamps gelesen.

Donnerstag, den 29. September. Byzantinische und Niederländische gräcisirende Bilder. Nach Eyck auf Goldgrund gemalte. Johann van Eycks Altar aus der Ferne gesehen. Quintin Messis. (Miniaturen aus Meßbüchern. Übereinstimmung der älteren[1] Zeiten in sich. Ungeheures Element, das kirchliche, worin unzählige Künstler Unterhalt und Gelegenheit finden. Mosaik, Schnitzwerk[2], Goldschmieds Arbeit, Fresco, Miniatur-Malerei, Stickerei,

[1] Nachträglich über der Zeile [2] Nach gestrichenem Malerei

Teppiche, Fahnen, alles in ganzen Gilden und Brüderschaften. Traditionen der Art, die Characktere und Geſchichten vorzuſtellen, von denen man erſt gar nicht abwich, und auch zuletzt immer das Weſentliche beibehielt.)

Bei Thibaut, in großer Männergeſellſchaft, ſehr munter und vergnügt. Unſer freundlicher Wirth trank Auguſts Geſundheit mit theilnehmender Liebe. Zu Hauſe, noch einiges geſehen. Zu Paulus, zu Frau von Humboldt, welche ſich zur Abreiſe anſchickte. Herrlicher Mondenſchein.

Freitag, den 30. September. Spazierte früh erſt[1] über die Brücke und zurück, die Sonne bezwang die Nebel. Durch die Stadt, zum Karlsthor hinaus, den Necker aufwärts im Schatten der Felſen. Es war der herrlichſte Herbſtmorgen. Ein wunderlicher Mann redete mich an, Namens Loos, ein Arzt, wollte Auguſten gekannt haben. Ich erfuhr allerlei von ihm. Dann begegnete mir[2] Paulus, und nun fing es an, heiß zu werden.

Zu Hauſe wurden wieder die beſten Bilder hervorgerufen, nebeneinander geſtellt und verglichen.

Mittags ſpeiſten wir bei Herrn Miniſter von Reitzenſtein, in ſehr angenehmer Geſellſchaft; zu Hauſe discurrirten wir bis gegen Abend. Brachten einige Stunden bei Herrn Domherr von Wambolt zu.

Das Wetter war noch immer ſchön, obgleich die Hähne ſchon Morgens gekräht hatten.

Sonnabend, den 1. October, bei einem obgleich windigen, doch heitern Morgen auf das Schloß. Die An-

[1] Nach geſtrichenem des [2] Nachträglich über der Zeile

lage des Gartens iſt einzig reizend[1], wie die Ausſicht heiter und reich. Die Gräben, Terraſſen, Wälle ſo hübſch und reinlich angelegt, daß es mit den alten ruinirten Thürnen, Gebäuden und Epheumauren den gefälligſten Contraſt macht.

Dann las ich einiges, betrachtete mehrere Bilder, unter andern des Martin Heemskerk, mit Aufmerkſamkeit. Von Cöln und den Niederlanden, und was alles dort noch aufbewahrt iſt, ward viel geſprochen. Zu Mittag im Hauſe, mit denen Herrn von Reitzenſtein und Thibaut. Die Bilder, die man bisher einzeln betrachtet, waren nun in den drei Zimmern zuſammen aufgehängt. Sie überwiegen alle Pracht, die ſich der Reichſte geben kann. Heute Abend werden mehrere Freunde zuſammenkommen. Morgen fahren wir nach Mannheim, ich werde vor allem Lucks beſuchen und ins Theater gehen. Davon vernehmt ihr das Weitere. Und nun Adieu. G.

571. Goethe [Heidelberg, c. (?) October 1814.]

Sonntag früh, den 2., fuhren wir nach Mannheim. Der ſtarke Nordoſt konnte uns im Fahrhäuschen nichts anhaben und hatte den Himmel ganz rein gefegt. Die ſchöne Ebne, in der Ferne von Gebirgen begrenzt, lag klareſt vor uns. Ich fuhr mit Boiſſerée, dem älteren, und wir gelangten geſprächig zum regelmäßigen Mannheim. Zuerſt beſuchte ich Herrn von Luck, dann Frau von Seckendorf, ſah bei Geh. Rath Drais ein ſchönes Bild. Dann mit Luck in den Schloßgarten, der ſehr ſchöne, freie Anſichten

[1] Nach geſtrichenem P[aradieſiſch ?]

zeigt. Dürre und kalter Wind machten ihn dießmal weniger angenehm. In den Gasthof zu den ‚Drei Königen' zu Tische, die übrigen Gesellen waren auch angekommen. Gegen Abend zu Herrn von Pfenning, dem Schwiegersohn der Frau von Dalberg, er nahm uns mit ins Schauspiel, wo ein Stück der Frau von Weißenthurn, ‚Johann von Friedland', uns gewaltig zusetzte. Nach eingenommenen zwei Acten beurlaubten wir uns und fuhren zurück, da wir denn um ein Uhr bei hellem Mondschein glücklich in Heidelberg wieder anlangten.

Montag, den 3., beschauten wir die Zeichnungen des Cölner Doms, es sind deren fast so viele fertig, als zum Werke gehören, und sehr fürtrefflich. Die Probedrücke der radierten sind auch lobenswerth. Vor Tische zu Paulus; die Tochter ist ein gar hübsch Frauenzimmerchen geworden, und scheint noch immer ihre Eigenheiten zu bewahren. Der Sohn, klein für sein Alter, ist ein gar muntrer, neckischer Junge. Wir aßen zusammen zu Hause, umgeben von trefflichen Kunstwerken. Ich besuchte Voß in seiner Burg und fand ihn wie gewöhnlich. Am Abend, oder vielmehr zu Nacht, wurden einige Bilder, die es vorzüglich vertragen, bei Erleuchtung angesehen, da man sich denn über das lebhafte Vortreten derselben verwundern mußte. Alsdann wurden allerlei Geschichten erzählt, wie sich manche Zuschauer betragen, da es denn freilich manches zu lachen gibt. Ich ging zeitig zu Bette. Und las erwachend Thibauts kleine Schrift: ‚Über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland'. Sie läßt,

Mutter und Sohn.

Also sprachen die Männer sich unterhaltend. Die Mutter
Ging indessen, den Sohn erst vor dem Hause zu suchen,
Auf der steinernen Bank, wo sein gewöhnlicher Sitz war.
Als sie daselbst ihn nicht fand, so ging sie, im Stalle zu schauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengste, selber besorgte.
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es sagte der Knecht: er ist in den Garten gegangen.
Da durchschritt sie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, schritt ihn hindurch, und freute sich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums lastende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig strotzenden Kohl weg;
Denn ein geschäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Also war sie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand sie den Sohn da,

mit großer Sachkenntniß, uns tief in die Übel ſchauen, ohne ſehr die Hoffnung zu beleben, daß ſie gehoben werden könnten.

Dienstag, den 4., lockte uns der völlig klare Morgen, bei leidlicher Oſtluft, aufs Schloß, wo wir des angenehmſten Spaziergangs bei trefflicher Ausſicht genoſſen. Die Gegend ſieht Morgens ſo rein und friſch und ſonntäglich aus, daß man nichts Friedlichers denken kann. Darauf betrachteten wir zu Hauſe die Riſſe vieler Kirchen, die von der Zeit vor Karl dem Großen bis zum Cölner Dom gebaut worden und meiſt in Cöln und der Nachbarſchaft befindlich ſind. Einige leider nunmehr abgetragen. Paulus war bei uns zu Tiſche. Wir beſuchten den Botaniſchen Garten, fanden die Gärtner beſchäftigt, ihre Pflanzen vor dem eindringenden Nord zu flüchten, entdeckten einen Kolben Wälſch-Korn durch den Brand wunderſam entſtellt: die Körner aufgeſchwollen, mit ſchwarzem Pulver gefüllt. Ich bringe dieß ſeltſame Exemplar in Spiritus mit. Abends zu Hauſe, unter mannigfachen Geſprächen über Kunſt- und Weltgeſchichte, auch manches Moraliſche und Religioſe. — Daß man in Mannheim eurer in Liebe gedacht, will ich nachholen.

Mittwoch, den 5. October. Lockte mich der ſchönſte Sonnenſchein früh aufs Schloß, wo ich mich in dem Labyrinth von Ruinen, Terraſſen und Garten-Anlagen ergötzte und die heiterſte Gegend abermals zu bewundern Gelegenheit hatte. Als ich eben herabſteigen wollte, überraſchte mich die Gegenwart des Erbprinzen, den ich ſodann

zu den Merkwürdigkeiten des Schloſſes begleitete. Er beſuchte darauf die Sammlung der Boiſſerées und verließ Heidelberg alsbald. Ein großes Diner von Profeſſoren, Civilbeamten und ſonſtigen Honorationen im Karlsberg, wozu[1] man mich einlud, war ſehr anſtändig und munter; es wurden Geſundheiten genug getrunken, um zuletzt eine allgemeine Munterkeit zu verbreiten. Den Abend brachten wir unter mancherlei Geſprächen hin, und ſo war auch dieſer Tag gut angewendet. — Bemerken muß ich hier, daß Kaſtanien ſchon angeſchafft worden und, gleich den Stöpſeln, in mancherlei Gepäck vertheilt, mit nach Hauſe geführt werden. Mein Nächſtes[2] berichtet mehr vom Künftigen. Dießmal nur noch ein freundliches Andenken.

G.

572. Goethe [Darmſtadt, 10. October 1814.]

Donnerstag, den 6. October. Hatte Boiſſerée Copien der Originalriſſe der vorzüglichſten Thürme und Kirchenvorderſeiten an die Wände geſteckt und ging ſolche mit mir durch, nach den Jahren und Eigenſchaften. Gleichfalls waren, zu dieſem Zweck, vielerlei Werke und Kupfer zur Hand, an welchen man den Gang der Kunſt gleichfalls beobachten konnte. Dieſes lehrreiche Studium beſchäftigte uns den ganzen Morgen. Graf Hochberg beſuchte mich und trug mir einen Gruß an Auguſt auf. Zu Tiſche waren Herr von Wambolt und Juſtiz-Rath Martin. Nach Tiſche ſtiegen[3] wir durch einen nach dem Rheinthale

[1] Davor gestrichen Hof [2] nächstens [3] Über gestrichenem gingen

zu gelegnen Garten des Herrn von Smidts, gelangten bis zu den Riesensteinen, welches herabgestürzte, ungeheure Sandsteinblöcke sind. Sahen einen, zwar verhüllten, doch schönen Sonnenuntergang und stiegen herab in das Wohnhaus, welches Frau von Munck gegenwärtig bewohnt, ihr Gemahl ist in Karlsruhe. Sie erinnerte sich sehr freundlich der Gefälligkeit, welche August für sie gehabt, und trug mir Grüße an ihn auf. Abends las ich noch etwas von Thibaut und bewunderte abermals seine Einsichten.

Freitag, den 7. October. Thibauts Arbeit zu Ende gelesen. Mit Boisserée Fortsetzung gestriger architektonischer Betrachtungen. Professor Voß brachte mir die neue Ausgabe des Homers zum Geschenk. Sprach von Griesens Calderon. Zu Professor Thibaut, zu Herrn von Reitzenstein, zu Paulus. Zu Tische waren: Kirchenrath Abegg, [1]

Eine Promenade gegen das Karlsthor dauerte nicht lange, ich studirte zu Hause das Gesehne und Gehörte durch. Dann ward beschlossen, Sonntags von hier ab nach Darmstadt zu gehen. Abends saßen wir abermals in den Bilderzimmern beisammen, beleuchteten einen wundersamen Lukas von Leyden, sodann den größeren Hemling, lasen einige Lebensbeschreibungen der Maler und schieden vergnügt. Es ist gerade Zeit, daß ich von hinnen gehe. Fürs erste Mal ist es genug, nun müßte man wieder[2] von vorne zu weiterer Ausführung anfangen.

[1] Folgt Lücke für die entfallenen Namen [2] Nachträglich über der Zeile

Sonnabend, den 8. Noch einiges Architektoniſche. Dann Spaziergang den Necker aufwärts, rechts hinauf zum Wolfsbrunn. Mittag für uns. Dann zu Voß, den ich wegen Beharrlichkeit in ſeinem Überſetzungsweſen bewundern mußte. Zu Paulus, wo eine ganz muntre Zeit verbracht wurde. Zu Hauſe machte der Frau Amtmann, deren Zimmer ich eigentlich bewohne, Beſuch, und hörte recht gut und ſchön Reichardts Compoſitionen meiner Lieder ſingen.

Hofrath Thibaut war ſpäter noch bei uns zu einigem warmen Biſchof, da denn manches durchgeſprochen wurde. Ungern nahm man Abſchied von den Zimmern, in denen ſo viele Schätze augenfällig, andre verhüllt ſtehen. Sie ſind in der Gegenwart ſo vollkommen, daß man wünſchen muß, ſie immer wieder zu ſehen. Einige läſtige Beſuche waren abgeleitet worden, aber manches Gute wiederholt, und ſo war dieſe Epoche abgeſchloſſen.

Sonntag, den 9. Früh ſechs Uhr von Heidelberg beim ſchönſten Sonnen-Morgen abgefahren. Bei Weinheim war die Gegend köſtlich. In Heppenheim frühſtückten wir. In Darmſtadt kamen wir gerade zur Table d'Hôte. Nachher ſpazierte ich mit Schloſſer durch die ebne, ſtaubige Stadt. Mancherlei kam zur Sprache. Abends ward der ‚Waſſerträger' gegeben. Das Orcheſter iſt ganz fürtrefflich, die Sänger gut, das Haus geräumig, die Zuſchauer ſtill und aufmerkſam. Applaudirt wird wenig.

Und nähere ich mich denn immer wieder meinem Ziel, bald bei euch zu ſein. Heute, Montag, den 10., beſehe

ich hier die Muſeen, gehe an Hof und gedenke morgen in Frankfurt zu ſein, wo ich Nachrichten von euch zu finden hoffe, die ich ſo lange entbehre. Somit lebet wohl. Das Wetter iſt ſehr ſchön, aber kalt; doch iſt auf der Reiſe das trockne am wünſchenswertheſten. Lebet wohl! G.

573. Goethe [Frankfurt, 12. October 1814.]

Montag, den 10. Zn Darmſtadt. Um acht Uhr aufs Muſeum, welches im Schloſſe errichtet worden. Es hat Herrn Schleiermacher zum Vorſteher, der es gegründet. Es iſt merkwürdig wegen der Mannigfaltigkeit ſeines Zn-halts, ſowie durch den Werth ſeiner einzelnen Schätze. Wenn dieſer Anlage nach fortgefahren wird, ſo kann das Schloß zu Darmſtadt ſich künftig mit dem Schloß von Am-bras vergleichen. Herrliche Gyps-Abgüſſe hat es vor dieſem genannten älteren voraus. Die Pallas Velletri ſah ich hier zuerſt, dann manches Bekannte, ſehr ſchön gegoſſen, wieder. Einige Basreliefs von dem Tempel der Pallas zu Athen erfreuten mich höchlich. Ein ſolches Wunderliche muß man mit Augen geſehen haben. Ein Pferdekopf von den Venetianiſchen — und was müßte man nicht alles regiſtriren! Von da an möchte wohl aus allen Kunſtepochen, bis auf die neuſte Zeit, wohl irgend ein Muſterſtück zu finden ſein.

(Siehe die dritte Seite [S. 345].)

Dienstag, den 11. Wiederholte meinen Beſuch auf dem Muſeum und beſah mir noch alle vorzügliche Werke, die ich mir geſtern gemerkt hatte. Darauf zu einem Archi-tekten, Moller, der ſehr geſchickt iſt und den Boiſſerées

an ihrem Werke behülflich gewesen. Durch den sonderbarsten Zufall hat dieser den Original-Aufriß des[1] Cölner Doms entdeckt, wodurch jene Arbeit sehr gefördert und genauer bestimmt wird. Ferner besuchte ich Primavesi, der früher die Aussichten von Heidelberg radirte, nun aber Theater-Maler in Darmstadt ist. Hierauf zu Prinz Christian, der mich freundlich empfing und mich kurz vor meiner Abreise noch besuchte. Sulpiz Boisserée blieb, und ich fuhr mit Schlosser ab. Ein Schaden am Rad hielt uns in Langen auf, doch kamen wir zu rechter Zeit nach Frankfurt, wo uns Frau Schöff Schlosser gar liebreich empfing. Nach einer heitern Abendtafel ginge zu Bette. Überhaupt ist mir nicht leicht etwas so glücklich gelungen als diese Heidelberger Expedition, wovon eine umständliche Relation in euren Händen sein wird: denn dieß ist der fünfte Brief, den ich seit dem 28. September absende.

(Supplement zum Montag.) Bei Hofe war ich zu Tafel, die Großherzogin sehr freundlich und früherer Zeiten eingedenk. Der Großherzog speist nicht mit, weil er am Fuße leidet. Ihm wartete ich in seinem Zimmer auf, wo er sich nach allem, was ihm in Weimar lieb und werth ist, erkundigte. Wenn August Gelegenheit findet, Durchlaucht der Herzogin von den hiesigen Herrschaften, auch von Prinz Christian, das Beste zu sagen, so soll ers nicht versäumen. Auch nach Frau von Wedel und Stein ward gefragt und Herrn von Einsiedel, und mit viele Empfehlungen aufgetragen.

(Nun geht es wieder nach Frankfurt.)

[1] den

Mittwoch, den 12. Gestern Abend fand ich euren Brief. Ihr sagt mir in Eil, daß ihr euch sehr wohl befindet, das ist freilich besser, als wenn ihr mit vielen Worten von einem schlechten Zustand Nachricht gäbet; doch hätte etwas mehr auch nicht geschadet. Heute besucht ich Gerning, dann Frau Melber, Mittag speiste Herr von Buchholz mit uns. Nach Tische ging ich in eine Kupferstich-Auction und kaufte für einen Kronenthaler sehr schöne Sachen. Abend zu Frau Geheimeräthin Willemer: denn dieser unser würdiger Freund ist nunmehr in forma verheirathet. Sie ist so freundlich und gut wie vormals. Er war nicht zu Hause. Mit Schlossern ging ich sodann auf die Brücke und an der Schönen Aussicht hin; und nun bin ich zu Hause, erwartend, was morgen kommen wird. Jetzt lebet wohl. Nächstens erfahrt ihr, wie lange meines Bleibens hier sein wird. Grüßet Wolffs und pflegt ihn aufs beste.

G.

574. Goethe

Donnerstag, den 13. Spazieren mit Schlosser auf die Brücke, in die Leonhardkirche, wo noch alterthümliche Architektur von Zeiten Karl des Großen befindlich. Zu Demoiselle Servière, in den Brönnerischen Buchladen, welcher mit viel Geschmack und Eleganz angelegt ist. Zu Herrn Staatsrath Molitor. Zu Herrn von Schellersheim. Es ist der bekannte Deutsche, der sich so lange in Florenz aufhielt und auf geschnittne Steine, Goldmünzen und Antiquitäten von edlem Metall sammelt. Wir sahen

eine ſilberne Statue, nicht gar 3 Zoll hoch, aus römiſcher Zeit, einen Ziegenhirten vorſtellend, man kann nichts Artigers ſehen. Von den Gemmen bringe ich Abdrücke mit. Bei Frau Brentano-Birkenſtock zu Tiſche. Spazieren gefahren. Herrlicher Sonnenuntergang. Wir fuhren zum[1] Bockenheimer Thor hinaus, über den Gärten rechts herum nach Bornheim. Abends bei Herrn von Hügel. Die Fräulein ſpielte Händeliſche Sonaten und Ouvertüren. Am Familien-Tiſch, mancherlei Geſpräche über Vergangnes und manche gegenwärtige und nächſte Verhältniſſe.

Freitag, den 14. Zu Herrn von Schellersheim, um die Gemmen und Münzen weiter zu betrachten. Er hat ganz köſtliche Dinge, wovon wir die Abdrücke genommen. Dann zu Geh. Rath Willemer. Nur Frau Städel war bei Tiſche, Schloſſer, ich und das junge Ehpaar. Wir waren ſehr luſtig und blieben lange beiſammen, ſo daß ich von dieſem Tage keine weitere Begebenheiten zu erzählen habe.

Sonnabend, den 15. Ging ich zu Frau Stock, wo über die bevorſtehenden Feierlichkeiten geſprochen wurde. Dann durch die Stadt, begegnete Rieſen, mit dem ich die Anſtalten der Gerüſte beſah, die man zur Illumination aufführt. Vor dem Fahrthor fand ich mich mit Schloſſer zuſammen; wir fuhren über, zu Herrn Salzwedel, deſſen Mineralien-Sammlung wir beſahen. Sie enthält köſtliche Exemplare, allein die vielen Kriegsſtürme haben dem Beſitzer die Luſt daran verkümmert. Mittags mit der Familie, dann zu Herrn Städel, der uns Zeichnungen

[1] zu

wies. Unschätzbare Dinge. Über drei Dutzend Guercin, eins immer besser gedacht und ausgeführt als das andre. Federzeichnungen. Ein Original Mantegna, Rothstein. Von Cambiaso[1] allerliebste Sachen. Einen Julius Roman, der ihn ganz charakterisirt, fast das Wundersamste, was ich von ihm gesehen habe. Vielleicht ists möglich, eine Durchzeichnung davon zu erlangen. Noch andere treffliche Sachen, doch unter falschem Namen.

Zu Madame Brentano. Frauenzimmer-Sitzung wegen der Nationaltracht. Wir empfahlen uns bald, um nicht nach solchen Geheimnissen lüstern zu scheinen. Solltet ihr auch eingeladen werden, euch von außen zu nationalisiren, so bedenkt, daß einige englische Cattune mitkommen, welche, obgleich fremder Stoff, doch gar gut kleiden. Ferner ist auch für Nähnadeln gesorgt, von der größten Brauchbarkeit. Kastanien sind aufgehäuft, daß Karl nicht mehr weiß wo mit hin.

Und so geht es mir fast auch mit allem, was ich gesehen, und mit den vielen Menschen, die mir vorgekommen. Ich wünsche uns nur einen ruhigen Winter, daß ich erzählen und mittheilen kann. Meine Briefe hebt wohl auf, denn seit Heidelberg habe ich mein Calender-Tagebuch ausgesetzt.

Nun muß ich auch von der Schlosserischen Familie erzählen! Die Frau Schöff ist wohl und im Hause immerfort thätig, im Umgang sehr verständig, klug und einsichtig; auch sie hat diese Jahre her unendlich ausgestanden, ihre Ruhe und Gleichmuth ist musterhaft. Der ältere Sohn

[1] Cambiagi

iſt nach Wien mit ſeiner Frau. Er reiſte denſelben Tag, als wir nach Heidelberg gingen, und iſt glücklich dort angekommen. Mit Chriſtian komme ich ſehr gut zurecht, er iſt liebevoll und thätig, kennt die Stadt und die Verhältniſſe; dadurch wird er mir ſehr nützlich, indem ich mich mit meinem Betragen darnach richten kann. Auch beſitzt nicht leicht jemand hier ſo viel Wiſſen, ſo viel Kunſtkenntniß und Liebe. Sein guter Wille gegen mich iſt vollkommen. Und da jeder Menſch doch in allen Hauptpuncten für ſich ſelbſt ſorgen muß, ſo miſche ich mich weder in ſeine innre Angelegenheiten, noch in das, was andre Menſchen beſonders betrifft. Die allgemeinen Geſellſchafts-Verhältniſſe ſind für mich deßhalb höchſt angenehm. Dieſes ſchreibe Sonntags. Ein nächſtes Blatt wird die Begebenheiten dieſes Tags berichten.

Sonntag, den 16. [October 1814,] Frankfurt. G.

575. Goethe [Frankfurt, 20. October 1814.]

Sonntag, den 16., beſuchte mich Gerning, manches beredend. Sodann ging ich mit Schloſſer auf den Katharinen-Thurn. Der Land-Sturm zu Roß und Fuß zog, vom Exerciren, die Gallengaſſe herein und ſtellte ſich auf der Zeil. Ich bedauerte, daß die gute Mutter nicht auch das von ihrem Fenſter aus mit anſchaute. Angekündigt war eine Gemälde-Ausſtellung zur Auction Daſelbſt fanden wir Portraits, in Caſſel erbeutet, in Coblenz verkauft, ſämmtlich von Gérard (vielleicht deſſen nächſten Schülern als Mitwirkern): Napoleon, Joſephine, König

Eben so wenig als sie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus besonderer Gunst, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.
Und so ging sie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufstieg steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Röthlich blaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben liefet und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.

und Königin von Spanien und Weſtphalen, alle weiland; aber trefflich gemalt. Beſonders Sammt, Seide, Stickerei und Paſſament über alle Begriffe. Mich beſuchte Herr Willms, ehmals unſer, jetzt noch Souffleur des hieſigen Theaters. Zu guten Umſtänden, ſogar Kunſtliebhaber und Kupferſtichſammler. Zu Herrn Geh. Rath Guaita zu Tiſche, Meline die Hausfrau, die ganze Familie beiſammen. Fröhliche Tafel. Alle ſprechen, wie ſie denken, und ſind gutes Muths. Engliſche und franzöſiſche Caricaturen. Später nochmals zu Guaita. Vermehrte Geſellſchaft.

Montag[1], den 17. Um acht Uhr zu Schütz, wo wir die Bilder alter deutſcher Kunſt, wie ſie aus den aufgehobnen Klöſtern genommen worden, abermals betrachteten. Freilich konnten wir ſie beſſer ſchätzen und beurtheilen, nachdem wir die Sammlung in Heidelberg ſo wohl ſtudirt hatten. Wir beſchäftigten uns damit bis gegen zwölf Uhr, da wir denn zu Brentanos gingen, dort zu ſpeiſen. Madame Jordis, welche von Paris zurückgekommen, war auch daſelbſt. Nach Tiſche fuhren wir nach Offenbach, wo wir zuerſt in dem Metzleriſchen Garten eine Strelitzia Reginä[2] mit vielen Blumen blühend fanden, zwar nicht in der erſten Schönheit, doch immer intereſſant genug, ferner andre bedeutende, wohlerhaltne Pflanzen. Von da zu Herrn Meyer, ſeine Sammlung inländiſcher Vögel zu beſchauen, die ſehr ſchön aufgeſtellt und merkwürdig iſt. Dann fuhren wir zurück und gelangten, unter dem Geläute aller Glocken, die das morgende

[1] Über geſtrichenem Sonnabend [2] Aus Reginae

Feſt verkündigten, nach Hauſe. Zu Herrn von Hügel zum Thee.

Die Feierlichkeiten von Dienstag und Mittwoch[1] vermelden euch vorläufig die Zeitungen, ſie waren ſehr glänzend. Heute, Donnerstag, den 20., gehe nach Hanau und bin Dienstag oder Mittwoch, wills Gott, in Weimar. Ich freue mich ſehr, euch wiederzuſehen. Es iſt der Außenwelt nun genug, wir wollen es nun wieder im Innern verſuchen. Lebt wohl und liebt! G.

[Beilage]

Publicandum.

Die Feier des Jahrestags des ewig denkwürdigen Sieges bei Leipzig, welchem Deutſchland ſeine Befreiung verdankt, iſt der gerechte Wunſch Eines Hochedlen Raths und geſammter Löblichen Bürgerſchaft.

Je mehr Ein Hochedler Rath von der Allgemeinheit dieſes Wunſches überzeugt iſt, deſto vertrauensvoller erwartet Hochderſelbe von ſämmtlichen hieſigen Bürgern und Einwohnern, daß jeder aus allen Kräften dazu mitwirken werde, daß nichts die Würde dieſes Feſtes ſtöre.

Damit aber das Ganze nach einer beſtimmten Ordnung und im Zuſammenhange vor ſich gehe, wird Folgendes zur allgemeinen Kenntniß gebracht:

Beſchreibung

der am 18. und 19. October 1814 zum Jahres Gedächtniß der Schlacht bei Leipzig Statt habenden Feierlichkeiten.

§ 1.

Das in ganz Deutſchland gefeiert werdende Feſt wird am 17. October in der Abendſtunde von 5 bis 6 Uhr, durch das Läuten

[1] und Mittwoch über der Zeile nachgetragen

aller Glocken in der Stadt und auf den Dorfschaften angekündigt, welches am 18. Morgens von 6 bis 7 Uhr wiederholt wird.

§ 2.

Der 18. October ist theils religiöser Feiertag, theils Volksfeit.

Die religiöse Feier dauert bis 5 Uhr Nachmittags, von wo an sich das Publicum der Freude auf eine Weise überläßt, welche dem Dankgefühl gegen den Allmächtigen und der unmittelbar vorangegangenen religiösen Feier angemessen ist.

§ 3.

Während der religiösen Feier müssen alle Läden, Gewölbe und Werkstätten geschlossen sein.

§ 4.

Um zehn Uhr Vormittags wird in allen christlichen Kirchen Gottesdienst gehalten. Der Rath verfügt sich in Corpore unter dem gewöhnlichen Kirchen-Geläute in die St. Katharinen-Kirche, allwo der Bürger-Ausschuß sich ebenfalls einfindet, und sodann feierlicher Gottesdienst gehalten wird, zu welchem eigne Texte und ein eignes Dankgebet gedruckt sind.

Nach dem Gottesdienst wird in allen Kirchen ein feierliches Te Deum angestimmt — so wie feierliche Gebete in der Synagoge der israelitischen Gemeinde verordnet sind.

§ 5.

Während des Gottesdienstes in der Hauptkirche wird die gewöhnliche Sammlung für die Armen eingestellt, dagegen nach der Kirche an allen Ausgängen Becken ausgesetzt.

Das darin gesammelte Geld ist den Armen, vorzüglich aber den bei der Leipziger Schlacht Verwundeten und den Wittwen und Waisen gefallener Sieger gewidmet.

Gleichen Zweck hat die Sammlung in den andern christlichen Kirchen und in der Synagoge der israelitischen Gemeinde, so wie alle an diesem Tag gemacht werdende öffentliche Sammlungen.

§ 6.

Während der Vormittägigen Feier werden 101 Kanonenschüsse gelöst.

§ 7.

Die dahier befindlichen Kranken und Verwundeten in den Militärhospitälern, so wie alle Gefangene werden an diesem Mittag gespeist.

§ 8.

Von 3 bis 4 Uhr Nachmittags, als der Stunde, wo die Allerhöchsten Verbündeten die Nachricht des entscheidenden Sieges erhielten, wird von den drei Hauptthürmen der St. Katharinen-, St. Nikolai- und Dom-Kirche nach den vier Richtungen jedes dieser Thürme die Melodie eigends hierzu gedruckter Danklieder mit vollständiger, aus blasenden Instrumenten bestehender, Musik angestimmt.

Auf dem Römerberg, dem Paradeplatz, dem freien Platz vorm Leinwandshaus, und an dem Einigkeitsbrunnen, so wie zu Sachsenhausen werden sich die Schullehrer mit ihren Schulkindern versammeln, um diese Lieder ebenfalls feierlich anzustimmen.

Dasselbe geschieht in den Dorfschaften auf den Gemeindeplätzen.

Bei allenfalls ungünstiger Witterung hat dieses in den Kirchen zu geschehen.

§ 9.

Von 4 bis 5 Uhr wird mit allen Glocken, zum Schluß der religiosen Feier, geläutet.

§ 10.

Das Bockenheimer-, St. Gallen-, Allerheiligen- und Affenthor sind am 18. October wegen der an diesem Abend Statt habenden Beleuchtung der Wartthürme bis Mitternacht ein- und auslaßfrei offen. NB. Der Feldberg, der Melibocus und andre sind mit Feuern gekrönt.

§ 11.

Am 19. October Abends 7 Uhr wird die ganze Stadt, alle öffentliche Gebäude, Plätze, die Brücke und die Stadtthürme bis Mitternacht erleuchtet.

Vor dem Römer wird ein, der Feier des Tags entsprechendes Transparent aufgestellt, welches die Dankgefühle, wovon hiesige Stadt gegen die Allerhöchsten Verbündeten für die wiedergeschenkte Freiheit durchdrungen ist, an den Tag legt.

An einem vor diesem Transparent aufgestellten Altare, so wie an mehreren öffentlichen Plätzen werden Sammlungen zu dem oben § 5 erwähnten Zwecke veranstaltet.

§ 12.

Von dem St. Nicolai-Thurme aus wird, während der Beleuchtung, in Zwischenräumen feierliche Musik gemacht.

Wenn Ein Hochedler Rath durch diese Verordnungen Seinen eignen Gefühlen sowohl, als den Wünschen Löblicher Bürgerschaft entsprochen zu haben glaubt, so erwartet Hochderselbe dagegen von den bekannten biedern Gesinnungen Seiner Mitbürger, so wie aller hiesiger Einwohner, daß dieselbe die Feier des religiösen Theils dieses Festes durch reine Gottesverehrung und Dank gegen die alles leitende Vorsehung würdig begehen, während der, der öffentlichen allgemeinen Freude gewidmeten Zeit aber durch Ordnung und sittliches Betragen sich auszeichnen und im Wohlthun wetteifern werden.

Frankfurt am Main, den 13. October 1814.

Stadt-Canzlei.

Dieses so nahestehende Fest hier mit zu feiern, wird mir viel Vergnügen machen. Möge das weimarsche auch fröhlich ausfallen. G.

*

20. October 1814

Am 20. Oktober, nachmittags 2 Uhr, reist Goethe von Frankfurt ab, hält sich bis zum 24. in Hanau auf und gelangt über Gelnhausen, Fulda und Eisenach nach Weimar, wo er am 27., nachmittags 4 Uhr, eintrifft. — Nicht lange darnach verliert Christiane ihre langjährige Gesellschafterin Caroline Ulrich, da diese am 8. November die Gattin Riemers wird. — Vom 4. bis zum 21. (oder 22.) Dezember hält Goethe sich in Jena auf, doch sind aus dieser Zeit keine Briefe bekannt.

1815

Wie in den letzten Monaten des vergangenen Jahres, so arbeitet Goethe zu Anfang des neuen mit jugendlicher Kraft an seiner neusten Aufgabe: der dichterischen Aneignung der persisch-orientalischen Welt; daneben fördert er rüstig die neue Gesamt-Ausgabe seiner Werke. Christiane aber beginnt unversehens ernstlich zu erkranken. Lakonisch vermerkt das Tagebuch unterm 9. Januar (einem Montag): „Doppelter Unfall. Mittag gestört. Herstellung"; und nicht minder dunkel, für uns wenigstens, heißt es einige Tage später in einem Brief Goethes an den Minister v. Voigt: „Freilich war der Unfall erzeugende Unfall, den mir ein wunderlich Geschick Dienstag [?] zwischen 1 und 2 Uhr zudachte, etwas derb, und nur die liebevolle Theilnahme würdiger Freunde und Freundinnen (bei denen alles Gute verweilen möge!) konnte uns so schnell wieder aufrichten und herstellen, wenn ich gleich nicht leugnen will, daß die Nachempfindung mir noch in allen Gliedern liegt." Es scheint, daß durch die Überfülle des Blutes, die Christianen öfters zu schaffen gemacht hatte, jetzt ein Schlaganfall verursacht worden war. An den Arzt Kieser in Jena schreibt Goethe unterm 27. Februar: „Meine Frau wird in diesen Tagen nach Jena gehen, da ihr eine Ortsveränderung und Zerstreuung sehr nöthig thut. Haben Sie die Güte, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Herr Hofrath Stark ist von allem unterrichtet, es würde mir sehr erwünscht sein, wenn Sie mit ihm über ihren Zustand conferiren möchten." Unterm 1. März heißt es im Tagebuch: „Meine Frau ließ zur Ader"; tags darauf fährt Christiane in Begleitung von Madame Kirsch nach Jena, wo sie bis zum 13. in ärztlicher Behandlung bleibt.

*

576. Goethe

Nur mit einigen Worten will ich melden, daß es mir ganz wohl gehet, und ich mein Zeit theils allein, theils mit August, Riemer und Meyer zubringe; überall wird

Ordnung möglichſt hergeſtellt. Habe Dank für die gegebenen Nachrichten. Mein größter Wunſch iſt, daß Du Dich glücklich wieder herſtellen mögeſt. Grüße alle Freunde und entſchuldige mich, daß ich nicht ſchreibe; es gibt dieſen Morgen gar zu viel zu thun.

Alles Gute und Vergnügliche wünſchend.

Weimar, den 4. März 1815. G.

577. Chriſtiane [Jena, 5. (oder 6.) März 1815.]

Ich befinde mich jetzt ganz leidlich hier. Geſehn habe ich noch niemand als Kieſer und Stark, die Frau von Knebel, Marezolls, die Seidler, und alles freut ſich, mich wiederzuſehen. Knebel wird geſchrieben haben, was Stark über meine Diät geſagt hat. Jetzt fehlt mir weiter nichts, als daß ich meinen Magen noch in Ordnung bringen muß; und dieſes wird hoffentlich auch bald geſchehn. Heute ſind wir bis Winzerle gefahren, und nach Tiſche ſind wir bei dem ſchönen Sonnenſchein bis an das Geleits-Haus ſpazieren gegangen und zurück um den ganzen Graben, welches mir bis jetzt wohl bekommen. Und nachdem ich ein Whiſtchen[1] gemacht habe, hoffe ich auch gut zu ſchlafen.

Weiter weiß ich nichts, als daß ich Dich von ganzem Herzen liebe und mich recht freue, Dich wiederzuſehen. Grüße Auguſt. Die Kirſch empfiehlt ſich zu Genaden.

C. v. Goethe.

[1] müßigen

578. Chriſtiane [Jena, 8. März 1815.]

Mit mir gehet es alle Tage beſſer, und ich hoffe recht bald wieder hergeſtellt zu ſein. Stark wird Dir ſchon geſchrieben haben. Sonnabend war der Tag wie gewöhnlich, früh gefahren und dann den Nachmittag gegangen. Das Gehen wird mir doch nicht mehr ſo ſauer wie im Anfang. Die Seidler habe ich ſeit Sonnabend nicht wieder geſehen; ſie iſt nach Saalfeld gereiſt. Sonntag früh war ich bei Voigts, wo mir die Frau von Löwenich beſonders gefallen hat. Die Voigten gefällt mir noch beſſer als die andre Schweſter. Morgen ziehen die Mutter und Schweſter zur Griesbach. Auch ging ich zu Frommanns, traf ſie aber nicht zu Hauſe. Den Nachmittag fuhren wir mit der Knebeln ſpaziren, und bei der Zurückkunft wurde Whiſt[1] geſpielt. Auch beſuchte mich die Marezoll. Bachmann iſt faſt jeden Abend da. Wagner hat mir recht ſchöne Blumen geſchickt, worüber ich mich recht gefreut habe. Montag ließen mir Knebels keine Ruhe, ich müßte Mittag da eſſen; ſie hatten auch lauter zarte Speiſen gekocht, die mir auch bis jetzt wohl bekommen ſind. Früh hatte ich einige Beſuche, dann fuhren wir aus bis 1 Uhr, wo wir gleich bei Knebels abſtiegen, und um 6 Uhr holte uns der Kutſcher wieder ab.

Knebeln habe ich ſehr munter gefunden. Er ſehnet ſich ſehr nach Dir; ſollte es nicht möglich ſein, daß Du auf einen oder ein paar Tage rüberkommen könnteſt? Du ſollſt Deine Stube und Dein Schlafzimmer ganz vor Dich allein

[1] Whiſt

haben. Schreib mir darüber Deinen Willen. Auch wünscht es der Berg-Rath Voigt sehr, Dich einmal hier zu sehen. Heute, den 8., machte ich des Morgens einige Besuche, bei der Voigten, der alten, und Mamsell Seidler, Gruner, und der Steinen, und bei mir war die Klimschen, Madame Frommann und Schemann; gleich nach dem Essen sind wir bis Winzerle gefahren und haben uns sehr über das schöne Wetter gefreut. Diesen Abend besuchen mich Marezolls und der Graf Reuß auf ein Boston[1]. Und so wäre denn der heutige Tag beschlossen. Der Himmel wird helfen, daß die übrigen auch gut und gesund beschlossen werden.

Lebe wohl und behalte mich so lieb, als ich es schon von Dir überzeugt bin.

Dein Dich ewig liebender Schatz

C. v. Goethe.

579. Goethe

Aus Deinem Briefe habe ich mit Vergnügen gesehen, daß es gut geht, und wünsche nichts weiter als glückliche Folge. Grüße mir alle Freunde und entschuldige mich, wenn ich nicht schreibe. Mein Katarrh hat so[2] überhandgenommen, daß mir selbst das Dictiren beschwerlich wird, wodurch ich denn, wenigstens für den Augenblick, verhindert bin, euch zu besuchen. Übrigens scheint sich allerlei Angenehmes ereignen zu wollen. Die Berliner schreiben, daß sie den ‚Epimenides' den 30. März aufführen werden,

[1] Folgt zu mir im Vorhergehenden kommen statt besuchen mich voraussetzend; [2] Davor gestrichen mir

Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thuren, die untre, ſo wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein,
Das mit weiter Flache den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Granze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag
Und die Hirten des Viehs in ſeinem Schatten zu warten;
Bänke fanden ſie da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme geſtützt und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan, und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell; da ſah ſie ihm Thränen im Auge.

Mutter, ſagt' er betroffen, Ihr überraſcht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.

zu Ehren der Einnahme von Paris; dieſer Gedanke wäre denn ganz gut, wenn nicht wieder etwas Albernes dazwiſchen kommt. Da ich nicht an Hof gehen konnte, als der Herzog von Gotha hier war, ſo hat er mir die Ehre erzeigt[1], mich zu beſuchen. Er war ſehr gnädig und in ſeinen Äußerungen mäßig und wohlwollend. Dieſen Charakter hat er auch dießmal nicht überall behauptet.

Auguſt ſteht mir in allen Dingen bei, Meyer und Riemer beſuchen mich oft, auch wird viel geſchrieben, und es geht in allem vorwärts. Auch ſind die Kupfer und Zeichnungen unterdeſſen geordnet worden.

Ich lege ein Packetchen für Harras bei, es iſt veroneſiſcher Broccoli-Samen, zugleich 4 Körner von Pinien. Wenn der Broccoli gut geräth, ſo ſoll er uns auf den Herbſt von Zeit zu Zeit etwas herüberſchicken. Unſer Gärtner mag ſich nicht weiter damit abgeben, und mag auch wohl Recht haben.

Grüße alle Freunde, gedenke meiner und laß mich mit jedem Botentage etwas von Dir wiſſen.

Weimar, den 8. März 1815. G.

580. Chriſtiane Jena, den [8. bis] 10. März 1815.

Daß Du Dich nicht wohl befindeſt, hat mir viele Sorge gemacht; meine Sehnſucht, Dich wiederzuſehen, iſt groß, daß ich mir feſt vorgenommen habe, Montag früh von hier abzureiſen, um den Mittag einzutreffen. Auch, hoffe ich, wirſt Du Dich gewiß über mich freuen, wie viel froher

[1] erzeugt

und heitrer ich jetzt bin, als ich war, da ich abreiſte. Es wäre auch ein Wunder, wenn ich es nicht wäre, da die Menſchen hier ſich alle Mühe geben, meinen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Bis Dienstag weißt Du, wie es mir ergangen. Heute, als den Mittwoch, war ich zu Voigts zum Thee gebeten, wo ich es wagte hin zu gehen. Und es iſt mir recht wohl bekommen; ich nehme mich allenthalben ſehr in Acht. Donnerstag waren wir bei die Frau Profeſſor Köthen, auch zum Thee und recht vergnügt, denn ſie waren alle ſehr artig gegen mich. Man macht mir allenthalben einen Spiel-Tiſch, und ſo vergehet die Zeit, ich weiß nicht wie. Das ſchöne Wetter hat uns den Rücken gewandt, und wir haben hier den völligen April. Wenn es doch noch bis Montag gehalten hätte! ſo aber werden wir unſre Spazier-Fahrten einſtellen müſſen. Soeben bin ich wieder heute Nachmittag bei Knebels eingeladen, und morgen zu Gruners.

Auch habe ich noch eine Bitte um einige [1].
Ich hätte recht gut auskommen können, wenn ich nicht ſo viel Holz hätte kaufen müſſen; ich habe ſchon vor 8 Thaler 12 Groſchen gebraucht. Auch muß ich noch die Apotheke bezahlen. Nun kommt auch etwas Erfreuliches, welches mich ſehr überraſchte. Geſtern früh kam der Berg-Rath Lenz zu mir; ſo heiter und vergnügt habe ich ihn noch nicht geſehen. Auf einmal brachte er mir, mit einem geheimnißvollen Lächlen, das Diplom als Ehrenmitglied der Mineraliſchen Geſellſchaft aus der Taſche. Ich freute mich

[1] Nicht entziffert. Speiſche (Spezieſthaler?)

ſehr, ſetzte ihm eine Bouteille Wein vor, da haben wir Deine Geſundheit getrunken und Dich recht hoch leben laſſen. So vergnügt habe ich Lenzen noch niemals geſehen.

Soeben fällt mir bei, daß ich vergeſſen habe, Karln zu ſagen, daß es nach meinen Öfen geſehen werden muß, weil es ein wenig rauchte. Dürfte ich Dich daher bitten, es ihm zu ſagen.

Es iſt itzo mein einziger Gedanke, Dich wiederzuſehen und Dir zu ſagen, wie lieb ich Dich habe. Und wie freue ich mich, wenn ich jeden Morgen, wie ich aufwache, Dir danken kann, wie meine Kräfte wieder zugenommen haben. Ich danke auch alle Morgen Gott dafür. Nun lebe wohl und denke mein. C. v. Goethe.

Die alte Lorsbach iſt auch eine liebe Frau, und die Tochter ein liebes Kind.

581. Goethe

Nichts könnte mir angenehmer zu hören ſein, als daß Du Dich wohlbefindeſt und Dich nach und nach erholſt; aber eben deßwegen wünſche ich, daß Du Dich einrichteſt, noch einige Zeit drüben zu bleiben. Meinen Katarrh muß ich abwarten, dabei kann mir niemand helfen; aber wer gegenwärtig ſein muß, dem wird grade ein ſolches Übel läſtig und langweilig. Ich führe mein Leben wie immer durch, es geſchieht alle Tage etwas. Auguſt macht ſeine Sachen ganz ordentlich, Meyer und Riemer kommen meiſtens die Abende.

Da Du nun drüben gute Unterhaltung haſt und nach

dem ſtürmiſchen Wetter der letzten Tage guter Zeit entgegen ſiehſt, ſo ſeh ich nicht ein, warum Du den Ort verändern willſt. Richte Dich ein, daß Du den Montag nach Palmarum wieder hier biſt, da läßt ſich mancherlei vorarbeiten und verabreden, ehe die Höchſten Herrſchaften kommen. Das wird wieder einen gewaltigen Sturm geben, möge er der letzte dieſer Art ſein.

Rath Völkel wird heute erwartet, von der Ankunft der Hoheit weiß man noch nichts Gewiſſes. Durchlaucht Herzog ſind auf den 29. hujus angekündigt.

Nun habe ich auch einen Brief von dem Graf Brühl als Königlichem Theater-Intendanten, worin er mir meldet, daß ‚Epimenides' zur Feier des Jahrestags der Einnahme von Paris gegeben werden ſolle. Ich habe ihm zu dieſem Zweck noch einiges hinzureimen müſſen, und ſo kommt denn dieſes langbearbeitete und -verſchobene Werk auch endlich zu Stande.

Beiliegenden Brief gib Lenzen mit meinem Dank zurück. Dieſer Biedermann findet doch noch immer Gelegenheit, ſich einen Spaß zu machen. Die ‚Proſerpina' gib Knebeln: es iſt zwar immer noch die alte, die er kennt, und die neue Muſik, ſo wie die Gebärden können wir mit Worten nicht überliefern.

An Voigt ſchreibe ich ein Blättchen, das Du ihm übergeben wirſt. Sonſt wüßte ich nicht viel zu ſagen bei dem einfachen Lebenslauf, den wir führen. Der Orient gibt noch immer die meiſte Beſchäftigung.

Und ſomit lebe wohl, grüße Madame Kirſch und alle

Freunde, vor allen Dingen aber ſorge für Erheitrung und Erneurung alter angenehmer Bilder. Danke Herrn Hofrath Stark für ſeine umſtändliche und gute Relation. Und ſo nochmals das beſte Lebewohl!

Herzlich theilnehmend und das Beſte wünſchend

Weimar, den 11. März 1815. G.

Auch iſt das Nothwendigſte nicht vergeſſen.

*

Schon am 8. März hatte Goethe ſeinem jungen Freunde Chriſtian Schloſſer in Frankfurt geſchrieben: „Meine gute Frau, die ſich von einer ſchweren Krankheit wieder erholt, grüßt mit mir Ihre verehrte Frau Mutter auf das herzlichſte. Sie ſoll nach Karlsbad gehen, und ich wünſchte, ihr mit ein paar neuen Kleidern eine kleine Freude zu machen. Zwei Muſter liegen bei, das ſeidene zeigt nur den Stoff an, nicht die Farbe, welche nach beliebiger Einſicht gewählt werden könnte; von jedem bittet man um 14 Ellen. Bitten Sie wegen dieſer Bemühung um gütiges Verzeihen.“ Am 3. April bekennt er in einem Briefe an Willemer: „Ich habe viel gelitten, meine gute Frau war zwei Querfinger vom Tode. Jetzt iſt ſie wieder auf den Beinen.“ Vom 11. April an iſt Chriſtiane abermals für eine Woche in Jena.

*

582. Chriſtiane Jena, den 11. April 1815.

Es wird Dich freuen, wenn ich Dir ſchreibe, daß wir noch vor 11 Uhr gut und glücklich hier angekommen ſind. Wir würden den Weg noch eher zurückgelegt haben, wenn wir nicht durch viele Preußen, welche in Hohlſtedt frühſtückten, aufgehalten worden wären; denn es machte doch einige Schwierigkeiten, ehe die Menge Wagens uns Platz machen konnten.

Zimmer und Wirth waren beide sehr freundlich bei unserer Ankunft, und das Wetter ist hier sehr schön und um einen guten Theil wärmer als in Weimar.

Da mich die Reise gar nicht ermüdet hat, werde ich diesen Nachmittag noch einen kleinen Spaziergang machen und dann zu Knebels und noch zu einigen von meinen Bekannten gehen.

Nun lebe wohl und denke mein. Ich liebe Dich sehr. Hier bin ich aber wie ein Vogel so vergnügt. Dein treuer Schatz C. v. Goethe.

583. Goethe

Ich freue mich gar sehr, daß Dein Hauptwunsch und Zweck erfüllt ist; so können wir denn wieder eine Weile ohne Sorgen leben.

Mein Tag geht sehr angenehm hin. Ich bin fleißig. Mittags leistet August Gesellschaft, die Köchin ist lobenswerth. Abends kommt Hofrath Meyer, und so geht es früh wieder von vornen an. Aus dem Hause sehn ich mich nicht. Wie es in Jena aussieht, kann ich mir denken. Der Menge kann man nicht übelnehmen, wenn sie bei so großen, drohenden Übeln Verrath fürchtet. Nur mag ich nicht Zeuge ihrer Verwirrungen sein. Bleibe, solange Dirs behagt. Auch uns bist Du immer willkommen!

Weimar, den 15. April 1815. G.

Dank für die Spargel!

Schneller, als man zu hoffen gewagt, hatte Chriſtianens kräftige Natur den ernſten Anfall überwunden; es war anzunehmen, daß eine Badekur in Karlsbad ihre Geſundheit völlig wiederherſtellen werde. Und ſo trat Goethe getroſt am 24. Mai ſeine Sommerreiſe an, die ihn abermals in die geliebten Main- und Rhein-Gegenden führte. Daß während dieſer ſonnevollen Reiſetage „ſich ein Quell gedrängter Lieder ununterbrochen neu gebar", laſſen Goethes Briefe an ſeine Frau kaum ahnen. Dafür vernehmen wir von Chriſtianens kleinen Erlebniſſen mehr, als es während der letzten Jahre der Fall war.

*

584. Goethe

Kund und zu wiſſen jedermann, den es zu wiſſen freut, daß ich

in Erfurt	7½	Uhr.
in Gotha	11	—
Eiſenach	3	—

eingetroffen. Daß mich unterwegs ſogleich die guten Geiſter des Orients beſucht und mancherlei Gutes eingegeben, wovon vieles auf das Papier gebracht wurde. Nun lebet wohl und gedenkt mein.

Eiſenach, den 24. Mai 1815. G.

Nahe bei Gotha, gegen Eiſenach, finden ſich auf den Chauſſeehaufen viele Ammonshörner und Pektiniten, aus[1] einem ſchwachen Steinlager. Wie der Kalkſtein ſtärker und feſter wird, hören ſie auf.

[1] Davor gestrichen In

585. Goethe **Wiesbaden. Sonnabend, den 27. Mai 1815.**

Vor allen Dingen alſo die Fortſetzung der Stationen.

Den 25. Mai		Den 26. Mai		Den 27. Mai	
von Eiſenach ab	6 Uhr	von Fuld	$5^1/_4$	von Frankfurt	$8^3/_4$
von Berka	— $8^1/_4$	Neuhof	7	Hattersheim[2]	11
— Bach[1]	— 11	Schlüchtern	10	Wiesbaden	$1^1/_2$
— Buttlar	— $1^1/_2$	Salmünſter	$11^1/_2$		
— Hünefeld	— $3^3/_4$	Gelnhauſen	1		
in Fulda angekommen	$6^1/_2$	Hanau	6		
		Frankfurt	8		

Durchaus iſt alles gut gegangen. Hier hab ich gerade das gewünſchte Zimmer getroffen. Ich richte mich ein. Die Reiſe war nicht unfruchtbar. Mein ‚Divan' iſt mit[3] 18 Aſſeſſoren vermehrt worden. In Frankfurt hab ich niemand geſehen. Wenn man von der Höhe vor Wiesbaden den Rhein ſieht, von Oppenheim herab, bei Mainz vorbeifließen, und wie er dann, gegen Elfeld, die große Aue in ſich faßt, und weiter hinab die Reihe von Ortſchaften, der Johannisberg und bis Bingen die Landſchaft erſcheint, ſo weiß man doch, warum man Augen hat. Dieß zu erfahren, war mir ſehr nöthig. Nun lebet wohl und liebet. G.

586. Chriſtiane [Weimar, 31. Mai 1815.]

Deinen lieben Brief von Eiſenach hab ich mit Freuden geleſen, denn ich ſah auch daraus, daß Du ſehr ſchnell

[1] Fach [2] Habersheim [3] mich

reiſen kannſt, und ſo bin ich Dir in Gedanken gefolgt. Auguſten bekomm ich Tage lang nicht zu ſehen; von früh an geht es auf die Rabenjagd, wo er heute ſchon zum dritten Male iſt, und gewöhnlich vor Nachmittags 3 Uhr nicht zurückkommt. Durch die Feier des Jubiläums hat er ſich großen Ruhm erworben: der Legations-Rath Kirms hat ihn geſtern beſucht und ſelbſt gedankt. Die Soupés beim Erbgroßherzog hören nicht auf. Ich beſorge unterdeſſen meine Wirthſchaft, Krautländer und den Garten, und befinde mich leidlich, und ſo kommt denn die Zeit immer näher herbei, wo wir abzureiſen gedenken; es bleibt beim 4. Juni.

Nun kommt aber etwas, warum ich Dich bitten wollte, nämlich: die Treutern iſt ſehr krank, und ich vermuthe, daß ich ſie nicht wieder lebend antreffen werde. Wenn Du daher Auguſten erinnern wollteſt, daß er die Sache nicht in der Dämmrung ließe, oder gäbſt geradezu Genaſten den Auftrag, wie Du es fürs zweckmäßigſte hältſt; denn es ſind ſchon einige Liebhaber da, und meinen Gedanken nach dürfte es uns hier auf einige hundert Thaler nicht ankommen.

Nun lebe wohl und denke mein. Von Karlsbad ein Mehres. Behalte mich nur ſo lieb, wie ich Dich habe.

C. v. Goethe.

587. Goethe Wiesbaden [31. Mai 1815.]

Nun bin ich ſo ziemlich eingerichtet, ich wohne allerliebſt, aber theuer, eſſe gut und wohlfeil; Wein habe ich von Frankfurt verſchrieben und werde mich alſo in dieſen

Hauptpuncten bald wohl verſorgt finden. Morgens, nach köſtlichem Schwalbacher Waſſer, bade ich in dem heilſamen Wiesbade; das alles bekommt mir recht gut, und ich kann dabei thätig ſein. Neapel rückt vor, ſo wie Sicilien; dieſe luſtigen Erinnerungen unterhalten mich, ohne die mindeſte Anſtrengung. Ich habe ſie ſo oft erzählt, daß es Zeit iſt, ſie auf dem Papier zu befeſtigen. Oberbergrath Cramer und Bibliothekar Hundeshagen ſind freundlich, theilnehmend, hülfreich, wie voriges Jahr. Major von Luck aus Mainz hat mich ſchon beſucht, von niemand weiter habe ich gehört und lebe alſo in der erwünſchteſten Einſamkeit. Des Tages gehe ich zweimal ſpazieren, die Gegend erſcheint herrlicher, je mehr man ſie ſieht und ſchätzt.

Es iſt das heiterſte Wetter, freilich zum Schaden des Land- und Gartenbaues, ſie haben in zehn Wochen keinen anhaltenden Regen gehabt. Indeſſen genießt man ſchon hier Schotenerbſen, auch ausgelieferte; was aber beſonders erfreulich iſt, wird doch immer der Salmen bleiben, deſſen Portion mit trefflicher Gelée man, zu jeder Stunde, für 30 Kreuzer im Curſaal haben kann. Es iſt jetzt grade ſeine rechte Zeit; ich muß mich nur in Acht nehmen, daß ich mich nicht daran übereſſe. Herzkirſchen ſtehen ſchon, in großen Körben, an allen Ecken.

Unter den Pflanzen iſt mir eine gefüllte Lychnis vorgekommen, als Gartenſchmuck das Schönſte, was man ſehen kann; auf den Herbſt, hoffe ich, ſoll man uns Pflanzen ſchicken. Die Roſen blühen vollkommen, die Nachtigallen ſingen, wie man nur wünſcht, und ſo iſt es keine Kunſt,

Wie? du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen:
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen ins Auge?

Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling, und ſagte:
Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und bringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,

ſich nach Schiras zu verſetzen. Auch ſind die neuen Glieder des ‚Divans' reinlich eingeſchaltet und ein friſcher Adreßcalender der ganzen Verſammlung geſchrieben, die ſich nunmehr auf hundert beläuft, die Beigänger und kleine Dienerſchaft nicht gerechnet.

Und ſo ſind denn die Tage der Reiſe und des hieſigen Aufenthalts froh und nützlich zugebracht. Die Fortſetzung nächſtens.

Sonntag, den 4. Juni.

Nun bin ich volle acht Tage hier, und alles läßt ſich ſehr gut an. Ich trinke das Weilbacher Schwefelwaſſer mit Milch, bade täglich und dictire dabei immer fort. Nach der Badeliſte ſind ſchon vierhundert Gäſte hier, die ich nicht bemerke: der Ort iſt groß, ſie ſind alle wahrhaft krank, und dann komme ich auch weder an öffentliche Tiſche, noch Orte. Bergrath Cramers bedeutendes Cabinet unterhält mich wie voriges Jahr; ſchon weiß ich mir die metallreichen Gegenden, bis nach der Grafſchaft Mark hin, beſſer zu vergegenwärtigen, und der Umgang mit dieſem biedern, verſtändigen, unterrichteten Mann iſt mir belehrend und erheiternd.

Die hieſige Bibliothek, alle Zeitungen, Staatsblätter und Journale anſchaffend, ſie in der ſchönſten Ordnung mittheilend, bewirkt gleichfalls eine für den Fremden ſehr günſtige Unterhaltung.

Mittwoch, den 7. Juni 1815.

Und nun zum Schluſſe einiges! Deinen lieben Brief habe erhalten. Du wirſt nun in Karlsbad ſein. An Genaſt

ſchreibe ich. Auguſt laſſen wir gewähren. Brentanos haben mich freundlichſt beſucht, Wein zurückgelaſſen und mich liebevoll eingeladen. Auch hier wird mir das Beſte erwieſen. Beuthers Decorationen läßt mich Geh. [Rath] Pfeiffer nach und nach ſehen, wenn das Schauſpiel vorbei iſt. Von denen Sachen, die Du kennſt, ſehr ſchöne. Eingerichtet bin ich zum Beſten. Das hoffe ich nun von Dir auch zu hören. Heut über 14 Tage ſchreib ich wieder. Melde mir, wenn dieſer Brief ankommt. Grüße die Geleitende. G.

Karl macht ſeine Sachen ſehr gut. Heute war Gewitter und Platzregen.

Die Liebe das Beſte!

588. Chriſtiane Karlsbad, den 9. Juni 1815.

Deinen lieben Brief aus Wiesbaden habe ich noch in Weimar erhalten und mich ſehr gefreut über die ſchnelle Reiſe. Sonntag, als den 4. d. M., reiſten wir früh 6 Uhr von Weimar ab und kamen bei guter Zeit in Kahle an, von da wir den folgenden Morgen früh 5 Uhr wieder abreiſten. Der Kutſcher führte die Schimmel, und ein freundlicher Kutſcher ſaß auf dem Bock. Um 3 Uhr kamen wir in Schleiz an, aßen ſchnell, um uns bald zu Bette zu legen. Bis Hof, den 6., iſt uns nichts Merkwürdiges begegnet. Es ging wie immer, wir waren müde und legeten uns bald nieder. Allein, wie wir von Hof weg waren und kamen in den Rehauer[1] Wald, ſo wurden wir ſehr angenehm überraſcht:

[1] Riegauer

es begegneten uns 2 Trotſchken[1], die wir von weitem vor Ruſſen hielten und ſchon ziemlich verlegen waren; aber wie groß war unſer Erſtaunen, als es näher kam und wir ſahen, daß es unſer Groß-Herzog war. Er grüßte uns ſehr freundlich; wie er einige Schritte vorbei war, fragte er ſeine Leute, wer wir wären. Er ließ ſogleich halten und ſtieg aus, um zu meinem Wagen zu kommen. Wie ich es ſahe, ſo ſtieg ich geſchwind aus, um ihm entgegen zu gehen. Er war ſehr genädig und fragte gleich nach Dir, erkundigte ſich nach meinem Befinden und wünſchte mir Glück zu meiner Cur. Es war ein wunderſchöner Ruſſe bei ihm, es mußte ein Fürſt ſein, er hatte eine Menge Orden, war noch jung und war, was man einen ſchönen Mann nennen kann. Wir haben ihn den ganzen Weg nicht vergeſſen können.

Den 7. kamen wir auch glücklich in Franzen-Brunnen an, wo wir nur ſo viel Zeit hatten, eher es regnete, an den Brunnen zu gehen. Überhaupt haben wir bis hieher viel Glück gehabt, wir haben auf der ganzen Reiſe auch nicht den geringiten Anſtoß gehabt. Den 8., Nachmittag, kamen wir glücklich und wohlbehalten hier an; und der Herr Graf, den wir gleich nach einem Logis fragten, ſagte uns, daß bei dem Burgemeiſter auf der Wieſe, in der ‚Schönen Königin' noch das oberſte zu haben ſei. Wir ſchickten danach, wurden des Handels einig, die Woche 5 Gulden Sächſiſch. Es iſt zwar[2] hoch, allein ſehr freundlich und hat eine ſehr ſchöne Ausſicht. Geſtern waren wir ſehr mit auspacken

[1] Trocken [2] zwahrt

beſchäftigt. Die Kirſchen iſt von allem, was ſie geſehen hat, ſehr bezaubert; beſonders hat ſie der Sprudel ſehr überraſcht. Und ſie hat noch nicht alles geſehen, die Zeit war zu kurz; ſie hat nur ein Stückchen Spazierengang und den Neubrunnen und den Sprudel [geſehen]. Heute früh haben wir Salz genommen und ſind beide ſehr matt, und wollen ſehen, wie uns morgen der Brunnen bekommen wird.

Mir gehet es ganz leidlich. Ich bin heute ſehr zufrieden, daß es mir die Reiſe ſo gut gegangen hat, und ich glaube, daß es mir ſehr nöthig ware, einmal wieder was zu brauchen. Die Frau von Reck und auch die Herzogin von Curland iſt wieder hier. Nun lebe wohl und liebe mich, wie ich Dich liebe, und gedenke mein.

E. v. Goethe.

Bade-Gäſte ſind 180 hier.

589. Goethe

Dein Brief war nur zehn Tage unterwegs, deßhalb ſchreibe ich ſogleich wieder. Meinen umſtändlichen Brief, der den achten von hier abging, wirſt Du erhalten haben. Da es im Karlsbad denn doch einmal aufs ſteigen angeſehen iſt, ſo habt ihr wohlgethan, in die Höhe zu ziehn. Die Ausſicht iſt immer höchſt angenehm und auch bei Regenwetter tröſtlich.

Ich lebe hier ganz einfach fort; man kann auch nicht viel Sprünge machen, denn das Bad iſt auf die Länge doch angreifend und regt die Übel auf, die man gerne los ſein möchte. Die Ärzte verweiſen uns zur Geduld

und Ordnung. Übrigens iſt es hier ſo ſtille wie im tiefſten Frieden. Sähe ich Sonntags in Biebrich nicht Öſtreicher und Preußen, ſo wüßte ich gar nicht, daß Krieg bevorſteht, und glaubte den Zeitungen kaum, deren mir täglich eine große Menge mitgetheilt wird.

In Biebrich habe ich den Erzherzog Karl geſprochen, der ſich ſehr freundlich und gnädig erwies. Sonſt iſt niemand Bekanntes unter den Curgäſten.

Mein Speiſewirth nährt mich zwar nicht köſtlich, dabei iſt aber angenehm, daß ſie einem zubereiten, was man ihnen ſchickt. Brentanos haben mich von Frankfurt mit Artiſchocken verſehen; heute ſind große Krebſe gekauft worden, von welchen das Stück etwas über 3 Kreuzer koſtet. An Confect und getrockneten Früchten zum Nachtiſch, nicht weniger an Chocolade laſſen es die Freunde auch nicht fehlen. Rothen und weißen Wein ließen ſie mir gleichfalls zurück. Ferner habe ich einen Petit Burgunder verſchrieben, die Bouteille einen leichten Gulden hier auf der Stelle, ein ſehr angenehmer und trinkbarer Wein. Auf einem nahen Luſtorte, der Geisberg genannt, findet ſich treffliches Pöckelfleiſch, von welchem mir der freundliche Wirth manchmal ein Stück herein ſendet. Denkt ihr nun noch gutes Brot und Bretzeln darzu, ſo ſeht ihr ein, daß mir von dieſer Seite nichts abgeht.

Auguſt hat mir den Verlauf jener Feierlichkeit umſtändlich beſchrieben, es war alles recht ſchicklich und ordentlich; ſpäter habe ich noch ein Gedicht geſandt und dadurch meine Theilnahme aus der Ferne bewieſen.

17. Juni 1815

Von Landsleuten hat mich Rieſe ſchon beſucht und ein alter achtzigjähriger Forſtmann. Sodann kann ich vermelden, daß der Magnetismus in Frankfurt und überhaupt in dieſer ganzen Gegend, beſonders unter jungen Ärzten, im Schwange iſt.

Und hier, im Gegenſatz von ſo hohen Dingen, das Maß der Krebſe, die ich heute geſpeiſt. Schwarz von Schalen, auf dem Puncte des Übergangs, die alte Hülle abzuwerfen.

Weimariſch Maß über 7 Zoll[1]

Um die Seite noch anzufüllen, will ich noch allerlei, wie es mir einfällt, hinzufügen. Abermals haben ſich ſchöne Mineralien bei mir eingefunden; von Zeit zu Zeit wird ein Spaziergang in die Steinbrüche und auf die Bauplätze unternommen, wo allerlei Merkwürdiges zuſammengepocht wird. Für Jena wird auch ein intereſſanter Kaſten zuſammengepackt. Herr Oberbergrath Cramer, als Gevatter von Lenz, wird ſich dabei hervorthun.

Gebaut wird hier ſehr viel; die Anlagen dazu ſind höchſt verſtändig und lobenswürdig, die Linien, wornach gebaut werden muß, wohl überlegt. Es gibt Straßen, die der größten Stadt Ehre machen würden. Alles greift eins ins andere; was aus den Kellern ausgegraben wird,

[1] [Da das Maß mit Rückſicht auf die Größe des Buches um die Hälfte verkürzt werden mußte, erhält man die Länge der Krebſe, wie Goethe ſie in ſeinem Briefe (einem Quartbogen) angibt, wenn man die obige Länge doppelt nimmt.]

ſchafft man in Vertiefungen, die ein kleiner Bach verurſachte und durchfloß, dadurch entſtehen ſehr ſchöne Gärten. Aufgeregt zu dieſem Bauen werden die Einwohner durch die günſtigſten Umſtände. Die Plätze erhalten ſie von der Herrſchaft, ein anſehnliches, verhältnißmäßiges Baudouceur dazu, dagegen ſie vorſchriftmäßig bauen müſſen. Ein unerſchöpflicher Steinbruch von talkartigem Thonſchiefer in der Nähe liefert das Material.

Und ſo lebe recht wohl. Verſäume nicht, mir wenigſtens drei complete Kreuzkryſtalle von Müllern mitzubringen. Grüße ihn ſchönſtens. Die Briefe an mich werden immer an Schloſſer adreſſirt.

Wiesbaden, den 17. Juni 1815. G.

590. Chriſtiane Karlsbad, den 19. Juni 1815.

Deinen lieben Brief habe ich den 15. erhalten, und gleich nach meiner Ankunft habe ich Dir geſchrieben; den wirſt Du ſchon erhalten haben. Schreib mir doch auch, wenn Du ihn erhalten haſt. Aus Deinem Brief ſehe ich, daß es mit den Gewittern ziemlich übereintrifft. Den 7., Abend, als wir in Franzen-Brunnen waren, ſahen wir ein ſchreckliches Gewitter nach Karls-Bad zu ziehen, und [als] wir den 8. hier ankamen, ſahen wir ſchreckliche Verwüſtung, denn es war den Abend zuvor ein Wolkenbruch hier niedergegangen, und ſeit der Zeit hat[1] es alle Tage geregnet, einen mehr, einen weniger. Man muß jeden Augenblick ſtehlen, wenn man ſpazieren gehen will; und

[1] Aus ift

das iſt die Schuld, daß wir bis jetzt noch nicht viel geſehen haben. Bekanntſchaften habe ich gar keine, außer Riquets, welche aber ſchon den Sonntag wieder weggehen, und Madame Brede[1], welche von Wien kömmt und in Stuttgart engagirt iſt. Sie erkannte mich am Brunnen gleich wieder, ich aber mußte mich beſinnen, denn es ſind 7 Jahr, daß ich ſie in Lauchſtädt geſehen habe. Da ſahe ich doch, daß mein Gedächtniß gelitten hat. Es ſind nun beinahe 14 Tage, daß wir hier ſind, und 4 Wochen werde ich wohl noch hier bleiben müſſen; denn ſeit ich hier bin, habe ich einen ſtarken Schnupfen, welches aber Mitterbacher gutheißt. Ich befinde mich doch ſchon um vieles beſſer als zu Hauſe. Die Kirſchen macht jede neue Entdeckung glücklich, und in einer ſolchen Stimmung empfiehlt ſie ſich Dir. Das Capellchen wird faſt jeden Tag beſucht; es führt ein ſchöner Weg auf die Höhe. Wir ſtiegen hinauf, fanden wieder ein kleines Capellchen; von da kamen wir zu einem Tempel, der mit Geſellſchaft angefüllt war. Wir wußten nicht, wo der Weg hin ging, es fing an abwärts zu gehen; wir ſchritten zu in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden. Als wir am Ausweg kamen, ſtritten wir uns, wo wir waren, bis uns ein Mann den rechten Weg zeigte; es war weit über den Poſthof. Auf dieſe Motion hat uns unſer Mittags-Brod vortrefflich geſchmeckt. Auch läßt Dich[2] die Frau von Recke, die Herzogin von Curland freundlich grüßen; auch Tiedge[3] empfiehlt ſich Dir, auch die ſtarke Hofdame aus Prag, deren Name ich vergeſſen habe.

[1] Brede [2] ihn [3] Hitzig

Madame Mayer habe ich auch beſucht; der alte Müller hat mich beſucht. Überhaupt alles, was Dich hier kennt, fragt nach Dir und bittet um Empfehlung.

Vergangnen Sonnabend Abend waren wir zu einem Picknick im Poſthofe eingeladen, es war Ball; alle Equipagen fuhren hinaus. Es ſind einige Prinzen hier, doch keine bekannten. Von Wien iſt niemand da, auch nicht Ein Bekannter. Im Ganzen iſt alles theurer als ſonſt hier. Wir eſſen vom Grafen, weil es da am wohlfeilſten iſt. Im ‚Hecht' iſt es ſehr theuer. Doch daß wir die Gulden eingekauft haben, haben wir wohlgethan, denn je mehr Fremde kommen, je mehr ſteigt das Papier.

Auch ſind wir im Theater geweſen. Es wurde ‚Der Rehbock' gegeben; das Stück reizte uns nicht ſowohl, als die mimiſchen Vorſtellungen, die uns ſehr gelobt worden waren, und ſie haben uns auch ſehr wohl gefallen. Überhaupt finde ich, daß die Geſellſchaft [ſich] recht gebeſſert hat, denn Lortzings beide Rollen waren ganz artig beſetzt. Man hat mir auch einen Zettel geſchickt, den ein Schauſpieler ſelbſt brachte.

Daß Dir alles ſo gut gehet, [iſt] die Hauptſache, und ich denke, wir wollen recht frohe Dir alles erzählen. Alle Tage wird, wie wir zu Tiſche kommen, das erſte Glas Wein trinken, Deine Geſundheit getrunken. Waſſer und Wein ſind unſer Beſtes, denn das Eſſen iſt mir wieder ſchlechter vorgekommen. Wenn nur erſt das Wetter beſſer wird, alsdann iſt alles gut. Ich bin ſchon ganz anders als zu Hauſe, ſehe aber ein, daß ich ſehr krank war. Ich bin aber

auch nur glücklich durch Dich und Deine Liebe, und mir iſt nur betrübt[1], daß es Dir ſo viel koſtet. Doch Du gibſt es mir gerne. Nun lebe wohl. C. v. Goethe.

591. Goethe

Deinen lieben Brief vom 19. Juni habe zu rechter Zeit erhalten, den meinigen vom 17. wirſt Du auch empfangen haben. Möge Dir es recht wohl gegangen ſein! Perſönlich habe mich auch recht gut befunden; leider iſt mir aber Karl krank geworden, wodurch denn freilich manche Unbequemlichkeit entſprang. Da wir aber einen ſehr geſchickten Arzt haben, ſo war die Sorge geringer; ich ſuchte meine Zeit möglichſt zu nutzen, und nun geht alles wieder ganz leidlich und wird nächſtens im alten Wege ſein. Beſuche von Frankfurt hab ich mehrere gehabt. Jetzt iſt Chriſtian Schloſſer bei mir zu ſehr angenehmer und nützlicher Unterhaltung, die, bei immer trübem und kalten Wetter, um ſo erwünſchter iſt. Einige ſchöne Tage habe auf dem Lande zugebracht. Sonntags fahre nach Biebrich[2]. Geſtern war ich mit Frau von Linker dort. Durch dieſe habe ich Briefe und Nachrichten von Weimar erhalten, auch ein ſehr artiges Täßchen von Granit mit Stahlarbeit, von der Erbprinzeß Hoheit.

Wegen des Treuteriſchen Hauſes iſt Vorſehung getroffen. Daß Auguſt zum Kammerjunker erhoben worden, weiß ich zu ſchätzen. Er aber genöſſe der Ehre noch lieber, wenn auch was Klingendes dabei geweſen wäre. Das wird auch kommen.

[1] betrübt [2] Biberich

Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist gr[illegible] und wichtig unser Gewerbe;
Aber wär' ich nicht besser [illegible]u widerstehen da vorne
An der Gränze, als hier [illegible] erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich ins Auge:
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,

Kräuter, höre ich, benimmt ſich ſehr gut, Auguſt lobt ihn. Es war nicht anders zu vermuthen. Solch ein Weſen iſt mir höchſt nöthig.

Ehe Karl krank wurde, habe ich ihm viel dictirt und das Corrigirte abſchreiben laſſen, daß ich alſo doch nicht ganz leer nach Hauſe komme. Wenn wir nur erſt wieder zuſammen ſind, wird ſich manches ſchicken und richten.

Vielleicht iſt ein Brief von Dir unterwegs. Wenn Du dieſen erhältſt, ſchreibe mir noch einmal, was Du zu thun gedenkſt, und dann nicht weiter. Ich denke, noch ein Stückchen Badecur mitzunehmen, in Frankfurt wenige Tage mich herumzucomplimentiren und dann nach Hauſe zu eilen. Die Menſchen ſind alle ſo erſtaunend in Agitation, daß ich mich recht wieder zum Koppenfelſiſchen Giebel ſehne.

Brentanos fahren fort, ſehr freundlich zu ſein, ſie haben mir Wein und alles Erfreuliche geſendet und gebracht. Georg hat ſeine ſchöne Frau verloren. Er iſt nach Ems und wollte mich aufs freundlichſte mit ſich. Franz und Frau waren ſchon zweimal hier.

Eine große, ſtille und laute Freude iſt in dieſer Gegend wegen des errungenen Siegs. Wäre die Schlacht verloren gegangen, ſo hätte man die unruhige, unglückliche Nachbarſchaft ſchon wieder auf dem Halſe. Unterdeſſen bedauert jede Familie einen Todten, Verwundeten, Vermißten, Verſtummten. Und dieß gibt bei ſo großem Glück dem Aufenthalt eine traurige Stimmung; auch Bleſſirte kommen nach und nach. Charpie und Bandagen werden

in Maſſen über den Rhein geſendet. Die vorjährigen Vereine ſind wieder in voller Thätigkeit. Und doch iſt alles froh, weil man bedenkt, daß dieſe Übel von dem allergrößten hätten verſchlungen werden können.

Nun lebe recht wohl an Deinen böhmiſchen Felſen. Grüße alles zum ſchönſten. Namentlich die Herzogin von Curland Durchlaucht, Frau von Recke und Tiedge. Schützens auch, die wohl noch da ſind. Deine Geſellſchaft zum beſten. Schöbe ſich nicht ſo manches dazwiſchen, was ich nicht wegräumen kann, ſo wäre ich Anfangs Auguſt in Weimar. Schreibe mir, wann Du dort zu ſein gedenkſt.

Wiesbaden, den 11. Juli 1815. G.

592. Chriſtiane Karls-Bad, den 19. Juli 1815.

Deinen lieben Brief vom 11. Juli habe ich den 18. erhalten und mich ſehr gefreut. Daß Karl krank geworden, betrübt mich, da Du wahrſcheinlich manche Bequemlichkeit haſt entbehren müſſen. Mit mir gehet [es] nun auch alle Tage beſſer. Getrunken habe ich geſtern zum letzten Mal; gebadet habe ich nur einmal, weil es mir nicht bekam. Nun ſoll ich noch 14 Tage nach Eger gehen und [verſuchen,] ob mir das Baden dort bekömmt. Freitag, den 21., früh werde ich hingehen und denke alſo den 8. oder 9. Auguſt in Weimar zu ſein. Sollteſt Du auch ein paar Tage früher kommen, ſo will ich ſchon anordnen, daß Du alles in Ordnung finden ſollſt. Ich freue mich ſehr, wieder nach Hauſe zu kommen, denn es fehlt einem doch an mancherlei im Auslande. Wenn wir erſt wieder geſund zuſammen ſind,

dann iſt alles gut, Und ich denke, daß wir ſo ziemlich zuſammen kommen.

Weimaraner ſind viel hier. Dich grüßt die Heygendorf und Schopenhauer, und viele Karlsbader, welche ſich Deiner erinnern. Wegen des ſchlechten Wetters haben wir wenig Veränderung gehabt, wir haben die Momente ſtehlen müſſen; aber das Nöthigſte haben wir doch geſehen. Der Kutſcher hat ſich muſterhaft betragen. Aber ohne Equipage wäre es nicht möglich hier zu ſein. Auch die Schimmelchen befinden ſich wohl; ſie fahren die Frau von Heygendorf alle Morgen ins Bad.

Der geſtrige Tag war mir ein ſehr erfreulicher Tag. Kurz nachher als ich Deinen lieben Brief erhalten, ging ich mit der Kirſchen nach dem Chotecſchen Weg und wollte noch einmal Madame Mayer beſuchen, wo ſie mir ſagte, daß Du einen Orden vom Kaiſer erhalten hätteſt oder würdeſt. Damit Du mir glaubſt, ſo überſchicke ich es Dir gedruckt; ich ſchmeichelte mir, ich würde die Erſte ſein, von der Du es erfährſt, aber Du wirſt es wohl ſchon wiſſen.

Daß Auguſt Kammer-Junker worden iſt, hat er mir auch durch die Heygendorf gemeldet. Daß Kräuter ſich gut benehmen würde, habe ich gleich geglaubt, denn er hat mir auch viel Freundliches erzeigt.

Die Herzogin von Curland iſt fort und grüßt herzlich. Bei Frau von Recke war ich am Montag zu Tiſche, ſie bleibt immer ſo herzlich und gut gegen mich; das Nähere ſtehet im Tagebuche. Sie gehet morgen nach Franzen-Brunnen. Und ich übermorgen; dann wollen wir ſehen, was das

vor Würkung thun wird. Die Gulden ſteigen alle Tage, der Gulden ſtehet jetzt auf ein Kopfſtück. Ich muß mir doch noch etwas einwechſeln, eher ich nach Franzen-Brunnen gehe. Ich hoffe, Du wirſt im Ganzen mit unſrer Wirthſchaft zufrieden ſein; denn ich habe verſchiednes gekauft, was man nicht wieder ſo wohlfeil bekömmt. Auch bringe ich Dir Chocolade mit, weil es die Mayern nicht anders that. Nun denke Dir einmal, ich habe einen unverhofften Beſuch gehabt. Ehlers iſt hier; er freute ſich ſehr, mich noch zu treffen. Er gibt heute ein Concert, ich freue mich, ihn wieder einmal zu hören. Den Zettel bringe ich mit. Wenn Du nach Frankfurt kommſt, [grüße][1] alles von mir, beſonders Chriſtian; bringe mir [1] etwas zu einem Überrock mit, denn wegen dem ü[blen][1] Wetter habe ich meinen immer anziehen müſſen, und da iſt er ziemlich hin; nur keinen [2] die Schloſſer weiß es ſchon, ſo etwas von [2].

Die Freude des Wiederſehen kann ich mir gar nicht oft genug denken. Ich habe Dir vielerlei zu ſagen und freu mich ſehr, wenn wir zuſammenkommen. Lebe recht wohl bis auf Wiederſehen. Die Kirſchen empfiehlt ſich.

C. v. Goethe.

593. Goethe

Endlich muß ich denn doch die Stockung unterbrechen, die in unſern Briefwechſel gekommen iſt. Täglich hoffte auf Briefe von Dir, da mir Auguſt unter dem 7. Auguſt

[1] Lücke durch Ausſchneiden des Siegels. [2] Unleserlich.

Deine Ankunft und Geburtstagsfeier gemeldet hatte. Wahrſcheinlich habt ihr mir nicht mehr geſchrieben, weil ich die Abſicht äußerte, früher zu kommen. Folgendes zum Erſatz des bisherigen Schweigens.

Am 11. Auguſt fuhr ich von Wiesbaden ab, mit Boiſſerée nach Mainz; am 12. durch Frankfurt auf die Gerbermühle, wo ich freundlichſt empfangen wurde. Die erſten Tage ungünſtige Witterung, doch wurde die Stadt beſucht, Freunde und Sammlungen. Am 16. überraſchten mich Abends Herzog und Herzogin von Cumberland. Am 17. fand den Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz und Frau von Berg noch im ‚Römiſchen Kaiſer'. Jenes hohe Paar war ſchon abgereiſt.

Von da bis zum 21. Täglich Beſuch, Mittagsgäſte, Abendſpazierfahrt. Nun holte Herr Nikolaus Schmidt mich ab aufs Forſthaus, zum Hochzeitfeſte einer Enkelin der Tante Melber.

Den 22. In der Stadt. Grambs' Cabinet. Bei Schloſſers zu Tiſche. Gemälde bei Städel.

Den 24. Kam Dr. Seebeck. Mit ihm nach der Stadt. Bei Herrn von Hügel geſpeiſt. Bis zum 27. Beſchäftigung mit Seebeck, Boiſſerée, Schloſſer. Erſterer zog auf die Mühle. Die andern gingen ab und zu. Wie mehrere Freunde.

Den 28. Früh Muſik auf dem Waſſer. Allerlei artige und luſtige Geſchenke. Geſellſchaft zu Tiſche. Wobei Rieſe und die Obbenannten. Nach Tiſche mehrere. Sehr ſchöner Tag. Die Gegend herrlich. Und ſo ſind wir denn bis hierher gelangt. Schreibe mir weniges. Von Deinem Be-

finden vorzüglich. Bei Schloſſers findet mich der Brief. Von mir hört ihr noch. Seidenmuſter lege ich bei. Sende das gewählte gleich zurück. Die Meſſe iſt noch nicht angegangen, und ſchon wird wüthend gekauft und verkauft. Nun Adieu. Grüße und liebe.

[Frankfurt,] den 30. Auguſt 1815. G.

Die Muſter ſchicke nicht. Ich will das gefälligſte wählen, damit es nicht weggekauft werde.

594. Chriſtiane Weimar, den 5. September 1815.

Da ich von Deiner Güte und Liebe ſo überzeugt bin und in Karlsbad den letzten Brief vom 11. Juli erhalten habe, wo Du meinteſt, Du wollteſt Anfangs Auguſts in Weimar ſein, ſo habe ich ſeit der Zeit von Tag zu Tag auf einen Brief von Dir gehofft, und ſo verging mir hier ein Tag ſtill nach dem andern. Den 29. Auguſt war Vogelſchießen hier, welches ich auch auf einige Stunden beſuchte: die Großherzogin, der Erbgroßherzog und alles erkundigte ſich, wenn Du kämeſt; ich konnte ihnen aber keine genügende Antwort geben, da ich es ſelbſt nicht wußte. Und den Zeitungen nach warſt Du im Begriff, um dem Verlangen des Großherzogs zu willfahren, nach Baden zu gehen und dann noch der Belagerung von Hüningen beizuwohnen. Daher kommt unſer Schweigen.

Ich habe allen Damen meine Viſite gemacht, ſie waren ſehr artig und haben mir alle ſehr viele Grüße an Dich aufgetragen; beſonders die Frau von Linker, welche ſich

mit ſehr viel Feuer der ſchönen, angenehmen Stunden in Wiesbaden erinnerte. Die Gräfin Fritſch, Frau von Egloffſtein, Fräulein von Baumbach u. a. m. haben mir Gegenviſiten gemacht; auch Frau von Stein iſt einigemal hier geweſen. Und alles lobt unſern Auguſt in ſeinem neuen Stande bei Hof; und es kommt mir ſelbſt vor, als wenn er ſich auch recht gut darein fände. Zum Geburtstag des Großherzogs, als den 3. September, hat ſich alles in den neuen Uniformen gezeigt, und ſie ſoll Auguſten recht gut geſtanden haben. Ich habe ihn nicht darin geſehen, denn ich war in Berka, wo es auch recht ſchön iſt und Dich alles herwünſcht. So ein Herbſttag, wie wir ſie jetzt haben, kann doppelt ſchön in Berka genoſſen werden. Doch in Frankfurt mag es nicht minder ſchön ſein. Ich wünſche mich vielmal im Stillen hin; denn da wir uns ſo lange nicht geſehen haben, iſt das Verlangen nach Deiner Nähe um ſo ſtärker. Mit meiner Geſundheit geht es leidlich, und daß es noch beſſer wird, hoffe ich zuverſichtlich. Nur ſollte man hier mehr Zerſtreuung haben; denn meine Anweſenheit in Karlsbad ſelbſt hatte wenig Erfreuliches und Erheiterndes für mich wegen der übeln Witterung; man mußte ſo ängſtlich nach jedem guten Moment haſchen. Hier gehe ich alle Tage aus, fahre aus, und ſo verrinnt die Zeit. Abends habe ich gewöhnlich eine kleine Spielgeſellſchaft bei mir, oder ich bin zu einer ſolchen anderswo eingeladen. Nun denk Dir aber auch mein Erſtaunen: ich ſaß ruhig am Fenſter und ſah von weiten jemand kommen, der Fritz Stein ähnlich ſah; es kam aber jemand unter-

deſſen zur Thür herein; und ich ward verhindert, mich von der Wahrheit meiner Muthmaßung zu überzeugen. Ich ſetzte mich wieder ruhig hin; es klopfte an meine Kammerthür, ich machte auf, und Fritz Stein trat mir entgegen mit den Worten: „Ich bin wie vor alten Zeiten da.“ Wir lachten zuſammen, und er blieb ſehr lang bei mir. Auguſten, ſagte er, wolle er unter den Cavaliers am Hofe zu erkennen ſuchen; es war grade, wie Auguſt Dienſt hatte. Er ſchickte mir dieſen Brief, der hier folgt, und bat mich ſehr, ihn Dir bald zuzuſtellen. Weiter iſt mir nichts Neues, noch Angenehmes hier begegnet. Die Erkennungsſcene zwiſchen Auguſt und Stein iſt ſehr luſtig bei Hofe erfolgt.

Nun lebe wohl bis auf Wiederſehen, und grüße alles in Frankfurt, beſonders die Schloſſers und Willemers. Auf das ſeidene Zeug freu [ich] mich.

Deine C. v. Goethe.

595. Goethe

Von Dir wieder ein Wort zu vernehmen, war mir ſehr erfreulich. Wohl hat uns beide der Sommer übel behandelt, und darin haſt Du vollkommen recht, daß man ſich durch äußere Gegenſtände von der Betrachtung ſeines innern Zuſtandes zerſtreuen müſſe. Die angenehmſten Tage, die ich zubrachte, waren immer die, wo alles ſo ſchnell zuging, daß ich nicht an mich denken konnte. Deßhalb mache Dir ſo viel Bewegung und Veränderung, als Du kannſt, in dieſen ſchönen Tagen und denke darauf, wie wir dieſen

Winter abwechſelnd die Tage zubringen. Etwas Muſik wäre ſehr wünſchenswerth, es iſt das unſchuldigſte und angenehmſte Bindungsmittel der Geſellſchaft. Gegenwärtig bin ich in der Stadt, allein, in Willemers Wohnung, deren unſchätzbare Ausſicht Du kennſt. Von Morgens bis Abends iſts unter meinen Fenſtern lebendig; Tags laufe in der Stadt herum, Menſchen und Sammlungen zu ſehen. Frankfurt ſtickt voll Merkwürdigkeiten.

Seebeck war hier und wohnte mit auf der Mühle, Boiſſerée iſt noch hier, Schloſſers ſind förderlich und liebreich. Wie gerne gönnt ich Dir nur vierzehn Tage in dieſer unendlich ſchönen Gegend! Mittags eſſe ich manchmal im ‚Schwanen' an Wirths-Tafel, das iſt auch in der Meſſe unterhaltend. Rieſe iſt noch unverändert. Alle ſuche ich auch zu fördern, und alle ſind froh und freundlich. Das ſeiden Zeug iſt gekauft, es gefällt jedermann. Manche Kleinigkeit bring ich mit; denke, wem man eine Artigkeit erzeigt? Riemers, Madame Kirſch, Kräuter, und wem ſonſt?

Fritz Stein verſäumt zu haben, thut mir leid. Sein Brief iſt gar liebreich und verſtändig. Suche die Mutter und übrige Frauen im Guten zu erhalten. In kleinen und großen Städten, an Hof, wie im Freiſtaat iſt Ruhe und nachgiebige Beharrlichkeit das Einzige, was leidlich durchs Leben bringt. Daß wir in Weimar ſind, daß Auguſt ſich in das Hofweſen ſo gut findet, iſt unſchätzbar. Wie ſich das alles in dieſen Paradies-Gegenden treibt und reibt, iſt höchſt unerquicklich. Wie ſehr wünſche ich, über alles das

mit Dir zu ſprechen und wenigſtens für die nächſte Zeit hierüber Maßregeln zu nehmen. Herr und Frau von Mettingh ſind hier, ich habe ſie aber noch nicht finden können. Hofrath Schweitzer beſucht ich. Szen grüßt Auguſten vielmal. Wegen meiner Rückkehr ſag ich Folgendes: Da es in vielem Betracht ſo ſchicklich als räthlich iſt, daß ich dem Großherzog unterwegs begegne, ſo halte ich mich hier ſo lange auf, bis er zurückkehrt, und ſehe ihn wahrſcheinlich in Heidelberg und kehre über Würzburg zurück. Das Nähere erfährſt Du. Möge ich euch froh und geſund antreffen! Zu einiger Unterhaltung ſende ein Käſtchen ab mit dem Poſtwagen, darin ihr euch vergnüglich theilen werdet.

Gar mancherlei habe ich vorgearbeitet, welches dieſen Winter fertig werden ſoll. Grüße Auguſt, Kräuter und die Freunde in der Stadt. Hofrath Meyer ſage: daß ich ihn oft vermiſſe, indem ich Kunſtwerke aller Art beſchaue. Auguſt möge mich den Herrſchaften empfehlen! Und nun lebe wohl, meine herzlich Geliebte, und denke auf Unterhaltung für den Winter.

Frankfurt, den 12. September 1815. G.

596. Chriſtiane

Das Liebſte zu hören iſt, daß Du ſo vergnügt und wohl biſt, und ich will mich nun gern wegen Deiner ſo verſpäteten Zurückkunft zu tröſten ſuchen. Ich gehe viel zu Riemers und ſehe überhaupt alle Menſchen; und die Desportiſche Auction verſchafft mir jetzo des Nachmittags eine

Offen und frei, und sagst was deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich table dich nur; denn sieh', ich kenne dich besser.
Du verbirgst dein Herz, und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: was bringt dich zu dieser Entschließung?

Ernsthaft sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich

artige Unterhaltung, nur muß man ſich ſelbſt bewachen, daß man ihr nicht ſo viel Geld zuwendet.

Da Du in Frankfurt ſo herumgehſt, ſo wirſt Du auch die Frau Stock ſehen, grüße ſie herzlich von mir. Ich wünſche mich freilich ſehr oft in die ſchöne Gegend zu Dir; wir wollen ſehn, was ſich übers Jahr thun läßt.

Soeben fuhr Frau von Heygendorf mit 4 Pferden bei mir vorbei, und ich kann nicht läugnen, daß in mir der geheime Wunſch, mitreiſen zu können, lebhaft wurde, denn die Schweiz und Mailand mag gewiß ſehenswerth genug ſein. Wäre ich doch nur erſt ganz wieder hergeſtellt und wohl, dann würde ich die Erfüllung des Wunſches, auch noch einmal mit Dir ſolch eine Reiſe zu machen, für viel ausführbarer halten; doch für jetzt will ich erſt ſehen, ob ich noch ein paar Tage nach Jena gehen kann. Die Adelheid iſt aber in Eiſenach; vielleicht kommt ſie bald zurück.

Der Geheime Regierungsrath Müller iſt vor ein paar Tagen bei mir geweſen; auch habe ich dieſe Woche meine Karlsbader Bekannten zu Tiſche gehabt, dieſe waren: der Dr. Köhler, Collaborator Vent und der Regierungsbotenmeiſter Schwabe. Und ſo ſchleicht mir ein Tag nach dem andern hin.

Nun etwas von Häuslichkeiten: ich habe für den Winter ſehr viele Gurken und Bohnen und dergleichen eingemacht, von den Odyſſeeiſchen, langnäſigen Völkern habe ich vier Stück im Hauſe; und ſo iſt im Ganzen meine Wirthſchaft ziemlich gut beſtellt. Nur fehlt bei uns das Obſt; wenn

Du nur Gelegenheit[1] fändeſt, für etwas getrocknetes Obſt zu ſorgen. Auf den ankommenden Kaſten freut man ſich, wie ſonſt auf die Judenkrämchen. Auguſt ſagt mir, er würde Dir ſelbſt ſchreiben.

Nun lebe wohl und glücklich, da bin ich zufrieden.

Deine[2] C. v. Goethe.

Weimar, den 14. September 1815.

597. Goethe

Mit den ſchönſten Grüßen, im Begriff, nach Heidelberg zu fahren. [Frankfurt,] den 18. September 1815.

G.

598. Goethe [Heidelberg, 26. und 27. September 1815.]

Dein lieber Brief vom 14. iſt mir heute, den 26., in Heidelberg geworden. Ich begrüße Dich von Herzen und fahre fort, zu erzählen. Seit meinem Letzten iſt mirs durchaus wohl gegangen. Ich blieb in Frankfurt bis den 15. Durchkroch die Stadt und habe viel geſehn und erfahren. Nun zog ich mit Boiſſerée auf die Mühle, nachdem ich das Krämchen an Dich abgeſendet hatte. Nach zwei muntern Tagen zogen wir beide auf Darmſtadt, wo ich mich am Muſeum ſehr ergötzte und meinen gnädigſten Herrſchaften aufwartete, auch Künſtler und gute Leute ſah. Am 20. trafen wir zu Mittag in Heidelberg ein. Die Bergſtraße war über alle Begriffe ſchön und herrlich. Die Freunde

[1] Nach geſtrichenem für ſolches zu ſorgen [2] Dein [doch iſt kaum anzunehmen, daß als Vorname Chriſtel gedacht iſt]

wurden beſucht, das Schloß beſtiegen, allerlei vorgenommen, bei Paulus arabiſch geſchrieben.

Am 22. kamen Willemers und Frau Städel. Voll Wohlwollen und Theilnahme. Sie blieben bis den 26. früh, ſahen und beſahen ſich alles. Die guten Frauen grüßen Dich ſchönſtens, auch Willemer den Auguſt. Indeſſen war ein Brief von Frau von Heygendorf gekommen, die in Mannheim den Großherzog erwartet. Er wäre ſchon längſt hier, aber er macht den Weg jagend. Der Großherzog von Baden iſt auch ein großer Jäger, Prinz Chriſtian von Darmſtadt iſt auch dabei. Wir wollen es ihnen gönnen nach ſo viel Noth und Leiden. Die Ruſſen gehen in drei Colonnen durch Franken, täglich ziehen ſie hier eilig durch. Da ſie ſo geſchwind gehen, werden ſie bald vorüber ſein, worauf ich hoffe, um den Rückweg über Würzburg zu machen. Nach Frankfurt möcht ich nicht wieder. Es iſt ſchwer, ſich von ſo viel Verwandten, Bekannten und Freunden loszumachen; dazu kommen noch ſo viele Fremde, die man nicht umgehen kann, noch will.

Erinnerſt Du Dich des ſchönen Ruſſen mit Einem Arm! Er begegnete mir geſtern, auf dem Schloß, wir freuten uns beiderſeits des Wiederſehns. Er wird durch Weimar kommen. Sodann beſuchte mich ein gleichfalls hübſcher Junge, der auch ſchon auf euch guten Eindruck machte: von Bülow. Er kommt von Paris, erzählt die ſeltſamſten Verworrenheiten von dort. Er fragte theilnehmend nach Dir; ich gab ihm Gelegenheit, von Ulinen zu reden, welches ihm ſehr wohl that. Rieſer iſt in Paris, hat die Aufſicht

über alle preußiſche Hoſpitäler und noch andre! Bülow erzählte dieß ſcherzend. Jener thue doch ſolche große Thaten nur aus Verzweiflung, meinte er. Bülow iſt würklich recht hübſch und angenehm.

So wie auf die Gerbermühle, bei ſchönen Tagen, ſo zu den köſtlichen Bildern wirſt Du hergewünſcht. Ich arbeite einen Aufſatz aus über meine Reiſe, Herr von Stein forderte mich auf. Überall ſind ich nur Gutes und Liebes; bin überall willkommen, weil ich die Menſchen laſſe, wie ſie ſind, niemanden etwas nehme, ſondern nur empfange und gebe. Wenn man zu Hauſe den Menſchen ſo vieles nachſähe, als man auswärts thut, man könnte einen Himmel um ſich verbreiten; freilich iſt auf der Reiſe alles vorübergehend, und das Druckende läßt ſich ausweichen.

Deßhalb freu ich mich ſehr, daß Du mit Niemers gut ſtehſt; ich wünſche dieſen Winter mit ihm das nähere Verhältniß, denn ich bringe viel zu thun mit, bedarf ſeiner Hülfe und kann ihm helfen. Kräuter kriegt auch vollauf zu thun; dieſen grüße.

Zwei Kiſten werden ankommen, auch ein Coffre; laßt ſie ſtehn, bis ich komme. Das Käſtchen habt ihr längſt, ich hoffe, zur Freude. Getrocknetes Obſt ſchickt Frau Schöff Schloſſer.

Sage Auguſt: Herr von Gerning habe die berühmte Vaſe, aus orientaliſchem Alabaſter, welche im Kloſter Eibingen, als Gefäß von Cana in Galiläa, aufbewahrt wurde, großmüthig ſpendirt; grüß Hofrath Meyer und ſag ihm dasſelbe. Übrigens habe noch gar hübſche Alter- und Neuthümer verehrt erhalten.

Nun wüßte nur noch das Wichtigſte hinzuzufügen, den Wunſch, daß Du Dich immer mehr herſtellen mögeſt. Dich zu zerſtreuen, iſt die Hauptſache; ſieh immer Leute, und leite Dir und mir manches gute Verhältniß ein. Sobald der Großherzog da war, ſchreibe ich wieder. Vielleicht folg ich[1] ihm nach Mannheim. Lebe recht wohl und liebe mich. Verlangend, Dich wiederzuſehen, die beſten Wünſche.

Heidelberg, den 27. September 1815. G.

*

Am 7. Oktober reiſt Goethe von Heidelberg ab; Sulpiz Boiſſérée begleitet ihn bis Würzburg. Über Meiningen und Schmalkalden gelangt Goethe am 10. Oktober nach Gotha und trifft tags darauf, nach einer Abweſenheit von faſt fünf Monaten, wohlbehalten in Weimar ein.

[1] Über der Zeile nachgetragen

1816

Am 11. Mai begibt Goethe ſich für einige Wochen nach Jena. Wie ſein eigenes Befinden, ſo war das Chriſtianens ſeither ganz befriedigend geweſen; dafür ſprechen auch kleinere Luſtfahrten Chriſtianens in die Nachbarſchaft: Oßmannſtedt und Jena, deren Goethes Tagebuch unterm 2., 12. und 16. Januar gedenkt. Goethes Briefe an Chriſtiane aus den nächſten Wochen ſind leider nicht bekannt.

*

599. Chriſtiane Weimar, den 15. Mai 1816.

Tauſend Dank für alles Überſchickte. Bei uns iſt alles in Tumult, der Zauberlehrling iſt in allen Zimmern eingekehrt; Deine Zimmer ſind aber alle ſchon fertig. Minchen iſt mit Arbeit noch ganz beſchäftiget.

Der neue Schauſpieler iſt, wie Du weißt, ſehr hübſch und hat ſehr lebhaft geſpielt gegen unſern. Hier folgen auch noch 6 Bouteillen Wein.

Lebe wohl und denke mein. C. v. Goethe.

600. Chriſtiane Weimar, den 18. Mai 1816.

Ich freue mich unendlich, daß Dirs gut geht, denn das iſt ja unſer aller Glück. Daß Du das vorige Mal nicht mehr geſchrieben erhalten haſt, war nicht meine Schuld; Kräuter, der mich am beſten verſteht und in meiner Correſpondenz der Brauchbarſte iſt, war an dieſem Tage früh weggefahren, und ich ſah mich genöthigt, um Dir doch nur einiges zu

ſchreiben, Franken von der Bibliothek holen zu laſſen, mit dem ich nicht ſo recht fertig werden konnte, daher die wenigen Zeilen. Jetzt aber, da mir Kräuter wieder zur Hand iſt, hoff ich, ſoll es beſſer fließen.

Die Beſtätigung Deines Wohlbefindens aus dem Munde des Canzler Müller hat mich ſehr vergnügt. Auch ich befinde mich leidlich; ich benutze jeden Sonnenblick, um in freie Luft zu kommen, die mir ſo wohl thut. Im Allgemeinen aber iſt die gegenwärtige Witterung in unſerm Thale nicht die angenehmſte, es iſt kühl, naß, windig, alles auf einmal.

Dein Garten ſteht gegenwärtig in ſeiner größten Pracht, und es macht wirklich verdrüßlich, daß die üble Witterung ſo wenig im Freien zu ſein erlaubt. Die Äpfelbäume blühen in höchſter Fülle, es ſteht Blüthe an Blüthe, die Rabatten vor Deinen Fenſtern ſchmücken die ſchönſten gefüllten Tulipanen, deren ſchöne Farben die ſtolzen Kaiſerkronen verdunkeln, und trotz der geringen Wärme und den kühlen Nächten reift doch alles der Vollkommenheit entgegen. Möge Dich die ſchöne Blüthe in Jena für dieſe Entbehrung reichlichſt entſchädigen.

Wäre nur recht viel Neues und Intereſſantes bei uns vorgefallen, meine Feder ſollte nicht ermüden, Dir alles haarklein zu erzählen; ſo aber fehlt es mir gänzlich an dergleichen, alles geht ſeinen ruhigen Gang fort, und was ich Dir ja noch würde erzählt haben, das hat mir ſchon Auguſt in ſeinem Briefe, über deſſen Länge Du Dich dießmal freuen wirſt, weggenommen.

Nun lebe wohl und vergnügt. C. v. Goethe.

Unmittelbar nach der Abſendung dieſes frühlingfrohen Briefes wurde Chriſtiane von einem ähnlichen Anfall wie 1814 betroffen, von dem ſie ſich jedoch gleichfalls in kurzer Zeit erholte. Schon unterm 21. Mai vermerkt Goethes Tagebuch: „[Durch] Huſchke beſſere Nachricht vom Hauſe", und am 22. ſchreibt Chriſtiane ſelbſt ihm, wie folgt.

*

601. Chriſtiane

Lieber Geheimerath!

Ich habe Dich um Verzeihung zu bitten, daß ich Deinen gut gemeinten Rath wegen des Aderlaſſes nicht ſchleunig genug nachgekommen, wodurch höchſt wahrſcheinlich ich dieſem Unfalle entgangen wäre. Ich danke Gott, daß es ſo glücklich überſtanden iſt. Gegenwärtig befinde ich mich ziemlich wohl, der Kopf iſt mir ſehr leicht, alle Sinne ſind frei und heiter, und nirgends[1] iſt mehr ein[2] Druck oder betäubende Schwere zu bemerken. Nur die ſpaniſche Fliege incommodirt mich noch etwas.

Leb nun wohl und gedenke mein.

Weimar, den 22. Mai 1816.

Champagner iſt dießmal in unſerm Keller gar nicht zu finden, Ramann hat mir noch keinen geſchickt. Werthheimer, 2 Bouteillen, folgen anbei. C. v. Goethe.

*

Das ſind die letzten Zeilen, die uns von dieſem Briefwechſel erhalten ſind. Wenige Tage, nachdem Chriſtiane ſie abgeſandt, am 29. Mai, verdunkeln ſich ihre „frei und heiter" gewordenen Sinne, ſie erkrankt bedenklich. Goethe eilt von Jena herbei; nach kurzer Beſſerung verſchlimmert ihr Zuſtand ſich ſchnell; ſorgen-

[1] Nach gestrichenem nichts [2] Nach gestrichenem der

vollſte Tage und Nächte folgen; auch die Dienſtboten erkranken, Goethe ſelbſt wird von einem plötzlichen, heftigen Fieberanfall niedergeworfen. Unterm 5. Juni heißt es in ſeinem Tagebuch: „Den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerſter Gefahr. Die Köchin und Minchen leidlich. Mein Sohn Helfer, Rathgeber, ja einziger haltbarer Punct in dieſer Verwirrung"; am 6.: „Gut geſchlafen und viel beſſer. Nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verſchied gegen Mittag. Leere und Todtenſtille in und außer mir." —

Zwei Tage ſpäter ſetzt Goethe Freund Zelter von dem Geſchehenen in Kenntniß: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdenſohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in dieſen Tagen verlaſſen, ſo weißt Du, was es heißen will." Der Vereinſamte ſucht ſich zu ſammeln. Er verſucht, auszuſprechen, was er verloren; zögernd ſchreibt er die troſtloſen Worte nieder: „Ich kann weiter keinen Gewinn des Lebens haben, als ihren Verluſt zu bedauern", dann rhythmiſch umgebildet:

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtren Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, ihren Verluſt zu beweinen.

Bald aber entreißt er ſich dieſem Zuſtande dumpfer Verzweiflung; männlich entſchloſſen wendet er ſich wieder dem Leben, der Arbeit zu. Und wie eine heiter-ernſte Grabſchrift für Chriſtiane empfinden wir jene Verſe, die, ihr wahres Weſen ausſprechend, jetzt entſtanden ſein mögen:

Ein raſcher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und thut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das wie empfängt, ſo gibt,
Genießt und mittheilt, lebt, indem es liebt.
Froh glänzend Auge, Wange friſch und roth,
Nie ſchön geprieſen, hübſch bis in den Tod.

* * *

12.

Christianens Grabstätte
auf dem Sankt-Jakobsfriedhof in Weimar

Aus dem Hause des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu seyn und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach: sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hingiebt, wenn sich nicht alle zum Ganzen bestreben.

Fahre nur fort, so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Männer sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du so heftig bewegt bist,
Wie ich dich niemals gesehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich drinat zu entstürzen.

Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter und sprach so erweichet:
Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebstes, und niemand

12.

Christianens Grabstätte
auf dem Sanct-Jakobsfriedhof in Weimar

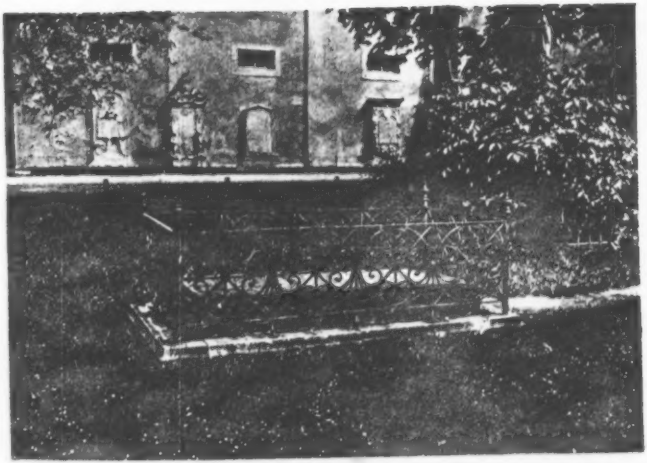

Erläuterungen

399. Goethe, 1807 März 30 (Br. 19, 291). — [S. 1.] Piſtolen: es ſcheint, daß Chriſtiane die ihren, wie ſchon 1797 auf der Rückfahrt nach Weimar (I 133,4), habe „ein bißchen weiter als ſonſt herausgucken“ laſſen müſſen; vgl. Frau Raths Brief an Chriſtiane zu S. 7. — [S. 2.] Grünen Donnerstag: März 26. — den beiden gewöhnlichen Gäſten: Deny und Demoiſelle Elſermann. — [S. 3.] ‚Helene‘: Oper von Méhul. — das Einſiedelſche Stück: ‚Das Geſpenſt‘, Bearbeitung der ‚Moſtellaria‘ des Plautus; erſte und einzige Aufführung in Weimar April 29. Vgl. S. 5. — Herzogin Mutter: vgl. S. 4; ſie verſchied April 10. — [S. 4.] Mittwoch ... die Damen: April 1; G's Mittwoch-Geſellſchaft, die ſich um 10 Uhr Vormittags bei ihm verſammelte, um wiſſenſchaftliche Vorträge zu hören; außer der Herzogin Luiſe erſchienen Charl. v. Stein, Charl. v. Schiller, Knebels Schweſter Henriette u. a.; G. an Knebel, 1805 Dec. 7: „Der Mittwoch treibt mich immer an, über das Ganze und Einzelne [hier iſt die Farbenlehre gemeint] zu denken, und fördert mich ſehr.“ — Bei Madame Schopenhauer: April 26 und 29 (Tgb.). — Das junge Bertuchſche Paar: Karl Bertuch hatte im März 1807 Henriette Feder aus Deſſau geheiratet. — nochmals zu malen angefangen: Tgb. April 27: „Bei ... Demoiſelle Barbua“; dieſe hatte, nach einem erſten Verſuch im Jahre 1805, im December 1806 ein zweites Bildnis G's begonnen (Tgb. 1806 Dec. 12); hier iſt wohl die Weiterarbeit an dieſem zweiten Bildnis gemeint (kein drittes).

400. Goethe, 1807 April 3 (Br. 19, 295). — [S. 4.] Herzogin Mutter: vgl. zu S. 3. — Krieg und Kriegsgeſchrei: Fauſt I Scene Vor dem Tor, Vers 861. — Mittwoch: vgl. zu Nr. 399. — [S. 5.] Oper ‚Helene‘: vgl. zu S. 3. — dem neuen Maskenſtücke: vgl. zu S. 3. — für die Elſermann: der G. die Rolle der Philematium ſelbſt einſtudirte (Tgb. März 15, April 6). — manches Freundliche eingegangen: darunter vor allem das G'n gewidmete Werk A. v. Humboldts ‚Ideen zu einer Geographie der Pflanzen‘ (G. an A. v. Humboldt, April 3). — die Reiter: Auguſt und vermutlich Deny.

401. Goethe, 1807 Mai 22 (Br. 19, 333). — [S. 7.] Inliegenden Brief: von G. selbst, am 22. geschrieben. — Der Mutter Brief: an Christiane, vom 16.; in diesem „langen wohlstilisirten" Brief (wie Frau Rath ihn selbst nennt) heißt es u. a.: „... da ich aber nun das Vergnügen habe Ihnen genauer zu kennen — durch die Kriegs trubien die Sie so meisterhaft bestanden haben [vgl. S. 1] in meinem Glauben an Ihnen gestärckt und befestigt; so haben meine Sorgen um alles was in Ihrem Wirckungs Kreiße liegt — von oben biß gantz herunter ein Ende. Das alles hat die nähre Bekandschaft mit Ihnen Bewerckscheliget — Gott erhalte und seegne Ihnen vor alle Ihre Liebe und Treue." — Zelter: vgl. S. 8. — Karl: G's Diener Eisfeld.

402. Goethe, 1807 Mai 24 (Br. 19, 335). — [S. 7.] fahren wir: G. mit Riemer. — [S. 8.] dem Zelte: vgl. S. 7. — Der Mutter Brief: an Christiane, von Mai 19, dem ein (nicht bekanntes) „Briefelein von der kleinen Brentano" an G. beilag, die diesen April 23 (Tgb.) zum ersten Mal besucht hatte. G's Mutter an Bettina, Mai 19: „Meine Freude war groß da ich von meiner Schwieger Tochter hörte daß du in Weimar gewesen wärest — du hast viel vergnügen dort verbreitet — nur bedauerte man daß dein Aufenthalt so kurz war." — lege ein Blättchen bei: fehlt. — dem Herrn Major: v. Hendrich.

403. Goethe, 1807 Mai 28 (Br. 19, 340). — [S. 10.] unser altes Quartier: zu den ‚Drei Mohren'; vgl. zu Seite 37.

404. Goethe, 1807 Mai 28 (Br. 19, 340); auch die Adresse „An meine Frau" von Riemers Hand. — [S. 10.] Beilage: Nr. 403. — die Spitzen: vgl. S. 12. 14.

405. Goethe, 1807 Juni 2 (Br. 19, 342). — [S. 11.] Von Leipzig: wo das Weimarische Hoftheater von Mai 24 bis Juli 5 Gastvorstellungen gab. — Rochlitz: er berichtet Mai 30 ausführlich über die ersten vier Vorstellungen, Mai 24: G's Prolog und ‚Don Carlos', 26: Paers Oper ‚Camilla', 28: ‚Die Mitschuldigen' und Kotzebues Lustspiel ‚Das Geständniß', 29: G's ‚Iphigenie auf Tauris' und Conteffas Lustspiel ‚Das Räthsel'.

406. Goethe, 1807 Juni 9 (Br. 19, 344); Tgb. Juni 9: „Expedition eines Packets, das durch einen Boten nach Weimar gehen sollte. Einige Stücke Spitzen, die Haarnadeln für die Prinzessin [Caroline]." — [S. 12.] an Lieschen: Elisabeth Hoch, die G's Mutter die Wirthschaft führte (Tgb. Juli 20: „Brief an Frau Räthin Goethe

mit Spitzen an Lieschen"; G's Mutter dankt im Namen der „Ließel" Aug. 17). — [S. 13.] vier Bände meiner Werke: Band 1/4 der ersten Cottaschen Ausgabe; sie waren März 16 in Weimar eingetroffen (Tgb.). — unsern jungen Schauspielern: vgl. zu S. 11. — [S. 14.] die Prinzeß: Caroline, in deren Stammbuch G. während dieser Wochen mancherlei zeichnete (vgl. Gräf 7, 427 zu Nr. 841).

407. Goethe, 1807 Juni 18 (Br. 19, 351). — [S. 14.] die Granaten: Tgb. Juni 4: „Glasgranaten gehandelt", 8: „Der Steinschleiferin aus Turnau einige Granaten abgekauft." — die Trauerzeit: wegen Anna Amalias Ableben; vgl. zu S. 3. — [S. 15.] Schlossern: hier wie S. 18 ist wahrscheinlich Fritz Schl. gemeint; G's Mutter an Christiane, Juli 9: „Schlosser ist glücklich angelangt — und kan nicht genung rühmen und preißen wie gut und herrlich es Ihm bey Euch ergangen ist."

408. Goethe, 1807 Juni 24 (Br. 19, 353). — [S. 16.] schreibe ... von hier aus an die Mutter: dieser im Tgb. Juni 24 vermerkte Brief ist nicht bekannt; Frau Rath meldet die Absendung des Spaa-Wassers Juli 9 an Christiane. — [S. 17.] die Schauspieler ... in Lauchstädt: sie spielten nur von Juli 5 bis August 2 daselbst, um August 4/31 abermals ein Gastspiel in Leipzig zu geben. — Einnahme von Danzig: durch die Franzosen, Mai 24. — ‚Camilla': Oper von Paer, war Juni 19 in Karlsbad gegeben worden (Tgb.). — [S. 18.] Granaten: vgl. zu S. 14. — guten Effect: vielleicht humoristische Anspielung auf eine Stelle im ‚Triumph der Empfindsamkeit' Act II (vgl. Gräf 6, 373 zu Nr. 4339). — Riemer empfiehlt sich: als Schreiber des Briefes. — Freund Schlosser: vgl. zu S. 15.

409. Goethe, 1807 Juli 1 (Br. 19, 362); eigenhändig der Schluß von „Mit eigner Hand" an. — [S. 19.] Schwänchen: von G. mit Vorliebe gebrauchter Ausdruck für eine Geschenksendung; vgl. S. 21. 156, sowie die W. 6, 434 5 angeführten Belegstellen. — Das Kästchen: vgl. S. 21 unten. — des Arztes: Kapp. — [S. 20.] schon fleißig hier gewesen: ‚Die neue Melusine', ‚Die gefährliche Wette', ‚Der Mann von funfzig Jahren' waren zur Zeit bereits niedergeschrieben, ein Schema zur ‚Pilgernden Thörin' entworfen, andre „romanhafte Motive zu den ‚Wanderjahren'" wurden in den folgenden Wochen wiederholt „überdacht". Vgl. S. 31.

410. Goethe, 1807 Juli 3 (Br. 19, 365); eigenhändig. Auf der Adresse von unbekannter Hand die Bemerkung: „Diesen Brief hat Ihr Herr Sohn laut Ihrer gütigen Erlaubniß geöffnet, auch er empfiehlt sich Ihnen auf das herzlichste." — mein Schwänchen: vgl. zu S. 19. — [S. 21.] eine Kopfkette: Tgb. Juni 9: „Zum Juwelier Knoll, dessen Arbeit angesehen", 11: „zum Goldschmied Knoll; den Lapislazuli zum Fassen gegeben", Juli 21: „Negoz mit Knoll", 22: „zu Knoll, wegen des Halsbandes", 24: „Die Kette mit nachgeahmten Edelsteinen vom Goldschmied." Vgl. S. 26. — von einem trefflichen Manne: K. F. Reinhard; vgl. S. 23/4.

411. Goethe, 1807 Juli 14/6 (Br. 19, 369); nur die letzte Zeile eigenhändig. — [S. 21.] das Schwänchen: vgl. zu S. 19. — [S. 23.] Karl: vgl. zu S. 7. — ‚Fanchon': Lustspiel mit Gesängen nach dem Französischen von Kotzebue, Musik von Himmel. — [S. 24.] Sie ist ... schreibselig: dafür zeugen ihre den Verkehr mit G. lebhaft schildernden Briefe an ihre Mutter (Gespräche 1, 494/501). Von Weimar aus schrieb Reinhard Aug. 9 an G.: „Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunstschätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hof oder im Wolzogenschen Haus zubrachten" (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard S. 5). — die Herren Wöchner: A. Genast und Becker. — Berlinischen Kleeblatt: nicht ermittelt. — ‚Hagestolzen': Lustspiel von Iffland.

412. Goethe, 1807 Juli 23/7 (Br. 19, 372); zur Datirung Tgb. Juli 23: „Briefe an meine Frau ... angefangen." — [S. 25.] nach Weimar: vgl. dagegen S. 27. — Nach Wien ... Einladungen: vgl. S. 30. Der einladende Brief des Grafen v. Purgstall, in dem derselbe sich als „das Organ meiner Landsleute" bezeichnet, von Juli 7, ist gedruckt SdGG. 18, 249; G. antwortet ihm ablehnend Aug. 28. Vgl. G. an Charl. v. Stein, Aug. 10, und Tgb. Juli 24: „... Geheimer Rath von Faßbender. Abermalige Einladung nach Wien." — Fernow ... Schütze: ihre Ankunft ist im Tgb. Juli 17 vermerkt. — [S. 26.] unerwartet Friede: Friede zu Tilsit Juli 7 und 9; Tgb. Juli 10: „Nachricht von den Friedenspräliminarien." — silberne Thee- und Milchkanne: Tgb. Juli 15: „Bei Franz Mayer wegen des Austausches der Broncen", 18: „Bei Mayer, Thee- und Milchkanne gegen die Broncen umgetauscht." — Die Kette: vgl. zu S. 21. — zum Geburtstage: vgl. zu Nr. 37. — Salzfässer: sie wurden Juli 31 abgeschickt (Tgb.).

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03848/212

413. Goethe, 1807 Aug. 10 (Br. 19, 382); von „Noch ein paar Worte“ (S. 30) an eigenhändig. — [S. 28.] Dein Brief: Tgb. Aug. 8: „Brief von Weimar.“ — [S. 29.] beiliegenden Briefe an Herrn Frommann: nicht bekannt. — [S. 30.] Einladungen nach Wien: vgl. zu S. 25. — [S. 31.] habe viel dictirt: vgl. zu S. 20.

414. Goethe, 1807 Aug. 23 (Br. 19, 389); eigenhändig nur der Schluß von „Lebe recht wohl“ an. — [S. 31.] Auguſt ... angekommen: Tgb. Aug. 22: „Nach Tiſche kam Auguſt, mit mehreren Briefen.“ — [S. 32.] das famoſe Lied: von Kotzebue, Melodie von Himmel (vgl. Hoffmann v. Fallersleben: Unſere Volksthümlichen Lieder, 3. Aufl., Leipzig 1869, S. 46).

Auguſt 28, Tgb.: „[Brief] An meine Frau“; nicht bekannt.

415. Goethe, 1808 Apr. 26 (Br. 20, 50); eigenhändig. (Zu beiden Seiten des „G.“ der Unterſchrift hat Chriſtiane, im Begriff den Brief zu beantworten, erſt die Feder verſucht und ſich bemüht, regelrechte D zu ſchreiben.) — [S. 35.] ſchon etwas gearbeitet: ‚Pandora‘. — Werner hat geſchrieben: Zacharias W. war von 1807 Dec. 19 bis 1808 März 28 in Weimar geweſen (Tgb.); ſein Brief an G. von Apr. 15 (gedruckt SdGG. 14, 3) enthält die Worte: „Ihrer trefflichen Gattin küſſe ich die Hände mit tiefer Rührung; was ſie iſt, habe ich erſt in der letzten Abſchieds Minute erfahren; ſie verdient es, die Marthe meines Meiſters und Herrn zu ſein.“ Vgl. S. 36. — Die Briefe von Frankfurt: von G's Mutter an Chriſtiane, Apr. 22, und wohl von Auguſt, der an dieſem Tage von Frankfurt nach Heidelberg abreiſte. — Blatt von Bettinen: nicht bekannt; G. antwortet ihr Mai 4.

416. Goethe, 1808 Apr. 26 (Br. 20, 51); eigenhändig. — [S. 35.] ſein erſter Eintritt in die Welt: über das Feſt, welches der Fürſt-Primas v. Dalberg G's Mutter und Sohn gab, vgl. Frau Rath an Chriſtiane, Apr. 22, und Bettine an Chriſtiane, Apr. 7 (Bettina 1, 148). — Meyer: Heinrich M., vgl. S. 36/7. — beſondern Blättchen: nicht bekannt.

417. Goethe, 1808 Apr. 29 (Br. 20, 53); eigenhändig. — [S. 36.] den Wienern: Leo v. Seckendorf und J. L. Stoll, den Herausgebern der Zeitſchrift ‚Prometheus‘, in deren erſtem und zweitem Heft Bruchſtücke der Dichtung zuerſt erſchienen ſind. — Werner hat geſchrieben: vgl. zu S. 35. — Meyer: vgl. zu S. 35. — [S. 37.] in Frankfurt: vgl. S. 35.

418. Goethe, 1808 Mai 16 (Br. 20, 65); Tgb. Mai 16: „[Brief] An meine Frau nebst 1 ℔ Stecknadeln, 1 ℔ Chocolade und 400 Nähnadeln." — [S. 37.] Unsre Wirthsleute: vgl. zu I 465; G. an seinen Sohn, Juni 3: „Die Wände unserer Zimmer, die Du noch weiß gekannt hast, sind recht freundlich in bunte Felder abgetheilt und mit lustigen Einfassungen versehen." — [S. 38.] ein besondres Blättchen: nicht bekannt.

419. Goethe, 1808 Mai 29 (Br. 20, 69); eigenhändig. — [S. 38.] Dein ... Brief: Tgb. Mai 25: „Brief von ... meiner Frau"; G. nennt ihn in seinem Briefe an August, Juni 3, ein „lakonisches Blatt". — was ich durch den Kutscher sendete: vgl. zu Nr. 418. — [S. 39.] Meusel: wahrscheinlich ist der I 226 genannte Meißel gemeint. — an die Gränze von Polen: ?

420. Goethe, 1808 Juni 12 (Br. 20, 78); Tgb. Juni 12: „[Brief] An meine Frau, eingeschlossen die Eberweinischen Noten, Briefe von Ziegesars und einen an Frau von Stein." — [S. 39.] Von allen Seiten ... Briefe: das Tgb. verzeichnet solche von August (am 3.), Fritz v. Stein (am 6.), Bettina (am 7.), Knebel, Hendrich, Vulpius (am 8.), Frau Rath (am 10.). — [S. 40.] das Kästchen: Tgb. Juni 12: „Kästchen von Weimar durch den russischen Diakonus [Egorow] überbracht." — manches gearbeitet: die ‚Wahlverwandtschaften'. — Ziegesarschen Familie: im Tgb. zuerst am 8. und 9. genannt. — der Mutter Brief: von Juni 3. — Zelter ... in einem Briefe: von Apr. 6 (beendet Mai 7); G. hatte Compositionen des jungen Karl E. an Zelter zur Beurteilung geschickt (vgl. G. an Zelter, Apr. 20).

421. Goethe, 1808 Juni 15 (Br. 20, 81), eigenhändig; Tgb. Juni 15: „[Brief] An meine Frau nach Lauchstädt mit dem Auszug aus Zelters Briefe, für Eberwein." — [S. 41.] die Russen: vgl. zu S. 40. — der alten Augelchen: Sylvie v. Ziegesar und Pauline Gotter. — beiliegende Blatt: vgl. S. 40. — [S. 42.] alles baar bezahlen zu müssen: Christiane an August, Anfang Juni: „Sei nur wegen der Ausgaben ruhig und denke nur, daß der liebe Vater so gut ist, daß er Dir gewiß geben wird, was Du brauchst, wenn er weiß, daß Du es ordentlich anwendest, und auf eine Kleinigkeit von mir kannst Du auch immer rechnen" (SG. 10, 13). — Die musikalischen Übungen: von G's Hauskapelle; vgl. S. 45 über das „Singechor". — Brief von der Barbua: im Tgb. unterm 14. vermerkt. — [S. 43.] das Service: vgl. S. 52.

Schien mir kluger zu seyn und weiser, als die mich erzeugten,
Und mit Ernst mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Gespielen geduldet,
Wenn sie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen:
Aber spotteten sie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten sie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er so stattlich trug und der erst heute verschenkt ward:
Fürchterlich ballte sich gleich die Faust mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich sie an und schlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu sehen wohin. Sie heulten mit blutigen Nasen,
Und entrissen sich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und so wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der statt anderer mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke seiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich selbst bedauert; denn vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur sinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und sich selber manches entziehn, um zu sparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe, beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schließen.

422. Goethe, 1808 Juli 2 (Br. 20, 101); eigenhändig. — [S. 43.] Die Ziegesarische Familie: sie war Juli 1 nach Franzensbad gereist (Tgb.). — [S. 44.] Frau von Staël: sie war Juni 9/19 abermals in Weimar gewesen; G. an Charl. v. Stein, Juli 2: „Frau von Staël in Weimar kann ich mir recht gut denken ... Sie treibt ihr Wesen ohne viel nach andern zu fragen. Sie wirkt, erregt wo nicht Bewunderung, doch Verwunderung, mißfällt besonders den Frauen, und läßt einen üblen Leumund hinter sich." — Brief, .. von Voß: d. h. dem Sohne Heinrich, im Tgb. Juni 28 vermerkt. — [S. 45.] das Singechor: vgl. zu S. 42. — wann Eberwein weggehen kann: zu Zelter nach Berlin; vgl. G. an Zelter, Sept. 19. — Marianchen: Frau v. Eybenberg; im Tgb. schon Juli 17 erwähnt. Vgl. zu Nr. 50.

Juli 5, Tgb.: „[Brief] An meine Frau nach Lauchstädt, wegen Dr. Kapp, mitgeschickt einen Brief von Auguste"; nicht bekannt.

423. Goethe, 1808 Juli 13? (Br. 20, 114), eigenhändig; Tgb. Juli 13: „[Brief] Nach Lauchstädt." — [S. 46.] hierher zu kommen: Tgb. Juli 9: „Mit Frau Generalin v. Berg nach 9 Uhr abgefahren ... Um 7 Uhr in Franzenbrunn"; G. blieb daselbst bis zum 21. Abends und traf am 22. früh 6 Uhr wieder in Karlsbad ein.

424. Goethe, 1808 Juli 22 (Br. 20, 117), eigenhändig; Tgb. Juli 21: „Nach Lauchstädt mit einer Assignation von 200 Thalern Sächsisch. Nach Lauchstädt eine Schachtel mit einem Häubchen." — [S. 47.] Schatel: so die Handschrift, Änderung nicht nöthig (Schatel in engem Anschluß an ital. scatola, wie Schatulle); auch Christiane braucht gelegentlich „Schadel" (vgl. zu Nr. 46).

425. Goethe, 1808 Aug. 1 (Br. 20, 124); eigenhändig. — [S. 47.] Niedermühle: unterhalb der Kegelbrücke an der Ilm (jetzt Karlsmühle). — Lauchstädter Aufenthalt: vgl. die Zwischenbemerkung nach Nr. 426. — [S. 48.] Bury: Tgb. Juli 23: „Überraschung durch Burys Ankunft"; 24: „Mittags Bury. Über Berlin, Dresden. Kunst und Leben"; 25: „Bury portraitirte. Von seinem Leben, Ereignissen, Arbeiten, Gesinnungen, Meinungen, Überzeugungen. Zusammen gegessen"; 26: „Bury portraitirte ... Mittags Bury"; 27: „Bury zeichnete ... Bury nahm Abschied." G. an H. Meyer, Aug. 17: ausführlich über Bury; „Ich habe meiner Frau etwas geschickt, was er hier gemacht hat. Wenn ich nicht irre, so werden Sie ihn von seiner besten Seite darin wieder erkennen." Das jetzt entstandene Bildnis G's von Bury (Umriß-

zeichnung, Zarncke: Kurzgefaßtes Verzeichniß Nr. 31), das, wie G. in den Tag- und Jahres-Heften 1808 erzählt, „meine Familie als erfreuliches Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte", befindet sich noch heute im Goethe-Haus zu Weimar. — Brief von Werner: aus Heidelberg, Juli 12 (SdGG. 14, 9).

426. Goethe, 1808 Aug. 7 (Br. 20, 131); eigenhändig. — [S. 49.] Die Schachtel: vgl. zu Nr. 424. — [S. 50.] Kriegsrath von Stein: Fritz v. Steins erste Frau Helene, geb. v. Stosch, war Juli 18 im Wochenbett gestorben. — Eberweins Wiederkehr: vgl. zu S. 45. — Dein Geburtstag: vgl. zu Nr. 37. — [S. 51.] in die Arbeit: Geschichte der Farbenlehre. — geschnittne Steine: G. erwarb deren 4 durch Vermittlung der Frau v. Eybenberg für 120 Thaler Sächsisch (Tgb. Aug. 7; G. an Frau v. Eybenberg, Aug. 7; vgl. auch G. an H. Meyer, Juli 3 und undatirt, Ende Juli, Br. 20, 123).

427. Goethe, 1808 Aug. 19 (Br. 20, 151), eigenhändig nur der Schluß von „Möchtest Du nun" an; im Tgb. unter Aug. 20 vermerkt. — [S. 52.] Das Service: vgl. S. 43. — [S. 53.] wenn sie wiedergekommen: von Schloß Wilhelmstal; die Herzogin war das ganze Jahr hindurch leidend.

428. Goethe, 1808 Aug. 28 (Br. 20, 160); eigenhändig. — [S. 55.] fleißig genug gewesen: Geschichte der Farbenlehre, ‚Die Wahlverwandtschaften', Hackerts Biographie; G. an Frau v. Eybenberg, Aug. 22: „Von mir kann ich so viel sagen, daß ich meine Tage gerade so zubringe, als wenn ich erst mein Fortkommen in der Welt suchen wollte. Ich bin unausgesetzt auf allerlei Weise fleißig."

Zwischenbemerkung nach Nr. 430. Frau Rath war am 13. Sept. gestorben. Vulpius an August, Sept. 21: „Hier traf sie [die Todesnachricht] am 17. ein, gerade an dem Tage, als Dein Vater hieher zurück kam. Das Haus war mit Kränzen, Guirlanden, Teppichen behangen, mit Orangeriebäumen besetzt, und die Fußboden mit Blumen bestreut. Nach Tische mußte es Deinem Vater gesagt werden. Er war ganz hin" (GJ. 10, 17).

431. Goethe, 1808 Oct. 4 (Br. 20, 172); eigenhändig. — [S. 57.] Eh ich von Erfurt abgehe: Tgb. Oct. 4: „Um 2 Uhr nach Weimar." — Zum Schauspiel: Tgb. Sept. 29: „Gegen Abend nach Erfurt. Zum Schauspiel kam ich zu spät. Es war [Racines] ‚Andromache'." — dem Kaiser aufgewartet: vgl. S. 60. — Deine Gesellschafterin: Caroline Ulrich.

Oct. 8, Tgb.: „[Brief] An meine Frau nach Frankfurt."
Oct. 10, Tgb.: „[Brief] An Frau Geh. Räthin von Goethe nach Frankfurt am Main."

432. Goethe, 1808 Oct. 12 (Br. 20, 175); eigenhändig. — [S. 58.] **Sartorius und Frau:** im Tgb. unter Oct. 8 zuerst genannt. — **pflege ihn wohl:** von Auguste Erkrankung (Ruhr) im September hatte G. durch Achim v. Arnims Brief, Sept. 29, erfahren (SdGG. 14, 135); vgl. G. an August, Dec. 5, an Thibaut, 1809 Jan. 22, A. v. Arnim an Bettina, Sept. 27 (R. Steig: Achim von Arnim und Bettina Brentano S. 202).

433. Goethe, 1808 Oct. 16 (Br. 20, 182), eigenhändig; links von der Unterschrift (S. 59) klebt eine kleine dreieckige Probe von hellrotem, geripptem Seidenstoff. — [S. 58.] **Sanct Annen-Ordens:** Tgb. Oct. 15: „Annen-Orden"; Kaiser Alexander von Rußland hatte ihn jetzt an G. und Wieland verliehen. — **Orden der Ehrenlegion:** im Tgb. Oct. 14 vermerkt; von Napoleon an G. und Wieland verliehen. — [S. 59.] **Sartorius und Frau:** nach dem Tgb. waren sie am 16. Mittage bei G., reisten am 19. ab. — **Pflege ... August:** vgl. zu S. 58. — **wegen des Bürgerrechtes:** vgl. zu S. 62. — [S. 61.] **ein alter Freund: Schönborn;** Tgb. Oct. 17: „Der alte Freund Schönberg [irrig für: Schönborn], über dessen bisheriges Leben, Reisen. Gegenwärtige Lage." — **Den Fürsten Primas:** Tgb. Oct. 7: „Sprach den Fürst Primas [Dalberg] bei Frau von Wolzogen." — **Carolinen:** Ulrich.

434. Goethe, 1808 Oct. 25/6 (Br. 20, 187), eigenhändig; Antwort auf einen nach Riemers Tgb. Oct. 20 eingetroffenen Brief Christianens. Tgb. Oct. 27: „[Brief] An meine Frau nach Frankfurt am Main. Wegen dem Bürgerwerden pp. Eingeschlossen an Landrath Schlosser." — [S. 61.] **Herzogin:** Tgb. Oct. 25: „Kam die Herzogin ins [Mineralogische] Museum, in den Botanischen Garten ... Abreise der Herrschaft nach Tafel." Vgl. S. 63. — **Deiner Gefährtin:** Caroline Ulrich. — **Die Göttingischen Freunde:** Sartorius und dessen Frau; während deren Anwesenheit Tgb. Oct. 13: „Abends Concert." — **Eberwein:** vgl. zu S. 45. — [S. 62.] **Hofkammerrath:** Kirms. — **Wegen des Bürgerwerdens:** vgl. das Folgende und S. 59, sowie die ausführliche Darstellung über G's (Ende 1817 erfolgtes) Ausscheiden aus dem Frankfurter Bürgerverbande von Rudolf Jung (GJ. 13, 213). —

Souverain: Fürst-Primas v. Dalberg. — mit den Trauscheinen: vgl. I 542; in ihm ist über Christianens Alter keine Angabe gemacht. — Schlosser schreibe ich beiliegend: unter Oct. 26: „Daß die Meinigen in dem gegenwärtigen Augenblick das Frankfurter Bürgerrecht gewinnen, ist eigentlich nicht unumgänglich nothwendig. Es war ein Wunsch von mir, um auch für die Zukunft alles arrangiert zu sehen. Da aber so manche Dinge dabei zur Sprache kommen, die man lieber nicht anregt, so dächte ich, man könnte die Sache gegenwärtig ruhen lassen und in der Folge bei günstiger Gelegenheit mit dem Gesuch wieder hervortreten. — Aufrichtig zu sein, so sind wir in unsern Verhältnissen gewöhnt, oder verwöhnt, daß in Fällen, wo etwas Versäumtes nachzuholen, etwas Verfehltes zu verbessern ist, der Souverain, mit Beseitigung üblicher Formen, den Mantel der Gnade überzieht und das Vergangne der Vergessenheit widmet. Ich glaube wohl, daß dorten, bei kaum veränderter Verfassung, dergleichen nicht so ganz leicht sei. Da wir aber nicht gedrungen sind, so warten wir lieber einige Zeit ab. Vielleicht gelingt es mir einmal persönlich, um so mehr, als ich hoffen kann, meine liebe Vaterstadt auch wieder zu sehen und unserm Fürsten aufzuwarten schuldig bin." — [S. 63.] Auf dem Napoleonsberge: d. h. auf dem Windknollen, wo der Grenzstein Nr. 15 der Flurgrenze Jena-Cospeda „Napoleonstein" genannt wird, weil Napoleon dort in der Nacht vor der Schlacht bei Jena biwakirt hat. — Der Bremische: Nikolaus Meyer; er zog, aus Gesundheitsrücksichten Bremen verlassend, nicht nach Weimar, sondern nach Minden. Doch zogen die Erwägungen sich noch durch das ganze Jahr 1809 hin, so daß Christiane 1809 Ende März an August schreiben konnte: „Daß Meyer von Bremen Rath hier geworden ist, weißt Du wohl, und daß er auf Johanni zu uns nach Weimar zieht und Huschken sein Haus gekauft hat" (GJ. 10, 33). Vgl. S. 95f. und Christianens Brief an Nik. Meyer, 1809 Nov. 12 (C.-Meyer I 106). 435. Goethe, 1808 Oct. 31 (Br. 20, 195); eigenhändig. — [S. 64.] wieder in Weimar: seit Oct. 29 (Tgb.). — Eberwein ist wieder da: vgl. zu S. 45. Tgb. Oct. 30: „Gesang. Oberconsistorial-Rath Günther und Frau. Demoiselle Gotter von Gotha. Graf Borkowski und Bonnard." — ‚Sargino': (oder Der Zögling der Liebe), Oper von Paer, Oct. 29. — ‚Fridolin': (oder Der Gang nach dem Eisenhammer), Schauspiel von F. Holbein; in

Weimar erst 1809 Apr. 12 zum ersten Mal aufgeführt. Christiane hatte das Stück Oct. 27 im Frankfurter Theater gesehen (vgl. ihren Brief an August, Oct. 28, GJ. 10, 20). — [S. 65.] **Von Werner:** aus Zürich, Sept. 24 (SdGG. 14, 14). — **Oehlenschläger:** ein Brief desselben von Sept. 4 im Archiv (ungedruckt). — **Riemer legt etwas bei:** Brief an August, Oct. 30 (GJ. 10, 20).

436. Goethe, 1808 Nov. 7 (Br. 20, 199). — [S. 65.] **von Frankfurt abzugehen:** Christiane stellt die Abreise nach Heidelberg in ihrem Brief an August, Nov. 5, auf den 11. in Aussicht, doch verzögerte die Abreise sich bis zum 14. (GJ. 10, 21). — **vom 27. October:** Tag der Absendung, vgl. zu Nr. 434. — [S. 66.] **beim Theater Dinge vorgekommen:** in Folge der, bei Gelegenheit einer Unpäßlichkeit des Sängers Morhard, durch die Handlungsweise Caroline Jagemanns und Karl Augusts selbst herbeigeführten Spannung bat G. Nov. 10 den Herzog, ihn von einem Geschäft zu entbinden, das seinen Zustand als Theaterleiter „zur Hölle" mache (vgl. die eingehende Darstellung von Julius Wahle, SdGG. 6, 312). — **An August ... geschrieben:** s. S. 67. — **Herrn und Frau von Luck:** der erstere hatte sich in einem Briefe an G., Juli 24, freundschaftlich beklagt, daß August sie noch nicht besucht habe (GJ. 10, 81). Wie aus einem ungedruckten Briefe von Heinrich Voß an Christiane vom 8. December hervorgeht, begleitete Voß die Reisenden nach Schwetzingen und Mannheim; Voß schreibt: „Lucks, besonders sie, die lebendige Frau, ist noch ganz froh über Ihren Besuch; sie hat mir schon einmal geschrieben, und einmal durch den Baron von Könne bitten lassen, Sie auf das herzlichste zu grüßen."

Zur Zwischenbemerkung. [S. 67.] Riemers Tgb. Nov. 23: „Mittags traf die Geh. Räthin ein. ... Abends ... Ward der Geh. Räthin ein Ständchen von Janitscharen-Musik gebracht. Nachher ihr Tagebuch von der Reise vorgelesen"; Dec. 1: „Nach Tische mit Goethe, der Geh. Räthin die Theaterangelegenheiten besprochen. Goethes Vorschlag. Einwendungen dagegen und Offens"; Dec. 2: „Abends ... über Theaterangelegenheiten, und der Geh. Räthin Vorschlag von gänzlicher Separation der Oper vom Schauspiel und Drama überhaupt, auch des Personals."

437. Goethe, 1809 Apr. 30 (Br. 20, 320). — [S. 69.] **Fahrt nicht sonderlich bekommen:** Tgb. Apr. 29: „Abend und Nacht schlimm zugebracht", 30: „Früh im Bette geblieben." — [S. 70.] **unserer schönen Freundin:** Caroline Ulrich.

438. Goethe, 1809 Mai 2 (Br. 20, 322). — [S. 70.] auf dem Cabinet: dem mineralogischen; Tgb. Mai 2: „Auf dem Museum mit Lenz. Nachher mit Knebel ebendaselbst." — In meinen... Arbeiten: Geschichte der Farbenlehre, ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre'. — [S. 71.] Freundinnen aus der Nachbarschaft: Frommanns und Ziegesars in Drakendorf. — in der Nachbarschaft: bei Charl. v. Stein.

440. Goethe, 1809 Mai 5 (Br. 20, 324). — [S. 72.] die Freundinnen: vgl. zu S. 71. — ‚Hamlet': vgl. S. 74/5; er wurde am 17. aufgeführt. — ‚Herr Lorenz Stark': (oder Die deutsche Familie), Schauspiel nach Engels Roman von F. L. Schmidt, war am 3. aufgeführt worden. — [S. 73.] mit Karln: Eisfeld, G's Diener.

441. Goethe, 1809 Mai 9 (Br. 20, 327). — [S. 73.] das an Herrn Cotta: Tgb. Mai 9: „Packet an Cotta, enthaltend die Oehlenschlägerschen Trauerspiele und den Beitrag zum Damencalender", d. h. die das ‚Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810' eröffnenden, ersten vier Capitel des ersten Buches von ‚Wilhelm Meisters Wanderjahren'. — meine nothwendigsten Arbeiten: Geschichte der Farbenlehre. — [S. 74.] ‚Hamlet': vgl. zu S. 72. — Solltest Du 14 Tage in Jena zubringen: G. an Charl. v. Stein, Juni 6: „...ist doch alles, was mich in Jena umgibt, so trümmerhaft gegen vorige Zeiten, und ehe man sichs versieht, stolpert man einmal wieder über einen Erdhöcker, wo, wie man zu sagen pflegt, der Spielmann oder der Hund begraben liegt." — Carolinchen: Ulrich. — [S. 75.] die Freundinnen: vgl. zu S. 71. — beiden beigelegten Briefe: an J. F. H. Schlosser und Gerning (Tgb.).

442. Goethe, 1809 Mai 10 (Br. 20, 330). — [S. 75.] Deinen ausführlichen Brief: Tgb. Mai 10: „Botschaft von Weimar". — ‚Hamlet': vgl. zu S. 72.

443. Goethe, 1809 Mai 12 (Br. 20, 332); eigenhändig. — [S. 76.] Riemer: daß er G's Geduld durch „böse Laune" in der letzten Zeit „auf starke Proben gestellt" hatte (vgl. G. an Riemer, Mai 19), verschweigt G. Christianen. — was ich arbeite: ‚Wahlverwandschaften'.

Zur Zwischenbemerkung. Riemers Tgb. Mai 18: „Kam Frau v. Goethe, mit der Bibliothekar Vulpius", 19: „Ging die Geheimeräthin nach Weimar zurück."

444. Goethe, 1809 Mai 26 (Br. 20, 337); eigenhändig. — [S. 77.] etwas thun kann: Geschichte der Farbenlehre und ‚Wahlverwandtschaften'. — der Herzog: er verließ Jena schon am 27. Abends wieder (Tgb.).

Zur Zwischenbemerkung. Riemers Tgb.: „Kam Frau Geheime Rath mit Wolffs, Elsermann und Lortzing. Mit den Frauenzimmern aufs [mineralogische] Cabinet und auf die Plattform des Schlosses. Mittags speisten wir sämmtlich bei Frommanns. Fuhren die Damen nach der Trießnitz. Abends wieder bei Frommanns." Vgl. den Schluß von Nr. 445.

445. Goethe, 1809 Mai 30 (Br. 20, 338). — [S. 77.] Kaaz: er veranstaltete in Weimar und Jena eine Ausstellung seiner Gemälde und gab der Prinzessin Caroline einige Wochen hindurch Zeichenunterricht (vgl. G. an Kaaz und H. Meyer, Mai 30, an Charl. v. Stein, Juni 6, und W. v. Biedermann: Goethe und Dresden, S. 123/5). — in der Arbeit: ‚Wahlverwandtschaften'. — [S. 78.] Gesellschaft, die Dich neulich begleitete: vgl. die Zwischenbemerkung nach Nr. 444.

446. Goethe, 1809 Juni 2 (Br. 20, 347). — [S. 78.] Meine Arbeiten: ‚Wahlverwandtschaften'. — Deinem Gaste: Kaaz, vgl. zu S. 77. — ‚Hamlet': er wurde am 3. wiederholt.

447. Goethe, 1809 Juni 3 (Br. 20, 349). — [S. 79.] durch die Freunde: wahrscheinlich Frommanns. — Bauanlagen in der Ackerwand: vgl. S. 80. — Das Beigeschlossene: Tgb. Juni 3: „Aufsatz an Herrn von Müffling", den Bebauungsplan betreffend.

448. Goethe, 1809 Juni 6 (Br. 20, 350). — [S. 80.] Die Freundinnen: vgl. zu S. 71. — Werner: Tgb. Juni 4: „Bibliothekar Walch und Werner. . . . Abends mit Major von Knebel zu Frommanns, wo Werner und Gries, Demoiselle Seidler, Madame Bohn und Demoiselle Wesselhöft. Las Werner seine neue Ballade von den drei Freiern vor", d. h. ‚Die drei Reiter. Ballade. Ein Ehestands-Lied'. — Bauplätzen im Welschen Garten: vgl. S. 79. Tgb. Juni 5: „Über die neuen Bauanlagen in der Ackerwand nachgedacht." — [S. 81.] meinen Arbeiten: ‚Wahlverwandtschaften'. — [S. 82.] Prinzeß: Caroline; vgl. zu S. 77. — Unzelmann: im Tgb. nicht erwähnt; er hatte im Nov. 1808 Demoiselle Silie geheiratet.

450. Goethe, 1809 Juli 25 (Br. 21, 11); auf der Adresse der Zusatz: „nebst einer Schachtel". — [S. 83.] Wir: G. mit Riemer. — am Roman: ‚Wahlverwandtschaften'.

451. Goethe, 1809 Juli 28 (Br. 21, 12); bis zur ersten Unterschrift „G." eigenhändig. — [S. 84.] der kleinen Nachbarin: nicht ermittelt. — Kaaz: er war vom 26. bis Aug. 2 in Jena (Tgb.); vgl. S. 86. — Cabinet: Mineralogisches Museum. — des Romans: ‚Wahlverwandtschaften'; den Anfang hatte G. am Morgen dieses Tages in die Druckerei geschickt und erhielt am 30. den ersten Bogen (Tgb.). — [S. 85.] unsres guten Knaben: August sollte nach Schluß des Semesters Heidelberg verlassen, dessen Klima ihm nicht zu bekommen schien, und vom Herbst an in Jena seine Studien fortsetzen. — der Essig: vgl. S. 87. 89.

452. Goethe, 1809 Aug. 1 (Br. 21, 17). — [S. 86.] Hofräthin Schopenhauer: G. war mit ihr Juli 27 Abends bei Frommanns zusammen gewesen (Tgb.). — Knebel: dessen eheliche Verhältnisse Schwierigkeiten bereiteten; vgl. G's Brief an Knebel von Juli 11 und H. v. Knebel-Doeberitz: Carl Ludwig v. Knebel S. 86. — Der Knabe: Knebels dreizehnjähriger Sohn Karl. — [S. 87.] des Romans: ‚Wahlverwandtschaften', vgl. zu S. 84. — Essig: vgl. S. 85. — Badewanne: vgl. S. 88/9. — Rolle mit Kupferstichen: sie traf, von H. Meyer gesendet, am 2. ein (Tgb.); vgl. G. an H. Meyer, Aug. 11.

453. Goethe, 1809 Aug. 4 (Br. 21, 22). — [S. 87.] Bibliothekarius: Vulpius. — [S. 88.] unsre Geschäfte: Drucklegung der ‚Wahlverwandtschaften', wobei Riemer half.

454. Goethe, 1809 Aug. 5 (Br. 21, 29). — [S. 89.] Essig: vgl. S. 85. — Sonnabend: vgl. zu S. 90. — die Wanne: Tgb. Aug. 6: „Zum ersten Mal gebadet", weitere Bäder im Tgb. vermerkt unter Aug. 7. 8. 10. 17, Sept. 4.

454a. Riemer (in Goethes Auftrag), 1809 Aug. 8 (bei G's Briefen an Christiane). — [S. 89.] Einige Besuche: Clemens Brentano und die Familie Ziegesar von Drakendorf (Tgb.). — Egerwasser: d. h. Franzensbader; Tgb. Aug. 9: „Egerwasser im botanischen Garten getrunken." — [S. 90.] auf den Sonnabend: Aug. 12, unter dem Riemers Tgb. bemerkt: „Früh ging die Geh. Räthin hier durch nach Gera", während G's Tgb. keinen Vermerk enthält.

Zur Zwischenbemerkung. Daß Christiane auch in Köstritz und Ronneburg gewesen war, ersehen wir aus Riemers Tgb. vom 21.

455. Goethe, 1809 Aug. 22 (Br. 21, 39). — [S. 90.] Was August betrifft: er brauchte für den Rest seines Aufenthaltes in Heidel-

berg noch einen „Nachschuß" an Geld; vgl. G's Brief an ihn vom 24., dem ein nicht bekannter „Brief an Cotta" beilag nebst einer Anweisung auf 360 Gulden (Tgb.). — Inliegendes: nicht bekannt.

Zur Zwischenbemerkung. Nach Riemers Tgb. waren die in G's Tgb. vom 28. Genannten schon am 27. in Jena eingetroffen; Riemer vermerkt weiter: „Zu Hanburys. Unterhaltung über Verdienstlichkeit in der Liebe, oder Glück. Man kann niemals sagen, daß man die Liebe verdiene, sie ist ein freies Geschenk. — 28. August. Früh gingen die Damen zu Goethe, den sie mit Gesang und Blumen aufweckten. Mit Goethe und den Damen auf die Museen. ... Nach Tische Guitarre."

456. Goethe, 1809 Aug. 29 (Br. 21, 47). — [S. 91.] in meinen Fleiß zurückgekehrt: ‚Wahlverwandtschaften'.

457. Goethe, 1809 Sept. 2 (Br. 21, 49); eigenhändig. — G. gleichzeitig an Charl. v. Stein: „Die gestrige Anwesenheit unsrer gnädigsten Herrschaften erleichterte mir die Gewährung des Wunsches, noch eine Zeit lang hierbleiben zu können, ja nicht eher wegzugehen als nach völlig vollbrachter Arbeit", d. h. nach Fertigstellung des Drucks der ‚Wahlverwandtschaften'.

458. Goethe, 1809 Sept. 5 (Br. 21, 50). — [S. 92.] unserer Arbeit: ‚Wahlverwandtschaften'. — das Theater: die Spielzeit in Weimar hatte schon Aug. 19 begonnen. — Die Herrschaften: vgl. Nr. 457.

459. Goethe, 1809 Sept. 8 (Br. 21, 56). — [S. 93.] unsern Arbeiten: ‚Wahlverwandtschaften'. — Briefen von Frau von Schiller und Werners: jener aus Rudolstadt, Aug. 27 (GJ. 4, 259), dieser aus Tübingen, Aug. 22 (SdGG. 14, 38). — [S. 94.] Knebel: vgl. zu S. 86. — Rinaldo: der Sohn von Christianens Bruder; vgl. S. 118. 163.

460. Goethe, 1809 Sept. 10 (Br. 21, 59), eigenhändig; im Tgb. schon unterm 9. vermerkt, mit dem Zusatz „durch Frau Stallmeister Seidler". — [S. 94.] der Nachbarin: Frau des Kammermusicus Hirschfeld.

461. Goethe, 1809 Sept. 12 (Br. 21, 62). — [S. 95.] Mein Geschäft: ‚Wahlverwandtschaften'. — Freund Meyer: Nikolaus M., vgl. zu S. 63.

462. Goethe, 1809 Sept. 15 (Br. 21, 64). — [S. 96.] ein Bändchen: Teil 1 der ‚Wahlverwandtschaften'; vgl. S. 99. — [S. 97.] künftigen Mittwoch: Sept. 20.

463. Goethe, 1809 Sept. 20 (Br. 21, 74); im Tgb. schon unterm 19. vermerkt. — [S. 97.] August: er wurde Anfang October aus Heidelberg zurückerwartet, traf aber schon Sept. 25 oder 26 in Weimar ein.

464. Goethe, 1809 Sept. 22 (Br. 21, 75). — [S. 98.] Die gestrigen Freunde: „Dr. [Nikolaus] Meyer und Lortzing von Weimar. Dieselben zu Tische. ... Befand mich nicht ganz wohl, doch ging der Anfall bald vorbei" (Tgb.). — [S. 99.] ersten Theil des Romans: vgl. Nr. 462.

465. Goethe, 1809 Sept. 26 (Br. 21, 81). — [S. 100.] des Gartenhauses: am Garten der Stadtwohnung.

466. Goethe, 1809 Sept. 30 (Br. 21, 94); im Tgb. schon unterm 29. vermerkt.

467. Goethe, 1809 Oct. 2 (Br. 21, 106), eigenhändig; im Tgb. nicht vermerkt. — [S. 102.] unserm Geschäft: ‚Wahlverwandtschaften'.

1810 März 12, Riemers Tgb.: „Um 9 Uhr von Weimar gefahren. Meinte die Geh. Räthin und Demoiselle Ulrich sehr."

469. Goethe, 1810 März 13 (Br. 21, 206), der letzte Absatz eigenhändig; zur Datirung Tgb. März 13: „Briefe nach Weimar". — [S. 104.] des Wachholderbaums: dieser, wahrscheinlich der älteste Baum im Garten am Park, 43 Fuß hoch, am Fuß 17 Zoll im Durchmesser, war durch einen heftigen Sturm in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1809 umgebrochen worden; Tgb. 1809 Febr. 4: „Um 11 Uhr in den untern Garten, den umgestürzten Wachholderbaum zu besehen. Mittags Professor Oken. Nach Tische mit ihm und der Familie nochmals in den Garten. Kam Professor Meyer und Professor Voigt dahin." Goethe berichtet über das Ereignis in seinen Briefen an August von 1809 Febr. 5 und März 31. Die auf seine Veranlassung angefertigten Zeichnungen des Baumes befinden sich in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar. Vgl. S. 108. 114 und Wilhelm Bode: Goethes Leben im Garten am Stern S. 340/2.

470. Goethe, 1810 März 14 (Br. 21, 208). — [S. 105.] Das Tagebuch: d. h. das jedenfalls von Caroline Ulrich geschriebene Brieftagebuch über die Ereignisse von 12./4. März; Tgb. März 14: „Abends Sendung von Weimar". — Nachschrift. wegen des Balles: In den EWr. 1810, 100/1 findet sich ein Brief des Rechtscandidaten P. v. Lowtzow in Jena (wahrscheinlich eines Studien-

Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schauet hinab, wie herrlich liegen die schönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter;
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.

Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
Sohn, mehr wünschest du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht die falsche zu greifen am meisten.
Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet,

genossen Augusts) an Christiane, der eine Einladung nach Jena enthält.

471. Goethe, 1810 März 23 (Br. 21, 212). — [S. 106.] Saul: vgl. S. 108. Alfieris Tragödie wurde in Knebels Übersetzung 1811 Apr. 6 zum ersten Mal in Weimar aufgeführt. — zur schönen ‚Müllerin': Paesiellos Oper wurde am 24. in Weimar aufgeführt.

472. Goethe, 1810 März 27 (Br. 21, 218), eigenhändig; die Datirung der Weimarer Ausgabe auf den 24. kann nicht richtig sein, da es unterm 24. im Tgb. heißt: „August war nach Weimar gegangen", unterm 26.: „kam August", d. h. von Weimar zurück. Unterm 27. vermerkt das Tgb. Besuche von B. R. Abeken, Dr. Seebeck und v. Hendrich, ferner „Zu Mittag August. ... Die ‚Belagerung von Smolensk' an Herrn Genast. Verschiedene Expeditionen an Herrn Hofkammerrath Kirms", was alles zum Inhalt von G's Brief paßt. — [S. 107.] des Treuterischen Hauses: vgl. Nr. 473. — die Dose: ein Geschenk von Leon de Yacovleff, mit dem G. 1807 in Karlsbad verkehrt hatte; damals hatte G. das Kunstwerk bereits gesehen (Tgb. 1807 Juni 26). Der Besitzer übersandte die Dose mit Brief von 1809 Dec. 30 von Stuttgart aus, G. dankte 1810 Febr. 5 (Br. 30, 129). Vgl. S. 124, sowie G. an K. F. v. Reinhard, 1810 Apr. 22, ferner A. Fresenius: Br. 22, 405/6. — August ... dämmert: d. h. ist nach seiner Gewohnheit in „Dumpfheit" und Träumerei versunken, weshalb er auch den Spitznamen „Dämmerfürst" erhielt (S. 184 unten); vgl. auch G's Urteil über das Wesen des Sohnes S. 110. Das Wort „dämmern" scheint im Jahre 1808 aus dem Heidelberger Studentenkreis in Goethes Familiensprache aufgenommen worden zu sein, denn Christiane schreibt, nach ihrer Rückkehr aus Frankfurt, von Weimar aus Nov. 30 an August: „Das Wort Dämmern hat hier sehr viel Beifall gefunden" (GJ. 10, 24); vgl. B. Suphan: GJ. 10, 82.

473. Goethe, 1810 März 29 (Br. 21, 218). — [S. 107.] Dienstags: am 27., vgl. den Anfang von Nr. 472. — Treutersche Haus: zum Ankauf dieses Nachbargrundstücks kam es erst 1815; vgl. S. 379, sowie G. an August 1815 Juli 11, an A. Genast 1815 Juli 15 und an Soph. Carol. v. Hopfgarten, 1818 Jan. 2. — [S. 108.] ‚Saul': vgl. zu S. 106. — Holz des Wachholderbaums: vgl. zu S. 104. — Hof-Trauer: wegen des März 10

eingetretenen Todes der Prinzessin Dorothea von Braunschweig, einer Schwester der Herzogin-Mutter Anna Amalia. — [S. 109.] Vermählungsfeierlichkeiten: Prinzessin Caroline heiratete am 1. Juli d. J. den Erbprinzen Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; vgl. S. 161. — Brief von Schlossern: vgl. S. 124. — das Kind: den vierjährigen Sohn Karl Wolfgang.

474. Goethe, 1810 März 30 (Br. 21, 222). — [S. 110.] Meine Arbeiten: Geschichte der Farbenlehre. — August: er ging nach Weimar, um die am 31. stattfindende Aufführung des ‚Hamlet' zu sehen (vgl. Nr. 475); Apr. 2 war er nach dem Tgb. wieder in Jena. — Kümmeltürkisches: „Kümmeltürke" nach Grimms Wörterbuch studentischer Ausdruck für „Philister", nach F. Kluges Etymologischem Wörterbuch dagegen bedeutet er in der Studentensprache seit 1790 den „aus dem Umkreise der Universitätsstadt gebürtigen Studenten"; vgl. zu S. 107. — [S. 111.] Deinen hübschen Secretär: Caroline Ulrich.

475. Goethe, 1810 Apr. 3 (Br. 21, 224). — [S. 111.] Aufführung des ‚Hamlets': März 31. — ziemlich weit sein: mit der Drucklegung des Polemischen Teils und der Redaction der Geschichte der Farbenlehre. — [S. 112.] Karl: G's Diener Eisfeld.

476. Goethe, 1810 Apr. 13 (Br. 21, 227). — [S. 113.] Schirmvoigt: August, der die Osterferien teils in Weimar, teils auf einer Reise zur Jagd nach Gerstungen verbrachte; vgl. zu S. 119. — an Herrn Geh. Rath von Voigt: Brief (vom 13., Tgb.) nicht bekannt, ebenso wenig die Angelegenheit, von der auch S. 115. 140. 166 die Rede ist, und die vermutlich Vermögensverhältnisse Caroline Ulrichs, die eine Waise war, betraf.

477. Goethe, 1810 Apr. 17 (Br. 21, 231); auf der Adresse der Zusatz: „nebst einer Kiste". — [S. 113.] Der Bibliothekar: Vulpius.

478. Goethe, 1810 Apr. 17 (Br. 21, 231). — [S. 114.] Wachholderbaum: vgl. zu S. 104. — Unsere Geschäfte: vgl. zu S. 111. — der Bibliothekar: Vulpius. — Schreiber dieses: Riemer. — [S. 115.] Wegen Carolinchen: vgl. zu S. 113. — ‚Schweizerfamilie': Oper von Weigl, am 14. aufgeführt. — an Ludecus: Tgb. Apr. 17: „Avisbrief an Frege nach Leipzig wegen der 800 Thaler, zugleich Anweisung derselben an Ludecus."

479. Goethe, 1810 Apr. 20 (Br. 21, 237). — [S. 115.] Einladung: wahrscheinlich zum 22., Ostersonntag. — das Schwerste:

Abschluß der Farbenlehre. — [S. 116.] **Feierlichkeiten in Cleve:** man hatte den Jahrestag der Katastrophe, bei der die siebzehnjährige Johanna Sebus den Tod fand (in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1809), und Napoleons Geburtstag, als welcher lange Zeit Januar 7 (statt August 15) galt, zusammen gefeiert. — **den neuen Capellmeister:** Aug. Eberh. Müller (seit 1810), Nachfolger von Destouches. — **auf unsere Bank:** die beiden Schreiben G's an die Hoftheater-Commission von Apr. 20 und 22 beziehen sich auf diese Angelegenheit (danach hatte G. selbst früher auf der fraglichen Bank, die „unmittelbar an die Bank der Kammerfrauen" stieß, gesessen). — [S. 117.] **Nachschrift. zum Feste:** Ostern, Apr. 22.

480. Goethe, 1810 Apr. 24 (Br. 21, 246). — [S. 117.] **unsere Arbeit:** Abschluß der Farbenlehre.

481. Goethe, 1810 Apr. 27 (Br. 21, 246). — [S. 118.] **Die Freundinnen:** Frau Frommann und Ziegesars. — **Wagnern:** Hofgärtner. — **Rinaldo:** vgl. zu S. 94. — [S. 119.] **unser Vorhaben:** vgl. zu S. 117.

482. Goethe, 1810 Apr. 29 (Br. 21, 253). — [S. 119.] **Besuch von Auguste:** am selben Tage; Tgb.: „Kam Auguste. Nachher Lortzing. Auguste aß mit uns und erzählte von seinen Jagdfreuden in Gerstungen und ritt nach Tische weg." — **für Aten:** die Köchin, deren wirklicher Name nicht zu ermitteln war; vgl. S. 168. 177. 202. — **Schillers Gedächtnißfeier:** an deren Schluß wieder, wie schon 1805/6, das ‚Lied von der Glocke' scenisch dargestellt und G's ‚Epilog' dazu (um 1 Strophe bereichert) von Amalie Wolff gesprochen werden sollten.

483. Goethe, 1810 Mai 1 (Br. 21, 261). — [S. 120.] **Karl:** der Diener Eisfeld. — **beiden Orden:** die zu S. 58 genannten. — [S. 121.] **Büste der Prinzeß:** Caroline, vgl. zu S. 109. — [S. 122.] **Die Portefeuilles:** vgl. S. 120.

484. Goethe, 1810 Mai 2 (Br. 21, 270); Christiane sollte den Brief Zimmern übergeben, deshalb die Adresse: „An Herrn Zimmer, angesehenen Buchhändler zu Heidelberg, gegenwärtig in Weimar". — [S. 122.] **wegen des bewußten Geschäftes:** Begutachtung von sechs Zeichnungen des Cölner Doms, die Sulpiz Boisserée übersandte; vgl. dessen Brief an G. von Mai 8 (Sulpiz Boisserée 2, 1) und G's Briefe an K. F. v. Reinhard, Mai 14, und an Boisserée, Mai 15.

485. Goethe, 1810 Mai 7 (Br. 21, 275). — [S. 122.] allerlei Späße: Tgb. Mai 6: „Kam Auguſt. ... Eberwein, der mit uns ſpeiſte. Tanzmeiſter von Rudolſtadt. Nach Tiſche ruſſiſche Lieder". — [S. 123.] unſrer Anſtalt: G's Hauskapelle.

Zur Zwiſchenbemerkung. Riemers Tgb. Mai 14: „Zu Knebel, wo Goethe und ſeine Frau. Eiferſüchtiges Weinen derſelben. Deßhalb bald nach Hauſe. Nachher zuſammen, doch Sie ohne Antheil"; Mai 15: „Mittags die Geh. Räthin zu Tiſche. Verdrießlichkeiten aus Eiferſucht. Apaiſirt hernach."

486. Goethe, 1810 Mai 16 (Br. 21, 302). — [S. 124.] Stier von Bronze: G. hatte dieſes aus dem 16. Jahrh. ſtammende italieniſche Kunſtwerk durch Knebels Vermittelung erworben; vgl. G. an Knebel, Mai 16 und Juni 12, ſowie M. Schuette: Das Goethe-National-Muſeum zu Weimar S. 35. — Doſe: vgl. zu S. 107. — Brief von Schloſſern: vgl. S. 109.

487. Goethe, 1810 Mai 16/9 (Br. 21, 303); Tgb. Mai 19: „Stecknadeln an Madame Herder und meine Frau. Nähnadeln an letztere. 1 Dutzend zinnerne Löffel an dieſelbe. 2 Sätze Strickнadeln deßgleichen. Alles an Herrn Obriſt von Hendrich adreſſirt. Geld nach Franzensbrunn für 2 Kiſten Egerwaſſer. Glaskrug an Auguſt." — [S. 125.] großen Quarzfelſen: zwiſchen Aſch und Franzensbad; Auguſt hatte ihn 1807 Sept. 8 kennen gelernt (Tgb.); der Felſen gehört zur ſogenannten Komersreuter Schweiz. Vgl. auch ‚Briefwechſel und mündlicher Verkehr zwiſchen Goethe und dem Rathe Grüner' S. 203. — [S. 126.] Merſeburger Arzt: Schlegel, vgl. S. 128. — [S. 127. junſer Quartier: ‚Drei Mohren'. — [S. 128.] Deinen lieben Secretarius: Caroline Ulrich.

488. Chriſtiane, 1810 Mai 24 (in beſondrem Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand, von „Gleich nach der Rückkehr" an eigenhändig. — [S. 129.] zur Vermählung: vgl. zu S. 109. — nach Ronneburg: vgl. S. 165/6. — der neue Capellmeiſter: A. E. Müller, vgl. zu S. 115. — [S. 130.] Frau von Wolzogen: ſie reiſte nach der Schweiz, um ihren Sohn Adolf nach Verdun zu bringen (vgl. Charl. Schiller an G., Juni 18, GJ. 4, 267); ihr Gatte war 1809 geſtorben. — ‚So ſind ſie alle': Mozarts Oper; wegen der Aufführung (Juni 2) unter Leitung des neuen Capellmeiſters A. E. Müller vgl. S. 137/8. — Cölner Bilder: die zu Nr. 484 genannten Zeichnungen. — Karl Schiller: er ging nach Tübin-

gen, um Forſtwiſſenſchaft zu ſtudieren. — [S. 131.] Meerweibchen: vgl. zu I 242.

489. Goethe, 1810 Mai 27 (Br. 21, 313). — [S. 132.] für künftige Arbeiten: ‚Dichtung und Wahrheit', wozu G. jetzt Schemata dictirte.

490. Goethe, 1810 Juni 3/5 (Br. 21, 315); im Tgb. unterm 6. vermerkt. — [S. 134.] Dein lieber Brief: Nr. 488, Juni 1 in Karlsbad angekommen (Tgb.). — Shawl: Tgb. Juni 1: „Shawls angeſehen". — [S. 136.] Exemplare eines Gedichts: ‚Der Kaiſerin Ankunft', das erſte der „im Namen der Bürgerſchaft von Karlsbad" verfaßten Gedichte; die Überreichung fand erſt am 6. ſtatt.

491. Goethe, 1810 Juni 6 (Br. 21, 318), eigenhändig; auf der von Riemer geſchriebenen Adreſſe der Zuſatz: „mit einem Packet [den Shawl enthaltend] in ſchwarzem Wachstuch unter derſelben Adreſſe 100 fl. an Werth"; abgeſandt Juni 7 (Tgb.). — [S. 136.] alle drei: G., Riemer und wahrſcheinlich Herr v. Tümpling aus Jena.

492. Chriſtiane, 1810 Juni 6 (in beſondrem Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand; letzter Satz eigenhändig. — [S. 137.] unſerm jenaiſchen Aufenthalt: Nach Knebels Briefen an G. von Juni 3 und an ſeine Schweſter von Juni 4 (deren Briefwechſel S. 451) iſt anzunehmen, daß Chriſtiane Knebeln Nr. 487 mitgeteilt habe. — Die Hoheit: Maria Paulowna. — die kleine Prinzeß: Maria, zweijährig; vgl. S. 149. — Der Obriſt: v. Hendrich. — ‚So ſind ſie alle': vgl. zu S. 130. — [S. 139.] Die Ruſſen: unter ihnen der Secretär der Großfürſtin Maria Paulowna Lewandowsky (vgl. Charlotte v. Schiller und ihre Freunde 1, 595). — die Prinzen: die S. 145 genannten. — [S. 140.] dem kleinen Secretarius: Carol. Ulrich. — wegen ihrer Angelegenheit: vgl. zu S. 113. — Tochter von dem Syndicus: J. G. Schloſſers Tochter aus zweiter Ehe Henriette, die 1809 den Kaufmann Haſenclever geheiratet hatte. — [S. 141.] den 12. Juli: vgl. S. 160 und zu I 76.

493. Goethe, 1810 Juni 12 (Br. 21, 325). — [S. 142.] die ſächſiſchen Herrſchaften: außer der S. 135 genannten Prinzeſſin Marianne Prinz Anton und deſſen Familie. — [S. 143.] Hochzeitfeſte: vgl. zu S. 109. — Beiliegendes: nicht bekannt.

494. Chriſtiane, 1810 Juni 14 (in beſondrem Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand, von „Du kannſt mir aber" an eigenhändig. — [S. 144.]

Hofkammerrath: Kirms. — ‚Götz': er war unter Iffland bereits 1805 in Berlin aufgeführt worden (vgl. G. an Zelter 1805 Oct. 12). Wegen des um diese Zeit von der Mannheimer Bühne gewünschten Manuscripts schrieb G. Juni 27 und Aug. 20 an Kirms. — ‚Rochus Pumpernickel': Quodlibet von Stegmayer, Juni 9 und 11 aufgeführt (vgl. G. an die Hoftheater-Commission, Mai 7). — Herr Capellmeister: A. G. Müller. — [S. 145.] neuen Tanzmeister: Name nicht ermittelt. — Schillers Kinder: Ernst und Caroline; vgl. Schillers Frau an G., Juni 18 (GJ. 4, 265/6). — Triolet: eine besondere Art von Ecossaise. — Montecuculi, Virgotine: in den mir zugänglichen Werken über den Tanz von R. Voß und F. M. Böhme nicht zu ermitteln. — Prinzen von Mecklenburg: Erbprinz Friedrich Ludwig, als Bräutigam, und Prinz Gustav; am 13. war außer dem Prinzen Wilhelm von Preußen auch Prinz Leopold von Hessen-Homburg in Weimar eingetroffen (FB.). — Prinz Bernhard: vgl. S. 141. — [S. 146.] im Garten-Haus: im Garten der Stadtwohnung. — Die Gedichte: die Exemplare des zu S. 136 genannten. — das Portefeuille: vgl. Nr. 484.
495. Christiane, 1810 Juni 19/20 (in besondern Umschlag); Carol. Ulrichs Hand. — [S. 147.] eigenhändiger Brief: Nr. 491. — von den Gedichten: Exemplar des zu S. 136 genannten. — Prinzeß: Caroline. — [S. 148.] Unsere Tanzstunden: vgl. S. 145. — ein Zettelchen: nicht überliefert. — proper: hier in der älteren Bedeutung: eigentümlich. — [S. 149.] Hoheit: Maria Paulowna. — kleine Prinzeß: Maria, vgl. S. 137. — Hofmarschall: v. Egloffstein. — beiden Prinzen: von Mecklenburg-Schwerin, vgl. zu S. 145. — die Gedichte: Exemplare des zu S. 136 genannten. — unsere neuen Tänze: vgl. S. 145. — [S. 150.] nach dem Bade: Teplitz. — ein kleines Gedicht: G. konnte zur Vermählungsfeier der Prinzessin Caroline zu seinem Leidwesen keine poetische Gabe darbringen (vgl. S. 157), auch nachträglich gelang es ihm nicht; vgl. Gräf 7, 494 zu Nr. 981. — ‚Der 24. Februar': von Zach. Werner, Juni 18 (erste Aufführung in Weimar Febr. 24 dieses Jahres). Daß die Mecklenburgischen Prinzen das Stück besonders zu sehen gewünscht hatten, geht aus Charl. Schillers Brief an G. von Juni 18 hervor (GJ. 4, 267). Vgl. auch über die Vorstellung in Lauchstädt S. 176/7. — die großen Schleyer: vgl. S. 158. — [S. 151.] mit einem Sohn

entbunden: Guido Adelbert Falk, geboren Juni 9; unter den Taufpaten befand sich J. H. Meyer. — so auch die Frau von Ziegesar: Tochter Flavie, geboren Juni 19.

496. Christiane, 1810 Juni 25 (in besondrem Umschlag); Carol. Ulrichs Hand, nur letzter Satz eigenhändig. — [S. 151.] ‚Farbenlehre': S. hat das Werk der Herzogin Luise gewidmet. — Hoheit: Maria Paulowna. — [S. 152.] das Exemplar: der Farbenlehre. — [S. 153.] 4 Damen: darunter seine Gattin (FB.). — ‚Der Wasserträger': von Cherubini, Juni 23. — ‚Der Tyroler Wastel': Operette von Haibel. — Mittwoch, den 27.: statt des genannten Stückes wurden ‚Die Mitschuldigen' und Steigentesch Lustspiel ‚Die Kleinigkeiten' gegeben. — Madame Teller: sie starb bereits am 27. — [S. 156.] Graf Balken: in H. Becks Lustspiel ‚Die Schachmaschine' (in der letzten Zeit war diese Rolle von Becker und Frey gespielt worden).

497. Goethe, 1810 Juni 27 (Br. 21, 331). — [S. 156.] der Schreiber dieses: Riemer. — Schwänchen: vgl. zu S. 19. — [S. 157.] sächsischen Herrschaften: vgl. zu S. 142. — Sammlung der Gedichte: die vier später unter dem Titel ‚Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad' vereinigten von 1810; vgl. S. 160. — nach meiner Art etwas Freundliches: vgl. zu S. 150. — des Enkelchens: Prinzeß Maria, vgl. S. 137. 149. 164. — [S. 158.] Schirme zur Farbenlehre: vgl. S. 150. — von dem Tanzlehrer: vgl. S. 145. — die letzten Zeilen der vorigen Seite: d. h. den unmittelbar vorhergehenden Satz (der jedoch nicht ausgestrichen ist).

498. Goethe, 1810 Juli 3 (Br. 21, 337), eigenhändig; im Tgb. unterm 4. vermerkt: „Brief an meine Frau nach Lauchstädt mit den Gedichten an die Kaiserin." — [S. 159.] ein Packet an Dich: Tgb. Juni 30: „Packet nach Lauchstädt an meine Frau durch Herrn von Helldorf, mit Chocolade, Pfeffermünze und einem Glase nebst Brief"; dieser Brief G's ist nicht bekannt. Übrigens vgl. S. 167. — eine Artigkeit erzeigen: sie verehrte G'n eine goldene, mit Brillanten besetzte und mit ihrem Namen geschmückte Dose, die aber erst 1811 Febr. 18 (Tgb.) bei G. eintraf; vgl. Graf Althann an G., 1810 Dec. 1 (SchGG. 17, 22) und G. an Graf Althann, 1811 Jan. 23, ferner A. Sauer: SchGG. 17, XXXVII. — [S. 160.] Den 12. Juli: vgl. zu I 76. — allerlei zu Stande gebracht: Arbeit an den ‚Wanderjahren'. — die Gedichte: vgl. zu S. 157.

499. Christiane, 1810 Juli 3/5 (in besonderm Umschlag); Carol. Ulrichs Hand, von „Den 5. Juli" an eigenhändig. — [S. 161.] Die Trauung: vgl. zu S. 109; außer den zu S. 145 genannten Fürstlichkeiten waren der Herzog und die Herzogin von Gotha anwesend. — Frau Hofmarschallin: v. Egloffstein. — der Propst: Pasnowsky. — General-Superintendente: J. L. G. Vogt. — nach dem Bad: Teplitz. — [S. 163.] Merseburger Doctor: Schlegel. — Tod der Madame Teller: vgl. zu S. 153. — Madame Ackermann: sie war, zur Zeit in Naumburg, schon unter Bellomo 1784/91 in Weimar tätig gewesen, hatte 1803 daselbst gastirt, ohne angestellt zu werden, und kehrte 1811 Apr. dahin zurück (vgl. Pasqué 2, 66/8). — Sophie Teller: Tochter der verstorbenen Madame Teller; sie blieb bis 1813 Mitglied des Weimarer Hoftheaters. — Rinaldo: vgl. zu S. 94. — [S. 164.] kleinen Prinzeß: Maria, vgl. S. 137. 149. 157. — Die Hoheit: Maria Paulowna. — Das Gedicht: vgl. zu S. 136. — [S. 165.] für die Böttcher und für die Bauern-Hochzeit: Knebel an seine Schwester Henriette, Juli 8: „Einmal hätte ich Dich schon hier gewünscht, und zwar zu einer Bauernhochzeit, welche einige Bursche und Bürgermädchen den zweiten Tag auf dem Schloßhof aufgeführt haben. Es war völlig wie ein heitres flammändisches Gemälde, voll Leben und Munterkeit, und ich weiß mir gar nicht zu erinnern, daß ein guter Spaß so gut gelungen hätte. Sie kamen in vier Wagen an, und dann wurde getanzt. Ich kann nicht ohne Vergnügen dran denken, wie ganz vortrefflich jedes seine Rolle spielte, so herzlich lustig, nichts zu viel, noch zu wenig. ... Früher hatten die Böttcher einen Tanz, der auch recht schön war. Unter der Menge von Zuschauern saßen einige auf dem Dach vom Schloß und vom grünen Thurm" (Briefwechsel S. 463). Die beiden anonymen Gedichte von Vulpius liegen im Umschlag der Briefe Christianens von 1810: 1. ‚Anrede an ein Durchlauchtigstes Brautpaar, gehalten bei einem fröhlichen Böttcher-Tanze zu Weimar, den ersten Juli 1810', 2. ‚Einem Hochfürstlichen Ehepaare wünschet Segen, Glück, und Freude ein Brautpaar vom Lande, nebst Gefolge, zu Weimar, am 2. Juli 1810'. — Wielands ... ein Gedicht überreicht: ein Gedicht Wielands zur Vermählung der Prinzessin Caroline scheint bis jetzt nicht bekannt geworden zu sein (vgl. Bernhard Seuffert: Prolegomena zu einer Wieland-Ausgabe VI 86). — wegen Deines Bildes: vgl. S. 191. — mit Müllern: v. Gerstен-

bergt, genannt Müller. — [S. 166.] Caroline ... nichts zugeſchickt bekommen: vgl. zu S. 113.

500. Chriſtiane, 1810 Juli 11 (in beſonderm Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand, letzter Satz eigenhändig. — [S. 167.] ſchöne Becherchen: in der zu S. 159 genannten Sendung. — Die Gedichte: vgl. zu S. 157. — [S. 168.] meine Köchin: vgl. zu S. 119. — [S. 169.] Merſeburger Arzt: Schlegel. — Der hieſige Arzt: Koch. — [S. 170.] ‚Das Räuſchchen': Luſtſpiel von Bretzner. — ‚Tyroler Waſtel': Operette von Haibel. — beſonders Lortzing: als Wirth. — ‚Die kurze Ehe': Luſtſpiel von Sonnleithner.

501. Chriſtiane, 1810 Juli 15 (in beſondrem Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand, Schluß (von „Ich habe Dir auch" an) eigenhändig. — [S. 172.] ‚Das Sonntagskind': von Wenzel Müller. — [S. 173.] Die Hoheit: Maria Paulowna. — [S. 174.] Merſeburger Doctor: Schlegel. — Dein lieber Brief: Nr. 498. — den Gedichten: vgl. S. 175 und zu S. 157.

502. Chriſtiane, 1810 Juli 18 (in beſonderm Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand, von „Weiter weiß ich" an eigenhändig. — [S. 175.] Herr von Arntsſchildt [?]: vielleicht v. Arnswaldt, ein Sohn des ſpäteren Staatsminiſters in Hannover? — die beiden Schmidte von Jena: Univerſitätsfreunde Auguſts? vgl. S. 184. — Deine ſchönen Gedichte: vgl. zu S. 157, ſowie unten S. 183. — [S. 176.] Meinen Geburtstag: vgl. zu I 42. — Den 12. Juli: vgl. zu I 76. — Grafen von Schulenburg: die Lauchſtädter Badeliſte nennt unter Juli 10 einen Premierleutnant Grafen v. d. Schulenburg vom Regiment Garde du Corps. — [S. 177.] alle drei: Haide als Kunz Kuruth, Amalie Wolff als Trude, deren Gatte als Kurt; vgl. auch zu S. 150. — ‚Fridolin': (oder Der Gang nach dem Eiſenhammer), Schauſpiel von Holbein. — Alten: vgl. zu S. 119. — [S. 178.] unſere Prinzeß mit ihrem Gemahl: vgl. zu S. 109. Über den Abſchied der Herrſchaften von Weimar Juli 13 berichtet Henriette v. Knebel an ihren Bruder, Juli 14 (Briefwechſel S. 466). — zum letzten Mal Theater in Weimar: Juni 27 (vgl. zu S. 153).

503. Goethe, 1810 Juli 22 (Br. 21, 357), eigenhändig. — [S. 179.] meine kleine Sendung: vgl. zu S. 159. — Stark: er war Juli 7 Abends angekommen (Tgb.). — Zelter: Tgb. Juli 15: „Kam Zelter," 20: „Abends Zelter zum letzten Male"; vgl. S. 187. — [S. 180.] Wolf: vgl. S. 187. — Von Bettinen hab ich

einen Brief: nicht bekannt; Bettina, die sich zur Zeit in Bukowan bei Pilsen aufhielt und von dort aus vor kurzem brieflich ihr Jawort an Arnim gegeben hatte, traf im August, auf der Reise nach Berlin, in Teplitz mit G. zusammen; vgl. Nr. 507. — Frau von Eybenberg: sie war Juli 8 in Karlsbad eingetroffen (Tgb.); über ihren Verkehr mit G. vgl. S. 186.

504. Christiane, 1810 Juli 24 (in besonderm Umschlag); Carol. Ulrichs Hand. — [S. 182.] Sonnabend: Juli 22. — Die kleine Genast: Nannette. — Mamsell Häßler: Lotte. — der hiesige Pastor: K. W. J. Schroeder. — [S. 183.] ‚Die Junggesellen-Wirthschaft': Singspiel von Gitowsky. — ‚Haß den Frauen': Lustspiel von Blümner. — Epilog: abgedruckt bei Reinhold S. 98. — Deine Gedichte: vgl. zu S. 157. 175. — [S. 184.] Freund von Giehichenstein: Reichardt; dieser scheint während seiner letzten Anwesenheit in Weimar im März d. J. nicht mit G. zusammengetroffen zu sein (vgl. jedoch Tgb. März 5); übrigens vgl. Knebel an seine Schwester Henriette, 1810 März 8 (Briefwechsel S. 421). — zweiten Theil von seinen Briefen: ‚Vertraute Briefe aus Wien' (1810). — Mahlmann: er hatte sich als Herausgeber der ‚Zeitung für die elegante Welt' durch ungünstige Besprechungen über das Weimarer Hoftheater bei diesem verhaßt gemacht (vgl. Julius Wahle: SchGG. 6, 179/84). — der Dämmerfürst: vgl. zu S. 107.

505. Goethe, 1810 Aug. 1 (Br. 21, 366), eigenhändig. — [S. 186.] der lieben Hausfreundin: Frau v. Eybenberg, vgl. S. 180. — wie in der Ackerwand: bei Frau v. Stein. — stets vorbereitet: Lectüre für ‚Dichtung und Wahrheit', Arbeit an den ‚Wanderjahren'. — [S. 187.] Zelters Gegenwart: vgl. zu S. 179. — Wolf: vgl. S. 180.

506. Goethe, 1810 Aug. 8 (Br. 21, 369). — [S. 189.] Nachrichten vom Jubiläum: in Nr. 504. — Nachschrift. Auftrag des Herrn Eberwein: bezieht sich wohl auf einen von Riemer zu liefernden Text für eine Composition.

507. Goethe, 1810 Aug. 11 (Br. 21, 370), eigenhändig. — [S. 189.] neues Quartier: Tgb. Aug. 9: „Ausgezogen ins Goldne Schiff." — Bettine: vgl. zu S. 180. — [S. 190.] von alten und neuen Abenteuern: Tgb. Aug. 11: „Mit Bettinen im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältniß zu Fräulein Günderode. Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod."

Denn dein Herz iſt getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir ſchon ſagt es die Seele:
Jenes Mädchen iſt's, das vertriebene, die du gewählt haſt.

Liebe Mutter, Ihr ſagt's! verſetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, ſie iſt's! und führ' ich ſie nicht als Braut mir nach Hauſe
Heute noch, ziehet ſie fort, verſchwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn.
Mutter, ewig umſonſt gedeiht mir die reiche Beſitzung
Dann vor Augen; umſonſt ſind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten iſt mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, ſie ſelbſt nicht tröſtet den Armen.
Denn es löſet die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn ſie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn ſie dem erwähleten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davon ziehn.
Darum laſſet mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Da verſetzte behend die gute verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwei Männer gegen einander!
Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.

508. Goethe, 1810 Aug. 13 (Br. 21, 371), eigenhändig. — [S. 190.] Deinen lieben Brief von Lauchstädt: nicht bekannt. — zum jungen Sohn: August v. Heygendorf, geboren Aug. 10; vgl. S. 191.

509. Goethe, 1810 Aug. 20 (Br. 21, 372). — [S. 191.] Brief vom 11. August: nicht bekannt. — Kügelgen: vgl. S. 165, sowie G. an Schlosser, December 14, an Kügelgen, December 26, und F. Jarncke: Kurzgefaßtes Verzeichniß S. 31/2. — Frau von Heygendorf: vgl. zu S. 190.

510. Goethe, 1810 Aug. 28 (Br. 21, 375), eigenhändig; Abgang im Tgb. unterm 29. vermerkt. — [S. 192.] Karl: der Diener Eisfeld. — die Arbeit: vgl. zu S. 186. — [S. 193.] Kutscherchen: Wagenfahrten in die Umgegend. — auf ihr Gut: Löbichau; vgl. S. 194. — König von Holland: Louis Bonaparte; vgl. G. an Knebel, Aug. 30, sowie besonders J. Falk: Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt, S. 141, und B. Suphan: GJ. 15, 111.

511. Goethe, 1810 Sept. 18 (Br. 21, 386), eigenhändig. — [S. 194.] nach Löbichau: vgl. S. 193. — Deinen einladenden Brief: nicht bekannt; die Einladung bezog sich vielleicht auf die für Sept. 24 angesetzte Aufführung des ‚Torquato Tasso'. — Hof-Kammer-Rath: Kirms. — nach Eisenberg: G. war von Sept. 8/12 daselbst, um mit dem bayrischen Kammersänger Brizzi wegen eines Gastspiels in Weimar persönlich zu verhandeln, insbesondere über die Aufführung von Paers Oper ‚Achille'; vgl. G. an Karl August, Sept. 13/4. — [S. 195.] Deine Juvenile: den Sohn (wie S. 205) und Caroline Ulrich.

512. Goethe, 1811 Jan. 10 (Br. 22, 7). — [S. 196.] Ziegenhainer Botanicus: Dietrich, vgl. zu I 250. — dieses Päckchen: drei in Weimar zu bestellende Briefe enthaltend; vgl. Nr. 513. — Die Zimmer: im Hause des Polizeiinspectors Bischoff (jetzt Gastwirtschaft zum ‚Herzog Bernhard') nahe dem Schloß (vgl. Voß S. 168). — Rathkauf: vgl. zu I 299.

513. Goethe, 1811 Jan. 11 (Br. 22, 12). — [S. 196.] Botanicus von Ziegenhain: Dietrich, vgl. zu I 250. — ein Packet: vgl. Nr. 512. — [S. 197.] Ruine von Graupen: Zeichnung G's aus dem Jahre 1810, wiedergegeben auf Blatt 17 (oder 18) in den SdGG. Band 3.

514. Christiane, 1811 Jan. 13 (in besonderm Umschlag); Carol. Ulrichs Hand, letzte Zeile eigenhändig. — [S. 197.] ‚Lorenz

Stark': (oder Die deutsche Familie) Schauspiel von F. L. Schmidt; Lorenz Stark: Malcolmi, dessen Tochter Sophie: Beate Lortzing; vgl. S. 203/4. — Barisch: Parish? — [S. 198.] Denn ... seine Frau: Denys zweiter Sohn Constantin Roderich Friedrich Wilhelm Emil, geb. Jan. 8 (KV. der Hofkirche 1809/19, 117). — Graf Krokow: aus Preußen, Jan. 8 bei Hof vorgestellt (FB.). — ‚Teufelsmühle': (am Wiener Berge) Oper von Wenzel Müller, Jan. 12 zum ersten Mal aufgeführt (vgl. Nr. 515); Uhlich (als Antrittsrolle): Schildknappe Kaspar, dessen Tochter Eh.[Therese?]: Schutzgeist Friel, Anselmann: Kellner des Wirts, Demoiselle Genast: Märtchen.

515. Christiane, 1811 Jan. 13 (in besonderm Umschlag); Carol. Ulrichs Hand, Schluß von „Bis dahin" an eigenhändig. — [S. 199.] ‚Teufelsmühle': vgl. zu S. 198. — ‚Saalnixe': vgl. zu I 381. — Das Mädchen: Uhlichs Tochter.

516. Goethe, 1811 Jan. 15 (Br. 22, 14). — [S. 200.] mein Bild: Miniaturölgemälde auf Metallplatte, im Besitz von Sanitätsrat Dr. Vulpius in Weimar; es entstand in den Monaten Januar bis April und galt als „zum Sprechen ähnlich" (vgl. Jarncke: Kurzgefaßtes Verzeichnis Nr. 35a). Raabe malte jetzt auch Christiane und August. — nicht viel Bedeutendes: Bearbeitung von ‚Philipp Hackert'. — [S. 201.] Weimarische Geschichten: darunter die von Christiane in Nr. 517 erwähnte. — Teufels-Müller: vgl. zu S. 198. — Der Silhouetteur: der Name des Künstlers nicht ermittelt; G's Schattenriß in Hofuniform (s. die Tafel) befindet sich im Goethe-Hause. Vgl. Nr. 517, G. an Trebra, 1811 Febr. 16, und Jarncke: Kurzgefaßtes Verzeichnis Nr. 78a. b. — wegen des Ausspielens des Barbuaschen Gemäldes: Copie von Raffaels Madonna della sedia; die Verloosung, bei der C. G. v. Voigt das Bild gewann, fand März 26 bei Johanna Schopenhauer statt (Tgb.); vgl. Riemer an Frommann, 1811 März 27 (F. Heitmüller: Aus dem Goethehause S. 181).

517. Christiane, 1811 Jan. 16 (in besonderm Umschlag); Carol. Ulrichs Hand. — [S. 202.] Silhouette: vgl. zu S. 201. — Akte: vgl. zu S. 119. — [S. 203.] Bei Denn: vgl. zu S. 198. — ‚Haß den Frauen': Lustspiel von Blümner, Jan. 14. — ‚Die [zwei] Blinden von Toledo': Oper von Méhul, Jan. 14. — ‚Lorenz Stark': vgl. zu S. 197.

518. Goethe, 1811 Jan. 18 (Br. 22, 17). — [S. 205.] Der vortreffliche Juvenil: Auguſt (wie am Schluß von Nr. 511).
519. Chriſtiane, 1811 Jan. 19 (in beſonderm Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand. — [S. 207.] ‚Johanna von Montfaucon‘: Schauſpiel von Kotzebue, konnte erſt Febr. 20 gegeben werden.
520. Goethe, 1811 Jan. 19 (Br. 22, 19). — [S. 207.] jungen Stark: ſein Vater war Jan. 11 in Jena geſtorben.
521. Chriſtiane, 1811 Juni 30 (in beſonderm Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand, Schluß von „Bis dahin“ an eigenhändig. — [S. 209.] Frau Generalin von Dresden: Baronin v. Feilitzſch (Liſte der Kur- und Badegäſte Nr. 521). — Diakonus: Egorow, an der ruſſiſchen Kirche in Weimar. — Rittmeiſter aus Wien: v. Carli (Liſte der Kur- und Badegäſte Nr. 420). — [S. 210.] neuen Logis: bis dahin hatte ſie mit G. in den ‚Drei Mohren‘ gewohnt.
521a. Chriſtianens Brief-Tagebuch, 1811 Juni 30 bis Juli 15 (in beſonderm Umſchlag); Carol. Ulrichs Hand. — [S. 211.] Boiſſerée: in der Liſte der Kur- und Badegäſte unter Juli 2, Nr. 588, als „Particulier Sulp. v. Boiſſerée aus Köln am Main[!]“ angeführt; über ſeinen Aufenthalt in Karlsbad berichtet Boiſſerée, mit mehrfacher Erwähnung Chriſtianens, brieflich an Bertram, Juli 8 (Sulpiz Boiſſerée 1, 140). — Diakonus: vgl. zu S. 209. — [S. 212.] Baron von Wickman: vermutlich iſt „Johann v. Wiecken, Edelmann aus Curland“ gemeint (Liſte der Kur- und Badegäſte Juni 30, Nr. 530). — Graf Zichy: vgl. S. 227. — Poskowsky: der in der Liſte der Kur- und Badegäſte ſchon unter Mai 31, Nr. 69 angeführte Paßkowski? — Körner: dieſer gedenkt des Zuſammentreffens mit Chriſtiane in ſeinen Briefen an G. von Juli 3 und Aug. 14 (GJ. 4, 305. 8, 58). — der Sohn ſehr krank: Theodor Körner litt am kalten Fieber. — [S. 213.] Baron Wickman: vgl. zu S. 212. — Generalin: vgl. zu S. 209. — Graf Wartensleben: Graf Karl, preußiſcher Schloßhauptmann zu Berlin, oder Graf Ludwig, preußiſcher Kämmerer (Liſte der Kur- und Badegäſte Juli 6, Nr. 680, Juli 8, Nr. 739). — Doctor Schütz: wahrſcheinlich Stephan Schütze aus Weimar. — [S. 214.] Himmel ſpielte himmliſch: ähnlich hatte G. das naheliegende Wortſpiel ſchon 1807 in dem Gedicht ‚An Uranius‘ benutzt. — Hofrath Meyer: Heinrich M., deſſen Boiſſerée in dem zu S. 211 genannten Briefe an Bertram gedenkt. — Graf

von Schulenburg: die Liste der Kur- und Badegäste nennt zwei dieses Namens, Juli 10, Nr. 776: Graf Sch. auf Bodendorf, und Juli 13, Nr. 839: Graf Karl v. d. Sch., Gardeleutnant aus Dresden. — [S. 215.] Prinz Moritz: Fürst M. von Liechtenstein. — Herr und Frau Diakonus: vgl. zu S. 209.

522. Goethe, 1812 Apr. 23 (Br. 22, 351). — [S. 218.] Kruse: Tgb. Apr. 23: „Herrn Rath Kruse, die Bergwerksobligation nebst Schreiben."

Die im Tgb. unter Apr. 24 und 26 vermerkten Briefe G's an Christiane sind nicht bekannt.

523. Goethe, 1812 Mai 3 (Br. 23, 1); auf der Adresse der Zusatz: „mit einem Kästchen Egerwasser an den Bibliotheksdiener Färber in Jena abzugeben durch den rückkehrenden Kutscher." — [S. 221.] Asch. Dieser Ort ... der abscheulichste: Klagen über den elenden Zustand dieser Stadt finden sich auch anderwärts; so nennt Fernow sie in seinem Briefe an Johanna Schopenhauer von 1807 Juli 18 „ein ganz schändliches Nest", das eigentlich in einen „Aschenhaufen" verwandelt werden müßte (Joh. Schopenhauer: Sämmtliche Schriften 2, 184). — Frau Wirthin: Heilingötter in den ‚Drei Mohren'.

Tgb. Mai 10: „[Brief an] Frau v. Goethe, Weimar, eigenhändig" (vgl. S. 225); Mai 12: „Briefe von Weimar."

524. Goethe, 1812 Mai 13 (Br. 23, 14); eigenhändig nur der Schluß „Herzlich grüßend. G." — [S. 222.] die Arbeiten: ‚Dichtung und Wahrheit'. — mit der neuen Zuckerfabrication: Tgb. Mai 7: „Dem Postmeister von dem Stärkezucker gesprochen." Über diesen wichtigen Gegenstand hatte G. in den letzten Wochen vielfach mit Döbereiner verhandelt; vgl. Tgb. Apr. 12. 21. 28 und G's Brief an Seebeck von Apr. 29, der schließt: „Die Ökonomen sind nun schon dahinter her, welche Kartoffel die stärkereichste und zugleich an Menge der Knollen die ergiebigste ist." — [S. 223.] eine offene Antwort: nicht bekannt; Tgb. Mai 13: „Auftrag an Hofkammerrath Kirms wegen der Theatermanuskripte", d. h. Abschriften von ‚Egmont' und ‚Götz von Berlichingen' für Iffland; vgl. G. an diesen, Mai 14. — ‚Sühne': Theodor Körners Trauerspiel, in Weimar Mai 4 aufgeführt. — [S. 224.] das hübsche Kind: Röschen, die Tochter des Weinwirts; vgl. S. 226. 228. — Kiste Egerwasser: vgl. zu Nr. 523.

525. Goethe, 1812 Mai 24 (Br. 23, 26). — [S. 225.] erste Sen-

dung: Nr. 523. — Brief vom 10.: nicht bekannt. — [S. 226.] für Röſen: vgl. zu S. 224. — Meyer: er kam auch nach Karlsbad (Tgb. Juli 4). — [S. 227.] Riemer: er hatte 1812, aus G's Hauſe ſcheidend, eine Stelle als Profeſſor am Gymnaſium in Weimar angetreten, fühlte ſich in dieſer Tätigkeit aber wenig befriedigt. — Wolf: wahrſcheinlich iſt hier nicht ein ſonſt unbekannter Radirer dieſes Namens in Weimar gemeint (wie Br. 30 185 angenommen wird), ſondern der Schauſpieler P. A. Wolff, der von früher Jugend an viel zeichnete und malte, auch während einiger Jahre in einer Kunſt- und Landkartenhandlung in Berlin tätig war (vgl. Max Martersteig: Pius Alexander Wolff, Leipzig 1879, S. 6/7). — Lefevre: ſeit Anfang des Jahres am Hoftheater tätig. — die Inlage: nicht bekannt, wohl gleichlautend mit den folgenden, im Concept vorhandenen Bemerkungen (Br. 23, 445):

„Was mitzubringen wäre:

1. Alle Briefe.
2. Die Allgemeine Zeitung. Wenn ſie Auguſt finden kann, vom Anfang des Jahrs.
3. Das Mineralogiſche Taſchenbuch von Leonhard.
4. Ein Fläſchchen Syrup und eine Schachtel Stärkezucker.
5. Einige Pfund Kaffee, der hier äußerſt theuer iſt.
6. Einige Pfund Tabak von verſchiedenen Sorten. Frage darüber echte Tabaksraucher um Rath. Der Aſſeſſor [Auguſt] ſoll ſich an Herrn Geh. Kammerrath Büttner wenden.
7. Laſſe Dir viele Katalogen von Färber zu bewußtem Gebrauch mitgeben: dergleichen Nothwendigkeiten ſind hier rar.
8. Den Goldpfennig für Röſen nicht zu vergeſſen."

— Nachſchrift. John: der humoriſtiſch vertrauliche Ton dieſes Briefes erklärt ſich daraus, daß John Schulkamerad und Studiengenoſſe Auguſts geweſen war. Er hatte nach Riemers Weggang im März d. J. deſſen Stelle als Secretär G's übernommen.

526. Goethe, 1812 Juni 3 (Br. 23, 30). — [S. 230.] der Hackertiſchen Verloſung: vgl. den Abſchnitt ‚Hinterlaſſenes' in den Nachträgen zu ‚Philipp Hackert'.

527. Goethe, 1812 Juli 19 (Br. 23, 43); eigenhändig. — [S. 231.] der Herzog: Karl Auguſt. — Gedichte: die drei, von G. ſpäter in der Gruppe ‚Im Namen der Bürgerſchaft von Karlsbad' mit den 1810 entſtandenen Gedichten vereinigten, Huldigungsgedichte

an die Kaiserin Maria Ludovica, den Kaiser Franz I. von Österreich und die Kaiserin Marie Luise von Frankreich; die für die Kaiserin von Österreich bestimmte Abschrift war bereits Juli 5 von Karlsbad an den Herzog Karl August nach Teplitz abgegangen (Tgb.). — einer der ersten Staatsmänner: der Oberstburggraf von Böhmen Graf Chotek; vgl. G. an Charl. v. Stein, Aug. 15, und Gräf 7, 559/60. — [S. 232.] des Königs von Holland: vgl. zu S. 193. — [S. 233.] Prinz Friedrich: dem S. 229 genannten Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin. — Beethoven: im Tgb. unter dem Datum dieses Briefes zum ersten Mal genannt; vgl. S. 235.

528. Goethe, 1812 Juli 27 (Br. 23, 45); eigenhändig. — [S. 234.] Der Herzog: Karl August. — Moses: Tgb. Juli 22: „Moses gekauft"; vgl. G. an H. Meyer, Aug. 14, und Gespräch mit Soret (bei Eckermann) 1830 Mai 12.

529. Goethe, 1812 Aug. 1/2 (Br. 23, 47); eigenhändig. — [S. 235.] Dein lieber Brief: Tgb. Juli 31: „Briefe von Karlsbad." — Theaterstück: das Lustspiel ‚Die Wette'; G. hatte es jedoch nicht „zurecht gerückt", sondern es, nachdem ihm Juli 28 die „Aufgabe, das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden" (Tgb.) gestellt worden war, Juli 29 und 30 selbst verfaßt (Tgb.); G. selbst hatte darin die Rolle des Dorn übernommen, erkrankte aber, so daß die Aufführung nicht statt finden konnte; vgl. Gräf 6, 446/8 und Chronik des Wiener Goethe-Vereins 26, 36. — [S. 236.] Ich lese täglich vor: G. hatte an diesem Tage das Gedicht ‚Wirkung in die Ferne' gelesen, Juli 20 Elegien, Juli 21 aus ‚Pandora' und ‚Der neue Paulias und sein Blumenmädchen', Juli 31 Scenen aus ‚Iphigenie' und Schillersche Balladen (Tgb.). — in Auffig: Juli 26. — Zum Sechsten: vgl. zu Nr. 37.

530. Goethe, 1812 Aug. 5 (Br. 23, 51); eigenhändig. — [S. 237.] Beyer: wahrscheinlich der im Tgb. Aug. 6 genannte „Dr. Beyer von Wien", da G. zugleich im Tgb vermerkt: „Packet von Karlsbad." — Prinzen August: von Preußen, im Tgb. Aug. 8 zuerst genannt. — Arnims: auf sie geht das an diesem Tage entstandene Epigramm ‚Den Zudringlichen':

Was nicht zusammen geht, das soll sich meiden!
Ich hindr euch nicht, wo's euch beliebt, zu weiden:
Denn ihr seid neu und ich bin alt geboren.
Macht, was ihr wollt; nur laßt mich ungeschoren!

Achim v. Arnim war mit seiner Frau Bettina und deren Schwester v. Savigny Juli 24 in Teplitz eingetroffen (nach der Kurliste bei R. M. Werner: Goethe und Gräfin O'Donell, S. 197); wegen der 1811 in Weimar eingetretenen Entzweiung mit G. vgl. SdGG. 14, 355/6 und vor allem R. Steig: Christiane v. Goethe und Bettina Brentano (Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft Band 3).

531. Goethe, 1812 Aug. 5 (Br. 23, 52); eigenhändig. — [S. 237.] dem Stücke der Kaiserin: vgl. zu S. 235.

Aug. 22, Tgb.: „[Brief] An meine Frau."

532. Goethe, 1812 Aug. 27 (Br. 23, 77). — [S. 238.] Beschäftigungen: vornehmlich Arbeit an ‚Dichtung und Wahrheit'. — Lectüre: darunter Caroline Pichlers ‚Agathokles' (Tgb. Aug. 17/9) und Apostelgeschichte (Tgb. Aug. 23. 25). — [S. 239.] Madame Mayer: die Handschrift hat „Meyer", doch ist hier, wie der Zusammenhang ergibt, offenbar nicht Heinrich Meyers Frau zu verstehen, die G. gewiß als „Frau Hofräthin Meyer" bezeichnet haben würde, sondern die Frau des Galanteriewarenhändlers Franz Mayer aus Wien, bei der G. oft einsprach. — Augusten ... seine Reise: nach Eisenach in Amtsgeschäften; vgl. G. an C. G. v. Voigt, Aug. 14. — Sache wegen Frankfurt: Verkauf bayrischer Obligationen betreffend; vgl. G. an J. F. H. Schlosser, Sept. 21. — eine Freundin: nicht ermittelt.

533. Goethe, 1812 Sept. 7 (Br. 23, 90). — [S. 240.] Nordländer: unter ihnen der Graf v. Alopeus (Tgb. Sept. 2). — die Prinzen, ... den König: von Sachsen; die Curliste nennt: Prinz Maximilian, Friedrich, Clemens und Johann (R. M. Werner: Goethe und Gräfin O'Donell, S. 198). — das Schauspiel wieder zurück: aus Halle, wo von Juni 11 bis Aug. 31 gespielt worden war; in Weimar war die Spielzeit Sept. 3 eröffnet worden. — [S. 241.] zwei sehr große Promenaden: Tgb. Sept. 1: „Nach Tische mit Langermann und Müller zu dem Pseudo-Vulkan hinter der Gobes-Mühle. Spät zurück", Sept. 3: „Nach Tische mit Langermann und Müller über den Berg an die Fähre, übergesetzt; nach Dallwitz gegangen bis zu dem Pseudovulkan über Hohendorf; durch Hohendorf über Wehedix zurück." — viel geschrieben: an ‚Dichtung und Wahrheit'.

534. Goethe, 1812 Nov. 4 (Br. 23, 124); eigenhändig. — [S. 242.] Languedoc: vgl. S. 243.

535. Goethe, 1812 Nov. 6 (Br. 23, 125). — [S. 243.] München:

Wilhelmine Herzlieb, die sich seit Oct. 24 als Braut von Johann Gottfried Pfund in Jena bei Frommanns aufhielt (vgl. K. T. Gaedertz: Goethes Minchen, 2. Aufl., S. 108/9); Tgb. Nov. 5: „Bei Frommanns." Vgl. auch G. an Zelter, 1813 Jan. 15. — [S. 244.] des guten Voigts Coffre: dem Botaniker F. S. Voigt war auf der Reise in Erfurt ein Koffer abhanden gekommen; vgl. Tgb. Oct. 4, Nov. 3, und G. an Karl August, Nov. 14. — meine Arbeiten: ‚Dichtung und Wahrheit'.

Zwischenbemerkung. [S. 244.] Whist: vgl. S. 245.

536. Goethe, 1812 Nov. 10 (Br. 23, 130). — [S. 244.] Klippsteinischen Garten: wo Christiane 1799 gewohnt hatte; vgl. zu Nr. 235. — Sternberg: über ihn vermochte ich nichts zu erfahren. — [S. 245.] Rentbeamten: Rentcommissär Kühn? — Karten und Spielmarquen: vgl. die Zwischenbemerkung auf S. 244.

537. Goethe, 1812 Nov. 13 (Br. 23, 137). — [S. 246.] Haus- und Studienfreunden: v. Hendrich, F. C. Voigt, Kieser, v. Münchow (Tgb.). — Meine Geschäfte: ‚Dichtung und Wahrheit', daneben Erwägungen über das in Berka bei Weimar einzurichtende Schwefelbad (vgl. H. G. Gräf: Goethe in Berka an der Ilm, Weimar 1911, S. 11/20). — die Anlagen: 9 im Tgb. verzeichnete Briefe.

538. Goethe, 1812 Nov. 17 (Br. 23, 156). — [S. 246.] Meine Geschäfte: die zu Nr. 537 genannten, ferner Jahresbericht über die wissenschaftlichen Anstalten zu Jena. — [S. 247.] manches unerwartet Angenehme: wahrscheinlich ist die Aussicht gemeint, Iffland bald wieder in Weimar auftreten zu sehen (vgl. G. an Kirms, Nov. 16). — Karl: der Diener Eisfeld; Tgb. Oct. 26: „Ward Karl entlassen", Nov. 17: „Karl ging durch Jena nach Karlsbad." Er heiratete später eine Tochter von G's Karlsbader Wirthin Heilingötter; vgl. S. 275. — unruhige Nachbarschaft: Anspielung auf den Neben-Titel von Wenzel Müllers Oper ‚Die musikalische Tischlerfamilie'; vgl. S. 380. — [S. 248.] ‚Romeo und Julie': in G's Bearbeitung Nov. 14 aufgeführt. — ‚Herbsttag': Ifflands Schauspiel, Nov. 16 aufgeführt.

539. Christiane, 1812 Dec. 6 (EBr. 1812, 166); Carol. Ulrichs Hand, letzte Zeile eigenhändig.

540. Goethe, 1813 Apr. 17/25 (Br. 23, 317); nur der Schluß, von S. 263 „Wenn es Dir" an, eigenhändig. Zur Datirung vgl. Adolf Strack: GJ. 24, 265 (die hier gemachten Angaben sind nicht alle

haltbar: so kann die Stelle über den „Fündling", S. 262/3, nicht Apr. 22 früh niedergeschrieben sein). — [S. 250.] von Weimar weggetrieben: Knebel an seine Schwester Henriette, Apr. 22: „Er [Goethe] hatte sich vorgenommen, es diesen Sommer, wo möglich, in Weimar auszuhalten, ... Auf inständiges Zureden seiner Frau hat er sich endlich schleunig entschlossen, abzureisen, und das Glück hat ihm dadurch gewollt, daß er die Szenen, die sich gleich Tags darauf in Weimar durch Besetzung der Franzosen und Vertreibung des preußischen Pickets zugetragen, nicht daselbst mit erlebte" (Briefwechsel S. 650). Vgl. den Brief C. G. Voigts an K. A. Böttiger von Apr. 17 bei L. Geiger: Aus Alt-Weimar, S. 201/2. — Mein Begleiter: K. John. — Geisterlegende: ‚Der getreue Eckart'. — im ‚Scheffel': Gasthof zu Naumburg; vgl. L. Geiger: GJ. 20, 85. — [S. 251.] heiligen Schusterstochter: wahrscheinlich das Bild der Heiligen Mechtildis am Barbara-Altar (GJ. 20, 85). — [S. 252.] ‚Die Hussiten': das zu I 400 genannte Schauspiel von Kotzebue. — [S. 254.] Art von Spiel: Tgb. Apr. 18: „... ihrer zwei schienen mit einem Stäbchen etwas zu entscheiden, nach der Art, wie es bei uns im Ballspiele mit der Pritsche geschieht." — „Ich habe geliebet": der Verfasser ist unbekannt; abgedruckt bei W. v. Biedermann: Goethe und Leipzig 2, 84. — [S. 255.] Eine Wittwe: Frau J. C. Freyer. — Verbrennung der Brücke: Apr. 12 (vgl. GJ. 20, 86). — schwomm: die Br. 23, 322 vorgenommene Änderung in „schwamm" ist unnötig (vgl. Grimms Wörterbuch 9, 2627). — [S. 258.] metallne König: das vergoldete Broncestandbild Augusts des Starken, nahe der Augustusbrücke, von der zwei Bogen und Pfeiler auf Befehl Davousts März 19 gesprengt worden waren (vgl. GJ. 20, 86). — bei ... Burgsdorf: in der Seestraße Haus Nr. 20 (vgl. W. v. Biedermann: Goethe und Dresden S. 30/1). — [S. 259.] nahen Traiteurhause: der S. 269 genannten Ressource. — Rack: soviel wie Arrak. — Arndt: vgl. dessen ‚Erinnerungen aus dem äußeren Leben' (Gespräche 2, 179/80) — von dem Inspector: Demiany. — [S. 260.] Bache: „eine mit Leder überzogene Aufschnallkiste, ein Deckbehälter auf Reisewagen" (Heyses Fremdwörterbuch). — Schwebeln: Schwebel hatte, als Legationssecretär bei dem französischen Gesandten St. Aignan in Weimar, mit diesem Apr. 4 die Stadt verlassen und war Apr. 12 durch den Rittmeister v. Schwanenfeld von Gotha

aus entführt worden; vgl. S. 289. — [S. 261.] im Gewissen: so viel wie: sicherlich, mindestens. — [S. 262.] gassaten: gassatim (ire), durch die Gassen. — was man uns genommen: d. h. was die Lehrer uns vorenthalten haben, das haben wir „angeblich, nach der falschen Aussage der Lehrer, von dem mildthätigen, schenkenden Publicum gar nicht bekommen" (Schnorr v. Carolsfeld: GJ. 21, 293). — [S. 262/3.] Fündling: Apr. 22 (Tgb.). — [S. 264.] Beiliegende Blätter: d. h. die von G. mit den Ziffern 1 bis 6 versehenen Blätter dieses Briefes, dessen Fortsetzung Nr. 543 bildet.

Mai 9, Tgb.: „Brief von Weimar ... Zettelchen an meine Frau durch einen Lohnkutscher"; vgl. S. 272.

541. Goethe, 1813 Mai 10 (Br. 23, 337); abgegangen über Karlsbad-Eger Mai 13, vgl. S. 266. 272. — [S. 264.] manche Blätter: die den ersten Teil von Nr. 543 bilden. — [S. 265.] die Hoheit: Maria Paulowna. — Meine Arbeiten: ‚Dichtung und Wahrheit' Teil 3. — Schwester Katharina: Tgb. Mai 7: „Kam die Herzogin von Oldenburg". — Der Kutscher: Dienemann; vgl. S. 273. 276. — in einem kleinen Gartenhause: zum ‚Goldnen Schiff' gehörig, vgl. S. 272.

542. Goethe, 1813 Mai 14 (Br. 23, 339); vgl. S. 272. — [S. 266.] Geschichte unserer ersten Reisetage: Nr. 540. — gestern über Eger ein Brief: Nr. 541. — Kaiser und König: vgl. S. 266 oben. — Die Hoheit: Maria Paulowna.

543. Goethe, 1813 Mai 21 (Br. 23, 342); eigenhändig nur S. 274 „Da es mir nun" bis „Spaß machen". Fortsetzung des ausführlichen Reiseberichts in Nr. 540; abgegangen Mai 24 (Tgb.). — [S. 267.] Thal an der Weißeritz hinauf: Plauensche Grund. — der Potentaten: die S. 265 oben genannten. — Kügelgen: vgl. W. v. Kügelgen: Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Teil 2 Kap. VIII (Gespräche 2, 180), und GJ. 20, 87/8. — [S. 268.] Unfall, welcher Weimar betroffen: es war Apr. 18 nahe bei der Stadt, am Kegeltor und selbst in den Straßen zu einem heftigen Gefecht zwischen dem Blücherschen Corps und der französischen Avantgarde des Marschalls Ney unter General Souham gekommen; der Sohn C. G. v. Voigts und Kammerherr v. Spiegel waren auf Befehl Souhams arretirt worden (vgl. F. v. Müller: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813, Braunschweig 1851, S. 275/7, und Knebel an seine Schwester Henriette,

Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verlobe,
Obgleich arm, ſo entſchieden er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; ſo giebt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;
Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche,
Wo er heftiger ſpricht und anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine ſich ſelber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbei iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Friſchgewagte gerath nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch verſammelt
Sitzen; beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.

Alſo ſprach ſie behende, und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

Apr. 22, Briefwechsel S. 650/1). Voigts Sohn starb an den Folgen dieser Ereignisse bereits Mai 13; vgl. S. 276. — [S. 269.] die Hoheit: Großfürstin Maria Paulowna. — Pirna. . . . den Dom: 1502 bis 1546 erbaut; der im Folgenden beschriebene Taufstein trägt die Jahreszahl 1561 (vgl. GJ. 20, 86). — [S. 271.] die jetzt gesprengten Bogen: vgl. zu S. 258. — [S. 272.] sechs ersten Blätter: Nr. 540. — Zettelchen: vgl. die Erläuterung zwischen Nr. 540/1. — den 10. über Karlsbad: Nr. 541; G. hatte diesen Brief als Einschluß nach Karlsbad an Elisa v. d. Recke gesandt, die ihn weiter beförderte; ihr Begleitschreiben an Christiane von Mai 19 ist GJ. 20, 89 veröffentlicht. — den 14.: Nr. 542. — [S. 273.] Feuerzeichen am Himmel: Tgb. Mai 12: „Nachts Feuerschein über dem Gebirge". — den Kutscher: vgl. zu S. 265. — Dresden und die Gegend: Mai 8 Kampf um die Stadt, Einzug der Franzosen; Tgb. Mai 8: „Alle waren in Bewegung und Sorge wegen des zu erwartenden Einmarsches der Franzosen in Dresden. . . . begegneten uns preußische Reiter mit Handpferden. In der Stadt waren mehrere blessirte Russen angekommen. Napoleon in Dresden." — meine Arbeit: ‚Dichtung und Wahrheit', Teil 3. — [S. 274.] Technologie: von Ernesti, im Tgb. schon Apr. 12 genannt. — Mandarinen: vielleicht Carol. Ulrich. — [S. 275.] Karl: Eisfeld; vgl. zu S. 247.

544. Goethe, 1813 Juni 1 (Br. 23, 353). — [S. 275.] bisherigen Unbilden: außer den zu S. 268 genannten Schrecknissen auch noch starke Einquartirung; Luise Seidler an Pauline Gotter, Juni 22: „Bei Goethes fand ich . . . alles voll Einquartirung"; diese „hält sie [Christianen] sehr wider ihren Willen festgebannt, indessen hoffen sie, den Geheimrath noch abzuholen" (Im neuen Reich 1875 Nr. 19 S. 730). — das Manuscript: von ‚Dichtung und Wahrheit' Buch 11 und 12, das G. mit Brief von Juni 20 Niemern überschickt; vgl. aber zu S. 284. — der mittlere, durch Frau von Berg: vgl. S. 287. — [S. 276.] Sendung durch Stallmeister Sievers: Nr. 543. — Der gute Voigt: vgl. zu S. 268. — an den Inspector: Musil, in Franzensbad (Tgb.). — Der Kutscher: vgl. zu S. 265. — [S. 277.] wo es entstanden: vgl. S. 254/5. 279. — Sie thuet mir alles: später geändert in „Sie thut mir auch alles". — [S. 279.] von Wien: durch die Gräfin Josephine O'Donell; doch ist deren nach dem Tgb. Mai 29 angelangter Brief nicht bekannt (vgl. GJ. 17, 323). Vgl. S. 288.

— Rede zu Wielands Andenken: sie war durch den Herzog Karl August der Kaiserin von Österreich übermittelt worden (vgl. SchGG. 17, LV. 324).

545. Goethe, 1813 Juni 6/7 (Br. 23, 360); eigenhändig, da der Schreiber John Juni 3 erkrankt war. — [S. 279.] Pfingsten, ... Fest: Anspielung auf den Anfang von G's ‚Reineke Fuchs'; vgl. zu I 117. — einen Brief von Dir: Tgb. Juni 6: „Brief von Hause, der vierte, vom 27. Mai." — Brief an Wolff: nicht bekannt, im Tgb. Juni 5 vermerkt; vgl. S. 281. 293. — [S. 281.] temperleinischen Eigensinn: d. h. durch Saumseligkeit, wie der alles verschiebende, immer Zeit vertändelnde Kaufmann Tempertein in dem Lustspiel ‚Herr Tempertein oder Wie die Zeit vergeht!', einer anonymen Bearbeitung von Picards ‚Monsieur Musard, ou Comme le tems passe' (erschienen im ‚Familientheater nach neuen französischen Lieblingsstücken', Erstes Bändchen, Leipzig 1808, S. 59). Das Stück war vom Weimarer Hoftheater dreimal aufgeführt worden (zuerst 1807 Juli 26 in Lauchstädt). — Am goldenen Ei: Honorar von Cotta. — meiner Hauptsache: der Fortführung von ‚Dichtung und Wahrheit' Teil 3. — Wenn Du meinen Brief nicht lesen kannst: Maria Belli, geb. Gontard, erzählt von Christiane: „Einst war sie hier [in Frankfurt], bekam einen Brief von ihm [Goethe], und da sie nicht lesen konnte, bat sie ein junges Mädchen, welches gerade bei ihr war, denselben ihr vorzulesen. Er kam ihr so zärtlich vor, daß sie glaubte, diese habe falsch gelesen, um Spott mit ihr zu treiben; sie eilte damit zu Frau Schöff Stock und war hocherfreut, die nämlichen Worte zu hören" (Leben in Frankfurt am Main 3, 106/7). — Vom guten Knebel: dieser schrieb Juli 2 von Jena aus an seine Schwester Henriette: wenn der Himmel nicht bald helfe, seien sie, in Folge der ununterbrochenen Durchmärsche, der Not nahe; „Mein Winkel hier im Garten ist so ziemlich noch von der Unruhe und vom Lärm verschont geblieben" (Briefwechsel S. 652). — [S. 281.] Paquet ... unterm 24.: Nr. 543. — Brief ... unterm 1. Juni: Nr. 544. — Brief an Wolff: vgl. zu S. 279. — [S. 282.] Hofkammer-Rath: Kirms.

Juni 8, Tgb.: „Brief von zu Hause, Antwort auf die Sendung vom 24.", d. h. auf Nr. 543.

546. Goethe, 1813 Juni 10/4 (Br. 23, 365); eigenhändig; Tgb. Juni 14: „Eine Rolle mit dem Kupfer der Sprengung der Dresdner

Brücke. Einigen Novis. Anweisung für Ramann. Brief an meine Frau. Durch einen Weimarischen. Reitknecht". Vgl. S. 290/1. — [S. 282.] Der Stillstand: Waffenstillstand von Poischwitz, Juni 5 bis Juli 26, später verlängert bis Aug. 10; vgl. S. 290. — 36mal gebadet: Juni 10 (Tgb.), danach das Anfangsdatum ergänzt. — Brief vom Herzog: Karl August, nicht bekannt. — Schlosser ist avertirt: G. an J. F. H. Schlosser, Juni 11: „Eine Assignation auf 300 f. habe an Weinhändler Ramann in Erfurt ausgestellt."

Juni 21, Tgb.: „Rittmeister Böhme. Brief von Hause, vom 16."; vgl. S. 293.

547. Goethe, 1813 Juni 26/Juli 3 (Br. 23, 376); eigenhändig das Datum auf S. 283, S. 287 „Die Sonntage" bis „ist vom Übel", S. 288 „Den 28." bis S. 291 „so wie von der Rolle", S. 292 letzter Absatz. — [S. 283.] daß Du die Briefe ... ordnest: darunter G's Briefe aus Italien; vgl. Luise Seidler an Pauline Gotter, Juni 22 (Im neuen Reich 1875 Nr. 19 S. 730). — dem dritten Bande: ‚Dichtung und Wahrheit'. — [S. 284.] adressirt an August: Buch 11 und 12, mit Brief an August von Juni 23; vgl. Tgb. Juni 23 und 30. — Whistmarken: vgl. S. 298. — Ankunft des Herzogs: Karl August traf Juli 5 in Teplitz ein (Tgb.); vgl. S. 292. — [S. 285.] den fatalen Verlust: an Geld in Folge des Krieges. — Dankelmann: vielleicht der Schwager der Frau v. Heygendorf; vgl. L. Geiger: GJ. 20, 92 und C. Schüddekopf: Br. 23, 506. — Schlacht vom 2. Mai: bei Groß-Görschen. — [S. 287.] Brief durch Frau von Berg: vgl. S. 275 unten; Tgb. Juni 27: „Frau v. Berg und Mengden, Briefe von zu Haus". — Frau von Schiller: deren Brief scheint verschollen zu sein. — [S. 288.] Von Wien ... Brief: von der Gräfin Josephine O'Donell, nicht bekannt. Vgl. S. 279. — Wegen John: vgl. S. 279/80. — [S. 289.] Schwane[n]feld: Tgb. Juni 29: „Im Garten. Rittmeister v. Schwane[n]feld erzählte seine Abenteuer bei Eröffnung der unglücklichen Campagne." Vgl. F. v. Schwanenfeld: Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten, Breslau 1862, S. 4 (Gespräche 2, 187). — Schwedeln entführt: vgl. zu S. 260. — [S. 290.] des Waffenstillstandes: vgl. zu S. 282. — einer Rolle: vgl. zu Nr. 546. — [S. 291.] an Schlosser: vgl. zu S. 282. — Packet an August: vgl. zu S. 284. — ein besonderes Zettelchen: eben das Blatt, worauf diese Worte

und das Folgende geschrieben sind. — [S. 292.] Hofkammerrath: Kirms.

548. Goethe, 1813 Juli 1/6 (Br. 23, 395), eigenhändig; im Tgb. erst unterm 9. als abgegangen vermerkt. — [S. 292.] wegen der Rolle: vgl. zu Nr. 546 und S. 290/1. — [S. 293.] Assignation für Ramann: vgl. zu Nr. 546. — Brief an Wolff: vgl. S. 279. — Hauptmann von Böhme: er hatte G'n Christianens Brief von Juni 16 überbracht (Tgb.). — Manuscript für Riemer: vgl. zu S. 284. — Packet unterm 3. Juli: Nr. 547.

549. Goethe, 1813 Juli 16 (Br. 23, 400), eigenhändig; im Tgb. schon unter Juli 15 als abgegangen vermerkt. — [S. 294.] Johns: vgl. S. 279/80. — er soll nach Karlsbad: Johns Abreise dahin erfolgte Juli 18 (Tgb.). — August... Krankheit: Masern; vgl. Ottilie v. Pogwisch an ihre Mutter, Juli 14 (SchGG. 27, 20). — Zinnwalde und Altenberg: Juli 9/11 (Tgb.); vgl. G's ausführliche Schilderung ‚Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg' (Naturwiss. Schriften 9, 139), in der die Daten ungenau angegeben sind. — Folge des Manuscripts: ‚Dichtung und Wahrheit' Buch 13 und 14; vgl. G. an Riemer, Juli 24. — Die Hoheit: Maria Paulowna; sie war Juli 13 eingetroffen (Tgb.). — [S. 295.] Den 12. Juli: an dem G. vor 25 Jahren seine Ehe mit Christiane schloß (vgl. zu Nr. 555a); Tgb. Juli 12: „Mittag bei Serenissimo.

550. Goethe, 1813 Juli 23 (Br. 23, 406); eigenhändig. — [S. 295.] ein Blatt: nicht bekannt; zur Sache vgl. S. 279/80. 294. — dämperich: vielleicht so viel wie „dämpfig", was in Thüringen (nach Grimms Wörterbuch 2, 720) „kurzathmig, engbrüstig" bedeutet; doch scheint mir der Zusammenhang wahrscheinlicher zu machen, daß das Wort sich hier nicht auf einen unverschuldeten körperlichen Mangel wie Engbrüstigkeit bezieht, sondern, die vorher aufgezählten Untugenden ergänzend, mit „dämmen", d. h. schlemmen, schwelgen, zusammenhängt, oder, zum Folgenden überleitend, mit „dämmern", in dem zu S. 107 angeführten Sinne. — weiter leistet er auch nichts: mehr Gerechtigkeit erweist G. dem Unglücklichen, wenn er über ihn an H. L. Verlohren schreibt (24. Jan. 1814): „Seine schöne Kenntniß der lateinischen Sprache, so wie einiger neueren, seine schon früh geprüfte Gewandtheit in den Rechtswissenschaften, ferner eine leichte Fassungskraft und schöne Handschrift, eine angenehme Unterhaltung, eine

Gabe, sich fremden Personen vortheilhaft darzustellen, nicht weniger Aufträge persönlich geschickt auszurichten, machten ihn zu einem sehr erwünschten Gesellschafter." — [S. 296.] die genesenden Kinder: August (vgl. zu S. 294) und Caroline Ulrich, die wohl auch die Masern bekommen hatte; vgl. S. 298. — meine Arbeit ... noch ein schweres Stück: Abschluß von ‚Dichtung und Wahrheit' Buch 14? — Dienemann: vgl. S. 273.

551. Goethe, 1813 Juli 27 (Br. 23, 414), eigenhändig; im Tgb. unterm 28. als abgegangen vermerkt. — [S. 296.] die Arbeit: ‚Dichtung und Wahrheit' Teil 3. — [S. 297.] Brief an Riemer: von Juli 27, oder der frühere von Juli 24. — französischen Komödie: mit Talma, den G. auf der Rückreise in Dresden mehrfach sprach (Tgb. Aug. 11/2). — Mit John: vgl. Nr. 552.

552. Goethe, 1813 Aug. 1 (Br. 23, 421). — [S. 297.] John ... bessert sich: vgl. Johns ausführlichen Brief an G. aus Karlsbad, Juli 25 (GJ. 20, 421).

553. Goethe, 1813 Aug. 3 (Br. 23, 422); eigenhändig. — [S. 298.] August und Uli: vgl. zu S. 294. 296. — nächsten Freitag: Aug. 6 (Tgb.). — Whistmarken: vgl. S. 284. — Wegen John: vgl. Nr. 552. — [S. 299.] Sendung Manuscript: vgl. zu S. 294. — Hofkammerrath: Kirms.

554. Goethe, 1813 Aug. 11 (Br. 23, 427); eigenhändig. — [S. 299.] des Napoleon-Festes: Napoleons Geburtstag Aug. 15. — Riemern ... seinen lieben Brief: von Aug. 3 über ‚Dichtung und Wahrheit' Buch 13 und 14. — [S. 300.] Die Pferde: Tgb. Aug. 7: „Pferdehandel"; 8: „Verkauf der Pferde 300 f. W. W."

Zwischenbemerkung. [S. 300.] Kleine Gedichte: außer Nr. 555a das Räthsel auf die Herbstzeitlose für Riemer: „Da sind sie wieder."

555a. Goethe, 1813 Aug. 26 (W. 1, 25. 374; hier mit den unrichtigen Angaben „pflückts" statt „pflanzts" in den Lesarten zu Strophe 4 und „immerfort" statt „immer fort" zu Strophe 5); eigenhändig mit Bleistift und in lateinischer Schrift, ebenso die Adresse „Frau v. Goethe". Nachträgliches Huldigungsgedicht zum 12. Juli 1813, dem Gedenktag ihrer fünfundzwanzigjährigen Verbindung, entstanden zwischen Weimar und Stadt-Ilm, niedergeschrieben an letzterem Ort. Gedruckt, mit kleinen Änderungen (so in Vers 7: „Wie Sterne leuchtend"), zuerst 1815 mit der Überschrift ‚Gefunden' in der zweiten Cottaschen Gesammtausgabe der Werke 1, 26.

556. Goethe, 1813 Aug. 28 (Br. 23, 429); eigenhändig. — [S. 301.] den Prinzen: Bernhard. — [S. 302.] Das Gedicht (No. 2) von Serenissimo: eine lakonisch-kräftige Gegengabe für G's Gedicht an den Herzog ‚Ilmenau, am 3. September 1783'. — ihre Gedichte (No. 6. 7. 8): verfaßt vom Ilmenauer Justizamtmann Ackermann. — aus den Versen: die in der Zwischenbemerkung zu S. 300 genannten beiden Gedichte.

557. Goethe, 1813 Aug. 30 (Br. 23, 430), eigenhändig; die Nachschrift von „Schönsten Dank" an auf einem besondern Blättchen. — [S. 308.] in dem Garten-Zimmer: im Gartenhäuschen am Hausgarten. — das Neuste vom Tage: unbekannt.

557 a. Goethe, 1814 Juli 25 (W. 3, 55. 390. 53, 549); eigenhändig in lateinischer Schrift. Gedruckt mit kleinen Änderungen erst 1827 mit der Überschrift ‚Der neue Copernicus' in der dritten Cottaschen Gesammtausgabe der Werke 3, 61; ursprünglich sollte das Gedicht mit der Überschrift ‚Vision' (die eine von Juli 26 datirte Handschrift hat) dem ‚Divan' eingegliedert werden. Es scheint mir nicht Beilage zu Nr. 558 gewesen zu sein (wie J. Wahle: W. 53, 549 annimmt), sondern, mit dem nicht bekannten, am 28. in Weimar eingetroffenen Brief, am 25. von Eisenach aus an Christiane abgegangen zu sein (vgl. zu Nr. 561), und ist deßhalb hier als besondere Nummer gedruckt worden. — [S. 309.] Artges Häuschen: der geschlossene Reisewagen, vgl. „Fahrthäuschen" in Nr. 558. 571 Anfang und S. 318. — [S. 310.] vertrackten Zwerge: d. h. caricaturartig verzerrten Zwerge; in dieser ursprünglichen Bedeutung (von „vertrecken" = verziehen) begegnet das Wort auch sonst bei G., z. B. in der Italienischen Reise, Venedig, Den 6. October: „meist schöne Männer, keine einzige vertrackte Gestalt" (W. 30, 128). G. hat den Vers später geändert in: „Aufgeregter Zwerge".

558. Goethe, 1814 Juli 28 (Br. 25, 1); eigenhändig. — [S. 310.] die charmante Person: Citat aus dem Gedicht ‚Gewohnt, gethan', Vers 4; vgl. I, XXXVIII. — [S. 311.] Gedichte an Hafis, die meisten gut: solche Selbstbeurteilung findet sich bei G. äußerst selten; vom 25. sind Handschriften folgender Divan-Gedichte datirt: ‚Phänomen', ‚Liebliches', ‚Sollt' einmal durch Erfurt fahren", ‚Der neue Copernicus' (vgl. Gräf 7, 625). — unterwegs: d. h. in Siebleben vor Gotha. — Schloß-Voigt: Constantin Metschke. — bemerkte einige Späße: darunter das Gedicht ‚Jahrmarkt zu Hünfeld'. — weniger Gedichte: von 9 Divan-

Gedichten sind Handschriften mit dem Datum des 26. vorhanden (vgl. Gräf 7, 625). — jetzt niemanden angehört: das Bistum Fulda, 1810 bis 1813 zum Großherzogtum Frankfurt gehörig, wurde erst 1815 von Preußen besetzt und bald darauf zwischen Bayern und Kurhessen aufgeteilt. — Hundeshagen: die erste Auflage von dessen Werk ‚Kaiser Friedrichs I. Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen' war durch das Bombardement von Hanau 1813 Oct. 30/1 vernichtet worden (vgl. G's Schrift ‚Kunst und Alterthum am Rhein und Main', Abschnitt: Wiesbaden); eine neue Ausgabe erschien erst 1819. — Factor: J. Menge (Tgb. Juli 28). — [S. 313.] Oper ‚Der Löwenstuhl': Arbeit daran ist im Tgb. unter Juli 28/9 und Aug. 1 vermerkt (vgl. Gräf 5, 327. 331/2); leider blieb die Dichtung unvollendet. — Werners Beispiel: wohl Zacharias W., obgleich sich in dessen Briefen an G. (SdGG. Band 13) dergleichen nicht findet. — Artischocken: vgl. zu I 35.

559. Goethe, 1814 Juli 29 (Br. 25, 4); eigenhändig. — [S. 313.] wie Fritz Frommann: im August 1806; vgl. Frau Rath an den Sohn, 1806 Aug. 19: „Du kanst denken wie freundlich Herr Frommann von mir empfangen wurde da ich durch Ihn deinen Lieben Brief emfing —... Illuminationen — Feyerwerck — und der gleichen aber kein Zeichen der Freude." — [S. 314.] Karlen: den Diener Stadelmann. — unserm alten Hause: zur Zeit im Besitz der Wittwe Rössing (vgl. O. Volger: Goethes Vaterhaus, Frankfurt 1863, S. 171). — Die Haus-Uhr: seit G's Geburtstag 1828, als Geschenk des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz, im Goethe-Haus zu Weimar.

560. Goethe, 1814 Aug. 1 (Br. 25, 6); eigenhändig. — [S. 315.] Hasenfüßen: vgl. zu I 89 (hier also und S. 316 nicht im Sinne von „Angsthasen", auch gewiß nicht in der älteren Bedeutung „Thor, Narr, Geck", vgl. Grimms Wörterbuch 4 (2), 529. 536/7). — Zelter: er war bereits Juli 12 in Wiesbaden eingetroffen (vgl. seinen Brief an G., Juli 15). — [S. 316.] was er zu Markte bringt: vgl. GJ. 6, 126. — die Hasen: vgl. zu S. 315. — der Erbauer: Zais. — Tragelaphen: eigentlich „Bockhirsch" (Fabeltier des Orients), ein von G. auch für seine Faust-Dichtung (Brief an Schiller, 1797 Dec. 6) gebrauchter Ausdruck zur Bezeichnung eines wunderlichen Gebildes, in dem einander Widersprechendes verschmolzen erscheint.

561. Christiane, 1814 Aug. 3 (EBr. 1814, 300); Carol. Ulrichs Hand, nur der Schlußsatz „Und ich bitte“ eigenhändig. — [S. 317.] Dein liebes Gedicht: Nr. 557a. — Propst: Pasnowsky. — Deinen Brief von Eisenach: nicht bekannt; vgl. zu Nr. 557a. — Durchlauchter Prinz: Karl Friedrich. — der König: Friedrich Wilhelm III. von Preußen war, begleitet von Prinz Wilhelm, Aug. 1 Nachmittags 4 Uhr in Weimar eingetroffen und Aug. 2 früh 5 Uhr nach Berlin weiter gereist. Kurz darauf, gleichfalls am 2., war der Erbprinz Karl Friedrich mit seiner Gemahlin nach Franzensbad abgereist (FB.). — [S. 318.] Dreyßig in Conndorf: der Kaufmann D. betrieb, nachdem er mit seiner in Conndorf begründeten Fabrik für französische Spielkarten Bankrott gemacht hatte, eine Blumengärtnerei, aus der G. und Christiane manches bezogen (vgl. G's Gedicht ‚Pfingsten‘); er ertrank, wie aus dem Conndorfer Kirchenbuch hervorgeht, 1822 durch einen unglücklichen Zufall in seinem Fischteich. Das kleine zierliche Mausoleum, das die Wittwe ihm in seinem Garten errichtete, steht noch heute; die Gärtnerei als solche besteht nicht mehr. Conndorf, damals noch preußisch, kam erst 1815 zu Weimar (vgl. Hermann Freiherr v. Egloffstein: Carl August auf dem Wiener Kongreß, Jena 1915, S. 124). — Der Pachter: der Rathskellerwirt Tränkler oder der Gastwirt Langenberg. Der Apotheker Nikolai hatte, durch Erlaß Karl Augusts von 1813 Juni 26, das Recht erhalten, für die Badegäste von Juni bis September eine Speisewirtschaft zu führen (Acten der Gemeinde Berka an der Ilm, Fasc. 35 Blatt 12); diese Befugnis war 1814 auf den Nachfolger in der Apotheke, Fiedler, übergegangen; vgl. S. 325. — Der Saal: in dem noch heute stehenden Curhause. — Deine zwei lieben Briefe: Nr. 558/9. — dem Professor: Heinrich Meyer. — das eröffnete Siegel: nicht mehr erkennbar.

562. Goethe, 1814 Aug. 7/8 (Br. 25, 11); eigenhändig. — [S. 319.] mein Quartier verändert: aus dem Gasthof zum ‚Adler‘ war G. Aug. 5 in den ‚Bären‘ übergesiedelt (Tgb.); vgl. S. 322. — des Königs: von Preußen. — [S. 320.] Hundeshagen: vgl. S. 316. — einen jungen Mann: Hallwachs. — Geh. Hof-Rath: Kirms. — in Biebrich ... die Herrschaften: Herzog Friedrich August von Nassau (vgl. S. 322/3) und dessen Gemahlin Luise, geb. Prinzessin von Waldeck. — [S. 321.] einige Freunde: Tgb. nennt nur „Hauptmann v. Luck. Bibliothekar Hundeshagen.“

— die Fräulein von Stein: Eleonore (Pröpstin zu Walzenbach bei Würzburg, vgl. S. 326) und Christiane v. St. — kleinen Gefährtin: Marianne Jung, deren Hochzeit mit Willemer Sept. 27 stattfand; vgl. S. 346.

363. Goethe, 1814 Aug. 13/9 (Br. 25, 17); eigenhändig. — [S. 322.] kühles Quartier: vgl. zu S. 319. — Cramer: vgl. G. an August, Aug. 8. — Riese: im Tgb. Aug. 10 und 11 genannt. — Gerning: Aug. 12 und 19 im Tgb. erwähnt; das folgende „Er mischt sich in vieles" vielleicht (wie E. v. d. Hellen: Goethes Briefe. Ausgewählt 5, 131 annimmt) Anspielung auf das in Weimar häufig aufgeführte Lustspiel von Jünger ‚Er mischt sich in alles'. — Der dirigirende Minister: Marschall v. Bieberstein. — Der Herzog: vgl. zu S. 320. — [S. 323.] Die Mannigfaltigkeit und Lust dieses Festes: von G. im ‚St. Rochus-Fest zu Bingen' geschildert. — [S. 324.] Correspondenz-Nachrichten: Auszüge aus den inzwischen für G. angekommenen Briefen. — an Schlosser: nach Frankfurt.

364. Christiane, 1814 Aug. 25 (SBr. 1814, 340); Carol. Ulrichs Hand, nur die Worte „Leb wohl" bis „ich lebe" (S. 326) eigenhändig. — [S. 325.] der Herzog wieder erwartet: seit Mitte Juli hatte man in Weimar die umfassendsten Vorbereitungen getroffen, Karl August würdig zu empfangen, er kehrte erst Sept. 1 zurück (vgl. G's Gedicht „Was haben wir nicht für Kränze gewunden!"). — Der Geheime Hofrath: Kirms. — In unsrem Logis: dem sogenannten Edelhof auf dem rechten Ufer der Ilm. — Essen aus der Apotheke: vgl. zu S. 318. — Gevatter gestanden: Aug. 21, bei dem Aug. 15 gebornen Sohn des Bürgers und Handarbeiters Nußbaum (Berkaer Kirchenbuch Band 6, S. 29); dieses Patenkind Christianens wurde Holzhauer. — Herr Organist: Schütz, der S. 331 genannte „Badekönig", d. h. Badeinspector (vgl. H. G. Gräf: Goethe in Berka an der Ilm, S. 30/42). — [S. 326.] Königin Oborea: (Arborea?) nicht nachweisbar.

365. Goethe, 1814 Aug. 29 (Br. 25, 25); eigenhändig. — [S. 326.] einen alten Brief: damit kann G's Brief an August vom selben Tage (auf den Br. 25, 350 hingewiesen wird) kaum gemeint sein; vielleicht bezieht sich auf ihn der Vermerk im Tgb.: „Brief Ulli". — der Freund: Gerning? die Beziehung ist unbekannt. — der Herzog: Tgb. Aug. 23: „Kam Geh. Secretär Vogel. Mit ihm

nach Mainz [nicht: Wiesbaden]. Mit Serenissimo bis tief in die Nacht." — Äbtissin von Stein: vgl. zu S. 321. — [S. 327.] einen Dritten: F. v. Luck (Tgb.). — Frau Brentano-Birkenstock: vgl. G's Dankbrief an sie von Aug. 28.

566. Goethe, 1814 Sept. 21 (Br. 25, 37); eigenhändig. — [S. 328.] Doctor Melber: er war der Hausarzt von G's Mutter gewesen; vgl. GJ. 1, 263/5. — [S. 329.] Mineraliensammlungen: über das mineralogische Cabinet der Senckenbergischen Stiftung, das zur Zeit von Neuburg (Tgb. Sept. 14) geordnet wurde, vgl. ‚Kunst und Alterthum am Rhein und Main', Abschnitt: Frankfurt (W. 34 (1), 123). — Schauspiel: ‚Das Dorf im Gebürge oder Die glückliche Rückkehr', Schauspiel mit Gesang von Weigl, und ‚Der Vetter aus Bremen' von Theodor Körner. — auf die Mühle: Gerbermühle, oberhalb Frankfurts, Willemers Sommersitz; vgl. S. 330. — Altdeutsche Bilder: Tgb.: „Roger von der Weyden, geb. 1480 † 1528. Burgmayr. Martin Schön und dem ähnlich Grünewald." — Prinz Bernhard: von Weimar. — Fürst Reuß: Heinrich XIII. von Reuß-Greiz, in den Jahren 1813/5 Generalgouverneur von Frankfurt am Main. — Bei Madame Stock zu Mittag: diese schrieb Oct. 2 an Christiane hocherfreut über G's Anwesenheit in Frankfurt; „er schenkte mir einige Stunden, ja er aß auch freundschaftlich mit mir zu Mittag. Ihre Gesundheit, meine Beste, brachte ich aus, und er freute sich herzlich mit uns, er eine so gute Frau und ich eine so liebe Freundin zu haben" (EBr. 1814, 428). — ‚Titus': die Vorstellung fand auf G's Wunsch statt, ebenso am 19. die ‚Braut von Messina' (vgl. Weimars Festgrüße zum 28. August 1899, S. 114 Anmerkung 15). — Geschenk des Stammbuchs: durch Antonia Brentano; vgl. deren das Stammbuch begleitenden Brief an G. von Sept. 18 (Weimars Festgrüße S. 115 Anmerkung 20) und G's Dankbriefchen vom selben Tage, sowie Rudolf Jung: Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano, S. 25. 27. Vgl. S. 330/1. — [S. 330.] einige Freunde: Tgb. Sept. 18: „Du Fay. Guaita. Beide im Garten". — zu Willemer: auf die Gerbermühle (Tgb.). — Das letzte Mal: d. h. am 15., vgl. S. 329.

567. Goethe, 1814 Sept. 22/3 (Br. 25, 40); eigenhändig. — [S. 330.] ‚Braut von Messina': vgl. zu S. 329. — verschiedne Visiten: Tgb. Sept. 20: „Gräfin Coudenhofen. Engländerinnen an ihrer Statt. Herr Leers. Frau Städel." — Stammbuch: vgl.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es saßen die Drei noch immer sprechend zusammen,
Mit dem geistlichen Herrn der Apotheker beim Wirthe,
Und es war das Gespräch noch immer ebendasselbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer versetzte, würdig gesinnt, drauf:
Widersprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten,
Und sich dessen zu freun, was jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen
Schicksal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und rastlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet,
Welcher sich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener ist auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet,

zu S. 329. — [S. 331.] des Badekönigs: Schütz in Berka, vgl. zu S. 325. Im Übrigen vgl. S. 347. — vor der Stadt: „auf der Öde“ (Tgb.). — bei Du Fay: Schwiegervater von J. F. H. Schlosser.

368. Chriſtiane, 1814 Sept. 26 (EBr. 1814, 356); Carol. Ulrichs Hand, der Schluß von „So wie ich mich“ an, außer dem Datum, eigenhändig. Gedruckt nur die Worte „Wolff iſt ... Deiner Gewogenheit“: Weimars Feſtgrüße zum 28. Auguſt 1899, S. 116 Anmerkung 29. — [S. 332.] in größter Eile: vgl. G's Rüge deshalb S. 346 oben. — Deinem Brief: Nr. 566. — Das Theater: es war Sept. 10 wieder eröffnet worden. — [S. 333.] Karl: Stadelmann.

369. Goethe, 1814 Sept. 28 (Br. 25, 42); eigenhändig. Zur Datirung vgl. S. 345. — [S. 334.] Betrachtung der alten Meiſterwerke: vgl. ‚Kunſt und Alterthum am Rhein und Main‘, Abſchnitt: Heidelberg. — [S. 335.] Frau von Humboldt: vgl. Geſpräche 2, 276/7.

370. Goethe, 1814 Oct. 1 (Br. 25, 45); eigenhändig. — [S. 336.] Descamps: ‚Vie des peintres flamands, allemands et hollandais‘ (Paris 1753/63). — [S. 338.] vor allem Lucks: vgl. S. 340.

371. Goethe, 1814 Oct. 6? (Br. 25, 48); eigenhändig. — [S. 338.] Fahrhäuschen: vgl. zu S. 309. — und wir gelangten ... Mannheim: regelrechter Hexameter, Anſpielung auf ‚Hermann und Dorothea‘ Vers 24 des 3. Geſangs: „Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut iſt“. — [S. 339.] die übrigen Geſellen: die Brüder Boiſſerée und vielleicht Bertram. — ‚Johann von Friedland‘: vielmehr Johann Herzog von Finnland‘. — Zeichnungen des Cölner Doms: ſie erſchienen in dem Werk, Geſchichte und Beſchreibung des Doms von Cöln‘ (Stuttgart 1823/32). — die Tochter: Sophie Caroline; ſie wurde 1818 A. W. Schlegels zweite Frau. — Der Sohn: Auguſt Wilhelm, zwölfjährig (er ſtarb ſchon 1819), der „Schenke“ des ‚Weſt-öſtlichen Divans‘ (vgl. Tgb. 1815 Sept. 20 und G. an S. Boiſſerée 1815 Dec. 21). — Thibauts kleine Schrift: ſie war vor kurzem in deſſen ‚Civiliſtiſchen Abhandlungen‘ erſchienen. — [S. 340.] in Mannheim: bei v. Lucks, in Erinnerung von Chriſtianens Beſuch im Jahre 1808; vgl. zu S. 67. — des Erbprinzen: Markgrafen von Baden? — [S. 341.] Diner ... im Karlsberg: vgl. Voß S. 111 (Geſpräche 2, 282). — Kaſtanien: mit dieſen bevorzugten Früchten

verfaßen auch Schlossers noch im Spätherbst das Goethe-Haus in Weimar (Brief von Maria Schlosser an Christiane, Nov. 10, GBr. 1814, 432).

572. Goethe, 1814 Oct. 10 (Br. 25, 53); eigenhändig. — [S. 342.] Professor Voß: Heinrich, der älteste Sohn Voßens. — Griesens Calderon: diese Übersetzung von Calderons Werken begann jetzt zu erscheinen; die in Band 1 enthaltene ‚Zenobia' wurde in Weimar bereits 1815 Jan. 30 aufgeführt. — [S. 343.] der Frau Amtmann: Sartorius, geb. Schmuck; sie war mit ihrem Vater, dem kurfürstlich pfälzischen Hofkammerrat und Domanialverwalter Johann Karl Schmuck, Miteigentümerin des Hauses, in dem auch die Brüder Boisserée wohnten. — ‚Wasserträger': vgl. zu I 447.

573. Goethe, 1814 Oct. 12 (Br. 25, 56); eigenhändig. — [S. 344.] Moller: vgl. wegen dieses Besuchs und des neu aufgefundenen, 13½ Fuß großen „Original-Aufrisses" S. Boisserée an seinen Bruder, Oct. 10 (Sulpiz Boisserée 1, 226). — [S. 345.] Prinz Christian: Bruder der Herzogin Luise von Weimar. — der fünfte Brief: danach müßte G. die drei Briefe Nr. 570/2 in fünf Sendungen haben abgehen lassen; „fünfte" wird jedoch Irrtum sein statt „vierte". — [S. 346.] euren Brief: Nr. 568. — Frau Geheimeräthin Willemer: vgl. zu S. 321. — pflegt ihn: vgl. S. 332.

574. Goethe, 1814 Oct. 16 (Br. 25, 59); eigenhändig. — [S. 347.] Die Fräulein: vgl. S. 331. — die bevorstehenden Feierlichkeiten: vgl. S. 351. — [S. 348.] wegen der Nationaltracht: zu dieser Frage hatte Willemer sich öffentlich geäußert in seinem Schriftchen ‚Ein Wort an Deutschlands Frauen' und that es nochmals in seinem Vorwort zu dem im Morgenblatt 1814 Dec. 2 anonym erschienenen Gedicht ‚Gespräch zwischen Völkertracht und Mode' von Sophie Jassoy (vgl. T. Creizenach: Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer, 2. Aufl., S. 28/9). — Karl: Stadelmann. — Calender-Tagebuch: die bedauerliche Lücke geht von Sept. 23 bis Oct. 13. — [S. 349.] ist nach Wien: J. F. H. Schlosser nahm als Vertreter der Stadt Frankfurt am Wiener Congreß Theil.

575. Goethe, 1814 Oct. 20 (Br. 25, 63); eigenhändig. — [S. 349.] die gute Mutter: vgl. deren Brief an G., 1795 Aug. 24. — [S. 351.] Die Feierlichkeiten: vgl. besonders S. Boisserée an Amalia v. Helvig, Oct. 23 (Sulpiz Boisserée 2, 227/8). — Bei-

lage. Gedrucktes Folioblatt, auf dem G. zu § 10 und am Schluß das hier in Textgröße Gesetzte mit Bleistift hinzugefügt hat.

Zwischenbemerkung vor Nr. 576. In Christianens Tagebuch, das von ihrer eigenen Hand Einträge nur unter Jan. 1/4 und 9 enthält, heißt es unter Jan. 9: „War ich sehr krank". Vgl. Schillers Frau an Knebel, Febr. 8 (Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, S. 177, und Riemer an Frommann, undatirt (Ferdinand Heitmüller: Aus dem Goethehause, S. 226).

576. Goethe, 1815 März 4 (Br. 25, 218). — [S. 356.] Meyer Heinrich M.

577. Christiane, 1815 März 5 oder 6 (EBr. 1815, 111); geschrieben ist der Brief, mit Ausnahme des eigenhändigen Schlusses von „Weiter weiß ich" an, von Christianens Begleiterin Madame Kirsch (von G. und Christiane meist „Kiricht" geschrieben). Ich halte für wahrscheinlich, daß von den zahlreichen Vertreterinnen der Namen Kirsch und Kirscht in Weimar hier nur Johanna Christiane Sophia Kirsch in Frage kommt, Tochter des Pastors Johann Christian Müller zu Troistedt und Schoppendorf, die am 5. Mai 1800 den Weimarer Bürger und Besitzer des Kaffeehauses Johann Christian Wilhelm Kirsch (Sohn des Fürstl. Sächs. Hofsprachmeisters Johann Georg Kirsch) geheiratet hatte (KrP. der Hofkirche 1762/1800, 622). — [S. 357.] Knebel wird geschrieben haben: März 3 hatte Knebel an G. gemeldet: die „wunderlich strenge Diät" der Weimarer Ärzte habe Christianen mitgenommen, die Jenaer Ärzte seien „milder", und es sei kein Zweifel, daß das hypochondrische Wesen, das nur von Schwächung herrühre, sich bei einer „mäßigen, etwas geistigen Nahrung" verlieren werde (ungedruckt, EBr. 1815, 109).

578. Christiane 1815 März 8 (EBr. 1815, 120); Frau Kirschs Hand, der Schluß von „Lebe wohl" an eigenhändig. — [S. 358.] Stark: er schrieb an G., März 8: „Seit dem Hierſein iſt es recht gut gegangen. Alle Functionen ſind in der beſten Ordnung, das Gemüth iſt heiter. Ich habe fleißige Bewegung in freier Luft empfohlen, welches treulich befolgt wird. Um 11 Uhr wird ſpazieren gefahren. Nach Tiſche eine Stunde gegangen. Die Strenge der Diät habe ich in etwas vermindert, weil der Magen anfing zu leiden. Spuren von Lähmung oder Krampf haben ſich gar nicht gezeigt. Das Wetter begünſtigt den hieſigen Aufenthalt. Deßhalb habe ich, ich hoffe mit Ew. Excellenz Genehmigung, gerathen, ſo

Textbuches für die Febr. 4. 6, März 6 Statt gehabten Aufführungen: ‚Proserpina. Melodram von Goethe, Musik von Eberwein. Weimar, zur Feyer des zweiten Februars 1815' (vgl. Gräf 6,95 6). — An Voigt: den zu S. 358 Genannten, nicht bekannt. — Der Orient: vgl. zu S. 359. — [S. 364.] Stark ... Relation: den zu S. 358 mitgeteilten Brief. — das Nothwendigste: das S. 361 gewünschte Geld.

582. Christiane, 1815 Apr. 11 (EBr. 1815, 173); unbekannte Hand, der Schluß von „Nun lebe wohl" an eigenhändig. Gedruckt die Worte „Hier bin ich" bis „Goethe" Br. 25, 400.

583. Goethe, 1815 Apr. 15 (Br. 25, 263); eigenhändig. — [S. 365.] bin fleißig: Redaction der ‚Italienischen Reise'; vgl. S. 369.

584. Goethe, 1815 Mai 24 (Br. 26, 1); eigenhändig. — [S. 366.] vieles auf das Papier gebracht: wegen der jetzt entstandenen Divan-Gedichte vgl. Gräf 8, 38.

585. Goethe, 1815 Mai 27 (Br. 26, 2); eigenhändig. — [S. 367.] das gewünschte Zimmer: im ‚Bären' (wie 1814, vgl. zu S. 319). — 18 Assessoren: vgl. Gräf 8, 38 9.

586. Christiane, 1815 Ende Mai (EBr. 1815, 283); Kräuters Hand, der Schluß-Absatz eigenhändig. — [S. 368.] Feier des Jubiläums: am 30. feierten Karl Kirms und C. K. C. v. Schardt ihr fünfzigjähriges Dienstjubiläum, zu dem G. nachträglich Juni 11 das Gedicht „Frage nicht, durch welche Pforte" einsandte; vgl. Tgb. Mai 19, Juni 10 1, und G. an August, Juni 11, sowie unten S. 374. — die Treutern: Besitzerin des Nachbarhauses; vgl. S. 107.

587. Goethe, 1815 Mai 31 Juni 7 (Br. 26, 4); eigenhändig nur der Schluß von „Mittwoch, den 7. Juni 1815" an; abgegangen Juni 8, vgl. S. 373. — [S. 368.] von Frankfurt verschrieben: Tgb. Mai 29: „[Brief an] Weinhändler Cappes". — [S. 369.] Luck ... schon besucht: Mai 29 (Tgb.). — ausgelieferte: mundartlich für: aus den Schoten herausgelöste. — [S. 370.] frischen Adreßcalender: das Mai 30 (Tgb.) angelegte Verzeichnis ‚Des deutschen Divans mannigfaltige Glieder' (i. Gräf 8, 40. 9, 943 Tab. XVII). — An Genast: vgl. S. 368; G. schrieb an ihn erst Juli 15 (vgl. G. an August, Juni 8 und Juli 11). — [S. 371.] Brentanos: Juni 6 (Tgb.). — Beuthers Decorationen: vgl. G. an August, Juni 8, sowie Tgb. Juni 4. 6. 14 und ‚Tag- und Jahres-Hefte' 1815. Eine Ausstellung von Decorationen Beuthers wurde in Weimar 1816 veranstaltet (vgl. G. an C. G. v. Voigt, 1816 Apr. 8). — Karl: Stadelmann.

588. Christiane, 1815 Juni 9 (EBr. 1815, 305); Frau Kirschs Hand, der Schluß von „Mir gehet es“ an eigenhändig. — [S. 371.] Brief aus Wiesbaden: Nr. 585. — [S. 372.] daß es unser Groß-Herzog war: Karl August kehrte vom Congreß aus Wien zurück und traf am 8. Nachmittags in Weimar ein (FB.). Christianens Bericht über diese Begegnung läßt sich aus ihrem Tagebuch vervollständigen: „Er [Karl August] fragte gleich nach Dir. Ich war so bestürzt, daß ich mich versprach und anstatt Wiesbaden Teplitz sagte. Er half mir aber gleich, indem er sagte: er habe gehört, Du seist am Rhein; da fiel es mir erst ein, daß ich mich versprochen hatte.“ — ein wunderschöner Russe: der russische Rittmeister v. Tomsen (FB.); in ihrem Tagebuch gesteht Christiane scherzhaft: daß er „nicht wenig dazu beigetragen hat, meine Verwirrung zu vergrößern“. — der Herr Graf: Bolza, Besitzer des Gasthofs zum ‚Goldenen Schild‘.

589. Goethe, 1815 Juni 17 (Br. 26, 16); der Schluß von „Und so lebe“ an eigenhändig. — [S. 373.] Dein Brief: Nr. 588; er war 9 (nicht 10) Tage unterwegs gewesen. — [S. 374.] Erbherzog Karl: vgl. Tgb. Juni 11/3; er hatte G'n sein 1814 in Wien erschienenes, dreibändiges Werk ‚Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland‘ zur Lectüre gegeben. — jener Feierlichkeit ... ein Gedicht: vgl. zu S. 368. — [S. 375.] Forstmann: G's Schulkamerad Kehr; wie hier nicht, so nannte G. seinen Namen auch nicht gegen Boisserée und Cramer (vgl. Sulpiz Boisserée 1, 261). — [S. 376.] von Müllern: dem Steinschneider in Karlsbad; vgl. S. 241. 378.

590. Christiane, 1815 Juni 19 (EBr. 1815, 308); Frau Kirschs Hand, der Schluß von „Daß Dir alles“ an eigenhändig. — [S. 376.] Deinen lieben Brief: Nr. 587. — [S. 377.] Madame Brede: Karlsbader Kurliste 1815 Juni 15 Nr. 297; in Christianens Tagebuch unter Juni 16 genannt. Sie kam 1818 an das Weimarer Hoftheater, wo sie bis 1820 blieb (Pasqué 2, 284). — Hofdame aus Prag: Gräfin Buquoy, Gemahlin des Grafen Ludwig B. (Kurliste Juni 10 Nr. 221)? — [S. 378.] Madame Mayer: vgl. zu S. 239. — einige Prinzen: Christianens Tagebuch nennt mehrmals die Prinzen Constantin und Paul von Württemberg; „er [Prinz Paul] ist eine schöne Figur und tanzt ganz allerliebst. Er hatte viel Geschmack in Ansehung der Tänzerinnen, er wählte sich immer die besten“ (Juni 18). — vom Grafen: Bolza, vgl. zu

S. 372. — ‚Der Rehbock': (oder Die ſchuldloſen Schuldbewußten), Luſtſpiel von Kotzebue, das Chriſtiane vor ihrer Reiſe in Weimar Mai 22 oder 31 geſehen hatte; Lortzing: Pachter Grauſchimmel, deſſen Frau, geb. Elſermann: Baronin Freiling. Die Aufführung in Karlsbad hatte am 14. Statt gefunden (Chriſtianens Tagebuch).

391. Goethe, 1815 Juli 11 (Br. 26, 34); eigenhändig. Nach dem Tgb. Juli 12 abgegangen. — [S. 379.] zu rechter Zeit erhalten: Tgb. Juni 26: „Brief von Karlsbad." — Karl: der Diener Stadelmann; vgl. G. an Auguſt, Juli 5. — auf dem Lande zugebracht: Tgb. Juli 3: „auf der Nonnenmühle", 6: „Fahrt auf den Nürnberger Hof". — Frau von Linker: vgl. S. 385/6. — Täßchen von Granit: wegen dieſer Streuſandbüchſe aus G's geliebtem Urgeſtein, einem Geſchenk Maria Paulownas, vgl. G. an J. H. Meyer, Juli 5, und die Bemerkung Rulands Br. 26, 362. — Treuterſchen Hauſes: vgl. zu S. 370. — Kammerjunker: vgl. G. an Auguſt, Juli 5, an Karl Auguſt, Juli 20; Auguſt hatte G'n Juni 26 gemeldet, daß er das Decret Juni 20 erhalten habe (Br. 26, 361). Vgl. S. 386. — [S. 380.] vieldictirt: ‚Italieniſche Reiſe'. — Georg: Brentano, deſſen Frau Mai 23 geſtorben war. — Franz: Brentano. — des errungenen Siegs: in der Schlacht bei Waterloo, Juni 18 (vgl. Tgb. Juni 21/2). — die unruhige ... Nachbarſchaft: vgl. zu S. 247. — [S. 381.] Schützens: Stephan Sch. nebſt Frau.

392. Chriſtiane, 1815 Juli 19 (EBr. 1815, 349); Frau Kirſchs Hand, der letzte Abſatz eigenhändig. — [S. 381.] Karl: vgl. zu S. 379. — [S. 382.] Der Kutſcher: Dienemann. — Orden vom Kaiſer: Commandeurkreuz des öſterreichiſchen Leopold-Ordens; G. erhielt die Nachricht durch v. Hügel an dem Tage, wo Chriſtiane dieſen Brief ſchrieb, vgl. Tgb. Juli 19, ſowie G. an Auguſt und an den Großherzog Karl Auguſt, Juli 20, an Metternich, Aug. 4, und Chronik des Wiener Goethe-Vereins 12, 31. Chriſtianens Tagebuch, Juli 18: „Wie groß war meine Freude, als mir Madame Mayer erzählte, daß ſie in [der] Zeitung geleſen: der Herr Geheimde Rath habe von dem öſterreichiſchen Kaiſer einen Orden bekommen. Sie gab mir ſogleich das Zeitungs-Blatt, wo es darinne ſtand; ich ſchnitt die Stelle heraus, und da ich meinem Mann ſchrieb, ſo wollte ich es mitſchicken. Ich träumte mir, ich ſei die Erſte, von der er es erfahren ſollte. Wahrſcheinlich weiß er es aber, ehe er meinen Brief bekommt. Es ſei! ich will den Gedanken feſthalten und den Tag ſo heiter

beschließen, als er angefangen hat." — August Kammer-Junker: vgl. zu S. 379. — das Nähere ... im Tagebuche: daselbst unter Juli 17: „Ich war diesen Mittag zur Frau von Recke gebeten, wo es mir sehr wohl gefallen hat; es war da die Schopenhauer, ein preußischer Minister [die hier folgende Lücke für den Namen ist entweder durch: v. Voß, oder: v. Schuckmann auszufüllen, die beide gleichzeitig in Karlsbad waren, Kurliste Juli 5 Nr. 640, Juli 11 Nr. 802], ein Graf aus Prag [folgt Lücke für den Namen, wahrscheinlich: Buquoy], ein Doctor aus Tirol [folgt Lücke für den Namen], Tiedge und Frau von Recke. Es ist weiter keine Gesundheit getrunken worden als meinem Mann seine. Und das Essen war gut." — [S. 383.] Ehlers ist hier: Christianens Tagebuch, Juli 15: „Wir waren kaum nach Hause, als sich ein Herr Ehlers bei mir melden ließ. Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als er schon zu uns ins Zimmer stürzte, es war Ehlers, der bei uns in Weimar war. Ich freute mich sehr, er war ganz außer sich vor Freude. Er sagt, er habe sehr gehofft, den Herrn Geheimde Rath hier zu sehen. Er ist recht dick geworden, und er kommt mir auch größer vor. Er ist noch ganz entzückt, wenn er von Weimar spricht; wir haben ein paar Stunden recht angenehm verplaudert." Über das Concert, das im Böhmischen Saal abgehalten wurde, heißt es in Christianens Tagebuch, Juli 19: „Ehlers hat ganz vortrefflich gesungen; auch die Heygendorf hat eine schöne Arie gesungen. Sie haben beide viel Beifall erhalten. Es waren über 400 [kann auch 900 heißen sollen] Menschen da; es war mir lieb, daß er so eine gute Einnahme hatte." Am 20. vermerkt Christiane im Tagebuch: „Ohngefähr um 11 Uhr kam Ehlers bei uns, um uns zu sagen, daß er heute Abend 6 Uhr nach Prag reise; er habe einen Brief bekommen, er müsse den Sonntag spielen. Und brachte die Guitarre mit, weil er mir versprochen hatte, noch etwas vorzuspielen. Er erfreute uns mit ein paar schönen Liedern; besonders war ein Abschieds-Lied dabei, das konnte er ohne Rührung nicht weiter singen. Und so lief er fort. Mir ging es auch nahe; ich war froh, daß er ging, er ist doch ein guter Mensch!" — Christian: Schlosser. **393.** Goethe, 1815 Aug. 30 (Br. 26, 70); eigenhändig, im Tgb. unterm 31. als abgegangen vermerkt. — [S. 384.] Deine Ankunft: sie war Juli 31 erfolgt. — Geburtstagsfeier: vgl. zu Nr. 37. — Herzog und Herzogin von Cumberland: vgl. die beiden Vierzeiler G's „Wohlerleuchtet, glühend milde" und „Doch

am Morgen ward es klar", und Chronik des Wiener Goethe-Vereins Band 14 Nr. 9 (Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals) S. 21/4, sowie Gräf 8, 643 Nr. 2819. — Enkelin der Tante Melber: Tgb. Aug. 21: „Hochzeit des Baumeisters Heß und Demoiselle [Neuburg]"; vgl. Sulpiz Boisserée 1, 271. — Grambs' Cabinet: Tgb. Aug. 22: „Zu Grambs. Blumenzeichnungen. Rembrandtische Sammlung." — mehrere Freunde: Tgb. Aug. 25: „Savigny und Frau. Guaita und Frau", 27: „Mittag Scharf und Frau, auch Frau Städel." — Den 28.: über die Geburtstagsfeier vgl. Gespräche 2, 328/30.

594. Christiane, 1815 Sept. 5 (EBr. 1815, 416); Kräuters Hand, der letzte Absatz eigenhändig. — [S. 385.] Frau von Linker: vgl. S. 379. — [S. 386.] Auguste in seinem neuen Stande: vgl. zu S. 379. — [S. 387.] diesen Brief: von Aug. 28, Glückwünsche zum Geburtstag enthaltend, ohne Erwähnung Christianens (EBr. 1815, 418); vgl. S. 388.

595. Goethe, 1815 Sept. 12 (Br. 26, 78); eigenhändig. — [S. 387.] Von Dir wieder ein Wort: Tgb. Sept. 10: „Brief von Weimar." — [S. 388.] Fritz Stein: vgl. zu S. 387. — [S. 389.] bis er zurückkehrt: aus Baden-Baden. — ein Kästchen: Tgb. Sept. 15: „Kistchen nach Weimar." — mancherlei habe ich vorgearbeitet: insbesondere den Aufsatz ‚Kunst und Alterthum am Rhein und Main' betreffend; vgl. S. 393.

596. Christiane, 1815 Sept. 14 (EBr. 1815, 439); Kräuters Hand, vom Schlußsatz an (außer dem Datum) eigenhändig. — [S. 390.] Frau von Heygendorf: vgl. S. 391. — Adelheid: nicht ermittelt. — [S. 391.] Judenkrämchen: vgl. zu I 1.

597. Goethe, 1815 Sept. 18 (Br. 26, 82); eigenhändig. — [S. 391.] nach Heidelberg: Sept. 18/9 blieb G. in Darmstadt.

598. Goethe, 1815 Sept. 26/7 (Br. 26, 86); eigenhändig. — [S. 391.] das Krämchen: vgl. zu S. 389. — Künstler und gute Leute: Tgb. Sept. 19: „Bei Moller. Primavesi Abends. Münzmeister Fehr. Oberforstrath Becker. Söhne des Geh. Cabinet-Secretärs Schleiermacher." — Die Freunde: Tgb. Sept. 20: „Zu Reitzenstein. Thibaut. Voß." — [S. 392.] Brief von Frau von Heygendorf: von Sept. 23 (EBr. 1815, 434); vgl. S. 390. — Russen mit Einem Arm: Gerhardt v. Reutern; er war im April 1814 in Weimar gewesen (vgl. FB. April 10). — von Bülow: vgl. S. 187. — [S. 393.] nur aus Verzweiflung: Kieser hatte

auch zu denen gehört, über die Luise Seidler an Pauline Gotter 1813 Juni 22 schrieb: „Mademoiselle Ulrich macht täglich neue Unglückliche; wie viele Herzen hat sie nun geraubt, und immer bleibt sie kalt! Sie ist jetzt aber auch wieder sehr hübsch" (Im neuen Reich 1875 Nr. 19 S. 731). — Das Kästchen: vgl. zu S. 389. — die berühmte Vase: vgl. G. an August, 1814 Aug. 29. — [S. 394.] der Großherzog: er kam Sept. 28 nach Heidelberg, blieb am 29. daselbst und reiste am 30. nach Mannheim, begleitet von G., der Oct. 1 nach Heidelberg zurückkehrte (Tgb.).

599. Christiane, 1816 Mai 15 (EBr. 1816, 178); Frankes Hand, letzte Zeile eigenhändig. — [S. 395.] der Zauberlehrling: auch August braucht gelegentlich für großes Reinmachen im Hause diesen G's Ballade entnommenen Vergleich (Brief an G., 1814 Dec. 10, EBr. 1814, 463). — neue Schauspieler: Hölken, Mitglied des Hoftheaters in Darmstadt, war Mai 13 als Gast in der (sonst von Lortzing gegebenen) Rolle des Karl Baum in Vogels Schauspiel ‚Reue und Ersatz' aufgetreten.

600. Christiane, 1816 Mai 18 (EBr. 1816, 185); Kräuters Hand, letzte Zeile eigenhändig.

601. Christiane, 1816 Mai 22 (EBr. 1816, 191, auf der 4. Seite von Augusts Brief an G. vom selben Tage); Kräuters Hand, nur die Namensunterschrift eigenhändig. — [S. 397.] wegen des Aderlasses: dieser war erst Mai 19 vorgenommen und danach eine spanische Fliege gelegt worden (Christianens Tagebuch).

Zur Schlußbemerkung: Tgb. Juni 6: „Meine Frau um 12 Uhr Nachts ins Leichenhaus"; 8: „Meine Frau früh um 4 Uhr begraben. ... Um 3 Uhr Collecte meiner Frau von Vogt gehalten". Der Eintrag im TB. 1816, 64 lautet: „Die Hochwohlgeb. Frau, Frau Johanna Christiana Sophia von Göthe geb. Vulpius, Sr. Excellenz, des Herrn Johann Wolfgang von Göthe Großherzogl. S. Weimar. wirkl. Geheimen Raths Ehegattin starb Donnerstags, den 6. Juni Mittags halb 12 Uhr, 51 Jahr 5 Tage alt, am Blutschlag, und wurde Sonnabends, den 8. ej. früh 4 Uhr Standesmäßig vom Leichenhause, und zwar mit Gesang des Chores mit der Ganzen Schule erster Classe beerdiget, der gewöhnliche Leichen-Sermon aber Nachmittags 3 Uhr von dem Herrn General-Superintendenten Vogt in der Stadtkirche gehalten."

* *
*

Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.

Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn ſtellend.
Vater, ſprach ſie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, ſeine Braut ſich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit elterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel

Bilder-Verzeichnis

Die Wiedergabe der Bilder auf Tafel 1 bis 4 und 6 bis 11, sowie die der Trauringe auf Seite 473 des ersten Bandes erfolgt mit ausdrücklicher Erlaubnis des Goethe-National-Museums, nach Aufnahmen des Hofphotographen Louis Held in Weimar.

Im ersten Band

1. Titelbild: Chriſtiane. Federzeichnung Goethes, um 1789. Von ihr gilt, was Ruland über die auf Tafel 2 wiedergegebene Bleiſtiftzeichnung ſagt: „Sie fand ſich in einer von Goethe ſelbſt bezeichneten Mappe ‚Zur menſchlichen Geſtalt', ... zuſammengelegt mit einer Profilzeichnung der Schweſter Cornelia und einer ganzen Anzahl verſchiedener Verſuche aus den Jahren 1789 bis 91 oder 92, den Lockenkopf Chriſtianens darzuſtellen" (GJ. 15, III).
2. nach S. XXII: Chriſtiane, auf dem Sofa im Gartenhäuschen am Park eingeſchlafen. Bleiſtiftzeichnung Goethes, 1788 oder 1789. Vgl. das zu Tafel 1 Mitgeteilte und Goethes Gedicht ‚Der Beſuch', Vers 7/9:

   Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
   Find ich ſie, gar zierlich eingeſchlafen,
   Angekleidet, auf dem Sofa liegen.

3. vor S. 1: Chriſtiane und der dreijährige Auguſt. Gemälde in Waſſerfarben von Heinrich Meyer, 1792, „in einer der Madonna della ſedia verſtändig nachgebildeten Situation" (Riemer 1, 358).
4. nach S. 14: Chriſtiane und der vierjährige Auguſt im (ſtiliſierten) Hausgarten. Radierung von K. W. Lieber (1821) nach einer Federzeichnung Goethes aus dem Jahre 1793. Mit Goethes Genehmigung zuerſt veröffentlicht in dem 1821 erſchienenen, vom Dichter ſelbſt 1822 in ‚Kunſt und Alter-

thum' 3 (3), 142 angezeigten Heft ‚Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von C. A. Schwerdgeburth', als Nr. II, mit der Unterschrift ‚Hausgarten' und der 1821 dafür gedichteten Strophe:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freudig regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

5. nach S. 202: Ober-Roßla, Blick auf die Kirche. Nach einer photographischen Aufnahme von Johanna Gräf. Das Wohnhaus des Freiguts und dessen Nebengebäude sind im Jahre 1858 bis auf ganz wenige Mauerreste niedergebrannt; eine ältere Ansicht des Freiguts aufzufinden, ist mir leider bis jetzt nicht gelungen.
6. nach S. 280: Goethe und Christiane. Als Gegenstücke ausgeführte Kreidezeichnungen von Friedrich Bury, 1800. Über dieses Goethebild schrieb Herders Frau an Knebel (das fehlende Datum ist durch 2. April 1800 zu ergänzen): „Ein einziges, bewundernvolles [!] Bild. Etwas über Lebensgröße, ein volles, großes Brustbild, idealisiert und doch ganz ähnlich. Ein Admiral und erster Konsul kann so aussehen" (H. Düntzer: Zur deutschen Literatur und Geschichte I, 170/1). Und der spätere Kanzler v. Müller, dem Heinrich Meyer das Bild Goethes im September 1801 zeigte, während Goethe abwesend war, vermerkte sich: „Das Bild gab mir Licht über den tiefen, kraftvollen, aber unerschütterlich ernsten und klaren Charakter" (Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler F. v. Müller, 3. Aufl., S. 1 Anm. 1; daß hier „klaren", nicht „starren" zu lesen ist, scheint nach Zarncke: Kurzgefaßtes Verzeichniß S. 26 gewiß).

Seite 473: Goethes und Christianens Trauringe. Sie trugen die punktierten Inschriften:

C. S. V. d: 14. Oct: 1806. J. W. v. G. d: 14. Oct: 1806.

Im zweiten Band

7. Titelbild: Chriſtiane. Ölgemälde von Caroline Bardua, 1807 (?).
8. nach S. 196: Chriſtiane. Miniaturölgemälde von Joſeph Raabe, 1811. Im Beſitz des Herrn Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius in Weimar.
9. nach S. 202: Goethe. Gefärbter Schattenriß eines unbekannten Künſtlers, 1811. Über einen gleichzeitig entſtandenen, wahrſcheinlich von demſelben Künſtler in derſelben Weiſe ausgeführten Schattenriß, den v. Trebra erhielt, ſchrieb Goethe an dieſen, 16. Februar 1811: „Wenn ich aufrichtig ſein ſoll, ſo wäre ich lieber völlig ſchwarz auf weiß vor den Freunden erſchienen; aber wie es ſcheint, ſoll ich die Farben, die mir ſchon ſo viele Noth gemacht, nicht los werden: denn der Silhouetteur wollte mich ohne bunte Läppchen und Bändchen nicht entlaſſen. So komme ich denn nun halb Schatten halb Wirklichkeit, aber gewiß treu geſinnt und von Herzen dankbar."
10. nach S. 216: Chriſtiane. Büſte von K. G. Weißer, 1811 oder 1812. Sie „enthält zwar die Grundzüge der erſten jugendlichen Bildung, wirkt aber durch das Übergewicht der Fleiſchpartien, bei nicht gehöriger Beleuchtung, ungünſtiger, als es im Leben der Fall war" (Riemer 1, 358/9). Nach Ruland (Die Schätze des Goethe-National-Muſeums, S. 11) war die Büſte an Goethes letztem Geburtstag, 28. Auguſt 1831, mit einem Kranze geſchmückt.
11. nach S. 326: Caroline Ulrich, ſpätere Riemer. Miniaturgemälde eines unbekannten Künſtlers, um 1811.
12. nach S. 398: Chriſtianens Grabſtätte auf dem Friedhof der Sankt-Jakobskirche (jetzt Hof- und Garniſonkirche) in Weimar. Nach einer Aufnahme des Hofphotographen Louis Held. Aus dem Gebüſch rechter Hand ragt das Grabmal des in der Schlacht bei Auerſtädt ſchwer verwundeten, am 18. Oktober 1806 in Weimar geſtorbenen Generalleutnants Grafen v. Schmettau hervor. An der ſüdlichen Mauer der Kirche ſind ſichtbar (von links nach rechts) die Grabmäler von: 1. Lukas Cranach d. ä. (geſt. 1553), 2. Johann Friedrich Loeber, Hofmaler in Weimar (geſt. 1772), 3. Georg Melchior Kraus, Maler, Leiter der freien Zeichenſchule in Weimar, Lands-

mann Goethes (geſt. 1806), 4. Dietrich Wiedemann, Fürſtl. Hofverwalter auf Gaberndorf bei Weimar (geſt. 1670). — Um die Auffindung von Chriſtianens lange Zeit gänzlich verſchollenem Grabe hat der 1906 geſtorbene Geh. Staatsrat Karl Kuhn in Weimar ſich das größte Verdienſt erworben; er ſelbſt ſchildert ſeine mehrjährigen Bemühungen zu dieſem Zweck in dem Büchlein ‚Aus dem alten Weimar. Skizzen und Erinnerungen von Karl Kuhn. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1905', S. 86/103. Durch die Herſtellung einer würdigen Grabplatte (auf der leider als Geburtsjahr ungenau 1764 ſtatt 1765 angegeben iſt) und eines ſchmiedeeiſernen Grabgitters hat die Goethe-Geſellſchaft im Jahre 1888 eine fromme Pflicht erfüllt.

* * *

Register

Goethe, Chriſtiane, Auguſt

(Die Goethes Familien- und Ehe-Sprache angehörenden Ausdrücke ſowie Mundartliches findet man an der betreffenden alphabetiſchen Stelle.)

Achilleis I 173 (?). 175 (?). 179 (?). 242
Ackerland I 18. 26. 36. 48. 71. 301.
Augelchen I 2. 6. 25. 49. 51/3. 70. 72. 83. 91. 112. 134. 156. 159. 162. 200/1. 203. 213. 218. 222/3. 281/2. 293. 302. 326. 350. 393/4. 397. 405. 413. 430. — II 41. 44. 48. 59. 131. 159
aufquäkeln II 298
Auguſt (Julius Auguſt Walther, 1789 Dez. 25/1830 Okt. 27) I 1/12. 15/8. 20. 22/5. 27/8. 30/1. 33/63. 65/6. 68/9. 71/86. 88/103. 105/8. 110/1. 113. 115/6. 118/9. 121. 125. 127/8. 130/2. 134/7. 139/42. 144. 148/50. 152. 154/5. 157. 159. 163. 165/7. 169/71. 174/6. 179/82. 186/7. 189/90. 193/7. 199/203. 205 207/9. 211/5. 219. 222/3. 226. 228. 232/3. 235/6. 240. 243. 245. 247. 250/1. 255/61. 264. 266. 268/73. 275/9. 281. 283. 285/6. 289/91. 293. 295. 298/300. 302. 305/7. 309. 311. 313/20. 322/9. 331. 333/7. 345. 347/9. 351/6. 360/5. 370/1. 373. 376. 379/81. 384. 386/9. 392. 394/6. 403. 405. 416/7. 419. 421/2.
[Auguſt]
424/33. 435/6. 440. 442/6. 449/53. 455/62. 465/8. 471/2. 474. 528. — II 1/8. 11/4. 17/9. 21. 26/35. 37. 39/41. 44. 48. 57/9. 61/3. 66/8. 70. 80. 85. 90. 95. 97/8. 100/2. 104/12. 115/20. 122. 125/6. 133. 137. 141. 143/52. 154. 156. 160. 162. 164. 166/7. 174/5. 184. 186/7. 190. 193. 196. 198. 201. 204. 210. 217. 223. 225. 227. 230. 239. 248. 250. 263. 274. 276/7. 282/4. 291. 296. 300. 308. 312. 318. 321. 323/4. 327. 334. 337. 340/2. 345. 356/7. 360. 362. 365. 367/8. 371. 374. 379/80. 382/3. 386/9. 391/3. 396. 398. 429
Krankheiten ſ. dort
Spiele: Ball I 174; Kegel I 114. 240; Bleiſoldaten I 180. 218. 234. 239; Feſtung I 255; Edbel II 41. II 18/9; Piſtolen II 18/9. 26; Bogenſchießen I 240; Zlluminieren I 63. 65; Zeichnen II 31; Raritätskaſten I 118; Schattenſpiel I 163/4; Puppentheater I 218. 304. 306/7; als Amor im Maskenzug I 333. 335/6; Schachſpiel I 325

Auguſt]
Schlittſchuhlaufen I 227. 230. 232. 304. 332. 444. 447/8; Schwimmen I 371; Tanzen I 338. 429. 441. 443. II 164; Singen I 329; Klavierſpiel I 329
Sammlungen: II 97; Steinſammlung ſ. dort; Hölzer II 104; Stammbuch I 304. 307. 395. 424. II 61. 117
Tiere: I 36. 38. 126; Raupenzucht, Schmetterlinge I 113/4. 189/90. 208. 210/1. 375. 429. 528; Vögel I 289. 292. II 68; Tauben I 261. 274. 298; Milvus I 297/8. 301; Habicht I 36; Zeiſige I 447; Waſſerhuhn I 240; Rotſchwanz I 293; Rotkehlchen I 293. 297; Sprenkelſtellen I 214. 262. 297; Rabenjagd II 368; Eichhörnchen I 36; Fröſche I 185; Schlange I 381; Schafe I 187/8
Lernen: Abc I 23/5; Latein I 222. 433; Griechiſch I 433; Lehrer ſ. Eiſert, Käſtner, Riemer
Konfirmation I 355/7. 364
Univerſität: Heidelberg II 34. 39. 41. 44. 51. 57. 59. 62. 64 f. 68. 97. 110. 187; Jena II 110. 139. 145. 166 f. 185/7. 201
Kammeraſſeſſor II 195. 227. 239; Kammerjunker II 379. 382. 386. 388
Kümmeltürke II 110; Dämmerfürſt II 107. 184. 368; Juvenil II 195. 205; Schirmvogt II 113
Weinliebe II 32. 205
ausgeliefert II 369
begieren I 179
Benvenuto Cellini I 74. 76/9
Bildniſſe G's: Bardua II 4; Bury I 282. II 48; Kügelgen II 165. 191; Silhouette (1811) II 201/2
Braut von Korinth I 119/20
Bürgergeneral I 430
Campagne in Frankreich I 13
Caroline v. Goethe (1793 Nov. 21/Dez. 4) I 17/8. 20. 22/4. 27. 29/30. 39/40. 83
Chriſtiane (1765 Juni 1/1816 Juni 6): Geburtstag I 42. 208/9. 451. II 26. 50. 59/60. 62. 176. 236/7. 384
Hochzeitstag, Trauung, Silberner Hochzeitstag I 417. II 141. 160. 176. 295. 300
Goethes „kleines Naturweſen" I 90
Krankheiten ſ. dort
Haus, Gärten, Krautland, Ackerland ſ. dort
Spinnen I 69/71. 93. 165. 172. 299
Schlittſchuhlaufen I 71. 73. 226. 303. 448
Schlittenfahren I 45. 73. 226. 440. II 197; ſelbſt lenken I 331/3. 340. 344
Reiten I 79. 220. 383
Tanzen I 259/60. 311. 338. 341. 344. 350. 364/5. 374. 380. 383. 390. 401/2. 413/5. 417/9. 426. 428. 437. 440. 442. 444. 449. 460. II 149. 175. 181; neue Schuhe durchgetanzt I 418. 422; Tanzſtunde I 340. II 145. 148/9. 154. 164
Weintrinken I 139. 147/8.

[Christiane: Weinstinten]
264. 275. 292. 295. 331. 397. 401. 405. 407. 421. 446. II 223. 225
Kartenspiel: Boston II 359; Rabouge II 249; Whist II 244/5. 284. 298. 357/8
Lektüre I 264. 300. 334
Tagebuch I 238. II 382
Ordnet G's Briefe II 283
Zur Ehrschaftsregelung in Frankfurt II 57/62. 64/5. 67
Weimarer Klatsch über sie I 74. 138. 149. 208/9 226. 266 302 (?). 435/6
Christ-Kram s. Krämchen
Da sind sie wieder (Rätsel auf die Herbstzeitlose) II 300. 302
dämmern (Dämmerfürst) II 107. 184. 295 (?). 368
dämperich II 295
Der Geselligkeit gewidmete Lieder I 396. 403
Der Kaiserin Abschied II 157. 160. 167
Der Kaiserin Ankunft II 136. 146/9. 164
Des Epimenides Erwachen II 309 359/60. 363
Dichtung und Wahrheit II 132. 186. 192. 208. 222. 241. 244. 246. 265. 273/5. 280. 292/5. 288. 293/4. 296/7. 299. 308 (?)
Diderots Versuch über die Malerei I 214. 223
Die ihrem Mann allein I 14
Dienstboten I 263. 410. — II 17. 173. 398. — s. auch: Ate, Dorthchen, Ernst, Gärtner, Heinrich, Karl, Köchinnen, Kutscher, Mariane, Marie, Minchen, Sophie
Du versuchst, o Sonne II 398
Egmont II 60. 72. 172. 223
Ein rascher Sinn II 398
Ein Liebchen ist II 313
Ergo bibamus I 310
Euphrosyne (Elegie) I 194/5
Farbenlehre (Optik) I 78. 90. 102. 219. 232/3. 235. 264/5. 273. 276. 279. 294/5. 322. 324. 395. — II 12. 49. 51/2. 55. 70. 73/4. 77. 110/1. 114/5. 117. 119. 150/2. 158
Faust I 173 (?). 175 (?). 179 (?). 264/5. 291/2. 294/5. — II 4
Frage nicht, durch welche Pforte II 374
Gärten (Blumen-, Gemüse-, Obstbau) I 4/5. 18. 25/6. 36. 48/50. 124. 239. 241. 246. 316. 319. 321. 325. 350. 355. 359. 361. 371. 416
Apfelbäume I 260. 262/3. 268. II 131. 396; Artischoken I 35 II 313. 320. 327. 374; Birnbäume I 144. 190. 260. 268. 320. 356. II 131; Blattkohl I 48. II 81; Bohnen I 210. 346. 351. 372/3. 421. 432. II 138. 390; Diptam II 81/2; Erdbeeren I 319; Feigenbäume I 320. II 93; Gurken I 26. 30. 33. 129. 188. II 138. 390; Heu I 396; Kaisertronen II 396; Kartoffeln I 156. 269. 299. 355. II 139. 241; Kirschbäume I 34/6. 356 II 131; Kohlrabi I 35. 74. II 81; Levkojen I 374; Lychnis II 369; Mangold I 48; Nelken II 109/12. 118; Orangenbäume II 139; Rapontica II 110/1; Reseda II 217; Rosen I 34; Schwarzwurzeln I 91.

[Gärten]
101; Seifenkraut I 375; Sellerie II 35/6; Spargel I 26. 29. 107. 109/10. 113. 183. 191. 193. 250. 282. 312. 319. 350. 358/9. II 4. 118; Spinat I 74; Stiefmütterchen II 217; Türkiſcher Weizen I 144. 355. II 139; Tulpen II 396; Veilchen I 174; Wacholderbaum II 104. 108. 114; Weizen I 34; Weinſtöcke I 38; Zwetſchenbäume I 263. 267/9. 356. II 131; Zwiebeln II 91
Gärtner G's I 26. 29/30. 35. 82. 101. 204. — II 82. 112. — ſ. auch: Ernſt, Walter
Garten am Haus (Hausgarten, oberer Garten) I 18. 25. 28/9. 31. 34/5. 47/9. 63. 102. 109. 117. 179. 185. 188/9. 190 (?). 192. 193 (?). 195. 203/5. 239 (?). 240. 246. 252. 274. 281. 288. 290. 357. 375. 421. 528. 537. — II 4. 7. 37. 71/2. 75/6. 78. 81/2. 92. 97. 108. 112. 122. 130/1. 141. 217/8 (?). 276. 281. 368. 396
Laube II 8; Miſtbeete I 350; Zelt II 7/8
Garten am Park (alter, unterer Garten) I 34/8. 48/9. 101. 129. 144. 156. 174. 177. 190 (?). 193 (?). 212. 214. 239 (?). 258/60. 262/3. 273. 278. 281. 288. 296/7. 355/6. 367. 369. 379. — II 80. 131. 217/8 (?). 228. 276. 281. 368
Altärchen I 49; Auguſts Gärtchen I 129. 174. 177. 262
Gartenhaus im Hausgarten I 256 (?). — II 100. 146. 308
Gartenhaus am Park I 37. 178. 256. 268. — II 131. 139/40. 143
Altan I 37
Gebirgskunde II 86
Gedicht zur Vermählung der Prinz. Caroline II 150. 157
Gedichte, Neueſte (Neue Schriften, Band 7) I 256. 295. 348 —, in Schillers Muſenalmanach für 1799 I 195. 203
Gefährliche Wette II 20
Gefunden I 474. — II 300/2
Generalbeichte I 343
Geſchwiſter (Schauſpiel) I 62/3
Getreue Eckart II 250
Gewohnt, getan II 255. 264. 277. 281. 310
Glücklichen Gatten I 354
Götz von Berlichingen I 404/5. 449/51. — II 60. 144. 153. 223
Gott (Der) und die Bajadere I 350
grabſen (krabſeln) I 23. 113. 116. 168
gräbeln (herumgräbeln) I 22. 29. 57
gramſelig (gramſeln, kramſelig) I 35. 131. 139. 144. 156. 162. 170. 276
Habtanz I 107
Häſchelſtündchen II 63
Haſe (haſen, Haſenfuß, haſig, Haſigkeit) I 89. 108/9. 116. 133. 182. 222. 238. 241. 276. 281. 302/3. — II 134. 315/6
Haus am Frauenplan I 1/2. 4. 5/9. 11/3. 18. 22. 24/6. 31/3. 35. 37. 39/40. 45. 51/2. 54/5. 57. 64/5. 67/8. 81. 85. 89. 91. 97. 110. 136. 145. 163. 177. 179. 196. 210/1. 215/6. 219. 224. 230. 248/50. 256/7. 260/1.

[Haus am Frauenplan]
269. 279. 281. 379/80. 389. 395. 450/2. 473. — II 8. 16/7. 54. 57. 97. 122. 153/5. 163. 176. 241. 325. 395
Alkoven I 158. II 17; Auguſts Stube I 445; Bedientenſtube I 440; Bibliothek I 48. 79. 150. II 86; Boden I 89; Camera obscura I 78; Chriſtianens Zimmer I 31. 39 (?). 47. 65. 67. 95. 170. II 16. 197. 362; Deckenzimmer I 259. II 197; Gartenſtuben I 41; Goethes Arbeitszimmer I 41. 43. 66. 73. 78. 80. 89. 108. 187. 200. 215. 218. 244. 259. 261/2. 301/3. 440/1. II 86. 88. 97. 101. 104. 106/7. 120. 229. 345. 396; Goethes Schlafkammer I 41. 43. 89. 187. 244. 362 (?). II 85. 88. 395; Hausflur I 9; Hof I 224; Keller I 329. 434; Küche II 155; Mineralienkabinett I 256. II 100. 146. 308; Muſeum I 95; Saal I 24. 26. 31/3. 444. II 104. 155 (?); Schlafkammer (gemeinſame) II 13; Schuppen I 273; Ställe I 33; Stube hinter Goethes Schlafkammer II 101; Treppen I 9. 11. 95; Vorzimmer von Goethes Arbeitszimmer I 232. II 88; Wäſchekammer I 67; Weinkeller I 68. 93. 244. 274. 299/300. 434. II 79. 81. 397
Hauskapelle (Singſtunde) II 42. 45. 50. 61/2. 64. 67. 111. 123. 129. 139. 143. 173. 193. 197. 388
Hermann und Dorothea I 79/81. 84/5. 88/92. 94/104. 106. 118/9. 121. 124. 127. 163. 168. 252. 254. 440. — II 338
Im Namen der Bürgerſchaft von Karlsbad (1810) II 157. 160. 167. 171 (?). 174/5. 183. — (1812) II 231/2
Iphigenie auf Tauris I 361/2. — II 12
Italieniſche Reiſe II 365. 369/70. 380
Jagd-Epos (Novelle) I 104
Jahrmarkt zu Hünfeld II 311
Jery und Bätely II 176
Judenkrämchen ſ. Krämchen
Jule I 16
Juvenil II 195. 205
Karl v. Goethe (1795 Okt. 30/Nov. 18) I 56/9. 83
Kathinka v. Goethe (1802 Dez. 16/9) I 368. 376
Kinder Goethes ſ. Auguſt, Caroline, Karl, Kathinka
Knochenlehre II 85/6
Köchinnen Chriſtianens I 65/7. 69. 104/5. 225. 258. 263. 347. 421. 508. — II 2. 242/6. 249. 318. 365. 398. — ſ. auch: Alte
krabſeln ſ. grabſen
Krabskrälligkeit I 17/8. 22. 40
Krämchen (Judenkrämchen, Chriſt-Kram) I 1/5. 7/8. 15/6. 83/4. — II 391
Krankheiten: Goethe I 92. 94/101. 235. 308/9. 313. 378. 447/8. 453/6. 458. 460. 467/9. — II 6. 11. 15/6. 20. 22. 46. 69/75. 98. 101. 132. 157. 179. 188. 191/2. 359/60. 362. 398
Chriſtiane I 47/9. 176. 219/20. 269/71. 275/7. 296. 312. 319. 321. 358/60. 363.

ergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.
Sagten wir damals nicht immer: er solle selber sich wählen?
Wünschtest du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
für ein Mädchen empfinden? Nun ist die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und ist männlich entschieden.
Jenes Mädchen ist's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb sie ihm; oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande.

Und es sagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter.

Aber der Vater schwieg. Da stand der Geistliche schnell auf,
Nahm das Wort, und sprach: der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte.
Immer gefährlicher ist's, beim Wählen dieses und jenes
Nebenher zu bedenken und so das Gefühl zu verwirren.
Rein ist Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er streckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach diesem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; so hielt er es fest auch.
Seyd nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.

[Krankheiten: Chriſtiane]
371. 374. 390. — II 43. 46/9. 92/3. 128. 131. 147/8. 163. 166. 169. 175. 190. 324. 356/8. 364/6. 377/8. 381. 390. 397/8. — Vollblütigkeit I 271. 368. II 356; Zahnweh I 270; Geſichtsausſchlag I 194/5. 200. 203. II 151; Magenkrämpfe I 60/1. II 166. 169. 234. 357
August I 9. 65/6. 82. 102/3. 105. 145/7. 154/9. 221. 223. 225. 231. 375. 435/6. II 59. — Zähne I 31. 78. 289; Blattern I 14/7; Maſern II 293/6. 298
Krautland I 63/5. 70. 124. 156. 325. 355. — II 131. 368
Kümmeltürke II 110
Kunſt und Altertum am Rhein und Main II 389. 393
Kutſcher G's I 251. 274. 296. 311. 368. 378. 409. 412. 424. — II 32 (?). 113. 221. 224/5

Lieder II 343
Löwenſtuhl I 389 (?). — II 313
Lotterieſpiel I 119. — II 40

Mahomet (Voltaire) I 259/60. 265. 265. 267. 269/70
Mann von funfzig Jahren II 20
Maskenzug zum 30. Jan. 1802 I 333. 335/6
Medaillen ſ. Münzſammlung
Meerweibchen (Meerweiblichkeit) I 242. 387. 422. 438. — II 131
Mitſchuldigen II 12. 170
Mittwoch-Geſellſchaft II 4
molum I 399
Münzſammlung G's I 431. — II 327
Natürliche Tochter I 332. 337. 339. 343/4. 346/7. 352. 358/
[Natürliche Tochter]
62. 364. 377. 386. 396. 403. 406/7
Naturweſen (kleines) I 90
Naturwiſſenſch. Schriften I 52
Neue Copernicus II 309. 317
Neue Meluſine II 20
Neue Schriften 7. Band I 256. 295. 348

Optik ſ. Farbenlehre
Orden G's: Ehrenlegion II 58. 120; Leopoldsorden II 382. 451; Sankt-Annenorden II 52. 120. 124

Paläophron und Neoterpe I 377
Pandora II 35/6
Pferde, eigene (Wagen, Schlitten) I 226. 234/5. 241. 243/4. 246. 248/2. 254. 262/5. 272/4. 276. 284/52. 295. 295/6. 307. 311/2. 325. 330/1. 333. 339/41. 343/4. 353. 357. 363. 365/71. 373/4. 378. 380. 383. 385/7. 392. 395. 399/401. 409. 412. 415. 419. 438/9. 442/3. 445. 450/1. 458/9. 469. 539. — II 32. 73. 114. 200. 217. 224. 228. 232. 236. 238. 265. 273. 276. 300. 309/10. 318. 338. 371. 382
Pfuiteufelchen I 18. 20. 27
Philipp Hackert II 55. 200
Pilgernde Törin II 20
Poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Jeſu Chriſti I 309
Prolog für Leipzig (1807) II 12
proper II 148
Propyläen I 181/2. 207/8. 211. 214. 235/6. 251. 279
Proſerpina II 363

Raritätskasten I 118
Ratkauf I 299. — II 196
Reineke Fuchs I 14. 117. — II 279
Romeo und Julia II 248
Rutscherchen II 193

Sammler (Der) und die Seinigen I 228. 247. 249
Schadel I 483 (Erläuterung zu Nr. 46). — II 47
Schäfers Klagelied I 343
Schembhund (wahrscheinlich: Schindluder) I 125. 188. 417
Schillers Totenfeier I 458
Schindluder s. Schembhund
Schirmvogt II 113
Schlampampsen(Schlampampsstündchen) I 15. 34. 200. 243. 391
Schlender- und Hätschelstündchen II 63
Schlitten s. Pferde
Schönfuß, Herr von I 90. 125
Schönstift II 151
Schüttchen (Thüringer Weihnachtsgebäck) I 307. 444. 446
Schwänchen II 19/21. 156
Steinsammlung: G's II 146. 228. 234. 238. 241. 262/3. 294. 298. 312/3. 332. 375/6. Augusts I 317. 325. 327. 329. 332. 335. 337/8. 345/6. 367. 369/70. 372/3. 376. 381. 528. — II 146. 308. 312/3. 324
Stella II 60

Tag- und Jahres-Hefte I 309. 330. 353/4. 381. 456. — II 208
Tancred I 287. 289. 303/4. 308
Taschenbuch auf 1804 (mit Wieland) I 396. 403
Tell-Epos I 173 (?). 175 (?). 179 (?)
Testament G's I 130. — II 124 (?)
Tischlied I 343
Totentanz II 254. 264. 274
Triumph der Empfindsamkeit II 18 (?)

vertracht II 310
Viehzucht I 316
Gänse I 33; Hühner I 33; Schafe I 187/8; Schweine I 224/5. 336. 338. 346. 351. II 205. 390
Von Osten nach Westen I 51

Wagen s. Pferde
Wahlverwandtschaften II 40. 52. 55. 69. 76/8. 81. 83/5. 87. 91/3. 95/9. 102/3. 229
Wanzen I 1. 19. 302
Was wir bringen (Lauchstädt) I 363/4
Waschwasser (Kummerfeldsches) I 194. 451
Weimarischer neu dekorierter Theatersaal I 214
Werke: erste Cottasche Ausgabe I 13. 88; zweite Cottasche Ausgabe II 356
West-östlicher Divan II 311. 356. 360. 363. 366/7. 370. 392
Wette (Theaterstück) 235/8
Wilhelm Meister: Lehrjahre I 49. 52. 60/1. 63. 66/7. 69. 71. 73/80. — Wanderjahre II 20. 31. 70. 160. 186. 192

Zahme Xenien I 14
Zauberlehrling II 395
Zu brüderlichem Andenken Wielands II 279

Namen-Verzeichnis

Abegg, Joh. Friedr., Kirchenrat in Heidelberg (1765/1840) II 342
Acerenza, Joh. Kath., Prinzessin Pignatelli, Herzogin v., geb. Prinz. v. Curland (geb. 1784) II 210
Achilles I 215
Ackermann, Ernst Christian Wilh., Amtmann in Ilmenau (1761/1835) II 302. 306/7
—, Soph., geb. Tischorn, Schauspielerin, 1784/91 u. 1811/5 in Weimar (1760/1815) II 16[illegible]
Adelheid, Bekannte Christiane[illegible] in Weimar II 390
Ahlefeld, Charl. Elis. Soph. Wilh. v., geb. v. Seebach, seit 1798 Frau des Folgenden (1781/1849) I 183
—, Joh. Rud. v., auf Saysdorf I 183
Aich (Eich), Dorf bei Karlsbad II 213
Aleppo in Syrien II 329
Alfieri, Vittorio Graf: Saul II 106. 108
Allgemeine Literatur-Zeitung I 115. 432
Allgemeine Zeitung II 429
Alpen II 335
Altenberg, Stadt im sächs. Erzgebirge II 294
Altenburg, Stadt in Sachsen-A. II 193. 195. 300
Amalfi I 169
Ambras, Schloß II 344
Amor II 304
Andros I 391
Angelroda, Dorf bei Königssee II 308
Anna, Heilige II 58
Apolda I 310
Apoldaer Steiger I 248
Arabien II 392
Ariadne I 287. 359
Arkadien I 314
Arndt, Ernst Mor. (1769/1860) II 259
Arnim, Anna Elisabeth (Bettina) v., geb. Brentano, seit 1811 Frau des Folg. (1785/1859) II 8. 34/5. 131. 135. 171. 180. 189/90. 237
—, deren Verwandte in Bukowan II 180
—, Ludwig Joachim v. (1781/1831) I 463. — II 190. 237
Arnswald, Frau v. II 96
Arnswaldt, v. II 175 (?)
Arntsschildt (?), v. II 175
Asch, Stadt in Böhmen I 463.— II 221
Aschaffenburg II 330
Aschersleben I 457
Asien II 262
Ate, Köchin bei Goethes II 119. 168. 177. 202
Athen II 344
Augereau, Pierre François Charles, französ. Marschall (1757/1815) I 473
Augustus, röm. Kaiser II 327
Aussig, Stadt in Böhmen II 236
Babylon II 321
Bach, Joh. Seb. (1685/1750) II 331
Bachmann, Karl Friedr., Philosoph in Jena 1785/1855) II 358

Baden, Amalia Friedr., Markgräfin v., geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt (1754/1832) I 146
—, Friederike v., Tochter der Vorigen — s. Schweden
—, Karl Ludwig, Erbprinz v. (gest. 1801) I 316
—, Karl Ludw. Friedr., Großherzog v. (1786/1818) II 392
—, Ludwig Wilh. Aug., Markgraf v. (1763/1830) II 340. 1(?)
—, Maria Elis. Wilh., Prinz. v. (1782/1808) I 146
Baden-Baden II 535
Balingen I 160
Ballenstädt I 457
Bamberg I 304. — II 59. 62. 66
Baranius, Demoiselle, Stieftochter Malcolmis, Schauspielerin, 1795/1806 in Weimar I 436
Barbua, Caroline, Malerin (1781/1864) II 4. 42. 201
Barisch (Parisb?), Fräul. II 197
Basel I 164. 169
Baumbach, Fräul. v. II 203. 386
Bauverwalter — s. Steffany
Bayreuth II 217
Bayreuther Zeitung II 4
Beck, Schauspieler, 1793/1800 in Weimar, Mann von Henriette B. I 234
—, Heinrich, Schauspieler, Bühnenschriftsteller (1760/1803): Schachmaschine I 192. 399. — II 156
—, Henriette, geb. Ziethelm, Schauspielerin, 1794/1823 in Weimar (geb. 1759) I 45. 122. 385. 387. 399. 413. 471. — II 24. 200
Becker, Landwirt in Kilianroda I 171
—, Oberforstrat in Darmstadt II 391
—, Christiane Amalie Luise, geb. Neumann, Schauspielerin, 1787/97 in Weimar (Euphrosyne), seit 1793 Frau des Folgenden (1773/97) I 62. 156. 162. 169. 194
— (v. Blumenthal), Heinrich, Schauspieler, 1791/1809 und 1813/22 in Weimar, Mann der Vorhergehenden (1760/1822) I 180. 236. 248. 365 6. 385/6. 390/1. 397. 399. 404. 414. 416. 436. 468/9. 471. — II 24. 51
Beethoven, Ludw. van (1770/1827) II 233. 235 6
Beireis, Gottfr. Christoph, Gelehrter in Helmstädt (1730/1809) I 457
Belvedere, Schloß und Park bei Weimar I 26. 29. 236. 239. 246. 252. 329. 357. 371. — II 139. 281. 284
Benda, Christian, Sänger u. Schauspieler, 1791/1805 in Weimar (gest. 1805) I 174. 180. 248
—, Georg, Komponist (1722/95): Ariadne auf Naxos I 287. 359/60
Berg, Carol. Friedr. v., geb. v. Häseler, Hofdame der Herzogin v. Cumberland (1760/1826) II 384
—, H. D. v., geb. v. Sivers, aus Livland, Generalswitwe, Mutter der Frau Oberforstmeister v. Ziegesar in Hummelshain II 275. 287

Bergſtraße I 151. — II 320. 333. 391
Berka an der Ilm II 309. 317/8. 324/6. 328. 333. 386. — **Apotheke** II 325; **Edelhof** II 309. 325; **Kirche** II 325; **Königin Oborea** (?) II 326; **Kurhaus** II 317/8; **Zelt** II 317
— **an der Werra** II 367
Berlin I 100. 352. 392. 400. 405. 460. — II 24. 61. 190. 359. — **Theater** I 451. II 309. 359/60. 363
Bertram, Joh. Bapt., Mitarbeiter der Brüder Boiſſerée (1776/1841) II 334. 339 (?)
Bertuch, Friedrich Juſtin (1747/1822) I 277. 282. 284. — II 35.
—, **Friederike Eliſ. Carol.**, geb. Slevoigt, ſeit 1776 Frau des Vorhergehenden I 289
—, **Henriette**, geb. Feder, ſeit 1807 Frau des Folgenden II 4
—, **Karl**, Sohn von Friedr. Juſt. B. II 4
Bethmann, Friederike — ſ. Anzelmann
— **Sim. Mor. v.** (1768/1826) II 329. 331
—, **deſſen Familie** II 331
Bettina — ſ. Arnim
Beulwitz, Carol. v. — ſ. Seebach
Beuſt, Gräfin II 147. 149
—, **deren Tochter** II 145
—, **Fräulein v.** II 146. 158
Beuther, Friedr., Dekorationsmaler (geb. 1777) II 371
Beutnitz, Dorf bei Jena I 101
Beyer, Joſ. Wilh., Advocat in Wien II 237
Bibel II 165
Biebrich II 315. 320/1. 323. 326/7. 374. 379
Biedersee, Fräulein v., aus Halberſtadt I 414/5
Bielke, Friedr. Wilh. v., Kammerherr, Hofmarſchall in Weimar II 203
Bierlich, Chriſtian Ernſt, Steuereinnehmer in Ober-Roßla (geſt. 1813) I 301
Bilin II 265
Bindoff, Heinr. Sigmund v., Offizier in Weimar I 326
Bingen II 323. 367
Bingerloch II 323
Biniz, Irrenarzt auf dem Sonnenſtein bei Pirna II 272
Blankenhain bei Weimar I 171. 291
Blaue Bibliothek I 225
Bloß, Joh. Andr., Theatermeiſter in Weimar (1766/1804) I 64/5. 125. 128/9. 378
Blümner, Heinr., Juriſt, Schriftſteller (1765/1839) II 175. 183. 203
Blumenbach, Joh. Friedr., Anatom (1752/1840) I 362
Blumenfeld, Madame, Schauſpielerin I 115
Bocksdorf, Frau v. II 212
Bode, Fluß I 457
—, **Theod. Heinr. Aug.**, Schriftſteller (1778/1804) I 391. 394. 399. 400. 406. 408. 417/8
Bodenſee I 160
Böhme, Spielkamerad Auguſts I 328. 337. 341
—, **Karl Aug. Wilh. v.**, Stallmeiſter, Kapitän a. D. in Weimar II 293. 297
—, **deſſen Frau, ehemal. Kammerſängerin** (geſt. 1815) II 25. 29
—, **deſſen Sohn** (?), Offizier I 394

Böhmen II 14. 30. 180. 197. 218. 239. 286. 381
Böttchet (K. A. Böttiger?) I 64
Böttiger, Karl Aug. I 64 (?). 78. 103. 118. 217
Bohl, Handelsfrau, Hofagentin in Weimar I 93/4. 170. 213. 226. 229
—, Joh. Juſtinus, Bürgermeiſter in Lobeda I 127
—, Joh. Suſanna, geb. Eberhardt, Frau des Vorigen (1738/1806) I 18
Bohn, Sophie, geb. Weſſelhöft II 135
Boiſſerée, Gebrüder Sulpiz und Melchior II 333/44. 350. 393
—, Joh. Sulpiz Melch. Dominicus (1783/1854) II 122. 130. 146. 211/2. 329/30. 335. 338. 341/2. 345. 384. 388. 391. 394
Bolza, Graf, Beſitzer des Gaſthofs zum Goldnen Schild in Karlsbad II 210. 212. 372. 378
Borna, Dorf bei Pirna II 271
Bornheim, Dorf bei Frankfurt a. M. II 347
Boſe, Fräulein v., Hofdame der Prinzeſſin Caroline in Weimar II 78
Brand, Opernſänger, 1803/4 in Weimar I 441/2
—, Schauſpielerin, 1803/7 in Weimar I 438. 448. 455. 463. 466. 468/9. 471
Brandenburg, Mark I 437
Brandes, Joh. Chriſtian, Schauſpieler, Bühnenſchriftſteller (1735/99): Ariadne auf Naxos I 287. 359/60
Braunſchweig, Dorothea Prinzeſſin v. (geſt. 1810) II 108
Brecht, Handelsmann in Weimar I 110/1
Brede, Madame, Schauſpielerin, 1818/20 in Weimar II 377
Breitenbauch, Dorothea Eliſ. Wilh. v., geb. v. Oldershauſen, ſeit 1798 Frau des Folgenden I 183
—, Heinr. Ferd. v., auf Bucha, Hofjunker, Offizier in Weimar I 183
—, Spielkamerad Auguſts I 338
Bremen II 65. 96
Brentano, Antonia Joſ., geb. Edle v. Birkenſtock, ſeit 1798 Frau von Franz B. (1780/1869) II 321. 327/30. 347/8. 350. 371. 374. 380
—, Bettina — ſ. Arnim
—, Clemens Wenceſl. Mar. (1778/1842) II 90
—, Franz Domin. Mar. Joſ. (1765/1844) II 321. 328/9. 350. 371. 374. 380
—, Georg Mich. Ant. Joſ., Handelsmann in Frankfurt a. M. II 330. 380
—, Gunda — ſ. Savigny
—, Maria, geb. Schröder, ſeit 1803 Frau von Georg B. (geſt. 1815) II 380
—, Meline — ſ. Guaita
Breslau I 394. 399. 415. — II 236
Bretzner, Chriſtoph Friedr., Kaufmann, Bühnenſchriftſteller (1748/1807): Argwöhniſche Liebhaber I 414. — Räuſchchen II 170
Brizzi, Antonie, Opernſänger (geb. 1774) II 194
Brömel, Wilh. Heinr. (1754/1808): Wie machen ſie es in der Komödie? I 256

Bönner, Heinr. Karl Remig., Buchhändler in Frankfurt a. M. II 346
Böſigke, Ulrike v., geb. v. Löwenklau I 470
Brown, John, ſchott. Arzt (1735/88) I 342
Brühl, Chriſtine (Tina), Gräfin v., geb. v. Schleierweber u. Friedenau, Mutter des Folgenden (1756/1816) II 276 (?)
—, Karl Friedr. Mor. Paul, Graf v., ſeit 1815 Theaterintendant in Berlin (1772/1837) II 359/60. 363
Brunnquell, Daniel Wilh., Wegebaukommiſſar in Weimar I 293/5. — II 325
—, Karl Paul Emil Theod., Spielkamerad Auguſts, ſpäter Landesdirektionsſekretär in Weimar (1790/1835) I 362
Buchholtz, Franz Ferd. v., Beamter des öſterr. General-Gouvernements in Frankfurt a. M. II 346
Bucholz, Friedr. Emanuel, Diener bei der Hofkapelle in Weimar II 138
Bülow, v., Studiengenoſſe Auguſts in Jena II 184. 187. 206. 392 3 (?)
Bünderf, Dorf bei Lauchſtädt I 408
Bürde — ſ. Reinhardt
Bürger, Elſie, geb. Hahn, 1790/2, dritte Frau von Gottfr. Aug. B., Schauſpielerin (1769/1833) I 359/60
Büttner, Chriſtian [illegible] v., Sprach- u. Naturforſcher, ſeit 1783 in Jena (1716/1801) I [Büttner] 330. 333. 335/6. 341. 345. 349. 351/3
—, Friedr. Karl, Kammerbeamter in Weimar II 294/5. 298. 429
—, deſſen Frau, verwittw. John II 294/5. 298
Bukowan, Dorf bei Pilſen II 180
Buquoy, Graf, in Prag II 452 (?)
—, deſſen Frau, geb. ? II 377 (?)
Burckhardt, Fried. Carol. Eliſ., geb. Stenger, Frau d. Stallkaſſierers B. in Weimar I 449/55
Burgau, Dorf bei Jena I 15. 18. 232. 432
Burgsdorf, Charl. Wilh. Sophie v., geb. von der Lochau, ſeit 1806 Frau des Folgenden (1795/1863) II 268/9
—, Ludw. Chriſtoph v., ſächſ. Staatsbeamter (1774/1828) II 258/9. 269
Burgund II 374
Burkana, Baron II 329/31
Burkhardt, Madame, in Weimar I 22
Bury, Friedr., Maler, 1782/99 in Italien (1763/1835?) I 281/3. 286. 289. — II 48. — Goethebild von 1800 I 282, von 1808 II 48
Buttelſtädt, Dorf bei Weimar I 87
Buttlar, Dorf bei Geiſa I 131. 134. — II 367
Buttſtädt I 213/5. 366. 381/2
Byzanz II 356
Calderon II 342
Caligula, röm. Kaiſer II 327
Cambiaſo, Luca, ital. Maler (1527/85?) II 348
Camburg I 432

Campe, Joach. Heinr. (1746/1818) I 436
Cana (Kana) II 393
Canzler, Adam, in Ober-Roßla I 212 (?)
—, Joh. Gottlieb, Maurermeister in Ober-Roßla I 212 (?)
Caracci, Annibale (1560/1609) I 105
Carli, v., österr. Rittmeister II 209
Carlinchen (?) I 113
Caspers, Demoiselle (die ältere oder die jüngere?), Schauspielerin, 1800/2 in Weimar I 342
Cassel I 12. 316. 318. 320/2. 324/7. 349
— (?), Hauslehrer bei der Frau v. Staël I 444/5. 447
Cassit — s. Seyfarth
Champagne I 6. 139. 295. 331. 343. 385. 406. 408. 442. 451. — II 162. 176. 397
Cherubini, Mar. Luigi Carlo Zenobio Salv. (1760/1842) I 447. — II 153. 343
China I 282. 353
Chotek, Joh. Rud. Graf (1748/1824) II 213. 231. 382
Christliche Kirche I 355. — II 221. — s. auch: Katholische Kirche
Chrysostomus, Karl, Gastwirt in Lauchstädt I 415
Cimarosa, Domenico, ital. Komponist I 400
Clary und Aldringen, Karl Jos., Fürst v. (1777/1851) II 189
Cleopatra II 82
Cleve II 116
Coblenz I 10/1. — II 349
Cöln am Rhein I 347. — II 338. 340. — Dom II 122. 130. 146. 339/40. 345
Coimbra I 334
Columbine I 164
Connewitz, Dorf bei Leipzig I 287
Constanz (Costnitz) II 252
Contessa, Karl Wilh. Salice-, Schriftsteller, 1802/5 in Weimar (1777/1825) II 12
Coppet II 93
Cordemann, der ältere, Schauspieler, 1798/1805 in Weimar I 248. 359. 390
Corneillan, Peter, Graf v., preuß. Kammerherr II 237
Costnitz — s. Constanz
Cotta (?) I 391
—, Heinr., Forstmann, bis 1810 in weimar. Diensten (1763/1844) II 264. 266/8
—, Joh. Friedr. v., Verlagsbuchhändler (1764/1832) I 74. 111. 113. 154/5. 164. 167. 169 (?). 388. — II 73. 75. 90. 130. 146
Cramer, Ludw. Wilh., Mineralog (1755/1832) II 322/3. 328. 369/70. 375
Cranach, der ältere, Lukas (1472/1553) I 387
Crespel, Demoiselle, Tochter von G's Jugendfreund Joh. Bernh. C. in Frankfurt a. M. II 330
Creuzburg, Mich. Aug. Gottlieb, Geleitssekretär in Buttstädt (gest. 1821) I 382 (?)
Creuzburg, Stadt an der Werra I 135. 327
Cumberland, Ernst Aug., Herzog v., 1837 König v. Hannover (1771/1851) II 384
—, Fried. Carol. Soph. Alex., Herzogin v., geb. Prinz. v. Mecklenburg-Strelitz, seit 1815

[Cumberland]
Frau des Vorigen (1778/1841) II 384
Curland II 212 3
—, Anna Charl. Dorothea, Gräfin v. Biron, Herzogin v., geb. Reichsgräfin v. Medem (1761 1821) II 120. 193/4. 373. 377. 381 2
Dalberg, Frau v., Witwe des Intendanten Wolfg. Herib. v. D. in Mannheim II 339
—, Karl Theod. v., Fürstprimas des Rheinbunds, 1810 3 Großherzog v. Frankfurt (1744 1817) II 61 2
Dallwitz, Dorf bei Karlsbad II 212. 221
Dankelmann, Adolf, Baron v., Offizier II 285 6
—, dessen Frau, geb. Jagemann II 191. 286
—, dessen Kinder II 286
Danzig II 17. 61
Darmstadt II 320. 327. 333. 341/4. 391
Deinel (?), v. I 399. 410
Delitz, Dorf bei Merseburg I 398
Demiany, Karl Friedr., Inspektor der Galerie in Dresden (1768/1823) II 259. 261
Demski, Gastwirt in Lauchstädt I 399. 407. 417 8
Denp, Constantin Roderich Friedr. Wilh. Emil, Sohn des Folg. (geb. 1811) II 198. 203
—, Joh. Friedr. Wilh., Schauspieler, 1805 22 in Weimar (seit. 1822) II 2 3. 5. 155. 185. 188. 198. 202 3
—, Johanna Elis. Henr., geb. Lagnac, Frau des Vorigen, Schauspielerin, 1811 21 am [Denp] Hoftheater in Weimar II 155. 185. 188. 198
—, Bruder von Joh. Friedr. Wilh. D., Schauspieler II 185
Derpsch, Handwerksmeister in Lauchstädt I 455. 461
Descamps, Jean Bapt., französ. Maler (1711/91) II 336
Desport, Kaufmann in Weimar II 291. 389
Dessau I 41 2. 86 9. 411. 420 2. 424. 428. — II 50
Deutschland I 9. 25. 429. 445. — II 153. 303/4. 329. 359. 346. 348. 350 1
Diderot, Denis (1713/84) I 215. 217
Dienemann, Joh. Heinr., Kutscher G's, später Gastwirt in Belvedere II 265. 273. 276. 296. 301. 358. 382
Dietrich, Friedr. Gottlieb, Hofgärtner beim Park in Weimar, spät. in Eisenach (1768/1850) I 250. 254 (?). 305. — II 196
Dillon, Madame, Hofbedienstete in Weimar II 120/1. 129. 137. 317
Dingelstädt, Dorf bei Heiligenstadt an der Leine I 314
Dittersdorf, Karl Ditters v. (1739/99): Hieronymus Knicker I 66/7. 220 1; Rothe Käppchen I 69/70. 156
Döbereiner, Joh. Wolfg. (1780/1849), dessen Familie II 249
Donau I 160
Donaueschingen I 160
Dornburg I 76. 116. 126. 246. 255. 432. — II 228
Dortchen, Dienstmädchen bei Goethes I 129. 187. — II 138

Drais, Karl Wilh. Ludw., Freiherr v., Forstmann (1755/1830) II 338
Drakendorf, Besitzung der Familie v. Ziegesar I 351. 363. — II 56
Dransfeld I 327
Drei Könige, Heilige, II 336
Drelincourt I 215. 217
Dresden I 41/2. 380. 426. — II 23. 42. 100. 171. 188. 191. 193/5. 253. 258/69. 271. 273/4. 276. 280. 284. 291. 297/300. — Augustusbrücke II 258. 267/8. 271. 291; Bürgergarde II 268; Chorschüler II 261/2; Finanzkollegium II 268; Galerie I 41. II 261. 264; Hof II 194; Kupferstichkabinett II 261. 264; Mengssches Museum II 259. 264; Moritzstraße II 258; Neumarkt II 268; Neustadt II 258. 267/8; Ressource II 259. 269; Schwarzes Tor II 268; Theater II 260. 297; Vorstädte II 263/4
Dreyßig, Karl Ehrenfried, Handelsmann, Blumengärtner in Tonndorf (1766/1822) II 318
Dürer, Albrecht II 336
Dürrbaum, Joh. Matt., Museumsdiener in Jena I 403 (?)
Dürrschmidt (Dürrbaum?) I 403
Düsseldorf I 11/2
Du-Fay, Jean Noe, Handelsmann in Frankfurt a. M. II 331
Duisburg I 12
Dumanoir, Graf I 64
Durand — s. Engels
Dyk, Ant. van II 256
Eber, Madame, Frau des Postverwalters in Jena I 236
Eberwein, Alexander Bartholomäus, Hof- u. Stadtmusikus in Weimar (1750/1811) I 93 (?) — II 45
—, Caroline Rosina, Tochter des Vorigen — s. Wettich
—, Franz Karl Adalb., Musiker, Komponist, seit 1803 Mitglied der Hofkapelle in Weimar (1786/1868) I 93 (?). — II 40/2. 45. 50. 61. 64. 122/3. 129/30. 189. 363
—, Henriette, geb. Häßler, Opernsängerin, seit 1807 in Weimar, seit 1812 Frau des Vor. (1790/1849) II 182. 203
—, Rosa, geb. Schilling, Frau von Aler. Barth. E. I 93 (?). 107
Eckart, der treue, Gestalt der deutschen Sage II 250
Eckartsberga I 310. — II 250
Eckebrecht, Stubenmaler in Weimar I 98
Eckert I 93
Edling, Albert Cajetan, Graf v., Staatsbeamter in Weimar, seit 1814 Mitglied der Hoftheaterkommission II 272. 302/4. 317
Eger, Fluß II 220/1. 229
—, Stadt I 463. — II 9. 46. 51. 53. 159. 169. 221. 266. 282. 295. 381
—, Kreis II 126
Egerbrunn — s. Franzensbad
Eglisau I 161
Egloffstein, Herr v. II 110
—, Augusta, Gräfin v., 3. Tochter von Henriette v. E. I 337. — II 145
—, Caroline, Gräfin v., 1. Tochter von Henriette v. E.

Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.

Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch dießmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betrügt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.

Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;
Zwei ſo treffliche Männer ſind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! ſie iſt nicht hergelaufen, das Mädchen,

[Egloffstein]
(1789/1868) I 328. 334. 337. — II 129. 145. 148
—, Caroline, Gräfin v., geb. v. Aufseß, Frau des Hofmarschalls (gest. 1828) I 71. 121. 333. 335/6. 344 (?). — II 84 (?). 96 (?). 129. 151/2. 161. 386
—, Friedr. Gottfr. Ernst, Freih. v., Offizier, Landrat in Eisenach II 311
—, Heinrich v., Spielkamerad Augusts I 328. 334. 337. 341. 359. — II 145/6
—, Julia, Gräfin v., 2. Tochter von Henriette v., Malerin (1792/1869) I 328. 334. 337. — II 129. 145. 148
—, Karl v., Spielkamerad Augusts I 328. 334. 337/8. 341. 359. — II 145/6
—, Karl Ludw., Freih. v. u. zu, Offizier I 331 (?)
Egmont — s. erstes Register
Egorow, Alexius, Diakonus an der griech. Kapelle in Weimar II 41. 209. 211/3. 215
—, dessen Frau II 41. 215
Ehlers, Christiane, geb. Knoden, Frau des Folgenden I 399
—, Wilhelm, Schauspieler, Sänger, 1801/5 in Weimar (1774/1845) I 377. 386/7. 389/91. 394. 397. 399/400. 403. 411. 423/4. 434. 447. — II 385. 452
Ehrenlegion — s. I. Reg.: Orden
Ehringsdorf I 233. 237
Eibingen, Kloster II 393
Eich — s. Aich
Eichenberg, v. (Major v. Eychelberg?) I 392
Eilenstein (Eplenstein?), Demoiselle II 83
Einsiedel, Friedr. Hildebrand v. (1750/1828) II 345. — Brüder (Terenz) I 410; Gespenst (Plautus) II 3. 5; Mohrin (Terenz) I 430
Einsiedeln — s. Maria-Einsiedeln
Eisenach I 1. 12. 56/7. 131. 135. 190. 194/5. 238. 327. — II 4. 66. 310/1. 314. 317. 332. 355. 366/7. 390
Eisenberg, Dorf u. Schloß in Böhmen II 194
Eisert, Redoutenbekannter Christianens I 239
—, Lehrer Augusts I 154. 174/6. 227. 237. 273. 293. 355. 357. 364
Eisfeld, Karl, Diener G's II 7. 25. 73. 112. 120/1. 192. 247. 275
Eisleben II 286
Elbe I 456. — II 236. 254/5. 257/8. 269. 271/2. 286
Elfeld — s. Eltville
Elkan, Handelsmann in Leipzig I 88
Elsaß II 243. 246
Elsermann — s. Lorzing
Eltville (Elfeld) II 315. 324. 367
Ems II 380
Ende, Albr. Gotthelf, Freih. v., Hofmarschall Maria Paulownas II 203. 259/60. 272
Engels, Ernestine, Schauspielerin, Sängerin, seit 1805 in Weimar, heiratete 1818 F. A. Durand (gest. 1845) II 90. 129. 153. 172. 205. 228. 277. 332
Engen I 160
England I 60. 120. 184. 338. — II 348. 350

Eon, Chevalier d' II 351
Erfurt I 1. 131. 136. 145. 154. 196 7. 199 200. 202. 281. 299. 313. 316. 437. 440. 453. 539. — II 1. 3. 5/6. 66. 68. 366. — Fürſtenkongreß II 57 8; Römiſcher Kaiſer II 5; Theater I 439
Erfurth, Madame, Schauſpielerin I 115
Erneſti, Joh. Chriſtian Gottlieb (1756/1802) II 274
Ernſt, Spielkamerad Auguſts I 237. 240. 262. 293. 357. — ſ. auch: Käſtner
—, Gärtner oder Hausburſche G's I 24. 36
Eſcher, Joh., Kaufmann in Zürich I 161
Eſterhazy, Georg Graf, öſterr. Kämmerer II 212
Ettersberg I 87
Ettersburg I 332. — II 129
Europa II 329
Erdenberg, Marianne v., geb. Meyer (geſt. 1812) I 70/1. 83 (?). 125. — II 45. 48. 131. 135. 180. 186
Eychelberg, v., Offizier I 392 (?)
Eyck, Jan van II 334. 336
Eyleníein, Organiſt in Weimar II 130
Facius, Friedr. Wilh., Steinſchneider, Medailleur in Weimar (1764/1843) I 96. 259
Färber, Joh. Dav., Bibliothekſchreiber in Jena (geſt. 1814) II 124. 429
Falk, Caroline, geb. ?, Frau von Joh. Dan. F. (1778/1841) II 151
—, Guido Adelbert, Sohn des Folgenden (geb. 1810) II 151
[Falk]
—, Joh. Dan., ſeit 1798 in Weimar (1768/1826) II 150. 158. 281
Fauſt, Doktor I 164
Febr, Münzmeiſter in Darmſtadt II 391
Feilitzſch, Baronin v., geb. v. Schönberg, Frau des Kommandanten Baron Wilh. v. F. in Dresden II 209. 213
Feldberg im Taunus II 353
Fernow, Karl Ludw. (1763/1808) I 433. 442. — II 25. 29. 31. 33
Feuerſtein, Handelsmann in Weimar II 126. 128/9. 140. 154
Fiedler, Joh. Jak. Wilh., Apotheker in Berka a. d. J. II 325
Finnland, Johann, Herzog v. II 339
Firks, v. I 384. 397. 416. 423
Fiſcher, Joh. Friedr., Landwirt, bis 1798 in Oberweimar, 1798/1801 Pächter des Gutes Ober-Roßla I 171 2. 176. 182. 184. 186 8. 196 7. 199. 205/6. 212. 213 (?). 217 (?). 250. 272. 309 10. 313. 381. 517
—, deſſen Bruder I 206 (?). 213. 241
—, deſſen Schweſter — ſ. Clevogt
—, deſſen Frau I 176. 184. 187. 193. 197. 199. 200. 206. 212. 250. 311
Fiſchern, Dorf bei Karlsbad II 209
Flies, Eleonore v., geb. v. Eskeles II 208 9. 211. 213/4. 216
Florenz I 81. 99. 220. — II 346

Fouqué (Fouquet?), v. I 143
Fouquet, Graf v., in Weimar I 143 (?). 195. 259/60
—, deſſen Frau I 195
Franckenberg, Friederike v., geb. v. Rürleben, Frau des Folgenden (1746/1832) II 311
—, Sylv. Friedr. Ludw. v., Staatsmann in Gotha, auf Siebleben (1728 1815) II 311
Franke, Joh. Mich. Bernh., Bibliotheksſchreiber in Weimar (1779/1837) II 396
—, Hauswirt Chriſtianens in Lauchſtädt I 449
Franken I 166. — II 392
Frankfurt am Main I 1 3. 7 8. 10/2. 14. 16. 18. 20. 37 9. 56/7. 110. 130/1. 133/4. 136/7. 139/40. 142/3. 145. 148. 150. 153/5. 157/9. 162. 164/5. 167. 169. 207. 219. 277. 305. 444. 453/4. 538. — II 1. 3/6. 35. 56/62. 64/8. 108/9. 130. 239. 292. 313/4. 318. 327/33. 344/55. 364. 367/8. 374/5. 379/80. 383/4. 386/92. — Affentor II 353; Allerheiligen-Tor II 353; Bockenheimer Gaſſe II 58; Bockenheimer Tor II 314. 347. 353; Braunfels II 328; Brönnerſcher Laden II 346; Bürgerrecht G's II 59. 62. 65; Dom II 353; Einigkeitsbrunnen II 353; Eſchenheimer Tor II 314; Fahrtor II 347; Forſthaus II 384; Gallengaſſe II 349; Gallentor II 353; Goethehaus I 16; Goldner Brunnen I 131/2; Katharinenkirche II 349. 352/3; Leinwandhaus II 353; Leonhardskirche II 346;
[Frankfurt a. M.]
Mainbrücke II 314. 346. 354; Meſſe II 328. 385. 388; Nikolaikirche II 353/4; Paraderplatz II 353; Rat II 351/4; Römer II 354; Römerberg II 353; Römiſcher Kaiſer II 384; Rotes Männchen (Willemers Wohnung) II 388; Schöne Ausſicht II 346; Schwan (Gaſthof) I 134; II 388; Synagoge II 352; Theater I 132. 140. 142. 153. 277. II 58. 60. 329/30. 350; Zeil II 349
Frankreich I 4 5. 10/2. 20. 56. 76. 195. 265. 294. 337. 390. 444. — II 103. 116. 120. 145. 155. 286. 297. 350
—, Joſephine, Kaiſerin der Franzoſen, erſte Frau des Folg. (1763/1814) II 232. 349
—, Napoleon I. Buonaparte (1769/1821) II 57. 60. 63. 68. 116. 217. 249. 299. 349
Franzensbad (Egerbrunn, Franzenbrunn, gelegentlich auch Eger genannt) I 470. 472. — II 9. 37/8. 46/7. 50. 52/6. 89. 125/6. 128. 131. 134/5. 145. 155. 158. 169. 171. 178/9. 187. 216. 220/1. 224. 276. 298. 300. 372. 376. 381/3
Frege, Chriſtian Gottlob, G's Bankier in Leipzig II 155. 168/70. 173. 295
Freiberg in Sachſen II 193/5
Freimütige (Der), oder Ernſt und Scherz I 450/1
Freitagsgeſellſchaft — ſ. unter: Weimar
Frey, Opernſänger in Weimar II 199

Freyer, J. C., Wirtin des Gaſthofs zum „King" in Meißen, und deren Töchter II 255
Friedberg, Burg II 312
Friedrich (Theater-Friedrich), Diener am Hoftheater zu Weimar I 125. 128
—, deſſen Frau I 100
— Barbaroſſa II 311 3. 316
Fritſch, Conſtanze, Gräfin v., in Weimar (1786/1858) II 137. 203. 386
—, Friedr. Aug., Freih. v., Oberforſtmeiſter in Ilmenau I 85. — II 213. 215. 302. 306
—, Karl Wilh., Freih. v., Staatsminiſter in Weimar (1769/1851) I 352 (?)
Fritz, Spielkamerad Auguſts I 174
Frommann, Familie, in Jena II 77. 79 (?). 80. 117. 161/2. 200. 207. 358
—, Friedr. Joh., Sohn der Folgenden (1797/1886) II 313
—, Joh. Charl., geb. Weſſelhöft, Frau des Folg. (1765/1830) II 71/2. 75. 80. 118/9. 359
—, Karl Friedr. Ernſt (1765/1837) I 442. 455. — II 29. 76/7
Fuchsturm bei Jena I 432
Fuentes, Georg, Theaterdekorationsmaler in Frankfurt a. M. (1756/1821) I 140
Fulda, Fluß II 311
—, Stadt I 131. 135. — II 311. 355. 367
—, Bistum II 311
Gakala (?) I 90. 440 (?)
Galiläa II 393
Galla (?) I 90 (?). 440
Gallizin, Amalia, Fürſtin v., geb. Gräfin Schmettau (1748/1806) I 12
Gamby, Charl. Ernſt. Bernh., geb. Bezin, Frau des Fürſtl. Hoffaktors u. Handelsmanns Claudius G. in Weimar I 115. 191
Gareis, Maler (geſt. 1803) I 411
Gaſchwitz, Dorf bei Leipzig I 287
Geisberg bei Wiesbaden II 374
Geiſt, Joh. Jak. Ludw., ſeit 1795 Diener u. Schreiber G.s (1776/1854) I 67. 106. 131. 143. 168. 171. 190. 205. 207. 247/8. 251. 253. 261. 274. 280. 287. 296/8. 313. 315. 335. 341. 357. 369. 370. 372. 374. 378/9. 403. 437. 447/8. 528
Gelnhauſen I 131. — II 311/3. 316. 355. 367
Gemeiner, Joh. Gottfr. v., Finanzbeamter in Weimar II 203
Genaſt, Anton, Schauſpieler, 1791/1817 in Weimar (1765/1831) I 248. 385. 397. 404. 414. 416. 430. 438. 449. 466. 468/9. 471. — II 12. 24. 41. 51. 72/4. 90. 107/8. 130. 139. 141. 143. 158. 160. 163. 174/5. 181. 187. 282. 368. 370
—, deſſen Tochter — ſ. Unzelmann
Genovefa, Heilige I 300
Gentz, Heinr., Baumeiſter (1765/1811) I 386. 396. 401. 407
Gera, Stadt II 88. 90. 300
Gérard, Franç. Pascal, Baron v., franzöſ. Maler (1770/1837) II 349/50

Gerbermühle bei Frankfurt a. M. II 314. 329/30. 384. 388. 391. 393
Germar, Frau v. II 145
Gern, Joh. Georg, Opernſänger (1757/1830) I 312
Gerning, Joh. Iſaak v., Diplomat, Schriftſteller (1767/1837) I 110/1. 129. 220/2. 350. 353. — II 322. 324. 326 (?). 328. 346. 349. 393
—, deſſen Vater I 353
Gerſtenbergk genannt Müller, Georg Friedr. Konr. Ludw. v., Archivbeamter in Weimar II 165/6
—, deſſen Bruder II 165
—, deſſen Geliebte II 166
Geßler, Karl Friedr., Graf v., Diplomat (1752/1829) II 231
Gfäll II 219
Giebichenſtein bei Halle I 363. 365/6. 379. 394. 396. 403. 410/1. 456. — II 176. 184
Gieſe (?), Madame, aus Leipzig I 412
Gießhübl, Badeort in Böhmen II 211
Gille, Bekannte Chriſtianens in Weimar I 266
—, Joh. Friedr., Polizeibeamter in Weimar I 135 (?). 206. 412. — II 318
—, Marianne, geb. Pfuhl, ſeit 1803 Frau des Vorigen (geſt. 1808) I 412. — II 318
Gitſchin II 290
Giulio Romano II 348
Gleim, Joh. Wilh. Ludw. (1719/1803) I 457
Gluck (1714/87) I 398
Glüſing, Madame, in Weimar I 229
Gnome (?) II 2
Goch, Gerh. v., Biſchof von Naumburg II 252
Göchhauſen, Karl Siegm. Ant. v., Konſiſtorialrat in Eiſenach II 311
—, Luiſe v., Hofdame Anna Amalias (1752/1807) I 65. 203. 337
Göpfert, Gaſtwirt in Jena I 432
Goethe — ſ. erſtes Regiſter
Goethes Mutter (1731/1808) I 1. 3. 7. 11. 16. 21. 23. 25. 28. 30. 32. 34. 38. 40. 56. 83. 114. 117. 119. 124. 130/2. 136/42. 144/5. 147. 150. 159. 162/4. 167/8. 176. 178/9. 220. 252. 254/5. 262. 272. 305/7. 309. 323. 395. 399. 406. 437. 444. 453/4. — II 1. 5/8. 10. 16. 35. 40. 56/9. 64/5. 67. 140. 349
Göttingen I 313/5. 318. 320/5. 327. 376. — II 61. 175. — Allee I 323. 325; Bibliothek I 322; Krone I 314; Univerſität II 110; Wall I 315. 325
Götz (Götze?), Demoiſelle, Schauſpielerin, 1797/1804 in Weimar I 418 (?)
— v. Berlichingen — ſ. erſtes Regiſter
Götze, Madame, in Jena (vielleicht die Mutter des Folgenden) I 60. 183
—, Joh. Georg Paul, ſeit 1777 Diener G's, ſpät. Wegebaukommiſſar in Jena (1759/1835) I 39. 74. 203. 232. 261. 269. 300. 304. 330. 369
—, Joh. Heinr., Hoflaufer in Weimar I 112. 122/5 (deſſen Schwager I 134/5)
—, Joh. Konr. Nik., Sohn des

[Göge]
Hofmuſikus Ernſt Joh. Karl G. in Weimar, Spielkamerad Auguſts (1791 1861) I 114. 190. 239/40. 242
—, Maria Chriſt. Eliſ. Carol., Tochter von Joh. Heinr. G., Schauſpielerin, ſeit 1797 am Hoftheater in Weimar (1783/1804) I 112. 118. 122/5. 399. 418 (?)
—, Wilh., Gärtner (oder Diener) G's I 212. 252. 296
—, deſſen Schweſter I 528
Gogel, Marie, geb. v. Löwenich (1791/1862) II 358
Goldacker, Fräulein, in Weimar II 83. 145. 164
Golmsdorf bei Jena I 250/1. 253. — II 87
Gore, Familie, in Weimar I 193. 195
—, Charles, engl. Kaufmann, ſeit 1791 in Weimar I 37
—, deſſen Töchter Emilie und Eliſa I 99. 113. 309
Gotha I 1. 57. 135. 327. — II 64. 66. 289. 311. 325. 366. 394
Gotter, Pauline, Tochter von Friedr. Wilh. G. in Gotha, ſeit 1812 Schellings zweite Frau (geſt. 1842) II 41. 64. 131
Gottſchalk, Joh. Melch., Beigeleitsnehmer in Dornburg, II 88
Goullon, René Franç., Mundkoch in Weimar I 322
—, deſſen Mutter, Witwe des Weinhändlers u. Gaſtwirtes zum Poſthaus in Caſſel Franç. G. I 322. 324
Gozzi, Carlo, Graf I 397
Gräfentonna I 313
Graff, Regierungsrat in Königsberg II 259
—, Joh. Jak., Schauſpieler, 1793/1840 in Weimar (1769/1848) I 406. 423
Grambs, Joh. Georg, Juriſt, Kunſtſammler in Frankfurt a. M. (1756/1817) II 330/1. 384
Graubünden I 160
Graupen, Bergſtadt in Böhmen II 197. 265
Grein (?) I 412
Grey (Crayen ?), Madame I 392. 415
—, deren Tochter I 392
Griechenland I 337. 433. — II 274. 336
Gries, Joh. Died. (1775/1842) II 342
Griesbach, Fried. Juliane, geb. Schütz, Frau des Folgenden (1775/?) II 358
—, Joh. Jak. (1742/1812) I 358
Grimmer, Schauſpieler, 1803/4 in Weimar I 390. 442
Grobe, Frau, in Tiefurt I 214. 258
—, Chriſtiane Maria, Tochter der Vorigen (?) — ſ. Ochan
Groſſe, Juſt. Wilh., Hofgärtner beim Park in Weimar II 360 (?)
Großenhain II 286
Groß-Görſchen II 286
Grotius, Hugo (1583/1645) I 438. 441
Grotthuß, Sara v., geb. Meyer, verw. Wulff (geſt. 1829) II 267
Grüner (eigentlich Aſacs), Karl Franz, Schauſpieler, 1803/4

[Grüner]
in Weimar (1780/1845) I 387. 434/8. 441/2. 444
Gruner, Familie des Folg., in Jena II 249. 361
—, Chriſtian Gottfr., Mediziner in Jena I 117
—, deſſen Frau II 359
Guaita, v., Familie des Folg., in Frankfurt a. M. II 350
—, Georg Friedr. v., Handelsmann in Frankfurt a. M. (1772/1851) II 321. 350
—, Mar. Magd. (Meline) Carol. Franc., geb. Brentano, Frau des Vorigen (1788/1861) II 321. 350
Gülicke, Joh. Chriſtian, Kammerbeamter in Weimar I 27
Günther, Wilh. Chriſtian, Pfarrer in Mattſtädt I 295
—, Wilh. Chriſtoph, Hofprediger in Weimar (geſt. 1826) I 364. — II 64
—, Wilh., geb. Löffler, Frau des Vorigen II 64
Guercino, Giov. Franc. (1591/1666) II 348
Güttig, Madame, aus Leipzig I 412 (?)
Gutſchmid, Chriſtian Friedr. v., Stiftskanzler in Merſeburg I 387. 415. 451. — II 178
—, deſſen Frau II 178
Gyrowetz, Adalb., Komponiſt (1763/1850) II 183
Haberle, Herr II 203
Hackert, Jak. Phil. (1737/1807) II 230
Händel, Georg Friedr. (1685/1759) II 331. 347
Häfer, Arbeiter in Ober-Roßla I 212
Häßler, Demoiſelle — ſ. Eberwein
Häublein, Joh. Chriſtian, Bürgermeiſter, Hofadvokat in Weimar I 92/4 (?)
Hafis, Mohammed Schemſeddin II 311
Hage (Haage?), Sohn des Landrentmeiſters Karl Chriſtoph H.? I 15
—, Chriſtian, Obermüller in Zottelſtädt (1780 nach 1837) I 211/2
Hagemeiſter, Joh. Gottfr., Schulmann, Schriftſteller (1762/1807) I 118. 120
Hagen, Karl Ernſt v., auf Nienburg (1750/1810) I 457
Haibel, Jak., Komponiſt (1761/1826) II 153. 170
Haide, Friedr., Schauſpieler, 1793/1807. 1808/17 am Hoftheater in Weimar (1771/1832) I 390. 398. 414. 423/4. 438/9. — II 3. 150. 153. 177. 184. 206.
Hain, Ludw. Friedr. Theod., Privatgelehrter in Weimar (1781/1836) I 391. 394. 399. 400. 406. 417/8
Hainberg bei Göttingen I 325. 327
Halberſtadt I 457
Halle an der Saale I 363/5. 379. 385. 390/2. 395/6. 399. 406. 411. 415. 418. 423/4. 427. 429/30. 432. 452. 455/7. 463. — II 90. 168. 170/3. 175. 178. 185
Hallwachs, Juriſt in Darmſtadt II 320
Hamburg I 94. 141. 392
Hanau I 131/3. — II 310. 312/3. 318. 351. 355. 367

Hanbury, Familie der Folg., in Jena II 113
—, Sophie, geb. Wesselhöft, in Jena II 135. 135
Hannover I 122. — II 175
Hans, Dorf bei Balmy I 7
Haren, Duce, Baron v., I 259
—, dessen Schwester I 259
Harras, Karl, Hofgärtner in Jena II 96. 360
Hartwig, v. I 432
Haeneleyer, Henriette, geb. Schlosser II 140
—, deren Kind (geb. 1810) II 140
Hattersheim II 367
Hechingen I 160
Heemskerk, Mart. (1498/1574) II 335 6. 338
Heidelberg I 37. 151. — II 34. 39. 57. 59. 64 8. 122. 146. 187. 327. 331. 333/43. 345. 348 50. 389. 391 4
Heideloff, Joh. Friedr. Karl, Hofmaler in Weimar (gest. 1816) I 247 50
Heilbronn I 150 1
Heiligenstadt an der Leine I 314
Heiling-Felsen, Hans, bei Karlsbad II 209
Heilingötter, Lucia, geb. ?, Wirtin der ‚Drei Mohren' in Karlsbad I 465. — II 37. 221. 275
—, deren Tochter II 275
Heinik, v. I 383
Heinrich, Diener Augusts II 109. 112. 146. 183. 242. 245/7. 295
—, dessen Eltern II 183
Helldorf, Karl Heinr. Ant. v., auf Schwerstädt, Kammerherr [Heldorf]
in Weimar (gest. 1834) II 159. 167. 179
—, dessen Familie II 145
Hellfeld, Christian Aug. Friedr. v., Mediziner in Jena II 137
Helmersdausen, Paul Joh. Friedr., Arzt in Weimar (1735/1820) I 9
Helmstädt I 455 8
Helvig, Anna Amal., v., geb. v. Imhof (1776/1851) II 149. 335
Hemling, Hans (1440/95) II 334. 342
Henckel v. Donnersmarck, Ottilie Gräfin, geb. Gräfin Lepel, Oberhofmeisterin in Weimar (gest. 1843) II 137
Hendrich, Amalie v., Tochter des Folgenden II 215 (?)
—, Franz Ludw. Albr. v., Offizier in Jena (gest. 1828) I 243 4. 333. 346. 358. 362. 432 3. 463. 465. 467. — II 7 8. 10. 26. 69/70. 73. 99. 106. 108. 113. 116. 124. 137. 187. 195 6. 200. 204. 234. 244. 246
—, dessen Sohn (gest. 1802) I 370 1
Henke, Heinr. Phil. Konr., Theologe (1752/1809) I 457
Hennig (Hönning?), v. 1412. 420
Heppenheim I 151. — II 343
Herda zu Brandenburg, Joh. Ludw. v., Kammerherr (1744/1813 ?) II 14
Herder, Joh. Gottfr. v. I 22. 118. 307. 355/7. 364
—, Mar. Carol. v., geb. Flachsland, Frau des Vorigen (1750/1809) I 118. — II 127
—, Mar. Henr. Carol. v., geb.

[Herder]
Schmidt, Frau von Herders Sohn Gottfried I 118
—, Sigism. Aug. Wolfg. v., Herders zweiter Sohn (1776/1838) I 57. 66
—, Wilh. Gottfr. v., Herders erster Sohn, Arzt in Weimar (gest. 1806) I 118
Herklots, Karl Alex. (1759/1830) I 63
Herrengosserstädt I 366
Herrliberg am Züricher See I 161
Hertel, Hofbediensteter in Weimar I 41/2
—, Hausnachbar G's in Weimar I 273
—, Wilh., Spielkamerad Auguſts I 163
Herzfeld (?) I 410
Herzlieb, Wilhelmine (1785/1865) II 243
Heß, Baumeister in Frankfurt a. M. II 384
—, dessen Frau, geb. Neuburg II 384
Hessen I 11/2
Hessen-Cassel, Friederike Christ. Aug., Kurprinzessin v., geb. Prinz. v. Preußen (1780/1841) II 236
Hessen-Darmstadt, Christian Ludw., Landgraf v. (1763/1830) II 345. 391/2
—, Ludwig I., Großherzog v. (1753/1830) II 345. 391
—, Luise Carol. Henr., Großherzogin v., geb. Landgräfin v. H.-Darmstadt (1761/1829) II 345. 391
Hetzendorf, August v., Sohn der Folgenden (geb. 1810) II 190/1
, Caroline Jagemann, Schauſpielerin. 1797/1828 am Hoftheater in Weimar, Geliebte Karl Auguſts, 1809 Frau v. (1777/1848) I 93. 121. 138. 143. 329. 350. 384 e. 390. 393. 397/9. 402. 406. 408. 425/6. 439. 447. — II 109. 129. 147. 167. 190/1. 194. 282. 318. 382. 389. 392. 452
—, Karl Wolfgang v., Sohn der Vorigen (geb. 1806) II 109
Heyne (Anton-Wall), Christian Lebr., Jurist, Schriftsteller (1751/1821) I 401
Hierling, Glasharmonikavirtuos I 230/1
Himmel, Friedr. Heinr., Komponist (1765/1814) II 23. 32. 212/5
Hinüenstern, Franz Aug. v., Offizier in Weimar I 331
Hirschfeld, Joh. Gottfr., Kammermusikus in Weimar II 94/5
—, Joh. Fried. Luise, geb. Rebhuhn, erste Frau des Vor. II 94/5
Hoch, Elis., Wirtschafterin von G's Mutter II 12
Hochberg, Leop., Graf v. (1790/1852) II 341
Hölken, Schauspieler in Darmstadt II 395
Hönning, Emil Karl Heinr. v., Offizier, Hofjunker in Weimar I 412 (?). 420 (?)
Hörselberg I 136
Hof II 9. 125. 217. 219/21. 371
Hoffmann — s. auch: Hofmann
—, Joh. Wilh., Buchhändler in Weimar I 352 (?)
—, Joseph, Maler in Cöln (1764/1812) I 347

Hofmann, Joh. Kaſp., Freiſaſſe in Ober-Roßla, Pachter des Freigutes I 117
—, Joh. Marie, geb. ?, Frau des Vorigen I 172. 179. 198
—, deren Sohn I 172
Hohenkräben I 160
Hohenſtoffeln I 160
Hohentwiel I 160
Hohenzollern-Hechingen, Pauline, Fürſtin zu, geb. Prinz. v. Curland u. Sagan II 210. 214/5
Hohlſtedt, Dorf bei Weimar I 443. — II 364
Holbein, Edler v. Holbeinsberg, Franz Ign. (1779/1855) II 64. 177
Holberg, Ludw. v. (1684/1754) I 438
Holland, Louis Buonaparte, 1806/10 König v. (1778/1846) II 193. 232
Hollweg (Bethmann-Hollweg) SuſanneEliſ., geb. Bethmann, Frau des Kaufmanns Joh. Jak. H. in Frankfurt a. M. (1763/1831) II 321
Holſtein, Emil, Prinz v. II 182. 184
—, deſſen Frau u. Kinder II 182
Holzdorf, Dorf bei Weimar I 288
Holzhauſen, Carol. Fried. Luiſe v., geb. v. Ziegeſar (1775/1846) II 326/7. 331
Homer I 215. — II 342. 390
Horen — ſ. unter: Schiller
Hornp, Konr., Maler, Zeichenlehrer in Weimar (geſt. 1807) I 95
Huber, Demoiſelle, Wirtſchafterin bei v. Hendrich in Jena II 8
[Huber]
—, Ludw. Ferd. (1764/1804) I 393
Hügel, v., Familie des Folg. II 347
—, Joh. Alops Joſ., Freih. v. (1753/1826) II 329. 331. 347. 351. 384
—, deſſen Tochter II 331. 347
Hünfeld I 131. — II 311. 367
Hüningen II 385
Hufeland, Chriſtoph Wilh., Arzt, 1793/95 in Weimar, 1793/1801 in Jena (1762/1836) I 150. 405
—, Gottlieb, Juriſt, bis 1803 in Jena (1760/1817) II 61
Humboldt, Carol. v., geb. v. Dacheröden, Frau des Folg. (1766/1829) II 130. 335/7
—, Wilh. v. (1767/1835) I 186. 433
Hummelshain II 198
Hundeshagen, Helfr. Bernh., Bibliothekar in Wiesbaden (1784/1849) II 312. 316. 320. 369
Hunnius, Franz Wilh. Chriſtian Karl, Arzt in Weimar (geſt. 1807) I 342. 344
—, Friedr. Wilh. Herm., Schauſpieler, 1786/7 u. 1797/9 in Weimar (1762/1835) I 143. 156. 162
—, deſſen Frau, Schauſpielerin, 1797/9 in Weimar I 143. 162; (deren Schweſter I 143)
Hurka, Friedr. Franz (1762/1805) I 383
Huſchke, Wilh. Ernſt Chriſtian, Arzt in Weimar (1760/1828) I 22. 34. 59. 78. 145. 149. 220. 223. 235. 269/70. 313. 339. 461. — II 324. 397
Huſſiten I 400. 463. — II 252

Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherſchweift,
Und den Jüngling beſtrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geſchick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerſtört und manches feſte Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern die beſte,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergeſſend,
Steht ſie anderen bei, iſt ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß ſind Jammer und Noth, die über die Erde ſich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſo wie Ihr des Brandes Euch freutet!

Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſ't, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt, und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünſtigt, und jeder Nachbar Partei nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hülf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen.

Iffland, Aug. Wilh. (1759/1814) I 71. 234. 244. 304. 383. 394. 419. 422. 427. 429. — II 24. 144. 247 (?). 248
Ilm I 259. 325. — II 229. 309
Ilmenau I 54/5. 74. 82. 84/6. 211. — II 228. 300/8. — Bergwerk I 54/5. 85. 85/6; Felsenkeller II 308; Glashütte I 54; Goldner Löwe I 84/5; Kirche I 55; Porzellanfabrik I 54; Stadtrat II 307
Imhof, Luise v., jüngste Tochter des Freih. Karl v. J., Nichte der Frau v. Stein (geb. 1788) I 328. 337
Ingelheim, Graf II 323
Inselsberg I 136
Iphigenie — ſ. unter: Glück, und im ersten Register
Italien (Welschland) I 81. 91. 129. 144. 149. 163. 167. 384. 390. 392. 411. — II 3. 80. 219/20. 260. 335
Jacobi, Clara, Tochter des Folgenden I 455 (?)
—, Friedr. Heinr. (1743/1819) I 11/2. 14. 39/40
—, dessen Schwester (Charlotte oder Helene) I 455 (?)
—, Karl Wig. Max., zweiter Sohn von Friedr. Heinr. J., Arzt (1775/1858) I 18. 29. 89
Jagemann, Caroline — ſ. Heygendorf
—, deren Schwester I 399
—, Christian Jos., Bibliothekar in Weimar (1735/1804) I 78. 108
Jean Paul — ſ. Richter
Jeanne d'Arc (1412/31) — ſ. unter: Schiller, Jungfrau v. Orleans
Jena I 14/6. 18. 24. 39. 44/5. 48/51. 53. 58. 60/4. 66. 69. 73/82. 89. 91/2. 94/6. 99. 101/4. 106. 108. 110/1. 114/7. 119. 124. 126/8. 137. 156. 170/5. 177/9. 181/4. 186. 189/91. 193/5. 199/200. 203/5. 207/9. 211/6. 219/20. 222/4. 226. 228/30. 232/3. 235/8. 243. 246/9. 251. 254/61. 264. 266. 268/9. 271. 274. 276/7. 279. 287/91. 293. 295. 297/8. 301/5. 316. 328/31. 333. 335/7. 339. 342. 344/6. 348. 351/2. 355. 358. 360/1. 363. 366. 369. 371/4. 376/81. 396/7. 403/5. 409. 421. 431/3. 435. 437. 442/5. 449. 452. 454/5. 459. 461/2. 467/8. 471/3. 528. 537/8. — II 6/7. 9. 22. 25. 29. 32/7. 56. 59. 61. 63/4. 69/78. 80. 82/5. 89/91. 93/8. 101/2. 104/5. 107. 109. 111/3. 115/6. 118/20. 122/9. 131/3. 135/9. 145. 147. 149/52. 157. 161. 164. 166. 175. 178. 184. 195/6. 198/9. 202. 206/7. 216/8. 225. 227. 236. 241/50. 259. 280. 300. 318. 333. 355/8. 360/1. 364/5. 375. 390. 395/7. — Apotheke I 171. 361; Bär I 72/3. 128; Ballhaus I 181; Bischoffisches Haus II 206; Botan. Garten II 75. 112; Frommannische Druckerei II 76; Fuchsturm ſ. dort; Garnisonen II 7/8; Geleitshaus II 357; Göpferts Garten I 432; Graben II 357; Griesbachs Garten I 358; Hartraffscher Garten II 96; Hellfeldsches Haus II 157; Jahrmarkt II 129; Kathol.

[Jena]
Kirche II 63; Klippsteinſcher Garten I 253/6. II 244; Mineralog. Sozietät II 361/2; Mineralog. Kabinett I 63. II 70. 84. 375; Mühllache I 182; Paradies II 96. 137; Poſt I 62; Reitbahn I 79; Roſe I 380; Schillers Gartenhaus I 110 f. 181. 186; Schloß I 58. 62 f. 100. 179. 254. 265. 308. 377. 462. 472. II 63. 137; Sonne II 206 f. 242; Studenten (Univerſität) I 16. 44. 120. 271 f. II 187. 201 f. 304 f.; Univerſ.-Bibliothek I 330. 351. II 124
Jericho I 441 f.
Jeſuiten I 118. 120
Jeſus Chriſtus I 305. 309. — II 9. 252. 336
Jeſus Sirach II 165
Johannes der Täufer I 186. 194 f. 197. 202. 462. — II 8. 81
Johannisberg, Berg im Rheingau II 367
Johler, Tiſchler in Weimar I 217
John, Ernſt Karl Chriſtian, 1812/4 Sekretär G's (1788/1856) II 227 f. 232. 234 f. 242. 250. 279/82. 288. 294 f. 297 300
—, deſſen Eltern, Mutter — ſ. Büttner
Jordis, Max. Ludovica (Lulu) Kath., geb. Brentano (1787/1854) II 350
Juden I 2 f. 7 f. 15 f. 84. 88. 109. 145. 393. 400. — II 209. 225. 312. 335. 352
Kaaz, Karl Ludw., Maler (1776/1810) II 48 f. 52. 55. 77 f. 80 f. 84. 86
Kämpfer, Joh. Gottfr., Kammerdiener, Leibchirurg in Weimar I 283
—, deſſen Frau I 267
Käſtner, Caroline, Tochter der Folgenden (geb. 1794) I 250. — II 164 (?)
—, Charl. Sophie Aug., geb. Epfert, Frau von Joh. Friedr. K. (1765/1818) I 233. 364
—, Joh. Ernſt Gottlieb, Sohn des Folgenden, Spielkamerad Auguſts (geb. 1791) I 163. 174. 180. 185. 239 (ſ. auch: Ernſt?)
—, Joh. Friedr., Prof. am Gymnaſium in Weimar, Lehrer Auguſts (geſt. 1812) I 364. — II 12. 165
Kahla II 83. 371
Kapp, Chriſtian Ehrh., Arzt (1739/1824) II 15 f. 19. 22 f. 25. 43. 46 f. 276
Karl, Diener G's I 382. 401 f. 412. 418 f. 450
— der Große II 340. 346
Karlsbad I 50 f. 461. 463/72. — II 1. 6/7. 9 f. 33. 37/55. 58. 64. 71. 73. 119/20. 123. 126 f. 141. 151. 156/60. 166. 169/71. 178. 183. 186 f. 191/2. 208/16. 218. 220 f. 241. 247. 265. 272/3. 275/6. 289. 294 f. 297/8. 300. 318. 364. 366. 368. 370/3. 376 f. 381/3. 385/6. 390. — Böhmiſcher Saal II 452; Chotecker Weg II 213. 382; Drei Lerchen II 221. 227; Drei Mohren I 465. II 10 f. 37. 127.

[Karlsbad]
158. 180. 221. 237; Egerbrücke II 221; Goldner Strauß II 233; Goldnes Schild (Bolza) II 210. 212. 378; Hammer II 210 f. 214/5; Harfe II 227; Hecht II 378; Heilings Felsen II 209; Kapelle II 209. 212/3. 215. 377; Klein-Versailles II 211; Neubrunnen II 226. 228. 375; Posthof II 212/3. 215. 377/8; Puppsche Allee II 211. 213/5; Sächsischer Saal II 212. 215; Schloßberg II 158; Schöne Königin II 372; Sprudel II 132. 226. 373; Theater I 464. 466/7. 470 f. II 17. 23. 45. 213. 378; Wiese II 372
Karlsruhe in Baden II 342
Katholische Kirche II 65. 252. 319. — s. auch: Christliche Kirche
Kauer, Ferd., Komponist (1751/1831): Saalnixe I 381. 384. 450. — II 199
Kehr, Forstmann, Jugendfreund G's II 375
Keil, Madame, in Jena I 361/2
Kieser, Dietr. Georg, Arzt (1779/82) II 246. 356/7. 392/3
Kinzig I 131
Kirchner, Siegmund Christian Gottlieb, Kammerbeamter in Weimar I 405. 428
Kirms, Franz, Jurist in Weimar, seit 1791 an der Leitung des Hoftheaters beteiligt (1750/1826) I 96. 98. 100. 109. 112. 122. 124/5. 128. 138. 143. 193. 216/7. 316. 330/2. 387. 397. 438. 443. — II 45. 62. 102. 107. 144. 172. 194. 223. 280. 292. 299. 320. 325
[Kirms]
—, Karl, Geh. Legationsrat in, Weimar (1740/1821) II 368. 374
Kirsch, Joh. Christ. Sophie, geb. Müller, in Weimar (1755/1821) II 356/7. 365. 371/3. 377. 381/3. 388
Klenke, v., aus Hannover II 175
Klimsch, Madame, in Jena II 359
Klipstein, Joh. Dietr., Univ.-Gärtner in Jena II 244
Knebel, v., Familie II 68. 78. 106
—, Henriette v., Schwester von G's Freund, Hofdame der Prinz. Caroline in Weimar (1755/1813) II 108
—, Karl v., ältester Sohn des Folgenden II 86/7. 200 f.
—, Karl Ludwig v. (1744/1834) I 14. 65. 193. 195. 238. 473. — II 67. 69/70. 86. 90. 94. 106. 112. 123. 137. 161/2. 195. 201. 244. 246. 249. 276. 280. 357/8. 361. 363. 365
—, Luise v., geb. Rudorff, Kammersängerin, Frau des Vorigen II 71. 77. 86. 94. 109. 111. 201. 249. 357/8. 361. 365
Koch, Joh. Ernst Andr., Arzt, 1785/1814 Badearzt in Lauchstädt II 167. 169. 181
Köhler, Ernst Friedr. Christoph, Kollaborator an der Stadtkirche in Weimar II 390 (?)
—, P. H., Gerichtssekretär in Markt[illegible]bl I 135
Königsberg in Preußen I 406. — II 259
Königstein, Festung II 261. 272
Körner, Sprachmeister in Weimar II 154

[Körner]
—, Familie des Folgenden II 212 f. 258 f. 276
—, Christian Gottfr. (1756–1831) II 212
—, Emma Soph., Tochter des Vorigen (1788–1815) II 213
—, Karl Theodor (1791–1813) II 212. 276. — Sühne II 223; Vetter aus Bremen II 329
Köstritz II 300
Köthe, Silvie, geb. v. Ziegesar, seit 1814 Frau des Theologen Friedr. Aug. K. (1785–1855) I 346. 431 (?). — II 41. 43 f. 57. 131. 361
Kötschau I 89. 102. 226 f. 238. 240/1. 473. — II 56
Köttendorf bei Weimar I 171/2
Koppenfels, Carol. Fried. v., Tochter des Folg. — s. Meyer
—, Joh. Friedr. v., Regierungsbeamter in Weimar (gest. 1811) I 130/1. 321. — II 79. 317. 380
Kosaken II 255. 262. 267
Kotta, Dorf bei Pirna II 271
Kotzebue, Anna Christiane, geb. Krüger, Mutter des Folgenden (gest. 1828) I 170
—, Aug. Friedr. Ferd. v. (1761/1819) I 344 f. 352. 423. — Deutschen Kleinstädter I 436; Don Ranudo (Holberg) I 438; Epigramm I 248. 425; Es kann ja nicht immer so bleiben II 32; Fanchon II 23; Freimütige I 450/1; Geständnis II 12; Hugo Grotius I 438. 441; Hussiten I 400. 463. II 252; Joh. v. Montfaucon II 207; Menschenhaß u. Reue I 115 (?); Rehbock II 378; [Kotzebue] Schreibepult I 387; Versöhnung I 434; Verwandtschaften I 438; Wildfang I 429
Krämer, Instrumentenmacher in Göttingen I 323
Kräuter, Friedr. Theod. Dav., Bibliothekbeamter in Weimar, Schreiber G's (1790–1856) II 380. 382. 388/9. 393. 395 f.
Kranz, Joh. Friedr., Kapellmeister in Weimar (1754/1807) I 109. — II 138
Kratter, Franz (1758/1830) I 341/2. 412
Kraus, Georg Melch., Maler, Kupferstecher, seit 1778 Leiter der Zeichenschule in Weimar (1733/1806) I 37. 105
Kristallberg bei Lügde I 317
Krokow, Graf II 198
Kruse, Leop., Kammerarchivar in Weimar II 218
Kügelgen, Gerh. v., Maler (1772–1820) II 191. 267. — Goethebildnis II 165. 191
Kühn, Ernst Wilh. Gottlob, Rentbeamter in Jena II 245 (?)
Kummerfeld, Caroline, geb. Schulze, Schauspielerin (1745/1815) I 194. 451
Lafontaine, Aug. Heinr. Jul. (1758–1831) I 423/4
—, dessen Frau I 423
—, Jean de (1621–95) I 356
Langen, Dorf bei Darmstadt II 345
Langenberg, Joh. Friedr., Gastwirt in Berka a. d. I. II 318 (?)
Langensalza I 313
Langermann, Joh. Gottfr., Mediziner (1768–1832) II 123. 238
Languedoc II 242/3. 246. 248

Lannes, Jean, Herzog v. Montebello (1769/1809) I 473
Lateiner I 25. 433
Lauchſtädt I 363/6. 372. 378. 382/7. 389/431. 449. 451/2. 455. 457/9. 461 3. 466/8. 471/2. 474. — II 16/9. 21/4. 27/8. 30. 40 1. 43. 47/8. 50/1. 58. 60. 126. 136. 143. 146. 148. 150. 153/6. 158/9. 162/3. 166/85. 188. 190. 377. — Allee I 383/4. 392 4. 397 9. 401/2. 408. 410. 412. 416 7. 424/5. II 167. 171. 173. 177. 183/4; Bosquet I 378; Demskis Garten ſ. Zelt; Eisbude I 385. 392; Entenhäuschen I 408; Goldner Stern I 397/8 (?); Hallen I 379; Jubiläum II 169. 174/5. 177 8. 182. 186. 189 90; Kirche II 175. 182; Kirchhof I 397; Kohlhof I 384. 403. 410; Markt I 410. II 153; Salon I 364. 391. 393 4. 402 3. 406/7. 410. 412 4. 425 7. II 168. 170. 176. 182/3; Teich I 378. 408. II 167; Theater I 118. 121. 123. 127 8. 138. 143. 363/4. 378 9. 381. 385 7. 389 94. 397/419. 422 7. 429/30. 449 51. 455. 461/3. 469. II 17. 24. 26 7. 41 2. 44 5. 50. 52. 60. 146. 155. 159 60. 168. 170/3. 176 7. 181 6. 188; Zelt (Demskis Garten) I 398 9. 407. 417
Laufen, Dorf am Rheinfall I 160
Lauterbach, Joh. Gottlieb, Gaſtwirt in Buttſtädt I 382 (?)
—, **Karl Friedr.**, Sohn des Vorigen, Mundkoch, in Buttſtädt I 382 (?)
Lavater, Diethelm, Student in Jena I 120
—, **Joh. Kaſp.** (1741/1801) I 120
Lefevre, Demoiſelle, Schauſpielerin, 1812/3 in Weimar II 223
Leine I 327
Leipzig I 41. 86/8. 281/7. 349. 401/2. 412. 449. 468. — II 11/3. 16. 18. 22/3. 27. 30/1. 43. 45. 52. 73. 140. 159. 168. 174/5. 181. 183/5. 205. 227. 230. 253/5. 264. 266. 279. 287. 351/3. — Auerbachs Keller I 286; Funkenburg I 287; Hôtel de Bavière I 286/7; Hôtel de Saxe II 253; Meſſe I 243. 281/4. 286/7. 310. 449. II 250; Nikolaikirche I 286; Ottoſches Kabinett I 87; Panorama I 285; Rudolphs Garten I 287; Theater I 285. 287. II 11/3
Leißring, Chriſtian Aug. Joach., Schauſpieler, 1796/9 in Weimar (1777/1852) I 66/7. 70. 121
Lenz, Joh. Georg, Mineraloge in Jena (1748/1832) I 381. 403. 538. — II 361/3. 375
Leonhard, Karl Cäſar v., Mineraloge (1779/1862) II 312. 429
—, **deſſen Bruder** II 312
Leopold-Orden — ſ. erſtes Regiſter: Orden
Leſſing, Gotth. Ephr. (1729/81) I 90. 385. 454. — II 3. 5
Leuchtenburg bei Kahla, um 1725 zum Zucht- und Armenhaus eingerichtet, ſpäter auch Irrenhaus I 257. 264

Levetzow, Amalie v., geb. v. Brösigke (1787/1868) I 470
Lewandowski, Mich. v., Geh. Sekretär Maria Paulownas II 129. 139. 162. 205
Leyden, Lukas van (1494/1533) II 335. 342
Lichnowsky, Karl, Fürst (1758/1814) II 231
Liechtenstein, Leopoldine, Fürstin v., geb. Fürstin Esterhazy, Frau des Fürsten Moritz (geb. 1788) II 236
—, Luis, Fürst v. II 212 5
—, Moritz Jos., Fürst v., österr. Offizier (1775/1819) II 215. 235/6
Lieber, Wartefrau I 59
Liefland II 212
Liepe (?) I 431
Lietwitz (?), v. I 410
Lilienstein II 272
Linker u. Lützenwick, Familie v., auf Denstedt b. Weimar II 325
—, Eleon. Christiane Carol. v., geb. v. Schönberg, Frau des Folgenden II 379. 385 6
—, Joh. Friedr. Karl Albert v., Hofbediensteter in Weimar, Forstmann I 412 (?)
Lips, Joh. Heinr., Maler, Kupferstecher, 1789/94 in Weimar (1758/1817) I 112
Lissabon I 70
Lobeda I 15. 18. 76. 94. 127/8. 255. 290. 432
Lobkowitz, Jos. Franz Max., Fürst v. (1772/1816) II 194
Loder, Justus Christian, Mediziner, 1778/1803 in Jena (1753/1832) I 304. 307. 324/5. 330. 333. 336. 343. 346/7. 351. 371. 471
[Loder]
—, dessen Frau, geb. Richter I 325. 333. 471
Loeben, Ferd. Aug. Otto Heinr., Graf v. (1786/1825) II 210
Löbichau II 193/5
Löbstedt, Dorf bei Jena II 112
Löffler, Josias Friedr. Christian, protest. Geistlicher in Gotha (1752/1816) II 325
Löschner, Joh. Christian Ludw. Kammermeister in Weimar I 297 (?)
Löwenich, Charl. Susanne v., geb. Heitermann (1771/1835) II 358
—, deren Tochter Marie — s. Gogel
—, deren Tochter Susette — s. Voigt
Löwenstern, Familie v. I 352
London I 285
Longwy I 3/4
Loos, Joh. Jak., Mediziner in Heidelberg (geit. 1838) II 337
Lorch, Demoiselle, im Dienste der Prinzessin Caroline in Weimar II 14
Lorsbach, Frau des Orientalisten Georg Wilh. L. in Jena II 362
—, deren Tochter II 362
Lorzing, Beata, geb. Ellermann, Frau des Folgenden, Schauspielerin, 1805/25 Mitglied des Hoftheaters in Weimar (1787/1831) I 463. 466. 468/9. 471. — II 2/3. 5. 12. 19. 21. 45. 64. 77/8. 90. 144. 185. 185. 187/8. 197. 204. 281. 378
—, Joh. Friedr., Schauspieler, 1805/38 Mitglied des Hoftheaters in Weimar (1782/1851) II 2. 77/8. 98. 119. 156.

[Lortzing]
170. 177. 185. 187/8. 281. 378. 395
Lotte, Bach bei Weimar I 64/5
Luck, Aug. Eleonore, geb. v. Kalb, zweite Frau von Georg Lebr. v. L. II 66/8. 338. 340
—, Friedr. v., Offizier in Mainz (1769/1844) II 327. 369
—, Georg Lebr. v., Offizier in Mannheim II 66/8. 338. 340
Ludecus, Joh. Chriſtian Ludw., Kammerbeamter in Weimar I 194. 238. 405. — II 115. 124
Ludwigsburg I 151
Lützendorf bei Weimar I 214. 303
Lützow, Friedr. Chriſtoph Gottb. Heinr. v., Student in Jena, Verlobter von G's Schwägerin Erneſtine (der „lange Baron") I 177. 187. 191. 196. 200. 215. 218. 229. 255
Lukas, Evangeliſt II 336
Luxemburg I 10
Maaß, Wilhelmine, Schauſpielerin, 1802/5 in Weimar I 340/3. 385. 412. 418. 423/4. 426
—, deren Tochter I 418
Madera I 358. 362
Magdeburg I 455/6. — II 185
Mahlmann, Aug. (1771/1826) I 450/1. — II 184
Mahomet I 259/60. 263. 265. 267. 269/70
Mailand II 390
Main I 19. 56. 142. — II 313. 333. 366
Mainz I 2. 14. 19/21. 23. 30. 32. 35/7. — II 315. 319/20. 326. 367. 369. 384
Malaga I 139. — II 82. 169
Malapert, Eliſ. v., geb. ? II 330
—, deren Tochter u. Enkel II 330
Malcolmi, Karl Friedr., Schauſpieler, 1788/1817 Mitglied des Hoftheaters in Weimar (geſt. 1819) I 45. 221. 240. — II 197. 204
Manchester I 104
Mandarine II 274
Mannheim I 37. — II 66/7. 338/40. 392. 394
Mantegna, Andr. (1431/1506) II 348
Mara, Gertr. Eliſ., geb. Schmehling, Sängerin (1749/1833) I 406. 430
Marcsoll, Caroline, geb. Mayenberg, Frau des Folg. II 357/9
—, Joh. Gottlob, proteſt. Theologe (1761/1828) II 357. 359
Maria, Jungfrau I 177. — II 253. 336
Maria-Einſiedeln I 161
Maria-Kulm II 221
Mariane, Dienſtmädchen Chriſtianens I 461
Marie, Bekannte Chriſtianens in Weimar I 266
—, Dienſtmädchen Chriſtianens I 225. 248/9
Marienborn bei Mainz I 19/20. 23. 25. 27. 29. 32. 35
Marienburg I 341/2. 412
Mark, Grafſchaft II 370
Markobrunn I 149
Markranſtädt II 254
Marſchall, Guſt. Albr. Aug., Kaufmann in Weimar (1745/1808) I 341 (?)
—, Theodor, Sohn des Vorigen

[Marschall]
(?), Spielkamerad Auguſts I 328. 334. 337. 341. 346
— v. Bieberſtein, Ernſt Franz Ludw. v. II 322
Martin, Chriſtoph Reinhard Dietrich, Juriſt (1772/1857) II 341
— y Soler, Vinc., ſpan. Komponiſt (1754/1810) I 162. 174. 377
Matiegzeck, Demoiſelle, Schauſpielerin, 1794/1801 in Weimar I 45. 221/4. 226/7. 239. 400. 426
Mattſtädt, Dorf bei Apolda I 295. 301
Mauritius, Heiliger II 335
Mayer, Frau des Galanteriewarenhändlers Franz M. aus Wien, in Karlsbad II 239. 378. 382 3. 451
Mechteritädt, Dorf an der Hörſel I 131
Mechtildis, Heilige II 251 (?)
Mecklenburg II 168. 206
Mecklenburg-Schwerin, Caroline Luiſe, Erbprinzeſſin v., geb. Prinz. v. S.-Weimar, Frau des Folgenden (1786/1816), I 328. 337. 356. — II 14. 63. 82. 109. 121. 129. 143. 147/54. 157. 161 2. 164/6. 178 9
—, Friedr. Ludw., Erbprinz v. (1778/1819) II 109. 121. 129. 139. 143. 145. 147/50. 152 4. 157. 161 2. 164/6. 178. 229
—, Guſtav, Prinz v., Bruder des Vorigen (1781/1851) II 139. 145. 149/50. 152. 165
Mecklenburg-Strelitz, Georg Friedr. Karl Joſ., Erbgroßherzog v. (1779/1860) II 384
Méhul, Et. Nic. (1763/1817): Blinden von Toledo II 203; Helene II 3. 5
Meiningen II 66. 163. 394
Meißel, Gottlieb, Lehnſekretär in Weimar I 226. 275. — II 39 (?)
Meißen II 255/7. 264. 266. 269
Melber, Joh. Georg Dav., Sohn der Folgenden, Arzt (1773/1824) II 328
—, Joh. Maria, geb. Tertor, G's Tante (1734/1823) II 328 9. 346. 384
Melibocus II 320. 353
Mellish v. Blyth, Joſ. Charles, engl. Diplomat, 1797/1802 in Weimar (1769/1823) I 294. 326
—, deſſen Frau I 294
Melnik II 30. 32. 223. 284
Menge, Joh., Faktor in Hanau II 312
Mengs, Ant. Raph. (1728/79) II 259
Mereau, Soph., geb. Schubert, Frau des Juriſten M. in Jena, ſeit 1803 Frau Clem. Brentanos (1773/1806) I 229
Merkel, Garl. Helw. (1769/1850) I 450 1
Merkur — ſ. Teutſcher Merkur
Merſeburg I 379. 385. 387. 424. 426. — II 46. 49. 126. 128. 165. 169. 174.
Meſſina — ſ. unter: Schiller, Braut von Meſſina
Meſſis, Quent. (1460/1530) II 336
Metilitein bei Eiſenach I 327
Metſchke, Conſt., Schloßvogt in Eiſenach II 311
Mettingh, Menco Heinr. v., ſeit 1814 preuß. Miniſterreſident in Weimar II 389
—, deſſen Frau II 389

Metzler, Beamter in Frankfurt a. M. II 350
Meusel (Meißel?) II 39
Meyer, Bernh., Apotheker in Offenbach (1768/1835) II 350
—, **Carol. Fried. Amalie, geb. v. Koppenfels, seit 1803 Frau des Folg.** (1771/1825) I 376
—, **Joh. Heinr.,** (1759/1832) I 1/7. 11. 13/4. 20 f. 24/5. 31. 34. 36/9. 41/5. 48/9. 52/5. 70. 81. 99. 110/2. 119. 129/31. 148. 152. 154. 157. 161. 163. 165. 168/70. 173. 179/82. 186/7. 199. 207. 211. 219. 221. 224/5. 230. 246. 259. 268. 275. 277. 279. 285. 286. 289/90. 294. 296. 306. 318/20. 322. 327. 329. 334. 338/45. 354. 364/6. 375/6. 454. — II 7/8. 11. 55/7. 65. 77. 112. 121/2. 146. 196. 214. 218. 226. 230. 233/5. 251. 274. 276. 313. 316. 318. 324. 334/5. 356. 360. 362. 365. 389. 393. — Bildchen für Christiane I 42/3; Caracci: Genius des Ruhms (Kopie) I 105; Niobe mit ihren Kindern (Aufsatz) I 207; Raffael: Madonna della sedia (Kopie) I 177
—, **dessen Angehörige in Stäfa** I 157
—, **Nik., Arzt, Freund Christianens** (1775/1855) I 288. 292/6. 304/5. 334. 338/45. 347/9. 363/5. 372/3. 375. 377/8. 380. 435. 449. 453. 455. 459/60. — II 63. 95/6. 98
—, **Sophie Doris Elise, geb. Meyer (?), Frau des Vorigen** II 63
Michelangelo Buonarotti (1475/1564) II 234
Miechen, Bekannte Augusts in Ober-Weimar I 184. 187
Miltau, Friedr. Wilh. Reich. v. (1748/1818) I 60
—, **dessen Frau** II 82
—, **dessen Töchter (Clementine u. Luise Auguste)** II 164
Miller, Madame — s. Wolff
Minchen, Stubenmädchen Christianens II 395. 398
Mitgau, Luise, Nichte Lafontaines I 425
Mitterbacher, Bernh., Arzt in Karlsbad (seit 1859) II 22 f. 25. 215. 226. 254. 377
Molitor, Jos. Franz (1779/1860) II 346
Moller, Georg, Baumeister (1784/1852) II 344 f. 391
Moltke, Karl Melch. Jak., Opernsänger, seit 1809 in Weimar (1783/1831) II 129
Montesquieu (1689/1755) II 330
Morard, französ. General II 153
—, **dessen Frau** II 153
Morgenstern, v., aus Mecklenburg II 168
Moritz, Karl Philipp (1757/93) I 33
Moses II 234
Mozart (1756/91): Così fan tutte s. So sind sie alle; Entführung I 240; Hochzeit des Figaro I 180; Requiem I 287; So sind sie alle II 130. 137 f. 182. 260; Titus I 277. 364. II 329; Zauberflöte I 227. 229. 246. II 82
Müffling, genannt Weiß, Friedr. Karl Ferd., Freih. v., Offizier, 1808/13 Mitglied des

[Müfflina]
Geh. Konſeils in Weimar (1775/1851) II 79. 102
Mühlberg, Anhöhe bei Frankfurt a. M. II 329/30
Mühlhauſen in Thüringen I 314
Mühlthal bei Jena I 269. 343. — II 205
Müller — ſ. auch: Gerſtenbergk
—, Demoiſelle (am Hoftheater in Weimar?) II 205 6
—, Madame, in Weimar I 439
—, deren Sohn I 439
—, in Weimar I 63/5
—, Aug. Eberh., Muſiker, ſeit 1810 Kapellmeiſter in Weimar (1767/1817) II 116/7. 129. 138. 144. 173. 178. 180/2. 186/7. 192
—, deſſen Frau, geb. Rabert II 116/7. 130
—, Friedr. Gottlieb, Stallmeiſter in Weimar I 407
—, Friedr. Theod. Adam Heinr. v., der ſpätere Kanzler in Weimar (1779/1849) II 147. 281. 325. 328. 390. 396
—, Joh. Chriſtian Ernſt, Kupferſtecher in Weimar I 216/7
—, Joh. Mich., Kammermuſikus in Weimar I 447 (?)
—, Joſeph, Steinſchneider in Karlsbad (1727/1817) II 238. 241. 376. 378.
—, Wenzel, Komponiſt (1767/1835): Muſikal. Tiſchlerfamilie II 247. 380; Sonnenfeſt I 72; Sonntagskind II 172/3; Teufelsmühle II 198/9. 201
Münchow, Karl Dietr. v., Aſtronom in Jena (1778/1836) II 246
Münden I 327
Münſter in Weſtfalen I 12
Munck, Baron v. II 342
—, deſſen Frau II 342
Musculus, Demoiſelle II 25
Muſil, Brunneninſpektor in Franzensbad II 276
Mylius, Joh. Jak., Kaufmann, Senator in Frankfurt a. M. (1756/1835) II 60
Nägeli, Hans Georg (1773/1836) I 143
Napoleonsberg — ſ. Windknollen
Naſſau, Friedr. Aug., Herzog v. (1738/1816) II 320/3. 327. 376
—, Luiſe, Herzogin v., geb. Prinz. v. Waldeck, Frau des Vorigen (geſt. 1816) II 320/1. 323. 327. 331
Naumburg an der Saale I 256. 285. 378/9. 399/400. 463. 522. — II 250/3. 264. 266
Naxos I 287
Neapel II 369
Neckar I 151. 160. — II 335. 337. 343
Neef, Chriſtian Ernſt, Arzt in Frankfurt a. M. II 335
Nensdorf bei Pirna II 271
Neuburg, Demoiſelle — ſ. Heß
Neubaus, Dorf in Oberfranken II 220/1
Neuhof, Dorf zwiſchen Fulda u. Schlüchtern I 134. — II 311. 367
Niebecker, Familie v., in Weimar II 145
Niederlande II 334. 336. 338
Nieder-Roßla, Dorf bei Apolda I 272. 291. 310/1. 349. 367. 517
Niemeyer, Aug. Herm., Theo-

Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit froher Gebärde:
Noch vor Abend iſt euch die trefflichſte Tochter beſcheeret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.

Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geliebten,
Ueberlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo ging er hinaus, indeſſen manches die andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.

Hermann eilte zum Stalle ſogleich, wo die muthigen Hengſte
Ruhig ſtanden und raſch den reinen Haſer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen ſogleich durch die ſchön verſilberten Schnallen,
Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht ſchon
Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie drauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitſche; dann ſaß er und rollt' in den Thorweg.

[Memeyer]
lege in Halle (1754/1828) I 390/1. 396. 406. 416. 423. — II 170/2. 177
—, deſſen Frau I 390/1. 396. 406. 416. 423. — II 170. 172. 177
—, Gottlieb Ant. Chriſtian, Sohn der Vorigen (geb. 1785) I 423/4. 427
Mienburg, Rittergut bei Halberſtadt I 457
Mike I 96. 99
Miobe I 207
Mitſchwitz, Chriſtian Gottfr. Heinr. v., Kreishauptmann in Leipzig II 209. 216. 227
—, deſſen Frau II 216
Moiſin, franz. Offizier I 473
Molten, v. II 259
Nordland II 240
Noſtitz u. Jänkendorf, v., Oberforſt- u. Wildmeiſter in Merſeburg I 392. 402
—, v., Sohn des Vorigen, Kornet vom Regiment Gensd'armes in Berlin I 392. 398. 401/2. 407/8. 410. 412/3. 417. 429
—, v., ſächſ. Miniſter II 215
Nürnberg I 167. 169. — II 262
Nußbaum, Joh. Chriſtian Wilh., in Berka a. d. Z., Sohn der Folgenden, Patenkind Chriſtianens, ſpäter Holzhauer (geb. 1814) II 325
—, Maria Kath., geb. Stephin (geſt. 1848) II 325
Ober-Olm I 19
Ober-Roßla, Dorf bei Apolda I 202. 206. — II 250. — Flur I 175. 191; Freigut ſ. dort; Gaſthof I 202. 348/9; [Ober-Roßla]
Kirche I 202; Kirmeß I 434; Pfarrhaus I 183. 204; Schloßgraben I 435; Schule I 242
—, Freigut (1798/1803 in G's Beſitz) I 81. 117. 171/2. 175/9. 186. 191. 194/213. 216. 240/4. 249. 252. 256. 289/91. 293. 295. 297. 301. 309/10. 312/3. 315. 348/9. 351. 353/5. 381/2. 396. 403. 405. 420. 428. 434. 506. 517. 522. II 309. — Baumpflanzungen I 241/243. 310. 355; Hausgarten I 310/1; Lerchenſtrich I 301; Lindenberg I 313; Obſtgarten I 311; Tröbel I 212. 310. 313. 348/9. 351. 381
Ober-Weimar I 64. 93. 163. 176. 184. 187. 193. 196. 233. 237. 246
Obiſfelder, in Dornburg I 452
O'Carroll, John Whitley Lord, Baronet of Ely II 264. 267
—, deſſen Tochter und deſſen Enkel II 264. 267
O'Donell, Joſephine, Gräfin, geb. Gräfin Gaisruck, Palaſtdame der Kaiſerin Maria Ludovica v. Öſterreich (1779/1833) II 279. 288
Oehlenſchläger, Adam Gottlob (1779/1850) II 65
Oels, Karl Ludw., Schauſpieler, ſeit 1803 Mitglied des Hoftheaters in Weimar (1780/1833) II 377. 391
Oertzen, Graf v., Offizier beim Küraſſierregiment Kurfürſt I 387. 390. 397/9. 408. 467. — II 149 (?)
Öſterreich I 56. 470. — II 124. 300. 374

[Öſterreich]
—, Franz I., Kaiſer v., (1768/1835) II 382. 451
—, Karl Ludw. Joh., Erzherzog v., Reichsfeldmarſchall (1771/1847) II 374
— Maria Ludovica, Kaiſerin v., geb. Erzherzogin v. Öſterreich-Eſte, dritte Frau des Kaiſers Franz I. (1787/1816) II 133. 135/6. 141/2. 148. 157. 159/60. 164. 192. 231 ff. 279
Ofen-Peſt I 275. — II 222
Offenbach, Stadt a. Main II 350
Oldenburg, Katharina Paulowna, Herzogin v., geb. Großfürſtin v. Rußland (1788/1819) II 265
Oldersbauſen — ſ. Breitenbauch
Opitz (?) I 284
Oppel, Joh. Siegm. v., Regierungsbeamter in Weimar (1730/98) I 51
Oppenheim am Rhein II 367
Oppenheimer, Judith v., geb. Edle v. Herz, aus Wien II 209. 214
Orient II 356. 363. 366. 393
Orla II 218
Orléans — ſ. unter: Schiller, Jungfrau von Orléans
Oſchatz, Stadt II 254/5. 279
Oſchatz, Chriſtiane Mar., geb. Grobe, Frau des Folg. I 107
—, Joh. Timoth., Pachtmahlmüller in Tiefurt I 107
Oſmannſtedt, Dorf I 205. — II 395
—, Gut (1797/1803 in Wielands Beſitz) I 117 (?). 353/4
Ott, Ant., Rittmeiſter, Beſitzer des Gaſthofs zum „Schwerdt“ in Zürich I 159
Overbeck, Chriſtian Ad. (1755/1821) I 383
Paderborn I 12
Päpſte I 431
Paer, Ferd., Komponiſt (1771/1839): Camilla I 327. II 12. 17; Sargino II 64
Paeſiello, Giov., Komponiſt (1741/1816): Müllerin I 132. — II 106
Pallas Athene II 344
Panbuys, Luiſe Fried. Aug. v., geb. v. Barckhaus-Wieſenbütten (1763/1844) II 329
Paradies I 13. — II 388
Paris I 5. 7. 9. — II 313. 350. 360. 365. 392
Pariſh, Fräulein II 197 (?)
Parma II 86
Parzen II 304
Paſſavant, Jak. Ludw., Geiſtlicher, Jugendfreund G's in Frankfurt a. M. (1751/1827) II 331
Paßkowski, Generalitabsoffizier bei der Armee des Herzogtums Warſchau II 212 (?)
Paulus, Aug. Wilh., Sohn der Folgenden (1802/19) II 339
—, Carol., geb. Paulus, Frau des Folgenden, Schriftſtellerin (1767/1844) II 66
—, Heinr. Eberh. Gottlob, Theologe, 1789/1803 in Jena, ſeit 1811 in Heidelberg (1761/1851) II 66. 334/7. 339/40. 342/3. 392
—, Sophie Carol., Tochter des Vorigen — ſ. Schlegel, A. W.
Pempelfort bei Düſſeldorf I 11
Perſien II 356
Petersberg bei Halle II 176
Peterſilie, Joh. Soph. Fried.,

[Peterſilie]
Tochter der Folgenden — ſ. Unzelmann
—, Kathar. Maria, geb. Bezold, Frau des Hofmuſikus Joh. Heinr. P. in Weimar (geſt. 1803) I 413. 433
Peterswalde, Dorf in Böhmen II 272. 299
Petri, Schulmann in Fulda II 311
Peucer, Heinr. Karl Friedr., Konſiſtorialbeamter in Weimar, Schriftſteller (1779/1849) II 284. 297
Pfalz I 151
Pfeiffer, Franz Karl Joſ. v., Theaterleiter in Wiesbaden II 371
Pfenning, v., in Mannheim II 359
Pfuhl, Marianne — ſ. Gille
Picard, Louis Benoit (1769/1828) I 426. — II 280
Pieler (?), Demoiſelle (vielleicht: Buhler, Garderobemädchen bei der Herzogin Luiſe?) I 107
Pippo (?) II 203
Pirna II 265/6. 269/72. 274
Piſtor, Bräutigam von Reichardts Tochter Charlotte I 411
Plauenſcher Grund II 267
Plautus (254/184 v. C.) II 3. 5
Pleſſing, Friedr. Vict. Lebr. (1749/1806) I 12
Podelwitz, Dorf im Altenburgiſchen II 218
Pön (?), v., aus Mecklenburg (vielleicht: Preen?) II 168
Pößneck II 124/5
Polen I 418. 466. 470. — II 39. 242. 245. 257
Pollak, Joh. Jak., Theaterdiener in Weimar II 223
Poſeck, Friedr. Karl Chriſtian v., Forſtbeamter in Weimar II 205
Postowski (?) II 212
Potsdam I 423
Prag I 356. — II 133. 190/1. 225. 239. 265. 273. 285. 291. 377. 452
Premsler, Amalie Chriſtiane Wilh., Frau des Kammerſekretärs Friedr. Conſt. P. in Weimar (1767/1809) II 95
Preußen I 4. 10/1. 19. 37. 374/5. 459/60. 470. 473. — II 276. 286. 364. 374. 595. 452
—, Friedr. Luiſe, Königin v., geb. Prinz. v. Heſſen-Darmſtadt, Witwe des Folgenden (1781/1805) I 451
—, Friedrich Wilhelm II., König v. (1744/97) I 11
—, Friedrich Wilhelm III., König v. (1770/1840) I 256. 398. 406. — II 265/9. 313. 317. 319
—, Friedr. Wilh. Heinr. Auguſt, Prinz v. (1779/1843) II 237
—, Friedr. Wilhelm Ludw., Prinz v., zweiter Sohn Friedrich Wilhelms III., der ſpätere Kaiſer Wilhelm I. (1797/1888) II 145
—, Luiſe, Königin v., geb. Prinz. v. Mecklenburg-Strelitz, Frau Friedrich Wilhelms III. (1776/1810) I 256. 395. 398. 406
—, Maria Luiſe Alex., Prinzeſſin v., geb. Prinz. v. S.-Weimar, ſeit 1827 Frau des Prinzen Karl v. Pr. (1808/77) II 137. 149. 152. 157. 164

Primaveſi, Joh. Georg, Theatermaler in Darmſtadt (geb. 1776) II 345. 391
Probſt, Wilhelmine, Bekannte Chriſtianens in Weimar I 405. 407/8. 410. 420. 429
Propyläen — ſ. erſtes Regiſter
Proteſtantiſche Kirche II 252/3
Pupp (Puppiſche Allee in Karlsbad) II 211
Purgſtall, Gottfr. Wenzel, Graf v., öſterr. Staatsmann (1773/1812) II 25
Pyrmont I 77. 125. 182. 188. 193. 199. 205. 313. 315/21. 324
Querfurt I 394
Raabe, Karl Joſ., Maler, Baumeiſter (1780/1849) II 199/201. 204. 206. 335. — Goethebild (1811) II 200
Racine, Jean Bapt. (1639/99) I 438
Raffael Santi (1483/1520) I 177. — II 261
Ramann, Chriſtian Heinr., Weinhändler in Erfurt I 299/300. — II 242. 282. 291. 295. 397
Rankau, v. II 149
Rasdorf bei Hünfeld I 134
Rautenſtrauch, Joh. (1746/1801) I 256
Recke, Eliſabeth Charl. Conſtantia von der, geb. Reichsgräfin v. Medem (1754/1833) II 208/11. 213/5. 226. 230/1. 373. 377. 381/2. 452
Regensburg I 129
Rebauer Wald II 371
Reichardt, Amalia, geb. Alberti, verwitw. Heusler, zweite Frau von Joh. Friedr. R. I 394. 396. 403. 410/1. — II 176
—, Charlotte, Tochter von Joh. [Reichardt]
, Friedr. R. aus zweiter Ehe, ſpät. Piſtor I 411
—, Friederike, Tochter des Folgenden aus zweiter Ehe, ſpät. v. Raumer I 411
—, Joh. Friedr., Komponiſt, Schriftſteller, ſeit 1791 in Giebichenſtein anſäſſig (1752/1814) I 394. 396. 403. 410/1. 456. — II 176. 184. 343
—, Juliane, Tochter des Vorigen aus erſter Ehe, ſpät. Stelzer (1785/1838) I 411
—, Luiſe, Tochter von Joh. Friedr. R. aus erſter Ehe, Komponiſtin (1779/1826) I 411
Reichel, Wilh., Faktor bei Cotta II 228
Reichert, Joh., Hofgärtner in Belvedere I 26. 29. 35
Reichsanzeiger I 114
Reimann, Chriſtian Friedr., Pfarrer in Ober-Roßla (1762/1831) I 204. 354. 517
—, Immanuel Gottlieb, Bruder des Vorigen, Landwirt in Buttſtädt, ſeit 1801 Pachter, ſeit 1803 Beſitzer des Freiguts Ober-Roßla, ſpäter in St. Petersburg I 241. 309/10. 312/3. 315. 348/9. 354. 381/2. 396. 517. 522
—, Sophd. Henr. Chriſtiane, geb. Ortmann, Frau von Chriſt. Fried. R. in Ober-Roßla (geb. 1767) I 183. 187
Reinbeck, Georg v. (1766/1849) I 430
Reinhard, Chriſtine v., geb. Reimarus, erſte Frau des Folgenden (geſt. 1815) II 23/4

[Reinhard]
—, Karl Friedr. v. (1761/1834) II 21. 23/4
—, deſſen Familie II 23/4
Reinhardt, Carol. Chriſtiane Henr., geb. Bürcke, Frau des Folgenden I 80/1
—, Joh. Andr. Ludw., Weißbäcker in Weimar I 80/1
Reinhold, Caroline, geb. Huber, Frau des Folgenden, Schauſpielerin, 1806/7 in Weimar II 3
—, Karl Wilh., Schauſpieler, 1806/7 in Weimar (1777/1841) II 3
Reitzenſtein, Frau v., in Weimar II 145
—, Sigmund Karl Joh. v. II 337/8. 342
Renaldo (?) I 341. 353
Rentſch, Heinr. Karl Friedr., älteſter Sohn der Folgenden, Spielkamerad Auguſts (geb. 1789) I 262/3
—, Joh. Chriſtiane Mar., geb. Strasburger, Frau des Folgenden I 266/7. 275. 338
—, Joh. Heinr. Siegmund, Gerichtsſekretär, Bürgermeiſter in Weimar (1757/1803) I 92/4 (?). 196 (?). 275
—, deſſen Kinder I 262
Reuß, Graf, in Weimar I 441. — II 359
—, deſſen Kinder I 441
Reuß-Greiz, Heinrich XIII., Fürſt v., 1813/5 Generalgouverneur von Frankfurt a. M. (1747/1817) II 329/30
Reutern, Gerh. v., Offizier, Maler (1785/1865) II 392
Rhein I 11. 19. 61. 160/1. 166.

[Rhein]
— II 67. 291. 319/20. 323/4. 327. 329. 341. 366/7. 381. 450. — Rheinfall bei Schaffhauſen I 160/1
Rheingau II 309. 323
Richter, Wirt G's in Lauchſtädt I 455
— (Jean Paul), Joh. Paul Friedr. (1763/1825) I 223/4. 229
Ridel, Joh. Corn. Rud., Kammerbeamter in Weimar (1759/1821) I 216/7
Riedel, Joh. Ant., Galerieinſpektor in Dresden (1733/1816) II 261
Riedeſel v. Eiſenbach, Friederike v., Tochter des Folg. (?), Hofdame in Weimar II 158. 189. 191
—, Georg, Freih. v., Landmarſchall II 158. 212. 214
—, deſſen Frau II 158
Riehl, Eva Mar., geb. Wolff, Frau des Folgenden (geſt. 1797) I 129
—, Joh. Andr., Strumpfverleger, Kapell- und Theaterdiener in Weimar I 96. 98. 100/1. 125. 128/9
—, deſſen 6 Kinder I 129
Riemer, Carol. Wilh. Henr. Joh., geb. Ulrich (Uli, Uline), Frau des Folgenden (1790/1855) I 461. 474. — II 34. 57. 61. 67/8. 70. 74. 83. 92. 96. 99/100. 102. 104/7. 109. 111/3. 115/8. 122. 126. 128. 133/5. 137. 139/40. 145/7. 149/53. 159. 161. 163/8. 172. 175/7. 181. 185. 187 (?). 189/90. 193/5. 202. 204. 206/10. 216.

[Riemer]
218. 228. 230. 235/6. 238. 242. 244. 248/9. 274 (?). 280. 284. 293. 296. 298. 309. 313. 317/8. 324. 326/7. 333. 355. 388/9. 392/3
—, Friedr. Wilh., 1803/8 Hauslehrer Auguſts, bis 1812 Hausgenoſſe G's (1774–1845) I 433. 435. 437. 439. 441. 444/6. 450/1. 455. 463/5. 467. 471/2. 539. — II 7. 9/11. 18. 20. 31/5. 37/8. 44. 65. 76. 82/4. 89. 94/5. 104. 114. 117. 120/3. 136. 141. 156. 178. 180. 189. 203. 227. 250. 263. 274/5. 293/5. 297. 299. 308/9. 313. 316. 318. 324. 333. 355/6. 360. 362. 388/9. 393
Rieſe, Joh. Jak., Jugendfreund G's, Kaſſenſchreiber in Frankfurt a. M. (1746–1827) II 314. 322. 328/9. 347. 375. 384. 388
Rippach, Dorf b. Weißenfels I 87
Riquet, Kaufmann in Leipzig II 172. 174/5. 181. 377
—, deſſen Frau II 377
Rochlitz, Stadt II 300
—, Joh. Friedr. (1770/1848) II 11/2. 24
Rochus, Heiliger (1295/1327) II 323
Rochuskapelle bei Bingen II 323
Rödelheim II 330
Rönne, Friedr., Baron v., ruſſiſcher Kammerherr II 209. 212/3. 226
Röschen, Tochter des Wirts in Wehedis II 224. 226. 228. 429
Rom I 337. 433. — II 5. 274. 304. 323. 347. 384. — ſ. auch unter: Weimar, Römiſches Haus
Romersreuter Schweiz II 125
Rommel, Unteroffizier in Weimar I 98
Ronneburg II 129. 165/6
Roſſel } — ſ. Ober-Roßla
Roßla }
Roßtrappe I 457
Roſt, Karl Chriſtian Heinr., Kunſthändler in Leipzig (1742/98) I 88
Rothe, Advokat in Lauchſtädt I 390
Rothenbergen I 133
Rubens, Pet. Paul (1577/1640) II 256
Rudolf, Demoiſelle, in Weimar I 25. 107
—, Diener Schillers I 279. 419
Rudolſtadt I 146/7. 258/9. 290/1. — II 259
Rüdesheim II 323/4
Rühl (Riehl?), Spielkamerad Auguſts I 180. 190
Rühlemann, Joh. Aug., Hofadvokat, Kammerbeamter in Weimar I 191. 200. 205. 347
Ruhla I 327
Ruhne (?), Demoiſelles I 189
Rußland I 466. — II 41. 120. 124. 137. 139. 254. 258/9. 276. 286. 372. 392
—, Alexander I., Zar v. (1777/1825) I 459. — II 57. 68. 254. 265/9
—, Katharina, Großfürſtin v. — ſ. Oldenburg
—, Maria, Großfürſtin v. II 289
—, Peter I., der Große, Zar v. (1672/1725) I 342
Ruſzt, Stadt in Ungarn II 209/10

Saale, Thüringiſche I 15. 126. 237. 335. 381. 384. 411. 430. — II 36. 199
Saalfeld II 358
Saaling, Marianne, Verwandte des Hauſes Arnſtein in Wien II 209. 211/2
Saalmünſter I 133. — II 311. 367
Sachſe, Joh. Chriſtoph, Bibliothekdiener in Weimar, Schriftſteller (1761/1822) II 13. 85. 88
Sachſen I 379. 390. 470. — II 14. 132. 135. 192. 212. 223. 253. 272. 284. 286/7. 328. 372
—, Anton Clem. Theod., Prinz v. (1755/1836) II 142. 157
—, deſſen Familie II 142. 157
—, Friedrich Auguſt I., der Starke, Kurfürſt v. (1670/1733) II 258
—, Friedrich Auguſt III., der Gerechte, Kurfürſt v., ſeit 1806 Friedrich Auguſt I., König v. (1750/1827) II 182/3. 240
—, deſſen Söhne II 240
—, Ther. Maria Anna (Marianne) Joſ. Magd., Prinzeſſin v. (1761/1820) II 135. 142. 157. 214. 231
Sachſen-Gotha I 313
—, Auguſt Emil Leop., Herzog v. (1772/1822) II 360
—, Friedrich IV., Prinz, ſeit 1822 Herzog v. (1744/1825) II 231. 233
Sachſen-Weimar II 203. 234. 375
—, Anna Amalia, Herzogin v., geb. Prinz. v. Braunſchweig (1739/1807) I 25. 78. 258. 372. 395. 441. — II 3/4
[Sachſen-Weimar]
—, Caroline, Prinzeſſin v., Tochter des Folgenden — ſ. Mecklenburg-Schwerin
—, Karl Auguſt, Herzog, ſeit 1815 Großherzog v. (1757/1828) I 3/4. 11. 13/4. 19. 41. 56. 59. 86. 95. 98. 105. 130. 144. 178/80. 190. 220. 224. 265. 293/5. 318/9. 321. 326. 337. 395. 441. 443. 448. — II 14. 17. 21/3. 26. 32. 51. 62. 64. 77. 79. 130. 137/8. 147. 149/51. 157. 162. 179. 182. 189/91. 193/4. 199. 202. 231/2. 234. 282. 284/5. 288. 292/4. 297/8. 301/3. 308. 318. 325/6. 363. 372. 385/6. 389. 392. 394. 450. — ſ. auch unter: Weimar, Herrſchaft
—, Karl Bernhard, Prinz v., Sohn des Vorhergehenden (1792/1862) I 57. 301. 328. 337. 341. 346. 356. 441. — II 101. 141. 143. 145. 148. 151/2. 156. 160. 174. 254. 258. 274. 301/2. 329
—, Karl Friedrich, Erbprinz, ſeit 1815 Erbgroßherzog v. (1783/1853) I 216/7. 256. 345. — II 152. 274. 294. 309. 317. 368. 385
—, Luiſe, Herzogin, ſeit 1815 Großherzogin v., geb. Prinz. v. Heſſen-Darmſtadt (1757/1830) I 41. 102. 112. 295. 328. 356. 441. — II 4. 53/4. 61. 63. 137. 147. 149. 151/3. 230. 345. 385
—, Maria, Prinzeſſin v., Tochter der Folgenden — ſ. Preußen
—, Maria Paulowna, Erbprinzeſſin, ſeit 1815 Erbgroßherzogin v., geb. Großfürſtin v.

[Sachsen-Weimar]
Rußland (1786/1859) I 459. — II 137. 147. 149. 151/2. 164. 173. 204. 230. 258. 265/6. 269. 272. 294. 318. 363. 379
—, Paul Alexander Karl Conſt. Friedr. Aug., Prinz v., Sohn der Vorhergehenden (1805/6). I 459
Sachſenhauſen b. Frankfurt a. M. II 353
Sälzer, Joh. Friedr., Steuerbeamter, Bürgermeiſter in Eiſenach II 314. 332
Saint-Aignan, Etienne, Baron v., 1812/3 franzöſ. Geſandter an den ſächſiſchen Höfen in Weimar II 289
Salieri, Ant. (1750/1825) I 140
Salomo, König II 245
Salzwedel II 347
Sander, Joh. Dan., Verlagsbuchhändler in Berlin (1759/1825) I 437
Sangufto, italien. Speiſewirt in Lauchſtädt I 384. 390/2. 394. 398. 406. 410. 412. 416. 425. 428
Sankt-Gallen I 168
Sartorius, Frau Amtmann, geb. Schmuck, in Heidelberg II 343
—, Caroline, geb. v. Voigt, Frau des Folgenden (geſt. 1830) II 58/9. 61
—, Georg Friedr. Chriſtoph (1765/1828) I 327. 376. — II 58/9. 61
Savigny, Friedr. Karl v. (1779/1861) II 190
—, Kunigunde (Gundel) Ludov. Kath., geb. Brentano, Frau des Vorigen (1780/1863) II 190
Savoyen I 337
Schadendorf bei Lauchſtädt I 429
Schäfer, Joh. Georg, Baukämmerer, Landkommiſſar in Jena I 128 (?). 286
Schaffhauſen I 159/61
Schafſtädt, Dorf bei Buttſtädt I 382
Schardt, Ernſt Karl Conſt. v., Regierungsbeamter in Weimar (geſt. 1833) I 244. — II 368. 374
—, Soph. Fried. Eleon. v., geb. v. Bernſtorff, Frau des Vorigen (1755/1819) II 84
Scheibe, Joh. Adolf Friedr., Kammerbeamter in Weimar I 266/7. 275. 435. — II 58 (?)
—, deſſen Frau I 275
Schellersheim, Freih. Schellhaß v. (geſt. 1836) II 346/7
Schellhorn, Sophie Wilh., geb. Herzog, Frau des Rates Franz Wilhelm Sch. in Weimar (1768/1813) I 293
Schelver, Franz Joſ., Arzt, Botaniker, 1803/6 in Jena (1778/1832) II 331
Schemann, Madame, in Jena, Bekannte Chriſtianens II 359
Schenk, Joh., öſterr. Komponiſt (1753/1836) I 329
—, Joh. Friedrich Wilh., Hofadvokat, Amtsaktuar in Weimar I 205. 290 (?). 312
Scherer, Alex. Nikol., Phyſiker (1771/1824) I 116
Schierſtein II 324
Schiller, Caroline Henr. Luiſe v., ältere Tochter des Dichters (1799/1850) I 278
—, Charlotte v., geb. v. Lengefeld, Frau des Dichters (1766/1826) I 59. 76. 101. 186. 273.

[Schiller]
276. 350. 448. 452. — II 12. 84. 93. 129. 217. 287/8
—, Emilie v., jüngere Tochter des Dichters (1804/72) I 83. 263. 278/9
—, Ernſt Friedr. Wilh. v., jüngerer Sohn des Dichters (1796/1841) I 83. 263. 278/9
—, Joh. Chriſtoph Friedrich v. (1759/1805) I 43. 58. 60. 76. 86. 101. 106. 110/1. 152. 157. 164. 168. 186. 241/2. 244/6. 255/6. 265. 273. 287. 294. 307. 313. 315. 354. 361. 376. 384. 387. 389. 397/8. 401/10. 413. 415/9. 421/2. 426. 443. 448. 452. 454. — II 120. — An Auguſt v. Goethe I 307; Braut v. Meſſina I 383. 402. 407. II 139. 330; Don Carlos II 12; Horen I 163; Jungfrau v. Orléans I 415/7. 439; Lied von der Glocke II 320; Maria Stuart I 390. 394; Muſenalmanach für 1797 I 81/3. 86, für 1798 I 119. 124, für 1799 I 195; Neffe als Onkel I 426; Räuber I 429; Taucher I 443. II 297; Turandot I 397; Wallenſtein I 107 (?). 246. 401. 406. 426. II 254; Wilhelm Tell I 451. II 329
—, deſſen Familie I 181
—, deſſen Kinder II 145
—, Karl Friedr. Ludw. v., älterer Sohn des Dichters (1793/1857) I 58. 75. 83. 173. 180. 184. 237. 245. 257. 265. 272/9. 292. 315. 345. 362. — II 130
Schilling, Geſchirrhalter in Weimar I 119. 121/3. 127/8. 284
Schiras II 370
Schlangenbad II 315
Schlanzovsky, Madame, Schauſpielerin, 1797/1800 in Weimar I 156. 162
Schlegel, Dr. med., Arzt in Merſeburg II 46. 49. 126. 128. 163. 169. 174. 181
—, Aug. Wilh. v. (1767/1845) I 337
—, Karl Wilh. Friedr. v. (1772/1829) I 423. 425
Schleiermacher, Ernſt Chriſtian Friedr. Adam, Kabinettſekretär in Darmſtadt (1755/1844) II 344
—, deſſen Söhne II 391
Schleis I 463. — II 9. 125. 219. 371
Schleſien I 433
Schlevoigt, in Weimar I 352
Schloſſer, Familie, in Frankfurt a. M. II 314. 328. 331. 347/8. 384/5. 388
—, Chriſtian Heinr., jüngerer Sohn von Margarethe Sch. (1782/1829) II 314. 331. 343. 345/7. 349. 364. 376. 379. 383/4
—, Henriette, Tochter von G's Schwager Joh. Georg Sch.— ſ. Hafenclever
—, Joh. Friedrich (Fritz) Heinr., älterer Sohn von Margarethe Sch. (1780/1851) II 15. 18. 60. 62. 109. 124. 140. 191. 239. 282. 291/2. 314. 324. 327. 329. 348/9
—, Joh. Georg, G's Schwager (1739/99) I 37
—, Margarethe, geb. Stein, Frau von Hieron. Pet. Sch. (geſt. 1819) II 4. 314. 345. 348. 364. 383. 387. 393

Schlüchtern I 131/2. — II 311. 367
Schmalkalden II 394
Schmalz, Theod. Ant. Heinr., Jurist, 1803/6 Leiter der Universität Halle (1760/1831) I 426/7
Schmid, Familie, in Weimar I 61 (?). 275
Schmidt, Familie, in Weimar I 61. 275 (?)
— (?) I 412
—, Familie, in Jena I 432
—, Studiengenosse Augusts, in Jena II 175. 184/5. 187
—, Friedr. Ludw. (1772/1841): Herr Lorenz Stark II 72. 197. 203/4
—, Heinr., Schauspieler in Weimar I 138/?). 414 (?). 420 (?)
—, Henr. Maria, Tochter des Kaufmanns Joh. Christoph Sch. — s. Herder
—, Joh. Christoph, Geh. Rat, Kammerpräsident in Weimar (1728/1807) I 82. 134. 263
—, Joh. Christoph, Kaufmann in Weimar I 118
—, Johannes, Legationsrat in Weimar (gest. 1811) I 324. 329
—, Mechtilde, Tochter des Vor. I 329
—, Philipp Nikol., Handelsmann in Frankfurt a. M. I 277 (?). — II 16. 60. 329. 384
—, Maria Sibylla, geb. Deahna, Frau des Kammerpräsidenten Joh. Chr. Sch. (1734/1821) I 263
Schömann, Franz Jos. Const., Jurist in Jena (1781/1813) II 186
Schön, Martin — s. Schongauer
Schönborn, Gottlob Friedr. Ernst, Jurist (1737/1817) II 61
Schongauer, genannt Schön, Martin (1420/99) II 329
Schopenhauer, Johanna, geb. Trosiener (1766 1838) II 4. 24. 35. 86. 129. 165/6. 169. 201. 203. 279. 281. 317. 325. 382. 452
Schoreel, Jan van (1495/1562) II 335/6
Schottendorf bei Lauchstädt I 384
Schottland II 145
Schröder, Friedr. Ludw. (1744/1816): Fähndrich I 218; Porträt der Mutter I 438; Stille Wasser sind tief I 234; Vetter in Lissabon I 70
—, Karl Wilh. Jak., 1804/23 Pfarrer in Lauchstädt II 182
Schröter, Joh. Karl Joach., Reitschmied in Weimar I 367
Schuckmann, Friedr., Freih. v., preuß. Staatsmann (1755/1834) II 452 (?)
Schütz, Christian Georg, Maler in Frankfurt a. M. (1758/1823) II 329. 350
—, Christian Gottfried, Philolog in Jena (1747/1832) I 224
—, dessen erste Frau I 229 (?)
—, Joh. Heinr. Friedr., Organist, Mädchenlehrer, Badeinspektor in Berka a. d. J. (1779/1829) II 325. 331
Schütze, Joh. Steph., Schriftsteller in Weimar (1771/1839) II 25. 29. 213. 276. 381
—, Wilh., geb. Schäler, Frau des Vor. II 381

Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chaussee zu,
Rasch, und säumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Banke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.
Hermann aber beschloß, in diesem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that so, und sagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand sey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, so ging' ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.
Und Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;

Schulenburg, Gräfin von der, auf Angern I 402
—, deren Tochter I 402
—, zwei Grafen von der II 176
—, Graf, auf Bodendorf II 214 5 (?)
—, Karl, Graf von der, Gardeleutnant aus Dresden II 214 5 (?)
Schulze, Joh. Karl Hartwig, Schulmann in Weimar (1786/1869) II 165
Schumann, Demoiselle, in Weimar I 328. 337. — II 164
—, Spielkamerad Auguſts I 328. 337
—, Joh. Chriſtian Wilh., Rat in Weimar II 57 8. 164 5
Schwabe, Regierungsbotenmeiſter in Weimar II 390
—, Friedr. Wilh., Arzt in Weimar (1780/1844) I 385 (?). 390 (?). — II 205
—, Joh. Georg Gottlieb, Amtsadvokat in Nieder-Roßla I 272
Schwaben I 166
Schwalbach I 36. — II 313 5. 319. 322. 324 5. 332. 369
Schwanenfeld, Franz v., Offizier (1784/1862?) II 289 90
Schwanſee, Dorf bei Groß-Rudeſtedt I 446
Schwarz, Joh. Friedr., ſeit 1763 Apotheker in Buttſtädt I 382
Schwarze, Spielkamerad Auguſts I 180
Schwarzköpfchen, junger Verehrer Chriſtianens aus Breslau I 394. 399. 402. 411. 415. 417 8. 424. 433
Schwebel, Legationsſekretär des franzöſ. Geſandten in Weimar II 260. 289
Schweden I 409
—, Fried. Dorothea Wilh., Königin v., geb. Prinz. von Baden, Frau des Folgenden (1781/1826) I 146
—, Guſtaf IV. Adolf, König v. (1778/1837) I 146
Schweitzer, Chriſtian Wilh., Juriſt, Staatsbeamter in Weimar (1781/1856) II 389
Schweiz I 129/30. 132. 144 5. 153. 158. 161. 185 6. — II 13. 25. 115. 389
Schwetzingen II 67
Schwyz I 161
Scell, Joh., Hofgärtner in Belvedere I 254 (?)
Sebus, Johanna (1792/1809) II 116
Seckendorf, Frau v., in Mannheim II 338
—, Franz Karl Leop., Freih. v. (1775/1809) II 36
Seebach, v., Obriſt II 178
—, Amalie v. — ſ. Stein
—, Carol. Chriſtiane Aug. v., geb. v. Beulwitz, Frau von Ludw. v. S. (1776/1803) I 183
—, Charlette v. — ſ. Ablefeld
—, Friedrich Joh. Chriſtian Heinr. v., Stallmeiſter in Weimar I 368(?). 371 (?). — II 292 (?)
—, Henr. Soph. Wilh., geb. v. Stein, Frau des Vor. (1773/1817) II 48. 55. 78. 129. 146. 158
—, Ludw. Ernſt Rud. Guſt. v., auf Stedten, Offizier, Hof- und Jagdjunker in Weimar I 183. — II 292 (?)
Seebachsburg ſ. unter: Weimar

Seebald, Frau v., aus Kurland II 209. 214
—, deren Tochter (?) II 215
Seebeck, Thom. Joh. (1770/1831) II 123. 384. 388
Seidel, Friedr. Philipp, 1775/86 Diener u. Sekretär G's, dann Rentbeamter in Weimar (1755/1820) I 4
Seidler, Joh. Wilh., Stallmeister in Jena I 79. 265. 368 (?). 369/70. 371 (?). 374. 442
—, Luise, Tochter des Vorigen, Malerin (1786/1866) I 442. — II 191. 359.
—, Soph. Elis., geb. Kretschmar, Frau des Stallmeisters S. I 442. — II 357/8
Seiters I 32. 34. 123. 125. 195. — II 318. 325
Servière, Pauline (1773/1832) II 346
Seyfarth, Joh. Andr., Kassierer des Hoftheaters, Braumeister in Weimar (1771/1819) I 396. 399. 412. 414. 417/8. 429. 449. — II 160. 173 4
Seyffarth, Joh. Heinr. Franz, Hofsekretär in Weimar I 412 (?). — II 199.
Shakespeare, Will. (1564/1616): Hamlet I 156. 239/40. II 72. 74/5. 78/9. 111. 320; Romeo und Julia II 248
Sickingen, Familie v. II 334
Siebleben, Dorf bei Gotha II 311
Sievers, Baron II 214/5
— (Sieber?), Stallmeister in Weimar II 276. 281
Silberberg, C. W., Kunsthändler in Frankfurt a. M. II 329
Silie — s. Unzelmann
Sizilien II 369
Stribenski (Strbensky), Ant., Freih. v., Kammerherr in Wien II 211/3
Slevogt, Frau, geb. Fischer, in Erfurt, Schwester des Pachters Joh. Friedr. F. in Ober-Roßla I 172
Smidts, v. II 342
Solbrig, Christian Gottfr. (oder Karl Friedr.?), Deklamator (1773/1838) II 254/5. 266. 277. 279
Sonneberg, Schloß II 321
Sonnenstein, Festung bei Pirna II 272
Sonnleithner, Jos. (1766/1835) II 170
Sophie, Dienstbote bei Goethes I 313
Sorge, in Weimar II 272
Spaa II 16
Spanien I 239. 270. 337 — II 164. 397
—, Joseph Buonaparte, 1808/13 König v. (1768/1844) II 350
—, Julie Marie, geb. Clary, Frau des Vor. (1777/1845) II 350
Spiegel von u. zu Pickelsheim, Karl Emil, Freih. v., Kammerherr, Hofmarschall in Weimar I 392. 402. 425. 428. 439. — II 273
Spitzeder, Adelheid, Opernsängerin, Tochter des Folgenden II 18
—, J. B., Opernsänger, 1799/1804 in Weimar I 240/1. — II 17. 23
Sprung, Theaterbediensteter (?) in Weimar II 78
Stadelmann, Joh. Karl Wilh., 1816/24 Diener u. Schreiber

[Stadelmann]
G's II 314. 333. 348. 362. 371. 379. 380/1
Stadt-Ilm II 300
Städel, Anna Rosina (Rosette) Magd., geb. v. Willemer, Frau des Folgenden, später verehel. Thomas (1782/1845) II 330. 347. 392
—, Joh. Friedr., Kaufm., Gründer des Städelschen Museums in Frankfurt a. M. (1728/1816) II 329. 331. 347. 384
Stäfa I 130/1. 157. 159/61. 164/7
Staël-Holstein, Anne Germaine de, geb. Necker (1766/1817) I 443/5. 447/8. — II 44. 93
—, deren Sohn I 445
Staff, Familie v., in Weimar II 145
—, Herm. v., Spielkamerad Augusts, spät. Offizier (gest. 1867) I 337. 341. 346
Stark, Joh. Christian, d. ä., Mediziner in Jena (1753/1811) I 14/5. 295. 360 363. 368. 448. 453. — II 69. 71. 73. 92/3. 98. 133. 136. 149. 151/2. 164. 179
—, Joh. Christian, d. j., Neffe des Vorhergehenden, Mediziner in Jena (1769/1837) II 69. 294/5. 298. 356/7. 364
—, Karl Wilh., Sohn des älteren Joh. Ch. St., Arzt in Weimar, spät. Universitäts-Lehrer in Jena (1787/1845) II 207
Starke, Joh. Christian Thom., Kupferstecher, Angestellter in Bertuchs Landesindustriekontor in Weimar (gest. nach 1813) I 81/3. 96. 99. 105
Steffany, Georg Christoph, Rat,
[Steffany]
Kammer- u. Bauverwalter in Weimar (gest. 1807) I 26. 30. 76. 81. 117. 143. 149. 168. 171/2. 176. 191. 197/8. 200. 221. 224. 250. 311. 326. 339. 347. 352. 367/8
Stegmayer, Matthäus, österr. Komponist, Bühnenschriftsteller (1771/1820): Rochus Pumpernickel II 144. 153
Steigentesch, Ernst August v. (1774/1826) I 287
Steiger — s. Apoldaer Steiger
Stein, Madame, in Jena, Bekannte Christianens II 359
—, Amalie Constantine Luise Henr. v., geb. v. Seebach, Frau von Karl v. St.-Kochberg I 183
—, Charl. v., geb. v. Schardt (1742/1827) I 79. 109/10. 113/4. 123. 125. 255. 268. 298. 322. 506/7. — II 40. 71 (?). 73. 78. 139. 186. 274. 345. 386. 388
—, Christiane v., Schwester des Oberforstmeisters Wilh. v. St. (geb. 1779) II 321. 327
—, Dietrich Karl Aug. v., Sohn des Oberforstmeisters Wilh. v. St., Spielkamerad Augusts (geb. 1793) I 238/40. 255. 303. 328. 334. 337. 341. 353
—, Eleonore v., Schwester des Oberforstmeisters Wilh. v. St., Pröpstin von Waitzenbach (1775/1851) II 321. 326/7
—, Gottlob Friedrich (Fritz) Const. v. (1772/1844) I 147. 446 (?). — II 50. 386/8
—, Gottlob Karl Wilh. Friedr. v., auf Kochberg (1765/1837) I 183
—, Heinr. Friedr. Karl vom und

[Stein]
zum, preuß. Minister (1757/1831) II 393
—, Helene v., geb. Freiin v. Stosch, erste Frau von Fritz v. St. (gest. 1808) II 50
—, Wilhelm, Freih. v., Oberforstmeister in Weimar (gest. 1816) II 321
Steiner, Gastwirt (?) in Jena II 225
Steinert, Mundkoch in Jena II 204
Stelzer, Präsident in Halberstadt I 411
Sternberg, Geheimer Rat in Jena II 244
Stetten, Wilh. v., Hofdame der verwitw. Erbprinzessin v. Braunschweig II 233
Stichling, Karl Wilh. Conft., Kammerbeamter in Weimar I 405
Stimmel, Joh. Gottlob, Kunsthändler in Leipzig II 230
Stock, Esther Mar. Marg., geb. Moritz II 6. 328/30. 347. 390
—, Joh. Dorothea, Schwägerin Körners (1760/1832) II 213
Stolberg, Friedr. Leop., Graf zu (1750/1819) II 231
—, Sophie, geb. Gräfin v. Redern, zweite Frau des Vorigen II 231
Stoll, Joj. Ludw. (1778/1815) I 418. 427. — Prometheus (Zeitschrift) II 36; Scherz und Ernst I 393
Stosch, v., Schwiegereltern von Fritz v. Stein II 50
—, Helene v. — s. Stein
Straßburg im Elsaß II 48
Strobe, Schauspieler, 1806/12 in Weimar II 129. 205
Stromeyer, Karl, Opernsänger, 1806/28 in Weimar (1780/1844) II 129. 178. 184. 202
Stümler, Offizier I 408
Stüfken (?) I 397
Sturm, Familie, in Jena II 249
Stuttgart I 150/2. 165. — II 107. 377
Süßmeyer, Franz Xav., österr. Komponist (1765/1803) I 314
Sulza I 522
Surinam II 329
Syrien II 329
Szen, Mich. Eman., Studiengenosse Augusts, Kriminalbeamter in Weimar II 389
Taunus II 315. 323. 330
Teller, Madame, Schauspielerin, 1799/1810 in Weimar (gest. 1810) I 399. — II 153. 155. 163. 166. 172
—, Sophie, Tochter der Vorigen, Schauspielerin, 1802/13 in Weimar II 163
Tepl, Fluß II 229
Teplitz II 32. 51. 150. 158. 162. 168. 179. 181. 187/94. 226. 230/8. 240. 250. 264/300. 319. 450. — Drei Äpfel II 181; Goldnes Schiff II 189. 232. 265. 272. 281/2. 285. 290; Park II 273; Theater II 193
Terentius (190/158 v. Chr.) I 391. 410. 430
Teufel I 18. 20. 27. 164. — II 198/9. 202. 262
Teutscher Merkur I 138. 142
Tharandt II 264. 266/7
Theophrastus (372/287 v. Chr.) I 232. 233 (?)
Thibaut, Ant. Friedr. Just.

[Thibaut]
(1774/1840) I 442. — II 44. 186. 334. 337/40. 342/3. 391/2
Thouret, Nik. Friedr. (1767/1845) I 211
Thümmel, Mor. Aug. v. (1738/1817) II 215
Thüringen II 61. 224
Thüringer Wald II 29. 289. 300. 305
Tieck, Joh. Ludw. (1773/1853) I 300
Tiedge, Christoph Aug. (1752/1841) II 377. 381. 452
Tiefurt I 25/6. 31. 38. 107. 214. 217. 219. 258. 288. 395. — II 129. 139. 333
Tilly, Demoiselle, Schauspielerin, 1797/8 in Weimar I 162
Timler, Chr. Lor., Maurermeister in Jena II 234
Tirol II 144. 153. 170. 452
Tischner, Landwirt in Kötteudorf bei Weimar I 171/2
Titus, röm. Kaiser (41/81) I 277. 364. — II 329
Töpen, Dorf bei Hof II 219
Toledo II 203
Tomson (Tompson?), v., russ. Rittmeister II 372. 458
Tonndorf bei Berka a. d. I. II 318
Torgau II 272
Trabitius, Frau des Schloßvogts in Jena I 65. 69. 181. 183/4. 186. 233. 260. 265. 332. 373
Tränkler, Andr., Ratskellerwirt in Berka a. d. I. II 318 (?)
Treuter, Joh. Wilh. Siegm., Kanzleibeamter in Weimar, G's Hausnachbar I 63. 93 (?). 177. 188/9. 195. 387. 412. — II 107
[Treuter]
—, Henr., geb. Meyer, Frau des Vor. (1747/1815) I 93 (?). 188/9. — II 368. 370/1. 379
Trier I 3/4. 10
Trießnitz bei Jena I 107. 118. 257. 290. 316. 357. 462
Tübingen I 152. 154/7. 160. 166/9. — II 93
Tümpling, Heinr. Gottlob Wolf v. (1757/1814) I 342. 472. — II 136 (?)
Türk, Gastwirt zum ‚Goldnen Löwen' in Ilmenau (gest. 1796) I 85
Türkei I 121. 144. 244. 263. 337. 355. — II 139
Tuttlingen I 160
Ufel (?) II 172
Uhlich, Ballettmeister, 1811/5 in Weimar II 199
—, Ida (Therese?), Tochter des Vorigen, Tänzerin II 199
Uli, Uline — s. Riemer
Ulmann, Gabr., Bankier, Hofkommissar in Weimar (gest. 1816) I 108
Umpferstedt, Dorf bei Weimar I 89
Undeutsch, Friedr., Polizeisekretär, Registrator in Weimar I 263
Unger, Joh. Friedr., Verlagsbuchhändler in Berlin (1750/1804) I 287
Unrein, Sohn des Kammermusikus Joh. Ant. Gottfr. U.? Spielkamerad Augusts I 180
Unzelmann, Fried. Aug. Kent., geb. Flittner, spät. verehel. Bethmann, Schauspielerin (1760/1815) I 342. 466
—, Joh. Soph. Fried., geb.

[Einzelmann]
Peterfilie (Silie), erste Frau des Folgenden, Schauspielerin, 1802/9 in Weimar (1785/1855) I 377. 383. 385/6. 390/1. 393/4. 398/9. 401. 405/6. 410/2. 416/8. 422/3. 426. 433. 436. 438
—, Karl Aug. Friedr. Wilh. Wolfg., Sohn von Friederike U., Schauspieler, 1802/21 in Weimar (1790/1841) I 383. 441. — II 82. 129. 144. 199. 205
—, Madame, geb. Genaſt, zweite Frau des Vorigen, Schauſpielerin, 1813/21 Mitglied des Hoftheaters in Weimar (geſt. 1839) II 182. 199
Ufteri, Joh. Mart. (1763/1827) I 143
Bacha I 131. — II 367
Belletri II 344
Benedig II 344
Bent, Carol. Soph. Aug., geb. Häublein, Frau von Joh. Gottlob B. I 121 (?)
—, Heinr. Wilh., Kollaborator an der St. Jakobskirche in Weimar II 390
—, Joh. Gottlob, Ingenieuroffizier in Weimar I 55. 175. 196
Benus, Joh. Chriſtian, Kammerdiener in Weimar I 10. 138
Berdun I 5/8. 10. 13
Bergilius (70/19 v. Chr.) I 259
Berlohren, Heinr. Ludw., Offizier, Weimariſcher Geſchäftsträger in Dresden II 192. 258. 260. 266. 269. 272. 275. 298
Berona II 360
Berſailles II 211
Victor, franzöſ. General I 473
Vierwaldſtätter See I 161. 164
Virgil — ſ. Bergilius
Völtel, Jul. Ad., Geheimſekretär Maria Pawlownas II 363
Vogel, Chriſtian Georg Karl, Kanzleibeamter in Weimar (1762/1819) II 163. 171. 190. 264. 275. 296. 298. 307
—, Wilh. (1772/1843): Pinto I 470/1
Vogeſen II 334
Vogt, Carol., geb. Schmidt, Frau des Folg. II 162
—, Joh. Ludw. Gottfr., Geiſtlicher in Weimar (1760/1818) II 162
Vohs, Heinr., Schauſpieler, 1792/1802 in Weimar (geſt. 1804) I 192. 234. 240. 244
—, Marg. Fried., geb. Porth, Frau des Vorigen, Schauſpielerin, 1793/1802 in Weimar (1777/1860) I 143. 244. — II 328
Voigt, Frau des Buchbinders V. in Jena II 7
—, „die alte" (vielleicht Frau des Mathematikers Joh. Heinr. V. in Jena, Mutter des Botanikers Friedr. Siegm. V., geb. v. Eckardt) II 359
—, Chriſtian Gottlob v., d. ä. (1743/1819) I 4. 9. 30. 44. 46. 56. 72. 82. 85/6. 90. 111. 149. 154. 157. 159. 165. 168. 182. 186. 190. 216. 268. 294/5. 307. 352. — II 13. 63. 98. 113. 276. 356
—, Chriſtian Gottlob v., d. j., Sohn des Vorigen (1774/1813) I 72. — II 19/21. 166. 270
—, Friedrich (Fritz), Sohn des Bergrats V. in Ilmenau I 85
—, Friedr. Siegm., Botaniker

[Voigt]
in Jena (1781/1850) II 244. 246. 359. 363
—, deſſen Familie II 358. 361
—, Joh. Karl Wilh., Bergbeamter Geognoſt in Ilmenau (1752/1821) I 85. 211. — II 301. 308
—, Joh. Vict. v., geb. Hufeland, erſte Frau von Chriſtian Gottlob V., d. ä. (geſt. 1815) I 126. 268. 294
—, Suſette, geb. v. Löwenich, Frau des Botanikers Friedr. Siegm. V. (1792/1877) II 358
Voigtland II 292. 328
Voltaire (1694/1778) II 330. — Mahomet, Tancred — ſ. erſtes Regiſter
Voß, Chriſtian. Dan., Geſchichtsforſcher, Univerſ.-Lehrer in Halle (1761/1821) I 423
—, deſſen Frau I 423
—, Joh. Heinr., d. ä. (1751/1826) I 450. — II 334/6. 339. 343. — Homer II 342; Vergils Georgica I 259
—, deſſen Familie II 335. 391/2
—, Joh. Heinr., d. j., (1779/1822) I 450. 454. — II 44. 342
—, v., preuß. Miniſter II 452
Vulpius, Chriſtian Aug., Bruder Chriſtianens (1762/1827) I 28. 64. 70. 72/3. 78/9. 82. 90. 93. 109/10. 116. 137. 149/50. 169. 184. 191. 196. 201/3. 215. 218. 232. 255. 259. 269/70. 282/5. 290. 295/6. 299. 332. 348/9. 351. 359. 361/2. 367/73. 377. 380. 431/2. 443. 460. 472. 481. — II 27. 54. 63. 74. 83. 87. 90. 95/6. 113/5. 134. 148. 163. — Gedichte:
[Vulpius]
für Auguſt zu G's Geburtstag I 481. 506 (?); zur Totenfeier für Chriſtiane Becker I 169; zur Vermählungsfeier der Prinz. Caroline II 165. — Rinaldini I 284; Selbſterzählungen ehrwürdiger Deutſchen I 169
—, Helena, geb. Peahna, Tochter des Kammerkonſulenten Joh. Georg V. in Meiningen, Frau des Vorigen (ſeit 1801) I 372. — II 163
—, Juliana Aug., Tante Chriſtianens (1734/1806) I 4. 70. 159. 165. 168. 184. 192. 196. 248. 257. 453. 460. 528
—, Rinaldo, älteſter Sohn von Chriſt. Aug. V. (1802/1874) II 94. 118. 163
—, Sophie Erneſtine Luiſe, Stiefſchweſter Chriſtianens (1775/1806) I 4. 17. 45. 70. 72/3. 89. 91. 93. 119. 128. 139. 159. 165. 168. 187. 191. 193. 196. 226. 229. 290. 296. 311. 327. 338. 343. 371. 389. 391. 394. 416. 427. 430. 432. 445. 452. 459/60. 528
Wächter (Pachter von G's Garten am Park) I 101
Wagner, Gottlieb, Hofgärtner in Jena II 91. 118. 358
—, Joh. Konr., Kämmerier in Weimar I 133. 295
Waldheim, Stadt in Sachſen II 300
Waldner, Luiſe Adelaide v., Hofdame der Herzogin Luiſe I 147
Wallenſtein, Herzog v. Friedland (1583/1634) I 463 — ſ. auch unter: Schiller

Walter, Stubenmaler in Weimar I 98
—, Demoiſelle, Choriſtin (?) in Weimar I 112
Wambolt v. Umbſtadt, Karl Ludw., Freih. v. (geb. 1769) II 337. 341
Wangenheim, v. I 406. 423
Wartburg I 327. — II 311
Wartensleben, v. I 437
—, Karl, Graf v., Schloßhauptmann in Berlin II 213/4 (?)
—, Ludwig, Graf v., preuß. Kämmerer II 213/4 (?)
Waterloo II 380
Webicht, Gehölz bei Weimar I 185. 246. 293. 374
Wedel, v., Offizier, Leiter der Porzellanfabrik in Meißen II 256
—, Joh. Marianne Henr. v., geb. v. Wöllwarth-Eſſingen, Oberhofmeiſterin in Weimar (1750/1815) I 143. 146. — II 211. 345
—, Otto Joach. Mor. v., Oberforſtmeiſter (1752/94) II 256
Weende bei Göttingen I 327
Wehediz bei Karlsbad II 209. 212. 224/6. 228
Weichner (Weidner?), Pachter des Gutes in Nieder-Roßla I 206 (?). 367/8
Weidner (Weichner?), Kammergutspachter in Nieder-Roßla I 206 (?). 367/8 (?)
Weigl, Joſ., öſterr. Komponiſt (1766/1846): Dorf im Gebürge II 329; Petermännchen I 112; Prinzeſſin v. Amalfi I 169; Schweizerfamilie II 115
Weilbach II 328. 370
Weimar I 3. 13. 15/8. 21. 24. 26. 28. 31. 33/5. 37. 39/40. [Weimar] 42. 44. 49/50. 54. 56/9. 61/3. 65. 67/8. 71/3. 75/6. 81/3. 86. 88/9. 91/3. 97. 99. 101/9. 111. 115/7. 119. 122. 124/8. 130/2. 136/8. 142. 144. 146/7. 156. 162. 169/71. 173/4. 176. 178/9. 181/2. 184. 187. 189/95. 197. 199/205. 208/10. 212/23. 226/30. 232/4. 236/9. 241. 243. 245/9. 251/6. 258/64. 267/8. 270/6. 278/84. 286/95. 297/9. 301/7. 310. 312/3. 315. 320. 323. 326/9. 331/2. 334/9. 341/2. 344/53. 355/8. 360. 362/71. 373. 375. 377. 379/81. 389. 393/4. 396/7. 399. 402. 406. 412/5. 419/20. 422. 426. 429. 431. 433/5. 437. 439/45. 447/52. 455. 459. 461. 465. 472/3. 528. 538. — II 1. 4. 6/7. 12. 14/5. 17/8. 21/5. 27. 29/30. 32/3. 37. 39/40. 44. 47/8. 51/2. 54. 56/60. 63/5. 68. 70/3. 75. 84. 89/91. 94. 99. 102/3. 106. 108. 112. 116. 126/7. 131. 135/7. 141. 143/4. 147. 151. 155. 158. 161. 164. 167. 170. 172/4. 176. 178/9. 184/5. 188/9. 191. 195/6. 199. 201/2. 205. 207. 213. 216. 228/30. 233. 236. 238. 241. 247. 249/50. 256. 258/60. 268. 272. 277. 282. 284. 286. 291/3. 300. 308/9. 316/8. 324. 326. 331. 333. 335. 345. 351. 354/5. 357. 360. 364/5. 367. 371. 379. 381/2. 385. 388. 391/2. 394/5. 397. — Ackerwand II 79/80. 186; Adler I 122; Bär I 439; Belvederer Allee I 236/7; Bertuch-Froriepſcher Garten I 227; Biblio-

[Weimar]
thek I 78. 109. II 396; Bibliothek der Herzogin Anna Amalia I 78; Burgmühle I 367; Dienstagsgesellschaft II 205; Einquartierung I 82. 460. II 152/4. 167. 274/5; Erfurter Tor I 154; Feuerwehr I 93. 95. 347; Franteſches Haus I 26. 30; Frauenplan I 6. 93. 295; Freitagsgesellschaft I 72; Fritſchſches Haus I 352; Froſchbach u. Froſchteich (?) I 185. II 297; Fürſtenhaus I 256. 295; Gefängnis II 138; Geh. Kanzlei I 193/4. II 229; Geh. Konſeil I 193; Geſchloſſene Gesellſchaft (Erholung?) I 116; Grotte bei der Sternbrücke I 211; Gymnaſium II 227; Harmonie I 434; Herders Wohnung I 118; Herrſchaft I 120. II 91/2. 121. 152. 154. 164. 167. 199. 240 (?). 363. 389; Hof I 112. 147. 221. 395. 443. II 3. 5. 59. 64. 85. 101. 108 9. 136. 139. 147/50. 161. 165. 198. 317. 360. 386/8; Hofkapelle I 328. II 138. 184; Hoftiſchlerei I 225; Hoffmanniſche Buchhandlung I 238; Hofgärtnerei I 250/1. II 2; Hofkellerei I 189. 192. 197. 199. 216; Hofkirche I 328; Hoftheater I 9. 18. 28. 45. 49. 62/7. 69/72. 89/90. 93. 96. 100/1. 105. 109. 112. 115. 118. 120/2. 143. 146. 156. 162. 169/70. 174. 176. 180. 183. 192. 215. 218/22. 224. 226/7. 229/31. 234. 236. 239/41. 244. 246. 248/9. 256. 258. 261/2. 264/5.

[Weimar]
267. 272. 277. 290. 300. 303/4. 312. 316. 329. 339/43. 357. 359/64. 370/1. 376/8. 381. 383. 385/7. 390/4. 397/419. 422/7. 429/31. 434. 436/9. 446/7. 449/51. 455. 459. 461/3. 466. 468/9. 471. II 2/3. 5. 11/3. 17. 19. 24. 26/7. 39. 41/2. 44/5. 50/2. 54. 60. 64. 66/7. 72/5. 78/9. 82/3. 91/3. 96/7. 100. 102. 106. 111. 115/7. 120. 123. 129/30. 137/9. 143/4. 146. 150. 153. 155/6. 159/60. 163. 168. 170/3. 176/8. 181/6. 188. 193. 197/9. 201. 203/4. 206/7. 223. 240. 247/8. 253. 274. 281. 320. 332. 350. 363. 395. 452; Hoftheaterdirektion I 100. 116; Jahrmarkt I 114/5. 183/4. 187. 216/8. 250. 252. 267. 416. II 139/41; Kaffeehaus I 436; Kammer I 215. 238. 299; Knebels Garten I 65; Koppenfelſens Scheune I 321. II 79. 317. 380; Landesinduſtrieſektor I 115; Leichenhaus I 156; Luftballen I 367; Marſchalls Garten I 341; Martinsmarkt I 272; Niedermühle II 47; Park I 147. 236. 256. 302. II 139. 178. 203. 228; Polizei I 263. II 120. 154. 203; Regierung II 30. 58. 115. 166; Reſſeurce (Erholung) I 116 (?). II 149; 154. 161. 164/5; Römiſches Haus I 105. 138. 146. 189. II 63. 308; Schellborns Garten I 293; Scheunen I 154; Schießhaus II 148/9. 151/2. 316; Schloß II 7. 326. 328. 347. II 138. 151. 316; Schmidts Garten I 263; Schwan I 528;

[Weimar]
Schwansee (Teich) I 71. 227; Seebachsburg (Altenburg) II 250; Sonne I 244; Stadthaus I 344. 444; Stadtkirche I 22. 145. 239. 328. 357; Stern I 367. II 178; Sternbrücke I 211; Töpfenmarkt (Herderplatz) I 218; Treuters Garten I 63. 4; Treuters Haus II 107. 8. 368. 370. 1. 379; Vauxhall I 18. 22; Vogelschießen I 458. II 54. 139. 143. 145. 148. 151. 239/40. 385; Wache II 130; Webicht s. dort; Welscher Garten II 80; Wittumspalais II 153. 205; Wolzogens Haus II 130; Zwiebelmarkt I 267
Weinheim II 333. 343
Weise, Aug., Mundkoch in Weimar II 198. 204
Weißenthurn, Joh. Veronica Franul v., geb. Grünberg (1773/1847) II 339
Weißer, Karl Gottlob, Bildhauer (1780/1815) II 121
Weißerit II 267
Wellendingen I 160
Welschland — s. Italien
Wenzel, Christine, Botenfrau I 110. — II 90
Werner, in Weimar I 67
—, Frau, Schwester des Vorhergehenden, Bekannte Christianens I 22. 67. 8. 77. 89. 93. 4. 127. 8. 196
—, deren Tochter I 77. 89. 93. 127/8. 196
—, Friedr. Ludw. Zacharias (1758/1823) II 35. 6. 48. 65. 80. 93. 313. — Vierundzwanzigste Februar II 150. 176/7
Wertheim I 60. 1. 115. 139. 148. 210. 275. 292. 296. — II 397
Westfalen I 12
—, Jerome Buonaparte, 1807, 13 König v. (1784/1860) II 350
—, Katharina, geb. Prinz. v. Württemberg, Frau des Vorigen (1783/1835) II 350
Wettich, Carol. Rosina, geb. Eberwein, Frau des Folgenden I 147
—, Joh. Aug., Hofmusikus in Rudolstadt I 147
Weyrauch, Madame, Opernsängerin, 1793/1800 in Weimar I 121. — II 17. 23
—, deren Tochter II 18
Wickerstädt, Dorf bei Weimar I 211
Wickman (Wiecken?), v. II 212. 5
Wiecken, Joh. v., Edelmann aus Kurland II 212/5 (?)
Wieland, Christoph Mart. (1733/1813) I 166. 353/4. — II 8. 165. 279. — Taschenbuch auf 1804 I 396. 403; Teutscher Merkur s. dort
—, dessen Familie II 165
Wien I 129. 352. — II 3. 23. 25. 27. 30. 36. 129. 134. 159/60. 191. 209. 279. 288. 329. 377. 8
Wiesbaden I 36. — II 309. 312. 314/28. 367/81. 384. 386. 450. — Adler II 319; Bär II 319. 322. 367. 8. 374; Bibliothek II 370; Garnison II 322/3; Kursaal II 316/7. 324. 327. 369; Platte II 324; Theater II 371
Wilhelmsbad bei Hanau II 5
Wilhelmshöhe bei Cassel I 327
Wilhelmsthal bei Eisenach I 327

Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund;
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umſchlagt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch ſagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Abſicht,
Sondern befraget die andern, und hört, was ſie alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Alſo dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

Alſo ſprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Garten und Scheunen und Hauſern die Menge von Menſchen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin ſtand.
Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.
Alſo durch die Wagen ſich drängend, durch Menſchen und Thiere,
Sahen ſie rechts und links ſich um, die geſendeten Späher,
Ob ſie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;

Willemer, Joh. Jak. v. (1760/1838) II 314. 321. 329/30. 346/7. 364. 384. 387/8. 392
—, Maria Anna (Marianne) Kathar. Elis. v., geb. Jung, dritte Frau des Vorigen (1784/1860) II 321. 330. 346/7. 384. 387. 392
Willms, Souffleur, 1794 in Weimar, ſpät. in Frankfurt a. M. II 350
Windiſchmann, Karl Joſ. Hieron. (1775/1839) II 329/30
Windknollen, Berg bei Jena II 63
Winkel (Langenwinkel) am Rhein II 327
Winter, Pet., Komponiſt (1755/1825) I 396
Winzingerode, Ferd., Freih. v., ruſſ. Offizier II 286
Winzerla I 238. — II 242. 357. 359
Wirſing, Landwirt (?) in Ober-Roßla I 349. 434/5
—, deſſen Tochter I 349
Wittich, Familie, in Weimar I 274
Witzel, Karl, Hofbeamter in Weimar (1784/1810) II 90. 93. 116
Wöllnitz I 257
Wörlitz I 41. 411. 422
Wörth, Schlößchen am Rheinfall I 161
Wolbeck, W., Baron v. II 249
Wolf (P. A. Wolff?) II 227
—, Friedr. Aug. (1759/1824) I 433. 455/7. 459. 463. 466. 471. — II 13. 180. 187
—, Wilhelmine, Tochter des Vorigen I 462. 466. 471
Wolff, Anna Amalia, geb. Malcolmi, geſchied. Miller, geſchied. Becker, Frau des Folgenden, Schauſpielerin, 1791/1816 in Weimar (1780/1851) I 390 [lies: Miller ſtatt Müller.]. 399. 406. 417. — II 74. 77/8. 90. 163. 177. 183/5. 187. 203. 228. 274. 279. 332/3. 346
—, Pius Aler., Schauſpieler, 1803/16 in Weimar (1782/1828) I 434/9. 442. 444. — II 74. 77/8. 108. 163. 171. 175. 177. 184/5. 187. 203. 227 (?). 228. 264. 266. 274. 279. 281. 293. 332. 346
Wolfskeel v. Reichenberg, Chriſtian Friedr. Karl, Freih. v., Staatsbeamter in Weimar II 297
Woltmann, Karl Ludw. v. (1770/1817) I 203
Wolzogen, Adolf, Sohn der Folgenden (1795/1825) I 273. 345. 352. — II 145
—, Caroline v., geb. v. Lengefeld, geſchied. v. Beulwitz, Frau des Folgenden (1763/1847) I 278. 353. — II 130
—, Wilh. v. (1762/1809) I 189. 199. 278. — II 84/5. 316
Wranitzky, Paul, öſterr. Komponiſt (1760/1808) I 120/1
Weisberg, v. II 205
Württemberg, Aler. Paul Ludw. Conſtantin, Prinz v. (1804/41) II 378 (?)
—, Friedr. Eugen Karl Paul Ludw., Prinz v. (1788/1857) I 406
—, Paul Friedr. Wilh., Prinz v. (1797/1860) II 378. 450

Würzburg I 461. — II 59. 62. 66. 246. 389. 392. 394
Wurzen II 254
Wasnowsky, Nikita, ruſſ. Propſt in Weimar II 162. 317
Wais, Architekt II 316
Wapff, Joh. Juſtinus, Weinhändler in Suhl I 114. 145. 147. 149. 244
—, deſſen Frau I 114
Zeitung für die elegante Welt I 450/1
Zelter, Karl Friedr. (1758/1832) I 345. 350. 380. 460. — II 40/1. 61. 179. 187. 189/90. 208. 309. 315/6. 319. 321. 323/4. 327. 398
Zichy, Stef., Graf v., öſterr. Geſandter in Berlin II 212. 227. 230
Ziegenhain I 432. — II 196
Ziegeſar (?), v. II 164
—, Familie v., in Drakendorf bei Jena I 363. — II 40. 43. 56. 71/2. 75. 80. 118
[Ziegeſar]
—, Flavie v., Tochter der Folgenden (geb. 1810) II 151
—, Luiſe Soph. Amal. Fried. v., geb. v. Stein I 346. — II 151
—, Silvie v., Tochter der Vorigen — ſ. Köthe
Ziegler, Friedr. Wilh. Jul. (1759/1827) I 436
Zimmer, Joh. Georg, Verlagsbuchhändler in Heidelberg (1777/1853) II 122. 146
Zinnwald II 294
Zottelſtädt, Dorf bei Apolda I 211/2
Zſchokke, Heinr. (1771/1848) I 287
Zürich I 155. 159. 161. 164. 166. 168/9
Züricher See I 130. 161
Zwätzen, Dorf bei Jena II 244. 249. 333.
Zwerge II 310

Inhalt

1807 Seite

399. Goethe, Weimar, 30. März 1
400. Goethe, Weimar, 3. April 4
401. Goethe, Jena, 22. Mai 6
402. Goethe, Jena, 24. Mai 7
403. Goethe, Karlsbad, 28. Mai 9
404. Goethe, Karlsbad, 28. Mai 10
405. Goethe, Karlsbad, 2. Juni 11
406. Goethe, Karlsbad, 9. Juni 12
407. Goethe, Karlsbad, 18. Junius 14
408. Goethe, Karlsbad, 24. Juni 15
409. Goethe, Karlsbad, 1. Juli 19
410. Goethe, Karlsbad, 3. Juli 20
411. Goethe [Karlsbad, 14. bis] 16. Juli 21
412. Goethe, Karlsbad, [23. bis] 27. Juli 24
413. Goethe, Karlsbad, 10. Auguſt 28
414. Goethe, Karlsbad, 23. Auguſt 31

1808

415. Goethe, Jena, 26. April 35
416. Goethe, [Jena] 26. April 35
417. Goethe, Jena, 29. April 36
418. Goethe, [Karlsbad, 16. Mai] 37
419. Goethe, Karls-Bad, 29. Mai 38
420. Goethe, Karlsbad, 12. Juni 39
421. Goethe, Karlsbad, 15. Juni 41
422. Goethe, Karlsbad, 2. Juli 43
423. Goethe, Franzenbrunn bei Eger [13. (?) Juli] 46
424. Goethe, [Karlsbad] 22. Juli 46
425. Goethe, Karlsbad, 1. Auguſt 47
Beilage: Gutachten Kappe 48
426. Goethe, Karlsbad, 7. Auguſt 49
427. Goethe, Karlsbad, 19. Auguſt 52

Seite

428. Goethe, Karlsbad, 28. August 54
429. Goethe, Franzenbrunn, 4. September 55
430. Goethe, [Jena, 14. September] 56
431. Goethe, [Erfurt] 4. Oktober 57
432. Goethe, [Weimar] 12. Oktober 57
433. Goethe, Weimar, 16. Oktober 58
434. Goethe, Jena, 25./6. Oktober 61
435. Goethe, [Weimar] 31. Oktober 64
436. Goethe, Weimar, 7. November 65

1809

437. Goethe, Jena, 30. April 69
438. Goethe, Jena, 2. Mai 70
439. Goethe, Jena, 3. Mai 71
440. Goethe, Jena, 5. Mai 72
441. Goethe, Jena, 9. Mai 73
442. Goethe, Jena, 10. Mai 75
443. Goethe, Jena, 12. Mai 76
444. Goethe, [Jena] 26. Mai 76
445. Goethe, Jena, 30. Mai 77
446. Goethe, Jena, 2. Juni 78
447. Goethe, Jena, 3. Juni 79
448. Goethe, Jena, 6. Juni 80
449. Goethe, Jena, 9. Juni 82
450. Goethe, Jena, 25. Juli 83
451. Goethe, Jena, 28. Juli 84
Beilage 85
452. Goethe, Jena, 1. August 86
453. Goethe, Jena, 4. August 87
454. Goethe, Jena, 5. August 89
454a. Riemer. (in Goethes Auftrag), Jena, 8. August . . . 89
455. Goethe, Jena, 22. August 90
456. Goethe, Jena, 29. August 91
457. Goethe, [Jena] 2. September 91
458. Goethe, Jena, 5. September 92
459. Goethe, Jena, 8. September 93
460. Goethe, Jena, 10. September 94
461. Goethe, Jena, 12. September 95
462. Goethe, Jena, 15. September 96

Inhalt

Seite

463. Goethe, Jena, 20. September 97
464. Goethe, Jena, 22. September 98
465. Goethe, Jena, 26. September 99
466. Goethe, Jena, 30. September 101
467. Goethe, Jena, 2. Oktober 102
468. Goethe, Jena, 3. Oktober 102

1810

469. Goethe, [Jena, 13. März] 104
470. Goethe, Jena, 14. März 105
471. Goethe, Jena, 25. März 106
472. Goethe, [Jena, 27. März] 107
473. Goethe, Jena, 29. März 107
474. Goethe, Jena, 30. März 110
475. Goethe, Jena, 3. April 111
476. Goethe, Jena, 13. April 112
477. Goethe, Jena, 17. April 113
478. Goethe, Jena, 17. April 114
479. Goethe, Jena, 20. April 115
480. Goethe, Jena, 24. April 117
481. Goethe, Jena, 27. April 118
482. Goethe, Jena, 29. April 119
483. Goethe, Jena, 1. Mai 120
484. Goethe, Jena, 2. Mai 122
485. Goethe, Jena, 7. Mai 122
486. Goethe, [Jena] 16. Mai 123
487. Goethe, Pößneck Karlsbad, 16. 19. Mai 124
488. Christiane, Weimar, 24. Mai 128
489. Goethe, Karlsbad, 27. Mai 131
490. Goethe, Karlsbad, 3./5. Juni 134
491. Goethe, Karls-Bad, 6. Juni 136
492. Christiane, [Weimar, 6. Juni] 137
493. Goethe, Karlsbad, 12. Juni 141
494. Christiane, [Weimar, 14. Juni] 144
495. Christiane, Weimar, 19. Juni 147
496. Christiane, Weimar, 25. Juni 151
497. Goethe, Karlsbad, 27. Juni 156
498. Goethe, Karlsbad, 3. Juli 159
499. Christiane, Weimar, 3./5. Juli 161

Inhalt

Seite

500. Chriſtiane, Lauchſtädt, 11. Juli 167
501. Chriſtiane, [Lauchſtädt, 15. Juli] 171
502. Chriſtiane, Lauchſtädt, 18. Juli 174
503. Goethe, Karlsbad, 22. Juli. 179
504. Chriſtiane, Lauchſtädt, 24. Juli 181
505. Goethe, Karlsbad, 1. Auguſt 185
506. Goethe, Töplitz, 8. Auguſt 188
507. Goethe, Töplitz, 11. Auguſt 189
508. Goethe, Töplitz, 13. Auguſt 190
509. Goethe, Töplitz, 20. Auguſt 191
510. Goethe, Töplitz, 28. Auguſt 192
511. Goethe, Dresden, 18. September 194

1811

512. Goethe, Jena, 10. Januar 196
513. Goethe, Jena, 11. Januar 196
514. Chriſtiane, [Weimar, 13. Januar] 197
515. Chriſtiane, [Weimar, 13. Januar] 199
516. Goethe, Jena, 15. Januar 200
517. Chriſtiane, [Weimar, 16. Januar] 202
Beilage: Den Schweinskopf betreffend 204
518. Goethe, Jena, 18. Januar 204
519. Chriſtiane, [Weimar, 19. Januar] 205
520. Goethe, Jena, 19. Januar 207
521. Chriſtiane, Karlsbad, 30. Juni 208
521a. Chriſtiane, Brief-Tagebuch, [30. Juni bis 15. Juli] . 210

1812

522. Goethe, Jena, 23. April 217
523. Goethe, Karlsbad, 3. Mai 218
524. Goethe, Karlsbad, 13. Mai. 222
525. Goethe, Karlsbad, 22./4. Mai 225
John an Auguſt 227
526. Goethe, Karlsbad, 3. Juni 229
527. Goethe, [Teplitz] 19. Juli 231
528. Goethe, Töplitz, 27. Juli 233
529. Goethe, Töplitz, 1./2. Auguſt 235
530. Goethe, Töplitz, 5. Auguſt 237
531. Goethe, [Teplitz], 5. Auguſt 237

Inhalt

Seite

532. Goethe, Karlsbad, 27. August 238
533. Goethe, Karlsbad, 7. September 239
534. Goethe, [Jena], 4. November 242
535. Goethe, Jena, 6. November 242
536. Goethe, Jena, 10. November 244
537. Goethe, Jena, 13. November 245
538. Goethe, Jena, 17. November 246
539. Christiane, [Jena, 6. Dezember] 249

1813

540. Goethe, Naumburg/Dresden, 17./25. April 250
541. Goethe, Teplitz, 10. Mai 264
542. Goethe, Teplitz, 14. Mai 266
543. Goethe, Teplitz, [27. April bis] 21. Mai 267
544. Goethe, Teplitz, 1. Juni 275
545. Goethe, [Teplitz, 6. Juni] 279
546. Goethe, [Teplitz, 10. bis] 14. Juni 282
547. Goethe, Teplitz, 26. Juni bis 3. Juli 285
548. Goethe, Teplitz, 1./6. Juli 292
549. Goethe, Teplitz, 16. Juli 293
550. Goethe, Teplitz, 23. Juli 295
551. Goethe, [Teplitz] 27. Juli 296
552. Goethe, Töplitz, 1. August 297
553. Goethe, Teplitz, 3. August 298
554. Goethe, [Dresden] 11. August 299
555. Goethe, Dresden, 14. August 300
555a. Goethe, [Stadt-Ilm] 26. August 300
556. Goethe, [Ilmenau] 28. August 301
Beilagen: Gedichte zum 28. August 302
557. Goethe, [Ilmenau] 30. August 307

1814

557a. Goethe, Eisenach, 25. Juli 309
558. Goethe, Hanau, [28.] Juli 310
559. Goethe, [Frankfurt, 29.] Juli 313
560. Goethe, Wiesbaden, 1. August 315
561. Christiane, Berka an der Ilm, 3. August 317
562. Goethe, Wiesbaden, 7./8. August 319
563. Goethe, [Wiesbaden, 13./19. August] 321

Inhalt

Seite

564. Chriſtiane, Weimar, 25. Auguſt 324
565. Goethe, Wiesbaden, 29. Auguſt 326
566. Goethe, Frankfurt, 21. September 328
567. Goethe, [Frankfurt, 22. bis] 23. September 330
568. Chriſtiane, Weimar, 26. September 332
569. Goethe, [Heidelberg, 28. September] 333
570. Goethe, Heidelberg, [1. Oktober] 336
571. Goethe, [Heidelberg, 6. (?) Oktober] 338
572. Goethe, [Darmſtadt, 10. Oktober] 341
573. Goethe, [Frankfurt, 12. Oktober] 344
574. Goethe, Frankfurt, 16. [Oktober] 346
575. Goethe, [Frankfurt, 20. Oktober] 349
Beilage: Publicandum 351

1815

576. Goethe, Weimar, 4. März 356
577. Chriſtiane, [Jena, 5. oder 6. März] 357
578. Chriſtiane, [Jena, 8. März] 358
579. Goethe, Weimar, 8. März 359
580. Chriſtiane, Jena, [8. bis] 10. März 360
581. Goethe, Weimar, 11. März 362
582. Chriſtiane, Jena, 11. April 364
583. Goethe, Weimar, 15. April 365
584. Goethe, Eiſenach, 24. Mai 366
585. Goethe, Wiesbaden, 27. Mai 367
586. Chriſtiane, [Weimar, 31. Mai] 367
587. Goethe, Wiesbaden, [31. Mai bis] 7. Juni 368
588. Chriſtiane, Karlsbad, 9. Juni 371
589. Goethe, Wiesbaden, 17. Juni 373
590. Chriſtiane, Karlsbad, 19. Juni 376
591. Goethe, Wiesbaden, 11. Juli 379
592. Chriſtiane, Karls-Bad, 19. Juli 381
593. Goethe, [Frankfurt] 30. Auguſt 383
594. Chriſtiane, Weimar, 5. September 385
595. Goethe, Frankfurt, 12. September 387
596. Chriſtiane, Weimar, 14. September 389
597. Goethe, [Frankfurt], 18. September 391
598. Goethe, Heidelberg, [26. und] 27. September 391

Inhalt

1816 Seite

599. Chriſtiane, Weimar, 15. Mai 395
600. Chriſtiane, Weimar, 18. Mai 395
601. Chriſtiane, Weimar, 22. Mai 397

Erläuterungen 399
darin:
Beilage zu Goethes Brief vom 24. Mai 1812 429
Stellen aus Chriſtianens Tagebuch, Karlsbad 1815 . 450/52
Eintrag im Kirchenbuch über Chriſtianens Tod und Begräbnis 454

Bilder-Verzeichnis mit Erläuterungen 455

Regiſter:
Goethe, Chriſtiane, Auguſt 460
Namenverzeichnis 467

Verbeſſerungen 524

Verbeſſerungen

Seite 215 am Kopf lies: 14. (nicht: 17.)
„ 346 Zeile 6 lies: Buchholz (nicht: Buchholy)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Aber keine von allen erſchien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden ſie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein ſich miſchten die Weiber,
Schreiend. Da nahte ſich ſchnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und ſogleich verklang das Getöſe,
Als er Ruhe gebot, und väterlich ernſt ſie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück alſo gebändigt,
Daß wir endlich verſtehn, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet
Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.

Alſo ſagte der Mann, und alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut,
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von ſelbſt, und jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein andrer gehalten:
Denn was alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.

Stella

Ein
Schauſpiel
für Liebende
in fünf Akten
von
J. W. Göthe.

Schafhauſen, 1776.

Perſonen.

Stella.

Cezilie, anfangs unter dem Namen Madame Sommer.

Fernando.

Lazie.

Verwalter.

Poſtmeiſterinn.

Anngen.

Carl.

Bediente.

Universitäts München Bibliothek
Ad Bibl. Acad. Land.

Erſter Akt.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillion blaſen.

Poſtmeiſterinn.

Carl! Carl!

Der Junge kommt.

Was iſt?

Poſtmeiſterinn.

Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus, der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag ihnen das Gepäck; rühr dich! Machſt du wieder ein Geſicht?

(der Junge ab.)

Poſtmeiſterinn ihm nachrufend.

Wart! ich will dir dein muffig Weſen vertreiben. Ein Wirthspurſche muß immer munter, immer allart ſeyn. Hernach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heurathen mögte, ſo wär's nur darum; allein fällt's einem gar zu ſchwer, das Pak in Ordnung zu halten!

Madame Sommer. Lucie in Reiſekleidern. Carl.

Luzie, einen Mantelſack tragend zu Carl.

Laſſ' er's nur; es iſt nicht ſchwer; Aber nehm er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterinn.

Ihre Dienerinn meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Luzie.

Wir haben gar einen jungen luſtigen hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren mögte; und unſerer ſind nur zwei, und wenig beladen.

Poſtmeiſterinn.

Wenn ſie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind ſie wohl ſo gütig zu warten, das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer.

Darf ich ſie nur um ein wenig Suppe bitten.

Luzie.

Ich hab keine Eil. Wollten ſie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterinn.

Sogleich.

Luzie.

Nur recht gute Brüh!

Poſtmeiſterinn.

So gut ſie da iſt.

(ab.)

Madame Sommer.

Daß du dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt dünkt mich die Reiſe überſchon klug werden können; wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt: Und in unſern Umſtänden! —

Luzie.

Wir haben noch nie gemangelt.

Madame Sommer.

Aber wir waren dran.

Poſtillion tritt herein.

Luzie.

Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Postillion.

Hab ich nicht gefahren wie Extrapost?

Luzie.

Das heißt, du hast auch was Extra verdient; nicht wahr? Du solltest mein Leibkutscher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Postillion.

Auch ohne Pferd steh ich zu Diensten.

Luzie.

Da!

Postillion.

Danke, Mamsell! Sie gehn nicht weiter?

Luzie.

Wir bleiben vor diesmahl hier.

Postillion.

Adies.

(ab.)

Madame Sommer.

Ich seh an seinem Gesicht, daß du ihm zu viel gegeben hast.

Luzie.

Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit so freundlich. Sie sagen immer, Mama, ich sei eigensinnig; wenigstens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer.

Ich bitte dich, Luzie, verkenn' nicht, was ich dir sage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und Freigebigkeit; aber es sind nur Tugenden wo sie hin gehören.

Luzie.

Mama, das Herlaen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben ist wohl der Dame, wo ich zu soll?

Madame Sommer.

Mich freut's, wenn der Ort deiner Bestimmung dir angenehm ist.

Luzie.

Still mag's seyn, das merk' ich schon. Ist's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen schönen Garten, und soll eine gute Frau seyn; wir wollen sehn, wie wir zurecht kommen. Was sehen sie sich um, Mama?

Madame Sommer.

Laß mich, Luzie! Glückliches Mädgen, das durch nichts erinnert wird: Ach damals war's anders! Mir ist nichts schmerzlicher als in ein Posthaus zu treten.

Luzie.

Wo fänden sie auch nicht Stoff sich zu quälen?

Madame Sommer.

Und wo nicht Urſache dazu? meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reiſte, da wir die ſchönſte Zeit unſers Lebens in freier Welt genoſſen; die erſten Jahre unſerer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in ſeinem Arm vor ſo tauſend Gegenſtänden vorüber zu eilen: da jede Kleinigkeit mir intereſſant ward, durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Liebe.

Luzie.

Ich mag auch wohl gern reiſen.

Madame Sommer.

Und wenn wir denn nach einem heißen Tag, nach ausgeſtandenen Fatalitäten, ſchlimmen Weg im Winter; wenn wir eintrafen, in manche noch ſchlechtere Herberge, wie dieſe iſt, und den Genuß der einfachſten Bequemlichkeit zuſammen fühlten, auf der hölzernen Bank zuſammen ſaſſen, unſern Eierkuchen und abgeſottene Cartoffeln zuſammen aſſen — — Damals war's anders!

Luzie.

Es iſt nun einmal Zeit, ihn zu vergeſſen.

Madame Sommer.

Weiſt du was das heiſt: Vergeſſen! Gutes Mädgen, du haſt, Gott ſei Dank! noch nichts

ver-

verlohren, das nicht zu ersetzen gewesen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlassen, ist all die Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweifelung. Ich mangelte mir selbst, ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zustands kaum zu erinnern.

Luzie.

Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf ihrem Bette saß und weinte, weil sie weinten. Es war in der grünen Stube auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am wehsten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer.

Du warst sieben Jahr alt, und konntest nicht fühlen, was du verlohrst.

Anngen mit der Suppe. Die Postmeisterinn. Carl.

Anngen.

Hier ist die Supp für Madam.

Madame Sommer.

Ich danke, meine Liebe! Ist das ihr Töchtergen?

Postmeisterinn.

Meine Stieftochter, Madame; aber da sie so brav ist, ersetzt sie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer.

Sie sind in Trauer?

Postmeisterinn.

Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlohr. Wir haben nicht gar drei Jahre zusammen gelebt.

Madame Sommer.

Sie scheinen doch ziemlich getröstet.

Postmeisterinn.

O Madame, unser eins hat so wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht manchmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied singen hört. Darum gilt's bei uns. Carl, ein paar Servietten! deck hier am Ende auf.

Luzie.

Wem ist das Haus da drüben?

Postmeisterinn.

Unserer Frau Baronesse. Eine allerliebste Frau.

Madame Sommer.

Mich freut's, daß ich dies von einer Nachbarinn bestätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter geht zu ihr in Dienste.

Postmeisterinn.

Die Mamsell? Luzie.

Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre sie fort, durch ängstliche Tage und Nächte:
Ach! da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sey,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr seyd gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
Wahrlich unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu sprechen geneigt war
Und das Schicksal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,

Luzie.

Nun ja!

Poſtmeiſterinn.

Ich hab gehört, daß ſie eine Kammerjungfer erwartet. Aber können ſie ſich entſchließen?

Luzie.

Wen ſie mir anſieht, und eine gute Frau iſt, warum nicht? Freilich, wenn's einmal gedient ſeyn ſoll, will ich nach Guſto dienen.

Poſtmeiſterinn.

Sie müßten einen curioſen Geſchmack haben, wenn ſie ihnen nicht gefallen ſollte. Man kann ſie nicht ſehen, ohne ſie zu lieben. Wär nur mein Mädchen ſchon erwachſen, die Condition hätt mir nicht entgehen ſollen.

Anngen.

Wenn ſie ſie nur ſehen! Sie iſt ſo lieb! ſo lieb! Sie glauben nicht, wie ſie auf ſie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen ſie denn nicht zu ihr gehn; ich will ſie begleiten?

Luzie.

Ich muß mich erſt zurecht machen, und will auch noch eſſen.

Anngen.

So darf ich doch hinüber, Mamagen? Ich will der gnädigen Frau ſagen, daß die Mamſell gekommen iſt.

Poſt-

Postmeisterinn.

Geh' nur!

Madame Sommer.

Und sag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tisch aufwarten.

(Annen ab)

Postmeisterinn.

Mein Mädgen hängt ausserordentlich an ihr. Auch ist sie die beste Seele von der Welt, und ihre ganze Freude ist mit Kindern. Sie lehrt sie allerlei Arbeiten machen und singen. Sie läßt sich von Bauersmädgen aufwarten, bis sie ein Geschick haben, hernach sucht sie eine gute Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit, seit ihr Gemahl weg ist. Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich seyn kan, und dabei so freundlich, so gut.

Madame Sommer.

Ist sie nicht Wittib?

Postmeisterinn.

Das weiß Gott! Ihr Herr ist vor drei Jahren weg, und hört und sieht man nichts von ihm. Und sie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfieng von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich sag's selbst, es giebt so kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre,

re, den Tag, da ſie ihn zum letztenmal ſah, läßt ſie keine Seele zu ſich, ſchließt ſich ein, und auch ſonſt, wenn ſie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer.

Die Unglückliche!

Poſtmeiſterinn.

Es läßt ſich von der Sache viel reden.

Madame Sommer.

Wie meinen ſie?

Poſtmeiſterinn.

Man ſagt's nicht gern.

Madame Sommer.

Ich bitte ſie!

Poſtmeiſterinn.

Wenn ſie mich nicht verrathen wollen, kann ich's ihnen wohl vertrauen. Es ſind nun über die acht Jahre, daß ſie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut, niemand kannte ſie; man hieß ſie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Offizier, der in fremden Kriegsdienſten reich geworden war, und ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als ſechszehn Jahr, und ſchön wie ein Engel.

Luzie.

Da wär sie iezt nicht über vier und zwanzig?

Postmeisterinn.

Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es starb ihr bald, im Garten ist sein Grab, nur von Rasen, und seit der Herr weg ist, hat sie eine Einsiedelei drum angelegt, und ihr Grab dazu bestellen lassen. Mein Mann seeliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren, aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückseeligkeit der beiden Leute, so lang sie hier zusammen lebten. Man war ein ganz anderer Mensch, sagte er, nur zuzusehen wie sie sich liebten.

Madame Sommer.

Mein Herz bewegt sich nach ihr.

Postmeisterinn.

Aber wie's geht; Man sagte der Herr hätte kurioſe Prinzipia gehabt, wenigstens kam er nicht in die Kirche; und die Leute die keine Religion haben, haben keinen Gott, und halten sich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr ist fort. Er war verreißt und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer, vor sich.

Ein Bild meines ganzen Schicksals!

Poſtmeiſterinn.

Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zur Zeit, da ich als eine junge Frau hier herzog, auf Michäl ſind's eben drei Jahre. Und da wuſt ie des was anders, ſogar ziſchelte man einander in die Ohren, ſie ſenen niemals getraut geweſen: aber verrathen ſie mich nicht. Er ſoll wohl ein vornehmer Herr ſeyn, ſoll ſie entführt haben, und was man alles ſagt. Ja wenn ein junges Mädgen ſo einen Schritt thut, ſie hat ihr lebenlang dran abzubüßen.

Anngen kommt.

Anngen.

Die gnädige Frau läſſt ſie ſehr bitten, doch gleich hinüber zu kommen; ſie will ſie nur einen Augenblick ſprechen, nur ſehen.

Luzie.

Es ſchikt ſich nicht in dieſen Kleidern.

Poſtmeiſterinn.

Gehn ſie nur; ich geb' ihnen mein Wort, daß ſie darauf nicht achtet.

Luzie.

Will ſie mich begleiten, Kleine?

Anngen.

Von Herzen gern!

Mada-

Madame Sommer.

Luzie, ein Wort!

(die Poſtmeiſterinn entfernt ſich.)

Madame Sommer.

Daß du nichts verräthſt! nicht unſern Stand, nicht unſer Schickſal. Begegne ihr ehrerbietig.

Luzie.

Laſſen ſie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, iſt nach Amerika, iſt tod; und dadurch ſind unſere Umſtände — Laſſen ſie mich nur; ich hab das Mährchen ja ſchon oft genug erzählt. (laut.) Wollen ſie nicht ein bißgen ruhen? ſie haben's noth. Die Frau Wirthinn weißt ihnen wohl ein Zimmergen mit einem Bett an.

Poſtmeiſterinn.

Ich hab eben ein hübſches ſtilles Zimmergen im Garten. Ich wünſche daß ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Luzie mit Anngen ab.)

Madame Sommer.

Meine Tochter iſt noch ein bißgen oben aus.

Poſtmeiſterinn.

Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen die ſtolzen Wellen.

Madame

Madame Sommer.

Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterinn.

Kommen ſie, Madame; wenns gefällig iſt.

(ab.)

Man hört einen Poſtillion.

Fernando, in Offizierstracht. **Ein Bedienter.**

Bediente

Soll ich gleich wieder einſpannen, und ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando.

Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt du.

Bediente.

Nicht weiter? Sie ſagten ja — —

Fernando.

Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring meine Sachen dort hin.

(Bediente ab.)

Fernando, ans Fenſter tretend.

So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder! Den Schauplatz

all meiner Glückseeligkeit! Wie still das ganze Haus ist! Kein Fenster offen! Die Gallerie wie öde, auf der wir so oft zusammen sassen? Merk dir's Fernando, das klösterliche Ansehn ihrer Wohnung, wie schmeichelt es deinen Hofnungen! Und sollte in ihrer Einsamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beschäftigung seyn? Und hat er's um sie verdient? O! mir ist als wenn ich nach einem langen, kalten, freudelosen Todesschlaf ins Leben wieder erwachte; so neu, so bedeutend ist mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles alles! So lief das Wasser aus eben den Röhren, wenn ich, ach! wie tausendmal mit ihr gedankenvoll aus unserm Fenster schaute, und jedes in sich gekehrt, still dem Rinnen des Wassers zusah! Sein Geräusch ist mir Melodie, rükerinnerende Melodie. Und sie? Sie wird seyn, wie sie war. Ja, Stella du hast dich nicht verändert; das sagt mir mein Herz. Wie's dir entgegen schlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht; ich muß mich erst erholen, muß mich erst überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuscht, der mich so oft schlafend und wachend aus den fernsten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlst du nicht meine Näherung, in deinen Armen alles zu vergessen? — Und wenn du um mich schwebst, theurer Schatten meines

unglüklichen Weibes, vergieb mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich dich vergeſſen, in den Armen des Engels alles vergeſſen, meine Schikſale, allen Verluſt, meine Schmerzen und meine Reue — Ich bin ihr ſo nah und ſo ferne — Und in einem Augenblik — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß von all dem Gefühl verſchnaufen, oder ich erſtike zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterinn kommt.

Poſtmeiſterinn.

Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando.

Sind ſie verſehen?

Poſtmeiſterinn.

O ia! Wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernando.

Wie geht's ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterinn.

Kennen ſie ſie?

Fernando.

Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl?

Poſtmeiſterinn.

Weis Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando.

Fort?

Poſtmeiſterinn.

Freylich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando.

Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterinn.

Meinen ſie doch? Da müſſen ſie ſie wenig kennen. Sie lebt, wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich; und iſt, ohngeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando.

Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterinn.

Das thun ſie. Manchmal läſſt ſie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrern und mich, und diſkurirt mit uns von allerley. Freilich hüten wir uns, ſie nicht an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal

ge-

Sagte bebend der Gefahrte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Gespräch auf das Mädchen,
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, sobald ich sie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfieng von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erholen können.

Fernando vor ſich.

Das haſt du um ſie verdient! — (laut) Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterinn.

Nunmehro zwei, eine Treppe hoch. Carl, zeig dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Luzie. Amngen kommen.

Poſtmeiſterinn.

Nun, wie iſt's?

Luzie.

Ein liebes Weibgen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich muß ſie ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch mit meiner Mutter und Gevak zu kommen.

Poſtmeiſterinn.

Das dacht' ich wohl! Iſt's iezt gefällig zu eſſen? Noch ein ſchöner langer Offizier iſt angefahren, wenn ſie den nicht fürchten.

Luzie.

Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab ich lieber zu thun, als mit andern. Sie verſtellen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Böſen gleich das erſtemal kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterinn.

Ich weis nicht.

Luzie.

Ich muß doch nach ihr ſehn.

(ab.)

Poſtmeiſterinn.

Carl! da iſt wider das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh' nur die Gläſer! Ich ſollt' dir ſie am Kopf entzwei ſchmeiſſen, wenn du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando kommt.

Poſtmeiſterinn.

Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch kommen.

Fernando.

Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterinn.

Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stand zu ſeyn, aber arm. Sie giebt ſich zur gnädigen Frau in Dienſte.

Fernando.

Sie iſt jung?

Poſtmeiſterinn.

Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Luzie kommt.

Luzie.

Ihre Dienerin!

Fernando.

Ich bin glüklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Luzie neigt ſich.

Poſtmeiſterinn.

Hierher, Mamſell! Und ſie belieben hierher!

Fernando.

Wir haben nicht die Ehre von ihnen, Frau Poſtmeiſterinn?

Poſtmeiſterinn.

Wenn ich einmal ruhe, ruht alles.

Fernando.

Alſo ein Tete a Tete!

Luzie.

Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando.

Sie haben sich entschlossen der Frau Baronesse künftig Gesellschaft zu leisten?

Luzie.

Ich muß wohl!

Fernando.

Mich dünkt, ihnen sollt es nicht fehlen, einen Gesellschafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baronesse.

Luzie.

Mir ist nicht drum zu thun.

Fernando.

Auf ihr ehrlich Gesicht?

Luzie.

Mein Herr, sie sind wie alle Männer, merk ich!

Fernando.

Das heißt?

Luzie.

Auf den Punkt sehr arrogant. Ihr Herrn dünkt euch unentbehrlich; und ich weis nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando.

Sie haben keinen Vatter mehr?

Luzie.

Luzie.

Ich erinere mich kaum daß ich einen hatte. Ich war jung da er uns verlies, eine Reise nach Amerika zu thun, und sein Schif ist untergegangen, hören wir.

Fernando.

Und sie scheinen so gleichgültig dabei!

Luzie.

Wie könnt' ich anders. Er hat mir wenig zu Liebs gethan, und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlassen hat; denn was geht dem Menschen über seine Freiheit; so möat ich doch nicht meine Mutter seyn, die vor Kummer stirbt.

Fernando.

Und sie sind so ohne Hülfe, ohne Schuz?

Luzie.

Was braucht's das? Unser Vermögen ist alle Tage kleiner worden, davor auch ich alle Tage grösser; und mir ist's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando.

Mich erstaunt ihr Muth!

Luzie.

O, mein Herr, der giebt sich. Wenn man so

oft unterzugehen fürchtet, und sich immer wieder gerettet sieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando.

Davon sie ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Luzie.

Leider ist sie, die verliehrt; nicht ich. Ich dank's meinem Vater daß er mich auf die Welt gesezt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber sie — die alle Hofnung des Lebens auf ihn gesezt, ihm den Flohr ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlassen, auf einmal verlassen — — das muß was entsezliches seyn, sich verlassen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verlohren, ich kann nichts davon reden. — Sie scheinen nachdenkend!

Fernando.

Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufstehend) aber er gewinnt auch. Und so erhalt ihnen Gott ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erstaunen machen. O, mein Kind, wie glüklich! — — Ich bin auch in der Welt, gar viel, gar oft von meinen Hofnungen — Freuden — Es ist doch immer — Und —

Luzie.

Luzie.

Wie meinen ſie?

Fernando.

Alles Gute! die beſten, wärmſten Wünſche für ihr Glük!

(küßt ihr die Hand und ab:)

Luzie.

Das iſt ein wunderbarer Menſch! er ſcheint aber gut zu ſeyn.

Zweiter

Zweiter Akt.

Stella Bedienter.

Stella.

Geh hinüber! geschwind hinüber! Sag ihr ich erwarte sie.

Bediente.

Sie versprach gleich zu kommen.

Stella.

Du siehst ja, sie kommt nicht. Ich hab das Madgen recht lieb. Geh! — und ihre Mutter soll ja mit kommen!

(Bedienter ab)

Stella.

Ich kann sie kaum erwarten. Was das für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis so ein neues Kleid ankommt! Stella! du bist ein Kind. Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst da er dich noch liebte, noch in deinem Schooße lag, füllte sein Blik deine ganze Seele; Und — o Gott im Himmel! dein Rathschluß ist unerforschlich — wenn

ich

ich von ſeinen Küſſen, meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem ſeinen glühte, und ich mit bebenden Lippen ſeine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinauf ſah, und aus vollem Herzen zu dir ſprach: Laß uns glüklich, Vater! du haſt uns ſo glüklich gemacht! Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblik in Nachdenken, fährt dann ſchnell auf, und drükt ihre Hände an ihr Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer. Luzie kommen.

Stella.

Ich habe ſie! Liebes Mädgen, du biſt nun die meine. — Madame, ich danke ihnen für das Zutrauen, mit dem ſie mir den Schaz in die Hände liefern. Das kleine Truzköpfen, die gute freie Seele. O ich hab dir's ſchon abgelernt, Luzie,

Madame Sommer.

Sie fühlen, was ich ihnen bringe und laſſe.

Stella, nach einer Pauſe, in der ſie Madame Sommer angeſehen hat.

Verzeihen ſie! Man hat mir ihre Geſchichte berichtet, ich weis, daß ich Perſonen von guter Familie vor mir habe; Aber ihre Gegenwart überraſcht mich. Ich fühle im erſten Anblik Vertrauen und Ehrfurcht gegen ſie.

Mada-

Madame Sommer.

Gnädige Frau —

Stella.

Nichts davon. Was mein Herz gesteht, bekennt mein Mund gerne. Ich höre sie sind nicht wohl, wie ist's ihnen? sezen sie sich.

Madame Sommer.

Doch gnädige Frau! Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnde Gegenstände, und diese reine seegensvolle Luft, die sich schon so oft für mich mit neuer Erquikung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich so gut, so freundlich, daß selbst die Erinnerung abgeschiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurden, ich einen Wiederschein, der goldenen Zeiten der Jugend, und Liebe in meine Seele aufdämmern sah.

Stella.

Ja die Tage! die ersten Tage der Liebe! — Nein, du bist nicht zum Himmel zurükgekehrt goldene Zeit! du umgiebst noch iedes Herz, in den Momenten, da sich die Blüte der Liebe erschließt.

Madame Sommer, ihre Hände fassend.

Wie groß! Wie lieb!

Stella.

Ihr Angesicht glänzt, wie das Angesicht eines Engels, ihre Wangen färben sich!

Mada-

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geistliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang sie von Hause vertrieben;
Sagte der Mann darauf: nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der sämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das allen gemein sey,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?

Madame Sommer.

Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie ſchwilt's vor ihnen!

Stella.

Sie haben geliebt! O Gott ſei Dank! Ein Geſchöpf das mich verſteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinem Schmerzen drein blickt — Wir können ja doch einmal nichts dafür, daß wir ſo ſind! — Was hab ich nicht alles gethan! Was nicht alles verſucht! — Ja was half's! — Es wollte das — iuſt das — und keine Welt, und ſonſt nichts in der Welt — Ach der Geliebte iſt überall, und alles iſt für den Geliebten.

Madame Sommer.

Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella.

Eh ich mich's verſeh, wieder ſein Bild — So richtete er ſich auf, in der und jener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um — ſo kam er dort übers Feld hergeſprengt, und warf ſich an der Gartenthüre in meinen Arm — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — war ſeiner Wartenden wiedergekommen — — Kehr ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt

da!

da! Wenn ich so in der Lage saß, und gewiß war, wo er auch stekte, ich mochte ihn sehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte! Mein Aufstehen, mein Niedersizen! Ich fühlte daß das Schütteln meines Federbusches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen rings um, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens war: Stella! Stella! Wie lieb du mir bist!

Luzie.

Kann man denn einander so lieb haben?

Stella.

Du fragst Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt ich euch! — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Warlich man ist doch ein großes Kind, und ist einem so wohl dabei — Eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzgen versteken, und rufen Pipp! daß man sie suchen soll! — — Wie ganz füllt das unser Herz, wenn wir beleidigt, den Gegenstand unserer Liebe zu verlassen, bei uns sehr eifrig festezen: Mit welchen Verzerrungen von Stärke der Seelen tretten wir wieder in seine Gegenwart! Wie übt sich das in unserm Busen auf und ab! und wie plazzt das zulezt all wieder auf einen Blik, einen Händedruk zusammen.

Madame

Madame Sommer.

Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der jüngſten reinſten Menſchheit.

Stella.

Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen, vermögten die Seeligkeit nicht aufzuwiegen, der erſten Blike, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeſſens ſein ſelbſt — den erſten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erſte ruhig athmende Umarmung — Madame! Sie verſinken, meine Theure! — Wo ſind ſie?

Madame Sommer.

Männer! Männer!

Stella.

Sie machen uns glücklich und elend! Mit welchen Ahndungen von Seeligkeit erfüllen ſie unſer Herz, welche neue und unbekannte Gefühle und Hofnungen ſchwellen unſere Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jeder unſerer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinen Buſen hinſtröhmte, ich bat ihn um Gottswillen ſich zu ſchonen —! mich! — Vergebens! — Bis ins innerſte Mark fachte er mir die Flammen die ihn durchwühlten. Und ſo ward das

Mädgen von Kopf bis zu den Solen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelstrich für dies Geschöpf, um drinne zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer.

Wir glauben den Männern! In den Augenblikken der Leidenschaften betrügen sie sich selbst, warum sollten wir nicht betrogen werden?

Stella.

Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das Leben, was sie uns hätten werden sollen! Wir wollen zusammen bleiben! — Ihre Hand! — Von diesem Augenblik an, laß ich sie nicht!

Luzie.

Das wird nicht angehn!

Stella.

Warum Luzie?

Madame Sommer.

Meine Tochter fühlt! —

Stella.

Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag! Fühlen sie welche Wohlthat sie mir thun, wenn sie bleiben! O ich darf nicht allein seyn! Liebe, ich hab alles gethan, ich hab mir Federvieh und

Reh

Reh und Hunde angeschaft; ich lehre kleine Mädgen ſtriken und knöpfen, nur um nicht allein zu ſeyn, nur um was auſſer mir zu ſehen das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glükt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben ſcheint. Wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thatig munter fühle zu den Geſchäften des Tages, dann iſt mir's wohl, dann treib ich eine zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glüklichen Stunden.

Madame Sommer.

Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's Geſchäftigkeit und Wohlthätigkeit ſind eine Gabe des Himmels, ein Erſaz für unglükliche liebende Herzen.

Stella.

Erſaz? Entſchädigung wohl, nicht Erſaz — Etwas anſtat des Verlohrnen, nicht das Verlohrne ſelbſt mehr — Verlohnte Liebe, wo iſt da Erſaz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken ſinke, freundliche Träume der Beſänftigtheit vor meine Seele bringe,

hoffnungsvolle Zukunft ahnde, und so in des Mondes Dämmerung, meinen Garten auf und ab walle; dann mich's auf einmal ergreifft! ergreifft daß ich allein bin; vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang, Einer Fülle ausspreche, daß ich meine ich müßte den Mond herunter ziehen — Und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Quaal herabblinken! — Und dann, auf einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füssen! —

Madame Sommer.

Sie hatten ein Kind?

Stella.

Ja, meine Beste! O Gott, du hattest mir diese Seeligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unschuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk ich, wär mein Mina; ich heb es ängstlich liebend in die Höhe, küß es hundertmal. Mein Herz ist zerrissen! die Thränen stürzen aus meinen Augen, und ich fliehe.

Lazie.

Luzie.

Sie haben doch auch viel Beſchwerlichkeit weniger.

Stella, lächelt und klopft ihr die Achſeln.

Wie ich nur noch empfinden kann! wie die ſchröckliche Augenblike mich nicht getödet haben! — Es lag vor mir! abgepflükt die Knoſpe, und ich ſtand — verſteinert im innerſten Buſen — ohne Schmerz — ohne Bewuſtſeyn — — ich ſtand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drükte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf ſie, ihr um den Hals, mit tauſend Thränen auf das Kind — ihr zu Füſſen — — Alt und ſie hatte ſich betrogen. Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender groſſer Verzweifelung.

(wirft ſich in einen Seſſel.)

Madame Sommer.

Wenden ſie ihre Gedanken von dem traurigen Scenen.

Stella.

Nein! wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öfnen, daß ich das alles losſchwäzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen, der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Por-

trait ſehn! — ſein Portrait — O mich dünkt immer die Geſtalt des Menſchen iſt der beſte Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Luzie.

Ich bin neugierig.

Stella, eröfnet ihr Cabinet und ſihet hinein.
Hier meine Liebe; Hier.

Madame Sommer.

Gott!

Stella.

So! — So! — Und doch nicht den tauſenſten Theil, wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarze Augen, dieſe braune Locken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrüken können, die Lieb, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! — O mein Herz das fühlſt du allein!

Luzie.

Madame, ich erſtaune!

Stella.

Es iſt ein Mann!

Luzie.

Ich muß ihnen ſagen, heut aß ich drüben mit einem Offizier im Poſthauſe, der dieſem Herrn gleicht — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella.

Stella.

Heute? Du betrügſt dich! du betrügſt mich!

Luzie.

Heute! Nur war iener brauner verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella, zieht die Schelle.

Luzie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Luzie.

Es wird ſich nicht ſchiken.

Stella.

Schiken? O mein Herz! —

Bedienter. kommt.

Stella.

Wilhelm, hinüber in's Poſthaus! hinüber! Ein Offizier iſt drüben, der ſoll, — der iſt. — Luzie ſags ihm — Er ſoll herüber kommen.

Luzie.

Kannte er den gnädigen Herrn?

Bediente.

Wie mich ſelbſt.

Luzie.

So geh' er in's Poſthaus; es iſt ein Offizier

drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' er ob ich mich betrüge. Ich schwöre er ist's.

Stella.

Sag ihm, er soll kommen, kommen! geschwind! geschwind! — Wär' das überstanden! — Hätt' ich ihn in diesen, in — Du betrügst dich! es ist unmöglich. — Lasst mich, ihr Lieben! Lasst mich allein! —

(Sie schließt das Cabinet hinter sich.)

Luzie.

Was fehlt ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer.

Das ist der lezte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal!

Luzie.

Großer Gott!

Madame Sommer.

Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! — Das ist mein Gemahl! — Es ist dein Vater.

Luzie.

Mutter! beste Mutter!

Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und sie brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Madame Sommer.

Und der iſt hier! — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Luzie wir müſſen fort!

Luzie.

Wohin ſie wollen.

Madame Sommer.

Gleich.

Luzie.

Kommen ſie in Garten. Ich will in's Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glük —

Madame Sommer.

In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblik da ich ihn wiederfinde — auf ewig! auf ewig! —

Fernando. Bedienter kommen.

Bedienter.

Hierher! Kennen ſie ihr Cabinet nicht mehr?

Sie iſt auſſer ſich! Ach, daß ſie wieder da ſind!

Fernando, vorbei über ſie hinſehend.

Madame Sommer.

Er iſt's! Er iſt's! — Ich bin verlohren.

Dritter Akt.

Stella in aller Freude hineintretend mit Fernando.

Stella, zu den Wänden.

Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? Er iſt wieder da! (Vor das Gemählde einer Venus tretend) Siehſt du ihn Göttinn? er iſt wieder da! Wie oft bin ich Tröstinn auf und ab gelaufen, hier, und habe gewinnt, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — nun biſt du da, und er iſt da! Lieber! Lieber! — du warſt lang weg — aber du biſt da! (ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen, als daß du da biſt!

Fernando.

Stella! meine Stella! (an ihrem Hals.) Gott im Himmel, du giebſt mir meine Thränen wieder!

Stella.

O du Einziger!

Fer-

Fernando.

Stella! laß mich wieder deinen lieben Athem trinken deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquiklich war! — —

Stella.

Lieber! — —

Fernando.

Hauche in diesen ausgetrokneten, verstürmten, zerstörten Busen, wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — (er hängt an ihrem Munde.)

Stella.

Bester!

Fernando.

Erquikung! Erquikung! — Hier wo du athmest, schwebt alles in genüglichem jungen Leben. Lieb und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln.

Stella.

Schwärmer!

Fernando.

Du fühlst nicht, was Himmelstau dem Dürstenden ist, der aus der öden, sandigten Welt, an deinen Busen zurükkehrt.

Stella.

Stella.

Und die Wonne des Armen? Fernando! ſein verirrtes, verlohrnes, einziges Schäfgen wieder an ſein Herz zu drücken?

Fernando zu ihren Füſſen.

Meine Stella!

Stella.

Auf, Beſter! Steh' auf! ich kann dich nicht knien ſehen.

Fernando.

Laß das! Lieg ich doch immer vor dir auf den Knien; beugt ſich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb und Güte!

Stella.

Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verſtehe mich nicht! Im Grund, was thut's?

Fernando.

Mir iſt wieder wie in den erſten Augenbliken unſerer Freuden. Ich hab dich in meinen Armen, ich ſauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend, ob ich wache oder träume.

Stella.

Stella.

Nun, Fernando, wie ich spüre, geschenkter bist du nicht geworden.

Fernando.

Da sei Gott vor! — Aber diese Augenblike von Wonne in deinen Armen, machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; dann ich bin glüklich.

Stella.

Gott verzeih dir's, daß du so ein Böswicht, und so gut bist — Gott verzeih dir's, der dich so gemacht hat — so flatterhaft und so treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, so mein ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando.

Und ich, wenn ich in dein blaues süsses Aug dringe, und drinne mich mit Wohlsehn verliehre, so mein' ich die ganze Zeit meines Wesseyns hätte kein ander Bild drinne gewohnet, als das meine.

Stella.

Du irrst nicht.

Fernando.

Nicht?

Stella.

Stella.

Ich würde dir's bekennen! — Gestand ich dir nicht in den ersten Tagen meiner vollen Liebe zu dir, alle kleine Leidenschaften, die je mein Herz gerührt hatten? und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando.

Du Engel!

Stella.

Was siehst du mich so an? Nicht wahr, ich bin älter worden? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen gestreift? —

Fernando.

Rose! meine süsse Blume! Stella! — Was schüttelst du den Kopf? —

Stella.

— Daß man euch so lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verursachet!

Fernando, ihre Locken streichelnd.

Ob du wohl graue Haare davon gekriegt hast? — Es ist dein Glük, daß sie so blond ohnedas sind — Zwar ausgefallen scheinen dir keine zu seyn. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und sie rollen tief herunter.)

Stella.

Stella.

Muthwille!

Fernando, seine Arme drein wickelnd.

Ringlos wieder in den alten Ketten.

Bedienter kommt.

Bedienter.

Gnädige Frau! —

Stella.

Was hast du? Du machst ein verdrießlich, ein kaltes Gesicht, du weist, die Gesichter sind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bediente.

Und doch gnädige Frau — Die zwei Fremden wollen fort!

Stella.

Fort? Ach!

Bediente.

Wie ich sage. Ich sah' die Tochter in's Posthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden; Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, sie hätten Extrapost bestellt, da der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber schaffen, und der gnädigen Frau tausend Seegen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fer-

Fernando.

Es iſt die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen iſt? —

Stella.

Ich wollte die Tochter in meine Dienſte nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß ſie mir jezt dieſe Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando.

Was mag ihnen ſeyn?

Stella.

Gott weis! Ich kann, ich mag nichts wiſſen. Verlieren mögt ich ſie nicht gern — Hab ich doch dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in dieſen Augenbliken! Rede mit ihnen Fernando! — — Eben iezt! iezt! — Schik die Mutter Wilhelm; ſie ſoll Freiheit haben — Fernando, ich will ins Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando.

Liebſte Liebe!

Stella, an ihm hangend.

Und du kommſt doch bald?

Fernando.

Gleich! Gleich!

(Stella ab.)

Fernando allein.

Engel des Himmels! Wie von ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei! — Fernando, kennſt du dich noch ſelbſt? Alles was dieſen Buſen bedrängt, es iſt weg; iede Sorge, iedes ängſtliche Zurückerinnern, was war — und was ſeyn wird! — Kommt ihr ſchon wieder? — Vor ihr flieht alles! Unbegreiflich! vor ihr! — Wenn ich dich anſehe, deine Hand halte.

Der Verwalter kommt.

Verwalter, ihm zu Füßen fallend, und ſeine Knie umfaſſend.

Sie ſind wieder da?

Fernando.

Steh auf! Ich bin's.

Verwalter.

Laſſen ſie mich! Laſſen ſie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando.

Biſt du glüklich?

Verwalter.

Meine Frau lebt, ich hab zwei Kinder. — Und ſie kommen wieder!

Fernando.

Wie habt ihr gewirthſchaftet?

Ver-

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen;
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;
Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelaßnes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Marschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter;
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Lust zum Entsetzen.

Verwalter.

Daß ich gleich bereit bin Rechenſchaft abzulegen — Sie ſollen erſtaunen wie wir das Guth verbeſſert haben. — Darf ich denn fragen? — Ihre Gemahlinn? — Ihre Tochter? —

Fernando.

Stille! — Soll ich dir alles ſagen? Du verdienſt's alter Mitſchuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter.

Gott ſei nur Dank, daß ſie nicht Ziegeunerhauptmann waren; ich hätte auf ein Wort von ihnen, geſengt und gebrennt.

Fernando.

Du ſollſt hören!

Verwalter.

Bleiben ſie denn nun izt? Soll des Banierens ein Ende werden? Seit ich Frau und Kinder habe, befind' ich mich in einem Elelagn der Welt ganz wohl, da mir ſonſt alles zu eng war. Zwar ſie —

Fernando.

Keine Vorwürfe!

Verwalter.

Ich wollte ſagen, daß unſere liebe Frau nun auch wohl wieder nach einer ſo langen Abweſenheit —

Fernando.

Meine Mina! Meine Mina!

Verwalter.

Nun, nun! Gott wird ihr eins wieder ſchenken! Und werden's behalten, und werden bleiben — und ein wakerer Landmann mit uns werden! — Denn am Ende was iſt all das ſuchen und fahren und ſchwadroniren?

Fernando.

Haſt du's Hofmeiſtern noch nicht verlernt?

Verwalter.

Gnädiger Herr, warum ſoll ich nicht reden, wie mir's um's Herz iſt? Um Verzihung! Ich weiß noch wohl, als unſere gute liebe Cecilie zwei drei Jahr ihre Gemahlinn war, wie's ihnen wurmte, ihnen alles nicht recht war, wie ſie glaubten gefeſſelt, gefangen zu ſeyn; wie ſie nach Freiheit ſchnappten.

Fernando.

So hör' ich's gerne.

Verwalter.

Iſt's nicht die Wahrheit?

Fernando.

Gut!

Verwalter.

Wie ſie mir ihr Herz eröfneten, und in einem Anfall von heftiger Unzufriedenheit zu mir ſagten: „ Franz! ich muß fort! — Ich wär' ein Thor, „ mich feſſeln zu laſſen! Dieſer Zuſtand erſtikt „ alle meine Kräfte, dieſer Zuſtand raubt mir „ allen Muth der Seele; er engt mich ein! — „ Was liegt nicht alles in mir? Was könnte ich „ nicht alles entwikeln; — Ich muß fort! — „ in die freie Welt! — "

Fernando.

Treffend!

Verwalter.

Ich verſtund nicht, was ſie wollten; izt verſteh' ichs. Wir gingen durch, wir gingen in die freie Welt; — und flatterten auf und ab, heraus — herein — und wuſſten zulezt mit all dem freien Muth nicht, was wir für Langerweile beginnen ſollten — — daß wir uns wieder über Hals über Kopf gefangen geben mußten, um uns nicht eine Kugel vor'n Kopf zu ſchießen —

Fernando.

Drolligter Menſch!

Verwalter.

Da hatten nun die Kräfte ihr frei's Spiel.

Fernando.

Haſenfuß!

Verwalter.

Da entwikelten ſich die Fähigkeiten.

Fernando.

Weiſſt du, worüber du ſpotteſt?

Verwalter.

Ueber das, was ſie ſo oft ſagten, nie thaten; über das, was ſie wünſchten, nie fanden, und auch oft nicht einmal ſuchten.

Fernando.

So weit vor diesmal.

Verwalter.

Bleiben ſie! bleiben ſie nur! und dann iſt alles gut!

(ab.)

Bedienter kommt.

Bediente.

Madame Sommer!

Fernando.

Bring ſie herein.

(Bediente ab.)

Fernando, allein.

Dies Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! — ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun?

Alla-

Madame Sommer tritt auf.

Fernando, vor ſich.

O GOtt! und auch ihre Geſtalt muß mich an meine Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt, ſo zu fühlen, und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch Kraft, die das geſchehene zu verzeihen — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — Oh wo ſeh' ich den nicht! (laut.) Madame!

Madame Sommer.

Was befehlen ſie, mein Herr?

Fernando.

Ich wünſchte daß ſie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten, und mir! Sezen ſie ſich!

Madame Sommer.

Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glüklichen zur Laſt! Und ach! der Glükliche dem Elenden noch mehr.

Fernando.

Ich begreife ſie nicht. Können ſie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer.

Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen ſie mich — Ich muß fort. Glauben ſie, daß ich Gründe habe! aber ich bitte, laſſen ſie mich!

Fernando, vor ſich.

Welche Stimme! Welche Geſtalt! (laut.) Madame! (er wendet ſich ab.) — Gott es iſt meine Frau! (laut.) Verzeihen ſie!

(eilend ab.)

Madame Sommer, allein.

Er erkennt mich! — Ich danke dir Gott, daß du in dieſen Augenbliken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in dem geltenden Stand ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando kommt zurük.

Fernando, vor ſich.

Sollte ſie mich kennen? — — (laut.) Ich bitte ſie, Madame, ich beſchwöre ſie, eröfnen ſie mir ihr Herz!

Madame Sommer.

Ich müſte ihnen mein Schikſal erzählen; und wie ſollten ſie zu Klagen und Trauer geſtimt ſeyn, auf einen Tag, da ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind; da ſie alle Freuden des Le-

bens

bens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben. Nein, mein Herr! entlaſſen ſie mich!

Fernando.

Ich bitte ſie!

Madame Sommer.

Wie gern erſpart ich's ihnen, und mir! Die Erinnerung der erſten glüklichen Tage meines Lebens, macht mir tödliche Schmerzen.

Fernando.

Sie ſind nicht immer unglüklich geweſen?

Madame Sommer.

Sonſt würd ich's iezt in dem Grade nicht ſeyn. (Nach einer Pauſe mit erleichterter Bruſt.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich feſſelte; eine große Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſeyn. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergiengen die glüklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer in's Leben ſah, und alle Freud und Leid ahndete, die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt be-

gleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beschüzer, mir statt meiner Eltern geworden wäre, die ich um seinetwillen verließ.

Fernando.

Und nun?

Madame Sommer.

Ach ich sah' den Mann! Ich sah' ihn! auf den ich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft all' meine Hofnungen niederlegte. Die Lebhaftigkeit seines Geistes schien mit solch einer Treue des Herzens verbunden zu seyn, daß sich ihm das meinige gar bald öfnete, daß ich ihm meine Freundschaft, und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte, wie schien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh' er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir! und wie unterstüzt ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando.

Was konnte diese liebe Verbindung stören?

Madame Sommer.

Nichts ist bleibend — Ach er liebte mich! liebte mich so gewiß als ich ihn. Es war eine Zeit, da

da er nichts kannte, nichts wuſte, als mich glüklich zu ſehen, mich glüklich zu machen. Es war, ach die leichteſte Zeit des Lebens, die erſten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein biſſgen Unmuth, ein biſſgen Langeweile uns peinigen, als daß es würklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüſte allein zu laſſen.

Fernando, immer verwirrter.

Und wie? Seine Geſinnungen, ſein Herz!

Madame Sommer.

Können wir wiſſen was in den Buſen der Männer ſchlägt! — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach, das alles ward — wie ſoll ich's nennen! — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht ſagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit ſeinen Wünſchen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zulezt —

Fernando.

Er konnte?

Madame Sommer.

Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Nahmen! All' meine Hofnungen in dem

Augen-

Augenblik zu Grunde! In dem Augenblik da ich die Früchte der geopferten Blüthe einzuernden gedachte — verlassen! — verlassen! — Alle Stüzen des menschlichen Herzens; Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachsendes Vermögen, Aussicht über eine zahlreiche wohlversorgte Nachkommenschaft alles stürzte vor mir zusammen, und ich — und das überbliebene unglükliche Pfand unserer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wühtenden Schmerzen; und das ausgeweinte durch verzweifelte Herz sank in Ermattung hin. Die Unglüksfälle, die das Vermögen einer armen Verlassenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zulezt —

Fernando.

Der Schuldige?

Madame Sommer, mit zurückgehaltener Wehmuth.

Er ist's nicht! — Ich bedaure den Mann, der sich an ein Mädgen hängt.

Fernando.

Madame.

Madame Sommer, gelinde spottend, ihre Rührung zu verbergen.

Nein, gewiß! Ich seh ihn als einen Gefangenen an. Sie sagen ja auch immer, es sei so.

Er

Ueberall ſieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts, und freut ſich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbau's friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verſchonung;
Ueberall raſ'te die Wuth und die feige tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.

Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
Wenn ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,

Er wird aus ſeiner Welt in die unſere herüber gezogen, mit der er im Grund nichts gemeines hat. Er betrügt ſich eine Zeitlang, und weh uns! wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts ſenn, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hieng, ihm gefällig, für ihn ſorgſam zu ſeyn; die dem Wohl ihres Hauſes, ihres Kindes, all ihre Tage widmete, und freilich ſich mit ſo viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüſte ward, daß ſie keine unterhaltende Geſellſchafterinn war, daß er mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes meinen Umgang nothwendig ſchaal finden muſte. Er iſt nicht ſchuldig!

Fernando zu ihren Füßen.

Ich bin's!

Madame Sommer, mit einem Strom von Thränen an ſeinem Hals.

Mein! —

Fernando.

Cezilie! — mein Weib! —

Cezilie, von ihm ſich abwendend.

Nicht mein — Du verläſſt mich, mein Herz! — (wieder an ſeinen Hals.) Fernando! —

wer

wer du auch seyst — laß diese Thränen einer Elenden an deinem Busen fließen — Halte mich diesen Augenblik aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es ist nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando.

Gott! — Cezilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! schone mich! —

Cezilie.

Ich will nichts Fernando! — Nur diesen Augenblik! — Gönne meinem Herzen diese Ergießung, es wird frei werden, stark! Du sollst mich los werden —

Fernando.

Eh soll mein Leben zerreissen, eh ich dich lasse!

Cezilie.

Ich werde dich wieder sehn, aber nicht auf dieser Erde! du gehörst einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oefne öfne mir den Himmel! Einen Blik in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblike.

Fer-

Fernando, sie bei der Hand fassend / ansehend sie umarmend.

Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cezilie.

Gefunden, was du nicht suchtest!

Fernando.

Laß! Laß! — Ja, ich habe dich gesucht; dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand so gar in den Armen des Engels hier, keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Luzie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! — Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter seyn? — — Ich habe dich aufgesucht überall. Drei Jahre zieh ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich, ach! unsere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlust's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüßig, stekt ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freiheit der edlen Torsin unterdrüken; und nun siehst du mich hier, nach einer

ner langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Buſen, mein theuerſtes, mein beſtes Weib!

Luzie tritt auf.

Fernando.

O meine Tochter!

Luzie.

Lieber, beſter Vater! wenn ſie mein Vater wieder ſind!

Fernando.

Immer und ewig!

Cezilie.

Und Stella? —

Fernando.

Hier gilt's ſchnell ſeyn. Die Unglükliche! Warum, Luzie, dieſen Morgen, warum konnten wir nicht entdeken? — Mein Herz ſchlug mir; du weiſt wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? — Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtündet darauf, euch zu entfernen, wolltet ſie mit eurem Abſchied nicht beſchweren; wolltet fort. Und du, Luzie, geſchwind hinüber; laß

eine

eine Chaise zu dreien anspannen. Meine Sachen soll der Bediente zu den eurigen packen! — Bleib noch hüben, beste, theuerste Frau! Und du meine Tochter, wenn alles bestellt ist, komm herüber, und verweilt im Gartensaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, sagen, ich wollt euch hinüber begleiten, sorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Postgeld für euch bezahlen! — Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cezilie.

Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando.

Fort! Laß seyn! — Ja meine Lieben, wir wollen fort!

(Cezilie mit Luzie ab.)

Fernando allein.

Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchstich würde allen diesen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühllosigkeit stürzen, um die ich iezt alles dahin gäbe! — Bist du da, Elender? Erinnere dich, der vollglüklichen Tage, da du in starker Genügsamkeit gegen den Armen standst, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühltest, in

 denen

jenen glüklichen Tagen, und nun! — Ja die Glüklichen! die Glüklichen! — Eine Stunde früher, diese Entdekung, und ich wäre geborgen; ich hätte sie nicht wieder gesehn, sie mich nicht; ich hätte mich überreden können: sie hat dich diese vier Jahre her vergessen, verschmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie soll ich vor ihr erscheinen, was ihr sagen? — O meine Schuld, meine Schuld! wird schwer in diesen Augenblikken über mir! — Verlassen, die beiden lieben Geschöpfe! Und ich in dem Augenblik da ich sie wieder finde, verlassen von mir selbst! Elend! O meine Brust!

Vierter Akt.

Einſiedelei in Stellas Garten.

Stella.

Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lokſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor dir — kühle lokre Erde mir ſchaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt ich ſchon, Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein iammervolles Herz unter deine lebendige Deke. Da ſollteſt du Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drangende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſeyn in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun — Sonne des Himmels du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich des! — Er iſt wieder da! — Und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues,

wärmeres, glühenderes Leben will ich von seinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen — Fernando! — Er kommt! Hörch! — Nein, noch nicht! — — Hier soll er mich finden, hier an meinem Rosenaltar, unter meinen Rosenzweigen! diese Knöspgen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ ich ihn in diese Laube. Wohl, wohl war's, daß ich sie doch, so eng eng sie ist, für zwei eingerichtet habe — Hier lag sonst mein Buch, stand mein Schreibzeug. — Weg Buch und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlassen! — Hab ich ihn denn wieder — Ist er da? —

Fernando kommt.

Stella.

Wo bleibst du mein bester? Wo bist du? Ich bin lang, lang allein! (ängstlich.) Was hast du?

Fernando, vor sich:

Die Weiber haben mich verstimmt! — (laut.) Die Alte ist ein braves Weib; sie will aber nicht bleiben, will keine Ursache sagen, sie will fort. Laß sie Stella.

Stella.

Stella.

Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauche Geſellſchaft — und jezt — (an ſeinem Hals.) jezt Fernando! Ich habe dich ja!

Fernando.

Beruhige dich!

Stella.

Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorbei! noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwartet, auf einmal! Dich Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in allen dieſen!

Fernando, vor ſich.

Ich Elender! Sie verlaſſen? (laut.) Laß mich Stella;

Stella.

Es iſt deine Stimme deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weiſt, wie gern ich dieſen Namen ausſprechen hörte: — Stella: Es ſpricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang! — Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all mein Glük in dir begann!

Fer-

Fernando.

Glük?

Stella.

Ich glaube du fängst an zu rechnen; rechnest die trüben Stunden die ich mich über dich gemacht habe. Laß Fernando! Laß — O! seit dem Augenblik da ich dich zum erstenmal sah! wie ward alles so ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel! Wie du zu uns hereintratst? Wir saßen unter den großen Castanienbäumen hinter dem Lusthaus! —

Fernando vor sich.

Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (laut.) Ich weiß noch meine Stella!

Stella.

Wie du zu uns tratst? Ich weiß nicht ob du bemerktest, daß du im ersten Augenblik meine Aufmerksamkeit gefesselt hattest? Ich wenigstens merkte bald, daß deine Augen mich suchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Musik; du nahmst deine Violin, und wie du spieltest, lagen meine Augen sorglos auf dir; ich spähte jeden Zug in deinem Gesicht, und — in einer unvermutheten Pause, schlugst du die Augen auf — auf mich! sie begegneten

den

Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den andern ein Schutzgott.

Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmögliches wagen;
Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; ſah wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte,
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau.
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Geſindels,
Plündernd, und drängte ſogleich ſich in die Zimmer der Frauen.

den meinigen; wie ich erröthete, wie ich wegsah! Du hast es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt ich wohl, daß du öfter über dem Blat wegsahst, oft zur ungelegenen Zeit, aus dem Takt kamst, daß mein Onkel sich zertrat. Jeder Fehlstrich, Fernando, gieng mir durch die Seele — Es war die süsste Confusion die ich in meinem Leben gefühlt habe; Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder grad ansehen können. Ich machte mir Luft, und gierg —

Fernando.

Bis auf den Kleinsten Umstand! (vor sich.) Unglükliches Gedächtniß.

Stella.

Ich erstaune oft selbst; wie ich dich liebe, wie ich jeden Augenblik bei dir mich ganz vergesse: doch alles vor mir noch zu haben, so lebhaft als wär's heute! Ja wie oft hab ich mir's auch erzählt, wie oft Fernando? — Wie ihr mich suchtet, wie du an der Hand meiner Freundinn, die du von mir kennen lerntest, durch's Bosket streiftest, und sie rief: Stella! — und du riefst: Stella! Stella! — ich hatte dich kaum reden gehört, und erkannte deine Stimme, und wie ihr auf mich traft, und du

meine Hand nahmst! Wer war konfuser ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblik an — Meine gute Sara sagte mir's wohl, gleich selbigen Abend — Es ist alles eingetroffen. — Und welche Seeligkeit in deinen Armen. Wenn meine Sara meine Freuden sehen könnte! Es war ein gutes Geschöpf; sie weinte viel um mich, da ich so krank, so Liebeskrank war. Ich hätte sie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verlies.

Fernando.

Alles verlies!

Stella.

Fällt dir das so auf? Ist's denn nicht wahr? Alles verlies! Oder kannst du in Stellen's Munde so was zum Vorwurf misdeuten? Um deinetwillen hab ich lange nicht genug gethan.

Fernando.

Freilich! deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, dessen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hattest; — deine Gespielen —

Stella.

Stella.

Und das alles, Fernando, ohne dich? Was war mir's vor deiner Liebe; aber da, als die in meiner Seele aufgieng, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir gestehn, daß ich manchmal in einsamen Stunden dachte: warum konnt ich das nicht alles mit dem genießen? warum mußten wir fliehen? warum nicht im Besitz von all dem bleiben? hatte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? — Ich habe für dich wieder Entschuldigungen genug gefunden! für dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, sagte ich! — Wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen so heimlich als Beute für sich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädgen so allein, ohne Mitgabe zu haben. Du kannst denken daß mein Stolz nicht wenig dabei interessirt war, sich das beste glauben zu machen, und so kamst du nun glüklich durch.

Fernando.

Ich vergehe!

Anngen kommt.

Anngen.

Verzeihen ſie, gnädige Frau! Wo bleiben ſie Herr Hauptmann? Alles iſt aufgepakt, und nun fehlt's an ihnen. Die Mamſell hat ſchon ein Laufens, ein Befehlen's heut verführt, daß es unleidlich war; und nun bleiben ſie aus!

Stella.

Geh' Fernando, bring ſie hinüber; zahl das Poſtgeld für ſie, aber ſei gleich wieder da.

Anngen.

Fahren ſie denn nicht mit? Die Mamſell hat eine Chaiſe zu dreien beſtellt, ihr Bedienter hat ja aufgepakt!

Stella.

Fernando, das iſt ein Irrthum!

Fernando.

Was weis das Kind?

Anngen.

Was ich weis? Freilich ſiehts kurios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; ſeit

ſie

ſie bei Tiſch Bekanntſchaft mit ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zartlicher Abſchied als ſie ihr zur geſegneten Mahlzeit die Hand kuſſten!

Stella, verlegen.

Fernando.

Fernando.

Es iſt ein Kind!

Anngen.

Glauben ſie's nicht gnädige Frau! es iſt alles aufgepakt; der Herr geht mit.

Fernando.

Wohin? Wohin?

Stella.

Verlaß uns Anngen!

(Anngen ab.)

Stella.

Reis mich aus der entſetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſtet mich das Kindergeſchwäz! — Du biſt bewegt! Fernando! — Ich bin deine Stella!

Fer-

Fernando, ſich umwendend und ſie bei der Hand faſſend.

Du biſt meine Stella.

Stella.

Du erſchrökſt mich, Fernando! du ſiehſt wild.

Fernando.

Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab das Herz nicht dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will dich heimlich vergifften, ermorden! Stella!

Stella.

Um Gottes willen!

Fernando, mit Muth und Zittern.

Und nur nicht ſehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella.

Ich halt's nicht aus!

(Sie will ſinken und hält ſich an ihn.)

Fer-

Fernando.

Stella! die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die du mir alles biſt! Stella! — fort. Ich verlaſſe dich!

Stella, verwirrt lächelnd

Mich!

Fernando. mit Zähnknirſchen

Dich! mit dem Weib, das du geſehen haſt! mit dem Mädgen!

Stella.

Es wird ſo Nacht!

Fernando.

Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella, ſie ſieht ihn ſtarr an, und läſſt die Arme ſinken.

Fernando.

Und das Mädgen iſt meine Tochter! Stella!
(er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt)
Stella!

(er bringt ſie auf einen Sit.)

Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cezilie. Luzie kommen.

Fernando.

Seht! ſeht! den Engel! Er iſt dahin! Sehr! — Hülfe!

(bemühen ſich um ſie.)

Luzie.

Sie erholt ſich.

Fernando, ſtumm ſie anſehend.

Durch dich! Durch dich!

(ab.)

Stella.

Wer? Wer? — (aufſtehend) Wo iſt er? (ſie ſinkt zurük, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen) Dank euch! Dank! — Wer ſeid ihr? —

Luzie.

Beruhigen ſie ſich! Wir ſind's.

Stella.

Ihr? — Seid ihr nicht fort? — Seid ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt du? — Biſt du? — (Cezilie bey den Händen faſſend) Nein! ich halt's nicht aus!

Cezilie.

Beſte! Liebſte! Ich ſchließ dich Engel an mein Herz.

Stella.

Stella.

Sag' mir, — Es liegt tief in meiner Seele — Sag mir, — Bist du —

Cezilie.

Ich bin — ich bin sein Weib! —

Stella aufspringend, sich die Augen zuhaltend.

Und ich! —

(sie geht verwirrt auf und ab.

Cezilie.

Kommen sie in ihr Zimmer!

Stella.

Woran erinnerst du mich? — — Schröklich! Schröklich! — Sind das meine Bäume die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblik mir alles so fremd wird? — Verstoßen! — Verlohren! — Verlohren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cezilie.

Geh, Luzie, such deinen Vater.

Stella.

Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern dich! — Vater! — Gatte! —

Cezilie.

Cezilie.

Süſſe Liebe!

Stella.

Du liebſt mich! du drükſt mich an deine Bruſt! — — Nein! Nein — Laß mich — Verſtos mich! — (an ihrem Hals) Noch einen Augenblik! es wird bald aus mit mir ſeyn! Mein Herz? Mein Herz!

Luzie.

Sie müſſen ruhen!

Stella.

Ich ertrag euren Anblik nicht! Euer Leben hab' ich vergifftet, euch geraubt euer Alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seeligkeit in ſeinen Armen. (wirft ſich auf die Knie) Könnt ihr mir vergeben?

Cezilie.

Laß! Laß!

(bemühen ſich ſie aufzuheben.)

Stella.

Hier will ich liegen, flehn, iammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! —

(ſie

Sie erblickten das Bild der schön erwachsenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und aufs' hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet.

Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen, wohin sie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befinde?

Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn, und sagte die wispernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beschreibung! So kommt und sehet sie selber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und sie kehrten sich um, und weg ward gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete listig.
Seht Ihr, sagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Cattun und den blauen
Kissenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.

(ſie ſpringt auf.) — Vergebung? — Troſt, gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel, ich hielte ihn feſt, wie die liebſte Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cezilie.

Unſchuldige! Liebe!

Stella, an ihrem Hals.

Ich leſe in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt mich! trag mich! ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cezilie.

Schweſter! meine Schweſter erhole dich! nur einen Augenblik, erhole dich! Glaube, daß, der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella.

An deinem Hals laß mich ſterben!

Cezilie.

Kommen ſie! —

Stella, nach einer Pauſe mild wegfahrend.

Laſſt mich alle! Siehe es drängt ſich eine Welt voll Verwirrung und Quaal in meine Seele,

und füllt ſie ganz mit unſäglichen Schmerzen — Es iſt unmöglich! — unmöglich! — So auf einmal; — Iſt nicht zu faſſen, nicht zu tragen! —

(ſie ſteht eine Weile ſprachlos ſtill, in ſich gekehrt, ſieht dann auf, erblickt die beiden, fährt mit einem Schrei zuſammen, und entflieht.

Cezilie.

Geh ihr nach, Luzie! Beobachte ſie!

(Luzie ab.)

Cezilie.

Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöſet werden; heiliger Gott im Himmel! zerreiß ihn nicht!

Fünfter

Fünfter Akt.

Stellas Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella. Sie hat Fernando's Portrait, und iſt im Begriff es von der Blendrahme los zumachen.

Stella.

Fülle der Nacht, umgieb mich! faſſe mich, leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! wo du heiliger Mond auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit fruchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle ſelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stätte mei-

nes Grabs! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeſchieden umzuſchweben, und die Vergangenheit all ſchmachtend zu genieſſen hofte; von dir auch verbannt ſeyn? — Verbannt ſeyn! — Du biſt ſtumpf! Gott ſei Dank! dein Gehirn iſt verwüſtet; du kannſt ihn nicht faſſen den Gedanken: Verbannt ſeyn! Du würdeſt wahnſinnig werden! — — — Nun! — O mir iſt ſchwindelich! — Leb wohl! Lebt wohl, — — Nimmer wieder ſehn? — Es iſt ein dumpfer Todenblik . . dem Gefühl! Nicht wieder ſehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Portrait.) Und dich ſollt ich zurük laſſen? — (Sie nimmt ein Meſſer und fängt an die Nägel los zu brechen.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! — — Das iſt, und wird ſeyn: — du biſt elend! — (das Gemählde nach dem Mond wendend.) Ha, Fernando! da du zu mir tratſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht, welch Heiligthum ſich dir eröfnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß! — Und du bebteſt nicht vor mir zurük? Verſankſt nicht? entflohſt nicht? — — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glük, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflüken und zerflüken,

und

und an Weg gedankenlos hinſtreuen! — Edler! — Ha Edler — Meine Jugend! — meine goldne Tage! — Und du trägſt die tiefe Tüke im Herzen! — dein Weib! — deine Tochter! Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles alles eine Hofnung — — Wo biſt du Stella? — (das Portrait anſchauend.) So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Blik war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! ſo lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Sie zukt mit dem Meſſer nach dem Gemählde.) Fernando! — (Sie wendt ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) — Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter kommt.

Bediente.

Gnädige Frau! wie ſie befahlen, die Pferde ſind an der hintern Gartenthüre. Ihre Wäſche iſt aufgepakt. Vergeſſen ſie nicht Geld!

Stella.

Das Gemählde!

Bediente, nimmt das Meſſer auf, und ſchneidt das Gemählde von der Rahme und rollt's.

Stella.

Hier iſt Geld.

Bedienter.

Aber warum —

Stella, einen Moment ſtillſtehend auf und unter bikend.

Komm!

(ab.)

Saal.

Fernando.

Laß mich! Laß mich! Sieh da faſſts mich wieder mit all der ſchröklichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drinne nichts verſchuldet — — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — — — Was iſt nun des Sinnes Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! Und immer quälender! immer ſchröklicher! — — (ſich die Stirn haltend.) Wo's zulezt widerſtößt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath

und

und Hülfe! — Und diese zwei? Diese drei beste weibliche Geschöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ich noch elender mit mir — Wenn ich klagen könnte, könnt verzweifeln, könnt um Vergebung bitten — könnt in stumpfer Hofnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend eine Seeligkeit genießen! — Wo sind sie? — Stella du liegst auf deinem Angesichte, blikst sterbend nach dem Himmel, und ächzst: — was hab ich Blume verschuldet, daß mich dein Grimm so niederknitt? Was hatte ich Arme verschuldet, daß du diesen Böswicht zu mir führtest? — — Cezilie! mein Weib! o mein Weib! — — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seeligkeiten vereinigen sich um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die besten edelsten weiblichen Geschöpfe! — dein! Dein? — kannst du das fassen, die dreifache, unsägliche Wonne? — und nur die ist's, die dich so ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier ist's zu! — tief! unergründlich! — — Sie wird elend seyn! — Stella! bist elend! — Was hab ich dir geraubt? das Bewußtseyn dein selbst, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin so kalt? — (er nimmt eine Pistole vom Tisch) Doch, auf alle Fälle! — (er ladt.) —

Cezilie kommt.

Cezilie.

Mein Beſter! wie iſt's uns? — (ſieht die Piſtolen.) Das ſieht ja triſtefertig aus!

Fernando, legt ſie nieder.

Cezilie.

Mein Freund! du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando.

Was willſt du, Cezilie? was willſt du, mein Weib?

Cezilie.

Nenn mich nicht ſo, bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab viel gelitten, und drum nichts von gewaltſamen Entſchließen. Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando.

Ich höre!

Cezilie.

Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß

ſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe dich!

Fernando, ſtottend

Kurz und gut?

Cecilie.

Meinſt du man müſſe hinter der Thüre Abſchied nehmen, um zu verlaſſen, was man liebt?.

Fernando.

Cecilie!

Cecilie.

Ich werfe dir nichts vor; Und glaube nicht, daß ich dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich, deinen Verluſt, ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte; Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu dir nicht eigennüzig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe den erflehten Gegenſtand zu beſizen. Fernando! Mein Herz iſt warm und voll für dich; es iſt das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando.

Nimmer! Nimmer!

Cezilie.

Du fährst auf?

Fernando.

Du marterst mich!

Cezilie.

Du sollst glüklich seyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu seyn! Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glüks bleiben. Deine Vertraute will ich seyn, du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben seyn, und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen — Und so bleibst du mein, bist nicht mit Stella verbannt, in einen Winkel der Erden, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und so Fernando gieb mir deine Hand drauf.

Fernando.

Als Scherz wär's zu grausam; als Ernst ist's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beste! — Der kalte Sinn löst den Knoten nicht. Was du sagst, klingt schön, schmekt süße. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich selbst betrügst, indem du die marterndsten Gefühle, mit einem blen-

den

Sie verwendete ſchnell, furwahr, und gut die Geſchenke.
Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber iſt der Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eirund,
Und die ſtarken Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Sitzt ſie gleich, ſo ſehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Buſen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel ſie iſt's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob ſie gut und tugendhaft ſey, ein häusliches Mädchen.

Da verſetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß ſie den Jüngling entzückt, furwahr, es iſt mir kein Wunder;
Denn ſie halt vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Geſtalt gab!
Denn ſie empfiehlet ihn ſtets, und nirgends iſt er ein Fremdling.
Jeder nahet ſich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur ſich zu der Geſtalt noch geſellet.
Ich verſichr' Euch, es iſt dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beiſteht.

denden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Mein, Cezilie! Mein Weib, mein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte, was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cezilie.

Nun denn! — Und Stella? —

Fernando, fährt auf und geht wild auf und ab.

Cezilie.

Wer betrügt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Troſt? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando.

Ueberhebe dich nicht deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

Cezilie.

Wohl glaube ich, würde ihrem Herzen die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Jezo macht ſie ſich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer vor unglüklicher halten, wenn ich dich verlies, als

ich

ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn ſie fühlte daß ihr Glük Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando.

Laß ſie fliehen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cezilie.

Wenn ich nun aber wieder ſo denke: Warum ſoll ſie denn eingemauert ſeyn! Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hofnung hinzutrauren, verzweifelnd am Abgrund hinzujammern? Geſchieden ſeyn von ihrer lieben Welt! — von dem, den ſie ſo glühend liebt? — von dem, der ſie — Nicht wahr, du liebſt ſie, Fernando?

Fernando.

Ha! was ſoll das? Biſt du ein böſer Geiſt, in Geſtalt meines Weibs? Was kehrſt du mein Herz um und um? Was zerreißt du das Zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich? Ueberlaß mich meinem Schikſal! — und Gott erbarme ſich euer!

(Er wirft ſich in Seſſel.)

Cezilie, tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.

Es

Es war einmal ein Graf —

Fernando, er will aufſpringen, ſie hält ihn

Cezilie.

Ein teutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlinn, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Land —

Fernando.

Ha!

Cezilie.

Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie löſte ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn aufs neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, giengs nun zur Rükreiſe! — zu ſeinem edlen Weibe! — Und ſein Mädgen? — Er fühlte Menſchheit! — er glaubte an Menſchheit, und nahm ſie mit. — Sieh da, die wakre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, ſieht all ihre Treue, all ihr Vertrauen, ihre Hofnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben ſeine Ritter, mit ſtolzer Ehre von ihren Roßen ſich auf den va-

terlän-

terländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute all, sie zu ihren Füßen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend — "Edles, theures Weib, der grösste Schaz ist noch zurük!" — Wer ist's, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — "Hier! — rief der Graf, sie bei der Hand fassend, seiner Frau entgegen führend, — hier! sieh das alles — und sie; nimm's aus ihren Händen — nim mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Hals geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — — was bin ich ihr schuldig? — Da hast du sie! — belohn sie. "

Fernando, liegt schluchzend, mit den Armen über'n Tisch gebreitet.

Cezilie.

An ihrem Hals, rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Helfte des, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz. Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief sie an seinem Hals, zu seinen Füssen: Wir sind dein! — — —

Sie

Sie faſſten ſeine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Statthalter ſprach ſeinen Seegen dazu. Und ihr Glük, und ihre Liebe faſſte ſeelig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando.

Gott im Himmel, der du uns Engel ſendeſt in der Noth, ſchenk uns die Kraft dieſe gewaltige Erſcheinungen zu tragen! —— Mein Weib! —

(Er fällt wieder zuſammen.)

Cezilie, eröfnet die Thüre des Cabinets und ruft: Stella!

Stella, ihr um den Hals fallend.

Gott! Gott!

Fernando, ſpringt auf in der Bewegung zu fliehen.

Cezilie, faſt ihn.

Stella! nimm die Helfte des der ganz dein gehört — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du giebſt mir ihn wieder!

Fernando.

Stella!

(er neigt zu ihr.)

Stella.

Ich faß es nicht!

Cezilie.

Cezilie.

Du fühlſt's.

Stella, an ſeinem Hals.

Ich darf? — —

Cezilie.

Dankſt du mir's, daß ich dich Flüchtling zurüthielt?

Stella, an ihrem Hals.

O du! — —

Fernando, beide umnehmend.

Mein! Mein!

Stella, ſeine Hand faſſend an ihm hangend.

Ich bin dein!

Cezilie, ſeine Hand faſſend, an ſeinem Hals.

Wir ſind dein!

Stella,
Numer Zwei.

Oder

Fortſetzung
des Göthe'ſchen Schauſpiels

Stella,

in fünf Akten.

Frankfurt und Leipzig,
1776.

Perſonen:

Stella, Baronneſſe von Sternberg.
Fernando 1.
Cezilie, vormals Madame Sommer.
Luzie.
Verwalter.
Poſtmeiſterinn.
Anngen.
Carl.
Fernando 2. Bruder des Fernando 1.
Baron von Sternberg, gemein Stella, Onkel der Stella.

Ad Bild. Stad. Land.

Stella, Numer Zwei.

Erſter Akt.

Im Stellaſchen Hauſe.

Erſter Auftritt.

Stella.

Ich glaubte, die Leidenſchaften, die Liebe, die Schaam, die Reue, die Sorge hätten ſich gemindert. — Vier Wochen ſchon? — So viel Jahre Zeit werden nicht genug ſeyn! — Ja, wenn es nicht unſchuldige, nicht reine Liebe geweſen wäre! — Sie fand mein Herz in ſeiner Unſchuld, — noch nichts drinnen, — konnte und mußte es ausfüllen — ganz bis auf den Boden! — Soll nun wieder davon ausgeleeret werden — bis auf den Boden? Vergebens! — Gott! Religion! zu dir nahm ich ja Zuflucht: „Du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Ehe„gatten! Die Ehebrecher deinen ſtrengen Gerich„ten entgegen zittern!„ — Die heiligſte Ordnung

Gottes zerſtören! — Doch, fordere ich nicht zu viel von der Religion? — Fordere, daß ſie mir die Erinnerung benehmen, mir, ſtatt des zu empfindſamen Herzens ein kaltes, erſtorbenes, unfühlbares Herz machen ſoll? — fordere, daß ſie mir Haß ins Herz gießen ſoll? — Haß gegen Fernando? — meinen Geliebten! meinen größten Beleidiger! — Oder etwan Haß gegen die Nebenbuhlerinn, — ſeine Gattinn, — deren Band Gott ſelbſt geknüpfet hat; — als Feindinn, daß ſie kömmt, meine Freuden zu ſtören? — Seyd wirklich meine größten Beleidiger! Da — da — doch liebe und ſegne ich euch! Dank dir, o Religion, die mich erhielt, — mir den Mordſtahl aus den Händen wand! — Dank dir, Gott, der du uns eine Religion gnädig ſchenkteſt, daß wir nicht — erſt hier auf Erden, — und dann in der andern Welt — unglücklich werden möchten! — Gott! Dank dir, daß deine Vaterhand meine Mörderhand hielt! — daß deine Religion mir die ſchwarze Abſcheulichkeit meines Verbrechens vor Augen geſtellet hat! Bittre Reue! — Aber auch ſüßer Troſt! — Ich ſchäme mich vor Gott und jenen Heiligen des reinen Himmels! — Muß ich mich auch vor Menſchen ſchämen: Kleinigkeit! — Meinem Onkel bin ich auch im Briefe

zu

So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüſtige Jugend verſpricht ein glückliches Alter.

Und es ſagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort ſo oft erprobet gefunden:
Eh du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfſt du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewiſſer,
Wie du es habeſt mit ihm, und wie die Freundſchaft beſtehe.
Laſſet uns alſo zuerſt bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt iſt, und die uns von ihr nun erzahlen.

Auch ich lobe die Vorſicht, verſetzte der Geiſtliche folgend:
Frein wir doch nicht für uns! Für andere frein iſt bedenklich.
Und ſie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in ſeinen Geſchäften die Straße wieder heraufkam.
Und zu ihm ſprach ſogleich der kluge Pfarrer mit Vorſicht:
Sagt! wir haben ein Mädchen geſehn, das im Garten zunächſt hier
Unter dem Apfelbaum ſitzt, und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Cattun, der ihr vermuthlich geſchenkt ward.
Uns gefiel die Geſtalt; ſie ſcheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Abſicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter ſogleich nun herzutrat,
Sagt' er: dieſe kennet Ihr ſchon; denn wenn ich erzahlte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,

zu Fuße gefallen. — Gott! lenke ſein Herz, daß er ſich meiner erbarme, — wie du im Himmel! — Er wird — er wird kommen, der Zärtliche! — er wird mich, ſein Kind, aus der Verwirrung reißen! — Aber er muß auch dem Fernando verzeihen! — Auch dieß dank ich dir, o Religion! — ja, ja, was vermagſt du nicht! — daß ichs Cezilien, der großmüthigen Schweſter, habe zuſchwören können: Nichts, nichts vom Fernande, ihrem alleinigen Gemahle, als ſeine Freundſchaft! — Und, wie iſts möglich, daß du, o du zärtliches Herz, dein Gelübde halten kannſt? — Ihn ſehen, ihn lieben, und — ihn nicht lieben! — Wie? — Ja, ſo gar iſt der Gedanke der Erinnerung mir abſcheulich! — Ach, Cezilie! — deine Liebe — die hat alles beſieget!

Zweyter Auftritt.

Luzie. Stella.

Luzie.

Gnädige —

Stella.

Aber, um des Himmels willen! Liebenswürdiges Kind! Das einzige noch zu Ihrem lie-

lenswürdigen Weſen: Kränken Sie mich auch nicht durch ein Wort —

Luzie.

Wie ſoll ich Sie ſonſt anreden? — Nun ſo! — Beſte Wohlthäterinn!

Stella.

Ich glaube, daß es Empfindung ſey. — Natürlicher wär's: Böſe Feindinn!

Luzie.

Mein Gott! Hören Sie einmal auf, ſich zu betrüben! — Unſchuldige! — Sagen Sie, erſinnen Sie, gebiethen Sie, was kann, was ſoll ich thun, Ihnen Vergnügen zu machen? — Ich bin bereit.

Stella.

Ach, was kann ich erſinnen? Ich habe ſchon alles — alles erhalten. Ihre Verzeihung! Ihre Freundſchaft! Ihre belehrende Gegenwart! Ihre Mutter! —

Luzie.

O, die liebt Sie! ſie jammert, wenn ſie Sie nicht immer ſiehet; — ſeufzt immer: Ach, daß doch die Baroneſſe nicht itzt dem Harme

nach-

nachhenge! — Sie bittet, daß ſie doch zuſammen —

Stella.

Erlaubt ſie mir doch nicht in ihrer Gegenwart die Seufzer und Thränen meiner Wehmuth. — Iſts auch wohl recht, daß ich ſie in ihrer Gegenwart dadurch betrübe? — Sie wolle mir alſo manchmal ein Stündgen für die ſüße Wolluſt meiner Betrübniß gönnen! (Sie küßt ſeufzend.) Geben Sie, liebſtes Kind! Küſſen Sie Ihre Mutter! Sagen Sie: So, ſo würde Stella die Würdigſte küſſen, wenn —

Luzie.

Sie bittet, daß Sie zu ihr im Garten kommen möchten. Mein Vater und ſie wollen nicht eher anfangen, das Vergnügen des Morgens zu genießen, als bis Sie kommen.

Stella.

Ich gehorche. — Ach, Kind! werden Sie doch glücklicher! — vorſichtiger!

Luzie.

Ich fühle, meine Liebſte, daß ich in dieſen wenigen Wochen mehr Ernſt und Aufmerkſamkeit, als mein Naturell hatte, bekommen habe.

Glauben Sie, beſte Mitſchweſterinn! Alles Gute, was ich durch Sie, und bey Ihnen lerne, werde ich dankbar ſchätzen. — Aber meine liebe Aeltern warten auf Sie. Laſſen Sie ſichs gefallen; kommen Sie! Es iſt zu lange, ehe ſie das Vergnügen —

Stella.

Ja, liebſtes Kind! Gehen Sie voran, bitten Sie, daß ſie ſich bereiten — auf etwas, das für mich bekehrend, beſtrafend, — kurz, beſſernd iſt. — Gleich komme ich.

Luzie.

Ja!

Dritter Auftritt.

Stella.

Sie zu ſehen, welch Vergnügen! — Ihn zu ſehen! welche Beſchämung! — Eins hilft dem andern auf. — Ach, wenn ich nun auch noch die wichtige Scene, die Ankunft, die Beſtrafung, doch nein, die Vergebung — meines theureſten Onkels überſtanden hätte! — Ich muß es ausſehen. (will gehen.)

Vierter

Vierter Auftritt.

Verwalter.

Verwalter.

Gnädige Frau Baroneſſe!

Stella (im Vorgehen.)

Verziehet! Ihr habt mehr mit dem Herrn zu ſprechen, als mit mir. Er wird euch rufen laſſen. (Sie geht ab.)

Verwalter.

Ich werde warten. — Ich möchte die gnädige Frau auch wohl wieder ſehen. — Es kömmt mir ſehr räthſelhaft vor. Wenn doch der Herr zu ihr gereiſet wäre! Aber ſie zu ihm? — Doch, wie ſich alles manchmal ſo wunderlich ſchicken muß! Wie doch der liebe Gott ſo wunderlich manche heimliche That ans Licht bringt! — Wie mag ſich die ehrliche, brave Frau aber erſchrocken und betrübt haben! Ich hoffe indeß nicht, daß ſie mir Vorwürfe machen werde. Ich war ein Bedienter. Ich mußte ja meinem Herrn gehorchen. Ja, wird ſie ſagen können: Warum habt ihr mir nicht geſchrieben, daß mein Herr hier ſey? — daß ich Verwalter bey ihm ſey? — Ich will ihr aber antworten: Durfte ich das?

Wäre ich nicht, als ein Verräther, übel angesehen worden? — Sie konnte aber sagen: Ihr hättet ja euren Namen nicht unter den Brief schreiben dürfen! — Ist wohl wahr! Aber dann hätte sie auch nicht gewußt, daß der Brief von mir käme. Sie hätte denken können: Wer weiß, welcher Windbeutel solch Zeug schreibt, und mich für zu einer Reise hieher verleiten will? — Doch, vorbey ist vorbey! Hat sie doch nun ihren gnädigen Herrn Gemahl! Gott gebe nur, daß sie nun hübsch zusammen bleiben! So hab ichs doppelt gut; — einen guten Herrn, und eine gute Frau!

Fünfter Auftritt.

Luzie. Verwalter.

Luzie.

Verwalter! Er soll ja nicht weggehen! Papa will ihn sprechen.

Verwalter.

Ach, willkommen, gnädige Fräulein! Ich freue mich herzlich, Sie wieder zu sehen!

Luzie.

Ich danke. Kennt er mich? Ich bin ja sonst noch nie hie gewesen.

Ver-

Verwalter.

Aber ich bin bey Ihnen geweſen. Ha, ha, he! gnädige Fräulein! Gottlob, Sie ſind ſo hübſch gewachſen, und ſehen ſo hübſch geſund, ſo hübſch munter, ſo hübſch vergnügt aus.

Luzie.

Mich wundert! — Er ſcheint aufrichtig ſich zu freuen.

Verwalter.

Mein Seel! gnädige Fräulein! — aufrichtig! — Wenn Sie mich noch kennen —

Luzie.

Nein. Ich wüßte nicht.

Verwalter.

Kennen Sie dieſe Hände nicht mehr, mit welchen ich Sie ſo oft getragen, und Sie in die Kutſche geſetzt habe, wenn Ihre gnädige Aeltern ausfuhren?

Luzie.

Die Hände der Leute ſehen ſich zu ähnlich, als daß man Jemanden daran erkennen könnte. — Und das Geſicht weiß ich mich nicht zu erinnern.

Ver-

Verwalter.

Freylich, gnädige Fräulein waren damals unter ſieben Jahr. Und da vergißt ſich ſo was.

Luzie.

So iſt Er einer von unſern ehemaligen Bedienten geweſen?

Verwalter.

Ja, gnädige Fräulein! Und ohne Ruhm zu ſagen: Einer von des gnädigen Herrn beſten und getreueſten Bedienten. — Vielleicht erinnern Sie ſich, daß ich der krausköpfigte Hinrich genannt wurde.

Luzie.

Nein. Ich erinnere mich an ſolche Kleinigkeiten aus meiner Jugend her nicht mehr! Indeß freue ich mich, wenn ich einen alten treuen Bedienten meiner Aeltern ſehe. Und ich danke ihm, wenn er an ſeinem Theile mich in meiner Jugend auch bedienet hat.

Verwalter.

Iſt meine Schuldigkeit geweſen! — Ach, ich freue mich, daß die gnädige Frau Mama ihren gnädigen Herrn Gemahl wieder bekommen hat.

Luzie.

Luzie.

Ja! davon ſchweige Er nur! Es ſoll Niemand mehr davon ſprechen! Und da Er doch ein alter treuer Bedienter iſt, ſo wird Er's am erſten beobachten.

Verwalter.

Zu dienen! gnädige Fräulein! Schweigen iſt auch leichter, als reden. Ha, ha, he! — O, ich kann recht ſchweigen! — Hab's in meinem Leben genug bewieſen. — Das wiſſen der gnädige Herr Papa am beſten. — Und ich kann Ihnen, gnädige Fräulein, am beſten erzählen, wenn Sie es einmal werden wiſſen wollen, wie es vor dieſem, — in Ihrer Kindheit, — auf ihrem Schloſſe zugegangen iſt. — Es kommen manche artige Hiſtörchen darunter vor, daß Sie ſich wundern würden, gnädige Fräulein!

Luzie.

Ich bin eben nicht neugierig. Die gegenwärtigen Sachen ſind wichtiger.

Verwalter.

Ja! mein Seel! gnädige Fräulein! Sie haben Recht. — Ha, ha, he! — Ich weiß alle Umſtände; — wie ſie ſonſt keiner wiſſen kann! — Vor dieſem — ach! — wie gut hattens

hattens die Bedienten auf Ihrem ſchönen Schloſſe! — Wie manche ſchöne Bouteille Wein, davon ich mir ihr nur auf den hohen Feſttagen ein einziges Gläsgen wünſchen wollte, wurde —

Luzie.

Nun gut. — Ich verſtehe. Komme Er mit in die Bedienten-Stube! Ich werde ihm eine halbe Flaſche Wein geben laſſen.

Verwalter.

Gnädigé Fräulein! — Ha, ha, he! — Darum ſage ichs nicht. — Aber auf Ihre hohe Geſundheit; — und weil ich mich freue, Sie wieder zu ſehen, will ich —

Luzie.

So komm' Er!

Sechſter Auftritt.

Cezilie.

(Sie wartet, bis die vorigen ganz weg ſind.)

O Welt! lerne billig in deinem Urtheile ſeyn! — Eine Geſchichte anhören, eine Perſon anſehen, — und ſie gleich Coquette, Verführerinn, — und mit jenem noch abſcheulichern Namen

Als ſie das Schwert ergriff und ſich und die Ihren beſchützte —
Dieſe war's! Ihr ſeht es ihr an, ſie iſt rüſtig geboren,
Aber ſo gut wie ſtark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte ſie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und ſeiner Beſitzung Gefahren.
Auch, mit ſtillem Gemüth, hat ſie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im erſten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu ſtreben,
Selbſt hinging nach Paris und bald den ſchrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hauſe, ſo dort, beſtritt er Willkür und Ränke.
Alſo ſagte der Richter. Die beiden ſchieden und dankten,
Und der Geiſtliche zog ein Goldſtück (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm ſchon milde verſpendet,
Als er die Flüchtlinge ſah in traurigen Haufen vorbeiziehn)
Und er reicht' es dem Schulzen und ſagte: theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte ſich der Mann, und ſagte: wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt iſt.

Da verſetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand ſaume zu geben in dieſen Tagen, und niemand
Weigre ſich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig beſitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähren.

Ei doch! ſagte darauf der Apotheker geſchäftig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche, ſo ſolltet Ihr's haben,

men belegen, — iſt leicht; — aber auch gleich gegründet? — Ach, wenn Stella, die liebenswürdigſte — ohn Zweifel, du, o Himmel, liebeſt ſie! — mit einem dieſer ſcheußlichen Namen verunehret werden ſolle: — o, ich würde vor Jammer Blut weinen! — Wie liebenswürdig mußte die Unſchuldige, die Empfindſame, damals dem Manne ſeyn, da ſie es noch dem Weibe — ſeinem Weibe — iſt iſt! — Ach, möchte mein Herz das übrige ſeyn! — Wäre mein Perſon, wie ſie; o, dann wäre dieſe Scene nicht geſchehen! — Dann hätte ich Glückliche die Süßigkeit deiner Empfindungen, o fühlbarer Mann, unverrückt genoſſen! — Stella! dich nicht lieben? — Das konnte er unmöglich! — Hier iſts gar nicht ſchwer, ihm zu verzeihen! — Er konnte ja lieben, — er konnte zärtlich lieben! Ich habs erfahren, — zuerſt, — ganz! — Aber! o Gedanken, die auch die gefaßteſte Seele eines Weibes nicht ertragen kann! — Mich lieben, wie ichs hoffen, — wünſchen kann! — Sie lieben, wie mich! — O! — Und zu glauben, daß ich ſeiner wahren Liebe nicht unwerth bin; — und zu glauben, daß ſie ſeiner Liebe — vielleicht noch mehr werth iſt! — O! — Und die Unglückliche! — nun dieſe ſeine Liebe verloren

loren zu haben! — Eben das empfinden, was ich empfand, da ich ihn verlor, — in deſſen Liebe mein Leben allein war? — Und ihn noch einmal zu verlieren, da ſie ihn findet! — Sollte ſie mich nicht jammern? — Ach, Stella! dich hat ja meiner gejammert! — Bin ich dir, Fromme, noch nicht gleich geweſen, ſo möchte ichs itzt werden! — Ich kann dir Thränen leihen, deinen Jammer zu beweinen, da du die deinen erſchöpfeſt haſt! — O Mann! — warum du ſo gut, ſo liebenswürdig, ſo zärtlich, daß du zwo — ehrliche Seelen in unerträgliche Wehmuth verſetzeſt? — Gott! — Welche Verwirrung! — O, verzeihe! — verzeihe die ſtrafbare Verwirrung armer — verdorbener Menſchen! — Sie klagen, leider! deine weiſeſte Ordnung an: Ein Fleiſch — ſie Zwei! — und denken — thöricht — beſſer: Ein Mann, und ſie beide Weiber — Eins! — eine Dreyheit! — Vergibs! — Die Natur redet für dich, höchſte Weisheit! — Bey aller ihrer Zärtlichkeit gegen mich, — bey aller meiner ächten Liebe gegen ſie — doch lauter Empörung des Herzens um des Mannes willen! — Sie hat's mit einem heiligen Eide verſichert, — und der Ehrlichen könnte ich ohne Eid glauben, — daß

ſie

ſie weiter keinen Antheil an ihm, als die Freundſchaft, haben wollte. — Und dennoch — kann ich meinem Herzen den Verdacht entreiſſen? — Kann Vernunft und Religion mein Herz ſo ändern, daß ich nicht an das Vergangene gedenken, nicht — ich weiß ſelbſt nicht, worüber? — mich nicht betrüben ſollte? — über ſie, daß ſie mir geraubet — unwiſſend geraubet hat? — über ſie, die ſich in Gewiſſenhaftigkeit heimlich zu Tode härmen wird? — Ueber mich, — die ich wollte, — aber nicht kann, nicht darf — dieſes Band aufgelöſet werden laſſen? — Ueber ihn, der — ach! der ankommende Gedanke, — ein Vorwurf für ihn, — iſt mir ſchreckend, — quälend; — er ſoll nicht kommen — der Gedanke! — Aber nach der Natur der Seele, — entweder eine Trennung der Geſellſchaft, — oder lebenswieriger Harm — ihr, mir und ihm! — Er wird ſich ihrer enthalten! — Ich weiß! — Armer Mann! Dein Kampf! Deine Qual! — Sie wird ſich ſeiner enthalten! — Noch unglücklichers Weib! — noch ein bitterer Kampf! — noch eine größere Qual! — Ich dachte: 'Nun iſt der Knoten gelöſet! Nun hat mein Herz überwunden! Nun iſt Stella getröſtet, — wie vom Tode erlöſet! — Aber, mein.

Siebenter Auftritt.

Fernando. Cezilie.

Fernando.

Geliebte! Glaube nicht, daß du mir deinen Harm vertheilen könnest. — Mein zärtliches Auge bewachet dich zu sorgfältig!

Cezilie.

Ich habe ja das größeste überwunden. — Sollte ich nun nicht zufrieden, gelassen, vergnügt seyn? — daß du mich liebest, — mich allein; — den Gesetzen Gottes aufs neue Gehorsam geschworen hast?

Fernando.

Geschworen; und wills halten. — Und auch sie, Stella, deine Freundinn, — deine Verehrerinn, — geschworen.

Cezilie.

Ach, eine Freundinn von außerordentlicher Art! — Auf Erden werde ich nie eine solche wieder finden. — Aber, wie doch nichts vollkommen ist! — Wie ich doch immer Mensch bleibe, und Natur fühle!

Fernando.

Fernando.

Ich verſtehe dich, Geliebteſte! — Unmöglich wird dein Herz die Gedanken: deine Freundinn! meine Freundinn! Nebenbuhlerinn! trennen. Je zärtlicher ſie dich liebt, je liebenswürdiger du ſie finden wirſt, — je weniger wird das quälende Ding, das man doch nicht anders, als Eiferſucht nennen kann, aus deiner Bruſt weichen.

Cezilie.

Wenigſtens mag ichs. Und, o daß dieß quälende Ding ja mit der zärtlichſten Liebe verknüpft ſeyn muß! — Ja, wenn ich dich nicht liebte, guter Mann! O, mit welchem Vergnügen ſähe ich jene Glückliche deiner Liebe genießen! — Und wenn ich Stella nicht ſo liebenswürdig fände; o, wie wenig würde michs rühren, ob ihr euch auch liebet. — Aber — aber —

Fernando.

Dein großmüthiges Herz hat ja doch immer Entſchloſſenheit vorräthig. Sage her, Geliebteſte! —

Cezilie.

Entſchloſſenheit? — Sage das nicht! Es ſind aufs höchſte Verſuche, nach der Klugheit, nach dem Gewiſſen, nach den göttlichen Geſetzen, nach den zur Liebe geſchaffenen Empfindungen des Herzens juſt mir ſo und ſo zu handeln, daß ich nicht die unſchuldige und liebenswürdige Stella, — nicht dich, lieber Mann, beleidige, — und nebſt euer Beyder Erhaltung die meinige zugleich beſorgen möchte.

Fernando.

Nun, treue, zärtliche Gattinn!

Cezilie.

Ach! treue? — So wahr der Ausdruck iſt, ſo zu angreifend wird er mir zeitlebens ſeyn! — Denke mich ſo, liebſter Gatte, aber nenne mich nicht ſo!

Fernando.

Nun, beſte Gattinn! So laß uns überlegen! Wiſſe, daß ich meiner Seits ſo geſchäftig im Gemüthe, — ſo nachdenkend, — ſo voller Plane bin, die auf deine und meine Ruhe abzielen.

Cezilie.

Cezilie.

Aber Stella nicht vergeſſen! Sie muß in jedem Plane eben ſo beſorgt werden, als wir! Ihr armes, zerriſſenes, troſtloſes Herz. — Dieß iſt der Hauptpatiente, der vor allen beſorgt werden muß. — Sie hat alles verloren, — und findet nichts wieder. — Soll etwan ein fühlloſer Zuſtand alles ſeyn, was man ihr wünſchen, aber ihr nicht verſchaffen kann? — Denn, da doch eine Trennung und Entfernung endlich einmal nothwendig werden wird; —

Fernando.

Du haſt recht, menſchenfreundliche Seele! Ich darfs nur nicht immer ſo ſagen. Kein andrer Plan, als daß für ihre Beglückung geſorget werde; — und durch mich, durch den ſie alles verloren hat. Dahin ſollte ich allein dichten, — würken! — Ich verſuch's auch. — Ob ichs aber erreichen werde?

Cezilie.

Immer wieder dahin: Du, ihr einziger Troſt! — Ich alsdann verlaſſen! — Du der Ihrige! — Ich — nichts behalten? — Ich

wäre bereit; — auch vielleicht ſtark genug, dich ihr zu ſchenken; — aber nicht ſtark genug, das Band, das die göttlichen Geſetze zwiſchen uns knüpften, auflöſen zu laſſen.

Fernando.

Nein! nein! beſte Gattinn! — daß unſre Verbindung bleibe, — daß wir fern von ihr — unſer Band aufs neue knüpfen.

Cezilie.

Und die Arme — Liebenswürdige — im Harme umkommen laſſen?

Fernando.

Nein! auch nicht! — Im Vertrauen! — Ich habe — heimlich meinem Bruder geſchrieben, — alles haarklein; ich bitte ihn; — vielleicht iſt er großmüthig und zärtlich genug gegen mich und dich, reißt uns aus aller Bekümmerniß, — und heyrathet ſie.

Cezilie.

Ach! — was verſucht man nicht billig! — Stella würde nicht verlieren, — würde gewinnen. — Aber, wie ſein Herz? — Und ihre Entſchließung?

Fernando.

Fernando.

Wir können nicht urtheilen. Die Klugheit, — wenn nur irgend Liebe da iſt, — kann Beyden der beſte und nachdrücklichſte Rathgeber ſeyn. — Mein Bruder iſt wohl zu lieben. — Seine Umſtände ſind ſo beſchaffen, daß Stella mit ihrem Vermögen ihm zu helfen — ihm eine große Wohlthat erzeigt; — und der Bruder ſie zur Ehre und Ruhe zu bringen, ihr eine große Wohlthat erzeigt.

Cezilie.

Ich mache keine Schwierigkeiten. — Aber — und endlich eine würkliche Verlobung, — eine öffentliche, — die ohne ihres Onkels Wiſſen nicht geſchehen kann!

Fernando.

Stella kann nichts mehr verlieren, — wird auch dieß überſtehen.

Cezilie.

Aber auch unſer Abreiſen! — Nun, Geliebter! — Und wir? — Ach, — nun leben wir von ihren Wohlthaten; — von ihr, die durch uns unglücklich gemacht iſt. — Immer noch Raub! — O, daß wir uns endlich — mit ihrer Beruhigung — entfernen könnten!

Achter Auftritt.

Luzie. Die Vorigen.

Luzie.

Lieber Papa! Der Verwalter treibt, mit Ihnen zu sprechen. Er sagt, er müsse um der Wirthschaft willen bald nach Hause.

Fernando.

Ich werde kommen.

Cezilie.

Und das ist Heinrich, wie ich höre?

Luzie.

Ja, Mama!

Cezilie.

Nun! der lose Vogel! — Ist er denn zum Verwalter tüchtig geworden?

Fernando.

Recht tüchtig. Du wirst mit Vergnügen die gute Wirthschaft sehen.

Cezilie.

Ach! — und nicht die unsrige! — Doch, die liebe Stella braucht sie auch.

Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch laſſ' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Alſo ſprach er, und zog den geſtickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Toback ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden ſich einige Pfeifen.
Klein iſt die Gabe, ſetzt' er dazu. Da ſagte der Schultheiß:
Guter Toback iſt doch dem Reiſenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaſter.

Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und ſie ſchieden vom Richter.
Eilen wir! ſprach der verſtändige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft.
Und ſie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften
Wild den Raſen; er hielt ſie im Zaum, und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon ſo ferne begann der Apotheker zu ſprechen;
Doch ſie traten naher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und ſprach und nahm dem Gefahrten das Wort weg:
Heil dir, junger Mann! Dein treues Auge, dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner iſt ſie werth; drum komm' und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben und bald nach Hauſe führen die Gute.

Luzie.

Mama! kennen Sie den Menschen noch wohl? Er ist ein beredter Kerl! zumal, da ich ihm ein Glas Wein geschenkt habe.

Cezilie.

Nun! Du giebst gern, Kind! Ich habe nichts wider deine Freygebigkeit und Menschenliebe. Aber du mußt auch bedenken, daß wir hier kein Eigenthum haben.

Luzie.

Die gnädige Frau Baronesse aber —

Fernando.

Ach, wir sind noch immer, wie in ihrem Eigenthume! — Aber mein Herz weiß nicht —

Neunter Auftritt.

Verwalter. Die Vorigen.

Verwalter.

(Er küßt der Cezilie den Rock.)

Gnädige Frau! Ich freue mich —

Cezilie.

Die Complimente nur weg! Heinrich! Ihr seyds doch noch wohl?

Verwalter.

Ja, gnädige Frau, Ihr gehorſamſter Diener!

Cezilie.

Mit Complimenten und Grüßen kommt Ihr wohl wieder. — Aber, ſo nahmt Ihr nicht Abſchied.

Verwalter.

Verzeihen Sie! gnädige Frau! Damals — die Umſtände, — die Zeiten —

Cezilie.

Es iſt vorbey. Ich mache Euch auch keinen Vorwurf. Nur, daß Ihr Eurem Herrn ſein getreu geweſen ſeyd! —

Fernando.

Getreu genug! Drum gab ich ihm den Dienſt des Verwalters. — Und, gelt! Heinrich! du ſorgſt nun für deiner Herrſchaft Vortheil?

Verwalter.

Wie Sie aus den Rechnungen ſelbſt ſehen! — Sie aber, gnädige Frau, denken ja nicht, als ob ich damals Antheil genommen, — oder Anſchläge gegeben, und mir dadurch dieſe Belohnung verdienet habe!

Cezilie.

Cezilie.

Daß Euer Gewiſſen Euch nur nicht Vorwürfe mache! Ich thue es nicht! Indeß, was geſchehen iſt, bereuet, bittet es Gott ab, und beſſert Euch.

Fernando.

(Vor ſich.) Alſo bekomme ich doch auch einmal indirecte eine Lection! — (laut.) Ach ja! die Ausſchweifungen der Männer ſind immer größer und ſtrafbarer, als der Weiber ihre. Jene ſollten mehr Erkenntniß und Muth haben.

Cezilie.

Wo nicht dieſe Erkenntniß ſelbſt zu ſtark auf ihr Herz wirkt! — Ich glaube. — Daher iſt mancher unter dem gemeinen Manne dem Scheine nach gut und tugendhaft, weil er zu wenig weiß, und zu wenig Empfindungen hat. Ein Herz aber, das zu großen Dingen und Tugenden fähig iſt, iſts auch zu — Doch keinen Schein der Vorwürfe!

Fernando.

Schatz! So hätteſt auch du müſſen zu großen Ausſchweifungen fähig ſeyn! Dein Herz iſt zu

groß

groß an Erkenntniſſen, — zu zärtlich an Empfindungen. — Und doch nie eine Ausſchweifung bey dir!

Cezilie.

O, ja! Vielleicht iſt eben dieß, was dir und andern große Tugend ſcheinet, große Ausſchweifung! — Sie, die ich für die Urheberinn meines großen Unglücks anſehen mußte, wie mich ſelbſt, — über mich ſelbſt — lieben! — Dieſer Liebe aufopfern wollen, was die Religion und das Gewiſſen nicht erlaubt! — Ach, armes Herz des Menſchen! — Ach, Luzie! Kind! lerne das ſchlimme Ding, das Herz, kennen! Lerne es bey Zeiten beſſern — und ſtärken!

Luzie.

Ach, Papa! — Mama! — Sie werden meine beſten Lehrer ſeyn! Was haben Sie nicht vor Erfahrungen!

Fernando.

Liebes Kind! Das heißt doch nur: dir die Klippen zeigen, daran du nicht, wie wir ſcheiterten, ſcheitern möchteſt!

Ver-

Verwalter.

Ach, Gnädiger Herr! Ihre Ermahnungen ſind ſchon, — und auch mir nützlich. — Aber, wenn ich bitten darf, ſo fertigen Sie mich ab. Sie wiſſen, wenn unſer eins nicht bei der Wirtſchaft iſt! —

Fernando.

So komm!

Luzie.

Papa! Wir dürfen doch mit? Ich bin doch gern um Sie.

Fernando.

Ja! komm!

Zweiter Akt.

Noch in Stella's Hauſe.

Erſter Auftritt.

Stella. Fernando.

(Sie ſitzen dicht neben einander, und noch ein Stuhl ſtehet darneben.)

Stella.

Fernando!

Fernando.

O Stella!

Stella.

Weiter auch nichts? — Uns nennen? — Uns anſehen? — Ach, ja! — Mein Herz iſt ſo voll, — ſo — daß es ſich nicht — in allen Jahren meines Lebens wird erſchöpfen können!

Fernando.

Nur erzwinge dir keinen Harm! Freundinn! Erkünſtele dir lieber Ruhe und Vergnügen!

Stella.

Stella.

Ja, wohl! Ich thue es! — Bin glücklich! — Finde Troſt in der Religion! — Und — Geliebter! — Wie? — Daß du mich nicht haſſen kannſt!

Fernando.

Dich? — Unſchuldige! Dich? — Mich! — der dich in ein Labyrinth führete, woraus ich dich nicht bringen kann! —

Stella.

Du nicht! — Ich! — Warum mußte ich's dich merken laſſen, daß ich dich liebte? — Ach, nein! Warum mußte die Liebe in mein Herz kommen?

Fernando.

Sage: Warum feuerte ich deine Liebe an? — Verſicherte dir Gegenliebe? — Flohe nicht von dir? — Entdeckte dir nicht, daß ich dir nicht ein Herz, nicht mich, zu ſchenken hätte?

Stella.

Ach! mit deiner Liebe ſchenkteſt du mir einen Himmel! — Vermuthlich bloß mir dieß

zu

zu ſchenken, liebteſt du mich! — Fliehen? — Ja, wenn du gekonnt hätteſt? — Wenn du nicht zu edel, zu zärtlich gedacht hätteſt: Die elende Verlaſſene wird im Harme vergehen!

Fernando.

Aber, wie? Hätte ich nicht ſagen ſollen: Ich bin ein Verliebter! ein Mann! — Und dann?

Stella.

Nun! das weiß ich nicht! Dann — Gewiß? ich würde dich dennoch geliebet haben! — würde dennoch glücklich, — ſelig — deine Gattinn — gedacht haben; — und im ſtillen Kämmerlein nicht aufgehöret haben zu jammern, — daß ich nicht ſie bin. — Oder — hätte ich dein tugendhaftes Eheweib gekannt; — o! dann, — dann hätte ich die Liebe verwünſcht, die in meinem Herzen aufſtieg! — Aber — vielleicht — dich doch ohne Hoffnung — geliebt.

Fernando.

Gehaſſet! — vielleicht! — mit Grunde! — Einen Ungetreuen!

Stella.

Stella.

Ich hätte ja aber deine Gattinn nicht gekannt; — nur dich! — Von dir nur gewußt, daß du liebenswürdig ſeyſt; — von ihr hätte ich's nicht gewußt.

Fernando.

Nun, Geliebte! So lerne mich endlich einmal haſſen! Nun weißeſt du, daß mein würdiges Weib liebenswürdig ſey! — weißeſt nun, daß ich — ein Ungetreuer, — der dich ins Unglück geſtürzet hat, bin. — Nun iſt's Zeit, mich zu haſſen.

Stella.

Um Gottes willen! Liebſter! Kehre nicht in deine Schwermuth zurück! deine geringſte Betrübniß — ich kann ſie nicht ſehen! Sie würde dir nichts helfen. — Dadurch würdeſt du mich nur ins Unglück ſtürzen! — Ich —

(Sie wollte ihn umarmen und küſſen, führet aber zurück.)

Ach! — ſiehe, — wie gewohnt mein Arm zur Umarmung, — und dieſer Mund zum Kuſſe iſt! — Aber nein! nein! Mein Herz liebet dich allein! — wie ein Freund liebt! —

Ach! — wäre ich — nur nicht Weib! — nur bloß Geiſt — ohn Geſchlecht! — O, dann, dann könnte dieſe ungeſchränkte Liebe dich — Doch ja! — So wird's in der Ewigkeit geſchehen! — Aber — noch hier eine kurze Zeit! — Dieſe Seligkeit aber —

Fernando.

Denkeſt du nicht an die Untreue — gegen dich zum andernmale, — erſt an einer Gattinn verübt? — Dich verließ ich! — Ich gieng —

Stella.

Die redliche Liebe zu dir — ſie wußte allerhand Entſchuldigungen für dich aufzufinden; ſie ſchienen — dem Verſtande — gar gründlich. — Da hingegen dem Herzen? — O, es hielt's allein vor Pflicht, — zu klagen, zu hoffen! — Und du kameſt getreu und zärtlich wieder.

Fernando.

Zu deinem Unglücke! — Hätte mich nicht billig das mittelländiſche Meer verſchlingen ſollen? — Ein edler und patriotiſcher Corſer —

da

Aber der Jüngling ſtand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmliſch waren und
tröſtlich,
Seufzete tief und ſprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk
Und wir ziehen vielleicht beſchamt und langſam nach Hauſe;
Denn hier hat mich, ſeitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz
krankt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, ſo werde das Mädchen
uns folgen,
Weil wir reich ſind, aber ſie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth ſelbſt macht ſtolz, die unverdiente. Genügſam
Scheint das Mädchen und thätig; und ſo gehört ihr die
Welt an.
Glaubt Ihr, es ſey ein Weib von ſolcher Schönheit und Sitte
Aufgewachſen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, ſie habe bis jetzt ihr Herz verſchloſſen der Liebe?
Fahret nicht raſch bis hinan; wir möchten zu unſrer Beſcha-
mung
Sachte die Pferde herum nach Hauſe lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling beſitzt dieß Herz, und die wackere
Hand hat
Einſchlagen und ſchon dem Glücklichen Treue verſprochen.
Ach! da ſteh' ich vor ihr mit meinem Antrag beſchamet.

Ihn zu tröſten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund
ſchon;
Doch es fiel der Gefährte mit ſeiner geſprächigen Art ein:
Freilich! ſo wären wir nicht vor Zeiten verlegen geweſen,
Da ein jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn ſich erſehen,

da von einem Hügel — mir das tödliche Blei durch dieß Herz jagen ſollen; — dieß Herz, das für dich ſchlug, — wieder nicht für dich ſchlug, — nun wieder für dich ſchlug! — dieß Herz, das tapfer und treu im Felde — war, — untreu und verzagt in der Liebe!

Stella.

Schön! — von deinem edlen, tapfern Herzen reden zu hören! — Laß es ſo gegen deinen grimmigſten Feind ſeyn, — gegen deine anwandelnde Betrübniß!

Zweiter Auftritt.

Cezilie. Die Vorigen.

Cezilie.

Wo ich nicht ſtöre! —

Stella.

O! kommen Sie, liebſte Schweſter! — Sehen und hören Sie die Reſte meiner — Zärtlichkeit gegen — Ihren lieben Gatten!

Cezilie.

Nun! wohl! wenn Sie ruhig und vergnügt werden. — Aber Sie scheinen es in vier Wochen nur wenig geworden zu seyn, Freundinn!

Stella.

Bedenken Sie auch die schwerern Kämpfe! — Ach, was empfand mein Herz nicht schon in der einen Liebe — gegen ihn! — Und nun — die zweite Liebe — gegen Sie, würdigste Freundinn! Retterinn meines Lebens!

Cezilie.

Nur immer bin ich solches halb. — Ja, wenn ich Ihnen, wie ich wollte, Ihren Gemahl hätte schenken können! — Ihnen auch jenes — glückliche Leben — ihrer vorigen Seligkeit hätte schenken können!

Fernando.

Liebste Cezilie! Setz dich hieher! (zeigt auf den ledigen Stuhl.) Verlaß uns nicht!

Cezilie.

Ich muß — zuweilen. — Möchte es nicht sonst scheinen, als wenn ich neidische und eifersüchtige Darzwischenkunft suchte?

Stella.

Stella.

Nein! das denken wir nicht! Und Sie — Sie wiſſen, wie heilig wir Ihnen Reinheit — und eine Freundſchaft — ohnaefehr wie ſie die Engel führen, — beſchwören haben. — Vielmehr — ſeyn Sie, — o, das wird Sie lichkeit ſeyn! — ſeyn Sie Zeuge unſrer reinſten Freundſchaft!

Cezilie.

Vielleicht doch nicht — jener Vertraulichkeit, welche eins ſelb ander dennoch nicht gern ſehen läßt!

Fernande.

Keine, liebſte Gattinn, — als der Dritte ſehen darf. — Lerne Stella kennen, — in ihrer Größe, — in ihrem Leiden groß, — in ihrer Gewiſſenhaftigkeit groß! — Dann, dann wird dein Herz ſagen: Sie iſts werth, eben ſo deine Freundinn zu ſeyn, als die meinige.

Stella.

Ja, Schweſterchen! lieben Sie mich, daß ich Ihnen Ihren Lieben wieder ſchenke! —

te! — Doch, lächerlicher Gedanke! — Was man doch in der Liebe ſagt! — Ich habe Ihnen nichts geſchenkt; — höre nur auf zu rauben.

Cezilie.

Ihnen keine Schuld! — Und auch ihm nicht — weder Sie noch ich — wollen wir geben. — Nein, nein Lieber! ſorge nicht! Kein Vorwurf!

Fernando.

Nun, endlich, auf wen ſonſt wollet Ihr die Schuld werfen? — Etwan ein betrübtes — ein unglückliches Schickſal? — O, warum ſaget Ihr nicht gar: Von dem, der die Schickſale der Welt regiert? — Seht, alſo ſelbſt Eure zärtliche Liebe zu mir kann ein ſtrafbares Verhalten gegen Gott ſeyn! — Ohnzweifel iſt es zu — zu — unbillige Zärtlichkeit, daß Ihr meiner ſchonet.

Stella.

Nun aber; die Liebe, die doch ſo unſchuldig, ſo rein, ſo redlich war; wie ſie bey einem Gatten ſeyn muß; — woher dieſe? — Nicht

Nicht von Gotte? der ſolche Geſinnungen der Ehegatten will und gebeut? — Von wem ſonſt? Von dem Herzen ſelber? — Warum beſitzen ſie denn nicht alle Herzen der Menſchen?

Fernando.

Ach, freylich! Unerklärbar bleibt's. — Bei meiner Cezilie kann ich ſagen: Sie kam von Gott; — er wollte ihre und meine Glückſeligkeit der Ehe; — bewurkte ſie auch würklich! — Aber bei dir, geliebteſte Stella! — kann es ſich gedenken laſſen: Gott habe Dir und mir ſolche Liebe gegen einander erwecket? — Hob dieſes neue Band nicht das erſte, das rechtmäßige, auf? — Und ſo viel Vergnügen wir im neuen Bunde ſchmecketen, ſo viel ward meiner würdigen Cezilie entzogen. — So widerſprechend regieret nicht der beſte Herrſcher Himmels und der Erden.

Stella.

Ach! — ich verehre — gedemüthigt — ſeine weiſe Zulaſſung — meines Falles! — Aber — Irrthum, — o, unſträflicher Irrthum! —

thum! — Ja, wenn ich forthin dich, Fernando, noch eben ſo liebte; — nicht den furchterlichſten der Siege, den je ein menſchliches Herz erringen kann, erſtritten hätte! — Mit vollem Herzen dich lieben, — und dennoch deine Gattinn nicht beleidigen, — nicht wider die göttlichen Geſetze leben. — O, Freundinn, Cezilie! ſehen Sie! ſehen Sie!

Cezilie.

Bewundern kann ich nur!

Fernando.

Meine Lieben, unterredet Euch. Vielleicht findet Ihr Stoff zur künftigen Beruhigung. Ich entferne mich ein wenig.

Dritter Auftritt.

Stella. Cezilie.

Stella.

Haben Sie mir etwan was vorzutragen? Schweſterchen! Wolan! — ſchütten Sie es in dieß redliche Herz aus!

Cezi-

Cezilie.

Freilich! — Schweſter! mit Ihnen kann man offenherzig ſprechen. Sie laſſen mir den Mann, den mir Gott gab. — Aber, ich kann denken, welchen Jammer ihr Herz dabey empfindet.

Stella. (muthig.)

Nun ja! — Aber es muß geſieget ſeyn! Sollten mir die göttlichen Geſetze, die heiligen Eherechte, die Stimme des Gewiſſens — nicht Stärke geben, das Herz zu bekämpfen?

Cezilie.

Ach! ich kenne — ich fühle die Schwäche des Herzens — nicht allein des weiblichen. — Auch Männer ſind hier nicht ſtark genug! — Den geliebten Gegenſtand — in eines Andern Armen ſehen! — Sagen ſie Freundinn! nur aufrichtig: Bleiben nicht immer die alten Wünſche in Ihrem Herzen?

Stella.

Freylich! — ohne Verſtellung! — Aber beſorgen Sie auch nicht, Freundinn, daß ich

Ihnen Ihren rechtmäßigen Gatten abwendig mache?

Cezilie.

Aufrichtig ſpreche ich. Beſorgen — ſo kann ich wohl nicht ſagen. Aber — wie doch die Art von Furcht heiße! — Können Sie entweder ihn wirklich verleugnen? — Nun, mit welcher Quaal des Herzens muß es geſchehen! Ich bejammere Sie! — Oder die Liebe macht allerley entſchuldigende Erklärung von einem und dem andern Genuſſe; ſie ſucht ſich einigermaßen zu beruhigen, und beruhiget ſich dennoch nicht.

Stella.

Beſte! es iſt wahr; es koſtet meinem Herzen Quaal. Aber dieſe opfere ich Ihnen; — eigentlicher: ich opfere ſie den göttlichen Geſezzen. — Das andere aber: Ich weiß von keinen Graden des Genuſſes. Sogar den Kuß, den die Freundſchaft mit eben ſo gutem Gewiſſen genießen kann, als die Liebe, habe ich verleugnet, — ziehe meinen Mund zurück, wenn unſre zum Küſſen gewohnte Munde ſich von ohngefehr nahen.

Ce-

Cezilie.

O, den verleugnen Sie nicht, Freundinn! Ich bitte! Sie ſagen ſelbſt, daß die Freundſchaft eben ſolch ein Recht zu ihm habe, als die Liebe. Und in der That: der Kuß erſetzet oft lange den übrigen Genuß der Liebe. — Was würde aber Ihre Liebe, — oder Freundſchaft, — die doch allemal was ſinnliches iſt, ſonſt für Beruhigendes, für Belohnendes haben? — Ja, ja, küſſen Sie! — das einzige, — der Reſt Ihrer ehmaligen Freuden.

Stella.

Ach, Freundinn! — Ja! wenn Sie mir dieſen Kuß noch erlauben! Mein Gewiſſen erlaubt ihn.

Cezilie.

Ja! O, daß ich mich mit Ihnen in ihn theilen könnte! — O, daß es Religion und Gewiſſen erlaubte!

Stella.

Und überdem würde es das Herz nicht erlauben! — Auch wahr! Wer wäre glücklich? Keiner von uns beiden! — Ein halbes Glück

Glück! — O, dieß thut der Liebe, dieſem unendlichen Dinge, kein Genüge. Nein! behalten Sie ihn ganz, den Gott Ihnen gab. — Ich, — ach was für Recht und Anſpruch hat mein Herz auf ihn?

Cezilie.

Aber die Sehnſucht, dieß verzehrende Feuer der Zärtlichkeit! — Und wird es nicht genähret, ſo lange Sie den Gegenſtand ſehen und um ſich haben?

Stella.

Allerdings, meine Liebſte! Manchmal glaube ich gar, daß es Befriedigung ſey. — Aber nein!

Cezilie.

Und was nützet alſo ſeine Gegenwart?

Stella.

O, viel! Sie ſchenket mir alles, oder vielmehr das einzige, was mir noch zu haben übrig bleibt.

Cezilie.

Noch mehr. Muß es nicht Ihren Harm vermehren, wenn Sie mich von ihm geliebt ſehen?

Stella.

Ward zuförderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der dann in ſtattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tiſche den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im allgemeinen zuvörderſt
Wechſelnd, und klug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.
Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freiersmann immer
In dem Hauſe der Erſte bei jedem häuslichen Feſte;
Denn es erinnerte ſich durchs ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.
Jetzt iſt aber das alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und jeder freit für ſich ſelber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſcheert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!

Sey es, wie ihm auch ſey! verſetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen:
Selber geh' ich und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen

Stella.

Ach, — der zärtliche Punkt! — Aber, umgekehrt. — Was für Harm müßen Sie empfinden, mich ſo und ſo weit, als die Freundſchaft erlaubt, von ihm geliebt zu ſehen? Ach Ihre Großmuth, ſich mit mir in ihn zu theilen, konnte ohnmöglich Beſtand haben. Bey Ihrer Große in der Tugend, in dem Verſtande — werden Sie ſchwerlich ſolche ſeelige Stunden leben, da Ihr Buſen nicht wenigſtens — geringe Anfechtungen der Eiferſucht fühle. — Nicht wahr, meine Liebſte?

Cezilie.

Sie, empfindſame, zärtliche Seele, können alles dieß allein beurtheilen. — Aber auch Sie das nehmliche fühlen. —

Stella.

Wir bemühen uns, dem Dinge einen andern Namen zu geben. Gewiſſenhaftigkeit und Verſtand formen es um, daß es nicht ſo häßlich bleibe; — es bleibt aber ſein inneres Weſen.

Cezilie.

Wie denn nun endlich? Würdigſte Freundinn! Sollen wir immer ſo zuſammen leben? —

Sie

Sie harmvoll nichts hoffen, — nur immer bejammern? — Ich — ach! — auch empfinden, was mir die Liebe — die würklich glückliche Liebe verſalzet?

Stella.

Es iſt wahr! — Warten Sie! — Wie, wenn er ſich nun entfernte? — (In Gedanken.) Nun! — Sein Bild wäre nur weg aus meinen Augen, — nicht weg — meinem Herzen! — Sie, Freundinn! — Sie gewönnen! — Aber, ich Verlaſſene! — Troſtlos! — Hoffnungsleer! — bodenloſe — finſtre Tiefe, in die ich hinein blicke!

Cezilie.

Aber, Beſte! — Es wird endlich doch einmal geſchieden ſeyn müſſen. — Laßen Sie uns die Kräfte der Vernunft, die Ueberlegung aller Umſtände, die Religion — zu Hülfe nehmen, und uns allmählig auf die Trennung bereiten.

Stella. (ängſtlich.)

Ach! — gütigſte Freundin! — Können Sie auch zugleich grauſam ſeyn? — Aber — Sie ſagen freylich, was Pflicht iſt. Können

Sie

Sie mir aber auch ſagen, wie ichs mache, daß ich mich der Pflicht unterwerfe?

Cezilie.

Stufenweiſe. — Haben Sie doch ſchon die ſchwerſte Verleugnung geübet! — Wie, wenn Ihnen der Gegenſtand ſtürbe?

Stella.

Stürbe? — Ach, ſo gut, wie geſtorben? — und ich — ſo gut, wie halb erſtorben! — Aber, wenn er wirklich ſtürbe; — gut! — Dann, o, dann wäre die ſüße Hoffnung: Nun — bald — wird dein ausgehauchter Geiſt zu ihm in der Verklärung kommen, — ihn da — ohne den geringſten Widerſpruch lieben, — ſo rein, — als hier nicht, da er, der Geiſt, noch in der Sinnlichkeit des Fleiſches lebte!

Cezilie.

Wenn aber ein zärtlicher Gemahl dieß ihr zärtliches Herz beſitzen würde — und ihre Liebe, die doch nur ſüße Träume zur halbigen Beruhigung ſpeiſet, — wirklich wieder die wahre Sättigung erhalten würde: O, dann würden Sie doch das Schattenbild vergeſſen?

Stella.

Stella.

In meiner Seele — kein — kein Plätzgen mehr — für einen andern!

Cezilie.

Verzeihen Sie! Iſt es nicht einer Wittwe die ihren erſten Gatten durch den Tod verloren hat, möglich, wieder einen zweyten Gatten ſo zärtlich zu lieben, wie den erſten? — Das Angedenken an den erſten bleibt wohl in ihrem Herzen; aber es würket, daß ihre Liebe gegen den neuen Gemahl der erſten Liebe gleich bleibt.

Stella.

Ich — Unglückliche! — Wo — nein! — auf der Welt nicht — finde ich einen Fernando! — Ich Unglückliche! — Wenn ichs vernünftig auch wagen wollte; — welche Furcht, immer einen gleichen Verluſt zu erleben, würde ich haben? — Und welch Wunder wurde gleichſam dazu gehören, wenn ein anderer Gegenſtand als Fernando, mein Herz einnehmen ſollte, — von welchem es voll — allein voll, — ganz voll iſt? — Doch, was mache ich mir lange die Grille? — Ich Unglückliche! — Kein würdiger Mann,

Mann, — und immer doch nicht Fernando, ſo wurdig er ſey, — wird lieben — die übereilige, unbedachtige, verlaufene, unbekannte zärtliche Stella! — ſo werden ſie mich nennen; — die ihre Jugendblute verſchwendet, — ihr ganzes reines Herz — weggeopfert hat, — nun mit welken — verderbten Reſten — ſich ergeben will! — Ach! Fernando allein kann mein Schutz und Beiſtand ſeyn, — wenn er nicht Gatte ſeyn kann! — Ach! brechen Sie ab, Freundinn, wenn Sie mitleidig mich noch lieben.

Cezilie.

Gott weiß, daß ich auch mitleidig freundſchaftlich bey ſolchen Vorſtellungen bin.

Stella.

Ich weiß! Aber vors erſte gnug. Schonen Sie noch meines verwundeten Herzens. Kommen Sie in den Garten.

Dritter Akt.

(Im Posthause.)

Erster Auftritt.

Postmeisterinn. Carl.

Postmeisterinn.

Ich kann dich nicht lassen spazieren gehen. Ist's gleich nicht Posttag. — Und sieh! Pürschgen! du bist noch zu jung, daß du schon Herr spielen willst. — Kriegen dich andere Buben unter, — locken dir das Bißgen Geld ab. — Spare! spare! — Lerne still einsitzen.

Carl.

Muß unser eins nicht auch ein Bißgen Veränderung haben?

Postmeisterinn.

Hast Veränderung gnug! — Wem in der Post die Zeit lang wird, — nun ja! der ist — Und wenn du die Briefe austrägst, kriegst gnug auf

auf der Straße zu ſehn, und in den Häuſern. (Man hört einen Poſtillion blaſen.) Nun horſt du! Geſchwind! Das dachte ich wohl! Kommen doch zuweilen Extraposten, — ehe man ſichs verſieht. — Sey allert! — Bediene hübſch die Herren Paſſazier! — haſt manch Trinkgeldgen davon.

Carl.

Wenn das auch nicht noch wäre. (geht ab.)

Poſtmeiſterinn.

Könnte das nicht Gott danken, daß es Unterhalt findet? — Hat keine Eltern und Freunde; — würde doch ſonſt nur ein Tagedieb geworden ſeyn. — Und hat hier guten Biſſen Eſſen.

Zweiter Auftritt.

Fernando der Zweite. Poſtmeiſterinn.

Fernando 2.

Ergebenſter Diener, Madame!

Poſtmeiſterinn.

Ihre Dienerinn! — Bringt man Ihre Sachen herein?

Fernando 2.

Ich habe nur ein kleines Kufferchen, das steht ſchon bey der Thür. — Ich werde es herein ziehen.

Poſtmeiſterinn.

Um Vergebung! Werden Pferde beſtellt zur Extrapoſt weiter?

Fernando 2.

Vor der Hand noch nicht. Kann man ſich bey Ihnen ein Stündgen aufhalten? Madame!

Poſtmeiſterinn.

Zu dienen! — Eine Stube bekommen! — Was genießen, wenn Sie befehlen! — Wie Sie wollen! mein Herr.

Fernando 2.

Ich bin hier unbekannt.

Poſtmeiſterinn.

Giebt auch hier nicht ſonderliche Gaſthöfe.

Fernando 2.

Ich hätte das Haus grade über beynahe für einen angeſehen.

Poſtmeiſterinn.

Nein, es iſt ein adliches Haus.

Fernando 2.

Ein adeliches? — Und der Herr? — Wer iſts? —

Poſtmeiſterinn. (lächelnd.)

Ich weiß nicht! — Der Herr — oder die Frau vom Hauſe! — Was ſteht übrigens zu Befehle? — Iſt ſchon Nachmittag. — Sonſt kann auch mit kalter Küche aufwarten.

Fernando 2.

Eine Bouteille guten Wein, und ein Biß gen Brod.

Poſtmeiſterinn.

Gleich! (ſchreyet im Weggehen:) Carl! hörſt Du!

Dritter Auftritt.

Fernando 2. Carl.

Fernando 2.

Ein adeliches Haus! — Der Herr — oder die Frau vom Hauſe! — Sie lächelt! —

lächelt! — Gelt! — es wird recht seyn. (Geht ans Fenster) Ich muß es besehen.

Carl.

(bringt ein Glas und Brod.)

Hier! — mein Herr! Wein wird gleich kommen.

Fernando 2.

Mein Sohn! wer wohnt dort drüben.

Carl.

Adeliche Herrschaft. (geht ab.)

Fernando 2.

Er mags selbst nicht wissen. (Geht ans Fenster) Ach, wenn er mich doch gesehen hätte!

Vierter Auftritt.

Annchen. Fernando 2.

Annchen.

(bringt Wein und Serviette.)

Ihre Dienerinn! Sie seyn willkommen!

Fernando 2.

Diener, meine Mamsell!

Ann-

Hege, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich.
Soll ich ſie auch zum letztenmal ſehn, ſo will ich noch einmal
Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehn, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret;
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth iſt das Mädchen.
Und ſo laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unſern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hauſe zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und ſchnell heimführte! Vielleicht auch ſchleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh ſie nicht wieder.

Alſo ſprach er und gab dem geiſtlichen Herrn die Zügel,
Der verſtändig ſie faßte, die ſchäumenden Roſſe beherrſchend,
Schnell den Wagen beſtieg und den Sitz des Führers beſetzte.

Aber du zauderteſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geiſt und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein iſt nicht zum beſten verwahret,
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.
Doch du lächelteſt drauf, verſtändiger Pfarrer, und ſagteſt:

Annchen.

Belieben Sie zuzulangen!

Fernando 2.

Schon ſo wirthlich? Mamſellchen!

Annchen.

Ja! — muß man bei Zeiten lernen. — Sie haben hübſch Reiſewetter, mein Herr!

Fernando 2.

Recht hübſches! — Hier giebts auch hübſche Häuſer.

Annchen.

Ja! ſonderlich da drüben!

Fernando 2.

Ich ſehe! — Wer iſt denn von dieſem ſchönen Hauſe Beſitzer?

Annchen.

Sie ſollten nur erſt hinein kommen, mein Herr! O, da ſieht's erſt recht hübſch aus! — Und wenn Sie erſt in den Garten kommen ſollten! — O, da geht nichts drüber!

Fernando 2.

Sie machen mir rechte Luſt, daß ich gern hinein kommen möchte.

Annchen.

Ja ja, mein Herr! Wenn Sie einer von Adel ſind, — und ſonſt da bekannt; ſo können Sie wohl hinein kommen.

Fernando 2.

So gehört es einem vom Adel?

Annchen.

Ja! — Vielleicht!

Fernando 2.

Und wie heißt er?

Annchen.

Ich ſollte Ihnen wohl die Frau des Hauſes nennen; denn mir deucht immer: ihr gehört das Haus, und nicht dem Herrn. Es iſt eine Frau Baroneſſe.

Fernando 2.

(vor ſich) Richtig! — Aber wie werde ich zum Bruder kommen? (zu ihr) Alſo eine Baroneſſe! — Und wiſſen Sie auch ihren Namen?

Ann-

Annchen.

Ich weiß wohl ſo etwas. Frau Baroneſſe Stella! — Aber ſie ſoll auch nach dem Herrn heißen. Das weiß ich nicht ſo recht! Es müſſen aber auch ſolche Umſtände da ſeyn, daß unſer eines, als ein Kind, nicht recht klug draus werden kann.

Fernando 2.

Ich brauche es auch nicht zu wiſſen.

Fünfter Auftritt.

Poſtmeiſterinn. Die Vorigen.

Poſtmeiſterinn.

Sie haben lange Weile, mein Herr!

Fernando 2.

Da das Mamſellchen mir ſo munter vorredet, nicht.

Annchen

Mama! Ich ſage, daß ich, als Kind, ſo recht nicht die Umſtände von der Baroneſſe drüben weiß. — Sie werden es beſſer zu ſagen wiſſen. Ich werde gehen.

Poſtmeiſterinn.

Ja! geh! — (lächelnd.) Das Kind will auch ſchon geheimnißvoll ſprechen.

Fernando 2.

Kinder geben auf alles acht; zumal wenn die Sache etwas beſonders iſt.

Poſtmeiſterinn.

Iſt freylich beſonders! Ein Alter ſelbſt muß geheimnißvoll davon ſprechen.

Fernando 2.

So bekömmt man doch auf der Reiſe mancherley merkwürdiges zu hören! Und das iſt auch der beſte Zeitvertreib auf Reiſen.

Poſtmeiſterinn.

Iſt wohl nur eine mittelmäßige Stadt, aber paſſiret hier doch manches, was kurios iſt! Haben Sie wohl unterwegs ſchon einen Ort gefunden, wo ein Mann zwey Frauens hat? — Und das iſt doch bey Uns.

Fernando 2.

Alſo da drüben in dem adelichen Hauſe?

Poſtmeiſterinn.

Das ſagte ich ja nicht! (lächelnd.) Wie Sie aber

aber doch ſo gleich rathen konnen! Und was noch das merkwürdigſte iſt: Zwey allerliebſte Frauen! — Wenn Sie ſie ſehen ſollten, Sie würden ſagen: Sie wüßten nicht, welches die artigſte, die frömmeſte — iſt!

Fernando 2.

Alſo kennen Madame ſie? — wegen der Nachbarſchaft?

Poſtmeiſterinn.

Wohl! — Sie ſind beyde rechte Menſchenfreunde! — Und ich bin in dem Hauſe bekannt, wie bey mir zu Hauſe.

Fernando 2.

Gut! weil es würdige Damen ſind! — O, ſo was hört ſich!

Poſtmeiſterinn.

Die eine, die man Baroneſſe nennet: — o! ſolche edle, liebreiche Seele iſt in der Welt nicht mehr zu finden!

Fernando 2.

Dieſe iſt alſo wohl des Mannes Hauptfrau, oder die Vornehmſte?

Poſtmeiſterinn.

(lächelnd.) Sie! loſer Herr! — Ihr gehört wohl das Haus. — Aber die Hauptfrau iſt mit ihrer Tochter gleichſam nur ein Gaſt.

Fernando 2.

Iſt allerdings merkwürdig! Schon artig gnug! Verlohnt ſich faſt allein der Mühe, daß man auf Extrapoſt herreiſe, und ſo was höre. — Zumal da die Baroneſſe eine ſo tugendhafte Perſon ſeyn ſoll!

Poſtmeiſterinn.

Ja! wahrhaftig! Sie könnenn's mir glauben! — Wenn man einen Menſchen verachten höret, ſo muß man wohl immer ein Bißgen denken: Das mag wohl nicht ſo ganz wahr ſeyn! — Aber wenn man Jemanden loben höret; ſo kann man gewiß denken, daß es eher zu wenig als zu viel gelobt iſt.

Fernando 2.

(Vor ſich.) Und gewiß, wenn ein Weib von einem Weibe gelobt wird! (laut.) Aber, wie die andre Frau, oder die rechte, damit zufrieden iſt, das begreife ich nicht!

Poſt-

Poſtmeiſterinn.

Ich auch nicht! — Und ich, und tauſend und aber tauſend Frauen würden ganz anders denken. — Aber, was machts? — Die Baronneſſe iſt das liebenswürdigſte Frauenzimmer. — Man müßte ein Stein und Klotz ſeyn, wenn man ihr nicht gut ſeyn ſollte!

Fernando 2.

Ey! (lächelnd.) Tauſend! — Madame! da beſchämen Sie mich faſt, daß ich ihr auch gut ſeyn muß!

Poſtmeiſterinn.

Mögen Sie doch! — Noch das eine! — Und die andre Frau iſt auch eine herzensbrave Frau, eine recht chriſtliche Frau! — Und da iſt ſie ſo — ihr auch gut.

Sechster Auftritt.

Fernando der Erſte. Die Vorigen.

Fernando 1.

Ergebenſter Diener!

Poſtmeiſterinn.

Ey, willkommen, gnädiger Herr!

Fer-

Fernando 2.

Ihr Diener, mein Herr!

Fernando 1.

Ey! treffe ich doch hier einen Paſſagier! — Mein Herr! — Man wird alſo was neues von Ihnen erfahren können. Wer auf Reiſen iſt — —

Fernando 2.

Ich wünſchte, daß ich mit Vielem aufwarten könnte!

Poſtmeiſterinn.

Die Herren werden ſich wohl ein Bißgen unterhalten. — Mit Erlaubniß!

(geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Die beyden Fernando's.

Fernando 1.

Ach! allerliebſter Bruder! — Ich möchte vor Freuden vergehen! — O, daß ich dich zärtlich umarmen könnte!

Fernando 2.

Herzensbruder! du kennſt mich! — aber wir

wir müſſen uns noch enthalten, daß uns nicht Jemand entdecke.

Fernando 1.

Laß dir eine Stube geben! Da wollen wir unſere Herzen entdecken! — Iſt ſchon etwas von uns geſprochen worden?

Fernando 2.

O! — Ich liebe ſchon deine Baroneſſe! — Ich ſehe ſchon, ich muß ſie lieben, wenn ich auch ein Stein und Kloz wäre!

Fernando 1.

Ich verſtehe nicht!

Fernando 2.

Sie iſt mir recht liebenswürdig beſchrieben worden.

Fernando 1.

Und gewiß, du biſt der glücklichſte Mann von der Welt, wenn ſie dich liebt, und du dich mit ihr vermählſt. Die übrigen Umſtände habe ich dir geſchrieben.

Fernando 2.

Ach, liebes Brüderchen! Wenn ich dich, und deine brave Frau dadurch beglücken könnte! — Und wenn ich noch ſelbſt dabey glücklich wür-

würde. Gott! welch — Aber ihre Entſchlieſſung, — ihre Neigung zu mir?

Fernando 1.

Ich hoffe! — Das Vornehmſte iſt: Du wechſelſt auf deiner Stube die Kleider mit mir. — Du gehſt — in meinem Kleide — ganz dreuſt auf ihre Stube. — Und da wir uns beyde ſo ziemlich gleich ſehen; ſo wird ſie dich vielleicht für mich halten. — Wer weiß, was der erſte Eindruck, und die Ueberraſchung thun kann! Aber dreuſt — ſey.

Fernando 2.

Wenn ich aber die Rechtſchaffene nur nicht dadurch beleidige!

Fernando 1.

O nein! — Die Liebe! — Sie iſt nicht fähig zu zürnen. — Vielleicht empfindeſt du alſo in wenigen Augenblicken, — was ich empfunden habe, — und immer noch empfinde. — Ach, daß du mich — daß du ſie rettetſt!

Fernando 2.

Alles was geſchehen kann! komm!

Vier.

Sitzet nur ein, und getroſt vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geſchickt iſt die Hand ſchon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künſtlichſte Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halb getröſtet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der ſich zum weislichen Sprunge bereitet;
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreun; ſo ſtand er ohne Gedanken.

Vierter Akt.

In Stella's Hauſe.

Erſter Auftritt.

Stella.

Er bleibt lange! — Der Liebe! — Und er fühlet, — ach! ſollte er mehr fühlen, als ich? — Er findet ſein Glück wieder; — ich verliere es? — O Himmel! erbarm dich mein! — über ſolchen Verluſt! den Gatten verlieren! — ohne Tod! ohne Eheſcheidung! Ach, Himmel! dieß einzige Glück hatt du mir gelaſſen: ihn in meinen Arm zu ſchließen, — ihn mit Küſſen und Thränen zu übergießen, ihm meine Sehnſucht zuzuſeufzen!

Zweyter Auftritt.

Stella. Fernando 2. in Fernando's 1. Kleidern, tritt dreust doch schweigend etwas seitwerts.

Stella.

(Eilet auf ihn zu, umarmet und küsset ihn auf brünstigste.)

Komm, komm, mein Liebster! (küsset ihn) Diese Umarmung — diese Küsse hat mir deine liebste Gattinn erlaubet — (küßt ihn wieder) Diese, wenn du mich als Gattinn in deinen Arm schlossest. — (küsset ihn wieder) Aber auch diese Hälfte — ach! was kann ich mehr verlangen! — als die Hälfte, da ich alles zu verlieren werth bin! — (küsset ihn) Ach, du schweigst? — Liebster! — Fernando! — Ach, küsse mich wieder!

(Fernando 2. küßt sie zärtlich, aber sie bemerkt ihn noch nicht.)

Stella.

Wie? — O, deine Küsse werden lebhafter! — sachen in mir die Glut auf, die ich bald erstickt zu seyn glaubte. — Wie? Noch einmal! —

Küsse

Küſſe mich noch einmal! — Ob ich deine Empfindungen vielleicht beſſer verſtehe.

(Fernando 2. küßt ſie wieder.)

Stella.

(Zärtlich entzückt, legt ihren Kopf auf ſeine Achſel, bemerket ihn noch nicht.)

Ach! — Liebſter! — Wie? Soll ichs Glück — oder Unglück nennen? — Deine Küſſe ſind zu voll Empfindungen! — mein Herz zu voll Empfindungen! — Was wird aufs neue aus meinem armen Herzen werden? — Ach! — ich muß es bekennen! — Liebſter! — die Liebe von neuem — ſie gehet an! — ſie — ach! — Sprich doch mit mir! — Liebſter! beruhige mich! (Sie ſiehet ihn genau an, und ſchrecket zurück.)

Fernando 2.

(Tritt gleichfalls zurück.)

Gnade! — Meine würdigſte Baroneſſe! Gnade! — von Ihrem menſchenfreundlichen Herzen!

Stella.

Wer? — was? — Verwandlung? — Betrug? — Ich —

Fernando 2.

Zürnen Sie nicht, gnädige Baroneſſe! (Wirft ſich ihr zu Füßen.) Ein Fernando! — Können Sie auf dieſen Namen zürnen? — Und —

Stella.

Stehen Sie auf! — (Er ſteht auf.) Der Name Fernando! — Die Kleider Fernandos! — Die Küſſe, — die Sie für meinen Fernando — mir entwandt haben! — Laſſen Sie mir Zeit, mich aus der Beſtürzung zu erholen. —

Fernando 2.

Ach! — ich komme, — ich wünſche, theureſte Baroneſſe, — Sie, — ſo viel ich kann, zu tröſten, — ich wollte ſagen, retten zu helfen.

Stella.

Und in der einnehmendſten Geſtalt meines Fernando? — Ohne ihn können Sie dieſe Kleider nicht haben, — ohne ihn nicht gewagt haben, ſich mir zu nähern, — zu empfinden, wie ich ihn liebe! — Sagen Sie! — Ach! — ich muß ſchweigen, — mich erholen! — Fernando! — o, komm, erkläre mir! — daß ich Sie

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 03849/213

Sie nicht haſſe, — daß ich Sie nicht — oh! — das haben Sie dieſen Kleidern zu verdanken. — Aber — und wie? — Nein! — ich! — Seyn Sie muthig! — Treten Sie näher! Ihre Sache kann ſo ſchlimm nicht ſeyn.

Fernando 2.

Recht, gnädige Baroneſſe! nicht ſchlimm. Ich nahe mich Ihnen. — Ein Fernando! — ein zärtlicher Freund! — ein redlicher —

Stella.

Und das nemliche Fernandoſche Geſicht? — Und vermuthlich das nemliche Fernandoſche Blut und Herz?

Fernando 2.

Auf Ihre Prüfung! Gnädige Baroneſſe.

Stella.

Ich könnte den ganzen Scherz verzeihen! — Aber, ſehen Sie, — wer Sie auch ſind, — dieſes aufgebrachte Herz, — und dieſe zärtliche Küſſe! — Ach! — man hat mich in eine Schaam — in eine unerträgliche — verſetzet!

Fernando 2.

Schütten Sie erſt Ihren Zorn auf mich aus! — Und dann, — und o! — dann wieder Ihre gnädigen Blicke!

Stella.

Auf Sie nicht! — gewiß nicht! — werde ich Unwillen und Zorn ausſchütten; Sie ſind — oder ſcheinen — mir zu ſehr Fernando. — Aber erklären Sie mir! Sie ſollen ſehen, wie gelaſſen ich alles anhören will.

Dritter Auftritt.

Fernando 1. Cezilie. Die Vorigen.

Fernando 1.

Wir hörten draußen dieſer Scene zu. — Liebſte! — verzeihe!

Stella.

Du biſt — du willſt nicht ſeyn Fernando? — Was machſt Du? — (lächelnd.) Siehe, du willſt nicht Fernando mehr ſeyn? — Schickſt mir einen andern Freund in meine Umarmungen;

gen; — überläſſeſt ihm die Küſſe, die ich dir aufgehoben habe, — die mir deine liebſte Gat, in erlaubt hat! — Wie, wenn nun dieß Herz in den Fernando, — den du darzu machteſt, — hinüber —

Cezilie.

Ach! wäre dieß! Schweſterchen! Wie wollten wir Ihnen gratulieren!

Stella.

Wie bin ich aber dran? — Fernando! Wo finde ich Dich heraus?

Fernando 2.

Nehmen Sie mich dafür an!

Stella.

Und Du, mein Fernando! — in fremde Kleider verſteckt?

Fernando 1.

Sage, Liebſte! gefalle ich Dir vielleicht — ſo — minder? — Gefälle Dir — ſo — da — mein Bruder — mir ähnlich — vielleicht mehr?

Stella.

Gnädiger Herr! — Sie — Fernando's Bruder? — Ach! — das einzige, daß mich

die Scham nicht tödtet! — Doch, mein Herz — in den größern Unglücken stark gemacht — kann nicht mehr durch ein solches getödtet werden.

Fernando 2.

Ach, gnädige Baronesse! — Wie entzückt, daß ich in Ihren Ausdrücken keinen Zorn, — keinen Unwillen entdecke.

Stella.

Wenn Sie nicht so sehr Fernando wären! — Wer weiß! — Doch, sollte meine Seele so klein geworden seyn, zu zürnen? — Aber mich zu schämen — ist mir nicht zu klein! — Nein! nein! Sie, gnädiger Herr, sind zu unschuldig! — Aber, Ihr — da, — meine Lieben! Saget mir, warum Ihr mir diese List — spielet?

Fernando 1.

Dir meinen Bruder zu empfehlen.

Stella.

Er brauchte, Liebster! keine andere Empfehlung, als dein Bruder zu seyn!

Cezilie.

Und, Ihnen in Ihrer noch zu unruhigen Lage des Herzens eine kleine — angreifende — Scene zu machen, ob es etwas herum gesetzt würde?

Stella.

Stella.

Auf ihn? — Ach! Cezilie! — Wenn ein Mann — Nein! nein! Fernando! mein Geliebter! — Es kann dir nicht möglich geweſen ſeyn, dich zu theilen! — ganz zu leben deiner Gattinn! — ganz zu ſeyn deiner Stella! — Entweder —

Fernando 2.

Gnädige Bareneſſe! Ihre Beruhigung! Meine Beruhigung! — Verzeihen Sie mir dieſen kühnen Schritt!

Stella.

Warum nicht? — Sie haben ſich als eine Maske brauchen laſſen. — Aber, Fernando! — Geliebter! — Frägſt du nicht, ob ich dir verzeihe?

Fernando 1.

Ich kenne dein zärtliches Herz. Und deine Klugheit wird die Abſichten durchſchauen.

Cezilie.

Schweſterchen! Wir fanden uns allein zu ohnmächtig, an Ihrer Ruhe, an Ihrer Rettung — zu arbeiten; wir nahmen daher noch Hülfe an.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben siehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei, und schien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu, und staunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten also:
Find' ich dich, wackeres Mädchen, so bald aufs neue beschäftigt,
Hülfreich andern zu seyn und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich andere doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?

Stella. (lächelnd.)

Alſo waren Sie, gnädiger Herr, muthig genug, zu hoffen, ein wichtiges und edles Werk ausführen zu können?

Fernando 2.

Gnädige Baroneſſe! Das zärtliche — brüderliche Mitleid gegen meinen Bruder, und gegen dieſe würdige Schwiegerinn, — und eine Ehrfurcht und Liebe, die ich gegen Sie — ſchon, ehe ich Sie ſahe, — Sie nur aus den Briefen in Ihrer würdigen Beſchaffenheit kennen lernte, hegte; — dieſe —

Stella.

Ich ſehe an Ihnen Fernandoſche Geſinnungen! — Ich — das kann ich, — ſo viel es werth iſt, — ſchätzen. — Aber, Ihr Kinder! — ich ſehe Eure aufrichtige Liebe zu mir! — Aber, Ihr Kinder! — Das iſt zu viel! — zu ſtark! — Schonet meiner! — (umarmet den Fernando.) Fernando! — Mein — lieber — Geliebter! — Ach, — wie freuete ich mich, — in deinen Buſen mich hinzugießen! (küſſet ihn.) Und dieſe Küſſe, die mir deine Gattinn erlaubt hat, hoffte ich, — als einen Erſatz — oder etwas

etwas — Und zufällig — (ſie tritt dem Fernando 2. näher.) Und Sie, — gnädiger Herr, — wie wars möglich, zu wagen? — gleichſam Sturm laufen zu wollen? — oder mit Liſt zu erobern? — Ach! Männer! Männer! — Wer? — Was ſeyd ihr?

Fernando 2.

Gnädige Baroneſſe! Ich hoffe! —

Stella.

Ja! hoffen? — Auch dieß iſt Kühnheit, oder Liſt!

Fernando 1.

Im Grunde, Kinder! Dieß ſind nur bloße Complimente! Man redet noch keine reelle Dinge! — noch keine Hauptſachen.

Cezilie.

Beſte Freundinn! Laſſen Sie uns in den Garten gehen. Sie werden Sich erholen, und ich Ihnen dieß und jenes vortragen können. — Und Ihr, Ihr Männer, unterredet Euch auch ein Weilchen; — und dann kommt zu uns in den Garten.

Fernando 2.

Sie erlauben es doch, gnädige Baroneſſe!

Stella.

Stella.

Aber — mit dem Bedinge, — daß Sie die Fernandoschen Kleider — so — anbehalten! — daß ich Sie — so — recht, als den Bruder, — als den Fernando selbst, ansehen kann. — Und was versucht man, aus mir zu machen? (gehen ab.)

Fernando 1.

Es wird gut werden.

Fernando 2.

Ach, die Liebenswürdige! (gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Luzie. Hernach Annchen.

Luzie.

Papa! — Doch, ich sehe, Sie haben andere Vorsätze! — Kömmt mir das Mädgen nicht wirklich nach!

Annchen.

Sie laufen doch nicht für mich? gnädige Fräulein!

Luzie.

Ich kann nicht sagen. — Aber sehen Sie, Mamsellchen! man muß auch nicht auf einem

Flecke

Flecke ſtehen und plaudern; man muß ſich auch nach der Wirthſchaft umſehen!

Annchen.

Oh! ich bin noch jung. Dazu hält Mama mich noch nicht an. Aber mit mir plaudern mag ſie gern. Und das iſt auch gut. Wenn ich ihr recht hübſch viel erzählen kann, dann iſt ſie mir auch gut. Wenn ich aber nichts weiß, oh, dann läßt Sie michs empfinden, daß ſie meine Stiefmama iſt.

Luzie.

Darum ſind Sie auch wohl gern hier bei uns, daß Sie —

Annchen.

Ey, nein! Fräulein! Denken Sie nicht, daß ich nur hier ausſpioniren will, und es hernach Mamaen erzählen!

Luzie.

Kind! das wollte ich nicht ſagen, ich wollte nur ſagen, daß Sie nur ein Bißgen von Ihrer Mama entfernt ſeyn können.

Annchen.

Recht! Fräulein. Denn, ſehen Sie, ich bin ſchon lange — lange bey der gnädigen Frau Baroneſſe

Baroneſſe immer hergekommen, ehe Sie hieher kamen. — Aber die gnädige Frau war erſt würklich beſſer und gnädiger gegen uns Kinder, wie etwan ſeit einem Monathe.

Luzie.

Natürlich! Kind! da war ſie auch allein, und konnte Zeit drauf wenden; aber itzt hat ſie Geſellſchaft.

Annchen.

Ja wohl, recht viel! — Ha, ha, he! — recht viel! — Ach, Fräulein! Ich verſtehe das Ding nicht; aber es iſt kurios, höre ich ſagen: Ein Mann, und Zwey Frauens!

Luzie.

Ey, wer ſagt das? Kind! — Glauben Sie das nicht! Das macht man Ihnen nur ſo weiß.

Annchen.

Kann ſeyn! Fräulein, weil ichs nicht verſtehe. — Aber — (heimlich und wie im Vertrauen) wie, Fräulein! Eine Frau etwan zwey Manner?

Luzie.

Ey, Kind! laſſen Sie Sich doch nicht ſo was einreden!

Annchen.

—

Annchen.

Ich glaub's auch nicht. Mama auch nicht. Ob's die Leute gleich ſo ſagen.

Luzie.

Es iſt nicht artig, wenn die Leute immer von Andern reden. — Merken Sie Sichs, Mamſellchen! und gewöhnen Sie ſich nicht, von Leuten zu ſprechen!

Annchen.

Ja! — was ſoll ich thun? — Wenn mich nun Mama frägt: Nun, was giebts? Was machen ſie da? — Soll ich denn ſchweigen? — Da wird Mama böſe. — Soll ich ſagen: Ich habe nichts geſehen und gehört; ſo ſagt Mama: Du Lügnerinn! Wart! ich will dir deine Lügen einſtreichen!

Luzie.

Nun; ſagen Sie nur, was Wahrheit iſt!

Annchen.

Gut, Fräulein! So werden Sie mir die Wahrheit am beſten ſagen können. — Meine Mama will auch gern die rechte Wahrheit wiſſen. Darum muß ich ſo oft zu Ihnen gehen, und zuhören.

Luzie.

Luzie.

Armes Kind! Wenn Ihre Mama Sie doch lieber zu was Nützlichem anhielte!

Annchen.

Ich denke, daß es nützlich ist. Ich kann mir doch Mamacus Liebe damit verdienen. — Nun! sagen Sie, Fräulein! die rechte Wahrheit! Welches ist denn des gnädigen Herrn rechte Frau? — Die Baronesse? Oder Ihre Frau Mama?

Luzie. (unwillig.)

O, wie Sie plaudern können! — Sehen Sie denn nicht, daß zween Männer und zwo Frauen hier sind? — Das übrige können die Leute nur unbesorgt lassen!

Annchen.

Ach, Fräulein! Sie sind wohl böse! So werde ich schon gehen müssen.

Luzie.

Wie Sie wollen.

Annchen.

Annchen.

Seyn Sie auch wieder gut! Gnädige Fräulein! Ihre Dienerinn! (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Luzie.

Ach! meine arme Eltern! — Was mögen die Leute nicht läſtern und plaudern! — Gebe doch Gott! daß uns allen einmal geholfen werde! — Und für die arme Stella iſts wohl am meiſten zu wünſchen! — Ach, wenn ſie doch Onkel Fernando gewinnen möchte!

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Stella.

O, mein Gott! — Mein Herz ſoll von meinem Fernando getrennet werden, — das mit dem ſeinigen eins war? — Iſts möglich? — Und — verlaſſen möchte er mich doch! — Fernando — ganz weg? — Ich — ganz verlaſſen? — Seinen Bruder? — Ganz Fernando! — bis aufs Kleid! — Ja, wenn mein Fernando neben ihm ſtehet, dann — dann denke ich ihn wohl, als Fernando! — Wenn er aber fort wäre? — (in Gedanken.) — Dann ſollte ich — ihn — in ſeinem Bruder — mir gedenken? — (in Gedanken.) — Eben ſolch — ſolch Herz! — ſolcher Name! — ſolche Geſichtszüge! — Ich weiß ſelbſt nicht, welche Verwechslung — vorgegangen iſt! — Ich ſoll — ihn — in ſeinem Bruder — lieben? — (in Gedanken.) — Das Bild — iſts — alles! — Aber zeitlebens müßte er Fernando's Kleider —

eben

eben ſolche Kleider — tragen! — Das hieße: Ich wäre — würklich nicht von ihm getrennet! — Und ſein ganzes — ein volles Herz, — in welches noch keine andere Liebe gekommen iſt! — Meine Umſtände, — meine Ehre, — meine Jahre! — Ach! — ſo lange, — wenn ich lebe, — verlaſſen ſeyn! — Hart! — Und, o Vorſicht! — Meinen Untergang, meinen Tod haſt du nicht gewollt! — Für wen ſollte ich leben? — Für meinen erſten Fernando nicht! — Schickteſt du mir etwan gütig — dieſen wohlthätigen Retter zu? —

Zweiter Auftritt.

Cezilie. Stella.

Cezilie.

Schweſtergen! Wenn mein Mann nicht gekommen wäre; — wenn nach den alten Geſetzen des Mannes Bruder für die verwittwete Frau des Bruders ſorgen müßte; —

Stella.

Das heißt: Schweſtergen! Sie wollten den zweyten Raub wagen?

Freilich ist dieß von besonderer Kraft und lieblich zu kosten.
Jener Kranken bringst du es wohl, die du treulich gerettet?

Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: so ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer Eure Milde genossen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber sogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu schöpfen, wo rein und unabläßig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dieß: es haben die unvorsichtigen Menschen
Alles Wasser getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochsen
Gleich durchwatend den Quell, der Wasser bringt den Bewohnern.
Und so haben sie auch mit Waschen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beschmutzt und alle Brunnen besudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, sich selbst und das nächste Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und rasch, und nicht des Folgenden denkt er.

Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über, zu schöpfen;
Und er faßte den anderen Krug, und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Cezilie.

Das heiße: Ich hätte der Vorsicht zu danken gehabt, daß mir noch ein so würdiger Folger beschieden wäre!

Stella.

Ach! die Fernando's! — Und das hätte mit Gewissenhaftigkeit geschehen können, daß Sie den Bruder des Mannes geheyrathet hätten?

Cezilie.

Allerdings. Im Falle mein Mann gestorben, oder die Ehe sonst rechtmäßig getrennet wäre. — So war es den Gesetzen des heiligen Volks gemäß! Wofern ich die Sache nicht unrecht verstehe.

Stella.

Sie zielen weiter ab; Schwestergen! Sie bearbeiten mich stark! — sehr stark! — Ach Gott! — daß ich seit dem Wiederfinden — nicht im Geringsten das heilige Band der Ehe verletzet habe, — o welcher Trost! — Und Sie? — O, Vergebung dessen, was ich aus Unwissenheit, — aus Liebe — gethan habe.

Cezilie.

Was Fernando schlimm gemacht hat, kann Fernando gut machen. — Und die unglückliche

Gemah-

Gemahlinn des Fernando kann die glücklichſte Gemahlinn des Fernando werden! — Ich wünſche Ihnen Glück dazu!

Stella.

Ach, Freundinn! — Wie ſchüchtern, — wie bange — muß mein Herz jeden Schritt thun! — da ich einmal ſo ſchwer gefallen bin!

Cezilie.

Aber — die Klugheit und Gewiſſenhaftigkeit rathen Ihnen daher, einen Weg zu wählen, da Sie forthin ſicher gehen können!

Stella.

Was in meinem Herzen vorgehet! — Mehr, als jene Tumulte der Liebe!

Dritter Auftritt.

Fernando 1. Fernando 2. Die Vorigen.

Fernando 1.

Meine liebe Frau wird als wahre Freundinn für Sie ſorgen.

Fernando 2.

Gnädige Baroneſſe! Nicht bloß Mitleid gegen meinen Bruder; —

Stella.

Ja! ich! — Ich weiß! ich kann Mitleid erregen! — Ich — ich bin die Unglückliche!

Fernando 2.

Allerdings! Rechtschaffene! Zärtliche Seele! — Mitleid gegen Sie! — Der Ausdruck iſt nicht klein, — nicht geringſchätzig. Mitleid iſt eine recht zärtliche, — eine recht hohe Liebe.

(Man hört etlichemal den Poſtillon blaſen, ohne drauf zu achten.)

Stella.

Mitleid! — Mein alter Fernando! — meine ſchweſterliche Freundinn! — o, das haben Sie gegen mich! — Ohne weitere Hülfe und Rettung!

Fernando 2.

Das meinige nicht ſo! — Werfen Sie den Kummer weg! — Oeffnen Sie Ihr Herz der ſüßen Hoffnung.

Fernando 1.

Und glaube, Liebſte! Im Fernando wirſt du mehr finden, als du im Fernando verloren haſt.

Ce-

Cezilie.

Ein volles, reines, zärtliches Herz! — ſchon voll brüderlicher Liebe; geſchweige —

Stella.

Arbeitet nicht ſo daran, Kinder, daß ich die edle Seele eines Bruders bewundern ſoll! — Kann ſie anders ſeyn, da ſie fernandoiſch iſt? — Nur — ach! — die Liſt, — die Kühnheit, — Freund! — mit welcher Sie Eingang in mein Herz nehmen wollten! —

Cezilie.

Was da für ein Geräuſch?

Vierter Auftritt.

Herr Baron von Sternberg; (ſonſt Stella.) Die Vorigen.

Bar. von Sternberg.

Glück zu! — Wer deſſen werth und fähig iſt!

Stella. (ſchreyet auf.)

Ach! — ich Unwürdige! — Theuerſter Herr Onkel! — nach Ihrer vorigen väterlichen Gnade!

(Sie wirft ſich ihm zu Fuße.)

Fernando 1.

Nein! — gnädiger — Herr Baron! — Dürfte ich — Vater! — ſagen! — ich, — ich Unwürdiger! — ich —

(Er wirft ſich ihm zu Fuß.)

Bar. von Sternberg.

Nun! — Geduld! — Leute!

Cezilie.

Ach, gnädiger Herr — Baron!

(Sie wirft ſich ihm zu Fuße.)

Bar. von Sternberg.

Nun! — Leute! — Laßt mich! — Sie, theureſte Cezilie! — Nein! — auf! — Sie muß ich umarmen! — küſſen! — Fremme!

Fernando 2.

Ach, gnädiger Herr Baron! — Sehen Sie auch — auf mich!

(Er wirft ſich ihm zu Fuße und umarmet Stella.)

Bar. von Sternberg.

Wo kommen Sie her? — Freund! — Und da — bey der — Nein! ich will nicht ſchimpfen! — Leute! — laßt mich frey ſtehen und gehen, wenn ich frey reden ſoll! —

Stella.

Frey! — nur gnädig!

Bar.

Bar. von Sternberg.

Was ſagen Sie Cezilie?

Cezilie.

Ach, gnädiger Freund! — Nichts! — Vor Beſtürzung; — vor Hoffnung von Ihrer Gnade.

Bar. von Sternberg.

Gegen wen?

Cezilie.

Gegen Stella!

Bar. von Sternberg.

Ihre Nebenbuhlerinn?

Cezilie.

Nicht mehr! — Nie eigentlich geweſen!

Bar. von Sternberg.

O, Sie, theureſte Cezilie, dürften nur gebiethen! — Stella! ſiehſt du! Wenn ſie gebothe, ſo müßte ich dich zeitlebens einſtecken. — Ihr, Kinder! müßt ſchlechterdings aufſtehen.

(Sie ſtehen auf.)

Stella.

Ach, theureſter Onkel! — Mein Vater! —

Bar. von Sternberg.

Itzt wieder? — Nun! du wirſt was wichtiges zu proponiren haben! — Aber, Ce-

ſich über die Wiederkehr der unglücklich Verirr-
ten freuen: —

Bar. v. Sternberg. (tiefſt wehmuthig.)

Hab's in deinem Schreiben geleſen, Stel-
la! — Aber, — wie denn, — arme Unglück-
liche! — Hoh?

Stella.

Ach! — glücklich — oder unglücklich, —
nachdem Sie es wollen, oder zürnend nicht wollen!

Bar. von Sternberg.

Wie — kann ich armes Menſchenkind, —
und wär ich der groſte König und Kaiſer! —
Dein Unglück redreſſiren? — Haſt's ja ſelbſt
auf dich geladen!

Fernando I.

Ich, — gnädiger Herr! — ich auf ſie
geladen!

Bar. von Sternberg.

Und nun nicht im Stande es zu redreſſi-
ren? — Ihr armen Unglücklichen!

Fernando I.

Mein Bruder kanns! — und Sie! —

Bar. von Sternberg. (munter.)

Sie? — Freund! — So ſind Sie mehr
fähig, als ich vorhin ſagte? — Drum
ſind Sie wohl hier? — Nun! das nenne ich
brüderlich! — Sagen Sie doch — kurz! —

Fer-

Fernando 2.

Wenn Sie erlauben, daß ich sie heyrathe. —

Bar. von Sternberg. (munter.)

Gut! — daß ichs weiß, daß Sie noch keine Frau haben! — Aber eine — hm! hm! — ich mäßige mich — vor aller Ausschweifung! — haben wollen?

Fernando 2.

Die meinem Bruder liebenswürdig war; — mir auch liebenswürdig!

Bar. von Sternberg.

Ja! — ja! — damals — war sie noch Jungfer! — noch Fräulein! — noch unschuldig! —

Fernando 2.

Ihr Herz ist noch unschuldig, — noch — mir — ganz unschuldig rein.

Bar. von Sternberg. (munter.)

Artig gedacht! — Im Ernste!

Fernando 2.

Ach! — gnädiger Herr Baron! — Vater! — Aus Ihrer Hand erbitte ich sie! — Darum bin ich hieher gekommen, — und finde sie — o! über alle Erwartung! — liebenswurdig.

Bar.

Bar. von Sternberg.

Nun! — Wie die Denkungsart iſt! — Großes Mitleid! — Aber, — wie? Stella! — Liebſt du — ihn? — Hehl! — Sage doch! — Nun! — (Stella ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt nun.) — Nun! — haſt du das erſtemal auch nicht ſagen können, ob du den Bruder liebteſt? — Rede!

Stella.

Ein Bruder des Fernando! — ein wahrer Fernando — in allem! — Erſparen Sie — Verzeihen Sie, theureſter Herr Onkel!

Bar. von Sternberg.

Nun! — O, das übrige verſtehe ich!

Fernando 2.

Nur meine geringen Umſtände ſind eine Hinderniß. — Wie Sie wiſſen, — mein Gut iſt —

Bar. von Sternberg.

Stella! — du haſt doch, hübſches Vermögen mit genommen! — Haſt du's noch?

Stella.

Bey nahe! —

Bar. von Sternberg.

Nun! Das gehört ihm! — Dich — cum pertinentiis — will er — muß er haben!

Fer-

Laß mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling;
Und sie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten sie beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; sie aber sagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erst dich gesehn? wie bist du gekommen?

Denkend schaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Ruhig gegen sie auf, und sah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte sich still und getrost. Jedoch ihr von Liebe zu sprechen,
Wär' ihm unmöglich gewesen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.
Und er faßte sich schnell, und sagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwiedern.
Deinetwegen kam ich hierher! was soll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unsre Geschäfte sind vielfach.
Alle Felder besorg' ich; der Vater waltet im Hause
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthschaft
Aber du hast gewiß auch erfahren, wie sehr das Gesinde
Bald durch Leichtsinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer sie nöthigt zu wechseln und Fehler um Fehler zu tauschen.
Lange wünschte die Mutter daher sich ein Mädchen im Hause
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.

Fernando I.

Wir haben nichts verſchwendet. Ich habe, — und das war meine Abſicht, warum ich meine Frau eine zeitlang verließ, um ihr — bey unſern ſchlechten Umſtänden ein gutes Vermögen erwerben zu wollen; — ich habe Vermögen aus dem Felde mitgebracht, und noch ein Gütgen gekauft, das durch einen Verwalter im guten Stande gehalten wird. Dieß Gütgen gehöret zu dieſen Pertinentien. Dieß überlaſſe ich meinem Bruder.

Bar. von Sternberg.

Nun! wovon wollen Sie — geweſener Herr Sohn! — vergeben Sie den Spaß! — wovon wollen Sie denn mit Weib und Kind leben?

Fernando I.

Ich will des Bruders Gut annehmen. Baarſchaft habe ich ſo nothdürftig; und durch Fleiß und Arbeit, wobei ich bei den lieben Meinigen gleichſam in ſanfter Ruhe angebunden werde, denke ichs in guten Stand zu ſetzen. So iſt unſer Plan!

Bar. von Sternberg.

Dabei kommen Sie aber zu kurz! liebſte Cezilie!

Ce-

Cezilie.

Schadet nichts! — Habe ich doch meinen lieben Mann wieder! — Behalte ich ihn doch! — Das iſt genug!

Bar. von Sternberg.

Nein! — Kinder! hört! — Euer Plan iſt nicht recht gemacht! — Erſt wollen wir Abendbrod eſſen, und ausruhen. — Dann will ich Euch meinen Plan ſagen, der kürzlich darinn beſtehen ſoll: — Herr — geweſener Sohn! — Verzeihen Sie den Scherz! — Iſt gut gemeynt! — Sie nehmen des Herrn Bruders Gut, und hier — die ganze Wirthſchaft — hier, Mobilien — und Immobilien, — nebſt Ihrem Eigen — hier! — Es iſt ja doch Ihres.

Fernando I.

Ach! — nein! — Mein Bruder ſoll's —

Bar. von Sternberg.

Nun! — Geduld! — für den iſt geſorgt! — Den nehme ich — mit Stella — mit nach Hauſe! Seht, Kinder! — So habe ich einmal wieder Sohn und Tochter! — Da habe ich doch wieder, was ich lieben, — wieder, woran ich meine Freude haben kann! — Und alles, was ich habe, und hinterlaſ-

terlaſſe, iſt ſchon ſein, und bleibet ihm. — Es iſt doch ein Bißgen mehr, — als — der Bettel hier, — den du, Stella! doch nur in der Kutſche hieher gefahren haſt. — Stella! Nicht wahr?

Fernando 2.

Zu gütiger Herr Vater!

Stella.

O! — gütiger Gott! welch Glück!

Fernando 1.

Mein Gott! wer kann das erwarten!

Cezilie.

Ach! wie will ich Gotte, und Ihnen von heut an froh danken!

Bar. von Sternberg.

Hübſch! — Seyd alle vergnügt; — wie — ich!

E N D E.

Nun, als ich heut' am Wagen dich sah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Gesundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verständigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hause, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienst. Nun komm' ich dir aber zu sagen,
Was sie wünschen, wie ich. — Verzeih' mir die stotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, so sagte sie drauf, das Weitre zu sprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu versehen das Haus, das wohlerhalten Euch dasteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geschickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; so soll die Antwort auch kurz seyn.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schicksals.
Meine Pflicht ist erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, sie freuen sich alle der Rettung;
Schon sind die meisten beisammen, die übrigen werden sich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; so pflegt sich stets der Vertriebne zu schmeicheln:
Aber ich täusche mich nicht mit leichter Hoffnung in diesen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage versprechen:

Denn gelöſ't ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen, und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſeyn, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und ſo ließ er ſie ſprechen, und horchte fleißig den Worten.

Laßt uns, fuhr ſie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beim Brunnen verweilen;
Und doch iſt es am rinnenden Quell ſo lieblich zu ſchwätzen.
Alſo ſtanden ſie auf und ſchauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und ſüßes Verlangen ergriff ſie.

Schweigend nahm ſie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.

Laßt ihn, sprach sie; es trägt sich besser die gleichere Last so.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranke weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

Also sprach sie, und war, mit ihrem stillen Begleiter,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die sie froh mit den Töchtern verlassen,
Jenen geretteten Mädchen, den schönen Bildern der Unschuld.

Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Dieſe waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte ſie nun im Gewimmel der Alte.
Und ſie ſprangen mit Luſt, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Geſpielen!
Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich,
Brod verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren gelebt, und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich war's und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.

Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das letztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch netze:
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern laſſ' ich euch zwar; doch jeder iſt dießmal dem andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreun, wenn die Rückkehr verſagt iſt.
Seht, hier ſteht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.

Dieſer kommt und wirbt, in ſeinem Haus mich zu ſehen,
Daß ich diene daſelbſt den reichen trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling.
Und ſo werden die Eltern es ſeyn, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherlei Fällen.

Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Gelispel.
Aber du ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig ſeyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bei Tauſch und Handel betrachtet;
Aber den Menſchen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,
Und der alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall ins Haus ein,
Und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.
Aber es ſcheint, Ihr verſteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav iſt.

Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch eure Eltern die Tochter.

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches dringend und ihr die beßre Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl eine zur andern flüchtig ans Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.
Hermann faßte darauf ſie bei der Hand an und ſagte:
Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag, und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüße befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrein und entſetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht laſſen.
Aber ein' und die andre der Weiber ſagte gebietend:
Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug, das euch der Bruder beſtellte,
Als der Storch ihn jüngſt beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Deuten.
Und ſo ließen die Kinder ſie los, und Hermann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Alſo gingen die zwei entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich beide des hohen wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.
Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es verſetzte dagegen der gute verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderſt dich nach dem Sinne der Eltern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und ſpat und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du ihr auch das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das Deine bedachteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſtemal iſt's, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verlaßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.

Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zuſammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.

Und so brachten bei uns auf Deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knirchen
Segenswünsche den Eltern, und hielten sittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohne, und künftig meinem Gebieter?

Also sprach sie, und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm so lieb war,
Der noch heute die Thränen um seine Vertriebne gesehen.
Und indem sie sich nieder ein wenig zu ruhen gesetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es sagen, und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, so sehr auch die Stunde
Günstig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen,
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen.
Also saßen sie still und schweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und sagte: wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß! er ist der Klarheit des Tags gleich.

Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuser deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenster; mich däucht, ich zähle die Scheiben.

Was du siehst, versetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das ist unsere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird; wir verändern im Hause.
Diese Felder sind unser, sie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn sieh', es rückt das schwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verschlingend den lieblichen Vollmond.
Und so standen sie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit sich freuend;
Und sie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.

Und so leitet' er sie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langsam schritt sie hinab, auf seinen Schultern die Hände;
Und mit schwankenden Lichtern, durchs Laub, überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herging;
Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,

Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth du erſcheineſt.

Urania.

Aussicht.

Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theilet die Wolken sogleich, die über ihr Glück sich heraufziehn!
Aber saget vor allem, was jetzt im Hause geschiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verlassen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu sprechen,
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling getrennet.

Mache nicht schlimmer das Uebel! versetzt' unmuthig der Vater;
Denn du siehst, wir harren ja selbst, und warten des Ausgangs.

Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knaben, die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurück blieb,
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.
Sagt, verſetzte der Pfarrer: welch Kunſtſtück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es ſich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedenklichen Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,
Und ſo geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,
Dir den Sarg zu bereiten und ſchnell und geſchickt zu vollenden;
Und ſie tragen das breterne Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Bretter gefügt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutſche.

Rennen andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungebärdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd sagte der Pfarrer: des Todes rührendes Bild steht,
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich.
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.
Hermann stellte den Eltern sie vor, mit fliegenden Worten.
Hier ist, sagt' er, ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthschaft,
Daß ihr seht, wie sehr sie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Besorgniß
Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.

Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern sie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirath.
Aber entschieden sey es sogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,
Mit behaglicher Art, im guten Sinne gesprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geschmack, der seiner Zeit es gewiesen,
Immer die Schönste zum Tanze geführt, und endlich die Schönste
In sein Haus, als Frau, sich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,
Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entschließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm ist so schwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und stille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von solchen spöttischen Worten,
Wie sie ihr schienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergossen; doch hielt sie sich an und nahm sich zusammen,

Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:

Traun! zu solchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geschildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich stehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der sich klug mit jedem betragt, und gemaß den Personen.
Aber so scheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit ist;
Denn sonst würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geschick von Eurem Sohn und von Euch sey.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel ins Haus ein.
Das mit allem versehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah mich schon aus dem Hause zurücktreibt?

Bang bewegte sich Hermann, und winkte dem geistlichen Freunde,
Daß er ins Mittel sich schlüge, sogleich zu verscheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und schaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm sein Geist, nicht gleich die Verwirrung zu lösen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er sagte darauf zu ihr mit versuchenden Worten:
Sicher, du überlegtest nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entschlossest,
Was es heiße das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;

Denn der Handschlag bestimmt das ganze Schicksal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das schwerste des Diensts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht sich der thätige Freie;
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieses und jenes begehrt, mit sich selber in Zwiespalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht sich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das ist schwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungesäumt und rasch, und selbst nicht mürrisch zu stocken.
Doch du scheinst mir dazu nicht geschickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen so tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Also sprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und sie hielt sich nicht mehr; es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und sie sagte sogleich mit heiß vergossenen Thränen:
O, nie weiß der verständige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig sein Wort, das kalte, die Brust zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schicksal uns auflegt.
Ihr seyd glücklich und froh, wie sollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Kranken fühlt auch schmerzlich die leise Berührung.
Nein! es hülfe mir nichts, wenn selbst mir Verstellung gelänge.

Zeige sich gleich, was später nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drangte vielleicht in stillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hause nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu suchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Bessere wählend.
Dieß ist mein fester Entschluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen sich sonst wohl Jahre hatte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen.
Denn als er erst auf der Straße mich ließ, so war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht schon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
Anblicks so sehr, als war' mir der Himmlischen einer erschienen.
Und ich folgt' ihm so gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir schmeichelte freilich das Herz (ich will es gestehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauses dereinst unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich
Mich begab, so nah dem still Geliebten zu wohnen.
Nun erst fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt ist
Von dem reicheren Jüngling, und wenn sie die tüchtigste ware.

Alles das hab' ich gesagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Besinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die stillen Wünsche verbergend,
Daß er sich brächte zunächst die Braut zum Hause geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löst das Geheimniß
Von dem Busen sich los, jetzt, da noch das Uebel ist heilbar.
Aber das sey nun gesagt. Und nun soll im Hause mich länger
Hier nichts halten, wo ich beschämt und ängstlich nur stehe,
Frei die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit sich bedeckt mit sinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) soll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltsam herabschlagt,
Noch der sausende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu scheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen.

Also sprach sie, sich rasch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das sie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib sie fassend, und rief verwundert und staunend:
Sag, was bedeutet mir dieß? und diese vergeblichen Thränen?
Nein, ich lasse dich nicht; du bist mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater stand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende schauend, und sprach die verdrießlichen Worte:
Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden,
Daß mir das Unangenehmste geschieht noch zum Schlusse des Tages!

Denn mir iſt unleidlicher Nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dieß wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.

Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?
Nun trat Hermann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reun, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.

Dich ins Haus nur zu führen, es war schon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendest du mir's! O, sey mir gesegnet! —
Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die lang ersehnte Versichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches scheinet.

Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth
Neigend, und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraschten verzeihen,
Erst die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieses,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erste Verdruß, an dem ich Verworrene schuld war,
Sey der letzte zugleich! Wozu die Magd sich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienst, den soll die Tochter euch leisten.

Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht so leicht; er war von rundlichem Gliede gehalten)

Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal sey der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.
Also verlob' ich euch hier und segn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.
Aber als der geistliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen staunend,
Den schon Hermann zuvor am Brunnen sorglich betrachtet.
Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
Wie! du verlobest dich schon zum zweitenmal? Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!
Aber sie sagte darauf: o, laß mich dieser Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute,
Der mir ihn scheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles sah er voraus, als rasch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Lust im neuen veränderten Wesen zu wirken
Trieb nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, sagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten,
Und es löst der Besitz sich los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund; so löst sich Liebe von Liebe.

Ich verlaſſe dich hier; und, wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals iſt nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahrſt mir dein Herz; und finden dereinſt wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſeyn, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeyſt!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſey dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er: und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.

O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.

Alſo ſprach ſie, und ſteckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam ſprach, mit edler männlicher Rührung:
Deſto feſter ſey, bei der allgemeinen Erſchüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde,
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Achilleïs.

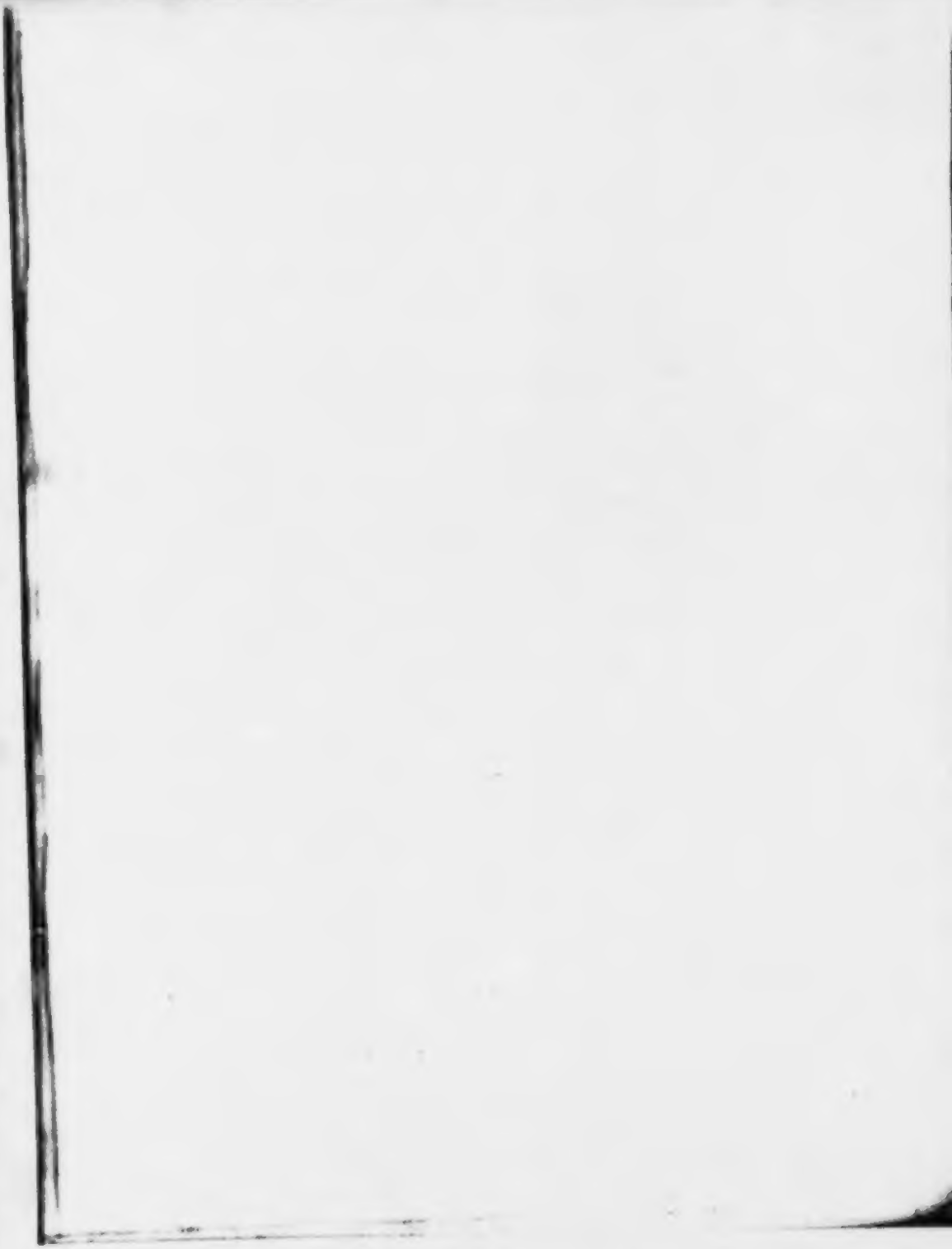

Erſter Geſang.

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal,
Strebend gegen den Himmel, und Ilios Mauern erſchienen
Roth, durch die finſtere Nacht; der aufgeſchichteten Waldung
Ungeheures Gerüſt, zuſammenſtürzend, erregte
Mächtige Gluth zuletzt. Da ſenkten ſich Hektors Gebeine
Nieder, und Aſche lag der edelſte Troer am Boden.

Nun erhob ſich Achilleus vom Sitz vor ſeinem Gezelte,
Wo er die Stunden durchwachte, die nächtlichen, ſchaute der Flammen
Fernes, ſchreckliches Spiel und des wechſelnden Feuers Bewegung,
Ohne die Augen zu wenden von Pergamos röthlicher Veſte.
Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Todten,
Der ihm den Freund erſchlug und der nun beſtattet dahin ſank.

Aber als nun die Wuth nachließ des freſſenden Feuers
Allgemach, und zugleich mit Roſenfingern die Göttin
Schmückete Land und Meer, daß der Flammen Schreckniſſe bleichten,
Wandte ſich, tief bewegt und ſanft, der große Pelide
Gegen Antilochos hin und ſprach die gewichtigen Worte:

So wird kommen der Tag, da bald von Ilios Trümmern
Rauch und Qualm ſich erhebt, von thrakiſchen Lüften getrieben,
Ida's langes Gebirg und Gargaros Höhe verdunkelt;
Aber ich werd' ihn nicht ſehen! die Völkerweckerin Eos
Fand mich Patroklos Gebein zuſammenleſend, ſie findet
Hektors Brüder anjetzt in gleichem frommem Geſchäfte,
Und dich mag ſie auch bald, mein trauter Antilochos, finden,
Daß du den leichten Reſt des Freundes jammernd beſtatteſt.
Soll dieß alſo nun ſeyn, wie mir es die Götter entbieten;
Sey es! Gedenken wir nun des Nöthigen, was noch zu thun iſt.
Denn mich ſoll, vereint mit meinem Freunde Patroklos,
Ehren ein herrlicher Hügel, am hohen Geſtade des Meeres
Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.
Fleißig haben mir ſchon die rüſtigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen ſie einwärts,
Gleichſam ſchützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Alſo umgränzten den weiten Raum ſie geſchäftig.
Aber wachſen ſoll mir das Werk! Ich eile die Schaaren
Aufzurufen, die mir noch Erde mit Erde zu häufen
Willig ſind, und ſo vielleicht befördr' ich die Hälfte;
Euer ſey die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt hat.

Alſo ſprach er und ging, und ſchritt durch die Reihe der Zelte
Winkend jenem und dieſem und rufend andre zuſammen.
Alle ſogleich nun erregt ergriffen das ſtarke Geräthe,
Schaufel und Hacke mit Luſt, daß der Klang des Erzes ertönte,
Auch den gewaltigen Pfahl, den ſteinbewegenden Hebel.
Und ſo zogen ſie fort, gedrängt aus dem Lager ergoſſen.

Aufwärts den ſanften Pfad, und ſchweigend eilte die Menge.
Wie wenn zum Ueberfall gerüſtet nächtlich die Auswahl
Stille ziehet des Heers, mit leiſen Tritten die Reihe
Wandelt und jeder die Schritte mißt, und jeder den Athem
Anhält, in feindliche Stadt, die ſchlechtbewachte, zu dringen:
Alſo zogen auch ſie, und aller thätige Stille
Ehrte das ernſte Geſchäft und ihres Königes Schmerzen.

Als ſie aber den Rücken des wellenbeſpületen Hügels
Bald erreichten und nun des Meeres Weite ſich aufthat,
Blickte freundlich Eos ſie an, aus der heiligen Frühe
Fernem Nebelgewölk, und jedem erquickte das Herz ſie.
Alle ſtürzten ſogleich dem Graben zu, gierig der Arbeit,
Riſſen in Schollen auf den lange betretenen Boden,
Warfen ſchaufelnd ihn fort, ihn trugen andre mit Körben
Aufwärts. In Helm und Schild einfüllen ſah man die einen,
Und der Zipfel des Kleids war anderen ſtatt des Gefäßes.

Itzt eröffneten heftig des Himmels Pforte die Horen,
Und das wilde Geſpann des Helios brauſend erhub ſich's.
Raſch erleuchtet' er gleich die frommen Aethiopen,
Welche die äußerſten wohnen von allen Völkern der Erde.
Schüttlend bald die glühenden Locken, entſtieg er des Ida
Waldern, um klagenden Troern, um rüſt'gen Achaiern zu leuchten.
Aber die Horen indeß, zum Aether ſtrebend, erreichten
Zeus Kronions heiliges Haus, das ſie ewig begrüßen.
Und ſie traten hinein, da begegnete ihnen Hephäſtos
Eilig hinkend und ſprach auffordende Worte zu ihnen:
Trügliche! Glücklichen ſchnelle, den Harrenden langſame! hört mich!

Diesen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorsam,
Nach dem göttlichen Maaß des herrlichsten Musengesanges;
Sparte nicht Gold und Silber, noch Erz, und bleiches Metall nicht;
Und so wie ich's vollendet, vollkommen stehet das Werk noch,
Ungekränkt von der Zeit. Denn hier ergreift es der Rost nicht,
Noch erreicht es der Staub, des irdischen Wandrers Gefahrte.
Alles hab' ich gethan was irgend schaffende Kunst kann.
Unerschütterlich ruht die hohe Decke des Hauses,
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrscher folget sein Thron, wohin er gebietet,
Wie dem Jager der Hund, und goldene wandelnde Knaben
Schuf ich, welche Kronion, den kommenden, unterstützen,
Wie ich mir eherne Mädchen erschuf. Doch alles ist leblos!
Euch allein ist gegeben, den Charitinnen und euch nur,
Ueber das todte Gebild des Lebens Reize zu streuen.
Auf denn! sparet mir nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn,
Liebreiz herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt so fort mich preisen wie Anfangs.
Und sie lächelten sanft, die beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich, und gossen umher verschwenderisch Leben und Licht aus,
Daß kein Mensch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte.

Also gegen die Schwelle bewegte sich eilig Hephastos,
Auf die Arbeit gesinnt, denn diese nur regte das Herz ihm.
Da begegnet' ihm Here, von Pallas Athene begleitet,
Sprechend wechselndes Wort; und als den Sohn sie erblickte,
Hielt sie ihn an sogleich und sprach, die göttliche Here:
Sohn, du mangelst nun bald des selbstgefälligen Ruhmes,

Daß du Waffen bereiteſt, vom Tode zu ſchützen die Menſchen,
Alle Kunſt erſchöpfend, wie dieſe dich bittet und jene
Göttin; denn nah iſt der Tag, da zeitig der große Pelide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Gränze bezeichnend.
Schutz nicht iſt ihm dein Helm, noch der Harniſch, auch nicht des Schildes
Umfang, wenn ihn beſtreiten die finſteren Keren des Todes.

Aber der künſtliche Gott Hephäſtos ſagte dagegen:
Warum ſpotteſt du mein, o Mutter, daß ich geſchäftig
Mich der Thetis bewies und jene Waffen verfertigt?
Käme doch gleiches nicht vom Ambos irdiſcher Männer;
Ja, mit meinem Geräth verfertigte ſelbſt ſie ein Gott nicht,
Angegoſſen dem Leib, wie Flügel den Helden erhebend,
Undurchdringlich und reich, ein Wunder ſtaunendem Anblick.
Denn was ein Gott den Menſchen verleiht, iſt ſegnende Gabe,
Nicht wie ein Feindes-Geſchenk, das nur zum Verderben bewahrt wird.
Und mir wäre gewiß Patroklos glücklich und ſiegreich
Wiedergekehrt, wofern nicht Phöbos den Helm von dem Haupt ihm
Schlug, und den Harniſch trennte, ſo daß der Entblößte dahin ſank.
Aber ſoll es denn ſeyn, und fordert den Menſchen das Schickſal,
Schützte die Waffe nicht, die göttlichſte, ſchützte die Aegis
Selbſt nicht, die Göttern allein die traurigen Tage davonſcheucht.
Doch was kümmert es mich! Wer Waffen ſchmiedet, bereitet
Krieg und muß davon der Cither Klang nicht erwarten.
Alſo ſprach er und ging und murrte, die Göttinnen lachten.

Unterdessen betraten den Saal die übrigen Götter.
Artemis kam, die frühe, schon freudig des siegenden Pfeiles,
Der den stärksten Hirsch ihr erlegt an den Quellen des Ida.
Auch mit Iris Hermeias, dazu die erhabene Leto,
Ewig der Here verhaßt, ihr ähnlich, milderen Wesens.
Phöbos folgt ihr, des Sohns erfreut sich die göttliche Mutter.
Ares schreitet mächtig heran, behende, der Krieger,
Keinem freundlich, und nur bezähmt ihn Kypris die holde.
Spät kam Aphrodite herbei, die äugelnde Göttin,
Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones.

Und es leuchtete sanft die Hallen her, Wehen des Aethers
Drang aus den Weiten hervor, Kronions Nähe verkündend.
Gleich nun trat er heran, aus dem hohen Gemach, zur Versammlung,
Unterstützt durch Hephästos Gebild. So gleitet' er herrlich
Bis zum goldenen Thron, dem künstlichen, saß, und die andern
Stehenden neigten sich ihm, und setzten sich, jeder gesondert.

Munter eilten sogleich die schenkbeflißnen, gewandten
Jugendgötter hervor, die Charitinnen und Hebe,
Spendeten rings umher des reichen, ambrosischen Gischtes,
Voll, nicht überfließend, Genuß den Uranionen.
Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernste des ersten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott sich,
Also genossen sie still die Fülle der Seligkeit alle.

Aber Thetis erschien, die göttliche, traurenden Blickes,
Vollgestaltet und groß, die lieblichste Tochter des Nereus,
Und zu Here sogleich gewendet sprach sie das Wort aus:
Göttin, nicht weggekehrt empfange mich! Lerne gerecht seyn!
Denn ich schwör' es bei jenen, die, unten im Tartarus wohnend,
Sitzen um Kronos umher und über der stygischen Quelle,
Späte Rächer dereinst des falschgesprochenen Schwures:
Nicht her bin ich gekommen, damit ich hemme des Sohnes
Nur zu gewisses Geschick, und den traurigen Tag ihm entferne;
Nein, mich treibet herauf aus des Meeres Purpurbehausung
Unbezwinglicher Schmerz, ob in der olympischen Höhe
Irgend ich lindern möchte die jammervolle Beängstung.
Denn mich rufet der Sohn nicht mehr an, er stehet am Ufer,
Mein vergessend, und nur des Freundes sehnlich gedenkend,
Der nun vor ihm hinab in des Ais dunkle Behausung
Stieg, und dem er sich nach selbst hin zu den Schatten bestrebet.
Ja, ich mag ihn nicht sehn, nicht sprechen. Hülf' es einander
Unvermeidliche Noth zusammen jammernd zu klagen?

Heftig wandte Here sich um, und fürchterlich blickend
Sprach sie, voller Verdruß, zur Traurigen kränkende Worte:
Gleißnerin, unerforschte, dem Meer gleich, das dich erzeugt hat!
Trauen soll ich? und gar mit freundlichem Blick dich empfangen?
Dich, die tausendfach mich gekränkt, wie sonst, so vor kurzem,
Die mir die edelsten Krieger zum Tod befördert, um ihres
Sohns unerträglichem Sinn, dem unvernünft'gen, zu schmeicheln.
Glaubst du, ich kenne dich nicht und denke nicht jenes Beginnens,

Da dir als Bräutigam schon Kronion herrlich hinabstieg,
Mich, die Gattin und Schwester, verließ, und die Tochter des Nereus
Himmelskönigin hoffte zu seyn, entzündet von Hochmuth?
Doch wohl kehrt er zurück, der Göttliche, von des Titanen
Weiser Sage geschreckt, der aus dem verdammlichen Bette
Ihm den gefährlichsten Sohn verkündet. Prometheus verstand es!
Denn von dir und dem sterblichen Mann ist entsprungen ein Unthier,
An der Chimära Statt und des erdeverwüstenden Drachens.
Hatt' ein Gott ihn gezeugt, wer sicherte Göttern den Aether?
Und wie jener die Welt, verwüstete dieser den Himmel.
Und doch seh' ich dich nie herannahn, daß nicht, erheitert,
Dir der Kronide winkt und leicht an der Wange dir streichelt;
Ja, daß er alles bewilligt, der schreckliche, mich zu verkürzen.
Unbefriedigte Lust welkt nie in dem Busen des Mannes!

Und die Tochter versetzte des wahrhaft sprechenden Nereus:
Grausame! welcherlei Rede versendest du! Pfeile des Hasses!
Nicht verschonst du der Mutter Schmerz, den schrecklichsten aller,
Die das nahe Geschick des Sohnes, bekümmert, umher klagt.
Wohl erfuhrest du nicht wie dieser Jammer im Busen
Wüthet des sterblichen Weibes, so wie der unsterblichen Göttin.
Denn, von Kronion gezeugt, umwohnen dich herrliche Söhne,
Ewig rüstig und jung, und du erfreust dich der hohen.
Doch du jammertest selbst, in ängstliche Klagen ergossen,
Jenes Tags, da Kronion, erzürnt, den treuen Hephästos,
Deinetwegen, hinab auf Lemnos Boden geschleudert

Und der Herrliche lag, an dem Fuße verletzt wie ein Erdsohn.
Damals schrieest du laut zu den Nymphen der schattigen Insel,
Riefest den Päon herbei und wartetest selber des Schadens.
Ja, noch jetzt betrübt dich der Fehl des hinkenden Sohnes.
Eilt er geschäftig umher, wohlwollend, daß er den Göttern
Reiche des köstlichen Tranks, und trägt er die goldene Schale
Schwankend, ernstlich besorgt, damit er nicht etwa vergieße,
Und unendlich Gelächter entsteht von den seligen Göttern:
Immer zeigst du allein dich ernst und nimmst dich des
Sohns an.
Und ich suchte mir nicht des Jammers gesellige Lindrung
Heute, da mir der Tod des herrlichen, eing'gen bevorsteht?
Denn mir hat es zu fest der graue Vater verkündet,
Nereus, der wahre Mund, des Künftigen göttlicher Forscher,
Jenes Tages als ihr, versammelt, ihr ewigen Götter,
Mir das erzwungene Fest, des sterblichen Mannes Umarmung,
In des Pelion Wäldern, herniedersteigend, gefeiert.
Damals kündete gleich der Greis mir den herrlichen Sohn an,
Vorzuziehen dem Vater, denn also wollt' es das Schicksal;
Doch er verkündet zugleich der traurigen Tage Verkürzung.
Also wälzten sich mir die eilenden Jahre vorüber,'
Unaufhaltsam, den Sohn zur schwarzen Pforte des Ais
Drängend. Was half mir die Kunst und die List? was die
läuternde Flamme?
Was das weibliche Kleid? Den Edelsten rissen zum Kriege
Unbegränzte Begier nach Ruhm und die Bande des Schicksals.
Traurige Tage hat er verlebt, sie gehen zu Ende
Gleich. Mir ist sie bekannt des hohen Geschickes Bedingung.
Ewig bleibt ihm gesicherter Ruhm, doch die Waffen der
Keren
Drohen ihm nah und gewiß, ihn rettete selbst nicht Kronion.

Alſo ſprach ſie und ging und ſetzte ſich Leto zur Seite,
Die ein mütterlich Herz vor den übrigen Uranionen
Hegt im Buſen, und dort genoß ſie die Fülle des Schmerzens.

Ernſt nun wandte Kronion und mild ſein göttliches Antlitz
Gegen die Klagende hin, und väterlich alſo begann er:
Tochter, ſollt' ich von dir der Läſterung heftige Worte
Jemals im Ohre vernehmen! wie ſie ein Titan wohl im Unmuth
Ausſtößt gegen die Götter, die hoch den Olympos beherrſchen.
Selber ſprichſt du dem Sohn das Leben ab, thöricht verzweifelnd;
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die ſchmeichelnde Göttin,
Angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen
Mit den ſterblichen Menſchen die wechſelnden Tage durchwallen.
Ihr verſchließt ſich nicht der Olymp, ja ſelber des Aïs
Grauſe Wohnung eröffnet ſich ihr, und das eherne Schickſal
Lächelt, wenn ſie ſich ihm, die Holde, ſchmeichleriſch andrängt.
Gab doch die undurchdringliche Nacht Admetos Gemahlin
Meinem Sohne zurück, dem unbezwingbaren? Stieg nicht
Proteſilaos herauf die traurende Gattin umfangend?
Und erweichte ſich nicht Perſephone, als ſie dort unten
Hörte des Orpheus Geſang und unbezwingliche Sehnſucht?
Ward nicht Asklepios Kraft von meinem Strahle gebändigt,
Der, verwegen genug, die Todten dem Leben zurückgab?
Selbſt für den Todten hofft der Lebende. Willſt du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht iſt feſt umzäunt die Gränze des Lebens; ein Gott treibt,

Ja, es treibet der Menſch ſie zurück die Keren des Todes.
Darum laß mir nicht ſinken den Muth! bewahre vor Frevel
Deine Lippen und ſchleuß dem feindlichen Spotte dein Ohr zu.
Oft begrub ſchon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgeſprochen, geneſen und froh der beleuchtenden Sonne.
Dränget nicht oft Poſeidon den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Syrt' und ſpaltet Planken und Ribben?
Gleich entſinket das Ruder der Hand, und des verſtenden Schiffes
Trümmer, von Männern gefaßt, zerſtreuet der Gott in den Wogen.
Alle will er verderben, doch rettet manchen der Dämon.
So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen erſte,
Wem von Ilios Feld Rückkehr nach Hauſe beſtimmt ſey.

Alſo ſprach er und ſchwieg; da riß die göttliche Here
Schnell vom Sitze ſich auf und ſtand, wie ein Berg in dem Meer ſteht,
Deſſen erhabene Gipfel des Aethers Wetter umleuchten.
Zürnend ſprach ſie und hoch, die Einzige, würdigen Weſens:
Schrecklicher, wankend Geſinnter! was ſollen die täuſchenden Worte?
Sprächeſt du mich zu reizen etwa? und dich zu ergötzen,
Wenn ich zürne, mir ſo vor den Himmliſchen Schmach zu bereiten?
Denn ich glaube wohl kaum, daß ernſtlich das Wort dir bedacht ſey.
Ilios fällt! du ſchwurſt es mir ſelbſt, und die Winke des Schickſals

Deuten alle dahin, ſo mag denn auch fallen Achilleus!
Er, der beſte der Griechen, der würdige Liebling der Götter.
Denn wer im Wege ſteht dem Geſchick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, ſtürzt in den Staub, ihn zerſtampfen die Roſſe,
Ihn zerauetſchet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.
Alſo acht' ich es nicht, wieviel du auch Zweifel erregeſt,
Jene vielleicht zu erquicken, die weich ſich den Schmerzen dahingiebt.
Aber dieß ſag' ich dir doch und nimm dir ſolches zu Herzen:
Willkür bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menſchen,
Wenn ſie in Thaten ſich zeigt, auch nur in Worten ſich kund giebt.
Denn ſo hoch wir auch ſtehn, ſo iſt der ewigen Götter
Ewigſte Themis allein, und dieſe muß dauren und walten,
Wenn dein Reich dereinſt, ſo ſpät es auch ſey, der Titanen
Uebermachtiger Kraft, der lange gebändigten, weichet.

Aber unbewegt und heiter verſetzte Kronion:
Weiſe ſprichſt du, nicht handelſt du ſo, denn es bleibet verwerflich,
Auf der Erd' und im Himmel, wenn ſich der Genoſſe des Herrſchers
Zu den Widerſachern geſellt, geſchäh' es in Thaten,
Oder Worten; das Wort iſt nahenden Thaten ein Herold.
Alſo bedeut' ich dir dieſes: beliebt's, Unruhige, dir noch
Heute des Kronios Reich, da unten waltend, zu theilen;
Steig' entſchloſſen hinab, erharre den Tag der Titanen,
Der, mich dünkt, noch weit vom Lichte des Aethers entfernt iſt.

Aber euch anderen ſag' ich es an, noch drängt nicht Verderben
Unaufhaltſam heran, die Mauern Troja's zu ſtürzen.
Auf denn! wer Troja beſchützt, beſchütze zugleich den Achilleus,
Und den übrigen ſteht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor,
Wenn ſie den trefflichſten Mann der begünſtigten Danaer tödten.
Alſo ſprechend erhub er vom Thron ſich nach ſeinen Gemächern.

Und von dem Sitze bewegt entfernten ſich Leto und Thetis
In die Tiefe der Hallen; des einſamen Wechſelgeſpräches
Traurige Wonne begehrend, und keiner folgte den beiden.
Nun zu Ares gekehrt rief aus die erhabene Here:
Sohn! was ſinneſt nun du, deß ungebändigte Willkür
Dieſen und jenen begünſtigt, den einen bald und den andern
Mit dem wechſelnden Glück der ſchrecklichen Waffen erfreuet.
Dir liegt nimmer das Ziel im Sinn, wohin es geſteckt ſey,
Augenblickliche Kraft nur und Wuth und unendlicher Jammer.
Alſo denk' ich, du werdeſt nun bald in der Mitte der Troer,
Selbſt den Achilleus bekämpfen, der endlich ſeinem Geſchick naht,
Und nicht unwerth iſt von Götterhänden zu fallen.

Aber Ares verſetzte darauf, mit Adel und Ehrfurcht:
Mutter, dieſes gebiete mir nicht: denn ſolches zu enden
Ziemte nimmer dem Gott. Es mögen die ſterblichen Menſchen
Unter einander ſich tödten, ſo wie ſie des Sieges Begier treibt.
Mein iſt ſie aufzuregen, aus ferner friedlicher Wohnung,
Wo ſie unbedrängt die herrlichen Tage genießen,
Sich um die Gaben der Ceres, der Nährerin, emſig bemühend.
Aber ich mahne ſie auf, von Oſſa begleitet; der fernen

Schlachten Getümmel erklingt vor ihren Ohren, es sauset
Schon der Sturm des Gefechts um sie her, und erregt die Gemüther
Gränzenlos; nichts hält sie zurück, und in muthigem Drange
Schreiten sie lechzend heran, der Todesgefahren begierig.
Also zieh' ich nun hin, den Sohn der lieblichen Eos,
Memnon, aufzurufen und Aethiopische Völker.
Auch das Amazonengeschlecht, dem Männer verhaßt sind.
Also sprach er und wandte sich ab; doch Kypris, die holde,
Faßt' ihn und sah ihm ins Aug' und sprach mit herrlichem Lacheln:

Wilder, stürmst du so fort! die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird.
Thu' es, ich halte dich nicht! Denn um die schönste der Frauen
Ist es ein wertherer Kampf als je um der Güter Besitzthum.
Aber errege mir nicht die Aethiopischen Völker,
Die den Göttern so oft die frömmsten Feste bekränzen,
Reines Lebens, ich gab die schönsten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber sey mir gepriesen, wenn du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführst;
Denn mir sind sie verhaßt, die rohen, welche der Männer
Süße Gemeinschaft fliehn und Pferdebändigerinnen
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren.

Also sprach sie und sah dem Eilenden nach; doch behende
Wandte die Augen sie ab, des Phöbos Wege zu spähen,
Der sich von dem Olympos zur blühenden Erde herabließ,

Dann das Meer durchſchritt, die Inſeln alle vermeidend,
Nach dem Thymbräiſchen Thal hineilete, wo ihm ein Tempel
Ernſt und würdig ſtand, von Trojas Völkern umfloſſen,
Als es Friede noch war, wo alles der Feſte begehret.
Aber nun ſtand er leer und ohne Feier und Wettkampf.
Dort erblickt' ihn die kluge, gewandte Kypris, die Göttin,
Ihm zu begegnen geſinnt, denn mancherlei wälzt ſie im Buſen.

Und zu Here ſprach die ernſte Pallas Athene:
Göttin! du zürneſt mir nicht. Ich ſteige jetzo hernieder,
Jenem zur Seite zu treten, den bald nun das Schickſal ereilet.
Solch ein ſchönes Leben verdient nicht zu enden in Unmuth.
Gern geſteh' ich es dir, vor allen Helden der Vorzeit,
Wie auch der Gegenwart, lag ſtets mir Achilleus am Herzen;
Ja, ich hätte mich ihm verbunden in Lieb' und Umarmung,
Könnten Tritogeneien die Werke der Kypris geziemen;
Aber wie er den Freund mit gewaltiger Neigung umfaßt hat,
Alſo halt' ich auch ihn; und ſo wie er jenen bejammert,
Werd' ich, wenn er nun fällt, den Sterblichen klagen, die Göttin.
Ach! daß ſchon ſo frühe das ſchöne Bildniß der Erde
Fehlen ſoll! die breit und weit am Gemeinen ſich freuet.
Daß der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Freſſender Flamme ſoll dahingegeben zerſtieben.
Ach! und daß er ſich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden ſoll. Ein fürſtlicher Mann iſt ſo nöthig auf Erden.
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerſtörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als ſchaffender, endlich beweiſe,
Der die Ordnung beſtimmt nach welcher ſich Tauſende richten.

Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die mannertödtende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küsten und Sprten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.
Dieser aber baut sich sein Grab. Nicht kann oder soll ich
Meinen Liebling zurück von der Pforte des Aus geleiten,
Die er schon forschend umgeht und sucht, dem Freunde zu folgen,
Die ihm, so nahe sie klafft, noch nächtliche Dunkel umhullen.
Also sprach sie und blickte schrecklich hinaus in den weiten
Aether. Schrecklich blicket ein Gott da wo Sterbliche weinen.

Aber Here versetzte, der Freundin die Schulter berührend:
Tochter, ich theile mit dir die Schmerzen die dich ergreifen;
Denn wir denken ja gleich in vielem, so auch in diesem,
Daß ich vermeide des Mannes Umarmung, du sie verabscheust.
Aber desto geehrter ist stets uns der Würdige. Vielen
Frauen ist ein Weichling erwünscht, wie Anchises der blonde,
Oder Endymion gar, der nur als Schläfer geliebt ward.
Aber fasse dich nun, Kronions würdige Tochter,
Steige hinab zum Peliden und fülle mit göttlichem Leben
Seinen Busen, damit er vor allen sterblichen Menschen
Heute der glücklichste sey, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reiche.

Pallas eilig schmückte den Fuß mit den goldenen Sohlen,
Die durch den weiten Raum des Himmels und über das Meer sie

Tragen, schritt so hinaus und durchstrich die ätherischen Räume,
So wie die untere Luft, und auf die Skamandrische Höhe
Senkte sie schnell sich hinab, aus weitgesehene Grabmal
Aesyetes. Nicht blickten sie erst nach der Veste der Stadt hin,
Nicht in das ruhige Feld, das zwischen des heiligen Xanthos
Immerstießendem Schmuck und des Simois steinigem breitem
Trockenem Bette, hinab nach dem kiesigen Ufer sich strecket.
Nicht durchlief ihr Blick die Reihen der Schiffe, der Zelte,
Spähete nicht im Gewimmel herum des geschäftigen Lagers;
Meerwärts wandte die Göttliche sich, der Sigeïsche Hügel
Füllt' ihr das Auge, sie sah den rüstigen Peleionen
Seinem geschäftigen Volke der Myrmidonen gebietend.

Gleich der beweglichen Schaar Ameisen, deren Geschäfte
Tief im Walde der eilende Tritt des Jägers gestöret,
Ihren Haufen zerstreuend, wie lang' er und sorglich getürmt war.
Schnell die gesellige Menge, zu tausend Schaaren zerschoben,
Wimmelt sie hin und her, und einzelne Tausende wimmeln,
Jede das Nächste fassend und sich nach der Mitte bestrebend,
Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthischen Kegels.
Also die Myrmidonen, sie häuften Erde mit Erde,
Rings von außen den Wall auftürmend, also erwuchs er
Höher, augenblicks, hinauf in beschriebenem Kreise.

Aber Achilleus stand im Grunde des Bechers, umgeben
Rings von dem stürzenden Wall, der um ihn ein Denkmal emporstieg.
Hinter ihn trat Athene, nicht fern, des Antilochos Bildung
Hüllte die Göttin ein, nicht ganz, denn herrlicher schien er.

Bald nun zurückgewandt, erblickte den Freund der Pelide
Freudig, ging ihm entgegen und sprach, die Hand ihm ergreifend:
Trauter, kommst du mir auch das ernste Geschäft zu befördern,
Das der Jünglinge Fleiß mir nah und näher vollbringet?
Sieh! wie rings der Damm sich erhebt und schon nach der Mitte
Sich der rollende Schutt, den Kreis verengend, herandrängt.
Solches mag die Menge vollenden, doch dir sey empfohlen
In der Mitte das Dach, den Schirm der Urne zu bauen.
Hier! zwei Platten sondert' ich aus, beim Graben gefundne
Ungeheure; gewiß der Erderschüttrer Poseidon
Riß vom hohen Gebirge sie los und schleuderte hierher
Sie, an des Meeres Rand, mit Kies und Erde sie deckend.
Diese bereiteten stelle sie auf, an einander sie lehnend
Baue das feste Gezelt! darunter möge die Urne
Stehen, heimlich verwahrt, fern bis ans Ende der Tage.
Fülle die Lücke sodann des tiefen Raumes mit Erde,
Immer weiter heran, bis daß der vollendete Kegel,
Auf sich selber gestürzt, den künftigen Menschen ein Mal sey.

Also sprach er, und Zeus klaräugige Tochter Athene
Hielt ihm die Hände noch fest, die schrecklichen, denen im Streite
Ungern nahet ein Mann, und wenn er der trefflichste wäre.
Diese drückt sie geschlossen mit göttlicher freundlicher Stärke,
Wiederholend, und sprach die holden erfreuenden Worte:
Lieber, was du gebeutst, vollendet künftig der deinen
Letzter, sey es nun ich, sey auch es ein andrer, wer weiß es.
Aber laß uns sogleich, aus diesem drängenden Kreise

Steigend hinauf, des Walles erhabenen Rücken umschreiten.
Dorten zeigt sich das Meer und das Land und die Inseln der Ferne.
Also sprach sie und regte sein Herz und hob, an der Hand ihn
Führend, leicht ihn hinauf, und also wandelten beide
Um den erhabenen Rand des immer wachsenden Dammes.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, versuchende freundliche Worte:
Welche Segel sind dieß, die zahlreich, hinter einander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Diese nahen, mich dünkt, so bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, versetzte der große Pelide,
Truget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, so sind es
Kühne, Phönikische Männer, begierig mancherlei Reichthums.
Aus den Inseln führen sie her willkommene Nahrung,
Zu dem Achäischen Heer, das lange vermißte die Zufuhr.
Wein und getrocknete Frucht und Heerden blöckenden Viehes.
Ja, sie sollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugestärkten heranruft.

Wahrlich! versetzte darauf die bläulich blickende Göttin:
Keineswegs irrte der Mann, der hier an der Küste
Sich die Warte zu schaffen die Seinigen sämmtlich erregte,
Künftig ins hohe Meer nach kommenden Schiffen zu spähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteste Raum eröffnet hier sich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet strebenden Schiffen,

Oder folgt. Fürwahr! ein Mann von Okeanos Strömen
Kommend, und körniges Gold des hintersten Phasis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tausch, das Meer zu durchstreifen,
Immer würd' er gesehn, wohin er sich wendete. Schiff' er
Durch die salzige Fluth des breiten Hellespontos
Nach des Kroniden Wieg' und nach dem Strömen Aegyptos,
Die Tritonische Syrte zu sehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niedersteigenden Rosse
Helios zu begrüßen und dann nach Hause zu kehren,
Reich mit Waaren beladen, wie manche Küste geboten,
Dieser würde gesehn so hinwärts also auch herwärts.
Selbst auch wohnet, mich däucht, dort hinten zu, wo sich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdrossen,
Mancher entschlossene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt sich ins offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd gelangt er hieher, und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Gesellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiederte froh der Pelide:
Weislich sagst du mir das, des weisesten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige schauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör' ich dich an, die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Brust, die schon so lang ich entbehre.
Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchschneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern sprechen:
Hier liegt keineswegs der Achaer geringster bestattet

Denen zurück den Weg der Mören Strenge versagt hat;
Denn nicht wenige trugen den thürmenden Hügel zusammen.

Nein! so redet er nicht, versetzte heftig die Göttin:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort ist das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den so frühe der Erde der Mören Willkür entrissen.
Denn das sag' ich dir an, ein wahrheitsliebender Seher,
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos Strom, wo die Rosse Helios herführt,
Ueber den Scheitel sie lenkend, bis hin wo er Abends hinabsteigt,
Ja, so weit nur der Tag und die Nacht reicht, siehe, verbreitet
Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneia's,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
Stirbt mein Vater dereinst, der graue reißige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht
Allen künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Gleich versetzte darauf einstimmende Reden Achilleus:
Ja, so schätzt der Mensch das Leben, als heiliges Kleinod,

Daß er jenen am meisten verehrt, der es trotzig verschmaher.
Manche Tugenden giebt's der hohen verständigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der alles umfassenden
Liebe;
Aber keine wird so verehrt von sämmtlichen Menschen
Als der festere Sinn, der, statt dem Tode zu weichen,
Selbst der Keren Gewalt zum Streite muthig heranruft.
Auch ehrwürdig sogar erscheinet künft'gen Geschlechtern
Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entschlossen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Sieges.

Also sprach er, doch ihm erwiederte Pallas Athene:
Schickliches hast du gesprochen, denn so begegnet's den Menschen;
Selbst den geringsten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich steht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite.
Selbst des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alkestis, die stille Gattin, genennet
Unter den Helden, die sich für ihren Admetos dahingab.
Aber Keinem steht ein herrlicher größeres Loos vor,
Als dem, welcher im Streit unzähliger Männer der erste
Ohne Frage gilt, die hier, Achaischer Abkunft
Oder heimische Phrygen, unendliche Kämpfe durchstreiten.
Mnemosyne wird eh' mit ihren herrlichen Töchtern
Jener Schlachten vergessen, der ersten göttlichen Kämpfe,
Die dem Kroniden das Reich befestigten, wo sich die Erde,

Wo sich Himmel und Meer bewegten in flammendem Antheil,
Eh' die Erinnrung verlöschen der argonautischen Kühnheit,
Und Herculischer Kraft nicht mehr die Erde gedenken,
Als daß dieses Gefild und diese Küste nicht sollten
Kunden hinfort zehnjährigen Kampf und die Gipfel der Thaten.
Und dir war es bestimmt, in diesem herrlichen Kriege,
Der ganz Hellas erregt und seine rüstigen Streiter
Ueber das Meer getrieben, so wie die letzten Barbaren,
Bundesgenossen der Troer, hieher zum Kampfe gefordert,
Immer der erste genannt zu seyn, als Führer der Völker.
Wo sich nun künftig der Kranz der ruhigen Männer versammelt
Und den Sänger vernimmt, in sicherem Hafen gelandet,
Ruhend auf gehauenem Stein von der Arbeit des Ruders
Und vom schrecklichen Kampf mit unbezwinglichen Wellen;
Auch am heiligen Fest um den herrlichen Tempel gelagert
Zeus des Olympiers, oder des fernetreffenden Phöbos,
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt ward,
Immer wird dein Name zuerst von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preisend erwähnte.
Allen erhebst du das Herz, als gegenwärtig, und allen
Tapfern verschwindet der Ruhm, sich auf dich Einen vereinend.

Drauf mit ernstem Blick versetzte lebhaft Achilleus:
Dieses redest du bieder und wohl, ein verständiger Jüngling.
Denn zwar reizt es den Mann zu sehn die drängende Menge
Seinetwegen versammelt, im Leben, gierig des Schauens,
Und so freut es ihn auch den holden Sänger zu denken,
Der des Gesanges Kranz mit seinem Namen verflechtet;

Aber reizender iſt's ſich nahverwandter Geſinnung
Edeler Manner zu freun, im Leben ſo auch im Tode.
Denn mir ward auf der Erde nichts köſtlichers jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax die Hand, der Telamonier, ſchüttelt,
Abends, nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe,
Sich des Sieges erfreuend und niedergemordeter Feinde.
Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menſchen zu gönnen
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle ſitzend und Speiſe die Fülle genießend,
Auch dazu den ſtärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward ſo wohl nicht jenes Tages beſchieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephäſtos dem König geſchaffen;
Damals war beſchloſſen der unvermeidliche Jammer
Allen ſterblichen Menſchen, die je die Erde bewohnen.
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet,
Trügend ſelbſt durch himmliſchen Glanz und erquickende Strahlen.
Denn im Buſen des Menſchen iſt ſtets des unendlichen Haders
Quelle zu fließen geneigt, des ruhigſten Hauſes Verderber.
Neid und Herrſchſucht und Wunſch des unbedingten Beſitzes
Weit vertheileten Guts, der Heerden, ſo wie des Weibes,
Die ihm göttlich ſcheinend gefährlichen Jammer ins Haus bringt.
Und wo raſtet der Menſch von Müh' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit ſchicklicher Furche durchziehet?
Ueberall ſind Gefahren ihm nah, und Tyche, der Mören

Aelteste, reget den Boden der Erde so gut als das Meer auf.
Also sag' ich dir dieß: der Glücklichste denke zum Streite
Immer gerüstet zu seyn, und jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios Blick zu scheiden immer bereit ist.

Lächelnd versetzte darauf die Göttin Pallas Athene:
Laß dieß alles uns nun beseitigen! Jegliche Rede,
Wie sie auch weise sey, der erdegeborenen Menschen,
Löset die Räthsel nicht der undurchdringlichen Zukunft.
Darum gedenk' ich besser des Zwecks, warum ich gekommen,
Dich zu fragen, ob du vielleicht mir irgend gebötest,
Dir sogleich zu besorgen das Nöthige, wie auch den Deinen.

Und mit heiterem Ernst versetzte der große Pelide:
Wohl erinnerst du mich, der weisere, was es bedürfe.
Mich zwar reizet der Hunger nicht mehr, noch der Durst, noch ein anders
Erdegebornes Verlangen, zur Feier fröhlicher Stunden;
Aber diesen ist nicht, den treu arbeitenden Männern,
In der Mühe selbst der Mühe Labung gegeben.
Forderst du auf der Deinigen Kraft, so mußt du sie stärken
Mit den Gaben der Ceres, die alles Nährende spendet.
Darum eile hinab, mein Freund, und sende des Brodes
Und des Weines genug, damit wir fördern die Arbeit.
Und am Abende soll der Geruch willkommenen Fleisches
Euch entgegendampfen, das erst geschlachtet dahin fiel.
Also sprach er laut; die Seinen hörten die Worte,
Lächelnd unter einander, erquickt vom Schweiße der Arbeit.

Aber hinab stieg Pallas, die göttliche, fliegenden Schrittes
Und erreichte sogleich der Myrmidonen Gezelte,

Unten am Fuße des Hügels, die rechte Seite des Lagers
Treu bewachend; es fiel dieß Loos dem hohen Achilleus.
Gleich erregte die Göttin die ſtets vorſichtigen Männer,
Welche die goldene Frucht der Erde reichlich bewahrend
Sie dem ſtreitenden Mann zu reichen immer bereit ſind.
Dieſe nun rief ſie an und ſprach die gebietenden Worte:
Auf! was ſäumet ihr nun des Brodes willkommene Nahrung
Und des Weines hinauf den Schwerbemühten zu bringen!
Die nicht heut am Gezelt in frohem Geſchwätze verſammelt
Sitzen, das Feuer ſchürend ſich tägliche Nahrung bereiten.
Auf, ihr Faulen, ſchaffet ſogleich den thätigen Männern
Was der Magen bedarf; denn allzuoft nur verkürzt ihr
Streitendem Volke den ſchuldigen Lohn verheißener Nahrung.
Aber, mich dünkt, euch ſoll des Herrſchenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht her um euretwillen geführt hat.
Alſo ſprach ſie, und jene gehorchten, verdroſſenen Herzens
Eilend, und ſchafften die Fülle heraus, die Mauler beladend.

REMINISCENCE PICTORIALE

Reineke Fuchs.

In zwölf Gesängen.

Erſter Geſang.

Pfingſten, das liebliche Feſt, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büſchen und Hecken
Uebten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wieſe ſproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Feſtlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Nobel, der König, verſammelt den Hof; und ſeine Vaſallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele ſtolze Geſellen von allen Seiten und Enden,
Lütke, der Kranich, und Markart der Häher, und alle die Beſten.
Denn der König gedenkt mit allen ſeinen Baronen
Hof zu halten in Feier und Pracht; er läßt ſie berufen
Alle mit einander, ſo gut die großen als kleinen.
Niemand ſollte fehlen! und dennoch fehlte der eine,
Reineke Fuchs, der Schelm! der viel begangenen Frevels
Halben des Hofs ſich enthielt. So ſcheuet das böſe Gewiſſen
Licht und Tag, es ſcheute der Fuchs die verſammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte ſie alle beleidigt,
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verſchont' er.

Isegrim aber, der Wolf, begann die Klage; von allen
Seinen Vettern und Gönnern, von allen Freunden begleitet,
Trat er vor den König und sprach die gerichtlichen Worte:
Gnadigster König und Herr! vernehmet meine Beschwerden.
Edel seyd ihr und groß und ehrenvoll, jedem erzeigt ihr
Recht und Gnade: so laßt euch denn auch des Schadens erbarmen,
Den ich von Reineke Fuchs mit großer Schande gelitten.
Aber vor allen Dingen erbarmt euch, daß er mein Weib so
Freventlich öfters verhöhnt, und meine Kinder verletzt hat.
Ach! er hat sie mit Unrath besudelt, mit ätzendem Unflath,
Daß mir zu Hause noch drei in bittrer Blindheit sich qualen.
Zwar ist alle der Frevel schon lange zur Sprache gekommen,
Ja ein Tag war gesetzt zu schlichten solche Beschwerden;
Er erbot sich zum Eide, doch bald besann er sich anders
Und entwischte behend nach seiner Veste. Das wissen
Alle Männer zu wohl, die hier und neben mir stehen.
Herr! ich könnte die Drangsal, die mir der Bube bereitet,
Nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen erzählen.
Würde die Leinwand von Gent, so viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, sie faßte die Streiche nicht alle,
Und ich schweige davon. Doch meines Weibes Entehrung
Frißt mir das Herz; ich räche sie auch, es werde was wolle.

Als nun Isegrim so mit traurigem Muthe gesprochen,
Trat ein Hündchen hervor, hieß Wackerlos, redte Französisch
Vor dem König: wie arm es gewesen und nichts ihm geblieben
Als ein Stückchen Wurst in einem Wintergebüsche;
Reineke hab' auch das ihm genommen! Jetzt sprang auch der Kater

Hinze zornig hervor und ſprach: Erhabner Gebieter,
Niemand beſchwere ſich mehr daß ihm der Böſewicht ſchade,
Denn der König allein! Ich ſag' euch, in dieſer Geſellſchaft
Iſt hier niemand, jung oder alt, er fürchtet den Frevler
Mehr als euch! doch Wackerlos Klage will wenig bedeuten,
Schon ſind Jahre vorbei, ſeit dieſe Händel geſchehen;
Mir gehörte die Wurſt! Ich ſollte mich damals beſchweren.
Jagen war ich gegangen: auf meinem Wege durchſucht' ich
Eine Mühle zu Nacht; es ſchlief die Müllerin; ſachte
Nahm ich ein Würſtchen, ich will es geſtehn; doch hatte zu dieſer
Wackerlos irgend ein Recht, ſo dankt' er's meiner Bemühung.

Und der Panther begann: was helfen Klagen und Worte!
Wenig richten ſie aus, genug das Uebel iſt ruchtbar.
Er iſt ein Dieb, ein Mörder! Ich darf es kühnlich behaupten,
Ja, es wiſſen's die Herren, er übet jeglichen Frevel.
Möchten doch alle die Edlen, ja ſelbſt der erhabene König
Gut und Ehre verlieren; er lachte, gewänn' er nur etwa
Einen Biſſen dabei von einem fetten Capaune.
Laßt euch erzählen, wie er ſo übel an Lampen dem Haſen
Geſtern that; hier ſteht er! der Mann, der keinen verletzte.
Reineke ſtellte ſich fromm und wollt' ihn allerlei Weiſen
Kürzlich lehren und was zum Caplan noch weiter gehöret,
Und ſie ſetzten ſich gegen einander, begannen das Credo.
Aber Reineke konnte die alten Tücken nicht laſſen;
Innerhalb unſers Königes Fried' und freiem Geleite
Hielt er Lampen gefaßt mit ſeinen Klauen und zerrte
Tückiſch den redlichen Mann. Ich kam die Straße gegangen,
Hörte beider Geſang, der, kaum begonnen, ſchon wieder
Endete. Horchend wundert' ich mich, doch als ich hinzukam,

Kannt' ich Reineken ſtracks, er hatte Lampen beim Kragen;
Ja er hätt' ihm gewiß das Leben genommen, wofern ich
Nicht zum Glücke des Wegs gekommen wäre. Da ſteht er!
Seht die Wunden an ihm, dem frommen Manne, den keiner
Zu beleidigen denkt. Und will es unſer Gebieter,
Wollt ihr Herren es leiden, daß ſo des Königes Friede,
Sein Geleit und Brief von einem Diebe verhöhnt wird;
O ſo wird der König und ſeine Kinder noch ſpäten
Vorwurf hören von Leuten, die Recht und Gerechtigkeit lieben.

Iſegrim ſagte darauf: ſo wird es bleiben, und leider
Wird uns Reineke nie was Gutes erzeigen. O! läg' er
Lange todt; das wäre das Beſte für friedliche Leute;
Aber wird ihm dießmal verziehn, ſo wird er in kurzem
Etliche kühnlich berücken, die nun es am wenigſten glauben.

Reinekens Neffe, der Dachs, nahm jetzt die Rede und muthig
Sprach er zu Reinekens Beſtem, ſo falſch auch dieſer bekannt war.
Alt und wahr, Herr Iſegrim! ſagt' er, beweiſ't ſich das Sprichwort:
Feindes Mund frommt ſelten. So hat auch wahrlich mein Oheim
Eurer Worte ſich nicht zu getröſten. Doch iſt es ein Leichtes.
Wär' er hier am Hofe ſo gut als ihr, und erfreut' er
Sich des Königes Gnade, ſo möcht' es euch ſicher gereuen,
Daß ihr ſo hämiſch geſprochen und alte Geſchichten erneuert.
Aber was ihr Uebels an Reineken ſelber verübet,
Uebergeht ihr; und doch es wiſſen es manche der Herren,
Wie ihr zuſammen ein Bündniß geſchloſſen und beide verſprochen

Als zwei gleiche Geſellen zu leben. Das muß ich erzählen;
Denn im Winter einmal erduldet' er große Gefahren
Euretwegen. Ein Fuhrmann, er hatte Fiſche geladen,
Fuhr die Straße; ihr ſpürtet ihn aus und hättet um alles
Gern von der Waare gegeſſen; doch fehlt es euch leider am Gelde.
Da beredetet ihr den Oheim, er legte ſich liſtig
Grade für todt in den Weg. Es war beim Himmel ein kühnes
Abenteuer! Doch merket was ihm für Fiſche geworden.
Und der Fuhrmann kam und ſah im Gleiſe den Oheim,
Haſtig zog er ſein Schwert, ihm eins zu verſetzen; der Kluge
Rührt' und regte ſich nicht, als wär' er geſtorben; der Fuhrmann
Wirft ihn auf ſeinen Karrn, und freut ſich des Balges im voraus.
Ja, das wagte mein Oheim für Iſegrim; aber der Fuhrmann
Fuhr dahin, und Reineke warf von den Fiſchen herunter.
Iſegrim kam von ferne geſchlichen, verzehrte die Fiſche.
Reineken mochte nicht länger zu fahren belieben; er hub ſich,
Sprang vom Karren und wünſchte nun auch von der Beute zu ſpeiſen.
Aber Iſegrim hatte ſie alle verſchlungen; er hatte
Ueber Noth ſich beladen, er wollte berſten. Die Gräten
Ließ er allein zurück, und bot dem Freunde den Reſt an.
Noch ein anderes Stückchen! auch dieß erzähl' ich euch wahrhaft.
Reineken war es bewußt, bei einem Bauer am Nagel
Hing ein gemäſtetes Schwein, erſt heute geſchlachtet; das ſagt' er
Treu dem Wolfe: ſie gingen dahin, Gewinn und Gefahren
Redlich zu theilen. Doch Müh' und Gefahr trug jener alleine.

Denn er kroch zum Fenſter hinein und warf mit Bemühen
Die gemeinſame Beute dem Wolf herunter; zum Unglück
Waren Hunde nicht fern, die ihn im Hauſe verſpürten,
Und ihm wacker das Fell zerzauſ'ten. Verwundet entkam er,
Eilig ſucht' er Iſegrim auf und klagt' ihm ſein Leiden,
Und verlangte ſein Theil. Da ſagte jener: ich habe
Dir ein köſtliches Stück verwahrt; nun mache dich drüber,
Und benage mir's wohl; wie wird das Fette dir ſchmecken!
Und er brachte das Stück; das Krummholz war es, der Schlachter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köſtliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem Ungerechten, verſchlungen.
Reineke konnte vor Zorn nicht reden, doch was er ſich dachte
Denket euch ſelbſt. Herr König, gewiß, daß hundert und drüber
Solcher Stückchen der Wolf an meinem Oheim verſchuldet!
Aber ich ſchweige davon. Wird Reineke ſelber gefordert,
Wird er ſich beſſer vertheid'gen. Indeſſen, gnädigſter König,
Edler Gebieter, ich darf es bemerken! Ihr habet, es haben
Dieſe Herren gehört, wie thöricht Iſegrims Rede
Seinem eignen Weibe und ihrer Ehre zu nah tritt,
Die er mit Leib und Leben beſchützen ſollte. Denn freilich
Sieben Jahre ſind's her und drüber, da ſchenkte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der ſchönen
Frauen Gieremund; ſolches geſchah beim nächtlichen Tanze;
Iſegrim war verreiſ't, ich ſag' es wie mir's bekannt iſt.
Freundlich und höflich iſt ſie ihm oft zu Willen geworden,
Und was iſt es denn mehr? Sie bracht' es niemals zur Klage,
Ja, ſie lebt und befindet ſich wohl, was macht er für Weſen?
Wär' er klug, ſo ſchwieg' er davon; es bringt ihm nur Schande.

Weiter, ſagte der Dachs: nun kommt das Mährchen vom Haſen!
Eitel leeres Gewäſche! Den Schüler ſollte der Meiſter
Etwa nicht züchtigen, wenn er nicht merkt und übel beſtehet?
Sollte man nicht die Knaben beſtrafen und ginge der Leichtſinn,
Ginge die Unart ſo hin, wie ſollte die Jugend erwachſen?
Nun klagt Wackerlos, wie er ein Würſtchen im Winter verloren
Hinter der Hecke; das ſollt' er nun lieber im Stillen verſchmerzen;
Denn wir hören es ja, ſie war geſtohlen; zerronnen
Wie gewonnen; und wer kann meinem Oheim verargen,
Daß er geſtohlenes Gut dem Diebe genommen? Es ſollen
Edle Männer von hoher Geburt ſich gehäſſig den Dieben
Und gefährlich erzeigen. Ja, hätt' er ihn damals gehangen,
War es verzeihlich. Doch ließ er ihn los den König zu ehren;
Denn am Leben zu ſtrafen gehört dem König alleine.
Aber wenigen Danks kann ſich mein Oheim getröſten,
So gerecht er auch ſey und Uebelthaten verwehret.
Denn ſeitdem des Königs Friede verkündiget worden,
Halt ſich niemand wie er. Er hat ſein Leben verändert,
Speiſet nur einmal des Tags, lebt wie ein Klausner, kaſteit ſich,
Trägt ein härenes Kleid auf bloßem Leibe und hat ſchon
Lange von Wildpret und zahmem Fleiſche ſich gänzlich enthalten,
Wie mir noch geſtern einer erzählte, der bei ihm geweſen.
Malepartus, ſein Schloß, hat er verlaſſen, und baut ſich
Eine Klauſe zur Wohnung. Wie er ſo mager geworden,
Bleich von Hunger und Durſt und andern ſtrengeren Bußen,
Die er reuig erträgt, das werdet ihr ſelber erfahren.
Denn was kann es ihm ſchaden, daß hier ihn jeder verklaget?
Kommt er hieher, ſo führt er ſein Recht aus und macht ſie zu Schanden.

Als nun Grimbart geendigt, erschien zu großem Erstaunen
Henning, der Hahn, mit seinem Geschlecht. Auf trauriger Bahre,
Ohne Hals und Kopf, ward eine Henne getragen,
Krahfuß war es, die beste der eierlegenden Hennen.
Ach, es floß ihr Blut und Reineke hatt' es vergossen!
Jetzo sollt' es der König erfahren. Als Henning, der wackre,
Vor dem König erschien, mit höchstbetrübter Gebärde,
Kamen mit ihm zwei Hähne, die gleichfalls trauerten.
Kreyant
Hieß der eine, kein besserer Hahn war irgend zu finden
Zwischen Holland und Frankreich; der andere durft' ihm zur Seite
Stehen, Kantart genannt, ein stracker kühner Geselle;
Beide trugen ein brennendes Licht: sie waren die Brüder
Der ermordeten Frau. Sie riefen über den Mörder
Ach und Weh! Es trugen die Bahr' zwei jüngere Hähne,
Und man konnte von fern die Jammerklage vernehmen.
Henning sprach: wir klagen den unersetzlichen Schaden,
Gnädigster Herr und König! Erbarmt euch, wie ich verletzt bin,
Meine Kinder und ich. Hier seht ihr Reinekens Werke!
Als der Winter vorbei, und Laub und Blumen und Blüthen
Uns zur Fröhlichkeit riefen, erfreut' ich mich meines Geschlechtes,
Das so munter mit mir die schönen Tage verlebte!
Zehen junge Söhne, mit vierzehn Töchtern, sie waren
Voller Lust zu leben; mein Weib, die treffliche Henne,
Hatte sie alle zusammen in Einem Sommer erzogen.
Alle waren so stark und wohl zufrieden; sie fanden
Ihre tägliche Nahrung an wohl gesicherter Stätte.

Reichen Mönchen gehörte der Hof, uns schirmte die Mauer,
Und sechs große Hunde, die wackern Genossen des Hauses,
Liebten meine Kinder und wachten über ihr Leben;
Reineken aber, den Dieb, verdroß es, daß wir in Frieden
Glückliche Tage verlebten und seine Ränke vermieden.
Immer schlich er bei Nacht um die Mauer und lauschte beim Thore;
Aber die Hunde bemerkten's; da mocht' er laufen! sie faßten
Wacker ihn endlich einmal und ruckten das Fell ihm zusammen;
Doch er rettete sich und ließ uns ein Weilchen in Ruhe.
Aber nun höret mich an! es währte nicht lange, so kam er
Als ein Klausner, und brachte mir Brief und Siegel. Ich kannt' es:
Euer Siegel sah ich am Briefe; da fand ich geschrieben:
Daß ihr festen Frieden so Thieren als Vögeln verkündigt.
Und er zeigte mir an: er sey ein Klausner geworden,
Habe strenge Gelübde gethan, die Sünden zu büßen,
Deren Schuld er leider bekenne. Da habe nun keiner
Mehr vor ihm sich zu fürchten. Er habe heilig gelobet,
Nimmermehr Fleisch zu genießen. Er ließ mich die Kutte beschauen,
Zeigte sein Scapulier. Daneben wies er ein Zeugniß,
Das ihm der Prior gestellt, und, um mich sicher zu machen,
Unter der Kutte ein härenes Kleid. Dann ging er und sagte:
Gott dem Herren seyd mir befohlen! ich habe noch vieles
Heute zu thun! ich habe die Sept und die None zu lesen
Und die Vesper dazu. Er las im Gehen und dachte
Vieles Böse sich aus, er sann auf unser Verderben.
Ich mit erheitertem Herzen erzählte geschwinde den Kindern
Eures Briefes fröhliche Botschaft, es freuten sich alle.
Da nun Reineke Klausner geworden, so hatten wir weiter

Keine Sorge, noch Furcht. Ich ging mit ihnen zuſammen
Vor die Mauer hinaus, wir freuten uns alle der Freiheit.
Aber leider bekam es uns übel. Er lag im Gebüſche
Hinterliſtig; da ſprang er hervor und verrannt' uns die Pforte;
Meiner Söhne ſchönſten ergriff er und ſchleppt' ihn von dannen,
Und nun war kein Rath, nachdem er ſie einmal gekoſtet;
Immer verſucht er es wieder; und weder Jäger noch Hunde
Konnten vor ſeinen Ranken bei Tag und bei Nacht uns bewahren.
So entriß er mir nun faſt alle Kinder; von zwanzig
Bin ich auf fünfe gebracht, die andern raubt' er mir alle.
O, erbarmt euch des bittern Schmerzes! er tödtete geſtern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt ſie! Er hat es gethan, o! nehmt es zu Herzen!

Und der König begann: kommt näher, Grimbart, und ſehet,
Alſo faſtet der Klausner, und ſo beweiſ't er die Buße!
Leb' ich noch aber ein Jahr, ſo ſoll es ihn wahrlich gereuen!
Doch was helfen die Worte! Vernehmet, trauriger Henning:
Eurer Tochter ermangl' es an nichts, was irgend den Todten
Nur zu Rechte geſchieht. Ich laſſ' ihr Vigilie ſingen,
Sie mit großer Ehre zur Erde beſtatten; dann wollen
Wir mit dieſen Herren des Mordes Strafe bedenken.

Da gebot der König, man ſollte Vigilie ſingen.
Domino placebo begann die Gemeine, ſie ſangen
Alle Verſe davon. Ich könnte ferner erzählen,
Wer die Lection geſungen und wer die Reſponſen;

Aber es währte zu lang', ich laſſ' es lieber bewenden.
In ein Grab war die Leiche gelegt und drüber ein ſchöner
Marmorſtein, polirt wie ein Glas, gehauen im Viereck,
Groß und dick, und oben drauf war deutlich zu leſen:
„Kratzefuß, Tochter Hennings des Hahns, die beſte der Hennen,
Legte viel Eier ins Neſt und wußte klüglich zu ſcharren.
Ach, hier liegt ſie! durch Reinekens Mord den Ihren genommen.
Alle Welt ſoll erfahren, wie bös und falſch er gehandelt,
Und die Todte beklagen." So lautete, was man geſchrieben.

Und es ließ der König darauf die Klügſten berufen,
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel beſtrafte,
Der ſo klärlich vor ihn und ſeine Herren gebracht war.
Und ſie riethen zuletzt: man habe dem liſtigen Frevler
Einen Boten zu ſenden, daß er um Liebes und Leides
Nicht ſich entzöge, er ſolle ſich ſtellen am Hofe des Königs
An dem Tage der Herrn, wenn ſie zunächſt ſich verſammeln;
Braun, den Bären, ernannte man aber zum Boten. Der König
Sprach zu Braun, dem Bären: Ich ſag' es, euer Gebieter,
Daß ihr mit Fleiß die Botſchaft verrichtet! Doch rath' ich zur Vorſicht:
Denn es iſt Reineke falſch und boshaft, allerlei Liſten
Wird er gebrauchen, er wird euch ſchmeicheln, er wird euch belügen,
Hintergehen wie er nur kann. Mit nicken, verſetzte
Zuverſichtlich der Bär: bleibt ruhig! ſollt' er ſich irgend
Nur vermeſſen und mir zum Hohne das Mindeſte wagen,
Seht, ich ſchwör' es bei Gott! der möge mich ſtrafen, wofern ich
Ihm nicht grimmig vergölte, daß er zu bleiben nicht wüßte.

Zweiter Gesang.

Also wandelte Braun, auf seinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüste, die groß war,
Lang und sandig und breit; und als er sie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reineke pflegte zu jagen;
Selbst noch Tages zuvor hatt' er sich dorten erlustigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reineke schöne Gebäude. Von allen Schlössern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beste.
Reineke wohnte daselbst, sobald er Uebels besorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Fest verschlossen. Da trat er davor und besann sich ein wenig;
Endlich rief er und sprach: Herr Oheim, seyd ihr zu Hause?
Braun der Bär ist gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geschworen, ihr solltet bei Hofe
Vor Gericht euch stellen, ich soll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es soll euch das Leben kosten; denn bleibt ihr dahinten,
Ist mit Galgen und Rad euch gedroht. Drum wählet das Beste,
Kommt und folget mir nach, sonst möcht' es euch übel bekommen.

Reineke hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte still und dachte: wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Compan die stolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schlosses, denn künstlich war es gebauet.
Löcher fanden sich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang und mancherlei Thüren zum Oeffnen und Schließen,
Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er daß man ihn suchte
Wegen schelmischer That, da fand er die beste Beschirmung.
Auch aus Einfalt hatten sich oft in diesen Mäandern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er klüglich,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er sich aber versichert, der Bär sey einzeln gekommen,
Ging er listig hinaus und sagte: wertheſter Oheim,
Seyd willkommen! Verzeiht mir! ich habe Vesper gelesen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank' euch, daß ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe, so darf ich es hoffen.
Seyd zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indessen
Bleibt der Tadel für den, der euch die Reise befohlen,
Denn sie ist weit und beschwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt seyd!
Eure Haare sind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König sonst keinen Boten zu senden,
Als den edelsten Mann, den er am meisten erhöhet?
Aber so sollt' es wohl seyn zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verleumdet.

Morgen setzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und so gedenk ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu schwer, die Reise zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speise gegessen,
Die mir übel bekommt; sie schmerzt mich gewaltig im Leibe.
Braun versetzte darauf: was war es Oheim? Der andre
Sagte dagegen: was könnt' es euch helfen, und wenn ich's erzählte.
Kümmerlich frist' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig,
Ist ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unsern nichts Besseres, müssen wir freilich
Honigscheiben verzehren, die sind wohl immer zu haben.
Doch ich esse sie nur aus Noth; nun bin ich geschwollen.
Wider Willen schluckt' ich das Zeug, wie sollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, so bleibt mir's ferne vom Gaumen.

Ei! was hab' ich gehört! versetzte der Braune; Herr Oheim!
Ei! verschmahet ihr so den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; o schafft mir davon, es soll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. — Ihr spottet, sagte der andre.
Nein wahrhaftig! verschwur sich der Bär, es ist ernstlich gesprochen.
Ist dem also, versetzte der Rothe: da kann ich euch dienen,
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß mit allem eurem Geschlechte
Saht ihr niemal so viel beisammen. Da lüstet' es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise. O führt mich,

Rief er, eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken,
Schafft mir Honig und wenn ich auch nicht gesättiget werde.
Gehen wir, sagte der Fuchs: es soll an Honig nicht fehlen,
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigsatt mach' ich euch heute, so viel ihr immer nur tragen
Möget. — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen
Bauern.

Reineke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs: ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bittrer Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviels Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es,
Und er sagte: mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet; nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief ihr möget. Nur rath' ich,
Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meint ihr, sagte der Bär, ich sey ein Vielfraß? mit nichten!
Maaß ist überall gut, bei allen Dingen. Und also

Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.
Reineke machte sich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.

Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war,
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüsteviel aufsprang.

Was es wäre? dachte der Meister, und brachte sein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu schaden gedächte.

Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.

Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint' auch Reineke freudig.

Als er Rüsteviel sah von ferne schreiten, da rief er:
Braun, wie steht es? Mäßiget euch und schonet des Honigs!
Sagt, wie schmeckt es? Rüsteviel kommt und will euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!

Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Veste.
Aber Rüsteviel kam und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beisammen

Schmauseten. Kommt! so rief er; in meinem Hofe gefangen
Hat sich ein Bär, ich sage die Wahrheit. Sie folgten und liefen,
Jeder bewehrte sich eilig, so gut er konnte. Der eine
Nahm die Gabel zur Hand, und seinen Rechen der andre,
Und der dritte, der vierte mit Spieß und Hacke bewaffnet
Kamen gesprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüstet.
Ja der Pfarrer und Küster, sie kamen mit ihrem Geräthe.
Auch die Köchin des Pfaffen (sie hieß Frau Jutte, sie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine), blieb nicht dahinten,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem sie am Tage gesessen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen. Der Braune
Hörte den wachsenden Lärm in seinen schrecklichen Nöthen
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume,
Nein! kein kläglicher Thier hat jemand gesehen! Es rieselt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm das Haupt zu befreien?
Denn es bleiben die Pfoten im Baume stecken; da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er ras'te sinnlos, die Klauen,
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider schmeckte dieß nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reineke Hoffnung gemacht; die Reise war übel gerathen,
Eine sorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet'
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht stehen,
Konnte nicht kriechen, noch gehn. Und Rüsteviel eilte zu schlagen,
Alle fielen ihn an, die mit dem Meister gekommen;
Ihn zu tödten war ihr Begehr. Es führte der Pater
Einen langen Stab in der Hand und schlug ihn von ferne.

Kümmerlich wandt' er ſich hin und her, es drängt ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten, ſie ſchlugen drauf los und riefen und ſchlugen,
Daß er vor ſchmerzlicher Angſt in eignem Unflath ſich wälzte
Alle ſetzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten;
Der krummbeinige Schloppe, mit dem breitnaſigen Ludolf,
Waren die ſchlimmſten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwiſchen den krummen Fingern; ihm ſtand ſein Schwager zur Seite,
Kückelrei war es, der Dicke, die beiden ſchlugen am meiſten.
Aber Quack und Frau Jutte dazu, ſie ließen's nicht fehlen;
Talke Lorden Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht dieſe genannten allein, denn Männer und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Kückelrei machte das meiſte Geſchrei, er dünkte ſich vornehm:
Denn Frau Willigetrud, am hinteren Thore (man wußt' es)
War die Mutter, bekannt war nie ſein Vater geworden.
Doch es meinten die Bauern, der Stoppelmäher, der ſchwarze
Sander, ſagten ſie, möcht' es wohl ſeyn, ein ſtolzer Geſelle,
Wenn er allein war. Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,
Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten.
Nun ſprang Rüſtevieks Bruder hervor und ſchlug mit dem langen,
Dicken Knüttel den Bären aufs Haupt, daß Hören und Sehen

Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die unter einander
Taumelten, fielen und schrien, und einige stürzten ins Wasser,
Und das Wasser war tief. Da rief der Pater und sagte:
Sehet, da unten schwimmt Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Rocken ist hier! O helft, ihr Männer! Ich gebe
Vier zwei Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade.
Alle ließen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weibern ans Wasser, man zog aufs Trockne die Fünfe.
Da indessen die Männer am Ufer beschäftiget waren,
Kroch der Bär ins Wasser vor großem Elend und brummte
Vor entsetzlichem Weh. Er wollte sich lieber ersäufen,
Als die Schläge so schändlich erdulden. Er hatte zu schwimmen
Nie versucht und hoffte sogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er sich schwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Wasser hinab, es sahen ihn alle die Bauern,
Riefen: das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!
Und sie waren verdrießlich, und schalten über die Weiber:
Besser blieben sie doch zu Hause! da seht nun, er schwimmet
Seiner Wege. Sie traten herzu, den Block zu besehen,
Und sie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen, du kommst uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande!
So verhöhnten sie ihn noch über den Schaden, doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern,
Die ihn geschlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Füße;

Fluchte Reinecken, der ihn verrieth. Mit ſolchen Gebeten,
Schwamm er weiter, es trieb ihn der Strom, der reißend und groß war,
Binnen weniger Zeit faſt eine Meile hinunter,
Und da kroch er ans Land am ſelbigen Ufer und keichte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne geſehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte
Plötzlich zu ſterben und rief: o Reineke, falſcher Verräther!
Loſes Geſchöpf! er dachte dabei der ſchlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reinekens Liſten.

Aber Reineke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu ſchaffen,
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort und ſchnappte ſich eines.
Lief und ſchleppte die Beute behend am Fluſſe hinunter.
Dann verzehrt' er ſie gleich und eilte nach andern Geſchäften
Immer am Fluſſe dahin und trank des Waſſers und dachte:
O wie bin ich ſo froh, daß ich den tölpiſchen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüſteviel hat ihm
Wohl das Beil zu koſten gegeben. Es zeigte der Bär ſich
Stets mir feindlich geſinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt, nun iſt er am Baume
Todt geblieben, deß will ich mich freun, ſo lang ich nur lebe.
Klagen und ſchaden wird er nicht mehr! — Und wie er ſo wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und ſieht den Bären ſich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
Rüſteviel, rief er: läſſiger Wicht! du grober Geſelle!
Solche Speiſe verſchmähſt du? die fett und guten Geſchmacks iſt,

Die manch ehrlicher Mann sich wünscht und die so gemächlich
Dir zu Handen gekommen. Doch hat für deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelassen! So dacht' er,
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: Herr Oheim, find' ich euch wieder?
Habt ihr etwas vergessen bei Rüsteviel? sagt mir, ich lass' ihm
Wissen, wo ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt ihr gewiß dem Manne gestohlen,
Oder habt ihr ihn redlich bezahlt? wie ist es geschehen?
Ei! wie seyd ihr gemalt? das ist ein schmähliches Wesen!
War der Honig nicht guten Geschmacks? Zu selbigem Preise
Steht noch mancher zu Kauf! Doch, Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habt ihr euch wohl so kürzlich gewidmet,
Daß ihr ein rothes Barret auf eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Seyd ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte euch schor, nach euren Ohren geschnappet,
Ihr verloret den Schopf, wie ich sehe, das Fell von den Wangen
Und die Handschuh dabei. Wo habt ihr sie hängen gelassen?
Und so mußte der Braune die vielen spöttischen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rathen noch helfen. Und, um nicht weiter zu hören,
Kroch er ins Wasser zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er
Krank und elend, und jammerte laut und sprach zu sich selber:
Schlüge nur einer mich todt! Ich kann nicht gehen und sollte
Nach des Königes Hof die Reise vollenden, und bleibe
So geschändet zurück von Reinekens bösem Verrathe.

Bring' ich mein Leben davon, gewiß dich soll es gereuen!
Doch er raffte sich auf und schleppte mit gräßlichen Schmerzen,
Durch vier Tage sich fort und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in seinem Elend erblickte,
Rief er: Gnadiger Gott! Erkenn' ich Braunen? Wie kommt er
So geschändet? Und Braun versetzte: leider erbärmlich
Ist das Ungemach, das ihr erblickt; so hat mich der Frevler
Reineke schändlich verrathen! Da sprach der König entrüstet:
Rachen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den sollte Reineke schanden?
Ja bei meiner Ehre, bei meiner Krone! das schwör' ich,
Alles soll Reineke büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, so trag' ich kein Schwert mehr,
ich will es geloben!

Und der König gebot, es solle der Rath sich versammeln,
Ueberlegen und gleich der Frevel Strafe bestimmen.
Alle riethen darauf, wofern es dem König beliebte,
Solle man Reineke abermals fordern, er solle sich stellen,
Gegen Anspruch und Klage sein Recht zu wahren. Es könne
Hinze der Kater sogleich die Botschaft Reineken bringen,
Weil er klug und gewandt sey. So riethen sie alle zusammen.

Und es vereinigte sich der König mit seinen Genossen,
Sprach zu Hinzen: merket mir recht die Meinung der Herren!
Ließ er sich aber zum drittenmal fordern, so soll es ihm
selbst und
Seinem ganzen Geschlechte zum ewigen Schaden gereichen;
Ist er klug, so komm' er in Zeiten. Ihr scharft ihm die Lehre;
Andre verachtet er nur, doch eurem Rathe gehorcht er.

Aber Hinze versetzte: zum Schaden oder zum Frommen
Mag es gereichen, komm' ich zu ihm, wie soll ich's beginnen?
Meinetwegen thut oder laßt es, aber ich dachte,
Jeden andern zu schicken ist besser, da ich so klein bin.
Braun der Bär ist so groß und stark, und konnt' ihn nicht zwingen;
Welcher Weise soll ich es enden? O! habt mich entschuldigt.

Du beredest mich nicht, versetzte der König: man findet
Manchen kleinen Mann voll List und Weisheit, die manchem
Großen fremd ist. Seyd ihr auch gleich kein Riese gewachsen,
Seyd ihr doch klug und gelehrt. Da gehorchte der Kater und sagte:
Euer Wille geschehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, so wird die Reise gelingen.

Dritter Gesang.

Nun war Hinze der Kater ein Stückchen Weges gegangen;
Einen Martins-Vogel erblickt' er von weiten, da rief er:
Edler Vogel! Glück auf! o wende die Flügel und fliege
Her zu meiner Rechten! Es flog der Vogel und setzte
Sich zur Linken des Katers, auf einem Baume zu singen.
Hinze betrübte sich sehr, er glaubte sein Unglück zu hören,
Doch er machte nun selber sich Muth, wie mehrere pflegen.
Immer wandert' er fort nach Malepartus, da fand er
Vor dem Hause Reineken sitzen, er grüßt' ihn und sagte:
Gott, der reiche, der gute, bescheer' euch glücklichen Abend!
Euer Leben bedrohet der König, wofern ihr euch weigert,
Mit nach Hofe zu kommen; und ferner läßt er euch sagen:
Stehet den Klägern zu Recht, sonst werden's die Eurigen büßen.
Reineke sprach: willkommen dahier, geliebtester Neffe!
Möget ihr Segen von Gott nach meinem Wunsche genießen.
Aber er dachte nicht so in seinem verräthrischen Herzen;
Neue Tücke sann er sich aus, er wollte den Boten
Wieder geschändet nach Hofe senden. Er nannte den Kater
Immer seinen Neffen, und sagte: Neffe, was setzt man
Euch für Speise nur vor? Man schläft gesättiget besser;
Einmal bin ich der Wirth, wir gingen dann morgen am Tage

Beide nach Hofe: ſo dünkt es mich gut. Von meinen Verwandten
Iſt mir keiner bekannt, auf den ich mich lieber verließe.
Denn der gefräßige Bär war trotzig zu mir gekommen.
Er iſt grimmig und ſtark, daß ich um Vieles nicht hätte
Ihm zur Seite die Reiſe gewagt. Nun aber verſteht ſich's,
Gerne geh' ich mit euch. Wir machen uns frühe des Morgens
Auf den Weg: ſo ſcheinet es mir das Beſte gerathen.
Hinze verſetzte darauf: es wäre beſſer wir machten
Gleich uns fort nach Hofe, ſo wie wir gehen und ſtehen.
Auf der Heide ſcheinet der Mond, die Wege ſind trocken.
Reineke ſprach: ich finde bei Nacht das Reiſen gefährlich,
Mancher grüßet uns freundlich bei Tage, doch käm' er im Finſtern
Uns in den Weg, es möchte wohl kaum zum Beſten gerathen.
Aber Hinze verſetzte: ſo laßt mich wiſſen, mein Neffe,
Bleib' ich hier, was ſollen wir eſſen? Und Reineke ſagte:
Aermlich behelfen wir uns; doch wenn ihr bleibet, ſo bring' ich
Friſche Honigſcheiben hervor, ich wähle die klärſten.
Niemals eſſ' ich dergleichen, verſetzte murrend der Kater:
Fehlet euch alles im Hauſe, ſo gebt eine Maus her! Mit dieſer
Bin ich am beſten verſorgt und ſparet den Honig für andre.
Eßt ihr Mäuſe ſo gern? ſprach Reineke: redet mir ernſtlich;
Damit kann ich euch dienen. Es hat mein Nachbar der Pfaffe,
Eine Scheun' im Hofe, darin ſind Mäuſe, man führte
Sie auf keinem Wagen hinweg; ich höre den Pfaffen
Klagen, daß ſie bei Nacht und Tag ihm läſtiger werden.
Unbedächtig ſagte der Kater: thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäuſen! denn über Wildpret und alles

Lob' ich mir Mause, die schmecken am besten. Und Reincke sagte:
Nun wahrhaftig, ihr sollt mir ein herrliches Gastmahl genießen.
Da mir bekannt ist womit ich euch diene, so laßt uns nicht zaudern.

Hinze glaubt' ihm und folgte; sie kamen zur Scheune des Pfaffen,
Zu der lehmernen Wand. Die hatte Reincke gestern
Klug durchgraben und hatte durchs Loch dem schlafenden Pfaffen
Seiner Hähne den besten entwendet. Das wollte Martinchen
Rachen, des geistlichen Herrn geliebtes Söhnchen; er knüpfte
Klug vor die Oeffnung den Strick mit einer Schlinge; so hofft' er
Seinen Hahn zu rachen am wiederkehrenden Diebe.
Reincke wußt' und merkte sich das, und sagte: geliebter
Neffe, kriechet hinein gerade zur Oeffnung; ich halte
Wache davor, indessen ihr mauset; ihr werdet zu Haufen
Sie im Dunkeln erhaschen. O! höret, wie munter sie pfeifen!
Seyd ihr satt, so kommt nur zurück, ihr findet mich wieder.
Trennen dürfen wir nicht uns diesen Abend, denn morgen
Gehen wir früh und kürzen den Weg mit muntern Gesprächen.
Glaubt ihr, sagte der Kater, es sey hier sicher zu kriechen?
Denn es haben mitunter die Pfaffen auch Böses im Sinne.
Da versetzte der Fuchs, der Schelm: wer konnte das wissen!
Seyd ihr so blöde? Wir gehen zurück; es soll euch mein Weibchen
Gut und mit Ehren empfangen, ein schmackhaft Essen bereiten;

Wenn es auch Mäuse nicht sind, so laßt es uns fröhlich verzehren.
Aber Hinze, der Kater, sprang in die Oeffnung, er schamte
Sich vor Reinekens spottenden Worten, und fiel in die Schlingen.
Also empfanden Reinekens Gäste die böse Bewirthung.

Da nun Hinze den Strick an seinem Halse verspürte,
Fuhr er ängstlich zusammen und übereilte sich furchtsam,
Denn er sprang mit Gewalt: da zog der Strick sich zusammen.
Kläglich rief er Reineken zu, der außer dem Loche
Horchte, sich hämisch erfreute und so zur Oeffnung hineinsprach:
Hinze, wie schmecken die Mäuse? Ihr findet sie, glaub' ich, gemäßet.
Wüßte Martinchen doch nur, daß ihr sein Wildpret verzehret;
Sicher brächt' er euch Senf: er ist ein höflicher Knabe.
Singet man so bei Hofe zum Essen? Es klingt mir bedenklich.
Wüßt' ich Isegrim nur in diesem Loche, so wie ich
Euch zu Falle gebracht; er sollte mir alles bezahlen
Was er mir Uebels gethan! Und so ging Reineke weiter.
Aber er ging nicht allein um Diebereien zu üben;
Ehbruch, Rauben und Mord und Verrath, er hielt es nicht sündlich.
Und er hatte sich eben was ausgesonnen. Die schöne
Gieremund wollt' er besuchen in doppelter Absicht: fürs erste
Hofft' er von ihr zu erfahren, was eigentlich Isegrim klagte;
Zweitens wollte der Schalk die alten Sünden erneuern.
Isegrim war nach Hofe gegangen, das wollt' er benutzen.
Denn wer zweifelt daran, es hatte die Neigung der Wölfin

Zu dem schandlichen Fuchse den Zorn des Wolfes entzündet.
Reineke trat in die Wohnung der Frauen und fand sie nicht heimisch.
Grüß' euch Gott! Stiefkinderchen! sagt' er, nicht mehr und nicht minder.
Nickte freundlich den Kleinen und eilte nach seinem Gewerbe.
Als Frau Gieremund kam des Morgens, wie es nur tagte,
Sprach sie: „ist niemand kommen nach mir zu fragen?" So eben
Geht Herr Pathe Reineke fort, er wünscht' euch zu sprechen.
Alle wie wir hier sind, hat er Stiefkinder geheißen.
Da rief Gieremund aus: er soll es bezahlen! und eilte
Diesen Frevel zu rächen zur selben Stunde. Sie wußte
Wo er pflegte zu gehn; sie erreicht' ihn, zornig begann sie:
Was für Worte sind das? und was für schimpfliche Reden
Habt ihr ohne Gewissen vor meinen Kindern gesprochen?
Büßen sollt ihr dafür! So sprach sie zornig und zeigt' ihm
Ein ergrimmtes Gesicht; sie faßt' ihn am Barte, da fühlt' er
Ihrer Zähne Gewalt und lief und wollt' ihr entweichen;
Sie behend strich hinter ihm drein. Da gab es Geschichten —
Ein verfallenes Schloß war in der Nähe gelegen,
Hastig liefen die beiden hinein; es hatte sich aber
Altershalben die Mauer an einem Thurme gespalten.
Reineke schlupfte hindurch; allein er mußte sich zwängen,
Denn die Spalte war eng; und eilig steckte die Wölfin,
Groß und stark wie sie war, den Kopf in die Spalte; sie drängte,
Schob und brach und zog, und wollte folgen, und immer
Klemmte sie tiefer sich ein und konnte nicht vorwärts noch rückwärts.
Da das Reineke sah, lief er zur anderen Seite

Krummen Weges herein, und kam und macht' ihr zu ſchaffen.
Aber ſie ließ es an Worten nicht fehlen, ſie ſchalt ihn: du handelſt
Als ein Schelm! ein Dieb! und Reineke ſagte dagegen:
Iſt es noch niemals geſchehn, ſo mag es jetzo geſchehen.

Wenig Ehre verſchafft es, ſein Weib mit andern zu ſparen,
Wie nun Reineke that. Gleichviel war alles dem Böſen.
Da nun endlich die Wölfin ſich aus der Spalte gerettet,
War ſchon Reineke weg und ſeine Straße gegangen.
Und ſo dachte die Frau ſich ſelber Recht zu verſchaffen,
Ihrer Ehre zu wahren und doppelt war ſie verloren.

Laſſet uns aber zurück nach Hinzen ſehen. Der Arme,
Da er gefangen ſich fühlte, beklagte nach Weiſe der Kater
Sich erbärmlich: das hörte Martinchen und ſprang aus dem Bette.
Gott ſey Dank! Ich habe den Strick zur glücklichen Stunde
Vor die Oeffnung geknüpft; der Dieb iſt gefangen! Ich denke
Wohl bezahlen ſoll er den Hahn! ſo jauchzte Martinchen,
Zündete hurtig ein Licht an (im Hauſe ſchliefen die Leute);
Weckte Vater und Mutter darauf und alles Geſinde;
Rief: der Fuchs iſt gefangen! wir wollen ihm dienen. Sie kamen
Alle, groß und klein, ja ſelbſt der Pater erhub ſich,
Warf ein Mäntelchen um; es lief mit doppelten Lichtern
Seine Köchin voran, und eilig hatte Martinchen
Einen Knüttel gefaßt und machte ſich über den Kater,
Traf ihm Haut und Haupt und ſchlug ihm grimmig ein Aug' aus.
Alle ſchlugen auf ihn; es kam mit zackiger Gabel

Hastig der Pater herbei und glaubte den Räuber zu fallen.
Hinze dachte zu sterben; da sprang er wüthend entschlossen
Zwischen die Schenkel des Pfaffen und biß und kratzte gefährlich,
Schändete grimmig den Mann und rächte grausam das Auge.
Schreiend stürzte der Pater und fiel ohnmächtig zur Erden.
Unbedachtsam schimpfte die Köchin: es habe der Teufel
Ihr zum Possen das Spiel selbst angerichtet. Und doppelt
Dreifach schwur sie: wie gern verlöre sie, wäre das Unglück
Nicht dem Herren begegnet, ihr bißchen Habe zusammen.
Ja sie schwur: ein Schatz von Golde, wenn sie ihn hätte,
Sollte sie wahrlich nicht reuen, sie wollt' ihn missen. So jammert
Sie die Schande des Herrn und seine schwere Verwundung.
Endlich brachten sie ihn mit vielen Klagen zu Bette,
Ließen Hinzen am Strick und hatten seiner vergessen.

Als nun Hinze der Kater in seiner Noth sich allein sah,
Schmerzlich geschlagen und übel verwundet, so nahe dem Tode,
Faßt' er aus Liebe zum Leben den Strick und nagt ihn behende.
Sollt' ich mich etwa erlösen vom großen Uebel? so dacht' er.
Und es gelang ihm, der Strick zerriß. Wie fand er sich glücklich!
Eilte dem Ort zu entfliehn, wo er so vieles erduldet,
Hastig sprang er zum Loche heraus und eilte die Straße
Nach des Königes Hof, den er des Morgens erreichte.
Aergerlich schalt er sich selbst: so mußte dennoch der Teufel
Dich durch Reinekens List, des bösen Verräthers, bezwingen!
Kommst du doch mit Schande zurück, am Auge geblendet
Und mit Schlägen schmerzlich beladen, wie mußt du dich schamen!

Aber des Königes Zorn entbrannte heftig, er dräute
Dem Verräther den Tod ohn' alle Gnade. Da ließ er
Seine Räthe verſammeln; es kamen ſeine Baronen,
Seine Weiſen zu ihm, er fragte: wie man den Freſler
Endlich brächte zu Recht, der ſchon ſo vieles verſchuldet?
Als nun viele Beſchwerden ſich über Reineken häuften,
Redete Grimbart der Dachs: Es mögen in dieſem Gerichte
Viele Herren auch ſeyn, die Reineken Uebels gedenken,
Doch wird niemand die Rechte des freien Mannes verletzen.
Nun zum drittenmal muß man ihn fordern. Iſt dieſes geſchehen,
Kommt er dann nicht, ſo möge das Recht ihn ſchuldig erkennen.
Da verſetzte der König: ich fürchte, keiner von allen
Dinge, dem tückiſchen Manne die dritte Ladung zu bringen.
Wer hat ein Auge zu viel? wer mag verwegen genug ſeyn,
Leib und Leben zu wagen, um dieſen böſen Verräther?
Seine Geſundheit aufs Spiel zu ſetzen und dennoch am Ende
Reineken nicht zu ſtellen? Ich denke, niemand verſucht es.

Ueberlaut verſetzte der Dachs: Herr König, begehret
Ihr es von mir, ſo will ich ſogleich die Botſchaft verrichten,
Sey es wie es auch ſey. Wollt ihr mich öffentlich ſenden,
Oder geh' ich, als käm' ich von ſelber? Ihr dürft nur befehlen.
Da beſchied ihn der König: ſo geht dann! Alle die Klagen
Habt ihr ſämmtlich gehört, und geht nur weislich zu Werke:
Denn es iſt ein gefährlicher Mann. Und Grimbart verſetzte:
Einmal muß ich es wagen und hoff' ihn dennoch zu bringen.
So betrat er den Weg nach Malepartus, der Veſte;
Reineken fand er daſelbſt mit Weib und Kindern und ſagte:
Oheim Reineke, ſeyd mir gegrüßt! Ihr ſeyd ein gelehrter,

Weiser, kluger Mann, wir müssen uns alle verwundern,
Wie ihr des Königs Ladung verachtet, ich sage, verspottet.
Dauch: euch nicht es wäre nun Zeit? Es mehren sich immer
Klagen und böse Gerüchte von allen Seiten. Ich rath' euch,
Kommt nach Hofe mit mir, es hilft kein längeres Zaudern.
Viele, viele Beschwerden sind vor den König gekommen,
Heute werdet ihr nun zum drittenmale geladen:
Stellt ihr euch nicht, so seyd ihr verurtheilt. Dann führet der König
Seine Vasallen hieher euch einzuschließen, in dieser
Veste Malepartus euch zu belagern; so gehet
Ihr mit Weib und Kindern und Gut und Leben zu Grunde.
Ihr entfliehet dem Könige nicht; drum ist es am besten,
Kommt nach Hofe mit mir! Es wird an listiger Wendung
Euch nicht fehlen, ihr habt sie bereit und werdet euch retten:
Denn ihr habt ja wohl oft, auch an gerichtlichen Tagen,
Abenteuer bestanden, weit größer als dieses, und immer
Kamt ihr glücklich davon und eure Gegner in Schande.

Grimbart hatte gesprochen und Reineke sagte dagegen:
Oheim, ihr rathet mir wohl, daß ich zu Hofe mich stelle,
Meines Rechtes selber zu wahren. Ich hoffe, der König
Wird mir Gnade gewähren; er weiß, wie sehr ich ihm nütze;
Aber er weiß auch, wie sehr ich deßhalb den andern verhaßt bin.
Ohne mich kann der Hof nicht bestehn. Und hatt' ich noch zehnmal
Mehr verbrochen, so weiß ich es schon, sobald mir's gelinget
Ihm in die Augen zu sehen und ihn zu sprechen, so fühlt er
Seinen Zorn im Busen bezwungen. Denn freilich begleiten
Viele den König, und kommen in seinem Rathe zu sitzen;

Aber es geht ihm niemal zu Herzen; ſie finden zuſammen
Weder Rath noch Sinn. Doch bleibet an jeglichem Hofe,
Wo ich immer auch ſey, der Rathſchluß meinem Verſtande.
Denn verſammeln ſich König und Herren, in kitzlichen Sachen
Klugen Rath zu erſinnen, ſo muß ihn Reineke finden.
Das mißgönnen mir viele. Die hab' ich leider zu fürchten,
Denn ſie haben den Tod mir geſchworen, und grade die ſchlimmſten
Sind am Hofe verſammelt, das macht mich eben bekümmert.
Ueber zehen und mächtige ſind's, wie kann ich alleine
Vielen widerſtehn? Drum hab' ich immer gezaudert.
Gleichwohl find' ich es beſſer mit euch nach Hofe zu wandeln,
Meine Sache zu wahren; das ſoll mehr Ehre mir bringen,
Als durch Zaudern mein Weib und meine Kinder in Aengſten
Und Gefahren zu ſtürzen; wir wären alle verloren.
Denn der König iſt mir zu mächtig, und was es auch wäre
Müßt' ich thun, ſo bald er's befiehlt. Wir können verſuchen,
Gute Verträge vielleicht mit unſern Feinden zu ſchließen.

Reineke ſagte darnach: Frau Ermelyn, nehmet der Kinder,
(Ich empfehl es euch) wahr, vor allen andern des jüngſten,
Reinharts; es ſtehn ihm die Zähne ſo artig um's Mäulchen, ich hoff', er
Wird der leibhaftige Vater; und hier iſt Roſſel, das Schelmchen,
Der mir eben ſo lieb iſt. O! thut den Kindern zuſammen
Etwas zu gut, indeß ich weg bin! Ich will's euch gedenken,
Kehr' ich glücklich zurück und ihr gehorchet den Worten.
Alſo ſchied er von dannen mit Grimbart ſeinem Begleiter,
Ließ Frau Ermelyn dort mit beiden Söhnen und eilte;
Unberathen ließ er ſein Haus; das ſchmerzte die Füchſin.

Beide waren noch nicht ein Stündchen Weges gegangen,
Als zu Grimbart Reineke sprach: mein theuerster Oheim,
Wertheſter Freund, ich muß euch gestehn, ich bebe vor Sorgen.
Ich entschlage mich nicht des ängstlichen bangen Gedankens,
Daß ich wirklich dem Tod entgegen gehe. Da seh' ich
Meine Sünden vor mir, so viel ich deren begangen.
Ach! ihr glaubet mir nicht die Unruh, die ich empfinde.
Laß't mich beichten! höret mich an! kein anderer Pater
Ist in der Nähe zu finden; und hab' ich alles vom Herzen,
Werd' ich nicht schlimmer darum vor meinem Könige stehen.
Grimbart sagte: verredet zuerst das Rauben und Stehlen,
Allen bösen Verrath und andre gewöhnliche Tücken,
Sonst kann euch die Beichte nicht helfen. Ich weiß es,
versetzte
Reineke, darum laßt mich beginnen und höret bedächtig.

Confiteor tibi Pater et Mater, daß ich der Otter,
Daß ich dem Kater und manchen gar manche Tücke versetzte,
Ich bekenn' es und lasse mir gern die Buße gefallen.
Redet Deutsch, versetzte der Dachs, damit ich's verstehe.
Reineke sagte: ich habe mich freilich, wie sollt' ich es läugnen!
Gegen alle Thiere, die jetzo leben, versündigt.
Meinen Oheim den Bären, den hielt ich im Baume gefangen;
Blutig ward ihm sein Haupt und viele Prügel ertrug er.
Hinzen führt' ich nach Mäusen; allein am Stricke gehalten
Mußt' er vieles erdulden, und hat sein Auge verloren.
Und so klaget auch Henning mit Recht, ich raubt' ihm die
Kinder
Groß' und kleine, wie ich sie fand, und ließ sie mir schmecken.
Selbst verschont' ich des Königes nicht, und mancherlei Tücken
Uebt' ich kühnlich an ihm und an der Königin selber;

Spat verwindet sie's nur. Und weiter muß ich bekennen:
Isegrim hab' ich, den Wolf, mit allem Fleiße geschändet;
Alles zu sagen fänd' ich nicht Zeit. So hab' ich ihn immer
Scherzend Oheim genannt, und wir sind keine Verwandte.
Einmal, es werden nun bald sechs Jahre, kam er nach Elkmar
Zu mir ins Kloster, ich wohnte daselbst, und bat mich um Beistand,
Weil er eben ein Mönch zu werden gedächte. Das, meint' er,
Wär' ein Handwerk für ihn, und zog die Glocke. Das Läuten
Freut' ihn so sehr! Ich band ihm darauf die vorderen Füße
Mit dem Seile zusammen, er war es zufrieden und stand so,
Zog und erlustigte sich und schien das Läuten zu lernen.
Doch es sollt' ihm die Kunst zu schlechter Ehre gedeihen,
Denn er läutete zu wie toll und thörig. Die Leute
Liefen eilig bestürzt aus allen Straßen zusammen,
Denn sie glaubten, es sey ein großes Unglück begegnet;
Kamen und fanden ihn da, und eh' er sich eben erklärte,
Daß er den geistlichen Stand ergreifen wolle, so war er
Von der dringenden Menge beinah zu Tode geschlagen.
Dennoch beharrte der Thor auf seinem Vorsatz und bat mich,
Daß ich ihm sollte mit Ehren zu einer Platte verhelfen;
Und ich ließ ihm das Haar auf seinem Scheitel versengen,
Daß die Schwarte davon zusammen schrumpfte. So hab' ich
Oft ihm Prügel und Stöße mit vieler Schande bereitet.
Fische lehrt' ich ihn fangen, sie sind ihm übel bekommen.
Einmal folgt' er mir auch im Jülicher Lande, wir schlichen
Zu der Wohnung des Pfaffen, des reichsten in dortiger Gegend.
Einen Speicher hatte der Mann mit köstlichen Schinken,
Lange Seiten des zartesten Specks verwahrt' er daneben
Und ein frisch gesalzenes Fleisch befand sich im Troge.

Durch die steinerne Mauer gelang es Isegrim endlich,
Eine Spalte zu krahen, die ihn gemächlich hindurch ließ,
Und ich trieb ihn dazu, es trieb ihn seine Begierde.
Aber da konnt' er sich nicht im Ueberflusse bezwingen,
Uebermäßig füllt' er sich an; da hemmte gewaltig
Den geschwollenen Leib und seine Rückkehr die Spalte.
Ach, wie klagt' er sie an, die ungetreue, sie ließ ihn
Hungrig hinein und wollte dem Satten die Rückkehr verwehren.
Und ich machte darauf ein großes Lärmen im Dorfe,
Daß ich die Menschen erregte, die Spuren des Wolfes zu finden.
Denn ich lief in die Wohnung des Pfaffen und traf ihn beim Essen,
Und ein fetter Capaun ward eben vor ihn getragen,
Wohl gebraten; ich schnappte darnach und trug ihn von dannen.
Hastig wollte der Pfaffe mir nach und lärmte, da stieß er
Ueber den Haufen den Tisch mit Speisen und allem Getränke.
Schlaget, werfet, fanget und stechet! so rief der ergrimmte
Pater, und fiel und kühlte den Zorn (er hatte die Pfütze
Nicht gesehen) und lag. Und alle kamen und schrieen:
Schlagt! ich rannte davon und hinter mir alle zusammen,
Die mir das Schlimmste gedachten. Am meisten larmte der Pfaffe:
Welch ein verwegener Dieb! Er nahm das Huhn mir vom Tische!
Und so lief ich voraus, bis zu dem Speicher, da ließ ich
Wider Willen das Huhn zur Erde fallen, es ward mir
Endlich leider zu schwer; und so verlor mich die Menge.
Aber sie fanden das Huhn und da der Pater es aufhub,

Ward er des Wolfes im Speicher gewahr, es ſah ihn der Haufen.
Allen rief der Pater nun zu: bieher nur! und trefft ihn!
Uns iſt ein anderer Dieb, ein Wolf in die Hände gefallen!
Kam' er davon, wir wären beſchimpft; es lachte wahrhaftig
Alles auf unſre Koſten im ganzen Jülicher Lande.
Was er nur konnte, dachte der Wolf. Da regnet' es Schläge
Hierher und dorther ihm über den Leib und ſchmerzliche Wunden.
Alle ſchrien ſo laut ſie konnten; die übrigen Bauern
Liefen zuſammen und ſtreckten für todt ihn zur Erde darnieder.
Größeres Weh geſchah ihm noch nie, ſo lang er auch lebte.
Malt' es einer auf Leinwand, es wäre ſeltſam zu ſehen,
Wie er dem Pfaffen den Speck und ſeine Schinken bezahlte.
Auf die Straße warfen ſie ihn und ſchleppten ihn eilig
Ueber Stock und Stein; es war kein Leben zu ſpüren.
Und er hatte ſich unrein gemacht, da warf man mit Abſcheu
Vor das Dorf ihn hinaus; er lag in ſchlammiger Grube,
Denn ſie glaubten ihn todt. In ſolcher ſchmählichen Ohnmacht
Blieb er, ich weiß nicht wie lange, bevor er ſein Elend gewahr ward.
Wie er noch endlich entkommen, das hab' ich niemals erfahren.
Und doch ſchwur er hernach (es kann ein Jahr ſeyn), mir immer
Treu und gewärtig zu bleiben; nur hat es nicht lange gedauert.
Denn warum er mir ſchwur, das konnt' ich leichtlich begreifen:
Gerne hätt' er einmal ſich ſatt an Hühnern gegeſſen.
Und damit ich ihn tüchtig betröge, beſchrieb ich ihm ernſtlich
Einen Balken, auf dem ſich ein Hahn des Abends gewöhnlich
Neben ſieben Hühnern zu ſetzen pflegte. Da führt' ich

Ihn im Stillen bei Nacht, es hatte zwölfe geſchlagen,
Und der Laden des Fenſters, mit leichter Latte geſtützet,
Stand (ich wußt' es) noch offen. Ich that als wollt' ich hinein gehn;
Aber ich ſchmiegte mich an und ließ dem Oheim den Vortritt.
Gehet frei nur hinein, ſo ſagt' ich: wollt ihr gewinnen,
Seyd geſchäftig, es gilt! ihr findet gemäſtete Hennen.
Gar bedächtig kroch er hinein und taſtete leiſe
Hier und dahin, und ſagte zuletzt mit zornigen Worten:
O wie führt ihr mich ſchlecht! ich finde wahrlich von Hühnern
Keine Feder. Ich ſprach: die vorne pflegten zu ſitzen
Hab' ich ſelber geholt, die andern ſitzen dahinten.
Geht nur unverdroſſen voran und tretet behutſam.
Freilich der Balken war ſchmal, auf dem wir gingen. Ich ließ ihn
Immer voraus, und hielt mich zurück, und drückte mich rückwärts
Wieder zum Fenſter hinaus, und zog am Holze; der Laden
Schlug und klappte, das fuhr dem Wolf in die Glieder und ſchreckt' ihn;
Zitternd plumpt' er hinab vom ſchmalen Balken zur Erde.
Und erſchrocken erwachten die Leute, ſie ſchliefen am Feuer,
Sagt, was fiel zum Fenſter herein? ſo riefen ſie alle,
Rafften behende ſich auf, und eilig brannte die Lampe.
In der Ecke fanden ſie ihn und ſchlugen und gerbten
Ihm gewaltig das Fell; mich wundert, wie er entkommen.

Weiter bekenn' ich vor euch: daß ich Frau Gieremund heimlich
Oefters beſucht und öffentlich auch. Das hätte nun freilich

Unterbleiben ſollen, o wär' es niemals geſchehen!
Denn ſo lange ſie lebt verwindet ſie ſchwerlich die Schande.

Alles hab' ich euch jetzt gebeichtet, deſſen ich irgend
Mich zu erinnern vermag, was meine Seele beſchweret.
Sprechet mich los! ich bitte darum; ich werde mit Demuth
Jede Buße vollbringen, die ſchwerſte, die ihr mir auflegt.

Grimbart wußte ſich ſchon in ſolchen Fällen zu nehmen,
Brach ein Reischen am Wege, dann ſprach er: Oheim, nun ſchlagt euch
Dreimal über den Rücken mit dieſem Reischen und legt es,
Wie ich's euch zeige, zur Erde, und ſpringet dreimal darüber;
Dann mit Sanftmuth küſſet das Reis und zeigt euch gehorſam.
Solche Buße leg' ich euch auf, und ſpreche von allen
Sünden und allen Strafen euch los und ledig, vergeb' euch
Alles im Namen des Herrn, ſo viel ihr immer begangen.

Und als Reineke nun die Buße willig vollendet,
Sagte Grimbart: laſſet an guten Werken, mein Oheim,
Eure Beſſerung ſpüren und leſet Pſalmen, beſuchet
Fleißig die Kirchen und faſtet an rechten gebotenen Tagen;
Wer euch fraget dem weiſet den Weg, und gebet den Armen
Gern, und ſchwöret mir zu, das böſe Leben zu laſſen,
Alles Rauben und Stehlen, Verrath und böſe Verführung,
Und ſo iſt es gewiß, daß ihr zu Gnaden gelanget.
Reineke ſprach: ſo will ich es thun, ſo ſey es geſchworen!

Und ſo war die Beichte vollendet. Da gingen ſie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart und jener
Kamen durch ſchwärzliche fette Gebreite; ſie ſahen ein Kloſter

Rechter Hand des Weges, es dienten geiſtliche Frauen,
Spat und früh, dem Herren daſelbſt, und nahrten im Hofe
Viele Hühner und Hähne, mit manchem ſchönen Capaune,
Welche nach Futter zuweilen ſich außer der Mauer zerſtreuten.
Reineke pflegte ſie oft zu beſuchen. Da ſagt' er zu Grimbart:
Unſer kürzeſter Weg geht an der Mauer vorüber;
Aber er meinte die Hühner, wie ſie im Freien ſpazierten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin, ſie nahten den Hühnern;
Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
Ja vor allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und gemaſtet
Hinter den andern ſpazierte, den faßt' er treulich ins Auge,
Haſtig ſprang er hinter ihm drein; es ſtoben die Federn.

Aber Grimbart entrüſtet verwies ihm den ſchändlichen Rückfall.

Handelt ihr ſo? unſeliger Oheim, und wollt ihr ſchon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem ihr gebeichtet?
Schöne Reue heiß' ich mir das! Und Reineke ſagte:
Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerſter Oheim,
Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben.
Nimmer thu' ich es wieder und laſſ' es gerne. Sie kamen
Um das Kloſter herum in ihre Straße, ſie mußten
Ueber ein ſchmales Brückchen hinüber und Reineke blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang ſich vergebens.
Hätte jemand das Haupt ihm abgeſchlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; ſo heftig war die Begierde.

Grimbart ſah es und rief: wo laßt ihr, Neffe, die Augen
Wieder ſpazieren? Fürwahr ihr ſeyd ein häßlicher Vielfraß!
Reineke ſagte darauf: das macht ihr übel, Herr Oheim!

Uebereilet euch nicht und ſtört nicht meine Gebete;
Laßt ein Paternoſter mich ſprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänſe bedürfen es wohl, ſo viel ich den Nonnen,
Dieſen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entriſſen.
Grimbart ſchwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern ſo lang' er ſie ſah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beſchuldigt.

Vierter Gesang.

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reineke wirklich,
Drängte sich jeder heraus ihn zu sehn, die Großen und Kleinen,
Wenige freundlich gesinnt, fast alle hatten zu klagen.
Aber Reineken däuchte, das sey von keiner Bedeutung;
Wenigstens stellt' er sich so, da er mit Grimbart dem Dachse
Jetzo dreist und zierlich die hohe Straße daher ging.
Muthig kam er heran und gelassen, als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja so trat er vor Nobel, den König, und stand im Palaste
Mitten unter den Herren; er wußte sich ruhig zu stellen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu sprechen:
Edel seyd ihr und groß, von Ehren und Würden der Erste;
Darum bitt' ich von euch mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat eure fürstliche Gnade
Je gefunden als mich, das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.
Eure Freundschaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie sie es wünschen, euch glaublich erschienen;
Aber glücklicherweise bedenkt ihr jeglichen Vortrag,

Hört den Beklagten so gut als den Kläger; und haben sie Vieles
Mir im Rücken gelogen, so bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt ihr genug, sie bringt mir Verfolgung.

Schweiget! versetzte der König: es hilft kein Schwätzen und Schmeicheln,
Euer Frevel ist laut und euch erwartet die Strafe.
Habt ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten?
Den ich geschworen? Da steht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falscher, leidiger Dieb! eins nach dem andern entrissen.
Und wie lieb ihr mich habt, das wollt ihr, glaub' ich, beweisen,
Wenn ihr mein Ansehn schmäht und meine Diener beschädigt.
Seine Gesundheit verlor der arme Hinze! Wie langsam
Wird der verwundete Braun von seinen Schmerzen genesen!
Aber ich schelt' euch nicht weiter. Denn hier sind Kläger die Menge,
Viele bewiesene Thaten. Ihr möchtet schwerlich entkommen.

Bin ich, gnädiger Herr, deßwegen strafbar, versetzte
Reineke: kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er sich doch und wollte vermessen
Rüsteviels Honig verzehren; und kamen die tölpischen Bauern
Ihm zu Leibe, so ist er ja stark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und schimpften sie ihn, eh' er ins Wasser gekommen,
Hätt' er als rüstiger Mann die Schande billig gerochen.
Und wenn Hinze der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, sich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, so sehr ich ihn treulich verwarnte,

Sich bei Nacht geſchlichen und dort was Uebels erfahren:
Hab' ich Strafe verdient, weil jene thöricht gehandelt?
Eurer fürſtlichen Krone geſchähe das wahrlich zu nahe!
Doch ihr möget mit mir nach eurem Willen verfahren,
Und ſo klar auch die Sache ſich zeigt, beliebig verfügen:
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen.
Soll ich geſotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden, oder geköpft, ſo mag es eben geſchehen!
Alle ſind wir in eurer Gewalt, ihr habt uns in Händen.
Mächtig ſeyd ihr und ſtark, was widerſtünde der Schwache?
Wollt ihr mich tödten, das würde fürwahr ein geringer Gewinn ſeyn.
Doch es komme was will; ich ſtehe redlich zu Rechte.

Da begann der Widder Bellyn: die Zeit iſt gekommen,
Laßt uns klagen! Und Iſegrim kam mit ſeinen Verwandten,
Hinze der Kater und Braun der Bär, und Thiere zu Schaaren.
Auch der Eſel Boldewyn kam und Lampe der Haſe,
Wackerlos kam, das Hündchen, und Ryn die Dogge, die Ziege
Metke, Hermen der Bock, dazu das Eichhorn, die Wieſel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben erſah man die Thiere der Wildniß,
Als den Hirſch und das Reh, und Bockert den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber und alle drängten einander.
Bartolt der Storch, und Markart der Häher, und Lütke der Kranich,
Flogen herüber; es meldeten ſich auch Tybbke die Ente,

Alheid die Gans, und andere mehr mit ihren Beschwerden.
Henning der traurige Hahn mit seinen wenigen Kindern
Klagte heftig; es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Thiere so viel, wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle gingen dem Fuchs zu Leibe, sie hofften die Frevel
Nun zu Sprache zu bringen und seine Strafe zu sehen.
Vor den König drängten sie sich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geschichten
Brachten sie vor. Man hatte noch nie an Einem Gerichtstag
Vor des Königes Thron so viele Beschwerden gehöret.
Reineke stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen:
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede
Seiner Entschuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit.
Alles wußt' er beiseite zu lehnen und alles zu stellen.
Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt,
Ja, er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.
Aber es standen zuletzt wahrhaftige redliche Männer
Gegen Reineken auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden sich klar. Nun war es geschehen!
Denn im Rathe des Königs mit Einer Stimme beschloß man:
Reineke Fuchs sey schuldig des Todes! so soll man ihn fahen,
Soll ihn binden und hängen an seinem Halse, damit er
Seine schweren Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.

Jetzt gab Reineke selbst das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urtheil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun nach Urtheil und Recht gebunden Reineke da stand,
Seine Feinde sich regten, zum Tod' ihn eilend zu führen,

Standen die Freunde betroffen und waren ſchmerzlich bekümmert,
Martin der Affe mit Grimbart und vielen aus Reinekens Sippſchaft.
Ungern hörten ſie an das Urtheil und trauerten alle,
Mehr als man dächte. Denn Reineke war der erſten Baronen
Einer, und ſtand nun entſetzt von allen Ehren und Würden,
Und zum ſchmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick
Seine Verwandten empören! Sie nahmen alle zuſammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, ſo viele ſie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn ſo viele
Ritter verließen. Es zeigte ſich nun die Menge Verwandten,
Die ſich mit Reinekens Tod ſehr unzufrieden entfernten.
Und der König ſprach zu einem ſeiner Vertrauten:
Freilich iſt Reineke boshaft, allein man ſollte bedenken
Viele ſeiner Verwandten ſind nicht zu entbehren am Hofe.

Aber Iſegrim, Braun und Hinze der Kater, ſie waren
Um den Gebundnen geſchäftig, ſie wollten die ſchändliche Strafe,
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen,
Führten ihn haſtig hinaus und ſahen den Galgen von ferne.
Da begann der Kater erboſ't zum Wolfe zu ſprechen:
Nun bedenket, Herr Iſegrim, wohl, wie Reineke damals
Alles that und betrieb, wie ſeinem Haſſe gelungen,
Euren Bruder am Galgen zu ſehn. Wie zog er ſo fröhlich
Mit ihm hinaus! Verſaumet ihm nicht die Schuld zu bezahlen.
Und gedenket Herr Braun: er hat euch ſchändlich verrathen,
Euch in Rüſteviels Hofe dem groben zornigen Volke,

Männern und Weibern, treulos geliefert, und Schlägen und Wunden,
Und der Schande dazu, die aller Orten bekannt iſt.
Habet Acht und haltet zuſammen! Entkäm' er uns heute,
Könnte ſein Witz ihn befrein und ſeine liſtigen Ränke;
Niemals würd' uns die Stunde der ſüßen Rache beſcheert ſeyn.
Laßt uns eilen und rächen, was er an allen verſchuldet.

Iſegrim ſprach: was helfen die Worte? Geſchwinde verſchafft mir
Einen tüchtigen Strick; wir wollen die Qual ihm verkürzen.
Alſo ſprachen ſie wider den Fuchs und zogen die Straße.

Aber Reineke hörte ſie ſchweigend; doch endlich begann er:
Da ihr ſo grauſam mich haßt und tödtliche Rache begehret,
Wiſſet ihr doch kein Ende zu finden! Wie muß ich mich wundern!
Hinze wüßte wohl Rath zu einem tüchtigen Stricke:
Denn er hat ihn geprüft, als in des Pfaffen Behauſung
Er ſich nach Mäuſen hinabließ und nicht mit Ehren davon kam.
Aber Iſegrim, ihr und Braun, ihr eilt ja gewaltig
Euren Oheim zum Tode zu bringen; ihr meint, es gelänge.

Und der König erhob ſich mit allen Herren des Hofes,
Um das Urtheil vollſtrecken zu ſehn; es ſchloß an den Zug ſich
Auch die Königin an, von ihren Frauen begleitet;
Hinter ihnen ſtrömte die Menge der Armen und Reichen,
Alle wünſchten Reinekens Tod und wollten ihn ſehen.
Iſegrim ſprach indeß mit ſeinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete ſie, ja feſt an einander geſchloſſen,
Auf den gebundenen Fuchs ein wachſam Auge zu haben;
Denn ſie fürchteten immer, es möchte der Kluge ſich retten.

Seinem Weibe befahl der Wolf besonders: Bei deinem
Leben! stehe mir zu und hilf den Bösewicht halten.
Kam' er los, wir würden es alle gar schmählich empfinden.
Und zu Braunen sagt' er: Gedenket, wie er euch höhnte;
Alles könnt ihr ihm nun mit reichlichen Zinsen bezahlen.
Hinze klettert und soll uns den Strick da oben befesten;
Haltet ihn und stehet mir bei, ich rücke die Leiter,
Wenig Minuten, so soll's um diesen Schelmen gethan seyn!
Braun versetzte: Stellt nur die Leiter, ich will ihn schon
halten.

Seht doch! sagte Reineke drauf: wie seyd ihr geschäftig,
Euren Oheim zum Tode zu bringen! Ihr solltet ihn eher
Schützen und schirmen, und wär' er in Noth, euch seiner
erbarmen.
Gerne bat' ich um Gnade, allein was könnt' es mir helfen?
Isegrim haßt mich zu sehr, ja seinem Weibe gebeut er
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht zu vertreten.
Dachte sie voriger Zeiten, sie könnte mir wahrlich nicht schaden.
Aber soll es nun über mich gehn, so wollt' ich, es wäre
Bald gethan. So kam auch mein Vater in schreckliche Nöthen,
Doch am Ende ging es geschwind. Es begleiteten freilich
Nicht so viele den sterbenden Mann. Doch wolltet ihr länger
Mich verschonen, es müßt' euch gewiß zur Schande gereichen.
Hört ihr, sagte der Bär: wie trotzig der Bösewicht redet.
Immer, immer hinauf! es ist sein Ende gekommen.

Aengstlich dachte Reineke nun: o möcht' ich in diesen
Großen Nöthen geschwind was glücklich Neues ersinnen,
Daß der König mir gnädig das Leben schenkte und diese
Grimmigen Feinde, die drei, in Schaden und Schande ge-
riethen!

Laßt uns alles bedenken, und helfe, was helfen kann! denn hier
Gilt es den Hals, die Noth iſt dringend, wie ſoll ich entkommen?
Alles Uebel häuft ſich auf mich. Es zürnet der König,
Meine Freunde ſind fort und meine Feinde gewaltig;
Selten hab' ich was Gutes gethan, die Stärke des Königs,
Seiner Räthe Verſtand wahrhaftig wenig geachtet;
Vieles hab' ich verſchuldet, und hoffte dennoch, mein Unglück
Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur zum Worte zu kommen,
Wahrlich ſie bingen mich nicht; ich laſſe die Hoffnung nicht fahren.

Und er wandte darauf ſich von der Leiter zum Volke,
Rief: Ich ſehe den Tod vor meinen Augen und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich euch alle, ſo viele mich hören,
Um ein weniges nur, bevor ich die Erde verlaſſe.
Gerne möcht' ich vor euch in aller Wahrheit die Beichte
Noch zum letztenmal öffentlich ſprechen und redlich bekennen
Alles Uebel das ich gethan, damit nicht ein andrer
Etwa dieſes und jenes, von mir im Stillen begangnen,
Unbekannten Verbrechens dereinſt bezichtiget werde;
So verhüt' ich zuletzt noch manches Uebel und hoffen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden gedenken.

Viele jammerte das. Sie ſprachen untereinander:
Klein iſt die Bitte, gering nur die Friſt! Sie baten den König,
Und der König vergönnt' es. Da wurd' es Reinekes wieder
Etwas leichter ums Herz, er hoffte glücklichen Ausgang;
Gleich benutzt' er den Raum, der ihm gegönnt war, und ſagte:

Spiritus Domini helfe mir nun! Ich ſehe nicht einen
Unter der großen Verſammlung, den ich nicht irgend beſchädigt.
Erſt, ich war noch ein kleiner Compan, und hatte die Brüſte
Kaum zu ſaugen verlernt, da folgt' ich meinen Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben der Heerde
Sich im Freien zerſtreuten; ich hörte die blökenden Stimmen
Gar zu gerne, da lüſtete mich nach leckerer Speiſe,
Lernte hurtig ſie kennen. Ein Lämmchen biß ich zu Tode,
Leckte das Blut; es ſchmeckte mir köſtlich! und tödtete weiter
Vier der jüngſten Ziegen, und aß ſie, und übte mich ferner;
Sparte keine Vögel, noch Hühner, noch Enten noch Gänſe,
Wo ich ſie fand, und habe gar manches im Sande vergraben,
Was ich geſchlachtet und was mir nicht alles zu eſſen beliebte.

Dann begegnet' es mir: in einem Winter am Rheine
Lernt' ich Iſegrim kennen, er lauerte hinter den Baumen.
Gleich verſichert' er mir, ich ſey aus ſeinem Geſchlechte,
Ja er wußte mir gar die Grade der Sippſchaft am Finger
Vorzurechnen. Ich ließ mir's gefallen; wir ſchloſſen ein Bundniß,
Und gelobten einander als treue Geſellen zu wandern;
Leider ſollt' ich dadurch mir manches Uebel bereiten.
Wir durchſtrichen zuſammen das Land. Da ſtahl er das Große,
Stahl ich das Kleine. Was wir gewonnen, das ſollte gemein ſeyn;
Aber es war nicht gemein, wie billig: er theilte nach Willkür;
Niemals empfing ich die Halfte. Ja Schlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb ſich geraubt, ſich einen Widder erbeutet,
Wenn ich im Ueberfluß ſitzen ihn fand, er eben die Ziege
Friſch geſchlachtet verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen

Lag und zappelte, grinst' er mich an und stellte sich grämlich,
Trieb mich knurrend hinweg: so war mein Theil ihm geblieben.
Immer ging es mir so, es mochte der Braten so groß seyn
Als er wollte. Ja, wenn es geschah, daß wir in Gesellschaft
Einen Ochsen gefangen, wir eine Kuh uns gewonnen,
Gleich erschienen sein Weib und sieben Kinder und warfen
Ueber die Beute sich her und drängten mich hinter die Mahlzeit.
Keine Rippe konnt' ich erlangen, sie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt; das sollte mir alles gefallen!
Aber Gott sey gedankt, ich litt deßwegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem herrlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an sicherer Stätte
Heimlich verwahre; deß hab' ich genug. Es schafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er siebenmal führe.

Und es horchte der König, da von dem Schatze gesagt ward,
Neigte sich vor und sprach: von wannen ist er euch kommen?
Saget an! ich meine den Schatz. Und Reineke sagte:
Dieses Geheimniß verhehl' ich euch nicht, was könnt' es mir helfen;
Denn ich nehme nichts mit von diesen köstlichen Dingen.
Aber wie ihr befehlt, will ich euch alles erzählen;
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides
Möcht' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen:
Denn der Schatz war gestohlen. Es hatten sich viele verschworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur selbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, so war es geschehen.

Merket es, gnadiger Herr! denn euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn ſtahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöthen, es bracht' ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnadiger Herr, zu eurem Nutzen geſchah es!

Und die Königin hörte beſtürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung,
Von dem Verrath, vom Schatz und was er alles geſprochen.
Ich vernahm' euch, Reineke, rief ſie: bedenket! Die lange
Heimfahrt ſteht euch bevor, entladet reuig die Seele;
Saget die lautere Wahrheit und redet mir deutlich vom Morde.
Und der König ſetzte hinzu: Ein jeglicher ſchweige!
Reineke komme nun wieder herab und trete mir näher;
Denn es betrifft die Sache mich ſelbſt, damit ich ſie höre.

Reincke, der es vernahm, ſtand wieder getröſtet, die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgeſinnten herunter;
Und er nahte ſich gleich dem König' und ſeiner Gemahlin,
Die ihn eifrig befragten, wie dieſe Geſchichte begegnet.

Da bereitet' er ſich zu neuen gewaltigen Lügen.
Könnt' ich des Königes Huld und ſeiner Gemahlin, ſo dacht' er,
Wieder gewinnen, und könnte zugleich die Liſt mir gelingen,
Daß ich die Feinde, die mich dem Tod entgegen geführet,
Selbſt verdürbe, das rettete mich aus allen Gefahren.
Sicher wäre mir das ein unerwarteter Vortheil;
Aber ich ſehe ſchon, Lügen bedarf es, und über die Maaßen.

Ungeduldig befragte die Königin Reineken weiter:
Laſſet uns deutlich vernehmen, wie dieſe Sache beſchaffen?
Saget die Wahrheit, bedenkt das Gewiſſen, entladet die Seele!
Reineke ſagte darauf: ich will euch gerne berichten.
Sterben muß ich nun wohl; es iſt kein Mittel dagegen.
Sollt' ich meine Seele beladen am Ende des Lebens,
Ewige Strafe verwirken; es wäre thöricht gehandelt.
Beſſer iſt es daß ich bekenne, und muß ich dann leider
Meine lieben Verwandten und meine Freunde verklagen,
Ach, was kann ich dafür! es drohen die Qualen der Hölle.

Und es war dem Könige ſchon bei dieſen Geſprächen
Schwer geworden ums Herz. Er ſagte: Sprichſt du die Wahrheit?
Da verſetzte Reineke drauf mit verſtellter Gebärde:
Freilich bin ich ein ſündiger Menſch; doch red' ich die Wahrheit.
Könnt' es mir nutzen wenn ich euch löge? Da würd' ich mich ſelber
Ewig verdammen. Ihr wißt ja nun wohl, ſo iſt es beſchloſſen,
Sterben muß ich, ich ſehe den Tod und werde nicht lügen:
Denn es kann mir nicht Böſes noch Gutes zur Hülfe gedeihen.
Bebend ſagte Reineke das und ſchien zu verzagen.

Und die Königin ſprach: Mich jammert ſeine Beklemmung;
Sehet ihn gnadenreich an, ich bitt' euch, mein Herr! und erwäget:
Manches Unheil wenden wir ab nach ſeinem Bekenntniß.

Laßt uns je eher je lieber den Grund der Geſchichte vernehmen.
Heißet jeglichen ſchweigen und laßt ihn öffentlich ſprechen.

Und der König gebot, da ſchwieg die ganze Verſammlung,
Aber Reinecke ſprach: Beliebt es euch, gnadiger König,
So vernehmet, was ich euch ſage. Geſchieht auch mein Vortrag
Ohne Brief und Papier, ſo ſoll er doch treu und genau ſeyn;
Ihr erfahrt die Verſchwörung und niemands denk' ich zu ſchonen.

Fünfter Gesang.

Nun vernehmet die List und wie der Fuchs sich gewendet,
Seine Frevel wieder zu decken und andern zu schaden.
Bodenlose Lügen ersann er, beschimpfte den Vater
Jenseit der Grube, beschwerte den Dachs mit großer Verläumdung,
Seinen redlichsten Freund, der ihm beständig gedienet.
So erlaubt' er sich alles, damit er seiner Erzählung
Glauben schaffte, damit er an seinen Verklägern sich rächte.

Mein Herr Vater, sagt' er darauf, war so glücklich gewesen,
König Emmrichs, des Mächtigen, Schatz auf verborgenen Wegen
Einst zu entdecken; doch bracht' ihm der Fund gar wenigen Nutzen.
Denn er erhub sich des großen Vermögens und schätzte
Seines Gleichen von nun an nicht mehr, und seine Gesellen
Achtet' er viel zu gering: er suchte sich höhere Freunde.
Einze, den Kater, sendet er ab in die wilden Ardennen,
Braun den Bären zu suchen, dem sollt' er Treue versprechen,
Sollt' ihn laden nach Flandern zu kommen und König zu werden.

Als nun Braun das Schreiben geleſen, erfreut' es ihn herzlich;
Unverdroſſen und kühn begab er ſich eilig nach Flandern:
Denn er hatte ſchon lange ſo was in Gedanken getragen.
Meinen Vater fand er daſelbſt, der ſah ihn mit Freuden,
Sendete gleich nach Iſegrim aus, und nach Grimbart, dem Weiſen;
Und die vier verhandelten dann die Sache zuſammen;
Doch der fünfte dabei war Hinze der Kater. Ein Dörfchen
Liegt allda, wird Iſte genannt, und grade da war es
Zwiſchen Iſte und Gent, wo ſie zuſammen gehandelt.
Eine lange düſtere Nacht verbarg die Verſammlung;
Nicht mit Gott! es hatte der Teufel, es hatte mein Vater
Sie in ſeiner Gewalt mit ſeinem leidigen Golde.
Sie beſchloſſen des Königes Tod, beſchwuren zuſammen
Feſten ewigen Bund, und alſo ſchwuren die Fünfe
Sämmtlich auf Iſegrims Haupt: ſie wollten Braunen, den Bären,
Sich zum Könige wählen, und auf dem Stuhle zu Aachen
Mit der goldnen Krone das Reich ihm feſtlich verſichern.
Wollte nun auch von des Königes Freunden und ſeinen Verwandten
Jemand dagegen ſich ſetzen, den ſollte mein Vater bereden,
Oder beſtechen, und ginge das nicht, ſogleich ihn verjagen.
Das bekäm ich zu wiſſen: denn Grimbart hatte ſich einmal
Morgens luſtig getrunken und war geſprächig geworden;
Seinem Weibe verſchwätzte der Thor die Heimlichkeit alle,
Legte Schweigen ihr auf; da, glaubt' er, wäre geholfen.
Sie begegnete drauf bald meinem Weibe, die mußt' ihr
Der drei Könige Namen zum feierlichen Gelübde
Nennen, Ehr' und Treue verpfänden, um Liebes und Leides,

Niemand ein Wörtchen zu ſagen, und ſo entdeckt ſie ihr alles.
Eben ſo wenig hat auch mein Weib das Verſprechen gehalten:
Denn ſobald ſie mich fand, erzählte ſie was ſie vernommen,
Gab mir ein Merkmal dazu, woran ich die Wahrheit der Rede
Leicht erkennte; doch war mir dadurch nur ſchlimmer geſchehen.
Ich erinnerte mich der Fröſche, deren Gequake
Bis zu den Ohren des Herrn im Himmel endlich gelangte.
Einen König wollten ſie haben und wollten im Zwange
Leben, nachdem ſie der Freiheit in allen Landen genoſſen.
Da erhörte ſie Gott und ſandte den Storch, der beſtändig
Sie verfolget und haßt und keinen Frieden gewähret.
Ohne Gnade behandelt er ſie; nun klagen die Thoren,
Aber leider zu ſpät: denn nun bezwingt ſie der König.

Reineke redete laut zur ganzen Verſammlung, es hörten
Alle Thiere ſein Wort, und ſo verfolgt' er die Rede:
Seht, für alle fürchtet' ich das. So wär' es geworden.
Herr, ich ſorgte für euch, und hoffte beſſre Belohnung.
Braunens Ränke ſind mir bekannt, ſein tückiſches Weſen,
Manche Miſſethat auch von ihm; ich beſorgte das Schlimmſte.
Würd' er Herr, ſo wären wir alle zuſammen verdorben.
Unſer König iſt edel geboren und mächtig und gnädig,
Dacht' ich im Stillen bei mir: es wär' ein trauriger Wechſel
Einen Bären und tölpiſchen Taugenicht ſo zu erhöhen.
Etliche Wochen ſann ich darüber und ſucht' es zu hindern.

Auch vor allem begriff ich es wohl: behielte mein Vater
Seinen Schatz in der Hand, ſo brächt' er viele zuſammen,
Sicher gewänn' er das Spiel und wir verlören den König.
Meine Sorge ging nun dahin, den Ort zu entdecken,
Wo der Schatz ſich befande, damit ich ihn heimlich entführte.

Zog mein Vater ins Feld, der alte, liſtige, lief er
Nach dem Walde bei Tag' oder Nacht, in Froſt oder Hitze,
Näſſ' oder Trockne, ſo war ich dahinter und ſpürte den Gang aus.

Einmal lag ich verſteckt in der Erde mit Sorgen und Sinnen,
Wie ich entdeckte den Schatz, von dem mir ſo vieles bekannt war.
Da erblickt' ich den Vater aus einer Ritze ſich ſchleichen,
Zwiſchen den Steinen kam er hervor und ſtieg aus der Tiefe.
Still und verborgen hielt ich mich da; er glaubte ſich einſam,
Schaute ſich überall um, und als er niemand bemerkte
Nah oder fern, begann er ſein Spiel, ihr ſollt es vernehmen.
Wieder mit Sande verſtopft' er das Loch und wußte geſchicklich
Mit dem übrigen Boden es gleich zu machen. Das konnte
Wer nicht zuſah unmöglich erkennen. Und eh er von dannen
Wanderte, wußt' er den Platz wo ſeine Füße geſtanden,
Ueber und über geſchickt mit ſeinem Schwanze zu ſtreichen,
Und verwühlte die Spur mit ſeinem Munde. Das lernt' ich
Jenes Tages zuerſt von meinem liſtigen Vater,
Der in Ränken und Schwänken und allen Streichen gewandt war.
Und ſo eilt' er hinweg nach ſeinem Gewerbe. Da ſann ich,
Ob ſich der herrliche Schatz wohl in der Nähe befande?
Eilig trat ich herbei und ſchritt zum Werke; die Ritze
Hatt' ich in weniger Zeit mit meinen Pfoten eröffnet,
Kroch begierig hinein. Da fand ich köſtliche Sachen,
Feines Silbers genug und rothen Goldes! Wahrhaftig
Auch der Aelteſte hier hat nie ſo vieles geſehen.

Und ich machte mich dran mit meinem Weibe; wir trugen,
Schleppten bei Tag und bei Nacht; uns fehlten Karren und Wagen,
Viele Mühe koſtet' es uns und manche Beſchwerniß.
Treulich hielt Frau Ermelyn aus; ſo hatten wir endlich
Die Kleinode hinweg zu einer Stätte getragen,
Die uns gelegener ſchien. Indeſſen hielt ſich mein Vater
Täglich mit jenen zuſammen, die unſern König verriethen.
Was ſie beſchloſſen, das werdet ihr hören und werdet erſchrecken.

Braun und Iſegrim ſandten ſofort in manche Provinzen
Offene Briefe, die Söldner zu locken: ſie ſollten zu Haufen
Eilig kommen, es wolle ſie Braun mit Dienſten verſehen,
Milde woll' er ſogar voraus die Söldner bezahlen.
Da durchſtrich mein Vater die Länder und zeigte die Briefe,
Seines Schatzes gewiß, der, glaubt' er, läge geborgen.
Aber es war nun geſchehn, er hätte mit allen Geſellen,
Sucht' er auch noch ſo genau, nicht einen Pfennig gefunden.

Keine Bemühung ließ er ſich reun; ſo war er behende
Zwiſchen der Elb' und dem Rheine durch alle Länder gelaufen,
Manchen Söldner hatt' er gefunden und manchen gewonnen.
Kräftigen Nachdruck ſollte das Geld den Worten verleihen.

Endlich kam der Sommer ins Land; zu ſeinen Geſellen
Kehrte mein Vater zurück. Da hatt' er von Sorgen und Nöthen
Und von Angſt zu erzählen, beſonders wie er beinahe
Vor den hohen Burgen in Sachſen ſein Leben verloren,
Wo ihn Jäger mit Pferden und Hunden alltäglich verfolgten,
Daß er knapp und mit Noth mit heilem Pelze davon kam.

Freudig zeigt' er darauf den vier Verräthern die Liste,
Welche Gesellen er alle mit Gold und Versprechen gewonnen.
Braunen erfreute die Botschaft; es lasen die fünfe zusammen,
Und es hieß: Zwölfhundert von Isegrims kühnen Verwandten
Werden kommen mit offenen Mäulern und spitzigen Zähnen,
Ferner, die Kater und Bären sind alle für Braunen gewonnen,
Jeder Vielfraß und Dachs aus Sachsen und Thüringen stellt sich.
Doch man solle sich ihnen zu der Bedingung verbinden:
Einen Monat des Soldes voraus zu zahlen; sie wollten
Alle dagegen mit Macht beim ersten Gebote sich stellen.
Gott sey ewig gedankt, daß ich die Plane gehindert!

Denn nachdem er nun alles besorgt, so eilte mein Vater
Ueber Feld und wollte den Schatz auch wieder beschauen.
Da ging erst die Bekümmerniß an; da grub er und suchte.
Doch je länger er scharrte, je weniger fand er. Vergebens
War die Mühe, die er sich gab, und seine Verzweiflung:
Denn der Schatz war fort, er konnt' ihn nirgend entdecken.
Und vor Aerger und Scham — wie schrecklich quält die Erinnerung
Mich bei Tag und bei Nacht! — erhängte mein Vater sich selber.

Alles das hab' ich gethan, die böse That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun; jedoch es soll mich nicht reuen.
Isegrim aber und Braun, die gefräßigen, sitzen am nächsten
Bei dem König zu Rath. Und Reineke! wie dir dagegen,
Armer Mann, jetzt gedankt wird! daß du den leiblichen Vater
Hingegeben, den König zu retten. Wo sind sie zu finden,
Die sich selber verderben, nur euch das Leben zu fristen?

König und Königin hatten indeß den Schatz zu gewinnen
Große Begierde gefühlt; sie traten seitwärts und riefen
Reineken, ihn besonders zu sprechen und fragten behende:
Saget an, wo habt ihr den Schatz? Wir möchten es wissen.
Reineke ließ sich dagegen vernehmen: Was könnt' es mir helfen,
Zeigt' ich die herrlichen Güter dem Könige, der mich verurtheilt.
Glaubet er meinen Feinden doch mehr, den Dieben und Mördern,
Die euch mit Lügen beschweren, mein Leben mir abzugewinnen.

Nein, versetzte die Königin: nein! so soll es nicht werden!
Leben läßt euch mein Herr und das Vergangne vergißt er.
Er bezwingt sich und zürnet nicht mehr. Doch möget ihr künftig
Klüger handeln, und treu und gewärtig dem Könige bleiben.

Reineke sagte: gnädige Frau, vermöget den König,
Mir zu geloben vor euch, daß er mich wieder begnadigt,
Daß er mir alle Verbrechen und Schulden und alle den Unmuth,
Den ich ihm leider erregt, auf keine Weise gedenket,
So besitzet gewiß in unsern Zeiten kein König
Solchen Reichthum als er durch meine Treue gewinnet;
Groß ist der Schatz; ich zeige den Ort, ihr werdet erstaunen.

Glaubet ihm nicht, versetzte der König: doch wenn er von Stehlen,
Lügen und Rauben erzählet, das möget ihr allenfalls glauben;
Denn ein größerer Lügner ist wahrlich niemals gewesen.

Und die Königin ſprach: furwahr ſein bisheriges Leben
Hat ihm wenig Vertrauen erworben; doch jetzo bedenket,
Seinen Oheim den Dachs und ſeinen eigenen Vater
Hat er dießmal bezichtigt und ihre Frevel verkündigt.
Wollt' er, ſo konnt' er ſie ſchonen und konnte von anderen Thieren
Solche Geſchichten erzählen; er wird ſo thörig nicht lügen.

Meinet ihr ſo, verſetzte der König: und denkt ihr, es ware
Wirklich zum Beſten gerathen, daß nicht ein größeres Uebel
Draus entſtünde, ſo will ich es thun und dieſe Verbrechen
Reinekens über mich nehmen und ſeine verwundete Sache.
Einmal trau' ich, zum letztenmal noch! das mag er bedenken:
Denn ich ſchwör' es ihm zu bei meiner Krone! wofern er
Künftig frevelt und lügt, es ſoll ihn ewig gereuen;
Alles, war' es ihm nur verwandt im zehenten Grade,
Wer ſie auch waren, ſie ſollten's entgelten, und keiner entgeht mir,
Sollen in Unglück und Schmach und ſchwere Prozeſſe gerathen!

Als nun Reineke ſah, wie ſchnell ſich des Königs Gedanken
Wendeten, faßt er ſein Herz und ſagte: Sollt' ich ſo thöricht
Handeln, gnadiger Herr, und euch Geſchichten erzahlen,
Deren Wahrheit ſich nicht in wenig Tagen bewieſe?

Und der König glaubte den Worten und alles vergab er,
Erſt des Vaters Verrath, dann Reinekens eigne Verbrechen.
Ueber die Maaßen freute ſich der; zur glücklichen Stunde
War er der Feinde Gewalt und ſeinem Verhangniß entronnen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu ſprechen:
Möge Gott euch alles vergelten und eurer Gemahlin,

Was ihr an mir Unwürdigem thut; ich will es gedenken
Und ich werde mich immer gar höchlich dankbar erzeigen.
Denn es lebet gewiß in allen Landen und Reichen
Niemand unter der Sonne, dem ich die herrlichen Schätze
Lieber gönnte, denn eben euch beiden. Was habt ihr nicht alles
Mir für Gnade bewiesen! Dagegen geb' ich euch willig
König Emmerichs Schatz, so wie ihn dieser beseſſen.
Wo er liegt, beschreib' ich euch nun, ich sage die Wahrheit.

Höret! im Osten von Flandern ist eine Wüste, darinnen
Liegt ein einzelner Busch, heißt Hüsterlo, merket den Namen!
Dann ist ein Brunn der Krekelborn heißt, ihr werdet verstehen,
Beide nicht weit aus einander. Es kommt in selbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stätte, das merket und nützet das Zeichen.
Gehet selber dahin mit eurer Gemahlin; es wäre
Niemand sicher genug, um ihn als Boten zu senden,
Und der Schade wäre zu groß; ich darf es nicht rathen.
Selber mußt ihr dahin. Bei Krekelborn geht ihr vorüber,
Seht zwei junge Birken hernach, und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; so geht nun, gnädiger König,
Grad auf die Birken los, denn drunter liegen die Schätze.
Kratzt und scharret nur zu; erst findet ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt ihr sogleich die allerreichsten Geschmeide,
Golden, künstlich und schön, auch findet ihr Emmerichs Krone;
Wäre des Bären Wille geschehn, der sollte sie tragen.
Manchen Zierrath seht ihr daran und Edelgesteine,

Goldnes Kunſtwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?
Sehet ihr alle das Gut, o gnädiger König, beiſammen,
Ja ich bin es gewiß, ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs! ſo denkt ihr: der du ſo klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es dir immer,
Wo du auch ſeyn magſt, glücklich ergehn! So ſagte der Heuchler.

Und der König verſetzte darauf: ihr müßt mich begleiten;
Denn wie will ich allein die Stelle treffen? Ich habe
Wohl von Aachen gehört, wie auch von Lübek, und Cöllen,
Und von Paris; doch Hüſterlo hört' ich im Leben nicht einmal
Nennen, eben ſo wenig als Krekelborn; ſollt' ich nicht fürchten,
Daß du uns wieder belügſt und ſolche Namen erdichteſt?

Reineke hörte nicht gern des Königs bedächtige Rede,
Sprach: ſo weiſ' ich euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan zu ſuchen. Wie ſchien ich euch jetzo verdächtig?
Nächſt, ich bleibe dabei, iſt alles in Flandern zu finden.
Laßt uns einige fragen; es mag es ein andrer verſichern.
Krekelborn! Hüſterlo! ſagt' ich, und alſo heißen die Namen.
Lampen rief er darauf, und Lampe zauderte bebend.
Reineke rief: ſo komm nur getroſt, der König begehrt euch,
Will, ihr ſollt bei Eid und bei Pflicht, die ihr neulich geleiſtet,
Wahrhaft reden; ſo zeiget denn an, wofern ihr es wiſſet,
Sagt, wo Hüſterlo liegt und Krekelborn? Laſſet uns hören.

Lampe ſprach: das kann ich wohl ſagen. Es liegt in der Wüſte.
Krekelborn nahe bei Hüſterlo. Hüſterlo nennen die Leute

Jenen Buſch, wo Simonet lange, der Krumme, ſich aufhielt,
Falſche Münze zu ſchlagen mit ſeinen verwegnen Geſellen.
Vieles hab' ich daſelbſt von Froſt und Hunger gelitten,
Wenn ich vor Rynen, dem Hund, in großen Nöthen geflüchtet.
Reineke ſagte darauf: ihr könnt euch unter die andern
Wieder ſtellen; ihr habet den König genugſam berichtet.
Und der König ſagte zu Reineke: ſeyd mir zufrieden,
Daß ich haſtig geweſen und eure Worte bezweifelt;
Aber ſehet nun zu, mich an die Stelle zu bringen.

Reineke ſprach: wie ſchätzt' ich mich glücklich, geziemt es mir heute
Mit dem König zu gehn und ihm nach Flandern zu folgen;
Aber es müßt' euch zur Sünde gereichen. So ſehr ich mich ſchäme,
Muß es heraus, wie gern ich es auch noch länger verſchwiege.
Iſegrim ließ vor einiger Zeit zum Mönche ſich weihen,
Zwar nicht etwa dem Herren zu dienen, er diente dem Magen;
Zehrte das Kloſter faſt auf, man reicht' ihm für Sechſe zu eſſen,
Alles war ihm zu wenig; er klagte mir Hunger und Kummer;
Endlich erbarmet' es mich, als ich ihn mager und krank ſah,
Half ihm treulich davon, er iſt mein naher Verwandter.
Und nun hab' ich darum den Bann des Papſtes verſchuldet,
Möchte nun ohne Verzug, mit eurem Wiſſen und Willen,
Meine Seele berathen und morgen mit Aufgang der Sonne,
Gnad und Ablaß zu ſuchen, nach Rom mich als Pilger begeben,
Und von dannen über das Meer; ſo werden die Sünden
Alle von mir genommen, und kehr' ich wieder nach Hauſe,
Darf ich mit Ehren neben euch gehn. Doch thät' ich es heute,

Würde jeglicher ſagen: wie treibt es jetzo der König
Wieder mit Reineken, den er vor kurzem zum Tode verurtheilt!
Und der über das alles im Bann des Papſtes verſtrickt iſt!
Gnadiger Herr, ihr ſeht es wohl ein, wir laſſen es lieber.

Wahr, verſetzte der König drauf: das konnt' ich nicht wiſſen.
Biſt du im Banne, ſo wär' mir's ein Vorwurf dich mit mir zu führen.
Lampe kann mich, oder ein andrer, zum Borne begleiten.
Aber, Reineke, daß du vom Banne dich ſuchſt zu befreien,
Find' ich nützlich und gut. Ich gebe dir gnädigen Urlaub,
Morgen bei Zeiten zu gehn; ich will die Wallfahrt nicht hindern.
Denn mir ſcheint, ihr wollt euch bekehren vom Böſen zum Guten.
Gott geſegne den Vorſatz und laß euch die Reiſe vollbringen!

Sechster Gesang.

So gelangte Reineke wieder zur Gnade des Königs.
Und es trat der König hervor auf erhabene Stätte,
Sprach vom Steine herab und hieß die sämmtlichen Thiere
Stille schweigen; sie sollten ins Gras nach Stand und Gebuet sich
Niederlassen. Und Reineke stand an der Königin Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte zu sprechen:

Schweiget und höret mich an, zusammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche, höret mich an, ihr Großen und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genossen des Hofes und Hauses!
Reineke steht hier in meiner Gewalt; man dachte vor kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bei Hofe so manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder schenke. So hat auch die Königin, meine Gemahlin,
Sehr gebeten für ihn, so daß ich ihm günstig geworden,
Mich ihm völlig versöhnet und Leib und Leben und Güter
Frei ihm gegeben. Es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein Friede;

Nun sey allen zusammen bei Leibesleben geboten:
Reineken sollt ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo sie euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen.
Ferner hör' ich von Reinekens Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebels gethan, so ist es vorüber; er wird sich
Bessern, und thut es gewiß. Denn morgen wird er bei Zeiten
Stab und Ränzel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn,
Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder,
Bis er vollkommenen Ablaß der sündigen Thaten erlangt hat.

Hinze wandte sich drauf zu Braun und Isegrim zornig:
Nun ist Mühe und Arbeit verloren! so rief er: o war' ich
Weit von hier! Ist Reineke wieder zu Gnaden gekommen,
Braucht er jegliche Kunst, uns alle Drei zu verderben.
Um ein Auge bin ich gebracht, ich fürchte fürs andre!

Guter Rath ist theuer, versetzte der Braune: das seh' ich.
Isegrim sagte dagegen: das Ding ist seltsam! wir wollen
Stad zum Könige gehn. Er trat verdrießlich mit Braunen
Gleich vor König und Königin auf, sie redeten vieles
Wider Reineken, redeten heftig; da sagte der König:
Hörtet ihr's nicht? Ich hab' ihn aufs neue zu Gnaden empfangen.
Zornig sagt' es der König und ließ im Augenblick beide
Fahen, binden und schließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reinekes hatte vernommen und ihres Verrathes.

So veränderte sich in dieser Stunde die Sache
Reinekens völlig. Er machte sich los, und seine Verkläger
Wurden zu Schanden; er wußte sogar es tückisch zu lenken,

aß man dem Baren ein Stück von seinem Felle herabzog,
ß lang, Fuß breit, daß auf die Reise daraus ihm ein
Mänzel
rtig würde; so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
der die Königin bat er, auch Schuh ihm zu schaffen und
sagte:
hr erkennt mich, gnädige Frau, nun einmal für euren
ilger; helfet mir nun, daß ich die Reise vollbringe.
Jegrim hat vier tüchtige Schuhe, da wär' es wohl billig,
aß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verließe;
chafft mir sie, gnädige Frau, durch meinen Herren den
König.
uch entbehrte Frau Gieremund wohl ein Paar von den ihren,
enn als Hausfrau bleibt sie doch meist in ihrem Gemache.

Diese Forderung fand die Königin billig. Sie können
edes wahrlich ein Paar entbehren! sagte sie gnädig.
Reineke dankte darauf und sagte mit freudiger Bengung:
rieg' ich doch nun vier tüchtige Schuhe, da will ich nicht
zaudern.
lles Guten, was ich sofort als Pilger vollbringe,
Verdet ihr theilhaft gewiß! ihr und mein gnädiger König:
luf der Wallfahrt sind wir verpflichtet für alle zu beten,
Die uns irgend geholfen. Es lohne Gott euch die Milde!

An den vorderen Füßen verlor Herr Isegrim also
Seine Schuhe bis an die Knorren; deßgleichen verschonte
Nan Frau Gieremund nicht, sie mußte die hintersten lassen.

So verloren sie beide die Haut und Klauen der Füße,
agen erbarmlich mit Braunen zusammen und dachten zu
sterben;

Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Ränzel gewonnen,
Trat herzu und spottete noch besonders der Wölfin:
Liebe, Gute! sagt' er zu ihr: da sehet wie zierlich
Eure Schuhe mir stehn, ich hoffe, sie sollen auch dauern.
Manche Mühe gabt ihr euch schon zu meinem Verderben,
Aber ich habe mich wieder bemüht; es ist mir gelungen.
Habt ihr Freude gehabt, so kommt nun endlich die Reihe
Wieder an mich; so pflegt es zu gehn, man weiß sich zu fassen.
Wenn ich nun reise, so kann ich mich täglich der lieben Verwandten
Dankbar erinnern; ihr habt mir die Schuhe gefällig gegeben,
Und es soll euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene,
Theil' ich mit euch, ich hol' ihn zu Rom und über dem Meere.

Und Frau Gieremund lag in großen Schmerzen, sie konnte
Fast nicht reden, doch griff sie sich an und sagte mit Seufzen:
Unsre Sünden zu strafen, läßt Gott euch alles gelingen.
Aber Isegrim lag und schwieg mit Braunen zusammen;
Beide waren elend genug, gebunden, verwundet,
Und vom Feinde verspottet. Es fehlte Hinze der Kater;
Reineke wünschte so sehr auch ihm das Wasser zu wärmen.

Nun beschäftigte sich der Heuchler am anderen Morgen
Gleich die Schuhe zu schmieren, die seine Verwandten verloren,
Eilte dem Könige noch sich vorzustellen und sagte:
Euer Knecht ist bereit den heiligen Weg zu betreten;
Eurem Priester werdet ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich segne, damit ich von hinnen mit Zuversicht scheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeyt sey! so sprach er
Und es hatte der König den Widder zu seinem Caplane;

Alle geiſtlichen Dinge beſorgt er, es braucht ihn der König
Auch zum Schreiber, man nennt ihn Bellyn. Da ließ er ihn rufen,
Sagte: Leſet ſogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reineken hier, ihn auf die Reiſe zu ſegnen,
Die er vorhat; er gehet nach Rom und über das Waſſer.
Hänget das Ränzel ihm um, und gebt ihm den Stab in die Hände.
Und es erwiederte drauf Bellyn: Herr König, ihr habet,
Glaub' ich, vernommen, daß Reineke noch vom Banne nicht los iſt.
Uebels würd' ich deßwegen von meinem Biſchof erdulden,
Der es leichtlich erfährt, und mich zu ſtrafen Gewalt hat.
Aber ich thue Reineken ſelbſt nichts Grades noch Krummes.
Könnte man freilich die Sache vermitteln, und ſollt' es kein Vorwurf
Mir beim Biſchof, Herrn Ohnegrund, werden, zürnte nicht etwa
Drüber der Probſt, Herr Loſefund, oder der Dechant
Rapiamus, ich ſegnet' ihn gern nach eurem Befehle.

Und der König verſetzte: was ſoll das reimen und reden?
Viele Worte laßt ihr uns hören und wenig dahinter.
Leſet ihr über Reineke mir nicht Grades noch Krummes,
Frag' ich den Teufel darnach! Was geht mich der Biſchof im Dom an?
Reineke macht die Wallfahrt nach Rom, und wollt ihr das hindern?
Aengſtlich kraute Bellyn ſich hinter den Ohren; er ſcheute
Seines Königes Zorn, und fing ſogleich aus dem Buch an
Ueber den Pilger zu leſen, doch dieſer achtet' es wenig.
Was es mochte, half es denn auch, das kann man ſich denken.

Und nun war der Segen geleſen, da gab man ihm weiter
Ränzel und Stab, der Pilger war fertig, ſo log er die
Wallfahrt.
Falſche Thränen liefen dem Schelmen die Wangen herunter,
Und benetzten den Bart, als fühlt' er die ſchmerzlichſte Reue.
Freilich ſchmerzt' es ihn auch, daß er nicht alle zuſammen,
Wie ſie waren, ins Unglück gebracht, und drei nur geſchandet.
Doch er ſtand und bat, ſie möchten alle getreulich
Für ihn beten, ſo gut ſie vermöchten. Er machte nun Anſtalt
Fort zu eilen, er fühlte ſich ſchuldig und hatte zu fürchten.
Reineke, ſagte der König: ihr ſeyd mir ſo eilig! Warum
das? —
Wer was Gutes beginnt ſoll niemals weilen, verſetzte
Reineke drauf: ich bitt' euch um Urlaub, es iſt die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und laſſet mich wandern.
Habet Urlaub, ſagte der König, und alſo gebot er
Sämmtlichen Herren des Hofs, dem falſchen Pilger ein
Stückchen
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indeſſen
Braun und Iſegrim, beide gefangen, in Jammer und Schmerzen.

Und ſo hatte denn Reineke wieder die Liebe des Königs
Völlig gewonnen und ging mit großen Ehren vom Hofe,
Schien mit Ränzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu
wallen,
Hatt' er dort gleich ſo wenig zu thun, als ein Maibaum in
Aachen.
Ganz was anders führt' er im Schilde. Nun war ihm ge-
lungen,
Einen flächſenen Bart und eine wächſerne Naſe
Seinem König zu drehen; es mußten ihm alle Verkläger

olgen, da er nun ging, und ihn mit Ehren begleiten.
nd er konnte die Tücke nicht laſſen und ſagte noch ſcheidend:
Sorget, gnädiger Herr, daß euch die beiden Verräther
Nicht entgehen und haltet ſie wohl im Kerker gebunden.
Würden ſie frei, ſie ließen nicht ab mit ſchändlichen Werken.
Eurem Leben drohet Gefahr, Herr König, bedenkt es!

Und ſo ging er dahin mit ſtillen frommen Gebärden,
Mit einfältigem Weſen, als wüßt' er's eben nicht anders.
Drauf erhub ſich der König zurück zu ſeinem Palaſte,
Sämmtliche Thiere folgten dahin. Nach ſeinem Befehle
Hatten ſie Reineken erſt ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Schelm ſich ängſtlich und traurig gebärdet,
Daß er manchen gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Haſe, beſonders war ſehr bekümmert. Wir ſollen,
Lieber Lampe, ſagte der Schelm: und ſollen wir ſcheiden?
Möcht' es euch und Bellyn, dem Widder, heute belieben,
Meine Straße mit mir noch ferner zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch eure Geſellſchaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr ſeyd angenehme Begleiter und redliche Leute,
Jedermann redet nur Gutes von euch, das brächte mir Ehre;
Geiſtlich ſeyd ihr und heiliger Sitte. Ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt. Ihr laßt euch mit Kräutern begnügen,
Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu ſtillen, und fraget
Nie nach Brod oder Fleiſch, noch andrer beſonderer Speiſe.
Alſo konnt' er mit Lob der beiden Schwäche bethören;
Beide gingen mit ihm zu ſeiner Wohnung und ſahen
Malepartus, die Burg, und Reineke ſagte zum Widder:
Bleibet hieraußen, Bellyn, und laßt die Gräſer und Kräuter
Nach Belieben euch ſchmecken; es bringen dieſe Gebirge

Manche Gewächſe hervor, geſund und guten Geſchmackes.
Lampen nehm' ich mit mir; doch bittet ihn, daß er mein
Weib mir
Tröſten möge, die ſchon ſich betrübt, und wird ſie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreiſe, ſo wird ſie verzweifeln.
Süße Worte brauchte der Fuchs, die zwei zu betrügen.
Lampen führt' er hinein, da fand er die traurige Füchſin
Liegen neben den Kindern, von großer Sorge bezwungen:
Denn ſie glaubte nicht mehr, daß Reineke ſollte von Hofe
Wiederkehren. Nun ſah ſie ihn aber mit Ränzel und Stabe;
Wunderbar kam es ihr vor, und ſagte: Reinhart, mein Lieber,
Saget mir doch, wie iſt's euch gegangen? Was habt ihr
erfahren?
Und er ſprach: ſchon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden,
Aber der König bezeigte ſich gnädig, befreite mich wieder,
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen
Braun und Iſegrim beide zurück. Dann hat mir der König
Lampen zur Sühne gegeben und was wir nur wollen, ge-
ſchieht ihm.
Denn es ſagte der König zuletzt mit gutem Beſcheide:
Lampe war es, der dich verrieth. So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und ſoll mir alles entgelten.
Aber Lampe vernahm erſchrocken die drohenden Worte,
War verwirrt und wollte ſich retten und eilte zu fliehen.
Reineke ſchnell vertrat ihm das Thor, es faßte der Mörder
Bei dem Halſe den Armen, der laut und gräßlich um Hülfe
Schrie: O helfet, Bellyn! Ich bin verloren! Der Pilger
Bringt mich um! Doch ſchrie er nicht lange: denn Reineke
hatt' ihm
Bald die Kehle zerbiſſen. Und ſo empfing er den Gaſtfreund.
Kommt nun, ſagt' er: und eſſen wir ſchnell, denn fett iſt der Haſe,

Guten Geſchmackes. Er iſt wahrhaftig zum erſtenmal etwas
Nütze, der alberne Geck; ich hatt' es ihm lange geſchworen.
Aber nun iſt es vorbei; nun mag der Verräther verklagen!
Reineke machte ſich dran mit Weib und Kindern, ſie pflückten
Eilig dem Haſen das Fell und ſpeiſ'ten mit gutem Behagen.
Köſtlich ſchmeckt' es der Füchſin, und einmal über das andre:
Dank ſey König und Königin! rief ſie: wir haben durch ihre
Gnade das herrliche Mahl, Gott mög' es ihnen belohnen!
Eſſet nur, ſagte Reineke, zu; es reichet für dießmal;
Alle werden wir ſatt, und mehreres denk' ich zu holen:
Denn es müſſen doch alle zuletzt die Zeche bezahlen,
Die ſich an Reineken machen und ihm zu ſchaden gedenken.

Und Frau Ermelyn ſprach: ich möchte fragen, wie ſeyd ihr
Los und ledig geworden? Ich brauchte, ſagt' er dagegen,
Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und ſeine Gemahlin betrogen.
Ja, ich läugn' es euch nicht, es iſt die Freundſchaft nur dünne
Zwiſchen dem König und mir und wird nicht lange beſtehen.
Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird ſich grimmig entrüſten.
Kriegt er mich wieder in ſeine Gewalt, nicht Gold und nicht Silber
Könnte mich retten, er folgt mir gewiß und ſucht mich zu fangen.
Keine Gnade darf ich erwarten, das weiß ich am beſten;
Ungehangen läßt er mich nicht, wir müſſen uns retten.

Laßt uns nach Schwaben entfliehn! dort kennt uns niemand; wir halten
Uns nach Landes Weiſe daſelbſt. Hilf Himmel! es findet

Süße Speiſe ſich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänſe, Haſen, Kaninchen, und Zucker und Datteln,
Feigen, Roſinen und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brod mit Butter und Eiern.
Rein und klar iſt das Waſſer, die Luft iſt heiter und lieblich.
Fiſche giebt es genug, die heißen Gallinen und andre
Heißen Pullus und Gallus und Anas, wer nennte ſie alle?
Das ſind Fiſche nach meinem Geſchmacke! Da brauch' ich nicht eben
Tief ins Waſſer zu tauchen; ich habe ſie immer gegeſſen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, ſo müſſen wir hin, ihr müßt mich begleiten.

Nun verſteht mich nur wohl: es ließ mich dießmal der König
Wieder entwiſchen, weil ich ihm log von ſeltenen Dingen.
König Emmerichs herrlichen Schatz verſprach ich zu liefern;
Den beſchrieb ich, er läge bei Krekelborn. Werden ſie kommen,
Dort zu ſuchen, ſo finden ſie leider nicht dieſes, noch jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und ſiehet der König
Dergeſtalt ſich betrogen, ſo wird er ſchrecklich ergrimmen.
Denn was ich für Lügen erſann, bevor ich entwiſchte,
Könnt ihr denken; fürwahr es ging zunächſt an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth, noch ſchlimmer geängſtigt,
Nein! ich wünſche mir ſolche Gefahr nicht wieder zu ſehen.
Kurz es mag mir begegnen was will, ich laſſe mich niemals
Wieder nach Hofe bereden, um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Gewandtheit,
Meinen Daumen mit Noth aus ſeinem Munde zu bringen.

Und Frau Ermelyn ſagte betrübt: was wollte das werden?
Elend ſind wir und fremd in jedem anderen Lande;
Hier iſt alles nach unſerm Begehren. Ihr bleibet der Meiſter
Eurer Bauern. Und habt ihr ein Abenteuer zu wagen
Denn ſo nöthig? Fürwahr, um Ungewiſſes zu ſuchen,
Das Gewiſſe zu laſſen, iſt weder räthlich noch rühmlich.
Leben wir hier doch ſicher genug! Wie ſtark iſt die Veſte!
Ueberzög' uns der König mit ſeinem Heere, belegt' er
Auch die Straße mit Macht; wir haben immer ſo viele
Seitenthore, ſo viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Ihr wißt es ja beſſer, was ſoll ich es ſagen;
Uns mit Macht und Gewalt in ſeine Hände zu kriegen,
Viel gehörte dazu. Es macht mir keine Beſorgniß.
Aber daß ihr über das Meer zu gehen geſchworen,
Das betrübt mich. Ich faſſe mich kaum. Was könnte das werden!

Liebe Frau, bekümmert euch nicht! verſetzte dagegen
Reineke: höret mich an und merket: beſſer geſchworen
Als verloren! So ſagte mir einſt ein Weiſer im Beichtſtuhl:
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Katzenſchwanz hindern! Ich meine den Eid, verſteht nur.
Wie ihr geſagt habt, ſoll es geſchehen. Ich bleibe zu Hauſe.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu ſuchen, und hätt' ich
Sieben Eide geſchworen, ſo wollt' ich Jeruſalem nimmer
Sehen; ich bleibe bei euch und hab' es freilich bequemer;
Andrer Orten find' ich's nicht beſſer, als wie ich es habe.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten,
Stark und zu mächtig iſt er für mich; doch kann es gelingen,

Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm schiebe. Da soll er's, wenn ich's erlebe,
Schlimmer finden als er es sucht. Das sey ihm geschworen!

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu schmählen:
Lampe, wollt ihr nicht fort? So kommt doch! lasset uns gehen!
Reineke hört' es und eilte hinaus und sagte: mein Lieber,
Lampe bittet euch sehr ihm zu vergeben, er freut sich
Drinn mit seiner Frau Muhme, das werdet ihr, sagt er, ihm gönnen.
Gehet sachte voraus. Denn Ermelyn, seine Frau Muhme,
Läßt ihn sobald nicht hinweg; ihr werdet die Freude nicht stören.

Da versetzte Bellyn: ich hörte schreien, was war es?
Lampen hört' ich; er rief mir: Bellyn! zu Hülfe! zu Hülfe!
Habt ihr ihm etwas Uebels gethan? Da sagte der kluge
Reineke: höret mich recht! Ich sprach von meiner gelobten
Wallfahrt; da wollte mein Weib darüber völlig verzweifeln,
Es befiel sie ein tödtlicher Schrecken, sie lag uns in Ohnmacht.
Lampe sah das und fürchtete sich und in der Verwirrung
Rief er: Helfet, Bellyn, Bellyn! o, säumet nicht lange,
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!
So viel weiß ich, sagte Bellyn, er hat ängstlich gerufen.
Nicht ein Härchen ist ihm verletzt, verschwur sich der Falsche;
Lieber möchte mir selbst als Lampen was Böses begegnen.
Hörtet ihr! sagte Reineke drauf: es hat mich der König
Gestern, kam' ich nach Hause, da sollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.
Lieber Neffe, nehmet sie mit; ich habe sie fertig.

Schöne Dinge ſag' ich darin und rath' ihm das Klügſte.
Lampe war über die Maaßen vergnügt, ich hörte mit Freuden
Ihn mit ſeiner Frau Muhme ſich alter Geſchichten erinnern.
Wie ſie ſchwatzten! ſie wurden nicht ſatt! Sie aßen und tranken;
Freuten ſich über einander; indeſſen ſchrieb ich die Briefe.

Lieber Reinhart, ſagte Bellyn: ihr müßt nur die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt ſie einzuſtecken ein Täſchchen.
Wenn ich die Siegel zerbräche, das würde mir übel bekommen.
Reineke ſagte: das weiß ich zu machen. Ich denke, das Ränzel,
Das ich aus Braunens Felle bekam, wird eben ſich ſchicken,
Es iſt dicht und ſtark, darin verwahr' ich die Briefe.
Und es wird euch dagegen der König beſonders belohnen;
Er empfängt euch mit Ehren, ihr ſeyd ihm dreimal willkommen.
Alles das glaubte der Widder Bellyn. Da eilte der andre
Wieder ins Haus, das Ränzel ergriff er und ſteckte behende
Lampens Haupt, des ermordeten, drein, und dachte daneben,
Wie er dem armen Bellyn die Taſche zu öffnen verwehrte.

Und er ſagte, wie er heraus kam: Hänget das Ränzel
Nur um den Hals und laßt euch, mein Neffe, nicht etwa gelüſten
In die Briefe zu ſehen; es wäre ſchädliche Neugier:
Denn ich habe ſie wohl verwahrt, ſo müßt ihr ſie laſſen.
Selbſt das Ränzel öffnet mir nicht! Ich habe den Knoten
Künſtlich geknüpft, ich pflege das ſo in wichtigen Dingen
Zwiſchen dem König und mir; und findet der König die Riemen

So verſchlungen, wie er gewohnt iſt, ſo werdet ihr Gnade
Und Geſchenke verdienen als zuverläſſiger Bote.

Ja ſobald ihr den König erblickt und wollt noch in beßres
Anſehn euch ſetzen bei ihm, ſo laßt ihn merken, als hätter
Ihr mit gutem Bedacht zu dieſen Briefen gerathen,
Ja dem Schreiber geholfen; es bringt euch Vortheil und Ehre.
Und Bellyn ergötzte ſich ſehr und ſprang von der Stätte,
Wo er ſtand, mit Freuden empor und hierhin und dorthin,
Sagte: Reineke! Neffe und Herr, nun ſeh' ich, ihr liebt mich,
Wollt mich ehren. Es wird vor allen Herren des Hofes
Mir zum Lobe gereichen, daß ich ſo gute Gedanken,
Schöne, zierliche Worte zuſammen bringe. Denn freilich
Weiß ich nicht zu ſchreiben, wie ihr; doch ſollen ſie's meinen
Und ich dank' es nur euch. Zu meinem Beſten geſchah es,
Daß ich euch folgte hierher. Nun ſagt, was meint ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieſer Stunde von hinnen?

Nein! verſteht mich! ſagte der Schalk: noch iſt es unmöglich.
Geht allmählig voraus, er ſoll euch folgen, ſobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen.
Gott ſey bei euch! ſagte Bellyn: ſo will ich denn gehen.
Und er eilete fort! um Mittag gelangt' er nach Hofe.

Als ihn der König erſah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: ſaget Bellyn, von wannen kommt ihr? und wo iſt
Reineke blieben? ihr traget das Ränzel, was ſoll das bedeuten?

Da verſetzte Bellyn: er bat mich, gnädigſter König,
Euch zwei Briefe zu bringen, wir haben ſie beide zuſammen
Ausgedacht. Ihr findet ſubtil die wichtigſten Sachen
Abgehandelt, und was ſie enthalten, das hab' ich gerathen;
Hier im Ränzel finden ſie ſich; er knüpfte den Knoten.

Und es ließ der König ſogleich dem Biber gebieten,
Der Notarius war und Schreiber des Königs, man nennt ihn
Bokert. Es war ſein Geſchäft, die ſchweren wichtigen Briefe
Vor dem König zu leſen, denn manche Sprache verſtand er.
Auch nach Hinzen ſchickte der König, er ſollte dabei ſeyn.
Als nun Bokert den Knoten mit Hinze ſeinem Geſellen
Aufgelöſet, zog er das Haupt des ermordeten Haſen
Mit Erſtaunen hervor und rief: das heiß ich mir Briefe!
Seltſam genug! Wer hat ſie geſchrieben? Wer kann es erklären?
Dieß iſt Lampens Kopf, es wird ihn niemand verkennen.
Und es erſchracken König und Königin. Aber der König
Senkte ſein Haupt und ſprach: O, Reineke! hätt' ich dich wieder!
König und Königin beide betrübten ſich über die Maaßen.
Reineke hat mich betrogen! ſo rief der König. O hätt' ich
Seinen ſchändlichen Lügen nicht Glauben gegeben! ſo rief er,
Schien verworren, mit ihm verwirrten ſich alle die Thiere.

Aber Lupardus begann, des Königs naher Verwandter:
Traun! ich ſehe nicht ein, warum ihr alſo betrübt ſeyd,
Und die Königin auch. Entfernet dieſe Gedanken;
Faſſet Muth! es möcht' euch vor allen zur Schande gereichen.
Seyd ihr nicht Herr? Es müſſen euch alle die hier ſind gehorchen.

Eben deßwegen, verſetzte der König, ſo laßt euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin. Ich habe mich leider vergangen.
Denn mich hat der Verräther mit ſchändlicher Tücke bewogen,
Meine Freunde zu ſtrafen. Es liegen beide geſchändet,
Braun und Iſegrim; ſollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den beſten Baronen
Meines Hofes ſo übel begegnet, und daß ich dem Lügner
So viel Glauben geſchenkt und ohne Vorſicht gehandelt.
Meiner Frau folgt' ich zu ſchnell. Sie ließ ſich bethören,
Bat und flehte für ihn; o wär' ich nur feſter geblieben!
Nun iſt die Reue zu ſpät, und aller Rath iſt vergebens.

Und es ſagte Lupardus: Herr König, höret die Bitte,
Trauert nicht länger! was Uebels geſchehen iſt, läßt ſich vergleichen.
Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfin, zur Sühne den Widder;
Denn es bekannte Bellyn gar offen und kecklich, er habe
Lampens Tod gerathen; das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zuſammen auf Reineken losgehn,
Werden ihn fangen, wenn es geräth; da hängt man ihn eilig;
Kommt er zum Worte, ſo ſchwätzt er ſich los und wird nicht gehangen.
Aber ich weiß es gewiß, es laſſen ſich jene verſöhnen.

Und der König hörte das gern; er ſprach zu Lupardus:
Euer Rath gefällt mir, ſo geht nun eilig und holet
Mir die beiden Baronen; ſie ſollen ſich wieder mit Ehren
In dem Rathe neben mich ſetzen. Laßt mir die Thiere
Sammtlich zuſammenberufen, die hier bei Hofe geweſen;

lle ſollen erfahren, wie Reineke ſchändlich gelogen,
ie er entgangen, und dann mit Bellyn den Lampe getödtet.
lle ſollen dem Wolf und dem Bären mit Ehrfurcht begegnen,
nd zur Sühne geb' ich den Herren, wie ihr gerathen,
en Verräther Bellyn und ſeine Verwandten auf ewig.

Und es eilte Lupardus, bis er die beiden Gebundnen
raun und Iſegrim fand. Sie wurden gelöſet; da ſprach er:
uten Troſt vernehmet von mir! Ich bringe des Königs
eſten Frieden und freies Geleit. Verſteht mich, ihr Herren:
at der König euch Uebels gethan, ſo iſt es ihm ſelber
eid, er läßt es euch ſagen, und wünſcht euch beide zufrieden;
nd zur Sühne ſollt ihr Bellyn mit ſeinem Geſchlechte,
a mit allen Verwandten auf ewige Zeiten empfahen.
hne weiteres taſtet ſie an, ihr möget im Walde,
öget im Felde ſie finden, ſie ſind euch alle gegeben.
ann erlaubt euch mein gnädiger Herr noch über das alles,
eineken, der euch verrieth, auf jede Weiſe zu ſchaden;
hn, ſein Weib und Kinder und alle ſeine Verwandten
ögt ihr verfolgen, wo ihr ſie trefft, es hindert euch niemand.
ieſe köſtliche Freiheit verkünd' ich im Namen des Königs.
r und alle, die nach ihm herrſchen, ſie werden es halten!
ur vergeſſet denn auch, was euch Verdrießlichs begegnet,
chwöret ihm treu und gewärtig zu ſeyn, ihr könnt es mit Ehren,
immer verletzt er euch wieder; ich rath' euch, ergreifet den Vorſchlag.

Alſo war die Sühne beſchloſſen; ſie mußte der Widder
Mit dem Halſe bezahlen, und alle ſeine Verwandten

Werden noch immer verfolgt von Isegrims mächtiger Sippschaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe
Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüthen
Fort, sie glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben;
Keines verschonet ihr Grimm, sie lassen sich nimmer versöhnen.

Aber um Brauns und Isegrims willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie Ernst es ihm sey, die Herrn zu versöhnen.

Siebenter Gesang.

Und nun sah man den Hof gar herrlich bestellt und bereitet,
Manche Ritter kamen dahin; den sämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel und alle zusammen verehrten
Braun und Isegrim hoch, die ihrer Leiden vergaßen.
Da ergötzte sich festlich die beste Gesellschaft, die jemals
Nur beisammen gewesen; Trompeten und Pauken erklangen,
Und den Hoftanz führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüssig war alles bereitet, was jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen ins Land und luden die Gäste,
Vögel und Thiere machten sich auf; sie kamen zu Paaren,
Reiseten hin bei Tag und bei Nacht, und eilten zu kommen.

Aber Reineke Fuchs lag auf der Lauer zu Hause,
Dachte nicht nach Hofe zu gehn, der verlogene Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er sich. Nach altem Gebrauche
Seine Tücke zu üben gefiel am besten dem Schelme.
Und man hörte bei Hof die allerschönsten Gesänge;
Speis' und Trank ward über und über den Gästen gereichet;
Und man sah turnieren und fechten. Es hatte sich jeder
Zu den Seinen gesellt, da ward getanzt und gesungen,
Und man hörte Pfeifen dazwischen und hörte Schalmeien.
Freundlich schaute der König von seinem Saale hernieder;
Ihm behagte das große Getümmel, er sah es mit Freuden.

Und acht Tage waren vorbei (es hatte der König
Sich zu Tafel geſetzt mit ſeinen erſten Baronen,
Neben der Königin ſaß er), und blutig kam das Kaninchen
Vor den König getreten und ſprach mit traurigem Sinne:

Herr! Herr König! und alle zuſammen! erbarmet euch meiner!
Denn ihr habt ſo argen Verrath und mördriſche Thaten,
Wie ich von Reineken dießmal erduldet, nur ſelten vernommen.
Geſtern Morgen fand ich ihn ſitzen, es war um die ſechste
Stunde, da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber;
Und ich dachte den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte,
Wie ein Pilger gekleidet, als läſ' er Morgengebete,
Sich vor ſeine Pforte geſetzt. Da wollt' ich behende
Meines Weges vorbei, zu eurem Hofe zu kommen.
Als er mich ſah, erhub er ſich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt' er wollte mich grüßen; da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwiſchen den Ohren
Fühlt' ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren:
Denn ſie ſind lang und ſcharf, er druckte mich nieder zur Erde.
Glücklicherweiſe macht' ich mich los, und da ich ſo leicht bin
Konnt' ich entſpringen; er knurrte mir nach und ſchwur mich zu finden,
Aber ich ſchwieg und machte mich fort, doch leider behielt er
Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte.
Seht vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen,
Wie er mit Ungeſtüm ſchlug, faſt wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket euer Gelekte!

Wer mag reisen? wer mag an eurem Hofe sich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und alle beschädigt?

Und er endigte kaum, da kam die gesprächige Krähe,
Merkenau, sagte: Würdiger Herr und gnädiger König!
Traurige Mähre bring' ich vor euch, ich bin nicht im Stande
Viel zu reden vor Jammer und Angst, ich fürchte, das bricht mir
Noch das Herz: so jämmerlich Ding begegnet mir heute.
Scharfenebbe, mein Weib, und ich wir gingen zusammen
Heute früh, und Reineke lag für todt auf der Heide,
Beide Augen im Kopfe verkehrt, es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken
Laut an zu schrein. Er regte sich nicht, ich schrie und beklagt' ihn,
Rief: o weh mir! und Ach! und wiederholte die Klage:
Ach! er ist todt! wie dauert er mich! Wie bin ich bekümmert!
Meine Frau betrübte sich auch; wir jammerten beide.
Und ich betastet' ihm Bauch und Haupt, es nahte desgleichen
Meine Frau sich und trat ihm ans Kinn, ob irgend der Athem
Einiges Leben verrieth'; allein sie lauschte vergebens;
Beide hätten wir drauf geschworen. Nun höret das Unglück.

Wie sie nun traurig und ohne Besorgniß dem Munde des Schelmen
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unhold,
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erschrack, das will ich nicht sagen. O weh mir! o weh mir!

Schrie ich und rief. Da schoß er hervor und schnappte mit einmal
Auch nach mir; da fuhr ich zusammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht so behende gewesen, er hätte mich gleichfalls
Fest gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders;
Eilend erreicht' ich den Baum! O hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! ich sah mein Weib in des Bösewichts Klauen,
Ach! er hatte die Gute gar bald gegessen. Er schien mir
So begierig und hungrig, als wollt' er noch einige speisen;
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knöchelchen übrig.
Solchen Jammer sah ich mit an! Er eilte von dannen,
Aber ich konnt' es nicht lassen und flog mit traurigem Herzen
An die Statte; da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe sie her Beweise der Unthat.
Ach erbarmt euch, gnädiger Herr, denn solltet ihr dießmal
Diesen Verräther verschonen, gerechte Rache verzögern,
Eurem Frieden und Eurem Geleite nicht Nachdruck verschaffen,
Vieles würde darüber gesprochen, es würd' euch mißfallen.
Denn man sagt: der ist schuldig der That, der zu strafen Gewalt hat,
Und nicht strafet; es spielet alsdann ein jeder den Herren.
Eurer Würde ging es zu nah', ihr mögt es bedenken.

Also hatte der Hof die Klage des guten Kaninchens
Und der Krähe vernommen. Da zürnte Nobel der König,
Rief: So sey es geschworen bei meiner ehlichen Treue,
Diesen Frevel bestraf' ich, man soll es lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen! Ich will es nicht dulden.
Gar zu leicht vertraut' ich dem Schelm und ließ ihn entkommen,

Stattet' ihn selbst als Pilger noch aus und sah ihn von hinnen
Scheiden, als ging' er nach Rom. Was hat uns der Lügner nicht alles
Aufgeheftet! Wie wußt' er sich nicht der Königin Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun ist er entkommen;
Aber ich werde der letzte nicht seyn, den es bitter gereute,
Frauenrath befolget zu haben. Und lassen wir länger
Ungestraft den Bösewicht laufen, wir müssen uns schamen.
Immer war er ein Schalk und wird es bleiben. Bedenket
Nun zusammen, ihr Herren, wie wir ihn fahen und richten!
Greifen wir ernstlich dazu, so wird die Sache gelingen.

Isegrimen und Braunen behagte die Rede des Königs.
Werden wir am Ende gerochen! so dachten sie beide.
Aber sie trauten sich nicht zu reden, sie sahen, der König
War verstörten Gemüths und zornig über die Maaßen.
Und die Königin sagte zuletzt: Ihr solltet so heftig,
Gnädiger Herr, nicht zürnen, so leicht nicht schwören; es leidet
Euer Ansehn dadurch und eurer Worte Bedeutung.
Denn wir sehen die Wahrheit noch keineswegs am Tage;
Ist doch erst der Beklagte zu hören. Und wär' er zugegen
Würde mancher verstummen, der wider Reineken redet.
Beide Parteien sind immer zu hören; denn mancher Verwegne
Klagt um seine Verbrechen zu decken. Für klug und verständig
Hielt ich Reineken, dachte nichts Böses und hatte nur immer
Euer Bestes vor Augen, wiewohl es nun anders gekommen.
Denn sein Rath ist gut zu befolgen, wenn freilich sein Leben

Manchen Tadel verdient. Dabei iſt ſeines Geſchlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken. Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebeſſert, und was ihr beſchließet,
Werdet ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen.

Und Lupardus ſagte darauf: Ihr höret ſo manchen;
Höret dieſen denn auch. Er mag ſich ſtellen, und was ihr
Dann beſchließt, vollziehe man gleich. So denken vermuthlich
Dieſe ſämmtlichen Herrn mit eurer edlen Gemahlin.

Iſegrim ſagte darauf: ein jeder rathe zum Beſten!
Herr Lupardus, höret mich an. Und wäre zur Stunde
Reineke hier und entledigte ſich der doppelten Klage
Dieſer beiden, ſo wär' es mir immer ein Leichtes zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich ſchweige von allem,
Bis wir ihn haben. Und habt ihr vergeſſen, wie ſehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den ſollt' er in Hüſterlo neben
Arckelborn finden, und was der groben Lüge noch mehr war.
Alle hat er betrogen und mich und Braunen geſchändet;
Aber ich ſetze mein Leben daran. So treibt es der Lügner
Auf der Heide. Nun ſtreicht er herum und raubet und mordet.
Däucht es dem Könige gut und ſeinen Herren, ſo mag man
Alſo verfahren. Doch war' es ihm ernſt nach Hofe zu kommen,
Hätt' er ſich lange geſunden. Es eilten die Boten des Königs
Durch das Land die Gäſte zu laden, doch blieb er zu Hauſe.

Und es ſagte der König darauf: was ſollen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet euch alle (ſo ſey es geboten!)

Mir am ſechsten Tage zu folgen. Denn wahrlich das Ende
Dieſer Beſchwerden will ich erleben. Was ſagen die Herren?
Wär' er nicht fähig zuletzt ein Land zu Grunde zu richten?
Macht euch fertig, ſo gut ihr nur könnt, und kommet im Harniſch,
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren,
Und betragt euch wacker und brav! Es führe mir jeder,
Denn ich ſchlage wohl Ritter im Felde, den Namen mit Ehren.
Malepartus, die Burg, belegen wir; was er im Haus hat,
Wollen wir ſehen. Da riefen ſie alle: wir werden gehorchen!

Alſo dachte der König und ſeine Genoſſen die Veſte
Malepartus zu ſtürmen, den Fuchs zu ſtrafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe geweſen, entfernte ſich heimlich und eilte
Reineken aufzuſuchen und ihm die Nachricht zu bringen;
Traurend ging er und klagte vor ſich und ſagte die Worte:
Ach, was kann es nun werden, mein Oheim! Billig bedauert
Dich dein ganzes Geſchlecht, du Haupt des ganzen Geſchlechtes!
Vor Gerichte vertrateſt du uns, wir waren geborgen:
Niemand konnte beſtehn vor dir und deiner Gewandtheit.

So erreicht' er das Schloß, und Reineken fand er im Freien
Sitzen; er hatte ſich erſt zwei junge Tauben gefangen;
Aus dem Neſte wagten ſie ſich den Flug zu verſuchen,
Aber die Federn waren zu kurz; ſie fielen zu Boden,
Nicht im Stande ſich wieder zu heben, und Reineke griff ſie;
Denn oft ging er umher zu jagen. Da ſah er von weiten
Grimbart kommen und wartete ſein; er grüßt' ihn und ſagte:

Seyd mir, Neffe, willkommen vor allen meines Geſchlechtes!
Warum lauft ihr ſo ſehr? Ihr keichet! bringt ihr was Neues?
Ihm erwiederte Grimbart: Die Zeitung, die ich vermelde,
Klingt nicht tröſtlich, ihr ſeht, ich komm' in Aengſten gelaufen;
Leben und Gut iſt alles verloren! Ich habe des Königs
Zorn geſehen; er ſchwört euch zu fahen und ſchandlich zu tödten.
Allen hat er befohlen, am ſechsten Tage gewaffnet
Hier zu erſcheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchſen und Wagen.
Alles fällt nun über euch her, bedenkt euch in Zeiten!
Iſegrim aber und Braun ſind mit dem Könige wieder
Beſſer vertraut, als ich nur immer mit euch bin, und alles
Was ſie wollen geſchieht. Den gräßlichſten Mörder und Räuber
Schilt euch Iſegrim laut, und ſo bewegt er den König.
Er wird Marſchall; ihr werdet es ſehen in wenigen Wochen.
Das Kaninchen erſchien, dazu die Krähe, ſie brachten
Große Klagen gegen euch vor. Und ſollt' euch der König
Dießmal fahen, ſo lebt ihr nicht lange! das muß ich befürchten.

Weiter nichts? verſetzte der Fuchs. Das ficht mich nun alles
Keinen Pfifferling an. Und hätte der König mit ſeinem
Ganzen Rathe doppelt und dreifach gelobt und geſchworen:
Komm' ich nur ſelber dahin, ich hebe mich über ſie alle.
Denn ſie rathen und rathen und wiſſen es nimmer zu treffen.
Lieber Neffe, laſſet das fahren, und folgt mir und ſehet,
Was ich euch gebe. Da hab' ich ſo eben die Tauben gefangen,

Jung und fett. Es bleibt mir das liebſte von allen Gerichten!
Denn ſie ſind leicht zu verdauen, man ſchluckt ſie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen ſchmecken ſo ſüß! ſie ſchmelzen im Munde,
Sind halb Milch, halb Blut. Die leichte Speiſe bekommt mir,
Und mein Weib iſt von gleichem Geſchmack. So kommt nur, ſie wird uns
Freundlich empfangen; doch merke ſie nicht, warum ihr gekommen!
Jede Kleinigkeit fällt ihr aufs Herz und macht ihr zu ſchaffen.
Morgen geh' ich nach Hofe mit euch; da hoff' ich, ihr werdet,
Lieber Neffe, mir helfen, ſo wie es Verwandten geziemet.

Leben und Gut verpflicht' ich euch gern zu eurem Behufe,
Sagte der Dachs, und Reineke ſprach: Ich will es gedenken;
Leb' ich lange, ſo ſoll es euch frommen! Der andre verſetzte:
Tretet immer getroſt vor die Herren und wahret zum Beſten
Eure Sache, ſie werden euch hören; auch ſtimmte Lupardus
Schon dahin, man ſollt' euch nicht ſtrafen, bevor ihr genugſam
Euch vertheidigt; es meinte das gleiche die Königin ſelber.
Merket den Umſtand und ſucht ihn zu nutzen! Doch Reineke ſagte:
Seyd nur gelaſſen, es findet ſich alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn, es frommt mir am Ende.

Und ſo gingen ſie beide hinein und wurden gefällig
Von der Hausfrau empfangen; ſie brachte was ſie nur hatte.
Und man theilte die Tauben, man fand ſie ſchmackhaft und jedes

Speiſte ſein Theil; ſie wurden nicht ſatt, und hätten gewißlich
Ein halb Dutzend verzehrt, wofern ſie zu haben geweſen.

Reineke ſagte zum Dachſe: Bekennt mir, Oheim, ich habe
Kinder trefflicher Art, ſie müſſen jedem gefallen.
Sagt mir, wie euch Roſſel behagt und Reinhart der Kleine?
Sie vermehren einſt unſer Geſchlecht und fangen allmählig
An ſich zu bilden, ſie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt ſich ein Huhn, der andre haſcht ſich ein Küchlein;
Auch ins Waſſer ducken ſie brav, die Ente zu holen,
Und den Kibitz. Ich ſchickte ſie gern noch öfter zu jagen;
Aber Klugheit muß ich vor allem ſie lehren und Vorſicht,
Wie ſie vor Strick und Jäger und Hunden ſich weiſe bewahren.
Und verſtehen ſie dann das rechte Weſen und ſind ſie
Abgerichtet, wie ſich's gehört, dann ſollen ſie täglich
Speiſe holen und bringen und ſoll im Hauſe nichts fehlen.
Denn ſie ſchlagen mir nach und ſpielen grimmige Spiele.
Wenn ſie's beginnen, ſo ziehn den Kürzern die übrigen Thiere,
An der Kehle fühlt ſie der Gegner und zappelt nicht lange:
Das iſt Reinekens Art und Spiel. Auch greifen ſie haſtig,
Und ihr Sprung iſt gewiß; das dünkt mich eben das rechte!

Grimbart ſprach: Es gereichet zur Ehre und mag man ſich freuen,
Kinder zu haben, wie man ſie wünſcht, und die zum Gewerbe
Bald ſich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich freue mich herzlich,
Sie von meinem Geſchlechte zu wiſſen, und hoffe das Beſte.
Mag es für heute bewenden, verſetzte Reineke; gehn wir
Schlafen, denn alle ſind müd', und Grimbart beſonders ermattet.

nd ſie legten ſich nieder im Saale, der über und über
Bar mit Heu und Blättern bedeckt, und ſchliefen zuſammen.

Aber Reineke wachte vor Angſt; es ſchien ihm die Sache
huten Raths zu bedürfen, und ſinnend fand ihn der Morgen.
Ind er hub vom Lager ſich auf und ſagte zu ſeinem
Weibe: Betrübt euch nicht, es hat mich Grimbart gebeten,
Rit nach Hofe zu gehn; ihr bleibet ruhig zu Hauſe.
Redet jemand von mir, ſo kehret es immer zum Beſten
Ind verwahret die Burg, ſo iſt uns allen gerathen.

Und Frau Ermelyn ſprach: Ich ſind' es ſeltſam! ihr wagt es,
Wieder nach Hofe zu gehn, wo eurer ſo übel gedacht wird.
Seyd ihr genöthigt? Ich ſeh' es nicht ein, bedenkt das Vergangne!
Freilich, ſagte Reineke drauf, es war nicht zu ſcherzen;
Viele wollten mir übel, ich kam in große Bedrängniß;
Aber mancherlei Dinge begegnen unter der Sonne.
Wider alles Vermuthen erfährt man dieſes und jenes,
Und wer was zu haben vermeint, vermißt es auf einmal.
Alſo laßt mich nur gehn, ich habe dort manches zu ſchaffen.
Bleibet ruhig, das bitt' ich euch ſehr, ihr habet nicht nöthig
Euch zu ängſtigen. Wartet es ab! ihr ſehet, mein Liebchen,
Iſt es mir immer nur möglich, in fünf, ſechs Tagen mich wieder.
Und ſo ſchied er von dannen, begleitet von Grimbart dem Dachſe.

Achter Gesang.

Weiter gingen sie nun zusammen über die Heide,
Grimbart und Reineke, grade den Weg zum Schlosse des Königs.
Aber Reineke sprach: es falle wie es auch wolle,
Dießmal ahnet es mir, die Reise führet zum Besten.
Lieber Neffe, höret mich nun! Seitdem ich zum Letzten
Euch gebeichtet, verging ich mich wieder in sündigem Wesen;
Höret Großes und Kleines und was ich damals vergessen.

Von dem Leibe des Bären und seinem Felle verschafft' ich
Mir ein tüchtiges Stück; es ließen der Wolf und die Wölfin
Ihre Schuhe mir ab; so hab' ich mein Müthchen gekühlet.
Meine Lüge verschaffte mir das, ich wußte den König
Aufzubringen und hab' ihn dabei entsetzlich betrogen:
Denn ich erzählt' ihm ein Mährchen und Schatze wußt' ich zu dichten.
Ja ich hatte daran nicht genug, ich tödtete Lampen,
Ich bepackte Bellyn mit dem Haupt des Ermordeten; grimmig
Sah der König auf ihn, er mußte die Zeche bezahlen.
Und das Kaninchen, ich drückt' es gewaltig hinter die Ohren,
Daß es beinah das Leben verlor, und war mir verdrießlich
Daß es entkam. Auch muß ich bekennen, die Krahe beklagt sich

Nicht mit Unrecht, ich habe Frau Scharfenebbe sein Weibchen
Aufgegessen. Das hab' ich begangen, seitdem ich gebeichtet,
Aber damals vergaß ich nur eines, ich will es erzahlen,
Eine Schalkheit, die ich beging, ihr müßt sie erfahren,
Denn ich möchte nicht gern so etwas tragen; ich lud es
Damals dem Wolf auf den Rücken. Wir gingen nämlich zusammen
Zwischen Kackyß und Elverdingen, da sahn wir von weitem
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und eins wie das andre
Wie ein Rabe so schwarz. Vier Monat mochte das Fohlen
Alt seyn, und Isegrim war vom Hunger gepeinigt, da bat er:
Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen?
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
Liebe Frau Mahre, sagt' ich zu ihr: das Fohlen ist euer,
Wie ich weiß; verkauft ihr es wohl? Das möcht' ich erfahren.
Sie versetzte: Bezahlt ihr es gut, so kann ich es missen;
Und die Summe, für die es mir feil ist, ihr werdet sie lesen,
Hinten steht sie geschrieben an meinem Fuße. Da merkt' ich,
Was sie wollte, versetzte darauf: ich muß euch bekennen,
Lesen und schreiben gelingt mir nicht eben so, wie ich es wünschte.
Auch begehr' ich des Kindes nicht selbst: denn Isegrim möchte
Das Verhältniß eigentlich wissen; er hat mich gesendet.

Laßt ihn kommen, versetzte sie drauf: er soll es erfahren.
Und ich ging, und Isegrim stand und wartete meiner.
Wollt ihr euch sattigen, sagt' ich zu ihm: so geht nur, die Mahre

Giebt euch das Fohlen, es steht der Preis am hinteren Fuße
Unten geschrieben; ich möchte nur, sagte sie, selber da nachsehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt' ich schon Manches versäumen,
Weil ich nicht lesen und schreiben gelernt. Verflucht es, mein Oheim,
Und beschauet die Schrift, ihr werdet vielleicht sie verstehen.

Isegrim sagte: Was sollt' ich nicht lesen! das wäre mir seltsam!
Deutsch, Latein und Wälsch, sogar Französisch versteh' ich:
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weisen, Gelahrten, und mit den Meistern des Rechtes
Fragen und Urtheil gestellt; ich habe meine Licenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,
Les' ich als wär' es mein Name. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und lese die Schrift, wir wollen doch sehen!

Und er ging und fragte die Frau: wie theuer das Fohlen?
Macht es billig! Sie sagte darauf: ihr dürft nur die Summe
Lesen, sie stehet geschrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich sehen! versetzte der Wolf. Sie sagte: das thu' ich!
Und sie hub den Fuß empor aus dem Grase; der war erst
Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was sie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da regt' er sich wieder und heulte,

Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und sagte: Herr Oheim,
Wo ist die Stute? Wie schmeckte das Fohlen? Ihr habt euch gesättigt,
Habt mich vergessen: ihr thatet nicht wohl; ich brachte die Botschaft!
Nach der Mahlzeit schmeckte das Schläfchen. Wie lautete, sagt mir,
Unter dem Fuße die Schrift? Ihr seyd ein großer Gelehrter.

Ach! versetzt' er: spottet ihr noch? Wie bin ich so übel
Dießmal gefahren! Es sollte fürwahr ein Stein sich erbarmen.
Die langbeinige Mähre! Der Henker mag's ihr bezahlen!
Denn der Fuß war mit Eisen beschlagen, das waren die Schriften!
Neue Nägel! Ich habe davon sechs Wunden im Kopfe.

Kaum behielt er sein Leben. Ich habe nun alles gebeichtet,
Lieber Neffe! vergebet mir nun die sündigen Werke!
Wie es bei Hofe geräth, ist mißlich; aber ich habe
Mein Gewissen befreit und mich von Sünden gereinigt.
Saget nun, wie ich mich bessre, damit ich zu Gnaden gelange.

Grimbart sprach: ich find' euch von neuem mit Sünden beladen.
Doch es werden die Todten nicht wieder lebendig; es wäre
Freilich besser, wenn sie noch lebten. So will ich, mein Oheim,
In Betrachtung der schrecklichen Stunde, der Nähe des Todes,
Der euch droht, die Sünde vergeben als Diener des Herren:

Denn sie streben euch nach mit Gewalt, ich fürchte das Schlimmste,
Und man wird euch vor allem das Haupt des Hasen gedenken!
Große Dreistigkeit war es, gesteht's, den König zu reizen,
Und es schadet euch mehr, als euer Leichtsinn gedacht hat.

Nicht ein Haar! versetzte der Schelm: und daß ich euch sage,
Durch die Welt sich zu helfen ist ganz was Eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren als wie im Kloster, das wißt ihr.
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich sehr; er sprang herüber, hinüber,
Mir vor den Augen herum, sein fettes Wesen gefiel mir,
Und ich setzte die Liebe bei Seite. So gönnt' ich Bellynen
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden; ich habe die Sünde.
Aber sie sind zum Theil auch so plump, in jeglichen Dingen
Grob und stumpf. Ich sollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Lust behielt ich dazu. Ich hatte von Hofe
Mich mit Aengsten gerettet, und lehrte sie dieses und jenes,
Aber es wollte nicht fort. Zwar jeder sollte den Nächsten
Lieben, das muß ich gestehn; indessen achtet' ich diese
Wenig, und todt ist todt, so sagt ihr selber. Doch laßt uns
Andre Dinge besprechen; es sind gefährliche Zeiten,
Denn wie geht es von oben herab? Man soll ja nicht reden;
Doch wir andern merken darauf, und denken das Unsre.

Raubt der König ja selbst so gut als einer, wir wissen's;
Was er selber nicht nimmt, das laßt er Bären und Wölfe
Holen, und glaubt, es geschähe mit Recht. Da findet sich keiner,

Der ſich getraut ihm die Wahrheit zu ſagen, ſo weit hinein iſt es
Böſe, kein Beichtiger, kein Caplan; ſie ſchweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haſchte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er tödtet' die Zeit und beſchäftigte beſſer
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort iſt fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das haſt du beſeſſen. Der Klage
Giebt man wenig Gehör und ſie ermüdet am Ende.
Unſer Herr iſt der Löwe, und alles an ſich zu reißen
Hält er ſeiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das Unſre, ſcheint es, gehört ihm!

Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt ſich
Ganz beſonders Leute, die bringen, und die nach der Weiſe,
Die er ſingt, zu tanzen verſtehn. Man ſieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch Manchem. Sie ſtehlen und rauben; es liebt ſie der König;
Jeglicher ſieht es und ſchweigt: er denkt an die Reihe zu kommen.
Mehr als vier befinden ſich ſo zur Seite des Herren,
Ausgezeichnet vor allen, ſie ſind die Größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reineke, irgend ein Hühnchen,
Wollen ſie alle gleich über ihn her, ihn ſuchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man ſo weg, es haben die großen

Starken Vorſprung, mögen das Land und die Schlöſſer verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und ſinne darüber,
Nun, ſo ſpiel' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bei mir: es muß ja wohl recht ſeyn; thun's doch ſo viele!
Freilich regt ſich dann auch das Gewiſſen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht und läßt mich das Ende bedenken.
Ungerecht Gut, ſo klein es auch ſey, man muß es erſtatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft dich's der Beſte zu ſeyn, es bleiben die Beſten
Doch nicht unberedet in dieſen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau nach allem zu forſchen,
Niemand vergeſſen ſie leicht, erfinden dieſes und jenes;
Wenig Gutes iſt in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige drunter auch gute gerechte Herren zu haben.
Denn ſie ſingen und ſagen vom Böſen immer und immer,
Auch das Gute wiſſen ſie zwar von großen und kleinen
Herren, doch ſchweigt man davon und ſelten kommt es zur Sprache.
Doch das Schlimmſte find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menſchen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrſchen und richten.
Hielte doch jeder ſein Weib und ſeine Kinder in Ordnung,
Wüßte ſein trotzig Geſinde zu bändigen, könnte ſich ſtille,
Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer ins Arge.
Afterreden, Lug und Verrath und Diebſtahl, und falſcher

Eidſchwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falſche Propheten und Heuchler betrügen ſchändlich die Menſchen.

Jeder lebt nur ſo hin! und will man ſie treulich ermahnen,
Nehmen ſie's leicht und ſagen auch wohl: Ei, wäre die Sünde
Groß und ſchwer, wie hier und dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde ſelber vermeiden.
Sie entſchuldigen ſich mit böſem Exempel, und gleichen
Gänzlich dem Affengeſchlecht, das nachzuahmen geboren,
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.

Freilich ſollten die geiſtlichen Herrn ſich beſſer betragen!
Manches könnten ſie thun, wofern ſie es heimlich vollbrächten:
Aber ſie ſchonen uns nicht, uns andre Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unſern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geſchlagen; allein wir ſehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren ſo wenig,
Als ſie dem ſündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.

Denn ſo haben über den Alpen die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liebchen; nicht weniger ſind in dieſen Provinzen,
Die ſich ſündlich vergehn. Man will mir ſagen, ſie haben
Kinder wie andre verehlichte Leute; und ſie zu verſorgen
Sind ſie eifrig bemüht und bringen ſie hoch in die Höhe.
Dieſe denken hernach nicht weiter, woher ſie gekommen,
Laſſen niemand den Rang und gehen ſtolz und gerade,
Eben als wären ſie edlen Geſchlechts, und bleiben der Meinung,
Ihre Sache ſey richtig. So pflegte man aber vor dieſem
Pfaffenkinder ſo hoch nicht zu halten; nun heißen ſie alle

Herren und Frauen. Das Geld iſt freilich alles vermögend.
Selten findet man fürſtliche Lande, worin nicht die Pfaffen
Zölle und Zinſen erhüben und Dörfer und Mühlen benutzten.
Dieſe verkehren die Welt, es lernt die Gemeine das Böſe:
Denn man ſieht, ſo hält es der Pfaffe, da ſündiget jeder,
Und vom Guten leiter hinweg ein Blinder den andern.
Ja wer merkte denn wohl die guten Werke der frommen
Prieſter, und wie ſie die heilige Kirche mit gutem Exempel
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man ſtärkt ſich im Böſen.
So geſchieht es im Volke, wie ſollte die Welt ſich verbeſſern?

Aber höret mich weiter. Iſt einer unächt geboren,
Sey er ruhig darüber, was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meine nur ſo, verſteht mich. Wird ſich ein ſolcher
Nur mit Demuth betragen und nicht durch eitles Benehmen
Andre reizen, ſo fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann ſie zur Schande gereichen.
Aber Tugend und Laſter, ſie unterſcheiden die Menſchen.
Gute, gelehrte geiſtliche Männer, man hält ſie, wie billig
Hoch in Ehren, doch geben die Böſen ein böſes Exempel.
Predigt ſo einer das Beſte, ſo ſagen doch endlich die Laien:
Spricht er das Gute und thut er das Böſe, was ſoll man
erwählen?
Auch der Kirche thut er nichts Gutes, er prediget jedem:
Leget nur aus und bauet die Kirche; das rath' ich, ihr Lieben,
Wollt ihr Gnade verdienen und Ablaß! ſo ſchließt er die Rede,
Und er legt wohl wenig dazu, ja gar nichts, und fiele
Seinetwegen die Kirche zuſammen. So hält er denn weiter
Für die beſte Weiſe zu leben, ſich köſtlich zu kleiden,
Lecker zu eſſen. Und hat ſich ſo einer um weltliche Sachen

Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und ſingen?
Gute Prieſter ſind täglich und ſtündlich im Dienſte des Herren
Fleißig begriffen, und üben das Gute; der heiligen Kirche
Sind ſie nütze; ſie wiſſen die Laien durch gutes Exempel
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.

Aber ich kenne denn auch die Bekappten; ſie plärren und plappern
Immer zum Scheine ſo fort, und ſuchen immer die Reichen;
Wiſſen den Leuten zu ſchmeicheln und gehn am liebſten zu Gaſte.
Bittet man Einen, ſo kommt auch der Zweite; da finden ſich weiter
Noch zu dieſen zwei oder drei. Und wer in dem Kloſter
Gut zu ſchwatzen verſteht, der wird im Orden erhoben,
Wird zum Leſemeiſter, zum Cuſtos oder zum Prior.
Andere ſtehen bei Seite. Die Schüſſeln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn einige müſſen des Nachts in dem Chore
Singen, leſen, die Gräber umgehn; die anderen haben
Guten Vortheil und Ruh und eſſen die köſtlichen Biſſen.

Und die Legaten des Papſts, die Aebte, Pröbſte, Prälaten,
Die Beguinen und Nonnen, da wäre vieles zu ſagen!
Ueberall heißt es: gebt mir das Eure und laßt mir das Meine.
Wenige finden ſich wahrlich, nicht ſieben, welche der Vorſchrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweiſen.
Und ſo iſt der geiſtliche Stand gar ſchwach und gebrechlich.

Oheim! ſagte der Dachs: ich find' es beſonders, ihr beichtet
Fremde Sünden. Was will es euch helfen? Mich dunket, es wären

Eurer eignen genug. Und sagt mir, Oheim, was habt ihr
Um die Geistlichkeit euch zu bekümmern, und dieses und
jenes?
Seine Bürde mag jeglicher tragen, und jeglicher gebe
Red' und Antwort, wie er in seinem Stande die Pflichten
Zu erfüllen strebt; dem soll sich niemand entziehen,
Weder Alte noch Junge, hier außen oder im Kloster.
Doch ihr redet zu viel von allerlei Dingen und könntet
Mich zuletzt zum Irrthum verleiten. Ihr kennet vortrefflich,
Wie die Welt nun besteht und alle Dinge sich fügen;
Niemand schickte sich besser zum Pfaffen. Ich käme mit andern
Schafen zu beichten bei euch, und eurer Lehre zu horchen,
Eure Weisheit zu lernen; denn freilich muß ich gestehen:
Stumpf und grob sind die meisten von uns, und hätten's
von Nöthen.

Also hatten sie sich dem Hofe des Königs genahert.
Reinecke sagte: so ist es gewagt! und nahm sich zusammen.
Und sie begegneten Martin dem Affen, der hatte sich eben
Aufgemacht und wollte nach Rom; er grüßte die beiden.
Lieber Oheim, fasset ein Herz! so sprach er zum Fuchse,
Fragt' ihn dieses und jenes, obschon ihm die Sache be-
kannt war.
Ach, wie ist mir das Glück in diesen Tagen entgegen!
Sagte Reineke drauf: da haben mich etliche Diebe
Wieder beschuldigt, wer sie auch sind; besonders die Krähe,
Mit dem Kaninchen; sein Weib verlor das eine, dem andern
Fehlt ein Ohr. Was kümmert mich das? Und könnt' ich nur
selber
Mit dem Könige reden, sie beide sollten's empfinden.
Aber mich hindert am meisten, daß ich im Banne des Papstes

Leider noch bin. Nun hat in der Sache der Domprobſt die Vollmacht,
Der beim Könige gilt. Und in dem Banne befind' ich
Mich um Iſegrims willen, der einſt ein Klausner geworden,
Aber dem Kloſter entlief, von Elkmar, wo er gewohnet.
Und er ſchwur, ſo könnt' er nicht leben, man halt' ihn zu ſtrenge,
Lange könn' er nicht faſten und könne nicht immer ſo leſen.
Damals half ich ihm fort. Es reut mich; denn er verleumdet
Mich beim Könige nun, und ſucht mir immer zu ſchaden.
Soll ich nach Rom? Wie werden indeß zu Hauſe die Meinen
In Verlegenheit ſeyn! Denn Iſegrim kann es nicht laſſen,
Wo er ſie findet beſchädigt er ſie. Auch ſind noch ſo Viele,
Die mir Uebels gedenken und ſich an die Meinigen halten.
Wär' ich aus dem Banne gelöſ't, ſo hätt' ich es beſſer,
Könnte gemächlich mein Glück bei Hofe wieder verſuchen.

Martin verſetzte: da kann ich euch helfen, es trifft ſich! So eben
Geh' ich nach Rom und nütz' euch daſelbſt mit künſtlichen Stücken.
Unterdrücken laſſ' ich euch nicht! Als Schreiber des Biſchofs,
Dünkt mich, verſteh' ich das Werk. Ich ſchaffe, daß man den Domprobſt
Grade nach Rom citirt, da will ich gegen ihn fechten.
Seht nur, Oheim, ich treibe die Sache und weiß ſie zu letten;
Exequiren laſſ' ich das Urtheil, ihr werdet mir ſicher
Abſolvirt, ich bring' es euch mit; es ſollen die Feinde
Uebel ſich freun und ihr Geld, zuſammt der Mühe verlieren:
Denn ich kenne den Gang der Dinge zu Rom und verſtehe

Was zu thun und zu laſſen. Da iſt Herr Simon, mein Oheim,
Angeſehn und mächtig; er hilft den guten Bezahlern.
Schalkefund, das iſt ein Herr! und Doctor Greifzu und andre,
Wendemantel und Loſefund hab' ich alle zu Freunden.
Meine Gelder ſchickt' ich voraus; denn, ſeht nur, ſo wird man
Dort am beſten bekannt. Sie reden wohl von citiren:
Aber das Geld begehren ſie nur. Und wäre die Sache
Noch ſo krumm, ich mache ſie grad mit guter Bezahlung.
Bringſt du Geld, ſo findeſt du Gnade; ſo bald es dir mangelt,
Schließen die Thüren ſich zu. Ihr bleibet ruhig im Lande;
Eurer Sache nehm' ich mich an, ich löſe den Knoten.
Geht nur nach Hofe, ihr werdet daſelbſt Frau Rückenau finden,
Meine Gattin; es liebt ſie der König unſer Gebieter
Und die Königin auch, ſie iſt behenden Verſtandes.
Sprecht ſie an, ſie iſt klug, verwendet ſich gerne für Freunde.
Viele Verwandte findet ihr da. Es hilft nicht immer
Recht zu haben. Ihr findet bei ihr zwei Schweſtern, und meiner
Kinder ſind drei, daneben noch manche von eurem Geſchlechte,
Euch zu dienen bereit, wie ihr es immer begehret.
Und verſagte man euch das Recht, ſo ſollt ihr erfahren
Was ich vermag. Und wenn man euch drückt, berichtet mir's eilig!
Und ich laſſe das Land in Bann thun, den König und alle
Weiber und Männer und Kinder. Ein Interdict will ich ſenden,
Singen ſoll man nicht mehr, noch Meſſe leſen, noch taufen,
Noch begraben, was es auch ſey. Deß tröſtet euch, Neffe!

Denn der Papſt iſt alt und krank und nimmt ſich der Dinge
Weiter nicht an, man achtet ihn wenig. Auch hat nun am Hofe
Cardinal Ohnegenüge die ganze Gewalt, der ein junger
Rüſtiger Mann iſt, ein feuriger Mann von ſchnellem Entſchluſſe.
Dieſer liebt ein Weib das ich kenne; ſie ſoll ihm ein Schreiben
Bringen, und was ſie begehrt das weiß ſie trefflich zu machen,
Und ſein Schreiber Johannes Partey, der kennt aufs genauſte,
Alte und neue Münze; dann Horchegenau, ſein Geſelle,
Iſt ein Hofmann; Schleifen und Wenden iſt Notarius,
Baccalaureus beider Rechte, und bleibt er nur etwa
Noch ein Jahr, ſo iſt er vollkommen in praktiſchen Schriften.
Dann ſind noch zwei Richter daſelbſt, die heißen Moneta
Und Donarius; ſprechen ſie ab, ſo bleibt es geſprochen.

So verübt man in Rom gar manche Liſten und Tücken,
Die der Papſt nicht erfährt. Man muß ſich Freunde verſchaffen!
Denn durch ſie vergiebt man die Sünden und löſet die Völker
Aus dem Banne. Verlaßt euch darauf, mein wertheſter Oheim!
Denn es weiß der König ſchon lang', ich laſſ' euch nicht fallen;
Eure Sache führ' ich hinaus, und bin es vermögend.
Ferner mag er bedenken, es ſind gar viele den Affen
Und den Füchſen verwandt, die ihn am beſten berathen.
Und das hilft euch gewiß, es gehe wie es auch wolle.

Reineke ſprach: das tröſtet mich ſehr; ich denk' es euch wieder,
Komm' ich dießmal nur los. Und einer empfahl ſich dem andern.
Ohne Geleite ging Reineke nun mit Grimbart dem Dachſe
Nach dem Hofe des Königs, wo man ihm übel geſinnt war.

Neunter Gesang.

Reineke war nach Hofe gelangt, er dachte die Klagen
Abzuwenden, die ihn bedrohten. Doch als er die vielen
Feinde beisammen erblickte, wie alle standen und alle
Sich zu rächen begehrten und ihn am Leben zu strafen,
Fiel ihm der Muth; er zweifelte nun, doch ging er mit Kühnheit
Grade durch alle Baronen, und Grimbart ging ihm zur Seite;
Sie gelangten zum Throne des Königs, da lispelte Grimbart:
Seyd nicht furchtsam, Reineke, dießmal; gedenket: dem Bibben
Wird das Glück nicht zu Theil, der Kühne sucht die Gefahr auf
Und erfreut sich mit ihr; sie hilft ihm wieder entkommen.
Reineke sprach: ihr sagt mir die Wahrheit, ich danke zum schönsten
Für den herrlichen Trost, und komm' ich wieder in Freiheit,
Werd' ich's gedenken. Er sah nun umher, und viele Verwandte
Fanden sich unter der Schaar, doch wenige Gönner, den meisten
Pflegt' er übel zu dienen; ja unter den Ottern und Bibern,
Unter Großen und Kleinen trieb er sein schelmisches Wesen.
Doch entdeckt' er noch Freunde genug im Saale des Königs.

Reineke kniete vorm Throne zur Erden und ſagte bedächtig:
Gott, dem alles bekannt iſt, und der in Ewigkeit mächtig
Bleibt, bewahr' euch mein Herr und König, bewahre nicht minder
Meine Frau die Königin immer, und beiden zuſammen
Geb' er Weisheit und gute Gedanken, damit ſie beſonnen
Recht und Unrecht erkennen; denn viele Falſchheit iſt jetzo
Unter den Menſchen im Gange. Da ſcheinen viele von außen,
Was ſie nicht ſind. O hätte doch jeder am Vorhaupt geſchrieben,
Wie er gedenkt, und ſäh' es der König! da würde ſich zeigen,
Daß ich nicht lüge und daß ich euch immer zu dienen bereit bin.
Zwar verklagen die Böſen mich heftig; ſie möchten mir gerne
Schaden und eurer Huld mich berauben, als wär' ich derſelben
Unwerth. Aber ich kenne die ſtrenge Gerechtigkeitsliebe
Meines Königs und Herrn, denn ihn verleitete keiner
Je die Wege des Rechtes zu ſchmälern; ſo wird es auch bleiben.

Alles kam und drängte ſich nun, ein jeglicher mußte
Reinekens Kühnheit bewundern, es wünſcht' ihn jeder zu hören;
Seine Verbrechen waren bekannt, wie wollt' er entrinnen?

Reineke Böſewicht! ſagte der König: für dießmal erretten
Deine loſen Worte dich nicht, ſie helfen nicht länger
Lügen und Trug verkleiden, nun biſt du ans Ende gekommen.
Denn du haſt die Treue zu mir, ich glaube, bewieſen
Am Kaninchen und an der Krähe! Das wäre genugſam.

Aber du übeſt Verrath an allen Orten und Enden;
Deine Streiche ſind falſch und behende, doch werden ſie nicht mehr
Lange dauern, denn voll iſt das Maaß, ich ſchelte nicht länger.

Reineke dachte: wie wird es mir gehn? O hätt' ich nur wieder
Meine Behauſung erreicht! Wo will ich Mittel erſinnen?
Wie es auch geht, ich muß nun hindurch, verſuchen wir alles.

Mächtiger König, edelſter Fürſt! ſo ließ er ſich hören:
Meint ihr, ich habe den Tod verdient, ſo habt ihr die Sache
Nicht von der rechten Seite betrachtet; drum bitt' ich, ihr wollet
Erſt mich hören. Ich habe ja ſonſt euch nützlich gerathen,
In der Noth bin ich bei euch geblieben, wenn etliche wichen,
Die ſich zwiſchen uns beide nun ſtellen zu meinem Verderben,
Und die Gelegenheit nützen, wenn ich entfernt bin. Ihr möget,
Edler König, hab' ich geſprochen, die Sache dann ſchlichten;
Werd' ich ſchuldig befunden, ſo muß ich es freilich ertragen.
Wenig habt ihr meiner gedacht, indeß ich im Lande
Vieler Orten und Enden die ſorglichſte Wache gehalten.
Meint ihr, ich wäre nach Hofe gekommen, wofern ich mich ſchuldig
Wußte groß oder kleiner Vergehn? Ich würde bedächtig
Eure Gegenwart fliehn und meine Feinde vermeiden.
Nein, mich hätten gewiß aus meiner Feſte nicht ſollen
Alle Schätze der Welt hierher verleiten; da war ich
Frei auf eigenem Grund und Boden. Nun bin ich mir aber
Keines Uebels bewußt, und alſo bin ich gekommen.
Eben ſtand ich Wache zu halten; da brachte mein Oheim

Mir die Zeitung, ich ſolle nach Hof. Ich hatte von neuem,
Wie ich dem Bann mich entzöge, gedacht, darüber mit Martin
Vieles geſprochen, und er gelobte mir heilig, er wolle
Mich von dieſer Bürde befrein. Ich werde nach Rom gehn,
Sagt' er, und nehme die Sache von nun an völlig auf meine
Schultern, geht nur nach Hofe, des Bannes werdet ihr ledig.
Sehet, ſo hat mir Martin gerathen, er muß es verſtehen:
Denn der vortreffliche Biſchof, Herr Ohnegrund, braucht ihn beſtändig;
Schon fünf Jahre dient er demſelben in rechtlichen Sachen.
Und ſo kam ich hieher und finde Klagen auf Klagen.
Das Kaninchen, der Aeugler, verleumdet mich; aber es ſteht nun
Reineke hier: ſo tret' er hervor mir unter die Augen!
Denn es iſt freilich was Leichtes, ſich über Entfernte beklagen,
Aber man ſoll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
Dieſe falſchen Geſellen, bei meiner Treue! ſie haben
Gutes genoſſen von mir, die Krähe mit dem Kaninchen:
Denn vorgeſtern am Morgen in aller Frühe begegnet
Mir das Kaninchen und grüßte mich ſchön; ich hatte ſo eben
Vor mein Schloß mich geſtellt und las die Gebete des Morgens.
Und er zeigte mir an, er gehe nach Hofe; da ſagt' ich:
Gott begleit' euch! Er klagte darauf: wie hungrig und müde
Bin ich geworden! da fragt' ich ihn freundlich: begehrt ihr zu eſſen?
Dankbar nehm' ich es an, verſetzt' er. Aber ich ſagte:
Geb' ich's doch gerne. So ging ich mit ihm und bracht' ihm behende
Kirſchen und Butter: ich pflege kein Fleiſch am Mittwoch zu eſſen.
Und er ſättigte ſich mit Brod und Butter und Früchten.

Aber es trat mein Söhnchen, das jüngſte, zum Tiſche, zu ſehen,
Ob was übrig geblieben: denn Kinder lieben das Eſſen;
Und der Knabe haſchte darnach. Da ſchlug das Kaninchen
Haſtig ihn über das Maul, es bluteten Lippen und Zähne.
Reinhart, mein andrer, ſah die Begegnung und faßte den Aeugler
Grad an der Kehle, ſpielte ſein Spiel und rächte den Bruder.
Das geſchah, nicht mehr und nicht minder. Ich ſäumte nicht lange,
Lief und ſtrafte die Knaben und brachte mit Mühe die beiden
Auseinander. Kriegt' er was ab, ſo mag er es tragen,
Denn er hatte noch mehr verdient; auch waren die Jungen,
Hatt' ich es übel gemeint, mit ihm wohl fertig geworden.
Und ſo dankt er mir nun! Ich riß ihm, ſagt' er, ein Ohr ab;
Ehre hat er genoſſen und hat ein Zeichen behalten.

Ferner kam die Krähe zu mir, und klagte: die Gattin
Hab' er verloren, ſie habe ſich leider zu Tode gegeſſen,
Einen ziemlichen Fiſch mit allen Gräten verſchlungen;
Wo es geſchah, das weiß er am beſten, nun ſagt er: ich habe
Sie gemordet; er that es wohl ſelbſt, und würde man ernſtlich
Ihn verhören, dürft' ich es thun, er ſpräche wohl anders.
Denn ſie fliegen, es reichet kein Sprung ſo hoch, in die Lüfte.

Will nun ſolcher verbotenen Thaten mich jemand bezichten;
Thu' er's mit redlichen, gültigen Zeugen; denn alſo gehört ſich's
Gegen edle Männer zu rechten; ich müßt' es erwarten.
Aber finden ſich keine, ſo giebt's ein anderes Mittel.
Hier! ich bin zum Kampfe bereit! man ſetze den Tag an

Und den Ort. Es zeige ſich dann ein würdiger Gegner,
Gleich mit mir von Geburt, ein jeder führe ſein Recht aus.
Wer dann Ehre gewinnt, dem mag ſie bleiben. So hat es
Immer zu Rechte gegolten, und ich verlang' es nicht beſſer.

Alle ſtanden und hörten und waren über die Worte
Reinekens höchlich verwundert, die er ſo trotzig geſprochen.
Und es erſchracken die beiden, die Krähe mit dem Kaninchen,
Räumten den Hof, und trauten nicht weiter ein Wörtchen zu ſprechen;
Gingen und ſagten untereinander: es wäre nicht rathſam
Gegen ihn weiter zu rechten. Wir möchten alles verſuchen
Und wir kämen nicht aus. Wer hat's geſehen? Wir waren
Ganz allein mit dem Schelm; wer ſollte zeugen? Am Ende
Bleibt der Schaden uns doch. Für alle ſeine Verbrechen
Warte der Henker ihm auf und lohn' ihm wie er's verdiente!
Kämpfen will er mit uns? das möcht' uns übel bekommen.
Nein fürwahr, wir laſſen es lieber. Denn falſch und behende,
Loſe und tückiſch kennen wir ihn. Es wären ihm wahrlich
Unſer fünfe zu wenig, wir müßten es theuer bezahlen.

Iſegrim aber und Braunen war übel zu Muthe; ſie ſahen
Ungern die beiden von Hofe ſich ſchleichen. Da ſagte der König:
Hat noch jemand zu klagen, der komme! Laßt uns vernehmen!
Geſtern drohten ſo viele, hier ſteht der Beklagte! wo ſind ſie?

Reineke ſagte: ſo pflegt es zu gehn; man klagt und beſchuldigt
Dieſen und jenen; doch ſtünd' er dabei, man bliebe zu Hauſe.
Dieſe loſen Verräther, die Krähe mit dem Kaninchen,
Hätten mich gern in Schande gebracht und Schaden und Strafe,

Aber ſie bitten mir's ab und ich vergebe; denn freilich,
Da ich komme, bedenken ſie ſich und weichen zur Seite.
Wie beſchämt' ich ſie nicht! Ihr ſehet, wie es gefährlich
Iſt, die loſen Verleumder entfernter Diener zu hören;
Sie verdrehen das Rechte und ſind den Beſten gehäſſig.
Andre dauern mich nur, an mir iſt wenig gelegen.

Höre mich, ſagte der König darauf: du loſer Verräther!
Sage, was treibt dich dazu, daß du mir Lampen, den treuen,
Der mir die Briefe zu tragen pflegte, ſo ſchmählich getödtet?
Hatt' ich nicht alles vergeben, ſo viel du immer verbrochen?
Ränzel und Stab empfingſt du von mir, ſo warſt du verſehen,
Sollteſt nach Rom und über das Meer; ich gönnte dir alles,
Und ich hoffte Beſſrung von dir. Nun ſeh' ich zum Anfang,
Wie du Lampen gemordet; es mußte Bellyn dir zum Boten
Dienen, der brachte das Haupt im Ränzel getragen, und ſagte
Oeffentlich aus, er bringe mir Briefe, die ihr zuſammen
Ausgedacht und geſchrieben, er habe das Beſte gerathen.
Und im Ränzel fand ſich das Haupt, nicht mehr und nicht minder.
Mir zum Hohne thatet ihr das. Bellynen behielt ich
Gleich zum Pfande, ſein Leben verlor er; nun geht es an deines.

Reinecke ſagte: Was hör' ich? Iſt Lampe todt? und Bellynen
Find' ich nicht mehr? Was wird nun aus mir? O, wär' ich geſtorben!
Ach, mit beiden geht mir ein Schatz, der größte, verloren!
Denn ich fandt' euch durch ſie Kleinode, welche nicht beſſer
Ueber der Erde ſich finden. Wer ſollte glauben, der Widder

Würde Lampen ermorden und euch der Schätze berauben?
Hüte ſich einer, wo niemand Gefahr und Tücke vermuthet.

Zornig hörte der König nicht aus, was Reineke ſagte,
Wandte ſich weg nach ſeinem Gemach und hatte nicht deutlich
Reinekens Rede vernommen, er dacht' ihn am Leben zu ſtrafen;
Und er fand die Königin eben in ſeinem Gemache
Mit Frau Rückenau ſtehn. Es war die Aeffin beſonders
König und Königin lieb. Das ſollte Reineken helfen.
Unterrichtet war ſie und klug und wußte zu reden;
Wo ſie erſchien, ſah jeder auf ſie und ehrte ſie höchlich.
Dieſe merkte des Königs Verdruß und ſprach mit Bedachte:
Wenn ihr, gnädiger Herr, auf meine Bitte zuweilen
Hörtet, gereut' es euch nie, und ihr vergabt mir die Kühnheit,
Wenn ihr zürntet, ein Wort gelinder Meinung zu ſagen.
Seyd auch dießmal geneigt mich anzuhören, betrifft es
Doch mein eignes Geſchlecht! Wer kann die Seinen verläugnen?
Reineke, wie er auch ſey, iſt mein Verwandter, und ſoll ich,
Wie ſein Betragen mir ſcheint, aufrichtig bekennen; ich denke,
Da er zu Rechte ſich ſtellt, von ſeiner Sache das Beſte.
Mußte ſein Vater doch auch, den euer Vater begünſtigt,
Viel von loſen Mäulern erdulden, und falſchen Verklägern!
Doch beſchämt' er ſie ſtets. Sobald man die Sache genauer
Unterſuchte, fand es ſich klar: die tückiſchen Neider
Suchten Verdienſte ſogar als ſchwere Verbrechen zu deuten.
So erhielt er ſich immer in größerem Anſehn bei Hof, als
Braun und Iſegrim jetzt, denn dieſen wäre zu wünſchen,
Daß ſie alle Beſchwerden auch zu beſeitigen wüßten,
Die man häufig über ſie hört; allein ſie verſtehen
Wenig vom Rechte, ſo zeigt es ihr Rath, ſo zeigt es ihr
Leben.

Doch der König verſetzte darauf: wie kann es euch wundern,
Daß ich Reineken gram bin, dem Diebe, der mir vor kurzem
Lampen getödtet, Bellonen verführt und frecher als jemals
Alles läugnet und ſich als treuen und redlichen Diener
Anzupreiſen erkühnt, indeſſen alle zuſammen
Laute Klagen erheben und nur zu deutlich beweiſen,
Wie er mein ſicher Geleite verletzt und wie er mit Stehlen,
Rauben und Morden das Land und meine Getreuen beſchädigt.
Nein! ich duld' es nicht länger! Dagegen ſagte die Aeffin:
Freilich iſt's nicht vielen gegeben in jeglichen Fällen
Klug zu handeln und klug zu rathen, und wem es gelinget,
Der erwirbt ſich Vertrauen; allein es ſuchen die Neider
Ihm dagegen heimlich zu ſchaden, und werden ſie zahlreich,
Treten ſie öffentlich auf. So iſt es Reineken mehrmals
Schon ergangen; doch werden ſie nicht die Erinnrung vertilgen,
Wie er in Fällen euch weiſe gerathen, wenn alle verſtummten.
Wißt ihr noch, vor kurzem geſchah's. Der Mann und die Schlange
Kamen vor euch und niemand verſtund die Sache zu ſchlichten;
Aber Reineke fand's, ihr lobtet ihn damals vor allen.

Und der König verſetzte nach kurzem Bedenken dagegen:
Ich erinnre der Sache mich wohl, doch hab' ich vergeſſen,
Wie ſie zuſammen hing; ſie war verworren, ſo dünkt mich.
Wißt ihr ſie noch, ſo laßt ſie mich hören, es macht mir Vergnügen.
Und ſie ſagte: befiehlt es mein Herr, ſo ſoll es geſchehen.

Eben ſind's zwei Jahre, da kam ein Lindwurm und klagte
Stürmiſch, gnädiger Herr, vor euch: es woll' ihm ein Bauer
Nicht im Rechte ſich fügen, ein Mann, den zweimal das Urtheil

Nicht begünſtigt. Er brachte den Bauern vor euern Gerichtshof
Und erzählte die Sache mit vielen heftigen Worten.

Durch ein Loch im Zaune zu kriechen, gedachte die Schlange,
Fing ſich aber im Stricke, der vor die Oeffnung gelegt war;
Feſter zog die Schlinge ſich zu, ſie hätte das Leben
Dort gelaſſen, da kam ihr zum Glück ein Wandrer gegangen.
Aengſtlich rief ſie: erbarme dich meiner und mache mich ledig!
Laß dich erbitten! Da ſagte der Mann: ich will dich erlöſen,
Denn mich jammert dein Elend; allein erſt ſollſt du mir ſchwören,
Mir nichts Leides zu thun. Die Schlange fand ſich erbötig,
Schwur den theuerſten Eid: ſie wolle auf keinerlei Weiſe
Ihren Befreier verletzen, und ſo erlöſ'te der Mann ſie.

Und ſie gingen ein Weilchen zuſammen, da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, ſie ſchoß auf den Mann und wollt' ihn erwürgen,
Ihn verzehren; mit Angſt und Noth entſprang ihr der Arme.
Das iſt mein Dank? Das hab' ich verdient? ſo rief er, und haſt du
Nicht geſchworen den theuerſten Eid? Da ſagte die Schlange:
Leider nöthiget mich der Hunger, ich kann mir nicht helfen;
Noth erkennt kein Gebot, und ſo beſteht es zu Rechte.

Da verſetzte der Mann: ſo ſchone nur meiner ſo lange,
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteiiſch uns richten.
Und es ſagte der Wurm: ich will mich ſo lange gedulden.

Alſo gingen ſie weiter und fanden über dem Waſſer
Pflückebeutel den Raben mit ſeinem Sohne; man nennt ihn

Quackeler. Und die Schlange berief sie zu sich und sagte:
Kommt und höret! Es hörte die Sache der Rabe bedachtig,
Und er richtete gleich: den Mann zu essen. Er hoffte
Selbst ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange sich höchlich:
Nun ich habe gesiegt! es kann mir's niemand verdenken.
Nein, versetzte der Mann; ich habe nicht völlig verloren;
Sollt' ein Räuber zum Tode verdammen? und sollte nur Einer
Richten? ich fordere ferner Gehör, im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor vier, vor zehn die Sache bringen und hören.

Gehn wir! sagte die Schlange. Sie gingen und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und alle traten zusammen.
Alles befürchtete nun der Mann: denn zwischen den fünfen
War es gefährlich zu stehn und zwischen solchen Gesellen;
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben.
Bange war ihm genug: denn bald verglichen sich beide
Wolf und Bar, das Urtheil in dieser Maaße zu fällen:
Tödten dürfe die Schlange den Mann; der leidige Hunger
Kenne keine Gesetze, die Noth entbinde vom Eidschwur.
Sorgen und Angst befielen den Wandrer, denn alle zusammen
Wollten sein Leben. Da schoß die Schlange mit grimmigem Zischen,
Spritzte Geifer auf ihn, und ängstlich sprang er zur Seite.
Großes Unrecht, rief er, begehst du! Wer hat dich zum Herren
Ueber mein Leben gemacht? Sie sprach: du hast es vernommen;
Zweimal sprachen die Richter, und zweimal hast du verloren.
Ihr versetzte der Mann: sie rauben selber und stehlen;

Ich erkenne sie nicht, wir wollen zum Könige gehen.
Mag er sprechen, ich füge mich drein, und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Uebels genug, allein ich will es ertragen.
Spottend sagte der Wolf und der Bär: du magst es versuchen,
Aber die Schlange gewinnt, sie wird's nicht besser begehren.
Denn sie dachten, es würden die sämmtlichen Herren des Hofes
Sprechen wie sie, und gingen getrost und führten den Wandrer,
Kamen vor euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben;
Ja selbdritt erschien der Wolf, er hatte zwei Kinder,
Eitelbauch hieß der eine, der andre Nimmersatt, beide
Machten dem Mann am meisten zu schaffen. Sie waren gekommen
Auch ihr Theil zu verzehren: denn sie sind immer begierig;
Heulten damals vor euch, mit unerträglicher Grobheit,
Ihr verbotet den Hof den beiden plumpen Gesellen.
Da berief sich der Mann auf eure Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu tödten gedenke, sie habe der Wohlthat
Völlig vergessen, sie breche den Eid! So fleht' er um Rettung.
Aber die Schlange laugnete nicht: Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Noth, sie kennet keine Gesetze.

Gnädiger Herr, da war't ihr bekümmert. Es schien euch die Sache
Gar bedenklich zu seyn, und rechtlich schwer zu entscheiden.
Denn es schien euch hart den guten Mann zu verdammen,
Der sich hülfreich bewiesen; allein ihr dachtet dagegen

Auch des schmählichen Hungers. Und so berieft ihr die Räthe.
Leider war die Meinung der meisten dem Manne zum Nachtheil;
Denn sie wünschten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu helfen.
Doch ihr sendetet Boten nach Reineken: alle die andern
Sprachen gar manches und konnten die Sache zu Rechte nicht scheiden.
Reineke kam und hörte den Vortrag, ihr legtet das Urtheil
Ihm in die Hände, und wie er es spräche, so sollt' es geschehen.

Reineke sprach mit gutem Bedacht: ich finde vor allem
Nöthig den Ort zu besuchen, und seh' ich die Schlange gebunden
Wie der Bauer sie fand, so wird das Urtheil sich geben.
Und man band die Schlange von neuem an selbiger Stätte,
In der Maaße wie sie der Bauer im Zaune gefunden.

Reineke sagte darauf: hier ist nun jedes von beiden
Wieder im vorigen Stand, und keines hat weder gewonnen,
Noch verloren; jetzt zeigt sich das Recht, so scheint mir's, von selber.
Denn beliebt es dem Manne, so mag er die Schlange noch einmal
Aus der Schlinge befrein; wo nicht, so läßt er sie hängen;
Frei, mit Ehren geht er die Straße nach seinen Geschäften.
Da sie untreu geworden als sie die Wohlthat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das scheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn; wer's besser versteht, der laß es uns hören.

Damals gefiel euch das Urtheil und euren Räthen zusammen;
Reineke wurde gepriesen, der Bauer dankt' euch, und jeder
Rühmte Reinekens Klugheit, ihn rühmte die Königin selber.
Vieles wurde gesprochen: im Kriege waren noch eher
Isegrim und Braun zu gebrauchen, man fürchte sie beide
Weit und breit, sie fänden sich gern, wo alles verzehrt wird.
Groß und stark und kühn sey jeder, man könn' es nicht laugnen;
Doch im Rathe fehlte gar oft die nöthige Klugheit:
Denn sie pflegen zu sehr auf ihre Stärke zu trotzen.
Kommt man ins Feld und naht sich dem Werke, da hinkt es gewaltig.
Muthiger kann man nichts sehn als sie zu Hause sich zeigen;
Draußen liegen sie gern im Hinterhalt. Setzt es denn einmal
Tüchtige Schläge, so nimmt man sie mit, so gut als ein andrer.
Bären und Wölfe verderben das Land; es kümmert sie wenig,
Wessen Haus die Flamme verzehrt, sie pflegen sich immer
An den Kohlen zu wärmen, und sie erbarmen sich keines,
Wenn ihr Kropf sich nur füllt. Man schlurft die Eier hinunter,
Läßt den Armen die Schalen und glaubt noch redlich zu theilen.
Reineke Fuchs mit seinem Geschlecht versteht sich dagegen
Wohl auf Weisheit und Rath, und hat er nun etwas versehen,
Gnädiger Herr, so ist er kein Stein. Doch wird euch ein andrer
Niemals besser berathen. Darum verzeiht ihm, ich bitte!

Da versetzte der König: ich will es bedenken. Das Urtheil
Ward gesprochen wie ihr erzählt, es büßte die Schlange.

Doch von Grund aus bleibt er ein Schalk, wie sollt' er sich bessern?
Macht man ein Bündniß mit ihm, so bleibt man am Ende betrogen;
Denn er dreht sich so listig heraus, wer ist ihm gewachsen?
Wolf und Bär und Kater, Kaninchen und Krähe, sie sind ihm
Nicht behende genug, er bringt sie in Schaden und Schande.
Diesem behielt er ein Ohr, dem andern das Auge, das Leben
Raubt' er dem dritten! fürwahr ich weiß nicht, wie ihr dem Bösen
So zu Gunsten sprecht und seine Sache vertheidigt.
Gnädiger Herr, versetzte die Aeffin: ich kann es nicht bergen;
Sein Geschlecht ist edel und groß, ihr mögt es bedenken.

Da erhub sich der König heraus zu treten, es stunden
Alle zusammen und warteten sein; er sah in dem Kreise
Viele von Reinekens nächsten Verwandten, sie waren gekommen
Ihren Vetter zu schützen, sie wären schwerlich zu nennen.
Und er sah das große Geschlecht, er sah auf der andern
Seite Reinekens Feinde: es schien der Hof sich zu theilen.

Da begann der König: so höre mich, Reineke! Kannst du
Solchen Frevel entschuld'gen, daß du mit Hülfe Bellynens
Meinen frommen Lampe getödtet? und daß ihr Verwegnen
Mir sein Haupt ins Ränzel gesteckt, als wären es Briefe?
Mich zu höhnen thatet ihr das; ich habe den einen
Schon bestraft, es büßte Bellyn; erwarte das gleiche.

Weh mir! sagte Reineke drauf: o wär' ich gestorben!
Höret mich an und wie es sich findet, so mag es geschehen:

Bin ich ſchuldig, ſo tödtet mich gleich, ich werde doch nimmer
Aus der Noth und Sorge mich retten, ich bleibe verloren.
Denn der Verräther Bellyn, er unterſchlug mir die größten
Schätze, kein Sterblicher hat dergleichen jemals geſehen.
Ach, ſie koſten Lampen das Leben! Ich hatte ſie beiden
Anvertraut, nun raubte Bellyn die köſtlichen Sachen.
Ließen ſie ſich doch wieder erforſchen! Allein ich befürchte
Niemand findet ſie mehr, ſie bleiben auf immer verloren.

Aber die Aeffin verſetzte darauf: wer wollte verzweifeln?
Sind ſie nur über der Erde, ſo iſt noch Hoffnung zu ſchöpfen.
Früh und ſpäte wollen wir gehn, und Laien und Pfaffen
Emſig fragen; doch zeiget uns an, wie waren die Schätze?

Reineke ſagte: ſie waren ſo köſtlich, wir finden ſie nimmer;
Wer ſie beſitzt, verwahrt ſie gewiß. Wie wird ſich darüber
Nicht Frau Ermelyn quälen! Sie wird mir's niemals verzeihen.
Denn ſie mißrieth mir den beiden das köſtliche Kleinod zu geben.
Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen;
Doch ich verfechte mein Recht, erwarte das Urtheil, und werd' ich
Losgeſprochen; ſo reiſ' ich umher durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu ſchaffen und ſollt' ich mein Leben verlieren.

Zehnter Gesang.

O mein König! sagte darauf der listige Redner:
Laßt mich, edelster Fürst, vor meinen Freunden erzählen,
Was euch alles von mir an köstlichen Dingen bestimmt war.
Habt ihr sie gleich nicht erhalten, so war mein Wille doch löblich.
Sage nur an, versetzte der König, und kürze die Worte.

Glück und Ehre sind hin! Ihr werdet alles erfahren,
Sagte Reineke traurig. Das erste köstliche Kleinod
War ein Ring. Ich gab ihn Bellynen, er sollt' ihn dem König
Ueberliefern. Es war auf wunderbarliche Weise
Dieser Ring zusammengesetzt und würdig im Schatze
Meines Fürsten zu glänzen, aus feinem Golde gebildet.
Auf der inneren Seite, die nach dem Finger sich kehret,
Standen Lettern gegraben und eingeschmolzen; es waren
Drei Hebräische Worte von ganz besonderer Deutung.
Niemand erklärte so leicht in diesen Landen die Züge;
Meister Abryon nur von Trier, der konnte sie lesen.
Es ist ein Jude, gelehrt, und alle Zungen und Sprachen
Kennt er, die von Poitou bis Lüneburg werden gesprochen;
Und auf Kräuter und Steine versteht sich der Jude besonders.

Als ich den Ring ihm gezeigt, da sagt' er: köstliche Dinge
Sind hierinnen verborgen. Die drei gegrabenen Namen
Brachte Seth der Fromme vom Paradiese hernieder,
Als er das Oel der Barmherzigkeit suchte; und wer ihn am Finger
Tragt, der findet sich frei von allen Gefahren. Es werden
Weder Donner noch Blitz noch Zauberei ihn verletzen.
Ferner sagte der Meister: er habe gelesen, es könne,
Wer den Ring am Finger bewahrt, in grimmiger Kälte
Nicht erfrieren; er lebe gewiß ein ruhiges Alter.
Außen stand ein Edelgestein, ein heller Carfunkel,
Dieser leuchtete Nachts und zeigte deutlich die Sachen.
Viele Kräfte hatte der Stein: er heilte die Kranken;
Wer ihn berührte, fühlte sich frei von allen Gebrechen,
Aller Bedrängniß, nur ließ sich der Tod allein nicht bezwingen.
Weiter entdeckte der Meister des Steines herrliche Kräfte:
Glücklich reis't der Besitzer durch alle Lande, ihm schadet
Weder Wasser noch Feuer; gefangen oder verrathen
Kann er nicht werden, und jeder Gewalt des Feindes entgeht er.
Und besieht er nüchtern den Stein, so wird er im Kampfe
Hundert überwinden und mehr. Die Tugend des Steines
Nimmt dem Gifte die Wirkung und allen schädlichen Säften.
Eben so vertilgt sie den Haß, und sollte gleich mancher
Den Besitzer nicht lieben; er fühlt sich in kurzem verändert.

Wer vermöchte die Kräfte des Steines alle zu zählen,
Den ich im Schatze des Vaters gefunden und den ich dem König
Nun zu senden gedachte? Denn solches köstlichen Ringes
War ich nicht werth; ich wußt' es recht wohl; er sollte dem Einen,

Der von allen der Edelſte bleibt, ſo dacht' ich, gehören:
Unſer Wohl beruht nur auf ihm und unſer Vermögen,
Und ich hoffte ſein Leben vor allem Uebel zu ſchützen.

Ferner ſollte wieder Bellyn der Königin gleichfalls
Kamm und Spiegel verehren, damit ſie meiner gedächte.
Dieſe hatt' ich einmal zur Luſt vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen, es fand ſich auf Erden kein ſchöneres Kunſtwerk.
O wie oft verſucht' es mein Weib und wollte ſie haben!
Sie verlangte nichts weiter von allen Gütern der Erde,
Und wir ſtritten darum; ſie konnte mich niemals bewegen.
Doch nun ſendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen der Königin, welche mir immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beſchirmte;
Oefters hat ſie für mich ein günſtiges Wörtchen geſprochen;
Edel iſt ſie, von hoher Geburt, es ziert ſie die Tugend
Und ihr altes Geſchlecht bewährt ſich in Worten und Werken:
Würdig war ſie des Spiegels und Kammes! die hat ſie nun leider
Nicht mit Augen geſehn, ſie bleiben auf immer verloren.

Nun vom Kamme zu reden. Zu dieſem hatte der Künſtler
Pantherknochen genommen, die Reſte des edlen Geſchöpfes,
Zwiſchen Indien wohnt es und zwiſchen dem Paradieſe.
Allerlei Farben zieren ſein Fell, und ſüße Gerüche
Breiten ſich aus, wohin es ſich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte ſo gern auf allen Wegen verfolgen;
Denn ſie werden geſund von dieſem Geruche, das fühlen
Und bekennen ſie alle. Von ſolchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gebildet,

Klar wie Silber und weiß von unausſprechlicher Reinheit,
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, ſo fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beſtändig darin und läßt ſie nimmer verweſen,
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.

Ferner ſah man die köſtlichen Bilder am Rücken des Kammes
Hocherhaben, durchflochten mit goldenen zierlichen Ranken
Und mit roth und blauer Läſur. Im mittelſten Felde
War die Geſchichte künſtlich gebildet, wie Paris von Troja
Eines Tages am Brunnen ſaß, drei göttliche Frauen
Vor ſich ſah, man nannte ſie Pallas und Juno und Venus.
Lange ſtritten ſie erſt, denn jegliche wollte den Apfel
Gerne beſitzen, der ihnen bisher zuſammen gehörte;
Endlich verglichen ſie ſich: es ſolle den goldenen Apfel
Paris der ſchönſten beſtimmen, ſie ſollt' allein ihn behalten.

Und der Jüngling beſchaute ſie wohl mit gutem Bedachte.
Juno ſagte zu ihm: Erhalt' ich den Apfel, erkennſt du
Mich für die ſchönſte, ſo wirſt du der erſte vor allen an Reichthum.
Pallas verſetzte: Bedenke dich wohl und gieb mir den Apfel,
Und du wirſt der mächtigſte Mann; es fürchten dich alle,
Wird dein Name genannt, ſo Feind' als Freunde zuſammen.
Venus ſprach: Was ſoll die Gewalt? was ſollen die Schätze?
Iſt dein Vater nicht König Priamus? deine Gebrüder
Hektor und andre, ſind ſie nicht reich und mächtig im Lande?
Iſt nicht Troja geſchützt von ſeinem Heere? und habt ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirſt du die ſchönſte mich preiſen und mir den Apfel ertheilen,

Sollſt du des herrlichſten Schatzes auf dieſer Erde dich freuen.
Dieſer Schatz iſt ein treffliches Weib, die ſchönſte von allen,
Tugendſam, edel und weiſe, wer könnte würdig ſie loben?
Gieb mir den Apfel, du ſollſt des Griechiſchen Königs Gemahlin,
Helena mein' ich, die Schöne, den Schatz der Schätze beſitzen.

Und er gab ihr den Apfel und pries ſie vor allen die ſchönſte.
Aber ſie half ihm dagegen die ſchöne Königin rauben,
Menelaus Gemahlin, ſie ward in Troja die Seine.
Dieſe Geſchichte ſah man erhaben im mittelſten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künſtlichen Schriften;
Jeder durfte nur leſen und ſo verſtand er die Fabel.

Höret nun weiter vom Spiegel! daran die Stelle des Glaſes
Ein Beryll vertrat von großer Klarheit und Schönheit;
Alles zeigte ſich drinn und wenn es meilenweit vorging,
War es Tag oder Nacht. Und hatte jemand im Antlitz
Einen Fehler, wie er auch war, ein Fleckchen im Auge;
Durft' er ſich nur im Spiegel beſehn, ſo gingen von Stund' an
Alle Mängel hinweg und alle fremden Gebrechen.
Iſt's ein Wunder, daß mich es verdrießt, den Spiegel zu miſſen?
Und es war ein köſtliches Holz zur Faſſung der Tafel,
Sethym heißt es, genommen, von feſtem, glänzendem Wuchſe,
Keine Würmer ſtechen es an und wird auch, wie billig,
Höher gehalten als Gold, nur Ebenholz kommt ihm am nächſten.
Denn aus dieſem verfertigt' einmal ein trefflicher Künſtler

Unter König Krompardes ein Pferd von seltnem Vermögen,
Eine Stunde brauchte der Reiter und mehr nicht zu hundert
Meilen. Ich könnte die Sache für jetzt nicht gründlich er-
zählen,
Denn es fand sich kein ähnliches Roß, so lange die Welt steht.

Anderthalb Fuß war rings die ganze Breite des Rahmens
Um die Tafel herum, geziert mit künstlichem Schnitzwerk,
Und mit goldenen Lettern stand unter jeglichem Bilde,
Wie sich's gehört, die Bedeutung geschrieben. Ich will die
Geschichten
Kürzlich erzählen. Die erste war von dem neidischen Pferde:
Um die Wette gedacht' es mit einem Hirsche zu laufen;
Aber hinter ihm blieb es zurück, das schmerzte gewaltig;
Und es eilte darauf mit einem Hirten zu reden,
Sprach: du findest dein Glück, wenn du mir eilig gehorchest.
Setze dich auf, ich bringe dich hin, es hat sich vor kurzem
Dort ein Hirsch im Walde verborgen, den sollst du gewinnen;
Fleisch und Haut und Geweih, du magst sie theuer verkaufen,
Setze dich auf, wir wollen ihm nach! — Das will ich wohl
wagen!
Sagte der Hirt und setzte sich auf, sie eilten von dannen.
Und sie erblickten den Hirsch in kurzem, folgten behende
Seiner Spur und jagten ihm nach. Er hatte den Vorsprung
Und es ward dem Pferde zu sauer, da sagt' es zum Manne:
Sitze was ab, ich bin müde geworden, der Ruhe bedarf ich.
Nein! wahrhaftig versetzte der Mann: du sollst mir gehorchen,
Meine Sporen sollst du empfinden, du hast mich ja selber
Zu dem Ritte gebracht; und so bezwang es der Reiter.
Seht, so lohnet sich der mit vielem Bösen, der andern
Schaden zu bringen sich selbst mit Pein und Uebel beladet.

Ferner zeig' ich euch an, was auf dem Spiegel gebildet
Stand: Wie ein Esel und Hund bei einem Reichen in Diensten
Beide gewesen! so war denn der Hund nun freilich der Liebling,
Denn er saß beim Tische des Herrn und aß mit demselben
Fisch und Fleisch, und ruhte wohl auch im Schooße des Gönners,
Der ihm das beste Brod zu reichen pflegte, dagegen
Wedelte mit dem Schwanze der Hund und leckte den Herren.

Boldewyn sah das Glück des Hundes und traurig im Herzen
Ward der Esel und sagte bei sich: wo denkt doch der Herr hin,
Daß er dem faulen Geschöpfe so äußerst freundlich begegnet?
Springt das Thier nicht auf ihm herum und leckt ihn am Barte!
Und ich muß die Arbeit verrichten und schleppe die Sacke.
Er probir' es einmal und thu' mit fünf, ja mit zehen
Hunden im Jahre so viel als ich des Monats verrichte!
Und doch wird ihm das Beste gereicht, mich speis't man mit Strob ab;
Laßt auf der harten Erde mich liegen, und wo man mich hintreibt,
Oder reitet, spottet man meiner. Ich kann und ich will es
Länger nicht dulden, will auch des Herren Gunst mir erwerben.

Als er so sprach, kam eben sein Herr die Straße gegangen;
Da erhub der Esel den Schwanz und bäumte sich springend
Ueber den Herren, und schrie und sang und plärrte gewaltig,
Leckt' ihm den Bart und wollte nach Art und Weise des Hundes
An die Wange sich schmiegen, und stieß ihm einige Beulen.
Aengstlich entsprang ihm der Herr und rief: o! fangt mir den Esel,

Schlagt ihn todt! Es kamen die Knechte, da regnet' es Prügel,
Nach dem Stalle trieb man ihn fort: da blieb er ein Eſel.

Mancher findet ſich noch von ſeinem Geſchlechte, der andern
Ihre Wohlfahrt mißgönnt und ſich nicht beſſer befindet.
Kommt dann aber einmal ſo einer in reichlichen Zuſtand;
Schickt ſich's grad' als äße das Schwein mit Löffeln die Suppe,
Nicht viel beſſer fürwahr. Der Eſel trage die Säcke,
Habe Stroh zum Lager und finde Diſteln zur Nahrung.
Will man ihn anders behandeln, ſo bleibt es doch immer beim Alten.
Wo ein Eſel zur Herrſchaft gelangt, kann's wenig gedeihen.
Ihren Vortheil ſuchen ſie wohl, was kümmert ſie weiter?

Ferner ſollt ihr erfahren, mein König, und laßt euch die Rede
Nicht verdrießen, es ſtand noch auf dem Rahmen des Spiegels
Schön gebildet und deutlich beſchrieben, wie ehmals mein Vater
Sich mit Hinzen verbündet auf Abenteuer zu ziehen,
Und wie beide heilig geſchworen, in allen Gefahren
Tapfer zuſammen zu halten und jede Beute zu theilen.
Als ſie nun vorwärts zogen, bemerkten ſie Jäger und Hunde
Nicht gar ferne vom Wege; da ſagte Hinze der Kater:
Guter Rath ſcheint theuer zu werden! Mein Alter verſetzte:
Wunderlich ſieht es wohl aus, doch hab' ich mit herrlichem Rathe
Meinen Sack noch gefüllt, und wir gedenken des Eides,
Halten wacker zuſammen, das bleibt vor allen das Erſte.
Hinze ſagte dagegen: es gehe wie es auch wolle,

Bleibt mir doch ein Mittel bekannt, das denk' ich zu brauchen.
Und so sprang er behend auf einen Baum, sich zu retten
Vor der Hunde Gewalt, und so verließ er den Oheim.
Aengstlich stand mein Vater nun da; es kamen die Jäger.
Hinze sprach: Nun, Oheim? Wie steht's? so öffnet den Sack doch!
Ist er voll Rathes, so braucht ihn doch jetzt, die Zeit ist gekommen.
Und die Jäger bliesen das Horn und riefen einander.
Lief mein Vater, so liefen die Hunde, sie folgten mit Bellen,
Und er schwitzte vor Angst und häufige Losung entfiel ihm;
Leichter fand er sich da und so entging er den Feinden.

Schändlich, ihr habt es gehört, verrieth ihn der nächste Verwandte,
Dem er sich doch am meisten vertraut. Es ging ihm ans Leben,
Denn die Hunde waren zu schnell, und hätt' er nicht eilig
Einer Höhle sich wieder erinnert, so war es geschehen;
Aber da schlupft' er hinein und ihn verloren die Feinde.
Solcher Bursche giebt es noch viel, wie Hinze sich damals
Gegen den Vater bewies: wie sollt' ich ihn lieben und ehren?
Halb zwar hab' ich's vergeben, doch bleibt noch etwas zurücke.
All dieß war auf dem Spiegel geschnitten mit Bildern und Worten.

Ferner sah man daselbst ein eignes Stückchen vom Wolfe,
Wie er zu danken bereit ist für Gutes das er empfangen.
Auf dem Anger fand er ein Pferd, woran nur die Knochen
Uebrig waren; doch hungert' ihn sehr, er nagte sie gierig
Und es kam ihm ein spitziges Bein die Quer' in den Kragen;

Aengſtlich ſtellt' er ſich an, es war ihm übel gerathen.
Boten auf Boten ſendet' er fort die Aerzte zu rufen;
Niemand vermochte zu helfen, wiewohl er große Belohnung
Allen geboten. Da meldete ſich am Ende der Kranich,
Mit dem rothen Barett auf dem Haupt. Ihm flehte der Kranke:
Doctor, helft mir geſchwind von dieſen Nöthen! ich geb' euch,
Bringt ihr den Knochen heraus, ſo viel ihr immer begehret.

Alſo glaubte der Kranich den Worten und ſteckte den Schnabel
Mit dem Haupt in den Rachen des Wolfes und holte den Knochen.
Weh mir! heulte der Wolf: du thuſt mir Schaden! Es ſchmerzet!
Laß es nicht wieder geſchehn! Für heute ſey es vergeben.
Wär' es ein andrer, ich hätte das nicht geduldig gelitten.
Gebt euch zufrieden, verſetzte der Kranich: ihr ſeyd nun geneſen;
Gebt mir den Lohn, ich hab' ihn verdient, ich hab' euch geholfen.
Höret den Gecken! ſagte der Wolf: ich habe das Uebel,
Er verlangt die Belohnung, und hat die Gnade vergeſſen,
Die ich ihm eben erwies. Hab' ich ihm Schnabel und Schädel,
Den ich im Munde gefühlt, nicht unbeſchädigt entlaſſen?
Hat mir der Schacker nicht Schmerzen gemacht? Ich könnte wahrhaftig,
Iſt von Belohnung die Rede, ſie ſelbſt am erſten verlangen.
Alſo pflegen die Schälke mit ihren Knechten zu handeln.

Dieſe Geſchichten und mehr verzierten, künſtlich geſchnitten,
Rings die Faſſung des Spiegels, und mancher gegrabene Zierrath,

Manche goldene Schrift. Ich hielt des köſtlichen Kleinods
Mich nicht werth, ich bin zu gering, und ſandt' es deßwegen
Meiner Frauen der Königin zu. Ich dachte durch ſolches
Ihr und ihrem Gemahl mich ehrerbierig zu zeigen.
Meine Kinder betrübten ſich ſehr, die artigen Knaben,
Als ich den Spiegel dahin gab. Sie ſprangen gewöhnlich und ſpielten
Vor dem Glaſe, beſchauten ſich gern, ſie ſahen die Schwänzchen
Hängen vom Rücken herab und lachten den eigenen Mäulchen.
Leider vermuthet' ich nicht den Tod des ehrlichen Lampe,
Da ich ihm und Bellyn auf Treu' und Glauben die Schätze
Heilig empfahl; ich hielt ſie beide für redliche Leute,
Keine beſſeren Freunde gedacht' ich jemals zu haben.
Wehe ſey über den Mörder gerufen! Ich will es erfahren,
Wer die Schätze verborgen, es bleibt kein Mörder verhohlen.
Wüßte doch ein und andrer vielleicht im Kreis hier zu ſagen,
Wo die Schätze geblieben, und wie man Lampen getödtet!

Seht, mein gnädiger König, es kommen täglich ſo viele
Wichtige Sachen vor euch; ihr könnt nicht alles behalten;
Doch vielleicht gedenket ihr noch des herrlichen Dienſtes,
Den mein Vater dem euren an dieſer Stätte bewieſen.
Krank lag euer Vater, ſein Leben rettete meiner,
Und doch ſagt ihr, ich habe noch nie, es habe mein Vater
Euch nichts Gutes erzeigt. Beliebt mich weiter zu hören.
Sey es mit eurer Erlaubniß geſagt: Es fand ſich am Hofe
Eures Vaters der meine bei großen Würden und Ehren
Als erfahrener Arzt. Er wußte das Waſſer des Kranken
Klug zu beſehn; er half der Natur; was immer den Augen,
Was den edelſten Gliedern gebrach, gelang ihm zu heilen;
Kannte wohl die emetiſchen Kräfte, verſtand auch daneben

Auf die Zahne ſich gut und holte die ſchmerzenden ſpielend.
Gerne glaub' ich, ihr habt es vergeſſen; es wäre kein Wunder;
Denn drei Jahre hattet ihr nur. Es legte ſich damals
Euer Vater im Winter mit großen Schmerzen zu Bette,
Ja man mußt' ihn heben und tragen. Da ließ er die Aerzte
Zwiſchen hier und Rom zuſammen berufen, und alle
Gaben ihn auf; er ſchickte zuletzt, man holte den Alten;
Dieſer hörte die Noth und ſah die gefahrliche Krankheit.

Meinen Vater jammert' es ſehr, er ſagte: Mein König,
Gnadiger Herr, ich ſetzte, wie gern! mein eigenes Leben,
Könnt' ich euch retten, daran! doch laßt im Glaſe mich euer
Waſſer beſehn. Der König befolgte die Worte des Vaters,
Aber klagte dabei, es werde je länger je ſchlimmer.
Auf dem Spiegel war es gebildet, wie glücklich zur Stunde
Euer Vater geneſen. Denn meiner ſagte bedächtig:
Wenn ihr Geſundheit verlangt, entſchließt euch ohne Verſäumniß
Eines Wolfes Leber zu ſpeiſen, doch ſollte derſelbe
Sieben Jahre zum wenigſten haben; die müßt ihr verzehren.
Sparen dürft ihr mir nicht, denn euer Leben betrifft es.
Euer Waſſer zeuget nur Blut, entſchließt euch geſchwinde!

In dem Kreiſe befand ſich der Wolf und hört' es nicht gerne.
Euer Vater ſagte darauf: Ihr habt es vernommen,
Höret, Herr Wolf, ihr werdet mir nicht zu meiner Geneſung
Eure Leber verweigern. Der Wolf verſetzte dagegen:
Nicht fünf Jahre bin ich geboren! was kann ſie euch nutzen?
Eitles Geſchwätz! verſetzte mein Vater: es ſoll uns nicht hindern,

An der Leber seh' ich das gleich. Es mußte zur Stelle
Nach der Küche der Wolf, und brauchbar fand sich die Leber.
Euer Vater verzehrte sie stracks. Zur selbigen Stunde
War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.
Meinem Vater dankt' er genug, es mußt' ihn ein jeder
Doctor heißen am Hofe; man durft' es niemals vergessen.

Also ging mein Vater beständig dem König zur Rechten.
Euer Vater verehrt' ihm hernach, ich weiß es am besten,
Eine goldene Spange mit einem rothen Barette,
Sie vor allen Herren zu tragen; so haben ihn alle
Hoch in Ehren gehalten. Es hat sich aber mit seinem
Sohne leider geändert, und an die Tugend des Vaters
Wird nicht weiter gedacht. Die allergierigsten Schälke
Werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedenkt man alleine,
Recht und Weisheit stehen zurück. Es werden die Diener
Große Herren, das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein solcher Macht und Gewalt, so schlägt er nur blindlings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr woher er gekommen;
Seinen Vortheil gedenkt er aus allem Spiele zu nehmen.
Um die Großen finden sich viele von diesem Gelichter.
Keine Bitte hören sie je, wozu nicht die Gabe
Gleich sich reichlich gesellt, und wenn sie die Leute bescheiden,
Heißt es: bringt nur! und bringt! zum ersten, zweiten und dritten.

Solche gierige Wölfe behalten köstliche Bissen
Gerne für sich, und, wär' es zu thun, mit kleinem Verluste
Ihres Herren Leben zu retten, sie trügen Bedenken.

Wollte der Wolf doch die Leber nicht laſſen, dem König zu dienen!
Und was Leber! Ich ſag' es heraus! Es möchten auch zwanzig
Wölfe das Leben verlieren, behielte der König und ſeine
Theure Gemahlin das ihre, ſo wär' es weniger Schade.
Denn ein ſchlechter Same, was kann er Gutes erzeugen?
Was in eurer Jugend geſchah, ihr habt es vergeſſen;
Aber ich weiß es genau, als wär' es geſtern geſchehen.
Auf dem Spiegel ſtand die Geſchichte, ſo wollt' es mein Vater;
Edelſteine zierten das Werk und goldene Ranken.
Könnt' ich den Spiegel erfragen, ich wagte Vermögen und Leben.

Reineke, ſagte der König: Die Rede hab' ich verſtanden,
Habe die Worte gehört und was du alles erzähltest.
War dein Vater ſo groß hier am Hofe und hat er ſo viele
Nützliche Thaten gethan, das mag wohl lange ſchon her ſeyn.
Ich erinn're mich's nicht, auch hat mir's niemand berichtet.
Eure Handel dagegen die kommen mir öfters zu Ohren,
Immer ſeyd ihr im Spiele, ſo hör' ich wenigſtens ſagen;
Thun ſie euch Unrecht damit und ſind es alte Geſchichten,
Möcht' ich einmal was Gutes vernehmen; es findet ſich ſelten.

Herr, verſetzte Reineke drauf: ich darf mich hierüber
Wohl erklären vor euch, denn mich betrifft ja die Sache.
Gutes hab' ich euch ſelber gethan! es ſey euch nicht etwa
Vorgeworfen; behüte mich Gott! ich erkenne mich ſchuldig
Euch zu leiſten ſo viel ich vermag. Ihr habt die Geſchichte
Ganz gewiß nicht vergeſſen. Ich war mit Iſegrim glücklich
Einſt ein Schwein zu erjagen, es ſchrie, wir biſſen es nieder.

Und ihr kamt und klagtet ſo ſehr, und ſagtet: es käme
Eure Frau noch hinter euch drein, und theilte nur jemand
Wenige Speiſe mit euch, ſo wär' euch beiden geholfen.
Gebet von eurem Gewinne was ab! ſo ſagtet ihr damals.
Iſegrim ſagte wohl: ja! doch murmelt' er unter dem Barte,
Daß man kaum es verſtand. Ich aber ſagte dagegen:
Herr! es iſt euch gegönnt und wären's der Schweine die Menge.
Sagt, wer ſoll es vertheilen? Der Wolf! verſetztet ihr wieder.
Iſegrim freute ſich ſehr; er theilte, wie er gewohnt war,
Ohne Scham und Scheu, und gab euch eben ein Viertheil,
Eurer Frauen das andre, und er fiel über die Hälfte,
Schlang begierig hinein, und reichte mir außer den Ohren
Nur die Naſe noch hin und eine Hälfte der Lunge;
Alles andre behielt er für ſich, ihr habt es geſehen.
Wenig Edelmuth zeigt' er uns da. Ihr wißt es, mein König!
Euer Theil verzehrtet ihr bald, doch merkt' ich, ihr hattet
Nicht den Hunger geſtillt, nur Iſegrim wollt' es nicht ſehen,
Aß und kaute ſo fort und bot euch nicht das Geringſte.
Aber da traft ihr ihn auch mit euren Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren, verſchobt ihm das Fell, mit blutiger Glatze
Lief er davon, mit Beulen am Kopf und heulte vor Schmerzen.
Und ihr rieft ihm noch zu: komm wieder, lerne dich ſchämen!
Theilſt du wieder, ſo triff mir's beſſer, ſonſt will ich dir's zeigen.
Jetzt mach' eilig dich fort und bring' uns ferner zu eſſen!
Herr! gebietet ihr das? verſetzt' ich: ſo will ich ihm folgen,
Und ich weiß, ich hole ſchon was. Ihr wart es zufrieden.
Ungeſchickt hielt ſich Iſegrim damals; er blutete, ſeufzte,
Klagte mir vor; doch trieb ich ihn an, wir jagten zuſammen,
Fingen ein Kalb! Ihr liebt euch die Speiſe. Und als wir es brachten

Fand ſich's ſett; ihr lachtet dazu, und ſagtet zu meinem
Lobe manch freundliches Wort; ich wäre, meintet ihr, trefflich
Auszuſenden zur Stunde der Noth, und ſagtet daneben:
Theile das Kalb! Da ſprach ich: die Hälfte gehöret ſchon euer!
Und die Hälfte gehört der Königin; was ſich im Leibe
Findet, als Herz und Leber und Lunge, gehöret, wie billig,
Euern Kindern; ich nehme die Füße, die lieb' ich zu nagen,
Und das Haupt behalte der Wolf, die köſtliche Speiſe.

Als ihr die Rede vernommen, verſetztet ihr: Sage! wer hat dich
So nach Hofart theilen gelehrt? ich möcht' es erfahren.
Da verſetzt' ich: Mein Lehrer iſt nah, denn dieſer mit rothem
Kopfe, mit blutiger Glatze, hat mir das Verſtändniß geöffnet.
Ich bemerkte genau, wie er heut frühe das Ferkel
Theilte, da lernt' ich den Sinn von ſolcher Theilung begreifen;
Kalb oder Schwein, ich find' es nun leicht, und werde nicht fehlen.

Schaden und Schande befiel den Wolf und ſeine Begierde.
Seines Gleichen giebt es genug! Sie ſchlingen der Güter
Reichliche Früchte zuſammt den Unterſaſſen hinunter.
Alles Wohl zerſtören ſie leicht, und keine Verſchonung
Iſt zu erwarten, und wehe dem Lande, das ſelbige nähret!

Seht! Herr König, ſo hab' ich euch oft in Ehren gehalten.
Alles was ich beſitze und was ich nur immer gewinne,
Alles widm' ich euch gern und eurer Königin; ſey es
Wenig oder auch viel, ihr nehmt das meiſte von allem.
Wenn ihr des Kalbes und Schweines gedenkt, ſo merkt ihr die Wahrheit,

Wo die rechte Treue ſich findet. Und dürfte wohl etwa
Iſegrim ſich mit Reineken meſſen? Doch leider im Anſehn
Steht der Wolf als oberſter Vogt und alle bedrängt er.
Euren Vortheil beſorgt er nicht ſehr; zum Halben und Ganzen
Weiß er den ſeinen zu fördern. So führt er freilich mit Braunen
Nun das Wort, und Reinekens Rede wird wenig geachtet.

Herr! es iſt wahr, man hat mich verklagt, ich werde nicht weichen,
Denn ich muß nun hindurch, und alſo ſey es geſprochen:
Iſt hier einer der glaubt zu beweiſen; ſo komm' er mit Zeugen,
Halte ſich feſt an die Sache und ſetze gerichtlich zum Pfande
Sein Vermögen, ſein Ohr, ſein Leben, wenn er verlöre,
Und ich ſetze das gleiche dagegen: ſo hat es zu Rechte
Stets gegolten, ſo halte man's noch, und alle die Sache,
Wie man ſie für und wider geſprochen, ſie werde getreulich
Solcherweiſe geführt und gerichtet; ich darf' es verlangen!

Wie es auch ſey, verſetzte der König: am Wege des Rechtes
Will und kann ich nicht ſchmälern, ich hab' es auch niemals gelitten.
Groß iſt zwar der Verdacht, du habeſt an Lampens Ermordung
Theil genommen, des redlichen Boten! ich liebt' ihn beſonders
Und verlor ihn nicht gern, betrübte mich über die Maaßen
Als man ſein blutiges Haupt aus deinem Mänzel heraus zog;
Auf der Stelle büßt' es Bellyn, der böſe Begleiter:
Und du magſt die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
Was mich ſelber betrifft, vergeb' ich Reineken alles,
Denn er hielt ſich zu mir in manchen bedenklichen Fällen.

Hatte weiter jemand zu klagen, wir wollen ihn hören:
Stell' er unbescholtene Zeugen, und bringe die Klage
Gegen Reineken ordentlich vor, hier steht er zu Rechte!

Reineke sagte: Gnädiger Herr! ich danke zum besten.
Jeden hört ihr und jeder genießt die Wohlthat des Rechtes.
Laßt mich heilig betheuern, mit welchem traurigen Herzen
Ich Bellyn und Lampen entließ; mir ahnete, glaub' ich,
Was den beiden sollte geschehn, ich liebte sie zärtlich.

So staffirte Reineke klug Erzählung und Worte.
Jedermann glaubt' ihm; er hatte die Schätze so zierlich beschrieben,
Sich so ernstlich betragen, er schien die Wahrheit zu reden.
Ja man sucht' ihn zu trösten. Und so betrog er den König
Dem die Schätze gefielen; er hätte sie gerne besessen,
Sagte zu Reineken: Gebt euch zufrieden, ihr reiset und suchet
Weit und breit das Verlorne zu finden, das Mögliche thut ihr;
Wenn ihr meiner Hülfe bedürft, sie steht euch zu Diensten.

Dankbar, sagte Reineke drauf, erkenn' ich die Gnade;
Diese Worte richten mich auf und lassen mich hoffen.
Raub und Mord zu bestrafen ist eure höchste Behörde.
Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird sich's finden; ich sehe
Mit dem größten Fleiße darnach, und werde des Tages
Emsig reisen und Nachts und alle Leute befragen.
Hab' ich erfahren, wo sie sich finden, und kann sie nicht selber
Wieder gewinnen, wär' ich zu schwach, so bitt' ich um Hülfe,
Die gewährt ihr alsdann und sicher wird es gerathen.
Bring' ich glücklich die Schätze vor euch, so find' ich am Ende
Meine Mühe belohnt und meine Treue bewähret.

Gerne hört' es der König und fiel in allem und jedem
Reineken bei, der hatte die Lüge so künſtlich geflochten.
Alle die andern glaubten es auch; er durfte nun wieder
Reiſen und gehen wohin ihm gefiel und ohne zu fragen.

Aber Iſegrim konnte ſich länger nicht halten, und knirſchend
Sprach er: Gnädiger Herr! So glaubt ihr wieder dem Diebe,
Der euch zwei- und dreifach belog. Wen ſollt' es nicht wundern!
Seht ihr nicht, daß der Schalk euch betrügt und uns alle beſchädigt?
Wahrheit redet er nie und eitel Lügen erſinnt er.
Aber ich laſſ' ihn ſo leicht nicht davon! Ihr ſollt' es erfahren,
Daß er ein Schelm iſt und falſch. Ich weiß drei große Verbrechen,
Die er begangen; er ſoll nicht entgehn und ſollten wir kämpfen.
Zwar man fordert Zeugen von uns, was wollte das helfen?
Stünden ſie hier und ſprächen und zeugten den ganzen Gerichtstag,
Könnte das fruchten? Er thäte nur immer nach ſeinem Belieben.
Oft ſind keine Zeugen zu ſtellen, da ſollte der Frevler
Nach wie vor die Tücke verüben? Wer traut ſich zu reden?
Jedem hängt er was an und jeder fürchtet den Schaden.
Ihr und die euren empfinden es auch und alle zuſammen.
Heute will ich ihn halten, er ſoll nicht wanken noch weichen
Und er ſoll zu Rechte mir ſtehn, nun mag er ſich wahren!

Eilfter Gesang.

Isegrim klagte, der Wolf, und sprach: Ihr werdet verstehen!
Reineke, gnädiger König, so wie er immer ein Schalk war,
Bleibt er es auch und steht und redet schändliche Dinge,
Mein Geschlecht zu beschimpfen und mich. So hat er mir immer,
Meinem Weibe noch mehr empfindliche Schande bereitet.
So bewog er sie einst in einem Teiche zu waten,
Durch den Morast, und hatte versprochen, sie solle des Tages
Viele Fische gewinnen; sie habe den Schwanz nur ins Wasser
Einzutauchen und hängen zu lassen: es würden die Fische
Fest sich beißen, sie könne selbviert nicht alle verzehren.
Watend kam sie darauf und schwimmend gegen das Ende,
Gegen den Zapfen; da hatte das Wasser sich tiefer gesammlet,
Und er hieß sie den Schwanz ins Wasser hängen. Die Kalte
Gegen Abend war groß und grimmig begann es zu frieren,
Daß sie fast nicht länger sich hielt; so war auch in kurzem
Ihr der Schwanz ins Eis gefroren, sie konnt' ihn nicht regen,
Glaubte, die Fische wären so schwer, es wäre gelungen.
Reineke merkt' es, der schändliche Dieb, und was er getrieben,
Darf ich nicht sagen, er kam und übermannte sie leider.
Von der Stelle soll er mir nicht! Es kostet der Frevel

Einen von beiden, wie ihr uns ſeht, noch heute das Leben.
Denn er ſchwätzt ſich nicht durch; ich hab' ihn ſelber betroffen
Ueber der That, mich führte der Zufall am Hügel den Weg her.
Laut um Hülfe hört' ich ſie ſchreien, die arme Betrogne,
Feſt im Eiſe ſtand ſie gefangen und konnt' ihm nicht wehren,
Und ich kam und mußte mit eignen Augen das alles
Sehen! Ein Wunder fürwahr, daß mir das Herz nicht gebrochen.
Reineke! rief ich: was thuſt du? Er hörte mich kommen und eilte
Seine Straße. Da ging ich hinzu mit traurigem Herzen
Mußte waten und frieren im kalten Waſſer und konnte
Nur mit Mühe das Eis zerbrechen, mein Weib zu erlöſen.
Ach, es ging nicht glücklich von ſtatten! ſie zerrte gewaltig
Und es blieb ihr ein Viertel des Schwanzes im Eiſe gefangen.
Jammernd klagte ſie laut und viel, das hörten die Bauern,
Kamen hervor und ſpürten uns aus, und riefen einander.
Hitzig liefen ſie über den Damm mit Piken und Aexten,
Mit dem Rocken kamen die Weiber und lärmten gewaltig:
Fangt ſie! Schlagt nur und werft! ſo riefen ſie gegen einander.
Angſt wie damals empfand ich noch nie, das gleiche bekennet
Gieremund auch, wir retteten kaum mit Mühe das Leben,
Liefen, es rauchte das Fell. Da kam ein Bube gelaufen,
Ein vertrackter Geſelle mit einer Pike bewaffnet,
Leicht zu Fuße, ſtach er nach uns und drängt' uns gewaltig.
Wäre die Nacht nicht gekommen, wir hätten das Leben gelaſſen.
Und die Weiber riefen noch immer, die Heren, wir hätten
Ihre Schafe gefreſſen. Sie hätten uns gerne getroffen,

Schimpften und ſchmahten hinter uns drein. Wir wandten uns aber
Von dem Lande wieder zum Waſſer und ſchlupften behende
Zwiſchen die Binſen; da trauten die Bauern nicht weiter zu folgen,
Denn es war dunkel geworden, ſie machten ſich wieder nach Hauſe.
Knapp entkamen wir ſo. Ihr ſehet, gnädiger König,
Ueberwältigung, Mord und Verrath, von ſolchen Verbrechen
Iſt die Rede, die werdet ihr ſtreng, mein König, beſtrafen.

Als der König die Klage vernommen, verſetzt' er: es werde
Rechtlich hierüber erkannt, doch laßt uns Reineken hören.
Reincke ſprach: verhielt' es ſich alſo, würde die Sache
Wenig Ehre mir bringen und Gott bewahre mich gnädig
Daß man es fände wie er erzählt! Doch will ich nicht läugnen,
Daß ich ſie Fiſche fangen gelehrt und auch ihr die beſte
Straße zu Waſſer zu kommen, und ſie zu dem Teiche gewieſen.
Aber ſie lief ſo gierig darnach, ſobald ſie nur Fiſche
Nennen gehört, und Weg und Maaß und Lehre vergaß ſie.
Blieb ſie feſt im Eiſe befroren, ſo hatte ſie freilich
Viel zu lange geſeſſen; denn hätte ſie zeitig gezogen,
Hätte ſie Fiſche genug zum köſtlichen Mahle gefangen.
Allzugroße Begierde wird immer ſchädlich. Gewöhnt ſich
Ungenügſam das Herz, ſo muß es vieles vermiſſen.
Wer den Geiſt der Gierigkeit hat, er lebt nur in Sorgen,
Niemand ſättiget ihn. Frau Gieremund hat es erfahren,
Da ſie im Eiſe befror. Sie dankt nun meiner Bemühung
Schlecht. Das hab' ich davon, daß ich ihr redlich geholfen!
Denn ich ſchob und wollte mit allen Kräften ſie heben,

Doch ſie war mir zu ſchwer, und über dieſer Bemühung
Traf mich Iſegrim an, der längs dem Ufer daher ging,
Stand da droben und rief und fluchte grimmig herunter.
Ja fürwahr ich erſchrack den ſchönen Segen zu hören.
Eins und zwei und dreimal warf er die gräßlichſten Flüche
Ueber mich her und ſchrie von wildem Zorne getrieben,
Und ich dachte: du machſt dich davon und warteſt nicht länger;
Beſſer laufen als faulen. Ich hatt' es eben getroffen,
Denn er hätte mich damals zerriſſen. Und wenn es begegnet
Daß zwei Hunde ſich beißen um einen Knochen, da muß wohl
Einer verlieren. So ſchien mir auch da das beſte gerathen,
Seinem Zorn zu entweichen und ſeinem verworrnen Gemüthe.
Grimmig war er und bleibt es, wie kann er's läugnen?
Befraget
Seine Frau; was hab' ich mit ihm dem Lügner zu ſchaffen?
Denn ſobald er ſein Weib im Eiſe befroren bemerkte,
Flucht' und ſchalt er gewaltig und kam und half ihr entkommen.
Machten die Bauern ſich hinter ſie her, ſo war es zum
Beſten;
Denn ſo kam ihr Blut in Bewegung, ſie froren nicht länger.
Was iſt weiter zu ſagen? Es iſt ein ſchlechtes Benehmen,
Wer ſein eigenes Weib mit ſolchen Lügen beſchimpfet.
Fragt ſie ſelber, da ſteht ſie, und hätt' er die Wahrheit
geſprochen,
Würde ſie ſelber zu klagen nicht fehlen. Indeſſen erbitt' ich
Eine Woche mir Friſt mit meinen Freunden zu ſprechen,
Was für Antwort dem Wolf und ſeiner Klage gebühret.

Gieremund ſagte darauf: In eurem Treiben und Weſen
Iſt nur Schalkheit, wir wiſſen es wohl, und Lügen und
Trügen,

Büberei, Täuſchung und Trotz. Wer euren verfänglichen Reden
Glaubt, wird ſpäter am Ende beſchädigt. Immer gebraucht ihr
Loſe verworrene Worte. So hab' ich's am Borne gefunden.
Denn zwei Eimer hingen daran, ihr hattet in einen,
Weiß ich warum? euch geſetzt und war't hernieder gefahren;
Nun vermochtet ihr nicht euch ſelber wieder zu heben
Und ihr klagtet gewaltig. Des Morgens kam ich zum Brunnen,
Fragte: wer bracht' euch herein? Ihr ſagtet: kommt ihr doch eben,
Liebe Gevatterin, recht! ich gönn' euch jeglichen Vortheil;
Steigt in den Eimer da droben, ſo fahrt ihr hernieder und eſſet
Hier an Fiſchen euch ſatt. Ich war zum Unglück gekommen,
Denn ich glaubt' es, ihr ſchwurt noch dazu: ihr hättet ſo viele
Fiſche verzehrt, es ſchmerz' euch der Leib. Ich ließ mich bethören,
Dumm wie ich war und ſtieg in den Eimer; da ging er hernieder,
Und der andre wieder herauf, ihr kamt mir entgegen.
Wunderlich ſchien mir's zu ſeyn, ich fragte voller Erſtaunen
Sagt, wie gehet das zu? Ihr aber ſagtet dawider:
Auf und ab, ſo geht's in der Welt, ſo geht es uns beiden.
Iſt es doch alſo der Lauf. Erniedrigt werden die einen
Und die andern erhöht, nach eines jeglichen Tugend.
Aus dem Eimer ſprangt ihr und lieft und eiltet von dannen.
Aber ich ſaß im Brunnen bekümmert und mußte den Tag lang
Harren, und Schläge genug am ſelbigen Abend erdulden
Eh ich entkam. Es traten zum Brunnen einige Bauern,
Sie bemerkten mich da. Von grimmigem Hunger gepeinigt
Saß ich in Trauer und Angſt, erbärmlich war mir zu Muthe.

Unter einander sprachen die Bauern: da sieh nur im Eimer
Sitzt da unten der Feind, der unsre Schafe vermindert.
Hol' ihn herauf, versetzte der eine, ich halte mich fertig
Und empfang' ihn am Rand', er soll uns die Lämmer bezahlen!
Wie er mich aber empfing das war ein Jammer! Es fielen
Schläg' auf Schläge mir über den Pelz, ich hatte mein Leben
Keinen traurigern Tag, und kaum entrann ich dem Tode.

Reineke sagte darauf: bedenkt genauer die Folgen,
Und ihr findet gewiß, wie heilsam die Schläge gewesen.
Ich für meine Person mag lieber dergleichen entbehren,
Und wie die Sache stand, so mußte wohl eines von beiden
Sich mit den Schlägen beladen, wir konnten zugleich nicht entgehen.
Wenn ihr's euch merkt, so nutzt es euch wohl, und künftig vertraut ihr
Keinem so leicht in ähnlichen Fällen. Die Welt ist voll Schalkheit.

Ja, versetzte der Wolf, was braucht es weiter Beweise!
Niemand verletzte mich mehr, als dieser böse Verräther.
Eines erzählt' ich noch nicht, wie er in Sachsen mich einmal
Unter das Affengeschlecht zu Schand' und Schaden geführet.
Er beredete mich in eine Höhle zu kriechen,
Und er wußte voraus es würde mir Uebels begegnen.
Wär' ich nicht eilig entflohn, ich wär' um Augen und Ohren
Dort gekommen. Er sagte vorher mit gleißenden Worten:
Seine Frau Muhme sind' ich daselbst, er meinte die Aeffin:

Doch es verdroß ihn, daß ich entkam. Er ſchickte mich tückiſch
In das abſcheuliche Neſt, ich dacht' es wäre die Hölle.

Reineke ſagte darauf vor allen Herren des Hofes:
Iſegrim redet verwirrt, er ſcheint nicht völlig bei Sinnen.
Von der Aeffin will er erzählen, ſo ſag' er es deutlich.
Drittehalb Jahr ſind's her als nach dem Lande zu Sachſen
Er mit großem Praſſen gezogen, wohin ich ihm folgte.
Das iſt wahr, das übrige lügt er. Es waren nicht Affen,
Meerkatzen waren's, von welchen er redet; und nimmermehr werd' ich
Dieſe für meine Muhmen erkennen. Martin der Affe,
Und Frau Rückenau ſind mir verwandt. Sie ehr' ich als Muhme,
Ihn als Vetter und rühme mich deß. Notarius iſt er
Und verſteht ſich auf's Recht. Doch was von jenen Geſchöpfen
Iſegrim ſagt, geſchieht mir zum Hohn, ich habe mit ihnen
Nichts zu thun und nie ſind's meine Verwandten geweſen;
Denn ſie gleichen dem hölliſchen Teufel. Und daß ich die Alte
Damals Muhme geheißen, das that ich mit gutem Bedachte.
Nichts verlor ich dabei, das will ich gerne geſtehen:
Gut gaſtirte ſie mich, ſonſt hätte ſie mögen erſticken.

Seht, ihr Herren! wir hatten den Weg zur Seite gelaſſen,
Gingen hinter dem Berg und eine düſtere Höhle
Tief und lang bemerkten wir da. Es fühlte ſich aber
Iſegrim krank, wie gewöhnlich, vor Hunger. Wann hätt' ihn auch jemals
Einer ſo ſatt geſehen, daß er zufrieden geweſen?
Und ich ſagte zu ihm: In dieſer Höhle befindet
Speiſe fürwahr ſich genug, ich zweifle nicht ihre Bewohner

Theilen gerne mit uns, was ſie haben, wir kommen gelegen.
Iſegrim aber verſetzte darauf: ich werde, mein Oheim,
Unter dem Baume hier warten, ihr ſeyd in allem geſchickter
Neue Bekannte zu machen, und wenn euch Eſſen gereicht wird,
Thut mir's zu wiſſen! So dachte der Schalk auf meine Gefahr erſt
Abzuwarten was ſich ergabe; ich aber begab mich
In die Höhle hinein. Nicht ohne Schauer durchwandert'
Ich den langen und krummen Gang, er wollte nicht enden.
Aber was ich dann fand — den Schrecken wollt' ich um vieles
Rothes Gold nicht zweimal in meinem Leben erfahren!
Welch ein Neſt voll häßlicher Thiere, größer und kleiner!
Und die Mutter dabei, ich dacht' es wäre der Teufel.
Weit und groß ihr Maul mit langen häßlichen Zahnen,
Lange Nägel an Händen und Füßen und hinten ein langer
Schwanz an den Rücken geſetzt; ſo was Abſcheuliches hab' ich
Nicht im Leben geſehn! Die ſchwarzen leidigen Kinder
Waren ſeltſam gebildet wie lauter junge Geſpenſter.
Gräulich ſah ſie mich an. Ich dachte, wär' ich von dannen!
Größer war ſie als Iſegrim ſelbſt, und einige Kinder
Faſt von gleicher Statur. Im faulen Heue gebettet
Fand ich die garſtige Brut, und über und über beſchlabbert
Bis an die Ohren mit Koth, es ſtank in ihrem Reviere
Aerger als hölliſches Pech. Die reine Wahrheit zu ſagen:
Wenig gefiel es mir da, denn ihrer waren ſo viele,
Und ich ſtand nur allein. Sie zogen gräuliche Fratzen.
Da beſann ich mich denn und einen Ausweg verſucht' ich.
Grüßte ſie ſchön — ich meint' es nicht ſo — und wußte ſo freundlich
Und bekannt mich zu ſtellen. Frau Muhme! ſagt' ich zur Alten,

Vetter hieß ich die Kinder und ließ es an Worten nicht fehlen.
Spar' euch der gnädige Gott auf lange glückliche Zeiten!
Sind das eure Kinder? Fürwahr! ich sollte nicht fragen;
Wie behagen sie mir! Hilf Himmel! wie sie so lustig,
Wie sie so schön sind! Man nähme sie alle für Söhne des Königs.
Seyd mir vielmal gelobt, daß ihr mit würdigen Sprossen
Mehret unser Geschlecht, ich freue mich über die Maaßen.
Glücklich find' ich mich nun von solchen Oehmen zu wissen;
Denn zu Zeiten der Noth bedarf man seiner Verwandten.

Als ich ihr so viel Ehre geboten, wiewohl ich es anders
Meinte, bezeigte sie mir von ihrer Seite deßgleichen,
Hieß mich Oheim, und that so bekannt, so wenig die Närrin
Auch zu meinem Geschlechte gehört. Doch konnte für dießmal
Gar nicht schaden sie Muhme zu heißen. Ich schwitzte dazwischen
Ueber und über vor Angst; allein sie redete freundlich:
Reineke, werther Verwandter, ich heiß' euch schönstens willkommen!
Seyd ihr auch wohl? Ich bin euch mein ganzes Leben verbunden
Daß ihr zu mir gekommen. Ihr lehrer kluge Gedanken
Meine Kinder fortan, daß sie zu Ehren gelangen.
Also hört' ich sie reden, das hatt' ich mit wenigen Worten,
Daß ich sie Muhme genannt und daß ich die Wahrheit geschonet,
Reichlich verdient. Doch wär' ich so gern im Freien gewesen.
Aber sie ließ mich nicht fort und sprach: ihr dürfet, mein Oheim,
Unbewirthet nicht weg! Verweilet, laßt euch bedienen.

nd ſie brachte mir Speiſe genug; ich wüßte ſie wahrlich
etzt nicht alle zu nennen; verwundert war ich zum höchſten,
Wie ſie zu allem gekommen. Von Fiſchen, Rehen und anderm
buten Wildpret, ich ſpeiſ'te davon, es ſchmeckte mir herrlich.
ls ich zur Gnüge gegeſſen, belud ſie mich über das alles,
Bracht' ein Stück vom Hirſche getragen, ich ſollt' es nach Hauſe
u den Meinigen bringen, und ich empfahl mich zum beſten.
Reineke, ſagte ſie noch, beſucht mich öfters. Ich hätte
Was ſie wollte verſprochen, ich machte daß ich herauskam.
ieblich war es nicht da für Augen und Naſe, ich hätte
Mir den Tod beinahe geholt; ich ſuchte zu fliehen,
ief behende den Gang bis zu der Oeffnung am Baume.
Iſegrim lag und ſtöhnte daſelbſt; ich ſagte: wie geht's euch,
Oheim? Er ſprach: nicht wohl! ich muß vor Hunger verderben.
Ich erbarmte mich ſeiner und gab ihm den köſtlichen Braten
Den ich mit mir gebracht. Er aß mit großer Begierde,
Vielen Dank erzeigt er mir da; nun hat er's vergeſſen!
Als er nun fertig geworden, begann er: laßt mich erfahren,
Wer die Höhle bewohnt? Wie habt ihr's drinne gefunden?
Gut oder ſchlecht? Ich ſagt' ihm darauf die lauterſte Wahrheit,
Unterrichtet' ihn wohl. Das Neſt ſey böſe, dagegen
Finde ſich drin viel köſtliche Speiſe. Sobald er begehre
Seinen Theil zu erhalten, ſo mög' er kecklich hinein gehn,
Nur vor allem ſich hüten die grade Wahrheit zu ſagen.
Soll es euch nach Wünſchen ergehn, ſo ſpart mir die Wahrheit!
Wiederholt' ich ihm noch: denn führt ſie jemand beſtändig
Unklug im Mund, der leidet Verfolgung, wohin er ſich wendet;

Ueberall ſteht er zurück, die andern werden geladen.
Alſo hieß ich ihn gehn; ich lehrt' ihn: was er auch fände,
Sollt' er reden, was jeglicher gerne zu hören begehret,
Und man werd' ihn freundlich empfangen. Das waren die Worte,
Gnädiger König und Herr, nach meinem beſten Gewiſſen.
Aber das Gegentheil that er hernach, und kriegt' er darüber
Etwas ab, ſo hab' er es auch; er ſollte mir folgen.
Grau ſind ſeine Zotteln fürwahr, doch ſucht man die Weisheit
Nur vergebens dahinter. Es achten ſolche Geſellen
Weder Klugheit noch feine Gedanken; es bleibet dem groben
Tölpiſchen Volke der Werth von aller Weisheit verborgen.
Treulich ſcharft' ich ihm ein, die Wahrheit dießmal zu ſparen;
Weiß ich doch ſelbſt, was ſich ziemt! verſetzt' er trotzig dagegen,
Und ſo trabt' er die Höhle hinein, da hat er's getroffen.

Hinten ſaß das abſcheuliche Weib, er glaubte den Teufel
Vor ſich zu ſehn! die Kinder dazu! da rief er betroffen:
Hülfe! Was für abſcheuliche Thiere! Sind dieſe Geſchöpfe
Eure Kinder? Sie ſcheinen fürwahr ein Höllengeſindel.
Geht, ertrankt ſie, das wäre das Beſte, damit ſich die Brut nicht
Ueber die Erde verbreite! Wenn es die Meinigen wären,
Ich erdroſſelte ſie. Man finge wahrlich mit ihnen
Junge Teufel, man brauchte ſie nur in einem Moraſte
Auf das Schilf zu binden, die garſtigen ſchmutzigen Rangen!
Ja, Mooraffen ſollten ſie heißen, da paßte der Name!

Eilig verſetzte die Mutter und ſprach mit zornigen Worten:
Welcher Teufel ſchickt uns den Boten? Wer hat euch gerufen

Hier uns grob zu begegnen? Und meine Kinder! Was habt ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun? So eben verläßt uns
Reineke Fuchs, der erfahrene Mann, der muß es verstehen;
Meine Kinder, betheuert' er hoch, er finde sie sämmtlich
Schön und sittig, von guter Manier, er mochte mit Freuden
Sie für seine Verwandten erkennen. Das hat er uns alles
Hier an diesem Platz vor einer Stunde versichert.
Wenn sie euch nicht, wie ihm, gefallen, so hat euch wahrhaftig
Niemand zu kommen gebeten. Das mögt ihr Isegrim wissen.

Und er forderte gleich von ihr zu essen und sagte:
Holt herbei, sonst helf' ich euch suchen! was wollen die Reden
Weiter helfen? Er machte sich dran und wollte gewaltsam
Ihren Vorrath betasten; das war ihm übel gerathen!
Denn sie warf sich über ihn her, zerbiß und zerkratzt' ihm
Mit den Nageln das Fell und klaut' und zerrt' ihn gewaltig;
Ihre Kinder thaten das gleiche, sie bissen und krammten
Graulich auf ihn; da heult' er und schrie mit blutigen Wangen,
Wehrte sich nicht und lief mit hastigen Schritten zur Oeffnung.
Uebel zerbissen sah ich ihn kommen, zerkratzt und die Fetzen
Hingen herum, ein Ohr war gespalten und blutig die Nase,
Manche Wunde kneipten sie ihm und hatten das Fell ihm
Garstig zusammen geruckt. Ich fragt' ihn wie er heraustrat:
Habt ihr die Wahrheit gesagt? Er aber sagte dagegen:
Wie ich's gefunden, so hab' ich gesprochen. Die leidige Herr
Hat mich übel geschändet, ich wollte sie wäre hier außen,
Theuer bezahlte sie mir's! Was dünkt euch, Reineke? habt ihr
Jemals solche Kinder gesehen? so garstig, so böse?

Da ich's ihr ſagte, da war es geſchehn, da fand ich nicht weiter
Gnade vor ihr und habe mich übel im Loche befunden.

Seyd ihr verrückt? verſetzt' ich ihm drauf: ich hab' es euch anders
Weislich geheißen. Ich grüß' euch zum ſchönſten (ſo ſollter ihr ſagen)
Liebe Muhme, wie geht es mit euch? Wie geht es den lieben
Artigen Kindern? Ich freue mich ſehr die großen und kleinen
Neffen wieder zu ſehn. Doch Iſegrim ſagte dagegen:
Muhme das Weib zu begrüßen? und Neffen die häßlichen Kinder?
Nehm' ſie der Teufel zu ſich! Mir graut vor ſolcher Verwandtſchaft.
Pfui! ein ganz abſcheuliches Pack! ich ſeh' ſie nicht wieder.
Darum ward er ſo übel bezahlt. Nun richtet, Herr König!
Sagt er mit Recht ich hab' ihn verrathen? Er mag es geſtehen,
Hat die Sache ſich nicht, wie ich erzahle, begeben?

Iſegrim ſprach entſchloſſen dagegen: Wir machen wahrhaftig
Dieſen Streit mit Worten nicht aus. Was ſollen wir keifen?
Recht bleibt Recht, und wer es auch hat, es zeigt ſich am Ende.
Trotzig, Reineke, tretet ihr auf, ſo mögt ihr es haben!
Kämpfen wollen wir gegen einander, da wird es ſich finden.
Vieles wißt ihr zu ſagen, wie vor der Affen Behauſung
Ich ſo großen Hunger gelitten, und wie ihr mich damals
Treulich genährt. Ich wüßte nicht wie! Es war nur ein Knochen,

Den ihr brachtet, das Fleiſch vermuthlich ſpeiſ'tet ihr ſelber.
Wo ihr ſtehet ſpottet ihr mein und redet verwegen
Meiner Ehre zu nah. Ihr habt mit ſchandlichen Lügen
Mich verdachtig gemacht, als hatt' ich böſe Verſchwörung
Gegen den König im Sinne gehabt und hätte ſein Leben
Ihm zu rauben gewünſcht; ihr aber prahltet dagegen
Ihm von Schätzen was vor; er möchte ſchwerlich ſie finden!
Schmählich behandeltet ihr mein Weib und ſollt es mir büßen.
Dieſer Sachen klag' ich euch an! ich denke zu kämpfen
Ueber Altes und Neues und wiederhol' es: ein Mörder,
Ein Verräther ſeyd ihr, ein Dieb; und Leben um Leben
Wollen wir kämpfen, es endige nun das Keifen und Schelten.
Einen Handſchuh biet' ich euch an, ſo wie ihn zu Rechte
Jeder Fordernde reicht; ihr mögt ihn zum Pfande behalten,
Und wir finden uns bald. Der König hat es vernommen,
Alle die Herren haben's gehört! ich hoffe ſie werden
Zeugen ſeyn des rechtlichen Kampfs. Ihr ſollt nicht entweichen
Bis die Sache ſich endlich entſcheidet, dann wollen wir ſehen.

Reineke dachte bei ſich: Das geht um Vermögen und Leben!
Groß iſt er, ich aber bin klein, und könnt' es mir dießmal
Etwa mißlingen, ſo hätten mir alle die liſtigen Streiche
Wenig geholfen. Doch warten wir's ab. Denn wenn ich's bedenke
Bin ich im Vortheil; verlor er ja ſchon die vorderſten Klauen!
Iſt der Thor nicht kühler geworden, ſo ſoll er am Ende
Seinen Willen nicht haben, es koſte was es auch wolle.

Reineke ſagte zum Wolfe darauf: Ihr mögt mir wohl ſelber
Ein Verräther, Isegrim, ſeyn und alle Beſchwerden,

Die ihr auf mich zu bringen gedenket, sind alle gelogen.
Wollt ihr kampfen? ich wag' es mit euch und werde nicht wanken.
Lange wünscht' ich mir das! hier ist mein Handschuh dagegen.

So empfing der König die Pfänder, es reichten sie beide Kühnlich. Er sagte darauf: ihr sollt mir Bürgen bestellen,
Daß ihr morgen zum Kampfe nicht fehlt; denn beide Parteien
Find' ich verworren, wer mag die Reden alle verstehen?
Isegrims Bürgen wurden sogleich der Bär und der Kater,
Braun und Hinze; für Reineken aber verbürgten sich gleichfalls
Vetter Moneke, Sohn von Martenasse, mit Grimbart.

Reincke, sagte Frau Rückenau drauf: nun bleibet gelassen.
Klug von Sinnen! Es lehrte mein Mann, der jetzo nach Rom ist,
Euer Oheim, mich einst ein Gebet; es hatte dasselbe
Abt von Schluckauf gesetzt und gab es meinem Gemahle,
Dem er sich günstig erwies, auf einem Zettel geschrieben.
Dieses Gebet, so sagte der Abt, ist heilsam den Männern
Die ins Gefecht sich begeben; man muß es nüchtern des Morgens
Ueberlesen, so bleibt man des Tags von Noth und Gefahren
Völlig befreit, vorm Tode geschützt, vor Schmerzen und Wunden.
Tröstet euch Nesse damit, ich will es morgen bei Zeiten
Ueber euch lesen, so geht ihr getrost und ohne Besorgniß.
Liebe Muhme, versetzte der Fuchs: ich danke von Herzen.
Ich gedenk' es euch wieder. Doch muß mir immer am meisten
Meiner Sache Gerechtigkeit helfen, und meine Gewandtheit.

Reinekens Freunde blieben beisammen die Nacht durch und scheuchten
Seine Grillen durch muntre Gespräche. Frau Rückenau aber
War vor allen besorgt und geschäftig, sie ließ ihn behende
Zwischen Kopf und Schwanz, und Brust und Bauche bescheren
Und mit Fett und Oele bestreichen; es zeigte sich aber
Reineke fett und rund und wohl zu Fuße. Daneben
Sprach sie: höret mich an, bedenket was ihr zu thun habt,
Höret den Rath verständiger Freunde, das hilft euch am besten.
Trinket nur brav und haltet das Wasser, und kommt ihr des Morgens
In den Kreis, so macht es gescheidt, benetzet den rauhen
Wedel über und über und sucht den Gegner zu treffen;
Könnt ihr die Augen ihm salben, so ist's am besten gerathen,
Sein Gesicht verdunkelt sich gleich. Es kömmt euch zu statten
Und ihn hindert es sehr. Auch müßt ihr anfangs euch furchtsam
Stellen, und gegen den Wind mit flüchtigen Füßen entweichen.
Wenn er euch folget, erregt nur den Staub, auf daß ihr die Augen
Ihm mit Unrath und Sande verschließt. Dann springet zur Seite
Paßt auf jede Bewegung, und wenn er die Augen sich auswischt:
Nehmt des Vortheils gewahr und salbt ihm aufs neue die Augen
Mit dem ätzenden Wasser, damit er völlig verblinde,
Nicht mehr wisse wo aus noch ein, und der Sieg euch verbleibe.
Lieber Neffe, schlaft nur ein wenig, wir wollen euch wecken.

Wenn es Zeit iſt. Doch will ich ſogleich die heiligen Worte
Ueber euch leſen von welchen ich ſprach, auf daß ich euch ſtärke.
Und ſie legt' ihm die Hand aufs Haupt und ſagte die Worte:
Nekraſt negibaul geid ſum namteſlih dnudna mein tedachs!
Nun Glück auf! nun ſeyd ihr verwahrt! Das Nämliche ſagte
Oheim Grimbart; dann führten ſie ihn und legten ihn ſchlafen.
Ruhig ſchlief er. Die Sonne ging auf; da kamen die Otter
Und der Dachs, den Vetter zu wecken. Sie grüßten ihn freundlich,
Und ſie ſagten: bereitet euch wohl! Da brachte die Otter
Eine junge Ente hervor und reicht' ſie ihm ſagend:
Eſt, ich habe ſie euch mit manchem Sprunge gewonnen
An dem Damme bei Hünerbrot; laßt's euch belieben, mein Vetter.

Gutes Handgeld iſt das, verſetzte Reineke munter,
So was verſchmäh' ich nicht leicht. Das möge Gott euch vergelten
Daß ihr meiner gedenkt! Er ließ das Eſſen ſich ſchmecken
Und das Trinken dazu, und ging mit ſeinen Verwandten
In den Kreis, auf den ebenen Sand, da ſollte man kämpfen.

Zwölfter Gesang.

Als der König Reineken sah, wie dieser am Kreise
latt geschoren sich zeigte, mit Oel und schlüpfrigem Fette
eber und über gesalbt, da lacht' er über die Maaßen.
uchs! wer lehrte dich das? so rief er: mag man doch billig
eineke Fuchs dich heißen, du bist beständig der lose!
ller Orten kennst du ein Loch und weißt dir zu helfen.

Reineke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders
or der Königin sich und kam mit muthigen Sprüngen
n den Kreis. Da hatte der Wolf mit seinen Verwandten
chon sich gefunden; sie wünschten dem Fuchs ein schmähliches Ende;
anches zornige Wort und manche Drohung vernahm er.
ber Lynx und Lupardus, die Wärter des Kreises, brachten
un die Heil'gen hervor, und beide Kämpfer beschwuren,
olf und Fuchs, mit Bedacht die zu behauptende Sache.

Isegrim schwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken:
eineke sey ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und aller
Missethat schuldig, er sey auf Gewalt und Ehbruch betreten,
alsch in jeglicher Sache, das gelte Leben um Leben!
eineke schwur zur Stelle dagegen: er seye sich keiner

Dieſer Verbrechen bewußt und Iſegrim lüge wie immer,
Schwöre falſch wie gewöhnlich, doch ſoll es ihm nimmer gelingen,
Seine Lüge zur Wahrheit zu machen, am wenigſten dießmal.
Und es ſagten die Wärter des Kreiſes: Ein jeglicher thue
Was er ſchuldig zu thun iſt! das Recht wird bald ſich ergeben.
Groß und Klein verließen den Kreis, die beiden alleine
Drinn zu verſchließen; geſchwind begann die Aeffin zu flüſtern:
Merket was ich euch ſagte, vergeßt nicht dem Rathe zu folgen!
Reineke ſagte heiter darauf: die gute Vermahnung
Macht mich muthiger gehn. Getroſt! ich werde der Kühnheit
Und der Liſt auch jetzt nicht vergeſſen, durch die ich aus manchen
Größern Gefahren entronnen, worein ich öfters gerathen,
Wenn ich mir dieſes und jenes geholt was bis jetzt nicht bezahlt iſt,
Und mein Leben kühnlich gewagt. Wie ſollt ich nicht jetzo
Gegen den Böſewicht ſtehen? Ich hoff' ihn gewißlich zu ſchänden,
Ihn und ſein ganzes Geſchlecht und Ehre den Meinen zu bringen.
Was er auch lügt, ich tränk' es ihm ein. Nun ließ man die beiden
In dem Kreiſe zuſammen und alle ſchauten begierig.

Iſegrim zeigte ſich wild und grimmig, reckte die Tatzen,
Kam daher mit offenem Maul, und gewaltigen Sprüngen.
Reineke, leichter als er, entſprang dem ſtürmenden Gegner,
Und benetzte behende den rauhen Wedel mit ſeinem
Aetzenden Waſſer und ſchleift' ihn im Staube, mit Sand ihn zu füllen.

Iſegrim dachte nun hab' er ihn ſchon! da ſchlug ihm der Loſe
Ueber die Augen den Schwanz, und Hören und Sehen ver-
ging ihm.
Nicht das erſtemal übt' er die Liſt, ſchon viele Geſchöpfe
Hatten die ſchädliche Kraft des ätzenden Waſſers erfahren.
Iſegrims Kinder blendet' er ſo, wie anfangs geſagt iſt.
Und nun dacht' er den Vater zu zeichnen. Nachdem er dem
Gegner
So die Augen geſalbt, entſprang er ſeitwärts und ſtellte
Gegen den Wind ſich, rührte den Sand und jagte des Staubes
Viel in die Augen des Wolfs, der ſich mit Reiben und Wiſchen
Haſtig und übel benahm und ſeine Schmerzen vermehrte.
Reineke wußte dagegen geſchickt den Wedel zu führen,
Seinen Gegner aufs neue zu treffen und gänzlich zu blenden.
Uebel bekam es dem Wolfe! denn ſeinen Vortheil benutzte
Nun der Fuchs. Sobald er die ſchmerzlich thränenden Augen
Seines Feindes erblickte, begann er mit heftigen Sprüngen,
Mit gewaltigen Schlägen auf ihn zu ſtürmen, zu kratzen
Und zu beißen, und immer die Augen ihm wieder zu ſalben.
Halb von Sinnen tappte der Wolf, da ſpottete ſeiner
Reineke dreiſter und ſprach: Herr Wolf, ihr habt wohl vor
Zeiten
Manch unſchuldiges Lamm verſchlungen, in euerem Leben
Manch unſträfliches Thier verzehrt; ich hoffe ſie ſollen
Künftig Ruhe genießen; auf alle Fälle bequemt ihr
Euch ſie in Frieden zu laſſen und nehmet Segen zum Lohne.
Eure Seele gewinnt bei dieſer Buße, beſonders
Wenn ihr das Ende geduldig erwartet. Ihr werdet für dießmal
Nicht aus meinen Händen entrinnen, ihr müßtet mit Bitten
Mich verſöhnen, da ſchont' ich euch wohl und ließ' euch das
Leben.

Haſtig ſagte Reineke das, und hatte den Gegner
Feſt an der Kehle gepackt und hofft' ihn alſo zu zwingen.
Iſegrim aber, ſtärker als er, bewegte ſich grimmig,
Mit zwei Zügen riß er ſich los. Doch Reineke griff ihm
Ins Geſicht, verwundet' ihn hart und riß ihm ein Auge
Aus dem Kopfe, es rann ihm das Blut die Naſe herunter.
Reineke rief: So wollt' ich es haben! ſo iſt es gelungen!
Blutend verzagte der Wolf, und ſein verlorenes Auge
Macht' ihn raſend, er ſprang, vergeſſend Wunden und Schmerzen,
Gegen Reineken los und drückt' ihn nieder zu Boden.
Uebel befand ſich der Fuchs, und wenig half ihm die Klugheit.
Einen der vorderen Füße, die er als Hände gebrauchte,
Faßt' ihm Iſegrim ſchnell und hielt ihn zwiſchen den Zähnen.
Reineke lag bekümmert am Boden, er ſorgte zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte tauſend Gedanken.
Iſegrim brummte dagegen mit hohler Stimme die Worte:

Deine Stunde, Dieb, iſt gekommen! Ergieb dich zur Stelle,
Oder ich ſchlage dich todt für deine betrüglichen Thaten!
Ich bezahle dich nun, es hat dir wenig geholfen
Staub zu kratzen, Waſſer zu laſſen, das Fell zu beſcheren,
Dich zu ſchmieren, wehe dir nun! du haſt mir ſo vieles
Uebel gethan, gelogen auf mich, mir das Auge geblendet,
Aber du ſollſt nicht entgehn, ergieb dich oder ich beiße!

Reineke dachte: Nun geht es mir ſchlimm, was ſoll ich beginnen?
Geb' ich mich nicht, ſo bringt er mich um, und wenn ich mich gebe

Bin ich auf ewig beſchimpft. Ja, ich verdiene die Strafe,
Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt.
Süße Worte verſucht' er darauf, den Gegner zu mildern.
Lieber Oheim! ſagt' er zu ihm, ich werde mit Freuden
Euer Lehnsmann ſogleich, mit allem was ich beſitze.
Gerne geh' ich als Pilger für euch zum heiligen Grabe,
In das heilige Land, in alle Kirchen, und bringe
Ablaß genug von dannen zurück. Es gereichet derſelbe
Eurer Seele zu Nutz, und ſoll für Vater und Mutter
Uebrig bleiben, damit ſich auch die im ewigen Leben
Dieſer Wohlthat erfreun; wer iſt nicht ihrer bedürftig?
Ich verehr' euch als wär't ihr der Papſt, und ſchwöre den theuren
Heil'gen Eid, von jetzt auf alle künftigen Zeiten
Ganz der eure zu ſeyn mit allen meinen Verwandten.
Alle ſollen euch dienen zu jeder Stunde. So ſchwör' ich!
Was ich dem Könige ſelbſt nicht verſpräche, das ſey euch geboten.
Nehmt ihr es an, ſo wird euch dereinſt die Herrſchaft des Landes.
Alles was ich zu fangen verſtehe, das will ich euch bringen:
Gänſe, Hühner, Enten und Fiſche, bevor ich das mindſte
Solcher Speiſe verzehre, ich laſſ' euch immer die Auswahl,
Eurem Weib und Kindern. Ich will mit Fleiße darneben
Euer Leben berathen, es ſoll euch kein Uebel berühren.
Loſe heiß' ich und ihr ſeyd ſtark, ſo können wir beide
Große Dinge verrichten. Zuſammen müſſen wir halten,
Einer mit Macht, der andre mit Rath, wer wollt' uns bezwingen?
Kämpfen wir gegen einander, ſo iſt es übel gehandelt.
Ja ich hätt' es niemals gethan, wofern ich nur ſchicklich

Hätte den Kampf zu vermeiden gewußt; ihr fordertet aber,
Und ich mußte denn wohl mich ehrenhalber bequemen.
Aber ich habe mich höflich gehalten und während des Streites
Meine ganze Macht nicht bewiesen; es muß dir, so dacht' ich,
Deinen Oheim zu schonen, zur größen Ehre gereichen.
Hatt' ich euch aber gehaßt, es wär' euch anders gegangen.
Wenig Schaden habt ihr gelitten, und wenn aus Versehen
Euer Auge verletzt iſt, ſo bin ich herzlich bekümmert.
Doch das Beſte bleibt mir dabei, ich kenne das Mittel
Euch zu heilen, und theil' ich's euch mit, ihr werdet mir's
danken.

Bliebe das Auge gleich weg und ſeyd ihr ſonſt nur geneſen,
Iſt es euch immer bequem; ihr habet, legt ihr euch ſchlafen,
Nur Ein Fenſter zu ſchließen, wir andern bemühen uns
doppelt.

Euch zu verſöhnen ſollen ſogleich ſich meine Verwandten
Vor euch neigen, mein Weib und meine Kinder, ſie ſollen
Vor des Königes Augen im Angeſicht dieſer Verſammlung
Euch erſuchen und bitten, daß ihr mir gnadig vergebet
Und mein Leben mir ſchenkt. Dann will ich offen bekennen,
Daß ich unwahr geſprochen und euch mit Lügen geſchändet,
Euch betrogen wo ich gekonnt. Ich verſpreche zu ſchwören,
Daß mir von euch nichts Böſes bekannt iſt, und daß ich von
nun an

Nimmer euch zu beleidigen denke. Wie könntet ihr jemals
Größere Sühne verlangen, als die wozu ich bereit bin?
Schlagt ihr mich todt, was habt ihr davon? es bleiben euch
immer

Meine Verwandte zu fürchten und meine Freunde; dagegen,
Wenn ihr mich ſchont, verlaßt ihr mit Ruhm und Ehren
den Kampfplatz,

Scheinet jeglichem edel und weise: denn höher vermag ſich
Niemand zu heben, als wenn er vergiebt. Es kommt euch
so bald nicht
Dieſe Gelegenheit wieder, benutzt ſie. Uebrigens kann mir
Jetzt ganz einerlei ſeyn zu ſterben oder zu leben.

Falſcher Fuchs! verſetzte der Wolf, wie wärſt du ſo gerne
Wieder los! Doch wäre die Welt von Golde geſchaffen
Und du böteſt ſie mir in deinen Nöthen, ich würde
Dich nicht laſſen. Du haſt mir ſo oft vergeblich geſchworen,
Falſcher Geſelle! Gewiß, nicht Eierſchalen erhielt' ich
Ließ' ich dich los. Ich achte nicht viel auf deine Verwandten;
Ich erwarte was ſie vermögen, und denke ſo ziemlich
Ihre Feindſchaft zu tragen. Du Schadenfroher! wie würdeſt
Du nicht ſpotten, gäb' ich dich frei auf deine Betheurung.
Wer dich nicht kennte, wäre betrogen. Du haſt mich, ſo
ſagſt du,
Heute geſchont, du leidiger Dieb! und hängt mir das Auge
Nicht zum Kopfe heraus? Du Böſewicht, haſt du die Haut
mir
Nicht an zwanzig Orten verletzt? und konnt' ich nur einmal
Wieder zu Athem gelangen, da du den Vortheil gewonnen?
Thöricht war es gehandelt, wenn ich für Schaden und Schande
Dir nun Gnad' und Mitleid erzeigte. Du brachteſt, Verräther,
Mich und mein Weib in Schaden und Schmach, das koſter
dein Leben.

Alſo ſagte der Wolf. Indeſſen hatte der Loſe
Zwiſchen die Schenkel des Gegners die andre Tatze geſchoben,
Bei den empfindlichſten Theilen ergriff er denſelben und
ruckte,

Zerrt' ihn grauſam, ich ſage nicht mehr — Erbarmlich zu ſchreien
Und zu heulen begann der Wolf mit offenem Munde.
Reineke zog die Tatze behend aus den klemmenden Zähnen,
Hielt mit beiden den Wolf nun immer feſter und feſter,
Kneipt' und zog, da heulte der Wolf und ſchrie ſo gewaltig
Daß er Blut zu ſpeien begann, es brach ihm vor Schmerzen
Ueber und über der Schweiß durch ſeine Zotten, er löſ'te
Sich vor Angſt. Das freute den Fuchs, nun hofft' er zu ſiegen,
Hielt ihn immer mit Händen und Zähnen, und große Bedrängniß,
Große Pein kam über den Wolf, er gab ſich verloren.
Blut rann über ſein Haupt, aus ſeinen Augen, er ſtürzte
Nieder betäubt. Es hätte der Fuchs des Goldes die Fülle
Nicht für dieſen Anblick genommen, ſo hielt er ihn immer
Feſt und ſchleppte den Wolf und zog, daß alle das Elend
Sahen, und kneipt' und druckt' und biß und klaute den Armen,
Der mit dumpfem Geheul im Staub und eigenem Unrath
Sich mit Zuckungen walzte, mit ungebärdigem Weſen.

Seine Freunde jammerten laut, ſie baten den König:
Aufzunehmen den Kampf, wenn es ihm alſo beliebte.
Und der König verſetzte: ſo bald euch allen bedünket,
Allen lieb iſt daß es geſchehe, ſo bin ich's zufrieden.

Und der König gebot: die beiden Wärter des Kreiſes,
Lynx und Lupardus, ſollten zu beiden Kämpfern hineingehn.
Und ſie traten darauf in die Schranken und ſprachen dem Sieger
Reineke zu: es ſey nun genug, es wünſche der König

Aufzunehmen den Kampf, den Zwiſt geendigt zu ſehen.
Er verlangt, ſo fuhren ſie fort, ihr mögt ihm den Gegner
Ueberlaſſen, das Leben dem Ueberwundenen ſchenken.
Denn wenn einer getödtet in dieſem Zweikampf erläge,
Wäre es Schade auf jeglicher Seite. Ihr habt ja den Vortheil!
Alle ſahen es, Klein' und Große. Auch fallen die beſten
Männer euch bei, ihr habt ſie für euch auf immer gewonnen.

Reineke ſprach: Ich werde dafür mich dankbar beweiſen!
Gern folg' ich dem Willen des Königs und was ſich gebühret
Thu' ich gern; ich habe geſiegt und ſchöners verlang' ich
Nichts zu erleben! Es gönne mir nur der König das eine
Daß ich meine Freunde befrage. Da riefen die Freunde
Reinekens alle: Es dünket uns gut, den Willen des Königs
Gleich zu erfüllen. Sie kamen zu Schaaren zum Sieger gelaufen,
Alle Verwandte, der Dachs und der Affe, und Otter und Biber.
Seine Freunde waren nun auch der Marder, die Wieſel,
Hermelin und Eichhorn und viele die ihn befeindet,
Seinen Namen zuvor nicht nennen mochten, ſie liefen
Alle zu ihm. Da fanden ſich auch, die ſonſt ihn verklagten,
Als Verwandten anjetzt und brachten Weiber und Kinder,
Große, Mittlere, Kleine, dazu die Kleinſten, es that ihm
Jeglicher ſchön, ſie ſchmeichelten ihm und konnten nicht enden.

In der Welt geht's immer ſo zu. Dem Glücklichen ſagt man:
Bleibet lange geſund! er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel geräth, der mag ſich gedulden!
Eben ſo fand es ſich hier. Ein jeglicher wollte der Nächſte

Neben dem Sieger ſich blahn. Die einen flöteten, andre
Sangen, bliesen Poſaunen und ſchlugen Pauken dazwiſchen.
Reinekens Freunde ſprachen zu ihm: Erfreut euch, ihr habet
Euch und euer Geſchlecht in dieſer Stunde gehoben!
Sehr betrubten wir uns euch unterliegen zu ſehen,
Doch es wandte ſich bald, es war ein treffliches Stückchen.
Reineke ſprach, es iſt mir geglückt, und dankte den Freunden.
Alſo gingen ſie hin mit großem Getümmel, vor allen
Reineke mit den Wartern des Kreiſes. Alſo gelangten
Sie zum Throne des Königs, da kniete Reineke nieder.
Aufſtehn hieß ihn der König und ſagte vor allen den Herren:
Euren Tag bewahrtet ihr wohl; ihr habet mit Ehren
Eure Sache vollführt, deßwegen ſprech' ich euch ledig;
Alle Strafe hebet ſich auf, ich werde darüber
Nächſtens ſprechen im Rath mit meinen Edlen, ſobald nur
Iſegrim wieder geheilt iſt; für heute ſchließ' ich die Sache.

Eurem Rathe, gnadiger Herr, verſetzte beſcheiden
Reineke drauf, iſt heilſam zu folgen. Ihr wißt es am beſten.
Als ich hierher kam klagten ſo viele, ſie logen dem Wolfe,
Meinem machtigen Feinde, zu lieb, der wollte mich ſtürzen,
Hatte mich faſt in ſeiner Gewalt, da riefen die andern
Kreuzige! klagten mit ihm, nur mich aufs Letzte zu bringen,
Ihm gefallig zu ſeyn; denn alle konnten bemerken:
Beſſer ſtand er bei euch als ich, und keiner gedachte
Weder ans Ende noch wie ſich vielleicht die Wahrheit verhalte.
Jenen Hunden vergleich' ich ſie wohl, die pflegten in Menge
Vor der Küche zu ſtehn, und hofften es werde wohl ihrer
Auch der gunſtige Koch mit einigen Knochen gedenken.
Einen ihrer Geſellen erblickten die wartenden Hunde,
Der ein Stück geſottenes Fleiſch dem Koche genommen

Und nicht eilig genug zu seinem Unglück davon sprang.
Denn es begoß ihn der Koch mit heißem Wasser von hinten
Und verbrüht' ihm den Schwanz; doch ließ er die Beute nicht fallen,
Mengte sich unter die andern, sie aber sprachen zusammen:
Seht wie diesen der Koch vor allen andern begünstigt!
Seht welch köstliches Stück er ihm gab! und jener versetzte:
Wenig begreift ihr davon, ihr lobt und preis't mich von vorne,
Wo es euch freilich gefallt das köstliche Fleisch zu erblicken;
Aber beseht mich von hinten und preis't mich glücklich, wofern ihr
Eure Meinung nicht andert. Da sie ihn aber besahen
War er schrecklich verbrannt, es fielen die Haare herunter
Und die Haut verschrumpft ihm am Leib. Ein Grauen befiel sie,
Niemand wollte zur Küche; sie liefen und ließen ihn stehen.
Herr, die Gierigen mein' ich hiermit. So lange sie mächtig
Sind, verlangt sie ein jeder zu seinem Freunde zu haben.
Stündlich sieht man sie an, sie tragen das Fleisch in dem Munde.
Wer sich nicht nach ihnen bequemt, der muß es entgelten,
Loben muß man sie immer, so übel sie handeln, und also
Starkt man sie nur in sträflicher That. So thut es ein jeder
Der nicht das Ende bedenkt. Doch werden solche Gesellen
Oefters gestraft und ihre Gewalt nimmt ein trauriges Ende.
Niemand leidet sie mehr, so fallen zur Rechten und Linken
Ihnen die Haare vom Leibe. Das sind die vorigen Freunde
Groß und klein, sie fallen nun ab und lassen sie nackend.
So wie sämmtliche Hunde sogleich den Gesellen verließen,
Als sie den Schaden bemerkt und seine geschändete Hälfte.

Gnädiger Herr, ihr werdet verſtehn, von Reineken ſoll man
Nie ſo reden, es ſollen die Freunde ſich meiner nicht ſchämen.
Euer Gnaden dank' ich aufs beſte und könnt' ich nur immer
Euren Willen erfahren, ich würd' ihn gerne vollbringen.

Viele Worte helfen uns nichts, verſetzte der König:
Alles hab' ich gehört, und was ihr meinet verſtanden.
Euch, als edlen Baron, euch will ich im Rathe wie vormals
Wiederſehen, ich mach' euch zur Pflicht zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu beſuchen. So bring' ich euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet alles zum beſten wenden. Ich kann euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn ihr die Weisheit mit Tugend verbindet,
So wird niemand über euch gehn, und ſchärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber euch weiter nicht hören. Und ihr ſollt immer an meiner
Stelle reden und handeln als Kanzler des Reiches. Es ſey euch
Alſo mein Siegel befohlen und was ihr thuet und ſchreibet
Bleibe gethan und geſchrieben. — So hat nun Reineke billig
Sich zu großen Gunſten geſchwungen, und alles befolgt man
Was er räth und beſchließt, zu Frommen oder zu Schaden.

Reineke dankte dem König und ſprach: mein edler Gebieter,
Zu viel Ehre thut ihr mir an, ich will es gedenken
Wie ich hoffe Verſtand zu behalten. Ihr ſollt es erfahren.

Wie es dem Wolf indeſſen erging, vernehmen wir kürzlich.

Ueberwunden lag er im Kreiſe und übel behandelt,
Weib und Freunde gingen zu ihm, und Hinze der Kater,
Braun, der Bär, und Kind und Geſind' und ſeine Verwandten,
Klagend legten ſie ihn auf eine Bahre; man hatte
Wohl mit Heu ſie gepolſtert ihn warm zu halten; und trugen
Aus dem Kreis ihn heraus. Man unterſuchte die Wunden,
Zählete ſechs und zwanzig; es kamen viele Chirurgen
Die ſogleich ihn verbanden und heilende Tropfen ihm reichten.
Alle Glieder waren ihm lahm. Sie rieben ihm gleichfalls
Kraut ins Ohr, er nieſ'te gewaltig von vornen und hinten.
Und ſie ſprachen zuſammen, wir wollen ihn ſalben und baden;
Tröſteten ſolchergeſtalt des Wolfes traurige Sippſchaft;
Legten ihn ſorglich zu Bette, da ſchlief er, aber nicht lange,
Wachte verworren und kümmerte ſich, die Schande, die Schmerzen
Setzten ihm zu, er jammerte laut und ſchien zu verzweifeln;
Sorglich wartete Gieremund ſein, mit traurigem Muthe,
Dachte den großen Verluſt. Mit mannichfaltigen Schmerzen
Stand ſie, bedauerte ſich und ihre Kinder und Freunde,
Sah den leidenden Mann, er konnt' es niemals verwinden,
Raſ'te vor Schmerz, der Schmerz war groß und traurig die Folgen.

Reineken aber behagte das wohl, er ſchwatzte vergnüglich
Seinen Freunden was vor und hörte ſich preiſen und loben.
Hohen Muthes ſchied er von dannen. Der gnädige König

Sandte Geleite mit ihm, und ſagte freundlich zum Abſchied:
Kommt bald wieder! Da kniete der Fuchs am Throne zur Erden,
Sprach: ich dank' euch von Herzen und meiner gnädigen Frauen,
Eurem Rathe, den Herren zuſammt. Es ſpare, mein König,
Gott zu vielen Ehren euch auf, und was ihr begehret
Thu' ich gern, ich lieb' euch gewiß und bin es euch ſchuldig.
Jetzo, wenn ihr's vergönnt, gedenk' ich nach Hauſe zu reiſen,
Meine Frau und Kinder zu ſehn, ſie warten und trauren.

Reiſet nur hin, verſetzte der König, und fürchtet nichts weiter.
Alſo machte ſich Reineke fort vor allen begünſtigt.
Manche ſeines Gelichters verſtehen dieſelbigen Künſte,
Rothe Barte tragen nicht alle; doch ſind ſie geborgen.

Reineke zog mit ſeinem Geſchlecht, mit vierzig Verwandten,
Stolz von Hofe, ſie waren geehrt und freuten ſich deſſen.
Als ein Herr trat Reineke vor, es folgten die andern.
Frohen Muthes erzeigt' er ſich da, es war ihm der Wedel
Breit geworden, er hatte die Gunſt des Königs gefunden,
War nun wieder im Rath und dachte wie er es nutzte.
Wen ich liebe dem frommt's und meine Freunde genießen's;
Alſo dacht' er; die Weisheit iſt mehr als Gold zu verehren.

So begab ſich Reineke fort, begleitet von allen
Seinen Freunden, den Weg nach Malepartus der Veſte.
Allen zeigt' er ſich dankbar die ſich ihm günſtig erwieſen,
Die in bedenklicher Zeit an ſeiner Seite geſtanden.

Seine Dienſte bot er dagegen; ſie ſchieden und gingen
Zu den Seinigen jeder, und er in ſeiner Behauſung
Fand ſein Weib Frau Ermelyn wohl; ſie grüßt' ihn mit Freuden,
Fragte nach ſeinem Verdruß und wie er wieder entkommen?
Reineke ſagte: gelang es mir doch! ich habe mich wieder
In die Gunſt des Königs gehoben, ich werde wie vormals
Wieder im Rathe mich finden, und unſerm ganzen Geſchlechte
Wird es zur Ehre gedeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor allen ernannt und mir das Siegel befohlen.
Alles was Reineke thut und ſchreibt, es bleibet für immer
Wohlgethan und geſchrieben, das mag ſich jeglicher merken!

Unterwieſen hab' ich den Wolf in wenig Minuten
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet iſt er, verwundet
Und beſchimpft ſein ganzes Geſchlecht; ich hab' ihn gezeichnet!
Wenig nützt er künftig der Welt. Wir kämpften zuſammen,
Und ich hab' ihn untergebracht. Er wird mir auch ſchwerlich
Wieder geſund. Was liegt mir daran? Ich bleibe ſein Vormann,
Aller ſeiner Geſellen die mit ihm halten und ſtehen.

Reinekens Frau vergnügte ſich ſehr, ſo wuchs auch den beiden
Kleinen Knaben der Muth bei ihres Vaters Erhöhung.
Unter einander ſprachen ſie froh: vergnügliche Tage
Leben wir nun, von allen verehrt und denken indeſſen
Unſere Burg zu befeſt'gen und heiter und ſorglos zu leben.

Hochgeehrt iſt Reineke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald ſich jeder, und meide das Böſe, verehre die Tugend!

Dieſes iſt der Sinn des Geſangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemiſcht, damit ihr das Böſe vom Guten
Sondern möget, und ſchätzen die Weisheit, damit auch die
Käufer
Dieſes Buchs vom Laufe der Welt ſich täglich belehren.
Denn ſo iſt es beſchaffen, ſo wird es bleiben und alſo
Endigt ſich unſer Gedicht von Reinekens Weſen und Thaten.
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit!, Amen.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Sechster Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

Alles

an Personen und zu festlichen Gelegenheiten

Gedichtete enthaltend.

Inhalt.

Loge.

	Seite
Symbolum	3
Verſchwiegenheit	4
Gegentoaſt der Schweſtern	5
Trauerloge	6
Dank des Sängers	6
Zur Logenfeier des 3. Sept. 1825	7
Dem würdigen Bruderfeſte. Johanni 1830	10

Feſtgedichte.

Dem Paſſavant- und Schüblerſchen Brautpaare	13
Feier der Geburtsſtunde des Erbprinzen	15
Dem frohſten Manne des Jahrhunderts	16
Den Freunden am 28. Auguſt 1826	20
Dem Herzog Bernhard	21
Erzeugniſſe der Stotternheimer Saline	23
Zeiler's ſiebzigſter Geburtstag	27
Tiſchlied	30
Der Goiner Mummenſchanz	32
Zu Thaer's Jubelfeſt	33
Feier meines ſiebzigſten Geburtstages	34
Der Frau v. Ziegeſar	35
Frankenbergs Jubiläum	36
Erwiederung der feſtlichen Gaben von Frankfurt	37
Den achtzehn Frankfurter Feſtfreunden	38
Toaſt zum 28. Auguſt 1829	39
Toaſt zum Landtage	40

Seite

An Perſonen.

Zuſchriften und Erinnerungs-Blätter.

Dem Herzog Carl Auguſt 43
An den Herzog Carl Auguſt 44
Anſagung an die Prinzeſſin Caroline 46
Der Frau Erbgroßherzogin 48
Derſelben zum Geburtstage 48
Dem 30. Januar 1814 49
Zum 2. Februar 1824 50
Der Großfürſtin Alexandra 50
Dem Herzog Carl Auguſt. 1822 51
Demſelben zum neuen Jahr 1828 51
Der Prinzeſſin Marie 52
Der Prinzeſſin Auguſte 53
Einer hohen Reſidenten 54
An Zacharia 55
An Mademoiſell Oeſer 56
Auf einen Baum in dem Wäldchen bei Sefenheim 63
Friederike 63
Nach Sefenheim 64
Ueber Tiſch 64
Stammbuch Joh. Peter Reuniers 66
Goethe an Gotter 67
Gotter an Goethe 68
An Schleier 70
Räthſel 71
Den Drillingsfreunden von Cöln 71
An Uranius 72
An Tiſchbein 73
An Denſelben 73
An Denſelben 74
An Denſelben 74
Stammbuchs-Weihe 75
Der Liebenden Verachtlichen 75
Mit Wahrheit und Dichtung 75
An den Prinzen von Ligne 76
An Schiller 76
An Madame Wolff 77
An Silvien 77
Derſelben 77
Derſelben zum 21. Juni 78
In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl 80
An Gräfin Conſtanze v. Jenich 80
An Dieſelbe 81
An Dieſelbe 81
Derſelben 81
Myſtiſche Erwiederung 82
Mit einem punktgedruckten Kuſſen 82

Zu einer Handschrift Friedrichs des Großen 82
Artillerielieutenant v. Bock 83
Regierungsrath Penner 83
Artist v. Geismar 84
Hofrath Forster in Berlin 84
Madame Catalani 84
Dem Grafen Loeben 85
An Denselben 85
An Herrn Abbate Bondi 85
Gragin O'Donell 86
An Grafin O'Donell 87
An Grafin O'Donell 87
Voigt's Jubiläum 88
Dem Fürsten Hardenberg 89
An Lord Byron 90
Ottilien v. Goethe 90
An Geheimerath v. Willemer 91
An Grafen Paar 92
An Grafen Paar 92
Der Grafin Therese O'Donell 93
Derselben 93
An Grafin Zaraczewska 94
An Furst Biron von Curland 94
Grafen Carl Harrach 95
Der vollkommenen Stickerin 95
Mit des Dichters Portrait 96
An Freund Mellish 96
An Fräulein Wotowska 97
Geisenter von Marienbad 97
Marienbad 1823:
Du hattest langst mir's angethan ꝛc. 98
Tatest man daß wir uns lieben ꝛc. 98
Du Schuler Howard's ꝛc. 98
Wenn sich lebendig Silber neigt ꝛc. 99
Du gingst vorüber ꝛc. 99
Am heißen Quell ꝛc. 99
An Madame Szymanowska 99
In das Stammbuch der Frau v. Szlegel 100
Der zierlichsten Undine 102
Reichthum und Armuth 102
An 102
An Gelinde und Geneiende 103
Julien v. Egloffstein 103
Derselben. Reise-Segen 103
An Julien. Zur Dresdner-Reise 104
Entgegne Farben. An Julien 104
An Julien 105
Julien 106
Herrn Kanzler v. Muller 106
Herrn Grafen Caspar Sternberg 106

Seite

An Denſelben 107
An Alexander v. Humboldt 107
An Sulpiz Boiſſerée 107
An Klinger 108
Mit der Jubiläums-Medaille 108
An Gräfin Caroline v. Egloffſtein 109
Derſelben 109
Meinem Freunde v. Knebel 110
An Bernhard v. Knebel 111
Als kleinen Knaben hab' ich Dich geſehn ꝛc. 111
An Gräfin Marie v. Sinnedel 111
Wiegenlied für Walter v. Goethe 112
Mit meinen kleinen Gedichten 113
In ein Stammbuch 114
In das Stammbuch meines Enkels Walter 114
Sind' in dieſer Büchlein Reihe ꝛc. 114
Viel gute Lehren ſtehn in dieſem Buche ꝛc. 115
Schul-Pforta 115
An Demoiſelle Sontag 115
Daß man in Güter dieſer Erde ꝛc. 116
Die Gegenwart weiß nichts von ſich ꝛc. 116
An Felix Mendelsſohn-Bartholdy 116
Wenn das Talent verſtändig waltet 116
G.....'s Feder an... 117
An Madame Milder 117
An Herrn Genaſt 117
An Frau Oberkammerherrin v. Egloffſtein 118
An Dieſelbe 118
In ein Stammbuch 118
An Madame Genaſt 119
An Frau v. Stein 119
Mit einem aufgetrockneten Blumenkranze 120
Erwiederung 120
Blumen ſah ich, Edelſteine 121
Das Kleinod, das Vergißmeinnicht ꝛc. 121
Schön und köſtlich iſt die Gabe ꝛc. 121
Wenn ich mir in ſtiller Seele ꝛc. 122
Eile zu ihr ꝛc. 122
An Sie 122
An Sie 123
An Sie 124
Stark von Zauk, gewankt im Rath ꝛc. 125
Stammbuchs-Weihe. Meinem Enkel Wolfgang 125
In ein Notenheft 126
Deßgleichen 126
An 126
Ruine Pleß 127
Ulrich's Garten 127
In eine Sammlung ausgeſchnittener Landſchaften 128
An Gräfin Rapp 129

Seite
An Dieſelbe 128
In ein Stammbuch 129
Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum 129
Mit einem Blatt derſelbigen Pflanze 129
Flora, welche Jena's Gauen ꝛc. 130
Frühlingsblüthen ſind vergangen ꝛc. 130
Heiteres Mißverſtändniß 130
Berichtigt 130
Der Demoiſelle Schmehling 131
An Madame Mara 131
Herrn Krüger 132
An 132
An zwei Gebrüder 133
Toaſt zum akademiſchen Mittagsmahl 133
Steine ſind zwar kalt und ſchwer ꝛc. 134
Herrn Bergrath Lenz Jubelfeier 134
Herrn Rath Schellhorn 135
Maskenzüge 136
Der Abweſende dem Maskenfeſt 136
Bilder-Scenen 137
Bilder-Scenen 137
Wohin er auch die Blicke kehrt ꝛc. 137
Den 6. Juni 1816 138
Lebe wohl auf Wiederſehn ꝛc. 138
Die Wittwe dem Sohne 138
Auf Roſegarten's Grab 139
Dem Schauſpieler Malkolmi 139
An die neunzehn Freunde in England 139
An Fräulein v. Pogwiſch 140
An Madame Carlyle 140
An Dieſelbe 140
Derſelben 141
Derſelben 141
An die Damen Duval 142
An Frau Hofräthin Riemer 142
Der Heiden-Kaiſer Valerian 143
An Profeſſor Roiel 143
An Denſelben 144
Austauſch 144
Inſchrift 145
Bei Abſendung des Vorſtehenden 145
Herrn Ferdinand Hiller 146
An Frau v. Mandelsloh 146
In das Stammbuch der Fräulein v. Spiegel 146
Vermächtniß 146
Rhein und Main:
Zu des Rheins geſtreckten Hügeln ꝛc. 147
Was ich dort gelebt, genoſſen ꝛc. 147
Erſt Empfindung, dann Gedanken ꝛc. 147
Wenn ihr's habt und wenn ihr's wißt ꝛc. 148

Seite
Herr Gott ich bitt, Herr Gott ich bitt ꝛc. 148
Siehst du Gott wie ich es hab ꝛc. 148
Nicht ist allen Weib was gleicht ꝛc. 148
An die Stelle des Gemäldes ꝛc. 148
Den 15. August 1815 148
Den 16. August 149
Du bist auch am Rhein gewesen ꝛc. 149
Also lustig sah es aus ꝛc. 149
Wasserfülle, Landesgröße ꝛc. 149
Fluß und Ufer, Land und Höhen ꝛc. 149
Pfeifen vor' ich fern im Busche ꝛc. 150
Pfiffenste Königin 150
Herrn des Worts 150

Invectiven

Der neue Ajaneus, 1 u. 2 Theil 153
Journal der Moden 157
B. und K. 158
Triumvirat 159
* und * 160
Gottheiten zwei ꝛc. 160
Welch ein verehrendes Gedränge ꝛc. 161
Rezebue 161
Denselben 162
Bist du Gemündisches Silber ꝛc. 162
Ultimatum 163
Es hatte ein junger Mann ꝛc. 163
v. ....y 164
Voß contra Stolberg 165
Antitrut 165
Dem Weißmacher 166
Dem Buchstabenspaier 166
Herrn Schone 166
Auf Mullner 167
Auf Denselben 167
„Goethe und Pfannkuchen" 168
Kauntieren und Genforten 168
An Frau K. in C. 169
An .... Erwiederungen 169

Gedichte zu Bildern.

Adler mit der Lyra nach oben strebend 173
Schwebender Genius über der Erdkugel 174
Beschildeter Arm 175
Regenbogen 175
Genius, die Büste der Natur enthüllend 176
Urne auf einem bunten Teppich 177
Leuchtender Stern über Winkelwage, Blei und Zirkel 177

Seite.

Pinſel und Feder vom Lorbeer umwunden 178
Zu einem Oelgemälde 179
Zu Gemälden einer Capelle 179
Kore 180
Zu einem Bilde von Frankfurt am Main 180
Schloß Belvedere in der Abendſonne 181
Zum Bildniß der Prinzeß Marie 181
Gartenhaus am untern Park 181
Wohnhaus 182
Zu dem Bilde einer Hafenſtadt 182

Maskenzüge.

Aufzug des Winters 185
Aufzug der vier Weltalter 188
Ein Zug Lappländer 189
Die weiblichen Tugenden 190
Amor. Zum 30. Januar 1782 191
Planetentanz 192
Maskenzug. Zum 30. Januar 1798 198
Maskenzug. Zum 30. Januar 1802 199
Zum 30. Januar 1806 201
Die romantiſche Poeſie 203
Maskenzug ruſſiſcher Nationen 211
Maskenzug bei Anweſenheit der Kaiſerin Mutter 216

Im Namen der Bürgerſchaft von Carlsbad.

Der Kaiſerin Ankunft 271
Der Kaiſerin Becher 273
Der Kaiſerin Platz 274
Der Kaiſerin Abſchied 275
Der Kaiſerin von Oeſterreich 277
Dem Kaiſer von Oeſterreich 280
Der Kaiſerin von Frankreich 283

Palaeophron und Neoterpe 287
Vorſpiel 1807 301
Was wir bringen. Lauchſtädt 313
Was wir bringen. Halle 363

Einzelne Scenen zu feſtlichen Gelegenheiten.

Finale zu Johann von Paris 387
Schluß von Palaeophron und Neoterpe 391
Zu Wallenſteins Lager 395

Theaterreden.

Prolog. Geſprochen den 7. Mai 1791 399
Prolog. Geſprochen d. 1. October 1791 402

Seite

Epilog. Geſprochen den 11. Juni 1792 402
Epilog. Geſprochen den letzten December 1792 403
Prolog zu dem Schauſpiel: der Krieg 406
Prolog zum Luſtſpiel: Alte und neue Zeit 408
Epilog zu Gotter's Baſilbi. October 1800 410
Prolog, Leipzig den 24. Mai 1807 411
Prolog, Halle den 6. Auguſt 1811 413
Epilog zu Eilen, den 18. October 1813 416
Epilog zu Schiller's Glocke 423
Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1814 427

Noten 439

Loge.

Symbolum.

Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket,
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geiſter,
Die Stimmen der Meiſter:
Verſäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden ſich Kronen
In ewiger Stille,
Die ſollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Verſchwiegenheit.

Wenn die Liebſte zum Erwidern
Blick auf Liebesblicke beut,
Singt ein Dichter gern in Liedern
Wie ein ſolches Glück erfreut!
Aber Schweigen bringet Fülle
Reicheren Vertrauns zurück;
Leiſe, leiſe! Stille, ſtille!
Das iſt erſt das wahre Glück.

Wenn den Krieger wild Getöſe,
Tromml' und Pauken, aufgeregt,
Er den Feind, in aller Blöße,
Schmetternd über Länder ſchlägt;
Nimmt er, wegen Siegsverheerung,
Gern den Ruhm, den lauten, an,
Wenn verheimlichte Verehrung
Seiner Wohlthat wohlgethan.

Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wiſſen doch was keiner weiß;

Ja, sogar bekannte Lieder
Hüllen sich in unsern Kreis.
Niemand soll und wird es schauen
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Ist der Tempel aufgebaut.

Gegentoast der Schwestern.

Zum 24. Oktober 1820

dem Stiftungs- und Amalienfeste.

Unser Dank, und wenn auch trutzig,
Grüßend alle lieben Gäste,
Mache keinen Frohen stutzig:
Denn wir feiern eure Feste.

Sollten aber wir, die Frauen,
Dankbar solche Brüder preisen,
Die ins Innere zu schauen,
Immer uns zur Seite weisen!

Doch Amalien, der Ehren,
Die auch euch verklärt erscheinet,
Sprechend, singend ihr zu Ehren
Sind wir doch mit euch vereinet.

Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu stören,
Fragen alle sich die Brüder
Was sie ohne Schwestern wären?

Trauerloge.

An dem öden Strand des Lebens
Wo ſich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finſtern träuft,
Setze dir ein Ziel des Strebens.
Unter ſchon verloſchnen Siegeln
Tauſend Väter hingeſtreckt,
Ach! von neuen friſchen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt.

Haſt du ſo dich abgefunden,
Werde-Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilſt,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilſt.

Dank des Sängers.

Von Sängern hat man viel erzählt
Die in ein Schloß gekommen,
Wo nichts ermangelt, nichts gefehlt,
Sie haben Platz genommen.
Doch war wo, irgendwo ein Platz,
Vergleichbar dieſem Brüder-Schatz,
Wo auch ich Platz genommen?

Ihr fraget nicht woher ich ſey,
Wir alle ſind von oben;

Doch ſingend wird der Freie frei
Und darf die Brüder loben.
Die Bruſt entlöſe der Geſang!
Was außen eng, was außen bang
Uns macht es nicht beklommen.

So hab' ich euch denn ſchon den Dank,
Den ich gedacht, erwieſen,
Und euch mit Tönen rein und ſchlank
Als Würdige geprieſen.
Was bleibet übrig als der Schall
Den wir ſo gerne hören,
Wenn überall, all überall
Im Stillen wir uns vermehren.

Zur

Logenfeier

des

dritten Septembers 1825.

Einleitung.

Einmal nur in unſerm Leben,
Was auch ſonſt begegnen mag,
Iſt das höchſte Glück gegeben,
Einmal feiert ſolchen Tag!

Einen Tag, der froh erglänzend
Bunten Schmucks der Nacht entſteigt,
Sich geſellig nun begränzend
Segensvoll zum Berge neigt.

Darum öffnet eure Pforten,
Laßt Vertrauteſte herein;
Heute ſoll an allen Orten
Liebe nah der Liebe ſeyn!

Zwiſchengeſang.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr ſucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt ſich in ſchöner That.

Und ſo gewinnt ſich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Geſinnung die Beſtändige
Sie macht allein den Menſchen dauerhaft.

So löſ't ſich jene große Frage
Nach unſerm zweiten Vaterland;
Denn das Beſtändige der ird'ſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand.

Schlußgeſang.

Nun auf und laßt verlauten
Ihr brüderlich Vertrauten!
Wie ihr geheim verehret
Nach Außen ſey's gekehret!
Nicht mehr in Sälen
Verhalle der Sang.

Und jubelnd übermaßen
Durchziehet neue Straßen!
Wo wir ins Leere ſchauten
Erſcheinen edle Bauten
Und Kranz an Kränzen
Die Reihen entlang.

So äußeres Gebäude
Verkündet innre Freude;
Der Schule Raum erheitert
Zu lichtem Saal erweitert;
Die Kinder ſcheuen
Nicht Moder noch Zwang.

Nun in die luſt'gen Räume!
Wer pflanzte dieſe Bäume,
Ihr linderfrohen Gatten?
Er pflegte dieſe Schatten,
Und Wälder umgrünen
Die Hügel entlang.

Die Plage zu vergeſſen,
Das Gute zu ermeſſen,
So aufgeregt als treulich
So treuſam wie erfreulich
Stimmet zuſammen
In herzlichem Sang!

Wie viel er ausgeſpendet,
Auch weit und breit vollendet,
Die Unzahl ſich verbündet,
Unſäglich Glück gegründet,
Das wiederholet
Das Leben entlang.

Dem

würdigen Bruderfeſte.

Johanni 1830.

Funfzig Jahre ſind vorüber,
Wie gemiſchte Tage flohn;
Funfzig Jahre ſind hinüber
In das ernſt Vergangne ſchon.

Doch lebendig, ſtets aufs neue,
Thut ſich edles Wirken kund,
Freundes Liebe, Männer Treue,
Und ein ewig ſichrer Bund.

Ausgeſä't in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernſtes Reich,
Schimmern ſie, beſcheidner Sterne
Leiſ' wohlthätigem Lichte gleich.

So! die Menſchheit fort zu ehren,
Laſſet, freudig überein,
Als wenn wir beiſammen wären,
Kräftig uns zuſammen ſeyn!

Feſt-Gedichte.

Dem Paſſavant- und Schüblerischen Brautpaare.

Die Geſchwiſter des Bräutigams zum 25. Juli 1774.

Er fliegt hinweg dich zu umfangen
Und unſre Seele jauchzt Ihm laut!
Mit innig heißerem Verlangen
Flog nie der Bräutigam zur Braut.
O Schweſter, willſt Du länger weilen?
Auf, bring uns doppelt Ihn zurück!
Wir wollen alles mit Dir theilen,
Und unſer Herz und unſer Glück.

Die beſten Eltern zu verlaſſen,
Die Freunde, denen Du verſchwind'ſt,
Iſt traurig; doch, um Dich zu faſſen,
Bedenke, was Du wiederfind'ſt.
Dein Glück, o Freundin, wird nicht minder,
Und unſers wird durch Dich vermehrt:
Sieh, Dich erwarten muntre Kinder,
Die werthen Eltern Gott beſcheert.

Komm zu dem täglich neuen Feſte,
Wo warme Liebe ſich ergießt,
Ringsum die brüderlichen Gäſte,
Da eins des andern Glück genießt.

Im langgehofften Sommerregen
Reicht Gott dem früchtevollen Land
Erquickung, tauſendfält'gen Segen! —
Reich' Du dem Bruder Deine Hand.

Und mit der Hand ein künftig Glücke
Für Ihn und Dich und uns zugleich;
Dann werden jede Augenblicke
An neuen Lebensfreuden reich.
Ja es ſind wonnevolle Schmerzen,
Was aus der Eltern Auge weint!
Sie ſehen Dich mit warmem Herzen
Mit Deiner Schweſter neu vereint.

Wie Freud' und Tanz Ihn Dir ergeben,
Und Jugendwonne Euch verknüpft:
So ſeht einſt Euer ganzes Leben
Am ſchönen Abend hingeſchlüpft.
Und war das Band, das Euch verbunden,
Gefühlvoll warm und heilig rein,
So laßt die letzte Eurer Stunden
Wie Eure erſte heiter ſeyn.

Feier der Geburtsſtunde
des
Erbprinzen Carl Friedrich,
den 15. Februar 1783,
gegen Morgen.

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieſer nächtigen Stunde,
Noch zweifelhaft auf unſer Glück,
Mit zugeſchloßnem Munde.

Nach vierzehn Tagen kommen wir,
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: endlich iſt Er da!
Er lebt und Er wird leben! —

Nach vierzehn Jahren wollen wir
Dieß Ständchen wieder bringen,
Zu Seiner erſten Jünglingszeit
Ein Segenslied zu ſingen.

Nach vierzehnhundert Jahren wird
Zwar mancher von uns fehlen,
Doch ſoll man dann Carl Friedrich's Glück
Und Güte noch erzählen.

Requiem,

dem frohſten Manne des Jahrhunderts,

dem Fürſten von Ligne.

Geſt. den 13. Dec. 1814.

(Fragment.)

Chor.

Alle ruhen, die gelitten,
Alle ruhen, die geſtritten;
Aber auch die ſich ergötzten,
Heiterkeit im Leben ſchätzten,
Ruhn in Frieden;
So biſt du von uns geſchieden.

Genius. Tenor.

Wem hoher Ahnen Geiſt im alten Sange
Das Kinderhaupt durchſchwebt,
Wem früh von Waffenklange
Die Erde bebt,
Er wird ſich nie Gefahren beugen,
Und Heiterkeit, ſie bleibt ſein eigen.

Holder Knabe, froh geſinnet,
Alles ſey dein Eigenthum!
Zwar die brave Fauſt gewinnet,
Doch der Geiſt bewährt den Ruhm.

Erdgeiſt. Baß.

So ſoll dem Jüngling denn, vor allen,
Der Schlachten Ruf,
Der Prüfung Ruf erſchallen;

Wie die Alten, ſo die Neuen,
Eiferſucht wird ſie entzweien.
Nur voran mit Glücksgewalt,
Der Beſitzer wird nicht alt.

Das Entſetzen wie das Grauen,
Das Zerſtören als ein Bauen,
Nur voran mit Geiſtesgewalt,
Wirbelt Pauke, Trommete ſchallt.

Zwei Sylphen.

Verklinge, wilder unwillkommner Ton.

Sylphe des Hofs.

Und ſollten wir ihn nicht umgarnen?
Er läßt ſich vor Gefahr nicht warnen.

Sylphe der Geſellſchaft.

Doch ſind wir liebenswürdig Paar,
So liebenswürdig als Gefahr.

Erſter Sylphe.

Locke du!

Zweiter Sylphe.

Locke du!

Erſter Sylphe.

Zu, nur zu!

Zweiter Sylphe.

Zu, nur zu!

Beide.

Sieh, ſchon horcht der Kriegsgenoſſe,

Erſter Sylphe.

Auf das Schmeichlen,

Zweiter Sylphe.
Auf die Poſſe.

Erſter Sylphe.

Locke du!

Zweiter Sylphe.
Nur zu, nur zu!

Genius.

Nicht nur leichtſinnig zu, nur zu!
In ſeinem Weſen iſt ein ander Weſen,
Ihn hab' ich mir zum Beiſpiel auserleſen.
Unglück das ſinket, Glück es ſteigt,
In beiden ſey er froh und leicht.
Und was wollt ihr, frohe Seelen?

Sylphen.
Für die Freude nur den Raum.

Genius.
Kann euch das? es kann nicht fehlen,

Sylphen.
Luſt'ges Leben, luſt'ger Traum.

Genius.

Der Sonne herrlich Licht, des Aethers freier Raum,
Dort wohnt das Ewige, das Wahre;
Wie ernſt das Leben auch gebahre
Das Menſchenglück, es iſt ein Traum.
Raſch knatternd ſchlägt ein Wetter auf dich ein;
Was hilft euch eurer Thaten Lohn,
Ein Ohngefähr, es ſchmettert drein —
Verwaiſ't der Vater, todt der Sohn!

Vater. Baß.

Nein, es iſt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn.

Mutter. Alt.

Hemme, ſtille deine Klage!
Er iſt auch der Mutter Sohn.

Schweſter. Sopran.

Den Geſchwiſtern iſt verloren,
Der mit ihnen war geboren.

Geſchwiſter und Verwandte.

Und doch ſind wir neugeboren,
Sind dem Vater wie der Sohn.

Vater.

Nein, es bleibt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn;
Einet meiner bittern Klage
Liebevollen Trauerton.

Chor.

Ja, wir einen Jammerklage
Mit dem Vater für den Sohn.

Chorführer.

So ward es Nacht, ein unermeßlich Trauern
Umgiebt uns mit der Gräber Schauern,
Der Morgen kommt von jenen Höhn,
Wer kann dem Troſt, der Freude widerſtehn!

Fremde Länder.

Sollten wir dich nicht umgaukeln,
Denen du gehuldigt haſt?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln,
Von der Hütte zum Palaſt.

Italien.

Auch mich haſt du beſucht,
Du mußt's bedenken!
Was ich vergeude,
Niemand kann es ſchenken.

Das Wehn der Himmelslüfte,
Dem Paradieſe gleich,
Des Blumenfelds Gedüfte
Das iſt mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beſchließt;
Das iſt der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Chor.

Sollten wir dich nicht umgaukeln,
Denen du gehuldigt haſt?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln
Blumenwälder und Palaſt.

Den Freunden
am 28. Auguſt 1826.

Des Menſchen Tage ſind verflochten,
Die ſchönſten Güter angefochten,
Es trübt ſich auch der freiſte Blick;
Du wandelſt einſam und verdroſſen,
Der Tag verſchwindet ungenoſſen
In abgeſondertem Geſchick.

Wenn Freundes-Antlitz dir begegnet,
So biſt du gleich befreit, geſegnet,
Gemeinſam freuſt du dich der That.
Ein zweiter kommt ſich anzuſchließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreifacht ſo ſich Kraft und Rath.

Von äußerm Drang unangefochten
Bleibt Freunde ſo in Eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beſte ſchaffet unverdroſſen;
Wohlwollen unſrer Zeitgenoſſen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Dem aus Amerika glücklich bereichert Wiederkehrenden,
Ihrem durchlauchtigſten Bruder
Herren
Carl Bernhard,
Herzog von Sachſen-Weimar-Eiſenach Hoheit
die verbundenen Brüder,
der
Loge Amalia
zu Weimar.
Am 15. September 1826.

Das Segel ſteigt! das Segel ſchwillt!
Der Jüngling hat's geträumt;
Nun iſt des Mannes Wunſch erfüllt,
Noch iſt ihm nichts verſäumt.

So geht es in die Weite fort
Durch Wellenſchaum und Strauß;
Kaum ſieht er ſich am fremden Ort,
Und gleich iſt er zu Haus.

Da ſummt es wie ein Bienenſchwarm,
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu ſeyn.
Geregelt wird der Flüſſe Lauf
Durch kaum bewohntes Land,
Der Felſen ſteigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Reiſefürſt begrüßt ſodann,
Entſchloſſen und gelind,
Als Bruder jeden Ehrenmann,
Als Vater jedes Kind;
Empfindet wie ſo ſchön es ſey
Im friſchen Gottesreich;
Er fühlt ſich mit dem Wackern frei,
Und ſich dem Beſten gleich.

Scharfſichtig Land und Städte ſo
Weiß er ſich zu beſchaun;
Geſellig auch, im Tanze froh,
Willkommen ſchönen Fraun;
Den Kriegern iſt er zugewöhnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut;
Und ernſt und ehrenvoll ertönt
Kanonendonner laut.

Er fühlt des edlen Landes Glück,
Ihm eignet er sich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinüberwärts gethan.
Dem aber sey nun wie's auch sey,
Er wohnt in unserm Schooß! —
Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Thaten wird sie groß.

Die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline,

begleitet von dichterischem Dialog

zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik,

überreicht zum 30. Januar 1828

mit getrostem Glück auf!

C. Glenck,

Salinen-Director,

unterthänigst.

Gnome.

In brauner Kapp' und Kutte tret' ich an,
Wo Prunk im Licht erhellt den weiten Plan,
Unwillig, doch genöthigt, bin ich hier:
Denn das was triumphirt gehörte mir;
Ich barg es tief in schwerer Nächte Schooß,
Nun liegt es klar am hellen Tage bloß,
Und da es mir zu hindern nicht gelingt,
So bin ich einer der es festlich bringt.

Den Menſchen will ich wohl, allein betrübt
Daß ſie mißbrauchen was man Gutes giebt,
Verſteck' ich Gold an ſchmaler Klüfte Wand,
Als Staub zerſtreu' ich's breit in Fluß und Sand;
Und wenn ſie's dann mit Müh' und Fleiß erhaſcht,
Wird es ſogleich vergeudet und vernaſcht,
Mit vollen Händen wird es ausgeſtreut
Und niemand häuft den Schatz für künft'ge Zeit.

Doch heute bringt ein kühn gewandter Mann,
Der gegen mich ſo manche Liſt erſann
Als Gabe dar, was, ſelbſt an dieſem Tag,
Schneeweiß gekörnt, dem Fürſten gnügen mag.
So thut ſie denn dem Bürger auch genug,
Dem Reiſenden, dem Landmann hinterm Pflug;
Und wenn ſie euch das Schönſte hoffen läßt,
So feiert froh das allgemeine Feſt.

Geognoſie.

Haſt du auch edle Schätze tief verſteckt,
Dem Menſchengeiſt ſind ſie bereits entdeckt.
Iſt doch Natur in ihrem weiten Reich
Sich ſtets gemäß und folgerecht und gleich;
Und wer des Knäuels zartes Ende hält
Der ſchlingt ſich wohl durchs Labyrinth der Welt.
So ſchreit' ich fort durch Feld und Bergeshöhn,
Ich zaudre nicht — auf einmal bleib' ich ſtehn;
Tief unten fühl ich das erſehnte Gute,
Erfahrung bleibt die beſte Wünſchelruthe.
Bedeckt der Kalkſtein hier die Region,
So ahn' ich unten Thon und Gyps und Thon,

Sodann auch Sandſtein; laßt ihn mächtig ruhn!
Wir gehen durch, wir wiſſen was wir thun.
Nur immer tiefer! unten ſtrömt es hell,
Als unſer Schönheits-, unſer Jugend-Quell;
Es ſtrömt Gewürz, das lieblicher erquickt
Als was uns Banda's Inſelgruppe ſchickt.
Schmackhaft durchdringt es unſer täglich Brod,
Es thut dem Menſchen, thut dem Thiere Noth,
Geſundes Volk erkranket im Entbehren;
Welch ein Verdienſt es reichlich zu gewähren!

Bezeichnet nun den weitgevierten Schacht,
Und wagt euch kühn zum Abgrund tiefſter Nacht:
Vertraut mir, daß ich Schatz zu Schätzen häufe.
Nun friſch ans Werk und muthig in die Teufe!

Technik.

Nur nicht ſo raſch und unbedacht gethan! —
Mit Hack' und Spaten kommt ihr kühnlich an;
Wie könnt ihr euch ſo wunderlich behaben,
Als wolltet ihr des Nachbarn Weinberg graben?
Doch wenn dein Blick in ſolche Tiefen drang,
So nutze ſchnell was unſrer Kunſt gelang.

Nicht meinem Witz ward ſolche Gunſt beſcheert,
Zwei Götterſchweſtern haben mich belehrt:
Phyſik voran, die jedes Element
Verbinden lehrt wie ſie es erſt getrennt;
Das Unwägbare hat für ſie Gewicht,
Und aus dem Waſſer lockt ſie Flammenlicht,
Läßt unbegreifliches dann ſichtbar ſeyn,
Durch Zauberei im Sondern, im Verein.

Doch erſt zur That erregt den tiefſten Sinn
Geometrie, die Allbeherrſcherin:
Sie ſchaut das All durch Ein Geſetz belebt,
Sie mißt den Raum und was im Raume ſchwebt;
Sie regelt ſtreng die Kreiſe der Natur
Hiernach die Pulſe deiner Taſchenuhr;
Sie öffnet geiſtig gränzenloſen Kreis
Der Menſchenhände kümmerlichſtem Fleiß.

Uns gab ſie erſt den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verſtand;
Ein leiſer Hauch genügt der ſteten Regung,
Aus Füll' und Leere bildet ſie Bewegung,
Bis mannichfaltigſt endlich unbezirkt
Nun Kraft zu Kräften überſchwenglich wirkt.

Von Höh' und Breite ſprach ich ſchon zu viel,
Einfachſtes Werkzeug gnüge dir zum Ziel.
Den Eiſenſtab ergreife, der gekrönt
Mit Fall nach Fall den harten Stein verhöhnt,
Und ſo mit Fleiß, Genauigkeit und Glück
Erbohre dir ein reichliches Geſchick. —

Geleiſtet iſt's! Du bringſt im dritten Jahr
Dem Herrn des Lands willkommne Gabe dar.

Gnome.

Auch ich entſage nun dem alten Trutz,
Was ich verheimlicht ſey dem Volk zu Nutz.

Geognoſie.

Und wenn ich einſam im Gebirg verweilt,
Hat doch mein Geiſt den tiefſten Wunſch ereilt.

Technik.

Bethätigt weiter glückliche Bereitung
An dieſes Tages günſt'ger Vorbedeutung.

Zelter's ſiebzigſter Geburtstag

gefeiert von

Bauenden, Dichtenden, Singenden

am 11. December 1828.

Bauende. Chor.

Schmückt die prieſterlichen Hallen,
Edler Harmonie errichtet,
Heut dem Manne zu gefallen,
Der ſein Leben euch verpflichtet.

Solo.

Waget laut und klar zu nennen
Sein Bemühen, ſeine Tugend;
Denn ein herzlich Anerkennen
Iſt des Alters zweite Jugend.

Singende. Chor.

Füllt die wohlgeſchmückten Hallen
Laut mit feſtlichen Geſängen,
Und in Chören laßt erſchallen
Wie ſich die Gefühle drängen.

Solo.

Laßt uns kräftiglich erſtärken
Des Verdienten neues Leben,
Mag ein Jüngling wohl vermerken
Sich bei Zeiten zu erheben.

Dichtende. Recitativ.

Froh trat' ich ein, und wohl weiß ich zu ſchätzen
Was ihr, ſo nah mit meinem Thun verwandt,
Zu dieſes Tages feſtlichem Ergötzen
Von Herrlichkeit umher gebannt.
Kühn darf ich mich nach jeder Seite wenden,
So herrlich ſey, ſo feſtlich ſey der Ort;
Doch bricht hervor und glänzt nach allen Enden
Der Freundſchaft wie der Liebe heilig Wort.

Dichtende. Aria.

Die Blumen gepflegt und gehütet,
Ihm bracht' ich ſie oft zum Strauß,
Wie friſch man der Liebſten ſie bietet,
Sie nahmen ſich zierlich aus.
Dann erſt begann es zu düften,
Da hob ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
In Tönen ſich hervor.

Bauende. Solo.

Hat er uns früh gepfleget,
Wir gründeten ſein Haus.

Singende. Solo.

Wie er uns täglich heget,
Wir füllen's freudig aus.

Zu Drei.

Nun erſt beginnt's zu düften,
Nun hebt ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
In Tönen ſich empor.

Dichtende. Solo.

Blitz und Schlag
Am klaren Tag
Unterbricht
Freud' und Licht.

Bauende.

Finsterniß und Nebelschauern
Hingegeben unbewußt,
Und von tiefgefühltem Trauern
Nähret sich die hohe Brust.

Singende.

Melodie'n so hehr', so schöne
Dringen aus der sinnigen Brust,
Ach! es sind nur Trauertöne,
Bittre Klagen ob Verlust.

Dichtende. Solo.

Wie wenig, wir Geschäftigen,
Vermochten wir alsdann,
Er weiß sich selbst zu kräftigen,
Er ist, er steht ein Mann!

Bauende.

Er steht,

Singende.

Er steht,

Bauende.

Er ist,

Singende.

Er ist,

Alle.

Ist unser Mann!

Froh genießet eurer Lage,
Denn man ſetzt nicht alle Tage
Sich zu ſolchen Tiſchen.

Ein bedeutend ernſt Geſchick
Waltet übers Leben,
Denn es nimmt der Augenblick
Was die Jahre geben.
Iſt ſo manches Gut zerronnen,
Hat uns mehr und mehr gewonnen
Männlich kühn Beſtreben.

Doch an Lethe's Labetrank
Darf es heut nicht fehlen!
Treu Gefühl und frommer Dank
Walte durch die Seelen.
Laſſet ewige Harmonieen
Bald ſich ſuchen, bald ſich fliehen,
Und zuletzt vermählen.

Unſer Mann er that ja ſo;
Leb' er drum! er lebe!
Werde ſeiner Säle froh
Daß er nehm' und gebe;
Wie bisher, im Allerbeſten,
Sich zu Tag- und Jahres-Feſten
Uns zu Lieb er ſtrebe!

Der Cölner Mummenſchanz

Faſtnacht 1825.

Da das Alter, wie wir wiſſen,
Nicht für Thorheit helfen kann;
Wär' es ein geſundner Biſſen
Einem heitern, alten Mann,

Daß am Rhein, dem viel beſchwommnen
Mummenſchaar ſich zum Gefecht
Rüſtet gegen angekommnen
Feind, zu ſichern altes Recht.

Auch dem Weiſen fügt behäglich
Sich die Thorheit wohl zur Hand;
Und ſo iſt es gar verträglich
Wenn er ſich mit Euch verband.

Selbſt Erasmus ging den Spuren
Der Moria ſcherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obſcuren
Derbe Lanzenkiele brach.

Löblich wird ein tolles Streben
Wenn es kurz iſt und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdeleben
Sey dem flüchtigen Rauſch Gewinn.

Häufet nur an dieſem Tage
Kluger Thorheit Volligewicht',
Daß mit uns die Nachwelt ſage:
Jahre ſind der Lieb' und Pflicht.

Zu Thaer's Jubelfeſt,

den 14. Mai 1824. (1.)

Wer müht ſich wohl im Garten dort
Und muſtert jedes Beet?
Er pflanzt und gießt und ſpricht kein Wort
So ſchön auch alles ſteht.
Das er gepfropft und oculirt
Mit ſichrer kluger Hand,
Das Bäumchen zart, iſt anſpalir
Nach Ordnung und Verſtand.

Doch ſagt mir was es heißen ſoll?
Warum iſt er ſo ſtill?
Man ſieht, ihm iſt der Kopf ſo voll,
Daß er was andres will.
Genug ihm wird nicht wohl dahier,
Ich fürcht' er will davon,
Er ſchreitet nach der Gartenthür
Und draußen iſt er ſchon.

Im Felde giebts genug zu thun,
Wo der Befreite ſchweift;
Er ſchaut, ſtudirt und kann nicht ruhn
Bis es im Kopfe reift.
Auf einmal hat's der Biedre los
Wie er das Beſte kann:
Nicht ruhen ſoll der Erdenkloß,
Am wenigſten der Mann!

Der Boden rührt ſich ungeſäumt
Im Wechſel jedes Jahr,
Ein Feld ſo nach dem andern keimt
Und reift und fruchtet baar;
So fruchtet's auch von Geiſt zu Geiſt,
Und nutzt von Ort zu Ort.
Gewiß ihr fragt nicht wie er heißt,
Sein Name lebe fort!

Erwiederung der Feier meines ſiebzigſten Geburtstages. (2.)

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an ſeinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaiſers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, hold und ſchicklich.
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter, nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht ſie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigeſinnt, ſich ſelbſt beſchränkend,
Immerfort das Nächſte denkend;
Thätig treu in jedem Kreiſe,
Still beharrlich jeder Weiſe;
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenoſſen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir beſcheiden.

Der Frau von Zigeſar geb. von Stein,

zum Geburtstage. (3.)

Zwar die vierundzwanzig Ritter
Ehren wir in allen Fällen;
Doch auch Fräulein ſind nicht bitter
Wenn ſie ſich dazwiſchen ſtellen.

Heute laſſet mich beachten
Solche lieblichſten Vereine,
Wenn ſie bunte Reihe machten
Die Zigeſar und die Steine.

Kämen ſämmtlich angezogen
Dieſer Stämme frohe Lichter;
Würden Könige gewogen
Und begrüßten ſie die Dichter.

Und beſonders aber Eine,
Welche wir zu ſegnen kamen;
Freunde nennen Sie die Kleine,
Sie verdient gar viele Namen.

Herrn Geheimerath v. Frankenberg's Jubiläum

am 2. Januar 1815.

Hat der Tag ſich kaum erneuet
Wo uns Winterfreude blühet,
Jedermann ſich wünſchend freuet
Wenn er Freund' und Gönner ſiehet.

Sagt, wie ſchon am zweiten Tage
Sich ein zweites Feſt entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben ſich die Allgewalten
Endlich ſchöpferiſch entſchieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Nein! — Dem Würdigen, dem Biedern
Winden wir vollkommne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen ſich des Feſtes Tänze.

Selbſt das Erz erweicht ſich gerne,
Wunderſam ihn zu verehren;
Aber ihr, auch aus der Ferne,
Laßt zu ſeinem Preiſe hören!

Er, nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft gebidmet,
Sieht nun Fürſt und Volk geborgen,
Dem er Geiſt und Kraft gewidmet.

Die Gemahlin, längſt verbunden
Ihm als treulichſtes Geleite,
Sieht er auch, der tauſend Stunden
Froh gedenk, an ſeiner Seite.

Leb' er ſo, mit Jünglingskräften
Immer herrlich und vermögſam,
In den wichtigſten Geſchäften
Heiter klug und weiſe regſam,

Und in ſeiner Trauten Kreiſe
Sorgenfrei und unterhaltend,
Eine Welt, nach ſeiner Weiſe,
Nah und fern umher geſtaltend.

Erwiederung der feſtlichen Gaben

angelangt von Frankfurt nach Weimar, den 28. Auguſt 1830.

Mel. Laßt heut im edlen Kreis ꝛc.

Pflegten wir kryſtallen Glas
Raſch mit Schaum zu füllen,
Und mit Maaß und ohne Maaß
Durſt und Luſt zu ſtillen;
Reicht man jetzt dem heitern Zecher
Silbern, reich verzierten Becher,
Scheint es gar bedenklich.

Ward auch alt und junger Wein
Reichlich hergeſpendet,
Wie die Fülle ſich vom Main
Norden zugewendet:
Euren Frohſinn im Behagen
Sollen wir in guten Tagen
Dankbar mitgenießen.

Werde Silber, werde Gold,
Wie ſich's ziemt, verehret;
Bleibe guter Geiſt euch hold
Der im Stillen lehret:
Sich ans Reine zu gewöhnen,
Und im Aechten, Guten, Schönen,
Recht uns einzubürgern.

Den verehrten
Achtzehn Frankfurter Feſtfreunden
am 28. Auguſt 1831.

Heitern Weinbergs Luſtgewimmel,
Fraun und Männer, thätig, bunt,
Laut ein fröhliches Getümmel,
Macht den Schatz der Rebe kund.

Dann, der Kelter trübes Fließen
Abgewartet, hellen Moſt,
Jahresgabe zu genießen,
Hoffnungsreiche Lebenskoſt.

Doch im Keller wird's bedenklich,
Dem Gefäß entquillt ein Schaum,
Und erſtickend ziehn verfänglich
Dünſte durch den düſtern Raum.

Edle Kraft in ſich bewahret
Wächſ't im Stillſten unvermerkt,
Bis, geſteigert und bejahret,
Sie des Freundes Feſt verſtärkt.

Großes, redliches Bemühen
Emſig ſtill ſich fördern mag;
Jahre kommen, Jahre fliehen,
Freudig tritt es auf zum Tag.

Künſte ſo und Wiſſenſchaften
Wurden ruhig-ernſt genährt,
Bis die ewig Muſterhaften
Endlich aller Welt gehört.

Toaſt zum 28. Auguſt 1820

beim akademiſchen Gaſtmahl auf der Roſe.

Wo Jahr um Jahr die Jugend ſich erneut,
Ein friſches Alter würd'ge Lehre beut,
Wo Fürſten reichlich hohe Mittel ſpenden,
Was alles kann und wird ſich da vollenden,
Wenn jeder thätig, froh, an ſeinem Theil. —
Heil jedem Einzelnen! dem Ganzen Heil!

Toaſt zum Landtage.

Das Wohl des Einzelnen bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünſchenswertheſter Verein!
Den guten Wirth beruft man zum Berather,
Ein jeder ſey zu Hauſe Vater,
So wird der Fürſt auch Landesvater ſeyn.

An Personen.

Zuschriften und Erinnerungs-Blätter.

Dem Herzog Carl August

bei deſſen Beſuch auf dem v. Steiniſchen Rittergute Kochberg überreicht von Goethe, in der Verkleidung eines Landmanns.

(Etwa 1778.)

Durchlauchtigſter!
Es nahet ſich
Ein Bäuerlein demüthiglich,
Da Ihr mit Euerm Roß und Heer
Zum Schloſſe thut ſtolziren ſehr.
Gebt auch mir einen gnädigen Blick,
Das iſt ſchon Unterthanen Glück;
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid
Hab' ich ſchon ſeit geraumer Zeit.
Haben Euch ſofern auch lieb und gern,
Wie man eben lieb hat ſeinen Herrn,
Den man wie unſern Herr Gott nennt,
Und ihn auch meiſtens nicht beſſer kennt.
Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch ſeyn uns angelegen;
Denn wir bäueriſch treues Blut
Sind doch immer Euer beſtes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stutterei'n.

Dieß reich' ich Euch im fremden Land,
Bliebe Euch übrigens gern unbekannt.
Zieht ein und nehmet Speis' und Kraft
Im Zauberſchloß in der Nachbarſchaft,
Wo eine gute Fee regiert,
Die einen goldnen Scepter führt
Und um ſich eine kleine Welt
Mit holdem Blick beiſammen hält.

Seb. Simpel.

An den Herzog Carl Auguſt.

Abſchied

im Namen der Engelhäuſer Bäuerinnen.

1786.

Iſt es denn wahr, was man geſagt? —
Dem lieben Himmel ſey's geklagt! —
Verläſſeſt Du die Königsſtadt?
Die Dir ſo viel zu danken hat.
Denn bis zu uns nach Engelhaus
Erſchallet lang Dein Ruhm heraus,
Daß Deine Freundlichkeit und Gnad'
Allen dreifach geſegnet das Bad:
Denn nicht der Pole freut ſich Dein,
Es freut ſich nicht der Jud' allein;
Es freut ſich Dein auch jeder Chriſt
Daß Du ſo mild geweſen biſt.
Und wer das nicht erkennen wollt'
Für einen Heiden gelten ſollt'.

Doch die nach Dir am meiſten ſchaun,
Sind gewiß alle ſchöne Fraun,
Die Du, o edler Brunnengaſt!
Löblich und fein gewartet haſt;
Die beißen alle mit Verdruß
Aufs Muß als eine harte Nuß.
Es ſcheinet ihnen alles alt,
Das Thal zu weit, der Sprudel kalt;
Ein Strom aus ihren Augen quillt,
Der ärger als die Tepel ſchwillt;
Und flöß' der Strom den Berg hinauf,
Er hielte Dich im Reiſen auf.
In deren Namen ſtehen wir,
Von Engelhaus die Nymphen, hier
Und wünſchen Dir zur frühen Zeit
Von allen Heiligen das Geleit.
So viel Kanonenſchüſſe geſchwind
Vorm Elephanten gefallen ſind,
So manchen Fall G.....y erzählt
Und keuſcher Frauen Ohren quält,
So manche Collatſchen man früh und ſpat
Bei dem Churfürſten gebacken hat
So vielen Segen nimm mit fort
Von dem heilſamen ſchönen Ort;
Und wie vom heißen Sprudel-Trieb
Dir niemals was im Leibe blieb,
So laß in Deines Herzens Schrein
Die Freunde deſto feſter ſeyn!

Zueignung

an

Prinzeſſin Caroline von Sachſen-Weimar-Eiſenach,

(ſpäter vermählte Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin).

October 1807.

Dieſes Stammbuch, wie man's auch nimmt,
War eigentlich für 'nen Studenten beſtimmt,
Der es, auf akademiſchen Pfaden,
Sich wählen ſollt' aus Hertel's Laden;
Wie ich's denn auch, — nicht guter Ding' —
Aus der hübſchen Frau Hertel Hand empfing.

Denn guter Dinge konnt' ich nicht ſeyn.
Wir waren ſchon in den October hinein,
Und preußiſche Schaaren allzumal
Zertrappelten uns Berg und Thal,
Und damals war noch nichts verloren.

Ich kraute mir aber hinter den Ohren
Und ſetzte mich, wie vor alter Zeit,
Wieder an des Thales Wirklichkeit,
Und wollte kühnlich mich erdreiſten,
An der Saale das auch zu leiſten
Was an der Tepel ich trieb im Spiel;
Das war nun freilich gar nicht viel.

Kaum hatt' ich aber ein paar Pappeln zeichnet
Und ein paar Berge mir angeeignet,

Da brach die Sündfluth auf einmal herein:
Es hätte nicht können ſchlimmer ſeyn.

Wie aber nach dem jüngſten Gericht
Was vorgeſchah auch wieder geſchicht,
Und über Wolken und unter Flammen
Freunde und Feinde kommen zuſammen;
Und überall im höchſten Chor
Jeder Heilige, nach wie vor,
Hebt und trägt ſein Marterinſtrument,
Woran man ihn allein erkennt:
So werd' ich auch wohl in Abrahams Schooß
Bleiſtift und Pinſel nicht werden los;
Bei vieler Luſt und wenig Gaben
Werd' ich doch nur gekritzelt haben.

Doch ſey dem Allen wie es ſey,
Kein Blatt im Buch iſt überlei,
Auf beiden Seiten manche beſchrieben
Und ſo nichts weiter übrig blieben
Als daß Du glaubſt, das viele Papier,
Was auch drauf ſtehe, gehöre Dir.
Und dazu haſt Du Fug und Macht,
Immer war Dein dabei gedacht.
So ſteht Dein Bild auch klar und glatt
In unſerm Herzen auf jedem Blatt.
Und Liebe bleibt zu unſerm Gewinn
Ein beßrer Zeichner als ich bin.

Ihro Kaiſerlichen Hoheit
der Frau Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Zu würdiger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiſte waltet,
Wählt' ich in Tagen wo der Frühling ſchaltet
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes.

Dann ſchien der Rand des Achilleiſchen Schildes,
So reich er war, nicht reich genug geſtaltet;
Ja, würd' ein Purpurteppich umgefaltet,
Darauf geſä't der Sterne blendend Mildes.

Nun aber wird ein zierlich Heft geſchmücket,
Ein treuer Diener widmet's Deiner Hoheit,
Und Du vergönneſt mir die erſte Weihe.

Wie ſprech' ich aus, wie ſehr mich das beglücket.
Jetzt fühl' ich erſt in neubelebter Frohheit:
Die ſchönſten Kränze winden Lieb' und Treue.

Derſelben zum Geburtstage
am 16. Februar 1812.

Wer Marmor hier und Erz und Elfenbein erblickt
Und was noch ſonſt von Stoff die edle Kunſt beſchickt
Der denkt: wie möchten wir mit emſigem Fleiß

Und treuem Sinn das alles umgeſtalten!
In tauſend Bildern Ihren hohen Preis
Und unſre Liebe zu entfalten.

Die Blumen, in den Wintertagen,
Verſammeln froh ſich hier zu Hauf,
Mit heitern Blicken uns zu ſagen:
An Ihrem Feſt blüht alles auf.

Dem 30. Januar 1812,

dem Geburtstage der Großherzogin Louiſe.

(Bei Anweſenheit der Kaiſerin Eliſabeth, Gemahlin Alexander's I.)

Von Oſten will das holde Licht
Nun glänzend uns vereinen,
Und ſchön're Stunden fänd' es nicht
Als dieſem Tag zu ſcheinen.

Vorüber führt ein herrliches Geſchick
Erhabne Helden, hochverehrte Frauen;
Nun feſſelt uns des heut'gen Tages Glück
Als Bleibende Dich unter uns zu ſchauen.

Soll auch das Wort ſich hören laſſen?
Der Tag iſt ſchön, der Raum iſt klein;
So mag die Inſchrift kurz ſich faſſen:
Ein Herz wie alle ſie ſind Dein.

Zum 2. Februar 1824,

dem Geburtstage des Erbgroſsherzogs Carl Friedrich. (5.)

Man iſt gewohnt, daß an den höchſten Tagen
Zum Herrſcherthron ſich alle Völkerſchaften
Nach eigner Weiſe zuverſichtlich wagen,
Mag ſeltſam auch der Schmuck an ihnen haften.
Wie denn das Aeuſsre ſey von Pelz und Kragen,
Man ſieht hindurch die innern Eigenſchaften;
Hier bringt nun ein Corſar, zum Schein verwegen,
Einſiedleriſcher Zelle ſtillen Segen.

Ihro Kaiſerlichen Hoheit

Groſsfürſtin Alexandra. (6.)

Der Frühling grünte zeitig, blühte froh
Narciſſ' und Tulpe, dann die Roſe ſo;
Auch Früchte reiften mit gedrängtem Segen
Der nah und nähern Sonnengluth entgegen;
Sie zierten wechſelnd längſt erſehnte Zeit
Und ſchmeichelten der tiefſten Einſamkeit.
Da ſtellte ſich dem hocherſtaunten dar
Ein hehrer Fürſt und Jugend Paar um Paar,
So gut als lieb, ehrwürdig und erfreulich;
Der innre Sinn bewahret ſie getreulich,
In Frühlings-, Sommer-, Herbſt- und Wintertagen
Die holden Bilder auf und ab zu tragen.
So kann er dann, bei ſolcher Sterne Schein,
Auch wenn er wollte niemals einſam ſeyn.

Dem Groſsherzog Carl Auguſt

am Weihnachts-Abend 1822,

mit einer Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerſchule. (7.)

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Ueberall das Süße ſpendend,
In dem Glanze ſich bewegend,
Alt und junges Herz erregend —
Solch ein Feſt iſt uns beſcheeret,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend ſchaun wir auf und nieder
Hin und her und immer wieder.

Aber, Fürſt, wenn Dir's begegnet
Und ein Abend ſo Dich ſegnet
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor Dir glänzten allzuſammen
Alles was Du ausgerichtet,
Alle die ſich Dir verpflichtet:
Mit erhöhten Geiſtesblicken
Fühlteſt herrliches Entzücken.

Demſelben

zum neuen Jahre 1828.

Fehlt der Gabe gleich das Neue,
Sey das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb' und Treue
Immer friſch im Buſen waltet.

Sey auch noch ſo viel bezeichnet
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil es dem Dank ſich eignet
Iſt das Leben ſchätzenswerth.

Ihro Hoheit
der Prinzeſſin Marie von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Mit Raphael's Gärtnerin.

Zum 3. Februar 1820.

Sanftes Bild dem ſanften Bilde
Unſrer Fürſtin widmet ſich;
Solche Ruhe, ſolche Milde
Immerfort umſchwebe Dich!

Denn ein äußerlich Zerſtreuen,
Das ſich in ſich ſelbſt zerſchellt,
Fordert inneres Erneuen
Das den Sinn zuſammen hält.

Aus dem bunten Weltbeginnen
Wende Deinen holden Blick,
So vertrauensvoll nach innen,
Wie aufs heilige Bild zurück.

Ihro Hoheit
der Prinzeſſin Auguſte von Sachſen-Weimar-Eiſenach.

Mit Elzheimer's Morgen.

Aurora, zum 30. September 1820. (8.)

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in ſeinen Düften,
Alle ſehn ſich nach Dir um;
Berge ſchauen dort herüber,
Leuchten ſchön und jauchzten lieber;
Doch der ſchöne Tag iſt ſtumm.

Luſt-Schalmaien will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles was nur Freude regt.
Selbſt an ſeiner ſtrengen Kette
Springt das Freundchen um die Wette
Immer hin und her bewegt.

Und ſo täuſchen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geſchmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich! erſcheine wieder,
Denn der neue Frühling blickt.

Einer hohen Reisenden.

(Churprinzessin Auguste von Hessen.)

Carlsbad, im Juli 1808.

Wohin Du trittst, wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit frisch vom Angesicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht.
Der Ungeheuer Schwarm im Hintergrunde
Er drängt, er droht, jedoch erschreckt Dich nicht,
Wie Du mit Freiheit unbefangen schreitest,
Das Herz erhebst und jeden Geist erweitest.

So wandelst Du, Dein Ebenbild zu schauen,
Das majestätisch uns von oben blickt,
Der Mütter Urbild, Königin der Frauen,
Ein Wunderpinsel hat sie ausgedrückt.
Ihr beugt ein Mann, mit liebevollem Grauen,
Ein Weib die Knie', in Demuth still entzückt;
Du aber kommst, ihr Deine Hand zu reichen
Als wärest Du zu Haus bei Deines Gleichen.

Doch schreite weiter, was auch hier sich finde,
Zum Lande hin, dem doch kein andres gleicht,
Wo uns Natur befreit, wie Kunst auch binde,
Der Geist sich stählt, wenn sich das Herz erweicht,
Vor stillem Schaun so Zeit- als Volksgewinde
Zum Abgrund wallt, zur Himmelshöhe steigt:
Dorthin gehörst Du, die Du schaffend strebest,
Die Trümmer herstellst, Todtes neu belebest.

Führ' uns indeß durch blumenreiche Matten,
Am breiten Fluß durchs wohlbekannte Thal,
Wo Reben ſich um Sonnenhügel gatten,
Der Fels Dich ſchützt vor mächt'gem Sonnenſtrahl;
Genieße froh der engen Laube Schatten,
Der reinen Milch unſchuldig würd'ges Mahl,
Und hier und dort vergönn' an Deinen Blicken,
An Deinem Wort uns ewig zu entzücken!

An Zachariä.

Schon wälzen ſchnelle Räder raſſelnd ſich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angekettet feſt an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Du biſt uns kaum entwichen, und ſchwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen (denn dahin
Flohn ſie bei Deiner Ankunft, wie vorm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn)

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umſchwärmen ſie den Tiſch und ſprühn
Von ihren Fittigen Gift unſrem Frieden
Auf alle Speiſen hin.

Wo iſt, ſie zu verſcheuchen, unſer güt'ger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollens Liebling, Liebling aller Götter!
Lebt er? iſt er entflohn?

O gäb' er mir die Stärke, ſeine mächt'ge Leier
Zu ſchlagen, die Apoll ihm gab;
Ich rührte ſie, dann ſtehn die Ungeheuer
Erſchreckt zur Höll' hinab.

O leih mir, Sohn der Maja, deiner Ferſen Schwingen,
Die du ſonſt Sterblichen geliehn,
Die reißen mich aus dieſem Elend, bringen
Mich zu der Ocker hin:

Dann folg' ich unerwartet ihm am Fluſſe,
Allein, ſo wenig ſtaunet er,
Als ging ihm, angeheftet ſeinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich wärmt den jungen Apfen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt;
Er liebet mich; dann lieben mich die Muſen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An Mademoiſelle Oeſer zu Leipzig.

Frankfurt am 6. Nov. 1768.

Mamſell,

So launiſch wie ein Kind, das zahnt,
Bald ſchüchtern, wie ein Kaufmann den man mahnt
Bald ſtill, wie ein Hypochondriſt,
Und ſittig, wie ein Mennoniſt,
Und folgſam wie ein gutes Lamm,
Bald luſtig, wie ein Bräutigam,

Leb' ich, und bin halb krank und halb geſund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halſe wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht ſo viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn ſie mit Stolz erzählt,
Was ich bei Euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt.

Da ſucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben:
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Corter Chinä,
Die junger Herrn erſchlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Aufs neue ſtärken, den Verſtand
Und das Gedächtniß ſchärfen.

Beſonders iſt er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen
Was Unordnung ſo ſchlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen:
„Bei Tag und ſonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!“
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeiſt,
Dem jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Boucher's Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit rieſigem Geſicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tiſane
Setzt er mir ſtatt des Weins dazu.

O ſage Du,
Kann man was Traurigers erfahren?
An Körper alt und jung an Jahren,
Halb ſiech und halb geſund zu ſeyn?
Das giebt ſo melancholiſche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich ſechs Alraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Menſch genieſt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen,
Denn ich bin ſchon im Leiden ſehr geübt;
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Laſt der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als ſelbſt die Tugend giebt,
Verkürzung grauer Regenſtunden,
Balſam'ſches Pflaſter aller Wunden:
Geſellſchaftsgeiſter, die man liebt.

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beſtändig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie ſorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu ſeyn;
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzens ſo behende ſtillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele ſchenkt, wie Du.

Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt;
Und wenn er nur einmal recht nah ums Haupt geſchwebt
Der bebt

Bei der Erinnerung gewiß ſo lang er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machteſt Du mit Deiner ſüßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltеſt mir, wie ſchön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie ſüß Dein ſelig Leben ſey,
Mit einem Ton von ſolcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's beſaß'ſt, ſelbſt zu beſitzen glaubte.
Zufrieden reiſt' ich fort, und was noch mehr iſt, froh,
Und ganz war meine Reiſe ſo.

Ich kam hieher, und fand das Frauenzimmer
Ein bißchen — ja man ſagt's nicht gern — wie immer;
G'nug! bis hieher hat keine mich gerührt.
Zwar ſag' ich nicht, was einſt Herr Schüb'ler
Von Hamburgs Schönen prädicirt,
Doch bin ich auch ein ſtarker Grübler,
Seitdem Ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wohl ſchwerlich je vergeſſe;
Und da begreif'ſt Du wohl, daß jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maaßſtab meſſe.
Du lieber Gott! an Munterkeit iſt hie
An Einſicht und an Witz Dir keine einz'ge gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie
Wie käme die heraus ins Reich!

So ein Geſpräch wie unſers war im Garten,
Und in der Loge noch, mit dieſem ſeltnen Zug,
So aufgeweckt und doch ſo klug,
Ja darauf kann ich warten!

Bin ich bei Mädchen launiſch froh,
So ſehn ſie ſittenrichtriſch ſträflich,
Da heißt's: Der Herr iſt wohl aus Bergamo?
Sie ſagen's nicht einmal ſo höflich.
Zeigt man Verſtand, ſo iſt auch das nicht recht;
Denn will ſich einer nicht bequemen,
Des Grandiſons ergebner Knecht
Zu ſeyn, und alles blindlings anzunehmen,
Was der Dictator ſpricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie ſeyd Ihr nicht ſo gut, ſo Euch zu beſſern willig,
Auf eigne Fehler ſtreng und gegen fremde billig!
Und, zu gefallen unbemüht
Iſt niemand, den Ihr nicht gewönnet.
Ah, man iſt Euer Freund, ſo wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh man ſich's verſieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Iſt's aber ein langweilig Spiel;
Zur Freundſchaft fehlt's ihr am Verſtande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Drauf ging ich ganz gewiß, hätt' ich nicht ſo viel Laune,
Brächt' ich mir nicht gar manche Luſt vom Zaune,
Lacht' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und dächt' ich nicht, daß Ihr ſchon oft an mich gedacht.
Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das ſage
Ich Euch, beſonders an dem Tage,
Wenn Ihr auf Euerm Landgut ſeyd,
Dem Ort, der mir ſo manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich ſo ſehr erfreut.

Doch Du verſtehſt mich nicht, ich will es Dir erklären,
Ich weiß doch, Du verzeihſt es mir:
Die Lieder, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem ſchönen Ort und Dir.

Wenn mich mein böſes Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen g'nug und wagte
Dich aufzuſuchen, eh es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebſt,
Die Du mir oft ſo ſchön beſchriebſt.

Da ging ich nun in Deinem Paradieſe,
In jedem Holz, auf jeder Wieſe,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Geſicht
Vom Morgenſtrahl geſchmückt, und ſucht' und — fand Dich nicht.

Dann ſchlug ich, angereizt vom launiſchen Verdruſſe,
Den armen Froſch am ſonnbeſtrahlten Fluſſe,
Dann jagt' ich rings umher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgeſtreckten Hand, die mitten
In ihrem Haſchen ſtille ſtand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauſchend Ohr empfand.

Am Tage ſang ich dieſe Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, ſchrieb ſie nieder
Den guten und den ſchlechten Reim.

Oft kehrt' ich noch mit immer ſchlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günſtige Geſchicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genoß ſie kaum, die ſüßen letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich ſage nichts, was ich empfunden,
Denn mein proſaiſches Gedicht
Stimmt dieſesmal ſehr zur Empfindung nicht.

Du haſt die Lieder nun und, zur Belohnung
Für alles was ich für Dich litt,
Beſuchſt Du Deine ſel'ge Wohnung,
So nimm ſie mit,
Und ſing ſie manchmal an den Orten
Mit Luſt, wo ich aus Schmerz ſie ſang;
Dann denk' an mich und ſage: dorten
Am Fluſſe wartete er lang,
Der Arme, der ſo oft mit ungewognem Glücke
Die ſchönen Felder fühllos ſah!
Käm' er in dieſem Augenblicke —
Eh nun, jetzt wär' ich da.

Jetzt, dächt' ich nun; wär's hohe Zeit zum Schließen;
Denn wenn man ſo zwei Bogen Reime ſchreibt,
Da wollen ſie zuletzt nicht fließen.
Doch warte nur, wenn mich die Laune treibt,
Und Deine Gunſt mir ſonſt verſichert bleibt,
So ſchreib' ich Dir noch manchen Brief wie dieſen.

Willſt Du mir die Geſchwiſter grüßen,
So ſchließe Richtern auch mit ein.
Leb wohl! Und wird das Glück Dein Freund beſtändig ſeyn
Wie ich, ſo wirſt Du ſtets des ſchönſten Glücks genießen.

Auf einen Baum

in dem Wäldchen bei Seſenheim.

Dem Himmel wachſ' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verſchont das heil'ge Holz!
Und ſoll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter ſterben,
Der dieſen Reim gemacht.

Friederike.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und ſie iſt nun von Herzen mein.
Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude,
Nun laß mich morgen ſeyn wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig ſeyn.

Nach Seſenheim.

Ich komme bald ihr goldnen Kinder!
Vergebens ſperret uns der Winter
In unſre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer ſetzen,
Und tauſendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder ſeyn.

Ueber Tiſch.

Nun ſitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langſam fort,
Und ſeine Seele nicht geſchwinder.

Da ſitz' ich nun vergnügt bei Tiſch,
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar geſottner Eier
Und einem Stück gebacknen Fiſch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düſter,
Mein Falber ſtolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg ſo gut, als ihn der Küſter
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

RUHE

Stammbuch Johann Peter Reyniers

von Frankfurt am Main. 1680.

„Wer etwas hierin will machen laſſen,
Den bitte, Unzucht drauß' zu laſſen.“

Ein theures Büchlein ſiehſt du hier
Voll Pergament und weiß Papier,
Das wohl ſchon an die hundert Jahr
Zum Stammbuch eingeweihet war.
Prädeſtination iſt ein Wunderding —
Wie es dem lieben Büchlein ging,
So ging es auch, wie's Jeder ſchaut,
Dem König von Garda ſeiner Braut.
Davon ich die Hiſtoriam
Hier nicht erzähl' aus Sitt' und Scham,
Wie ſolches auf dem vor'gen Blat:
Herr Reynier 's ſich ausgebeten hat.
Möcht' er wohl vorgeſehen haben,
Was drüber kämen für ſeine Knaben.
G'nug er das Buch für gutes Geld
Für ſeine Freunde weiß beſtellt.
Drei, vier Blätter die ſind beſchrieben,
Die andern ſind auch weiß geblieben,
Hat ſie das Geſchick mir zugedacht.
Nach Erbſchaftsmoder und langer Nacht,
Zog es endlich der Jungfrauen Flor
Aus Schutt und Staub und Graus hervor,
Und gab es mir, und ſchenkt es mir
Als wohlbekannt wegen viel Geſchmier,
Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt mit Werken meiner Händ';

Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alſobald gemacht,
Da wir wohl hinterm Ofen ſaßen,
Borsdorfer Aepfel weidlich fraßen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Poſt und Kirch' zwei große Dieb,
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Chriſt Ein tauſend Jahr
Siebenhundert und vier und ſiebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag,
Abends mit dem achten Glockenſchlag.
Frankfurt am Main des Witzes Flor,
Nicht weit vom Eſchenheimer Thor,
Findeſt das Haus nach dem ABC,
Hundert ſieben und funfzig Lit. D.
Und hiermit mach' ich den Beſchluß;
Hab' freilich alles nicht beſchrieben,
Genug, was wir zuſammen trieben
War nicht Actus continuus.

*

Den Abend drauf, nach Schrittſchuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staats-Kirſchentort, gemeinem Bier
Den Abend zugebracht allhier,
Und Aeugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und ſein Schwanz.

Goethe an Gotter

bei Ueberſendung ſeines Götz von Berlichingen.

Schicke dir hier den alten Götzen,
Magſt ihn nun zu Deinen Heiligen ſetzen,
Oder magſt ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten ſtellen zumal.
Hab's geſchrieben in guter Zeit,
Tag's, Abends und Nachtsherrlichkeit;
Und find' nicht halb die Freude mehr,
Da nun gedruckt iſt ein ganzes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern iſt,
Bei denen doch immer die ſchönſte Friſt
Bleibt, wenn man in der ſchönen Nacht
— — — — — — — —.
Mögt Euch nun auch ergötzen dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.
Läſſ'ſt, wie ich höre, auch allda
Agiren, tragiren Komödia,
Vor Stadt und Land, vor Hof und Herrn;
Die ſäh'n das Trauerſtück wohl gern.
So ſuch Dir denn in Deinem Haus
Einen recht tüchtigen Bengel aus,
Dem gieb die Roll' von meinem Götz
In Panzer, Blechhaub' und Geſchwätz.
Dann nimm den Weisling vor Dich hin,
Mit breitem Kragen, ſtolzem Kinn,
Mit Spada wohl nach Spanier Art,
Mit Weitnaslöchern, Stützleinbart,
Und ſey ein Falſcher an den Frauen,
Läßt ſich zuletzt vergiftet ſchauen.

Und bring, da haſt Du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn' Geſtank.
Mußt all' die garſtigen Wörter lindern,
Aus Sch—kerl Schurk, aus — mach' Hintern;
Und gleich' das Alles ſo fortan,
Wie Du ſchon ehmals wohl gethan.

Gotter an Goethe.

Ich ſchon bis an den neunten Tag
Am Röthlein krank darnieder lag,
Wobei von Weiblein jung und zart,
Wie Weislingen gewartet ward, —
Als mir dein Götz zu Händen kam;
Den alſobald ein Mägdlein nahm,
Und mir's, weil ſelbſt nicht leſen ſollt',
Mit ſüßer Stimm' vorleſen wollt'.

Als aber kaum das Werk begann,
Sie wider einen Sch—kerl rann;
Und wurde flugs wie Scharlach roth,
Drob ich mich lachen thät halb todt.
Sie ließ ſich drum nicht ſchrecken ab,
Marien ein gutes Zeugniß gab,
Auch Götzens Hausfrau liebgewann,
Die ihrem rauhen Panzermann
Stets unbedingt Gehorſam weiſ't,
Was man an Luther's Käth' nicht preiſ't.
Die Adelheit nicht konnt' ausſtehn;
Doch Georgen gern hätt' leben ſehn;

Auch Weislingen ein beſſer End'
Aus Chriſtenliebe hätt' gegönnt.
Den Götzen nicht genug verſtand,
Ihn etwas Donquixotiſch fand;
Dafür ſoll ſie verurtheilt ſeyn,
Des Herrn Jacobi's Liedelein
Und Köbler's frommes Judenkind
Stracks herzubeten für ihre Sünd'.

Ob aber nun gleich geſonnen wär',
Den Götz zu ſpielen zu Deiner Ehr',
Auch einen Bub, der rüſtig iſt,
Von Schweizerblut, für Götzen wüßt',
So thut mir's doch im Kopf 'rumgehn,
Wie ich die Thäler und die Höhn,
Die Wälder, Wieſen und Moräſt,
Die Warten und die Schlöſſer feſt,
Und Bambergs Biſchofs Zimmer fein,
Und des Thurnwärters Gärtlein klein —
Soll nehmen her und ſo ſtaffiren,
Daß Hocuspocus all' changiren.
Auch möchte wohl wem grau'n, daß nicht
Der Reiter ſeine Noth verricht',
Und Götz, dem Feind zur Schur und Graus,
Streck' ſeinen — zum Fenſter 'naus.

Das Weibsvolk hier ganz ſtörriſch iſt,
Weil's Tag und Nacht franzöſiſch lieſt;
Das Mannsvolk, in Paris geweſt,
Nur das Theatrum hält fürs beſt'
Wo Alles züchtiglich geſchicht
Und Alles in Sentenzen ſpricht.

Drum laß Dir nur die Luſt vergehn,
Bei ihnen in der Gnad' zu ſtehn.
Nimm dann mit meinem Dank vorlieb.
Was Dich den Götz zu ſchreiben trieb,
Das zwickt auch mich ſo lange, bis
Ich mich vom Böſen blenden ließ.

Da haſt Du die Epiſtel mein;
Sollt's was für Deine Mädel ſeyn,
So freute doppelt mich der Spaß.
Ich liebe Dich ohn' Unterlaß.
Du nächſtens im Mercurius
Wirſt finden was von meiner Muſ',
Und freut' mich recht von Herzens Grund,
Wenn Dir der Dreck gefallen kunt.
Schick mir dafür den Doctor Fauſt,
Sobald dein Kopf ihn ausgebrauſt.

An Schloſſer,

als dieſer in lateiniſchen Verſen dem Dichter für ein Gemälde gedankt hatte.

1776.

Du, dem die Muſen von den Actenſtöcken
Die Roſenhände willig ſtrecken,
Der zweener Herren Diener iſt,
Die ärgre Feinde ſind als Mammonas und Chriſt,
Den Weg zum Richter ſelbſt mit Blumen Dir beſtreueſt,
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreude leiheſt,

Kein Wunder, daß auch Deine Gunſt
Zu meinem Vortheil dießmal ſchwärmet,
Das flache Denkmal unſrer Kunſt
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß es an Deiner Seite ſtehn!
Schenk' ihm, auch unverdient, die Ehre!
Und möchteſt Du an dem Verſuche ſehn,
Was ich gern Dir und Deinen Muſen wäre!

Räthſel.

Viel Männer ſind hoch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren;
Doch wer uns zu erſtatten wagt,
Was die Natur uns ganz verſagt,
Den darf ich wohl den größten nennen:
Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?

Den Drillingsfreunden von Cöln,

mit einem Bildniſſe.

Der Abgebildete
Vergleicht ſich billig
Heilgem Dreikönige,
Dieweil er willig
Dem Stern, der oſtenher
Wahrhaft erſchienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

Der Bildner gleichenfalls
Vergleicht ſich eben
Dem Reiter, der den Hals
Darangegeben,
Wie Hemelink auch gethan,
Ein Held geworden
Durch ſeine Mannskraft
Ritter vom Orden.

Darum zuſammen ſie
Euch nun verehren,
Die zum Vergangenen
Muthig ſich kehren,
Stein, Heil'ge, Sammt und Gold —
Männiglich ſtrebend
Und altem Tage hold —
Fröhlich belebend.

An Uranius.

Carlsbad, 1807.

Himmel ach! ſo ruft man aus
Wenn's uns ſchlecht geworden.
Himmel will verdienen ſich
Pfaff' und Ritterorden.

Ihren Himmel finden viel
In dem Weltgetümmel;
Jugend unter Tanz und Spiel
Meint ſie ſey im Himmel.

Doch von dem Claviere tönt
Ganz ein andrer Himmel;
Alle Morgen grüß' ich ihn,
Nickt er mir vom Schimmel.

An Tiſchbein.

Erſt ein Deutſcher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thal-Durchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philoſoph und doch kein Ahner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibeſt Du derſelbe
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! ſo wie Du ſtrebeſt,
Leben! ſo wie Du belebeſt,
So genieße! laß genießen!
Bis die Nymphen Dich begrüßen,
Die ſich in der Ilme baden,
Und aufs freundlichſte Dich laden.

An Denſelben.

Alles was Du denkſt und ſinneſt,
Was Du der Natur und Kunſt
Mit Empfindung abgewinneſt,
Druckſt Du aus durch Muſengunſt.

Farbe her! Dein Meiſterwille
Schafft ein ſichtliches Gedicht;
Doch, beſcheiden in der Fülle,
Du verſchmähſt die Worte nicht.

An Denſelben.

Für das Gute, für das Schöne,
Das Du uns ſo reichlich ſendeſt,
Möge jegliche Camöne
Freude ſpenden, wie Du ſpendeſt!
Möge Dir, im nord'ſchen Trüben,
Aller Guten, aller Lieben
Reine Neigung ſo bereiten,
Ueberall Dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

An Denſelben.

Statt den Menſchen in den Thieren
Zu verlieren,
Findeſt Du ihn klar darin,
Und belebſt, als wahrer Dichter,
Schaf' und fäuiſches Gelichter
Mit Geſinnung wie mit Sinn.
Auch der Eſel kommt zu Ehren
Und paßt uns weiſe Lehren.
Das was Büffon nur begonnen,
Kommt durch Tiſchbein an die Sonnen.

Stammbuchs-Weihe.

Muntre Gärten lieb' ich mir,
Viele Blumen drinne,
Und Du haſt ſo einen hier,
Merk' ich wohl, im Sinne.

Mögen Wünſche für Dein Glück
Tauſendfach erſcheinen;
Grüße ſie mit heitrem Blick
Und voran die meinen.

Der Liebenden Vergeßlichen,

zum Geburtstage.

Dem ſchönen Tag ſey es geſchrieben!
Oft glänze Dir ſein heitres Licht.
Uns höreſt Du nicht auf zu lieben,
Doch bitten wir: vergiß uns nicht!

Mit Wahrheit und Dichtung.

Ein alter Freund erſcheint maskirt,
Und das, was er im Schilde führt,
Geſteht er wohl nicht allen;
Doch Du entdeckſt ſogleich den Reim
Und ſprichſt ihn aus ganz ins geheim:
Er wünſcht Dir zu.....

An den Prinzen von Ligne.

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und ſang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht ob ich ein Dichter ſey:
Doch daß ich liebte konnt' ich fühlen.

So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichteriſchen Thaten.
Man ſagt: mir ſey als Ernſt und Spiel
Nicht übel dieß und jen's gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunſt,
Der ich mein Leben treu geblieben;
Doch mich in meinen Freunden lieben
Dieß, edler Mann, dieß iſt die ſchönſte Gunſt.

An Schiller.

Mit einer kleinen mineralogiſchen Sammlung.

Dem Herren in der Wüſte bracht'
Der Satan einen Stein,
Und ſagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brödchen ſeyn!

Von vielen Steinen ſendet Dir
Der Freund ein Muſterſtück;
Ideen giebſt Du bald dafür
Ihm tauſendfach zurück.

An Madame Wolff.

Zum 10. December 1812.

Erlaubt ſey Dir, in mancherlei Geſtalten,
Das junge Volk und die ehrwürd'gen Alten
Zum Beſten, wie es Dir beliebt, zu halten:
Und Phädra, wüthend, leidenſchaftlich groß;
Eliſabeth, ſo lieb- als ſchonungslos;
Meſſina's Fürſtin, feſt, wenn das Geſchick bricht,
Jungfrau geſtählt, nur gegen Liebesblick nicht;
Clärchen zuletzt, die Jeden ſo verführt,
Daß er den Kopf wie Belgiens Held verliert.
Der Wechſel bilde Dein beglücktes Reich,
Bleibſt Du nur uns, den Freunden, immer gleich.

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Früchte tragen;
Möchteſt Du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Derſelben.

Und wenn ſie zuletzt erfrieren,
Weil man ſie nicht wohl verſchanzet,
Will ſich's alſobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

Derſelben,

zum einundzwanzigſten Juni.

Carlsbad 1808.

Nicht am Susquehanna, der durch Wüſten ſtießt,
Wo zum ird'ſchen Manna geiſt'ges man genießt;
Nicht vom Gnadenthale, nicht nach Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Thee man trinkt für Blut:
Nein! am Tepelſtrande, von der großen Bruck,
Wo die Mohrenbande ſchaut Sanct Nepomuck,
Zu dem weißen Hirſchen, der beſtändig rennt,
Ohne daß ein Pirſchen ſeine Straße hemmt,
Eile dieſes Blättchen, munter und geſchwind,
Wo im kurzen Bettchen ruht das längſte Kind.

Nennet mir bei Zeiten gleich den ſchönſten Tag
So daß niemand ſtreiten, niemand zweifeln mag.
„Meinſt Du den? wo's Krippchen frömmlich bunt geſchmückt,
„Den, wo ſich am Püppchen Püppchen hoch entzückt?
„Den vielleicht vor Faſten? wo's am tollſten geht,
„Wo man ohne Raſten ſich mit Liebchen dreht.
„Iſt es Oſtern? Pfingſten? Corpus Domini?
„Freundchen! du beſingſt'en; friſch zur Melodie!"

Keiner iſt der Meine der ſich rücken läßt;
Einer iſt's, der Eine, dieſer ſteht ſo feſt.
Läßt er nach ſich blicken, wünſcht man ihn heran;
Hat man ihn im Rücken, gleich fängt's Trauern an.
Bruder nicht noch Schweſter hat er für und für,
Und man glaubt Sylveſter ſteh' ſchon vor der Thür.

Drum mit Wohlbedachte grüßt ihn ehrenvoll,
Weil er, was er brachte, wohl uns laſſen ſoll.
Wird er gleich entweichen, wie nun Tage ſind;
Läßt er ſeines Gleichen uns das längſte Kind.

Froh am ſchönen Feſte ſoll's in Carlsbad ſeyn!
Ein paar hundert Gäſte ſtellten ſchon ſich ein.
Gleich ſoll jeder haben was ihm convenirt;
Früh mit Waſſergaben jeder wird tractirt,
Freuet ſich nicht minder als beim größten Schmaus,
Denn er geht geſünder, als er kam, nach Haus.
Lieb'liches Gedudel tönte geſtern Nacht;
Luſt'ger iſt der Sprudel heut ſchon aufgewacht.
Friſchlich angefeuchtet ſteht der Fels umlaubt;
Kreuzes Panner leuchtet um das kahle Haupt.
Herzlich grüßt der Biedre dieſes Tages Stern,
Hoch wird alles Niedre, Hohes neigt ſich gern.
Der verſchloßne Stolze grüßet heiter, mild;
Thät'ger wird Graf Bolze, Herr vom goldnen Schild.

Doch Sie kömmt geſchritten! Schaut nur wie ſie ſteigt,
Wo ſich auf Graniten manche Blume zeigt.
In den bunten Höhen eil' ihr nachzugehn
Wo die Orchideen und Dianthen ſtehn,
Und Ornithogalen weiß und ſchlank wie ſie.
Ihr zu Liebe ſtrahlen Lenz und Sommer hie.
Doch die Wetterkenner, zweifelnd ſtehn ſie dort,
Wohlbedächt'ge Männer! Und Du ſchreiteſt fort,
Pflückeſt junge Roſen, lächelſt leichtem Stich;
Wie im Lande Goſen ſonnt es rings um Dich.
Reich an Sträuß' und Kränzen, trotz dem Wolkengraus
Bringſt Du die Excellenzen ungenetzt nach Haus.

Folge ſo Dir immer, wie ſich's wölken mag,
Heitrer Sonnenſchimmer, Dir zum eignen Tag!
Trotz dem Wetterbübchen geh's Dir jungem Blut,
Tochter, Freundin, Liebchen, wie Du's werth biſt, gut!

In das Stammbuch
der Gräfin Tina Brühl.

Carlsbad, den 21. Juli 1785.

Warum ſiehſt du Tina verdammt, den Sprudel zu trinken?
Wohl hat ſie es verdient an allen, die ſie beſchädigt,
Und zu heilen vergeſſen, die an der Quelle der Lethe
Becher auf Becher nun ſchlürfen, die gichtiſchen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu ſpülen, und, will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundſchaft ſich zu curiren.

An Gräfin Conſtanze von Fritſch.

Weimar, den 30. November 1813.

Die Freundin war hinausgegangen
Um in der Welt ſich umzuthun,
Doch wird ſie bald nach Haus gelangen
Und auf gewohnte Weiſe ruhn.
Und neigt ſich dann das artige Köpfchen,
Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen,
Nach einem küſſenweichen Sitzchen;
So bietet freundlich Ihr das Mützchen.

An dieſelbe.

Bei Ueberſendung eines Penſée-Bouquets.

Weimar, den 27. Februar 1814.

Die deutſche Sprache wird nun rein,
Penſée darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man ſagt: Gedenke mein!
So hoff' ich ſoll uns niemand ſchelten.

An dieſelbe.

Bei ihrer Reiſe nach Petersburg.

Weimar, den 12. November 1815.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiſelauf
Unter Schneegeſtöber-Flocken
Suchſt Du mir was Liebes auf.

Derſelben.

Den 6. December 1816.

Dein Oſtgeſchenk weiß ich zu ſchätzen,
Von Weſten ſey Dir dieß gebracht.
An Dank hab' ich ſchon viel gedacht,
Doch will ſich's nicht ins Gleiche ſetzen.

Mystische Erwiederung.

Aus düstern Klosterhallen schallen
Verhaltne Seufzer und verhallen
An unsres Herzens Bebewand;
Dann soll auch unter Purpurthronen,
Safran-Gehängen prächtig wohnen,
Dem Du ein Auge zugewandt.

Alldort empfangen uns begeistet
Geschmacksgerüche; wer erdreistet
Des Doppelpaares hohen Preis?
Doch Kutt' und Purpur sind ergötzlich,
Gerüche, Schmücke überschätzlich
Dem der sich Deine Gnade weiß.

Mit einem buntgestickten Kissen.

Nicht soll's von Ihrer Seite kommen
Sobald es einmal Platz genommen; —
Mich denkend sieh es freundlich an,
Mich liebend lehne Dich daran.

Zu einer Handschrift

Friedrich's des Großen.

Das Blatt wo Seine Hand geruht
Die einst der Welt geboten,

Iſt herzuſtellen fromm und gut.
Heil Ihm dem großen Todten!

An Herrn Obriſtlieutenant von Bock.

Den 22. October 1813.

Von allen Dingen, die geſchehn,
Wenn ich es redlich ſagen ſollte,
So war's, Koſaken hier zu ſehn,
Nicht eben was ich wünſchen wollte.

Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Koſak mir lieb und gut.

An Herrn Regierungsrath Peucer.

Bei Ueberſendung eines rheinl. Ducaten.

Nein! frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elb' ich dazumalen.

Dresden, den 15. Auguſt 1813.

Jetzt, da man überm Rheine ficht,
Will ich mit Rheingold ſie bezahlen.

Weimar, den 16. Februar 1814.

An Herrn Obriſt von Geismar.

Weimar, am 21. October 1815, Nachmittags 3 Uhr.

Dem wir unſre Rettung danken
Aus den Händen wilder Franken,
Nimm zur Jahresfeier-Stunde
Heißen Wunſch vom treuſten Munde.

An Herrn Hofrath Förſter in Berlin.

Jena, den 27. September 1820.

Als an der Elb' ich die Waffen ihm ſegnete,
Dem Bekreuzten am Neckar begegnete
Da fehlte ihm noch das Dritte,
Der Gegenſatz zur ſiebenten Bitte.
Sie heißt: von allem Böſen
Mögeſt, Herr, uns gnädigſt erlöſen;
Hier heißt es: gieb das Beſte
Und mach' das Leben zum Feſte!
Da er nun auch das erfahren,
Möge Gott ihn lange bewahren.

Madame Catalani.

Carlsbad, am 14. Auguſt 1818.

Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört keiner je ſich ſatt:

Denn man erfährt zum erſtenmal,
Warum man Ohren hat.

Dem Grafen Loeben.

Carlsbad, den 18. Auguſt 1818.

Da Du gewiß, wie Du mir zugeſagt,
Nach meinem Scheiden feiern willſt mein Leben;
So laß mich Dir, da es noch beiden tagt,
Ein freundlich Wort zu Deinem Tage geben.

An Denſelben,

nach deſſen Tode den 3. April 1825.

Nun iſt's geſchehn! Dir hat ein herber Streich
Das ſchöne Lebensglück entriſſen;
Drum iſt es beſſer, auf der Stelle gleich
Die Freunde preiſen, die Geliebte küſſen.

An Herrn Abbate Bondi. (9.)

Den 5. Auguſt 1812.

Aus jenen Ländern ächten Sonnenſcheines
Beglückten oft mit Gaben der Gefilde:
Blumen reizend, Feigen ſüß und milde,
Der Mandeln Milch, die Feuerkraft des Weines.

So manches Muſenwerk erregte meines
Nordländ'ſchen Geiſtes innigſte Gebilde,
Wie an Achilleus lebensreichem Schilde
Erfreut' ich mich des günſtigſten Vereines.

Und daß ich mich daran begnügen könnte
War mir ſogar ein Kunſtbeſitz bereitet,
Erquickend mich durch Anmuth wie durch Stärke.

Doch nichts erſchien im größeren Momente,
Voll innern Werths, von ſo viel Glück begleitet,
Als durch Louiſen, Bondi, Deine Werke.

Gräfin O'Donell (10.)

als Eleonore.

(Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung.)

Teplitz, 1813.

Wenn's jemand ziemt, zu ſprechen mit Vertrauen,
So ziemt es mir: ich ſtelle heut den Chor
Gebildeter und liebevoller Frauen,
Der ſich ſo gern um Sie verſammelt, vor.
Mir iſt vergönnt, an Ihr hinaufzuſchauen,
Mich zu erquicken an dem friſchen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt
Und Frauenwürde ewiglich beſtätigt.

An Gräfin O'Donnel. (11.)

Carlsbad, den 8. August 1818.

Ich dachte Dein, und Farben bunt erſchienen,
Im Sonnenglanz mir vorm Geſicht,
Von Blättern ſah ich mancherlei ergrünen,
Da waren Roſen, auch Vergiß-mein-nicht!
Pfeile dazwiſchen, golden anzuſchauen,
Durchſcheinend alles, rings ein goldner Kranz;
Und angeſtimmt das hohe Lob der Frauen —
Nun Becher, zu der Freundin! Bleibe klar und ganz.

An Gräfin O'Donell. (12.)

Carlsbad den 1. Mai 1820.

Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch Ihr Becher ſteht;
Doch nur wenigen bekannt wird
Was von Ihrem Grabe weht;

Sag' ich: Freundin! halte heilig
Was dir von der Holden blieb,
Die ſo groß — ach übereilig!
Von den Allertreuſten ſchied.

Uns, den Liebenden, den Treuen,
Sey nun weiter nichts begehrt;
Nur iſt, wenn wir Sie erneuen,
Unſer Leben etwas werth.

Herrn Staats-Miniſter von Voigt

zu deſſen Jubiläum

am 27. September 1816. (12.)

Von Berges Luft, dem Aether gleich zu achten,
Umweht, auf Gipfelfels hochwaldiger Schlünde,
Im engſten Stollen, wie in tiefſten Schachten
Ein Licht zu ſuchen, das den Geiſt entzünde,
War ein gemeinſam koſtliches Betrachten,
Ob nicht Natur zuletzt ſich doch ergründe?
Und manches Jahr des ſtillſten Erdelebens
Ward ſo zum Zeugen edelſten Beſtrebens.

Im Garten auch wo Dichterblumen ſproſſen,
Den äußern Sinn, den innern Sinn erquicken,
Gelabtes nicht vor luſtigen Geſchoſſen
Wie ſie Eroten hin und wieder ſchicken,
Da haben wir der Stunden viel genoſſen
An friſch belebter Vorwelt heitern Blicken,
Geſellend uns den ewig thenren Geiſtern,
Den ſtets beredten, unerreichten Meiſtern.

Dahin bewegten wir, von dornigen Pfaden
Verworrnen Lebens, gern die müden Schritte,
Dort fanden ſich, zu gleicher Luſt geladen,
Der Männer Tiefſinn, Frauengeiſt und Sitte,
Und Wiſſenſchaft und Kunſt und alle Gnaden
Des Muſengottes, reich, in unſrer Mitte;
Bis endlich, längſt umwölkt, der Himmel wetterte,
Das Paradies und ſeinen Hain zerſchmetterte.

Nun aber Friede tröſtend wiederkehret,
Kehrt unſer Sinn ſich treulich nach dem Alten,
Zu bauen auf was Kampf und Zug zerſtöret,
Zu ſichern wie's ein guter Geiſt erhalten. —
Verwirrend iſt's wenn man die Menge höret:
Denn jeder will nach eignem Willen ſchalten;
Beharren wir zuſammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köſtlichſten Gewinne.

Dem Fürſten Hardenberg.

Zum ſiebzigſten Geburtstag. (18.)

Wer die Körner wollte zählen
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen
Solchem Strome nachzuſinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken
Wenn wir in Dein Leben ſchauen,
Freien Geiſt in Erdeſchranken,
Feſtes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügſam glückliche Geſchäfte.
Segen Dir von Mund zu Munde!
Neuen Muth und friſche Kräfte!

An Lord Byron. (15.)

1823.

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelſten zu wandern,
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich dem, den ich ſo lang begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne ſagen?
Ihm der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt das tiefſte Weh zu tragen.

Wohl ſey ihm doch wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt ſich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt mög' er Sich kennen.

Ottilien von Goethe. (16.)

Ehe wir nun weiter ſchreiten
Halte ſtill und ſieh Dich um:
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten,
Und ſie ſind auch wieder ſtumm.

Was Du mir als Kind geweſen,
Was Du mir als Mädchen warſt,
Magſt in Deinem Innern leſen,
Wie Du Dir es offenbarſt.

Deiner Treue ſey's zum Lohne,
Wenn Du dieſe Lieder ſingſt,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-ſchöne Knaben bringſt.

An Geheimerath von Willemer. (17.)

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würd'ge Schranken,
Goldnetes hab' ich genoſſen
Als ich Euch ins Herz geſchloſſen.

Goldner glänzten ſtille Fluthen
Von der Abendſonne Gluthen,
Goldner blinkte Wein, zum Schalle
Glockenähnlicher Kryſtalle.

Weiſen Freundes goldne Worte
Lispelten am Schattenorte,
Edler Kinder treu Bekenntniß
Elterliches Einverſtändniß,

Goldnes Netz das Euch umwunden!
Wer will deſſen Werth erkunden?
Wie dem heilgen Stein der Alten
Muß ſich Golde Gold entfalten.

Und ſo bringt vom fernen Orte
Dieſes Blatt Euch goldne Worte,
Wenn die Lettern ſchwarz gebildet
Liebevoll der Blick vergüldet.

An Grafen Paar. (18.)

Carlsbad den 12. August 1818.

Der Berge denke gern, auch des Gesteins,
Sie waren Zeugen freundlichsten Vereins,
Zutrauen schnell gegeben, schnell gefunden
Beschleunigte das Glück gezählter Stunden.
Behagen schaut nicht vorwärts, nicht zurück,
Und so verewigt sich der Augenblick!

An Grafen Paar. (19.)

Carlsbad am 16. August 1818. Nachts.

Dem Scheidenden ist jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt:
Ein Zeuge bleibt's wie sinnig sie gewandelt.
So wird ein Nichts zum höchsten Schatz verwandelt.

Wenn aber solche Gabe tiefen Werth,
Gestaltet, mit sich führt, für sich allein
Dem Sinn des Künstlers wünschenswerth begegnete;
Wie muß das nun ein Schatz der Schätze seyn,
Wenn ihn der Freund im Scheiden treulich segnete!

Der Gräfin Titinne O'Donell,

die eine meiner Schreibfedern verlangte. (20.)

Als der Knabe nach der Schule,
Das Pennal in Händen, ging
Und mit ſtumpfer Federſpule
Lettern an zu kritzeln fing,
Hofft' er endlich ſchön zu ſchreiben
Als den herrlichſten Gewinn;
Doch daß das Geſchriebne bleiben
Sollte, ſich durch Länder treiben,
Gar ein Werth der Federſpule,
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemelſtuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.

Derſelben. (21.)

Die abgeſtutzten, angetauchten,
Die ungeſchickten, vielgebrauchten
Haſt du, die Freundliche, gewollt.
Nun aber nimm ein friſch Gefieder
Das aufzuzeichnen ſüße Lieder
Allſchönſter Tage Dir gefollt.

An Gräfin Jaraczewska. (22.)

Mit einem neu eingebundenen Exemplar von Fouqué's Undine.

Carlsbad den 5. September 1818.

Da ſieht man wie die Menſchen ſind:
Nur Leidenſchaft und kein Gewiſſen!
Wie haben ſie dem ſchönen Kind
Das Röckchen halb vom Leib geriſſen!
Doch mir begegnete das Glück in ſpäter Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich neiden:
Dir, Freundin, dank' ich die Gelegenheit
Den holden Schatz von Kopf bis Fuß zu kleiden.

An Fürſt Biron von Curland. (23.)

Carlsbad den 8. September 1818.

Als Luther's Feſt, mit gläubiger Schaar,
Im vorigen Herbſt gefeiert war,
Dacht' ich es brauche hundert Jahr
Um es mit Würde zu erneuen;
Doch beim verliehnen Ehrenbild,
Wie ernſt es iſt und kräftig mild,
Beim Hercules und ſeinem Schild
Kann ich der Feier mich an jedem Tage freuen.

Grafen Carl Harrach. (24.)

Carlsbad den 25. Sept. 1819.

Die ſich herzlich oft begrüßten,
Die das Leben ſich verſüßten,
Führt ein guter Geiſt zur Stelle
Wieder an dieſelbe Quelle!
Treues Wirken, reines Lieben
Iſt das Beſte ſtets geblieben.

Der vollkommenen Stickerin. (25.)

Marienbad, am 28. Auguſt 1821.

Ich kam von einem Prälaten,
Dem die herrlichſten Stolen
Ueber die Schulter hingen,
Worauf unverholen
Wunderthaten
Der Heiligen auf und nieder gingen.

Mir aber war ein andres beſcheert:
Lieblichſte Blumen-Gehänge,
Farbenglanz und Uebergange
Wie Natur den Künſtler belehrt.
Ein allerliebſtes Frühlings-Gelände,
Mit Nadeln zierlich ſchattirt und gebrochen;
Daß, wäre ſelbſt das Herz durchſtochen,
Man es gewiß gar wohl empfände;
Und werd' es nur zu Feiertagen
Süßer Namen und lieber Geburten tragen.

Mit des Dichters Portrait. (26.)

Den 2. April 1819.

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden,
Als die Frucht geſpeiſ't geworden
Eilt ſich wieder einzuſtellen
Das Gehäus woher es kommen.
Bringet keine ſüßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernſt Geſichte
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

An Freund Melliſh. (27.)

Durch Vermittlung einer Theuren
Geht ein Täſchchen bis zur Elbe
Kommt, vom Freunde zu betheuren:
Immer bleibet er derſelbe.

Immer wie in Dornburgs Gauen,
Wo, beim allerbeſten Weine,
Waren hell im Sonnenſcheine
Berg' und Thäler anzuſchauen.

Du nun an der reichen Elbe,
An dem ſpiegelbreiten Fluſſe,
Weit entfernt vom trauten Kuſſe
Bleib' auch immerfort derſelbe.

An Fräulein Caſimira Wotowska. (28.)

Dein Teſtament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollendet,
Vermächtniß nach Vermächtniß ausgeſpendet,
Zufrieden jeder ſeinen Theil zu haben,
Doch wenn Du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär' es der dem Du Dich ganz vermachteſt.

Geſendet von Marienbad
einer Geſellſchaft verſammelter Freunde
zum 28. Auguſt 1823. (29.)

In Hygiea's Form beliebt's Armiden
Im Waldgebirg ſich Schlöſſer aufzubauen,
Verſpricht dem Kranken Heil, dem Lebensmüden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen;
Dem halb Geneſenen ſchnell zu heiterm Frieden
Entfaltet ſich ein Kreis erleſ'ner Frauen,
Dann weiß ſie uns nach aller Art zu kirren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.

So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthiſch Weſen,
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen ſich ein Kreis erleſen,
Wo er ſich mir und ich mich ihm verpflichtet,
Dort fühl' ich mich vollkommener geneſen.
So trägt es mich zum ehrenvollen Feſte,
Schon bin ich da! -- Geſegnet alle Gäſte.

Marienbad 1823. (30.)

Du hatteſt längſt mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein ſüßer Mund blickt uns gar freundlich an
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

Tadelt man daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben,
Tadel iſt von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten,
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.

Du Schüler Howard's, wunderlich
Siehſt Morgens um und über dich
Ob Nebel fallen, ob ſie ſteigen,
Und was ſich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne ballt ſich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig ſchweifen
Gefiedert weiße luſtige Streifen;
Doch unten ſenkt ſich grau und grauer
Aus Wolkenſchicht ein Regenſchauer.

Und wenn bei ſtillem Dämmerlicht
Ein allerliebſtes Treugeſicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du ob's heitert? ob es regnet?

Wenn ſich lebendig Silber neigt,
So giebt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts ſteigt
Iſt blaues Zelt zugegen.
Auch ſinke viel, es ſteige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb-lebend'gen Herzens.

Du gingſt vorüber? Wie! ich ſah dich nicht;
Du kamſt zurück, dich hab' ich nicht geſehen —
Verlorner, unglückſel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie ſoll mir das geſchehen?

Doch tröſt' ich mich und du verzeihſt mir gern,
Entſchuldigung wirſt du mit Freude finden;
Ich ſehe dich, biſt du auch noch ſo fern!
Und in der Nähe kannſt du mir verſchwinden.

Am heißen Quell verbringſt du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwiſt;
Denn wie ich dich ſo ganz im Herzen trage
Begreif' ich nicht wie du wo anders biſt.

An Madame Marie Szymanowska. (31.)

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Beklommnes Herz das allzuviel verloren?
Wo ſind die Stunden überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!

Trüb iſt der Geiſt, verworren das Beginnen;
Die hehre Welt wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelsſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu bringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und ſo das Herz erleichtert merkt behende
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte ſich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

In das Stammbuch
der Frau Hofmarſchall von Spiegel.

Januar 1821. (32.)

Der Dichtung Faden läßt ſich heut nicht faſſen;
Ich bitte mir die Blätter weiß zu laſſen!

Am 25. Februar 1821.

Seit jenen Zeilen bis zum heutigen Tage
Sind faſt zweihundert Wochen fortgeſchritten,
Und immer iſt es noch die alte Klage
Als laſſe ſich die Muſe nicht erbitten;

Doch wenn ich ſie im Stillen ernſtlich frage,
Verſetzt ſie mich, mit Adlerflug, in mitten
Von jener Feier einzigen Augenblicken,
Wie es erſcholl im freudigſten Entzücken:

„Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr ſeht ſie hier!
Als Kaiſerskind trägt ſie die Goldgewänder,
Und doch iſt ſie des Schmuckes höchſte Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwiſchen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohſte Morgengabe:
Ein Liebespfand iſt mehr als Gut und Habe.“

„Da ſprach das Lied, ſo heiter als bedächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft,
Dem, wie er ſchon in Waffen groß und mächtig,
Auch Liebe nun das höchſte Glück verſchafft.
Als Pilger klug, als Gaſt freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt ſie weggerafft,
Zum ſchönſten Glück, zum höchſten Mutterloose:
Von ihnen ſtammt Pipin und Carl der Große.“

Wie denn das Gute, Schöne nimmer ſchwindet
Und, immer wirkend, immer ſich erhält,
Sich ungeſäumt zum höchſten Wahren findet,
Als lebend zu Lebendigem geſellt;
Und glücklich iſt wer ihnen ſich verbindet,
Beſtändig bleibt ihm die bewegte Welt;
So war's auch mir im Augenblick, dem ſüßen,
Nach langer Zeit die Freundin zu begrüßen.

Der zierlichſten Undine. (33.)

Gieb acht! es wird dir allerlei begegnen,
Biſt du im Trocknen wird es regnen,
Zum Schwimmen wird die Welle ſich verſagen,
Wen aber haſt du deßhalb anzuklagen? —
Merkſt du nicht eiferſücht'gen Zorn?
Ein Lächeln wird er wohl verdienen;
Und du verzeihſt dem Onkel Kühleborn,
Man ſagt ihm nach er liebe ſelbſt Undinen.

Reichthum und Blüthe. (34.)

Blumen und Gold zugleich
Machen reich.
Goldnen Rahmen ſiehſt Du erfüllt
Mit Deinem Bild.
Sieh nur wie köſtlich es iſt
Was Du haſt und biſt.

An ****.

Mit einem in eines geſchlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz. (35.)

Myrt' und Lorbeer hatten ſich verbunden;
Mögen ſie vielleicht getrennt erſcheinen,
Wollen ſie, gedenkend ſel'ger Stunden,
Hoffnungsvoll ſich abermals vereinen.

An Geſunde und Geneſende.

Das holde Thal hat ſchon die Sonne wieder
Mit Frühlingsblüth' und Blumen angefüllt,
Die Nachtigall ſingt immer neue Lieder
Dem Hochgefühl das ihr entgegen quillt;
Erfreue dich der gottverliehnen Gaben!
Froh, wie er dich erſchuf, will er dich haben.

Julien Gräfin Egloffſtein. (36.)

Freundlich werden neue Stunden
Zu vergangnen ſich geſellen,
Blüthen, Blumen wohl empfunden
Bleiben ewig Immortellen.

Derſelben.

Reiſe-Segen. (37.)

Sey die Zierde des Geſchlechts! —
Blicke weder links noch rechts;
Schaue von den Gegenſtänden
In Dein Innerſtes zurück;
Sicher traue Deinen Händen,
Eignes fördre, Freundes Glück.

An Julien.

Zur Dresdner Reise. (38.)

Ein guter Geist ist schon genug,
Du gehst zu hundert Geistern,
Vorüber wandelt Dir ein Zug
Von großen, größern Meistern.
Sie grüßen alle Dich fortan
Als seinen Jung-Gesellen,
Und winken freundlich Dich heran
Dich in den Kreis zu stellen.
Du stehst und schweigst am heil'gen Ort
Und möchtest gerne fragen,
Am Ende ist's ein einzig Wort
Was sie Dir alle sagen.

Entoptische Farben.

An Julien.

Laß Dir von den Spiegeleien
Unsrer Physiker erzählen,
Die am Phänomen sich freuen,
Mehr sich mit Gedanken quälen.

Spiegel hüben, Spiegel drüben,
Doppelstellung auserlesen;
Und dazwischen ruht im Trüben
Als Krystall das Erdewesen.

Dieſes zeigt, wenn jene blicken,
Allerſchönſte Farbenſpiele,
Dämmerlicht, das beide ſchicken,
Offenbart ſich dem Gefühle.

Schwarz wie Kreuze wirſt du ſehen,
Pfauenaugen kann man finden;
Tag und Abendlicht vergehen
Bis zuſammen beide ſchwinden.

Und der Name wird ein Zeichen,
Tief iſt der Kryſtall durchdrungen:
Aug' in Auge ſieht dergleichen
Wunderſame Spiegelungen.

Laß den Macrocosmus gelten,
Seine ſpenſtiſchen Geſtalten!
Da die lieben kleinen Welten
Wirklich Herrlichſtes enthalten.

An Julien. (39.)

Von ſo zarten Miniaturen,
Wie der ſchönen Hand ſie glücken,
Schreiteſt Du auf breitere Spuren
Wichtiger umher zu blicken.

Heil den ernſteren Geſchäften!
Seligen Erfolg zu ſchauen,
Einigeſt zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

Julien. (40.)

Abgeſchloſſen ſey das Buch,
Es enthält fürwahr genug;
Was davon Dich kann erfreuen
Wird ſich immerfort erneuen,
Und was mag dem Schreiben frommen,
Als ein baldig Wiederkommen.

Herrn Kanzler von Müller. (41.)

Weimar, den 13. April 1822.

Will ſich's wohl ziemen Dir zum zweitenmale
Dieſelbe Gabe feſtlich darzubringen?
Den Dichter-Trank in Deiner eignen Schale
Und nur dazu das alte Lied zu ſingen?
So ſey es denn! — Es bleiben alte Lieder
Den Chriſt-Gemeinden wie gewohnt erbaulich;
Und hört er Freundes Wunſch und Segen wieder,
Er findet ſie wie immer lieb und traulich.

Herrn Grafen Caspar Sternberg.

Wenn mit jugendlichen Schaaren
Wir beblümte Wege gehn,
Iſt die Welt doch gar zu ſchön!
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Edler uns geſellt,
O wie herrlich iſt die Welt!

An Denſelben,

bei ſeiner Abreiſe aus Weimar.

Mit der Taſchenausgabe meiner Werke.

Oedem Wege, langen Stunden
Unterhaltung ſey geſunden
Durch des Freundes Lieb' und Pflicht:
Kleine Bändchen, kurz Gedicht.

An Alexander von Humboldt.

Weimar, den 12. Juni 1816.

An Trauertagen
Gelangte zu mir Dein herrlich Heft!
Es ſchien zu ſagen:
Ermanne dich zu fröhlichem Geſchäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Geſetzen;
Das wußteſt du ja ſonſt zu ſchätzen,
Erheitre ſo, durch mich, dein ſchwer bedrängt Gemüth!

An Sulpiz Boiſſerée.

Epiphanias 1816.

Haſt den Anker feſt im Rheine liegend
Für das wohl beladne Schiff,
Bleibe doch in Neckarbuchten ſchmiegend
Hier iſt kein Korallenriff.

Aber da wo jeder Tag erzeuget
Hinderniß auf Hinderniſſe thürmend auf,
Oder ſchlimmer noch ſie wiegend beuget,
Richtetest Du wohl dahin den Lauf?

An Klinger.

Mit einem Bilde des elterlichen Hauſes zu Frankfurt.

An dieſem Brunnen haſt auch Du geſpielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderſtab aus frommer Mutter Hand
Nahmſt Du getroſt ins fernſte Lebens-Land,
Und magſt nun gern verloſchnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des erſten Schritts Dich freun.

Eine Schwelle hieß ins Leben
Uns verſchiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben, —
Drum auf frohes Wiederſehn!

Mit der Jubiläums-Medaille.

1826.

Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maaß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt ſchwärmende Gedanken.

An Gräfin Caroline von Egloffſtein.

Was dem Auge dar ſich ſtellet,
Sicher glauben wir's zu ſchaun,
Was dem Ohr ſich zugeſellet,
Giebt uns nicht ein gleich Vertraun;
Darum Deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte
Uebrig läßt er keinen Wahn.

Der geprüften Freundin

Caroline Gräfin von Egloffſtein

am 1. Januar 1828.

(Folgende Gedichtchen beziehen ſich auf ein Stammbuch der Gräfin, deſſen Decke geſchmackvoll verziert war, die Vorderſeite mit einem Bildchen des römiſchen Hauſes im Park zu Weimar, die Rückſeite mit der Einſiedelei daſelbſt.)

Lina! Dir zum neuen Jahr
Bring' ich ſchnell den Commentar
Deiner ſchön geſchmückten Decke.
Früheres bewährt ſich treu,
Neuen Tagen ſey es neu,
Und ſo weiter eine Strecke!

Vorderſeite.

Römiſch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der ächte deutſche Sinn,
Ja der Weltſinn iſt Gewinn.

Rückſeite.

Der's gebaut vor funfzig Jahren
Sieht es noch am Wege ſtehn,
Liebespaar vorübergehn,
Wie wir andern damals waren
Als die Büſche lieblich kühlten,
Lichter in dem Schatten ſpielten;
Wo ſich Liebende verſtanden,
Immer ſuchten, oft ſich fanden
Zu geſellig friſchem Leben,
Wie wir's euch nun übergeben.

Meinem Freunde von Knebel (42.)

zum 30. November 1817.

Luſtrum iſt ein fremdes Wort!
Aber wenn wir ſagen:
Luſtra haben wir am Ort
Acht bis neun ertragen,
Und genoſſen und gelebt,
Und geliebt bisweilen;
Wird, wer nach dem Gleichen ſtrebt,
Heute mit uns theilen.
Wenn wir ſagen: das iſt viel!
Denn das Leben ſtreuet
Blum' und Dorne! — Ziel iſt Ziel!
Das uns heute freuet.

An Bernhard von Knebel. (43.)

Weimar, den 30. Novbr. 1820.

Den November, den dreißigſten,
Feire ſtets als heiligen Tag
Mit Opfern, wie's nur dem fleißigſten,
Dem beſten Sohne gelingen mag:
Denn der Vater iſt heut geboren,
Der dich liebt wie's billig iſt.
Kindlein, ſey ihm zugeſchworen!
Freude nur bringt was willig iſt.

Als kleinen Knaben hab' ich Dich geſehn,
Mit höchſtem Selbſtvertraun der Welt entgegengehn;
Und wie ſie Dir im Künftigen begegnet,
So ſey getroſt, von Freundes Blick geſegnet.

Jena, den 29. März 1817.

An Gräfin Marie von Einſiedel,

geboren Jena den 18. October 1819.

Zum Taufage den 30. October 1819

treuliches Eingebinde. (44.)

Töchterchen! nach trüben Stunden
Zu der Eltern Luſt erſchienen,

Haſt ſo jung das Glück gefunden
Den Geliebteſten zu dienen.
Mögeſt Du den frohſten Stunden
Ihres Lebens blühend grünen.

Wiegenlied

dem jungen Mineralogen

Walter von Goethe.

Den 21. April 1818. (15.)

Singen ſie Blumen der kindlichen Ruh,
Käfer und Vögel und Thierchen dazu;
Aber Du wacheſt, wir treten herein,
Bringen was ruhiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein luſtiges Spiel!
Was man auch würfe und wie es auch fiel.
Kindiſchen Händchen entſchnickt ſich ſo fein,
Knöchlein und Bohnen und Edelgeſtein.

Knabe, Du ſieheſt nun Steine behaun,
Ordnend ſich fügen, zu Häuſern ſich baun.
Wohl! Du verwunderſt Dich, ſtimmeſt mit ein:
Das iſt wahrhaftig ein nützlicher Stein!

Spielſt du mit Schuſſern, das Kügelchen rollt,
Dreht ſich zur Grube ſo wie Du gewollt,
Läufeſt begierig auch hinter ihm drein,
Das iſt fürwahr wohl ein luſtiger Stein!

Steinchen um Steinchen verzettelt die Welt,
Wiſſende haben's zuſammen geſtellt;

Trittſt Du begierig zu Sälen herein,
Siehſt Du zuerſt nicht den Stein vor dem Stein.

Doch unterſcheideſt und merkeſt genau:
Dieſer iſt roth und ein andrer iſt blau,
Einer, der klärſte, von Farben ſo rein,
Farbig erblitzet der edelſte Stein.

Aber die Säulchen wer ſchliff ſie ſo glatt,
Spitzte ſie, ſchärfte ſie glänzend und matt?
Schau in die Klüfte des Berges hinein,
Ruhig entwickelt ſich Stein aus Geſtein.

Ewig natürlich bewegende Kraft
Göttlich geſetzlich entbindet und ſchafft;
Trennendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geiſter und unten der Stein.

Nun! wie es Vater und Ahn Dir erprobt
Gott und Natur und das All iſt gelobt!
Komme! der Stiftende führet Dich ein
Unſerem Ringe willkommener Stein!

Zum Geburtstag,

mit meinen kleinen Gedichten.

Jena, den 22. Mai 1817. (46.)

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet
Sey dieſer auch Ihr zugewandt,
Und wenn Sie hier Bekannte findet
So hat Sie ſich vielleicht erkannt.

In ein Stammbuch.

Wen ein guter Geiſt beſeſſen
Hält ſich das Gedächtniß rein;
Alles Uebel ſey vergeſſen
Eingedenk der Luſt zu ſeyn!
Bleib' ein fröhliches Vermächtniß
Jed' Ergötzen, jede Ruh;
So belebe Dein Gedächtniß
Und dann denke mich dazu!

In das Stammbuch
meinem lieben Enkel

Walter von Goethe.

unter folgende Worte Jean Paul's:

„Der Menſch hat dreißig Minuten; eine zu lächeln, eine zu ſeufzen, und eine halbe zu lieben: dann müßte in dieſer Minute ſterben er."

Ihrer ſechzig hat die Stunde,
Ueber tauſend hat der Tag;
Söhnchen, werde Dir die Kunde
Was man alles leiſten mag.

Find' in dieſer Büchlein Reihe
Manches Alte, manches Neue!
Sie, zu ihnen wiederkehrend,
Stets erfreuend, oft belehrend.

Viel gute Lehren ſtehn in dieſem Buche;
Summir' ich ſie, ſo heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend ſieh umher und freundlich ſuche,
So findeſt du was Geiſt, und Herz ergötzt.

Schul-Pforta.

Ehre, Deutſcher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe ſpielte ſinnig
Klopſtock einſt auf dieſem Platz.

An dem ſtillbegränzten Orte
Bilde Dich ſo wie's gebührt,
Jüngling! öffne Dir die Pforte,
Die ins weite Leben führt.

An Demoiſelle Sontag.

Ging zum Pindus, Dich zu ſchildern;
Doch geſchah's zu meiner Qual:
Unter neun Geſchwiſter-Bildern
Wogte zweifelnd Wahl um Wahl.
Phöbus mahnt mich ab vom Streben:
Sie gehört zu unſerm Reich;
Mag ſie ſich hieher begeben
Findet wohl ſich der Vergleich.

Daß man in Güter dieſer Erde
Zu theilen ſich beſcheiden werde —
Singt manches alt und neue Lied.
Und wären's zarte Liebes-Gaben,
Mit wem wir ſie zu theilen haben
Das macht den großen Unterſchied.

Die Gegenwart weiß nichts von ſich.
Der Abſchied fühlt ſich mit Entſetzen,
Entfernen zieht dich hinter dich,
Abweſenheit allein verſteht zu ſchätzen.

An Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Wenn über die ernſte Partitur
Quer Steckenpferdlein reiten;
Nur zu! auf weiter Töne-Flur
Wirſt manche Luſt bereiten,
Wie Du's gethan mit Lieb' und Glück,
Wir wünſchen Dich alleſammt zurück.

Wenn das Talent verſtändig waltet,
Wirkſame Tugend nie veraltet.
Wer Menſchen gründlich konnt' erfreun,
Der darf ſich vor der Zeit nicht ſcheun;
Und möchtet ihr ihm Beifall geben,
So gebt ihn uns, die wir ihn friſch beleben.

G....'s Feder an ....

Was ich mich auch ſonſt erkühnt,
Jeder würde froh mich lieben:
Hätt ich treu und frei geſchrieben,
All das Lob, das Du verdient.

An Madame Milder,

mit einem Exemplar der Iphigenie.

Dieß unſchuldvolle fromme Spiel,
Das edlen Beifall ſich errungen,
Erreichte doch ein höheres Ziel
Von Gluck betont, von Dir geſungen.

An Herrn Genaſt,

bei Abgabe ſeiner Regie, unter zwei Handzeichnungen geſchrieben. 1816.

Zur Erinnerung trüber Tage,
Voll Bemühen voller Plage.

Zum Erinnern ſchöner Stunden
Wo das Rechte war gefunden.

An

Frau Oberkammerherrin von Egloffſtein.

Den 27. December 1816.

Viel geduldetes, genoßnes,
Halb verſchwiegnes, laut ergoßnes,
Ward in ferner Welt verthan;
Aber jene guten Zeiten,
Tiefurts Thal, ätheriſche Weiten,
Gehen Dich beſonders an.

An Dieſelbe.

Muſterſtuhl für Schmerz und Sorgen
Willſt mir, theure Freundin, borgen?
Nimm ihn wieder! Troſt und Segen
Soll er Dir zu Häupten legen.

In ein Stammbuch.

Lieblich iſt's im Frühlings-Garten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick ſolcher Züge
Thut ſo Seel' als Geiſt Genüge,
Ja, zu Lieb und Treu bekennt
Sich der Freund wie er ſich nennt.

An Madame Genaſt,
zum Geburtstage.

Weimar den 31. Januar 1822.

Treu wünſch' ich Dir zu Deinem Feſt
Das Beſte, was ſich wünſchen läßt;
Doch wünſcht' ich mir zum Lebens-Kranze
Dich anzuſchaun in Deinem Glanze;
Dich ſelbſt in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

An Frau von Stein, geb. von Schardt.

Den 25. December 1815.

Daß Du zugleich mit dem heiligen Chriſt
An Einem Tage geboren biſt,
Und Auguſt auch, der werthe, ſchlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke,
Dieß giebt, in tiefer Winters-Zeit,
Erwünſchteſte Gelegenheit
Mit einigem Zucker Dich zu grüßen,
Abweſenheit mir zu verſüßen,
Der ich, wie ſonſt, in Sonnenferne,
Im Stillen liebe, leide, lerne.

Mit einem zierlichſt-aufgetrockneten Blumenkranze.

Sie.

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich Dir zum Angebinde,
Unvergängliches zu bieten
War mir leider nicht beſchieden.

In den leichten Blumenranken
Lauſchen liebende Gedanken,
Die in leiſen Tönen klingen
Und Dir fromme Wünſche bringen.

Und ſo bringt vom fernen Orte
Dieſes Blatt Dir Blumenworte,
Mögen ſie vor Deinen Blicken
Sich mit friſchen Farben ſchmücken!

Erwiederung.

Er.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgenſonne,
Aber leuchten keine Wonne,
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendeſt nun in zarten Kreiſen
Die von Dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willſt Du mir beweiſen:
Du empfindeſt in der Ferne

Was ich in der Fern' empfinde,
So als wär' kein Raum dazwiſchen;
Und ſo blühen auch geſchwinde
Die getrockneten mit friſchen.

Blumen ſah ich, Edelſteine,
Ihr beim Lebewohl zu Handen:
Segnet ſie die Gute, Reine
Hier am Orte, wo wir ſtanden.

Den 17. Mai 1828.

Das Kleinod, das Vergißmeinnicht
Als gegenwärtiges künftiges Glück,
Sie kehren gern zu dir zurück.
Zwei Schätze ſind's von großem Werth,
Die alt und junger Sinn begehrt;
Wenn Kleinod unſern Blick beſticht,
Zum Herzen reicht: Vergißmeinnicht!

Schön und köſtlich iſt die Gabe,
Wohl enträthſelt das Verlangen;
Daß die Weihe ſie empfangen,
Bleibet aber ungewiß.

Wäre das nicht nachzubringen?
Was Er ſittſam nicht entraubte,
Wenn Sie ſich's nun ſelbſt erlaubte!!
Hudhud geh und melde dieß.

Wenn ich mir in ſtiller Seele
Einge leiſe Lieder vor:
Wie ich fühle, daß ſie fühle,
Die ich einzig auserkohr;
Möcht' ich hoffen, daß ſie ſänge,
Was ich ihr ſo gern vertraut;
Ach! aus dieſer Bruſt und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

Eile zu Ihr,
Klein und gedrängt!
Ach was an dir
Für Erinnerung hängt!

An Sie.

1829.

Iſt das Chaos doch, beim Himmel!
Wie ein Maskenball zu achten.
Welch ein wunderlich Getümmel!
Allerlei verſchiedne Trachten!

Aber ich will es benutzen
Wie die andern Maskenbälle,
Nicht mich eitel aufzustutzen;
Unbekannt auf alle Fälle

Will ich Dir in Reimen sagen,
Was ich gern in Prosa sagte,
Wenn es Dir nach mir zu fragen
Nur im mindesten behagte.

Du allein kannst mich entdecken,
Du allein wirst mich verstehen,
Willst Du trösten, willst Du necken,
Und so mag es weiter gehen.

An Sie.

1829.

Bist Du's nicht, so sey vergeben
Daß Du es im Scherz genommen;
Bist Du's aber, sey ein Leben
Aus der Heiterkeit willkommen!

Und es wird sich leicht erschürfen
Ob wir beide Gleiches meinen;
Fragen wir was wir bedürfen,
Und wir werden uns vereinen.

Wenn Du kommst, es muß mich freuen,
Wenn Du gehst, es muß mich schmerzen;
Und so wird es sich erneuen
Immerfort in beiden Herzen.

Fragſt Du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forſchen Antwort geben;
Wenn ich frage, wirſt Du zierlich
Mit der Antwort mich beleben.

An Sie.

1829.

Schmerzen, welche Dich berührten,
Rühren mich in gleicher Strenge;
Wenn die Feſte Dich entführten,
Folg' ich Dir zur heitern Menge.

Drängt ſich dann in Wechſeltagen
Wildes Rauſchen, ruhig Fließen,
Eins iſt leichter zu ertragen,
Eins iſt beſſer zu genießen.

Prüfung braucht es! Doch bei Zeiten
Ueberzeugung ſtill und ſüße,
Ehe ſich ein Glück bereiten,
Sich Vertraun gewinnen ließe.

Solch ein Feuer nie verlodert
In dem angefochtnen Leben;
Iſt es zwar ſehr viel gefodert,
Iſt doch auch ſehr viel gegeben.

1829.

Stark von Fauſt gewandt im Rath,
Liebt er die Hellenen;
Edles Wort und ſchöne That
Füllt ſein Aug mit Thränen.

Liebt den Säbel, liebt das Schwert,
Freut ſich der Gewehre;
Säh' er, wie ſein Herz begehrt,
Sich vor muth'gem Heere!

Laßt ihn der Historia,
Bändigt euer Sehnen;
Ewig bleibt ihm Gloria,
Bleiben uns die Thränen.

Stammbuchs-Weihe.

Meinem lieben Wölfchen.

(Wolfgang von Goethe.)

Den 28. März 1826.

Eile, Freunden dieß zu reichen,
Bitte ſie um eilig Zeichen,
Eilig Zeichen, daß ſie lieben!
Lieben, das iſt ſchnell geſchrieben,
Feder aber darf nicht weilen,
Liebe will vorüber eilen.

In ein Notenheft.

Hörſt du reine Lieder ſingen,
Ohr iſt eins mit deiner Bruſt;
Siehſt du Farben um dich klingen,
Wirſt du deines Aug's bewußt.
In das Innere zu dringen
Giebt das Aeußre Glück und Luſt.

Deßgleichen.

Zuerſt im ſtillſten Raum entſprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort;
Wie es in Geiſt und Seel erklungen
So hallt's nach allen Seiten fort.

An ...

Du! ſchweige künftig nicht ſo lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein;
Und laß bei jedem frommen Sange
Die Glänzendes zur Seite ſeyn.

In ein Stammbuch.

Zum Bildchen: Ruine Pleß
bei Göttingen.

Auf dieſen Trümmern hab' ich auch geſeſſen,
Vergnügt getrunken und gegeſſen,
Und in die Welt hinaus geſchaut:
War aber wenig nur erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte keiner;
So war die ganze Welt umgraut.
Ihr wißt ja ſelbſt was ſie erheitert,
Die Horizonte ſtufenklar erweitert.

In ein Stammbuch.

Zum Bildchen von Ulrich's Garten.

Daß zu Ulrich's Gartenräumen
Soll ein Verslein mir erträumen,
Iſt ein wunderbarer Streich;
Denn es war von ſüßen Träumen
In den ländlich engen Räumen
Mir ein Frühling hold und reich.
Sollt' es Euch zu Luſt und Frommen
Auch einmal zu gute kommen,
Freut Euch in dem engſten Raum.
Was beglückt es iſt kein Traum.

In eine Sammlung
künſtlich ausgeſchnittener Landſchaften.

Zarte, ſchattende Gebilde
Fliegt zu eurer Künſtlerin,
Daß ſie, freundlich, froh und milde,
Immer ſich nach ihrem Sinn
Eine Welt von Schatten bilde;
Denn das irdiſche Gefilde
Schattet oft nach eignem Sinn.

An Gräfin Rapp, geb. v. Rothberg.

Den 7. Juli 1827.

Zu dem Guten, zu dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen;
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns friſch ermuthen:
So bedarf es Deinen Wegen
Weiter keinen Reiſeſegen.

An Dieſelbe.

Im Mai 1828.

Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes.

Weimar! das von vielen Freuden
Wie ein Frühlingsbäumchen grünt,
Warum gabſt du Ihr die Leiden?
Ihr, die reinſtes Glück verdient.

In ein Stammbuch.

Dieß Album lag ſo manches Jahr in Banden,
Nun richtet ſich's zu friſcher Wandrung auf;
Von früher Welt ſind Freunde noch vorhanden,
Erneue ſich ein heitrer Tageslauf!

Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum.

Was erſt ſtill gekeimt in Sachſen
Soll am Maine freudig wachſen;
Flach auf guten Grund gelegt,
Merke wie es Wurzel ſchlägt!
Dann der Pflänzlein friſche Menge
Steigt in luſtigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Iſt was ihnen heilſam däucht;
Wenn Du's gut mit ihnen meinſt,
Blühen ſie Dir wohl dereinſt.

Mit einem Blatt derſelbigen Pflanze.

Wie aus Einem Blatt unzählig
Friſche Lebenszweige ſprießen;
Mögſt in Einer Liebe ſelig
Tauſendfaches Glück genießen!

Flora, welche Jena's Gauen
Reich mit Blum' und Früchten ſchmückt,
Iſt verwundert anzuſchauen
Was ein fremder Himmel ſchickt.

Sorget nun, in dichten Häuſern,
Daß auch hier der Wachsthum frei,
Daß den allerzartſten Reiſern
Hier ein ewiger Sommer ſey.

Frühlingsblüthen ſind vergangen,
Nun dem Sommer Früchte ſprießen;
Roſ' und Lilie ſoll erlangen
Den erhabnen Freund zu grüßen.

Heiteres Mißverſtändniß. (37.)

Wer hat's gewollt? wer hat's gethan?
So Liebliches erzielt?
Das iſt doch wohl der rechte Roman
Der ſelbſt Romane ſpielt.

Berichtigt.

Verirrtes Büchlein! kannſt unſichre Tritte
Da oder dorthin keineswegs vermeiden;
Irrſternen zu bewegſt du deine Schritte,
Und vor der Kommen biſt bereit zu ſcheiden.

Für dießmal aber wollen wir dich feſſeln,
Du ſollſt mir dieſe Botſchaft nicht verfehlen;
Sey es durch Roſen, Dornen, Veilchen, Neſſeln,
Nur immer grade zu, geh zu Adelen!

Der Demoiſelle Schmehling,

nach Aufführung der Haſſiſchen
Sta. Elena al Calvario.
Leipzig 1771.

Klarſter Stimme, froh an Sinn —
Reinſte Jugendgabe —
Zogſt Du mit der Kaiſerin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrſchender Geſang
Mich den Hochentzückten.

An Madame Mara,

zum frohen Jahresfeſte.
Weimar 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Bruſt erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.

Nah dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit, der ſüßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut
Segnend Dich zu grüßen!

Herrn Krüger,

nach der trefflichen Darſtellung des Oreſt in ein Pracht-Exemplar meiner Iphigenie.

Weimar, den 31. März 1827.

Was der Dichter dieſem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreiſe deutſcher Lande
Durch des Künſtlers Wirken laut.
So im Handeln, ſo im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menſchliche Gebrechen
Sühnet reine Menſchlichkeit.

An . . . .

Weimar, den 23. Juli 1824.

Welch hoher Dank iſt Dem zu ſagen,
Der friſch uns an das Buch gebracht,
Das allem Forſchen, allem Klagen
Ein grandioſes Ende macht.

An zwei Gebrüder,

eifrige junge Naturfreunde.

Marienbad, den 21. Juli 1822. (48.)

Am feuchten Fels, den dichtes Moos verſteckt,
Erblühen Blumen, flattert manch Inſect;
Scheint es auch dürr den kahlen Berg hinan,
So nährt es doch, das Schaf bewollt ſich dran.
Die Wieſe grünt, gehörnte Heerde braunt,
Da wandeln Menſchen gut und bös gelaunt,
Genießen reichlich, ſpärlich, früh und ſpat,
Den Wunderwachs der folgereichen Saat.
Und wenn der Kranke faſt am Ziel erliegt
So ſteigt die Quelle raſch, die Hoffnung ſiegt.
Ihr! vom Geſtein hinauf zur Atmoſphäre
Gedenket mein! — Dem Höchſten Preis und Ehre!

Toaſt zum akademiſchen Mittagsmahl

am 22. April 1820.

Abweſend iſt kein Freund zu achten
Der immer für uns denkt und ſtrebt,
Und wie es auch die Zeiten brachten
Für uns in gleichem Sinne lebt.
Bei Sonnenſchein und Regenſchauer
Ruft ein verklärter, heitrer Blick
Dem zweifelhaften Zuſtand Glück,
Und jedem Glück die längſte Dauer.

Steine ſind zwar kalt und ſchwer,
Doch das Herz iſt frei und leicht.
Kommt ein Stein von Oſten her,
Doppelt iſt der Wunſch erreicht;
Denn es iſt ganz einerlei
Wo und wie das Herz empfindet,
Das empfänglich, heiter, frei,
Sich auch wohl am Stein entzündet.

Herrn Bergrath Lenz,

am Tage der Jubelfeier ſeiner funfzigjährigen Dienſtzeit den 25. October 1822.

(Das Gedicht begleitete einen Tafelaufſatz in Form einer Baſalt-Inſel mit einem Vulcan, deſſen Krater mit hundert Ducaten in Gold und der goldenen Verdienſt-Medaille gefüllt war.)

Erlauchter Gegner aller Vulcanität!
Entſetze Dich nicht, wenn dieſer Solennität
Sich wilde Feuerberg' und Laven
Gewaltſam eingedrungen haben.

Ein Fürſt der, immer von gutem Muth,
Auch andern gern anmuthig thut,
Beſtellt es, Dich von falſchen Lehren,
Wofern es möglich, zu bekehren.
Neptunus aber bleibt beiſeit'.
Ergötz' er ſich im Meere weit;
Dort mag er unumſchränkt gebieten.
Du laß nur glühen, ſprühen, wüthen;

Es deutet auf gelinde Lehren,
Zum Plutus und Pluto Dich zu bekehren;
Und überdieß den ſchönſten Sold:
Gold — aber dießmal mehr als Gold.

Herrn Rath Schellhorn

zum 3. December 1824.

Daß im großen Jubeljahre
Wir Dein Jubiläum ſchmücken,
Das erlebe, das gewahre,
Treuer Diener, mit Entzücken!
Dir gelang's in ſtiller Sphäre
Deinen Fürſten zu begleiten,
Werde theilhaft ſeiner Ehre
Bis in allerſpätſte Zeiten!

Maskenzüge.

Den 30. Januar 1818.

Die Geſtalten gehn vorüber
Masken ſcheinen ſie zu ſeyn;
Doch ſie ſind uns beiden lieber,
Uns vom edelſten Verein.

Sie ſind wahr, denn wohl vernommen
Haben wir ſie ſelbſt gefühlt,
Und, wie es vielleicht gekommen,
Sie zum Theile mitgeſpielt.

Denke nun zum vielenmale
Was, nach ſternenheller Nacht,
Holder Tag im hohen Saale
Wunderfältig dargebracht.

Der Abweſende dem Maskenfeſt

zum 16. Februar 1818.

So wandelt hin lebendige Geſtalten,
Bewegten Lebens reichliche Gebilde,
Dem ſchönſten Tage laſſet Liebe walten,
Im Reihen ſchmückt elyſiſche Gefilde.
Ergetzen ſollt ihr, geiſtreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichſt milde.
Der Dichter Alle ſegnet Euch zum Frieden,
Abweſend ſey es oder abgeſchieden.

Bilder-Scenen.

Zur Feier
des zweiten Februar 1818.

Mit Säulen ſchmückt ein Architekt aufs beſte,
Mit Statuen, Gemälden ſeine Hallen,
Dann finden ſich am frohen Tag die Gäſte,
Von Melodie bewegt einher zu wallen.
Nun wirket umgekehrt, am ſchönſten Feſte
Durch Widerſpruch die Kunſt Ihm zu gefallen.
Statt laute Freude friſch bewegt zu ſchildern,
Erſtarrt das Lebende zu holden Bildern.

Bilder-Scenen.

Den 15. März 1816
bei
Freiherrn v. Helldorf.

Ihr kommt Gebildetes allhier zu ſchauen,
Gebildet ſcheinbar, doch ein lebend Bild;
So weiß die Kunſt vielfältig anzubauen
Der Fabel, der Geſchichte reich Gefild.
Ihr ſehet tücht'ge Männer, wackre Frauen,
Zu Thaten mächtig, wie zur Hülfe mild,
Und ſo entgegnen wir Euch, ſtarr erſcheinend,
Lebendig, uns zu Eurer Luſt vereinend.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet
Jemehr erſtaunt er über Kunſt und Pracht,
Mit Vorſatz ſcheint der Reichthum hier verſchwendet,
Es ſcheint als habe ſich nur alles ſelbſt gemacht.
Soll er ſich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er ſich wundern, daß es ſo erdacht?
Ihn dünkt, als fang' er erſt, mit himmliſchem Entzücken,
Zu leben an in dieſen Augenblicken.

Den 6. Juni 1816.

Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtren Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen.

Lebe wohl auf Wiederſehn!
Wenig Jahre meine Freude
Sey mir Hoffnungs-Troſt im Leide,
Du, nun als ein Engel ſchön.
Lebe wohl auf Wiederſehn!

Die Wittwe dem Sohne.

Ein raſcher Sinn, der keinen Zweifel hegt,
Stets denkt und thut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das wie empfängt ſo giebt,
Genießt und mittheilt, lebt, indem es liebt;
Froh glänzend Auge, Wange friſch und roth,
Nie ſchön geprieſen, hübſch bis in den Tod.

Da blickt' ich ihn noch manchmal freundlich an
Und habe leidend viel für ihn gethan.
Indeß mein armes Herz im Stillen brach,
Da ſagt' ich mir: bald folgſt du ihnen nach!
Ich trug des Hauſes nur zu ſchwere Laſt,
Um ſeinetwillen nur ein Erdengaſt.

Auf Koſegartens Grab.

Deſſen Kinder.

Laß nach viel geprüftem Leben
Hier den edlen Pilgrim ruhn!
Ehrt ſein Wollen und ſein Streben,
Wie ſein Dichten und ſein Thun.

Dem Schauſpieler Malkomi

das Publicum.

Reichen Beifall hatteſt Du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Perſonen ſind in Dir geſtorben,
Und Du haſt ſie alle gut geſpielt.

An die Neunzehn Freunde in England

am 28. Auguſt 1831.

Worte, die der Dichter ſpricht
Treu in heimiſchen Bezirken,
Wirken gleich, doch weiß er nicht,
Ob ſie in der Ferne wirken.

Britten! habt ſie aufgefaßt:
„Thät'ger Sinn, das Thun gezügelt;
Stetig Streben, ohne Haſt.“
Und ſo wollt Ihr's denn beſiegelt.

An Fräulein Ulrike von Pogwiſch.

Mit einem Bildchen.

Alter Held ſchützt alte Bücher,
Doch das Wetter zieht vorüber.
Unſre holden jungen Krieger
Schützen hübſche Mädchen lieber.

An Madame Carlyle nach Edinburg.

Auf eine zierliche Viſitenkarte.

Augenblicklich aufzuwarten
Schicken Freunde ſolche Karten;
Dießmal aber heißt's nicht gern:
Euer Freund iſt weit und fern.

An Dieſelbe.

Mit einer Drahtkette.

Wirſt Du in den Spiegel blicken
Und vor Deinen heitern Blicken
Dich die ernſte Zierde ſchmücken;
Denke daß nichts beſſer ſchmückt,
Als wenn man den Freund beglückt.

Derſelben.

Mit einer weiblichen Arbeit.

Edle deutſche Häuslichkeit
Uebers Meer geſendet,
Wo ſich ſtill in Thätigkeit
Häuslich Glück vollendet.

Derſelben.

Weimar, den 27. December 1827.

Zur Bruſtnadel.

Wenn der Freund auf blankem Grunde
Heute Dich als Mohr begrüßt,
Neid' ich ihm die ſel'ge Stunde
Wo er Deinen Blick genießt.

Zum Armband.

Dieß feßle deine rechte Hand
Die Du dem Freund vertrauet;
Auch denke daß er fern im Land
Nach Euch mit Liebe ſchauet.

An die Damen

Duval zu Cartigny

im Canton Genf.

Weihnachten 1828.

Glücklich Land, allwo Cedraten
Zur Vollkommenheit gerathen!
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen ſie durchſüßen!
Solches löbliche Befleißen
Muß der Dichter höchlich preiſen,
Wenn er koſtet die Vollendung
Solcher höchſt willkommnen Sendung.

An Frau Hofräthin Niemer.

mit Stickmuſtern

zu ihrem Geburtstag,

verſpätet.

Wenn ſie gleich Dein Feſt verſäumt,
Liebes haben ſie geträumt;
Heute, zwiſchen Schnee und Eis,
Wecken ſie den heitern Fleiß.

Der Heiden-Kaiſer Valerian
Hat es mir niemals angethan;
In ſeinen ſehr confuſen Zeiten
Mocht' ich ihn keineswegs begleiten:
Denn ob ihn ſchon, durch göttlich Walten, —
Die Münze ſagt's — Apoll erhalten,
So ſehen wir doch allzuklar
Wie jammervoll ſein Phöbus war.

Da er nun aber, zu meinem Frommen,
Soll von ſo lieben Händen kommen,
So mach' ich ihm ein freundlich Geſicht;
Gute Chriſten die thäten's nicht.
Mutter und Tochter mögen's entſchuld'gen,
Beiden werd' ich für ewig huld'gen.

Einſiedelei Jena, den 10. Juli 1820.

An Profeſſor Röſel.

Im Auguſt 1827.

Röſel's Pinſel, Röſel's Kiel
Sollen wir mit Lorbeer kränzen:
Denn er that von je ſo viel
Zeit und Raum uns zu ergänzen.
Das Entfernte ward gewonnen,
Längſt Entſchwundnes ſtellt er vor,
Von des Vaterhofes Bronnen
Zu des Brockens wüſtem Thor:
Röſel's Pinſeln, Röſel's Kielen
Soll fortan die Sonne ſcheinen:
Kunſtreich wußt' er zu vereinen
Gut- und Schönes mit dem Vielen.

An Denſelben.

Den 25. Januar 1829.

Schwarz und ohne Licht und Schatten
Kommen Röſeln aufzuwarten
Grazien und Amorinen;
Doch er wird ſie ſchon bedienen.
Weiß der Künſtler ja zum Garten
Die verfluchteſten Ruinen
Umzubilden, Wald und Matten
Uns mit Linien vorzuhexen;

Wird er auch Adelens Flecken,
Zartumrißnen, Licht und Schatten,
Solchen holden Finsterniſſen
Freundlich zu verleihen wiſſen.

Austauſch.

Ein ſchlafend Nymphchen

gegen

Drei heilige Könige.

Alte, bärtige, ſogar ſchwarze Geſichter
Haſt Du mir überliefert; aber mit ſolchem Gelichter
Kann ich nicht wieder dienen; jedoch in lieblicher Breite,
Ein hübſches Kind von der andern Seite.
Sollte der Anblick Dich erſchrecken,
Du kannſt ſie leicht mit 'nem Schleier decken.

Inſchrift

auf eine von vorzüglichen Miniatur-Bildern umgebene Tafel, Lebensereigniſſe und Zuſtände eines werthen Freundes, Baron von Reutern, vorſtellend, von demſelben mit größtem Talent und bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeführt.

April 1831.

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft' es noch der Worte?
Wir ſehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden ſchleicht's und Orte.

Die hohe Gabe preiſen wir,
Die grauſem Unheil ſteuert,
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.

Doch jedes Auge, wie es blickt,
Wird in Bewundrung ſteigen;
Der Geiſt erhoben und beglückt
In ſtiller Freude ſchweigen.

Bei Abſendung des Vorſtehenden.

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantaſei
Fühlt ſich hundertfältig frei.

Herrn Ferdinand Hiller.

(Schüler von Hummel.)

Bei ſeiner Reiſe nach Wien.

Ein Talent das jedem frommt
Haſt Du in Beſitz genommen;
Wer mit holden Tönen kommt
Ueberall iſt der willkommen.

Welch ein glänzendes Geleite!
Ziehſt an des Meiſters Seite;
Du erfreuſt Dich ſeiner Ehre,
Er erfreut ſich ſeiner Lehre.

An Frau Clementine von Mandelsloh.

Wenn Phöbus Roſſe ſich zu ſchnell
In Dunſt und Nebel ſtürzen,
Geſelligkeit wird blendend hell
Die längſte Nacht verkürzen.
Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
So wird ein liebend Frohgeſicht
Den längſten Tag verlängen.

Weimar, am kürzeſten Tage 1830.

In das Stammbuch der Fräulein Melanie von Spiegel.

Würd' ein künſtleriſch Bemühen
Roſenbüſche, wie ſie blühen,
Roſenkrone, wie ſie leuchtet,
Hell vom Morgenthau befeuchtet,
Dieſen Blättern anvertrauen,
Würdeſt Du Dein Bildniß ſchauen.
Wie's der Sommergarten hegt,
Bleibt's in unſrer Bruſt gepägt.

Weimar, am längſten Tage 1831.

Vermächtniß.

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geſchrieben —

Einſt, mit heißeſtem Verlangen
So erwartet wie empfangen —
Zu der Bruſt der ſie entquollen
Dieſe Blätter wandern ſollen;
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Weimar, den 3. März 1831.

Rhein und Main. (69.)

Zu des Rheins geſtreckten Hügeln,
Hochgeſegneten Gebreiten,
Auen die den Fluß beſpiegeln,
Weingeſchmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Was ich dort gelebt, genoſſen,
Was mir all dorther entſproſſen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geſtändniß.
Mög' es jeden ſo erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Erſt Empfindung, dann Gedanken,
Erſt ins Weite, dann zu Schranken,
Aus dem Wilden, held und mild
Zeigt ſich dir das wahre Bild.

Wenn ihr's habt und wenn ihr's wißt;
Wißt ihr denn wer es vermißt.
Bleibet eurem Sinne treu,
Neu iſt alt und alt iſt neu.

Hier ſah ich hin, hier ſah ich zu
Nach liebevoller Weiſe,
Die fernen Lieben, Du, auch Du,
Sie lebten froh im Kreiſe.

Siehſt du das wie ich es ſah,
Wohnſt du ſo wie ich gewohnt;
Lieb' und Freundſchaft ſind dir nah,
Und ein jeder Tag betont.

Nicht iſt alles Gold was gleißt,
Glück nicht alles was ſo heißt,
Nicht alles Freude was ſo ſcheint
Damit hab' ich gar manches gemeint.

An die Stelle des Genuſſes
Trete Bildchen holden Scheins,
Zu Erinnerung des Fluſſes,
Der Terraſſe, dieſes Hains.

Den 15. Auguſt 1815.

Wohlerleuchtet, glühend-milde
Zog der Fluß im Abendſchein,
Ueber Brück' und Stadtgebilde
Finſterniſſe ſanken ein.

Den 16. Auguſt.

Doch am Morgen ward es klar,
Neu begann's umher zu grünen
Nach der Nacht, wo jenes Paar
Sternengleich uns angeſchienen.

Du biſt auch am Rhein geweſen,
Auch am Hof zu Biberich;
Magſt nun an dem Maine leſen
Wie es luſtig war um dich.

Alſo luſtig ſah es aus,
Wo der Main vorüber floß,
Als im ſchmucken Hain und Haus
Feſtlich Eilfer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn das heißt genießen,
Wenn zu Feſt- und Fluſſes-Pracht
Tauſend Quellen fließen.

Waſſerfülle, Landesgröße,
Heitren Himmel, frohe Bahn!
Dieſe Wellen, dieſe Flöße
Landen auch in Winkel an.

Fluß und Ufer, Land und Höhen
Rühmen ſeit geraumer Zeit
So Dein Kommen, ſo Dein Gehen,
Zeichen Deiner Thätigkeit.

Pfeifen hör' ich fern im Buſche!
Das iſt wohl der Vogelſteller? —
Neben mir es pfeift noch greller;
Schelme ſind's, es ſind Cartouche!
Dieſe geben ſich ein Zeichen. —
Keineswegs! Ein Vielgewandter,
Und uns allen Wohlbekannter
Kommt zum Luſtmahl ohne gleichen.

Pilgernde Könige. (50.)

Wenn was irgend iſt geſchehen
Hört man's noch in ſpäten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' iſt angeſchlagen.
Und ſo laßt von dieſem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende ſind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Werth des Wortes.

Worte ſind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten wo iſt's hin?
Und was iſt's denn was wir haben? —
Nun, wir ſprechen! Raſch im Flichn
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Invectiven.

Der neue Alcinous.

Erſter Theil.

Laß mir den Phäaker ſchlafen!
Jenen alten, jenen fernen;
Freunde! kommt in meinen Garten,
Den gefühlten, den modernen.

Freilich nicht vom beſten Boden;
Doch in allerſchönſter Richtung
Nächſt an Jena gegen Weimar,
Recht im Mittelpunkt der Dichtung.

Will dort unter Freundes-Zweigen
Und geſchenkten Bäumen leben;
Doch zu ganz gewiſſer Rührung
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weil hinten mancher Todter
An der dumpfen Mauer ranzet,
Hat daher der gute Loder
Lebensbäume hingepflanzet.

Der nicht gerne Geld vergeudet,
Der Director Graf von Soden,
Schickt für jedes Stück mir vierzehn
Stämmchen aus dem beſten Boden.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETAE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03751/115

Ob ſie alle, wie in Franken
Und bei Sickler, friſch bekleiben,
Wird ſich finden; wenn ſie dorren,
Werd' ich neue Stucke ſchreiben.

Hier an dieſem Wege ſtehen
Die Verleger mit einander.
Dieſe Mispeln pflanzte Kummer,
Dieſen Korkbaum ſchickte Sander.

Sollte dieſer Kerl nun freilich
Wie der Geber ſich verdicken,
Mögen Enkel und Urenkel
Mit dem Weg zur Seite rücken.

Pflaumen hat er mir verſprochen
Der ſcharmante kleine Merkel,
Und nun ſind es Schlehen worden;
Meine Kinder ſind ſie Ferkel?

Hahnebutten wählte B. . . . . .
Aus Pomonens bunten Kindern;
Leidlich ſchmecken ſie durchfroſtet,
Doch ſie kratzen mich im H. . . . . .

Kammerkätzchen, Kammermäuschen
Stifteten die ſchönſten Nelken,
Wieland gab ein Lorbeerreischen,
Doch es will bei mir verwelken.

Haſelſtauden will die Gräfin
Mir ein ganzes Wäldchen ſchenken,
Und ſo oft ich Nüſſe knacke,
Will ich an die Freundin denken.

Auch aus Tiefurts Zauberhainen
Seh' ich manches Reis mit Freuden;
Doch um einen Lilienſtengel
Will man mich beſonders neiden.

Und ſo pflanzten ſie mit Eifer,
Nah und ferne, gute Seelen,
Und der Magiſtrat zu Naumburg
Ließ es nicht an Kirſchen fehlen.

Zweiter Theil

Wenn ich nun im holden Haine
Unter meinen Freunden wandle,
Mögen's meine Feinde haben,
Die als Kegel ich behandle.

Kommt nur her, geliebte Freunde!
Laßt uns ſchleudern, laßt uns ſchieben;
Seht nur, es iſt jedem Kegel
Auch ſein Name angeſchrieben.

Da den Procerem der Mitte
Taufſ' ich mir zu Vater Kanten,
Hüben Fichte, drüben Schelling,
Als die nächſten Geiſtsverwandten.

Brown ſteht hinten in dem Grunde,
Röſchlaub aber trutzt mir vorne,
Und beſonders dieſen letzten
Hab' ich immer auf dem Korne.

Dann die Schlegels und die Tiecke
Sollen durcheinander ſtürzen,
Und durch ihre Purzelbäume
Mir die lange Zeit verkürzen.

Schieb' ich Holz, da wird gejubelt:
Dreie! Fünfe! Sechſe! Neune!
Immer ſtürz' ich meine Feinde
Ueber ihre ſteifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel
Sie verdienen ewige Hölle,
Setzt ſie der bebende Junge
Immer wieder auf die Stelle.

Und ſo ſtürzen meine Feinde
Durch des Arms Geſchick und Stärke;
Darum nannt' ich auch die Kugeln
Nach dem Namen meiner Werke.

Eine heißt die Sucht zu glänzen;
Und dann ſteigt es immer höher,
Das Jahrhundert nannt ich eine,
Eine den Hyperboreer.

Wie Alcinous behaglich
Könnt' ich mich auf Roſen betten;
Doch das Weimar'ſche Theater
Schickt mir mit dem Weſtwind Kletten.

Und das Unkraut wächſ't bebende,
Und aus jedem Diſtelkopfe
Seh' ich eine Maske blicken,
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel ſchickt mir einen Boten;
Doch ich ſchweige, laſſ' ihn warten;
Weiter geh' ich, und er folgt mir
Gar beſcheiden durch den Garten.

Und wie jener röm'ſche König
Sich den höchſten Mohn erleſen,
Alſo fahr' ich mit der Gerte
In das ſchnöde Diſtelweſen.

Alle die verdammten Köpfe,
Die ſo frech herüber gucken,
Sollen gleich vor meinen Hieben
Fallen oder niederducken.

Und der Bote merkt verwundert
Mein geheimnißvolles Wandeln,
Geht und meldet's meinem Freunde;
Dieſer fängt nun an zu handeln.

Und ſo glänzen wir, mit Ehren,
Unter allen krit'ſchen Mächten,
Die Verſtänd'gen, die Beſcheidnen
Und beſonders die Gerechten.

Journal der Moden.

Der Redacteur ſpricht.

Wir ſollten denn doch auch einmal
Was Conſequentes ſprechen,
Und nicht, wie immer, Haub' und Shawl
Und Hut vom Zaune brechen;

Erwähnen, was des Menſchen Geiſt
So, aus ſich ſelbſt, entwickelt,
Und nicht, wie Fall und Zufall weiſ't,
Confus zuſammenſtückelt;

Ein Wiſſen, das ins Ganze ſtrebt,
Und Kunſt auf Fundamenten,
Nicht, wie man Tag' um Tage lebt,
Von fremden Elementen.

Allein wir richten wir es ein?
Wir ſinnen uns zu Tode.

Mitarbeiter ſpricht.

Beim Zeus! was kann bequemer ſeyn?
So macht es doch nur Mode!

B. und K.

Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Reiſe-Kahn zerſtücken;
Allein ſie laſſen euch ſchon weit im Rücken,
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.

Zwar wär' es billig, dieſen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch euch, ihr Muſenloſen, wird's nicht glücken,
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit euern Flegeln.

Dramatiſch tanzt ein Eſel vor Apollen,
Und reichet traulich ſeinem Freund die Pratſchen
Dem Häßlichzerrer beſſerer Naturen.

Der liefert Hexen, jener liefert Huren,
Und beide hören ſich aus einer vollen
Parterrkloak bejubeln und beklatſchen.

Schämt euch, ihr Beſſern, auch mit einzupatſchen!
Die Müh', uns zu vernichten, iſt verloren:
Wir kommen neugebärend, neugeboren.

Triumvirat.

Den Gott der Pfuſchereien zu begrüßen
Kam Leichtfuß, Genius der Zeit, gegangen:
Laß uns, mein Theurer, aneinander hangen
Wie Klett und Kleid; Pedanten mag's verdrießen.

Wir ruhen bald von unſrer einz'gen, ſüßen,
Planloſen Arbeit mit genährten Wangen;
Wenn Dilettanten-Skizzen einzig prangen,
Sey ernſte Kunſt ins Fabelreich gewieſen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Lob der Schmierer;
Der rühmt ſich ſelbſt, Den preiſet ein Verleger,
Der Gleiche Den, der Pöbel einen Dritten:

Doch fehlt im Ganzen noch ein Rädelsführer,
Ein unermüdlich unverſchämter Präger
Papierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Ueberall, in Tag- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuſcher und der Schmierer
Mit B†r zum Meiſterwerk zu ſtempeln.

* . . . und * . . .

Die gründlichſten Schuften, die Gott erſchuf,
Und zwar zu eigenſtem Beruf,
Auf Deutſchlands angebauten Gauen
Die Menge zu kirren und zu krauen,
Indem ſie ſagen Tag für Tag,
Was jeder gerne hören mag:
Der Nachbar ſey brav in vielen Stücken,
Doch könne man ihm auch am Zeuge flicken.
Vor ihnen beiden, wie vor Gott,
Sey alle Menſchen-Tugend Spott,
Ja, wenn man's recht nimmt, gar ein Laſter.
Das machte die Herren nicht verhaßter;
Denn Hinz und Kunz, an ihren Stellen,
Glaubten doch auch was vorzuſtellen.

Gottheiten zwei, ich weiß nicht wie ſie heißen —
Denn ich bin nicht des Heidenthums befliſſen —
Von böſer Art Gottheiten! wie wir wiſſen,
Die gern, was Gott und Menſch verband, zerreißen.

Die beiden alſo ſagten: laß verſuchen,
Wie wir dem Deutſchen Volk ein Unheil bringen;
Sie mögen reden, ſchwätzen, tanzen, ſingen,
Sie müſſen ſich und all ihr Thun verfluchen.

Sie lachten gräßlich, fingen an zu formen
Schlecht ſchlechten Teig, und kneteten befliſſen.
Figuren waren's; aber wie . . . . .
Das ſind nun * . . . , * . . . , die Enermen!

Welch ein verehrendes Gedränge
Schließt den verfluchten * . . . ein?
Natürlich! Jeder aus der Menge
Wünscht sehnlich, so ein Mann zu seyn.

Er sah fürwahr die Welt genau;
Doch schaut er sie aus seinen Augen:
Deßwegen konnte Mann und Frau
Auch nicht das Allermindste taugen.

Daß er aus Bosheit schaden mag,
Das ist ihm wohl erlaubt;
Doch fluch' ich, daß er Tag für Tag
Auch noch zu nützen glaubt.

Kotzebue.

Februar, 1816.

Natur gab dir so schöne Gaben,
Als tausend andre Menschen nicht haben;
Sie versagte dir aber den schönsten Gewinnst,
Zu schätzen mit Freude fremdes Verdienst.

Könntest du dich deiner Nachbarn freuen,
Du stelltest dich ehrenvoll mit in den Reihen;
Nun aber hat dich das Rechte verdrossen,
Und hast dich selber ausgeschlossen.

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner,
So darf er es nicht anders sagen;
Du kannst ihn beim jüngsten Gericht verklagen.

Demſelben.

Eiſenach, den 18. Oktober 1817.

Du haſt es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geſchrieben,
Hätteſt gern die tiefſte Niedertracht
Dem Allerhöchſten gleichgebracht.
Das hat denn deine Zeitgenoſſen,
Die Tüchtigen mein' ich, daß verdroſſen;
Haſt immer doch Ehr' und Glück genoſſen.

St. Peter hat es dir aber gedacht,
Daß du ihn hätteſt gern klein gemacht.
Hat dir einen böſen Geiſt geſchickt,
Der dir den heimiſchen Sinn verrückt,
Daß du dein eignes Volk geſchalten.
Die Jugend hat es dir vergolten:
Aller End' her kamen ſie zuſammen,
Dich haufenweiſe zu verdammen;
St. Peter freut ſich deiner Flammen.

Biſt du ſemantiſches Silber, ſo fürchte den ſchwarzen Probir-
ſtein;
Kotzebue, ſage, warum haſt du noch Nem dich verfügt?

Ultimatum.

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr
Gesund und froh, wie ich meistens war;
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch so lange keine Ruh,
Müßten's collegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.
Das würde nun fürs nächste Leben
Sechsundbreißigtausend fünfhundert geben,
Und bei der schönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalttäg' nicht einmal.
Gern würd' ich dieses holde Wesen
Zu Abend auf dem . . . . . lesen,
Grobe Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
In Gottes Namen mich aufs Ohr.

Es hatte ein junger Mann
Pfeile geschiftet,
Dann wie er konnte und kann
Flügel gelüftet;
Doch im dädalischen Flug
Kam er zu Sinnen,
Er hatte Zeit genug,
Land zu gewinnen.

Da ſteht er, gelaſſen und naß,
Verworrene Thaten,
Und kann dem lieben Papa
Vernünftiges rathen.

Und warum geht es nicht
In ſolchen Sachen?
Es meinet Jedermann,
Er könn' es machen;
Und wenn er's machen ſoll,
Kann er's nicht machen.

V. . . . . r.

Den 4. April 1818.

Junge Huren, alte Nonnen
Hatten ſonſt ſchon viel gewonnen,
Wenn, von Pfaffen wohlberathen,
Sie im Kloſter Wunder thaten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Europens edle Weite!
Hofgemäße Löwen ſchranzen,
Affen, Hund' und Bären tanzen —
Neue leid'ge Zauberflöten —
Hurenpack, zuletzt Propheten!

Voß contra Stolberg.

1820.

Voß contra Stolberg! ein Proceß
Von ganz besonderm Wesen,
Ganz eigner Art; mir ist indeß,
Das hätt' ich schon gelesen.
Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
Wie zwischen Gluth und Welle,
Als läs' ich ein Capitolo
In Dante's grauser Hölle.

*

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

Antikritik.

Armer Tobis, tappst am Stabe
Siebenfarbiger Dröseleien,
Kannst dich jener Himmelsgabe
Reinen Lichtes nicht erfreuen!

Nicht erlustigen dich im Schatten,
Wo mit urgebotner Liebe
Licht und Finsterniß sich gatten,
Zu verherrlichen die Trübe.

Werd' ihm doch die kräft'ge Salbe,
Diesem Armen, bald gesendet!
Dem die theoretische Schwalbe
Augenkraft und Lust geblendet.

Dem Weißmacher.

Newtoniſch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagogiſchem Ernſt ſogleich ſich neigen,
Trat einſt ein Lehrer auf, mit Schwungrads Poſſen,
Auf ſelbem war ein Farbenkreis geſchloſſen.
Das derlte nun. „Betracht' es mir genau!
Was ſiehſt du, Knabe?" Nun, was ſeh' ich? Grau!
„Du ſiehſt nicht recht! Glaubſt du, daß ich das leide:
Weiß, dummer Junge, Weiß! ſo ſagt's Mollweide."

Dem Buchſtabenſparer.

1812.

So ſoll die orthographiſche Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der ſo viel Worte macht,
Er will es an den Buchſtaben ſparen.

Herr Schöne.

1823.

Dem Dummen wird die Ilias zur Fibel;
Wie uns vor ſolchem Leſer grauſ't!
Er lieſ't ſo ohngefähr die Bibel,
Als wie Herr Schöne meinen Fauſt.

Der du ſo nach Erfindung bangſt,
Du ſollteſt dich ſo ſehr nicht plagen;
Wenn du eine weiſe Antwort verlangſt,
Mußt du vernünftig fragen.

Auf Müllner.

1818.

Ein ſtrenger Mann, von Stirne kraus,
Herr Doctor Müllner heißt er,
Wirft alles gleich zum Fenſter hinaus,
Sogar den Wilhelm Meiſter;
Er ganz allein verſteht es recht,
Daran iſt gar kein Zweifel:
Denn geht es ſeinen Helden ſchlecht,
Ergiebt er ſie dem Teufel.

Auf denſelben.

Wir litten ſchon durch Kotzebue
Gemeines Raiſonniren,
Nun kommt Herr Müllner auch dazu,
Das Ober-Wort zu führen;
Im Dichten raſch, im Lobe faul,
Iſt er mit nichts zufrieden:
Der Edle mault nur, um das Maul
Den Andern zu verbieten.

„Goethe und Puſikuchen.“

(Haude und Spener Berlin. Nachrichten, Nro. 149. 1822.)

Puſten, grobes deutſches Wort!
Niemand — wohl erzogen —
Wird am reinanſtändigen Ort
Solchem Wort gewogen.

Puſterich, ein Götzenbild,
Gräßlich anzuſchauen,
Puſtet über klar Gefild
Wuſt, Geſtank und Grauen.

Will der Puſterich nun gar
Pfaffenkuchen puſten,
Teufelsjungen-Küchenſchaar
Wird den Teig behuſten.

Fauntleroy und Conſorten.

December 1824.

Will in Albions Bezirken
Man den Schriftverfälſcher hängen;
Herrſchers Gnade zu erwirken,
Sieht man Tauſende ſich drängen.

Hängt man dieſen — denken viele —
Sollten wir im Sichern wandeln?
Die im Ernſt, ſo wie im Spiele
Immerfort betrüglich handeln.

Einerlei iſt's ganz und gar,
Ob man raube, fälſche, ſtehle;
Und dem ſchändlichſten Falſar
Juckt in ..... die Kehle.

An Frau K. in C.

Erwiederung.

Wenn ſchönes Mädchen ſorgen will
Für meine Seligkeit,
So iſt ihr zartes Herzchen ſtill
Der Liebe ſchon geweiht;
Doch Pfarrers Wittib mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel!
Fürwahr ich ſehe nichts daran,
Als Eitelkeit und Dünkel. —
Beim Heiland möcht' ich euch nicht gern
Für die Empfehlung danken,
Geſunde kennen unſern Herrn
Weit beſſer als ihr Kranken.

An ...

Erwiederungen.

Wie mir dein Buch gefällt? —
Will dich nicht kränken:
Um alles in der Welt
Möchte nicht ſo denken.

Wie mir dein Buch gefällt?
Ich laſſe mir's ſchenken;
Hie und da in der Welt
Mag man wohl ſo denken.

Es iſt nicht zu ſchelten,
Man laſſ' es gelten;
Ich aber bin kein Haar
Weiter als ich war.

Gedichte zu Bildern.

Adler

mit einer Lyra nach oben ſtrebend.

Sollen immer unſre Lieder
Nach dem höchſten Aether dringen?
Bringe lieber ſie hernieder,
Daß wir Lieb' und Liebchen ſingen.

Bei Tag der Wolken formumformend Weben!
Bei Nacht des Sternenheeres glühend Leben!
Mit reinen Saiten wag' empor zu dringen,
Du wirſt der Sphären ewige Lieder ſingen.

Guter Adler! nicht ſo munter
Mit der Leier fort nach oben;
Bringe lieber ſie herunter,
Daß wir uns an ihr erproben;
Manches iſt an uns zu loben.

Schwebender Genius

über der Erdkugel,

mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend.

Zwiſchen Oben, zwiſchen Unten
Schweb ich hin zu muntrer Schau,
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.

Memento mori! giebt's genug,
Mag ſie nicht hererzählen;
Warum ſollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Gränze quälen?
Drum, als ein alter Knaſterbart,
Empfehl' ich dir docendo:
Mein theurer Freund, nach deiner Art,
Nur vivere memento!

Wenn am Tag' Zenith und Ferne
Blau ins Ungemeßne fließt,
Nachts die Ueberwucht der Sterne
Himmliſche Gewölbe ſchließt;
So am Grünen, ſo am Bunten
Kräftigt ſich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edlen Geiſt Gewinn.

Beſchildeter Arm

Sag an ein vorüberziehendes Wetter Bücher beſchützend.

Manches Herrliche der Welt
Iſt in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beſchützet und erhält
Hat das ſchönſte Loos gewonnen.

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit andern meinen;
Mußt viele fördern, manchem nützen,
Das wird dich vor Vernichtung beſchützen.

Regenbogen

über den Hügeln einer anmuthigen Landſchaft.

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner ſind vorüber,
Euch erquickt ein Regenbogen.

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Raſ'ten über Hain und Dach;
Ewig doch und allgemach
Stellt ſich her der bunte Bogen.

Frohe Zeichen zu gewähren
Wird der Erdkreis nimmer müde,
Schon ſeit vielen tauſend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

Aus des Regens düſtrer Trübe
Glänzt das Bild das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt ſich der Engel Treue.

Genius

die Büſte der Natur enthüllend.

Bleibe das Geheimniß theuer!
Laß den Augen nicht gelüſten!
Sphinx-Natur, ein Ungeheuer,
Schreckt ſie dich mit hundert Brüſten.

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier laß das Starre!
Willſt du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich ins Freie.

Anſchaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erſt ins Innre dringt,
Dann nach Außen wiederkehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.

Urne

auf einem bunten Teppich.

Kannſt du die Bedeutung leſen,
Ihren Sinn verlierſt du nie:
Beide ſind nur todte Weſen
Und die Kunſt belebte ſie.

Offen ſteht ſie! Hoch geheime Gaben
Zugerollt in ihrem Schooße
Liegen ahnungsvoll die Looſe,
Wer's ergreift der wird es haben.

Leuchtender Stern

über Winkelwage, Blei und Zirkel.

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Alles ſtockt und ſtarrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.

Sterne werden immer ſcheinen,
Allgemein auch, zum Gemeinen;
Aber gegen Maaß und Kunſt
Richten ſie die ſchönſte Gunſt.

Pinsel und Feder

vom Lorbeer umwunden und von einem Sonnenblick beleuchtet.

Auf den Pinsel, auf den Kiel
Muß die Sonne freundlich blicken,
Dann erreichen sie das Ziel
Erdensöhne zu beglücken;
Künstlern auch der Lorbeer grünt,
Wenn sie freudig ihn verdient.

Willst du Großes dich erkühnen,
Zeigt sich hier ein doppelt Glück;
Feder wird dem Geiste dienen
Und der Pinsel dient dem Blick.

Wenn der Pinsel ihm die Welt erschuf,
Wenn die Feder ihm das Wort gereicht,
Bleibt des Mimen edelster Beruf
Daß er sich des Lorbeers würdig zeigt.

Will der Feder zartes Walten,
Will des Pinsels muthig Schalten
Sich dem reinsten Sinn bequemen,
Kannst getrost den Lorbeer nehmen.

Zu einem Oelgemälde.

An den Wurzeln heiliger Eiche
Schwillt ein Lebensquell hervor,
Und ſo, ohne Nachbar-Gleiche,
Wuchs die Edle ſtill empor.
Aeſte ſtreckt ſie, Blätterbüſche
Sonnig, über glatte Fluth,
Und in ewig grüner Friſche
Spiegelt ſich des Dankes Gluth.

Zu Gemälden einer Capelle.

So wie Moſes, kaum geboren
Gewiſſem Tode beſtimmt,
Wunderbar ward gerettet:
So mancher, ſchon halb verloren,
Da der Feind eindrang, ergrimmt,
Ward wieder froh und glücklich gebettet.

Johannes erſt in der Wüſte predigt:
„Seht Gottes Lamm das von Sünden erledigt.“
Nun deutet er in die himmliſchen Auen:
„Dort ſollt ihr den Herrn, den erlöſenden, ſchauen.“

Kore.

Nicht gedeutet!

Ist Mutter? Tochter? Schwester? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo versteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthsel ist's dem Künstler-Sinn.
Und ruhte sie verhüllt in düstre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt Acherontischer Feuer,
Die Gott-Natur enthüllt sich zum Gewinn:
Nach höchster Schönheit muß die Jungfrau streben,
Sicilien verleiht ihr Götterleben.

Zu einem Bilde
von Frankfurt am Main

als Geschenk für Herrn Bibliothek-Secretär Kramer.

Großen Fluß hab' ich verlassen
Einem kleinen mich zu weihn;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen seyn.

Mit einem Bildchen:

Schloß Belvedere in der Abendſonne.

Erleuchtet außen hehr vom Sonnengold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold.
Erzeige ſich Dein ganzes Leben ſo:
Nach außen herrlich, innen hold und froh.

Zum Bildniß der Prinzeß Marie.

Lieblich und zierlich,
Ruhig und hold,
Sind Ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

Gartenhaus am untern Park.

Uebermüthig ſieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen die daſelbſt verkehrt
Ward ein guter Muth beſcheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbſtgepflanzter, wuchs empor;
Geiſtig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachſen fort.

Dieſer alte Weidenbaum
Steht und wächſ't als wie im Traum,
Sah des Fürſtendaches Gluthen,
Sieht der Ilme leiſes Fluthen.

Wohnhaus.

Warum ſtehen ſie davor?
Iſt nicht Thüre da und Thor?
Kämen ſie getroſt herein,
Würden wohl empfangen ſeyn.

Zu dem Bilde einer Hafenſtadt am ſchwarzen Meere.

Schroffe Felſen, weite Meere,
Geben weder Luſt noch Lehre,
Denn ſie ſind uns gar zu fern;
Aber jener Freund im Innern,
Seine Neigung, ſein Erinnern
Leuchtet her ein holder Stern.

Maskenzüge.

Die Weimarischen Redouten waren besonders von 1775 an sehr lebhaft und erhielten oft durch Masken-Erfindungen einen besondern Reiz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzogin fiel auf den 30. Januar, und also in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Gesellschaften schlossen sich dabey theils an einander, theils bildeten sie einzelne sinnreiche Gruppen, davon manches Angenehme zu erzählen seyn würde, wenn man sich jenes weggeschwundenen Jugendtraums wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider sind die meisten Programme, so wie die zu den Aufzügen bestimmten und dieselben gewissermaßen erklärenden Gedichte, verloren gegangen, und nur wenige werden hier mitgetheilt. Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz reichten gar mannichfaltigen Stoff und die verschiedensten Formen dar. Vielleicht läßt sich künftig außer dem vorliegenden noch einiges auffinden und zusammenstellen.

Aufzug des Winters.

Der Schlaf.

Ein treuer Freund der allen frommt,
Gerufen oder nicht, er kommt.
Gern mag er Elend, Sorge, Pein
Mit seinem sanften Schleier decken;
Und selbst das Glücke wiegt er ein,
Zu neuen Freuden es zu wecken.

Die Nacht.

Der Menschen Freund und Feind,
Dem Traurigen betrübt,
Dem Frohen froh,
Gefürchtet und geliebt.

Die Träume.

Wir können eine ganze Welt
So klein wir sind, betrügen,
Und jeden, wie es uns gefällt,
Erschrecken und vergnügen.

Der Winter.

Euch so zusammen hier zu finden
Ist mir die größte Lust.
Ich nur, ich weiß euch zu verbinden,
Deß bin ich mir bewußt.

Vor meinen Stürmen fliehet ihr
Und ſuchet eures Gleichen;
Und darin muß der Sommer mir
Mit ſeiner Schönheit weichen.

Das Spiel.

Bei vielen gar gut angeſchrieben
Find' ich hier manch bekannt Geſicht;
Doch Einen, dem ich immer treu geblieben,
Den find' ich nicht.

Der Wein.

Zur Geſellſchaft kann nicht beſſer
Je ein Gaſt gefunden ſeyn:
Gerne geben meine Fäſſer,
Nehmen gerne wieder ein.

Die Liebe.

In mancherlei Geſtalten
Mach' ich euch bang.
So jung ich bin, mich kennen doch die Alten
Schon lang.

Die Tragödie.

Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
Durchbohr' ich ſpielend jede Bruſt,
Und euren tiefbewegten Herzen
Sind Thränen Freude, Schmerzen Luſt.

Die Komödie.

Magſt ſie immer weinen machen,
Das iſt, dünkt mich, gar nicht ſchwer;
Doch ich mache ſie zu lachen,
Das iſt beſſer und iſt mehr.

Das Carneval.

Mich ergötzen viele Lichter,
Mehr noch fröhliche Geſichter;
Mich ergötzen Tanz und Scherz,
Mehr noch ein vergnügtes Herz;
Pracht und buntes Leben ſehr,
Aber eure Gunſt noch mehr.

Zu den vier Temperamenten.

Die vier Kleinen die ich führe
Sind gar wunderliche Thiere,
Sind auch nach der Menſchen Art
Widerwärtiglich gepaart,
Und mit Weinen oder Lachen
Müſſen ſie Geſellſchaft machen.

Chor der Masken.

Spanier und Spanierin.

Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei.
Auch aus fremden Ländern zieht
Uns die Luſt herbei.

Scapin und Scapine.

Mit einer Mütze voller Liſt
Bleibt Scapin euch zu Dienſten,
Und auch Scapinens Köpfchen iſt
Nicht leer von feinen Künſten.

Pierot und Pierette.

Wir beiden mögen treu und gut
Uns gern geſellig zeigen,
Mit langen Aermeln, frohem Muth
Und wünſchen euch deßgleichen.

Ein Paar in Tabarro's

Wir zwei Tabarro's wollen gar
Uns auch hierzu gesellen,
Um noch zuletzt mit Einem Paar
Die Menge vorzustellen.

Das Studium.

Mein Fleiß ist immer etwas nütz,
Auch hier ist er's geblieben:
Ich hab' euch allen unsern Witz
Verständlich aufgeschrieben.

Aufzug der vier Weltalter.

Das goldne Alter

(Begleitet von der Freude und der Unschuld.)

Sanft wie ein Morgentraum schreit' ich hervor,
Mich kennt der Mensch nicht eh' er mich verlor.
Der Jugend Schöne und der Blüthen Zeit
Des Herzens Erstlinge sind mir geweiht.

Das silberne Alter

(Begleitet von der Fruchtbarkeit, den Gaben des Geistes und der geselligen Freude.)

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor:
Ich gebe zwiefach was der Mensch verlor.
Durch Kunst gepflegt wird nur in meinem Schoos
Das Schöne prächtig und das Gute groß.

Das eherne Alter

(Begleitet von der Sorge, dem Stolz und dem Geize.)

An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich,
Das Große nur zu ehren steht mein Reich;

Das Treffliche drängt ſich zu meinem Thron,
Und Ehr' und Reichthum ſpenden Glück und Lohn.

Das eiſerne Alter

(Begleitet von der Gewaltthätigkeit).

Gewalt und Macht ſind mir allein verliehn;
Ich ſchreite über hoch und niedrig hin!
Unſchuld und Fröhlichkeit wird mir zum Raub,
Reichthum und Gaben tret' ich in den Staub.

Die Zeit.

Ich führ' euch an. Mir leiſe nachzugehn
Kann auch das Mächtigſte nicht widerſtehn.
Der Strom der Wuth verſiegt in ſeinem Lauf
Und Freud' und Unſchuld führ' ich wieder auf.

Ein Zug Lappländer.

Zum 30. Januar 1781.

Wir kommen in vereinten Chören,
Vom fernen Pol in kalter Nacht,
Und hätten gerne Dir zu Ehren
Den ſchönſten Nordſchein mitgebracht.

Wir preiſen jene Lufterſcheinung,
Sie weiht die Nacht zu Freuden ein,
Und muß, nach unſrer aller Meinung,
Der Abglanz einer Gottheit ſeyn.

Von Bergen ſtrömt ſie uns entgegen,
Wo bange Finſterniß erſt lag,
Auf einmal wird vor unſern Wegen
Die grauenvolle Nacht zum Tag.

O ſtünd' es jetzt am hohen Himmel,
Wir bäten Dich, verlaß den Scherz,
Sieh weg vom glänzenden Getümmel,
Sieh auf, ſo brennet unſer Herz!

So führen Wünſche, licht wie Flammen,
Für Dich den ſchönſten Himmelslauf,
Bald falten ſie ſich ſtill zuſammen
Und lodern jauchzend wieder auf.

Doch jenem hochverehrten Lichte
Raubt Deine Gegenwart die Pracht,
Es glänzt von Deinem Angeſichte
Die Huld, die uns Dir eigen macht.

Die weiblichen Tugenden.

Zum 30. Januar 1782.

Wir, die Deinen,
Wir vereinen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leiſe Schritte;
Wir umgeben
Stets Dein Leben,
Und Dein Wille
Heißt uns ſtille
Wirkend ſchweigen.
Ach verzeihe!
Daß zur Weihe

Dieſer Feier
Wir uns freier
Heute zeigen,
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und Dich ſegnen.

Amor.

Zum 30. Januar 1782.

Amor, der den ſchönſten Segen
Dir ſo vieler Herzen reicht,
Iſt nicht jener, der verwegen
Eitel iſt und immer leicht;

Es iſt Amor, den die Treue
Neugeboren zu ſich nahm,
Als die ſchöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgſam iſt,
Und ſie lehrte mich verehren
Was verehrungswürdig iſt.

Mit den Guten mich zu finden
War mein ernſter Jugendtrieb,
Mich den Edlen zu verbinden
Machte mir die Erde lieb.

Aber ach! nur allzu selten
Freut mein erster Gruß ein Herz;
Meine falschen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechselscherz.

Einsam wohn' ich dann, verdrossen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verschlossen,
Den die Fabel dir gezeigt.

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen sich, dem meinen gleich;
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befestige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten
Zeig' ich leis das wahre Glück,
Und ich führe selbst die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet
Leiten Göttliche durch mich.
Dieser Amor grüßt und segnet
Heute seine Freundin, Dich!

Planetentanz.

Zum 30. Januar 1781.

An Deinem Tage regt sich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel schönes brennt
Das kommt und grüßet Dich.

Aufzug

(Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, sie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit sich. Diese schönen Kinder eilen die Fürstin zu begrüßen; indeß bildet sich der Thierkreis. Die Planeten treten hinein. Mercur ruft sie zur Feier des Tages; allein noch bezeigen sie ihren Unmuth, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch sie naht sich bald mit ihrem Gefolge, sendet ihre wirksamsten Strahlen der Fürstin zum Geschenke und der feierliche Tanz beginnt.)

Die Liebe,

Leben und Wachsthum mit sich führend.

Oft schon kam ich frisch und heiter,
Freute Deines Tags mich hier;
Doch ich eilte flüchtig weiter,
Denn zu einsam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu Dir geschwind —
Kinder lieben ihres Gleichen
Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus Vielen
Diese mit herbei gebracht,
Finde gar auch den Gespielen,
Der uns frisch entgegen lacht.

Gerne bleiben wir und wahren
Mit der größten Sorgfalt ihn,
Deinen Sohn, der Dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erschien.

Immer ſoll das reinſte Leben
Mit ihm wachen, bei ihm ruhn,
Und der Wachsthum mit ihm ſtreben,
Edel einſt Dir gleich zu thun.

Mercur.

Munter bin ich wie die Flammen,
Daß mich alle Götter loben;
Immer ruf' ich ſie zuſammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute ſtand ich oben
Müßig an des Himmels Stufen,
Denn ſie kommen ungerufen
Und verſammeln ſich vor Dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herab zu ſteigen:
Ich mach' Ihr jedes Herz zu eigen,
Das wird an Ihrem Tag' die ſchönſte Gabe ſeyn;
Es iſt der Himmelsgaben beſte.
So ſprach ich, trat voll Zuverſicht herein;
Allein ich ſeh', ſie ſind ſchon alle Dein,
Und ſo bin ich nur unnütz bei dem Feſte.

Cellus.

Mich ſchmückt ein tauſendfaches Leben,
Das nur von mir das Leben nimmt;
Nur ich kann allen alles geben:
Genießet was ich euch beſtimmt!

Auch will ich keinem Sterne weichen,
Auf ſo viel Güter ſtolz bin ich,
Am ſtolzeſten auf Deines Gleichen
Und Dich!

Luna.

Was im dichten Haine
Oft bei meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm' auf lichten Wegen
Lebend Dir entgegen,
Stell' erfüllt ſich dar.

Meiner Ankunft Schauern
Sollſt Du nie mit Trauern
Still entgegen gehn;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich Dich wandeln ſehn.

Mars.

Von dem Meere
Wo die Heere
Muthig ſtehn,
Von dem Orte
Wo der Pforte
Drohende Gefahren wehn,
Aus der Ferne
Wendet her ſich meine Kraft,
Und ich weile gerne

Wo Dein Blick
Häuslich Glück
Täglich ſchafft.

Jupiter.

Ich bin der oberſte der Götter;
Wer will ſich über mich erhöhn?
Ich ſchleudre fürchterliche Wetter;
Wer iſt's, wer kann mir widerſtehn?

Wie würd' es meine Bruſt entzünden,
Beſtritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem, was ſie für Dich empfinden,
Weiß ich gern alle ſie mir gleich.

Saturn.

Grau und langſam, doch nicht älter
Als ein andres Himmelslicht,
Still und ernſthaft, doch nicht kälter
Tret' ich vor Dein Angeſicht.

Glücklich wie im Götterſaale
Find' ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh' wir ſegnen Dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geſchick,
Und auf himmliſch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück.

Deine Tage so umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring, der ewig glänzend
Mein erhabnes Haupt umschwebt.

Cybele.

Im fernen Raum, wohin kein menschlich Auge drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Gesang
Zu höhern Himmeln aufentzückte,

Dort schwebt' ich einsam ungenannt,
Seit vielen tausend tausend Jahren,
Ich war der Erde unbekannt
Und hatte nichts von ihr erfahren;

Nun rufen mich verwandte Sphären:
O Schwester bleib allein nicht fern!
Zum erstenmal ein neuer Stern
Komm' auch herab Sie zu verehren! —

Bei Deinem Feste scheint mein stilles Licht;
Zwar stieg' ich halb mit Widerwillen nieder;
Allein vor Dir und Deinem Angesicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Jol.

Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht;
Und würd' ich finster, ruhig, kalt,
Stürzt' Alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes iſt ein edler Sinn,
Du liebſt ein edles Bild.

Die Wolken führ' ich gleich und ſchnell
Mit unverdroß'nem Arm;
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Erfülle Fürſtin Deine Pflicht
Geſegnet tauſendmal!
Und Dein Verſtand ſey wie mein Licht,
Dein Wille wie mein Strahl.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1798.

Der lang' erſehnte Friede nahet wieder,
Und alles ſcheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die ſcharfen Waffen nieder,
Dem Sieger iſt ſogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freuden ſind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erſcheinen heute Deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu Deinen Füßen,
Und Blumen ſtreuen wir vor Deinem Schritt.
Die Eintracht darf ſich wieder feſt umſchließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.

In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergeſſen alles was es litt;
Dieß iſt der Wunſch, der jedes Herz belebet,
Das wieder friſch ins neue Leben ſtrebet.

Und Ceres wird verſöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt;
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,
Wird auch der Kunſt der ſchönſte Wunſch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegenſchlägt,
Und in der Ferne ſehen wir, aufs neue,
Der edlen Schweſtern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt behende nach den Seinen,
Und theilt mit Freuden freudiges Gefühl;
Man eilet ſich harmoniſch zu vereinen,
Und wir ſind hier an der Erſcheinung Ziel;
Du zählſt mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeiheſt mild das bunte Maskenſpiel.
O ſey beglückt! ſo wie Du uns entzückeſt,
Im Kreiſe den Du ſchaffeſt und beglückeſt.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1802.

Wenn von der Ruhmverkünderin begleitet
Heroiſcher Geſang den Geiſt entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder ſchreitet,
Mit Lorbeer ſich das eigne Haupt umwindet,

Ein Denkmal über Wolken ſich bereitet,
Auf ſchwindendes die ſchönſte Dauer gründet,
Von Göttern und von Menſchen unbezwungen;
So ſcheint's, er hab' ein höchſtes Ziel errungen.

Doch hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Gefährlichſten ſich zugeſellt,
Dann ſtehet uns ein andrer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue ſchön're Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt Du Dich von jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband,
Und Fels und Baum, auf allen Deinen Pfaden,
Erſcheint belebt durch ihre Götter-Hand;
Dich grüßen kindlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen Dich am Strand.
Wer einſam durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſollen wir nicht allzuweichlich fühlen,
Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag.
Wir fahren auf! Wer wagt's mit uns zu ſpielen?
Bald heimlich neckend, bald am offnen Tag!
Iſt's Momus der in ſtädtiſchen Gewühlen,
Ein Satyr, der im Feld ſich üben mag?
Was uns geſchmerzt ſind allgemeine Poſſen,
Wir lachen bald, wo es uns erſt verdroſſen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Phantaſie in ihrem Reiche hegt.
Die Woge ſchwillt, die im verworrnen Streben
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
Doch Allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und jeder fühlt und neigt ſich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Feſt vergoldet,
Die Alles ſchaut und kennt, belebt und duldet.

Zum 30. Januar 1806.

Herzlich und freudevoll
Bringe der Treue Zoll,
Singendes Chor!
Raſch wie der Hände-Klang
Töne des Liedes Drang,
Steige der Feſtgeſang
Zu Dir empor!

Mitten in unſre Reihn
Stürmet der Krieg herein,
Umſtellt uns hier;
Doch der nur Wildes denkt,
Schreckend ſich vorwärts drängt,
Selten die Fahne ſenkt,
Er neigt ſich Dir.

Hören beim Friedensfeſt
Auch ſich Trommete läßt,
Schon iſt es nah.

Herr Gott dich loben wir!
Herr Gott wir danken dir!
Segneſt uns für und für!
So klingt es da.

Wunden ſchon heilen ſich
Wolken ſchon theilen ſich
Dein Tag erſcheint.
Ehrfurcht uns all' durchdringt,
Abſchied der Krieger bringt
Heil Dir der Bürger ſingt,
Alle vereint.

Die romantiſche Poeſie.

Stanzen

zu Erklärung eines Maskenzugs

aufgeführt den 30. Januar 1810.

Der Geburtstag der regierenden Herzogin von Weimar, der jedesmal als ein ausgezeichnetes Jahresfest begangen wird, rief in diesem Jahre, bei den glücklichsten Familien-Ereignissen in der Gegenwart hoher verehrter Gäste, zu besonders lebhaften Feierlichkeiten auf. Für die demselben gewidmete Maskenlust schien es ein angemessener Schmuck, die verschiedenen Dichtungen, denen unsre Vorfahren und auch die Ahnherrn jenes hohen Fürsten-Hauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden mannichfaltigen Gestalten darzustellen. Ein Herold zeigte sich daher, anführend einen Minnesänger und Heldendichter, welche vor die hohen Herrschaften zu beiden Seiten gestellt, durch nachfolgende Strophen die vorüberziehenden, theils allegorischen, theils individuellen Gestalten der modernen Poesie ankündigten und erklärten.

Minnesinger.

Von Wartburgs Höhn, wo vor so manchen Sonnen
Uns Eure Väter freundlich angehört,
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,

Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergötzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet —

Heldendichter.

Da sangen wir an jedem Feiertage
Der Eurem Stamm die frische Knospe gab;
Den spatentrißnen Ahnherrn trug die Klage
Melodisch groß zum sieggeschmückten Grab;
Dann kündeten wir jede Wundersage,
Das Heldenschwert so wie den Zauberstab;
Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
Dem frohen schönbekränzten zum Altare.

Herold.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
Der treu vor Euch den goldnen Scepter bückt.
Er bringt von jener Zeit gewisse Kunde,
Daß Fürsten selbst mit Liedern sich geschmückt,
Und führet vor Euch her froh in die Runde
Der Bilder Schaar, wie sie uns dort entzückt;
Und zweierlei vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernst des Helden.

Frühling.

Der Lenz tritt auf. Vom süßen Liebesmunde
Ertönt durchaus ein holder Zauberschall.
Nun wird der Welt erst recht die frohe Stunde!
So singt und sagt das Lied der Nachtigall.
Ein Seufzer steigt aus regem Herzensgrunde
Und Wonn' und Sehnsucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird sich des schönen Maien,
So gut er kann, doch leider halb nur freuen.

Sommer

Der Sommer folgt. Es wachsen Tag und Hitze,
Und von den Auen dränget uns die Gluth;
Doch dort am Waſſerfall, am Felſenſitze,
Erquickt ein Trunk, erfriſcht ein Wort das Blut.
Der Donner rollt, ſchon kreuzen ſich die Blitze,
Die Höhle wölbt ſich auf zur ſichern Hut;
Dem Toſen nach kracht ſchnell ein knatternd Schmettern;
Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wettern.

Minnepaar.

Im goldnen Glanz, im bunten Farbenſcheine
Der neuen Welt genießen ſie den Tag.
Er ſagt's ihr klar, wie er es freundlich meine;
Sie ſagt's ihm ſo, daß er es deuten mag.
Er wagt es nun und nennet ſie die ſeine,
Er wiederholt's mit jedem Herzensſchlag;
Und ſo beglückt, bald offen, bald verſtohlen,
Des ſüßen Wortes ew'ges Wiederholen.

Tanzende.

Ein leichter Sinn erhebt ſie von der Erden;
Das muntre Paar, es mag nicht ſtille ſtehn.
An Worte Statt ſind liebliche Geberden,
Die zwar im Tact, jedoch von Herzen gehn,
Und Schling' auf Schlinge Kettenzüge werden.
Wie luſtig iſt's, ſich um ſich ſelbſt zu drehn!
Mit leichtem Anſtand wechſeln ſie die Glieder;
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdluſtige.

Mit ernſtem Gang, zu ernſteren Geſchäften,
Zieht nach dem Wald ein friſches Jägerpaar,

Getroſt in ſich, ſchlank gleich den edlen Schäften,
Die ſich zur Luft ein hoher Wald gebar.
Sie lächeln ſtolz, vertrauend ihren Kräften;
So trotzen ſie der Mühe, der Gefahr,
Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
Wovor Diana ſelbſt nicht ſchützt, noch hütet.

Herbſt.

Den Fleiß belohnend aber tritt Pomone
Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
Mit Freuden ſehen wir den Kranz, die Krone,
Und viel genießt, wer heuer viel gethan.
Der Vater ſchafft, er freut ſich mit dem Sohne,
Aufs neue Jahr geht ſchon der neue Plan;
Im Kreis der Gäſte waltet frohes Leben:
Der Edle hat, und will auch Andern geben.

Spielende.

Beſitz iſt gut! der jedem wohl behaget;
Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
Fällt ihm vielleicht ſogar ein doppelt Loos.
Selbſt wenn Verluſt ihn hin und wieder plaget,
Iſt doch das Glück der Ungewißheit groß.
Mit Leidenſchaft genießen ſie des Lebens,
Und Amor ſelbſt belauſcht ſie nur vergebens.

Winter.

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen:
Denn iſt wohl Winter, wo die Sonne ſcheint?
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
Und jeder ſpricht und handelt wie er's meint.

Von allen Jahreszeiten die wir kennen
Iſt ſie's, die eine, die uns ſo vereint:
Sie gab uns Dich, belebt nun dieſe Feſte,
Und ſo erſcheint ſie uns die allerbeſte.

Norden.

Doch wendet nun von dieſem Blumengrünen
Zu nord'ſchen Himmelsfeuern das Geſicht —
Woher auch uns mit Jugendglanz erſchienen
Die Majeſtät in ſterndurchwebtem Licht —
Zum alten Volk unüberwundner Hünen,
Das wandernd ſich durch alle Länder ficht.
Mit welcher Kraft die Rieſenfäuſte ſchlagen,
Seht ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunehild.

Dem Pol entſprießt die herrlichſte der Frauen,
Ein Rieſenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbſtvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde ſüß und mild,
So leuchtet, nie verſteckt vor unſerm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunſt, Brunehild,
Wie ihres Nordens ſtäte Sommerſonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr ſchreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr beſtimmt war, den ſie doch verlor.
Für ſeinen Freund erkämpft' er ſolche Beute,
Durchſprengte kühn das Zauberflammenthor.
Wie ſchön das Hochzeitlager ſich auch breite,
Die Freundſchaft zieht er ſtreng der Minne vor:
Dieß Schwert, ein Werk zwergemſiger Schmiedehöhlen
Schied Ihn und Sie! — O ſeltſames Vermählen!

Prinzessin

Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Rother.

Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger klug, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft,
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose:
Von ihnen stammt Pipin und Carl der Große.

Asprian.

Den mächtigsten von allen Kampfgenossen
Erblickt ihr nun, den Riesen Asprian.
Ein Hagelwetter aus der Wolk' ergossen
Trifft nicht so blind und breit als dieser Mann.
Die Freunde haben selbst ihn angeschlossen:
Drum wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
So schlägt er doch, schlägt Alles um sich nieder,
Und schonet nicht die eignen Waffenbrüder.

Recht und Ehre.

Die Welt, sie wäre nicht vor ihm zu retten,
Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut,

Ihn hält das Recht, ein hehres Weib, in Ketten,
Der man getroſt ſo großes Amt vertraut;
Die andre lockt und zieht mit goldnen Ketten,
Indem ſie ſchmeichelnd nach dem wilden ſchaut.
Er geht bedächtig an dem frohen Tage,
Er ſieht ſich um und ſchaut, wohin er ſchlage.

Liebe.

Dann folgen zwei. — Laßt dieſe mich erklären! —
Sie ſind einander beide nah verwandt,
Mit Sonn' und Mondes Glanz von höhern Sphären
Zu Wohl und Weh uns freundlich zugeſandt;
Doch will ſich dieſe nicht an jene kehren,
Sie ſtreift allein, verdirbt, erquickt das Land;
Und ſelten ſieht man beide Schweſter-Flammen
Wie heut, gepaart, in Einigkeit beiſammen.

Treue.

Und die Beſcheidne zeigt ſich frei und freier
Und irrt ſich nicht am rauſchenden Getön;
Sie ſteht vor euch, ſie öffnet ihren Schleier
Und will getroſt ſo vor der Menge gehn;
Ermuthigt glänzet nun das ſtille Feuer,
Dem Glühwurm gleich, ſo anſpruchlos als ſchön.
Sie widmet euch den reinſten aller Triebe;
Gern folgt ſie dem Verdienſt, ſo wie der Liebe.

Einit.

Ein groß Verdienſt weiß dieſer zu erwerben,
Entbrannt für Menſchenwohl von heilger Gluth.
Er ſchaut umher auf klägliches Verderben,
Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wuth.

Mit Drachenſchweiß wird Berg und Wald ſich färben,
Die Ebne färben ſich mit Räuberblut,
So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
Unholde nicht zu ſchaden ſich erkühnen.

Weltlich Regiment.

So kommt zuletzt das Herrlichſte zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer ſtrebt;
Der Friede herrſcht im unbegränzten Lande,
Wo Niemand mehr vor ſeinem Nachbar bebt;
Nun liebt der Menſch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt ſich frei, wenn er gebändigt lebt;
Nur will er ſelbſt, er will den Herrn erwählen,
Dem aber ſoll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geiſtlich Regiment.

Mit allem ſoll ſich auch die Schweſter ſchmücken,
Doch Demuth ſoll ihr höchſtes Kleinod ſeyn.
Sie geht mit freundlich halbgeſenkten Blicken,
Und mit ſich ſelbſt ſo ruhig überein;
Doch würde ſie der erſte Platz beglücken:
Dem Hochſinn iſt die zweite Stelle Pein.
Sie ſcheint der Schweſter Hoheit nachzuſinnen
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Kanzler und Clericus.

Auch kleinre Weſen kommen mit zum Spiele:
Gar manches wird durch ſie geheim erregt.
Der eine der gewandt mit ſpitzem Kiele
Das Reich begränzet, ja die Feinde ſchlägt
Der andre, der entfernt vom Weltgewühle
Das Wort, zum Buch erſtarrt, am Herzen trägt:
Sie, beide ruhig, wiſſen zu begeiſtern,
Sie geben nach, und oft vor ihren Meiſtern.

Elberich. Rathsel.

Im Stillen aber herrschet über diese
Und weit und breit, ein wundersames Haupt,
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
Das jeder läugnet, jeder hofft und glaubt:
Der Welt gehört's, so wie dem Paradiese;
Auch ist ihm alles, ist ihm nichts erlaubt.
Verein' es nur in kindlichem Gemüthe,
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Minnesinger.

Und voller Zutraun schließt sich an — die Menge;
Wir aber lassen sie in Frieden ziehn.
Ihr saht vor Euch ein liebevoll Gedränge,
Gestalten voriger Zeit, vorüber fliehn.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge,
Wir bitten, seht nicht flüchtig drüber hin:
Inwendig waltet ehrfurchtsvolle Scheue,
Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja selbst das Große schwindet gleich den Schatten,
Und öde wird der thatenvollste Raum;
Drum soll die That sich mit dem Worte gatten:
Ein solcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum;
Lustwälder ziehn sich über grüne Matten,
So blüht er fort, der schöne Lebenstraum.
Was Eure hohen Väter, Ihr nach ihnen
An uns gethan, es soll für ewig grünen!

Maskenzug ruſſiſcher Nationen.

Zum 16. Februar 1810.

Feſtlied.

Raſch herein und nicht gezaudert!
Nicht getrotzt und nicht geſchaudert!
Nicht gekoſ't und nicht geplaudert!
Hier iſt Ernſt bei Scherz.
Tüchtig, feſt, mit ſtarkem Schritte,
Bringen wir zur Feſtes-Mitte
Fremde Kleider, fremde Sitte,
Wohlgekanntes Herz.

So entlegen wir auch ſtammen,
Kreiſend ziehen wir zuſammen,
Wie das Chor von Sternenflammen
Sich um Eine dreht.
In dem Glanze Deines Wohles
Freuen wir uns unſres Wohles,
Wie der Feuerglanz des Poles
Sternenlicht erhöht.

Hin und wieder und zur Seiten
Sehn wir fremd Gebilde ſchreiten,
Dir die Freude zu bereiten
Wie ſie jeder ſchafft.
Wandelt fröhlich zwiſchen dieſen,
Die des Feſtes mitgenießen,
Zwiſchen Zwergen, zwiſchen Rieſen
Und des Nordens Kraft.

Lächle, daß es Dir gefalle,
So gefallen wir uns alle.
Nun ertönt mit Einem Schalle
Lauter Wünſche Chor!
Hier bedarf es keiner Sichtung,
Alle zieht vereinte Richtung.
Trage Wahrheit, trage Dichtung
Dieſen Tag empor!

Gaſtlied.

Zu erſcheinen
Mit den Seinen
In dem lichten Kreiſe,
Alle Biedre
Hoh' und Niedre,
Das iſt rechte Weiſe!
Kommt gegangen
Ehrenvoll empfangen!
Dieſen Tagen
Ziemet froh Behagen.

Wie wir ſollen
In dem vollen
Lampenhellen Saale!
Viele zeigen
Viele neigen
Sich mit einemmale.

Wenn es wären
Alle die Dich ehren,
Treu und munter;
Wär' es noch viel bunter.

Brautlied.

Er.

„Kommt hervor aus euren Kemenaten,
Brüder, rathet mir! ich möchte gerne frein."
Fragst du viel, ſo biſt du ſchlecht berathen;
Schau nur ſelbſt herum und da und dort hinein.
Findeſt du ſie ſtill zu Haus
Und thätig und verſtändig;
Richte nur den Hochzeitſchmaus:
Der Tanz iſt gleich lebendig.

Sie.

„Kommt herein, ihr lieben Nachbarinnen,
Schweſtern, rathet mir! man wirbt um meine Hand."
Fragſt du viel, du wirſt nicht viel gewinnen:
Um dich ſelbſt verſchlingt ſich ja das Band.
Ob er dir gefallen kann?
Die Augen mußt du fragen.
Ob's ein braver guter Mann?
Das muß das Herz dir ſagen.

Beide.

„Einig ſind die Zwei, die ſich gefunden!
Lebt nun wohl! Ins Leben geht es fort.“
Fließen doch für euch nun andre Stunden;
Euch gehört von nun an jeder Ort.
Hand in Hand, wie dieſes Paar,
Wollen wir das Feſt genießen;
Fröhlich jauchze die ganze Schaar
Und ſtampfe mit den Füßen!

Maskenzug

bei

Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter

Maria Feodorowna

in Weimar.

Den 18. December 1818.

Als Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach hiernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchst Dieselben: daß dabei einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannichfaltig gelungenen Arbeiten beispielweise hingedeutet werden solle. Hiernach wäre denn der Inhalt des nunmehr summarisch verzeichneten Charakter-Zuges aufzunehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius in Pilgertracht eröffnet den Zug, Weg und Stege zu segnen. Zwei Knaben mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten, und sich derselben zu freuen. Drei Monate treten auf. October, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines wein- und fruchtbekränzten Genius. November in Jäger-Gestalt; fröhlicher Geleitsmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeier. December, hausmütterlich herantretend, mit Kindern, die an

den Weihnachts-Geschenken, noch mehr aber an Allerhöchster Gegenwart und Gunst sich ergötzen, und ein herannahendes der Welt segenreiches Geburtsfest ankündigen.

Die Nacht, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahreszeit, so wie über die Fest-Stunden sich anmaßend, führt den Schlaf herein, von Träumen umgeben, deren Auslegung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde, welche den meisten Menschen nur als Wunsch und Traum erscheinen, Begünstigten aber als Wirklichkeit verliehen sind.

Drei verschwisterte treten auf. Epos die Heldendichtung, sonst nur Unheil unter den Großen besingend, erfreut sich glückbringender Einigkeit der höchsten Herrscher.

Tragödie, gleichsam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daß das Ungeheure auch einmal heilbringend sey.

Komödie, fühlt sich heiter in den Uebrigen, geht, sich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genießen. Jene beiden andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten sich, dem heutigen Feste zu dienen und was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweisen.

Festzug.

Die Ilme tritt auf, in der Ueberzeugung, daß sie das Räthselhafte dieser Gestalten-Reihe am besten zu deuten wisse. Wieland's Charakter, dessen Denk- und Dichtweise wird von ihr umrissen, das glückliche Verhältniß zu seiner Fürstin berührt, des Tiefurter Aufenthaltes mit Anmuth gedacht.

Musarion tritt auf, begleitet von Phanias und zwei philosophischen Gegnern. Die Lehre von Mäßigung,

Genügsamkeit, heiterm Genuß und ſtiller Duldung wird, nach des Dichters eigenſter Weiſe, kurzlich ausgelegt.

Oberon und Titania, mit Feen und Elfen erſcheinend, geſtehen wie ſie ihre Wiedervereinigung dieſem ſchönen Tage verdanken und bekennen ſich als Lehnsleute der Allerhöchſten Gäſte.

Hüon und Amanda, durch der kleinen Geiſter Verſöhnung auch mit ihrem Schickſal ausgeſöhnt, bezeigen ſich dankbar für die ſegenreiche Wirkſamkeit. Scherasmin und Fatime ſtimmen ein.

Der Uebergang zu Herder's Leiſtungen führt uns auf deſſen ſchöne Eigenſchaft: die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimiſchen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu ſchließen. Deßhalb ſind Legende und Barde vorgeführt.

Terpſichore, noch gewöhnt an patriotiſche Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höheren Sinne hergeſtellt durch Adraſtea, die Allrichtende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf Aeon und Aeonis. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von ſo viel Neuerungen des Tages; ſie aber, lebendig, heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäß, verſteht ihn zu beſchwichtigen, wozu das herzerhebende Feſt ihr die beſten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichſte Epoche ſpaniſcher Rittertage, zeugend vom Uebergewicht chriſtlicher Heldenkraft über mahometaniſchen Hochſinn, erſcheinen Cid, Ximene, Uraka. Was ſie andeuten, bringt jene den Deutſchen ſo tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzenreihe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines lebenden Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die Ilme tritt abermals hervor, und indem ſie ihm die Beſtändigkeit ſeiner Neigung zu ihr

zum Verdienſt macht, rechtfertigt ſie die ihrige. Ein Ueberblick theatraliſcher Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgenden Glieder des Zuges dramatiſche Werke ſind.

Mahomet erſcheint mit Palmiren und Selden. Als Muſterbild dramatiſcher Beſchränkung in Anſehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie ſolche früher die Alten, ſpäterhin beſonders die Franzoſen beliebt, kann dieſe Darſtellung wohl gelten.

Die Ausſicht auf eine freiere Dichtart wird gegeben. Götz von Berlichingen tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgeſöhnt. Wir ſehen Gattin, Sohn und Schweſter, voran den treuen Georg. Weislingen, Adelheid und Franz dürfen nicht fehlen. Landvolk zeigt ſich, den einfachen Lebensgenuß zur verworrenſten Zeit, Zigeuner dagegen, den geſetzlichen Zuſtand aufgelöſ't anzudeuten. Doch wagt eine jüngere, durch ſinnvolle Sprüche, die [illegible]arten Vorwürfe von ſich und den Ihrigen abzulehnen und auch ſich und ihre Sippſchaft höchſter Gunſt würdig darzuſtellen.

Das Perſonal von Fauſt giebt Anlaß zu einem umgekehrten Menächmenſpiel. Hier ſind nicht Zwei, die man für Einen halten muß, ſondern Ein Mann, der im Zweiten nicht wieder zu erkennen iſt. Fauſt als Doctor, begleitet von Wagner; Fauſt als Ritter, Gretchen geleitend. Die Zauberin, die das Wunder geleiſtet, mit glühendem Becher, tritt zwiſchen beiden Paaren auf. Mephiſtopheles verläßt Marthen, um ſeine Geſellſchaft ſelbſt zu exponiren. Er deutet auf eine zweite Erſcheinung. Zum Zeugniß, daß dieß alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, iſt noch friſche Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet sich nun, als an ihrer eigensten Stelle, da sie Musterbilder von Schiller's Werken vorzuführen hat.

Braut von Messina tritt auf. Mutter und Tochter. Das verwais'te Paar von Aurora eingeführt. Der Charakter dieser Schicksals-Tragödie wird vorgetragen, derselben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer solchen mit furchtbarer Consequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entschiedener Meisterhand, sich uns grauenvoll entgegenstellt, sind wir zum düstersten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höheren Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung vorlängst zugegeben worden. Uns freut vor allem sein glücklich erworbenes Kind. Walther Fürst, Werner Staufacher, Arnold Melchthal, ewig bund- und eidgenossene Namen! Auch die tüchtigen und gut gesinnten Hausfrauen zieren die Gesellschaft; so wie die bisher abgesonderten Geschlechter, Rudenz und Bruneck, sich gerne fügen. Mehrere Landsleute werden willkommen geheißen. Ja sogar die Gestalt Geßlers wagt es, versöhnt, unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und muthig herantritt, findet er sich fast überrascht, einen freieren Boden zu betreten, als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch sogleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht sich nicht bloß durch Hinderungen darthue.

Von dieser sich unter einander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt,

der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. Wallenstein tritt auf in seiner Kraft, die zarte nachgiebige Gattin an seiner Seite. Dämonisch begleitet ihn Gräfin Terzky an der andern. Max, Thekla und ihre vertraute Neubrunn ahnen die bevorstehenden Schicksale nicht. Höchste Selbstständigkeit, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Plane bezeichnen den außerordentlichen Mann. Aber ach! zu große Selbstsucht, wankende Treue, vergiften sein hohes Gemüth. Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn sogar. Der Sterndeuter will belehren, will thöricht auf die Richtung hinweisen, die der Mann seinem eignen Charakter verdanken sollte.

Wallensteins Lager verleiht uns eine Musterkarte des seltsamen Heeres, welches der anziehende Name des weit berühmten Helden zusammen gerufen. Eingeführt werden sie auf ihre eigene Weise, und wir treffen hier auf den heitersten Punkt unserer Darstellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielversprechenden Fragmente Schiller's, der Wendepunkt russischer Geschichte angedeutet werden sollte. Wir sehen dieses hohe würdige Reich in beklagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Usurpator: Boris und Demetrius. Schwer ist solch' ein Zustand zu schildern, der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen ununterbrochenen Erbfolge entspringt. Marina. Arinia, Odowalsky zieren die Gruppe.

Möge, nach so viel Ernst, ein leichtsinniges Mährchen zum Schlusse gefallen. Altoum, fabelhafter Kaiser von China; Turandot, seine räthselliebende Tochter, stellen sich

vor. Kalaf, ein kühner Bewerber, Adelma, eine leidenschaftliche Nebenbuhlerin, Zelima und ein wunderliches Maskengefolge erbitten ſich, wie dem Ganzen, Geneigtheit und Nachſicht.

Epilog.

Die Ilme kann ſich nicht verſagen noch einmal zu erſcheinen und ihren höchſten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt feſtlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darſtellung allzuvieler poetiſcher Erzeugniſſe gleichſam ungeduldig, herein der Tag, begleitet von Pallas Athene, welche den Bund mit ihrer ſo lange begünſtigten getreuen Stadt feierlichſt erneuert, und von Klio, die ſich verpflichtet deren Ruhm aufs neue, gegenwärtiges Feſt verkündend, in aller Welt auszubreiten. Vorgeführt werden ſodann: Künſte und Wiſſenſchaften. Alle, bisher von dem höchſten Hauſe für mannichfaltige Dienſte gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen ſich einer frohen glücklichen Nachkommenſchaft.

Feſtzug

dichteriſche Landes-Erzeugniſſe, darauf aber Künſte und Wiſſenſchaften vorführend.

Prolog.

Genius, (als Pilgrim).
Zwei Knaben (mit Reiſetafeln).

Eure Pfade zu bereiten
Schreit' ich allen andern vor,
Treuer Genius der Zeiten
Leicht gehüllt in Pilgerflor.
Auf den Zwillings-Tafel-Flächen
Seht ihr manchen heitern Raum,
Grünend, blühend wie von Bächen,
Aufgeregten Frühlingstraum.
Flüſſe blinken, Städte prunken,
Wie das Licht den Aether ſchwellt,
Kreiſ' auf Kreiſe, Funk' aus Funken
Und die Welt iſt erſt die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
Bilder glänzend ausgeſä't,
Räume haſt Du nun durchzogen
Wo Du Tochterglück erhöht.

Sehn wir Enkel Dich umſchweben,
Reichlich wie Granate glüht,
Segnen wir das Blüthenleben:
Denn Du biſt es die erblüht.

Nacht (allein tritt auf).

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne,
Mein düſtrer Schleier hebt ſich vom Geſicht.
Die Majeſtät iſt milder als die Sonne,
Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
Doch wenn ich denke: daß ich alles fülle,
Daß nur in mir die hellſte Sonne ſtrahlt,
Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, ſtille,
Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern malt;
Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
Jedoch mein Mund, der unberedte, ſchweigt.
Wo iſt ein Gold zu Faſſung der Juwelen?
Wo iſt ein Schmuck der dieſem ſich vergleicht?

Drei Monate (treten auf).

Nacht (fährt fort).

Drei Monden ſind es die mir Gunſt erweiſen,
Stets länger, breiter dehnt mein Reich ſich aus;
Ich kann ſie dießmal hoch und herrlich preiſen:
Denn ſie verherrlichen das höchſte Haus.

October (als Weingott).

Wenn dieſer ſich mit Kranz auf Kranz bekränzt,
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin aufs reichbegabte Leben.

Wie er ſich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie honigſüß die Kelter fließen mag,
Das iſt es nicht: denn ihm allein gebührt
Des Feſtes Feſt, ein auserwählter Tag;
Ein Tag ſo hehr, im Zeitenkreis geſtellet,
Der fünfundzwanzigſte bleibt ſeine Zahl,
Der Sie dem Licht, ein neues Licht, geſellet,
Sich wiederhol' er überzähligmal.

November als Schütze.

Dieſer, der nach Jägerweiſe
Wälder, Berg und Thal durchſtreift,
Tritt herbei zu **Deinem** Preiſe,
Da er nicht im Weiten ſchweift;
Nein! das ſchöne Glück ergreift
Zu begleiten **Deine** Reiſe.

Hinter Ceres Flügelwagen
Wie ſich ſtill die Furche ſchließt,
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erntefeſt ergießt:
Wird er ſo auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort geſegnet ſehen
Deines Zuges reiche Spur.

December als Mutter, mit zwei **Kindern**.

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geſchmückt,
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Erſehnte wird herangerückt,
Das holde Feſt wird glanzvoll früh begangen.

Was Kinder fühlen wissen wir nicht leicht: —
(zum Kinde)
Magst du, mein Schatz! dich unterwinden
Und wie es dir im stillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme selbst verkünden?

Weihnachts-Kinder

Der Winter ist den Kindern hold,
Die jüngsten sind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flüglein Gold
Der guten Kindern lohnt.
Sie sind geschickt, sie sind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit;
Der Himmel that sich auf.
Sie kommen, bringen, groß wie mild
Ein einzig Weihnachtsfest!
Auf Erden bleibet Ihr sein Bild,
Auch uns im Herzen fest.

Ich weiß, wir dürfen Dir uns nahn,
Uns gönnst Du jede Zeit,
Wie selig ist es zu empfahn,
Und Dank ist Seligkeit.
Bedürfniß macht die Kinder gleich.
Sie bittet und hilft geschwind.
Denn hoch und niedrig, arm und reich
Das alles ist Ihr Kind.

Schlaf und **Nacht**. Letzte spricht.

Er schwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich gelehnt
Steht er geblendet! —

(zum Schlafe)

Kann die nicht gewahren
Wonach du dich schon Stundenlang gesehnt,
Hier ist nicht Ruh, hier sind nicht weiche Pfühle;
Jedoch, wie sonst, vertraue mir.
Ich schirme dich im glänzenden Gewühle,
Was andre sehn, im Traume zeig' ich's dir.

(Sie fährt fort die Träume auszulegen.)

Vier Träume

(menschliche Wünsche und Glückseligkeiten vorstellend).

Erhaben stehn auf höchster Stelle,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrschend über Sturm und Welle
Sey **wenigen**, den Würdigsten zu Theil.

Doch pflichtgemäß, befehlgemäß zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,
Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln,
Sey **mehrerer**, sey des Verdienst's Geschick.

Wem der Besitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte was ihm angehört.
Das haben **viele** sich errungen,
Genießen sie es ungestört.

Doch wieder jung in ſeinen Kindern werden,
Auf ewige Tage ſich zu freun,
Das iſt das höchſte Glück auf Erden
Und iſt der ganzen Welt gemein.

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger ſäumen,
Und ſage mit Beſonnenheit:
Das alles kann ein jeder träumen;
Euch ganz allein iſt's Wirklichkeit.

Er träume fort und ſchaue geiſt'gen Blicks
Was Euch die Götter Günſt'ges zubereiten.
Wir, wachend glücklich, Zeugen Eures Glücks
Und hochgetroſt für ewige Zeiten.

Drei Dichtarten.

Epos, Tragödie, Komödie.

Epos.

Mit Zuverſicht darf ich mich hier erheben,
Dem Allergrößten war ich ſtets vertraut.
Wenn andre ſtaunen, wenn verwirrt ſie beben,
Da fühl' ich mich von Grund aus auferbaut.
Achillen hegt' ich, hegt' Ulyſſen kräftig,
Im Tiefſten froh, an heitrer Lebensbruſt
Und alles Andre was umher geſchäftig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Luſt;
So zuverſichtlich trat ich hier herein,
Nun ſcheint ich mir nur mein Geſpenſt zu ſeyn.

Sonſt wiederholt' ich: wie die Herrn der Schaaren,
Achill und Agamemnon, ſich entzweit.
Den Jammer um Patroklos, Hektors Bahren
Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittheilt' ich tauſend aber tauſend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun alles abgethan erſcheinen,
Die Großen ſehn ſich, einen ſich, vereinen.

Tragödie.

Das Ungeheure war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchſten Sinn,
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenſchaften, gräßlicher Gewinn!
Heut aber muß ich eigens mich erholen,
Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.
Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Beſten
Verklärte ſich's, verklärte ſich's zu Feſten.

Komödie.

Ich aber, Schweſtern, kann mich nicht verläugnen,
Mit frohem Sinne blick' ich alles an.
Hier kann ſich nichts als Freudiges ereignen,
Ich brauche nichts zu thun, es iſt gethan.
So will ich mich in dieſes Band verweben,
Und was mir ähnelt fuhr' ich froh heran.
Hier ſeh' und fühl' ich ein erregtes Leben,
Ich theile was ich ſonſt gegeben.

(entfernt ſich.)

Epos.

Die Wirkung dieſes Feſtes fühl' ich gleich:
Ein neuer Sinn muß uns vereinen.
Den Rücken kehr' ich meinem Schlachtenreich,
Und du, enthalte dich von Klag' und Weinen.
Wir ſind verändert! — Stolzes Thatgepränge
Zu keinem Ziel und Zweck iſt uns ein Schaum;
Verwirrtes Wogen unverſtänd'ger Menge,
Von allen Träumen iſt's der ſchwerſte Traum.
Nothwendigkeit und Schickſal! herbe Strenge!
Hervor, o Schweſter, frei im freiſten Raum!
Nicht ſklaviſch darf ſich Leidenſchaft erkühnen:
Die ſchönſte Leidenſchaft iſt, hier zu dienen.

Tragödie.

Den preiſe ſelig der erfährt,
Was Millionen ſich verſtehen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert hier zu ſtehen,
Dieß hohe Glück iſt uns gewährt.
Wie Geiſt und Liebe dieſen Saal durchweben,
Dem fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder ſich im Ganzen ſegnet,
Gelinge lieblich zu enthüllen
Uns, Eurem Dienſt entzündeten Sibyllen!

Epos.

Den Jubel hör' ich ſchon des muntern Zuges,
Wie froh beſchleunigt jeder ſeinen Gang:
Denn was ihm heut gewährt iſt, raſchen Fluges,
Bleibt würdiger Schatz das ganze Leben lang.

Nur Augenblicks an dieſer Stelle halten,
Von Euch bemerkt Euch nah zu ſtehn
Iſt höchſte Gunſt, die ſämmtliche Geſtalten
Durch meinen Mund vorläufig anerflehn.
Damit jedoch in ſolchem Luſtgetümmel,
Der Sinn erſcheine der verſchleiert liegt,
Geſtaltenreich, ein überdrängt Gewimmel,
Dem innern Sinn ſo wie dem äußern gnügt;
So melden wir: daß alles was vorhanden,
Durch Muſengunſt den Unſrigen entſtanden.

Tragödie.

„Man hält mit jedem Stoffe ſich geſchmückt,
Wenn er ein Landerzeugniß! — Mag der beſte
Dem Ausland bleiben! — Eigner Fleiß beglückt,
Und eignet ſich dem Anſchaun höchſter Gäſte.“
So ſagte Jene die uns angeregt,
Selbſtthätig weiß uns alle zu beſeelen;
Geſchieht nunmehr was ſie uns auferlegt;
So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugniſſen dem Dichtergeiſt
Im ſtillen Thal der Alme längſt gelungen,
Iſt mehrentheils was dieſer Aug beweiſt.
Er kommt, Geſtalt Geſtalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten — ſag' ich's nur gerührt —
Die uns der Welt Bedeutniſſe gegeben,
Vorüber ſind, ſo ſey zu Luſt und Leben
Was ſie vermocht vor dieſen Tag geführt.

Feſtzug.

„Wenn vor deines Kaiſers Throne
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird geſprochen;
Sey es dir zum höchſten Lohne.

Solchen Augenblick verehre:
Wenn das Glück dir ſolchen gönnte!"
Alſo klingt vom Oriente
Der des Dichters weiſe Lehre.

Glücklich preiſen wir die Guten
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in kurzvergangnen Tagen,
Weggeführt des Lebens Fluthen.

Die Ilme tritt auf.

Wenn die Ilme, ſtill im Thale,
Manchen goldnen Traum gegängelt;
So erlaubt, daß hoch im Saale
Sie den Feierzug durchſchlängelt.

Denn ich muß am beſten wiſſen
Wie die Räthſel ſich entſiegelt;
Die ſich ſolcher Kunſt befliſſen
Haben ſich in mir beſpiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Iſt ſo manches Lied entſtanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeflößt nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewieſenen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbſt durchdrungen
Von dem Wert das er gegeben,
War ſein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geiſtreich ſchaut' er und beweglich
Immerfort aufs reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entſchuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend
Seiner Fürſtin werther Gaſt.

Muſarion (ſpricht Phanias.)

Ein junger Mann von ſchönen Gaben,
Von edlem Sinn und raſcher Lebensluſt,
Um Antheil an der Welt zu haben
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Bruſt.
Geſellen, Freunde, weibliche Geſtalten
Von großer Schönheit, kreiſen um den Tag.
Bei Feſt und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück was es im Glanz vermag.
Doch ſolch ein Rauſch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht. — Und alles iſt verſchwunden.

Er ſteht allein! Jetzt ſoll Philoſophie
Bald ernſt, bald ſchwärmeriſch, ihn heilen,
Die eine fordert ſtreng, die andre würdigt nie
Am Boden thätig zu verweilen
Den ſie bebauen ſollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt iſt jede Kraft;
Verdüſtert Haupt, erfroſtet alle Glieder,
So wirft er ſich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falſchem Argwohn ſie verlaſſen.
Sie iſt's die mir die beſten Lehren giebt:
„Warum das Leben, das Lebend'ge haſſen?
Beſchaue nur in mildem Licht
Das Menſchenweſen, wiege zwiſchen Kälte
Und Ueberſpannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laß ihn fühlen, was ihm ſelbſt gebricht;
Du, ſelbſt kein Engel, wohnſt nicht unter Engeln,
Nachſicht erwirbt ſich Nachſicht, liebt geliebt.
Die Menſchen ſind, trotz allen ihren Mängeln,
Das liebenswürdigſte was es giebt;
Fürwahr, es wechſelt Pein und Luſt.
Genieße wenn du kannſt, und leide wenn du muſt.
Vergiß den Schmerz, erfriſche das Vergnügen.
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne wie der andre denkt;
Gelingt es dir den Starrſinn zu beſiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen."

Wer von dem höchſten Feſt nach Hauſe kehrt,
Und findet was Muſarion gelehrt:

Genügſamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebſten froh —
Der Größt' und Kleinſte wünſcht es immer ſo.
Geſteht, es war kein eitles Prangen,
Mit dieſem Bild den Schauzug anzufangen.

Oberon.

Das kleine Volk das hier vereint
In luftigem Gewand erſcheint,
Sind Geiſter voller Sinn und Kraft;
Doch wie der Menſch voll Leidenſchaft.

Der König und die Königin,
Titania, Oberon genannt,
Entzweiten ſich aus Eigenſinn
Und wirkten, ſchadenfroh entbrannt.
Anbeut jedoch im höchſten Flor
Und Glanze treten ſie hervor.
Längſt an Verdruß und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute ſich verſöhnt,
Wohl wiſſend wie vor Eurem Blick
Mißwollen bebt und Haß zurück.

Denn daß die Weſen ſich entzwei'n
Das möchte ganz natürlich ſeyn;
Jedoch Natur, beherrſcht von Euch,
Gern unterwirft ſich Eurem Reich,
Und jedes Gute das Ihr thut,
Kommt vielen andern auch zu gut.

So iſt es! Dieſer junge Held
War wohl gepaart vor Euch geſtellt,
Der Hüon heißt, Amanda ſie,
Litt große Noth und herbe Müh,
Weil Zwiſt in dieſer Geiſter Schaar
Auch Zwiſt in ſeinem Schickſal war.

Das alles habt Ihr abgeſtellt,
Den Himmel dieſem Kreis erhellt.
Und Hüon hat's verdient! Die ſchwerſte That
Ward ihm geboten; dieſe ſchafften Rath.
Mehr darf ich mich zu ſagen nicht erkühnen.
Doch es beweiſ't ſich daß es Wahrheit ſey:
Gott, ſeinem Kaiſer, Einem Liebchen treu,
Dem müſſen alle Geiſter dienen.

Die Ilme.

Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menſchen Sinn erſprießt,
Horcht in die Welt, ſo Ton als Wort zu finden
Das tauſendquellig durch die Länder fließt.
Die älteſten, die neuſten Regionen
Durchwandelt er und lauſcht in allen Zonen.

Und ſo von Volk zu Volke hört er ſingen
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das alles war Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tauſend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So ſingt der Barde, ſpricht Legend' und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unſre Tage.

Wenn ſchwarz der Fels, umhangen Atmoſphäre
Zu Traumgebilden düſtrer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im offnen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt;
Sie meinen's gut und fromm im Grund, ſie wollten
Nur Menſchliches was alle wollen ſollten.

Wo ſich's verſteckte wußt' er's aufzufinden,
Ernſthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchſten Sinn der Zukunft zu begründen
Humanität ſey unſer ewig Ziel.
O, warum ſchaut er nicht, in dieſen Tagen,
Durch Menſchlichkeit geheilt die ſchwerſten Plagen.

Terpſichore. Adraſtea.

Denn, ach, bisher das goldne Saitenſpiel
Terpſichore's ertönte nur zu Klagen,
Ein Lied erklang aus ſchmerzlich tiefer Bruſt:
Die Welt umher ſie lag zerriſſen,
Entflohn die allgemeine Luſt!
Das Leben ſelbſt, man konnt' es miſſen.
Doch Adraſtea zeigte ſich,
Des Glückes Aera war gegeben,
Vergangenheit und Zukunft freuten ſich,
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

Aeon und Leonis. Letzte ſpricht.

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Geſtalt,
Ihr ſeht es jung, ihr ſeht es alt;
Zuſammen gehen ſie noch eine kleine Strecke,
Ungleicher Schritt befördert nie,
Die Zeit verſchiebt nicht nur die Zwecke,
Auch andre Mittel fordert ſie.
So weiſe, klug er auch gehandelt,
Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
Auf einmal anders wird gewandelt
Und andre Weisheit wird gelehrt.
Was galt, es ſoll nicht weiter gelten,
Nichts mehr von allem iſt erprobt,
Das was er ſchalt, darf er nicht ſchelten
Nicht loben was er ſonſt gelobt;
Sogar in ſeinen eignen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht,
Man ſucht nicht mehr ihm zu gefallen,
Wo er befiehlt gehorcht man nicht.

Er würde ſich das Leben ſelbſt verkürzen,
Verzweifelnd ſich zum Orcus ſtürzen;
Doch ſeine Tochter hält ihn feſt,
Verſteht ihn lieblich zu erfreuen,
Beweiſ't, mit tauſend Schmeicheleien,
Daß er ſich ſelbſt weit hübſcher hinterläßt.
Was ihm entging, ſie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg iſt ohne Zahl;
Was ihn verließ, es kam ihr nachgerannen,
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tauſendmal.

Zum Glücke laßt Ihr uns herein:
Denn ſolch' ein Feſt konnt' er ſich nicht erwarten;
Er ſieht es blüht ein neuer Garten,
Der blüht für mich; was mein iſt, bleibt auch ſein.
Er fühlt ſich beſſer, als in beſten Zeiten,
Iſt neu belebt und wird mich froh begleiten.

Cid.

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier iſt Cid und hier Ximene,
Muſter jedes Heldenpaares,
Donna Uraka, die Infantin,
Zarter Liebe Muſterbild.

Wie der Jüngling, faſt ein Knabe
Ehre ſeines Hauſes rettet;
Aber ſie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vaſallen;
Seinem Könige getreuſter,
Bald erhoben, bald verbannt.

Und Ximene Hausesmutter
Rein beſchränkt auf ihre Töchter,
Wenn Uraka ſtill im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer iſt hier ſo jung an Jahren,
Weltgeſchicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Aber ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniß.
Kaum von allerhöchſten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und ſo eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Friſch das Heldenlied zu hören
Wie es unſer Herder gab.

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Dieſen Tag verdüſtere.

Die Ilme.

Da bin ich wieder, laſſe mir nicht nehmen
Den anzukünd'gen der nun folgen ſoll.
Er muß ſich jetzt zur Einſamkeit bequemen;
Doch iſt ſein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiß daß er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume ſämmtlich, die mich hoch umſchatten,
Die Felſen rauh und ſeltſam angegraut,

Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
Doch heute ließ er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück vor Euch genannt zu werden.

Doch seyd ihm gnädig, wohlgestimmt erduldet,
Wenn Seltsames vielleicht vor Euch erscheint.
Als Dichter hat er manches zwar verschuldet,
Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich sehe mich allein, die andern fehlen,
Da nehm' ich mir ein Herz, und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens:
Denn von außen und von innen
Ist gar manches zu gewinnen.

Daß nun dieß auch deutsche Leut
Bei Gelegenheit erfreute,
Ließ er auf der Bühne schauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.
Wenige zuerst, dann viele
Namen zum belebten Spiele,
Immer nach verschiednen Formen,
Strengen und befreiten Normen;
Da denn unter diesem Haufen
Allerlei mag unterlaufen,

Womit ich mich nicht befasse,
Sondern bittend Euch verlasse:
Daß Ihr's freundlich mögt beschauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen.

Mahomet.

Der Weltgeschichte wichtiges Ereigniß:
Erst Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Propheten-Zeugniß
Ein neu Gesetz den Völkern auferlegt.
Die größten Thaten die geschehen,
Wo Leidenschaft und Klugheit streitend wirkt,
Im kleinsten Raume dargestellt zu sehen —
In diesem Sinn ist solch' ein Bild bezirkt.

Das einzig macht die Kunst unsterblich,
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß sie was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.
Doch mußte sie bei Füll' und Reichthum denken
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beschränken.

Der Gallier that es wie's der Grieche that;
Der Britte doch, mit wenigem Bemühen
Gewohnt die Segel aufzuziehen,
Erfand sich einen andern Rath:
Einbildungskraft verlangt er, die so gerne
Geschäftig schwärmt, den Tag im Tag vergißt,

Von nächster Nähe bis zur weitsten Ferne
Die schnellsten Wege hin und wieder mißt,
Der es beliebt, zu immer regem Leben,
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verstand gefordert um zu richten
Ob alles wohl und weislich sey gestellt,
Hier fordert man Euch auf zu eignem Dichten,
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer sich verbinden,
Sich wechselseits erwärmen und entzünden.

Göz von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht frei entwickelt sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: Schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was er verbirgt im tiefsten Hintergrunde.

Die Schreckenstage die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnrung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit
Wo Deutschland, in- und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Scepter, Krummstab, Schwert,
Feindselig eins dem andern zugekehrt;

Der Burger ſtill ſich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegeriſch aufgewühlt;
Wo auf der ſchönen Erde nur Gewalt,
Verſchmitzte Habſucht, kühne Wagniß galt.

Ein deutſches Ritterherz empfand mit Pein
In dieſem Wuſt den Trieb gerecht zu ſeyn.
Bei manchen Zügen die er unternahm,
Er half und ſchadete ſo wie es kam
Bald gab er ſelbſt, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge die ihn trug
Auf ſeinem Haupt verſchlingend überſchlug;
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitenſturm unwillig unterging.

Ihm ſteht entgegen, ſelbſt gewiß, in Pracht,
Des Pfaffenhofes liſtgeſinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenſchaftlich wirkend Frauenſinn.
Das wankt und wogt, ein ſtreitend Gleichgewicht,
Die Ränke ſiegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite ſteht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leidlichen ſich freut.
Und fernerhin Zigeuner zeigen an
Es ſey um Ordnung in dem Reich gethan:
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend ſchwebt,
So melden ſie daß man im Düſtern lebt,
Sind räuberiſch, entführen oft zum Scherz,
Wahrſagerinnen, Menſchen Geiſt und Herz.

Zigeuner-Tochter tritt vor.

Schweſtern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen ſagen.
(Zur Geſellſchaft.)
Eure Gnade ſey zu uns gekehrt!
Ihr verdammt uns nicht ungehört.
Werde wahrzuſagen wiſſen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen;
Aber unſre Augen brennen
Lichterloh in Finſterniſſen
Und erhellen uns die Nächte.

So kann unſerem Geſchlechte
Nur das Höchſte heilig däuchten,
Gold und Perlen und Juwelen
Können ſolcher edlen Seelen
Himmelsglanz nicht überleuchten.
Der allein iſt's der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
Stehn betroffen, lockt uns wieder
Mutterlieb', ſo ſüß vom Throne,
Zu der Tochter, zu dem Sohne;
Doch ſie ſteigt vom Throne nieder
Und beſeligt niedere Hütte.

Kennet Wunſch, Bedürfniß, Bitte
Längſt bevor ſie ausgeſprochen,
Allem, allem thut ſie Gnüge.
Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knösplein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!

Fauſt.

Mephiſtopheles tritt vor.

Wie wag' ich's nur bei ſolcher Fackeln Schimmer!
Man ſagt mir nach ich ſey ein böſer Geiſt,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin nicht ſchlimmer
Als mancher der ſich hoch fürtrefflich preiſ't.
Verſtellung ſagt man ſey ein großes Laſter,
Doch von Verſtellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaßter
Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
Und drunter liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verſtellen ſich zu herrlichſtem Gewinn
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böſer Geiſt mit beſtem Willen.
Denn böſer Wille, Widerſpenſtigkeit, Verwirrung
Der beſten Sache fährde: nicht die Welt,
Wenn ſcharfes Aug' des Herrſchers die Verirrung
Stets unter ſich in kräft'ger Leitung hält;
Und wir beſonders können ſicher hauſen,
Wir ſpüren nichts; denn alles iſt dadraußen.

Nun hab' ich mancherlei zu ſagen,
Es klingt beinah wie ein Gedicht;
Verbeur' ich's auch, am Ende glaubt Ihr's nicht,
So muß ich's denn wie vieles andere wagen.

Hier ſteht ein Mann, Ihr ſeht's ihm an,
In Wiſſenſchaften hat er g'nug gethan,
Wie dieſes Vieleck, das er trägt,
Beweiſ't, er habe ſich auf vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniß g'nug erworben,
Iſt er der Welt faſt abgeſtorben.
Auch iſt, um reſolut zu handeln,
Mit heiterm Angeſicht zu wandeln,
Sein Aeußeres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;
Und ſein Geſelle wohlbedächtig
Steckt in den Büchern übernächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und ſich in die Magie gewühlt.
Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte ſich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er daß es auch nicht ging.

Gequält wär' er ſein Lebelang;
Da fand er mich auf ſeinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben,
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht ſollt' in Grillen, Phantaſien
Und Spintiſtirerei entfliehen.
So lang man lebt, ſey man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verſtändig.
Ließ alſobald ſich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt uns nun zu andern Künſten,
Die gute Dame war zu Dienſten.

An einem Becher Feuerguth
That er ſich eilig was zu gut.
In einem Wink, eh man's verſah
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn iſt keine Spur,
Das iſt derſelbe, glaubt es nur.

Und wenn Euch dieß ein Wunder däucht
Das Uebrige wird alles leicht.
Ihr ſeht den Ritter, den Baron
Mit einem ſchönen Kinde ſchon.
Und ſo gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberin und der Nachbarin.
Ich hoffe ſelbſt auf Eure Gunſt!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das ſchönſte Kind dem treuſten Freund verbinden
Das iſt gewiß nicht ſchwarze Kunſt.

Braut von Meſſina.

Aurora ſteht.

Bedrängtes Herz! umſtürmt von Hinderniſſen,
Wo käme Rath und Hülfe mir heran!
Gedankenlos, im Innerſten zerriſſen,
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicks möcht' ich den Jammer dämpfen
Der ſtechend ſchwer mir auf dem Buſen liegt.
Ich ſoll mit mir, ich ſoll mit andern kämpfen;
Beſieg' ich dieſen Feind, der andre ſiegt.

So aus der Tiefe dieſer Schlucht der Peinen
Blick' ich hinauf zum ſchmalen Himmelsklar!
Schon wird es beſſer! ach, ich durſte weinen,
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar.
Und ſchon begegn' ich reiner Friedenstaube,
Die holde Zweige der Entſühnung bringt.
Ich irre noch, allein der Flug gelingt,
Ich ſehe nicht wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerſchlag erſchreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit ſchwer geſenkter Nebel-Schichte deckt,
Uns Nacht um Tag umgiebt, der Himmel flammet,
Seltſam geregelt, Strahl am Strahle ſtrahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte malt:
Das Schickſal ſey's das ohne Schuld verdammet

So ſprech' ich's aus im Namen dieſer beiden;
Sie, ſchauen ſtarr, ſie finden ſich verwaiſ't;
Von unverhofften unverdienten Leiden,
Wie ſcheues Wild vom Jägergarn umkreiſ't.
Vergebens willſt du dir's vernünftig deuten;
Was ſoll man ſagen wo es bitter heißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Böſen:
Ein ſchwierig Räthſel, räthſelhaft zu löſen.

Uns zum Erſtaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende der alles durchgeprobt.
Gleich unſern Geiſt gebietet's anzuſtrengen
Das Werk, das herrlich ſeinen Meiſter lobt. —
Wenn Felſenriffe Bahn und Fahrt verengen,

Um den Geängſteten die Welle tobt
Alsdann vernimmt ein ſo bedrängtes Flehen
Religion allein von ewigen Höhen.

Tell.

Wie herrlich raſch tritt dieſer Zug hervor!
Sie bringen von Elyſiums Geſtaden
Das Nachgefühl erhabner Thaten,
Es lebt in ewigem Jugend-Flor.
Doch immer ernſt! — Was ſie gewonnen,
Im Dunkeln war es ausgeſonnen,
Mit Grauſamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat ſtille Weisheit Jahre lang zu dämpfen,
Stets mühevoll iſt ihre Bahn.

Nun kommen ſie zu heitern Stunden:
Am Schluß der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was ſie entriſſen wird gegeben
Und jeder wirkt im freien Leben
Zu ſeinem und der andern Glück.

Die mit dem Fürſten ſich berathen,
Sie fühlen ſich zu großen Thaten,
Zu jedem Opfer ſich bereit.
Je einiger ſie ſich verbündet,
Je ſichrer iſt das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenſtein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchſten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches gerathen,
Er dankt ſich ſelbſt das eigene Geſchick.
Gewalt'ge Kraft die Menſchen aufzurufen,
Sie zu befeuern kühnſter That,
Im Plane ſicher, mit ſich ſelbſt zu Rath,
Des Kaiſers Günſtling, nächſt an Thron und Stufen.
Die zarte Gattin gern an ſeiner Seite,
Der Terzky Hochſinn, Thekla's Jugendlicht.
Max treugeſinnt, ſo wie er thut und ſpricht;
Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
Doch wir empfinden heimlich Angſt und Grauen
Solch äußres Glück im hellſten Licht zu ſchauen.

Woher denn aber dieſes innre Zagen
Das ahnungsvoll in enger Bruſt erbebt?
Wir wittern Wankelmuth und Mißbehagen
Des Manns der hoch und immer höher ſtrebt.
Und was kann gräßlicher dem Edlen heißen
Als ein Entſchluß der Pflicht ſich zu entreißen.

Da ſoll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob dieſes oder jenes wohlgethan,
Dem Irrthum leuchten, zur verworrnen Bahn,
Geſtirne falſch die noch ſo herrlich blinken.
Der Zug bewegt ſich, ſchwebt vorbei.
Es war ein Bild. Das Herz iſt wieder frei.

Wallenſteins Lager.

Mephiſtopheles tritt

Gefährlich iſt's mit Geiſtern ſich geſellen!
Und wenn man ſie nicht ſtracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch ſo ſtill gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Hällen —
Mich zieht die Kameradſchaft an
In Reih und Glied mit ihnen mich zu ſtellen.

Ich kenn' euch wohl, ihr ſeyd die Wallenſteiner,
Ein löblich Volk, ſo brav wie unſer einer,
Ihr kennt auch mich, wir ſprechen frei:
Mit einem Wort, daß ich das Lob vollende:
Da wo nichts iſt da habt ihr reine Hände.
Doch das war damals und ich war dabei.
Seyd ihr beiſammen! Ja! Wachtmeiſter?

Hier!

Die Curaſſiere?

Hier!

Die Holk'ſchen Jäger?

Hier!

Croaten?

Hier!

Uhlanen?

Hier!

Die Marketenderinnen? —
Ich ſehe ſie und ſpare meine Frage,
Die fehlen nicht am Sonn- und Werkeltage.
Wo viel verloren wird iſt manches zu gewinnen

Ein **Kind** ſpringt hervor.

Ich bin ein Marketender-Kind
Und zwar von guten Sitten,
Darum wo hübſche Leute ſind
Beſtändig wohlgelitten.

Soldaten lieb' ich, das iſt wahr!
Wer ſollte ſie nicht lieben,
Da ſie in jeglicher Gefahr
Sich immer treu geblieben?

Ich ziehe wieder mit ins Feld:
Kein Weg im Feld iſt bitter.
Es lebe St. Georg der Held,
Die Helden, ſeine Ritter!

Mephiſtopheles zu den Soldaten.

Und ihr verlauft euch nur nicht weit,
Und merkt es wohl, es iſt nun andre Zeit.
Die Herrſcher wiſſen was ſie wollen,
Und iſt ein großer Zweck erreicht,
So ſollt ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeſchrei iſt: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragödie ſpricht.

Verſtummſt du, Schweſter, trittſt zurück verlegen,
Als wärſt du hier ein fremder Neulings-Gaſt.

Epos.

Gar vieles hat mir heut schon obgelegen,
Dem mannichfalt'gen Wort erlieg' ich fast.
Nun kommt mir noch ein Schwierigstes entgegen.
Wie faſſ' ich an, wie heb' ich dieſe Laſt?
Wer gäbe mir in dieſer Zeiten Meere
Zu ſchwimmen Kraft! O, wenn's der Anfang wäre!

Ich ſeh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüſſen raſch, an grünen Ebnen klar,
Das immerfort ſich vor den Augen weitet,
Zum gränzenloſen Raum verliert ſich's gar.
In Städten, auf dem Lande wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld ergrünt, der Handel wogt lebendig,
Sobald ein Herrſcher mächtig und verſtändig.

Doch ach! das Reich bis zu dem Fuß der Thronen
Von eignem, bald von fremdem Blute roth,
Denn wilde Horden, kluge Nationen,
Heran ſich drängend führen Qual und Noth.
Tartaren, Türken, Polen ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden bringen, ſuchen Tod.
So macht der Herrſchaft, ſo des Raubs Gelüſte
Den Mittelpunkt des Reichs zu Graus und Wüſte.

Da greift denn jeder, der ſich tüchtig nähme,
Nach Schwert und Scepter, wer den Feind vertreibt.
Wer gräßlich ſtraft, daß Unwill ſich bequeme,
Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
Der Leichtſinn auch erringt ſich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.

So Boris, ſo Demetrius, Marina,
In wildem Wuſt bald Rex und bald Regina.

So weder Liebe, Zutraun noch Gewiſſen
Einheimiſchen und Fremden in der Bruſt,
Bis nun erſcheint was alle längſt vermiſſen,
Ein Heldenſproß, dem Land zu Glück und Luſt.
Er wird ſich ins Geſchick zu fügen wiſſen,
Es fügt ſich ihm daß alle, ſich bewußt
Des eignen Heils, dem Herrſcherwort ſich fügen,
Sich bildend adeln, zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt ſich's auf, er kehrt in ſeine Schranken
Der Völker Schwall im ungemeßnen Land,
Nun wirken große, größere Gedanken,
Erweitert Gränze, thätig innrer Stand;
Für Wiſſenſchaft und Kunſt und Handwerk danken
Die Völker, ſonſt von allem abgewandt,
Wetteifernd überträgt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken.

Turandot.

Altoum ſpricht.

Vom fernen Oſten, ja vom fernſten her
Zeigt ſich Altoum, ein Monarch der Bühne,
Die Fabel hat ihn auf den Thron geſetzt,
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt,
Doch herrlicher als Kron und Scepter glänzt
An ſeiner Seite Tochter Turandot.
Zwar ſagt man von der Jungfraun ſchönem Chor

Die Herzen ſammtlich ſeyen rathſelhaft;
Doch dieſer hat ein höchſt ſubtiler Geiſt
So viele Räthſel in den Kopf geſetzt
Daß mancher Freier ſcheiternd unterging.

Auch hat ſie mich, das will ich gern geſtehen,
Zur langen Reiſe eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch nichts verſagen kann,
So führt' ich ſie in ihrem Stolz herein.
Manch Räthſel hatte ſie ſich ausgedacht,
Den Geiſt zu prüfen dieſes großen Hofs;
Doch ſie verſtummt und raunt mir nur ins Ohr:
Am Ende ſey ſie ihrer ganzen Kunſt.
Denn wie Ihr ſchon die Träume wahrgemacht,
So löſ'tet Ihr auch jedes Räthſel auf.
Und welches Wort ſie immer ſucht und wählt
In Redeknoten liſtig zu verſtricken:
Zum Beiſpiel Majeſtät, und häuslich Wohl,
Thron und Verdienſt und rein verbreitet Glück.
Das alles findet ſie vor Augen klar.
Sie giebt ſich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Nalaf Herz und Hand,
Befreundet mit Adelma, mir gehorſam.
Und ſo iſt auch mein letzter Wunſch erfüllt,
Wie tauſend Wünſche heut befriedigt wogen,
Wir ziehen gern, wenn auch beſiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben ſehe,
Der letzte bin, laßt für die Vorderleute
Ein freundlich Wort mich ſprechen! Wenn ich nämlich
Dieß kleine Volk als Masken präſentire;
So ſpricht ſich's aus, das war ein Maskenzug.

Doch wie den Kleinen unter Larven-Mummung
Ein kindlich Herz der lieben Mutter ſchlägt;
So danken alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte dieß Gefühl zu theilen.

Die Tochter mahnt mich nicht zu viel zu reden
Und ſie hat recht! Das Alter hört ſich gern
Und wenn es auch nicht viel zu ſagen hat.
Wie ſoll ich hier, als nur gezwungen ſchweigen,
Wo gränzenloſer Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun ich gehe ja! — Sie mag es büßen,
Wenn ich weit eher, als ich wollte, ſchwieg.

Epilog.

Die Ilme.

Wenn der Ilme Bach beſcheiden
Schlängelnd ſtill im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden
Halbverſteckt ſich weiter gießt,
Hört er öftermal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der ſanften Woge ruht.

Vieles iſt an mir entſprungen,
Manches ward euch dargebracht,
Und ſo iſt es mir gelungen
Daß man mich zum Fluſſe macht

Will ein Reiſender mich ſehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verſtecke mich, laſſ' ihn gehen,
Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tauſend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm' ich mich zuſammen,
Oeffne den verſchämten Mund.
Sonne mich im Jubel-Saale,
Spiegle Bilder Blick für Blick,
Und als Fluß zum erſtenmale,
Geb' ich mich dem Thal zurück.

Der Tag in Begleitung von **Pallas** und **Klio** führt **Wiſſenſchaften** und **Künſte** vor.

Aurora, Epos und **Tragödie** empfangen ſie.

Tag.

Heil, o Schweſtern, dem Bemühen
Wie ihr eure Pflicht gethan!
Was die Dichtkunſt euch verliehen
Führtet ihr mit Luſt heran.

Nun mag ſich Kunſt und Wiſſenſchaft erholen,
Darſtellen wie ſie ſich zum Bild entwarf.
Die Dichtkunſt habt ihr wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf.

Denn ſie bricht, gleich einer Quelle,
Felſen durch wo's ihr gefällt,
Und verſendet ihre Welle
Berghinab in alle Welt.

Doch dieſe hier, kein wandelbar Ereigniß
Der Pflege wollen ſie empfohlen ſeyn;
Drum führ' ich ſie, ein gültig Zeugniß
Daß es vorlängſt geſchehn, mit mir herein.

So ſprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Du winkteſt uns. Geräuſchlos kamen
Wir eine nach der andern, das zerſtörte Haus,
Den Flammenraub erbauten wir im Stillen,
Mit neuer Landſchaft rings umzirkt.
So ward es denn nach unſers Fürſten Willen,
Des hohen Sohn's, der unabläſſig wirkt.

Hier thronet Er, der uns erheitert,
Daß jede ſchnell das Beſte ſchafft,
Der unſern Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet Sie, die uns verbunden
In ſtillen Tugenden erbaut,
Sie die in ſchreckensvollen Stunden
Auf uns als Retterin geſchaut.

Nun aber feiern Sie im Glanze,
Wo lebensfroh das Feſt ergrünt. —
Ihr tretet vor aus eurem Kranze,
Ich rühm' euch wie ihr es verdient.

Kommt her geſchäft'ge Dienerinnen,
Unſterblich, unermüdet, reich,
Was ſchön und nützlich auszuſinnen,
Den Göttern des Olympus gleich.
(Sie deutet auf eine nach der andern.)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmoſphäre,
Dem Grillenwechſel forſcht ſie nach.

Erdkunde.

Und dieſe hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Ueberſicht;
Ertheilt von raſch erfahrner Kunde
Dem Fürſtenpaare treu Bericht.

Botanik.

Und Fürſt und Fürſtin ſchmücken dieſe
Daß ſie ſich ſelber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradieſe,
Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau.

Auch jene die in ihrem Kreiſe
Sich immer kräftig ſtill bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weiſe
Der Erde Fruchtbarkeit erregt;
Den Menſchen lehrt ſich ſelbſt genügen,
Gefeſſelt gern am Boden bleibt,
Indem ſie, mit gewiſſen Zügen,
Die lange reine Furche ſchreibt.

Dagegen ſchaut ſie mit Entzücken
Wie grün der neue Halm ſich bläht
Und auf der Berge feſtem Rücken
Ein Stufenwuchs den Wald erhöht.
Sie iſt's, an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis belehrt,
Auf die wir alle kindlich ſchauen;
Gefördert ſey ſie, wie verehrt.

Die Künſte.

Was die Künſte ſich erkühnen,
Baukunſt, Bildkunſt, Malerei,
Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
[illegible]
[illegible]
Haben ſie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht,
Muſterbilder dargebracht,
Die Ihr günſtig aufgenommen.

Tonkunſt.

Und dieſe, die ſich gern in Töne ſonſt verbreitet,
Sie zog mit uns im Stillen fort;
Im Tacte hat ſie uns geleitet,
Und gab uns manch melodiſch Wort.

So ſtehn wir zuverſichtlich alle
Und ſchämen uns des Eigenlobes nicht;

Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in dieſem iſt es Pflicht.

Noch manche Tugend ſchmückt ſich ungeduldig
Und rüſtet ſich zur That geſchwind:
Denn Rechenſchaft, wem wären wir ſie ſchuldig,
Wenn wir es nicht der Allerhöchſten ſind?

Die Tochter hat Sie uns geſendet,
Der dienen wir und dem Gemahl,
Wohin ſich Blick und Finger wendet
Dahin bewegt ſich unſre Zahl.
Und ſchon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
Was gut und ſchön, im frohen Chor
Begegnet es den jungen Seelen
Und freudig blühen ſie empor. —

Nun aber an die Wiege! Dieſen Sprößling
Verehrend, der ſich ſchnell entwickelnd zeigt,
Und bald herauf, als wohlgewachſ'ner Schößling,
Der Welt zur Freude hoch und höher ſteigt.
Sein erſter Blick begegnet unſerm Kreiſe,
Er merkt ſich einer wie der andern Blick,
Gewöhnet ſich an einer jeden Weiſe,
Gewöhnt ſich an ſein eigen Glück.

Er ſey ein Harfner, dem die Muſen
Den Pſalter wohlgeſtimmt gereicht,
Und ſo gelingt's dem freien Buſen:
Denn alle Saiten ſchweben leicht,

Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
Ein Lied erfolgt man weiß nicht wie. —
Sein Leben ſey im Luſtgeſange
Sich und den andern Melodie.

Der pilgernde Genius.

Kinder mit leeren aber geſchmückten Reiſetafeln.

Tag.

Ach warum ſchon unterbrochen!
Warum trübſt du unſern Blick?
Schauen wir auf wenig Wochen
Wie auf jahrelanges Glück,
Wagen wir nicht auszuſprechen
Wie uns dieſe Zeit ergötzt,
Wo der Geiſt ohn' Unterbrechen
Jegliche Secunde ſchätzt.
Soll uns das vorüber ſchwinden,
Als wenn alles eitel ſey?
Klagend wir uns wieder finden:
Alles, alles iſt vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muß erſt frommen:
Groſſes in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüber ging.

Mögen frische Tafelpaare
Glücklich zeichnen Ihre Bahn!
Wandle Sie, zum neuen Jahre,
Neu den Ihrigen heran.
Wir, mit heitern Augenbraunen,
Segnen Sie von Ort zu Ort;
Das Verstummen, das Erstaunen
Bildet sich als Liebe fort.

Personal.

Prolog.

Genius	Frl. v. Brun.
Knaben	Rebbein, Ludecus.
October	v. Poleck.
November	v. Fritsch.
December	Frl. v. Hagke.
Weihnachts-Kinder	v. Münchhausen. Huschke. Gutmeister.
Nacht	Grfin. Jul. von Egloffstein.
Schlaf	Frl. v. Schiller.
Träume	v. Stromberg. v. Heimrod. Stichling. Vulpius.
Tragödie	Frl. Schopenhauer.
Komödie	Frl. v. Baumbach.
Epos	Frl. v. Werthern.

Festzug.

Zeit	Frl. v. Staff.
Mutation	Fr. Zwierlein.
Phantas	Pinther.
Oberon	C. v. Spiegel.
Titania	P. v. Spiegel.
Zwei	v. Fritsch. v. Fritsch. Dufour.
Feen	M. v. Spiegel. Gaul. Stichling. [illegible]

Hüon	v. Edenk.
Ananka	Frl. v. Rikau.
Fatime	Frl. v. Germar.

Barde	v. Könnrip.
Aeon	v. Trevach.
Aeonis	Frl. v. Seebach.
Terpsichore	Frl. v. Herder.
Atraſea	Frl. v. Kreyer.
Oid	v. Thomſen.
Ximene	Fr. v. Wettern
Uraka	Frl. Rühlmann.

Mahomet	v. Strombera.
Palmira	Frl. v. Diebeker
Cecile	v. Wettern.
Georg	v. Haake.
Gos v. Berlichingen	v. Schiller.
Gosens Kind	v. Calenſtein.
Gosens Frau	Fr. v. Heimrod.
Franz	Brunacil.
Maria	Frl. v. Hufeland.
Weislingen	v. Wolfenberg.
Adelheid	Fr. Stille.
Brautführer	Burgmß.
Brautführerinnen	Frl. v. Herder. Müller. Hirt. Röverus.
Bräutigam	Ekkl.
Braut	Frl. v. Hering.
Zigeuner-Hauptmann	Müller.
Hauptmännin	Orſin. Deuß.
Zigeunerinnen	Fr. Burgmß. Mielck.
Zigeuner-Mädchen	Frl. von Stockhauſen. von Schiller. v. Wolzogen. L. Müller. Th. Kirſten. v. Stein.
Fauſt, als Doctor	v. Buchwald.
Fauſt, als Ritter	v. Gemmenos.

Wagner	v. Mandelsloh.
Mephistopheles	v. Goethe.
Zauberin	Fr. v. Germar.
Gretchen	Grfn. v. Preuß.
Marthe	Fr. Schopenhauer.
Student	Schumann.
Bürgermädchen	Fr. Schütz. Frl. Kirsten.

Fürstin Mutter	Fr. v. Münchhausen.
Beatrice	Frl. Ackermann.
Aurora	Grfn. Jul. v. Egloffstein.
Geßler	v. Bülow.
U. v. Rudenz	Zwierlein.
B. v. Brunek	Frl. v. Sinclair.
Tell	v. Freytey.
Walther Fürst	v. Struve.
Werner Stauffacher	Riemer.
Melchthal	v. Wegner.
Tells Frau	Fr. v. Seebach.
Tells Kind	Prinz Meschersky.
Stauffachers Frau	Fr. Condray.
Schweizerinnen	Frl. Czettsch. Seidel. Kämpfer.
Wallenstein	v. Lincker.
Herzogin	Fr. v. Stein-Kochberg.
Thekla	Grfn. Carol. v. Egloffstein.
Gräfin Terzky	Fr. Wenig.
Max	Nikolovius.
Graf Terzky	v. Seebach.
Wachtmeister	v. Wangenheim.
Trompeter	Grf. v. Keller.
Heitsche Jäger	v. Häseler. v. Dibra.
Cavallier	Grf. v. Westerhold.
Croaten	v. Greß. v. Struve.
Marketenderinnen	Frl. v. Münchhausen. v. Pogwisch.
Marketender-Kind	Frl. v. Münchhausen.
Recrut	Lexorides.
Ulanen	v. Waldungen. Condray.

Dragoner	Lieber.
Haar Berth	v. Helldorf
Armia	Fr. Riemer
Demetrius	v. Bayern
Kemänen	Prinz Paul von Mecklenburg
Marina	Frl. v. Lincker.
Oswaldin	Hagenbruch.
Turandot	Fr. v. Spiegel.
Kaiser Altoum	v. Arnim.
Adelma	Fr. v. Goethe.
Calaf	v. Baumbach.
Zelima	Fr. Lungershausen.
Pantalon	v. Helldorf.
Briabella	v. Fritsch.
Truffaldin	v. Helldorf.

Epilog.

Der Tag	Fr. v. Fritsch
Pallas	Frl. v. Brawe
Knaben	v. Heimrod. v. Buchwald
Kilo	Fr. v. Lincker
Himmelskunde	Grfn. v. Fritsch
Erdkunde	Frl. v. Harstall
Ackerbau	Frl. v. Buttlar
Botanik	Frl. Wenland
Plastik	Frl. Kämpfer
Baukunst	Frl. Salomon
Malerei	Fr. v. Oberkamptz

Im Namen

der Bürgerschaft von Carlsbad.

Der Kaiſerin Ankunft.

Den 6. Juni 1810.

Zu des einzigen Tages Feſte
Schmückt euch alle, windet Kränze!
Daß für Heimiſche, für Gäſte,
Herrlicher das Thal erglänze,
Dem ein neuer Frühling weht.
Väter, Mütter, Töchter, Söhne,
Auf! Ein frohes Lied ertöne,
Alles um euch her verſchöne
Den Empfang der Majeſtät!

Hier im waldbewachſ'nen Thale,
Das ſo mancher Fremde ſegnet,
Weil mit heilſam heißer Schale
Die Geneſung ihm begegnet
Und ihm friſches Leben ſchafft,
Muß in tiefen Felſenſchlünden
Feuer ſich mit Waſſer binden,
Klüften ſiedend ſich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Dem Geneſ'nen, dem Geſunden,
Bieten ſich ſo manche Schätze.
Daß der Freund den Freund gefunden
Zeugen die erwählten Plätze,

Wie Erinnrung köſtlich ſey.
Und ſo wurden Wald und Wieſe
Zum bewohnten Paradieſe,
Daß ein jeglicher genieße,
Sich empfinde, froh und frei.

Aber heute neu mit Machten
Sprudle Quell aus deinen Höhlen!
Faltet aus die friſchen Prachten,
Ihr des grünen Thals Juwelen,
Holde Blumen, euren Flor!
Und ihr Sproſſen dieſer Gauen,
Kinder, eilt Sie anzuſchauen,
Blickt mit Wonne, mit Vertrauen,
Zu der Herrlichen empor!

Sie, die Tauſenden geböret,
Sie erwählt euch, ſie iſt euer!
Ihr umgebt ſie unverwehret;
Gnädig gönnt ſie dieſer Feier
Mutterblicke hoch und mild.
Dranget euch ihr jungen Scharen!
Dem der früh ſolch Glück erfahren,
Wachſ't an Glanz, von Jahr zu Jahren,
Der Erinnrung Himmelsbild.

Was in ſegensreicher Enge
Dieſe Kaiſerſtadt umwallet,
Was in fröhlichem Gedränge
Seit Jahrhunderten erſchallet,

Werde dieſem Tag zu Theil!
Alles Wohl, das hier gequollen,
Alle Luſt, die hier erſchollen,
Ruft herab, mit feuervollen
Segenswünſchen, ihr zum Heil!

Der Kaiſerin Becher.

Den 10. Juni 1810.

Dich klein geblümt Gefäß mit Schmuck und Leben
Des Blumenflores maleriſch zu umwinden,
Iſt zwar zu ſpät; doch unſer Glück zu künden
Soll nun von Worten dich ein Kranz umgeben.

Und möcht' er auch ſo zierlich dich umſchweben,
Wie ihn die Grazien, die Muſen, binden;
Rein auszuſprechen, was wir rein empfinden,
Iſt für den Dichter ſelbſt vergeblich Streben.

Den Lippen, denen Huld und Gunſt entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohſinn wirken,
Haſt du, beglückt Gefaß! dich nähern dürfen;

Gekoſtet haben ſie die heißen Wellen. —
O möchten ſie aus unſern Luſtbezirken
Des Lebens Balſam friſch erquicklich ſchlürfen!

Der Kaiſerin Platz.

Den 19. Juni 1810.

Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin ſchwebet,
Das Volk ſich theilt, in drangendem Gewühle,
Dann gleich um ſie ſich neu zu ſammeln ſtrebet,
Stumm erſt und ſtaunend, dann im Hochgefühle
Mit Ueberruf den Wiederhall belebet;
So ſpreche nun die Nymphe dieſer Kühle
Zu jedem ſtill empfindenden Gemüthe
Von ihrer Anmuth, Heiterkeit und Güte.

Ehrwürd'ger Fels! der ſich vom Himmelsblauen
Herab dem Thale reich bemoos't vermählte,
Am ſchattengrünen Berg ihr bunten Auen!
Die längſt zum Bilde ſich der Künſtler wählte,
Ihr ließt euch ſtets geſchmückt und fröhlich ſchauen;
Doch immer war's als ob euch Eines fehlte:
Nun Sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt ihr erſt warum ihr euch geſchmücket.

Die Sonne wird, o Nymphe! bald ſich ſenken,
An die du mit uns allen dich verwöhnet;
Nicht ohne Schmerz läßt ſie entfernt ſich denken.
O möchte ſie, nach der ſich Alles ſehnet,
Hieher den Weg, froh wiederkehrend, lenken!
O möchteſt du, wenn du dich neu verſchönet,
In deinem zweigumwölbten, luft'gen Saale,
Sie wiederſehn, ſie ſehn mit dem Gemahle!

Der Kaiserin Abschied.

Den 22. Juni 1810.

Lasset uns die Nacht erhellen
Abermals mit bunten Feuern!
Die von Felsen, die von Wellen
Wiederglänzend Ihr betheuern
Unsrer treuen Wünsche Gluth.
Abermals zur Morgenstunde
Sammle sich die bunte Menge!
Stimme fröhliche Gesänge;
Von dem Herzen zu dem Munde
Ströme neuer Lebensmuth!

Hörner schallen, Fahnen fliegen,
Trommeln künden frohe Feier;
Aber ach! auf allen Zügen
Liegt es wie der Wolkenschleier,
Der um Gipfel sich gethan.
Und so spricht's aus trüben Blicken:
Sie, die unser sich bemeistert,
Uns erhoben, uns begeistert,
Ach! Sie zieht in Augenblicken
Langsam scheidend berghinan.

Die zu uns hernieder steigend
Mit uns wandelt unsre Pfade,
Unsrem Gruße freundlich neigend,
Die allseitig heitre Gnade,
Sie zu missen, welch ein Schmerz!
Tröstet euch! auch sie empfindet,

Und die Muſe ſoll's euch ſagen:
Denn die Muſe darf es wagen,
Die das Innre wohl ergründet,
Auch zu blicken ihr ins Herz.

„An der Kluft, vom Fels umſchloſſen,
Dem der gröſßte Schatz entquillet;
Bei dem Volk, das unverdroſſen
Junggewohnte Pflicht erfüllet,
Allen dient um kleinen Lohn;
In dem menſchenreichen Thale,
Dem von allen Ort- und Enden
Hülfsbedürft'ge zu ſich wenden,
Herrſch' ich nun im grünen Saale,
Herrſche von dem Blumenthron."

„Und ſo ſeh' ich Abgeſandte
Vieler Völker, die mich ehren;
Freunde ſind' ich, Nahverwandte,
Die ganz eigens mir gehören,
Und ſo nenn' ich Alles mein.
Ja durch Neigung mir verbunden
Fühlt ſich jeder aufgeheitert;
Auch mir iſt das Herz erweitert,
Und die Freiheit dieſer Stunden
Wird mir unvergeßlich ſeyn."

„Keine Blumen ſoll man ſtreuen,
Da ich mit Bedauern ſcheide.
Geh, o Muſe! ſag den Treuen,
Daß ich ſelbſt mit ihnen leide:
Schnell war mir die Stunde da.

Laßt verſtummen alle Lieder;
Doch auf euren Lippen ſchwebet
Jener Wunſch, der mich belebet.
Wenn ihr liebelt: Kehre wieder!
Habt ihr gleich mein offnes Ja."

Auf denn, Muſe! zu verkünden
Was die Frau dir aufgetragen. —
Laſſet alle Nebel ſchwinden!
Laßt die ſchönſte Sonne tagen!
Weil ein jeder hoffen mag.
Die ihr traurig ſie begleitet,
Eilt entzückt ihr dann entgegen;
Und ihr bringt auf neuen Wegen,
Kaiſerlich umher geleitet,
Sie herab am ſchönſten Tag.

Ihro
der Kaiſerin von Oeſterreich Majeſtät.

Juli 1812.

Wie lange harren wir gewiſſer Kunde!
Wie iſt das Zweifeln bang, die Hoffnung ſüß!
Noch ſchwebt ſie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns die Frau, die Herrliche, verließ;
Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß,
Wir ſollten ja in dieſem ſtillen Thale
Sie wiederſehn, ſie ſehn mit dem Gemahle.

Doch ſolch ein Wort läßt immer noch in Sorgen,
Und leider waren wir zu ſehr verwöhnt;
Erinnerten an jedem heitren Morgen
Wie ſie uns einſt den ſchönſten Tag verſchönt
Und unſer Leben, häuslich ſonſt verborgen,
Mit Herrlichkeit der Majeſtät gekrönt.
Es war geſchehn! Sie war uns nun entriſſen
Und wo ſie ging wird man ſie ſtets vermiſſen.

Der ſtarre Fels, er ſcheint ſich noch zu neigen
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majeſtät;
Die Stämme wiegen ſich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmuth lind und leis umweht;
Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forſchend, wo vielleicht ſie geht?
Und mit den Büſchen, die ihr Blüthen ſtreuen
Wetteifern all' die Herzen ihrer Treuen.

Und wenn ſie ſich im weiten Reich beweget,
Nach jeder Richtung wird ſogleich gefragt;
Wenn dann der Weg ſie in die Ferne trägt
Vereitelt Hoffen bitterlich beklagt,
Und immer neu die Hoffnung aufgeregt,
Sie wird erfüllen was ſie zugeſagt;
Erſt ſoll es ihr und dem Gemahle glücken
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

Es iſt geſchehn! Im ſeligſten Momente
Begegnet ſich der liebevolle Blick,
Und was die Donau ernſt und ſchmerzlich trennte
Blickt wonnevoll die Elbe nun zurück.

Wer iſt es, der's in Worte faſſen kannte:
Begünſtigt iſt der Höchſten großes Glück,
Im Drang der ahnungsvollſten Weltgewühle
Die elterlichen, kindlichen Gefühle.

Auf hoher Burg ſodann ein feſtlich Prangen
Erhebt den Geiſt und überraſcht den Sinn:
Denn Böhmens Hauptſtadt ſoll das Glück erlangen,
Des höchſten Anblicks einzigen Gewinn;
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiſer Oeſtreichs Frankreichs Kaiſerin.
So wird er ſie am Tag der Freude führen,
Die herrlich Fremdgewordne, zu den Ihren.

So nah gerückt ſollt' es vorüberrollen,
Ein Glück, das dann wohl immer ſich verliert!
Nein! Ihr verſagt es nicht den Hoffnungsvollen,
Sie rufen aus was ſie im Tiefſten rührt:
Wie unſ're Brunnen immer treu gequollen,
So unſer Herz dem, der das Scepter führt,
Und unſer Thun, wie wir die Gäſte pflegen,
Verdienet ſeinen Blick und ſeinen Segen.

Nun endlich meldet würdevoll Geläute
Der Majeſtäten feierliches Nahn,
Und an des Berges ausgeglichner Seite
Rückt ſchon der Zug den Kaiſerweg heran;
Die Menge ſchwillt in wogenhafter Breite,
Zu ſeiner Herrſcher Blick drängt ſie hinan.
Verſtumme Lied! und laſſt in vollen Chören
Den Freuderuf entzückten Buſens hören!

Ihro
des Kaisers von Oesterreich Majestät.
Juli 1812.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei diesem Schalle
Die Seele gleich sich ahnungsvoll bedingt!
Doch schon befreien sich die Herzen alle
Durch Leberuf, davon der Fels erklingt.
Nun Muse! streue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung.

Denn wendet er in seinen weiten Reichen
Den Blick umher nach mannichfalt'gem Gut,
So übersieht er Fülle sonder Gleichen,
Die über Allem ausgebreitet ruht;
Wo Ebne sich verflächet, Berge steigen,
Der Aehre Gold, der edlen Rebe Blut,
Und schaarenweis zum Nutzen eingehändigt
Der Thiere Heerden, die der Mensch gebändigt.

Und wo die großen Flüsse sich ergießen
Durch überbreites, reichbebautes Land,
Mit schnellen Fluthen manche Städte grüßen,
Dort hält er gern das Auge hingewandt.
Nun lass' er auch des Vaterblicks genießen
Die tiefe Stadt, die kühn sich unterwand,
In enge Schlucht sich nothgedrungen setzte,
Vielleicht die kleinste, keineswegs die letzte.

Weil dieſes Thal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder ſich erzeugt,
Wo heimlich, ſeit Urjahren unermüdet,
Heilſam Gewäſſer durch die Klüfte ſchleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer ſiedet,
Und ohne Fall hoch in die Lüfte ſteigt,
Und, wenn des Wirkens Leidenſchaft geſtillet,
Die Felſen bildet, denen es entquillet.

In tiefer Wildniß dieſer Thäler ſchreckte
Des Jägers Horn die ſcheuen Wilde kaum.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmens Carl belebt den ſtummen Raum.
Ein jeder, der zu bauen ſich erkeckte
Auf heißem Boden, an der Schlünde Saum
Und ferne her nun die Erkrankten ladet,
Sieht ſich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

So hat fortan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunſt viel Tauſenden genützt.
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürſt begünſtigt und beſchützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüſtlich Leben,
Indem der Sohn dem Vater nachbeſitzt.
Geſchlechter widerſtehn der größten Plage
Und blühn und wachſen bis zum ſpätſten Tage.

Vollſtändig iſt jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei ſo manchem Gut das höchſte fehlt;
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umſonſt gezählt.

Erſt heute mogen wir getroſt bekennen
Wie ſolch ein Mangel uns bisher gequalt;
Heut fühlen wir entbehrter Regung Wonne.
Der Blick des Herrn, er iſt die zweite Sonne.

Erhabne Gegenwart! die heute gründet
Was lange ſchon der Wunſch im Stillen war.
Beamte, Bürger, wechſelſeits entzündet,
Beeifern ſich im neuen Jubeljahr,
Und jeder macht die Kraft, die er ſich findet,
Nach allen Seiten thätig offenbar,
Und nun erſcheint, damit der Herr ſich freue,
Das Alte feſt, und lebenvoll das Neue.

Selbſt jener wilde Quell, den tief im Schlunde
Kein Menſchenwitz und keine Kraft beſchwor,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde,
Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Thor;
Damit der fernſte Pilger hier geſunde,
Wirft ſprudelnd frei er volle Kraft hervor,
Zerreißt nicht mehr die ſelbſtgewölbten Decken,
Nur heilen will er künftig, nicht erſchrecken.

Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
Befiehlt der Herr, ſoll es auch heiter ſeyn.
Schon richten ſich empor geraume Hallen,
Behauner Stamm fügt ſich geviertem Stein.
Des Herren Preis wird ſtets daſelbſt erſchallen:
Er gab uns dieſen Raum, er lud uns ein!
Uns wird die Noth nicht mehr zuſammen drängen
Behaglich ſoll das Wandlen ſich verlängen.

Von seines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht;
Und wie man erst des Sommers Kräfte kennet
Wenn sich im Herbst der Trauben Fülle zeigt
So zeige sich, wenn er von uns getrennet,
Der Segen wirksam, den er uns gereicht,
Und werde so, beim glücklichsten Ereigniß,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichniß.

Ihro
der Kaiserin von Frankreich Majestät.
Juli 1812.

Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn, in seltnen langersehnten Fällen,
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nah verwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein jeder schauend, hochentzückt;
So unser Blick, wie er hinauf sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.

Wir denken noch wie sie hinweggezogen
Der Eltern Lust, die holde Friedensbraut;
Schon beugten sich des Rheines edle Wogen,
Die beiden Ufer lächelten vertraut;
So freut die Erde sich am Himmelsbogen
Von farbigen Juwelen aufgebaut,
Der, wenn er schon vor unsern Augen schwindet,
Den Frieden sichert, den er angekündet.

Im neuen Reich empfängt ſie das Behagen
Von Millionen, die aus düſtrer Nacht
Aufſchauen wieder zu geſunden Tagen,
Zum feſten Leben abermals erwacht.
Ein jeder fühlt ſein Herz geſichert ſchlagen
Und ſtaunet nun, denn Alles iſt vollbracht,
Die holde Braut in lebenreichem Scheine —
Was Tauſende verwirrten löſ't der Eine.

Worüber trüb Jahrhunderte geſonnen
Er überſieht's in hellſtem Geiſteslicht,
Das Kleinliche iſt alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Iſt jenem erſt das Ufer abgewonnen,
Daß ſich daran die ſtolze Woge bricht,
So tritt durch weiſen Schluß, durch Machtgefechte
Das feſte Band in alle ſeine Rechte.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geſchick zum Günſtling auserwählt
Und ihm vor allen Alles aufgedrungen,
Was die Geſchichte jemals aufgezählt;
Ja reichlicher als Dichter je geſungen! —
Ihm hat bis jetzt das Höchſte noch gefehlt;
Nun ſteht das Reich geſichert wie gegründet,
Nun fühlt er froh im Sohne ſich gegründet.

Und daß auch dieſem eigne Hoheit gnüge,
Iſt Roma ſelbſt zur Wächterin beſtellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schickſal einer Welt.

Was ſind hier die Trophäen aller Siege?
Wo ſich der Vater in dem Sohn gefällt.
Zuſammen werden ſie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel ſchließen.

Sie, die zum Vorzug einſt als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu ſeyn,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Befördre neuen, dauernden Verein;
Sie klär', wenn die Welt im Düſtern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenſchein!
Uns ſey durch ſie dieß letzte Glück beſchieden —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Palaeophron und Neoterpe.

1800.

Der Herzogin **Amalia** von Sachſen Weimar widmete dieſes kleine Stück der Verfaſſer mit **dankbarer** Verehrung. Er hatte dabei die Abſicht, an alle bildende Kunſt zu **erinnern** und ein plaſtiſches, doch bewegliches und belebtes Werk den Zuſchauern vor **Augen** zu ſtellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publicum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollſtändigen Darſtellung auf die Geſinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuſchauer, auf die Empfindung und die perſönlichen Vorzüge der ſpielenden Perſonen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umſtände berechnet war.

Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, um denſelben ein Aſyl, durch eine niedrige Mauer bezeichnet; außerhalb, an dem Fortſatze der Mauer ein ſteinerner Seſſel.

Neoterpe

(mit zwei Kindern in Charaktermasken).

Zum frohen Feſte ſind' ich ſeine Leute hier
Verſammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob ſie mir und den Meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, deſſen ich ſo ſehr bedarf.
Zwar wenn ich komme Gaſtgerechtigkeit zu flehn,
Könnte man auch fordern daß ich ſagte wer ich ſey;
Doch dieſes iſt viel ſchwerer als man denken mag.
Zu leben weiß ich, mich zu kennen weiß ich nicht;
Doch was ſo manche Leute von mir ſagen weiß ich wohl.
Die einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiß' ich ihnen Genius der Zeit;
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen ſtets und unwillkommen wandl' ich fort,
Und wär' ich nicht, ſo wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich ſo nöthig als erfreulich bin;
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit ſeinem langſam langbedächt'gen Schritt,
Mich zu erreichen glückte. Doch ſo hetzt er mich

Von einem Ort zum andern, daß ich nicht so froh
Mit meinen artigen Gespielen mich, der Lust
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.
Nun hab' ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man sich des schönsten Tags zu freun versammelt ist,
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, obgleich er stärker ist als ich.
Drum werf' ich bittend mich an den Altar
Der Götter dieses Hauses flehend hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kinder ihr,
Die ihr, zu mir gesellt, ein gleich Geschick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten dürft.

Palaeophron

(auf zwei Alte in Charaktermasken gelehnt, im Hereintreten zu seinen Begleitern).

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher;
Denn seht! sie hat sich flehend an den Ort gewandt.
Berühret den Altar der uns verehrlich ist.
Doch wenn er gleich sie schützt und ihre leid'ge Brut;
So wollen wir sie doch belagern, daß sie sich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unsre Hände sich begeben will.
Drum führet mich zum Sessel, daß ich mich
Ihr gegenüber setzen und bedenken kann,
Wiefern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen sie vermag.

(Er setzt sich und spricht zu den Zuschauern.)

Und ihr, die ihr vielleicht in euern Schutz sie nehmt,
Dieweil sie lieblich aussieht und bethulich ist,
Und jedem gern nach seiner eignen Art erscheint,

Erfahrt, welch Recht sie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht sagen daß sie meine Tochter sey;
Doch hab' ich stets als Oheim Vaterrecht auf sie,
Und kann behaupten daß aus meinem Blute sie
Entsprossen, mir vor allen andern angehört.
Im Allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer besonders wohl mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit, und will in seiner Jugend mich
Als Freund besessen haben, da ich, jung wie er
Und rüstig, unvergleichlich soll gewesen seyn.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob.
Und dennoch kehret jedermann den Rücken mir
Und richtet emsig sein Gesicht der neuen zu,
Der jungen da, die schmeichelnd jeglichen verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk sich drängt.
Drum hab' ich sie, mit diesen wackeren Gesellen hier,
Verfolgt und in die Enge sie zuletzt gebracht.
Ihr seht es, wie ich hoffe, doch zufrieden an,
Daß ich ein Ende mache solchem Frevelgang.

Neoterpe.

Holde Gottheit dieses Hauses,
Der die Bürger, der die Fremden
Auf dem reinlichen Altare
Manche Dankesgabe bringen,
Hast du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend
Süßes Jubelfest begünstigt;
Ward an dieser heil'gen Schwelle

Mancher Hungrige gespeiset,
Mancher Durstige getränket,
Und erquickt durch Mild' und Güte,
Mehr als durch die besten Gaben:
O! so hör' auch unser Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Steh' uns gegen unsre Feinde,
Gegen diesen Wüthrich bei!

Palaeophron.

Wenn ihr freventlich so lange
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und her geschwärmet,
Und zuletzt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben,
Denkt ihr, werden gleich die Götter
Euretwillen sich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen!
Nein, mein gutes süßes Püppchen!
Sammle nach dem eignen Herzen
Die zerstreuten Blicke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühlest, deiner Noth zu rathen;
Wende seitwarts, wende hieher
Nach dem alten, immer strengen,
Aber immer guten Oheim,
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Trost und Glück.

Neoterpe.

Wenn dieser Mann, den ich zum erstenmal so nah
Ins Auge fasse, nicht die allerhäßlichsten

Begleiter hätte, die so grämlich um ihn stehn;
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich spricht
Und edel aussieht, daß man eines Göttlichen
Erfreulich schöne Gegenwart empfinden muß.
Ich dächt' ich wendete mich um und sprächʼ ihn an!

Palaeophron.

Wenn dieses Mädchen, das ich nur von ferne sonst
Und auf der Flucht gesehen, nicht die läppische
Gesellschaft mit sich schleppte, die verhaßt mir ist;
So müßt' ich wünschen, immer an der Seite mir
Die liebliche Gestalt zu sehn, die Heben gleich
Der Jugend Becher aus den holden Augen gießt.
Sie kehrt sich um, und spricht sie nicht, so ist's an mir.

Neoterpe.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden, ist es wohl
Kein Wunder, da uns auf der Erde solche Noth
Bereitet ist, und ich des edlen Mannes Kraft,
Die mich beschützen sollte, mir als ärgsten Feind
Und Widersacher finde. Solches hofft' ich nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört' ich stets:
Der Jugend Führer sey das Alter; beiden sey,
Nur wenn sie als Verbundne wandeln, Glück beschеert.

Palaeophron.

Dergleichen Reden hören freilich gut sich an:
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,
Das ich jetzt nicht berühren will. Doch sage mir!
Wer sind die Creaturen beide, die an dich
So fest geschlossen durch die Straßen ziehn?
Du ehrest dich mit solcherlei Gesellschaft nicht.

Neoterpe.

Die guten Kinder! Beide haben das Verdienſt,
Daß ſie, ſo ſchnell als ich durch alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Platz als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt;
Gelbſchnabel heißt man dieſen. Heiter tritt er auf
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch dieſen heißt man Naſeweiß, der flink und raſch
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt du ſolchen guten zarten Kindern nur
Gehäſſig ſeyn, die ſeltne Lebenszierden ſind?
Doch daß ich dein Vertraun erwiedre, ſage mir!
Wer ſind die Männer, die, nicht eben liebenswerth,
An deiner Seite ſtehn, mit düſtrem wilden Blick?

Palaeophron.

Das Ernſte kommt euch eben wild und düſter vor,
Weil ihr, gewöhnt an flache leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieſer Mann nur allzugut,
Daß in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weiſen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muß fürwahr,
Wie ich es ſelbſt geſtehe, der bepflanzten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeitſchmuck
Mit ganz beſondern wunderlichen Farben ſehn,
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und falb.
So ſagt er wenigſtens, und ſcheint gewiß zu ſeyn,
Daß das Gewölb des Himmels nächſtens brechen wird.

Doch dieſer, den man Haberecht mit Recht genannt,
Iſt ſeiner tiefbegründeten Unfehlbarkeit
So ganz gewiß, daß er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meiſter bin, gelaſſen hat.
So dienet er zur Uebung mir der Redekunſt,
Der Lunge, ja der Galle, das geſteh' ich gern.

Neoterpe.

Nein, ich werd' es nie vermögen
Dieſe wundervollen Fratzen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzuſehn!

Palaeophron.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlaſſen;
Thät' ich es von Herzen gern!

Neoterpe.

Wüßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir ſie ſpazieren führte;
Mir geſchäh' ein großer Dienſt!

Palaeophron.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bisher verſchwieg,
Entdeck' ich nun, ſo ſehr es dich verdrießen muß.
Durch Stadt und Vorſtadt zieht ein frecher Mann und lehrt
Und ruft: Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit iſt was den Menſchen glücklich macht;
Die, erſt das Gute ſchaffend, bald ein Uebel ſelbſt

Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf bei Zeiten morgens! ja, und fandet ihr
Was gestern ihr gebaut schon wieder eingestürzt,
Ameisen gleich nur frisch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust.
So spricht er thöricht und erreget mir das Volk;
Und niemand sitzt mir an der Straße mehr und klagt,
Und niemand stickt in einem Winkel jammervoll.
Ich brauche nicht hinzuzusetzen, eile hin!
Und steure diesem Unheil, wenn es möglich ist.

(Griesgram ab.)

Dich aber, edler Haberecht, beleidigt man
Noch ärger fast; denn in den Hallen an dem Markt
Läßt sich ein Fremder hören, welcher schwört,
Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will.
Es habe niemand Recht, als wer den Widerspruch
Mit Geist zu lösen, Andre zu verstehen weiß,
Wenn er auch gleich von Andern nicht verstanden wird.
Dergleichen ketzerische Reden führet er

(Haberecht eilig ab.)

Du eilest fort zu kämpfen? Ich erkenne dich!

Neoterpe.

Du hast die beiden wil[illegible]n Männer fortgeschickt;
Um meinetwillen, merk' ich wohl, ist es geschehn.
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Wesen hier, die dir

Verdrießlich ſind, hinweg zu ſchicken, wenn ich nur
Auch ſicher wäre, daß Gefahr und Noth ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke gehn.

Palaeophron.

Kommt nur! ich geb' euch beiden ſicheres Geleit.

(Die Kinder treten aus dem Aſyl vor den Alten.)

Geht nur, ihr Kinder! doch erfüllet mein Geſetz,
Das ich euch wohlbedächtig gebe, ganz genau.
Gelbſchnabel ſoll dem Griesgram, wie der Naſeweiß
Dem Haberecht beſtändig aus dem Wege gehn,
So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt.

(Die Kinder gehen ab.)

Nesterpe

(die aus dem Aſyl tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſetzt).

Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah.
O! ſieh mich an und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheineſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſeyn.
Der Kranz von Roſen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Palaeophron.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie du mir ſo nahe biſt,
So ſtellſt du ein geſittetes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.

Der Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne sah' ich ihn,
Auf deinen Locken, wonnevoll.

Neoterpe.

Versuchen wir's und wechseln gleich
Die Kränze, die mit Eigensinn
Ausschließend wir uns angemaßt.
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(Sie nimmt die Rosenkrone herunter.)

Palaeophron (der den Eichenkranz herabnimmt).

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechselscherz
Sey zwischen uns ein ew'ger Bund
Geschlossen, der die Stadt beglückt.
(Er setzt ihr den Eichenkranz auf.)

Neoterpe.

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, daß ich nicht
Der edlen Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(Sie setzt ihm die Rosenkrone aufs Haupt.)

Palaeophron.

Der Rosenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daß auch mir
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Neoterpe (indem ſie aufſteht und vortritt).
Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich gelebt.

Palaeophron (indem er aufſteht und vortritt).
Die Jugend ſchätz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Neoterpe.
Haſt du Geduld, wenn alles langſam reifen wird?

Palaeophron.
Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süßigkeit.

Neoterpe.
Aus harter Schale ſey der ſüße Kern für mich.

Palaeophron.
Von meiner Habe mitzutheilen ſey mir Pflicht.

Neoterpe.
Gern will ich ſammeln, daß ich einſt auch geben kann.

Palaeophron.
Gut iſt der Vorſatz, aber die Erfüllung ſchwer.

Neoterpe.
Ein edles Beiſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Palaeophron.
Ich ſehe deutlich, wen du mir bezeichnen willſt.

Neoterpe.
Was wir zu thun verſprechen, hat Sie längſt gethan.

Palaeophron.
Und unſern Bund hat Sie begründet in der Stadt.

Neoterpe.
Ich nehme dieſen Kranz herab und reich' ihn Ihr.

Palaeophron.
Und ich den meinen.

(Sie nehmen die Kränze herunter und halten ſie vor ſich hin.)

Neoterpe.

Lange lebe! Würdige!

Palaeophron.

Und fröhlich lebe! wie die Roſe Dir es winkt.

Neoterpe.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

Vorſpiel

zu

Eröffnung des Weimariſchen Theaters

am 19. September 1807

nach glücklicher Wiederverſammlung der Herzoglichen Familie.

Wald. Fels. Meer. Nacht.

(Ferner Donner.)

Kriegesgöttin.

Durch dieser nachtbedeckten Felder still Gebreit,
Mit unbemerkten Schritten, stürm' ich rasch heran,
Ob irgend jemand widerstünde meiner Kraft.
Noch aber find' ich niemand. Ja, behende soll
Dieß Schwert mir Raum verschaffen, wenn sich mir
Die aufgeschreckte Menge kühn entgegenstellt:
Denn diesem Stahle widersteht kein Sterblicher.
Ein grauser Kampf umhüllt sich bald mit Nebelnacht,
Und meine Fackel leuchtet weit und breit zur Flucht.

(Näherer Blitz und Donner.)

Schon reihenweis liegt ausgestreckt Getödtetes,
Wie hinter emsig Mähenden das Blumengras.
Ich aber, unaufhaltsam, kräftig schreite vor,
Dem Glücksgestirn entgegen, das mich leitete.
Wohlauf denn, Schlachtruf!

(Blitz und Donner.)

Töne gräßlich durch die Nacht!
Du Blitzgeschoß, verbreite Schreck, verbreite Tod!
Heran, ihr Donner, ihr mich längst verkündenden!

(Blitz und Donner immer näher.)

Entwickle dich, du hagelschwerer Wolkenzug!
Stürz', alles überrauschend, fluthendes Gestein,
Und schwemme was entgegensteht von Grund hinweg!

(Unter Blitz und Donner ab.)

Eine Flüchtende.

(Blitz und Donner entfernen ſich.)

Wo flieh' ich hin? wo berg' ich mein bedrohtes Haupt?
Denn überall umgeben mich die Drängenden.
Gewalt'ger Kriegskampf, Waffenklang und Mordgeſchrei
Ertönen heute, wo noch geſtern Friede ſang.
Und aufgeſchreckt wir Armen, ſchaarweis fliehen wir
Und gleich zerſprengt, von Ungemach zu Ungemach.
Umſonſt! Kein Ausgang aus dem Irrſaal zeigt ſich mir.
Der finſtre Bergwald, Nacht und Schreckniß heget er;
Die Felſenwänd' an aufgeregter wilder Fluth,
Sie halten hier und überall den Schritt mir an;
Und aus der Tiefe tönet mir der Schreckensruf:
Zurück! Zurück! Wohin entfliehſt du Einzelne?
Zurück! Des Gatten denke, den das ſcharfe Schwert,
Der Kinder, die des Hauſes Flamme tobend faßt.
Vergebens! ach! an dieſer Seite trennet mich
Der breite Strom des mörderiſchen Ungeſtüms,
Mit blut'gen Wogen, von bekannter Spur hinweg.

(Ganz ferner Donner.)

O, Seligkeit verhüllendes, und nie genug
Geſchätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg!
O, nie genug verehrter Engraum, kleiner Herd!
Du runde Tafel! die den holden Kinderkreis
Anmuthig anſchloß elterlicher Sorgenluſt,
Dort lodert's auf! Die Ernte ſtrömt in Feuerqual
Zum Himmel an, und des Beſitzes treu Gehaus
Schwankt unterflammt und beugt ſich, widerſteht und ſinkt.
Durchglühter Schutt ſtürzt, Flammenrauchſtaub kraus't empor,
Und unten krachend, ſchwerbelaſtet, dumpfgedrückt,

Verkohlt so vieler Menschenjahre werther Fleiß,
Und Grabesruhe waltet über Trümmern.

(Ferner Donner.)

Ach
Selbst in das Grab dringt wilder Elemente Wuth
Und reißt die Todten zwischen die Lebendigen;
Sie sollen schauen, welch ein Elend uns betraf,
Und irren, unsre Väter, heimatlos wie wir.

(Näherer Donner.)

Schon kehrt zurück das Wetter, das zerstörende.
Vergeb'ne Hoffnung, ausgewüthet hab' es nun;
Es kehrt zurück und raset allgewaltiger,
Und Land und Meer bewegen sich in wildem Bund.
Ist dieß der Erde fester Boden? Weh mir! Weh!
Und dieß die Pfade, sicher sonst betretene?
Im Schiffe steh' ich, wogend schwankt es hin und her;
Mein Knie versagt mir; nach dem Boden zieht es mich;
Zu knieen und zu flehen dränget mich das Herz.

(Sie kniet.)

Ist über dieser Wolkendecke düstrer Nacht
Kein Stern, der in der Finsterniß uns leuchtete?
Kein Auge, das herunterfäh' auf unsre Noth?
O du, dem ich von Jugend auf hinangefleht,
Du, dessen heil'gen Tempel ich mit Kinderschritt
Und Kindersinn erst, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Brust hinanstieg, im vertrauenden
Andächt'gen Chor der Älteren und Aeltesten;
Mit heitrem, Festtags-sonnenhaftem Freudeblick,
Ein Danklied, ein Triumphlied deiner Vaterkraft
Und Vatergüte tausendstimmig dargebracht,
Warum verbirgst du hinter düstern Teppichen

Dein Antlitz, deiner Sterne strahlende Heiterkeit?
Ist es dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge taube Kräfte, Dir im Widerstreit?
Dein Werk zerstörend, uns zerknirschend ....

(Naher Donner.)

Weh mir! Weh!
Vergebens alles! Immer wilder drängt's heran.
Die Elemente fassen sich, die tobenden;
Die Welle sprüht des Felsenwaldes Aeste durch,
Und in dem blitzdurchflammten Aether schmelzen hin
Die Gipfel, Gluthstrom stürzet um Verzweiflende.

(Es schlägt ein. Zugleich erscheint ein Wunder- und Trostzeichen, der verehrten regierenden Herzogin Namenszug im Sternbilde.)

Königlicher Saal.

Die Majestät im Krönungsornat.

Sicher tret' ich auf und glanzumgeben;
Jedes Auge freut sich meines Kommens,
Jedes Herz erhebt sich gleich zur Hoffnung,
Jeder Geist, schon schwelget er in Wünschen.
Denn die Weisheit, wandelt sie bescheiden
Unter Menschen, lehrend, rathend, scheltend,
Wenig achtet sie der Hause, leider öfters
Wird sie wohl verachtet und verstoßen;
Aber wenn sie sich zur Macht gesellet,
Neiget gleich sich die erstaunte Menge,
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend, nieder;
Und wie vor Gewalt sich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.

Hat Natur, nach ihrem dunklen Walten,
Hier ſich Bergreihn hingezogen, droben
Felſen aufgezackt, und gleich daneben
Ueber Thalgeſtein und Höhn und Höhlen
Heilig ruhend alten Wald gepfleget,
Daß den unwirthbaren Labyrinthen
Sich der Wandrer grauſend gern entzöge:
Sieh! da dringt heran des edlen Menſchen
Meiſterhand; ſie darf es unternehmen,
Darf zerſtören tauſendjähr'ge Schöpfung.
Schallet nun das Beil im tiefſten Walde,
Klingt das Eiſen an dem ſchroffen Felſen,
Und in Stämmen, Splittern, Maſſen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerſtörtes gräßlich durcheinander.
Aber bald dem Winkelmaaß, der Schnur nach,
Reihen ſich die Steine, wachſen höher;
Neue Form entſpringt an ihnen, herrlich
Bildet mit der Ordnung ſich die Zierde,
Und der alte Stamm gekantet fügt ſich,
Ruhend bald und bald emporgerichtet,
Einer in den andern. Hohen Giebels
Neuer Kunſtwald hebt ſich in die Lüfte.
Sieh! des Meiſters Kränze wehen droben,
Jubel ſchallt ihm, und den Weltbaumeiſter
Hört man wohl dem Irdiſchen vergleichen.

So vermag's ein jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen iſt's verliehen.
Wer das Rechte kann, der ſoll es wollen;
Wer das Rechte will, der ſollt' es können,

Und ein jeder kann's, der ſich beſcheidet
Schöpfer ſeines Glücks zu ſeyn im Kleinen.

Der du an dem Weberſtuhle ſitzeſt,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Faden durch die Faden ſchlingeſt, alle
Durch den Tactſchlag aneinander drängeſt,
Du biſt Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße.
Du beginneſt weislich und vollendeſt
Emſig, und aus deiner Hand empfänget
Jeglicher zufrieden das Gewandſtück;
Einen Feſttag ſchaffſt du jedem Haushalt.

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menſchengeiſt, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unſichtbar alle Welt erleuchtet.
Und ſo grüße jedes Land den Fürſten,
Jede Stadt den Aelteſten, der Haushalt
Grüße ſeinen Herrn und Vater jauchzend,
Wenn ſie wiederkehren als die Meiſter,
Zu erbauen oder herzuſtellen.

Fromm erflehet Segen Euch von oben;
Aber Hülfe ſchafft Euch thätig wirkend
Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weiſe, der Verſtänd'ge, nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Friede. Majeſtät.

Majeſtät.

Sey mir geſegnet, Holdeſte des Erdenſtamms!

Friede.

Empfange gnädig deine treue Dienerin!

Majeſtät.

Du wirſt als Herrin immer neben mir beſtehn.

Friede.

So nimm die treue Schweſter an die ſtarke Bruſt!

Majeſtät.

Gerechtigkeit und Friede küſſen ſich, o Glück!

Friede.

O längſt erflehter Augenblick, o Wonnetag!

Majeſtät.

Ich ſehe, Schweſter, dich erheiterter als je.

Friede.

Denn mehr als je umgaukelt mich die Heiterkeit.
Dieſe Stadt, die ich ſo lange
Mütterlich begünſtigte,
Weil ſie meine holden Gaben
Würdig ſchätzend, thätig wirkend,
Dankbarlich erwiederte;
Weil ſich holder Friedenskünſte
Alte, Junge, Hohe, Niedre
Männiglich befleißigten.
Aber nie iſt mir ein Regen,
Solch ein Treiben, ſolch Beſtreben,
Wie es heut ſich rührt, begegnet.
Jeder ſtrebet mit dem Andern,
Jeder eifert vor dem Andern,

Einer iſt des Andern Muſter
Aufgeweckter Thätigkeit.
Kein Befehl iſt's der ſie aufregt,
Jeder froh gehorcht ſich ſelber;
Und ſo reihn ſie an einander
Ihren Fleiß und ihre Luſt.

Majeſtät.

Dieſes Thun, das einzig ſchätzenswerthe,
Das hervordringt aus dem eignen Buſen,
Das ſich ſelbſt bewegt und ſeines Kreiſes
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchſtens: denn es zu belohnen
Bin ich ſelbſt nicht mächtig g'nug; es lohnt ſich
Jeder ſelbſt, der ſich im ſtillen Hausraum
Wohl befleißigt übernommnen Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu Andern
Oeffentlich ſich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend
Wie er ſich berieth und ſeine Liebſten.
Alſo wer dem Hauſe trefflich vorſteht,
Bildet ſich und macht ſich werth, mit Andern
Dem gemeinen Weſen vorzuſtehen.
Er iſt Patriot, und ſeine Tugend
Dringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt ſich an die Reihen Gleichgeſinnter.
Jeder fühlt es, jeder hats erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen.

Friede.

Was du ſageſt, ich verehr' es!
Denn du haſt mit wenig Worten

Ausgesprochen, was die Städte
Bauet, was die Staaten gründet:
Bürgersinn, wozu Natur uns
Eingepflanzt so Lust als Kräfte.
Aber heute siehst du diesen
Treuen Sinn sich anders zeigen,
Nicht so ernst wie du's verstanden,
Aber sich zum schönsten Feste
Emsiglich bethätigend.

Sieh! ein Waldgebüsch bewegt sich
Nach der Stadt hin; aller Gärten
Froher, blumenhafter Aufputz
Reißt sich los, um sich ins grüne
Prachtgehäng' hinein zu flechten,
Das der Häuser, das der Hütten
Ansicht schön verhüllt und zieret,
Das von Giebel sich zu Giebel
Ziehend reicht und kranzbeladen,
Schwankend, frischbelastet schwebt.
Bunter wird die tiefe Grüne,
Muntrer immer; Band an Bändern
Schlingt sich um, geknüpft zu Schleifen
Krümmt sich's, und die losen Enden
Flattern windbewegt. Zum Laubgang
Siehst du Straßen umgewandelt,
Und zum Feiersaal den Marktplatz.
Außenseiten sind nun Wände,
Fenster vollverzierte Nischen;
Unter ihnen schmückt die Brüstung
Sich mit bunten Teppichen.

Hier mit holden Blumenzügen
Spricht's dich an und dort mit goldnen,
So, als ob dir offne Herzen
Ueberall begegneten.

Aber dieser stummen Rede
Soll ein lautes Wort vorangehn,
Ein bescheidnes, von dem Munde
Lieblicher Unschuldiger.
Siehe! da bewegt sich kindlich
Schon, bekränzet und bekränzend,
In der Jugend Schmuck, den Lilien
An Gewand gleich, eine Reihe
Holder Lebenserstlinge.
Wer sie siehet, dem bewegt sich
Wonnevoll das Herz. Der Vater
Sucht mit Blicken seine Tochter,
Und des Jünglings Auge gleitet
Ueber alle wählend hin.

Störe nicht den holden Zug, du
Roß und Reiter! Jeder freue
Sich des Buntgewühls. Der Jager
Grüße die bekannten Zweige,
Und der Jüngling, volle Flaschen
Schwenkend, wähne, seine Lauben
Habe hier geschmückt der Weingott.
Und vom zartesten Gelispel
Bis zum wildesten Tumulte
Drücke jeder sein Gefühl aus.

Majestät.

Des Ungestümes wilden Ausdruck lieb' ich nicht:
Die Freude kehrt sich unversehns in herben Schmerz,
Wenn ohne Ziel die Lust dahin schwärmt, ohne Maaß;
Doch mag ich's loben, wenn dich Göttliche man heut
Mit übermäßiger Freude wild empfängt und ehrt,
Vorauserblickend alles was man wünscht und hofft.

Friede.

Wenn sich Herz und Blick entgegen
Drängt an diesem frohen Tag,
Freilich bin ich's, die von Allen
Sehnsuchtsvoll Erwartete.
Aber, unsichtbar auf Erden
Schwebend, konnt' ich meiner hohen
Glückverbreitenden Gesinnung
Wählen kein vollkommner Gleichniß,
Nicht ein ausdrucksvoller Abbild,
Als in diese Freude-Fülle
Allbelebend sich hereinsenkt.
Tausend Blumen aus den Kränzen,
Aber tausend aus Gehängen
Blickend, mögen Ihrer Blüthe
Lieblichkeit nicht überscheinen;
Und wie um die frische Rose
Jede Blume sich bescheidet
Sich im bunten Strauß zu fügen:
Also diese Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, Alten, Jungen,
Dieser Kreis von frohen Blicken,
Alles ist auf Sie gerichtet,
Sie, die lieblich Würdige!

Was wir bringen.

Vorspiel,

bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses

zu Rauchstädt.

1802.

Perſonen.

Vater Märten	Hr. Malkolmi.
Mutter Marthe	Md. Bed.
Nymphe	Dem. Maak.
Phone	Dem. Hagemann.
Pathos	Dem. Malkolmi.
Reiſender	Hr. Becker.
Zwei Knaben.	

Bauernstube.

An der rechten Seite niedriger Herd, mit gelindem Feuer und einigen Töpfen; an der linken Seite hölzerner Tisch und Stuhl. In der Höhe, gleich unter der Decke, ein Teppich aufgehängt.

Erster Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

(Beide in ländlichen Bauernkleidern.)

Vater (geht in Gedanken, einigermaaßen bewegt, auf und ab).

Mutter (hausmütterlich geschäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tisch, nimmt vom Herde einen Napf, trägt ihn auf, legt einen Löffel dazu und spricht indessen). Setze dich doch, lieber Alter, setze dich ruhig hin, genieße dein Frühstück mit Gelassenheit! Nun! was soll denn das schon wieder? Sage nur, was hast du? Alle diese Tage her bist du nachdenklich, gehst auf und ab, sprichst wenig, bist zerstreut. Hast du was auf dem Herzen? Heraus damit! wie kannst du mir's verschweigen?

Vater. Es giebt in der Welt so Mancherlei zu bedenken.

Mutter. Ja freilich, zu bedenken und zu bethun. Frühstücke jetzt in Ruhe! Dann hinaus, aufs Feld, sieh zu, wie sich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht.

Für mich giebt's zu Hauſe genug zu ſchaffen, im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Geſinde mag ſeyn wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne iſt, ſo kommt doch nichts zu Stande. Laß dir die Suppe ſchmecken, ſetze dich! (Sie nöthigt ihn zu ſitzen). Daß ſie nicht kalt wird! Hier iſt der Löffel! hier! (Sie nöthigt ihn zu eſſen.)

Vater. Nun nun, nur nicht zu haſtig. Ich will das Maul ſchon finden.

Mutter (im Hinausgehen bei Seite). Ich begreife nicht, was er haben mag. Er ſcheint mir ſchon ſeit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife ſchmeckt ihm nicht mehr, und er lebt mir nicht mehr zu Willen. Was kann das heißen? Das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweiter Auftritt.

Vater Märten allein.

(Er ſteht auf und ſieht ſich behutſam um, ob die Frau weg iſt). Sie iſt fort, nun bin ich auf eine Weile ſicher. Geſchwind an's Werk! Noch einmal durchgemeſſen, ob wohl auch alles, wie wir's zugelegt haben, auf die Stelle paßt. (Er holt einen etwa ſechsſüßigen Maaßſtab und mißt, erſt aus der Tiefe des Theaters hervor). Sechs, und hernach wieder Vier, ſodann Acht und wieder Sechs! Ganz richtig. (Er iſt indeſſen ins Proſcenium gekommen). Wie wird ſie ſich wundern, wenn ſie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße, daß ich ein neues baue, daß alles ſchon parat iſt.

Dritter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

Mutter (tritt geſchäftig herein, wie Jemand, der etwas verloren oder vergeſſen hat, ſie ſtutzt, indem ſie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langſam hervor).

Vater (mißt indeß von der linken Seite des Proſceniums gegen die rechte). Vier, und dann Sechs und wieder Sechs! (Indem er den Maaßſtab umſchlagen will, trifft er ſeine Frau, die eben dazwiſchen tritt).

Mutter (den Schlag parirend und den Maaßſtab auffaſſend). Halt! nicht ſo eifrig!

Vater (einigermaßen verlegen). Ey ſieh! biſt du auch da?

Mutter. Um noch in meinen alten Tage Schläge zu kriegen.

Vater (verdrießlich humoriſtiſch). Warum gehſt du nicht aus dem Wege, wann gemeſſen wird.

Mutter. Was wird gemeſſen?

Vater (der ſich gefaßt hat). Siehſt du nicht? Dieſer Fußboden, dieſes Zimmer, dieſes Haus.

Mutter. Und wozu ſolche Umſtände?

Vater (nach einer Pauſe). Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen iſt, da du mich belauſcht haſt; ſo mag's denn auch heraus. Kurz und gut! ich baue.

Mutter. Doch wohl Schlöſſer in die Luft, wie ſchon öfters.

Vater. Nein, nein, im Ernſte. Dieſes unſer Haus baue ich ganz neu, von Grund auf, und ehe ein Paar Tage vergehn, reiße ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter. Das iſt eine Grille, die dir ſchon oft gekommen und oft vergangen iſt.

Vater. Dießmal soll sie ausgeführt werden.

Mutter. In deinen alten Tagen.

Vater. Eben, wenn man alt ist, muß man zeigen daß man noch Lust zu leben hat. Mache dich gefaßt, räume auf! räume aus! Richte dich ein. Nächstens wirst du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter. Ach! du lieber Gott! was soll das heißen? Du bist ja ganz verändert, Männchen. Sonst nahmst du doch vernünftige Vorstellungen an; jetzt willst du deiner guten Frau das Haus überm Kopfe zusammen reißen.

Vater. Ueberm Kopfe nicht, du darfst nur hinaus gehen.

Mutter. Meine schönen Geschirre werden mir zerschlagen und verbeult.

Vater. Die trägst du zur Nachbarin.

Mutter. Und meine Kleider!

Vater. Die giebst du der Frau Pfarrin aufzuheben.

Mutter. Meine Tische, Stühle und Betten.

Vater. Die stellen wir in die Scheune, bis alles wieder fertig ist.

Mutter. Und mein Herd, an dem ich schon dreißig Jahre koche.

Vater. Der wird weggerissen; dafür baue ich dir eine eigne Küche, in der du wieder dreißig Jahre kochen kannst.

Mutter. Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater. Zur Bequemlichkeit gewöhnt man sich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morsche Dach Schnee und Regen auf der Nase tanzen soll, daran kann ich mich nicht gewöhnen.

Mutter. Laß es ausflicken.

Vater. Es muß ganz herunter. Hängt doch da droben noch der Teppich, den wir neulich aufbinden mußten, als uns der Schnee im Bett zu besuchen kam.

Mutter. Das geht vorüber.

Vater. Der Staub auch und die Unluſt, die du vom Bauen haben wirſt.

Mutter. Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt du dir denn gar nicht zureden?

Vater. Laß dir nur auch einmal zureden, dann iſt alles gut. Unſer Haus liegt an der Straße, wo ſo viele Leute vorbei fahren, wo ſo mancher einkehrt, und nun ſoll ich, bis an mein Ende, die Demüthigung erdulden, daß die Reiſenden auswendig ſpotten und die Gäſte inwendig klagen.

Mutter. Haben ſie doch das Eſſen gelobt.

Vater. Aber die Wohnung geſcholten.

Mutter. Den Kaffee geprieſen.

Vater. Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter. Die Betten gut gefunden.

Vater. Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir Gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte muß ſich finden. Geſtehe ich dir's alſo nur: mit dem Gevatter Maurer, mit dem Vetter Zimmermann iſt ſchon Abrede genommen.

Mutter. Eine Verſchwörung unter den Männern! Ihr ſaubern Zeiſige!

Vater. Die Steine, die da draußen angefahren ſind, und zugehauen werden —

Mutter. Ich will nicht hoffen!

Vater. Die Zulage, an der ſie eben arbeiten —

Mutter. Iſt's möglich! Welche Treuloſigkeit!

Vater. Gehören zu unſerm Hauſe, ſind unſer Haus, wie es nächſtens daſtehen wird.

Mutter. Und ihr macht mir weis das Amt laſſe neue Scheunen bauen.

Vater. Das mußt du verzeihen.

Mutter. Und ihr habt mich zum Beſten!

Vater. Freilich zu deinem Beſten geſchieht's.

Mutter. Nein, das iſt zu arg! Hinter meinem Rücken! Ohne mein Wiſſen und Willen!

Vater. Beruhige dich!

Mutter. Das ſchöne, alte Gebalke, noch von meinem Urgroßvater her.

Vater. Schön war's zu ſeiner Zeit, jetzt iſt es überall wurmſtichig.

Mutter. Das ſoll ich alles vor meinen Augen niederreißen ſehen.

Vater. Thue die Augen zu, bis es herunter iſt. Sieh nicht hin, bis das neue droben ſteht! Dann ſollſt du ſchon deine Freude haben. Eine ſchlechte Wohnung macht brave Leute verächtlich. Gut geſeſſen iſt halb gegeſſen, und wenn du künftig deinen Gäſten in beſſern Zimmern, auf bequemern Sitzen deine guten Speiſen aufſetzeſt, ſo werden ſie ihnen gewiß beſſer ſchmecken als bisher.

Mutter. Ich glaube es kaum! Sie werden im beſſern Haus auch beſſere Tafel erwarten.

Vater. Nun, das iſt auch kein Unglück. Da raffinirt man, man lernt was, man geht mit der Zeit.

Mutter. Die Zeit läuft gar zu geſchwind für meine alten Beine.

Vater. Wir ſpannen vor.

Mutter. Nein, ich kenne dich ganz und gar nicht. Ein böſer Geiſt hat dich verblendet. Mit rechten Dingen geht's nicht zu. (Sich ſetzend.) Mir iſt's in alle Glieder geſchlagen, ich kann nicht von der Stelle.

Vater (der indeſſen durchs Fenſter geſehen). Da ſieh nur ein=
al die ſchwer bepackte Kutſche, mit ſechs Pferden! Wahr=
heinlich was Vornehmes. Ich ſchäme mich zu Tode wenn
e bei uns einkehren.

Mutter (aufſpringend). Laß ſie nur kommen. Iſt das
aus ſchlecht, ſo iſt es doch reinlich, und über die Bedienung
llen ſie ſich nicht beklagen. Ich habe noch allerlei Vorrath!
eſchwinde, geſchwinde ſoll ein Eſſen parat ſtehen.

Vater. Sieh nur! Ein Paar artige kleine Knaben ſitzen
uf dem Bocke, der eine ſpringt herunter, die Kutſche fährt
ngſam, er kommt aufs Haus zu. Das iſt ein Springins=
ld! Da iſt er ſchon.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Kann man hier unterkommen?

Mutter. O ja, mein Sohn.

Erſter Knabe. Meine Herrſchaften möchten ſich hier
Stündchen aufhalten.

Mutter. Sie ſollen uns nur die Ehre erzeigen, herein
treten. Es wird ſich ſchon was zu ihrer Bewirthung
en.

Erſter Knabe. O! Dafür ſeyd unbeſorgt, ſie führen
s mit ſich was ſie brauchen. (ab.)

Vater. Nicht die beſte Nachricht für den Wirth.

Mutter. Gleich bring' ich alles in Ordnung. (Sie räumt
Geh ihnen indeſſen entgegen.

Vater. Da iſt ſchon eine.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Nymphe, dann ein zweiter Knabe, welcher eine Schatulle nachträgt.

Nymphe. Seyd mir gegrüßt, gute Leute!

Mutter. Gegrüßt, schönes Frauenzimmer!

Vater. Von Herzen willkommen!

Nymphe (sieht sich überall um).

Vater (leise zur Mutter). Gieb nur acht! Wie die den Mund aufthut, wird's wieder über das arme Haus hergehen. Wahrscheinlich ist's das Kammermädchen, die sich nach der Gelegenheit umsehen soll.

Mutter. Laß das nur gut seyn, es geschieht heute nicht zum Erstenmal.

Vater (vor sich). Aber gewiß zum Letztenmal. Morgen soll mir das Dach herunter.

Nymphe (die lebhaft zwischen beide tritt). O! wie wohl es mir bei euch wird, ihr lieben, guten Leute! diese geringscheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter. Hörst du, Alter?

Vater (vor sich). Nun das ist curios. Das Erstemal daß ich diese Redensarten höre!

Nymphe. Hier fühle ich mich ganz zunächst an der Natur. Hier wird mein Auge durch keinen falschen Schimmer geblendet, hier genießt mein Herz die volle Freiheit, sich dem einfachen, beglückenden Gefühl zu überlassen. Ach, könnten meine Schwestern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zusammen unsere Tage bei euch zubringen.

Mutter. Hast du es gehört, Alter?

Vater (vor ſich). Ich begreife kein Wort davon. Sie
t von Schweſtern, von Freundinnen, alſo nicht von
ſchaft. Wer mag ſie ſeyn? das ſchöne Kind, das in ſo
n verwünſchten Neſte ſein Leben zubringen möchte.
Nymphe (die indeſſen hinter den Herd getreten iſt). An dieſem
e wollt' ich ſtehen, hier wollte ich unſchuldige Speiſen
n, euch mit herzlicher Liebe dienen, euer Alter erleich-
, und mich ſo glücklich fühlen! (Sie nimmt einige Gefäße aus
chatulle, und fängt an, ein Frühſtück zu bereiten).

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Wie finden Sie's denn? Iſt es er-
lich?
Nymphe. So ſchön, allerliebſt, einzig! Sie ſollen her-
geſchwind herein!

(Erſter Knabe und Vater ab.)

Nymphe. Ich weiß mir gar nichts Beſſeres als unter
em ehrwürdigen Dache, an dieſem niedrigen Herde, in
iger Einſtimmung mit meinen eignen Gefühlen, einen
ern Tag nach dem andern zu durchleben.
Mutter. Ach, Sie allerliebſtes Kind, wären Sie nur
ein Weniges früher gekommen. Mein Mann will das
us einreißen, vielleicht hätten Sie es noch gerettet.
Nymphe. Einreißen? Dieſes Denkmal früherer, golde-
Zeiten, dieſe Wohnung des Friedens! O, der Grauſame!
e fährt in ihrer Beſchäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Klärten. Phone. Erſter Knabe.

Vater. Belieben Sie herein zu treten und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bei uns iſt. Freilich, wenn Sie in einiger Zeit wieder kommen, ſollen Sie es ſchon beſſer finden.

Phone. Laſſen Sie das nur gut ſeyn, lieber Herr Wirth. Auf etwas mehr oder weniger kommt's uns nicht an. Wir haben einen ſo guten Humor, daß wir uns alle Zuſtände leidlich, ja vergnüglich zu machen wiſſen.

Vater. Da ſind Sie und das Fräulein dort ja wohl Zwillingsgeſchwiſter? Sie erzeigte uns auch die Ehre, dieſe Herberge ganz allerliebſt zu finden.

Phone. Das könnte ich nun eben nicht ſagen. Mir iſt der Ort ganz gleichgültig. Das einzige, was ich nicht vertragen kann, iſt die Langeweile.

Vater. Die iſt freilich mitunter hier zu Hauſe.

Phone. Mir iſt aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß ſie mir und Andern zu vertreiben.

Vater. Nun möchte ich doch ſehen, wie Sie das hier anfangen wollen.

Phone. Das ſollt ihr gleich erfahren.

(Sie ſingt ein beliebtes Lied.)

Vater (der bisher mit Verwunderung zugehört). Schön, allerliebſt! Ja ſo laß ich mir's gefallen.

Mutter (die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Geſang gemerkt). Wie meinſt du, Alter! Ich dächte das ließe ſich hören.

Nymphe. Liebe Schweſter, habe Dank für den holden Geſang, durch den du mein kleines Geſchäft erheitert haſt.

ndem Nymphe und die Mutter den Tiſch zum Frühſtück zurechte machen. e ſtellen eine Art kleiner Terrine und ſilberne Becher auf.) Genießt ſt aber auch der einfachen Koſt, am ländlichen Herde zu- reitet. (Zum Knaben.) Gehe hinaus, bringe mir einige ldblumen, daß ich die Tafel ſchmücke.

Phone. Das machſt du ſehr ſchön, liebe Schweſter.

Nymphe. Aber wo bleibt unſere Dritte?

Erſter Knabe. Sie ſitzt noch im Wagen, ſie will nicht ein, ich habe ſie zum ſchönſten gebeten. Sie ſchwur, eine che Höhle nicht zu betreten.

Phone. Wir müſſen ſelbſt gehen ſie zu holen. Komm!

Achter Auftritt.

Vater und Mutter.

Vater. Hörſt du? eine Höhle! das ſoll man mir nicht Zweitenmale ſagen, morgen muß das Dach herunter! will die Höhle ſchon luftig machen.

Mutter. So höre doch, was die artige Kleine da ſagt; ey ein Paradies, verſichert ſie. unſer Haus.

Vater. Wer weiß was ſie unter Paradies verſteht! s aber eine Höhle heißen ſoll weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Vorigen. Pathos. Nymphe. Phone. Die beiden Knaben, welche ſich bald entfernen.

hone. So komm doch herein, gute Schweſter. Wo wir kannſt du wohl auch ſeyn.

Nymphe. Genieße was wir dir bereitet haben, und verschmähe nicht diesen einfachen unschuldigen Aufenthalt.

Pathos. Verschone mich mit deiner Kost. Was ich genießen kann, habe ich genossen. Laßt euch wohl werden auf eure Weise, und bleibt unbesorgt um mich. Nun aber vor allen Dingen verschließt Thor und Thüre, daß niemand weiter sich in unsern Kreis eindränge.

Vater (geht auf kurze Zeit ab).

Phone und **Nymphe** (setzen sich an den Tisch, und schlürfen, aus silbernen Bechern, das Aufgetragene).

Pathos. Wo ich hintrete, verwandelt sich alles! Und wenn mein Geist das Wirkliche umschaffen könnte: so müßte dieser Raum zum Tempel werden.

Mutter (zum Vater). Es muß doch so schlimm in unserm Hause nicht aussehen! die Eine findet ein Paradies darin, die Andere will es gar zum Tempel machen.

Vater. Hätte ich das voraussehen können, so wären freilich die Baukosten zu ersparen gewesen. Indessen scheint es, diese guten Kinder verwandeln nur für sich und nicht für andere Leute.

Pathos (zwischen beide hinemtretend). Ihr scheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter. Ob wir ehrwürdig sind, das wissen wir nicht; aber daß wir ehrlich sind, können wir betheuern.

Pathos. Ihr lebt lange zusammen?

Mutter. Seit unserer Jugend.

Pathos. In diesem baufälligen Hause.

Vater. Ganz recht! Das Haus war baufällig, da wir noch rüstig waren.

Pathos (beide mit einigem Erstaunen anblickend). Sollte ich wohl irren?

Mutter. Was seht ihr uns so an, mein Fräulein?

Pathos. Sollten die fabelhaften Zeiten wiederkehren?

Vater. Wie meint ihr das?

Pathos. Sollte wohl hinter euch was Anders verbor=
n seyn?

Mutter. Ich begreife euch nicht. Ihr macht mir bange.

Pathos. Habt ihr nichts von Philemon und Baucis
hört?

Vater. Kein Sterbenswort.

Mutter. Wer war denn das?

Pathos. Ihr seyd es selbst, ohne es zu wissen. Ich
he Philemon und Baucis vor mir.

Vater (vor sich). Nein, das wird zu arg! Erst verwan=
in sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen
mpel, und nun soll's gar an uns selbst kommen! Wenn
r sie doch nur schon wieder los wären!

Pathos. Ich sehe sie vor mir die würdigen Gatten,
bunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Gesellschaft ihr
en hinbringen. Ein Chor von muntern Geschöpfen um
her! Nach und nach lösen sie sich los, die Töchter werden
gestattet, die Söhne versorgt, und ein frohes thätiges
er beglückt die beiden.

Vater. Bis jetzt redt sie wahr.

Mutter. Das trifft vollkommen.

Pathos. Gastfreundlich und geschäftig haben sie immer
nde bei sich aufgenommen. Je beschränkter ihre Wohnung
, desto lebhafter zeigte sich ihre Bemühung. Durch Nei=
g und Aufmerksamkeit ersetzten sie was zu ersetzen war.

Mutter. Hörst du, das klingt anders, als du erwartetest.

Vater. Auf eine solche Lobrede hatte ich mich freilich
vorgesehen.

Pathos. In dem Gefühl ihrer Bescheidenheit hielten sie ihren Zustand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu schlecht.

Vater (bei Seite). Das paßt nun nicht, denn das alte Haus habe ich schon lange sehr schlecht gefunden.

Pathos. Und eben diese Bescheidenheit verhinderte sie, zu erkennen, daß sie Götter aufgenommen hatten.

Vater (bei Seite). Nun fängt mir's an unheimlich zu werden. Denn entweder das sind die Götter selbst, oder es ist nicht richtig im Oberstübchen.

Pathos (zu den übrigen, die indessen aufgestanden sind). O! meine Schwestern, diese guten würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß sie verjüngt, daß sie zu Priestern eingeweiht werden des Tempels der schönsten Gastfreundschaft.

Phone. Wir sind es zufrieden, meine Schwester. Du vermagst viel über die Gemüther; aber was wirst du über diese Balken und Steine vermögen?

Vater. Was das betrifft, deßhalb seyn Sie unbesorgt. Eben bin ich im Begriff zu bauen. Steine, Holz und alles Nöthige ist angeschafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter. Nun, nun! die Frauenzimmer haben auch vom Verjüngen gesprochen. Wenn sich das so thun ließe! Zum neuen Gasthof eine neue Wirthin, ein neuer Wirth! das ließe sich hören.

Vater. Laß das gut seyn! Daran, fürcht' ich, möcht' es hapern.

Pathos. Sprecht nicht mehr vom Gasthof; es ist von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reiſender.

Reiſender (draußen). He! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum iſt das Thor zu? Warum iſt die Thür verſchloſſen? Laßt mich ein! Ich muß hinein.

Pathos. Wer iſt der Unverſchämte, der unſere heiligen Cirkel zu ſtören droht?

Vater (gegen das Fenſter). Es iſt ein Fußreiſender.

Phone (gegen das Fenſter). Ein hübſcher, junger Menſch.

Nymphe (gegen das Fenſter). Ach, gewiß einer von den Liebenswürdigen, die ſich's ſo ſauer werden laſſen, überall die holden Naturſcenen aufzuſuchen. Der Himmel hat ſich auf einmal überzogen, ich fürchte ein Gewitter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein.

Pathos. Habt ihr ein ander Zimmer, gute Leute, daß ich allein ſeyn kann?

Vater. Was ihr ſeht, iſt das ganze Haus.

Pathos. So muß er draußen bleiben, ich kann ihm nicht helfen.

(Das Fenſter geht auf, Reiſender ſpringt herein, im Coſtum der beſſern deutſchen Fußreiſenden.)

Reiſender. Was ſehe ich? Einen leeren, verlaßnen Raum glaubte ich zu betreten, und finde die vortrefflichſte Geſellſchaft. Seyn Sie mir gegrüßt, meine Damen, gegrüßt, Herr und Frau Wirthin! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch Gebirg durchſtiegen, manche Ausſicht bewundert, manche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet; aber ſolch ein glückliches Abenteuer iſt mir nirgends aufgeſtoßen.

Phone (leiſe zu den Andern). Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe. Er hat was ſehr Intereſſantes.

Pathos. Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reiſender. Wo ſoll ich anfangen? wo ſoll ich aufhören. Soll ich geiſtreicher Anmuth, ſoll ich edler Natürlichkeit, ſoll ich der Majeſtät, dem Biederſinn, der Treuherzigkeit opfern?

Phone. Das ſcheint ein Phyſiognomiſt zu ſeyn, er macht uns Complimente die wir gern annehmen. Wenn er mir nur nicht, um ſichrer zu gehen, nach der neuen Methode, den Kopf befühlen will.

Vater. Womit kann man dienen?

Mutter. Was ſteht zu Befehl?

Nymphe. Vielleicht verſchmähen Sie unſer Frühſtück nicht? Kann ich aufwarten? (Sie reicht ihm einen Becher.)

Reiſender. Aus ſo ſchönen Händen einen Labetrunk, wer könnte den verſchmähen! aber beſchämen Sie mich nicht! An mir iſt zu fragen: womit ich aufwarten? womit ich dienen kann?

Phone. Was haben Sie uns denn anzubieten?

Reiſender. Ohne Prahlerei, die kunſtreichſte Unterhaltung.

Phone. Uns! Eine kunſtreiche Unterhaltung! Schweſter, wir wollen doch ſehen wie er das anfängt.

Nymphe. Nun iſt meine ganze Freude hin! Ich hielt ihn für einen zarten, feinfühlenden Sohn der Natur und wollte mich eben mit ihm über Berg und Hügel, über Ausſichten, Thäler und verfallene Schlöſſer unterhalten, und am Ende iſt der gute Menſch ein Taſchenſpieler!

Pathos. Und wenn es wäre; ſo hätte es nichts zu ſagen. Ich kann dergleichen wohl mit anſehen, wenn ich nur weiter nichts damit zu ſchaffen haben ſoll.

Phone (zum Reiſenden). Nun! und ſo wären Sie alſo denn doch, was man einen Taſchenſpieler heißt?

Reiſender. Keinesweges, meine Damen! Für eine jede Kunſt, für ein jedes Handwerk hat die Welt einen Spitznamen, ja für das Edelſte und Beſte einen Ekelnamen gefunden. Doch wenn ich mich ſelbſt ankündigen ſoll, ſo bin ich ein Phyſikus, der wunderliche Dinge hervorzubringen und darzuſtellen weiß. Ein Phyſikus iſt verwandt mit dem höchſten Ernſt, da mag er ein Philoſoph heißen, und mit dem gemeinſten Spaß, da kann er für einen Taſchenſpieler gelten.

Nymphe. Mit allen ſolchem Zeuge mag ich eben gar nichts zu thun haben.

Phone. Und warum nicht? Ich werde immer heiter, wenn man mich auf eine unſchuldige Weiſe zum Beſten hat.

Pathos. So laßt ihn denn doch nur gewähren und ſeht ſeinen Scherzen mit Vergnügen zu. Immer iſt es beſſer, daß er eure Augen, eure Sinne betrügt, als wenn er euer Herz oder euren Geſchmack verführen wollte.

Reiſender. Sie ſcheinen, meine Damen, dieſe geringen Verdienſte, die ich Ihnen anzubieten habe, wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, auch etwas gar zu gering zu ſchätzen. Es möchten wohl Späße ſeyn, was ich im Sinn habe; aber ſo ganz pur ſpaßhaft ſind ſie nicht; denn ich ſpaße zum Beiſpiel nicht allein. Wollen Sie nicht Theil daran nehmen, und zwar perſönlichen Theil; ſo läßt ſich gar nichts ausrichten. Fangen wir zum Beiſpiel gleich davon an: daß Sie ſich hier nicht zum Beſten befinden.

Nymphe. Und warum nicht?

Phone. So ganz übel könnt' ich doch auch nicht ſagen.

Pathos. Wir wollen geſtehen daß es wohl beſſer ſeyn könnte.

Reisender. Viel zu umständlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater. Nun freilich! und ich müßte noch dazu Sie ersuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufstellen könnte.

Reisender. Deßhalb hielte ich es für das Sicherste, wir veränderten selbst den Ort! welches mit keinen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden seyn möchte.

Phone. Freilich, wenn wir uns in den Wagen setzen und, in schlechtem oder gutem Wetter, noch so viele Meilen weiter fahren wollten.

Nymphe. Ja wohl! und mir gefällt es hier; für dießmal laß uns eben bleiben.

Pathos. So hört doch wenigstens, was er zu sagen hat. Die Art wie er es vorbringt, läßt mich hoffen daß er dabei was Eignes denken mag.-

Reisender. Gewiß und ungezweifelt, meine Damen! denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Physikus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich macht, so bequem wie ein anderes Hocuspocus, in Händen hätte. Beliebt nun, zum Beispiel, Ihnen sämmtlich, wie wir hier beisammen sind, den Ort zu verändern, in die Luft zu steigen, an einem andern Orte, an einem ehrwürdigern Platze sich niederzulassen?

Pathos. Das sollte mir ganz angenehm seyn.

Phone. Ich gehe gleich auch mit.

Nymphe. Ich entschließe mich, obgleich ungern. Hier von diesem Bezirk der Unschuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reisender. Nun Alter, wie sieht's mit Euch aus? Seyd Ihr auch dabei?

Vater. Es ist ein wunderlicher Vorschlag! Fast habe ich Lust! doch sagt mir nur erst wie es werden soll?

Reisender. Und sie, gute Frau?

Mutter. Nein, ich will nichts damit zu schaffen haben. Das ist baare Hexerei! und bin ich doch schon oft, bloß darum, weil ich eine tüchtige gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bei mir ein und aus. Fort, junger Herr, bleibt mir vom Leibe!

Reisender. Niemand ist gezwungen. Die meisten Stimmen, hoffe ich, sind für die Fahrt, wenn wir ein künstliches Fuhrwerk herbeischaffen. Wer mitgehen will, hebe die Hand auf.

(Alle heben die Hand auf außer der Mutter.)

Vorher aber muß ich Sie auch durchaus beruhigen. Von Luftballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört. Herren und Frauen sind damit aufgestiegen. Ferner aus ältern Zeiten ist die wahrhafte Geschichte von Fausts Mantel jedem bekannt. Aus diesen beiden Versuchen werden wir einen dritten bilden, der vortrefflich gelingen muß. Hier oben sehe ich einen Teppich hängen; was ist das für ein Teppich?

Vater. Sonst hielten wir ihn sehr in Ehren. Es ist ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn dahinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverschämteste Weise im Bette besuchen wollte.

Reisender. Könnten wir den Teppich nicht geschwind herunter nehmen?

Vater. Geschwind nicht wohl! Ich müßte die große Leiter holen. Wir haben ein paar Stunden gebraucht, um ihn hinauf zu knüpfen.

Reisender. Das thäte so viel nicht. Wenn Sie mitwirken wollen, meine Schönen, so getraue ich mir ihn in

kurzer Zeit herab zu bringen. Nehmen Sie hier dieſe Blättchen, und ſingen Sie die wenigen Noten. Sie haben ſonſt von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunter zieht; hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hohe, das wir zu uns herunter ziehen, um uns deſto lebhafter von ihm hinaufheben zu laſſen.

(Die Damen ſingen. Reiſender entfernt ſich indeſſen, und benutzt die Zeit, die zu ſeiner Umkleidung nöthig iſt. Der Teppich ſteigt langſam nieder, und breitet ſich auf dem Boden aus.)

Warum doch erſchallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben
Blinken und wallen,
Zögen ſich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen
Wonnigen Tage
Seliger Götter
Gern uns herab!

Reiſender (der in einem weiten Talar zurückkommt). Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erſcheine! doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weiſe. Sie ſehen, der Teppich hat ſich herabgelaſſen, und iſt eben ſo bereit, um mit uns allen wieder aufzuſteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie: aber auch ſelbſt das Schwerſte ſchleppt er wenigſtens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten?

Pathos (auf den Teppich tretend.) Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone. Ich merke ſchon wohin das geht, ich bin dabei. (Sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe. Ich fühle eine gewiſſe Furcht. Ganz wohl iſt mir's nicht zu Muthe; indeß, ihr Schweſtern zieht mich und ich bleibe nicht zurück. (Tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reiſender. Nun Alter! wie ſieht's denn mit Euch aus! Getraut Ihr Euch nicht auch heran?

Vater. Ich möchte wohl! ja, ich kann mich kaum enthalten. So etwas Neues und Sonderbares hätte ich gerne längſt verſucht.

Mutter. Biſt du denn ganz von allem guten Rath verlaſſen? Wo willſt du hin? Gelingt es, ſo biſt du auf ewig verloren; mißlingt es, ſo brichſt du wenigſtens ein Bein.

Vater. Abhalten laß ich mich nicht. Wo findet ſich ſo eine Gelegenheit zum Zweitenmale? Soll ich nicht ſo viel Muth haben wie dieſe ſchönen Kinder?

Phone. So recht, Vater! Kommt, haltet Euch an mir, wenn's Euch ſchwindelt.

Vater. Charmant! Das will ich mir nicht zum Zweitenmale ſagen laſſen. (Tritt auf den Teppich.)

Reiſender (der ſie ordnet und revidirt). Bald iſt's gut! noch aber fehlt das Gleichgewicht, denn, ſehen Sie, ich werde mich als Ballaſt quer in die Mitte legen. Die gute Frau muß nothwendig noch heran. Ich bitte gar ſehr, komm ſie doch zu uns!

Mutter. Nein! da behüte mich Gott vor! Ich will mein Gewiſſen nicht beflecken! ich bleibe hier ſtehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen laſſen. Lieber Mann, gehe mir von dem verwünſchten Teppiche herunter! ich bitte dich inſtändig, aufs inſtändigſte!

Vater. Ich habe einmal Posto gefaßt, und ich denke mir daß daraus was werden soll. Sage dem Gevatter Maurer, sage dem Vetter Zimmermann: sie sollen nur alles besorgen und thun wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indessen hin; ich komme, will's Gott, wieder. Ein neues Haus, ein neuer Mensch. So dächte ich, du kämst auch mit, da wäre doch alles gemeinschaftlich.

(Die vordere Seite des Teppichs fängt an, sich in die Höhe zu heben und die darauf Stehenden zu bedecken.)

Mutter. O weh! o weh! ich habe es für Spaß gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten, und nun macht der Hexenmeister Ernst. Der Teppich geht in die Höhe. Sie fliegen auf und davon. Ich fürchte auch die Frauen sind durchaus Hexen und Zaubervolk.

Reisender (der hinter dem Teppich hervorkommt). Liebe Frau, ich bitte sie mitzukommen. Es ist keine Gefahr dabei, es geht so sanft, wie ein Schiffchen auf dem Teich, und sie ist in der besten Gesellschaft.

Mutter. Nein, nein, ich will von euch Allen nichts wissen. Das mag mir eine saubere Gesellschaft seyn, die sich, mir nichts dir nichts, entschließt, zum Teufel zu fahren. Ja, ja, Herr! mache er nur große Augen, schneide er nur Gesichter, mich erschreckt er nicht. Denkt er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten Kittel erkennen werde? Ein Schwarzkünstler ist er, oder der Gottseybeiuns selbst.

Reisender. Will sie, oder will sie nicht?

Mutter. Laß er doch erst einmal seine Hände sehen! Warum hat er denn so lange Aermel, wenn er nicht die Klauen verbergen will? Warum ist denn der Talar so lang? als daß man den Pferdefuß nicht sehen soll. Nun so schlag' er ihn doch zurück, wenn er ein gut Gewissen hat.

Reiſender. Sie hat mich ja vorher ganz ſchmuck geſehen.

Mutter. Was? was? Handſchuhe hatte er an, und Elephantenſtrümpfe! darunter läßt ſich gar viel verbergen.

Reiſender. Nun ſo bleibe ſie und erwarte ſie wie es ihr geht. Wie wir hinaufgeflogen ſind ſtürzt das Haus zuſammen. Mache ſie wenigſtens daß ſie hinauskommt.

Mutter. Nein! nein! Hier bin ich geboren, hier will ich leben und ſterben. Laß doch ſehen, ob die böſen Geiſter das Haus einwerfen können, das die guten ſo lange erhalten haben.

Reiſender. Nun Adieu denn! Wenn ſie durchaus ſo halsſtarrig iſt, ſo folge ſie wenigſtens meinem letzten Rath: halte ſie die Augen feſt zu bis alles vorbei iſt, und ſo Gott befohlen! (Geht hinter den Teppich.)

Mutter. Gott befohlen! Nun, das klingt doch nicht ſo ganz teuflich. In dieß Eckchen will ich mich ſtecken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten, und abwarten was über mich ergehen ſoll.

Vater (hinter dem Teppich). Lebe wohl, Frau! Nun geht es fort.

Mutter (an der rechten Seite knieend, und mit beiden Händen die Augen zuhaltend, ganz außer ſich). Ja, nun geht's fort, und ich höre ſchon ſauſen, rauſchen, quiken, ſchreien, ächzen. Der böſe Geiſt hat ſie in ſeinen Klauen. O weh! o weh! mein armer Mann! Ich unglückſeliges Weib! Ich höre knittern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornſtein fällt, die Mauern berſten. Ach! ach! Wär' ich doch hinaus! Nun iſt's vorbei und das iſt mein Letztes.

Eilfter Auftritt.

(Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt sich der Teppich empor und bleibt in einer gewissen Höhe, als Baldachin, schweben. Darunter stehen Pathos in tragischer, Phone in opernhaft-phantastischer Kleidung. Nymphe, weiß, mit Rosenguirlanden. Vater Märten in französischem, nicht zu altfränkischem Staatskleide, mit Alongeperrücke, Stock, den Hut unterm Arm. Der zweite Knabe, mit zwei großen Masken, einer tragischen und komischen, in Händen; der erste Knabe halb schwarz und halb rosenfarb gekleidet, mit zwei Fackeln; Reisender als Mercur.)

Mutter. Nun ist's vorbei! Alles ist so still geworden. Nun darf ich wohl wieder aufblinzen. (Sie sieht erst durch die Finger, dann starrt sie die Gruppe, so wie das Haus an.) Wo bin ich hingekommen? Bin ich auch entführt? Hat sich um mich alles verändert? O wie seh' ich aus? In diesen meinen Alltagskleidern, in der Kirche! unter so vornehmen Leuten. Wo verkrieche ich mich hin?

(Sie tritt in die Coulisse, die ihr zunächst steht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen außer Marthe.

Pathos. Dank den Göttern, wir sind in unsere Heimath gebracht. Der Wunderbau ist vollendet; wie gut läßt sich's hier weilen und wohnen. Kommt, Schwestern! Durchforscht mit mir die Hallen unsers neuen Tempels.

(Sie gehn mit gemessenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Pathos.

Phone (zu Nymphe). Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe. Ich wollte, wir wären wo wir hergekommen sind. Dort war mir's doch behaglicher.

Phone. Sieh nur! welche artige Kinder zu unsern Seiten stehen. Der meine ist besonders liebenswürdig. Du wendest dich weg, artiger Knabe! Du fliehst mich! O! so bleibe doch. Komm in meine Arme!

Erster Knabe (macht eine Bewegung nach der linken Seite).

Phone (folgt ihm).

Erster Knabe (wendet sich gegen die Rechte und zeigt seine schwarze Hälfte).

Phone. Was seh' ich? Welch ein wandelbarer Chamäleon bist du? Erst ziehst du mich mit allen Reizen an, nun erscheinst du mir fürchterlich. An dieser Verwandlung erkenne ich dich wohl.

Erster Knabe (der sich wieder nach der linken Seite wendet und seine helle Hälfte zeigt).

Phone. Nun sehe ich dich wieder heiter und schön. So abwechselnd gefällst du mir eben. Ich muß dich haschen, dich fest halten und vermag ich es nicht, so will ich dich ewig verfolgen.

(Beide ab, an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Phone und dem erſten Knaben.

Nymphe (zu dem Knaben). Laß mich in dieſen glänzenden Prachtſälen, in denen ich nur ein unendlich Leeres empfinde, dich liebes Kind an mein Herz drücken, und in deiner Kindernatur mich wieder herſtellen.

Zweiter Knabe (hebt die komiſche Maske empor und hält ſie vors Geſicht).

Nymphe. O pfui! welch ein Abſcheu! welch ein Schreckbild! welch Entſetzen! Entferne dich! (Sie macht einige Schritte gegen die linke Seite, der Knabe tritt ihr nach.) Laß mich! bleib zurück! Welch ein böſer Genius verfolgt mich. Ahnete mein Herz doch hier nichts Gutes. Wie entkomme ich? wo fliehe ich hin? (Sie entflieht, vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Nymphe und zweiter Knabe.

Vater (welcher die ganze Zeit mit Verwunderung da geſtanden, an der linken Seite ein wenig hervortretend). Wunderbar genug geht's hier zu. Ich erhole mich noch nicht von meinem Erſtaunen. Möchte ich doch wohl wiſſen wie das zugegangen iſt? wo wir ſind? welcher König dieſen Palaſt bewohnt? Beſonders artig aber find' ich es von den Geiſtern, daß ſie auch gleich für unſere Garderobe geſorgt haben. Potz Fiſchchen! ich dächte ſo könnten wir uns bei Hofe wohl ſehen laſſen. (Er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechzehnter Auftritt.

Mercur allein (gegen die Zuſchauer vortretend).

Wenn ihr, verehrte Viele, die ſich dieſen Tag,
Zu unſres Feſtes Weihe, mächtig zugedrängt,
Des erſten Spiels leichtfertige Verworrenheit
Mit günſt'gen Augen angeſehn, mit günſt'gem Ohr
Die räthſelhaften Reden willig aufgefaßt;
So ſind auch wir der Pflichten dankbar eingedenk,
Und ohne Säumen tret' ich abgeſendet her,
Den Schleier eilig wegzuheben, der vielleicht
Noch über unſern raſchbewegten Scherzen ſchwebt.

Wenn das Gefühl ſich herzlich oft in Dämmrung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geiſt.
Und eurem Geiſte zuzuſprechen haben wir
Beſondrer Formen bunte Mannichfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, euch vorbei geführt.

Zuvörderſt alſo wird euch nicht entgangen ſeyn,
Daß jener Bauernſtube niedrige Gelegenheit
Das alte Schauſpielhaus bedeutet, das euch ſonſt,
Mit ungefälliger Umgebung, oft bedrängt
So gut als uns, und das wir ſämmtlich ſtets verwünſcht.
Geſprengt iſt jene Raupenhülle, neu belebt
Erſcheinen wir in dieſes weiten Tempels Raum.
Bedeutend iſt's zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn ihr habt Alle beſſern Platz, ſo gut als wir.
Drum Lob den Architekten, deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt!

Und wenn wir aus dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen, sondern unverhofft
Ein höh'res Wirken scheinbar uns hinweg geführt;
So zeigen diese Scherze, daß wir, mehr und mehr,
Zu höh'ren Regionen unsrer edlen Kunst
Uns aufzuschwingen, Alle vorbereitet sind.

Weil aber uns im Sinne schwebt der alte Spruch:
Daß von den Göttern alles zu beginnen ist;
So denket jener Oberhaupter, deren Gunst
Des neuen Zustands heitre Freundlichkeit gewährt,
Der beiden Fürsten, die von Einem alten Stamm
Entsprossen, und gerüstet mit des Wirkens Kraft,
In ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns, mit Vaterarmen, gütig aufgefaßt.
So danket Jenem, dieses Landes höchstem Herrn,
Der in dem holden Thale, das den grünen Schmuck
Belebter Zierde seiner Vaterhand verdankt,
Auch uns den Platz bezeichnen wollen, uns, zugleich
Mit all den Seinen, friedliche Gesetzlichkeit
Und reifer Fülle sichern Dauerstand gewährt.
Sodann, dem Nahverwandten danket, der uns her
Gesendet, einen Mustertheil des lauten Chors,
Der ihn umgiebt, verbreitend Kunst und Wissenschaft.

So haben beide väterliche Fürsten denn
Der neuen Anstalt solche hohe Gunst erzeigt,
Auf daß, an unsern Stellen, beide, wir und ihr,
Gedenken mögen, im Vergnügen unsrer Pflicht:
Uns wechselsweis zu bilden. Denn der Künste Chor
Tritt nie behaglich auf, wofern er nicht bequem

Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Gesträuch,
Durch rohen Dorngeflechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was sie zu leisten immer auch sich vorgesetzt,
Gelingt nur dann und wächst nur dann erst weiter fort,
Wenn schon gebildet ihnen, heiter, Herz und Sinn
Mit lebenskräft'ger Fülle reich entgegen strebt.

So denken Jene, die uns diesen Platz vertraut;
Und also denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an diese reiche Fluren gränzt.
Auch Er erwartet, auf gesunden derben Stamm
Gepfropfter, guter edler Früchte sich zu freun,
Und hoffet reiner Sitten innerlich Gesetz
Im Busen seines Volks lebendig aufgestellt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde schöner Kunst,
Nach lebensthat'gen Zwecken unverwandten Blick.

So füllet weihend nun das Haus, ihr Erdengötter,
Mit würdig ernster Gegenwart, mit edlem Sinn,
Daß, schauend oder wirkend, Alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegen gehn.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst,
Mit hundert Armen, ein phantast'scher Riesengott,
Unendlich mannichfalt'ge, reiche Mittel dar?
Davon an unsern kleinen Kreis heran zu ziehn,
So viel als möglich, ist ein unverruckt Gesetz
In unserm Haushalt, und wir haben heute gleich
Das was wir bringen euch in Bildern dargestellt.
Von denen geb ich schuld'ge Rechenschaft zum Schluß,
Damit ihr deutlich schauet unsern ganzen Sinn.

Siebzehnter Auftritt.

Mercur. Mutter Marthe.

Mutter (eilig von der rechten Seite her eintretend). Iſt denn Niemand, gar Niemand hier? Ich laufe mich, in den weitläufigen Kreuzgängen, faſt außer Athem. Es wird mir bange in dieſer Einſamkeit.

Mercur.

So ſchneidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter (ihn erblickend). Gott ſey Dank, wieder eine lebendige Seele! Wer ihr auch ſeyd, habt Barmherzigkeit mit mir, ſagt mir wo ich bin, wo mein Mann iſt, und weil ihr gewiß mit dieſen Herenmeiſtern zuſammenhängt, ſo ſchafft mir doch meine Sonntagskleider. Zu Hauſe im Kaſten liegen ſie ganz ordentlich auf einander. Für einen von euren Geiſtern iſt es ein kleines Packet, und mir iſt alles daran gelegen, mich, als eine wohl anſtändige Perſon, zu recommandiren.

Mercur (gegen das Publicum gewendet).

Doch, daß ich ihre Gegenwart ſogleich benutze;
So ſprech' ich's aus: Hier dieſe gute Frau,
So wenig es ihr Anſehn geben mag,
Iſt ſelbſt ein allegoriſch Weſen

Mutter. Wie? was? ich ein Weſen? ich allegoriſch? Das ſagt mir ein Andrer nach. Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht à la modiſch. Doch wenn ich ſaubere Kleider haben will, um mich anſtändig, in vornehmer Geſellſchaft ſehen zu laſſen; ſo iſt es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Mercur (immer gegen das Publicum gekehrt).

Man könnte ſie auch wohl ſymboliſch nennen.

Mutter. Das iſt zu arg, mein Herr, ich bin nicht ſimpel. Ein gutes einfaches Weib bin ich, das will ich bleiben und dafür gelten. (Sie weint.)

Mercur (wie oben).

Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt.
Sie zeigt, ſymboliſch, jenes aufgeweckte Spiel,
Das euch, grotesk, die Menſchen darzuſtellen wagt.
Beſchränkten Eigenwillen, heftige Begier
Und Abſcheu, Zornes Raſerei und faulen Schlaf,
Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Stolz.
In ſolchem Spiele tritt ſie auf als Meiſterin
Und außerdem, in manchem Sinn, erfreut ſie euch.
Doch heute hat ſie ſich das Eine Bauerweib
So feſt in Kopf geſetzt.

(Auf ſie los gehend.)

Madam!

Mutter. Ei was Madam! Frau Marthe bin ich.

Mercur.

Wer dieſe Säle nur betritt der iſt Madam;
Drum fügen Sie ſich nur.

Mutter (ihm ſcharf ins Geſicht ſehend). Irr' ich mich nicht, ſo ſeyd ihr gar der Schelm, der mir den Mann entführt. Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten im Staatskleide.

Mercur.

Dieß zu erfahren fragen Sie die Excellenz,
Die dort ſich, gravitätiſch langſam, her bewegt.

Der Herr muß alles wiſſen, denn er iſt ſchon längſt
Der Königin Fac Totum, die uns All' vereint.

Mutter (geht, mit zunehmenden Reverenzen, auf den Hereintretenden los).

Mercur.

Ich rede wahr, denn mannichfaltig ſind des Manns
Bemühungen, ihr wißt es wohl, in manchem Fach;
Doch heute ſtellt er euch das biedre Schauſpiel dar,
Das euch des bürgerlichen Lebens innern Gang,
Mit wahrer Form und Farbe, vor die Augen bringt.
Ihr wißt, wem dieß die deutſche Bühne gern verdankt.
Nicht ungerüſtet kommen wir zu dieſem Fach.

(Wie die beiden Andern vortreten, zieht er ſich ein wenig zurück.)

Vater (der gravitätiſch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proſcenium hervor gekommen). Was will ſie, gute Frau?

Mutter. Ach! gnäd'ger Herr! wo iſt mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt. Ich bitte, um aller Welt willen, ſchaffen Sie mir ihn wieder.

Vater. Haben ihn die Werber weggenommen? So eine junge hübſche Frau mag wohl einen hübſchen, rüſtigen Mann haben. Ich bedaure ihren Verluſt! Es geht jetzt etwas heftig mit der Rekrutirung.

Mutter. Ach mein Gott! was ſprechen Euer Excellenz! was ſprechen Sie von rüſtig! von Rekruten! Einen armen, alten, ſchwachen Ehekrüppel muß ich ſchon mehrere Jahre nur ſo hegen und pflegen.

Vater (halb vor ſich). Ei du vermaledeites Weib!

Mutter. Was meinen Euer Excellenz?

Vater (mit verhaltenem Zorn). Ich meine: daß eine Frau beſſer von ihrem Mann ſprechen ſollte.

Mutter. Verzeihen Euer Excellenz, ich habe viel zu

viel Respect, um Ihnen eine Unwahrheit zu sagen. Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir, mit dem Feldbau geht es nur so so. Nun hat er sich aus lauter Müßiggang, beim Pfeifchen Tabak, einen neuen Hausbau ausgedacht. Ueberhaupt weiß ich gar nicht, was ich denken soll. Ehemals tappte er, nun man sollte es nicht sagen, aber wahr ist's, auf allen Vieren, nur so durch die Welt hin, und sah weder rechts noch links, und gehorchte mir blindlings; nun aber hat er sich auf einmal auf die Hinterbeine gesetzt.

Vater. Ordentlich wie ein Mensch? Da thut er wohl dran.

Mutter. Keineswegs, denn gleich hauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein bißchen Luft läßt. Er hat sich mit Hexenmeistern eingelassen, die haben ihn auf und davon geführt und mich selbst behext, daß ich nicht weiß wo ich zu Hause bin. Der thörichte Graukopf ist an allem Schuld.

Vater. Sie sollte vom Alter nicht verächtlich reden! weiß sie das! Ich bin auch alt und bin kein Krüppel, kein Tagedieb.

Mutter. Ach, ich bitte tausendmal um Vergebung! mit Euer Excellenz ist es ganz was anders. Euer Excellenz stehen so derb auf den Füßen, anstatt daß mein Alter immer mit geknickten Knieen herumschlurft. Wie schön gerad halten Sie sich nicht, indeß mein Alter krumm und gebückt einher geht. In Euer Excellenz glattem Gesicht ist keine Runzel zu bemerken! und nun gar der Anstand, die majestätische Perrücke. Wie glücklich ist Ihre Frau Gemahlin, einen solchen Herrn zu besitzen.

Vater. Wer weiß wie sie hinter seinem Rücken spricht.

Mutter. Was könnte sie anders als Gutes.

Vater. Das denkt jeder gute Ehemann und läßt ſich bei der Naſe herum führen; aber das wird uns gar zu ſchlecht gelohnt. Marthe! Marthe! das hätte ich nicht von dir gedacht.

Mutter. Was höre ich! was ſeh' ich! die Excellenz und mein Mann iſt es Einer? ſind es Zwei?

Mercur

(der zwiſchen ſie hinein tritt, ein Gewand auf dem Arm).

Er iſt es freilich! Wundern müſſen Sie ſich nicht
In dieſem Wunderlande. Faſſen Sie ſich, gute Frau
Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand
Gefällig an; auch dieſes wird ein Wunder thun:
Es friſchet Ihnen das Gedächtniß lebhaft auf,
Vergangner Lagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter. Nun laſſen Sie ſehen! (Sie nimmt das Gewand über.)

Mercur.

Und haben Sie von Seelenwanderung nicht gehört?

Mutter. Ach, ich weiß nicht ob meine Seele oder mein Körper auf der Wanderſchaft iſt.

Mercur.

Wir eben Alle ſind dergleichen wandernde,
Beweglich muntre Seelen, die gelegentlich
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beiſpiel! haben Sie Frau Wunſchel nicht gekannt?

Mutter. Ja, Frau von Wunſchel wollen Sie ſagen. Ich erinnere mich derſelben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau. (Hier wird eine ſchickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunſchel eingeſchaltet.)

Mercur.

Die Frau von Brumbach iſt wohl Ihnen auch nicht fremd?

Mutter. Ach ja, es iſt eine Dame in ihren beſten

Jahren. Sie hatte ſo ein Gänschen von Nichte. (Hier wird eine ſchickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeſchaltet.)

Mercur.

Das alles waren Sie und ſind es immer noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnäd'ge Frau!

Mutter. Nun ſpricht der Herr ganz vernünftig. Das laß ich mir gefallen.

Mercur.

Nun edler Herr! die Hand an dieſe Dame hier!
Verſöhnung! Was man Märten Uebels zugefügt,
Das darf die Excellenz nicht ahnden.

(Mann und Frau geben einander die Hände.)

So iſt's recht,
Und nun, als Baucis und Philemon unſers Tempelbau's,
Genießet lange, lange noch des guten Glücks,
Die Herrn und Frauen zu ergötzen. Tretet bald,
Als Oberförſter, Oberförſterin, im Glanz
Der Kunſtnatur, willkommen und bewundert auf.
Nun aber, dächt' ich, Zeit iſt's, wir empfehlen uns.

Mutter. Ei freilich! das verſteht ſich von ſelbſt. Wir werden nicht weggehen wie die Katze vom Taubenſchlag. Und ſomit wollen wir uns beſtens empfohlen haben. Es ſoll uns jederzeit angenehm ſeyn, wenn Sie einkehren, und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater. Ich confirmire mich mit meiner geſprächigen Hälfte, und wünſche allerſeits wohl zu leben.

(Er giebt ihr den Arm und ſie gehen zuſammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweiter Knabe der sie verfolgt. Mercur.

Nymphe (flieht vor dem Knaben, der sie mit der Maske scheucht; sie eilt auf Mercur los, und wirft sich ihm um den Hals). Rette mich geliebter, schöner, göttlicher Jüngling von dem ungeheuern Gespenst, das mich verfolgt. Du erschienst mir vor kurzem in menschlicher Bildung, und gleich neigte sich mein Herz dir zu. Ich erquickte dich mit irdischem Trank; nun laß mir auch deine himmlische Gewalt zu gute kommen.

Mercur.

Du süße kleine Leidenschaft erhole dich.

Nymphe. Ihr habt mich weggerissen aus der stillen ländlichen Wohnung, wo ich die unschuldigsten Freuden genoß; ihr habt mich in diese Säle geführt, wo für mich nichts Reizendes zu finden ist, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde, als an deinem Busen.

Mercur

(indem Nymphe an ihm gelehnt bleibt, zu den Zuschauern).

Indem sich, meine Herrn, das schöne Kind
An meinen Busen drängt, verwirr' ich mich;
Vergesse fast daß ich als Gott mich dargestellt,
Und daß ich überdieß, als Prologus,
Als Commentator dieses ersten Spiels
Vor euch in Pflichten stehe; doch verzeiht!
Ich selber finde meine Lage sehr bedenklich.
Und wenn das schöne liebevolle Kind
Nicht eilig sich erholt, daß ich mich schnell
Von ihr entfernen kann, so fürcht' ich sehr,
Die Flügelchen an Hut und Schuh und Stab

Verpfänd' ich gegen einen einz'gen Kuß.
Indeſſen will ich mich um euretwillen
So gut als möglich faſſen, euch ſo viel
Nur ſagen: daß mein gutes, holdes Kind
Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das ſich ſo redlich ausſpricht wie es iſt,
Das ohne Rückhalt ſein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felſen,
Auf alte Mauern, wie auf Menſchen überträgt.

(Zu Nymphe.)

Biſt du beruhigt liebe kleine Seele?

Zweiter Knabe (zu Mercur).

Ihr ſprecht von allen gegen dieſe Herren;
Nur mich vergeßt ihr; ſagt auch, wer ich bin.

Mercur.

Wohl billig kommt die Reihe nun an dich;
Doch producire dich nur ſelbſt! du ſiehſt es ja,
Ich habe hier genug zu thun. Friſch und beherzt
Hervor und ſprich: der Jüngſte bin ich dieſes Chors,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter Freund
Aus Roms verfall'nem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulſtaub neubelebt herangeführt,
Laß deine Maske ſehen! dieſe da!

(Das Kind hebt die komiſche Maske auf.)

Dieß derbe wunderliche Kunſtgebild
Zeigt, mit gewalt'ger Form, das Fratzenhafte;

(Das Kind hebt die tragiſche Maske auf.)

Doch dieſes läßt vom Höheren und Schönen
Den allgemeinen, ernſten Abglanz ahnen.
Perſönlichkeit der wohlbekannten Künſtler
Iſt aufgehoben; ſchnell erſcheinet eine Schaar

Von fremden Männern, wie dem Dichter nur beliebt,
Zu mannichfaltigem Ergötzen, eurem Blick.
Daran gewöhnt euch, bitten wir nur erst im Scherz,
Denn bald wird selbst das hohe Heldenspiel,
Der alten Kunst und Würde völlig eingedenk,
Von uns Kothurn und Maske willig leihen.
Sie kennen dich! nun Liebchen sey es dir genug,
Ein Andres bleibt uns übrig, dieses holde Kind,
Das dich so schüchtern floh, dir zu versöhnen.
Drum heb' ich meinen Stab, den Seelenführer,
Berühre dich und sie. Nun werdet ihr,
Natürliches und Künstliches, nicht mehr
Einander widerstreben, sondern stets vereint
Der Bühne Freuden mannichfaltig steigern.

Nymphe.

Wie ist mir! welchen Schleier nahmst du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als sonst, ja freier, glüht und schlägt.

(Mercur tritt zurück.)

Herbei du Kleiner! keinen Gegner seh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheitre mir die sonst beladne Brust.
In meinen Ernst verflechte deinen Scherz
Und laß mich lächeln, wo die bittre Thräne floß.
Im Sinne schwebt mir eines Dichters alter Spruch,
Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich beglückt.

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt, in abgemeßnen Stunden,
Mit Geiſt und Fleiß, uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen.
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Großes will muß ſich zuſammen raffen:
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.
(Nymphe mit dem Knaben ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Mercur. Erſter Knabe.

Erſter Knabe (eilig heranlaufend).
Beſchütze mich! Dort hinten folgt mir jene!
Sie will mich haſchen und ich leid' es nicht.

Mercur.
Gelegen wirfſt du, allerliebſtes Wunderkind,
Mir in die Hände deine Wechſelfarbigkeit.
Den Augenblick benutz' ich euch zu ſagen:
Daß wir, die Phantaſie euch darzuſtellen,
Ein ſchäckig Knäblein mit Bedacht gewählt.
Dieß Zwerglein, wenn es ungebunden ſchwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick beliebt.
Bald wird's euch düſter das Vergangne malen,
Mit trübem Firniß gegenwärt'ge Freuden,
Und mit der Sorge grauem Spinnenflor

Der Hoffnung reizendes Gebild umnebeln.
Bald wieder, wenn ihr in die tiefſte Noth
Verſunken ſchon verzweifelt, euch behend
Der ſchönſten Morgenröthe Purpurſaum
Um das gebeugte Haupt, erquickend, winden.
Doch iſt er auch zu bänd'gen. Ja, er bändigt
Sogar ſich ſelbſt, ſobald ich ihm den Stab
Vertrauend überliefre, der die Seelen führt.
Sogleich iſt er geregelt, und ein roher Stoff
Zu neuer Schöpfung bildet ſich zuſammen.
Wie von Apollo's Leier aufgefordert,
Bewegt, zu Mauern, das Geſtein ſich her,
Und wie zu Orpheus Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet ſich zum Tempel.
Uns alle führt er an, wir folgen ihm,
Und unſre Reihen ſchlingt er mannichfach.
Beſonders aber ſtrebt ihm jene Schöne dort,
Auf des Geſanges raſchem Fittig, nach.
Wär' er zu halten, dieſe hielt' ihn feſt;
Doch wollt' er bleiben, ſie entließ' ihn gleich.

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone.

Ich ſeh' du haſt ihn! alſo liefre mir ihn aus.

Mercur.

Zuerſt erlaube daß ich dich erkläre!

Phone.

Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunſt.

Mercur (zu den Zuſchauern).

Der Oper Zauberfreuden ſtellt ſie vor.

Phone.

Was ſtell' ich vor?

Mercur.

Die Oper, den Geſang!

Phone.

Vorſtellen läßt ſich der Geſang nicht; aber leiſten.

Mercur.

Nur friſch, zur allgemeinen Freude, immer zu!

Phone.

(Sie ſingt eine große Arie, nach deren Schluß ſie ſich gegen den Grund wendet.)

Mercur.

Zum Schluſſe, merk' ich, neigt ſich unſer buntes Spiel.

(Zum erſten Knaben, der ſich, indeſſen daß Phone ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat, und wie ſie nach dem Hintergrunde geht, ſogleich wieder zu Mercur hervor eilt.)

Hier haſt du meinen Stab, nun geh, mein Kind,
Und führe mir die Seelen alle her.

(Das Kind geht ab).

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Mercur. Pathos.

Mercur.

Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns heut
Das Tragiſche bedeutet, hört ſie an.
Was ſie zu ſagen hat, verkünde ſie allein.

(Er entfernt ſich).

Pathos.

Sie sind gethan die ungeheuren Thaten,
Kein heißer Wunsch ruft sie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen,
Zerstoben ist auf ewig alles Glück.
Von Königen ergießt auf ihre Staaten
Sich weit und breit ein tödtliches Geschick.
Welch eine Horde muß ich vor mir sehen?
Das Schreckliche geschieht und wird geschehen!

Der Nächste stößt den Nächsten tückisch nieder,
Und tückisch wird zuletzt auch er besiegt;
Denn, wie ein Schmied, im Feuer Glied an Glieder
Zur ehrnen, ungeheuren Kette fügt;
So schlingt in Greuel sich ein Greuel wieder,
Durch Laster wird die Lasterthat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grausen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hausen.

Doch senkt sich spät ein heiliges Versöhnen
In der Beklemmung allzudichte Nacht,
Am holden Blick in höh're Regionen
Fühlt nun sich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängt's euch hin, dort hoffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schicksal sich versöhnen,
Und alles löst sich auf im Guten und im Schönen.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie reihen ſich in folgender Ordnung:

Marthe. Nymphe. Zweiter Knabe. Pathos. Erſter Knabe. Phone. Märten.

Mercur

(der vorwärts an die linke Seite tritt).

Und wenn ſie nun zuſammen ſich geſellen,
Nach der Verwandtſchaft endlich angereiht;
So merkt ſie wohl, damit in künft'gen Fällen
Ihr ſie erkennet, wenn von Zeit zu Zeit
Sie einzeln ſich euch vor die Augen ſtellen,
Wenn jedes einzeln ſeine Gabe beut.
Zu unſrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
Wenn ihr genehmigt *was wir bringen.*

Prolog

bei Wiederholung des Vorſpiels in Weimar.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter langer Fahrt,
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt,
Und mancher ſchönen Früchte, landend, ſich erfreut,
Empfindet erſt der höchſten Wünſche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heim'ſche Hafen Arm und Buſen beut.
So geht es uns, wenn wir, nach manchem heitern Tag,
Den wir, an fremder Stätte, thätig froh verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle ſehn,
Wo wir als in dem Vaterland verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da iſt unſer Vaterland.
Doch wie wir denken, wie wir fühlen iſt euch ſchon
Genug bekannt, und wie, mit Neigung und Vertrauen
Und Ehrfurcht, wir vor euch uns mühen wißt ihr wohl.
Darum ſcheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
Hervorgeſendet euch zu grüßen, unſern Kreis
Aufs neu euch zu empfehlen. Auch erſchein' ich nicht
Um deſſentwillen eigentlich, wiewohl man oft

Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
Gewiſſermaßen zu entſchuld'gen. Ja, fürwahr!
Das was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir
Euch nicht verkünden, da vor euren Augen ſich
Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat;
Als wir jedoch die nachbarliche Flur beſucht,
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
Der kühnen Neuerungen Wageſtücke nicht
Mit günſt'gen Augen ſähen, unſerm Wunſch gemäß;
Da traten wir zuſammen, und in ſeiner Art
Ein jeder ſuchte das zu leiſten, was ihm wohl
Am leidlichſten gelänge; was denn auch zuletzt
Auf Mannichfaltigkeit des Spieles, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete.
Das iſt denn auch gelungen, und wir hatten uns,
Auf manche Weiſe, der geſchenkten Gunſt zu freun.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabei
Bewenden ließen, das was glücklich dort gewirkt,
Weil' es beſonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wiederbrächten, hier, wo es doch eigentlich,
An mancher Stelle, nicht gehörig paſſen mag.

Weil aber das Beſondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend iſt, auch als ein Allgemeines wirkt;
So wagen wir, auf eure Freundlichkeit, getroſt,
Euch eben darzubringen was wir dort gebracht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernſte Welt,
Nach Samarkand und Peking und ins Feenreich;

So laßt euch heut gefallen in das nächste Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daſelbſt,
In einem neuen Hauſe, das in kurzer Zeit,
Faſt wie durch Zauberkünſte, ſich heraufgebaut;
Gedenkt, mit Lächeln, einer alten Hütte dann,
In der ihr ſonſt, mit Unluſt, oft die Luſt geſucht;
Denn etwas Aehnlich's iſt euch doch auch hier geſchehn.

Und wenn ihr das was Andern zubereitet war
Mit gutem Willen zu genießen euch entſchließt;
So werdet ihr wohl manches finden, das ihr euch
Und eurem Zuſtand anzueignen nicht verſchmäht.
Das alles hegt in feinem Herzen! bitt' ich euch!
Und mit Gefühl und Phantaſie empfanget mich,
Wenn ihr, als fremde Herrn und Frauen, mir zuletzt,
Als Sachſen und als Preußen, anzureden ſeyd.

Was wir bringen.

Fortſetzung.

Vorſpiel

zur Eröffnung des Theaters in Halle,

im Juli 1814,

von

Goethe und Riemer.

Wald, Tempel.

Vorn zwei alte Baumſtämme.

Erſter Auftritt.

Mercur.

Das was vor Jahren wir in Lauchſtädt brachten,
Das iſt von euch noch Manchen wohlbekannt,
Und damals galt's ein eng veraltet Haus
Mit einem neuen freiern zu vertauſchen.
Da ward es jedem wohl, wenn aus der Klemme
Er in die breite beßre Wohnung trat,
Und mit Bequemlichkeit und heitrem Sinn
Die Bilder ſchaute wie ſie gaukelten.
Heut aber ſehen wir kein neues Haus;
Es iſt daſſelbe das durch eure Gunſt
Uns öfter ſchon zu eurer Luſt empfing;
Doch find' ich es verändert, weiß nicht wie?

Es kommt mir vor, als ob die ſämmtlichen
Die Ellenbogen freier zu bewegen
Im Falle wären, ohne grad' einander
Unfreundlich anzuſtoßen. Alle ſcheinen mir
Bequemlicher zu ſitzen, ob die Bänke gleich
Nicht friſch gepolſtert ſind. Was iſt denn das?
Ich frage, wie ihr ſeht, und weiß genau
Schon was ich frage, drum antwortet nicht:

Denn wir verſtehn uns ſchon, und wollen uns
Wie ſonſt vergnüglich unterhalten; iſt ja doch
Gerechte Zeit für dießmal uns gegeben.

Nun, auf beſagtes Damals noch einmal
Zurück zu kommen, ſind euch wohl die beiden
Geſtalten noch zumeiſt erinnerlich,
Die ihrer Zeit als komiſch treues Pärchen
Euch in ſo mancher Formenwandelung
Durch ihrer Laune guten Fluß ergötzten.
Sie ſind der Welt bekannt und ihre Namen
Nennt ſchon der alten Dichter frommer Mund;
Doch darf, ja muß ich ſie wohl auch euch nennen,
Wie ich ſie damals euch ſchon vorgeſtellt.
Philemon heißt der Mann, und Baucis ſie.
Soweit iſt alles gut! Doch nun vernehmt,
Was mit den guten Alten ſich begeben.

Es hat der Götter Schluß und gnäd'ger Wille
Das treu verdiente Paar im Fach der Alten,
So zur Belohnung ihrer würd'gen Thaten
Als auch der Welt zum Muſter und Exempel,
In zwei Standbildern rühmlichſt aufgeſtellt,
Und, weil beſonders ſie als Oberförſter
Und Oberförſterin wohlgefällig ſich gezeigt,
Ganz in der Draperie von ſchönen Bäumen,
Zur Zier des Tempels dem ſie würdig dienten. —
Da ſtehn ſie nun in grünen Uniformen
Aufs munterſte mit Epheu decorirt,
Und ruhn gemächlich ſo in ihren Fächern
Noch als die treuen immergrünen Alten.

Heut aber iſt es Zeit, die rechte Zeit
Ins Leben ſie, zum Leben zu erwecken,
Damit ſie Antheil auch zum zweitenmale
An allem nehmen was der Tag uns bringt,
Und bei des Friedens allgemeiner Feier
Die Alten jugendlich ſich wieder freuen.
Sie geben ſich vor ſo viel werthen Gäſten
Wohl ganz wie ſonſt aufs heiterſte zum Beſten.
Wir wollen ſehn ob ihr Humor erhalten —
Ich gehe jetzt und wecke erſt den Alten.

Doch wie? — was iſt mir? wie befangen
Auf Einmal ſind mir Hand und Herz!
Es ſtockt in meinem Buſen das Verlangen —
Und mich verläßt gewohnter Scherz.
(Ernſte Muſik, mehr feierlich als traurig, kann nachſtehendes melodramatiſch begleiten.)
Denn Geiſterſtimmen, wie aus tiefen Klüften,
Vernehm' ich nah' und näher in den Lüften,
Verhängnißvolle Wundertöne,
Die mir der Parzen nahe Zukunft deuten. —
Ihr müßt auf eine andre Scene
Auf Ernſt und Feier euch bereiten:
Nicht günſtig iſt die Zeit den Scherzen;
Der Himmel ſelbſt ſcheint ſich zu ſchwärzen. —

Doch fürchtet nicht! Die Seelen ſanft berühren
Iſt mir die viel willkommenere Pflicht
Als ſie den Schatten zuzuführen;
Drum ſchaut getroſt: es bleibe Licht!

Zweiter Auftritt.

Mercur.

Der Parzen jüngſte ſeht ihr kommen
Die Aller Lebensfaden ſpinnt;
Ernſt iſt ſie zwar in ſich genommen,
Doch allen Menſchen hold geſinnt;
Und wie ich mag aus ihren Blicken leſen,
Iſt heitrer dießmal ihr gefällig Weſen:
Gewiß, ein großes Werk iſt ihr gelungen,
Worin der Welt ein Heil und euch entſprungen.

(Klotho läßt ſich auf dem Felſen ſehen.)

Dritter Auftritt.

Klotho (langſam heruntergekommen).

Ein würdig Daſeyn ward von mir geſponnen,
Das vollgedrangt die goldne Spindel trägt;
Von guter Miſchung hab' ich, wohlbeſonnen,
Gehalt und Kraft des Fadens angelegt,
Zum Heil der Menſchen ward das Werk begonnen,

(zu Mercur)

Zu ihrem Heil in deine Hand gelegt;
Du wirſt es dann der Schweſter übergeben,
Sie weiſ' es aus zum wirkungsreichen Leben.

Mercur.

Ein treffliches Geſpinnſt, muß ich bekennen:
Der Faden tüchtig und durchaus ſich gleich,
Voll achten Werth's, an Wundergaben reich,

Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen:
Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,
Des Arztes Kunſt und tiefe Wiſſenſchaft. —

Klotho (gegen die Zuſchauer gewendet).

Und dieſes Leben ſollt ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
„Das immerdar in ſeiner Fluren Mitte
Den deutſchen Biederſinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längſten Sproß genährt,"
Das meerentrungne Land voll Gärten, Wieſen,
Den reichen Wohnſitz jener tapfern Frieſen.

(Klotho ab. Lacheſis kommt, ein Kind trägt die Weiſe.)

Mercur

(reicht ihr nur den Faden hin, und behält die Spindel).

So übergeb' ich denn mit günſt'ger Zunge
Dieß theure Pfand den theuren Pflegehänden;
Du legſt es an! daß in der Zeiten Schwunge
So edle Kräfte ſich zum Zweck vollenden.

Lacheſis

(fängt an zu weiſen; etwas ſchnell, ſo daß der Faden einigemal herumgeht).

Mercur.

Gemach! gemach! Nicht mit ſo raſchem Sprunge
Geziemt ſolch Lebens hohen Werth vergeuden;
Bedenke, daß in jedem Rades-Schwunge
Dem Sterblichen ſich Jahre vorbedeuten!

Lacheſis.

Raſch ſchlägt der Puls des jugendlichen Lebens,
Raſch ſchießt der Pflanze Trieb zum ſchlanken Kiel;
Die Jugend freut ſich nur des Vorwärts-Strebens,

Verſucht ſich weit umher, verſucht ſich viel.
Der Kräfte Spielen iſt drum nicht vergebens,
So kennt ſie bald ſich Umfang, Maaß und Ziel:
Der Moſt, der gährend ſich vom Schaum gelautert,
Er wird zum Trank, der Geiſt und Sinn erheitert.

So vorgeübt an Geiſt und Willenskräften,
Zum Wiſſen wie zur Thätigkeit gereift,
Führt ihn Beruf zu ſtätigen Geſchäften,
Die er mit Luſt, zu ſicherm Zweck, ergreift,
Weil That und Wiſſen ſich zuſammenheften;
Sich Eins am Andern nährend ſtützt und ſteift;
Und ſo von inn- und außen gleich berufen
Erſteigt er hier des Lehramts hohe Stufen.

Nun öffnet ihm Natur den reichen Tempel,
Er darf vertraut, ihr Prieſter, darin walten;
Nun offenbart er ſie durch Lehre, durch Exempel,
Ihr Wollen ſelbſt muß ſich in That geſtalten;
Entziffernd leicht den viel verſchlungnen Stempel
Muß ſich für ihn ein einfach Wort entfalten,
Da Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Geſetz der Menſchenbruſt bewähren.

Den alten Ruhm, den vorverdiente Geiſter
Für dieſe Stadt durch Werk und Wort begründet,
Er ſetzt ihn fort als weit geprieſ'ner Meiſter,
Der Tauſende von Lernenden entzündet;
Ein ſolch Verdienſt als Lehrer und als Leiſter
Es bleibt dem Thron nicht länger unverkündet;

Der ruft das heilsam immer neue Wirken
Zu höh'rem Glanz nach weiteren Bezirken.

(Atropos erscheint in der Thür des Tempels, nähert sich langsam bei folgenden Versen.)

Und seinem Herzen wird der reine Segen,
Von jenen Banden, jener Spannung frei,
Die fremde Macht und Satzung um ihn legen
Mit schwerem Dämonsdruck der Tyrannei,
Sich wieder selbst, nach deutscher Art zu regen,
Nur seinem Gott, Gesetz und König treu:
„Im Schutz den ihm des Adlers Flügel spenden,
Wo er begonnen, will er treulich enden."

Atropos

(bei vorstehenden Worten ganz herangetreten, versucht den Faden abzuschneiden).

Mercur und Lachesis

(die ersten Worte zugleich, dann Lachesis).

Halt ein! Halt, unerbittlich Strenge,
Wenn je Erbarmen deine Brust belebt;
Dieß Leben ist kein Leben aus der Menge,
Das kein Verdienst und kein Talent erhebt —

Mercur.

Wie es in ewig wechselndem Gedränge
Ein Tag gebiert, ein anderer begräbt;
Gewohnt wie die Natur zu schaffen, heilen,
Sollt' er auch nie das Loos der Menge theilen.

Lachesis.

Und eben jetzt, da kaum der Fried' entblühte,
Der ihm des Wirkens wohlverdiente Frucht
Nach Tagesgluth am milden Abend biete,
Da ich des Lenzes schnell verrauschte Flucht

Ihm durch des Herbſtes Dauer reich vergüte
Durch edle Früchte ſeiner eignen Zucht —

Atropos (einfallend).

Unwiderruflich ſteht des Schickſals Schluß,
Unfrei vollführ' ich nur ein ſtrenges Muß.

Mercur.

Rührt dich zum Zaudern, zum Verſchieben
Nicht dieſer Zeiten drängender Moment?

Lacheſis.

Nicht Schmerzen ſeiner Theuren, ſeiner Lieben,
Und wer ihn Vater, Freund und Retter nennt?

Atropos.

Unthätig bin ich ſchon zu lang geblieben,
Zuviel ſchon hab' ich leider ihm vergönnt;
Verwegner greift er nur in meine Rechte
Und trutzt ſogar des Schickſals ew'gen Mächten.

Mercur.

Wär' triftig dieſer Grund, ihn hätt' ich auch;
Denn iſt nicht meines Amts verjährter Brauch
Daß ich die Schatten, die du ſchaffſt, geleite?
Der Raub an dir, iſt's auch an meiner Seite;
Doch konnte dieß mich nie zum Neide rühren,
Nie widerſtand ich ſeinem Kunſtbemühn;
Und ſelbſt die Gabe die nur mir verliehn,
Die Seelen ſanft und ſchmeichelnd zu berühren,
Ich ſeh' ihn gern ſie klüglich ſo verwalten,
Um Seel' und Leib im Einklang zu erhalten.

Atropos.

Genug! die grauſe Zeit kennt kein Verſchonen
Und Strenge herrſcht in Hütten wie auf Thronen.

Und dann wo mir gerechte Ernten reifen,
In offner Feldschlacht, in bedrängten Vesten,
Wenn Heereszüge durch die Länder streifen
Und von den wohlempfangnen rauhen Gästen
Die Seuchen still durch Stadt und Dörfer schleichen,
Ihr wirthlich Dach mit gift'gem Hauch verpesten,
Da tritt Er ein, zu helfen und zu wehren
Die Opfer die mit Recht mir angehören.

Lacheſis.

Schon sind der Opfer dir zu viel gefallen;
Das Theuerste sie haben's hingegeben.
Laß es genug seyn! und vor allen
Den Lebenswürdigsten, o laß Ihn leben!

(Plötzlich Nacht.)

Atropos

(den Faden im Moment abschneidend; im Tempel erscheint des Verewigten Namenszug in einem Sternenkranze).

Er lebt! lebt ewig in der Welt Gedächtniß,
Das von Geschlecht sich zu Geschlechtern reiht;
Sein Name wirkt ein heiliges Vermächtniß
In seinen Jüngern fort und fort erneut:
Und so in edler Nachfolg' und Gedächtniß
Gelangt die Tugend zur Unsterblichkeit.
Zu gleichem Preise sieht sich aufgefodert
Wem gleicher Trieb im edlen Busen lodert!

(Ein Waldvorhang fällt vor den Tempel nieder. Es wird Tag.)

Vierter Auftritt.

Mercur.

Hat dieſer Auftritt euch im Innerſten
Gerührt, bewegt, noch mehr, erſchüttert;
So wendet von dem lichten Troſteszeichen
Zurück ins Leben euren feuchten Blick,
Zu jenes Mannes freundlicher Umgebung,
Die er, ihm ſelbſt geſchaffen, euch verläßt,
Um ſo, durch ſeiner Nähe ſtill verborgnes
Fortwirken, durch des Lebens Anblick ſelbſt,
Zum Leben immer kräft'ger euch zu ſtärken.
Denn grünet nicht mit jedes Lenzes Prangen
Sein Schaffen fort, und immer höher, reicher?
Die Bäume die er pflanzte, bieten ſtets
Mit immer wachſenden und breitern Aeſten
Dem Freund, dem Fremdling gern ihr wirthlich Dach. —
Ich höre ſchon von fern die Schmeicheltöne,
Die euch in ihre grüne Wölbung laden:
Es iſt die wohlbekannte der Najaden;
Erwartet euch nun eine heitre Scene.
Sie kommt! ſie kommt! Doch ich muß fort mich ſchleichen;
Denn merkt ſie mich, ſo möchte ſie entweichen.

Fünfter Auftritt.

Reil's Garten.

(Die Melodie: In meinem Schlößchen iſt's gar fein, von Blas-Inſtrumenten hinter dem Theater.)

Nymphe der Saale.

Ich ſteh' wohl auf gar morgensfruh
Wenn ihr noch liegt in guter Ruh
Und ſchau im erſten Sonnenſchein
Gleich in den ſchönen Garten hinein.

Da glänzt das Haus in munterer Tracht
Die einem friſch ins Auge lacht,
Und ſpricht gar freundlich jedermann
Doch bei ihm zu verweilen, an.

Ein braver Mann das, der's gebaut,
Dem's auch vor keiner Mühe graut:
Den ſteilen Fels hat er bepflanzt,
Daß ihr im Grünen ſchmauſ't und tanzt.

Das alles hat der Mann gethan
Und mehr noch als ich ſagen kann;
Nun ruht er dort, ſo fruh als ſpat, —
Schad' um den Mann, ja ewig Schad'!

Wo die Cypreſſe ſchwank ſich regt
Ins Kühle hat er ſich gelegt;
Ein' Inſchrift hat er ihm geſtellt,
Sie lautet ſo — wenn's euch gefallt: —

„Verlassen muß ich diese Hallen,
Das treue Weib, die Kinderschaar;
Mir folgt von diesen Bäumen allen,
Nur einzig die Cypreſſ' im Haar."

Da besuch' ich ihn öfter dann zu Haus
Und bring' ihm manchen frischen Strauß
Und schwätz' ihm auch von nah und fern
Wie's draußen zugeht — er hört es gern.
Vor allem erzähl' ich mit fertiger Zungen
Wie meine Deutschen den Sieg errungen,
Und daß sich alles so schickt und macht,
Wie er's gewünscht, und wie er's gedacht.
Da gewinnt er auf Einmal einen rechten Glanz —
Wißt ihr wie er mir vorkommt? — Ganz
Wie Merlin, der Alte, in leuchtender Gruft,
Und es umwallt ihn ein himmlischer Duft. —

In seinen Gröttchen ist's gar fein,
Es flimmt und flammt wie Sternenschein;
Soll ich's euch recht beschreiben, fast
Wie der Sternkönigin Palast.

Wie er denn da von euch auch spricht!
Und von dem Bade das er eingerich't,
Und wie er's ferner denkt zu halten
Und was in dem Salze für Kräfte walten —
Könnt' ich nur alles so recht behalten —
Mit dem Salz hab' ich mich nicht viel abgegeben.
Das süße Wasser das ist mein Leben!

Meine Schweſtern, die Quellen, die könnten es ſagen,
Aber ſie mögen ſich nicht mit mir behagen.

Weil ich ſo gewohnt zu wandern
Heute hier und morgen dort,
Meinen ſie ich wär' von Flandern,
Schicken gleich mich wieder fort.

Da bin ich denn auch bald hier, bald dort,
Bald auf dieſer bald auf jener Seite,
Bald neck' ich hier, bald da die Leute,
Und mit Hihi, Hahä, Hohó
Verführ' ich ein beſtändiges Halloh.

Nur Eins das fällt mir grade bei;
Er hat mir's vielmals aufgetragen,
Ich möcht's gelegentlich euch ſagen
Und ſeinen beſten Gruß dabei:

Beim Baden ſey die erſte Pflicht,
Daß man ſich nicht den Kopf zerbricht,
Und daß man höchſtens nur ſtudire,
Wie man das luſtigſte Leben führe.

Da bin ich gleich auch von der Partie,
Und das vergeßt ihr mir denn auch nie! nie! nie!

Wie iſt mir's denn? Seh' ich recht oder wie?
Hihi, Hahä, hahahä, hihihi.
Da giebt's was zu ſehen, was zu lachen;
Etwas daß euch Spaß wird machen:

Seht, da kommt was gefahren
Auf einem Wagen oder Karren;
Die kann nach dem ganzen Schein
Nur vom Schwestern-Chore seyn.

Bei meiner Treu! bei meiner Sechse!
Die ist just so von meinem Gewächse,
Eine Nixe wie ich, — wohl gar eine Hexe! —
Hexen-Nixe? Nixen-Hexe?
Nichts von Nixe!
Sie zeigt sich auf großem Schaugerüste,
Das thut keine Nixe, daß ich wüßte.

In Gras und Rohr zu lauschen,
Ins Wasser hinzurauschen
Bis über Kopf und Brust,
Dann auf und nieder gaukeln
Sich mit den Wellen schaukeln —
Das ist die Nixenlust.

Ja, eine Hexe ist es fürwahr!
Sie hat gar einen weiten Talar
Und hinter ihr eine große Dienerschaar.
Nein! vor so viel schönen Herrn und Frauen
Laß ich mich nicht im Negligée beschauen;
Ich will mich sachtchen in mein Bettchen stehlen
Und bis auf Wiedersehn — mich euch empfehlen!
Adé! — Adé! — Adé!

Sechster Auftritt.

Ein beliebiger ländlicher Vorhang fällt vor Reil's Garten nieder. Die Schauſpielkunſt auf Saraſtro's Wagen, mit zwei Kindern, das eine als Kunſt, das andere als Natur coſtumirt, d. h. jenes prächtig und anſehnlich, dieſes ganz einfach. Sklaven gehen den Wagen vorher, Mohren folgen, vielleicht einige von den weiß gekleideten Prieſtern, Frauenzimmer, und was man ſonſt für ſchicklich und artig findet. Wenn der Wagen auf der Mitte der Bühne vorüberziehend ſteht, ſo ſpricht die

Schauſpielkunſt.

Hier haltet an! Ich ſehe nah' und näher
Die Thurmgebäude vielgeliebter Stadt:
(Sie ſteigt aus; die Kinder bleiben, hübſch gruppirt, im Wagen.)
Ich grüße ſie bevor ich ſie betrete,
Und huldige der herrſchenden Gewalt,
Dem alten Recht an ſeinem deutſchen Platz.
Wir danken Denen, die auch uns zuſammt
Mit Kennerblick, mit Freundeshuld begegnet,
Und unſerer Kunſt ſo gleichen Werth als Würde
Mit andern Muſenſchweſtern zugeſtehn.
Ich ſprech' es aus, ich ſprech' es ungeheuchelt:
Zufrieden fühl' ich — fühle mich geſchmeichelt.

Wie war es ſonſt für mich entehrend,
Wenn jedermann die Duldung pries
Und mich als thörig und bethörend
Hinaus ach! vor die Schwelle wies.
Und freilich zogen die Camönen
So ſtattlich damals nicht einher;
Doch war zu Zeiten der Hellenen
Des Theſpis Karren auch nicht mehr.

Nun aber, andre Zeiten, andre Sitten!
Wir sehen uns nicht nur gelitten,
Sogar wir sehn uns hochgeehrt:
Das ist es was den Eifer mehrt.
Wir haben unser Mögliches gethan,
Und kommen festlicher einhergeschritten,
Uns der Versammlung würdiger zu nahn.
Zuvörderst hat Saraſtro höchst großmüthig
Den Löwenzug, den er nur selbst regiert,
Und obendrein, wie er gewohnt, großgütig
Den goldnen Wagen bestens offerirt
Und von der Dienerschaft, der großen reichen,
Sein ganzes Mohren-Volk und ihres Gleichen.

Doch möchte sich der Prunk zuviel vermessen,
Wofern er nicht Gehalt im Schilde führt;
Drum hab' ich zwei Begleiter nicht vergessen,
Sie sind antik als Genien costumirt:
Denn, was man so Genie kurzweg genannt,
Nicht immer ist's, wenn man es braucht, zur Hand,
Auch wohl, wie das so geht, nicht grad im Gange;
Die beiden aber froh und klug gewandt,
In ihrer Mitte wird mir gar nicht bange.

(Indessen sind die Kinder aus dem Wagen gestiegen und stehen ihr zur Seite, die Kunst rechts und die Natur links; sie legt der ersten die Hand auf die Schulter.)

Denn stockt einmal der ernsten Kunst Getriebe
(sie legt der andern die Hand auf die Schulter)
Dann wirkt Natur mit ihrem eignen Triebe.

Nun hoffen wir, da ſich vor allen Dingen
Der Himmel frei und wolkenlos erheitert,
Sich Geiſt und Bruſt und Sinn und Herz erweitert,
Nur um ſo beſſer werd' es uns gelingen,
Euch durch den Reichthum unſerer Kunſtgeſtalten
Noch manchen Abend froh zu unterhalten.

(Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Mercur

(der indeſſen einigemal hereingeſehn ob ſie noch nicht fort ſind).

Nicht zum Entſetzen, nur zur Luſt
Soll dießmal ſich der Tag verdunkeln;
Nun möge jedes Auge funkeln,
Und froh ſich fühlen jede Bruſt!
Entfeſſelt die gebundnen Triebe,
Bekannte Töne hör' ich fern;
Ihr wißt ich bin der Gott der Diebe,
Doch heut' entſag' ich euch zu Liebe
Dem ſchlauen Weſen herzlich gern.
Ich will mich nicht vom Schauplatz ſtehlen,
Ihr lobt mich wohl. — Ich führe lauten Klanges
Die Oper her, mit Fülle des Geſanges
Hofft ſich auch die euch zu empfehlen.

Achter Auftritt.

(Der hintere Vorhang erhebt ſich. Das bekannte illuminirte Schiff des Baſſa Selim ſteht ſchon. Der Chor, anſtatt ſich gegen das Schiff zu wenden, tritt vor ins Proſcenium.)

Singt dem großen Tage Lieder!
Töne feuriger, Geſang!
Saale, bring der Elbe wieder
Frei entbundnen Jubelklang!
Laßt ſie ſich regen, friſche Geſänge,
Segnen die kühle die friedliche Fluth;
Nie ſo in Einigkeit tönte der Menge
Kräftiger Sang und ſo herzliche Gluth.

(Indeſſen iſt der Baſſa und Conſtanze ausgeſtiegen, aſſiſtirt von Blonden und Pedrillo. Belmonte und Osmin ſind auch zugegen. Das Chor hat ſich getheilt: obige Perſonen treten vor.)

Belmonte.

So half der Himmel uns, den Kühnen,
Aus einer ſchnöden Sklaverei;
Nun aber ſind wir froh und frei;
Nun wollen wir es auch verdienen.

Chor.

Wem ſolches Glück ſich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Conſtanze.

Genuß der Liebe, Glück der Treue,
Die freie Gabe ſind ſie nun;
Das iſt das Walten, iſt das Thun
Daß nun ſich auch ein jeder freue!

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fangt ein neues Leben an.

Bassa.

Der Bassa selbst gewinnet Stimme,
Eröffnet hoch die tiefe Brust:
Er ruft euch an zu Glück und Lust
Und nie ergrimmt er mehr im Grimme.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Pedrillo.

Der Jugend aber ist vor allen
Willkommen dieser frohe Tag;
Deßwegen ich auch lieber mag
Den hübschen Mädchen heut gefallen.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fangt ein neues Leben an.

Blonde.

So darf auch Blonde wohl sich freuen
Das Mädchen frei in frischer Welt;
Und wenn sie Manchem wohlgefällt,
So wird Pedrillo das verzeihen.

Osmin.

Nicht weiß Osmin, wie ihm geschiehet,
Er fühlt sich fröhlich, fühlt sich gut,
Gekühlet ist das wilde Blut,
Da ihm wie euch das Leben blühet.
Er sieht sich ganz verwandelt an;

Erſt gejauchzt, dann geſungen,
Dann getanzt und dann geſprungen,
Dann geſchmauſ't, dann getrunken,
Immer mehr, zuletzt geſunken!

Schluß-Chor.

Lebe, frommer König, lebe!
Selbſtgefühl bei allem Ruhm
Sey dein ewig Eigenthum,
Himmelslohn und Erdenruhm!

Einzelne Scenen

zu

eſtlichen Gelegenheiten.

Bei Rückkehr

Ihro Königl. Hoheit des Großherzogs

von Wien.

Finale zu Johann von Paris.

Isabella.

Warum vor mir die Kniee beugen?
Und wenn ich selbst Navarra's Fürstin wäre;
Nur Ihm, nur Ihm gebühret Preis und Ehre!
Erhebt euch sie Ihm zu bezeugen.

Johann (aufstehend).

Wie gern entäußr' ich mich des Fürstenstandes
Worin ich mir zum Scherze wohlgefiel.
Die ernste Rührung folgt dem Spiel,
Begrüßt den Vater dieses Landes.

Isabella und Johann.

Isabella.

Ja wir flehten, wenn Gefahren
Du Dich kraftig ausgesetzt:
Wirk' er unter seinen Schaaren
Hochverehrt und unverletzt!

Johann.

Wenn das Meer Dich trug und trennte,
Dringend auch die Andacht war;
Denn der Kampf der Elemente
Bringt dem Edelſten Gefahr.

Iſabella und Johann.

Mitten in dem Weltgewirre
Blieben wir in Deinem Rath;
Klugheit ſelbſt wird ſchwankend irre
Zeigt die Liebe nicht den Pfad.

Wirſt Du uns den Wahn erlauben,
Wenn die Menge Dich umſteht?
Laß uns Vater dieſen Glauben,
Ja, wir haben das erfleht.

Chor.

Und ſo mögen Millionen
Uns beneiden:
Wir umwohnen
Den Gelobten,
Den Erprobten!
Theil' er fröhlich dieſe Feſte
Seiner Kinder, ſeiner Gäſte.

Seneſchall.

Zum Gaſtmahl des Herrn Johann da
Wir ungern uns geſchickt,
Nun aber iſt der rechte Mann da,
Der ſchützt und nährt und beglückt.
Der Seneſchall vor allen
Stellt ſich dem Fürſten dar;

Und hinter den Masken allen
Verehrung treuer Schaar.

Chor.
Und aus den Herzen allen
Verehrung treuer Schaar.

Pedrigo.
Und da wo die Herzen weit sind,
Da ist das Haus nicht zu eng.

Lorezza.
Und da wo die Wege breit sind,
Geht jeder die Quer und die Läng.

Beide.
Und so nach diesem Feste
Der Weg der ist munter und weit,
Und wir, für alle Gäste,
Sind thätig und bereit.

Chor.
Frei kommen alle Gäste,
Wir thätig und bereit.

Olivier.
Ihm zu Ehren, ihm zu dienen
Laßt den Pagen auch herein.

Lorezza und Pedrigo.
Seht mir nur den tollen, kühnen,
Er will wieder der erste seyn.

Olivier.
Laßt mich nur, den muntern, kühnen,
Sollt' ich auch der letzte seyn.

Als ich mich im Singen übte,
Fand ich hier und fand ich dort
Gott und König und Geliebte
Ueberall das Losungswort.

Chor.

Gott und König und Geliebte
Sey auch unser Losungswort.

Prinzessin.

Doch wer hat für Gott gestritten
Für der Seele höchstes Heil,
Als mit allen die gelitten
Unser Herr an seinem Theil?

Chor.

Herrlich kommt er angeschritten
Unsrer Seele selig Heil.

Johann.

Und wo ward denn je den Thronen
Solch ein großer Kampf geweiht,
Wo die Schaar der Millionen
Kaisern förderte den Streit?

Chor.

Nah und ferne wie sie wohnen
Alle stürzten zu dem Streit.

Seneschall.

Nun bemerk' ich unterthanig,
Denn zu sehr betrifft es mich;
Ehmals stritt man für den König;
Nun sie stritten selbst für sich.

Chor.

Streite jeder für den König,
Und so streitet er für sich.

Olivier.

Und vergebt mir, liebe Frauen,
Gerne ſteht ihr nicht zurück;
Sie die herrlichſte zu ſchauen —
Freiheit! — Sie macht unſer Glück.

Chor.

Sie die göttliche zu ſchauen —
Freiheit! — Sie macht unſer Glück.

Pedrigo und Lorezza.

Und ſo iſt denn unſerm Leben
Und dem Unterſten im Land
Gott und König wiedergeben
Als der Freiheit ſchönſtes Pfand.

Chor.

Gotte! Der uns gnädig erhört,
Preis in Ewigkeit.
Dem Fürſten der Sich und uns erhöht,
Heil zur längſten Lebenszeit.
Beide verehrt in allen Landen!
Freiheit iſt auf ewig erſtanden.

Schluß von Palaeophron und Neoterpe.

Aufgeführt

zum Geburtstag der Prinzeſſin Marie.

Palaeophron.

Begrüßet Sie, die holde Zierde,
Für die ſich dieſes Feſt verklärt!

Neoterpe.
Und überlaßt euch der Begierde
Sie zu verehren wie's gehört;
Sie kommt die neue Zeit zu schmücken.

Palaeophron.
Zur Luft der alten kommt sie an.

Beide.
Und beide rufen mit Entzücken
Das schönste Glück auf Ihre Bahn!

Neoterpe.
Umschlinget euch mit frohen Kränzen,

Palaeophron.
Doch eure Freude schränket ein.

Neoterpe.
Zu würd'gem Fest, lebend'gen Tänzen

Palaeophron.
Sind diese Räume viel zu klein.

(Wiederholt von Zeile 3 bis 6.)

Zu Wallenſteins Lager.

Als die Weimarſchen Freiwilligen ausmarſchirten.

Erſter Holkiſcher Jäger. Zweiter Holkiſcher Jäger. Fremder Sänger.

Erſter Jäger.

Da kommt noch einer überquer,
Der iſt gewiß aus Italien her.

Zweiter Jäger.

Was willſt du denn mit deiner Cither?
Du ſiehſt aus wie ein Hochzeitbitter.

Erſter Jäger.

Der Narre der iſt ſo bänderreich,
Sein luſt'ges Land erkennt man gleich.

Sänger.

Euer Tumult, was will denn das?
Seyd höflich! denn ich ſing' euch was.

Zweiter Jäger.

Da werden wir was Neues hören;
Doch hütet euch ihn nicht zu ſtören!

Erſter Jäger.

Nichts Neues! Alten Leierton!
Er iſt verliebt, ich ſeh' es ſchon.

Sänger (recitativisch).

Wo soviel Völker sich versammeln,
Da mag ein jeder singen und stammeln.
(Intonirend.)
Da dah! ta dah!

Erster Jäger.

Ein närrischer Wicht!
Der Kerl er singt schon wenn er spricht.

Sänger.

Ich muß ins Feld, ich will dich meiden,
Wenn auch mein Herz mir widerspricht,
Von deiner Nähe werd' ich scheiden,
Von meiner Liebe kann ich nicht.

Ins Feld hinaus! Das heißt nicht meiden;
Denn meine Seele scheidet nicht.
Ja mich erwarten hohe Freuden
Und ich erfülle meine Pflicht.

Ich will ins Feld! Warum nicht scheiden?
Dir sey die Thräne; mir die Pflicht.
Nun Lebewohl! Es ist kein Leiden:
Ich bleibe dein! Vergiß mein nicht.

Erster Jäger.

Vergiß mein nicht, das ist ein schlechtes Fressen!
Wer will denn leben, kann er nicht vergessen?
Vergessen! ja! sich selbst vergessen
Das ist die Kunst, so soll es' seyn!

Mit Feinden hab' ich mich gemeſſen,
Mit Mädchen und mit Flaſchen Wein.

Zweiter Jäger.

Es iſt nicht recht den Gaſt zu ſtören;
Wir möchten das noch einmal hören.
Den Feind zu ſchlagen das iſt Scherz,
Und wer noch lebt wird immer naſchen,
Da giebt es Mädchen, giebt es Flaſchen;
Doch haben wir auch eine Art von Herz,
Der Kleine ſoll uns ſingend rühren.

Erſter Jäger.

Ich ſchlafe ſchon, laßt euch verführen.

Sänger

(wiederholt ſein Lied).

Zweiter Jäger.

Ganz recht! Der Abſchied iſt ein Spiel!
Nun wird es ernſt und immer beſſer:
Es ſey dein Lied ein ſcharfes Meſſer,
Dem Feind die Spitze, mir den Stiel.

Schluß-Chor.

Und ſo hat denn der Dichter das Wahre geſagt,
Wie wir es denn alle nun wiſſen.
Ihr Jünglinge ſeyd, ſo wie es nun tagt,
Zum Marſch und zum Streite befliſſen.
Gedenket an uns in der blutigen Schlacht,
Und habt ihr das Werk mit, das große, vollbracht,
So bringt uns was ihr uns genommen.

Sänger (Solo, quasi parlando):

Eure Gegenwart
So lieb und werth!

Chor.

So seyd ihr uns herzlich willkommen.

Theaterreden.

Prolog.

Gesprochen den 7. Mai 1791.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Maler gründet
Sein ausgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht was jeder wollte.

Nun, dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst; so treten wir vielleicht
Getrost hervor und jeder könnte hoffen
Sein weniges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutſchlands kommen wir
Erſt jetzt zuſammen; ſind einander fremd,
Und fangen erſt nach jenem ſchönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünſcht
Mit ſeinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht daß Einer athemlos
Dem Andern heftig vorzueilen ſtrebt,
Um einen Kranz für ſich hinweg zu haſchen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Beſcheiden ſeine Blume, daß nur bald
Ein ſchöner Kranz der Kunſt vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und ſo empfehlen wir, mit beſtem Willen,
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

Prolog.

Geſprochen den 1. October 1791.

Wenn man von einem Orte ſich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde feſt uns binden,
Dann reißt das Herz ſich ungern los, es fließen
Die Thränen unaufhaltſam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.

Wir aber, die wir hier noch fremde ſind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unſre Vaterſtadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den euern, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug uns dieß Loos gewährt.

Seyd überzeugt, der Wunſch euch zu gefallen
Belebt die Bruſt von jedem, der vor euch
Auf dieſe Bühne tritt. Und ſollt' es uns
Nicht ſtets gelingen, ſo bedenkt doch ja
Daß unſre Kunſt mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutſchland mehr,
Als anderswo.

Von dieſen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten iſt nicht Zeit;
Ihr kennt ſie ſelbſt, und beſſer iſt's vielleicht,
Ihr kennt ſie nicht. Mit deſto froherm Sinn
Kommt ihr in dieſes Haus, und hört uns zu,
Und ſeht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekoſtet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt; wenn alles geht als müßt' es nur
So gehn: dann hatte Mancher ſich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der ſchönſte Lohn von allem was wir thun
Iſt euer Beifall: denn er zeigt uns an
Daß unſer Wunſch erfüllt iſt euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger beſtrebt

Sich jeder das zum Zweitenmal zu leiſten
Was Einmal ihm gelang. O, ſeyd nicht karg
Mit eurem Beifall! denn es iſt ja nur
Ein Capital das ihr auf Zinſen legt.

Epilog.

Geſprochen den 11. Juni 1792.

In dieſen letzten Stunden, die ihr uns,
Verehrte, gönnet, tret' ich vor euch auf;
Und ganz gewiß denkt ihr ich ſtehe hier
Abſchied zu nehmen. — Nein! verzeiht! mir iſt's
Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
Daß wir von euch uns trennen ſollen.
Mit leichtem Geiſte flieg' ich über Tage
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
Entfernt von euch, beſchäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: ſchon ſind wir wieder da! —
Schon grüß ich euch aufs neue! Seht, der Herbſt
Hat eure holden Bäume ſchon entlaubt!
Es locket euch nicht mehr des Thales Reiz,
Der Hügel Munterkeit lockt euch nicht mehr.
Es brauſ't der Winterſtrom; es fliegt der Schnee! —
Schon eilt ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut euch deſſen was wir Neues bringen,
Und das Bekannte beſſer und vollkommner
Von uns zu hören freut euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns geſinnt:
Wir ſind nicht Fremde mehr, wir ſind die euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an euch.

Ein günſtiges Geſchick giebt uns den Fürſten,
Zu unſerm Wohl, zu unſrer Luſt zurück,
Und neue Friedensfreuden kränzen ſchön
Die Tage ſeiner Gattin, ſeiner Mutter;
Und wie ihr ſie verehrt, und ihres Glücks euch freut,
So mög' euch Allen eignes Glück erſcheinen!
Und dieſes laßt uns mitgenießen. — Kommt!
Was Deutſchland Neues giebt, ihr ſollt es ſehen,
Das Gute wiederholt, das Fremde ſoll
Nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Wir geben euch
Von jeder Art; denn keine ſey verſchmäht!
Nur eine meiden wir, wenn's möglich iſt:
Die Art die Langeweile macht! — — So kommt! —
So kommt denn! — Ach! — — Wo bin ich hin gerathen?
Um viele Stunden hab' ich dieſe Worte
Zu früh geſprochen! mich mit ſüßen Bildern
Getäuſcht! den Abſchied mir erleichtern wollen. —
Geſchwind herunter mit dem Vorhang, daß
Nicht eine Thräne mir entwiſche! Nur
Geſchwind herunter, daß von uns
Ein heitres Bild in eurer Seele bleibe!

Epilog.

Geſprochen von Demoiſelle Neumann, in der Mitte von vielen Kindern, den letzten December 1792.

Sie haben uns herausgeſchickt, die Jüngſten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An euch zu bringen. Kinder, ſagen ſie,

Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun dahinten stehen, auch so gern,
Und wollen hören ob es uns gelingt.

Wir haben euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns sehr gefreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrubt,
Und angefeuert. Denn man strebet fast
Viel stärker zu gefallen wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefallt,
Und endlich denkt man müsse nur gefallen.
Drum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was ihr bisher so gütig uns gegönnt,
Aufmerksamkeit; dann euern Beifall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn ihr schweigt, das ist das Allerschlimmste
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnugen
Die Rede wäre, wünschen wir euch Allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hat uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter die uns Allen

Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dieß Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So seyd denn Alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener. Liebt euch,
Vertragt euch! Einer sorge für den Andern!
Dieß schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

Und so gesinnt besuchet dieses Haus,
Und sehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.
Genießt das Gute was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit euch;
Und richtet dann mit freiem reinem Blick
Uns und die Dichter. Bessert sie und uns;
Und wir erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

Prolog

zu dem Schauſpiel: der Krieg, von Goldoni.

Geſprochen von Madame Becker, geb. Neumann.

Den 15. October 1793.

Den Gruß, den wir zu Anfang ſchuldig blieben,
Mit frohem Herzen ſprech' ich heut' ihn aus;
Und die Gelegenheit giebt mir das Stück,
Es heißt: der Krieg, das wir euch heute geben.
Zwar werdet ihr von tiefer Politik,
Warum die Menſchen Kriege führen, was
Der letzte Zweck von allen Schlachten ſey,
Fürwahr in unſerm Luſtſpiel wenig hören.
Dagegen bleibt ihr auch verſchont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menſchen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie, im wilderregten Staubgetümmel,
Die halbgereifte Saat zertreten ſinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde ſelbſt,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtſinn herrſcht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet ſehen daß die Liebe ſich
So gut ins Zelt als in die Häuſer ſchleicht,
Und, wie am Flötenton, ſich an der rauhen
Eintönigen Muſik des Kriegsgetümmels freut;
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur ſich und ſeinen Vortheil denkt.

So wünschen wir, daß dieſes ſchwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.

Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen böſen Krieg;
Und dieſes Einzige drückt ſchwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen! der,
So werth uns Allen, und für unſer Glück
So unentbehrlich iſt! Wir ſind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O, mög' ein guter Geiſt
Ihn ſchützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; ſeinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran; Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert, und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es ſchlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen,
„Willkommen!" riefe jeder gern;
„Er lebe!" ſchwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verſtummt. —
Das volle Herz macht ſich durch Zeichen Luft;
Es rührt ſich jede Hand! Unbändig ſchallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durchs Getümmel tönt der allgemeine Wunſch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn!"

Prolog

zum Luſtſpiel: alte und neue Zeit, von Iffland.

Geſprochen von Madame Becker, geb. Neumann, im Charakter des Jakob.

Den 6. October 1797.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun ſoll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder zum Erſtenmal
Ein neues Stück gegeben werden,
Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das ſind fürwahr
Beſondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen; auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob ſoll ich heißen?
Ein Knabe ſeyn? — Das glaubt kein Menſch.
Wie Viele werden nicht mich ſehn und kennen,
Beſonders die, die mich, als kleine Chriſtel,
Mit ihrer Freundſchaft, ihrer Gunſt beglückt.

Was ſoll das nun? Man zieht ſich aus und an;
Der Vorhang hebt ſich, da iſt Alles Licht
Und Luſt, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erſt iſt man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich iſt die Frau,
Die Mutter da, die ſelbſt nicht weiß

Was ſie zu ihren Kindern ſagen ſoll. —
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, ſchlägt ſie endlich zu, und legt ſie hin.)
Jakob — was fällt dir ein?
Man ſieht doch recht daß du ein Schüler biſt,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In ſeinen Büchern ſteckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!
(Hervortretend.)
Begrüße dieſe Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo ſicher und vergnügt ſich das Gewerbe
An Wiſſenſchaft und Künſte ſchließt; wo der Geſchmack
Die dumpfe Dummheit längſt vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In dieſen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns dieſen Troſt, daß wir nicht ganz umſonſt
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geiſt
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geſchäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geſchmack ſich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer ſichrer wird;
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und ſeyd ihm,
Seyd Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, ſo wie zur alten, günſtig.

Epilog

nach der Vorſtellung der Stolzen Vaſthi, von Gotter,

im October 1800.

An die Herzogin Amalie gerichtet.

Die Du der Muſen reinſte Koſt geſogen,
Verzeihe dieſen bunten Augenſchmerz!
Daß maskenhaft wir heut uns angezogen
Iſt auf den Bretern ein erlaubter Scherz;
Und billig biſt Du dieſer Schaar gewogen,
Denn unter jeder Maske ſchlägt ein Herz:
O! könnteſt Du enthüllt das Innre ſehen,
Es würden Ideale vor Dir ſtehen.

Verehrung naht ſich mit durchdrungnen Mienen
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Bruſt;
Die Treue folgt, mit Eifer Dir zu dienen
Iſt unabläſſig ihre ſchönſte Luſt.
Beſcheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
Iſt ſich der ſtummen Sprache wohl bewußt,
Und Wünſche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tauſendfaltiges Glück herabzurufen.

So ſcheint ein Tempel hier ſich zu erheben,
Wo erſt der Thorheit laute Schelle klang.
Der Breter Knarren und der Spieler Beben
Erſcheinet nun in einem höhern Rang.
Dir ſegnet dieſe Schaar ein ſchönes Leben!
Und lächelſt Du der Muſe leichtem Sang;
So höreſt Du, von hier in wenig Tagen,
Mit etwas Neuem Dir das Alte ſagen.

Prolog.

Bei Eröffnung der Darstellungen des Weimarischen Hoftheaters in Leipzig

den 24. Mai 1807.

Gesprochen von Madame Wolff.

Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von grader Bahn abseits getrieben sieht,
Vom Sturme wüthend hin und her geschleudert
Der vorgeschriebnen Richtung Pfad verfehlt;
Da trauert Volk und Steuermann, da schwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz:
Erscheint jedoch in kaum entlegner Zone
Bequemer neuer Küste Landungsplatz,
Erfreut ein wirthlicher Empfang die Gäste;
Behend verlischt der Uebel tief Gefühl.

So geht es uns, die wir vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir sind nicht fremd; denn Manchen unter euch
Begrüßen wir als Gönner unsrer Muse.
O möge nun, was Einige gegönnet,
In diesen Tagen uns von Allen werden!

Und wie man überhaupt das Wollen schätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht Alles leistet;
So haben wir ein Recht an eure Gunst:
Denn Keiner ist von uns, der sich vollendet,
Der sein Talent für abgeschlossen hielte;
Ja, Keiner ist, der nicht mit jedem Tage

Die Kunſt mehr zu gewinnen, ſich zu bilden,
Was unſre Zeit und was ihr Geiſt verlangt
Sich klarer zu vergegenwärtigen ſtrebte.
Drum ſchenkt uns freien Beifall wo's gelingt,
Und fördert unſer Streben durch Belehrung.

Belehrung! ja, ſie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo ſich früh, vor mancher deutſchen Stadt,
Geiſt und Geſchmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln ſich begann.
Wer nennt nicht ſtill bei ſich die edlen Namen,
Die ſchön und gut aufs Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beiſpiel?
Auch Jene ſind noch unvergeſſen, die
Von dieſer Bühne ſchon ſeit langer Zeit
Natur und Kunſt verbindend herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich ſchweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeichelei verhüllt ſich berge;
Doch darf ich ſagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neuſte faſſend,
Dringt er nicht hier in mancher Blüthe vor?
Und theilet nicht der Bühne ſchön Bemühn
Der Künſtler mit dem Freund der Kunſt ſo gern?

Wer ſich daher als Dichter, Künſtler, Kenner
An unſerm Spiele freut, bezeug' es laut,
Und unſer Geiſt ſoll ſich im Tiefſten freuen;
Denn, wer als Menſch uns Beifall geben mag,
Er thu' es frei und froh, und unſer Herz
Wird neue Luſt in Dankbarkeit gewinnen.

Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben;
Und so gewinnt, in dieses Raums Bezirk,
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von Außen fehlt, erwünschten Frieden.

Prolog.

Halle, den 6. August 1811.

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt,
Mit Blumen-Stab und -Krone, wie zum schönsten Fest,
Vor euch erscheine, drob verwundre niemand sich!
Denn für den Guten bleibt es wohl das höchste Fest,
Wenn alte Schulden zu entrichten ihm gelingt,
Und wenn ihm dankbar sich zu zeigen endlich glückt.
Wie sind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
Vor euch zu treten, euch, die ihr so manchesmal
An ferner Stätte günstig uns zu suchen kamt,
Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Gluth,
Nicht drohender Gewitter Schreckniß achtetet.
Da haben wir, was immer wir vermocht, gethan,
Um euer Zutraun zu erwiedern, eures Geists
Gereiften Beifall, eurer Herzen Zartgefühl
Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunst.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende,
Mit bänglicher Erwartung, in ein fremdes Land;
Als Dankende begegnen wir Bekannten schon
Und Gönnern, Freunden, längst erprobter Neigung froh.
Auch, was wir bringen, ist euch Allen wohlbekannt:

Das Mannichfalt'ge vorzutragen iſt uns Pflicht,
Damit ein jeder finden möge was behagt;
Was einfach, rein natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen ſpricht;
Doch auch das Poſſenhafte werde nicht verſchmäht:
Der Haufe fordert, was der ernſte Mann verzeiht.
Und dieſen zu vergnügen ſind wir auch bedacht:
Denn manches, was zu ſtiller Ueberlegung euch,
Zu tiefrem Antheil rührend anlockt, bringen wir,
Entſproſſen vaterländ'ſchem Boden, fremdem auch:
Anmuthig Großes; dann das große Schreckliche.
So ſchaffet Mannichfaltigkeit die höchſte Luſt,
Beſchäftigt leicht den Geiſt und Sinn Gebildeter,
Und bildet jeden, den zum Urtheil ſie erregt.

Jedoch was ſprech' ich ſchon Bekanntes wieder aus!
Verzeiht! So iſt es: Wenn wir mit Wohlwollenden
Von Angeſicht zu Angeſicht uns finden, geht
Das Herz uns auf, die Rede fließt vom Munde leicht,
Und immer iſt's als bliebe mehr zu ſagen noch.
So möcht' ich auch der guten längſt verehrten Stadt
Und ihren wohlgeſinnten Bürgern Glück und Heil
Von Herzen wünſchen, froh Gelingen jeder That
Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Luſt
Des neuen Herrſchers wohl gedeihe dieſes Volk!
Zwar vom Verdienſt ſo manches weiſen, thätigen
Und frommen Mannes, welcher ſtandhaft hier gewirkt;
Von Tauſenden, die hier gebildet, Vaterland
Und Ausland ſo durch Lehre wie durch That beglückt;
Und vom Gewerbſinn vieler rüſtig Schaffenden
Will ich nicht reden; aber was zum nächſten uns

Und eigentlich berühret, ja hieher berufft,
Das darf ich preiſen; denn ihr ſeyd ja gleichen Sinns.

Entwallet nicht der Erde dort ein Wunderquell?
Und füllt geraume Becken mit erprobtem Naß,
Das bald verdampfend werthe Gaben hinterläßt:
Die größte Gabe ſag' ich wohl mit kühnem Wort,
Die allergrößte, welche Mutter Tellus beut!
Sie giebt uns Gold und Silber aus dem reichen Schooß,
Das aller Menſchen Aug' und Herzen an ſich zieht;
Sie reicht das Eiſen allgemeinem Kunſtgebrauch,
Das ſo zerſtört als bauet, ſo verderbt als ſchützt;
Sie reicht uns tauſend aber tauſend andres Gut:
Doch über alles preiſ' ich den gekörnten Schnee,
Die erſt' und letzte Würze jedes Wohlgeſchmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!

Denn wohl vergebens hätte Ceres ausgeſtreut
Zahlloſe Samen, endlos Frucht auf Frucht gehäuft;
Vergebens nährte tief im finſtern Waldgebüſch
Der Heerden Zucht Diana, wie im Blachgefild;
Vergebens hegten Amphitritens Nymphen weit
Im Ocean, in Flüſſen, Bächen, bis zum Fels
Hinauf, Gewimmel leicht bewegter Wunderbrut;
Vergebens ſenkte Phöbus lebensreichen Blick
Auf die Geſchwader, die in Lüften hin und her
Und doch zuletzt dem Menſchen in die Netze ziehn,
Dem klugen, allverzehrenden: denn wenig iſt
Das er dem Gaumen anzueignen nicht gelernt;
Doch wäre ganz vergeblich aller Götter Gunſt,
Umſonſt des Menſchen vielgewandtes Thun, umſonſt

Des Feuers Kraft das alle Speise zeitiget —
Wenn jener Gabe Wohlthat uns Natur versagt,
Die erst mit Anmuth würzet, was die Nothdurft beticht.
Und wie den Göttern wenig Weihrauch gnügen mag
Zum frommen Opfer, also bleibt beim Tafelfest
Zuletzt des Salzes Krume, die man prüfend streut.
Ein trefflich Sinnbild dessen was begeistend wirkt,
Geselligkeit belebet, Freund und Freund bewahrt.

Doch so viel Gutes reichlich auch Natur verliehn,
Des Menschen Geist verbessert's immer und erhöht's;
Was alles nur genossen ward und was genutzt,
Zu größerm Nutzen steigert er's, zu höh'rem Zweck.

Ist nicht Gesundheit allen uns das höchste Gut?
Und werden wir von tausend Uebeln nicht bedrängt?
So daß nach allen Seiten wir um Rettung flehn.
Drum Heil den Männern! deren tiefer edler Sinn
Zum Wohl des Kranken jenen Quell bereitete,
Und klug erwägend neue Kräfte künstlich schafft;
Dabei auch Sorge väterlich und wirthlich hegt,
Nothwend'gem gleich das Angenehme zugesellt:
Wie ihr an diesem Saale mit Erheitrung seht,
Der schön verziert und Allen uns gemächlich ist.
O werde das was ernstlich sie gethan und thun,
Von jedermann mit offnem warmen Dank erkannt!

Nun wend' ich mich an Alle, die als Gäste hier
Mit Hoffnung sich der neuen Segensquelle nahn,
Und spreche nichts von allen frommen Wünschen aus,
Die sich in unsrem Herzen, wie ihr sicher seyd,

Für euch bewegen, jeglichem zu Glück und Heil;
Dieß aber zeig' ich euch vertraulich an, daß wir
Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite ſtehn:
Denn Geiſt und Körper, innig ſind ſie ja verwandt;
Iſt jener froh, gleich fühlt ſich dieſer frei und wohl,
Und manches Uebel flüchtet vor der Heiterkeit.
Hier alſo, meine Freunde, hier an dieſen Platz
Hat uns der Arzt zu ſeinem Beiſtand herbeſtellt,
Daß wer am Morgen badend ſeine Cur begann,
Sie Abends end'ge ſchauend hier nach Herzensluſt.
Dieß alſo bleibt die Vorſchrift! Dieſe merkt euch wohl,
Und ſetzt nicht aus: das iſt Beding bei jeder Cur,
Daß man ununterbrochen ernſtlich ſie gebraucht:
Und wißt! wir kennen alle wohl; wer außen bleibt
Der wird verklagt, der hat es mit dem Arzt zu thun!
Nicht viele Worte mach' ich mehr! Ihr ſeht wohl ein:
Um euer Heil aufs redlichſte ſind wir beſorgt.

So laßt mich enden, und zum Schluſſe, wie ſich ziemt,
Den Männern uns empfehlen, die am Ruder ſtehn
Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertrauen!

Epilog

zum Trauerſpiele Eſſex, im Charakter der Königin.

Den 18. October 1813.

Und Eſſex nicht? — Unſelige kein Wort!
Ihr tretet auf, den Edlen tragt man fort!
Die Schwache wird, die Liſt zu ſpat verbannt;
Ich traut' euch noch, ob ich euch ſchon gekannt,
Wie Einer, der, zu eigenem Gericht,
Die Schlange nährt, und wähnt ſie ſteche nicht.
Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
Eſſex verſtummt und ſo verſtummt auch ihr!
Nun zeige ſich mein ungebeugter Sinn;
Verſchwindet all'! Es bleibt die Königin.

(alles entfernt ſich, ſie tritt vor.)

Sie bleibe! ja! an dieſem Tag voll Graun,
Mit ſchnellem Blick ihr Leben zu beſchaun;
Denn ihr geziemt's, ſo hoch hinauf geſtellt,
Des Glücks Gebieterin, die Luſt der Welt,
Sich immer ſelber gleich, da klar zu ſehn,
Wo Andre, dumpf gedrückt, im Traume gehn.

Wer Muth ſich fühlt in königlicher Bruſt,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Luſt
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und ſteigt getroſt hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Laſt
Er wagt ſie nicht; entſchloſſen, wie gefaßt,
Drückt er ſie fröhlich auf das kühne Haupt:
Und trägt ſie leicht, als wie von Grün umlaubt.

So thateſt du. — Was noch ſo weit entfernt,
Haſt du dir anzueignen ſtill gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
Du haſt's geſehn, betrachtet und erkannt. —
Des Vaters Wuth, der Mutter Mißgeſchick,
Der Schweſter Haß, das alles blieb zurück,
Blieb hinter dir, indeſſen du gebeugt
Mit hohem Sinn dich in dir ſelbſt erzeugt,
Und im Gefängniß hart behandelt, Friſt
Zu bilden dich gewannſt das was du biſt.
Ein froher Tag erſchien, er rief dich an,
Man rief dich aus, und ſo war es gethan:
„Die Königin, ſie lebe!“ Nun du ſtandſt,
Und ſteheſt noch, trotz dem was du empfandſt,
Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von außen und von innen dich bedroht.
Des Papſtes heil'ger Grimm, des Spaniers Neid,
So vieler Freier Unbeſcheidenheit,
Der Großen tückiſch aufgeregter Sinn,
Verräther viel, ſelbſt eine Königin, —
Und Dieſer denn zuletzt! Das trag' ich hier!
Die ſchnöde Welt was weiß ſie denn von mir?
Schauſpielerin! ſo nennen ſie mich all,
Und Schau zu ſpielen iſt ja unſer Fall.
Die Völker gaffen, reden, wähnen viel,
Was wollen ſie denn anders als ein Spiel?
Verſtellt man ſich denn einzig auf dem Thron?
Dort ſpielt ein Kind und das verſtellt ſich ſchon.

Doch mit dir ſelbſt, in Glück und in Gefahr,
Eliſabeth, dir ſelbſt getreu und wahr,

Mit Recht verſchloſſen — Welches zweite Herz
Vermag zu theilen königlichen Schmerz?
Die falſche Welt, ſie buhlt um unſern Schatz,
Um unſre Gunſt, ſogar um unſern Platz;
Und machſt du je dir den Geliebten gleich,
Nicht Liebe genügt, er will das Königreich.
So war auch dieſer. — Und nun ſprich es aus:
Dein Leben trugen ſie mit ihm hinaus. —
Der Menſch erfährt, er ſey auch, wer er mag
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dieß giebt man zu, doch wer geſteht ſich frei,
Daß dieſe Liebe nun die letzte ſey;
Daß ſich kein Auge mehr mit froher Gluth
Zu unſerm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraſchtem Herzen leicht entquoll,
Verrätheriſch mehr die Wange färben ſoll;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarſter Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. — Hier iſt es Nacht,
Und Nacht wird's bleiben in der hohlen Bruſt.
Du blickſt umher, und ſchaueſt ohne Luſt,
So lang die Parze deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du ſelbſt geſtirnt,
Und ſuchſt vergebens um dein fürſtlich Haupt
Den ſchönſten Stern, den du dir ſelbſt geraubt;
Das Andre ſcheint ein unbedeutend Heer,
Geſteh' dir's nur! denn Eſſex lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunkt der Welt?
Der liebſte Schmuck an allem was gefällt?

War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein kostbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;
Wie lauscht' ich gern dem wohlbedachten Rath!
Erst reine Klugheit, dann die rasche That;
Gemäßigt Feuer erst, dann Flammengluth,
Und königlich war selbst sein Uebermuth.

Doch ach! zu lange hast du dir's verhehlt:
Was ist das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günstling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was wir ihm frei bestimmt,
Wenn unsre Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo sie belohnen wollte, strafen muß!

Er ist gestraft — ich bin es auch! wohlan
Hier ist der Abschluß! Alles ist gethan
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Und über dieses Nichts du Herrscherin!
Hier zeige sich zuletzt dein fester Sinn;
Regiere noch, weil es die Noth gebeut,
Regiere noch da es dich nicht mehr freut.
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich so zu sehen ist die Welt gewohnt;

So unerſchüttert zeige dich am Licht,
Wenn dir's im Buſen morſch zuſammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einſamſtem Gemach,
Entledige ſich dein gerechtes Ach!
Du ſeufzeſt! — Furchte nicht der Wande Spott,
Und wenn du weinen kannſt, ſo danke Gott!

Und immer mit dir ſelbſt, und noch einmal
Erneuet ſich die ungemeßne Qual.
Du wiederholſt die ungemeßne Pein:
Er iſt nicht mehr; auch du hörſt auf zu ſeyn
So ſtirb Elisabeth mit dir allein!

Epilog
zu Schiller's Glocke.

Wiederholt und erneut
bei der Vorſtellung am 10. Mai 1815.

Und ſo geſchah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte ſich das Land und ſegenbar
Ein friſches Glück erſchien; im Hochgeſange
Begrüßten wir das junge Fürſtenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermiſchte ſich die that'ge Völkerſchaar,
Und feſtlich ward an die geſchmückten Stufen
Die Huldigung der Künſte vorgerufen.

Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt.
Iſt's möglich? Soll es unſern Freund bedeuten,
An den ſich jeder Wunſch geklammert hält?
Den Lebenswurd'gen ſoll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt ſolch ein Verluſt die Welt!
Ach! was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und ſollten wir nicht weinen?

Denn er war unſer! Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag geſellt,
Wie bald ſein Ernſt, anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen:
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam,
Begegnet ſo, im Würdigſten beſchäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm ſchwollen der Geſchichte Fluth auf Fluthen,
Verſpülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrſcher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt ſich grimmig ausgetobt,

Im niedrig Schrecklichſten, im höchſten Guten
Nach ihrem Weſen deutlich durchgeprobt. —
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber ſtieg die Sonne.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig
Dieß breterne Gerüſte nicht verſchmäht;
Hier ſchildert er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgeſtaltig,
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt, an dieſes Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unſrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig ſchönen Jahren,
Denn er war unſer, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem läſtigen Gefühle
Der Gegenwart, der ſtockenden, entrückt,
Mit guter Kunſt und ausgeſuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen;
Nun ſchreckt uns das, wofür uns bangſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklartes Weſen
Sich hier verklart, wenn es hernieder ſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's! — von uns ſich weggekehrt!
Wir haben alle ſegenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er ſie gelehrt;

Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

Prolog

zu Eröffnung des Berliner Theaters

im May 1821.

Prächtiger Saal im antiken Styl. Ausſicht aufs weite Meer.

I.

Die Muſe des Dramas,

herrlich gekleidet, tritt auf im Hintergrunde.

So war es recht! So wollt' es meine Macht! –
(Sie ſcheint einen Augenblick zu ſtutzen, Theater und Saal betrachtend.)
Und doch erſchreck' ich vor der eignen Pracht;
Was ich gewollt, gefordert und befahl,
Es ſteht, und übertrifft mein Wollen hundertmal.
Ich dachte mir's, doch mit beſcheidnem Hoffen,
Verwandte Kunſt, ſie hat mich übertroffen. –
Mit Unbehagen fühl' ich mich allein,
Der ganze Hofſtaat muß verſammelt ſeyn.

Wo bleibt ihr denn? die wenn ich nicht beſchränkte,
Zudringlich eins das andere gern verdrängte:
Der frühſte Heldenſinn, des Mittelalters Kraft
Die heitre Tagswelt, ſittſam poſſenhaft?

Ihr Wechſelbilder, ihr des Dichters Träume,
Herein mit euch und füllt mir dieſe Räume!

Nun faſſe dich! dem Ort gemäß, der Zeit:
Beſchleunigen iſt Ungerechtigkeit.
In buntem Schmuck durchzieht ſchon manches Chor
Sich vorbereitend Säulengang und Thor,
Zu gleichem gleiches reihenhaft geſellt,
Weil jedes, rein geſondert, mehr gefällt.

Nichts übereilt! Ich lob' euch, die ich ſchalt,
Mit Sparſamkeit gebrauchet Kunſtgewalt,
Und tretet nächtlich in der Jahre Lauf,
Den Sternenhimmel überbietend auf;
So daß ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach eurem Kreis, dem leuchtenden, ſich ſehnt.

Sie rüſten ſich den hehren Raum zu ſchmücken,
Ihr ſollt ſie alle wohlgereiht erblicken;
Doch gebt mir zu, daß ich was ich entwarf,
Was alle wollen, gleich verkünden darf.

Vom tragiſch Reinen ſtellen wir euch dar
Des düſtern Wollens traurige Gefahr;
Der kräftige Mann, voll Trieb und willevoll,
Er kennt ſich nicht, er weiß nicht was er ſoll,
Er ſcheint ſich unbezwinglich wie ſein Muth,
Und wüthet hin, erreget fremde Wuth,
Und wird zuletzt verderblich überrennt
Von einem Schickſal, das er auch nicht kennt.
Unmaaß in der Beſchränkung hat zuletzt
Die Herrlichſten dem Uebel ausgeſetzt,

Und ohne Zeus und Fatum, ſpricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.
Ein ſolches Drama, wer es je gethan,
Es ſtand dem Griechenvolk am beſten an;
Sie haben, großen Sinns und geiſtiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Nach Jahren ſtürmt's auf wogem Wellenmeere;
Wir führen euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit gebieret Mann für Mann,
Der Tüchtige hilft ſich wie er helfen kann,
Und wenn zuletzt ihm Fehl zu Fehle ſchlägt,
Ergiebt er ſich dem Kreuze das er trägt.
Was Dulden ſey erſcheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing;
Entſagung heiligt Kriegs- und Pilgerſchritt,
Sie treibt's zu leiden weil der Höchſte litt.

Nun aber zwiſchen beiden liegt, ſo zart,
Ein Mittelglied von eigner holder Art.
Schickſal und Glaube finden keinen Theil,
In reiner Bruſt allein ruht alles Heil:
Denn immerfort, bei allem was geſchah,
Blieb uns ein Gott im Innerſten ſo nah;
Wo Erd' und Himmel ſich im Gruße ſegnen,
Dem Staunenden als Herrlichſtes begegnen.

Wenn obere Regionen ſo ſich halten,
Wo Fürſt und Fürſtin überſchwenglich walten,
So mag darauf gewöhnliches geſchehn! —
Ein Bürger kommt, auch der iſt gern geſehn,

Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwanke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienstbaren Alten,
Sich Charaktere seltsamlich entfalten;
Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ohngefähr geht es zu Hause so.
Und was die Bühne künstlich vorgestellt
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmähn,
Das Possenhafte gleichfalls gern gesehn;
Doch niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus;
Von Markt und Straßen selbst hinweg gebannt
Hat sich's getrost der Bühne zugewandt,
Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
Gemeine Rohheit klug zu mildern weiß,
Daß der Gebildete zuletzt erschrickt,
Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt.

Dieß darf ich heute nur mit Worten schildern,
Doch seht ihr alles in belebten Bildern
Vor eurem Blick zunächst vorübergehn.
Wir zaubern euch zu heiligem Tempelfeste,
Zur Krönungsfeier schmücken wir Paläste;

Was alt' und neue Zeit gebäulich wies,
Nach düſtrer Burgen ſtolzem Ritterſaale,
Erblickt ihr Thürme, kirchliche Portale,
Kreuzgang, Capelle, Keller und Verlies.

Und innerhalb der Kärme ſeht ihr walten
Der Zeit, dem Ort gewidmete Geſtalten,
Tagtäglich führt man euch zu andrer Welt.
Und wie bequem iſt's doch mit uns zu reiſen!
Die beſten Pfade wird man jedem weiſen,
Der ſich der Muſe treulich zugeſellt.

(Sie tritt begeiſtert zurück als wenn ſie etwas in den Lüften hörte.)

Was ruft! — Ein Dämon! — Helfet mir bedenken!
Ich ſoll den Schritt nach andrer Seite lenken.
Ja! was ich ſagte, ſagt' ich offenbar
Dem Menſchenſinn gemäß, wahrhaft und klar;
Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es faſſen.
Nun folgt mir gern, ſonſt müßt' ich euch verlaſſen.

(Sie eilt hinweg.)

II.

Das Theater verwandelt ſich in eine Wald- und Felspartie.

Blaſende Inſtrumente hinter der Couliſſe unterhalten die Aufmerkſamkeit und leiten das Folgende ein.

Die Muſe

tritt auf, den Thyrſus in der Hand, ein Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt.

Tauſend, aber tauſend Stimmen
Hör' ich durch die Lüfte ſchwimmen,

Wie ſie wogen, wie ſie ſchwellen!
Mich umgeben ihre Wellen,
Die ſich ſondern, die ſich einen,
Sie die ewig ſchönen, reinen.
Wie ſie mir ins Ohr gedrungen,
Wie ſie ſich ins Herz geſchlungen,
Stürmen ſie nach allen Seiten,
Von der Nähe zu den Weiten,
Berghinan und thalhernieder
Und das Echo ſchickt ſie wieder.

(Das Theater verfinſtert ſich.)

Und von den niedern zu den höchſten Stufen
Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
Die Atmoſphäre trübt ſich, iſt erregt,
Der Donner rollt, ein Blitz der praſſelnd ſchlagt,
Zerſplittert Wald und Fels, die mooſigen Alten
Die Rinde gar des Bodens wird geſpalten.

(Ein rother Schein überzieht das Theater.)

Erdſchlünde thun ſich auf, ein Feuerqualm
Zuckt flammend übers Feld, verſengt den Halm,
Verſengt der Bäume lieblich Blüthenreich;
Nun herrſcht die Nacht, das Leben ſtockt ſogleich.
Und aus den Grüften hebt ſich leis heran
Das Gnomen-Volk und wittert alles an,
Und wittert alles aus, und ſpürt den Platz,
Und forſcht und gräbt, da glitzert mancher Schatz.
Das alt-verborgene Gold bringt keinem Heil,
Der Finſterniß Genoſſe will ſein Theil,
Im Innern ſiedet's, ſchäumt und ſchleudert wilder
Durchs Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;

Wie Salamander lebt es in der Gluth,
Und ſtreitet haßlich mit vulcaniſcher Wuth.

Schon hüben und drüben ſind Berge verſunken,
Schon gähnet der Abgrund, ſchon ſprühen die Funken.
Was iſt mir? was leuchtet ein wunderlich Licht?
So leuchtet der Furie Feuergeſicht.
Und, unter dem Kopfſchmuck phosphoriſcher Schlangen,
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.
Der Schrecken ergreift mich, wo rett' ich mich hin!
Noch kracht es entſetzlicher, Felſen erglühn,
Sie berſten, ſie ſtürzen, ſie öffnen mir ſchon
Der grauſeſten Tiefe Plutoniſchen Thron!

(Das Theater verwandelt ſich in einen hellen erfreulichen Ziergarten.)

Kehrſt du wieder Himmels-Helle!
Iris, mit gewohnter Schnelle,
Trennt die grauſen Wolken ſchon,
Augenfunkelnd für Entzücken
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagen-Thron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmliſcher Vermählung Segen
Fühlt der Erde weiter Kranz.
Um des Bogens bunten Frieden
Schlingen lieblichſte Sylphiden,
Schillernd zierlich, Kettentanz.

Und, da unten, Silberwellen
Grünlich-purpurn, wogen, ſchwellen
Auch empor in Liebesgluth,

Schalkisch locken gleich Undinen,
Blauen Aug's, verschämter Mienen,
Sich den Himmel in die Fluth.
Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten,
Alles ist dem Gott gerathen,
Alles ist am Ende gut!

(Tanz von Sylphen und Undinen.)

III.

Die Muse

(kommt in anmuthiger Kleidung, und nachdem sie einigen Antheil am Tanze genommen, wendet sie sich zu den Zuschauern).

Viel ist, gar viel mit Worten auszurichten,
Wir zeigen dieß im Leben wie im Dichten;
Doch liebliche Bewegung, wie gesehn,
Darf man zu schildern sich nicht unterstehn,
Nur der Gesammtblick laßt den Werth empfinden,
Der holde Tanz er muß sich selbst verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muse Gunst
Das höchste Ziel, den schönsten Lohn der Kunst.
O möge den Geschwistern sammtlich glücken
Solch allgemeiner Beifall, solch Entzücken!

Denn das ist der Kunst Bestreben
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwarts fühlt er sich getragen!

Und in dieſen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier ſchlagen.

Und ſo geht's den Lieben allen
Die im Elemente wallen,
Welches bildend wir beleben;
Wer empfing der möchte geben.
In der Himmelsluft der Muſen
Oeffnet Buſen ſich dem Buſen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen ſich zur All-Gemeinde,
Dort verſöhnt ſich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet was die Muſe gönnt!
Die ihr's genießt, es dankbar anerkennt,
Preiſ't Ihn mit mir, den Gott der es gegeben.
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbei geführt;
Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Die Kunſt verſöhnt der Sitten Widerſtreit,
In ihren Kreiſen waltet Einigkeit.
Was auch ſich ſucht und flieht, ſich liebt und haßt,
Eins wird vom andern ſchicklich angefaßt:
Wie Masken, grell gemiſcht, bei Fackelglanz,
Vereinigt ſchlingen Reih- und Wechſeltanz.
Vor ſolchen Bildern wird euch wohl zu Muthe!
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
Eins mit dem andern wird euch einverleibt;
Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt.

So nach und nach erblühet, leise, leise,
Gefühl und Urtheil wirkend wechselweise;
In eurem Innern schlichtet sich der Streit,
Und der Geschmack erzeugt Gerechtigkeit.

Und so in euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt euch der Dichter,
Der, war' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch eures Beifalls höchsten Werth erkennt.
Erweis't euch nun, wir anerkennen's willig,
Aufmerksam offnen Sinns, gerecht und billig.
So schmücket sittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch groß im herrlichsten Local.

Denn euretwegen hat der Architekt,
Mit hohem Geist, so edlen Raum bezweckt,
Das Ebenmaaß bedachtig abgezollt,
Daß ihr euch selbst geregelt fühlen sollt;
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt
Auf seinen Spruch zu harren, würdig hält.

Denn auch der Bildner schmückt das edle Haus,
Vom Sockel bis zum Giebel, reichlich aus.
Hier muß euch Ernst im Heiligthume seyn,
Denn Götterformen winkten euch herein;
Wo rings umher der Maler sich bemüht
Und euren Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In Einem Kreise hundertfältig spielt.

Das ist nun offenbar, doch was verhüllt
Geheimnißvoll die innern Räume füllt,

Erſt harrend ruhig, magiſch dann behende,
Im Augenblick wie ich die Finger wende,
Wird mannichfaltig, ſo nun Jahre walten,
Sich nach und nach vor eurem Blick entfalten.

Und weſſen Wollen dieß uns zugedacht,
Auf weſſen Wink die Meiſter das vollbracht,
Wer wüßt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen;
Doch Ihm genügt, daß wir es anerkennen.

In dieſer Schöpfung, dieſem Kunſtverein,
Wie muß es mir denn erſt zu Muthe ſeyn!
So großes Leiſten fordert Großes an,
Viel iſt zu thun, da wo ſo viel gethan.
Was ware nicht zu denken, nicht zu ſagen!
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne ſchlagen.
(Sie wendet ſich, lebhaft-anmuthig, weiter vortretend, an die Zuſchauer.)

Erſcheinen die Freunde ſo oft und ſo viel,
Sie heißen willkommen!
Wir andern, wir wechſeln, wir ſteigern das Spiel,
Und jedermann hat ſich das Seine genommen.
Eröffnen die Raume, die heiteren, hellen,
Sich als ein Gemeingut, wie heilende Quellen,
Dem Nächſten, dem Fernſten, dem Höchſten zur Luſt,
Beleben der Menge bewegliche Bruſt;
So Alte, ſo Junge ſind alle geladen
In unſerem Aether ſich munter zu baden.
Ein Traurender komme, da fühlt er ſich froh,
Erheitert ein Sorgender; jeglicher ſo,
Wie's immer dem Einen, dem Andern entſpricht,
Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So ſind wir am Ziel nun; Er hat es gewollt,
Daß freudig geſchehe, was Alle geſollt.
Des Vaterland's Mitte verſammelt' uns hier,
Nun iſt es ein Tempel und Prieſter ſind wir;
Wo Alles zum höchſten, zum beſten gemeint,
Um unſeren Herrſcher entzückt ſich vereint.

Noten

zu einigen Feſtgedichten und Gedichten an Perſonen.

1) Thaers Jubelfeſt, bei welchem ich, obſchon abweſend, meinen aufrichtigen Antheil dem würdigen Manne zu beweiſen nicht verfehlen wollte. Es ward von Zelter componirt und von ihm an Ort und Stelle ſelbſt ausgeführt.

2) Mit dieſem Gedichte ſuchte ich den vielfachen Ausdruck von Liebe und freundſchaftlicher Neigung zur Feier meines ſiebzigſten Geburtstags nach allen Seiten hin dankbar zu erwiedern.

3) Hierauf ließ der immer thätige und ergötzliche junge Freund Sulpiz Boiſſerée die zum Andenken auf einen mit Söhnen reich geſegneten Ritter Waldſtein geſchlagene Medaille in Kupfer ſtechen. Ich bediente mich dieſer neuen Anregung, um jenen Dankesgruß zu wiederholen und zu vermannichfaltigen. Dieß geſchah denn auch im gegenwärtigen Gedicht. Es ward mit dem vorigen allgemeinen, nebſt beigefügter Medaillen-Abbildung, als wahrer heiterer Ausdruck von Theilnahme, einem liebenswürdigen Gliede der gleichfalls zahlreich ausgebreiteten Familien überreicht.

4) Ihro kaiſerlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin war ein koſtbares Stammbuch von treuer geſchätzter Hand verehrt worden und mir ward die Gnade zugedacht, daſſelbe durch vorſtehendes Sonett einzuweihen.

5) Das löbliche Herkommen die höchſten Herrſchaften bei feſtlichen Maskenzügen durch ein dichteriſches Wort zu begrüßen, ließ man auch dießmal obwalten. Ein Korſar, an den Helden Byrons erinnernd, übergab es im Namen des als Anacreret lebenden Dichters.

6) Durch meine beinah abſolute Einſamkeit, auf welche ſchon der Schluß des vorigen Gedichtes anſpielt, hatte ich mir den Namen des Eremiten verdient, der ſich aber in Zelle und Garten höchſt geehrt und erfreut fühlte, als mein Herr und Gebieter mir zwei liebenswürdige junge Fürſtenpaare zuführte und der freundlichſte Beſuch durch das Gedicht erwiedert werden durfte.

7) Als der Fürſt bei der Chriſtbeſcheerung ſeiner theuren Enkel gegenwärtig war, überreichten ſie ihm ihrerſeits mit obigen zwei Strophen eine Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerſchule, im Namen ſämmtlicher Jugend.

8) An Prinzeſſin Auguſte. Der Kurſerſtlich von Elzheimers Aurora, mit einigen Strophen zum Geburtstag, von Jena her, geſchrieben in dem Garten der Prinzeſſinnen.

9) Ein Pracht-Exemplar der Werke des Abbate Bondi ward mir durch die allerhöchſte Gnade Ihro Majeſtät der Kaiſerin; zur Erwiederung wirkte ich das mitgetheilte Sonett.

10) Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung in Töplitz, an Ihro Majeſtät die Kaiſerin von Oeſterreich, geſprochen von Gräfin O'Donell.

11) Mit einem heiter und glänzend gemalten Glaſe, der unſchätzbaren Freundin, von Carlsbad nach Franzenbrunnen.

12) An dieſelbe, als ich ſie ganz unverhofft in Franzenbrunnen antraf, wo ſich unſere Unterhaltung ganz auf den höchſt beklagenswerthen Verluſt unſerer Herrin einſchränkte. Sie vertraute mir, daß noch manches theure Pfand von der Höchſtſeligen in ihren Händen ſey, wozu ſie ein koſtbares Käſtchen habe verfertigen laſſen, für welches ſie eine Inſchrift von mir verlange, ſie wolle damit die inwendige Seite des Deckels bekleiden. Hiezu ſendete ich jene Strophen von Carlsbad, und wer über Bedeutung des darin erwähnten Platzes und Bechers das Nähere zu erfahren wünſcht, findet ſolches in der Reihe der Carlsbader Gedichte.

13) Herrn Staatsminiſter von Voigt zu ſeiner Jubelfeier: ein Denkmal vieljährigen und mannichfaltigen Zuſammenwirkens. Die erſte Strophe bezieht ſich auf den Ilmenauer Bergbau, dem wir mit Fleiß und Studium mehrere Jahre vorſtanden. Die zweite und dritte deuten auf die in Geſellſchaft höchſt gebildeter Frauen und Männer gefundene Erheiterung von oftmals läſtigen und gefährlichen Geſchäften; der Schluß auf die Schrecken der feindlichen Ueberſchwemmung, auf den Drang der wechſelvollen Kriegsjahre, auf das Glück endlicher Befreiung und zugleich auf die Nothwendigkeit des Zuſammenhaltens gerüſter Freunde in einer Zeit wo eine Verwirrung aller Begriffe die hohe Cultur des Vaterlandes zu vernichten drohte.

14) Dem Fürſten Hardenberg Durchlaucht zum ſiebzigſten Geburtstag unter deſſen Bildniß, auf Anregung der Gebrüder Henſchel, der ich mich um ſo lieber fügte als der Fürſt im Jahre 1813 ſich, bei ſeiner Anweſenheit in

Weimar, der frühſten akademiſchen Jahre in Leipzig erinnerte, wo wir zuſammen bei Oefern Zeichenſtunde genommen hatten.

15) An Lord Byron. Dieſer merkwürdige Mann hatte manches Freundliche ſchriftlich und mündlich durch Reiſende begrüßend nach Weimar gelangen laſſen, welches ich durch jene Strophen zu erwiedern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweiſe in Livorno, eben als er für Griechenland ſich einzuſchiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn noch zu einer ſchriftlichen Erwiederung vom 24. Juli 1823, die mir unſchätzbar bleibt; wie denn das Nähere dieſer Verhältniſſe in den Beilagen zu Captain Medwins Unterhaltungen, dem ich auf Anfrage das Allgemeinſte mittheilte, zu finden iſt. Das Umſtändlichere, zugleich mit Abſchriften der Originale, wird früher oder ſpäter bekannt werden.

16) Der unter meinen Augen aufgewachſenen lieben Gattin meines Sohnes, als Zuſchrift der Wanderjahre.

17) Als ich eine Zeitlang im Orient hauſte, liebte ich meine Gedichte mit goldblumigen Verzierungen einzufaſſen; dieß geſchah denn auch an dieſem Gedichte, dem gepruften alten Freunde Geheime-Rath von Willemer gewidmet.

18) Graf Paar, Adjutant des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, war mir in Carlsbad einer der liebſten und eifrigſten Geſellſchafter. Aus Wohlwollen zu mir befreundete er ſich mit der ihm bisher ganz fremden Geognoſie; ich überreichte ihm ein Heft über böhmiſche Gebirgsarten mit dieſen wenigen Reimzeilen.

19) Derſelbe ließ abreiſend eine höchſt merkwürdige Statue von Bronze mir zurück, wofür ich meinen Dank auf einem Erwiederungsblatt ausdruckte. Noch jetzt ſchmückt dieſes Gebilde vorzüglich meine kleine Sammlung.

20) Gräfin Titinne O'Donell, geborne Gräfin Clary, hatte in jugendlicher Heiterkeit und freundlicher Laune eine meiner Schreibfedern verlangt, die ich ihr mit ſolchen Zeilen zuſchickte.

21) An dieſelbe, mit einer neuen, kaum angeſchriebenen Feder zugeſendet.

22) Eine mit der deutſchen Literatur aufs innigſte bekannte polniſche Dame vereinigte ſich mit mir im Lobe von Fouque's Undine, und bemerkte zugleich, daß eine franzöſiſche Ueberſetzung das Original keineswegs erreiche, und verſprach ſie mir zu eigener Ueberzeugung mitzutheilen. Als ich das Buch erhielt, fand ich es in einem Zuſtande der dem Verfaſſer gewiß geſchmeichelt hatte. Die vordere Decke fehlte ganz, die erſten Bogen konnten als gerollt und geknittert kaum geleſen werden, ich ſchaffte es zum Buchbinder, der es

denn völlig wieder herſtellte und ſo erhielt es die Dame zurück mit jenen eingeſchriebenen Zeilen.

23) Fürſt Biron von Curland, deſſen freundlicher Neigung ich ſchon früher angenehme Kunſtgaben verdankte, ſchickte mir von Teplitz nach Carlsbad eine höchſt merkwürdige Zeichnung. Sie iſt ſehr wohl erhalten, in mäßigem Querfolio, von Peter Vischer, dem trefflichen Erzgießer, mit der Feder ſehr ſauber gezeichnet, ausgetuſcht und angefärbt eine Allegorie zu Ehren Luthers vorſtellend, welcher hier als Herkules ſiegreich aufgeführt wird.

24) Graf Carl Harrach, mit dem ich vor vielen Jahren zu Carlsbad, in Geſellſchaft der Seinigen, glückliche Tage verlebte, hatte ſich der Heilkunde gewidmet und darin durch eifriges Studium und getreuliche Ausübung bedeutend hervorgethan. Er begegnete mir wieder an derſelbigen Stelle, das alte Vertrauen trat ſogleich wieder ein und es eröffnete ſich von dem bisherigen Leben und Treiben die erfreulich wirkſamſte Unterhaltung.

25) Zwar kein Kleidungsſtück, aber ein zum Ankleiden höchſt nöthiges Erforderniß, welches wohl zu errathen ſeyn möchte, war in ſeltenem Grade verziert worden. Es begrüßte mich im böhmiſchen Gebirg an meinem Geburtstag aus weiter Ferne, und ſein blumenreicher Anblick ergötzte mich mitten zwiſchen Fichten und Tannen.

26) Aus der Strophe ſelbſt erklärbar: das Bildniß des Freundes, in einer ausgeleerten Schachtel getrockneter Früchte überſandt.

27) Die Tochter eines Freundes, mit dem man freiheitere Jahre zugebracht, der nun aber längſt entfernt lebte; dieſe findet zufällig unter den ausgeſtellten Waaren des Frauenvereins ein Taſchenbuch von dem Dichter dorthin geſchenkt, eignet ſich's an und verlangt dazu einige Worte von deſſen Hand.

28) Fräulein Wetzewska, Schweſter der Madam Szymanowska, von einigen vielleicht eingebildeten Leiden geplagt, ſchön und anmuthig, mitunter traurig geſtimmt und vom Tode ſprechend. Ein geiſtreicher Freund ſchrieb in ihr Stammbuch ein Teſtament, worin ſie ihre höchſt liebenswürdigen Eigenſchaften und Vorzüge einzeln und an verſchiedene Perſonen vermacht. Der Scherz konnte für ſehr anmuthig gelten, indem der Bezug der Legate auf die Legatarien theils Mängel, theils geſteigerte Vorzüge derſelben andeutete, und ich ſchrieb dieſes Gedicht unmittelbar in jener Vorausſetzung.

29) Eine Geſellſchaft verſammelter Weimariſcher Freunde hatte ſich verabredet meinen Geburtstag zu feiern und ich veranſtaltete, als die Nachricht zu mir kam, daß die beiden Strophen gerade am Schluß des Feſtes zu dankbarer Erwiederung konnten vorgetragen werden.

30) Sind als Ausblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenschaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung zu betrachten; wie denn der Liebende auch als Wetterbeobachter auftritt.

31) Dieſes Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, ſteht ſchon im zweiten Band an ſeinem gemüthlichen Platze; hier durfte es nicht fehlen, weil es urſprünglich durch die hohe Kunſt der Madam Szymanowska, der trefflichſten Pianoſpielerin, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr urſprünglich übergeben wurde.

32) Frau Hofmarſchall von Spiegel hatte mir ein neues Album im Jahre 1821 übergeben; es war mir im Augenblick nicht möglich etwas Gehöriges zu finden, ich behielt mir ein paar weiße Seiten vor. Ende Februar 1823 erbat ich mir das Album wieder und ſchrieb jenes Gedicht hinein. Die zwei mittleren Stanzen wird man in dem Maskenzuge „die romantiſche Poeſie" wiederfinden, wo gedachte Dame als Prinzeſſin von Byzanz mit König Rother im Glanze der Schönheit und Majeſtät auftrat. Schade daß ſolche Erſcheinungen nicht feſtgehalten, ja nicht einmal, wie gute Theaterſtücke, wiederholt werden können.

33) Der zierlichſten aus den Wellen gebornen Undine auf einem Maskenball durch einen neckiſchen Unterhändler zugebracht.

34) Ein vorzügliches Blumengemälde in dem reichſten Goldrahmen an paſſender Stelle geziemend dargebracht.

35) Dieſes Gedicht begleitete einen geſchlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz zum Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung wetteifernden Paares.

36) An Julie Gräfin Egloffſtein, die ein ſeltenes Talent zur bildenden Kunſt mit manchem andern und überdieß mit perſönlichen Eigenſchaften verbindet, welche allein hinreichend wären ſie als höchſt vorzüglich in der Welt auftreten zu laſſen. Dieſes Gedicht ward veranlaßt durch unverwelkliche Blumen von ausgezeichneter Schönheit.

37) Derſelben auf die Reiſe mitgegeben, die ſie in einigem Zweifel zwiſchen ſich und eifrig berathenden Freunden antrat, welche beſonders wegen Anwendung ihres ſchönen Talents nicht einig werden konnten.

38) Ebendieſelbe hatte ſich zu einem Aufenthalt in Dresden entſchloſſen, wo ſie die eigentlichſte Förderung ihrer Bemühungen finden konnte.

39) Dieſelbe hatte ſich nun aus dem kleinen Format in größeres erhoben, worin es ihr ebenfalls nach Wunſch glückte.

40) Zum Abſchluß eines vollgeſchriebenen und vollgezeichneten Albums.

41) Herrn Canzler von Muller hatte ich ein vollſtändiges Exemplar meiner Werke zum Geburtstage überreicht, ungebunden und ungeſchmückt. Derſelbe gab mir ein Jahr darauf den erſten Band gebunden zurück und Gelegenheit mich an demſelben Tage nachträglich einzuzeichnen.

42) An meinen alten Weimariſchen Urfreund, Major von Knebel, von Zelter componirt, um vierſtimmig zum gefeierten Tage vorgetragen zu werden.

43) An deſſen herangewachſenen Sohn, einige Jahre ſpäter.

44) Pathengruß einem während der ſchweren Krankheit des Vaters ſehnlichſt erwarteten Ankömmling.

45) Einem Neugebornen, den die mineralogiſche Geſellſchaft zu Jena nicht früh genug an ſich heranziehen konnte.

46) Mit meinen kleinen Gedichten, wo Sie ſich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte.

47) Zwei Exemplare der Wanderjahre hatten zwiſchen zwei Freundinnen gekreuzt und dadurch heitere Mißverſtändniſſe veranlaßt, welche hier freundlich ausgeſprochen werden.

48) An zwei hoffnungsvolle Knaben, welche, entzündet durch eifrige Geologen, ſich leidenſchaftlich ihnen zugeſellten und im Aufſpüren von merkwürdigen Gebirg- und Gangarten ſich beſonders thätig erwieſen.

49) Rhein und Main. Bei meinem Aufenthalt in jenen Gegenden wurden eine Menge kleinere Gedichte, theils in manches Album, meiſt unter landſchaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Beſuch- und Abſchiedskarten vertheilt; von denen ſich vorſtehende, vielleicht hie und da räthſelhafte, erhalten haben. Freunde werden ſich deren gern erinnern und ſo mögen ſie denn auch hier eingeſchloſſen ſtehen. Zu bemerken iſt, daß Herzog und Herzogin von Cumberland, Hoheiten, in der Nacht zum 16. Auguſt die Einſiedler am Fluſſe unverhofft beſuchten.

50) Im Wanderſinne zu einem alten Manuſcript der heiligen drei Königslegende.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Siebenter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1810.

Inhalt.

Die Laune des Verliebten . . . . . Seite 1
Die Mitschuldigen 37
Jahrmarktfest zu Plundersweilern 113
Das Neueste von Plundersweilern 115
Pater Brey 161
Lacrimä 164
Bahrdt 177
Götter, Helden und Wieland 207
Prometheus 234
Künstlers Erdewallen 259
Künstlers Apotheose 261
Triumph der Empfindsamkeit 269
Die Vögel 275

Die Laune des Verliebten.

Ein Schäferspiel

in Versen und Einem Acte.

Perſonen.

Egle.
Amine.
Eribon.
Lamon.

Erſter Auftritt.

Amine und Egle ſitzen an der einen Seite des Theaters und winden Kränze. Lamon kommt dazu und bringt ein Körbchen mit Blumen.

Lamon
(indem er das Körbchen niederſetzt).

Hier ſind noch Blumen.

Egle.

Gut!

Lamon.

Seht doch wie ſchön ſie ſind!
Die Nelke brach ich dir.

Egle.

Die Roſe! —

Lamon.

Nein, mein Kind!
Aminen reich' ich heut das Seltene vom Jahr;
Die Roſe ſeh' ich gern in einem ſchwarzen Haar.

Egle.

Und das ſoll ich wohl gar verbindlich, artig nennen?

Lamon.

Wie lange liebſt du mich ſchon, ohne mich zu kennen?
Ich weiß es ganz gewiß, du liebſt nur mich allein,
Und dieſes muntre Herz iſt auch auf ewig dein,
Du weißt es. Doch verlangſt du mich noch mehr zu binden?
Iſt es wohl ſcheltenswerth, auch andre ſchön zu finden?

Ich wehre dir ja nicht zu sagen: der ist schön,
Der artig, scherzhaft der, ich will es eingestehn,
Nicht böse seyn.

Egle.

Sey's nicht, ich will es auch nicht werden.
Wir fehlen beide gleich. Mit freundlichen Geberden
Hör' ich gar manchen an, und mancher Schäferin
Sagst du was Süßes vor, wenn ich nicht bei dir bin.
Dem Herzen läßt sich wohl, dem Scherze nicht gebieten;
Vor Unbeständigkeit muß uns der Leichtsinn hüten.
Mich kleidet Eifersucht noch weniger als dich.

(Zu Aminen.)

Du lächelst über uns! Was denkst du, Liebe? sprich!

Amine.

Nicht viel.

Egle.

Genug, mein Glück und deine Qual zu fühlen.

Amine.

Wie so?

Egle.

Wie so! Anstatt, daß wir zusammen spielen,
Daß Amors Schläfrigkeit bei unserm Lachen flieht,
Beginnet deine Qual, wenn dich dein Liebster sieht.
Nie war der Eigensinn bei einem Menschen größer.
Du denkst, er liebe dich. O nein, ich kenn' ihn besser;
Er sieht, daß du gehorchst, drum liebt dich der Tyrann,
Damit er jemand hat, dem er befehlen kann.

Amine.

Ach, er gehorcht mir oft.

Egle.

Um wieder zu befehlen.
Mußt du nicht jeden Blick von seinen Augen stehlen?

Die Macht, von der Natur in unſern Blick gelegt,
Daß er den Mann entzückt, daß er ihn niederſchlägt,
Haſt du an ihn geſchenkt, und mußt dich glücklich halten,
Wenn er nur freundlich ſieht. Die Stirne voller Falten,
Die Augenbraunen tief, die Augen düſter, wild,
Die Lippen aufgedrückt, ein liebenswürdig Bild,
Wie er ſich täglich zeigt, bis Bitten, Küſſe, Klagen
Den rauhen Winterzug von ſeiner Stirne jagen.

Amine.

Du kennſt ihn nicht genug, du haſt ihn nicht geliebt.
Es iſt nicht Eigenſinn, der ſeine Stirne trübt;
Ein launiſcher Verdruß iſt ſeines Herzens Plage,
Und trübet mir und ihm die beſten Sommertage;
Und doch vergnüg' ich mich, da, wenn er mich nur ſieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald ſeine Laune flieht.

Egle.

Fürwahr ein großes Glück, das man entbehren könnte.
Doch nenne mir die Luſt, die er dir je vergönnte?
Wie pochte deine Bruſt, wenn man vom Tanze ſprach;
Dein Liebſter flieht den Tanz, und zieht dich Arme nach.
Kein Wunder, daß er dich bei keinem Feſte leidet,
Da er der Wieſe Gras um deine Tritte neidet,
Den Vogel, den du liebſt, als Nebenbuhler haßt;
Wie könnt' er ruhig ſeyn, wenn dich ein Andrer faßt,
Und gar, indem er ſich mit dir im Reihen kräuſelt,
Dich zärtlich an ſich drückt, und Liebesworte ſäuſelt.

Amine.

Sey auch nicht ungerecht, da er mich dieſes Feſt,
Weil ich ihn darum bat, mit euch begehen läßt.

Egle.

Das wirſt du fühlen.

Amine.

Wie?

Egle.

Warum bleibt er zurücke?

Amine.

Er liebt den Tanz nicht sehr.

Egle.

Nein, es ist eine Tücke.
Kommst du vergnügt zurück, fängt er halb spöttisch an:
Ihr wart wohl sehr vergnügt? — Sehr — das war wohlgethan.
Ihr spieltet — Pfänder — So! Damöt war auch zugegen?
Und tanztet? — Um den Baum — Ich hätt' euch sehen mögen.
Er tanzte wohl recht schön? Was gabst du ihm zum Lohn?

Amine (lächelnd).

Ja.

Egle.

Lachst du?

Amine.

Freundin ja, das ist sein ganzer Ton. —
Noch Blumen!

Lamon.

Hier! das sind die besten.

Amine.

Doch mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;
Ich sieh' an diesem Neid, wie mich mein Liebster schätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Qual ersetzt.

Egle.

Kind, ich bedaure dich, du bist nicht mehr zu retten,
Da du dein Elend liebst; du klirrst mit deinen Ketten
Und überredest dich, es sey Musik.

Amine.

Ein Band
Zur Schleife fehlt mir noch.

Egle (zu Lamon).

Du haſt mir eins entwandt,
Das ich vom Maienkranz beim Frühlingsfeſt bekommen.

Lamon.

Ich will es holen.

Egle.

Doch du mußt bald wiederkommen.

Zweiter Auftritt.

Egle. Amine.

Amine.

Er achtet das nicht viel, was ihm ſein Mädchen ſchenkt.

Egle.

Mir ſelbſt gefällt es nicht, wie mein Geliebter denkt;
Zu wenig rühren ihn der Liebe Tändeleien,
Die ein empfindlich Herz, ſo klein ſie ſind, erfreuen.
Doch, Freundin, glaube mir, es iſt geringre Pein,
Nicht gar ſo ſehr geliebt, als es zu ſehr zu ſeyn.
Die Treue lob' ich gern; doch muß ſie unſerm Leben,
Bei voller Sicherheit, die volle Ruhe geben.

Amine.

Ach, Freundin! ſchätzenswerth iſt ſolch ein zärtlich Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz
Wirft er mir etwas vor, fängt er an mich zu plagen;
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur ſagen,

Gleich iſt er umgekehrt, die wilde Zankſucht flieht,
Er weint ſogar mit mir, wenn er mich weinen ſieht,
Fällt zärtlich vor mir hin und fleht ihm zu vergeben.

Egle.

Und du vergiebſt ihm?

Amine.

Stets.

Egle.

Heißt das nicht elend leben?
Dem Liebſten, der uns ſtets beleidigt, ſtets verzeihn,
Um Liebe ſich bemühn und nie belohnt zu ſeyn!

Amine.

Was man nicht ändern kann —

Egle.

Nicht ändern? Ihn bekehren
Iſt keine Schwierigkeit.

Amine.

Wie das?

Egle.

Ich will dich's lehren.
Es ſtammet deine Noth, die Unzufriedenheit
Des Eridons —

Amine.

Von was?

Egle.

Von deiner Zärtlichkeit.

Amine.

Die, dächt' ich, ſollte nichts als Gegenlieb' entzünden.

Egle.

Du irrſt; ſey hart und ſtreng, du wirſt ihn zärtlich finden.
Verſuch' es nur einmal, bereit' ihm kleine Pein:

Erringen will der Menſch, er will nicht ſicher ſeyn.
Kommt Eridon, mit dir ein Stündchen zu verbringen;
So weiß er nur zu gut, es muß ihm ſtets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl iſt ihm nicht fürchterlich;
Er weiß, du liebeſt ihn weit ſtärker als er dich.
Sein Glück iſt ihm zu groß, und er iſt zu belachen:
Da er kein Elend hat, will er ſich Elend machen.
Er ſieht, daß du nichts mehr als ihn auf Erden liebſt,
Und zweifelt nur, weil du ihm nichts zu zweifeln giebſt.
Begegn' ihm, daß er glaubt, du könnteſt ihn entbehren;
Zwar wird er raſen, doch das wird nicht lange währen,
Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreun;
Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich ſeyn.

Amine.

Ja, das iſt alles gut; allein es auszuführen
Vermag ich nicht.

Egle.

Wer wird auch gleich den Muth verlieren.
Geh, du biſt allzuſchwach. Sieh dort!

Amine.

Mein Eridon?

Egle.

Das dacht' ich. Armes Kind! er kommt, du zitterſt ſchon
Vor Freude, das iſt nichts; willſt du ihn je bekehren,
Mußt du ihn ruhig ſehn ſich nahn, ihn ruhig hören.
Das Wallen aus der Bruſt! die Röthe vom Geſicht!
Und dann —

Amine.

O laß mich los! So liebt Amine nicht.

Dritter Auftritt.

Eridon kommt langſam mit übereinander gelegten Armen. **Amine** ſteht auf und läuft ihm entgegen. **Egle** bleibt in ihrer Beſchäftigung ſitzen.

Amine (ihn bei der Hand faſſend).
Geliebter Eridon!

Eridon (küßt ihr die Hand).
Mein Mädchen!

Egle (für ſich).
Ach wie ſüße!

Amine.
Die ſchönen Blumen! Sprich, mein Freund, wer gab dir dieſe?

Eridon.
Wer? meine Liebſte.

Amine.
Wie? — Ah, ſind das die von mir?
So friſch von geſtern noch?

Eridon.
Erhalt' ich was von dir,
So iſt mir's werth. Doch die von mir?

Amine.
Zu jenen Kränzen
Fürs Feſt gebrauch' ich ſie.

Eridon.
Dazu! Wie wirſt du glänzen!
Lieb' in des Jünglings Herz und bei den Mädchen Neid
Erregen!

Egle.
Freue dich, daß du die Zärtlichkeit
So eines Mädchens haſt, um die ſo viele ſtreiten.

Eridon.

Ich kann nicht glücklich ſeyn, wenn viele mich beneiden.

Egle.

Und könnteſt doch; denn wer iſt ſicherer als du?

Eridon (zu Aminen).

Erzähl' mir doch vom Feſt; kommt wohl Damöt dazu?

Egle (einfallend).

Er ſagte mir es ſchon, er werde heut nicht fehlen.

Eridon (zu Aminen).

Mein Kind, wen wirſt du dir zu deinem Tänzer wählen?

(Amine ſchweigt, er wendet ſich zu Eglen.)

O ſorge, gieb ihr den, der ihr am liebſten ſey!

Amine.

Das iſt unmöglich, Freund, denn du biſt nicht dabei!

Egle.

Nein, hör' nur, Eridon, ich kann's nicht mehr ertragen,
Welch eine Luſt iſt das, Aminen ſo zu plagen?
Verlaß ſie, wenn du glaubſt, daß ſie die Treue bricht;
Glaubſt du, daß ſie dich liebt, nun gut, ſo plag' ſie nicht.

Eridon.

Ich plage ſie ja nicht.

Egle.

Wie? Heißt das ſie erfreuen?
Aus Eiferſucht Verdruß auf ihr Vergnügen ſtreuen,
Stets zweifeln, da ſie dir doch niemals Urſach giebt,
Daß ſie —

Eridon.

Bürgſt du mir denn, daß ſie mich wirklich liebt?

Amine.

Ich dich nicht lieben! Ich!

Eridon.

Wenn lehrst du mich es glauben?
Wer ließ ſich einen Strauß vom kecken Damon rauben?
Wer nahm das ſchöne Band vom jungen Thyrſis an?

Amine.

Mein Eridon! —

Eridon.

Nicht wahr, das haſt du nicht gethan?
Belohnteſt du ſie denn? O ja, du weißt zu küſſen.

Amine.

Mein Beſter, weißt du nicht?

Egle.

O ſchweig', er will nichts wiſſen!
Was du ihm ſagen kannſt, haſt du ihm längſt geſagt,
Er hat es angehört, und doch aufs neu geklagt.
Was hilft's dich? Magſt du's ihm auch heut noch einmal ſagen;
Er wird beruhigt gehn, und morgen wieder klagen.

Eridon.

Und das vielleicht mit Recht.

Amine.

Mit Recht? Ich, untreu ſeyn?
Amine dir? Mein Freund, kannſt du es glauben?

Eridon.

Nein!
Ich kann, ich will es nicht.

Amine.

Gab ich in meinem Leben
Dir je Gelegenheit?

Eridon.

Die haſt du oft gegeben.

Amine.

Wann war ich untreu?

Eridon.

Nie! das iſt es, was mich quält:
Aus Vorſatz haſt du nie, aus Leichtſinn ſtets gefehlt.
Das was mir wichtig ſcheint hältſt du für Kleinigkeiten;
Das was mich ärgert hat bei dir nichts zu bedeuten.

Egle.

Gut! nimmt's Amine leicht, ſo ſag', was ſchadet's dir?

Eridon.

Das hat ſie oft gefragt; ja freilich ſchadet's mir!

Egle.

Was denn? Amine wird nie andern viel erlauben.

Eridon.

Zu wenig zum Verdacht, zu viel, ſie treu zu glauben.

Egle.

Mehr als ein weiblich Herz je liebte, liebt ſie dich.

Eridon.

Und liebt den Tanz, die Luſt, den Scherz ſo ſehr, als mich.

Egle.

Wer das nicht leiden kann, mag unſre Mütter lieben!

Amine.

Schweig, Egle! Eridon, hör' auf mich zu betrüben!
Frag' unſre Freunde nur, wie ich an dich gedacht,
Selbſt wenn wir fern von dir getändelt und gelacht;
Wie oft ich mit Verdruß, der mein Vergnügen nagte,
Weil du nicht bei mir warſt, was mag er machen? fragte.
O wenn du es nicht glaubſt, komm heute mit mir hin,
Und dann ſag' noch einmal, daß ich dir untreu bin.
Ich tanze nur mit dir, ich will dich nie verlaſſen,

Dich nur ſoll dieſer Arm, dich dieſe Hand nur faſſen.
Wenn mein Betragen dir den kleinſten Argwohn giebt —

Eridon.

Daß man ſich zwingen kann, beweiſ't nicht, daß man liebt.

Egle.

Sieh ihre Thranen an, ſie fließen dir zur Ehre!
Nie dacht' ich, daß dein Herz im Grund ſo böſe wäre.
Die Unzufriedenheit, die keine Gränzen kennt,
Und immer mehr verlangt, je mehr man ihr vergönnt;
Der Stolz, in ihrer Bruſt der Jugend kleine Freuden,
Die ganz unſchuldig ſind, nicht neben dir zu leiden,
Beherrſchen wechſelsweis dein haſſenswürdig Herz;
Nicht ihre Liebe rührt, dich rühret nicht ihr Schmerz.
Sie iſt mir werth, du ſollſt hinfort ſie nicht betrüben:
Schwer wird es ſeyn, dich fliehn, doch ſchwerer iſt's, dich lieben.

Amine (für ſich).

Ach! warum muß mein Herz ſo voll von Liebe ſeyn!

Eridon

(ſteht einen Augenblick ſtill, dann naht er ſich furchtſam Aminen, und faßt ſie bei der Hand).

Amine! liebſtes Kind, kannſt du mir noch verzeihn?

Amine.

Ach, hab' ich dir es nicht ſchon allzuoft bewieſen?

Eridon.

Großmüth'ges, beſtes Herz, laß mich zu deinen Füßen —

Amine.

Steh auf, mein Eridon!

Egle.

Jetzt nicht ſo vielen Dank!
Was man zu heftig fühlt, fühlt man nicht allzulang'.

Eridon.

Und dieſe Heftigkeit, mit der ich ſie verehre —

Egle.

War' weit ein größer Glück, wenn ſie ſo groß nicht wäre.
Ihr lebtet ruhiger, und dein und ihre Pein —

Eridon.

Vergieb mir dießmal noch, ich werde klüger ſeyn.

Amine.

Geh, lieber Eridon, mir einen Strauß zu pflücken!
Iſt er von deiner Hand, wie ſchön wird er mich ſchmücken!

Eridon.

Du haſt die Roſe ja!

Amine.

Ihr Lamon gab ſie mir.
Sie ſteht mir ſchön.

Eridon (empfindlich).

Ja wohl —

Amine.

Doch, Freund, ich geb' ſie dir,
Daß du nicht böſe wirſt.

Eridon (nimmt ſie an und küßt ihr die Hand).

Gleich will ich Blumen bringen.
(ab.)

Vierter Auftritt.

Amine. Egle. Hernach Lamon.

Egle.

Gutherzig armes Kind, ſo wird dir's nicht gelingen!
Sein ſtolzer Hunger wächſ't, je mehr daß du ihm giebſt.
Gieb Acht, er raubt zuletzt dir alles, was du liebſt.

Amine.

Verlier' ich ihn nur nicht, das Eine macht mir bange.

Egle.

Wie ſchön! man ſieht es wohl, du liebſt noch nicht gar lange.
Im Anfang geht es ſo; hat man ſein Herz verſchenkt,
So denkt man nichts, wenn man nicht an den Liebſten denkt.
Ein ſeufzender Roman zu dieſer Zeit geleſen,
Wie zärtlich der geliebt, wie jener treu geweſen,
Wie fühlbar jener Held, wie groß in der Gefahr,
Wie mächtig zu dem Streit er durch die Liebe war,
Verdreht uns gar den Kopf, wir glauben uns zu finden,
Wir wollen elend ſeyn, wir wollen überwinden.
Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck vom Roman;
Allein ein Herz das liebt, nimmt ihn noch leichter an.
Wir lieben lange ſo, bis wir zuletzt erfahren,
Daß wir, ſtatt treu zu ſeyn, von Herzen närriſch waren.

Amine.

Doch das iſt nicht mein Fall.

Egle.

Ja, in der Hitze ſpricht
Ein Kranker oft zum Arzt: ich hab' das Fieber nicht.
Glaubt man ihm das? Niemals. Trotz allem Widerſtreben
Giebt man ihm Arzenei. So muß man dir ſie geben.

Amine.

Von Kindern ſpricht man ſo, von mir klingt's lächerlich;
Bin ich ein Kind?

Egle.

Du liebſt!

Amine.

Du auch!

Egle.

Ja, lieb', wie ich!
Beſänftige den Sturm, der dich bisher getrieben!
Man kann ſehr ruhig ſeyn, und doch ſehr zärtlich lieben.

Lamon.

Da iſt das Band!

Amine.

Sehr ſchön!

Egle.

Wie lange zauderſt du!

Lamon.

Ich ging am Hügel hin, da rief mir Chloris zu.
Da hab' ich ihr den Hut mit Blumen ſchmücken müſſen.

Egle.

Was gab ſie dir dafür?

Lamon.

Was? Nichts! Sie ließ ſich küſſen.
Man thu' auch was man will, man trägt doch nie zum Lohn
Von einem Mädchen mehr als einen Kuß davon.

Amine

(reicht Eglen den Kranz mit der Schleife).

Iſt es ſo recht?

Egle.

Ja, gieb!

(Sie hängt Aminen den Kranz um, ſo daß die Schleife auf die rechte Schulter kommt. Mittlerweile redet ſie mit Lamon.)

Hör'! nur recht luſtig heute!

Lamon.

Nur heute recht gelärmt! Man fühlt nur halbe Freude,
Wenn man ſie ſittſam fühlt, und lang' ſich's überlegt,
Ob unſer Liebſter das, der Wohlſtand jen's erträgt.

Egle.

Du haſt wohl recht.

Lamon.

Ja wohl!

Egle.

Amine! ſeh' dich nieder!

(Amine ſetzt ſich. Egle ſteckt ihr Blumen in die Haare, indem ſie fortredet.)

Komm gieb mir doch den Kuß von deiner Chloris wieder.

Lamon (küßt ſie).

Von Herzen gerne. Hier!

Amine.

Seyd ihr nicht wunderlich!

Egle.

Wär' Eridon es ſo, es wär ein Glück für dich.

Amine.

Gewiß, er dürfte mir kein fremdes Mädchen küſſen.

Lamon.

Wo iſt die Roſe?

Egle.

Sie hat ſie ihm geben müſſen,
Ihn zu beſänftigen.

Amine.

Ich muß gefällig ſeyn.

Lamon.

Gar recht! Verzeih du ihm, ſo wird er dir verzeihn.
Ja, ja! Ich merk' es wohl, ihr plagt euch um die Wette.

Egle

(als ein Zeichen, daß ſie mit dem Kopfputze fertig iſt).

So!

Lamon.

Schön!

Amine.

Ach daß ich doch jetzt schon die Blumen hätte,
Die Eridon mir bringt.

Egle.

Erwart' ihn immer hier.
Ich geh' und putze mich. Komm, Lamon, geh' mit mir!
Wir lassen dich allein und kommen bald zurücke.

Fünfter Auftritt.

Amine, hernach Eridon.

Amine.

O welche Zärtlichkeit, beneidenswürd'ges Glücke!
Wie wünscht' ich — sollt' es wohl in meinen Kräften stehn —
Den Eridon vergnügt, und mich beglückt zu sehn!
Hätt' ich nicht so viel Macht ihm über mich gegeben,
Er würde glücklicher, und ich zufriedner leben.
Versuch ihm diese Macht durch Kaltsinn zu entziehn!
Doch wie wird seine Wuth bei meiner Kälte glühn!
Ich kenne seinen Zorn, wie zittr' ich ihn zu fühlen!
Wie schlecht wirst du, mein Herz, die schwere Rolle spielen!
Doch wenn du es so weit wie deine Freundin bringst,
Da er dich sonst bezwang, du künftig ihn bezwingst —
Heut ist Gelegenheit; sie nicht vorbei zu lassen,
Will ich gleich jetzt — Er kommt! Mein Herz, du mußt dich fassen.

Eridon (giebt ihr Blumen).

Sie sind nicht gar zu schön, mein Kind! verzeih' es mir,
Aus Eile nahm ich sie.

Amine.

Genug, ſie ſind von dir.

Eridon.

So blühend ſind ſie nicht, wie jene Roſen waren,
Die Damon dir geraubt.

Amine (ſteckt ſie an den Buſen).

Ich will ſie ſchon bewahren;
Hier wo du wohnſt, ſoll auch der Blumen Wohnplatz ſeyn.

Eridon.

Iſt ihre Sicherheit da —

Amine.

Glaubſt du etwa? —

Eridon.

Nein!
Ich glaube nichts, mein Kind; nur Furcht iſt's, was ich fühle.
Das allerbeſte Herz vergißt bei munterm Spiele,
Wenn es des Tanzes Luſt, des Feſtes Lärm zerſtreut,
Was ihm die Klugheit räth, und ihm die Pflicht gebeut.
Du magſt wohl oft an mich auch beim Vergnügen denken;
Doch fehlt es dir an Ernſt die Freiheit einzuſchränken,
Zu der das junge Volk ſich bald berechtigt glaubt,
Wenn ihm ein Mädchen nur im Scherze was erlaubt.
Es hält ihr eitler Stolz ein tändelndes Vergnügen
Sehr leicht für Zärtlichkeit.

Amine.

G'nug, daß ſie ſich betrügen!
Wohl ſchleicht ein ſeufzend Volk Liebhaber um mich her;
Doch du nur haſt mein Herz, und ſag', was willſt du mehr?
Du kannſt den Armen wohl mich anzuſehn erlauben,
Sie glauben Wunder —

Eridon.

Nein, ſie ſollen gar nichts glauben!
Das iſt's, was mich verdrießt. Zwar weiß ich, du biſt mein;
Doch Einer denkt vielleicht beglückt, wie ich, zu ſeyn,
Schaut in das Auge dir, und glaubt dich ſchon zu küſſen
Und triumphirt wohl gar, daß er dich mir entriſſen.

Amine.

So ſtöre den Triumph! Geliebter, geh mit mir,
Laß ſie den Vorzug ſehn, den du —

Eridon.

Ich danke dir.
Es würde grauſam ſeyn, das Opfer anzunehmen;
Mein Kind, du würdeſt dich des ſchlechten Tänzers ſchämen;
Ich weiß, wem euer Stolz beim Tanz den Vorzug giebt:
Dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht dem, den ihr liebt.

Amine.

Das iſt die Wahrheit.

Eridon (mit zurückgehaltenem Spott).

Ja! Ach, daß ich nicht die Gabe
Des leichten Damarens, des vielgeprieſ'nen, habe!
Wie reizend tanzt er nicht!

Amine.

Schön! daß ihm niemand gleicht.

Eridon.

Und jedes Mädchen —

Amine.

Schätzt —

Eridon.

Liebt ihn darum!

Amine.

Vielleicht.

Eridon.

Vielleicht? Verflucht! Gewiß!

Amine.

Was machſt du für Geberden?

Eridon.

Du fragſt? Plagſt du mich nicht, ich möchte raſend werden.

Amine.

Ich? Sag', biſt du nicht Schuld an mein- und deiner Pein?
Grauſamer Eridon! wie kannſt du nur ſo ſeyn?

Eridon.

Ich muß; ich liebe dich. Die Liebe lehrt mich klagen;
Liebt' ich dich nicht ſo ſehr, ich würde dich nicht plagen.
Ich fühl' mein zärtlich Herz von Wonne hoch entzückt,
Wenn mir dein Auge lacht, wenn deine Hand mich drückt.
Ich dank' den Göttern, die mir dieſes Glücke gaben;
Doch ich verlang's allein, kein Andrer ſoll es haben.

Amine.

Nun gut, was klagſt du denn? Kein Andrer hat es nie.

Eridon.

Und du erträgſt ſie doch; nein haſſen ſollſt du ſie!

Amine.

Sie haſſen? und warum?

Eridon.

Darum! weil ſie dich lieben.

Amine.

Der ſchöne Grund!

Eridon.

Ich ſeh's, du willſt ſie nicht betrüben,
Du mußt ſie ſchonen; ſonſt wird deine Luſt geſchwächt,
Wenn du nicht —

Amine.

Eridon, du bist sehr ungerecht.
Heißt uns die Liebe denn die Menschlichkeit verlassen?
Ein Herz, das Einen liebt, kann keinen Menschen hassen.
Dieß zärtliche Gefühl läßt kein so schrecklichs zu,
Zum wenigsten bei mir.

Eridon.

Wie schön vertheidigst du
Des zärtlichen Geschlechts hochmüthiges Vergnügen,
Wenn zwanzig Thoren knien, die zwanzig zu betrügen!
Heut ist ein großer Tag, der deinen Hochmuth nährt,
Heut wirst du manchen sehn, der dich als Göttin ehrt;
Noch manches junge Herz wird sich für dich entzünden,
Kaum wirst du Blicke g'nug für alle Diener finden.
Gedenk' an mich, wenn dich der Thoren Schwarm vergnügt,
Ich bin der größte! Geh!

Amine (für sich).

Flieh, schwaches Herz! Er siegt.
Ihr Götter! Lebt er denn mir jede Lust zu stören?
Wahrt denn mein Elend fort um niemals aufzuhören?
(Zu Eridon.)
Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch,
Du quälst mich als Tyrann, und ich? ich lieb dich noch!
Mit aller Zärtlichkeit antwort' ich auf dein Wüthen,
In allem geb' ich nach; doch bist du nicht zufrieden.
Was opfert' ich nicht auf! Ach! dir genügt es nie.
Du willst die heut'ge Lust! Nun gut, hier hast du sie!
(Sie nimmt die Kränze aus den Haaren, und von der Schulter, wirft sie weg, und fährt in einem gezwungen ruhigen Tone fort.)
Nicht wahr, mein Eridon? So siehst du mich viel lieber,
Als zu dem Fest geputzt. Ist nicht dein Zorn vorüber?

Du ſiehſt, ſiehſt mich nicht an! Biſt du erzürnt auf mich?

Eridon (fällt vor ihr nieder).

Amine! Scham und Reu'! Verzeih, ich liebe dich!
Geh zu dem Feſt!

Amine.

Mein Freund, ich werde bei dir bleiben;
Ein zärtlicher Geſang ſoll uns die Zeit vertreiben.

Eridon.

Geliebtes Kind, geh!

Amine.

Geh! hol' deine Flöte her.

Eridon.

Du willſt's!

Sechster Auftritt.

Amine.

Er ſcheint betrübt und heimlich jauchzet er.
An ihn wirſt du umſonſt die Zärtlichkeit verlieren.
Dieß Opfer rührt es ihn? Es ſchien ihn kaum zu rühren;
Er hielt's für Schuldigkeit. Was willſt du armes Herz?
Du murrſt, drückſt dieſe Bruſt. Verdient' ich dieſen Schmerz?
Ja, wohl verdienſt du ihn! Du ſiehſt, dich zu betrüben
Hört er nicht auf, und doch hörſt du nicht auf zu lieben.
Ich trag's nicht lange mehr. Still! Ha! ich höre dort
Schon die Muſik. Es hüpft mein Herz, mein Fuß will fort.
Ich will! Was drückt mir ſo die bange Bruſt zuſammen!
Wie ängſtlich wird es mir! Es zehren heft'ge Flammen

Am Herzen. Fort, zum Feſt! Ach, er hält mich zurück!
Armſel'ges Mädchen! Sieh, das iſt der Liebe Glück!
(Sie wirft ſich auf einen Raſen, und weint; da die Andern auftreten, wiſcht ſie ſich die Augen und ſteht auf).
Weh mir, da kommen ſie, wie werden ſie mich höhnen!

Siebenter Auftritt.

Amine. Egle. Lamon.

Egle.

Geſchwind! Der Zug geht fort! Amine! Wie? In Thränen?

Lamon (hebt die Kränze auf).

Die Kränze?

Egle.

Was iſt das? wer riß ſie dir vom Haupt?

Amine.

Ich!

Egle.

Willſt du denn nicht mit?

Amine.

Gern, wär' es mir erlaubt.

Egle.

Wer hat dir denn was zu erlauben? Geh, und rede
Nicht ſo geheimnißvoll! Sey gegen uns nicht blöde!
Hat Eridon?

Amine.

Ja! Er!

Egle.

Das hatt' ich wohl gedacht.
Du Närrin, daß dich nicht der Schaden klüger macht!
Verſprachſt du ihm vielleicht, du wollteſt bei ihm bleiben,
Um dieſen ſchönen Tag mit Seufzern zu vertreiben?

Ich zweifle nicht, mein Kind, daß du ihm ſo gefällſt.

(Nach einigem Stillſchweigen, indem ſie Lamon einen Wink giebt.)

Doch du ſiehſt beſſer aus, wenn du den Kranz behältſt.
Komm, ſetz' ihn auf! und den, ſieh! den häng' hier herüber!
Nun biſt du ſchön.

(Amine ſieht mit niedergeſchlagenen Augen, und läßt Egle machen. Egle giebt Lamon ein Zeichen).

Doch ach, es läuft die Zeit vorüber,
Ich muß zum Zug!

Lamon.

Ja wohl! Dein Diener, gutes Kind.

Amine (beklemmt).

Lebt wohl!

Egle (im Weggehen).

Amine! nun, gehſt du nicht mit? Geſchwind!

Amine

(ſieht ſie ängſtig an und ſchweigt).

Lamon

(faßt Egle bei der Hand, ſie fortzuführen).

Ach, laß ſie doch nur gehn! Vor Bosheit möcht' ich ſterben;
Da muß ſie einem nun den ſchönen Tanz verderben!
Den Tanz mit Rechts und Links, ſie kann ihn ganz allein,
Wie ſich's gehört; ich hofft' auf ſie, nun fällt's ihr ein,
Zu Hauſ' zu bleiben! Komm, ich mag ihr nichts mehr ſagen.

Egle.

Den Tanz verſäumſt du! Ja, du biſt wohl zu beklagen.
Er tanzt ſich ſchön. Leb wohl!

(Egle will Amine küſſen. Amine fällt ihr um den Hals und weint.)

Amine.

Ich kann's nicht mehr ertragen.

Egle.

Du weinſt?

Amine.

So weint mein Herz, und ängſtlich drückt es mich.
Ich möchte! — Eridon, ich glaub', ich haſſe dich.

Egle.

Er hätt's verdient. Doch nein! Wer wird den Liebſten haſſen?
Du mußt ihn lieben, doch dich nicht beherrſchen laſſen.
Das ſagt' ich lange ſchon! Komm mit!

Lamon.

Zum Tanz, zum Feſt!

Amine.

Und Eridon?

Egle.

Geh nur! ich bleib'. Gieb Acht, er läßt
Sich fangen, und geht mit. Sag', würde dich's nicht freuen?

Amine.

Unendlich!

Lamon.

Nun ſo komm! Hörſt du dort die Schalmeien?
Die ſchöne Melodie?

(Er faßt Aminen bei der Hand, ſingt und tanzt.)

Egle (ſingt).

Und wenn euch der Liebſte mit Eiferſucht plagt,
Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falſchheit euch necket, von Wankelmuth ſpricht:
Dann ſinget und tanzet, da hört ihr ihn nicht.

(Lamon zieht im Tanz Aminen mit ſich fort.)

Amine (im Abgehen).

O bring' ihn ja mit dir!

Achter Auftritt.

Egle, hernach Eridon mit einer Flöte und Liedern.

Egle.

Schon gut! Wir wollen sehn! Schon lange wünscht' ich mir
Gelegenheit und Glück, den Schäfer zu bekehren.
Heut wird mein Wunsch erfüllt; wart' nur, ich will dich lehren!
Dir zeigen, wer du bist; und wenn du dann sie plagst! —
Er kommt! Hör', Eridon!

Eridon.

Wo ist sie?

Egle.

Wie! du fragst?
Mit meinem Lamon dort, wo die Schalmeien blasen.

Eridon

(reißt die Flöte auf die Erde und zerreißt die Lieder).

Verfluchte Untreu!

Egle.

Rasest du?

Eridon.

Sollt' ich nicht rasen!
Da reißt die Heuchlerin mit lächelndem Gesicht
Die Kränze von dem Haupt, und sagt: Ich tanze nicht!
Verlangt' ich das? Und — O!

(Er stampft mit dem Fuße und wirft die zerrissenen Lieder weg.)

Egle (in einem gesetzten Tone).

Erlaub' mir doch zu fragen:
Was hast du für ein Recht, den Tanz ihr zu versagen?
Willst du denn, daß ein Herz von deiner Liebe voll

Kein Glück, als nur das Glück um dich, empfinden soll?
Meinst du, es sey der Trieb nach jeder Lust gestillet,
Sobald die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?
Genug ist's, daß sie dir die besten Stunden schenkt,
Mit dir am liebsten weilt, abwesend an dich denkt.
Drum ist es Thorheit, Freund, sie ewig zu betrüben;
Sie kann den Tanz, das Spiel, und doch dich immer lieben.

Eridon

(schlägt die Arme unter und sieht in die Höhe).

Ah!

Egle.

Sag' mir, glaubst du denn, daß dieses Liebe sey,
Wenn du sie bei dir hältst? Nein, das ist Sklaverei.
Du kommst: nun soll sie dich, nur dich beim Feste sehen;
Du gehst, nun soll sie gleich mit dir von dannen gehen;
Sie zaudert: alsobald verdüstert sich dein Blick;
Nun folgt sie dir, doch bleibt ihr Herz gar oft zurück.

Eridon.

Wohl immer!

Egle.

Hört man doch, wenn die Verbittrung redet.
Wo keine Freiheit ist, wird jede Lust getödtet.
Wir sind nun so. Ein Kind ist zum Gesang geneigt;
Man sagt ihm, sing mir doch! Es wird bestürzt und schweigt.
Wenn du ihr Freiheit läßt, so wird sie dich nicht lassen;
Doch, machst du's ihr zu arg, gieb Acht, sie wird dich hassen.

Eridon.

Mich hassen!

Egle.

Nach Verdienst. Ergreife diese Zeit,
Und schaffe dir das Glück der ächten Zärtlichkeit!

Denn nur ein zärtlich Herz, von eigner Gluth getrieben,
Das kann beſtändig ſeyn, das nur kann wirklich lieben.
Bekenne, weißt du denn, ob dir der Vogel treu,
Den du im Kafig haltſt?

Eridon.

Nein!

Egle.

Aber wenn er frei
Durch Feld und Garten fliegt, und doch zurücke kehret?

Eridon.

Ja! Gut! Da weiß ich's.

Egle.

Wird nicht deine Luſt vermehret,
Wenn du das Thierchen ſiehſt, das dich ſo zärtlich liebt,
Die Freiheit kennt, und dir dennoch den Vorzug giebt?
Und kommt dein Mädchen einſt von einem Feſt zurücke,
Noch von dem Tanz bewegt, und ſucht dich; ihre Blicke
Verrathen, daß die Luſt nie ganz vollkommen ſey,
Wenn du, ihr Liebling, du, ihr Einz'ger nicht dabei,
Wenn ſie dir ſchwört, ein Kuß von dir ſey mehr, als Freuden
Von tauſend Feſten; biſt du da nicht zu beneiden?

Eridon (gerührt).

O Egle!

Egle.

Fürchte, daß der Götter Zorn entbrennt,
Da der Beglückteſte ſein Glück ſo wenig kennt.
Auf! Sey zufrieden, Freund! Sie rächen ſonſt die Thränen
Des Mädchens, das dich liebt.

Eridon.

Könnt' ich mich nur gewöhnen,
Zu sehn, daß mancher ihr beim Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt.
Denk' ich nur dran, mein Herz möcht' da vor Bosheit reißen!

Egle.

Eh! laß das immer seyn! das will noch gar nichts heißen.
Sogar ein Kuß ist nichts!

Eridon.

Was sagst du? Nichts ein Kuß?

Egle.

Ich glaube, daß man viel im Herzen fühlen muß,
Wenn er was sagen soll — Doch! willst du ihr verzeihen
Denn, wenn du böse thust, so kann sie nichts erfreuen.

Eridon.

Ach, Freundin!

Egle (schmeichelnd).

Thu es nicht, mein Freund! du bist auch gut.
Leb wohl!

(Sie faßt ihn bei der Hand.)

Du bist erhitzt!

Eridon.

Es schlägt mein wallend Blut —

Egle.

Noch von dem Zorn? Genug! Du hast es ihr vergeben.
Ich eile jetzt zu ihr. Sie fragt nach dir mit Beben;
Ich sag' ihr: er ist gut, und sie beruhigt sich,
Ihr Herz wallt zärtlicher, und heißer liebt sie dich.

(Sie sieht ihn mit Empfindung an.)

Gieb Acht, ſie ſucht dich auf, ſobald das Feſt vorüber,
Und durch das Suchen ſelbſt wirſt du ihr immer lieber.

(Egle ſtellt ſich immer zärtlicher, lehnt ſich auf ſeine Schulter. Er nimmt ihre Hand und küßt ſie.)

Und endlich ſieht ſie dich! O, welcher Augenblick!
Drück' ſie an deine Bruſt, und fühl' dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird beim Tanz verſchönert, rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, geſunkne Locken hangen
Um die bewegte Bruſt, ein ſanfter Reiz umzieht
Den Körper tauſendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve ſich lebendiger zu heben.

(Sie affectirt eine zärtliche Entzückung, und ſinkt an ſeine Bruſt, er ſchlingt ſeinen Arm um ſie.)

Die Wolluſt dieß zu ſehn, was überwiegt wohl die?
Du gehſt nicht mit zum Feſt, und fühlſt die Rührung nie.

Eridon.

Zu ſehr, an deiner Bruſt, o Freundin, fühl' ich ſie!

(Er fällt Eglen um den Hals und küßt ſie, ſie läßt es geſchehn. Dann tritt ſie einige Schritte zurück, und fragt mit einem leichtfertigen Ton.)

Liebſt du Aminen?

Eridon.

Sie, wie mich!

Egle.

Und kannſt mich küſſen?
O warte nur, du ſollſt mir dieſe Falſchheit büßen!
Du ungetreuer Menſch!

Eridon.

Wie? glaubſt du denn, daß ich —

Egle.

Ich glaube was ich kann. Mein Freund, du küßteſt mich
Recht zärtlich, das iſt wahr. Ich bin damit zufrieden.
Schmeckt dir mein Kuß? Ich denk's; die heißen Lippen glühten
Nach mehr. Du armes Kind! Amine, wärſt du hier!

Eridon.

Wär' ſie's!

Egle.

Nur noch getrutzt! Wie ſchlimm erging' es dir!

Eridon.

Ja, keifen würde ſie. Du mußt mich nicht verrathen.
Ich habe dich geküßt, jedoch was kann's ihr ſchaden,
Und wenn Amine mich auch noch ſo reizend küßt,
Darf ich nicht fühlen, daß dein Kuß auch reizend iſt?

Egle.

Da frag' ſie ſelbſt.

Letzter Auftritt.

Amine. Egle. Eridon.

Eridon.

Weh mir!

Amine.

Ich muß, ich muß ihn ſehen!
Geliebter Eridon! Es hieß mich Egle gehen,
Ich brach mein Wort, mich reut's; mein Freund, ich gehe nicht!

Eridon (für ſich).

Ich Falſcher!

Amine.

Zürnst du noch? du wendest dein Gesicht?

Eridon (für sich).

Was werd' ich sagen!

Amine.

Ach! verdient sie diese Rache,
So eine kleine Schuld? Du hast gerechte Sache,
Doch laß —

Egle.

O laß ihn gehn! Er hat mich erst geküßt;
Das schmeckt ihm noch.

Amine.

Geküßt!

Egle.

Recht zärtlich!

Amine.

Ah! das ist
Zu viel für dieses Herz! So schnell kannst du mich hassen?
Ich Unglückselige! Mein Freund hat mich verlassen!
Wer andre Mädchen küßt, fangt sein's zu fliehen an.
Ach! seit ich dich geliebt, hab' ich so was gethan?
Kein Jüngling durfte mehr nach meinen Lippen streben;
Kaum hab' ich einen Kuß beim Pfanderspiel gegeben.
Mir nagt die Eifersucht so gut das Herz, wie dir;
Und doch verzeih' ich dir's, nur wende dich zu mir!
Doch, armes Herz, umsonst bist du so sehr vertheidigt!
Er fühlt nicht Liebe mehr, seitdem du ihn beleidigt.
Die mächt'ge Rednerin spricht nun umsonst für dich.

Eridon.

O welche Zärtlichkeit! wie sehr beschämt sie mich!

Amine.

O Freundin, konntest du mir meinen Freund verführen!

Egle.

Getrost, mein gutes Kind! du sollst ihn nicht verlieren.
Ich kenn' den Eridon, und weiß, wie treu er ist.

Amine.

Und hat —

Egle.

Ja, das ist wahr, und hat mich doch geküßt.
Ich weiß, wie es geschah, du kannst ihm wohl vergeben.
Sieh! wie er es bereut!

Eridon (fällt vor Aminen nieder).

Amine! Liebstes Leben!
O zürne du mit ihr! sie machte sich so schön;
Ich war dem Mund so nah', und konnt' nicht widerstehn.
Doch kennest du mein Herz, mir kannst du das erlauben,
So eine kleine Lust wird dir mein Herz nicht rauben.

Egle.

Amine küß ihn! weil er so vernünftig spricht.

(Zu Eriden.)

Lust raubt ihr nicht dein Herz, dir raubt sie ihres nicht.
So, Freund! du mußtest dir dein eigen Urtheil sprechen;
Du siehst, liebt sie den Tanz, so ist es kein Verbrechen.

(Ihn nachahmend.)

Und wenn ein Jüngling ihr beim Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt,
Auch das hat, wie du weißt, nicht gar so viel zu sagen.
Ich hoffe, du wirst nie Aminen wieder plagen,
Und denke, du gehst mit.

Amine.

Komm mit zum Fest!

Eridon.

Ich muß;
Ein Kuß belehrte mich.

Egle (zu Aminen).

Verzeih uns dieſen Kuß.
Und kehrt die Eiferſucht in ſeinen Buſen wieder,
So ſprich von dieſem Kuß, dieß Mittel ſchlag' ihn nieder. —
Ihr Eiferſüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Die Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel

in Verſen und drei Aufzügen.

Perſonen.

Der Wirth.
Sophie, ſeine Tochter.
Söller, ihr Mann.
Aceſt.
Ein Kellner.

Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe.

Erſter Aufzug.

Die Wirthsſtube.

Erſter Auftritt.

Söller, im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich.
Sophie, gegen über, eine weiße Feder auf einen Hut nähend. Der Wirth kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Dinte und Papier, daneben ſteht ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' ſein Naſen ſatt, und dächt', Er blieb' davon.
Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wohl, mein Bißchen durchzubringen!

Söller

(ſummt ein Liedchen in den Bart).

Wirth.

Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch was ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt,
Die ganze Nacht verſchwärmt, den halben Tag im Bette;

Es iſt kein Fürſt im Reich, der beſſer Leben hatte.
Da ſitzt das Abenteur mit weiten Aermeln da,
Der König Hafenfuß!

Söller (trinkt).

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein ſaubres Wohlergehn! Das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, ſeyn Sie gut.

Söller (trinkt).

Mein Fiekchen, dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmal einig ſehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Mann, ſo kalt, ſo undankbar;
Er ſieht nicht was er iſt, er denkt nicht was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn geriſſen,
An ſeine Schulden nicht, die ich doch zahlen müſſen.
Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert ſich gewiß.

Wirth.

Muß er's ſo lang' verſchieben?

Sophie.

Das iſt nun Jugendart.

Söller (trinkt).

Ja, Fiekchen, was wir lieben!

Wirth.

Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört' mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun schalten,
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laſſ' Er ſich vergehn! So bös iſt's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang gewährt, und ſoll noch länger währen;
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemalt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bei Zeit,
So heißt's da!

Söller.

Bis dahin iſt es noch ziemlich weit.
Ging's nur ſo ſeinen Gang, und wär's nicht täglich ſchlimmer!
Wer kommt denn viel zu uns? Da droben ſtehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reiſ't denn jetzt auch viel? Das iſt nun ſo einmal,
Und hat nicht Herr Alceſt zwei Stuben und den Saal?

Söller.

Ja, ja, das iſt ſchon was, das iſt ein guter Kunde;
Allein Minuten ſind erſt ſechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt, warum er hier iſt.

Wirth.

Wie?

Söller.

Ach, apropos, Papa! Man ſagt' mir heute früh,
In Deutſchland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten

Die für Amerika Succurs und Geld bereiten;
Man sagt, es waren viel' und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr kam', so geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beim Glase Wein hört' ich wohl manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freiheit hoch, war jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Söller.

Ach, es giebt Kerls genug, bei denen's immer sprudelt;
Und wenn so einen denn die Liebe weidlich hudelt,
So müßt's romanenhaft, sogar erhaben stehn,
So, mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Lust von unsern Kunden triebe,
Der auch hübsch artig war' und dann uns manchmal schriebe,
Das war' doch noch ein Spaß!

Söller.

Es ist verteufelt weit.

Wirth.

Eh nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorsaal gehen,
Wie weit's ist ohngefahr, auf meiner Karte sehen.

(ab)

Zweiter Auftritt.

Sophie. Söller.

Söller.

Im Hauf' ist nichts so schlimm, die Zeitung macht es gut.

Sophie.

Ja, gieb ihm immer nach!

Söller.

Ich hab' kein ſchnelles Blut;
Das iſt kein Glück! Denn ſonſt mich ſo zu kujoniren!

Sophie.

Ich bitt' dich!

Söller.

Nein! man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lockrer Paſſagier und voller Schulden war —

Sophie.

Mein Guter, ſey nicht böſ'!

Söller.

Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abſcheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.

Söller.

Ich werfe dir nichts vor, ich meine ja nur ſo.
Ach, eine ſchöne Frau ergötzet uns unendlich,
Es ſey nun wie ihm will! Siehſt du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchön biſt du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück, dein Mann zu ſeyn;
Ich liebe dich —

Sophie.

Und doch kannſt du mich immer plagen?

Söller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl ſagen:
Daß dich Alceſt geliebt, daß er für dich gebrannt,
Daß du ihn auch geliebt, daß du ihn lang' gekannt.

Sophie.

Ach!

Zöller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da Böses sahe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das schießt zu seiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ei! da genießet sie,
Wer da ist: übers Jahr giebts wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne dich zu gut, um was daraus zu machen;
Ich find's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Zöller.

Nichts! das will ich auch nicht sagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn dir das Mädchen keimt, da liebt ſie eins zum Spaß,
Es krabbelt ihr ums Herz, und ſie verſteht nicht was.
Man küßt beim Pfänderſpiel, und wird allmählig größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmählt,
Voll Tugend, wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld, wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſey ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Zöller.

O laß das immer ſeyn;
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Gläschen Wein,
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken.

Wenn man nicht taumeln will, so muß man gar nicht trinken!
Genug, du bist nun mein! — Ist es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alceſt dein Freund und hier im Hause war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drei Jahre, denk' ich.

Söller.

Drüber.
Nun ist er wieder da, schon vierzehn Tage —

Sophie.

Lieber,
Zu was dient der Discurs?

Söller.

Eh nun, daß man was spricht;
Denn zwischen Mann und Weib red't sich so gar viel nicht.
Warum ist er wohl hier?

Sophie.

Eh nun, sich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, du magst ihm sehr am Herzen liegen.
Wenn er dich liebte, he, gäbst du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubst? —

Söller.

Ich glaube nichts, und kann das wohl begreifen;
Ein Mann ist immer mehr, als Herrchen, die nur pfeifen.
Der allersüß'ste Ton, den auch der Schäfer hat,
Es ist doch nur ein Ton, und Ton, den wird man satt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch iſt der deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in dir wird taglich größer,
Nicht einen Augenblick biſt du mit Recken ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbſt du dir ein Recht, mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,
Du thuſt nicht einen Streich, und giebſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt dir's, ſo machſt du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden,
Und du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann.
Willſt du ein braves Weib, ſo ſey ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das Uebrige kannſt du dann ruhig bleiben.

Söller.

Eh, ſprich den Vater an!

Sophie.

Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern mußt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten!
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn du biſt nicht der Mann, für eine Frau zu ſorgen.

Söller.

O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —

Sophie.

Wenn er ein Narr iſt, ja!
Zum Holen ſind zwar oft die guten Freunde da;

Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!

Söller.

Du haſt ja was man braucht.

Sophie.

Schon gut, das iſt wohl was:
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben,
Man hat ſoviel man braucht, und glaubt noch nichts zu haben.
Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Eh nun, ſo geh' doch mit: ſag' ich dirs denn nicht immer?

Sophie.

Daß wie die Faſtnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey,
Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmal vorbei!
Viel lieber ſitz ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über dich erboſ't:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich helf Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an ſich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für dießmal nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Kellner (tritt auf).

Herr Söller!

Söller.

He, was giebt's?

Kellner.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Kellner.

Er ſagt, er muß Sie ſehn.

Sophie.

Was will er denn bei dir?

Söller.

Ah, er verreiſ't — (zum Kellner) ich komm'! —
(zu Sophie) und er empfiehlt ſich mir.
(ab.)

Dritter Auftritt.

Sophie (allein.)

Der mahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das iſt nun alle Luſt und mein geträumtes Glück!
Solch' eines Menſchen Frau! So weit kamſt du zurück!
Wo iſt ſie hin die Zeit, da noch zu ganzen Schaaren
Die ſüßen jungen Herrn zu deinen Füßen waren?
Da jeder ſein Geſchick in deinen Blicken ſah?
Ich ſtand im Ueberfluß wie eine Göttin da,
Aufmerkſam rings umher die Diener meiner Grillen!
Es war genug mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen iſt wahrhaftig übel dran!
Iſt man ein bißchen hübſch, gleich ſieht man jedem an;

Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern aufs Wort,
Ihr Männer! — Auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen giebt, ſind alle flugs beim Schmauſe;
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freit.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit vierundzwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Söller kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.
Da ſitz' ich nun und bin nicht beſſer als begraben.
Anbeter könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was ſollen ſie? Man quälet, ſind ſie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen ſich herum;
Und einen klugen Freund iſt es gefährlich lieben:
Er wird die Klugheit bald zu eurem Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt, —
Und jetzt — mein armes Herz, warſt du darauf gefaßt?
Alceſt iſt wieder hier. Ach, welche neue Plage!
Ja, vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill,
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gegründet.
Ach wüßt' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll;
Ich weiß nicht, was ich will, viel wen'ger, was ich ſoll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt.

Alceſt
(angekleidet, ohne Hut und Degen).

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beſchwerlich falle.

Sophie.

Sie ſcherzen, Herr Alceſt! Dieß Zimmer iſt für Alle.

Alceſt.

Ich fühle, jetzt bin ich für Sie, wie jedermann.

Sophie.

Ich ſeh' nicht, wie Alceſt darüber klagen kann.

Alceſt.

Du ſiehſt nicht, Grauſame? Ich ſollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! Ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin? Sophie? Wohin? — Du wendeſt dein Geſicht?
Verſagſt mir deine Hand? Sophie, kennſt du mich nicht?
Sieh her! Es iſt Alceſt, der um Gehör dich bittet.

Sophie.

Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Alceſt.

Biſt du Sophie, ſo bleib!

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!

Alceſt.

Unzartliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur! — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, ſie iſt allein; du nahſt dich deinem Glücke.

Jetzt hofft' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen;
Die Liebe ſchlang uns hier das erſtemal zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt du dich noch?
Schwurſt du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' es nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern botſt du mir die ſüße Lippe dar.
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war dein Glück, mich ſehn, dein Glück, an mich zu denken!
Und jetzo willſt du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt ich ſuche dich, du ſiehſt, ich bin betrübt —
Geh nur, du falſches Herz, du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt du mich auch noch plagen?
Sophie dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, du warſt mein höchſtes Gut;
Für dich ſchlug dieſes Herz, dir wallte dieſes Blut,
Und dieſes gute Herz, das du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſeyn, es kann dich nicht vergeſſen.
Ach, die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt;
Alceſt! — ich liebe dich — noch wie ich dich geliebt.

Alceſt.

Du Engel! Beſtes Herz! (Will ſie umarmen).

Sophie.

Ich höre jemand gehen.

Alceſt.

Auch nicht ein einzig Wort! Das iſt nicht auszuſtehen!
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, du liebſt mich noch; allein das muß mich ſchmerzen,
Niemals ſind wir allein, und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh,
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang' bleib' ich dir nicht hier, das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt dem nicht alles möglich?
Sonſt war dir nichts zu ſchwer, du halfeſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
Und wenn du wollteſt —

Sophie.

Was?

Alceſt.

Wenn du nur denken wollteſt,
Daß du Alceſten nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut.
O höre, heute Nacht; dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meint, ich gehe ſelbſt zu einem Faſtnachtsſchmauſe;
Allein, das Hinterthor iſt meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Menſch im Hauſ' und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und willſt du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll dir glauben,
Daß du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?

Kennſt du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt du zaudern?
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut Nacht beſuch' ich dich?
Doch kommt dir's ſichrer vor, ſo komm, beſuche mich!

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! Zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, du kennſt, du ſiehſt mein Leiden,
Und du bleibſt ungerührt! Ich will dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand Hohes ſeyn;
Das Siegel iſt ſehr groß, und das Papier iſt fein.

Alceſt

(reißt den Brief auf).

Wirth (vor ſich).

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt.

(der den Brief flüchtig durchgeleſen hat).

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen.
Die Rechnung!

Wirth.

Ei! ſo ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn und Ihro Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth (zu Sophien).

Frag' ihn doch einmal, gewiß, dir wird er's ſagen.

(Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er aus der Schublade ſeine Bücher nimmt, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.)

Sophie.

Alceſt, iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte dich, verlaß Sophien nicht!

Alceſt.

Nun gut, entſchließe dich, mich heute Nacht zu ſehen.

Sophie (für ſich).

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen;
Er iſt mein einz'ger Troſt. —

(Laut.)

Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk', ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hol' den Mann,
So biſt du Wittwe! Nein, benutze dieſe Stunden;

Zum erſt- und letztenmal ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort! Um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater allzunah.

Alceſt.

Eh nun; ſo komm zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zweifeln flieht der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur.

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält dich ab davon?
Nun, willſt du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu dir kommen.

Alceſt (zum Wirth).

Herr Wirth, ich reiſe nicht!

Wirth (hervortretend).

So!

(Zu Sophien)

Haſt du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechster Auftritt.

Vorige. Söller.

Alceſt.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Söller.

Ich wünſche viel Pläſir!

Alceſt.

Adieu, ſcharmante Frau!

Sophie.

Adieu, Alceſt!

Söller.

Ihr Diener!

Alceſt.

Ich muß noch erſt hinauf.

Söller (für ſich).

Der Kerl wird täglich kühner.

Wirth

(ein Licht nehmend).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt

(es ihm aus der Hand complimentirend).

Herr Wirth, nicht einen Schritt!

(ab.)

Sophie.

Nun, Söller, gehſt du denn! Wie war's, du nähmſt mich mit?

Söller.

Aha! es kommt dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh! ich sprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das schon, es wird dir warm ums Herze.
Wenn man so Jemand sieht, der sich zum Balle schickt,
Und man soll schlafen gehn, da ist hier was, das drückt.
Es ist ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten.
Nur, Söller, sey gescheidt und hüt' dich vor den Karten.
(Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken gestanden.)
Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf wohl!
(Ihr nachsehend.)
Nein, sie ist wahrlich schön!
(Er läuft ihr nach und küßt sie noch einmal an der Thür.)
Schlaf wohl, mein Schäfchen!
(Zum Wirth.)
Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Das ist ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!
(Zu Söller.)
Nun, Fastnacht! gute Nacht!

Söller.

Dank's! angenehme Ruh!

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu!

(ab.)

Söller.

Ja, sorgen Sie für nichts!

Siebenter Auftritt.

Söller allein.

Was iſt nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! o war' der Kerl gehangen!
Beim Abzug war's nicht juſt; doch muß ich ſtille ſeyn,
Er haut und ſchießt ſich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie war's? — Alceſt hat Geld — und dieſe Dietrich' ſchließen.
Er hat auch große Luſt, bei mir was zu genießen!
Er ſchleicht um meine Frau, das iſt mir lang' verhaßt:
Eh nun! da lad' ich mich einmal bei ihm zu Gaſt.
Allein, kam' es heraus, da gäb's dir ſchlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will ſein Geld, ſonſt prügelt er mich aus.
Courage! Söller! Fort! Es ſchläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt, bin ich doch wohl gebettet;
Denn eine ſchöne Frau hat manchen Dieb gerettet.

(ab.)

Zweiter Aufzug.

Das Zimmer Alcestens.

Das Theater iſt von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. An der einen Seite der Stube ſteht ein Tiſch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grunde eine große Thür, und an der Seite eine kleine dem Alkoven gegenüber.

Erſter Auftritt.

Söller

im Domino, die Maske vorm Geſicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thüre herein, leuchtet furchtſam im Zimmer herum; dann tritt er gefaßter hervor, nimmt die Maske ab und ſpricht

Es braucht's nicht eben juſt, daß einer tapfer iſt;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.
Der Eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu holen,
Und ſpricht: „Den Beutel her, her ohne viel zu ſperr'n!"
Mit ſo gelaßnem Blut, als präch' er: „Proſ't, ihr Herrn!"
Ein Andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Volten, wie der Blitz, die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagt euch ins Geſicht:
„Ich ſtehle! Gebt wohl Acht!" Er ſtiehlt, ihr ſeht es nicht.
Mich machte die Natur nun freilich viel geringer;
Mein Herz iſt allzuleicht, zu plump ſind meine Finger;
Und doch kein Schelm zu ſeyn iſt heut zu Tage ſchwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Du biſt nun einmal drin; nun hilf dir aus der Falle!
Ach, alles meint zu Hauſ', ich ſey die Nacht beim Balle.

Mein Herr Alceſt — der ſchwärmt — mein Weibchen ſchläft allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſeyn?

(Sich dem Tiſch nahend.)

O komm, du Heiligthum! Du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich iſt eine groſſe Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr ſeyd der Troſt der Welt!
Durch euch erlang' ich ihn, den groſſen Dietrich: Geld.

(Indem er die Schatulle zu eröffnen ſucht.)

Ich hatt' als Acceſſiſt einmal beim Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang' gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
Erſt in der Ferne Brod, und täglich Plackerei,
Das ſtand mir gar nicht an — Ein Dieb war eingefangen,
Die Schluſſel fanden ſich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuvörderſt ſich;
Ich war nur Subaltern, das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich's zu beſitzen!
Und jetzt —

(Das Schloß ſpringt auf.)

O ſchön gemünzt, ha! das iſt wahre Luſt!

(Er ſteckt ein.)

Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht! ihr feigen Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!

(Er ſieht noch einmal in die Schatulle und nimmt noch.)

Noch eins! Nun gut!

(Er macht ſie zu und fährt zuſammen.)

Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang'! Es geht doch ſonſt nicht um —

Der Teufel hat vielleicht ſein Spiel — das Spiel wär' dumm
Iſt's eine Katze? Nein! Das wär' ein ſchwerer Kater.
Geſchwind! Es dreht am Schloß —

(Springt in den Alkoven.)

Zweiter Auftritt.

Der Wirth mit einem Wachsſtocke, zur Seitenthür herein. **Söller.**

Söller.

Behüt'! mein Schwiegervater?

Wirth.

Es iſt ein närriſch Ding um ein empfindlich Blut;
Es pocht, wenn man auch nur halbweg was Böſes thut.
Neugierig bin ich ſonſt mein Tage nicht geweſen
Dächt' ich nicht in dem Brief was Wichtiges zu leſen;
Und mit der Zeitung iſt's ein ew'ger Aufenthalt:
Das Neuſte, was man hört, iſt immer monatsalt.
Und dann iſt das auch ſchon ein unerträglich Weſen,
Wenn jeder ſpricht: O ja, ich hab' es auch geleſen.
Wär' ich nur Cavalier, Miniſter müßt' ich ſeyn,
Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht den Brief! hat er ihn mitgenommen?
Es iſt doch ganz verflucht! Man ſoll zu gar nichts kommen!

Söller (für ſich).

Du guter alter Narr! ich ſeh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb ſo lieb wie mich.

Wirth.

Ich find' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich auch recht? —
Daneben
Im Saale —

Söller.

Riecht er mich vielleicht?

Wirth.

Es kniſtert eben,
Als war's ein Weiberſchuh.

Söller.

Schuh! Nein! das bin ich nicht.

Wirth

(bläſ't den Wachsſtock aus, und da er in Verlegenheit das Schloß der kleinen Thür nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen).

Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!

(Stößt die Thür auf und fort.)

Dritter Auftritt.

Sophie zur Hinterthüre mit einem Licht herein. Söller.

Söller (im Alkoven für ſich).

Ein Weibsgeſicht!
Höll'! Teufel! meine Frau! Was ſoll mir das?

Sophie.

Ich bebe
Bei dem verwegnen Schritt.

Söller.

Sie iſt's, ſo wahr ich lebe!
Giebt das ein Rendezvous! — Allein, geſetzten Falls,
Ich zeigte mich! — Ja dann — Es krabbelt mir am Hals!

Sophie.

Ja folg' der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt ſie euch anfangs nach —

Söller.

Ich möchte raſend werden!
Und darf nicht —

Sophie.

— Doch wenn ihr Einmal den Weg verliert
Dann führt kein Irrlicht euch so schlimm, als sie euch führt

Söller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf gesünder, als das Zimmer!

Sophie.

Bisher ging's freilich schlimm, doch täglich wird es schlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß;
Jetzt treibt er es so arg, daß ich ihn hassen muß.

Söller.

Du Hexe!

Sophie.

Meine Hand hat er — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt, wie ſonſt, mein Herz.

Söller.

Zu zaubern, Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt, was Liebe ſey —

Söller.

Verdammt —

Sophie.

Gleichgültig war's und kalt, eh' es Alceſt erweichte.

Söller.

Ihr Männer, ſtändet ihr nur all' einmal ſo Beichte!

Sophie.

Wie liebte mich Alceſt!

Söller.

Ach, das iſt nun vorbei!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Söller.

Pah! das war Kinderei!

Sophie.

Du Schickſal, trennteſt uns, und ach! für meine Sünden
Mußt' ich mich — welch ein Muß! mit einem Vieh verbinden.

Söller.

Ich, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Söller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock! Wie
Kam er hierher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielleicht belauſcht er uns! —

Söller.

O ſeh' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie ſcheut den Vater nicht, mal' ihr den Teufel vor!

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.

Söller.

Die Luſt iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett' — Wer weiß, wie das geſchah?
Es mag drum ſeyn!

Söller.

O weh!

Sophie.

Alceſt iſt noch nicht da?

Söller.

O dürft' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel:
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel
Und mehr noch. Käm' er nur der Fürſt der Unterwelt,
Ich bät' ihn: hol' mir ſie! da haſt du all mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! Was iſt denn dein Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du verſprechen,
Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch —

Söller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Löſchen g'nug entſchuldigt,
So lob' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er iſt ein Teufel!

Söller.

Was? ein Teufel! Scheuſal! — Ich?
Ich halt's nicht länger aus!

(Er macht Gebärde, hervorzuſpringen.)

Vierter Auftritt.

Alceſt angekleidet, mit Hut und Degen, den Mantel drüber, den er gleich ablegt. Vorige.

Alceſt
Du warteſt ſchon auf mich?
Sophie.
Sorbie kam dir zuvor.
Alceſt.
Du zitterſt?
Sophie.
Die Gefahren!
Alceſt.
Nein! Weibchen! Nicht!
Söller.
Du! dir! das ſind Praliminaren!
Sophie.
Du fühlteſt, was dieß Herz um deinetwillen litt,
Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!
Alceſt.
Sophie!
Sophie.
Verzeihſt du ihm, ſo fühl' ich keine Reue.
Söller.
Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?
Sophie.
Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.
Söller.
Ich weiß es nur zu wohl!

Sophie.

Es iſt mir wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt', ich träumte!

Sophie.

Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu dir.

Aceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch Herz, wie deines, fand ich nie.

Söller.

Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie!
Vortrefflich!

Sophie.

Mußt' ich nur dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.

Aceſt.

Ich kenn's!

Söller.

Ja, ja, ich auch!

Sophie.

So liebenswerth du biſt,
Du hatteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
War' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Mann's! Wie können wir beſtehn?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Söller (gerührt auf seine Art).

Nein doch, die arme Frau ist wahrlich übel dran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menschlich Leben;
Was hab' ich nicht gered't, was hab' ich nachgegeben!
Er saust den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, stankert, pocht und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwanke;
Was er für Klugheit halt, sind ungeschliffne Ranke,
Er lugt, verlaumdet, trügt —

Söller.

Ich seh', sie sammelt schon
Die Personalien zu meinem Leichsermon.

Sophie.

O glaub', ich hatte mich schon lange todt betrübet,
Wußt' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alceste noch liebet.

Alceste.

Er liebt, er klagt, wie du.

Sophie.

Das lindert meine Pein,
Von Einem wenigstens, von dir beklagt zu seyn.
Alceste, bei dieser Hand, der theuern Hand, beschwöre
Ich dich, behalte nur dein Herz beständig!

Söller.

Höre,
Wie schön sie thut!

Sophie.

Dieß Herz, das nur für dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt, als nur von deiner Hand.

Alceſt.

Ich kenne für dein Herz kein Mittel.

(Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.)

Söller.

Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!

Sophie.

Mein Freund!

Söller.

Nein, nun wird's matt:
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging nun ihren Weg, und ließe mir das Küſſen!

Alceſt.

Geliebteſte!

Sophie.

Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb' wohl!

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.

Du liebſt mich, und du gehſt?

Sophie.

Ich geh' — weil ich dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.

Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht,
An einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit
Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Söller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb wohl, und glaube mir, daß ich die deine ſey.

Söller.

Das Ungewitter zieht mir nah' am Kopf vorbei.

(Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mittelthür, die offen bleibt. Man ſieht ſie beide in der Ferne zuſammen ſtehn.)

Söller.

Für dießmal nimm fürlieb! Hier iſt nicht viel zu ſinnen.
Der Augenblick macht Luft, nur friſch mit dir von hinnen!

(Aus dem Alkoven und ſchnell durch die Seitenthür ab.)

Fünfter Auftritt.

Alceſt zurückkommend.

Was willſt du nun, mein Herz! — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden
Des erſten Liebesglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt hier noch nicht herausgeſpült,

Wie mir die Liebe sie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem sich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders ist mir's nicht? wie heller seit der Zeit?
Und doch bleibt ihr ein Rest von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich nur was dich bisher getrieben;
Nun wendet sich das Blatt, fangst wieder an zu lieben,
Und die Freigeisterei, und was du fern gedacht,
Der Hohn, den du ihr sprachst, der Plan, den du gemacht
Wie anders sieht das aus! wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du sie fängst, so hat sie dich schon lange!
Nun das ist Menschenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber sinnt, ist noch weit übler dran.
Nur jetzt das Nöthigste! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu schenken.
Im Grund ist's doch verflucht — Ihr Schicksal drückt mich sehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben schwer.
Ich hab' just noch so viel. Laß sehn! Ja, es wird reichen.
War' ich auch völlig fremd, sie müßte mich erweichen:
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schicksal wollt' es so! Ich konnt's einmal nicht hindern;
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer lindern.

(Er macht die Schatulle auf.)

Was Teufel? Was ist das? Fast die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld ist nicht das Viertel mehr.
Das Gold hab' ich bei mir. Ich hab' die Schlüssel immer!
Erst seit dem Nachmittag! Wer war denn wohl im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie! — Unwürd'ge Grille fort!
Mein Diener? O! der liegt an einem sichern Ort;
Er schlaft. — Der gute Kerl, er ist gewiß nicht schuldig!
Allein wer sonst? — Bei Gott! Es macht mich ungeduldig.

Dritter Aufzug.

Die Wirthsstube.

Erster Auftritt.

Der Wirth

im Schlafrock, im Sessel neben dem Tisch, worauf ein halb abgebranntes Licht, Kasserzeug, Pfeifen und Zeitungen. Nach den ersten Versen steht er auf, und zieht sich in diesem Anzuge und dem Anfange des folgenden an.

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!
Unmöglich scheint es mir, das Räthsel aufzulösen:
Wenn man was Böses thut, erschrickt man vor dem Bösen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirth ist es nicht wohlgethan
Zu zittern, wenn's im Hauf' rumort und geht und knistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe nah verschwistert.
Es war kein Mensch zu Hauf', nicht Söller, nicht Alceste;
Der Kellner konnt's nicht seyn, die Magde schliefen fest.
Doch halt! — In aller Früh', so zwischen drei und viere,
Hört' ich ein leis Geräusch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl selbst der Geist, vor dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben so.
Allein, was that sie da? — Man weiß, wie's Weiber machen;
Sie visitiren gern und sehn der Fremden Sachen
Und Wasch' und Kleider gern. Hätt' ich nur dran gedacht,
Ich hätte sie erschreckt und dann sie ausgelacht.

Sie hätte mit gesucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt ist die schöne Zeit so ungebraucht verschwunden!
Verflucht! Zur rechten Zeit fallt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hinterdrein.

Zweiter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.

Mein Vater! Denken Sie! —

Wirth.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf ist voller Sorgen.

Wirth.

Warum?

Sophie.

Alcestens Geld, das er nicht lang' erhielt,
Ist miteinander fort.

Wirth.

Warum hat er gespielt?
Sie bleiben nicht davon.

Sophie.

Nicht doch! Es ist gestohlen!

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ei, vom Zimmer weg!

Wirth.

Den soll der Teufel holen,
Den Dieb! Wer ist's? Geschwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Haus?

Sophie.

Ja, von Alceſtens Tiſch, aus der Schatull' heraus.

Wirth.

Und wann?

Sophie.

Heut Nacht!

Wirth (für ſich).

Das iſt für meine Neugierſunden!
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsſtock finden.

Sophie (für ſich).

Er iſt beſtürzt und murrt. Hatt' er ſo was gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsſtock klagt ihn an.

Wirth (für ſich).

Hat es Sophie wohl ſelbſt? Verflucht! das war' noch ſchlimmer!
Sie wollte geſtern Geld, und war heut Nacht im Zimmer.

(Laut.)

Das iſt ein dummer Streich! Gieb Acht! der thut uns weh:
Wohlfeil und ſicher ſeyn iſt unſre Renommee.

Sophie.

Ja! Er verſchmerzt es wohl, uns wird es ſicher ſchaden,
Es wird am Ende doch dem Gaſtwirth aufgeladen.

Wirth.

Das weiß ich nur zu ſehr. Es bleibt ein dummer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb iſt, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es ſchlägt mich völlig nieder.

Wirth (für ſich).

Aha, es wird ihr bang.

(Laut, etwas verdrießlicher.)

Ich wollt', er hätt' es wieder!

Ich war' recht froh.

Sophie (für ſich)

Es ſcheint, die Reue kommt ihm ein.

(Laut.)

Und wenn er's wieder hat, ſo mag der Thäter ſeyn
Wer will, man ſagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth (für ſich).

Wenn ſie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!

(Laut.)

Du biſt ein gutes Kind und mein Vertraun zu dir —
Wart' nur!

(Er geht, nach der Thür zu ſehn.)

Sophie (für ſich).

Bei Gott! er kommt und offenbart ſich mir!

Wirth.

Ich kenne dich, Sophie, du pflegteſt nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab' ich aller Welt, als Ihnen, was verſchwiegen.
Drum hoff' ich dießmal auch wohl zu verdienen —

Wirth.

Schön!

Du biſt mein Kind, und was geſchehn iſt, iſt geſchehn.

Sophie.

Es kann das beſte Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß du im Zimmer warst, das weiß kein Mensch als ich.

Sophie (erschrocken).

Sie wissen? —

Wirth.

Ich war drin, du kamst, ich hörte dich;
Ich wußt' nicht, wer es war, und lief, als kam' der Teufel.

Sophie (für sich).

Ja, ja, er hat das Geld! Nun ist es außer Zweifel.

Wirth.

Erst jetzo fiel mir ein, ich hört' dich heute früh.

Sophie.

Und was vortrefflich ist, es denkt kein Mensch an Sie.
Ich fand den Wachsstock —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich!

Wirth.

Schön, bei meinem Leben!
Nun sag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?

Sophie.

Sie sagen: „Herr Alceſt! verschonen Sie mein Haus;
Das Geld ist wieder da, ich hab' den Dieb heraus.
Sie wissen selbst, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, so war er schon gerühret,
Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeihn
Sie ihm!" — Gewiß, Alceſt wird gern zufrieden seyn.

Wirth.

So was zu fädeln, hast du eine seltne Gabe.

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm so!

Wirth.

Gleich! wenn ich's nur erst habe.

Sophie.

Sie haben's nicht?

Wirth.

Ei nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja! Woher? Gabst du mir's denn?

Sophie.

Und wer

Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat?

Sophie.

Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Possen:

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Wirth.

Ich glaub', du bist geschossen!

Hast du's denn nicht?

Sophie

Ich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Wie kam' ich denn dazu?

Wirth.

Eh! (Macht ihr pantomimisch das Stehlen vor.)

Sophie.

Ich verſteh' Sie nicht!

Wirth.

Wie unverſchamt biſt du!
Jetzt, da du's geben ſollſt, gedenkſt du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui dir mit ſolchen Streichen!

Sophie.

Nein, das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und ſagten nur vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!

Wirth.

Du Kröte! Ich's gethan? Iſt das die ſchuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machſt mich gar zum Diebe,
Da du die Diebin biſt!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warſt du nicht
Heut früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Wirth.

Und ſagſt mir ins Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

Sophie.

Beweiſ't das gleich?

Wirth.

Ja!

Sophie

Waren

Sie denn nicht auch heut früh —

Wirth.

Ich faſſ' dich bei den Haaren,
Wenn du nicht ſchweigſt und gehſt!

(Sie geht weinend ab.)

Du treibſt den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort! Es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bild't ſie ſich ein, mit Läugnen durchzukommen!
Das Geld iſt einmal fort, und g'nug, ſie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt in Gedanken, im Morgenrock. Der Wirth.

Wirth (verlegen und bittend).

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß!
Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigſt zu verſchweigen;
Ich will das Meine thun. Ich hoff', es wird ſich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, ſo freun die Neider ſich,
Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder ſeyn! Ein Hausdieb hat's genommen!
Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wiederkommen.
Wie hoch beläuft ſich's denn?

Alceſt.

Einhundert Thaler!

Wirth.

Ei!

Alceſt.

Doch hundert Thaler —

Wirth.

Peſt! ſind keine Kinderei!

Alceſt.

Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen waren.

Wirth.

Ei, wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hans, und wann und wie es war'?

Alceſt (für ſich).

Mein alter Diener! Nein! Der kann mich nicht berauben,
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben!

Wirth.

Sie brechen ſich den Kopf! Es iſt vergebne Müh,
Genug, ich ſchaff' das Geld.

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß Niemand nichts erfahrt! Wir kennen uns ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus das Geld.

Alceſt.

Ei, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch Jemand aus dem Haus?

Wirth.

Sie werden's nicht erfragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Magd?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein!

Alceſt.

Der Kellner hat's doch nicht?

Wirth.

Der Kellner kann's nicht ſeyn.

Alceſt.

Die Köchin iſt gewandt —

Wirth.

Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hans?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gartner könnte wohl —

Wirth.

Nein, noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gartners?

Wirth.

Nein!

Alceſt.

Vielleicht —

Wirth (halb für ſich).

Der Haushund? — Ja.

Alceſt (für ſich).

Wart' nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!

(Laut.)

So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkommt! (Thut als ging' er weg.)

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt (als wenn ihm etwas einfiele).

Herr Wirth! Mein Dintenfaß
Iſt leer, und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ei was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben,
Es muß was Wichtig's ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben allemal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth, als der Spaß.

Wirth.

O das geht, wie im Spiele;
Da kommt ein einz'ger Brief, und tröſtet uns für viele.

Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! Der geſtrige enthalt
Viel Wichtig's? Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt

Wirth.

Nichts aus Amerika?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, bleibt's dabei? gehn wieder Leute —

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Alceſt.

Ja, das kann möglich ſeyn.

Wirth.

In Norden iſt's nicht juſt!

Alceſt.

Ich wollte nicht drauf ſchworen.

Wirth.

Es gährt ſo heimlich nach.

Alceſt.

Wir werden manches hören.

Wirth.

Kein Unglück irgendwo?

Aceſt.

Nur zu! Bald ſind Sie da!

Wirth.

Hab's wohl beim letzten Froſt —

Aceſt.

Erfrorne Haſen? — Ja!

Wirth.

Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Aceſt.

Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertraun von mir?

Aceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiete.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth (conſternirt und bedauernd).

Ach, allzuviele Gute!

(Für ſich.)

War's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Aceſt.

Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl des andern werth.
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bei meiner Ehre.

Wirth (für ſich).

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!
Allein wie? wenn Sophie — Eh nun! da mag ſie ſehn!
Die Reizung iſt zu groß, kein Menſch kann widerſtehn!
Er waſſert mir das Maul, wie ein gebeizter Haſe.

Aceſt (für ſich).

So ſtach kein Schinken je dem Windhund in die Naſe.

Wirth

(beſchämt, nachgebend und noch zaudernd).

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —

Alceſt (für ſich).

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.

(Zweifelnd und halb bittend)

Verſprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alceſt (reicht den Brief hin).

Den Augenblick!

Wirth

(der ſich langſam dem Alceſt, mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert).

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,

Iſt —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth

(mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand).

Meine Tochter!

Alceſt (erſtaunt).

Wie?

Wirth

(fährt hervor, reißt vor geschwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu lesen)

„Hochwohlgeborner Herr!"

Alceſt (fällt ihm bei der Schulter).

Sie war's? Nein, sagen Sie
Die Wahrheit!

Wirth (ungeduldig).

Ja, sie ist's! O, er ist unerträglich!

(Er liest.)

„Insonders"

Alceſt (wie oben).

Nein, Herr Wirth! Sophie! das ist unmöglich!

Wirth

(reißt ihn los, und fährt ohne ihm zu antworten fort).

„Hochzuverehrender"

Alceſt (wie oben).

Sie hatte das gethan!
Ich muß verstummen.

Wirth.

„Herr" —

Alceſt (wie oben).

So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?

Wirth.

Hernach will ich's erzählen.

Alceſt.

Ist's denn gewiß?

Wirth.

Gewiß!

Alceſt (im Abgehen zu sich).

Nun, denk' ich, soll's nicht fehlen.

Vierter Auftritt.

Der Wirth

lieſt und ſpricht dazwiſchen.

„Und Gönner“ — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit,
„Die mir ſo manchen Fehl verzieben hat, verzeiht
„Mir, hoff' ich, dießmal auch.“ — Was giebt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie ſich mit mir freuen.“
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
„Wobei mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt.
„Er hat vom ſechsten Sohn mein liebes Weib entbunden.“
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
„Der Knab'“ — Der Balg der! — O erſauft! erdroſſelt ihn
„Und ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn“ —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur, das geht dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! Ich will dich ſchon! Du ſollſt mir aus dem Haus!
Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur, wie er's verdient, tractiren!
Doch meine Tochter! O! das Henkersding geht ſchief!
Und ich verrathe ſie um den Gevatterbrief!

(Er faßt ſich in die Perrücke.)

Verfluchter Ochſenkopf! Biſt du ſo alt geworden!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie rach' ich dieſen Streich?

(Er erwiſcht einen Stock, und läuft auf dem Theater herum.)

Tret' einer mir zu nah, ich ſchlag' ihn lederweich!
Hätt' ich ſie jetzt nur hier, die mich ſonſt ſchikaniren,
Ich würd' ſie alle Herr! Wie wollt' ich ſie curiren!

Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gab', ich weiß nicht was,
Zerbrach' der Junge mir gleich jetzt ein Stengelglas.
Ich zehr' mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!
(Er ſtößt auf einen Seſſel und prügelt ihn aus.)
Ha! biſt du ſtaubig! Komm! An dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth ſchlägt immer fort. Söller kommt herein und erſchrickt; er iſt im Domino, die Maske auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuchlichen.

Söller.

Was giebt's? Was? Iſt er toll? Nun ſey auf deiner Hut.
Das wär' ein ſchön Emploi, des Seſſels Subſtitut!
Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben?
Das Beſte wär', ich ging! Da iſt nicht ſicher bleiben.

Wirth (ohne Söllern zu ſehn).

Ich kann nicht mehr! o weh! es ſchmerzt mich Rück' und Arm!
(Er wirft ſich in den Seſſel.)
Ich ſchwitz' am ganzen Leib.

Söller (für ſich).

Ja, ja, Motion macht warm.
(Er zeigt ſich dem Wirth.)
Herr Vater!

Wirth.

Ah, Moſje! Er lebt die Nacht im Sauſe,
Ich quale mich zu Tod', und Er lauft aus dem Hauſe?
Da traut der Faſtnachtsnarr zum Tanz und Spiel ſein Geld,
Und lacht, wenn hier im Haus' der Teufel Faſtnacht hält!

Söller.

Er antwortet!

Wirth.

O wart', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Alceſt, Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen!

Söller.

Nein, nein!

Wirth.

War't Ihr geholt, ſo hatt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu! (ab.)

Sechster Auftritt.

Söller

(mit Caricatur von Angſt).

Was gab's? Weh' dir! vielleicht in wenig Augenblicken —
Gieb deinen Schadel Preis! Parire nur den Rücken!
Vielleicht iſt's 'raus! o weh o wie mir Armen grauſ't,
Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doctor Fauſt
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's ſo Richard dem Dritten!
Höll' da! der Galgen da! der Hahnrei in der Mitten!

(Er läuft wie unſinnig herum, endlich beſinnt er ſich.)

Ach, des geſtohlnen Guts wird Keiner jemals froh!
Geh, Memme, Böſewicht! Warum erſchrickſt du ſo?
Vielleicht iſt's nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren

(Er erblickt Alceſten und läuft fort.)

O weh! er iſt's! er iſt's! Er faßt mich bei den Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alceſt

angekleidet, mit Hut und Degen.

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz noch nie.
Das ſeltene Geſchöpf, in dem die Phantaſie
Des zartlichen Alceſt das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchſten Grad der ſchönſten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem alles war;
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überlauft mich! Zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich laſſ' ſie als ein Weib bei andern Weibern ſtehen;
Allein ſo tief! ſo tief! Das treibt zur Raſerei.
Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer bei.
Wie klein! Kannſt du denn das nicht über dich vermögen?
Ergreif das ſchöne Glück! Es kommt dir ja entgegen.
Ein unvergleichlich Weib, das du begierig liebſt,
Braucht Geld. Geſchwind, Alceſt! Der Pfennig, den du giebſt,
Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen —
Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!
Geh, faß dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Bedürfen Sie vielleicht geringer Baarſchaft? Gut!
Verſchweigen Sie mir's nicht! Nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des Meinigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen —
Sie kommt! Auf einmal weg iſt die erlogne Ruh!
Du glaubſt, ſie nahm das Geld, und traufſt ihr's doch nicht zu.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceſt! Sie ſcheinen mich zu fliehen —
Hat denn die Einſamkeit ſo viel, Sie anzuziehen?

Alceſt.

Für dießmal weiß ich nicht, was mich beſonders zog,
Und ohne viel Raiſon giebt's manchen Monolog.

Sophie.

Zwar der Verluſt iſt groß, und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt.

Ach! es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das bißchen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt (lächelnd).

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn ſie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen;
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie (erſtaunt).

So wiſſen Sie?

Alceſt

(mit Zärtlichkeit, es ergreift ihre Hand und küßt ſie).

Ihr Vater' — Ja, ich weiß, geliebteſte Sophie!

Sophie.

(verwundert und beſchämt).

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für dich brennt.
Das Glück entriß dich mir, und hat uns nicht getrennt:
Dein Herz iſt immer mein, mein's immer dein geblieben.
Mein Geld iſt dein, ſo gut, als wär' es dir verſchrieben;
Du haſt ein gleiches Recht auf all mein Gut, wie ich.
Nimm, was du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich!

(Er umarmt ſie; ſie ſchweigt).

Befiehl! Du findeſt mich zu allem gleich erbötig.

Sophie

(ſtolz, indem ſie ſich von ihm losreißt).

Reſpect vor Ihrem Geld! allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, faſſ' ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich. —

Alceſt (piquirt).

O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch, was er fodert,
Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert.
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie (erstaunt).

Vergeht? wie das?

Alceſt.

Madam!

Sophie (aufgebracht).

Was ſoll das heißen, Herr?

Alceſt.

Verzeihn Sie meiner Scham:
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie (mit Zorn).

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sophie

(mit einem Ausbruche von Heftigkeit).

Was? ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie (wie oben).

Nun! das!

Alceſt.

Eh nun! daß Sie — daß Sie das Geld genommen.

Sophie

(mit Wuth und Thränen, indem ſie ſich wegwendet).

Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt (bittend).

Sophie!

Sophie (weggewendet).

Sie ſind nicht werth —

Alceſt (wie oben).

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeihn Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht, die Ehre mir zu rauben.
Und von Sophien? Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hatt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt —
Allein es muß heraus! Mein Vater hat das Geld.

(Eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Alceſt, hernach Söller.

Alceſt.

Nun waren wir geſcheidt! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun auseinander leſen!
Zwei Menſchen, beide gut und treu ihr Lebenlang,
Verklagen ſich — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das Erſtemal, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchönen langen Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man beim Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie! der alte Mann! die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt, das ließ ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kauzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller

(in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinlaune).

Da ſitzt der Teufelskerl und ruhet aus vom Schmauſen;
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt ich ihn zerzauſen!

Alceſt (für ſich).

Da kommt er, wie beſtellt! (Laut). Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(Er reibt die Stirn).
Es thut mir gräulich weh.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie ſonſt! Die Maus läuft nach der Fulle,
Weil Speck drin iſt.

Alceſt.

Ging's brav?

Söller.

Gar ſehr!

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn
(für ſich) dem Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.

Alceſt.

Und ging es nicht?

Söller.

Eh, nein! im Kopfe druckt' es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.

Alceſt.

Et!

Söller.

Und das Schlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren:
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? Das iſt mir leid! Das Uebel kommt geſchwind.

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon, ſeitdem Sie bei uns ſind,
Und länger.

Alceſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Alceſt.

Et, laſſ' Er ſich den Kopf mit warmen Tüchern reiben!
Vielleicht verzieht es ſich.

Söller (für ſich).

Ich glaub', er ſpottet noch!

(Laut).

Ja, das geht nicht ſo leicht.

Alceſt.

Am Ende giebt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle ging. Herr, das iſt gar nicht fein;
Er laßt die junge Frau zur Winterzeit allein.

Söller.

Ach! Sie bleibt gern zu Hauf' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt, ſich ohne mich zu wärmen.

Alceſt.

Das wäre doch curios!

Söller.

O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten giebt.

Alceſt (piquirt).

Wie ſo verblümt?

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er ſchont das Seinige; da trink' ich außerm Haus!

Alceſt (mit Ahndung).

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller (mit Hohn).

Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern?
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was anders hält.

Alceſt (mit zurückgehaltenem Zorne).

Was Mann! Mann oder nicht! Ich trotz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie ſich noch einmal was zu ſagen —

Söller (erſchrickt. Für ſich).

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt?

(Laut.)

Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Trotz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reiz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! Nichts, was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's bemerkt, beſondern Reiz im Blut,
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und ohne Frage ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Alceſt (herausbrechend).

Herr Söller!

Söller (keck).

Soll er was?

Alceſt (zurückhaltend).

Ich ſag' Ihm, ſey Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbieten will?

Alceſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm, wer es wäre!

Söller (halb laut).

Er ſchlüge ſich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Alceſt.

Gewiß!

Söller (wie erſt).

Es weiß kein Menſch ſo gut, wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Söller.

O Herr Alceſt! wir wiſſen ja, wie's ſteht.
Nur ſtill! ein bißchen ſtill! Wir wollen uns vergleichen,
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihres Gleichen,

Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

Alceſt.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie ſich unterfangen —

Söller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch, als röch' ich Zwiebeln.

Alceſt (zornig und entſchloſſen).

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! Was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.

Söller (herzhaft).

Eh, Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann man wiſſen.

Alceſt.

Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?

Söller.

Wie man's nimmt.
Vom Hören und vom Sehn.

Alceſt.

Ha!

Söller.

Nur nicht ſo ergrimmt!

Alceſt (mit dem entſchloſſenſten Zorne).

Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?

Söller (erſchrocken, will ſich wegbegeben).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt (ihn zurückhaltend).

Wohin?

Söller.

Beiſeit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller (für ſich).

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts! Man hat mir's nur geſagt!

Alceſt (dringend zornig).

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! das war ein Mann —

Alceſt (heftiger und auf ihn losgehend).

Geſchwinde!

Söller (in Angſt).

Der's ſelbſt mit Augen ſah.

(Herzhafter.)

Ich rufe das Geſinde!

Alceſt (kriegt ihn beim Kragen).

Wer war's?

Söller (will ſich losreißen).

Was? Hölle!

Alceſt (hält ihn feſter).

Wer? Sie übertreiben mich!

(Er zieht den Degen.)

Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?

Söller (fällt vor Angſt auf die Kniee).

Ich!

Alceſt (drohend).

Was haben Sie geſehn?

Söller (furchtſam).

Ei nun, das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alceſt (wie oben).

Und weiter?

Söller.

Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefallt.

Alceſt.

Das heißt?

Söller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alceſt.

Nun?

Söller.

Man hat nicht das Herz, ſo etwas zu verſagen.

Alceſt.

So etwas? Deutlicher!

Söller.

O laſſen Sie mir Ruh!

Alceſt (immer wie oben).

Es heißt? Beim Teufel!

Söller.

Nun, es heißt ein Rendezvous.

Alceſt (erſchrocken).

Er lügt!

Söller (für ſich).

Er iſt erſchreckt.

Alceſt (für ſich).

Wie hat er das erfahren?

(Er ſteckt den Degen ein.)

Söller (für ſich).

Courage!

Alceſt (für ſich).

Wer verrieth, daß wir beiſammen waren?

(Erholt.)

Was meinen Sie damit?

Söller (trotzig).

O wir verſtehn uns ſchon.
Das Luſtſpiel heute Nacht! Ich ſtand nicht weit davon.

Alceſt (erſtaunt).

Und wo?

Söller.

Im Cabinet!

Alceſt.

So war Er auf dem Valle?

Söller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur ſtill und ohne Galle
Zwei Wörtchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt. Raben
Und Dohlen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn. Pfui! ſchlechter Menſch!

Söller.

Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten;
Ihr haltet kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerlei, Geluſt nach Fleiſch, nach Gold.
Seyd erſt nicht hängenswerth, wenn ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht ſich noch —

Söller.

Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß, gehörnt herum zu gehen.
In Summa, nehmen Sie's nur nicht ſo gar genau:
Ich ſtahl dem Herrn ſein Geld, und Er mir meine Frau.

Alceſt (drohend).

Was ſtahl ich?

Söller.

Nichts, mein Herr! Es war ſchon längſt Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.

Alceſt.

Soll —

Söller.

Da muß ich wohl ſchweigen.

Alceſt.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnern Sie ſich nicht,
Daß auch ein ſcharf Geſetz von andern Leuten ſpricht?

Alceſt.

Herr Söller!

Söller (macht ein Zeichen des Köpfens).

Ja, man hilft euch Näſchern auch vom Brode.

Alceſt.

Iſt Er ein Praktikus, und hält das Zeug für Mode?
Gehangen wird Er noch, zum wenigſten geſtäupt.

Söller (zeigt auf die Stirn).

Gebrandmarkt bin ich ſchon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Wirth. Sophie.

Sophie (im Fond).

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Wirth (im Fond).

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da iſt Alceſt.

Wirth (erblickt Alceſten).

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß ſich zeigen!

Wirth (zu Alceſten).

Mein Herr, ſie iſt der Dieb!

Sophie (auf der andern Seite).

Er iſt der Dieb, mein Herr!

Alceſt

(ſieht ſie beide lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Göllern deutend).

Er iſt der Dieb!

Göller (für ſich).

Nun Haut, nun halte feſt!

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Alceſt.

Sie haben's beide nicht; er hat's!

Wirth.

Schlagt einen Nagel

Ihm durch den Kopf, aufs Rad!

Sophie.

Du?

Göller (für ſich).

Wolkenbruch und Hagel!

Wirth.

Ich möchte dich —

Alceſt.

Mein Herr! ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.
Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Tugend darf's —

(zu Söller)

Sie waren ja zugegen!

Sophie (erſtaunt).

Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Tugend —

Söller.

Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.

Alceſt (zum Wirth.)

Doch Sie?

Wirth.

Aus Neugier war ich auch hinaufgekommen,
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen;
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —

Söller.

Faſt glaub' ich's ſelber mit.

Aceſt (zu Sophien).

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie (ſie giebt ihm die Hand).

Gerne!

Aceſt (zum Wirth).

Allons denn!

Wirth (giebt Söllern die Hand).

Stiehl nicht mehr!

Söller.

Die Länge bringt die Ferne!

Aceſt.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Noth!
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod',
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden;
Hier iſt das Uebrige, ich weiß nicht wieviel Gulden.

Aceſt.

Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.

Söller.

Für dießmal wär's vorbei!

Aceſt.

Allein, ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu;
Und unterſteht Er ſich noch einmal anzufangen! —

Söller.

So! — Dießmal blieben wir wohl alle ungehangen.

Neueröffnetes moralisch-politisches

Puppenspiel.

Et prodesse volunt et delectare Poetae.

Prolog.

Auf, Adler, dich zur Sonne ſchwing,
Dem Publico dieß Blättchen bring;
So Luſt und Klang giebt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ach ſchau ſie, guck ſie, komm herbei
Der Papſt und Kaiſer und Cleriſey!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz,
Trottiren und ſtäuben zu hellen Schaaren,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staaren,
Dringt einer ſich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.
Da ſteht das liebe Publicum
Und ſieht erſtaunend auf und um,
Was all der tollen Reiterei
Für Anfang, Mitt' und Ende ſey.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren ſeyn!
Ach Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,

Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sey's Kammerherr nun, sey's Lakey;
Genug, daß einer drinne sey.
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach sieh! wie schöne pflanzt sich ein
Das Völklein dort im Schattenhain;
Ist wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder sich sein kleines Gut,
Beschneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singt sein Klimpimpimper-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt seine Aepfel, beschläft sein Weib:
Sich drauf die Bürgerschaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt sich schon.
Da kommt mir ein Titanensohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk ist's bang)
Und trägt sie eben in Einem Lauf
Zum Schemel den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n ersten besten Strahl er nimmt,
Und schmeißt den Kerl die Kreuz und Quer
Hurlurli burli ins Thal daher,
Und freut sich seines Siegs so lang,
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So ist die Eitelkeit der Welt!

Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Erdenmacht ſo groß,
Fühlt alles doch ſein Endeloos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!
Der Hoh' ſtolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Das Jahrmarkts-Feſt

zu Plundersweilern.

Ein Schönbartſpiel.

Marktſchreier.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieſer Zeit
Ein ſo hochgelahrter Doctor ziert,
Der ſeine Collegen nicht ſchikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein!
Hoffe, ihr werdet zugegen ſeyn,
Wenn wir heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüſiren.
Ich hoff' es ſoll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch ſeinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs-Hagelregen.
Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß was im Grunde wir alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht curiren,
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.
Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt ihr für eine Comödia?

Marktſchreier.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man ſich wohl ennüyiren!

Marktſchreier.

Könnt' ich nur meinen Hanswurſt curiren.
Der macht' euch ſicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner ſeyd.
Doch iſt's gar ſchwer es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich, zu lachen:
Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn!
Doch wenn wir droben ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Ei pfui, ein indecentes Stück!
Allein, wir ſuchen zu gefallen;
Drum lügen wir und ſchmeicheln Allen.

Doctor.

Sauer iſt's ſo ſein Brod erwerben!

Marktſchreier.

Man ſagt: es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verſtellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen ſpricht und ſchreibt,
Und wenn man das ſehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.
Doch ach! wir ſcheinen oft zu ſcherzen,
Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verſchenken tauſend Stück Piſtolen,
Und haben nicht die Schuh' zu befohlen.
Unſre Helden ſind gewöhnlich ſchüchtern,

Auch ſpielen wir unſre Trunkenen nüchtern.
So macht man Schelm und Böſewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Rollen muß man ſich nicht ſchämen.

Marktſchreier.

Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein jeder doch behutſam auf,
Weiß ſich in Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu heben und bald zu drücken,
Und ſo ſich manches zu erwerben,
Indeß wir andre faſt Hunger ſterben.

Doctor.

So habt ihr alſo gute Leute?

Marktſchreier.

Ihre Talente, die ſeht ihr heute;
Auch ſind ſie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es ſetzt doch wohl mitunter Zank?

Marktſchreier.

Das geht noch ziemlich, Gott ſey Dank!
Sie können ſich nicht immer leiden;
Stark ſind ſie im Geſichterſchneiden:
Ich laſſ' ſie gelaſſen ſich entzweien;
Jeden Tag giebt's neue Parteien.
Man muß nicht die Geduld verlieren,
Doch ſind ſie bös zu transportiren.
Will jetzt zu meinem Geſchäfte gehn.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiederſehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſeyn,
Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gaukelſpiel zu ſehen.

(Der zweite Vorhang geht auf, man ſieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde ſteht das Bretergerüſte des Marktſchreiers, links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tiſch und Stühle. Während der Symphonie geht alles, doch in ſolcher Ordnung durch einander, daß ſich die Perſonen gegen die Vorderſeite begegnen, und dann ſich in den Grund verlieren, um den andern Platz zu machen.)

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, iſt gar kein Geld,
Wie's einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

(Der Bauer ſtreift mit den Beſen an den Tyroler und wirft ihm ſeine Sachen herunter. Streit zwiſchen beiden; während deſſen Marmotte von den zerſtreuten Sachen einſteckt.)

Bauer.

Beſen kauft, Beſen kauft!
Groß und klein.
Schroff und rein,
Braun und weiß,
All aus friſchem Birkenreis;
Kehrt die Gaſſe, Stub' und Steiß,
Beſenreis, Beſenreis!

(Der Gang des Jahrmarkts geht fort.)

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein,
Hier ein Händlein,
Hier ein Schwein;
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Kistchen und Pfeifer,
Kutschen und Läufer,
Husar und Schweizer;
Nur ein paar Kreuzer,
Ist alles dein!
Kindlein, kauft ein.

Fräulein.

Die Leute schreien wie besessen.

Doctor.

Es gilt ums Abendessen.

Tyrolerin.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerin.

Gemalt neumodisch Band,
Die leicht'sten Palatinen
Sind bei der Hand;
Sehn Sie die allerliebsten Häubchen an,
Die Fächer! was man sehen kann!
Niedlich, scharmant!

(Der Doctor thut artig mit der Tyrolerin, während des Beschauens der Waaren; wird zulept dringender.)

Tyrolerin.

Nicht immer gleich
Iſt ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für euch;
Nimmt ſich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich iſt die Schneck' in ihrem Haus,
Und er macht ſo! —

(Sie wiſcht dem Doctor das Maul.

Wagenſchmiermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenſchmer,
Daß die Achſen nicht knirren
Und die Räder nicht girren,
Yah! Yah!
Ich und mein Eſel ſind auch da.

Gouvernante kommt mit dem Pfarrer durchs Gedränge; er hält ſich bei dem Pfefferkuchenmädchen auf; die Gouvernante iſt unzufrieden.

Gouvernante.

Dort ſteht der Doctor und mein Fräulein,
Herr Pfarrer, laſſen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, ſüß und gut;
Friſches Blut,
Guten Muth;
Pfeffernüß! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geſchwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann und ſein Burſch.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark!

Zigeunerburſch.

Die Piſtolen
Möcht' ich mir holen!

Zigeunerhauptmann.

Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laffen
Feilſchen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Beſtienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geſchenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über ſie!

Zigeunerburſch.

Wetter! wir wollten ſie!

Zigeunerhauptmann.

Wollten ſie zauſen!

Zigeunerburſch.

Wollten ſie laufen!

Zigeunerhauptmann.

Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Zigeunerburſch.

War' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmännin (kommt aus der Hausthür).

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkomm'ner Beſuch!

Doctor.

Iſt heut doch des Lärmens genug.

Bänkelſänger kommt mit ſeiner Frau und ſteckt ſein Bild auf; die Leute verſammeln ſich.

Bänkelſänger.

Ihr lieben Chriſten allgemein,
Wann wollt ihr euch verbeſſern?
Ihr könnt nicht anders ruhig ſeyn,
Und euer Glück vergrößern:
Das Laſter weh dem Menſchen thut;
Die Tugend iſt das höchſte Gut,
Und liegt euch vor den Füßen.

(Die folgenden Verſe ad libitum.)

Amtmann.

Der Menſch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme ſchon durch manche Land
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu eſſen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' gesehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt' die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch gesehn die Jungfer schön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinen sehn,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht so gehn, ihr Herrn,
Avecque la marmotte,
Die Burschen essen und trinken gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

(Die Gesellschaft wirft den Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft alles auf.)

Citherspielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer!
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Ist nicht wahr, ist mein.

(Balgen sich. Marmotte siegt. Citherspielbub weint.)

Symphonie.

Lichtputzer (in Hanswursttracht, auf dem Theater).

Wollen's gnädigst erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeunerhauptmann.

Wie die Schöpſe laufen,
Vom Narren Gift zu kaufen!

Schweinmetzger.

Führt mir die Schweine nach Haus.

Ochſenhändler.

Die Ochſen langſam zum Ort hinaus,
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken eins. Die Heerde iſt verſorgt.

Hannswurſt.

Ihr mehnt, i bin Hannswurſt, nit wahr?
Hab ſei Krage, ſei Hoſe, ſei Knopf;
Hatt' i au ſei Kopf,
Wär' i Hannswurſt ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bart!
Allons, wer kauf mir
Pflaſter, Larier!
Hab' ſo viel Durſt,
Als wie Hannswurſt.
Schnupftuch 'rauf!

Marktſchreier.

Wirſt nit viel angeln, iſt noch zu früh.
Meine Damen und Herrn
Saben wohl gern
's treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Iſt die Hiſtoria

Von Eſther in Drama;
Iſt nach der neuſten Art,
Zähnklapp und Grauſen gepaart;
Daß nur ſehr Schad' iſt,
Daß heller Tag iſt;
Sollte ſtichdunkel ſeyn,
Denn 's ſind viel Lichter drein.

(Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.)

Symphonie.

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman (allein).

Die du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht begleiteſt,
Mir die Gedanken füllſt, und meine Schritte leiteſt,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von deinem Knecht! Es wägt ſich mein Geſchick.
Was ſoll der hohe Glanz, der meinen Kopf umſchwebet?
Was ſoll der günſt'ge Hauch, der längſt mein Glück belebet?
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn ſich ein Einziger nicht in dem Staube ſchmiegt.
Was hilft's auf ſo viel Herrn und Fürſten wegzugehen,
Wenn es ein Jude wagt, mir ins Geſicht zu ſehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbeflecktes Blut!
So lehr' ihn unſre Macht des Tempels grauſe Gluth,
Und wie Jeruſalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk, und Mardochai vor allen!
O kochte nur, wie hier, erſt Ahasverus Blut!
Da er ein König iſt, ach, iſt er viel zu gut.

Ahasverus
(tritt auf und ſpricht):

Sieh Haman, — biſt du da?

Haman.

Ich warte hier ſchon lange.

Ahasverus.

Du ſchläfſt auch nie recht aus, es iſt mir um dich bange.

(Setzt ſich.)

Haman.

Erhabenſter Monarch, da deine Majeſtät
Wie immer, ſeh' ich wohl, auf Reſ' und Flaumen geht,
Welch einen Dank ſoll man den hohen Göttern ſagen,
Für dein ſo ſelten Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht dir ſo wenig Müh'!
Das iſt nur Götterkraft; von ihnen haſt du ſie.
So läßt ſich ein Gebirg' in feſter Ruh' nicht ſtören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf ſeinem Haupt ſich mehren.

Ahasverus.

O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und ſo regiert von jeher mein Geſchlecht.
Mit Müh' hat keiner ſich das weite Reich erworben,
Und keiner jemals iſt aus Sorglichkeit geſtorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigſter, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut deine Ruh' gezwungen ſtören muß!

Ahasverus.

Was ihr zu ſagen habt, bitt' ich euch — kurz zu ſagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Ahasverus.

Wie ſo?

Haman.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabſt ihm Raum und Ruh', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art in deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie verſtieß,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen ſchwinden ließ:
Und doch verkennen ſie in dir den güt'gen Retter,
Verachten dein Geſetz, und ſpotten deiner Götter;
Daß ſelbſt dein Unterthan ihr Glück mit Neide ſieht,
Und zweifelt ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß ſie durch ein Geſetz von ihrer Pflicht belehren,
Und wenn ſie ſtörrig ſind, durch Flamm' und Schwert bekehren.

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe dich: du ſprichſt nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andern ſeht, ſo ſieht's der König nicht.
Mir iſt es einerlei wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind, und mir die Steuern bringen.

Haman.

Ich ſeh', Großmächtigſter, Dir nur gehört das Reich,
Du biſt an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich!
Doch iſt das nicht allein: ſie haben einen Glauben,
Der ſie berechtiget die Fremden zu berauben,
Und der Verwegenheit ſtehn deine Völker bloß.
O König! ſäume nicht, denn die Gefahr iſt groß.

Ahasverus.

Wie wäre denn das jetzt ſo gar auf einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.

Haman.

Auch iſt's das eben nicht wovon die Rede war:
Der Jude liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr.

Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund ich bin nicht blind;
Doch das thun andre mehr, die unbeschnitten sind.

Haman.

Das alles ließe sich vielleicht auch noch verschmerzen:
Doch finden sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen,
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohl verwahrt.
Mit jedem handeln sie nach einer eignen Art.
Sie wissen jedermann durch Borg und Tausch zu fassen;
Der kommt nie los, der sich nur Einmal eingelassen.
Mit unsern Weibern auch ist es ein übel Spiel;
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machst mich lachen;
Ein Jude wird dich doch nicht eifersüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigster! Doch ist's ein alter Brauch,
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;
Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrst dich, guter Mann! Wie könnte das geschehn?
Das alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl: dir ist zwar niemand gleich,
Doch giebt's viel große Herrn und Fürsten in dem Reich,
Die dein so sanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch stecken sie in Schulden;
Es ist ein jeglicher in deinem ganzen Land

ein' und andre Art mit Iſrael verwandt,
dieſes ſchlaue Volk ſieht Einen Weg nur offen:
lang' die Ordnung ſteht, ſo lang' hat's nichts zu hoffen.
nährt drum insgeheim den faſt getuſchten Brand,
eh' wir's uns verſehn, ſo flammt das ganze Land.

Ahasverus.

ſ iſt das erſtemal nicht daß uns dieß begegnet;
h unſre Waffen ſind am Ende ſtets geſegnet:
ſchicken unſer Heer und feiern jeden Sieg,
ſitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg.

Haman.

Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
eben auch ſo bald durch Klugheit zu erſticken:
in durch Rath und Geld nährt ſich Rebellion,
eint beſtürmen ſie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

kann ganz ſicher ſtehn, ſo lang' als ich drauf ſitze!
weiß wie da herab ich gar erſchrecklich blitze:
Stufen ſind von Gold, die Säulen Marmorſtein,
hundert Jahren fällt ſolch Wunderwerk nicht ein.

Haman.

warum drängſt du mich, dir alles zu erzählen?

Ahasverus.

ſag' es g'rad heraus, ſtatt mich ringsum zu quälen;
ein Geſpräch iſt mir ein ſchlechter Zeitvertreib.

Haman.

Herr, ſie wagen ſich vielleicht an deinen Leib.

Ahasverus (zuſammenfahrend).

? was?

Haman.

Es iſt geſagt. So fließet denn, ihr Klagen!

Wer iſt wohl Manns genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die ſchwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens daß dich Thron und Kron' und Zepter ſchützen;
Du ſollſt nicht Babylon, nicht mehr dein Reich beſitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherei
Mit Vatermörderhand dein Lebensband entzwei;
Dein Blut, wofür das Blut von Tauſenden gefloſſen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegoſſen.
Weh heulet im Palaſt, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Dienſt ſich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie ſchlechtes Aas geachtet,
Und deine Treuen ſind in Reihen hingeſchlachtet!
Zuletzt, vom Morden ſatt, tilgt die Verrätherhand
Ihr eigen ſchändlich Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus.

O weh! was will mir das? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub', ich ſterbe gleich. — Geh, ſag' es meiner Frau!
Die Zähne ſchlagen mir, die Kniee mir zuſammen,
Mir läuft ein kalter Schweiß! ſchon ſeh' ich Blut und Flammen.

Haman.

Ermanne dich!

Ahasverus.

Ach! Ach!

Haman.

Es iſt wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk iſt ſtets zu deinem Dienſt bereit.
Du wirſt den Redlichſten an ſeinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert ihr? So laßt ſie gleich verbrennen!

Haman.

Man muß behutſam gehn; ſo ſchnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweile ſtechen ſie mich zwanzigmale todt.

Haman.

Das wollen wir nun ſchon mit unſern Waffen hindern.

Ahasverus.

Und ich war ſo vergnügt als unter meinen Kindern!
Mir wünſchen ſie den Tod? Das ſchmerzt mich gar zu ſehr!

Haman.

Und, Herr, wer einmal ſtirbt, der ißt und trinkt nicht mehr.

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht ſchrecklich g'nug beſtrafen.

Haman.

Du ſollteſt ſchon ſo früh bei deinen Vätern ſchlafen?

Ahasverus.

Ei pfui! mir iſt das Grab mehr als der Tod verhaßt!
Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun ſtill! ich bin gefaßt.
Nun ſoll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh, laß mir auf einmal zehntauſend Galgen bauen.

Haman (kniend).

Unüberwindlichſter! hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' ums viele Volk — und um die Waldung Schad'.

Ahasverus.

Steh' auf! Dich hat kein Menſch an Großmuth überſchritten;
Dich lehrt dein edel Herz für Feinde ſelbſt zu bitten.
Steh' auf! wie meinſt du das?

Haman.

Gar mancher Böſewicht
Iſt unter dieſem Volk; doch alle ſind es nicht;
Und vor unſchuld'gem Blut mög' ſich dein Schwert behüten!

Bestrafen muß ein Fürst, nicht wie ein Tiger wüthen!
Das Ungeheu'r, das sich mit tausend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederschlägt.

Ahasverus.

O wohl! So hängt mir sie, nur ohne viel Geschwätze!
Der Kaiser will es so, so sagen's die Gesetze.
Wer sind sie, sag' mir an?

Haman.

Ach das ist nicht bestimmt;
Doch geht man niemals fehl wenn man die Reichsten nimmt.

Ahasverus.

Vermaledeite Brut, du sollst nicht länger leben!
Und Dir sey all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geschenk!

Ahasverus.

Wer kommt dir erst in Sinn?

Haman.

Der erst' ist Mardochai, Hofjud' der Königin.

Ahasverus.

O weh! da wird sie mir kein Stündchen Ruhe lassen!

Haman.

Ist er nur einmal todt, so wird sie schon sich fassen.

Ahasverus.

So hängt ihn denn geschwind, und laßt sie nicht zu mir!

Haman.

Wen du nicht rufen läßt, der kommt so nicht zu dir.

Ahasverus.

Wo ist ein Galgen nur? Hängt ihn eh's jemand spüret!

Haman.

Schon hab' ich einen hier vorsorglich aufgeführet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beſchloſſen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an.
(ab.)

Hannswurſt.

Der erſte Actus iſt nun vollbracht,
Und der nun folgt — das iſt der zweite.

Marktſchreier.

Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menſchenlieb' und Freundlichkeit,
Sorge für eure Geſundheit
Und Leibeswohl, zu dieſer Zeit
Mich dieſen weiten Weg geführt,
Das ſeyd ihr alle perſchwadirt,
Und von meiner Wiſſenſchaft und Kunſt
Werdet ihr, liebe Freunde, mit Gunſt
Euch ſelbſt am beſten überführen,
Und iſt ſo wenig zu verlieren.
Zwar könnt' ich euch Brief und Siegel weiſen
Von der Kaiſerin aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,
Und allen Europens Potentaten —
Doch wer ſpricht gern von ſeinen Thaten?
Sind auch viele meiner Vorfahren,
Die leider! nichts als Prahler waren.
Ihr könntet's denken auch von mir,
Drum rühm' ich nichts, und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzenei, köſtlich und gut;
Die Waare ſich ſelber loben thut.

Wozu es alles schon gut gewesen,
Ist auf'm gedruckten Zettel zu lesen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpülverlein, honigsüße,
Und einen Ring gegen alle Flüsse.
Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
Ist in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurst.

Schnupftuch 'rauf!

(Die Zuschauer kaufen beim Marktschreier.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!
Sie sind gut,
Und sind nicht theuer,
Frisch wie's einer nur begehrt!

Zigeunerhauptmann.

Das Milchmadchen da ist ein hübsches Ding;
Ich kauft' ihr wohl so einen zinnernen Ring.

Zigeunerbursch.

O ja, mir war' sie eben recht.

Zigeunerhauptmann.

Zuerst der Herr und dann der Knecht.

Beide.

Wie verkauft Sie ihre Eier?

Milchmädchen.

Drei, ihr Herrn, für einen Dreier.

Beide.

Straf' mich Gott, das sind sie werth.

(Sie macht sich von ihnen los.)

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eier!

Beide. (Sie halten ſie.)

Nicht ſo wild!
O nicht ſo theuer!

Milchmädchen.

Was ſollen mir
Die tollen Freier?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eier!
Dann ſeyd ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefallt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht! Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen ſagen laſſen,
Sie ſollten das Ding geziemlicher faſſen.

Doctor.

Was ſagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman gehenkt erſcheine
Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.

Hanswurſt.

Schnupftuch 'rauf!

Marktſchreier.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen,
Wir wollen den zweiten Act beginnen.

Indeſſen können ſie ſich beſinnen,
Ob ſie von meiner Waare was brauchen.

Hannswurſt.

Gebt Acht! kommen euch Thränen in die Augen.

Muſik.

Eſther und Mardochai treten auf.

Mardochai

(weinend und ſchluchzend).

O gräuliches Geſchick! o ſchreckenvoller Schluß!
O Unthat, die dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königin, muß ich vor dir erſcheinen.

Eſther.

So ſag' mir was du willt, und hör' nur auf zu weinen!

Mardochai.

Hü hü! es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.

Eſther.

Geh weine dich erſt ſatt, ſonſt bringſt du nichts heraus.

Mardochai.

Hü hü! es wird mir noch, hü hü! das Herz zerſprengen.

Eſther.

Was giebt's denn?

Mardochai.

U hu hu, ich ſoll heut Abend hängen!

Eſther.

Ei, was du ſagſt, mein Freund! Ei, woher weißt du dieß?

Mardochai.

Das iſt ſehr einerlei, genug es iſt gewiß.
Darf denn der Glückliche dem ſchönſten Tage trauen?

Darf einer denn auf Fels ſein Haus geruhig bauen?
Mich machte deine Gunſt ſo ſicher, Königin,
Wie zittr' ich, da ich nun von den Verworfnen bin!

Eſther.

Sag', wem gelüſtet's denn, mein Freund, nach deinem Leben?

Mardochai.

Der ſtolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn du dich nicht erbarmſt, nicht eilſt mir beizuſtehn,
Nicht ſchnell zum König gehſt, ſo iſt's um mich geſchehn.

Eſther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich dir nicht gewähren.
Man kommt zum König nicht, er müßt' es erſt begehren.
Tritt einer unverlangt dem König vors Geſicht,
Du weißt, der Tod ſteht drauf! Gewiß, dein Ernſt iſt's nicht.

Mardochai.

O Unvergleichliche, du haſt gar nichts zu wagen;
Wer deine Schönheit ſieht, der kann dir nichts verſagen.
Und in Geſetzen ſind die Strafen nur gehäuft,
Weil man ſonſt gar zu grob den König überläuft.

Eſther.

Und ſollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Waſti Sturz, ich mag es nicht probieren.

Mardochai.

So iſt dir denn der Tod des Freundes einerlei?

Eſther.

Allein was hälf' es dir, wir ſtürben alle zwei?

Mardochai.

Erhalt' mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!

Eſther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht ſo gefährlich wäre.

Mardochai.

Ich seh', dein hartes Herz ruf' ich vergebens an.
Gedenk', Undankbare, was ich für dich gethan!
Erzogen hab' ich dich von deinen ersten Tagen,
Ich habe dich gelehrt bei Hof' dich zu betragen.
Du hättest lange schon des Königs Gunst verscherzt,
Er hätte lange schon sich satt an dir geherzt,
Du bist oft gar zu g'rad, und wärest längst verkleinert,
Hätt' ich nicht deine Lieb' und deine Pflicht verfeinert.
Dir kam allein durch mich der König unters Joch,
Und durch mich ganz allein besitzest du ihn noch.

Esther.

Von selbsten hab' ich wohl nicht Gunst noch Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn du längst gestorben.

Mardochai.

O stürb ich für mein Volk und unser heilig Land!
Allein ich sterb' umsonst durch die verruchte Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem ungestümen Regen,
Dem glüh'nden Sonnenschein und bittern Schnee entgegen;
Dort nascht geschäftig mir, zum Winter-Zeitvertreib,
Ein garstig Rabenvolk das schöne Fett vom Leib!
Dort schlagen ausgedörrt zuletzt die edlen Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder!
Ein Gräuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Israel, und, Königin — was dir?

Esther.

Gewiß groß Herzeleid! Doch kann ich es erlangen,
So sollst du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;
Und mit sorgfalt'gem Schmerz vortrefflich balsamirt,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es sich gebührt.

Mardochai.

rgebens wirst du dann den treuen Freund beweinen!
wird dir in der Noth nicht mehr wie sonst erscheinen,
it keinem Beutel Geld, den du so eifrig nahmst,
nn du mit Schuldverdruß von Spiel und Handel kamst;
t keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen:
in Geist erscheint dir leer, und, um dich recht zu quälen,
ingt er nur die Gestalt von Schätzen aus der Gruft,
wenn du's fassen willst, verschwindet's in die Luft.

Esther.

weißt du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
einem Capital in deinem Testamente.

Mardochai.

gerne thät' ich das, von deiner Huld gerührt!
leider! ist mein Gut auch sämmtlich confiscirt.
dann muß ich den Tod der Brüder auch besorgen!
Einz'ger bleibt zurück, dir künftig mehr zu borgen.
schöne Handel fällt, es kommt kein Contreband
ch unsre Industrie dir künftig mehr zur Hand.
kleinste Zofe wird nichts mehr an dir beneiden;
werden, Mägden gleich, inländ'sche Zeuge kleiden;
endlich wirst du so mit hoffnungsloser Pein,
Sklavin deines Manns und seiner Leute seyn!

Esther.

ist nicht schön von dir! Was brauchst du's mir zu sagen?
nt einmal diese Zeit, dann ist es Zeit zu klagen.
(Weinend.)
! Wird mir's so ergehn?

Mardochai.

Ich schwör' dir, anders nicht!

Eſther.

Was thu' ich?

Mardochai.

Rett' uns noch!

Eſther.

Ach, geh' mir vom Geſicht!
Ich wollte —

Mardochai.

Königin, ich bitte dich, erhöre!
Was willſt du?

Eſther.

Ach ich wollt' — daß alles anders wäre!
(ab.)

Mardochai (allein).

Bei Gott! hier ſoll mich nicht manch ſchönes Wort verdrießen,
Ich laſſ' ihr keine Ruh', ſie muß ſich doch entſchließen.
(ab.)

Marktſchreier.

Seiltänzer und Springer ſollten nun kommen;
Doch haben die Tage ſo abgenommen.
Allein morgen früh bei guter Zeit
Sind wir mit unſerer Kunſt bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenſpielmann (hinter der Scene).

Orgelum Orgeley!
Dudeldumdey!

Doctor.

Laßt ihn herbeikommen.

Amtmann.

Bringt den Schirm heraus.

Doctor.

Thut die Lichter aus;
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man iſt was man bleibt?

Amtmann.

Man iſt wie man's treibt.

Schattenſpielmann.

Orgelum, Orgeley!
Dudeldumdey!
Lichter weg! mein Lämpchen nur,
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames.

Doctor.

Von Herzen gern.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley! :,:
Ach wie ſie is alles dunkel!
Finſternis is,
War ſie all wüſt und leer,
Hab ſie all nicks auf dieſer Erd geſehe.
Orgelum :,:
Sprach ſie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da reinbricht!
Wie ſie all durk einander gehn,
Die Element alle vier,
In ſechs Tag alles gemacht is,
Sonn, Mond, Stern, Baum und Thier,
Orgelum, orgeley!
Dudeldumdey!
Steh ſie Adam in die Paradies,

Seh ſie Eva, hat ſie die Schlang verführt,
Ausgejagt,
Mit Dorn und Diſteln
Geburtsſchmerzen geplagt.
O weh!
Orgelum :,:
Hat ſie die Welt vermehrt
Mit viel gottloſe Leut,
Waren ſo fromm vorher!
Habe geſunge, gebett!
Glaube mehr an keine Gott,
Is e Schand und e Spott!
Seh ſie die Ritter und Damen
Wie ſie zuſammenkamen,
Sich begeh, ſich begatte
In alle grüne Schatte,
Uf alle grüne Haide:
Kann das unſer Herr Gott leide?
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!
Fahrt da die Sündfluth 'rein,
Wie ſie gottserbärmlick ſchrein;
All all erſaufen ſchwer,
Is gar keine Rettung mehr!
Orgelum :,:
Guck ſie, in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius,
Macht ein End all dieſer Noth;
Dank ſey dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Doctor.

Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an Einmal satt.

Doctor.

Jeder Tag seine eigne Plage hat.

Schattenspielmann.

Organum, orgeley,
Tudeldumdey!

Das

Neueſte von Plundersweilern.

1780.

Nachstehendes Gedicht verlangt eine kurze Einleitung, weil es sonst zum größten Theil unverständlich bleiben müßte.

Herzogin Amalia hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß Sie allen Personen Ihres nächsten Kreises zu Weihnachten einen heiligen Christ bescheeren ließ. In einem geräumigen Zimmer waren Tische, Gestelle, Pyramiden und Baulichkeiten errichtet, wo jeder Einzelne solche Gaben fand, die ihn theils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und erfreuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und vermahnen sollten.

Zu Weihnachten 1780 verbanden sich mehrere dieses Vereins, der Fürstin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres seyn sollte, als die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Ueber diesen Gegenstand war so viel gesprochen worden, so viel gestritten und gemeint, daß sich manches Neckische wohl zusammenfassen ließ, und das Zerstreute in einem Bilde aufzustellen möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfassers ward durch Rath Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Dieses Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt, und als nun jedermann sich über die empfangenen Gaben genugsam erfreut hatte, trat der Marktschreier von

Plundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der luſtigen Perſon, herein, begrüßte die Geſellſchaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das Gedicht, deſſen einzelne Gegenſtände der Begleiter, wie ſie eben vorkamen, mit der Pritſche bezeichnete. Dieſer Scherz gelang zur Ergötzung der höchſten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die ſich getroffen fühlen mochten.

Das Bild exiſtirt noch, wohlerhalten, und dürfte von einem geſchickten Kupferſtecher geiſtreich radirt zum völligen Verſtändniß des Gedichts, und dem deutſchen Publicum, das über jene Zeiten ſich längſt aufgeklärt ſieht, zur unverfänglichen Unterhaltung dienen.

Weimar, den 30. April 1816.

Im deutschen Reich gar wohl bekannt
Ist der Ort, Plundersweilern genannt,
Und seines Jahrmarkts Lärm und Lust
Viel groß und kleinem Volk bewußt;
Auch sieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken sich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa seyn
Wie zwischen — — — — — —,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet gegen fremdes Geld,
Die Vöglein in die weite Welt.

Viel mehr sind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Logis;
Und wie ein Haus gebaut seyn mag,
Gleich ist's besetzt den andern Tag.

Besonders eine der längsten Gassen
Hat man für Leser erbauen lassen,
Wo in den Häusern, eng und weit,
Gelesen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil sind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,

Find't man, so wie man geht und steht,
Von Thürschwell' auf bis zum Privet,
Einen jeden emsig sich erbauen
Und kaum zum Gruße seitwärts schauen.

Wie man denn schon seit langen Zeiten
Läßt Kaffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig' jedermann
Sich seinen Magen verderben kann:
So theilt man nun den Leseschmaus
Liebhabern für sechs Pfennig' aus.

Von dieser Straße, lang und schön,
Könnt ihr hier nur das Eckhaus sehn.
Hier schauen Damen und Herrn herum
Begierig in das Publicum,
Wie einer an den andern rennt;
Und Abends sind sie gar content.

Vor ihrem Fenster, mit leichten Schritten,
Spaziert ein Mädchen von schlechten Sitten,
Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menschen sauren Schweiß.
Ein jeder wird sie laut verachten;
Es mag kein Mensch sie übernachten,
Und alle kommen doch zu Haufen
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie schlimm sieht's drum in jenem Haus,
In der uralten Handlung aus!
Gar einzeln naht sich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,

Nach einem Folio zu fragen;
Dagegen bücken viel Autormagen
Sich mit demüthigen Geberden
Vor dem Papierpatron zur Erden.
Auch iſt das Haus, wie jeder ſagt,
Von böſer Nachbarſchaft geplagt:
Wie man Exempel jeden Tag
In der Almende ſehen mag.

Halt auf! o weh! welch ein Geſchrei!
Was zerrt man dieſe Leut' herbei?
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden euch den Herrn Barbier,
Dem, wo er irgend Stoppeln ſieht,
Das Meſſer untern Händen glüht;
Und er raſirt, die Wuth zu ſtillen,
Zwar gratis, aber wider Willen,
Und bei dem ungebetnen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Naſe mit.

Welch ein Palaſt am End' der Stadt
Iſt's, wo er ſeine Bude hat!
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alle Gegend überſchaut.
Wer iſt der vornehm reiche Mann,
Der alſo bau'n und wohnen kann?

Mit großer Luſt und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik.

Ein jeder, er ſey groß und klein,
Wird ihr gar ſehr willkommen ſeyn.
Sein Zimmer iſt ihm gleich bereit,
Sein Eſſen auch zu rechter Zeit;
Er wird genähret und verwahrt
Nach ſeiner Art und ſeinem Bart.
Doch läßt, aus Furcht vor Neidesflammen,
Sie ihre Freunde nie zuſammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Capital noch Pfand,
Sie bringt auch ſelber nichts hervor,
Und lebt und ſteht doch groß im Flor:
Denn was ſie reich macht und erhält,
Das iſt eine Art von Stempelgeld;
Drum ſehn wir alle neue Waaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Fenſter läßt ſich einer blicken,
Der reißt gar alles grob zu Stücken;
Ein andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein dritter läßt's auf der Wage ſchnellen;
Ein vierter, oben auf dem Haus,
Klopft gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenſter ſind auch zu;
Das deutet nicht auf innre Ruh.
Die meiſten arbeiten wie in der Gruft
Und kommen ſelten an friſche Luft.

Doch ſcheint's, ihr möget nicht verweilen
Und gerne dieſen Zug ereilen;
Bleibt nur ein wenig hinterdrein;
Ich fürcht' es möcht' gefahrlich ſeyn.

Man hört sein eigen Wort nicht mehr;
Doch scheinen die Liebchen bei diesen Spielen
Noch seitwärts in die Welt zu schielen.

Laßt sie vorbei und seht die Knaben,
Die in der Ecke ihre Kurzweil haben.
Die Laube, die sie faßt, ist klein,
Doch dünkt sie ihnen ein dichter Hain.
Sie haben aus Maien sie aufgesteckt
Und vor der Sonne sich bedeckt;
Mit Siegsgesang und Harfenschlag
Verklimpern sie den lieben Tag;
Sie kränzen freudig sich wechselsweise,
Einer lebt in des andern Preise;
Daneben man Keul' und Waffen schaut,
Sie sitzen auf der Löwenhaut;
Doch guckt, als wie ein Eselsohr,
Ein Murmelkasten drunter vor,
Daraus denn bald ein jedermann
Ihre hohe Abkunft errathen kann.

Ihr schaut euch um, ihr seht empor,
Leiht andern Stimmen euer Ohr!
Ja seht nur recht! Dort eine Welt
In vielen Fächern dargestellt.
Man nennt's ein episches Gedicht;
So was hat seines Gleichen nicht.

Der Mann, den ihr am Bilde seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müssen's büßen,
Sie liegen wie Dagon zu seinen Füßen;

Auf ihren Häuptern ſteht der Mann,
Daß er ſeinen Heiden erreichen kann.

Kaum iſt das Lied nur halb geſungen,
Iſt alle Welt ſchon liebdurchdrungen.
Man ſieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung ſich umarmen.
Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erſt zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hoſen dazu,
Und, was ſich niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann.

Vor dieſem himmliſchen Bericht
Fällt die ganze Schule aufs Angeſicht,
Und rufen: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Euſtazie!

Der Adler umgeſtürzte Zier!
Der deutſche Bär ein feines Thier!
Wie viele Wunder die geſchehn,
Könnt ihr hier nicht auf einmal ſehn!
Er hat auch eine Heftelfabrik,
Die zeigt ſich nicht auf dieſem Stück.

Ihr kennt den himmliſchen Mercur,
Ein Gott iſt er zwar von Natur;
Doch ſind ihm Stelzen zum irdiſchen Leben
Als wie ein Pfahl ins Fleiſch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterſchritte.

Auf ſeinen Scepter und ſeine Ruthe
Thut er ſich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens ſägſt du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unſterblich ſind.

Es ſchaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch dieſen Pack, ſo ſchwer und groß,
Wird er wohl ſchwerlich jemals los.

Wie iſt mir? wie erſcheint ein Engel
In Wolken mit dem Lilienſtengel!
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder,
Er ſieht ſich um und ſucht ſich Brüder.

Wer ſagt mir ein vernünftig Wort?
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht ihr nicht, wie geſchickt ſie's machen!
Seht doch, wie ſteigen ihre Drachen!
Geht er nicht ſchnell und hoch genung?
Man nennt es einen Odenſchwung.

Die andern führ' ich euch nicht vor;
Sie haben mit dem Blaſerohr
Nach Schmetterlingen unverdroſſen
Mit Lettenkugeln lang' geſchoſſen,
Und dann war ſtets das arme Ding
Ein lahmgeſchoßner Schmetterling.

Die kleinen Jungens in der Pfützen
Laßt ſie mit ihren Schuſſern ſitzen!
Und laßt uns ſehn, dort ſtäubt's im Sand
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.

Zuvörderſt ſprengt ein Rittersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbuſch ihn ziert,
Die Lanze er gar ſtolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verſtummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Gut's geſchafft.
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume ſammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Neſtern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felſenmütze,
Sein Schütteln ſchüttert Ritterſitze.
Entſetzt euch nicht ob dieſer Stärke
Und der modernen Simſons-Werke:
Denn aller Rieſen-Vorrath hier
Iſt nur von Pappe und von Papier.

Ein andrer trägt einen Kometenhut;
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie ſtolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos iſt nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Schaaren
Aus ihren eignen Häuten fahren;

Doch ſitzen ſie darin zu feſt,
Drum es jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund ſind zwei feine Knaben,
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutſchheit ſich zu zieren itzt
Hat jeder ſein armes Wamms zerſchlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das giebt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen ſtehn gut zu Geſicht;
Sie ſchonen ſogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutſchen Betteljungen gleichen.

Wenn ich nun jemand rathen mag,
So hat er genug für dieſen Tag,
Und geht den Lärm und das Geſchrei,
Was hinten ſich erhebt, vorbei.

Die Bude, die man dorten ſchaut,
Iſt ſchon vor Alters aufgebaut,
Worein gar mancher, wie ſich's gebührt,
Nach ſeiner Art ſich proſtituirt.
Die feſten Säulen zeigen an,
Der Ort ſich nicht bewegen kann;
Ein Mann, der droben im Reifrock ſteht,
Deutet auf hohe Gravität:
Doch Wurſtel läßt ſich nicht vertreiben,
Läßt ſeine Neckerei nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten faſt den Tod.

Eine Rotte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal ſchon eingenommen
Und nagelt, ihr iſt nicht zu wehren,
Ans Frontiſpiz zwei Hemiſphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn jeder bald verſteht,
Wie es von London nach China geht.
Und ſo hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt.
Es poltert alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverſchanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Menſch iſt ſicher ſeines Lebens;
Es wehrt der Held ſich nur vergebens;
Es gehen beinah in dieſer Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde
Die man als heilige Perſonen
Von je gewohnt war zu verſchonen.
Und dieſer Lärm dient auf einmal
Auch unſerm Schauſpiel zum Final.

Ein Faſtnachtsſpiel,

auch wohl zu tragieren

nach Oſtern,

vom

Pater Brey,

dem falſchen Propheten.

Zur Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

Würzkrämer in seinem Laden.

Junge! hol' mir die Schachtel dort droben.
Der Teufels-Pfaff hat mir alles verschoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht:
Mir war eines jeden Platz bekannt,
Die nöthigst' Waar' stund bei der Hand,
Tobak und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Hökenweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäfflein ins Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt,
Sagt, wir wären unordentlich,
An Sinn und Rumor den Studenten gleich,
Könnt' unsre Haushaltung nicht bestehen,
Müßten all' ärschlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten seiner Führung
Uns übergeben, und geistlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf seinen Bart,
Darin er freilich hat nicht viel Haar
Wir waren bethört eben ganz und gar.

Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt: Verflucht! das ſind mir Schwein'!
Wie alles durch einander ſteht!
Müßt's einrichten nach dem Alphabet.
Da kriegt er meinen Kaſten Caffee,
Und ſetzt mir ihn oben hinauf ins C,
Und ſtellt mir die Tobaksbüchſen weg,
Dort hinten ins T, zum Teufelsdreck;
Kehrt eben alles drüber und drunter,
Ging weg und ſprach: So beſteh's jetzunder!
Da macht er ſich an meine Frauen,
Die auch ein bißchen umzuſchauen;
Ich bat mir aber die Ehr' auf einandermal aus;
Und ſo ſchafft' ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht,
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:
Sonſt hielten wirs mit der Nachbarin,
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit der hat er uns auch entzweit.
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt ſie ſo eben her.

Nachbarin kommt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarin, was iſt Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarin.

Hatte gern für zwei Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ei ſieh, 's is ja ein großes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla.

Ei der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr.

Würzkrämer.

Red' Sie das nicht. Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbarsleut',
Und borgten einander Schüsseln und Besen:
Wär' auch alles gut gewesen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Mißtrauen, Verdruß und Zwistigkeit.

Sibylla.

Red' Er mir nichts übern Herr Pater:
Er ist im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Zeigt ihr, wie sie soll werden klug und alt,
Und ist ein Mensch von viel Verstand,
Hat auch gesehn schon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabei,
Wie sehr gefährlich der Pfaff Ihr sey?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken?
An fremden, verbotnen Speisen schlecken?
Was würd' Herr Balandrino sagen?
Wenn er zurückkäm' in diesen Tagen,
Der in Italia zu dieser Frist
Untern Dragonern Hauptmann ist,
Und ist Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht blökt und trottelt wie ein Lamm.

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böses Maul,
Er gönnt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul,
Mein' Tochter die ist in Büchern belesen,
Das ist dem Herrn Pater just sein Wesen:

Auch red't ſie beſtändig allermeiſt
Von ihrem Herzen, wie ſie's heißt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarin, das iſt alles gut;
Eure Tochter iſt ein junges Blut.
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum ſie ſich an die Maidels henken'
Die ganze Stadt is voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon:
Meint Er denn aber, Herr, beim Blut,
Daß mein Maidel was Böſes thut?

Würzkrämer.

Was Böſes? Davon iſt nicht die Red',
Es iſt nur aber die Frag' wie's ſteht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich ſagen:
Ich ſtund ungefahr dieſer Tagen
Hinten am Hollunderzaun;
Da kam mein Pfäfflein und Mädelein traun,
Gingen auf und ab ſpazieren,
Thäten einander umſchlungen führen,
Thäten mit Aeugleins ſich begäffeln,
Einander in die Ohren räffeln,
Als wollten ſie eben alſogleich
Miteinander ins Bett oder ins Himmelreich.

Sibylla.

Dafür habt Ihr eben keine Sinnen;
Ganz geiſtiglich iſt ſein Beginnen,
Er iſt von Fleiſchbegierden rein,
Wie die lieben Herzengelein.

Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen,
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.

(Frau Sibylla, die Nachbarin, ab.)

Balandrino

der Dragoner-Hauptmann, tritt auf und ſpricht:

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italia die Pfaffen gelauf't,
Und manche Republik gezauf't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben,
Und ob, wie in der Stadt man ſagt,
Sie ſich mit dem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, ſeyd Ihr's? Gott ſey Dank!
Haben Euch halt erwart't ſo lang.

Hauptmann.

Ich bin freilich lang geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Hauptmann.

Wie ſteht's in der Nachbarſchaft herum?
Iſt's wahr —

Würzkrämer.

Seyd Ihr etwa ſchon vergift't?
Da hat einer ein' böſ' Eh' geſtift't.

Hauptmann.

Sagt, iſt's wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr, ich hab' nichts mit dem Miſt zu ſchaffen,
Aber ſo viel kann ich Euch ſagen:
Ihr müßt nit mit Feuer und Schwert drein ſchlagen;
Müßt erſt mit eignen Augen ſehn,
Wie's drinnen thut im Hauſ' hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein,
So eben fallt ein Schwank mir ein.
Laßt Euch's unangefochten ſeyn,
Eure Braut iſt ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling.

(Sie gehen ab.)

Wird vorgeſtellt der Frau Sibylla Garten. Treten auf: das Pfäfflein und Leonora, ſich an den Händen führend.

Pfaff.

Wie iſt doch heut der Tag ſo ſchön!
Gar lieblich iſt's ſpazieren zu gehn.

Leonora.

Wie ſchön wird nicht erſt ſeyn der Tag,
Da mein Balandrino kommen mag!

Pfaff.

Wollt' Euch wohl gönnen die Herzensfreude!
Doch wir ſind indeß beiſammen heute,
Und ergötzen unſere Bruſt
Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt.

Leonora.

Wie wird Euch Balandrino ſchätzen,
An Eurem Umgang ſich ergötzen,
Erkennen Euer edel Geblüt,
Frei und liebevolles Gemüth!

Und, wie Ihr wollet allen gut,
Niemals zu viel noch zu wenig thut!

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Auf immerdar dein eigen bin,
Und, den du Bräutigam thuſt nennen,
Mög' er ſo deinen Werth erkennen!
O himmliſch glücklich iſt der Mann,
Der dich die Seine nennen kann!

(Sie gehen vorüber.)

Tritt auf **Lalandrino** der Hauptmann, verkleidet in einen alten Edelmann, mit weißem Bart und Ziegenperrücke, und der

Würzkrämer.

Würzkrämer.

Hab' Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht',
Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht,
Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verſtreichen,
Und endlich malen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren
Und über die Ohren in Dreck 'nein führen!
Geht jetzt ein bißchen nur beiſeit.

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit.

(Geht ab).

Hauptmann.

Ho! Holla! ho!

Sibylla.

Welch ein Geſchrei?

Hauptmann.

Treff' ich nicht hier den Pater Brey?

Sibylla.

Er wird wohl in dem Garten seyn;
Ich schick' ihn Ihnen gleich herein. (ab).

Der Pfaff tritt auf und spricht:

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin so frei, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier aufzutreiben;
Sie müssen's Ihrem Ruf zuschreiben.
Ich habe so viel Gut's vernommen
Von vielen, die da und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menschen Gunst und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligst kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten sich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer sind Sie dann?

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld,
Die schönsten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der all das guberniren kann.
Es geht, geht alles durch einander,
Wie Mäusedreck und Coriander;
Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern ist keine Einigkeit,
Die Magde schlafen bei den Buben,

Die Kinder hofiren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag.

Pfaff.

Ach da wird alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr,
Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen?

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müſſen denn einen Plan disponiren
Und den mit Stetigkeit vollführen.
Da muß alles calculirt ſeyn,
Da darf kein einzeln Geſchöpf hinein,
Mäuſ' und Ratten, Flöh' und Wanzen
Müſſen alle beitragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun ſie jetzt auch, ohne Kunſt.

Pfaff.

Doch iſt das nicht das Recht', mit Gunſt;
Es geht ein jedes ſeinen Gang;
Doch ſo ein Reich das dauert nicht lang:
Muß alles in einander greifen,
Nichts hinüber herüber ſchweifen;
Das giebt alsdann ein Reich, das hält
Im ſchönſten Flor bis ans End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Nah'
Ein Völklein, da ich gerne ſäh',
Wenn Eure Kunſt und Wiſſenſchaft
Wollt' da beweiſen ihre Kraft.

Sie führen ein Sodomitiſch Leben,
Ich will ſie Eurer Aufſicht übergeben;
Sie reden alle durch die Naſen,
Haben Wänſte ſehr aufgeblaſen,
Und ſchnauzen jeden Chriſten an,
Und laufen davon vor jedermann.

Pfaff.

Da iſt der Fehler, da ſitzt es eben!
Sobald die Kerls wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich ſind;
Doch das verbeſſert ſich geſchwind.
Hab' ich doch mit Geiſtesworten,
Auf meinen Reiſen aller Orten,
Aus rohen ungewaſchnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zuſammengebracht eine Gemein',
Die lieben wie Maienlämmelein
Sich und die Geiſtesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar ſoll Euch begleiten.

Pfaff.

Der iſt ſonſt nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Pater! mehr als Ihr es meint.

(Sie gehen ab.)

Hauptmann (kommt zurück und ſpricht):

Nun muß ich noch ein bißchen ſehn,
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu' ſie wohl unſchuldig ſchätzen,
Der Pfaff kann nichts als prahlen und ſchwätzen.

Da kommt ſie eben recht herein.
Jungfrau! Sie ſcheint betrübt zu ſeyn.

Leonora.

Mir iſt's im Herzen weh und bange,
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Pater Euch ja hofiren thut?

Leonora.

Ach ja, das iſt wohl alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Hurry geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Leonora.

Ach nein! denn ich ihm ſchwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann

(wirft Perrücke und Bart weg und entdeckt ſich).

So komme denn an meine Bruſt,
O Liebe, meines Herzens Luſt!

Leonora.

Iſt's möglich? Ach ich glaub' es kaum;
Die himmliſch' Freude iſt ein Traum!

Hauptmann.

O Leonor', biſt treu genug;
Wärſt du geweſen auch ſo klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind;
Die Kerls ſind vom Teufel beſeſſen,
Schnoppern herum an allen Eſſen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen ſich gar zu wohlgezogen,
Niſten ſich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläuſ', ſind nicht heraus zu kriegen.
Aber ich hab' ihn proſtituirt:
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn,
Da mag er bekehren und lehren ſchön!

Nachbar **Würzkrämer** (kommt lachend außer Athem).

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff iſt raſend ganz und gar,
Läuft wie wüthig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;
Sperrt' Maul und Augen auf, der Matz,
Als ich ihm ſagt', er wär' am Platz:
Er ſah', ſie red'ten durch die Naſen,
Hatten Bauche ſehr aufgeblaſen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,
Schnauzten und biſſen ſich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott';

Möcht' ſie nun machen all' honett,
Und die frömmſt' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät' er drauf wacker raſen?

Würzkrämer.

Viel Fluch' und Schimpf aus'm Rachen blaſen.
Da kommt er ja gelaufen ſchon.

Pfaff (außer Athem).

Wo hat der Teufel den Cujon?

(Erſchrickt, da er den Hauptmann ſieht.)

Hauptmann.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias ſingen:
Doch mag Er frei ſeiner Wege gahn;
Nur hör' Er noch zwei Wörtchen an.
Er meint, die Welt könnt' nicht beſtehen,
Wenn Er nicht thät' drauf herumergehen;
Bild't ſich ein wunderliche Streich'
Von ſeinem himmliſch geiſt'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbeſſern,
Ihre Glückſeligkeit vergrößern,
Und lebt ein jedes doch fortan
So übel und ſo gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken;
Fängt' Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was Herr Pater ſelber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er ſie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß ohn' ihn zu fragen
Die Sonn' ſich auf und ab kann wagen.

Doch Herr, damit Er uns beweiſ't,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zuſammenſtürzen Berg und Thal,
Probir' Er's nur und ſterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfallt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten.

(Der Pfaff zieht ab.)

Hauptmann.

Und du, geliebtes Lorchen mein,
Warſt gleich ei'm Wickelkindelein,
Das ſchreit nach Brei und Suppe lang,
Deß wird der Mutter angſt und bang:
Ihr Brei iſt noch nicht gar und recht:
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpchen ſchlecht,
Und kaut ein Zuckerbrod hinein,
Und ſteckt's dem Kind ins Mündelein.
Da ſaugt's und zuſcht denn um ſein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erſt allen Zucker aus,
Und ſpeit den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnacken belachen,
Und gleich von Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küſſen
Von Pfaffen, die ſonſt nichts wollen noch wiſſen;
Denn wer möcht' einen zu Tiſche laden
Auf den bloſen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sacrament
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End.

Satyros

oder

der vergötterte Waldteufel.

Drama.

1773.

Erſter Act.

Einſiedler.

Ihr denkt, ihr Herrn, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten ſeyn.
Ihr irrt euch, liebe Herren mein!
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil ſie in Städten ſo ruchlos leben
Und alle wandeln nach ihrem Trieb,
Der Schmeichler, Heuchler und der Dieb:
Das hätt' mich immerfort ergötzt,
Wollten ſie nur nicht ſeyn hochgeſchätzt;
Beſtehlen und be — — mich, wie die Raben,
Und noch dazu Reverenzen haben!
Ihrer langweiligen Narrheit ſatt
Bin herausgezogen in Gottes Stadt;
Wo's freilich auch geht drüber und drunter
Und geht demohngeacht nicht unter.
Ich ſah im Frühling ohne Zahl
Blüthen und Knospen durch Berg und Thal,
Wie alles drängt und alles treibt,
Kein Blättlein ohne Keimlein bleibt.
Da denkt nun gleich der ſteif' Philiſter:
Das iſt für mich und meine Geſchwiſter.

Unſer Herrgott iſt ſo gnädig heuer;
Hätt' ich's doch ſchon in Fach und Scheuer!
Unſer Herrgott ſpricht: aber mir nit ſo;
Es ſollen's Ander' auch werden froh.
Da lockt uns denn der Sonnenſchein
Störch' und Schwalb' aus der Fremd' herein,
Den Schmetterling aus ſeinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen 'raus,
Und brütet das Raupen-Völklein aus.
Das quillt all von Erzeugungs-Kraft,
Wie ſich's hat aus dem Schlaf gerafft;
Vögel und Fröſch' und Thier' und Mücken
Begehn ſich zu allen Augenblicken,
Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken,
Daß man auf jeder Blüth' und Blatt
Ein Eh- und Wochenbettlein hat.
Und ſing' ich dann im Herzen mein
Lob Gott mit allen Würmelein.
Das Volk will dann zu eſſen haben,
Verzehren beſcheerte Gottes-Gaben.
So frißt's Würmlein friſch Keimlein-Blatt,
Das Würmlein macht das Lerchlein ſatt,
Und weil ich auch bin zu eſſen hier
Mir das Lerchlein zu Gemüthe führ'.
Ich bin dann auch ein häuslich Mann,
Hab' Haus und Stall und Garten dran.
Mein Gärtlein, Früchtlein ich beſchütz'
Vor Kält' und Raupen und dürrer Hitz'.
Kommt aber herein der Kieſelſchlag
Und fouragirt mir an einem Tag,
So ärgert mich der Streich fürwahr;

Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
Wo mancher Wärwolf iſt ſchon todt
Aus Aengſten vor der Hungersnoth.

(Man hört von ferne heulen.)

U! U! Au! Au! Weh! Weh! Ai! Ai!

Einſiedler.

Welch ein erbärmlich Wehgeſchrei!
Muß eine verwundte Beſti' ſeyn.

Satyros.

O weh, mein Rücken! o weh, mein Bein!

Einſiedler.

Gut Freund, was iſt euch Leids geſchehn?

Satyros.

Dumme Frag'! Ihr könnt's ja ſehn.
Ich bin geſtürzt — entzwei mein Bein!

Einſiedler.

Hockt auf! Hier in die Hütte 'rein.

(Einſiedler hockt ihn auf, trägt ihn in die Hütte und legt ihn aufs Bett.)

Einſiedler.

Halt ſtill, daß ich die Wund' beſeh'!

Satyros.

Ihr ſeyd ein Flegel! ihr thut mir weh.

Einſiedler.

Ihr ſeyd ein Fratz! ſo halt denn ſtill!
Wie, Teufel, ich euch da ſchindeln will?

(Verbindet ihn.)

So bleibt nur wenigſtens in Ruh.

Satyros.

Schafft mir Wein und Obſt dazu.

Einſiedler.

Milch und Brod, ſonſt nichts auf der Welt.

Satyros.

Eure Wirthſchaft iſt ſchlecht beſtellt.

Einſiedler.

Des vornehmen Gaſt's mich nicht verſah.
Da koſtet von dem Topfe da.

Satyros.

Pfui! was iſt das ein ä Geſchmack
Und magrer als ein Bettelſack.
Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Faſſ' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel beſpritzen,
Das iſt, bei Gott! ein ander Weſen.

Einſiedler.

Drum eilt euch wieder zu geneſen.

Satyros.

Was blaſ't ihr da ſo in die Hand?

Einſiedler.

Seyd ihr nicht mit der Kunſt bekannt?
Ich hauch' die Fingerſpitzen warm.

Satyros.

Ihr ſeyd doch auch verteufelt arm.

Einſiedler.

Nein, Herr! ich bin gewaltig reich;
Meinem eignen Mangel helf' ich gleich.
Wollt ihr von Supp' und Kraut nicht was?

Satyros.

Das warm Geſchlapp was ſoll mir das?

Einſiedler.

So legt euch denn einmal zur Ruh,
Bringt ein paar Stund' mit Schlafen zu.
Will ſehen, ob ich nicht etwan
Für euren Gaum was finden kann.

Ende des erſten Acts.

Zweiter Act.

Satyros, erwachend.

Das iſt eine Hunde-Lagerſtätt!
Ein's Miſſethäters Folterbett!
Aufliegen hab' ich than mein'n Rücken,
Und die Unzahl verfluchte Mücken!
Bin kommen in ein garſtig Loch.
In meiner Höhl' da lebt man doch;
Hat Wein im wohlgeſchnitzten Krug,
Und fette Milch und Käſ' genug. —
Kann doch wohl wieder den Fuß betreten? —
Da iſt dem Kerl ſein Platz zu beten.
Es thut mir in den Augen weh,
Wenn ich dem Narren ſeinen Herrgott ſeh.
Wollt' lieber eine Zwiebel anbeten
Bis mir die Thrän' in die Augen träten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querhölzelein.

Mir geht in der Welt nichts über mich.
Denn Gott iſt Gott, und ich bin ich.
Ich denk', ich ſchleiche ſo hinaus;
Der Teufel hol' den Herrn vom Haus!
Könnt' ich nicht etwa brauchen was?
Das Leinwand nu wär' ſo ein Spaß.
Die Maidels laufen ſo vor mir;
Ich denk', ich bind's ſo etwa für.
Seinen Herrgott will ich 'runter reißen
Und draußen in den Gießbach ſchmeißen.

Ende des zweiten Acts.

Dritter Act.

Satyros.

Ich bin doch müd'; 's iſt hölliſch ſchwül!
Der Brunn der iſt ſo ſchattenkühl.
Hier hat mir einen Königsthron
Der Raſen ja bereitet ſchon;
Und die Lüftelein laden mich all,
Wie loſe Buhlen ohne Zahl.
Natur iſt rings ſo liebebang;
Ich will dich letzen mit Flöt' und Sang.

Zwei Mägdlein mit Waſſerkrügen.

Arſinoe.

Hör', wie 's daher ſo lieblich ſchallt!
Es kömmt vom Brunn oder aus'm Wald.

Pſyche.

Es iſt kein Knab' von unſrer Flur;
So ſingen Himmelsgötter nur.
Komm laß uns lauſchen!

Arſinoe.

Mir iſt bang.

Pſyche.

Mein Herz, ach! lechzt nach dem Geſang.

Satyros (ſingt).

Dein Leben, Herz, für wen erglüht's?
Dein Adlerauge was erſieht's?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's iſt alles dein;
Und biſt allein,
Biſt elend nur!

Arſinoe.

Der ſingt wahrhaftig gar zu ſchön!

Pſyche.

Mir will das Herz in meiner Bruſt vergehn.

Satyros (ſingt).

Haſt Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenſchein;
Und biſt allein,
Biſt elend nur!

Pſyche.

Welch göttlich hohes Angeſicht!

Arſinoe.

Siehſt denn ſeine langen Ohren nicht?

Pſyche.

Wie glühend ſtark umher er ſchaut!

Arſinoe.

Möcht' drum nicht ſeyn des Wunders Braut.

Satyros.

O Mädchen hold! der Erde Zier!
Ich bitt' euch, fliehet nicht vor mir.

Pſyche.

Wie kommſt du an den Brunnen hier?

Satyros.

Woher ich komm', kann ich nicht ſagen,
Wohin ich geh', müßt ihr nicht fragen.
Gebenedeyt ſind mir die Stunden,
Da ich dich, liebes Paar! gefunden.

Pſyche.

O lieber Fremdling! ſag' uns recht,
Welch iſt dein Nam' und dein Geſchlecht?

Satyros.

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat niemand mir mein'n Vater genannt.
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Iſt mein beliebter Aufenthalt.
Hab' weit und breit meinen Weg genommen.

Pſyche.

Sollt' er wohl gar vom Himmel kommen?

Arſinoe.

Von was, o Fremdling, lebſt du dann?

Satyros.

Vom Leben, wie ein andrer Mann.
Mein iſt die ganze weite Welt,
Ich wohne wo mir's wohlgefällt.

Ich herrsch' übers Wild und Vögelheer,
Früchte auf der Erden und Fisch' im Meer.
Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich.
Ich kenn' die Kräuter ohne Zahl,
Der Sterne Namen allzumal,
Und mein Gesang der dringt ins Blut
Wie Weines-Geist und Sonnen-Gluth.

Psyche.

Ach Gott! ich weiß wie's einem thut.

Arsinoe.

Hör', das wär' meines Vaters Mann.

Psyche.

Ja freilich!

Satyros.

Wer ist dein Vater dann?

Arsinoe.

Er ist der Priester und Aeltest' im Land,
Hat viele Bücher und viel Verstand,
Versteht sich auch auf Kräuter und Sternen;
Ihr müßt ihn wahrhaftig kennen lernen.

Psyche.

So lauf und bring' ihn geschwind herbei!

(Arsinoe ab.)

Satyros.

So sind wir denn allein und frei.
O Engelskind! dein himmlisch Bild
Hat meine Seel' mit Wonn' erfüllt.

Psyche.

O Gott! seitdem ich dich gesehn,
Kann kaum auf meinen Füßen stehn.

Satyros.

Von dir glänzt Tugend, Wahrheits-Licht
Wie aus eines Engels Angeſicht.

Pſyche.

Ich bin ein armes Mägdelein,
Dem du, Herr! wolleſt gnädig ſeyn.

(Er umfaßt ſie.)

Satyros.

Hab alles Glück der Welt im Arm
So Liebe-Himmelswonnewarm!

Pſyche.

Dieß Herz mir ſchon viel Weh bereit't;
Nun aber ſtirbt's in Seligkeit.

Satyros.

Du haſt nie gewußt, wo mit hin?

Pſyche.

Nie, — als ſeitdem ich bei dir bin.

Satyros.

Es war ſo ahnungsvoll und ſchwer,
Dann wieder ängſtlich arm und leer;
Es trieb dich oft in Wald hinaus,
Dort Bangigkeit zu athmen aus;
Und wolluſtvolle Thränen floſſen
Und heil'ge Schmerzen ſich ergoſſen
Und um dich Himmel und Erd' verging?

Pſyche.

O Herr! du weißeſt alle Ding'.
Und aller Seligkeit Wahntraumbild
Fühl' ich erbebend vollerfüllt.

(Er küßt ſie mächtig.)

Pſyche.

Laßt ab! — mich ſchaudert's — Wonn' und Weh —
O Gott im Himmel! ich vergeh' —

Hermes und Arſinoe kommen.

Hermes.

Willkommen, Fremdling, in unſerm Land!

Satyros.

Ihr tragt ein verflucht weites Gewand.

Hermes.

Das iſt nun ſo die Landesart.

Satyros.

Und einen lächerlich krauſen Bart.

Arſinoe (leiſe zu Pſyche).

Dem Fratzen da iſt gar nichts recht.

Pſyche.

O Kind! er iſt von einem Göttergeſchlecht.

Hermes.

Ihr ſcheint mir auch ſo wunderbar.

Satyros.

Siehſt an mein ungekämmtes Haar,
Meine nackte Schultern, Bruſt und Lenden,
Meine lange Nägel an den Händen;
Da ekelt dir's vielleicht dafür?

Hermes.

Mir nicht!

Pſyche.

Mir auch nicht.

Arſinoe (für ſich).

Aber mir!

Satyros.

Ich wollt' sonst schnell von hinnen eilen,
Und in dem Wald mit den Wölfen heulen,
Wenn ihr euer unselig Geschick
Wolltet wähnen für Gut und Glück,
Eure Kleider, die euch beschimpfen,
Mir als Vorzug entgegenrümpfen.

Hermes.

Herr! es ist eine Nothwendigkeit.

Psyche.

O, wie beschwert mich schon mein Kleid!

Satyros.

Was Noth! Gewohnheitsposse nur
Fernt euch von Wahrheit und Natur,
Drinn doch alleine Seligkeit
Besteht, und Lebens-Liebens-Freud';
Seyd all zur Sklaverei verdammt,
Nichts Ganzes habt ihr allzusamm!

(Es drängt sich allerlei Volks zusammen.)

Einer aus dem Volk.

Wer mag der mächtig' Redner seyn?

Ein anderer.

Einem dringt das Wort durch Mark und Bein.

Satyros.

Habt eures Ursprungs vergessen,
Euch zu Sklaven versessen,
Euch in Häuser gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Mährchen, von weiten.

Das Volk.

Weh uns! Weh!

Satyros.

Da eure Väter neugeboren
Vom Boden aufſprangen,
In Wonnetaumel verloren
Willkommenlied ſangen,
An mitgeborner Gattin Bruſt
Der rings aufkeimenden Natur,
Ohne Neid gen Himmel blickten
Sich zu Göttern entzückten.
Und ihr — wo iſt ſie hin die Luſt
An ſich ſelbſt? Siechlinge, verbannet nur!

Das Volk.

Weh! Weh!

Satyros.

Selig, wer fühlen kann
Was ſey: Gott ſeyn! Mann!
Seinem Buſen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks,
Und nun ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt was Leben ſey!
Stehn auf ſeinen Füßen,
Der Erde genießen,
Nicht kränklich erwählen,
Mit Bereiten ſich quälen;
Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kaſtanien
Ein herrlicher Fraß!

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! O hätten wir's ſchon!

Satyros.

Was hält euch zurücke
Vom himmliſchen Glücke?
Was hält euch davon?

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! Jupiters Sohn!

Satyros.

Folgt mir, ihr Werthen!
Herren der Erden!
Alle geſellt.

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! Unſer die Welt!

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

Im Wald.

Satyros, Hermes, Pſyche, Arſinoe, das Volk

ſitzen in einem Kreiſe alle gekauert wie die Eichhörnchen, haben Kaſtanien in den Händen und nagen daran.

Hermes (für ſich).

Sackerment! ich habe ſchon
Von der neuen Religion
Eine verfluchte Indigeſtion!

Satyros.

Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Geſang!
Vernehmt, wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Im verſchloßnen Haß die Elemente toſend,
Und Kraft an Kräften widrig von ſich ſtoßend,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band,
Ohne Zerſtören, ohne Vermehren.

Das Volk.

Lehr' uns, wir hören!

Satyros.

Wie im Unding das Urding erquoll,
Lichtsmacht durch die Nacht ſcholl,
Durchdrang die Tiefen der Weſen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente ſich erſchloſſen
Mit Hunger ineinander ergoſſen,
Alldurchdringend, alldurchdrungen.

Hermes.

Des Mannes Geiſt iſt von Göttern entſprungen.

Satyros.

Wie ſich Haß und Lieb' gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengeſang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab ſich rollend ging

Das all und ein' und ewig' Ding,
Immer verandert, immer beſtandig

Das Volk.

Er iſt ein Gott!

Hermes.

Wie wird die Seele lebendig
Vom Feuer ſeiner Rede!

Das Volk.

Gott! Gott!

Pſyche.

Heiliger Prophete!
Gottheit! an deinen Worten, an deinen Blicken
Ich ſterbe vor Entzücken!

Das Volk.

Sinkt nieder!
Betet an!

Einer.

Sey uns gnädig!

Ein andrer.

Wundertbätig
Und herrlich!

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Die Finſterniß iſt vergangen.

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Der Tag bricht herein.

Das Volk.

Wir ſind dein!
Gott, dein! ganz dein!

Der Einſiedler kommt durch den Wald gerade auf den Satyros zu

Einſiedler.

Ah, ſaubrer Gaſt! ſind ich dich hier,
Du ungezogen ſchändlich Thier!

Satyros.

Mit wem ſprichſt du?

Einſiedler.

Mit dir!
Wer hat beſtohlen mich undankbar?
Meines Gottes Bild geraubet gar?
Du hinkender Teufel!

Das Volk.

Höllenſpott!
Er läſtert unſern herrlichen Gott!

Einſiedler.

Du wirſt von keiner Schande roth.

Das Volk.

Der Läſtrer hat verdient den Tod.
Steinigt ihn!

Satyros.

Haltet ein!
Ich will nicht dabei zugegen ſeyn.

Das Volk.

Sein unrein Blut, du himmliſch Licht!
Fließ' fern von deinem Angeſicht.

Satyros.

Ich gehe.

Das Volk.

Doch verlaß uns nicht!

(Satyros ab.)

Einſiedler.

Seyd ihr toll?

Hermes.

Unſeliger, kein Wort!
Bringt ihn an einen ſichern Ort!
Geht, verſchließt ihn in meine Wohnung.

(Sie führen den Einſiedler ab.)

Das Volk.

Sterben ſoll er!

Hermes.

Er verdient keine Schonung.
Und zu verſühnen den himmliſchen Geiſt,
Der uns ſich ſo gnädig und liebreich erweiſ't,
Wollen wir ihm unſern Tempel weihn
Und mit dem blutigen Opfer erfreun.

Das Volk.

Wohl! Wohl!

Hermes.

Zur Gottheit Füßen
Den Frevel zu büßen.

Das Volk.

Das Verbrechen
Zu rächen,
Zu tilgen den Spott.

Alle.

Zernichtet die Läſtrer,
Verherrlichet Gott!

Ende des vierten Acts.

Fünfter Act.

Wohnung des Hermes.

Eudora, Hermes Frau. Der Einſiedler.

Eudora.

Nimm, guter Mann! dieß Brod und Milch von mir,
Es iſt das letzte.

Einſiedler.

Weib! ich danke dir.
Und weine nicht; laß mich in Ruhe ſcheiden;
Dieß Herz iſt wohl gewöhnt zu leiden,
Allein zu leiden männiglich.
Dein Mitleid überwältigt mich.

Eudora.

Ich bin betrübt, wie Blutdurſt meinen Mann,
Das ganze Volk der Schwindel faſſen kann!

Einſiedler.

Sie glauben. Laß ſie! Du wirſt nichts gewinnen.
Das Schickſal ſpielt
Mit unſerm armen Kopf und Sinnen.

Eudora.

Dich um des Thiers willen tödten!

Einſiedler.

Thiers! Wer ſein Herz bedürftig fühlt,
Find't überall einen Propheten.
Ich bin der erſte Martyrer nicht,
Aber gewiß der harmloſen einer;
Um keiner Meinungen, keiner
Willkürlichen Grillen,
Um eines armen Lappens willen,
Eines Lappens, bei Gott! den ich brauchte.
Mein Andachtsbild, den Schutzgott meiner Ruh,
Raubt mir das Ungeheu'r dazu.

Eudora.

O Freund! ich kenn' ſein Götterblut wie du.
Mein Mann ward Knecht in ſeiner eignen Wohnung,
Und Ihro borſt'ge Majeſtät ſah zur Belohnung
Mich Hausfrau für einen arkadiſchen Schwan,
Mein Ehbett für einen Raſen an,
Sich drauf zu tummeln.

Einſiedler.

Ich erkenn' ihn dran.

Eudora.

Ich ſchickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
Sich feſter an Pſyche, das arme Ding,
Um mir zu trotzen! Und ſeit der Zeit
Sterb' ich oder ſeh' dich befreit.

Einſiedler.

Sie bereiten das Opfer heut.

Eudora.

Die Gefahr lehrt uns bereit ſeyn.
Ich gebe nichts verloren;
Mit einem Blick lenk' ich ein
Bei dem kühnen eingebild'ten Thoren.

Einſiedler.

Und dann?

Eudora.

Wann ſie dich zum Opfer führen,
Lock' ich ihn an, ſich zu verlieren
In die innern heiligen Hallen,
Aus Großmuth-Sanftmuth-Schein.
Da dring' auf das Volk ein
Uns zu überfallen.

Einſiedler.

Ich fürchte . . .

Eudora.

Fürchte nicht!
Einer, der um ſein Leben ſpricht,
Hat Gewalt. Ich wage und du ſollſt reden.

(ab.)

Einſiedler.

Geht's nicht, ſo mögen ſie mich tödten.

Der Tempel.

Satyros ſitzt ernſt wild auf dem Altar. Das Volk vor ihm auf den Knieen. Pſyche an ihrer Spitze.

Das Volk. Chorus.

Geiſt des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne nicht!
Frevlern deiner Stirne Wetter,
Uns ein gnädig Angeſicht!
Hat der Läſtrer das verbrochen,
Sich herab, du wirſt gerochen!
Schrecklich nahet ſein Gericht.

Hermes.

Ihm folgt ein Trupp, den Einſiedler gebunden führend.

Das Volk.

Höll' und Tod dem Uebertreter!
Geiſt des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne deinen Kindern nicht!

Satyros (herabſteigend).

Ich hab' ihm ſeine Miſſethat verziehn!
Der Gerechtigkeit überlaſſ' ich ihn.
Mögt den Thoren ſchlachten, befrein;
Ich will nicht dawider ſeyn.

Das Volk.

O Edelmuth!
Es fließe ſein Blut!

Satyros.

Ich geh' ins Heiligthum hinein;
Und keiner soll sich unterstehn,
Bei Lebensstraf', mir nachzugehn!

Einsiedler (für sich).

Weh mir! Ihr Götter, wollet bei mir stehn!

(Satyros ab.)

Einsiedler.

Mein Leben ist in euren Händen,
Ich bin nicht unbereitet, es zu enden.
Ich habe schon seit manchen langen Tagen
Nicht genossen, nur das Leben so ausgetragen.
Es mag! Mich hält der thränenvolle Blick
Des Freundes, eines lieben Weibes Noth
Und unversorgter Kinder Elend nicht zurück.
Mein Haus versinkt nach meinem Tod,
Das dem Bedürfniß meines Lebens
Allein gebaut war. Doch das schmerzt mich nur,
Daß ich die tiefe Kenntniß der Natur
Mit Müh' geforscht und leider! nun vergebens;
Daß hohe Menschen-Wissenschaft,
Manche geheimnißvolle Kraft,
Mit diesem Geist der Erd' entschwinden soll.

Einer des Volks.

Ich kenn' ihn; er ist der Künste voll.

Ein Andrer.

Was Künste! Unser Gott weiß das all.

Ein Dritter.

Ob er sie sagt, das ist ein andrer Fall.

Einſiedler.

Ihr ſeyd über hundert. Wenn's zwei- dreihundert wären,
Ich wollte jedem ſein eigen Kunſtſtück lehren,
Einem jeden eins,
Denn was Alle wiſſen, iſt keins.

Das Volk.

Er will uns beſchwätzen. Fort! Fort!

Einſiedler.

Noch ein Wort!
So erlaube, daß ich dir
Ein Geheimniß eröffne, das für und für
Dich glücklich machen ſoll.

Hermes.

Und wie ſoll's heißen?

Einſiedler (leiſe).

Nichts weniger als den Stein der Weiſen.
Komm von der Menge
Nur einen Schritt in dieſe Gänge.

(Sie wollen gehn.)

Das Volk.

Verwegner, keinen Schritt!

Pſyche.

Ins Heiligthum! Und, Hermes, du gehſt mit?
Vergiſſeſt des Gottes Gebot?

Volk.

Auf! Auf! des Frevlers Blut und Tod.

(Sie reißen den Einſiedler zum Altare. Einer bringt dem Hermes das Meſſer auf.)

Eudora (inwendig).

Hülfe! Hülfe!

Das Volk.

Welche Stimme?

Hermes.

Das iſt mein Weib!

Einſiedler.

Gebietet eurem Grimme
Einen Augenblick!

Eudora (inwendig).

Hülfe, Hermes! Hülfe!

Hermes.

Mein Weib! Götter, mein Weib!

(Er öffnet die Thüren des Heiligthums auf. Man ſieht Eudora ſich gegen des Satyros Umarmungen vertheidigend.)

Hermes.

Es iſt nicht möglich!

(Satyros läßt Eudoren los.)

Eudora.

Da ſeht ihr euren Gott!

Volk.

Ein Thier! ein Thier!

Satyros.

Von euch Schurken keinen Spott!
Ich thät euch Eſeln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt' eure dummen Köpf' belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt ihnen zu vertreiben;

So mögt ihr denn im Dreck bekleiben.
Ich zieh' meine Hand von euch ab,
Laſſe zu edlern Sterblichen mich herab.

Hermes.

Geh! wir begehren deiner nit.

(Satyros ab.)

Einſiedler.

Es geht doch wohl eine Jungfrau mit.

Prolog

zu den neuſten

Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

Die Frau Profeſſorin tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend.
Bahrdt ſitzt am Pult ganz angezogen und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Kaffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr.
(Sein geſchrieben Blatt anſehend.)
So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp' herauf?

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott' behüt'! 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolge treten herein. Die Frau Doctorin thut einen Schrei. **Matthäus** mit dem Engel. **Marcus** begleitet vom Löwen. **Lucas** vom Ochſen. **Johannes**, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt dich unſers Herren an:

Uns wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n, ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit,
Muß eben in Geſellſchaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſeyn:
Wir wollen uns mit dir ergötzen.

Bahrdt.

Die Leute würden ſich entſetzen:
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Barte breit,
Und Röcke ſo lang und Falten ſo weit;
Und eure Veſtien, muß ich ſagen,
Würde jeder Andre zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt,
Seitdem uns unſer Herr beſtellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter nichts bedeuten:
G'nug ſo nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Marcus.

Und wie und was verlangſt denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kurzlich ſagen thu':
Es iſt mit eurer Schriften Art,

Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern ſchwer,
Das Silber fein geprobet ſehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort curſiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Geſellſchaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unſer einer,
Geputzt, geſtutzt, glatt — 's gilt ſonſt keiner.
Im feidnen Mantel und Kräglein flink,
Das iſt doch gar ein ander Ding!

Lucas der Maler.

Möcht' mich in dem Coſtume ſehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen
Und Bruder Marcus mit entwichen.

(Des Lucas Ochs kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.)

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lucas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

(Die Evangeliſten mit ihrem Gefolg ab.)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran!

Götter, Helden und Wieland.

1774.

Mercurius am Ufer des Cocytus mit zwei Schatten.

Mercurius. Charon! he Charon! Mach daß du 'rüber kommſt. Geſchwinde! Meine Leutchen da beklagen ſich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon. Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius. Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Lucrator hier fehlt nichts als ſeine Perrücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten. Wie ſteht's drüben?

Charon. Nimm dich in Acht. Sie haben dir's geſchworen, wenn du hinüberkommſt.

Mercurius. Wie ſo?

Charon. Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Herkules hat dich im Anfall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius. Ich verſtehe kein Wort davon.

Charon. Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jetzt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius. Ich kenne ſo keinen.

Charon. Was ſchiert's mich? Genug ſie ſind fuchswild.

Mercurius. Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen was giebt.

(Sie fahren über.)

Euripides. Es iſt nicht fein, daß du's uns ſo ſpielſt, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu geſellen, die keine Ader Griechiſch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidſchen, als wenn uns noch was übrig wäre außer dem Bißchen Ruhm und dem Reſpect den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius. Beim Jupiter, ich verſteh' euch nicht.

Literator. Sollte etwa die Rede vom Deutſchen Mercur ſeyn?

Euripides. Kommt ihr daher? Ihr bezeugt's alſo?

Literator. O ja, das iſt jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldene Papierchen der Ariſtarchen und Aoeden herum trägt.

Euripides. Da hört ihr's. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldenen Blattchens.

Literator. Das nicht ſowohl, Herr W. zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben; und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides. Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur, und du trägſt dich damit?

Mercurius. Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte (kommt). Du biſt in übler Geſellſchaft, Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfui!

Admet (kommt). Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius. Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Rasenden zu thun?

Alceste. Du scheinst betroffen? So höre dann. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in den Hain jenseits des Cocytus, wo wie du weißt die Gestalten der Träume sich lebhaft darstellen und hören lassen. Wir hatten uns eine Weile an den phantastischen Gestalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erschienen zwei abgeschmackte gezierte hagere blasse Püppchens, die sich einander Alceste! Admet! nannten, vor einander sterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verschwanden.

Admet. Es war lächerlich anzusehen. Wir verstunden das nicht, bis erst kurz ein junger Studiosus herunterkam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewisser Wieland habe uns ungebeten wie Euripides die Ehre angethan, dem Volke unsere Masken zu prostituiren. Und der sagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hat's aber niemand ausgehalten als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides. Ja und was das Schlimmste ist, so soll er in eben den Wischen die du herumträgst, seine Alceste vor der meinigen herausgestrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius. Wer ist der Wieland?

Literater. Hofrath und Prinzen-Hofmeister zu Weimar.

Mercurius. Und wenn er Ganymedes Hofmeister wäre, sollt' er mir her. Es ist just Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Literator. Mir wirds angenehm ſeyn, ſolch einen großen Mann bei dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf).

Wieland. Laſſen Sie uns, mein lieber Jacobi . . .

Alceſte. Er ſpricht im Traum.

Euripides. Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius. Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie iſt's mit dem Mercur? eurem Mercur? dem Deutſchen Mercur?

Wieland (kläglich). Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius. Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Wieland. Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte. Ich bin Alceſte.

Admet. Und ich Admet.

Euripides. Solltet ihr mich wohl kennen?

Mercurius. Woher? — Das iſt Euripides und ich bin Mercur. Was ſteht ihr ſo verwundert?

Wieland. Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceſte? Mit dieſer Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Mercurius. Die eigentliche Frage iſt, warum ihr meinen Namen proſtituirt und dieſen ehrlichen Leuten zuſammen ſo übel begegnet.

Wieland. Ich bin mir nichts bewußt. Was euch betrifft, ihr könntet, dünkt mich, wiſſen, daß wir eurem Namen keine Achtung ſchuldig ſind. Unſere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit anzuerkennen und anzubeten, außer ihr. Daher ſind eure Namen wie eure Bildſaulen zerſtümmelt und Preis gegeben. Und ich verſichere euch,

nicht einmal der Griechiſche Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, iſt mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es iſt als wenn einer ſagte: Recueil, Portefeuille.

Mercurius. Es iſt doch immer mein Name.

Wieland. Haben Sie jemals Ihre Geſtalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenſtab in der Hand, ſitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tabacksbüchſe figuriren ſehen?

Mercurius. Das läßt ſich hören. Ich ſprech' euch los. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt laſſen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über ſeine Hoſen und Weſte noch einen fleiſchfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelſt Flügeln an Haupt und Sohlen ſeine Molchsgeſtalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland. Das iſt die Meinung. So wenig mein Vignettenſchneider auf eure Statue Rückſicht nahm, die Florenz aufbewahrt; ſo wenig auch ich —

Mercurius. So gehabt euch wohl. Und ſo ſeyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht ſo bankerutt gemacht hat, um ſich mit allerlei Leuten zu aſſociiren.

(Mercurius ab.)

Wieland. So empfehl' ich mich denn.

Euripides. Nicht uns ſo! Wir haben noch ein Glas zuſammen zu leeren.

Wieland. Ihr ſeyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab' ich öffentlich geſtanden.

Euripides. Viel Ehre. Es fragt ſich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der meinigen übels zu reden, fünf Briefe zu ſchreiben, um euer Drama, das ſo mittelmäßig

iſt, daß ich als compromittirter Nebenbuhler faſt darüber eingeſchlafen bin, euren Herren und Damen nicht allein vorzuſtreichen, das man euch verzeihen könnte; ſondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitſtreiter hinzuſtellen, dem ihr auf alle Weiſe den Rang abgelaufen habt.

Admet. Ich will's euch geſtehen, Euripides iſt auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als ſie ſind. Aber ein braver Menſch iſt er, und unſer Landsmann. Es hatte euch doch ſollen bedenklich ſcheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerres bemeiſterte, der ein Freund des Socrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbei beſchwören können als ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Literatoren nicht fähig iſt.

Euripides. Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland. Mein Publicum, Euripides, iſt nicht das eurige.

Euripides. Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte. Daß ich's euch ſage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffallt, eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weibchen und Männchen amüſirt, auch wohl gekitzelt haben, was ihr Rührung nennt. Ich bin darüber weggegangen, wie man von einer verſtimmten Zitter wegweicht. Des Euripides ſeine hab' ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelachelt.

Wieland. Meine Fürſtin.

Alceſte. Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſchte ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben, wie und wo, das iſt nicht die Frage. Die Frage iſt von eurer Alceſte, von Euripides Alceſte.

Wieland. Könnt ihr mir abſprechen, daß ich das Ganze weit delicater behandelt habe?

Alceſte. Was heißt das? Genug, Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte aufs Theater bringt, ſo wenig ihr die Größe des Opfers das ich meinem Mann that darzuſtellen wußtet.

Wieland. Wie meint ihr das?

Euripides. Laßt mich reden, Alceſte! Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung den guten trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parcen einen Wechſeltod abdringend. Und nun — alles verſtummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu ſteigen zu den hoffnungsloſen Todten.

Wieland. Das hab' ich alles auch.

Euripides. Nicht gar. Eure Leute ſind erſtlich allzuſammen aus der großen Familie, der ihr Würde der Menſchheit, ein Ding das Gott weiß woher abſtrahirt iſt, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unſern Trümmern! Sie ſehen einander ähnlich wie die Eier, und ihr habt ſie zum unbedeutenden Brei zuſammengerührt.

Da iſt eine Frau die für ihren Mann ſterben will, ein Mann der für ſeine Frau ſterben will, ein Held der für ſie beide ſterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die man gern wie den Widder aus dem Buſche bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland. Ihr ſeht das anders an als ich.

Alceſte. Das vermuth' ich. Nur ſagt mir: was war Alceſtens That, wenn ihr Mann ſie mehr liebte als ſein Leben? Der Menſch der ſein ganzes Glück in ſeiner Gattin genöße, wie euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod geſtürzt werden. Philemon und Baucis erbaten ſich zuſammen den Tod, und euer Klopſtock, der doch immer unter euch noch ein Menſch iſt, läßt ſeine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich ſterbe zuletzt." Alſo mußte Admet gerne leben, ſehr gern leben, oder ich war — was? — eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefallt.

Admet. Und den Admet, der euch ſo ekelhaft iſt, weil er nicht ſterben mag. Seyd ihr jemals geſtorben? Oder ſeyd ihr jemals ganz glücklich geweſen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland. Nur Feige fürchten den Tod.

Admet. Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod fürchtet jeder, ſelbſt der Held. So iſt's in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geſchont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Beſitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland. Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht faſſe.

Admet. Wir reden Griechisch — Ist euch das so unbegreiflich? Admet —

Euripides. Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger seyn. Das glaubt er.

Admet. Er thut nur so. Nein, ihr seyd noch Mensch genug, euch zu Euripides Admeten zu versetzen.

Alceste. Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet. Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne saß mit Genüglichkeit, und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genossen, und sie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht satt wurde, und alle liebte, daß sie ihn lieben sollten, und sich Götter und Menschen so zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an seinem Tisch vergaß — der sollte nicht ewig zu leben wünschen? — — — Und der Mensch hatte auch eine Frau.

Alceste. Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem schwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willst du ein Wort hören?

Das Mädchen. Was verlangt ihr?

Alceste. Du hattest einen Liebhaber.

Mädchen. Ach ja.

Alceste. Und liebtest ihn von Herzen, so daß du in mancher guten Stunde Beruf fühltest für ihn zu sterben?

Mädchen. Ach! und ich bin um ihn gestorben. Ein feindseliges Schicksal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceſte. Da habt ihr eure Alceſte, Wieland. Nun ſage mir, liebe Kleine, du hatteſt Eltern die ſich herzlich liebten.

Mädchen. Gegen unſre Liebe war's ein Schatten. Aber ſie ehrten einander von Herzen.

Alceſte. Glaubſt du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr geweſen wäre, und dein Vater hätte für ſie mit ſeinem Leben bezahlt, daß ſie's mit Dank aagenommen hätte?

Mädchen. Ganz gewiß.

Alceſte. Und wechſelsweiſe Wieland, eben ſo. Da habt ihr Euripides Alceſte.

Admet. Die curige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwei Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio ſympathiſirt iſt nöthig und billig.

Wieland. Laßt mich, ihr ſeyd widerſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides. Erſt höre mich noch ein paar Worte.

Wieland. Mach's kurz.

Euripides. Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch ſoviel zu Gute thut, ein Theaterſtück ſo zu lenken und zu ründen daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ja, aber ein ſehr geringes.

Wieland. Ihr kennt die Mühe nicht, die's koſtet.

Euripides. Du haſt ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn man's beim Lichte beſieht, nichts iſt als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Wahrheit zu verſchneiden und einzugleichen.

Wieland. Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides. So genieße deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet. Begieb dich zur Gelaſſenheit, Euripides! Die Stellen an denen er deiner ſpottet ſind ſo viel Flecken mit denen er ſein eigen Gewand beſchmutzt. Wär' er klug und er könnte ſie und die Noten zum Shakeſpeare mit Blut abkaufen, er würde es thun. So ſtellt er ſich dar und bekennt, da hab' ich nichts gefühlt.

Euripides. Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meiſterſtück iſt? Ich darf wohl von meiner Arbeit ſo reden. thuſt du's ja. Du fühlſt nichts, da du in den Gaſthof Admetens trittſt?

Alceſte. Er hat keinen Sinn für Gaſtfreiheit, hörſt du ja.

Euripides. Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauſes, die, ganz voll Liebe zum Admet, ihn erſt dem Tod entreißt, und nun o Jammer! ſein beſtes Weib für ihn dahingegeben ſieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt ſich wehmüthig, daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, ſchwarz gehüllt, das Schwert ihrer heimtückiſchen Macht in der Fauſt, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schickſal, und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſchon der Alceſte, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: ach daß Aeskulap noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jeden Balſam, ſie würde gerettet werden; denn er erweckte die Todten, aber er iſt erſchlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldete daß jener erweckte vom ewigen Schlaf die in Staub geſtreckt hatte nieder ſein unerbittlicher Rathſchluß.

Alceſte. Biſt du nicht ganz entrückt geweſen in die Phantaſie der Menſchen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem ſo wunderthätigen Manne, dem

Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Iſt dir nicht da Wunſch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus dieſem Geſchlechte! kame der Halbgott ſeinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides. Und da er nun hmmt, nun Hercules auftritt und ruft: ſie iſt todt! todt! Haſt ſie weggeführt, ſchwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, haſt mit deinem verzehrenden Schwert abgeweihet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich An dem Grabe will ich dir auflauſchen, wo du das Blut trinkſt der abgeſchlachteten Todesopfer, faſſen will ich dich Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unſterblicher löſet, und du ſollſt mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (tritt auf). Was redt ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet. Haben wir dich in deinem Rauſchſchläfchen geſtört?

Hercules. Was ſoll der Lärm?

Alceſte. Ei da iſt der Wieland.

Hercules. Ei wo?

Admet. Da ſteht er.

Hercules. Der? Nun der iſt klein genug. Hab' ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt. Seyd ihr der Mann der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend). Ich habe nichts mit euch zu ſchaffen, Koloß.

Hercules. Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland. Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules. Mittlerer Größe? Ich?

Wieland. Wenn ihr Hercules seyd, so seyd ihr's nicht gemeint.

Hercules. Es ist mein Name, und auf den bin ich stolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, so nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit ist dir niemals im Traume erschienen.

Wieland. Ich gestehe, das ist der erste Traum, den ich so habe.

Hercules. So geh' in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten übern Homer, wo wir dir zu groß sind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland. Wahrhaftig ihr seyd ungeheuer. Ich hab' euch mir niemals so imaginirt.

Hercules. Was kann ich davor, daß er so eine engbrüstige Imagination hat? Wer ist denn sein Hercules auf den er sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und ist mir nichts so begegnet.

Wieland. Die Tugend für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt sie nicht?

Hercules. Tugend! Ich hab' das Wort erst hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland. Ich bin's eben so wenig in Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hattet meine Gedichte gelesen, und ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweideutiges Ding.

Hercules. Ein Unding ist sie wie alle Phantasie, die

mit dem Gang der Welt nicht beſtehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; ſo lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinſtellt, welch übermenſchliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwei Herzen, zwei Mägen. Er ſtirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein andres Mißgeſchöpf, oder iſt nie außer eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland. Tugend muß doch was ſeyn, ſie muß wo ſeyn.

Hercules. Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte ſie in Halbgöttern und Helden. Meinſt du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger ſich vor den Fauſtrechtszeiten kreuzigen? Wir hatten die bravſten Kerls unter uns.

Wieland. Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules. Einen der mittheilt was er hat. Und der reichſte iſt der bravſte. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, ſo prügelte er den andern aus. Und verſteht ſich, ein ächter Mann giebt ſich nie mit geringern ab, nur mit Seinesgleichen, auch größern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern ſo viel Kinder als ſie begehrten, wie ich denn ſelbſt in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb' und Hab vor Tauſenden gegeben, eröffnete er ſeine Thüren und hieß tauſend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da ſteht Admet, der wohl der bravſte in dieſem Stücke genannt werden kann.

Wieland. Das meiſte davon wird zu unſern Zeiten für Laſter gerechnet.

Hercules. Laſter? Das iſt wieder ein ſchönes Wort.

Dadurch wird eben alles ſo halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laſter als zwei Extreme vorſtellt, zwiſchen denen ihr ſchwankt, anſtatt euren Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen und den beſten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland. Wenn ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde euch ſteinigen. Haben ſie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert.

Hercules. Was iſt da viel anzugreifen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen hab' ich's aufgenommen, mit Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben wie ſie mochten. Die überläßt ein geſcheidter Mann dem Winde, der ſie zuſammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland. Ihr ſeyd ein Unmenſch, ein Gotteslaſterer.

Hercules. Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodicus Hercules, das iſt dein Mann. Euer Hercules Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, ſiehſt du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen iſt dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit wiederfahren.

Wieland. Kenntet ihr meine Geſinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules. Ich weiß genug. Hätteſt du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft deiner Sittenlehre geſeufzet, es hatte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die ſchalen Ideale an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? und Wunder meinſt, wie du einen Kerl proſtituirt hätteſt, wenn du ihn untern Tiſch oder zum Madel

auf die Streu bringſt? Weil eure Hochwürden das Wort nicht haben wollen.

Wieland. Ich empfehle mich.

Hercules. Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein greß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher voll ſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drei vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto (inwendig). Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei ſeinem Weibe, wenn ſie nichts dagegen hat. —

Hercules. So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend). Sie reden was ſie wollen: mögen ſie doch reden, was kümmert's mich?

Prometheus.

Dramatiſches Fragment.

1773.

Erſter Act.

Prometheus. Mercur.

Prometheus.

Ich will nicht, ſag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen eins,
Mich dünkt es hebt ſich!

Mercur.

Deinem Vater Zeus das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus.

Was Vater! Mutter!
Weißt du woher du kommſt?
Ich ſtand, als ich zum erſtenmal bemerkte
Die Füße ſtehn,
Und reichte, da ich
Dieſe Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte
Die du nennſt Vater, Mutter.

Mercur.

Und reichend dir
Der Kindheit nöth'ge Hülfe.

Prometheus.

Und dafür hatten ſie Gehorſam meiner Kindheit,
Den armen Sprößling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Mercur.

Und ſchützten dich.

Prometheus.

Wovor? Vor Gefahren
Die ſie fürchteten.
Haben ſie das Herz bewahrt
Vor Schlangen, die es heimlich neidſchten?
Dieſen Buſen geſtahlt
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und Euer?

Mercur.

Elender! Deinen Göttern das,
Den Unendlichen?

Prometheus.

Göttern? Ich bin kein Gott,
Und bilde mir ſo viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könnt Ihr?
Könnt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Fauſt?
Vermögt Ihr zu ſcheiden
Mich von mir ſelbſt?
Vermögt Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Mercur.

Das Schickſal!

Prometheus.

Anerkennſt du ſeine Macht?
Ich auch! —
Geh, ich diene nicht Vaſallen!

(Mercur ab.)

Prometheus

(zu ſeinen Statuen ſich kehrend die durch den ganzen Hain zerſtreut ſtehen).

Unerſetzlicher Augenblick!
Aus eurer Geſellſchaft
Geriſſen von dem Thoren,
Meine Kinder! —
Was es auch iſt das euren Buſen regt,
(Sich einem Mädchen nahend)
Der Buſen ſollte mir entgegen wallen!
Das Auge ſpricht ſchon jetzt!
Sprich, rede liebe Lippe mir!
O, könnt' ich euch das fühlen geben
Was ihr ſeyd!

Epimetheus kommt.

Epimetheus.

Mercur beklagte ſich bitter.

Prometheus.

Hätteſt du kein Ohr für ſeine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.

Mein Bruder! Alles was Recht iſt!
Der Götter Vorſchlag
War dießmal billig.
Sie wollen dir Olympus Spitze räumen,

Dort ſollſt du wohnen,
Sollſt der Erde herrſchen!

Prometheus.

Ihr Burggraf ſeyn
Und ihren Himmel ſchützen? —
Mein Vorſchlag iſt viel billiger:
Sie wollen mit mir theilen und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das was ich habe, können ſie nicht rauben,
Und was ſie haben, mögen ſie beſchützen.
Hier Mein und Dein,
Und ſo ſind wir geſchieden.

Epimetheus.

Wie vieles iſt denn dein?

Prometheus.

Der Kreis den meine Wirkſamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber! —
Was haben dieſe Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß ſie mich begaffen?

Epimetheus.

Du ſtehſt allein!
Dein Eigenſinn verkennt die Wonne
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all'
Sich ein innig Ganzes fühlten.

Prometheus.

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's wie du magſt und laß mich!

(Epimetheus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünſche
In körperlichen Geſtalten.
Meinen Geiſt ſo tauſendfach
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern.

Minerva kommt.

Prometheus.

Du wagſt es, meine Göttin?
Wageſt zu deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
Und liebe dich, Prometheus!

Prometheus.

Und du biſt meinem Geiſt
Was er ſich ſelbſt iſt;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht geweſen!
Immer als wenn meine Seele zu ſich ſelbſt ſpräche,
Sie ſich eröffnete
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus ſich ſelbſt,
Und eine Gottheit ſprach
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich eine Gottheit ſpreche,
Sprach ich ſelbſt.
Und ſo mit dir und mir
So ein, ſo innig
Ewig meine Liebe dir!

Minerva.

Und ich dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der ſüße Dämmerſchein
Der weggeſchiednen Sonne
Dort herauf ſchwimmt
Vom finſtern Kaukaſus
Und meine Seel' umgiebt mit Wonneruh',
Abweſend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte ſich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus deiner Himmelsluft.
Und welch' ein Recht
Ergeizen ſich die ſtolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie ſind mein, und mein iſt ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den oberſten der Götter mehr!

Minerva.

So wähnt die Macht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch
Und bin auch mächtig. —
Sonſt! — Haſt du mich nicht oft geſehn
In ſelbſt erwählter Knechtſchaft
Die Bürde tragen, die ſie
In feierlichem Ernſt auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk, auf ihr Geheiß,
Weil ich glaubte
Sie ſähen das Vergangene, das Zukünftige

Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sey uranfängliche
Uneigennützige Weisheit?

Minerva.

Du dienteſt um der Freiheit werth zu ſeyn.

Prometheus.

Und möcht' um alles nicht
Mit dem Donnervogel tauſchen
Und meines Herren Blitze ſtolz
In Sclavenklauen packen.
Was ſind ſie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß iſt ungerecht!
Den Göttern fiel zum Looſe Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben ſie das all
Doch nicht allein!
Ich daure ſo wie ſie.
Wir alle ſind ewig! —
Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf,
Und ſeh' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerva an den Bildniſſen herumfahrend.)

Sieh dieſe Stirne an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieſes Buſens Macht:

Drängt ſich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.

(Bleibt bei einer weiblichen Bildſäule ſtehen.)

Und du, Pandora,
Heiliges Gefaß der Gaben alle
Die ergötzlich ſind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labſal ergoſſen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Buſen angeſchmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuß geſchmeckt —
Das all all — — Meine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu ertheilen
Wenn du ſeinem Antrag
Gehör gäbſt.

Prometheus.

Das war das Einzige was mich bedenken machte.
Allein — ich ſollte Knecht ſeyn
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!
Sie mögen hier gebunden ſeyn
Von ihrer Lebloſigkeit,

Sie ſind doch frei
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und ſie ſollen leben!
Dem Schickſal iſt es, nicht den Göttern,
Zu ſchenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verſchließt:
Sie ſollen leben und durch dich!

Prometheus.

Durch dich, o meine Göttin,
Leben, frei ſich fühlen,
Leben! — Ihre Freude wird dein Dank ſeyn!

Zweiter Act.

Auf Olympus.

Jupiter. Mercur.

Mercur.

Gräuel — Vater Jupiter — Hochverrath!
Minerva, deine Tochter,
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und ſeinen lettenen Hof,
Seine Welt von Thon
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen ſie ſich all'

Und weben, jauchzen um ihn her
Wie wir um dich.
O deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie sind! und werden seyn!
Und sollen seyn!
Ueber alles was ist
Unter dem weiten Himmel
Auf der unendlichen Erde
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.

Mercur.

Allvater! Du Allgütiger,
Der du die Missethat vergiebst Verbrechern,
Sey Liebe dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!

Mercur.

So weis' als gütig!

(Thal am Fuße des Olympus)

Prometheus.

Sieh nieder, Zeus,
Auf meine Welt: ſie lebt!
Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſey,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

(Man ſieht das Menſchengeſchlecht durchs ganze Thal verbreitet. Sie ſind auf Bäume geklettert Früchte zu brechen, ſie baden ſich im Waſſer, ſie laufen um die Wette auf der Wieſe; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.

Mann.

Sieh hier die Bäume
Wie du ſie verlangteſt.

Prometheus.

Wie brachteſt du
Sie von dem Boden.

Mann.

Mit dieſem ſcharfen Steine hab' ich ſie
Glatt an der Wurzel weggeriſſen.

Prometheus.

Erſt ab die Aeſte! —
Dann ramme dieſen
Schräg in den Boden hier
Und dieſen hier, ſo gegenüber;
Und oben verbinde ſie! —
Dann wieder zwei hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Aeſte herab von oben

Bis zur Erde
Verbunden und verſchlungen dir,
Und Raſen rings umher,
Und Aeſte drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht,
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schoß und eine Hütte!

Mann.

Dank, theurer Vater, tauſend Dank!
Sag' dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!
Du haſt ſie dir gebaut und ſie iſt dein.
Du kannſt ſie theilen
Mit wem du willt.
Wer wohnen will der bau' ſich ſelber eine.

(Prometheus ab.)

Zwei Männer.

Erſter.

Du ſollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie ſind mir mein!

Zweiter.

Woher?

Erſter.

Ich habe geſtern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit ſaurem Schweiß
Lebendig ſie gefangen,

Dieſe Nacht bewacht,
Sie eingeſchloſſen hier
Mit Stein und Aeſten.

Zweiter.

Nun gieb mir eins!
Ich habe geſtern auch eine erlegt,
Am Feuer ſie gezeitigt
Und geſſen mit meinen Brüdern.
Brauchſt heut nur eine:
Wir fangen morgen wieder.

Erſter.

Bleib mir von meinen Ziegen!

Zweiter.

Doch!

(Erſter will ihn abwehren, Zweiter giebt ihm einen Stoß, daß er umſtürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erſter.

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt).

Was giebt's?

Mann.

Er raubt mir meine Ziege! —
Blut rieſelt ſich von meinem Haupt —
Er ſchmetterte
Mich wider dieſen Stein.

Prometheus.

Reiß da vom Baume dieſen Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So — theurer Vater!
Schon iſt es geſtillt.

Prometheus.

Geh, waſch' dein Angeſicht.

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laß ihn!
Iſt ſeine Hand wider jedermann,
Wird jedermanns Hand ſeyn wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr ſeyd nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seyd arbeitſam und faul,
Und grauſam, mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all' euren Schickſalsbrüdern,
Gleichet den Thieren und den Göttern.

Pandora kommt.

Prometheus.

Was haſt du, meine Tochter,
Wie ſo bewegt?

Pandora.

Mein Vater!
Ach, was ich ſah, mein Vater,
Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! —

Prometheus.

Was iſt ihr?

Pandora.

Namenloſe Gefühle!
Ich ſah ſie zu dem Waldgebüſche gehn
Wo wir ſo oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt' ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, ſah
Ich ſie, im Thal
Auf einen Raſen hingeſunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.
Er hielt ſie feſt in ſeinen Armen,
Wollte ſie nicht ſinken laſſen,
Und ach ſank mit ihr hin.
Ihr ſchönes Haupt erſank,
Er küßte ſie tauſendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um ſeinen Geiſt ihr einzuhauchen.
Mir ward bang,
Ich ſprang hinzu und ſchrie,
Mein Schrei eröffnet ihr die Sinnen.
Arbar ließ ſie; ſie ſprang auf
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel ſie mir um den Hals.
Ihr Buſen ſchlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tauſend Thränen ſtürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt ſie, theurer Vater,
Und ihre Küſſe, ihre Gluth
Hat ſolch ein neues unbekanntes

Gefühl durch meine Adern hingegoſſen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich ſie ließ und Wald und Feld. —
Zu dir, mein Vater! ſag'
Was iſt das alles was ſie erſchüttert
Und mich?

Prometheus.

Der Tod!

Pandora.

Was iſt das?

Prometheus.

Meine Tochter,
Du haſt der Freuden viel genoſſen.

Pandora.

Tauſendfach! Dir dank' ich's all.

Prometheus.

Pandora, dein Buſen ſchlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küſſen deiner Geſpielen
Genoſſeſt du die reinſte Seligkeit.

Pandora.

Unausſprechlich!

Prometheus.

Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora

Freude!
Wie jedes Glied gerührt vom Sang und Spiel
Bewegte, regte ſich,
Ich ganz in Melodie verſchwamm.

Prometheus.

Und alles löſ't ſich endlich auf in Schlaf,
So Freud' als Schmerz.
Du haſt gefühlt der Sonne Gluth,
Des Durſtes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Haſt über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferſe tratſt,
Eh' ich dich heilte.

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, iſt des Lebens Wonn'
Und Weh!

Prometheus.

Und fühlſt an deinem Herzen
Daß noch der Freuden viele ſind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennſt.

Pandora.

Wohl, wohl! — Dieß Herze ſehnt ſich oft
Ach nirgend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da iſt ein Augenblick der alles erfüllt,
Alles was wir geſehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora, —
Das iſt der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerſt tiefſten Grunde
Du ganz erſchüttert alles fühlſt
Was Freud und Schmerzen jemals dir ergoſſen,

Im Sturm dein Herz erſchwillt,
In Thränen ſich erleichtern will
Und ſeine Gluth vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn
Und du dir zu vergehen ſcheinſt
Und ſinkſt,
Und alles um dich her verſinkt in Nacht,
Und du, in immer eigenſtem Gefühl,
Umfaſſeſt eine Welt:
Dann ſtirbt der Menſch.

Pandora (ihn umhalſend).

O, Vater, laß uns ſterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In ſtürmendem Genuß ſich aufgelöſ't,
Dann ſich erquickt, in Wonne ſchläft, —
Dann lebſt du auf, aufs jüngſte wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Dritter Act.

Prometheus in ſeiner Werkſtatt.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,

Und übe, dem Knaben gleich
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,

Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herren und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Minerva tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend.

Künſtlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künſtler an ſeiner Staffelei. Er hat eben das Porträt einer fleiſchigen, häßlichen, coquet ſchielenden Frau aufgeſtellt. Beim erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das ſchändliche verzerrte Geſicht!

(Er thut das Bild bei Seite).

Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! koſtbare Kleinen!

(Er tritt ans Fenſter).

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie ſelig, dir entgegen zu weinen!

(Er ſetzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffelei).

Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erſtes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmliſche Geſtalt,
Dich umfaſſe mit Bräutigams Gewalt,
Wo mein Pinſel dich berührt, biſt du mein:
Du biſt ich, biſt mehr als ich, ich bin dein.

Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich ſoll dich laſſen für feiles Geld?
Dem Thoren laſſen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer ſchäckigen Wand?

(Er blickt nach der Kammer).

Meine Kinder! — Göttin, du wirſt ſie letzen!
Du gehſt in eines Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu ſetzen,
Und ich trag' ihnen Brod heraus.
Und er beſitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnſt bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir verſunken,
Fühl' ich mich ſelig, an allen Sinnen trunken.

(Man hört in der Kammer ein Kind ſchrein).

Ae! ä!

Künſtler.

Lieber Gott!

Künſtlers Frau (erwacht).

's iſt ſchon Tag!
Biſt ſchon auf? Lieber, geh doch, ſchlag
Mir Feuer, leg Holz an, ſtell Waſſer bei,
Daß ich dem Kindel koch' den Brei.

Künſtler.

(einen Augenblick vor ſeinem Bilde verweilend).

Meine Göttin!

Sein älteſter Knabe

(ſpringt aus dem Bette, und läuft barfuß hervor).

Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künſtler.

Wie lang?

Knabe.

Was?

Künſtler.

Bring' klein Holz in die Küch'.

Zweiter Act.

Künſtler.

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel, ſchau.

Knabe.

Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler

(ſtellt das leidige Portrait wieder auf).

Da muß ich thun als hätt' ich gemalt.

Frau.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler.

Das thut's ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr.

Da kommen wir ja zurecht.

Madame.

hab' heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

die Madam ſind immer ſchön.

Herr.

ürf man die Stück' in der Eck' beſehn'?

Künſtler.

Sie machen ſich ſtaubig. (Zu Madame). Belieben ſich niederzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut, doch ſo nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler (heimlich).

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr

(nimmt ein Gemälde aus der Ecke).

Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahre glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madame

(einen flüchtigen Blick darauf werfend).

O gar ſehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau

(mit dem Korbe am Arm, heimlich).

Gieb mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künſtler.

Ich hab' nichts.

Frau.

Dafür kauft man einen Quark.

Künſtler.

Da!

Herr.

Aber Ihre Manier iſt jetzt größer.

Künſtler.

as eine wird ſchlimmer, das andre beſſer.

Herr (zur Staffelei tretend).

o! ſo! da an dem Naſenbug

id die Augen ſind nicht feurig g'nug.

Künſtler (für ſich).

mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muſe

(ungeſehn von andern, tritt zu ihm).

ein Sohn, fangſt jetzt an zu verzagen?

ägt ja ein jeder Menſch ſein Joch;

t ſie garſtig, bezahlt ſie doch!

d laß den Kerl tadeln und ſchwätzen:

ſt Zeit genug dich zu ergötzen

n dir ſelbſt und an jedem Bild,

as liebevoll aus deinem Pinſel quillt.

enn man muß ein Zeitlang hacken und graben,

ird man die Ruh erſt willkommen haben.

r Himmel kann einen auch verwöhnen,

ß man ſich thut nach der Erde ſehnen.

r ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,

d biſt nicht reich, ſo biſt du brav.

Künſtlers Apotheoſe.

Drama.

Es wird eine prächtige Gemäldegalerie vorgestellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Personen auf und ab. An einer Seite sitzt ein Schüler, und ist beschäftiget, ein Bild zu copiren.

Schüler

indem er aufsteht, Palette und Pinsel auf den Stuhl legt, und dahinter tritt.

Da sitz' ich hier schon Tage lang,
Mir wird's so schwül, mir wird's so bang',
Ich male zu und streiche zu,
Und sehe kaum mehr was ich thu'.
Gezeichnet ist es durchs Quadrat;
Die Farben, nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Ahm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein genestelter Mann,
Und sehe hin und sehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freies Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 03752/116

Was reizend ſteht und ſitzt und geht,
Iſt hier gewunden und gedreht;
Was dort durchſichtig glanzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf ausſieht,
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequalt,
Daß ich recht ſehe was mir fehlt.

Ein Meiſter (tritt hinzu).

Mein Sohn, das haſt du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du ſiehſt, wie wahr ich ſtets geſagt:
Je mehr als ſich ein Künſtler plagt,
Je mehr er ſich zum Fleiße zwingt,
Um deſto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirſt ſehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verſtand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr ſeyd ſo gut und ſagt mir nicht,
Was alles dieſem Bild gebricht.

Meiſter.

Ich ſehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich ſelber treibſt,
Nicht gern auf einer Stufe bleibſt.
Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein andermal beſprechen. (Entfernt ſich.)

Schüler (das Buch aufhebend).

Ich habe weder Ruh' noch Raſt,
Bis ich die Kunſt erſt recht gefaßt.

Ein Liebhaber (tritt zu ihm).

Mein Herr, mir iſt verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verſchwenden,
Und auf dem rechten Wege ſich
Schnurſtracks an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur iſt aller Meiſter Meiſter!
Sie zeigt uns erſt den Geiſt der Geiſter,
Läßt uns den Geiſt der Körper ſehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verſtehn.
Ich bitte, laſſen Sie ſich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie ſind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir ſchon oft geſagt,
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir ſtets ein großes Feſt:
Auch iſt mir dieß und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Proteſt,
Mit Scham und Schande weggeſchickt.
Kaum wag' ich es ein andermal;
Es iſt nur Zeit, die man verliert:
Die Blatter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

Liebhaber (ſich wegwendend).

Nun ſeh' ich ſchon das Wo und Wie;
Der gute Menſch hat kein Genie!

Schüler (sich niedersetzend).

Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß ein andermal noch dran.

Ein zweiter Meister

(tritt zu ihm, sieht seine Arbeit an und wendet sich um, ohne etwas zu sagen).

Schüler.

Ich bitt' euch, geht so stumm nicht fort,
Und sagt mir wenigstens ein Wort.
Ich weiß, ihr seyd ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunsch am allererſten stillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigstens durch meinen guten Willen.

Meister.

Ich sehe was du thust, was du gethan,
Bewundernd halb und halb voll Mitleid an.
Du scheinst zum Künstler mir geboren,
Hast wenigstens keine Zeit verloren:
Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt beharrlich fest zu halten;
Du übst die angeborne Kraft,
Mit schneller Hand bequem dich auszudrücken;
Es glückt dir schon und wird noch besser glücken:
Allein —

Schüler.

Verhehlt mir nichts!

Meister.

Allein du übst die Hand,
Du übst den Blick, nun üb' auch den Verstand.
Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,

Sich durch Natur und durch Instinct allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meister gehen;
Allein, o Meister, der Verstand,
Der übt sich nur mit Leuten die verstehen.
Es ist nicht schön, für sich allein
Und nicht für Andre mit zu sorgen:
Ihr könntet vielen nützlich seyn,
Und warum bleibt ihr so verborgen?

Meister.

Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meine Zucht sich zu bequemen:
Das Lied, das ich so gerne singen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.

O sagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir diesen Mann zum Muster auserloren?
(Er deutet auf das Bild, das er copirt hat.)
Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Ist es Verlust, ist es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergötze,
Ihn weit vor allen Andern schätze,
Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich stets nach ihm und seinen Werken übe?

Meister.

Ich tadl' es nicht, weil es fürtrefflich ist;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling bist:
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen.
Der Mann ist vielfach groß, den du dir auserwählt,
Du kannst dich lang' an seinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunst, und nicht das Muster lieben.

Schüler.

Ich sahe nimmer mich an seinen Bildern satt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beschäft'gen sollte.

Meister.

Erkenne, Freund, was er geleistet hat,
Und dann erkenne, was er leisten wollte:
Dann wird er dir erst nützlich seyn,
Du wirst nicht alles neben ihm vergessen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Schüler.

So redet nur auch mehr davon!

Meister.

Ein andermal, mein lieber Sohn.

Galerie-Inspector (tritt zu ihnen).

Der heut'ge Tag ist uns gesegnet,
O, welch ein schönes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köstlich, als ich keins gedacht.

Meister.

Von wem?

Schüler.

Sagt an, es ahnet mir.

(Auf das Bild zeigend, das er copirt.)

dieſem?

Inſpector.

Ja, von dieſem hier.

Schüler.

endlich doch mein Wunſch erfüllt!
heiße Sehnſucht wird geſtillt!
iſt es? Laßt mich eilig gehn.

Inſpector.

werdet's bald hier oben ſehn.
öſtlich, als es iſt gemalt,
heuer hat's der Fürſt bezahlt.

Gemäldehändler (tritt auf).

kann die Galerie doch ſagen,
ſie ein einzig Bild beſitzt.
wird einmal in unſern Tagen
nen, wie ein Fürſt die Kunſte liebt und ſchützt.
ird ſogleich herauf getragen;
ird erſtaunen wer's erblickt.
iſt in meinem ganzen Leben
nie ein ſolcher Fund geglückt.
ſchmerzt es faſt es wegzugeben:
viele Gold, das ich begehrt,
ht noch lange nicht den Werth.

an bringt das Bild der Venus Urania herein und ſetzt es auf eine Staffelei.)

wie es aus der Erbſchaft kam,
ohne Firniß, ohne Rahm.

Hier braucht es keine Kunst noch List.
Seht, wie es wohl erhalten ist!

(Alle versammeln sich darüber.)

Erster Meister.

Welch eine Praktik zeigt sich hier!

Zweiter Meister.

Das Bild, wie ist es überdacht!

Schüler.

Die Eingeweide brennen mir!

Liebhaber.

Wie göttlich ist das Bild gemacht!

Händler.

In seiner trefflichsten Manier.

Inspector.

Der goldne Rahm wird schon gebracht.
Geschwind herbei! geschwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale seyn.

(Das Bild wird in den Rahmen befestigt und wieder aufgestellt.)

Der Prinz

(tritt auf und betrachtet das Gemälde.)

Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Cassier

(legt den Beutel mit den Zechinen auf den Tisch und zählt.)

Händler (zum Cassier).

Ich prüfe sie erst durchs Gewicht.

Cassier (aufzählend).

Es steht bei euch, doch zweifelt nicht.

Der Fürſt ſteht vor dem Bilde, die Andern in einiger Entfernung. Der Vorhang eröffnet ſich, **die Muſe, den Künſtler** an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künſtler.

Wohin, o Freundin, führſt du mich?

Muſe.

Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß iſt der Schauplatz deiner Ehre.

Künſtler.

Ich fühle nur den Druck der Atmoſphäre.

Muſe.

Sieh nur herab, es iſt ein Werk von dir,
Das jedes andre neben ſich verdunkelt,
Und zwiſchen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der erſten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinſten Stunden
Aus deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maaß und Weisheit durchgedacht,
Mit ſtillem treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch ſelbſt die Meiſter lernen!
Ein kluger Fürſt, er ſteht entzückt;
Er fühlt ſich im Beſitz von dieſem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann ſich nicht entfernen.
Sieh dieſen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel ſieht!
In ſeinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,
Von deinem Geiſt den Einfluß zu empfangen.
So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen:

Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch du durch angemeßne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!

Künstler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zeus für ein schönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieser Stunde schenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieser Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn seine Liebste fern und eingeschlossen weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wohl sich trösten können,
Weil Eine Sonne ihn und sie bescheint?
So hab' ich stets entbehren müssen,
Was meinen Werken nun so reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundin, mir, zu wissen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O hätt' ich manchmal nur das Gold besessen,
Das diesen Rahm jetzt übermäßig schmückt,
Mit Weib und Kind mich herzlich satt zu essen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der sich mit mir ergötzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloster fand ich dumpfe Gönner;

So hab' ich, emsig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.

(Hinab auf den Schüler deutend.)

Und willst du diesen jungen Mann,
Wie er's verdient dereinst erheben,
So bitt' ich, ihm bei seinem Leben,
So lang' er selbst noch kau'n und küssen kann,
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muse liebt,
Wenn leicht und still die frohen Tage fließen.
Die Ehre die mich nun im Himmel selbst betrübt,
Laß ihn dereinst, wie mich, doch freudiger genießen.

Der

Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

Personen.

Andrason, ein humoristischer König.
Mandandane, seine Gemahlin.
Dieselbe noch einmal.
Feria, seine Schwester, eine junge Wittwe.
Mana, Sora, Lato, Mela, } Hoffräulein der Feria.
Oronaro, Prinz.
Merkulo, sein Cavalier.
Der Oberste seiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Askalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

Erſter Act.

Saal,
im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und **Sora** begegnen einander.

Mana. Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freie Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſin?

Sora. In ihrem Zimmer. Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz, und läuft jeden Augenblick ans Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monate lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten war alles in Bewegung; Couriere ſprengten herbei, man konnte ſich ſchicken und richten. Jetzo, eh' man ſich's verſieht, ſind ſie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letztemal hat er mich in der Nachtmütze überraſcht.

Sora. Darum warst du heut so früh fertig?

Mana. Ich finde keine Lust daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang'; ich denke gleich es ist wieder einmal ein König oder ein Kaiser, der seinen gnadigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmal ist er nun gar zu Fuße. Andre lassen sich doch ins Gebirge zum Orakel in Sanften tragen, er nicht so; allein, mit einem tuchtigen Stabe in der Hand, trat er seine Reise an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theseus Zeiten gelebt hat!

Feria tritt auf, mit ihr **Mela.**

Feria. Seht ihr noch niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist!

Sora. Seyd ruhig, meine Fürstin. Die Gefahren und der üble Humor scheinen sich beide vor ihm zu furchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick sprechen und dann gleich wieder fort.

Laio tritt auf.

Der König kommt.

Feria. Wohl! sehr wohl!

Laio. Ich sah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben, als er über den Bach schritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da ist er.

Andrason kommt

Feria. Sey uns willkommen! herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andraſon. Ich umarme dich, meine Schweſter! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt du noch Troſtes? Hat das Orakel dir keinen gegeben? Möchteſt du doch immer vergnügt ſeyn! Möchte dir doch immer wohl ſeyn! Wir waren, ſeit du uns ehegeſtern verließeſt, voller Hoffnung für dich und dein Anliegen.

Mana. Majeſtat! —

Andraſon. Schönheit!

Sora. Herr!

Andraſon. Gebieterin!

Lato. Wie ſoll man euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt daß ihr keine Umſtande mit mir machen ſollt.

Mana (für ſich). Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts Gutes geſagt?

Mela. Habt ihr das Orakel nicht unſertwegen gefragt?

Andraſon. Liebe Kinder, das Orakel iſt eben ein Orakel.

Lato. Sonderbar!

Andraſon. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahnungen, das einer ungewiſſen Zukunft ſehnſuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln haſcht, den Becher ſchüttelt, Wurf über Wurf verſucht, und in dem Glückstafelchen ſorgfaltig forſcht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut ſeyn.

Lato (für ſich). Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erſt heute beſchäftigt.

Andrason. Daß ein schönes Kind Punkte über Punkte tüpfelt, nachschlagt und sucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu ist? und so weiter, das sind' ich wohlgethan.

Mela (für sich). Er ist ein Hexenmeister! Wenn wir allein sind, wissen wir uns nichts bessers.

Andrason. Aber wer ein positives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hause hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wissen und ihre Kunst fällt zu kurz: dieß und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, ist was sie euch empfehlen.

Lelia. Kannst du, darfst du uns sagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfst du sie entdecken?

Andrason. Ich will sie in vier Sprachen übersetzen und an allen Landstraßen aufhangen lassen, es weiß doch kein Mensch was es soll.

Lelia. Wie?

Andrason. Da ich ankomme und eingeführt werde —

Lora. Wie sieht's im Tempel aus?

Nana. Ist der recht prachtig?

Lelia. Ruhe, ihr Mädchen!

Andrason. Wie mich die Priester zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die ist wohl schwarz und dunkel?

Andrason. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und sage klar und vernehmlich: Geheimnißvolle Weisheit! hier tritt ein Mann auf, der sich bisher für den glücklichsten hielt; denn es geht ihm nichts ab; alles, was die Götter einem Menschen Gutes zueignen können, schenkten sie mir, selbst das köstlichste aller Besitzthümer versagten sie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach! daß Aber und Aber

ich immer zu dem Danke gesellen, den wir den Göttern zu
ringen haben! — diese Frau, dieses Muster der Liebe und
Treue, nimmt seit kurzem unglücklicherweise an einem Men-
chen Theil, der sich ihr aufdringt und der mir verhaßt ist.
Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt ist, sag' ich nichts
eiter, und bitte: enthülle mir mein Schicksal! gieb mir
ath, und was mehr ist, Hülfe! — Ich dachte, das hieße
ch deutlich erklären?

Lato. Wir verstehn es wohl.

Leria. Und die Antwort?

Andrason. Wer sagen könnte: ich verstehe sie!

Sora. Ich bin höchst neugierig — Haben wir doch man-
es Räthsel errathen!

Meta. Geschwinde!

Andrason. Ich steh' und horche, und es fängt von
nten auf an — erst leise — dann vernehmlich — dann ver-
ehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen
Händen entgeistert,

Alle. Oh!

Andrason. Gebt mir ein Licht. Das greifliche Gespenst
l entgeistert werden.

Lato. Von schönen Händen.

Andrason. Die fanden sich allenfalls. Ein greiflich
espenst, das ist etwas aus der neuen Poesie, die mir immer
begreiflich gewesen ist.

Leria. Es ist arg.

Andrason. Wartet nur und merkt; es kommt noch
ger:

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen
Händen entgeistert,

Und der leinene Sack seine Geweide verleiht,

Alle. O! oh! Ei! O! ah! ha! ha!

Andrason. Seht! ein leinen Gespenst, und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von schönen Handen! Nein, was zu viel ist bleibt zu viel! Was so ein Orakel nicht alles sagen darf!

Mana. Wiederholt es uns!

Andrason. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht versteht?

Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen
Händen entgeistert,

Und der leinene Sack seine Geweide verleiht.

Seid ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten
vereinet:

Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über
dein Haus.

Sora. Nein das ist nicht möglich!

Andrason. O ja; die Götter haben sich dießmal sehr ihrer poetischen Freiheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeschrieben?

Andrason. Freilich! Hier ist die Rolle, wie ich sie aus den Handen der Priester erhielt.

Lato. Laßt es uns lesen, vielleicht wird es uns klärer.

(Andrason bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt sie auf. Die Frauenzimmer drängen sich wechselsweise zu, lesen, lachen und machen ihre Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauspielerinnen an, dieses munter und angenehm vorzutragen; deswegen ihnen überlassen bleibt hier zu extemporiren. Die Hauptabsicht dieser Wiederholung ist, daß das Publicum mit dem Orakelspruch recht bekannt werde.)

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich! Wie iſt es dir weiter ergangen? Haſt du nicht irgend eine Aufklarung gefunden?

Andraſon. Nicht Aufklarung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchamte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ah den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine in ſeinen Schoos legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit ommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, ie wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! lber nicht rathen allein; helfen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leen verbittert, wird eh'ſtens hier erſcheinen, voll Zutrauens nd Gehorſams. Möge die alles durchdringende Stimme er Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen, und ihm gebien, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte it dem Kopfe, ſein weißer Bart bewegte ſich murmelnd; ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück, und n nun hier. —

Feria. Möge alles zum Beſten ausſchlagen! — Du rzeihſt, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte abthun; ich laſſe die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Gelechte.

Andraſon. Ich danke dir, Schweſter. Wenn ich dich ſſen ſoll, weiß ich nichts beſſers als dieſe freundlichen gen.

Feria. Bald ſeh ich dich wieder. (ab)

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andrason. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was ihr thun wollt.

Andrason. Thun! als ob das Orakel nichts gesagt hätte. Mit meinem Uebel beladen wieder nach Hause gehn, und nach meiner Frau sehen, die ich in wunderbaren Zuständen anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht sie denn indessen?

Andrason. Sie geht im Mondscheine spazieren, schlummert an Wasserfallen, und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn seitdem der Prinz weg ist, einen Zug durch seine Provinzen und hiernächst zum Orakel zu thun, ist's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem sie großes Vergnügen findet, ist daß sie Monodramen aufführt.

Mana. Was sind das für Dinge?

Andrason. Wenn ihr Griechisch könntet, würdet ihr gleich wissen, daß das ein Schauspiel heißt, wo nur Eine Person spielt.

Lato. Mit wem spielt sie denn?

Andrason. Mit sich selbst, das versteht sich.

Lato. Pfui, das muß ein langweilig Spiel seyn!

Andrason. Für den Zuschauer wohl. Denn eigentlich ist die Person nicht allein, spielt aber doch allein; denn es können noch mehr Personen dabei seyn, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Dreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeister; aber eigentlich spielt sie für sich, es bleibt ein Monodrama. Es ist eben eine von den neuesten Erfindungen; es läßt sich nichts darüber sagen. Solche Dinge finden großen Beifall.

Sora. Und das spielt sie ganz allein für sich?

Andrason. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift
zu bringen iſt — denn es geht meiſtens etwas bunt her —
wenn eine ſchreckliche Stimme aus dem Felſen oder durchs
Schlüſſelloch zu rufen hat, ſolche wichtige Rollen nimmt der
Prinz über ſich, wenn er da iſt, oder in ſeiner Abweſenheit
ihr Kammerdiener, ein ſehr alberner Burſche; aber das
iſt eins.

Meta. Wir wollen auch einmal ſo ſpielen.

Andrason. Laßt's doch gut ſeyn, und dankt Gott, daß
es noch nicht bis zu euch gekommen iſt! Wenn ihr ſpielen
wollt, ſo ſpielt zu zweien wenigſtens; das iſt ſeit dem Pa-
adieſe her das üblichſte und das geſcheidteſte geweſen. Nur
noch eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit frem-
en Dingen verplappern — meine Hoffnung wieder glücklich
u werden ruht nicht allein bei den Göttern, ſondern auch
uf euch, ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andrason. Ja auf euch! und ich hoffe ihr werdet das
ure thun.

Mana. Wie ſoll das werden?

Andrason. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht,
rd hier vorbei kommen, euch ſeine Ehrerbietung zu bezei-
n, wie Fremde gewöhnlich thun, die dieſen Weg nehmen.
eine Schweſter wird artig ſeyn und ihm Quartier anbie-
; ihm anbieten, daß ſie ſeine Leute, ſein Gepäcke beherber-
will, indeß er ſich ins Gebirge nach dem Orakel tragen
, wo jeder, er ſey wer er wolle, allein, ohne Gefolge
angen muß. Wenn er nun kommt, meine Beſten, ſo
t ſein Herz zu rühren. — Ihr ſeyd liebenswürdig. Ich
die als eine Göttin verehren, die ihn an ſich zieht
mich von ihm befreit.

Sora. Gut! Euch iſt er unerträglich, und uns wollt ihr ihn zuſchieben! Wenn er uns nun auch unerträglich iſt?

Andraſon. Seyd ruhig, Kinder! Das findet ſich. Ihr andern liebt meiſtentheils an den Männern, was Manner an ſich unter einander nicht leiden können. Und gewiß er iſt ſo übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Meta. Wie ſollen wir es denn anfangen?

Andraſon. Bravo, liebes Kind! du zeigſt doch guten Willen! Ich muß erſt eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt ſehn! Stellt euch vor, ich ſey der Prinz; ich will ankommen, ſchmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich empfangen?

(Sie beginnen einen lebhaften Tanz).

Andraſon. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meinet ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht? Mit einem ſolchen Bauerntanz wollt ihr meinen ſublimirten Helden gewinnen? Nein! ſeht auf mich! das muß in einem andern Geiſte tractirt werden.

(Sanfte Muſik).

(Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor, womit die Schauſpieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken).

Andraſon. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erſtlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen geknickt, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hattet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken ſpringen wollte; mitunter tief Athem geholt, und ſo weiter. Die Schnupftücher nicht vergeſſen!

(Die Muſik geht fort, und die Fräulein befolgen ſeine Vorſchrift. Er ſtellt den Prinzen vor; bald corrigirt er ſie, bald nimmt er die Perſon des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne).

Andraſon. Aha!

Lato. Es wird aufgetragen.

Andraſon. Es heißt zu Pferde, und zu Tiſche! Beis eine ſchöne Einladung. Kommt! dieſe Empfindſamkeit letzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reiſen bisher.

Zweiter Act.

Saal,

in chineſiſchem Geſchmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und **Sora.**

Mana. Nun das heiß' ich ein Gepäcke! Der ganze f iſt voll Kiſten, Kaſten, Mantelſäcke und ungeheurer rſchläge.

Sora (läuft ans Fenſter). Wir werden ihm den ganzen gel des Palaſtes geben müſſen, nur ſeine Sachen unterringen.

Mana. Es iſt abſcheulich, wenn Mannsperſonen reiſen, wenn ſie Wöchnerinnen wären. Ueber uns halten ſie auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen ins Bad gehen, Schachteln, Kaſtchen, Pappen und Wachstücher kein Ende den will; und ſich erlauben ſie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die ſie uns nehmen.

Ein Bedienter kommt.

Der Cavalier des Prinzen laßt sich melden.

Mana. Führt ihn herein. (Bedienter ab.) Sieh zu, es hat sich doch nichts an meinem Kopfputze verschoben?

Sora. Halt! — Die Locke hier — Er kommt.

Merkulo tritt herein.

Vollkommene Damen! Es sind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich so glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonst werden wir armen Diener meistentheils bei verdrießlichen Angelegenheiten vorgeschoben, bei angenehmen Ereignissen stehen wir zurück; aber dießmal erhebt mich mein Prinz über sich selbst, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reize sendet.

Mana. Sie sind sehr gütig.

Sora. Und recht willkommen. Wir haben so viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu sehen.

Merkulo. Mein Fürst ist glücklich, daß er schon in der Entfernung Ihre Aufmerksamkeit hat auf sich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch seine Gegenwart Ihre Gunst erhalten sollte; so kann er sich als den glücklichsten der Menschen preisen. Dürfte ich nicht indeß Ihrer Prinzessin aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufgetragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgestellt werden können. Sie hat uns befohlen Ihnen diese und die anstoßenden Zimmer anzuweisen. Bedienen Sie sich davon so viel und wie Sie's nöthig finden.

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben daß ich unsere Gerathschaften, deren freilich nicht wenige sind, herein und in Ordnung bringen lasse?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

(Merkulo mit einer Verbeugung ab.)

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig was ſie alles mitbringen.

Es läßt ſich ein lebhafter Marſch hören, und es kommt ein Zug. Merkulo voraus, der Oberſte, die Wache, ſodann Trabanten, welche Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gefolge. Sie umgehen das Theater. Die Kaſten werden auf beiden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſämmtlichen Perſonen gehn alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer ſind denn die hübſchen bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

Merkulo. Das iſt der Oberſte über des Prinzen Kriegsvolk, und die Andern ſind junge Edelleute, militäriſche Edelknaben meines gnädigſten Herrn, und loſe Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Dekorationen mit ſich! Wollen Sie etwa eine Komödie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit einer Art bitten, dieſen Saal, der von nun an ein Platz ſeiner Geheimniſſe wird, zu verlaſſen: allein wie vermag ich es gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reize! Nur vor unheiligen fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Empfindungen: nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Sora. Sagen Sie uns ums Himmels willen, was ſoll Laube!

Merkulo. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, werden Sie einen großen Theil des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindſamſte

Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht so sehr schätzt, als den zartlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach das ist ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondschein spazieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da ist Eins zu bedauern, meine vortrefflichen Damen! Mein Prinz ist von so zartlichen, äußerst empfindsamen Nerven, daß er sich gar sehr vor der Luft, und vor schnellen Abwechslungen der Tageszeiten hüten muß. Freilich unter freiem Himmel kann man's nicht immer so temperirt haben, wie man wünscht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibarzte für höchst schadlich, den Duft des Mooses und der Quellen bei heißen Sommertagen für nicht minder gefahrlich! Die Ausdünstungen der Thaler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den schönsten, wärmsten Mondnachten sind die Mücken just am unertraglichsten. Hat man sich auf dem Rasen seinen Gedanken überlassen, gleich sind die Kleider voll Ameisen, und die zartlichste Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne gestört. Der Prinz hat durch seine Akademien Preise ausgesetzt, um zu erfahren, ob diesen Beschwerden, zum Besten der zartlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es sind auch verschiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber ist bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden sollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmlischen Entzückungen aufgefahren ist, erinnert einen das leidige Gezieser

nit seinen Stacheln und krabligen Füßen gleich wieder an
ie Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwischen, meine schönen Damen, hat der
Prinz, der seinen Genuß weder verschoben noch unterbrochen
aben will, den Entschluß gefaßt, durch tüchtige Künstler sich
ne Welt in der Stube zu verschaffen. Sein Schloß ist daher
uf die angenehmste Weise ausgeziert, seine Zimmer gleichen
uben, seine Säle Waldern, seine Cabinette Grotten, so
hön und schöner als in der Natur; und dabei alle Bequem-
chkeiten, die Stahlfedern und Ressorts nur geben können.

Sora. Das muß scharmant seyn!

Merkulo. Und weil der Prinz so sehr dran gewöhnt
, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat: so
ben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unsern Zü-
n überall mit herumführen. Unser Hof-Etat ist mit einem
r geschickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel
s Naturmeister, Directeur de la nature, gegeben haben.
hat eine große Anzahl von Künstlern unter sich. Ein
rdiger Schüler von ihm ist dieser Mann hier, der unsere
tur auf der Reise besorgt, und den ich die Ehre habe
nen in dieser Qualität zu präsentiren. Was uns allein
h abgeht, das sind die kühlen Lüftchen. Die Versuche
von sind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber
s Frankreich auch diesem Mangel nächstens abgeholfen zu
en.

Sora. Um Vergebung, was ist in dem Kasten da?
rf man's wissen?

Merkulo. Geheimnisse, meine schönen Fräulein, Ge-
nnisse! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Ge-
nnisse meines Herzens aufzulösen, so daß Ihnen eben weiter
ts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichsten

Glückſeligkeiten empfindſamer Seelen bei uns. In dieſem Kaſten ſind ſprudelnde Quellen.

Mama. O!

Merkulo. Hier in dieſem iſt der Geſang, der lieblichſte Geſang der Vögel verborgen.

Mama. Warum nicht gar?

Merkulo. Und hier in dieſem größern iſt Mondſchein eingepackt.

Sora. Es iſt nicht möglich! Laſſen Sie's uns doch ſehn.

Merkulo. Es ſteht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß dieſe Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu ſetzen. Er ganz allein darf ſie fühlen; ich könnte Ihnen nur den groben Stoff ſichtbar machen.

Mama. O wir müſſen den Prinzen bitten, daß er uns die Maſchinen einmal ſpielen laßt.

Merkulo. Ums Himmels willen, laſſen Sie ſich nichts merken! Und beſonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz ſeine Liebhabereien nicht erkennen. Jeder Menſch, meine ſchönen Fräulein, treibt ſeine Liebhabereien ſehr ernſthaft, meiſtens ernſthafter als ſeine Geſchäfte. Indeſſen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, und wollte Ihnen gern unſre Raritäten, wenn gleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieſer eingeſchloßnen Natur übereinſtimmend.

Mama. So vollkommen muß man die Illuſion nicht verlangen.

Sora. Dem iſt leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorſtellen.

Merkulo. Das wird allerliebſt ſeyn.

Sora. He! (Ein Bedienter kommt.) Sagt dem Hoftapezier, er soll die gewirkte Waldtapete gleich herunter lassen!

Merkulo. An mir soll's auch nicht fehlen.

(Musik.)

(Er giebt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als sich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln sich die Kasten in Rasenbänke, Felsen, Gebüsche und so weiter. Der Kasten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird sorgen, daß das Ganze übereinstimmend und reizend sey, und mit der verschwindenden Decokation einen recht fühlbaren Contrast mache.)

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie schön!

(Sie beschen alles auf das emsigste so lange die Musik fortdauert.)

Mana. Die Decoration ist allerliebst.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, sondern künstliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabei seyn.

Sora. Scharmant! Allerliebst!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunstwort lehren, mit dem weit zu reichen ist. Scharmant! Allerliebst! das könnten Sie ebenfalls auch von einer Florschürze, von einem Haubchen sagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es sey was es wolle, sehn Sie es steif an, und rufen: Ach was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Mensch was Sie eigentlich sagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Wasser, Gestalten und Gesichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, jedes macht seinen eignen Effect; was für einen, das ist ein bißchen schwerer auszudrücken. Halten Sie sich aber nur ans Allgemeine: Ach! was das für einen besondern Effect auf mich macht! — Jeder der dabeisteht sieht auch hin, und stimmt in den besondern Effect mit ein; und dann ist's ausgemacht — daß die Sache einen besondern Effect macht.

Mana. Mit allem dem scheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! sehr! Das Theater und unsere Natur sind freilich nahe mit einander verwandt. Dabei ist er ein trefflicher Schauspieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bei sich?

Merkulo. Das nicht! Wir sind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meistentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir schon gehört.

Merkulo. Ei! — Sehen Sie, meine Damen, das ist eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauffindung, die unsern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, schon auf dem Römischen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So lesen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böse Kaiser?

Merkulo. Es ist wahr, er taugte von Haus aus nichts, war aber drum doch ein excellenter Schauspieler. Er spielte bloß Monodramen. Denn erstlich sagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unserer Akademisten über diese Schauspielart lesen! Sie wird auf Befehl unsers Prinzen geschrieben und auf seine Kosten gedruckt. Wir führen aber auch die neusten Werke auf, wie man sie von der Messe kriegt: Monodramen zu zwei Personen, Duodramen zu dreien, und so weiter.

Sora. Wird denn auch drin gesungen?

Merkulo. Ei gesungen und gesprochen! Eigentlich weder gesungen noch gesprochen. Es ist weder Melodie noch

Gesang drin, deßwegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie ist das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fraulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz soll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen Sie sollen recht lange bei uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bei uns?

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach! wer glauben könnte, daß so eine Einladung aus einem so schönen Herzen kame! Es ist aber leider eins der gewöhnlichen Hofcomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um sich zu versichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen schon allerlei Scherze von unsrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten sollen.

Merkulo. Meine Fraulein, ich wünsche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie sein Herz, sein zartlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreiz aus der sanften Traurigkeit ziehen, in der er verschmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das ist just recht unsere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübsche Melodie finden, singen wir sie meist todt, daß sie kein Mensch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O deren haben wir verschiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo (ſingt).

Du gedrechſelte Laterne,
Ueberleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz.

Sara. O pfui! das iſt gar nichts Empfindſames!

Merkulo. Schönes Kind, ums Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Merkulo. Daran iſt wohl die Melodie ſchuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an ſich ſelbſt iſt gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

(Er ſingt's auf die Melodie: Monseigneur, voyez nos larmes, und die Fräulein fangen an mitzuſingen.)

Bediente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

(Merkulo und die Fräulein gehn ſingend ab.)

Dritter Act.

Wald,

die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

Die vier **Fräulein** führen den **Prinzen** unter einer ſanften Muſik herein. **Merkulo** folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen ſich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in ſich ſelbſt verſunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Muſik einen Augenblick pauſirt, ſpricht:

Merkulo (für ſich). Das ſind recht Homeriſche Sitten, wo die ſchönen Töchter des Hauſes ſich um die Fremden bemühen. Ich hatte wohl Luſt, mich ins Bad zu ſetzen und mich abreiben zu laſſen.

(Die Muſik geht fort; endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich ſehn, eilen ſie verdrießlich davon, und es bleiben Prinz und Merkulo.)

Prinz. Geſegnet ſeyſt du, liebe Einſamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich ſeit dem Eintritt in dieſes Haus zwingen müſſen!

Merkulo. Das muß ich Eurer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich geweſen iſt, wie Sie ſich an einer wohlbeſetzten Tafel und zwiſchen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es iſt nicht Langeweile, es iſt die Gefälligkeit dieſer angenehmen Geſchöpfe, die mich ängſtet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geſchlechte zur Qual geſchaffen ſeyn? Denn nur Eine kann mein Herz beſitzen, und die übrigen — Ach! — —

Merkulo. Die hab' ich ſchon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehen gegeben, daß ich wirklich ſagen kann: ich habe das Glück gehabt, einigen das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit, in die elyſiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich ſage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand, und Ihre trefflichen Qualitäten zuſammennimmt, ſo iſt's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem ſchönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnſt du, Unglücklicher? Was iſt mein Stand gegen dieſes Herz?

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden! Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe iſt z. E. was Vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgeſpickten

Beutel, darüber geht gar nichts. So auch was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht solche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar seyn, wenn ich es nicht gestände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebieter, bin ich ohnehin sicher. Ihre Fürstliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Elektricität zärtlicher Herzen an sich, daß wir Andern vorm Einschlagen ganz gesichert sind.

Prinz. Ist es bald eilfe?

Merkulo. Es wird gleich seyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feierlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlassen. Es ist eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet sind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauspielen konnte das Feierlichste, Schrecklichste bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehn; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und schwarze Tücher laßt sich nichts Rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Pistolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erschießen Sie sich nicht einmal!

Prinz. Sey ruhig! (Es schlägt eilfe.) Es schlagt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feierlichen Ton hat. Es klingt als wenn man auf Blech hämmerte: mich könnte nun so etwas gleich vollkommen aus meiner zartlichsten Fassung bringen.

(Die Musik zieht einige Laute und entfernte Melodien zum folgenden an.)

Prinz. Schweig, Unheiliger! und entflieh!

Merkulo. Ah! (ab.)

Prinz. Vergebens ſucht ihr mich durch eure Schönheit,
rch euer einſchmeichelndes Weſen abzuziehen, von den Ge=
nken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner
ele umſchlungen halte. Fahrt wohl, ihr ſterblichen Mad=
n! Das Unſterbliche umſchwebt meine Stirne, und die
iſter ſteigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein
z zu beſeligen.

e feierliche Muſik geht fort. Die Waſſerfälle fangen an zu rauſchen, die Vögel zu ſingen, der Mond zu ſcheinen.)

Prinz.

h ehr' ich, heiliges Licht,
iner hoher Gefühle Freund!
, der du mir
Liebe ſtockende Schmerzen
Buſen auf zu ſanften Thränen löſeſt!
welche Seligkeiten ſauſelſt du mir
tiefe Heiligthum der Nacht,
deuteſt mir
der geheimnißvollen Liebe Ruheſtatte!
verzeih! Ach mein Herz
t nicht immer gleich!
eih dem trüben Blick auf deine Schönheit!
eih dem flüchtigen!

(Nach der Laube gekehrt.)

, hier wohnt meine Gottheit,
ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Pochen und dieß Zittern!
es ſchlagt dem Augenblick entgegen,
ie Zauberei
Seligkeit des Wahren überflügelt!

O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O den Genuß bewahret mir, ihr Götter!

(Die Laube thut sich auf, man sieht ein Frauenzimmer darin sitzen; sie muß vollkommen an Gestalt und Kleidung der Schauspielerin gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.)

Prinz.

Himmel sie ist's! Himmel sie ist's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieses Herz,
Geliebte, süße Freundin!
Du ganz für mich geschaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieser schönen Stimmung unsrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich schaudernd mich verschweben!
Ha! vor Wonne stockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Brust!

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieses heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löset auf die schöne Lust!

(Während der letzten Cadenz, da die Instrumente die Stimme zu lange nachahmen, setzt sich der Prinz auf eine Rasenbank, und schläft endlich ein. Man giebt ihm verschiedenemal den Ton an, damit er einfallen und schließen möge; allein er rührt sich nicht, und es entsteht eine Verlegenheit im Orchester; endlich sieht sich die erste Violine genöthigt die Cadenz zu schließen, die Instrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und A zeigt sich)

Ein Vorsaal.

Feria und die vier Fräulein.

Feria. Mich dünkt, der Prinz pflegt seiner Ruhe ziemlich lange. Es soll nicht gesagt seyn, daß ein Mann in unserm Schlosse ungestraft die Morgenröthe herbeigeschlafen habe! Sind die Klappern bei der Hand und die Rasseln? Wir wollen ihm ein Scharivari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unsre verhaßte Nebenbuhlerin, von seinen Augen peitschen.

(Lebhafter Tanz zu fünfen mit Castagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt Feria solo. Der Oberste kommt, die Prinzessin zu bitten, daß sie des Prinzen Ruhe nicht stören möge, indem die Wache die Fräulein aufhalten will. Diese machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf; das Theater ist wieder wie zu Anfang des Acts; Merkulo tritt zu gleicher Zeit herein, der Prinz fährt bewegt von seiner Rasenbank in die Höhe, ergrimmt und singt)

Ja ihr seyd's Furien, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hofft' im Arm der Grazien zu baden,
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

(Während der Arie begiebt sich Feria, die Fräulein und die Wache, eins nach dem andern, auf die Seite; es bleiben allein)

Prinz und Merkulo.

Merkulo. Mein Prinz, fassen Sie sich!
Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!
Merkulo Gnädiger Herr, nur Scharivari!

Prinz. Ich will weg! diesen Augenblick mich in die Einsamkeit des Gebirges verlieren!

Merkulo. Was wird die Prinzessin, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken sie doch auch nicht wen sie vor sich haben. Ohne das mindeste Gefühl für das Hohe, Ueberirdische meiner Stimmung, rasseln sie mit knirschenden Tönen der Vorhölle drein. Ach ihr goldnen Morgenträume, wo seyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böse gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mädchen geschäftig, ein Déjeuné im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenstern mit Bratwürsten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Gesicht im Glanz der ersten Morgensonne genießen.

Prinz. Ja mit Schellen und Klapperblechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!

Merkulo. Gnadiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entschließungen sind rasch und fest.

Merkulo (für sich). Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß aufs schärfste dieses Heiligthum bewachen, daß unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein setze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt.

Prinz. Leb wohl. (ab.)

Vierter Act.

Andrasons Schloß,
eine rauhe und felsige Gegend. Höhle im Grunde.

Mandandanens Kammerdiener als **Askalaphus** tritt auf mit einem Reverenz, und spricht den Prolog aus.

Herrn und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier ist Pluto's Reich,
Und ich, wie ich mich vor euch stelle,
Das ich zuerst bedeuten muß,
Ich nenne mich Askalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge ist hier unten neu:
Denn eh'mals war Elysium dadrüben,
Die rauhen Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben so dabei. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elysium zu schön.
Man sprach so lang', bis daß der seltne Gusto siegte,
Und Pluto selbst den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu sehn.

Da schleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Sisyphus mit eingeschlossen,
Rastlos geschunden und verdrossen,

Gar manches ſchöne Berg und Thal
Zuſammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müſſen die ewigen Felſen jetzt!
Und, galt's tauſend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurecht geſetzt.

Um Eins nur iſt es Jammerſchade,
Ums ſchöne Erdreich im Elyſium!
Aber es iſt keine Gnade,
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat:
Aber hier! ſechs Meilen herum ſind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht ſatt;
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die liebſten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannichfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt uns alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſeyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elyſiums die ſchönſten Bäume aus,
Und ſetzen ſie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,

Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Capelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal ſeyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine ſchöne Schal' ein.
So verſtecken wir zum Exempel
Einen Schweinſtall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, verſteht mich ſchon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' iſt, wenn ein Fremder drin ſpaziert,
Daß alles wohl ſich präſentirt;
Wenn's dem denn hyperboliſch dünkt,
Poſaunt er's hyperboliſch weiter aus.
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meiſtens wo es ſtinkt.

Wie ich alſo ſagte: unſre elyſiſchen Bäume
Schwinden wie elyſiſche Träume,
Wenn man ſie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen ſtill:
Denn in einem Park iſt alles Prunk;
Verdorret ein Baum und wird ein Strunk,
Ha! ſagen ſie, da ſeht die Spur,
Wie die Kunſt auch hinterdrein der Natur
Im Dürren iſt. — Ja leider ſtark!
Was ich ſagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,

Krumme Gange, Waſſerfalle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte,
Weimuthsfichten, babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch-gothiſche Grotten, Kioſken, Tinge,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Graber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein Einziges iſt noch zurücke,
Und drauf iſt jeder Lord ſo ſtolz:
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und Einem Bogen von Hangewerk,
Das iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn erſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.
Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Communication, wie bekannt,
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß;
Elyſium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brucke ſchon;
Doch leider Acheron und Pyriphlegethon

Speien ewige Flammen,
Da fehlt's uns an geſcheidten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Coſtume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſo eine Brücke ſeyn.

Aber warum ich komme! ohne Zeit zu verlieren:
Pluto's ſchönes Weib
Geht gewöhnlich hierher ſpazieren,
Denn drin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bei den armen Todten
So ſchöne Gegenden, wie auf Siciliens Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſchen, Trauben, darnach liefen wir weit;
Holzbirn', Schleen, rothe Beerchen und dergleichen
Iſt alles, was bei uns gedeiht.

(Zwei hölliſche Geiſter bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.)

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und brüte, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbedeckten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;
Den will ich in die Erde kleben,

(Er macht alles zurecht wie er's ſagt.)

Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königin vermeine,
Es wüchſe alles aus dem Steine,

Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe wie ſich's gebührt.

(ab.)

(Vorbereitende Musik, ahmend wilde Gefilde.)

Mandandane (als Proſerpina).

Halte! halt' einmal, Unſelige! Vergebens
Irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her!
Endlos liegen vor dir die Trauergefilde,
Und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die lieben Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt
Nach meines Ahnherrn froher Wohnung
Mit Liebesblick hinaufſah!
Ach! Tochter du des Jupiter,
Wie tief biſt du verloren! —

Geſpielinnen!
Als jene blumenreiche Thaler
Für uns geſammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir platſchernd noch im Abendſtrahle ſcherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Deſſen Haupte unſer Herz ſie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwatzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geſchichten zu wiederholen,

Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Luſt zu leben
Früh im Thau die Roſenfüße baderen. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einſam nun,
Zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen auflef't,
Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooße fallen ließ,
Ihr ſteht und ſeht mir nach, wohin ich verſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,
Die raſchen Pferde des Orcus;
Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott!
Amor! ach Amor floh lachend auf zum Olymp —
Haſt du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde?
Mußt du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter geriſſen
In dieſe endloſen Tiefen!
Königin hier!
Königin?
Vor der nur Schatten ſich neigen!

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück,

Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttin! Königin!
Selbſt Sklavin des Schickſals!

Ach das fliehende Waſſer
Möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn ſattigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen geſtraft! —
In Irions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten ſeinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Ueber die ewigen Qualen!
Troſtlos für mich und für ſie,
Wohn' ich unter ihnen und ſchaue
Der armen Danaiden Geſchäftigkeit!
Leer und immer leer!
Nicht Einen Tropfen Waſſers zum Munde,
Nicht Einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach ſo iſt's mit dir auch, mein Herz!
Woher willſt du ſchöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg iſt nicht mit euch!
In euern leichten Tanzen,
In euern tiefen Hainen,

In eurer lispelnden Wohnung,
Rauscht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Lust
Der Seligkeit Fülle. —

Ist's auf seinen düstern Augenbraunen,
Im verschlossenen Blicke?
Magst du ihn Gemahl nennen?
Und darfst du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffnetest du sein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da du wußtest,
Es werde sich wieder auf ewig verschließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und setzte sie neben sich
Auf seinen kläglichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie dich deine Gottheit verläßt
Im Verlust deiner Tochter,
Die du glücklich glaubtest,
Hinspielend, hintändelnd ihre Jugend!

Ach du kamst gewiß
Und fragtest nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?

Und du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbarmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!
Will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde,
Will keinen Gang ſcheuen,
Hierhin und dorthin.

Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu,
Aller Pfade gewohnt folgen ſie deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüſte treibt dich's irre —

Ach nur hierher, hierher nicht!
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden,
Wo bedeckt von beſchwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiters Wohnung!

Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter iſt! —

Vater der Götter und Menſchen!
Ruhſt du noch oben auf deinem goldenen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In deinen Händen mich ſcherzend
Gegen den endloſen Himmel ſchwenktеſt,
Daß ich kindiſch droben zu verſchweben bebte?
Biſt du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels; —
Hier! hier! — —

Leite ſie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle!

O du hörſt mich,
Freundlichlieber Vater,
Wirſt mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreit von langer, ſchwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergötze!

Letze dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieser Boden
Ist nicht Fels, nicht Moos mehr;
Diese Berge
Nicht voll schwarzen Grauses!
Ach hier find' ich wieder eine Blume!
Dieses welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch,
Daß ich seiner mich erfreue!

Seltsam! seltsam!
Find' ich diese Frucht hier?
Die mir in den Garten droben
Ach! so lieb war —

(Sie bricht den Granatapfel ab.)

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergessen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der verträumelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmlischen Blüthen,

In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward!
(Sie ißt einige Körner.)
Labend! labend!

Wie greift's auf einmal
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe offne Wonne
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?
Was iſt's? was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!
Im fernen Schooße des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen (unſichtbar).

Du biſt unſer!
Iſt der Rathſchluß deines Ahnherrn!
Nüchtern ſollteſt wiederkehren;

Und der Biß des Apfels macht dich unſer!
Königin, wir ehren dich!

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verſtößeſt?
Warum rufſt du mich nicht
Zu deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt du?
Sieh, wir ehren dich,
Unſre Königin!

Proſerpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünſchen könnte!
O wäre der Cocyt nicht euer ewig Bad,
Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königin,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! —
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!

in ewig gleich elendem Schicksal.
ich beherrsche euch,
und bin darum elender als ihr alle.

Parzen.

Du bist unser!
Wir neigen uns dir!
Bist unser! unser!
Hohe Königin!

Proserpina.

Fern! weg von mir
Sey eure Treu' und eure Herrlichkeit!
Wie hass' ich euch!
Und dich, wie zehnfach hass' ich dich —
Weh mir! ich fühle schon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unser! Unsre Königin!

Proserpina.

Warum reckst du sie nach mir?
Recke sie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus stygischen Nächten empor!
Sie steigen deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie hass' ich dich,
Abscheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gieb mir das Schicksal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit diesen Armen
In die zerstörende Qual!

Parzen.

Unser! unser! hohe Königin!

(Andrason erscheint bei den Worten: Abscheu und Gemahl ꝛc. Mandandane richtet die Apostrophe an ihn, und flieht vor ihm mit Entsetzen. Er erstaunt, sieht sich um, und folgt ihr voller Verwunderung.)

Fünfter Act.

Vorsaal.

Mana. Sora. Mela. Lato.

Sora. Liebe Schwestern, es koste was es wolle, wir müssen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es sind Männer. Wir wollen ihnen schön thun, und Wein geben; damit führen wir sie wie wir wollen.

Lato. Laß sehn!

Sora. Ich habe vom süßen Wein genommen, und ihn mit Schlaftrunk gemischt. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Mela. Wie so?

Sora. Wer nicht neugierig ist, erfahrt nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen zu wissen, wie's im Zimmer wohl seyn möchte, wenn die schönen Sachen alle spielten. Gegen Mitternacht schlich ich mich hinan, und guckte durch einen Ritz in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was sahst du?

Sora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß r Prinz gegen uns so unempfindlich blieb, so verachtend n uns wegging!

Lato. Ach! er ist ein schöner Geist von der neuen Sorte, t sind alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt seine Geliebte mit herum.

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ei wie?

Sora. Wenn ich euch nichts aufspürte! In dem verfluch= t Kasten, in der geheimnißvollen Laube sitzt sie. Mich ndert nur, wie sie sich mag so herumschleppen lassen, so lle sitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Mauleseln getragen!

Meta. Wie sieht sie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide sehen kön= n, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar chts weiter. Hernach entstand ein Gerausche; da rutscht' fort.

Lato. O laßt uns sehen!

Mana. Wenn sich's nur schickte!

Sora. Es ist ja Nacht, kein Mensch wird es erfahren. habe schon den Hauptschlüssel. Nun spielt mit der Wache bsch die Mädchen.

(Musik.)

(Die Frauenzimmer spielen unter sich kleine Spiele. Die von der Wache mmen einzeln herein und sehen zu! sie rufen einander herbei, endlich mischen sich in die Spiele. Die Fräulein thun erst fremd, dann freundlich, endlich hen sie Wein und Früchte; die Jünglinge lassen sich's wohl schmecken, z und Scherz geht fort, bis die Wache anfängt, schläfrig zu werden; sie meln hin und her, zuletzt in die Coulissen, und die Mädchen behalten das d.)

Sora. Nun frisch ohne Zeitverluſt ins Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unſerm Triumph offenbaren!

(Alle ab.)

(Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert ſich in die Waldſcene. Nacht ohne Mondſchein. Um die Laube iſt alles düſter und ſtille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin ſie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie öffnen die Laube, leuchten ſtarrend hinein, und fahren zurück.)

Sora. Was iſt das? Mandandane!

Lato. Ein Geſpenſt oder Andraions Gemahlin!

Mela. Eine Maske. Was ſteckt darunter?

(Sie nähern ſich wieder allmählig.)

Mana. Wir wollen ſie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt ſich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte es ſteckt Zauberei dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher beſehn.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's auffährt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora (die es anfuhrt und zurückfährt). Ha!

Mana. Was giebt's?

Mela. Es iſt wahrlich lebendig! Sollt' es denn Mandandane ſelbſt ſeyn? Es iſt nicht möglich!

Lato (indem ſie ſich immer weiter entfernt). Wir müſſen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora (die ſich furchtſam nähert). Wer du auch ſeyſt, ſeltſame, unbekannte Geſtalt, rede! rühre dich! und gieb uns Rechenſchaft von deinem abenteuerlichen Hierſeyn!

Mana. Es will ſich nicht rühren.

Lato. Geh eines hin und nehme ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

(Sie halten ſich an einander, und es zerrt eine die andre nach ſich, bis zur Laube.)

Mana. Wir wollen am Seſſel ziehen, ob's leicht oder ſchwer iſt?

(Sie ziehen am Seſſel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor ans Theater; ſie gehen drum herum, machen allerlei Verſuche, die Maske fällt herunter, und ſie thun einen allgemeinen Schrei.)

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgeſtopfte Nebenbuhlerin!

Lato. O ein ſchönes Gehirn!

Sora. Wenn ſie eben ſo ein Herz hat?

Mana. Die ſoll uns nicht umſonſt verirt haben! Ausſkleiden ſoll man ſie und in den Garten ſtellen, die Vögel damit zu ſcheuchen.

Lato. So was iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Meta. Es iſt doch ein ſchönes Kleid.

Mana. Man ſollte ſchwören, es gehöre Mandandanen.

Meta. Ich begreife nicht was der Prinz mit der Puppe will.

(Sie verſuchen an der Puppe verſchiedenes, endlich bringen ſie aus der Bruſt einen Sack hervor, und erheben ein lautes Geſchrei).

Sora. Was iſt in dem Sack? Laßt ſehn, was iſt in dem Sack?

Mana. Hackerling iſt drin, wie ſich's anfühlen läßt.

Sora. Es iſt doch zu ſchwer —

Lato. Es iſt auch etwas Feſtes drin.

Meta. Bindet ihn auf; laßt ſehn!

Andranſon (kommt). Ihr Kinder, wo ſeyd ihr? Ich ſuch' euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommſt eben zur gelegenen Zeit! Da ſieh!

Andraſon. Was Teufel iſt das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Geſtalt?

Mana (ihm den Sack zeigend). Mit Häckerling ausgeſtopft.

Sora. Sieh dich um; das iſt die Natur, worin der Prinz lebt, und das iſt ſeine Geliebte.

Andraſon (auffahrend). Ihr großen Götter!

Sora. Mach nur den Sack auf!

Andraſon (aus tiefen Gedanken). Halt!

Mana. Was iſt dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du biſt verzückt.

Andraſon. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? Begreift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Geſpenſt, das uns geängſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sora. Du machſt mich mit deinem Ernſt zu lachen.

Andraſon. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weiſſagenden Orakels erfüllt? —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen ſind!

Andraſon.

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert.

Sora. Nichts kann klärer ſeyn!

Andraſon.

Und der leinene Sack ſeine Geweide giebt her!
Nun aufgemacht, ihr Kinder! Laßt uns vor allem ſehn, was der enthalt!

(Sie binden ihn auf, und wie sie ihn umschütteln, fällt eine ganze Partie Bücher, mit Häckerling vermischt, heraus).

Andrason. Gebt Acht, das werden Zauberbücher seyn. (Er hebt eins auf.) Empfindsamkeiten!

Mana. O gebt's her!

(Die andern haben indessen die übrigen Bücher aufgehoben.)

Andrason. Was hast du? Siegwart, eine Klostergeschichte in drei Banden.

Mana. O das muß scharmant seyn! Gieb her, das muß ich lesen. — Der gute Jungling!

Lato. Den müssen wir kennen lernen!

Sora. Da ist ja auch ein Kupfer dabei!

Mela. Das ist gut, da weiß man doch wie er ausgesehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht interessant ausgesehn.

(Es bleibt den Schauspielern überlassen, sich hier auf gute Art über ähnliche Schriften lustig zu machen.)

Andrason. Eine schöne Gesellschaft unter Einem Herzen!

Mela. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Andrason. Laßt sehn! Ist das alles? (Er wendet den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus.) Da kommt erst die Grundsuppe!

Sora. O laßt sehn!

Andrason. Die neue Heloise! — weiter! — Die Leiden des jungen Werthers! — Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl traurig seyn.

Andrason. Ihr Kinder, da sey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun solltet! Gebt her! (Er packt die Bücher wieder in den Sack zusammen, thut den Häckerling dazu und bindet's zu.)

Mana. Es ist nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt! wir hatten da manche schöne Nacht lesen können, wo wir ohnedem nicht schlafen.

Andrason. Es ist zu euerm Besten, ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es ist wahrlich zu euerm Besten. Nur ins Feuer damit.

Mana. Laßt sie nur erst die Prinzessin sehn.

Andrason. Ohne Barmherzigkeit. (Nach einer Pause.) Aber was erscheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich seh', ich seh'! die Götter nehmen sich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erscheinungen?

Andrason. Hört mich! Diese Bücher sollen nicht ins Feuer!

Mana. Das ist mir sehr lieb.

Andrason. Und ihr sollt sie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Andrason. Hört, was das Orakel ferner gesagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten
vereinet;
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über
dein Haus.

Daß von dieser lieblichen Braut die Rede sey, das ist wohl keine Frage mehr. Wie wir sie aber mit dem lieben Prinzen vereinen sollen, das seh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: das ist der Götter Sache! Aber geflickt muß sie zuerst werden, das ist klar, und das ist unsere Sache!

(Er tut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decenz geschehe.

Darauf wird die Maske wieder vorgebunden und die Puppe in gehörige Positur gesetzt.)

Sora. Ich verstehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefallt, ist, daß es von so gemeinen Sachen und in so niedrigen Ausdrücken spricht.

Andrason. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Interesse, und ich verzeihe dir, daß du den tiefen Sinn des Orakels nicht einziehst.

Mana. Nun, so seyd nicht so geheimnißvoll, erklärt einem was.

Andrason. Ist es nicht deutlich, meine schönen Kinder, daß in diesen Papieren eine Art von Talisman steckt; daß in ihnen diese magische Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeschmackte ausgestopfte Puppe fesselt, wozu er die Gestalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir diese Papiere verbrennten, der Zauber aufhören, und er seine Geliebte als ein hohles Bild der Phantasie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir diesen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich sie nicht mißverstanden habe. O du liebliche, holde, geflickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf dich herabsteigen! möge dein papiernes Herz, deine leinenen Gedärme so viel Kraft haben, den hoch und fein empfindenden Prinzen an sich zu ziehen, wie sonst magische Zeichen, geweihte Kerzen, Alraunen und Todtenköpfe, Geister und Schätze an sich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieser himmlischen Nymphe? Kommt! wir wollen sie verwahren, alles in Ordnung bringen, niemand etwas davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter fürs Folgende gewiß seyn.

Mana. Andrason, nun kommt mir's erst wunderbar vor, daß ihr da seyd!

Andrason. Ein Seltsames verdrangt die Empfindung des andern.

Sara. Wie kommt ihr so schnell wieder, und in tiefer Nacht bei uns an?

Andrason. Laßt's euch sagen und klagen, meine lieben Kinder. Als ich von euch wegging, eilte ich gerade nach Hause. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wieder zu sehen, wurde immer größer bei mir. Ich fühlte mich schon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abwesenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hineintrete, ihr Kinder, höre ich oben ein Gebrause, ein Getöne, Rufen, hohles Anschlagen und eine Wirthschaft durch einander, daß ich nichts anders dachte, als der wilde Jäger sey bei mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich schreien und rufen, als wenn sie unsinnig geworden wäre. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finster wie eine Höhle, ganz zur Hölle decorirt, und mein Weib fahrt mir in ungeheurer Leidenschaft und mit entsetzlichem Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, als Scheusal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie versteint dastehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Andrason. Wie ich's beim Licht besah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz kurios seyn.

Andrason. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit sagen: sie ist mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben sie doch alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß ihr sie mit hierher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andrason. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie sie sich aus ihrer poetisch theatralischen Wuth ein bißchen erholt hatte, war sie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerlei um sie zu zerstreuen, erzählte ihr allerhand von euch und meiner Schwester; sie sagte, sie hätte längst gewünscht euch wieder einmal zu sehn; ich sagte ihr, daß eine Reise ihr sehr gut seyn würde, und weil die schnellsten Entschlüsse die besten seyen, sollte sie sich gleich in den Wagen setzen. Sie nahm's an, und erst hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, sie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zusammen zu bringen. Doch war's gleich mein Trost, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entsteht vielleicht etwas Gutes daraus. Und wie ihr seht, gelegner hatten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria kommen.

Mana. Sey uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine rechte unvermuthete Freude! — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Ist das sein Zimmer?

Feria. Was giebt's denn da? was ist das?

Mandandane. Wie? Meine Gestalt? Meine Kleider?

Andrason (für sich.) Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben diese ausgestopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit sich herumschleppt.

Sora. Dieß ist die Göttin, die seine vollkommene Anbetung hat.

Mandandane. Es ist Verläumdung! Der Mann, dessen Liebe ganz in geistigen Empfindungen schwebt, sollte sich mit so einem schaalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es ist meine Gesellschaft, die Unterhaltung, die er für seinen Geist bei mir findet. — Ihn mit so einem kindischen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte sagen: daß er euer Andenken so werth hält, und euer Bild überall mit sich herum trägt, um sich mit ihm wie mit euch selbst zu unterhalten.

Andrason (leise zu ihr). Halte dein verwünschtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht was ich dazu sagen soll.

Mandandane. Nein! Sollte sein Andenken so eine erlogene, abgeschmackte Nahrung brauchen, so müßte seine Liebe selbst von dieser kindischen Art seyn; er würde nicht mich, sondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Gestalt zu modeln Belieben trüge.

Andrason. Wenn du wüßtest, womit sie ausgestopft ist.

Mandandane. Es ist nicht wahr!

Mana. Wir betheuern's. Wo sollten wir denn die Puppe her nehmen? Sieh hier noch den Platz, wo sie gesteckt hat.

Andrason. Wenn du es nicht glauben willst, so ist das beste Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, setze dich selbst in die Laube, thue, als seyst du mit Häckerling ausgestopft, und sieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

(Die Mädchen setzen indeß die Puppe wieder in die Laube.)

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh' der Tag und jemand von ſeinen Leuten uns überraſcht.

(Alle ab bis auf Andraſon, der Sora zurückhält.)

Andraſon. Sora!

Sora. Herr!

Andraſon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Andraſon. Der fünfte Act geht zu Ende und wir ſind erſt recht verwickelt!

Sora. So laß den ſechsten ſpielen!

Andraſon. Das iſt außer aller Art.

Sora. Ihr ſeyd ein Deutſcher, und auf dem deutſchen Theater geht alles an.

Andraſon. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Menſch woran er iſt.

Sora. Das geſchieht ihnen oft.

Andraſon. Sie könnten denken wir wollten ſie zum Beſten haben.

Sora. Würden ſie ſich ſehr irren?

Andraſon. Freilich! denn eigentlich ſpielen wir uns ſelber.

Sora. Ich habe ſo etwas gemerkt.

Andraſon. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuſchauer Geduld und dieſem Stück eine Entwicklung gebt! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen ſollen.

Sechster Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz (auf dem Rasen liegend).

Merkulo (vor sich). Der Besuch beim Orakel ist meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, so ist er jetzt außer sich. Könnt' ich seinen Schmerz nur zu Worten bringen! (Zum Prinzen) Theuerster Herr! Hat die kurze Abwesenheit Ihr Herz so gegen mich zugeschlossen, daß Sie mich nicht würdigen der Vertraute Ihres Schmerzes zu seyn, da ich so oft der Vertraute Ihres Entzückens gewesen bin?

Prinz. Ich verstehe nicht was sie sagen — und doch ist mir's, als wenn die Götter etwas Großes über mich verhängten. Mein Gemüth ist von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausspruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte sind zweideutig, und was mich am meisten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zustand selbst den Göttern einflößen sollten. Ich bat sie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn diese stürmische Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieses tantalische Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich ersättiget werden würde? wann ich, für meine Mühseligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und diese holde Traurigkeit mit einem bestätigten Herzen würde verbinden

nnen? Und was gaben ſie mir für eine Antwort! Ich mag e meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm nd lies!

(Er giebt ihm eine Rolle.)

Merkulo (lieſt).

Wird nicht ein kindiſches Spiel vom ernſten Spiele vertrieben,
Wird dir lieb nicht und werth, was du beſitzend nicht haſt,
Giebſt entſchloſſen dafür was du nicht habend beſitzeſt;
Schwebt in ewigem Traum, Armer, dein Leben dahin.

in witziges Orakel! ein antithetiſches Orakel!

(Er lieſt weiter.)

Was du thöricht geraubt, gieb du dem Eigener wieder;
Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erborgſt.
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos.

Prinz. Warum mußt' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, oder der Götter Zorn uf mich laden muß!

(Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederholen, Anmerungen machen ꝛc. bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam hört.)

Merkulo. Bei dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten ir ſich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich

ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. (Gegen die Laube gekehrt.) Dich ſoll ich wegagben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freilich laſſen ſich allenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz. Es iſt allzugrauſam!

Wegzugeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo.

Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

Prinz.

Ich verliere dieſe Freuden!
Mir verſchwindet dieſes Licht!

Merkulo (für ſich).

O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und ſie nennen es ein Spiel.

Merkulo.

Uns weit beſſer zu erquicken
Giebt's noch andrer Sachen viel.

Prinz. Es iſt ein entſetzlicher Entſchluß, der in meiner Seele ſich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf- und abſteigen, die mir dieſen Entſchluß bald zu erleichtern, bald zu erſchweren ſcheinen! — Laß mich allein, und ſey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieſes Hauſes zuſammen zu rufen: denn was ich thun will, iſt eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Beſter Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht!

Merkulo (im Weggehen umkehrend). Noch eins! Andraſon iſt wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andraſon!

Merkulo. Er ſelbſt. Ich hab' ihn, wie ich aufſtand, mit ſeiner Schweſter am Fenſter geſehen.

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinnen verwirren ſich; ich muß Luft haben, um die tauſend Gedanken, die in mir durch einander gehn, zurecht zu legen. (Merkulo ab.)

Prinz (allein nach einer Pauſe).

Faſſe dich! Entſchließe dich: denn du mußt! — Weggeben ſollſt du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menſchheit ein Spiel zu ſeyn ſcheint. Dich weggeben! (Er macht die Laube auf. Mandandane mit einer Maske vor dem Geſicht ſitzt darin.) Es iſt ganz unmöglich! Es iſt als griff ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! und doch! — (Er fährt zuſammen und von der Laube weg.) Was iſt das in mir? wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entſchluß erleichtern? Soll ich mir's laugnen oder geſtehn? Zum erſtenmal fühl' ich den Zug, der mich nach dieſer

himmlischen Gestalt zieht, sich verringern! Diese Gegenwart umfangt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich sonst vor ihr mit himmlischen Nebeln bedeckte! Ist's möglich? In meinem Herzen entwickelt, bestimmt sich das Gefühl: du kannst, du willst sie weggeben! — Es ist mir unbegreiflich! (Er geht auf sie los.) Geliebteste! (Er wendet kurz wieder um.) Nein, ich belüge mich! Mein Herz ist nicht hier! In fremden Gegenden schwärmt's herum, und sucht nach voriger Seligkeit — Mir ist's als wenn du es nicht mehr wärest, als wenn eine Fremde mir untergeschoben wäre. O ihr Götter! die ihr so grausam seyd, welche seltsame Gnade erzeigt ihr mir wieder, daß ihr mir das so erleichtert, was ich auf euern Befehl thue! — Ja lebe wohl! Von ungefähr ist Andrason nicht hier. Ich hatte ihm die beste Hälfte seines Eigenthums geraubt; hier nehme er sie wieder! Und ihr, himmlische Geister, gebt euerm folgsamen Sohn aus den Weiten der Welt neues unbekanntes Glück! (Er ruft.) Merkulo!

(Merkulo kommt.)

Prinz. Bringe sie zusammen, die Meinigen, das Haus: könnt' ich die Welt zusammenrufen, sie sollte Zeuge der wundervollen That seyn!

(Merkulo ab.)

(Der Prinz verschließt die Laube. Unter einer feierlichen Musik kommen: der Oberste, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräulein, alles stellt sich zu beiden Seiten, wie sie stehen müssen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen Feria, und Andrason mit Merkulo. Die Musik hört auf.)

Prinz. Tritt näher, Andrason, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher sind wir nicht die besten Freunde gewesen: nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, seh' ich, war auf meiner Seite; ich

raubte dir die beſte Hälfte des Weibes das du liebſt. Auf Befehl der Unſterblichen geb' ich dir ſie zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe!

Andraſon (laut). Was ſoll das heißen? (Für ſich.) Was wird das geben?

Prinz (eröffnet die Laube, man ſieht Mandandane ſitzen). Hier erkenne das Geheimniß und empfange ſie zurück!

Andraſon. Meine Frau! Du entführſt mir meine Frau? ſchleppſt ſie mit dir herum? beſchimpfeſt mich öffentlich, da du ſie mir vor den Augen aller Welt zurückgiebſt?

Prinz. Dieß ſey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Geſinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht ſcheue!

Andraſon. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. (Er greift nach dem Schwert, Feria hält ihn, er ſpricht leiſe zu ihr.) Laß ſeyn! Ich muß ja ſo thun.

Prinz. Entrüſte dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Scharfe. Sey ſtille, gieb der Vernunft Gehör! Du kannſt nicht ſagen: Es iſt mein Weib; und es iſt doch dein Weib.

Andraſon. Ich haſſe die Räthſel! (Nach einem Augenblick, ſtille für ſich.) Ich erſtaune! Wieder entbindet ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklarung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O helft mir, gütige Götter! (Laut.) Verzeih'! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin iſt Zauberei oder eine andere geheime Kraft, die der Menſchen Sinne zwieſpaltig mit ſich ſelbſten macht. Was ſoll ich mit zwei Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen Schwur. Dieſe nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich dir jene dagegen, die ich gegenwärtig beſitze.

Prinz. Wie?

Andrason. Bringt sie her!

(Die Sklaven ab.)

Prinz. Sollte ich nach so viel Leiden noch glücklich werden können?

Andrason. Vielleicht thun hier die Himmlischen ein Wunder, um uns beide zur Ruhe zu bringen. Laß uns diese beiden als Schwestern betrachten, jeder darf eine besitzen, und jeder die seinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andrason. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte!

(Die Mohren heben den Sessel aus der Laube und setzen ihn an die linke Seite des Grundes.)

Mandandane (im Begriff die Maske abzuwerfen, an Andrasons Hals). O Andrason!

Andrason (der sie nicht aufstehn noch die Maske abnehmen läßt). Still Püppchen! Stille Liebchen! Es naht der entscheidende Augenblick!

(Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf sie los und fällt vor ihr nieder.)

Prinz. Himmel, sie ist's! Himmel, sie ist's! Seligkeit thauet herab!

(Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber gesetzt. Hier muß die Aehnlichkeit beider dem Zuschauer noch Illusion machen, wie es überhaupt durchs ganze Stück darauf angesehen ist.)

Andrason. Komm und gieb mir deine Hand! Aller Groll höre unter uns auf, und feierlich entsag' ich hier dieser zweiten Mandandane, und vereine sie mit dir auf ewig! (Er legt ihre Hände zusammen.) Sey glücklich! (Für sich.) mit deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht wo mich die Trunkenheit der ...enne hinführt. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ... lang' an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens ...chte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberſtrudel ...rgeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. (Zu Madan...ne.) Verzeih und leb wohl! (Auf die Puppe deutend.) Hier, ...r iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem ...rzen zieht!

Madandane
(die die Maske abwirft, zu Andrason).

Laß uns den Bund erneuen,
Gieb wieder deine Hand!
Verzeih daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkulo.

Wie mir's iſt ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Eſel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Madandane (zu Andrason).

Laß uns den Bund erneuen,
Gieb wieder deine Hand!
Verzeih daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Purre).

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtablich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, (mehr vertretend gegen die Zuhörer) und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns beſonders dieſe merken: daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

Ein großes Ballet zum Schluſſe.

Die Vögel.

Nach dem Ariſtophanes.

Personen.

Treufreund, als Scapin.
Hoffegut, als Pierrot.
Schuhu.
Papagey.
Chor der Vögel.

Waldiges felsiges Thal

auf einem hohen Berggipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut (von der einen Seite oben auf dem Felsen). O gefährlicher Stieg! o unglückseliger Weg!

Treufreund (auf der andern Seite in der Höhe, ungesehn). Still! ich hör ihn wieder. — Houp!

Hoffegut (antwortend). Houp!

Treufreund. Auf welche Klippe hast du dich verirrt?

Hoffegut. Weh mir! o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund!

Hoffegut. Ich stecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelassen!

Hoffegut. Auf dem feuchten betrügrischen Moos schwindl' ich am Abhang des Felsens!

Treufreund. Immer ruhig! — Mach' dich herunter! Da seh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur sachte! ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au, ich liege schon unten!

Treufreund. Wart', ich will dich aufheben!

Hoffegut (auf der Erde liegend). O daß den bösen Verführer, den landstreicherischen Gesellen, den wagehalsigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was schreist du?

Hoffegut. Ich verwünsche dich!

Treufreund (den man eben auf dem Felsen auf allen Vieren erblickt). Hier iſt der Museus cyperoides polytrichocarpomanidoides.

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier iſt der Lichen canescens pigerrimus, welch eine traurige Figur!

Hoffegut. Mir ſind alle Gebeine zerſchellt.

Treufreund. Siehſt du, was die Wiſſenſchaft für ein Nothanker iſt! In den höchſten Lüften, auf den rauhſten Felſen findet der unterrichtete Menſch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte du mußteſt im tiefſten Meeresgrund ein Conchylliencabinet zuſammenleſen, und ich wäre, wo ich herkomme.

Treufreund. Iſt dir's nicht wohl? Es iſt ſo eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich ſpür's am Athem!

Treufreund. Haſt du dich umgeſehen? Welche treffliche Ausſicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du biſt wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kalte ausſchlagt: ich ſchwitze über und über.

Treufreund (herunter kommend). Das iſt heilſam; und ich verſichere dich wir ſind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte wir waren wieder unten —

Treufreund. Und ſind den nachſten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, grad' auf, aber ein paar Stunden langer. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vom Fall. Weh! o weh!

Treufreund (hebt ihn auf). Nu, nu, du hangſt ja noch zuſammen.

Hoffegut. O müſſ' es allen denen ſo ergehen, die zu Hauſe unzufrieden ſind!

Treufreund. Faſſ' dich, faſſ' dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigſtens zu eſſen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns jemand borgte, oder es was zu ſchmarutzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute ſchlimmer dran als wir, die wir wie unſinnig in die Welt hinein rannten und was Tolles auf die tollſte Art aufſuchen.

Treufreund (gegen die Zuſchauer). Unſere Geſchichte iſt mit wenigen Worten dieſe: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn, ob wir gleich nicht viel verlangten, ſo kriegten wir doch immer weniger als wir hofften; was wir thaten wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger als wir brauchten; wir ſchränkten uns auf alle mögliche Weiſe ein, und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unſere Weiſe, und konnten ſelten eine Geſellſchaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir ſehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Wege vortrefflich verbeſſert.

Treufreund. Der Ausgang giebt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienſte bleiben in den neuern Zeiten ſelten verborgen; es giebt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört daß auf dem Gipfel dieſes überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden iſt, und dem wir deßwegen große Kenntniſſe zuſchreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kriticus. Er ſitzt den Tag

über zu Hause, und denkt alles durch was die Leute gestern gethan haben, und ist immer noch einmal so gescheidt als einer der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen daß er alle Stadte, obwohl nur bei Nacht, wie der hinkende Teufel, wird gesehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unser Leben zubringen mögen. Sieh doch, sieh, das schöne Gemauer dahinten! Ist's doch als wenn die Feen es hingebert hatten.

Hoffegut. Entzückst du dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu! he! he! Herr Schuhu! Ist niemand zu Hause?

Papagey (tritt auf und spricht schnarrend). Herren, meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraschung!

Treufreund. Wir kommen den Herrn Schuhu hier oben aufzusuchen.

Hoffegut. Und haben fast die Halse gebrochen, um die Ehre zu haben ihm aufzuwarten.

Papagey. Was thut man nicht um die Bekanntschaft eines großen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen seyn. Wenn er gleich kein freundlich Gesicht macht, so sieht er's doch gern wenn man ihn besucht.

Treufreund. Sind Sie sein Diener?

Papagey. Ja, so lang' als mir's denkt.

Hoffegut. Wie ist denn Ihr Name?

Papagey. Man heißt mich den Leser.

Treufreund. Den Leser!

Papagey. Und von Geschlecht bin ich ein Papagey.

Hoffegut. Das hatt' ich Ihnen eher angesehen.

Treufreund. Seyd ihr denn mit euerm Herrn zufrieden?

Papagey. Ach ja, ja. Wir ſchicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über alles, und das iſt mir ſehr recht, da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir ſo was recht in der Seele wohl thut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn ob's auch was taugt?

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche Langeweile haben.

Papagey. Glaubt das nicht; wir ſind von allem unterrichtet.

Hoffegut. Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?

Papagey. Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrſcheinlich noch beſondre Liebhabereien?

Papagey. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang bei Tag und Nacht kann ich ſtehen und ihnen zuhören, und ſo entzückt ſeyn, ſo ſelig ſeyn, daß ich manchmal meine die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück iſt mein Herr auch ſehr auf dieſe Thierchen geſtellt, nur von einer andern Seite; wo er eins habhaft werden kann, ſchnaps! hat er's beim Kopfe und rupft's. Kaum ein Paar hat er auf mein inſtändiges Bitten hier oben leben laſſen und juſt nicht die beſten.

Treufreund. Ihr ſolltet ihm remonſtriren.

Papagey. Das hilft nichts wenn er hungrig iſt.

Hoffegut. Ihr ſolltet ihm ander Futter unterſchieben.

Papagey. Das geſchieht auch, ſo lang's möglich iſt, und das iſt eben mein Leidweſen. Wenn's nur immer Mäuſe

gäbe! Denn Mäuse find't er so delicieux wie Lerchen, und die schönste Lerche schnabelirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient ihr ihm denn aber?

Papagey. Er ist nun einmal Herr.

Hoffegut. Ich ließ' ihn hier oben in seiner Wüste, und suchte mir dort unten so ein schönes, allerliebstes, dichtes, feuchtliches Holzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde dran zu Hunderten in der Luft herum sangen; da wollte ich mir's recht wohl werden lassen!

Papagey. Ach wenn's nur schon so wäre!

Treufreund. Nun so macht daß ihr von ihm los kommt.

Papagey. Wie soll ich's anfangen?

Hoffegut. Giebt er euch denn so gute Nahrung, daß ihr's wo anders nicht besser haben könnt?

Papagey. Behüte Gott! Ich muß mir mein bißchen selbst suchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe fressen könnte; das ist alles, was er von seinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der so einen treuen Diener verdient.

Papagey. Nur stille, stille, daß ihr ihn nicht aufweckt! denn wenn man ihn aus den Träumen stört, da ist er so unartig wie ein Kind; sonst ist er ein recht gesetzter Mann. Doch ich höre daß er eben von seinem Mittagsschläfchen erwacht, sich schüttelt! da ist er am freundlichsten; ich will euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte euch, hier sind ein paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel ist bedeckt, es wird euern Augen nichts schaden.

Schuhu tritt auf.

Ueber was verlangen die Herrn mein Urtheil?

Treufreund. Nicht ſowohl Urtheil als guten Rath.

Papagey. Das iſt eben recht ſeine Sache. Ich habe noch nicht geſehen daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Naſe aufs Beßre geſtoßen hatte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagey. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von allem unterrichtet.

Schuhu. Ja, ich habe Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimſten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit den Leuten ſpricht die unzufrieden ſind, da erfahrt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagey. O gewiß!

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude allen Vögeln bange zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von weitem wittert. Sie führen ein Gekreiſche und Gekrächze und Gekrakſe, und können, wie ein ſchimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen wo man ſie ärgert. Es iſt aber auch einer oder der andere ſich bewußt daß ich ihm ſeine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen wie er ihnen hatte ſollen ſcharfere Flügel, ruſtigere Schnabel und wohlgebautere Beine anſchaffen.

Treufreund. Wir haben uns alſo an die rechte Schmiede gewendet; denn wir ſuchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns beſſer befanden als da wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem wo's ſchlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen. Seyn

Sie verſichert kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und ſie leben doch alle.

Schuhu. Das iſt eben das Schlimmſte. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hauſe ſaßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder ins Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein ſchmecken ließen, wollte uns kein Menſch für unſere Mühe bezahlen. Was wir am liebſten thaten, war am ſtrengſten verboten, und wenn wir es ja einmal doch probirten, wurden wir für unſere gute Meinung noch dazu geſtraft.

Schuhu. Sie ſcheinen ſeltſame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unſere meiſten Freunde ſind ſo geſinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt ſuchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche! ſo eine weiche, wohlgepolſterte — ſo eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es giebt verſchiedene Arten von Wohlſeyn.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbeſetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe iſt.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinsen gaben, damit man ihnen nur das Geld abnahme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthusiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geschrieben hatte, gleich auf Zeitlebens in allem frei gehalten wurde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftsteller?

Treufreund. Ei wohl!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freilich! wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beitragen können, so sorgen Sie, daß wir besser bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich so gräßliche Gesichter schnitten, wenn man sich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zustande eines unverheiratheten wohlgesinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuster noch Schneider, weder Fleischer noch Wirth zu bezahlen brauchte, da wo mir selbst ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt ihr, daß ihr gekommen seyd?

Treufreund. Wie so?

Schuhu. Wo finde ich Worte die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonst habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich! und was schlimmer ist, abscheulich! und was schlimmer ist, gottlos! und was schlimmer ist, abgeschmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erstiegen.

Schuhu. Für euch ist kein Weg als ins Zucht- oder ins Tollhaus. (ab.)

Papagey. Aber um Gottes willen! was macht ihr, ihr Herren? Ihr scheint ja so vernünftige Leute und mein Herr ist so ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß just vernünftige Leute sich unter einander am wenigsten vertragen können.

Papagey. So einen ernsthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja! er gleicht dem Wiedehopf, denn er macht sein Nest aus Quark.

Hoffegut. Oder dem Kukuk, denn er legt seine Eier in fremde Nester.

Papagey. Meine Herren, ich leide ganz erbarmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durst.

Papagey. Ach meine Leiden sind viel grausamer! es sind Seelenleiden. Ist's denn nicht möglich, daß treffliche, mit so vielen Gaben ausgerüstete und ausgezeichnete Manner auf Einen Zweck wirken, und vereint das Gute, das Vollkommene erschaffen können?

Hoffegut. Es wird sich schon finden. Ich dächte, ihr rettetet indeß die Hausehre und gäbt uns was zum Besten.

Papagey. Die Herren scheinen sonderliche Kenner zu seyn. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagey. Nun sollt ihr sie hören, meine lieblichen, allerliebsten, unsere Stunden mit ewiger Freude umkränzenden Sängerinnen.

Treufreund. Leser, lieber Leser!

Papagey. O du kleine, leichtbewegliche, aufspringende, schwirrende, schmetternde, hellklingende Lerche, du Gast der frisch gepflügten Erde, laß deine Stimme hören, und schaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

(Die Lerche hinter der Scene singt, während der Zeit der Papagey sein unendliches Entzücken und die Zuhörer ihre Verwunderung äußern.)

Papagey. Dank dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger, heißen Hunger!

Hoffegut. Durst, heißen Durst! Ist nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarschaft?

Treufreund. Giebt's keine Heidelbeeren, Himbeeren, Mehlbeeren, Brombeeren hier oben, daß ich dem Scheidewasser meines Magens nur etwas zur Nahrung einfüllen könnte?

Papagey. Ihr sollt meine Nachtigall hören, die sanftzaubernde Huldin, die Beseelerin der Nächte! — Wecke, rufe hervor jedes schlummernde Gefühlchen! belebe mit Wollust jeden Flaum, und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn sie sich nur kurz faßt!

Treufreund. Das iſt gar ihre Art nicht. Wenn ſo eine Nachtigall einmal ins Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn ſie aufhören ſoll.

(Nachtigall hinter der Scene, eine lange zärtliche Arie nach Belieben.)

Papagey. Brav! brav! Das iſt ein Ausdruck! eine Mannichfaltigkeit!

Treufreund. Mir iſt's als wär' ich in der deutſchen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

Hoffegut. Sie hat eine hübſche Stimme; ich möchte ſie doch in der Nähe ſehen.

Papagey. Nun noch zu guter Letzt ein Rondeau von der allerliebſten Lerche; ſie hat ſo was Humoriſtiſches in ihrem Geſange.

(Rondeau von der Lerche, während deſſen Treufreund den Tact tritt, und zuletzt Bewegungen macht wie einer der tanzen will.)

Papagey. Um Gotteswillen, wer wird den Tact treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Tact iſt das Einzige was ich von der Muſik höre; da fahrt's einem ſo recht in die Beine.

(Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an für ſich zu tanzen.)

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll vor Hunger.

(Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schuhu kommt und ruft.)

Schuhu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

(Treufreund kriegt den Schuhu und Hoffegut den Papagey zu faſſen, und nöthigen ſie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: Bravo! bravo! — Hinter der Scene entſteht ein Gerummel.)

Hoffegut. Was hör' ich! welch ein Geſchrei! welch ein Geräuſch!

Treufreund. Die Aeſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre piepſen und krakſen, und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

Die Vögel (kommen nach und nach herein).

Treufreund. Welch ein buntes, abgeschmacktes Gesie-
! Lauter Tagvögel! Sie spüren ihren nächtlichen Feind,
mächtigen Kriticus.

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das
ier sich verwundert!

Treufreund. Dieser hat sich noch arger ausgeputzt und
ht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh den dritten, wie er wichtig thut! Sie
rathschlagen sich unter einander.

Treufreund. Bis sie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh mir! Der Haufe vermehrt sich. Sieh
iese kleine Brut, diesen gefahrlichen Anflug! Wie's trippelt,
ie's stutzt, wie's hüpft, scheut, und wiederkommt! Weh uns!
eh! — O welche Wolke von scheußlichen Creaturen! Welch
in schandlicher Tod droht uns von abscheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit sie
u fressen.

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende;
avon haben wir die Exempel in der Historie. Du wirst
umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht
as mindeste Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Hast du die Geschichte des Regulus ge-
lesen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß eines natürlichen
Todes sterben.

Hoffegut. Hattest du mir das eher gesagt!

Treufreund. Es ist noch immer Zeit.

Hoffegut. Haſt du mir darum ſolche Lehren gegeben? mir immer vorgeſagt, daß ein Menſch leben müſſe, als wenn er hundert Jahr alt werden wollte; daß er ſich ordentlich, mäßig, keuſch und in allen Dingen ſparſam erzeigen müſſe? Haſt du mir nicht eine brave, niedliche Frau verſprochen, wenn ich mich aufführte, wie ſich unſere jungen Leute nicht aufführen? — und nun ſoll ich ſo ſchandlich untergehen! Hatt' ich das eher gewußt, ich hätte mir wollen mein biß-chen junges Leben zu Nutze machen.

Treufreund. Laß dich deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie ſchmieden einen Anſchlag, ſie wetzen ihre Schnabel, ſie ſchließen ſich in Reihen, ſie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frei, drücke den Schlapp-hut ins Geſicht, und wehre dich mit dem Aermel! Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter ſeine Vertheidi-gungswaffen gegeben.

Erſter Vogel. Verſaumt keinen Augenblick! Sie ſind's! unſere gefahrlichſten Feinde! Es ſind Menſchen!

Zweiter Vogel. Vogelſteller? Verſchonet keinen! Fallet ſie an mit vereinten Kräften, mit ſchneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Pickt und kraßt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſaumt die Augen aus!

Schlagt und klatſcht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgeſinnten Schläfe;
Daß ſie taumelnd niederſtürzen!

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner ſie dem andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen!
Schlänkert die geliebten Biſſen,
Sie gemächlich zu verſchlucken!
Jagt euch um die Leckerbiſſen!
Selig wer den Fraß verſchlingt!

Hoffegut. Wer wird ſich der Menge entgegen ſetzen!

Treufreund. Freilich nicht allein mit zehn Fingern. größten Generale loben die Verſchanzungen. Hier, mein nd, iſt das Rüſt- und Zeughaus unſers alten großglas- gen Kriticus. Dieſe Gerathſchaften und Waffen ſind gerade willkommen. Hier iſt ein Ballen, noch einer, noch einer.

(Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beiden Freun- rausgeſchafft, und eine Art von Feſtung aufgebaut. An den Wal- nn außen angeſchrieben ſtehn, aus welchem Fache die Bücher ſind.)

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recenſirt Hier ſind die großen Lexica, die großen Krambuden iteratur, wo jeder einzeln ſein Bedürfniß pfennigweiſe dem Alphabet abholen kann! — Nun waren wir von auf geſichert, denn jene verfluchten kleinen Kröten en uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. hier! halt' feſt!

offegut. Was ſoll ich weiter holen? Es geht ver- langſam mit unſerer Verſchanzung im Angeſicht der .

reufreund. Sey nur ſtill, das iſt Homeriſch.

chbenannten Gerätſchaften müſſen koloſſaliſch und in die Augen fallend ſeyn, beſonders die Feder und das Dintenfaß.)

Nimm zuerſt dieſen knotigen Prügel, womit der Kriticus alles junge Gezieſer auf der Stelle breit zu ſchlagen pflegt! Nimm dieſe Peitſchen, mit denen er, ſich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm dieſe Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perrücken ſchießt — und ſo wehre dich gegen jeden in ſeiner Art! Hier, nimm das Dintenfaß und die große Feder, und beſchmiere damit dem erſten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht ſcheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! Fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegſt, ſo denke, daß ſie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemeſſen ſind.

Hoffegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Pickt und kraßt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Papagey. Bedenkt, meine Freunde! hört das Wort der Vernunft!

Erſter Vogel. Biſt du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerſt!

Zweiter Vogel. Er hat ſie eingeführt, er muß mit ihnen ſterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

(Sie hacken auf den Papagey und reißen ihn fort.)

Treufreund. Sie ſcheinen getheilt. Man muß ſie nicht zu Athem kommen laſſen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Dieſe Nation iſt in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Honnetetät am erſten betrügen kann. Ich werde dieſe Stöcke wegwerfen, wirf die Peitſche aus der Hand! Siehſt du, wie ſie Acht geben und ſich verwundern?

Hoffegut. Ich ſehe, wie ſie ihre Schnäbel auf uns richten, und uns grimmig zu zerhacken drohen.

Treufreund. Ich entäußere mich dieſer Feder, ich ſetze das Dintenfaß bei Seite, ich demolire die Feſtung.

Hoffegut. Biſt du raſend?

Treufreund. Ich glaube an Menſchheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Am erſten.

Hoffegut. Was wird das werden!

Treufreund. Weißt du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle ſeine Feinde verſöhnt?

Hoffegut. Wenn ſie Narren ſind.

Treufreund. Das iſt eben was wir verſuchen wollen.

Hoffegut. Nun aber mach deine Sache!

Treufreund (tritt vor). Nur einen Augenblick euern raſchen, auf unſer Verderben gerichteten Entſchluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker! die ihr vor andern euers Geſchlechts ſo ausgezeichnet ſeyd, daß ihr nicht bloß mit Gekrakſe und Geſchrei in den Lüften hin und her fahret, ſondern durch die himmliſche Gabe der Rede und vernehmlicher Worte euch zu verſammeln und gemeinſchaftlich zu handeln vermögt! Großes Geſchenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vornehmen, kann uns der größte Vorwurf werden; dagegen es immer lobenswürdig iſt, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Erinnerungen derer anzuhören,

die, bekannter mit uns verborgenen Umſtänden, unſerm raſch gefaßten Entſchluß eine beſſere Richtung zu geben wiſſen.

Erſter Vogel. Er ſpricht gut.

Zweiter Vogel. Ganz allerliebſt!

Dritter Vogel. Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es iſt, als wenn ein Franzos unter die Deutſchen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt ſie nicht reden! Folgt eurem Entſchluß! Wer Gründe anhört kommt in Gefahr nachzugeben.

Hoffegut (zu Treufreund). Es wird dir nichts helfen.

Treufreund. Gieb nur acht wie ich pfeife. (Zu den Vögeln.) Ihr ſeyd in Gefahr euch ſelbſt einen großen Schaden zu thun, indem ihr eure nächſten Verwandten und beſten Freunde aus Mißverſtändniß zu tödten bereit ſeyd.

Erſter Vogel. Mit keinem Menſchen ſind wir verwandt noch Freund. Ihr ſollt umkommen, wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt euch doch. Denn freilich, das ganz Unwahrſcheinliche vorauszuſehn und zu bedenken, kann man von keinem Rathe erwarten. Wir ſcheinen euch feindſelig hier zu ſeyn, und ſind die beſten, edelſten, uneigennützigſten von euern Freunden, ſind keine Menſchen, ſind Vögel.

Zweiter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverſchämte Lüge! Wo habt ihr eure Federn?

Treufreund. Wir ſind in der Mauſe; wir haben ſie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geſchlecht wagt ihr euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht. Dieſes iſt der Otahitiſche Miſtfinke, nach dem Linné Monedula ryparocandula; und ich bin von den Freundsinſeln, der große Hoſenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus; es giebt auch einen kleinen, der iſt aber nicht ſo rar.

Erſter Vogel (zu den andern). Was haltet ihr davon?

Dritter Vogel. Es ſieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr ſeyn.

Treufreund. Von Menſchen unſerer Freiheit beraubt, in der wir ſo angenehm auf den Zweigen ſaßen, uns wiegten, Kirſchkerne auffnackten, Ananas beſchnupperten, Piſangs naſchten, Hanfſamen knusperten —

Erſter Vogel. Ach, das muß gut geſchmeckt haben!

Treufreund. In böſe Käfige geſteckt, auf dem langweiligen Schiffe! Umgang eines verdrießlichen Capitäns und grober Matroſen! ſchlechte Koſt, ein trübſeliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweiter Vogel. Sie ſind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa; wie Scheuſale angeſtaunt, von Standsperſonen nach Belieben, von Bürgern um vier Groſchen, von Kindern um ſechs Pfennige, und von Gelehrten und Künſtlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal ſo drau gehabt.

Treufreund. Sie glaubten uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr wie anfangs hackten und krallten, ſondern Mandelkerne und Nüſſe aus den Händen ſchöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren krauen ließen.

Vierter Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachsüchtiger auf dem englischen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyrannische Wohlthater, schmiedeten einen doppelten, heimlichen, großen Anschlag — unserer Freiheit und ihres Verderbens. — Ist es der Bescheidenheit erlaubt, Aufmerksamkeit auf ihre Thaten zu lenken: o! so laßt mich euch bemerklich machen, daß sonst jeder geflügelte Gefangene schon sich selig fühlt, wenn das Thürchen seines Kerkers sich eröffnet, der Faden, der ihn halt, zerreißt, und er sich mit einem schnellen Schwung aus dem Gesichte seiner Feinde entfernen kann. Aber Wir, ganz anders gesinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freiheit; andere Plane wechselten wir im Busen, und saßen lauschend und getrost indeß auf dem Stangelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachsen, ich werde zum Vogel, wenn du so fortfahrst.

Treufreund. Wer lügen will, sagt man, muß sich erst selbst überreden. (Zu den Vögeln) Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Untüchtigkeit etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthatigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzeten wir so oft in der Stille — soll dieß Volk, so unwürdig von der Erde genahrt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen, und sie den uraltesten Herren, dem ersten Volke vorenthalten!

Erster Vogel. Wer ist das erste Volk?

Treufreund. Ihr seyd's! Die Vögel sind das erste, uralteste Geschlecht, vom Schicksale bestimmt, Herren zu seyn des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Götter vorenthalten euch euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie ſitzen auf euern väterlichen Thronen; und ihr indeß, wie armſelige Vertriebene, einzelne Ausſchößlinge einer alten Wurzel, werdet auf euerm eignen Boden, wie in einem fremden Garten, als Unkraut behandelt.

Zweiter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich euch anſehe. Ein Prinz, deſſen Eltern von Reich und Krone vertrieben worden, der ſeiner Sicherheit wegen in armſeligen Hütten bei Fiſchern ſein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hauſe, einem würdigen General entdeckt; dieſer eilt ihn aufzuſuchen, und wirft ſich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehr Rührung die Kniee des entſtellten Erhabenen umfaſſen, nicht mit mehr wahrer Inbrunſt ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbieten, als ich mich euch nähere, und zum erſtenmal ſeit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Hoffegut. Sie ſchweigen. Wahrhaftig ſie ſchluchzen, ſie trocknen ſich die Augen. Sie ſind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küſſen.

Erſter Vogel. Du bringſt uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hoffegut. Sie gebärden ſich wie Faſanen, die man bei der Laterne ſchießt. Wie willſt du auskommen? Du haſt dich in einen ſchlimmen Handel gemiſcht.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! (Zu den Vögeln) Es wird euch bekannt seyn, ihr werdet gelesen haben —

Vögel. Wir haben nichts gelesen.

Treufreund (der den Perioden in eben dem Tone wieder aufnimmt). Ihr werdet nicht gelesen haben, es wird euch nicht bekannt seyn, daß nach dem uralten Schicksal die Vögel das Aelteste sind.

Vögel. Wie beweis't ihr das?

Hoffegut. Ich bin selbst neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es sagt der Dichter Periplectomenes, da er vom Anfang der Anfänge spricht:

Und im Schooße der Urwelt, voll ruhender innrer Geburten,
Lag das Ei des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun wo will das Ei hergekommen seyn, wenn es kein Vogel gelegt hat.

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ei gewesen seyn!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Treufreund. Das ist lange noch nicht alles; hört weiter; (er fährt fort:)

Und auf die stockende Nacht senkt warm die ursprüngliche Liebe
Sich mit den Fittigen her und brütet über den Wesen.

Ihr seht also deutlich, wo will die Liebe Fittige hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? und wie von den Vögeln, wenn keine gewesen sind? und wenn ihrer gewesen sind, sind sie nicht älter als die Liebe? Ja, sogar sind verschiedene der Meinung, daß die Liebe selbst ein Vogel gewesen sey. — Nun, was sagt ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden

i den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt; und werden
's nicht, so ist's ein Versehn: denn wenn sie, wie ich eben
wiesen habe, von den Vögeln herkommen, so müssen sie
ügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zusammenhängend.

Vögel. O anschauliche Lehre, o ehrenvolles Denkmal!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! das ist Saturnus!
is zweite Geschlecht der herrschenden Götter war von euerm
amme gesetzt: seine Frau aber hatte wohl keine gehabt;
entstanden die letzten Bastarde, Jupiter und seine Ge-
vister und Kinder — ihnen waren die Flügel versagt, das
hicksal und die Vögel ihnen gram! Sie legten sich aufs
meicheln und nahmen Vögel zu ihren Günstlingen, um
en das Recht auf die Herrschaft vergessen zu machen;
piter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und
nus die Taube. Seinem geliebten Sohn und Kuppelboten
rcur negotiirte Jupiter selbst zwei Paar Flügel. Dem
ge wußten sie Fittige zu verschaffen, den Horen, dem
laf.

Hoffegut. Es ist wahr, ich hab' sie alle so gemalt ge-
.

Treufreund. Und, was sag' ich? Amorn, den losesten
Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen.
der Herr ist der Götter und Menschen, ist unstreitig
Vogel! Er setzt die erste uralte Gewalt eures Geschlechts
Und so hat die Liebe bloß von den Vögeln ihre Macht.
was noch merkwürdiger ist, will ich euch auch sagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Un-
heit.

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kindersinn! Hätt' ich
in Netz! die wären mein.

Treufreund. Hatte Prometheus als ein weiser vorsichtiger Vater, ſtatt des ſo ſehr beneideten Flämmchens, ſeinen Menſchen Flügel gegeben: weit einen größern Schaden hätt' er ſeinen Göttern gethan; aber auch euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schickſal und euern Ahnherrn, die ihm ſeine klugen Sinne verdunkelten; denn in ſo mannichfaltiger Kunſt, als die Menſchen ſich geübt haben, iſt doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunſch, eine eitle Bemühung geweſen. Sie ſcheinen ihre eigenen Vorzüge darüber zu vergeſſen, ſtehn mit aufgereckten Mauern da und beneiden euch, wenn ihr von den hohen Felſen über die undurchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Waſſer hält einen Verliebten auf; mit den Fiſchen eifern ſie in die Wette: aber Euer Reich iſt unzugänglich, und zu Euern Künſten ein Sterblicher zu plump. Im Traume finden ſie die höchſte Seligkeit, wenn ſie zu fliegen wähnen, und man hört die Zärtlichen an allen Ecken ſeufzen: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwei Flügel hätt' —" aber vergebens!

Vierter Vogel. Unſere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider ſind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefſten Herzen iſt eurer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geſchlecht zu Geſchlechten beugen ſie ſich, ohn' es zu wiſſen, vor dem uralten Recht eurer Herrſchaft, wenigſtens im Bilde.

Zweiter Vogel. Sag' uns keine Räthſel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken noch zu rathen.

Treufreund. Ja, übereinſtimmend geben alle Völker euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden ſich ein, ſehr viel Imagination zu haben; und wenn ſie den vortrefflichſten unter ihnen mit etwas Rechtem vergleichen wollen, ſo können

ſie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr ſeyd ſo weit herumgekommen in der Welt, ihr ſolltet wiſſen —

Vögel. Wir wiſſen nichts.

Treufreund. Habt ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren ſo vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entſtanden iſt, der nicht gewünſcht hätte einem ihrer Bürgermeiſter oder Stadtwachtmeiſter ähnlich zu ſehen — Rom, ſag' ich, das freie Rom, das keinen König über ſich leiden konnte, ſetzte den Adler auf die Stange, und den Senat mit dem Volk in einem demüthigen Monogramm zu ſeinen Füßen! So ließen ſie ihn dem Heer vortragen, und folgten mit Ehrfurcht und Muth, als ſeine Söhne, als ſeine Knechte. So ehrenvoll behandelt man euch, indeß ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begreifen ſcheint, was für Vorzüge die Götter euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich euch mit der Naſe darauf ſtoße.

Vögel. Wie es dir beliebt.

Treufreund. Es iſt ſchon lange, daß von der Macht Roms und ſeiner Herrlichkeit kaum einige Backſteine mehr übrig ſind. Aber andere Völkerſchaften haben ſich zu der Ehrfurcht bekannt, die euch niemals entgehen kann. Im Norden iſt jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall ſeht ihr's aufgeſtellt, und wie vor einem Heiligen neigen ſich alle Völker, wenn er auch von dem ſchlechteſten Sudler gemalt oder geſchnitzt iſt. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, ſperrt er ſeinen Schnabel aus einander, ſtreckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landſtraßen, iſt das Entſetzen aller Schleichhändler, Tabakskrämer und

Deſerteure. Es wird niemanden recht wohl, der ihn anſieht — Und was ſoll ich von dem zweiköpfigen ſagen?

Erſter Vogel. Wir wollten, ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn ſelbſt nicht wohl leiden.

Treufreund. Dieſe Ehre iſt euch allen gemein. Denn wenn Fürſten und Könige ſich und die Ihrigen vor andern geringen Menſchen recht auszeichnen wollen, wählen ſie irgend einen Vogel, und tragen ihn mit Gold und Silber geſtickt auf der Bruſt. Ja, ſie ſchlagen euch an vergoldete und diamantene Kreuze (die größte Ehre, die jemand widerfahren kann!) und tragen euch in Knopflöchern ſchwebend am Buſen.

Zweiter Vogel. Was hilft uns dieſe zeitliche Ehre, dieſe leere Achtung, wodurch ſie ſich mehr unter einander ſelbſt als unſere Vorzüge preiſen? Götter und Menſchen beſitzen unſer Reich, und wir irren als Fremdlinge zwiſchen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt ihr ihnen gelaſſen; euer Vaterland, euer Reich ſind ſie untüchtig einzunehmen. Noch iſt es frei wie vom Anfang' her.

Vögel. Zeig' es uns!

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ' uns hin!

Dritter Vogel. Giebt's Wicken, giebt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln,

Daß wir uns freuen,
Naſchen und flattern —
Rühmliche Wonne!
Mandeln zu knuspern!
Erbſen zu ſchlucken!
Würmchen zu leſen!
Preisliches Glück!
Führ' uns hin!

Treufreund. Ihr ſeyd drin.

Vögel. Du ſtellſt uns auf den Kopf.

Treufreund. Tretet naher! — Hierher! Nun ſeht euch um! Hier in die Höhe! Was ſeht ihr da oben?

Erſter Vogel. Die Wolken und den uralten ausgeſpannten Himmel.

Dritter Vogel. Er ſteht wohl ſchon eine Weile?

Hoffegut. Ich denk's! Es iſt mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da droben wohnen, wie jedermann bekannt iſt, ſeit vielen Jahrtauſenden die Göttter. Nun ſeht hinunter, was ſeht ihr da?

Zweiter Vogel. Zwiſchen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwiſchen.

Vögel. Nun, nun, da ſehen wir — nichts.

Treufreund. Nichts? O ihr ſeyd ja faſt ſo blind wie die Menſchen! Seht ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land, das an alles granzt, dieſen luftig waßrigen See, der alles umgiebt, dieſen atheriſchen Wohnplatz, dieſes mittelweltiſche Reich?

Vögel. Was meinſt du damit?

Treufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt ſie

als ihr? wer beſchifft ſie, wer begiebt ſich darin von einem Orte zum andern? wem gehört ſie zu, als euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Treufreund. Und fliegt drin herum!

Erſter Vogel. Aber wie ſollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier iſt mit vereinten Kräften das große Werk zu begunnen; eine Stadt zu gründen; mit einer feſten Mauer den ganzen Aether zu umgeben; eine regulirte Miliz einzurichten; die Gränzen wohl zu beſetzen; eine Acciſe anzulegen, und ſo den Göttern und Menſchen die Nahrung zu erſchweren!

Hoffegut. Da giebt's Aemter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweiter Vogel. Aber Jupiter wird donnern.

Treufreund. Wir laſſen ihm keine Blitze aus dem Aetna ohne ſchweren Impoſt verabfolgen, und legen ſelbſt uns einen Donnerthurm an. Die Adler ſind ja ohnehin gewohnt, damit umzugehn. Wir laſſen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß ſie Tranſito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden ſie ſo zuſehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben ausſieht. Sicher in ihren alten lang' unangetaſteten Rechten, ſitzen ſie ſchlafrig auf ihren Stühlen, ſind aller Mühe, ſind alles Widerſtands entwohnt, ſind leicht zu überraſchen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menſchen, das Pulver und Blei, und die Netze?

Treufreund. Die ſind übel dran. Sie haben unter ſich ſo viel zu kriegen, zu ſcharmuziren und zu ſchikaniren; Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut aushalt oder ſich rüſtet, haben ſie nicht leicht ein

Arges dran. Widersetzen sie sich, so sind wir ihnen überlegen; ergeben sie sich, so sollen sie's wohl haben; besser als jetzt! Wir wollen's machen, wie alle Eroberer, die Leute todtschlagen, um es mit ihrer Nachkommenschaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden sie's geschehen lassen?

Treufreund. Wir haben sie in Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen große Cisternen an, und vereinzeln ihn an die Irdischen wenn's Dürrung giebt, so viel jeder für seinen Acker und Garten braucht. Sie sollen alle zufriedner seyn als jetzt. Ich geb' euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail ist unübersehbar. Kurz, ihr werdet Herren! Die Götter tractiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen sind; die Menschen als überwundene Provinzen, die Thiere, besonders die Insecten, die in unserm Reich doch leben müssen, als kaiserliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im Römischen Reich.

Vögel. Nur gleich, nur gleich! Wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich, gleich! Das geht so geschwind nicht. Ueberlegt's wohl! Wählt ein Dutzend, oder wie viel ihr wollt, aus eurer Mitte, die das große Werk mit gesammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit nichten! Du hast's erfunden, führ' es aus! Sey du unser Rathgeber, unser Leiter, unser Heerführer!

Treufreund. Ihr beschämt mich!

Hoffegut. Du bedenkst nicht!

Treufreund. Sey ruhig, unser Glück ist gemacht.

Vögel (auf Hoffegut zeigend). Und dieser? Was soll der? Darf er hier bleiben? Zu was ist er nütze?

Treufreund. Er iſt uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannſt du? Worin übertriffſt du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vögel. Schön! o ſchön! o ein köſtlicher, ein rothwendiger Bürger! Wir ſind ein glückliches Volk von dieſem Tage an! (Zu Treufreund.) Du ſollſt uns regieren, er ſoll uns pfeifen! Was geht uns noch ab?

Treufreund (beſchämt) Soll es ſo ſeyn?

Vögel. Du nimmſt's an?

(Treufreund neigt ſich.)

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben dir die Herrſchaft,
Verleihen dir das Reich!
Mach' uns den ſtolzen Göttern,
Den ſtolzern Menſchen gleich!

Epilog.

rſte, der den Inhalt dieſes Stücks
ſeiner Weiſe aufs Theater brachte,
Ariſtophanes, der ungezogne
ng der Grazien.
unſer Dichter, dem nichts angelegner iſt,
uch ein Stündchen Luſt
inen Augenblick Beherzigung
ſeiner Weiſe zu verſchaffen,
n- und anderem geſündigt hat;
ittet er durch meinen Mund
allseits um Verzeihung.
, wie ihr billig ſeyd, ſo werdet ihr erwägen,
von Athen nach Ettersburg
einem Salto mortale
zu gelangen war.
iſt er ſich bewußt,
ſo viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
alten declarirten Böſewichts
afene Späße
eingeführt zu haben,
er ſich euers Beifalls ſchmeicheln darf.
bitten wir euch, zu bedenken,
twas Denken iſt dem Menſchen immer nütze,
mit dem Scherz es wie mit Wunden iſt,
iemals nach ſo ganz gemeßnem Maaß,
einlich abgezogenem Gewicht geſchlagen werden.

Wir haben, nur gar kurz gefaßt,
Des ganzen Werkes Eingang
Zur Probe hier demüthig vorgestellt;
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläufigen Erfolg
Von dieser wunderbaren doch wahrhaftigen Geschichte
Nach unsern besten Kräften vorzutragen.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Achter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Inhalt.

Claudine von Villa Bella 1
Erwin und Elmire 85
Jery und Bätely 127
Lila 161
Die Fischerin 201
Scherz, List und Rache 227
Die unglücklichen Hausgenossen 289
Jahrmarktsfest, zweiter Theil 319
Cantaten 357

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Alonzo, Herr von Villa Della.
Claudine, ſeine Tochter.
Lucinde, ſeine Nichte.
Pedro von Caſtellvecchio, unter dem Namen Pedro von Rovero.
Carlos von Caſtellvecchio, unter dem Namen Augustino.
Basco, ein Abenteurer.
Landvolk.
Vagabunden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz in Sicilien.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offnen Arkaden, durch welche man in einen geſchmückten Garten hinausſieht. Zu beiden Seiten des Saales ſind Kleider, Stoffe, Gefäße, Geſchmeide mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Lucinde mit zwei Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen; zu ihr Alonzo der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint.

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet,
Hier iſt was ihr befahlt.

Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich selber trieb;
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir ist die Nichte lieb.

(Zu Zwei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum sich denken läßt.

Lucinde.

Heut seyd ihr zu beneiden,
Wie sich's empfinden läßt.

Alonzo und Lucinde.

Ein Fest der Vaterfreuden
Ist wohl das größte Fest.

Pedro kommt.

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Gold und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu stolz;
Die zärtesten zu wählen
Ging ich durch Wies' und Holz.

(Zu Drei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde (zu Pedro).

Heut ist er zu beneiden.

Pedro (zu Alonzo).

Heut seyd ihr zu beneiden.

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie sich's nicht sagen läßt.
Ein Fest der Vaterfreuden
Ist wohl das größte Fest.

(Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Musik angekündigt. Landleute von verschiednem Alter, die Kinder voran, treten paarweise durch den mittlern Bogen in den Saal, und stellen sich an beide Seiten hinter die Geschenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, festlich, nicht reich gekleidet, herein. Kurz eh' sie eintritt fällt der Gesang ein.)

Alonzo, Lucinde, Pedro
(mit den Landleuten).

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabst uns Claudinen,
Bist uns so glücklich,
Uns wieder erschienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind.

Sieh, es erscheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle (außer Claudinen).

Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring' ich die Gabe:
Denn was ich habe
Das all iſt dein.
Nimm dieſe Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle (außer Claudinen).

Sieh', wie des Tages wir
All' uns erfreun!

Lucinde.

Roſen und Nelken
Zieren den Schleier,
Den ich zur Feier
Heute dir reiche.
Blühen erſt werden ſie,
Wenn er dich ſchmückt.
Wenn du des Tages dich
Wandelnd vergnügteſt,
Wenn du in Träumen
Die Nächte dich wiegteſt,
Hab' ich mit eigner
Hand ihn geſtickt.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe

Hoffen und wähnen?
Ach es ſind Thränen —
Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ſie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(Zu Lucinden und den übrigen.)

Könnt' ich ohn' Schranken
Allen euch danken!

(Sie wendet ſich ſchüchtern zu Pedro.)

Könnt' ich —

(Sie hält an, die Muſik macht eine Pauſe, der Geſang fällt ein.)

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug geht unter dem Geſange ab; es bleiben)

Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.

Claudine.

Vergebet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden wie ich fühle. Dieſe Gaben
Erfreuen mich wie ihr es wünſcht; doch mehr
Entzückt mich eure Liebe. Laßt mir Raum
Mich erſt zu faſſen; denn vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu ſprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja dich kenn' ich wohl.
Verzeih des lauten Feſtes Vater-Thorheit!
Ich weiß du liebſt im Stillen wahr zu ſeyn,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geſchmückt,
Sich deſto treuer zeigt. Leb wohl! Du ſollſt
Nach deiner Luſt in Einſamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des erſten,
Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt;
So ließ er mir in dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß du mich an dieſem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willſt.
Iſt's denn nicht möglich daß du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald.

Pedro.

Vermehre nicht durch deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.

Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt,
So fehlt' ich sehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunst verscherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verstohlen
Und unter fremdem Namen hergeschlichen,
Dich zu besuchen. Denn so eben kam
Der Fürst von Rocca Bruna, der so viel
Bei Hofe gilt, auf seine Güter; nie
Würd' es der stolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht besuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge hier entdeckt zu werden.

Alonzo.

Ich fasse mich, und danke, daß du freundlich
Uns diesen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort dir noch zu sagen,
Eh' du uns scheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit betrübst; komm mit! Lebt wohl!

(Alonzo und Pedro ab.)

Claudine. Lucinde.

Lucinde.

Er geht, Claudine, geht; du hältst ihn nicht?

Claudine.

Wer gäbe mir das Recht ihn aufzuhalten?

Lucinde.

Die Liebe, die gar viele Rechte giebt.

Claudine.

Verschon', o Gute, mich mit diesem Scherze!

Lucinde.

Du willst, o Freundin, mir es nicht gestehn.

Vielleicht haſt du noch ſelbſt dir's nicht geſtanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Faſſung. Wie dein erſter Blick
Ihn zog, und hielt, und dir vielleicht auf ewig
Ein ſchönes Herz erwarb! denn er iſt brav.
Als er auf ſeine Güter ging, und hier
Nur einen Tag ſich hielt, war er ſogleich
Von dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geſchwind
Und unter fremdem Namen wieder her,
Laßt ſeinen Urlaub faſt verſtreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne dich
Nicht wieder fort zu reiſen. Komm, geſteh!
Du gingſt viel lieber gleich mit ihm davon.

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues.
Claudine, ſieh mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht

Mich doppelt lachen, daß du endlich auch
Dich überwunden fühlst, und daß du mir
Es grade so gestehst, als hättest du
Ein neues Kleid dir angeschafft, und kämst
Vergnügt zu einer Freundin, sie zu fragen
Wie dich es kleidet. Sage mir geschwind:
Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß, es ist wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, du? ein frohes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geschäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauses, bist du auch
Wie eine Müßiggängerin gefangen?

Lucinde.

Und was noch schlimmer ist —

Claudine.

Noch schlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht sehr —

Claudine.

Du seufzest lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Claudine.

Seh' ich nun,
Daß du nur spottest.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne niemand frei und weise sich
Vor seinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.

Du ſiehſt den Fall, und du verwunderſt dich?
Das klügſte Mädchen macht den dümmſten Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amors leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken goldnen Bogen;
Mädchen, ſeyd ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück.

Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbei geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

Claudine.

Doch ich begreife nicht wie du ſo leicht
Das alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran! Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Waldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich gegrüßt und angeſehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet,
Und mir geſagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche daß ich ihn

Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch so iſt's.
Er ſtand vor mir; ich ſah ihn an, wie ich
Die Männer anzuſehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es ſey das klügſte nach dem Schloſſe
Zurückzugehn, und unterm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir ſo
Ihn anzuſehn. Ich fragt' ihn wer er ſey?
Er ſchwieg ein Weilchen; dann verſetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachteſt; viel,
Wenn du mich lieben könnteſt. Mache nun
Aus deinem Knechte was du willſt!" Ich ſah
Ihn wieder an, und weiß doch nicht was ich
An ihm zu ſehen hatte. G'nug, ich ſah
Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu ſehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiederſehn?

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kamſt du los?

Lucinde.

Er faßte meine Hande, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:

„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen,
Verlaßt mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen!“
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen',
Und blicke da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freun.
Er hat mir aufgetragen wohl zu ſorgen,
Daß alles werde wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit froher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb wohl! Ein andermal! — Nun ſieh dich um!
Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

(ab.)

Claudine (allein).

(Sie beſieht unter dem Ritornell die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.)

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Liebe von allen Seiten,
Kleider, Schmuck, und Koſtbarkeiten,

Alles was mein Herz begehrt
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Und darfſt du dieſen Undank dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das alles iſt wie nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
Noch unbekannten Fremden. Ja es iſt,
Es iſt geſchehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings! nun
Bewegt ſich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih, daß ich dich ſuche: denn es iſt
Nicht Schuld noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, ergreift
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte daß ich viel zu ſagen hätte,
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt ſich eine Freude zu verſagen;
Doch wir, wir andren Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein ander, froher Leben, ſeit
Ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es iſt.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater ſtarb; ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun bereiſ't.
Er ſah ſie lang' nicht mehr, ſeitdem der König
Ihn mit beſondrer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kenn' ich alles was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das meine halten könnte.
Allein ich bin der ält'ſte nicht, und nicht
Der einzige des Hauſes. Denn es ſchwärmt
Ein ältrer Bruder, den ich kaum geſehen,
Im Reich' herum, und führt, ſo viel man weiß,
Ein thöricht Leben.

Claudine.

Gleicht er euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger rauher Mann.

Ich habe niemals recht erfahren können
Warum er ihn verstieß; auch scheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu seyn. Er hat sich nie
In diesen Jahren wieder blicken lassen.
Genug, mein Vater starb, und hinterließ
Mir alles, was er jenem nur entziehn
Nach den Gesetzen konnte; und der Hof
Bestätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht besitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorsichtigkeit, aus Leichtsinn einst
Verlor; geschweige denn mein eigner Bruder.
Ich sucht' ihn auf. Denn hier und da erscholl
Der Ruf; er habe sich mit frechen Menschen
In einen Bund gegeben, schwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, seiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leicht-gesinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So habt ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die sich mir zeigte;
Allein umsonst. Und nun verzweifl' ich fast
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er ist schon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes diese stille
Verlaßne Wohnung aus den Augen blenden.

Ich möchte gern nichts ſagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln ſcheinen.

Pedro.

Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um ſchnell zurück zu kehren.
Ich ſage dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollſt du vernehmen: denn du ſiehſt mich bald,
Und würdiger vor dir. Und was ich bin,
Was ich verlange, das iſt dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinem Freunde nicht den ſichern Muth
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im ſüßen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſen-hoffend ſich entfernen kann.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre,
Und die Ehre rufet laut:

„Säume nicht, du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,

Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Jenes Muſen! Dieſes Lispeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn? (ab.)

Claudine.

Er flieht! Doch iſt es nicht das letzte Wort;
Ich weiß er wird vor Abend nicht verreiſen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,
Die holde Liebe mit der ſeltnen Treue.
Sie ſollen mich erhalten wenn du gehſt,
Und mich von dir beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.

(Sie geht ſingend ab.)

Einſame Wohnung im Gebirge.

Rugantino mit einer Guitarre, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe. Vagabunden am Tiſche mit Würfeln ſpielend.

Rugantino.

Mit Madeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,

Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden.

Mit vielem läßt sich schmausen;
Mit wenig läßt sich hausen;
Daß wenig vieles sey,
Schafft nur die Lust herbei.

Augustino.

Will sie sich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.

Vagabunden.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was sie nicht nehmen können,
Und seyd von Herzen froh;
Das ist das A und O.

Augustino.

(erst allein, dann mit den übrigen).

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.
Bedenkt in Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Augustino.

Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Gesang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Ist mir's daß Basco sich nicht sehen läßt;
Er darf nicht fehlen: denn die That ist kühn.
Ihr wißt daß in dem Schloß von Villa Bella

Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe ſie; der Anblick dieſer Schönen
Hat mich, wie keiner je, gefeſſelt. Streng'
Beherrſcht mich Amor, und ich muß ſie bald
An meinen Buſen drücken; ſonſt zerſtört
Ein innres Feuer meine Bruſt. Ihr habt
Mir alles ausgeſpürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerſtreuet euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beiſammen; wir beſprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl!

(Die Vagabunden ab.)

Basco tritt auf.

Ugantino.

Willkommen, Basco; dich erwart' ich lang'.

Basco.

Sey mir gegrüßt; dich ſuch' ich eben auf.

Ugantino.

So treffen wir ja recht erwünſcht zuſammen.
Heut fühl' ich erſt wie ſehr ich dein bedarf.

Basco.

Und deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an, was willſt du? Sprich, was haſt du vor?

Ugantino.

Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich ſchleichen, will verſuchen ob
Lucinde mich am Fenſter hören wird;
Und hört ſie mich, erhört ſie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich iſt's ihr nicht;

Ich weiß, sie kann die eine Seitenthüre
Des Schlosses öffnen.

Basco.

Gut, was brauchst du da
Für Hülfe? Wer sich was erschleichen will,
Erschleiche sich's auf seinen eignen Zehn.

Rugantino.

Nicht so, mein Freund! Läßt sie mich in das Haus,
Beglückt sie meine Liebe, —

Basco.

Nun, so schleicht
Der Fuchs vom Taubenschlage wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Rugantino.

Du räthst es nicht, denn du begreifst es nicht —

Basco.

Wenn es vernünftig ist, begreif' ich's wohl.

Rugantino.

So laß mich reden! Du begreifst es nicht
Wie sehr mich dieses Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunst allein genießen;
Ich will sie ganz und gar besitzen.

Basco.

Wie?

Rugantino.

Entführen will ich sie.

Basco.

Ha! Bist du toll?

Rugantino.

Toll, aber klug! Läßt sie mich einmal ein,
Dann droh' ich ihr mit Lärm und mit Verrath,

Mit allem was ein Mädchen fürchten muß,
Und geb' ihr gleich die allerbeſten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß
Wie ich ſie liebe; kann aus meinen Armen
Sich ſelbſt nicht reißen. Nein, ſie widerſteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige
Wie ich ſie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig ſchätzen werde. Ja, ſie folgt
Aus dem Palaſt mir in die Hütte, läßt
Ein thöricht Leben, das ich ſelbſt verlaſſen;
Genießt mit mir in dieſen ſchönen Bergen
Im Aufenthalt der Freiheit erſt ihr Leben.
Dazu bedarf ich euer, wenn ſie ſich
Entſchließen ſollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß; daß ihr am Fuß des Berges
Euch finden laſſet; daß ihr eine Trage
Bereitet, ſie den Pfad herauf zu bringen;
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken ſichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen ſollte.

Basco.

Verſteinert bleib' ich ſtehn, und ſehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Rugantino!
Du biſt beſeſſen. Farfarellen ſind
Dir in den Leib gefahren! Was? Du willſt
Ein Mädchen rauben? Statt die Laſt dem andern
Zu überlaſſen, klüglich zu genießen,
Zu gehen und zu kommen, willſt du dir
Und deinen Freunden dieſen ſchweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es iſt
Kein Menſch ſo klug, daß er nicht eben toll
Bei der gemeinſten Sache werden könnte.

Sieh doch die Schafe nur; sie weiden dir
Den Klee ab wo er steht, und sammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge stehn
Der Blumen viel für unsre Heerden; viel
Sind Mädchen übers ganze Land gesä't,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es ist nicht möglich. Schleiche dich zu ihr,
Und schleiche wieder weg, und danke Gott
Daß sie dich lassen kann und lassen muß.

Rugantino.

Nicht weiter, Basco, denn es ist beschlossen.

Basco.

Ich seh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Rugantino.

Du sollst ein Zeuge seyn wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich dein zu seyn.

Rugantino.

Was kann euch hindern wenn ich euch gebiete?

Basco.

Bedenke, Freund, wir sind einander gleich.

Rugantino.

Verwegner! Rede schnell, was hast du vor?

Basco.

Es ist gewiß, der Fürst von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von seinen Nachbarn sich bereden lassen.
Er wünschet daß es laut bei Hofe werde;
Er ist vor wenig Tagen selbst gekommen,
Und seine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieser Gegend weg, ich weiß es schon.

Es kommt gewiß uns morgen der Befehl
Sogleich aus dieſen Bergen abzuſcheiden.
Wenn er ſich nur nicht gar gelüſten läßt,
Sich unſrer werthen Häupter zu verſichern.

Rugantino.

Nun gut, ſo führen wir noch heute Nacht
Den Anſchlag aus, der mir das Mädchen eignet.

Basco.

O nein! Ich muß noch Geld zur Reiſe ſchaffen.

Rugantino.

Was ſoll das geben? Sage, was es giebt?

Basco.

Gehſt du nicht mit; ſo brauchſt du's nicht zu wiſſen.

Rugantino.

Dir ziemt es gegen mich geheim zu ſeyn?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch beſſer als die Liebe.
Du haſt mit keinem Knaben hier zu thun.

Rugantino.

So lang' ich euch ernährte, ließet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich daß wir nun erwachſen ſind,
Da deine Renten ſehr ins Stocken kommen!

Rugantino.

Was unſer Fleiß und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es ſoll auch künftig keinem fehlen; zwar
Iſt's dieſe Tage ſchmal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn dieſe Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteur beſchäftigſt, das
Nichts fruchtet und die ſchöne Zeit verzehrt.

Rugantino.

So willſt du denn zum Abſchied noch den Fürſten,
Die ganze Nachbarſchaft verletzen?

Basco.

Du
Haſt nichts beſonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hauſe rauben, iſt
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand rügt?
Wer iſt der Thor?

Rugantino.

Wer glaubſt denn du zu ſeyn,
Daß du mich ſchelten willſt, du Kürbiß?

Basco.

Ha!
Du Kerze! Wetterfahne du! Es ſollen
Dir Manner nicht zu deinen Poſſen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und willſt du deine Schöne
Zu holen gehn; ſo wird es uns erfreuen
In unſrer Küche ſie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte dich, bereiten, wenn ihr früher
Zu Hauſe ſeyd als wir; und ſey gewiß
Wir wollen ihr aufs beſte dankbar ſeyn,
Wenn ſie nur nicht die guten Freunde trennt.

Rugantino.

Was hält mich ab daß ich mit dieſer Fauſt,
Mit dieſem Degen, Frecher, dich nicht ſtrafe!

Basco.

Die andre Fauſt von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden treten auf.

Horchet doch, was ſoll das geben,
Daß man hier ſo heftig ſpricht?

Rugantino.

Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angeſicht!

Basco.

Nur als Knecht bei dir zu leben!
Junger Mann, du kennſt mich nicht.

Vagabunden.

Was ſoll das geben?
Was ſoll das ſeyn?
Zwei ſolche Männer
Die ſich entzwein!

Rugantino.

Es iſt geſprochen!
Es iſt gethan!

Basco.

So ſey's gebrochen!
So ſey's gethan!

Vagabunden.

Aber was ſoll aus uns werden?
Den zerſtreuten, irren Heerden
Im Gebirge gleichen wir.

Rugantino und Basco.
Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.
Euer Zwist, er soll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Rugantino und Basco.
Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.
Wer giebt Rath? Wer hilft uns hier?

Rugantino.
Die Ehre, das Vergnügen,
Sie sind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir!

Basco.
Der Vortheil nach den Siegen,
Die Lust bei guter Beute,
Sie finden sich bei mir.

Rugantino.
Wem hab' ich schlimm gerathen?
Wen hab' ich schlecht geführt?

Basco.
Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beide.
Tretet hier auf diese Seite.

Rugantino.
Ehr' und Lust!

Basco.
Lust und Beute!

Beide.

Kommt herüber! Folget mir.

(Die Vagabunden theilen ſich. Ein Drittheil ſtellt ſich auf Rugantino's, zwei Drittheile auf Basco's Seite.)

Vagabunden.

Ich begebe mich zu dir.

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Kommt herüber!

Vagabunden (auf Rugantino's Seite).

Nein, wir bleiben;

Kommt herüber!

Vagabunden (auf Basco's Seite).

Nein, wir bleiben.

Vagabunden.

Kommt herüber; wir ſind hier.

Rugantino.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Stimmen zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt:
Die Beſten ſind bei mir.

Basco.

Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Mäuler zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt:
Die Arme ſind bei mir.

Alle.

Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Basco (und die Seinen).

Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn.

Rugantino (und die Seinen).
Geht und miſchet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.
Alle.
Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Zweiter Aufzug.

Nacht und Mondſchein.

Terraſſe des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theaters. Eine doppelte Treppe führt zu einem eiſernen Gitter, das die Gartenthür ſchließt. An der Seite Bäume und Gebüſch.

Rugantino mit ſeinem Theil Vagabunden.

Rugantino.
Hier, meine Freunde, dieſes iſt der Platz!
Hier bleibet, und ich ſuche durch den Garten
Gelegenheit dem Fenſter mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie ſchläft allein
In einem Seitenflügel dieſes Schloſſes.
So viel iſt mir bekannt. Ich locke ſie
Mit meiner Saiten Ton ans Fenſter. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der ſtets geſchäftig
Und wirkſam iſt, wo ſich ein Paar begegnet.
Nur bleibet ſtill und wartet, bis ich euch

Hier wieder ſuche. Eilet mir nicht nach,
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören ſolltet;
Es wäre denn ich ſchöſſe; dann geſchwind!
Und ſehet wie ihr durch Gewalt und Liſt
Mir helfen könnt. Lebt wohl! — Allein wer kommt?
Wer kommt ſo ſpät mit Leuten? — Still — es iſt —
Ja es iſt Don Rovero, der ein Gaſt
Des Hauſes war. Er geht, mir recht gelegen,
Schon dieſe Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die ſich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Verſteckt euch nur.

Pedro (zu ſeinen Leuten).

Ihr geht voran; in einem Augenblick
Folg' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde ſtehn; ich komme gleich.

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachſet in der Himmels-Luft!
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euern Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang' iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach mein Herz bleibt hier. (ab.)

Ungantino (hervortretend).

Er iſt hinweg! ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten ſeh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondſchein wandern. Still! verbergt euch nur.
Wir müſſen ſehen was das geben kann.

Vielleicht iſt mir das Liebchen nah', und näher
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bei Seite!

Claudine (auf der Terraſſe).

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Wandl' ich ſchmachtend und alleine.
Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

Rugantino (unten und vorn, für ſich).

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Cither locken ſoll.

(Mit der Cither ſich begleitend, und ſich nähernd.)

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe;
Du bat'ſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Claudine hat eine Zeit lang auf die Cither gehört, und iſt verübergegangen.
Es tritt **Lucinde** von der andern Seite auf die Terraſſe.

Lucinde.

Hier im ſtillen Mondenſcheine,
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Rugantino (unten und vorn, für ſich).

In dem ſtillen Mondenſcheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin ſo unruhvoll,
Was ich thun und laſſen ſoll.

(Sich mit der Cither begleitend, und ſich nähernd.)

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

(Indeß iſt Claudine auch wieder herbeigekommen, und hat mit Lucinden dem Geſange Rugantino's zugehört.)

Claudine und Lucinde.

Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.
Käm' ſie nur näher,
Sie ſteht ſo ferne;
Nun kommt ſie näher,
Nun iſt ſie da.

Rugantino (zugleich mit ihnen).

Es ſcheint, ſie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich ſtand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Rugantino (ſich begleitend).

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden;
Du larmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

(Rugantino iſt unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgeſtiegen. Die Frauenzimmer haben ſich von innen an die Gitterthür geſtellt; Rugantino ſteigt die Treppen immer ſachte hinauf, daß er endlich ganz nah bei ihnen an der Seite der Thür ſteht.)

Pedro (mit gezognem Degen).

Sie ſind entflohn!
Entflohen, die Verwegnen!

Mich dünkt, mich dünkt,
Sie sind hieher entflohn.

Ugantino

(indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter).

O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen!
Pedro! Er ist's!
Den glaubt' ich ferne schon.

Claudine und Lucinde

(die sich wieder auf der Terrasse sehen lassen).

Trete zurück!
Zurück! was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, sie streiten schon.

(Die Vagabunden sind indeß zu Ugantino getreten; er steht mit ihnen an der einen Seite.)

Ugantino.

Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauschen!

Pedro.

Hier im Gesträuche
Hör' ich ein Rauschen! —
Wer da? Wer ist's?
Seyd ihr nicht Memmen,
Tretet hervor.

Ugantino (zu den Seinigen).

Bleibet zurück!
Der soll bei Seite,
Droht er, der Thor!

Alle.
Horch! Horch! Still! Still!

Claudine und Lucinde.
Sie sind auf einmal stille!

Pedro.
Es wird auf einmal stille!

Rugantino und Vagabunden.
Er ist auf einmal stille!

Alle.
Was das nur werden will?

Pedro.
Wer da?

Rugantino.
Eine Degenspitze!

Pedro.
Sie sucht ihres Gleichen!
Hier!

(Sie fechten.)

Claudine und Lucinde.
Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.
Es soll dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.

Rugantino.
Dich soll mein Degen,
Willst du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.

Vagabunden.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nahe.

Claudine und Lucinde.

O ruf' den Vater,
Und hol' die Leute;
Es giebt ein Unglück;
Was kann geſchehn!

Vagabunden.

Hier ſind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beizuſtehn.

Pedro.

Ich ſteh' alleine;
Doch ſteh' ich feſte.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu ſtehn.

Rugantino.

Laßt mich alleine,
Ich ſteh' ihm feſte;
Du ſollſt nicht Rauber,
Sollſt Manner ſehn.

(Während dieſes Geſangs fechten Rugantino und Pedro, mit wiederholten Abſätzen. Zuletzt entfernen ſich die Frauenzimmer; die Vagabunden ſtehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und ſtellt ſich gegen Rugantino.)

Rugantino.

Laßt ab, ihr ſeyd verwundet!

Pedro.

Noch genug
Iſt Stärk' in dieſem Arm, dir zu begegnen.

Ugantino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redeſt menſchlich.
Wer biſt du? Willſt du meinen Beutel? Hier!
Du kannſt ihn nehmen; dieſes Leben ſollſt
Du theuer zahlen.

Ugantino.

Nimm bereite Hülfe,
Du Fremdling, an, und wenn du mir nicht traust,
So laß die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! Ich ſchwanke! Blut auf Blut entſtrömt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,
Wer ihr auch ſeyd! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Ugantino.

Hier! Unterſtützt ihn, und verbindet ihn,
Bringt ihn zu unſrer Wohnung ſchnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

(Er wird ohnmächtig.)

Ugantino.

Nicht!
Er ſoll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf,
Und ſorgt für ihn aufs beſte. Dieſe Nacht
Iſt nun verdorben durch die Schuld und Thorheit

Der zu verwegnen Raubgesellen. Geht,
Ich folge bald.

(Vagabunden mit Pedro ab.)

Ich muß mich um das Schloß
Noch einmal leise schleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entsagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Basco, wart'!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

Alonzo und Bediente inwendig an der Gartenthür.

Alonzo.

Schließt auf! und macht mir schnell die ganze Runde
Des Schlosses; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Augantino.

Ein schöner Fall! Nun gilt es muthig seyn.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Geräusch der Waffen,
Ein Aechzen tönen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.

(Bediente ab, ohne Augantino zu bemerken.)

Augantino.

Am besten ist's der drohenden Gefahr
Ins Angesicht zu sehen. Laßt mich erst
Durch meine Cither mich verkünd'gen. Still,
So sieht es dann recht unverdächtig aus.
Cupido, kleiner loser, schelmischer Knabe!

Alonzo.

Was hör' ich! Eine Cither! Laßt uns sehen.

(Herabtretend.)

Wer seyd ihr, daß ihr noch so spät zu Nacht
In dieser Gegend schleicht, wo alles ruht?

Ungantino.

Ich schleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefallt, auf breiter freier Straße.

Alonzo.

Um unsre Mauern lieben wir nicht sehr
Das Nachtgeschwärm'; es ist uns zu verdächtig.

Ungantino.

Mir wär' es lieber, eure Mauern ständen
Wo anders, die mir hier im Wege stehen.

Alonzo (für sich).

Es ist ein grober Gast, doch spricht er gut.

Ungantino.

Er möchte gern an mich, und traut sich nicht.

Alonzo.

Habt ihr nicht ein Geschrei vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?

Ungantino.

Nichts dergleichen.

Alonzo (für sich).

Der kommt von ungefahr, so scheint es mir.

Ungantino (für sich).

Ich will doch höflich seyn, vielleicht geräth's.

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß ihr um diese Stunde
Allein auf freien Straßen wandelt; sie
Sind jetzt nicht sicher.

Ungantino.

O sie sind's für mich.
Gesang und Saitenspiel, die größten Freunde

Des Menſchenlebens, ſchützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Menſch
Den Sänger zu beleid'gen, der ſich ganz
Den Göttern, der Begeiſt'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich dieſen Degen;
Denn ſelbſt im Frieden ziert er ſeinen Mann.

Alonzo.

Ihr haltet euch in dieſer Gegend auf?

Rugantino.

Ich bin ein Gaſt des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen!
Ich frage nicht, ob ihr ein Fremder ſeyd;
Mir ſcheint es ſo.

Rugantino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu ſeinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo (bei Seite).

Ein Herr vom Hof! So kam es gleich mir vor.

Rugantino.

Ich darf euch wohl um eine Güte bitten?
Ich bin ſo durſtig; denn ſchon lange treibt
Die Luſt zu wandeln mich durch dieſe Felder.
Ich bitt' euch, mir durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Waſſer freundlich zu gewähren.

Alonzo.

Mit nichten ſo. Was? Glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre laſſe? Kommt herein!
Nur einen Augenblick Geduld! Hier kommen

Die Leute, die ich ausgeſchickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geſchrei von Fechtenden.

(Die Bedienten kommen.)

Was giebt's? Ihr hörtet niemand? fandet keinen?

(Die Bedienten machen verneinende Zeichen.)

Es iſt doch ſonderbar, was meine Frauen
Für Geiſter ſahn? Wer weiß es was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet. Kommt!
Ihr ſollt euch laben, ſollet anders nicht
Als wohl begleitet mir von hinnen ſcheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt, ſo findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Rugantino.

Ihr macht mich ganz beſchämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten euern edlen Sinn.

(Für ſich.)

Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchafft!

(Laut.)

Ich komme.

(Beide durch die Gartenthür ab.)

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundin, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach und weiß nicht wie mir iſt;

Ich weiß nicht ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Claudine.

Wie? des deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann vor Angst nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Rugantino. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen späten Gast, ihr Kinder!
Empfangt ihn wohl, er scheint ein edler Mann.

Rugantino (zu Alonzo).

Ich bin beschämt von eurer Güte;

(Zu den Damen.)

bin
Betäubt von eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir schwindelt.

Claudine.

Seyd uns willkommen! War't ihr bei dem Streite?

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn singend,
Als ich zur Thüre kam, und alles still.

Lucinde (für sich).

Er ist's! O Gott! Er ist's! Verberge dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.

(Claudine spricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und ab gehend.)

Rugantino (heimlich zu Lucinden).

So find' ich mich an deiner Seite wieder;
Beſchließe mir nun Leben oder Tod.

Lucinde.

Ich bitt' euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe,
Verſchonet meinen Namen, ſtill, nur ſtill!

Alonzo (zu den Bedienten).

Ein Glas gekühltes Waſſer bringt herauf,
Bringt eine Flaſche Wein von Syrakus.

(Zu Rugantino.)

Auf alle Falle, wackrer Fremdling, nehmt
Euch künftig mehr in Acht, und geht ſo ſpät
Nicht mehr allein. Wir ſind in dieſer Gegend
Sehr übel dran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgeſind, das liederliche Volk
Von unſern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwei, drei Nachbarn überein, und halten
In ihren Gränzen Ordnung; ja ſo ſchützt
Gleich im Gebirg' ein andrer Herr die Schelmen;
Und dieſe ſchweifen, wenn ſie auch des Tags
Nicht ſicher ſind, bei Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.

Rugantino.

Gewiß gehorch' ich euerm guten Rath.

Alonzo.

Ich hoff' es ſoll mit nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verdächtiges Geſindel ſich
In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.

Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl
Des Königs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.

Augantino.

Ich weiß er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.

(Für ſich.)

Das hatte Vasco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt ihr keinen Streit und nichts vernommen?

Augantino.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Augantino.

Wer dichtet nicht
Dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?

(Leiſe zu Lucinden.)

Dem es beſcheert war nur ein einzigmal
In dieſes Aug' zu ſehen? Draußen ſtand ich,
Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah mich Amor und erbarmte ſich.
Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieſer Nacht erbarmen willſt —

Lucinde.

Ihr ſeyd
erwegen-dringend. Ihr verkennt mich ſehr;
un ſchweigt!

Augantino.

Ich ſoll verzweifeln. Mir iſt's Ein's
u leben oder gleich zu ſterben, wenn
u mir ein Zeichen deiner Gunſt verſagſt.

Claudine

(die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen, und wieder herbeitritt).

o gebt uns doch ein Lied, ich bitte ſehr,
in ſtilles Lied zur guten Nacht.

Augantino.

Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

(Bald gegen Claudinen, bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit
er Cither begleitend.)

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sage warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo

(hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſtlich geſprochen. Man konnte aus ihren Gebärden ſehen, daß von Rugantino die Rede war, indem ſie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn etwas zu verheuern ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor, und hört zu; da ſie geendigt iſt, ſpricht er:)

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und andres drauf erwiedern laſſen.

(Er geht wieder zu den Bedienten und ſpricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Rugantino und die beiden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.)

Alonzo (zu den Bedienten).

So ſeyd ihr ganz gewiß, daß er es ſey,
Der Radelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennſt ihn ganz genau? Geſtehſt mir nun
Selbſt unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir ſoll's nicht ſchaden daß du es geſtehſt.
Seht ihn noch einmal an, daß ihr mich nicht
Zu einem falſchen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder ſingen machen, daß
Wir ſchicklich noch zuſammen bleiben können.

(Er tritt zu den andern.)

Wie geht es? Habt ihr's ausgemacht? Ich dächte
Ihr gäbt ihm das zurück als kluge Mädchen!

(Die Bedienten beobachten den Rugantino heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß ſie der Sache gewiß ſind; indeß ſingen.)

Claudine und **Lucinde.**

Ein zartlich Herz hat viel,
Nur allzuviel zu ſagen.

Rugantino (für ſich).

Ich muß noch ſuchen, alle ſie zuſammen
Im Saal zu halten; meine Schöne giebt
Zuletzt wohl nach. O Glück! O ſüße Freude!

(Laut.)

Ich denke nach, ihr Schönen, was ihr ſangt.
Ihr habt gewiß die Männer ſehr beleidigt;
Ihr glaubt es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geſchichten könnt' ich euch
Von ewig unbegränzter Liebe ſagen!
Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel giebt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft
Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,
Wohl-ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied! Es ſchwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich löſche dieſe Lichter aus; und Eines
Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Geſang den Abſcheu meiner Seele
Zugleich mit jenen ſchwarzen Thaten melde.

(Das Theater iſt verfinſtert, bis auf Ein Licht im Hintergrunde. Die Damen ſetzen ſich. Claudine zunächſt an die Scene, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und ſteht meiſt an der andern Seite des Theaters. Rugantino ſteht bald zwiſchen den Frauenzimmern, bald an Lucindens Seite. Er flüſtert ihr zwiſchen den Strophen geſchickt einige Worte zu; ſie ſcheint verlegen. Claudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abweſend. Alonzo nachdenklich und aufmerkſam. Kein Bedienter iſt auf dem Theater.)

Rugantino.

Es war ein Buhle frech genug,
War erſt aus Frankreich kommen,

Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht' und weint' und bet't' und ſchwur,
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' da ſie verſchieden war,
Wird bang' dem Buben, grauf't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Hinüber, herüber, hin und her,
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't's Pferd hauß' an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.

Er rafft ſich auf, und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,
Irr' führen ihn die Quer' und Läng',
Trepp' auf Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüſte Keller.

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schätzel untenan,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't ſich —

(Der Geſang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.)

Zwei Bediente Alonzo's.

Herr, o Herr, es ſind zwei Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre ſind ſie hier,
Und verlangen ſehr nach dir.

Alonzo.

Himmel, was ſoll das bedeuten!
Führet ſie geſchwind zu mir.

Zwei Bediente Pedro's.

(Die Lichter werden wieder angezündet und der Saal erhellt.)

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angſt und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.

Redet, redet!

Ruggantino und Lucinde.

Saget, saget!

(Zu vier.)

Saget an, was soll das hier?

Pedro's Bediente.

Von verwegnem Raubgesindel
Diesen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;
Doch vergebens widerstanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermissen unsern Herren;
Er verlor sich in die Nacht.

Claudine.

Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unserm Freunde beizustehn.

Alonzo.

Wo ergriffen euch die Räuber?

Bediente.

Noch im Wald' von Villa Bella.

Claudine.

Wo verlort ihr euern Herren?

Bediente.

Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.

Habt ihr ihm denn nicht gerufen?

Bediente.

O gewiß, und laut und öfter.

Ruggantino.

Habt ihr das Gepäck gerettet?

Bediente.

Alles wird verloren ſeyn.

Alonzo (für ſich).

So ſehr mich das beſtürzt,
So ſehr es mich verdrießt,
So nutz' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit.
Es iſt die ſchönſte, höchſte Zeit
Daß ich erſt dieſen Vogel fange.

Claudine.

O bedenkt euch nicht ſo lange!

Alonzo.

Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.

Eilt! Er iſt wohl in der Nahe.

Ugantino.

Laßt mich euern Zweiten ſeyn.

Alonzo (zu den Bedienten).

Alle zuſammen! Sattelt die Pferde!
Holet Piſtolen! Holet Gewehre!
Eilig verſammelt euch hier in dem Saal!

(Die Bedienten gehen meiſtens ab.)

Ugantino.

Ich bin bewaffnet, hier iſt mein Degen!
Hier ſind Piſtolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geſchäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo

(indem er die Terzerolen dem Ugantino abnimmt).

Ach wozu nützen dieſe Piſtölchen?
Nur euch zu hindern ſchlaudert der Degen.

(Zu den Bedienten.)

Bringt ein Paar andre, bringet ein Schwert.

Rugantino.

Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet;
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreifach iſt ſie mir werth.

Alonzo

(Lucinden die Terzerolen gebend).

Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gehet, verwahrt ihn!

Rugantino

(indem er Lucinden den Degen giebt).

Liebliche Schönen, wenn ihr entwaffnet,
Laſſ' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Euers entwaffneten zärtlichen Knechts!

(Lucinde geht mit den Waffen ab, Alonzo und Rugantino treten zurück und ſprechen leiſe mit einander, wie auch mit den Bedienten, die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.)

Claudine (für ſich).

Voller Angſt und auf und nieder
Steigt der Buſen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach ich ſinke!
Meine kranke Seele flieht.

Lucinde

(die wieder hereinkommt und zu Claudinen tritt).

Nein gewiß, du ſiehſt ihn wieder:
Ach ich theile deine Schmerzen.

(Bei Seite, heimlich nach Rugantino ſich umſehend.)

Ach daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geſchieht!

Ruggantino (zwiſchen beide hineintretend).

Trauet nur! Er kommt euch wieder,
Ja, wir ſchaffen den Geliebten.

(Heimlich zu Lucinden.)

Ach, ich bin im Paradieſe,
Wenn dein Auge freundlich ſieht.

(Zu drei, jedes für ſich.)

Claudine.

Ach, ſchon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft, wer tröſtet mich?

Ruggantino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, ſie liebt — ſie lebt für mich.

Lucinde.

Ach! wie bin ich ihm gewogen!
Ach! wie ſchön — Wie liebt er mich!

(Indeſſen haben ſich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde verſammelt.)

Alonzo (zu den Bedienten).

Seyd ihr zuſammen? Seyd ihr bereit?

Bediente.

Alle zuſammen, alle bereit.

Alonzo.

Horcht den Befehlen, folget ſogleich! —

(Auf Ruggantino deutend.)

Dieſen, hier dieſen nehmet gefangen!

Claudine und Lucinde.

Himmel, was hör' ich?

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen!

Ruggantino.

Ha, welche Schändlichkeit

Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo (zum Chor).

Gehorchet mir!

Rugantino.

Haltet!

Bedienter (zu Alonzo).

Gehorchen dir.

(Zu Rugantino.)

Gib dich!

Rugantino (zu Alonzo).

Verräther, nahmst mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit dir zu ſchaffen?
Sage, was ſoll das?

Alonzo (zu den Bedienten).

Greifet ihn an!

Rugantino.

Haltet!

(Nach einer Pauſe.)

Ich gebe mich! Es iſt gethan.

(Für ſich, indeß die andern ſuspendirt ſtehen.)

Noch ein Mittel, ich will es faſſen!
Sie ſollen beben und mich entlaſſen.
Gefangen? Nimmer! Ich duld' es nie!

(Pauſe. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudinen bei der Hand, und ſetzt ihr den Dolch auf die Bruſt.)

Entlaß mich! oder ich tödte ſie!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Rugantino (zu Alonzo).

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.

(Zu drei.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Alonzo. Claudine. Lucinde.

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Rugantino.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!

(Zu drei.)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Rugantino).

Götter!
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Claudine.

Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
War' er auch ſchuldig, und mache mich frei!

Rugantino.

Sprich ein Wort! Mir iſt's gelungen.
Laß mich los, und ſie iſt frei.

Lucinde.

Du ſo grauſam? Du nicht edel?
Sey ein Menſch und gieb ſie frei.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laſſ' ihn frei.

Alle (außer Rugantino).

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Rugantino (zu Alonzo).

Ja, du retteſt, du erbarmeſt
Dich dein ſelbſt, und machſt ſie frei.

Alonzo.

Verwegner!
Ja, gehe!
Entferne dich eilend,
Ja, fliehe nur fort!
Du haſt mich gebunden,
Du haſt überwunden,
Da haſt du mein Wort!

Rugantino (noch Claudine haltend).

Ja, ich traue deinem Worte,
Das du mir gewiß erfüllſt;
Und verſprich, daß zu der Pforte
Du mich ſelbſt begleiten willſt.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du auch dein Wort erfüllſt;
Und ich führe dich zur Pforte,
Wenn du ſie mir laſſen willſt.

Ruggantino.

Dieß Verſprechen, dieſe Worte
Sind ihr Leben, ſind dein Glück.

(Zu Lucinden.)

Bring' ſogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, ſie zurück.

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine (zu Alonzo).

Ach, ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Iſt dein Vortheil, iſt dein Glück.

Alle.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt ſein Vortheil, iſt ſein Glück.

Ruggantino.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt mein Vortheil, iſt mein Glück.

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat all' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;

Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

(Indeſſen hat Lucinde die Waffen dem Rugantino zurückgegeben. Alonzo begleitet ihn hinaus.)

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro allein.

Langſam weichen mir die Sterne,
Langſam naht die Morgenſtunde:
Blicke mit dem Roſenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.
Wie ſehnlich harr' ich auf das Licht des Tages!
Wie ſehnlich auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella ſchleunig bringen ſoll.
Ich bin bewacht von ſonderbaren Leuten;
Sie ſcheinen wild und roh und gutes Muth's.
Den einen hab' ich leicht beſtechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.

Nach ſeiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelſtunde ſeyn. Er kommt.

Vagabund tritt herein und giebt Pedro ein Billet.

Pedro.

Du haſt den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich ſeh's an dieſem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd dieſen Namen ſchrieb! ich küſſe
Dich tauſendmal. Was wird ſie ſagen? Was?
(Er lieſt.)
„Mit Angſt und Zittern ſchreib' ich dir, Geliebter!
„Wie ſehr erſchreckt mich deine Wunde! Niemand
„Iſt in dem Hauſe: denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen ſind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befrein, Geliebter.
„Zerriſſen iſt mein Herz; es heilet nur
„In deiner Gegenwart. Was ſoll ich thun?
„Es eilt der Bote; keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von dieſem Blatt, ich kann von dir nicht ſcheiden."
O ſüßes Herz! Wie bringt ein Morgenſtrahl
In dieſen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man ſendet Leute her;
Ich bleibe ruhig hier und wart' es ab.
(Zum Vagabunden.)
Du ſtehſt, mein Freund, du warteſt, ach verzeih!
Nimm deinen Lohn! Vor Freude hab' ich dich
Und deinen Dienſt vergeſſen. Hier! Entdecke

Mir, wer ihr ſeyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut und kann noch beſſer lohnen!
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zuſammen ſprechen.

(Beide ab.)

Basco mit ſeinen **Vagabunden**, welche Mantelſäcke und allerlei Gepäcke tragen.

Basco.

Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das alles iſt euer,
Das alles iſt mein.
So haben die andern
Gar treulich geſorgt;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie ſorglich gefaltet!
Wie zierlich gepackt!
Auf unſere Reiſe
Zuſammengepackt.

(Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen, Basco hält ſie ab.)

Nein, Freunde, laſſen wir es noch zuſammen,
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen ſichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwei, drei Orte, wo wir gut
Und ſicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück beſtimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Rugantino ſich nicht zeigen will.

Und kommt er nicht, so könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müssen ihn nicht lassen; sind wir schon
Nicht immer gleicher Meinung, ist er doch
Ein braver Mann, den wir nicht missen können.

Pedro tritt herein.

Was seh' ich! Meine Sachen! Welch Geschick!

Basco (für sich).

Was will uns Der! Beim Himmel! Don Rovero.
Wie kommt er hier herauf? Das giebt 'nen Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hause sind.

Pedro.

Wer ihr auch seyd, so muß ich leider schließen,
Daß ihr die Manner seyd die mich beraubt.
Ich sehe dieß Gepäck; es ist das meine,
Hier diese Bündel, diese Decken hier.

Basco.

Es kann wohl seyn, daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten, kann mit euch
Verwundet und allein nicht streiten. Besser
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meinung an, ob sie gefallt.

Pedro.

Hier sind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reise nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze schätzen, und ich zahle

Euch, wie und wo ihr wollt, die Summe. — Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort,
Daß ich, was ich verſpreche, pünktlich halte.

Basco.

Das läßt ſich hören; nur iſt hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro.

Warum denn das?

Basco.

Es iſt nicht anders, und bequemt euch nur.

Pedro.

Zuvörderſt ſagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Taſche, die allein
Mir etwas werth iſt. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur gradezu
Ins Feuer werfen müßtet. Schafft mir ſie;
Ich gebe dreißig Unzen, ſie zu haben.

Basco (zu den Seinen).

Wo iſt die Taſche? Gab ich ſie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo iſt ſie?

Pedro.

Daß ſie nicht verloren wäre!

Basco.

Geht, eilt und ſucht, ſie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreißig Unzen in den Beutel.

Rugantino

tritt auf mit der Brieftaſche, welche er eröffnet hat, und die Papiere anſieht.

Kaum trau' ich meinen Augen. Dieſe Briefe,
An meinen Bruder leſ' ich ſie gerichtet.

Es kann nicht fehlen: denn wer nennt ſich Pedro
Von Caſtellvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe ſeyn? Ich bin beſtürzt.

Pedro (zu Basco).

Da kommt er eben recht mit meiner Taſche.
Iſt dieſer von den Euern?

Basco.

Ja, der Beſte,
Möcht' ich wohl ſagen, wenn ich ſelbſt nicht wäre.

(Laut.)

Du fandeſt glücklich dieſe Taſche wieder;
Hier dieſem jungen Mann gehört ſie zu.

Ruggantino (zu Pedro).

Gehört ſie dir?

Pedro.

Du haſt in deinem Blick,
In deinem Weſen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß; ja ich geſteh' es dir:
Ich bin vom Hauſe Caſtellvecchio.

Ruggantino.

Du?

Pedro.

Der zweite Sohn. Doch ſtill, ich ſage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Namen
Auf dieſer Reiſe nennen laſſe, gern.

Ruggantino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Taſche,
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O ſage mir
Wie komm' ich aus den Händen dieſer Männer?

Rugantino.

Du ſollſt es bald erfahren. Laß mich nur.

(Pedro ab.)

Rugantino (zu Basco).

Das ſind die Sachen dieſes Fremden?

Basco.

Ja.

Sie waren unſer, und ſie ſind nun wieder
Auf leidliche Bedingung ſein geworden.

Rugantino.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe dir.

Basco.

Hier iſt nicht lang' zu zaudern; fort! nur fort!
Ich fürchte ſehr, der Fürſt von Rocca Bruna
Schickt ſeine Garden aus, noch eh' es tagt.

Rugantino.

Noch eh' es tagt, ſind wir gewiß davon.

(Allein.)

Mein Bruder! Welch Geſchick führt ihn hierher?
In dieſen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging',
Bereuen läßt. Er ſcheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.

(Nach einigem Schweigen.)

Ihr Zweifel! Weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße!

(Gegen die Scene gekehrt.)

Ich rufe dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro tritt auf.

Sag' an, was du verlangſt; ich höre gern.

Rugantino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt; er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Rugantino,
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Menſch;
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten ſehr
In Einigkeit, er ſey von Caſtellvecchio,
Er ſey der Aelteſte des Hauſes, Carlos
Mit Namen. Sollteſt du ſein Bruder ſeyn?

Pedro.

O Himmel! welche Nachricht giebſt du mir!
O ſchaff' ihn her, und ſchaffe die Verſichrung,
Daß er es ſey; du ſollſt den ſchönſten Lohn
Von ſeinem Bruder haben: denn ich bin's.
Wie lange ſuch' ich ihn! Der Vater ſtarb,
Und ich beſitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an dieſen Buſen drücken, dann
Zurück zu unſern Freunden bringen mag.
Du ſtehſt in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch dieſe Nacht! O ſieh' mich an.
Wo iſt er? Sage mir, wo iſt er?

Carlos.

Hier!
Ich bin's!

Pedro.

Iſt's möglich!

Carlos.

Die Beweiſe geb'
Ich dir und die Gewißheit leicht genug.

Hier iſt der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos ſtarb;
Hier iſt ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter, iſt's gewiß?

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geſchichten zu erzählen,
Die niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm!

(Sie gehen nach dem Grunde, und ſprechen leiſe unter lebhaften Gebärden.)

Basco.

Was haben die zuſammen? Wie vertraut!
Ich fürchte faſt das nimmt ein böſes Ende.
Die Leidenſchaft des Thoren zu Lucinden
War ſchon der lieben Freiheit ſehr gefährlich.
Und wie man ſonſt ein theatraliſch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt;
So, fürcht' ich, unſer ſchwärmend luſtig Leben
Wird ſich mit einer ſchalen Ordnung ſchließen.
Ihr Herrn, was giebt's? Vergeßt ihr daß der Tag
Zu grauen ſchon beginnt, und daß der Fürſt
Die Räuber, den Beraubten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten holen wird?

Carlos.

O theile meine Freude, fürchte nichts!
Dieß iſt mein Bruder.

Basco.

Hätteſt ihn ſchon lang',
Wenn du ihn ſuchen wollen, finden können.
Das iſt ein rechtes Glück!

Carlos.

Du ſollſt es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Vergebung
Verſagt er nicht, wenn ſie mein Bruder bittet.
Lucinde wird die meine. Du, mein Freund,
Sollſt dann mit mir, wenn es der König fordert,
In ſeinem Dienſte zeigen was wir ſind.

Basco.

Das Zeigen kenn' ich ſchon und auch den Dienſt.
Nein, nein, lebt wohl! Ich ſcheide nun von euch.
Sagt an wie ihr die Sachen löſen wollt.
Nur kurz: denn hier iſt jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne dieſen Mantelſack; du wirſt
Hier an der Seite funfzig Unzen finden.
Scheint dieſes dir genug, daß du den Reſt
Uns frei und ungepfändet laſſen magſt?

Basco

(der indeß den Mantelſack eröffnet und das Geld herausgenommen hat).

Ich dachte, Herr, ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

Basco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieser Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

(einen Beutel aus der Tasche ziehend).

In diesem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Ist's genug?

Carlos.

Es muß und soll! Es ist, bei Gott, zu viel.

Basco.

Nun, nun, es sey! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb wohl, Freund Rugantino! Dich zu lassen,
Verdröss' mich sehr, du bist ein wackrer Mann,
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sklaven
Schnell umgemeistert hätte. Fahre wohl.
Ich geh' mit freien Leuten Freiheit finden.

Carlos.

Leb wohl, du alter Trotzkopf! Denke mein!

(Basco geht mit seinen Vagabunden ab; zu den übrigen, die bleiben, spricht)

Carlos.

Ihr folgt uns beiden; wir versprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget diese Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr Freunde, laßt uns eilen: denn mir selbst
Ist viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürst von Rocca Bruna fangen lasse.
Geschwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt!

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden,
Die Freundin, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?

Lucinde, wo biſt du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang'!

Ach hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf' um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

(Sie geht nach dem Grunde.)

Basco mit den Seinigen.

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; ſo
Verſprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundin, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu ſehn. Am friſchen Morgen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

(Die Vagabunden gehen; er erblickt Claudinen.)

Was seh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vors Aug' geführt? Ein Mädchen ist's gewiß:
Ein schönes zartes Bildchen. Laßt uns sehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar ist?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann,
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eignen Sachen g'nug zu thun,
Und kümmre mich um nichts was andre treiben.

Claudine.

Dort seh' ich eine Wohnung; ist's die eure?

Basco.

Die meine nicht; sie steht nicht weit von hier
Um diese Felsen. Kommt! Noch schläft mein Weib;
Sie wird euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwundten aus, nach dem ihr bangt.

(Da er im Begriff ist sie wegzuführen, kommen)

Carlos und Pedro.

Carlos.

Nur diesen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.

Was sieht mein Auge! Götter, ist's Claudine!

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund.

Pedro.

Wie kommſt du her?
O Himmel! Du, hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb
Mich aus dem Schloſſe, dich zu ſuchen. Niemand
War in dem Hauſe mehr! Der alte Pförtner
Allein verwahrt' es; alle folgten ſchnell
Dem Vater, der nach deinen Raubern jagt.

Pedro.

Ich faſſe mich und meine Freude nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Muß ich euch erblicken!

Pedro.

Daß ich dich habe!

Claudine.

Daß ich zeigen kann,
Wie ich dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch ein Glück!

Claudine.

O geht und ſucht! Lucinde kam mit mir;
Ich habe ſie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier,
Auf dieſen Pfaden. Muthig legte ſie

Ein Wämmschen an; es ziert ein Federhut,
Es schützt ein Degen sie. O geht und sucht!

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.

(Carlos ab.)

Basco (für sich).

Ich gehe nach, und fällt sie mir zuerst
In meine starken Hände, soll sie nicht
So leicht entschlüpfen. Eine muß ich haben,
Es gehe wie es wolle. Nur geschwind! (ab.)

Claudine.

Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unser Haus mit Schrecken
Und Sorgen diese Nacht gefüllt. Wer ist's?

Pedro.

Was dir unglaublich scheinen wird, mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer sich aufs andre.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünschter Tag.

Claudine.

Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Ist nicht gefährlich?

Pedro.

Nein', Geliebte! Nein!
Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.

Claudine.

Es kommt der Tag!

Pedro.

An dieſem Baum erkenn' ich's; ja wir ſind
Auf deines Vaters Grund und Boden; hier
Iſt von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürſt von Rocca Bruna ſtreifen läßt.

Claudine.

O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da ſich die Nacht von Berg und Thälern hebt!
Bin ich es ſelbſt? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finſterniß; die Binde fällt,
Die mir ums Haupt der kleine Gott geſchlungen;
Ich ſehe mich, und ich erſchrecke nun
Mich hier zu ſehn. Was hab' ich unternommen?
Mich umfangt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieſes Bangen, dieſe Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.

Claudine.

Kann ich vor dem Vater ſtehen?

Pedro.

Laß uns nur zuſammen gehen.

Beide.

Ja, es bricht der Tag heran.

Claudine.

Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?

Pedro.

Hier in dem Buſen dich
Magſt du verbergen.

Claudine.

Ja dir, o Grauſamer,
Dank' ich die Qual.

Pedro.

Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.
Faſſe, faſſe dich, Geliebte,
Ja, bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.

Claudine.

Es ermannt ſich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja, ſchon fühl' ich mich geheilt.

Beide.

Nun geſchwind, in dieſen Gründen
Unſre Freundin aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.
Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieſer Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bangen Qualen heilt. (ab.)

Felſen und Gebüſch.

Lucinde in Mannskleidern. Daraus Basco.

(Beide mit bloßen Degen.)

Lucinde.

Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege ſie mir.

Basco (weichend).

Junker, wo anders mach dir zu ſchaffen.

(Für ſich.)

Liebliches Vögelchen, hab' ich dich hier?

Lucinde.

Wandrern zu drohen wagſt du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehſt du den Streit.

Basco (der ſich ſtellt).

Zwiſchen den Fingern brennt mich der Degen;
Wir ſind, o Liebchen,
Noch nicht ſo weit.

(Sie fechten. Lucinde wird entwaffnet und ſteht in ſich gekehrt und beſtürzt da.)

Basco.

Sieh, wir wiſſen Rath zu ſchaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.

Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geſchick!

Basco.

Sieh, wir wissen
Rath zu schaffen.
Laß dich küssen.
Seht den Affen! —
Welch Entsetzen,
Welch ein Blick!

Lucinde.

Möcht' ich wissen
Rath zu schaffen.
Ach, zu missen
Meine Waffen,
Welch Entsetzen,
Welch Geschick!

Carlos tritt eilig auf.

Hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Lucinde.

Seltenes Schicksal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreit?

Pedro und **Claudine.**

Claudine.

Hast du sie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Pedro.

Kaum ist der Bruder mir wieder gefunden,
Ist ihm auch eine Geliebte nicht weit.

(Pantomime, wodurch sie sich unter einander erklären; indessen singt)

Basco.

Hat ſich das Völkchen zuſammen gefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, ihr ſeligen Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut!

Basco (mit ihnen bei Seite).

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

Die Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Anführer.

Eilet, euch umher zu ſtellen!
Hier, hier ſind' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden (indem ſie anſchlagen).

Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſeyd ihr nun.

Die übrigen Perſonen.

Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.

Denkt ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, ihr Frevler, nein, mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,
Und der Herr von Villa Bella,
Beide ſind nun einig worden,
Beide Herren wollen ſo.

Die übrigen Perſonen.

Weh, o Weh! Was iſt geworden!
Weh, o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

(Da ſie den Alonzo kommen ſehen, treten ſie mit beſtürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Garden ſtellen ſich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.)

Alonzo

mit Gefolge, alle bewaffnet.

Habt ihr, Freunde, ſie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.

Sie zuſammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!

Carlos, Lucinde die den Hut in die Augen drückt, und Basco treten vor Alonzo.

Werther Herr, laßt euch erweichen!
Laſſet, laſſet uns davon.

Alonzo.

O von allen euren Streichen
Kennen wir die Pröbchen ſchon.

(Jene drei Perſonen treten zurück, Pedro kommt hervor.)

Pedro.

Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?

Alonzo (nach einer Pauſe).

Ach die Freude macht mich ſchweigen.
(Ihn umarmend.)
Lieber Freund und lieber Sohn!

Carlos, Lucinde, Vasco

(die eilig nach einander hervorkommen, indeß Claudine auf einem Felsen im Grunde in Ohnmacht liegt).

Ach Hülf' und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

(Sie kehren eilig wieder um.)

Pedro.

Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

(Er eilt nach dem Grunde.)

Alonzo.

Wem iſt zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich ſehn?

(Indeſſen hat ſich Claudine erholt, ſie wird langſam hervorgeführt.)

Claudine.

Ja du ſiehſt, du ſiehſt Claudinen:
Willſt du noch dein Kind erkennen,
Das ſich hier verloren giebt?

Alonzo.

Kind, erheitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, ſaget, was es giebt.

Lucinde (die ſich entdeckt).

Ja, ich muß mich ſchuldig nennen;
Ich beſtärkte ſelbſt Claudinen,
Den zu ſuchen, den ſie liebt.

Pedro.

Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihſt uns, wie ſie liebt.

Carlos.

Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.

Vasco (für ſich).

Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile giebt.

(Die ganze Entwickelung, welche die Poeſie nur kurz andeuten darf und die Muſik weiter ausführt, wird durch das Spiel der Acteurs erſt lebendig. Alonzo's Erſtaunen, und wie er nach und nach, von den Umſtänden unterrichtet, ſich faßt, erſt von Verwunderung zu Verwunderung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die leidenſchaftere Leidenſchaft Carlos und Lucindens, welche ſich nicht mehr zurückhält, die Gebärden Pedro's, der ſeinen Bruder dem Alonzo vorſtellt, der Verdruß Vasco's, nicht von der Stelle zu dürfen: alles werden die Schauſpieler lebhaft, angemeſſen und übereinſtimmend ausdrücken und durch die ſtudirte Pantomime den muſikaliſchen Vortrag beleben.)

Alonzo (zu den Garden).

Dieſe Gefangenen
Geben ſich willig.
Es iſt ein Irrthum
Heute geſchehn.
Dieß iſt mein Boden:
Alle ſie führ ich
Eilig nach Hauſe.

Grüßet den Fürſten,
Ich wart' ihm auf.

(Die Garden entfernen ſich.)

Alle.

Welch' ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den ſchönſten Tag heran,
Und es tragen Freud' und Wonne
Unſre Seelen himmelan.

Erwin und Elmire.

Ein Singspiel.

Perſonen.

Erwin.
Elmire.
Roſa.
Valerio.

Erſter Aufzug.

Ein Garten mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und **Valerio**

kommen mit einander ſingend aus der Ferne.

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

Valerio.

Wie ſchön und wie fröhlich durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bache mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beide.

Die Tage der Jugend ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Rosa.

Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit keinen holden, süßen Worten aus.
Ja, du bist mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig-treues Herz! Verzeih,
Wenn ich mit Eifersucht dich jemals quälte.
Daß du mir werth bist, zeigt dir meine Sorge.

Valerio.

Ja, ich bin dein, und nichts soll mich von dir,
So lang mein Athem wechselt, je entfernen.
Vergieb, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem Jeden gut und froh zu seyn,
Mich dir verdächtig machte. Sieh mir nach;
Denn du allein besitzest dieses Herz.

Rosa.

So sey es! deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergessen.

Valerio.

O bekämpfe ja
Das Uebel, das in deinen Busen sich
Auch wider deinen eignen Willen schleicht.
Jung sind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht diese Gegend einem Paradiese
Mit allen seinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und schweben
Wohlthät'ge Geister um uns her, die uns
Dieß Glück bereitet, so erfreuen sie
Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Lust
Mit stets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwei Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

(Valerio, der die Pantomime zu dieſer Arie gegen ſeine Geliebte ausgedrückt hat, faßt ſie zuletzt in den Arm, und ſie umſchließt ihn mit dem ihrigen.)

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild.

(Zu Zwei.)

Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Sehet Götter, euer Bild!

(Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn ſie abtreten wollten, und machen eine Pauſe. Dann ſcheinen ſie ſich zu beſinnen, und kommen gleichſam ſpazierengehend wieder hervor.)

Roſa.

Doch laßt uns auch an unſre Freundin denken.
Ich ſehe ſie am Fenſter nicht, auch nicht
Auf der Terraſſe. Bleibt die Arme wohl
An dieſem ſchönen Tage ſtill bei ſich
Verſchloſſen? oder wandelt ſie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie iſt
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der ſie ſo ſehr geliebt, und dem ſie ſelbſt
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, ſcheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;
Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerſtes, welch eine Seele ſie
Gequält, und welche Liebe ſie verſcherzt.

Roſa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen, ſie
Mit fröhlichen Geſprächen unterhalten.
Es ziemt uns wohl, da wir ſo glücklich ſind,
Den Schmerzen Andrer lindernd beizuſtehn.

Zweiter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Roſa und Valerio
(ihr entgegen gehend. Zu Zwei.)

Liebes Kind, du ſiehſt uns wieder!
Komm, begleite dieſe Lieder!
Dieſen Tag, ſo ſchön, ſo ſchön,
Laßt im Garten uns begehn.

Elmire.

Liebe Freunde, kommt ihr wieder?
Ach mich hält der Kummer nieder.

Sey der Tag auch noch so schön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

Rosa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen!
Grünte mein Garten!“
Kaum erst erfüllt,
Ist schon gestillt?

Elmire.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Säh' ich den Liebsten
Wieder im Garten!“
Ist nicht erfüllt,
Wird nicht gestillt.

Rosa und Valerio.

Soll umsonst die Sonne scheinen?

Elmire.

Laßt, o Lieben, laßt mich weinen!

Rosa und Valerio.

Sieh, die Blumen blühen all!
Hör' es schlägt die Nachtigall!

Elmire.

Leider, sie verblühen all!
Traurig schlägt die Nachtigall!

(Zu Drei.)

Elmire.

Töne, töne, Nachtigall!
Meiner Klagen Wiederhall.

Roſa und Valerio.

Töne, töne, Nachtigall!
Neuer Freuden Wiederhall.

Roſa.

O ſüße Freundin! Will denn keine Luſt
Mit dieſem Frühlingstage dich beſuchen?

Valerio.

Iſt dieſer Schmerz ſo eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde ſich entfernet?

Elmire.

Ach leider, ach! beſtürmen dieſes Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröſtliche,
Bringt keine Freude, keinen Troſt zu mir.
Bin ich allein, ſo darf ich wiederholen,
Ins Tauſendfache wiederholen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.

Valerio.

Im Buſen eines Freundes wiederhallend
Verliert ſich nach und nach des Schmerzens Ton.

Elmire.

Ich lauſche gern dem ſchmerzlichen Geſang,
Der wie ein Geiſterlied das Ohr umſchwebt.

Roſa.

Die Freuden Andrer locken nach und nach
Uns aus uns ſelbſt zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn Andre ſich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaßt mich, daß im ſtillen Hain

Mir die Geſtalt begegne, die Geſtalt
Des Jünglings, den ich mir ſo gern entgegen
Mit ſeiner ſtillen Miene kommen ſah.
Er blickt mich traurig an, er naht ſich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentſchloſſen ſtehn. So kam er ſonſt,
Und drang ſich nicht wie jeder Andre mir
Mit ungeſtümem Weſen auf. Ich ſah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu ſehen ſchien; er merkt' es nicht, er ſollt'
Es auch nicht merken. Scheltet mich, und ſcheltet
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreiheit, die wir nur zu bald
Verſcherzen, um die lange, lange Wandrung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück zu ſagen wie ich liebte.
Und doch auch ſo! Ich hätte können zärter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.

Roſa.

Wenn du es willſt, ſo gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Geſellſchaft ſich verſammelt.

Elmire.

Ich halt' euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr geht,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerſtreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Geſpräche laſſen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt;
So ſchmeichelt meiner Trauer, ſtört ſie nicht.

Roſa.

Beliebt es dir zu ſingen?

Valerio.

Wenn du magſt —?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laßt uns jenes Lied
Zuſammen ſingen, das Erwin ſo oft
Des Abends ſang, wenn unter meinem Fenſter
Er ſeine Cither rührte, hoch und höher
Die Nacht ſich über ſeinen Klagen wölbte.

Roſa.

Verzeih!

Valerio.

Es giebt ſo viele, viele Lieder!

Elmire.

Das Eine wunſch' ich, ihr verſagt mir's nicht.

Roſa.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.

Valerio.

Da kam eine junge Schaferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wieſe her und ſang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,

Ach nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Roſa.

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio.

Und ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!"

(Zu Drei.)

„Und ſterb' ich denn; ſo ſterb ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!"

Elmire.

nd dieſes Mädchen, das auf ſeinem Wege
nwiſſend eine Blume niedertritt,
ie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin ſchuldig.
it hab' ich ihn, ich muß es doch geſtehn
ſt hab' ich ihn gereizt, ſein Lied gelobt
hn wiederholen laſſen, was er mir
ns Herz zu ſingen wünſchte; dann auch wohl
in andermal gethan als wenn ich ihn
icht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich verbrochen.

Valerio.

u klagſt dich ſtreng', geliebte Freundin, an.

Elmire.

Weit ſtrenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Roſa.

Die Liebe bringt ihn dir vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entſchadigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erſt jetzt
Erſtaun' ich, wie ich lieblos ihn gemartert.
Man ſchonet einen Freund, ja man iſt höflich
Und ſorgſam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der ſich einzig mir
Auf ewig gab, den ſchont' ich nicht, und konnte
Mit ſchadenfroher Kälte den betrüben.

Valerio.

Ich kenne dich in deiner Schildrung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwei Pfirſchen
Von einem ſelbſtgepfropften Bäumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten!
Die ſtille Freude ſeiner Augen, um
Dieß erſte Paar der lang' erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, ſah ich nicht; ich ſah
Sie damals nicht, — doch hab' ich ſie geſehn;
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Bot ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin;
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
War es ein Todesſtoß. Nicht ſind's die Pfirſchen,

Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!

Valerio.

Wenn es auch edel iſt ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen, und ſich ſelbſt
Verbeſſern, o ſo kann es keine Tugend,
Nicht lobenswürdig ſeyn, mit der Erinnrung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Befreie mich von allen dieſen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus ſeinem Garten brachte, von dem Blick
Mit dem er noch mich anſah, als er ſchon
Beſchloſſen hatte, ſich von mir zu reißen.

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen, welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesgluth!

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gieb mir den Tod.

(Roſa und Valerio bemühen ſich während dieſes Geſanges ſie zu tröſten, beſonders Valerio. Gegen das Ende der Arie wird Roſa ſtill, tritt an die Seite, ſieht ſich manchmal nach den beiden unruhig und verdrießlich um.)

Roſa (für ſich).

Ich komme hier mir überflüſſig vor;
Der Freund ſcheint auf die Freundin mehr zu wirken,
Als eine Freundin. Gut, ich kann ja wohl
Allein durch dieſe Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

(Sie geht ab, ſich noch einigemal umſehend. Elmire und Valerio welche mit einander ſortſprechen, bemerken nicht, daß ſie ſich entfernt.)

Valerio.

Ich laſſe dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß dieſe Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Menſch, und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weiſe Menſchen ſich
Dazu gebildet, daß ſie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend naher bringen.
Ich habe ſelbſt auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müſſen; wer erlebt ſie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Haſt,
Die ich nun eher bändigend beherrſche,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geſchick. Er hörte
Mich liebreich an; und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löſ't' er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch, denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr geſehn, ſo ſollſt du zu ihm hin;
Ich führe dich, und Roſa geht mit uns.

Elmire.

Wo iſt ſie hin?

Valerio.

Ich ſehe ſie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzu weit von hier, in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felſenwand am Fluſſe ſtill
Uns ſtehen hieß. Der kleine Steg, der ſonſt
Hinüber führt', war von dem Strom vor kurzem
Hinweg geriſſen; doch wir finden ihn
Jetzt wieder hergeſtellt. Dieß iſt der Weg;
Wir folgen einem Pfade durchs Gebüſch,
Und auf der Wieſe kennen wir gar leicht
Den Fußſteig linker Hand, und dieſer führt
Uns ſtets am Fluſſe hin, um Wald und Fels,
Durch Buſch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirſt du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felſen ſehn; es wird dir wohl
Auf dieſem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichſt.

Elmire.

O bring' mich hin! Der Tag iſt lang; ich ſehne
Mich nach dem ſtillen Gange, nach den Worten
Des guten Greiſes, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht was ich an ihm bemerkt,
So weiß er mehr, als andre Menſchen wiſſen.

Sein ungetrübtes freies Auge ſchaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schickſals, die um uns
In tauſend Kreiſen klingend ſich bewegt,
Vernimmt ſein Ohr; und wir erhaſchen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrüg' ich mich nicht ſehr, ſo wird der Mann
Dir mit dem Troſt zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft ſind wir um nichts
Vergauf, vergab geſtiegen, ſind gegangen
Nur um zu gehen! Laß uns dieſes Ziel,
So bald als möglich iſt, erreichen. Roſa! Wo
Iſt unſre Freundin?

Valerio.

Gleich! ich hole ſie.
Auch wünſch' ich ſehr, daß ſie ihn einmal ſehe,
Aus ſeinem Mund ein heilſam Wort vernehme;
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich ſtets,
Sie macht mich elend; denn die Eiferſucht
Nagt ihre Bruſt wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn ſie die Freuden,
Die reinſten mir vergällt, verzweifl' ich faſt,
Und der Entſchluß ſie zu verlaſſen ſteigt,
Wie ein Geſpenſt, in meinem Buſen auf.

Elmire.

Geſchwind, geſchwind, daß uns der weiſe Mann
Zuſammen rathe, Troſt und Hülfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt iſt.

(Indem ſie dringend Valerio's Hände nimmt.)

Ich muß, ich muß ihn ſehen,
Den göttergleichen Mann.

Valerio

(der ihre Hände feſthält und ihre Freundlichkeit erwiedert).

Ich will mit Freude ſehen,
Wie ſchön er tröſten kann.

Roſa

(die ungeſehen herbeikommt und ſie beobachtet, für ſich).

Was muß, was muß ich ſehen!
Du böſer, falſcher Mann!

Elmire (wie oben).

Der Troſt aus ſeinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio (wie oben).

Er heilet deine Wunde,
Beſeliget dein Herz.

Roſa (wie oben).

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire (wird ſie gewahr).

Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unſre Sonnenhüte nehmen. Du
Biſt doch zufrieden, daß wir neue Wege
Geleitet von Valerio, betreten?

Roſa.

Ich dächte faſt, ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundin unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Roſa? Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch

Mit wem du redeſt, was du mir ſo heilig
Vor wenig Augenblicken noch verſprachſt.

Roſa.

Bedenk' es ſelbſt, Verräther! Nein, ich habe
Mit dieſen meinen Augen nichts geſehn.

Valerio.

Das iſt zu viel, zu viel! Du ſiehſt mich hier
Mit warmem Herzen einer edeln Freundin
In trüber Stunde beizuſtehn bemüht.
Iſt dieß Verrath?

Roſa.

Und ſie ſcheint ſehr getröſtet.

Elmire.

Kann deine Leidenſchaft mich auch verkennen?

Valerio.

Beleid'ge, Roſa, nicht das ſchöne Herz!
Geh' in dich ſelbſt, und höre was dein Freund,
Was dein Geliebter ſagt, und was dir ſchon
Dein eigen Herz ſtatt meiner ſagen ſollte.

Roſa

(weinend und ſchluchzend, indem Valerio ſich um ſie bemüht).

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und lieble dorten nur, dorten!
Alles erlogen, alles iſt Trug.

(Sie wendet ſich von ihm ab; und da ſie ſich auf die andre Seite kehrt kommt ihr Elmire entgegen, ſie zu beſänftigen.)

Freundin, du Falſche!
Sollteſt dich ſchämen!
Laß mich! Ich will nicht,

Will nichts vernehmen.
Doppelte Falschheit,
Doppelter Trug!

Valerio.

So ist es denn nicht möglich daß du dich
Bemeistern kannst? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieser falsche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt, und immer wieder klingt;
Wo ist der Künstler, der es stimmen könnte?
In diesem Augenblick verwundest du
Mich viel zu tief, als daß es heilen sollte.
Wie? Diese redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundin beizustehn, die Erfüllung
Der schönsten Pflicht, du wagst sie mißzudeuten?
Was ist mein Leben, wenn ich Andern nicht
Mehr nutzen soll? Und welches Wirken ist
Wohl besser angewandt, als einen Geist,
Der, leidenschaftlich sich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerstörte, zu besänft'gen?
Nein! Nein! ich folge jenem Trieb', der mir
Schon lang' den Weg zur Flucht gezeigt, schon lange
Mich deiner Tyrannei auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb wohl! Es ist geschehn!
Zerschlagen ist die Urne, die so lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Busen willig faßte; rasch
Entstürzet das Gefühl sich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieselnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun versiegend hin.
Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:

Dieſes Glück, ſo ſchön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach ich hab' in deinen Armen,
Mehr gelitten als genoſſen!
Nun es ſey! Es iſt beſchloſſen!
Ende Glück, und ende Pein! (ab.)

Elmire.

Hörſt du, er hat geſchworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Roſa.

Sie ſind nicht Alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Elmire.

Gewiß, er muß dich haſſen;
Kannſt du ſo grauſam ſeyn?

Roſa.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemals mein.

(Es kommt ein Knabe, der ein verſiegeltes Blättchen an Roſa bringt.)

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, ſage mir, wer gab dir's?
Doch er ſchweigt und eilet fort.

Roſa (Elmiren das Blatt gebend).

Ach, an mich iſt's überſchrieben!
Liebe Freundin, lies, o lies es,
Und verſchweige mir kein Wort.

Elmire (lieſt).

„Ich flieh', ich fliehe,
„Dich zu vermeiden,

„Und mit den Schmerzen
„Und mit den Freuden
„Nicht mehr zu kämpfen.
„Siehſt mich nicht wieder;
„Schon bin ich fort!“

Roſa (auf das Blatt ſehend).

O weh'! o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm, ermanne dich, Geliebte!
Noch iſt alles nicht verloren,
Nein, du wirſt ihn wiederſehn.

Roſa.

Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geſchworen,
Ach, es iſt um mich geſchehn.

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er fliehet
An dieſen Ort.

Roſa.

O was verſprech' ich
Dir für Belohnung!

O eil'! o eile!
Er flieht, er fliehet
Wohl weiter fort.

Elmire.

Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort den eignen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heil'gen Mann.

Roſa.

O Geliebte, laß uns eilen,
Dieſe Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

Elmire.

Zwei Mädchen ſuchen
Mit Angſt und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede
Was ſie verlor.

Roſa.

O laß die Buchen
Am ſtillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde jede
Den ſie erkor.

Beide.

Und zwiſchen Felſen
Und zwiſchen Strauchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweiter Aufzug.

Waldig-buſchige Einöde, zwiſchen Felſen eine Hütte mit einem Garten dabei.

Erſter Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

o iſt es denn vergebens jenes Bild
us meiner Stirne wegzutilgen. Hell
leibt die Geſtalt und glänzend vor mir ſtehn.
tiefer ſich die Sonne hinter Wolken

Und Nebel bergen mag, je trüber ſich
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und heller glänzt im Innerſten dieß Bild,
Dieß Angeſicht hervor, ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O welch ein Wuchs! o welch ein ſtiller Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf,
Als ſorgte ſie zu zeigen: „Seht, ich bin's."
Und doch geht ſie ſo leiſ' und leicht dahin,
Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig als der Stern der uns erquickt.
Aber bald wächſ't das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.

(Gegen Hütte und Garten gekehrt.)

O theurer Mann, den ich in dieſer Oede
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinnber wandelte! Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kranzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach!

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

(Gegen die andre Seite gekehrt.)

Schweige, zarte liebe Stimme!
Mit den sanften Zaubertönen
Lockst du mich, vermehrst das Sehnen
Marterst mit vergebnem Schmerz.

(Wie oben.)

Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Flusse her, und steigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich diesen Mann,
So ist's Valerio. Welch ein Geschick
Führt ihn auf diese Spur? Ich eile schnell
Mich zu verbergen. — Was beschließ' ich? Was
Ist hier zu thun? — Geschwind in deine Hütte!
Dort kannst du horchen, überlegen dort.

Zweiter Auftritt.

Valerio eine blonde Haarlocke in der Hand tragend.

Nein, es ist nicht genug, die Welt zu fliehn!
Die schönen Locken hab' ich gleich entschlossen
Vom Haupte mir geschnitten, und es ist
An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einsamkeit den ganzen Rest
Von meinem Leben. Felsen und Gebüsch,
Du hoher Wald, du Wasserfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es iſt mein feſter Wille,
Euch, ihr Nymphen dieſer Stille,
Weih' ich dieſes ſchöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.
(Er legt die Locke auf den Felſen.)

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio (ohne Erwin zu ſehen).
Mein Herz iſt nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heil'gen Manne zeigen.
Erwin (in der Thür der Hütte).
Vergebens will ich fliehn; ſie zieht mich an,
Die Stimme, die mich ſonſt ſo oft getröſtet.
Valerio.
Er kommt! O Heiliger, vergieb, du ſiehſt —
(Er erſtaunt und tritt zurück.)
Erwin.
Vergieb, mein Freund, du ſiehſt nur ſeinen Schüler.
Valerio.
Iſt's möglich? welche Stimme! welches Bild!
Erwin.
Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entſtellt?
Valerio.
Er iſt's! er iſt's! mein Freund! Erwin mein Freund!
Erwin.
Der Schatten deines Freundes ruft dich an.

Valerio.

O komm an meine Bruſt, und laß mich endlich
Deß ſüßen Traumes noch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringſt mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte, ja nicht hoffen wollte.
Mein treuer, beſter Freund, ich ſchließe dich
Mit Luſt an meinen Buſen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend ſchlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um dieſe Felſen:
Allein er lebt! Er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur um wieder neu zu bangen.

Valerio.

O ſage mir! O ſage viel, und ſprich:
Wo iſt der Mann, der Edle, der dieß Haus
So lang' bewohnte?

Erwin.

Dieſe kleine Hütte,
Sein Körper und ſein Kleid ſind hier geblieben;
Er iſt gegangen! Dorthin wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehſt du, hier,
Bedeckt mit Roſen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich wein' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruſt gehoben.

Erwin.

Ich ſelbſt erkenne mich für ſchuldig; oft
Weint' ich an ſeinem Grabe Thränen, die
Dem edlen Mann nicht galten. Freund, o Freund!

Valerio.

Was hab' ich dir zu ſagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum biſt du gekommen? ſag' mir an!

Valerio.

Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Erwin.

So verſcheuchte dich
Ein allzugroßes Glück von ihrer Seite.
Ach wehe! weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der tröſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte,
Wie bringſt du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüſte! —
Wo biſt du hin auf einmal, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnrung an,
Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück als du dir hoffen darfſt.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang' genug getäuſcht;
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig' und laß mich los.
Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig' o ſchweig'! Ich will nichts wiſſen.

Ach was werd' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch was haſt du mir zu ſagen?
Sprich! ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio

(der zuletzt, anſtatt Erwinen zuzuhören und auf ſeine Leidenſchaft zu merken mit Staunen nach der Seite hingeſehen, wo er hereingekommen).

Ich ſchweige, wenn du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt du hin? Was ſiehſt du in dem Thale?

Valerio.

Zwei Mädchen ſeh' ich, die den ſteilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte ſchon
Sie mit Erſtaunen eine Weile. Sanft
Regt ſich der Wunſch im Buſen: „Möchte doch
Auf dieſen Pfaden die Geliebte wandeln!“
Mein unbefeſtigt Herz wird mehr und mehr
Durch deine Gegenwart, o Freund, erſchüttert.
Ich finde dich ſtatt jenes edeln Weiſen;
Ich weiß die Freude die noch deiner wartet;
Ich fühle daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen konnt' ich, ihr mich nicht entreißen.

Erwin (nach der Seite ſehend).

Sie kommen grad' herauf: ſie ſind gekleidet
Die Mädchen aus der Stadt; und wie verloren
Sie ſich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; ſie ſcheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund; ich laſſe mich

Vor keinem Menſchen ſehn, der aus der Stadt
Zu kommen ſcheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart ſie nicht zurecht zu weiſen. —
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter Amor!
Wie machſt du es mit deinen Dienern gut!
Sie ſind es!

Erwin.

Wer?

Valerio.

Sie ſind es! Freue dich!
Das Ende deines Leidens iſt gekommen.

Erwin.

Du täuſcheſt mich.

Valerio.

Die allerliebſten Mädchen,
Roſette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerio.

Sieh hin! Erkennſt du ſie?

Erwin.

Ich ſeh' und ſehe
Mit offnen Augen nichts; ſo blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerio.

Elmire ſteht an einem Felſen ſtill.
Sie lehnt ſich an und ſieht hinab ins Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wieſ' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt ſie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin (aus tiefen Gedanken).
O wecke mich nicht auf!

Valerio.
Roſette ſchreitet heftiger voraus.
Geſchwind, Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erſchrecke ſie mit dieſem kurzen Haar,
Mit Ernſt und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns alle dann mit ſchöner Freude kränzen!

Vierter Auftritt.

Valerio an der andern Seite auf einem Felſen ſitzend. Roſa.

Roſa.
Hier iſt der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er iſt's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machſt du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du höreſt meine Stimme, wendeſt nicht
Dein Angeſicht nach deiner Liebſten um?
Doch ja, du ſiehſt mich an, du blickſt nach mir,
O komm herab, o komm in meinen Arm!
Du ſchweigſt und bleibſt? O Himmel, ſeh' ich recht!
Dein ſchönes Haar haſt du vom Haupt geſchnitten;
O was vermuth' ich! was errath' ich nun!

Kannſt du nicht beſänftigt werden?
Bleibſt du ſtill und einſam hier?
Ach, was ſagen die Geberden,
Ach, was ſagt dein Schweigen mir?

Haſt du dich mit ihm verbunden,
Iſt dir nicht ein Wort erlaubt;
Ach ſo iſt mein Glück verſchwunden,
Iſt auf ewig mir geraubt.

Valerio.

Du jammerſt mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur
Zum Troſte ſag' ich dir: Noch iſt nicht alles,
Was du zu fürchten ſcheinſt, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In dieſem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß verſagen.
Entferne dich dorthin, und ſetze dich
Auf jenen Felſen; bleibe ſtill und nahre
Den feſten Vorſatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Roſa.

Ich folge deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben biſt. Dein freundlich-ernſtes Wort,
Dein Blick gebietet mir, ich geh' und hoffe!

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was haſt du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,

Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht, und kommſt mit Liſt,
Mit glatten Worten, mit Verſtellung, mich
Erſt einzuwiegen, führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Aufs neue regt, das weder Troſt noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur ſtille, lieber Mann; ich ſage dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe ſie.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſprechen!

Erwin.

Ich verſtumme ſchon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir ſtehn.

Erwin.

Sie nähert ſich. Ihr Götter, ich verſinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie hofft, den weiſen Alten

Hier oben zu beſuchen. Haſt du nicht
Ein Kleid von ihm?

Erwin.

Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt' es ihm zuletzt, allein er wollte
In ſeinem alten Rock begraben ſeyn.

Valerio.

Verkleide dich.

Erwin.

Wozu die Mummerei?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es iſt kein Scherz; du ſollſt nur Augenblicke
Verborgen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören,
Ihr innres Herz erkennen, wie ſie liebt,
Und wen?

Erwin.

Was ſoll ich thun?

Valerio.

Geſchwind, geſchwind!

Erwin.

Doch mein Geſicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; ſoll ich dann beſchamt,
Verloren vor ihr ſtehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenſchaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar,

(er nimmt das Haar vom Felſen.)

Ans Kinn gepaßt, macht dich zum weiſen Mann.

Erwin.

Noch immer wechſelſt du mit Ernſt und Scherz.

Valerio.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſey es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.

(Sie gehen in die Hütte.)

Sechster Auftritt.

Elmire allein.

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!
Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flohene Freuden
Ach, ſäuſeln im Winde,
Faſſen die bebende,
Die ſtrebende Bruſt.
Himmliſche Zeiten!
Ach, wie ſo geſchwinde

Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt.
Du lachſt mir, angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt ſeit langer Zeit zum erſtenmal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen;
Verbirg' dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen.
Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab ins Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und flieh' ich
Und ſuche die Qual.
Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt.

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio.

Welch eine Klage tönet um das Haus!

Elmire.

Welch eine Stimme tönet mir entgegen!

Valerio.

Es iſt ein Freund, der hier ſich wieder findet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerio.

Ach meine Freundin, heute gab ich dir
Den beſten Troſt, belebte deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich ſelbſt des Troſtes bald
Auf immer mangeln würde.

Elmire.

Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare ſind vom Scheitel abgeſchnitten,
Ich von der Welt.

Elmire.

O ferne ſey uns das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das Wenige
Was nöthig iſt. Du wirſt den Edeln ſehen,
Der hier nun glücklicher als ehmals wohnt.
Er ſaß in ſeiner Hütte ſtill, und ſah'

Die Ankunft zwei bedrangter Herzen ſehen
In ſeinem ſtillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tauſend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz iſt offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern geſtehn.

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte.

Elmire (kniet).

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Er hebt ſie auf und verbirgt die Bewegungen ſeines Herzens.)

Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm sein stummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren sehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt.

Ach, so drängt' und quält' ich ihn;
Und nun ist der Arme hin,
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Ist verloren, er ist todt.
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus und schreibt mit zitternder Hand einige Worte, schließt die Tafel zu, und giebt sie Elmiren. Diese will sie die Blätter aufmachen; er hält sie ab und macht ihr ein Zeichen, sich zu entfernen. Diese Pantomime wird von Musik begleitet, wie alles das Folgende.)

Elmire.

Ja, würd'ger Mann, ich ehre deinen Wink,
Ich überlasse dich der Einsamkeit,
Ich störe nicht dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich, wann
Die Blatter öffnen? wann die heil'gen Züge
Mit Andacht schauen, küssen, in mich trinken?

(Er deutet in die Ferne.)

An jener Linde? Wohl! so bleibe dir
Der Friede stets, wie du ihn mir bereitest.
Leb wohl! Mein Herz bleibt hier mit ew'gem Danke.

(ab.)

Erwin

(ſchaut ihr mit ausgeſtreckten Armen nach, dann reißt er den Mantel und die Maske ab).

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Nachher Roſa.

Valerio.

Sie liebt dich! Sie liebt dich!
Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet,
Die dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle mein Leben!

Ach sie vergiebt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio.

Nein, ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin.

Ich ſchickte ſie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Vor Füll' und Freude brechen ſollte. Nun
Hat ſie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort geleſen:
Er iſt nicht weit!"

Valerio.

Sie kommt! Geſchwind, ſie kommt.
Nur einen Augenblick in dieß Geſtrauch!

(Sie verſtecken ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.

O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (hervortretend).

Elmire!

Elmire.

Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen).

Ich bin's.

Elmire (an ſeinem Halſe).

Du biſt's!

Valerio (hereintretend).

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück! (ab.)

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Roſa

(welche ſchon, während Elmirens voriger Strophe, mit Valerio bereits getreten und ihre Freude, Verwunderung und Versöhnung mit dem Geliebten pantomimiſch ausgedrückt).

Da hab' ich ihn wieder!
Du haſt ihn zurück!
O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden.
Dieſer Erde Glück zu finden
Suchet ihr umſonſt allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieſer Erde Glück zu finden
Müſſet ihr zu Paaren ſeyn.

Erwin.

Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu faſſen.
Ohne Thrane kann ich laſſen
Dieſe Hütte, dieſes Grab.

Elmire. Roſa. Valerio.

Oft, durch unſer ganzes Leben
Bringen wir der ſtillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was ſie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank ſey unſer Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben;
Es erhalte, was es gab!

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

Bergigte Gegend, im Grund eine Hütte am Felsen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne an der Seite ein ſteinerner Tiſch mit Bänken.

Bätely

mit zwei Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Wieſe.

Singe, Vogel, ſinge!
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemolken, ich habe gefrühſtückt, die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich Jemand habe mit dem ich ſchwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein ſeyn. (Sie nimmt Rocken und Spindel.) Wenn er mich hört, pflegt er aufzuſtehn.

Vater tritt auf.

Vater. Guten Morgen, Bätely.

Bätely. Vater, guten Morgen!

Vater. Ich hatte gern noch länger geſchlafen, und du weckſt mich mit einem luſtigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du biſt artig und unartig zugleich.

Bäteli. Nicht wahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hätteſt mir die Ruhe gönnen ſollen! Weißt du doch nicht wann ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bäteli. Ihr hattet gute Geſellſchaft.

Vater. Das war auch nicht artig daß du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bei mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bäteli. Ihr ſeyd gleich ſo mitleidig, wenn er klagt und druckſt und immer eben daſſelbe wiederholt, hernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, thut als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfangt. Mir iſt's ganz anders dabei, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch ſelbſt, daß du dich zu etwas entſchlöſſeſt.

Bäteli. Wollt ihr mich ſo gerne los ſeyn?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's beide beſſer und bequemer.

Bäteli. Wer weiß? Ein Mann iſt nicht immer bequem.

Vater. Beſſer iſt beſſer. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bäteli. Sind wir's doch einmal ſo gewohnt! Unſer Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unſre Alpe giebt uns was wir brauchen, wir haben zu eſſen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch ſo viel, daß wir uns ein hübſches Kleid auf den Leib ſchaffen können, ſind hier oben allein und geben Niemand ein gut Wort! Und was war' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube beſſer getafelt, mehr Vieh und mehr Leute dabei? Es giebt nur mehr zu thun und zu ſorgen, und man kann doch nicht

mehr eſſen, trinken und ſchlafen als vorher. Euch wollt' ich's freilich bequemer wünſchen.

Vater. Und mir wollt' ich wünſchen daß ich nicht mehr um dich zu ſorgen hätte. Freilich werde ich alt, und ſpüre denn doch daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer ſteifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannſt du allein gar nicht beſtehen; du mußt heirathen, und weißt nicht welchen Mann du kriegſt. Jetzt iſt's ein guter Menſch der dir ſeine Hand anbietet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und ſorge und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bätely.

Alle Sorgen
Nur auf morgen!
Sorgen ſind für morgen gut.

Was hat denn Jery geſagt?

Vater. Was hilft's? Du giebſt doch nichts drauf.

Bätely. Ich möchte hören ob was Neues drunter war.

Vater. Neues nichts, er hat auch nichts Neues zu ſagen, bis du ihm das Alte vom Herzen nimmſt.

Bätely. Es iſt mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt ſeyn: er iſt allein, hat vom Vater ſchöne Güter, iſt jung und friſch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben, und juſt mich. Er fände zehen für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er juſt mich?

Vater. Weil er dich lieb hat.

Bäteln. Ich weiß nicht was er will, er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bäteln. Mir iſt er's auch nicht. Er iſt hübſch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der ſich mit Schwingen groß machte, rechtſchaffen an den Boden. Er gefällt mir ſonſt ganz wohl. Wenn ſie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmal freundlich mit ihnen iſt, einem hernach den ganzen Tag auflagen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monat, daß er ſo oft kommt.

Bäteln. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da; denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehn, als neuerdings; ich wollt', er ließ' mich in Ruh. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit fürs Mittagseſſen.

Bäteln. Daran iſt mir mehr gelegen wie euch.

(Vater ab.)

Bäteln. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünktlich wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig Lied anfangen, daß er nicht gleich in ſeine alte Leyer einlenken kann.

(Sie macht ſich was zu ſchaffen und ſingt.)

Es rauſchet das Waſſer
Und bleibet nicht ſtehn;
Gar luſtig die Sterne
Am Himmel hin gehn;

Gar luſtig die Wolken
Am Himmel hin ziehn;
So rauſchet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery (der ſich ihr indeſſen genähert).

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn;
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Bätely. Was bringt ihr Neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bately!

Bätely. Hier oben haben wir Altes genug! Wenn ihr uns nichts Neues bringen wollt! Wo kommt ihr ſo früh her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgeſehen, wie viel Käſe vorräthig ſind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer ſucht. Ich denke wir werden einig.

Bätely. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bätely. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Halfte, gönnt' euch das Ganze. Wie ſchön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte, und käme nach Hauſe und würfe dir die Doublen in den Schooß. Zähl' es nach, ſagt' ich dann, heb es auf! Wenn ich nun nach Hauſe komme, muß ich mein Geld in den Schrank ſtellen, und weiß nicht für wen.

Bätely. Wie lang' iſt's noch auf Oſtern?

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mir Hoffnung macht.

Bätely. Behüte Gott! ich meinte nur.

Jery. Du wirst an vielem Uebel Schuld seyn. Schon so oft hast du mir den Kopf so toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich sie nun hätte, und wäre sie gleich müde, und sähe immer und immer, das ist nicht Bätely! ich wär' auf immer elend.

Bätely. Du mußt eine schöne nehmen, die reich ist und gut; so eine wird man nimmer satt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine reichere noch bessere.

Ich verschone dich mit Klagen;
Doch das Eine muß ich sagen,
Immer sagen: dir allein
Ist und wird mein Leben seyn.
Willst du mich nicht wieder lieben?
Willst du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen bist du mein;
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Bätely. Du kannst recht hübsche Lieder, Jery, und singst sie recht gut. Nicht wahr, du lehrst mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten satt. Leb wohl! Ich habe noch viel zu thun diesen Morgen; der Vater ruft.

(ab.)

Jery.

Gehe!
Verschmähe
Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen,
Du wirst mich vertreiben,

Um Luſt zu gewinnen,
Hier kann ich nicht bleiben.

Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Thomas tritt auf.

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer ſeyd ihr?

Thomas. Kennſt du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, biſt du's?

Thomas. Hab' ich mich ſo geändert?

Jery. Ja wohl, du haſt dich geſtreckt; du ſiehſt vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat ſieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht, er iſt mehr geplagt.

Jery. Du biſt auf Urlaub?

Thomas. Nein, ich habe meinen Abſchied. Wie die Capitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hauſe.

Jery. Was iſt das aber für ein Rock? Warum trägſt du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de goût, wenn Einer auf ſeine eigne Hand was Buntes trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nahme nicht funfzig Doublen, daß ich nicht Soldat gewesen wäre. Man ist ein ganz anderer Kerl; man wird frischer, lustiger, gewandter, kann sich in alles schicken, und weiß wie es in der Welt aussieht.

Jery. Wie kommst du hierher? Wo schwärmst du herum?

Thomas. Zu Hause bei meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochsen zusammengekauft und auf Credit genommen, alle schwarz und schwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das ist ein guter Handel; man verdient etwas und ist lustig auf dem Wege. Da hab' ich meine Geige bei mir, mit der mach' ich Kranke gesund und das Regenwetter fröhlich. Nun wie ist denn dir, alter Tell? Du siehst nicht frisch drein. Was hast du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal so einen Handel versucht. Geld hab' ich ohnedieß immer liegen, und zu Hause gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du siehst nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du siehst trübe und verdrossen.

Jery. Ach Thomas!

Thomas. Seufze nicht, das ist mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen sind nur nicht gar abscheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie todt.

Jery. Ich sehe, du bist geworden wie die andern: es ist nicht genug daß ihr lustig seyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verstehst du nicht, Gevatter! Dein Zustand ist so gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe, wenn es euch das erstemal anwandelt, meint ihr gleich Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.
Ein Mädchen konnt' ihn fassen:
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!
Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav.
Nun, da sie ihn genommen,
Ist alles wiederkommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Nun, sage, willst du heirathen?

Jery. Ich freie um ein allerliebstes Mädchen.

Thomas. Wann ist die Hochzeit?

Jery. So weit sind wir noch nicht.

Thomas. Wie so?

Jery. Sie will mich nicht.

Thomas. Sie ist nicht gescheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübsches Gut, ein schönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, sie sollen's gut bei mir haben.

Thomas. Und sie will dich nicht? Hat sie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie ist toll. Sie soll Gott danken und mit beiden Händen zugreifen! Was ist denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um sie: In diesem Hause wohnt sie bei ihrem Vater. Sie nähren sich von dem kleinen Gute hierbei. Alle jungen Bursche hat sie schon weggescheucht, die ganze Nachbarschaft ist unzufrieden mit ihr. Dem einen hat sie einen schnippischen Korb gegeben, dem andern hat sie einen Sohn toll gemacht. Die meisten haben sich kurz resolvirt und haben andre Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, so hübsche Mädchen man mir auch schon angetragen hat.

Thomas. Man muß sie nicht lange fragen. Was will so ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater stirbt, was will sie anfangen? Da muß sie sich dem ersten besten an den Hals werfen.

Jery. Es ist nicht anders.

Thomas. Du verstehst es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein bißchen derb. Ist sie zu Hause?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freiersmann seyn. Was krieg' ich wenn ich sie dir kupple?

Jery. Es ist nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willst.

Thomas. Zehn Doublen! Ich muß etwas rechts fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willſt du's anſtellen?

Thomas. Geſcheidt!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will ſie fragen, was ſie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das iſt Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater ſtirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und ſie krank wird?

Jery. Nun ſprich recht gut.

Thomas. Und wenn ſie alt wird?

Jery. Du haſt reden gelernt.

Thomas. Ich will ihr Hiſtorien erzählen.

Jery. Recht ſchön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burſchen findet.

Jery. Vortrefflich.

Thomas. Ich will dich herausſtreichen! Geh nur, geh!

Jery.

Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verſpricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Iſt die größte Wohlthat nicht.

(Jery ab.)

Thomas (allein). Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bei meinem Ochſenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen ſollte. Ich will doch ſehen was das für ein Drache iſt, und ob ſie kein vernünftig Wort mit ſich reden läßt. Am beſten ich thu' als

wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely kommt aus der Hütte.

Thomas (für sich). Iſt ſie das? O die iſt hübſch!

(Laut.)

Guten Tag, mein ſchönes Kind.

Bätely. Großen Dank! War' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich treibe ſchon drei Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brod und Kas' dazu! Rothen Wein, recht guten Italianiſchen.

Thomas. Scharmant! Iſt das euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ei! ei! So ganz allein?

Bätely. Wir ſind ja unſer zwei. Wärr' Er, ich will Ihm zu trinken holen; oder komm' Er lieber mit herein; was will Er da haußen ſtehn? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile (Er nimmt ſie bei der Hand und hält ſie.)

Bätely (macht ſich los). Ei was ſoll das?

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit ſich reden. (Er faßt ſie an.)

Bätely (wie oben). Meint Er? Kennt Er mich ſchon?

Thomas.

Nicht ſo eilig, liebes Kind!
Ei, ſo ſchön und ſprode!

Bätely.

Weil die meiſten thöricht ſind,
Meint Er, iſt es jede?

Thomas.

Nein, ich laſſe dich nicht los,
Mädchen, ſey geſcheidter!

Bätely.

Euer Durſt iſt wohl nicht groß;
Geht nur immer weiter!

(Bätely ab.)

Thomas (allein). Das hab' ich ſchlecht angefangen! Erſt hätt' ich ſie ſollen vertraut machen, mich einniſten, eſſen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du biſt immer zu hui! Denk' ich denn auch, daß ſie ſo wild ſeyn wird! Sie iſt ja ſo ſcheu wie ein Eichhorn. Ich muß es noch einmal verſuchen. (Nach der Hütte.) Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely (am Fenſter.) Geht nur eurer Wege! Hier iſt nichts für euch. (Sie ſchlägt das Fenſter zu.)

Thomas. Du grobes Ding! Wenn ſie's ihren Liebhabern ſo macht, ſo nimmt mich's Wunder daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery ſchlecht zurechte! Die ſollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe wie ſie hinein ſchreit. Das trotzige Ding dünkt ſich hier oben ſo ſicher! Wenn einer auch einmal ungezogen würde müßte ſie's haben, und ich hatte faſt Luſt ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, ſo wenig es ihm lächerlich iſt. Zum Henker, ſie ſoll mich anhören, was ich ihr zu ſagen habe. Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. (An der Hütte ſtark anpochend.) Nun ohne Spaß, Jungfer, mache Sie auf; ſey Sie ſo gut und geb' Sie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bätely (wie oben am Fenſter.) Hier iſt kein Wirthshaus

und rack' Er ſich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführt, darnach wird einem. Geb' Er ſich nur keine Mühe. (Sie kümmert das Fenſter zu.)

Thomas. Du eigenſinniges albernes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wir wollen ſehen, wer ihr beiſteht! Und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann, will ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Heerde juſt den Berg herauf, die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie ſollen ihr die Matten ſchön zurechte machen, ihr den Boden wohl zuſammendämmeln. (Er ruft nach der Scene.) He da! He!

Ein Knecht kommt auf.

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf! Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein! — Nun! was ſtehſt du und verwunderſt dich? Thu' was ich dir befehle. Begreifſt du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, es geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen! Ich kenne die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen! (Der Knecht geht ab.) Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ei was um das bißchen Strafe! Ich denke die Cur ſoll anſchlagen; und hilft's nichts, ſo ſind wir alle auf einmal gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. (Er tritt auf das Felſenſtück nahe beim Waſſer und ſpricht mit Leuten außer dem Theater.) Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! Junge, hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! —

Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Trotz dem Affen! (Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.)

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbei;
Der Autor der iſt Holofern,
Es iſt noch nagelneu.

Vater eilig aus der Hütte.

Was giebt's? was unterſteht ihr euch!
Wer giebt das Recht euch? wer?

Thomas.

In Polen und im Röm'ſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bätely.

Meinſt du, daß du hier Junker biſt,
Daß Niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart' nur, du kriegſt dein Theil!

Thomas (wie oben).

Man ſagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

Bätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan!

Thomas (wie oben).

Pardonnez-moi! Ihr ſehet mich
Für einen andern an.

(ab.)

Vätely.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verſchulden!

Vätely.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbei!

(Vater ab.)

Vätely.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Wuth mein Herze,
Fühle mich, ach!
Raſend im Grimm'
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas (kommt wieder).

Gieb mir, o Schönſte,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Vätely.

Wagſt mir vor's Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht,
Biſt ja ſo ſchön!

Bätely.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

Bätely.

Ach ich erſticke!
Ich ſterbe für Wuth!

(Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn weg und fährt in die Thür. Er will das Fenſter aufſchieben; da ſie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben, und im Taumel zerſchlägt er die übrigen.)

Thomas (bedenklich hervortretend). St! St! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt deine Probe geſcheidter anfangen können. Ein Freiersmann ſollte nicht mit der Thür ins Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe, und da iſt's nicht übel gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt zu thun? Das giebt Lärm. Ich muß ſehen daß ich mich mit Ehren zurück ziehe, daß es nicht ausſieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, muſicirt und ſo ſachte retirirt! (Er geht, auf der Violine ſpielend, nach der Wieſe.)

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Nun fühl' ich erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm iſt, daß meine Füße nicht mehr fortwollen! Wart' nur! Von den Nachbarn rührt ſich keiner, ſie ſind mir alle wegen des Mädchens aufſäſſig. Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja ſie ſpotten beinahe mich aus. (Nach der Wieſe gekehrt.) Seht wie frech! Wie verwegen! Wie er umhergeht und muſicirt! die Planken zerriſſen! (Nach dem Hauſe.) Die Fenſter zerſchlagen! Es fehlt nichts,

als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß sie mir's so denken sollten. Ja! ja! so ist's! Sie sehen zu, sie machen höhnische Gesichter. Eure Tochter ist keck genug, sagt der eine, laßt sie sich mit dem Burschen herumschlagen. — Hat sie nun keinen, ruft der andre, den sie an der Nase herumführt, der sich ihr zu Liebe die Rippen zerstoßen ließe? — Mag sie's für meinen Sohn haben, der um ihretwillen aus dem Lande gelaufen ist, sagt ein dritter. — Vergebens! — Es ist erschrecklich, es ist abscheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre! der einzige, der uns retten könnte.

Bätely (kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, sie lehnt sich auf ihn) Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Diese Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery tritt auf

Vater. Jery, sey willkommen, sey gesegnet!

Jery. Was geschieht hier? Warum seyd ihr so verstört?

Vater. Ein Fremder verwüstet uns die Matten, zerschlagt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Ist er toll? ist er betrunken? was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, Niemand. — Bestraf' ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelassen, meine Besten, ich will ihn packen, ich schaff' euch Ruhe, ihr sollt gerächt werden!

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreust du mich! Sey unser Retter! Tapfrer, einziger Mann!

Jery. Geht beiseite, verschließt euch ins Haus. Laßt euch nicht bange seyn. Laßt mich gewähren. Ich schaff' euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

(Vater und Bätely gehen ab.)

Jery
allein, indem er einen Stock ergreift.

Dem Verwegnen
Zu begegnen,
Schwillt die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!

(Er tritt gegen die Wieſe.)

Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.)

Thomas.
Spare die Worte,
Es ſind die Meinen.

Jery.
Thomas!

Thomas.
O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.
Biſt du von Sinnen!
Haſt du's gethan?

Thomas.
Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.
Wehr' dich, Verräther!
Ich ſchlage dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Wehr' dich!

Thomas.

Das kann ich!

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, ſey klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.

Rühr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwei!
Liebe, o Liebe,
Du ſtehſt mir bei.

(Jery treibt Thomaſſen vor ſich her, ſie geben, ſich ſchlagend, ab. Bätely kommt ängſtlich aus der Hütte, die beiden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jery.)

Bätely.

Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt ihr gar nicht hören!
Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laß euch, laß euch wehren!

(Sie ringen und ſchwingen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.)

Thomas (ſpricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt).

Da liegſt du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer!

Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt du nun! Du wollteſt nicht hören. Uebereile dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! (Zu Bäteln, die ſich indeſſen mit Jery beſchäftigt. Jery iſt aufgeſtanden.) Um deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bei dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht langer zu paſſen. (ab.)

Jery (der indeſſen von Bäteln begleitet an den Tiſch im Vordergrunde gekommen, und ſich geſetzt hat). Laß mich, laß mich!

Bäteln. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erholen; ich ſtreite für dich und werde beſiegt! Laß mich, laß mich!

Bäteln. Nein, Jery, du haſt mich gerächt, auch überwunden haſt du geſiegt. Sieh, er treibt ſein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bäteln. Du biſt doch der ſtärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du biſt. Dießmal war es ein Zufall, du haſt wo angeſtoßen! Sey ruhig, ſey getroſt! Sieh mich an! Geſtehe mir, haſt du dich beſchädigt?

Jery. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird nichts thun, es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bäteln. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmal Ja, ſo wird es gethan ſeyn. Es wird beſſer ſeyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bätely. Das leideſt du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jery. Rede nicht.

Bätely. So beſcheiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand iſt aufgeſchlagen, und du ſchweigſt!

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bätely. Nimm das Tuch, du wirſt ſonſt voll Blut.

Jery. Es heilt für ſich, es heilt geſchwinde.

Bätely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umſchlag zurechte machen. Warmer Wein iſt gut und heilſam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da.

(ab.)

Jery (allein).

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift ins tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas (der an der Seite hereingeht). Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverſchämter! Darfſt du dich ſehen laſſen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwei Worte, die ich dir zu ſagen habe.

Jery. Du ſollſt meine Rache ſpuren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geſchwätz verderben! Höre mich, es hat Eil.

Jerv. Weg von meinem Angeſicht! Du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich dir verſchaffe. Ihre Sprödigkeit verſchwindet, ſie fühlt ſich dankbar, ſie fühlt, was ſie dir ſchuldig iſt.

Jerv. Du willſt mich lehren? Toller ungezogner Menſch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willſt. Gut, ich habe ihr dieſen tollen Streich geſpielt! Es war halb Vorſatz, halb Zufall. Genug, ſie findet daß ein wackrer Mann ein guter Beiſtand iſt. Gewiß ſie bekehrt ſich — Du wollteſt nicht hören, ich mußte mich zur Wehre ſetzen; du biſt ſelbſt Schuld daß ich dich nieder geworfen, dich beſchädigt habe.

Jerv. Geh nur, du beredeſt mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie alles glückt, wie alles ſich ſchicken muß. Sie iſt bekehrt, ſie ſchätzt dich, ſie wird dich lieben. Nun ſey nicht ſaumig, träume nicht, ſchmiede das Eiſen, ſo lang' es heiß bleibt.

Jerv. Laß ab, und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmal ſagen: ſey nur zufrieden! du biſt mir's ſchuldig; du haſt mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinen Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohlgeht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jerv. Ich weiß nicht was ich denken ſoll.

Thomas. Glaubſt du denn daß ich ſie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenſtreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptſache iſt daß ſie deine Frau wird; und dann iſt's einerlei wie der Freiersmann ſich angeſtellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl. (ab.)

Vater tritt auf.

Jery, welch ein ſonderbar Geſchick iſt das! Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Vately iſt umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint um dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jery. Konnt' ich eine ſolche Belohnung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſteht ſie am Herde, ſie denkt ans Vergangne und wie ſie ſich gegen dich betragen hat. Sie denkt was ſie dir ſchuldig geworden. Sey nur zufrieden. Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beide wünſchen.

Jery. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz. (ab.)

Vately (mit einem Topfe und Leinwand).

Ich bin lang', ſehr lang' geblieben,
Komm, wir müßen's nicht verſchieben:
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery (indem ſie ihn verbindet).

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beſchämt von deiner Güte.
Ach wie wohl thut der Verband!

Vately (die geendigt hat).

Schmerzen dich noch deine Wunden?

Jery.

Liebſte, ſie ſind lang' verbunden;

Seit dein Finger ſie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz geſpürt.

Bätely.

Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen ins Geſicht!
Findeſt du mich nicht abſcheulich?
Jery, aber ſchmeichle nicht!
Der du ganz dein Herz geſchenkt,
Die du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!
Hat dein Lieben ſich geendet,
Hat dein Herz ſich weggewendet,
Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden;
Du ſollſt immer glücklich ſeyn.

Jery.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

(Sie ſehen einander an. Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.)

Jery.

Engel, du ſcheinſt mir gewogen!
Doch ich bitte, halt die Regung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!

Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung, der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beschämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Bester, ich bin dir gewogen,
Traue, traue dieser Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jery.

Verweile!
Uebereile
Dich nicht!
Mir lohnet schon g'nüglich
Ein freundlich Gesicht.

Bätely (nach einer Pause).

Kannst du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, schmerzt sie dir?

Jery (seine rechte Hand aufhebend).

Nein, ich kann sie gut bewegen.

Bätely (die übrige hinreichend).

Jery, nun so gieb sie mir.

Jery (ein wenig zurücktretend).

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirst du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.

Traue mir! traue mir,
Ja ich bin dein!

Jery (einſchlagend).

Ich bin auf ewig
Nun dein, und ſey mein!

(Sie umarmen ſich.)

Beide.

Liebe! Liebe!
Haſt du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die erſten ſeyn.

Vater tritt auf.

Himmel! was ſeh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.

Soll ich ſie haben?

Bäteln.

Willſt du's erlauben,
Vater?

Jery.

O Vater!

Vater.

Kinder —

(Zu Drei)

O Glück!

Vater.

Kinder, ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

Bäteln und Jery (knieend).

Gebt uns den Segen.

Vater.

Nehmet den Segen.

(Zu Drei)

Segen und Glück.

Thomas kommt.

Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bäteln.

Welche Verwegenheit!

Jerry.

Welches Betragen!

Vater.

Welche Vermeſſenheit!

Thomas.

Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.
Rufet die Aelt'ſten,
Den Schaden zu ſchätzen;
Ich gebe die Strafe,
Will alles erſetzen.

(Heimlich zu Jerry)

Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Dubbeln;
Mehr ſind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.

(Laut zu Bäteln)

Gehe dich!

(Zum Vater)

Höre mich!

(Zu Jery)

Bitte für mich!

Jery.

Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jeden ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

Bätely und Vater (zu Jery).

Ich gebe dir nach.

(Zu Thomas)

Dir iſt verziehen.

(Zu Vier)

O fröhlicher Tag!

(Hörnerzeton aus der Ferne. Von allen Seiten, erſt ungeſehen, einzeln, dann ſichtbar auf den Felſen zuſammen.)

Chor der Sennen.

Hört das Schreien,
Hört das Toben!
War es unten?
Iſt es oben?
Kommt zu Hülfe
Wo's auch ſey.

Jery. Bätely. Vater.

(Zu Drei.)

Siehſt du wie ſchlimm ſich's macht
Was du ſo unbedacht
Thörig gethan.

Thomas.

Hurtig ſie zugelacht!
Jetzt da wir fertig ſind
Fangen ſie an.

Thor (eintretend).

Als Mord und Todſchlag
Klang es von hier.

Jery. Bätely. Vater und **Thomas.**

Und Lieb' und Heirath
Findet ſich hier.

Thor

(hin und wieder rennend).

Eilet zu Hülfe
Wo es auch ſey.

Jene (zu Thor).

Nachbarn und Freunde ſtill! —
Nun iſt's vorbei.

(Die Maſſe beruhigt und ordnet ſich und tritt zu beiden Seiten nach aus Proſcenium.)

Thomas (tritt in die Mitte).

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der horch' und halte Stand!
Die Klugen alle ſind ſo fern,
Der Thor iſt bei der Hand.

Das ſag' ich gute Nachbarsleut',
Nicht alles ſprech' ich aus.

(Thomas nimmt einen Knaben bei der Hand und zieht ihn auf dem Theater weiter vor, thut vertraulich mit ihm und ſingt.)

Er falle, wenn er jemals freit,
Nicht mit der Thür ins Haus.

(Thomas fährt in Prosa fort zu dem Knaben zu sprechen: Nun wie dieß es? so was must du gleich auswendig können.)

Der Knabe.

Nicht fallet, wenn ihr jemals freit,
Grob mit der Thür ins Haus.

Thomas.

Schon und das merke dir,
Freist du einmal!
Das ist der Kern des Stücks,
Ist die Moral.

Thomas und der Knabe.

(Zu Zwei.)

Und fallet wenn ihr selber freit,
Nicht mit der Thur ins Haus.

(Haben Thomas und der Knabe Anmuth und Kunst genug, so können sie es wagen, diese Zeilen unmittelbar an die Zuschauer zu richten.)

Chor (wiederholt's).

(Indessen hat man pantomimisch sich im Allgemeinen verständigt.)

Thomas.

Sie sind selbander,
Bezeiht einander,
Mir ist verziehen,
Ich fahre nun hin.

Alle.

Friede den Hohen,
Friede den Matten;
Verleiht ihr Bäume
Kühlende Schatten

Ueber die junge Frau
Ueber den Gatten.
Nun zum Altar!

Näher dem Himmel
Kindergewimmel
Freue die Nachbarn,
Freue das Paar.
Nun im Getümmel
Auf zum Altar!

Lila.

Perſonen.

Recitirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenſtein.
Sophie, } Ihre Schweſtern.
Lucie, }

Recitirende und Singende.

Lila, Baron Sternthals Gemahlin.
Marianne, deſſen Schweſter.
Graf Friedrich, Graf Altenſteins Sohn.
Horazio, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangenen.

Tanzende.

Der Tyrer.
Der Damen.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangene.

Der Schauplatz iſt auf Baron Sternthals Landgute.

Erſter Aufzug.

Saal.

Eine Geſellſchaft junger Leute beiderlei Geſchlechts, in Hauskleidern, ergötzen ſich in einem Tanze; es ſcheint ſie wiederholen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich tritt zu ihnen.

Friedrich. Pfui doch, ihr Kinder! Still! Iſt's erlaubt, daß ihr ſo einen Lärmen macht? Die ganze Familie iſt traurig und ihr tanzt und ſpringt!

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unſrer Schweſter geht uns nah' genug zu Herzen; ſollte uns darum die alte Luſt nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir ſo gewohnt ſind immer zu tanzen? In unſerm Hauſe war ja nichts als Geſang, Feſt und Freude, und wenn man jung iſt —

Sophie. O, wir ſind auch betrübt, wir ziehen's uns nur nicht ſo zu Gemüthe. Und wenn es uns auch nicht ums Herz wäre, wir ſollten doch tanzen und ſpringen, daß wir die andern nur ein bißchen luſtig machten.

Friedrich. Ihr habt eure Schweſter lange nicht geſehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbietet uns in den Theil des Parks zu kommen, wo ſie ſich aufhält.

Sophie. Sie ist mir ein einzigmal begegnet, und ich habe mich der Thranen nicht enthalten konnen. Sie schien mit sich selbst in Zweifel zu seyn, ob ich auch ihre Schwester sey. Und da sie mich lange betrachtet hatte, bald ernsthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ sie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Fassung brachte.

Friedrich. Das ist eben das Gefahrlichste ihrer Krankheit. Das Gleiche ist mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantasien den Kopf verrückt haben, traut sie Niemanden, halt alle ihre Freunde und Liebsten, sogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Und wie will man sie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Gespenst verdachtig ist?

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anschlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unsere Hoffnungen und Wünsche mißbraucht.

Friedrich. Was das betrifft, da seyd ohne Sorgen, wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das ist schon gut! Heute ist doch wieder ein neuer gekommen, und wenn ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneien fortgeschickt habt, so wird euch doch der vielleicht mit seiner Subtilitat drankriegen. Denn witzig sieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! gefallt er euch? Nicht wahr, ob ihr gleich so ruschlich seyd, daß ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, so spürt ihr doch daß das eine andere Art von Krebsen ist, als die Quacksalber bisher?

Lucie. Es ist ein Arzt, und darum hab' ich schon eine Aversion vor ihm. Gut ist er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arznei plagten, und er wohl sah daß uns

nichts fehlte, gab er doch jeder eine Dose wohlriechender und wohlschmeckender Schäkereien.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er besonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunsch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde beides für mich behalten.

(Sie geht zu der übrigen Gesellschaft, die sich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und sich nach und nach verliert.)

Lucie (die ihr nachgeht). Sage doch!

Marianne tritt auf.

Friedrich (der ihr entgegen geht). Liebste Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtsinne dieser unbekümmerten Geschöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen seyn könnte? Ich habe diese ganze Zeit her mein Clavier nicht angerührt, keinen Ton gesungen. Wie schwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu besänftigen, der das Schicksal seiner Gattin kaum erträgt!

Friedrich. Ach! daß an diese geliebte Person die Schicksale so vieler Menschen geknüpft sind! Auch unsers, theuerste Marianne, hangt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlassen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, so lang' seine Gemahlin in dem betrübten Zustande bleibt; und ich indessen muß meine treue heftige Leidenschaft in mich verschließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt giebt uns die beste Hoffnung.

könnt' er auch unſer Uebel heilen! Beſter Graf, wie freudig wollt' ich ſeyn!

Friedrich. Gewiß, Marianne?

Marianne Gewiß! Gewiß!

Doctor Verazio tritt auf.

Friedrich. Theuerſter Mann, was für Ausſichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Verazio. Es ſieht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müſſen ſich nicht abweiſen laſſen.

Verazio. Wir wollen alles verſuchen.

Friedrich. Ach Sie heilen gar viele Schmerzen auf Einmal.

Verazio. Ich habe ſo etwas gemerkt. Nun wir wollen ſehen! Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal tritt auf.

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunſt zuwider iſt, ſo verzeihen Sie daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenſtein hier eintreffen, der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider ſieht daß ſeine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es iſt nicht Undankbarkeit gegen ſeine Fürſorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunſt, es iſt Mißtrauen in mein Schickſal. Nach ſo viel fehlgeſchlagnen Verſuchen, die Geſundheit ihrer Seele wieder herzuſtellen, muß ich glauben daß ich auf die Probe geſtellt werden ſoll, wie lieb ich ſie habe? Ob ich wohl aushalte ihr Elend zu theilen, da ich mir ſo

viel Glück mit ihr verſprach? Ich will auch nicht widerſpänſtig ſeyn, und in Geduld vom Himmel erwarten was mir Menſchen nicht geben ſollen.

Verazio. Ich ehre dieſe Geſinnungen, gnädiger Herr. Nur ſind' ich hart daß Sie mir ſogar die näheren Umſtände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen ſie zu ſehen, und mir dadurch den Weg abſchneiden, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Beſtimmtes über die Hülfe zu ſagen, die man ihr leiſten könnte.

Sophie (zu den Andern). Und er möchte auch wieder mit unſerer armen Schweſter Haut ſeine Erfahrungen erweitern. Es iſt einer wie der andere.

Lucie. O ja, wenn ſie nur was zu ſeciren, klyſtiren, elektriſiren haben, ſind ſie bei der Hand, um nur zu ſehen was eins für ein Geſicht dazu ſchneid't, und zu verſichern daß ſie es wie im Spiegel voraus geſehen hätten.

Baron (der bisher mit Friedrich und Verazio geſprochen). Sie plagen mich!

Verazio. Jeder der in ſich fühlt daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeiſt ſeyn. Er muß nicht warten bis man ihn ruft; er muß nicht achten wenn man ihn fortſchickt. Er muß ſeyn, was Homer an den Helden preiſ't, er muß ſeyn wie eine Fliege, die, verſcheucht, den Menſchen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich iſt er wenigſtens; er beſchreibt den Marktſchreier deutlich genug.

Verazio. Laſſen Sie's nur gut ſeyn, Fräulein; Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zaubrer.

Verazio. Denn, wie ich an Ihren Augen ſehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er ist wohl gar ein Physiognomist? (ab.)

Friedrich. Höre doch wenigstens, Vetter.

Baron. Ja, so ist mir's schon mehr gegangen. Man läßt sich nach und nach einnehmen, und unsere Hoffnungen und Wünsche sind von so kindischer Natur, daß ihnen Mögliches und Unmögliches beides von Einer Art zu seyn scheint.

Verazio. In was für Hände Sie auch gefallen sind!

Baron. Das sagt der folgende immer vom vorhergehenden. Und es ist erstaunlich, wenn unsere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig gespannt ist, was man stufenweise zu thun fähig wird. Mir schaudert's, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre zu was für weitern Grausamkeiten gegen sie man mich verleiten wollte, und fast verleitet hatte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verstand geraubt; die meinige soll ihr wenigstens ein leidlich Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an ihrem Kummer. Ich stelle mir das Schreckliche der Lage vor, da Sie, kaum der Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattin in solchem Elend vor sich sehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenstein. Die Vorigen.

Graf Altenstein. Vetter, guten Morgen! guten Morgen, Doctor! Was haben Sie Gut's ausgerichtet? Hab' ich dir da nicht einen tüchtigen Mann herüber geschickt?

Baron. Es ist recht brav daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntschaft, die Sie mir verschafft haben. Wir sind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden, nur einig sind wir noch nicht.

Graf Altenstein. Warum? Hast du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beste! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenstein. Wenn du ihn hättest reden hören, ehegestern Abend, wie er mir alles erzählte, alles erklärte — Es war mir so begreiflich, so deutlich, ich meinte ich wollte nun selbst curiren, so schön hing alles zusammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und Andern in der Predigt —

Graf Altenstein. Wo ist deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält sie sich noch immer auf, schläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle Menschen, und wandelt des Nachts in ihren Phantasien herum. Manchmal versteck' ich mich sie zu belauschen, und ich versichere Ihnen, es gehört viel dazu um nicht rasend zu werden. Wenn ich sie herumziehen sehe mit losem Haar, — im Mondschein einen Kreis abgehen, — mit halb unsicherm Tritt schleicht sie auf und ab, neigt sich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Rasen, umfaßt einen Baum, verliert sich in den Strauchen wie ein Geist! — Ha! —

Graf Altenstein. Ruhig, Vetter! ruhig! Statt wild zu seyn, solltest du die Vorschläge des Doctors anhören.

Verazio. Lassen Sie's, gnädiger Herr. Ich bin fast, seit ich hier bin, der Meinung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Euren abgehen, oder wenigstens sehr behutsam damit seyn müsse. Wie lang' ist's her daß die gnädige Frau in dem Zustande ist?

Graf Altenstein. Laßt sehen! Auf den Dienstag zehn Wochen. Es war just Pferdemarkt in der Stadt gewesen,

und Abends, wie ich nach Hause ritt, sprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie toll. — Höre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn wegaeben müssen, lieber Onkel.

Graf Altenstein. Schade fürs Pferd! wahrlich Schade.

(ab.)

Verazio. Woher kam denn das falsche Gerücht? Wer beging die entsetzliche Unvorsichtigkeit so etwas zu schreiben?

Baron. Da giebt's solche politische alte Weiber, die weitläufige Correspondenzen haben, und immer etwas Neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt ist im Grunde des Guten so viel als des Bösen; weil aber Niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen Jedermann sich einen großen Spaß macht, was Böses zu erfinden und zu glauben, so giebt's der favorablen Neuigkeiten so viel. Und so einer —

Friedrich. Nun, seyn Sie nicht böse! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hole! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Verwundet war ich, das wußte Jedermann und meine Frau und ihr alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der erste seyn der meine Wunde tödtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Verazio (zu Friedrich). Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr schon einige Monate Gesellschaft geleistet. Sie war bei Abwesenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit stellte sich die Gefahren doppelt lebhaft vor. Wir thaten was wir konnten; die Mädchen

unſerer beiden und der benachbarten Hauſer waren immer um ſie; man ließ ſie wenig allein, und vermochte doch nichts uber ihren Trübſinn.

Baron. Ich hab' es nie an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um ſie herum, ſangen, ſprangen —

Baron. Und verliebtet euch unter einander, wie ich jetzt ſpüre da ich nach Hauſe komme.

Verazio. Nun das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir ſind's geſtändig. Alles ſchien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht, Ihr waret bleſſirt. Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr: den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte ſie reiſen, bald bleiben. Mit jeder Poſt mußte man einen Brief wegſchaffen; mit jeder Poſt wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorſtellte. Sie fing an uns zu mißtrauen, glaubte, wir hätten ſchlimmere Nachrichten, wollten's ihr verhehlen, und das ging an Einem fort.

Verazio. Haben Sie damals nichts an ihr verſpürt?

Friedrich. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß ihr Wahnſinn ſchon damals ihren Anfang genommen hat; aber wer unterſcheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der ſie begraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da ſie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, ſchien ſie wenig verandert; nur war faſt gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden ſcheu und unſicher; ſie ſchien Jedermann, den ſie ſah, zu fürchten oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider, und wenn wir ſie mit der Ungewißheit tröſten wollten, nahm ſie ſich's gar nicht an, bemachtigte ſich alles was ſie an uns von ſchwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und behing ſich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm, mit eurer Erzahlung! Genug so iſt's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erkennen, ſie floh mich wie ein Geſpenſt, alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich ſie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenſchlichen Behandlung eines Marktſchreiers überließ, der ſich bei mir anzuſtreichen gewußt hatte.

(Er tritt zurück.)

Friedrich. Es iſt wahr, ſie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald, und verſteckte ſich daſelbſt. Man machte vergebens gütliche Verſuche, ſie heraus zu bringen, und der Baron beſteht darauf er leide keine Gewalt mehr gegen ſie. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurecht gemacht, worin ſie ſich bei Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das einzige Geſchöpf dem ſie traut, jwenige einfache Speiſen heimlich ſchaffen darf. So leben wir in trauriger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unſere Familie, die in einem ewigen freudigen Leben von Tanz, Geſang, Feſten und Ergötzungen ſchwebte, ſtreicht an einander weg, wie Geſpenſter, und es ware kein Wunder, wenn man ſelbſt den Verſtand verlöre.

Verazio. Aus allem, was Sie mir ſagen, kann ich noch Hoffnung ſchöpfen.

Graf Altenſtein kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen.

Graf Altenſtein. Hören Sie, Doctor! Man erzahlt mir unten wunderbare Sachen! was ſagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnſinn geblieben iſt, unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit verſichert, daß ſie wohl wiſſe woran ſie ſey: es ſey ihr offenbaret worden, ihr Sternthal ley nicht todt, ſondern werde nur von feindſeligen Geiſtern

gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freiheit strebten, deßwegen sie unerkannt und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel fände ihn zu befreien.

Baron. Desto schlimmer! Sie hat Netten noch eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt, und was sie alles auszustehen habe bis sie mich wieder erlangen könne.

Verazio. Ist die Nette weit?

Graf Altenstein. Sie ist hier im Hause.

Verazio. Dieß bestätigt in mir einen Gedanken, den ich schon lang' in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorschlag anhören? —

Baron. Anhören wohl.

Verazio. Es ist hier nicht von Curen noch von Quacksalbereien die Rede. Wenn wir Phantasie durch Phantasie curiren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.

Baron. Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserei werfen könnten.

Graf Altenstein. So laß ihn doch ausreden.

Verazio. Sind nicht Musik, Tanz und Vergnügen das Element, worin Ihre Familie bisher gelebt hat. Glauben Sie denn daß die todte Stille, in der Sie versunken sind, Ihnen und der Kranken Vortheil bringe? Zerstreuung ist wie eine goldne Wolke, die den Menschen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, seinem Elend entrückt; und Sie Alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden seyn wie Menschen, die in einer vaterländischen Luft sich von Mühseligkeit und Krankheit auf einmal wieder erholen.

Baron. Und wir sollten eine Weile Thorheiten treiben, indessen die elend ist, um derentwillen wir uns sonst nur zu vergnügen schienen?

Verazio. Eben von dieſem Vorwurf will ich Sie befreien. Laſſen Sie uns der gnädigen Frau die Geſchichte ihrer Phantaſien ſpielen! Sie ſollen die Feen, Ogern und Damonen vorſtellen. Ich will mich ihr als ein weiſer Mann zu nahern ſuchen und ihre Umſtande ausforſchen. Aus dem, was Sie mir erzahlen, zeigt ſich, daß ſich ihr Zuſtand von ſelbſt verbeſſert habe: ſie halt Sie nicht mehr für todt; die Hoffnung lebt in ihr Sie wieder zu ſehen; ſie glaubt ſelbſt, daß ſie ihren Gemahl durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Wenn auch nur Muſik und Tanz um ſie herum ſie aus der dunkeln Traurigkeit riſſen, in der ſie verſenkt iſt, wenn das unvermuthete Erſcheinen abenteuerlicher Geſtalten ſie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantaſien beſtarkte, das es gewiß thun wird; ſo hatten wir ſchon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will nichts verſprechen, nichts hoffen laſſen —

Graf Altenſtein. Der Einfall iſt vortrefflich, iſt ſo natürlich, daß ich nicht weiß warum wir nicht ſelbſt darauf gefallen ſind. Sie glauben alſo, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantaſie unſerer Nichte ſchmeicheln, etwas über ſie vermögen werden?

Verazio. Zuletzt wird Phantaſie und Wirklichkeit zuſammentreffen. Wenn ſie ihren Gemahl in ihren Armen halt, den ſie ſich ſelbſt wieder errungen, wird ſie wohl glauben müſſen daß er wieder da iſt.

Graf Altenſtein. Von Ogern erzählt ſie, die ihr nach der Freiheit ſtreben? Ich will den Oger machen; etwas Wildes iſt ſo immer meine Sache; und Feen, ſchöne Feen haben wir ja genug im Hauſe. Kommen Sie, das müſſen wir geſcheidt anfangen!

Verazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbei, für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erst überlegen.

Graf Altenstein. Ueberleg' du's und wir wollen indeß Anstalten machen. Kommen Sie, Doctor, lassen Sie uns zu Netten gehen. Friedrich, reite hinüber und schaffe die Masken zusammen. In unsern beiden Häusern müssen sich so viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Feen damit fourniren könnte. Alles was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbei. Suche Musik aus, und laß probiren wie es in der Eile gehn will.

Friedrich. Da wird ein schönes Impromptu zusammengehext werden!

Graf Altenstein. Item, es geht!

Verazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie sollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen soll's gewiß nicht ermangeln.

Zweiter Aufzug.

Romantische Gegend eines Parks.

Lila.

Süßer Tod! süßer Tod! komm und leg' mich ins kühle Grab! — Sie verläßt mich nicht die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was ist das, das mir so oft in der Seele dämmert,

als wenn ich nicht mehr ware? Ich schwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend.) Es ist hier so! und hier! daß ich nicht kann, wie ich will und mag — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „Er ist nicht auf ewig dir entrissen, daure nur aus! Er soll wieder dein seyn!“ — Dann kommt wieder ein Schlaf uber mich, eine Ohnmacht —

Ich schwinde, verschwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Ist das Leben?
Ist's Traum?
Ich sollte nicht behalten,
Was mir das Schicksal gab.
Ich dämmre! ich schwanke!
Komm süßer Gedanke,
Tod! Bereite mein Grab!

(Sie geht nach dem Grunde, indeß tritt hervor)

Der Magus, der sie bisher beobachtet, Kräuter suchend. Euch, die ihr auf wandernden Gestirnen über uns schwebt, und ihre gutigen Einflusse auf uns herab sendet, euch danke ich daß ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde diese niedrigen Kinder der Erde in meinen Schooß zu versammeln! Sie sollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthatiger und wirkender wieder ausgehn durch die Gaben eurer Weisheit und euer fortdauerndes Walten.

Lila (sich nähernd). Wie kommt der Alte hierher? Was für Krauter mag er suchen? Ist's wohl ein harmloser Mensch, oder ein Kundschafter, der dich umschleicht, zu forschen wo man dir feindselig am leichtesten beikommen mag? Daß man

doch in dieſer Welt ſo oft hierüber in Zweifel ſchweben muß! — Entflieh' ich ihm?

Magus (für ſich, aber lauter). Auch ſie, die in dieſen einſamen Gefilden wandelt, erquickt durch eure liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz, daß aus der Dunkelheit ſich ihre Geiſter aufrichten, daß ſie nicht trübſinnig den großen Endzweck verſaume, dem ſie heimlich ſehnend entgegen hofft.

Lila. Wehe mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bebe nicht, gedrückte Sterbliche! Des Freundlichen iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhniſch, er kennt weder die gute Seite des Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

Lila (zu ihm tretend). Wer du auch ſeyſt, verbirg unter dieſer edeln Geſtalt, verſtecke hinter dieſen Geſinnungen keinen Verräther! Die Mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt, und gut Glück den Heimtückiſchen.

Magus. Immer zu mißtrauen iſt ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willſt du dich einem Wohlmeinenden vertrauen, ſo ſage, wie fühlſt du dich?

Lila. Wohl, aber traurig; und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich, wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du ſollſt nicht fröhlich ſeyn, nur Fröhliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das iſt ſein ſchönſter Troſt. Vermeide Niemanden, der dir begegnet. Du findeſt leicht einen dem du helfen kannſt, einen der dir helfen kann.

Lila. Mein Gemuth neigt ſich der Stille, der Oede zu.

Magus. Iſt es wohl gethan jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was ſoll ich thun?

Magus. Gütige Geiſter umgeben dich, und möchten dir beiſtehn. Sie werden dir ſogleich erſcheinen wenn ſie dein Herz ruft.

Lila. So nah' ſind ſie?

Magus. So nah' die Belehrung, ſo nah' die Hülfe. Sie wiſſen viel, denn ſie ſind ohne Beſchäftigung; ſie lehren gut, denn ſie ſind ohne Leidenſchaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirſt glauben bekannte Geſtalten zu ſehen, und du irrſt nicht.

Lila. O dieſe gefährliche Liſt kenne ich, wenn uns falſche Geiſter mit Geſtalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieſes Mißtrauen und dieſe Sorgen. Nein, meine Freundin! die Geiſter haben keine Geſtalten; Jeder ſieht ſie mit den Augen ſeiner Seele in bekannte Formen gekleidet.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hüte dich ſie zu berühren, denn ſie zerfließen in Luft. Die Augen trügen. Aber folge ihrem Rath. Was du dann faſſeſt, was du in deinen Armen haltſt, das iſt wahr, das iſt wirklich. Wandle deinen Pfad fort. Du wirſt die Deinigen wieder finden, wirſt den Deinigen wieder gegeben werden.

Lila. Ich wandre! Und ſollt' ich zum ſtillen Fluſſe des Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn —

Magus. Nimm dieſes Fläſchchen, und wenn du Erquickung bedarfſt, ſalbe deine Schläfe damit. Es iſt eine Seele in dieſen Tropfen, die mit der unſrigen nahe verwandt

iſt, freundlich ſich zu ihr geſellt, und ſchweſterlich ihr in den Augenblicken aufhilft, wo ſie ſchaffen und wirken ſoll und eben ermangeln will.

Lila (zaudert).

Magus. Wenn du mir mißtraueſt, ſo wirf's ins nachſte Waſſer.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen ſo nöthig iſt. Es herrſchen die holden Feen über das zarteſte, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswahlen möchte. Sie werden dir Speiſe vorſetzen. Verſchmahe ſie nicht.

Lila. Mir ekelt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird dich reizen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht ſich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt du dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthaltſt was der Natur gemaß iſt? Freundin! dich hat die Erfahrung gelehrt, daß du dich ſelbſt nicht retten kannſt. Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme giebt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, ſo erſchrecke ich über den angſtlichen Ton der darin wiederhallt.

Magus. Ermanne dich und es wird alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht deinen Willen unter dein Vermögen.

Feiger Gedanken
Bänglicher Schwanken,
Weibiſches Zagen,

Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. (ab.)

Lila (allein). Er geht! Ungern ſeh' ich ihn ſcheiden. Wie ſeine Gegenwart mir ſchon Muth, ſchon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an ſeiner Hand meinen Wünſchen entgegen gehe? Nein, ich will mich einſam nicht mehr abharmen, ich will mich der Geſellſchaft erfreuen, die mich umgiebt. — Zaudert nicht länger, liebliche Geiſter! Zeigt euch mir! Erſcheinet, freundliche Geſtalten!

Chor der Feen (erſt in der Ferne, dann näher). Zuletzt treten ſie auf an ihrer Spitze **Almaide.**

Chor.

Mit leiſem Geflüſter,
Ihr luft'gen Geſchwiſter,
Zum grünenden Saal!
Erfüllet die Pflichten!
Der Mond erhellt die Fichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die lichten,
Die Sternlein im Thal.

(Während dieſes Geſangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwiſchen welchem Lila zuletzt hinein tritt und Almaiden anredet.)

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn ſie eure heiligen Reihen ſtört! Ich bin zu euch gewieſen, und da ihr mir erſcheint, iſt es mir ein Zeichen daß ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz eurem Rath, eurer Leitung. Wäret ihr Sterbliche, ich könnte euch meine Freundinnen heißen, euch Liebe geben und Liebe von euch hoffen. Täuſcht mein Herz nicht, das Hülfe von euch erwartet.

Almaide.

Sey nicht beklommen!
Sey uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!
Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

(Im Grunde eröffnet ſich eine ſchöne erleuchtete Laube, worin ein Tiſch mit Speiſen ſich zeigt, daneben zwei Seſſel ſtehen.)

Sey uns willkommen!
Sey nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

(Lila wird von den Feen in die Laube genöthigt, ſie ſetzt ſich an den Tiſch, Almaide gegen ſie über. Die tanzenden Feen bedienen beide, indeß das ſingende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt iſt.)

Chor.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille

Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

(Lila hebt auf und kommt mit Almaiden hervor.)

Almaide. Du biſt mit wenigem geſattigt, meine Freundin. Faſt könnteſt du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe erquickter Blumen ſaugen, und ſo uns zu nähren gewohnt ſind.

Lila. Nicht die Freiheit eines leichten Lebens ſattigt mich; der Kummer eines angſtlichen Zuſtandes raubt mir die Luſt zu jeder Speiſe.

Almaide. Da du uns geſehen haſt, kannſt du nicht langer elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geiſt ſteigt auf und ſinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thatigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe ſteigen, kaum raſten, zurück nie treten. Auf, meine Freundin!

Lila. Was rathſt du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt dein Gemahl.

Lila. Ihr Götter hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er iſt in der Gewalt eines neidiſchen Damons, der ihn mit ſüßen Traumen bandigt und gefangen halt.

Lila. So ahnt' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn du ihn nicht weckſt.

Lila. So iſt er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft, ein herrlicher

hronhimmel wölbt ſich über dem Schlafenden? Leiſe will
h an ſeine Seite treten, erſt ihn ruhen ſehn und mich ſeiner
egenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? —
ann fang' ich leiſe, leiſe nur an: Mein Lieber, erwache!
rwache, mein Beſter! Sey wieder mein! Richte dich auf!
öre meine Stimme, die Stimme deiner Geliebten! — Wird
denn auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stätte wo er ſein Haupt nieder-
legt hat! — Und wenn er nicht ſogleich erwachen will, faſſ'
h ihn an und ſchüttl' ihn leiſe und warte beſcheiden, und
hüttl' ihn ſtärker und rufe wieder: Erwache! — Nicht wahr,
s iſt ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberſchlaf, den deine Gegenwart
icht zerſtreuen kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Die Stätte ſeiner Ruhe vermögen wir nicht
gleich zu erreichen; es liegt noch manche Gefahr, manches
inderniß dazwiſchen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern ſelbſt war Schuld, daß ſich
ieſe Gefahren, dieſe Hinderniſſe nur vermehrten. Nach und
ach hat jener Dämon alle deine Verwandte, alle deine
reunde in ſeine Gewalt gelockt; und wenn du ſäumſt, wird
r auch dich überliſten, denn auf dich iſt gezahlt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie ſie befreien?
omm! Hilf mir! Komm!

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen.
er Menſch hilft ſich ſelbſt am beſten. Er muß wandeln,
ein Glück zu ſuchen; er muß zugreifen es zu faſſen; günſtige
Götter können leiten, ſegnen. Vergebens fordert der Laßige

ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewahrt, so ist's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunkelm Pfade.

Almaide. Verweile diese Nacht! Mit dem fröhlichen Morgen sollst du einen glücklichen Weg antreten.

Lila. Nein, jetzt! jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her säuselt die Stimme des Windes lieblicher, als deine süße Lippe mich locken kann.

Almaide (für sich). O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel gesagt! (Laut.) Hier in dieser Laube steht für dich ein Ruhebette. Bediene dich sein, indessen wir unsre stille Weihungen vollenden. Wir wollen dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, schwesterlich für dich sorgen und deine Pfade segnen.

Lila. Es ist vergebens, ich kann nicht ergreifen was ihr bietet. Eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände.

Almaide (für sich). Unglückliche, was ist für dich zu hoffen? (Laut.) Du mußt bei uns verweilen!

Lila.

Ich fühle die Güte,
Und kann euch nicht danken.
Verzeihet dem kranken,
Verworrenen Sinn!
Mir ist's im Gemüthe
Bald düster, bald heiter,
Ich sehne mich weiter,
Und weiß nicht wohin.

(ab.)

Almaide. Sie verliert ſich in die Büſche. Sie entfernt ſich nicht weit. Auf, Schweſtern, ſingt ihr ein Lied, daß der Ton des Troſtes um ihren Buſen ſchalle.

Almaide (mit dem Chor).

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah'.
Rufen die Armen
Unſer Erbarmen,
Gleich ſind wir da!

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almaide. Magus.

Magus. Göttliche Fee! Was du mir erzählſt, verwundert mich nicht. Beruhige dich! Dieſe Rückfälle müſſen uns nicht erſchrecken. Jede Natur, die ſich aus einem geſunkenen Zuſtande erheben will, muß oft wieder nachlaſſen, um ſich von der neuen, ungewohnten Anſtrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt klug zu werden. Wir müſſen nicht verzagen, wir haben mehr ſolche Scenen zu erwarten. Genug, daß ſie einige Speiſe zu ſich genommen, daß ſie den Gedanken g:faßt

hat, an ihr liege es die-Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir ſie nicht zu geſchwinde geheilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis ſie fähig iſt ſeine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen! ihr Platz machen! Sie kommt hieher, wo neue Erſcheinungen auf ſie warten. (Beide ab.)

Lila (mit dem Fläſchchen in der Hand). Ich habe dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne deinen Balſam würde mir es ſchwer geworden ſeyn, dieſen düſtern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten ſind geſchieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne ſind geſchwunden. Ein rauher, ahnungsvoller Wind ſchwebt um mich her.

Chor der Gefangnen (von innen.)

Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor (von innen).

Weh! Weh!

Lila. Entgegen, ſchwaches Herz! Du biſt ſo elend und fürchteſt noch?

Chor (von innen).

Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens holder Tag!

Lila. Es ruft dir! Dir! um Hülfe! Die armen Verlaßnen! Ach! — Ja, es ſind die Deinen. Ihr Götter! Hier ſind ſie verſchloſſen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es koſte was es wolle. Ich muß ſie ſehn, ſie tröſten, und, wenn es möglich iſt, ſie retten.

Gefangne (treten auf in Ketten, beklagen ihr Schickſal in einem traurigen Tanze; da ſie zuletzt Lila erblicken, ſtaunen ſie und ſuchen ihr pantomimiſch ſich zu entfernen).

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen euch zu verlaſſen. Vielleicht bin ich beſtimmt euch zu befreien und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zuſammen, daß beider Elend gehoben werde.

Friedrich tritt auf.

Wer iſt die Verwegene, die ſich dem Aufenthalt der Angſt und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila, biſt du's?

Lila. Friedrich! Darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du biſt es! (Sie faßt ihn an.) Seyd Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in dieſem Zuſtande?

Friedrich. Soll ich dir's ſagen? Soll ich deine Trauer vermehren? Ich bin, wir ſind in dieſem Zuſtande, durch deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerſt du dich? Es iſt kurze Zeit, als ich dir nicht weit von dieſer Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu ſehen, nicht dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück! Ich reichte dir die Hand, ich reichte dir ſie flehend. Du eilteſt nur ſchneller vorüber. Ach es war eben der Augenblick, da mich der Damon durch ſeinen grauſamen Oger verfolgen ließ. Hätteſt du mir deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frei, und hätten zur Freiheit deines Gemahls zuſammen wirken können.

Lila. Weh mir!

Friedrich. Siehſt du hier dieſe? Du kennſt ſie alle. Den frohen Carl, den ſchelmiſchen Heinrich, den treuen Franz, den dienſtfertigen Ludwig, dieſe guten Nachbarn hier.

du erkennſt ſie alle. Küßt ihr die Hand! Freut euch ihrer Gegenwart!

(Einige der Gefangenen treten zu ihr, geben pantomimiſch ihre Freude zu erkennen, und küſſen ihr die Hände.)

Lila. Ihr ſeyd's! Ihr ſeyd mir alle willkommen! — In Ketten find' ich euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich euch doch wieder! Sind wir doch wenigſtens zuſammen! Wie lang iſt's daß wir uns nicht geſehen haben? Wie kann ich euch retten? (Sie ſieht ſie voll Verwundrung an, ſchweigt und ſieht ſie immer ſtarrer und ſtarrer an. Endlich wendet ſie ſich ängſtlich hinweg.) Wehe mir! Ich kann nicht bleiben, ich muß euch verlaſſen.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathſchlagen, wie wir dem gemeinſamen Uebel entgehen können, willſt du fliehn?

Lila. Ach es iſt nicht Feigheit, aber ein unbeſchreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängſtigt mich, eure Liebe! Nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, ihr ſolltet ſehn daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen! Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure Noth. — Was kann ich ſagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich.

Bleib' und erwirb den Frieden,
Bleibe! du wirſt uns befreien;
Freundliche Götter verleihen
Den ſchönſten Augenblick.

Lila.

Ach, mir iſt nicht beſchieden
Der Erde mich zu freuen,
Feindliche Götter ſtreuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.

Laß dich die Liebe laben!

Lila.

Ach ſie iſt mir entflohn!

Friedrich.

Mit allen Himmelsgaben
Sollſt du ihn wieder haben,
Iſt er ſo nahe ſchon.

Lila.

Ach, alle Himmelsgaben
Sollt' ich im Traum nur haben?
Wandre zum Grabe ſchon!

(Lila geht ab, Friedrich und die Uebrigen ſehen ihr verlegen nach.)

Magus. Folgt ihr nicht! Haltet ſie nicht auf. Ich
e euch und ſie wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem
ſtigen Ausgange. Ich werde ihr folgen, ihr Muth ein-
chen, ſie hierher zurück bringen. Es iſt die Zeit, da der
r von der Jagd zurückkehrt. Da ſie der Liebe wenig
ör giebt, laßt uns ſehen ob Gewalt und Unrecht ſie nicht
dem Traume wecken. (Magus ab.)

Der Ogre (kommt von der Jagd zurück und freut ſich ſeiner Beute.
ißt nun von den Gefangenen bedienen, ſie formiren einen Tanz, der
tritt in die Höhle).

Lila (welche eine Zeit lang von der Seite zugeſehn, tritt hervor).
erſt erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an dieſen
terlichen Platz ſehnſuchtsvoll herfliegt. Ja, ich will's,
ann's, ich bin's ihnen ſchuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was bringſt du uns, Geliebte?

Lila. Mich ſelbſt. Es iſt nur Ein Mittel euch zu
n — daß ich euer Schickſal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir iſt offenbart worden: ich muß dem Oger trotzen, ihn auffordern, ihn reizen; und da ich keine Waffen habe ihn zu bekampfen, ihn zu überwinden, ſollen mir die Ketten willkommen ſeyn, die mich an eure Geſellſchaft ſchließen.

Friedrich. Du wagſt viel.

Lila. Seyd ruhig, denn ich bin der Eimer, den das Schickſal in den Brunnen wirft um euch heraus zu ziehen.

Der Oger (tritt auf, erblickt Lila).

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme iſt die Stimme der Götter! Gieb dieſe los, oder erwarte die Rache der Immergutigen!

(Unter dem Ritornell zu folgender Arie zeigt der Oger ſeine Verachtung ihrer Schwachheit: er gebietet den Semigen Ketten herbei zu bringen, welche ihr angelegt werden.)

Lila.

Ich biete dir Trutz!
Gieb her deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.

Ich ſoll vor dir erzittern?
Mir regt ſich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Erzeigt ſich erſt der Muth.

(Der Oger geht ab.)

Friedrich. Jetzt, da du dich ſo männlich bezeigſt, kann ich dir erſt ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überſchreiten durfte. Ja, du konnteſt allein durch dieſe That uns Alle retten. Halte dich feſt an unſre Geſellſchaft.

Lila. Iſt's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Damon hat ſeine Feinde mächtiger gemacht, er hat dich zum Siege gefeſſelt; er wird

einen Brand ins Haus tragen, der sein ganzes Reich verzehren soll.

Lila. Sage weiter. Ich sehe nur Männer hier! Wo sind meine Schwestern, unsre Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das seltsamste gefangen. Sie sind genöthigt ihr Tagewerk am Rocken zu vollenden, wie wir den Garten zu besorgen und im Palaste zu dienen. Du wirst sie sehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beistand der Geister nicht eilen; sie kommen, wir bedürfen ihres Raths.

Almaide. Chor der Feen treten auf.

Almaide. Theure Schwester, find' ich dich wieder!

Lila. Zu Freud' und Schmerzen. Gefangen hier mit diesen Geliebten. Ihre Gegenwart tröstet mich über alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurückziehn. Gehe vorwärts, und du erlangst deine Wünsche.

Lila. Laßt mich bald ans Ziel meiner Hoffnungen gelangen.

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es dir entrücken. Nur vernimm unsern Rath.

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. Sobald du in dem Garten angelangt bist, so eile an den nächsten Brunnen, dein Gesicht und deine Hände zu waschen; sogleich werden diese Ketten von deinen Armen fallen. Eile sodann in die Laube, die mit Rosenbüschen umschattet ist. Dort wirst du ein neues Gewand finden; bekleide dich damit, wirf deine Trauer ab, und

ſchmucke dich, wie es einer Siegerin ziemt. Lege den geſtirnten Schleier ums Haupt; dieſer ſchützt dich vor aller Gewalt des Damons. So viel können wir thun; das Uebrige iſt dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter, was werd' ich finden?

Almaide. Dieſe Freunde werden dir alles erklaren. Dein Geiſt wird dich leiten in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur froh! Nur bald! Wir ſagen, dein Gemahl, dein Geliebter iſt nah'.

Lila.

Sterne! Sterne!
Er iſt nicht ferne!
Liebe Geiſter, kann es geſchehn,
Laßt mich die Stätte des Liebſten ſehn!
Götter, die ihr nicht bethöret,
Höret,
Hier im Walde
Balde
Gebt mir den Geliebten frei!
Ja, ich fühl' beglückte Triebe!
Liebe
Löſ't die Zauberei.

Friedrich und Almaide mit dem Chor der Feen und Gefangenen.

Gerne! gerne!
Er iſt nicht ferne!
Nur geduldig, es ſoll geſchehn!
Du ſollſt die Stätte des Liebſten ſehn.
Wir, die wir das Schickſal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde

Machſt du den Geliebten frei!
Sey nicht bange, ſey nicht trübe!
Liebe
Löſ't die Zauberei.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich. Nur einen Augenblick, meine Beſte! Welche Qual, dir ſo nahe zu ſeyn, und dir kein Wort ſagen zu können! Dir nicht ſagen zu dürfen wie ſehr ich dich liebe! Hab' ich doch nichts anders als dieſen einzigen Troſt! Wenn mir auch der geraubt werden ſollte —

Almaide. Entfernen Sie ſich, mein Freund! Es ſind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können ſie ſehen, was ſie nicht ſchon wiſſen: daß unſre Gemüther auf ewig verbunden ſind.

Almaide. Laſſen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unſer unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlaſſe dich! Deine Hand, meine Theure!

(Er küßt ihre Hand.)

Magus. Find' ich euch ſo zuſammen, meine Freunde? Verſpracht ihr mir nicht heilig ihr wolltet auf euren Poſten bleiben? Graf! Graf! man wollte ſich klug betragen. Sie wiſſen daß der Baron nicht immer guter Laune iſt, daß man ihn oft auf ſeine Schweſter eiferſüchtig halten ſollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wiſſen nicht was ein Herz wie das meinige leidet.

Alle dieſe langen Stunden
Konnt' ich ihr kein Wörtchen ſagen;
Eben hab' ich ſie gefunden,
Darf nicht meine Leiden klagen,
Wenn ich lang' beſcheiden war?

(Zum Magus.)

Ja, ich gehe, theurer Meiſter,
Du beherrſcheſt unſre Geiſter.

(Zu Almaiden.)

Ja, ich bleibe wie ich war.

(Zum Magus.)

Laß ein tröſtlich Wort mich hören!
Ewig werd' ich dich verehren,
Aber, aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar!

(Für ſich.)

Klug hat er es unternommen!
Lila ſoll Verſtand bekommen,
Ach! und ich verlier' ihn gar!

(Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almaiden.)

(Der hintere Vorhang öffnet ſich. Man erblickt einen ſchön geſchmückten Garten, in deſſen Grunde ein Gebäude mit ſieben Hallen ſteht. Jede Halle iſt mit einer Thüre verſchloſſen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befeſtigt iſt; an der Seite des Rockens ſind in jeder Thüre zwei Oeffnungen, ſo groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles iſt romantiſch verziert.)

(Die Chöre der Gefangnen ſind mit Gartenarbeit beſchäftigt, das tanzende Chor formirt ein Ballet.)

Graf Friedrich und der **Magus** treten herein. Der Magus ſcheint mit dem Grafen eine Abrede zu nehmen und geht ſodann auf der andern Seite ab. Friedrich giebt den Chören ein Zeichen. Sie ſtellen ſich an beide Seiten.

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht ſo lange!

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Chor der Frauen (von innen).

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!
Euer Getöne
Wieget ſo ſchöne!
Laßt uns die Ruh,
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange!

Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

(Es laſſen ſich Hände ſehen, die aus den Oeffnungen heraus greifen, Rocken und Spindel faſſen und zu ſpinnen anfangen.)

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Chor der Frauen (von innen).

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach, ſind ſo leichte
Nicht wieder gefunden!

Chor der Männer.

Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Es eröffnen ſich die ſieben Thüren. **Marianne** tritt ohne Maske aus der mittelſten, **Sophie** und **Lucie** aus den nächſten beiden. **Das ſingende** und **tanzende Chor der Frauen** kommt nach und nach in einer gewiſſen Ordnung hervor. Das ſingende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer, Marianne zu Friedrichen; die beiden tanzenden Chöre vereinigen ſich in einem Ballette; indeſſen ſingen

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und ſpringet
In Reihen und Kranz

Ihr liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.

Am Rocken zu ſitzen
Und fleißig zu ſeyn,
Das Tagwerk zu enden,
Es ſchläfert euch ein.

Drum tanzet und ſpringet,
Erfriſcht euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gebt Hoffnung und Muth!

(Vorſtehendes Tutti wird mit Abſätzen geſungen, zwiſchen welchem der Balletmeiſter in Geſtalt des Dämon ein Solo und mit den erſten Tänzerinnen zu zwei, auch zu drei tanzt. Ueberhaupt wird die ganze Anſtalt des vierten Actes völlig ſeinem Geſchmack überlaſſen.)

Lila (welche ſich während des vorhergehenden Tanzes manchmal blicken laſſen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und fröhlichen Farben geziert). So find' ich euch denn alle hier zuſammen! Wie lange hab' ich euch entbehren müſſen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie iſt's durch deine Gegenwart. Sey uns willkommen, Schweſter!

Lila. Willkommen, meine Sophie! meine Lucie, willkommen! Marianne, biſt du es wirklich?

Marianne. Umarme mich theure Freundin!

(Alle begrüßen ſie, umarmen ſie, küſſen ihr die Hände.)

Lila. Wie wunderlich ſeyd ihr angezogen?

Lucie. Bald hoffen wir von dieſen Kleidern, von dieſem läſtigen Schmucke befreit zu ſeyn.

Lila. Welch eine ſeltſame Erſcheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennſt du mich nicht meine Freundin?

Lila. Sagt mir, woran ich bin. Es kommt mir alles, ich komme mir ſelbſt ſo wunderbar vor. Iſt das nicht unſer Garten? Iſt das nicht unſer Gartenhaus? Was ſoll die Mummerei am hellen Tage? Irr' ich mich nicht, ſo ſcheinſt du älter als du biſt. Dieſer Bart ſchließt nicht recht ans Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken ſiehſt du mich wieder. Du biſt am Ziele; ergötze dich mit den Deinigen, bald ſollſt du deinen letzten Wunſch befriedigt ſehn. Du ſollſt deinen Gemahl in deine Arme ſchließen. (ab.)

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und flehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.
Ihr Gütigen!
Ihr könnt mich nicht laſſen!
Laßt mich ihn faſſen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz.

Der Baron, Graf Altenſtein, Verazio
in Hauskleidern treten auf.

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn euer Mittel gewirkt hat, werther Doctor, ſo iſt es Zeit, daß wir uns ihrer verſichern! Lila! meine Geliebte, meine Gattin!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommſt du her?

So erwartet und so unerwartet! Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

(Während der Freude des Wiedererkennens ſingt)

Das Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir dein Glück;
Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm in unſern
Arm zurück!

Friedrich.

Empfinde dich in ſeinen Küſſen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantaſie entriſſen,
Giebt Lieb' und Phantaſie zurück.

Chor.

Nimm ihn zurück,
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir dein Glück!

Marianne.

Er überſtand die Todesleiden,
Du haſt vergebens dich gequält:
Zu unſerm Leben, unſern Freuden
Haſt du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Neuem Leben,
Uns gegeben,

Komm in unſern
Arm zurück!

Lila.

Ich habe dich, Geliebter, wieder,
Umarme dich, o beſter Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht faſſen kann.

Chor.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne ſey dir!
Kommt ihr entronnenen,
Wiedergewonnenen
Freuden heran!
Lebet, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!

Die Fiſcherin.

Ein Singſpiel.

Auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurt an der Ilm vorgeſtellt.

Personen.

Dorchen.
Ihr Vater.
Niklas, ihr Bräutigam.
Nachbarn.

Unter hohen Erlen am Fluſſe ſtehen zerſtreute Fiſcherhütten. Es iſt Nacht und ſtille. An einem kleinen Feuer ſind Töpfe geſetzt, Netze und Fiſchergeräthe rings umher aufgeſtellt.

Dortchen, beſchäftigt, ſingt.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht! —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm geh mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt feiner Knabe du mit mir gehn?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön;

„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“ —

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt!“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Nun hätt' ich vor Ungeduld alle meine Lieder zweimal durchgeſungen, und es thäte noth ich finge ſie zum drittenmal an. Sie kommen noch nicht! kommen nicht! und bleiben wieder wie gewöhnlich unerträglich außen, ſo heilig ſie verſprochen haben heute recht bei Zeiten wieder da zu ſeyn. Die Erdäpfel ſind zu Mulm verkocht, die Suppe iſt angebrannt, mich hungert, und ich ſchiebe von jedem Augenblick zum andern auf, meinen Theil allein zu eſſen, weil ich immer denke ſie kommen, ſie müſſen kommen. Bei den Mannsleuten iſt alle Mühe verloren, ſie ſind doch nicht zu beſſern. Ich habe gedroht, gemurrt, Geſichter geſchnitten, das Eſſen verdorben, und wenn das alles nicht helfen wollte, recht ſchön gebeten; und ſie machen's einen Tag wie den andern nach ihrer Weiſe. Ueber Niklas ärgere ich mich am meiſten, denn der will Wunder thun als wenn er mich lieb hätte, als wenn er mir alles

an den Augen absehn wollte, und dann treibt er's doch als wenn ich schon seine Frau wäre. Verlohnte sich's nur der Mühe, so möchte noch alles gut seyn. Kämen sie immer von ihrem Fange recht beladen zurück, daß das Schiff sinken möchte, und man was zu Markte tragen könnte, da möcht's noch gut seyn, man könnte nachher auch wieder etwas auf sich wenden, und brauchte nicht immer so schlecht zu essen, zu trinken und einher zu gehn. Gerade das Gegentheil! je weniger gefangen, je später kommen sie nach Haus. Neulich Abend habe ich ihnen vom Hügel zugesehn wie sie's machen, und wäre fast vor Ungeduld vergangen. Anstatt hübsch frisch zu rudern, lassen sie den Kahn treiben, und rauchen ihr Pfeifchen in Ruh. Da kommt einer den Fußpfad am Ufer her, da reitet einer seine Pferde in die Schwemme, da giebt's guten Tags und guten Abends daß kein Ende ist. Bald fahren sie da an, bald dorten, und das größte Unglück ist daß die Schenke am Wasser liegt. Sie sind gewiß wieder ausgestiegen und lassen sich's wohl seyn, und wann sie nach Hause kommen, sind sie wieder durstig. Es ist mir recht zuwider! recht ernstlich zuwider!

Für Männer uns zu plagen
Sind leider wir bestimmt.
Wir lassen sie gewähren,
Wir folgen ihrem Willen:
Und wären sie nur dankbar,
So wär' noch alles gut.

Und rührt sich im Herzen
Der Unmuth zuweilen:
Stille! heißt es,
Stille! Liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen folgen,
Alles mir gefallen laſſen;
Will nach meinem Kopfe thun!

Wenn ich nur was anſtellen könnte was ſie recht verdröſſe! Wenn ich böſe thue, ſind ſie freundlich, und wenn ich ihnen die Schüſſel hinſtoße, ſo eſſen ſie ganz gelaſſen. Wenn ich mich in eine Ecke ſetze, ſo ſprechen ſie unter ſich. Man ſagt immer, die Weiber ſchwätzten viel, und wenn die Männer anfangen, ſo hat's gar kein Ende. Ich will mich ins Bette legen, und das Feuer ausgehn laſſen, da mögen ſie ſehn wer ihnen aufwartet. Ja was hilft mich das? Da laſſen ſie mich wohl auch liegen! Ich wollte lieber ſie zankten und lärmten, es iſt nichts abſcheulicher als gleichgültige Mannsleute! Ich bin ſo wild! ſo toll! daß ich gar nicht weiß was ich anfangen ſoll. Ich möchte mir ſelbſt was zu Leide thun! Sie werden mich am Ende noch raſend machen! Und wenn's gar zu bunt wird, ſo ſpring' ich in's Waſſer! Da mögen ſie zuſehn wo ſie ein Dortchen wiederkriegen, das ihnen ihre Sachen ſo ordentlich hält, und alles von ihnen erträgt, nicht von Hauſe kommt, und für alles ſorgt. Wann ich todt bin, da werden ſie ſehn was ſie an mir gehabt haben, werden ſich ihre Undankbarkeit vorwerfen, es wird aber zu ſpät ſeyn, und es wird mir und ihnen nichts helfen. (Sie fängt an zu weinen.) Da werden ſie ſich die Haare ausraufen, und werden ſchreien und jammern, daß ſie nicht eher nach Hauſe gekommen ſind. Aber ich bin doch ein rechter Narr, daß ich mich ſo um ſie betrübe! Und wann ſie nach Hauſe kommen, thun ſie als wenn's gar nichts wäre. Ich könnte ſie ſchon ſtrafen, daß ſie mich ſo oft in Sorgen laſſen für nichts und wieder nichts,

und wenn ich denke es iſt einem ein Unglück geſchehen, ſo laſſen ſie ſich's beim Branntewein wohl ſchmecken. — — Ja das will ich thun! Es ſoll ausſehen als wenn ich ins Waſſer gefallen wäre. Den einen Eimer will ich verſtecken, und den andern aufs Bret hinauf ſtellen, und mein Hütchen ins Gebüſch hängen: Sie ſollen glauben, ich ſey ins Waſſer gefallen, und am Ende will ich ſie recht auslachen. (Man hört von weitem ſingen.) Ich höre ſie ſchon von weitem. (Sie macht alles zurechte, ſtellt den Eimer, hängt das Hütchen ins Gebüſche.) So ſieht's recht natürlich aus! Nun mögt ihr's haben! (Sie verſteckt ſich.)

Der Vater und **Niklas** in der Ferne im Kahne.

Wenn der Fiſcher 's Netz auswirft
Die Fiſchlein aufzufangen,
Spannt er ſtill und hoffnungsvoll
Viel Beute zu erlangen.
Raſch wirft er die Garn' hinaus;
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret denn den andern Tag
Mit ſeinem Schifflein wieder,
Und von ſchönem reichem Fang
Sinkt das Schiff faſt nieder;
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

Dortchen (läßt ſich wieder ſehen). Faſt wird mir's bange! Ich möcht' es wieder weg thun! Soll ich? Soll ich nicht? Sie ſind gar zu nahe, ich muß es laſſen.

Niklas (heraus ſpringend). Haltet an! Ich will den Kahn feſt binden.

Vater. Das hieß ein Fang!

Niklas. Der beste im ganzen Jahr.

Vater. Und so unvermuthet! Ich dachte an nichts weniger. Nur geschwind! daß sie nur alle, wie sie sind, in die Fischkasten kommen, bis morgen frühe.

Niklas. Sie gehn nicht alle hinein.

Vater. Wir lassen einen Theil in den Gefaßen stehen. Sie müssen nur in der Nacht noch einmal frisch Wasser haben.

Niklas. Dafür laßt mich sorgen.

Vater. Gieb her, ich will das hinübertragen.

Niklas. Geht nur hinauf und ruht aus, und sagt's Dortchen, und seht wie es mit dem Essen steht. Sie wird uns gewiß freundliche Gesichter machen, da wir so glücklich nach Hause kommen.

Vater. Du wirst nicht fertig.

Niklas. Gleich! Gleich! Gebt nur Acht wie geschwind ich bin.

Vater (herauskommend). Es ist doch ein großer Unterschied, ob man viel gefangen hat, oder nichts. Geht's? Kommst du zurecht?

Niklas. Recht gut!

Vater. Dortchen! — Wo stickst du? Dortchen! (Er sucht sie überall um.) Nun wohin die sich verlaufen hat! (Zu den Topf sehend.) Das kocht alles als wenn kein Wasser in der Nähe wäre, es verbrennt schier. Niklas, mache daß du fertig wirst. Dortchen ist nicht da, und unsere Mahlzeit geht im Rauch auf.

Niklas. Sie wird bei Susen seyn; ruft ihr doch.

Vater. Sie wird schon kommen! Wir wollen es schon allein verzehren, und sie hat ihren Theil doch immer vorne weg. Sie kann nicht warten. Für eine Braut hat sie einen

erſchrecklichen Appetit. Nun luſtig! Vorauf einen Schluck Branntewein, den haben wir wohl verdient.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Iſt der Fiſcher wohlgemuth,
Auf dem Fluß und auf der Erde
Geht's dem armen Fiſcher,
Geht's dem Fiſcher ſchlecht und gut.

Um zu hungern und zu dürſten
Fähret er des Morgens aus,
Und mit vieler Müh' und Sorgen
Findet er ſein Stückchen Brod.
Macht uns auch das Waſſer naß,
Macht die Luft uns wieder trocken,
Und wir leben nach wie vor.

Niklas (der im Herauſtommen die letzten Verſe mit ſingt.) Das iſt recht hübſch und gut, wenn man es nicht beſſer haben kann.

Vater. Beſſer! Da verſuch' einmal die Erdäpfel.

Niklas. Ich kann euch verſichern, in der Stadt haben ſie's bequemer. (Er ſieht herum.) Stickt ſie denn nirgends? Dortchen! Lieb Dortchen! Nicht zu Hauſe? Sollte ſie ſich verſteckt haben? Sie wartet ſonſt ſo voll Ungeduld, ſie iſt nicht leicht von ihrem Herde wegzubringen.

Vater. Setze dich her!

Niklas. Die Gerichte laſſen ſich auch ſtehend verzehren.

Vater. Du warſt heute ſo nachdenklich.

Niklas. Ich geſteh's euch, daß es mir im Kopf herum geht, was ſo ein Bauerjunge ein vornehmer Herr wird, wenn er in die Stadt kommt.

Vater. Ja das ſteckt an.

Niklas. Wenn ich Dortchen habe, meintet ihr nicht, daß ich mich drinnen nach einem Dienſte umſehen ſoll?

Vater. Was iſt denn dadrinnen zu fiſchen?

Niklas. Genug! nur mit andern Netzen.

Vater. Was kannſt du denn, um dich fortzubringen?

Niklas. Ich kann alles lernen.

Vater. Ein hübſcher Anfang!

Niklas. Ich habe nichts zu verlieren.

Vater. Eine ſchöne Ausſtattung! und eine beredte Empfehlung dazu: denn du haſt eine ſchöne Frau.

Niklas. Nein, Vater! darauf verſteh' ich keinen Spaß.

Vater. Ach du kannſt alles lernen!

Niklas. Da ſchmeiß' ich gewiß zu.

Vater. Da ſchmeißt ſich's nicht ſo.

Niklas. Wo nur Dortchen iſt?

Vater. Laß ſie ſeyn und rede.

Niklas. Was denn?

Vater. Schwatze nur.

Niklas. Wovon?

Vater. Was du willſt.

Niklas. Es fallt mir nichts ein.

Vater. So lüge was.

Niklas. Die ſchönen Livreen haben mir lange in die Augen geſtochen. Sie haben's recht bequem, gut Eſſen und Trinken und eine Ausſicht auf ihre alten Tage.

Vater. Das ſtickt dir gewaltig im Kopfe. Und was ſoll ich denn indeſſen anfangen?

Niklas. Ihr kommt immer fort.

Vater. Aber wie?

Niklas. Und könnt hernach zu uns ziehn

Vater. Sey kein Thor! Ich laſſ' euch nicht weg und damit iſt's aus.

Niklas. Ich hör' ſie kommen.

Vater. Iß nur und ſey ruhig.

Niklas. Nein es war nichts.

Vater. Sie wird nicht ausbleiben. Und nächſtens noch weniger.

Niklas. Laßt mich nach ihr gehn.

Vater. Ich mag nicht allein ſeyn.

Niklas. Ich will ihr rufen.

Vater. So ruhe doch! Sing eins, daß die Zeit vergeht, und darnach werden wir ungewiegt einſchlafen. Ich rauche mein Pfeifchen dazu und genug für heute.

Niklas. Wenn ſie nur da wäre, ſänge ich den zweiten.

Vater. So ſinge du jetzt beide zuſammen. Sey kein Kind!

Niklas. Was wollt ihr denn?

Vater. Mir iſt's ein's.

Niklas. Die Geſchichte vom Waſſermann?

Vater. Wie der Waſſermann das Mädchen aus der Kirche holt?

Niklas. Eben das.

Vater. Sollte denn dadran was Wahres ſeyn?

Niklas. Behüte Gott! Es iſt ein Mährchen.

Vater. Du meinſt es wäre ganz und gar erlogen?

Niklas. Freilich!

Vater. Ich habe doch manchmal auch wunderſame Geſchichten gehört, und oft geſchieht einem auch ſo was, wo es nicht juſt iſt. Biſt du niemals getickt worden?

Niklas. Ach ja, aber bei Tage.

Vater. Ich rede nicht gern davon.

Niklas. Es sind Einbildungen. (Er fängt an zu singen.)

Vater. Es platzte dahinten etwas.

Niklas. Nicht doch, es ist das Wasser.

Vater. So sing nur. Ich bin nun schon so alt geworden und manchmal überläuft mich's doch.

Niklas. Nun hört denn auch, es ist eher lächerlich als grauslich.

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?"
Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band sein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch' dreimal und vier.
Der Wassermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Priester eben stand vorm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?"
Das schöne Mädchen lacht in sich:
„O wär' der blanke Ritter für mich!"
Er trat über einen Stuhl und zwei:
„O Mädchen, gieb mir Wort und Treu!"
Er trat über Stühle drei und vier:
„O schönes Mädchen, zieh mit mir."
Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier hast du meine Treu, ich folg' dir leicht."
Sie gingen hinaus mit Hochzeitschaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr.
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.

„Halt, schönes Mädchen, das Roß mir hier!
„Das niedlichste Schiffchen bring' ich dir;"
Und als sie kamen auf den weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land;
Und als sie kamen auf den Sund,
Das schöne Mädchen sank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
Ich rath euch Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.

Vater. Ein lustiger Tanz! eine schöne Invitation!

Niklas. Habt ihr nichts schreien gehört?

Vater. Einbildungen! Wenn ich mich nicht fürchte, hör' ich nichts; dir fällt noch was aus dem Lied' ein.

Niklas. Es schrie wahrhaftig. Mir fiel's unterm Singen so aufs Herz, und ich wollte schwören, ich hörte was.

Vater. Fängst du nun an? du Großhans!

Niklas. Ich ruh' euch nicht eher, bis ich weiß wo sie ist.

Vater. Sie ist kein klein Kind, sie wird nicht ins Wasser fallen.

Niklas. Der Wassermann ist mir zuwider.

Vater. Siehst du nicht gar die Nixe!

Niklas. Nein, es ahnet mir was.

Vater. Es träumt dir.

Niklas. Es giebt ein Unglück! ein Unglück!

Vater. Geh nur! Lauf' nur, du machst mir bange. Ich will auch suchen.

Niklas. Dortchen! Dortchen!

Vater. Nur nicht so ängstlich. Dortchen!

Niklas. Mein Dortchen!

Vater. Faſſe dich nur, ſey nicht ſo albern.

Niklas. Ach mein Dortchen! mein Dortchen!

Vater. Lauf' nur zu Suſen, ich will zum Gevatter hinauf.

Niklas. Sie wäre gewiß hier.

Vater. Es iſt nicht möglich.

Niklas. Vater, ich fahre aus der Haut.

Vater. So geh nur vom Flecke. Sehe nur nach, am Ende liegt ſie gar im Bette!

Niklas. Nein doch, nein!

Vater. Sie hat erſt Waſſer holen wollen, da ſteht der Stuz.

Niklas. Wo iſt der andre? ich ſeh' ihn nicht.

Vater. Wer weiß!

Niklas. Vater, ach Vater!

Vater. Was iſt's?

Niklas. Ich bin des Todes!

Vater. Was giebt's?

Niklas. Sie iſt ertrunken! Hier hangt ihr Hütchen. Im Waſſerſchöpfen fiel ſie hinein! Vater!

Vater. Laß ſehen! Laß ſehen! Unglück über alle Unglücke!

Helft! helft ſie retten!
Sie iſt ertrunken!
Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen
Was ſtehſt du da?

Niklas.

Es lähmt der Schrecken
Mir alle Glieder.
Ich ſteh' verworren,

Ich ſinke nieder;
Ich kann nicht wiſſen
Wie mir geſchah.

Vater.

Die Nachbarn ſchlafen,
Ich will ſie wecken.
Auf! hört uns, höret!
Vernehmt das Schrecken.

Chor (erſt einzeln, dann zuſammen).

Was giebt's! Wer ruft uns
Uns durch die Nacht?

Vater.

Helft! helft ſie retten!
Sie iſt ertrunken!
Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen,
Was ſteht ihr da!

Alle (bald wechſelnd, bald zuſammen).

Eilt nur geſchwinde!
Lauft nach den Reuſen!
Wohl blieb ſie hangen:
Und zündet Schleißen,
Und brennet Fackeln
Und Feuer an! *

---

* Auf dieſen Moment war eigentlich die Wirkung des ganzen Stücks berechnet. Die Zuſchauer ſaßen, ohne es zu vermuthen, dergeſtalt, daß ſie den ganzen ſchlängelnden Fluß hinunterwärts vor ſich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick ſah man erſt Fackeln ſich in der Nähe bewegen. Auf

Geſchwind zu Schiffe!
Herbei die Stangen!
Sie aufzuſuchen!
Sie aufzufangen!
Den Strom hinunter!
Habt Acht! Habt Acht!

Dortchen (aus dem Gebüſche hervortretend).
Es iſt mir der Streich,
Er iſt mir gelungen!
Doch ſind ſie in Schrecken
Und Angſt um mich!

Ich habe die Lieben
Vergebens geängſtet;
Mich jammern die Armen!

Ich eile zu ſagen,
Ich eile zu rufen:
Hier bin ich!
Noch leb' ich!
Noch leb' ich für euch. (ab.)

Vater (der von dem Waſſer herauf kommt).
Ihre Stimm' hab' ich vernommen,
Himmel! wäre ſie entkommen!

mehreres Rufen erſchienen ſie auch in der Ferne; dann loderten auf den aus ſpringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerſchein den nächſten Gegenſtänden die größte Deutlichkeit gaben, indeſſen die entfernetere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine ſchönere Wirkung geſehen. Sie dauerte, unter mancherlei Abwechſelungen, bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte.

Hör' ich hie? und hör' ich da?
Sie ſchien fern und ſchien mir nah.

Dortchen (zurückkehrend).

Ja ihr habet recht vernommen,
Ach ich bin zu ſpät gekommen!
Lieber Vater, ich bin da!
O verzeiht mir was geſchah!

Vater.

Wie? und du biſt nicht ertrunken?
Find' ich dich nicht einmal feucht?

Dortchen.

Ich bin nicht in Fluß geſunken,
Vater, wie es euch gedäucht.

Vater.

Heyſa luſtig!
Sie iſt wieder hier!
Hört auf zu ſuchen!
Hört auf euch zu ängſten!
Kommt her,
Freut euch mit mir!
Doch wo, ſag' an, haſt du geſteckt?

Dortchen.

Verzeiht, wenn ich euch ſo erſchreckt.
O laßt euch ſagen:
Ich wollt' euch plagen,
Ich wollt' euch necken,
Und euch erſchrecken;
Ich macht' euch bange,
Weil ihr ſo lange
Von Hauſe bleibt.

Ja, mein Vater, ihr müßt mir verzeihen, es war wirklich nicht so bös gemeint. Ihr wißt wie ich euch immer so inständig bitte mich nicht warten zu lassen, zur rechten Zeit beim Essen zu seyn. Glaubt ihr daß mich's niemals verdrießt, daß ich niemals Langeweile habe, wenn ich so bis in die tiefe Nacht alleine sitzen muß, und ihr außen bleibt und meinen Bräutigam zurückhaltet daß er nicht so bald wieder bei mir seyn kann, als er es gern wünschte. Ihr müßt mir diese Posse nicht übel nehmen und wieder gut seyn.

Vater.

Du Böſewicht!
Du ungerathen Kind!
Uns ſo zu necken!
So zu erſchrecken!
Niklas verzweifelt
Dich zu erretten;
Nachbarn und Freund
Sind aus den Betten,
Jammern und klagen,
Schrein und verzagen,
Sag', welch ein Muthwill',
Tolle! dich treibt?

Dortchen.

Hört mich nur!
Schreit nicht ſo!
Haltet mit Schelten!

Vater.

Möcht' ich doch,
Sollt' ich doch
Dir es vergelten!

Dortchen.

Glaubt nur, es reut mich
Was ich gethan.

Vater.

Kaum und mit Mühe
Halt' ich mich an.

Niklas (kommt mit den Andern). Ach Himmel, sie lebt! sie ist da! Dortchen wo bist du geblieben?

Dortchen. Lieber Niklas!

Vater. Es ist dein Glück, daß sie kommen!

Niklas. Sag' mir nur! — Ich muß dich küssen!

Vater. Weg mit ihr! Sie verdient die Freude nicht.

Niklas. Ich kann mich noch nicht erholen.

Dortchen. Rede dem Vater zu.

Niklas. Vater, beruhigt euch, sie ist ja nicht verloren.

Vater. Ei was! davon ist die Rede nicht! Sie verdiente daß ich ihr den Muthwillen austriebe.

Niklas. Was soll das heißen?

Vater. Verstehst du denn nichts?

Niklas. Ich habe noch nichts gehört.

Dortchen. Vergieb mir im voraus!

Niklas. Ich begreife kein Wort.

Vater. Sie hat uns zum besten gehabt.

Dortchen. Ihr habt mich oft genug geängstigt; da wißt ihr, wie's thut.

Niklas. Wie kam denn dein Hütchen hier ins Gebüsche?

Dortchen. Ich hing's hinein.

Niklas. Du Vogel! es war kein feiner Spaß, denn du weißt wie wir dich lieben.

Dortchen. Mit Ueberlegung geschah's nicht. Der Unmuth überraschte mich. Wie oft soll ich noch sagen, verzeiht!

Niklas. Unter Einer Bedingung.

Dortchen. Und die?

Niklas. Daß du Ernst machst. Und daß wir von den Fischen, die wir heute gefangen haben, die schönsten morgen zur Hochzeit auftischen.

Dortchen. Laß mich!

Vater. Ganz gut! Wenn's mir nachgeht, sollst du keine Gräte davon zu sehn kriegen, und sollst dein Ja noch lange für dich behalten.

Dortchen. Das ware keine große Strafe.

Vater. Denk' doch! Ich nehm' dich beim Wort; du darfst mir den Kopf nicht toller machen.

Niklas. Stille Vater und laßt uns gewähren. Ich habe eure Einwilligung, und wegen der Schakerei wollen wir —

Vater. Und über eurem Geschwätze wollen wir nicht vergessen, daß die Nachbarn mit Recht einen großen Dank und einen guten Schlaftrunk fordern können, da wir sie doch umsonst geweckt haben. Sieh, wie sie beisammen stehen und sich verwundern, daß uns nichts einfallt.

Niklas. Ihr habt recht. Dortchen gieb uns die Flasche. Sie haben sich's um deinetwillen recht angelegen seyn lassen. Es war ihnen rechter Ernst dich zu finden und dich zu retten. Ich hab' es erst gesehen, wie lieb du allen bist.

(Dortchen bringt Flasche und Glas, schenkt ein, und reicht's dem Alten.)

Vater. Gute Freunde tausend Dank! Und zu guter Nacht eure Gesundheit! Prosit allerseits! Und nun rings herum auf das Wohl des Brautpaars.

Alle (trinken). Prosit hoch!

Vater. Das Mädchen, wovon du gestern das Lied sangst, kriegte einen Mann durch Witz, du kriegst ihn durch Schalkheit. Ihr probiret doch alle Wege, bis einer gelingt.

Dortchen. Pfui doch! das wäre auch der Mühe werth.

Vater.

Es war ein Ritter, er reiſt' durch's Land,
Er ſucht' ein Weib nach ſeiner Hand.
Er kam wohl an einer Wittwe Thür,
Drei ſchöne Töchter ſaßen vor ihr,
Der Ritter er ſah und ſah ſie lang,
Zu wählen war ihm das Herz ſo bang.

Niklas.

Wer antwort't mir der Fragen drei,
Zu wiſſen, welche die meine ſey?

Dortchen.

Leg' vor, leg' vor uns der Fragen drei,
Zu wiſſen, welche die deine ſey.

Niklas.

Sag', was iſt länger als der Weg daher?
Und was iſt tiefer als das tiefe Meer?
Oder was iſt lauter als das laute Horn?
Und was iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn?
Oder was iſt grüner als grünes Gras?
Und was iſt ärger als ein Weibsbild was?

Vater.

Die erſte, die zweite ſie ſannen nach;
Die dritte die jüngſte die ſchönſte ſprach:

Dortchen.

O Lieb' iſt länger, als der Weg daher,
Und Höll' iſt tiefer als das tiefe Meer,
Und der Donner iſt lauter als das laute Horn,
Und der Hunger iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn,
Und Gift iſt grüner als grünes Gras,
Und der Teufel iſt ärger als ein Weibsbild was.

Vater.

Kaum hat ſie die Fragen beantwort't ſo,
Der Ritter er eilt und wählet ſie froh.
Die erſte, die zweite ſie ſannen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freier gebrach.

Alle.

Drum, liebe Mädchen, ſeyd auf der Hut!
Frägt euch ein Freier, antwortet gut.

Vater (zu den Nachbarn). Ihr wollt nun wohl auch wieder zu Bette? Kommt nur noch einen Augenblick herunter, zu ſehn was wir für einen Fang gethan haben. Ich muß ihnen noch friſch Waſſer geben, mein einer Fiſchkaſten iſt zu Trümmern, und in den andern gehn ſie nicht alle.

(Ab mit den Nachbarn.)

Niklas. Was biſt du ſo ſtill?

Dortchen. Laß mich in Ruhe!

Niklas. Biſt du nicht vergnügt, die meine zu ſeyn?

Dortchen. Es hat ſich!

Niklas. Bin ich dir zuwider?

Dortchen. Wer ſagt das?

Niklas. Du ſchienſt mich ja ſonſt nicht zu verachten?

Dortchen. Wer thut das?

Niklas. Du magſt mich nicht?

Dortchen. Hab' ich dir einen Korb gegeben?

Niklas. Ich verſteh' dich nicht.

Dortchen. Du biſt mir beſchwerlich.

Niklas. Soll ich gehn?

Dortchen. Wenn dir's gefallt.

Niklas. Das heißt mit einem Bräutigam wunderlich umgehen.

Dortchen. Morgen! ſchon morgen!

Niklas. Nun warum nicht, wenn du mich lieb haſt?

Dortchen. Ach!

Niklas. Was fehlt dir, ich kann dich nicht ſo traurig ſehen, ich bin's gar nicht gewohnt; rede, erklare dich!

Dortchen. Was ſoll dir das? Gehe nur hinunter! helfe dem Alten daß er fertig wird, daß er nicht ewig kramt!

Niklas. Liebſt du mich?

Dortchen. Ja doch! geh nur!

Niklas. Und biſt ſo niedergeſchlagen!

Dortchen. Plage mich nicht! Ich bin deine Braut, morgen deine Frau, da haſt du einen Kuß drauf und laß mich allein.

(Sie küßt ihn, und er geht ab.)

Dortchen. So muß und ſoll es denn ſeyn, was ich ſo lange wünſchte und fürchtete.

Ich hab's geſagt ſchon meiner Mutter
Schon aufgeſagt vor Sommers Mitte;
Such', liebe Mutter, dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen.
Ich hab' geſponnen genug weißes Flächschen,
Hab' genug gewirket das feine Linnchen,
Hab' genug geſcheuert die weißen Tiſchchen,
Hab' genug gefeget die grünen Höfchen,
Hab' genug gehorchet der lieben Mutter,
Muß nun auch horchen der lieben Schwieger,
Hab' genug geharket das Gras der Auen,
Hab' genug getragen den weißen Harken.
O du mein Kränzchen von grüner Raute
Wirſt nicht lang grünen auf meinem Haupte!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenſcheine!

O du mein Härlein, mein gelbes Härlein,
Wirſt nicht mehr flattern im weh'nden Winde!
Beſuchen werd' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, ſondern im Häubchen!
O du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirſt noch ſchallen im weh'nden Winde!
Und du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirſt noch ſchimmern im Mondenſcheine!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen!
Ihr meine Ringchen, ihr goldnen Ringchen,
Ihr werdet liegen, im Kaſten roſten!

Vater (indem er herauf kommt). Nicht wahr, das ſind fette Burſche?

Niklas. Nun gute Nacht!

Vater. Gute Nacht allerſeits! Sagt doch auch der Braut gute Nacht!

Alle. Gute Nacht an Jungfer Dortchen! Morgen um dieſe Zeit —

Dortchen. Verſchont mich mit dem Spaß! Ich habe das Gerede recht ſatt und wenn ihr es morgen nicht beſſer treibt, ſo mag die Eule Braut ſeyn.

Schlußgeſang.

Wer ſoll Braut ſeyn?
Eule ſoll Braut ſeyn!
Die Eule ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut ſeyn,
Ich kann nicht die Braut ſeyn!

Wer ſoll Bräutigam ſeyn?
Zaunkönig ſoll Bräutigam ſeyn!
Zaunkönig ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam ſeyn,
Ich kann nicht der Bräutigam ſeyn!

Wer ſoll Brautführer ſeyn?
Krähe ſoll Brautführer ſeyn!
Die Krähe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr ſchwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer ſeyn,
Ich kann nicht der Brautführer ſeyn!

Wer ſoll Koch ſeyn?
Wolf ſoll Koch ſeyn!
Der Wolf der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr tück'ſcher Kerl,
Kann nicht Koch ſeyn,
Ich kann nicht der Koch ſeyn!

Wer ſoll Mundſchenk ſeyn?
Haſe ſoll Mundſchenk ſeyn!
Der Haſe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr ſchneller Kerl,
Kann nicht Mundſchenk ſeyn,
Ich kann nicht der Mundſchenk ſeyn!

Wer ſoll Spielmann ſeyn?
Storch ſoll Spielmann ſeyn!
Der Storch der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich hab' einen großen Schnabel,
Kann nicht wohl Spielmann ſeyn,
Ich kann nicht wohl Spielmann ſeyn!

Wer ſoll der Tiſch ſeyn?
Fuchs ſoll der Tiſch ſeyn!
Der Fuchs der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Sucht euch einen andern Tiſch,
Ich will mit zu Tiſch ſeyn,
Ich will mit zu Tiſch ſeyn!

Was ſoll die Ausſteuer ſeyn?
Der Beifall ſoll die Ausſteuer ſeyn!
Kommt wendet euch zu ihnen
Die unſerm Spiele lächeln!
Was wir auch nur halb verdient,
Geb' uns eure Güte ganz,
Geb' uns eure Güte ganz!

Scherz, List und Rache.

Ein Singspiel.

Personen.

Scapin.
Scapine.
Doctor.

Erſter Act.

Straße.

Scapine

mit einem Körbchen Waaren; ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch es iſt richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch Niemand hat er leicht
Geschadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günstig war;
Allein sie hatt' uns doch ihr bißchen Geld,
Und was sie sonst besaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlassen.
Hatt' dieser Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupassen,
Uns anzuschwärzen,
Von unserm Lebenswandel
Viel Böses zu erzählen,
Daß sie zuletzt, halb sterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur du Knauser!
Warte Tückischer!
Unwissender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah! ganz nah, noch diese Nacht
Bist du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann wir haben andre schon
Als deines Gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Bewahre deinen Schatz,
Du sollst uns nicht entkommen.

Will Niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur sparen?
O schaut heraus!

Scapin (am Fenſter).

Biſt du's?

Scapine.

Wer anders? Hörſt du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte ſchlaft! Still! daß wir ihn nicht wecken.
(Er tritt zurück.)

Scapine.

Schlafe nur dein Mittagsſchläfchen,
Schlafe nur! es wacht die Liſt.
Schon ſo ſicher, daß dein Schäfchen
Im Trocknen iſt?
Warte, du bereuſt es morgen,
Was du frech an uns gethan!
Warte! warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin

(in krüppelhafter Geſtalt)

Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine (zurücktretend).

Welche Geſtalt! Wer iſt das?

Scapin (näher tretend).

Jemand Bekanntes.

Scapine.

O verwunſcht!
Scapin! biſt du's?

Scapin (ſich aufrichtend)

Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, du allerbeſter Schatz!

Scapine.

O lieber Mann, ſeh' ich dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht beim Kopf
Mit beiden Handen faſſe, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entſchad'ge.

Scapine.

Laß ſeyn! Geduld! Wenn's Jemand ſähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du biſt ſo hübſch, ſo hübſch, du weißt es nicht,
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht geſehn!

Scapine.

Sieh doch, ſogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!
Laß uns ſchnell
Bereden, was es giebt.
Du haſt dich alſo glücklich
Beim Alten eingeſchmeichelt? Haſt
Dich ihm empfohlen? Biſt in ſeinem Dienſte?

Scapin.

Zwei Wochen faſt.

Scapine.

Wie haſt du's angefangen?
Durch welchen Weg biſt du
Ins Heiligthum des Geizes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunſtſtück, meiner werth.
Ich wußte, daß er ſeinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein

Zu Hauſe war. In der Geſtalt,
Wie du mich ſiehſt,
(Er nimmt nach und nach die Krüppelgeſtalt wieder an.)
ſaß ich vor ſeiner Thür;
Und er ging aus und ein, und ſah mich nicht
Brummte und ſchien mich nicht zu ſehn,
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willſt du hier? Was giebt's? —
Und ich war für und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend ſoll ich ſeyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!
(In der Perſon des Doctors.)
Geht zu andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.
(Als Bettler.)
Ach weit bittrer noch als Mangel
Iſt mein Elend, meine Krankheit,
Iſt mein Schmerz und meine Noth;
Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod.
(Als Doctor.)
Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Uebel in dir ſteckt.
(Als Bettler.)
Ach mein Herr! ich kann nicht eſſen.
(Als Doctor.)
Wie? nicht eſſen?

(Als Vetter.)

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

(Als Doctor.)

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

(Als Vetter.)

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern,
Würſte, Braten und Paſteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth;
Reines Waſſer muß mir g'nügen,
Und ein Stück verſchimmelt Brod.

Ich ſah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er ſich auf einmal beſann.
In ſeinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war ſein guter lieber armer Mann.
Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienſt mit Munterkeit und Treu,
Was man mir aufträgt, gern verrichten:
Nur macht mich eines Herrn wollüſtig Leben ſcheu.
Er ſann und freute ſich — und kurz und gut,
Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfehlungsſchreiben.
Er ſprach: Mein Tiſch empört dir nicht das Blut;
Du kannſt getroſt in meinem Hauſe bleiben.
Wir wurden einig, und ich ſchlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

Scapin.

Eh nun!
Ich faſtete ganz herrlich
Dem Anſchein nach;
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächſten Gaſthof
Nach aller Luſt mir reichlich was zu gute.

Scapine.

Und er?

Scapin

Von ſeinem Geize, ſeinem kargen Leben,
Von ſeinem Unſinn, ſeinem Ungeſchick,
Erzähl' ich nichts; darüber ſollſt du noch
An manchem ſchönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun wie es ſteht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel ſeines Hauſes.
Und ob er gleich
Mit ſeiner Caſſe ſehr geheim iſt,
So wett' ich doch,
Von jenen hundert köſtlichen Ducaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Naſe weggeſchnappt,
Iſt noch kein einziger aus ſeinen Händen.
Oft ſchließt er ſich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das ſchöne Geld zuſammen blinken ſehn.
Wenn wir nun klug ſind,
Iſt es wieder unſer.

Scapine.

So glaubſt du jener Streich
Den wir uns vorgenommen,
Sey durchzuſetzen?

Scapin.

Ganz gewiß.
Verlaſſe dich auf mich!
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke.

Scapin.

In ſeinem Zimmer ſtehen zwei Geſtelle
Mit Glaſern eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchſen eins und Schachteln:
Dieß iſt das Arſenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile ſendet.
Auf dem Geſtelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, ſteht eine runde Büchſe,
Roth angemalt,
Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchſen ſtehn.
Doch dieſe kannſt du nicht verfehlen;
Sie ſteht zuletzt, allein,
Und iſt die einzige von ihrer Art
In dieſer Reihe.
In dieſer Büchſe iſt das Rattengift
Verwahrt,
Arſenik ſteht auch außen angeſchrieben:
Das merke dir.

Scapine.

Wie? auf dem Geſtelle rechts?

Scapin.

Wohl!

Scapine.

Und auf der obern Reihe,
Die letzte Büchse?

Scapin.

Recht.

Scapine.

Arsenik steht daran,
Und sie ist roth und rund?

Scapin.

Vollkommen. Du kennst sie
Wie deinen Mann, von innen und von außen.
Wir mustern eben seine Flaschen und seine Büchsen,
Notiren was an Arzeneien abgeht;
Da bring' ich bei Gelegenheit die Sachen durcheinander
Daß ein Versehn noch mehr wahrscheinlich werde.

Scapine.

Brav! Und übrigens soll alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß.

Scapine.

Du fürchtest nichts von deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit nichten! wenn du die Kunst
Ohnmächtig dich zu stellen noch verstehst,
Mit stockendem Pulse
Für todt zu liegen,
Wenn mir der Kopf am alten Flecke steht:
Nur frisch! es geräth!

Er iſt ein ganz erbarmlicher Menſch,
Ein Schelm und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke etwas hinter ihm verborgen.
Nur friſch, mein Liebchen!
Deine Hand, und guten Muth,
So iſt der Braten unſer!

Scapine.

Es ſchleicht durch Wald und Wieſen
Der Jager, ein Wild zu ſchießen,
Frühmorgens eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe ſoll uns nicht verdrießen;
Auch wir ſind angewieſen,
Ein Jedes hat ſeine Jagd.

Scapine.

Auch wir ſind angewieſen!
Die Madchen auf die Tropfen,
Die Weiber auf die Thoren,
Die Manner auf die Narren.
O! welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen;
Denn oft iſt Malz und Hopfen
Bei allen gar verloren;
Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts Kühnes wagt.

Beide.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.
Denn oft iſt Malz und Hopfen,
Scapin.
An ſo viel armen Tropfen,
Scapine.
So viel verkehrten Thoren,
Scapin.
Und alle Müh' verloren.
Scapine.
Der ganze Schwall von Narren,
Scapin.
Läßt euch vergebens harren,
Beide.
Wenn ihr nichts Kühnes wagt.
Scapin.
Es iſt nun deine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß iſt die Rache,
Und angenehm die Liſt.
Scapine.
Es iſt gemeine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß wird die Rache,
Und angenehm die Liſt.
Scapin.
So eile
Und komme bald zurück!
Scapine.
Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Beide.

Ich lade dich auf heute
Zu neuen Ergötzungen ein.
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie ſoll ſie, wie wird ſie uns freun!

Zweiter Act.

Zimmer. Geſtelle mit Arzeneibüchſen und Gläſern im Grunde. Tiſch zur rechten, Großvaterſtuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doctor mit Geldzählen beſchäftigt.

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!
Die meiſten Menſchen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Taſche noch
Das bißchen Geld verwahrt,
Ach! da iſt alles ihre,
Zuckerwerk und andre Näſchereien,

Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrst du? —
Und des Herz iſt unerſättlich!
Es ſperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch iſt für eine dieſer Siebenſachen
Die Baarſchaft erſt verhandelt,
Dann Adieu ihr ſchönen Wünſche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seyd ihr gekrochen;
Kind, geh nach Hauſe!

Nein! nein! ſo ſoll mir's niemals werden.
So lang' ich dich beſitze,
Seyd ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das ſeh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrſt du?

Soll mich ein Wagen
Mit zwei ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —
Haus und Garten?

Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!
Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen!
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt.

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener,
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.
(Laut.)
Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Wacht ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor (als gähnte er)

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf,
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin (herein tretend).

Wohl bekomm' euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk' es soll.
Hast du indessen
Den Umschlag fleißig gebraucht?
Hast du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das versaum' ich nie.
Wie sollt' ich auch den eignen Leib so hassen,
Nicht alles thun was ihr verordnet?
Unendlich besser fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme,
Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu spüren,
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Frisch wie zuvor.
Nur ach! der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen hast,
Brauchst du ihn nicht zu stillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo sind wir stehn geblieben?
Welche Reihe hast du zuletzt gehabt?

Scapin (am Gestelle deutend).

Hier! diese.

Doctor.

Wohl, wir müssen eilen,

Damit ich wiſſe, was von jeder Arzenei
Von jeder Species mir abgeht,
Daß ich bei Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert,
Es fehlt mir hie und da.

Scapin

(eilt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repositorium ſteht).

Rhabarbar! iſt zur Hälfte leer.

Doctor (am Schreibtiſch)

Wohl.

Scapin

Der Lebensbalſam!
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doctor

Ich glaub' es wohl,
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Scapin

Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchſe voll!
Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.
Ihr wißt ja ſonſt recht wohl zu ſparen,
Verſchwendet ihr ſo die köſtlichſte der Waaren?

Doctor.

War recht! Du haſt dich nicht geirrt!
Ja wohl bin ich ein guter Wirth,
Es jammerte mich ſtets die Perlen klein zu malen:
Für dießmal ſind es Auſterſchalen.

Scapin

Königlich Elixir! —
Wie roth, wie ſchön glanzt dieſe volle Flaſche!

Mein guter Herr, erlaubt mir daß ich naſche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.

Laß ſie nur ſtehen! Laß ſie ſeyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs iſt aller Welt bekannt;
Von ſeiner Wirkung königlich genannt;
Es ſchlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.

(Es klopft.)

Doch fahre hübſch in einer Reihe fort.
Was ſoll das ſeyn? Du biſt bald hier bald dort!

(Es klopft.)

Doctor.

Mich dunkt es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend iſt ſchon nicht mehr weit.
Geh hin und ſieh; es iſt ſonſt nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

(Scapin ab. Der Doctor beſchäftigt ſich während des Botenritts mit Diesem und Jenem.)

Scapin (kommt zurück).

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang' geſehn.
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen!
Jung, beſcheiden, ſanft und ſchön.

Doctor.

Führ' herein, das junge Weibchen;
Mich verlanget ſie zu ſehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Doctor.

Nur herein! O wie ſchön!

(Zu Zwei.)

Nur herein! O wie ſchön!
So beſcheiden und ſo ſchön!
Nur herein!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.
Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen,
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß ſich faſſen;
Tret' Sie getroſt herbei!
Sie darf vor aller Welt ſich frei,
Vor Kaiſer und vor Königen ſich ſehen laſſen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie! Sie darf ſich mir vertraun.
Wie ſoll man mehr auf außres Anſehn baun!
Wer Sie nur ſahe, ſollte ſchwören
Sie ſey recht wacker und geſund;
Ich glaub' es ſelbſt, es muß Ihr ſchöner Mund
Mich eines Andern erſt belehren.

Scapine.

Wollt ihr den Puls nicht fühlen, weiser Mann?
Vielleicht erfahrt ihr mehr als ich euch sagen kann.

(Sie reicht ihm den Arm.)

Doctor.

Ei! ei! was ist das?
Wie geschwind!
Wie ungleich,
Bald früher, bald später.
Das kindische, unschuldige Gesicht! —
Im Herzchen ist kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls ist ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Gesteh, wie es in deinem Herzen steht.

Scapine.

Ach! wie sollt' ich das gestehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht so ins Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.

Fühlen Sie mein Herz; es schläget,
Es beweget
Meine Brust schon allzu sehr!

Ach! was soll ich denn gestehen? —
Mir nicht so ins Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

(Sie hat sich während der Arie manchmal nach Scapin umgesehen, als wenn sie sich vor ihm fürchtete.)

Doctor.

Ich verstehe dich;
Du traust mir wohl,

Doch willst du dich vor diesem Buschen da
Nicht explicitren.
Ich lobe die Bescheidenheit.

(Zu Scapin.)

Hast du nichts zu thun als dazustehn?
Geh hin, beschaft'ge dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmlisches Behagen;
Ich glaube gar mir knurrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Lust zum Essen stellt sich ein.
O dürft' ich, um es zu beweisen,
Gleich hier in diesen Apfel beißen!

(Er greift ihr an die Wange.)

Doctor.

Willst du! — Unverschämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Bissen ist für dich zu fein.

(Er treibt ihn fort.)

Nun, schöner Schatz, sind wir allein.
Gestehe mir nun was dich qualet,
Was du zu viel hast, was dir fehlet.

Scapine.

O sonderbar und wieder sonderbar
Ist mein Geschick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es ist so seltsam und so wahr!

Gern in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,

Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmaien
Den Schafer nur blaſen!
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und raſen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Naſe,
Möcht' ich ſie zupfen;
Seh' ich Perrücken,
Möcht' ich ſie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patſchen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich ſie klatſchen.

(Sie übt ihren Muthwillen, indem ſie jedes was ſie trift, gleich an ihm ausläßt.)

Hör' ich Schalmaien,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

(Sie zwingt ihn zu tanzen, ſchleudert ihn in eine Ecke, und wie ſie ſich wieder vor, fällt ſie wieder ein.)

Nur in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bei dieſem ſanften Paroxysmus
Wollen wir's bewenden laſſen!
Daß ja der tolle Damon nicht ſein Spiel
Zum zweitenmal mit meiner Naſe treibe!

(Wie ſie eine muntere Gebärde annimmt, fährt er zuſammen.)

Noch niemals hat ein Kranker
So deutlich ſeinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat Sie Vertraun zu mir?

Scapine

(freundlich und zutvätig).

Vertraun? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugſam explicirt?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Vertraun —

(Er thut ihr ſchön, ſie erwiedert's.)

Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzenei erſt kraftig wird —
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:
Die große Heftigkeit verſpricht kein langes Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte ſind zu ſcharf.

(Bei Seite.)

Ich muß ihr Arzeneien geben,
Damit ſie einen Arzt bedarf.

(Während des Ritornells des folgenden Duetts bringt der Doctor einen kleinen Tiſch hervor, und indem er einen Becher darauf ſetzt, fällt er ein.)

Doctor.

Aus dem Becher, schön vergoldet,
Sollst du, liebes Weibchen, trinken:
Aber laß den Muth nicht sinken;
Es ist bitter, doch gesund.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verschuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken;
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich versprech's mit Hand und Mund.

Doctor

(der jedesmal hin und wieder läuft, und von den Repositorien Büchsen und Gläser holt und dann davon in den Becher einschüttet, sie aber zusammen auf dem Tische neben dem Becher stehen läßt).

Drei Messerspitzen
Von diesem Pulver!
Drei Portiönchen
Von diesem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von diesen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von diesem Safte!
O welch ein Tränkchen!
O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfrischet;
Du hast ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach mein Herr! Ach mischet! mischet
Nicht so viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun misceatur, detur, signetur
Wühlendes, ſpühlendes,
Kühlendes Trankchen!
Köſtlicher hab' ich
Nie was bereitet!
Nimm es, vom beſten
Der Wünſche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur friſch,
Und du wirſt heiter,
Geſund wie ein Fiſch.

(Sie nimmt indeſſen den Becher, zaudert, ſetzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pauſe. Stummes Spiel. Wie ſie den Becher gegen den Mund bringt.)

Scapin

(außen in einiger Entfernung).

Hülfe!

Doctor.

Was ſoll das ſeyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich ſchrein?

Scapin.

Retter!

Doctor.

Soll das mein Diener ſeyn?

Scapin.

Retter!

Scapine.

Ich hör' ihn ſchrein.

Scapin (hereinrufend).

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Iſt alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt ſich der Dampf?

(Scapin ab).

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geſchlagen!

Scapine.

Was ſoll ich ergreifen?
Was ſoll ich euch tragen?

Doctor.

(ihr eine Schatulle reichend).

Hier! nimm!
Nein! laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geſchlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin

(mit ein Paar Eimern).

Hier bring' ich Waſſer.
Auf! Waſſer getragen!
Es mehrt ſich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entſetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löſcher
Und rettet das Haus!

Scapine.

Faſſet und traget
Und ſchleppet hinaus!

(Sie drängt dem Doctor die Eimer auf, ſie rennen wie unſinnig durch einander, endlich ſchieben ſie den Doctor zur Thüre hinaus, Scapin hinter ihm drein, Scapine kehrt in der Thüre um und bricht, da ſie ſich allein ſieht, in ein lautes Lachen aus.)

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Geſchwind gewagt!
Das iſt vortrefflich gut gegangen!

(Sie gießt den Trank zum Fenſter hinaus und ſtellt den Becher wieder an ſeinen Platz.)

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Geschwind, daß ich das Beste nicht vergesse!
Wo steht die Büchse?

(Sie sieht sich an den Repositorien um.)

Hier! das muß sie seyn.

(Sie steigt auf dem Tritt in die Höhe.)

Arsenik! Ja getroffen, schnell getauscht. —
Diese hier ist ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieser wie in jener.

(Sie verwechselt die Büchsen, setzt die eine auf das Tischchen, die andere hinauf.)

Gut!
Welch Entsetzen wird den Alten fassen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch seine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geschwind, zu sehen wo sie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.

Nur unverzagt!
Es ist vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er ist mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

Die Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit? welcher Unsinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverstand'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häuslichen Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Glaser,
Büchsen und Schachteln,
Mein halb Dispensatorium
Hinunter schlucken,
Eh' ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Mein heraus zu fühlen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohnedieß
Gar manche Arzeneien

Aufs neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bei euch ſelbſt zu Gaſte.

Scapine kommt.

Doctor.

Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.
Es roch und ſtank im Hauſe;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unterm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Aſche
Und dampft und ſtinkt,
Das war die Feuersbrunſt! —
Ich will dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löſchen!
Geh! geh mir aus den Augen!
Dein Glück iſt dieſes ſchöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Buſen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!

(Scapin ab.)

Doctor

(ſieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapinen).

Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es friſch hinein?

Scapine

(Er indeſſen allerlei Gebärden des Uebelſeyns gemacht hat).

Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Gluth! O welche Pein! —
Mir iſt's ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.

Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.

Sag' Sie mir, ums Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Scapine.

Ach! wer kann die Schmerzen ſtillen!
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.

Weh! ich zittre! Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geſchick!

Scapine.

Ich verſchmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es ſoll die Facultät entſcheiden.
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entſetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach wie zerreißen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Scapine.

Schon steigen bittre Todesleiden
Herauf ans Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein schönes, allerliebstes Püppchen!
O setze dich.

(Er führt sie zum Sessel.)

Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, ist unschuld'ge Arzenei;
Sie sollte eigentlich
Fast ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts halb Schädliches dabei.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angstschweiß steht mir auf der Stirn.
Was ist geschehn? Was ist dir? Rede frei!

Scapine (auffahrend).

Welch ein schreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!
Ja, es ist Gift!
Ich bin verloren! Und du bist der Mörder!

Doctor.

Du fabelst, kleiner Schatz.

Scapine.

Widersprich mir nicht,
Gesteh mir! Ich fühl' es, ich muß sterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

(nach einer Pause, in welcher der Doctor unbeweglich geſtanden, auf ihn losfahrend).

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es faſſen bittre Todesleiden
Mein bald zerriſſen Herz.

(Sie geht in ein Gebärdenſpiel über, als wenn ſie außer ſich wäre, als wenn ſie an einen fremden Ort geriethe.)

Doctor.

Welche Gebärden!
Himmel! was ſoll das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich ſchaudernd dieſen Pfad,
Allein ich muß.
So ſey es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich ſendeſt,
Sollſt du mit!
Du ſollſt nicht mehr auf unſre Koſten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt ſchon Charons Nachen.
Herbei! herbei! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer ſchneller! Näher heran!

(Zum Doctor.)

Doch ſtille! daß ich dich nicht nenne
Daß dich der Alte nicht erkenne.

Du haſt ihm ſo viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm geſendet;
Erkennt er dich, ſo nimmt er dich nicht ein,
Du kannſt ihm drüben mehr, als drüben nütze ſeyn.

(Sie ſtößt ihn vor ſich hin, gleichſam in den Kahn. Sie ſteigt nach ihm ein, hält ſich manchmal an ihn feſte, und gebärdet ſich in der folgenden Arie, wie eins, das in einem ſchwankenden Schiffe ſteht.)

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuſeln
Sich fliehende Wellen;
Wir ſchwanken und ſchwimmen,
Wir ſchweben und ſchaukeln
Ans Ufer hinan.

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuſeln,
Ein Aechzen, ein Bellen. —
Sind's Lüfte? Sind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geiſter den Kahn.

(Sie macht die Gebärden als wenn ſie ausſtiege, den Fährmann bezahlte u. ſ. w.)

Doctor.

Ja! ja! wir ſind nun angelandet.
Laß uns nur ſehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob Jemand hier zu Hauſe ſey.

(Er will nach der Thüre, ſie hält ihn ab.)

Lucine.

Zurück! zurück! das iſt nun meine Sache
Du wirſt noch immer früh genug
In dieſen hölliſchen Palaſt
Befordert werden.

Ich ruhe hier an dieſen Schwellen
Erſt aus von meiner weiten böſen Reiſe.

(Sie ſchiebt den Schemel, worauf ſie ſich ſetzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.)

Und du, bleib hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlaſſen!

Doctor

(indem er vergebens verſucht zu entkommen).

Wie komm' ich zur Thüre,
War' ich eine Spinne,
War' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:
Aber ich verliere,
Was ich auch erſinne;
Wenn ich ſie nicht betrüge,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Plutons Reich zu ſeyn,
Vor ſeiner Thür zu ſitzen und zu ruhn.
Wie komm ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir was Poetiſches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich ſtelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die ins Haus gehören,
Wird ſie den Eingang nicht verwehren.

(Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt ſie an.)

Wau! Wau!
Mach' Platz,
Mein Schatz,
Es giebt Verdruß!

Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß ins Haus,
Ich bin der Cerberus.

(Da er ihr zu nahe kommt, giebt sie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.)

Scapine (aufstehend).

(Der Doctor fährt auf und in die rechte Ecke.)

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht langer warten soll.
Ja! ja! du Böſewicht,
Dein Maaß iſt voll!
Hervor mit dir! Sie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürſt.
Es ſind ſo viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirſt.

(Gegen den Lehnſeſſel gekehrt.)

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr ſie all' herbei gerufen,
Die Opfer dieſes Erdenſohns?
Verdient er ſchon von euch Belohnung,
Daß er die öde kalte Wohnung
Mit Coloniſten reich beſetzt;
Vergeſſet, daß ihr ihn als Unterhändler ſchätzt;
Wollt ihr parteiiſch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben,
Ich ſtell' ihn euch als Mörder vor.

In euerm finſtern Hauſe
Laßt Recht mir widerfahren,

Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich ſchlepp' ihn bei den Haaren,
Ich zerr' ihn bei der Krauſe
Vor euern furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geiſter ſich ſchon!

(Die Pantomime der vorhergehenden Arie giebt ſich von ſelbſten. Am Ende wirft ſie ſich in den Seſſel; er bleibt ihr zu Füſen liegen. Sie fällt wieder in Gebärden des Schmerzens; ſie ſcheint zu ſich zu kommen, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, gebärdet ſich ängſtlich. Sie ſtößt von Zeit zu Zeit ſchmerzhafte Seufzer aus. Dieſes ſtumme Spiel wird von Muſik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Geſang fällt und Scapin zugleich ſich von außen hören läßt.)

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Geſundheit.
Sieh, ich beſchwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unſchuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erſchallen,
Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.

(Er tritt herein.)

Doctor.

Ach mein Freund,
Sieh nur hier!
Dieſe ſtirbt,
Glaubt von mir
Und von meinen Arzeneien
Umgebracht zu ſeyn.

Scapine.

Mein Auge ſinkt in Nacht —
Ich ſterbe!
Dieſer hat mich umgebracht!

Doctor (zu Scapin).

Du glaubſt es nicht,
Du kenneſt mich zu gut.

Scapin.

Iſt's möglich — Herr! — Warum?
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!
Der Strafe ſich nicht entziehe!
Der Tod giebt mir nur dieſe kleine Friſt
Zu bitten: ſey gerecht!
Wenn du nicht ſein Helfers-Helfer biſt.

Doctor.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns ſie überſtehn?

Scapin.

Welche ſchwere Miſſethaten
Seh' ich geſchehn!

Scapine.

Ach wohin — bin ich — gerathen?
Ach! das Licht — nicht mehr — zu ſehn!

(Während dieſes Terzett's ahmt ſie eine Sterbende nach und liegt am Ende deſſelben für todt da.)

Scapin.

Sie iſt todt! Ganz gewiß!
Es ſtockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine ſchreckliche Geſchichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt! bleibe!
Beim heiligen Hippokrates,
Galenus und bei Sokrates,
Der am Verſuch mit Schierling ſelber ſtarb,
Bei allen Pfennigen die ich mir je erwarb,
Unſchuldiger iſt nichts aus meiner Hand gekommen,
Als jenes Tränkchen, das ſie eingenommen.
Nahm's einer auch zum Frühſtück täglich ein,
Weder ſchlimmer, weder beſſer,
Sollt's ihm in ſeinen Häuten ſeyn.
Hier ſteht noch alles, wie ich's eingefüllt.

(Scapin tritt hinzu.)

Was giebt's? Was iſt dein Blick ſo wild?
Dein Auge ſtarrt! du zitterſt! Rede, ſprich!
Welch ein Geſpenſt erſchrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieſer Büchſe ſteht
Arſenik angeſchrieben.

Doctor.

A — Ar — Arſenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht ſeyn!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückſeliger! Wie kam ſie da herab?

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug ſie ſteht nun hier,
Und ſchwerlich läßt ſich ein Verſehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich ſtumm,
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin (ihm die Büchſe vorhaltend).

Seht an! Seht her!
Es ſey nun wie es ſey.
Welch Unheil habt ihr angeſtiftet!
Das arme Mädchen iſt vergiftet.

Seht die Bläſſe dieſer Wangen,
Seht nur an die ſteifen Glieder!
Herr! Was habt ihr da begangen?
Ach er ſank auf ewig nieder,
Dieſer ſchöne holde Blick!

Hier iſt es beſſer weit entfernt zu ſeyn.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

Doctor.

Bedenke du, was ich an dir gethan!
Hier iſt Gelegenheit, dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm deines guten Herrn dich auch in Nöthen an.

Du weißt, ich kann, ich hoff' auch du kannſt ſchweigen.
Sieh dieſes ſchöne Paar Ducaten
Iſt dein, wenn du ſie zuſammenraffſt,
Sie mir aus dem Hauſe ſchaffſt.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Beim Himmel! wohl ein ſchöner Lohn!
Iſt es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut Nacht ſie aus dem Hauſe trage?
Ich ſchleppe ſie erſt eine gute Strecke,
Werf' ſie in den Canal, lehn' ſie an eine Ecke;
Ertappt man mich, adieu du armer Tropf!
Was eure Kunſt gethan, das büßt mein Kopf.

Doctor

(geht nach der Schatulle, nimmt heraus).

Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willſt du mir um zehne dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.

Hier ſind zwanzig.

Scapin.

Kein Gedanke!
Immer weiter!

Doctor.

Ich erkranke,
Es vergeht mir das Geſicht!
Nimm die dreißig —

Scapin.

Laßt doch ſehen!

(Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.)

Dreißig! Es wird nicht geſchehen,
Es iſt wider meine Pflicht!

Doctor.

Hier noch fünf und nun nichts drüber!

(Scapin läßt ſie in den Beutel zählen, dann wie oben.)

Scapin.

Glaubt, mir iſt das Leben lieber.
Ich laufe! ich eile,
Ich ſag's dem Richter an.

Doctor.

Ach bleibe, verweile!
Was hab' ich dir gethan?

Scapin.

Wollt ihr, daß ich auf den Galgen
Warten ſoll?
Euer Markten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die funfzig voll.

Doctor.

Schönſter Theil von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.

Scapin.

Herr! Nun, habt ihr bald gethan?

Doctor.

Hier die funfzig! O ſchreckliche Summe!

Fürchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!

Scapin (bei Seite).

Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.

Doctor.

Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.

Scapin.

Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeyd nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrei' ich euch.

Doctor.

Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.

In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.

Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe
Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.

Scapin.

Sachte, sachte
Bring' ich sie fort.

Doctor.

Stille, stille
Bringe sie fort!

(Sie schieben sie mit dem Sessel hinaus.)

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine kommt zur Thüre heraus und sieht sich um.

Bin ich allein? Wie finster hier und stille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt sich gleich, wie hoher Götter Wille,
Selbst die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einsam langem Sehnen
Bringen auch verschmahtem Triebe

Träume jetzt ein Bild der Luſt.
Nacht, o holde! —

Es ſchleicht mit leiſen Schritten
Die Liſt in deinen Schatten;
Sie ſuchet ihren Gatten,
Den Trug! — Im ſtillſten Winkel
Entdeckt ſie ihn! — und freudig
Drückt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin (ſieht zur Seitenthür herein.)

Es kommt mit leiſen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:
Erkennſt du deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er dich, und freudig
Drückt er dich an die Bruſt!

Scapine.

Wer ſchleicht mit leiſen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In dieſem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Bruſt!

Beide.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!

Laß den Schleier uns umgeben,
Der um deine Schultern fällt.

Scapine.

Iſt's glücklich? iſt's gelungen?

Scapin.

Hier iſt das Geld errungen!

Scapine.

O ſchön! o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben.

(Zu Zwei.)

Das iſt die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit, ich geh' mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt du? Von ferne durch die Nacht
Ein Wetter zieht herbei. Der Donner mehrt das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Scapine (allein).

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle naher, Himmelsſtimme!

Mit posaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß sie es hören,
Die mich grausam hergebracht!

Rollet, Donner! Blitze, senget!
Was ist über mich verhänget?
Wer verschloß mich in die Nacht?

Scapin (schaut zur Thüre herein).

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben schleichen,
Dein Toben hat ihn aus dem Bett gesprengt.
Nichts wird der Furcht, nichts dem Entsetzen gleichen.
Ein schwer Gericht ist über ihn verhängt!

(Scapin ab. Scapine horcht und zieht sich an die hintere Thüre zurück.)

Doctor (mit einer Laterne.)

Still ist es, stille!
Stille, so stille!
Regt sich doch kein Mäuschen,
Rührt sich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt sich doch und rühret sich doch nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der so tobte, so schlug?
Still ist es, stille!

Scapine

(inwendig ganz leise, kaum vernehmlich).

Ach!

Doctor.

Ha?

Scapine

(mit verſtärkter Stimme, doch immer leiſe).

Ach!

Doctor.

Was war das?

Scapine (lauter).

Weh!

Doctor (an der Vorderſeite niederfallend).

O weh!

Scapine

(immer inwendig leiſe und geiſtermäßig).

Ach! zu früh
Trugen ſie
Mich ins Grab,
Ins kühle Grab.

Doctor (immer an der Erde).

Ach ſie kommt wieder;
Denn in dem Sacke
Trug ſie mein Diener
Schon lange davon.

Scapine (wie oben.)

Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor

(der ſich aufzuheben ſucht und wieder hinfällt).

O! wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?

Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh ſollt' ich ſterben,
Frühe vergehen.
Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach ich muß ſterben,
Ich muß vergehen.
O gäbe der Himmel,
Es wäre ſchon Tag!

Scapine (im weißen Schleier an die Thüre tretend).

Welch ein Schlaf? Welch Erwachen!
Ein ſchauerlicher Ort, ein traurig Licht!

(Sie kommt weiter hervor.)

Wie trüb' iſt mir's,
Mir ſchwankt der Fuß,
Wie matt!

(Sie erblickt den Alten auf der Erde.)

Ihr Götter! welch ein Nachtgeſicht!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Geſpenſt wird mich gewahr —
Laß ab! Quäle mich nicht,
Unruhiger, unglückſel'ger Geiſt!
Ich bin an deinem Tode nicht ſchuldig.
Oh! — Weh mir, Weh!

Scapine (wankend).

Weh mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor (indem er aufſteht).

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Ach nun erkenn' ich dich! Weh mir,
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in deinen Händen!

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben.
Vollende was du gethan!

Doch wie? In deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!
Ich weiß, du kannſt was keiner kann;
Ich will dir's hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,

So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen fleh' ich's an!

Doctor.

Gerne, alles ſteht zu Dienſten, was ich habe.
Steh nur auf!
Theriak! Mithridat!
Komm herauf! komm mit!

(Im Begriff ſie wegzuführen hält er inne.)

Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.

(Bei Seite.)

Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus.
Der Böſewicht!
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen.

(Laut.)

Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte.
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit dir davon,
Und laufe was du kannſt,
Sobald nur möglich iſt
Dein Bette zu erreichen.

(Er will fort.)

Scapine.

Halte, halt!
Du redeſt nicht wahr,
Du ſprichſt nicht ehrlich,
Ich merke dir's an.

Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Nein, nichts ſoll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrei tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doctor.

Still, ſtille! laß dich halten!
Du biſt nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Verſaum' ich.
Ich fühle ſchon den Tod.

Doctor.

O Mißgeſchick!

Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift,
Und habe von dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe;
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch etwas bleibe,
Ein elend halb verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor.

Weißt du auch was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weißt du auch was das heißt,
Vergiftet ſeyn?

Nein, nichts ſoll mich halten:
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren ſich die Qualen.
Meinſt du, es ſey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmal zu bezahlen!
Himmel das iſt zu viel!

(Auf den Knieen.)

Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie ſind mit einemmale
Fort! hin! fort! hin!

(Sie nöthigt den Alten nach dem Gelde zu gehen.)

Scapin (der hervor tritt).

(Zu Zwei.)

Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht ein;
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Augen erfreun!

(Da ſie den Alten hören verbirgt ſich Scapin.)

Doctor

(mit einem Beutel).

Laß mich noch an dieſem Blicke
Mich an dieſem Klang ergötzen!

Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt;
Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach! du nimmſt mein Leben hin.

(Den Beutel an ſich drückend.)

Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach du Reſt von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine

(die unter voriger Arie ſich ſehr ungeduldig bezeigt).

Glaubſt du, daß mir armem Weibe
Nicht dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?

(Sie reißt ihm den Beutel weg.)

Iſt's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor

(nimmt die Laterne auf und leuchtet).

Welcher Schmerz!

Scapine.

Ganz und gar
Iſt's vollbracht.

Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!

(Sie eilt nach der Thüre, der Alte ſieht ihr verſtummt nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.)

Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette,
Und träume die Geſchichte.
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin (hervor tretend.)

Geh, Alter, geh zu Bette!

(Zu Zwei.)

Geh zu Bette!

Scapin.

Und träume die Geſchichte!

(Zu Zwei.)

So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was iſt das?
Was ſeh' ich?
Was hör' ich da?

Beide.

Höre nur und ſieh:
Das Geld war unſer,
Und iſt es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?
Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn, herbei!
Ich werde beſtohlen.

Scapine (zu Scapin.)

Eile! O eile,
Die Wache zu holen,
Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine

(reißt ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Knüppels annimmt.)

Gift.

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift!

Scapine (mit Zuckungen).

Ich ſterbe!
Ai!

Doctor.

Still!

Scapine

Ai! Ai!

Doctor.

Still! Still!

Scapine.

Ich ſterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket,
Ich ſterbe, mich erſticket
Ein kochendes Blut!
Ich ſterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine (an der einen). Scapin (an der andern Seite).

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?

(Sie ſchütteln ihm mit dem Beutel vor den Ohren.)

Scapine.

Kling ling!

Scapin.

Kling ling!

Beide.

Kling! ling! ling!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Buſen zerſpringen!

Beide.

Kling ling! Kling ling! ling!

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder! Gift!

Scapine (in der Stellung wie oben).

Ich ſterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun ſchweigen?

Scapin.

Wer darf ſich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille! Still!

Beide.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?
Kling ling!

Scapine (in der obigen Stellung).

Ich ſterbe!
Mir ſiedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine.

O weh!

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen ſie?

Ich weiß nicht, betrügen ſie?
Ich weiß nicht, ſind ſie toll?

Beide.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur ſeht!
Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Ach er kennt
Sich ſelbſt nicht mehr!
Ach es iſt um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beide.

Keine Verlegenheit
Ficht uns an.

Scapin.

Ai!

Doctor.

Stille!

Beide.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beide.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!

Seyd doch bescheiden!
Geht, legt euch schlafen!
Traumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Die ungleichen Hausgenoſſen.

Ein Singſpiel.

Fragmentariſch.

Scenario.

Erſter Act.

Roſette.
Roſette. Flavio.
Poet.
Roſette. Flavio.
Pumper.
Roſette. Flavio.
Poet. Pumper.
Roſette. Flavio. Poet. Pumper.

Zweiter Act.

Baroneſſe. Arie, Adagio.
Baroneſſe. Poet. Duett. Romanze.
Baroneſſe. Baron. Pumper. Bedienten. Terzett, eigentlich Haupt-Arie des Barons.
Baroneſſe. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett.
Baroneſſe. Gräfin.
Die Vorigen. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. Finale.

Dritter Act.

Gräfin. Baron. Arie, Allegretto. (Er will den Flavio gern haben.)
Gräfin. Roſette.

Roſette. Flavio. Zärtlich Duett. Vorher Arie, Andantino.
Die Vorigen. Gräfin. Intereſſantes Terzett.
Gräfin.

Vierter Act.

Poet. Muſik. Hauptpartie des Poeten.
Pumper. Janitscharen-Muſik.
Beide.
Baroneſſe. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. NB. Baron Hauptpartie.
Die Vorigen. Gräfin. Roſette. Flavio. Finale, Vaudeville.

Fünfter Act.

Roſette. Adagio.
Roſette. Bei Seite Poet.
Roſette.
Roſette. Bei Seite Pumper.
Roſette. Poet. Pumper. Terzett.
Alle. Finale.

Erſter Act.

Park.

Roſette.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Er kommt! er kommt! Ich ſah ihn von dem Pferde ſteigen, wie friſch, wie flink! Er bringt gewiß die gute Nachricht daß die Gräfin', ſeine Gebieterin, noch heute unſer Haus mit ihrer Gegenwart beglücken wird. Welche Freude! ihrer Schweſter der Baroneſſe, meiner gnädigen Frau; welch Vergnügen! ihrem Schwager dem Baron; und welche Wonne mir! Und mir! warum? Geſtehe, zartes Herzchen, der Bote freut dich mehr, mehr als die Botſchaft die er bringt. Er kommt mir nach! er iſt nicht weit! Ich muß, um mich zu faſſen, noch

einen Augenblick in diese Büsche gehen. Ja, Flavio, du haſt in meinem Herzen zu viel gewonnen! Ich darf es mir, dir darf ich's nicht geſtehen. (Sie geht ab.)

Flavio.

Hier muß ich ſie finden!
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung? ſind's Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Wo biſt du? fliehe nicht vor mir, wo biſt du, ſchönes ſüßes Kind! So hab' ich nie geritten, nie ſo toll gejagt als ſeit ich dieſes Schloß von fern erblickte. Ja, es iſt wahr, mehr als ich ſelber glaubte, ich liebe ſie! Und die Entfernung, das Geräuſch der Welt, die Luſt des Lebens hat jenen ſanften ſtarken erſten Eindruck nicht geſchwächt. In deiner Nähe bin ich der leichte Menſch nicht mehr; ja, ja ich liebe dich! O komm, o komm! und laß ein zartliches Geſtändniß dir nicht zuwider ſeyn. Ich höre rauſchen, gehen — ja ſie iſt's.

Roſette tritt auf.

Flavio. Willkommen ſchönes Kind!

Roſette. Mein Herr, willkommen! Es freut mich Sie zu ſehen.

Flavio. Und mich entzückt es.

Roſette. Wird Ihre gnädige Gräfin bald hier ſeyn?

Flavio. Binnen wenig Stunden. Zwar ich ließ ſie weit zurück und eilte, wie ſie befahl, voraus, die Nachricht ihrer Ankunft hierher zu bringen; doch brauchte ſie die Eile mir nicht zu befehlen.

Roſette. Wo kommen Sie jetzt her?

Flavio. Gerade von Paris.

Roſette. Nach dieſem deutſchen Ritterſitze? Gewiß um des Contraſtes willen!

Flavio. O nein! Die Gräfin liebet ihre Schweſter ſo ſehr und ſehnt ſich ſo nach ihr, daß ſelbſt die Hauptſtadt ohne ſie ihr einſam ſcheint.

Roſette. Doch Ihnen, die Sie keine Schweſter haben?

Flavio. Ach mir! — Sie wiſſen nicht, Sie glauben nicht —

Roſette. Nur eins geſtehen Sie: Hat nicht die Baroneſſe in Briefen oft geklagt?

Flavio. Worüber?

Roſette. Verſtellen Sie ſich nicht! Ich weiß die Gräfin hat Vertrauen auf Sie.

Flavio. Nun ja, ich weiß es wohl: die Baroneſſe iſt nicht ganz mit dem Gemahl zufrieden, noch der Gemahl mit ihr. Es iſt recht luſtig oder traurig, wie man's nimmt, zu leſen wie ſie beide ſich verklagen; und doch, ſie ſcheinen ſich einander herzlich gut.

Roſette. Das ſind ſie auch und ſind recht herzlich gute Leute.

Flavio. Allein warum verträgt ſich ihre Güte nicht? Das iſt mir einmal unbegreiflich.

Roſette. Und doch ſehr einfach.

Flavio. Nun?

Roſette. Wie ſoll ich ſagen was leicht zu ſagen iſt: ſie

ſind nicht gleichgeſtimmt, ſie finden nichts was ſie vereinigt, und da ſie keine Kinder haben, ſo hat — geſteh' ich's geradezu und ſage frei den rechten Namen — ſo hat ein jedes ſeinen eigenen Narren.

Flavio. Schon gut, ſie werden ſchon verſchiedener Art, an Schellenkapp und Jacke ſich nicht ähnlich ſeyn.

Roſette. Erinnern Sie ſich nicht vom vorigenmale, da Ihre Gräfin wenig Tage nur bei uns blieb —

Flavio. Nicht einer einzigen Geſtalt als Ihrer erinnere ich mich von jener Zeit. Ich war noch viel zu flüchtig, viel zu jung und kümmerte in keinem Hauſe mich um etwas anderes als um meine Freude; und wo ich Wein und ſchöne Augen fand, war übrigens die innere Verfaſſung und Herr und Frau und Knecht vor meinen Blicken ſicher.

Roſette. Der Baroneſſe Günſtling iſt ein Poete, . . . genannt, der ſonſt nicht übel iſt. Ich laugne nicht daß er zuweilen recht gute Verſe macht und artig ſingt; allein an ihm iſt unertraglich daß alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, daß er zu jeder Zeit empfindet. Er fühlt rechts und links die Schönheit der Natur; kein Baum darf unbewundert grünen oder blühen, kein Stern am Horizont herauf, die Sonne ſich nicht zeigen; und der Mond beſchäftigt ihn nun gar vom erſten Viertel bis zum letzten.

Flavio. Und dann das Schönſte der Natur, die reizende Geſtalt Roſettens.

Roſette. Sie beſchämen mich. Ja wohl empfindet er, wenn er mich ſieht, wie er verſichert, gar unnennbare Empfindungen; doch leider macht es mich nicht ſtolz: ein jedes Frauenbild wirkt auf ſein zartes Herz wie jeder Stern. Still, ſtill! er kommt. Ich ſtecke mich hier hinter dieſe Büſche, daß er uns nicht zuſammen trifft.

Flavio. Ich gehe mit.

Rosette. Nein, nein! erlauben Sie. In jenem Busche enüber ist auch ein guter Anstand für den Jäger. Bemerken e ihn wohl, er kommt, er singt.

(Sie verstecken sich auf zwei verschiedenen Seiten.)

Poet.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge
Ich ziehe ins Enge
Mich stille zurück.
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Was seh' ich hier, o weh! Ein armes Thier, so grausam hintergangen. Wie? ist dieß Elysium, der schönsten Seele reiner Himmelssitz, vor euren mörderischen Schlingen nicht sicher! O zarte Gebieterin, so achtet man dein.

Rosette. Nun sehen Sie den Herrn Immensus, da haben Sie ein Beispiel: die Drossel, die hier an der Schlinge hangt, macht ihm Entsetzen. Es ist wahr, dieß ist der Platz an dem die Baronesse sich gar oft gefallt, den sie sich angepflanzt, den sie geheiligt. Sie liebt die Jagd nicht, liebt nicht daß vor ihren Augen man tödte, Drosseln würge. Und doch ward hier geschossen, Schlingen stellt man aus, man sucht mit Hunden durch. Das alles thut der Baron, gar nicht um sie

zu kranken, er denkt ſich nichts dabei; allein nun geht der zarte Sänger hin und ſchreit von Grauel, von Barbarei der Baroneſſe vor und malet einen Vogel der erſtickt ſo ganz erbärmlich aus; dann giebt es . . . und Thränen.

Flavio. Das kann nichts Gutes werden.

Roſette. Wenn nun gerade der Baron den Widerpart von dieſem Dichter in ſeinem Dienſte hegt.

Flavio. Nun ja, da mag es gute Scenen geben. Wer iſt denn der?

Roſette. Ein ſonderbarer Kerl, ein alter treuer Diener. Schon bei dem ſeligen Herrn ſtand er in Gunſt, mit dem Baron hat er in drei Campagnen tapfer ſich gehalten, das Maul iſt ihm der Quere gehauen daß er nicht ganz vernehmlich ſpricht. Er iſt ein ganzer Jäger, zuverläſſig wie Gold, und plump wie jener zart iſt; kurzgebunden, langdenkend. Er kann nie ſich über ſeinen Freund erzürnen, ſeinen Feinden nie verzeihen; gefällig und wieder ſtockig ohne gleichen. Er unterſcheidet ſich vorzüglich in einem einzigen Punkte von einem Menſchen der bei Sinnen iſt.

Flavio. Ich bin begierig dieſen Punkt zu wiſſen.

Roſette. Er ſagt es gerade wie er's denkt. So ſpricht er nun auch gerade von ſich ſelbſt, von ſeiner Treue, ſeiner Tapferkeit, von ſeinen Thaten, ſeiner Klugheit, und was ſein größtes Glück iſt: er glaubt von einem großen Hauſe herzuſtammen, das ich denn auch nicht ganz unmöglich halte. Das alles giebt Gelegenheit ihn hundertmal zum Beſten zu haben, ihn zu myſtificiren, ihn zu mißhandeln; denn ſo innerlich iſt ſeine Natur in Redlichkeit beſchränkt, daß er nach tauſend tollen, groben Streichen noch immer traut und immer alles glaubt. Wer huſtet? Ja er kommt, er iſt es ſelbſt. Geſchwind an unſere Plätze, ſonſt überraſcht er uns.

Klavio (geht ihr nach). Entfernen Sie mich nicht von Ihrer Seite.

Roſette. Nein, nein, mein Herr! dort, dorten iſt Ihr Platz.

Pumper mit einer Flinte, Haſen und Feldhühnern.

Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick:
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Zur Küche zurück;
Hier ſind' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jäger,
Es lebe ſein Glück!

Roſette. Nun, wie gefällt der Freund?

Klavio. Das heiß' ich mehr Original ſeyn als erlaubt iſt.

Roſette. Den kennen Sie nun auch .... derb, eigen, ſteif und krumm, ein bischen toll, nichts weniger als dumm. Wie oft verſündigt ſich der gnädige Herr an ihm: man laßt ihn lang als Cavalier behandeln, giebt aus des ſeligen alten Herrn Garderobe ihm reiche Kleider, friſiret ihm die tollſten Perrücken auf den Kopf, und treibt es ſo daß er ſich ſelbſt gefällt. Sie haben ihm ſogar, als kam' es von dem durchlauchtigen Vetter, den er zu haben wähnt, mit vielen Ceremonien ein Ordensband und einen Stern geſchickt; ſo muß er ſich denn der Geſellſchaft präſentiren, ſich mit zu Tiſche ſetzen. Und wie's ihm wohl in ſeinem Sinne wird, dann

geht es Glas auf Glas, man füttert ihn mit leckern Speisen faſt zu Tode. Der arme Kerl ertragt's nicht und fallt um. Man zieht ihn aus, legt einen ſchlechten Kittel ihm an, bemalt ihm das Geſicht mit Ruß, ſchießt ihm Piſtolen vor den Ohren los, zündet Schwamm ihm in der Taſche an. Mich wundert daß er noch nicht völlig raſend oder todt iſt.

Flavio. Ich kann mir denken wie die Baroneſſe leidet.

Roſette. Unglücklicher kann niemand werden, als ſie's bei dieſen Scherzen iſt. Oft halbe Tage lang hat ſie geweint, ſie dauert mich und ich weiß nicht zu helfen.

Flavio. Ich höre ſie von ferne wiederkommen.

Roſette. Sie ſind in Streit, geſchwind uns zu verbergen! Ich komme dann von dieſer Seite, Sie von jener, begrüßen ſie und uns, als hatten wir ſie erſt, als hatten wir uns nicht geſehen.

(Sie verſtecken ſich wie oben.)

(Pumper läuft dem Poeten nach und hält ihm die Droſſeln vors Geſicht.)

Pumper.

Theilen Sie doch mein Vergnügen.
O der zarte Herr von Butter!
Alle Vögel kann er fliegen
Keinen Vogel hangen ſehn.

Poet.

Welch ein grauſames Vergnügen!
Mit dem ſchönen eignen Futter
Dieſe Thierchen zu betrügen,
Gräßlicher kann nichts geſchehn.

Pumper.

Euch erwartet mehr Vergnügen;
Wenn ſie mit der braunen Butter

Zierlich in der Schüſſel liegen,
Werdet ihr ſie lieber ſehn.

Roſette.

Pfui, ihr Herren, welch Vergnügen!
Immerfort die alten Tücken,
Stets ſich in den Haaren liegen,
Wie zwei Hähne dazuſtehn.

Poet.

Und ich ſoll hier mit Entzücken
Seine todten Vögel ſehn?

Pumper.

Er kann nur mit feuchten Blicken
Einen todten Vogel ſehn.

Roſette.

Unſer Koch wird mit Entzücken
Seine fetten Vögel ſehn.

Flavio (von ferne kommend).

Wenn nicht Ohr und Auge trügen
Soll mich dieſer Wald beglücken.

(Herbeitretend.)

Welch ein köſtliches Vergnügen
Allerſeits Sie hier zu ſehn!

Roſette.

Unerwartetes Vergnügen,
Daß Sie wieder uns beglücken!
Werden wir uns nicht betrügen,
Iſt es unſerthalb geſchehn.

Poet.

Dieſe Freude, dieß Vergnügen
Kann ich meinem Herrn erwiedern.

(Bei Seite, doch ſo, daß es allenfalls Pumper hören kann.)

Leider! leider muß ich lügen,
Mich verdrießt's ihn hier zu sehn.

Pumper.

Nein, ein Deutscher soll nicht lügen!
Nein, mir reißt's in allen Gliedern;
Nicht das mindeste Vergnügen
Macht es mir Sie hier zu sehn.

Flavio.

Läßt sich treu und grob nicht scheiden?
Soll ein Fremder das nicht rügen?
Ihn muß wundern, soll er leiden
So empfangen sich zu sehn.

Rosette (bei Seite).

Wie verberg' ich mein Vergnügen!
Diese Regung, diese Freude;
Ach, ich fürcht', an meinen Zügen,
An den Augen wird er's sehn.

Flavio (bei Seite).

Ihre Freude, ihr Vergnügen
Zeigt sich sittsam und bescheiden;
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich mich zu sehn.

Rosette (bei Seite).

Wie gebiet' ich meinen Zügen?
Ach, ich fürcht' er wird es sehn.

Flavio (bei Seite).

Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut sie's herzlich mich zu sehn.

Poet (bei Seite).

Sicher wird er sie betrügen.
Mich verdrießts ihn hier zu sehn.

Pumper (allein laut).
Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Roſette (laut).
Gern bekenn' ich das Vergnügen,
Sie, mein Herr, bei uns zu ſehn.

Klavio (laut).
Welch ein himmliſches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu ſehn!

Poet.
Wem verdankt man das Vergnügen
Sie aus Frankreich hier zu ſehn?

Pumper (laut und vor ſich herumgehend).
Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Klavio.
Soll ein Fremder das nicht rügen
So empfangen ſich zu ſehn!

Roſette.
Wer wird eine Tollheit rügen!
Laſſen Sie den Narren gehn.

Klavio (gegeneinander und zuſammen).
Welch ein himmliſches Vergnügen
Meine Schöne hier zu ſehn!

Roſette.
Ja, viel Freude, viel Vergnügen
Wieder Sie bei uns zu ſehn.

Poet.
Ihm mißgönn' ich das Vergnügen
So empfangen ſich zu ſehn.

Pumper.

Ja ein herzlich Mißvergnügen
Macht es mir ihn hier zu sehn.

Flavio.

Der Freude kann nichts gleichen:
In Freundschaft und Vertrauen
Die Gegend anzuschauen,
Die Gärten anzusehn!

Rosette.

Ich muß zur gnäd'gen Frauen;
Doch wird die Sonne weichen,
Der Abend stille grauen,
Ist erst der Garten schön.

Poet.

Sie wird ihn mir vergleichen,
Dieß ist noch mein Vertrauen;
Wie wird der Flüchtling weichen,
Sie wird's mit Augen sehn.

Pumper.

Der Bosheit kann nichts gleichen;
Das soll ich ruhig schauen,
Dem Schmetterling zu weichen,
Dem Paare nachzugehn.

Baronesse.

Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Leiſe tönet meine Klage,
Ich verberge Wunſch und Triebe,
Einſam nähr' ich Schmerz und Wunde,
Traure mein verlornes Glück.

Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?
Heimlich nähr' ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Vierter Act.

Poet mit Mantel, Pumper, hernach mit dem Regiments-Tambour, horchend.

Poet.

Auf dem grünen Raſenplatze
Unter dieſen hohen Linden
Werdet ihr ein Echo finden
Das nicht ſeines Gleichen hat.
Uebet da die Serenade
Die der Gräfin
Heut am Abend
Sanft die Augen ſchließen ſoll.
Welch ſchöner Gedanke
Der zarten Baroneſſe,
Die göttliche Lina!

Sie iſt wie ein Engel
Gefälligkeitsvoll.

(Geht mit den Muſicis bei Seite.)

Pumper (hervortretend).

Auf dem großen Platz mit Sande
In der Läng' und in der Breite
Habt ihr Raum für eure Leute,
Und da ſchlagt und larmt euch ſatt.
Uebet mir das tolle Stückchen
Das die Gräfin
Morgen frühe
Aus dem Schlafe wecken ſoll.

(Er geht mit dem Regiments-Tambour ab.)

(Serenade von blaſenden Inſtrumenten mit Echo, die dem folgenden Auftritt zur Begleitung dient.)

Poet.

Es ſäuſelt der Abend,
Es ſinket die Sonne
Erquickend und labend
In Thau und in Wonne;
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor.

O herrliche Sonne!
Du gleicheſt der Gräfin
Die blendend gefallt.
Und Luna, du milder Stern,
Du gleichſt der holden Baroneſſe.

O Luna, ich vergeſſe
Der Sonne gar gerne.
O Luna, ich vergeſſe

In deinen ſanften Strahlen,
In deinem ſüßen Lichte,
Vor deinem Angeſichte
Der Sonne der Welt.

Nur ſachte, nur leiſe
Ihr Flöten, ihr Hörner,
Damit man das Rauſchen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Liſpeln
Des Lüftchens im Laube
Vernehme!

Ihr hellen Clarinetten
Nur leiſe, nur ſachte!
Ihr Hoboen, Fagotte,
Beſcheiden, beſcheiden!
Sachte! Leiſe!
So! So!
Damit man das Rauſchen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Liſpeln
Des Lüftchens im Laube,
Die leiſeſten Schritte
Der wandelnden Göttin
Vernehme!

Ja, ich vernehme
Die Schritte der Göttin!
O näher und näher
Du himmliſche Schöne,
Hier ruht Endymion!

Welch hölliſcher Larmen
Zerreißt mir die Ohren!
O weh mir! ich ſterbe,
Ich ſeh' mich verloren.
Die göttliche Stimmung
Zum Teufel iſt ſie!
Abſcheuliche Töne!
So knirſchen, ſo grinzen
Tyranniſche Söhne
Tyranniſcher Prinzen,
Im ewigen Kerker,
Zu Höllen-Muſiken,
Zum teufliſchen Ton.

Pumper.

Nur lauter, nur ſtärker
Damit man es höre.
Nur laut, es erwachet
Kein Schläfer davon.
Nur ein bischen ſtark und ſtarker,
Sonſt erwacht kein Menſch davon.

Tönet ihr Poſaunen,
Ihr Trompeten hallt.
Donnert ihr Kartaunen
Daß der Himmel ſchallt,
Widmet eurer Stimme
. . . verbundne Macht
Eines Helden Grimme
Und dem Lärm der Schlacht.
Seinen Ruhm zu melden,
Fama töne du,

Schmeichlerin der Helden,
Dreifach laut dazu.

Poet.

In ſtilleren Chören
Dich zu verehren
Verlangen die Muſen,
Reinere Töne
Ertheilten ſie mir.

Ich ehre, ich preiſe
Auf ſtillere Weiſe
Den Edlen, den Guten,
Die Tugend der Tugend,
Beſcheidenheit hier.

Fünfter Act.

Nacht.

Roſette allein.

Ach ihr ſchönen ſüßen Blumen!
Habt ihr drum ſo ſpat geblühet,
Um an meinem bangen Herzen
Zu verblühen, meiner Schmerzen
Stille Zeugen ach! zu ſeyn.

Ja für mich hat er ſie gepflückt,
Dieſen Morgen, wie friſch! gebracht,
Und an dieſe Bruſt
Raſch mit einem Kuß gedrückt,
Und nun welken ſie zu Nacht.
Im Gemiſch von Schmerz und Luſt
Beglückt,
Ach wohin ſoll ich mich wenden?
Begleitet mich,
Lieb mir, friſch aus ſeinen Händen,
Und weit lieber nun zerknickt.

Roſette.

Aha der hat mich in Verdacht
Als hätt' ich Flavio hierher beſtellt.
Wart' nur, zum Glück iſt's finſtre Nacht,
Und es iſt heilſam daß ich mich zerſtreue.
Das ſoll mein krankes Herz vergnügen
Mit doppelter Stimme den Eiferſüchtigen zu betrügen.
Doch ſtill! wer will mich noch belauſchen?
Ich höre wieder was von dieſer Seite rauſchen.

Poet.

Roſette! Roſette!
Sie hört nicht, ſie iſt weiter,
Sie hat ſich verſteckt.
Ich ſah wohl zum Garten
Verſtohlen ſie ſchleichen.
Ich wette, ich wette
Sie hat ihn beſtellt.
Roſette! Roſette!

Sanftes Herz!
Welche Regungen bewegen
Deinen Gleichmuth, deine Ruhe?
Wie ein Sturm in fernen Wogen
Kündet ſich in meinem Buſen
Ein gewaltig Wetter an.
Schon rollen des Zornes
Lautbrauſende Wellen
Und Blitze der Eiferſucht
Erhellen
Die tobende Fluth.
Roſette! Roſette!
Ich faſſe mich nicht,
Ich ſterbe vor Wuth!

Wie? in dieſen tiefen Schatten,
Wo nur Götter ſich begegnen ſollten,
Lockt ſie ihn! Sie! die unbeſcholten
Den beſten Gatten,
Die das treuſte Herz verdient.

Sie lockt ihn! den Franzoſen.
O Schande, o Schmach!
O Schmach dem Vaterlande!
O allen Deutſchen Schande!
Für dieſen Franzoſen
Seyd ihr, ihr ſchönen Roſen,
So lieblich aufgeblüht?
Rache!
Ja Rache glühet ſelbſt in Götterbuſen auf.
Weh ihm wenn ich ihn finde!
Dieſe Hand . . . . .

Schon rollen des Zornes
Lautbrauſende Wellen
Und Blitze der Eiferſucht
Erhellen
Die tobende Fluth.

Pumper.

Einen von ihren Burſchen
Hat ſie hierher beſtellt.
Ich ſah ſie leiſe ſchleichen,
Ich weiß ſchon wer ihr gefällt;
Doch will mir's nicht gefallen,
Ich gebe mein Ja nicht dazu.
Du ärgerſt mich vor allen,
O du Franzoſe, du!
Ein guter deutſcher Stock
Soll dir die Rippen waſchen,
Ich lehre dich
In unſerm Garten naſchen.

Roſette.

O glücklich! der Zweite
Er kommt mir zurecht:
Betrüg' ich ſie Beide,
Das alberne Geſchlecht.

(Laut.)

O mein Geliebter! Beſter, biſt du nah?

(Als Klavio.)

Mein ſüßes Kind! hier bin ich, ich bin da.

Poet.

Hör' ich doch in jenen Lauben
Ihre Stimmen ganz gewiß.

Pumper.

Allerliebſte Turteltauben,
Girrt ihr in der Finſterniß!

Roſette.

O du mein Theurer,
Du meine Seele!
Des Lebens Freuden,
Des Lebens Schmerzen
Kenn' ich durch dich,
Fühl' ich um dich.

Pumper, Poet (bei Seite).

Wart', ich will es dir geſegnen!
Ihm kann ſie ſo ſchön begegnen,
Aber mir kein gutes Wort?

Roſette (als Flavio).

O meine Theure!
Wenn ich mich quale,
Wenn ſich die Freude
Mir drängt zum Herzen,
Iſt es um dich,
Iſt es durch dich.

Pumper.

Wart' ich will es dir geſegnen!
Wart' es ſollen Schläge regnen,
Iſt nur erſt das Mädchen fort.

Gräfin.

Pumper, nun wem wirſt du's bringen?

Pumper.

Wem? Der ſchönſten Gräfin, Ihnen.

Gräfin.

Was iſt ſachter als Mondeswandeln?
Was iſt leiſer als Katzentritte?
Was iſt heimlicher als . . . .
Was iſt —

Baron.

Stille!

Gräfin.

Was iſt —

Roſette.

Still!

Beide.

Du biſt ganz aus dem G'leiſe,
Ganz aus der Melodie.

Baron.

Jeder Narr hat ſeine Weiſe,
Seine eigne Melodie.

Gräfin.

Gut, ich nehm's als wohl geſungen
Und ich nehm's als wohl gelungen.

Leiſe iſt des Mondes Wandeln,
Doch des klugen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre Luſt
— — — — — — —

Nimm du dich in Acht du Narr, ich fürchte dich zu erben,
Du warſt nur ſonſt als Narr bekannt,
Nun wirſt du klug und gar galant;
Geht es ſo fort, ſo mußt du nächſtens ſterben.

Er muß für den Affront,
Den er uns angethan,

Erſt Schläge haben;
Dann komm' er,
Fordre Satisfaction
Auf Degen und Piſtolen,
Ja auf Kanonen!
Ich bin bereit.

---

an dieſem Weſen,
An dieſen Mienen leſen:
Du biſt zu grob geweſen;
Das wird nicht gut gethan.
Ein gar zu lockres Weſen
Steht keinem Prinzen an.

Roſette darf ſich ſetzen,
Ihro Durchlaucht erlauben das.

Nicht höflich genug geweſen,
Das wird nicht gut gethan.

Gnädiger Herr, wir ſind verlegen.

Hoffe, doch nicht meinetwegen?
Werden ſelbſt den Scherz verzeihn.

Das iſt der Herr von Pumper
Ba Ba Baron von Pumper
Der zur Geſellſchaft iſt.

Du biſt zu grob geweſen,
Du ſollteſt an dem Weſen
An ſeinen Mienen leſen;
Schau nur wie dumm du biſt.

Ich hab' ihn nicht geheißen
Inkognito zu reisen,
Und ein zu lockres Wesen
Steht keinem Prinzen an.

Durchlauchtigster —

Flavio.

Keine Titel!
Dieses ist das beste Mittel
Wie man mir gefallen kann.

Poet.

Hoher Gönner —

Flavio.

Nichts dergleichen!
Denn ich habe, nicht zu schweigen,
Für die Musen nichts gethan.
Da drückt' ich alle Hände,
Bot jeder Strauß und Kranz;
Dann schwang ich mich behende
Mit jeder mich im Tanz.
Mit allen Schelmen-Augen
Ich Schelmereien trieb,
Und leichte Lust zu saugen
War jede Lippe lieb.

Seit dreißig Jahren
Lockt diese Freude
Die ersten Thranen
Aus meinen Augen!
Laßt diese Freude
Mich nicht ersticken
— — — — — —

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß ist es das Neue,
Dessen Blüthe stets gefallt;
Doch viel werther ist die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen, uns erfreut.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmlischen gesandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort;
Und wer rasch ist und verwegen
Kommt vielleicht noch besser fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vielfach ist der Menschen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch ist manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Ist ein guter leichter Sinn.

Amor stach sich mit dem Pfeile
Und war voll Verdruß und Harm,

Rief zur Freundschaft: heile! heile!
Faßte schluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er, ohne Dank und Wort,
Mit dem Leichtsinn wieder fort.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir.

Schießest du nur weit vom Ziele,
Ganz erbarmlich geht es dir.

Dieser Narr ist an dem Ziele,
Du verdienst die Kolbe dir.

Er trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.

Wer trägt schwerer, als zur Mühle
Das geduldige gute Thier.

Der Zauberflöte

Zweiter Theil.

Fragment.

Tag. Wald. Felsengrotte zu einem ernsthaften Portal zugehauen. Aus dem Walde kommen

Monoſtatos. Mohren.

Monoſtatos.

Erhebet und preiſet,
Gefährten, unſer Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Chor.

Es iſt uns gelungen,
Es half uns das Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Monoſtatos.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch was ſie uns befohlen,
Halb iſt es gethan.

Chor.

Wir wirkten verſtohlen,
Wir ſchlichen hinan;
Doch was ſie uns befohlen,
Bald iſt es gethan.

Monostatos.

O Göttin! die du in den Grüften
Verschlossen mit dir selber wohnest,
Bald in den höchsten Himmelslüften,
Zum Trutz der stolzen Lichter, thronest,
O höre deinen Freund! höre deinen künftigen Gatten!
Was hindert dich, allgegenwärtige Macht,
Was halt dich ab, o Königin der Nacht!
In diesem Augenblick uns hier zu überschatten.

(Donnerschlag. Monostatos und die Mohren stürzen zu Boden. Im Hintergrunde. Aus dem Portal entwickeln sich Wolken und verschlingen es zuletzt.)

Die Königin (in den Wolken).

Wer ruft mich an?
Wer wagt's mit mir zu sprechen?
Wer diese Stille kühn zu unterbrechen?
Ich höre nichts — so bin ich denn allein!
Die Welt verstummt um mich, so soll es seyn.

(Die Wolken dehnen sich über das Theater aus und ziehen über Monostatos und die Mohren hin, die man jedoch noch sehen kann.)

Woget ihr Wolken hin,
Decket die Erde,
Daß es noch düsterer,
Finsterer werde!
Schrecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leise verhalle bang,
Ende den Nachtgesang
Schweigen und Tod.

Monostatos und das **Chor** (in voriger Stellung, ganz eise)

Vor deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königin.

Seyd ihr Getreuen mir
Wieder erſchienen?

Monoſtatos.

Ja, dein Getreuer
Geliebter, er iſt's.

Königin.

Bin ich gerochen?

Chor.

Göttin, du biſt's!

Königin.

Schlangelt, ihr Blitze,
Mit wüthendem Eilen,
Raſtlos, die laſtenden
Nächte zu theilen!
Strömet, Kometen,
Am Himmel hernieder!
Wandelnde Flammen
Begegnet euch wieder,
Leuchtet der hohen
Befriedigten Wuth!

Monoſtatos und das Chor.

Siehe! Kometen
Sie ſteigen hernieder,
Wandelnde Flammen
Begegnen ſich wieder,
Und von den Polen
Erhebt ſich die Gluth.

(Indem ein Nordlicht ſich aus der Mitte verbreitet, ſteht die Königin wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen ſich Kometen, Elmsfeuer

und Lichtbällen. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie einen zwar grauenhaften, doch angenehmen Effect machen.)

Monostatos.

In solcher feierlichen Pracht
Wirst du nun bald der ganzen Welt erscheinen;
Ins Reich der Sonne wirket deine Macht.
Pamina und Tamino weinen;
Ihr höchstes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königin.

Ihr neugeborner Sohn ist er in meinen Händen?

Monostatos.

Noch nicht; doch werden wir's vollenden,
Ich les' es in der Sterne wilder Schlacht.

Königin.

Noch nicht in meiner Hand? was habt ihr denn gethan?

Monostatos.

O Göttin sieh uns gnädig an!
In Jammer haben wir das Königshaus verlassen.
Nun kannst du sie mit Freude hassen.
Vernimm! — Der schönste Tag bestieg schon seinen Thron,
Die süße Hoffnung nahte schon,
Versprach, der Gattentreue Lohn
Den lang erflehten, ersten Sohn.
Die Mädchen wanden schon die blumenreichsten Kränze,
Sie freuten sich auf Opferzug und Tänze,
Und neue Kleider freuten sie noch mehr.
Indeß die Fraun mit klugem Eifer wachten,
Und mütterlich die Königin bedachten —
Unsichtbar schlichen wir durch den Palast umher —
Da rief's: ein Sohn! ein Sohn! Wir öffnen ungesaumt
Den goldnen Sarg, den du uns übergeben,

Die Finſterniß entſtrömt, umhüllet alles Leben,
Ein jeder tappt und ſchwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genoſſen,
Der Vater ſah noch nicht das holde Kind,
Mit Feuerhand ergreif' ich es geſchwind,
In jenen goldnen Sarg wird es ſogleich verſchloſſen —
Und immer finſtrer wird die Nacht,
In der wir ganz allein mit Tigeraugen ſehen;
Doch ach! da muß, ich weiß nicht welche Macht,
Mit ſtrenger Kraft uns widerſtehen.
Der goldne Sarg wird ſchwer —

Chor.

Wird ſchwerer uns in Händen.

Monoſtatos.

Wird ſchwerer, immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden.

Chor.

Er zieht uns an den Boden hin.

Monoſtatos.

Dort bleibt er feſt und läßt ſich nicht bewegen.
Gewiß! es wirkt Saraſtro's Zauberſegen.

Chor.

Wir fürchten ſelbſt den Bann und fliehn.

Königin.

Ihr Feigen, das ſind eure Thaten?
Mein Zorn —

Chor.

Halt ein den Zorn, o Königin!

Monoſtatos.

Mit unverwandtem klugem Sinn
Drück' ich dein Siegel ſchnell, das niemand löſen kann,

Aufs goldne Grab und sperre so den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen sie den starren Liebling haben!
Da mag er ihre Sorge seyn!
Dort steht die todte Last, der Tag erscheinet bange,
Wir ziehen fort mit drohendem Gesange.

Chor.

Sahe die Mutter je
Sah' sie den Sohn;
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Sahe der Vater je
Sah' er den Sohn;
Risse die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monostatos.

Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Ist federleicht der Sarkophag geworden.
Sie bringen ihn dem brüderlichen Orden,
Der, still in sich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt.
Nun muß mit List und Kraft dein Knecht aufs neue wirken!
Selbst in den heiligen Bezirken
Hat noch dein Haß, dein Fluch hat seine Kraft.
Wenn sich die Gatten sehn, soll Wahnsinn sie berücken,
Wird sie der Anblick ihres Kinds entzücken,
So sey es gleich auf ewig weggerafft.

Königin, Monostatos und Chor.

Sehen die Eltern je
Sehn sie sich an;

Faſſe die Seele gleich
Schauder und Wahn!

Sehen die Eltern je
Sehn ſie den Sohn:
Reiße die Parze gleich
Schnell ihn davon!

(Das Theater geht in ein Chaos über, daraus entwickelt ſich

Ein königlicher Saal.

Frauen tragen auf einem goldnen Geſtelle, von welchem ein prächtiger Teppich herabhängt, einen goldnen Sarkophag. Andre tragen einen reichen Baldachin darüber. Chor.)

Chor der Frauen.

In ſtiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Luſt;
Ein Kind iſt da, ein Sohn iſt hier,
Und Kummer drückt die Bruſt.

Eine Dame.

So wandelt fort und ſtehet niemals ſtille,
Das iſt der weiſen Manner Wille,
Vertraut auf ſie, gehorchet blind;
So lang ihr wandelt lebt das Kind.

Chor.

Ach armes eingeſchloßnes Kind
Wie wird es dir ergehen.
Dich darf die gute Mutter nicht,
Der Vater dich nicht ſehen.

Eine Dame.

Und ſchmerzlich ſind die Gatten ſelbſt geſchieden,
Nicht Herz an Herz iſt ihnen Troſt gegönnt.
Dort wandelt er, dort weinet ſie getrennt;
Saraſtro nur verſchafft dem Hauſe Frieden.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach was uns das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.

Tamino.

Ich höre ſie, die meinen Liebling tragen.
O kommt heran! Laßt uns zuſammen klagen!
O ſagt! wie trägt Pamina das Geſchick?

Eine Dame.

Es fehlen ihr der Götter ſchönſte Gaben,
Sie ſeufzt nach dir, ſie jammert um den Knaben.

Tamino.

O ſagt mir, lebt noch mein verſchloßnes Glück?
Bewegt ſich's noch an ſeinem Zauberplatze?
O gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O gebt mir bald ihn ſelbſt zurück!

Damen.

Wenn mit betrübten Sinnen
Wir wallen und wir lauſchen,
So hören wir dadrinnen
Gar wunderlich es rauſchen.
Wir fühlen was ſich regen,
Wir ſehn den Sarg ſich bewegen,
Wir horchen und wir ſchweigen
Auf dieſe guten Zeichen.
Und Nachts, wenn jeder Ton verhallt,
So hören wir ein Kind, das lallt.

Tamino.

Ihr Götter! ſchützet es auf wunderbare Weiſe!
Erquickt's mit eurem Trank! nährt es mit eurer Speiſe!

Und ihr beweis't mir eure Treue.
Bewegt euch immer fort und fort!
Bald rettet uns mit heil'ger Weihe
Saraſtro's löſend Götterwort.

Lauſchet auf die kleinſte Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem beſorgten Vater ja.

Tamino und Chor.

Und befreiet und gerettet,
An der Mutter Bruſt gebettet,
Lieg' er bald ein Engel da.

(Wald und Felſ, im Hintergrund eine Hütte, an der einen Seite derſelben ein goldner Waſſerfall, an der andern ein Vogelherd.)

Papageno, Papagena ſitzen auf beiden Seiten des Theaters von einander abgewendet.

Sie (ſteht auf und geht zu ihm).

Was haſt du denn, mein liebes Männchen?

Er (ſitzend).

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Sie.

Bin ich denn nicht dein liebes Hennchen?
Magſt du mich denn nicht länger ſehn?

Er.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Sie.

Er iſt verdrießlich! iſt verdrießlich.

Beide.

Die ganze Welt iſt nicht mehr ſchön.

(Sie ſetzt ſich auf ihre Seite).

Er (ſteht auf und geht zu ihr).

Was haſt du denn, mein liebes Weibchen?

Sie.

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Er.

Biſt du denn nicht mein ſüßes Täubchen?
Will unſre Liebe ſchon vergehn?

Sie.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich.

Er (ſich entfernend).

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Beide.

Was iſt uns beiden nur geſchehn?

Er. Mein Kind! Mein Kind! laß uns nur ein bischen zur Vernunft kommen. Sind wir nicht recht undankbar gegen unſre Wohlthäter, daß wir uns ſo unartig gebärden?

Sie. Ja wohl! ich ſag' es auch, und doch iſt es nicht anders.

Er. Warum ſind wir denn nicht vergnügt?

Sie. Weil wir nicht luſtig ſind.

Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitgeſchenk die koſtbare Flöte gegeben? mit der wir alle Thiere herbeilocken, hernach die ſchmackhaften ausſuchen und uns die beſte Mahlzeit bereiten.

Sie. Haſt du mir nicht gleich am zweiten Hochzeittag das herrliche Glockenſpiel geſchenkt? Ich darf nur darauf ſchlagen, ſogleich ſtürzen ſich alle Vögel ins Net. Die Tauben fliegen uns gebraten ins Maul.

Er. Die Hasen laufen gespickt auf unsern Tisch! und Sarastro hat uns die ergiebige Weinquelle an unsre Hütte herangezaubert — und doch sind wir nicht vergnügt.

Sie (seufzend). Ja! es ist kein Wunder.

Er (seufzend). Freilich! kein Wunder.

Sie. Es fehlt uns —

Er. Leider es fehlen uns —

Sie (weinend). Wir sind doch recht unglücklich!

Er (weinend). Ja wohl recht unglücklich!

Sie (immer mit zunehmendem Weinen und Schluchzen). Die Schönen,

Er (gleichfalls). Artigen,

Sie. Kleinen,

Er. Scharmanten,

Sie. Pa —

Er. Pa —

Sie. Papa —

Er. Papa —

Sie. Ach der Schmerz wird mich noch umbringen.

Er. Ich mag gar nicht mehr leben!

Sie. Mich dauchte, sie waren schon da.

Er. Sie hüpften schon herum.

Sie. Wie war das so artig.

Er. Erst einen kleinen Papageno.

Sie. Dann wieder eine kleine Papagena.

Er. Papageno.

Sie. Papagena.

Er. Wo sind sie nun geblieben?

Sie. Sie sind eben nicht gekommen.

Er. Das ist ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen!

Sie. Wär' ich nur eine alte Frau geblieben!
Beide. Ach wir Armen!

Chor (hinter der Scene).

Ihr guten Geſchöpfe
Was trauert ihr ſo?
Ihr luſtigen Vögel
Seyd munter und froh!

Er.

Aha!

Sie.

Aha!

Beide.

Es klingen die Felſen,
Sie ſingen einmal.
So klangen,
So ſangen
Der Wald ſonſt und der Saal.

Chor.

Beſorgt das Gewerbe,
Genießet in Ruh,
Euch ſchenken die Götter —

(Pauſe.)

Er.

Die Pa?

Chor (als Echo).

Die Pa, Pa, Pa.

Sie.

Die Pa? Pa? Pa?

Chor (als Echo).

Pa, Pa, Pa, Pa.

Er

Die Papageno's?

(Pauſe.)

Sie.

Die Papagena's?

(Pauſe.)

Chor.

Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.

Er.

Komm, laß uns geſchäftig ſeyn,
Da vergehn die Grillen.
Erſtlich noch ein Gläschen Wein —

(Sie gehn nach der Quelle und trinken.)

Beide.

Nun laß uns geſchäftig ſeyn,
Schon vergehn die Grillen.

(Er nimmt die Flöte und ſieht ſich um, als wenn er nach dem Wilde ſähe. Sie ſetzt ſich in die kleine Laube an den Vogelherd und nimmt das Glockenſpiel vor ſich.)

(Er bläſ't.)

Sie (ſingt).

Laß, o großer Geiſt des Lichts!
Unſre Jagd gelingen.

(Sie ſpielt.)

Beide (ſingen).

Laß der Vögel bunte Schaar
Nach dem Herde dringen.

(Er bläſ't.)

Sie (ſingt).

Sieh! die Löwen machen ſchon
Friſch ſich auf die Reiſe.

(Sie ſpielt.)

Er (ſingt).

Gar zu mächtig ſind ſie mir.
Sie ſind zähe Speiſe.

(Er bläſt.)

Sie (ſingt).

Hör', die Vöglein flattern ſchon,
Flattern auf den Aeſten.

(Sie ſpielt.)

Er (ſingt.)

Spiele fort! Das kleine Volk
Schmeckt am allerbeſten.
Auf dem Felde hüpfen ſchon
Schöne fette Hühnchen.

(Er bläſt.)

Sie (ſpielt und ſingt).

Blaſe fort! da kommen ſchon
Haſen und Kaninchen.

(Es erſcheinen auf dem Felſen Haſen und Kaninchen. Indeſſen ſind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in Weg.)

(Sie ſpielt.)

Er (ſingt).

Wär' ich nur die Bären los'
Die verwünſchten Affen!

Jene ſind ſo breit und dumm,
Das ſind ſchmale Laffen.

(Auf den Bäumen laſſen ſich Papageyen ſehen.)

Sie (ſpielt und ſingt).

Auch die Papageyen-Schaar
Kommt von weiten Reiſen.
Glanzend farbig ſind ſie zwar;
Aber ſchlecht zu ſpeiſen.

Er

(hat indeſſen den Haſen nachgeſtellt und einen erwiſcht und bringt ihn an den Löffeln hervor).

Sieh, den Haſen haſcht' ich mir
Aus der großen Menge.

Sie

(hat indeſſen das Garn zugeſchlagen, in welchem man Vögel fangen ſieht.)

Sieh, die fetten Vögel hier
Garſtig im Gedränge.

(Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.)

Beide.

Wohl, mein Kind, wir leben ſo
Einer von dem andern.
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern.

Chor (unſichtbar).

Ihr luſtigen Vögel,
Seyd munter und froh.
Verdoppelt die Schritte;
Schon ſeyd ihr erhört,

Euch iſt in der Hütte
Das Beſte beſcheert.

(Bei der Wiederholung fallen Er und Sie mit ein.)

Verdopple die Schritte,
Schon ſind wir erhört;
Uns iſt in der Hütte
Das Beſte beſcheert.

Tempel.

Verſammlung der Prieſter.

Chor.

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl.
Kluge ſchwanken, Weiſe fehlen,
Doppelt iſt dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sey des edlen Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entſcheiden,
Spreche Zufall auch einmal.

Saraſtro tritt vor dem Schluſſe des Geſanges unter ſie. Sobald der Geſang verklungen hat, kommt der Sprecher herein und tritt zu Saraſtro.

Der Sprecher. Vor der nördlichen Pforte unſerer heiligen Wohnung ſtehet unſer Bruder, der die Pilgrimſchaft unſeres Jahres zurückgelegt hat und wünſcht wieder eingelaſſen zu werden. Er überſendet hier das gewiſſe Zeichen, an dem du erkennen kannſt daß er noch werth iſt, in unſere Mitte wieder aufgenommen zu werden.

(Er überreicht Saraſtro einen runden Kryſtall an einem Bande.)

Sarastro. Dieser geheimnißvolle Stein ist noch hell und klar. Er würde trüb erscheinen wenn unser Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiederkehrenden heran!

(Der Sprecher geht ab.)

Sarastro. In diesen stillen Mauern lernt der Mensch sich selbst und sein Innerstes erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wandrer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz jährlich einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu schicken. Das Loos entscheidet und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum Erstenmal auch in dem Falle, so wie jeder von euch, in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausspruche des Schicksals zu unterwerfen.

Der Sprecher mit dem Pilger tritt ein.

Pilger. Heil dir, Vater! Heil euch, Brüder!

Alle. Heil dir!

Sarastro. Der Krystall zeigt mir an daß du reines Herzens zurücke kehrst, daß keine Schuld auf dir ruht. Nun aber theile deinen Brüdern mit, was du gelernt, was du erfahren hast, und vermehre die Weisheit, indem du sie bestätigst. Vor allen aber warte noch ab, wem du deine Kleider, wem du dieses Zeichen übergeben sollst, wen der Wille der Götter für dießmal aus der glücklichen Gesellschaft entfernen wird.

(Er giebt dem Pilger die Kugel zurück. Zwei Priester bringen einen tragbaren Altar, auf welchem ein flaches goldnes Gefäß steht. Der Altar

muß ſo hoch ſeyn, daß man nicht in das Gefäß hineinſehen kann, ſondern in die Höhe reichen muß, um hineinzugreifen.)

Chorgeſang.

Saraſtro (der ſeine Rolle auseinander wickelt). Mich traf das Loos und ich zaudere keinen Augenblick mich ſeinem Gebote zu unterwerfen. Ja die Ahnung iſt erfüllt. Mich entfernen die Götter aus eurer Mitte, um euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augenblicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindſeliger Mächte wirkſamer werden. Durch meine Trennung von euch wird die Schale des Guten leichter. Haltet feſt zuſammen, dauert aus, lenkt nicht vom rechten Wege und wir werden uns fröhlich wiederſehen.

Die Krone gab ich meinem lieben
Ich gab ſie ſchon dem werthen Mann.
Die Herrſchaft iſt mir noch geblieben
Daß ich euch allen dienen kann.
Doch wird auch das mir nun entriſſen;
Ich werd' euch heute laſſen müſſen
Und von dem heilig lieben Ort —
Ich gehe ſchon.
Leb wohl mein Sohn!
Lebt wohl ihr Söhne!
Bewahret der Weisheit hohe Schöne.
Ich gehe ſchon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

(Während dieſer Arie giebt Saraſtro ſein Oberkleid und die hohen prieſterlichen Abzeichen hinweg, die nebſt dem goldnen Gefäße weggetragen werden. Er empfängt dagegen die Pilgerkleider, das Band mit der Kryſtallkugel wird ihm umgehangen und er nimmt den Stab in die Hand. Hiezu wird der Componiſt zwiſchen den verſchiedenen Theilen der Arie, jedoch nur ſo viel, als nöthig, Raum zu laſſen wiſſen.)

Chor.

Wer herrschet nun
Am heilig lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

(Die Priester bleiben zu beiden Seiten stehen, der Altar in der Mitte.)

Sarastro.

Mir ward bei euch, ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum singet Freudenlieder,
Werft euch in Demuth nieder
Und gleich erhebt euch wieder,
Was auch der Gott gebieten mag.

Von euch zu scheiden,
Von euch zu lassen
Welch tiefes Leiden!
Ich muß mich fassen!
O harter Schlag!

(ab.)

Chor.

Ihr heiligen Hallen
Vernehmet die Klagen;
Nicht mehr erschallen
An heitern Tagen
Sarastro's Worte,
Am ernsten Orte
In edlen Pflichten
Zu unterrichten.
Es soll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In schöner Klarheit
Verbreitet werden.

Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht;
Doch uns umgiebt
Die tiefe Nacht.

Ein feierlicher Zug.

(Pamina mit ihrem Gefolge. Das Käſtchen wird gebracht. Sie will es, einer Vorbedeutung zufolge, der Sonne widmen, und das Käſtchen wird auf den Altar geſetzt. Gebet, Erdbeben. Der Altar verſinkt und das Käſtchen mit. Verzweiflung der Pamina. Dieſe Scene iſt dergeſtalt angelegt, daß die Schauſpielerin durch Beihülfe der Muſik eine bedeutende Folge von Leidenſchaften ausdrücken kann.)

Wald und Felſ.

Papageno's Wohnung.

(Sie haben große ſchöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuthen, daß beſondre Vögel drinnen ſtecken mögen. Der Dichter muß ſorgen, daß die bei dieſer Gelegenheit vorfallenden Späße innerhalb der Gränzen der Schicklichkeit bleiben. Saraſtro kommt zu ihnen. Nach einigen myſtiſchen Aeußerungen über die Naturkräfte ſteigt ein niedriger Felſen aus der Erde, in deſſen Innern ſich ein Feuer bewegt. Auf Saraſtro's Anweiſung wird auf demſelbigen ein artiges Neſt zurecht gemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Saraſtro entfernt ſich. Die Eier fangen an zu ſchwellen, eins nach dem andern bricht auf und drei Kinder kommen heraus, zwei Jungen und ein Mädchen. Ihr erſtes Betragen unter einander, ſo wie gegen die Alten, giebt zu dichteriſchen und muſikaliſchen Scherzen Gelegenheit. Saraſtro kommt zu ihnen. Einige Worte über Erziehung. Dann erzählt er ihm den traurigen Zuſtand, in dem ſich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Verſinken des Käſtchens ſucht Pamina ihren Gatten auf. Indem ſie ſich erblicken, fallen ſie in einen periodiſchen Schlaf, wie ihnen angedroht war, aus dem ſie nur kurze Zeit erwachen, um ſich der Verzweiflung zu überlaſſen. Saraſtro heißt die muntere Familie nach Hofe gehen, um die Betrübniß durch ihre Scherze aufzuheitern. Beſonders ſoll Papageno die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu verſuchen. Saraſtro bleibt allein zurück und erſteigt unter einer bedeutenden Arie den heiter liegenden Berg.)

Vorsaal im Palast.

Zwei Damen und **zwei Herren** gehen auf und ab.

Tutti.

Stille daß niemand sich rühre sich rege,
Daß der Gesang nur sich schlafernd bewege!
Wachend und sorgend bekümmert euch hier;
Kranket der König so kranken auch wir.

Dritte Dame, schnell kommend.

Wollet ihr das Neuste hören,
Kann ich euch das Neuste sagen;
Lange werden wir nicht klagen,
Denn die Mutter ist versöhnt.

Dritter Herr, schnell kommend und einfallend.

Und man saget, Papageno
Hat den größten Schatz gefunden,
Große Gold- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erstes Tutti.

Stille, wie mögt ihr das Neue nur bringen?
Da wir die Schmerzen der Könige singen.

(Pause.)

Aber so redet denn, macht es nur kund.

Dritte Dame.

Wollet ihr das Neuste hören? —

Dritter Herr.

Und man saget, Papageno —

Dritte Dame.

Lasset euch das Neuste sagen —

Dritter Herr.

Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame, schnell kommend und einfallend.

War Saraſtro doch verſchwunden;
Doch man weiß, wo er geweſen,
Kräuter hat er nur geleſen
Und er kommt und macht geſund.

Vierter Herr, geſchwind kommend und einfallend.

Ich verkünde frohe Stunden,
Alle Schmerzen ſind vorüber;
Denn es iſt der Prinz gefunden
Und man trägt ihn eben her.

Tutti

(der letzten viere, in welchem ſie ihre Nachrichten verſchränkt wiederholen).

Tutti (der erſten viere).

Stille, wie mögt ihr die Mährchen uns bringen.
Helfet die Schmerzen der Herrſcher beſingen.
Wär' es doch wahr und ſie wären geſund.

(Die letzten viere fallen ein, indem ſie ihre Nachrichten immer verſchränkt wiederholen.)

Papageno und **Papagena**, die mit der Wache ſtreitend hereindringen.

Papageno. Es ſoll mich niemand abhalten.

Papagena. Mich auch nicht.

Papageno. Ich habe dem König eher Dienſte geleiſtet als eure Bärte zu wachſen anfingen, mit denen ihr jetzo grimmig thut.

Papagena. Und ich habe der Königin manchen Gefallen gethan, als der böſe Mohr ſie noch in ſeinen Klauen hatte.

Freilich würde ſie mich nicht mehr kennen: denn damals war ich alt und häßlich, jetzo bin ich jung und hübſch.

Papageno. Alſo will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh da das gefiederte Paar! recht wie gerufen. (Zur Wache.) Laßt ſie nur! ſie werden dem König und der Königin willkommen ſeyn.

Papageno. Tauſend Dank, ihr Herren! Wir hören, es ſieht hier ſehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es ſieht bei euch ſehr gut aus.

Papageno. Bis es beſſer wird, mag es hingehen.

Dame. Iſt's denn wahr daß ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papageno. Gewiß.

Herr. Goldne Straußeneier?

Papageno. Nicht anders.

Dame. Kennt ihr denn auch den Vogel, der ſie legt?

Papageno. Bis jetzt noch nicht.

Dame. Es müſſen herrliche Eier ſeyn.

Papageno. Ganz unſchätzbar.

Herr. Wie viel habt ihr denn bis jetzt gefunden?

Papageno. Ohngefähr zwei bis dritthalb Schock.

Dame. Und alle maſſiv?

Papageno. Bis auf einige die lauter waren.

Herr. Allerliebſter Papageno, ihr ließt mir wohl eine Mandel zukommen?

Papageno. Von Herzen gern.

Dame. Ich wollte mir nur ein Paar in mein Naturalien-Cabinet ausbitten.

Papageno. Sie ſtehen zu Dienſten.

Dame. Dann habe ich noch ein Dutzend Freunde, alles Naturforscher, die sich besonders auf die edeln Metalle vortrefflich verstehen.

Papageno. Alle sollen befriedigt werden.

Herr. Ihr seyd ein vortrefflicher Mensch.

Papageno. Das wird mir leicht. Die Eier sind das wenigste. Ich bin ein Handelsmann und zwar im Großen, wie ich sonst im Kleinen war.

Dame. Wo sind denn eure Waaren?

Papageno. Draußen vor dem äußersten Schloßhofe. Ich mußte sie stehen lassen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls.

Papageno. Sie wußten gar nicht was sie fordern sollten.

Herr. Sie sind wohl sehr kostbar.

Papageno. Unschätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papageno. Freilich! sie schreiben sich von den Eiern her.

Herr (zur Dame). Wir müssen ihn zum Freunde haben, wir müssen ihnen durchhelfen.

(Mit Papageno und Papagena ab, sodann mit beiden zurück. Sie tragen goldne Käfige mit beflügelten Kindern.)

Papageno und Papagena.

Von allen schönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir singen!
Und seht die schönen Vögel,
Sie stehen zum Verkauf.

Papagena (einen herausfindend)
Zuerſt beſieht den großen,
Den luſtigen, den loſen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papageno (den andern vorweiſend)
Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedachtig ſcheinen,
Und doch iſt er der loſe
So gut als wie der große.
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papagena (das dritte zeigend)
O ſeht das kleine Taubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Madchen ſind ſo zierlich,
Verſtandig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Beide.
Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben

Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel,
Wie reizend iſt der Kauf.

(Es hängt von dem Componiſten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verſes theils durch die Kinder, theils durch die Alten und zuletzt vielleicht durch das ganze Chor der gegenwärtigen Perſonen wiederholen zu laſſen.)

Dame. Sie ſind wohl artig genug; aber iſt das alles?

Papagena. Alles, und ich dächte, genug.

Herr. Habt ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie waren mir lieber als die Vögel.

Papageno. Ich glaub's. Sollte man übrigens in dieſer wahrheitsliebenden Geſellſchaft die Wahrheit ſagen dürfen, ſo würde man bekennen daß man ein wenig aufgeſchnitten hat.

Herr. Nur ohne Umſtände.

Papageno. So würde ich ſagen, daß dieſes unſer ganzer Reichthum ſey.

Dame. Da wart ihr weit.

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon ſind nur die Schalen noch übrig. Denn eben dieſe ſind herausgekrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Schock ohngefähr?

Papageno. Das war nur eine Redensart.

Dame. Da bleibt euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübſches Weibchen, luſtige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du biſt alſo noch immer weiter nichts als ein Luſtigmacher.

Papageno. Und deßhalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieser Spaß den König und die Königin erheitern?

Dame. Keinesweges. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papageno. Und doch hat mich Saraſtro deßwegen hergeſchickt.

Herr. Saraſtro? Wo habt ihr Saraſtro geſehn?

Papageno. In unſern Gebirgen.

Herr. Er ſuchte Kräuter?

Papageno. Nicht daß ich wüßte.

Herr. Ihr ſaht doch daß er ſich manchmal bückte.

Papageno. Ja, beſonders wenn er ſtolperte.

Herr. So ein heiliger Mann ſtolpert nicht; er bückte ſich vorſatzlich.

Papageno. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er ſuchte Kräuter und vielleicht Steine, und kommt hieher König und Königin zu heilen.

Papageno. Wenigſtens heute nicht; denn er befahl mir ausdrücklich, nach dem Palaſte zu gehen, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und beim Erwachen von Ihro Majeſtaten gleich die ſanfteſte Melodie anzuſtimmen, und dadurch ihren Schmerz wenigſtens eine Zeitlang auszulöſchen.

Dame. Man muß alles verſuchen.

Herr. Es iſt eben die Stunde des Erwachens. Verſucht euer möglichſtes. An Dank und Belohnung ſoll es nicht fehlen.

Pamina und Tamino

(unter einem Thronhimmel auf zwei Seſſeln ſchlafend).

(Man wird, um den pathetiſchen Eindruck nicht zu ſtören, wohl die Papagena mit den Kindern abtreten laſſen, auch Papageno, der die Flöte bläſt, kann ſich hinter die Couliſſe, wenigſtens halb verbergen und nur von Zeit zu Zeit ſich ſehen laſſen.)

Pamina (auf den Ton der Flöte erwachend).

An der Seite des Geliebten
Süß entſchlafen, ſanft erwachen,
Gleich zu ſehn den holden Blick;

(Papageno hört auf zu blaſen und horcht.)

Tamino (erwachend).

Ach das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber, ach, was ſtört mein Glück!

Chor.

Papageno blaſe, blaſe!
Denn es kehrt der Schmerz zurück.

Pamina (aufſtehend und herunterkommend).

Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben,
Nach der Ruhe ſanftem Schatten
Wieder in das raſche Leben
Und zur Pflicht, o welche Luſt!

Tamino (aufſtehend und herunterkommend).

Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der milden wohlberathen
Sich der heitern Tugend weihen,
O wie hebt es meine Bruſt!

(Sie umarmen ſich. Pauſe, beſonders der Flöte.)

Chor.

Papageno, laß die Flöte
Nicht von deinem Munde kommen!
Halte nur noch dießmal aus!

Papageno.

Laßt mich nur zu Athem kommen!
Denn er bleibt mir wahrlich aus.

Tamino und Pamina

(ſich von einander entfernend).

Ach was hat man uns genommen!
O wie leer iſt dieſes Haus!

Chor.

Blaſe, Papageno, blaſe,
Halte nur noch dießmal aus!

(Papageno bläſt.)

Tamino und Pamina

(ſich einander freundlich nähernd).

Nein, man hat uns nichts genommen,
Groß und reich iſt unſer Haus!

Papageno.

Ach mir bleibt der Athem aus!

Chor.

Halte nur noch dießmal aus!

Pamina und Tamino.

O wie leer iſt dieſes Haus!

(Es iſt wohl überflüſſig zu bemerken, daß es ganz von dem Componiſten abhängt, den Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung, nach Anlaß vorſtehender Verſe, zu verſchränken und zu wiederholen.)

(Es kommen Prieſter. Es wird von dem Componiſten abhängen, ob derſelbe nur zwei oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das Letztere an. Sie geben Nachricht, wo ſich das Kind befinde.)

Prieſter.

In den tiefen Erdgewölben
Hier das Waſſer, hier das Feuer,
Unerbittlich dann die Wächter,

Dann die wilden Ungeheuer,
Zwiſchen Leben, zwiſchen Tod,
Halb entſeelet
Von Durſt gequälet
Liegt der Knabe.
Hört ſein Flehen!
Weh! ach er verſchmachtet ſchon.
Rettet! rettet euern Sohn.

Alle.

Welche Stille, welches Grauſen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes fernes Sauſen!
Welch ein tiefbewegtes Brauſen!
Wie der Sturm im fernen Meer.
Immer lauter aus der Ferne
Hör' ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den goldnen
Heitern Himmel,
Und die Sterne
Schwinden ſchon vor meinem Blick.

(Unterirdiſches Gewölbe. In der Mitte der Altar mit dem Kaſtchen wie er verſank. An zwei Pfeilern ſtehen gewaffnete Männer gelehnt und ſcheinen zu ſchlafen. Von ihnen gehen Ketten herab, woran die Löwen gefeſſelt ſind, die am Altare liegen. Alles iſt dunkel, das Käſtchen iſt transparent und beleuchtet die Scene.)

Chor (unſichtbar).

Wir richten und beſtrafen.
Der Wächter ſoll nicht ſchlafen.
Der Himmel glüht ſo roth.
Der Löwe ſoll nicht raſten,

Und öffnet ſich der Kaſten,
So ſey der Knabe todt.

(Die Löwen richten ſich auf und gehen an der Kette hin und her.)

Erſter Wächter

(ohne ſich zu bewegen.)

Bruder, wachſt du?

Zweiter

(ohne ſich zu bewegen).

Ich höre.

Erſter.

Sind wir allein?

Zweiter.

Wer weiß.

Erſter.

Wird es Tag?

Zweiter.

Vielleicht ja.

Erſter.

Kommt die Nacht?

Zweiter.

Sie iſt da.

Erſter.

Die Zeit vergeht.

Zweiter.

Aber wie?

Erſter.

Schlagt die Stunde wohl?

Zweiter.

Uns nie.

Zu Zweien.

Vergebens bemühet

Ihr euch da droben so viel.
Es rennt der Mensch, es flieht
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er zieht und zerrt vergebens
Am Vorhang, der schwer auf des Lebens
Geheimniß, auf Tagen und Nachten ruht.
Vergebens strebt er in die Luft,
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt ihm finster,
Die Gruft wird ihm helle;
Doch wechselt das Helle
Mit Dunkel so schnelle.
Er steige herunter
Er dringe hinan;
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

(Der hintre Vorhang öffnet sich. Decoration des Wassers und Feuers wie in der Zauberflöte. Links das Feuer, eine kleine freie Erhöhung, wenn man da durchgegangen ist, alsdann das Wasser, oben drüber ein ganzbarer Felsen, aber ohne Tempel. Die ganze Decoration muß so eingerichtet seyn, daß es aussieht, als wenn man von dem Felsen nur durch das Feuer und das Wasser in die Gruft kommen konnte.)

Tamino und Pamina

(kommen mit Fackeln von Felsen herunter. Im Herabsteigen singen sie).

Tamino.

Meine Gattin, meine Theure,
O wie ist der Sohn zu retten!
Zwischen Wasser zwischen Feuer,
Zwischen Graus und Ungeheuer
Ruhet unser höchster Schatz.

(Sie gehen durchs Feuer.)

Pamina.

Einer Gattin, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Waſſer, macht das Feuer,
In der Gruft das Ungeheuer,
Macht der ſtrenge Wächter Platz.

(Indeſſen hat ſich eine Wolke herabgezogen, ſo daß ſie in der Mitte zwiſchen Waſſer und Feuer ſchwebt. Die Wolke thut ſich auf.)

Die Königin der Nacht.

Was iſt geſchehen!
Durch das Waſſer, durch das Feuer,
Drangen ſie glücklich und verwegen.
Auf ihr Wächter! ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig euch entgegen
Und bewahret mir den Schatz.

Die Wächter

(richten ihre Speere gegen das Kätzchen, doch ſo, daß ſie davon entfernt bleiben. Die Löwen ſchließen ſich aufmerkſam an ſie an. Die Stellungen ſollen auf beiden Seiten ſymmetriſch ſeyn).

Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O Göttin, deinen Schatz.

Tamino und **Pamina**

(hervorkommend).

O mein Gatte, mein Geliebter,
Meine Gattin, meine Theure,
Sieh, das Waſſer, ſieh, das Feuer
Macht der Mutterliebe Platz.
Ihr Wächter habt Erbarmen.

Königin.

Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet euren Platz!

Tamino und Pamina.

O weh! o weh uns Armen!
Wer rettet unsern Schatz?

Königin.

Sie dringen durch die Wachen,
Der grimme Löwenrachen
Verschlinge gleich den Schatz!

(Die Wolke zieht weg. Stille.)

Das Kind (im Kästchen).

Die Stimme des Vaters,
Des Mütterchens Ton,
Es hört sie der Knabe
Und wachet auch schon.

Pamina und Tamino.

O Seligkeit, den ersten Ton,
Das Lallen seines Sohns zu hören!
O laßt nicht Zauber uns bethören.
Ihr Götter! welche Seligkeit
Beglückt uns schon!
O laßt uns ihn noch einmal hören
Den süßen Ton.

Chor (unsichtbar).

Nur ruhig! es schläfet
Der Knabe nicht mehr.
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht sehr.
Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf;

Er dringt in die Lüfte
Mit geiſtigem Lauf.

(Der Deckel des Kaſtens ſpringt auf. Es ſteigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kaſten transparent machten, ganz erleuchtet iſt, wenn die Lichter ſo disponirt ſind, daß die obere Hälfte der obigen Figuren gleichfalls mit erleuchtet iſt. In dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kaſten näher und entfernen Tamino und Pamina.)

Genius.

Hier bin ich ihr Lieben!
Und bin ich nicht ſchön?
Wer wird ſich betrüben
Sein Söhnchen zu ſehn.
In Nachten geboren,
Im herrlichen Haus,
Und weder verloren
In Nachten und Graus.
Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen,
Und drohten mir Heere
Und drohten mir Drachen;
Sie haben doch alle
Dem Knaben nichts an.

(In dem Augenblick als die Wächter nach dem Genius mit den Spießen ſtoßen, fliegt er davon.)

Cantaten.

Möge dieß den Sänger loben!
Ihm zu Ehren war's geschehen.

Idylle.

(Es wird angenommen, ein ländliches Chor habe sich versammelt und stehe im Begriff, seinen Festzug anzutreten.)

Chor.

Dem festlichen Tage
Begegnet mit Kranzen,
Verschlungenen Tänzen,
Geselligen Freuden
Und Reihengesang.

Damon.

Wie sehn' ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie frommte mir ein wohlverborgner Ort!
In dem Gewühl, in dieser Menge
Wird mir die Flur, wird mir die Luft zu enge.

Chor.

Nun ordnet die Züge
Daß jeder sich füge
Und einer mit allen,
Zu wandeln, zu wallen
Die Fluren entlang.

(Es wird angenommen, das Chor entferne sich; der Gesang wird immer leiser, bis er zuletzt ganz, wie aus der Ferne, verhallt.)

Damon.

Vergebens ruft, vergebens zieht ihr mich;
Es spricht mein Herz; allein es spricht mit sich.

Und soll ich beschauen
Gesegnetes Land,
Den Himmel den blauen
Die grünenden Gauen,
So will ich allein
Im Stillen mich freun.

Da will ich verehren
Die Würde der Frauen,
Im Geiste sie schauen,
Im Geiste verehren;
Und Echo allein
Vertraute soll seyn.

Chor

(aufs leiseste; wie aus der Ferne, mischt abfagweise in Damons Gesang die Worte):

Und Echo — allein —
Vertraute — soll seyn. —

Menalkas.

Wie find' ich dich, mein Trauter hier!
Du eilest nicht zu jenen Festgesellen?
Nun zaudre nicht und komm mit mir,
In Reih' und Glied auch uns zu stellen.

Damon.

Willkommen, Freund! doch laß die Festlichkeit
Mich hier begehn im Schatten alter Buchen:

Die Liebe ſucht die Einſamkeit;
Auch die Verehrung darf ſie ſuchen.

Menalkas.

Du ſucheſt einen falſchen Ruhm
Und willſt mir heute nicht gefallen.
Die Liebe ſey dein Eigenthum;
Doch die Verehrung theileſt du mit allen!

Wenn ſich Tauſende vereinen
Und des holden Tags Erſcheinen
Mit Geſängen,
Freudeklängen,
Herrlich feiern
Dann erquickt ſich Herz und Ohr;

Und wenn Tauſende betheuern,
Die Gefühle ſich erſchließen
Und die Wünſche ſich ergießen
Reißt es kraftvoll dich empor.

(Es wird angenommen, das Chor kehre nach und nach aus der Ferne zurück.)

Damon.

Lieblich hör' ich ſchon von weiten
Und es reizet mich die Menge;
Ja ſie wallen, ja ſie ſchreiten
Von dem Hügel in das Thal.

Menalkas.

Laß uns eilen, fröhlich ſchreiten
Zu dem Rhythmus der Geſange!
Ja ſie kommen, ſie bereiten
Sich des Waldes grünen Saal.

Chor (allmählig wachsend)

Ja wir kommen, wir begleiten
Mit dem Wohlklang der Gesange
Fröhlich im Verlauf der Zeiten
Diesen einzig schönen Tag.

Alle.

Worauf wir zielen,
Was alle fühlen
Verschweigt, verschweiget! —
Nur Freude zeiget!
Denn die vermag's;
Ihr wird es glücken
Und ihr Entzücken
Enthalt die Würde,
Enthalt den Segen
Des Wonne-Tags!

Rinaldo.

Chor.

Zu dem Strande! zu der Barke!
Ist euch schon der Wind nicht günstig,
Zu den Rudern greifet brünstig!
Hier bewähre sich der Starke:
So das Meer durchlaufen wir.

Rinaldo.

O laßt mich einen Augenblick noch hier!
Der Himmel will es nicht, ich soll nicht scheiden.
Der wüste Fels, die waldumwachsne Bucht

Befangen mich, ſie hindern meine Flucht.
Ihr wart ſo ſchön, nun ſeyd ihr ungeboren,
Der Erde Reiz, des Himmels Reiz iſt fort.
Was hält mich noch am Schreckensort?
Mein einzig Glück, hier hab' ich es verloren.

Stelle her der goldnen Tage
Paradieſe noch einmal,
Liebes Herz! ja ſchlage, ſchlage!
Treuer Geiſt, erſchaff' ſie wieder!
Freier Athem, deine Lieder
Miſchen ſich mit Luſt und Qual.

Bunte reich geſchmückte Beete
Sie umzingelt ein Palaſt;
Alles webt in Duft und Röthe,
Wie du nie geträumet haſt.

Rings umgeben Galerien
Dieſes Gartens weite Räume;
Roſen an der Erde blühen,
In den Lüften blühn die Bäume.

Waſſerſtrahlen! Waſſerflocken!
Lieblich rauſcht ein Silberſchwall;
Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall.

Chor.

Sachte kommt! und kommt verbunden
Zu dem edelſten Beruf:
Alle Reize ſind verſchwunden,
Die ſich Zauberei erſchuf.
Ach, nun heilet ſeine Wunden,

Ach, nun tröstet seine Stunden
Gutes Wort und Freundes-Ruf.

Rinaldo.

Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall;
Wasserstrahlen, Wasserflocken
Wirbeln sich nach ihrem Schall.

Aber alles verkündet:
Nur Sie ist gemeinet;
Aber alles verschwindet,
Sobald sie erscheinet
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Da schlingen zu Kränzen
Sich Lilien und Rosen;
Da eilen und kosen
In lustigen Tänzen
Die laulichen Lüfte,
Sie führen Gedüfte,
Sich fliehend und suchend,
Vom Schlummer erwacht.

Chor.

Nein! nicht länger ist zu saumen,
Wecket ihn aus seinen Träumen,
Zeigt den diamantnen Schild!

Rinaldo.

Weh! was seh ich, welch ein Bild!

Chor.

Ja, es soll den Trug entsiegeln.

Rinaldo.

Soll ich alſo mich beſpiegeln,
Mich ſo tief erniedrigt ſehn?

Chor.

Faſſe dich, ſo iſt's geſchehn.

Rinaldo.

Ja, ſo ſey's! Ich will mich faſſen,
Will den lieben Ort verlaſſen
Und zum zweitenmal Armiden. —
Nun ſo ſey's! ſo ſey's geſchieden!

Chor.

Wohl, es ſey! es ſey geſchieden.

Theil des Chors.

Zurück nur! zurücke
Durch günſtige Meere!
Dem geiſtigen Blicke
Erſcheinen die Fahnen,
Erſcheinen die Heere,
Das ſtäubende Feld.

Chor.

Zur Tugend der Ahnen
Ermannt ſich der Held.

Rinaldo.

Zum zweitenmale
Seh' ich erſcheinen
Und jammern, weinen
In dieſem Thale
Die Frau der Frauen.
Das ſoll ich ſchauen
Zum zweitenmale?
Das ſoll ich hören,

Und soll nicht wehren
Und soll nicht retten?

Chor.

Unwürdige Ketten!

Rinaldo.

Und umgewandelt
Seh' ich die Holde;
Sie blickt und handelt
Gleichwie Dämonen
Und kein Verschonen
Ist mehr zu hoffen.
Vom Blitz getroffen
Schon die Paläste!
Die Götter-Feste,
Die Lustgeschäfte
Der Geisterkräfte,
Mit allem Lieben
Ach, sie zerstieben!

Chor.

Ja, sie zerstieben!

Theil des Chors.

Schon sind sie erhöret,
Gebete der Frommen.
Noch säumst du zu kommen?
Schon fördert die Reise
Der günstigste Wind.

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Rinaldo.

Im Tiefsten zerstöret
Ich hab' euch vernommen;

Ihr drangt mich zu kommen.
Unglückliche Reise!
Unseliger Wind!

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Chor.

Segel schwellen.
Grüne Wellen,
Weiße Schäume,
Seht die grünen
Weiten Räume,
Von Delphinen
Rasch durchschwommen.

Einer nach dem Andern.

Wie sie kommen!
Wie sie schweben!
Wie sie eilen!
Wie sie streben!
Und verweilen
So beweglich,
So vertraglich!

Zu Zweien.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.
Dir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.

Rinalde

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.
Mir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.
(Wiederholt zu Dreien.)

Alle.

Wunderbar sind wir gekommen,
Wunderbar zurückgeschwommen,
Unser großes Ziel ist da!
Schalle zu dem heiligen Strande
Losung dem gelobten Lande:
Gotofred und Solyma!

Die erste Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der Mai!
Der Wald ist frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee ist fort,
Am grünen Ort
Erschallen Lustgesänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr so verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Ueberwinder?
Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder.
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach die ſtrengen Ueberwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frei!
Das Holz herbei,
Und ſchichtet es zum Brande!

Doch bleiben wir
Im Buſchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Manner ſtellen wir zur Hut,
Um eurer Sorge willen.
Dann aber laßt mit friſchem Muth
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Manner, hier
Durch dieſes ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!
Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt! mit Zacken und mit Gabeln
Und mit Gluth und Klapperſtöcken
Larmen wir bei nacht'ger Weile
Durch die engen Felſenſtrecken.
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule!

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit wilden Klapperſtöcken
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unſer Rundgeheule!

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach hilf mir, Kriegsgeſelle
Ach es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verherten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entſetzliches Getöſe!
Laßt uns leßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſt der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Broden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche verherte Leiber,
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!
Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!

Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Boden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer kann es rauben!

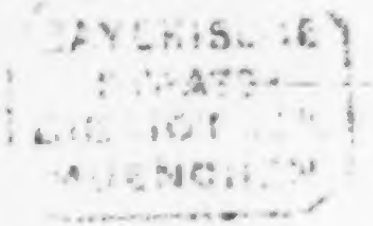

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Neunter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

Inhalt.

	Seite
Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand	1
Egmont	157
Clavigo	245
Stella	307
Die Geschwister	365

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Ein Schauspiel.

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Maria, ſeine Schweſter.
Carl, ſein Söhnchen.
Georg, ſein Bube.
Biſchof von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Wallborf,
Liebetraut,
} am des Biſchofs Hofe.
Abt von Fulda.
Olearius, beider Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hans von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerſe.
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebelliſchen Bauern.
Hofſrauen, Hofleute, am Bamberg'ſchen Hofe.
Kaiſerliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.

Zwei Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, Pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
Brautvater, } Bauern.
Bräutigam, }
Berliching'sche, Weisling'sche, Bamberg'sche Reiter.
Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefängnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers, am Tiſche. Zwei Reitersknechte beim Feuer. Wirth.

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Branntwein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (leiſe zu Sievers). Erzähl das noch einmal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf'm Schloß beim Herrn Grafen ſchon zwei Tage; dem haben ſie das Gleit geben. Ich weiß nicht wo er herkommt; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler (leise). Nur immer zu! (Laut.) Seit wann hat denn der Götz wieder Handel mit dem Bischof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Bischof sah, er richt nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geschäftig daß der Vergleich zu Stand kam. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffner Herr!

Sievers. Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür laufen!

Metzler. Es ist doch dumm daß ihm der letzte Streich mißgluckt ist! Er wird sich garstig erboßt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was so verdrossen hat. Denk auch, alles war aufs genauste verkundschaft, wann der Bischof aus dem Bad kam, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht war durch falsche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter. Was raisonnirt ihr von unserm Bischof? Ich g'laub ihr sucht Händel.

Sievers. Kummert euch um eure Sachen! Ihr habt an unserm Tisch nichts zu suchen.

Zweiter Reiter. Wer heißt euch von unserm Bischof despectirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erster Reiter (schlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag den Hund todt!

(Sie fallen über einander her.)

Zweiter Reiter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth (reißt ſie von einander). Wollen ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Scherr euch 'naus wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſoll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reiter zur Thür hinaus.) Und ihr Eſel, was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft, Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen die draußen bläuen.

Zwei Berliching'ſche Reiter kommen.

Erſter Reiter. Was giebt's da?

Sievers. Ey guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweiter Reiter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen wem wir dienen.

Sievers (leiſe). Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erſter Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draußen, ſind Bamberger.

Erſter Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben auf'm Schloß, beim gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reiter. Der Weislingen?

Zweiter Reiter (leiſe). Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! (Laut.) Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwei Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reiter (leiſe.) Sagt ich dir nicht er wär daher! Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger ausprügeln.

Zweiter Reiter. Ihr seyd ja auch zu zwei. Wir müssen fort. Adieu! (ab.)

Sievers. Lumpenhunde die Reiter! wann man sie nit bezahlt, thun sie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt schwören sie haben einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nit sagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draußen. Komm, so lang ich einen Bengel hab fürcht ich ihre Bratspieße nicht.

Sievers. Dürften wir nur so einmal an die Fursten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thür unter der Linde). Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, sonst übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte schon auf der Lauer. Es wird einem sauer gemacht das bischen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl seyn lassen. (Schenkt ein.) Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt und an frischem Muth, lach ich der Fursten Herrschsucht und Ränke. — Georg! — Schickt ihr nur euern gefallnen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anschwarzen. Nur immer zu. Ich bin wach. Du warst mir entwischt, Bischof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bube (im Panzer eines Erwachsenen). Gestrenger Herr!

Götz. Wo stickst du? Hast du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerei? Komm her, du siehst gut

aus. Schäm dich nicht, Junge. Du biſt brav! Ja wenn du ihn ausfülltest! Es iſt Hannſens Küraß?

Georg. Er wollt ein wenig ſchlafen und ſchnallt ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg und legt ihn an, und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe und zog's aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf, und ſchrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt den Harniſch ausſchnallen, da hört ich euch zwei-, dreimal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder und ſag ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert und wieder aufgezaumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hannſen auch ein Glas, ſag ihm, er ſoll munter ſeyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr ſchon oft geſagt. O dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verſchoſſenen Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächſtemal, Georg. Du ſollſt erſt ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. War ich letzt dabei gewesen, ihr hattet die Armbrust nicht verloren.

Göz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob sie auf; weg war sie! Gelt ich weiß?

Göz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wann wir die Pferde striegeln, allerlei Weisen, und lerne sie allerlei lustige Lieder.

Göz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Göz. Das Nachstemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Manner. Ich sage dir, Knabe, es wird eine Zeit werden: Fürsten werden ihre Schatze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen. Geh, Georg, gieb Hannsen einen Kuraß wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es ist unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin kommt.

Göz. Ehrwurdiger Vater, guten Abend! woher so spat? Mann der heiligen Ruhe, ihr beschamt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demuthiger Bruder, wenn's ja Titel seyn soll. Augustin mit meinem Klosternamen, doch hör ich am liebsten Martin, meinen Taufnamen.

Göz. Ihr seyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durstig! (Der Knab kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Nur mich einen Trunk Wasser. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken, mein' ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu euerm Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Georg (mit Waſſer).

Götz (zu Georg heimlich). Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchlafrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie ſtoßen an.) Ich kann

die müßigen Leute nicht ausſtehen; und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind; ſie thun, was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in den Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzensluſt! und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Göz. Das iſt alſo eure Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen; er weiß, ich kann nicht ruhn; da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Göz Noch Eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Göz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euern Harniſch verliebt bin.

Göz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam — drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Würde des Gewiſſens muthlos zu keuchen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Göz. Wär euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch

bereden einen Harniſch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harniſch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme ſchwache Hand, von jeher gewohnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfäſſer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Hallelujah geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat!

Göh. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig iſt allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum Erſtenmal nach langer Zeit, ſicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beſſer ſchmeckt, als mir der Trunk nach langem Durſt; da könnt ihr von Glück ſagen!

Göh. Dafür kommt's auch ſelten.

Martin (feuriger). Und iſt, wenn's kommt, ein Vorſchmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den ſtach ich vom Pferd eh er ſchießen konnte, und den rannt ich ſammt dem Pferde nieder, und dann reitet ihr zu euerm Schloß hinauf, und —

Göh. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er ſchenkt ein.) Auf Geſundheit eurer Frau! (Er wiſcht ſich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Göz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Göz (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (gesprungen). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei! Es sind sie gewiß.

Göz. Führ mein Pferd heraus! Hanns soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euern Namen.

Göz. Verzeiht mir. Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Göz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Göz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Göz (legt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und

Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergeſſen.

Die zwei Knechte kommen.

Göz (zu ihnen. Sie reden heimlich.)

Martin (fährt inzwiſchen fort). Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten, einfaltigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Hand hätte und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten. So kann mit Einer —

Göz. In den Haslacher Wald alſo. (Kehrt ſich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergeſſe. (Göz ab.)

Martin. Wie mir's ſo eng ums Herz ward, da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den ſeinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürd'ger Herr, ihr ſchlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! ich kenne Betten nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürd'ger Herr!

Martin. Georg! da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er ſey ein Reiter geweſen; das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte! (Zieht ein Gebetbuch hervor und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel, ſey brav und fürchte Gott!

(Martin geht.)

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel! wenn ich einmal ſo einen hatte! — und die goldene Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchieß ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jarthauſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth. Maria. Carl, ſein Söhnchen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria. Erzahl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht giebſt.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken. — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: Liebes Kind —

Carl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehn —

Carl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hol dir ein Frühſtuck. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Carl!

Carl. Der war — alt —

Maria. Freilich! der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: Liebes Kind —

Carl. Schenk mir was, ich habe kein Brod geſſen geſtern und heut. Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für ein Frühſtück ſeyn ſollte.

Carl. Da ſagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl. Bei der Hand, und ſagte — und ward ein ſchöner, glänzender Heiliger, und ſagte: — Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich: welchen Kranken du anrührſt —

Carl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub ich.

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: wie iſt mir! und war — nun Carl!

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht Acht! — und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer, und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter baucte.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nachte, daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängſtigt's lang. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich harter zuſammengeſetzt hat.

Carl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's ſo gefahrlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Carl. Bringt er wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub' wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cöln auf'm Schießen das Beſte gewonnen.

Carl. War's viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig, Carl?

Carl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cölnern ein paar Kaufleute weg, und plagte ſie ſo lang bis ſie das Geld herausgaben. Warſt du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein! da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Heren drin.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch', furcht ſich vor Heren.

Maria. Du thuſt beſſer, Carl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gutern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter, du weißt nicht was du redſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als ſie zuſammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Eliſabeth. Das mag ſeyn. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten, treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Mannes verkauft, und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnadig iſt, mit falſchen niedrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Carl. Der Vater! der Vater! Der Thürner bläſt's Liebel: Heyſa, mach's Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reiter kommt.

Reiter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drei Reiter.

Eliſabeth. Wie ging's zu daß ihr ſo lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundſchaften wir ihn aus, er

war seitwärts gezogen, und saß geruhig beim Grafen auf Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da war's curios: wie wir so in die Nacht reiten, hut't just ein Schafer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd und packten weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nistelten uns an ihn, als waren wir zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehn. Kommen sie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf, in einer Viertelstund sind sie hier.

Maria. Er wird niedergeschlagen seyn.

Reiter. Finster genug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch Alle seyn.

Reiter. Rechtschaffen.

Elisabeth. Nimm den Kellerschlüssel und hol vom besten Wein! Sie haben ihn verdient. (ab.)

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Bursch. (ab.)

Reiter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt ging er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reitersknechte.

Götz (Helm und Schwert auf den Tiſch legend). Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun. Bruder Martin, du ſagteſt recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen (antwortet nichts, auf und abgehend).

Götz. Seyd gutes Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo ſind eure Kleider? Ich hoffe, es ſoll nichts verloren gegangen ſeyn. (Zum Knecht.) Frag ſeine Knechte, und öffnet das Gepacke, und ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich ſo, es iſt all eins.

Götz. Könnt euch ein hübſches ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Biſchof ſo giftig über mich wurde. Ich hatt ihm, vierzehn Tag vorher, zwei Schiff auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirſch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſen Gelanderlein, da ſtund der Biſchof und gab Franzen die Hand, wie er vorbei ging, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir gar ein lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und ſagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da

sagt ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Mannlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch seyd aufgeraumt. Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werd sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige ist eins.

Götz. Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Fürsten zu thun hättet, und sie euch in tiefen Thurn an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

(Die Knechte mit den Kleidern.)

Weislingen (zieht sich aus und an).

Carl kommt.

Guten Morgen, Vater.

Götz (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt: ich sey recht geschickt.

Götz. So!

Carl. Hast du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ei!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tische.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das seyn?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweihundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst du den Herrn von Berlichingen?

Carl (sieht ihn starr an).

Götz (vor sich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Carl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeister?

Carl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bei euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Carl.

Carl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß ihn. Bitt ihn er soll lustig seyn.

Carl. Da, Mann! hast du eine Hand, sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen (hebt ihn in die Höhe und küßt ihn). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen.

Göß. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen ſehn was es giebt.

(Sie gehen.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwaltigen! Und er — der alte treuherzige Göß! Heiliger Gott, was will, will aus dem allen werden? Ruckgeführt, Adelbert, in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben — da du ihn liebteſt, an ihm hingſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! ich bin ſo ganz nichts hier! Glückſelige Zeiten, ihr ſeyd vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchof angſtigen, und meine Freunde. Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben, wornach ich ſtrebe?

Göß (mit einer Flaſche Wein und Becher). Bis das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, ſetzt euch, thut als wenn ihr zu Hauſe wärt! Denkt, ihr ſeyd einmal wieder beim Göß. Haben doch lange nicht beiſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. (Bringts ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbei.

Göß. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beiſammen ſchliefen und mit einander umherzogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Handel kriegte, dem ich ſein gewicht und gekrauſelt Haar von ungefahr mit dem Aermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bei Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Göz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit ſeinem Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute brave Jungen, dafür erkennte uns auch Jedermann. (Schenkt ein und bringts.) Caſtor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf ſo nannte.

Weislingen. Der Biſchof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Göz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſ'te, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries der ein Zwillingsbruder ſeines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Göz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts Angenehmers als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſeyn! War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Göz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln garſtigen Vetteln abgabſt, und ihnen erzähltеſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen,

der rauhen Haut einer dritten, oder was sie sonst gerne hören, du wirst ein Spitzbub, sagt ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu soll das alles?

Göz. Wollte Gott ich könnt's vergessen, oder es wär anders! Bist du nicht eben so frei, so edel geboren als einer in Deutschland, unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und du schmiegst dich unter Vasallen? Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? Dich necken könnte? Hast du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! Verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Göz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fursten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Lander Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuern Kaisers Lander der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Standen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren; ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth auf Mittel zu denken Deutschland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen jeden Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestat sich selbst nicht beschützen kann.

Göz. Ja! Ja! Ich versteh! Weislingen, wären die Fürsten wie ihr sie schildert, wir hatten Alle was wir begehren.

Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlseyn eines jeden! Daß sie sich nur darum graue Haare wachsen ließen! Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möcht gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind etwas begreift, und nur reden darf um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so denkt er, es wär auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergessen; und was den Fürsten in ihren Kram dient, da sind sie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis sie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf schwören, es dankt mancher in seinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiser die Wage hält.

Weislingen. Ihr seht's von eurer Seite.

Göz. Das thut jeder. Es ist die Frage auf welcher Licht und Recht ist, und eure Gänge scheuen wenigstens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Göz. Wenn euer Gewissen rein ist, so seyd ihr frei. Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von sechzehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürsten da für weite Mauler machten, und die Geistlichen am ärgsten. Euer Bischof larmte dem Kaiser die Ohren voll, als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachsen wäre; und jetzt wirft er mir selbst einen Buben nieder, zur Zeit da unsere Handel vertragen sind, ich an nichts Böses denke. Ist nicht alles zwischen uns geschlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geschah ohne sein Wissen.

Göz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat sich nicht aufgeführt wie er sollte.

Göz. Nicht wie er sollte? Bei meinem Eid, er hat gethan wie er sollte, so gewiß er mit eurer und des Bischofs Kundschaft gefangen ist. Meint ihr, ich komm erst heut auf die Welt, daß ich nicht sehen soll wo alles hinaus will?

Weislingen. Ihr seyd argwöhnisch und thut uns Unrecht.

Göz. Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben eh, als Jemanden die Luft zu verdanken, außer Gott, und unsere Treu und Dienst zu leisten, als dem Kaiser. Da ziehen sie nun um mich herum, verschwärzen mich bei Ihro Majestät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und spioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Wege wollen sie mich haben, wie's wäre. Drum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt ihn auf Kundschaft ausgeschickt; und darum that er nicht was er sollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, bist ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Göz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explicationen; man betrügt sich oder den Andern, und meist beide.

Carl. Zu Tisch, Vater.

Göz. Fröhliche Botschaft! — Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute sollen euch munter machen. Ihr wart sonst ein Liebhaber, die Fraulein wußten von euch zu erzahlen. Kommt!

(ab).

Im Biſchöflichen Palaſte zu Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Biſchof von Bamberg. Abt von Fulda. Olearius. Liebetraut. Hofleute.

(An Tafel.)

(Der Nachtiſch und die großen Pokale werden aufgetragen.)

Biſchof. Studiren jetzt viel Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerſtande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu ſagen: So fleiſſig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen; ſo beſtreben ſich Jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glanzendſten Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag einer was man nicht erlebet. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! Das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehestens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kaiſer wird glücklich ſeyn die erſten Stellen damit beſetzen zu können.

Biſchof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker? — Er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur Ein Aug — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fahigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Starke im Disputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchof. Wie ſagtet ihr, daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchof. Ein trefflicher Herr! er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller Geſetze; bei jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit; und was ja noch abgangig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Manner das vortrefflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! Potz! Da müſſen wohl auch die zehn Gebote drin ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein' ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explication.

Biſchof. Und was das Schönſte iſt, ſo könnte, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchof. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. (Sie trinken.) Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterlande!

Abt. Wo ſeyd ihr her, Hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchof. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben? Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuholen; der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte, ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher: Der Schöppenſtuhl, der in großem Anſehn weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Man glaubt es ſey genug, durch Alter und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt zu erwerben. So werden, nach altem Herkommen und wenigen Statuten, die Bürger und die Nachbarſchaft gerichtet.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend; dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freilich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn

aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiſer Maximilians Krönung haben wir eurm Bräutigams was vorgeſchmauſ't. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo Niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur, den Mißſtand auf dem Titel meiner Lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt ich mich, nach dem Beiſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hatt euch in eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande!

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Urſache ſeyn. Die andere iſt: Weil, bei einer naheren Bekanntſchaft mit den Herrn, der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint ihr ſeyd dazu beſtellt Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thatet ihr wohl wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall kame, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit.

(Biſchof und Abt lachen.)

Biſchof. Von was anders! — Nicht ſo hitzig, ihr Herrn. Bei Tiſch geht alles drein — Einen andern Discurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius (zum Biſchof). Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts Angelegners, als vorerſt das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuſchaffen, und das Anſehn der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privathandel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand ſpotten in dieſen Gegenden des Kaiſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald dazu thun, ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein Kerl seyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack schieben wollte.

Bischof. Besonders ist der Letzte seit vielen Jahren mein unversöhnlicher Feind, und molestirt mich unsäglich; aber es soll nicht lang mehr währen, hoff ich. Der Kaiser halt jetzt seinen Hof zu Augsburg. Wir haben unsere Maaßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Bischof. Wenn ihr die Ankunft dieses Manns erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in Einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann seyn, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bischof. Das wissen wir. (Die Bedienten laufen ans Fenster.) Was giebts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Bischof. Seht was er bringt, er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie stehn auf und trinken noch eins.)

(Liebetraut kommt zurück.)

Bischof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt es müßt sie euch ein Andrer sagen. Weislingen ist gefangen.

Bischof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drei Knechte bei Haslach weggenommen. Einer ist entronnen euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobs-Post.

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchof. Ich will den Knecht ſehn, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (ab.)

Abt (ſetzt ſich). Noch einen Schluck.

(Die Knechte ſchenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen iſt Ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt hebt ſich auf.)

Liebetraut (vor ſich). Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm fürs Exercitium ſorgen. (Gehn ab.)

Jarthauſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr ſcheint aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſey'n, wie Ketten, ſtark durch

ihre Verwandtſchaft, und Mädchen, wenn ſie liebten, ſey'n ſchwacher als Simſon nach Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bei ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Ein bißchen eng, hoff ich, denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt' er beim Abſchied, ich will ſehen daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben! Du könnteſt gleich die Meinige ſeyn.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß ſonſt fürchten du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritt begleiten! Ganz der Deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die ſo zwei Herzen einander gewahren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beifall der Welt

gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünſcht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz kommt.

Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden: der Biſchof will den Knaben nicht heraus geben, es ſollen Kaiſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle, Adelbert, ihr ſeyd frei; ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt, von dieſem Augenblick an, Freundſchaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Geſetz der Natur, unveränderlich unter uns ſeyn! Erlaubt mir zugleich dieſe Hand zu faſſen, (er nimmt Mariens Hand) und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch ſagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir ſagt.

Götz. Es iſt ein Glück daß unſere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne

Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrack und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt — Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beides verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Söz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Söz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählig hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von euerm Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des großen Saals gehen ſteil herab aufs Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth kommt.

Was ſchafft ihr?

Söz. Du ſollſt deine Hand auch dazu geben, und ſagen: Gott ſegne euch! Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Söz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher da ihr um ſie warbt! Und dann! Möchtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet!

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wiſſen dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir den Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die Drei gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! Konnteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seligkeit bereiten? Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen abhing die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz, du haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und, Maria, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will all die ſchändlichen Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um Etwas zu ſeyn!

Franz tritt auf.

Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel

Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde, entbieten euch ein tausendfaches: Gott grüß euch!

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringst du mehr?

Franz. Ihr steht in einem Andenken bei Hof und überall, daß es nicht zu sagen ist.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach euerm Tod wird's heller blinken, als die messingenen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was sagte der Bischof?

Franz. Er war so begierig zu wissen, daß er mit geschäftiger Geschwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt es zwar schon; denn Farber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte alles wissen. Er fragte so ängstlich, ob ihr nicht versehrt wäret? Ich sagte: er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreien. Da er aber hörte, ihr solltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Aequivalent gegen den Buben seyn; da wollte er absolut den Berlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch — ich hab sie wieder vergessen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müssen!

Franz. Wie meint ihr? Er sagte, mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich auser mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheidt.

Franz. Das kann wohl seyn. Das letztemal da ich sie sahe hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich von dem Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte ihr

Auge auf's Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt der elfenbeinerne König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du biſt drüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz! Wie der Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weiſe! Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtund, warf der Biſchof einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monat Wittwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſt's als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine ſchwächere Wirkung auf mich haben.

Franz. Ich höre, ihr ſeyd ſo gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte ich wär's. Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele

bildet ſich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruhe und Glückſeligkeit. Pack zuſammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen, und wenn Sanct Veit in Perſon meiner begehrte. (Geht ab.)

Franz. Da ſey Gott vor! Wollen das Beſte hoffen! Maria iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen der ſich in ſie verliebt. In ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, iſt Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geſcheidt oder völlig raſend gaffen.

Zweiter Act.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchof. Adelheid ſpielen Schach. Liebetraut mit einer Cither. Frauen. Hofleute um ihn herum am Kamin.

Liebetraut ſpielt und ſingt.

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthilich kriegen
Und männlich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.

Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten,
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Buſen
Ach leider ſo bloß,
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schooß.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei ei o! Popopo!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bei eurem Spiele. Schach dem König!

Biſchof. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel ſpielt ich nicht wenn ich ein großer Herr wär, und verböt's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, dieß Spiel iſt ein Probirſtein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Geheul des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen, lieber wollt ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Biſchof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und

ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beiſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnt habe. Wenn das wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſahe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter, zu thätig um ein Gelehrter, zu unlenkſam ein Weltmann zu ſeyn, erfand das Spiel in usum Delphini, das ſo homogen mit Seiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

(Sie ſtehen auf.)

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienſte unſerer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unſrer Zimmer und unſers Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Biſchof. Er will nicht kommen, ſagtet ihr!

Adelheid. Ich bitt euch, ſchlagt's euch aus dem Sinn.

Biſchof. Was das ſeyn mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunterbeten wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Biſchof. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Biſchof. Er ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein mischen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Bescheidenheit.

Liebetraut. Das ist eine weitläufige Commission.

Adelheid. Kennt ihr mich so wenig, oder seyd ihr so jung, um nicht zu wissen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie gescheidt werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Bischof. Geht, geht. Nehmt das beste Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und schafft mir ihn her!

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verstehe mehr von der Sympathie als ich.

Bischof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das ist keine Frage, aber ob er kann. Der Handedruck eines Fürsten, und das Lächeln einer schönen Frau! Da reißt sich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bischof. Reis't wohl.

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Bischof. Wenn er einmal hier ist, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimstange brauchen?

Bischof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Bischof. Nein, den spielt Liebetraut. Ich bitt euch, versagt mir nicht, was mir sonst Niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen sehn.

Jarthauſen

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider ſie; mir iſt gar recht daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsſtädte und Pfaffen halten doch von jeher zuſammen.

Götz. Sie haben's Urſach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott der Burgemeiſter von Nürnberg, mit der güldenen Kett um den Hals, kam uns in Wurf, er ſollt ſich mit all ſeinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat ſeine Urſachen warum er uns noch nicht öffentlich Vorſchub thun darf; doch iſt's eine Weile genug daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott. (ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! ſagſt du. Ich glaub es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehn hätte, würd ich ſagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchof in Gold einfaſſen: er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn. Sie freuten ſich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte Allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeicheln und Droben bracht er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefallt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiſer hier, (deutet auf Maximilians Portrait) als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche lichtbraune Augen, eben ſo ein blondes ſchönes Haar, und gewachſen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht — ich weiß nicht — gefiel mir ſo wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu ſehen.

Fräulein. Das wär ein Herr für euch.

Adelheid. Narrin!

Fräulein Kinder und Narren —

Liebetraut kommt.

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollt ihr sagen; denn wenn's ja geschah, schwatzt ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; soll ich euch meine Kunststückchen noch dazu lehren? — Erst that ich als wüßt ich nichts, verstünd nichts von seiner Aufführung, und setzt ihn dadurch in den Nachtheil die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einsehen — und so weiter. Dann redete ich von Bamberg allerlei durch einander, Großes und Kleines, erweckte gewisse alte Erinnerungen, und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerissen fand. Er wußte nicht wie ihm geschah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in sein Herz ging, und das zu entwickeln suchte, und viel zu sehr mit sich beschäftigt war um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weiber-, Fürstengunst und Schmeichelei gedreht, und so hab ich ihn hergeschleppt.

Adelheid. Was sagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten — hättet gehofft, da er beim Kaiser so viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Bischof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte sie. (Liebetraut ab.) Mit einem Herzen wie ich selten Besuch erwarte.

Im Speffart.

Berlichingen. Selbitz. Georg als Reiterknecht

Göz. Du hast ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Göz. Ich seh nicht ein was das geben soll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Versöhnung war ein wenig zu schnell als daß sie dauerhaft hatte seyn sollen. Der Liebetraut ist ein pfiffiger Kerl; von dem hat er sich beschwatzen lassen.

Göz. Glaubst du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erste Schritt ist gethan.

Göz. Ich glaub's nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen; man ist ihm noch schuldig; wir wollen das Beste hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das Beste!

Göz. Mir fallt eine List ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten und sehen wie's steht.

Georg. Da hab ich lange drauf gehofft.

Göz. Es ist dein erster Ritt. Sey vorsichtig, Knabe! Mir ware leid wenn dir ein Unfall begegnen sollt.

Georg. Laßt nur, mich irr[illegible] nicht wenn noch ſo viel um mich herum krabbeln, mir iſt's [illegible] wenn's Ratten und Mauſe wären. (ab.)

Bamberg.

Biſchof. Weislingen.

Biſchof. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen ſoll.

Biſchof. Ich hätte verlangen können du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Konnt ich dich ohne das nicht befreien? Gelt ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehen; verzeiht mir wenn ihr könnt.

Biſchof. Ich begreif nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkraften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Biſchof. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Biſchof. Ich gebe dir meinen Segen. Sonſt, wenn du gingſt, ſagt ich: Auf Wiederſehn! Jetzt — Wollte Gott, wir ſahen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann ſich Vieles andern.

Biſchof. Vielleicht ſeh ich dich noch einmal, als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchof. Du kannſt nicht Nein ſagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich dich hatte — Geht, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt Vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

(Biſchof ab.)

Franz tritt auf.

Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend. —

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht, und wollte doch daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau.

Adelheid. Das kann euch einerlei ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr ein Chamäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bei den Portraten ausgeſtorbener Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten wenn ſie Masken unſerer Thaten ſind. Ein Vermummter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was ſoll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem was ich bin, daß mir wenig bang iſt, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen, und

ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — Ich bin beſchwerlich, gnadige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falſch aus: ich wollte euch fort helfen; denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzahlt das Madchen, die den Theuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wunſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bei meinem Eid, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfallt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſeyn kann als ungerechter gezwungener Eid. Entbinden nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der burgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Raubers! du, Weislingen, mit deiner ſanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe unbandige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Geh und bilde dir ein, Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, geſallig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend und er nicht! Unverſehens wird er dich wegreiſen, du wirſt eine Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Furſten ſeyn konnteſt. —

Doch es iſt Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit; und was hatteſt du verloren wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freiheit — Und weiß überhaupt nicht was ich für einen Antheil dran nehme. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haſſe euch!

Franz kommt.

Gnädiger Herr! Der Biſchof laßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abschied, ich sehe euch wieder! (ab.)

Adelheid. Mich wieder? Wir wollen dafür seyn. Margarete, wenn er kommt, weis' ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich schlafe — Weis' ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen ist, so ist's auf diesem Wege. (ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Es wird Nacht, soll ich die Pferde satteln?

Weislingen. Sie will mich nicht sehn?

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es ist zu spät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott sey Dank! (ab.)

Weislingen. Du bleibst! Sey auf deiner Hut, die Versuchung ist groß. Mein Pferd scheute wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geist stellte sich ihm entgegen, er kannte die Gefahren die mein hier warteten. — Doch ist's nicht recht, die vielen Geschäfte, die ich dem Bischof unvollendet liegen ließ, nicht wenigstens so zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann wo ich's gelassen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeschadet Berlichingen und unserer Verbindung. Denn halten sollen sie mich hier nicht. — Wäre doch besser gewesen wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (Geht ab.)

Im Speciali

Götz, Selbitz, Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Götz. Nein! Nein! Nein!

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinten drein. Ein Reitersmann der das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Biſchof ſeyen ausgeſöhnt, und man rede viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Geſpräche.

Georg. Ich ſah ihn wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bei meinem Eid, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns Alle, ſie dankte uns Allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie gingen vorbei, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſeyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe ging, paßt ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: ein paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward beſtürzt; ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als dein Stand.

Georg. Du bist Bambergisch? sagt er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagt ich, und soll fragen — Komm morgen früh, sagt er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Göz. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehn, lang, lang. Und die feinen Buben begucken mich von vorn und hinten. Ich dachte, guckt ihr — Endlich führte man mich hinein, er schien böse, mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und legte meine Commission ab. Er that feindlich böse, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken lassen. Er verwunderte sich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede setzen ließt. Das verdroß mich. Ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, schwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hattet ihn übereilt, er sey euch keine Pflicht schuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Göz. Hast du das aus seinem Munde?

Georg. Das und noch mehr — Er drohte mir —

Göz. Es ist genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, du hast mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd ich dir's beibringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als so ein Hundsfott seyn. (ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fangt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich ſchame mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſowohl als euern Umgang. Ich wollte ihr wärt wo ihr hinwolltet, und wir hatten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie, mit Mutterwärme, unſere liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtandigen Henne, verlaßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Scheltet die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzahlen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gab eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſatze verachtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz

des männlichen Geschlechts, den Phönir Weislingen zu Gesicht kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönir präsentirte sich als ein ordinarer Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es schien so —

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertrafst euern Ruf. Die Menge schätzt nur den Wiederschein des Verdienstes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will, so lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des activen Mannes, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinander gewalzten Bergen, zu den Wolken hinauf gestiegen war; den sah ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's euerm Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage schlimmer mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen wenn ich euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht, ich schenkte sie einem Andern auf Lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren ist. Die Einsamkeit ist in diesen Umständen gefährlich. — Armer Mensch! Ihr seyd so mißmüthig, wie Einer dem sein erstes Mädchen untreu wird, und eben darum geb ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe gesagt habe.

Weislingen. Könntest du mich lieben, könntest du meiner heißen Leidenschaft einen Tropfen Linderung gewähren! Adelheid! deine Vorwürfe sind höchst ungerecht. Könntest du den hundertsten Theil ahnen von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, du würdest mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung so unbarmherzig hin und her zerrissen haben — Du lächelst! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir selbst einig zu werden, kostete mehr als einen Tag. Wider den Menschen zu arbeiten, dessen Andenken so lebhaft neu in Liebe bei mir ist.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannst den du beneidest! Das ist als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Saumen. Er ist berichtet daß ich wieder Weislingen bin, und er wird sich seines Vortheils über uns ersehen. Auch, Adelheid, sind wir nicht so trag als du meinst. Unsere Reiter sind verstärkt und wachsam, unsere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg soll hoffentlich unsere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! (Küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Bischofs, der deinige, der meinige, sie sind so verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannst scherzen.

Adelheid. Ich scherze nicht. Meine Güter hat der stolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungenecket lassen; und wenn wir nicht zusammenhalten wie unsere

Feinde, und den Kaiſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verloren.

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſerer Geſinnung. Der Kaiſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig, daß er uns wieder beiſteht. Welche Wolluſt wird mir's ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben aufs Kiſſen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unter Aller herzuſtellen. Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beim Schickſal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht.

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauernhochzeit. Muſik und Tanz draußen.

Der Brautvater. Götz. Selbitz am Tiſche. Bräutigam tritt zu ihnen.

Götz. Das Geſcheidſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Beſſer als ich mir's hatte träumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Beſitz des ſtrittigen Stücks, und druber den hubſchten Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hattet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr proceſſirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das iſt ein Gezerre, ihr glaubt's nicht, bis man den Perrücken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hol' den Aſſeſſor Sapupi! 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweimal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreimal. Und ſeht, ihr Herrn: kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Göß (trinkt). Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geh aber wie's will, proceſſiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kaiſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon gehört. Iſt mir mancher ſchöne Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Göß. Wie meint ihr?

Brautvater. Ach, da macht alles hohle Pfötchen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Sapupi?

Göß. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das

prächtig ist, im großen Saal, wollt mir vor Wehmuth fast das Herz brechen. Denn seht, Eines Haus und Hof steht gut, aber wo soll baar Geld herkommen? Ich stund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reisegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und stellt's ihm vor. Nun er sah, daß mir's Wasser an die Seele ging, da warf er mir zwei davon zurück, und schickt mich fort.

Bräutigam. Es ist nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie stellst du dich! Freilich! Kein Andrer!

Bräutigam. Den soll der Teufel holen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir sind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil so scheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt lassen.

Brautvater. Was sollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es ist eben Visitationszeit, zeigt's an, sie müssen's untersuchen und euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt ich's euch versprechen.

Selbitz. Die Summe ist wohl einen Versuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinst du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh.

Georg kommt.

Die Nürnberger sind im Anzug.

Göz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz sachte reiten, packen wir sie zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Göz. Kommt, Kinder. Gott grüß euch! Helf uns Allen zum Unsrigen!

Bauer. Großen Dank! Ihr wollet nicht zum Nachtessen bleiben?

Göz. Können nicht. Adieu.

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erster Kaufmann. Hier wollen wir stehn, denn da muß der Kaiser vorbei. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bambergs Freund! Das ist gut.

Erster Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl, da kommen sie.

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück ſehe, möcht ich verzagt werden; ſo viel halbe, verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmachtigſter!

Kaiſer. Wer ſeyd ihr? Was giebt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſer dreißig, die von der Frankfurter Meſſe kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beiſtand, ſonſt ſind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unſer Brod zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der Eine hat nur Eine Hand, der Andere nur Ein Bein; wenn ſie denn erſt zwei Hände hätten, und zwei Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängten Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiſer. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Handel vorhanden ſind, daran Kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und anders betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (ab.)

Kaiser. Wieder neue Händel. Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und sind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiser. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majestät und die Fürsten sich über andern unbedeutenden Zwist vereinigen könnten. Es ist mit nichten ganz Deutschland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Resten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da sind viele der Edeln und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geschafft, das Uebrige würde bald von sich selbst zerfallen. Denn sie sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser. Ich möchte die Leute gerne schonen, sie sind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten sie mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünschen daß sie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann war es höchst gefahrlich ihre aufrührischen Unternehmungen durch Ehrenstellen zu belohnen. Denn eben diese Kaiserliche Mild und Gnade ist's, die sie bisher so ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der sein Vertrauen und Hoffnung darauf setzt, wird nicht ehe zu bandigen seyn, bis wir sie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung jemals wieder empor zu kommen völlig abgeschnitten haben.

Kaiſer. Ihr rathet alſo zur Strenge?

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel, den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeignen ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, ſo daß die gefahrlichſten Folgen zu fürchten ſind?

Kaiſer. Jetzt wär eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt ich nicht daß ihnen was zu Leid geſchehe. Gefangen möcht ich ſie haben, und dann müßten ſie Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächſten Seſſion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beiſtimmender Zuruf wird Eurer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. (ab.)

Jaxthauſen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Göz. So wollt ich ihr wärt eher kommen. Ich muß euch ſagen: Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagt ſie ihm zu. Ich hab ihn losgelaſſen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Göz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädchen, verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie ſingen machen.

Götz. Wie! Entſchließet ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Trauſt du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können? Laß uns zu ihr. (ab.)

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn und unſere Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſere gemeſſene Order ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen?

Erſter Officier. Freilich! Und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein Lebelang nichts zu Leid gethan, und jeder wird's von ſich ſchieben, Kaiſer und Reich zu Gefallen, Arm und Bein daran zu ſetzen.

Zweiter Officier. Es wäre eine Schande wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beim Lappen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zahnen, er möchte euch die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Officier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſaumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweiter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeyd der Gegend unkundig.

Zweiter Officier. Ich hab einen Knecht, der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (ab.)

Jartbauſen.

Sickingen.

Es geht alles nach Wunſch; ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette ſie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Gott ſey Dank, daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander; deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt ſind, wird ein Heirathsvorſchlag bald gar.

Götz kommt.

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager.

Götz. In die Acht erklart!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſ't den erbaulichen Brief. Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln

unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Göz. Nein, Sickingen, ihr ſollt fort. Eure großen Anſchläge könnten darüber zu Grunde gehn, wenn ihr zu ſo ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kaiſer liebt euch, und das Schlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden; dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide ſtürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren ſie du biſt bei mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle, und ich wär ſchon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch ſtoßen laſſen.

Göz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbitz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beiſammen ſind, es wird ein Häufchen ſeyn, dergleichen wenig Fürſten beiſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſeyn.

Göz. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Göz. Sorg du. Es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu

dienen; da legt er mir einen Zettel aus der Kanzlei vor, wie ich reiten und mich halten ſollt; da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt: ich wüßt nicht darnach zu handeln, ich weiß nicht was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel, ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir ſchicken was ich in der Eil zuſammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beiſammen. Ich wollte daß du ihr Wort hätteſt ehe du gingſt. Dann ſchick mir die Reiter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Schloß, furcht ich, wird bald kein Auferthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen. (ab.)

Bamberg

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So ſind die beiden Executionen ſchon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botſchaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie ſteht's mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da — deine Lippen ſind warm.

Franz (vor ſich auf die Bruſt deutend) Hier iſt's noch

wärmer! (Laut.) Gnädige Frau, eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beſte gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu das? Ich hab euch ja geſehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach, gnädige Frau!

Adelheid. Du hältſt's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen! (ab.)

Adelheid. Die Thränen ſtehn ihm in den Augen. Ich lieb ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch Niemand an mir gehangen. (ab.)

Jaxthauſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn ihn nicht; es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe kommt.

Götz. Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles was es iſt biet ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03753/117

Freunde zu gewinnen, eher den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euern Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Göz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Göz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Göz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanzig Reitern entgegen kamt?

Göz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unter ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir ſahn ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Göz. Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hatten ſie mich Alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet —

Göz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hatt ihn von mir

gebracht, wollte mit Andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerarmel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen?

Göz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet; ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Göz. Biſt du's? O willkommen, willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Göz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das Feindſeligſte mich zu überwaltigen trachtete?

Lerſe. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Ich kannte euern Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſahst, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Göz. Wie lange wollt ihr bei mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Göz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein Anderer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

Georg kommt.

Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Göz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter; ohne Zweifel euch zu beobachten.

Göz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Göz. Nicht mehr! Komm, Lerse, wir wollen sie zusammenschneifen, wenn Selbitz kommt daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Göz. Zu Pferde! (ab.)

Wald an einem Morast.

Zwei Reichsknechte begegnen einander.

Erster Knecht. Was machst du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen gestern Abends ist mir's in die Gedärme geschlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erster Knecht. Halt der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erster Knecht. Wie verlaufst du dich denn hieher?

Zweiter Knecht. Ich bitt dich verrath mich nicht. Ich will aufs nächste Dorf, und sehn ob ich nit mit warmen Ueberschlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommst du her?

Erster Knecht. Vom nächsten Dorf. Ich hab unserm Officier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So, er thut sich was zu gut vor unserm Angesicht, und wir sollen fasten! Schön Exempel!

Erster Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweiter Knecht. War ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweiter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich ſteck mich ins Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte zu Pferde.

Göz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken.

(Sie ziehen vorbei.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baum). Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſie ſind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde!

Götz. Georg zu Pferde.

Göz. Halt Kerl, oder du biſt des Todes!

Knecht. Schont meines Lebens!

Göz. Dein Schwert! Georg, führ ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (ab.)

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Koth ſtak. Seine Reiter huben ihn aufs Pferd und fort, wie beſeſſen! (ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht.

(Ritter ab.)

Zweiter Ritter geführt.

Hauptmann. Wie geht's junger Herr? Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Das ſtarkſte Geweih wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd hinein ſchlug.

Hauptmann. Dankt Gott daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwei. Wo iſt der Feldſcher? (ab.)

Jaxthauſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinſt du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, ſag ich dir, er war um den Kaiſer.

Göz. Wohl, so machen wir ihm wieder einen Anschlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Göz. Wir wollen fort! und soll die Hasenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er schlagt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als ins Lager zurück. So werden wir alle Tag schwächer. Wir müssen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernst; ich will selbst dabei seyn, und er soll sehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir sind's all zufrieden; nur ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er so wenig zu fangen ist wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jarthausen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbei sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unser ganzer Hauf marschiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt ihr daß wir schon um hundert geschmolzen sind?

Ritter. Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne. (ab.)

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu uns stießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf; sie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibst um mich. Und wenn ihr seht daß sie mich angreifen, so fallt ungesaumt in die Seiten. Wir wollen sie patschen. Sie denken nicht daß wir ihnen die Spitze bieten können. (ab.)

Haide,
auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er halt auf der Haide! Das ist impertinent. Er soll's büßen. Was! den Strom nicht zu furchten der auf ihn losbraust?

Ritter. Ich wollt nicht daß ihr an der Spitze rittet; er hat das Ansehn als ob er den Ersten, der ihn anstoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch. Ihr seyd noch der Knoten von diesem Bündel Haselruthen; löst ihn auf, so knickt er sie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blas't! Und ihr blas't ihn weg.

(ab.)

Selbitz hinter der Höhe hervor im Galopp.

Mir nach! Sie ſollen zu ihren Hauden rufen: multiplicirt euch. (ab.)

Lerſe aus dem Wald.

Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſaen. (Vorbei. Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurn.

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig Einer auf die Warte und ſeh wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweiter Knecht. Steig auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht (ſteigt hinauf). Ach, Herr!

Selbitz. Was ſiehſt du?

Erſter Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Höllische Schurken! Ich wollt ſie ſtunden und ich hatt eine Kugel vorn Kopf. Reit Einer hin! und fluch und wetter' ſie zurück. (Knecht ab.) Siehſt du Götzen?

Knecht. Die drei ſchwarzen Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz dringt sich an ihn — Bauz! Er stürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen seh ich nicht mehr.

Selbitz. So stirb Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er stund. Georgs blauer Busch verschwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehst du Lersen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten sich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht Einer nach dem Wald. Noch Einer! Ein ganzer Trupp! Götz ist hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich sehe Götzen! Ich sehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Götz hintendrein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fahndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Hand voll Menschen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerse. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz (steigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du bist verwundt, Selbitz?

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie bist du davom gekommen?

Göz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Lerſen dank ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein. Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt', und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Göz. Nun ſtaken wir, bis ſich Franz zu uns hereinſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde die ich führte ſollten von außen hinein mähen bis ſich unſere Senſen begegnet hätten; aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Göz. Es floh Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hieltſt mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Göz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Kinder! kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten; — du kannſt nicht aufs Pferd. Komm in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſer ſind wenig, und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Ich möcht euch alle mit eigner Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wirds Niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten find't, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen ſollten.

Jaxthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Söh. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungen, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vors Schloß. (Die Zwei ab.) Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fangt an heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären! aber ſo iſt's die Menge.

(ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, gebt nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure, ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz kommt.

Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr sollt mir in einer Viertelstund ein Paar seyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Göz. In die Kirch sollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Göz. Darnach sollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Göz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel sind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten! Das ist arg. Jetzt gleich und grad gegen Jarthausen zu, eh er sich wieder erholt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jarthausen.

Götz. Elisabeth. Maria. Sickingen.

Göz. Gott segne euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die die er euch abzieht für eure Kinder!

Elisabeth. Und die laß er seyn wie ihr seyd: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden was sie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Göh. Glück auf die Reise!

Maria. So ist's nicht gemeint, wir verlassen euch nicht.

Göh. Ihr sollt, Schwester.

Maria. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder!

Göh. Und ihr zärtlicher als vorsehend.

Georg kommt.

(Heimlich.) Ich kann Niemand auftreiben. Ein Einziger war geneigt; darnach veränderte er sich und wollte nicht.

Göh. Gut, Georg. Das Glück fangt mir an wetterwendisch zu werden. Ich ahnt's aber. (Laut.) Sickingen, ich bitt euch, geht noch diesen Abend. Beredet Marie. Sie ist eure Frau. Laßt sie's fühlen. Wenn Weiber quer in unsere Unternehmung treten, ist unser Feind im freien Feld sichrer als sonst in der Burg.

Knecht kommt.

(Leise.) Herr, das Reichsfahnlein ist auf dem Marsch, grad hieher, sehr schnell.

Göh. Ich hab sie mit Ruthenstreichen geweckt! Wie viel sind ihrer?

Knecht. Ungefähr zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier seyn.

Göh. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Göh. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Lersen nicht gesehen?

Knecht. Nein, Herr.

Göh. Biet Allen sie sollen sich bereit halten. — Es

muß geſchieden ſeyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirſt. Es iſt beſſer du weinſt an deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt?

Göz. Ja, es iſt weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth (zu Sickingen). Gebt ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Göz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria. Weh! Weh!

Göz. Wir werden uns vertheidigen ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Göz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edeln Mann mit mir in Ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Göz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter, Schweſter!

Göz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht besteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Göz. Schwester — liebe Schwester! (Küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Göz. Noch einen Augenblick — Ich seh euch wieder. Tröstet euch. Wir sehn uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Göz. Ich trieb sie, und da sie geht möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir!

Elisabeth. Bis in den Tod. (ab.)

Göz. Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau!

Georg kommt.

Sie sind in der Nähe, ich habe sie vom Thurn gesehen. Die Sonne ging auf und ich sah ihre Piken blinken. Wie ich sie sah, wollt mir's nicht banger werden, als einer Katze vor einer Armee Mause. Zwar wir spielen die Ratten.

Göz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter seyn wollen. (Er geht ans Fenster.) Was soll's? (Man hört in der Ferne reden.)

Göz (in seinen Bart). Einen Strick um deinen Hals.

(Trompeter redet fort.)

Göz. Beleidiger der Majestät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Göz (antwortet). Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad!

Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiſerliche Majeſtat hab ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenſter zu.)

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz zu ihr.

Göt. Du haſt Arbeit, arme Frau.

Eliſabeth. Ich wollt ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich aushalten können.

Göt. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute die ihr zeither geſpeiſ't habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Göt. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag und verwunden unſere Mauern und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum; wo ſich Einer zu nahe wagt, blaff liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Göt. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln ſind alle, wir wollen neue gießen.

Göt. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüſſe wohl aus.

Saal.

Kerſe mit einer Kugelform. Knecht mit Kohlen.

Kerſe. Stellt ſie daher, und ſeht wo ihr im Hauſe Blei kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. (Hebt ein Fenſter auf und ſchlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte! und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte.

Georg kommt mit einer Dachrinne.

Da haſt du Blei. Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben ſchlecht beſtanden.

Kerſe (haut davon). Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen! ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Kerſe. (Er gießt.) Halt den Löffel. (Geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsknappe mit der Büchſe herum; ſie denken wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen, warm wie ſie aus der Pfanne kommt. (Lädt.)

Georg (lehnt den Löffel an). Laß mich ſehn.

Kerſe (ſchießt). Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, (ſie gießen) wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt' in die Rinne; ich dankt ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unſer Mittageſſen verdienen.

Götz kommt.

Bleib, Lerſe! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Göh. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es ſoll.

Göh. Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wär's, wenn ſie uns freien Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's mit keiner Wünſchelruthe finden ſollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Göh. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

Saal.

Götz. Eliſabeth. Georg. Knechte bei Tiſche.

Göh. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau. (Eliſabeth zuckt die Achſel.) Iſt keine mehr da?

Eliſabeth (leiſe). Noch Eine; ich hab ſie für dich bei Seite geſetzt.

Göh. Nicht doch, Liebe! Gieb ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es iſt ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank!

Göz. Es ist die letzte. Und mir ist's als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Göz. Das soll unser vorletztes Wort seyn, wenn wir sterben! Ich lieb ihn, denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppligen Körpers zu seyn. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Göz. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Göz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich und die Kaiser unsrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Göz. So viel nicht als es scheinen möchte. Hab ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben seyn? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln, freien Nachbar neben sich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen, und nicht erst die Ritter

zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr solche Herrn gekannt?

Göh. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herrn die zugegen waren unter freiem Himmel speis'ten, und das Landvolk all herbei lief sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergötzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Göh. Sollten wir nicht hoffen daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen können? daß Verehrung des Kaisers, Fried und Freundschaft der Nachbarn, und Lieb der Unterthanen, der kostbarste Familienschatz seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Göh. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen saubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. War uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers sehr

ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben! Georg! wenn man seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte. (Georg springt auf.) Wo willst du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingesperrt sind — und der Kaiser hat uns eingesperrt — und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran?

Söh. Sey gutes Muths.

Lerse kommt.

Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen, unschlüssige bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Söh. Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen.

Lerse (heimlich). Habt ihr das Silber versteckt?

Söh. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu sagen.

(Alle ab.)

Schloßhof.

Georg im Stall, singt.

Es sing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut sich traun so läppisch,
Hm! Hm!

Und griff hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Göh. Wie ſteht's?

Georg (führt ſein Pferd heraus). Sie ſind geſattelt.

Göh. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Göh. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm! (ab.)

Saal.

Zwei Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch! Mach daß du fort kommſt.

Zweiter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt ans Fenſter). Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben mag ich nicht leben. (ab.)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuziner in einen Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Eliſabeth kommt.

Göz. Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts Gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte Niemand mir ſie naher bezeichnen.

Göz. Iſt das Belohnung der Treue? des kindlichen Gehorſams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen

geboren, ein freies edles Herz. Laß sie gefangen seyn, sie sind frei! Sieh auf die deputirten Räthe Acht, die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —

Göz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehn!

Elisabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Göz. Ich wollt nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammenbeißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erscheinen sollt. Ihr seyd nicht gestellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Göz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Göz. Esel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener kommt.

Die Herren Commissarii sind auf dem Rathhause versammelt, und schicken nach euch.

Göz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Göz. Viel Ehre.

Elisabeth. Mäßigt euch.

Göz. Sey außer Sorgen.

(ab.)

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf euern Wink um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kaiserlichen Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem höchsten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fausten und hier wohl beschlagen (auf die Brust deutend).

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener kommt.

Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz kommt.

Gott grüß euch, ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerst daß ihr bedenkt: wo ihr seyd? und vor wem?

Göz. Bei meinem Eid, ich verkenn euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Göz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Göz. Da unten hin? Ich kann stehn. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Göh. Zur Sache, wenn's gefällig iſt.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Göh. Bin's wohl zufrieden, wollt es wär von jeher geſchehen.

Rath. Ihr wißt wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſere Hände kamt.

Göh. Was gebt ihr mir wenn ich's vergeſſe?

Rath. Wenn ich euch Beſcheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Göh. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Göh. Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn, eine ſeiner gelieb-ten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu ſtellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Göh. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier euch Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Göh. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht: Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das gebt euch nichts an.

Göz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Göz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seyd was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsere Commission ist euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Göz. Euern Zettel.

Rath. Schreiber, leset.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Göz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Göz. Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf, und zeuge! Hab ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist? und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke seyn, wenn ich mich könnte bereden lassen das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Göz. In Thurn? mich?

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der

Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Göz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle zu ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Göz. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich in dem geſudeltſten Conterfey verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle).

Göz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Seht ihr was Unrechts dran? Kaiſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihrem Kopfkiſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite).

Göz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Göz. Iſt das die Meinung? Wer kein Ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah! Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund

curiren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den Einen zu Boden, und reißt einem Andern die Wehre von der Seite, sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Göz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Göz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. — Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen ist hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn. Giebt euch eure Liebe zu euerm Kaiser nicht mehr Muth?

Göz. Nicht mehr als ihnen der Kaiser Pflaster giebt die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener kommt.

Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweihunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unsern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was ist das?

Wache kommt.

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen: er habe gehört wie unwürdig man an seinem Schwager

bundbrüchig geworden ſey, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plünderung Preis geben.

Göz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Göz! — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſerer Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen für uns ein gut Wort einzulegen. Mir iſt's als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſahe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Göz. Was ſoll's?

Rath. Du würdeſt wohl thun deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Göz (ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr): Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich hereinbrechen, ſoll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur Alle mit erſtochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus ist mit Sickingens Reitern besetzt.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei, drei Boten ausgeschickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht ich mich auf den Weg. Nun haben wir sie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist: sie sollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zusammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Götz. Sie werden sagen: Meine Güter seyen dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: Du wolltest zur Miethe drin wohnen bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gabe. Laß sie sich wenden wie Aele in der Reuse, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns Einerlei seyn. Ich kenne den Kaiser auch und gelte was bei ihm. Er hat immer

gewünscht dich unter seinem Heer zu haben. Du wirst nicht lang auf deinem Schlosse sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Göz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh ich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir, brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Churfürsten seyn. Ich hoffte auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Göz (beküßt seine Hand). O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war da sie mir abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und Gewissen und Schande sollen ihn zu Tode fressen. Ich seh, ich seh im Geist meine Feinde niedergestürzt. Göz, nur noch ein halb Jahr!

Göz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht; seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhliche Aussichten eröffnen. — Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen, und so wie mir's jetzt ist war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den

Perücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. (ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das ist verhaßt!

Weislingen. Ich hab die Zähne zusammen gebissen. Ein so schöner Anschlag, so glücklich vollführt, und am Ende ihn auf sein Schloß zu lassen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hättens nicht thun sollen.

Weislingen. Sie saßen fest. Was konnten sie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige jähzornige Mann! Ich haß ihn. Sein Ansehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefressen hat, die übrigen folgen von selbst.

Adelheid. Hatten sie keinen Kaiser?

Weislingen. Liebe Frau! Er ist nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geschehen war, und ich nebst den übrigen Regimentsräthen eiferte, sagte er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da still ist, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! sagt er: hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geist mehr auf das Glück einzelner Menschen gewiesen hätten!

Adelheid. Er verliert den Geist eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er ist mein treuer Diener, sagt' er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, so that er doch besser meinen Willen, als meine Bevollmächtigten, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher da wir hoffen können der Kaiſer werde bald aus der Welt gehn und Carl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Carl? Er iſt noch weder gewahlt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und hofft es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken du ſäheſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt Keinen der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr?

Weislingen. Er frißt mir am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Biſt du nicht bei Hofe? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein,

Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt, wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in diesem Sturm, so lang der Strick nicht reißt. (ab.)

Adelheid. Fängst du's so an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Busens sind zu groß, als daß du ihnen im Wege stehen solltest. Carl! Großer, trefflicher Mann, und Kaiser dereinst! und sollte er der Einzige seyn unter den Männern, dem der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz kommt mit einem Brief.

Hier, gnadige Frau.

Adelheid. Gab dir Carl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille daß ich mich todt schmachten soll; in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich — und wie wenig kostet's mich ihn glücklich zu machen! Sey gutes Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb und Treu, und werde nie unerkenntlich seyn.

Franz (beklemmt). Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir der nicht euer wäre, keinen Sinn als euch zu lieben und zu thun was euch gefallt!

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient als Andere sich vorgezogen zu sehn, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu sehn —

Adelheid. Du weißt nicht was du willst, noch weniger was du redst.

Franz (vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß stampfend). Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh mir aus dem Gesicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin dich für was zu halten das du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warst mein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh, verrath mich.

Franz. Eher wollt ich mir das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! (Faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Küsse begegnen einander; er fällt ihr weinend um den Hals.)

Adelheid. Laß mich!

Franz (erstickend in Thränen an ihrem Hals). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern sind Verräther. Laß mich. (Macht sich los.) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der schönste Lohn soll dir werden. (ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir diesen Platz streitig machte.

Jaxthausen.

Götz an einem Tisch. Elisabeth bei ihm mit der Arbeit; es steht ein Licht auf dem Tisch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht schmecken, und meine Beschränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt ich könnt schlafen, oder mir nur einbilden die Ruhe sey was Angenehmes.

Elisabeth. So schreib doch deine Geschichte aus, die du angefangen hast. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beschämen; verschaff einer edlen Nachkommenschaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben ist geschäftiger Müßiggang, es kommt mir sauer an. Indem ich schreibe was ich gethan, ärger' ich mich über den Verlust der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Elisabeth (nimmt die Schrift). Sey nicht wunderlich. Du bist eben an deiner ersten Gefangenschaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Elisabeth (liest). „Da waren selbst einige von den Bündischen, die zu mir sagten: Ich habe thörig gethan mich meinen ärgsten Feinden zu stellen, da ich doch vermuthen konnte sie würden nicht glimpflich mit mir umgehn; da antwortet ich:" Nun was antwortetest du? Schreibe weiter.

Götz. Ich sagte: setz ich nicht meine Haut an Anderer Gut und Geld, sollt ich sie nicht an mein Wort setzen?

Elisabeth. Diesen Ruf hast du.

Götz. Den sollen sie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freiheit —

Elisabeth. Es fällt in die Zeiten wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsstube fand, die mich

nicht kannten. Da hatt ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und sagten: Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück.

Göh. Sie sollen mir Einen stellen dem ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab meinem Nächsten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott sey Dank, warum ich warb ist mir worden.

Lerse. Georg mit Wildbret.

Göh. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das sind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen sich leicht Pantoffeln.

Lerse. Die Jagd ist doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihtet: wenn sich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da sind wir's ohne das.

Göh. Es kommt auf Eins hinaus, wir sind aus unserm Kreise gerückt.

Georg. Es sind bedenkliche Zeiten. Schon seit acht Tagen läßt sich ein fürchterlicher Komet sehen, und ganz Deutschland ist in Angst, es bedeute den Tod des Kaisers, der sehr krank ist.

Göh. Sehr krank! Unsere Bahn geht zu Ende.

Lerse. Und hier in der Nähe giebt's noch schrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entsetzlichen Aufstand erregt.

Götz. Wo?

Lerse. Im Herzen von Schwaben. Sie sengen, brennen und morden. Ich fürchte sie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg giebt's. Es sind schon an die hundert Ortschaften aufgestanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehn.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unschuldig mit!

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Geräthe.

Flucht.

Alter. Fort! Fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel ist, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! Fort! In Wald! (Ziehen vorbei.)

Link.

Was ſich widerſetzt niedergeſtochen! Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und ſchnell! Wir zünden gleich an.

Metzler vom Hügel herunter gelaufen.

Wie gehts euch, Link?

Link. Drunter und drüber, ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wüthigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler (zu den Bauern). Ihr Hund, ſoll ich euch Bein machen! Wie ſie zaudern und trenteln, die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel!

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die dreizehn von Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und Tumultuiren von den Unſrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anſtarrten, und Erd und Himmel! Umringt waren ſie ehe ſie ſich's verſahen, und alle mit Spießen niedergeſtochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Mehler. Hab mein Tag so kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ist leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Mehler. Wird ein hübsch Feuerchen geben. Siehst du, wie die Kerls über einander purzelten und quiekten wie die Frösche! Es lief mir so warm übers Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Ritinger, wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und weiten Naslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hatt ihn die Zeit nicht gesehen, sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwischen die Rippen, da lag er, streckt' alle Vier über seine Gesellen. Wie die Hasen beim Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Mehler. Dort hinten brennts. Laß uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo halt er?

Mehler. Von Heilbronn hieher zu. Sie sind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Respect halt. Denn wir sind doch nur ihres Gleichen, das fühlen sie und werden schwürig.

Link. Wen meinen sie?

Mehler. Mar Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das war gut, gab auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz that; er hat immer für einen rechtschaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Ruft's herum.

Mehler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Hast du den großen Komeren gesehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht ſehen. Er geht gegen Eins auf.

Mehler. Und bleibt nur fünf Viertelſtunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert ſieht er aus, ſo blutgelbroth.

Link. Haſt du die drei Stern geſehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Mehler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tauſend und tauſend Striemen wie Spieß', und dazwiſchen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegrauſ't. Wie das alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwiſchen die grauſamen Geſichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Mehler. Haſt du die auch geſehen? Und das zwitzert alles ſo durch einander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! (ab.)

Feld.

Man ſieht in der Ferne zwei Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin Pfalzgräfiſcher Diener; wie ſollt ich gegen mein'n Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz. Lerse. Georg kommen.

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr sollt unser Hauptmann seyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiser brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das ist keine Entschuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wollt handeln wie bei Weinsberg an den Edeln und Herrn, und so forthausen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich sollt euch behülflich seyn zu euerm schändlichen rasenden Wesen — eher sollt ihr mich todt schlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Ware das nicht geschehen, es geschähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß sie keinen Führer hatten, den sie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannschaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürsten werden dir Dank wissen, ganz Deutschland. Es wird zum Besten und Frommen Aller seyn. Menschen und Länder werden geschont werden.

Götz. Warum übernimmst du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgesagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkens Zeit, und langer unnöthiger Discurse. Kurz und gut. Götz, sey unser Hauptmann, oder sieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's das! Ich bin so gut entschlossen — jetzt als darnach. Warum seyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wieder zu erlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abstehen von allen Uebelthaten,

und handeln als wackre Leute, die wissen was sie wollen; so will ich euch behülflich seyn zu euern Forderungen, und auf acht Tag euer Hauptmann seyn.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz geschehen, und braucht's deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beide zufrieden seyn.

Göz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Göz. Und gelobt mir den Vertrag den ihr mit mir gemacht, schriftlich an alle Haufen zu senden, ihm bei Strafe streng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geschehen.

Göz. So verbind ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was du thust, schon' unsern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl (leise). Bewacht ihn. Daß Niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Göz. Lerse! Kehr' zu meiner Frau. Steh ihr bei. Sie soll bald Nachricht von mir haben.

(Göz. Stumpf. Georg. Lerse, einige Bauern ab.)

Metzler. Link kommen.

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wissen so gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Wild. Das Rasen und Brennen und Morden mußte

doch einmal aufhören, heut oder morgen! so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum sind wir da? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Link. Komm, Wild, er ist wie ein Vieh. (ab.)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zustehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Handeln jetzt gegen den Vertrage, schlagen wir den Vertragern zusammen die Köpf ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unsrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Ferne.

Ein Trupp Reiter. **Weislingen** kommt mit der Mühle mit **Franzen** und einem **Boten.**

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angesagt?

Bote. Wenigstens sieben Fahnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall sind Boten ausgeschickt, der ganze Bund wird in kurzem zusammen seyn. Fehlen kann's nicht; man sagt: es sey Zwist unter ihnen.

Weislingen. Desto besser! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt es pünktlich aus. Ich bind es dir

auf deine Seele. Gieb ihr den Brief. Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiten ſehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehen wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr, ſie ſoll wollen! (Zum Boten) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Zarthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnädige Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog ruhmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. — Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: Nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein! Er war gezwungen; wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Elisabeth. Die Bosheit sucht keine Gründe, nur Ursachen. Er hat sich zu Rebellen, Missethätern, Mördern gesellt, ist an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerse. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben sie ihm nicht feierlich zugesagt keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bei Weinsberg? Hört ich sie nicht selbst halbreuig sagen: wenn's nicht geschehen war, geschah's vielleicht nie? Müßten nicht Fürsten und Herrn ihm Dank wissen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden ware, um ihrer Raserei Einhalt zu thun und so viel Menschen und Besitzthümer zu schonen?

Elisabeth. Du bist ein liebevoller Advocat. — Wenn sie ihn gefangen nahmen, als Rebell behandelten, und sein graues Haupt — Lerse, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerse. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menschen, wenn du ihrer Seele keinen Trost geben willst!

Elisabeth. Georg hat versprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie sind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht sie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von seinem Herrn weichen.

Lerse. Das Herz blutete mir wie er mich von sich schickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedurftet, alle Gefahren des schmählichsten Todes sollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Elisabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen ist. Wenn ich nur Marien einen Boten schicken könnte.

Lerse. Schreibt nur, ich will dafür sorgen. (ab.)

Bei einem Dorf.

Götz. Georg.

Göt. Geschwind zu Pferde, Georg! ich sehe Miltenberg brennen. Halten sie so den Vertrag! Reit hin, sag ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich sage mich von ihnen los. Sie sollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geschwind, Georg. (Georg ab.) Wollt ich wäre tausend Meilen davon, und läg im tiefsten Thurn der in der Turkei steht. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr ihnen alle Tag durch den Sinn, sag ihnen die bittersten Wahrheiten, daß sie mein müde werden und mich erlassen sollen.

Ein Unbekannter.

Gott grüß euch sehr edler Herr.

Götz. Gott dank euch. Was bringt ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu sagen, daß euer Kopf in Gefahr ist. Die Anführer sind müde sich von euch so harte Worte geben zu lassen, haben beschlossen euch aus dem Weg zu raumen. Mäßigt euch oder seht zu entwischen, und Gott geleit euch. (ab.)

Götz. Auf diese Art dein Leben zu lassen, Götz, und so zu enden! Es sey drum! So ist mein Tod der Welt das sicherste Zeichen, daß ich nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erster Bauer. Herr, Herr! Sie sind geschlagen, sie sind gefangen.

Götz. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es

zog sich ein Bündischer Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel sie auf einmal.

Göt. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer kommen.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht Saumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Göz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umstände machen wollt, so wird man euch weisen wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsere Haut und eure. Auf! Auf!

Göz (zu Metzler). Drohst du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst du, daß du mir furchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Verlichingen!

Göz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schamen.

Metzler. Mit dir setzem Kerl! Fürstendiener!

Göz (haut ihn über den Kopf daß er stürzt. Die Andern treten dazwischen).

Kohl. Ihr seyd rasend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein und ihr hadert!

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Göz ist unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an daß ihr ihn erwischt. Er ist schwer verwundet, sagen die Unsrigen. (Die Reiter ab.) Und wenn ich dich

habe! — Es iſt noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freier athmen, thörichtes Herz. (ab.)

Nacht, im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter am Feuer.

Flick das Strohdach über der Grube, Tochter, giebt hint Nacht noch Regen genug.

Knab kommt.

Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwei Feldmaus.

Mutter. Will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hol mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt, wird naß ſeyn durch und durch.

Andre Zigeunerin (ein Kind auf dem Rücken).

Erſte Zigeunerin. Haſt du brav geheiſchen?

Zweite Zigeunerin. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſein's Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwei Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerin. Jo das dort drunten Brand der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt die Feuerzeichen am Himmel zetther ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drei Geſellen kommen.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jager?

Erſte Zigeunerin. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweiter Zigeuner. Die Peitschen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels sein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefischt. Die Bauern rauben selbst, ist's uns wohl veragönnt.

Zweite Zigeunerin. Was hast du Wolf?

Wolf. Einen Hasen, da, und einen Hahn, ein'n Bratspieß; ein Bündel Leinwand; drei Kochlöffel und ein'n Pferdzaum.

Sticks. Ein' wullen Deck hab ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Ist alles pudelnaß, wollen's trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht! Seht was ist.

Götz zu Pferd.

Gott sey Dank! Dort seh ich Feuer, sind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigst gräßlich mit mir!

Hauptmann. Ist's Friede daß du kommst?

Göh. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd!

Hauptmann. Helf ihm! Ein edler Mann, an Gestalt und Wort.

Wolf (leise) Es ist Göz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen! Alles ist euer was wir haben.

Göh. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Göh (legt den Harniſch ab).

Hauptmann. Hier iſt mein Feiertagswamms.

Göh. Gott lohn's.

Mutter (verbindt ihn).

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb euch zu haben.

Göh. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen! Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir für euch.

Schricks.

Kommen durch den Wald Reiter. 'Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen! Auf, Schricks! Biete den Andern! Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchießen ſie nieder, eh ſie uns gewahr werden.

Göh (allein). O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (Man hört ſcharf ſchießen.) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerin.

Rettet euch! Die Feinde überwältigen.

Göh. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerin. Hier bei.

Göh (gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch). Zum Letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (ab.)

Zigeunerin. Er ſprengt zu den Unſrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort fort! Alles verloren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Geheul der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid mit einem Brief.

Er, oder ich! Der Uebermuthige! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? (Es horcht.) Wer iſt draußen?

Franz kommt.

Macht mir auf, gnadige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. (Läßt ihn ein.)

Franz (fällt ihr um den Hals). Liebe gnadige Frau.

Adelheid. Unverſchamter! Wenn dich Jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchlaft alles, alles!

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Guter ſoll ſie, ſagt' er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnadige Frau.

Adelheid. Betrogener thörichter Junge, du ſiehſt nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſieht's ihm ſchon nach meiner Freiheit. Er will mich auf ſeine Guter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Ich ſeh mein ganzes Elend voraus. Von

seinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloster sperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirst du mich retten?

Franz. Eh alles! alles!

Adelheid (die weinend ihn umhalst). Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er soll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken setzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du sollst einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieses Fläschchen gieß ihm unter das Getrank.

Franz. Gebt. Ihr sollt frei seyn!

Adelheid. Frei! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir schleichen wirst — nicht mehr ich ängstlich zu dir sage: brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn,

vorm Thurn.

Elisabeth. Lerse.

Lerse. Gott nehm das Elend von euch, gnädige Frau. Marie ist hier.

Elisabeth. Gott sey Dank! Lerse, wir sind in entsetzliches Elend versunken. Da ist's nun wie mir alles ahnete! Gefangen, als Meuter, Missethater in den tiefsten Thurn geworfen —

Lerse. Ich weiß alles.

Elisabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer ist zu groß! Sein Alter, seine Wunden, ein schleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finsterniß seiner Seele, daß es so mit ihm enden soll.

Lerse. Auch, und daß der Weislingen Commissar ist.

Eliſabeth. Weislingen?

Lerſe. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott! Ein Strahl von Hoffnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt — Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Zelt.

Weislingen.

Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verachtlich an und ging hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethater! — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Steht auf. —) Matt! Matt! Wie ſind meine Nagel ſo blau! — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt ich ſchlafen. Ach —

Maria tritt auf.

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! Sie stirbt, Marie stirbt, und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen. Er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Morde zurück zu halten. Deine Seele ist bis in ihre innersten Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du kommst mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. O Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine schweren Wunden, sein Alter. Und wenn du sahst warst sein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Zieht die Schelle.)

Franz in äußerster Bewegung.

Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz (bringt sie).

Weislingen (reißt ein Packet auf und zeigt Marien ein Papier). Hier ist deines Bruders Todesurtheil unterschrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und so zerreiß ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder schaffen was ich zerstört habe? Weine nicht so, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz (wirft sich vor ihm nieder und faßt seine Knie).

Maria (vor sich). Er ist sehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, steh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung ist bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr mußt sterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer sich). Gift! Gift! Von eurem Weibe! — Ich! Ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, ach ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.) Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Maria (inwendig.) Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufstehen). Gott, vermag ich das nicht!

Maria (kommt). Er ist hin. Zum Saalfenster hinaus stürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm ist wohl. — Dein Bruder ist außer Gefahr. Die übrigen Commissarien, Seckendorf besonders, sind seine Freunde. Ritterlich Gefangniß werden sie ihm auf sein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Maria, und geh.

Maria. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlassen und arm! Du bist ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib —

Maria. Entschlage dich dieser Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem

Elend. — Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual.

Maria (vor ſich). Stärke mich, o Gott! Meine Seele erliegt mit der ſeinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Biſt von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche! Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht bringe: er iſt todt. Und du Marie! Marie, warum biſt du gekommen, daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk, ich ſey deine Wärterin. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner! Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe!

In einem finſtern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

Alle vermummt.

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwurt auf Strang und Schwert unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgnen, zu ſtrafen im Verborgnen Gott gleich! Sind

eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Miſſethäter. Deß Herz rein iſt, deſſen Hand rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger (tritt vor). Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aeltester. Wen klagſt du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Aeltester. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aeltester. Wurd es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezuchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aeltester. Sterben ſoll ſie! ſterben des bittern doppelten Todes; mit Strang und Dolch buſſen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rachers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer (tritt vor).

Aeltester. Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die ihr richtet im Verborgenen und strafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerse.

Maria. Die Pferde haben genug gerastet. Wir wollen fort, Lerse.

Lerse. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht ist gar unfreundlich.

Maria. Lerse, ich habe keine Ruhe bis ich meinen Bruder gesehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt sich aus, wir haben einen schönen Tag zu gewarten.

Lerse. Wie ihr befehlt.

Heilbronn,
im Thurn.

Götz. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillschweigen angstet mich. Du verglühst in dir selbst. Komm, laß uns nach deinen Wunden sehen; sie bessern sich um Vieles. In der muthlosen Finsterniß erkenn ich dich nicht mehr.

Göh. Suchtest du den Götz? Der ist lang hin. Sie

haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Guter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Elisabeth. Ja Lieber! Richtet euch auf, es kann sich Vieles wenden.

Göz. Wen Gott niederschlagt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiß am besten was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ist's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden — Es ist alles zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte sie sollte seyn wie mein Leben. Sein Wille geschehe.

Elisabeth. Willst du nicht was essen?

Göz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne draußen scheint.

Elisabeth. Ein schöner Frühlingstag.

Göz. Meine Liebe, wenn du den Wachter bereden könntest, mich in sein klein Gartchen zu lassen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genösse, des hellern Himmels und der reinen Luft.

Elisabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurm.

Maria. Lerse.

Maria. Geh hinein und sieh wie's steht. (Lerse ab.)

Elisabeth. Wächter.

Elisabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringst du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach, aber mein

Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. — Georg! hätten ſie ſich Alle gehalten wie er, ſie hätten Alle das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit: er ſtarb einen Reitertod.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

Götz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen

Segen nicht. — An unſerem Hochzeittag, Eliſabeth, ahnte mir's nicht daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen; jetzt haltſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſahe, mich an ſeinem Blick warm.e! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb, Götz — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freiheit.

Göz. Gott ſey Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau! Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht. — Schließt eure Herzen ſorgfaltiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit! (Er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt iſt ein Gefangniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

Egmont.

Ein Trauerſpiel

in fünf Aufzügen.

Personen

Margarete von Parma, Tochter Carls des Fünften, Regentin der Niederlande.

Graf Egmont, Prinz von Gaure.

Wilhelm von Oranien.

Herzog von Alba.

Ferdinand, sein natürlicher Sohn.

Machiavell, im Dienste der Regentin.

Richard, Egmonts Geheimschreiber.

Silva, } unter Alba dienend.
Gomez, }

Clärchen, Egmonts Geliebte.

Ihre Mutter.

Brackenburg, ein Bürgersohn.

Soest, Krämer, }
Jetter, Schneider, }
Zimmermann, } Bürger von Brüssel.
Seifensieder, }

Jetzt, Soldat unter Egmont.

Ruysum, Invalide und Bauer.

Vansen, ein Schreiber.

Volk, Gefolge, Wachen u. s. w.

Der Schauplatz ist in Brüssel.

Erſter Aufzug.

Armbrustschießen.

Soldaten und **Bürger** mit Armbrüſten.

Jetter, Bürger von Brüſſel, *Schneider*, tritt vor und ſpannt die Armbruſt. **Socſt**, Bürger von Brüſſel, *Krämer*.

Socſt. Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir doch nicht! Drei Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo war' ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr ſollt eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyk,

ein *Holländer*, *Soldat unter Egmont*.

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinnſt, tractire die Herren: ich bin ſo ſchon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's als wenn ihr geſchoſſen hättet.

Socſt. Ich ſollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck (ruft). Nun, Pritschmeister, Reverenz! — Eins Zwei! Drei! Vier!

Soest. Vier Ringe? Es sey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Ware Meister zu viel. Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch selbst zu danken.

Ruysum,

ein Friesländer, Invalide und taub.

Daß ich euch sage!

Soest. Wie ist's, Alter?

Ruysum. Daß ich euch sage! — Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchse trifft er erst, wie Keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein schwarz geschossen. Gelernt habe ich von ihm. Das ware auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergessen, meine Herren! Ein König nahrt seine Leute; und so, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es ist unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du bist ja arger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum. Was?

Soest (laut). Er will uns gastiren; er will nicht haben daß wir zusammenlegen, und der König nur das Doppelte zahle.

Ruysum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn, und es laufen zu laſſen wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Bund). Verſteht ſich Eure Majeſtät.

Bund. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soeſt (laut). Philipps des Zweiten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Carl den Fünften, nicht lieber?

Ruysum. Gott tröſt' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch Alle gewennt, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſre Fürſten müſſen froh und frei ſeyn wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt ſeyn, ſo gutherzige Narren wir auch ſind.

Jetzer. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm ansieht daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch ist's die erste Gesundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Gesundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruysum. Ueberwinder bei St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch Eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß ans rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's frisch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die wälschen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten, handfesten Kerle hielten lange wider, und wir drangten und schossen und hieben, daß sie die Mauler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe mit Haufe, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin.

Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Fluſſes, bav, bau! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie konnten nur mit den kleinſten Schiffen herbei, und das nicht nah' genug; ſchoſſen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Walſchen und hob unſern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geſchlagen, alles ins Waſſer geſprengt. Und die Kerle erſoffen, wie ſie das Waſſer ſchmeckten; und was wir Hollander waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beidlebig ſind, ward erſt wohl im Waſſer wie den Fröſchen; und immer die Feinde im Fluß zuſammengehauen, weggeſchoſſen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, ſchlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Miſtgabeln todt. Mußte doch die Walſche Majeſtat gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden ſeyd ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hatte man uns den ſtatt der Margrete von Parma zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! Wahr bleibt wahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Nun iſt's an mir. Es lebe unſre gnad'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soeſt. Wahrlich, treffliche Weiber ſind in dem Hauſe. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug iſt ſie, und maßig in allem was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den Pfaffen. Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neuen

Bischofsmützen im Lande haben. Wozu die nun sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann, wo sonst Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir sollen glauben es sey um der Religion willen. Ja es hat sich. An drei Bischöfen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da setzt's allen Augenblick Verdruß und Handel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's. (Sie trinken.)

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen; aber Schelmenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seyen Ketzereien drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir was wir wollen. Das macht daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Belieben hat. (Lacht.) Es ist ja wohl nichts unschuldiger, als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Runsum. Ei wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Jetter. Sie sagen aber, es sey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da laßt man's lieber seyn. Die Inquisitionsdiener schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden. Der Gewissenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen was ich will.

Soest. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bei Zeiten suchen ihr die Flügel zu beschneiden.

Jetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt in mein Haus zu stürmen, und ich sitz' an meiner Arbeit, und summe just einen Französischen Psalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böses; ich summe ihn aber weil er mir in der Kehle ist; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingesteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks stehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen die aus Deutschland gekommen sind; auf der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je Einen predigen hören?

Soest. Wackre Leute. Neulich hört' ich Einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander Gekös', als wenn unsre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg; sagte, wie sie uns bisher hatten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran seyn. Ich sagt's immer selbst, und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang' im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soest. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Jetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Bunk. Frisch, ihr Herren! Ueber dem Schwatzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soest. Nun, Alter, bring' auch deine Gesundheit.

Buyfum. Alle Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Bunk. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht ist wohl natürlich; wie klumpig aber unser einem dabei zu Muthe ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie sie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben sind, wie viel dort, und wie sie sich drangen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so."

Soest. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt seyn.

Jetter. Ja, es übt sich, wer Frau und Kinder hat. Und doch bet' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Bunk. Das sollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie

wir die Spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soest. Gelt! die lagen dir am schwersten auf?

Jetter. Verir' Er sich.

Soest. Die hatten scharfe Einquartierung bei dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soest. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du bist ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit.

Jetter. Dazu sind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soest. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Brav! das sind auch wir zufrieden.

(Sie fangen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch so, daß jeder ein anderes ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Palast der Regentin.

Margarete von Parma in Jagdkleidern. Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentin. Ihr stellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er soll zu mir kommen.

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an diese schrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergötzen, nichts mich zerstreuen,

immer sind diese Bilder, diese Sorgen vor mir. Nun wird der Konig sagen, dieß sey'n die Folgen meiner Güte, meiner Nachsicht; und doch sagt mir mein Gewissen jeden Augenblick, das Rathlichste, das Beste gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes diese Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte sie zu umstellen, sie in sich selbst zu verschütten. Ja, was ich mir selbst sage, was ich wohl weiß, entschuldigt mich vor mir selbst; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, ist es zu laugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat sich täglich erhöht; sie haben unser Heiligthum gelästert, die stumpfen Sinne des Pobels zerrüttet und den Schwindelgeist unter sie gebannt. Unreine Geister haben sich unter die Aufrührer gemischt, und schreckliche Thaten sind geschehen, die zu denken schauderhaft ist, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe, schnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvor komme, damit der Konig nicht denke man wolle noch mehr verheimlichen. Ich sehe kein Mittel, weder strenges, noch gelindes, dem Uebel zu steuern. O was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell tritt auf.

Regentin. Sind die Briefe an den Konig aufgesetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet ihr sie unterschreiben können.

Regentin. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umständlich, wie es der Konig liebt. Ich erzähle, wie zuerst zu St. Omer die bilderstürmende Wuth sich zeigt. Wie eine rasende Menge mit

Staben, Beilen, Hammern, Leitern, Stricken verſehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erſt Kapellen, Kirchen und Klöſter anfallen, die Andachtigen verjagen, die verſchloſſenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerſchlagen, alle Gemälde verderben, alles was ſie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerſchmettern, zerreißen, zertreten. Wie ſich der Hauſe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie ſie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüſten, die Bibliothek des Biſchofs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unſinn ergriffen, ſich über Menin, Comines, Verwich, Lille verbreitet, nirgend Widerſtand findet, und wie faſt durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verſchwörung ſich erklart und ausgeführt iſt.

Regentin. Ach, wie ergreift mich aufs neue der Schmerz bei deiner Wiederholung! Und die Furcht geſellt ſich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen eure Hoheit, meine Gedanken ſehen Grillen ſo ahnlich; und wenn ihr auch immer mit meinen Dienſten zufrieden wart, habt ihr doch ſelten meinem Rath folgen mögen. Ihr ſagtet oft im Scherze: „Du ſiehſt zu weit, Machiavell! Du ſollteſt Geſchichtſchreiber ſeyn: wer handelt muß fürs Nachſte ſorgen.“ Und doch, habe ich dieſe Geſchichte nicht voraus erzahlt? Hab' ich nicht alles voraus geſehen?

Regentin. Ich ſehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tauſend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt ſie gelten, ſondert ſie von den Rechtglaubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt ſie in die bürgerliche

Ordnung, schränkt sie ein; und so habt ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel sind vergeblich, und ihr verheert das Land.

Regentin. Hast du vergessen, mit welchem Abscheu mein Bruder selbst die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens aufs eifrigste empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Kosten der Religion nicht hergestellt wissen will? Halt er nicht selbst in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer sich zu der neuen Meinung hinüber neigt? Hat er nicht zu unsrer Verwunderung uns diesen und jenen genannt, der sich in unsrer Nähe heimlich der Ketzerei schuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich soll gelind seyn? ich soll Vorschläge thun, daß er nachgebe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bei ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch seine Absichten wissen. Ihr sollt Ruhe und Friede wieder herstellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblasen wird. Bedenkt was ihr thut. Die größten Kaufleute sind angesteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geist Philippen eingeben, daß es einem Könige anständiger ist, Bürger zweierlei Glaubens zu regieren, als sie durch einander aufzureiben.

Regentin. Solch ein Wort nie wieder. Ich weiß wohl, daß Politik selten Treu' und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unsern Herzen ausschließt. In weltlichen Geschäften ist das leider nur zu wahr; sollen wir aber auch mit Gott spielen wie unter ein-

ander? Sollen wir gleichgultig gegen unsre bewährte Lehre seyn, für die so viele ihr Leben aufgeopfert haben? Die sollten wir hingeben an hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deßwegen nicht übler von mir.

Regentin. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat. Es sind noch andere, Machiavell, Manner die ich schätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet ihr mir?

Regentin. Ich kann es gestehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentin. Durch sein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtsinn. Ich erhielt die schreckliche Botschaft, eben als ich von Vielen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in eurer Provinz entsteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König sich alles versprach?“

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentin. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebensache ware, versetzte er: Wären nur erst die Niederlander über ihre Verfassung beruhigt! Das Uebrige würde sich leicht geben.

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederlander sieht, daß es mehr um seine Besitzthümer als um sein Wohl, um seiner Seele Heil zu thun ist? Haben die neuen Bischofe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geschmauf't, und sind es nicht meist Fremde? Noch

werden alle Statthalterschaften mit Niederländern besetzt; lassen sich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß sie die größte, unwiderstehlichste Begierde nach diesen Stellen empfinden? Wird ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regieret werden, als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten Aller zu erwerben suchen, die einen fremden Maaßstab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?

Regentin. Du stellst dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verstande ganz auf der unsrigen seyn.

Regentin. Wenn du so willst, so thät' es noth, ich trate ihnen meine Regentschaft ab; denn Egmont und Oranien machten sich große Hoffnung, diesen Platz einzunehmen. Damals waren sie Gegner; jetzt sind sie gegen mich verbunden, und Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentin. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien sinnt nichts Gutes, seine Gedanken reichen in die Ferne, er ist heimlich, scheint alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hangen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn Niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn sich

nennen zu hören; als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren. Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erlosbne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentin. Wenn er wollte, wie verdient könnte er sich um die Regierung machen; anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nutzen, unsäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknupft, als die gefahrlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft. Wie oft setzt er durch seine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie stutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Absicht.

Regentin. Schlimm genug. Wie ich sage: er schadet uns, und nutzt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft und wir, um nicht müßig und nachlassig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich nehmen. So setzt eins das andre; und was man abzuwenden sucht das macht sich erst recht. Er ist gefahrlicher als ein entschiednes Haupt einer Verschwörung; und ich müßte mich sehr irren wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt. Ich kann nicht lauanen es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentin. Sein Gewissen hat einen gefalligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus als wenn

er in der völligen Ueberzeugung lebe er sey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinaustagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte euch, legt seine Offenheit, sein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr schadet nur ihm und euch.

Regentin. Ich lege nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländischer Adel und sein goldnes Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem schnellen, willkürlichen Unmuth des Königs schützen. Untersuch' es genau; an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, ist er doch nur allein schuld. Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hat's so genau nicht genommen, und vielleicht sich heimlich gefreut daß wir etwas zu schaffen hatten. Laß mich nur; was ich auf dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschießen; ich weiß wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.

Machiavell. Habt ihr den Rath zusammen berufen lassen? Kommt Oranien auch?

Regentin. Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt. Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Uebel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden und bringe mir sie zur Unterschrift. Dann sende schnell den bewährten Vaska nach Madrid; er ist unermüdet und treu; daß mein Bruder zuerst durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn selbst noch sprechen eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verschont mich, Clarchen.

Clare. Was habt ihr wieder? Warum versagt ihr mir diesen kleinen Liebesdienst?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn so fest vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

Mutter (im Sessel strickend). Singt doch eins! Brackenburg secundirt so hübsch. Sonst war't ihr lustig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonst.

Clare. Wir wollen singen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübsch munter und frisch weg! Es ist ein Soldatenliedchen, mein Leibstück.

(Sie wickelt Garn und singt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämmslein,
Und Hosen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor hinaus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen da drein.
Welch Glück sonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu seyn!

(Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angesehen; zuletzt bleibt ihm die Stimme stecken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht ans Fenster. Clärchen singt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, sie steht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unschlüssig wieder um, und setzt sich.)

Mutter. Was giebt's auf der Gasse, Brackenburg? Ich höre marschiren.

Brackenburg. Es ist die Leibwache der Regentin.

Clare. Um diese Stunde? was soll das bedeuten? (Sie geht auf und ab an das Fenster zu Brackenburg.) Das ist nicht die tägliche Wache, das sind weit mehr! Fast alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! hört einmal was es giebt? Es muß etwas besonderes seyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er nimmt ihr abgehend die Hand; sie giebt ihm die andre.)

Mutter. Du schickst ihn schon wieder weg.

Clare. Ich bin neugierig; und auch, verdenkt mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Clare. Ich kann's auch nicht laſſen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt ſich oft unverſehens zu, wenn die ſeine mich ſo leiſe, ſo liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe daß ich ihn betrüge, daß ich in ſeinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht daß er hoffen ſoll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln laſſen.

Mutter. Das iſt nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hatte ihn heirathen können, und glaube ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich warſt du immer mit ihm geweſen.

Clare. Ware verſorgt, und hatte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das iſt alles durch deine Schuld verſcherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich ſo nachdenke wie es gegangen iſt, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder anſehen, wird mir alles ſehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was iſt's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in ſeinem Arm ſollte nicht das glücklichſte Geſchöpf von der Welt ſeyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur ob er mich liebt; und ob er mich liebt, iſt das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangſt mit ſeinen Kindern. Wie das ausgehen wird! Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du haſt dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht.

Clare (gelaſſen). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeireitt und ich ans Fenſter

lief, schaltet ihr mich da? Tratet ihr nicht selbst ans Fenster? Wenn er herauf sah, lächelte, nickte, mich grüßte; war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht selbst in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clare (gerührt). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht selbst mit heimlicher Freude? Riefst ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben stand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich daß es so weit kommen sollte?

Clare (mit bebender Stimme und zurückgehaltenen Thränen). Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bei der Lampe überraschte, wer war geschäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angeleimt und staunend sitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Clärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clare (mit ausbrechenden Thränen). Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt eure Freude, mich zu ängstigen.

Mutter (weinend). Weine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübniß. Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?

Clare (aufstehend und kalt.) Verworfen! Egmonts Geliebte, verworfen? — Welche Fürstin neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, so redetet ihr sonst nicht. Liebe Mutter, seyd gut! Das Volk was das denkt, die Nachbarinnen was die murmeln — Diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold seyn! das ist wahr. Er ist immer so freundlich, frei und offen.

Clare. Es ist keine falsche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er ist doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er so lieb ist, so gut! wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbarge! wie er um mich besorgt ist! so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft ans Fenster gehen sehn? Habt ihr nicht bemerkt wie ich horche, wenn's an der Thür rauscht? — Ob ich schon weiß daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. War' ich nur ein Bube und könnte immer mit gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warst immer so ein Springinsfeld; als ein kleines Kind schon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehst du dich nicht ein wenig besser an?

Clare. Vielleicht, Mutter! wenn ich Langeweile habe. — Gestern, denkt, gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Lobliedchen auf ihn. Wenigstens war sein Name in den Liedern! das Uebrige konnt' ich nicht verstehn. Das Herz schlug mir bis an den Hals — Ich hatte sie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geschamt hatte

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein heftiges Wesen verdirbt noch alles; du verrathst dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bei dem Vetter, wie du den Holzschnitt und die Beschreibung fandst und mit einem Schrei riefst: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Clare. Hatt' ich nicht schreien sollen? Es war die Schlacht bei Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den

Buchstaben C. und suche unten in der Beschreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geschossen wird.“ Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeschnitzten Egmont, der so groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabei, und die englischen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir sonst eine Schlacht vorgestellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn sie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürsten — und wie mir's jetzt ist!

Brackenburg kommt.

Clare. Wie steht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewisses. In Flandern soll neuerdings ein Tumult entstanden seyn; die Regentin soll besorgen, er möchte sich bieher verbreiten. Das Schloß ist stark besetzt, die Bürger sind zahlreich an den Thoren, das Volk summt in den Gassen. — Ich will nur schnell zu meinem alten Vater.

(Als wollt' er gehen.)

Clare. Sieht man euch morgen? Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich sehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder so eine Historie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg (seine Hand reichend). Eure Hand!

Clare (ihre Hand versagend). Wenn ihr wieder kommt.

(Mutter und Tochter ab.)

Brackenburg (allein). Ich hatte mir vorgenommen gerade wieder fort zu gehn; und da sie es dafür aufnimmt und

mich gehen läßt, möcht' ich rasend werden. — Unglücklicher! und dich rührt deines Vaterlandes Geschick nicht? der wachsende Tumult nicht? — und gleich ist dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war; „Brutus Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunst;" da war doch immer Fritz der Erste, und der Rector sagte: wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles so über einander gestolpert. — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt schlepp' ich mich an den Augen des Mädchens so hin. Kann ich sie doch nicht lassen! Kann sie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr seyn, was mir ein Freund neulich ins Ohr sagte? daß sie Nachts einen Mann heimlich zu sich einläßt, da sie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hause treibt. Nein, es ist nicht wahr, es ist eine Lüge, eine schändliche verläumderische Lüge! Clärchen ist so unschuldig als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen gestoßen — — Und ich soll so fort leben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiste heftiger bewegt, und ich sterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, schimpflicher Zustand! Es ist besser ich end' auf einmal. Neulich stürzt' ich mich ins Wasser, ich sank — aber die geängstete Natur war stärker; ich fühlte daß ich schwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergessen da

ſie mich liebte, mich zu lieben ſchien! Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir dieſe Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, indem ſie mir ein Paradies von weitem zeigten? — Und jener erſte Kuß! Jener einzige! — Hier, (die Hand auf den Tiſch legend) hier waren wir allein — ſie war immer gut und freundlich gegen mich geweſen — da ſchien ſie ſich zu erweichen — ſie ſah mich an — alle Sinnen gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stirb Armer! Was zauderſt du? (Er zieht ein Fläſchchen aus der Taſche.) Ich will dich nicht umſonſt aus meines Bruders Doctorkäſtchen geſtohlen haben, heilſames Gift! Du ſollſt mir dieſes Bangen, dieſe Schwindel, dieſe Todesſchweiße auf einmal verſchlingen und löſen.

Zweiter Aufzug.

Platz in Brüſſel.

Jetter und ein **Zimmermeiſter** treten zuſammen.

Zimmermeiſter. Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft ſagt' ich, es würde ſchwere Händel geben.

Jetter. Iſt's denn wahr, daß ſie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeiſter. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben ſie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackten

Wände haben ſie ſtehen laſſen. Lauter Lumpengeſindel! Und das macht unſre gute Sache ſchlimm. Wir hätten eher, in der Ordnung, und ſtandhaft unſere Gerechtſame der Regentin vortragen und drauf halten ſollen. Reden wir jetzt, verſammeln wir uns jetzt; ſo heißt es, wir geſellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja ſo denkt jeder zuerſt: was ſollſt du mit deiner Naſe voran? hängt doch der Hals gar nah' damit zuſammen.

Zimmermeiſter. Mir iſt's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfangt, unter dem Volk das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müſſen, und bringen das Land in Unglück.

Soeſt tritt dazu.

Guten Tag, ihr Herrn! Was giebt's neues? Iſt's wahr, daß die Bilderſtürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeiſter. Hier ſollen ſie nichts anrühren.

Soeſt. Es trat ein Soldat bei mir ein, Tobak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentin, ſo eine wackre kluge Frau ſie bleibt, dießmal iſt ſie außer Faſſung. Es muß ſehr arg ſeyn, daß ſie ſich ſo geradezu hinter ihre Wache verſteckt. Die Burg iſt ſcharf beſetzt. Man meint ſogar, ſie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeiſter. Hinaus ſoll ſie nicht! Ihre Gegenwart beſchützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verſchaffen, als ihre Stutzbärte. Und wenn ſie uns unſere Rechte und Freiheiten aufrecht erhalt; ſo wollen wir ſie auf den Händen tragen.

Seifenſieder tritt dazu.

Garſtige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und

geht fort! aus! — Hütet euch, daß ihr ſtille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soeſt. Da kommen die ſieben Weiſen aus Griechenland.

Seifenſieder. Ich weiß, da ſind Viele, die es heimlich mit den Calviniſten halten, die auf die Biſchöfe läſtern, die den König nicht ſcheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

(Es geſellt ſich nach und nach allerlei Volk zu ihnen und horcht.)

Vanſen tritt dazu.

Gott grüß' euch Herren! Was neues?

Zimmermeiſter. Gebt euch mit dem nicht ab, das iſt ein ſchlechter Kerl.

Jetter. Iſt es nicht der Schreiber beim Doctor Viets?

Zimmermeiſter. Er hat ſchon viele Herren gehabt. Erſt war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmſtreiche halber, pfuſcht er jetzt Notaren und Advocaten ins Handwerk, und iſt ein Branntweinzapf.

(Es kommt mehr Volk zuſammen und ſteht truppweiſe.)

Vanſen. Ihr ſeyd auch verſammelt, ſteckt die Köpfe zuſammen. Es iſt immer redenswerth.

Soeſt. Ich denk' auch.

Vanſen. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu; wir könnten die Spaniſchen Ketten auf einmal ſprengen.

Soeſt. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geſchworen.

Vanſen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt ſich hören! Sagt eure Meinung.

Einige Andere. Horch, der verſteht's. Der hat Pfiffe.

Vanſen. Ich hatte einen alten Patron, der beſaß

Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarſten Bücher. In einem ſtand unſere ganze Verfaſſung: wie uns Niederländer zuerſt einzelne Fürſten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unſre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürſten gehabt, wenn er ſie regiert wie er ſollte; und wie ſie ſich gleich vorſahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein: denn jede Provinz, ſo klein ſie war, hatte ihre Staaten, ihre Landſtände.

Zimmermeiſter. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtſchaffne Bürger iſt, ſo viel er braucht, von der Verfaſſung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soeſt. Er hat ganz recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vanſen. So ſeyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur ſo in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb' von euern Eltern überkommen habt, ſo laßt ihr auch das Regiment über euch ſchalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt da dran? wenn einer nur das tägliche Brod hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und ſagt einem ſo etwas?

Vanſen. Ich ſag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht drin ſchalten und walten, anders als die

kleinen Fürſten, die ſie ehemals einzeln beſaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vanſen. Es iſt ſo klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euern Landrechten gerichtet werden? Woher kame das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vanſen. Hat der Brüſſeler nicht ein ander Recht als der Antwerper? der Antwerper als der Genter? Woher kame denn das?

Anderer Bürger. Bei Gott!

Vanſen. Aber, wenn ihr's ſo fortlaufen laßt, wird man's euch bald anders weiſen. Pfui! Was Carl der Kühne, Friedrich der Krieger, Carl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probirt.

Vanſen. Freilich! — Unſere Vorfahren paßten auf. Wie ſie einem Herrn gram wurden, fingen ſie ihm etwa ſeinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bei ſich, und gaben ihn nur auf die beſten Bedingungen heraus. Unſere Vater waren Leute! Die wußten was ihnen nuß war! Die wußten etwas zu faſſen und feſt zu ſetzen! Rechte Manner! Dafur ſind aber auch unſere Privilegien ſo deutlich, unſere Freiheiten ſo verſichert.

Seifenſieder. Was ſprecht ihr von Freiheiten?

Das Volk. Von unſern Freiheiten, von unſern Privilegien! Erzahlt noch was von unſern Privilegien.

Vanſen. Wir Brabanter beſonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir ſind am herrlichſten verſehen. Ich habe alles geleſen.

Soeſt. Sagt an

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vanſen. Erſtlich ſteht geſchrieben: Der Herzog von Brabant ſoll uns ein guter und getreuer Herr ſeyn.

Soeſt. Gut! Steht das ſo?

Jetter. Getreu? Iſt das wahr?

Vanſen. Wie ich euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweitens: Er ſoll keine Macht oder eignen Willen an uns beweiſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Soeſt. Nicht merken laſſen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunkt. Niemanden geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Vanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentin gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tröpfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Das Volk. Wir wollen ſehen, wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vanſen. Mancherlei, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: Der Landsherr ſoll den geiſtlichen Stand nicht verbeſſern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soeſt. Iſt das ſo?

Vanſen. Ich will's euch geſchrieben zeigen, von zwei drei hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Biſchöfe? Der Adel muß uns ſchützen, wir fangen Handel an!

Andere. Und wir laſſen uns von der Inquiſition ins Bockshorn jagen?

Vanſen. Das iſt eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die ſorgen für unſer Beſtes.

Vanſen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifenſieder. Du Hund!

(Er ſchlägt ihn.)

Andere (widerſetzen ſich und rufen.) Biſt du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? den Ehrenmann?

Ein Anderer. Den Gelahrten?

(Sie fallen den Seifenſieder an.)

Zimmermeiſter. Um's Himmels willen, ruht! (Andere miſchen ſich in den Streit.)

Zimmermeiſter. Bürger was ſoll das?

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an. Bürger ſehn und gaffen. Volk läuft zu. Andere gehn gelaſſen auf und ab, Andere treiben allerlei Schalkspoſſen, ſchreien und jubiliren.)

Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

Egmont tritt auf mit Begleitung.

Ruhig! Ruhig, Leute! Was giebt's? Ruhe! Bringt ſie aus einander!

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Halt ſogar die Nahe unſrer königlichen Regentin dieſen Unſinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen wenn ihr an Werktagen feiert. Was war's?

(Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und Alle ſtehen um ihn herum.)

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer ſeyd ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Eures Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Egmont. Und ihr?

Soeſt. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mir an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name iſt Jetter.

Jetter. Gnade, daß ihr euch deſſen erinnert.

Egmont. Ich vergeſſe Niemanden leicht, den ich einmal geſehen und geſprochen habe. — Was an euch iſt Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr ſeyd übel genug angeſchrieben. Reizt den König nicht mehr, er hat zuletzt doch die Gewalt in Handen. Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig nahrt, hat überall ſo viel Freiheit als er braucht.

Zimmermeiſter. Ach wohl! das iſt eben unſre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die ſtänkern aus Langerweile, und ſcharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen,

fangen ſie Handel an, die viel tauſend Menſchen unglücklich machen. Das iſt ihnen eben recht. Wir halten unſre Häuſer und Kaſten zu gut verwahrt; da möchten ſie gern uns mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beiſtand ſollt ihr finden; es ſind Maaßregeln genommen dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht feſt gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht durch Aufruhr befeſtige man Privilegien. Bleibt zu Hauſe; leidet nicht daß ſie ſich auf den Straßen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

(Indeſſen hat ſich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeiſter. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt. (Egmont ab.) Ein gnädiger Herr! der echte Niederländer! Gar ſo nichts Spaniſches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soeſt. Das laßt der König wohl ſeyn. Den Platz beſetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Haſt du das Kleid geſehen? Das war nach der neueſten Art, nach Spaniſchem Schnitt.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals war' ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Soeſt. Biſt du toll? was kommt dir ein!

Jetter. Dumm genug, daß einem ſo etwas einfällt. — Es iſt mir nun ſo. Wenn ich einen ſchönen langen Hals ſehe, muß ich gleich wider Willen denken: der iſt gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt ſie nicht aus dem Sinne. Wenn die Burſche ſchwimmen, und ich ſeh' einen nackten Buckel, gleich fallen ſie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen ſtreichen ſehen. Begegnet mir ein rechter

Wanſt, mein' ich, den ſeh' ich ſchon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Luſtbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergeſſen; die fürchterlichen Geſtalten ſind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmonts Wohnung.

Secretär

(an einem Tiſch mit Papieren, er ſteht unruhig auf).

Er kommt immer nicht! und ich warte ſchon zwei Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern ſo zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es iſt ſo viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich ſieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's beſſer, wenn er ſtrenge wäre, und ließe einen auch wieder zur beſtimmten Zeit. Man könnte ſich einrichten. Von der Regentin iſt er nun ſchon zwei Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont tritt auf.

Wie ſieht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drei Boten warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang geblieben; du machſt ein verdrießlich Geſicht.

Secretär. Euerm Befehl zu gehorchen, wart' ich ſchon lange. Hier ſind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böse auf mich werden, wenn sie hört daß ich dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht daß du auf dem Schlosse eine Freundin hast. Was sagen die Briefe?

Secretär. Mancherlei, und wenig Erfreuliches.

Egmont. Da ist gut daß wir die Freude zu Hause haben und sie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Ist viel gekommen?

Secretär. Genug, und drei Boten warten.

Egmont. Sag' an! das Nöthigste.

Secretär. Es ist alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geschwind!

Secretär. Hauptmann Breda schickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat sich meistens gelegt. —

Egmont. Er schreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verschone mich damit.

Secretär. Noch sechs sind eingezogen worden, die bei Verwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehn.

Secretär. Es sind zwei Weiber dabei; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen lassen.

Secretär. Brink von Breda's Compagnie will heirathen.

Der Hauptmann hofft ihr werdet's ihm abſchlagen. Es ſind ſo viele Weiber bei dem Haufen, ſchreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarſch, ſondern einem Zigeuner-Geſchleppe ähnlich ſehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehen! Es iſt ein ſchöner junger Kerl; er bat mich noch gar dringend, eh' ich wegging. Aber nun ſoll's Keinem mehr geſtattet ſeyn, ſo leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß geplagt genug ſind, ihren beſten Spaß zu verſagen.

Secretär. Zwei von euern Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter übel mitgeſpielt. Sie kriegten ſie allein, und die Dirne konnte ſich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen iſt, und ſie haben Gewalt gebraucht; ſo ſoll er ſie drei Tage hinter einander mit Ruthen ſtreichen laſſen, und wenn ſie etwas beſitzen, ſoll er ſo viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausſtattung gereicht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern iſt heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er ſchwört, er ſey im Begriff nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl ſoll er enthauptet werden.

Egmont. Sie ſollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm verſichern, daß er das zweitemal nicht ſo wegkommt.

Secretär. Ein Brief von euerm Einnehmer. Er ſchreibt: es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe ſchwerlich ſchicken; der Tumult habe in alles die größte Confuſion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei! er mag ſehen wie er es zuſammenbringt.

Secretär. Er ſagt: er werde ſein Möglichſtes thun, und wolle endlich den Raymond, der euch ſo lange ſchuldig iſt, verklagen und in Verhaft nehmen laſſen.

Egmont. Der hat ja verſprochen zu bezahlen.

Secretär. Das letztemal ſetzte er ſich ſelbſt vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretär. Ihr thut wohl. Es iſt nicht Unvermögen; es iſt böſer Wille. Er macht gewiß Ernſt, wenn er ſieht, ihr ſpaßt nicht. — Ferner ſagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühren einen halben Monat zurückhalten; man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Secretär. Woher befehlt ihr denn daß er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Secretär. Deßwegen thut er die Vorſchlage.

Egmont. Die taugen nicht, er ſoll auf was anders ſinnen. Er ſoll Vorſchlage thun die annehmlich ſind, und vor allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm ſelbſt ſchreiben. Gewiß, er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte. Du machſt

meine Hand ja so gut nach, schreib' in meinem Namen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu; und wünschte selbst daß ihm auf seine Bedenklichkeiten was recht Beruhigendes geschrieben würde.

Secretär. Sagt mir ungefähr eure Meinung; ich will die Antwort schon aufsetzen und sie euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für eure Hand gelten kann.

Egmont. Gieb mir den Brief. (Nachdem er hineingesehen.) Guter ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend auch wohl so bedachtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo es die Klugheit anrath, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. — Schreib' ihm, er möge unbesorgt seyn; ich handle wie ich soll, ich werde mich schon wahren: sein Ansehn bei Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen, und meines vollkommnen Dankes gewiß seyn.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was soll ich mehr sagen? Willst du mehr Worte machen; so steht's bei dir. Es dreht sich immer um den Einen Punkt: ich soll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der Spanischen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Lust, meine Schritte nach der neuen bedachtigen Hof-Cadenz zu mustern. Leb' ich nur um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwartigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Secretär. Ich bitt' euch, Herr; seyd nicht so barsch

und rauh gegen den guten Mann. Ihr seyd ja sonst gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edeln Freund beruhige. Seht, wie sorgfältig er ist, wie leis' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer diese Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir diese Ermahnungen sind; sie machen nur irre, sie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefahrlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden seines Pfades gehn; er mag sich wahren.

Secretär. Es ziemt euch nicht zu sorgen, aber wer euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief sehend). Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geselligkeit und des Weins getrieben und gesprochen; und was man daraus für Folgen und Beweise durchs ganze Königreich gezogen und geschleppt habe. — Nun gut! wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unsrer Diener Aermel sticken lassen, und haben diese tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefahrlicher Symbol für Alle, die deuten wollen wo nichts zu deuten ist. Wir haben die und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren; sind schuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelsacken und mit einem selbstgewahlten Unnamen dem Könige seine Pflicht mit spottender Demuth ins Gedächtniß rief; sind schuld — was ist's nun weiter? Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefrischte Phantasie um unsers Lebens arme Blöße hangen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran?

Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt; iſt's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was geſtern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden iſt, das Schickſal eines kommenden Tages? Schenke mir dieſe Betrachtungen; wir wollen ſie Schülern und Höflingen überlaſſen. Die mögen ſinnen und ausſinnen, wandeln und ſchleichen, gelangen wohin ſie können, erſchleichen was ſie können. — Kannſt du von allem dieſem etwas brauchen, daß deine Epiſtel kein Buch wird; ſo iſt mir's recht. Dem guten Alten ſcheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unſre Hand gehalten, ſie ſtärker noch einmal wenn er ſie laſſen will.

Secretär. Verzeiht mir, es wird dem Fußganger ſchwindlig, der einen Mann mit raſſelnder Eile daher fahren ſieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam.

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich ſtehe hoch, und kann und muß noch höher ſteigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und ſteh' ich droben einſt, ſo will ich feſt, nicht ängſtlich ſtehn. Soll ich fallen, ſo mag ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ja ſelbſt ein verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe ſtürzen; da lieg' ich mit viel Tauſenden. Ich habe nie verſchmäht, mit

meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Loos zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wißt nicht was für Worte ihr sprecht! Gott erhalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zusammen. Oranien kommt. Fertige aus was am nöthigsten ist, daß die Boten fortkommen, eh' die Thore geschlossen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; versäume nicht Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir. — Horche, wie sich die Regentin befindet; sie soll nicht wohl seyn, ob sie's gleich verbirgt. (Secretär ab.)

Oranien kommt.

Egmont. Willkommen, Oranien. Ihr scheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was sagt ihr zu unsrer Unterhaltung mit der Regentin?

Egmont. Ich fand in ihrer Art uns aufzunehmen nichts Außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet ihr nicht daß sie zurückhaltender war? Erst wollte sie unser Betragen bei dem neuen Aufruhr des Pöbels gelassen billigen; nachher merkte sie an was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse; wich dann mit dem Gespräche zu ihrem alten gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünschten Ausgang nehmen wolle, daß sie am Ende wohl müde werden, der König sich zu andern Maaßregeln entschließen müsse. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdeſſen an was anders. Sie iſt ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern daß ſich alles unter ihr ſanftes Joch gelaſſen ſchmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte; daß, weil ſie friedlich geſinnt ſind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, ſich durch Ein freundlich Wort beilegen ließe, und die widrigſten Elemente ſich zu ihren Füßen in ſanfter Eintracht vereinigten. Das iſt ihr Fall; und da ſie es dahin nicht bringen kann, ſo hat ſie keinen Weg als launiſch zu werden, ſich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit ſchrecklichen Ausſichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen — daß ſie fortgehn will.

Oranien. Glaubt ihr dasmal nicht daß ſie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich ſie ſchon reiſefertig geſehn! Wo will ſie denn hin? Hier Statthalterin, Königin; glaubſt du daß ſie es unterhalten wird am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaſpeln? oder nach Italien zu gehen und ſich in alten Familienverhältniſſen herumzuſchleppen?

Oranien. Man hält ſie dieſer Entſchließung nicht fähig, weil ihr ſie habt zaudern, weil ihr ſie habt zurücktreten ſehn; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umſtände treiben ſie zu dem lang' verzögerten Entſchluß. Wenn ſie ginge? und der König ſchickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zuſammenhalten wolle; und würde heut mit dieſer Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben,

übermorgen jene Hinderniß finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagne Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehn, der Kopf schwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unsere Verhältnisse am Herzen, ich stehe immer wie über einem Schachspiele und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müßige Menschen mit der größten Sorgfalt sich um die Geheimnisse der Natur bekümmern, so halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Ich habe Ursach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewissen Grundsätzen gehandelt; er sieht, daß er damit nicht auskommt; was ist wahrscheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege versucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat so viel versucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht versucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu schonen und die Fürsten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das ſchon lange gefürchtet! Es iſt keine Sorge.

Oranien. Sonſt war's Sorge; nach und nach iſt mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unſere Art; und unter einander können wir geſtehen, daß wir des Königs Rechte und die unſrigen wohl abzuwagen wiſſen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir ſind ihm unterthan und gewartig, in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er ſich nun aber mehr zuſchriebe, und Treuloſigkeit nennte was wir heißen auf unſre Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zuſammen, wir wollen uns richten laſſen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Unterſuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der ſich Philipp nie ſchuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und ſeinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn ſie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es iſt nicht möglich. Wer ſollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloſes Unternehmen. Nein, ſie wagen nicht das Panier der Tyrannei ſo hoch aufzuſtecken. Der Windhauch, der dieſe Nachricht übers Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zuſammentreiben. Und wohinaus wollten ſie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten ſie meuchelmörderiſch an unſer Leben? — Sie können nicht wollen. Ein ſchrecklicher Bund würde in einem

Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom Spanischen Namen würde sich gewaltsam erklaren.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unserm Grabe, und das Blut unsrer Feinde flösse zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie sollten sie aber?

Oranien. Alba ist unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentin wollte nichts wissen.

Oranien. Um desto mehr bin ich überzeugt. Die Regentin wird ihm Platz machen. Seinen Mordsinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Aufs neue die Provinzen zu belästigen? Das Volk wird höchst schwierig werden.

Oranien. Man wird sich der Häupter versichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen, jeder in seine Provinz. Dort wollen wir uns verstärken; mit offner Gewalt fangt er nicht an.

Egmont. Müssen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei seiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entschuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf besteht?

Oranien. Kommen wir um so weniger.

Egmont. Und der Krieg ist erklart, und wir sind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen;

ich weiß daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrst, woran du schuld bist; an dem verderblichsten Kriege, der je ein Land verwüstet hat. Dein Weigern ist das Signal, das die Provinzen mit Einmal zu den Waffen ruft, das jede Grausamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehascht hat. Was wir lange mühselig gestillt haben, wirst du mit Einem Winke zur schrecklichsten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüstung, den Mord! — Ruhig sieht der Soldat wohl im Felde seinen Kameraden neben sich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenschwimmen, daß du mit Entsetzen dastehst, und nicht mehr weißt wessen Sache du vertheidigst, da die zu Grunde gehen, für deren Freiheit du die Waffen ergreifst. Und wie wird dir's seyn wenn du dir still sagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich sie.

Oranien. Wir sind nicht einzelne Menschen, Egmont. Ziemt es sich uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch uns für Tausende zu schonen.

Egmont. Wer sich schont muß sich selbst verdächtig werden.

Oranien. Wer sich kennt kann sicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel das du fürchtest, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es ist klug und kühn dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehn.

Egmont. Bei so großer Gefahr kommt die leichteste Hoffnung in Anschlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Ist des Königs Gunst ein so schmaler Grund?

Oranien. So schmal nicht, aber schlüpfrig.

Egmont. Bei Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden daß man unwürdig von ihm denkt! Er ist Carls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts Niedriges.

Egmont. Man sollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben diese Kenntniß rath uns eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe ist gefährlich zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirst aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen sehen.

Oranien. O sah'st du dießmal nur mit den meinigen! Freund, weil du sie offen hast, glaubst du du siehst. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott sey bei dir! Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beide auf Einmal verschlingt. Vielleicht zögert er, um seinen Anschlag sicherer auszuführen; und vielleicht siehest du indeß die Sache in ihrer wahren Gestalt. Aber dann schnell! schnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerksamkeit nichts entgehen: wie viel Mannschaft er mitbringt, wie er die Stadt besetzt, was für Macht die Regentin behält, wie deine Freunde gefaßt sind. Gieb mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willst du?

Oranien (ihn bei der Hand fassend). Laß dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thranen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen iſt auch männlich.

Egmont. Du wähnſt mich verloren?

Oranien. Du biſt's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Friſt. Leb wohl! (ab.)

Egmont (allein). Daß andrer Menſchen Gedanken ſolchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieſer Mann tragt ſeine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die ſinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

Dritter Aufzug.

Palaſt der Regentin.

Margarete von Parma.

Ich hatte mir's vermuthen ſollen. Ha! Wenn man in Ruhe und Arbeit vor ſich hinlebt, denkt man immer man thue das Möglichſte; und der von weitem zuſieht und befiehlt, glaubt er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt daß es mich ſo verdrießen könnte. Es iſt ſo ſchön zu herrſchen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell erſcheint im Grunde.

Regentin. Tretet naher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wissen was er enthält?

Regentin. So viel zärtliche Aufmerksamkeit für mich, als Sorgfalt für seine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte seiner Majestät in diesen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das [illegible]ndige Volk so viel zu schaffen mache. Er ist von der Tiefe [illegible]er Einsichten so vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens so außerordentlich zufrieden, daß ich fast sagen muß, der Brief ist für einen König zu schön geschrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es ist nicht das Erstemal daß er euch seine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentin. Aber das Erstemal daß es redneriſche Figur ist.

Machiavell. Ich versteh' euch nicht.

Regentin. Ihr werdet. — Denn er meint, nach diesem Eingange: ohne Mannschaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur spielen! Wir hätten, sagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unsre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Besatzung, meint er, die dem Burger auf dem Nacken lastet, verbiete ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerst aufbringen.

Regentin. Der König meint aber, hörst du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, so einer, der gar keine Raison annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und schickt deßwegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentin. Du wunderst dich?

Machiavell. Ihr sagt: er schickt. Er fragt wohl ob er schicken soll?

Regentin. Der König fragt nicht; er schickt.

Machiavell. So werdet ihr einen erfahrnen Krieger in euren Diensten haben.

Regentin. In meinen Diensten? Rede gerad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vorgreifen.

Regentin. Und ich möchte mich verstellen! Es ist mir empfindlich, sehr empfindlich. Ich wollte lieber mein Bruder sagte wie er's denkt, als daß er förmliche Episteln unterschreibt, die ein Staatssecretär aufsetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einsehen? —

Regentin. Und ich kenne sie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern gesäubert und gekehrt haben: und weil sie selbst nicht zugreifen, so findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Besen in der Hand kommt. O mir ist's, als wenn ich den König und sein Conseil auf dieser Tapete gewirkt sähe.

Machiavell. So lebhaft?

Regentin. Es fehlt kein Zug. Es sind gute Menschen drunter. Der ehrliche Rodrich, der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Freneda, der feste Las Vargas, und noch einige die mitgehen, wenn die gute Partei mächtig wird. Da sitzt aber der hohlängige Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwischen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden sich tragen lassen, selbst aber schlechte Stallmeister sind, und solche Späße, die ich ehemals von den politischen Herren habe mit durchhören müssen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemälde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentin. Gesteht nur, Machiavell: In meiner ganzen

Schattirung, aus der ich allenfalls malen könnte, ist kein Ton so gelbbraun, gallenschwarz, wie Alba's Gesichtsfarbe, und als die Farbe, aus der er malt. Jeder ist bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majestätsschänder: denn aus diesem Kapitel kann man sie alle sogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, sieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut ist. — Da hängt er sich an jeden Muthwillen, der vorbei ist, erinnert an jede Unruhe, die gestillt ist; und es wird dem Könige vor den Augen so voll Meuterei, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er sich vorstellt sie fräßen sich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bei uns lange vergessen ist. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um, und wähnt so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt ihr nicht Regentin?

Regentin. Das kenn' ich. Er wird eine Instruction bringen. — Ich bin in Staatsgeschäften alt genug geworden, um zu wissen, wie man einen verdrängt, ohne ihm seine Bestallung zu nehmen. — Erst wird er eine Instruction bringen, die wird unbestimmt und schief seyn; er wird um sich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Instruction vorschützen; wenn ich sie sehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf bestehe, wird er mir ein Papier zeigen das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan, und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt' ich könnt' euch widersprechen.

Regentin. Was ich mit unsäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehen, und überdieß noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

Regentin. So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu seyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt.

Machiavell. So rasch diesen wichtigen Schritt?

Regentin. Schwerer als du denkst. Wer zu herrschen gewohnt ist, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne wie ins Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Ansehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun besitzt und genießt.

Clärchens Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburgs hab' ich nie gesehen; ich glaubte, sie sey nur in Heldengeschichten.

Clärchen (geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwischen den Lippen summend).

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thätest, wenn du wolltest, er heirathete dich noch.

Clärchen (singt).

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſeyn;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heiopopeio.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es iſt ein kraftig Lied. Hab ich doch ſchon manchmal ein groſes Kind damit ſchlafen gewiegt.

Mutter. Du haſt doch nichts im Kopf als deine Liebe. Vergaßeſt du nur nicht alles über das Eine. Den Brackenburg ſollteſt du in Ehren halten, ſag' ich dir. Er kann dich noch einmal glucklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder ſeht nichts voraus, und überhorcht unſre Erfahrungen. Die Jugend und die ſchöne Liebe, alles hat ſein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen (ſchaudert, ſchweigt und ſpringt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken iſt ſchreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir muſſen — dann — wollen wir uns gebarden wie wir können — Egmont, ich dich entbehren! — (In Thränen.) Nein, es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Egmont in einem Reitermantel, den Hut ins Geſicht gedrückt.

Clärchen!

Clärchen (thut einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und ruht an ihm.) O du guter, lieber, ſüßer! Kommſt du? biſt du da!

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine iſt faſt vergangen daß ihr ſo lang' ausbleibt; ſie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und geſungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachteſſen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freilich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe ſchon alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bei mir iſt hab' ich gar keinen Hunger; da ſollte er auch keinen großen Appetit haben wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinſt du?

Clärchen (ſtampft mit dem Fuße und kehrt ſich unwillig um).

Egmont. Wie iſt dir?

Clärchen. Wie ſeyd ihr heute ſo kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind? Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer ſteht und dem Feinde etwas abliſten möchte, da nimmt er ſich zuſammen, faßt ſich ſelbſt in ſeine Arme und kaut ſeinen Anſchlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht ſetzen? es euch nicht

bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts wenn ihr da seyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille ist die beste Würze.

(Mutter ab.)

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willst.

Clärchen. Vergleicht sie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuvörderst also. (Er wirft den Mantel ab und steht in einem prächtigen Kleide da.)

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frei. (Er herzt sie.)

Clärchen. Laßt! Ihr verderbt euch. (Sie tritt zurück.) Wie prachtig! Da darf ich euch nicht anrühren.

Egmont. Bist du zufrieden? Ich versprach dir einmal Spanisch zu kommen.

Clärchen. Ich bat euch zeither nicht mehr drum; ich dachte ihr wolltet nicht — Ach und das goldne Vließ!

Egmont. Da siehst du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiser umgehangt?

Egmont. Ja mein Kind! und Kette und Zeichen geben dem der sie tragt die edelsten Freiheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeister des Ordens, mit dem versammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du dürftest die ganze Welt über dich richten lassen. — Der Sammet ist gar zu herrlich, und die Passement-Arbeit! und das Gestickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen soll.

Egmont. Sieh dich nur satt.

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geschichte und sagtet: es sey ein Zeichen alles Großen und Kostbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und

erwirbt. Es iſt ſehr koſtbar — ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage ſie eben ſo am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willſt du ſagen?

Clärchen. Hernach vergleicht ſich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie ſo?

Clärchen. Ich habe ſie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe iſt es anders. Du verdienſt ſie weil du dich nicht darum bewirbſt — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt du das von dir abgenommen? Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht? du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für ſie gethan! könnt' ich etwas für ſie thun! Es iſt ihr guter Wille mich zu lieben.

Clärchen. Du warſt gewiß heute bei der Regentin?

Egmont. Ich war bei ihr.

Clärchen. Biſt du gut mit ihr?

Egmont. Es ſieht einmal ſo aus. Wir ſind einander freundlich und dienſtlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat ſeine eigne Abſichten. Das thut nichts zur Sache. Sie iſt eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und ſahe tief genug wenn ſie auch nicht argwöhniſch wäre. Ich mache ihr viel zu ſchaffen, weil ſie hinter meinem Betragen immer Geheimniſſe ſucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein ſetzt Weinſtein in den Faſſern an mit der Zeit. Oranien iſt doch noch eine beſſere Unterhaltung für ſie und eine

immer neue Aufgabe. Er hat ſich in den Credit geſetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe: und nun ſieht ſie immer nach ſeiner Stirne, was er wohl denken, auf ſeine Schritte, wohin er ſie wohl richten möchte.

Clärchen. Verſtellt ſie ſich?

Egmont. Regentin, und du fragſt?

Clärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: iſt ſie falſch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als jeder der ſeine Abſichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geiſt, ſie iſt ein ander Weib als wir Nätherinnen und Köchinnen. Sie iſt groß, herzhaft, entſchloſſen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmal iſt ſie doch ein wenig aus der Faſſung.

Clärchen. Wie ſo?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majeſtätiſche Frau! Ich ſcheute mich vor ſie zu treten.

Egmont. Du biſt doch ſonſt nicht zaghaft — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

Clärchen (ſchlägt die Augen nieder, nimmt ſeine Hand und lehnt ſich an ihn).

Egmont. Ich verſtehe dich! liebes Mädchen! du darfſt die Augen aufſchlagen. (Er küßt ihre Augen.)

Clärchen. Laß mich ſchweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen ſehen; alles drin finden, Troſt und Hoffnung und Freude und Kummer. (Sie umarmt ihn, und ſieht ihn an.) Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! biſt du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der ſo viel

Aufsehn macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehst du, Clärchen! — Laß mich sitzen! — (Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schooß und sieht ihn an.) Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses bald jenes Gesicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf; beobachtet von Menschen, die ihm auf alle Weise beikommen möchten; arbeitend und sich bemühend, oft ohne Zweck, meist ohne Lohn — O laß mich schweigen wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe ist. Aber dieser, Clärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt. (Er umarmt sie.) Das ist dein Egmont!

Clärchen. So laß mich sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeiſter.

Jetter. He! Pſt! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeiſter. Geh deines Pfads, und ſey ruhig.

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeiſter. Nichts, als daß uns von Neuem zu reden verboten iſt.

Jetter. Wie?

Zimmermeiſter. Tretet hier ans Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei ſeiner Ankunft einen Befehl ausgehen laſſen, dadurch Zwei oder Drei, die auf der Straße zuſammen ſprechen, des Hochverraths ohne Unterſuchung ſchuldig erklärt ſind.

Jetter. O weh!

Zimmermeiſter. Bei ewiger Gefangenſchaft iſt verboten von Staatsſachen zu reden.

Jetter. O unſre Freiheit!

Zimmermeiſter. Und bei Todesſtrafe ſoll Niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unſre Köpfe!

Zimmermeiſter. Und mit großem Verſprechen werden Vater, Mutter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienſtboten eingeladen, was in dem Innerſten des Hauſes vorgeht, bei dem beſonders niedergeſetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hauſe.

Zimmermeiſter. Und den Folgſamen iſt verſprochen

daß ſie weder an Leibe, noch Vermögen einige Kränkung erdulden ſollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit iſt mir's als wäre der Himmel mit einem ſchwarzen Flor überzogen, und hinge ſo tief herunter daß man ſich bücken müſſe um nicht dran zu ſtoßen.

Zimmermeiſter. Und wie haben dir ſeine Soldaten gefallen? Gelt! das iſt eine andre Art von Krebſen als wir ſie ſonſt gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es ſchnürt einem das Herz ein, wenn man ſo einen Haufen die Gaſſen hinab marſchiren ſieht. Kerzengerad mit unverwandtem Blick, Ein Tritt ſo viel ihrer ſind. Und wenn ſie auf der Schildwache ſtehen und du gehſt an einem vorbei, iſt's als wenn er dich durch und durch ſehen wollte, und ſieht ſo ſteif und mürriſch aus, daß du auf allen Ecken einen Zuchtmeiſter zu ſehen glaubſt. Sie thun mir gar nicht wohl. Unſre Miliz war doch noch ein luſtig Volk; ſie nahmen ſich was heraus, ſtanden mit ausgegratſchten Beinen da, hatten den Hut überm Ohr, lebten und ließen leben; dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!" und anſchlagt, meinſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Soeſt tritt dazu.

Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Soeſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soest. Die Regentin ist weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott!

Zimmermeister. Die hielt uns noch.

Soest. Auf Einmal und in der Stille. Sie konnte sich mit dem Herzog nicht vertragen; sie ließ dem Adel melden sie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeister. Gott verzeih's dem Adel daß er uns diese neue Geißel über den Hals gelassen hat. Sie hatten es abwenden können. Unsre Privilegien sind hin.

Jetter. Um Gotteswillen nichts von Privilegien! Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel stinken.

Soest. Oranien ist auch weg.

Zimmermeister. So sind wir denn ganz verlassen!

Soest. Graf Egmont ist noch da.

Jetter. Gott sey Dank! Starken ihn alle Heiligen, daß er sein Bestes thut; der ist allein was vermögend.

Vansen tritt auf.

Find' ich endlich ein Paar die noch nicht untergekrochen sind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vansen. Ihr seyd nicht höflich.

Zimmermeister. Es ist gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder? Seyd ihr schon durchgeheilt?

Vansen. Fragt einen Soldaten nach seinen Wunden! Wenn ich auf Schlage was gegeben hatte, ware sein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernstlicher werden.

Vansen. Ihr spürt von dem Gewitter, das aufsteigt eine erbarmliche Mattigkeit in den Gliedern, scheint's.

Zimmermeiſter. Deine Glieder werden ſich bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhſt.

Vanſen. Armſelige Mäuſe, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anſchafft! Nur ein bißchen anders; aber wir treiben unſer Weſen nach wie vor, ſeyd nur ruhig.

Zimmermeiſter. Du biſt ein verwegener Taugenichts.

Vanſen. Gevatter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater ſieht aus als wenn er Teufel ſtatt Mäuſe gefreſſen hätte und könnte ſie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erſt; er muß auch eſſen, trinken, ſchlafen wie andere Menſchen. Es iſt mir nicht bange, wenn wir unſere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's raſch; nachher wird er auch finden, daß in der Speiſekammer unter den Speckſeiten beſſer leben iſt und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erliſten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeiſter. Was ſo einem Menſchen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben ſo etwas geſagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für ſicher.

Vanſen. Seyd nur ruhig. Gott im Himmel erfahrt nichts von euch Würmern, geſchweige der Regent.

Jetter. Läſtermaul!

Vanſen. Ich weiß andere, denen es beſſer ware, ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeiſter. Was wollt ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel, und könnte ein ganzes Jahr leben von dem was er in Einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was rechts. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Vanſen. Red't ihr! Aber nicht feiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwatzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneutzen geſehen? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern? Willſt du einen Aufruhr erregen wenn ſie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen (die nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durchs ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. Se ein edler, rechtſchaffener Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protocoll abzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn einer unſchuldig iſt?

Vanſen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt recht ſachte weg, und der Gefangne iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt alles geradezu, was ein Verſtändiger verbarge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an, und läßt ſich der dumme Teufel betreten daß er da etwas zu viel, dort etwas zu wenig geſagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umſtand verſchwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende ſich hat ſchrecken laſſen; dann ſind wir auf dem rechten Weg! Und ich verſichre euch, mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmenfabrikant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheu zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken wenn er ſich noch kann hängen ſehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeiſter. Mit Fliegen mag das angehen. Die Weſpen lachen eures Geſpinnſtes.

Vanſen. Nachdem die Spinnen ſind. Seht, der lange Herzog hat euch ſo ein rein Anſehn von einer Kreuzſpinne, nicht einer dickbäuchigen, die ſind weniger ſchlimm, aber ſo einer langfüßigen, ſchmalleibigen, die vom Fraße nicht feiſt wird und recht dünne Faden zieht, aber deſto zahere.

Jetter. Egmont iſt Ritter des goldnen Vließes; wer

darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, dein böses Gewissen verführen dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht seyn. Es ist ein trefflicher Herr. Ein paar meiner guten Freunde, die anderwärts schon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten; die sehen nicht aus als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten, und nur sachte zusehen. Ich hab' ein paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn sie von denen gekostet haben, und werden dann nicht zahm; so sind sie ausgepichte Wölfe.

Der Eulenburgische Palast

Wohnung des Herzogs von Alva.

Silva und Gomez begegnen einander.

Silva. Hast du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünktlich. Alle tagliche Runden sind beordert, zur bestimmten Zeit an verschiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; sie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugange zum Palast können besetzt seyn. Weißt du die Ursache dieses Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht sich's leichter als dem Herzoge? da bald der Ausgang beweist daß er recht befohlen hat.

Gomez. Gut! Gut! Auch ſcheint es mir kein Wunder, daß du ſo verſchloſſen und einſylbig wirſt wie er, da du immer um ihn ſeyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren Italiäniſchen Dienſt gewohnt bin. An Treue und Gehorſam bin ich der alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raiſonniren angewöhnt. Ihr ſchweigt Alle und laßt es euch nie wohl ſeyn. Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen freundlichen Menſchen ſagen: er ſey wie eine ſchlechte Schenke mit einem ausgeſteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken.

Silva. Und hat er uns nicht ſchweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Gewiß! Wer Zeuge ſeiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas geſehen. Wie er ſich durch Freund und Feind, durch die Franzoſen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundnen gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Mannszucht hielt, und einen Zug, den man ſo gefahrlich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte! — Wir haben was geſehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun, es war auch ſchon meiſt ſtill als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden; und wenn ſich noch Einer bewegt, ſo iſt es um zu entfliehen. Aber auch dieſem wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erſt die Gunſt des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegener als uns die

ſeinige zu erhalten. Wenn der König hierher kommt, bleibt gewiß der Herzog und jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubſt du daß der König kommt?

Silva. Es werden ſo viele Anſtalten gemacht daß es höchſt wahrſcheinlich iſt.

Gomez. Mich überreden ſie nicht.

Silva. So rede wenigſtens nicht davon. Denn wenn des Königs Abſicht ja nicht ſeyn ſollte zu kommen; ſo iſt ſie's doch wenigſtens gewiß daß man es glauben ſoll.

Ferdinand, Alba's natürlicher Sohn.

Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſeyn.

Gomez. Kommen ſie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez (leiſe zu Silva). Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

Herzog von Alba.

(Wie er herein und hervortritt, treten die andern zurück.)

Gomez!

Gomez (tritt vor) Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Aufs genaueſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Galerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Palaſt beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! (ab).

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles was ich von jeher an dir geschätzt habe, Muth, Entschlossenheit, unaufhaltsames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen daß ich der alte bin.

Alba. Sobald die Fürsten bei mir eingetreten sind, dann eile gleich Egmonts Geheimschreiber gefangen zu nehmen. Du hast alle Anstalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet sind, zu fahen?

Silva. Vertraue auf uns. Ihr Schicksal wird sie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß, pünktlich und schrecklich treffen.

Alba. Hast du sie genau beobachten lassen?

Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er ist der einzige, der, seit du hier bist, sein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd aufs andere, ladet Gäste, ist immer lustig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, schießt und schleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pause in ihrer Lebensart gemacht; sie bleiben bei sich; vor ihrer Thüre sieht's aus als wenn ein Kranker im Hause wäre.

Alba. Drum rasch! eh' sie uns wider Willen genesen.

Silva. Ich stelle sie. Auf deinen Befehl überhäufen wir sie mit dienstfertigen Ehren. Ihnen graut's; politisch geben sie uns einen ängstlichen Dank, fühlen das rathlichste sey zu entfliehen, keiner wagt einen Schritt, sie zaudern, können sich nicht vereinigen; und einzeln etwas kühnes zu thun hält sie der Gemeingeist ab. Sie möchten gern sich jedem Verdacht entziehen, und machen sich immer verdächtiger. Schon seh' ich mit Freuden deinen ganzen Anschlag ausgeführt.

Alba. Ich freute mich nur über das Geschehene; und

auch über das nicht leicht: denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen giebt. Das Glück ist eigensinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberdachte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile bis die Fürsten kommen; dann gieb Gomez die Ordre die Straßen zu besetzen, und eile selbst Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet sind. Ist es gethan, so komm hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe diesen Abend vor dir stehn zu dürfen.

Alba (geht nach seinem Sohne, der bisher in der Galerie gestanden).

Silva. Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte es wird nicht werden wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wagen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die Richter zu sinnen; zuletzt sinkt diese Schale, steigt jene, angehaucht vom Eigensinn des Schicksals, und entschieden ist's. (ab).

Alba (mit Ferdinand hervortretend). Wie fand'st du die Stadt?

Ferdinand. Es hat sich alles gegeben. Ich ritt, als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht so angespannt, daß sie sich nicht zu lispeln unterfieht. Die Stadt sieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte schlupft.

Alba. Ist dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt

geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns erst den Pferde zuzureiten, wir werden sie bald brauchen!“ rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiedersehn, sagte er, und komme, auf euer Verlangen, mit euch zu rathschlagen.

Alba. Er wird dich wiedersehn.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am besten. Es scheint wir werden Freunde seyn.

Alba. Du bist noch immer zu schnell und wenig behutsam; immer erkenn' ich in dir den Leichtsinn deiner Mutter, der mir sie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefahrlichen Verbindung lud dich der Anschein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildsam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtsinnige Wohlwollen, diese unachtsame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich gesandt bin, und welchen Theil ich dir dran geben möchte.

Ferdinand. Erinnert mich, und schont mich nicht wo ihr es nöthig haltet.

Alba (nach einer Pause). Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürsten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es ist nicht Mißtrauen, daß ich dir erst jetzt entdecke, was geschehen soll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.

Ferdinand. Was sinnst du?

Alba. Es ist beschlossen sie festzuhalten. — Du erstaunst! Was du zu thun hast, höre; die Ursachen sollst du wissen wenn es geschehn ist. Jetzt bleibt keine Zeit sie auszulegen. Mit dir allein wünscht' ich das Größte, das Geheimste zu besprechen; ein starkes Band hält uns zusammengefesselt; du bist

mir weib und lieb; auf dich mocht' ich alles hauſen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünscht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarſten Diener zu hinterlaſſen; dich mit dem beſten was ich habe auszuſtatten, daß du dich nicht ſchämen dürfeſt unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich dir nicht für dieſe Liebe ſchuldig, die du mir allein zuwendeſt, indem ein ganzes Reich vor dir zittert!

Alba. Nun höre was zu thun iſt. Sobald die Fürſten eingetreten ſind, wird jeder Zugang zum Palaſte beſetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verdächtigſten gefangen zu nehmen. Du haltſt die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen beſetze dieſe Zimmer hier neben mit den ſicherſten Leuten; dann warte auf der Galerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß ſein Auftrag ausgerichtet iſt. Dann bleib' im Vorſaale bis Oranien weggeht; folg' ihm; ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu ſagen hätte. Am Ende der Galerie fordre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre ſchnell den gefährlichſten Mann; und ich faſſe Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum Erſtenmal mit ſchwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es iſt der erſte große Tag, den du erlebſt.

Silva tritt herein.

Ein Bote von Antwerpen. Hier iſt Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir ſagt's das Herz.

Alba. Aus dir ſpricht mein böſer Genius. (Nachdem er den Brief geleſen, winkt er beiden, und ſie ziehen ſich in die Galerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verſchiebt er ſich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dießmal wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu ſeyn!— Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Seigers, und ein großes Werk iſt gethan oder verſäumt, unwiederbringlich verſäumt: denn es iſt weder nachzuholen noch zu verheimlichen. Längſt hatt' ich alles reiflich abgewogen, und mir auch dieſen Fall gedacht, mir feſtgeſetzt was auch in dieſem Falle zu thun ſey; und jetzt, da es zu thun iſt, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir aufs neue durch die Seele ſchwankt. — Iſt's rathlich die andern zu fangen, wenn Er mir entgeht? Schieb' ich es auf, und laſſ' Egmont mit den ſeinigen, mit ſo vielen entſchlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen ſind? So zwingt dich das Geſchick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie ſchön der Plan! Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! und nun im Augenblick des Entſcheidens biſt du zwiſchen zwei Uebel geſtellt; wie in einen Loostopf greifſt du in die dunkle Zukunft; was du faſſeſt iſt noch zugerollt, dir unbewußt, ſey's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerkſam, wie einer der etwas hört, und tritt ans Fenſter.) Er iſt es! — Egmont! Trug dich dein Pferd ſo leicht herein, und ſcheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiſte mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig ab! — So biſt du mit dem einen Fuß im Grab'! und ſo mit beiden! — Ja ſtreich' es nur, und klopfe für ſeinen muthigen Dienſt zum Letztenmale

den Nacken ihm — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum Zweitenmal ſich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva (treten eilig herbei.)

Ihr thut was ich befahl; ich andre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehn will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht haſt. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geſchick das große Verdienſt, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. (Zu Silva.) Eile! (Zu Ferdinand.) Geh' ihm entgegen. (Alva bleibt einige Augenblicke allein und geht ſchweigend auf und ab.)

Egmont tritt auf.

Ich komme die Befehle des Königs zu vernehmen, zu hören, welchen Dienſt er von unſerer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alva. Er wünſcht vor allen Dingen euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenſtand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alva. Mir thut es leid daß er uns eben in dieſer wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, eure Meinung wünſcht der König, wie dieſe Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft ihr werdet kräftig mitwirken, dieſe Unruhen zu ſtillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt beſſer wiſſen als ich, daß ſchon alles genug beruhigt iſt, ja, noch mehr beruhigt war, eh' die Erſcheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alva. Ihr ſcheint andeuten zu wollen, das räthlichſte ſey geweſen, wenn der König mich gar nicht in den Fall geſetzt hätte euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hatte schicken sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner majestätischen Gegenwart allein stärker gewirkt hätte, ist meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer ist da, Er nicht. Wir aber müßten sehr undankbar, sehr vergessen seyn, wenn wir uns nicht erinnerten was wir der Regentin schuldig sind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr so kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Ansehn, mit Ueberredung und List zur Ruhe, und führte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult ist gestillt, und jeder scheint in die Gränzen des Gehorsams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkür ab sie zu verlassen? Wer will das Volk hindern loszubrechen? Wo ist die Macht sie abzuhalten? Wer bürgt uns daß sie sich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille ist alles Pfand das wir haben.

Egmont. Und ist der gute Wille eines Volks nicht das sicherste, das edelste Pfand? Bei Gott! Wann darf sich ein König sicherer halten als wenn sie Alle für Einen, Einer für Alle stehn? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden sollen daß es jetzt hier so steht?

Egmont. Der König schreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man sehen wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, ginge frei und ledig hin und wieder! lebte den andern zum bereiten Beispiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind?

Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der

Trunkenheit, nicht eher zu entschuldigen, als grausam zu bestrafen? Besonders wo so sichre Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht sicherer? Werden sie nicht von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? Werden sie nicht eben deßwegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir sollen für das Ansehn des Königs streiten. Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsere Pflicht zu rachen. Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst du daß du sie alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht sie hie und dahin, sie aus dem Lande treibt? Die Reichsten werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung wie es ist, was werden könnte wenn man alles gehen ließe wie's geht. Einem großen Uebel zusehen, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein schlagen, wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint wenn man nichts thun möchte, heißt das nicht sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte!

Egmont (um Begriff aufzufassen, nimmt sich zusammen, und spricht nach einer kleinen Pause gesetzt). Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten. Muß

man doch auch von allen Seiten hören: es ſey des Königs Abſicht weniger die Provinzen nach einförmigen und klaren Geſetzen zu regieren, die Majeſtät der Religion zu ſichern, und einen allgemeinen Frieden ſeinem Volke zu geben, als vielmehr ſie unbedingt zu unterjochen, ſie ihrer alten Rechte zu berauben, ſich Meiſter von ihren Beſitzthümern zu machen, die ſchönen Rechte des Adels einzuſchranken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, ſagt man, ſey nur ein prachtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anſchlag nur deſto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauſcht der Vogelſteller der ſie berücken will.

Alba. Das muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Geſinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren geſprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein ſchönes Wort, wer's recht verſtande. Was wollen ſie für Freiheit? Was iſt des Freieſten Freiheit? — Recht zu thun! — und daran wird ſie der König nicht hindern. Nein! nein! ſie glauben ſich nicht frei, wenn ſie ſich nicht ſelbſt und andern ſchaden können. Wäre es nicht beſſer abzudanken als ein ſolches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drangen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächſten nur beſchaftigt iſt, und der König verlangt Beiſtand; dann werden ſie uneins unter ſich, und verſchwören ſich gleichſam mit ihren Feinden. Weit beſſer iſt's ſie einzuengen, daß man ſie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Beſten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindiſch.

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? und nicht einmal dem Einen, sondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herrn altert. Das hat wohl allein das Recht klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.

Egmont. Und darum niemand gern sich selbst überlassen möchte. Man thue was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's ihr Zutrauen zu verdienen; leicht zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken.

Alba (der sich indeß einigemal umgesehen hat). Sollte st du das alles in des Königs Gegenwart wiederholen?

Egmont. Desto schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte! Desto besser für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte noch weit mehr zu sagen.

Alba. Was nützlich ist kann ich hören wie er.

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts Unklinges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und ſollte der Regent nicht Macht haben dieſes alte Herkommen zu verändern? und ſollte nicht eben dieß ſein ſchönſtes Vorrecht ſeyn? Was iſt bleibend auf dieſer Welt? und ſollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß ſich verändern, und eben darum eine alte Verfaſſung die Urſache von tauſend Uebeln werden, weil ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, dieſe alten Rechte ſind darum ſo angenehm, weil ſie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, ſich verbergen oder durchſchleichen kann.

Egmont. Und dieſe willkürlichen Veränderungen, dieſe unbeſchränkten Eingriffe der höchſten Gewalt, ſind ſie nicht Vorboten, daß Einer thun will was Tauſende nicht thun ſollen? Er will ſich allein frei machen, um jeden ſeiner Wünſche befriedigen, jeden ſeiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weiſen Könige, ganz vertrauten, ſagt er uns für ſeine Nachkommen gut? daß keiner ohne Rückſicht ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns ſeine Diener, ſeine Nächſten ſendet, die ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden, und ſich von jeder Verantwortung frei wiſſen.

Alba (der ſich indeß wieder umgeſehen hat). Es iſt nichts natürlicher als daß ein König durch ſich zu herrſchen gedenkt, und denen ſeine Befehle am liebſten auftragt die ihn am beſten verſtehen, verſtehen wollen, die ſeinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben ſo natürlich iſt's daß der Bürger von dem regiert ſeyn will der mit ihm geboren und erzogen

ist, der allein den Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder ansehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit diesen seinen Brüdern sehr ungleich getheilt.

Egmont. Das ist vor Jahrhunderten geschehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menschen ohne Noth gesendet, die sich zum zweitenmale auf Unkosten der Nation bereichern wollten, sähe man sich einer strengen, kühnen, unbedingten Habsucht ausgesetzt; das würde eine Gährung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflöst'te.

Alba. Du sagst mir was ich nicht hören sollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's sage, zeigt dir daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch so, wünscht' ich es nicht von dir zu hören. Der König sandte mich mit Hoffnung daß ich hier den Beistand des Adels finden würde. Der König will seinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung gesehen was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Absicht ist, sie selbst zu ihrem eignen Besten einzuschränken, ihr eigenes Heil, wenn's seyn muß, ihnen aufzudringen, die schädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weisen Regierung genießen können. Dieß ist sein Entschluß; diesen dem Adel kund zu machen habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in seinem Namen, wie es zu thun sey, nicht was: denn das hat Er beschlossen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beschlossen was kein Fürst beschließen sollte. Die Kraft seines Volks, ihr Gemüth, den Begriff den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu

können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie Etwas werden, ein ander Etwas. O wenn seine Absicht gut ist, so wird sie mißgeleitet! Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der einen falschen Weg zu wandeln die ersten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du gesinnt bist, scheint es ein vergeblicher Versuch uns vereinigen zu wollen. Du denkst gering vom Könige und verächtlich von seinen Räthen, wenn du zweifelst das alles sey nicht schon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorsam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, ihr Ersten, Edelsten, Rath und That, als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Häupter, so ist es auf Einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edeln Seele gleich seyn. Umsonst hab' ich so viel gesprochen: die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand kommt

Verzeiht, daß ich euer Gespräch unterbreche. Hier ist ein Brief, dessen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir daß ich sehe was er enthält. (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es ist ein schönes Pferd das eure Leute gebracht haben euch abzuholen.

Egmont. Es ist nicht das schlimmste. Ich hab' es schon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, so werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen ſehn.

Alba (winkt ſeinem Sohne, der ſich in den Grund zurückzieht.)

Egmont. Lebt wohl! Entlaßt mich; denn ich wußte bei Gott! nicht mehr zu ſagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorſichtig entwickelſt du die Falten deines Herzens, und klagſt dich ſelbſt weit ſtrenger an, als ein Widerſacher gehäſſig thun könnte.

Egmont. Dieſer Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich ſelbſt genug, und weiß wie ich dem König angehöre; weit mehr als viele, die in ſeinem Dienſt ſich ſelber dienen. Ungern ſcheid' ich aus dieſem Streite ohne ihn beigelegt zu ſehen, und wünſche nur daß uns der Dienſt des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederholtes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Alba (der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen giebt). Halt, Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mittelthür öffnet ſich: man ſieht die Galerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont (der ſtaunend eine Weile ſtill ſteht). Dieß war die Abſicht? Dazu haſt du mich berufen? (Nach dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du biſt mein Gefangener. (Zugleich treten von beiden Seiten Gewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Pauſe). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als dieſe Bruſt beſchützt. (Er geht durch die Mittelthür ab: die Gewaffneten die im Zimmer ſind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg. Liebchen, um Gottes willen, was nimmst du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreien ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwör' es, in sich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden, und dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme die sie zusammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch was sie ihm schuldig sind! und daß sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie. Um seinet- und ihretwillen müssen sie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! du siehst nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefesselt hat.

Clärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechseln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir

einig und starker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die freche Tyrannei, die es wagt ihn zu fesseln, zückt schon den Dolch ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängstlicher. Ich fürchte diese Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu seinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder und unser Strom reißt einen jeden mit sich fort. Die Feinde sehen sich umringt und überschwemmt, und sind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerstehen? Und Er in unsrer Mitte kehrt zurück, sieht sich befreit, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm so tief verschuldet worden. Er sieht vielleicht — gewiß er sieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeister. Wie ist dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverstehn? Vom Grafen sprech' ich! Ich spreche von Egmont.

Jetter. Nennt den Namen nicht! Er ist tödtlich.

Clärchen. Den Namen nicht! Wie? Nicht diesen Namen? Wer nennt ihn nicht bei jeder Gelegenheit? Wo steht er nicht geschrieben? In diesen Sternen hab' ich oft mit allen seinen Lettern ihn gelesen. Nicht nennen? Was soll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, ihr träumt; besinnt euch. Seht mich nicht so starr und ängstlich an! Blickt nicht schüchtern hie und da bei Seite. Ich ruf' euch ja nur zu was jeder wünscht. Ist meine Stimme nicht eures Herzens eigne Stimme? Wer wurfe sich in dieser bangen Nacht, eh' er sein unruhvolles Bette besteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernstlichem Gebet vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder sich selbst! und wer spricht mir nicht nach: „Egmonts Freiheit oder den Tod!"

Jetter. Gott bewahr' uns! Da giebt's ein Unglück.

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor seinem Namen weg, dem ihr euch sonst so froh entgegen drängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!" da hielten die Bewohner der Straßen sich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr seine Pferde schallen hörtet, warf jeder seine Arbeit hin, und über die bekümmerten Gesichter, die ihr durchs Fenster flechtet, fuhr wie ein Sonnenstrahl von seinem Angesichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das ist Egmont, der größte da! Er ist's! Er ist's, von dem ihr bessere Zeiten, als eure armen Väter lebten, einst zu erwarten habt." Laßt eure Kinder nicht dereinst euch fragen: „Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin die ihr verspracht?" — Und so wechseln wir Worte! sind müßig, verrathen ihn.

Soest. Schämt euch, Brackenburg Laßt sie nicht gewahren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clarchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter sagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinst du, ich sey ein Kind, oder wahnsinnig? Was kann vielleicht? — Von dieser schrecklichen Gewißheit bringst du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr sollt mich hören, und ihr werdet: denn ich seh's, ihr seyd bestürzt und könnt euch selbst in euerm Busen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangene dringen, das kurz Vergangene. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Nennt ihr denn leben? Werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem zieht der letzte Hauch der Freiheit. Was war er euch? Für wen übergab er sich der dringendsten Gefahr? Seine Wunden

flossen und heilten nur für euch. Die große Seele, die euch alle trug, beschränkt ein Kerker, und Schauer tückischen Mordes schweben um sie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, Er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeister. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch Allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinen Busen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, so soll mein Geist um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth das schwankende zerstreute Volk zu einem furchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' sie bei Seite, sie dauert mich.

(Bürger ab.)

Brackenburg. Clärchen! siehst du nicht wo wir sind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der so oft sich herrlicher zu wölben schien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus diesen Fenstern haben sie herausgesehn, vier, fünf Köpfe über einander; an diesen Thüren haben sie gescharrt und genickt, wenn er auf die Memmen herabsah. O ich hatte sie so lieb wie sie ihn ehrten! Wäre er Tyrann gewesen, möchten sie immer vor seinem Falle seitwärts gehn. Aber sie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen greift't, zum Schwert könnt ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Schelten wir sie? — Diese Arme, die ihn so oft fest hielten, was thun sie für ihn? — List hat in der Welt so viel erreicht — Du kennst Wege und Stege, kennst das alte Schloß. Es ist nichts unmöglich, gieb mir einen Anschlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hause gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke seh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Haltst du mich für feig? Glaubst du nicht, daß ich um deinetwillen sterben könnte? Hier sind wir beide toll, ich so gut wie du. Siehst du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßtest! Du bist außer dir.

Clärchen. Außer mir! Abscheulich! Brackenburg, ihr seyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat riefst wenn er kam; da stand ich in meinem Winkel, schob das Fenster halb auf, verbarg mich lauschend, und das Herz schlug mir höher als euch allen. Jetzt schlagt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch da es noth ist, verläugnet ihn, und fühlt nicht daß ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hause.

Clärchen. Nach Hause?

Brackenburg. Besinne dich nur! Sieh dich um! Dies sind die Straßen, die du nur sonntäglich betratst, durch die du sittsam nach der Kirche gingst, wo du übertrieben-ehrbar zürntest, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu dir gesellte. Du stehst und redest, handelst vor den Augen der offnen Welt; besinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?

Clärchen. Nach Hause! Ja, ich besinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hause! Weißt du, wo meine Heimath ist?

(ab.)

Gefängnis

Durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont allein.

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, siehst du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig senktest du dich auf mein freies Haupt herunter, und kühltest, wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter sausten, Ast und Wipfel sich knirrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungeregt. Was schüttelt dich nun? was erschüttert den festen treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordart die an meiner Wurzel nascht. Noch steh' ich aufrecht und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh' die Krone dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen dir vom Haupte weggewiesen, warum vermagst du nicht die Ahnung zu verscheuchen, die tausendfach in dir sich auf und nieder treibt? Seit wann begegnet der Tod dir fürchterlich? mit dessen wechselnden Bildern, wie mit den übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebtest. — Auch ist Er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust wetteifernd sich entgegen sehnt; der Kerker ist's, des Grabes Verbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in rathlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen

düstern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angebornes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks das ich so lang besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es dir, den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um dir des Grabes Vergeschmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon starrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe scheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrautest, ist der Regentin Freundschaft, die fast, (du darfst es dir gestehn,) fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner

Freunde Egmont nicht wagend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich einschließt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Gesicht empfangt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärst du Mann; so sah' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.

Clärchens Haus.

Clärchen

kommt mit einer Lampe und einem Glas Wasser aus der Kammer; sie setzt das Glas auf den Tisch und tritt ans Fenster.

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch Niemand? Es war Niemand! Ich will die Lampe ins Fenster setzen, daß er sieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht versprochen. Nachricht? Entsetzliche Gewißheit — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und sie verdammen ihn! Der König verdammt ihn?

oder der Herzog? Und die Regentin entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde! — — Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverläſſigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — Wer wäre böſ' genug den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug den allgemein Erkannten ſchnell zu ſtürzen? Doch iſt es ſo — es iſt — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor Gott und Menſchen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du haſt mich dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens ſtreck' ich nach der Schlange, die dich faßt, die Hand aus. Du hülflos und ich frei! — Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Thür. An meiner Willkür hangt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefſten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern ſchlage, nach Freiheit winſ'le, träume, wie ich ihm helfen wollte wenn Feſſeln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frei, und in der Freiheit liegt die Angſt der Ohnmacht. — Mir ſelbſt bewußt, nicht fahig ein Glied nach ſeiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleinſte Theil von deinem Weſen, dein Clärchen iſt wie du gefangen, und regt getrennt im Todeskampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre ſchleichen, huſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender guter Mann, dein Schickſal bleibt ſich immer gleich; dein Liebchen öffnet dir die nächtliche Thür, und ach zu welch unſeliger Zuſammenkunft!

Brackenburg tritt auf.

Clärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg! was iſt's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich

dich auf. Die großen Straßen sind besetzt; durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir gestohlen.

Clärchen. Erzahl', wie ist's?

Brackenburg (indem er sich setzt). Ach Clare, laß mich weinen. Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur bessern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geschaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben vor mir nieder, und zu verschmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich selbst. Sprich mir von ihm! Ist's wahr? Ist er verurtheilt?

Brackenburg. Er ist's! ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willst du das versichern? — Die Tyrannen ermordet in der Nacht den Herrlichen! vor allen Augen verborgen fließt sein Blut. Aengstlich im Schlafe liegt das betaubte Volk, und traumt von Rettung, traumt ihres ohnmachtigen Wunsches Erfullung; indeß unwillig über uns sein Geist die Welt verlaßt. Er ist dahin! — Tausche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein furchterliches Schauspiel, gewaltsam jedes Herz, das nach Freiheit sich regt, auf ewig zu zerknirschen.

Clärchen. Fahre fort und sprich gelassen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den seligen Gefilden schon naher und naher, mir weht der Trost aus jenen Gegenden des Friedens schon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Oefen, die bald da bald dort fielen, daß auf dem Markte

geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich ſchlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hauſe, und ſah aus einem Hinterfenſter nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreiſe Spaniſcher Soldaten hin und wieder. Ich ſchärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht ſtieg mir ein ſchwarzes Gerüſt entgegen, geraumig, hoch; mir grauſ'te vor dem Anblick. Geſchäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und ſichtbar war, mit ſchwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten ſie zuletzt auch ſchwarz, ich ſah es wohl. Sie ſchienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehn. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgeſteckt. Ich ſah, und ſah die ſchreckliche Gewißheit immer gewiſſer. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählig wichen ſie und erloſchen. Auf einmal war die ſcheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schooß zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun ſtill! Laß dieſe Hülle auf meiner Seele ruhn. Verſchwunden ſind die Geſpenſter, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in ſich fährt; ſie trägt nicht länger die abſcheuliche Laſt, reißt ihre tiefen Spalten grauſend auf, und knirſcht das Mordgerüſt hinunter. Und irgend einen Engel ſendet der Gott, den ſie zum Zeichen ihrer Wuth geſchändet; vor des Boten heiliger Berührung löſen ſich Riegel und Bande und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freiheit ſanft und ſtill. Und auch mein Weg geht heimlich in dieſer Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (ſie aufhaltend). Mein Kind, wohin? was wagſt du?

Clärchen. Leise, Lieber, daß niemand erwache: daß wir uns selbst nicht wecken! Kennst du dieß Fläschchen, Brackenburg? Ich nahm dir's scherzend, als du mit übereiltem Tod' oft ungeduldig drohtest. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Namen! —

Clärchen. Du hinderst nichts. Tod ist mein Theil! und gönne mir den sanften schnellen Tod, den du dir selbst bereitetest. Gieb mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg ist, könnt' ich mit diesem Händedruck dir sagen: wie sehr ich dich geliebt, wie sehr ich dich bejammert. Mein Bruder starb mir jung; dich wählt' ich seine Stelle zu ersetzen. Es widersprach dein Herz und quälte sich und mich, verlangtest heiß und immer heißer was dir nicht beschieden war. Vergieb mir und leb' wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es ist ein Name, der viel Namen in sich faßt. Nimm die letzte schöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß — Der Tod versöhnt alles, Brackenburg, uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit dir sterben! Theile! Theile! Es ist genug, zwei Leben auszulöschen.

Clärchen. Bleib! du sollst leben, du kannst leben. — Steh' meiner Mutter bei, die ohne dich in Armuth sich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr seyn kann; lebt zusammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist. Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt ihr Kreislauf, und mein Puls schlägt kaum noch wenige Minuten. Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich

allein! Du tödtest uns in dir, o leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir zu beiden Seiten stehn, und immer achtsam soll die Liebe den schönsten Trost in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unser! Unser! Ich darf nicht sagen, mein.

Clärchen. Leise, Brackenburg! Du fühlst nicht was du rührst. Wo Hoffnung dir erscheint ist mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, schau' hinab und sieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden, ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du bist betäubt; gehüllt in Nacht suchst du die Tiefe. Noch ist nicht jedes Licht erloschen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grausam zerreissest du den Vorhang vor meinem Auge. Ja er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um sich ziehn und wider Willen grauen! Furchtsam schaut der Bürger aus seinem Fenster, die Nacht läßt einen schwarzen Flecken zurück; er schaut, und fürchterlich wächst im Lichte das Mordgerüst. Neuleidend wendet das entweihte Gottesbild sein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne waat sich nicht hervor; sie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er sterben soll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern schlägt. Halt! Halt! Nun ist es Zeit! mich schreckt des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt ans Fenster, als sähe sie sich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Clare! Clare!

Clärchen (geht nach dem Tisch und trinkt das Wasser). Hier ist der Rest! Ich locke dich nicht nach. Thu' was du darfst,

Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns ſchickt der Herzog dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringſt du den Henker auch mit es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, ſo wirſt du wiſſen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und euerm ſchändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag dieſe freche That der Ungerechtigkeit ſich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt; hier iſt mein Haupt, das freieſte, das je die Tyrannei vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchließen, werden ſie vorm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeiſtehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lie't). „Im Namen des Königs, und Kraft beſonderer von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeyen, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir —"

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, geſetzlicher Unterſuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths ſchuldig, und ſprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vorm Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſolleſt. Gegeben Brüſſel

em" (Datum und Jahrzahl werden undeutlich geleſen, ſo daß ſie der Zuhörer nicht verſteht.)

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorſitzer des Gerichts der Zwölfe."

Du weißt nun dein Schickſal; es bleibt dir wenige Zeit dich drein zu ergeben, dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Fackeln; das Theater iſt mäßig erleuchtet.)

Egmont (hat eine Weile in ſich verſenkt ſtille geſtanden, und Silva ohne ſich umzuſehen abgehen laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufſchlägt, erblickt er Alba's Sohn). Du ſiehſt und bleibſt? Willſt du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willſt du noch etwa die willkommene Botſchaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm! Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den Schultern leiſe lispeln, dann laut und lauter ſagen, und wenn er einſt von dieſem Gipfel herabſteigt, werden tauſend Stimmen es ihm entgegen rufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um ſein ſelbſt willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat dieſe ungeheure Verwirrung erregt, damit man ſeiner bedurfe. Und ich falle, ein Opfer ſeines niedrigen Haſſes, ſeines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es ſagen; der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es ſagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange geſonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln ſpielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von

seiner Seite zu mir herübereilten; da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Blässe, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beide Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenschrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich sein Geschoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich ist von der Sitte des Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem du dich für den schämst, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchtest.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe lasten wie Keulschlage auf einem Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Ist es eine späte Reue, daß du der schändlichen Verschwörung deinen Dienst geliehen? Du bist so jung und hast ein glückliches Ansehn. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang' ich dich sah, war ich mit deinem Vater versöhnt. Und eben so verstellt, verstellter als er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Abscheuliche! Wer Ihm traut, mag er es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir

nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt, und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigen? Soll ich dir versichern, daß ich erst spat, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's welche Meinung du von mir haben magst? Du bist verloren; und ich Unglücklicher stehe nur da, um dir's zu versichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja ich erkenne dich in diesem Befehle. Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Erbtheil einer zartlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden sandtest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gahnenden Grabes, in der Gewalt eines willkurlichen Todes zu sehen zwingst du mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib ware! daß man mir sagen konnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache dich zum Zeugen einer schrecklichern That; ich will dir danken, ich will sagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierst dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß dieſe Leidenſchaft raſen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht ſtandhaft ſcheinen, wenn alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehn? — Dich? — Es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich nicht! Und ſollſt du mich verſtehen? Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löſe mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich ſo tief das Schickſal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du biſt mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir her geſchritten; immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vor, und ſchritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen, und ſah dich und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir beſtimmt, und wählte dich aufs neue da ich dich ſah. Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu faſſen, dich — Das iſt nun alles weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, ſo nimm die Verſicherung, daß im erſten Augenblick mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechſeln. Sage mir: iſt es der ſtrenge, ernſte Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er iſt's.

Egmont. Dieſes Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängſtigen, durch Furcht und Drohung zu ſtrafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs ſchmeichelte ich mir ſelbſt mit dieſer ausweichenden Hoffnung; und ſchon da empfand ich Angſt und Schmerz dich in dieſem Zuſtande zu ſehen. Nun iſt es wirklich, iſt gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer giebt mir eine Hülfe, wer einen Rath dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele ſo gewaltſam dringt mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabſcheuſt die mich gefeſſelt halt, ſo rette mich! Die Augenblicke ſind koſtbar. Du biſt des Allgewaltigen Sohn, und ſelbſt gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel kennen dir nicht unbekannt ſeyn. Nur dieſe Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löſe dieſe Bande, bringe mich zu ihnen und ſey unſer. Gewiß, der König dankt dir dereinſt meine Rettung. Jetzt iſt er überraſcht, und vielleicht iſt ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majeſtät muß das Geſchehene billigen, wenn ſie ſich auch davor entſetzet. Du denkſt? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o ſchweige! Du vermehrſt mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier iſt kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das qualt mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Bruſt. Ich habe ſelbſt das Netz zuſammengezogen; ich kenne die ſtrengen feſten Knoten; ich weiß wie jeder Kühnheit, jeder Liſt die Wege verrennt ſind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefeſſelt. Würde ich klagen, hatte ich nicht alles verſucht? Zu ſeinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er ſchickte mich hierher, um alles was von Lebensluſt und Freude mit mir lebt, in dieſem Augenblicke zu zerſtören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehn, zusehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer?

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du überstehst; ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest; so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der

Abgeschiedene leb: uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hättest dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast dich selber getödtet. Oft hört' ich wenn kluge Männer über dich sprachen, feindselige, wohlwollende, sie stritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünscht' ich dich warnen zu können! Hattest du denn keine Freunde!

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich Punktweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug dich zu entschuldigen; nicht triftig genug dich von der Schuld zu befreien —

Egmont. Dieß sey bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land! doch auch dafür wird gesorgt seyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute dir aufs beste empfohlen seyn! Ich habe gute Menschen zu Dienern; daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen. Lebt mein alter Adolph? ist er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an sein Ende, daß er dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür drängend). Leb' wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied.

(Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, beraubt, entfernt sich eilend.)

Egmont (weich). Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbei, es ist beschlossen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun, mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er setzt sich aufs Ruhebett. Musik.)

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht, am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu seyn.

(Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager scheint sich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erscheinung zeigt sich. Die Freiheit in himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, sie scheint ihn zu beklagen. Bald faßt sie sich, und mit zusammenfassender Gebärde zeigt sie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn frei sein, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und setzt ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte naht, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie liegt. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend: man hört ganz von weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen: bei dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schein wird dunkler. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen: er setzt sich auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verſchwunden iſt der Kranz! Du ſchönes Bild, das Licht des Tages hat dich verſcheuchet! Ja ſie waren's, ſie waren vereint, die beiden ſüßeſten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte ſie die Geſtalt; das reizende Mädchen kleidete ſich in der Freundin himmliſches Gewand. In einem ernſten Augenblick erſcheinen ſie vereinigt, ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es war nicht umſonſt vergoſſen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, ſo brecht, ſo reißt den Wall der Tyrannei zuſammen, und ſchwemmt erſäufend ſie von ihrem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieſer Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich ſchreite einem ehrenvollen Tode aus dieſem Kerker entgegen; ich ſterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe Spaniſcher Soldaten beſetzt, welche Hellebarden tragen.)

Ja, führt ſie nur zuſammen! Schließt eure Reihen, ihr ſchreckt mich nicht. Ich bin gewohnt vor Speeren gegen Speere zu ſtehn, und, rings umgeben von dem drohenden Tod', das muthige Leben nur doppelt raſch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken

Schwerter; Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.)

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang: die Musik fällt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.)

Clavigo.

Ein Trauerſpiel.

Personen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, dessen Freund.
Beaumarchais.
Marie Beaumarchais.
Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenco.
Saint George.

Der Schauplatz ist zu Madrid.

Erſter Act.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend). Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag' mir, Carlos, glaubſt du nicht daß meine Wochenſchrift jetzt eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich. Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig allerlei Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo. Doch wenn du mir's nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir damals deine Schrift weit beſſer, als du ſie noch zu Mariens Füßen ſchriebſt, als noch das

liebliche, muntere Geschöpf auf dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Ansehn.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbei sind. Ich gestehe dir gern, ich schrieb damals mit offenerm Herzen: und wahr ist's, sie hatte viel Antheil an dem Beifall, den das Publikum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald satt; und warst du nicht der Erste meinem Entschluß Beifall zu geben, als ich mir vornahm sie zu verlassen?

Carlos. Du wärst versauert. Sie sind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umsähest, es ist doch auch nichts wenn man so ganz auf'm Sand' ist.

Clavigo. Mein Plan ist der Hof, und da gilt kein Feiern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? hier an einem Hofe! unter dem Gedrang von Menschen, wo es schwer hält sich bemerken zu machen? Mir ist's so wohl, wenn ich den Weg ansehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Ersten des Königreichs! geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das spornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da kostet's Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf; und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, treffe mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honnetten Mädchen am ungernsten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine

Zeit lang herum, und kaum ſind ſie ein bißchen warm bei einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorſchlägen, die ich fürchte wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, nenn's wie du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur Einmal in der Welt, hat nur Einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heirathen! heirathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll! ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich; daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerei geweſen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie wahrlich, ſie zog mich an, ſie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen ſaß, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt hatte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du das erwünſchte Ziel erreicht haſt, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heirath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf fuhre — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beständig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verandert sich nicht alles in der Welt? Warum sollten unsere Leidenschaften bleiben? Sey du ruhig, sie ist nicht das erste verlaßne Madchen, und nicht das erste das sich getröstet hat. Wenn ich dir rathen soll, da ist die junge Wittwe gegenüber. —

Clavigo. Du weißt ich halte nicht viel auf solche Vorschläge. Ein Roman, der nicht ganz von selbst kommt, ist nicht im Stande mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delicaten Leute!

Clavigo. Laß das gut seyn, und vergiß nicht daß unser Hauptwerk gegenwartig seyn muß uns dem neuen Minister nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich für uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange; sein Einfluß bleibt — Grimaldi und er sind Freunde, und wir kennen schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsache in der Welt. (Schellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerei.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen das mir das Herz erfreute; ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut seyn. Wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen. (ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig und hat geschwatzt bis eilfe, da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwei Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie (aufstehend). Wie begierig bin ich diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen; er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreizehn Jahren, als uns unser Vater hierher schickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief gelesen, den er schrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchstabe davon steht in meinem Herzen. „Wenn Du schuldig bist," schreibt er, „so erwarte keine Vergebung; über Dein Elend soll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir schwer werden, und der Fluch eines Vaters. Bist Du unschuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!" — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich stehe vor Gott in meiner Unschuld. — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörst nicht! Du wirst dich umbringen.

Marie. Ich will stille seyn! Ja ich will nicht weinen.

Mich dunkt auch ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thranen? Es ist mir nur leid daß ich euch das Leben sauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, so lang' unser alter Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Madchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es sich verzehrt und sein armes junges Leben ausqualt?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiselle!

Marie. Ob's ihm wohl einerlei ist — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern sollt' er mich! daß die Arme, der er sich so nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menschen bedauert seyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswurdigen! den Hassenswurdigen!

Marie. Nein Schwester! ein Nichtswürdiger ist er nicht; und muß ich denn den verachten, den ich hasse? — Hassen! Ja manchmal kann ich ihn hassen, manchmal, wenn der Spanische Geist über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, sein Anblick wirkte volle, warme Liebe auf mich! und wie ich wieder nach Hause kam, und mir sein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glanzenden Donna; da ward ich Spanierin in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolch, und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erstaunt, Buenco? Alles in Gedanken versteht sich.

Sophie. Narrisches Madchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach,

ich ſah ihn, wie er zu den Füßen ſeiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenco! — Auf Einmal war das gutherzige Franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt, und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, ſie zu beſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag', Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum ſoll ich Clavigo nicht laufen laſſen? Wenn das in Frankreich Mode iſt, warum ſoll's nicht in Spanien ſeyn? Warum ſoll eine Franzöſin in Spanien nicht Franzöſin ſeyn? Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen andern nehmen; mich dünkt ſie machen's bei uns auch ſo.

Buenco. Er hat eine feierliche Zuſage gebrochen, und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement. Mademoiſelle, Sie ſind bis ins innerſte Herz beleidigt, gekränkt. O mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeiz, all ſein Aufſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſeyn! Für mich rang er nach Namen, Stand, Gütern: er hat's, und ich! — —

Guilbert kommt.

(Heimlich zu seiner Frau.) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt sie in einen Sessel.) Wo? wo? Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais kommt.

Meine Schwester! (Von der ältesten weg, nach der jüngsten zu, pätzend.) Meine Schwester! meine Freunde! O Schwester!

Marie. Bist du da? Gott sey Dank, du bist da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir selbst kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch! Lieber Bruder, ich hoffte, dich gelaßener zu sehn.

Beaumarchais. Gelaßener! Seyd ihr denn gelassen? Seh' ich nicht an der zerstörten Gestalt dieser Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Blasse des Kummers, an dem todten Stillschweigen eurer Freunde, daß ihr so elend seyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgestellt habe? Und elender — denn ich seh' euch, ich hab' euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefuhle, o meine Schwester!

Sophie. Und unser Vater?

Beaumarchais. Er segnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Bueneo. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edeln braven Mann in Ihnen beim ersten Anblick erkennt, seinen innigsten Antheil an Tag zu legen, den er bei dieser ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen diese ungeheure Reise, Ihre Schwester zu retten, zu rächen. Willkommen! seyn Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns Alle gleich beschamen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spanien solche Herzen zu finden, wie das Ihre ist; das hat mich angespornt den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beistimmenden Seelen; wenn nur einer auftritt, dessen Umstände ihm völlige Freiheit lassen all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! überall giebt's treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub; nur ist unsere Stimme meist zu schwach bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schwester! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie ist ganz außer sich. (Sie führen sie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du bist unschuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther. (Marie, Sophie ab.) Mein Bruder! Meine Freunde! ich seh's an euern Blicken daß ihr's seyd. Laßt mich zu mir selbst kommen. Und dann! Eine reine unparteiische Erzählung der ganzen Geschichte. Die soll meine Handlungen bestimmen. Das Gefühl einer guten Sache soll meinen Entschluß befestigen; und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweiter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzosen seyn mögen, die sich bei mir haben melden lassen? — Franzosen! Sonst war mir diese Nation

willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo vieles hinausſetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfaden angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr ſchuldig als mir ſelbſt? und iſt's eine Pflicht mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führe ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bedienter. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (ab.)

Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente ſetzt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht! ſo wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er ſoll mir nicht entwiſchen. Seyn Sie ruhig; wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Außenſeite. Meine Schweſter! meine Schweſter! Wer glaubte daß du ſo unſchuldig als unglücklich biſt? Es ſoll an den Tag kommen, du ſollſt auf das grimmigſte gerächt werden. Und du guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die du mir in dieſem Augenblicke gewahreſt, daß ich mit aller Mäßigung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm' ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beſchützer, wo all Ihr Geld nicht im

Stande ist, Sie gegen die geheimen Maschinen nichtswürdiger Feinde zu sichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er soll nicht wissen mit welchem von uns beiden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin gutes Humors genug, um den Kerl an einem langsamen Feuer zu braten.

Clavigo kommt wieder.

Meine Herren, es ist mir eine Freude, Männer von einer Nation bei mir zu sehen, die ich immer geschätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünsche daß auch wir der Ehre würdig seyn mögen, die Sie unsern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bei uns die Bedenklichkeit überwunden daß wir beschwerlich seyn könnten.

Clavigo. Personen, die der erste Anblick empfiehlt, sollten die Bescheidenheit nicht so weit treiben.

Beaumarchais. Freilich kann Ihnen nicht fremd seyn von Unbekannten besucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften sich eben so sehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die ansehnlichen Aemter, die Ihro Majestät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande distinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringen Dienste, und das Publicum viel Nachsicht für die unbedeutenden Versuche meiner Feder; ich wünsche daß ich einigermaßen etwas zu der Verbesserung des Geschmackes in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wissenschaften beitragen könnte. Denn sie sind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden,

ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhaltniſſe öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend einen Mann ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich geradeswegs auf das Anliegen gebracht, um deſſen willen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſ'te und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt als der Verfaſſer der Blatter, die unter dem Namen: der Denker, ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Bewegung).

Beaumarchais. Und der eine beſondere Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewußt hat mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann die glänzenden Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Charakter und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte mir erwünſchter ſeyn, meine Herren: ich ſehe dadurch die angenehmſten Hoffnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glücklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel den Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können; ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die beſten

Köpfe in Spanien mit mir zusammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unserm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wissenschaften, für die Künste gethan wird: so sahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienst hat die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Dazwischenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umsetzung der einheimischen Producte den Ruhm seines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und so erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit solcher Freimüthigkeit eine so angenehme Botschaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie daß ich frage, was für ein Geschäft, was für ein Anliegen Sie diesen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch diese Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr daß es in der reinsten Absicht geschieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden: denn ich sage Ihnen zum voraus, Sie sind an einen Ort gekommen, wo sich einem Fremden zu Ausführung seiner Geschäfte, besonders bei Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegensetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein so gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimnisse für Sie, mein Herr, und dieser Freund wird bei meiner Erzählung nicht zu viel seyn; er ist sattsam von dem unterrichtet was ich Ihnen zu sagen habe.

Clavigo (betrachtet Saint George mit Aufmerksamkeit).

Beaumarchais. Ein französischer Kaufmann, der bei einer starken Anzahl von Kindern wenig Vermögen besaß, hatte viel Correspondenten in Spanien. Einer der reichsten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den

Vorſchlag: „Gebt mir zwei von euern Töchtern, ich nehme ſie mit nach Madrid, und verſorge ſie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, ſie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaſſ' ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien."

Man vertraute ihm die alteſte und eine der jüngſten Schweſtern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen franzöſiſchen Waaren zu verſehn, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abging, ohne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich dann in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die alteſte hatte indeſſen geheirathet, und unerachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beeiferten ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerkſamer).

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird).

Beaumarchais. Ungeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel ſich in weniger Zeit große Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das ſeiner Nation

noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift im Geschmack des Englischen Zuschauers zu geben. Seine Freundinnen lassen es nicht ermangeln ihm auf alle Art beizustehn; man zweifelt nicht daß ein solches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es der jüngsten einen Heirathsvorschlag zu thun.

Man giebt ihm Hoffnung. „Sucht euer Glück zu machen," sagt die älteste, „und wenn euch ein Amt, die Gunst des Hofes, oder irgend sonst ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben an meine Schwester zu denken, wenn sie euch dann andern Freiern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen.

Clavigo (bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel).

Beaumarchais. Die jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Partien aus; ihre Neigung gegen den Menschen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewissen Erwartung tragen: sie interessirt sich für sein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint.

Clavigo (ist in der entsetzlichsten Verlegenheit).

Beaumarchais (ganz kalt). Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Production ergötzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich aufthun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von seiner Geliebten, indem er ganz öffentlich sich um sie bemühte. Die Heirath verzog sich nur in Erwartung der zugesagten Versorgung. — Endlich nach sechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundschaft, Beistands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach sechs Jahren

Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiliger Versicherungen von Seiten des Mannes erscheint das Amt — und er verschwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht, und ganz außer sich ist.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufsehn gemacht, als daß man die Entwicklung sollte gleichgültig angesehen haben. Ein Haus für zwei Familien war gemiethet. Die ganze Stadt sprach davon. Alle Freunde waren aufs höchste aufgebracht und suchten Rache. Man wendete sich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun schon in die Cabalen des Hofs initiirt war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in seiner Insolenz so weit, daß er es wagt den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freunden, die sich zu ihm begeben, ins Gesicht zu sagen: die Französinnen sollten sich in Acht nehmen, er biete sie auf ihm zu schaden, und wenn sie sich unterständen etwas gegen ihn zu unternehmen, so war's ihm ein leichtes sie in einem fremden Lande zu verderben, wo sie ohne Schutz und Hulfe seyen.

Das arme Mädchen fiel auf diese Nachricht in Convulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die älteste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder aufs schrecklichste, er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hulfe zu schaffen, er ist im Fluge von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der Alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige unglückliche Schwester zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen

Zügen ſeine Seele auf ſein Geſicht zu zeichnen, und der Verräther — biſt Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu ſagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, ſeyn Sie ſo gütig, vor dieſem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen iſt, zu erklären: ob meine Schweſter durch irgend eine Treuloſigkeit, Leichtſinn, Schwachheit, Unart oder ſonſt einen Fehler dieſe öffentliche Beſchimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemals ſeit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben ſich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais (aufſtehend). Und warum, Ungeheuer! hateſt du die Grauſamkeit das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffener und reicher waren als du.

Clavigo. Ob mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! (Zu Saint George.) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo (ſteht auf. Saint George geht).

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (Beide ſetzen

ſich nieder.) Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beſchimpft, weil Sie glaubten in einem fremden Lande ſey ſie ohne Beiſtand und Rächer. So handelt ein Niedertrachtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuvörderſt erklären Sie eigenhändig, freiwillig, bei offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ſie ohne die mindeſte Urſache erniedrigt hat; und mit dieſer Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo ſich unſer Geſandter aufhält, ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und übermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das alles wend' ich an, um Sie auf alle Weiſe aufs grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und ſie mir ſelbſt Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich, denn vielleicht thät' ich ſie an an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andere: Schreiben Sie nicht, ſo bleib' ich von dieſem Augenblick bei Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehn, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faſſ' ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in den Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünſtigt Sie

das Schicksal, so hab' ich das Meine gethan, und so lachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade. Beaumarchais nimmt seine Tasse, und geht in der anstoßenden Galerie spazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überrascht, angepackt wie einen Knaben — Wo bist du, Clavigo? Wie willst du das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherei gestürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tische.) Ha! Kurz und gut! — (Läßt ihn liegen.) — Und da ware kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord? abscheulicher Mord! — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beistandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menschen Blut sehen! — Und so den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf dich die ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit so viel Reizen anzog! Und da du sie verließest, sahst du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundschaft solch eines Bruders! — Marie, Marie! O daß du vergeben könntest! daß ich zu deinen Füßen das alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beschließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Plane, meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heirath zu Grunde zu richten. Hatte ich wissen können, daß sie so einen Bruder habe, sie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde gewesen

ſeyn; ich würde die anſehnlichſten Vortheile von dieſer Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größeſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich Ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es iſt zu ſpat! Meine Schweſter liebt Sie nicht mehr, und ich verabſcheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklarung, das iſt alles was ich von Ihnen fordere, und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine ſo ſehr verſchlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann? das hangt von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſt's, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbeſonnenen Hitze ahnlich ſehen ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklarung.

Clavigo (nach dem Tiſch zu gehend). Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais (gehend). Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo (ihn zurückhaltend). Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beide Falle ſind wir alle unwiederbringlich verloren. Müßt' ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehn, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenaen nicht zurück meſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin Donna Maria von meinem geänderten, reuevollen Herzen zu überzeugen; bis ich mit Ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges Vorwort bei meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die Erklärung in Ihrem Porteſeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, ſo laſſen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtandig, klug, und wenn Sie nicht wollen, ſo ſey's denn unter uns beiden um Leben und Tod geſpielt. Und der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (mit Ernst). Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn, ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünsche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerei.

Clavigo (nimmt Papier). Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur daß sie in der anstoßenden Galerie gegenwärtig sind. Man soll nicht sagen daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien, und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Steht auf. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zusammen, und begebt euch auf die Galerie herbei.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen und besetzen die Galerie.)

Clavigo. Sie überlassen mir die Erklärung zu schreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, schreiben Sie wie ich's Ihnen sage.

Clavigo (schreibt).

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joseph Clavigo, Archivarius des Königs —

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. Bekenne, daß, nachdem ich in dem Hause der Madam Guilbert freundschaftlich aufgenommen worden —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. Ich Mademoiſelle von Beaumarchais, ihre Schweſter, durch hundertfaltig-wiederholte Heirathsverſprechungen betrogen habe. — Haben Sie's? —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dachte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben. — Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meineids veranlaſſet hatte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelig und aller Ehrfurcht würdig geweſen.

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Auslegung der ſie unterworfen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weßwegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte ſie zu erhalten.

Clavigo (hält inne).

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freiem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß wenn dieſe Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo (ſteht auf, winkt den Bedienten ſich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier). Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edeln Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort,

und ſchieben Ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hoffnung hab' ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hatte. Aber ehe ich es wage vor Donna Maria zu treten, hab' ich beſchloſſen jemandem den Auftrag zu geben, mir bei ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie ſich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir geſehn haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte; ſchlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kraftigen Vorſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzahlen Sie ihr wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (Er will ſeine Hand nehmen, Beaumarchais hält ſie zurück.)

Clavigo (allein). So unerwartet aus einem Zuſtand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Dieſe Erklarung, ich hatte ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, ſo unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos kommt.

Was haſt du für Beſuch gehabt? Das ganze Haus iſt in Bewegung; was giebt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der ſonſt bei Guilberts war und der mir nun tratſcht, weiß es ſchon ſeit geſtern daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erſt dieſen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los seyn. Ich habe den Weg über schon gesponnen! — Was hat's denn gegeben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig, der Bursch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es fürs Beste.

Carlos. Gut, sehr gut! Ist sonst nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweikampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das gescheidste. Wer wird sein Leben gegen einen so romantischen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungestüm?

Clavigo. Er dictirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Galerie rufen.

Carlos. Ich versteh'! Ah! nun hab' ich dich, Herrchen! das bricht ihm den Hals. Heiß' mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwei Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächsten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache steht anders, als du denkst.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch seine Vermittlung, durch mein eifriges Bestreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzustellen, und so in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, bist du kindisch geworden? Man

ſpürt dir doch immer an daß du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen! Siehſt du nicht, daß das ein einfaltig angelegter Plan iſt, um dich ins Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Komödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen Marien zu heirathen, freiwillig, aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr' hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt noch der Himmel wie vormals; aller Ruhm den ich erwerbe, alle Größe zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen: denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb' wohl! ich muß hin! ich muß die Gulbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick. (ab.)

Carlos (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend). Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. (ab.)

Dritter Act.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehen? Mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehen? Ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte er käme, und du haſt ihn geſehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war außer mir als er hereintrat; denn ach! liebt' ich ihn nicht, wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — und nun, den Rücklehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen! — Schweſter! es iſt was bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft. Es iſt noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! Alles! Und von dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft; es iſt, als wenn dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du red'ſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter; auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh' ich die Sachen wie ſie ſind. Du und der Bruder, ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß dein Liebhaber treulos ward und dich verließ! Und daß er wieder kommt, reuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht von ſich ſtoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube dir. Der erſte Augenblick muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die dir alle Sinne zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für keinen Widerwillen. Dein Herz ſpricht mehr für ihn als du es glaubſt, und eben darum trauſt du dich nicht ihn wieder zu ſehen, weil du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Fühlt' ich daß du ihn verachteteſt, daß er dir gleichgültig ware, ſo wollt' ich kein Wort weiter reden, ſo ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo, meine Liebe — Du wirſt mir danken, daß ich dir geholfen habe dieſe ängſtliche Unbeſtimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Die Vorigen. Guilbert. Buenco.

Sophie. Kommen Sie, Buenco! Guilbert, kommen Sie! Helft mir dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, jetzt da es gilt.

Buenco. Ich wollte daß ich ſagen dürfte: nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenco!

Buenco. Mein Herz wirft ſich mir im Leib' herum bei dem Gedanken: Er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? wodurch macht er das alles wieder gut was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt wiederzukehren, und zu ſagen: „Jetzt mag ich ſie, jetzt will ich ſie.“ Juſt als wäre dieſe treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch ſchon durch die niedrigſten Gebote und jüdiſches Ab- und Zulaufen bis aufs Mark gequalt hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz ſelbſt für ihn ſprache. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten bis ein tapferer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er iſt ſo feig', als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kenntet. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unſers Bruders, ich habe im Stillen ſeinem Heldenmuth zugeſehn, und wünſche daß alles gut ausſchlagen möge, wünſche daß Marie ſich entſchließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeyd grauſam.

Sophie. Hör' ihn, ich bitte dich, hör' ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Buenco. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hoffnung dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharreſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert.

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht ausſommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beiden bleibt; dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings! — Schweſter, es iſt ganz gut daß man edel denkt und fühlt; nur, ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für ſein Leben; ſonſt hätt' er gar nicht geſchrieben, ſonſt böt' er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer; ſo findet er hundert die ihm ihren Arm leihen, hundert die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenco, biſt du ſo jung? Ein Hofmann ſollte keinen Meuchelmörder im Sold haben?

Buenco. Der König iſt groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch alle die Mauern die ihn umſchließen, die Wachen, das Ceremoniel, und alle das, womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden

haben, dringen Sie durch und retten Sie uns! — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Ich muß! Ich muß!

Marie (thut einen Schrei, und fällt Sophien in die Arme).

Sophie. Grauſamer! in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns! (Guilbert und Buenco treten zu ihr.)

Clavigo. Ja ſie iſt's! Sie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte dieß Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht eben derſelbe? Warum ſollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollen Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereiſe lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? und habe ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere die Zeit geſchwebet? Sind unſere Leidenſchaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht ſchrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen! Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab' ich mich immer jener

seligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Aussichten vor uns liegen sahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unsern Hoffnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein; die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen ist wie allen andern, und wollen wir uns strafbar machen, indem wir diese Gelegenheit von uns stoßen das Vergangene herzustellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen, und unser eigen Glück auf ewig zu befestigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es seyn mussen, weil Sie Freunde der Tugend sind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (Er wirft sich nieder.) Marie! Kennst du meine Stimme nicht mehr? Vernimmst du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (springt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Küssen). Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (Umarmt den Gualbert, den Buenco.) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz sagte mir's! Ich hatte mich zu deinen Füßen werfen, stumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; du hättest mich ohne Worte verstanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, diese innige Verwandtschaft unserer Seelen ist nicht aufgehoben; nein, sie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Wink nöthig war, um die

innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais tritt auf.

Ha!

Clavigo (ihm entgegen fliegend). Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebſt ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinne vergehn.

(Man führt ſie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie (kommt zurück). Sie vergiebt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchzend, daß ich mich erhole! Ich vergeb' ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weiß er daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo (ihr die Hand küſſend). Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais (umarmt ihn). Von Herzen denn. Ob ich euch ſchon ſagen muß: noch kann ich euch nicht lieben. Und ſomit ſeyd ihr der Unſrige und vergeſſen ſey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier iſt's. (Er nimmt's aus der Brieftaſche, zerreißt es, und giebt's ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt euch, daß ſie eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhigt.

Clavigo (ſie rings umarmend). Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel. (ab.)

Beaumarchais Es mag denn gut ſeyn, ob ich gleich

wünschte es wäre anders. (Lächelnd) Es ist doch ein gutherziges Geschöpf so ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's sagen, es war ganz der Gedanke, der Wunsch unsers Gesandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath diese verdrießliche Geschichte endigen möge.

Guilbert. Mir ist auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er ist euer Schwager, und so Adieu! Ihr seht mich in eurem Hause nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich haß' ihn nun einmal bis ans jüngste Gericht. Und gebt Acht mit was für einem Menschen ihr zu thun habt. (ab.)

Guilbert. Er ist ein melancholischer Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er sich doch wieder bereden, wenn er sieht es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen! (ab.)

Vierter Act.

Clavigo's Wohnung.

Carlos allein.

Es ist loblich, daß man dem Menschen, der durch Verschwendung oder andere Thorheiten zeigt daß sein Verstand

ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekummert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, du biſt in übeln Umſtänden! Noch hoff' ich! Und wenn du nur noch halbweg lenkſam biſt, wie ſonſt; ſo iſt's eben noch Zeit dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bei deinem lebhaften empfindlichen Charakter das Elend deines Lebens machen und dich vor der Zeit ins Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo nachdenkend.

Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreßtes: Guten Tag! Kommſt du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortreffliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid dazu kann ſticken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt, bei unſerer Hochzeit werden keine geſtickten Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feierlichkeit ſeyn.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht.

Carlos. In den Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtanden! Was meinſt du mit den Umſtanden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht und liegt und ſich verhalt.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausstehen. Ich weiß du bist nicht für diese Heirath; demungeachtet, wenn du etwas dagegen zu sagen hast, sagen willst: so sag's gerade zu. Wie sieht denn die Sache? wie verhält sie sich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre schlimm wenn alles im Gleise ginge. Man hätte nichts sich zu verwundern, nichts die Köpfe zusammen zu stoßen, nichts in Gesellschaft zu verschneiden.

Clavigo. Aufsehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das versteht sich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun diesen Streich spielst?

Clavigo. Das ist nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar ist's. Ich habe wenig Männer gekannt, die so großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten als du. Unter allen Ständen giebt's gute Kinder, die sich mit Planen und Aussichten beschäftigen dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anschlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich, weder meine Stumpfnase, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir so was zuziehen

Clavigo. Du spottest.

Carlos. Wenn ich nicht schon Vorschläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geschrieben von eignen zärtlichen kitzlichen Pfötchen, so unorthographisch als ein originaler Liebesbrief eines Mädchens nur seyn kann. Wie manche hübsche Duenna ist mir bei der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du sagtest mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beschäftigen wollte, und niemals rathen konnte daß du mit einer Einzigen Ernst gemacht hättest. O Clavigo, ich habe dein Schicksal im Herzen getragen wie mein eignes! Ich habe keinen Freund als dich; die Menschen sind mir alle unerträglich, und du fängst auch an mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, sey ruhig.

Carlos. Brenn' einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebauet hat, und schick' ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt. — Man soll sich für niemand interessiren als für sich selbst; die Menschen sind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindseligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz drein versinke, wer ist schuld dran als du? Ich sagte zu mir: Was soll ihm jetzt die vortheilhafteste Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hatte; aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich — ist es unmöglich daß er bleibt was er ist. — Ich machte meine Projecte. Es giebt so wenig Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er sich schnell die wichtigsten Kenntnisse erwerben, er wird sich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn so ist er Minister.

Clavigo. Ich gestehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurm erreiche und erklettere, wenn ich darauf los gehe, mit dem festen Vorsatze nicht abzulassen bis ich ihn erstiegen habe, so gewiß hättest du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir für das übrige nicht bang gewesen. Du hast kein Vermögen

von Hause, desto beser; das hatte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerksamer gemacht. Und wer am Zoll sitzt ohne reich zu werden, ist ein Pinsel. Und dann seh' ich nicht, warum das Land dem Minister nicht so gut Abgaben schuldig ist, als dem Könige. Dieser giebt seinen Namen her und jener die Kraste. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann sah ich mich erst nach einer Partie fur dich um. Ich sah manch stolzes Haus, das die Augen uber deine Abkunft zugeblinkt hatte, manches der reichsten, das dir gern den Aufwand deines Standes verschafft haben wurde, nur um an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du bist ungerecht, du setzest meinen gegenwartigen Zustand zu tief herab. Und glaubst du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch machtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, sie mag hernach treiben und treiben, unzahlige Nebenschößlinge; es giebt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin. Und denke nur nicht daß man diese Heirath bei Hofe gleichgültig ansehen wird. Hast du vergessen was für Manner dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Hast du vergessen wer dir den klugen Gedanken eingab sie zu verlassen? Soll ich sie dir an den Fingern herzahlen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch schon gepeinigt, daß so wenige diesen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde sollten nicht aufgebracht seyn, daß du, ohne sie zu fragen, ohne ihren Rath dich so geradezu hingegeben hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markte sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirst?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich macht, das laſſ' ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil ſie ſchön iſt wie ein Engel! Gut, der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt ich frage nicht ängſtlich nach andrer Beifall, doch das iſt ewig wahr: wer nichts für andre thut thut nichts für ſich; und wenn die Menſchen dich nicht bewundern, oder beneiden, biſt du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz beſitzt iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt ſcheint ſie auch. Aber freilich dacht' ich daß das verborgene Qualitäten ſeyn müſſen, die dein Glück beneidenswerth machen; denn was man mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen, fragt man bei Hofe. Um Gottes willen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand; hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reizend, ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer —

Clavigo (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer). Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab' ſie in ſechs Jahren nicht geſehn. Da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andere. Man muß doch Acht geben,

er wird sie bald produciren, sagt die dritte. Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig, erinnert sich immer des stolzen Clavigo, der sich nie öffentlich sehen ließ, ohne eine herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Brust, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen, die Welt rings umher zu fragen schienen: Bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den seidnen Schlepprock so weit hinten aus im Winde segeln ließ, als möglich, um ihre Erscheinung ansehnlicher und würdiger zu machen. — Und nun erscheint der Herr — und allen Leuten versagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit seiner trippelnden, kleinen, hohlaugigen Französin, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, wenn sie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinselt hat. O Bruder, ich werde rasend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quaestioniren und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bei der Hand fassend). Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrak als ich Marien wieder sah! Wie entstellt sie ist, — wie bleich, abgezehrt! O das ist meine Schuld, meiner Verrätherei! —

Carlos. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich sagte dir's tausendmal, und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die die Pest unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie seyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was soll ich dir sagen! Als ich sie wieder sah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes übern Nacken führe. Ich strebte munter zu seyn, wieder vor denen Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war alles vorbei, alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! und du willst sie heirathen? —

Clavigo (steht ganz in sich selbst versunken ohne zu antworten).

Carlos. Du bist hin! verloren auf ewig! Leb wohl, Bruder, und laß mich alles vergessen, laß mich mein einsames Leben noch so auskniršchen, über das Schicksal deiner Verblendung. Ha! das alles! sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde befriedigen! dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem sie deine innern Kräfte untergrabt, dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärst du nie gestiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden sie das ansehn! Da ist der Bruder, werden sie sagen! das muß ein braver Kerl seyn, der hat ihn ins Bockshorn gejagt, er hat sich nicht getraut ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unsre schwadronirenden Hofjunker sagen, man sieht immer, daß er kein Cavalier ist. Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen sollen, und patscht sich auf den Bauch, ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre dein Reitknecht zu seyn.

Clavigo (fällt in dem Ausbruch der heftigsten Beängstigung, mit einem Strom von Thränen, dem Carlos um den Hals). Rette mich! Freund! mein Bester, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unübersehlichen Schande, von mir selbst — ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, diese jugendlichen Rasereien, die stürmenden Thränen, diese versinkende Wehmuth sollte vorüber seyn, ich hoffte dich als Mann nicht mehr erschüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu sehen, den du ehemals so oft in meinen Busen ausgeweint hast. Ermanne dich', Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (Wirft sich in einen Sessel.)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Hang nach Größe verbinden! Und was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehn über andre zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer ist, als Andrer Herzen; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinaus zu setzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit allen deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch. Fasse dich, beruhige dich!

Clavigo (richtet sich auf, sieht Carlos an und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt).

Carlos. Auf! auf, mein Freund! und entschließe dich. Sieh, ich will alles bei Seite setzen, ich will sagen: Hier liegen zwei Vorschläge auf gleichen Schalen. Entweder du heirathest Marien und findest dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führest auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach

dem nahen Ziele. — Ich will alles bei Seite ſetzen, und will ſagen: die Zunge ſteht inne; es kommt auf deinen Entſchluß an, welche von beiden Schalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchließe dich! — Es iſt nichts erbarmlicher in der Welt als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zweien Empfindungen ſchwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts ſie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Worten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Wirkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen was er verdorben hat: und ſo genieße das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beifall eines bedächtigen Gewiſſens, und alle Seligkeit, die denen Menſchen gewahrt iſt, die im Stande ſind ſich ihr eigen Glück zu ſchaffen und Freude den Ihrigen — Entſchließe dich; ſo will ich ſagen, du biſt ein guter Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er ſchlaft in dir, und ich will blaſen bis er in Flammen ſchlagt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe die dich erwarten. Ich will dir dieſe Ausſichten nicht mit dichteriſchen bunten Farben vormalen; ſtelle ſie dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit dar, wie ſie in voller Klarheit vor deiner Seele ſtanden, ehe der franzöſiſche Strudelkopf dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg ſtracks, ohne rechts und links zu ſehen. Möge deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des groſſen Gefühls über dich kommen, daß

außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate; warum sollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Mensch.

Carlos. Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwaltigen. Noch einen Athemzug, und du bist wieder bei dir selber. Wirf die Reste einer erbärmlichen Leidenschaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben so wenig kleiden, als das graue Jackchen und die bescheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamst. Was das arme Mädchen für dich gethan hat, hast du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erste freundliche Aufnahme schuldig bist — Oh! eine andre hatte um das Vergnügen deines Umgangs eben so viel und mehr gethan, ohne solche Prätensionen zu machen — und wird dir einfallen, deinem Schulmeister die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreißig Jahren das A b c gelehrt hat? Nun, Clavigo?

Clavigo. Das ist all gut; im Ganzen magst du Recht haben, es mag also seyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung in der wir stecken? Da gieb Rath, da schaff' Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willst also?

Clavigo. Mach' mich können, so will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Also denn. Zuerst gehst du, den Herrn an

einen dritten Ort zu bescheiden, und alsdann forderst du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbesonnen ausgestellt hast.

Clavigo. Ich habe sie schon, er zerriß und gab mir sie.

Carlos. Trefflich! Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du hast mich so lange reden lassen? — Also kürzer! Du schreibst ihm ganz gelassen: „Du fändest nicht für gut, seine Schwester zu heirathen; die Ursache könnte er erfahren, wenn er sich heute Nacht, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen versehen, da oder dort einfinden wolle." Und somit signirt. — Komm, Clavigo, schreib das. Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo (sieht nach dem Tische).

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's so recht bedenke, ist das ein einfaltiger Vorschlag. Wer sind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Aufführung des Menschen, sein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unsers Gleichen achten. Also hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, sich bei dir unter einem falschen Namen mit einem Helfershelfer anmelden lassen, dich erst mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklarung dir abgenöthigt und sie auszustreuen weggegangen ist — Das bricht ihm den Hals: er soll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du hast Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdessen, bis der Proceß eingeleitet ist, bis dahin uns der Herr noch allerlei Streiche machen könnte, das Gewisse spielten, und ihn kurz und gut beim Kopfe nahmen?

Clavigo. Ich verstehe, und kenne dich, daß du Mann bist es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich schon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe, und dabei war, da dem Ersten unter den Menschen die Anastitropfen auf dem Gesichte standen, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte. Und somit lassest du mir freie Hand; du brauchst nichts zu thun, nichts zu schreiben. Wer den Bruder einstecken laßt, giebt pantomimisch zu verstehen daß er die Schwester nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos! Es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais ist ein würdiger Mensch, und er soll in keinem schimpflichen Gefangnisse verschmachten um seiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorschlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! Pah! Kindereien! Wir wollen ihn nicht fressen, er soll wohl aufgehoben und versorgt werden, und lang' kann's auch nicht wahren. Denn siehe, wenn er spurt daß es Ernst ist, kriecht sein theatralischer Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt bedutzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichste, wenn man ja seiner Schwester ein jahrliches Gehalt aussetzen will, worum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So sey's denn! Nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbesorgt. — Noch eine Vorsicht! Man kann nicht wissen wie's verschwatzt wird, wie er Wind kriegt, und er überlauft dich, und alles geht zu Grunde. Drum begieb dich aus deinem Hause, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laß nur das nöthigste zusammenpacken. Ich schicke dir einen Burschen, der dir's forttragen und dich hinbringen soll, wo dich die heilige Hermandad selbst nicht findet. Ich hab' so ein paar Mauslocher immer offen. Adieu.

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Frisch! Frisch! Wenn's vorbei iſt, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais mit Arbeit.

Marie. So ungeſtüm iſt Buenco fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (Ihr die Arbeit zeigend.) Mich dünkt, ich mach' es ſo? Ich ziehe hier das ein und das Ende ſteck' ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen! es kleid't mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation: kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verließ, war nichts im Stande dir eine Freude zu machen.

Marie (fährt zuſammen und ſieht nach der Thür).

Sophie. Was haſt du?

Marie (beklemmt). Ich glaubte es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl' wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie (auf die Bruſt deutend). Es drückt mich hier ſo. — Es ſticht mich ſo. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in ſeinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt jung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüße einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken ſoll — es haben ſich alle großen Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er ſoll der meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth — Und jetzt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais kommt.

Wo iſt Gulbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg; lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt du, Bruder? — (Aufſpringend und ihm um den Hals fallend.) Lieber Bruder, was haſt du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, ſo ſag' mir, was du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ach ich ſehe dein Angeſicht nur wenige Zeit; aber ſchon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich leſe jedes Gefühl dieſer unverſtellten, unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du haſt etwas, das dich ſtutzig macht. Rede, was iſt's?

Beaumarchais. Es iſt nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde iſt's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bei Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſey verreiſ't, er wiſſe nicht wohin? es wiſſe niemand, wie lange? Wenn er ſich verläugnen ließe! Wenn er wirklich verreiſ't wäre! Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Bläſſe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! (Faßt ſie in ſeine Arme.) An dieſem klopfenden, ängſtlich bebenden Herzen ſchwör' ich dir. Höre mich, Gott, der du gerecht biſt! Höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerächet werden,

wenn er — die Sinne vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er endspiele, wenn er doppelten grasslichen Meineids sich schuldig machte, unsers Elends spottete — Nein, es ist, es ist nicht möglich, nicht möglich — Du sollst gerachet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schone ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie (setzt sich).

Sophie. Was hast du? Du wirst ohnmachtig.

Marie. Nein, nein. Du bist gleich so besorgt.

Sophie (reicht ihr Wasser). Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu soll's? — Nun meinetwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo ist Gulbert? Wo ist Bueneo? Schicke nach ihnen, ich bitte dich. (Sophie ab.) Wie ist dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkst du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir schwer?

Marie. Das unbandige Schlagen meines Herzens versetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchst du nichts niederschlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott schon lange.

Beaumarchais. Du sollst's haben, und ich hoffe von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

So eben giebt ein Courier diesen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen habe.

Marie. Willſt du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthalt der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen).

Sophie. Mein Bruder! (Hebt den Brief auf und lieſt.)

Marie. Laßt mich ihn ſehn! ich muß — (Will aufſtehn.) Weh! Ich fühl's. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais (aufſpringend). Er verräth uns! (An die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt.) Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinne gelahmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — und ich ſtehe hier! Wohin? — Was? — Ich ſehe nichts, nichts! keinen Weg, keine Rettung! (Wirft ſich in den Seſſel.)

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hulfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſey er unter

einem falſchen Namen in ſein Haus geſchlichen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklarung zu unterſchreiben; und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn ins Gefangniß, daraus ihn zu befreien der Geſandte vielleicht ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais (aufſpringend). Ja, ſie ſollen's! ſie ſollen's! ſollen mich ins Gefangniß ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Statte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde gelabt haben. — Ach! der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden unertraglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung. Wie ich die durſtende Rache in meinem Buſen fühle! wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt, aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich uber mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt! wie alles an mir nach ihm hin ſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du biſt furchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſey! ganz mein eigen das Gefuhl: ich hab' ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe dich nicht retten können, ſo ſollſt du gerachet werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zahne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſch, meinen Gaumen nach ſeinem Blut. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glubt in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn

jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderisch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufsuchen! Wo ist Buenco? Helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! Du bist außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ' ihn weg; er bringt seine Schwester um.

Buenco kommt.

Auf, Herr! Fort! Ich sah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man stellt euch nach, ihr seyd verloren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo ist Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte dich fußfällig, sag' mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (Fällt zurück.) Clavigo! —

Sophie. Hülfe, sie stirbt!

Marie. Verlaß' uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais (fällt vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu sich selbst kommt). Dich verlassen! Dich verlassen!

Sophie. So bleib', und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet hast. Du bist hin, o meine Schwester! durch die Unbesonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schwester!

Sophie (sprechend). Retter! — Rächer! — Hilf dir selber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Gieb mir sie wieder! Und dann geh in Kerker,

geh aufs Martergerüſt, geh, vergieße dein Blut, und gieb mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte dich uns! (Ihm um den Hals fallend.) Mein Bruder, erhalte dich uns! unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Bueneo. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais (fällt auf Marien und küßt ſie). Schweſter! (Sie ſtehen auf, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien fort, und Bueneo mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (nach dem Zimmer zurückkommend, worin man Marien gebracht hat). Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! (ab.)

Fünfter Act.

Straße vor dem Hause Guilberts.

Nacht.

Das Haus iſt offen. Vor der Thüre ſtehen drei in ſchwarze Mäntel gehüllte **Männer** mit Fackeln. **Clavigo** in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein **Bedienter** geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo.

Ich ſagte dir's, du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhalt.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben?

Bedienter (geht zu den Männern). Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

Clavigo (ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich).

Bedienter (kommt zurück). Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo (aufſpringend). Mußteſt du's wiederholen, Verräther? Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt?

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie. Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Clavigo. Geh in die Hölle! Ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er iſt außer ſich! (ab.)

Clavigo. In der Ferne die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verrathereien ahnungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. Ich komme! Ich komme! — Verſchwindet, Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schreckniſſen mir in den Weg ſtellt — (Sieht auf ſie los.) Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! Weh mir! es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr? — Kannſt du's faſſen? — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume zu deinen Füßen — und du — Erbarm dich meiner, Gott im Himmel, ich habe ſie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft den Miſſethater ſahtt in dem Gefühl des innigſten Glückes dieſe Schwelle verlaſſen, durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzunden! — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glückes mit Grabgeſang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (Eine weibliche Stimme singt etwas Laute von innen.) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Halter! halter! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehen! (Er geht aufs Haus los.) Ha!

wem, wem wag' ich's unters Geſicht zu treten? wem in ſeinen entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden? Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Buſen füllt! (Die Muſik geht wieder an.) Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück!

(Die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thür, es treten noch drei andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechs tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht.)

Guilbert, Buenco in tiefer Trauer.

Clavigo (hervortretend). Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (Die Träger ſtehen.)

Buenco. Wer unterſteht ſich den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! Iſt deiner Schandthaten kein Ende? Iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (Er wirft das Tuch ab. Marie liegt weißgekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenco. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (Er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais. Buenco hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, trotz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln, Leiche! (Er rennt auf ſie los, erblickt den

Sarg und ſinkt ſprachlos drüber hin; man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. (Guilbert hält ihn.)

Clavigo (der an der andern Seite des Sargs aufſteht). Marie! Marie!

Beaumarchais (auffahrend). Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang' der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß!

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais (will hinſtehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn).

Clavigo. Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! Sieh hier her, dieſes geſchloſſene Auge, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt du mir das? (Er reißt ſich los, ſtürzt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten. Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt.)

Clavigo (ſinkend). Ich danke dir, Bruder! Du vermahlſt uns. (Er ſinkt auf den Sarg.)

Beaumarchais (ihn wegreißend). Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blick' auf, Marie, blick' auf deinen Brautſchmuck, und dann ſchließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau'. Ich hoffte ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen; ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verloren!

Clavigo. Rette dich, Unbeſonnener! rette dich, eh' der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, begleite dich. —. Sophie — vergieb mir! — Bruder — Freunde, vergebt mir!

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöſcht! wie mit ſeinem wegfliehenden Leben meine Wuth verſchwindet! (Auf ihn los gehend.) Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! (Buenco zaudert.)

Sophie. Gieb ſie ihm, Buenco.

Clavigo. Ich danke dir! du biſt die alte. Ich danke euch! Und wenn du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau' herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich deinen Segen dazu, und vergieb mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den eurigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du ſiehſt hier die Opfer deiner Klugheit — und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da? Lauft nach Wundärzten! (Bedienter ab.)

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette! rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir

vergeben, und ſo vergeb' ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze, und — ah!

Carlos (mit dem Fuße ſtampfend) Clavigo! Clavigo!

Clavigo (ſich dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niedergelaſſen). Marie! deine Hand! (Er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.)

Sophie (zu Beaumarchais). Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die meinige — Und noch dieſen Brautigamskuß. Ah!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais (fällt Sophien um den Hals).

Sophie (umarmt ihn, indem ſie zugleich eine Bewegung macht ihn zu entfernen).

Stella.

Ein Trauerſpiel.

Personen.

Stella.
Cäcilie, Anfangs Sommer.
Fernando.
Lucie.
Verwalter.
Postmeistersen.
Annchen.
Carl.
Bedient.

Erſter Act.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillon blaſen.

Poſtmeiſterin.

Carl! Carl!

Der Junge kommt.

Was iſt?

Poſtmeiſterin. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck; rühr' dich! Machſt du wieder ein Geſicht? (Der Junge ab.)

Poſtmeiſterin (ihm nachrufend). Wart'! ich will dir dein muffig Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſeyn. Hernach wenn ſo ein Zaburle Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum; einer Frau allein fallt's gar zu ſchwer das Pack in Ordnung zu halten!

Madame Sommer, Lucie in Reiſekleidern. **Carl.**

Lucie (einen Mantelſack tragend, zu Carl). Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterin. Ihre Dienerin, meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hubſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſer ſind nur zwei und wenig beladen.

Poſtmeiſterin. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wohl ſo gutig zu warten; das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterin. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Poſtmeiſterin. So gut ſie da iſt.

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hatteſt, dunkt mich, die Dirne über ſchon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt und in unſern Umſtanden! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Poſtillon tritt herein.

Lucie. Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Poſtillon. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapoſt?

Lucie. Das heißt, du haſt auch was extra verdient; nicht wahr? Du ſollteſt mein Leibkutſcher werden, wenn ich nur Pferde hatte.

Poſtillon. Auch ohne Pferde ſteh' ich zu Dienſten.

Lucie. Da!

Postillon. Danke, Mamsell! Sie gehn nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dießmal hier.

Postillon. Adies! (ab).

Madame Sommer. Ich seh' an seinem Gesicht daß du ihm zu viel gegeben hast.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit so freundlich. Sie sagen immer, Mama, ich sey eigensinnig; wenigstens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Lucie, verkenne nicht was ich dir sage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und deine Freigebigkeit; aber es sind nur Tugenden wo sie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben ist wohl der Dame, der ich künftig Gesellschaft leisten soll?

Madame Sommer. Mich freut's wenn der Ort deiner Bestimmung dir angenehm ist.

Lucie. Stille mag's seyn, das merk' ich schon. Ist's doch wie Sonntag auf dem grosen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen schönen Garten, und soll eine gute Frau seyn; wir wollen sehn wie wir zurecht kommen. Was sehen Sie sich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach damals war's anders! Mir ist nichts schmerzlicher als in ein Posthaus zu treten.

Lucie. Wo finden Sie auch nicht Stoff sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Ursache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reis'te: da wir die schönste Zeit unsers Lebens in

freier Welt genossen; die ersten Jahre unsrer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in seinem Arm vor so tausend Gegenständen vorüber zu eilen; da jede Kleinigkeit mir interessant ward, durch seinen Geist, durch seine Liebe! —

Lucie. Ich mag auch wohl gern reisen.

Madame Sommer. Und wenn wir dann nach einem heißen Tag', nach ausgestandenen Fatalitäten, schlimmem Weg' im Winter, wenn wir eintrafen, in manche noch schlechtere Herberge wie diese ist, und den Genuß der einfachsten Bequemlichkeit zusammen fühlten, auf der hölzernen Bank zusammen saßen, unsern Eierkuchen und abgesottene Kartoffeln zusammen aßen — — Damals war's anders!

Lucie. Es ist nun einmal Zeit ihn zu vergessen.

Madame Sommer. Weißt du was das heißt: Vergessen! Gutes Mädchen, du hast, Gott sey Dank! noch nichts verloren, das nicht zu ersetzen gewesen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward er habe mich verlassen, ist alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir selbst; ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zustands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette saß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grunen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am weh'sten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warst sieben Jahr alt, und konntest nicht fühlen was du verlorst.

Annchen mit der Suppe. Die Postmeisterin. Carl.

Annchen. Hier ist die Suppe für Madame.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Ist das Ihr Töchterchen?

Poſtmeiſterin. Meine Stieftochter, Madame! aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie ſind in Trauer?

Poſtmeiſterin. Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlor. Wir haben nicht gar drei Jahre zuſammen gelebt.

Madame Sommer. Sie ſcheinen doch ziemlich getröſtet.

Poſtmeiſterin. O Madame! Unſer eins hat ſo wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied ſingen hört — Carl, ein Paar Servietten! deck' hier am Ende auf.

Lucie. Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterin. Unſrer Frau Baroneſſe. Eine allerliebſte Frau.

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich von einer Nachbarin beſtätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter wird künftig bei ihr bleiben und ihr Geſellſchaft leiſten.

Poſtmeiſterin. Dazu wünſche ich Ihnen Glück, Mamſell.

Lucie. Ich wünſche daß ſie mir gefallen möge.

Poſtmeiſterin. Sie müßten einen ſonderbaren Geſchmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnäd'gen Frau nicht gefiele.

Lucie. Deſto beſſer! Denn wenn ich mich einmal nach jemandem richten ſoll: ſo muß Herz und Wille dabei ſeyn; ſonſt geht's nicht.

Poſtmeiſterin. Nun! nun! wir reden bald wieder davon, und Sie ſollen ſagen ob ich wahr geſprochen habe. Wer um unſre gnädige Frau lebt, iſt glücklich; wird meine Tochter ein

wenig größer, so soll sie ihr wenigstens einige Jahre dienen: es kommt dem Mädchen auf sein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie sie nur sehn! Sie ist so lieb! Sie glauben nicht wie sie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erst zurecht machen, und will auch noch essen.

Annchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau sagen daß die Mamsell gekommen ist.

Postmeisterin. Geh nur!

Madame Sommer. Und sag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tisch' aufwarten. (Annchen ab.)

Postmeisterin. Mein Mädchen hanat außerordentlich an ihr. Auch ist sie die beste Seele von der Welt, und ihre ganze Freude ist mit Kindern. Sie läßt sich von Bauermädchen aufwarten bis sie ein Gehilf haben, vermacht nicht sie eine ganze Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit, seit ihr Gemahl weg ist. Es ist unbegreiflich, wie sie so unglücklich seyn kann, und dabei so freundlich, so gut.

Madame Sommer. Ist sie nicht Wittwe?

Postmeisterin. Das weiß Gott! Ihr Herr ist vor drei Jahren weg, und hört man und sieht nichts von ihm. Und sie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden wenn er anfing von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich sag's selbst, es giebt so kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da sie ihn zum letztenmal sah, läßt sie keine Seele zu sich, schließt sich ein, und auch sonst, wenn sie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Postmeisterin. Es läßt sich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Poſtmeiſterin. Man ſagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Poſtmeiſterin. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es ſind nun über die acht Jahre, daß ſie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; niemand kannte ſie; man hieß ſie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdienſten reich geworden war, und ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als ſechzehn Jahr', und ſchön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' ſie jetzt nicht über vier und zwanzig?

Poſtmeiſterin. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald; im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedelei dabei angelegt, und ihr Grab dazu beſtellen laſſen. Mein Mann ſeliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückſeligkeit der beiden Leute, ſo lang' ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehn, wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterin. Aber wie's geht. Man ſagte, der Herr hätte curioſe Principia gehabt, wenigſtens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott und halten ſich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr iſt fort. Er war verreiſ't, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer (vor ſich). Ein Bild meines ganzen Schickſals!

Poſtmeiſterin. Da waren alle Mäkler davon u. ſ. w.

Eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michael sind's eben drei Jahre. Und da wußt' jedes was anders, sogar zischelte man einander in die Ohren, sie seyen niemals getraut gewesen; aber verrathen Sie mich nicht. Er soll wohl ein vornehmer Herr seyn, soll sie entführt haben, und was man alles sagt. Ja, wenn ein junges Mädchen so einen Schritt thut, sie hat ihr Leben lang dran abzubüßen.

Annchen kommt.

Die gnädige Frau läßt Sie sehr bitten gleich hinüber zu kommen; sie will Sie nur einen Augenblick sprechen, nur sehen.

Lucie. Es schickt sich nicht in diesen Kleidern.

Postmeisterin. Gehn Sie nur, ich geb' Ihnen mein Wort daß sie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! (Die Postmeisterin winkt ihr.) Daß du nichts verräthst! nicht unsern Stand, nicht unser Schicksal. Begegne ihr ehrerbietig.

Lucie. Lassen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, ist nach Amerika, ist todt; und dadurch sind unsere Umstände — Lassen Sie mich nur; ich hab' das Mährchen ja oft genug erzählt. (Zum.) Wollten Sie nicht ein bißchen ruhen? Sie haben's noth. Die Frau Wirthin weis't Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett an.

Postmeisterin. Ich hab' eben ein hübsches stilles Zimmerchen im Garten. (Zu Lucien.) Ich wünsche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Lucie mit Annchen ab.)

Madame Sommer. Meine Tochter ist noch ein bißchen oben aus.

Poſtmeiſterin. Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen, die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer. Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterin. Kommen Sie, Madame, wenn's gefällig iſt. (Beide ab.)

Man hört einen Poſtillon.

Fernando in Officierstracht. Ein Bedienter.

Bedienter. Soll ich gleich wieder einſpannen und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring' meine Sachen dorthin.

(Bedienter ab.)

Fernando (ans Fenſter tretend.) So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückſeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Galerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaßen! Merk' dir's, Fernando, das klöſterliche Anſehn ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es deinen Hoffnungen! Und ſollte, in ihrer Einſamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O! mir iſt als wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf ins Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Baume, der Brunnen, noch alles, alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tauſendmal! mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und jedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geraufch iſt mir Melodie, ruckerinnernde Melodie. Und ſie?

Sie wird ihn wie sie war. Ja, Stella, du hast dich nicht verändert; das sagt mir mein Herz. Wie's dir entgegenschlagt! Aber ich will nicht, ich darf nicht! Ich muß mich erst erholen, muß mich erst überzeugen daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuscht, der mich so oft schlafend und wachend aus den fernsten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlst du nicht meine Annäherung? in deinem Arm alles zu vergessen! — Und wenn du um mich schwebst, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, vergieb mir, verlaß mich! Du bist dahin; so laß mich dich vergessen, in den Armen des Engels alles vergessen, meine Schicksale, allen Verlust, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr so nah' und so ferne — Und in einem Augenblick — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß mich erholen, oder ich ersticke zu ihren Füßen.

Postmeisterin kommt.

Verlangen der gnädige Herr zu speisen?

Fernando. Sind Sie versehen?

Postmeisterin. O ja! wir warten auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau ist.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Postmeisterin. Kennen Sie sie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl.

Postmeisterin. Weiß Gott. Er ist in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Postmeisterin. Freilich! Verlaßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird sich schon zu trösten wissen.

Postmeisterin. Meinen Sie doch? Da müssen Sie sie

wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich, und iſt, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterin. Das thun Sie. Manchmal laßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrerin und mich, und diskurirt mit uns von allerlei. Freilich hüten wir uns, ſie an den gnadigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfing von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnadiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erholen können.

Fernando (vor ſich). Das haſt du um ſie verdient! — (Laut.) Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterin. Eine Treppe hoch. Carl, zeig' dem gnadigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Lucie, Annchen kommen.

Poſtmeiſterin. Nun, wie iſt's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich mußte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch mit meiner Mutter und dem Gepack zu kommen.

Poſtmeiſterin. Das dacht' ich wohl! Iſt's jetzt gefallig zu eſſen? Noch ein ſchöner langer Officier iſt angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun als mit andern. Sie verſtellen ſich wenigſtens

nicht, daß man die Guten und Böſen gleich das erſtemal kennt. Schlaft meine Mutter?

Poſtmeiſterin. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehn. (ab.)

Poſtmeiſterin. Carl! Da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh nur die Glaſer! Ich ſollt' dir ſie am Kopf entzwei ſchmeißen, wenn du ſo viel werth warſt, als ſie koſten!

Fernando kommt.

Poſtmeiſterin. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch' kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterin. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen; ſie wird kunftig der gnäd'gen Frau zur Geſellſchaft ſeyn.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterin. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Lucie kommt.

Lucie. Ihre Dienerin.

Fernando. Ich bin glücklich eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Lucie (ſetzt ſich.)

Poſtmeiſterin. Hierher, Mamſell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſterin?

Poſtmeiſterin. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles. (ab.)

Fernando. Alſo ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben ſich entſchloſſen der Frau Baroneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen ſollt' es nicht fehlen einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre als die Frau Baroneſſe.

Lucie. Mir iſt nicht drum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Geſicht?

Lucie. Mein Herr, Sie ſind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punkt ſehr arrogant. Ihr Herren dünkt euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum daß ich einen hatte. Ich war jung da er uns verließ eine Reiſe nach Amerika zu thun, und ſein Schiff iſt untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie ſcheinen ſo gleichgültig dabei?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe daß er uns verlaſſen hat: denn was geht dem Menſchen über ſeine Freiheit? ſo möcht' ich doch nicht meine Mutter ſeyn, die vor Kummer ſtirbt.

Fernando. Und Sie ſind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unſer Vermögen iſt alle Tage kleiner geworden; dafür auch ich alle Tage größer; und mir iſt's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erſtaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der giebt ſich. Wenn man ſo oft

unterzugehen fürchtet, und sich immer wieder gerettet sieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider ist sie die verliert, nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt gesetzt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber sie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn gesetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlassen, auf einmal verlassen — — Das muß was entsetzliches seyn, sich verlassen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden. — Sie scheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufstehend) aber er gewinnt auch. Und so erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erstaunen gemacht. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es ist doch immer — Und —

Lucie. Was meinen Sie?

Fernando. Alles Gute! die besten, warmsten Wünsche für Ihr Glück! (ab.)

Lucie. Das ist ein wunderbarer Mensch! Er scheint aber [illegible] zu seyn.

Zweiter Act.

Stella. Ein Bedienter.

Stella. Geh hinüber, geschwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte sie.

Bedienter. Sie versprach gleich zu kommen.

Stella. Du siehst ja sie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter soll ja mit kommen! (Bedienter ab.)

Stella. Ich kann sie kaum erwarten. Was das für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis so ein neues Kleid ankommt! Stella! du bist ein Kind. Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dieß Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst da er dich noch liebte, noch in deinem Schooße lag, füllte sein Blick deine ganze Seele; und — O Gott im Himmel! dein Rathschluß ist unerforschlich. Wenn ich von seinen Küssen meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem seinen glühte, und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinauf sah, und aus vollem Herzen zu dir sprach: Laß uns glücklich, Vater! du hast uns so glücklich gemacht! Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann schnell auf, und drückt ihre Hände ans Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer, Lucie kommen.

Stella. Ich habe Sie! Liebes Mädchen, du bist nun die meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen,

mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trotzköpfchen, die gute freie Seele. O ich hab' dir's schon abgelernt, Lucie.

Madame Sommer. Sie fühlen was ich Ihnen bringe und lasse.

Stella (nach einer Pause, in der sie Madame Sommer angesehen hat). Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geschichte berichtet, ich weiß daß ich Personen von guter Familie vor mir habe, aber Ihre Gegenwart überrascht mich. Ich fühle im ersten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz gesteht, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie sind nicht wohl; wie ist's Ihnen? Setzen Sie sich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnden Gegenstände, und diese reine, segenvolle Luft, die sich schon so oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich so gut, so freundlich, daß selbst die Erinnerung abgeschiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einen Widerschein der goldnen Zeiten der Jugend und Liebe in meiner Seele aufdämmern sah.

Stella. Ja die Tage! die ersten Tage der Liebe! — Nein, du bist nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldne Zeit! du umgiebst noch jedes Herz in den Momenten, da sich die Blume der Liebe erschließt.

Madame Sommer (ihre Hände fassend). Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angesicht glänzt wie das Angesicht eines Engels, Ihre Wangen färben sich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie schwillt's vor Ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O Gott sey Dank! Ein Geschöpf das mich versteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinen Schmerzen drein blickt! — Wir können ja doch einmal nicht dafür daß wir so sind! — Was hab' ich nicht alles gethan! Was nicht alles versucht! — Ja, was half's? — Es wollte das — just das — und keine Welt, und sonst nichts in der Welt — Ach! der Geliebte ist überall, und alles ist für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh' ich mich's versah, wieder sein Bild! — So richtete er sich auf, in der und jener Gesellschaft und sah sich nach mir um — So kam er dort übers Feld her gesprengt, und warf sich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus sah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — — Kehr' ich mit meinen Gedanken in das Geräusch der Welt — er ist da! Wenn ich so in der Loge saß, und gewiß war, wo er auch steckte, ich mochte ihn sehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufstehen, mein Niedersitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbusches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb du mir bist!"

Lucie. Kann man denn einander so lieb haben?

Stella. Du fragst, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt' ich euch! — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Wahrlich man ist noch ein großes Kind, und es ist einem so wohl dabei — Eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzchen verstecken, und rufen Pip! daß man sie suchen soll! — — Wie ganz füllt das unser Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenstand unsrer Liebe zu verlassen

bei uns sehr eifrig festsetzen; mit welchen Verzerrungen von Seelenstärke treten wir wieder in seine Gegenwart! wie hebt sich das in unserm Busen auf und ab! und wie platzt es zuletzt wieder, auf Einen Blick, Einen Handedruk zusammen.

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigsten, reinsten Menschheit.

Stella. Ein Jahrtausend von Thränen und Schmerzen vermöchte die Seligkeit nicht aufzuwiegen der ersten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergessens sein selbst — den ersten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erste ruhig athmende Umarmung — Madame! Sie versinken, meine Theure! Wo sind Sie?

Madame Sommer. Mannet! Mannet!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend! Mit Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! Welche neue, unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unserer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und gelungen, wenn er in unbändigen Thranen die Leiden einer Welt an meinem Busen hinströmte! Ich bat ihn um Gottes willen sich zu schonen! — mich! — Vergebens — Bis ins innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen von Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelsstrich für dieß Geschöpf, um drin zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Mannern! In den Augenblicken der Leidenschaft betrugen sie sich selbst, warum sollten Wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fahrt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das seyn, was sie

uns hätten werden sollen! Wir wollen beisammen bleiben! — Ihre Hand! — Von diesem Augenblick an, lass' ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein seyn! Liebe, ich hab' alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeschafft; und lehre kleine Mädchen stricken und knüpfen, nur um nicht allein zu seyn, nur um was außer mir zu sehen das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glückt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint; wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geschäften des Tages: dann ist mir's wohl, dann treib' ich eine Zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglücklichliebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr — Verlorne Liebe! wo ist da Ersatz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahne, und so in des Mondes Dämmerung meinen Garten auf und ab walle, dann mich's auf einmal ergreift!

ergreift daß ich allein bin, vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang', einer Fülle ausspreche, daß ich meine, ich müßte den Mond herunterziehen — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! Und dann, auf Einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füßen! —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste! O Gott, du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen lauft, und mit den großen unschuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, war meine Mina! Ich heb' es ängstlich liebend in die Höhe, küß' es hundertmal; mein Herz ist zerrissen, die Thränen stürzen aus meinen Augen und ich fliehe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beschwerlichkeit weniger.

Stella (lächelt und klopft ihr die Achseln). Wie ich nur noch empfinden kann! — Wie die schrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflückt die Knospe! und ich stand — versteinert im innersten Busen — ohne Schmerz — ohne Bewußtseyn — — ich stand! — Da nahm die Warterin das Kind auf, drückte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf sie, ihr um den Hals, mit tausend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — Ach, und sie hatte sich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender gräßlicher Verzweiflung.

(Sie wirft sich in einen Sessel.)

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! Wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öffnen, daß ich das alles losſchwatzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzahlen, der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Portrat ſehn! — ſein Portrat — O mich dünkt immer, die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem was ſich über ihn empfinden und ſagen laßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella (eröffnet ihr Cabinet und führt ſie hinein.) Hier, meine Lieben, hier!

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! Und doch nicht den tauſendſten Theil wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarzen Augen, dieſe braunen Locken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrücken können die Liebe, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! O mein Herz, das fühlſt du allein!

Lucie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen ſagen, heut' aß ich drüben mit einem Officier im Poſthauſe, der dieſem Herrn glich — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betrügſt dich! Du betrügſt mich.

Lucie. Heute! Nur war jener alter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella (zieht die Schelle). Lucie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird ſich nicht ſchicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —

Bedienter kommt.

Stella. Wilhelm, hinüber ins Poſthaus! hinüber! Ein

Officier iſt drüben, der ſoll — der iſt — Lucie, ſag's ihm — Er ſoll herüber kommen.

Lucie. Kannte Er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich ſelbſt.

Lucie. So geh' Er ins Poſthaus; es iſt ein Officier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' Er ob ich mich betruge. Ich ſchwöre er iſt's.

Stella. Sag' ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! Wär' das überſtanden! — Hätt' ich ihn in dieſen, in — Du betrugſt dich! Es iſt unmöglich — Laßt mich, ihr Lieben, laßt mich allein! —

(Sie ſchließt das Cabinet hinter ſich.)

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf Einmal.

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! Das iſt mein Gemahl! Es iſt dein Vater!

Lucie. Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie, wir müſſen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will ins Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glück —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens

ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblick da ich ihn wieder finde, auf ewig! auf ewig! —

Fernando, Bedienter kommen.

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt außer ſich! Ach! daß Sie wieder da ſind!

(Fernando verbeugt ſich über ſie hinſehend.)

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's — Ich bin verloren!

Dritter Act.

Stella in aller Freude hinein tretend mit Fernando.

Stella (zu den Wänden).

Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? Er iſt wieder da! (Vor das Gemälde einer Venus tretend.) Siehſt du ihn, Göttin? Er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörin auf und ab gelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttin! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — Nun biſt du da, und er iſt da! — Lieber! Lieber! Du warſt lange weg — Aber du biſt da! (Ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen als daß du da biſt!

Fernando. Stella! meine Stella! (An ihrem Halſe) Gott im Himmel, du giebſt mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! Laß mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Hauche in dieſen ausgetrockneten, verſtürmten, zerſtörten Buſen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — (Er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Beſter!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier wo du athmeſt, ſchwebt alles in genüglichem, jungem Leben. Lieb' und bleibende Treue wurden hier den ausgedorrten Vagabunden feſſeln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlſt nicht was Himmelsthau dem Dürſtenden iſt, der aus der öden, ſandigen Welt an deinen Buſen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! ſein verirrtes, verlornes, einziges Schafchen wieder an ſein Herz zu drücken?

Fernando (zu ihren Füßen). Meine Stella!

Stella. Auf, Beſter! Steh' auf! Ich kann dich nicht knieen ſehen.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor dir auf den Knieen; beugt ſich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verſtehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir iſt wie in den erſten Augenblicken unſrer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich ſauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheidter biſt du nicht geworden.

Fernando. Da ſey Gott für! — Aber dieſe Augenblicke von Wonne in deinen Armen machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' dir's, daß du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt — Gott verzeih' dir's, der dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues, ſüßes Aug' dringe, und drin mich mit Forſchen verliere; ſo mein' ich, die ganze Zeit meines Wegſeyns hätte kein ander Bild drin gewohnet als das meine.

Stella. Du irrſt nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Geſtand ich dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleinen Leidenſchaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt du mich ſo an? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Roſe! meine ſüße Blume! Stella! — Was ſchüttelſt du den Kopf?

Stella. — Daß man euch ſo lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verurſachet!

Fernando (eine Locke flechtend). Ob du wohl graue Haare davon bekriegt haſt? — Es iſt dein Glück, daß ſie ſo blond ohne das ſind — Zwar ausgefallen ſcheinen dir keine zu ſeyn. (Er zieht vor den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen frey herunter.)

Stella. Muthwille!

Fernando (seine Arme drein wickelnd). Rinaldo wieder in den alten Ketten!

Bedienter kommt.

Gnädige Frau! —

Stella. Was hast du? Du machst ein verdrießlich, ein kaltes Gesicht; du weißt die Gesichter sind mein Tod wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau — Die zwei Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich sage. Ich seh' die Tochter ins Posthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, sie hatten Extrapost bestellt, weil der Postwagen hinunter schon fort ist. Ich redete mit ihnen; sie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich sollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber schaffen, und der gnädigen Frau tausend Segen wünschen; sie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es ist die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen ist? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienste nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß sie mir jetzt diese Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen seyn?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wissen. Verlieren möcht' ich sie nicht gern — Hab' ich doch dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in diesen Augenblicken! Rede mit ihnen, Fernando — — Eben jetzt! jetzt! — Mache, daß die Mutter herüber kommt, Heinrich! (Der Bediente geht ab.) Sprich mit ihr; sie soll Freiheit haben. — Fernando,

ich will ins Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebste Liebe!

Stella (an ihm hangend). Und du kommst doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! (Stella ab.)

Fernando (allein). Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei! — Fernando, kennst du dich noch selbst? Alles, was diesen Busen bedrängt, es ist weg; jede Sorge, jedes ängstliche Zurückerinnern, was war — und was seyn wird! — Kommt ihr schon wieder? — Und doch, wenn ich dich ansehe, deine Hand halte, Stella! flieht alles, verlischt jedes andre Bild in meiner Seele!

Der Verwalter kommt.

(Ihm die Hände küssend) Sie sind wieder da?

Fernando (die Hand wegziehend). Ich bin's.

Verwalter. Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Bist du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwei Kinder — und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthschaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenschaft abzulegen — Sie sollen erstaunen wie wir das Gut verbessert haben. — Darf ich denn fragen wie es Ihnen ergangen ist?

Fernando. Stille! — Soll ich dir alles sagen? Du verdienst's, alter Mitschuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott sey nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen gesenzt und gebrennt.

Fernando. Du sollst's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlin? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe ſie nicht gefunden. Ich traute mich ſelbſt nicht in die Stadt; allein aus ſichern Nachrichten weiß ich, daß ſie ſich einem Kaufmann, einem falſchen Freunde vertraut hat, der ihr die Capitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Verſprechen größerer Procente ablockte und ſie darum betrog. Unter dem Vorwande ſich aufs Land zu begeben, hat ſie ſich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrſcheinlicher Weiſe durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, ſie hatte Muth und Charakter genug ſo etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie ſind nun wieder hier! Verzeih'n wir's Ihnen, daß Sie ſo lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herum gekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hauſe mit meiner Frau und zwei Kindern ſo wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt verſucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es iſt doch am Ende nichts anders und nichts beſſers.

Fernando. Ja wer die alten Zeiten vergeſſen könnte!

Verwalter. Die uns bei mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an alles genau: wie wir Laetitien ſo liebenswürdig fanden, uns ihr aufdrangen, unſere jugendliche Freiheit nicht geſchwind genug los werden konnten.

Fernando. Es war doch eine ſchöne, glückliche Zeit!

Verwalter. Wie ſie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiz manches verlor.

Fernando. Verſchone mich mit dieſer Lebensgeſchichte.

Verwalter. Wie wir hie und da, und da und dort uns umſahn, wie wir endlich dieſen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, ſondern wir uns entſchließen mußten, entweder die eine oder die andere glücklich zu machen; wie wir es endlich ſo bequem fanden, daß ſich eben eine Gelegenheit zeigte die Güter zu verkaufen, wie wir mit manchem Verluſt uns davon machten, den Engel raubten, und das ſchöne, mit ſich ſelbſt und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten.

Fernando. Wie es ſcheint, biſt du noch immer ſo lehrreich und geſchwätzig wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewiſſens? Als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob ſo ganz aus reinem Verlangen Ihre Gemahlin und Ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, ſich wieder weg ſehnten, und wie ich Ihnen von mehr als Einer Seite behülflich ſeyn mußte —

Fernando. So weit für dießmal.

Verwalter. Bleiben Sie nur, dann iſt alles gut. (Ab.)

Bedienter kommt.

Madame Sommer!

Fernando. Bring' ſie herein. (Bedienter ab.)

Fernando (allein). Dieß Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! Ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun!

Madame Sommer tritt auf.

Fernando (vor ſich). O Gott! und auch ihre Geſtalt muß mich an mein Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's

in dir liegt ſo zu fühlen und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch Kraft, dir das Geſchehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — O wo ſeh' ich den nicht! (Laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünſchte daß Sie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten und mir. Setzen Sie ſich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glücklichen zur Laſt, und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? Sie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen Sie mich — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, laſſen Sie mich!

Fernando (vor ſich). Welche Stimme! Welche Geſtalt! (Laut.) Madame! (Er wendet ſich ab.) — Gott, es iſt meine Frau! (Laut.) Verzeihen Sie! (Eilend ab.)

Madame Sommer (allein). Er erkennt mich! — Ich danke dir, Gott, daß du in dieſen Augenblicken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in der bedeutenden Stunde ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando kommt zurück.

(Vor ſich.) Sollte ſie mich kennen? — (Laut.) Ich bitte Sie, Madame, ich beſchwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schickſal erzählen; und wie ſollten Sie zu Klagen und Trauer geſtimmt

ſern, an einem Tage da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr! entlaſſen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erſpart' ich's Ihnen und mir! Die Erinnerung der erſten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie ſind nicht immer unglücklich geweſen?

Madame Sommer. Sonſt würd' ich's jetzt in dem Grade nicht ſeyn. (Nach einer Pauſe, mit erleichterter Bruſt.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Manner an mich feſſelte; eine groſſe Anzahl wünſchte mir gefallig zu ſeyn. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hatte, mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergingen die glücklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer ins Leben ſah, und Freud' und Leid ahnete die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchützer, mir ſtatt meiner Eltern geworden ware, die ich um ſeinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich ſah den Mann! Ich ſah ihn, auf den ich in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſeyn, daß ſich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundſchaft, und ach, wie ſchnell darauf meine

Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte, wie schien er dir für die Statte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie floh er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir, und wie unterstützt' ich mich, in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando. Was konnte diese liebe Verbindung stören?

Madame Sommer. Nichts ist bleibend — Ach, er liebte mich so gewiß, als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte als mich glücklich zu sehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bißchen Unmuth, ein bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es wirklich Uebel waren. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüste allein zu lassen.

Fernando (immer verwirrter). Und wie? Seine Gesinnungen, sein Herz?

Madame Sommer. Können wir wissen, was in dem Busen der Manner schlagt? — Ich merkte nicht daß ihm nach und nach das alles ward — wie soll ich's nennen? — nicht gleichgultiger! das darf ich mir nicht sagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit seinen Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerin; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefuhl meines Elends hat keinen Namen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde! in dem Augenblick, da ich die Früchte der aufgeopferten Blüthe einzuernten gedachte — verlassen! —

verlaſſen! — Alle Stützen des menſchlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachſendes Vermögen, Ausſicht über eine zahlreiche wohlverſorgte Nachkommenſchaft, alles ſtürzte vor mir zuſammen, und ich — das überbliebene unglückliche Pfand unſrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz ſank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlaſſenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurückgehaltener Wehmuth). Er iſt's nicht! — Ich bedaure den Mann, der ſich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer (gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen). Nein, gewiß! Ich ſeh' ihn als einen Gefangenen an. Sie ſagen ja auch immer es ſey ſo. Er wird aus ſeiner Welt in die unſere herüber gezogen, mit der er im Grunde nichts gemein hat. Er betrügt ſich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts ſeyn als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hing, ihm gefallig, fur ihn ſorgſam zu ſeyn; die dem Wohl ihres Hauſes, ihres Kindes, all' ihre Tage widmete, und freilich ſich mit ſo viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüſte ward, daß ſie keine unterhaltende Geſellſchafterin war, daß er mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes meinen Umgang nothwendig fahl finden mußte. Er iſt nicht ſchuldig!

Fernando (zu ihren Füßen). Ich bin's!

Madame Sommer (mit einem Strom von Thränen an ſeinem Hals). Nein!

Fernando. Cäcilie! — mein Weib! —

Cäcilie (von ihm sich abwendend). Nicht mein — Du verlassest mich, mein Herz! — (Wieder an seinem Hals.) Fernando! — wer du auch seyst — laß diese Thränen einer Elenden an deinem Busen fließen — Halte mich diesen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es ist nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cäcilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! schone mich! —

Cäcilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur diesen Augenblick! — Gönne meinem Herzen diese Ergießung, es wird frei werden, stark! Du sollst mich los werden —

Fernando. Eh' soll mein Leben zerreißen, eh' ich dich lasse!

Cäcilie. Ich werde dich wieder sehn, aber nicht auf dieser Erde! Du gehörst einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oeffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein, allein ist's Trost in diesem furchterlichen Augenblicke.

Fernando (sie bei der Hand fassend, anstarrend, sie umarmend). Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cäcilie. Gefunden, was du nicht suchtest!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe dich gesucht; dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand sogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Lucie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter seyn? — — Ich habe dich aufgesucht überall. Drei Jahre zieh' ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich ach! unsere Wohnung verändert, in fremden Händen,

und die traurige Geſchichte des Verluſt's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner ſelbſt und des Lebens überdrüßig, ſteckt' ich mich in dieſe Kleider, in fremde Dienſte, half die ſterbende Freiheit der edeln Corſen unterdrücken; und nun ſiehſt du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Buſen, mein theuerſtes, mein beſtes Weib!

Lucie tritt auf.

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Lieber, beſter Vater! wenn Sie mein Vater wieder ſind!

Fernando. Immer und ewig!

Cäcilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's ſchnell ſeyn. Die Unglückliche! Warum, Lucie, dieſen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz ſchlug mir; du weißt wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtändet darauf euch zu entfernen, wolltet ſie mit euerm Abſchied nicht beſchweren, wolltet fort. Und du, Lucie, geſchwind hinüber; laß eine Chaiſe zu Dreien anſpannen. Meine Sachen ſoll der Bediente zu den eurigen packen. — Bleib noch hüben, theuerſte Frau! Und du, meine Tochter, wenn alles beſtellt iſt, komm herüber; und verweilt im Gartenſaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, ſagen, ich wollte euch hinüber begleiten, ſorgen, daß ihr wohl fort kamt, und das Poſtgeld für euch bezahlen. — Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cäcilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß seyn! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort! (Cäcilie und Lucie ab.)

Fernando (allein). Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchstich würde allen diesen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühllosigkeit stürzen, um die ich jetzt alles dahin gäbe! — Bist du da, Elender? Erinnere dich der vollglücklichen Tage, da du in starker Genügsamkeit gegen den Armen stand'st, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühltest in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja, die Glücklichen! die Glücklichen! — Eine Stunde früher diese Entdeckung, und ich wäre geborgen! ich hatte sie nie wieder gesehn, sie mich nicht; ich hatte mich überreden können: sie hat dich diese vier Jahre vergessen, verschmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie soll ich vor ihr erscheinen, was ihr sagen? — O meine Schuld, meine Schuld wird schwer in diesen Augenblicken über mir! — Verlassen, die beiden lieben Geschöpfe! Und ich, in dem Augenblick da ich sie wieder finde, verlassen von mir selbst! elend! O meine Brust!

Vierter Act.

Einsiedelei in Stella's Garten.

Stella allein.

Du blühst schön, schöner als sonst, liebe, liebe Statte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lockst mich nicht mehr — mir schaudert vor dir — kühle, lockre Erde, mir schaudert

vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich ſchon Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da ſollteſt du, Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſeyn in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun! — Sonne des Himmels, du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er iſt wieder da! — und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! Dieſe Knöspchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng' ſie iſt, für Zwei eingerichtet habe — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug — Weg Buch und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlaſſen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

Fernando kommt.

Stella. Wo bleibſt du, mein Beſter? Wo biſt du? Ich bin lang', lang' allein! (Aengſtlich.) Was haſt du?

Fernando. Die Weiber haben mich verſtimmt! — Die Alte iſt eine brave Frau; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie, Stella.

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauchte Geſellſchaft

— und jetzt — (an seinem Hals) jetzt, Fernando! Ich habe dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — Alles unerwartet auf Einmal! Dich, Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in diesem allen!

Fernando (vor sich). Ich Elender! Sie verlassen? (Laut.) Laß mich, Stella!

Stella. Es ist deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dich diesen Namen aussprechen hörte: — Stella! Es spricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang'! — Wie lebhaft ist mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerst aussprechen hörte, da all mein Glück in dir begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube du fangst an zu rechnen; rechnest die trüben Stunden, die ich mir über dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O! seit dem Augenblick, da ich dich zum Erstenmal sah, wie ward alles so ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel? Wie du zu uns hereintrat'st? Wir saßen unter den großen Kastanienbaumen hinter dem Lusthaus! —

Fernando (vor sich). Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (Laut.) Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie du zu uns trat'st? Ich weiß nicht, ob du bemerktest daß du im ersten Augenblick meine Aufmerksamkeit gefesselt hattest? Ich wenigstens merkte bald daß deine Augen mich suchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Musik, du nahmst deine Violine, und wie du spieltest, lagen

meine Augen sorglos auf dir; ich spähte jeden Zug in deinem Gesicht, und — in einer unvermutheten Pause schlugst du die Augen auf — auf mich! sie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegsah! Du hast es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegsahst, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Tact kamst, daß mein Onkel sich zertrat. Jeder Fehlstrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die süßeste Confusion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder grad ansehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinsten Umstand! — (Vor sich.) Unglückliches Gedachtniß!

Stella. Ich erstaune oft selbst wie ich dich liebe, wie ich jeden Augenblick bei dir mich ganz vergesse; doch alles vor mir noch zu haben, so lebhaft als wär's heute! Ja wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando! — Wie ihr mich suchtet, wie du an der Hand meiner Freundin, die du vor mir kennen lerntest, durchs Bosket streiftest, und sie rief: Stella! — und du riefst: Stella! Stella! — Ich hatte dich kaum reden gehört und erkannte deine Stimme; und wie ihr auf mich trafst, und du meine Hand nahmst! Wer war confuser, ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara sagte mir's wohl, gleich selbigen Abend — Es ist alles eingetroffen — Und welche Seligkeit in deinen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden sehen könnte! Es war ein gutes Geschöpf; sie weinte viel um mich, da ich so krank, so liebeskrank war. Ich hatte sie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verließ!

Stella. Fällt dir das so auf? Ist's denn nicht wahr?

Alles verließ! Oder kannst du in Stella's Munde so was zum Vorwurf mißdeuten? Um deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freilich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, dessen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden waren, das war nichts? Den Ort wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hattest — deine Gespielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne dich? Was war mir's vor deiner Liebe? Aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erst Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir gestehn, daß ich manchmal in einsamen Stunden dachte: Warum konnt' ich das nicht alles mit ihm genießen? Warum mußten wir fliehen? Warum nicht im Besitz von dem allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? — O ich habe für dich wieder Entschuldigungen genug gefunden! für dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille ware, sagte ich! — wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille ware, das Mädchen so heimlich als Beute für sich zu haben! — Und wenn's Stolz ware, das Mädchen so allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannst denken, daß mein Stolz nicht wenig dabei interessirt war, sich das Beste glauben zu machen; und so kamst du nun glücklich durch.

Fernando. Ich vergehe!

Annchen kommt.

Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann! Alles ist aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen! Die Mamsell hat schon ein Laufens, ein Befehlens heut'

verfuhrt, daß es unleidlich war; und nun blieben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring' sie hinüber; zahl' das Postgeld für sie, aber sey gleich wieder da.

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamsell hat eine Chaise zu Dreien bestellt, Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, das ist ein Irrthum.

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freilich sieht's curios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; seit sie bei Tisch Bekanntschaft mit Ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abschied, als Sie ihr zur gesegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella (verlegen). Fernando!

Fernando. Es ist ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! es ist alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen! (Annchen ab.)

Stella. Reiß mich aus der entsetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängstet mich das Kindergeschwatz. Du bist bewegt! Fernando! Ich bin deine Stella!

Fernando (sich umwendend, und sie bei der Hand fassend). Du bist meine Stella!

Stella. Du erschreckst mich, Fernando! Du siehst wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Bösewicht, und feig'; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht dir den Dolch in die Brust zu stoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando (mit Wuth und Zittern). Und nur nicht sehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(Sie will sinken und hält sich an ihn.)

Fernando. Stella, die ich in meinen Armen fasse! Stella! die du mir alles bist! Stella! — (Kalt.) Ich verlasse dich!

Stella (verwirrt lächelnd). Mich!

Fernando (mit Zähneknirschen). Dich! mit dem Weibe, das du gesehen hast! mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird so Nacht!

Fernando. Und dieses Weib ist meine Frau! —

Stella (sieht ihn starr an, und läßt die Arme sinken).

Fernando. Und das Mädchen ist meine Tochter! Stella! (Er bemerkt erst, daß sie in Ohnmacht gefallen ist.) Stella! (Er bringt sie auf einen Sitz.) Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cäcilie, Lucie kommen.

Fernando. Seht! seht den Engel! Er ist dahin! Seht! — Hülfe! (Sie bemühen sich um sie.)

Lucie. Sie erholt sich.

Fernando (stumm sie ansehend). Durch dich! Durch dich!

(ab.)

Stella. Wer? Wer? — (Aufsehend.) Wo ist er? (Sie stößt zurück, sieht die an, die sich um sie bemühen.) Dank euch! Dank! — — Wer seyd ihr?

Cäcilie. Beruhigen Sie sich! Wir sind's.

Stella. Ihr! — Seyd ihr nicht fort? Seyd ihr? — Gott! wer sagte mir's? — Wer bist du? — Bist du? — (Cäcilie bei den Händen fassend.) Nein! ich halt's nicht aus!

Cäcilie. Beste! Liebste! Ich schließ' dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir — biſt du —

Cäcilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

Stella (aufſpringend, ſich die Augen zuhaltend). Und ich? — (Sie geht verwirrt auf und ab.)

Cäcilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerſt du mich? Was iſt mein? — Schrecklich! Schrecklich! — Sind das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir alles ſo fremd wird? — Verſtoßen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cäcilie. Geh, Lucie, ſuch' deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern' dich! — Vater! — Gatte! —

Cäcilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebſt mich? Du drückſt mich an deine Bruſt? — — Nein! Nein — Laß mich! — Verſtoß mich! — (An ihrem Halſe.) Noch einen Augenblick! Es wird bald aus mit mir ſeyn! Mein Herz! Mein Herz!

Lucie. Sie müſſen ruhen!

Stella. Ich ertrag' euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet! euch geraubt euer alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seligkeit in ſeinen Armen! (Sie wirft ſich auf die Kniee.) Könnt ihr mir vergeben?

Cäcilie. Laß! Laß! (Sie bemühen ſich, ſie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — (Sie ſteht auf.) — Vergebung? — Troſt gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel! ich hielt ihn feſt, wie die liebſte Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cäcilie. Unschuldige! Liebe!

Stella (an ihrem Halse). Ich lese in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt' mich! Trag mich! Ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cäcilie. Schwester! meine Schwester! erhole dich! nur einen Augenblick erhole dich! Glaube, daß der in unser Herz diese Gefühle legte, die uns oft so elend machen, auch Trost und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich sterben!

Cäcilie. Kommen Sie! —

Stella (nach einer Pause, wild wegfahrend). Laßt mich alle! Sieh es drängt sich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt sie ganz mit unsäglichen Schmerzen — Es ist unmöglich — unmöglich! So auf einmal! — Ist nicht zu fassen, nicht zu tragen! — (Sie steht eine Weile niedersinkend still, in sich gekehrt, sieht dann auf, erblickt die beiden, fährt mit einem Schrei zusammen, und entflieht.)

Cäcilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte sie!

(Lucie ab.)

Cäcilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel! zerreiß ihn nicht.

Fünfter Act.

Stella's Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella.

(Sie hat Fernando's Porträt, und iſt im Begriff, es von dem Blendrahmen loszumachen.)

Fülle der Nacht, umgieb mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! Wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle ſelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Statte meines Grabes! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeſchieden umzuſchweben, und die Vergangenheit allſchmachtend zu genießen hoffte, von dir auch verbannt ſeyn? — Verbannt ſeyn! — Du biſt ſtumpf! Gott ſey Dank! dein Gehirn iſt verwüſtet; du kannſt ihn nicht faſſen den Gedanken: Verbannt ſeyn! Du wurdeſt wahnſinnig werden! — — Nun! — O mir iſt ſchwindlich! — Leb' wohl! — Lebt wohl? — Nimmer wieder ſehen? — Es iſt ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nicht wieder ſehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Porträt.) Und dich ſollt' ich zurücklaſſen? — (Sie nimmt ein Meſſer und fängt an die Leinwand

(zurücktretend.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfen Schlaf, daß ich in hinreißenden Thranen mein Leben hingabe! Das iſt, und wird ſeyn — du biſt elend! — (Das Gemälde nach dem Winkel wendend.) Ha! Fernando! da du zu mir trat'ſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht welch Heiligthum ſich dir eröffnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſankſt nicht? Entſankſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflücken, und zerpflücken, und am Wege gedankenlos hinſtreuen? — Edler! — ya, Edler! — Meine Jugend! — meine goldnen Tage! — Und du trägſt die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles, alles Eine Hoffnung — — Wo biſt du, Stella? — (Das Portrait anſchauend.) So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Blick war's, der mich ins Verderben riß! — — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dammernd! ſo lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Sie zückt mit dem Meſſer nach dem Gemälde.) Fernando! — (Sie wendet ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter kommt.

Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde ſind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäſche iſt aufgepackt. Vergeſſen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemälde.

Bedienter (nimmt das Meſſer auf, und klaubt das Gemälde von [illegible] auf).

Stella. Hier iſt Geld.

Bedienter. Aber warum?

Stella (einen Moment ſtillſtehend, auf und unter klatſchend.) Komm! (ab.)

Saal.

Fernando.

Laß mich! Laß mich! Sieh! da faßt's mich wieder mit all der ſchrecklichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drin nichts verſchuldet — — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — Was iſt nun des Sinnens Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! und immer quälender! immer ſchrecklicher! — — (Sich die Stirn haltend.) Wo's zuletzt widerſtößt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwei? Dieſe drei beſten weiblichen Geſchöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir! — Wenn ich klagen könnte, könnte verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in ſtumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo ſind ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blickſt ſterbend nach dem Himmel, und achzeſt: „Was hab' ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknickt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt?" — Cäcilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen ſich um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten, edelſten weiblichen Geſchöpfe! —

Dein! Dein? — Kannſt du das faſſen, die dreifache, unſägliche Wonne? — Und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! — — Sie wird elend ſeyn! Stella! biſt elend! — Was hab' ich dir geraubt? Das Bewußtſeyn deiner ſelbſt, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? (Er nimmt eine Piſtole vom Tiſch.) Doch, auf alle Fälle! — (Er ladet.)

Cäcilie kommt.

Mein Beſter! wie iſt uns? — (Sie ſieht die Piſtolen.) Das ſieht ja reiſefertig aus!

Fernando (legt ſie nieder).

Cäcilie. Mein Freund! Du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willſt du, Cäcilie? Was willſt du, mein Weib?

Cäcilie. Nenne mich nicht ſo bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab' viel gelitten, und darum nichts von gewaltſamen Entſchlüſſen. Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cäcilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe dich!

Fernando (ſtutzend). Kurz und gut?

Cäcilie. Meinſt du man muſſe hinter der Thür Abſchied nehmen um zu verlaſſen was man liebt?

Fernando. Cäcilie!

Cäcilie. Ich werfe dir nichts vor, und glaube nicht daß ich dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen

Verluſt; ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte. Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberin, die alles dahingabe den erflehten Gegenſtand zu beſitzen. Fernando! mein Herz iſt warm und voll für dich; es iſt das Gefühl einer Gattin, die, aus Liebe, ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cäcilie. Du fährſt auf?

Fernando. Du marterſt mich!

Cäcilie. Du ſollſt glücklich ſeyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen ſcheiden ohne getrennt zu ſeyn. Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich ſeyn; du ſollſt Freude und Kummer in meinen Buſen ausgießen. Deine Briefe ſollen mein einziges Leben ſeyn, und die meinen ſollen dir als ein lieber Beſuch erſcheinen — — Und ſo bleibſt du mein, biſt nicht mit Stella verbannt in einen Winkel der Erde, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und ſo, Fernando, gieb mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grauſam; als Ernſt iſt's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beſte! — Der kalte Sinn löſ't den Knoten nicht. Was du ſagſt, klingt ſchön, ſchmeckt ſüß. Wer nicht fühlte daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich ſelbſt betrügſt, indem du die marterndſten Gefühle mit einem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cäcilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte? Was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cäcilie. Nun denn! — Und Stella?

Fernando (fährt auf und geht wild auf und ab).

Cäcilie. Wer betrügt sich? Wer betaubt seine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Trost? Ja, ihr Manner kennt euch.

Fernando. Ueberhebe dich nicht deiner Gelassenheit! — Stella! Sie ist elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß sie! Laß mich!

Cäcilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einsamkeit thun; wohl ihrer Zartlichkeit, uns wieder vereinigt zu wissen. Jetzo macht sie sich bittere Vorwurfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich dich verließ', als ich ware; denn sie berechnete mich nach sich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn sie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es ist ihr besser —

Fernando. Laß sie fliehen! Laß sie in ein Kloster!

Cäcilie. Wenn ich nun aber wieder so denke: warum soll sie denn eingemauert seyn? Was hat sie verschuldet, um eben die blühendsten Jahre, die Jahre der Fulle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund' hinzujammern? geschieden zu seyn von ihrer lieben Welt? — von dem, den sie so glühend liebt? — von dem, der sie — Nicht wahr, du liebst sie, Fernando?

Fernando. Ha! was soll das? Bist du ein böser Geist, in Gestalt meines Weibes? Was kehrst du mein Herz um und um? Was zerreißest du das zerrissene? Bin ich nicht zerstört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schicksal! — und Gott erbarme sich euer! (Er wirft sich in einen Sessel.)

Cäcilie (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand). Es war einmal ein Graf —

Fernando (will aufſpringen, ſie hält ihn).

Cäcilie. Ein deutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlin, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cäcilie. Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie löſ'te ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn aufs neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreiſe zu ſeinem edeln Weibe! — Und ſein Mädchen? — Er fühlte Menſchheit! — er glaubte an Menſchheit, und nahm ſie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, ſieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben ſeine Ritter, mit ſtolzer Ehre von ihren Roſſen ſich auf den vaterländiſchen Boden ſchwingend; ſeine Knechte abladend die Beute, ſie zu ihren Füßen legend; und ſie ſchon in ihrem Sinn das all' in ihren Schranken aufbewahrend, ſchon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beſchenkend — Edles theures Weib, der größte Schatz iſt noch zurück! — Wer iſt's die dort verſchleiert mit dem Gefolge naht? Sanft ſteigt ſie vom Pferde — — „Hier!" — rief der Graf, ſie bei der Hand faſſend, ſie ſeiner Frau entgegen führend, — „Hier! ſieh das alles — und ſie! nimm's aus ihren Handen — nimm mich aus ihren wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halſe geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt du ſie! — Belohn' ſie."

Fernando (liegt ſchluchzend mit den Armen über Tiſch gebreitet).

Cäcilie. An ihrem Halſe rief das treue Weib, in tauſend Thranen rief ſie: „Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Halfte deß, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede ſoll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief ſie an ſeinem Halſe, zu ſeinen Fußen: Wir ſind dein!“ — — Sie faßten ſeine Hande, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Statthalter ſprach ſeinen Segen dazu. Und ihr Glück, und ihre Liebe faßte ſelig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel! Welch ein Strahl von Hoffnung dringt herein!

Cäcilie. Sie iſt da! Sie iſt unſer! (nach der Cabinets-Thüre) Stella!

Fernando. Laß ſie, laß mich! (Im Begriff wegzugehen.)

Cäcilie. Bleib! Höre mich!

Fernando. Der Worte ſind ſchon genug. Was werden kann wird werden. Laß mich! In dieſem Augenblick bin ich nicht vorbereitet vor euch beiden zu ſtehen. (ab.)

Cäcilie, hernach Lucie, hernach Stella.

Cäcilie. Der Unglückliche! Immer ſo einſylbig, immer dem freundlichen, vermittelnden Wort widerſtrebend, und ſie, eben ſo! Es muß mir doch gelingen. (Nach der Thüre) Stella! Höre mich, Stella!

Lucie. Ruf' ihr nicht! Sie ruht, von einem ſchweren Leiden ruht ſie einen Augenblick. Sie leidet ſehr; ich fürchte, meine Mutter, mit Willen, ich fürchte, ſie ſtirbt.

Cäcilie. Was ſagſt du?

Lucie. Es war nicht Arzenei, fürcht' ich, was ſie nahm.

Cäcilie. Und ich hätte vergebens gehofft? O, daß du dich täuſchteſt! — Fürchterlich — Fürchterlich!

Stella (an der Thüre). Wer ruft mich? Warum weckt ihr mich? Welche Zeit iſt's? Warum ſo frühe?

Lucie. Es iſt nicht frühe, es iſt Abend.

Stella. Ganz recht, ganz wohl, Abend für mich.

Cäcilie. Und ſo täuſcheſt du uns!

Stella. Wer täuſchte dich? Du.

Cäcilie. Ich brachte dich zurück, ich hoffte.

Stella. Für mich iſt kein Bleibens.

Cäcilie. Ach hätte ich dich ziehen laſſen, reiſen, eilen, ans Ende der Welt!

Stella. Ich bin am Ende.

Cäcilie (zu Lucien, die indeſſen ängſtlich hin und wieder getanzt iſt). Was zauderſt du? Eile, rufe um Hülfe!

Stella (die Lucien anfaßt). Nein, verweile. (Sie lehnt ſich auf beide, und ſie kommen weiter hervor.) An eurem Arm dachte ich durch's Leben zu gehen; ſo führt mich zum Grabe. (Sie führen ſie langſam hervor, und laſſen ſie auf der rechten Seite auf einen Seſſel nieder.)

Cäcilie. Fort, Lucie! fort! Hülfe! Hülfe!

(Lucie ab.)

Stella, Cäcilie, hernach **Fernando,** hernach **Lucie.**

Stella. Mir iſt geholfen!

Cäcilie. Wie anders glaubt' ich! Wie anders hofft' ich!

Stella. Du Gute, Duldende, Hoffende!

Cäcilie. Welch entſetzliches Schickſal!

Stella. Tiefe Wunden ſchlagt das Schickſal, aber oft heilbare. Wunden, die das Herz dem Herzen ſchlagt, das

Herz ſich ſelber, die ſind unheilbar und ſo — laß m
ſterben.

Fernando (tritt ein). Uebereilte ſich Lucie, oder iſt
Botſchaft wahr? Laß ſie nicht wahr ſeyn, oder ich fluche dein
Großmuth, Cäcilie, deiner Langmuth.

Cäcilie. Mir wirft mein Herz nichts vor. Guter W
iſt höher als aller Erfolg. Eile nach Rettung, ſie lebt no
ſie gehört uns noch.

Stella (die aufblickt und Fernando's Hand faßt). Willkomme
Laß mir deine Hand, (zu Cäcilien) und du die deine. A
um Liebe, war die Loſung meines Lebens. Alles um Lie
und ſo nun auch den Tod. In den ſeligſten Augenblic
ſchwiegen wir und verſtanden uns, (indem die Hände beider Ga
zuſammenzubringen) und nun laßt mich ſchweigen und ruh
(Sie fällt auf ihren rechten Arm, der über den Tiſch gelehnt iſt.)

Fernando. Ja wir wollen ſchweigen, Stella, und ruh
(Er geht langſam nach dem Tiſche linker Hand.)

Cäcilie (in ungeduldiger Verwunderung). Lucie kommt nic
niemand kommt. Iſt denn das Haus, iſt denn die Nachb
ſchaft eine Wüſte? Faſſe dich, Fernando, ſie lebt noch. H
derte ſind vom Todeslager aufgeſtanden, aus dem Grabe
ſie wieder aufgeſtiegen. Fernando, ſie lebt noch. Und w
uns alles verläßt, und hier kein Arzt iſt, keine Arzenei; ſo
doch einer im Himmel, der uns hört. (Auf den Knieen, in
Nähe von Stella.) Höre mich! Erhöre mich, Gott! Erhalte
uns, laß ſie nicht ſterben!

Fernando (hat mit der linken Hand ein Piſtol ergriffen, und
langſam ab).

Cäcilie (wie vorher, Stella's linke Hand faſſend). Ja ſie
noch; ihre Hand, ihre liebe Hand iſt noch warm. Ich
dich nicht, ich faſſe dich mit der ganzen Gewalt des Glaub

und der Liebe. Nein, es iſt kein Wahn! Eifriges Gebet iſt ſtärker denn irdiſche Hülfe. (Aufſtehend und ſich umkehrend.) Er iſt hinweg, der Stumme, Hoffnungsloſe. Wohin? O, daß er nicht den Schritt wagt, wohin ſein ganzes ſturmvolles Leben ſich hindrangte. Zu ihm! (Indem ſie fort will, wendet ſie ſich nach Stella.) Und dieſe laſſ' ich hülflos hier. Großer Gott! und ſo ſtehe ich, im fürchterlichſten Augenblick, zwiſchen Zweien, die ich nicht trennen und nicht vereinigen kann. (Es fällt in der Ferne ein Schuß.)

Cäcilie. Gott! (Will dem Schall nach.)

Stella (ſich mühſam aufrichtend). Was war das? Cäcilie, du ſtehſt ſo ferne, komm näher, verlaß mich nicht. Es iſt mir ſo bange. O meine Angſt! Ich ſehe Blut fließen. Iſt's denn mein Blut? Es iſt nicht mein Blut. Ich bin nicht verwundet, aber todt krank — Es iſt doch mein Blut.

Lucie (kommt). Hülfe, Mutter, Hülfe! Ich renne nach Hülfe, nach dem Arzte, ſprenge Boten fort; aber ach! ſoll ich dir ſagen, ganz anderer Hülfe bedarf's. Mein Vater fällt durch ſeine eigene Hand, er liegt im Blute. (Cäcilie will fort, Lucie hält ſie.) Nicht dahin, meine Mutter, der Anblick iſt hülflos, und erregt Verzweiflung.

Stella (die halb aufgerichtet aufmerkſam zugehört hat, faßt Cäcilien's Hand). So wäre es geworden? (ſich aufrichtend und an Cäcilien und Lucien lehnend.) Kommt, ich fühle mich wieder ſtark, kommt zu ihm. Dort laßt mich ſterben.

Cäcilie. Du wankſt, deine Kniee tragen dich nicht. Wir tragen dich nicht. Auch mir iſt das Mark aus den Gebeinen.

Stella (ſinkt an den Seſſel nieder). Am Ziele denn. So gehe du hin, zu dem, dem du angehörſt. Nimm ſeinen letzten Seufzer, ſein letztes Röcheln auf. Er iſt dein Gatte. Du

zurückkehrst? Ich bitte, ich beschwöre dich. Dein Bleiben macht mich unruhig. (Mit Bewegung, doch schwach) Bedenke, er ist allein, und gehe!

(Cäcilie mit Heftigkeit ab.)

Lucie. Ich verlasse dich nicht, ich bleibe bei dir.

Stella. Nein, Lucie! Wenn du mir wohl willst, so eile. Fort! fort! laß mich ruhen! Die Flügel der Liebe sind gelähmt, sie tragen mich nicht zu ihm hin. Du bist frisch und gesund. Die Pflicht sey thatig wo die Liebe verstummt. Fort zu dem, dem du angehörst! Er ist dein Vater. Weißt du, was das heißt? Fort! wenn du mich liebst, wenn du mich beruhigen willst.

(Lucie entfernt sich langsam und ab.)

Stella (sinkend) Und ich sterbe allein.

Die Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel

in Einem Act.

Personen.

Wilhelm, ein Kaufmann.
Marianne, ſeine Schweſter.
Fabrice.
Briefträger.

Wilhelm (an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren). Diese Woche wieder zwei neue Kunden! Wenn man sich rührt, giebt's doch immer etwas; sollt' es auch nur wenig seyn, am Ende summirt sich's doch, und wer klein Spiel spielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verlust ist zu verschmerzen. Was giebt's?

Briefträger. Einen beschwerten Brief, zwanzig Ducaten, franco bald.

Wilhelm. Gut! sehr gut! Notir' Er mir's zum Uebrigen.

(Briefträger ab.)

Wilhelm (den Brief ansehend.) Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht sagen, daß ich sie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerade bezahlen, und mißbrauche seine Gutheit nicht weiter. Gestern sagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und so mahnt mich seine Gegenwart just doppelt. (Indem er die Schatulle aufmacht und zählt.) In vorigen Zeiten, wo ich ein bißchen bunter wirthschaftete, konnt' ich die stillen Gläubiger am wenigsten leiden. Gegen einen, der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverschamtheit und alles, was dran hängt; der andere, der schweigt, geht gerade ans Herz, und fodert am dringendsten, da er mir sein Anliegen überlaßt. (Er legt Geld zusammen auf den Tisch.) Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthschaft heraus und wieder geborgen

hin! (Er legt ein Buch auf.) Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verschleuderte. — Und so — kann ich's ausdrucken? — — Doch du thust nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde liebe Geschöpf nicht wäre, saß' ich hier, und verglich' Bruche? — O Marianne! wenn du wüßtest, daß der, den du für deinen Bruder hältst, daß der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! — Ach! — Es ist doch bitter — — Sie liebt mich — ja, als Bruder — Nein, nein! das ist wieder Unglaube, und der hat nie was Gutes gestiftet. — Marianne! ich werde glücklich seyn, du wirst's seyn, Marianne!

Marianne. Was willst du, Bruder? Du riefst mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht dich der Muthwille, daß du mich aus der Küche hereinverirrst?

Wilhelm. Du siehst Geister.

Marianne. Sonst wohl. Nur deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machst du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut' Abend mitessen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie sind bald fertig, du darfst es nachher nur sagen. Er muß mich auch sein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernst wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hubsch. Und wenn du hernach bei Tische sitzest und den Kopf hangst, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachst, wenn ich ein Liedchen anfange, das dir lieb ist.

Wilhelm. Hast du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja, wer euch Mannsleuten auch nichts anmerkte! — Wenn du ſonſt nichts haſt, ſo geh' ich wieder; denn ich habe noch allerlei zu thun. Adieu. — Nun gieb mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten ſind, ſollſt du einen zum Nachtiſch haben.

Marianne. Es iſt doch verwunſcht, was die Brüder grob ſind! Wenn Fabrice oder ſonſt ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die ſprangen Wande hoch, und der Herr da verſchmaht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. (ab.)

Wilhelm. Engel! Lieber Engel! Daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! Siehſt du denn auf uns herunter, heilige Frau, die du mir dieſen Schatz aufzuheben gabſt? — Ja, ſie wiſſen von uns droben! ſie wiſſen von uns! — Charlotte, du konnteſt meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du mir ſcheidend deine Tochter anvertrauteſt! Du gabſt mir alles, was ich bedurfte, knüpfteſt mich ans Leben! Ich liebte ſie als dein Kind, — und nun! — Noch iſt mir's Täuſchung. Ich glaube dich wieder zu ſehen, glaube, daß mir das Schickſal verjüngt dich wieder gegeben hat, daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traum des Lebens nicht konnte, nicht ſollte! — Glücklich! Glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich: es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Da liegen deine dreihundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein giebſt du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du sie weiter brauchst —

Wilhelm. Wenn ich sie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar, nur jetzt nimm sie zu dir. — Höre, Charlottens Andenken ist diesen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hättest sie kennen sollen! Ich sage dir, es war eins der herrlichsten Geschöpfe.

Fabrice. Sie war Witwe, wie du sie kennen lerntest?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich gestern noch einen ihrer Briefe. Du bist der einzige Mensch, der je was davon gesehen hat.

(Er sieht nach der Schatulle.)

Fabrice (für sich). Wenn er mich nur jetzt verschonte! Ich habe die Geschichte schon so oft gehört! Ich höre ihm sonst auch gern zu, denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und just möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," schreibt sie, „ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr."

Fabrice. Eine schöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war sie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir schon oft gesagt, wie ich durch sie ein ganz anderer Mensch wurde. Beschreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verschwendet sah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbieten, konnte ihren Zustand nicht erträglicher machen. Ich fühlte

zum Erſtenmal den Trieb, mir einen nöthigen ſchicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdroſſenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureißen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte ſo ein mühſeliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte ſich zuſehends — und ſie ſtarb — Ich konnte nicht bleiben. Du ahneſt nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr ſehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlaſſen, wo ſie ruhte. Sie ſchrieb mir kurz vor ihrem Ende —

(Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.)

Fabrice. Es iſt ein herrlicher Brief, du haſt mir ihn neulich geleſen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und leſ' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift ſehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, ſie ſey noch da — Sie iſt auch noch da! — (Man hört ein Kind ſchreien.) Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat ſie wieder den Jungen unſers Nachbars; mit dem treibt ſie ſich täglich herum, und ſtört mich zur unrechten Zeit. (An der Thür.) Marianne, ſey ſtill mit dem Jungen, oder ſchick' ihn fort, wenn er unartig iſt. Wir haben zu reden. (Er ſteht in ſich gekehrt.)

Fabrice. Du ſollteſt dieſe Erinnerungen nicht ſo oft reizen.

Wilhelm. Dieſe Zeilen ſind's! dieſe letzten! der Abſchiedshauch des ſcheidenden Engels. (Er legt den Brief wieder zuſammen.) Du haſt Recht, es iſt ſündlich. Wie ſelten ſind wir werth, die vergangenen ſelig-elenden Augenblicke unſers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schickſal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzahlteſt du mir, die ihrer

Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, du hätteſt wenigſtens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran ſich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm (ſich lebhaft nach ihm wendend). Ihre Tochter? Es war ein holdes Bluthchen. Sie übergab mir's — Es iſt zu viel, was das Schickſal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles ſagen könnte —

Fabrice. Wenn dir's einmal ums Herz iſt.

Wilhelm. Warum ſollt' ich nicht —

Marianne (mit einem Knaben). Er will noch gute Nacht ſagen, Bruder! Du mußt ihm kein finſter Geſicht machen, und mir auch nicht. Du ſagſt immer, du wollteſt heirathen, und möchteſt gern viele Kinder haben. Die hat man nicht immer ſo am Schnürchen, daß ſie nur ſchreien, wenn's dich nicht ſtört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder ſind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterſchied ſeyn.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich ſeyn! (Sie kauert ſich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe Chriſteln ſo lieb! Wenn er erſt mein wäre! — Er kann ſchon buchſtabiren; er lernt's bei mir.

Wilhelm. Und da meinſt du, deiner könnte ſchon leſen?

Marianne. Ja wohl! Denn da that' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen, und lehren, und zu eſſen geben, und putzen, und allerlei ſonſt.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitſpielen: der wurd' ihn ja wohl ſo lieb haben wie ich. Chriſtel muß nach Hauſ' und

empfiehlt ſich. (Sie führt ihn zu Wilhelmen.) Hier, gieb eine ſchöne Hand, eine rechte Patſchhand!

Fabrice (für ſich). Sie iſt gar zu lieb. ich muß mich erklären.

Marianne (das Kind zu Fabricen führend). Hier, dem Herrn auch.

Wilhelm (für ſich). Sie wird dein ſeyn! Du wirſt — Es iſt zu viel, ich verdien's nicht. — (Laut.) Marianne, ſchaff' das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabricen bis zum Nachteſſen; ich will nur ein paar Gaſſen auf und ab laufen; ich habe den ganzen Tag geſeſſen.

(Marianne ab.)

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freien Athemzug! — Mein Herz iſt ſo voll. — Ich bin gleich wieder da! (ab.)

Fabrice. Mach' der Sache ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer langer und langer tragſt, wird's doch nicht reifer. Du haſt's beſchloſſen. Es iſt gut, es iſt trefflich! Du hilfſt ihrem Bruder weiter, und ſie — ſie liebt mich nicht, wie ich ſie liebe. Aber ſie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere, als freundſchaftliche Geſinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünſcht und wie beſtellt die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — Und wenn mich ihr Herz nicht verſchmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich ſicher.

Marianne und Fabrice.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeſchafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaſſ ich's.

Manchmal erbettelt ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkamerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach, gar nicht: Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm ins Bette komm', iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich, was er kann; manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice (halb für ſich). Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Fabrice Sie ſind ihm auch Mutter.

Marianne (ſieht in Gedanken).

Fabrice (ſieht ſie eine Zeitlang an). Macht Sie der Name Mutter traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur ſo.

Fabrice. Was, ſüße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es iſt mir nur manchmal ſo wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünſcht haben?

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünſcht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal ſo ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlaſſen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übrige Ausſicht möchte auch noch ſo reizend ſeyn.

Fabrice. Das iſt doch wunderbar! Wenn Sie in Einer Stadt bei einander wohnten, hieße das ihn verlaſſen?

Marianne. O nimmermehr! Wer ſollte ſeine Wirthſchaft führen? Wer für ihn ſorgen? — Mit einer Magd? — oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht sein Freund seyn? Könnten Sie Drei nicht eben so eine glückliche, eine glücklichere Wirthschaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in seinen sauern Geschäften erleichtert werden? Was für ein Leben könnte das seyn?

Marianne. Man sollt's denken. Wenn ich's überlege, ist's wohl wahr. Und hernach ist mir's wieder so, als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es ist nun so — Wenn ich aufwache, horch' ich, ob der Bruder schon auf ist; rührt sich nichts, bin ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Wasser über und über kocht, bis die Magd aufsteht, und er seinen Kaffee hat, wie er die Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann setze ich mich hin und stricke Strümpfe für meinen Bruder, und hab' eine Wirthschaft, und messe sie ihm zehnmal an, ob sie auch lang genug sind, ob die Wade recht sitzt, ob der Fuß nicht zu kurz ist, daß er manchmal ungeduldig wird. Es ist mir auch nicht ums Meisen; es ist mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmal ansehen muß, wenn er ein paar Stunden geschrieben hat, und er mir nicht Hypochonder wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich ansieht; ich seh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich sonst nicht will merken lassen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut, als wenn er ernst wäre oder böse. Er thut wohl; ich peinigte ihn sonst den ganzen Tag.

Fabrice. Er ist glücklich.

Marianne. Nein, ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen sollte. Ich

thue doch auch alles für mich, und mir iſt, als wenn ich alles für ihn thate, weil ich auch bei dem, was ich für mich thue, immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thaten, wie ganz glücklich wurde er ſeyn! Wie dankbar wurde er ſeyn, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal ſtell' ich mir's vor, und kann mir ein langes Mährchen erzählen, wenn ich ſo ſitze und ſtricke oder nähe, wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach aufs Wahre zurück, ſo will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich ſagte: „Ich will euch lieb haben," und mußte gleich dazu ſetzen: „Lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher." — — — Ach, Sie ſehen, daß das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da ſitzt der Knoten! Ja, wenn ſich Liebe herüber und hinüber zählen ließe, wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte, wie eine ſchlechte Dienſtmagd. Bei einem Manne würde das alles erſt werden müſſen, was hier ſchon iſt, was nie ſo wieder werden kann.

Fabrice. Es macht ſich viel.

Marianne. Ich weiß nicht; wenn er ſo bei Tiſche ſitzt und den Kopf auf die Hand ſtemmt, niederſieht, und ſtill iſt in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang ſitzen und ihn anſehen. Er iſt nicht ſchön, ſag' ich manchmal zu mir ſelbſt, und mir iſt's ſo wohl, wenn ich ihn anſehe. — Freilich fühl' ich nun wohl, daß es mir für mich iſt, wenn er ſorgt; freilich

ſagt mir das der erſte Blick, wenn er wieder aufſieht, und das thut ein Großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte, der für Sie ſorgte! —

Marianne. Da iſt noch Eins; da ſind eure Launen. Wilhelm hat auch ſeine Launen; von ihm drücken ſie mich nicht, von jedem andern wären ſie mir unerträglich. Er hat leiſe Launen, ich fühl' ſie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute theilnehmende liebevolle Empfindung wegſtößt — es trifft mich! freilich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, ſo iſt's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn ſich nun aber Einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen ſeine Hand anzubieten?

Marianne. Er wird ſich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird ſich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie ſehen ihn vor ſich. Soll ich eine lange Rede halten? Soll ich Ihnen hinſchütten, was mein Herz ſo lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wiſſen Sie lange; ich biete Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen geſehen, das ſo wenig dachte, daß es Gefühle dem, der ſie ſieht, erregen muß, als dich. — Marianne, es iſt nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen ſpricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren, mein Haus iſt eingerichtet; wollen Sie mein ſeyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherlei Schickſale gehabt, war mehr als Einmal entſchloſſen, mein Leben als Hageſtolz zu enden. Sie haben mich

nun — Widerſtehen Sie nicht! Sie kennen mich; ich bin Eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders ſeyn, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein Vermögen, zu dem ſeinen geſchlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben; er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden.

Marianne. Fabrice, es iſt mir nie eingefallen — In welche Verlegenheit ſetzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice (lacht). Engel! Allerliebſte!

Marianne (einen Augenblick ſtill). Gott! was hab' ich geſagt! (ab.)

Fabrice. Sie iſt dein! — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tandelei mit dem Bruder erlauben; das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl wieder ſo zu lieben und gelegentlich wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammen wohnen. Ohne das hatt' ich des guten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit zeither ſchon gern ein bischen ausgeweitet; als Schwager wird's ſchon gehen. Er wird ſonſt ganz Hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird alles hubſch! Er ſoll freier Luft athmen; das Mädchen ſoll einen Mann

haben — das nicht wenig iſt; und du kriegſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Iſt dein Spaziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie v[illegible]er Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' iſt, theils [illegible]ch eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käſefrau, die, mit der Brille auf der Naſe, beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern ab- und zuſchnitt, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub' es ſind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt gewinnt man lieb, und der Erwerb im Kleinen iſt mir ehrwürdig, ſeit ich weiß wie ſauer ein Thaler wird wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. (Steht einige Augenblicke in ſich gekehrt.) Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viele Sachen auf Einmal und durcheinander eingefallen, — und das was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt — (Er wird nachdenkend.)

Fabrice (für ſich). Es geht mir narriſch; ſobald er gegenwärtig iſt unterſteh' ich mich nicht recht zu bekennen daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen was vorgegangen iſt. — (Laut.) Wilhelm! ſag' mir! du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſitzeſt theuer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm (zerſtreut). Nein.

Fabrice. Ich dächte wir könnten uns beide erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könntest du einnehmen; du verheirathest dich doch so bald nicht. — Du hast den Hof und eine kleine Niederlage für deine Spedition, und giebst mir einen leidlichen Hauszins, so ist uns beiden geholfen.

Wilhelm. Du bist gar gut. Es ist mir wahrlich auch manchmal eingefallen wenn ich zu dir kam und so viel leere stehen sah, und ich muß mich so ängstlich behelfen. — Dann sind wieder andre Sachen — — — Man muß es eben sein lassen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hättest du mir deiner Schwester Platz, und mit einer Frau ging's eben so wohl.

Wilhelm (lächelnd). Und meine Schwester?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm (ist still).

Fabrice. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gieb mir sie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gieb dein Wort! Höre mich Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang überlegt sie allein, du allein, ihr könnt mich so glücklich machen als ich auf der Welt noch seyn kann. Gieb mir sie! Gieb mir sie!

Wilhelm (verwirrt). Du weißt nicht was du willst.

Fabrice. Ach, wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen was mir fehlt und was ich haben werde, wenn sie meine Frau und du mein Schwager werden wirst?

Wilhelm (aus Gedanken auffahrend, haſtig). Nimmermehr! nimmermehr!

Fabrice. Was haſt du? Mir thut's weh — Den Abſcheu! — Wenn du einen Schwager haben ſollſt, wie ſich's doch früh oder ſpäter macht, warum mich nicht? den du ſo kennſt, den du liebſt! Wenigſtens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — Ich hab' keinen Verſtand.

Fabrice. Ich muß alles ſagen. Von dir allein hängt mein Schickſal ab. Ihr Herz iſt mir geneigt, das mußt du gemerkt haben. Sie liebt dich mehr als ſie mich liebt! ich bin's zufrieden. Den Mann wird ſie mehr als den Bruder lieben; ich werde in deine Rechte treten, du in meine und wir werden alle vergnügt ſeyn. Ich habe noch keinen Knoten geſehen der ſich ſo menſchlich ſchön knüpfte.

Wilhelm (ſtumm).

Fabrice. Und was alles feſt macht — Beſter, gieb du nur dein Wort, deine Einwilligung! Sag' ihr daß dich's freut, daß dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte als alles Bleiben geſagt hatte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön.

Wilhelm. Nein! Nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle du haſt keinen Widerwillen gegen mich und biſt mir ſo entgegen? Sey's nicht! Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt mit uns glücklich ſeyn! — Verſag meinen Wünſchen dein Wort nicht! dein freundlich Wort!

Wilhelm (ſtumm in ſtreitenden Qualen).

Fabrice. Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — Du willſt ſie haben? —

Fabrice. Was iſt das?

Wilhelm. Und ſie dich?

Fabrice. Sie antwortete, wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — — Ich ahnt' es! ich fühlt' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was ſagen! — Das war's was mir auf der Seele lag dieſen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es ſchlägt — — Nimm ſie! — Nimm ſie! Mein Einziges — mein Alles!

Fabrice (ihn ſtumm anſehend).

Wilhelm. Nimm ſie! — Und daß du weißt was du mir nimmſt — (Pauſe. Er faßt ſich zuſammen.) Von Charlotten erzählt' ich dir, dem Engel der meinen Handen entwich und mir ſein Ebenbild, eine Tochter, hinterließ — — und dieſe Tochter — ich habe dich belogen — ſie iſt nicht todt; dieſe Tochter iſt Marianne! — Marianne iſt nicht meine Schweſter.

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von dir hätt' ich das fürchten ſollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht und verſchloß dir mein Haus, wie Jedem, in den erſten Tagen da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kalte gegen die Weiber, einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dein Gefühl für ſie für das wahre brüderliche: und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie!

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu. (ab.)

Wilhelm. Geh' nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf Einmal — am Abgrunde! und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte — Weg! und durch ihn, den Verräther! der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen! — — O Wilhelm! Wilhelm! du biſt ſo weit gebracht daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn mußt? — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vergeltendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? Und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es iſt lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich ſchien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtſinnigen Gefälligkeiten ſchloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich ſo geſtraft werden? — Soll ich Mariannen verlieren! Die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! (Er bleibt ſtille.)

Marianne (nahe verlegen). Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du mußt mir vergeben, ich bitte dich um alles. Du biſt böſe, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es iſt mir ganz wunderlich.

Wilhelm (ſich zuſammennehmend). Was haſt du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's ſo confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm (halb bitter). Sag's heraus, du ſchlagſt ein?

Marianne. Nein, nicht ums Leben! Nimmerme
werd' ich ihn heirathen; ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du bist gar unbol
Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde a
wenn mir's nicht gleich vom Herzen mußte: Ein- für al
mal: ich kann Fabricen nicht heirathen.

Wilhelm (steht auf und nimmt sie bei der Hand). Wie, M
rianne?

Marianne. Er war da und redete so viel, und stell
mir so allerlei vor, daß ich mir einbildete es wäre mögli
Er drang so, und in der Unbesonnenheit sagt' ich, er soll
mit dir reden. — Er nahm das als Jawort und im Augu
blicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir gesprochen.

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, m
all' der Liebe die ich zu dir habe, bei all' der Liebe mit d
du mich liebst, mach' es wieder gut, bedeut' ihn!

Wilhelm (für sich). Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böse! Er soll auch nicht böse sei
Wir wollen wieder leben wie vorher und immer so fort.
Denn nur mit dir kann ich leben, mit dir allein mag
leben. Es liegt von jeher in meiner Seele und dieses hat
herausgeschlagen, gewaltsam herausgeschlagen — Ich lie
nur dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Bester Bruder! Diese Viertelstunde ube
— ich kann dir nicht sagen, was in meinem Herzen auf u
ab gerannt ist. — Es ist mir, wie neulich da es auf de
Markte brannte und erst Rauch und Dampf über alles z
bis auf Einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Ha

in einer Flamme ſtand. — Verlaß mich nicht! Stoß' mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer ſo bleiben.

Marianne. Das eben angſtet mich ſo! — Ich will dir gern verſprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich ſorgen, immer immer ſo fort. — Da drüben wohnen ſo ein paar alte Geſchwiſter zuſammen; da denk' ich manchmal zum Spaß: wenn du ſo alt und ſchrumpflich biſt, wenn ihr nur zuſammen ſeyd.

Wilhelm (ſein Herz haltend, halb für ſich). Wenn du das aushaltſt, biſt du nie wieder zu enge!

Marianne. Dir iſt's nun wohl nicht ſo; du nimmſt doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich ſie auch noch ſo gern lieben wollte. — Es hat dich Niemand ſo lieb wie ich; es kann dich Niemand ſo lieb haben.

Wilhelm (verſucht zu reden).

Marianne. Du biſt immer ſo zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, dir ganz zu ſagen wie mir's iſt, und wag's nicht. Gott ſey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löſ't!

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du ſollſt mich nicht hindern, laß mich alles ſagen! Dann will ich in die Küche gehen, und Tage lang an meiner Arbeit ſitzen, nur manchmal dich anſehn, als wollt' ich ſagen: du weißt's!

Wilhelm (ſtumm in dem Umfange ſeiner Freuden).

Marianne. Du konnteſt es lange wiſſen, du weißt's auch, ſeit dem Tod unſerer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bei dir zu ſeyn, als Dank für deine mehr als

brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas anders Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmal lachteſt wenn ich Romane las: es geſchah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermal ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bei mir alle aus, wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpazieren, und reiten, und reiſen, und ſich duelliren — —

(Sie lacht für ſich.)

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe: wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam und ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heiratheten — — Ich bin doch auch gar ein treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! (Weggewendet.) Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bei Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allem konnt' ich am wenigſten leiden wenn ſich ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus daß ſie verwandt ſind, oder Geſchwiſter ſind — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbarmlich Schickſal! (Sie wendet ſich und weint bitterlich.)

Wilhelm (auffahrend an ihrem Hals). Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! Ewig laſſ' ich dich

nicht! Du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

Fabrice tritt auf.

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund! Heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice (kalt und bitter). Ich dacht' es, Wilhelm! Wenn du dein ganzes Gewicht auf die Schale legteſt, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe, die Sachen haben ſich ſchon gemacht: mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Laſire nicht in dem Augenblick, und raube dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice (halb ſpottend). Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice (getroffen). Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behaltet einander, Ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm (ihr um den Hals fallend). Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurück geben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden kaltſcheinenden

Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — (Zu ihren Füßen.) Marianne, du bist nicht meine Schwester! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — Von dem Augenblick an dein Gatte, wenn du ihn nicht verschmähst.

Marianne. Sag' mir, wie war's möglich?

Fabrice. Genießt, was euch Gott selbst nur Einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und frag' nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden euch zu erklären.

Marianne (ihn anstehend). Nein, es ist nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte, meine Gattin!

Marianne (an seinem Hals). Wilhelm, es ist nicht möglich!

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Zehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Inhalt.

Seite

Der Groß-Cophta 1

Der Bürgergeneral 107

Die Aufgeregten 155

Des Epimenides Erwachen 241

Pandora 285

Der Groß-Cophta.

Ein Lustspiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquiſe.
Ihre Nichte.
Der Oberſt der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jäck, ein Knabe, Diener der Marquiſe
Geſellſchaft von Herren und Damen.
Zwei Hofjuweliere.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Erleuchteter Saal.

Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen beim Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der **Domherr**, neben ihm hinterwärts die **Marquiſe**, dann folgt eine bunte Reihe; der letzte Mann auf der linken Seite iſt der **Ritter**. Das Deſſert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen ſich. Der **Domherr** ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die **Marquiſe** auf und geht zu ihm. Die Ouvertüre, welche bis dahin fortgedauert, hört auf und der Dialog beginnt.

Marquiſe. Iſt es erlaubt, ſo zerſtreut zu ſeyn? gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt traulicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſcherzen und genießen können, wenn unſer Wirth den Tiſch verläßt, den er ſo gefällig bereitet hat? Schon dieſen ganzen Abend ſcheinen Sie nur dem Körper nach gegenwärtig. Noch hofften wir gegen das Ende der Tafel, jetzt da ſich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu ſehen, und Sie ſtehen

auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie interessiren, das Sie beschäftigen könnte.

Domherr. Sie fragen was mich zerstreut? Marquise, meine Lage ist Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder wenn ich von Sinnen käme? Ist es möglich daß ein menschlicher Geist, ein menschliches Herz, von mehr Seiten bestürmt werden kann als das meinige! Welche Natur muß ich haben daß sie nicht unterliegt! Sie wissen was mich aus der Fassung bringt, und fragen mich?

Marquise. Aufrichtig, so ganz klar seh' ich es nicht ein. Geht doch alles wie Sie es nur wünschen können!

Domherr. Und diese Erwartung, diese Ungewißheit?

Marquise. Wird doch wenige Tage zu ertragen seyn? — Hat nicht der Graf, unser großer Lehrer und Meister, versprochen uns alle und Sie besonders weiter vorwärts in die Geheimnisse zu führen? Hat er nicht den Durst nach geheimer Wissenschaft, der uns alle quält, zu stillen, jeden nach seinem Maaße zu befriedigen versprochen? Und können wir zweifeln, daß er sein Wort halten werde?

Domherr. Gut! er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zusammenkünfte, wie eben die ist die wir jetzt hinter seinem Rücken wagen? Gebot er uns nicht Fasten, Eingezogenheit, Enthaltsamkeit, strenge Sammlung und stille Betrachtung der Lehren, die er uns schon überliefert hat? — Und ich bin leichtsinnig genug, heimlich in diesem Gartenhause eine fröhliche Gesellschaft zu versammeln, diese Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erscheinung vorbereiten soll! — Schon mein Gewissen ängstigt mich, wenn er es auch nicht erfuhre. Und wenn

ich nun gar bedenke daß seine Geister ihm gewiß alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege ist uns zu überraschen! — Wer kann vor seinem Zorn bestehen? — Ich würde vor Scham zu Boden sinken — jeden Augenblick! — es scheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquise (für sich). O Graf! du bist ein unnachahmlicher Schelm! Der meisterhafteste Betrüger! Immer hab' ich dich im Auge, und täglich lern' ich von dir! Wie er die Leidenschaft dieses jungen Mannes zu brauchen, sie zu vermehren weiß! Wie er sich seiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihm unumschränkt gebietet! Wir wollen sehen ob unsre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen. Der Graf weiß viel; allwissend ist er nicht, und dieses Fest soll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unsre Freunde nicht gesehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhause verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müssen, nur um in der Nähe unsrer angebeteten Prinzessin zu seyn, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu sprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück, und es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem Wege, hier in diesem angenehmen Landhause, ein Gastmahl bereiteten, mir entgegen kamen und meine besten Freunde zu meinem Empfange versammelten. Gewiß, Sie sind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie sind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie sind glücklich, Sie werden glücklich seyn; nur wünschte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genössen.

Domherr. Es wird sich bald geben, bald!

Marquise. Kommen Sie, setzen Sie sich. Der Graf

ist abwes.nd, seine vierzigtägigen Fasten in der Einsamkeit auszuhalten, und sich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfahrt unsre Zusammenkünfte nicht, so wenig er unser großes Geheimniß erfahren darf. (Bedenklich.) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzessin verzeiht, daß sich der Fürst wahrscheinlich durch eine geliebte Tochter bald versöhnen läßt; wie leicht könnte das ganze schöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunst zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzessin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, diesem Manne, den sie fürchtet, unsre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr. Ich hange ganz von ihrem Willen ab; auch dieses schwere Gebot will ich erfullen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet ist. Dieser große Mann würde uns eher nützen als schaden. Vor ihm sind alle Stände gleich. Zwei liebende Herzen zu verbinden ist sein angenehmstes Geschäft. Meine Schüler, pflegt er zu sagen, sind Könige, werth die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth. — Und wenn es ihm seine Geister anzeigen, wenn er sieht, daß in diesem Augenblick Mißtrauen gegen ihn unsre Herzen zusammenzieht, da er die Schätze seiner Weisheit vor uns eröffnet!

Marquise. Ich kann nur sagen, daß es die Prinzessin ausdrücklich verlangt.

Domherr. Es sey. Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten sollte.

Marquise. Und wir bewahren unser Geheimniß leicht, da niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzessin Sie begünstigt.

Domherr. Gewiß, jedermann glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend sind

die Blicke der Menschen, die mir begegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Ansehn meiner Freunde, durch Unterstützung mancher Unzufriedenen erhalte ich mich aufrecht. Gebe der Himmel daß meine Hoffnungen nicht trügen, daß dein Versprechen in Erfüllung gehe!

Marquise. Mein Versprechen? — Sagen Sie nicht mehr so, bester Freund. Bisher war es mein Versprechen; aber seit diesem Abend, seitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit diesem Briefe die schönsten Versicherungen in die Hände?

Domherr. Ich habe es schon tausendmal geküßt, dieses Blatt; (er bringt ein Blatt aus der Tasche). Laß es mich noch tausendmal küssen! Von meinen Lippen soll es nicht kommen, bis die heißen begierigen Lippen auf ihrer schönen Hand verweilen können: auf der Hand, die mich unaussprechlich entzückt, indem sie mir auf ewig mein Glück versichert.

Marquise. Und wenn dann der Schleier von diesem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit schönern vor den Augen der Menschen da stehn, neben einem Fürsten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürstin, die Sie nie verkannt hat; wie wird dieses neue, dieses leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze sehen den Sie so sehr verdienen! —

Domherr. Und mit welcher Dankbarkeit werde ich eine Freundin zu belohnen wissen, der ich alles schuldig bin!

Marquise. Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und ist nicht gleich lebhaft für Sie hingerissen? Wer wünscht nicht Ihnen, selbst mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr. Horch! es kommt ein Wagen angefahren. Was ist das?

Marquiſe. Seyn Sie unbeſorgt; er fährt vorbei. Die Thüren ſind verſchloſſen, die Laden verwahrt; ich habe aufs genaueſte die Fenſter zudecken laſſen, daß niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in dieſem Hauſe Geſellſchaft ſey.

Domherr. Welch ein Lärm, welch ein Getümmel?

Ein Bedienter tritt ein.

Es iſt ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thür, als wenn man ſie einſchlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelaſſen ſeyn.

Marquiſe. Iſt das Haus verriegelt? — Macht ihm nicht auf! Rührt euch nicht. Antwortet nicht. Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr. Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerſtehn vergebens.

Bediente (die hereinlaufen). Der Graf! der Graf!

Marquiſe. Wie iſt er herein gekommen?

Bedienter. Die Thüren thaten ſich von ſelbſt auf; beide Flügel.

Domherr. Wo ſoll ich hin?

Die Frauen. Wer wird uns retten!

Ritter. Nur getroſt!

Die Frauen. Er kommt! er kommt!

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf (unter der Thüre hinterwärts ſprechend). Aſſaraton! Pantaſſaraton! Dienſtbare Geiſter bleibt an der Thüre, laßt

niemand entwischen! leidet nicht, daß jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt.

Die Frauen. Weh uns!

Die Männer. Was ſoll das werden!

Graf. Uriel, du zu meiner Rechten, Ithuriel, du zu meiner Linken, tretet herein. Beſtrafet die Verbrecher, denen ich dießmal nicht vergeben werde.

Die Frauen. Wohin verkriech' ich mich!

Domherr. Es iſt alles verloren!

Graf. Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme.) So recht! — „hier bin ich!" das iſt dein gewöhnlicher Spruch, folgſamer Geiſt! — Uriel, faſſe dieſe Weiber! (Die Mädchen thun einen lauten Schrei.) Führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder; denn ſie glauben nicht, ſie gehorchen nicht, bis ſie fühlen. Greif zu!

Die Frauen. Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gotteswillen!

Marquiſe. Herr Graf!

Die Frauen. Knieend bitten wir unſre Schuld ab.

Graf. Uriel, du bitteſt für ſie! Soll ich mich erweichen laſſen?

Die Frauen. Bitte für uns, Uriel!

Marquiſe. Iſt es erlaubt, dieſe Geſchöpfe ſo zu ängſtigen?

Graf. Was! Was! Auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unſichtbaren Mächten, die neben mir ſtehen, auf die Kniee! Können Sie ein ſchuldloſes Herz, ein freies Angeſicht gegen dieſe himmliſchen Geſtalten wenden?

Ein Mädchen. Siehſt du was?

Die Andre. Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf. Wie ſieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquiſe. Großer Meiſter! Schone des zarten Geſchlechts!

Graf. Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ithuriel! ergreife dieſe Männer, führe ſie in meine tiefſten Keller.

Domherr. Mein Herr und Meiſter!

Ritter. Nicht ein Wort mehr! Ihre Geiſter erſchrecken uns nicht, und hier iſt eine Klinge gegen Sie ſelbſt. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und dieſe Frauen zu vertheidigen?

Graf. Thörichter Jüngling! Zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher auf dieſe freie unbeſchützte Bruſt! ſtoß her, daß ein Zeichen geſchehe für dich und alle. Ein dreifacher Harniſch, der Rechtſchaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft ſchützt dieſe Bruſt. Stoß her und ſuche die Stücke deiner zerbrochenen Klinge beſchämt zu meinen Füßen.

Die Männer. Welche Majeſtät!

Die Frauen. Welche Gewalt!

Die Männer. Welche Stimme!

Die Frauen. Welch ein Mann!

Der Ritter. Was ſoll ich thun?

Domherr. Was kann das werden?

Marquiſe. Was ſoll ich ſagen?

Graf. Steht auf! ich begnadige das unverſtändige Geſchlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verſtoßen; doch alle Züchtigung erlaſſ' ich euch nicht.

(Zu den Männern.)

Entfernt euch! (Die Männer treten in den Grund zurück.)

(Zu den Frauen.)

Und ihr, faßt und ſammelt euch!

(Als wenn er vertraulich zu den Geistern ſpräche.)

Uriel! Ithuriel! geht zu euren Brüdern!

(Zu den Frauen.)

Nun laßt hören, ob ihr meiner Lehren noch eingedenk seyd. — Was sind die Haupttugenden der Weiber?

Erstes Mädchen. Geduld und Gehorsam.

Graf. Was ist ihr Sinnbild?

Zweites Mädchen. Der Mond.

Graf (gegen die Marquise). Warum?

Marquise. Weil er sie erinnert, daß sie kein eigen Licht haben, sondern daß sie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf. Wohl, das merkt euch! — Und nun, wenn ihr nach Hause fahrt, werdet ihr linker Hand das erste Viertel am klaren Himmel erblicken; dann sprecht unter einander: seht, wie zierlich es da steht! welches gemäßigte Licht! welche schöne Taille! welche Sittsamkeit! das wahre Bild einer liebenswürdigen heranwachsenden Jungfrau. Erblickt ihr künftig den Vollmond, so ermahnt euch unter einander, und sprecht: wie schön glänzt das Bild einer glücklichen Hausfrau! sie wendet ihr Gesicht gerade ihrem Manne zu; sie fängt die Strahlen seines Lichtes auf, die sanft und lieblich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieses Bild aus, so gut ihr nur könnt; setzt eure Betrachtungen so weit fort als ihr vermöget; bildet euren Geist, erhebt euer Gemüth: denn so nur könnt ihr würdig werden, das Angesicht des Groß-Cophta zu schauen. — Nun geht! übertretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Wittwenstande! — Ihr fahrt sogleich sämmtlich nach der Stadt, und nur eine strenge Buße kann euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Groß-Cophta beschleunigen. Lebt wohl.

Marquiſe (bei Seite). Der verwünſchte Kerl! Er iſt ein Fantaſt, ein Lügner, ein Betrüger; ich weiß es, ich bin's überzeugt; und doch imponirt er mir! (Die Frauenzimmer neigen ſich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen außer den Damen.

Graf. Nun Ritter und ihr andern, tretet herbei! Ich hab' euch vergeben; ich ſeh' euch beſchamt, und meine Großmuth überlaßt eurem eigenen Herzen Strafe und Beſſerung.

Ritter. Wir erkennen deine Huld, vaterlicher Meiſter.

Graf. Wenn ihr aber in der Folge meine Verordnungen überſchreitet, wenn ihr nicht alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen: ſo hoffet nie das Angeſicht des Groß-Cophta zu ſehen, nie an der Quelle der Weisheit eure durſtigen Lippen zu erquicken. — Nun, laßt hören, habt ihr gefaßt, was ich euch überlieferte? — Wann ſoll ein Schüler ſeine Betrachtungen anſtellen?

Ritter. Bei Nachtzeit.

Graf. Warum?

Erſter Schüler. Damit er deſto lebhafter fuhle, daß er im Finſtern wandelt.

Graf. Welche Nächte ſoll er vorziehen?

Zweiter Schüler. Nächte, wenn der Himmel klar iſt und die Sterne funkeln.

Graf. Warum?

Ritter. Damit er einſehe, daß viele tauſend Lichter noch nicht hell machen, und damit ſeine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne deſto lebhafter werde.

Graf. Welchen Stern soll er vorzuglich im Auge haben?

Erster Schüler. Den Polarstern.

Graf. Was soll er sich dabei vorstellen?

Zweiter Schüler. Die Liebe des Nachsten.

Graf. Wie heißt der andere Pol?

Erster Schüler. Die Liebe der Weisheit.

Graf. Haben diese beiden Pole eine Achse?

Ritter. Freilich, denn sonst könnten sie keine Pole sevn. Diese Achse geht durch unser Herz, wenn wir rechte Schuler der Weisheit sind, und das Universum dreht sich um uns herum.

Graf. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst, das dir die Leute thun sollen, wirst du ihnen auch thun.

Graf. Erklare mir diesen Spruch.

Ritter. Er ist deutlich, er bedarf keiner Erklarung.

Graf. Wohl! — Nun geht in den Garten, und faßt den Polarstern recht in die Augen.

Ritter. Es ist sehr trübe, großer Lehrer; kaum daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf. Deßo besser! — So bejammert euren Ungehorsam, euren Leichtsinn, eure Leichtfertigkeit; das sind Wolken, welche die himmlischen Lichter verdunkeln.

Ritter. Es ist kalt, es geht ein unfreundlicher Wind, wir sind leicht gekleidet.

Graf. Hinunter! hinunter mit euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Lust solltet ihr eure Kleider abwerfen, und die heiße Begierde eures Herzens, der Durst nach geheimer Wissenschaft sollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit euch! fort!

(Der Ritter und die andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf. Nun hervor mit Ihnen, Domherr! hervor! Sie erwartet ein strenger Gericht. — Ihnen hatte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand reiche, den ich mit Gewalt zu mir heraufziehe, dem ich schon die Geheimnisse des zweiten Grades enthüllt habe — dieser besteht so schlecht bei einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen seines Meisters, nicht die Hoffnung den Groß-Cophta zu sehen, können ihn abhalten, seine Gelage nur wenige Nächte zu verschieben. Pfui! ist das männlich? ist das weise? Die Lehren des größten Sterblichen! die Hülfe der Geister! die Eröffnung aller Geheimnisse der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Gesundheit, eine unverwüstliche Stärke, eine nie verschwindende Schönheit! Um diese größten Schätze der Welt bemühest du dich, und kannst nicht einem Abendschmause entsagen!

Domherr (niederknieend). Du hast mich oft zu deinen Füßen gesehen; hier lieg' ich wieder. Verzieh mir! entziehe mir nicht deine Huld. — Die Reize — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie sollst du mich wieder ungehorsam finden! gebiete! lege mir auf was du willst!

Graf. Wie kann ich mit dir zürnen, du mein Liebling! wie kann ich dich verstoßen, du Erwählter des Schicksals! Steh auf, komm an meine Brust, von der du dich, selbst mit Gewalt, nicht losreißen kannst.

Domherr. Wie entzückst du mich! — Aber darf ich in diesem Augenblicke, wo ich büßen und trauren sollte, darf ich als ein Zeichen der Versöhnung mir eine Gnade von dir ausbitten?

Graf. Sprich, mein Theurer!

Domherr. Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gieb mir ein helleres Licht über den wunderbaren Mann, den du Groß-Cophta nennst, den du uns zeigen willst, von dem du uns so viel versprichst. Sage mir, wer ist er? Wo ist er? Ist er schon nah? Werd' ich ihn sehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz so heftig begehrt?

Graf. Mäßig! mäßig, mein Sohn! Wenn ich dir nicht gleich alles entdecke, so ist dein Bestes meine Absicht. — Deine Neugierde zu wecken, deinen Verstand zu üben, deine Gelehrsamkeit zu beleben, das ist es was ich wünsche! so möchte ich mich um dich verdient machen. — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müssen meine Schüler. — Als ich sagte: Cophta, fiel dir nichts ein?

Domherr. Cophta! Cophta! — Wenn ich dir es gestehen soll, wenn ich mich vor dir nicht zu schämen brauche! Meine Einbildungskraft verließ sogleich diesen kalten, beschränkten Welttheil; sie besuchte jenen heißen Himmelsstrich, wo die Sonne noch immer über unsaglichen Geheimnissen brütet. Aegypten sah ich auf einmal vor mir stehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwischen Pyramiden, Obelisken, ungeheuren Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da sah ich den Groß-Cophta wandeln; ich sah ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an seinen klugen Mund gebunden waren.

Graf. Dießmal hat dich deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieser große, herrliche, und ich darf wohl sagen, dieser unsterbliche Greis ist es, von dem ich euch sagte, den ihr zu sehen dereinst hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er schon Jahrhunderte auf diesem Erdboden. Indien,

Aegypten ist sein liebster Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüsten Libyens; sorglos erforscht er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arm stutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor seinem Schelten, daß die Hand des Weisen ruhig heilsame Wurzeln aufsuche, Steine zu unterscheiden wisse, die wegen ihrer geheimen Kräfte schätzbarer sind als Gold und Diamanten.

Domherr. Und diesen trefflichen Mann sollen wir sehen? Gieb mir einen Wink, auf welche Weise es möglich sey?

Graf. O du Kurzsichtiger! welche Winke soll ich dir geben? Dir, dessen Augen geschlossen sind!

Domherr. Nur Ein Wort!

Graf. Es ist genug! — Was der Hörer wissen soll, pflege ich ihm nie zu sagen.

Domherr. Ich brenne vor Begierde, besonders seitdem du mich in den zweiten Grad der Geheimnisse erhoben hast. O! daß es möglich wäre, daß du mir auch sogleich den dritten schenktest.

Graf. Es kann nicht geschehen!

Domherr. Warum?

Graf. Weil ich noch nicht weiß, wie du die Lehren des zweiten Grades gefaßt haben magst und ausüben wirst.

Domherr. Prüfe mich sogleich.

Graf. Es ist jetzt nicht Zeit.

Domherr. Nicht Zeit?

Graf. Hast du schon vergessen, daß die Schüler des zweiten Grades ihre Betrachtungen bei Tage und besonders Morgens anstellen sollen?

Domherr. So sey es denn morgen bei guter Zeit.

Graf. Gut! Nun aber zuvörderst die Buße nicht versaumt! — Hinunter zu den Andern in den Garten! — —

Aber du ſollſt einen groſsen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu — ſchaue gegen Mittag. Von Mittag kommt der Groſs-Cophta; dieſes Geheimniſs entdeck' ich dir allein. Alle Wünſche deines Herzens eröffne ihm; ſprich ſo leiſe du willſt, er hört dich.

Domherr. Ich gehorche mit Freuden.

(Er küſst dem Grafen die Hand, und entfernt ſich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean (der vorſichtig hereln tritt). Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf. Du haſt deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean. Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geiſter ſie von einander ſprengten? Meine Kameraden erſchraken und flohen; es hat keiner was geſehen noch gemerkt.

Graf. Es mag gut ſeyn! Ich hätte ſie auch ohne dich aufgebracht; nur verlangt eine ſolche Operation mehr Umſtände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edlen Geiſter nicht immer zu incommodiren. (Einen Beutel eröffnend.) Hier für deine Mühe! Gieb dieſs Geld nicht frevelhaft weg; es iſt philoſophiſches Gold. Es bringt Segen! — Wenn man's in der Taſche behalt, wird ſie nie leer.

Saint Jean. So! da will ich's wohl verwahren.

Graf. Wohl, und ſpare dir immer zwei, drei Goldſtücke dazu, du wirſt Wunder ſehen.

Saint Jean. Haben Sie das Gold ſelbſt gemacht, Herr Graf?

Graf. Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean. Wie glücklich ſind Sie!

Graf. Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf. Das ſoll dein Schade nicht ſeyn. Gehe hin und ſchweige, damit nicht Andre dieſe Quelle kennen lernen. In wenig Zeit ſollſt du die Stelle haben, um die du gebeten haſt.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweiſe find' ich hier eine wohlbeſetzte Tafel, ein feines Deſſert, treffliche Weine. Der Domherr laßt's nicht fehlen. Wohl, hier kann ich meinen Magen reſtauriren, indeß die Menſchen glauben, ich halte meine vierzigtagigen Faſten. Ich ſcheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfniſſe zu verbergen weiß.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wohnung des Marquis.

Der Marquis, bernach la Fleur.

Der Marquis (in einem ſehr eleganten Frack vor dem Spiegel). Geburt, Rang, Geſtalt, was ſind ſie alle gegen das Geld! Wie dank' ich der kühnen Induſtrie meiner Frau, daß ſie

mir so viel verschafft. Wie anders seh' ich aus, da ich nun das erstemal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis. Gieb mir die Schatulle.

La Fleur (bringt sie). So schwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis (indem er die Schatulle öffnet). Was sagst du, sind diese beiden Uhren nicht schön, die ich gestern kaufte?

La Fleur. Sehr schön.

Marquis. Und diese Dose?

La Fleur. Kostbar und zierlich.

Marquis. Dieser Ring?

La Fleur. Gehört auch Ihnen?

Marquis. Diese Schnallen? Diese Stahlknöpfe? Genug, alles zusammen! Findest du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur. Sie zeichnen sich nun auf dem Spaziergange gewiß vor vielen aus.

Marquis. Wie wohl mir das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu seyn, die Aufmerksamkeit keines Menschen zu reizen! Ich hätte lieber todt seyn mögen als länger so leben. — Ist die Nichte schon aufgestanden?

La Fleur. Ich glaube kaum. Sie hat wenigstens das Frühstück noch nicht gefordert. Es scheint mir sie ist erst wieder eingeschlafen, seitdem Sie heute früh von ihr wegschlichen.

Marquis. Unverschämter! — Stille!

La Fleur. Unter uns darf ich doch aufrichtig seyn!

Marquis. Wenn dir in Gegenwart meiner Frau so ein Wort entführe!

La Fleur. Glauben Sie nicht daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis. Noch kann die Marquiſe unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Nichte für ein Kind, in drei Jahren haben ſie ſich nicht geſehen; ich fürchte, wenn ſie das Kind recht anſieht —

La Fleur. Das möchte noch alles gehen. Wenn ſie nur nicht die Bekanntſchaft mit dem alten Herenmeiſter hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann iſt ein Wunder! Alles weiß er, alles verrathen ihm ſeine Geiſter. Wie ging es im Hauſe des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun ſollte es der Kammerdiener verſchwatzt haben.

Marquis. Er iſt eben, ſo viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur. Ach er bekümmert ſich um alles; und wenn er ſeine Geiſter fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis. Sollte denn das alles wahr ſeyn was man von ihm erzählt?

La Fleur. Es zweifelt niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis. Es iſt doch ſonderbar! — Sieh zu, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Marquis. Wenn meine Frau mein Verhältniß zur ſchönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den erſten Augenblick an. Wenn ſie ihre Plane durchſetzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt ſie mich dann nicht machen was ich will? — Sie ſelbſt!

Zweiter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquiſe.

Marquiſe. Ich komme früher als ich dachte.

Marquis. Ich freue mich dich endlich wieder zu ſehen.

Marquiſe. Warum kamſt du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte dich eingeladen.

Marquis. Verzeih mir! Ich hatte eben geſtern vieles zu berichtigen. Du ſchriebſt mir ja, daß ich mich zu einer Reiſe vorbereiten ſollte.

Marquiſe. Du haſt nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Geſellſchaft verſtimmt. Zuletzt überraſchte uns noch der Graf und jagte uns auseinander. Man muß ſich nun einmal die Tollheiten dieſes Menſchen gefallen laſſen.

Marquis (lächelnd). Wie geht es denn mit deiner Unterhandlung? (Ironiſch.) Haſt du dich bei Hofe recht eingeſchmeichelt?

Marquiſe. Es iſt wahr, wir haben uns lange nicht geſehen. Du warſt abweſend als ich verreiſ'te. Gleich als der Fürſt und die Prinzeſſin auf das Luſtſchloß hinaus gezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe, und wohnte da ganz im Stillen; indem ſich der Domherr einbildete ich ſehe die Prinzeſſin täglich. Ich ſchickte ihm Boten, ich erhielt Briefe von ihm, und ſeine Hoffnung war aufs äußerſte geſpannt. Denn wie unglücklich dieſer Mann iſt, ſeitdem ihn ſein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn ſeinen Hoffnungen geſchmeichelt wird, läßt ſich nicht denken. Ich brauchte es nicht ſo künſtlich anzulegen als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis. Aber auf die Länge kann dieſes Mährchen nicht halten.

Marquiſe. Dafür laß mich ſorgen. Er iſt jetzt nahe dem Gipfel ſeiner Glückſeligkeit. Heute Nacht, als er mich auf ſeinem Landhauſe empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzeſſin —

Marquis. Von der Prinzeſſin?

Marquiſe. Den ich ſelbſt geſchrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr ſagen.

Marquis. Und weiter?

Marquiſe. Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzeſſin an; ich verſicherte ihn, daß ſie ſich bei ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürſten gewiß für ihn wieder erlangen würde.

Marquis. Gut! aber welchen Vortheil verſprichſt du dir von allem dieſem?

Marquiſe. Erſtlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis. Beſtes Weib!

Marquiſe. Das erhielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürſtin mir günſtig zu machen. Zahle dir nur gleich deine Hälfte davon ab.

Marquis (rückt an den Tiſch und zählt, ohne auf das, was ſie ſagt, acht zu geben).

Marquiſe. Aber, wie geſagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt nur mein Anſchlag, ſo ſind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben ſchon lange ein koſtbares Halsband liegen, das ſie gern verkaufen möchten; der Domherr hat ſo

viel Credit, daß ſie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis (der nach ihr hinſieht). Was ſagſt du von Terminen? von Zahlung?

Marquiſe. Merkſt du denn nicht auf? Du biſt ſo ganz bei dem Gelde.

Marquis. Hier haſt du deine Hälfte! Die meine ſoll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(Er zeigt ſich ihr; dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquiſe (für ſich). O des eitlen, kleinlichen Menſchen!

Marquis (ſich herumkehrend). Was wollteſt du ſagen?

Marquiſe. Du hätteſt beſſer aufgemerkt, wenn du hätteſt ahnen können, von welcher wichtigen Sache ich ſprach. Es iſt nichts weniger als mit einem einzigen Schlage unſer ganzes Glück zu machen.

Marquis. Und wie?

Marquiſe. Erinnerſt du dich von dem koſtbaren Halsbande gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürſt ſolle ſeiner Tochter damit ein Geſchenk machen.

Marquis. Ganz recht! Ich habe es ſogar dieſe Woche noch bei ihnen geſehen, als ich dieſen Ring kaufte; es iſt von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Waſſer, die Anzahl, oder den Geſchmack, womit ſie zuſammengeſetzt ſind, am meiſten bewundern ſoll. Ich konnte mich vom Anblick nicht ſcheiden; dieſer Ring verſchwand zu nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne ſchaffen.

Marquiſe. Und dieſes Halsband ſoll unſer werden!

Marquis. Dieſes Halsband? Unſer? Du erſchreckſt mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquiſe. Glaubſt du, daß ich weiter keine Abſicht habe, als dir für Uhren, Ringe und Stahlknöpfe zu ſorgen? Ich bin gewohnt armſelig zu leben, aber nicht armſelig zu denken. — Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unſerm Stande, unter der Würde meiner großen Vorfahren leben müſſen; jetzt, da ſich eine Gelegenheit darbietet, will ich gewiß nicht kleinlich ſeyn und ſie entſchlüpfen laſſen.

Marquis. Aber ums Himmels willen, was iſt dein Plan? Wie iſt es möglich ihn auszuführen?

Marquiſe. Höre mich! Dem Domherrn mach' ich glauben, die Prinzeſſin wünſche das Halsband zu beſitzen, und daran ſage ich keine ganze Unwahrheit: denn man weiß daß es ihr außerordentlich gefallen hat und daß ſie es gern beſeſſen hätte. Ich ſage dem Domherrn ferner: die Prinzeſſin wünſche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur ſeinen Namen dazu hergeben ſolle, daß er den Kauf mit den Juwelieren ſchließe, die Termine feſtſetze und allenfalls den erſten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig ſchadlos halten und dieſen Dienſt als ein Pfand ſeiner Treue, ſeiner Ergebenheit anſehen.

Marquis. Wie verblendet muß er ſeyn ſo viel zu wagen!

Marquiſe. Er glaubt ganz ſicher zu gehen. Auch habe ich ihm ſchon ein Blatt zugeſtellt, in welchem die Prinzeſſin ihm Sicherheit zu verſprechen ſcheint.

Marquis. Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquiſe. Schäme dich! Mit mir darfſt du alles wagen. Ich habe mich ſchon vorgeſehen in Abſicht auf die Ausdrücke, die Unterſchrift. Sey nur ruhig! — Und wenn alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein Seitenzweig der Fürſtlichen

Familie so gut als anerkannt! — Höre nur! Der Domherr ist jetzt voller Freuden über dieses Vertrauen; er sieht darin ein gewisses Zeichen der neugeschenkten Gunst, und wünscht nichts sehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband schon in ihren Händen sey.

Marquis. Und dieses Halsband denkst du zu unterschlagen?

Marquise. Natürlich! Mache dich nur immer reisefertig. Sobald der Schatz in unsern Händen ist, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck auseinander, du gehst nach England hinüber, verkaufest, vertauschest zuerst die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, sobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indessen will ich die Sache schon so führen und so verwirren, daß der Domherr allein stecken bleibt.

Marquis. Es ist ein großes Unternehmen; aber sage mir, fürchtest du dich nicht in der Nähe des Grafen, dieses großen Zauberers, solch einen Plan zu entwerfen?

Marquise. Ein großer Schelm ist er! Seine Zauberei besteht in seiner Klugheit, in seiner Unverschämtheit. Er fühlt wohl daß ich ihn kenne. Wir betragen uns gegen einander wie sich's gebührt; wir verstehen einander, ohne zu sprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis. Aber die Geister, die er bei sich hat?

Marquise. Possen!

Marquis. Die Wunder die er thut?

Marquise. Mährchen!

Marquis. So viele haben doch gesehen —

Marquise. Blinde!

Marquis. So viele glauben —

Marquise. Tröpfe!

Marquis. Es ist zu allgemein! Die ganze Welt ist davon überzeugt!

Marquise. Weil sie albern ist!

Marquis. Die Wundercuren —

Marquise. Charlatanerie!

Marquis. Das viele Geld, das er besitzt —

Marquise. Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis. Du glaubst also daß er nicht mehr weiß als ein Anderer?

Marquise. Du mußt unterscheiden — wenn du kannst. Er ist kein gemeiner Schelm. Er ist so unternehmend und gewaltsam als klug, so unverschamt als v rsichtig; er spricht so vernünftig als unsinnig; die reinste Wahrheit und die größte Lüge gehn schwesterlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist es unmöglich zu unterscheiden, ob er dich zum Besten hat, oder ob er toll ist. — — Und es braucht weit weniger als das, um die Menschen verwirrt zu machen.

Jäck (herein springend). Ihre Nichte fragt: ob sie aufwarten kann? — Sie ist hübsch Ihre Nichte!

Marquise. Gefallt sie dir? — Laß sie kommen.

(Jäck ab.)

Marquise. Ich wollte dich eben fragen wie dir es gegangen ist, ob du sie glücklich in die Stadt gebracht hast? Wie ist sie geworden? Glaubst du daß sie ihr Glück machen wird?

Marquis. Sie ist schön, liebenswürdig, sehr angenehm; und gebildeter als ich glaubte, da sie auf dem Lande erzogen ist.

Marquise. Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Gesellschaft. — Da ist sie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte. Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu sehen, liebste Tante!

Marquise. Liebe Nichte! Seyn Sie mir herzlich willkommen.

Marquis. Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geschlafen?

Nichte (beschämt). Ganz wohl.

Marquise. Wie sie groß geworden ist, seit ich sie nicht gesehen habe?

Nichte. Es werden drei Jahre seyn.

Marquis. Groß, schön, liebenswürdig! Sie ist alles geworden, was ihre Jugend uns weissagte.

Marquise (zum Marquis). Erstaunst du nicht, wie sie unserer Prinzessin gleicht?

Marquis. So oben hin. In der Figur, im Wuchse, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit seyn; aber diese Gesichtsbildung gehört ihr allein, und ich denke, sie wird sie nicht vertauschen wollen.

Marquise. Sie haben eine gute Mutter verloren.

Nichte. Die ich in Ihnen wieder finde.

Marquise. Ihr Bruder ist nach den Inseln.

Nichte. Ich wünsche daß er sein Glück mache.

Marquis. Diesen Bruder ersetze ich.

Marquise (zum Marquis). Es ist eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis. Wir haben Muth.

Jäck. Der Ritter! — Er ist noch nicht freundlicher geworden.

Marquiſe. Er iſt willkommen!

(Jäd ab.)

Marquiſe (zur Nichte). Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis. Ich dächte ſie könnte ſeinesgleichen ſchon mehr geſehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquiſe. Es ſcheint Sie haben ſo wenig geſchlafen als ich.

Ritter. Gewiß dießmal hat der Graf unſere Geduld ſehr geprüft, beſonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ſtehen, dann befahl er uns in die Wagen zu ſitzen und nach Hauſe zu fahren; er ſelbſt brachte den Domherrn herein.

Marquiſe. So ſind wir denn glücklich alle wieder in der Stadt zuſammen.

Ritter. Iſt dieſes Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquiſe. Sie iſt's.

Ritter. Ich bitte, mich ihr vorzuſtellen.

Marquiſe. Dieß iſt der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte. Ich freue mich, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen!

Ritter (nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet). Ihre Tante hat nicht zu viel geſagt; gewiß Sie werden die ſchönſte Zierde unſers gemeinſchaftlichen Kreiſes ſeyn.

Nichte. Ich merke wohl, daß man ſich in der großen Welt gewöhnen muß dieſe ſchmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und bin von Herzen beſchämt; noch vor kurzer Zeit würden mich ſolche Complimente ſehr verlegen gemacht haben.

Ritter. Wie gut ſie ſpricht!

Marquiſe (ſetzt ſich). Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß ſie Ihnen gefährlich werden könnte?

Ritter (ſetzt ſich zu ihr). Sie ſcherzen, Marquiſe!

Marquis (verſucht pantomimiſch die Nichte, ihm an der Hutcocarde, an dem Stockbande etwas zurechte zu machen; ſie thut es, indem ſie ſich an ein Tiſchchen der Marquiſe gegenüber ſetzt. Der Marquis bleibt bei ihr ſtehen).

Marquiſe. Wie haben Sie den Domherrn verlaſſen?

Ritter. Er ſchien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraſchte uns, und ich darf wohl ſagen: er kam uns allen zur Unzeit.

Marquiſe. Und Sie wollten ſich mit gewaffneter Hand den Geiſtern widerſetzen?

Ritter. Ich verſichere Sie, ſchon längſt war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm ſchon einigemal die Spitze geboten, wenn nicht ſein Stand, ſein Alter, ſeine Erfahrung, ſeine übrigen Eigenſchaften mehr als ſeine Güte gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ich läugne es nicht, oft iſt er mir verdächtig: bald erſcheint er mir als ein Lügner, als ein Betrüger; und gleich bin ich wieder durch die Gewalt ſeiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquiſe. Wem geht es nicht ſo?

Ritter. Auch Ihnen?

Marquiſe. Auch mir.

Ritter. Und seine Wunder? Seine Geister?

Marquise. Wir haben so große, so sichere Proben von seiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verstand gefangen nehme, wenn bei seinem Betragen mein Herz widerstrebt.

Ritter. Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich starker sind. Nun aber muß sich's bald entscheiden, heute noch! denn ich weiß nicht wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten erlöst'te: denn ich muß gestehen, wir gehorchten ihm pünktlich und keiner wagte nur einen Schritt, trat er endlich zu uns und rief: Seyd mir gesegnet, die ihr die strafende Hand eines Vaters erkennt und gehorcht. Dafür soll euch der schönste Lohn zugesichert werden. Ich habe tief in eure Herzen gesehn. Ich habe euch redlich gefunden. Dafur sollt ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquise. Heute noch?

Ritter. Er versprach's.

Marquise. Hat er sich erklart, wie er ihn zeigen will? Wo?

Ritter. In dem Hause des Domherrn, in der ägyptischen Loge, wo er uns eingeweiht hat. Diesen Abend.

Marquise. Ich verstehe es nicht. Sollte der Groß-Cophta schon angelangt seyn?

Ritter. Es ist mir unbegreiflich!

Marquise. Sollte ihn der Domherr schon kennen und es bis hieher geläugnet haben?

Ritter. Ich weiß nicht was ich denken soll; aber es werde nun wie es wolle, ich bin entschlossen den Betrüger zu entlarven, sobald ich ihn entdecke.

Marquise. Als Freundin kann ich Ihnen ein so heroisches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie daß es so ein Leichtes sey?

Ritter. Was hat er denn für Wunder vor unſern Augen gethan? Und wenn er fortfährt uns mit dem Groß-Cophta aufzuziehen, — wenn es am Ende auf eine Mummerei hinausläuft, daß er uns einen Landſtreicher ſeinesgleichen als den Urmeiſter ſeiner Kunſt aufdringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen ſeyn!

Marquiſe. Glauben Sie es nicht, Ritter! Die Menſchen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erſcheinen die Geſpenſter. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie ſich ausſetzen, wenn Sie einen ſolchen Mann durch eine raſche, durch eine übereilte That beleidigen. Ich verehre ihn immer als ein übernatürliches Weſen. — Seine Großmuth, ſeine Freigebigkeit und ſein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Begünſtigt er Sie nicht auf alle Weiſe? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt ſind? — — Doch Sie ſind zerſtreut — Irre ich, Ritter? oder Ihre Augen ſind mehr auf meine Nichte als ihr Geiſt auf mein Geſpräch gerichtet!

Ritter. Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenſtand reizt immer.

Marquiſe. Beſonders wenn er reizend iſt.

Marquis (der bisher mit der Nichte leiſe geſprochen). Sie ſind zerſtreut und Ihre Blicke ſcheinen nach jener Seite gerichtet zu ſeyn.

Nichte. Ich ſah meine Tante an. Sie hat ſich nicht geändert ſeitdem ich ſie geſehen habe.

Marquis. Deſto mehr verändert ſind' ich Sie, ſeitdem der Ritter eingetreten iſt.

Nichte. Seit diesen wenigen Augenblicken?

Marquis. O ihr Weiber! ihr Weiber!

Nichte. Beruhigen Sie sich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquise. Wir machen doch diesen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte. Wie es Ihnen gefällt.

Ritter. Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquise. Dießmal nicht, es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden. Wir haben viel einzukaufen: denn es muß dieser schönen Gestalt an keinem Putze fehlen. Diesen Abend finden wir uns in der ägyptischen Loge zusammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäck. Der Graf.

Jäck. Der Graf! —

Graf (der gleich hinter Jäck herein kommt). Wird nirgends angemeldet. Keine Thür ist ihm verschlossen, er tritt in alle Gemächer unversehens herein. Und sollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahren wie ein Donnerschlag: so wird er doch nie hinweggehen, ohne, gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurück zu lassen.

Jäck (der indeß unbeweglich dagestanden, den Grafen angesehen und ihm zugehört, schüttelt den Kopf und geht ab).

Der Graf (setzt sich und behält in diesem, so wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchstens nur, um jemand zu grüßen, lüftet). Auch Sie treff' ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlassen Sie sich

der Meditation; und diesen Abend zur gesetzten Stunde finden Sie sich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter. Ich gehorche. Und Ihnen allerseits empfehle ich mich. (ab.)

Nichte. Wer ist dieser Herr?

Marquis. Der Graf Rostro, der größte und wunderbarste aller Sterblichen.

Graf. Marquise! Marquise! Wenn ich nicht so nachsichtig wäre, wie würde es um Sie stehen?

Marquise. Wie das, Herr Graf?

Graf. Wenn ich nicht so nachsichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr seyd ein leichtsinniges Volk! Wie oft habt ihr mich nicht fußfällig gebeten daß ich euch weiter in die Geheimnisse führen soll! Habt ihr nicht versprochen euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich euch den Groß-Cophta zeigen, wenn ich euch seine Gewalt über die Geister sehen und mit Händen greifen ließe; und was habt ihr behalten?

Marquise. Keine Vorwürfe, bester Graf! Sie haben uns genug gestraft.

Graf. Ich lasse mich erweichen. (Nach einigem Nachdenken.) Ich sehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und euch durch eine ganz besondere Weihung, durch die kräftigste Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erscheinen. Es ist eine Operation, die, wenn sie nicht gerath, uns allen gefährlich seyn kann. Ich sehe es immer lieber, wenn meine Schüler sich selber vorbereiten, damit ich sie als umgeschaffene Menschen ruhig und sicher in die Gesellschaft der Geister führen kann.

Marquise. Lassen Sie uns nicht länger warten. Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich ist. Lieber

will ich mich der größten Gefahr aussetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem strengen Gebot unterwerfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf. Leicht wollt ihr alles haben, leicht und bequem! und ihr fragt nicht wie schwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquise. Ihnen schwer? — Ich wußte nicht, was Ihnen schwer werden könnte.

Graf. Schwer! sauer! und gefährlich! — Glaubt ihr, der Umgang mit Geistern sey eine lustige Sache? Man zwingt sie nicht, wie ihr die Männer, mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß sie mir widerstehen, daß sie mir zu schaffen machen, daß sie mich überwältigen möchten, daß sie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überlisten. Schon zweimal in meinem Leben habe ich gefürchtet ihnen unterzuliegen; darum trage ich dieses Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Tasche) immer bei mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Nichte (zum Marquis). Welch ein Mann! Es zittern mir die Knie vor Schrecken! So hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nie reden hören! von solchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis. Wenn Sie erst die Einsichten, die Gewalt dieses Mannes kennen sollten, Sie würden erstaunen.

Nichte. Er ist gefährlich! mir ist angst und bange!

(Der Graf sitzt indeß unbeweglich und starrt vor sich hin.)

Marquise. Wo sind Sie, Graf? Sie scheinen abwesend! — So hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und schüttelt ihn.) Was ist das? Er rührt sich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis (tritt näher). Sie sind ein Kenner von Steinen,

wie hoch ſchätzen Sie dieſen Ring? — — Er hat die Augen auf und ſieht mich nicht an.

Marquiſe (die ihn noch bei der Hand hält). So ſteif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte. Sollte er ohnmächtig geworden ſeyn? Er ſprach ſo heftig! Hier iſt etwas zu riechen!

Marquis. Nein doch, er ſitzt ja ganz gerade; es iſt nichts Hinfälliges an ihm.

Marquiſe. Stille! er bewegt ſich!

(Der Marquis und die Nichte treten von ihm weg.)

Graf (ſehr laut und heftig, indem er vom Stuhle aufſährt). Hier! halt ein, Schwager! hier will ich ausſteigen!

Marquiſe. Wo ſind Sie, Graf?

Graf (nachdem er tief Athem geholt hat). Ah — Sehen Sie, ſo geht mir's! (Nach einer Pauſe.) Da haben Sie ein Beiſpiel! (Pauſe.) Ich kann es Ihnen wohl vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unverſehens in große Gefahr; er ſprach die Formel aus, die ich ihm anvertraut habe; nun konnte ich nicht widerſtehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und ich eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir ſein Anliegen, ich gab ihm ſchleunigen Rath; nun iſt mein Geiſt wieder hier, verbunden mit der irdiſchen Hülle, die inzwiſchen als ein lebloſer Klotz zurückblieb. — (Pauſe.) Das Sonderbarſte iſt dabei, daß eine ſolche Abweſenheit ſich immer damit endigt daß es mir vorkommt, ich fahre entſetzlich ſchnell, ſehe meine Wohnung, und rufe dem Poſtillon zu, der eben im Begriff iſt vorbei zu fahren. — Hab' ich nicht ſo was ausgerufen?

Marquiſe. Sie erſchreckten uns damit. — Sonderbar und erſtaunlich! (Pauſe.) Welche Unverſchämtheit!

Graf. Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet

bin. Mir ſind alle Gelenke wie zerſchlagen; ich brauche Stunden um mich wieder zu erholen. Davon ahnet ihr nichts; ihr wahnt man mache nur Alles bequem mit dem Zauberſtabchen.

Marquis. Wunderbarer, verehrungswurdiger Mann! (Leiſe.) Welch ein dreiſter Lügner!

Nichte (herbei tretend). Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf. Ein gutes, natürliches Kind! (Zur Marquiſe.) Ihre Nichte?

Marquiſe. Ja, Herr Graf! Sie hat vor kurzem ihre Mutter verloren; ſie iſt auf dem Lande erzogen und erſt drei Tage in der Stadt.

Graf (die Nichte ſcharf anſehend). So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquiſe. Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was geſagt?

Graf. Nicht geradezu; er hat mich nur auf ſie vorbereitet.

Nichte (leiſe zum Marquis). Um Gotteswillen, der weiß alles, der wird alles verrathen.

Marquis (leiſe). Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf. Ich war dieſe Tage ſehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die noch heute vorgehen ſoll. — Sobald ſich euch der Groß-Cophta wird offenbart haben, wird er ſich umſehen und fragen, wo iſt die Unſchuldige? Wo iſt die Taube? Ein unſchuldiges Madchen muß ich ihm ſtellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich ſie finden, wie ich ſie zu uns einführen wollte. Da lachelte Uriel und ſagte: „ſey getroſt, du wirſt ſie finden, ohne ſie zu ſuchen. Wenn du von einer großen Reiſe zurückkehreſt, wird die ſchönſte, reinſte Taube vor dir ſtehen.“ — Alles iſt eingetroffen, wie

ich mir's gar nicht denken konnte. Ich komme aus Amerika zurück, und dieſes unſchuldige Kind ſteht vor mir.

Marquis (leiſe). Dießmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte (leiſe). Ich zittre und bebe!

Marquis (leiſe). So hören Sie doch aus.

Marquiſe. Dem Groß-Cophta ſoll ein unſchuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß-Cophta kommt von Orient? Ich hoffe nicht —

Graf (zur Marquiſe). Entfernen Sie alle fremde, alle leichtfertige Gedanken! (Zur Nichte, ſanft und freundlich.) Treten Sie naher, mein Kind! nicht furchtſam, treten Sie näher! — So! — Eben ſo zeigen Sie ſich dem Groß-Cophta. Seine ſcharfen Augen werden Sie prüfen; er wird Sie vor einen blendenden glänzenden Kryſtall führen, Sie werden darin die Geiſter erblicken die er beruft, Sie werden das Glück genießen wornach andere vergebens ſtreben; Sie werden Ihre Freunde belehren und ſogleich einen großen Rang in der Geſellſchaft einnehmen in die Sie treten; Sie, die jungſte, aber auch die reinſte. — — Wetten wir, Marquiſe! dieſes Kind wird Sachen ſehen, die den Domherrn höchſt glücklich machen. Wetten wir, Marquiſe?

Marquiſe. Wetten? Mit Ihnen, der alles weiß?

Nichte (die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen geſucht). Verſchonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich!

Graf. Seyn Sie getroſt, gutes Kind! die Unſchuld hat nichts zu fürchten!

Nichte (in der äußerſten Bewegung). Ich kann die Geiſter nicht ſehen! ich werde des Todes ſeyn!

Graf (ſchmeichelnd). Faſſen Sie Muth. Auch dieſe Furcht,

dieſe Demuth kleidet Sie ſchön und macht Sie würdig vor unſre Meiſter zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquiſe!

(Die Marquiſe ſpricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis. Darf ich nicht auch ein Zeuge dieſer Wunder ſeyn?

Graf. Kaum! Sie ſind noch unvorbereiteter als dieſe Frauen. Sie haben dieſe ganze Zeit unſere Verſammlungen gemieden.

Marquis. Verzeihen Sie, ich war beſchäftigt.

Graf. Sich zu putzen, das Sie den Weibern überlaſſen ſollten.

Marquis. Sie ſind zu ſtrenge.

Graf. Nicht ſo ſtrenge, daß ich den ausſchließen ſollte der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Laſſen Sie uns eine Viertelſtunde ſpazieren gehn. Wenigſtens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiederſehn beide.

Nichte (die den Grafen zurückhält). Ich bitte, ich beſchwöre Sie!

Graf. Noch einmal, mein Kind: verlaſſen Sie ſich auf mich daß Ihnen nichts Schreckliches bevorſteht, daß Sie die Unſterblichen mild und freundlich finden werden. Marquiſe! geben Sie ihr einen Begriff von unſern Verſammlungen, belehren Sie das holde Geſchöpf. Unſer Freund, der Domherr, fragt den Groß-Cophta gewiß nach dem was ihm zunächſt am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erſcheinung wird ſeine Hoffnungen ſtärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden; und wie ſehr, meine Taube, wird er Sie ſchätzen, wenn die Geiſter ihm durch Sie ſein Glück verkündigen. Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte (dem Grafen nacheilend). Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquiſe. Die Nichte.

Nichte. (Da der Graf und der Marquis abgegangen ſind, bleibt ſie in einer troſtloſen Stellung im Hintergrunde ſtehen.)

Marquiſe (an dem vordern Theile des Theaters für ſich). Ich verſtehe dieſe Winke; ich danke dir, Graf, daß du mich für deinesgleichen haltſt. Dein Schade ſoll es nicht ſeyn daß du mir nutzeſt. — Er merkt ſchon lange daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung ſchmeichle die Prinzeſſin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan ahnet er nichts; er glaubt es ſey auf kleine Prellereien angelegt. Nun denkt er mir zu nutzen, indem er mich braucht; er giebt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuſpiegeln was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geiſter zu ſtarken. Wohl, Graf! ſo müſſen Kluge ſich verſtehen, um thörichte, leichtgläubige Menſchen ſich zu unterwerfen. (Sich umkehrend.) Nichtchen, wo ſind Sie? Was machen Sie?

Nichte. Ich bin verloren! (Geht mit unſichern Schritten auf die Laute los und bleibt auf halbem Wege ſtehen.)

Marquiſe. Faſſen Sie ſich, meine Liebe!

Nichte. Ich kann — ich werde die Geiſter nicht ſehen!

Marquiſe. Gutes Kind, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich will Ihnen ſchon rathen, ſchon durchhelfen.

Nichte. Hier iſt kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geiſter ſehen! Ich werde beſchämt vor Allen da ſtehen!

Marquiſe (für ſich). Was kann das bedeuten?

Nichte. Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe!

Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen! Ach Tante! Ach liebe Tante! Wenn ich Sie noch so nennen darf! Sie sehen kein unschuldiges Mädchen vor sich. Verachten Sie mich nicht! Verstoßen Sie mich nicht!

Marquise (für sich). Unerwartet genug! (Gegen die Nichte.) Stehn Sie auf, mein Kind!

Nichte. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Kniee tragen mich nicht! Es thut mir wohl so vor Ihnen zu liegen. Nur in dieser Stellung darf ich sagen: vielleicht bin ich zu entschuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zustand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquise. Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie sicherer, als in einem Kloster. Stehen Sie auf. (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte. Ach! Soll ich sagen, soll ich gestehn?

Marquise. Nun?

Nichte. Erst seit dem Tode meiner Mutter ist die Ruhe, die Glückseligkeit von mir gewichen.

Marquise. Wie? (Abgewendet.) Sollt' es möglich seyn? (Laut.) Reden Sie weiter!

Nichte. O Sie werden mich hassen! Sie werden mich verwerfen! Unglückseliger Tag, an dem Ihre Güte selbst mich zu Grunde richtete!

Marquise. Erklären Sie sich!

Nichte. O Gott! Wie schwer ist es auszusprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick so süß vorschmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erste Mann, der mir die Hand mit Inbrunst drückte, mir in die Augen sah und schwur, er liebe mich. Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigsten Verluste lange unaussprechlich gepreßt,

ſich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war! da ich in der öden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte; wie erſchien er mir da als ein Engel; der Mann, den ich ſchon in meiner Kindheit verehrt hatte, erſchien als mein Tröſter! Er drückte ſein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der meine werden konnte — daß er Ihnen angehört — Es iſt ausgeſprochen! — Sie wenden Ihr Geſicht von mir weg? Haſſen Sie mich, ich verdiene es! Verſtoßen Sie mich! Laſſen Sie mich ſterben!

(Sie wirft ſich in einen Seſſel.)

Marquiſe (für ſich). Verführt — durch meinen Gemahl! — Beides überraſcht mich, beides kommt mir ungelegen. — — Faſſe dich! — Weg mit allen kleinen beſchränkten Geſinnungen! Hier iſt die Frage, ob du nicht auch dieſen Umſtand benutzen kannſt? — — Gewiß — — O! ſie wird nur deſto geſchmeidiger ſeyn, mir blindlings gehorchen — — und über meinen Mann giebt mir dieſe Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Abſichten erreiche, ſo iſt mir das Uebrige alles gleichgültig! — (Laut.) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie ſich! Sie ſind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren Schleier über, wir wollen ausfahren, Sie müſſen ſich zerſtreuen.

Nichte (indem ſie aufſteht und der Marquiſe um den Hals fällt). Beſte, liebe Tante, wie beſchämen Sie mich!

Marquiſe. Sie ſollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wiſſen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit erſparen.

Nichte. Welche Großmuth!

Marquiſe. Sie werden ihn auf eine geſchickte Weiſe vermeiden; ich werde Ihnen behülflich ſeyn.

Nichte. Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquiſe. Und was die Geiſter betrifft, will ich Ihnen die wunderbarſten Geheimniſſe entdecken; und Sie ſollen dieſe fürchterliche Geſellſchaft luſtig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer des Domherrn.

Im Grunde ein Kamin, auf deſſen beiden Seiten zwei Bilder in Lebensgröße, eines ältlichen Herren und einer jungen Dame.

Der Domherr (Papiere in der Hand haltend). Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürſtin, vor dein ſchönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Soll die Sehnſucht, die zu dir hinauf blickt, endlich einigen Troſt von deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch ſchweb ich' in Ungewißheit. Dieſe köſtlichen Züge ſeh' ich vor mir, (auf die Papiere deutend) ich erkenne deine Hand, ich fühle deine Geſinnungen; aber noch iſt es nur allgemeine Höflichkeit, noch ſteht keine Sylbe von dem, was ich ſo heftig wünſche, auf dieſen Blättern. — Thor! und was verlangſt du? — Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie ſchreibt? Dir ſo viel ſchreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug ſchon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Geſinnungen? — Veränderten? — Nein, ſie hat ſich nie verändert. Sie ſchwieg, als man mich verſtieß; ſie verſtellte

ſich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt ſie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden mich wieder herauf zu führen. — Sie wünſcht das koſtbare Halsband, ſie giebt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters ihr dieſes Kleinod zu verſchaffen, ſie ſendet mir ihre Garantie, ſie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den erſten Termin aus, um ſie noch feſter an mich zu knüpfen. — Ja, du wirſt — du wirſt — darf ich es in der Gegenwart deines Bildes ausſprechen? — du wirſt mein ſeyn! — Welch ein Wort! — Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja! dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt ſich der Ernſt von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemälde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm herab, Göttin, herab! — Oder hebe mich zu dir hinauf, wenn ich nicht vor deinen Augen ſterben ſoll!

Zweiter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter. Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; ſie ſind vor der Thüre.

Domherr. Laß ſie herein kommen!

(Zu den Juwelieren.)

Nun, wie ſind Sie mit dem Entwurfe des Contracts zufrieden, den ich Ihnen zugeſchickt habe?

Juwelier. Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr. Ich dachte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Kaufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht schon ein Jahr müßig?

Juwelier. Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnadiger Herr —

Domherr. Was ist's noch?

Juwelier. Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und sie in den festgesetzten Terminen annehmen wollten, so werden Sie doch nicht ungnadig nehmen, wenn wir auf Ihre bloß handschriftliche Versicherung ein so kostbares Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es ist gewiß nicht Mißtrauen; nur unsre Sicherheit in einem so wichtigen Geschafte —

Domherr. Ich verdenke Ihnen nicht daß Sie mir eine so große Summe nicht geradezu anvertrauen wollen. Ich habe Ihnen aber schon gesagt daß ich das Halsband nicht für mich, sondern für eine Dame kaufe, die allerdings so viel Credit bei Ihnen haben sollte.

Juwelier. Wir trauen völlig Ihren Worten, und wunschten nur eine Zeile von der Hand unsrer gnadigsten Kauferin.

Domherr. Ich sagte Ihnen schon daß es nicht angeht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug, ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht gewußt mich und Sie zu decken: so lesen Sie hier.

(Er giebt ihnen ein Papier, und spricht für sich, indem sie es lesen.)

Zwar hat die Marquise ausdrücklich verlangt, ich soll das Blatt Niemanden zeigen, soll es nur zu meiner eigenen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber diese Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn sie nun auch wissen wollen

wer mir und ihnen für eine so große Summe steht — (laut) Was sagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier (indem er das Blatt zurückgiebt). Wir bitten um Vergebung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dieß würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier ist es. Wäre es gefällig den Contract zu unterschreiben?

Domherr. Sehr gern.

(Er unterschreibt und wechselt das Papier gegen das Schmuckkästchen aus.)

Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine sollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

(Die Juweliere gehen mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dritter Auftritt.

Domherr, nachher **ein Bedienter,** dann **Jäck.**

Domherr (indem er das Halsband betrachtet). Kostbar, sehr kostbar! — und werth des schlanken weißen Halses, der dich tragen soll, werth des himmlischen Busens den du berühren wirst. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, damit sie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt um ihr diese Freude zu verschaffen. Geh, sey ihr ein Zeuge, daß ich alles für sie zu thun bereit bin. (Den Schmuck ansehend.) Wäre ich ein König, du solltest sie als ein Geschenk überraschen und bald durch kostbarere Geschenke wieder verdunkelt werden. — Ach wie betrübt's mich, wie demüthigt's mich, daß ich jetzt nur den Mäkler machen kann!

Bedienter (ein Billet bringend). Ein Bote von der Marquise!

Domherr. Er soll warten.

(Bedienter ab.)

Domherr (lieſt). „Wenn der Schmuck in Ihren Händen „iſt, ſo geben Sie ihn gleich dem Ueberbringer. Ich habe „die ſchönſte Gelegenheit, ihn hinaus zu ſchicken; eine Kam„merfrau iſt in der Stadt; ich ſchicke verſchiedene Putzwaaren „an die Göttliche und packe die Juwelen bei. Der Lohn für „dieſen kleinen Dienſt erwartet Sie ſchon heute Nacht. In „einer Viertelſtunde bin ich bei Ihnen. Was ſteht uns nicht „heute bevor! Das Angeſicht des Groß-Cophta und das An„geſicht eines Engels. Leben Sie wohl, liebſter Auserwählter. „Verbrennen Sie dieß Blatt.“ Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geſchwinde! Geſchwinde! Sey der Vorlaufer des Glücklichſten unter allen Sterblichen.

(Er ſchreibt wenige Worte und ſiegelt das Schmuckkäſtchen ein.)

Warum muß auch heute ſich alles zuſammen drangen? Soll ein einziger Abend mich für ſo viel Langeweile, ſo viel Ungeduld und Schmerzen entſchädigen? Erſcheine ſehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, ihr Geiſter, ins Heiligthum der geheimen Kenntniſſe; führe mich, o Liebe, in dein Heiligthum! (Er klingelt.)

(Bedienter tritt ein.)

Domherr. Wer iſt von der Marquiſe da?

Bedienter. Ihr Jäck.

Domherr. Laß ihn hereinkommen!

(Bedienter ab.)

Domherr. Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäck (tritt auf). Was befehlen Ihro Gnaden?

Domherr. Bringe dieß Packet deiner gnädigen Frau. Eile und halt es feſt, damit du es nicht etwa verlierſt.

Jäck. So wenig als meinen Kopf.

Domherr. Du biſt ſo leichtſinnig.

Jäck. Nicht im Beſtellen.

Domherr. So geh hin.

Jäck. Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr. Ich verſtehe. (Giebt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jäck. Ich geb' es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (Halb laut als ſpräche er für ſich, doch ſo, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürſt verdient er zu ſeyn! (Mit vielen muthwilligen Bücklingen ab.)

Domherr. Eile nur! eile! — Wie glücklich, daß ich dieſen Auftrag ſo ſchnell ausrichten konnte! Nur das Einzige macht mir Sorge daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürſtin ausdrücklicher Wille. — O ihr guten Geiſter, die ihr mir ſo ſichtbar beiſtandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geſchichte nur auf kurze Zeit eurem Meiſter!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

St. Jean. Der Ritter.

Domherr. Drei Seſſel!

(St. Jean ſtellt die Seſſel).

Ritter. Hier bin ich! Kaum habe ich dieſen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es ſchlägt die Stunde und ich fliege hieher.

Domherr. Seyn Sie mir willkommen.

Ritter. Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem ſanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier ſeyn.

Domherr. Iſt er hinüber ins Logenzimmer gegangen?

Ritter. So ſchien mir's.

Domherr. Er bereitet ſich zu feierlichen Handlungen, Sie erſt hier in den zweiten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und uns dem Groß-Cophta vorzuſtellen.

Ritter. Ja er hatte die Miene eines Wohlthaters, eines Vaters. Dieſe Miene ließ mich viel hoffen. O wie ſchön glanzt die Güte vom Angeſicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (indem er ſeinen Hut abnimmt und gleich wieder aufſetzt). Ich grüße euch, Männer des zweiten Grades!

Domherr. Wir danken dir!

Ritter. Nennſt du mich auch ſchon ſo?

Graf. Den ich ſo grüße, der iſt's.

(Er ſetzt ſich auf den mittelſten Seſſel.)

Bedeckt euch.

Domherr. Du befiehlſt es! (Er ſetzt auf.)

Graf. Ich befehle nicht. Ihr bedient euch eures Rechtes; ich erinnere euch nur.

Ritter (bei Seite, indem er den Hut aufſetzt). Welche Milde! Welche Nachſicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimniſſe des zweiten Grades zu hören.

Graf. Setzt euch, meine Freunde, ſetzt euch, meine Gehülfen!

Domherr. Die Gehülfen ſollten vor dem Meiſter ſtehen, um, gleich dienſtbaren Geiſtern, ſeine Befehle ſchleunig auszurichten.

Graf. Wohlgesprochen! Aber sie sitzen bei ihm, weil sie seine Rathe mehr als seine Diener sind.

(Beide setzen sich.)

Graf (zum Ritter). Wie nennt man die Männer des zweiten Grades?

Ritter. Wenn ich eben recht hörte, Gehülfen.

Graf. Warum mögen sie diesen Namen tragen?

Ritter. Wahrscheinlich, weil sie der Meister aufgeklärt und thatig genug findet, zu seinen Absichten mitzuwirken und seine Zwecke zu erfüllen.

Graf. Was denkst du von den Endzwecken dieses Grades?

Ritter. Ich kann mir nichts anders denken, als daß wir nun erst ausüben sollen, was uns der erste Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von weitem, was zu thun ist; dem Gehülfen giebt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf. Was ist das Ziel, das man den Schülern vorsteckt?

Ritter. Das eigene Beste in dem Besten der Andern zu suchen.

Graf. Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter. Daß ihm der Meister die Mittel anzeigen soll, das allgemeine Beste zu befördern.

Graf. Erkläre dich näher.

Ritter. Du weißt besser, als ich selbst, was ich zu sagen habe. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich seyn kann, daß es sein Glück in dem Wohl der Andern suchen muß. Dieses schöne Gefühl weißt du in den Schülern des ersten Grades zu erregen, zu starken, zu beleben! — Und wie nöthig ist es, uns zum Guten Muth zu machen! Unser Herz, das

von Kindheit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingiebt, und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen! Was wir geben können, will Niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will Niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf (nach einer Pause). Weiter, mein Sohn.

Ritter. Und was noch schlimmer ist, muthlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen langsamen Qualen eines Gemüths aus, das zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgiebt, und sich doch zuletzt derselben auf ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattin, einen Freund zu finden, denen er das einzeln schenken kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war; wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthatig seyn kann!

Graf. Ihr habt noch mehr zu sagen, fahrt fort.

Ritter. Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in euren Schulern aufs neue. Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegen stehen, nicht unüberwindlich sey'n, daß es möglich sey, sich nicht allein zu kennen, sondern sich auch zu bessern; daß es möglich sey, die Rechte der Menschen nicht nur einzusehen, sondern auch geltend zu machen, und indem man für Andere arbeitet, zugleich den einzigen schönen Lohn für sich gewinnen —

Graf (zum Domherrn, der sich bisher unruhig auf seinem Sessel hin und her gewälzt hat). Was sagt Ihr zu diesen Aeußerungen unsers Ritters?

Domherr (lächelnd). Daß sie von einem Schüler kommen, und von keinem Gefährten.

Ritter. Wie?

Domherr. Es ist nicht von ihm zu verlangen, er muß belehrt werden.

Ritter. Was?

Domherr. Sage mir den Wahlspruch des ersten Grades.

Ritter. Was du willst daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie.

Domherr. Vernimm dagegen den Wahlspruch des zweiten Grades: Was du willst daß die Menschen für dich thun sollen, das thue für sie nicht.

Ritter (aufspringend). Nicht? Hat man mich zum Besten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Mensch so reden?

Graf. Setze dich nieder und höre zu. (Zum Domherrn.) Wo ist der Mittelpunkt der Welt, auf den sich Alles beziehen muß?

Domherr. In unserm Herzen.

Graf. Was ist unser höchstes Gesetz?

Domherr. Unser eigener Vortheil.

Graf. Was lehrt uns der zweite Grad?

Domherr. Weise und klug zu seyn.

Graf. Wer ist der Weiseste?

Domherr. Der nichts anders weiß noch will, als das was begegnet.

Graf. Wer ist der Klügste?

Domherr. Der in allem, was ihm begegnet, seinen Vortheil findet.

Ritter (der wieder aufspringt). Entlaßt mich! Es ist mir unmöglich, es ist mir unerträglich, solche Reden zu hören.

Domherr (halb lachend). Ging es mir doch beinahe eben so, wie Ihnen. (Zum Grafen.) Es ist ihm zu verzeihen, daß

er sich so ungeberdig stellt. (Zum Ritter.) Beruhigen Sie sich, Sie werden schon über sich selbst lachen und uns das Lachen verzeihen, das Sie in diesem Augenblick verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerei, worin der Meister seine Schüler gängelt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reizende Feenwelt hinüber geführt zu werden. Und freilich ist es unerwartet, wenn man unsanft in die wirkliche Welt wieder zurück gebracht wird, aus der man sich zu entfernen glaubte.

Ritter. Meine Herren, Sie erlauben daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erstaunen erhole.

Domherr. Gehen Sie nur, gehn Sie und sehn Sie sich in der Welt, sehn Sie sich in Ihrem Herzen um. Bedauren Sie meinetwegen die Thoren; aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehn Sie wie Jeder vom Andern so viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich zurück zu geben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber sich tragen lassen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und giebt sie so spärlich als möglich zurück. Alle Menschen sind Egoisten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann sie ändern wollen. Nur wer sich selbst nicht kennt, wird laugnen: daß es in seinem Herzen eben so bestellt sey.

Ritter. Wohin bin ich gerathen!

Domherr. Diesen Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen daß man von den Menschen nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben und ihrem Eigensinne zu schmeicheln; daß man sich unversöhnliche Feinde macht, wenn man die Albernen aufklaren, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weisen will; daß alle vorzügliche

Menſchen nur Marktſchreier waren und ſind — klug genug ihr Anſehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menſchheit zu gründen.

Ritter. Abſcheulich! Abſcheulich!

Graf. Es ſey genug. Er mag nun ſelbſt denken; und noch ein Wort, eh' wir uns trennen. Wie nennt man den erſten Grad?

Domherr. Die Lehre.

Graf. Warum?

Domherr. Damit die Schüler glauben, ſie lernen etwas.

Graf. Wie nennt man den zweiten Grad?

Domherr. Die Prüfung.

Graf. Und weßwegen?

Domherr. Weil der Kopf eines Menſchen darin geprüft wird, und man ſieht, zu was er fähig iſt.

Graf. Vortrefflich! (Leiſe zum Domherrn.) Laß uns allein; ich muß dieſen Trotzkopf zu begütigen ſuchen.

Domherr. Ich hoffte du würdeſt meine Wünſche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf. Ich darf dem Groß-Cophta nicht vorgreifen. Warte ſeine Erſcheinung ab; in kurzer Zeit werden alle deine Wünſche befriedigt ſeyn.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf. Junger Mann!

Ritter (der indeſſen nachdenklich und unbeweglich geſtanden). Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf. Wo wollen Sie hin? Ich laſſe Sie nicht weg.

Ritter. Halten Sie mich nicht! Ich laſſe mich nicht halten!

Graf. Bleiben Sie!

Ritter. Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank geſagt, für das Gute das Sie mir erzeigt, für die Bekanntſchaften die Sie mir gemacht, für den guten Willen, den Sie mir verſichert. Und nun leben Sie wohl! auf ewig wohl! denn ich möchte mich nicht undankbar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl! und laſſen mich nur noch das ſagen: Ihre Wohlthaten beſchämten mich nicht, denn ich glaubte ſie einem edlen großen Manne zu verdanken.

Graf. Weiter! weiter! Reden Sie aus, eher kommen Sie nicht von der Stelle.

Ritter. Sie wollen es? Sie befehlen es? Es ſey denn! O Graf! wie haben Sie in dieſer Viertelſtunde mein Glück, meine Hoffnungen zernichtet! Haben Sie mich nicht beſſer gekannt, nicht beſſer beurtheilt?

Graf. Worin hab' ich mich denn ſo ſehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der ſein Glück zu machen wünſchte; der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen ſtrebte, und deſto heftiger, je weniger ihm ſeine Lage Anſprüche zu großen Hoffnungen erlaubte.

Ritter. Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verſchmahete? Wünſchte ich nicht meine beſte Empfehlung von meiner Redlichkeit, meiner Geſetzlichkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenſchaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf. Und nun erſchrecken Sie über den Fuchspelz, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken ſollten.

Ritter. Scherzen Sie nur, ich will ernſthaft reden;

ernſthaft zum letztenmale mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich geſteh' es Ihnen: Ihr Betragen war mir längſt verdächtig. Dieſe geheimen Wiſſenſchaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, dieſe wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben verſichert wurden, dieſe Verwandtſchaft mit Geiſtern, dieſe unfruchtbaren Ceremonien, alles weiſſagte mir nichts Gutes; nur die Großheit Ihrer Geſinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienſtfertigkeit, Ihre Freigebigkeit, das alles deutete mir dagegen auf einen tiefen Grund eines edlen Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, ſaugte Ihre Lehren ein bis auf dieſen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerſtörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachſchwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen ſollte: ſo bedurft' es nicht dieſer Vorbereitungen, dieſer Anſtalten, die mich beſchämen und erniedrigen. Ich verlaſſe Sie! Aus mir werde, was da will.

Graf. Ritter, ſehen Sie mich an!

Ritter. Was verlangen Sie von mir?

Graf. Was Sie mich thun ſehn, thun Sie auch. (Er nimmt den Hut ab.)

Ritter. Sollen wir mit Ceremonien ſcheiden?

Graf. Selbſt die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter (indem er den Hut abnimmt). Nun denn, ſo empfehle ich mich Ihnen.

Graf (der ſeinen Hut wegwirft). Nun Ritter?

Ritter. Was ſoll das?

Graf. Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter (der seinen Hut wegwirft). So sey denn zum letztenmale etwas Unverständliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf. Nicht so thöricht wie du glaubst. (Er geht mit offnen Armen auf ihn zu.) Siehe mich von Angesicht zu Angesicht, du Erwählter. Komm in meine Arme, schließe dich an meine Brust, erhabener Meister!

Ritter. Was soll das? Lassen Sie mich los!

Graf. Niemals, wenn ich dich nicht eher lassen sollte, als bis meine Freude über diesen meinen trefflichen Freund erschöpft wäre!

Ritter. Erklärt Euch, Ihr macht mich verwirrt.

Graf. Erinnerst du dich, wie nannte der Domherr den zweiten Grad?

Ritter. Mich dünkt: die Prüfung.

Graf. Gut, die hast du überstanden.

Ritter. Erklärt euch!

Graf. Laß mich erst meine lebhafteste Freude in diesen Umarmungen ausdrücken.

Ritter. Ich verstumme!

Graf. Wie selten hab' ich sie genossen! Ich wünsche Euch Glück und mir.

Ritter. Laß mich nicht länger in Ungewißheit.

Graf. Du hast das sonderbarste Abenteuer überstanden, du hast dir die Würde eines Meisters selbst gegeben, du hast dir die Vorzüge des dritten Grades wie mit stürmender Faust erobert.

Ritter. Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf. Ich wünschte nun, daß dein Verstand dir erklärte, was dein Herz ausgeübt hat; mit weniger Aufmerksamkeit wirst du es leicht. Was waren deine Hoffnungen als Schüler des ersten Grades?

Ritter. Beſſer zu werden als ich bin, und, durch Eure Hülfe, das Gute was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf. Und was erfuhrſt du, als du aus dem Munde des Domherrn die Grundſätze des zweiten Grades vernahmſt?

Ritter. Ich erfuhr zu meinem Entſetzen: daß Ihr Euch bisher nur verſtelltet und die Schüler zum Beſten hattet; daß man die, die Ihr Gehülfen nennt, zu weltklugen Menſchen machen, ſie zu Egoiſten ſtempeln, die zarteſten Empfindungen der Freundſchaft, der Liebe, der Treue und jeder ſchönen Anforderung, die unſer Herz unwiderſtehlich macht, aus ihrem Buſen reißen und ſie, ich darf es wohl ſagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, ſchlechten, ganz ſchlechten Menſchen machen wollte. Du weißt, mit welchem Abſcheu ich dieſen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu ſagen: ich verändere meine Geſinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf. Eben deßwegen ſchließ' ich dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor dir weg und grüße dich als Meiſter. Du haſt die Prüfung überſtanden: du biſt der Verſuchung entgangen, du haſt dich als einen Mann gezeigt, den ich ſuche. Alles was du aus dem Munde des Domherrn gehört haſt, was leider dieſer Unglückliche nebſt mehrern Andern für Wahrheit hält, iſt nur Prüfung, nur Verſuchung. Wenn die erhabenen, großen, uneigennützigen Meiſter einen Lehrling, der ſich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen: ſo verſuchen ſie ihn erſt, und am ſicherſten geſchieht es, wenn ſie ihm die ſcheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, ſo thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt einen vorwärts zu thun. Wir laſſen ihn lange Zeit in ſeinem Sinne hingehen, und glücklich iſt er, wenn wir ihn nach und nach durch große Umwege zum Licht führen.

Ritter. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundſätze, die er mir mit ſo viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren ſind?

Graf. Freilich glaubt er's, der Unglückliche!

Ritter. Und du, ſein Buſenfreund, ziehſt ihn nicht aus dieſem Irrthum?

Graf. Ich arbeite daran. Es iſt aber ſchwerer als du denkſt. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoiſten hebt ihn über alle Menſchen hinweg; indem er ſie zu überſehen glaubt, laßt er ſich Alles nach, und giebt Andern eben dadurch Gelegenheit ihn zu überſehen, ihn zu beherrſchen.

Ritter. Ihr ſolltet nicht ruhen bis ihm die Augen geöffnet ſind.

Graf. Damit du einſehen lernſt wie ſchwer das iſt, ſollſt du mir helfen ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter (nach einer Pauſe). So wäre es denn wahr daß ich mich an Euch nicht geirrt habe? daß ich in dir je länger ich dich kenne, immer den Beſſern, den Größern, den Unbegreiflichen finde? Meine Dankbarkeit iſt gränzenlos, meine Freude verſtummt in dieſer Umarmung.

Graf. Nun gehe, mein Sohn. Drüben in dem Zimmer ſind Kleider zurecht gelegt, in denen man ſich nur dem Groß-Cophta zeigen darf. Wären Alle, die ſich ihm heute vorſtellen, rein wie du; ſo würde er von ſeiner Erſcheinung ſelbſt große Freude haben. Du wirſt große Wunder ſehen, und wirſt ſie bald verſtehen, ja bald ſelbſt hervorbringen lernen. Gehe, ſtaune und ſchweige!

Ritter. Ich bin ganz, ich bin ewig dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf allein.

So wäre denn auch dieser nach seiner Art zur Ordnung gewiesen. Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fische einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfisch ist, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäusen stellt man Fallen, Füchsen legt man Eisen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verscheucht man mit Fackeln. Diesen jungen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meisterstreich wagen, der mein Ansehen bei Allen befestigen muß. Die Decoration ist in Ordnung, die Marquise hat mich verstanden und es wird Alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter (in einem langen weißen Feierkleide). Alles ist fertig, Herr Graf! Der Domherr, der Ritter, die Damen sind alle gekleidet. Wollen Sie sich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüber bringen?

Graf. Nein, ich komme! Folge mir und thue dein Amt.

Achter Auftritt.

Vorsaal und Eingang in die ägyptische Loge.

(Musik.)

Sechs Kinder

(kommen gepaart in weißen langen Kleidern, mit fliegendem Haar; Rosenkränze auf dem Kopfe und Rauchfässer in den Händen).

Sechs Jünglinge

(hinter ihnen, weiß aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Rosenkränzen auf dem Haupte, jeder zwei Fackeln kreuzweise über der Brust. Sie ziehen anständig über das Theater und stellen sich an beide Seiten).

Chor der Kinder.

Schon eröffnet iſt der Tempel,
Sind die Hallen, ſind die Grüfte.
Weihrauch reinige die Lüfte,
Die um dieſe Säulen wehn.

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sproſſen,
Bleibet in dem Vorhof ſtehn,
Und ihr Weiſen, ihr Genoſſen,
Eilt ins Heiligthum zu gehn.

(Muſik.)

Die Genoſſen der Loge

(kommen zwei und zwei aus entgegengeſetzten Couliſſen; jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperſon. Sie begegnen einander, grüßen ſich und treten an die Thür der Loge).

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Rauch und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geiſter, dürfen wir hinan?

Chor von innen.

Dringet Ernſt zur ernſten Sache,
Kommt zum Licht aus Dunſt und Wahn.
Daß der Cophta nicht erwache —
Leiſe, leiſe tretet an.

(Die Pforte öffnet ſich. Die Genoſſen treten hinein; die Pforte ſchließt ſich und es kommt wieder ein neues Paar, Ceremonie und Geſang werden wiederholt. Es fügt ſich, daß der Domherr und die Nichte zuſammentreffen und mit einander ins Heiligthum gehen. Sie ſind die letzten. Die Muſik verliert ſich ins Pianiſſimo, die Kinder treten in die Couliſſen, die Jünglinge fallen auf die Kniee zu beiden Seiten des Proſcenii.)

Neunter Auftritt.

Der Vorhang geht auf und es zeigt ſich ein Saal mit ägyptiſchen Bildern und Zierrathen. In der Mitte ſteht ein tiefer Seſſel, auf welchem eine in Goldſtoff gekleidete Perſon zurückgelehnt liegt, deren Haupt mit einem weißen Schleier bedeckt iſt. Zur rechten Hand kniet der **Domherr**, zur Linken der **Ritter**, vorwärts neben dem **Domherrn** die **Marquiſe**, neben dem **Ritter** der **Marquis**, dann die **Nichte**. Die Muſik verliert ſich.

Domherr. Erhabener, unſterblicher Greis! Du erlaubſt Unwürdigen ſich deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hülfe von dir zu erbitten. Du ſchläfſt, oder vielmehr du ſcheinſt zu ſchlafen: denn wir wiſſen, daß du ſelbſt in deiner Ruhe aufmerkſam und thätig biſt und das Wohl der Menſchen beförderſt. Gieb uns ein Zeichen, daran wir erkennen, daß du uns hörſt, daß du uns hold biſt!

(Muſik, nur wenige Töne.)

Der Verſchleierte (hebt die rechte Hand auf).

Ritter. Du ſiehſt hier eine Anzahl Menſchen vor dir, die aufgemuntert durch das Verſprechen deines würdigſten Schülers in vollem Vertrauen ſich zu dir nahen und hoffen, daß du ihre Bedürfniſſe befriedigen werdeſt. Freilich ſind dieſe Bedürfniſſe ſehr verſchieden; doch ſelbſt das Mannichfaltigſte wird einfach vor deinem allgemeinen Blick, vor deiner ausgebreiteten Macht. Wirſt du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig ſind?

(Muſik wie oben nach Verhältniß.)

Der Verſchleierte (richtet ſich auf).

Marquiſe. Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns dein Angeſicht ſehen, wir ſchmachten ſchon Monate lang nach deiner Gegenwart.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleierte (ſieht auf und bleibt vor dem Seſſel ſtehen).

Marquis. Erlaube, daß wir uns dir nahen, daß wir den Saum deines Rockes küſſen. Die Wünſche, die ſo lange in unſern Herzen ſchliefen, ſind jetzt aufgewacht; in deiner Gegenwart werden ſie unerträglich unruhig.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleierte (tritt ſachte die Stufen herunter).

Nichte (leiſe). Mir zittern alle Glieder!

Domherr. Verſage uns nicht länger den Glanz deines Angeſichts!

Alle. Großer Cophta, wir bitten!

(Muſik, wenige raſche Töne.)

(Der Schleier fällt.)

Alle (indem ſie auf einmal aufſtehen und weiter vortreten). Der Graf!

(Die Jünglinge ſtehen auf.)

Graf (der hervortritt). Ja, der Graf! Der Mann, den ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O ihr Blinden! Ihr Hartherzigen! Faſt ein Jahr gehe ich mit euch um, ich unterrichte eure Unwiſſenheit, ich belebe euren todten Sinn, ich deute euch auf den Groß-Cophta, ich gebe euch die entſcheidendſten Winke; und es geht euch kein Licht auf, daß ihr denſelben Mann, den ihr ſucht, beſtändig vor euch habt, daß ihr die Güter, nach denen ihr euch ſehnt, täglich von ſeinen Händen empfangt, daß ihr mehr Urſache habt zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit eurem irdiſchen Sinn, ich laſſe mich zu eurer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen eure Augen mich erkennen, wenn euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über eure Gemüther ausübte, euren Glauben

ſchwach ließ, ſo glaubt nun an die Wunder, die ich außer euch, aber in eurer Gegenwart vollende!

Domherr (bei Seite). Ich erſtaune!

Ritter (bei Seite). Ich verſtumme!

Marquiſe (bei Seite). Seine Unverſchämtheit übertrifft meine Erwartung.

Marquis (bei Seite). Ich bin neugierig zu ſehen, wo das hinaus will.

Graf. Ihr ſteht beſtürzt? Ihr ſeht vor euch nieder? Ihr getraut euch kaum mich von der Seite anzublicken? Wendet euer Geſicht zu mir, ſeht mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und erhebt euer Herz! — Ja, ihr ſeht den Mann vor euch, der ſo alt als die ägyptiſchen Prieſter, ſo erhaben als die indiſchen Weiſen, ſich in dem Umgange der größten Männer gebildet hat, die ihr ſeit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben iſt, keiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieſer bald jener Urſache zuſchreibt; der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Geſellſchaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich ſind, ſich ſelten perſönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr. Iſt es möglich daß es noch mehrere deines gleichen gebe?

Graf (in die Höhe deutend). Alles findet ſeines gleichen, außer ein Einziger!

Ritter. Welch ein erhabener Gedanke!

Marquiſe (bei Seite). Welch ein Schelm! das Heiligſte in ſeine Lüge zu verweben!

Graf. Ja, ſeht her. Dieſem Haupte kann die brennende Sonne, der beizende Schnee nichts anhaben. Mit

diesem unbewehrten vorgestreckten Arm habe ich in den libyschen Wüsten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieser Stimme, die zu euch spricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen schmeichelte. Er erkannte seinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausschicken; nicht für mich, der ich blutige Speise nicht genieße, ja kaum einer irdischen Speise bedarf, sondern für meine Schüler, für das Volk, das sich oft in der Wüste um mich versammelte. Diesen Löwen habe ich in Alexandrien gelassen; ich werde bei meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm finden.

Domherr. Haben die übrigen Meister deiner Gesellschaft auch so große Fähigkeiten als du?

Graf. Die Gaben sind verschieden ausgetheilt; keiner von uns darf sagen: er sey der Größte.

Ritter. Ist denn der Cirkel dieser großen Männer geschlossen, oder ist es möglich darin aufgenommen zu werden?

Graf. Vielen wäre es möglich; wenigen gelingt es. Die Hindernisse sind zu groß.

Domherr. Wenn uns deine Erscheinung nicht unglücklicher machen soll als wir bisher waren: so gieb uns wenigstens einen Wink, wohin wir unsere Aufmerksamkeit, unser Bestreben richten sollen?

Graf. Das ist mein Vorsatz. — Nach allen Prüfungen, die ihr ausgestanden habt, ist es billig daß ich euch einen Schritt weiter führe, daß ich euch gleichsam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die euch zeige wohin ihr eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! —

Domherr. Ich bin ganz Ohr!

Ritter. Meine Aufmerksamkeit kann nicht höher gespannt werden.

Marquis (bei Seite). Ich bin äußerst neugierig!

Marquise (bei Seite). Was wird er vorbringen?

Graf. Wenn der Mensch, mit seinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Besseres ahnet, etwas Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. — — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — in verbis, herbis et lapidibus.

Alle. Wie?

Graf. In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause.)

Marquise (für sich). In Steinen? Wenn er die meint, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen recht.

Marquis. In Kräutern? Man sagt, es sey kein Kraut gewachsen das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt seyn, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf. Die Unsterblichkeit ist nicht Jedermanns Sache.

Domherr. In Worten? Hier ahne ich das meiste, erhabner Lehrer. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden, als mit unsern armseligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinsten Dinge auszudrücken im Stande sind. Gewiß besitzest du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geister bezwang?

Graf. Alle diese, ja die sonderbarsten Charaktere, die man jemals gesehen hat, Worte, die eine menschliche Lippe kaum auszusprechen vermag.

Ritter. O lehre sie uns nach und nach buchstabiren.

Graf. Vor allen Dingen mußt ihr erkennen daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Sylben die ausgesprochen werden, sondern auf das Herz das diese Worte nach den Lippen sendet. Ihr sollt erfahren was eine unschuldige Seele für Gewalt über die Geister hat.

Richte (für sich). Ach Gott! Nun wird er mich vorrufen, ich zittre und bebe! Wie schlecht werde ich meine Rolle spielen! ich wollte, ich wäre weit von hier, ich hätte diesen Menschen niemals gesehen.

Graf. Tritt herbei, schönes unschuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge, tritt näher, mit einer holden Freude daß du zu dem Glück auserlesen bist, wornach so viele sich sehnen.

Domherr. Was soll das geben?

Ritter. Was haben Sie vor?

Graf. Wartet und merket auf!

(Musik.)

(Der Graf macht ein Zeichen. Ein Dreifuß steigt aus dem Boden, auf welchem eine crystallene Kugel befestigt ist. Der Graf winkt der Richte, und hängt ihr den Schleier über, der ihr vorher bekleidet hat, doch so daß ihr Gesicht frei bleibt. Er tritt hinter den Dreifuß. Bei dieser Pantomime hat der Graf sein gewöhnliches Wesen an; er zeigt sich sehr artig und gefällig, da verschiedene Ehrerbietungen gegen sie. Die Fenster mit den Rondidaßen werden neben den Dreifuß. Der Graf steht zwischen der Richte, die übrigen drei neben der Tribune. Die Domherrn neben ganz vorn. Die Richte hebt mit der Hand die Schleierhaft auf die, mit der großen Zauberermantel. Sie kommt einige Worte auszusprechen, dann wieder auf die Knie, und birgt das Gesicht, wie Jemand der was Unerwartetes sieht, und bleibt in der Stellung stehen. Die Musik hört auf.)

Graf. Was siehst du, geliebte Tochter? Erschrick nicht, fasse dich! Wir sind bei dir, mein Kind!

Ritter. Was kann sie sehen? Was wird sie sagen?

Domherr. Still, sie spricht!

Nichte (spricht einige Worte, aber leise, daß man sie nicht verstehen kann).

Graf. Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es alle verstehen!

Nichte. Ich sehe Kerzen, helle brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterscheide ich chinesische Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf. Gewöhne dein Auge, sieh starr hin; was sieht du weiter? Ist Niemand im Zimmer?

Nichte. Hier! — Laßt mir Zeit — hier in dem Schimmer beim Kerzenlichte — am Tische sitzend — erblick' ich eine Dame; sie schreibt, sie lies't.

Domherr. Sag', kannst du sie erkennen? Wie sieht sie aus? Wer ist's? Verschweige nichts!

Nichte. Ihr Gesicht kann ich nicht sehen; die ganze Gestalt schwankt vor meinen Augen wie ein Bild auf bewegtem Wasser.

Marquise (für sich). Ganz vortrefflich spielt das arme Kind uns ihre Lection vor.

Marquis (für sich). Ich bewundere die Verstellung. Liebe Natur, wozu bist du nicht fähig!

Nichte. Jetzt! jetzt! Ihr Kleid kann ich deutlicher sehen, himmelblau fällt es um ihren Sessel und wie der Himmel ist es mit silbernen Sternen besa't.

Domherr (zur Marquise). Nun werde ich ganz glücklich! Es ist die geliebte Fürstin. Man sagte mir von diesem Kleide, blau mit silbernen Muschen, die den Augen des Kindes als Sterne erscheinen. Horch!

Nichte. Was ſeh' ich! Großer Meiſter, erhabener Cophta, entlaß mich! Ich ſehe furchterliche Dinge.

Graf. Bleibe getroſt und ſprich: was ſiehſt du?

Nichte. Ich ſehe zwei Geiſter hinter dem Stuhle; ſie flüſtern einer um den andern der Dame zu.

Graf. Sind ſie häßlich?

Nichte. Sie ſind nicht häßlich; aber mich ſchaudert's.

Graf (zum Domherrn). Dieſe Geiſter ſprechen zum Vortheil eines Freundes. Kannſt du die Dame erkennen? Kennſt du den Freund?

Domherr (nimmt die Hand küſſend). Du biſt ewig meiner Dankbarkeit verſichert!

Nichte. Sie wird unruhig; das Flüſtern der Geiſter hindert ſie am Leſen, hindert ſie am Schreiben; ungeduldig ſteht ſie auf; die Geiſter ſind weg.

(Sie wendet ihr Geſicht ab.)

Laßt mich einen Augenblick.

Graf. Nur gelaſſen, meine Tochter! Wenn du wüßteſt, unter welchem Schutze du ſtehſt! (Er unterhält ſie.)

Ritter (vor ſich). O wie ſie liebenswürdig iſt! Wie reizend in ihrer Unſchuld! Nie hat mich ein Mädchen ſo gerührt. Nie hab' ich eine ſolche Neigung empfunden! Wie ſorge ich für das gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahnet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O wie gern möcht' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabei vergeſſen ſollte.

Graf. Nimm dich zuſammen, meine Taube, ſieh hin, gewiß du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte (auf die Kugel blickend). Sie tritt an's Kamin, ſie blickt in den Spiegel! Ahi!

Graf. Was iſt dir?

Nichte. Ahi!

Marquiſe. Was haſt du?

Nichte. Ach in dem Spiegel ſieht der Domherr.

Domherr. Welche Glückſeligkeit! Meiſter — ich — wie ſoll ich dir danken! Das thuſt du alles für mich!

Nichte. Sie ſieht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter. Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte (mit einem gefühlvollen freudigen Ausdruck). Ja nun! Ich ſehe alles nun deutlich, ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Traurigkeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet.

Domherr (der bisher die Hände des Grafen gehalten und ſie geküßt). Unausſprechlich, unbeſchreiblich beglückſt du deinen Knecht!

Nichte. Sie wird unruhig, das Zimmer ſcheint ihr zu enge, ſie geht nach der Glasthüre, ſie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf. Ermanne dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte (verwirrt). Die Geiſter ſtehn ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen iſt's dunkel.

Marquiſe (zum Domherrn). Sie geht dir entgegen.

Domherr. Iſt's möglich!

Marquiſe. Du wirſt's erfahren.

Nichte. Ach! (Sie fällt in Ohnmacht.)

Ritter. O Gott! Helft ihr! Schont ſie! Es iſt unverzeihlich, daß ihr ſie nicht eher entlaſſen habt!

Marquiſe. Hier iſt Salz.

(Die Hauptperſonen drängen ſich zu ihr, die Zunglinge treten aus dem Proſcenio ins Theater, die Ritter ſprechen zu ihnen. Es macht Alles eine ſchöne aber wilde Gruppe.)

Graf. Ueberlaßt ſie mir! Nur durch himmliſchen Balſam kann ſie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte (vor der Toilette). (Ein Mädchen hilft ihr ſich ankleiden, und geht hierauf in die Garderobe, kommt mit einem Kleide zurück, und geht wieder ab.) Was bringſt du da? Was iſt in dem Paquet?

Mädchen. Es iſt das Kleid das Sie mir befahlen zum Schneider zu ſchaffen.

Nichte. Gut. Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe.

(Mädchen geht ab.)

Nichte. Nun bin ich angezogen wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag dieſe neue Mummerei bedeuten? Wenn ich bedenke was mir heute begegnet iſt, ſo habe ich alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener ſchauderhaften Scene, ſo muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich mich recht anſehe, ſo iſt das ohngefähr wie ich die Prinzeſſin bekleidet habe. Der Domherr liebt die Fürſtin, und ſo will ſie wohl gar vermählen? In welche Hände bin ich

gerathen! Was hab' ich zu erwarten? Welchen grausamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig hingab! Wehe mir! Ich sehe Niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Gesinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es ist ein eitler, frecher, leichtsinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat, und bald in mein Verderben willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr ist eben so gefahrlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach nur der Ritter ware der Mann an den ich mich wenden könnte. Seine Gestalt, sein Betragen, seine Gesinnungen zeichneten mir ihn im ersten Augenblicke als einen rechtschaffenen, einen zuverlässigen thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig. — Aber ach! betrogen durch die unverschämte Mummerei der Geisterscene hält er mich für ein Geschöpf, das der größten Verehrung werth ist. Was soll ich ihm bekennen? Was soll ich ihm vertrauen? — — Es komme wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht schon in diesen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entstehe was wolle, ich muß ihm schreiben. Ich werde ihn sehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann mich verdammen, aber nicht verstoßen! Er wird einen Schutzort für mich finden. Jedes Kloster, jede Pension soll mir ein angenehmer Aufenthalt werden.

(Sie spricht und schreibt.)

„Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer Hülfe bedarf,
„und von dem Sie nicht übler denken müssen weil sie Ihnen
„vertraut, bittet Sie morgen früh um eine Viertelstunde
„Gehör. Halten Sie sich in der Nähe, ich lasse Ihnen sagen
„wenn ich allein bin. Die traurige Lage in der ich mich be-
„finde, nöthigt mich zu diesem zweideutigen Schritt."

So mag es ſeyn! — — Der kleine Jack iſt mir wohl ein ſichrer Bote. (Sie geht an die Thüre und ruft.) Jack!

Zweiter Auftritt.

Nichte. Jäck.

Nichte. Kleiner! weißt du des Ritters Greville Wohnung?

Jäck. Ich bin oft dort geweſen.

Nichte. Willſt du mir wohl gleich ein Billet an ihn beſtellen? Aber daß es Niemand erfahrt!

Jäck. Nicht gern! Was hab' ich davon?

Nichte (indem ſie ihm Geld reicht). Einen Laubthaler!

Jäck (der ſich auf einem Fuß einigemal herumdreht). Ich habe Flügel.

Nichte (indem ſie ihm das Billet giebt). Hier!

Jäck. Das Geld wird bald verdient ſeyn. Wahrſcheinlich iſt er in der Nähe. Um dieſe Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Nichte. Das wäre ſchön. Nur vorſichtig!

Jäck. Geben Sie nur. Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Nichte. Du biſt ein durchtriebener Schelm!

Jäck. Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Nichte allein.

Wie frech dieſer Knabe iſt! Wie abgerichtet! So ſollt' ich auch werden; und wäre ſie langſamer zu Werke gegangen,

ſie hätte mich Schritt vor Schritt in's Verderben geführt. Glücklicherweiſe werd' ich es gewahr, und fühle noch ſo viel Kraft mich zu retten. Geiſt meiner Mutter, ſteh mir bei! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zuſtande, in welchem ich ſonſt zwiſchen Tugend und Laſter ſchlummerte. O möge dieſer Fehler der erſte Schritt zur Tugend ſeyn!

Vierter Auftritt.

Nichte. Marquiſe.

Marquiſe. Laſſen Sie ſehen, Nichte, wie finden Sie ſich in das neue Kleid?

Nichte. Nicht eben ſo ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquiſe. Nun, nun, es geht ſchon! Es kleidet Sie alles.

Nichte. Auch der Betrug, wie Sie heute geſehen haben.

Marquiſe. Wer wird ſolche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurecht rückend.) So! Es muß mehr an den Leib geſchloſſen ſeyn, und dieſe Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch aufs Land.

Nichte. Noch heute?

Marquiſe. Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu ſpielen.

Nichte. Noch eine? Sie ſind unbarmherzig, Tante. Die erſte hat mir ſchon ſo viel Mühe gekoſtet, daß Sie mich mit der zweiten verſchonen ſollten.

Marquiſe. Eben deßwegen, mein Kind. Noch dieſe und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe koſten.

Nichte. Ich fürchte Sie finden mich nicht halb so fähig als Sie glauben.

Marquise. Es kommt auf einen Versuch an. Diese Nacht werden Sie eine sehr geringe Rolle zu spielen haben.

Nichte. In diesem prachtigen Kleide?

Marquise. Dem Inhalte nach, meine ich. Sie haben eine halb stumme Liebhaberin vorzustellen.

Nichte. Wie verstehn Sie das?

Marquise. Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Rose, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Cavalier auf Sie zu, er wirft sich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung, Sie geben einen unvernehmlichen Laut von sich: „mein Herr!" — oder was Sie wollen; — er fahrt fort um Verzeihung zu bitten: „Stehn Sie auf!" versetzen Sie leise; er bittet um Ihre Hand, als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt sie mit tausend Kussen. „Stehn Sie auf!" sagen Sie alsdann: „Entfernen Sie sich, man könnte uns überraschen!" Er zaudert; Sie stehen vom Sitze auf: „Entfernen Sie sich!" sagen Sie dringend, und drucken ihm die Rose in die Hand. Er will Sie aufhalten: „Es kommt Jemand!" hopeln Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abschiede einen Kuß wagen: Sie halten ihn zurück, drucken ihm die Hand und sagen sanft: „Wir sehn uns wieder!" und machen sich von ihm los.

Nichte. Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es ist eine schwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer ist der Mann? Wen soll ich vorstellen? Wird die Nacht, werden die Umstande ihn nicht verwegner machen? Konnen Sie mich so ausstehen?

Marquise. Du bist sicher, mein Kind. Ich bin in der Nahe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich

dieſe letzten Worte höre. Ich trete herbei und verſcheuche ihn.

Nichte. Wie ſoll ich meine Rolle recht ſpielen, da ich nicht weiß wen ich vorſtelle?

Marquiſe. Betragen Sie ſich edel, ſprechen Sie leiſe; das übrige wird die Nacht thun.

Nichte. Welch einen Argwohn erregt mir das blaue Kleid, dieſe ſilbernen Muſchen!

Marquiſe. Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen. Sie ſtellen die Prinzeſſin vor und der Cavalier wird der Domherr ſeyn.

Nichte. Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen verlaſſenen Mädchen ſolch eine ſonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zuſammenhang nicht, ich ſehe nicht was es Ihnen nutzen kann: aber bedenken Sie daß es kein Scherz iſt. Wie hart würde einer geſtraft, der die Hand des Fürſten in irgend einer Unterſchrift nachahmte, der das Bild ſeines Königes auf ein unächtes Metall zu prägen ſich unterfinge? Und ich ſoll, wiſſentlich, mein armſeliges Selbſt für die geheiligte Perſon einer Fürſtin geben, ſoll mit erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äußere Geſtalt jener erhabenen Perſon nachaffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit ſchanden, die den Charakter dieſer großen Fürſtin macht? Ich ſchelte mich ſelbſt, ich bin zu beſtrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! denn Sie werden mich nicht retten wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherin machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingeſtand?

Marquiſe. Es iſt nicht zu ändern.

Nichte (bittend). Meine Tante!

Marquiſe (gebieteriſch). Meine Nichte! — Sobald der

Wagen da iſt erfahren Sie es; werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Richte. Ich wünſchte —

Marquiſe. Sie wiſſen was zu thun iſt, es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Richte, nachher **Jäck.**

Richte. So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es iſt gewiß was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere Weiſe in die Hände liefern, und vielleicht iſt der Marquis ſelbſt mit ihr einig. Von ſolchen Menſchen läßt ſich alles erwarten, und deſto beſſer habe ich gethan mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute ſchon zu betragen wiſſen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäck (in der Thüre). Iſt ſie weg?

Richte. Nur herein!

Jäck. Wie geſagt, ſo gethan!

Richte. Was bringſt du?

Jäck. Hier ein Blattchen! (Indem er ihr ein Billet giebt und ſich dann im Zimmer herumtreibt.) Und noch einen Laubthaler vom Ritter für meine Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier.

Richte. Wo haſt du ihn angetroffen?

Jäck. Im Kaffeehauſe gegenüber, wie ich ſagte.

Richte. Sagte er was zu dir?

Jäck. Er fragte, ob Sie zu Hauſe, ob Sie allein ſeyen?

— Ich muß ſehen was es giebt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Nichte, nachher der Ritter.

Nichte (das Billet leſend). „Ich weiß Ihr Vertrauen zu „ſchätzen und freue mich unendlich darüber. Schon habe ich „Sie im Stillen beklagt; in wenig Minuten bin ich bei Ih„nen" — O Gott was will das heißen? „Bis morgen früh „kann ich meiner Ungeduld nicht gebieten. In Ihrem Quar„tier hab' ich eine Zeitlang gewohnt, und beſitze noch durch „einen Zufall den Hauptſchluſſel. Ich eile nach Ihrer Garde„robe, ſeyn Sie ohne Sorgen; es ſoll mich Niemand entdecken, „und verlaſſen Sie ſich in jedem Sinn auf meine Discretion." Ich bin in der entſetzlichſten Verlegenheit! Er wird mich in dieſen Kleidern finden! Was ſoll ich ſagen?

Ritter (der aus der Garderobe tritt). Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich dieſe Nacht ruhig ſchlafen können?

Nichte. Mein Herr —

Ritter (ſie ſcharf anſehend). Wie find' ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche ſonderbare Kleidung! Was ſoll ich dazu ſagen?

Nichte. O mein Herr! ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie ſich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich dieſen Augenblick. Morgen früh —

Ritter. Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Nichte. Ich höre Jemand kommen, man wird mich rufen.

Ritter. Ich gehe, ſagen Sie nur: was ſtellt das Kleid vor?

Nichte. O Gott!

Ritter. Was kann das für ein Vertrauen seyn, wenn Sie mir diese Kleinigkeit verschweigen?

Nichte. Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen, nur — das ist nicht mein Geheimniß. Dieses Kleid —

Ritter. Dieses Kleid ist mir merkwürdig genug. Einigemal hat sich die Prinzessin in einem solchen Kleide sehen lassen. Selbst heute haben Ihnen die Geister die Fürstin in diesem Kleide gezeigt, und nun find' ich Sie —

Nichte. Rechnen Sie mir diese Maskerade nicht zu.

Ritter. Welche entsetzliche Vermuthungen!

Nichte. Sie sind wahr.

Ritter. Die Geisterscene?

Nichte. War Betrug.

Ritter. Die Erscheinungen?

Nichte. Abgeredet.

Ritter. O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geschwiegen! Hätten Sie mir den süßen Irrthum gelassen! Sie zerstören mir den angenehmsten Wahn meines Lebens!

Nichte. Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu schmeicheln, sondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hülfe anzuflehn. Eilen Sie, entfernen Sie sich! Wir sehen uns morgen wieder. Verschmähen Sie nicht ein unglückliches Geschöpf, das nach Ihnen, wie nach einem Schutzgott hinauf sieht.

Ritter. Ich bin verloren! Auf ewig zu Grunde gerichtet! Wüßten Sie was Sie in diesem Augenblicke mir geraubt haben, so würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid anflehn. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich selbst und an Andre, an Tugend, Unschuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir

entriſſen. Ich habe kein Intereſſe mehr, und Sie verlangen daß ich es an Ihnen nehmen ſoll? Meine Zutraulichkeit iſt auf das ſchändlichſte mißhandelt worden, und Sie wollen daß ich Ihnen trauen ſoll? Ihnen, einer doppelten, dreifachen Schauſpielerin? Welch ein Glück, daß ich dieſen Abend hieher kam und Ihnen nicht Zeit ließ ſich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte. Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! Entfernen Sie ſich! Man kommt!

Ritter. Ich gehe, Sie nie wieder zu ſehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis (halb in der Thüre). Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte (indem der Marquis wieder zur Thür hinaus geht, betrachtet ſie ſich geſchwind im Spiegel). Ich ſehe verweint, verworren aus! Was werd' ich ſagen?

Marquis (ſie umarmend und feſt an ſich drückend). Süßes holdes Geſchöpf!

Nichte (ihn zurückſtoßend). Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis. Wir ſind allein, fürchten Sie nichts!

Nichte (ſich von ihm losmachend). Die Marquiſe erwartet mich. (Bei Seite.) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis. Was haben Sie? Sie ſehen ganz verſtört aus.

Nichte. Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis. Du dauerſt mich, liebes Kind; aber ich will dich retten.

Nichte. Sie wiſſen doch, heute Nacht ſoll ich die Rolle

der Prinzessin spielen. Es ist erschrecklich! Kommen Sie! (Sie sieht sich inzwischen furchtsam nach der Garderobethür um.)

Marquis. Bleiben Sie, bleiben Sie, eben deßwegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut. Sie haben nichts zu besorgen.

Nichte. So lassen Sie uns gehen.

Marquis. Nein doch; ich wollte Ihnen sagen —

Nichte. Dazu ist's morgen Zeit.

Marquis. Keineswegs! Sie scheinen diese Abenteuer weniger zu fürchten als Sie sollten.

Nichte (wie oben). Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis. Es steht Ihnen noch etwas Seltsames diese Nacht bevor, an das Sie nicht denken.

Nichte. Was denn? Sie erschrecken mich!

Marquis. Daß Sie mit mir wegreisen werden,

Nichte. Mit Ihnen?

Marquis. Und das sagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte. Ich weiß nicht was ich sagen soll.

Marquis. Ich werde Sie leicht aufklären. Die Maskerade, zu der Sie angezogen sind, ist nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzessin den Domherrn um einen wichtigen Dienst ersucht, und Sie sollen die Dankbarkeit der Fürstin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte (wie oben in Verlegenheit). Ich soll ihm eine Rose geben.

Marquis. Eine würdige Belohnung für einen solchen Dienst! Denn zu nichts Geringerem hat sich die blinde Leidenschaft des Domherrn bereden lassen, als das schöne Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte. Das Halsband?

Marquis. Das wir gestern so sehr bewunderten, als wir diesen Ring kauften.

Nichte. Es iſt nicht möglich!

Marquis. So gewiß, daß ich ſchon einen Theil davon in der Taſche habe.

Nichte. Sie? Was ſoll das heißen? — Man könnte horchen.

Marquis. So treten Sie hieher! (Er nähert ſich der Garderobe.) Ja, mein Kind! Der Dombert beſaß es kaum eine Viertelſtunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzeſſin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in dieſem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach ſie die ſchöne Arbeit von einander: es that mir im Herzen weh, den koſtbaren Schmuck ſo zerſtört zu ſehen, und ich konnte nur durch das herrliche Packetchen getröſtet werden, das ſie mir zu meiner Reiſe zubereitete. Ich habe wenigſtens für hundert tauſend Livres Steine in der Taſche. Ich geh' noch heute nach England ab, mache dort alles zu Gelde, ſchaffe Silbergeſchirr und Koſtbarkeiten in Menge.

Nichte (welche bisher die größte Verlegenheit verborgen) Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis. Wir müſſen jetzt nicht ſorgen, ſondern wagen.

Nichte. Ich wünſche Ihnen Glück!

Marquis. Nein, du ſollſt es mir bringen! Du ſollſt und mußt meine Reiſegefährtin ſeyn.

Nichte. Sie wollen mich dieſer Gefahr ausſetzen?

Marquis. Die Gefahr iſt weit größer, wenn du zurück bleibſt. Meine Frau iſt verwegen genug, das Mährchen, ſo lang' es nur gehen will, durchzuſpielen. — Bis der erſte Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, iſt ſie ziemlich ſicher. Indeß kann ich dich nicht hier laſſen.

Nichte. Bedenken Sie —

Marquis. Ich weiß nicht wie ich dein Betragen erklären soll. Wär' es möglich, daß man mir schon dein Herz entwendet hätte? — Nein, es ist nicht möglich! Du bist verlegen, aber nicht verändert. Laß dich nicht etwa den anscheinenden Reichthum des Domherrn blenden; wir sind jetzt reicher als er, der in kurzem sich in der größten Verlegenheit sehen wird. Ich habe alles genau berechnet. Du magst heute Nacht die Person der Prinzessin noch vorstellen. — Es ist die Absicht meiner Frau daß ich euch hinaus begleiten und dann gleich weiter fahren soll. Ich nehme deßwegen einen besondern Wagen. Ist die Scene vorbei, so erklare ich der Marquise kurz und gut, daß du mich begleitest. Du magst ein wenig widerstehen, ich führe dich mit Gewalt weg. Larm darf sie nicht machen, aus Furcht daß alles verrathen wird. — Du hörst nicht zu; was ist dir?

Nichte. Verzeihen Sie mir, — dieser Vorschlag — Ich bin verwirrt — ich verstumme! Bedenken Sie in welcher Lage wir die Tante zurücklassen!

Marquis. Sie wird sich schon helfen, sie ist klug genug. Sie hat diese Sache so weit gebracht und wir verderben ihr nichts an ihrem Plan. Genug, ich will, ich kann dich nicht entbehren, und wenn du je an meiner Liebe zweifeltest, so siehst du nun, wie heftig sie ist. Ich werde dich nicht hier lassen, so vielen Nachstellungen, so vielen Gefahren ausgesetzt; nicht acht Tage, so hab' ich dich verloren. Die unsinnige Leidenschaft des Domherrn zur Fürstin halt ihn nicht von andern Liebeshandeln zurück. Nur wenige Tage, und du wirst unter dem Schleier seine Gebieterin, und ohne Schleier sein gehorsamstes Liebchen seyn. Komm! — So hab' ich es beschlossen, und davon lass' ich nicht ab. (Er umarmt sie.) Du bist mein geworden, und Niemand soll dich mir rauben!

Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn ſie die Steine glücklich davon bringt, wird ſie uns gern verzeihen. — Wie iſt dir? Du biſt nicht bei dir!

Nichte. Es iſt um mich geſchehen! Führen Sie mich wohin Sie wollen.

Marquis. Wiſſe nur, es iſt ſchon alles richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von deinem Kammermädchen nur das Nothwendigſte zuſammen packen laſſen. Es kommt auf wenige Tage an, ſo ſind wir neu und beſſer als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit alter Trödelwaare beſchweren.

(Er führt die Nichte ab, die ihm troſtlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobethür eilt.)

Achter Auftritt.

Der Ritter, der aus dem Cabinet hervorgeht.

Was hab' ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherei und Nichtswürdigkeit hab' ich hineingeblickt! Niemals konnte ich dieſe Menſchen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren ſie mir verdächtig; aber wenn man ſie bei mir ſolcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hatte, ich hätte ſie gegen Jedermann in Schutz genommen. Nun verſteh' ich dich, ſchöne Verführerin, warum du mich erſt morgen früh ſehen wollteſt! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreiſen ſolle; aber daß er ſie zwingen würde mit ihm zu gehen dachte ſie nicht. Sie glaubte gewiß ſeine Neigung zu ihr ſey erſchöpft, wie ihre Neigung zu ihm. O die Abſcheuliche! Dieſe Unſchuld zu heucheln! — Wie ein himmliſcher Geiſt ſtand ſie vor uns, und die reinſten

Wesen schienen durch ihren Mund zu sprechen, indeß sie, eines Liebhabers überdrüßig, sich nach andern umsieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Mannern schielt, die sie als ein himmlisches Wesen anbeten. Wie soll ich das alles zurecht legen was ich gehört habe? Was soll ich thun? Der Graf und die Marquise spinnen den unerhörtesten Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen sie es den Namen einer vortrefflichen Fürstin zu mißbrauchen, ja sogar ihre Gestalt in einem schändlichen Possenspiel nachzuaffen. Früher oder später wird sich's entdecken, und die Sache endige sich wie sie wolle, so muß sie dem Fürsten und der Fürstin höchst unangenehm seyn. Es leidet keinen Aufschub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch ware es möglich ihn zu retten! Das Halsband ist zerstückt; aber noch ist der Marquis hier, man kann sie fest halten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrüger beschamen und sie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thu' ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr mir seine Protection versprechen, mir eine ansehnliche Charge zusichern, sobald er sich wieder würde in Gunst gesetzt haben. Diese Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem ersten besten Betrüger sich wieder in die Hande geben, sich immer leidenschaftlich, ohne Sinn, Verstand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in seinem Hause dulden; wird bekennen daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterstützung warten, da es ihm, ungeachtet seiner schönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. — —

(Geht nachdenkend auf und nieder.)

Thörichter, beſchränkter Menſch! Und du ſiehſt nicht ein, daß ſich hier der Weg zu deinem Glücke öffnet, den du ſo oft vergebens geſucht haſt? Mit Recht hat dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte Weiſe mißbraucht! Du verdienteſt jene Lection, da du nicht einmal durch ſie klüger geworden biſt. — Sie glaubten nicht dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, ſo ſoll es ſeyn! Ich eile zu dem Miniſter. Er iſt eben auf dem Landhauſe, wohin dieſe Betrüger zuſammen in die Falle gehen. Sie ſind keiner Schonung werth! Es iſt eine Wohlthat fürs menſchliche Geſchlecht, wenn ſie nach Verdienſt geſtraft werden, wenn man ſie auſſer Stand ſetzt ihre Künſte weiter fort zu treiben. Ich eile; der Moment iſt entſcheidend! Werden ſie über der That ergriffen, ſo iſt alles bewieſen. Die Steine, die der Marquis in der Taſche hat, zeugen wider ihn; es hangt von dem Fürſten ab die Schuldigen zu behandeln wie es ihm recht dünkt, und ich werde mit leeren Verſprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich ſehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages hervortreten! Hier iſt nicht ein Augenblick zu taumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nacht.

Ein Luſtgarten. Rechter Hand der Schauſpieler eine Laube.

Der Graf. La Fleur.

La Fleur. Ich höre noch Niemand. Es rührt ſich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Der Graf (mit anmaßlicher Verwunderung). Du haſt recht gehört.

La Fleur. Nun, wenn Sie es ſelbſt wiſſen, ſo iſt es deſto beſſer; denn Sie können verſichert ſeyn daß ich immer die Wahrheit ſage. Um dieſe Stunde wollte meine Herrſchaft hier in dieſem Garten ſeyn. Ich weiß nicht was ſie vorhaben. Mit vier Pferden ſind ſie vor uns weggefahren und ihr Wagen wird an der kleinen Thür ſtill halten. Ich habe Sie deßwegen an der andern Seite ausſteigen laſſen. Ich vermuthe, der Domherr iſt auch hierher beſtellt.

Graf (wie oben). Warte! (Er hält ſeinen kleinen Finger aus ein.) Dieſer Ring ſagt mir, daß du gewiſſermaßen wahr redeſt.

La Fleur. Gewiſſermaßen?

Graf. Ja. Das heißt: in ſo ferne du es ſelbſt wiſſen kannſt. Ich bin nicht allwiſſend; aber dieſer Ring ſagt mir immer: ob die Menſchen lügen, oder ob ſie ſich irren.

La Fleur. Wenn ich Ihnen rathen ſollte — doch Sie wiſſen ſchon was das Beſte iſt.

Graf. Sprich nur! ich will ſchon ſehen, ob du mir das Beſte räthſt.

La Fleur. Ich dächte wir gingen ſachte dieſe dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder liſpeln hören.

Graf. Ganz recht. Geh nur voraus und horche ob der Weg ſicher iſt.

Zweiter Auftritt.

Der Graf allein.

Ich begreif' es nicht — und nach allen Umſtänden die mir der Menſch angiebt, iſt es höchſt wahrſcheinlich. Die Marquiſe beſtellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre die Prinzeſſin zu gewinnen? was ich immer für ein albernes Unternehmen, was ich für Lüge und Trug hielt. — Wenn ihr das gelingt, was ſoll dann dem Menſchen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberſt der Schweizer-Garde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Couliſſen.

Oberſt (der zuletzt herauskommt, nach der Scene). Hier bleibt verſteckt und rührt euch nicht eher, es mag ſich zutragen was will, bis ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da ſie ſtillſchweigen, fallt zu und nehmt gefangen wen ihr im Garten

findet. (Zu den Schweizern, die auf dem Theater stehn.) Ihr gebt auf das nämliche Signal Acht. Viere verbergen sich bei der großen Pforte; laßt herein es komme wer will, aber Niemanden hinaus.

Ein Schweizer. Herein mögen sie kommen, hinaus soll keiner.

Der Oberst. Und wer hinaus will, den haltet fest.

Schweizer. Wir wollen schon wacker anfassen.

Oberst. Und wenn die Waldhörner schweigen, so bringt hierher, wen ihr etwa angehalten habt. Zwei aber halten die Pforte besetzt.

Schweizer. Ja, Herr Obrist. Ich und mein Kamrad bringen euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bei der Pforte, daß nicht etwa ein anderer hinaus schlupfet.

Oberst. Geht nur, Kinder, acht, so ist's recht!

(Die vier Schweizer gehen ab.)

Oberst. Ihr beiden tretet etwa zehn Schritte von hier ins Gebusch; das übrige wißt ihr.

Schweizer. Gut.

Oberst. So, Ritter, wären unsre Posten alle besetzt. Ich zweifle, daß uns einer entgeht. Wenn ich sagen soll, so glaub' ich, wir werden hier auf diesem Platze den besten Fang thun.

Ritter. Wie so, Herr Oberst?

Oberst. Da von Liebeshandeln die Rede ist, so werden sie dieses Plätzchen gewiß aussuchen. In dem übrigen Garten sind die Alleen zu gerade, die Plätze zu licht; dieses Buschwerk, diese Lauben sind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zusammengewachsen.

Ritter. Ich bin recht in Sorgen bis alles vorüber ist.

Oberſt. Unter ſolchen Umſtänden ſollt' es einem Soldaten erſt recht wohl werden.

Ritter. Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Poſten ſtehn. Sie werden mir es nicht verdenken daß es mir bang' um das Schickſal dieſer Menſchen iſt, wenn ſie gleich nichtswürdig genug ſind, und meine Abſicht ganz löblich war.

Oberſt. Sey'n Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürſten und vom Miniſter, die Sache in der Kürze abzuthun; man verläßt ſich auf mich. Und der Fürſt hat ſehr recht. Denn wenn es Handel giebt, wenn die Geſchichte Aufſehn macht, ſo denken doch die Menſchen von der Sache was ſie wollen, und es iſt alſo immer beſſer man thut ſie im Stillen ab. Deſto größer wird auch Ihr Verdienſt, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt ich höre was; laſſen Sie uns bei Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquiſe. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquiſe (zum Marquis, der nur eben heraus tritt). Bleiben Sie nur immer in dieſem Gebüſch und halten Sie ſich ſtill. Ich trete gleich wieder zu Ihnen.

Der Marquis (tritt zurück).

Marquiſe. Hier, liebes Kind, iſt die Laube, hier iſt die Roſe; das Uebrige wiſſen Sie.

Nichte. O liebſte Tante, verlaſſen Sie mich nicht! Handeln Sie menſchlich mit mir; bedenken Sie was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquiſe. Wir ſind bei Ihnen, mein Kind; nur Muth! Es iſt keine Gefahr, in fünf Minuten iſt alles vorüber.

(Die Marquiſe tritt ab.)

Nichte (allein). O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That die im Stillen geſchah, und zeigt ein ernſtes fürchterliches Geſicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

Die Nichte (ſetzt ſich in die Laube und hält die Roſe in der Hand).

Der Domherr (der von der entgegengeſetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt). Eine tiefe Stille weiſſagt mir meine nahe Glückſeligkeit. Ich vernehme keinen Laut in dieſen Gärten, die ſonſt durch die Gunſt des Fürſten allen Spaziergängern offen ſtehn und bei ſchönen Abenden oft von einem einſamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen Paar beſucht werden. O ich danke dir, himmliſches Licht, daß du dich heute in einen ſtillen Schleier hulltеſt! Du erfreueſt mich, rauher Wind, du drohende trübe Regenwolke, daß ihr die leichtſinnigen Geſellſchaften verſcheuchet, die in dieſen Gängen oft umſonſt hin und wieder ſchwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und ohne eigenen Genuß Andere an den ſüßeſten Vergnügungen ſtören. O ihr ſchönen Bäume, wie ſcheint ihr mir ſeit den wenigen Sommern gewachſen, ſeit mich der traurige Bann von euch entfernte! Ich ſeh' euch nun wieder, ſeh' euch mit den ſchönſten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einſt in euern

jungen Schatten beſchäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichſte von allen Sterblichen.

Marquiſe (die leiſe zu ihm tritt). Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie ſich, nähern Sie ſich Ihrem Glück! Sehn Sie dort in der Laube?

Domherr. O ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

(Die Marquiſe tritt zurück.)

Der Domherr (tritt an die Laube und wirft ſich der Nichte zu Füßen). Anbetungswürdige Sterbliche, erſte der Frauen! Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen verſtummen, laſſen Sie mich auf dieſer Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen.

Nichte. Mein Herr —

Domherr. Oeffnen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! es iſt an Ihrer Gegenwart genug. Verſchwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an dieſem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt iſt voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verſtand, Ihre Tugend entzückt alle Menſchen. Sie ſind wie eine Gottheit, Niemand naht ſich ihr als um ſie anzubeten, als um das Unmögliche von ihr zu bitten. Und ſo bin ich auch hier, meine Fürſtin —

Nichte. O ſtehn Sie auf, mein Herr —

Domherr. Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier, aber nicht um zu bitten, ſondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte (indem ſie aufſteht). Es iſt genug!

Domherr (kniend und ſie zurückhaltend). Ja wohl der Worte genug, der Worte ſchon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter ſelbſt verzeihen, wenn wir mit Worten umſtändlich bitten, ob ſie gleich unſre Bedürfniſſe, unſre Wünſche lange ſchon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme

Mensch bessers als Worte, wenn er das hingeben möchte was ihm ganz zugehört. Sie geben den Menschen viel, erhabene Fürstin; kein Tag, der nicht durch Wohlthaten ausgezeichnet ware; aber ich darf mir in diesem glücklichen Augenblicke sagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in diesem Grade erfahrt, der sich sagen kann: „Sie bezeigt dir Vergebung auf eine Weise, die dich höher erhebt als du jemals tief fallen konntest. Sie kündigt dir ihre Gnade an, auf eine Art, die dir ein ewiges Pfand dieser Gesinnungen ist; sie macht dein Glück, sie befestigt's, sie verewigt's, alles in einem Augenblick."

Die Nichte (macht eine Bewegung vorwarts, die den Domherrn nöthigt aufzustehn). Entfernen Sie sich; man kommt! Wir sehn uns wieder.

(Sie hat ihm, indem er aufstand, die Hand gereicht und läßt ihm, da sie sich zurückzieht, die Rose in den Händen.)

Domherr. Ja nun will ich eilen, ich will scheiden, will dem brennenden Verlangen widerstehn, das mich zur größten Verwegenheit treibt.

(Er naht sich ihr mit Festigkeit und tritt gleich wieder zurück.)

Nein, befürchten Sie nichts! Ich gehe, aber lassen Sie mich es aussprechen, denn es hangt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab. Ich darf alles bekennen, weil ich Macht genug über mich selbst habe, diesem glücklichen Augenblick hier gleichsam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angesicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in diesen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhn. Sagen Sie ein Wort. (Sie bei der Hand fassend.)

Nichte (ihm die Hände druckend). Alles, alles, nur jetzt verlassen Sie mich!

Domherr (auf ihren Händen ruhend). Sie machen mich zum glücklichsten Menschen, gebieten Sie unumschränkt über mich.

(Es lassen sich in der Ferne zwei Waldhörner hören, die eine höchst angenehme Cadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indessen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquise. Der Marquis, hernach der Oberst der Schweizer-Garde. Schweizer.

Marquise (zwischen die beiden hineintretend). Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie sich; ich habe ein Geräusch gehört, Sie sind keinen Augenblick sicher. Man könnte die Prinzessin im Schlosse vermissen; eilen Sie, wir müssen weg.

Domherr (sich losreißend). Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl, lassen Sie mich keine Ewigkeit schmachten.

(Er geht schnell nach der linken Seite des Grundes.)

Marquise. Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl, Marquis, machen Sie Ihre Sachen gut, Sie sollen Ihre Frau — Ihre Freundin bald wieder sehn. Umarmen Sie ihn zum Abschied, Nichte.

Der Marquis (umarmt die Nichte und zieht sie auf seine Seite herüber). Hierher, schönes Kind, kommen Sie mit mir; vor jener Thüre steht mein Wagen.

Die Nichte (zaudernd). O Gott, was will das werden!

Marquise (nach der Nichte greifend). Was heißt das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis. Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen ist mein. Lassen Sie mir dieses Geschöpf, in das ich rasend verliebt bin, und ich verspreche Ihnen dagegen alles treulich auszurichten, was Sie mir aufgetragen haben. Ich gehe nach

England, beſorge Ihre Geſchäfte, wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und redlich empfangen; aber laſſen Sie mir das Mädchen.

Marquiſe. Es iſt nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was ſagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverſtanden?

Nichte (zaudernd). Meine Tante —

Marquis (ſie fortziehend). Geſtehn Sie es ihr, keine Verſtellung! Es iſt abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerſtand, oder ich mache Lärm, und bin in dieſem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns alle zu verrathen.

Marquiſe. Entſetzlich! Entſetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner ſchweigen auf einmal, nachdem ſie ein lebhaftes Stück geblaſen.)

Der Oberſt (der den Domherrn zurück bringt und dem zwei Schweizer folgen). Hierher, mein Herr, hierher!

Domherr. Was unterſtehn Sie ſich? Dieſer Spaziergang iſt einem jeden frei gegeben.

Oberſt. Jedem Spaziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie ſich gutwillig.

Domherr. Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Taſche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberſt. Stecken Sie Ihr Terzerol ein. Sie können nach mir ſchießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge ſind beſetzt. Es kommt Niemand hinaus. Ergeben Sie ſich in das Schickſal, dem Sie muthwillig entgegen rannten.

Marquiſe (die indeſſen aufmerkſam geworden iſt und gehorcht hat). Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf dieſe Seite. Wenn wir nicht einig ſind, gehn wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquiſe, der Marquis, die Nichte wollen ſich auf die Seite zurückziehn, wo ſie herein gekommen ſind; es treten ihnen zwei Schweizer in den Weg.)

Marquiſe. Wir ſind zu Grunde gerichtet!

Marquis. Wir ſind verrathen!

Nichte. Ich bin verloren!

Domherr (der in dieſem Augenblick neben die Nichte zu ſtehen kommt). O Gott!

Oberſt. Niemand gehe von der Stelle! Sie ſind alle meine Gefangene.

Domherr (auf die Nichte deutend). Auch dieſe?

Oberſt. Gewiß!

Domherr. Mein Unglück iſt ſo groß, daß ich es in dieſem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberſt. Nicht ſo groß, als Ihre Unbeſonnenheit!

Domherr. Ich will jeden Vorwurf ertragen, alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt: nur verehren Sie dieß überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben, läugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürſten einen größern Dienſt, als mit der traurigen, ſchrecklichen Wahrheit, daß ſeine Tochter, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſt. Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangene; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehn.

Marquiſe. Wohin!

Marquis. O warum mußt' ich mit hieher kommen!

Nichte. Meine Furcht war gegründet!

Domherr. So bin ich denn der unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man im Sinn? Iſt's möglich! Was kann der Fürſt gegen das Liebſte beginnen, das er auf der Welt hat? Meine Gebieterin — meine Freunde — ich bin's, der euch unglücklich macht! O warum muß ich leben? warum ſo

lieben? warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal einkam, in einem fremden Lande meine Zartlichkeit, meine Ehrbegier an andern Gegenſtanden abzuſtumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurück gezogen? Ich möchte euch Vorwürfe machen, ich möchte mich ſchelten, mich haſſen; und doch, wenn ich mich in dieſem Augenblicke anſehe, ſo kann ich nicht wünſchen, daß es anders ſeyn möchte. Ich bin immer noch der Glücklichſte mitten im Unglück!

Oberſt. Endigen Sie, mein Herr; denn es iſt Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr. Ja, ich will; aber zuerſt entlaſſen Sie unſre Gebieterin. Wie? Sie ſollte hier in Nacht und Thau ſtehen, und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem ſie Theil nimmt? Nein, ſie kehre zurück in ihre Zimmer, ſie bleibe nicht länger den Augen dieſer Knechte ausgeſetzt, die ſich über ihre Beſchämung freuen! Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürſtin! wer kann ſich Ihnen widerſetzen? Und dieſer Mann, der mich gefangen halten darf, dieſe Koloſſen, die mir ihre Hellebarden entgegen ſetzen, ſind Ihre Diener. Gehn Sie, leben Sie wohl! Wer will Sie aufhalten? Aber vergeſſen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm alles in der Welt ſind. Sehn Sie noch einen Augenblick auf ſeine Qual, auf ſeine Wehmuth, und dann überlaſſen Sie ihn dem grauſamen Schickſal, das ſich gegen ihn verſchworen hat.

(Er wirft ſich der Nichte zu Füßen, die ſich auf die Marquiſe kennt. Der Marquis ſteht dabei in einer verlegenen Stellung, und es machen auf der rechten Seite des Theaters eine ſchöne Gruppe, in welcher die zwei Schweizer nicht zu vergeſſen ſind. Der Oberſt und zwei Schweizer ſtehn an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Der Graf (den zwei Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor sich hertreiben). Ich sag' euch, daß ihr eure Grobheit zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir so zu begegnen! Dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Roſtro, di Roſtro impudente, ein ehrſamer, überall verehrter Fremder, ein Meiſter aller geheimen Wiſſenſchaften, ein Herr über die Geiſter —

Schweizer. Bring' Er das unſerm Oberſten vor, der verſteht das Walſche, ſieht Er; und wenn Er nicht geradezu geht, ſo werden wir Ihn rechts und links in die Rippen ſtoßen und Ihm den Weg weiſen, wie's uns befohlen iſt.

Graf. Habt ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer. Die hat der, der uns kommandirt. Ich ſag's Ihm, geh' Er geradezu, ganz gerade dahin, da ſteht unſer Oberſter.

Graf (gebieteriſch). Wagt es nicht mich anzurühren!

Domherr (der auf die Stimme des Grafen zu ſich kommt und aufſteht). Ja, da erwartete ich dich, großer Cophta, würdiger Meiſter, erhabenſter unter allen Sterblichen! So ließeſt du deinen Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir ſind dir alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche dir nicht zu geſtehen, daß ich dieſes Abenteuer hinter deinem Rücken unternahm. Du weißt was geſchehen iſt; du weißt, wie unglücklich es ablief; ſonſt warſt du nicht gekommen. In dieſer einzigen Erſcheinung, großer Cophta, verbindeſt du mehr edle Seelen, als du vielleicht auf deiner langen Wallfahrt auf Erden beiſammen geſehen haſt. Hier ſteht ein

Freund vor dir, vor wenig Augenblicken der glücklichſte, jetzt der unglücklichſte aller Menſchen. Hier eine Dame, des ſchönſten Glücks werth. Hier Freunde, die das Mögliche und Unmögliche zu wirken mit der lebhafteſten Theilnahme verſuchten. Es iſt was Unglaubliches geſchehen. Wir ſind hier beiſammen und wir leiden nur aus Mißtrauen gegen dich. Hatteſt du die Zuſammenkunft geführt, hätte deine Weisheit, deine Macht die Umſtände gefügt —

(einen Augenblick nachdenkend und mit Entſchloſſenheit fortfahrend)

Nein, ich will nichts ſagen, nichts wünſchen: dann wäre alles gegangen, wie es abgeredet war, du hätteſt nicht Gelegenheit gehabt, dich in deinem Glanze ſehen zu laſſen, gleichſam als ein Gott aus einer Maſchine herunter zu ſteigen und unſre Verlegenheit zu endigen.

(Er nahet ſich ihm vertraulich und lächelnd.)

Was beſchließen Sie, mein Freund? Sehn Sie, ſchon ſtehn unſre Wächter wie betäubt: nur ein Wort von Ihnen, ſo fallen ſie in einen Schlummer, in dem ſie alles vergeſſen was geſchah, und wir begeben uns inzwiſchen glücklich hinweg. Geſchwind, mein Freund, drücken Sie mich an Ihre Bruſt, verzeihen Sie mir und retten Sie mich!

Graf (gravitätiſch ihn umarmend). Ich verzeihe dir!

(Zu dem Oberſten.)

Wir werden zuſammen ſogleich von hier wegfahren.

Oberſter (lächelnd). O ja! Recht gern!

Domherr. Welch ein Wunder!

Marquiſe (zum Marquis). Was ſoll das heißen? Wenn der uns noch rettete!

Marquis. Ich fange an zu glauben, daß er ein Zeremeiſter iſt.

Oberſt. Ich brauche dieſe Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nur ſchon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe.

(Gegen die Scene gekehrt.)

Treten Sie nur auch herein, junger Mann, Sie haben mich lange genug allein gelaſſen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter. Ja, hier bin ich, die Abſcheulichen zu beſchamen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen (außer dem Oberſten). Was ſoll das heißen? Der Ritter! Entſetzlich! Es iſt nicht möglich!

Ritter. Ja, ich bin hier um gegen euch alle zu zeugen.

Nichte. Daran bin ich allein Schuld.

Domherr. Was ſoll das heißen? Ich werde wahnſinnig!

Oberſt. Sie kennen alſo dieſen Mann? Hier geht alles natürlich zu, außer daß dieſer in ſolcher Geſellſchaft ehrlich geblieben iſt. Er hat eure Schelmereien beobachtet, er hat ſie dem Fürſten entdeckt, und ich habe den Auftrag, zu unterſuchen und zu ſtrafen. (Zum Domherrn.) Zuförderſt alſo, damit Sie einſehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie ſehr Sie betrogen ſind; ſo erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man dieſen Abend unſre Fürſtin gelaſtert hat.

(Er hebt der Nichte den Schleier vom Geſicht.)

Domherr (erkennt ſie und drückt pantomimiſch ſein Entſetzen aus).

Ritter. Wie die Fürstin, so die Geister! — Solchen Menschen vertrauten Sie!

Domherr. Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberst. Diese Nichtswürdigen haben sich Ihrer Schwäche bedient, und Sie zu den strafwürdigsten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr. Herr Oberst —

Oberst. Beruhigen Sie sich! Und erfahren Sie zuförderst, daß der Fürst edel genug denkt, um auch dießmal Ihren Leichtsinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu bestrafen. Was sag' ich, bestrafen? Er will vielmehr den zweiten Versuch machen, ob es möglich sey Sie zu bessern, Sie der großen Ahnherrn würdig zu machen, von denen Sie abstammen. Ihre Entfernung vom Hofe, die nun zwei Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an daß Sie frei sind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlassen, unter dem Vorwande als wenn Sie eine große Reise zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürst besonders schätzt, dem er vertraut, wird alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frei in Ihrem Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erst unterrichtet sind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel aussieht, in den Sie sich eingelassen haben.

Domherr. Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberst (zu dem Marquis). Geben Sie zuförderst die Juwelen heraus, die Sie in der Tasche haben.

Marquis. Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer. Er hat da was erst in den Busch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man sucht und bringt das Kästchen hervor, das [illegible] dem Obersten überreicht.)

Oberſt. Läugnet nicht weiter! Es iſt alles am Tage. (Zur Marquiſe.) Wo ſind die übrigen Steine? Geſtehn Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hauſe, und zu Hauſe bei Ihnen iſt in dieſem Augenblicke alles verſiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt.

Marquiſe. Hier ſind ſie. (Das Schmuckkäſtchen hervorbringend.) So dacht' ich ſie nicht los zu werden.

Oberſt (zum Domherrn). Man wird dieſe Juwelen den Hofjuwelieren wieder zuſtellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlöſen. Die falſche Unterſchrift der Prinzeſſin werden Sie dagegen zurücklaſſen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr. Ja, ich gehe. Sie haben mich beſchämt geſehn; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt giebt mir ein Recht auf die erſten Bedienungen im Staate; dieſe Vorzüge kann mir Niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenſchaft aus dem Herzen reißen, die ich für meine Fürſtin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieſes Phantom gemacht hat. Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz ſind, mich noch weiter von ihr entfernen zu müſſen; in ein Land zu gehen, wo ich ſie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde: aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, ſo lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch Uebrige verachte ich. Ihr waret geſchäftig um meine Leidenſchaft, wie Käfer um einen blühenden Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis daſtehe; aber die Aeſte, die Wurzeln mußtet ihr unangetaſtet laſſen. Schwärmt hin wo ihr wieder Nahrung findet!

(Der Domherr geht ab.)

Oberst. Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Gränz-Festung gebracht, bis man hinlänglich untersucht hat ob ihre Schelmstreiche nicht vielleicht noch weiter um sich gegriffen haben. Findet sich's daß sie in weiter keine Händel verwickelt sind, so wird man sie in der Stille des Landes verweisen und so von diesem betrügerischen Volke sich befreien. Es sind eben vier, ein Wagen voll. Fort mit Ihnen! Man begleite sie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk steht, und übergebe sie dort den Dragonern.

Nichte. Wenn ein unglückliches Mädchen von einem strengen Urtheilsspruch noch auf Gnade sich berufen darf, so hören Sie mich an. Ich unterziehe mich jeder Strafe, nur trennen Sie mich von diesen Menschen, die meine Verwandten sind, sich meine Freunde nannten und mich in das tiefste Elend gestürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloster!

Ritter. Was höre ich?

Oberst. Ist es Ihr Ernst?

Nichte. O hätte dieser Mann geglaubt, daß meine Gesinnungen aufrichtig seyen, so wären wir alle nicht, wo wir sind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorsichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann gewesen, für den ich Sie hielt, Sie hätten diesen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beischaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verloren ist. Es ist wahr, man wird Sie für diesen Dienst belohnen; unser Unglück wird ein Capital seyn, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht daß Sie im Genuß

der fürſtlichen Gunſt, der einträglichen Stellen, in deren Beſitz Sie ſich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken ſollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bei Hofe ſind, Ihren Einfluß das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigſtens zeigten, als Geſinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von dieſem ernſthaften würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieſer Geſellſchaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgeſetzt werde, als ich in dieſem leider ſchon dulden mußte.

(Zum Oberſten.)

Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mein Herr, wenn Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünſchen, ſo ſchicken Sie mich fort; aber allein. Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht!

Oberſt. Sie rührt mich!

Ritter. Iſt es Ihr Ernſt?

Richte. O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberſt. Ich kann Ihren Wunſch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Inſtruction ab.

Richte. Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Inſtruction, wenn die Abſicht iſt, wie es ſcheint, dieſen verwegenen Handel im Stillen beizulegen. Verbannen Sie mich nicht, ſchicken Sie mich in kein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geſchichte erzählen, man wird ſie wiederholen. Man wird fragen: „wie ſieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie ſoll, ſie muß der Prinzeſſin gleichen, ſonſt hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht geſpielt werden. Wo iſt ſie? Man muß ſie ſehen, man muß ſie kennen.“

O Ritter, wenn ich ein Geschöpf war, wie Sie dachten, so wäre der gegenwartige Fall für mich erwunscht genug, und ich brauchte keine Ausstattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberst. Hiermit sey es genug! Begleitet jene Drei an den Wagen; der Officier, dem ihr sie übergebt, weiß schon das Weitere.

Marquis (tritt zur Marquise). Es ist nur von Verbannung die Rede. Wir wollen demuthig abziehn, um das Uebel nicht arger zu machen.

Marquise. Wuth und Verdruß kochen mir im Herzen; nur die Furcht vor einem großern Uebel halt mich ab ihr Luft zu machen.

Oberst. Nun fort!

Marquise. Bedenken Sie, Herr Oberst, und lassen Sie den Fursten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin und daß er seine eigne Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberst. Das hatten Sie bedenken sollen! — Gehen Sie! Schon hat man diese noch lange nicht erwiesene Verwandtschaft zu Ihrem Vortheil mit in Anschlag gebracht.

Graf. Mein Herr, Sie vermischen mit diesem Gesindel einen Mann, der gewohnt ist überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberst. Gehorchen Sie!

Graf. Es ist mir unmöglich!

Oberst. So wird man Sie's lehren.

Graf. Ein Reisender, der überall wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet.

Oberst. Es wird sich zeigen.

Graf. Dem man wie einem Schutzgeist Tempel bauen sollte.

Oberſt. Es wird ſich finden.

Graf. Der ſich als Groß-Cophta legitimirt hat.

Oberſt. Wodurch?

Graf. Durch Wunder.

Oberſt. Wiederholen Sie eins und das andre, rufen Sie Ihre Geiſter herbei, laſſen Sie ſich befreien!

Graf. Ich achte euch nicht genug, um meine Macht vor euch ſehen zu laſſen.

Oberſt. Groß gedacht! So unterwerfen Sie ſich dem Befehl.

Graf. Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürſten ſolche Geheimniſſe melden, daß er mich im Triumphe zurückholen ſoll, und Sie werden vor dem Wagen voran reiten, in dem der Groß-Cophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberſt. Das wird ſich alles finden; nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten. Fort mit ihnen!

Schweizer. Fort, ſagt der Oberſte, und wenn ihr nicht geht, ſo werdet ihr unſre Hellebarden fühlen.

Graf. Ihr Elenden, ihr werdet bald vor mir ins Gewehr treten.

Die Schweizer (ſchlagen auf ihn los). Will Er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drei Perſonen ab.)

Oberſt (zur Nichte). Und Sie ſollen noch heute Nacht in das Frauenkloſter, das keine Viertelſtunde von hier liegt. Wenn es Ihr Ernſt iſt ſich von der Welt zu ſcheiden, ſo ſollen Sie Gelegenheit finden.

Nichte. Es iſt mein völliger Ernſt. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieſer Welt. (Zum Ritter.) Aber das muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich meine erſte, lebhafte Neigung mit in die Einſamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter. Sagen Sie das nicht, strafen Sie mich nicht so hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zustand ist gegen den meinigen zu beneiden. Sie können sagen: „man hat mich unglücklich gemacht;" und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir sage: „auch dich zählt sie unter die Menschen, die zu ihrem Verderben mitwirkten." O vergeben Sie mir! vergeben Sie einer Leidenschaft, die, durch einen unglückseligen Zufall mit sich selbst uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken das liebste, das wertheste auf der Welt war. Wir sollen uns trennen! Unaussprechlich ist die Qual, die ich in diesem Zustand' empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und bedauren Sie mich. O daß ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Domherrn eilte. Ich hatte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hatte mein Glück mit Freuden genießen können. Es ist alles verloren.

Oberst. Fassen Sie sich!

Nichte. Leben Sie wohl! Diese letzten tröstlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (Zum Oberst.) Ich sehe an Ihren Augen, daß ich scheiden soll. Möge Ihre Menschlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberst. Das arme Geschöpf dauert mich! Kommen Sie. Alles ist gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter. Sie mag seyn welche sie will, so fürstlich als ich sie erwarten darf; ich werde nichts genießen können, denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur Ein Wunsch und Eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und sie sich selbst und der Welt wieder zu geben.

Der Bürgergeneral.

Ein Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

Zweite Fortſetzung

der beiden Billets.

Personen.

Rose.
Görge.
Märten.
Der Edelmann.
Schnaps.
Der Richter.
Bauern.

Der Schauplatz ist in Märtens Hause: wie in den vorigen Stücken.

Erster Auftritt.

Röse. Görge.

Görge (der zum Hause mit einem Rechen herauskommt, spricht zurück). Hörst du, liebe Röse?

Röse (die unter die Thüre tritt). Recht wohl, lieber Görge!

Görge. Ich gehe auf die Wiese, und ziehe Maulwurfshaufen auseinander.

Röse. Gut.

Görge. Hernach seh' ich wie es auf dem Acker aussieht.

Röse. Schön! Und dann kommst du auf's Krautland und grabst, und findest mich da mit dem Frühstück.

Görge. Und da setzen wir uns zusammen und lassen es uns schmecken.

Röse. Du sollst eine gute Suppe haben.

Görge. Wenn sie noch so gut wäre! Du mußt mit essen, sonst schmeckt sie mir nicht.

Röse. Mir geht's eben so.

Görge. Nun, leb wohl, Röse!

(Röse geht, bleibt stehen, sieht sich um; sie werfen sich Kußhände zu, sie kehrt zurück).

Görge. Höre, Röse! — Die Leute reden kein wahr Wort.

Röse. Selten wenigstens. Wie so?

Görge. Sie ſagen: Als Mann und Frau hatte man ſich nicht mehr ſo lieb wie vorher. Es iſt nicht wahr, Röſe. Wie lange haben wir uns ſchon? Wart!

Röſe. Zwölf Wochen.

Görge. Wahrhaftig! Und da iſt immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb wohl!

Röſe. Leb wohl. Wie oft haben wir das nicht ſchon geſagt!

Görge (entfernt ſich). Und wie oft werden wir es noch ſagen!

Röſe. Und uns immer wieder ſuchen und finden.

Görge (ſtille ſtehend). Das iſt eine Luſt!

Röſe. Ich komme gleich nach. Leb wohl!

Görge (gehend). Leb wohl!

Röſe (unter der Thüre). Görge!

Görge (zurückkommend). Was giebt's?

Röſe. Du haſt was vergeſſen.

Görge (ſich anſehend). Was denn?

Röſe (ihm entgegenſpringend). Noch einen Kuß!

Görge. Liebe Röſe!

Röſe. Lieber Görge! (Küſſend.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Brav, ihr Kinder! Brav! an euch merkt man nicht daß die Zeit vergeht.

Görge. Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr.

Röſe (bedeutend). Sie werden's auch bald nicht mehr merken.

Edelmann. Wie ſo?

Röſe. Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie iſt ja ſo hübſch.

Edelmann (lächelnd). Wer?

Görge. Hm! Röſe, du haſt recht. Ja wohl, recht hübſch.

Röſe. Und Sie ſind auch ſo ein ſchöner junger Herr.

Edelmann. Görge! Darf ſie das ſagen?

Görge. Jetzt eher als ſonſt. Denn ich will's nur geſtehen, ich bin oft eiferſüchtig auf Sie geweſen.

Edelmann. Du haſt's auch Urſache gehabt. Röſe gefiel mir immer.

Röſe. Sie ſcherzen, gnädiger Herr.

Görge. Es iſt mir nur immer gar zu ernſtlich vorgekommen.

Röſe. Er hat mich oft genug gequält.

Görge. Und ſie mich auch.

Edelmann. Und jetzt?

Görge. Jetzt iſt Röſe meine Frau, und, ich denke, eine recht brave Frau.

Edelmann. Das iſt gewiß.

Röſe (bedeutend). Und Sie?

Edelmann. Nun?

Görge (mit Bücklingen). Darf man gratuliren?

Edelmann. Wozu?

Röſe (ſich neigend). Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen.

Görge. Sie werden bald auch ein allerliebſtes Weibchen haben.

Edelmann. Daß ich nicht wüßte.

Röſe. In wenig Tagen läugnen Sie es nicht mehr.

Görge. Sie werden's auch bald erfahren.

Röſe. Das wird wieder eine Luſt auf dem Schloſſe werden!

Görge. Als wie zu Lebzeiten Ihrer ſeligen Frau Mama.

Röſe. Zu der man immer lief, wenn Jemand krank war.

Görge. Die einem ſo guten Spiritus auflegte, wenn man ſich eine Beule geſtoßen hatte.

Röſe. Die ſo gute Salben wußte, wenn man ſich verbrannt hatte.

Edelmann. Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umſehen, die ihr ähnlich iſt.

Görge. Die iſt ſchon gefunden.

Röſe. Ich denk's. Seyn Sie nicht böſe, gnädiger Herr, daß wir ſo vorlaut ſind.

Görge. Wir können's aber nicht abwarten —

Röſe. Sie ſo glücklich zu ſehen als uns.

Görge. Sie müſſen nicht länger zögern.

Röſe. Es iſt verlorne Zeit.

Görge. Und wir haben ſchon den Vorſprung.

Edelmann. Wir wollen ſehen.

Görge. Es thut freilich nichts, wenn unſer Junge ein bißchen älter iſt als der Ihrige; da kann er deſto beſſer auf den Junker Acht haben.

Röſe. Das wird hübſch ſeyn wenn ſie zuſammen ſpielen. Sie dürfen doch?

Edelmann. Wenn ſie nur ſchon da wären. Ja! — meine Kinder ſollen mit den eurigen aufwachſen, wie ich mit euch.

Röſe. Das wird eine Luſt ſeyn!

Görge. Ich ſehe ſie ſchon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Märten am Fenſter.

Märten. Röſe! Röſe! Wo bleibt das Frühſtück?

Röſe. Gleich! Gleich!

Märten. Muß ich ſchon wieder warten. (Vom Fenſter w

Röſe. Den Augenblick!

Görge. Mach nur; Röſe.

Röſe. Da werd' ich ausgeſchmalt.

Edelmann. Daran iſt der Kuß ſchuld, über dem i
euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Wildpret.

Görge. Ihre Freundlichkeit iſt ſchuld, gnädiger Herr

Röſe. Ja wohl. Ich vergaß darüber den Vater.

Görge. Und ich Wieſe, Acker und Krautland.

Edelmann. Nun denn jedes auf ſeinen Weg.

(Sie verabſchieden Begrüßungen an verſchiedenen Seiten ab, und
ins Haus.)

Vierter Auftritt.

(Märtens Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem
mit Stühlen. An der Seite ein Fenſter. Gegenüber eine andere
Thür.)

Märten. Röſe.

Märten. Röſe, wo biſt du?

Röſe. Hier, Vater.

Märten. Wo bleibſt du?

Röſe. Der gnädige Herr kam gegangen, und wie
gar iſt, ſchwatzte er mit uns.

Märten. Und mein Kaffee?

Röſe (auf den Kamin deutend). Steht hier.

Märten. Das ſeh' ich. Aber die Milch?

Röſe. Iſt gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüſſel des Bundes, das ſie anhängen hat, nimmt Rahm heraus, und ſetzt ihn in den Kamin.)

Märten (indeſſen). Röſe, das iſt nicht hübſch!

Röſe (beſchäftigt). Was denn, Vater?

Märten. Daß du mich ganz und gar über Görgen vergiſſeſt.

Röſe (wie oben). Wie ſo?

Märten. Mit ihm haſt du geplaudert; für ihn haſt du geſorgt.

Röſe. Auch, Vater. Ich hab' ihm ein Butterbrod gegeben.

Märten. Für ihn allein ſorgſt du.

Röſe. Nicht doch! Für Euch ſo gut wie für ihn.

Märten. Und doch verſprachſt du mir, wenn ich dich heirathen ließe —

Röſe. Sollte alles bleiben nach wie vor.

Märten. Haltſt du nun Wort?

Röſe. Gewiß. Hier iſt der Kaffee.

Märten. Biſt du alle Morgen gleich bei der Hand wie heute?

Röſe. Hier iſt die Milch. (Sie läuft wieder nach dem Schranke.)

Märten. Und muß ich nicht auf alles warten?

Röſe. Hier die Taſſe! der Löffel! der Zucker! Wollt Ihr auch ein Butterbrod?

Märten. Nein, nein. — Du bleibſt mir die Antwort ſchuldig.

Röſe (auf das Frühſtück deutend). Hier ſteht ſie.

Märten. Es mag gut ſeyn. Erzähle mir etwas.

Röſe. Ich muß fort.

Märten. Schon wieder?

Röſe. Görgen die Suppe bringen, der mag den Kaffee nicht.

Märten. Warum ißt er ſie nicht zu Hauſe?

Röſe. Er will erſt was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut, da machen wir ein Feuerchen an, warmen die Suppe, und verzehren ſie mit einander.

Märten. So geh hin! Es iſt doch nicht anders.

Röſe. Wie meint Ihr?

Märten. Vater und Mutter verlaßt ihr, und folgt dem Manne nach.

Röſe. So ſoll's ja ſeyn.

Märten. Geh nur.

Röſe. Zu Mittag ſollt Ihr ein gut Eſſen haben; ich ſage nicht was.

Märten. Schon recht.

Röſe. Seyd nicht verdrießlich.

Märten. Nein doch!

Röſe. So lebt wohl.

Märten. Geh nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten allein, ſitzend und trinkend.

Es iſt gut daß ſie geht. Schnaps ſagte mir geſtern im Vorbeigehn: wenn die Kinder im Felde wären, wollte er mich beſuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein vertrackter Kerl der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görgen beſſer ſtande! Aber der hat geſchworen, wenn er ihn wieder im Hauſe trifft, will er ihn lederweich ſchlagen. Und

Görge halt ſein Wort. — Ein guter Burſch! Ein heftiger Burſch! — Ich höre was. (An der Thüre.) Ha! Ha! Schnaps! — Da iſt er ja.

Sechster Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps (hereinſehend). Seyd Ihr allein, Vater Martin?

Märten. Nur herein!

Schnaps (einen Fuß hereinſetzend). Görgen ſah ich gehen: iſt Röſe nach?

Märten. Ja, Gevatter Schnaps. Wie immer.

Schnaps. Da bin ich.

Märten. Ihr ſeyd verſichtig.

Schnaps. Das iſt die erſte Tugend.

Märten. Wo kommt Ihr her?

Schnaps. Hm! Hm!

Märten. Seit acht Tagen hat man Euch nicht geſehen.

Schnaps. Ich glaub' es.

Märten. Habt Ihr auswärts eine Cur verrichtet?

Schnaps. Vater Martin! — Ich habe curiren gelernt.

Märten. Gelernt? — Als wenn Ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps. Man lernt nie aus.

Märten. Ihr ſeyd beſcheiden.

Schnaps. Wie alle große Männer.

Märten. Nun, was die Größe betrifft! — Ihr ſeyd ja kleiner als ich.

Schnaps. Vater Martin, davon iſt die Rede nicht. Aber hier! hier! (Auf die Stirn deutend.)

Märten. Ich verstehe

Schnaps. Und da giebts Leute in der Welt, die das zu schätzen wissen.

Märten. Ohne Zweifel.

Schnaps. Da findet man Zutrauen —

Märten. Ich glaub's.

Schnaps. Da erfahrt man —

Märten (ungeduldig). Was denn? Sagt'

Schnaps. Und erhalt Auftrage.

Märten. Geschwind! Was giebt's?

Schnaps (bedeutend). Man wird ein Mann von Einfluß.

Märten. Ist's möglich?

Schnaps. In wenig Tagen erfahrt Ihr's.

Märten. Nur gleich! Nur heraus damit.

Schnaps. Ich kann nicht. Schon das ist genug gesagt.

Märten (bedeutend). Gevatter Schnaps —

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Seht mich an.

Schnaps. Nun?

Märten. Gerad' in die Augen.

Schnaps. So?

Märten. Scharf!

Schnaps. Zum Henker! Ich seh' Euch ja an. Mich wundert's, daß Ihr meinen Blick ertragen könnt.

Märten. Hört!

Schnaps. Was soll's?

Märten. Wäre das, was Ihr zu erzahlen habt —

Schnaps. Wie meint Ihr?

Märten. Nicht etwa wieder so eine Historie?

Schnaps. Wie könnt Ihr so denken?

Märten. Oder —

Schnaps. Nicht doch, Vater Martin!

Märten. Oder von den vielen Schnäpsen, Euren hochansehnlichen Vorfahren?

Schnaps. Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fangt's an Ernst zu werden.

Märten. Ueberzeugt mich.

Schnaps. Nun denn! Weil Ihr's seyd.

Märten. Ich bin äußerst neugierig.

Schnaps. So hört! — Sind wir auch sicher?

Märten. Ganz gewiß! Görge ist aufs Feld, und Röte zu ihm.

Schnaps (mit Vorbereitung). Sperrt die Ohren auf! Sperrt die Augen auf!

Märten. So macht denn fort!

Schnaps. Ihr habt oft gehört — Es lauscht doch Niemand?

Märten. Niemand.

Schnaps. Daß die berühmten Jacobiner — es ist doch Niemand versteckt? —

Märten. Gewiß nicht.

Schnaps. Gescheidte Leute in allen Ländern aufsuchen, kennen, benutzen.

Märten. So sagt man.

Schnaps. Nun ist mein Ruf — ich höre Jemand!

Märten. Nein doch!

Schnaps. Mein Ruf über den Rhein erschollen —

Märten. Das ist weit.

Schnaps. Und man giebt sich schon seit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten. So fahrt nur fort!

Schnaps. Mich für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten. Das wäre!

Schnaps. Man kennt in Paris meinen Verstand —

Märten. Ei! Ei!

Schnaps. Meine Geschicklichkeit.

Märten. Curios!

Schnaps. Genug, die Herren Jacobiner sind seit einem halben Jahre um mich herum geschlichen, wie die Katze um den heißen Brei!

Märten. Ich kann mich nicht genug verwundern!

Schnaps. Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt bestellte.

Märten. Ihr solltet einem Fremden curiren, der das Bein gebrochen hätte. So sagtet Ihr.

Schnaps. So hatte man mir gesagt.

Märten. Wir wunderten uns.

Schnaps. Ich auch.

Märten. Ob's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gebe?

Schnaps. Genug, ich wunderte mich — und ging.

Märten. Da habt Ihr wohl gethan.

Schnaps. Ich finde meinen Patienten.

Märten. Wirklich?

Schnaps. Und wie ich den Fuß aufbinde —

Märten. Nun?

Schnaps. Ist er so gesund wie meiner.

Märten. Was?

Schnaps. Ich erstaune!

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Der Herr lacht —

Märten. Natürlich.

Schnaps. Und fällt mir um den Hals.

Märten. Iſt's möglich!
Schnaps. Bürger Schnaps! ruft er aus.
Märten. Bürger Schnaps? das iſt curios!
Schnaps. Wertheſter Bruder!
Märten. Und weiter?
Schnaps. Genug, er eröffnete mir alles.
Märten. Was denn?
Schnaps. Daß er ein Abgeſandter des Jacobiner Clubs ſey.
Märten. Wie ſah er denn aus?
Schnaps. Wie ein andrer Menſch.
Märten. Hatt Ihr Euch nicht vor dem Manne gefürchtet?
Schnaps. Ich mich fürchten?
Märten. Und habt mit ihm geſprochen, wie mit Eures gleichen?
Schnaps. Natürlich! — Alle Menſchen ſind gleich.
Märten. So ſagt nur!
Schnaps. Was ſoll ich alles weitläufig erzählen?
Märten. Ich hör' es gern.
Schnaps. Er nahm mich in ſeine Geſellſchaft auf.
Märten. Wie ging das zu?
Schnaps. Mit vielen Ceremonien.
Märten. Die möcht' ich wiſſen.
Schnaps. Ihr könnt alles ſehn.
Märten. Wie ſo?
Schnaps. Gebt Acht! Hier im Barbierjacke trage ich das ganze Geheimniß.
Märten. Iſt's möglich?
Schnaps. Schaut her!
Märten. Laßt ſehen.
Schnaps. Eins nach dem andern.
Märten. Nur zu!

Schnaps (nach einer Pauſe). Erſtlich umarmt' er mich nochmals.

Märten. Ein höflicher Herr!

Schnaps. Das dank ihm der Henker!

Märten. Ich wußte nicht —

Schnaps. Dann bracht' er (er bringt eine rothe Mütze hervor).

Märten. Das rothe Kappchen? Ihr ſeyd ja kein Ehemann.

Schnaps. Ungeſchickt! — Die Freiheitsmütze.

Märten. Laßt ſehen.

Schnaps. Und ſetzte mir ſie auf. (Er ſetzt das Käppchen auf.)

Märten. Ihr ſeht ſchnakiſch aus!

Schnaps. Ferner den Rock. (Er zieht eine Nationaluniform hervor.)

Märten. Das iſt ein ſchmuckes Kleid.

Schnaps. Helft mir Vater, es iſt ein bißchen knapp.

Märten (indem ſie ihn mit Anziehen plagen). Oh, das iſt eine Noth! das zwangt!

Schnaps. Das iſt die Uniform der Freiheit.

Märten. Da iſt mir meine weite Bauerjacke doch lieber.

Schnaps. Nun ſeht her! Was ſagt Ihr zu dem Säbel?

Märten. Gut!

Schnaps. Nun die Cocarde?

Märten. Iſt das die Nationalcocarde?

Schnaps. Freilich. (Steckt ſie auf den Hut.)

Märten. Wie ſie den alten Hut nicht ziert!

Schnaps. Möchtet Ihr nicht auch ſo eine tragen?

Märten. Es kame drauf an.

Schnaps. Wie mich der Fremde ſo angezogen hatte —

Märten Er ſelbſt?

Schnaps. Freilich. Wir bedienen jetzt alle einander.

Märten Das iſt hubſch.

Schnaps. So ſagte er —

Märten. Ich bin neugierig.

Schnaps. Ich habe ſchon viele hier im Lande angeworben —

Märten. So iſt das doch wahr.

Schnaps. Aber keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen ſetzte als auf Euch.

Märten. Das iſt ſchmeichelhaft.

Schnaps. So erfüllt nun meine Hoffnungen —

Märten. Und wie?

Schnaps. Geht zu euren Freunden und macht ſie mit unſern Grundſätzen bekannt.

Märten. Laßt ſie hören.

Schnaps. Gleich! — Und wenn Ihr tauſend redliche —

Märten. Tauſend redliche? Das iſt viel!

Schnaps. Wohldenkende und beherzte Leute beiſammen habt —

Märten. Nun?

Schnaps. So fangt die Revolution in Eurem Dorfe an

Märten. In unſerm Dorfe? Hier, in unſerm Dorfe?

Schnaps. Freilich!

Märten. Behüt' uns Gott!

Schnaps. Ei! wo denn?

Märten. Eh! was weiß ich? Da oder dort! Ueberall! Nur nicht hier.

Schnaps. Hört nur, nun kommt das Wichtigſte.

Märten. Noch was Wichtigers?

Schnaps. Fangt die Revolution an! ſagte er.

Märten. Gnad' uns Gott!

Schnaps. Ich gebe Euch dazu völlige Autorität, und mache Euch hiermit —

Märten. Wozu?

Schnaps. Zum Bürgergeneral.

Märten. Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps das klingt nun faſt wieder nach dem Oſtindiſchen General-Gouverneur.

Schnaps. Stille! Es iſt nicht Zeit zu ſcherzen.

Märten. Es ſcheint.

Schnaps. Und zum Zeichen geb' ich Euch dieſen Schnurrbart.

Märten. Einen Schnurrbart?

Schnaps. Den jeder Bürgergeneral tragen muß.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps (hat den Schnurrbart angeheftet). Ihr habt nun ein Anſehn.

Märten. Wahrhaftig!

Schnaps. Eine Autorität.

Märten. Zum Erſtaunen!

Schnaps. Und an der Spitze der Freigeſinnten werdet Ihr Wunder thun.

Märten. Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps. Man ſagt nicht: Herr General. Man ſagt: mein General! Bürger-General! — Es iſt kein Menſch ein Herr.

Märten. Mein General!

Schnaps. Was giebt's, Bürger?

Märten. Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps. Wir ſind Alle Bürger.

Märten. So ſagt mir nur wo das hinaus will?

Schnaps. Unſre Grundſatze heißt man das.

Märten. Worauf es hinaus will?

Schnaps. Ja.

Märten. Ich dachte faſt es ginge auf Schläge hinaus

Schnaps. Nun mußt Ihr hören.

Märten. Was denn?

Schnaps. Die Grundsätze, die ich ausbreiten soll.

Märten. Die hatt' ich ganz und gar vergessen.

Schnaps. Hört!

Märten (der zufälligerweise im Auf- und Abgehen an das Fenster kommt). O Weh!

Schnaps. Was giebt's?

Märten. Herr General! Mein General — da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps. Verflucht!

Märten. Herr — mein General! Er hat einen großen Prügel.

Schnaps (nach dem Fenster laufend). Ich bin in großer Verlegenheit.

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Ich fürchte —

Märten. So kommt mir's vor.

Schnaps. Meint Ihr etwa Görgen?

Märten. Nein doch, den Prügel.

Schnaps. Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Märten. Da habt Ihr Recht.

Schnaps. Die gute Sache würde leiden, wenn man unsre Absicht zu früh entdeckte.

Märten. Gewiß.

Schnaps. Versteckt mich.

Märten. Steigt auf den Boden.

Schnaps. Ja! Ja!

Märten. Nur unters Heu.

Schnaps. Ganz recht.

Märten. Nur fort, Herr General! der Feind ist in der Nähe.

Schnaps. Geschwind den Sack her! (Er nimmt den Barbier: sak auf.)

Märten. Fort! Fort!

Schnaps (indem er die Leiter hinauf steigt). Verrathet mich ja nicht.

Märten. Nein, nein.

Schnaps. Und denkt nicht, daß ich mich fürchte.

Märten. Nicht doch!

Schnaps. Lauter Klugheit!

Märten. Die ist zu loben. Nur zu!

Schnaps (ganz oben, indem er hineinsteigt). Lauter Klugheit!

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge mit einem Stock.

Görge. Wo ist der Schurke?

Märten. Wer?

Görge. Ist es wahr, Vater?

Märten. Was denn?

Görge. Röse sagte mir, sie hätte, da sie weggegangen wäre, Schnapsen ins Haus schleichen sehen.

Märten. Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewiesen.

Görge. Da habt Ihr wohl gethan. Ich schlag' ihm Arm und Bein entzwei, wenn ich ihn hier antreffe.

Märten. Da bist gar zu aufgebracht.

Görge. Was? Nach allen den Streichen?

Märten. Das ist vorbei.

Görge. Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Röse meine Frau ist —

Märten. Was denn?

Görge. Hört er nicht auf uns zu necken, uns zu beunruhigen.

Märten. Und wie denn?

Görge. Da sagt er zu Röschen im Vorbeigehen: Guten Abend, Röschen! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen stecht! Der Officier, der da durchritt, hat nach Euch gefragt.

Märten. Das kann wohl wahr seyn.

Görge. Was braucht er's wieder zu sagen? Nein, es sind lauter Lügen.

Märten. Wahrscheinlich.

Görge. Da kommt er einmal, und sagt: der Fremde der auf dem Schlosse gewohnt hat, der hat Euch recht gelobt. Wollt Ihr ihn in der Stadt besuchen? Es wird ihm recht lieb seyn. Er wohnt in der langen Straße Numero 636.

Märten. Das heißt man ja kuppeln.

Görge. Er ist alles im Stande.

Märten. Ich glaub's wohl.

Görge. Und Röschen giebt ihm immer was ab, wie er's verdient, und der böse Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte er thut uns einen Possen.

Märten. So böse ist er doch nicht. Er spaßt nur.

Görge. Ein schöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten. Nimm dich in Acht! das kostet Strafe.

Görge. Die bezahl' ich gern. Und ich will's ihm gedenken daß er mich jetzt von Röschen weggesprengt hat. Wenn er nur nicht gar draußen bei ihr ist! Geschwind, geschwind! ich muß fort. (Eilig ab.)

Achter Auftritt.

Märten. Hernach Schnaps.

Märten. Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hatte schöne Händel gesetzt! (Am Fenster.) Wie er läuft! Er ist schon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es ist doch curios, daß jetzt die schlimmsten Leute immer in die Höhe kommen! Man liest's in allen Zeitungen. Der da oben taugt nun ganz und gar nichts, und kommt zu solchen Ehren! Wer weiß was noch daraus wird! Es sind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr wen man um sich hat. Auf alle Fälle will ich ihm schmeicheln. Er nutzt mir wohl wieder. — Mein General!

Schnaps (an der Bodenthüre. Es fällt Heu herunter). Ist er fort?

Märten. Schon weit weg.

Schnaps (mit Heu bedeckt). Ich komme schon.

Märten. Ihr seht verzweifelt aus, General Schnaps.

Schnaps (auf der Leiter sich reinigend). Das ist im Felde nicht anders; man kann nicht alles sauber haben.

Märten. Kommt nur herunter.

Schnaps. Ist er wirklich fort?

Märten. Schon weit weg. Er war besorgt Ihr möchtet indessen zu Rösen schleichen, und lief als wenn es hinter ihm brennte.

Schnaps (heruntertommend). Vortrefflich! Nun schließt mir aber die Hausthür zu.

Märten. Das sieht verdächtig aus.

Schnaps. Besser verdächtig als ertappt. Schließt zu, Vater Martin. Mit wenig Worten sag' ich Euch alles.

Märten (gehend). Nun gut.

Schnaps. Wenn jemand pocht pack' ich ein, und ſchleiche mich zur Hinterthür hinaus; und Ihr macht was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps. Nachher Märten.

Schnaps. Wenn ich ihm nur erſt ein Frühſtück abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! ein reicher Mann und immer ſo knauſerig! (Er ſchleicht an den Schränken herum.) Alles verſchloſſen, wie gewöhnlich, und Röſe hat wieder die Schluſſel mit. — Hernach brauch' ich noch ein paar Laubthaler patriotiſche Contribution. (Wieder am Schranke.) Die Thüren klappern, die Schlöſſer ſind ſchlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürgergeneral! Friſch dran! Mach ein Probeſtück deines Handwerks!

Märten (zurückkommend). Alles iſt verwahrt. Nun ſeyd kurz.

Schnaps. Wie es die Sache zulaßt.

Märten. Ich fürchte die Kinder kommen zurück.

Schnaps. Das hat Zeit. Wenn ſie beiſammen ſind wiſſen ſie nicht wenn's Mittag oder Abend iſt.

Märten. Ihr wagt am meiſten.

Schnaps. So hört mich.

Märten. So macht fort.

Schnaps (nach einer Pauſe). Doch wenn ich bedenke —

Märten. Noch ein Bedenken?

Schnaps. Ihr ſeyd ein geſcheidter Mann, das iſt wahr.

Märten. Großen Dank!

Schnaps. Doch ohne Studien.

Märten. Das iſt meine Sache nicht.

Schnaps (wichtig). Den guten unstudirten Leutchen, die man sonst den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten. Nun?

Schnaps. Trägt man eine Sache besser durch Exempel, durch Gleichnisse vor.

Märten. Das laßt sich hören.

Schnaps. Also zum Exempel — (Er geht heftig auf und nieder, und dreht an Märten.)

Märten. Zum Exempel: das ist grob.

Schnaps. Verzeiht, ich war in meiner Revolutions-laune.

Märten. Die gefallt mir ganz und gar nicht.

Schnaps. Zum Exempel — (Auf Marten losgehend.)

Märten. Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps. Zum Exempel, wir haben uns vereinigt.

Märten. Wer?

Schnaps. Wir beide und noch neun hundert neun und neunzig.

Märten. Ehrliche Leute?

Schnaps. Das macht tausend.

Märten. Richtig.

Schnaps. Gehen wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Pistolen.

Märten. Wo sollen die Flinten und Pistolen herkommen?

Schnaps. Das findet sich alles. Seht Ihr nicht da, ich schon einen Sabel habe? (Er nimmt Marten an die eine Seite des Theaters.)

Märten. Ei wohl!

Schnaps. Wir ziehen auf den Edelhof, und stellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er ahmt das Hereinkommen.)

Märten (macht ſich los). Hört nur, ich muß Euch ſagen, ich mag nicht mitgehen. Wir ſind dem Edelmanne viel Dank ſchuldig.

Schnaps. Narrenspoſſen! Dankbarkeit iſt das was Ihr zum voraus abſchaffen müßt.

Märten. Wie iſt das möglich?

Schnaps. Es iſt ganz natürlich. Schafft ſie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank iſt die bequemſte Sache von der Welt.

Märten. Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps. Probirt's und kommt! Macht keine Umſtände, es iſt ja nur ein Gleichniß.

Märten. Ja ſo! ein Gleichniß.

Schnaps (nimmt ihn wieder an die Seite). Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr was!

Märten. Nun?

Schnaps. Es iſt beſſer daß Ihr den Edelmann macht. (Er führt ihn hinüber.) Stellt Euch hierher.

Märten. Meinetwegen.

Schnaps. Ich komme mit dem Bürgerausſchuß.

Märten. Mit den neun hundert neun und neunzig?

Schnaps. Drüber oder drunter.

Märten. Gut.

Schnaps. Herr! ſag' ich —

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Nein! das war nicht recht; es ſoll niemand ein Herr ſeyn.

Märten. Nun, wie ſagt Ihr denn?

Schnaps. Warte — Kurz und gut: im Namen der Freiheit und Gleichheit macht eure Keller auf und eure Vorrathskammern; wir wollen eſſen und ihr ſeyd ſatt.

Märten. Wenn's nach Tiſche iſt mag's angehn.

Schnaps. Thut eure Garderoben auf! wir ſind entblößt.

Märten. Pfui! Ihr werdet doch nicht —

Schnaps. Nicht anders. — Thut eure Beutel auf! wir ſind nicht bei Gelde.

Märten. Das glaubt Euch Jedermann.

Schnaps. Nun antwortet.

Märten. Ja, was ſoll ich ſagen?

Schnaps (auffahrend und trotzig). Was wollt Ihr ſagen?

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Was könnt Ihr ſagen? Ihr ſeyd ein Verwegner! (Auf den Schrank los gehend.) Ihr habt verſchloßne Gewölbe!

Märten. Das iſt Röſens Milchſchrank.

Schnaps (natürlich). Pfui! Ihr müßt im Gleichniſſe bleiben.

Märten. Ja ſo!

Schnaps (wie oben). Und verſperrte Kaſten!

Märten. Da ſind Kleider drin.

Schnaps. Wo ſind die Schlüſſel?

Märten. Röſe hat ſie mitgenommen. Sie iſt ſehr häuslich, ſehr ſorgfaltig; ſie verſchließt alles, und tragt die Schlüſſel bei ſich.

Schnaps. Ausflüchte! Weitläufigkeiten! Wo ſind die Schlüſſel?

Märten. Ich habe ſie nicht.

Schnaps. So werd' ich aufbrechen müſſen. (Er zieht den Säbel, und macht ſich an den Schrank.)

Märten. Reitet Euch der Henker?

Schnaps. Das iſt nur zum Exempel.

Märten. Laßt das bleiben.

Schnaps. Was! Ihr wollt Euch widerſetzen? (Er bricht an den Leiſten.)

Märten. Seyd Ihr denn vom Teufel beſeſſen?

Schnaps. Das muß auf! (Er bricht.) Krick! Krack!

Märten (herumlaufend). Röſe! Röſe! wo biſt du?

Schnaps (bricht). Es geht! Krick! Krack!

Märten. Görge! Görge!

Schnaps. So haltet Euer Maul, und bedenkt daß ich es Euch nur erzählungsweiſe vorbringe.

Märten. Nur erzählungsweiſe? Ich dächte es wäre handgreiflich genug.

Schnaps. Bedenkt doch! Ihr ſeyd jetzt der Edelmann. (Der Schrank geht indeſſen auf.)

Märten. Gott bewahre mich! Da ſteht der Schrank auf. Die Leiſten ſind weggebrochen, das Schloß verdorben. Was wird Röſe ſagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr, daß ich das nicht leide! daß das Grobheiten ſind! Ungezogenheiten! daß ich die Nachbarn rufen werde, daß ich zum Richter gehen werde!

Schnaps (der ſich indeſſen im Schranke umgeſehen und die Töpfe viſitirt hat). Zum Richter? Eurem Todfeind? Zu dem ſtolzen Kerl?

Märten. Peſt!

Schnaps. Wißt nur daß Ihr Richter werden müßt, wenn wir nur hier erſt den Freiheitsbaum errichtet haben.

Märten. Richter? Ich weiß wohl noch wie ich geheimer Landrichter werden ſollte.

Schnaps. Das ſind jetzt andere Zeiten; man betrügt Niemand mehr.

Märten. Das wäre mir lieb.

Schnaps. Man hat Niemand zum Beſten.

Märten. Das ist mir angenehm.

Schnaps. Nun, vor allen Dingen —

Märten. Macht daß ich Richter werde!

Schnaps. Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört wovon die Rede ist.

Märten. Die Rede ist daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps. Mit nichten.

Märten. Daß wir die Leisten wieder annageln.

Schnaps. Keinesweges. Die Rede ist daß Ihr begreift warum man mich zum General gemacht hat.

Märten. Das seh' ich freilich nicht so deutlich ein.

Schnaps. Also Exempli gratia.

Märten. Noch ein Exempel?

Schnaps. Wir haben ja noch keins gehabt.

Märten. Nur zu viel.

Schnaps. Ich sage also — (Er holt einen großen Milchtopf und setzt ihn auf den Tisch.)

Märten. Um Gottes willen rührt mir den Topf nicht an! Röse sagt: das wäre jetzt ihr bester.

Schnaps. Das ist mir lieb zu hören.

Märten. Nehmt doch einen kleinen Topf, wenn's seyn soll.

Schnaps. Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.

Märten. Nun so sag' ich Euch kurz und gut, daß von allem dem Zeuge nichts wissen will.

Schnaps. So!

Märten. Und daß Ihr Euch aus dem Hause packen könnt.

Schnaps. Ei!

Märten. Und daß ich ganz und gar nichts hören will.

Schnaps. Ihr wollt nichts hören?

Märten. Nein.

Schnaps. Ihr wollt nichts wiſſen?

Märten. Nein.

Schnaps. Nichts annehmen?

Märten. Nein.

Schnaps (zieht den Säbel). So wißt! daß ich Euch das Verſtandniß eröffnen werde.

Märten. Mit dem Sabel? Das iſt eine ſchöne Manier.

Schnaps (ihm zu Leibe gehend). So wißt! daß Ihr ſchuldig ſeyd Euch zu unterrichten, neue Gedanken zu erfahren; daß Ihr geſcheidt werden müßt, daß Ihr frei werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt, Ihr mögt wollen oder nicht.

Märten (bei Seite). Görge! Görge! Kamſt du nur! ich wollt' ihn nicht verſtecken.

Schnaps. Ihr hört alſo gern?

Märten. Gewiß.

Schnaps. Und habt keine Abneigung Euch zu unterrichten?

Märten. Keineswegs.

Schnaps. So iſt's recht.

Märten. Ich find' es auch.

Schnaps. Nun gebt Acht!

Märten. Recht gern.

Schnaps. Dieſer Topf ſtellt ein Dorf vor.

Märten. Ein Dorf?

Schnaps. Oder eine Stadt.

Märten. Curios!

Schnaps. Oder eine Feſtung.

Märten. Wunderlich!

Schnaps. Ja! Zum Exempel eine Feſtung.

Märten (bei Seite). Wenn ich nur die Exempel los wäre!

Schnaps. Ich ziehe davor.

Märten. Was giebt das?

Schnaps. Ich fordre sie auf! Tretenz! Tretenz! (Die Trompete nachahmend.)

Märten. Er ist ganz und gar verrückt.

Schnaps. Sie macht Mäuse, und will sich nicht ergeben.

Märten. Daran thut sie wohl. (Bei Seite.) Wenn nur Möse käme die Festung zu entsetzen.

Schnaps. Ich beschieße sie! Pu! Pu!

Märten. Das wird arg!

Schnaps. Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich setze ihr Tag und Nacht zu. Pu! Pu! Pu! Sie ergiebt sich.

Märten. Da thut sie übel.

Schnaps (nähert sich dem Topfe). Ich ziehe hinein.

Märten. Es wird ihr schlimm gehen.

Schnaps (nimmt den Deckel). Ich versammle die Bürger schaft.

Märten. Nun ist's aus.

Schnaps. Die Wohlgesinnten kommen eilig. Da laß ich mich nieder, (er setzt sich) und rede sie an.

Märten. Du armer Topf!

Schnaps. Brüder Bürger! sag' ich.

Märten. Das klingt freundlich genug.

Schnaps. Leider seh' ich euch uneins.

Märten. Im Topfe ist es ja ganz stille.

Schnaps. Es ist eine heimliche Gährung.

Märten (horchend). Ich spüre nichts davon.

Schnaps. Ihr habt den ursprünglichen Zustand Gleichheit verlassen.

Märten. Wie so?

Schnaps (pathetisch). Da ihr zusammen noch reine Milch war't, fand sich ein Tropfen wie der andere.

Märten. Das läßt sich nicht läugnen.

Schnaps. Nun aber seyd ihr sauer geworden.

Märten. Die Bürger?

Schnaps. Ihr habt euch geschieden.

Märten. Sieh doch!

Schnaps. Und ich finde die Reichen, die unter dem sauren Rahm vorgestellt werden —

Märten. Das ist schnakisch!

Schnaps. Die Reichen schwimmen oben.

Märten. Die Reichen sind der saure Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie schwimmen oben! Das ist nicht zu dulden.

Märten. Es ist unleidlich!

Schnaps. Ich schöpfe sie also ab. (Er schöpft auf einen Teller.)

Märten. O weh! Nun geht's drüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgehoben habe, find' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Die ist auch nicht zu verachten.

Märten. Mich daucht.

Schnaps. Das ist so der hübsche, wohlhabende Mittelstand.

Märten. Die Schlippermilch der Mittelstand? Was das für Einfälle sind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er schöpft.)

Märten. Der versteht's.

Schnaps. Nun rühre ich sie unter einander, (er rührt) und lehre sie wie man sich verträgt.

Märten. Was soll's nun?

Schnaps (steht auf und geht nach dem Schranke). Nun sehe ich

mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein großes Brod hervor) einen Edelhof.

Märten. Das ist ja ein Brod.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die besten Aecker in der Flur; drum werden sie billig unter dem Brode vorgestellt.

Märten. Das soll auch dran?

Schnaps. Natürlich! Es muß alles gleich werden.

Märten (bei Seite). Hätte er nur den Säbel nicht angehangen! Das macht unser Spiel verwünscht ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das Nöthige abgeschnitten und —

Märten. Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeisen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja! Ja!

Schnaps. Und wird sodann unter das Uebrige gemischt und umgerührt.

Märten. Seyd Ihr bald fertig?

Schnaps (bedächtig). Nun fehlen noch die geistlichen Güter.

Märten. Wo sollen die herkommen?

Schnaps. Hier sind' ich eine Zuckerschachtel. (Er greift nach der, welche bei dem Kaffeezeuge steht.)

Märten (fällt ihm in den Arm). Laßt stehen! Rührt sie nicht an! Rose wiegt mir immer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps (an den Säbel greifend). Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die geistlichen Herren haben immer die schmackhaftesten, die süßesten Besitzthümer —

Märten. Es muß ſie ja Jemand haben.

Schnaps. Und werden deßhalb billig durch den Zucker repräſentirt. Der wird nun auch gerieben —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und drüber geſtreut.

Märten (bei Seite). Ich hoffe, du ſollſt mir das bezahlen. (Ans Fenſter.) Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps. Und ſo iſt die ſauerſüße Milch der Freiheit und Gleichheit fertig.

Märten (am Fenſter, leiſe). Es war nichts.

Schnaps. Kommt her! Was macht ihr am Fenſter?

Märten. Ich dachte, es käme Jemand.

Schnaps. Görge kömmt doch nicht? (Er ſieht auf.)

Märten. Es iſt alles ſtille.

Schnaps. Laßt einmal ſehen. (Er tritt an das Fenſter, und ſetzt ſich auf Märten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge, der zur Hinterthür hereinſchleicht.

Görge (leiſe). Wer zum Henker iſt beim Vater? Sollte das Schnaps ſeyn?

Märten (am Fenſter). Drückt mich nicht ſo!

Schnaps. Ich muß ja ſehen. (Lehnt ſich hinaus.)

Märten. Was denn?

Schnaps. Wie ſich meine Soldaten betragen.

Görge (wie oben). Es iſt ſeine Stimme! Wie ſieht der Kerl aus?

Schnaps. Brav! meine wackern Freunde!

Märten. Mit wem redet Ihr?

Schnaps. Seht Ihr nicht, wie meine Leute um den Freiheitsbaum tanzen?

Märten. Seyd Ihr toll? Es regt sich keine Seele.

Görge. Er ist's fürwahr! Was heißt das? Der Vater schließt sich mit ihm ein! Wie er vermummt ist! Glücklich! daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps. So seht doch! wie man Euern Weibern und Töchtern Begriffe von der Freiheit und Gleichheit beibringt!

Märten (der sich losmachen will, aber von Schnaps gehalten wird). Das ist zu arg!

Görge. Was sie nur zusammen reden! Ich verstehe nichts. (Sich umsehend.) Was soll das heißen? Der Schrank offen! Saure Milch zurechte gemacht! Das soll wohl ein Frühstück werden?

Schnaps (wie oben). So freut Euch doch wie alles einig und vergnügt ist.

Märten. In Eurem Kopfe muß es wunderlich spuken. Ich sehe nichts.

Görge (sich zurückziehend). Ich muß nur horchen.

Schnaps (Märten loslassend). Ich sehe alles im Geiste; Ihr werdet es bald vor Eurem Hause mit Augen sehen.

Märten. In meinem Hause seh' ich schon im voraus nichts Gutes.

Schnaps (noch einmal zum Fenster hinaus sehend, für sich). Alles ist ruhig und sicher. Nun geschwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tisch.)

Märten. Säh' ich dich wo anders!

Schnaps. O du liebliche Suppe der Freiheit und Gleichheit, sey mir gesegnet! — Seht her!

Märten. Was giebt's?

Schnaps. Nun ſetzt ſich der Bürger-General drüber.
Märten. Das dacht' ich.
Schnaps. Und verzehrt ſie.
Märten. Allein?
Schnaps (eſſend). Nicht doch! — Mit den Seinigen.
Märten. Das iſt honett.
Schnaps. Setzt Euch, Bürger Martin.
Märten. Danke ſchön!
Schnaps. Laßt's Euch ſchmecken.
Märten. Ich bin nicht hungrig.
Schnaps. Scheut Euch nicht vor mir, wir ſind alle gleich.
Märten. Das merk' ich.
Schnaps. Ihr ſeyd ein braver Bürger.
Märten. Davon weiß ich kein Wort.
Schnaps. Ihr ſollt mein Corporal werden.
Märten. Viel Ehre!
Schnaps. Setzt Euch, mein Corporal.
Märten. Ihr ſcherzt, mein General.
Schnaps (aufſtehend und complimentirend). Mein Corporal!
Märten. Mein General!
(Görge, der ſich indeſſen hervorgeſchlichen, trifft Schnapſen mit dem Stocke, indem er ſich bückt.)
Schnaps. Was iſt das?
Görge. Mein General!
Märten. Bravo, Görge!
Görge (auf Schnapſen ſchlagend). Mein Corporal!
Schnaps. Heilige Freiheit ſiehe mir bei!
Görge. Find' ich dich ſo?
Märten. Nur zu!
Schnaps. Heilige Gleichheit, nimm dich meiner an!
Görge. Singe nur! Ich ſchlage den Tact.

Schnaps (den Säbel ziehend und ſich zur Wehre ſetzend). Heilige Revolutionsgewalt, befreie mich!

Görge. Was? Du willſt dich wehren?

Märten. Nimm dich in Acht, der Kerl iſt desperat.

Görge. Der Nichtswürdige! Er ſoll mir kommen. (Dringt auf Schnaps ein.)

Schnaps. O weh mir!

Görge. Du ſollſt empfinden!

Märten. Den Sabel her!

Görge (ihn entwaffnend). Ich habe ihn ſchon.

Schnaps (hinter Tiſch und Stühle ſich verſchanzend). Nun gilt Capituliren.

Görge. Hervor!

Schnaps. Beſter Görge, ich ſpaße nur!

Görge. Ich auch. (Er ſchlägt nach ihm, trifft aber nur den Tiſch.)

Märten. Triff ihn.

Schnaps (macht ſich hervor, und läuft herum). Oder ſonſt —

Görge (ihm nach). Das ſoll dir nichts helfen.

Schnaps (da er gegen das Fenſter kommt). Hulfe! Hülfe!

Görge (reißt ihn weg). Willſt du ſchweigen!

Schnaps (wie oben). Feuer! Feuer!

Märten (verrennt ihm von der andern Seite den Weg). Stopf ihm das Maul!

Schnaps (hinter zwei Stühlen verſchanzt). Verſchont mich! Es iſt genug!

Görge. Willſt du heraus!

Schnaps (wirft ihnen die Stühle nach den Beinen, ſie ſpringen zurück). Da habt ihr's!

Görge. Warte nur!

Schnaps. Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hinterthür hinaus.)

Görge. Ich haſche dich doch. (Ihm nach.)

Märten (ſieht und reibt das Bein, das der Stuhl getroffen hat, und hinkt den übrigen Theil des Stücks). Der Böſewicht! Mein Bein! Hat er's doch auch brav abgekriegt!

Eilfter Auftritt.

Märten. Röſe. Hernach **Görge.**

Röſe (von außen). Vater! Vater!

Märten. O weh! Röſe! Was wird die zu der Geſchichte ſagen?

Röſe. Macht auf, Vater! Was iſt das für ein Lärm?

Märten (am Fenſter). Ich komme! Warte nur.

Görge (zur Hinterthür herein). Der verwünſchte Kerl! Er hat ſich in die Kammer eingeſperrt; ich hab' aber gleich das Vorlegeſchloß vorgelegt, er ſoll uns nicht entwiſchen.

Röſe. Vater! wo bleibt Ihr? Macht auf!

Görge. Das iſt ja Röſe.

Märten. Geh! Ich hinke. Mach' ihr die Thür auf.

Görge (ab.)

Märten. Nun geht das Unglück an. Die arme Röſe! Der ſchöne Topf! (Setzt ſich.)

Görge (der mit Röſen hereinkommt). Sieh nur, Röſe.

Röſe. Was iſt das? Was giebt das?

Görge. Denk nur —

Röſe. Mein Topf! Vater, was heißt das?

Märten. Schnaps —

Görge. Stell dir nur vor —

Röſe. Mein Schrank! Der Zucker! (Hin und her laufend.) O weh! o weh! Schnaps? Wo iſt er?

Görge. Sey ruhig, er iſt eingeſperrt.

Röſe. Das iſt recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen ſchon.

Märten (aufſpringend und hinkend). Wer?

Röſe. Die Nachbarn ſind zum Richter gelaufen, da es hier im Hauſe Lärm gab.

Märten. Zum Richter? O weh, wir ſind verloren!

Röſe. Mein ſchöner Topf!

Görge. Er ſoll's bezahlen.

Märten. Hört mich, Kinder, hört mich! Vergeßt Topf und alles!

Röſe. Warum nicht gar.

Märten. Schweig und höre! Wir dürfen Schnapſen nicht verrathen; wir müſſen ihn verlaugnen.

Görge. Das wäre ſchön!

Märten. So höre doch! Wir ſind alle verloren, wenn ſie ihn finden. Er iſt ein Abgeſandter vom Jacobinerclub.

Röſe. Unmöglich! Der Schuft?

Märten. Warum nicht? Sie finden ihn in der Uniform. Er kann's nicht läugnen.

Görge. Ja, die hat er an.

Märten. Und wir werden verdächtig, wir werden eingezogen, wir müſſen vors Amt! Gott weiß!

Görge. Wir könnten ja aber ſagen —

Märten. Eile nur, und ſag' es ſey nichts geweſen.

Görge. Wenn ſie's nur glauben! (Geht ab.)

Röſe. Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein ſchöner Topf!

Märten. Narrenspoſſen! Beſinne dich auf was, unſre Köpfe zu retten.

Röſe. Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur ſagen: wie Euch der Kerl hatte anwerben wollen, hatte ihn Görge brav durchgeprügelt.

Märten. Das wäre vortrefflich! Warum iſt dir's nicht gleich eingefallen? Nun iſt Görge hinunter, und verläugnet ihn; nun ſind wir verdächtig. Es iſt ein Unglück! Ein Unglück!

Röſe. O, verwünſcht!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter (hereindringend). Nein, nein, ich muß die Sache unterſuchen.

Görge (ihn abhaltend). Es iſt nichts.

Märten. Muß ich den Richter in meinem Hauſe ſehen? Ich unglücklicher Mann!

Röſe (vortretend). Bemüh Er ſich nicht, Herr Richter.

Richter. Kein Bemühen! Es iſt Schuldigkeit. Wer hat Feuer geſchrieen?

Röſe. Es war Spaß.

Richter. Man ſpaßt nicht ſo. Wer hat Hülfe gerufen?

Röſe. Ich — Ich — neckte mich mit Görgen.

Richter. Necktet Euch?

Röſe (führt den Richter herum, und erzählt, indem ſie ſich beſinnt). Da hatt' ich im Milchſchranke einen ſchönen Topf ſaure Milch — und ſchloß den Schrank zu und ging weg — Da kam Görge — Warte nur, Görge! — Da kam Görge, und hatte Appetit — und brach den Schrank auf.

Richter. Ei! ei!

Röſe. Und rahmte mir den Topf ab — und machte ſich ein Frühſtück zurecht — hier ſieht es noch — da kam ich nach Hauſe — und war böſe — und — gab ihm eine Ohrfeige — da haſcht' er mich — und kitzelte mich, und da ſchrie ich —

und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel einer dem Vater auf die Füße — Nicht wahr, Vater?

Märten. Ihr seht, wie ich hinke.

Röse. Und da schrie ich noch arger — und —

Richter. Und da log ich dem Richter was vor.

Röse. Ich lüge nicht.

Richter. Ich glaube Ihr wißt es selbst nicht, so glat geht's Euch vom Maule. Glaubt Ihr, daß unser einer nich besser aufpaßte?

Görge. Wie so?

Richter (zu Röse). Gingt Ihr nicht eben vor meine Hause vorbei?

Röse. Ja.

Richter. Begegnetet Ihr nicht diesen Leuten?

Röse. Ich erinnere mich's nicht.

Richter (zu den Bauern). Ist sie euch nicht begegnet?

Ein Bauer. Ja! und sie hat mit uns gesprochen, u wir haben ihr gesagt daß bei ihrem Vater großer Lärm wa

Märten. Nun ist's aus!

Röse. O verwünscht!

Görge. So geht's mit dem Ausreden!

Richter. Da steht Ihr nun! Was sagt Ihr dazu? (sehen einander an; der Richter geht auf und nieder, und findet die M Oho! Was ist das?

Görge. Ich weiß nicht.

Richter (sieht sich um und findet den Hut mit der Cocarde). Und d

Röse. Ich versteh's nicht.

Richter (hält sie Märten hin). Nun? Vielleicht wißt I Vielleicht versteht Ihr?

Märten (für sich). Was soll ich sagen?

Richter. So werd' ich's Euch wohl erklären müſſen. Das iſt eine Freiheitsmütze. Das iſt eine Nationalcocarde. Eine ſchöne Entdeckung! Nun ſteht Ihr da, und verſtummt, weil es zu deutlich iſt. — In dieſem Hauſe iſt alſo der Club der Verſchwornen, die Zuſammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen? — Das iſt ein Fund! das iſt ein Glück! — Ihr habt Euch gewiß unter einander verunreinigt, wie die Franzoſen auch — und ſeyd Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch ſelbſt verrathen. So iſt's ſchon recht! — Wir wollen weiter hören.

Böſe. Lieber Herr Richter!

Richter. Sonſt ſeyd Ihr ſo ſchnippiſch. Jetzt könnt Ihr bitten.

Görge. Ihr müßt wiſſen —

Richter. Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

Märten. Herr Gevatter!

Richter. Bin ich einmal wieder Gevatter?

Böſe. Seyd Ihr nicht mein Pathe?

Richter. Seit der Zeit hat ſich vieles geändert.

Märten. Laßt Euch ſagen —

Richter. Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa ſchon Anſtalt zum Freiheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht ſchon abgeredet, mich an den erſten beſten Pfahl zu hangen? Man weiß wie jetzt das unruhige Volk von ſeiner Obrigkeit ſpricht, wie es denkt! Es ſoll ihm übel bekommen. Es ſoll Euch übel bekommen! (Zu den Bauern.) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß verſiegelt werden, es muß inventirt werden. Es finden ſich Waffen, Pulver, Cocarden! Das giebt eine Unterſuchung. Fort! Fort!

Märten. Ich unglücklicher Mann!

Röſe. So laßt Euch bedeuten, Herr Richter.

Richter. Etwa belügen, Mamſell Röschen? Fort! fort!

Görge. Wenn's nicht anders iſt, ſo ſoll Schnaps auch mit. Da muß ſich die Sache aufklären.

Richter. Was ſagt Ihr von Schnaps?

Görge. Ich ſage —

Röſe (am Fenſter). Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter. Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge. Ruf' ihn!

Röſe. Gnäd'ger Herr! Gnäd'ger Herr! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Richter. Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh ſeyn daß ſolche Böſewichter entdeckt ſind. Und dann iſt es eine Polizeiſache, eine Criminalſache; die gehört vor mich, vor den Gerichtshalter, vor die Regierung, vor den Fürſten! Es muß ein Exempel ſtatuirt werden!

Märten. Da haben wir das Exempel!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Kinder, was giebts?

Röſe. Helfen Sie uns, gnadiger Herr!

Richter. Hier ſehen Ew. Gnaden was ſich im Hauſe findet.

Edelmann. Was denn?

Richter. Eine Freiheitsmütze.

Edelmann. Sonderbar!

Richter. Eine Nationalcocarde.

Edelmann. Was ſoll das heißen?

Richter. Verſchwörung! Aufruhr! Hochverrath! (Er behält die Mütze und Cocarde in der Hand, und nimmt ſie hernach mit hinaus.)

Edelmann. Laßt mich fragen!

Richter. Laſſen Sie uns nachſuchen! Wer weiß, was noch im Hauſe ſteckt.

Edelmann. Stille!

Röſe. Gnädiger Herr!

Edelmann. Dieſe Sachen?

Märten. Brachte Schnaps ins Haus.

Görge. In meiner Abweſenheit.

Märten. Brach die Schränke auf —

Röſe. Machte ſich über die Milchtöpfe —

Märten. Und wollte mich in der Gleichheit und Freiheit unterrichten.

Edelmann. Wo iſt er?

Görge. In der Hinterkammer. Er hat ſich eingeſperrt, als ich ihn verfolgte.

Edelmann. Schafft ihn herbei!

Görge (mit dem Richter und den Bauern ab).

Edelmann. Das iſt alſo wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.

Märten. Nichts anders.

Edelmann. Wie kam er ins Haus?

Märten. In meiner Kinder Abweſenheit.

Röſe. Er fürchtet ſich vor Görgen.

Märten. Er machte mich neugierig.

Edelmann. Man ſagt Ihr ſeyd's manchmal.

Märten. Verzeihen Sie!

Edelmann. Und ein bißchen leichtgläubig dazu.

Märten. Er machte es gar zu wahrſcheinlich, daß er die wichtigſten Sachen wiſſe.

Edelmann. Und hatte Euch zum Beſten.

Märten. Wie es ſcheint.

Röſe. Es war ihm nur um ein Frühſtück zu thun. Da ſehen Sie nur, gnädiger Herr, welche ſchöne ſaure Milch er ſich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brod und Zucker und allem. Das liebe Gut! man muß es nun wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Menſch genießen, da der Unflath die Schnauze drüber gehabt hat.

Edelmann. Er wollte alſo ein Frühſtück gewinnen?

Märten. Nach ſeiner Art. Er ſagte er ſey von den Jacobinern abgeſchickt.

Edelmann. Und weiter?

Märten. Zog er eine Uniform an und bewaffnete ſich.

Edelmann. Toll genug!

Märten. Und ſagte: er wäre Bürgergeneral, und ward mit jedem Augenblick gröber.

Edelmann. Das iſt ſo die Art.

Märten. Erſt that er freundlich und vertraut, dann ward er brutal, und brach mir den Schrank auf, und nahm was ihm gefiel.

Edelmann. Gerade wie ſeine Collegen!

Märten. Ich bin recht übel dran.

Edelmann. Noch nicht ſo übel wie die Provinzen wo ſeines Gleichen gehauſ't haben; wo gutmüthige Thoren ihnen auch anfangs zufielen, wo ſie mit Schmeicheln und Verſpre chungen anfingen, mit Gewalt, Raub, Verbannung ehrliche Leute und allen Arten böſer Begegnung endigten. Dank Gott daß Ihr ſo wohlfeil davon kommt!

Röſe. Sie ſchützen uns alſo, gnädiger Herr?

Edelmann. Es ſcheint daß Ihr nichts verſchuldet habt

Märten. Da kommen ſie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge. Der Richter. Schnaps von den Bauern geführt in der Uniform, mit Säbel und Schnurrbart.

Edelmann. Hervor, Herr General!

Richter. Hier iſt der Rädelsführer! Sehen Sie ihn nur an. Alles wie die Zeitungen ſchreiben. Uniform! Säbel! (Er ſetzt ihm Mütze und Hut auf.) Mütze! Hut! So ſoll er am Pranger ſtehen! Geſchwind zum Gerichtshalter! Verhört! In Ketten und Banden nach der Reſidenz geſchleppt!

Edelmann. Sachte! ſachte!

Richter. Boten fort! Der Kerl iſt nicht allein! Man muß ihn torquiren! Man muß die Mitverſchwornen entdecken! Man muß Regimenter marſchiren laſſen! Man muß Hausſuchung thun!

Edelmann. Nur gemach! — Schnaps, was ſind das für Poſſen?

Schnaps. Ja wohl, eitel Poſſen!

Edelmann. Wo ſind die Kleider her? Geſchwind! Ich weiß ſchon.

Schnaps. Sie können unmöglich wiſſen, gnädiger Herr, daß ich dieſe Kleider mit dem ganzen militäriſchen Apparat von einem armen Teufel geerbt habe.

Edelmann. Geerbt? Er pflegt ſonſt zu ſtehlen.

Schnaps. Hören Sie mich an.

Märten. Was wird er ſagen?

Schnaps. Als der letzte Transport Franzöſiſcher Kriegsgefangnen durch die Stadt gebracht wurde —

Edelmann. Nun?

Schnaps. Schlich ich aus Neugierde hinein.

Edelmann. Weiter!

Schnaps. Da blieb im Wirthshause in der Vorstadt ein armer Teufel liegen, der sehr krank war.

Richter. Das ist gewiß nicht wahr.

Schnaps. Ich nahm mich seiner an, und er — verschied.

Edelmann. Das ist sehr wahrscheinlich.

Schnaps. Er vermachte mir seine Sachen, für die Mühe die ich mir genommen.

Edelmann. Ihn umzubringen.

Schnaps. Bestehend aus diesem Rocke und Säbel.

Edelmann. Und die Mütze? Die Cocarde?

Schnaps. Fand ich in seinem Mantelsack unter alten Lumpen.

Edelmann. Da fand Er sein Generals-Patent.

Schnaps. Ich kam hierher und fand den einfaltigen Marten.

Märten. Den einfältigen Märten? Der Unverschämte!

Schnaps. Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die schöne Milch nicht ausessen, die ich eingebrockt hatte. Ich kriegte darüber eine kleine Differenz mit Görgen —

Edelmann. Ohne Umstände! Ist alles die reine Wahrheit was Er sagt?

Schnaps. Erkundigen Sie sich in der Stadt. Ich will angeben wo ich den Mantelsack verkauft habe. Diese Garderobe trug ich im Barbierbeutel herüber.

Edelmann. Es wird sich alles finden.

Richter. Glauben Sie ihm nicht!

Edelmann. Ich weiß was ich zu thun habe. Findet sich alles wahr, so muß eine solche Kleinigkeit nicht gerügt werden; sie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu befurchten. Kinder liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl, und haltet gut Haus

Röſe. Das iſt unſre Sache.

Görge. Dabei bleibt's.

Edelmann. Und Euch, Alter, ſoll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hieſige Landsart und auf die Witterung verſteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für ſich ſorgen, und den politiſchen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Feſttags.

Märten. Es wird wohl das Beſte ſeyn.

Edelmann. Bei ſich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit die uns gegönnt iſt; er ſchaffe ſich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil: ſo wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

Richter (der indeſſen ſeine Ungeduld gezeigt hat, gleichſam einfallend). Aber dabei kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen! Ginge ſo was ungeſtraft hin —

Edelmann. Nur gelaſſen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erſt das Uebel hervor. In einem Lande wo der Fürſt ſich vor Niemand verſchließt; wo alle Stände billig gegen einander denken; wo Niemand gehindert iſt in ſeiner Art thätig zu ſeyn; wo nützliche Einſichten und Kenntniſſe allgemein verbreitet ſind: da werden keine Parteien entſtehen. Was in der Welt geſchieht wird Aufmerkſamkeit erregen; aber aufrühriſche Geſinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar ſeyn daß wir einen heitern Himmel über uns ſehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Röſe. Es hört ſich Ihnen ſo gut zu!

Görge. Wahrhaftig, Röſe! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr.

Edelmann. Ich habe ſchon alles geſagt. (Er zieht Schnapſen

hervor). Und wie viel will das ſchon heißen, daß wir übe
dieſe Cocarde, dieſe Mütze, dieſen Rock, die ſo viel Uebel i
der Welt geſtiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Röſe. Ja, recht lächerlich ſieht Er aus, Herr Schnaps

Görge. Ja, recht albern!

Schnaps. Das muß ich mir wohl gefallen laſſen. (Ma
der Milch ſchielend.) Wenn ich nur vor meinem Abzug die a
dere Hälfte der patriotiſchen Contribution zu mir nehme
dürfte!

Röſe. So gut ſoll's Ihm nicht werden.

Die Aufgeregten.

Politiſches Drama in fünf Aufzügen.

Personen.

Die Gräfin.
Friederike, ihre Tochter.
Carl, ihr Söhnchen.
Der Baron, ein Vetter.
Der Hofrath.
Breme von Bremenfeld, Obermanns.
Caroline, Bremens Tochter.
Luise, Bremens Nichte.
Der Magister, Hofmeister des jungen Grafen.
Der Amtmann.
Jacob, junger Landmann und Jäger.
Martin, Albert, Peter, } Landleute.
Georg, Bedienter der Gräfin.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein gemeines Wohnzimmer, an der Wand zwei Bilder, eines bürgerlichen Mannes und ſeiner Frau, in der Tracht, wie ſie vor funfzig oder ſechzig Jahren zu ſeyn pflegte.

(Nacht.)

Luiſe an einem Tiſche worauf ein Licht ſteht, ſtrickend. **Caroline** in einem Großvaterſeſſel gegenüber, ſchlafend.

Luiſe (einen vollendeten geſtrickten Strumpf in die Höhe haltend). Wieder ein Strumpf! Nun wollt' ich, der Onkel käme nach Hauſe, denn ich habe nicht Luſt einen andern anzufangen. (Sie ſteht auf und geht ans Fenſter.) Er bleibt heut ungewöhnlich lange weg, ſonſt kommt er doch gegen eilf Uhr und es iſt jetzt ſchon Mitternacht. (Sie tritt wieder an den Tiſch.) Was die franzöſiſche Revolution Gutes oder Böſes ſtiftet, kann ich nicht beurtheilen; ſo viel weiß ich, daß ſie mir dieſen Winter einige Paar Strümpfe mehr einbringt. Die Stunden die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Breme nach Hauſe kommt, hatt' ich verſchlafen, wie ich ſie jetzt verſtricke, und er verplaudert ſie, wie er ſie ſonſt verſchlief.

Caroline (im Schlafe redend). Nein, nein! Mein Vater!

Luiſe (ſich dem Seſſel nähernd). Was giebt's? liebe Muhme! — Sie antwortet nicht! — Was nur dem guten Mädchen

ſeyn mag! Sie iſt ſtill und unruhig; des Nachts ſchläft ſie nicht, und jetzt, da ſie vor Müdigkeit eingeſchlafen iſt, ſpricht ſie im Traume. Sollte meine Vermuthung gegründet ſeyn? Sollte der Baron in dieſen wenigen Tagen einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht haben, ſo ſchnell und ſtark? (Hervortretend.) Wunderſt du dich, Luiſe, und haſt du nicht ſelbſt erfahren wie die Liebe wirkt! wie ſchnell und wie ſtark!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Georg.

Georg (heftig und ängſtlich). Liebes Mamſellchen, geben Sie mir geſchwinde, geſchwinde —

Luiſe. Was denn, Georg?

Georg. Geben Sie mir die Flaſche.

Luiſe. Was für eine Flaſche?

Georg. Ihr Herr Onkel ſagte, Sie ſollen mir die Flaſche geſchwinde geben, ſie ſteht in der Kammer, oben auf dem Brete rechter Hand.

Luiſe. Da ſtehen viele Flaſchen, was ſoll denn drinne ſeyn?

Georg. Spiritus.

Luiſe. Es giebt allerlei Spiritus; hat er ſich nicht deutlicher erklärt? wozu ſoll's denn?

Georg. Er ſagt' es wohl, ich war aber ſo erſchrocken. Ach der junge Herr —

Caroline (die aus dem Schlaf auffährt). Was giebt's? — Der Baron?

Luiſe. Der junge Graf.

Georg. Leider, der junge Graf!

Caroline. Was iſt ihm begegnet?

Georg. Geben Sie mir den Spiritus.

Luiſe. Sage nur was dem jungen Grafen begegnet iſt, ſo weiß ich wohl was der Onkel für eine Flaſche braucht.

Georg. Ach das gute Kind! was wird die Frau Gräfin ſagen wenn ſie morgen kömmt! wie wird ſie uns ausſchelten!

Caroline. So red' Er doch!

Georg. Er iſt gefallen, mit dem Kopfe vor eine Tiſchecke, das Geſicht iſt ganz in Blut, wer weiß ob nicht gar das Auge gelitten hat.

Luiſe (indem ſie einen Wachsſtock anzündet und in die Kammer geht). Nun weiß ich was ſie brauchen.

Caroline. So ſpät! wie ging das zu?

Georg. Liebes Mamſellchen, ich dachte lange es würde nichts Gutes werden. Da ſitzt Ihr Vater und der Hofmeiſter alle Abend beim alten Pfarrer und leſen die Zeitungen und Monatsſchriften, und ſo disputiren ſie und können nicht fertig werden und das arme Kind muß dabei ſitzen; da druckt ſich's denn in eine Ecke wenn's ſpät wird und ſchlaft ein, und wenn ſie aufbrechen da taumelt das Kind ſchlaftrunken mit und heute — nun ſehen Sie — da ſchlägt's eben Zwölfe — heute bleiben ſie über alle Gebühr aus, und ich ſitze zu Hauſe und habe Licht brennen und dabei ſtehen die andern Lichter für den Hofmeiſter und den jungen Herrn, und Ihr Vater und der Magiſter bleiben vor der Schloßbrücke ſtehen und können auch nicht fertig werden. —

(Luiſe kommt mit einem Glaſe zurück.)

Georg (fährt fort). Und das Kind kommt in den Saal getappt und ruft mich, und ich fahre auf und will die Lichter anzünden wie ich immer thue, und wie ich ſchlaftrunken bin, löſche ich das Licht aus. Indeſſen tappt das Kind die Treppe

hinauf, und auf dem Vorſaal ſtehen die Stühle und Tiſche, die wir morgen früh in die Zimmer vertheilen wollen; das Kind weiß es nicht, geht gerade zu, ſtößt ſich, fällt, wir hören es ſchreien, ich mache Lärm, ich mache Licht und wie wir hinauf kommen, liegt's da und weiß kaum von ſich ſelbſt. Das ganze Geſicht iſt blutig. Wenn es ein Auge verloren hat, wenn es gefährlich wird, geh' ich morgen früh auf und davon, eh' die Frau Gräfin ankommt; mag's verantworten wer will!

Luiſe (die indeſſen einige Bündelchen Leinwand aus der Schublade genommen, giebt ihm die Flaſche). Hier! geſchwind! trage das hinüber und nimm die Läppchen dazu, ich komme gleich ſelbſt. Der Himmel verhüte, daß es ſo übel ſei! Geſchwind, Georg, geſchwind! (Georg ab.)

Luiſe. Halte warmes Waſſer bereit, wenn der Onkel nach Hauſe kommt und Kaffee verlangt. Ich will geſchwind hinüber. Es wäre entſetzlich, wenn wir unſere gute Gräfin ſo empfangen müßten. Wie empfahl ſie nicht dem Magiſter, wie empfahl ſie nicht mir das Kind bei ihrer Abreiſe! Leider habe ich ſehen müſſen, daß es die Zeit über ſehr verſäumt worden iſt; daß man doch gewöhnlich ſeine nächſte Pflicht verſäumt! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Caroline. Hernach **der Baron.**

Caroline (nachdem ſie einigemal nachdenkend auf und ab gegangen). Er verläßt mich keinen Augenblick, auch im Traume ſelbſt war er mir gegenwärtig. O wenn ich glauben könnte daß ſein Herz, ſeine Abſichten ſo redlich ſind, als ſeine Blicke,

ſein Betragen reizend und einnehmend iſt. Ach, und die Art mit der er alles zu ſagen weiß, wie edel er ſich ausdrückt! Man ſage was man will, welche Vorzüge giebt einem Menſchen von edler Geburt eine ſtandesmäßige Erziehung! Ach, daß ich doch ſeines Gleichen wäre!

Der Baron (an der Thüre). Sind Sie allein, beſte Caroline?

Caroline. Herr Baron, wo kommen Sie her? Entfernen Sie ſich! wenn mein Vater käme! Es iſt nicht ſchön mich ſo zu überfallen.

Baron. Die Liebe, die mich hieher führt, wird auch mein Fürſprecher bei Ihnen ſeyn, angebetete Caroline. (Er will ſie umarmen.)

Caroline. Zurück, Herr Baron! Sie ſind ſehr verwegen. Wo kommen Sie her?

Baron. Ein Geſchrei weckt mich, ich ſpringe herunter und finde, daß mein Neffe ſich eine Brauſche gefallen hat. Ich finde Ihren Vater um das Kind beſchäftigt, nun kommt auch Ihre Muhme, ich ſehe daß es keine Gefahr hat, es fällt mir ein: Caroline iſt allein und was kann mir bei jeder Gelegenheit anders einfallen als Caroline? Die Augenblicke ſind koſtbar, ſchönes, angenehmes Kind! Geſtehen Sie mir, ſagen Sie mir, daß Sie mich lieben (will ſie umarmen).

Caroline. Noch einmal, Herr Baron! laſſen Sie mich, und verlaſſen Sie dieſes Haus.

Baron. Sie haben verſprochen mich ſobald als möglich zu ſehen, und wollen mich nun entfernen?

Caroline. Ich habe verſprochen morgen früh mit Sonnenaufgang in dem Garten zu ſeyn, mit Ihnen ſpazieren zu gehen, mich Ihrer Geſellſchaft zu freuen. Hieher hab' ich Sie nicht eingeladen.

Baron. Aber die Gelegenheit —

Caroline. Hab' ich nicht gemacht.

Baron. Aber ich benutze sie; können Sie mir es verdenken?

Caroline. Ich weiß nicht was ich von Ihnen denken soll.

Baron. Auch Sie — lassen Sie es mich frei gestehen — auch Sie erkenne ich nicht.

Caroline. Und worin bin ich mir denn so unähnlich?

Baron. Können Sie noch fragen?

Caroline. Ich muß wohl, ich begreife Sie nicht.

Baron. Ich soll reden?

Caroline. Wenn ich Sie verstehen soll.

Baron. Nun gut. Haben Sie nicht seit den drei Tagen die ich Sie kenne jede Gelegenheit gesucht, mich zu sehen und zu sprechen?

Caroline. Ich läugne es nicht.

Baron. Haben Sie mir nicht so oft ich Sie ansah mit Blicken geantwortet? und mit was für Blicken!

Caroline (verlegen). Ich kann meine eignen Blicke nicht sehen.

Baron. Aber fühlen, was sie bedeuten — Haben Sie mir, wenn ich Ihnen im Tanze die Hand drückte, die Hand nicht wieder gedrückt!

Caroline. Ich erinnere mich's nicht.

Baron. Sie haben ein kurzes Gedächtniß, Caroline. Als wir unter der Linde drehten, und ich Sie zärtlich an mich schloß, damals stieß mich Caroline nicht zurück.

Caroline. Herr Baron, Sie haben sich falsch ausgelegt, was ein gutherziges unerfahrnes Mädchen —

Baron. Liebst du mich?

Caroline. Noch einmal, verlassen Sie mich! Morgen früh —

Baron. Werde ich ausschlafen.

Caroline. Ich werde Ihnen sagen —

Baron. Ich werde nichts hören.

Caroline. So verlassen Sie mich.

Baron (sich entfernend). O, es ist mir Leid, daß ich gekommen bin.

Caroline (allein, nach einer Bewegung, als wenn sie ihn aufhalten wollte). Er geht, ich muß ihn fortschicken, ich darf ihn nicht halten. Ich liebe ihn, und muß ihn verscheuchen. Ich war unvorsichtig, und bin unglücklich. Weg sind meine Hoffnungen auf den schönen Morgen, weg die goldnen Träume, die ich zu nähren wagte. O, wie wenig Zeit braucht es, unser ganzes Schicksal umzukehren!

Vierter Auftritt.

Caroline. Breme.

Caroline. Lieber Vater wie geht's? was macht der junge Graf?

Breme. Es ist eine starke Contusion, doch ich hoffe die Läsion soll nicht gefährlich seyn. Ich werde eine vortreffliche Cur machen und der Herr Graf wird sich künftig, so oft er sich im Spiegel besieht, bei der Schmarre seines geschickten Chirurgi, seines Breme von Bremenfeld, erinnern.

Caroline. Die arme Gräfin! wenn sie nur nicht schon morgen käme.

Breme. Desto besser! und wenn sie den übeln Zustand des Patienten mit Augen sieht, wird sie, wenn die Cur vollbracht ist, destomehr Ehrfurcht für meine Kunst empfinden. Standespersonen müssen auch wissen daß sie und ihre Kinder

Menschen sind; man kann sie nicht genug empfinden machen wie verehrungswürdig ein Mann ist, der ihnen in ihren Nöthen beisteht, denen sie wie alle Kinder Adams unterworfen sind, besonders ein Chirurgus. Ich sage dir, mein Kind, ein Chirurgus ist der verehrungswürdigste Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theolog befreit dich von der Sünde die er selbst erfunden hat; der Jurist gewinnt dir deinen Proceß und bringt deinen Gegner der gleiches Recht hat an den Bettelstab; der Medicus curirt dir eine Krankheit weg, die andere herbei und du kannst nie recht wissen ob er dir genutzt oder geschadet hat; der Chirurgus aber befreit dich von einem reellen Uebel, das du dir selbst zugezogen hast, oder das dir zufällig und unverschuldet über den Hals kommt; er nutzt dir, schadet keinem Menschen, und du kannst dich unwidersprechlich überzeugen, daß seine Cur gelungen ist.

Caroline. Freilich auch, wenn sie nicht gelungen ist.

Breme. Das lehrt dich den Pfuscher vom Meister unterscheiden. Freue dich, meine Tochter, daß du einen solchen Meister zum Vater hast: für ein wohldenkendes Kind ist nichts ergötzlicher als sich seiner Eltern und Großeltern zu freuen.

Caroline (mit traurigem Ton, wie bisher). Das thu' ich, mein Vater.

Breme (sie nachahmend). Das thust du, mein Töchterchen mit einem betrübten Gesichtchen und weinerlichen Tone. — Das soll doch wohl keine Freude vorstellen?

Caroline. Ach, mein Vater!

Breme. Was hast du, mein Kind?

Caroline. Ich muß es Ihnen gleich sagen.

Breme. Was hast du?

Caroline. Sie wissen der Baron hat diese Tage h

sehr freundlich, sehr zärtlich mit mir gethan, ich sagt' es Ihnen gleich und fragte Sie um Rath.

Breme. Du bist ein vortreffliches Mädchen! werth als eine Prinzessin, eine Königin aufzutreten.

Caroline. Sie riethen mir auf meiner Hut zu seyn, auf mich wohl Acht zu haben, aber auch auf ihn; mir nichts zu vergeben aber auch ein Glück, wenn es mich aufsuchen sollte, nicht von mir zu stoßen. Ich habe mich gegen ihn betragen, daß ich mir keine Vorwürfe zu machen habe; aber er —

Breme. Rede, mein Kind, rede!

Caroline. O es ist abscheulich. Wie frech, wie verwegen! —

Breme. Wie? (Nach einer Pause.) Sage mir nichts, meine Tochter, du kennst mich, ich bin eines hitzigen Temperaments, ein alter Soldat, ich würde mich nicht fassen können, ich würde einen tollen Streich machen.

Caroline. Sie können es hören, mein Vater, ohne zu zürnen, ich darf es sagen, ohne roth zu werden. Er hat meine Freundlichkeit übel ausgelegt, er hat sich in Ihrer Abwesenheit, nachdem Luise auf das Schloß geeilt war, hier ins Haus geschlichen. Er war verwegen, aber ich wies ihn zurechte. Ich trieb ihn fort und ich darf wohl sagen, seit diesem Augenblick haben sich meine Gesinnungen gegen ihn geändert. Er schien mir liebenswürdig, als er gut war, als ich glauben konnte daß er es gut mit mir meine; jetzt kommt er mir vor schlimmer als jeder andere. Ich werde Ihnen alles, wie bisher, erzahlen, alles gestehen, und mich Ihrem Rath ganz allein überlassen.

Breme. Welch ein Mädchen! welch ein vortreffliches Mädchen! O ich beneidenswerther Vater! Wartet nur, Herr Baron, wartet nur! Die Hunde werden von der Kette

loskommen, und den Füchsen den Weg zum Taubenschlag verrennen. Ich will nicht Breme heißen, nicht den Namen Bremenfeld verdienen, wenn in kurzem nicht alles anders werden soll.

Caroline. Erzürnt euch nicht, mein Vater.

Breme. Du giebst mir ein neues Leben, meine Tochter; ja fahre fort deinen Stand durch deine Tugend zu zieren, gleiche in allem deiner vortrefflichen Urgroßmutter, der seligen Burgemeisterin von Bremenfeld. Diese würdige Frau war durch Sittsamkeit die Ehre ihres Geschlechts und durch Verstand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dieses Bild jeden Tag, jede Stunde, ahme sie nach und werde verehrungswürdig wie sie.

Caroline (sieht das Bild an und lacht).

Breme. Was lachst du, meine Tochter?

Caroline. Ich will meiner Urgroßmuttter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht anziehen soll wie sie. Ha, Ha, Ha! Sehn Sie nur, so oft ich das Bild ansehe muß ich lachen, ob ich es gleich alle Tage vor Augen habe, ha, ha, ha! Sehn Sie nur das Häubchen, das wie Fledermausflügel vom Kopfe losfleht.

Breme. Nun, nun! zu ihrer Zeit lachte Niemand darüber, und wer weiß wer über euch künftig lacht wenn er euch gemalt sieht: denn ihr seyd sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte, ob du gleich meine hübsche Tochter bist, sie gefällt mir! Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide dich mit besserm Geschmack, so hab ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß, wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist als der schlechte. Uebrigens dacht' ich du gingst zu Bette, denn es ist spat.

Caroline. Wollen Sie nicht noch Kaffee trinken? das Wasser siedet, er ist gleich gemacht.

Breme. Setze nur alles zu rechte, schütte den gemahlenen Kaffee in die Kanne, das heiße Wasser will ich selbst darüber gießen.

Caroline. Gute Nacht, mein Vater! (Geht ab.)

Breme. Schlaf wohl, mein Kind.

Fünfter Auftritt.

Breme allein.

Daß auch das Unglück just diese Nacht geschehen mußte! Ich hatte alles klüglich eingerichtet, meine Eintheilung der Zeit als ein achter Practicus gemacht. Bis gegen Mitternacht hatten wir zusammen geschwatzt, da war alles ruhig, nachher wollte ich meine Tasse Kaffee trinken, meine bestellten Freunde sollten kommen zu der geheimnißvollen Ueberlegung. Nun hat's der Henker! Alles ist in Unruhe, sie wachen im Schloß dem Kinde Umschläge aufzulegen. Wer weiß wo sich der Baron herumdrückt, um meiner Tochter aufzupassen. Beim Amtmann seh' ich Licht, bei dem verwünschten Kerl, den ich am meisten scheue. Wenn wir entdeckt werden, so kann der größte, schönste, erhabenste Gedanke, der auf mein ganzes Vaterland Einfluß haben soll, in der Geburt erstickt werden. (Er geht ans Fenster.) Ich höre Jemand kommen; die Würfel sind geworfen, wir müssen nun die Steine setzen; ein alter Soldat darf sich vor nichts fürchten. Bin ich denn nicht bei dem großen unüberwindlichen Fritz in die Schule gegangen!

Sechster Auftritt.

Breme. Martin.

Breme. Seyd Ihr's, Gevatter Martin?

Martin. Ja, lieber Gevatter Breme, das bin ich. Ich habe mich ganz stille aufgemacht wie die Glocke Zwölfe schlug und bin hergekommen; aber ich habe noch Lärm gehört und hin und wieder gehen und da bin ich im Garten einigemal auf und ab geschlichen, bis alles ruhig war. Sagt mir nur was Ihr wollt, Gevatter Breme, daß wir so spat bei Euch zusammen kommen, in der Nacht; könnten wir's denn nicht bei Tage abmachen?

Breme. Ihr sollt alles erfahren, nur müßt Ihr Geduld haben, bis die Andern alle beisammen sind.

Martin. Wer soll denn noch alles kommen?

Breme. Alle unsere guten Freunde, alle vernünftigen Leute. Außer Euch, der Ihr Schulze von dem Ort hier seyd, kommt noch Peter der Schulze von Rosenhahn und Albert der Schulze von Wiesengruben; ich hoffe auch, Jacob wird kommen, der das hübsche Freigut besitzt. Dann sind recht ordentliche und vernünftige Leute beisammen, die schon was ausmachen können.

Martin. Gevatter Breme, Ihr seyd ein wunderlicher Mann, es ist Euch alles eins, Nacht und Tag, Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Breme. Ja, wenn das auch nicht so wäre, könnte nichts rechts werden. Wachen oder Schlafen, das ist mir auch ganz gleich. Es war nach der Schlacht bei Leuthen, wo unsere Lazarethe sich in schlechtem Zustande befanden, und sich wahrhaftig noch im schlechteren Zustande befunden hatten, wäre Breme nicht damals ein junger rüstiger Bursche gewesen.

Da lagen viele Bleſſirte, viele Kranke, und alle Feldſcherer waren alt und verdroſſen, aber Breme, ein junger tüchtiger Kerl, Tag und Nacht parat. Ich ſag' Euch, Gevatter, daß ich acht Nächte nach einander weg gewacht, und am Tage nicht geſchlafen habe. Das merkte ſich der auch, der alte Fritz, der alles wußte was er wiſſen wollte. Höre Er, Breme, ſagte er einmal, als er in eigner Perſon das Lazareth viſitirte: Höre Er, Breme, man ſagt daß Er an der Schlafloſigkeit krank liege. — Ich merkte wo das hinaus wollte, denn die andern ſtunden alle dabei; ich faßte mich und ſagte: Ihro Majeſtät, das iſt eine Krankheit wie ich ſie allen Ihren Dienern wünſche, und da ſie keine Mattigkeit zurücklaßt und ich den Tag auch noch brauchbar bin, ſo hoffe ich, daß Seine Majeſtät deßwegen keine Ungnade auf mich werfen werden.

Martin. Ei, ei! wie nahm denn das der König auf?

Breme. Er ſah ganz ernſthaft aus, aber ich ſah ihm wohl an, daß es ihm wohlgefiel. Breme, ſagte er, womit vertreibt Er ſich denn die Zeit? Da faßt' ich mir wieder ein Herz und ſagte: ich denke an das was Ihro Majeſtät gethan haben und noch thun werden, und da könnt' ich Methuſalems Jahre erreichen und immer fortwachen, und könnt's doch nicht ausdenken. Da that er als hört' er's nicht und ging vorbei. Nun war's wohl acht Jahre darnach, da faßt' er mich bei der Revue wieder ins Auge. Wacht Er noch immer, Breme? rief er. Ihro Majeſtät, verſetzt' ich, laſſen einem ja im Frieden ſo wenig Ruh als im Kriege. Sie thun immer ſo große Sachen, daß ſich ein geſcheidter Kerl daran zu Schanden denkt.

Martin. So habt Ihr mit dem König geſprochen, Gevatter? Durfte man ſo mit ihm reden?

Breme. Freilich durfte man ſo und noch ganz anders,

denn er wußte alles beſſer. Es war ihm Einer wie der Andere, und der Bauer lag ihm am mehrſten am Herzen. Ich weiß wohl, ſagte er zu ſeinen Miniſtern, wenn ſie ihm das und jenes einreden wollten: die Reichen haben viele Advocaten, aber die Dürftigen haben nur Einen und das bin ich.

Martin. Wenn ich ihn doch nur auch geſehen hatte!

Breme. Stille, ich höre was! es werden unſere Freunde ſeyn. Sieh da! Peter und Albert.

Siebenter Auftritt.

Peter. Albert. Die Vorigen.

Breme. Willkommen! — Iſt Jacob nicht bei Euch?

Peter. Wir haben uns bei den drei Linden beſtellt; aber er blieb uns zu lang aus, nun ſind wir allein da.

Albert. Was habt Ihr uns Neues zu ſagen, Meiſter Breme? Iſt was von Wetzlar gekommen, geht der Proceß vorwärts?

Breme. Eben weil nichts gekommen iſt, und weil, wenn was gekommen wäre, es auch nicht viel heißen würde; ſo wollt' ich Euch eben einmal meine Gedanken ſagen: denn Ihr wißt wohl, ich nehme mich der Sachen Aller, aber nicht öffentlich an, bis jetzt nicht öffentlich, denn ich darf's mit der gnädigen Herrſchaft nicht ganz verderben.

Peter. Ja, wir verdürben's auch nicht gern mit ihr, wenn ſie's nur halbweg leidlich machte.

Breme. Ich wollte Euch ſagen — wenn nur Jacob da wäre, daß wir alle zuſammen waren, und daß ich nichts wiederholen müßte, und wir einig würden.

Albert. Jacob? Es iſt faſt beſſer, daß er nicht dabei

iſt. Ich traue ihm nicht recht; er hat das Freigütchen, und wenn er auch wegen der Zinſen mit uns gleiches Intereſſe hat, ſo geht ihn doch die Straße nichts an, und er hat ſich im ganzen Proceß gar zu läſſig bewieſen.

Breme. Nun ſo laßt's gut ſeyn. Setzt Euch und hört mich an. (Sie ſetzen ſich.)

Martin. Ich bin recht neugierig zu hören.

Breme. Ihr wißt, daß die Gemeinden ſchon vierzig Jahre lang mit der Herrſchaft einen Proceß führen, der auf langen Umwegen endlich nach Wetzlar gelangt iſt, und von dort den Weg nicht zurück finden kann. Der Gutsherr verlangt Frohnen und andere Dienſte, die ihr verweigert, und mit Recht verweigert: denn es iſt ein Receß geſchloſſen worden mit dem Großvater unſers jungen Grafen — Gott erhalt' ihn! — der ſich dieſe Nacht eine erſchreckliche Brauſche gefallen hat.

Martin. Eine Brauſche?

Peter. Gerade dieſe Nacht?

Albert. Wie iſt das zugegangen?

Martin. Das arme liebe Kind!

Breme. Das will ich Euch nachher erzählen. Nun hört mich weiter an. Nach dieſem geſchloſſenen Receß überließen die Gemeinden an die Herrſchaft ein Paar Fleckchen Holz, einige Wieſen, einige Triften und ſonſt noch Kleinigkeiten, die euch von keiner Bedeutung waren und der Herrſchaft viel nutzten: denn man ſieht, der alte Graf war ein kluger Herr, aber auch ein guter Herr. Leben und leben laſſen, war ſein Spruch. Er erließ den Gemeinden dagegen einige zu entbehrende Frohnen und —

Albert. Und das ſind die, die wir noch immer leiſten müſſen.

Breme. Und machte ihnen einige Convenienzen —

Martin. Die wir noch nicht genießen.

Breme. Richtig, weil der Graf ſtarb, die Herrſchaft ſich in Beſitz deſſen ſetzte, was ihr zugeſtanden war, der Krieg einfiel, und die Unterthanen noch mehr thun mußten, als ſie vorher gethan hatten.

Peter. Es iſt accurat ſo, ſo hab' ich's mehr als einmal aus der Advocaten Munde gehört.

Breme. Und ich weiß es beſſer als der Advocat, denn ich ſehe weiter. Der Sohn des Grafen, der verſtorbene gnädige Herr, wurde eben um die Zeit volljährig. Das war, bei Gott! ein wilder böſer Teufel, der wollte nichts herausgeben, und mißhandelte euch ganz erbärmlich. Er war im Beſitz, der Receß war fort, und nirgends zu finden.

Albert. Wäre nicht noch die Abſchrift da, die unſer verſtorbener Pfarrer gemacht hat, wir wüßten kaum etwas davon.

Breme. Dieſe Abſchrift iſt euer Glück und euer Unglück. Dieſe Abſchrift gilt alles vor jedem billigen Menſchen, vor Gericht gilt ſie nichts. Hättet Ihr dieſe Abſchrift nicht, ſo wäret Ihr ungewiß in dieſer Sache. Hätte man dieſe Abſchrift der Herrſchaft nicht vorgelegt, ſo wüßte man nicht, wie ungerecht ſie denkt.

Martin. Da müßt Ihr auch wieder billig ſeyn. Die Gräfin läugnet nicht, daß Vieles für uns ſpricht: nur weigert ſie ſich den Vergleich einzugehen, weil ſie, in Vormundſchaft ihres Sohnes, ſich nicht getraut, ſo etwas abzuſchließen.

Albert. In Vormundſchaft ihres Sohnes! Hat ſie nicht den neuen Schloßflügel bauen laſſen, den er vielleicht ſein Lebtage nicht bewohnt, denn er iſt nicht gern in dieſer Gegend.

Peter. Und beſonders da er nun eine Braute gefallen hat.

Albert. Hat sie nicht den großen Garten und die Wasserfalle anlegen lassen, worüber ein paar Mühlen haben müssen weggekauft werden? Das getraut sie sich alles in Vormundschaft zu thun, aber das Rechte, das Billige, das getraut sie sich nicht.

Breme. Albert, du bist ein wackerer Mann, so hör' ich gern reden, und ich gestehe wohl, wenn ich von unserer gnädigen Gräfin manches Gute genieße und deßhalb mich für ihren unterthänigen Diener bekenne, so möcht' ich doch auch darin meinen König nachahmen, und euer Sachwalter seyn.

Peter. Das wäre recht schön. Macht nur daß unser Proceß bald aus wird.

Breme. Das kann ich nicht, das müßt Ihr.

Peter. Wie wäre denn das anzugreifen?

Breme. Ihr guten Leute wißt nicht, daß alles in der Welt vorwärts geht, daß heute möglich ist, was vor zehn Jahren nicht möglich war. Ihr wißt nicht, was jetzt alles unternommen, was alles ausgeführt wird.

Martin. O ja, wir wissen, daß in Frankreich jetzt wunderliches Zeug geschieht.

Peter. Wunderliches und Abscheuliches!

Albert. Wunderliches und Gutes.

Breme. So recht, Albert, man muß das Beste wählen! Da sag' ich nun, was man in Güte nicht haben kann, soll man mit Gewalt nehmen.

Martin. Sollte das gerade das Beste seyn?

Albert. Ohne Zweifel.

Peter. Ich dächte nicht.

Breme. Ich muß euch sagen, Kinder, jetzt oder niemals.

Albert. Da dürft Ihr uns in Wiesengruben nicht viel

vorschwatzen; dazu sind wir fix und fertig. Unsere Leute wollten längst rebellern; ich habe nur immer abgewehrt, weil mir Herr Breme immer sagte, es sey noch nicht Zeit, und das ist ein gescheidter Mann, auf den ich Vertrauen habe.

Breme. Gratias, Gevatter, und ich sage Euch: jetzt ist es Zeit.

Albert. Ich glaub's auch.

Peter. Nehmt mir's nicht übel, das kann ich nicht einsehen: denn wenn's gut Aderlassen ist, gut Purgiren, gut Schröpfen, das steht im Kalender, und darnach weiß ich mich zu richten; aber wenn's just gut rebellern sey? das glaub' ich, ist viel schwerer zu sagen.

Breme. Das muß unser einer verstehen.

Albert. Freilich versteht Ihr's.

Peter. Aber sagt mir nur woher's eigentlich kommt, daß Ihr's besser versteht, als andere gescheidte Leute?

Breme (gravitätisch). Erstlich, mein Freund, weil schon vom Großvater an meine Familie die größten politischen Einsichten erwiesen. Hier dieses Bildniß zeigt Euch meinen Großvater Herrmann Breme von Bremenfeld, der, wegen großer und vorzüglicher Verdienste zum Burgermeister seiner Vaterstadt erhoben, ihr die größten und wichtigsten Dienste geleistet hat. Dort schwebt sein Andenken noch in Ehren und Segen, wenn gleich boshafte, pasquillantische Schauspieldichter seine großen Talente und gewisse Eigenheiten, die er an sich haben mochte, nicht sehr glimpflich behandelten. Seine tiefe Einsicht in die ganze politische und militärische Lage von Europa wird ihm selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen.

Peter. Es war ein hübscher Mann, er sieht recht wohlgenährt aus.

Breme. Freilich genoß er ruhigere Tage als sein Enkel.

Martin. Habt Ihr nicht auch das Bildniß Eures Vaters?

Breme. Leider, nein! Doch muß ich Euch sagen: die Natur, indem sie meinen Vater Jost Breme von Bremenfeld hervorbrachte, hielt ihre Kräfte zusammen, um Euren Freund mit solchen Gaben auszurüsten, durch die er Euch nützlich zu werden wünscht. Doch behüte der Himmel, daß ich mich über meine Vorfahren erheben sollte; es wird uns jetzt viel leichter gemacht, und wir können mit geringern natürlichen Vorzügen eine große Rolle spielen.

Martin. Nicht zu bescheiden, Gevatter!

Breme. Es ist lauter Wahrheit. Sind nicht jetzt der Zeitungen, der Monatsschriften, der fliegenden Blätter so viel, aus denen wir uns unterrichten, an denen wir unsern Verstand üben können! Hätte mein seliger Großvater nur den tausendsten Theil dieser Hülfsmittel gehabt, er wäre ein ganz anderer Mann geworden. Doch Kinder, was rede ich von mir! Die Zeit vergeht, und ich fürchte der Tag bricht an. Der Hahn macht uns aufmerksam, daß wir uns kurz fassen sollen. Habt Ihr Muth?

Albert. An mir und den Meinigen soll's nicht fehlen.

Peter. Unter den Meinigen findet sich wohl Einer, der sich an die Spitze stellt; ich verbitte mir den Auftrag.

Martin. Seit den paar letzten Predigten, die der Magister hielt, weil der alte Pfarrer so krank liegt, ist das ganze große Dorf hier in Bewegung.

Breme. Gut! so kann was werden. Ich habe ausgerechnet, daß wir über sechs Hundert Mann stellen können. Wollt Ihr, so ist in der nächsten Nacht alles gethan.

Martin. In der nächsten Nacht?

Breme. Es soll nicht wieder Mitternacht werden, und Ihr sollt wieder haben alles, was euch gebührt, und mehr dazu.

Peter. So geschwind? wie wäre das möglich?

Albert. Geschwind oder gar nicht.

Breme. Die Gräfin kommt heute an, sie darf sich kaum besinnen. Rückt nur bei einbrechender Nacht vor das Schloß, und fordert eure Rechte, fordert eine neue Ausfertigung des alten Reverses, macht euch noch einige kleine Bedingungen, die ich euch schon angeben will, laßt sie unterschreiben, laßt sie schwören und so ist alles gethan.

Peter. Vor einer solchen Gewaltthätigkeit zittern mir Arm und Beine.

Albert. Narr! Wer Gewalt braucht, darf nicht zittern.

Martin. Wie leicht können sie uns aber ein Regimen Dragoner über den Hals ziehen. So arg dürfen wir's doch nicht machen. Das Militär, der Fürst, die Regierung würden uns schön zusammenarbeiten.

Breme. Gerade umgekehrt. Das ist's eben, worauf ic fuße. Der Fürst ist unterrichtet, wie sehr das Volk bedruck sey. Er hat sich über die Unbilligkeit des Adels, über di Langweiligkeit der Processe, über die Chicane der Gerichts halter und Advocaten oft genug deutlich und stark erklärt, daß man voraussetzen kann, er wird nicht zürnen, wenn ma sich Recht verschafft, da er es selbst zu thun gehindert ist.

Peter. Sollte das gewiß seyn?

Albert. Es wird im ganzen Lande davon gesprochen

Peter. Da wäre noch allenfalls was zu wagen.

Breme. Wie Ihr zu Werke gehen müßt, wie vor all Dingen der abscheuliche Gerichtshalter bei Seite muß, u auf wen noch mehr genau zu sehen ist, das sollt Ihr all noch vor Abend erfahren. Bereitet eure Sachen vor, re eure Leute an, und seyd mir heute Abend um Sechse bei Herrenbrunnen. Daß Jacob nicht kommt, macht ihn verdächt

ja es iſt beſſer, daß er nicht gekommen iſt. Gebt auf ihn Acht, daß er uns wenigſtens nicht ſchade; an dem Vortheil, den wir uns erwerben, wird er ſchon Theil nehmen wollen. Es wird Tag, lebt wohl, und bedenkt nur, daß, was geſchehen ſoll, ſchon geſchehen iſt. Die Gräfin kommt eben erſt von Paris zurück, wo ſie das alles geſehn und gehört hat, was wir mit ſo vieler Verwunderung leſen; vielleicht bringt ſie ſchon ſelbſt mildere Geſinnungen mit, wenn ſie gelernt hat, was Menſchen, die zu ſehr gedruckt werden, endlich für ihre Rechte thun können und müſſen.

Martin. Lebt wohl, Gevatter, lebt wohl! Punkt Sechſe bin ich am Herrenbrunnen.

Albert. Ihr ſeyd ein tüchtiger Mann! Lebt wohl.

Peter. Ich will Euch recht loben wenn's gut ablauft.

Martin. Wir wiſſen nicht wie wir's Euch danken ſollen.

Breme (mit Würde). Ihr habt Gelegenheit genug mich zu verbinden. Das kleine Capital z. E. von zweihundert Thalern, das ich der Kirche ſchuldig bin, erlaßt Ihr mir ja wohl.

Martin. Das ſoll uns nicht reuen.

Albert. Unſere Gemeine iſt wohlhabend und wird auch gern was für Euch thun.

Breme. Das wird ſich finden. Das ſchöne Fleck, das Gemeindegut war und das der Gerichtshalter zum Garten einzäunen und umarbeiten laſſen, das nehmt Ihr wieder in Beſitz und überlaßt mir's.

Albert. Das wollen wir nicht anſehen, das iſt ſchon verſchmerzt.

Peter. Wir wollen auch nicht zurückbleiben.

Breme. Ihr habt ſelbſt einen hübſchen Sohn und ein ſchönes Gut, dem könnt' ich meine Tochter geben. Ich bin

nicht ſtolz, glaubt mir, ich bin nicht ſtolz. Ich will Euch gern meinen Schwäher heißen.

Peter. Das Mamſellchen iſt hübſch genug; nur iſt ſie ſchon zu vornehm erzogen.

Breme. Nicht vornehm, aber geſcheidt. Sie wird ſich in jeden Stand finden müſſen. Doch darüber läßt ſich noch Vieles reden. Lebt jetzt wohl, meine Freunde, lebt wohl!

Alle. So lebt denn wohl!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Vorzimmer der Gräfin. Sowohl im Fond als an den Seiten hängen ältliche Familienbilder in mannichfaltigen geiſtlichen und weltlichen Trachten.

Der Amtmann tritt herein und indem er ſich umſieht ob Niemand da iſt, kommt Luiſe von der andern Seite.

Amtmann. Guten Morgen, Demoiſelle! Sind Ihro Excellenz zu ſprechen? Kann ich meine unterthänigſte Devotion zu Füßen legen?

Luiſe. Verziehen Sie einigen Augenblick, Herr Amtmann. Die Frau Gräfin wird gleich herauskommen. Die Beſchwerlichkeiten der Reiſe und das Schrecken bei der Ankunft haben einige Ruhe nöthig gemacht.

Amtmann. Ich bedaure von ganzem Herzen. Nach einer ſo langen Abweſenheit, nach einer ſo beſchwerlichen Reiſe ihren einzig geliebten Sohn in einem ſo ſchrecklichen Zuſtande zu

finden! Ich muß gestehen, es schaudert mich wenn ich nur daran denke. Ihro Excellenz waren wohl sehr alterirt!

Luise. Sie können sich leicht vorstellen was eine zärtliche sorgsame Mutter empfinden mußte, als sie ausstieg, in's Haus trat und da die Verwirrung fand, nach ihrem Sohne fragte und aus ihrem Stocken und Stottern leicht schließen konnte daß ihm ein Unglück begegnet sey.

Amtmann. Ich bedauere von Herzen. Was fingen Sie an?

Luise. Wir mußten nur geschwind alles erzählen, damit sie nicht etwas Schlimmeres besorgte; wir mußten sie zu dem Kinde führen, das mit verbundenem Kopf und blutigen Kleidern da lag. Wir hatten nur für Umschläge gesorgt und ihn nicht ausziehen können.

Amtmann. Es muß ein schrecklicher Anblick gewesen seyn.

Luise. Sie blickte hin, that einen lauten Schrei und fiel mir ohnmächtig in die Arme. Sie war untröstlich als sie wieder zu sich kam, und wir hatten alle Mühe sie zu überführen daß das Kind sich nur eine starke Beule gefallen, daß es aus der Nase geblutet und daß keine Gefahr sey.

Amtmann. Ich möcht' es mit dem Hofmeister nicht theilen, der das gute Kind so vernachlässigt.

Luise. Ich wunderte mich über die Gelassenheit der Gräfin, besonders da er den Vorfall leichter behandelte als es ihm in dem Augenblick geziemte.

Amtmann. Sie ist gar zu gnadig, gar zu nachsichtig.

Luise. Aber sie kennt ihre Leute und merkt sich alles. Sie weiß wer ihr redlich und treu dient, sie weiß wer nur dem Schein nach ihr unterthaniger Knecht ist. Sie kennt die Nachlässigen so gut als die Falschen, die Unklugen sowohl als die Bösartigen.

Amtmann. Sie ſagen nicht zu viel, es iſt eine vortreffliche Dame, aber eben deßwegen! Der Hofmeiſter verdiente doch daß ſie ihn geradezu wegſchickte.

Luiſe. In allem, was das Schickſal des Menſchen betrifft, geht ſie langſam zu Werke, wie es einem Großen geziemt. Es iſt nichts ſchrecklicher als Macht und Uebereilung.

Amtmann. Aber Macht und Schwäche ſind auch ein trauriges Paar.

Luiſe. Sie werden der gnädigen Gräfin nicht nachſagen daß ſie ſchwach ſey.

Amtmann. Behüte Gott, daß ein ſolcher Gedanke einem alten treuen Diener einfallen ſollte! Aber es iſt denn doch erlaubt zum Vortheil ſeiner gnadigen Herrſchaft zu wünſchen, daß man manchmal mit mehr Strenge gegen Leute zu Werke gehe, die mit Strenge behandelt ſeyn wollen.

Luiſe. Die Frau Gräfin! (Luiſe tritt ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Gräfin im Negligé. Der Amtmann.

Amtmann. Euer Excellenz haben zwar auf eine angenehme Weiſe doch unvermuthet Ihre Dienerſchaft überraſcht, und wir bedauern nur daß Dieſelben bei Ihrer Ankunft durch einen ſo traurigen Anblick erſchreckt worden. Wir hatten alle Anſtalten zu Dero Empfang gemacht: das Tannenreiſig zu einer Ehrenpforte liegt wirklich ſchon im Hofe; die ſämmtlichen Gemeinden wollten reihenweis an dem Wagen ſtehen und Hochdieſelben mit einem lauten Vivat empfangen, und jeder freute ſich ſchon bei einer ſo feierlichen Gelegenheit ſeinen Feſttagsrock anzuziehen und ſich und ſeine Kinder zu putzen.

Gräfin. Es ist mir lieb daß die guten Leute sich nicht zu beiden Seiten des Wegs gestellt haben, ich hätte ihnen unmöglich ein freundlich Gesicht machen können, und Ihnen am wenigsten, Herr Amtmann!

Amtmann. Wie so? Wodurch haben wir Ew. Excellenz Ungnade verdient?

Gräfin. Ich kann nicht läugnen, ich war sehr verdrießlich als ich gestern auf den abscheulichen Weg kam, der gerade da anfängt wo meine Besitzungen angehen. Die große Reise hab' ich fast auf lauter guten Wegen vollbracht und eben da ich wieder in das Meinige zurückkomme, find' ich sie nicht nur schlechter wie vorm Jahr, sondern so abscheulich, daß sie alle Uebel einer schlechten Chaussee verbinden. Bald tief ausgefahrne Löcher, in die der Wagen umzustürzen droht, aus denen die Pferde mit aller Gewalt ihn kaum herausreißen, bald Steine ohne Ordnung über einander geworfen, daß man eine Viertelstunde lang selbst in dem bequemsten Wagen aufs unerträglichste zusammengeschüttelt wird. Es sollte mich wundern wenn nichts daran beschädigt wäre.

Amtmann. Ew. Excellenz werden mich nicht ungehört verdammen; nur mein eifriges Bestreben von Ew. Excellenz Gerechtsamen nicht das Mindeste zu vergeben, ist Ursache an diesem übeln Zustande des Wegs.

Gräfin. Ich verstehe. —

Amtmann. Sie erlauben Ihrer tiefen Einsicht nur anheim zu stellen, wie wenig es mir hätte ziemen wollen den widerspenstigen Bauern auch nur ein Haar breit nachzugeben. Sie sind schuldig die Wege zu bessern, und da Ew. Excellenz Chaussee befehlen, sind sie auch schuldig die Chaussee zu machen.

Gräfin. Einige Gemeinden waren ja willig.

Amtmann. Das ist eben das Unglück. Sie fuhren die Steine an; als aber die übrigen widerspenstigen sich weigerten und auch jene widerspenstig machten, blieben die Steine liegen und wurden nach und nach theils aus Nothwendigkeit, theils aus Muthwillen, in die Gleise geworfen und da ist nun der Weg freilich ein bißchen holprig geworden.

Gräfin. Sie nennen das ein wenig holprig!

Amtmann. Verzeihen Ew. Excellenz wenn ich sogar sage, daß ich diesen Weg öfters mit vieler Zufriedenheit zurücklege. Es ist ein vortreffliches Mittel gegen die Hypochondrie, sich dergestalt zusammenschütteln zu lassen.

Gräfin. Das, gesteh' ich, ist eine eigne Curmethode.

Amtmann. Und freilich, da nun eben wegen dieses Streites, welcher vor dem Kaiserlichen Reichskammergericht auf das eifrigste betrieben wird, seit einem Jahre an keine Wegbesserung zu denken gewesen und überdieß die Holzfuhren stark gehen, in diesen letztern Tagen auch anhaltendes Regenwetter eingefallen; so möchte denn freilich jemandem, der gute Chausseen gewohnt ist, unsere Straße gewissermaßen impraktikabel vorkommen.

Gräfin. Gewissermaßen? Ich dächte ganz und gar.

Amtmann. Ew. Excellenz belieben zu scherzen. Man kommt doch noch immer fort. —

Gräfin. Wenn man nicht liegen bleibt. Und doch hab' ich an der Meile sechs Stunden zugebracht.

Amtmann. Ich, vor einigen Tagen, noch länger. Zweimal wurd' ich glücklich herausgewunden, das drittemal brach ein Rad und ich mußte mich noch nur so hereinschleppen lassen. Aber bei allen diesen Unfällen war ich getrost und guten Muths: denn ich bedachte daß Ew. Excellenz und Ihres Herrn Sohnes Gerechtsame salvirt sind. Aufrichtig gestanden, ich

wollte auf ſolchen Wegen lieber von hier nach Paris fahren, als nur einen Finger breit nachgeben, wenn die Rechte und Befugniſſe meiner gnädigen Herrſchaft beſtritten werden. Ich wollte daher Ew. Excellenz dächten auch ſo und Sie würden gewiß dieſen Weg nicht mit ſo viel Unzufriedenheit zurückgelegt haben.

Gräfin. Ich muß ſagen darin bin ich anderer Meinung, und gehörten dieſe Beſitzthümer mir eigen, müßte ich mich nicht bloß als Verwalterin anſehen, ſo würde ich über manche Bedenklichkeit hinausgehen, ich würde mein Herz hören, das mir Billigkeit gebietet, und meinen Verſtand, der mich einen wahren Vortheil von einem ſcheinbaren unterſcheiden lehrt. Ich würde großmüthig ſeyn, wie es dem gar wohl anſteht der Macht hat. Ich würde mich hüten unter dem Scheine des Rechts auf Forderungen zu beharren, die ich durchzuſetzen kaum wünſchen müßte, und die indem ich Widerſtand finde mir auf Lebenslang den völligen Genuß eines Beſitzes rauben, den ich auf billige Weiſe verbeſſern könnte. Ein leidlicher Vergleich und der unmittelbare Gebrauch ſind beſſer als eine wohlgegründete Rechtsſache, die mir Verdruß macht und von der ich nicht einmal den Vortheil für meine Nachkommen einſehe.

Amtmann. Ew. Excellenz erlauben daß ich darin der entgegengeſetzten Meinung ſeyn darf. Ein Proceß iſt eine ſo reizende Sache, daß wenn ich reich wäre, ich eher einige kaufen würde, um nicht ganz ohne dieſes Vergnügen zu leben.

Gräfin. Es ſcheint daß er ſeine Luſt an unſern Beſitzthümern büßen will. (Tritt ab.)

Dritter Auftritt.

Gräfin. Magiſter.

Magiſter. Darf ich fragen, gnädige Gräfin, wie Sie ſich befinden?

Gräfin. Wie Sie denken können, nach der Alteration die mich bei meinem Eintritt überfiel.

Magiſter. Es that mir herzlich leid, doch hoff' ich ſoll es von keinen Folgen ſeyn. Ueberhaupt aber kann Ihnen ſchwerlich der Aufenthalt hier ſobald angenehm werden, wenn Sie ihn mit dem vergleichen, den Sie vor kurzem genoſſen haben.

Gräfin. Es hat auch große Reize wieder zu Hauſe bei den Seinigen zu wohnen.

Magiſter. Wie oftmals hab' ich Sie um das Glück beneidet gegenwärtig zu ſeyn, als die größten Handlungen geſchahen, die je die Welt geſehen hat, Zeuge zu ſeyn des ſeligen Taumels der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als ſie ſich zum erſtenmal frei und von den Ketten entbunden fühlte, die ſie ſo lange getragen hatte, daß dieſe ſchwere fremde Laſt gleichſam ein Glied ihres elenden, kranken Körpers geworden.

Gräfin. Ich habe wunderbare Begebenheiten geſehen, aber wenig Erfreuliches.

Magiſter. Wenn gleich nicht für die Sinne, doch für den Geiſt. Wer aus großen Abſichten fehlgreift handelt immer lobenswürdiger als wer dasjenige thut was nur kleinen Abſichten gemäß iſt. Man kann auf dem rechten Wege irren und auf dem falſchen recht gehen — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Luiſe.

(Durch die Ankunft dieſes vorzüglichen Frauenzimmers wird die Lebhaftigkeit des Geſprächs erſt gemildert und ſodann die Unterredung von dem Gegenſtande gänzlich abgelenkt. Der Magiſter, der nun weiter kein Intereſſe findet, entfernt ſich, und das Geſpräch unter den beiden Frauenzimmern ſetzt ſich fort wie folgt.)

Gräfin. Was macht mein Sohn? ich war eben im Begriff zu ihm zu gehen.

Luiſe. Er ſchläft recht ruhig, und ich hoffe er wird bald wieder herumſpringen und in kurzer Zeit keine Spur der Beſchädigung mehr übrig ſeyn.

Gräfin. Das Wetter iſt gar zu übel, ſonſt ging' ich in den Garten. Ich bin recht neugierig zu ſehen wie alles gewachſen iſt, und wie der Waſſerfall, wie die Brücke und die Felſenkluft ſich jetzt ausnehmen.

Luiſe. Es iſt alles vortrefflich gewachſen, die Wildniſſe die Sie angelegt haben ſcheinen natürlich zu ſeyn, ſie bezaubern jeden der ſie zum erſtenmal ſieht, und auch mir geben ſie in einer ſtillen Stunde einen angenehmen Aufenthalt. Doch muß ich geſtehen, daß ich in der Baumſchule unter den fruchtbaren Bäumen lieber bin. Der Gedanke des Nutzens führt mich aus mir ſelbſt heraus und giebt mir eine Fröhlichkeit die ich ſonſt nicht empfinde. Ich kann ſäen, pfropfen, oculiren, und wenn gleich mein Auge keine maleriſche Wirkung empfindet, ſo iſt mir doch der Gedanke von Früchten höchſt reizend, die einmal und wohl bald jemanden erquicken werden.

Gräfin. Ich ſchätze Ihre guten häuslichen Geſinnungen.

Luiſe. Die einzigen die ſich für den Stand ſchicken, der ans Nothwendige zu denken hat, dem wenig Willkür erlaubt iſt.

Gräfin. Haben Sie den Antrag überlegt, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe that? Können Sie sich entschließen meiner Tochter Ihre Zeit zu widmen, als Freundin, als Gesellschafterin mit ihr zu leben?

Luise. Ich habe kein Bedenken, gnädige Gräfin.

Gräfin. Ich hatte viel Bedenken Ihnen den Antrag zu thun. Die wilde unbändige Gemüthsart meiner Tochter macht ihren Umgang unangenehm und oft sehr verdrießlich. So leicht mein Sohn zu behandeln ist, so schwer ist es meine Tochter.

Luise. Dagegen ist ihr edles Herz, ihre Art zu handeln aller Achtung werth. Sie ist heftig aber bald zu besänftigen unbillig aber gerecht, stolz aber menschlich.

Gräfin. Hierin ist sie ihrem Vater — —

Luise. Aeußerst ähnlich. Auf eine sehr sonderbare Weise scheint die Natur in der Tochter den rauhen Vater in dem Sohne die zärtliche Mutter wieder hervorgebracht zu haben.

Gräfin. Versuchen Sie, Luise, dieses wilde aber edle Feuer zu dämpfen. Sie besitzen alle Tugenden die ihr fehlen. In Ihrer Nähe, durch Ihr Beispiel wird sie gereizt werden sich nach einem Muster zu bilden das so liebenswürdig ist.

Luise. Sie beschämen mich, gnädige Gräfin. Ich kenne an mir keine Tugend als die, daß ich mich bisher in mein Schicksal zu finden wußte, und selbst diese hat kein Verdienst mehr, seitdem Sie, gnädige Gräfin, so viel gethan haben um es zu erleichtern. Sie thun jetzt noch mehr, da Sie mich näher an Sich heranziehen. Nach dem Tode meines Vaters und dem Umsturz meiner Familie habe ich vieles entbehren lernen, nur nicht gesitteten und verständigen Umgang

Gräfin. Bei Ihrem Onkel müssen Sie von dieser Seite viel ausstehen.

Luise. Es ist ein guter Mann, aber seine Einbildung macht ihn oft höchst albern, besonders seit der letzten Zeit da jeder ein Recht zu haben glaubt nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken.

Gräfin. Es geht ihm wie sehr Vielen.

Luise. Ich habe manchmal meine Bemerkungen im Stillen darüber gemacht. Wer die Menschen nicht kennte, würde sie jetzt leicht kennen lernen. So viele nehmen sich der Sache der Freiheit, der allgemeinen Gleichheit an, nur um für sich eine Ausnahme zu machen, nur um zu wirken es sey auf welche Art es wolle.

Gräfin. Sie hätten nichts mehr erfahren können und wenn Sie mit mir in Paris gewesen wären.

Fünfter Auftritt.

Friederike. Der Baron. Die Vorigen.

Friederike. Hier, liebe Mutter, ein Hase und zwei Feldhühner! Ich habe die drei Stücke geschossen, der Vetter hat immer gepudelt.

Gräfin. Du siehst wild aus, Friederike; wie du durchnäßt bist!

Friederike (das Wasser vom Hute abschwingend). Der erste glückliche Morgen, den ich seit langer Zeit gehabt habe.

Baron. Sie jagt mich nun schon vier Stunden im Felde herum.

Friederike. Es war eine rechte Lust. Gleich nach Tische wollen wir wieder hinaus.

Gräfin. Wenn du's so heftig treibst, wirst du es bald überdrüßig werden.

Friederike. Geben Sie mir das Zeugniß, liebe Mama! Wie oft hab' ich mich aus Paris wieder nach unsern Revieren gesehnt. Die Opern, die Schauspiele, die Gesellschaften, die Gastereien, die Spaziergänge, was ist das alles gegen einen einzigen vergnügten Tag auf der Jagd, unter freiem Himmel, auf unsern Bergen, wo wir eingeboren und eingewohnt sind. — Wir müssen ehesten Tags hetzen, Vetter.

Baron. Sie werden noch warten müssen, die Frucht ist noch nicht aus dem Felde.

Friederike. Was will das viel schaden, es ist fast von gar keiner Bedeutung. Sobald es ein bischen aufgetrocknet wollen wir hetzen.

Gräfin. Geh, zieh dich um! Ich vermuthe daß wir zu Tische noch einen Gast haben, der sich nur kurze Zeit bei uns aufhalten kann.

Baron. Wird der Hofrath kommen?

Gräfin. Er versprach mir, heute wenigstens auf ein Stündchen einzusprechen. Er geht auf Commission.

Baron. Es sind einige Unruhen im Lande.

Gräfin. Es wird nichts zu bedeuten haben, wenn man sich nur vernünftig gegen die Menschen beträgt und ihnen ihren wahren Vortheil zeigt.

Friederike. Unruhen? Wer will Unruhen anfangen?

Baron. Mißvergnügte Bauern, die von ihren Herrschaften gedruckt werden und die leicht Anführer finden.

Friederike. Die muß man auf den Kopf schießen. (Sie macht Bewegungen mit der Flinte.) Sehen Sie, gnädige Mama, wie mir der Magister die Flinte verwahrlost hat! Ich wollte sie doch mitnehmen und da Sie es nicht erlaubten, wollte ich

ſie dem Jäger aufzuheben geben. Da bat mich der Graurock ſo inſtändig ſie ihm zu laſſen: ſie ſey ſo leicht, ſagt' er, ſo bequem, er wolle ſie ſo gut halten, er wolle ſo oft auf die Jagd gehen. Ich ward ihm wirklich gut, weil er ſo oft auf die Jagd gehen wollte und nun, ſehen Sie, find' ich ſie heute in der Geſindeſtube hinterm Ofen. Wie das ausſieht! Sie wird in meinem Leben nicht wieder rein.

Baron. Er hatte die Zeit her mehr zu thun; er arbeitet mit an der allgemeinen Gleichheit, und da hält er wahrſcheinlich die Hafen auch mit für ſeines Gleichen und ſcheut ſich ihnen was zu Leide zu thun.

Gräfin. Zieht euch an, Kinder, damit wir nicht zu warten brauchen. Sobald der Hofrath kommt wollen wir eſſen.

(ab.)

Friederike (ihre Flinte beſehend). Ich habe die franzöſiſche Revolution ſchon ſo oft verwünſcht, und jetzt thu' ich's doppelt und dreifach. Wie kann mir nun der Schaden erſetzt werden daß meine Flinte roſtig iſt?

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal im Schloſſe.

Gräfin. Hofrath.

Gräfin. Ich geb' es Ihnen recht aufs Gewiſſen, theurer Freund. Denken Sie nach wie wir dieſem unangenehmen

Proceſſe ein Ende machen. Ihre große Kenntniß der Geſetze, Ihr Verſtand und Ihre Menſchlichkeit helfen gewiß ein Mittel finden, wie wir aus dieſer widerlichen Sache ſcheiden können. Ich habe es ſonſt leichter genommen, wenn man Unrecht hatte und im Beſitz war: je nun, dacht' ich, es geht ja wohl ſo hin, und wer hat iſt am beſten dran. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie ſich Unbilligkeit von Geſchlecht zu Geſchlecht ſo leicht aufhäuft, wie großmüthige Handlungen meiſtentheils nur perſönlich ſind und der Eigennutz allein gleichſam erblich wird; ſeitdem ich mit Augen geſehen habe, daß die menſchliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: ſo habe ich mir feſt vorgenommen jede einzelne Handlung, die mir unbillig ſcheint, ſelbſt ſtreng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Geſellſchaft, bei Hofe, in der Stadt, über ſolche Handlungen meine Meinung laut zu ſagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr ſchweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verſchrieen werden ſollte.

Hofrath. Es iſt ſchön, gnädige Gräfin, und ich freue mich Sie wieder zu finden wie ich Abſchied von Ihnen genommen und noch ausgebildeter. Sie waren eine Schülerin der großen Männer die uns durch ihre Schriften in Freiheit geſetzt haben, und nun finde ich in Ihnen einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von allem was der wohldenkende Staatsbürger wünſchen und verabſcheuen muß. Es ziemt Ihnen Ihrem eignen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur ſeinen eignen Stand beurtheilen und tadeln. Aller Tadel heraufwärts oder hinabwärts iſt mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermiſcht, man kann nur durch ſeines Gleichen gerichtet werden. Aber

eben deßwegen weil ich ein Bürger bin der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Urſache hat, bin ich auch unverſöhnlich gegen die kleinlichen neidiſchen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigner Selbſtigkeit erzeugt wird, prätentios Prätentionen bekämpft, ſich über Formalitäten formaliſirt, und ohne ſelbſt Realität zu haben, da nur Schein ſieht, wo er Glück und Folge ſehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge gelten ſollen, Geſundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verſtand, Talente, Klima, warum ſoll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entſprungen bin! Das will ich ſagen da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Ariſtokraten zueignete.

(Hier findet ſich eine Lücke, welche wir durch Erzählung ausfüllen. Der trockne Ernſt dieſer Scene wird dadurch gemildert, daß der Hofrath ſeine Neigung zu Luiſen bekennt, indem er ſich bereit zeigt ihr ſeine Hand zu geben. Ihre frühern Verhältniſſe, vor dem Umſturz, den Luiſens Familie erlitt, kommen zur Sprache, ſo wie die ſtillen Bemühungen des vorzüglichen Mannes, ſich und zugleich Luiſen eine Exiſtenz zu verſchaffen.

Eine Scene zwiſchen der Gräfin, Luiſen und dem Hofrath giebt Gelegenheit drei ſchöne Charaktere näher kennen zu lernen und uns für das, was wir in den nächſten Auftritten erdulden ſollen, vorläufig einigermaßen zu entſchädigen. Denn nun verſammelt ſich um den Theetiſch, wo Luiſe einſchenkt, nach und nach das ganze Perſonal des Stücks, ſo daß zuletzt auch die Bauern eingeführt werden. Da man ſich nun nicht enthalten kann von Politik zu ſprechen, ſo thut der Baron, welcher Leichtſinn, Frevel und Spott nicht verbergen kann, den Vorſchlag, ſogleich eine Nationalverſammlung vorzuſtellen. Der Hofrath wird zum Präſidenten erwählt und die Charaktere der Mitſpielenden, wie man ſie ſchon kennt, entwickeln ſich freier und beſtimmter. Die Gräfin, das Köpfchen mit verbundenem Kopfe neben ſich, ſtellt die Fürſtin vor, deren Anſehen geſchmälert werden ſoll und die aus eigenen liberalen Geſinnungen nachzugeben geneigt iſt. Der Hofrath, verſtändig und gemäßigt, ſucht ein

Gleichgewicht zu erhalten, ein Bemuhen, das jeden Augenblick ſchwieriger wird. Der Baron ſpielt die Rolle des Edelmanns, der von ſeinem Stande abfällt und zum Volke übergeht. Durch ſeine ſcheinliche Verſtellung werden die andern gelockt ihr Innerſtes hervorzukehren. Auch Herzensangelegenheiten miſchen ſich mit ins Spiel. Der Baron verfehlt nicht Carolinen die ſchmeichelhafteſten Sachen zu ſagen, die ſie zu ihren ſchönſten Gunſten auslegen kann. An der Heftigkeit, womit Jacob die Gerechtſame des gräflichen Hauſes vertheidigt, läßt ſich eine ſtille unbewußte Neigung zu der jungen Gräfin nicht verkennen. Luiſe ſieht in allem dieſen nur die Erſchütterung des häuslichen Glücks, dem ſie ſich ſo nahe glaubt, und wenn die Bauern mitunter ſchwerfällig werden, ſo erheitert Bremenfeld die Scene durch ſeinen Dünkel, durch Geſchichten und guten Humor. Der Magiſter, wie wir ihn ſchon kennen, überſchreitet vollkommen die Gränze, und da der Baron immerfort heyt, läuft es endlich auf Perſönlichkeiten hinaus, und als nun vollends die Prauſche des Erbgrafen als unbedeutend, ja lächerlich behandelt wird, ſo bricht die Gräfin los und die Sache kommt ſo weit, daß dem Magiſter aufgekündigt wird. Der Baron verſchlimmert das Uebel, und er bedient ſich, da der Lärm immer ſtärker wird, der Gelegenheit mehr in Carolinen zu dringen und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft für die Nacht zu bereden. Bei allen dieſem zeigt ſich die junge Gräfin entſchieden heftig, parteiſch auf ihren Stand, hartnäckig auf ihren Beſitz, welche Härte jedoch durch ein unbefangenes, rein natürliches und im tiefſten Grunde rechtliches weibliches Weſen bis zur Liebenswürdigkeit gemildert wird. Und ſo läßt ſich einſehen, daß der Act ziemlich tumultuarisch und, inſofern es der bedenkliche Gegenſtand erlaubt, für das Gefühl nicht ganz unerträglich geendigt wird. Vielleicht bedauert man, daß der Verfaſſer die Schwierigkeiten einer ſolchen Scene nicht zur rechten Zeit zu überwinden bemüht war.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Bremens Wohnung.

Breme. Martin. Albert.

Breme. Sind eure Leute alle an ihren Poſten? Habt Ihr ſie wohl unterrichtet? Sind ſie guten Muths?

Martin. Sobald Ihr mit der Glocke ſturmt, werden ſie alle da ſeyn.

Breme. So iſt's recht! Wenn im Schloſſe die Lichter alle aus ſind, wenn es Mitternacht iſt, ſoll es gleich angehen. Unſer Glück iſt's daß der Hofrath fortgeht. Ich fürchtete ſehr er möchte bleiben und uns den ganzen Spaß verderben.

Albert. Ich fürchte ſo noch immer es geht nicht gut ab. Es iſt mir ſchon zum Voraus bange die Glocke zu hören.

Breme. Seyd nur ruhig. Habt Ihr nicht heute ſelbſt gehört, wie übel es jetzt mit den vornehmen Leuten ſteht? Habt Ihr gehört was wir der Gräfin alles unters Geſicht geſagt haben?

Martin. Es war ja aber nur zum Spaß.

Albert. Es war ſchon zum Spaße arob genug.

Breme. Habt Ihr gehört wie ich eure Sache zu vertechten weiß? Wenn's Ernſt gilt, will ich ſo vor den Kaiſer treten. Und was ſagt Ihr zum Herrn Magiſter, hat ſich der nicht auch wacker gehalten?

Albert. Sie haben's Euch aber auch brav abgegeben.

Ich dachte zuletzt es würde Schläge setzen; und unsere gnädige Comtesse, war's doch als wenn ihr seliger Herr Vater leibhaftig da stünde.

Breme. Laßt mir das Gnädige weg, es wird sich bald nichts mehr zu gnädigen haben. Seht, hier hab' ich die Briefe schon fertig, die schick' ich in die benachbarten Gerichtsdörfer. Sobald's hier losgeht, sollen die auch stürmen und rebelliren und auch ihre Nachbarn auffordern.

Martin. Das kann was werden.

Breme. Freilich! Und alsdann Ehre dem Ehre gebührt! Euch, meine lieben Kinder. Ihr werdet als die Befreier des Landes angesehen.

Martin. Ihr, Herr Breme, werdet das größte Lob davon tragen.

Breme. Nein, das gehört sich nicht; es muß jetzt alles gemein seyn.

Martin. Indessen habt Ihr's doch angefangen.

Breme. Gebt mir die Hande, brave Manner! So standen einst die drei großen Schweizer, Wilhelm Teil, Walther Staubbach, Fürst von Uri, die standen auf dem Grütliberg beisammen und schwuren den Tyrannen ew'gen Haß und ihren Mitgenossen ewige Freiheit. Wie oft hat man diese wackern Helden gemalt und in Kupfer gestochen! Auch uns wird diese Ehre widerfahren. In dieser Positur werden wir auf die Nachwelt kommen.

Martin. Wie Ihr euch das alles so denken könnt.

Albert. Ich fürchte nur daß wir im Karrn eine böse Figur machen können. Horcht! Es klingelt Jemand. Mir zittert das Herz im Leibe wenn sich nur was bewegt.

Breme. Schämt Euch! Ich will aufziehen. Es wird der Magister seyn, ich habe ihn herüber bestellt. Die Grafin

hat ihm den Dienſt aufgeſagt; die Comteß hat ihn ſehr beleidigt. Wir werden ihn leicht in unſere Partei ziehen. Wenn wir einen Geiſtlichen unter uns haben, ſind wir unſerer Sache deſto gewiſſer.

Martin. Einen Geiſtlichen und Gelehrten.

Breme. Was die Gelehrſamkeit betrifft, geb' ich ihm nichts nach, und beſonders hat er weit weniger politiſche Lecture als ich. Alle die Chroniken, die ich von meinem ſeligen Großvater geerbt habe, waren in meiner Jugend ſchon durchgeleſen und das Theatrum Europaum kenn' ich in- und auswendig. Wer recht verſteht was geſchehen iſt, der weiß auch was geſchieht und geſchehen wird. Es iſt immer einerlei; es paſſirt in der Welt nichts Neues. Der Magiſter kommt. Halt! wir müſſen ihn feierlich empfangen. Er muß Reſpect vor uns kriegen. Wir ſtellen jetzt die Repräſentanten der ganzen Nation gleichſam in Nuce vor. Setzt euch.

(Er ſetzt drei Stühle auf die eine Seite des Theaters, auf die andere einen Stuhl. Die beiden Schulzen ſetzen ſich, und wie der Magiſter hereintritt, ſetzt ſich Breme geſchwind in ihre Mitte und nimmt ein ſtaatsmänniſches Weſen an.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magiſter.

Magiſter. Guten Morgen, Herr Breme. Was giebt's Neues? Sie wollen mir etwas Wichtiges vertrauen, ſagten Sie.

Breme. Etwas ſehr Wichtiges, gewiß! Setzen Sie ſich.

Magiſter (will den einzelnen Stuhl nehmen und zu ihnen rücken).

Breme. Nein, bleiben Sie dort, ſitzen Sie dort nieder! Wir wiſſen noch nicht ob Sie an unſerer Seite niederſitzen wollen.

Magister. Eine wunderbare Vorbereitung.

Breme. Sie sind ein Mann, ein freigeborner, ein freidenkender, ein geistlicher, ein ehrwürdiger Mann. Sie sind ehrwürdig weil Sie geistlich sind, und noch ehrwürdiger, weil Sie frei sind. Sie sind frei, weil Sie edel sind, und sind schaßbar, weil Sie frei sind. Und nun! Was haben wir erleben mussen! Wir sahen Sie verachtet, wir sahen Sie beleidigt; aber wir haben zugleich Ihren edlen Zorn gesehen, einen edlen Zorn, aber ohne Wirkung. Glauben Sie daß wir Ihre Freunde sind, so glauben Sie auch daß sich unser Herz im Busen umkehrt, wenn wir Sie verkehrt behandelt sehen. Ein edler Mann und verhöhnt, ein freier Mann und bedroht, ein geistlicher Mann und verachtet, ein treuer Diener und verstoßen! Zwar verhöhnt von Leuten die selbst Hohn verdienen, verachtet von Menschen die keiner Achtung werth sind, verstoßen von Undankbaren deren Wohlthaten man nicht genießen möchte, bedroht von einem Kinde, von einem Madchen, — das scheint freilich nicht viel zu bedeuten; aber wenn Ihr bedenkt, daß dieses Madchen kein Madchen, sondern ein eingefleischter Satan ist, daß man sie Legion nennen sollte, denn es sind viele tausend aristokratische Geister in sie gefahren; so seht Ihr deutlich, was uns von allen Aristokraten bevorsteht, Ihr seht es, und wenn Ihr klug seyd, so nehmt Ihr Eure Maßregeln.

Magister. Wozu soll diese sonderbare Rede? Wohin wird Euch der seltsame Eingang fuhren? Sagt Ihr das, um meinen Zorn gegen diese verdammte Brut noch mehr zu erhitzen, um meine aufs Aeußerste getriebene Empfindlichkeit noch mehr zu reizen? Schweigt stille! Wahrhaftig ich wußte nicht wozu mein gekranktes Herz jetzt nicht alles fahig wäre. Was! Nach so vielen Diensten, nach so vielen Aufopferungen,

mir ſo zu begegnen, mich vor die Thüre zu ſetzen! Und warum? Wegen einer elenden Beule, wegen einer gequetſchten Naſe, mit der ſo viele hundert Kinder auf und davon ſpringen. Aber es kommt eben recht, eben recht! Sie wiſſen nicht, die Großen, wen ſie in uns beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben.

Breme. Dieſer edle Zorn ergötzt mich, und ſo frage ich dich denn im Namen aller edlen, freigebornen, der Freiheit werthen Menſchen, ob Ihr dieſe Zunge, dieſe Feder von nun an dem Dienſte der Freiheit völlig widmen wollt?

Magiſter. O ja, ich will, ich werde!

Breme. Daß Ihr keine Gelegenheit verſäumen wollt zu dem edlen Zwecke mitzuwirken, nach dem jetzt die ganze Menſchheit emporſtrebt.

Magiſter. Ich gebe Euch mein Wort.

Breme. So gebt mir Eure Hand, mir und dieſen Mannern.

Magiſter. Einem Jeden; aber was haben dieſe armen Leute, die wie Sklaven behandelt werden, mit der Freiheit zu thun?

Breme. Sie ſind nur noch eine Spanne davon, nur ſo breit als die Schwelle des Gefangniſſes iſt, an deſſen eröffneter Thure ſie ſtehen.

Magiſter. Wie?

Breme. Der Augenblick iſt nahe, die Gemeinden ſind verſammelt, in einer Stunde ſind ſie hier. Wir uberfallen das Schloß, nöthigen die Grafin zur Unterſchrift des Receſſes und zu einer eidlichen Verſicherung, daß kunftighin alle druckende Laſten aufgehoben ſeyn ſollen.

Magiſter. Ich erſtaune!

Breme. Da habe ich nur noch ein Bedenken wegen des Eids. Die vornehmen Leute glauben nichts mehr. Sie wir einen Eid ſchwören und ſich davon entbinden laſſen. Ma wird ihr beweiſen daß ein aezwungener Eid nichts gelte.

Magiſter. Dafür will ich Rath ſchaffen. Dieſe Men ſchen, die ſich uber alles wegſetzen, ihres Gleichen behandel wie das Vieh, ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Furcht fre in den Tag hineinleben, ſo lange ſie mit Menſchen zu thu haben die ſie nicht ſchätzen, ſo lange ſie von einem Go ſprechen den ſie nicht erkennen: dieſes übermüthige Geſchlec kann ſich doch von dem geheimen Schauer nicht losmache der alle lebendige Kräfte der Natur durchſchwebt, kann d Verbindung ſich nicht Laugnen, in der Worte und Wirkun That und Folge ewig mit einander bleiben. Laßt ſie eine feierlichen Eid thun.

Martin. Sie ſoll in der Kirche ſchwören.

Breme. Nein, unter freiem Himmel.

Magiſter. Das iſt nichts. Dieſe feierlichen Scen rühren nur die Einbildungskraft. Ich will es euch ande lehren. Umgebt ſie, laßt ſie in eurer Mitte die Hand a ihres Sohnes Haupt faſſen, bei dieſem geliebten Haupte i Verſprechen betheuern und alles Uebel, was einen Menſch betreffen kann, auf dieſes kleine Gefaß herabrufen, wenn unter irgend einem Vorwande ihr Verſprechen zurücknahm oder zugabe daß es vereitelt würde.

Breme. Herrlich!

Martin. Schrecklich!

Albert. Glaubt mir, ſie iſt auf ewig gebunden.

Breme. Ihr ſollt zu ihr in den Kreis treten und das Gewiſſen ſcharfen.

Magiſter. An allem was Ihr thun wollt nehm'

Antheil, nur ſagt mir, wie wird man es in der Reſidenz anſehen? Wenn ſie Euch Dragoner ſchicken, ſo ſeyd Ihr alle gleich verloren.

Martin. Da weiß Herr Breme ſchon Rath.

Albert. Ja was das für ein Kopf iſt!

Magiſter. Klärt mich auf.

Breme. Ja, ja, das iſt's nun eben was man hinter Herrmann Breme dem Zweiten nicht ſucht. Er hat Connexionen, Verbindungen, da wo man glaubt er habe nur Kunden. So viel kann ich Euch nur ſagen, und es wiſſen's dieſe Leute, daß der Fürſt ſelbſt eine Revolution wünſcht.

Magiſter. Der Fürſt?

Breme. Er hat die Geſinnungen Friedrichs und Joſephs, der beiden Monarchen welche alle wahre Demokraten als ihre Heiligen anbeten ſollten. Er iſt erzürnt zu ſehen, wie der Bürger- und Bauernſtand unterm Druck des Adels ſeufzt, und leider kann er ſelbſt nicht wirken, da er von lauter Ariſtokraten umgeben iſt. Haben wir uns nur aber erſt legitimirt, dann ſetzt er ſich an unſere Spitze und ſeine Truppen ſind zu unſern Dienſten und Breme und alle brave Männer ſind an ſeiner Seite.

Magiſter. Wie habt Ihr das alles erforſcht und gethan und habt Euch nichts merken laſſen?

Breme. Man muß im Stillen viel thun, um die Welt zu überraſchen. (Er ſieht aus Fenſter.) Wenn nur erſt der Hofrath fort wäre, dann ſolltet Ihr Wunder ſehen.

Martin (auf Bremen deutend). Nicht wahr, das iſt ein Mann!

Albert. Er kann einem recht Herz machen.

Breme. Und, lieber Magiſter, die Verdienſte, die Ihr Euch dieſe Nacht erwerbt, dürfen nicht unbelohnt bleiben.

Wir arbeiten heute furs ganze Vaterland. Von unse
Dorfe wird die Sonne der Freiheit aufgehen. Wer ha
das gedacht!

Magiſter. Befürchtet ihr keinen Widerſtand?

Breme. Dafür iſt ſchon geſorgt. Der Amtmann u
die Gerichtsdiener werden gleich gefangen genommen. D
Hofrath geht weg, die paar Bedienten wollen nichts sa
und der Baron iſt nur der einzige Mann im Schloſſe, d
locke ich durch meine Tochter herüber ins Haus und ſpe
ihn ein bis alles vorbei iſt.

Martin. Wohl ausgedacht.

Magiſter. Ich verwundere mich über eure Klugheit.

Breme. Nu, nu! wenn es Gelegenheit giebt ſie zu zeig
ſollt Ihr noch mehr ſehen, beſonders was die auswartigen V
gelegenheiten betrifft. Glaubt mir es geht nichts über ein
guten Chirurgus, beſonders wenn er dabei ein geſchickter Ba
bier iſt. Das unverſtandige Volk ſpricht viel von Bartkratze
und bedenkt nicht, wie viel dazu gehört jemanden zu barbier
eben daß es nicht kratze. Glaubt mir nur, es wird zu nich
mehr Politik erfordert, als den Leuten den Bart zu putze
ihnen dieſe garſtigen barbariſchen Excremente der Natur, di
Barthaare, womit ſie das männliche Kinn taglich verunreini
hinweg zu nehmen und den Mann dadurch an Geſtalt u
Sitten einer glattwangigen Frau, einem zarten liebenswi
digen Jungling ahnlich zu machen. Komme ich dereinſt da
mein Leben und Meinungen aufzuſetzen, ſo ſoll man über d
Theorie der Barbierkunſt erſtaunen, aus der ich zugleich a
Lebens- und Klugheitsregeln herleiten will.

Magiſter. Ihr ſeyd ein originaler Kopf.

Breme. Ja, ja, das weiß ich wohl, und deßwegen ha
ich auch den Leuten verziehen, wenn ſie mich oft nic

begreifen konnten, und wenn ſie, albern genug, glaubten mich zum Beſten zu haben. Aber ich will ihnen zeigen: daß wer einen rechten Seifenſchaum zu ſchlagen weiß, wer mit Leichtigkeit, Bequemlichkeit und Gewandtheit der Finger einzuſeifen, den ſprödeſten Bart zahm zu machen verſteht; wer da weiß, daß ein friſch abgezognes Meſſer eben ſo gut rauſt als ein ſtumpfes, wer mit dem Strich oder wider den Strich die Haare wegnimmt, als waren ſie gar nicht dageweſen, wer dem warmen Waſſer zum Abwaſchen die gehörige Temperatur verleiht und ſelbſt das Abtrocknen mit Gefälligkeit verrichtet, und in ſeinem ganzen Benehmen etwas Zierliches darſtellt, das iſt kein gemeiner Menſch, ſondern er muß alle Eigenſchaften beſitzen die einem Miniſter Ehre machen.

Albert. Ja, ja, es iſt ein Unterſchied zwiſchen Barbier und Barbier.

Martin. Und Herr Breme beſonders, das iſt dir eine ordentliche Luſt.

Breme. Nu, nu, es wird ſich zeigen. Es iſt bei der ganzen Kunſt nichts Unbedeutendes. Die Art den Scheerſack aus- und einzukramen, die Art die Gerathſchaften zu halten, ihn unterm Arm zu tragen, — Ihr ſollt Wunder hören und ſehen. Nun wird's aber Zeit daß ich meine Tochter vorkriege. Ihr Leute geht an eure Poſten. Herr Magiſter, halten Sie ſich in der Nähe.

Magiſter. Ich gehe in den Gaſthof, wohin ich gleich meine Sachen habe bringen laſſen, als man mir im Schloſſe übel begegnete.

Breme. Wenn Sie ſtürmen hören, ſo ſoll's Ihnen frei ſtehen ſich zu uns zu ſchlagen, oder abzuwarten ob es uns glückt, woran ich gar nicht zweifele.

Magiſter. Ich werde nicht fehlen.

Breme. So lebt denn wohl und gebt aufs Zeichen Acht.

Dritter Auftritt.

Breme allein.

Wie wurde mein sel'ger Großvater sich freuen, wenn er sehen könnte wie gut ich mich in das neue Handwerk schicke. Glaubt doch der Magister schon daß ich große Connexionen bei Hofe habe. Da sieht man was es thut wenn man sich Credit zu machen weiß. Nun muß Caroline kommen. Sie hat das Kind so lange gewartet, ihre Schwester wird sie ablösen. Da ist sie.

Vierter Auftritt.

Breme. Caroline.

Breme. Wie befindet sich der junge Graf?

Caroline. Recht leidlich. Ich habe ihm Mährchen erzählt bis er eingeschlafen ist.

Breme. Was giebt's sonst im Schlosse?

Caroline. Nichts Merkwürdiges.

Breme. Der Hofrath ist noch nicht weg?

Caroline. Er scheint Anstalt zu machen. Sie binden eben den Mantelsack auf.

Breme. Hast du den Baron nicht gesehen?

Caroline. Nein, mein Vater.

Breme. Er hat dir heute in der Nationalversammlung allerlei in die Ohren geraunt?

Caroline. Ja, mein Vater.

Breme. Das eben nicht die ganze Nation sondern meine Tochter Caroline betraf?

Caroline. Freilich, mein Vater.

Breme. Du hast dich doch klug gegen ihn zu benehmen gewußt?

Caroline. O gewiß.

Breme. Er hat wohl wieder stark in dich gedrungen?

Caroline. Wie Sie denken können.

Breme. Und du hast ihn abgewiesen?

Caroline. Wie sich's ziemt.

Breme. Wie ich es von meiner trefflichen Tochter erwarten darf, die ich aber auch mit Ehre und Glück überhäuft und für ihre Tugend reichlich belohnt sehen werde.

Caroline. Wenn Sie nur nicht vergebens hoffen.

Breme. Nein, meine Tochter, ich bin eben im Begriff einen großen Anschlag auszuführen, wozu ich deine Hülfe brauche.

Caroline. Was meinen Sie, mein Vater?

Breme. Es ist dieser verwegenen Menschenrace der Untergang gedroht.

Caroline. Was sagen Sie?

Breme. Sehe dich nieder und schreib.

Caroline. Was?

Breme. Ein Billet an den Baron daß er kommen soll.

Caroline. Aber wozu?

Breme. Das will ich dir schon sagen. Es soll ihm kein Leids widerfahren, ich sperre ihn nur ein.

Caroline. O Himmel!

Breme. Was giebt's?

Caroline. Soll ich mich einer solchen Verrätherei schuldig machen?

Breme. Nur geſchwind.

Caroline. Wer ſoll es denn hinüber bringen?

Breme. Dafür laß mich ſorgen.

Caroline. Ich kann nicht.

Breme. Zuerſt eine Kriegsliſt. (Er zündet eine Blendlaterne an und löſcht das Licht aus.) Geſchwind, nun ſchreib', ich will dir leuchten.

Caroline (für ſich). Wie ſoll das werden? Der Baron wird ſehen daß das Licht ausgelöſcht iſt, er wird auf das Zeichen kommen.

Breme (zwingt ſie zum Sitzen). Schreib! „Luiſe bleibt im Schloſſe, mein Vater ſchlaft. Ich löſche das Licht aus, kommen Sie."

Caroline (widerſtrebend). Ich ſchreibe nicht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron am Fenſter.

Baron. Caroline!

Breme. Was iſt das? (Er ſchiebt die Blendlaterne zu und hält Carolinen feſt, die aufſtehen will.)

Baron (wie oben). Caroline! Sind Sie nicht hier? (Er ſteigt herein.) Stille! Wo bin ich? Daß ich nicht fehlgehe. Gleich dem Fenſter gegenüber iſt des Vaters Schlafzimmer, und hier rechts, an der Wand, die Thüre in der Mädchen Kammer. (Er tappt an der Seite hin und trifft die Thür.) Hier iſt ſie, nur angelehnt. O wie gut ſich der blinde Cupido im Dunkeln zu finden weiß! (Er geht hinein.)

Breme. In die Falle! (Er ſchiebt die Blendlaterne auf, eilt nach der Kammerthüre und ſtößt den Riegel vor.) So recht, und das

Vorlegeſchloß iſt auch ſchon in Bereitſchaft. (Er legt ein Schloß vor.) Und du Nichtswürdige! So verrathſt du mich?

Caroline. Mein Vater!

Breme. So heuchelſt du mir Vertrauen vor?

Baron (inwendig). Caroline! Was heißt das?

Caroline. Ich bin das unglücklichſte Mädchen unter der Sonne.

Breme (laut an der Thüre). Das heißt: daß Sie hier ſchlafen werden, aber allein.

Baron (inwendig). Nichtswürdiger! Machen Sie auf, Herr Breme, der Spaß wird Ihnen theuer zu ſtehen kommen.

Breme (laut). Es iſt mehr als Spaß, es iſt bitterer Ernſt.

Caroline (an der Thüre). Ich bin unſchuldig an dem Verrath!

Breme. Unſchuldig? Verrath?

Caroline (an der Thüre kniend). O, wenn du ſehen könnteſt, mein Geliebter, wie ich hier vor dieſer Schwelle liege, wie ich untröſtlich meine Hände ringe, wie ich meinen grauſamen Vater bitte! — Machen Sie auf, mein Vater! — Er hört nicht, er ſieht mich nicht an. — O mein Geliebter, habe mich nicht im Verdacht, ich bin unſchuldig!

Breme. Du unſchuldig? Niederträchtige feile Dirne! Schande deines Vaters! Ewiger ſchändender Flecken in dem Ehrenkleid das er eben in dieſem Augenblicke angezogen hat. Steh' auf, hör' auf zu weinen, daß ich dich nicht an den Haaren von der Schwelle wegziehe, die du ohne zu erröthen, nicht wieder betreten ſollteſt. Wie! In dem Augenblick, da Breme ſich den größten Mannern des Erdbodens gleich ſetzt, erniedrigt ſich ſeine Tochter ſo ſehr!

Caroline. Verſtoßt mich nicht, verwerft mich nicht, mein Vater! Er that mir die heiligſten Verſprechungen.

Breme. Rede mir nicht davon, ich bin außer mir. Was!

ein Mädchen, das ſich wie eine Prinzeſſin, wie eine Königin aufführen ſollte, vergißt ſich ſo ganz und gar? Ich halte mich kaum, daß ich dich nicht mit Fauſten ſchlage, nicht mit Fußen trete. Hier hinein! (Er ſtößt ſie in ſein Schlafzimmer.) Dieß franzöſiſche Schloß wird dich wohl verwahren. Von welcher Wuth fuhl' ich mich hingeriſſen! Das ware die rechte Stimmung um die Glocke zu ziehen. — Doch nein, faſſe dich, Breme! — Bedenke daß die größten Menſchen in ihrer Familie manchen Verdruß gehabt haben. Schame dich nicht einer frechen Tochter und bedenke, daß Kaiſer Auguſtus in eben dem Augenblick, mit Verſtand und Macht, die Welt regierte, da er über die Vergehungen ſeiner Julie bittere Thranen vergoß. Schame dich nicht zu weinen, daß eine ſolche Tochter dich hintergangen hat; aber bedenke auch zugleich, daß der Endzweck erreicht iſt, daß der Widerſacher eingeſperrt verzweifelt und daß deiner Unternehmung ein gluckliches Ende bevorſteht.

Sechster Auftritt.

Saal im Schloſſe, erleuchtet.

Friederike mit einer gezogenen Büchſe. Jacob mit einer Flinte.

Friederike. So iſt's recht, Jacob, du biſt ein braver Burſche. Wenn du mir die Flinte zurecht bringſt, daß mir der Schulfuchs nicht gleich einfallt wenn ich ſie anſche, ſollſt du ein gut Trinkgeld haben.

Jacob. Ich nehme ſie mit, gnädige Gräfin, und will mein Beſtes thun. Ein Trinkgeld braucht's nicht, ich bin Ihr Diener fur ewig.

Friederike. Du willſt in der Nacht noch fort, es iſt dunkel und regnicht, bleibe doch beim Jager.

Jacob. Ich weiß nicht wie mir iſt, es treibt mich etwas fort. Ich habe eine Art von Ahnung.

Friederike. Du ſiehſt doch ſonſt nicht Geſpenſter.

Jacob. Es iſt auch nicht Ahnung, es iſt Vermuthung. Mehrere Bauern ſind beim Chirurgus in der Nacht zuſammen gekommen; ſie hatten mich auch eingeladen, ich ging aber nicht hin; ich will keine Handel mit der graflichen Familie. Und jetzt wollt' ich doch ich ware hingegangen, damit ich wüßte was ſie vorhaben.

Friederike. Nun was wird's ſeyn, es iſt die alte Proceßgeſchichte.

Jacob. Nein, nein, es iſt mehr, laſſen Sie mir meine Grille, es iſt für Sie, es iſt für die Ihrigen daß ich beſorgt bin.

Siebenter Auftritt.

Friederike. Nachher die Gräfin und der Hofrath.

Friederike. Die Büchſe iſt noch wie ich ſie verlaſſen habe, die hat mir der Jäger recht gut verſorgt. Ja das iſt auch ein Jäger und über die geht nichts. Ich will ſie gleich laden und morgen früh bei guter Tageszeit einen Hirſch ſchießen. (Sie beſchäftigt ſich an einem Tiſche, worauf ein Armleuchter ſteht, mit Pulverhorn, Lademaas, Pflaſter, Kugel, Hammer, und lädt die Büchſe ganz langſam und methodiſch.)

Gräfin. Da haſt du ſchon wieder das Pulverhorn beim Licht, wie leicht kann eine Schnuppe herunter fallen. Sey doch vernünftig, du kannſt dich unglücklich machen!

Friederike. Laſſen Sie mich, liebe Mutter, ich bin ſchon vorſichtig. Wer ſich vor dem Pulver fürchtet, muß nicht mit Pulver umgehen.

Gräfin. Sagen Sie mir, lieber Hofrath, ich habe es recht auf dem Herzen: könnten wir nicht einen Schritt thun wenigstens bis Sie zurückkommen?

Hofrath. Ich verehre in Ihnen dieſe Heftigkeit, das Gute zu wirken und nicht einen Augenblick zu zaudern.

Gräfin. Was ich einmal für Recht erkenne möcht' ich auch gleich gethan ſehn. Das Leben iſt ſo kurz und das Gute wirkt ſo langſam.

Hofrath. Wie meinen Sie denn?

Gräfin. Sie ſind moraliſch überzeugt, daß der Amtmann in dem Kriege das Document bei Seite gebracht hat. —

Friederike (heftig). Sind Sie's?

Hofrath. Nach allen Anzeigen kann ich wohl ſagen, es iſt mehr als Vermuthung.

Gräfin. Sie glauben daß er es noch zu irgend einer Abſicht verwahre?

Friederike (wie oben). Glauben Sie?

Hofrath. Bei der Verworrenheit ſeiner Rechnungen, bei der Unordnung des Archivs, bei der ganzen Art wie er dieſen Rechtshandel benutzt hat, kann ich vermuthen daß er ſich einen Rückzug vorbehält, daß er vielleicht, wenn man ihn von dieſer Seite drängt, ſich auf die andere zu retten und das Document dem Gegentheile für eine anſehnliche Summe zu verhandeln denkt.

Gräfin. Wie wär' es, man ſuchte ihn durch Gewinnſt zu locken? Er wünſcht ſeinen Neffen ſubſtituirt zu haben, wie wär' es, wir verſprächen dieſem jungen Menſchen eine Belohnung, wenn er zur Probe das Archiv in Ordnung brächte, beſonders eine anſehnliche, wenn er das Document ausfindig machte. Man gäbe ihm Hoffnung zur Subſtitution.

Sprechen Sie ihn noch ehe Sie fortgehen; indeß, bis Sie wieder kommen richtet sich's ein.

Hofrath. Es ist zu spät, der Mann ist gewiß schon zu Bette.

Gräfin. Glauben Sie das nicht. So alt er ist, paßt er Ihnen auf bis Sie in den Wagen steigen. Er macht Ihnen noch in völliger Kleidung seinen Scharrfuß und versäumt gewiß nicht sich Ihnen zu empfehlen. Lassen wir ihn rufen.

Friederike. Lassen Sie ihn rufen, man muß doch sehen wie er sich gebärdet.

Hofrath. Ich bin's zufrieden.

Friederike (klingelt und sagt zum Bedienten der hereinkommt). Der Amtmann möchte doch noch einen Augenblick herüber kommen!

Gräfin. Die Augenblicke sind kostbar. Wollen Sie nicht indeß noch einen Blick auf die Papiere werfen, die sich auf diese Sache beziehen?

(Zusammen ab.)

Achter Auftritt.

Friederike allein. Nachher der Amtmann.

Friederike. Das will mir nicht gefallen. Sie sind überzeugt daß er ein Schelm ist, und wollen ihm nicht zu Leibe. Sie sind überzeugt daß er sie betrogen, ihnen geschadet hat, und wollen ihn belohnen. Das taugt nun ganz und gar nichts. Es wäre besser daß man ein Exempel statuirte. — Da kommt er eben recht.

Amtmann. Ich höre daß des Herrn Hofraths Wohlgeboren noch vor Ihrer Abreise mir etwas zu sagen haben. Ich komme dessen Befehle zu vernehmen.

Friederike (indem ſie die Büchſe nimmt). Verziehen Sie einen Augenblick, er wird gleich wieder hier ſeyn. (Sie ſchüttet Pulver auf die Pfanne.)

Amtmann. Was machen Sie da, gnädige Gräfin?

Friederike. Ich habe die Büchſe auf morgen früh geladen, da ſoll ein alter Hirſch fallen.

Amtmann. Ei, ei! Schon heute geladen und Pulver auf die Pfanne, das iſt verwegen! Wie leicht kann da ein Unglück geſchehen.

Friederike. Ei was! Ich bin gern fix und fertig. (Sie hebt das Gewehr auf und hält es, gleichſam zufällig, gegen ihn.)

Amtmann. Ei, gnädige Gräfin, kein geladen Gewehr jemals auf einen Menſchen gehalten! Da kann der Böſe ſein Spiel haben.

Friederike (in der vorigen Stellung). Hören Sie, Herr Amtmann, ich muß Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen: — daß Sie ein erzſamer Spitzbube ſind.

Amtmann. Welche Ausdrücke, meine Gnädige! — Thun Sie die Büchſe weg.

Friederike. Rühre dich nicht vom Platz, verdammter Kerl! Siehſt du, ich ſpanne, ſiehſt du, ich lege an! Du haſt ein Document geſtohlen —

Amtmann. Ein Document? Ich weiß von keinem Documente.

Friederike. Siehſt du, ich ſtoche, es geht alles in der Ordnung, und wenn du nicht auf der Stelle das Document herausgiebſt, oder mir anzeigſt wo es ſich befindet oder was mit ihm vorgefallen; ſo rühr' ich dieſe kleine Nadel und du biſt auf der Stelle maufetodt.

Amtmann. Um Gottes willen!

Friederike. Wo iſt das Document?

Amtmann. Ich weiß nicht — [illegible] Sie die Büchse weg — Sie könnten aus Verſehen —

Friederike (wie oben). Aus Verſehen, oder mit Willen biſt du todt. Rede, wo iſt das Document?

Amtmann. Es iſt — verſchloſſen.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Hofrath. Die Vorigen.

Gräfin. Was giebt's hier?

Hofrath. Was machen Sie?

Friederike (immer zum Amtmann). Rühren Sie ſich nicht, oder Sie ſind des Todes! wo verſchloſſen?

Amtmann. In meinem Pulte.

Friederike. Und in dem Pulte! wo?

Amtmann. Zwiſchen einem Doppelboden.

Friederike. Wo iſt der Schlüſſel?

Amtmann. In meiner Taſche.

Friederike. Und wie geht der doppelte Boden auf?

Amtmann. Durch einen Druck an der rechten Seite.

Friederike. Heraus den Schlüſſel!

Amtmann. Hier iſt er.

Friederike. Hingeworfen!

Amtmann (wirft ihn auf die Erde).

Friederike. Und die Stube?

Amtmann. Iſt offen.

Friederike. Wer iſt drinnen?

Amtmann. Meine Magd und mein Schreiber.

Friederike. Sie haben alles gehört, Herr Hofrath. Ich [illegible] Ihnen ein umſtändliches Geſpräch erſpart. Nehmen Sie

den Schlüssel und holen Sie das Document. Bringen Sie es nicht zurück, so hat er gelogen, und ich schieße ihn darum todt.

Hofrath. Lassen Sie ihn mitgehen, bedenken Sie was Sie thun.

Friederike. Ich weiß was ich thue. Machen Sie mich nicht wild und gehen Sie.

(Hofrath ab.)

Gräfin. Meine Tochter, du erschreckst mich. Thu das Gewehr weg!

Friederike. Gewiß nicht eher als bis ich das Document sehe.

Gräfin. Hörst du nicht? Deine Mutter befiehlt's.

Friederike. Und wenn mein Vater aus dem Grabe aufstünde, ich gehorchte nicht.

Gräfin. Wenn es losginge.

Friederike. Welch Unglück wäre das?

Amtmann. Es würde Sie gereuen.

Friederike. Gewiß nicht. Erinnerst du dich noch, Nichtswürdiger, als ich vorm Jahr, im Zorn nach dem Jägerburschen schoß, der meinen Hund prügelte, erinnerst du dich noch, da ich ausgescholten wurde und alle Menschen den glücklichen Zufall priesen der mich hatte fehlen lassen, da warst du's allein der hämisch lächelte und sagte: was wär' es denn gewesen? Ein Kind aus einem vornehmen Hause! Das wäre mit Geld abzuthun. Ich bin noch immer ein Kind, ich bin noch immer aus einem vornehmen Hause, so müßte das auch wohl mit Geld abzuthun seyn.

Hofrath (kommt zurück). Hier ist das Document.

Friederike. Ist es? (Sie bringt das Gewehr in Ruh.)

Gräfin. Ist's möglich?

Amtmann. O ich Unglücklicher!

Friederike. Geh! Elender! daß deine Gegenwart meine Freude nicht vergälle!

Hofrath. Es iſt das Original.

Friederike. Geben Sie mir's. Morgen will ich's den Gemeinden ſelbſt zeigen und ſagen, daß ich's ihnen erobert habe.

Gräfin (ſie umarmend). Meine Tochter!

Friederike. Wenn mir der Spaß nur die Luſt an der Jagd nicht verdirbt. Solch ein Wildpret ſchieß ich nie wieder!

Fünfter Aufzug.

Nacht, trüber Mondſchein.

Das Theater ſtellt einen Theil des Parks vor, der früher beſchrieben worden. Rauhe ſteile Felſenbänke, auf denen ein verfallenes Schloß. Natur und Mauerwerk in einander verſchränkt. Die Ruine ſo wie die Felſen mit Bäumen und Büſchen bewachſen. Eine dunkle Kluft deutet auf Höhlen, wo nicht gar unterirdiſche Gänge.

Friederike fackeltragend, die Büchſe unterm Arm, Piſtolen im Gürtel, tritt aus der Höhle, umherſpurend. Ihr folgt die Gräfin, den Sohn an der Hand. Auch Luiſe. Sodann der Bediente, mit Käſtchen beſchwert. Man erfährt, daß von hier ein unterirdiſcher Gang zu den Gewölben des Schloſſes reicht, daß man die Schloßpforten gegen die andringenden Bauern verriegelt, daß die Gräfin verlangt habe, man ſolle ihnen aus dem Fenſter das Document ankündigen und zeigen und ſo alles beilegen. Friederike jedoch ſey nicht zu bewegen geweſen, ſich in irgend eine Capitulation einzulaſſen, noch ſich einer Gewalt, ſelbſt nach eigenen Abſichten, zu fügen. Sie habe vielmehr die Ihrigen zur Flucht genöthigt, um auf dieſem geheimen Wege ins Freie zu gelangen und den benachbarten Sitz eines Anverwandten zu erreichen. Eben will man ſich auf den Weg machen, als man oben in der Ruine Licht ſieht, ein Geräuſch hört. Man zieht ſich in die Höhle zurück.

Herunter kommen Jacob, der Hofrath und eine Partei Bauern. Jacob hatte sie unterwegs angetroffen und sie zu Gunsten der Herrschaft zu bereden gesucht. Der Wagen des wegfahrenden Hofraths war unter sie gekommen. Dieser würdige Mann verbindet sich mit Jacob und kann das Hauptargument, daß der Original-Receß gefunden sey, allen übrigen Beweggründen hinzufügen. Die aufgeregte Schaar wird beruhigt, ja sie entschließt sich den Damen zu Hülfe zu kommen.

Friederike, die gelauscht hat, nun von allem unterrichtet, tritt unter sie, dem Hofrath und dem jungen Landmann sehr willkommen, auch den übrigen durch die Vorzeigung des Documents höchst erwünscht.

Eine früher ausgesendete Patrouille dieses Trupps kommt zurück und meldet daß ein Theil der Aufgereizten vom Schlosse her im Anmarsche sey. Alles verbirgt sich, theils in die Höhle, theils in Felsen und Gemäuer.

Breme mit einer Anzahl bewaffneter Bauern tritt auf, schilt auf den Magister daß er zurückgeblieben und erklärt die Ursache warum er einen Theil der Mannschaft in den Gewölben des Schlosses gelassen und mit dem andern sich hieher verfügt. Er weiß das Geheimniß des unterirdischen Ganges und ist überzeugt, daß die Familie sich darein versteckt und dieß giebt ihr Gewißheit, ihrer habhaft zu werden. Sie zünden Fackeln an und sind im Begriff in die Höhle zu treten. Friederike, Jacob, der Hofrath kommen in dem Augenblicke, bewaffnet, so wie die übrige Menge.

Breme sucht der Sache eine Wendung, durch Beispiele aus der alten Geschichte, zu geben, und thut sich auf seine Einfälle viel zu Gute, da man sie gelten läßt, und als nun das Document auch hier seine Wirkung nicht verfehlt: so schließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit. Die vier Personen, deren Gegenwart einen unangenehmen Eindruck machen könnte: Caroline, der Baron, der Magister und der Amtmann, kommen nicht mehr zum Vorschein.

Des Epimenides Erwachen.

Den Frieden kann das Wollen nicht vereinen:
Wer Alles will will sich vor allen mächtig,
Indem er haßt, lehrt er die andern hassen;
Bedeutend macht er seinen Feind verächtig;
So wachsen Kraut und Ruß nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahllose Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngsten Tage.

Der Dichter sucht das Schicksal zu entwinden,
Das, wesenhaft und schrecklich ungestaltet,
Nicht Maaß, noch Ziel, noch Richte weiß zu finden
Und trauend wehrt, zerstört und knirschend waltet.
Da faßt die Kunst, in lieverendem Entzünden,
Der Rasse Wust, die in sogleich entfaltet,
Durch Mitverdienst gemeinsamen Erregens,
Gesang und Rede, sinnigen Bewegens.

Mitwirkende.

Regie . . . . . Genaſt.
Tonkünſtler . . . . . W. A. Weber.
Schauſpieler.
Prolog.
Die Muſe . . . . . Wolff.
Wortführer:
Epimenides . . . . . Graff.
Dämonen:
des Kriegs . . . . . Haide.
der Liſt: Cardinal . . . . . Oels.
Diplomat . . . . . Wolff.
Hofmann . . . . . Deny.
Dame . . . . . Engels.
Juriſt . . . . . Lorzing.
Luſtige Perſon . . . . . Unzelmann.
der Unterdrückung . . . . . Stromeyer.
Schauſpieler.
Chorführer:
Jugendfürſt . . . . . Woltie.
Chor der Tugenden:
Glaube . . . . . Eberwein.
Liebe . . . . . Unzelmann.
Hoffnung . . . . . Wolff.
Einigkeit . . . . . Lorzing.

Begleitende:

Zwei Genien . . . . . Bek. Riemann.

Schweigende:

Kleinere Genien,
Kleine Dämonen.

Chöre:

Krieger, Hofleute,
Echo der Freigesinnten,
Sieger, Frauen, Landleute.

Decorateur . . . . . Beuther.

Berlin, d. 30. März 1815.
Weimar, d. 30. Januar 1816.

Erſter Aufzug.

Ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude.

Erſter Auftritt.

Die Muſe.

(Zwei Genien, der eine, an einem Thyrſus Leyer, Masken, geſchriebene Rolle, trophäenartig, tragend; der andere einen Sternenkreis um ſich her.)

In tiefe Sklaverei lag ich gebunden
Und mir gefiel der Starrheit Eigenſinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verſchwunden;
Die Feſſeln ſelbſt, ſie ſchienen mir Gewinn:
Da nahte ſich, in holden Frühlingsſtunden,
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — ſo wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter ſich entfalten,
Und rings umher iſt keine Spur des Alten.

Die Feſſeln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom ſtarren Blick,
Und eine Thräne, von den liebeſüßen,
Zum erſtenmal ſie kehrt ins Aug zurück;
Sie fließt — ihr nach die Götter-Schweſtern fließen,
Das Herz empfindet längſt entwohntes Glück,
Und mir erſcheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Und mir entgegnet, was mich sonst entzückte:
Der Leyer Klang, der Töne süßes Licht,
Und, was mich schnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernst, bald frohgemuth, ein Kunstgesicht;
Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich schweres Leichtgewicht;
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben
Und alle wollen nur das Eine loben.

Und Glück und Unglück tragen so sich besser,
Die eine Schale sinkt, die andre steigt,
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern tragt man beide leicht!
Da leere das Geschick die beiden Fasser,
Der Segen trifft, wenn Fluch uns nie erreicht;
Wir sind für stets dem guten Geist zu Theile,
Der böse selbst er wirkt zu unserm Heile.

So ging es mir! Mög' es euch so ergehen,
Daß aller Haß sich augenblicks entfernte,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,
Es tausendfach erglanzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußerm Kampf den innern Frieden.

(Die Muse bewegt sich als wenn sie abgehen wollte; die Kinder ziehen voran und sind schon in der Coulisse, sie aber ist noch auf dem Theater, wenn Epimenides erscheint; dann spricht sie folgende Stanze, geht ab und jener kommt die Stufen herab.)

Muſe.

Und dieſen laſſ' ich euch an meiner Stelle,
Der, früher ſchon, geheimnißvoll belehrt,
Als Mann, der Weisheit unverſiegter Quelle
Und ihrem Schau'n ſich treulich zugekehrt,
Nun freigeſinnt, beinah zur Götterhelle,
Die wunderbarſten Bilder euch erklärt;
Doch laßt vorher die wildeſten Geſtalten
In eigenſinn'ger Kraft zerſtörend walten. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Epimenides.

Uralten Waldes majeſtatiſche Kronen,
Schroffzackiger Felſenwände Spiegelflächen
Im Schein der Abendſonne zu betrachten —
Erreget Geiſt und Herz zu der Natur
Erhabnen Gipfeln, ja zu Gott hinan.
Auch ſchau' ich gern der Menſchenhände Werk,
Woher des Meiſters Hochgedanke ſtrahlt;
Und dieſer Pfeiler, dieſer Säulen Pracht
Umwandl' ich ſinnend, wo ſich alles fügte,
Wo alles trägt und alles wird getragen!
So freut mich auch zu ſehn ein edles Volk
Mit ſeinem Herrſcher, die im Einklang ſich
Zuſammenwirkend fügen, für den Tag
Ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.
Und ſo begrüß' ich froh die Morgenſonne,
Begrüße gleicherweis die Scheidende;

Dann wend' ich meinen Blick den Sternen zu,
Und dort wie hier iſt Einklang der Bewegung.
Der Jugend Nachtgefahrt' iſt Leidenſchaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn
Und ſein Gemüth umſchließt das Ewige.

Dritter Auftritt.

Genien

(treten rasch auf und ſtellen ſich ihm zu beiden Seiten).

Wandelt der Mond und bewegt ſich der Stern.
Junge wie Alte ſie ſchlafen ſo gern;
Leuchtet die Sonne nach löblichem Brauch
Junge wie Alte ſie ſchlafen wohl auch.

Epimenides.

Ein heitres Lied, ihr Kinder; doch voll Sinn.
Ich kenn' euch wohl! Sobald ihr ſcherzend kommt,
Dann iſt es Ernſt, und wenn ihr ernſtlich ſprecht
Vermuth' ich Schalkheit. Schlafen meint ihr, ſchlafen?
An meine Jugend wollt ihr mich erinnern.
Auf Kreta's Höh'n, des Vaters Heerde weidend,
Die Inſel unter mir, ringsum das Meer,
Den Tages-Himmel von der einzigen Sonne,
Von tauſenden den nächtigen erleuchtet;
Da ſtrebt's in meiner Seele dieſes All,
Das herrliche, zu kennen; doch unluſtig:
Der Kindheit Bande feſſelten mein Haupt.

Da nahmen ſich die Götter meiner an,
Zur Höhle führten ſie den Sinnenden,
Verſenkten mich in tiefen langen Schlaf;
Als ich erwachte hört' ich einen Gott:
„Biſt vorbereitet, ſprach er, wähle nun!
Willſt du die Gegenwart und das was iſt,
Willſt du die Zukunft ſehn, was ſeyn wird." Gleich
Mit heiter'm Sinn verlangt' ich zu verſtehn,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut.
Und gleich erſchien durchſichtig dieſe Welt,
Wie ein Kryſtallgefäß mit ſeinem Inhalt.
Den ſchau' ich nun ſo viele Jahre ſchon;
Was aber künftig iſt, bleibt mir verborgen.
Soll ich vielleicht nun ſchlafen, ſagt mir an,
Daß ich zugleich auch Künftiges gewahre?

Genien.

Wäreſt du fieberhaft, wäreſt du krank,
Wüßteſt dem Schlafe du herzlichen Dank:
Zeiten ſie werden ſo fieberhaft ſeyn,
Laden die Götter zum Schlafen dich ein.

Epimenides.

Zum Schlafen? jetzt? — Ein ſehr bedeutend Wort.
Zwei eures gleichen ſind's, wo nicht ihr ſelbſt,
Sind Zwillingsbrüder, Einer Schlaf genannt,
Den andern mag der Menſch nicht gerne nennen:
Doch reicht der Weiſe einem wie dem andern
Die Hand mit Willen — alſo, Kinder, hier!
(Er reicht ihnen die Hände, welche ſie anfaſſen.)
Hier habt ihr mich! Vollziehet den Befehl,
Ich lebte nur mich ihm zu unterwerfen.

Genien.

Wie man es wendet und wie man es nimmt,
Alles geſchieht was die Götter beſtimmt!
Laß nun den Sonnen, den Monden den Lauf,
Kommen wir zeitig und wecken dich auf.

(Ummenides ſteigt, begleitet von den Knaben, die Stufen hinan und als die Vorhänge ſich öffnen, ſieht man ein prächtiges Lager, über demſelben eine wohlerleuchtende Lampe. Er beſteigt es; man ſieht ihn ſich niederlegen und einſchlafen. Sobald der Weihe tut, ſchließen die Knaben zweiflügel, auf welchen man den Schlaf und Tod, nach antiker Weiſe, vorgeſtellt ſieht. Fernes Donnern.)

Vierter Auftritt.

Heereszug.

(Im Coſtum der ſämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerſt bezwungen und dann als Bundesgenoſſen gegen die übrige Welt gebraucht worden.)

Der Ruf des Herrn
Der Herrn ertönt;
Wir folgen gern,
Wir ſind's gewöhnt.
Geboren ſind
Wir all' zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.
Wir ziehn, wir ziehn
Und fragen's nicht;
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;

Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,
Und jen's und dieß,
Wir wagen's gern.

Fünfter Auftritt.

Dämon des Kriegs (sehr schnell auftretend).

Mit Staunen seh' ich euch, mit Freude,
Der ich euch schuf bewundr' euch heute:
Ihr zieht mich an, ihr zieht mich fort,
Mich muß ich unter euch vergessen:
Mein einzig Streben sey immerfort
An eurem Eifer mich zu messen.
Des Höchsten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarsten widm' ich mich mit Lust:
Denn wer Gefahr und Tod nicht scheut
Ist Herr der Erde, Herr der Geister;
Was auch sich gegenseßt und dräut,
Er bleibt zulezt allein der Meister.
Kein Widerspruch! kein Widerstreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit.
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erst ist meine Wonnezeit.
Ein Reich mag nach dem andern stürzen,
Ich sieh' allein und wirke frei;
Und will sich wo ein schneller Knoten schürzen,
Um desto schneller hau' ich ihn entzwei.
Kaum ist ein großes Werk gethan,
Ein neues war schon ausgedacht,
Und wär' ich ja aufs Aeußerste gebracht,
Da fangt erst meine Kühnheit an. —

Ein Schauder überlauf' die Erde,
Ich ruf' ihr zu ein neues Werde.

(Ein Brandschein verbreitet sich über das Theater.)

Es werde Finsterniß! — Ein brennend Meer
Soll allen Horizont umrauchen
Und sich der Sterne zitternd Heer
Im Blute meiner Flammen tauchen.
Die höchste Stunde bricht herein,
Wir wollen ihre Gunst erfassen:
Gleich unter dieser Abnung Schein
Entfaltet euch, gedrangte Massen,
Vom Berg ins Land, flußab ans Meer
Verbreite dich, unüberwindlich Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem heben mag,
Demüthig seine Herrn bewirthet —
Am Ufer schließet mir des Zwanges ehrnen Bogen:
Denn wie euch sonst das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die kühnen Wogen:
So Nacht für Nacht, so Tag für Tag;
Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!

Heereszug (sich entfernend)

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir beziehn
Wird unser seyn:
Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da packt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf,
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort,
Mit festem Schritt,
Der Erste fort,
Den Zweiten mit.
Wenn Wahn und Wohn
Der Beste brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach.

Sechster Auftritt.

Dämonen der List

(treten, in verschiedenen Gestalten, von derselben Seite, nach welcher [illegible] aufzieht, auf, schlagen sich durch die Colonne durch, welche in ihrem raschen Schritte gehindert langsamer aufzieht).

Wenn unser Sang
Gefällig lockt,
Der Siegesdrang
Er schwankt und stockt;
Wenn unser Zug
Sich krümmt und schlingt,
Der Waffen Flug
Wird selbst bedingt.

Nur alle mit
Dahin! dahin!
Nur Schritt vor Schritt,
Gelaſſen kuhn.
Wie's ſteht und fällt
Ihr tretet ein,
Geſchwind die Welt
Wird euer ſeyn.

(Wenn der Kriegszug das Theater verlaſſen hat, haben die Neuangekommenen daſſelbe ſchon völlig eingenommen, und indem der Dämon des Kriegs den Seinigen folgen will, treten ihm die Dämonen der Liſt in den Weg.)

Siebenter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Alle.

Halt ein! Du rennſt in dein Verderben!

Dämon des Kriegs.

Wer alſo ſpricht der müſſe ſterben!

Pfaffe.

Erkenn' ich doch daß du unſterblich biſt,
Doch auch unſterblich iſt die Pfaffenliſt.

Dämon des Kriegs.

So ſprecht!

Juriſt.

Fürwahr, dein ungezahmter Muth
Laßt ſich durch Gute nicht erlitten.
Du wirſt mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdkreis überſchütten.

Diplomat.

Doch wandl' ich dir nicht ſtill voran
Und folg' ich nicht den raſchen Pfaden;
So haſt du wenig nur gethan
Und wirſt dir immer ſelber ſchaden.

Dame.

Wer leiſe reizt und leiſe quält,
Erreicht zuletzt des Herrſchers höchſtes Ziel,
Und wie den Marmor ſelbſt der Tropfen Folge höhlt,
So tödt' ich endlich das Gefühl.

Diplomat.

Du eilſt uns vor, wir folgen ſtill,
Und mußt uns noch am Ende ſchätzen:
Denn wer der Liſt ſich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt ſich widerſetzen.

Dämon des Krieges.

Verweilet ihr, ich eile fort!
Der Abſchluß der iſt meine Sache.
Du wirkeſt hier, du wirkeſt dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein jeder noch ein Wort.
Ich löſe raſch mit einemmale
Die größten Zweifel angeſichts.
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert ſtatt goldenen Gewichts.
Du magſt nur dein Gewerbe treiben
In dem dich Niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte ſchreiben,
Mit blut'gen Zügen, meine Schrift.

(Geht raſch ab.)

Achter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Pfaffe.

Der Kriegesgott er wuthe jetzt,
Und tör umgarnt ihn doch zuletzt

Diplomat.

Zertret' er goldner Saaten Halme
Mit wirbelſchnellem Siegeslauf,
Allein wenn ich ſie nicht zermalme
Gleich richten ſie ſich wieder auf.

Dame.

Die Geiſter macht er nie zu Sklaven;
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er ſie nur der Freiheit reif.

Hofmann.

Doch alles was wir je erſonnen
Und alles was wir je begonnen
Gelinge nur durch Unterſchleif.

Pfaffe.

Den Völkern wollen wir verſprechen,
Sie reizen zu der kühnſten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weiſe, klug im Rath.

Juriſt.

Durch Zaudern wollen wir verwehren
Und alle werden uns vertraun.
Es ſey ein ewiges Zerſtören,
Es ſey ein ew'ges Wiederbaun.

Luſtige Perſon.

Steht nur nicht ſo in eng geſchloßnen Reihen,
Schließt mich in eure Cirkel ein!
Damit zu euren Gaukeleien
Die meinigen behülflich ſey'n.

Bin der gefahrlichſte von allen!
Dieweil man mich für nichtig halt,
Daran hat jedermann Gefallen
Und ſo betrüg' ich alle Welt.

Euch dien' es Allen zum Beſcheide:
Ich ſpiele doppelte Perſon:
Erſt komm' ich an in dieſem Kleide,
In dieſem mach' ich mich davon.

(Beigt ſich als böſer Geiſt, verwirft, eine Flamme ſchlägt empor.)

Diplomat.

Und nun beginnet gleich — das herrliche Gebaude,
Der Augen Luſt, des Geiſtes Freude,
Im Wege ſteht es mir vor allen;
Durch eure Künſte ſoll es fallen.

Hofmann.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die gelinde Macht iſt groß:
Wurzelfaſern, wie ſie dringen,
Sprengen wohl die Felſen los.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

Hofmann.

Und so leiet still die Fugen
An dem herrlichen Palast;
Und die Pfeiler, wie sie trugen,
Stürzen durch die eigne Last.
In das Feste sucht zu dringen
Ungewaltsam, ohne Stoß.

Chor.

Leise mußt ihr das vollbringen.
Die geheime Macht ist groß.

(Während dieses letzten Chors verschwinden die Damonen in alle Coulissen, nur der Hofmann bleibt in der Mitte. Die Hörner enden mit dem letzten Takte auf einmal alle verklingend.)

Neunter Auftritt.

Damon als Hofmann allein.

(Lauschend.)

Ich trete sacht, ich halte Puls und Odem. —
Ich fühle sie wohl, doch hör' ich sie nicht;
Es zittert unter mir der Boden;
Ich fürchte selbst, er schwankt und bricht:

(Er entfernt sich von der einen Seite.)

Die mächtig, riesenhaften Quadern
Sie scheinen unter sich zu hadern;

(Er entfernt sich von der andern Seite.)

Die schlanken Saulenschafte zittern,
Die schönen Glieder, die in Liebesbanden
Eintracht sich zusammen fanden,
Jahrhunderte als eins bestanden —

Erdbeben ſcheinen ſie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Noth,
Die einem wie dem andern droht,
Sich gegenſeitig zu erbittern.
(Er tritt in die Mitte, argwöhniſch gegen beide Seiten.)
Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde ſtößt
Wo ſich von ſelbſt das Feſte löſ't.
(In dem Augenblicke bricht alles zuſammen. Er ſteht in ſchwindender, un-
ſichtbarer Betrachtung.)

Zehnter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung tritt auf.
(Im Costüm eines orientaliſchen Despoten.)

Dämon der Liſt (vorbeigehend).
Mein Fürſt! mein Herrſcher, ſo allein?

Dämon der Unterdrückung.
Da wo ich bin, da ſoll kein andrer ſeyn.

Dämon der Liſt.
Auch die nicht, die dir angehören?

Dämon der Unterdrückung.
Ich werde niemals dir verwehren
Zu ſchaun mein fürſtlich Angeſicht;
Doch weiß ich wohl, du liebſt mich nicht.
Dein Viehemühn was hilft es dir?
Denn ewig dienſtbar biſt du mir.

Dämon der Liſt
Herr, du verkenneſt meinen Sinn!
Zu dienen dir iſt mein Gewinn;

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03754/118

Und wo kann freieres Leben seyn
Als dir zu dienen, dir allein!
Was Großes auch die Welt gesehn,
Für deinen Scepter ist's geschehn,
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Ergossen über Meer und Land,
Es kommt zuletzt in deine Hand.

Dämon der Unterdrückung.

Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen
Das ist dein edelster Beruf:
Denn was die Freiheit langsam schuf,
Es kann nicht schnell zusammen stürzen,
Nicht auf der Kriegsposaune Ruf;
Doch hast du klug den Boden untergraben,
So stürzt das alles Stück vor Stück.
Da kann ich meinen stummen Sitz
In öd'sten Wüsteneien haben.
Du hast gethan wie ich gedacht:
Ich will nun sehn was du vollbracht.

(Verliert sich unter die Massen.)

Eilfter Auftritt

Dämon der Eil (vorüberfliegend).

Ja gehe nur und sieh dich um!
In unsrer Schöpfung magst du wohnen,
Du findest alles still und stumm,
Denkst du in Sicherheit zu thronen.
Ihr kauftet euch ihr unteren Damen u.

So mögt ihr wüthen, mögt auch ruhn,
Ich deut' euch beides heimlich an;
Da mag denn jener immer thun
Und dieser glauben es sey gethan.

Ich aber wirke schleichend immer zu,
Um beide nächstens zu erschrecken:
Dich Kriegesgott bring' ich zur Ruh,
Dich Sklavenfürsten will ich wecken.

Zu dringen und zu weichen,
Das ist die größte Kunst,
Und so zu überschleichen
Das Glück und seine Gunst.
Die Wege die sie gehen,
Sie sind nach meinem Sinn;
Der Uebermuth soll gestehen
Daß ich allmächtig bin.

(ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dimon der Unterdrückung (aus den Ruinen hervortretend).

Es ist noch allzu frisch, man könnt' es wieder bauen.
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen —
Verwitterung, Staub und Regenschlick —
Mit Moos und Wildniß düstre sie die Mauern.
Nun wachs't empor, ehrwürd'ge Bäume!
Und zeiget dem erstaunten Blick
Ein längst veraltetes verschwundenes Gebäud,
Begraben auf ewig jedes Glück.

(Während dieser Arie bedecken sich die Bäume nach und nach.)

Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erschrecken,
Wachse dieses Zauberthal!
Und so schleichen und so wanken
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Buche, sich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.

So sey die Welt denn einsam! aber mir,
Dem Herrscher, ziemt es nicht, daß er allein;
Mit Mannern mag er nicht verkehren,
Eunuchen sowen Mannern wehren
Und halb umgeben wird er seyn;
Nun aber sollen schöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen schauen,
Mit Pfauenwedeln lustig wehen,
Gemessnen Schrittes mich umgehen,
Mich liebenswürdig all' umstehen,
Und ganze Schaaren mir allein.
Das Paradies es tritt herein!
Er ruht im Ueberfluß gebettet,
Und jene die sich glücklich wähnen
Sie sind bewacht, sie sind gekettet.

Dreizehnter Auftritt.

Liebe (eintretend aus der Ferne).

Ja, ich schweife schon im Weiten
Dieses Wildniß leicht und froh:
Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

Dämon der Unterdrückung.

Wie? was hör' ich da von weiten?
Ist noch eine Seele froh?
Ich vernichte Zeit auf Zeiten
Und sie sind noch immer so! —

(Weicht jenen Gestalten, durch klagende Instrumente. Der Dämon zeigt in heftigen Gebärden der Ueberraschung und Rührung.)

Doch, dein Busen will entflammen,
Dich besänftigt dieser Schall?
Nimm, o nimm dich nur zusammen
Gegen diese Nachtigall!

Liebe (tritt auf).

(Der Dämon ist zurückgetreten.)

Ja, ich walle gar zu Weiten
Dieser Pfade leicht und froh:
Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

Dämon der Unterdrückung.

O, wie kommt sie da von weiten,
Ohne Furcht und immer froh!

Liebe.

Denn der Liebe sind die Zeiten
Immer gleich und immer so.

Dämon der Unterdrückung (zu der Fremden).

Wen suchst du denn? Du suchest wen!
Ich dachte doch du mußt ihn kennen.

Liebe.

Ich suche wohl — es ist so schön!
Und weiter weiß ich nichts zu nennen.

Damen der Unterdrückung
(Sonne a zurückkehrt, erhellen und übergraut.)

Nun! o nenne mir den Lieben
Dem entgegen man so eilt.

Liebe.

Ja, es ist, es ist das Lieben,
Das im Herzen still verweilt!

(Der Damen entfernt sich.)

Vierzehnter Auftritt.

Glaube
(der die Schwester am Gefolge erkannt, kommt eilig hervor, wirft sich ihr an die Brust).

Liebe
(hält ihn in seinem Gemüte noch eine Zeit lang fest, bis sie sich sanft losmacht und abwärts tritt).

Glaube.

O liebste Schwester! kannst du mich
Und meine Leiden so empfangen?
Ich irre trostlos, suche dich,
Um deinem Herzen auszubangen;
Nun flieh' ich leider wie ich kam,
Mich abgestoßen muß ich fühlen:
Wer theilt nun Zweifel, Kummer, Gram
Wie sie das tiefste Herz durchwühlen!

Liebe (sich wendend).

O Schwester! mich so im Verdacht
Die immer neu und immer gleich
Unsterbliche unsterblich macht,
Die Sterblichen alle tief und reich

Von oben kommt mir der Gewinn,
Die höchste Gabe willst du lästern?
Denn ohne diesen heitren Sinn,
Was waren wir und unsre Schwestern!

Glaube.

Nein, in diesen Jammerstunden
Ringet keine Freude nach!
Schmerzen tausendfach empfunden,
Herz um Herz das knirschend brach,
Leer Gebet, vergebne Thränen,
Eingekettet unser Sehnen,
Unserer Herrlichkeit Verhöhnen,
Der Erniedrigung Gewöhnen! —
Ewig deckt die Nacht den Tag.

Liebe.

Es sind nicht die letzten Stunden,
Laß den Göttern das Gericht!

Glaube.

Nie hast du ein Glück empfunden:
Denn der Jammer rührt dich nicht!
(Sie treten aus einander.)

Dämon der Unterdrückung (tritt ab).

Still! nun hab' ich überwunden —
Schwestern und versehn sich nicht!
(Zum Glauben.)
Herrlich Mädchen! welches Bangen,
Welche Neigung, welch Verlangen
Reget diese schöne Brust?

Glaube.

Herr, o Herr! gerecht Verlangen
War die Schwester zu umfangen,
Treue bin ich mir bewußt.

Dämon der Unterdrückung (mit Liebe).

Wie? du Holde, das Verlangen
Deine Schwester zu umfangen
Regt sich's nicht in deiner Brust?

Liebe.

Sie, die Beste, zu umfangen
Fühl' ich ewiges Verlangen;
Komm, o komm an meine Brust!

Glaube.

O verzeih dem Schmerz, dem Bangen!
Kaum getraut' ich zu verlangen
Lieb' um Liebe, Lust um Lust!

(Sie umarmen sich.)

Dämon der Unterdrückung (für sich).

Immer wächst mir das Verlangen
Zu verhören, sie zu fangen
Sey mein Streben, meine Lust.

(Sie gehen ab verstreut.)

Geliebtes Paar, das himmlisch mir begegnet,
Es sey der Tag für euch und mich gesegnet,
Er sey bezeichnet immerdar!
Ja, dieser Stunde jedes von uns gedenke!

(Kleine Damonen mit Geschenken.)

Verschmähet nicht die wenigen Geschenke
Aus meiner Hand, verehrtes Paar.

(Der Liebe liebkosend und ihr Armbänder anlegend.)

Bande, meiner Augen Weide,
O wie druck' und küss' ich sie,
Nimm das köstlichste Geschmeide,
Trag' es und vergiß mich nie!

(Den Glauben liebkosend und ihr einen köstlichen Gürtel oder vielmehr Brustschmuck anlegend.)

Wie sie sich in dir vereinen
Hoher Sinn und Lebenslust:
So mit bunten Edelsteinen
Schmück' ich dir die volle Brust.

(Den beiden Dämonen bringen heimlich schwarze schwere Ketten herbei.)

Glaube.

Das verdient wohl dieser Busen
Daß ihn die Juwele schmückt.

(Der eine Dämon hängt ihr die Kette hinten in den Gürtel, in dem Augenblicke fühlt sie Schmerzen, sie ruft, indem sie auf die Brust deutet.)

Doch wie ist mir! von Medusen
Werd' ich graulich angeblickt.

Liebe.

O! wie sich das Auge weidet,
Und die Hand wie freut sie sich!

(Sie streckt die Arme aus und bewegt die Armbänder von oben; das Dämonchen hängt von unten eine Doppelkette ein.)

Was ist das? wie sticht's und schneidet
Und unendlich foltert's mich!

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe, höhnisch spottend).

So ist dein zartes Herz belohnt!
Von diesen wird dich nichts erretten;
Doch finde dich, du bist's gewohnt,
Du gehst doch immerfort in Ketten.

(Zum Glauben, der sich ängstlich gebärdet, wie gebrechlicher Invalide.)

Ja schluchze nur aus voller Brust
Und mache den Versuch zu weinen!

(Zu beiden gewendet.)

Verzichtet aber auf Glück und Lust;
Das Beste wird euch nie erscheinen!

(Sie fahren von ihm weg, werfen sich an den Saum nieder; Liebe hat ringend, Glaube hilft.)

Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich euch dahin gebracht
Beim hellsten Tag in tiefste Nacht.
Getrennt wie sie gefesselt sind,
Ist Liebe thöricht, Glaube blind.
Allein die Hoffnung schweift noch immer frei.
Mein Zauber winkt sie herbei!
Ich bin schon oft ihr listig nachgezogen,
Doch wandelbar wie Regenbogen
Setzt sie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich diese nicht betrogen,
Was hilft das alles andre mir!

Fünfzehnter Auftritt.

Hoffnung

(erscheint auf der Thüre hinter Hand des Zuschauers, bewaffnet mit Helm Schild und Speer).

Dämon der Unterdrückung.

Sie kommt! sie ist's! — Ich will sie irren,
's ist auch ein Mädchenhaupt, ich will's verwirren.
Sie sieht mich, bleibt gelassen stehn,
Sie soll mir dießmal nicht entgehn.

(Sanft theilnehmend.)

Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht jeder was er will;
Was nicht iſt, es kann noch werden,
Hüte dich und bleibe ſtill.

(Sie hebt den Speer gegen ihn auf und ſteht in drohender Gebärde unbeweglich.)

Doch welch ein Nebel, welche Dünſte
Verbergen plötzlich die Geſtalt!
Wo find' ich ſie? ich weiß nicht wo ſie wallt;
An ihr verſchwend' ich meine Künſte.
Verdichtet ſchwankt der Nebelrauch und wächſ't
Und webt, er webt undeutliche Geſtalten,
Die deutlich doch undeutlich immer fort
Das Ungeheure mir entfalten.
Geſpenſter ſind's, nicht Wolken, nicht Geſpenſter,
Die Wirklichen ſie dringen auf mich ein.
Wie kann das aber wirklich ſeyn
Das Webende, das immer ſich entſchleiert?
Verſchleierte Geſtalten, Ungeſtalten,
In ewigem Wechſeltrug erneuert!
Wo bin ich? Bin ich mir bewußt? —
Sie ſind's! ſie ſind auch nicht, und aus dem Grauen
Muß ich voran lebendig Kräft'ge ſchauen;
Fürwahr es drängt ſich Bruſt an Bruſt
Voll Lebensmacht und Kampfesluſt;
Die Häupter in den Wolken ſind gekrönt,
Die Füße ſchlangenartig ausgedehnt,
Verſchlungen ſchlingend
Mit ſich ſelber ringend,
Doch alle klappernd nur auf mich geſpitzt.

Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke
Lebendig tausendfach, vom ganzen Volke
Von allen Edlen schwer; sie sinkt, sie drückt,
Sie bengt mich nieder, sie erstickt!

(Er wehrt sich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgetriebenen Bilder, weicht ihr aus, wähnt in die Enge getrieben zu seyn, ist ganz nahe zu seyn. Die Beleuchtung nimmt ihre rothe Farbung wieder an. Er ermannt sich.)

Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt euch wild und immer wilder!
Euer Wanken, euer Weben
Sind Gedanken; sollt' ich beben?
Euer Lasten, euer Streben,
Ihr Verhaßten, ist kein Leben;
Eure Häupter, eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft.

Doch ich wittre Grabesduft,
Unten scheint' ich mir zu wohnen
Und schon modert mir die Gruft.

(Er entfernt mit Grauen.)

Besinnung (ist nicht mehr zu haben).

(Der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liebe

(tritt in ſich nach einiger Zeit, wie abweſend, wo nicht wahnſinnig.)

Sag', wie iſt dir denn zumalen?
Was benimt dir ſo das Herz?
Was ich fühle, ſind nicht Qualen,
Was ich leide, iſt nicht Schmerz.
Ob ich gleich den Namen höre,
Liebe, ſo fleß ich immer fort;
Es iſt als ob ich gar nicht wäre,
Liebe 's iſt ein leeres Wort.

Glaube

(der ſich wieder aufgerafft, aber nicht über auf ſeinen Füßen ſteht.)

Wankt der Felſen unter mir,
Der mich ſonſt ſo kräftig trug?
Nein! ich wanke, ſinke hier,
Habe nicht mehr Kraft genug
Mich zu halten; meine Knie
Brechen, ach, ich beuge ſie
Nicht zum Beten; ſinnenlos,
Herzlos lieg' ich an dem Boden.
Mir verſagt, mir ſtockt der Odem;
Gott'r! meine Noth iſt groß!

Liebe (weiter ausholend).

Zwar gefeſſelt ſind die Hände,
Doch der Fuß bewegt ſich noch;
Wenn ich, ach, dorthin mich wende,
Schüttl' ich ab das ſchwere Joch.

Glaube (wie jene, nur etwas rascher und lebhafter).

Will ich mich vom Ort bewegen,
Wird vielleicht der Bann frei.

(Sieht die Schweſter heran kommen.)

O, die Schweſter! Welch ein Segen!
Ja, die Gute kommt herbei.

(Indem ſie gegen einander die Arme ausbreiten, ſehen ſie ſich ſo weit entfernt, daß ſie ſich nicht umfahren können.)

Liebe.

Gott! ich kann dich nicht erreichen,
Ach, von dir ſteh' ich gebannt!

(Indem ſie an ihren vorigen Platz etwas zurückkehrt.)

Glaube.

Giebt's ein Elend ſolchesgleichen!

(Die noch gezögert und ſich hin und wieder umgeſehen hat, kommt auch nach ihrer Seite.)

Nein! die Welt hat's nicht gekannt.

(Beide werfen ſich an ihrer Stelle nieder.)

Zweiter Auftritt.

Hoffnung

(Liebe indeſſen oben erſchienen und herunter getreten iſt.)

Ich höre jammern, höre klagen,
In Banden meine Schweſtern? wie,
O wie ſie ringen, wie ſie zagen!
Vernehmt mein Wort, es fehlet nie.

Ihr zeigt mir freilich eure Ketten,
Getrauet nicht mich anzuſchaun;
Doch bin ich, hoff' euch zu erretten,
Erhebt euch, kommt mir zu vertraun!

Dritter Auftritt.

Genien (hervor eilend).

Immer ſind wir noch im Lande,
Hier und dort mit raſchem Lauf.
(Sie nehmen die Ketten ab, zugleich mit dem Schmuck.)
Erſtlich löſen wir die Bande,
Richte du ſie wieder auf!

Denn uns Genien gegeben
Ward gewiß ein ſchönes Theil;
Euer eigenes Beſtreben
Wirke nun das eigne Heil.
(Sie entfernen ſich.)

Hoffnung
(zu den wegeilenden Genien).

Nehmt Gotteslohn, ihr ſüßen Brüder!
(Sie hebt erſt den Glauben auf und drückt ihn gegen die Mitte.)
Und ſteht nur erſt der Glaube feſt,
So hebt ſich auch die Liebe wieder.

Liebe
(die von ſelbſt aufſteigt und auf die Hoffnung los eilt).

Ja, ich bin's, und neugeboren
Werf' ich mich an deine Bruſt.

Glaube.

Völlig hatt' ich mich verloren,
Wieder find' ich mich mit Luſt.

Hoffnung.

Ja, wer ſich mit mir verſchworen,
Iſt ſich alles Glücks bewußt;
Denn wie ich bin, ſo bin ich auch beſtändig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchſte Glück vollend' ich;
Weitlich geſtaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben ſelbſt iſt nur durch mich lebendig,
Ja übers Grab kann ich's hinüber ziehn,
Und wenn ſie mich ſogar als Aſche ſammeln,
So müſſen ſie noch meinen Namen ſtammeln.

Und nun vernehmt! — Wie einſt, in Grabeshöhlen,
Ein frommes Volk geheim ſich flüchtete,
Und allen Drang der himmlisch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ auf höchſten Schutz zu zählen
Und ausdauernd ſich verpflichtete:
So hat die Tugend ſtill ein Reich gegründet
Und ſich, zu Schutz und Trutz, geheim verbündet.

Im Tiefſten hohl das Erdreich untergraben
Auf welchem jene tückiſchen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Weſen haben,
In maſſenhaft haßlichen Geſtalten,
Und mit den hellen überreifen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben ſchalten;
Doch wird der Boden gleich zuſammen ſtürzen
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Pfien rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, walzt ſich groß und größer,
Er ſchmilzt und nah und näher ſtürzt voruber
Das alles überſchwemmende Gewäſſer:
So ſtrömt's nach Weſten, dann zum Süd hinüber,
Die Welt ſieht ſich zerſtört — und fühlt ſich beſſer:
Vom Ocean, vom Belt her, kommt uns Rettung;
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Vierter Auftritt.

Genien

(den drei Schweſtern Kronen darreichend)

Und ſo bekränzt euch, Königinnen!
Ihr ſeyd es, obſchon jetzt gebeugt:
Ihr müßt noch alles Glück gewinnen:
Vom Himmel ſeyd ihr uns gezeugt;
Zum Himmel werdet ihr euch heben,
Die Sterblichen ſie ſehn's entzückt, —
Und glorreich uber Welten ſchweben,
Die ihr auf ewig nun beglückt.

Doch was dem Abgrund kühn entſtiegen
Mann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon dreht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerſtehn!
Und alle die noch an ihm hangen,
Sie müſſen mit zu Grunde gehn.

Hoffnung.

Nun begann' ich meinen Braven,
Die ſich in der Nacht verſammelt
Um zu ſchweigen, nicht zu ſchlafen,
Und das ſchöne Wort der Freiheit
Wird geklopelt und geſtammelt,
Bis in ungewohnter Neuheit
Wir an unſrer Tempel Stufen
Wieder neu entzückt es rufen:

(mit Begeiſterung, laut)

Freiheit!

(gemäßigter)

Freiheit!

(vor allen Thoren Echo)

Freiheit!

Liebe.

Kommt, zu ſehn was unſre frommen
Guten Schweſtern unternommen,
Die mit Seufzen ſich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

Glaube.

Denn der Liebe Hulf' und Laben
Wird den ſchönſten Segen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die ſie empfinden.

Genius I.

Ihr werdet eure Kraft beweiſen,
Bereitet ſtill den jüngſten Tag.

Genius II.

Denn jenes Haupt von Stahl und Eisen
Zermalmt zuletzt ein Donnerschlag.

(Die sämmtlichen Fünfe, unter musikalischer Begleitung, kehren sich um und gehen nach dem Grunde. Die Hoffnung bekleidet die Ruinen links des Zuschauers, Glaube und Liebe die Ruinen rechts; die Knaben besteigen die Treppen und stellen sich an die Pforten. Sie begrüßen sich alle unter einander nochmals zum Abschied. Es wird Nacht.)

Fünfter Auftritt.

Unsichtbares Chor.

Sterne versanken und Monden in Blut;
Aber nun wittert und lichtet es gut:
Sonne sie nahet dem himmlischen Thron,
Lieber, sie kommen und wecken dich schon.

(Die Genien eröffnen die Pforten, indem sie sich dahinter verstecken und lauschen. Epimenides ruht noch wie er eingeschlafen; die Lampe brennt. Er erwacht, reibt sich, steht auf, tritt unter die Thüre, giebt seine Verwunderung, zu erkennen, tritt wankend die Stufen herunter, ungewiß wo er sich befinde.)

Sechster Auftritt.

Epimenides.

Und welch Erwachen! wunderbar genug!
Die Pforten öffnen sich bei dusterer Nacht.
Täuscht mich der Genien sonst so treuer Dienst?
Kein Stern am Himmel?

(Es erscheint ein Komet niederwärts.)

Welch ein furchtbar Zeichen
Entdeckt den Blick mit Ruthenfeuerschein!
Wo bin ich denn? — In eine Wüsteneі
Von Fels und Baum beschränkt, bin ich begraben.

Wie war es sonst! als mir die Flügelthüren,
Beim ersten Morgenlicht, von Geisterhand
Sich öffneten, das liebe Himmelspaar
Mich in die holde Welt herunter führte;
Mich Tempel und Palast, und nah und fern
Die herrlichste Natur mich glanzend grüßte.
Wie düster jetzt! und was der Feuerschein
Mir ahnungsvoll entdeckt ist grausenhaft.
Wer leitet mich? wer rettet vom Verderben?
Verlohren wohl euer Freund, ihr Götter, so zu sterben?

(Die Genien treten, eben an der Pforte, hervor mit Fackeln.)

Doch ihr erhört des treuen Priesters Ruf!
Ich sehe neuen goldnen Schein umschimmern:
Die Lichter sind's! o, wo sie leuchtend weben,
Lebt keine Wüste, haust kein Schrecknis mehr.

(Sie ziehen herunter gekommen und stehen neben ihm.)

Sagt mir an, ihr Holden, welchen Traum
Von Herrlichkeiten schafft ihr um mich her?

(Sie legen den Finger auf den Mund.)

Ich traume, ja! wo nicht, so hat ein Gott
In tiefe Wüsteneien mich verschlagen
Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunst, von Dichtung keine Spur!
Es ist der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerstörung.

Genien
(Genien hinüber und herüber)

Epimenides.

Was deutet ihr? Ich soll mich hier erkennen!
(Die Genien leuchten voran nach der einen Seite.)
Euch folgen? wohl! ihr leuchtet dieserseits.
Was sah' ich hier! ein wohlbekanntes Bild!
In Marmorglanze, Glanz vergangner Tage.
„Der Vater ruht auf seinem breiten Polster,
Die Frau im Sessel, Kinder stehn umher
Von jedem Alter; Knechte tragen zu,
Das Pferd sogar es wiehert an der Pforte;
Die Tafel ist besetzt, man schwelgt und ruht."
Fürwahr! es ist die Statte noch, wo mir
Des Freudentages hellste Sonne schien;
Ist alles doch in Schutt und Graus versunken.
(Sie leiten, und leiten ihn nach der andern Seite.)
Noch weiter? Nein, ihr Guten, nein, ach nein!
Ich glaub' es auch, es ist die alte Statte;
Doch während meines Schlafes hat ein Gott
Die Erd' erschüttert, daß Ruinen hier
Sich auf einander thürmen, durch ein Wunder
Der Bäume, der Gesträuche Trieb beschleunigt.
So ist es hin, was alles ich gebaut
Und was mit mir von Jugend auf emporstieg.
O, war' es herzustellen! Nein, ach nein!
Ihr nöthigt mich an diese Tafel hier!
Zerschlagen ist sie, nicht mehr festerlich.
Hinweg von mir! O mein Gedächtniß! O!
Du hältst das Lied noch fest, du wiederholst es.

Unſichtbares Chor.

„Haſt du ein gegründet Haus
Fleh die Götter alle,
Daß es bis man dich trägt hinaus
Nicht zu Schutt zerfalle,
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein friſcher Hain
Immer neu ergrüne.“

Epimenides.

Dämonen ſeyd ihr, keine Genien!
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entſtiegen.
Sie haucht mich an, durchdringt, erſtarrt die Bruſt,
Umſtrickt das Haupt, zerrüttet alle Sinnen.
(Er beugt ſeine Knie, richtet ſich aber gleich wieder auf.)
Nein, kniee nicht! ſie hören dich nicht mehr;
Die Genien ſchweigen, wünſche dir den Tod.
Denn wo der Menſch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.
(Er wendet ſich ab verzweifelnd.)

Genien (ſich einander zuwinkend).

Komm! wir wollen dir verſprechen
Rettung aus dem tiefſten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Epimenides (wehmüthig).

O ſprecht! o helft! mein Knie es trägt mich kaum:
Ihr wollt euch bittren Spott erlauben?

Genien.

Kommt mit! den Ohren iſt's ein Traum;
Den Augen ſelbſt wirſt du nicht glauben.

(Es wird auf einmal Tag. Von ferne kriegeriſche Muſik. Epimenides und die Knaben ſtehen vor die Pforte.)

Siebenter Auftritt.

Die kriegeriſche Muſik kommt näher. Die **Hoffnung**, den **Jugendfürſten** an der Seite, führt über die Ruinen, da wo ſie abgegangen iſt, ein Heer herein, welches die verſchiedenen neuern zu dieſem Kriege verbündeten Völker bezeichnet.

Chor.

Brüder, auf die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewelbe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es werde gethan!

So erſchallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme ſie erſchallt,
Und entflammt von heil'gem Grimme
Folgt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und so schreiten wir, die Ruinen,
Eine halbe Welt entlang,
Die Verwüstung, die Ruinen,
Nichts verhindre deinen Gang.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk sey gethan.

Jugendfürst.

Hinter uns her vernehmt ihr schallen
Starke Worte, treuen Ruf,
Siegen, heißt es, oder fallen
Ist was alle Völker schuf.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es wäre gethan.

Hoffnung.

Noch ist vieles zu erfüllen,
Noch ist Manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen,
Sind wir schon von Banden frei.

Chor.

Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk sey gethan.

Jugendfürst.

Ihr — die Alten und die Greisen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es ist um den Stein der Weisen,
Es ist um das All zu thun.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es war schon gethan.

Chor.

Denn ſo Einer vorwärts rufet,
Gleich ſind alle hinterdrein,
Und ſo geht es, abgeſtufet,
Stark und ſchwach und groß und klein.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk iſt gethan.

Und wo eh wir ſie nun erfaſſen,
In den Sturz, in die Flucht ſie hinein!
Ja in ungeheuren Maſſen
Stürzen wir ſchon hinterdrein.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das alles, das Werk iſt gethan.

Achter Auftritt.

Glaube und Liebe mit den Frauen und Landesbewohnern zu der andern Seite.

Chor.

Und wir kommen
Mit Verlangen
Wir, die frommen,
Zu empfangen
Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umſchlingen.

Und mit Hymnen
Zu umſingen,

Zu erheben
Jene Braven
Die da ſchlafen,
Die gegeben
Höh'rem Leben.

Landbewohner:
(aller Alter und Stände).

Und die wir zurückgeblieben,
Eurer Kraft uns anvertraut,
Haben unſren kühnen Lieben
Haus und Hof und Feld gebaut:
Und wie ihr im Siege ſchreitet
Drückt uns traulich an die Bruſt,
Alles was wir euch bereitet
Lang genießt es und mit Luſt.

Sämmtliche Chöre.

Und mit den wichtigſten Geſchäften
Verherrlicht heut den großen Tag.
Zuſammen all' mit vollen Kräften
Erhebt den Bau der Niederlag:
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Nur zu! und ſchon regt ſich's hinan.

Und ſchon der Pfeiler der geſpalten
Er hebt gefüget ſich empor
Und Saulenreihen ſie entfalten
Der ſchlanken Stamme Zierd' und Flor
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Es ſteht und das Werk iſt gethan.

(Fahnen auf die Ruinen wieder aufgepflanzt. Ein Theil der Arbeiter bleibt und ruht.)

Neunter Auftritt.

Epimenides mit zwei Prieſtern.

Epimenides (nach oben).

Wie ſelig euer Freund geweſen,
Der dieſe Nacht des Jammers überſchlief,
Ich kennt's an den Ruinen leſen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
(Zu den Umſtehenden.)
Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz den ihr empfunden,
Seyd ihr auch größer als ich bin.

Prieſter.

Tadle nicht der Götter Willen
Wenn du manches Jahr gewannſt:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannſt;
Und ſo gleichſt du künft'gen Tagen,
Denen unſre Qual und Plagen,
Unſer Streben, unſer Wagen,
Endlich die Geſchichte beut,
Und nicht glauben was wir ſagen
Wirſt du, wie die Folgezeit.

Glaube.

Zum Ungeheuren war ich aufgerufen,
Mir dienten ſelbſt Zerſtörung, Blut und Tod;
So flammte denn an meines Thrones Stufen
Der Freiheit plötzlich furchtbar Morgenroth.

Schneidend eisige Lüfte blasen,
Ströme schwellen Schlund auf Schlund,
Und der Elemente Rasen
Alles kräftigte den Bund.
Heil der edlen die den Glauben
In der tiefsten Brust genährt,
Unter Gluth und Mord und Rauben
Das Verderben abgewehrt.

Ihr danken wir, nach manchen Jahre Grauen,
Das schöne Licht das wir erfreulich schauen.

Liebe.

Begrüßet Ihn mit liebevollen Blicken,
Der liebevoll bei seinem Volk verweilt,
Der treuen Seinen neubelebt Entzücken
Mit offnem holden Vaterherzen theilt.
Der Edle hat mit Edlen sich verbunden,
Da zauderte kühn die treue Schaar,
Und wo die Liebe wirkt und gründet,
Da wird die Kraft der Tugend offenbar,
Das Glück ist sicher und gegründet.

Hoffnung.

Ich will gestehn den Eigennutz, o Schwestern!
Für jedes Opfer fordr' ich meinen Lohn,
Ein selig Heute' für ein abgrenzlich Gestern,
Triumphes-Wonne statt der Duldung Hohn
So wollt' ich es dem hohen Paare geben,
Von dessen Blick beseelt wir alle leben

Epimenides.

Die Tugenden, die hier ein kräftig Wirken
Und in unendlichen Bezirken

Sich herzlich tausendfach gezeigt,
Den höchsten Zweck mit Blitzesflug erreicht,
Sie helfen uns die größten Tage feiern.
Nur eine, die mit treuer Hand
Die Schwestern, fest und zart, verband,
Abseits, verhüllt bescheiden stand,
Die Einigkeit muß ich entschleiern.

(Er führt eine bisher verborgen gebliebene Verschleierte hervor, und schlägt ihr den Schleier zurück.)

Zehnter Auftritt.

Die Einigkeit.

Der Geist, der alle Welten schafft,
Durch mich belehrt er seine Theuren:
„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesammte Kraft."
Das was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen."
Nun ist des Wortes Ziel erreicht,
Den höchsten Wunsch seh ich erfüllen.

Jugendfürst.

Ja alle Kroner seh' ich neugeschmückt
Mit eignem Gold, mit Feindes-Beute;
Ihr habt das Volk, ihr habt euch selbst beglückt;
Was ihr besitzt, besitzt ihr erst von heute.
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienst
Die goldnen Reife längst geflochten,
Doch nun ist's eigener Gewinnst:
Ihr habt das Recht daran erfochten.

Epimenides.

Und wir ſind alle neugeboren,
Das große Sehnen iſt geſtillt,
Bei Friedrich's Aſche war's geſchworen
Und iſt auf ewig nun erfüllt.

Chor der Krieger.

Und wir wandeln mit freien Schritten,
Weil wir uns was zugetraut,
Und empfangen in unſere Mitten
Gattin, Schweſter, Tochter, Braut.
Gethan! — Glück auf! — Gethan!
Und den Dank nun zum Himmel hinan!

Chor der Frauen.

Euch zu laben
Laßt uns eilen
Unſre Gaben
Auszutheilen,
Eure Wunden
Auszuheilen:
Selige Stunden
Sind gegeben
Unſrem Leben!

(Große Gruppe.)

Epimenides.

Ich ſehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen;
Schon iſt's dem Höchſten ſich vertraun.
Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen;
Nun aber ſoll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuſchaun.

Prieſter.

Und nun ſoll Geiſt und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft ſchaun.

Chor.

So riſſen wir uns rings herum
Von fremden Banden los!
Nun ſind wir Deutſche wiederum,
Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch
Das edelſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirſt
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammenhaltet euren Werth
Und euch iſt Niemand gleich.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoßnen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr,
Des unſchätzbaren Guts.
Die große Stadt, am großen Tag,
Die unſre ſollte ſeyn!
Nach ungeheurem Doppelſchlag
Zum zweitenmal hinein!

Nun tone laut: der Herr iſt da!
Von Sternen glanzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Gelitten und gewacht.
Für alle die ihm angeſtammt,
Für uns war es getan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

(Der Vorhang fällt.)

Pandora.

Ein Festspiel.

Erster Aufzug.

Personen

Prometheus, } Japetiden.
Epimetheus, }
Philereos, Prometheus Sohn.
Elpore, } Epimetheus Töchter.
Epimeleia, }
Eos.
Pandora, Epimetheus Gattin.
Dämonen.
Helios.
Schmiede.
Hirten.
Feldbauende.
Krieger.
Gewerbsleute.
Winzer.
Fischer.

Der Schauplatz

wird im großen Styl nach Poussinischer Weise gedacht.

Seite des Prometheus.

In der Linken des Zuschauers Fels und Gebirg, aus dessen mächtigen Klüften und Massen natürliche und künstliche Höhlen neben und über einander gebildet sind, mit mannichfaltigen Pfaden und Stegen, welche sie verbinden. Einige dieser Höhlen sind wieder mit Felsstücken zugesetzt, andere mit Thoren und Gattern verschlossen, alles roh und derb. Hier und da sieht man etwas regelmäßig Gemauertes, vorzüglich Unterstützung und künstliche Verbindung der Massen bezweckend, auch schon bequemere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Rankengewächse hangen herab; einzelne Bäume stehen auf den Absätzen; höher hinauf verdichtet sich das Gesträuch, bis sich das Ganze in einen waldigen Gipfel endigt.

Seite des Epimetheus.

Gegenüber zur Rechten ein rohes Holzgebäude nach ältester Art und Construction, mit Säulen von Baumstämmen, und kaum gekanteten Gebälken und Gesimsen. In der Vorhalle sieht man eine Ruhestätte mit Fellen und Teppichen. Neben dem Hauptgebäude, gegen den Hintergrund, kleinere ähnliche Wohnungen mit vielfachen Anstalten von trockenen Mauern, Planken und Hecken, welche auf Befriedigung verschiedener Bedürfnisse deuten.

Nacht.

Epimetheus

(auf der Mitte der Landschaft hervortretend).

Kindheit und Jugend, allzuglücklich preis' ich sie!
Daß nach durchstürmter durchgenoßner Tageslust,
Bebender Schlummer allgewaltig sie ergreift,
Und, jede Spur vertilgend kraft'ger Gegenwart,
Vergangnes, Träume bildend, mischt Zukünftigem.
Ein solch Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir.
Nicht sondert mir entschieden Tag und Nacht sich ab,
Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort:
Denn Epimetheus nannten mich die Jugenden,
Vergangnem nachzusinnen, Nachgeschehenes
Zurückzuführen, mühsamen Gedankenspiels,
Zum trüben Reich gestaltenmischender Möglichkeit.
So bittre Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß ungeduldig in das Leben hingewandt
Ich unbedachtsam Gegenwärtiges ergriff,
Und neuer Sorge neuerlassende Qual erwarb.
So flohst du, kraft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechselnd immer, immer wechselnd mir zum Trost,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.
Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth;

Von Alex. nachts immer schleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück,
Des Hahnes Krähen fürchtend, wie des Morgensterns
Vorellen Winken. Besser blieb' es immer Nacht!
Gewaltsam schüttle Helios die Lockenfluth;
Doch Menschenpfade zu erhellen sind sie nicht.

Was aber her' ich? Knarrend öffnen sich so früh
Des Bruders Thore. Wacht er schon, der Thatlose?
Voll Ungeduld zu wirken, zündet er schon die Gluth
Am heilgen Herdraum wetteifernd wieder an?
Und ruft zu macht'ger Arbeitslust die ruhige,
Mit Guß und Schlag, Erz auszuhilden kraftge Schaar?
Nicht so! Ein eitel und leicht Treiben bewegt sich her,
Mit frohem Tonmaaß herzerhebenden Gesangs.

Pheidros (von der Seite her Dromeus rufend)

Zu freieren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drangen mich Mauern! wie anastet das Haus!
Wie sollen mir Felle des Lagers genügen?
Gelang' es, ein Feuer in Traume zu wiegen?
Nicht Ruhe nicht Rast
Den Liebenden faßt.
Was hilft es, und netzet das Haupt auch sich wieder
Und sinken ohnmachtig ermüdete Glieder:
Das Herz es ist munter, es regt sich, es wacht,
Es lebt den lebendigsten Tag in der Nacht!

Alle winken die Sterne mit zitterndem Schein,
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein,
Zu suchen, zu wandeln den duftigen Hain,
Wo ästern die Lichne mir wandelt' und kam

Wo ſie ſtand, wo ſie ſaß, wo mit blühenden Bogen
Bekränzte Himmel ſich über uns zogen,
Und um uns und an uns ſo drangend und voll
Die Erde von nickenden Blumen erquoll.
O dort nur, ja dort!
Ja ja, Rubea der Ort!

Epimetheus.

Wie tönet mir ein macht'ger Hymnus durch die Nacht!

Phileros.

Wen treff' ich ſchon, wen treff' ich noch den Wachenden

Epimetheus.

Phileros biſt du es? Deine Stimme ſcheint es mir.

Phileros.

Ich bin es, Oheim! aber halte mich nicht auf.

Epimetheus.

Wo eilſt du hin, du moraendlicher Jüngling du?

Phileros.

Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt.

Epimetheus.

Des Jünglings Pfade, zu errathen ſind ſie leicht.

Phileros.

So laß mich los und frage mir nicht weiter nach.

Epimetheus.

Vertraue mir! Der Liebende bedarf des Raths.

Phileros.

Zum Rathe bleibt nicht, zum Vertrauen bleibt nicht Raum.

Epimetheus.

So nenne mir den Namen Venus holden Glücks.

Phileros.

Verborgen ist ihr Name wie der Eltern nur.

Epimetheus.

Auch Unbekannte zu beschadigen bringet Weh.

Phileros.

Des Ganges heitre Schritte, Guter, trube nicht

Epimetheus.

Daß du ins Unglück rennest, furcht' ich nur zu sehr

Phileros.

Phileros, nur dahin zum bedufteten Garten!
Da magst du die Fülle der Liebe dir erwarten;
Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heitern Gezelt,
Und hinter dem Teppich das Liebchen hervor
Mit rötheren Wangen, nach Helios Lehr,
Nach Garten und Feldern mit Sehnsucht hinaus
Die Blicke verlendet und wahrt mich aus
So wie ich zu dir,
So strebst du zu mir!

(Nach der rechten Seite ab.)

Epimetheus

Fahr hin, Beglückter, Hochgesegneter, fahre hin!
Und wärst du nur den kurzen Weg zu ihr bestimmt,
Doch zu beneiden! Schlagt dir nicht des Wonneabends
Erwünschte Stunde? sage sie auch schnell vorbei.

So war auch mir! so freudig hüpfte mir das Herz,
Als mir Pandora nieder vom Olympos kam.
Allwissend und allbegabtest reckte sie sich hehr
Dem Staunenden entgegen, forschend holden Blicks,
Ob ich, dem strengen Bruder gleich, verschmähe sie.

Doch nur zu mächtig war mir schon das Herz erregt,
Die holde Braut empfing ich mit berauschtem Sinn.
Sodann geheimnißreicher Mitgift nahm' ich mich,
Des irdenen Gefäßes hoher Wohlgestalt.
Verschlossen stand's. Die Schöne freundlich trat hinzu,
Erbrach das Göttersiegel, hub den Deckel ab.
Da schwoll gedrangt ein leichter Dampf aus ihm hervor
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uraniern,
Und fröhlich fuhr ein Sternblitz aus dem Dampf heraus,
Sogleich ein andrer; andre folgten heftig nach.
Da blickt' ich auf, und auf der Wolke schwebten schon
In Gaukeln lieblich Götterbilder, buntgedrangt;
Pandora zeigt' und nannte mir die Schwebenden:
Dort siehst du, sprach sie, glanzet Liebesglück empor!
Wie? rief ich, droben schwebt es? Hab' ich's doch in dir!
Daneben zieht, so sprach sie fort, Schmucklustiges
Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Noch höher steigt, bedachtig ernsten Herrscherblicks,
Ein immer vorwärts drängendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunsterregend strebt, mit Freundlichkeit
Sich selbst gefallend, süß zudringlich, regen Blicks,
Ein artig Bild, dein Auge suchend, emsig her.
Noch andre schmelzen kreisend in einander hin,
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder weht,
Und alle pflichtig, deiner Tage Lust zu seyn.

Da rief ich aus: Vergebens glanzt ein Sternenheer,
Vergebens rauchgebildet wünschenswerther Trug!
Du trugst mich nicht, Pandora, mir die einzige!
Kein anders Glück verlang' ich, weder wirkliches
Noch vorgespiegeltes im Luftwahn. Bleibe mein!

Indessen hatte sich das frische Menschenchor,
Das Chor der Neulinge, versammelt mir zum Fest.
Sie harrten froh die munteren Luftgeburten an,
Und drangen zu und haschten. Aber flüchtiger
Und ordnungsausgestreckten Händen unerreichbar jene, steigend jetzt empor und jetzt gesenkt,
Die Menge täuschten stets sie, die verfolgende.
Ich aber zuversichtlich trat zur Gattin schnell,
Und ergriff das gottgesandte Wonnebild
Mit starken Armen meiner liebeerfüllten Brust.
Auf ewig schuf da holde Liebesfülle mir
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick.

(Er kramt nach dem Kasten in der Wechselhalle, und bemerkt ihn.)

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umschattet,
Ihrer Augen Gluth gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da sie sich längst entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.

Doch er hält nicht mehr zusammen,
Er zerfließt, zerfällt und streuet
Ueber alle frischen Fluren
Herrlich seine Gaben aus.

(Sich besinnend.)

O wie gerne band' ich wieder
Diesen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
War's zum Kranze, war's zum Strauße,
Flora Cypris, deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Strauß

Nicht beisammen. Alles löst sich.
Einzeln schafft sich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend geh' ich und verliere
Das Gepflückte. Schnell entschwindet's.
Rose, brech' ich deine Schöne,
Lilie du, bist schon dahin! (Er entschlüpft.)

Prometheus (eine Fackel in der Hand).

Der Fackel Flamme morgendlich dem Stern voran
In Vaterhanden aufgeschwungen kündest du
Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt.
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerthest',
Ist morgendlich; nur er gewahrt dem ganzen Tag
Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.
Deßwegen ich der Abendasche heil'gen Schatz
Entblößend früh zu neuem Gluthtrieb aufgefacht,
Vorleuchtend meinem wackern arbeitstreuen Volk.
So ruf' ich laut euch Erzgewalt'ger nun hervor.
Erhebt die starken Arme leicht, daß tactbewegt
Ein kraft'ger Hammerchortanz laut erschallend, rasch
Uns das Geschmolz'ne vielfach strecke zum Gebrauch.

(Mehrere Höhlen eröffnen sich, mehrere Feuer fangen an zu brennen.)

Schmiede.

Zündet das Feuer an!
Feuer ist oben an.
Höchstes er hat's gethan,
Der es geraubt.
Wer es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Waſſer es fließe nur!
Fließet es von Natur
Felſenab durch die Flur,
Zieht es auf ſeine Spur
Menſchen und Vieh.
Fiſche ſie wimmeln da,
Vögel ſie himmeln da,
Ihr' iſt die Fluth.
Die unbeſtandige
Sturmiſch lebendige,
Daß der Verſtandige
Manchmal ſie bandige,
Finden wir gut.

Erde ſie ſteht ſo feſt!
Wie ſie ſich qualen läßt!
Wie man ſie ſcharrt und plackt!
Wie man ſie ritzt und hackt!
Da ſoll's heraus.
Furchen und Striemen ziehn
Ihr auf dem Rücken hin
Knechte mit Schweißbemühn;
Und wo nicht Blumen blühn,
Schilt man ſie aus.

Ströme du, Luft und Licht,
Weg mir vom Angeſicht!
Schürſt du das Feuer nicht,
Biſt du nichts werth.
Strömſt du zum Herd herein,
Sollſt du willkommen ſeyn.

Wie sich's gehört.
Dring' nur herein ins Haus;
Willst du hernach hinaus,
Bist du verzehrt.

Rasch nur zum Werk gethan!
Feuer nun flammt's heran,
Feuer schlagt oben an;
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Prometheus.

Des that'gen Manns Behagen sey Parteilichkeit.
Drum freut es mich, daß, andrer Elemente Werth
Verkennend, ihr das Feuer über alles preis't.
Die ihr hereinwärts auf den Ambos blickend wirkt,
Und hartes Erz nach eurem Sinne zwingend formt,
Euch rettet' ich, als mein verlorenes Geschlecht
Beweatem Rauchgebilde nach, mit trunknem Blick,
Mit offnem Arm, sich stürzte zu erreichen das,
Was unerreichbar ist, und wär's erreichbar auch,
Nicht nützt noch frommt; ihr aber seyd die Nützenden
Wildstarre Felsen widerstehn euch keineswegs;
Dort stürzt von euren Hebeln Erzgebirg herab,
Geschmolzen fließt's, zum Werkzeug umgebildet nun,
Zur Doppelfaust. Verhundertfaltigt ist die Kraft.
Geschwungne Hammer dichten, Zange fasset klug.
So, eigne Kraft und Bruderkräfte mehret ihr

Werkthätig, weiterkräftig ins Unendliche.
Was Macht entworfen, Fülle auszuströmen, sey's
Durch euer Wirken über sich hinausgeführt.
Drum bleibt am Tagwerk vollbewußt und freigemuth!
Denn eurer Nachgebornen Schaar sie naher schon,
Weiterstrebend beachtend, Seltnem huldigend.

Hirten.

Ziehet den Berg hinauf,
Folget der Klause Lauf!
Wie sich der Fels belaubt,
Wie sich die Weide zieht,
Treibet gemach!

Ueberall findet's was,
Kräuter und thauig Naß;
Wandelt und sieht sich um,
Erwägt, genießet stumm,
Was es bedarf.

Erster Hirt (zu den Mitwirkenden).

Mächtige Burger hier
Stattet uns aus!
Reichet der Klingen mir
Schärfste heraus.
Syrinx muß leiden!
Rohr einzuschneiden
Gebt mir die feinsten gleich!
Zart sey der Ton.
Preisend und lobend euch
Ziehn wir davon.

Zweiter Hirt (zum Schmiede).

Haſt du wohl Weichlinge
Freundlich verſorgt,
Haben noch obendrein
Sie dir es abgeborgt.
Reich' uns des Erzes Kraft
Spitzig, nach hinten breit,
Daß wir es ſchnuren feſt
An unſrer Stabe Schaft.

Dem Wolf begegnen wir,
Menſchen, Mißwilligen;
Denn ſelbſt die Billigen
Sehn es nicht gern,
Wenn man ſich was vermißt;
Doch nah und fern
Läßt man ſich ein,
Und wer kein Krieger iſt,
Soll auch kein Hirte ſeyn.

Dritter Hirt (zum Schmiede).

Wer will ein Hirte ſeyn,
Lange Zeit er hat;
Zahl' er die Stern' im Schein,
Blaſ' er auf dem Blatt.
Blätter giebt uns der Baum,
Rohre giebt uns das Moor;
Künſtlicher Schmiedegeſell
Reich' uns was anders vor!
Reich' uns e'n ehern Rohr,
Zierlich zum Mund geſpitzt,
Blatterzart angeſchlitzt:

Lauter als Menschensang
Schallet es weit;
Mädchen im Lande breit
Hören den Klang.

(Die Hirten vertheilen sich unter Musik und Gesang in der Gegend.)

Prometheus.

Entwandelt friedlich! Friede findend geht ihr nicht.
Denn solches Loos dem Menschen wie den Thieren ward,
Nach deren Urbild ich mir Völker bildete,
Daß ein's dem andern, einzeln oder auch geschaart,
Sich widersetzt, sich hassend aneinander drangt,
Bis ein's dem andern Uebermacht bekämpfe.
Drum fasst euch wacker! Eines Vaters Kinder ihr.
Wer falle? stirbt? kann ihm wenig Sorge seyn.

Ihm ruht zu Hause vielgeweltiger ein Stamm,
Der stets fern aus und weit und breit umher genimt.
Zu enge wohnt er auf einander dichtgedrangt.
Nun ziehn sie aus und alle Welt verdrangen sie.
Gesegnet sey des wilden Abschieds Augenblick!

Drum Schmiede! Freunde! Nur zu Waffen legt mir's an
Das andre lassend, was der sinnig Ackernde,
Was sonst der Fischer von euch fordern möchte heut.
Nur Waffen schafft! Geschaffen habt ihr alles dann,
Auch derbier Söhne übermaß'gen Vollgenuß.
Jetzt erst, ihr muhsam finsterstündig Strebenden,
Zur euch ein Ruhmahl! Denn wer Nachts arbeitete,
Genieße, wenn die andern früh zur Mühe gehn.

(Dem schlafenden Epimetheus sich nahernd.)

Du aber einz'ger Mitgeborner, ruhst du hier?
Nachtwandler, Sorgenveller, Schwerbedenklicher.

Du dauerſt mich und doch belob' ich dein Geſchick.
zu dulden iſt! Sey's thätig oder leidend auch.

Schmiede.

Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

(Sie verlieren ſich in den Gewölben, die ſich ſchließen.)

Epimetheus (in offner Halle ſchlafend).

Elpore

(mit Blumenſtern auf dem Haupte, in luftigem Gewand ſteigt hinter dem Hügel herauf).

Epimetheus (träumend).

Ich ſeh' Geſtirne kommen dicht gedrangt!
Ein Stern für viele, herrlich glanzet er!
Was ſteiget hinter ihm ſo hold empor?
Welch liebes Haupt bekrönt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt ſie ſich herauf
Die ſchlanke, holde, niedliche Geſtalt.
Biſt du's, Elpore?

Elpore (von fern).

Theurer Vater, ja!
Die Stirne dir zu kühlen weh' ich her!

Epimetheus

Tritt näher, komm!

Elpore.

Das iſt mir nicht erlaubt!

Epimetheus.

Nur näher!

Elpore (warnend).

So denn?

Epimetheus.

So! noch näher!

Elpore (ganz nah).

So?

Epimetheus.

Ich kenne dich nicht mehr.

Elpore.

Das dacht' ich wohl

(Wandelnd.)

Nun aber?

Epimetheus.

Ja du bist's geliebtes Mädchen!
Das deine Mutter scheidend mir entriß.
Wo bliebst du? Komm zu deinem alten Vater.

Elpore (umarmend).

Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.

Epimetheus.

Welch lieblich Kind besucht mich in der Nähe?

Elpore.

Die du verkennst und kennst, die Tochter ist's.

Epimetheus.

So komm' in meinen Arm!

Elpore.

Bin nicht zu fassen.

Epimetheus.

So komm' mir!

Elpore (zu ſeinen Haupten).

Ich küſſe deine Stirn
Mit leichter Lippe.

(Sich entfernend.)

Fort ſchon bin ich, fort!

Epimetheus.

Wohin? wohin?

Elpore.

Nach Liebenden zu blicken.

Epimetheus.

Warum nach denen? Die bedürfen's nicht.

Elpore.

Ach wohl bedürfen ſie's und niemand mehr.

Epimetheus.

So ſage mir denn zu!

Elpore.

Und was denn? was?

Epimetheus.

Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore.

Unmöglich's zu verſprechen ziemt mir wohl.

Epimetheus.

Und ſie wird wieder kommen?

Elpore.

Ja doch! ja!

(Zu den Zuſchauern.)

Gute Menſchen! ſo ein zartes

Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legten's in den jungen Busen,
Was ihr wollet, was ihr wünschet
Nimmer kann ich's euch versagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.

Ach! die anderen Damonen,
Unaemüthlich, ungefällig,
Kreischen immerfort dazwischen
Schadenfroh ein zartes Nein.

Doch der Morgenlüfte Weben
Mit dem Krah'n des Hahn's vernehm' ich!
Eilen muß die Morgendliche,
Eilen zu Erwachenden.
Doch so kann ich euch nicht lassen.
Wer will noch was Liebes hören?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Tosen! welch ein Wühlen!
Ist's der Morgenwelle Brausen?
Schnaubst du, hinter goldnen Thoren
Rossegespann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd
Wildbewegte Wünsche stürzen
Aus den überdrangten Herzen,
Wälzen sich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruh'gen, Uebermüth'gen!
Reichthum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen

Kann euch solches nicht verleihen.
Ihre Gaben, ihre Töne,
Alle sind sie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? der Mächt'ge hat sie.
Wollt ihr Reichthum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Einfluß? Schleicht nur
Keine niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie.

Stille wird's! Doch hör' ich deutlich —
Leis' ist mein Gehör — ein seufzend
Lispeln! Still! ein lispelnd Seufzen!
O! das ist der Liebe Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!
Schau in mir der Süßen, Treuen,
Wonnevolles Ebenbild.
Frage mich, wie du sie fragest,
Wenn sie vor dir steht und lächelt,
Und die sonst geschloßne Lippe
Dir bekennen mag und darf.

Wird sie lieben?" Ja! „Und mich?" Ja!
„Mein seyn?" Ja! „Und bleiben?" Ja doch!
„Werden wir uns wieder finden?"
Ja gewiß! „Treu wieder finden?
Nimmer scheiden?" Ja doch! ja!
(Sie verhallt sich und verschwindet; als Echo wiederholend.)
Ja doch! ja!

Epimetheus (erwachend).

Hier tuß, o Traumwelt, schöne! lösest du dich ab!
(Durchdringendes Angstgeschrei eines Weibes vom Garten her.)

Epimetheus (aufspringend).

Entsetzlich naht Erwachenden sich Jammer zu!

(Hinterpforte öffnet.)

Weiblich Gekreu! Sie flüchtet! Naher! Nahe schon.

Epimeleia (innerhalb des Gartens unmittelbar am Zaune).

Ai! Ai! Weh! Weh mir! Weh! Weh! Weh! Ai! Ai mir! Weh!

Epimetheus.

Epimeleia's Töne! nah am Gartenrand.

Epimeleia (den Zaun kühn überklimmend).

Weh! Mord und Tod! Weh Mörder! Ai! ai! Hülfe mir!

Philetos (nachspringend).

Vergebens! Gleich ergreif' ich dein geflochtnes Haar.

Epimeleia

Im Nacken, weh! den Hauch des Mörders fühl' ich schon.

Philetos.

Verruchte! Fühl' im Nacken gleich das scharfe Beil!

Epimetheus.

Her! Schuldlos, Tochter, oder schuldlos rett' ich dich.

Epimeleia (an seiner linken Seite niedersinkend).

O Vater du! Ist doch ein Vater stets ein Gott!

Epimetheus.

Und wer, verwegen, stürmt aus dem Bezirk dich her?

Philetos (zu Epimetheus Rechten).

Verfluche nicht des frechen Weibs verworfnes Haupt.

Epimetheus (sie mit dem Mantel bedeckend).

Sie schütz' ich, Mörder, gegen dich und schlachten.

Phileros (nach Epimetheus Linken um ihn herumtretend).

Ich treffe sie auch unter dieses Mantels Nacht.

Epimeleia (sich vor dem Vater her nach der rechten Seite zu wendend).

Verloren, Vater, bin ich! O! Gewalt! Gewalt!

Phileros (hinter Epimetheus sich zur Rechten wendend).

Irrt auch die Scharfe, irrend aber trifft sie doch!

(Er verwundet Epimeleia am Nacken.)

Epimeleia.

Ai ai! Weh, weh mir!

Epimetheus (abwehrend).

Weh uns! Weh! Gewalt!

Phileros.

Gerufen uns! Weitre Seelenpforten öffn' ich gleich.

Epimeleia.

O Jammer! Jammer!

Epimetheus (abwehrend).

Weh uns! Hülfe! Weh uns! Weh!

Prometheus (etwas hereintretend).

Welch Mordgeschrei! Im friedlichen Bezirke tönt's?

Epimetheus.

Zu Hülfe, Bruder! Armgewalt'ger eile her!

Epimeleia.

Beflügle deine Schritte! Rettender heran!

Phileros.

Vollende Faust! und Rettung ihnenblich hinke nach.

Prometheus (dazwischentretend).

Zurück, Unsel'ger! thöricht Rasender zurück!
Phileros bist du's? Unband'ger diesmal halt' ich dich.

(Er faßt ihn an.)

Phileros.

Laß, Vater, los! ich ehre deine Gegenwart.

Prometheus.

Abwesenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.
Ich halte dich! — An diesem Griff der starken Faust
Empfinde wie erst Uebelthat den Menschen faßt,
Und Uebelthater weise Macht sogleich erareift.
Hier morden? Unbewehrte? Geh zu Raub und Krieg!
Nun, wo Gewalt Gesetz macht! Denn wo sich Gesetz,
Wo Vaterwille sich Gewalt schuf, tanast du nicht.
Hast jene Ketten nicht gesehn, die ehernen?
Geschmiedet für des wilden Stieres Hörnerpaar, —
Mehr für den Ungebandigten des Mannervolks.
Sie sollen dir die Glieder fassen, klirrend hin
Und wieder schlagen, deinem Gang Begleitungstact.
Doch was bedarf's der Ketten? Ueberwiesener!
Geriehter! Dort ragen Felsen weit hinaus,
Nach Land und See, dort stürzen billig wir hinab
Den Tobenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Grauzenlosen übermuthig rennend purzt.

(Er faßt ihn fahren.)

Jetzt sei' ich dich. Hinaus mit dir ins Weite fort!
Bereuen magst du oder dich bepraisen selbst.

Phileros.

So glauben du, Vater, nun sei es gethan?
Mit starrer Gesetzlichkeit hemmst du mich in

Und achtest für nichts die unendliche Macht,
Die mich, den Glückſel'gen, ins Elend gebracht.

Was liegt hier am Boden in blutender Qual?
Es iſt die Gebieterin die mir befahl.
Die Hände ſie ringen, die Arme ſie bangen,
Die Arme, die Hände ſind's die mich umfangen.
Was zitterſt du, Lippe? Was dröhneſt du, Bruſt?
Verſchwiegene Zeugen verrätheriſcher Luſt.
Verrätheriſch ja! Was ſie innig gereicht,
Gewahrt ſie dem zweiten — dem dritten vielleicht.

Nun ſage mir, Vater, wer gab der Geſtalt
Die einzige furchtbar entſchiedne Gewalt?
Wer führte ſie ſtill die verborgene Bahn
Herab vom Olymp? Aus dem Hades heran?
Weit eher entflöhſt du dem ehernen Geſchick
Als dieſem durchbohrend verſchlingenden Blick;
Weit eher eindringender Feuren Gefahr
Als dieſem geflochtnen geringelten Haar;
Weit eher der Wüſte beweglichem Sand
Als dieſem umflatternden regen Gewand.

(Epimetheus hat Epimeleia'n aufgehoben, führt ſie rückwärts umher daß ihre Stellungen zu Peiteros Worten paſſen.)

Sag', iſt es Pandora? Du ſahſt ſie einmal,
Den Vätern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Hephaiſtos mit prunkendem Schein,
Da webten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Gefäß! O wie faßt es ſich ſchlank!
So bieten die Himmel berauſchenden Trank.
Was birgt wohl das Zaudern? Verwegene That;
Das Lächeln, das Nicken, was birgt es? Verrath;

Die heiligen Blicke? Vernichtenden Scherz.
Der göttliche Busen? Ein hündisches Herz.

O! sag' mir, ich lüge! O sag', sie ist rein!
Willkommner als Sinn soll der Wahnsinn mir seyn.
Vom Wahnsinn zum Sinne welch glücklicher Schritt!
Vom Sinne zum Wahnsinn! Wer litt was ich litt?
Nun ist mir's bequem dein gestrenges Gebot,
Ich eile zu scheiden, ich suche den Tod.
Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um lebendig zu seyn.

(ab.)

Prometheus (zu Epimeleia).

Bist du beschämt? Gestehst du wessen er dich zeiht?

Epimetheus.

Bestürzt gewahr' ich seltsam uns Vorgehendes.

Epimeleia (zwischen beide tretend)

Einig, unverrückt, zusammenwandernd
Leuchten ewig sie herab die Sterne,
Mondlicht überglanzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfacheln
Und im Fackeln athmet Philomele,
Athmet froh mit ihr der junge Busen
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles alles, endlich unser Glück nur!

Sternenglanz und Mondes Ueberschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Lieblich, horch! zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte ſich ein Blatt geſchaffen,
Und verbreitet früh ſchon durch die Auen
Heitern Vorgeſang mittägiger Heimchen.
Doch der ſaitenreichen Leier Töne
Anders faſſen ſie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandle ſchon ſo frühe?
Und wer draußen ſinge goldnen Saiten?
Mädchen möcht' es wiſſen, Mädchen öffnet
Leiſ' den Schalter, lauſcht am Klaff des Schalters.
Und der Knabe merkt, da regt ſich Eines!
Wer? das möcht' er wiſſen, lauert, ſpähet.
So erſpähen beide ſich einander,
Beide ſehen ſich in halber Helle.
Und was man geſehn genau zu kennen,
Und was man nun kennt ſich zuzueignen
Sehnt ſich gleich das Herz, und Arme ſtrecken,
Arme ſchließen ſich, ein heil'ger Bund iſt,
Jubelt nun das Herz, er iſt geſchloſſen.

Ach warum, ihr Götter, iſt unendlich
Alles alles, endlich unſer Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Verlangen,
Mondenſchimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnſucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unſer Glück nur.

Bluten laß den Nacken! laß ihn, Vater!
Blut, gerinnend, ſtillet leicht ſich ſelber.
Ueberlaſſen ſich verharrſcht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Buſen ſtockend,

Wird es je sich wieder fließend regen?
Wirst erstarrtes Herz du wieder schlagen?

Er entfloh! — Ihr Grausamen vertrieb ihn.
Ich Verstoßne konnt' ihn, ach, nicht halten,
Wie er schalt, mir fluchte, lästernd raf'te.
Doch willkommen sey des Fluches Rasen:
Denn so liebt er mich, wie er mich schmähte,
So durchglüht' ich ihn, wie er verwünschte.
Ach! warum verkannt' er die Geliebte?
Wird er leben, wieder sie zu kennen?

Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich, warum sollt' ich's läugnen? —
Unheil überwältigt Scham. — Ein Hirte
Stößt die Thür an, stößt sie auf und forschend,
Still verwegen, tritt er in den Garten,
Findet mich die Harrende, ergreift mich,
Und im Augenblick ergreift ihn jener
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieser laßt mich,
Wehrt sich erst und flüchtet, bald verfolgt nun,
Ob gelassen oder nicht? was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schaumen, Schelten,
Dringt nun Phileros; ich stürze flüchtend
Ueber Blumen und Gesträuch, der Zaun hält
Mich zuletzt, doch hebet mich beflügelt
Angst empor, ich bin im Freien, gleich drauf
Stürzt auch er heran; das andre wißt ihr.

Theurer Vater! hat Epimeleia
Sorg' um dich getragen manche Tage,
Sorge trägt sie leider um sich selbst nun,
Und zur Sorge schleicht sich ein die Reue.

Eos wohl wird meine Wange röthen,
Nicht an seiner; Helios beleuchten
Schöne Pfade, die er nicht zurückkehrt.
Laßt mich gehn, ihr Väter, mich verbergen,
Zurnet nicht der Armen, laßt sie weinen!
Ach! wie fühl' ich's! Ach das schmerzt unendlich
Wohlerworbne Liebe zu vermissen.

Prometheus.

Das Götterkind, die herrliche Gestalt, wer ist's?
Pandoren gleicht sie, schmeichelhafter scheint sie nur
Und lieblicher; die Schönheit jener schreckte fast.

Epimetheus.

Pandorens Tochter, meine Tochter rühm' ich sie.
Epimeleia nennen wir die Sinnende.

Prometheus.

Dein Vaterglück warum verbargst du, Bruder, mir's?

Epimetheus.

Entfremdet war dir mein Gemüth, o Trefflicher!

Prometheus.

Um jener willen die ich nicht empfing mit Gunst.

Epimetheus.

Die du hinweg gewiesen eignet' ich mir zu.

Prometheus.

In deinen Hort verbargst du jene Gefährliche?

Epimetheus.

Die Himmlische! vermeidend herben Bruderzwist.

Prometheus.

Nicht lange wohl blieb wankelmüthig sie dir getreu?

Epimetheus.

Treu blieb ihr Bild; noch immer ſteht es gegen mir.

Prometheus.

Und peinigst in der Tochter dich zum zweitenmal.

Epimetheus.

Die Schmerzen ſelbſt um ſolch ein Kleinod ſind Genuß.

Prometheus.

Kleinode ſchafft dem Manne täglich ſeine Fauſt.

Epimetheus.

Unwürd'ge, ſchafft er nicht das höchſte Gut dafür.

Prometheus.

Das höchſte Gut? Mich dunken alle Güter gleich.

Epimetheus.

Mit nichten! Eines übertrifft. Beſaß ich's doch!

Prometheus.

Ich rathe faſt auf welchem Weg du irrend gehſt.

Epimetheus.

Ich irre nicht! die Schönheit führt auf rechte Bahn.

Prometheus.

In Frauengeſtalt nur allzuleicht verführet ſie.

Epimetheus.

Du formteſt Frauen, keineswegs verführeriſch.

Prometheus.

Doch formt' ich ſie aus zartrem Thon, die rohen ſelbſt.

Epimetheus.

Den Mann vorausgedenkend, ſie zur Dienerin.

Prometheus.

So werde Knecht, verschmahest du die treue Magd.

Epimetheus.

Zu widersprechen meid' ich. Was in Herz und Sinn
Sich eingeprägt, ich wiederhol's im Stillen gern.
O göttliches Vermögen mir, Erinnerung!
Du bringst das hehre frische Bild ganz wieder her.

Prometheus.

Die Hochgestalt aus altem Dunkel tritt auch mir;
Hephaisten selbst gelingt sie nicht zum zweitenmal.

Epimetheus.

Auch du erwähnest solchen Ursprungs Fabelwahn?
Aus göttlich altem Kraftgeschlechte stammt sie her:
Uranione, Heren gleich und Schwester Zeus.

Prometheus.

Doch schmückt' Hephaistos wohlbedenkend reich sie aus;
Ein goldnes Hauptnetz flechtend erst mit kluger Hand,
Die feinsten Drathe wirkend, strickend mannichfach.

Epimetheus.

Dieß göttliche Gehäge nicht das Haar bezwang's,
Das übervolle strotzend braune krause Haar;
Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf.

Prometheus.

Drum schlang er Ketten neben an, gediegene.

Epimetheus.

In Flechten glänzend schmiegte sich der Wunderwuchs,
Der, freigegeben, schlangengleich die Ferse schlug.

Prometheus.

Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es so!
Pyropisch, unbeschreiblich, seltsam leuchtet' es.

Epimetheus.

Mir blickt' es nur gesellig aus dem Kranz hervor
Aufblühnder Blumen; Stirn und Braue hüllten sie,
Die neidischen! Wie Kriegsgefährte den Schützen deckt
Mit dem Schild, so sie der Augen treffende Pfeilgewalt.

Prometheus.

Geknüpft mit Ketten-Bändern schaut ich jenen Kranz,
Der Schulter schmiegten sie zwitzernd, glimmernd gern sich an.

Epimetheus.

Des Ohres Perle schwankt mir vor dem Auge noch,
Wie sich frei das Haupt anmuthiglich bewegete.

Prometheus.

Gereihte Gaben Amphitritens trug der Hals.
Dann vielgeblumten Kleides Feld, wie es wunderbar
Mit frühlingsreichem bunten Schmuck die Brust umgab.

Epimetheus.

An diese Brust mich Glücklichen hat sie gedrückt!

Prometheus.

Des Gürtels Kunst war über alles lobenswerth.

Epimetheus.

Um diesen Gürtel hab' ich liebend aufgelöst!

Prometheus.

Den Drachen, um den Arm geringelt, lernt' ich ab,
Wie starr Metall im Schlangenkreise sich dehnt und schließt.

Epimetheus.

Mit dieſen Armen liebevoll umfing ſie mich!

Prometheus.

Die Ringe ſchmückend verbreiterten die ſchlanke Hand.

Epimetheus.

Die mir ſo oft ſich, herzerfreuend, hingeſtreckt!

Prometheus.

Und glich ſie wohl Athenens Hand an Kunſtgeſchick?

Epimetheus.

Ich weiß es nicht; nur liebekoſend kannt' ich ſie.

Prometheus.

Athenens Webſtuhl offenbart' ihr Oberkleid.

Epimetheus.

Wie's wellenſchimmernd, wogenhaft ihr wallte nach.

Prometheus.

Der Saum verwirrte feſſelnd auch den ſchärfſten Blick.

Epimetheus.

Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach ſich her.

Prometheus.

Gewundne Rieſenblumen, Fullhorn jegliche.

Epimetheus.

Den reichen Kelchen muthiges Gewild entquoll.

Prometheus.

Das Reh zu fliehen, es zu verfolgen, ſprang der Leu.

Epimetheus.

Wer ſah' den Saum an, zeigte ſich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwiedernd Liebesdruck.

Prometheus.

Auch hier nicht müde ſchmückte nur der Künſtler mehr;
Biegſame Sohlen, goldne, ſchrittbefördernde.

Epimetheus.

Beflügelte! ſie rührte kaum den Boden an.

Prometheus

Gegliedert ſchnürten goldne Riemen ſchleifenhaft.

Epimetheus.

O! rufe mir nicht jene Hullepracht hervor!,
Der Allbegabten wußt' ich nichts zu geben mehr,
Die Schönſte, die Geſchmückteſte, die Meine war's!
Ich gab mich ſelbſt ihr, gab mich mir zum erſtenmal.

Prometheus.

Und leider ſo auf ewig dir entriß ſie dich!

Epimetheus.

Und ſie gehört auf ewig mir, die Herrliche!
Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden!
Die Schönheit beſaß ich, ſie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich ſie an.
Sie erkannt' ich, ſie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerſtiebte trübſinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.

Du ſucheſt nach Worten ſie würdig zu loben,
Du willſt ſie erhöhen; ſie wandelt ſchon oben.
Vergleich' ihr das Beſte; du hältſt es für ſchlecht.
Sie ſpricht, du beſinnſt dich; doch hat ſie ſchon Recht.
Du ſtemmſt dich entgegen; ſie gewinnt das Gefecht.
Du ſchwankſt ihr zu dienen, und biſt ſchon ihr Knecht.

Das Gute, das Liebe, das mag ſie erwiedern.
Was hilft hohes Anſehen? Sie wird es erniedern.
Sie ſtellt ſich ans Ziel hin, beflügelt den Lauf;
Vertritt ſie den Weg dir, gleich hält ſie dich auf.
Du willſt ein Gebot thun, ſie treibt dich hinauf
Giebſt Reichthum und Weisheit und alles in den Kauf.

Sie ſteiget hernieder in tauſend Gebilden,
Sie ſchwebet auf Waſſern, ſie ſchreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maaßen erglänzt ſie und ſchallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht ſich die höchſte Gewalt,
Mir erſchien ſie in Jugend-, in Frauen-Geſtalt.

Prometheus.

em Glück, der Jugend heiß' ich Schönheit nah verwandt:
uf Gipfeln weilt ſo eines wie das andre nicht.

Epimetheus.

ıd auch im Wechſel beide, nun und immer, ſchön:
enn ewig bleibt Er[illegible]en anerkanntes Glück.
o neu verherrlicht [illegible]chtete das Angeſicht
ındorens mir aus buntem Schleier, den ſie jetzt
ich umgeworfen, hüllend göttlichen Gliederbau.
r Antlitz, angeſchaut allein, höchſt ſchöner war's,
em ſonſt des Körpers Wohlgeſtalt wetteiferte;
ch ward es rein der Seele klar geſpiegelt Bild,
ıd ſie, die Liebſte, Holde, leicht-geſprächiger,
traulich mehr, geheimnißvoll gefälliger.

Prometheus.

uf neue Freuden deutet ſolche Verwandelung.

Epimetheus.

Und neue Freuden, leidenſchaffende, gab ſie mir.

Prometheus.

Laß hören! Leid aus Freude tritt ſo leicht hervor.

Epimetheus.

Am ſchönſten Tage — blühend regte ſich die Welt —
Entgegnete ſie im Garten mir, verſchleiert noch,
Nicht mehr allein: auf jedem Arme wiegte ſie
Ein lieblich Kind, beſchattet, Töchterzwillinge.
Sie trat heran, daß hoch erſtaunt, erfreut, ich die
Beſchauen möchte, herzen auch nach Herzensluſt.

Prometheus.

Verſchieden waren beide, ſag' mir, oder gleich?

Epimetheus.

Gleich und verſchieden, ähnlich nennteſt beide wohl.

Prometheus.

Dem Vater eins, der Mutter eines, denk ich doch.

Epimetheus.

Das Wahre triffſt du, wie es ziemt Erfahrenem.
Da ſprach ſie: wähle! Das Eine ſey dir anvertraut,
Eins meiner Pflege vorbehalten! Wähle ſchnell!
Epimeleia nennſt du dieß, Elpore dieß.
Ich ſah ſie an. Die eine ſchalkiſch äugelte
Vom Schleierſaum her; wie ſie meinen Blick gehaſcht,
Zurück ſie fuhr und barg ſich an der Mutter Bruſt.
Die andre ruhig gegentheils und ſchmerzlich faſt,
Als jener Blick den meinigen zuerſt erwarb,
Sah ſtät herüber, hielt mein Auge feſt und feſt

Zu ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz.
Nach mir ſich neigend, handereichend, ſtrebte ſie
Als liebedürftig, hülfsbedürftig, tiefen Blicks.
Wie hätt' ich widerſtanden! Dieſe nahm ich auf;
Mich Vater fühlend, ſchloß an meine Bruſt ich ſie,
Ihr wegzuſcheuchen von der Stirn frühzeit'gen Ernſt.
Nicht achtend ſtand ich, daß Pandora weiter ſchritt,
Der Ferngewichnen folgt' ich fröhlich rufend nach;
Sie aber, halb gewendet nach dem Eilenden,
Warf mit der Hand ein deutlich Lebewohl mir zu.
Ich ſtand verſteinert, ſchaute hin; ich ſeh' ſie noch!

Vollwüchſig ſtreben drei Cypreſſen himmelwärts,
Wo dort der Weg ſich wendet. Sie, gewandt im Gehn,
Darzeigte vorgehoben nochmals mir das Kind,
Das unerreichbar ſeine Händchen reichend wies;
Und jetzt, hinum die Stämme ſchreitend, Augenblicks
Weg war ſie! Niemals hab' ich wieder ſie geſehn.

Prometheus.

Nicht ſonderbar ſoll jedem ſcheinen, was geſchieht,
Vereint er ſich Dämonen, gottgeſendeten.
Nicht tadl' ich deiner Schmerzen Gluth, Verwittweter!
Wer glücklich war, der wiederholt ſein Glück im Schmerz.

Epimetheus.

Wohl wiederhol' ich's! Immer jenen Cypreſſen zu
Mein einz'ger Gang blieb's. Blickt' ich doch am liebſten hin,
Allwo zuletzt ſie ſchwindend mir im Auge blieb.
Sie kommt vielleicht, ſo dacht' ich, dorther mir zurück,
Und weinte quellweiſ', an mich drückend jenes Kind,
An Mutterſtatt. Es ſah mich an und weinte mit,

Bewegt von Mitgefühlen, ſtaunend, unbewußt. –
So leb' ich fort, entgegen ewig verwais'ter Zeit,
Geſtärkt an meiner Tochter zart beſorgtem Sinn,
Die nun bedürftig meiner Vaterſorge wird,
Von Liebesjammer unerträglich aufgequält.

Prometheus.

Vernahmſt du nichts von deiner zweiten dieſe Zeit?

Epimetheus.

Grauſam gefällig ſteigt ſie oft als Morgentraum,
Geſchmückt, mit Phosphoros herüber; ſchmeichelnd fließt
Verſprechen ihr vom Munde; koſend naht ſie mir,
Und ſchwankt und flieht. Mit ewigem Verwandlen täuſcht
Sie meinen Kummer, täuſcht zuletzt auf Ja und Ja
Den Flehnden mit Pandorens Wiederkehr ſogar.

Prometheus.

Elporen kenn' ich, Bruder, darum bin ich mild
Zu deinen Schmerzen, dankbar für mein Erdenvolk.
Du mit der Göttin zeugteſt ihm ein holdes Bild,
Zwar auch verwandt mit jenen Rauchgeborenen;
Doch ſtets gefällig täuſchet ſie unſchuldiger,
Entbehrlich keinem Erdenſohn. Kurzſichtigen
Zum zweiten Auge wird ſie; jedem ſey's gegönnt! –
Du ſtarkend aber deine Tochter ſtärke dich...
Wie! hörſt du nicht? verſinkeſt zur Vergangenheit?

Epimetheus.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach! reißt ſie ihn ewig zurück.

Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet ſie? ſcheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Faſſet im Krampf dich, du liegſt ihr zu Füßen
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.

Kannſt du dann weinen und ſiehſt ſie durch Thränen
Fernende Thränen, als wäre ſie fern:
Bleib! Noch iſt's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt ſich der Nacht unbeweglichſter Stern.

Faſſe ſie wieder! Empfindet ſelbander
Euer Beſitzen und euren Verluſt!
Schlägt nicht ein Wetterſtrahl euch aus einander;
Inniger dränget ſich Bruſt nur an Bruſt.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach! reißt ſie ihn ewig zurück!

Prometheus.

Iſt's wohl ein Glück zu nennen, was in Gegenwart
Ausſchließend wegweiſ't alles, was ergötzlich lockt,
Abweſend aber, jeden Troſt verneinend, quält.

Epimetheus.

Troſtlos zu ſeyn iſt Liebenden der ſchönſte Troſt;
Verlornem nachzuſtreben ſelbſt ſchon mehr Gewinn,
Als Neues aufzuhaſchen. Weh! Doch! Eitles Mühn,
Sich zu vergegenwärt'gen Ferngeſchiedenes,
Unwiederherſtellbares! hohle leid'ge Qual!

Mühend verſenkt ängſtlich der Sinn
Sich in die Nacht, ſuchet umſonſt

Nach der Gestalt. Ach! wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick.

Schwankend erscheint kaum noch das Bild;
Etwa nur so schritt sie heran!
Naht sie mir denn? Faßt sie mich wohl? —
Nebelgestalt schwebt sie vorbei.

Kehret zurück, herzlich ersehnt;
Aber noch schwankt's immer und wogt's,
Aehnlich zugleich andern und sich;
Schärferem Blick schwindet's zuletzt.

Endlich nun doch tritt sie hervor!
Steht mir so scharf gegen dem Blick!
Herrlich! So schafft Pinsel und Stahl! —
Blinzen des Augs scheuchet sie fort!

Ist ein Bemühn eitler? Gewiß
Schmerzlicher keins, ängstlicher keins!
Wie es auch streng Minos verfügt,
Schatten ist nun ewiger Werth.

Wieder versucht sey's, dich heran
Gattin zu ziehn! Hasch' ich sie? Bleibt's
Wieder mein Glück? — Bild nur und Schein!
Flüchtig entschwebt's, fließt und zerrinnt.

Prometheus.

Zerrinne nicht, o Bruder, schmerzlich aufgelöst!
Erhabnen Stammes, hoher Jahre, sey gedenk!
Im Jünglingsauge mag ich wohl die Thräne sehn;
Des Greisen Aug' entstellt sie. Guter, weine nicht!

Epimetheus.

Der Thränen Gabe sie versöhnt den grimmsten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt.

Prometheus.

Blick' auf aus deinem Jammer! Schau die Röthe dort!
Verfehlet Eos wohlgewohnten Pfades heut?
Vom Mittag dorther leuchtet rothe Gluth empor.
Ein Brand in deinen Wäldern, deinen Wohnungen
Scheint aufzuflammen. Eile! Gegenwart des Herrn
Mehrt jedes Gute, steuert möglichem Verlust.

Epimetheus.

Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf.

Prometheus.

Gebautes einzureißen rath' ich, gnügt's nicht mehr;
Mit Willen thät' ich's! Zufall aber bleibt verhaßt.
Drum eilig sammle, was von Männern im Bezirk
Dir thätig reg' ist, widersteh der Flammen Wuth!
Mich aber hört gleich jene schwarmgedrängte Schaar,
Die zum Verderben sich bereit hält wie zum Schutz.

Epimetein.

Meinen Angstruf,
Um mich selbst nicht —
Ich bedarf's nicht —
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zu Grund gehn:
Denn zu Grund ging
Ich vorlängst schon.

Als er todt lag
Jener Hirt, ſtürzt'
Auch mein Glück hin;
Nun die Rach' raſ't,
Zum Verderb ſtrömt
Sein Geſchlecht her.

Das Gehäg ſtürzt,
Und ein Wald ſchlägt
Mächt'ge Flamm' auf.
Durch die Rauchgluth
Siedet Balſam
Aus dem Harzbaum.

An das Dach greift's,
Das entflammt ſchon.
Das Geſparr kracht!
Ach! es bricht mir
Ueber's Haupt ein!
Es erſchlägt mich
In der Fern' auch!
Jene Schuld ragt!
Auge droht mir
Ins Gericht hin!

Nicht dahin trägt
Mich der Fuß, wo
Phileros wild
Sich hinab ſtürzt
In den Meerſchwall.
Die er liebt, ſoll
Seiner werth ſeyn!

Lieb' und Reu' treibt
Mich zur Flamm' hin,
Die aus Liebsgluth
Raſend aufquoll.

(ab.)

Epimetheus.

Dieſe rett' ich
Sie die einz'ge!
Jenen wehr' ich
Mit der Hauskraft,
Bis Prometheus
Mir das Heer ſchickt.
Dann erneun wir
Zorn'gen Wettkampf.
Wir befrein uns;
Jene fliehn dann
Und die Flamm' liſcht.

(ab.)

Prometheus.

Nun heran ihr!
Die im Schwarm ſchon
Um die Felskluft
Eurer Nachtburg,
Aus dem Buſch auf,
Eurem Schirmdach,
Strebend aufſummt.

Eh ihr auszieht
In das Fernland
Dieſem Nachbar
Werdet hülfreich

Und befreit ihn
Vom Gewaltſchlag
Wilder Rachluſt!

Krieger.

Der Ruf des Herrn,
Des Vaters, tönt;
Wir folgen gern,
Wir ſind's gewöhnt.
Geboren ſind
Wir all zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn
Und fragen's nicht;
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,
Und jen's und dieß
Wir wagen's gern.

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir bezieh'n
Wird nafer ſein:
Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da sackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort,
Mit festem Schritt,
Der Erste fort,
Den Zweiten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der Beste brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach.

Prometheus.

Verleihet gleich
So Schad' als Nutz!
Hier weih' ich euch
Zu Schutz und Trutz.
Auf! rasch Vergnügte,
Schnellen Strich's!
Der barsch Besiegte
Habe sich's!

Hier leistet frisch und weislich dringende Hochgewalt
Erwünschten Dienst. Das Feuerzeichen schwindet schon,
Und brüderlich bringt würd'ge Hülfe mein Geschlecht.
Nun aber Eos unaufhaltsam strebt sie an,
Sprungweise, mädchenartig; streut aus voller Hand

Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkensaum
Sich reich entfaltend sie blühen, wechseln, mannichfach!
So tritt sie lieblich hervor, erfreulich immerfort;
Gewöhnet Erdgeborner schwaches Auge sanft,
Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geschlecht
Bestimmt Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht!

Cos (von dem Meere herauftretend).

Jugendröthe, Tagesblüthe,
Bring' ich schöner heut als jemals
Aus den unerforschten Tiefen
Des Oceanos herüber.
Hurtiger entschüttelt heute
Mir den Schlaf, die ihr des Meeres
Felsumstellte Bucht bewohnet,
Ernste Fischer! frisch vom Lager!
Euer Werkzeug nehmt zur Hand.

Schnell entwickelt eure Netze
Die bekannte Fluth umzingelnd:
Eines schönen Fangs Gewißheit
Ruf' ich euch ermunternd zu.
Schwimmet, Schwimmer! taucht, ihr Taucher!
Spähet, Späher, auf dem Felsen!
Hier wimmle wie die Fluthen,
Wimmle schnell von Thatigkeit!

Prometheus.

Was hältst du deinen Fuß zurück, du Flüchtige?
Was heftet an dieß Buchtgestade deinen Blick?
Wen rufst du an, du Stumme sonst, gebietest wem?
Die niemand Rede stehet, dießmal sprich zu mir!

Eos.

Jenen Jüngling rettet, rettet!
Der verzweiflend, liebetrunken,
Rachetrunken, schwergescholten,
In die nachtumhüllten Fluthen
Sich vom Felsen stürzete.

Prometheus.

Was hör' ich! hat Phileros dem Strafedräun gehorcht?
Sich selbst gerichtet, kalten Wellentod gesucht?
Auf, eilen wir! Dem Leben geb' ich ihn zurück.

Eos.

Weile, Vater! Hat dein Schelten
Ihn dem Tode zugetrieben;
Deine Klugheit, dein Bestreben
Bringt ihn dießmal nicht zurück.
Dießmal bringt der Götter Wille,
Bringt des Lebens eignes, reines,
Unverwüstliches Bestreben
Neugeboren ihn zurück.

Prometheus.

Gerettet ist er? Sage mir, und schaust du ihn?

Eos.

Dort! er taucht in Fluthenmitte
Schon hervor der starke Schwimmer;
Denn ihn läßt die Lust zu leben
Nicht, den Jüngling, unterachn.

Spielen rings um ihn die Wogen,
Morgendlich und kurz bewegt;
Spielt er selbst nur mit den Wogen

Traunde ihn, die hehre Zahl.
Alle Fischer, alle Schwimmer,
Sie versammeln sich lebendig
Um ihn her, nicht ihn zu retten:
Gastlich haben sie mit ihm.
Ja Delphine drangen streitend
In der Schaar sich, der bewegten,
Tauchen auf und heben tragend
Ihn, den schönen aufgeruhten.
Alles wimmelnde Gedränge
Eilet nun dem Lande zu.

Und an Leben und an Frische
Will das Land der Flut nicht weichen;
Alle Bucht, alle Klippen
Von Lebend'gen ausgeziert!

Alle Winzer aus den Reltern,
Felsenkellern tretend, reichen
Schal' um Schale, Krug um Kruge
Den beseelten Wellen zu.
Nun entsteigt der Götteralzide,
Von dem ringsumschaumten Nacken
Freundlicher Meerwunder scheuchend,
Reich umblüht von meinen Reben
Er ein Anadyomen,
Auf zum Felsen. — Die gehmackte
Schönste Schale reicht ein Alter
Barsig, lächelnd, weltbehaglich,
Ihm dem Bachusähnlichen.

Nimmt, Braun! Erz, ertöne!
Sie umrauschen ihn, beneidend

Mich um seiner schönen Glieder
Wonnevollen Ueberblick.
Pantherfelle von den Schultern
Schlagen schon um seine Hüften,
Und den Thyrsus in den Händen
Schreitet er heran ein Gott.
Hörst du jubeln? Erz ertönen?
Ja des Tages hohe Feier,
Allgemeines Fest beginnt.

Prometheus.

Was kündest du für Feste mir? Sie lieb' ich nicht:
Erhebung reichet Müden jede Nacht genug.
Des achten Mannes wahre Feier ist die That!

Eos.

Manches Gute ward gemein den Stunden;
Doch die gottgewählte festlich werde diese!
Eos blicket auf im Himmelsraume,
Ihr enthüllt sich das Geschick des Tages.
Nieder senkt sich Würdiges und Schönes,
Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar um wieder sich zu bergen.
Aus den Fluthen schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen sich, und eins im andern
Fühlt sich ganz und inniger ganz das andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich folgend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals

Prometheus.

Neues freut mich nicht, und aufgehäufter
Ist genugsam dieß Gesindel mir zur Lade.
Freilich freuet es nur den heut'gen Tage,
Gestrigen Ereignens denkt's nur selten;
Was es litt, genoß, ihm ist's verloren.
Selbst im Augenblicke greift es roh zu;
Fasst, was ihm begegnet, eignet's an sich,
Wirft es weg, nicht stimmend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höh'rem Nutzen.
Dieses tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbst ein Beispiel, wenig will es frommen.
Also schreiten sie mit Kinderleichtsinn
Und mit raschem Tasten in den Tag hin.
Wähnen ihr Vergangnes mehr vergess'nen,
Gegenwärt'ges, formend, mehr sich eignen,
War' es gut für alle; solches wünscht' ich.

Eos.

Länger weil' ich nicht, mich treiben fürder
Strahlend Helios unwiderstehlich.
Weg vor seinem Blick zu schwinden zittern
Eben der Thau, der meinen Kranz bevestet.
Fahre wohl, du Menschenvater. — Merke:
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sey, die wissen's droben.
Drum beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Zu der Götter Werk; die lasst gewahren.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Eilfter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Universitäts-
München
Bibliothek

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Faust.

Erster Theil.

AD RIEM.
UNIVE...
MO...

Zueignung.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch dießmal fest zu halten?
Fühl' ich mein Herz nach jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesange,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang;
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen ernsten Geisterreich;
Es schwebet nun in unbestimmten Tönen
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorſpiel auf dem Theater.

Director. Theaterdichter. Luſtige Perſon.

Director.

Ihr Beiden, die ihr mir ſo oft
In Noth und Trübſal beigeſtanden,
Sagt was ihr wohl in deutſchen Landen
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr der Menge zu behagen,
Beſonders weil ſie lebt und leben laßt.
Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen,
Und jedermann erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon, mit hohen Augenbraunen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.
Ich weiß wie man den Geiſt des Volks verſöhnt;
Doch ſo verlegen bin ich nie geweſen;
Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewohnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's, daß alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefallig ſey?
Denn freilich mag ich gern die Menge ſehen,
Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drangt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwangt,

Bei hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stößen sich bis an die Kasse ficht,
Und wie in Hungersnoth um Brot an Backerthuren,
Um ein Billet sich fast die Halse bricht.
Dieß Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o, thu' es heute!

Dichter.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Lustige Person.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte!
Gesetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dacht' ich, immer auch schon was.

Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschuttern.
Drum seyd nur brav und zeigt euch musterhaft;
Laßt Phantasie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn,
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seyd ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer Vieles bringt, wird manchem Etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publicum wird es euch doch zerpflucken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sey!
Wie wenig das dem ächten Kunstler zieme!
Der saubern Herren Pfuscherei
Ist, merk' ich, schon bei euch Maxime.

Director.

Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;

Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,
Und seht nur hin für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu solchem Zweck, die holden Musen?
Ich sag' euch, gebt nur mehr, und immer immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren.
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh hin und such' dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?

Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt;
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlagt?
Wer laßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grunen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Lustige Person.

So braucht sie denn die schönen Kräfte
Und treibt die dicht'rischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man sich, man fuhlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächst das Glück, dann wird es angefochten,
Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man sich's versieht, ist's eben ein Roman.
Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,

Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Funkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann saugt jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melancholische Nahrung,
Dann wird bald dieß, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein:
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebſte Mädchen hangen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem ſelbſtgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen,
Das, alte Herr'n, iſt eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſehn;
Indeß ihr Complimente drechſelt,
Kann etwas Nützliches geſchehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.
Euch iſt bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen ſtark Getranke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geſchieht, iſt morgen nicht gethan,
Und keinen Tag ſoll man verpaſſen,

Das Mögliche ſoll der Entſchluß
Beherzt ſogleich beim Schopfe faſſen,
Er will es dann nicht fahren laſſen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Ihr wißt, auf unſern deutſchen Bühnen
Probirt ein jeder was er mag;
Drum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht und nicht Maſchinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verſchwenden;
An Waſſer, Feuer, Felſenwanden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So ſchreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedacht'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmliſchen Heerſchaaren, nachher Mephiſtopheles.

Die drei Erzengel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchrieb'ne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Sturme brauſen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drei.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Mephiſtopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahſt
Und fragſt wie alles ſich bei uns befinde,
Und du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt;
So ſiehſt du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'ſt du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſeyn.

Er ſcheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend ſpringt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt;
Und lag' er nur noch immer in dem Graſe!
In jeden Quark begräbt er ſeine Naſe.

Der Herr.

Haſt du mir weiter nichts zu ſagen?
Kommſt du nur immer anzuklagen?
Iſt auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephiſtopheles.

Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag ſogar die armen ſelbſt nicht plagen.

Der Herr.

Kennſt du den Fauſt?

Mephiſtopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephiſtopheles.

Fürwahr! er dient euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne,
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient;

So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephistopheles.

Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt
Ihn meine Straße sacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sey dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch so lang' er strebt.

Mephistopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen,
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es sey dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephistopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Brust.

Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen.
Doch ihr, die echten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

(Der Himmel schließt, die Erzengel verteilen sich.)

Mephistopheles (allein).

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Der Tragödie

Erſter Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothiſchen Zimmer Fauſt unruhig auf ſeinem Seſſel am Pult.

Fauſt.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemuhn.
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheiter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,

Bilde mir nicht ein was rechts zu wiſſen,
Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund,
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit ſauerm Schweiß,
Zu ſagen brauche was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen
In deinem Thau geſund mich baden!

Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!

Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht!
Beſchränkt von dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkenneſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſ't,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.

Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!
(Er ſchlägt das Buch auf, und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.)
Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das inn're Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"
(Er beſchaut das Zeichen.)
Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?

Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drangt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

(Er ſchlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.)

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen,
Es wölbt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben!

(Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine rothliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.)

Geist.

Wer ruft mir?

Faust (abgewendet).

Schreckliches Gesicht!

Geist.

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' gesogen,
Und nun —

Faust.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist.

Du flehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenschen dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erschwoll', sich uns, den Geistern, gleich zu heben?
Wo bist du, Faust, deß Stimme mir erklang,
Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist Du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtsam weggekrümmter Wurm!

Faust.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deines Gleichen!

Geist.

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,

Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah' fühl ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

(Verschwindet.)

Faust (zusammensinkend).

Nicht dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Daß diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muß!

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr lest gewiß ein griechisch Trauerspiel?

In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkraftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang!
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Brust bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.

Das Pergament ist das der heil'ge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es ist ein großes Ergetzen
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
Zu schauen wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln;
Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem ersten Blick davon.
Ein Rehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.

Ja was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es ist tief in der Nacht,
Wir müssen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um so gelehrt mit euch mich zu besprechen.
Doch morgen, als am ersten Ostertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.

Mit Eifer hab' ich mich der Studien befliſſen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen.

(Er.)

Faust (allein).

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Tande klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.
Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach! die Erſcheinung war ſo ungeheuer groß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn:
Ich, mehr als Cherub, deſſen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und ſchaffend, Gottesleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermag, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermeſſen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn beſeſſen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.

In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stießest grausam mich zurücke,
Ins ungewisse Menschenloos.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drangt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Beff're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Wenn Phantasie sich sonst, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierst das mußt du stets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;

Den, wie er sich im Staube nahrend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begrabt.

Ist es nicht Staub was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand,
In dieser Mottenwelt mich dranget?
Hier soll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daß überall die Menschen sich gequalt,
Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?
Was grinsest du mir hohler Schadel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einst verwirret,
Den leichten Tag gesucht und in der Dammrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jammerlich geirret.
Ihr Instrumente freilich, spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich stand am Thor, ihr solltet Schlussel seyn;
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Laßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Gertähe, das ich nicht gebraucht,
Du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
So lang an diesem Pult die trübe Lampe schmauchte.
Weit besser hatt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belastet hier zu schwitzen!
Was du ererbt von deinen Vatern hast
Erwirb es um es zu besitzen.

Was man nicht nützt iſt eine ſchwere Laſt;
Nur was der Augenblick erſchafft das kann er nützen.

Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Flaſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menſchenwitz und Kunſt.
Du Inbegriff der holden Schlummerſäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweiſe deinem Meiſter deine Gunſt!
Ich ſehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich faſſe dich, das Streben wird gemindert,
Des Geiſtes Fluthſtrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewieſen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen ſchwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, dieſe Götterwonne!
Du, erſt noch Wurm, und die verdienteſt du?
Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!
Vermeſſe dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber ſchleicht.
Hier iſt es Zeit durch Thaten zu beweiſen,

Daß Manneswurde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und, wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, krystallne reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis' zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht;
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht zeigen;
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sey nun, mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

(Er setzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,

Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mangel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre singt ihr schon den tröstlichen Gesang
Der einst, um Grabesnacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt; —
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffende Freude nah;
Ach! an der Erde Brust,
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;

Ach! wir beweinen
Meiſter dein Glück!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden,
Aus der Verweſung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thatig ihn preiſenden,
Liebe beweiſenden,
Brüderlich ſpeiſenden,
Predigend reiſenden,
Wonne verheißenden
Euch iſt der Meiſter nah',
Euch iſt er da!

2, Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche.

Warum denn dort hinaus?

Andere.

Wir gehn hinaus aufs Jagerhaus.

Die Erſten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksburſch.

Ich rath' euch nach dem Waſſerhof zu gehn.

Zweiter.

Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.

Die Zweiten.

Was thuſt denn du?

Ein Dritter

Ich gehe mit den Andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
Und Händel von der ersten Sorte.

Fünfter.

Du überlustiger Gesell,
Juckt dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienstmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andere.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln stehen.

Erste.

Das ist für mich kein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andere.

Heut ist er sicher nicht allein,
Der Krauskopf, sagt er, würde bei ihm sein.

Schüler.

Blitz, wie die wackern Dirnen schreiten!
Herr Bruder, komm! wir müssen sie begleiten.
Ein starkes Bier, ein beizender Toback,
Und eine Magd im Putz, das ist nun mein Metier.

Bürgermädchen.

Da sieh mir nur die schönen Knaben!
Es ist wahrhaftig eine Schmach;

Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben,
Und laufen diesen Mägden nach!

Zweiter Schüler (zum ersten).

Nicht so geschwind! dort hinten kommen zwei,
Sie sind gar niedlich angezogen,
's ist meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen sehr gewogen.
Sie gehen ihren stillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erster.

Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geschwind! daß wir das Wildpret nicht verlieren.
Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht der neue Burgemeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (singt):

Ihr guten Herr'n, ihr schönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch mich anzuschauen,
Und seht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der ist froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menschen feiern,
Er sey für mich ein Erntetag.

Anderer Bürger.

Nichts beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgefahren,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander ſchlagen.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! ſo laß ich's auch geſchehn,
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag alles durcheinandergehn;
Doch nur zu Hauſe bleib's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen?
Nur nicht ſo ſtolz! Es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht, das wüßt' ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! ich nehme mich in Acht
Mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen:
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künft'gen Liebſten leiblich ſehen.

Die Andere.

Mir zeigte ſie ihn im Kryſtall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
Ich ſeh' mich um, ich ſuch' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit ſtolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Fauſt und Wagner.

Fauſt.

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur;

Aber die Sonne duldet kein Weißes.
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Hohen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemachern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dachern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlagt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben,
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom böſen Geiſt getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Geſang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Geſang.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen,
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte ſchon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fidelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an
Mit ſeinem Ellenbogen;
Die friſche Dirne kehrt ſich um
Und ſagte: nun das ſind' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Seyd nicht ſo ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreiſe ging's,
Sie tanzten rechts, ſie tanzten links

Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, sie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht so vertraut!
Wie Mancher hat nicht seine Braut
Belogen und betrogen!
Er schmeichelte sie doch bei Seit'
Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das ist schon von euch,
Daß ihr uns heute nicht verschmaht,
Und unter dieses Volksgedrang',
Als ein so Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den schönsten Krug,
Den wir mit frischem Trunk gefullt,
Ich bring' ihn zu und wünsche laut,
Daß er nicht nur den Durst euch stillt;
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Faust.

Ich nehme den Erquickungs-Trank,
Erwiedr' euch allen Heil und Dank.

Das Volk sammelt sich im Kreis umher.

Alter Bauer.

Fürwahr es iſt ſehr wohlgethan,
Daß ihr am frohen Tag erſcheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
An böſen Tagen gut gemeint!
Gar mancher ſteht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel geſetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt geſund heraus;
Beſtandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Geſundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Fauſt.

Vor jenem droben ſteht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe ſchickt.

(Er geht mit Wagnern weiter.)

Wagner.

Welch ein Gefühl muß du, o großer Mann!
Bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O glücklich! wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.
Der Vater zeigt dich ſeinem Knaben,
Ein jeder fragt und drangt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,

Die Mützen fliegen in die Höh':
Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Faust.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unsrer Wandrung rasten.
Hier saß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann.
Der, in Gesellschaft von Adepten,
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzenei, die Patienten starben,

ind niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit hölliſchen Latwergen,
n dieſen Thalern, dieſen Bergen,
Veit ſchlimmer als die Peſt getobt.
ch habe ſelbſt den Gift an Tauſende gegeben,
ie welkten hin, ich muß erleben
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
but nicht ein braver Mann genug,
ie Kunſt, die man ihm übertrug,
ewiſſenhaft und pünktlich auszuüben.
Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrſt,
o wirſt du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wiſſenſchaft vermehrſt,
o kann dein Sohn zu höh'rem Ziel gelangen.

Fauſt.

glücklich! wer noch hoffen kann
us dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen.
as man nicht weiß, das eben brauchte man,
d was man weiß kann man nicht brauchen.
och laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut
urch ſolchen Trübſinn nicht verkümmern!
rachte wie in Abendſonne-Gluth
e grünumgebnen Hütten ſchimmern.
e ruckt und weicht, der Tag iſt überlebt,
rt eilt ſie hin und fördert neues Leben.
daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
r nach und immer nach zu ſtreben!
ſah' im ewigen Abendſtrahl
e ſtille Welt zu meinen Füßen,

Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwarmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht.
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flugeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwarts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flachen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Wagner.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden,
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternachte hold und schön,
Ein selig Leben warmet alle Glieder,

Und ach! entrollst du gar ein wurdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Faust.

Du bist dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Dust
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trug' er mich in fremde Länder.
Mir sollt' er um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel seyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die strömend sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfaltige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei, mit pfeilgespitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, sie heran,
Und nähren sich von deinen Lungen;
Wenn sie der Mittag aus der Wüste schickt,
Die Gluth auf Gluth um deinen Scheitel häufen,
So bringt der West den Schwarm, der erst erquickt,

Um dich und Feld und Aue zu erſaufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil ſie uns gern betrügen,
Sie ſtellen wie vom Himmel ſich geſandt,
Und lispeln engliſch, wenn ſie lügen.
Doch gehen wir! Ergraut iſt ſchon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend ſchätzt man erſt das Haus. —
Was ſtehſt du ſo und blickſt erſtaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung ſo ergreifen?

Fauſt.

Siehſt du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel ſtreifen?

Wagner.

Ich ſah ihn lange ſchon, nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betracht' ihn recht! Für was hältſt du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Fauſt.

Bemerkſt du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuſchung ſeyn.

Fauſt.

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um unſre Füße zieht.

Wagner.

Ich ſeh' ihn ungewiß und furchtſam uns umſpringen,
Weil er, ſtatt ſeines Herrn, zwei Unbekannte ſieht.

Fauſt.

Der Kreis wird eng, ſchon iſt er nah!

Wagner.

Du ſiehſt, ein Hund, und kein Geſpenſt iſt da.
Er knurrt und zweifelt, legt ſich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde-Brauch.

Fauſt.

Geſelle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es iſt ein pudelnärriſch Thier.
Du ſtehſt ſtill, er wartet auf;
Du ſprichſt ihn an, er ſtrebt an dir hinauf,
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Waſſer ſpringen.

Fauſt.

Du haſt wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geiſt, und alles iſt Dreſſur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen.
Ja deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er der Studenten trefflicher Scolar.

(Sie gehen in das Stadt-Thor.)

3. Studierzimmer.

Faust mit dem **Pudel** hereintretend.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die bess're Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Sey ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was schnoberst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich dir.
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns hast,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner stiller Gast.

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fangt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bachen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.

Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhöhnen
Was ſie nicht verſtehn,
Daß ſie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beſchwerlich iſt, murren;
Will es der Hund, wie ſie, bekurren?

Aber ach! ſchon fühl' ich, bei dem beſten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen.
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen,
Und wir wieder im Durſte liegen?
Davon hab' ich ſo viel Erfahrung.
Doch dieſer Mangel läßt ſich erſetzen,
Wir lernen das Ueberirdiſche ſchätzen,
Wir ſehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und ſchöner brennt,
Als in dem neuen Teſtament.
Mich drängt's den Grundtext aufzuſchlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutſch zu übertragen.
(Er ſchlägt ein Volum auf und ſchickt ſich an.)
Geſchrieben ſteht: „im Anfang war das Wort!"
Hier ſtock' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: im Anfang war die Kraft!

Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gastrecht auf,
Die Thür' ist offen, hast freien Lauf.
Aber was muß ich sehen!
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich ins Haus!
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß.
O! du bist mir gewiß!
Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut.

Geister auf dem Gange.

Drinnen gefangen ist einer!
Bleibet haußen, folg' ihm keiner.
Wie im Eisen der Fuchs
Zagt ein alter Höllenluchs

Aber gebt Acht!
Schwebet hin, schwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat sich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Faust.

Erst zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:
Salamander soll gluhen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen.

Wer sie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Ueber die Geister.

Verschwind' in Flammen
Salamander!
Rauschend fließe zusammen
Undene!
Leucht' in Meteoren-Schöne
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grinst mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du sollst mich hören
Stärker beschwören.

Bist du Geselle
Ein Flüchtling der Hölle:
So sieh dieß Zeichen!
Dem sie sich beugen
Die schwarzen Schaaren.

Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren.

Verworfnes Wesen!
Kannst du ihn lesen?
Den nie entsproßnen,
Unausgesprochnen,
Durch alle Himmel gegoßnen,
Freventlich durchstochnen?

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meisters Füßen!
Du siehst daß ich nicht vergebens drohe.
Ich versenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten!

Mephistopheles

tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholasticus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm? was steht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt.

Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolaſt? Der Caſus macht mich lachen.

Mephistopheles.

Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen.

Fauſt.

Wie nennſt du dich?

Mephistopheles.

Die Frage ſcheint mir klein
Für einen der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

Fauſt.

Bei euch, ihr Herrn, kann man das Weſen
Gewöhnlich aus dem Namen leſen,
Wo es ſich allzudeutlich weiſt,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer biſt du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Fauſt.

Was iſt mit dieſem Räthſelwort gemeint?

Mephistopheles.

Ich bin der Geiſt der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entſteht

Iſt werth daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer war's daß nichts entſtünde.
So iſt denn alles was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Fauſt.

Du nennſt dich einen Theil, und ſtehſt doch ganz vor mir?

Mephiſtopheles.

Beſcheidne Wahrheit ſprech' ich dir.
Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war,
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht,
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſo viel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's, die Körper macht es ſchön,
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Fauſt.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannſt im Großen nichts vernichten
Und fängſt es nun im Kleinen an.

Mephiſtopheles.

Und freilich iſt nicht viel damit gethan.
Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
So viel als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,

Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten;
Ich hatte nichts Apart's für mich.

Faust.

So schaust du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anders suche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephistopheles.

Wir wollen wirklich uns besinnen,
Die nächsten Male mehr davon!
Darf' ich wohl dießmal mich entfernen?

Faust.

Ich sehe nicht warum du fragst.
Ich habe jetzt dich kennen lernen,
Besuche nun mich wie du magst.
Hier ist das Fenster, hier die Thüre,
Ein Rauchfang ist dir auch gewiß.

Mephistopheles.

Gesteh' ich's nur! Daß ich hinausspaziere

Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle —

Faust.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Ei sage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein?
Wie ward ein solcher Geist betrogen?

Mephistopheles.

Beschaut es recht! es ist nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ist, wie du siehst, ein wenig offen.

Faust.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner warst denn du?
Das ist von ohngefähr gelungen!

Mephistopheles.

Der Pudel merkte nichts als er hereingesprungen,
Die Sache sieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Faust.

Doch warum gehst du nicht durchs Fenster?

Mephistopheles.

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte.

Faust.

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das find' ich gut, da ließe sich ein Pakt,
Und sicher wohl, mit euch, ihr Herren, schließen?

Mephistopheles.

Was man verspricht, das sollst du rein genießen,

Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen das zunächſt;
Doch jetzo bitt' ich, hoch und höchſt,
Für dieſes Mal mich zu entlaſſen.

Fauſt.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erſt gute Mähr zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück;
Dann magſt du nach Belieben fragen.

Fauſt.

Ich habe dir nicht nachgeſtellt,
Bin du doch ſelbſt ins Garn gegangen.
Den Teufel halte wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſobald zum zweiten Male fangen.

Mephiſtopheles.

Wenn dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, dir die Zeit
Durch meine Künſte würdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.

Auch dein Geruch wird sich ergetzen,
Dann wirst du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt sich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beisammen sind wir, fanget an!

Geister.

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Waren die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmlischer Söhne
Geistige Schone,
Schwankende Neigung
Schwebet vorüber,
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Lander,
Decken die Laube,
Wo sich fürs Leben
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!

Laſtende Traube
Stürzt ins Behalter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieſeln durch reine
Edle Geſteine,
Laſſen die Höhen
Hinter ſich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet ſich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inſeln entgegen,
Die ſich auf Wellen
Gauklend bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende ſchauen,
Die ſich im Freien
Alle zerſtreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere ſchwimmen
Ueber die Seen,
Andere ſchweben;
Alle zum Leben,

Alle zur Ferne,
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephistopheles.

Er schläft! So recht, ihr luft'gen zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingesungen!
Für dieß Concert bin ich in eurer Schuld.
Du bist noch nicht der Mann den Teufel fest zu halten!
Umgaukelt ihn mit süßen Traumgestalten,
Versenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieser Schwelle Zauber zu zerspalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beschwören,
Schon raschelt eine hier und wird sogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und diese Schwelle zu benagen,
So wie er sie mit Oel betupft —
Da kommst du schon hervorgehupft!
Nur frisch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie sitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, so ist's geschehn! —
Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn.

Faust (erwachend).

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entsprang?

4. Studierzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephistopheles.

Ich bin's.

Faust.

Herein!

Mephistopheles.

Du mußt es dreimal sagen.

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällst du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn dir die Grillen zu verjagen
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämten Kleide,
Das Mantelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen;
Damit du, losgebunden, frei,
Erfahrest was das Leben sey.

Faust.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu seyn.

Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Daseyn eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

Faust.

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeer'n um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.

O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Mephistopheles.

Und doch hat Jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht ausgetrunken.

Faust.

Das Spionieren, scheint's, ist deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewußt.

Faust.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sey dem Balsamsaft der Trauben!

Fluch jener höchſten Liebeshuld!
Fluch ſey der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geiſter-Chor unſichtbar.

Weh! weh!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In deinem Buſen baue ſie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephiſtopheles.

Dieß ſind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Luſt und Thaten
Altklug ſie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einſamkeit,

Wo Sinnen und Säfte ſtocken,
Wollen ſie dich locken.
Hör' auf mit reinem Gram zu ſpielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt;
Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Menſch mit Menſchen biſt.
Doch ſo iſt's nicht gemeint
Dich unter das Pack zu ſtoßen,
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willſt du, mit mir vereint,
Deine Schritte durchs Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen
Dein zu ſeyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geſelle
Und mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Fauſt.

Und was ſoll ich dagegen dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt du noch eine lange Friſt.

Fauſt.

Nein, nein! der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem Andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag was will und kann geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephistopheles.

In diesem Sinne kannst du's wagen.
Verbinde dich; du sollst, in diesen Tagen,
Mit Freuden meine Künste sehn,
Ich gebe dir was noch kein Mensch gesehn.

Faust.

Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,
Von deines Gleichen je gefaßt?
Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rothes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Aeugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
Der Ehre schöne Götterlust,
Die, wie ein Meteor, verschwindet.
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Mephistopheles.

Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht,
Mit solchen Schätzen kann ich dienen;
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen.

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen;
So sey es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles.

Top!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sey die Zeit für mich vorbei!

Mephistopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergessen.

Faust.

Dazu hast du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermessen.

Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen.

Mephistopheles.

Ich werde heute gleich, beim Doctorschmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — Um Lebens oder Sterbens willen,
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.

Faust.

Auch was Geschriebnes forderst du Pedant?
Hast du noch keinen Mann, nicht Manns-Wort bekannt?
Ist's nicht genug, daß mein gesprochnes Wort
Auf ewig soll mit meinen Tagen schalten?
Ras't nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich soll ein Versprechen halten?
Doch dieser Wahn ist uns ins Herz gelegt,
Wer mag sich gern davon befreien?
Beglückt wer Treue rein im Busen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beschrieben und bereitet,
Ist ein Gespenst, vor dem sich Alle scheuen.
Das Wort erstirbt schon in der Feder,
Die Herrschaft führen Wachs und Leder.
Was willst du böser Geist von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder schreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.

Mephistopheles.

Wie magst du deine Rednerei
Nur gleich so hitzig übertreiben?
Ist doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Fauſt.

Wenn dieß dir völlig Gnüge thut,
So mag es bei der Fratze bleiben.

Mephiſtopheles.

Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.

Fauſt.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bundniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch geblaht;
In deinen Rang gehor' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmaht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns gluhende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungnen Zauberhullen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Sturzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechſeln wie es kann;
Nur raſtlos bethatigt ſich der Mann.

Mephiſtopheles.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt's euch überall zu naſchen,
Im Fliehen etwas zu erhaſchen,
Bekomm' euch wohl, was euch ergetzt.
Nur greift mir zu und ſeyd nicht blode.

Faust.

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Mephistopheles.

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Faust.

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das laßt sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang',
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dacht', ihr ließet euch belehren.
Associirt euch mit einem Poeten.
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,

Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italianers feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Arglist zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte selbst solch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Faust.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?

Mephistopheles.

Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.

Faust.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephistopheles.

Mein guter Herr, ihr seht die Sachen,

Mephistopheles.

Der arme Knabe wartet lange;
Der darf nicht ungetröstet gehn.
Komm, gieb mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köstlich stehn.

(Er kleidet sich um.)

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;
Indessen mache dich zur schönen Fahrt bereit!

(Faust ab.)

Mephistopheles

(in Faust's langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben:
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hatt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und friſchem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern was Recht's hierauſſen lernen.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort;
In dieſen Mauern, dieſen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es iſt ein gar beſchränkter Raum,
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephiſtopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an,

Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Mephistopheles.

Da seyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir Behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeiertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedachtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,

Und nicht etwa, die Kreuz' und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sey.
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der tritt herein,
Und beweis't euch, es mußt' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Vierr' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verstehen.

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,

Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klaſſificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephiſtopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphyſik machen!
Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prachtig Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweimal ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der! den ihr belehrt.
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.

Mephiſtopheles.

Ich wünſchte nicht euch irre zu führen.
Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer den falſchen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei iſt's kaum zu unterſcheiden.
Am beſten iſt's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,

Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drei Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

Mephiſtopheles (vor ſich).

Ich bin des trocknen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.

(Laut.)

Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;

Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus Einem Punkte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unterm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drucken,
Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu sehn, wie fest geschnürt sie sey.

Schüler.

Das sieht schon besser aus! Man sieht doch wo und wie?

Mephistopheles.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich schwör' euch zu, mir ist's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beschweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephistopheles.

Was ich vermag, soll gern geschehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

Mephistopheles.

Sehr wohl.

(Er schreibt und giebt's.)

Schüler (lieſt).

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.)

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken,
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Mephiſtopheles.

Mein guter Freund, das wird ſich Alles geben;
Sobald du dir vertrauſt, ſobald weißt du zu leben.

Fauſt.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephiſtopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.

Du nimmſt bei dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieſer Erde.
Und ſind wir leicht, ſo geht es ſchnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

---

5. Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.

Froſch

(gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf).

Da haſt du beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt' es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer ſich entzweit!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreit
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl sprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederschallt,
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Frosch.

So recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Frosch.

Die Kehlen sind gestimmt.

(Singt.)

Das liebe, heil'ge Röm'sche Reich,
Wie hält's nur noch zusammen?

Brander.

Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht fürs Röm'sche Reich zu sorgen!
Ich halt' es wenigstens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiser oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag giebt, den Mann erhöht.

Frosch (singt).

Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehntausendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirst mir's nicht verwehren!

(Singt.)

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, singe, singe nur, und lob' und rühme sie!
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird sie's auch so machen.
Zum Liebsten sey ein Kobold ihr beschceert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schakern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleisch und Blut
Ist für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wissen,
Als ihr die Fenster eingeschmissen.

Brander (auf den Tisch schlagend).

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn gesteht, ich weiß zu leben;
Verliebte Leute sitzen hier,
Und diesen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Besten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neusten Schnitt!
Und singt den Rundreim kraftig mit!

(Er singt.)

Es war' eine Ratt' im Kellernest,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte sich ein Ränzlein angemäst't
Als wie der Doctor Luther.

Die Köchin hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng ihr in der Welt,
Als hatte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend).

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät' gar manchen Aengſtesprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hatt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch;
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſtehn wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er sieht in der geschwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Faust und Mephistopheles.

Mephistopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst wie leicht sich's leben laßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reise,
Man sieht's an ihrer wunderlichen Weise;
Sie sind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig du hast Recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

Siebel.

Für was siehst du die Fremden an?

Frosch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glase
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,

Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreier ſind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Froſch.

Gieb Acht, ich ſchraube ſie!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hatte!

Fauſt.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herr'n!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

(Leiſe, Mephiſtopheles von der Seite anſehend.)

Was! hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephiſtopheles.

Iſt es erlaubt, uns auch zu euch zu ſetzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Geſellſchaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr ſcheint ein ſehr verwöhnter Mann.

Froſch.

Ihr ſeyd wohl ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeiſ't?

Mephiſtopheles.

Heut ſind wir ihn vorbeigereiſ't!
Wir haben ihn das letzte Mal geſprochen.

Von seinen Vettern wußt' er viel zu sagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

(Er neigt sich gegen Frosch.)

Altmayer (leise).

Da hast du's! der versteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Frosch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn schon!

Mephistopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus singen?
Gewiß, Gesang muß trefflich hier
Von dieser Wölbung wiederklingen!

Frosch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephistopheles.

O nein! die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephistopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephistopheles.

Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.

(Singt.)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Froſch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh iſt mir ein ſaub'rer Gaſt.

Mephiſtopheles (ſingt).

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!

Brander.

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuſchärfen,
Daß er mir aufs genauſte mißt,
Und daß, ſo lieb ſein Kopf ihm iſt,
Die Hoſen keine Falten werfen!

Mephiſtopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern,
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof' auch große Herr'n.

Und Herr'n und Frau'n am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königin und die Zofe:
Geſtochen und genagt,

Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie zucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Frosch.

Bravo! Bravo! Das war schön!

Siebel.

So soll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt sie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephistopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bischen besser waren.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephistopheles.

Ich fürchte nur der Wirth beschweret sich;
Sonst gab' ich diesen werthen Gästen
Aus unserm Keller was zum Besten.

Siebel.

Nur immer her; ich nehm's auf mich.

Frosch.

Schafft ihr ein gutes Glas, so wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer (leise).

Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles

Schafft einen Bohrer an!

Brander.

Was soll mit dem geschehn?
Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles (nimmt den Bohrer).

(Zu Frosch.)

Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meint ihr das? Habt ihr so mancherlei?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem jeden frei.

Altmayer (zu Frosch).

Aha, du fängst schon an die Lippen abzulecken.

Frosch.

Gut! wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles,

(indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt).

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer (zu Frosch).

Ach das sind Taschenspielersachen.

Mephistopheles (zu Brander).

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner-Wein,
Und recht mouſſirend ſoll er ſeyn!

Mephiſtopheles

(bohrt; einer hat indeſſen die Wachspfropfen gemacht und verſtopft).

Brander.

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein echter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel,

(indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert).

Ich muß geſtehn, den ſauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten ſüßen!

Mephiſtopheles (bohrt).

Euch ſoll ſogleich Tokaier fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, ſeht mir ins Geſicht!
Ich ſeh' es ein, ihr habt uns nur zum Beſten.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! Mit ſolchen edlen Gaſten
Wär' es ein bischen viel gewagt.
Geſchwind! Nur grad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt.

(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind.)

Mephiſtopheles (mit ſeltſamen Gebärden).

Trauben trägt der Weinſtock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,

Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!

Alle,

(indem ſie die Pfropfen ziehen und jedem der verlangte Wein ins Glas läuft).

O ſchöner Brunnen, der uns fließt!

Mephiſtopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!

(Sie trinken wiederholt.)

Alle (ſingen).

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Mephiſtopheles.

Das Volk iſt frei, ſeht an, wie wohl's ihm geht!

Fauſt.

Ich hätte Luſt nun abzufahren.

Mephiſtopheles.

Gieb nur erſt Acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.

Siebel

(trinkt unvorſichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme).

Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!

Mephiſtopheles (die Flamme beſprechend).

Sey ruhig, freundlich Element!

(Zu den Geſellen.)

Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was soll das seyn? Wart! Ihr bezahlt es theuer!
Es scheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Frosch.

Laß Er uns das zum zweiten Male bleiben!

Altmayer.

Ich dächt', wir hießen ihn ganz sachte seitwärts gehn.

Siebel.

Was Herr? Er will sich unterstehn,
Und hier sein Hokuspokus treiben?

Mephistopheles.

Still, altes Weinfaß!

Siebel.

Besenstiel!
Du willst uns gar noch grob begegnen?

Brander.

Wart' nur! Es sollen Schläge regnen!

Altmayer

(zieht einen Pfropf aus dem Tisch, es springt ihm Feuer entgegen).

Ich brenn'! ich brenne!

Siebel.

Zauberei!
Stoßt zu! der Kerl ist vogelfrei!

(Sie ziehen die Messer und gehn auf Mephistopheles los.)

Mephistopheles (mit ernsthafter Geberde).

Falsch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

(Sie stehn erstaunt und sehn einander an.)

Altmayer.

Wo bin ich? Welches schöne Land?

Frosch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter diesem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faßt Siebeln bei der Nase. Die andern thun es wechselseitig und heben die Messer.)

Mephistopheles (wie oben).

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch wie der Teufel spaße.

(Er verschwindet mit Faust, die Gesellen fahren aus einander.)

Siebel.

Was giebt's?

Altmayer.

Wie?

Frosch.

War das deine Nase?

Brander (zu Siebel).

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich sinke nieder!

Frosch.

Nein, sagt mir nur, was ist geschehn?

Siebel.

Wo ist der Kerl? Wenn ich ihn spüre,
Er soll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn selbst hinaus zur Kellerthüre —

Auf einem Faſſe reiten ſehn — —
Es liegt mir bleiſchwer in den Füßen.
(Sich nach dem Laſter wendend.)
Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Froſch.

Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

---

6. Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedene Gestalten. Eine Meerkatze ſitzt bei dem Keſſel und ſchaumt ihn, und ſorgt daß er nicht überläuft. Der Meerkater mit den Jungen ist daneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Mir widerſteht das tolle Zauberweſen;
Verſprichſt du mir, ich ſoll geneſen,
In dieſem Wuſt von Raſerei?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und ſchafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?

Weh mir! wenn du nichts Beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen giebt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Capitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei, zu haben:
Begieb dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du erntest, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Faust.

Warum denn just das alte Weib!
Kannst du den Trank nicht selber brauen?

Mephistopheles.

Das wär' ein schöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tausend Brucken bauen.
Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bei dem Werke seyn.
Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles was dazu gehört
Es sind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat sie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblickend.)
Sieh, welch ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! das ist der Knecht!
(Zu den Thieren:)
Es scheint, die Frau ist nicht zu Hause?

Die Thiere.

Beim Schmause,
Aus dem Haus
Zum Schornstein hinaus!

Mephistopheles.

Wie lange pflegt sie wohl zu schwarmen?

Die Thiere.

So lange wir uns die Pfoten warmen.

Mephistopheles (zu Faust).

Wie findest du die zarten Thiere?

Faust.

So abgeschmackt als ich nur jemand sah!

Mephistopheles.

Nein, ein Discours wie dieser da,
Ist grade der, den ich am liebsten führe!

(Zu den Thieren:)

So sagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelsuppen.

Mephistopheles.

Da habt ihr ein groß Publikum.

Der Kater

(macht sich herbei und schmeichelt dem Mephistopheles.)

O würfle nur gleich
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephistopheles.

Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto setzen!

(Indessen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel gespielt und rollen sie hervor.)

Der Kater.

Das ist die Welt;
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Ist hohl inwendig.

Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig,
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Thon,
Es giebt Scherben.

Mephistopheles.

Was soll das Sieb?

Der Kater (holt es herunter).

Warst du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.

(Er läuft zur Katzin und läßt sie durchsehen.)

Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?

Mephistopheles (sich dem Feuer nähernd).

Und dieser Topf?

Kater und Kätzin.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!

Mephistopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier,
Und setz' dich in Sessel!

(Er nöthigt den Mephistopheles zu sitzen.)

Fauſt

(welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat).

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich ſie nur als wie im Nebel ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß ich an dieſem hingeſtreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende Bravo ſagt,
Da muß es was Geſcheidtes werden.
Für dießmal ſieh dich immer ſatt;
Ich weiß dir ſo ein Schätzchen auszuſpüren,
Und ſelig wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heimzuführen!

(Fauſt ſieht immerfort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in dem Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort zu ſprechen.)

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere

(welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine Krone mit großem Geſchrei).

O ſey doch ſo gut,

Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehn ungeschickt mit der Krone um und zerbrechen sie in zwei Stücke, mit welchen sie herumspringen.)

Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen!

Faust (gegen den Spiegel).

Weh mir! ich werde schier verrückt.

Mephistopheles (auf die Thiere deutend).

Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!

Faust (wie oben).

Mein Busen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geschwind!

Mephistopheles (in obiger Stellung).

Nun, wenigstens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten sind.

Der Kessel, welchen die Kätzin bisher außer Acht gelassen, fängt an überzulaufen; es entsteht eine große Flamme, welche zum Schornstein hinaus schlägt. **Die Hexe** kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrei herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!

(Faust und Mephistopheles erblickend.)

Was iſt das hier?
Wer ſeyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer ſchlich ſich ein?
Die Feuerpein
Euch ins Gebein!

(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel und ſprizt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.)

Mephiſtopheles

(welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt).

Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodei.

(Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.)

Erkennſt du mich? Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was halt mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!
Haſt du vorm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

Die Hexe

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind denn eure beiden Raben?

Mephiſtopheles.

Für dießmal kommſt du ſo davon;
Denn freilich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt du Horner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe (tanzend).

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang' ins Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wappen, das ich führe!

(Er macht eine unanſtändige Geberde.)

Die Hexe (lacht unmäßig).

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephistopheles (zu Faust).

Mein Freund, das lerne wohl verstehn!
Dieß ist die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun sagt, ihr Herren, was ihr schafft.

Mephistopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft,
Doch muß ich euch ums alt'ste bitten;
Die Jahre doppeln seine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mind'sten stinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.

(Leise.)

Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephistopheles.

Es ist ein guter Freund, dem es gedeihen soll;
Ich gönn' ihm gern das Beste deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, sprich deine Sprüche,
Und gieb ihm eine Tasse voll!

Die Hexe,

mit seltsamen Geberden, zieht einen Kreis und stellt wunderbare Sachen hinein; indessen fangen die Gläser an zu klingen, die Kessel zu tönen, und machen Musik. Zuletzt bringt sie ein großes Buch, stellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müssen. Sie winkt Fausten, zu ihr zu treten.)

Faust (zu Mephistopheles).

Sag mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,

Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ei, Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Fauſten in den Kreis zu treten.)

Die Hexe (mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buche zu declamiren).

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht:
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Hexen-Einmal-Eins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch:
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.

Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwatzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Die Hexe (fährt fort).

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

Mephistopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gieb deinen Trank herbei, und fülle
Die Schale rasch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieser Trunk nicht schaden:
Er ist ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

(mit vielen Ceremonien, schenkt den Trank in eine Schale; wie sie Faust an den Mund bringt, entsteht eine leichte Flamme).

Mephistopheles.

Nur frisch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Bist mit dem Teufel du und du,
Und willst dich vor der Flamme scheuen?

Die Hexe löst den Kreis. Faust tritt heraus.

Mephistopheles.

Nun frisch hinaus! Du darfst nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephistopheles (zur Hexe).

Und kann ich dir was zu Gefallen thun;
So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Die Hexe.

Hier ist ein Lied! wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besondre Wirkung spuren.

Mephistopheles (zu Faust).

Komm nur geschwind und laß dich führen;
Du mußt nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit innigem Ergetzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Faust.

Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!

Mephistopheles.

Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir sehn.

(Leise.)

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Faust. Margarete vorüber gehend.

Faust.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

(Sie macht sich los und ab.)

Faust.

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlagt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Mephistopheles tritt auf.

Faust.

Hör', du mußt mir die Dirne schaffen!

Mephistopheles.

Nun, welche?

Faust.

Sie ging just vorbei.

Mephistopheles.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frei;
Ich schlich mich hart am Stuhl vorbei,
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Faust.

Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.

Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
Und dünkelt ihm es war' kein Ehr'
Und Gunst die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.

Mein Herr Magister Lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht;
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles

Bedenk' was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuspuren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Mephiſtopheles.

Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur grade zu genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'.

Fauſt.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephiſtopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß.
Ich ſag' euch, mit dem ſchönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geſchwind.
Mit Sturm iſt da nichts einzunehmen;
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt.

Schaff' mir etwas vom Engelsſchatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſeyn;
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Faust.

Und soll sie sehn? sie haben?

Mephistopheles.

Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin seyn.
Indessen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunstkreis satt euch weiden.

Faust.

Können wir hin?

Mephistopheles.

Es ist noch zu früh.

Faust.

Sorg' du mir für ein Geschenk für sie.

(Ab.)

Mephistopheles.

Gleich schenken? Das ist brav! Da wird er reussiren!
Ich kenne manchen schönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz;
Ich muß ein bischen revidiren.

(Ab.)

---

9. Abend. 11 1.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete (ihre Zöpfe flechtend und aufbindend).

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus;

Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er war' auch sonst nicht so keck gewesen.

(Ab.)

Mephistopheles. Faust.

Mephistopheles.

Herein, ganz leise, nur herein!

Faust (nach einigem Stillschweigen).

Ich bitte dich, laß mich allein!

Mephistopheles (herumspürend).

Nicht jedes Mädchen hält so rein.

(Ab.)

Faust (rings aufschauend).

Willkommen süßer Dämmerschein!
Der du dieß Heiligthum durchwebst.
Ergreif mein Herz, du süße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung schmachtend lebst.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!

(Er wirft sich auf den ledernen Sessel am Bette.)

O nimm mich auf! der du die Vorwelt schon
Bei Freud' und Schmerz im offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an diesem Vaterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Christ,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Fülle und Ordnung um mich säuseln,
Der mutterlich dich täglich unterweis't,

Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen krauseln.
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!

(Er hebt einen Bettvorhang auf.)

Was faßt mich für ein Wonnegrauß!
Hier möcht' ich volle Stunden saumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie ſo klein!
Läg', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

Mephiſtopheles.

Geſchwind! ich ſeh' ſie unten kommen.

Fauſt.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephiſtopheles.

Hier iſt ein Käſtchen leidlich ſchwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,
Ich ſchwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind iſt Kind und Spiel iſt Spiel.

Fauſt.

Ich weiß nicht, ſoll ich?

Mephiſtopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüſternheit
Die liebe ſchöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh' zu ſparen.
Ich hoff' nicht, daß ihr geizig ſeyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —

(Er ſtellt das Käſtchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)

Nur fort! geſchwind! —
Um euch das ſüße junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und ihr ſeht drein,
Als ſolltet ihr in den Hörſaal hinein,
Als ſtünden grau leibhaftig vor euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort! — (Ab.)

Margarete (mit einer Lampe).

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie

(Sie macht das Fenſter auf.)

Und iſt doch eben ſo warm nicht drauſ'.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter kam' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer übern ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib'!

(Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auskleidet.)

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer,

Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.)

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hangt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl ich mach' es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel! Schau',
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

(Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.)

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drangt,
Am Golde hängt
Doch Alles. Ach wir Armen!

9. Spaziergang.

Fauſt in Gedanken auf und abgehend. Zu ihm **Mephiſtopheles.**

Mephiſtopheles.

Bei aller verſchmähten Liebe! Beim hölliſchen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Fauſt.

Was haſt? was kneipt dich denn ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah' ich in meinem Leben!

Mephiſtopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär'!

Fauſt.

Hat ſich dir was im Kopf verſchoben?
Dich kleidet's, wie ein Raſender zu toben!

Mephiſtopheles.

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeſchafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu ſchauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck da ſpürt ſie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief ſie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein ſchiefes Maul,

Ist halt, dacht' sie, ein geschenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos ist nicht der,
Der ihn so fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ sich den Anblick wohl behagen.
Er sprach: So ist man recht gesinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Faust.

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephistopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüsse war',
Versprach ihnen allen himmlischen Lohn —
Und sie waren sehr erbaut davon.

Faust.

Und Gretchen?

Mephistopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was sie will noch soll,
Denkt ans Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Faust.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geschmeid'!
Am ersten war ja so nicht viel.

Mephistopheles.

O ja, dem Herrn ist Alles Kinderspiel!

Faust.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarin.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brei,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephistopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

(Faust ab.)

Mephistopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

(Ab.)

---

11. Der Nachbarin Haus.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohlgethan!
Geht da stracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben

(Sie weint.)

Univ. Bibl. München

Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarete kommt.

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was ſoll's?

Margarete.

Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
Zu meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.

Das muß Sie nicht der Mutter ſagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach ſeh' Sie nur! ach ſchau' Sie nur!

Marthe (putzt ſie auf.)

O du glückſel'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gaſſen,
Noch in der Kirche mit ſehen laſſen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſre Freude dran;
Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt.

Ein Kettchen erſt, die Perle dann ins Ohr;
Die Mutter ſieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beiden Kaſtchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

(Es klopft.)

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter ſeyn?

Marthe (durchs Vorhängel guckend).

Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Bin ſo frei grad herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeihn erbeten.

(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)

Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles (leiſe zu ihr).

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt das genug;
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freiheit, die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe (laut).

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fraulein halt.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr iſt gar zu gut:
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.

ch, es iſt nicht der Schmuck allein;
ie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Sie freut mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

h wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
h hoffe Sie läßt mich's drum nicht büßen:
r Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.

t todt? das treue Herz! O weh!
ein Mann iſt tod! Ach ich vergeh'!

Margarete.

h! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

hört die traurige Geſchicht'!

Margarete.

h möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
ürde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.

eud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe

zählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.

liegt in Padua begraben
im heiligen Antonius,
einer wohlgeweihten Stätte
m ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

bt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.

Ja, eine Bitte, groß und ſchwer;
Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! Nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Sackels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſey's derweil' ein Galan.
's iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! Es giebt ſich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephistopheles.

Ich stand an seinem Sterbebette.
Es war was besser als von Mist,
Von halbverfaultem Stroh; allein er starb als Christ,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus hassen,
So mein Gewerb, mein Weib so zu verlassen!
Ach! die Erinnrung tödtet mich.
Vergäb' sie mir nur noch in diesem Leben! —

Marthe (weinend).

Der gute Mann! ich hab' ihm längst vergeben.

Mephistopheles.

Allein, weiß Gott! sie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephistopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, sprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erst Kinder, und dann Brot für sie zu schaffen,
Und Brot im allerweit'sten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden essen.

Marthe.

Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerei bei Tag und Nacht!

Mephistopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er sprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da bete' ich für Frau und Kinder brünstig;

Uns war denn auch der Himmel günſtig,
Daß unſer Schiff ein Türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie ſich's gebührte,
Mein wohlgemeß'nes Theil davon.

Marthe.

Ei wie? Ei wo? hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſtopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein ſchönes Fraulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpurte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
War' ich nun jetzt an eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr;
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern;
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Mephistopheles.

Nun, nun, so konnt' es gehn und stehen,
Wenn er euch ungefähr so viel
Von seiner Seite nachgesehen.
Ich schwör' euch zu, mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit euch den Ring!

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephistopheles (vor sich).

Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel selbst beim Wort.
(Zu Gretchen.)
Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.

Was meint der Herr damit?

Mephistopheles (vor sich).

Du gut's, unschuldig's Kind!
(Laut.)
Lebt wohl, ihr Frauu!

Margarete.

Lebt wohl!

Marthe.

O saat mir doch geschwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblattchen lesen.

Mephistopheles.

Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;

Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja!

Mephistopheles.

Und hier die Jungfrau ist auch da?
Ein braver Knab'! ist viel gereist,
Fräuleins alle Höflichkeit erweist.

Margarete.

Mußte vor dem Herren schamroth werden.

Mephistopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinterm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herr'n heut Abend warten.

---

11. Straße.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehen?

Mephistopheles.

Ah bravo! Find' ich euch in Feuer?
In kurzer Zeit ist Gretchen euer.
Heut Abend sollt' ihr sie bei Nachbar' Marthen sehn:
Das ist ein Weib wie auserlesen
Zum Kuppler- und Zigeunerwesen!

Faust.

So recht!

Mephistopheles.

Doch wird auch was von uns beachrt.

Faust.

Ein Dienst ist wohl des andern werth.

Mephistopheles.

Wir legen nur ein gultig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heilger Statte ruhn.

Faust.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müssen!

Mephistopheles.

Sancta Simplicitas! darum ist's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wissen.

Faust.

Wenn Er nichts Bessers hat, so ist der Plan zerrissen.

Mephistopheles.

O heil'ger Mann! Da war't ihr's nun!
Ist es das erste Mal in eurem Leben,
Daß ihr falsch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was sich d'rin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt ihr recht ins Innre geben,
Habt ihr davon, ihr müßt es grad gestehen,
So viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt!

Faust.

Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles

Ja, wenn mans nicht ein bischen tiefer wüßte.
Denn morgen wirst, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr schwören?

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles.

Gut und schön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch recht!

Faust.

Hör'! merk' dir dieß —
Ich bitte dich, und schone meine Lunge —
Wer recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm', ich hab des Schwatzens Ueberdruß,
Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muß.

12. Garten.

Margarete am Fauſtens Arm. Marthe mit Mephiſtopheles auf und ab ſpazierend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit furlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß ſolch erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhalt,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

(Er küßt ihre Hand.)

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr ſie nur küſſen?
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen muſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

(Beyde vorüber.)

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reiſt ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu ſtreifen;
Doch kömmt die böſe Zeit heran,

Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab zu ſchleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

Mephiſtopheles.

Mit Grauſen ſeh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

(Gehn vorüber.)

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit iſt euch gelaufig;
Allein ihr habt der Freunde haufig,
Sie ſind verſtandiger als ich bin.

Fauſt.

O Beſte! glaube, was man ſo verſtandig nennt,
Iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn.

Margarete.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken

Und nähen, und laufen früh und spat;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß sie just so sehr sich einzuschranken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage;
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernahm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Faust.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren,
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie sie damals lag,
Und sie erholte sich sehr langsam, nach und nach.
Da konnte sie nun nicht d'ran denken
Das arme Würmchen selbst zu tränken,
Und so erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Wasser; so ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Faust.

Du hast gewiß das reinste Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche schwere Stunden.

Des Kleinen Wiege stand zu Nacht
An meinem Bett', es durfte kaum sich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett' aufsteh'n,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage schon am Waschtrog stehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen,
Und immerfort wie heut so morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Die armen Weiber sind doch übel dran:
Ein Hagestolz ist schwerlich zu bekehren.

Mephistopheles.

Es käme nur auf eures Gleichen an,
Mich eines Bessern zu belehren.

Marthe.

Sagt grad, mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat sich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephistopheles.

Das Sprichwort sagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, sind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine, ob ihr niemals Lust bekommen?

Mephistopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte sagen: ward's nie Ernst in eurem Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.

(Gehn vorüber.)

Fauſt.

Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Saht ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeihſt die Freiheit, die ich nahm,
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

Margarete.

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn;
Es konnte niemand von mir Uebels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne grade hin zu handeln.
Geſteh' ich's doch! Ich wußte nicht was ſich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht böſ' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böſer werden konnte.

Fauſt.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laß einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.)

Faust.

Was soll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es soll nur ein Spiel.

Faust.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

(Sie zupft und murmelt.)

Faust.

Was murmelst Du?

Margarete (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Faust.

Du holdes Himmels-Angesicht!

Margarete (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

(Das letzte Blatt aufrupfend, mit holder Freude.)

Er liebt mich!

Faust.

Ja, mein Kind! Laß dieses Blumenwort
Dir Götter-Ausspruch seyn. Er liebt dich!
Verstehst du, was das heißt? Er liebt dich!

(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarete.

Mich überläuft's!

Faust.

O schaudre nicht! Laß diesen Blick,
Laß diesen Handedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig seyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung seyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

(drückt ihm die Hände, macht sich los und läuft weg. Er steht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr).

Marthe (kommend).

Die Nacht bricht an.

Mephistopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich bat' euch länger hier zu bleiben,
Allein es ist ein gar zu böser Ort.
Es ist als hatte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu schaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt ins Gered', wie man sich immer stellt.
Und unser Pärchen?

Mephistopheles.

Ist den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er scheint ihr gewogen.

Mephistopheles.

Und sie ihm auch. Das ist der Lauf der Welt.

13. Ein Gartenhäuschen.

Margarete springt herein, steckt sich hinter die Thür, hält die Fingerspitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Faust (kommt).

Ach Schelm, so neckst du mich!
Treff' ich dich!

(Er küßt sie.)

Margarete

(ihn fassend und den Kuß zurückgebend).

Bester Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephistopheles klopft an.

Faust (stampfend).

Wer da?

Mephistopheles.

Gut Freund!

Faust.

Ein Thier!

Mephistopheles.

Es ist wohl Zeit zu scheiden.

Marthe (kommt).

Ja, es ist spät, mein Herr.

Faust.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Faust.

Muß ich denn gehn?

Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarete.

Auf baldig Wiedersehn!

(Faust und Mephistopheles ab.)

Margarete.

lieber Gott! was so ein Mann
ht alles alles denken kann!
schämt nur steh' ich vor ihm da,
sag' zu allen Sachen ja.
n doch ein arm unwissend Kind,
greife nicht was er an mir find't.

(Ab.)

---

4. Wald und Höhle.

Faust allein.

abner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
rum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
in Angesicht im Feuer zugewendet.
bst mir die herrliche Natur zum Königreich,
ast, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
lt staunenden Besuch erlaubst du nur,
rgönnest mir in ihre tiefe Brust
e in den Busen eines Freund's zu schauen.
führst die Reihe der Lebendigen
r mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
n stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
d wenn der Sturm im Walde braus't und knarrt,
e Riesenfichte stürzend Nachbaraste

Und Nachbarſtämme quetſchend niederſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber; ſchweben mir
Von Felſenwanden, aus dem feuchten Buſch,
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So taumel' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun nun! ich laſſ' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,
Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefallt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hatt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und war' ich nicht, ſo war'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpazirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlürfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, würdeſt du es ahnen können,
Du wäreſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!

In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd und Himmel wonniglich umfassen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen lassen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
In stolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Geberde.)
Ich darf nicht sagen wie — zu schließen.

Faust.

Pfui über dich!

Mephistopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht gesittet pfui zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du bist schon wieder abgetrieben,
Und, wahrt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angst und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen sitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erst kam deine Liebeswuth übergeflossen,
Wie vom geschmolznen Schnee ein Bächlein übersteigt;
Du hast sie ihr ins Herz gegossen;

Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dunkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles (vor ſich).

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint, du ſeyſt entflohn,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Ums Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauſ'te?
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſ'te
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen!

Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn.

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh ein und tröſte ſie, du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeſchmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

15. Gretchens Stube. 1. 3.

Gretchen am Spinnrade allein.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lacheln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Handedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drangt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Fauſt.

Margarete.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarete.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du halt'ſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarete.

Das iſt nicht recht, man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarete.

Ach, wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sakramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?

Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarete.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen

Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' ſchon weh,
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarete.

Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Faust.

Es muß auch solche Kauze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit seines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür' herein,
Sieht er immer so spöttisch drein,
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frei, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu.

Faust.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir ins Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so seyn.

Faust.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Faust.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hangen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drangen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine ſchlief'!
Ich ließ die gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief:
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich war' gleich auf der Stelle todt!

Faust.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen! Drei Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Faust.

Wurd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Der Grasaff'! iſt er weg?

Fauſt.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephiſtopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff' es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Madels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Fauſt.

Du Ungeheuer ſiehſt nicht ein,
Wie dieſe treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr ſeligmachend iſt, ſich heilig quale,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll.

Mephiſtopheles.

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Fauſt.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr ſie weiß nicht wie,
Mein Maskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,

Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und **Lieschen** mit Krügen.

Lieschen.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch bethört.
Das ist das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie so?

Lieschen.

Es stinkt!
Sie füttert zwei, wenn sie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So ist's ihr endlich recht ergangen,
Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,

Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die erste seyn,
Curtesirt' ihr immer mit Pastetchen und Wein;
Bild't sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos sich nicht zu schamen
Geschenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geschleck';
Da ist denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar;
Wenn unser eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand sie bei ihrem Buhlen suß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwarts noch Lust genung,
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn,
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thur!

Gretchen (nach Hause gehend).

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmälen,
Wenn that ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

---

18. Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretchen

(ſteckt friſche Blumen in die Krüge).

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thranen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin Soldat. Gretchens Bruder.

Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Magdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt;
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und streiche lachelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und sage: Alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen schrieen: er hat Recht,
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!
Da saßen alle die Lober stumm.
Und nun! — ums Haar sich auszuraufen
Und an den Wanden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Nasenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen;
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?
Irr' ich nicht, es ſind ihrer zwei.
Iſt er's, gleich pack' ich ihn beim Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie von dem Fenſter dort der Sakriſtei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flammert
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſterniß drängt ringsum bei!
So ſieht's in meinem Buſen nächtig.

Mephiſtopheles.

Und mir iſt's wie dem Kätzlein ſchmächtig,
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leiſ' dann um die Mauer ſtreicht;
Mir iſt's ganz tugendlich dabei,
Ein bischen Diebsgelüſt, ein bischen Rammelei.
So ſpukt mir ſchon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Fauſt.

Rückt wohl der Schatz indeſſen in die Höh',
Den ich dort hinten flimmern ſeh'?

Mephiſtopheles.

Du kannſt die Freude bald erleben,
Das Keſſelchen herauszuheben.
Ich ſchielte neulich ſo hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephistopheles.

Ich sah dabei wohl so ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.

Mephistopheles.

Es sollt' euch eben nicht verdrießen
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören:
Ich sing' ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.

(Singt zur Zither.)

Was machst du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es seyn!
Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!

Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Leid',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin (zum zweiten).

Wen lockst du hier? beim Element!
Vermaledeiter Rattenfänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

Mephistopheles.

Die Zither ist entzwei! an der ist nichts zu halten.

Valentin.

Nun soll es an ein Schadelspalten!

Mephistopheles (zu Faust).

Herr Doctor nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Flederwisch!
Nur zugestoßen! Ich parire.

Valentin.

Parire den!

Mephistopheles.

Warum denn nicht?

Valentin.

Auch den!

Mephistopheles.

Gewiß!

Valentin.

Ich glaub' der Teufel ficht!
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephistopheles (zu Faust).

Stoß zu!

Valentin (fällt).

O weh!

Mephistopheles.

Nun ist der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden:
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenster).

Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenster).

Herbei ein Licht!

Marthe (wie oben).

Man schilt und rauft, man schreit und ficht.

Volk.

Da liegt schon einer todt!

Marthe (heraustretend).

Die Mörder sind sie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend).

Wer liegt hier?

Volk.

Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.

Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.

Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und balder noch gethan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!

(Alle treten um ihn.)

Mein Gretchen, ſieh! du biſt noch jung,
Biſt gar noch nicht geſcheidt genung,
Machſt deine Sachen ſchlecht.
Ich ſag' dir's im Vertrauen nur:
Du biſt doch nun einmal eine Hur';
So ſey's auch eben recht.

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! Was ſoll mir das?

Valentin.

Laß unſern Herr Gott aus dem Spaß.
Geſchehn iſt leider nun geſchehn,
Und wie es gehn kann, ſo wird's gehn.
Du fingſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erſt ein Duzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wachſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage bloß,
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tages Licht.

Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut',
Wie von einer angeſteckten Leichen,
Von dir, du Metze! ſeitab weichen.

Dir ſoll das Herz im Leib verzagen,
Wenn ſie dir in die Augen ſehn!
Sollſt keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn!
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finſtre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verſtecken,
Und wann dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſeyn vermaledeit!

Marthe.

Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Laſtrung auf euch laden?

Valentin.

Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du ſchandlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.

Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.

Ich ſage, laß die Thränen ſeyn!
Da du dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.

(Stirbt.)

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen unter vielem Volke. Böſer Geiſt hinter Gretchen.

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen,
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Miſſethat?
Bet'ſt du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberſchlief?
Auf deiner Schwelle weſſen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und ängſtigt dich und ſich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet seclum in favilla.

(Orgelton.)

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!
Die Graber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh',
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im Tiefſten löſte.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird ſo eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg dich! Sünd' und Schande

Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen!
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen

Nachbarin! Euer Fläſchchen! —
(Sie fällt in Ohnmacht.)

21 Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schirke und Elend.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Verlangſt du nicht nach einem Beſenſtiele?
Ich wünſchte mir den allerderbſten Bock.
Auf dieſem Weg ſind wir noch weit vom Ziele.

Faust.

So lang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's, daß man den Weg verkürzt!
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephistopheles.

Fürwahr ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit später Gluth heran,
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte,
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
Erlaub' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort seh' ich eins, das eben lustig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willst du so vergebens lodern?
Sey doch so gut und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, soll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur Zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.

Mephistopheles.

Ei! Ei! Er denkt's den Menschen nachzuahmen.

Geh' Er nur grad', ins Teufels Namen!
Sonſt blaſ' ich ihm ſein Flacker Leben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt, Mephiſtopheles, Irrlicht im Wechſelgeſang.

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rucken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bachlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher,
Kauz und Kibitz und der Häher,

Sind ſie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Geſtrauche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Maſern
Strecken ſie Polypenfaſern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuſe
Tauſendfarbig, ſchaarenweiſe,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärme-Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber ſag' mir, ob wir ſtehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles ſcheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Geſichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die ſich mehren, die ſich blähen.

Mephiſtopheles.

Faſſe wacker meinen Zipfel!
Hier iſt ſo ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Fauſt.

Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefen Schlünde

Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann bricht ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, ſich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau'! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet ſich die Felſenwand.

Mephiſtopheles.

Erleuchtet nicht zu dieſem Feſte
Herr Mammon prächtig den Palaſt?
Ein Glück daß du's geſehen haſt;
Ich ſpüre ſchon die ungeſtümen Gäſte.

Fauſt.

Wie raſ't die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlagen trifft ſie meinen Nacken!

Mephiſtopheles.

Du mußt des Felſens alte Rippen packen;
Sonſt ſtürzt ſie dich hinab in dieſer Schlunde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre wie's durch die Wälder kracht!
Aufgeſcheucht fliegen die Eulen.
Hör' es ſplittern die Säulen
Ewig grüner Paläſte.
Girren und Brechen der Aeſte,
Der Stamme mächtiges Dröhnen

Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock
Es f—t die Hexe, es st—t der Bock.

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebührt!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommst du her?

Stimme.

Ueber'n Ilsenstein!
Da guckt' ich der Eule ins Nest hinein.
Die macht' ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!

Was reit'ſt du ſo ſchnelle!

Stimme.

Mich hat ſie geſchunden,
Da ſieh nur die Wunden!

Hexen. Chor.

Der Weg iſt breit, der Weg iſt lang,
Was iſt das für ein toller Drang?
Die Gabel ſticht, der Beſen kratzt,
Das Kind erſtickt, die Mutter platzt.

Hexenmeiſter. Halbes Chor.

Wir ſchleichen wie die Schnecken im Haus,
Die Weiber alle ſind voraus.
Denn, geht es zu des Böſen Haus,
Das Weib hat tauſend Schritt voraus.

Andere Hälfte.

Wir nehmen das nicht ſo genau,
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben).

Kommt mit, kommt mit, vom Felſenſee!

Stimmen (von unten).

Wir möchten gerne mit in die Höh',
Wir waſchen und blank ſind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.

Es ſchweigt der Wind, es ruht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern,

Im Sauſen ſprüht das Zauber-Chor
Viel tauſend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten).

Halte! Halte!

Stimme (von oben).

Wer ruft da aus der Felſenſpalte?

Stimme (unten).

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreihundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich ware gern bei meines Gleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Beſen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute ſich nicht heben kann,
Iſt ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe (unten).

Ich tripple nach, ſo lange Zeit;
Wie ſind die Andern ſchon ſo weit!
Ich hab' zu Hauſe keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe giebt den Hexen Muth,
Ein Lumpen iſt zum Segel gut,
Ein gutes Schiff iſt jeder Trog;
Der fliegt nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So ſtreichet an dem Boden hin,

Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.
(Sie laſſen ſich nieder.)

Mephiſtopheles.

Das drängt und ſtößt, das ruſcht und klappert!
Das ziſcht und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur feſt an mir! ſonſt ſind wir gleich getrennt.
Wo biſt du?

Fauſt (in der Ferne).

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! ſüßer Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, faſſe mich! und nun, in Einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für meines Gleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſond'rem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht;
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur welche bunten Flammen!
Es iſt ein muntrer Klub beiſammen.
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Faust.

Doch droben möcht' ich lieber seyn!
Schon seh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort strömt die Menge zu dem Bösen;
Da muß sich manches Räthsel lösen.

Mephistopheles.

Doch manches Räthsel knüpft sich auch.
Laß du die große Welt nur sausen,
Wir wollen hier im Stillen hausen.
Es ist doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da seh' ich junge Herchen nackt und bloß,
Und alte, die sich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen;
Die Müh' ist klein, der Spaß ist groß.
Ich höre was von Instrumenten tönen!
Verflucht Geschnarr! Man muß sich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders seyn,
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich aufs neue.
Was sagst du, Freund? das ist kein kleiner Raum.
Da sieh nur hin! du siehst das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun sage mir, wo es was bessers giebt?

Faust.

Willst du dich nun, um uns hier einzuführen
Als Zaub'rer oder Teufel produziren?

Mephistopheles.

Zwar bin ich sehr gewohnt incognito zu gehn;
Doch laßt am Gallatag man seinen Orden sehn.

Ein Kniehand zeichnet mich nicht aus,
Doch ist der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehst du die Schnecke da? Sie kommt heran gekrochen;
Mit ihrem tastenden Gesicht
Hat sie mir schon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verlaugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! von Feuer gehen wir zu Feuer,
Ich bin der Werber und du bist der Freier.

(Zu einigen, die um verglimmende Kohlen sitzen.)

Ihr alten Herr'n, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hubsch in der Mitte fande,
Von Saus umzirkt und Jugendbraus;
Genug allein ist jeder ja zu Haus.

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch so viel für sie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Minister.

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht sollten;
Doch jetzo kehrt sich alles um und um,
Und eben da wir's fest erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von maßig klugem Inhalt lesen!

Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

Mephiſtopheles,

(der auf einmal ſehr alt erſcheint).

Zum jüngſten Tag fuhl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letzten Mal den Herenberg erſteige,
Und, weil mein Fäßchen trübe lauft,
So iſt die Welt auch auf der Neige.

Trödelhere.

Ihr Herren geht nicht ſo vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerkſam blickt nach meinen Waaren;
Es ſteht dahier gar mancherlei.
Und doch iſt nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut gefloſſen,
Kein Kelch, aus dem ſich nicht, in ganz geſunden Leib,
Verzehrend heißes Gift ergoſſen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Muhme! Sie verſteht mir ſchlecht die Zeiten,
Gethan, geſchehn! Geſchehn, gethan!
Verlegt ſie ſich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Fauſt.

Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß' ich mir das doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles.

Der ganze Strudel ſtrebt nach oben;
Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben.

Fauſt.

Wer iſt denn das?

Mephiſtopheles.

Betrachte ſie genau!
Lilith iſt das.

Fauſt.

Wer?

Mephiſtopheles.

Adams erſte Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren
Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt,
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſobald nicht wieder fahren.

Fauſt.

Da ſitzen zwei, die alte mit der jungen;
Die haben ſchon was rechts geſprungen!

Mephiſtopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz! nun komm! wir greifen zu.

Fauſt (mit der Jungen tanzend).

Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum;
Da ſah ich einen Apfelbaum,
Zwei ſchöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr ſehr
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt.

Mephistopheles (mit der Alten).

Einst hatt' ich einen wüsten Traum;
Da sah' ich einen gespaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich biete meinen besten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht scheut.

Proktophantasmist.

Verfluchtes Volk! was unterfieht ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewiesen,
Ein Geist steht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menschen gleich!

Die Schöne (tanzend).

Was will denn der auf unserm Ball?

Faust (tanzend).

Ei! der ist eben überall.
Was Andre tanzen muß er schatzen.
Kann er nicht jeden Schritt beschwatzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Das hieß er allenfalls noch gut;
Besonders wenn ihr ihn darum begrüßen solltet.

Proktophantasmist.

Ihr seyd noch immer da! Nein das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.

Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt
Und nie wird's rein, das iſt doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf uns hier zu ennuyiren!

Proktophantasmiſt.

Ich ſag's euch Geiſtern ins Geſicht,
Den Geiſtesdeſpotismus leid' ich nicht;
Mein Geiſt kann ihn nicht exerciren.

(Es wird fortgetanzt.)

Heut, ſeh' ich, will mir nichts gelingen;
Doch eine Reiſe nehm' ich immer mit
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephiſtopheles.

Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art wie er ſich ſoulagirt,
Und wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergetzen,
Iſt er von Geiſtern und von Geiſt curirt.

(Zu Fauſt, der aus dem Tanz getreten iſt.)

Was läſſeſt du das ſchöne Mädchen fahren?
Das dir zum Tanz ſo lieblich ſang.

Fauſt.

Ach! mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephiſtopheles.

Das iſt was rechts! Das nimmt man nicht genau;
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferſtunde?

Fauſt.

Dann ſah' ich —

Mephiſtopheles.

Was?

Fauſt.

Mephiſto, ſiehſt du dort
Ein blaſſes, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchiebt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit geſchloſſ'nen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.

Mephiſtopheles.

Laß das nur ſtehn! Dabei wird's niemand wohl.
Es iſt ein Zauberbild, iſt leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen iſt nicht gut;
Vom ſtarren Blick erſtarrt des Menſchen Blut,
Und er wird faſt in Stein verkehrt,
Von der Meduſe haſt du ja gehört.

Fauſt.

Fürwahr es ſind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand' nicht ſchloß.
Das iſt die Bruſt, die Gretchen mir geboten,
Das iſt der ſüße Leib, den ich genoß.

Mephiſtopheles.

Das iſt die Zauberei, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt ſie wie ſein Liebchen vor.

Fauſt.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von dieſem Blick nicht ſcheiden.
Wie ſonderbar muß dieſen ſchönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen ſchmücken',
Nicht breiter als ein Meſſerrücken!

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ich ſeh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen;
Denn Perſeus hat's ihr abgeſchlagen. —
Nur immer dieſe Luſt zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran,
Hier iſt's ſo luſtig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So ſeh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?

Servibilis.

Gleich fangt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von ſieben;
Soviel zu geben iſt allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geſchrieben,
Und Dilettanten ſpielen's auch.
Verzeiht, ihr Herrn, wenn ich verſchwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephiſtopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

22.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit.

Intermezzo.

Theatermeister.

Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das ist die ganze Scene!

Herold.

Daß die Hochzeit golden sey
Soll'n funfzig Jahr seyn vorüber;
Aber ist der Streit vorbei,
Das golden ist mir lieber.

Oberon.

Seyd ihr Geister wo ich bin,
So zeigt's in diesen Stunden;
König und die Königin,
Sie sind aufs neu verbunden.

Puck.

Kommt der Puck und dreht sich quer
Und schleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmlisch reinen Tönen;
Viele Fratzen lockt sein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten die ſich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn ſich zweie lieben ſollen,
Braucht man ſie nur zu ſcheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faßt ſie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

Orcheſter Tutti.

Fortissimo.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Mit ihren Anverwandten,
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ'
Das ſind die Muſikanten!

Solo.

Seht, da kommt der Dudelſack!
Es iſt die Seifenblaſe,
Hört den Schneckeſchnickeſchnack
Durch ſeine ſtumpfe Naſe.

Geiſt der ſich erſt bildet.

Spinnenfuß und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du trippelſt mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reiſender.
Iſt das nicht Masqueraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon den ſchönen Gott
Auch heute hier zu ſchauen!

Orthodox.
Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,
So iſt auch er ein Teufel.

Nordiſcher Künſtler.
Was ich ergreife das iſt heut
Fürwahr nur ſkizzenweiſe;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italian'ſchen Reiſe.

Puriſt.
Ach! mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht hier geludert!
Und von dem ganzen Herrenheer
Sind zweie nur gepudert.

Junge Herr.
Der Puder iſt ſo wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen;
Drum ſitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.
Wir haben zu viel Lebensart
Um hier mit euch zu maulen;
Doch hoff' ich, ſollt ihr jung und zart,
So wie ihr ſeyd, verfaulen.

Capellmeiſter.

Fliegenſchnauz' und Mückennas'
Umſchwarmt mir nicht die Nackte!
Froſch im Laub' und Grill' im Gras'
So bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne (nach der einen Seite).

Geſellſchaft wie man wünſchen kann.
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Junggeſellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollſten Leute.

Windfahne (nach der andern Seite).

Und thut ſich nicht der Boden auf
Sie alle zu verſchlingen,
So will ich mit bebendem Lauf
Gleich in die Hölle ſpringen.

Jenien.

Als Inſecten ſind wir da,
Mit kleinen ſcharfen Scheeren,
Satan, unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Henning.

Seht! wie ſie in gedrängter Schaar
Naiv zuſammen ſcherzen.
Am Ende ſagen ſie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Muſaget.

Ich mag in dieſem Heerdenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich dieſe wüſt' ich eh'r
Als Muſen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, faſſe meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutſche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reiſender.

Sagt wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten.
Er ſchnopert was er ſchnopern kann.
„Er ſpurt nach Jeſuiten.“

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen;
Darum ſeht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen.

Welthind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Iſt alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungeſtört! es ſind im Rohr
Die uniſonen Dommeln.

Tanzmeiſter.

Wie jeder doch die Beine lupft!
Sich wie er kann herauszieht!
Der Krumme ſpringt, der Plumpe hupft
Und fragt nicht wie es ausſieht.

Fideler.

Das haßt ſich ſchwer das Lumpenpack
Und gab' ſich gern das Reſtchen;
Es eint ſie hier der Dudelſack
Wie Orpheus Leier die Beſtien.

Dogmatiker.

Ich laſſe mich nicht irre ſchrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel:
Der Teufel muß doch etwas ſeyn;
Wie gab's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt dießmal gar zu herriſch;
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närriſch.

Realiſt.

Das Weſen iſt mir recht zur Qual
Und muß mich das verdrießen;
Ich ſtehe hier zum erſten Mal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit dieſen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeiſter.

Froſch im Laub' und Grill' im Graſ',
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Ihr ſeyd doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sansſouci ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen,
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt entſtanden;
Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glanzenden Galanten.

Sternſchnuppe.

Aus der Höhe ſchoß ich her
Im Stern- und Feuerſcheine,
Liege nun im Graſe quer,
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Maſſiven.

Platz und Platz! und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder,
Geiſter kommen, Geiſter auch
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht so maſtig auf
Wie Elephantenkalber,
Und der plumpſt' an dieſem Tag
Sey Puck der derbe ſelber.

Ariel.

Gab die liebende Natur
Gab der Geiſt euch Flugel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Roſenhügel!

Orcheſter.

Pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen ſich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles iſt zerſtoben.

Trüber Tag. Feld.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt, das holde unselige Geschöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätherischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht! — Steh nur, steh! Wälze die teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst du indeß in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und lässest sie hülflos verderben!

Mephistopheles.

Sie ist die erste nicht.

Faust.

Hund! abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füße zu kollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im

Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erſte nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elendes verſank, daß nicht das erſte genugthat für die Schuld aller übrigen in ſeiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieſer einzigen; du grinſeſt gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hin!

Mephiſtopheles.

Nun ſind wir ſchon wieder an der Gränze unſeres Witzes, da wo euch Menſchen der Sinn überſchnappt. Warum machſt du Gemeinſchaft mit uns, wenn du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen und biſt vorm Schwindel nicht ſicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Fauſt.

Fletſche deine gefräßigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir ekelt's! — Großer herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden, der ſich am Schaden weidet und an Verderben ſich letzt?

Mephiſtopheles.

Endigſt du?

Fauſt.

Rette ſie! oder weh dir! Den gräßlichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende!

Mephiſtopheles.

Ich kann die Bande des Rachers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. — Rette ſie! — Wer war's, der ſie ins Verderben ſtürzte? Ich oder du?

Fauſt (blickt wild umher).

Mephistopheles.

Greifst du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden erblichen nicht gegeben ward! Den unschuldig Entgegnenden zerschmettern, das ist so Tyrannen-Art sich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Faust.

Bringe mich hin! Sie soll frei seyn!

Mephistopheles.

Und die Gefahr, der du dich aussetzest? Wisse, noch liegt der Stadt Blutschuld von deiner Hand. Ueber des Erschlagenen Statte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, sag' ich, und befrei' sie!

Mephistopheles.

Ich führe dich und was ich thun kann, höre! Habe ich Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüssel und führe heraus mit Menschenhand. Ich wache! die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich.

Faust.

Auf und davon!

Nacht, offen Feld.

Faust, Mephistopheles, auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust.

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.

Weiß nicht was sie kochen und schaffen.

Faust.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.

Eine Hexenzunft.

Faust.

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.

Vorbei! Vorbei!

---

25 Hexen.

Faust, mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor einem eisernen Thürchen.

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst zu ihr zu gehen!
Du fürchtest sie wieder zu sehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

(Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.)

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;

Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Faust (aufschließend).

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauscht.

(Er tritt ein.)

Margarete (sich auf dem Lager verbergend).

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Faust (leise).

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete (sich vor ihn hinwälzend).

Bist du ein Mensch, so fühle meine Noth.

Faust.

Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schreien!

(Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.)

Margarete (auf den Knieen).

Wer hat dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genung?

(Sie steht auf.)

Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit;
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen!

Faust.

Werd' ich den Jammer überſtehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es dieſe ganze Nacht;
Sie nahmen mir's um mich zu kränken
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich! Es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt ſo,
Wer heißt ſie's deuten?

Faust (wirft ſich nieder).

Ein Liebender liegt dir zu Füßen
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarete (ſtürzt nieder zu ihm).

O laß uns knien die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!

Faust (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarete (aufmerkſam).

Das war des Freundes Stimme!

(Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.)

Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,

An seinem Busen liegen!
Er rief Gretchen! Er stand auf der Schwelle.
Mitten durchs Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teuflischen Hohn,
Erkannt' ich den süßen, den liebenden Ton.

Faust.

Ich bin's!

Margarete.

Du bist's! O sag' es noch einmal!
(Ihn fassend.)
Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon ist die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum ersten Male sah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Faust (fortstrebend).

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch so gern wo du weilest.
(Liebkosend.)

Faust.

Eile!
Wenn du nicht eilest,
Werden wir's theuer büßen müssen.

Margarete.

Wie? du kannst nicht mehr kussen?
Mein Freund, so kurz von mir entfernt,

Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt als wollteſt du mich erſticken.
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!

(Sie umfaßt ihn.)

O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

(Sie wendet ſich von ihm.)

Fauſt.

Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet).

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Fauſt.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Fauſt.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,

Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geschenkt?
Dir auch — Du bist's! ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es ist kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber sie ist feucht!
Wische sie ab! Wie mich däucht
Ist Blut dran.
Ach Gott! Was hast du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Faust.

Laß das Vergang'ne vergangen seyn,
Du bringst mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beschreiben,
Für die mußt du sorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Brust.
Niemand wird sonst bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu schmiegen
Das war ein süßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir ist's als müßt ich mich zu dir zwingen,
Als stießest du mich von dir zurück;
Und doch bist du's und blickst so gut, so fromm.

Faust.

Fühlst du daß ich es bin, so komm!

Margarete.

Dahinaus?

Faust.

Ins Freie.

Margarete.

Ist das Grab drauß',
Lauert der Tod, so komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Faust.

Du kannst! So wolle nur! Die Thür steht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es ist so elend betteln zu müssen,
Und noch dazu mit bösem Gewissen!
Es ist so elend in der Fremde schweifen,
Und sie werden mich doch ergreifen!

Faust.

Ich bleibe bei dir.

Margarete.

Geschwind! Geschwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links wo die Planke steht,

Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.

Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer,
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen;
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein,
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag niemand daß du ſchon bei Gretchen warſt.

Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Scharfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen).

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Margarete.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.

ein bin ich, Vater! Rette mich!
hr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
agert euch umher, mich zu bewahren!
einrich! Mir graut's vor dir.

Mephistopheles.

ie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).

Iſt gerettet!

Mephistopheles (zu Fauſt).

Her zu mir!

(Verſchwindet mit Fauſt.)

Stimme (von innen, verhallend).

einrich! Heinrich!

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Zwölfter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

Universitäts-
München
Bibliothek

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Zweiter Theil

in fünf Acten

(Vollendet im Sommer 1831.)

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1840.

Faust.

Zweiter Theil.

Erſter Act.

Anmuthige Gegend.

Fauſt auf blumigen Raſen gebettet, ermüdet, unruhig, ſchlafſuchend.

Dämmerung.

Geiſter-Kreis ſchwebend, bewegt, anmuthige kleine Geſtalten.

Ariel.

(Geſang von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet wo ſie helfen kann,
Ob er heilig? ob er böſe?
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umſchwebt im luft'gen Kreiſe
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe,
Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß;
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,

Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier sind die Pausen nachtiger Weile,
Nun ohne Säumen füllt sie freundlich aus.
Erst senkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk sind bald die krampferstarrten Glieder,
Wenn er gestärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

Chor.

(Einzeln, zu zweien und vielen, abwechselnd und gesammelt.)

Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verloschen sind die Stunden,
Hingeschwunden Schmerz und Glück;

Fühl' es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel ſchwellen,
Buſchen ſich zu Schatten-Ruh;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Säume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift;
Alles kann der Edle leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.

(Ungeheures Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geiſtes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſenthore knarren raſſelnd,
Phöbus Räder rollen praſſelnd;
Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer tiefer, ſtill zu wohnen,
In die Felſen, unters Laub;
Trifft es euch ſo ſeyd ihr taub.

Faust.

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Aetherische Dämm'rung milde zu begrüßen;
Du Erde warst auch diese Nacht beständig,
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kraftiges Beschließen,
Zum höchsten Daseyn immerfort zu streben. —
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen
Das später sich zu uns herunter wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gesendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen;
Sie tritt hervor! — und, leider schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;

Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſtehn betroffen,
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch ein Feuer!
Iſt's Lieb? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tauſend
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schaume ſauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiserliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaisers.

Trompeten.

Hofgesinde aller Art, prächtig gekleidet, tritt ein.

Der Kaiser gelangt auf den Thron; zu seiner Rechten der Astrolog.

Kaiser.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Versammelt aus der Nah' und Weite; —
Den Weisen seh' ich mir zur Seite,
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein andrer an die Stelle;
Gar köstlich ist er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft daß jeder stutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da ist er doch der kühne Thor!

Mephistopheles

(am Throne knieend).

Was ist verwünscht und stets willkommen?
Was ist ersehnt und stets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart gescholten und verklagt?
Wen darfst du nicht herbeiberufen,
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht sich deines Thrones Stufen?
Was hat sich selbst hinweggebannt?

Kaiser.

Für dießmal spare deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte,
Das ist die Sache dieser Herr'n. —
Da löse du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite;
Nimm seinen Platz und komm an meine Seite.

Mephistopheles

(steigt hinauf und stellt sich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun ist's ein Span —

Kaiser.

Und also ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr sammelt euch mit günstigem Sterne:
Da droben ist uns Glück und Heil geschrieben.
Doch sagt warum in diesen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entschlagen,

Schönbärte mummenſchänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan.

Kanzler

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen Schein,
Umgiebt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm dem Volk' es zu gewähren.
Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wühlet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet.
Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchalten,
Das Ungeſetz geſetzlich überwalten,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfalten.

Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indeſſen wogt, in grimmigem Schwalle
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.
Der darf auf Schand und Frevel pochen

Der auf Mitschuldigste sich stützt,
Und: Schuldig! hörst du ausgesprochen
Wo Unschuld nur sich selber schützt.
So will sich alle Welt zerstückeln,
Vernichtigen was sich gebührt;
Wie soll sich da der Sinn entwickeln
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgesinnter Mann
Neigt sich dem Schmeichler, dem Bestecher;
Ein Richter, der nicht strafen kann,
Gesellt sich endlich zum Verbrecher;
Ich malte schwarz, doch dichtern Flor
Zog' ich dem Bilde lieber vor.

(Pause.)

Entschlüsse sind nicht zu vermeiden,
Wenn Alle schadigen, Alle leiden,
Geht selbst die Majestät zu Raub.

Heermeister.

Wie tobt's in diesen wilden Tagen!
Ein jeder schlaat und wird erschlagen,
Und kurz Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter seinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felsennest,
Verschwuren sich uns auszudauern
Und halten ihre Kräfte fest.
Der Miethsoldat wird ungeduldig,
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,
Und waren wir ihm nichts mehr schuldig
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer was Alle wollten,
Der hat ins Wespennest gestört;

Das Reich, das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben, wüthend Hauſen,
Schon iſt die halbe Welt verthan;
Es ſind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt es ging' ihn irgend an.

Schatzmeiſter.

Wer wird auf Bundsgenoſſen pochen!
Subſidien die man uns verſprochen,
Wie Röhrenwaſſer bleiben aus.
Auch Herr, in deinen weiten Staaten
An wen iſt der Beſitz gerathen?
Wohin man kommt da hat ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zuſehen muß man wie er's treibt;
Wir haben ſo viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteien, wie ſie heißen,
Iſt heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen ſchelten oder preiſen,
Gleichgültig wurden Lieb' und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen ſich um auszuruhn!
Wer jetzt will ſeinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für ſich zu thun.
Die Goldespforten ſind verrammelt,
Ein jeder kratzt und ſcharrt und ſammelt
Und unſre Caſſen bleiben leer.

Marſchalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren;
Wir wollen alle Tage ſparen

Und brauchen alle Tage mehr,
Und täglich wächſt mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildſchweine, Hirſche, Haſen, Rehe,
Welſchhühner, Hühner, Gänſ' und Enten,
Die Deputate, ſichre Renten,
Sie gehen noch ſo ziemlich ein;
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn ſonſt im Keller Faß an Faß ſich häufte,
Der beſten Berg' und Jahreslaufte,
So ſchlurft unendliches Geſaufte
Der edlen Herr'n den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß ſein Lager auch verzapfen,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tiſche liegt der Schmaus.
Nun ſoll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verſchonen,
Der ſchafft Anticipationen,
Die ſpeiſen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfandet iſt der Pfühl im Bette,
Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen Brod.

Kaiſer

(nach einigem Nachdenken zu Mephiſtopheles).

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umherzuſchauen,
Dich und die deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majeſtät unweigerlich gebeut?
Bereite Macht Feindſeliges zerſtreut,
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand

Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil ſich vereinen,
Zur Finſterniß, wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — So lang' es geht —
Ich weiß ſchon — was dahinter ſteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen:
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich wer es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur- und Geiſteskraft.

Kanzler.

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deßhalb verbrennt man Atheiſten
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel:
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.
Uns nicht ſo! — Unſers alten Landen
Sind zwei Geſchlechter nur entſtanden,
Sie ſtützen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter:
Sie ſtehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelſinn verworr'ner Geiſter

Entwickelt ſich ein Widerſtand,
Die Ketzer ſind's! die Hexenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen,
Ihr habt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren ſind ſie nah verwandt.

Mephiſtopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiſer.

Dadurch ſind unſre Mängel nicht erledigt,
Was willſt du jetzt mit deiner Faſtenpredigt?
Ich habe ſatt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, ſo ſchaff es denn!

Mephiſtopheles.

Ich ſchaffe was ihr wollt und ſchaffe mehr;
Zwar iſt es leicht, doch iſt das Leichte ſchwer.
Es liegt ſchon da, doch um es zu erlangen
Das iſt die Kunſt, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckenslaufen,
Wo Menſchenfluthen Land und Volk erſaufen,
Wie der und der, ſo ſehr es ihn erſchreckte,
Sein Liebſtes da- und dortwohin verſteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und ſo fortan bis geſtern, ja bis heut.

Das alles liegt im Boden still begraben,
Der Boden iſt des Kaiſers, der ſoll's haben.

Schatzmeiſter.

Für einen Narren ſpricht er gar nicht ſchlecht,
Das iſt fürwahr des alten Kaiſers Recht.

Kanzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marſchalk.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein biſschen Unrecht haben.

Heermeiſter.

Der Narr iſt klug, verſpricht was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht woher es kommt.

Mephiſtopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier ſteht ein Mann! da! fragt den Aſtrologen.
In Kreiſ' um Kreiſe kennt er Stund' und Haus,
So ſage denn: wie ſieht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwei Schelme ſind's — Verſtehn ſich ſchon —
Narr und Phantaſt — So nah dem Thron —
Ein mattgeſungen — alt Gedicht —
Der Thor blaſ't ein — der Weiſe ſpricht —

Aſtrolog

(ſpricht. Mephiſtopheles bläſt ein).

Die Sonne ſelbſt ſie iſt ein lautres Gold,
Mercur der Bote dient um Gunſt und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als ſpat blickt ſie euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft,

Mars trifft er nicht, ſo dräut euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein,
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein,
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.
Ja, wenn zu Sol ſich Luna fein geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es heitre Welt;
Das Uebrige iſt alles zu erlangen:
Palaſte, Garten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag was unſer keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll uns das — Gedroſchner Spaß —
Calenderei — Chymiſterei —
Das hört' ich oft — Und falſch gehofft —
Und kommt er auch — So iſt's ein Gauch —

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie umher und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faſelt von Alraunen,
Der andre von dem ſchwarzen Hund.
Was ſoll es daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der ſichre Schritt verſagt.

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,

Und aus den unterſten Bezirken
Schmiegt ſich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entſchloſſen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das iſt Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach ſolchen Zeichen wäre hier
Das allerreichſte Schatzrevier.

Kaiſer.

Nur eilig! du entſchlüpfſt nicht wieder,
Erprobe deine Lügenſchaume,
Und zeig' uns gleich die edeln Räume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügſt, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügſt, zur Hölle ſenden!

Mephiſtopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden
Was überall beſitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle.
Erſchreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe ſind zu ſprengen,

In welchen Klüften, welchen Gangen
Muß ſich der Schatzbewußte drangen,
Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüſſeln, Tellern,
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt;
Pokale ſtehen aus Rubinen,
Und will er deren ſich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault iſt langſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.
Eſſenzen ſolcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhullen ſich mit Nacht und Graus.
Der Weiſe forſcht hier unverdroſſen,
Am Tag' erkennen das ſind Poſſen,
Im Finſtern ſind Myſterien zu Haus.

Kaiſer.

Die laſſ' ich dir! Was will das Düſtre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz ſind die Kühe, ſo die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Zieh' deinen Pflug, und ackre ſie ans Licht.

Mephiſtopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde goldner Kälber
Sie reißen ſich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,

Kannſt du dich ſelbſt, wirſt die Geliebte ſchmucken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgeſtein erhöht
Die Schönheit wie die Majeſtat.

Kaiſer.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange ſoll es währen!

Aſtrolog (wie oben).

Herr, mäßige ſolch dringendes Begehren!
Laß erſt vorbei das bunte Freudenſpiel;
Zerſtreutes Weſen führt uns nicht zum Ziel.
Erſt müſſen wir in Faſſung uns verſühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der ſey erſt gut;
Wer Freude will, beſänftige ſein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der ſtärke ſeinen Glauben.

Kaiſer.

So ſey die Zeit in Fröhlichkeit vertan!
Und ganz erwünſcht kommt Aſchermittwoch an.
Indeſſen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur luſtiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephiſtopheles.

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hatten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenschanz.

Herold.

Denkt nicht ihr seyd in deutschen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein heitres Fest erwartet euch.
Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich.
Der Kaiser, er, an heiligen Solen
Erbat sich erst das Recht zur Macht,
Und als er ging die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun sind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er ist darunter weise wie er kann.
Ich sehe schon wie sie sich schaaren,
Sich schwankend sondern, traulich paaren;
Zudringlich schließt sich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdrossen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttausend Possen,
Die Welt ein einz'ger großer Thor.

Gärtnerinnen.

(Gesang, begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen,
Schmückten wir uns diese Nacht,

Junge Florentinerinnen,
Folgten deutschen Hofes Pracht;

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken,
Spielen ihre Rollen hier.

Denn wir halten es verdienstlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unsere Blumen, glanzend künstlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefarbten Schnitzeln
Ward symmetrisch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich sind wir anzuschauen,
Gärtnerinnen und galant:
Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt.

Herold.

Laßt die reichen Körbe sehen
Die ihr auf den Häuptern traget,
Die sich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle was behaget.
Eilig! daß in Laub und Gängen
Sich ein Garten offenbare;
Würdig sind sie zu umdrangen
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen

Feilschet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde statt!
Und mit sinnig kurzem Worte
Wisse jeder was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.

Keinen Blumenflor beneid' ich,
Allen Widerstreit vermeid' ich;
Mir ist's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum sichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur;
Heute, hoff' ich, soll mir's glücken
Würdig schönes Haupt zu schmücken.

Aehrenkranz (golden).

Ceres Gaben, euch zu putzen,
Werden hold und lieblich stehn:
Das Erwünschteste dem Nutzen
Sey als eure Zierde schon.

Phantasiekranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur ist's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantasiestrauß.

Meinen Namen euch zu sagen
Würde Theophrast nicht wagen,
Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber mancher zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn sie mich ins Haar verflöchte,

Wenn sie sich entschließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Aufforderung.

Mögen bunte Phantasien
Für des Tages Mode blühen,
Wunderseltsam seyn gestaltet
Wie Natur sich nie entfaltet;
Grüne Stiele, goldne Glocken
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir

Rosenknospen

halten uns versteckt;
Glücklich, wer uns frisch entdeckt.
Wenn der Sommer sich verkündet,
Rosenknospe sich entzündet,
Wer mag solches Glück entbehren?
Das Versprechen, das Gewähren,
Das beherrscht, in Florens Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubgängen putzen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner.

(Gesang begleitet von Theorben.)

Blumen sehet ruhig sprießen,
Reizend euer Haupt umzieren;
Früchte wollen nicht verführen,
Kostend mag man sie genießen.

Bieten bräunliche Gesichter
Kirschen, Pfirschen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält sich Auge schlecht als Richter.

Kommt! von allerreifſten Früchten
Mit Geſchmack und Luſt zu ſpeiſen;
Ueber Roſen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Sey's erlaubt uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendflor,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter luſtigen Gewinden,
In geſchmückter Lauben Bucht,
Alles iſt zugleich zu finden:
Knoſpe, Blatter, Blume, Frucht.

(Unter Wechſelgeſang, begleitet von Guitarren und Theorben, fahren beide Chöre fort ihre Waaren ſtufenweis in die Höhe zu ſchmücken und auszubieten.)

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen als du kamſt an's Licht,
Schmückt' ich dich im Haubchen,
Warſt ſo lieblich von Geſicht
Und ſo zart am Leibchen.
Dachte dich ſogleich als Braut,
Gleich dem Reichſten angetraut,
Dachte dich als Weibchen.

Ach! nun iſt ſchon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Sponſirer bunte Schaar
Schnell vorbeigezogen;

Tanztest mit dem Einen flink,
Gabst dem Andern stillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Fest man auch ersann,
Ward umsonst begangen;
Pfänderspiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute sind die Narren los,
Liebchen öffne deinen Schooß,
Bleibt wohl einer hangen.

Gespielinnen

(jung und schön gesellen sich hinzu, ein vertrauliches Geplauder wird laut).

Fischer und Vogelsteller

(mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch sonstigem Geräthe, treten auf, mischen sich unter die schönen Kinder. Wechselseitige Versuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und festzuhalten, geben zu den angenehmsten Dialogen Gelegenheit).

Holzhauer

(treten ein ungestüm und ungeschlacht).

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Raume,
Wir fällen Bäume
Die krachend schlagen;
Und wenn wir tragen
Da giebt es Stöße.
Zu unserm Lobe
Bringt dieß ins Reine;
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,

Wie kamen Feine
Für ſich zu Stande,
So ſehr ſie wißten?
Deß ſeyd belehret;
Denn ihr erfröret
Wenn wir nicht ſchwißten.

Pulcinelle
(täppiſch, faſt tölpiſch).

Ihr ſeyd die Thoren
Gebückt geboren;
Wir ſind die Klugen
Die nie was trugen:
Denn unſre Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen
Einher zu laufen,
Gaffend zu ſtehen
Uns anzukrähen;
Auf ſolche Klange
Durch Drang und Menge
Aalgleich zu ſchlüpfen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns ſchelten,
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten
(ſchmeichelnd lauernd).

Ihr wackern Trager,
Und eure Schwager
Die Kohlenbrenner,
Sind unſre Männer;
Denn alles Bücken,
Bejah'ndes Nicken,
Gewundne Phraſen,
Das Doppelblaſen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet,
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gab' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brat's und prudelt's,
Da kocht's und ſtrudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fiſche;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tiſche.

Trunkener (aufgewacht).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich ſo krank und frei;

Frische Lust und heitre Lieder
Holt' ich selbst sie doch herbei.
Und so trink' ich! Trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Tinke, tinke!
Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, so ist's gethan.

Schrie mein Weibchen doch entrüstet,
Rümpfte diesem bunten Rock,
Und, wie sehr ich mich gebrüstet,
Schalt mich einen Maskenrock.
Doch ich trinke! Trinke, trinke!
Angeklungen! Tinke, tinke!
Maskenröcke stoßet an!
Wenn es klingt, so ist's gethan.

Saget nicht daß ich verirrt bin,
Bin ich doch wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich! Trinke, trinke!
Auf ihr Andern! Tinke, tinke!
Jeder jedem! so fortan!
Dünkt mich's doch es sey gethan.

Wie und wo ich mich vergnüge
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger stehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Toastet frisch ein Tinke, Tinke!

Sitzet feſt auf Bank und Span,
Unterm Tiſch Dem iſt's gethan.

Der Herold

(kündigt verſchiedene Poeten an. Natürlichter, Hof- und Reimſänger, zärtliche ſo wie Enthuſiaſten. Im Gedränge der Menſchen aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen. Einer fällt mit wenigen Worten herein.)

Satyriker.

Wißt ihr was mich Poeten
Erſt recht erfreuen ſollte?
Dürft' ich ſingen und reden
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabdichter laſſen ihn ausſprechen, weil es ja eben im intereſſanteſten Geſpräch mit einem ſtockfinſtern Damonen begriffen ſeyen, woraus eine neue Dichtart ſich entwickeln könnte; der Herold muß es gelten laſſen und ſich mit ihnen die geiſtliche Wetterfahne hervor, die, ſelbſt in moderner Tracht, weiter Chevalier nach Gefallen verſtellt.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir ins Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth ins Empfangen,
Lieblich iſt's den Wunſch erlangen.

Euphrosyne.

Und in ſtiller Tage Schranken
Höchſt anmuthig ſey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich die älteste zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu ſinnen
Giebt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich ſey
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſey
Wird der kluge Finger ſchlichten.

Wolltet ihr bei Luſt und Tanzen
Allzu üppig euch erweiſen,
Denkt an dieſes Fadens Granzen,
Hütet euch! er möchte reißen!

Klotho.

Wißt! in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luſt,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugend-Walten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten
Scheere ſteckt im Futteral.

Und so bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich diesem Ort;
Ihr in diesen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lachesis.

Mir, die ich allein verständig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weise, stets lebendig,
Hat noch nie sich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weisen,
Jeden lenk' ich seine Bahn,
Keinen lass' ich überschweifen,
Füg' er sich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergessen
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre messen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen werdet ihr nicht kennen,
Wär't ihr noch so gelehrt in alten Schriften;
Sie anzusehn, die so viel Uebel stiften,
Ihr würdet sie willkommne Gäste nennen.

Die Furien sind es, niemand wird uns glauben,
Hübsch, wohlgestaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch mit ihnen ein, ihr sollt erfahren
Wie schlangenhaft verletzen solche Tauben.

Zwar sind sie tückisch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr sich rühmet seiner Mängel,

Auch ſie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen ſich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir ſind hubſch und jung und Schmeichelkatzchen;
Hat einer unter euch ein Liebe-Schatzchen,
Wir werden ihm ſo lang' die Ohren trauen,

Bis wir ihm ſagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß ſie zugleich auch Dem und Jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und wenn ſie ſeine Braut iſt, gar nichts tauge.

So wiſſen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat ſogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verachtliches von ihr zu Der geſprochen!
Verſöhnt man ſich ſo bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das iſt nur Spaß! denn, ſind ſie erſt verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das ſchönſte Glück durch Grille zu vergallen;
Der Menſch iſt ungleich, ungleich ſind die Stunden.
Und niemand hat Erwünſchtes feſt in Armen,
Der ſich nicht nach Erwünſchterm thörig ſehnte,
Vom höchſten Glück, woran er ſich gewöhnte;
Die Sonne flieht er, will den Froſt erwarmen.

Mit dieſem allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unſeliges auszuſtreuen,
Verderbe ſo das Menſchenvolk in Paaren.

Eisiphone.

Gift und Dolch, statt böser Zungen,
Misch' ich, schärf' ich dem Verräther;
Liebst du andre, früher, später
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Gischt und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln,
Wie er es beging', er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben!
Felsen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwiedert: Rache!
Und wer wechselt, soll nicht leben.

Herold.

Belieb' es euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt ist nicht von eures Gleichen.
Ihr seht wie sich ein Berg herangedrangt,
Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt;
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüssel.
Im Nacken sitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt sie ihn genau;
Die andre drobenstehend herrlich hehr
Umgiebt ein Glanz der blendet mich zu sehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu schauen;
Die eine wünscht, die andre fühlt sich frei,
Verkünde jede wer sie sey.

Furcht.

Dunstige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dämmern durchs verworrne Fest,
Zwischen diese Truggesichter
Bannt mich, ach! die Kette fest.

Fort, ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinsen giebt Verdacht;
Alle meine Widersacher
Drängen mich in dieser Nacht.

Hier! ein Freund ist Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich schon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt schleicht er davon.

Ach wie gern in jeder Richtung
Floh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Halt mich zwischen Dunst und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrüßt, ihr lieben Schwestern!
Habt ihr euch schon heut und gestern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelscheine
Uns nicht sonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen
Ganz nach unserm eignen Willen,
Bald gesellig, bald alleine,
Frei durch schöne Fluren wandeln,

Nach Belieben ruhn und handeln
Und in sorgenfreiem Leben,
Nie entbehren, stets erstreben.
Ueberall willkommne Gäste
Treten wir getrost hinein:
Sicherlich es muß das Beste
Irgendwo zu finden seyn.

Klugheit.

Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angefettet
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr seyd gerettet!

Den lebendigen Colossen
Führ' ich, seht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdrossen
Schritt vor Schritt auf steilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit bebenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerseits sich hinzuwenden.

Rings umgiebt sie Glanz und Gloria
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und sie nennet sich Victoria,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Thersites.

Hu! Hu! da komm ich eben recht,
Ich schelt' euch allzusammen schlecht!

Doch was ich mir zum Ziel erſah
Iſt oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dunkt ſich wohl ſie ſey ein Aar,
Und wo ſie ſich nur hingewandt
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt
Es mich ſogleich in Harniſch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade ſchief,
Das ganz allein macht mich geſund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich!
Da krümm' und winde dich ſogleich! —
Wie ſich die Doppelzweragegeſtalt
So ſchnell zum ekken Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ei,
Das blaht ſich auf und platzt entzwei;
Nun fallt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre ſchwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte ſeyn.

Gemurmel.

Friſch! dahinten tanzt man ſchon —
Nein! ich wollt' ich wär' davon —
Fühlſt du, wie uns das umflicht,
Das geſpenſtiſche Gezücht?

Sauſt' es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner iſt von uns verletzt —
Alle doch in Furcht geſetzt —
Ganz verdorben iſt der Spaß —
Und die Beſtien wollten das.

Herold

Seit mir ſind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wach' ich ernſtlich an der Pforte,
Daß euch hier am luſtigen Orte
Nichts Verderbliches erſchleiche;
Weder wanke, weder weiche.
Doch ich fürchte, durch die Fenſter
Ziehen luſtige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereien
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte ſich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten ſtrömt es mächtig.
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht ich amtsgemäß entfalten;
Aber was nicht zu begreifen
Wüßt' ich auch nicht zu erklären,
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge ſchweifen?
Vierbeſpannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge;
Farbig glitzert's in der Ferne,

Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne
Schnaubt's heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! mich ſchaudert's!

Knabe (Wagenlenker).

Halt!

Roſſe hemmet eure Flügel,
Zübiet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch wie ich euch meiſtre,
Rauſchet hin wenn ich begeiſtre —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie ſie ſich mehren
Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe.
Herold auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu ſchildern, uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien
Und ſo ſollteſt du uns kennen.

Herold.

Wußte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehn:
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwuchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das laßt sich hören! fahre fort,
Erfinde dir des Rathsels heitres Wort.

Herold.

Der Augen schwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpursaum und Stickerrand!
Man könnte dich ein Mädchen schelten;
Doch wurdest du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo schon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieser, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.

Er scheint ein König, reich und milde,
Wohl dem, der seine Gunst erlangt!
Er hat nichts weiter zu erstreben;
Wo's irgend fehlte, spahr sein Blick,
Und seine reine Lust zu geben
Ist größer als Besitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hiebei darfst du nicht stehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beschreiben.

Herold.

Das Würdige beschreibt sich matt.
Doch das gesunde Mondgesicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen;

Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was soll ich von dem Anstand sagen?
Als Herrscher scheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derselbe kommt in Prunk daher,
Der hohe Kaiser wünscht ihn sehr.

Herold.

Sag' von dir selber auch das Was und Wie?

Knabe Lenker.

Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Und ich bin unermeßlich reich
Und schaffe mich dem Plutus gleich,
Belebe und schmück' ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen steht dir gar zu schön,
Doch laß uns deine Künste sehn.

Knabe Lenker.

Hier seht mich nur ein Schnippchen schlagen,
Schon glänzt's und glißerts um den Wagen.
Da springt eine Perlenschnur hervor.

(Immerfort umherschnippend.)

Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
Zu Ringen köstlichstes Juwel;
Auch Flämmchen spend' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode ſchnippt er wie im Traum,
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Pfiffe:
Was einer noch ſo emſig griffe
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn.
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löſ't ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand,
Er wirft ſie weg der arme Tropf,
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm ſo viel verheißt,
Und nur verleiht was golden gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen
Sind Herolds Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch dür' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.

(Zu Plutus gewendet.)

Haſt du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leiteſt?
Bin ich nicht da wohin du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?

Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig iſt daß ich dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umher geſandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angeſprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem halt ſich's, dem entſchlüpft's,
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weiber Gehlatſch.

Da droben auf dem Viergeſpann
Das iſt gewiß ein Charlatan;
Gekanzt da hintendrauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt,
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht wenn man ihn zwickt.

Der Allgemeine.

Vom Leibe mir eines Weibes gekommen!
Ich weiß dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verstand,
Da hieß ich Avaritia;
Da stand es gut um unser Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!
Ich eiferte für Riß' und Schrein;
Was sollte wohl gar ein Laster sein!
Doch als in allerneusten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu sparen,
Und, wie ein jeder böse Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden,
Wo er nur hinsieht da sind Schulden;
Sie wendet's, kann sie was erspulen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch speis't sie besser, trinkt noch mehr
Mit der Spensirer leidigem Heer;
Das steigert mir des Goldes Reiz:
Bin männlichen Geschlechts, der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Ist's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Manner aufzureizen,
Sie sind schon unbequem genug.

Weiber in Masse.

Der Strohmann! Reißt ihm eine Schlappe!
Was will das Mannerheft uns drau'n?
Wir sollen seine Fratze hau'n!

Die Drachen ſind von Holz und Pappe,
Fritz an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht wie die grimmen Ungeſtalten,
Bewegt im raſch gewonnenen Raum,
Das Doppel-Flügelpaar entfalten!
Entrüſtet ſchütteln ſich der Drachen
Umſchuppte, feuerſpeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein iſt der Platz.

(Plutus ſteigt vom Wagen.)

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren ſich;
Die Kiſte haben ſie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen,
Sie ſteht zu ſeinen Füßen da:
Ein Wunder iſt es wie's geſchah.

Plutus (zum Lenker).

Nun biſt du los der allzulaſtigen Schwere,
Biſt frei und frank, nun friſch zu deiner Sphäre!
Hier iſt ſie nicht! Verworren, ſchackig, wild
Umdrangt uns hier ein frauenhaft Gebild.
Nur wo du klar ins holde Klare ſchauſt,
Dir angehörſt und dir allein vertrauſt,
Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit! — Da ſchaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgeſandten,
So lieb' ich dich als nächſten Anverwandten.

Wo du verweilst ist Fülle, wo ich bin
Fuhlt jeder sich im herrlichsten Gewinn;
Auch schwankt er oft im widersinnigen Leben:
Soll er sich dir? soll er sich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten,
Ich athme nur, und schon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnst mir ja mein Glück;
Doch lisple leis' und gleich bin ich zurück.

(Ab wie er kam.)

Plutus.

Nun ist es Zeit die Schätze zu entfesseln!
Die Schlösser treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut sich auf! schaut her! in ehrnen Kesseln
Entwickelt sich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächst der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es schwillt und droht ihn schmelzend zu verschlingen.

Wechselgeschrei der Menge.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiste bis zum Rande füllt. —
Gefäße goldne schmelzen sich,
Gemünzte Rollen walzen sich, —
Ducaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Busen regt —
Wie schau' ich alle mein Begehr!
Da kollern sie am Boden her. —
Man bietet's euch, benutzt's nur gleich,
Und buckt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüstig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Besitz.

Herold.

Was soll's, ihr Thoren? soll mir das?
Es ist ja nur ein Maskenspaß.
Heut Abend wird nicht mehr beachtet;
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in diesem Spiel
Selbst Rechenpfennige zu viel.
Ihr Tappischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit seyn.
Was soll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieses Volk mir aus dem Feld!

Plutus.

Dein Stab ist wohl dazu bereit,
Verleih ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn rasch in Sud und Gluth. —
Nun! Masken seyd auf eurer Hut.
Wie's blitzt und platzt, in Funken sprüht!
Der Stab schon ist er angeglüht.
Wer sich zu nah herangedrangt
Ist unbarmherzig gleich versengt —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geschrei und Gedräng.

O weh! Es ist um uns gethan. —
Entfliehe wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück, du Hintermann! —
Mir sprüht es heiß in's Angesicht. —
Mich druckt des glühenden Stabs Gewicht —
Verloren sind wir all und all. —
Zurück, zurück, du Maskenschwall!

Zurück, zurück, unsinniger Wand —
O! hätt' ich Flügel, flög' ich auf —

Plutus.

Schon ist der Kreis zurückgedrängt
Und niemand, glaub' ich, ist verkürzt.
Die Menge weicht,
Sie ist verscheucht. —
Doch solcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unsichtbares Band.

Herold.

Du hast ein herrlich Werk vollbracht,
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es droht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich diesen Kreis beschauen;
Denn immerfort sind vornen an die Frauen
Wo's was zu gaffen, was zu naschen giebt.
Noch bin ich nicht so völlig eingeroſtet!
Ein schönes Weib ist immer schön;
Und heute, weil es mich nichts kostet,
So wollen wir getrost spionîren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Versuch' ich klug und hoff' es soll mir glücken,
Mich pantomimisch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Geberde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwanz bemühn.

Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dieß Metall läßt ſich in alles wandeln.

Herold.

Was ſanat der an, der magre Thor!
Hat ſo ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig,
Ihm wird es untern Händen weich;
Wie er es drückt und wie es ballt
Bleibt's immer doch nur ungeſtalt.
Er wendet ſich zu den Weibern dort,
Sie ſchreien alle, möchten fort,
Geberden ſich gar widerwärtig;
Der Schalk erweiſ't ſich übelfertig.
Ich fürchte daß er ſich ergetzt
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht ſchweigſam bleiben,
Gieb meinen Stab ihn zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht,
Laß ihn die Narrentheidung treiben,
Ihm wird kein Raum für ſeine Poſſen bleiben;
Geſetz iſt mächtig, mächtiger iſt die Noth.

Getümmel und Geſang.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldesthal,
Unwiderſtehlich ſchreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wiſſen doch was keiner weiß
Und drangen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan!

Zuſammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß,
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das Wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar
Im luſtigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar,
Ein feines zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor,
Ein ſtumpfes Näschen, ein breit Geſicht,
Das ſchadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die ſchönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſeyn.
Und gemſenartig auf Bergeshöhn
Beluſtigt er ſich umherzuziehn.
In Freiheitsluft erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,

Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen sie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungestört,
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern sich Paar und Paar;
Im moosigen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt sich's durch einander schnell,
Wo jedes für sich selber schafft,
Wie Leuchtameisen wimmelhaft;
Und wuselt emsig hin und her,
Beschäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge schröpfen wir,
Aus vollen Adern schöpfen wir;
Metalle stürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getrost: Glück auf! Glück auf!
Das ist von Grund aus wohlgemeint,
Wir sind der guten Menschen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man stehlen und kuppeln mag;
Nicht Eisen fehle dem stolzen Mann
Der allgemeinen Mord ersann.
Und wer die drei Gebot verachtt
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles ist nicht unsre Schuld,
Drum habt sofort wie wir Geduld.

Riesen.

Die wilden Männer sind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt;
Natürlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen sämmtlich riesenhaft.
Den Fichtenstamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulstig Band,
Den derbsten Schurz von Zweig und Blatt:
Leibwache wie der Papst nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umschließen den großen Pan.)

Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgestellt
Im großen Pan.
Ihr Heitersten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umschwebet ihn;
Denn weil er ernst und gut dabei,
So will er daß man fröhlich sey.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er sich beständig wach;
Doch rieseln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage schlaft
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Gesunder Pflanzen Balsamduft
Erfüllt die schweigsam stille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter seyn
Und wo sie stand da schlaft sie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber seine Stimm' erschallt,

Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann Niemand weiß wo ein noch aus,
Zerstreut sich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen
(an den großen Pan).

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte streicht,
Nur der klugen Wünschelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytisch unser Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilst du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hienieden
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verspricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagst du zu vollenden,
Nimm es, Herr, in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus (zum Gnomen).

Wir müssen uns im hohen Sinne fassen
Und was geschieht getrost geschehen lassen,
Du bist ja sonst des stärksten Muthes voll.

Nun wird sich gleich ein Gräulichstes ereignen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt leugnen,
Du schreib' es treulich in dein Protocoll.

Herold

(den Stab anfassend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle sacht heran;
Sie siedet auf vom tiefsten Schlund,
Dann sinkt sie wieder hinab zum Grund,
Und finster steht der offne Mund;
Walt wieder auf in Gluth und Sud,
Der große Pan steht wohlgemuth,
Freut sich des wundersamen Dings,
Und Perlenschaum sprüht rechts und links.
Wie mag er solchen Wesen traun?
Er bückt sich tief hinein zu schaun. —
Nun aber fällt sein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl seyn?
Die Hand verbirgt es unserm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeschick,
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Brust,
Zu Leiden wandelt sich die Lust. —
Zu löschen läuft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei,
Und wie es patscht und wie es schlagt
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflochten in das Element
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber hör' ich wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!

O ewig unglückselige Nacht
Was hast du uns für Leid gebracht!
Verkunden wird der nächste Tag
Was Niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orte schrein
„Der Kaiser," leidet solche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiser brennt und seine Schaar.
Sie sey verflucht die ihn verführt,
In harzig Reis sich eingeschnürt,
Zu toben her mit Brüll-Gesang
Zu allerseitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirst du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirst du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Schon geht der Wald in Flammen auf,
Sie züngeln leckend spitz hinauf,
Zum holzverschränkten Deckenband,
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß ist übervoll,
Ich weiß nicht wer uns retten soll.
Ein Aschenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiserpracht.

Plutus.

Schrecken ist genug verbreitet,
Hülfe sey nun eingeleitet! —
Schlage heiligen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und schallt!

Du, geräumig weite Luft,
Fülle dich mit kühlem Duft!
Zieht heran, umherzuschweifen,
Nebeldünste, schwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl!
Rieselt, säuselt, Wölkchen kräuselt,
Schlüpfet wallend, leise dampfet,
Löschend überall bekämpfet;
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel! —
Drohen Geister uns zu schadigen,
Soll sich die Magie bethätigen.

Lustgarten.

Morgensonne.

Der **Kaiser**, dessen Hofstaat, Männer und Frauen, **Faust**, **Mephistopheles**, anständig, nicht auffallend, nach Zeit und Stand gekleidet; beide knien.

Faust.

Verzeihst du Herr das Flammengaukelspiel?

Kaiser

(zum Aufstehen winkend).

Ich wünsche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal sah ich mich in glühender Sphäre,
Es schien mir fast als ob ich Pluto wäre.

Aus Nacht und Kohlen lag ein Felsengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tausend wilde Flammen,
Und flackerten in Ein Gewölb zusammen.
Zum höchsten Dome züngelt' es empor,
Der immer ward und immer sich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuersäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen,
Sie drängten sich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie sie es stets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich ein- und andern,
Ich schien ein Fürst von tausend Salamandern.

Mephistopheles.

Das bist du, Herr! Weil jedes Element
Die Majestät als unbedingt erkennt.
Gehorsam Feuer hast du nun erprobt,
Wirf dich ins Meer wo es am wildsten tobt,
Und kaum betrittst du perlenreichen Grund,
So bildet wallend sich ein herrlich Rund;
Siehst auf und ab lichtgrüne schwanke Wellen,
Mit Purpursaum, zu schönster Wohnung schwellen,
Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt
Wohin du gehst gehn die Paläste mit.
Die Wände selbst erfreuen sich des Lebens,
Pfeilschnellen Wimmelns, Hin- und Wiederstrebens.
Meerwunder drängen sich zum neuen milden Schein,
Sie schießen an, und keines darf herein.
Da spielen farbig goldbeschuppte Drachen,
Der Haifisch klafft, du lachst ihm in den Rachen.
Wie sich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Hast du doch nie ein solch Gedräng erblickt.

Doch bleibst du nicht vom Lieblichsten geschieden:
Es nahen sich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Frische,
Die jüngsten scheu und lüstern wie die Fische,
Die spätern klug; schon wird es Thetis kund,
Dem zweiten Peleus reicht sie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymps Revier! —

Kaiser.

Die luftigen Räume die erlaß ich dir:
Noch früh genug besteigt man jenen Thron.

Mephistopheles.

Und, höchster Herr! die Erde hast du schon.

Kaiser.

Welch gut Geschick hat dich hierher gebracht?
Unmittelbar aus Tausend Einer Nacht.
Gleichst du an Fruchtbarkeit Scheherasaden,
Versichr' ich dich der höchsten aller Gnaden.
Sey stets bereit, wenn eure Tageswerk,
Wie's oft geschieht, mir widerlichst mißfallt.

Marschalk (tritt ein).

Durchlauchtigster, ich dacht in meinem Leben
Vom schönsten Glück Verkündung nicht zu geben
Als diese, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung ist berichtigt,
Die Wucherklauen sind beschwichtigt,
Es bin ich solcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer seyn.

Heermeister (tritt ein).

Abschläglich ist der Sold entrichtet,
Das ganze Heer aufs neu verpflichtet,

Der Lanzknecht fühlt sich frisches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiser.

Wie athmet eure Brust erweitert!
Das faltige Gesicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeister

(der sich einfindet).

Befrage diese die das Werk gethan.

Faust.

Dem Kanzler ziemt's die Sache vorzutragen.

Kanzler

(der langsam heraufkommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und schaut das schicksalschwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.

(Er liest.)

„Zu wissen sey es jedem der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
Nun ist gesorgt damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Ersatz."

Kaiser.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälschte hier des Kaisers Namenszug?
Ist solch Verbrechen ungestraft geblieben?

Schatzmeister.

Erinnre dich! hast selbst es unterschrieben:
Erst heute Nacht. Du standst als großer Pan,
Der Kanzler sprach mit uns zu dir heran:

„Gewähre dir das hohe Festvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzugen."
Du zogst sie rein, dann ward's in dieser Nacht
Durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So stempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert und parat.
Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, sonst halb im Tod verschimmelt,
Wie alles lebt und lustgenießend wimmelt!
Obschon dein Name längst die Welt beglückt,
Man hat ihn nie so freundlich angeblickt.
Das Alphabet ist nun erst überzahlig,
In diesem Zeichen wird nun jeder selig.

Kaiser.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
So sehr mich's wundert muß ich's gelten lassen.

Marschalk.

Unmöglich wär's die Flüchtigen einzufassen;
Mit Blitzeswink zerstreute sich's im Lauf.
Die Wechsler-Bänke stehen sperrig auf,
Man honorirt daselbst ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleischer, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt scheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn sich die andre neu in Kleidern blaht.
Der Krämer schneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Hoch dem Kaiser!" sprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephistopheles.

Wer die Terrassen einsam abspaziert,
Gewahrt die Schönste, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom stolzen Pfauenwedel,
Sie schmunzelt uns und blickt nach solcher Schedel;
Und hurtiger als durch Witz und Redekunst
Vermittelt sich die reichste Liebesgunst.
Man wird sich nicht mit Börs' und Beutel plagen,
Ein Blattchen ist im Busen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem sich hier.
Der Priester tragt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um rascher sich zu wenden,
Erleichtert schnell den Gürtel seiner Lenden.
Die Majestat verzeihe wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern scheine.

Faust.

Das Uebermaß der Schätze, das, erstarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke
Ist solches Reichthums kümmerlichste Schranke;
Die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
Sie strengt sich an und thut sich nie genug;
Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen,
Zum Granzenlosen gränzenlos Vertrauen.

Mephistopheles.

Ein solch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Ist so bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erst zu markten noch zu tauschen,
Kann sich nach Lust in Lieb' und Wein berauschen.
Will man Metall, ein Wechsler ist bereit,
Und fehlt es da, so grabt man eine Zeit.

Pokal und Kette wird verauctionirt,
Und das Papier, sogleich amortisirt,
Beschämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, ist daran gewöhnt.
So bleibt von nun an allen Kaiser Landen
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiser.

Das hohe Wohl verdankt euch unser Reich,
Wo möglich sey der Lohn dem Dienste gleich.
Vertraut sey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr seyd der Schätze würdigste Custoden.
Ihr kennt den weiten wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, so sey's auf euer Wort.
Vereint euch nun, ihr Meister unsres Schatzes,
Erfüllt mit Lust die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern sich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zusammenstellt.

Schatzmeister.

Soll zwischen uns kein fernster Zwist sich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen.

(Ab mit Fauſt.)

Kaiser.

Beschenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Gesteh er mir wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe lustig, heiter, guter Dinge.

Ein Anderer (gleichfalls).

Ich schaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt beſ're Flasche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich schon in der Tasche.

Bannerherr (mit Bedacht).

Mein Schloß und Feld ich mach' es schuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).

Es ist ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.

Kaiser.

Ich hoffte Lust und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor
Wie ihr gewesen bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr spendet Gnaden, gönnt auch mir davon.

Kaiser.

Und lebst du wieder? du vertrinkst sie schon.

Narr.

Die Zauber-Blätter! ich versteh's nicht recht.

Kaiser.

Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchst sie schlecht.

Narr.

Da fallen andre, weiß nicht was ich thu'.

Kaiser.

Nimm sie nur hin, sie fielen dir ja zu. (Ab.)

Narr.

Fünftausend Kronen wären mir zu Handen!

Mephistopheles.

Zweibeiniger Schlauch, bist wieder auferstanden?

Narr.

Geschieht mir oft, doch nicht so gut als jetzt.

Mephistopheles.

Du freust dich so, daß dich's in Schweiß versetzt.

Narr.

Da seht nur her, ist das wohl geldeswerth?

Mephistopheles.

Du hast dafür was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?

Mephistopheles.

Versteht sich! biete nur, das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fischbach?

Mephistopheles.

Traun!

Ich möchte dich gestrengen Herrn wohl schaun!

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz! — (Ab.)

Mephistopheles (allein)

Wer zweifelt noch an unsres Narren Witz!

Finstere Gallerie.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Was ziehst du mich in diese dustern Gänge?
Ist nicht da drinnen Lust genug,
Im dichten, bunten Hofgedrange
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Faust.

Sag' mir das nicht, du hast's in alten Tagen
Längst an den Sohlen abgetragen;

Doch jetzt, dein Hin- und Wiedergehn
Iſt nur um mir nicht Wort zu ſtehn.
Ich aber bin gequält zu thun,
Der Marſchalk und der Kämm'rer treibt mich nun.
Der Kaiſer will, es muß ſogleich geſchehn,
Will Helena und Paris vor ſich ſehn;
Das Muſterbild der Männer, ſo der Frauen,
In deutlichen Geſtalten will er ſchauen.
Geſchwind ans Werk! ich darf mein Wort nicht brechen.

Mephiſtopheles.

Unſinnig war's, leichtſinnig zu verſprechen.

Fauſt.

Du haſt, Geſelle, nicht bedacht,
Wohin uns deine Künſte führen;
Erſt haben wir ihn reich gemacht,
Nun ſollen wir ihn amuſiren.

Mephiſtopheles.

Du wähnſt es füge ſich ſogleich;
Hier ſtehen wir vor ſteilern Stufen,
Greifſt in ein fremdeſtes Bereich,
Machſt frevelhaft am Ende neue Schulden,
Denkſt Helenen ſo leicht hervorzurufen
Wie das Papiergeſpenſt der Gulden. —
Mit Hexen-Feren, mit Geſpenſt-Geſpinnſten,
Kielkröpfigen Zwergen ſteh' ich gleich zu Dienſten;
Doch Teufels-Liebchen, wenn auch nicht zu ſchelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Fauſt.

Da haben wir den alten Leierton!
Bei dir geräth man ſtets ins Ungewiſſe.
Der Vater biſt du aller Hinderniſſe,

Für jedes Mittel willſt du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, iſt's gethan,
Wie man ſich umſchaut bringſt du ſie zur Stelle.

Mephiſtopheles.

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es hauſ't in ſeiner eignen Hölle;
Doch giebt's ein Mittel.

Fauſt.

Sprich, und ohne Saumniß!

Mephiſtopheles.

Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —
Göttinnen thronen hehr in Einſamkeit,
Um ſie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen ſprechen iſt Verlegenheit.
Die Mütter ſind es!

Fauſt (aufgebracht).

Mütter!

Mephiſtopheles.

Schaudert's dich?

Fauſt.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt ſo wunderlich!

Mephiſtopheles.

Das iſt es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magſt ins Tiefſte ſtaunen;
Du ſelbſt biſt Schuld daß ihrer wir bedürfen.

Fauſt.

Wohin der Weg?

Mephiſtopheles.

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene

Nicht zu Erbittende. Bist du bereit? —
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.
Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?

Faust.

Du spartest dächt' ich solche Sprüche,
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längst vergangnen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
Erklang der Widerspruch gedoppelt laut;
Mußt' ich sogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einsamkeit, zur Wilderniß entweichen;
Und, um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephistopheles.

Und hättest du den Ocean durchschwommen,
Das Gränzenlose dort geschaut,
So sahst du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du sahst doch etwas. Sahst wohl in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören den du thust,
Nichts Festes finden wo du ruhst.

Faust.

Du sprichst als erster aller Mystagogen,
Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du sendest mich ins Leere,

Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre;
Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kastanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephistopheles.

Ich rühme dich eh du dich von mir trennst,
Und sehe wohl, daß du den Teufel kennst;
Hier diesen Schlüssel nimm.

Faust.

Das kleine Ding!

Mephistopheles.

Erst faß' ihn an und schätz' ihn nicht gering.

Faust.

Er wächst in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephistopheles.

Merkst du nun bald was man an ihm besitzt!
Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.

Faust (schaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort, das ich nicht hören mag?

Mephistopheles.

Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
Willst du nur hören, was du schon gehört?
Dich störe nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.

Faust.

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil;

Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Mephistopheles.

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,
In der Gebilde losgebundne Raume;
Ergetze dich am längst nicht mehr Vorhandnen;
Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreibe,
Den Schlüssel schwinge, halte sie vom Leibe.

Faust (begeistert).

Wohl! fest ihn fassend, fühl' ich neue Stärke,
Die Brust erweitert, hin zum großen Werke.

Mephistopheles.

Ein glühnder Dreifuß thut dir endlich kund
Du seyst im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Creatur;
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.
Da faß ein Herz, denn die Gefahr ist groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüssel!

Faust

(macht eine entschieden gebietende Attitude mit dem Schlüssel).

Mephistopheles (ihn betrachtend).

So ist's recht!
Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst du, dich erhebt das Glück,
Und eh sie's merken bist mit ihm zurück.

Und haſt du ihn einmal hierher gebracht,
So rufſt du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erſte der ſich jener That erdreiſtet;
Sie iſt gethan und du haſt es geleiſtet,
Dann muß fortan, nach magiſchem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel ſich in Götter wandeln.

Fauſt.

Und nun was jetzt?

Mephiſtopheles

Dein Weſen ſtrebe nieder;
Verſinke ſtampfend, ſtampfend ſteigſt du wieder.

Fauſt (ſtampft und verſinkt).

Mephiſtopheles.

Wenn ihm der Schlüſſel nur zum beſten frommt!
Neugierig bin ich ob er wieder kommt.

Hell erleuchtete Säle.

Kaiſer und Fürſten, Hof in Bewegung.

Kämmerer (zu Mephiſtopheles).

Ihr ſeyd uns noch die Geiſterſcene ſchuldig;
Macht euch daran! der Herr iſt ungeduldig.

Marſchalk.

So eben fragt der Gnädigſte darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majeſtät zur Schmach.

Mephiſtopheles.

Iſt mein Cumpan doch deßhalb weggegangen,
Er weiß ſchon wie es anzufangen,

Und laborirt verſchloſſen ſtill;
Muß ganz beſonders ſich befleißen,
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchſten Kunſt, Magie der Weiſen.

Marſchalk.

Was ihr für Künſte braucht iſt einerlei,
Der Kaiſer will daß alles fertig ſey.

Blondine (zu Mephiſtopheles).

Ein Wort, mein Herr! Ihr ſeht ein klar Geſicht,
Jedoch ſo iſt's im leidigen Sommer nicht!
Da ſproſſen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles.

Schade! ſo ein leuchtend Schatzchen,
Im Mai getupft wie eure Pantherkatzchen.
Nehmt Froſchlaich, Krötenzungen, cohobirt,
Im vollſten Mondlicht ſorglich deſtillirt;
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgeſtrichen,
Der Frühling kommt, die Tupfen ſind entwichen.

Braune.

Die Menge drängt heran euch zu umſchranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen,
Selbſt ungeſchickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephiſtopheles.

Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune.

Nun das geſchieht wohl unter Liebesleuten.

Mephiſtopheles.

Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, ſo iſt's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr ſollt es nicht erwiedern.

Draune (ſchreiend).

Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephiſtopheles.

Die Heilung nehmt ihr mit.
Du kannſt nunmehr den Tanz nach Luſt verüben,
Bei Tafel ſchwelgend füßle mit dem Lieben.

Dame (herandringend).

Laß mich hindurch! zu groß ſind meine Schmerzen,
Sie wühlen ſiedend mir im tiefſten Herzen;
Bis geſtern ſucht Er Heil in meinen Blicken,
Er ſchwatzt mit ihr und wendet mir den Rücken.

Mephiſtopheles.

Bedenklich iſt es, aber höre mich.
An ihn heran mußt du dich leiſe drücken;
Nimm dieſe Kohle, ſtreich ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter, wie ſich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Neueſtich.
Die Kohle doch mußt du ſogleich verſchlingen,
Nicht Wein, nicht Waſſer an die Lippen bringen;
Er ſeufzt vor deiner Thür' noch heute Nacht.

Dame.

Iſt doch kein Gift?

Mephiſtopheles (entrüſtet).

Reſpect wo ſich's gebührt!
Weit müßtet ihr nach ſolcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen
Den wir ſonſt emſiger angeſchürt.

Page.

Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.

Mephiſtopheles (bei Seite).

Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören ſoll.

(Zum Pagen.)

Müßt euer Glück nicht auf die jüngſte ſetzen;
Die Angejahrten wiſſen euch zu ſchätzen. —

(Andere drängen ſich herzu.)

Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der ſchlechteſte Behelf! die Noth iſt groß. —
O Mutter, Mütter! laßt nur Fauſten los!

(Umherſchauend.)

Die Lichter brennen trübe ſchon im Saal,
Der ganze Hof bewegt ſich auf einmal.
Anſtändig ſeh' ich ſie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! ſie verſammeln ſich im weiten Raum
Des alten Ritterſaals, er faßt ſie kaum.
Auf breite Wände Teppiche ſpendirt,
Mit Rüſtung, Eck' und Niſchen ausgeziert.
Hier braucht es, dacht' ich, keine Zauberworte;
Die Geiſter finden ſich von ſelbſt zum Orte.

Rittersaal.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiser und Hof sind eingezogen.

Herold.

Mein alt Geschäft, das Schauspiel anzukünden,
Verkümmert mir der Geister heimlich Walten;
Vergebens wagt man aus verständigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Sessel sind, die Stühle schon zur Hand;
Den Kaiser setzt man grade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich sich betrachten.
Hier sitzt nun alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drangen sich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düstern Geisterstunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und so, da alle schicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geister mögen kommen!

(Posaunen.)

Astrolog.

Beginne gleich das Drama seinen Lauf,
Der Herr befiehlt's, ihr Wände thut euch auf!
Nichts hindert mehr, hier ist Magie zur Hand,
Die Teppiche schwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer spaltet sich, sie kehrt sich um,
Ein tief Theater scheint sich aufzustellen,
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich besteige das Proscenium.

Mephiſtopheles

(aus dem Souffleurloche aufſtauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunſt,
Einbläſereien ſind des Teufels Redekunſt.

(Zum Aſtrologen.)

Du kennſt den Tact in dem die Sterne gehn,
Und wirſt mein Flüſtern meiſterlich verſtehn.

Aſtrolog

Durch Wunderkraft erſcheint allhier zur Schau,
Maſſiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich, der einſt den Himmel trug,
Stehn, reihenweiſ', der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Felſenlaſt genügen,
Da zweie ſchon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preiſen,
Es ſollte plump und überlaſtig heißen.
Hoch nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmal-Pfeiler lieb' ich, ſtrebend, gränzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geiſt;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeiſt.

Aſtrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht ſterngegönnte Stunden;
Durch magiſch Wort ſey die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche verwegne Phantaſei.
Mit Augen ſchaut nun was ihr kühn begehrt,
Unmöglich iſt's, drum eben glaubenswerth.

Fauſt
ſteigt auf der andern Seite des Proſceniums herauf.

Aſtrolog.

Im Prieſterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt was er getroſt begann.
Ein Dreifuß ſteigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüſtet ſich das hohe Werk zu ſegnen,
Es kann fortan nur Glückliches begegnen.

Fauſt (exoriare).

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenloſen, ewig einſam wohnt,
Und doch geſellig. Euer Haupt umſchweben
Des Lebens Bilder, regſam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt ſich dort; denn es will ewig ſeyn.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte,
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern ſucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende faßt er voll Vertrauen
Was jeder wünſcht, das Wunderwürdige ſchauen.

Aſtrolog.

Der glühende Schlüſſel rührt die Schale kaum,
Ein dunſtiger Nebel deckt ſogleich den Raum,
Er ſchleicht ſich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verſchränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geiſter-Meiſterſtück!
So wie ſie wandeln machen ſie Muſik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem ſie ziehn wird alles Melodie.

Der Saulenschaft, auch die Trialyphe klingt,
Ich glaube gar der ganze Tempel singt.
Das Dunstige senkt sich; aus dem leichten Flor
Ein schöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier schweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen,
Wer sollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz aufblühnder Jugendkraft!

Zweite.

Wie eine Pfirsche frisch und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezognen, süß geschwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchtest wohl an solchem Becher nippen?

Fünfte.

Er ist gar hübsch, wenn auch nicht eben fein.

Sechste.

Ein bischen könnt' er doch gewandter seyn.

Ritter.

Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu spuren:
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Andrer.

Eh nun! halb nackt ist wohl der Junge schön!
Doch müßten wir ihn erst im Harnisch sehn!

Dame.

Er setzt sich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf seinem Schoße wär' euch wohl bequem?

Andre.

Er lehnt den Arm so zierlich übers Haupt.

Kämmerer.

Die Flegelei! das find' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an allem was zu maleln.

Derſelbe.

In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuraſeln!

Dame.

Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.

Derſelbe.

Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſeyn.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.

Derſelbe.

Er ſchnarcht nun gleich, natürlich iſt's vollkommen.

Junge Dame (entzückt).

Zum Weihrauchsdampf was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum innigſten erfriſcht?

Aeltere.

Fürwahr! es dringt ein Hauch tief ins Gemüthe,
Er kommt von ihm!

Aelteſte.

Es iſt des Wachsthums Blüthe,
Im Jünglung als Ambroſia bereitet,
Und atmoſphäriſch rings umher verbreitet.

Helena hervortretend.

Mephiſtopheles.

Das wär' ſie denn! Vor dieſer hatt' ich Ruh';
Hübſch iſt ſie wohl, doch ſagt ſie mir nicht zu.

Aſtrolog.

Für mich iſt dießmal weiter nichts zu thun,

Als Ehrenmann geſteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hätt' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel geſungen —
Wem ſie erſcheint wird aus ſich ſelbſt entrückt,
Wem ſie gehörte ward zu hoch beglückt.

Fauſt.

Hab' ich noch Augen? Zeigt ſich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergoſſen?
Mein Schreckensgang bringt ſeligſten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerſchloſſen!
Was iſt ſie nun ſeit meiner Prieſterſchaft?
Erſt wünſchenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verſchwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgeſtalt die mich vereinſt entzückte,
In Zauberſpiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild ſolcher Schöne! —
Du biſt's der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenſchaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn zolle.

Mephiſtopheles (aus dem Koffer).

So faßt euch doch und fallt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame.

Groß, wohlgeſtaltet, nur der Kopf zu klein.

Jüngere.

Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper ſeyn?

Diplomat.

Fürſtinnen hab' ich dieſer Art geſehn,
Mich daucht ſie iſt vom Kopf zum Fuße ſchön.

Hofmann.

Sie nähert sich dem Schläfer listig mild.

Dame.

Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet.

Von ihrer Schönheit ist er angestrahlt.

Dame.

Endymion und Luna! wie gemalt!

Derselbe.

Ganz recht! die Göttin scheint herabzusinken.
Sie neigt sich über, seinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maaß ist voll.

Duenna.

Vor allen Leuten! das ist doch zu toll!

Faust.

Furchtbare Gunst dem Knaben! —

Mephistopheles.

Nubia! still!
Laß das Gespenst doch machen was es will.

Hofmann.

Sie schleicht sich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie sieht sich um! das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er staunt! Ein Wunder ist's was ihm geschieht.

Dame.

Ihr ist kein Wunder was sie vor sich sieht.

Hofmann.

Mit Anstand kehrt sie sich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke schon sie nimmt ihn in die Lehre;

In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm,
Er glaubt wohl auch daß er der erſte ware.

Ritter.

Laßt mir ſie gelten! Majeſtätiſch ſein! —

Dame.

Die Bublerin! Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an ſeiner Stelle ſeyn!

Hofmann.

Wer würde nicht in ſolchem Netz gefangen?

Dame.

Das Kleinod iſt durch manche Hand gegangen,
Auch die Vergoldung ziemlich abgebraucht.

Andre.

Vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder ſich das Beſte;
Ich hielte mich an dieſe ſchönen Reſte.

Gelahrter.

Ich ſeh' ſie deutlich, doch geſteh' ich frei,
Zu zweifeln iſt ob ſie die rechte ſey.
Die Gegenwart verführt ins Uebertriebne.
Ich halte mich vor allem ans Geſchriebne.
Da leſ' ich denn: ſie habe wirklich allen
Graubärten Troja's ſonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier,
Ich bin nicht jung und doch gefallt ſie mir.

Aſtrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann.

Gestarkten Arms hebt er sie hoch empor,
Entführt er sie wohl gar?

Faust.

Verwegner Thor!
Du wagst! Du hörst nicht! halt! das ist zu viel.

Mephistopheles.

Machst du's doch selbst das Fratzengeisterspiel!

Astrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem was geschah
Nenn' ich das Stück: den Raub der Helena.

Faust.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle!
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand!
Er führte mich, durch Graus und Woa' und Welle
Der Einsamkeiten, her zum festen Stand.
Hier faß' ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten.
So fern sie war, wie kann sie näher seyn!
Ich rette sie und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter müßt's gewähren!
Wer sie erkennt der darf sie nicht entbehren.

Astrolog.

Was thust du Fauste! Fauste! Mit Gewalt
Faßt er sie an, schon trübt sich die Gestalt.
Den Schlüssel kehrt er nach dem Jünglina zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!

(Explosion, Faust liegt am Boden. Die Geister ziehen in Dunst auf.)

Mephiſtopheles

(der Fauſten auf die Schulter nimmt).

Da habt ihr's nun! mit Narren ſich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.

(Finſterniß. Tumult.)

Zweiter Act.

Hochgewölbtes, enges gothiſches Zimmer, ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſchlägt, erblickt man Fauſten hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette).

Hier lieg', Unſeliger! verführt
Zu ſchwergelöſ'tem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.

(Sich umſchauend.)

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt:
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinnenweben haben ſich vermehrt;
Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.

Ja! tiefer in dem Rohre ſteckt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgeleckt.
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,
Wie man ſo völlig Recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.

(Er ſchüttelt den herabgenommenen Pelz. Cicaden, Käfer und Forfarellen ſpringen heraus.)

Chor der Inſecten.

Willkommen! willkommen
Du alter Patron,
Wir ſchweben und ſummen
Und kennen dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen
Du haſt uns gepflanzt,
Zu Tauſenden kommen wir,
Vater, getanzt,
Der Schalk in dem Busen
Verbirgt ſich ſo ſehr,
Vom Pelze die Lauſchen
Enthüllen ſich eh'r.

Mephiſtopheles.

Wie überraſchend mich die junge Schöpfung freut!

Man ſäe nur, man erntet mit der Zeit.
Ich ſchuttle noch einmal den alten Klaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttauſend Ecken
Eilt euch ihr Liebchen zu verſtecken.
Dort wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im bebrämten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es nichts mich ſo zu nennen,
Wo ſind die Leute, die mich anerkennen!

(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus

(Den langen, finſtern Gang verwandelnd).

Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Springt das Eſtrich, und von Oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben;
Und die Thüre feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Vließe!

Seinen Blicken, seinem Winken
Möcht' ich in die Kniee sinken
Soll ich fliehen? Soll ich flehn?
Ach wie wird es mir ergehn!

Mephistopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.

Hochwürdiger Herr! so ist mein Nam' — Oremus.

Mephistopheles.

Das lassen wir!

Famulus.

Wie froh! daß ihr mich kennt.

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemoos'ter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt so fort, weil er nicht anders kann.
So baut man sich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geist baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meister, das ist ein Beschlagner:
Wer kennt ihn nicht den edlen Doctor Wagner,
Den ersten jetzt in der gelehrten Welt!
Er ist's allein der sie zusammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer
Versammeln sich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüssel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre so das Obre schließt er auf.
Wie er vor Allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;

Selbſt Fauſtus Name wird verdunkelt,
Er iſt es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdiger Herr! wenn ich euch ſage,
Wenn ich zu widerſprechen wage:
Von allem dem iſt nicht die Frage;
Beſcheidenheit iſt ſein beſchieden Theil.
Ins unbegreifliche Verſchwinden
Des hohen Manns weiß er ſich nicht zu finden;
Von deſſen Wiederkunft erfleht er Troſt und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Fauſtus' Tagen,
Noch unberührt ſeitdem er fern,
Erwartet ſeinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenſtunde ſeyn? —
Gemäuer ſcheint mir zu erbangen;
Thürpfoſten bebten, Riegel ſprangen,
Sonſt kamt ihr ſelber nicht herein.

Mephiſtopheles.

Wo hat der Mann ſich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! ſein Verbot iſt gar zu ſcharf,
Ich weiß nicht ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerſtillſten Stillen.
Der zarteſte gelehrter Männer
Er ſieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geſchwärzt vom Ohre bis zur Naſen,
Die Augen roth vom Feuerblaſen;

So lechzt er jedem Augenblick,
Geklirr der Zange giebt Muſik.

Mephiſtopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann das Glück ihm zu beſchleunen.

(Der Famulus geht ab. Mephiſtopheles ſetzt ſich gravitätiſch nieder.)

Kaum hab' ich Poſto hier gefaßt
Regt ſich dort hinten, mir bekannt, ein Gaſt.
Doch dießmal iſt er von den Neuſten;
Er wird ſich gränzenlos erdreuſten.

Baccalaureus

(den Gang herstürmend).

Thor und Thüre find' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,
Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich dieſen Partigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute.

Aus den alten Bücherkruften
Logen ſie mir was ſie wußten;
Was ſie wußten ſelbſt nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkel-helle!

Nahend ſeh' ich's mit Erſtaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals ſchien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verſtand;
Heute wird es nichts verfangen,
Friſch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
Das ſchiefgeſenkte, kahle Haupt durchſchwommen,
Seht anerkennend hier den Schuler kommen,
Entwachſen academiſchen Ruthen.
Ich find' euch noch wie ich euch ſah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephiſtopheles.

Mich freut daß ich euch hergelautet.
Ich ſchatzt' euch damals nicht gering;
Die Raupe ſchon, die Chryſalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr tragt wohl niemals einen Zopf? —
Heut ſchau' ich euch im Schwedenkopf.

Ganz reſolut und wacker ſeht ihr aus,
Kommt nur nicht abſolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und ſparet doppelſinnige Worte;
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr hänſeltet den guten treuen Jungen;
Das iſt euch ohne Kunſt gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die gelben Schnabeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln ſie, es kam' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meiſter war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direct ins Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen giebt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeyd ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duſt!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig.

Geſteht! was man von je gewußt
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich ſehr! da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!

Mephiſtopheles.

Ich ſuchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Geſieht nur, euer Schadel, eure Glatze
Iſt nicht mehr werth als jene hohlen dort?

Mephiſtopheles (gemüthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt?

Baccalaureus.

Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.

Mephiſtopheles

(der mit ſeinem Rollſtuhle immer näher ins Proſcenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich find' ich, daß zur ſchlechtſten Friſt
Man etwas ſeyn will, wo man nichts mehr iſt.
Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Beweat das Blut ſich wie im Jüngling ſo?
Das iſt lebendig Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich alles, da wird was gethan,

Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen
Was habt ihr denn gethan? genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Noth;
Hat einer dreißig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am beſten wär's, euch zeitig todtzuſchlagen.

Mephiſtopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu ſagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſeyn.

Mephiſtopheles (ſpricht).

Der Teufel ſtellt dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt ſie war nicht eh ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.

(Ab.)

Mephiſtopheles.

Original fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einſicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —
Doch ſind wir auch mit dieſem nicht gefahrder,
In wenig Jahren wird es anders ſeyn:
Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.

(Zu dem jüngern Parterre das nicht applaudirt.)

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel der iſt alt,
So werdet alt, ihn zu verſtehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufige, unbehülfliche Apparate, zu phantaſtiſchen Zwecken.

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die fürchterliche
Durchſchauert die berußten Mauern,
Nicht länger kann das Ungewiſſe
Der ernſteſten Erwartung dauern.
Schon hellen ſich die Finſterniſſe;
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja wie der herrlichſte Karfunkel
Verſtrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!

O daß ich's dießmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).

Willkommen! es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).

Willkommen! zu dem Stern der Stunde.

(Leiſe.)

Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde,
Ein herrlich Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).

Was giebt es denn?

Wagner (leiſer).

Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.

Ein Menſch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr ins Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.

Behüte Gott! wie ſonſt das Zeugen Mode war
Erklären wir für eitel Poſſen.
Der zarte Punkt aus dem das Leben ſprang,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen,
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt;
Wenn ſich das Thier noch weiter dran ergetzt,
So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Urſprung haben.

(Zum Herd gewendet.)

Es leuchtet! ſeht! — Nun läßt ſich wirklich hoffen
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Miſchung — denn auf Miſchung kommt es an —

Den Menſchenſtoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So iſt das Werk im Stillen abgethan.
(Wieder zum Herd gewendet.)
Es wird! die Maſſe regt ſich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verſtändig zu probiren,
Und was ſie ſonſt organiſiren ließ,
Das laſſen wir kryſtalliſiren.

Mephiſtopheles.

Wer lange lebt hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieſer Welt geſchehn;
Ich habe ſchon in meinen Wanderjahren.
Kryſtalliſirtes Menſchenvolk geſehn.

Wagner

(immer aufmerkſam auf die Phiole).

Es ſteigt, es blitzt, es häuft ſich an,
Im Augenblick iſt es gethan!
Ein großer Vorſatz ſcheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und ſo ein Hirn, das trefflich denken ſoll,
Wird künftig auch ein Denker machen.
(Entzückt die Phiole betrachtend.)
Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klart ſich; alſo muß es werden!
Ich ſeh' in zierlicher Geſtalt
Ein artig Männlein ſich geberden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:

Gebt dieſem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus

(An der Phiole zu Wagnern.)

Nun Väterchen! wie ſteht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu feſt, damit das Glas nicht ſpringe.
Das iſt die Eigenſchaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſ'nen Raum.

(Zu Mephiſtopheles.)

Du aber, Schalk, Herr Vetter, biſt du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.
Ein gut Geſchick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſeyn.
Ich möchte mich ſogleich zur Arbeit ſtürzen,
Du biſt gewandt die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich ſpaaren,
Denn Alt und Jung beſtürmt mich mit Problemen.
Zum Beiſpiel nur: noch niemand konnt' es faſſen
Wie Seel' und Leib ſo ſchön zuſammenpaſſen,
So feſt ſich halten als um nie zu ſcheiden,
Und doch den Tag ſich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephiſtopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen:
Warum ſich Mann und Frau ſo ſchlecht vertragen?
Du kommſt, mein Freund, hierüber nie ins Reine.
Hier giebt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was giebt's zu thun?

Mephistopheles

(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner

(immer in die Phiole schauend).

Fürwahr, du bist ein allerliebster Knabe!

(Die Seitenthür öffnet sich, man sieht Faust auf dem Lager hingestreckt.)

Homunculus (erstaunt).

Bedeutend! —

(Die Phiole entschlüpft aus Wagners Händen, schwebt über Faust und beleuchtet ihn.)

Schön umgeben! — Klar Gewässer
Im dichten Haine, Fraun die sich entkleiden;
Die allerliebsten! — das wird immer besser.
Doch eine lässt sich glanzend unterscheiden,
Aus höchstem Helden-, wohl aus Götterstamme.
Sie setzt den Fuß in das durchsichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt sich im schmiegsamen Krystall der Welle. —
Doch welch Getöse rasch bewegter Flügel,
Welch Sausen, Platschern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verschüchtert; doch allein
Die Königin sie blickt gelassen drein,
Und sieht, mit stolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwane Fürsten ihrem Knie sich schmiegen,
Zudringlich zahm. Er scheint sich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber steigt ein Dunst empor,

Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!
So klein du biſt, ſo groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfafferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.
(Umherſchauend.)
Verbräunt Geſtein, bemodert, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhafteſt, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, giebt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen!
Ich, der bequemſte, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm.

Mephiſtopheles.

Der Ausweg ſoll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
So iſt gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt claſſiſche Walpurgisnacht;

Das Beſte was begegnen könnte
Bringt ihn zu ſeinem Elemente.

Mephiſtopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren kommen?
Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein,
Ein echt Geſpenſt auch claſſiſch hat's zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Wohin denn aber ſoll die Fahrt ſich regen?
Mich widern ſchon antikiſche Collegen.

Homunculus.

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich dießmal aber ſegeln wir —
An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuſcht, umbaumt, in ſtill' und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt ſich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharſalus alt und neu.

Mephiſtopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite.
Mich langeweilt's; denn kaum iſt's abgethan,
So fangen ſie von vorne wieder an;
Und keiner merkts er iſt doch nur geneckt
Vom Asmodäus der dahinter ſteckt.
Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen laß ihr widerſpenſtig Weſen,
Ein jeder muß ſich wehren wie er kann,

Vom Knaben auf, so wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt sich's nur wie dieser kann genesen?
Hast du ein Mittel so erprob' es hier,
Vermagst du's nicht, so überlaß es mir.

Mephistopheles.

Manch Brockenstückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel sind' ich vorgeschoben.
Das Griechenvolk es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnen-Spiel,
Verlockt des Menschen Brust zu heitern Sünden,
Die unsern wird man immer düster finden.
Und nun was soll's?

Homunculus.

Du bist ja sonst nicht blöde;
Und wenn ich von Thessalischen Hexen rede,
So, denk' ich, hab' ich was gesagt.

Mephistopheles (lüstern).

Thessalische Hexen! Wohl! das sind Personen,
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen
Ich glaube nicht daß es behagt;
Doch zum Besuch, Versuch, —

Homunculus.

Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeschlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen,
Ich leuchte vor.

Wagner (ängstlich).

Und ich?

Homunculus.

Eh nun,
Du bleibst zu Hause Wichtigstes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebens-Elemente
Und füge sie mit Vorsicht eins ans andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie?
Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.
Dann ist der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein solches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, gesundes langes Leben,
Und Wissenschaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte schon ich seh' dich niemals wieder.

Mephistopheles.

Nun zum Peneios frisch hinab,
Herr Vetter ist nicht zu verachten.

(Ad Spectatores.)

Am Ende hangen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

Claſſiſche Walpurgisnacht.

Pharſaliſche Felder.

Finſterniß.

Erichtho.

Zum Schauderfeſte dieſer Nacht, wie öfter ſchon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich die düſtere;
Nicht ſo abſcheulich wie die leidigen Dichter mich
Im Uebermaß verläſtern . . . Endigen ſie doch nie
In Lob und Tadel . . . Ueberbleicht erſcheint mir ſchon
Von grauer Zeiten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachgeſicht der ſorg- und grauenvollſten Nacht.
Wie oft ſchon wiederholt ſich's! Wird ſich immerfort
Ins Ewige wiederholen . . . Keiner gönnt das Reich
Dem Andern, dem gönnt's keiner der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrſcht. Denn jeder, der ſein innres Selbſt
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem ſtolzem Sinn gemäß . . .
Hier aber ward ein großes Beiſpiel durchgekämpft:
Wie ſich Gewalt Gewaltigerm entgegenſtellt,
Der Freiheit holder, tauſendblumiger Kranz zerreißt,
Der ſtarre Lorbeer ſich um's Haupt des Herrſchers bicgt.
Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag,
Dem ſchwanken Zünglein lauſchend wachte Cäſar dort!
Das wird ſich meſſen. Weiß die Welt doch wem's gelang.

Wachfeuer glühen, rothe Flammen ſpendende;
Der Boden haucht vergoſſ'nen Blutes Wiederſchein,
Und angelockt von ſeltnem Wunderglanz der Nacht,
Verſammelt ſich helleniſcher Sage Legion.
Um alle Feuer ſchwankt unſicher, oder ſitzt

Behaglich, alter Tage fabelhaft Gebild . . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall:
Der Zelten Trug verſchwindet, Feuer brennen blau.

Doch, über mir! welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht
Lebendigem zu nahen, dem ich ſchadlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und frommt mir nicht.
Schon ſinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht.
(Entfernt ſich.)

(Die Luftfahrer oben.)

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen;
Iſt es doch in Thal und Grunde,
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh ich, wie durchs alte Fenſter
In des Nordens Wuſt und Graus,
Ganz abſcheuliche Geſpenſter;
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! ſetz' ihn nieder
Deinen Ritter, und ſogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Fauſt (den Boden berührend).

Wo iſt ſie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu ſagen.
Doch hier wahrſcheinlich zu erfragen.
In Eile magſt du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpurend gehen:
Wer zu den Müttern ſich gewagt
Hat weiter nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich beſſres nicht zu unſerm Heil,
Als: jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus.

So ſoll es blitzen, ſoll es klingen.

(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)

Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein).

Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach . . .
Wär's nicht die Scholle die ſie trug,
Die Welle nicht die ihr entgegen ſchlug,
So iſt's die Luft die ihre Sprache ſprach.

Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden wo ich ſtand.
Wie mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durchglühte,
So ſteh' ich, ein Antäus an Gemüthe.
Und find' ich hier das Seltſamſte beiſammen,
Durchforſch' ich ernſt dieß Labyrinth der Flammen.

(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umherſpürend).

Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So ſind' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Faſt alles nackt, nur hie und da behemdet:
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife,
Und was nicht alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt . . .
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike find' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern
Und mannichfaltig modiſch überkleiſtern . . . .
Ein widrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen . . . .
Glück zu! den ſchönen Frau'n, den klugen Greiſen.

Greif (ſchnarrend).

Nicht Greiſen! Greiſen! — Niemand hört es gern
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Graber, grimmig,
Etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greiſen.

Grei;

(wie oben und immer ſo fort).

Natürlich! die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen

(von der koloſſalen Art).

Ihr ſprecht von Gold, wir hatten viel geſammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Arimaſpen-Volk hat's ausgeſpürt,
Sie lachen dort, wie weit ſie's weggeführt.

Greife

Wir wollen ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Arimaſpen

Nur nicht in freier Jubelnacht.
Bis morgen iſt's alles durchgebracht,
Es wird uns dießmal wohl gelingen.

Mephiſtopheles

(hat ſich zwiſchen die Sphinxe geſetzt).

Wie leicht und gern ich mich hieher gewöhne,
Denn ich verſtehe Mann für Mann.

Sphinx.

Wir hauchen unſre Geiſtertöne
Und ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne dich bis wir dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.

Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen
Sind Briten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,
Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfallen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen,

Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnenspiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man drauf?

Mephistopheles.

Ich weiß es selbst nicht wie.

Sphinx.

Mag seyn! Hast du von Sternen einige Kunde?
Was sagst du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephistopheles (aufschauend).

Stern schießt nach Stern, beschnittner Mond scheint helle
Und mir ist wohl an dieser trauten Stelle,
Ich wärme mich an deinem Löwenfelle.
Hinauf sich zu versteigen wär' zum Schaden,
Gieb Räthsel auf, gieb allenfalls Charaden.

Sphinx.

Sprich nur dich selbst aus, wird schon Räthsel seyn.
Versuch' einmal dich inniglst aufzulösen:
„Dem frommen Manne nöthig wie dem bösen,
Dem ein Plastron, ekcetisch zu rapiren,
Cumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüsiren."

Erster Greif (schnarrend).

Den mag ich nicht!

Zweiter Greif (stärker schnarrend).

Was will uns der?

Beide.

Der Garstige gehöret nicht hierher!

Mephistopheles (brutal).

Du glaubst vielleicht des Gastes Nagel krumm

Nicht auch ſo gut wie deine ſcharfen Klauen?
Verſuch's einmal!

Sphinx (milde).

Du magſt nur immer bleiben,
Wird dich's doch ſelbſt aus unſrer Mitte treiben;
In deinem Lande thuſt dir was zu Gute,
Doch, irr' ich nicht, hier iſt dir ſchlecht zu Muthe.

Mephiſtopheles.

Du biſt recht appetitlich oben anzuſchauen,
Doch unten hin, die Beſtie macht mir Grauen.

Sphinx.

Du Falſcher kommſt zu deiner bittern Buße,
Denn unſre Tatzen ſind geſund;
Dir mit verſchrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unſerm Bund.

Sirenen prädiren oben.

Mephiſtopheles.

Wer ſind die Vögel in den Aeſten
Der Stromes-Pappeln hingewiegt?

Sphinx.

Gewahrt euch nur! die Allerbeſten
Hat ſolch ein Sing-Sang ſchon beſiegt.

Sirenen.

Ach was wollt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Schaaren
Und in wohlgeſtimmten Tonen,
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe
(sie verspottend in derselben Melodie).

Nöthigt sie herabzusteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garstigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg! das Hassen, weg! das Neiden,
Sammeln wir die klarsten Freuden,
Unterm Himmel ausgestreut!
Auf dem Wasser, auf der Erde,
Sey's die heiterste Geberde
Die man dem Willkommnen beut.

Mephistopheles.

Das sind die saubern Neuigkeiten
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton sich um den andern flicht.
Das Trallern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Sprich nicht vom Herzen! das ist eitel;
Ein lederner verschrumpfter Beutel
Das paßt dir eher zu Gesicht.

Faust (herantretend).

Wie wunderbar! das Anschaun thut mir Gnüge,
Im Widerwärtigen große tüchtige Züge.
Ich ahne schon ein günstiges Geschick;
Wohin versetzt mich dieser ernste Blick?

(Auf die Sphinxe deutend.)

Vor ſolchen hat einſt Oedipus geſtanden;

(Auf die Sirenen deutend.)

Vor ſolchen krümmte ſich Ulyß in hänfnen Banden;

(Auf die Ameiſen deutend.)

Von ſolchen ward der höchſte Schatz geſpart;

(Auf die Greife deutend.)

Von dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen,
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephiſtopheles.

Sonſt hätteſt du dergleichen weggeflucht,
Doch jetzo ſcheint es dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).

Ihr Fräuenbilder müßt mir Rede ſtehn:
Hat eins der Euren Helena geſehn?

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die letzteſten hat Hercules erſchlagen.
Von Chiron könnteſt du's erfragen;
Der ſprengt herum in dieſer Geiſternacht,
Wenn er dir ſteht ſo haſt du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorübereilte,
Wußt' er vieles zu erzählen;
Würden alles dir vertrauen,

Wolltest du zu unsern Gauen
Dich ans grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich, Edler, nicht betrügen.
Statt daß Ulyß sich binden ließ,
Laß unsern guten Rath dich binden;
Kannst du den hohen Chiron finden,
Erfahrst du was ich dir verhieß.

(Faust entfernt sich.)

Mephistopheles (verdrießlich).

Was krachzt vorbei mit Flügelschlag?
So schnell daß man's nicht sehen mag,
Und immer eins dem andern nach,
Den Jäger würden sie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides Pfeilen kaum erreichbar,
Es sind die raschen Stymphaliden.
Und wohlgemeint ihr Krachzegruß,
Mit Geierschnabel und Gänsefuß.
Sie möchten gern in unsern Kreisen
Als Stammverwandte sich erweisen.

Mephistopheles

(wie verschüchtert).

Noch andres Zeug zischt zwischen drein.

Sphinx.

Vor diesen sey euch ja nicht bange,
Es sind die Köpfe der Lernaischen Schlange,
Vom Rumpf getrennt und glauben was zu seyn. —
Doch sagt was soll nur aus euch werden?
Was für unruhige Gebärden?

Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort! . .
Ich sehe, jener Chorus dort
Macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht,
Geht hin! begrüßt manch reizendes Gesicht.
Die Lamien sind's, lustfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen
Wie sie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephistopheles.

Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde.

Sphinx.

Ja! Mische dich zum luftigen Gesinde.
Wir, von Egypten her, sind längst gewohnt
Daß unsereins in tausend Jahre thront.
Und respectirt nur unsre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage,
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Peneios

umgeben von Gewässern und Nymphen.

Peneios.

Rege dich, du Schilfgeflüster!
Hauche leise, Rohrgeschwister,
Säuselt, leichte Weidensträuche,
Lispelt, Pappelzitterzweige,

Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Walleſtrom und Ruh.

Fauſt
(an den Fluß tretend).

Hör' ich recht, ſo muß ich glauben:
Hinter den verſchränkten Lauben
Dieſer Zweige, dieſer Stauden
Tönt ein menſchenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergetzen.

Nymphen (zu Fauſt).

Am beſten geſchäh' dir
Du legteſt dich nieder,
Erholteſt im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genöſſeſt der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir ſäuſeln, wir rieſeln,
Wir flüſtern dir zu.

Fauſt.

Ich wache ja! O laßt ſie walten
Die unvergleichlichen Geſtalten
Wie ſie dorthin mein Auge ſchickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warſt du ſo beglückt.
Gewäſſer ſchleichen durch die Friſche
Der dichten, ſanft bewegten Büſche,
Nicht rauſchen ſie, ſie rieſeln kaum;

Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen ſich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Geſunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergetztem Auge zugebracht!
Geſellig dann und fröhlich badend,
Erdreiſtet ſchwimmend, furchtſam watend;
Geſchrei zuletzt und Waſſerſchlacht.
Begnügen ſollt' ich mich an dieſen,
Mein Auge ſollte hier genießen,
Doch immer weiter ſtrebt mein Sinn.
Der Blick dringt ſcharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wunderſam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeſchwommen,
Majeſtätiſch rein bewegt.
Ruhig ſchwebend, zart geſellig,
Aber ſtolz und ſelbſtgefällig
Wie ſich Haupt und Schnabel regt . . . .
Einer aber ſcheint vor allen
Brüſtend kühn ſich zu gefallen,
Segelnd raſch durch alle fort;
Sein Gefieder blaht ſich ſchwellend,
Welle ſelbſt auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort . . . .
Die andern ſchwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächtigen Streit

Die ſcheuen Mädchen abzulenken,
Daß ſie an ihren Dienſt nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Leget Schweſtern euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht ſo kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes-Hufe.
Wüßt' ich nur, wer dieſer Nacht
Schnelle Botſchaft zugebracht.

Fauſt.

Iſt mir doch als dröhnt die Erde
Schallend unter eiligem Pferde.
Dorthin mein Blick!
Ein günſtiges Geſchick
Soll es mich ſchon erreichen?
O Wunder ohnegleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt,
Er ſcheint von Geiſt und Muth begabt,
Von blendend-weißem Pferd getragen . . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn ſchon,
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt, Chiron! halt! Ich habe dir zu ſagen . . .

Chiron.

Was giebt's? Was iſt's?

Fauſt.

Bezähme deinen Schritt!

Chiron.

Ich raſte nicht.

Fauſt.

So bitte! Nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf! so kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du stehst am Ufer hier,
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.

Faust (aufsitzend).

Wohin du willst. Für ewig dank' ich's dir ....
Der große Mann, der edle Padagog,
Der, sich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den schönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das lassen wir an seinem Ort!
Selbst Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben sie's nach ihrer Weise fort
Als wenn sie nicht erzogen wären.

Faust.

Den Arzt der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis ins Tiefste kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Linderung schafft,
Umarm' ich hier in Geist- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hulf' und Rath zu schaffen;
Doch ließ ich meine Kunst zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Faust.

Du bist der wahre große Mann
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er sucht bescheiden auszuweichen
Und thut als gab' es seines Gleichen.

Chiron.

Du scheinest mir geschickt zu heucheln,
Dem Fürsten wie dem Volk zu schmeicheln.

Faust.

So wirst du mir denn doch gestehn:
Du hast die Größten deiner Zeit gesehn,
Dem Edelsten in Thaten nachgestrebt,
Halbgöttlich-ernst die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroischen Gestalten
Wen hast du für den Tüchtigsten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreise
War jeder brav nach seiner eignen Weise,
Und, nach der Kraft, die ihn beseelte,
Konnt' er genügen wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben stets gesiegt
Wo Jugendfüll' und Schönheit überwiegt.
Entschluß und schnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden war's zum schönen Theil.
Nachsinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrschte Jason, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer still bedächtig
Schlug er die Leier Allen übermächtig.
Scharfsichtig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Gesellig nur läßt sich Gefahr erproben:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Faust.

Von Herkules willst nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! errege nicht mein Sehnen . . .

Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlichſt anzuſchaun;
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Fraun.
Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder;
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen ſich die Lieder,
Vergebens quälen ſie den Stein.

Fauſt.

So ſehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom ſchönſten Mann haſt du geſprochen,
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was! . . Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken.

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug,
Und ſolch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar
Wie du es thuſt.

Fauſt.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach trugſt du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit.
Doch dieſe, nicht gewohnt beſiegt zu ſeyn,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterdrein.
Da hielten der Geſchwiſter eiligen Lauf
Die Sümpfe bei Eleuſis auf;
Die Brüder wateten, ich patſchte, ſchwamm hinüber;
Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und dankte lieblich-klug und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt!

Fauſt.

Erſt ſieben Jahr! . . .

Chiron.

Ich ſeh' die Philologen,
Sie haben dich, ſo wie ſich ſelbſt betrogen.
Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;

Nie wird sie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Gestalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Faust.

So sey auch sie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Phera sie gefunden
Selbst außer aller Zeit; — welch seltnes Glück!
Errungen Liebe gegen das Geschick.
Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt?
Das ewige Wesen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, so hehr als liebenswürdig.
Du sahst sie einst, heut hab' ich sie gesehn,
So schön wie reizend, wie ersehnt so schön.
Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfangen,
Ich lebe nicht, kann ich sie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Mensch bist du entzückt;
Doch unter Geistern scheinst du wohl verrückt.
Nun trifft sich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aesculaps; im stillen Beten
Fleht sie zum Vater: daß, zu seiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verklare
Und vom verwegnen Todtschlag sie bekehre.
Die liebste mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Fauſt.

eheilt will ich nicht ſeyn! mein Sinn iſt mächtig!
a wär' ich ja wie andre niederträchtig.

Chiron.

erſäume nicht das Heil der edlen Quelle!
eſchwind herab! Wir ſind zur Stelle.

Fauſt.

ag' an! Wohin haſt du, in grauſer Nacht,
urch Kiesgewäſſer, mich ans Land gebracht?

Chiron.

ier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
eneios rechts, links den Olymp zur Seite,
as größte Reich das ſich im Sand verliert.
er König flieht, der Bürger triumphirt.
lick' auf! hier ſteht bedeutend nah,
m Mondenſchein der ewige Tempel da.

Manto

(inwendig träumend).

Von Pferdes Hufe
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).

illkommen! ich ſeh' du bleibſt nicht aus.

Chiron.

teht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.

treifſt du noch immer unermüdet?

Chiron.

Wohnſt du doch immer ſtill umfriedet,
Indeß zu kreiſen mich erfreut.

Manto.

Ich harre, mich umkreiſ't die Zeit.
Und dieſer?

Chiron.

Die verrufne Nacht
Hat ſtrudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen, will er ſich gewinnen,
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Aſklepiſcher Cur vor andern werth.

Manto.

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Chiron

(iſt ſchon weit weg).

Manto.

Tritt ein, Verwegner, ſollſt dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Perſephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauſcht ſie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einſt den Orpheus eingeſchwarzt,
Benutz' es beſſer, friſch! beherzt!

(Sie ſteigen hinab.)

Univ. Bibl. München

Am obern Peneios wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios Fluth!
Plätschernd ziemt es da zu schwimmen,
Lied um Lieder anzustimmen,
Dem unseligen Volk zu gut.
Ohne Wasser ist kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum ägäischen Meere,
Wurd uns jede Lust zu Theil.

Erdbeben.

Sirenen.

Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Wasser staucht,
Ries und Ufer berstend raucht.
Flüchten wir! Kommt alle, kommt!
Niemand dem das Wunder frommt.

Fort! ihr edlen frohen Gäste
Zu dem seeisch heitern Feste,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Ufernetzend, leise schwellen;
Da wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängstlich Erde-Beben;
Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft ist's um den Ort.

Seismos
(in der Tiefe brummend und polternd).

Einmal noch mit Kraft geſchoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinx.

Welch ein widerwartig Zittern,
Haßlich grauſenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederſtreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Dow wir andern nicht die Stelle,
Brache los die ganze Hölle.

Nun erhebt ſich ein Gewölbe
Wunderſam. Es iſt derſelbe
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute,
Einer Kreiſenden zu Lieb'
Aus der Wog' empor ſie trieb.
Er mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme ſtraff, gekrummt den Rücken,
Wie ein Atlas an Geberde,
Hebt er Boden, Raſen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unſres Ufers ſtille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales ruhige Decke.
Angeſtrengteſt, nimmer müde,
Koloſſal-Karyatide,

Trägt ein furchtbar Steingerüſte,
Noch im Boden bis zur Büſte;
Weiter aber ſoll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Seismos.

as hab' ich ganz allein vermittelt,
Nun wird mir's endlich zugeſtehn:
nd hätt' ich nicht geſchüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön? —
Wie ſtänden eure Berge droben
n prächtig-reinem Aetherblau,
att' ich ſie nicht hervorgeſchoben
u maleriſch-entzückter Schau!
lls, Angeſichts der höchſten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich ſtark betrug,
nd, in Geſellſchaft von Titanen,
Mit Pelion und Oſſa als mit Ballen ſchlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis überdrüſſig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgeſetzt . . . .
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit ſeliger Muſen Chor.
Selbſt Jupitern und ſeinen Donnerkeilen
Hob ich den Seſſel hoch empor.
etzt ſo, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
nd fordre laut, zu neuem Leben,
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Kalt, müßte man geſtehen,

Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht selbst gesehen
Wie sich's aus dem Boden würgte.
Bebuschter Wald verbreitet sich hinan,
Noch drängt sich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird sich daran nicht kehren:
Wir lassen uns im heiligen Sitz nicht stören.

Greise.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen seh' ich zittern.
Laßt euch solchen Schatz nicht rauben;
Imsen auf! es auszuklauben.

Chor der Ameisen.

Wie ihn die Riesigen
Empor geschoben,
Ihr Zappelfüßigen
Geschwind nach oben!
Behendest aus und ein!
In solchen Ritzen
Ist jedes Bröselein
Werth zu besitzen.
Das Allermindeste
Mußt ihr entdecken
Auf das geschwindeste
In allen Ecken.
Allemsig mußt ihr seyn,
Ihr Wimmelschaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren.

Greise.

Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!

Wir legen unſre Klauen drauf,
Sind Riegel von der beſten Art,
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht wie es geſchah.
Fraget nicht woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!
Zu des Lebens luſtigem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.
Zwerg' und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum beſten,
Segnen dankbar unſern Stern;
Denn, im Oſten wie im Weſten,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;
Sie wird die Kleinſten erzeugen,
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen,
Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke.

Noch iſt es Friede;
Baut euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Heer zu ſchaffen.

Ihr Imſen alle,
Rührig im Schwalle,
Schafft uns Metalle!
Und ihr Daktyle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſey befohlen
Hölzer zu holen!
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen.

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch ausgezogen!
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher
Unzählig niſtende,
Hochmüthig bruſtende,
Auf einen Ruck!
Alle wie Einen;
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck.

Imſen und Daktyle.

Wer wird uns retten!
Wir ſchaffen's Eiſen,
Sie ſchmieden Ketten.
Uns los zu reißen

Iſt noch nicht zeitig,
Drum ſeyd geſchmeidig.

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeſchrei und Sterbeklagen!
Aengſtlich Flügelflatterſchlagen!
Welch ein Aechzen, welch Geſtöhn
Dringt herauf zu unſern Höhn!
Alle ſind ſie ſchon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgeſtaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht ſie doch ſchon auf dem Helme
Dieſer Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genoſſen unſres Heeres;
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In ſo nahverwandter Sache.
Keiner ſpare Kraft und Blut,
Ewige Feindſchaft dieſer Brut!

(Zerſtreuen ſich krächzend in den Lüften.)

Mephiſtopheles (in der Ebene).

Die nordiſchen Hexen wußt' ich wohl zu meiſtern,
Mir wird's nicht juſt mit dieſen fremden Geiſtern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local,
Wo man auch ſey, man findet ſich zumal.
Frau Ilſe wacht für uns auf ihrem Stein,
Auf ſeiner Höh' wird Heinrich munter ſeyn,
Die Schnarcher ſchnauzen zwar das Elend an,
Doch alles iſt für tauſend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur wo er geht und ſteht,

Ob unter ihm ſich nicht der Boden blaht?
Ich wandle luſtig durch ein glattes Thal
Und hinter mir erhebt ſich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genug — hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt uns Abenteuer . . .
Noch tanzt und ſchwebt mir lockend, weichend, vor,
Spitzbübiſch gaukelnd, der galante Chor.
Nur ſachte drauf! Allzugewohnt ans Naſchen
Wo es auch ſey, man ſucht was zu erhaſchen.

Lamien
(Mephiſtopheles nach ſich ziehend).

Geſchwind, geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Es iſt ſo heiter
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen;
Zu ſchwerer Buße
Mit ſtarrem Fuße
Kommt er geholpert
Einher geſtolpert:
Er ſchleppt das Bein,
Wie wir ihn fliehen,
Uns hinterdrein.

Mephiſtopheles (ſtillſtehend).

Verflucht Geſchick! Betrogne Manſen!
Von Adam her verführte Manſen!

Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warst du nicht ſchon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geſchnürten Leibs, geſchminkten Angeſichts;
Nichts haben ſie Geſundes zu erwiedern,
Wo man ſie anfaßt, morſch in allen Gliedern.
Man weiß, man ſieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt! er beſinnt ſich, zaudert, ſteht;
Entgegnet ihm daß er euch nicht entgeht!

Mephiſtopheles (fortſchreitend).

Nur zu! und laß dich ins Gewebe
Der Zweifelei nicht thörig ein;
Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel ſeyn!

Lamien (anmuthig).

Kreiſen wir um dieſen Helden;
Liebe wird in ſeinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephiſtopheles.

Zwar bei ungewiſſem Schimmer
Scheint ihr hübſche Frauenzimmer,
Und ſo möcht' ich euch nicht ſchelten.

Empuſe (eindringend).

Auch nicht mich! als eine ſolche
Laßt mich ein in eure Folge.

Lamien.

Die iſt in unſerm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unſer Spiel.

Empuſe (zu Mephiſtopheles).

Begrüßt von Mühmchen Empuſe,
Der Trauten mit dem Eſelsfuße!
Du haſt nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, ſchönſten Gruß!

Mephiſtopheles

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte,
Es iſt ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuſe.

Entſchieden weiß ich gleich zu handeln,
Zu vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eſelsköpfchen aufgeſetzt.

Mephiſtopheles

Ich merk' es hat bei dieſen Leuten
Verwandtſchaft Großes zu bedeuten;
Doch mag ſich was auch will ereignen,
Den Eſelskopf möcht' ich verlaugnen.

Lamien.

Laß dieſe Garſtige, ſie verſcheucht
Was irgend ſchön und lieblich däucht;
Was irgend ſchön und lieblich war',
Sie kommt heran, es iſt nicht mehr.

Mephiſtopheles.

Auch dieſe Mühmchen, zart und ſchmächtig,
Sie ſind mir alleſammt verdächtig;
Und hinter ſolcher Wänglein Rosen,
Fürcht' ich doch auch Metamorphoſen.

Lamien.

Verſuch' es doch! ſind unſer Viele.
Greif zu! Und haſt du Glück im Spiele
Erhaſche dir das beſte Loos.
Was ſoll das lüſterne Geleier?
Du biſt ein miſerabler Freier,
Stolzirſt einher und thuſt ſo groß! —
Nun miſcht er ſich in unſre Schaaren;
Faßt nach und nach die Masken fahren,
Und gebt ihm euer Weſen bloß.

Mephiſtopheles.

Die ſchönſte hab' ich mir erleſen . . .
(Sie umfaſſend.)
O weh mir! welch ein dürrer Beſen!
(Eine andere ergreifend.)
Und dieſe? . . . . Schmähliches Geſicht!

Lamien.

Verdienſt du's beſſer? dünk' es nicht.

Mephiſtopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden . . . .
Lacerte ſchlüpft mir aus den Händen!
Und ſchlangenhaft der glatte Zopf.
Dagegen faß' ich mir die Lange . . . .
Da pack' ich eine Thyrſusſtange!
Den Pinienapfel als den Kopf.
Wo will's hinaus? . . . . Noch eine Diese,
An der ich mich vielleicht erquicke;
Zum letzten Mal gewagt! Es ſey!
Recht quammig, quappig, das bezahlen

Mit hohem Preis Orientalen . . . .
Doch ach! der Bovist platzt entzwei!

Lamien.

Fahrt auseinander, schwankt und schwebet!
Blitzartig, schwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Hexensohn!
Unsichre schauderhafte Kreise!
Schweigsamen Zittigs, Fledermäuse;
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephistopheles (sich schüttelnd).

Viel klüger, scheint es, bin ich nicht geworden;
Absurd ist's hier, absurd im Norden,
Gespenster hier wie dort vertract,
Volk und Poeten abgeschmackt.
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Wesen daß mich's schauerte . . . .
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.

(Sich zwischen den Felsen verirrend.)

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun ist's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt steht mir Geröll entgegen.
Vergebens klettr' ich auf und nieder,
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein solch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß ich frischen Hexenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige.
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo
Als über mich Pompejus floh.
Daneben, das Gebild des Wahns,
Verſchwindet ſchon beim Krähn des Hahns.
Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sey Ehre dir, ehrwürdiges Haupt!
Von hoher Eichenkraft umlaubt.
Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. —
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht das gar beſcheiden glüht.
Wie ſich das alles fügen muß!
Fürwahr! es iſt Homunculus.
Woher des Wegs, du Kleingeſelle?

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld mein Glas entzwei zu ſchlagen;
Allein was ich bisher geſehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu ſagen:
Zwei Philoſophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von dieſen will ich mich nicht trennen,

Sie müssen doch das irdische Wesen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende
Wohin ich mich am allerklügsten wende.

Mephistopheles.

Das thu' auf deine eigne Hand!
Denn, wo Gespenster Platz genommen,
Ist auch der Philosoph willkommen.
Damit man seiner Kunst und Gunst sich freue,
Erschafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand;
Willst du entstehn, entsteh' auf eigne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath ist auch nicht zu verschmahn.

Mephistopheles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter sehn. (Trennen sich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein starrer Sinn will sich nicht beugen,
Bedarf es weit'res dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt sich jedem Winde gern,
Doch hält sie sich vom schroffen Felsen fern.

Anaxagoras.

Durch Feuerdunst ist dieser Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten ist Lebendiges erstanden.

Homunculus (zwischen beiden).

Laßt mich an eurer Seite gehn,
Mir selbst gelüstet's zu entstehn!

Anaxagoras.

Hast du, o Thales, je, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewiesen;
Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
Aeolischer Dünste Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruste
Daß neu ein Berg sogleich entstehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Er ist auch da, und das ist gut zuletzt.
Mit solchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und fuhrt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,
Die Felsenspalten zu bewohnen,
Pygmaen, Imsen, Däumerlinge,
Und andre thatig kleine Dinge.

(Zu Homunculus.)

Nie hast du Großem nachgestrebt,
Einsiedlerisch beschränkt gelebt;
Kannst du zur Herrschaft dich gewöhnen,
So laß ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was sagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.

Sieh hin! die ſchwarze Kranich-Wolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde ſo dem König drohn.
Mit ſcharfen Schnäbeln, Krallen-Beinen,
Sie ſtechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß wetterleuchtet ſchon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umſtellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeſchoſſe Regen,
Schafft grauſam-blutigen Rache-Segen,
Erregt der Nahverwandten Wuth,
Nach der Pygmäen frevlem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherſtrahl den Zwergen?
Wie ſich Daktyl und Imſe bergen!
Schon wankt, es flieht, es ſtürzt das Heer.

Anaragoras
(nach einer Pauſe feierlich).

Konnt' ich bisher die Unterirdiſchen loben,
So wend ich mich in dieſem Fall nach oben . . .
Du! droben ewig unveraltete,
Dreinamig-Dreigeſtaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Bruſt-erweiternde, im Tiefſten ſinnige,
Du ruhig-ſcheinende, gewaltſam-innige,
Eröffne deiner Schatten grauſen Schlund,
Die alte Macht ſey ohne Zauber kund!
(Pauſe.)
Bin ich zu ſchnell erhört!
Hat mein Flehn

Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur geſtört?
Und größer, immer größer nahet ſchon
Der Göttin rundumſchriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
Ins Düſtre röthet ſich ſein Feuer . . .
Nicht näher! drohend-mächtige Runde,
Du richteſt uns und Land und Meer zu Grunde!
So wär' es wahr, daß dich theſſaliſche Frauen,
In frevlend magiſchem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgeſungen?
Verderblichſtes dir abgerungen? . . .
Das lichte Schild hat ſich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Gepraſſel! Welch ein Ziſchen!
Ein Donnern, Windgethüm dazwiſchen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.

(Wirft ſich aufs Angeſicht.)

Thales.

Was dieſer Mann nicht alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht wie uns geſchah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt ſich ganz bequem
An ihrem Platz ſo wie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz,
Der Berg war rund, jetzt iſt er ſpitz.
Ich ſpürt' ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen;

Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gequetscht, erschlagen.
Doch muß ich solche Künste loben,
Die schöpferisch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dieß Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garstige Brut!
Daß du nicht König warst ist gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeste,
Dort hofft und ehrt man Wundergäste.

(Entfernen sich.)

Mephistopheles

(an der Gegenseite kletternd).

Da muß ich mich durch steile Felsentreppen,
Durch alter Eichen starre Wurzeln schleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunst
Hat was vom Pech und das hat meine Gunst;
Zunächst der Schwefel .... Hier, bei diesen Griechen
Ist von dergleichen kaum die Spur zu riechen.
Neugierig aber war' ich, nachzuspüren
Womit sie Höllenqual und Flamme schuren.

Dryas.

In deinem Lande sey einheimisch klug,
Im fremden bist du nicht gewandt genug.
Du solltest nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephistopheles.

Man denkt an das was man verließ,
Was man gewohnt war bleibt ein Paradies.

Doch ſagt: was in der Höhle dort,
Bei ſchwachem Licht, ſich dreifach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort,
Und ſprich ſie an, wenn dich nicht ſchauert.

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht! — Ich ſehe was, und ſtaune!
So ſtolz ich bin, muß ich mir ſelbſt geſtehn:
Dergleichen hab' ich nie geſehn,
Die ſind ja ſchlimmer als Alraune. . . .
Wird man die urverworfnen Sünden
Im mindeſten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreigeſtüm erblickt?
Wir litten ſie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollſten unſrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt. . . .
Sie regen ſich, ſie ſcheinen mich zu ſpüren,
Sie zwitſchern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schweſtern, daß es frage,
Wer ſich ſo nah an unſre Tempel wage.

Mephiſtopheles.

Verehrteſte! Erlaubt mir euch zu nahn
Und euren Segen dreifach zu empfahn.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.
Altwürdige Götter hab' ich ſchon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefſtens mich gebückt;
Die Parzen ſelbſt, des Chaos, eure Schweſtern,
Ich ſah ſie geſtern — oder chegeſtern;

Doch eures Gleichen hab' ich nie erblickt,
Ich ſchweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er ſcheint Verſtand zu haben dieſer Geiſt.

Mephiſtopheles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preiſ't. —
Und ſagt! wie kam's, wie konnte das geſchehn?
Im Bilde hab' ich nie euch, Würdigſte, geſehn;
Verſuch's der Meißel doch euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Verſenkt in Einſamkeit und ſtillſte Nacht
Hat unſer Drei noch nie daran gedacht!

Mephiſtopheles.

Wie ſollt' es auch? da ihr der Welt entrückt,
Hier niemand ſeht und niemand euch erblickt.
Da müßtet ihr an ſolchen Orten wohnen
Wo Pracht und Kunſt auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag, behend, im Doppelſchritt,
Ein Marmorblock als Held ins Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige ſtill und gieb uns kein Gelüſten!
Was hülf' es uns und wenn wir's beſſer wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns ſelbſt, ganz allen unbekannt.

Mephiſtopheles.

In ſolchem Fall hat es nicht viel zu ſagen,
Man kann ſich ſelbſt auch andern übertragen.
Euch Dreien gnügt Ein Auge, gnügt Ein Zahn,
Da ging es wohl auch mythologiſch an

In zwei die Weſenheit der drei zu faſſen,
Der dritten Bildniß mir zu überlaſſen,
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's euch! ging es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

Mephiſtopheles.

Nun habt ihr grad das Beſte weggenommen,
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine.

Drück' du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn,
Laß alſofort den Einen Raffzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt du ſogleich erreichen
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſey!

Phorkyaden.

Es ſey!

Mephiſtopheles

(als Phorkyas im Profil).

Da ſteh' ich ſchon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

Phorkyaden.

Im neuen Drei der Schweſtern welche Schöne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zahne.

Auch zu Kron' und Edelſteinen,
Spang- und Gürtelſchmuck vereinen.
Alles das iſt eure Frucht!
Schätze, ſcheiternd hier verſchlungen,
Habt ihr uns herangeſungen,
Ihr Dämonen unſrer Bucht.

Sirenen.

Wiſſen's wohl, in Meeresfriſche
Glatt behagen ſich die Fiſche,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch! ihr feſtlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fiſche ſeyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hieher gekommen
Haben wir's zu Sinn genommen,
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind!
Heut bedarf's der kleinſten Reiſe,
Zum vollgültigſten Beweiſe,
Daß wir mehr als Fiſche ſind.

(Entfernen ſich.)

Sirenen.

Fort ſind ſie im Nu!
Nach Samothrace grade zu,
Verſchwunden mit günſtigem Wind.
Was denken ſie zu vollführen
Im Reiche der hohen Kabiren?
Sind Götter! wunderſam eigen,
Die ſich immerfort ſelbſt erzeugen,
Und niemals wiſſen was ſie ſind.

Bleibe auf deinen Höhn,
Holde Luna, gnädig ſtehn;
Daß es nächtig verbleibe,
Uns der Tag nicht vertreibe.

Thales
(am Ufer zu Homunculus).

Ich führte dich zum alten Nereus gern;
Zwar ſind wir nicht von ſeiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf
Der widerwartige Sauertopf.
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.
Doch iſt die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat jedermann Reſpect,
Und ehret ihn auf ſeinem Poſten;
Auch hat er manchem wohlgethan.

Homunculus

Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme koſten.

Nereus.

Sind's Menſchenſtimmen, die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefſten Herzen grimmt!
Gebilde, ſtrebſam Götter zu erreichen,
Und doch verdammt ſich immer ſelbſt zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an den Beſten wohlzuthun;
Und ſchaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir;
Du biſt der Weiſe, treib' uns nicht von hier!

Schau dieſe Flamme, menſchenähnlich zwar,
Sie deinem Rath ergiebt ſich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath! Hat Rath bei Menſchen je gegolten?
Ein kluges Wort erſtarrt im harten Ohr.
So oft auch That ſich grimmig ſelbſt geſcholten,
Bleibt doch das Volk ſelbſtwillig wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh ſein Gelüſt ein fremdes Weib umgarnt.
Am griechiſchen Ufer ſtand er kühnlich da,
Ihm kündet' ich was ich im Geiſte ſah:
Die Lüfte qualmend, überſtrömend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod:
Troja's Gerichtstag, rhythmiſch feſtgebannt,
Jahrtauſenden ſo ſchrecklich als gekannt.
Des Alten Wort dem Frechen ſchien's ein Spiel,
Er folgte ſeiner Luſt und Ilion fiel —
Ein Rieſenleichnam, ſtarr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkommnes Mahl.
Ulyſſen auch! ſagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Liſten, des Cyklopen Graus?
Das Zaudern ſein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht alles! bracht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeſchaukelt ihn, doch ſpät genug,
Der Woge Gunſt an gaſtlich Ufer trug.

Thales.

Dem weiſen Mann giebt ſolch Betragen Qual;
Der gute doch verſucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, hoch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.

Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünscht weislich zu entstehn.

Nereus.

Verderbt mir nicht den seltensten Humor!
Ganz andres steht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeschieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht euer Bogen tragt
Ein schön Gebild das sich so zierlich regt.
Sie werfen sich, anmuthigster Geberde,
Vom Wasserdrachen auf Neptunus Pferde,
Dem Element aufs zarteste vereint,
Daß selbst der Schaum sie noch zu heben scheint.
Im Farbenspiel von Venus' Muschelwagen
Kommt Galatee, die schönste nun, getragen,
Die, seit sich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin selbst verehrt.
Und so besitzt die Holde, lange schon,
Als Erbin, Tempelstadt und Wagenthron.

Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenstunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann:
Wie man entstehn und sich verwandeln kann.

(Entfernt sich gegen das Meer.)

Thales.

Wir haben nichts durch diesen Schritt gewonnen.
Trifft man auch Proteus, gleich ist er zerronnen,
Und steht er euch, so sagt er nur zuletzt
Was Staunen macht und in Verwirrung setzt.

Du biſt einmal bedürftig ſolchen Raths,
Verſuchen wir's und wandeln unſres Pfads!

(Entfernen ſich.)

Sirenen (oben auf den Felſen).

Was ſehen wir von Weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel
Anzögen weiße Segel,
So hell ſind ſie zu ſchauen,
Verklarte Meeresfrauen.
Laßt uns herunter klimmen,
Vernehmt ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.

Was wir auf Händen tragen
Soll allen euch behagen.
Chelonen's Rieſen-Schilde
Entglänzt ein ſtreng Gebilde:
Sind Götter die wir bringen;
Müßt hohe Lieder ſingen.

Sirenen.

Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt,
Der ſcheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.

Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Feſt zu führen;
Denn wo ſie heilig walten,
Neptun wird freundlich ſchalten.

Sirenen.

Wir ſiehen euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderſtehbar an Kraft
Schuzt ihr die Mannſchaft.

Nereiden und Tritonen.

Drei haben wir mitgenommen,
Der Vierte wollte nicht kommen;
Er ſagte er ſey der Aechte,
Der für ſie alle dachte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen.

Wo ſind die drei geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort weſt auch wohl der Achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewartig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt:
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond
Hinzubeten, es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Ruhm zum höchſten prangt
Dieſes Feſt anzuführen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Ihr die Kabiren.

(Wiederholt als Allgeſang.)

Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

Nereiden und Tritonen

(ziehen vorüber).

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden-ſchlechte Töpfe,
Nun ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja was man begehrt!
Der Roſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher deſto reſpectabler.

Thales.

Wo bist du Proteus?

Proteus

(bauchrednerisch, bald nah, bald fern).

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch, einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß du sprichst vom falschen Orte.

Proteus (als aus der Ferne).

Leb' wohl!

Thales (leise zu Homunculus).

Er ist ganz nah. Nun leuchte frisch!
Er ist neugierig wie ein Fisch;
Und wo er auch gestaltet stockt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Homunculus.

Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Bescheiden doch, daß ich das Glas nicht sprenge.

Proteus

(in Gestalt einer Riesen-Schildkröte).

Was leuchtet so anmuthig schön?

Thales

(den Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn du Lust hast kannst du's näher sehn.
Die kleine Mühe laß dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menschlich beiden Füßen.
Mit unsern Gunsten sey's, mit unserm Willen,
Wer schauen will was wir verhüllen.

Proteus (edel gestaltet).

Weltweise Kniffe sind dir noch bewußt.

Thales.

ſtalt zu wechſeln bleibt noch deine Luſt.

(Hat den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erſtaunt).

leuchtend Zwerglein! Niemals noch geſehn!

Thales.

fragt um Rath, und möchte gern entſtehn.
iſt, wie ich von ihm vernommen,
wunderſam nur halb zur Welt gekommen.
n fehlt es nicht an geiſtigen Eigenſchaften,
h gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
h wär' er gern zunächſt verkörperlicht.

Proteus.

biſt ein wahrer Jungfern-Sohn,
du ſeyn ſollteſt biſt du ſchon!

Thales (leiſe).

ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch,
iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.

muß es deſto eher glücken,
wie er anlangt wird ſich's ſchicken.
gilt es hier nicht viel beſinnen,
weiten Meere mußt du anbeginnen!
fangt man erſt im Kleinen an
freut ſich Kleinſte zu verſchlingen,
wächſt ſo nach und nach heran,
bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

weht gar eine weiche Luft,
runelt ſo und mir behagt der Duft!

Proteus

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiter hin wird's viel behaglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher;
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreifach merkwürdiger Geiſterſchritt!

Telchinen von Rhodus

auf Hippokampen und Meerdrachen, Neptunens Dreizack handhabend.

Chor.

Wir haben den Dreizack Neptunen geſchmiedet,
Womit er die regeſten Wellen beautet.
Entfaltet der Donn'rer die Wolken, die vollen,
Entgegnet Neptunus dem grauſichen Rollen;
Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten geſpritzt;
Und was auch dazwiſchen in Aenaſien aerungen,
Wird, lange geſchleudert, vom Dreizack verſchlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht, —
Nun ſchweben wir feſtlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heiteren Tags Gedenedeiten,

Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen.

blichſte Göttin am Bogen da droben!
örſt mit Entzücken den Bruder beloben.
ſeligen Rhodus verleihſt du ein Ohr,
ſteigt ihm ein ewiger Päan hervor.
nt er den Tageslauf und iſt es gethan,
ickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Berge, die Städte, die Ufer, die Welle,
len dem Gotte, ſind lieblich und helle.
Nebel umſchwebt uns, und ſchleicht er ſich ein,
Strahl und ein Lüftchen und die Inſel iſt rein!
haut ſich der Höhe in hundert Gebilden,
ünglinge, als Rieſen, den großen, den milden.
rſten wir waren's, die Göttergewalt
llten in würdiger Menſchengeſtalt.

Proteus.

n ſie ſingen, laß ſie prahlen!
Sonne heiligen Lebeſtrahlen
todte Werke nur ein Spaß.
ildet ſchmelzend, unverdroſſen;
aben ſie's in Erz gegoſſen,
denken ſie es wäre was.
iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?
ötterbilder ſtanden groß, —
te ſie ein Erdeſtoß;
ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Erdetreiben, wie's auch ſey,
mer doch nur Plackerei;

Dem Leben frommt die Welle beſſer;
Dich trägt ins ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.

(Er verwandelt ſich.)

Schon iſt's gethan!
Da ſoll es dir zum ſchönſten glücken,
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thales.

Gieb nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſey bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit.

Homunculus

(beſteigt den Proteus-Delphin).

Proteus

Komm geiſtig mit in feuchte Weite,
Da lebſt du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt du dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden:
Denn biſt du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl fein
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſeyn.

Proteus (zu Thales).

So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;

enn unter bleichen Geiſterſchaaren
eh' ich dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen (auf dem Felſen).

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus (zu Thales tretend).

unte wohl ein nächtiger Wandrer
eſen Mondhof Lufterſcheinung;
ch wir Geiſter ſind ganz andrer
d der einzig richtigen Meinung:
uben ſind es, die begleiten
einer Tochter Muſchelpfad,
underflugs beſondrer Art,
gelernt vor alten Zeiten.

Thales.

ch ich halte das für's Beſte
s dem wackern Mann gefallt,
nn im ſtillen warmen Neſte
ein Heiliges lebend halt.

Pſylle und Marſe
(auf Meerſtieren, Meerkälbern und Walfiſch).

Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
n Meergot nicht verſchüttet,

Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtill-bewußtem Behagen
Bewahren wir Cypriens Waaen
Und führen, beim Sauſeln der Nachte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte,
Die lieblichſte Tochter heran.
Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wägt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlagt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in maßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen, Zeil' an Zeile
Schlangenartig reihenweis',
Naht euch, rüſtige Nereiden,
Derbe Fraun, gefällig wild,
Bringet, zartliche Dorideu,
Galatee'n, der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeiziehend, sammtlich auf Delphinen).

Leih uns Luna Licht und Schatten,
Klarheit diesem Jugendflor!
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unserm Vater bittend vor.

(Zu Nereus.)

Knaben sind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran;
Die es nun mit heißen Küssen
Traulich uns verdanken müssen;
Schau die Holden günstig an!

Nereus.

h ist der Doppelgewinn zu schatzen:
rmherzig sein, und sich zugleich ergötzen.

Doriden.

Lobst du Vater unser Walten,
Gönnst uns wohlerworbne Lust;
Laß' uns fest, unsterblich halten
Sie an ewiger Jugendbrust.

Nereus.

gt euch des schönen Fanges freuen,
Jünglinge bildet euch als Mann;
in ich könnte nicht verleihen
s Zeus allein gewähren kann.
Welle, die euch wogt und schaukelt,
auch der Liebe nicht Bestand,
hat die Neigung ausgegaukelt,
setzt gemachlich sie ans Land.

Doriden.

Ihr, holde Knaben, seyd uns werth;
Doch müssen wir traurig scheiden:
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur so ferner labt,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie so gut gehabt
Und wollen's nicht besser haben.

Galatee

(auf dem Muschelwagen nähert sich).

Nereus.

Du bist es, mein Liebchen!

Galatee.

O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich fesselt der Blick.

Nereus.

Vorüber schon, sie ziehen vorüber
In kreisenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert sie die innre, herzliche Neigung!
Ach! nähmen sie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergötzt,
Daß er das ganze Jahr ersetzt.

Thales.

Heil! Heil! aufs neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen . . .
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.

Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,
Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's der das friſcheſte Leben erhält.

Echo

(Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenkreiſen,
Sich feſtgemaß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon,
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durchs Gedränge!
Auch noch ſo fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Homunculus.

In dieſer holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte
Iſt alles reizend ſchön.

Proteus.

In dieſer Lebensfeuchte
Erglänzt erſt deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.

Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unſeren Augen ſich offenbaren?
Was flammt um die Muſchel um Galatee's Fuße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt.

Thales.

Homunculus iſt es, von Proteus verführt . . .
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängſteten Dröhnens;
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet ſich ſchon.

Sirenen.

Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegeneinander ſich funkelnd zerſchellen?
So leuchtet's und ſchwanket und bellet hinan:
Die Körper ſie glühen auf nachtlicher Bahn,
Und rings iſt alles vom Feuer umronnen;
So herrſche denn Eros, der alles begonnen!
Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen;
Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil dem ſeltnen Abenteuer!

All Alle.

Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeyd allhier
Element' ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Trojanerinnen. Panthalis, Chorführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſtraubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut;
Und, als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor und auch Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Hauſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.
Begrüßet ſeyd mir der ehr'nen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Geſtalt entgegenleuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir
Was mich umſtürmte bis hieher, verhängnißvoll.

Denn seit ich diese Stelle sorgenlos verließ,
Cytherens Tempel besuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygische,
Ist viel geschehen, was die Menschen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachsend sich zum Mährchen spann.

Chor.

Verschmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchsten Gutes Ehrenbesitz!
Denn das größte Glück ist dir einzig beschert:
Der Schönheit Ruhm, der vor allen sich hebt.
Dem Helden tönt sein Name voran,
Drum schreitet er stolz,
Doch beugt sogleich hartnäckigster Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeschifft
Und nun von ihm zu seiner Stadt vorausgesandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?
Komm ich ein Opfer für des Fürsten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang erduldetes Mißgeschick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die Unsterblichen
Zweideutig mir, der Schöngestalt bedenkliche
Begleiter, die an dieser Schwelle mir sogar
Mit düster drohender Gegenwart zur Seite stehn.
Denn schon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur selten an, auch sprach er kein erquicklich Wort.
Als wenn er Unheil sänne saß er gegen mir.

Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger nach der Ordnung aus,
Ich muſtre ſie am Strand des Meeres hingereiht,
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Coene du gelangen magſt,
Wo Lakedamon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,
Und muſtre mir die Magde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck
Da ruhn ſie ſtolz und ſie dünken ſich was;
Doch tritt nur ein und fordre ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herrn ferneres Herrscherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgesehn,
Dann nimm so manchen Dreifuß, als du nöthig glaubst,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer sich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Festgebrauch.
Die Kessel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinste Wasser aus der heiligen Quelle sey
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme schnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeschliffnes Messer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So sprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, schlachten will.
Bedenklich ist es; doch ich sorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgestellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn sie däucht;
Es möge gut von Menschen, oder möge bös
Geachtet seyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das schwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwischenkunft.

Chor.

Was geschehen werde sinnst du nicht aus.
Königin, schreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böses kommt
Unerwartet dem Menschen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.

Brannte doch Troja, sahen wir doch
Tod vor Augen, schmählichen Tod;
Und sind wir nicht hier
Dir gesellt, dienstbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönste der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sey's wie es sey! Was auch bevorsteht, mir geziemt
Hinaufzusteigen ungesäumt in das Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel ersehnt, und fast verscherzt,
Mir abermals vor Augen steht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich so muthig nicht empor
Die hohen Stufen, die ich kindisch übersprang.

Chor.

Werfet, o Schwestern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen ins Weite;
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauses Herd,
Zwar mit spät zurückkehrendem,
Aber mit desto festerem
Fuße freudig herannaht.

Preiset die heiligen,
Glücklich herstellenden
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Raubste, wenn umsonst

Der Gefangene, sehnsuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin,
Armausbreitend sich abharmt.

Aber sie ergriff ein Gott
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher sie zurück
In das alte, das neugeschmückte
Vaterhaus,
Nach unsäglichen
Freuden und Qualen,
Früher Jugendzeit
Angefrischt zu gedenken.

Panthalis (als Sprecherin).

Verlasset nun des Gesanges freundumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euren Blick.
Was seh' ich, Schwestern? Kehret nicht die Königin
Mit heftigen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was ist es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauses Hallen, statt der Deinen Gruß,
Erschütterndes begegnen? Du verbirgst es nicht;
Denn Widerwillen seh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraschung kampft.

Helena

(welche die Thürflugel offen gelassen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig-leise Schreckenshand berührt sie nicht;
Doch das Entsetzen, das dem Schooß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entsteigend, vielgestaltet noch
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerschlund

Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
Ins Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her ans Licht, und ſollt'
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr ſeyd!
Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurückgeſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchooß.
Doch daß ihr's wiſſet, ſag ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs-Hauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.
Als aber ich dem Schooße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrſcherworten ruf' ich ſie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht

Des Gatten Vorsicht hinterlassend angestellt;
Doch eingefaltet sitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt sie, auf mein Draun, den rechten Arm,
Als wiese sie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos
Geschmückt sich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf,
Gebieterisch mir den Weg vertretend, zeigt es sich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch aufzubaun.
Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich ans Licht hervor!
Hier sind wir Meister, bis der Herr und König kommt.
Die grausen Nachtgeburten drangt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen, oder bändigt sie.

Phorkyas auf der Schwelle zwischen den Thürpfeilern auftretend.

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe;
Schreckliches hab' ich vieles gesehen,
Kriegrischen Jammer, Ilios' Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, staubende Tosen
Drangender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme schallen durchs Feld,
Mauerwärts.

Ach! sie standen noch, Ilios'
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zu Nachbar schon,
Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eignen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend sah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe,
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergestalten,
Riesengroß, durch düsteren
Feuerumleuchtenden Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angstumschlungene Geist
Solches Vorworrene? sagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen schau'
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen fassen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur bist du?
Denn ich vergleiche dich
Diesem Geschlechte.
Bist du vielleicht der graugebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechselsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wageſt du Scheuſal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer,
Denn das Häßliche ſchaut Er nicht,
Wie ſein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeſchick
Zu dem unſäglichen Augenſchmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-unſelige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja ſo höre denn, wenn du frech
Uns entgegeneſt, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünſchenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet ſind.

Phorkyas.

Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo ſie immer irgend auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech geſinnt,
Bis ſie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter ſie vorher gebändigt hat.
Euch find' ich nun, ihr Frechen, aus der Fremde her

Mit Uebermuth ergoſſen, gleich der Kraniche
Laut-heiſer klingendem Zug, der über unſer Haupt,
In langer Wolke, krächzend ſein Getön herab
Schickt, das den ſtillen Wandrer über ſich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn ſie ihren Weg dahin,
Er geht den ſeinen; alſo wird's mit uns geſchehn.

Wer ſeyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſeyd ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir welch Geſchlecht ihr ſeyd?
Du kriegerzeugte, ſchlachterzogne, junge Brut!
Mannluſtige du, ſo wie verführt, verführende!
Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft.
Zu Hauf euch ſehend ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grünende Felderſaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,
Der Gebiet'rin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir
Geleiſtet als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;

Nicht was der Knecht sey, fragt der Herr, nur wie er dient.
Drum schweige du und grinse sie nicht länger an.
Hast du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anstatt der Hausfrau, solches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt sie selber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde statt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenossen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrschers hohe Gattin sich
Durch langer Jahre weise Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittst,
So fasse längst erschlaffte Zügel, herrsche nun,
Nimm in Besitz den Schatz und sämmtlich uns dazu.
Vor allem aber schütze mich die ältere
Vor dieser Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan,
Nur schlecht befittigt schnatterhafte Gänse sind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt sich Häßlichkeit.

Phorkyas.

Wie unverständig neben Klugheit Unverstand.

(Von hier an erwiedern die Choretiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choretide 1.

Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht.

Phorkyas.

So sprich von Scylla, leiblich dir Geschwisterkind.

Choretide 2.

An deinem Stammbaum steigt manch Ungeheu'r empor.

Phorkyas.

Zum Orcus hin! da suche deine Sippschaft auf.

Choretide 3.

Die dorten wohnen ſind dir alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tireſias, den Alten, gehe buhlend an.

Choretide 4.

Orions Amme war dir Ur-Urenkelin.

Phorkyas.

Harpyen, wähn' ich, fütterten dich im Unflath auf.

Choretide 5.

Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.

Choretide 6.

Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.

Chorführerin.

Das beine ſtopf' ich, wenn ich ſage wer du ſeyſt.

Phorkyas.

So nenne dich zuerſt, das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn ſchädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That wohlſtimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brauſend toſ't es um ihn her,
Den ſelbſtverirrten, ins Vergeb'ne ſcheltenden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in ſittelosem Zorn,
Inſel'ger Bilder Schreckgeſtalten hergebannt,

Die mich umdrängen, daß ich selbst zum Orcus mich
Gerissen fühle, vaterland'scher Flur zum Trutz.
Ist's wohl Gedächtniß? war es Wahn der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig seyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?
Die Mädchen schaudern, aber du die älteste
Du stehst gelassen, rede mir verständig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannigfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm scheint zuletzt die höchste Göttergunst ein Traum.
Du aber, hochbegünstigt, sonder Maß und Ziel,
In Lebensreihe sahst nur Liebesbrünstige,
Entzündet rasch zum kühnsten Wagstück jeder Art.
Schon Theseus haschte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles stark, ein herrlich schön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehenjährig schlankes Reh,
Und mich umschloß Aphidnus Burg in Attika.

Phorkyas.

Durch Castor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben standst du ausgesuchter Helden-Schaar.

Helena.

Doch stille Gunst vor allen, wie ich gern gesteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.

Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchstreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Bestellung ihm.
Aus ehlichem Beiseyn sproßte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch als er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtritt,
Dir Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.

Warum gedenkſt du jener halben Witwenſchaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs!

Phorkyas.

Auch jene Fahrt mir freigebornen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie, lange Sclaverei.

Helena.

Als Schaffnerin beſtellt' er dich ſogleich hieher,
Vertrauend vieles, Burg und kühnerworbnen Schatz.

Phorkyas.

Die du verließeſt, Ilios' umthürmter Stadt
Und unerſchöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.

Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leid's
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.

Phorkyas.

Doch ſagt man, du erſchienſt ein doppelhaft Gebild,
In Ilios geſehen und in Aegypten auch.

Helena.

Verwirre wüſten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbſt jetzo, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.

Phorkyas.

Dann ſagen ſie: aus hohlem Schattenreich herauf
Geſellte ſich inbrünſtig noch Achill zu dir!
Dich früher liebend gegen allen Geſchicks Beſchluß.

Helena.

Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum, so sagen ja die Worte selbst.
Ich schwinde hin und werde selbst mir ein Idol.
(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)

Chor.

Schweige, schweige!
Mißblickende, mißredende du!
Aus so gräßlichen einzahnigen
Lippen! was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Grauelschlund.

Denn der Bösartige wohlthätig erscheinend,
Wolfsgrimm unter schafwolligem Vließ,
Mir ist er weit schrecklicher als des drei-
köpfigen Hundes Rachen.

Aengstlich lauschend stehn wir da,
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, statt freundlich mit Trost reichbegabten
Letheschenkenden holdmildesten Worts,
Regest du auf aller Vergangenheit
Böseftes mehr denn Gutes,
Und verdüsterst allzugleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mild aufschimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten,
Welche die Sonne jemals beſchien.
(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken, hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich dir entfaltet ſchauſt du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kennt' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede, die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo mud' iſt mein Gebein;
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.

Stehſt du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehleſt; was befiehlſt du? ſprich es aus.

Helena.

Eures Haders frech Verſäumniß auszugleichen ſeyd bereit,
Eilt ein Opfer zu beſtellen wie der König mir gebot.

Phorkyas.

Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreifuß, ſcharfes Beil,
Zum Beſprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt dich?

Phorkyas.

Königin du biſt gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und dieſe.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirſt du durch das Beil.

Helena

Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich ſcheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie ſtirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel traut,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt ihr der Reihe nach.

Helena und Chor

ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohl vorbereiteter Gruppe).

Phorkyas.

Geſpenſter! — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheiden der euch nicht gehört.
Die Menſchen, die Geſpenſter ſämmtlich gleich wie ihr,
Entſagen auch nicht willig hehrem Sonnenſchein;
Doch bittet oder rettet niemand ſie vom Schluß;
Sie wiſſen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug, ihr ſeyd verloren! Alſo friſch ans Werk.

(Klatſcht in die Hände; darauf erſcheinen an der Pforte vermummte Zwerggeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alſobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei du düſtres, kugelrundes Ungethüm,
Wälzt euch hieher, zu ſchaden giebt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand;
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen giebt's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederknice königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſey.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber daucht, der Aelteſten, heiliger Pflicht gemäß
Mit dir das Wort zu wechſeln, Ur-Uralteſte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gut geſinnt,
Obſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar dich traf.
Drum ſage, was du möglich noch von Rettung weißt.

Phorkyas.

Ist leicht gesagt: von der Königin hängt allein es ab
Sich selbst zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entschlossenheit ist nöthig und die behendeste.

Chor.

Ehrenwürdigste der Parzen, weiseste Sibylle du,
Halte gesperrt die goldne Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil!
Denn wir fühlen schon im Schweben, Schwanken, Baumeln, unergötzlich
Unsere Gliederchen, die lieber erst im Tanze sich ergötzten,
Ruhten drauf an Liebchens Brust.

Helena.

Laß diese bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennst du Rettung, dankbar sey sie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumsichtigen zeigt fürwahr sich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und sag' es an! —

Chor.

Sprich und sage, sag' uns eilig: wie entrinnen wir den grausen,
Garstigen Schlingen, die bedrohlich, als die schlechtesten Geschmeide,
Sich um unsre Hälse ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Ersticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmst.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geschichten sind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem der zu Hause verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu sichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber seiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überschreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerstört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du willst erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geschichtlich ist es, ist ein Vorwurf keineswegs.
Raubschiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Gestad' und Inseln, alles streift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie sie drinnen starrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie steht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie stehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Ist dir denn so das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannst?

Phorkyas.

So viele Jahre stand verlassen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unser Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten still im Gebirgthal hat ein kühn Geschlecht

Sich angesiedelt, dringend aus cimmerischer Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgethürmt,
Von da sie Land und Leute placken wie's behagt.

Helena.

Das konnten sie vollführen? Ganz unmöglich scheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre sind's.

Helena.

Ist Einer Herr? sind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber sind es, Einer aber ist der Herr.
Ich schelt' ihn nicht und wenn er schon mich heimgesucht.
Wohl konnt' er alles nehmen, doch begnügt' er sich
Mit wenigen Freigeschenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie sieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! mir gefallt er schon.
Es ist ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig ein verständiger Mann.
Man schilt das Volk Barbaren, doch ich dachte nicht
Daß grausam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held sich menschenfresserisch erwies.
Ich acht' auf seine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und seine Burg! die solltet ihr mit Augen sehn!
Das ist was anderes gegen plumpes Mauerwerk
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewalzt,
Cyklopisch wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist alles senk- und wagrecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! himmelan sie strebt empor,

So ſtarr, ſo wohl in Fugen, ſpiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja ſelbſt der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelaſſe, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da ſeht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n zu ſchauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was ſind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geſchlungne Schlang' im Schilde, wie ihr ſelbſt geſehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerei'n
Ein jeder auf ſeinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da ſah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein ſolch Gebilde führt auch unſre Heldenſchaar
Von ſeinen Ur-Urahnen her in Farbenglanz.
Da ſeht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Roſen, Pfauenſchweif,
Auch Streifen, gold und ſchwarz und ſilbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,
In Sälen, gränzenloſen, wie die Welt ſo weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, giebt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die beſten! goldgelockte, friſche Bubenſchaar;
Die duften Jugend! Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fallſt
Ganz aus der Rolle, ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du ſprichſt das letzte, ſagſt mit Ernſt vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O ſprich
Das kurze Wort! und rette dich und uns zugleich.

Helena.

Wie? ſollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grauſam ſich verginge mich zu ſchadigen?

Phorkyas.

Haſt du vergeſſen, wie er deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verſtümmelte, der ſtarrſinnig Witwe dich erſtritt
Und glücklich kebſte; Naſ' und Ohren ſchnitt er ab
Und ſtümmelte mehr ſo; Gräuel war es anzuſchaun.

Helena.

Das that er jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas.

Um jenes willen wird er dir das Gleiche thun.
Untheilbar iſt die Schönheit; der ſie ganz beſaß
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.

(Trompeten in der Ferne, der Chor fährt zuſammen.)

Wie ſcharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, alſo krallt ſich Eiferſucht
Im Buſen feſt des Mannes, der das nie vergißt
Was einſt er beſaß und nun verlor, nicht mehr beſitzt.

Chor.

Hörſt du nicht die Hörner ſchallen? ſiehſt der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sey willkommen Herr und König, gerne geb' ich Rechenschaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, seht vor Augen ihren Tod,
Merkt den eurigen da drinne; nein, zu helfen iſt euch nicht.

(Pauſe.)

Helena.

Ich ſann mir aus das Nächſte was ich wagen darf.
Ein Widerdämon biſt du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendeſt du zum Böſen um.
Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Buſen geheimnißvoll verbergen mag,
Sey jedem unzugänglich. Alte! geh voran.

Chor.

O wie gern geben wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veſte
Unzugängliche Mauer.
Schütze ſie eben ſo gut,
Eben wie Ilios' Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger Liſt erlag.

(Nebel verbreiten ſich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schweſtern ſchaut euch um!

War es nicht heiterer Tag?
Nebel ſchwanken ſtreifig empor
Aus Eurotas heil'ger Fluth;
Schon entſchwand das liebliche
Schilfumkränzte Geſtade dem Blick,
Auch die frei, zierlich-ſtolz
Sanftdahingleitenden Schwäne
In geſell'ger Schwimmluſt
Seh' ich, ach, nicht mehr!
Doch, aber doch
Tönen hör' ich ſie,
Tönen fern heiſeren Ton!
Tod verkündenden, ſagen ſie;
Ach daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns den ſchwangleichen, lang-
Schön weißhalſigen, und ach!
Unſ'rer Schwanerzeugten.
Weh uns, weh, weh!

Alles deckte ſich ſchon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts? ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,

Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja auf einmal wird es düſter, ohne Glanz entſchwebt der Nebel
Dunkelgräulich', mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke
Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.

Vorſchnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks, keins von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überquer die andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Ton's.
Nun ſchweigt! und wartet horchend was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns.

Helena.

Wo biſt du Pythoniſſa? heiße wie du magſt,
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg.
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickſt du, Königin, allſeits um dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir bieher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.

Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen einsgewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung halb.
Doch ſieh, dort oben regt in Menge ſich allbereits
In Galerien, am Fenſter, in Portalen raſch
Sich hin und her bewegend viele Dienerſchaft,
Vornehm-willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeſte Schaar anſtändig beweat
Den geregelten Zug. Wie? auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt! Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſiche roth,
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biß ich hinein, doch ich ſchaudre davor,
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.

Aber die ſchönſten
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen Schmuck;
Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,

Unſrer Königin Haupt;
Denn ſchon beſtieg ſie
Eingeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Reihet euch ernſt.
Würdig, o würdig, dreifach würdig
Sey geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeſtiegen, erſcheint oben an der Treppe in ritterlicher Hoftleidung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chorführerin

(ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundernswürdige Geſtalt,
Erhabnen Anſtand, liebenswerthe Gegenwart
Vorübergänglich liehen; wird ihm jedesmal
Was er beginnt gelingen, ſey's in Männerſchlacht,
Wo auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Frauen.
Er iſt fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Wie ich doch auch als hochgeſchätzt mit Augen ſah.
Mit langſam ernſtem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Geh' ich den Fürſten; wende dich, o Königin!

Fauſt.

(herantretend, einen Gefeſſelten zur Seite).

Statt feierlichſten Grußes, wie ſich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir
In Ketten hartgeſchloſſen ſolchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.

Hier knie nieder! dieſer höchſten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld.
Dieß iſt, erhabne Herrſcherin, der Mann
Mit ſeltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſcharf zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis ins Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Heerden Woge ſey's,
Ein Heereszug vielleicht; wir ſchützen jene,
Begegnen dieſem. Heute, welch Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht, verfehlt
Iſt ehrenvollſter ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, lage ſchon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Beſtrafſt, begnadigſt, wie dir's wohl gefällt.

Helena.

So hohe Würde wie du ſie vergönnſt,
Als Richterin, als Herrſcherin, und wär's
Verſuchend nur, wie ich vermuthen darf,
So üb' ich nun des Richters erſte Pflicht
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter, Lynceus.

Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,

Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie die Einzige zu ſpähn.

Augenſtrahl iſt mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchſtem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem düſterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geſchloſſ'nes Thor?
Nebel ſchwanken, Nebel ſchwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Bruſt ihr zugewendet
Sog ich an den milden Glanz,
Dieſe Schönheit, wie ſie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel das ich brachte darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Welch ſtreng Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich

Noch sonst ein Würdiges verschonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne diesen Guten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Faust.

Erstaunt, o Königin, seh' ich zugleich
Die sicher Treffende, hier den Getroffnen:
Ich seh' den Bogen, der den Pfeil entsandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Gefiedert schwirrend sie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machst du mir
Rebellisch die Getreusten, meine Mauern
Unsicher. Also fürcht' ich schon, mein Heer
Gehorcht der siegend unbesiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich selbst und alles,
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die sogleich
Auftretend sich Besitz und Thron erwarb.

Lynceus

(mit einer Kiste und Männer die ihm andere [illegible])

Du siehst mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er sieht dich an und fühlt sogleich
Sich bettelarm und fürstenreich.

Was war ich erſt? was bin ich nun?
Was iſt zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen ſcharfſter Blitz!
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erſte wußte vom letzten nicht.

Der erſte fiel, der zweite ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man geſehn,
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nur der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grunt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfenei aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz;
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn du beſtiegeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein.
Nun aber loſe, wird es dein,
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar,
Nun ſeh' ich, daß es nichts war.

Verſchwunden iſt was ich beſaß,
Ein abgemähtes welkes Gras.
O gieb mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück.

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt aber unbelohnt.
Schon iſt ihr alles eigen was die Burg
Im Schooß verbirgt, Beſondres ihr zu bieten
Iſt unnütz. Geh und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungeſeh'nen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebelosem Leben richte zu.
Voreilend ihren Tritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt gespielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts.

(Ab.)

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm'! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Faust.

Erst knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich sie kussen.
Bestarke mich als Mitregenten deines
Granzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wachter all' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder seh' ich, hör' ich an.
Erstaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich:
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust.

Gefallt dir schon die Sprechart unsrer Völker
O so gewiß entzückt auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist am sichersten wir üben's gleich,
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So sage denn, wie sprech' ich auch so schön?

Faust.

Das ist gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt.

Faust.

Nun schaut der Geist nicht vorwärts nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena.

Ist unser Glück.

Faust.

Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand;
Bestätigung wer giebt sie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unsrer Fürstin,
Gönnet sie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen.
Denn gesteht, sämmtliche sind wir
Ja Gefangene, wie schon öfter
Seit dem schmählichen Untergang
Ilios' und der ängstlich-
Labyrinthischen Kummerfahrt.
Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen sind sie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht schwarzborstigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die schwellenden Glieder
Vollertheilen sie gleiches Recht.
Nah und näher sitzen sie schon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen sie sich

Ueber des Throns
Aufgepolsterter Herrlichkeit.
Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarseyn.

Helena.

Ich fühle mich so fern und doch so nah,
Und sage nur zu gern: da bin ich! da!

Faust.

Ich athme kaum, mir zittert, stockt das Wort;
Es ist ein Traum, verschwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich scheine mir verlebt und doch so neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Faust.

Durchgrüble nicht das einzigste Geschick,
Daseyn ist Pflicht und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (bestia contrenend).

Buchstabirt in Liebes-Fibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu ist keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete schmettern,
Das Verderben ist nicht weit.
Menelas mit Volkes Wogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüstet euch zu herbem Streit!
Von der Siegerschaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verstümmelt,

Büßest du das Fraun-Geleit.
Bammelt erst die leichte Waare,
Dieser gleich ist am Altare
Neugeschliffnes Beil bereit.

Faust.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt sie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich sinnlos Ungestüm.
Den schönsten Boten Unglücksbotschaft häßlicht ihn;
Du häßlichste gar nur schlimme Botschaft bringst du gern.
Doch dießmal soll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erschüttere du die Lüfte. Hier ist nicht Gefahr,
Und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Traun.

(Signale, Explosionen von den Thurmen, Trompeten und Zinken, kriegerische Musik, Durchmarsch gewaltiger Heereskraft.)

Faust.

Nein, gleich sollst du versammelt schauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunst der Frauen,
Der kräftigst sie zu schützen weiß.

(Zu den Heerführern, die sich von den Colonnen absondern und heran-treten.)

Mit angehaltnem stillen Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verschafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Ostens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde schüttert,
Sie schreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr!
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebundne Heer.

Drangt ungeſaumt von dieſen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Herzoge ſoll ich euch begrüßen
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer ſey des Reichs Gewinn.

Germane du! Corinthus' Buchten
Vertheidige mit Wall und Schuß,
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich, Gothe, deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Meſſene ſey der Sachſen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erſchaff' er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta ſoll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

All-Einzeln sieht sie euch genießen
Des Landes dem kein Wohl gebricht;
Ihr sucht getrost zu ihren Füßen
Bestätigung und Recht und Licht.

(Kaiser tritt herab. Die Fürsten schließen einen Kreis um ihn. Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönste für sich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weise sich um;
Schmeichelnd wohl gewann er sich
Was auf Erden das Höchste;
Aber ruhig besitzt er's nicht:
Schleicher listig entschmeicheln sie ihm,
Räuber kühnlich entreißen sie ihm,
Dieses zu hindern sey er bedacht.

Unsern Fürsten lob' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er so tapfer klug sich verband,
Daß die Starken gehorchend stehn
Jedes Winkes gewartig.
Seinen Befehl vollziehn sie treu,
Jeder sich selbst zu eignem Nutz,
Wie dem Herrscher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmes-Gewinn.

Denn wer entreißet sie jetzt
Dem gewalt'gen Besitzer?
Ihm gehört sie, ihm sey sie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er

Sammt ihr zugleich innen mit sicherster Mauer,
Außen mit mächtigstem Heer umgab.

Faust.

Die Gaben, diesen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß sie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und sie beschützen um die Wette,
Rings um von Wellen angehüpft,
Nichtinsel dich, mit leichter Kugelkette
Europens letztem Bergast angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Eurotas Schilfgeflüster,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geschwister
Das Licht der Augen überstach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet seinen höchsten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Laßt nun der Fels sich angegrunt erblicken,
Die Ziege nimmt genaschig kargen Theil.

Die Quelle springt, vereinigt stürzen Bäche,
Und schon sind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehst Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorsichtig, abgemessen schreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Doch Obdach ist den sämmtlichen bereitet,
In hundert Höhlen wölbt sich Felsenwand.

Pan schützt sie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buschiger Klüfte feucht erfrischtem Raum;
Und, sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt sich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder sind's! die Eiche starret mächtig,
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Und mütterlich im stillen Schattenkreise
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obst ist nicht weit, der Ebnen reife Speise,
Und Honig triefst vom ausgehöhlten Stamm.

Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich,
Sie sind zufrieden und gesund.

Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menschen sind?

So war Apoll den Hirten zugestalten
Daß ihm der schönsten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich.

(Neben ihr Eyrnd.)

So ist es mir, so ist es dir gelungen;
Vergangenheit sey hinter uns getban!
O fühle dich vom höchsten Gott entsprungen,
Der ersten Welt gehörst du einzig an.

Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarschaft.

Gelockt auf seligem Grund zu wohnen
Du flüchtetest ins heiterste Geschick!
Zur Laube wandeln sich die Thronen,
Arkadisch frei sey unser Glück!

(Der Schauplatz verwandelt sich durchaus. An eine Reihe von Felsenhöhlen lehnen sich geschlossene Lauben. Schattiger Hain zieht an den ringsumgebende Felsenseite hinan. Faust und Helena werden nicht gesehen. Der Chor liegt schlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen schlafen weiß ich nicht,
Ob sie sich traumen ließen, was ich hell und klar
Vor Augen sah, ist ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck' ich sie. Erstaunen soll das junge Volk,
Ihr Partigen auch, die ihr da drunten süßend harrt,
Glaubhafter Wunder Lösung endlich anzuschaun.
Hervor! hervor! Und schüttelt eure Locken rasch;
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht so, und hört mich an

Chor.

Rede nur, erzahl', erzähle was ſich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können,
Denn wir haben lange Weile dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idylliſchem Liebespaare,
Unſerm Herrn und unſrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgeſondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen ſie zu ſtillem Dienſte.
Hochgeehrt ſtand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich nun nach etwas andrem. Wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirkſamkeiten,
Und ſo blieben ſie allein.

Chor.

Thuſt du doch als ob da drinnen ganze Weltenräume wären,
Wald und Wieſe, Bäche, Seen; welche Mährchen ſpinnſt du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das ſind unerforſchte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, dieſe ſpürt' ich ſinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelachter echo't in den Höhlen-Raumen;

Schau' ich hin, da ſpringt ein Knabe von der Frauen Schooß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekoſe, das Getändel
Thöriger Liebe Neckereien, Scherzgeſchrei und Luſtgejauchze
Wechſelnd übertäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit
Springt er auf den feſten Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug iſt dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden
Wie der Erdenſohn Antäus biſt du alsobald geſtärkt.
Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante
Zu dem andern und umher ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden,
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſeh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch Erſcheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,

In der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Chiern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglanzt iſt ſchwer zu ſagen,
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.
Und ſo regt er ſich geberdend, ſich als Knabe ſchon verkündend
Künftigen Meiſter alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder ſich bewegen; und ſo werdet ihr ihn hören,
Und ſo werdet ihr ihn ſehn zu einzigſter Bewunderung.

Chor.

Nennſt du ein Wunder dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Haſt du gelauſcht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas'
Urvaterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?
Alles was je geſchieht
Heutiges Tages
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht ſich dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhafter als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig doch
Kaum geborenen Säugling

Faltet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Warterinnen Schaar
Unvernunftigen Wahnens.
Kraftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen
Doch elaſtiſchen Glieder
Liſtig heraus, die purpurne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flugel entfaltend behendig ſchlupft,
Sonnedurchſtrahlten Aether kuhn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeſte,
Daß er Dieben und Schalken,
Vortheil-ſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Damon ſey,
Dieß bethatigt er alſobald
Durch gewandteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher ſtiehlt
Er den Trident, ja dem Ares ſelbſt
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephaſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nahm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht,
Doch dem Eros ſinnt er ob
In beinſtellendem Ringerſpiel.

Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſ't,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, reinmelodiſches Saitenſpiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und ſcheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit vollſtimmiger Muſik.)

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge,
Macht euch ſchnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es iſt vorbei.
Niemand will euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.

(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir, als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Helena, Fauſt, Euphorion in dem oben beſchriebenen Coſtume.

Euphorion.

Hört ihr Kindeslieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;

Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken
Nahert ſie ein edles Zwei;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein koſtlich Drei.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Durft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O! wie rührt mich der Verein.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! maßig!
Nicht ins Verwegne;
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund' uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtocken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk'! o denke
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wie du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald löſ't, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige! bändige,
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Landlich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.

(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)

Leichter umſchweb' ich hie
Muntres Geſchlecht.

Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan;
Führe die Schönen an
Kunſtlichem Reihn.

Fauſt.

Ware das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

Euphorion und Chor

(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen)

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt,
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregeſt;
Wenn dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn:
Haſt du dein Ziel erreicht,
Liebliches Kind!
All unſre Herzen ſind
All' dir geneigt.

(Pauſe.)

Euphorion

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe!

Ich bin der Jäger,
Ihr ſeyd das Wild.

Chor.

Willſt du uns fangen,
Sey nicht behende;
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen,
Du ſchönes Bild!

Euphorion.

Nun durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich ſchier.

Helena und Fauſt.

Welch ein Muthwill, welch ein Raſen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen;
Klingt es doch wie Hörnerblaſen
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geſchrei!

Chor (einzeln ſchnell eintretend).

Uns iſt er vorbeigelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt' er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeſte herbei.

Euphorion

(ein junges Mädchen hereintragend).

Schlepp ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe;

Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich widerſpenſtige Bruſt,
Küſſ' ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertrauſt du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich den Thoren mir zum Spiel.

(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)

Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ſtarre Grüfte,
Haſche das verſchwundne Ziel.

Euphorion

(die letzten Flammen abſchüttelnd).

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebuſch,
Was ſoll die Enge mir,
Bin ich doch jung und friſch.
Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen da;
Hör' ich doch beides fern,
Nah war' ich gern.

(Er ſpringt immer höher Felſen auf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wollteſt du den Genien gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun.

Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn,
Mitten in Pelops Land,
Erde- wie ſeeverwandt.

Chor.

Maaſt nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alſobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand;
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem holden Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg iſt das Loſungswort!
Sieg! und ſo klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünſchet ſich Krieg zurück,
Der iſt geſchieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,

Frei, unbegränzten Muths,
Verſchwenderiſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dampfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kampfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Welle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt;
Feſte Burg um auszudauern
Iſt des Mannes ehrne Bruſt.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch ins Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie
Himmelan ſteige ſie!
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern,
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an!

Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt.

Kaum ins Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehneſt du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Iſt Gebot,
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und Chor.

Welch Entſetzen! welches Grauen!
Iſt der Tod denn dir Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönnt' mir den Flug!

(Er wirft ſich in die Lüfte. Die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken; doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole ſteigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Fauſt.

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorions (Stimme aus der Tiefe).

Laß mich im düſtern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

(Pauſe.)

Chor. (Trauergeſang).

Nicht allein! — wo du auch weileſt,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteileſt
Wird kein Herz von dir ſich trennen.
Wußten wir doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war ſchön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir ſelbſt verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der beſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Doch du rannteſt unaufhaltſam
Frei ins willenloſe Netz,
So entzweiteſt du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Geſetz;
Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schickſal ſich vermummt,
Wenn am unglückſeligſten Tage
Blutend alles Volk verſtummt.
Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt ſie wieder
Wie von je er ſie gezeugt.

(Völlige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt).

Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, ſag' ich ſchmerzlich Lebewohl!

Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Perſephoneia nimm den Knaben auf und mich.

(Sie umarmt Faust, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Gewehr bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Faust)

Halte feſt was dir von allem übrig blieb.
Das Kleid laß es nicht los. Da zupfen ſchon
Damonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!
Die Göttin iſt's nicht mehr die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene dich der hohen
Unſchätzbar'n Gunſt und hebe dich empor,
Es tragt dich über alles Gemeine raſch
Am Aether hin, ſo lange du dauern kannſt.
Wir ſehn uns wieder, weit gar weit von hier.

(Helenens Gewande löſen ſich in Wolken auf, umwehen Faust, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt ins Proſcenium, hebt die Cuvien in die Höhe und ſpricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerkneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid.

(Sie ſetzt ſich im Proſcenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun eilig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Vettel wüſten Geiſteszwang;

So des Geklimpers viel verworrner Töne Rausch,
Das Ohr verwirrend, schlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernstem Gang hinunter. Ihrer Sohle sey
Unmittelbar getreuer Magde Schritt gesagt.
Wir finden sie am Throne der Unerforschlichen.

Chor.

Königinnen freilich überall sind sie gern;
Auch im Hades stehn sie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen gesellt,
Mit Persephonen innigst vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wiesen,
Langgestreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugesellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermausgleich zu pipsen,
Gestüsser, unerfreulich, gespenstig.

Chorführerin.

Der keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin!
Mit meiner Königin zu seyn verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

(Ab.)

Alle.

Zurückgegeben sind wir dem Tageslicht;
Zwar Personen nicht mehr,
Das fühlen, das wissen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur

Macht auf uns Geister,
Wir auf sie vollautigen Anspruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieser tausend Aeste Flüsterzittern, Säuselschweben,
Reizend tandelnd, locken leise, wurzelauf des Lebens Quellen,
Nach den Zweigen; bald mit Blattern, bald mit Blüthen überschwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu lustigem Gedeihn.
Fallt die Frucht, sogleich versammeln, lebenslustig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, sich zum Naschen, eilig kommend, emsig drangend,
Und, wie vor den ersten Göttern, bückt sich alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir an dieser Felsenwande weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in sanften Wellen uns bewegend, schmeichelnd an;
Horchen, lauschen jedem Laute, Vogelsingen, Röhrigflöten;
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort ist sogleich bereit;
Sauselt's, säuseln wir erwiedernd, donnert's, rollen unsre Donner
In erschütterndem Verdoppeln, dreifach zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schwestern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichbaumschmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wässern wir, maandrisch wallend,
Jetzt die Wiese, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.

Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, über Landſchaft,
Uferzug und Wellenſpiegel nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenſchaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.
Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereien halbem Rauſch er je bedurfte,
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen,
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, gluthend, Beeren-Füllhorn aufgehäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Stock zu Stock;
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräftigem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner ſaftiger Beeren
Frech zertreten; ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's widerlich zerquetſcht.

Und nun gellt ins Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne,
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien enthüllt;
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenus öhrig Thier.
Nichts geſchont! Geſpaltne Klauen treten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, graßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt ſind Kopf und Wänſte,
Sorglich iſt noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte,
Denn um neuen Moſt zu bergen, leert man raſch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(im Proſcenium richtet ſich rieſenhaft auf, tritt vor den Cothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt ſich als Mephiſtopheles, um, inſofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren).

Vierter Act.

Hochgebirg.

ſtarke zackige Felſen-Gipfel. Eine Wolke zieht herbei, lehnt ſich an, ſenkt ſich auf eine vorſtehende Platte herab. Sie theilt ſich.

Fauſt tritt hervor.

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinem Fuß.
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,

Entlaſſend meiner Wolke Tragwerk, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löſ't ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit geballtem Zug,
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend in Bewundrung nach.
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will ſich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,
Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Frauengebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt.
Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter lichter Nebelſtreif
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild,
Als jugendlichſtes, langſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfundnen, erſten, kaum verſtandnen Blick.
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſ't ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das beſte meines Innern mit ſich fort.

Ein Sieben-Meilenſtiefel tappt auf.

Ein Anderer folgt alsbald.

Mephiſtopheles ſteigt ab.

Die Stiefel ſchreiten eilig weiter.

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was fällt dir ein?
Steigſt ab in ſolcher Gräuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Ich kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle,
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden,
Fängſt wieder an dergleichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum, —
Uns, aus der Luft, in tiefſte Tiefen bannte,
Da, wo centraliſch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend ſich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Helluna
In ſehr gedrängter unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen ſämmtlich an zu huſten,
Von oben und von unten auszupuſten;
Die Hölle ſchwoll von Schwefelſtank und Säure,
Das gab ein Gas! das ging ins Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruſte,
So dick ſie war, zerkrachend berſten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war iſt nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren
Das Unterſte ins Oberſte zu kehren.
Denn wir entrannen knechtiſch-heißer Gruft
Ins Uebermaß der Herrſchaft freier Luft.

Ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.

(Epheſ. 6. 12.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir edel-ſtumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —
Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet,
Da hat ſie rein den Erdball abgerundet,
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gemildet.
Da grünt's und wächſt's, und um ſich zu erfreuen
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleien.

Mephiſtopheles.

Das ſprecht ihr ſo! Das ſcheint euch ſonnenklar,
Doch weiß es anders der zugegen war.
Ich war dabei, als noch da drunten, ſiedend,
Der Abgrund ſchwoll und ſtrömend Flammen trug:
Als Molochs Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend,
Gebirges-Trümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen;
Wer giebt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;
Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's, der Satan kommt zu Ehren.

Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubenskrücke,
Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Faust.

Es ist doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu sehn wie Teufel die Natur betrachten.

Mephistopheles.

Was geht mich's an! Natur sey wie sie sey!
's ist Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir sind die Leute Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unsinn! sieh das Zeichen! —
Doch, daß ich endlich ganz verständlich spreche,
Gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche?
Du übersahst, in ungemess'nen Weiten,
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten."
(Matth. 4.)
Doch, ungenügsam, wie du bist,
Empfandest du wohl kein Gelüst?

Faust.

Und doch! ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephistopheles.

Das ist bald gethan.
Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleischbänke wo die Schmeißen hausen,
Die fetten Braten anzuschmausen;
Da findest du zu jeder Zeit
Gewiß Gestank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,

Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchrankt,
Vorſtädte gränzenlos verlängt.
Da freut' ich mich an Rollekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerſtreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und, wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich, daß das Volk ſich mehrt,
Nach ſeiner Art behaglich nahrt,
Sogar ſich bildet, ſich belehrt, —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt bewußt,
Am luſtigen Ort ein Schloß zur Luſt.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunſtgerechte Schatten,
Cascadenſturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerſtrahlen aller Art;
Ehrwürdig ſteigt es dort, doch an den Seiten,
Da ziſcht's und piſcht's, in tauſend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerſchönſten Frauen,
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da gränzenloſe Zeit
In allerliebſt-geſelliger Einſamkeit.

Ich ſage Frau'n; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Fauſt.

Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephiſtopheles.

Erräth man wohl wornach du ſtrebteſt?
Es war gewiß erhaben-kühn.
Der du dem Mond um ſo viel näher ſchwebteſt,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Fauſt.

Mit nichten! dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephiſtopheles.

Und alſo willſt du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommſt von Heroinen.

Fauſt.

Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That iſt alles, nichts der Ruhm.

Mephiſtopheles.

Doch werden ſich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Fauſt.

Von allem iſt dir nichts gewahrt.
Was weißt du, was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es, was der Menſch bedarf?

Mephistopheles.

Geschehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Faust.

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu thürmen,
Dann ließ es nach und schüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.
Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt.
Ich hielt's für Zufall, schärfte meinen Blick,
Die Woge stand und rollte dann zurück,
Entfernte sich vom stolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, sie wiederholt das Spiel.

Mephistopheles (ad Spectatores).

Da ist für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren.

Faust

(leidenschaftlich fortfahrend).

Sie schleicht heran, an abertausend Enden
Unfruchtbar selbst Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schwillt's und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück und es ist nichts geleistet,
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geist sich selbst zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dieß möcht' ich besiegen.

Und es ist möglich! — fluthend wie sie sey,
An jedem Hügel schmiegt sie sich vorbei;
Sie mag sich noch so übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr stolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht sie mächtig an.
Da faßt' ich schnell im Geiste Plan auf Plan:
Erlange dir das köstliche Genießen
Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen.
Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das ist mein Wunsch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegerische Musik im Rücken der Zuschauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephistopheles.

Wie leicht ist das! — hörst du die Trommeln fern?

Faust.

Schon wieder Krieg! der Kluge hört's nicht gern.

Mephistopheles.

Krieg oder Frieden — klug ist das Bemühen
Aus jedem Umstand seinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günstige Nu;
Gelegenheit ist da, nun Fauste greife zu!

Faust.

Mit solchem Rathselkram verschone mich!
Und kurz und gut, was soll's? Erkläre dich.

Mephistopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiser schwebt in großen Sorgen,
Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falschen Reichthum in die Hände spielten,

Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es falsch zu schließen:
Es könne wohl zusammengehn,
Und sey recht wünschenswerth und schön,
Regieren und zugleich genießen.

Faust.

Ein großer Irrthum. Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste seyn,
Der Würdigste —; Genießen macht gemein.

Mephistopheles.

So ist er nicht! Er selbst genoß und wie!
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein sich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder sich vertrieben, tödteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Bischof mit Capitel und Gemeinde;
Was sich nur ansah waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtschlag, vor den Thoren
Ist jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: sich wehren — Nun, das ging.

Faust.

Es ging, es hinkte, fiel, stand wieder auf,
Dann überschlug sich's, rollte plump zu Hauf.

Mephistopheles.

Und solchen Zustand durfte niemand schelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinste selbst er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Besten allzutoll.
Die Tüchtigen sie standen auf mit Kraft
Und sagten: Herr ist der uns Ruhe schafft.
Der Kaiser kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiser, neu das Reich beseelen,
Indem er jeden sicher stellt,
In einer frischgeschaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermahlen.

Faust.

Das klingt sehr pfäffisch.

Mephistopheles.

Pfaffen waren's auch,
Sie sicherten den wohlgenährten Bauch;
Sie waren mehr, als andere betheiligt.
Der Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unser Kaiser, den wir froh gemacht,
Zieht sich hieher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Faust.

Er jammert mich, er war so gut und offen.

Mephistopheles.

Komm, sehn wir zu, der Lebende soll hoffen.
Befrein wir ihn aus diesem engen Thale!
Einmal gerettet ist's für tausend Male.
Wer weiß wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, so hat er auch Vasallen.

(Sie steigen über das Mittelgebirg herüber und beschauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmusik schallt von unten auf.)

Mephistopheles

Die Stellung, seh' ich, gut ist sie genommen!
Wir treten zu, dann ist der Sieg vollkommen.

Faust.

Was kann da zu erwarten seyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein.

Mephistopheles

Kriegslist um Schlachten zu gewinnen:
Befestige dich bei großen Sinnen,
Indem du deinen Zweck bedenkst.
Erhalten wir dem Kaiser Thron und Lande,
So kniest du nieder und empfängst
Die Lehn von gränzenlosem Strande.

Faust.

Schon manches hast du durchgemacht,
Nun so gewinn' auch eine Schlacht.

Mephistopheles.

Nein, du gewinnst sie! dieses Mal
Bist du der Obergeneral.

Faust.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen wo ich nichts verstehe!

Mephistopheles.

Laß du den Generalstab sorgen
Und der Feldmarschall ist geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längst verspürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt

Aus Urgebirgs Urmenschenkraft;
Wohl dem der sie zusammenrafft.

Faust.

Was seh' ich dort was Waffen tragt?
Hast du das Bergvolk aufgeregt?

Mephistopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quintessenz.

Die drei Gewaltigen treten auf.

(Sam. II. 23 8)

Mephistopheles.

Da kommen meine Bursche ja!
Du siehst, von sehr verschiednen Jahren,
Verschiednem Kleid und Rüstung sind sie da;
Du wirst nicht schlecht mit ihnen fahren.

(Ad Spectatores.)

Es liebt sich jetzt ein jedes Kind
Den Harnisch und den Ritterkragen;
Und, allegorisch wie die Lumpen sind,
Sie werden nur um desto mehr behagen.

Haufebold

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).

Wenn einer mir ins Auge sieht
Werd' ich ihm mit der Faust gleich in die Fresse fahren,
Und eine Memme, wenn sie flieht,
Faß' ich bei ihren letzten Haaren.

Habebald

(männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).

So leere Händel das sind Possen,
Damit verdirbt man seinen Tag;

Im Nehmen sey nur unverdrossen,
Nach allem andern frag' hernach.

Hattefest

(bejahrt, stark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit ist auch nicht viel gewonnen!
Bald ist ein großes Gut zerronnen,
Es rauscht im Lebensstrom hinab.
Zwar nehmen ist recht gut, doch besser ist's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten
Und niemand nimmt dir etwas ab.

(Sie steigen allzusammen tiefer.)

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegerische Musik von innen. Des Kaisers Zelt wird aufgeschlagen.

Kaiser. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer scheint der Vorsatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrangt zurückgezogen;
Ich hoffe fest uns glückt die Wahl.

Kaiser.

Wie es nun geht, es muß sich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau hier, mein Fürst, auf unsre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünscht sich der Kriegsgedanke:

Nicht steil die Hügel, doch nicht allzugänglich,
Den Unsern vortheilhaft, dem Feind verfänglich,
Wir, halb versteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterei sie wagt sich nicht heran.

Kaiser.

Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann sich Arm und Brust erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwiese flachen Räumlichkeiten,
Siehst du den Phalanx, wohlgemuth zu streiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tausenden glüht's hier auf große That.
Du kannst daran der Masse Kraft erkennen,
Ich trau' ihr zu der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiser.

Den schönen Blick hab' ich zum ersten Mal.
Ein solches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unsrer Linken hab' ich nichts zu melden,
Den starren Fels besetzen wackre Helden.
Das Steingeklipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klause schützt.
Ich ahne schon hier scheitern Feindeskräfte
Unvorgesehn im blutigen Geschäfte. —

Kaiser.

Dort ziehn sie her die falschen Anverwandten,
Wie sie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Zepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,

Dann, unter ſich entzweit, das Reich verheerten,
Und nun geſammt ſich gegen mich empörten.
Die Menge ſchwankt im ungewiſſen Geiſt,
Dann ſtrömt ſie nach, wohin der Strom ſie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundſchaft ausgeſchickt,
Kommt eilig felſenab; ſey's ihm geglückt!

Erſter Kundſchafter.

Glücklich iſt ſie uns gelungen,
Liſtig, muthig unſre Kunſt,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunſt.
Viele ſchwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthatigkeits-Entſchuldigung,
Innere Gahrung, Volksgefahr.

Kaiſer.

Sich ſelbſt erhalten bleibt der Selbſtſucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand Euch verzehren ſoll?

Obergeneral.

Der Zweite kommt, nur langſam ſteigt er nieder,
Dem muden Manne zittern alle Glieder.

Zweiter Kundſchafter.

Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;

Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erſt, daß Ich der Kaiſer bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu höh'rem Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glanzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch ſeyd, zum Ringſpiel riethet ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hattet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
Ich bringe nach was frevelhaft verſäumt.

(Die Herolde werden abgeſendet zur Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt geharniſcht, mit halbgeſchloſſenem Helme.
Die drei Gewaltigen gerüſtet und gekleidet wie oben.

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten;
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felsgebirg gewogen.

Sie wirken still durch labyrinthische Klüfte
Im edlen Gas metallisch reicher Düfte;
Im steten Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb ist Neues zu erfinden.
Mit leisem Finger geistiger Gewalten
Erbauen sie durchsichtige Gestalten;
Dann im Krystall und seiner ewigen Schweigniß
Erblicken sie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiser.

Vernommen hab ich's und ich glaube dir;
Doch wackrer Mann, sag' an: was soll das hier?

Faust.

Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,
Ist dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch gräulich Schicksal droht' ihm ungeheuer,
Das Reisig prasselte, schon züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verschränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Mensch, noch Gott, noch Teufel konnte retten;
Die Majestät zersprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt dir hoch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge stets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er sich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für dich.
Er trug uns auf, als eiligstes Geschäfte,
Bei dir zu stehn. Groß sind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei.

Kaiser.

Am Freudentag wenn wir die Gäste grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,

Da freut uns jeder wie er ſchiebt und drängt,
Und, Mann für Mann, der Sale Raum verengt;
Doch höchſt willkommen muß der Biedre ſeyn,
Tritt er als Beiſtand kräftig zu uns ein,
Zur Morgenſtunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schickſals Wage ſchaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die ſtarke Hand vom willigen Schwert zurück,
Ehrt den Moment, wo manche Tauſend ſchreiten,
Für oder wider mich zu ſtreiten.
Selbſt iſt der Mann! Wer Thron und Kron begehrt,
Perſönlich ſey er ſolcher Ehren werth.
Sey das Geſpenſt, das gegen uns erſtanden,
Sich Kaiſer nennt und Herr von unſern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unſrer Großen,
Mit eigner Fauſt ins Todtenreich geſtoßen!

Fauſt.

Wie es auch ſey das Große zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchützt das Haupt, das unſern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn ſchläfert jenes, alle ſinken nieder;
Wird es verletzt, gleich alle ſind verwundet;
Erſtehen friſch, wenn jenes raſch geſundet.
Schnell weiß der Arm ſein ſtarkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild, den Schadel zu beſchützen;
Das Schwert gewahret ſeiner Pflicht ſogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erſchlagnen friſch ſich ins Genick.

Kaiſer.

Das iſt mein Zorn, ſo möcht' ich ihn behandeln,
Das ſtolze Haupt in Schemeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daſelbſt genoſſen,
Unſrer kräftig edlen Meldung
Lachten ſie als ſchaler Poſſen:
„Euer Kaiſer iſt verſchollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir ſein gedenken ſollen,
Mährchen ſagt: — Es war einmal."

Fauſt.

Dem Wunſch gemäß der Beſten iſt's geſchehn,
Die, feſt und treu, an deiner Seite ſtehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünſtig;
Befiehl den Angriff, der Moment iſt günſtig.

Kaiſer.

Auf das Commando leiſt' ich hier Verzicht.

(Zum Oberfeldherrn.)

In deinen Händen, Fürſt, ſey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh' ſie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Fauſt.

Erlaube denn, daß dieſer muntre Held
Sich ungeſäumt in deine Reihen ſtellt,

Sich deinen Reihen innigſt einverleibt
Und, ſo geſellt, ſein kräftig Weſen treibt.

(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Geſicht mir zeigt der kehrt's nicht ab
Als mit zerſchlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm ſchlapp
Hals, Kopf und Schopf hinſchlotternd graß im Nacken.
Und ſchlagen deine Männer dann,
Mit Schwert und Kolben wie ich wüthe,
So ſtürzt der Feind, Mann über Mann,
Erſäuft im eigenen Geblüte.

Obergeneral.

Der Phalanx unſrer Mitte folge ſacht,
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht;
Ein wenig rechts dort hat bereits, erbittert,
Der Unſern Streitkraft ihren Plan erſchüttert.

Fauſt (auf den Mittelſten deutend).

So folge denn auch dieſer deinem Wort.

Habebald (tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiſerſchaaren
Soll ſich der Durſt nach Beute paaren;
Und allen ſey das Ziel geſtellt:
Des Gegenkaiſers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang auf ſeinem Sitze,
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute

(Marketenderin, ſich an ihn anſchmiegend).

Bin ich auch ihm nicht angeweibt,
Er mir der liebſte Buhle bleibt.
Für uns iſt ſolch ein Herbſt gereift!

Die Frau iſt grimmig wenn ſie greift,
Iſt ohne Schonung wenn ſie raubt;
Im Sieg voran! und alles iſt erlaubt.

(Beide ab.

Obergeneral.

Auf unſre Linke, wie vorauszuſehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerſtehn
Wird Mann für Mann dem wüthenden Beginnen
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Fauſt (winkt nach der Linken).

So bitte, Herr, auch dieſen zu bemerken,
Es ſchadet nichts wenn Starke ſich verſtärken.

Haltefeſt (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da wo ich bin iſt der Beſitz geborgen;
In ihm bewähret ſich der Alte,
Kein Strahlblitz ſpaltet was ich halte. (Ab.)

Mephiſtopheles (von oben herunterkommend).

Nun ſchauet wie im Hintergrunde,
Aus jedem zackigen Felſenſchlunde
Bewaffnete hervor ſich drängen,
Die ſchmalen Pfade zu verengen;
Mit Helm und Harniſch, Schwertern, Schilden,
In unſerm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend zuzuſchlagen.

(Leiſe zu den Wiſſenden.)

Woher das kommt müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht geſäumt,
Die Waffenſäle ringsum aufgeräumt,
Da ſtanden ſie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären ſie noch Herrn der Erde;

Sonſt waren's Ritter, König, Kaiſer,
Jetzt ſind es nichts als leere Schneckenhauſer;
Gar manch Geſpenſt hat ſich darein geputzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgeſtutzt.
Welch Teufelchen auch drinne ſteckt
Für dießmal macht es doch Effect.

(Laut.)

Hört wie ſie ſich voraus erboßen,
Blechklappernd an einander ſtoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die friſcher Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier iſt ein altes Volk bereit
Und miſchte gern ſich auch zum neuen Streit.

(Furchtbarer Poſaunenſchall von oben, im feindlichen Heere mertliche Schwankung.)

Fauſt.

Der Horizont hat ſich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother ahnungsvoller Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre,
Der Fels, der Wald, die Atmoſphare,
Der ganze Himmel miſcht ſich ein.

Mephiſtopheles.

Die rechte Flanke hält ſich kraftig;
Doch ſeh' ich ragend unter dieſen,
Hans Raufbold, den behenden Rieſen,
Auf ſeine Weiſe raſch beſchaftigt.

Kaiſer.

Erſt ſah ich Einen Arm erhoben,
Jetzt ſeh' ich ſchon ein Dutzend toben,
Naturgemäß geſchieht es nicht.

Faust.

Vernahmst du nichts von Nebelstreifen
Die auf Siciliens Küsten schweifen?
Dort schwankend klar im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Gespiegelt in besondern Düften,
Erscheint ein seltsames Gesicht:
Da schwanken Städte hin und wieder,
Da steigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiser.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere seh' ich blitzen;
Auf unsrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen;
Das scheint mir gar zu geisterhaft.

Faust.

Verzeih, o Herr, das sind die Spuren
Verschollner geistiger Naturen,
Ein Wiederschein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer schwuren;
Sie sammeln hier die letzte Kraft.

Kaiser.

Doch sage: wem sind wir verpflichtet
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenste zusammenrafft?

Mephistopheles.

Wem als dem Meister, jenem hohen,
Der dein Geschick im Busen trägt?
Durch deiner Feinde starkes Drohen

Iſt er im Tiefſten aufgeregt.
Sein Dank will dich gerettet ſehen,
Und ſollt' er ſelbſt daran vergehen.

Kaiſer.

Sie jubelten mich pomphaft umzuführen;
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu ſchenken.
Dem Klerus hab' ich eine Luſt verdorben,
Und ihre Gunſt mir freilich nicht erworben.
Nun ſollt' ich, ſeit ſo manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Fauſt.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick ſich aufwärts wenden!
Mich daucht Er will ein Zeichen ſenden,
Gieb Acht, es deutet ſich ſogleich.

Kaiſer

Ein Adler ſchwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Fauſt

Gieb Acht: gar günſtig ſcheint es mir.
Greif iſt ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er ſich ſo weit vergeſſen
Mit ächtem Adler ſich zu meſſen?

Kaiſer

Nunmehr, in weitgedehnten Kreiſen,
Umziehn ſie ſich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu
Sich Bruſt und Hälſe zu zerreißen.

Faust.

Nun merke wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzaus't nur Schaden findet,
Und mit gesenktem Löwenschweif,
Zum Gipfelwald gestürzt, verschwindet.

Kaiser.

Sey's, wie gedeutet, so gethan!
Ich nehm' es mit Verwundrung an.

Mephistopheles (gegen die Rechte).

Dringend wiederholten Streichen
Müssen unsre Feinde weichen,
Und, mit ungewissem Fechten,
Drängen sie nach ihrer Rechten
Und verwirren so im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unsers Phalanx feste Spitze
Zieht sich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt sie in die schwache Stelle. —
Nun, wie sturmbewegte Welle
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte;
Herrlichers ist nichts ersonnen,
Uns ist diese Schlacht gewonnen!

Kaiser (an der linken Seite zu Faust).

Schau'! Mir scheint es dort bedenklich,
Unser Posten steht verfänglich.
Keine Steine seh' ich fliegen,
Niedre Felsen sind erstiegen,
Obre stehen schon verlassen.
Jetzt! — der Feind zu ganzen Massen

Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen.
Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Eure Künſte ſind vergebens.

(Pauſe.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine beiden Raben,
Was mögen die für Botſchaft haben?
Ich fürchte gar es geht uns ſchlecht.

Kaiſer.

Was ſollen dieſe leidigen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgeſecht.

Mephiſtopheles (zu den Raben).

Setzt euch ganz nah zu meinen Ohren.
Wen ihr beſchützt iſt nicht verloren,
Denn euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß.
Seht hin! gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand.
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen,

Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt.
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten,
Befehlt daß ich befehlen darf.

Obergeneral

(der indeſſen herangekommen).

Mit dieſen haſt du dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeiniget;
Das Gaukeln ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden;
Begannen ſie's, ſie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiſer.

Behalt' ihn bis zu beſſern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir ſchaudert vor dem garſtigen Kunden
Und ſeiner Rabenvraulichkeit.

(Zu Mephiſtopheles.)

Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du ſcheinſt mir nicht der rechte Mann;
Befiehl, und ſuch' uns zu befreien!
Geſchehe, was geſchehen kann.

(Ab ins Zelt mit dem Obergeneral.)

Mephiſtopheles.

Mag ihn der ſtumpfe Stab beſchützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war ſo was vom Kreuz daran.

Fauſt.

Was iſt zu thun?

Mephiſtopheles.

Es iſt gethan! —
Nun ſchwarze Vettern, raſch im Dienen,
Zum großen Bergſee! grüßt mir die Undinen,
Und bittet ſie um ihrer Fluthen Schein.
Durch Weiberkünſte, ſchwer zu kennen,
Verſtehen ſie vom Seyn den Schein zu trennen,
Und jeder ſchwört das ſey das Seyn.

(Pauſe.)

Fauſt.

Den Waſſerfräulein müſſen unſre Raben
Recht aus dem Grund geſchmeichelt haben;
Dort fängt es ſchon zu rieſeln an.
An mancher trocknen, kahlen Felſenſtelle
Entwickelt ſich die volle, raſche Quelle;
Um jener Sieg iſt es gethan.

Mephiſtopheles.

Das iſt ein wunderbarer Gruß,
Die kühnſten Klettrer ſind confus.

Fauſt.

Schon rauſcht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,
Aus Schluchten kehren ſie gedoppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenſtrahl,
Auf einmal legt er ſich in flache Felſenbreite
Und rauſcht und ſchäumt nach der und jener Seite,

Und ſtufenweiſe wirft er ſich ins Thal.
Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge ſtrömt ſie wegzuſchwemmen;
Mir ſchaudert ſelbſt vor ſolchem wilden Schwall.

Mephiſtopheles.

Ich ſehe nichts von dieſen Waſſerlügen,
Nur Menſchen-Augen laſſen ſich betrügen
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie ſtürzen fort zu ganzen hellen Haufen,
Die Narren wähnen zu erſaufen,
Indem ſie frei auf feſtem Lande ſchnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgebärden laufen.
Nun iſt Verwirrung überall.

(Die Raben ſind wiedergekommen.)

Ich werd' euch bei dem hohen Meiſter loben;
Wollt ihr euch nun als Meiſter ſelbſt erproben,
So eilet zu der glühnden Schmiede,
Wo das Gezwerg-Volk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken ſchlägt.
Verlangt, weitläufig ſie beſchwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickſchnelles Fallen allerhöchſter Sterne,
Mag jede Sommernacht geſchehn;
Doch Wetterleuchten in verworrnen Büſchen,
Und Sterne die am feuchten Boden ziſchen,
Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen. (Raben ab.)

Es geſchieht wie vorgeſchrieben.

Mephistopheles.

Den Feinden dichte Finsternisse!
Und Tritt und Schritt ins Ungewisse!
Irrfunken-Blick an allen Enden,
Ein Leuchten plötzlich zu verblenden.
Das alles wäre wunderschön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Faust.

Die hohlen Waffen aus der Sale Grüften,
Empfinden sich erstarkt in freien Lüften;
Da droben rasselt's, klappert's lange schon,
Ein wunderbarer falscher Ton.

Mephistopheles.

Ganz recht! sie sind nicht mehr zu zügeln;
Schon schallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armschienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen rasch den ewigen Streit.
Fest, im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweisen sie sich unversöhnlich,
Schon klingt das Tosen weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfesten,
Wirkt der Parteihaß doch zum Besten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig panisch,
Mitunter grell und scharf satanisch,
Erschreckend in das Thal hinaus.

(Kriegstumult im Orchester, zuletzt übergehend in militärisch heitre Weisen.)

Des Gegenkaiſers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.
So ſind wir doch die erſten hier!

Habebald.
Kein Rabe fliegt ſo ſchnell als wir.

Eilebeute.
O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf?

Habebald.
Steht doch der ganze Raum ſo voll!
Weiß nicht wozu ich greifen ſoll.

Eilebeute.
Der Teppich wär' mir eben recht,
Mein Lager iſt oft gar zu ſchlecht.

Habebald.
Hier hängt von Stahl ein Morgenſtern,
Dergleichen hätt' ich lange gern.

Eilebeute.
Den rothen Mantel goldgeſäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald (die Waffe nehmend).
Damit iſt es gar bald gethan,
Man ſchlägt ihn todt und geht voran.
Du haſt ſo viel ſchon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingeſackt.
Den Plunder laß an ſeinem Ort,
Nehm' eines dieſer Kiſtchen fort!

Dieß iſt des Heers beſchiedner Sold,
In ſeinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderiſch Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.

Habebald.

Geſchwinde duck' dich! Mußt dich bücken!
Ich huck' dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.

O weh! O weh! nun iſt's vorbei;
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwei.

(Das Kätzchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geſchwinde zu und raff' es auf.

Eilebeute (kauert nieder).

Geſchwinde nur zum Schooß hinein!
Noch immer wird's zur Genüge ſeyn.

Habebald.

Und ſo genug! und eile doch!

(Sie ſteht auf.)

O weh die Schürze hat ein Loch!
Wohin du gehſt und wo du ſtehſt
Verſchwenderiſch die Schätze ſa'ſt.

Trabanten (unſres Kaiſers).

Was ſchafft ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt ihr in dem Kaiſerſchatz?

Habebald.

Wir trugen unſre Glieder feil,
Und holen unſer Beutetheil.

In Feindes-Zelten iſt's der Brauch,
Und wir, Soldaten ſind wir auch.

Trabanten.

Das paſſet nicht in unſern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeſchmeiß;
Und wer ſich unſerm Kaiſer naht,
Der ſey ein redlicher Soldat.

Habebald.

Die Redlichkeit die kennt man ſchon,
Sie heißet: Contribution.
Ihr alle ſeyd auf gleichem Fuß:
Gieb her! das iſt der Handwerksgruß.
(Zu Eilebeute.)
Mach fort und ſchleppe was du haſt,
Hier ſind wir nicht willkommne Gaſt.

(Ab.)

Erſter Trabant.

Sag', warum gabſt du nicht ſogleich
Dem frechen Kerl einen Backenſtreich?

Zweiter.

Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren ſo geſpenſterhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen ſchlecht,
Da flimmert' es, ich ſah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu ſagen weiß:
Es war den ganzen Tag ſo heiß,
So bänglich, ſo beklommen ſchwül,
Der eine ſtand, der andere fiel;
Man tappte hin und ſchlug zugleich,

Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen schwebt' es wie ein Flor,
Dann summt's und sauſt's und zischt' im Ohr;
Das ging so fort, nun sind wir da
Und wissen selbst nicht wie's geschah.

Kaiser mit **Vier Fürsten** treten auf.
Die Trabanten entfernen sich.

Kaiser.

Es sey nun wie ihm sey! uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerstreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier steht der leere Thron, verrätherischer Schaß,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Plaß.
Wir, ehrenvoll, geschützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiserlich der Völker Abgesandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an:
Beruhigt sey das Reich, uns freudig zugethan.
Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut.
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felsenhöhlen tönt's von machtigen Wunderklängen,
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu stets erneutem Spott;
Der Sieger, wie er pranat, preis't den gewognen Gott,
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchsten Preis, wend' ich den frommen Blick,
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger muntrer Fürst mag seinen Tag vergeuden,

Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungesäumt, verbind ich mich sogleich
Mit euch Vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.

(Zum Ersten.)

Dein war, o Fürst! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroisch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Erbmarschall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erbmarschall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,
Wenn's an der Gränze dich und deinen Thron bekräftigt;
Dann sey es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüsten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Der Kaiser (zum Zweiten).

Der sich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! sey Erzkämmerer, der Auftrag ist nicht leicht.
Du bist der Oberste von allem Hausgesinde,
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;
Dein Beispiel sey fortan in Ehren aufgestellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden:
Den Besten hülfreich seyn, den Schlechten selbst nicht schaden,
Dann klar seyn ohne List, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?
Wenn du zur Tafel gehst reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiser.

Zwar fühl' ich mich zu ernst auf Festlichkeit zu sinnen,
Doch sey's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.
(Zum Dritten.)
Dich wahl' ich zum Erztruchseß! Also sey fortan,
Dir Jagd, Geflügel- Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsspeise Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie sie der Monat bringt und sorgsam zubereiten.

Erztruchseß.

Streng Fasten sey für mich die angenehmste Pflicht,
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahreszeit zu beschleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig ist's wornach dein Sinn verlangt.

Kaiser (zum Vierten).

Weil unausweichlich hier sich's nur von Festen handelt,
So sey mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzschenke, sorge nun, daß unsre Kellerei
Aufs reichlichste versorgt mit gutem Weine sey.
Du selbst sey maßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Erzschenk.

Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man sich's versieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich versetze mich zu jenem großen Feste;
Ein Kaiserlich Büffet schmück' ich aufs allerbeste
Mit Prachtgefäßen, gülden, silbern allzumal;
Doch wahl' ich dir voraus den lieblichsten Pokal:
Ein blank venedisch Glas, worin Behagen lauschet,
Des Weins Geschmack sich stärkt und nimmermehr berauschet.

Auf solchen Wunderschatz vertraut man oft zu sehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchster, schützt noch mehr.

Kaiser.

Was ich euch zugedacht in dieser ernsten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverlässigem Munde.
Des Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekraftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde schreiten.

Der Erzbischof-Erzkanzler tritt auf.

Kaiser.

Wenn ein Gewölbe sich dem Schlußstein anvertraut,
Dann ist's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Besitzthums Gränzen,
Vom Erbtheil jener die sich von uns abgewandt.
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,
Zugleich das hohe Recht euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tausch ins Weitre zu verbreiten;
Dann sey bestimmt vergönnt, zu üben ungestört
Was von Gerechtsamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fallen,
Berufung gelte nicht von euern höchsten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beed', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.

Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab ich euch ganz zunächst der Majestat erhoben.

Erzbischof.

Im Namen aller sey dir tiefster Dank gebracht,
Du machst uns stark und fest und stärkest deine Macht.

Kaiser.

Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Lust zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus rascher Strebsamkeit ins Drohende zurück.
Auch werd' ich, seiner Zeit, mich von den Theuren trennen.
Dann sey es eure Pflicht den Folger zu ernennen
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar,
Und friedlich ende dann was jetzt so stürmisch war

Erzkanzler.

Mit Stolz in tiefster Brust, mit Demuth an Gebärde,
Stehn Fürsten dir gebeugt, die ersten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiser.

Und also sey, zum Schluß, was wir bisher bethätigt
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug bestätigt.
Zwar habt ihr den Besitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar sey;
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es soll's der ält'ste Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzkanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigste Statut;
Reinschrift und Sieglung soll die Kanzelei beschäft'gen,
Mit heiliger Signatur wirst du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jedermann ſich überlegen mag.

(Die weltlichen Fürſten entfernen ſich.)

Der Geiſtliche

(bleibt und ſpricht pathetiſch).

Der Kanzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bängliches zur frohen Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz, find' ich, in dieſer Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.
Wenn dieſer es erfahrt, ſchnell wird er ſtraflich richten,
Mit heiligem Strahl dein Reich, das ſündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gieb vom frevlen Glück,
Ein maßig Schärflein, gleich dem Heiligthum zurück;
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten du ein horchſam Ohr geliehn,
Den ſtifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn;
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen die ſich grün zu ſteter Weide decken,

Fischreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie sie sich, eilig schlangelnd, stürzen ab zu Thal;
Das breite Thal dann selbst, mit Wiesen, Gauen, Gründen:
Die Reue spricht sich aus, und du wirst Gnade finden.

Kaiser.

Durch meinen schweren Fehl bin ich so tief erschreckt,
Die Gränze sey von dir nach eignem Maß gesteckt.

Erzbischof.

Erst: der entweihte Raum wo man sich so versündigt,
Sey alsobald zum Dienst des Höchsten angekündigt.
Behende steigt im Geist Gemäuer stark empor,
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das Chor;
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Gebäude,
Das Schiff erlangt, erhöht sich zu der Gläubigen Freude;
Sie strömen brünstig schon, durchs würdige Portal,
Der erste Glockenruf erscholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Himmel streben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeschaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchste Zierde seyn.

Kaiser.

Mag ein so großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preisen Gott den Herrn, so wie mich zu entsünd'gen.
Genug! Ich fühle schon wie sich mein Sinn erhöht.

Erzbischof.

Als Kanzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiser.

Ein förmlich Document, der Kirche das zu eignen.
Du legst es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbischof

(hat sich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).

Dann widmest du zugleich dem Werke, wie's entsteht,
Gesammte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Beed,
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und schwere Kosten macht die sorgliche Verwaltung.
Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten Platz,
Reichst du uns einiges Gold aus deinem Beuteschatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl belehrt,
Die Kirche segnet den, der ihr zu Diensten fahrt.

(Ab.)

Kaiser.

Die Sünd' ist groß und schwer womit ich mich beladen,
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbischof

(abermals zurückkehrend mit tiefster Verbeugung).

Verzeih, o Herr! Es ward dem sehr verrufnen Mann,
Des Reiches Strand verliehn; doch diesen trifft der Bann,
Verleihst du remig nicht der hohen Kirchenstelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiser (verdrießlich).

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbischof.

Wer's Recht hat und Geduld für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Kaiser (allein).

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben.

Fünfter Act.

Offene Gegend.

Wanderer.

Ja! ſie ſind's die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich ſoll ſie wieder finden,
Nach ſo langer Wanderſchaft!
Iſt es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die ſturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich ſegnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt ſchon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seyd gegrüßt'
Wenn, gaſtfreundlich, auch noch heute,
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis (Mütterchen ſehr alt)

Lieber Kömmling! Leiſe! Leiſe!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, biſt du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben

Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt du Baucis, die, geſchäftig,
Halberſtorbnen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der, ſo kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raſchen Feuers',
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grauſen Abenteuers,
Löſung war euch anvertraut.

Und nun, laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenloſe Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.

(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon (zu Baucis).

Eile nur den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken,
Denn er glaubt nicht was er ſieht.

(Ihm folgend.)

Philemon

(neben dem Wanderer ſtehend)

Das euch grimmig mißgehandelt.
Woge auf Woge, ſchaumend wild,
Sieht als Garten ihr behandelt,
Sieht ein paradieſiſch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie ſonſt bereit;

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03755/119

Und, wie meine Kräfte schwanden,
War auch schon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an seiner Statt zu seyn.
Schaue grünend Wies' an Wiese,
Anger, Garten, Dorf und Wald;
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne scheidet bald. —
Dort im Fernsten ziehen Segel!
Suchen nachtlich sichern Port —
Kennen doch ihr Nest die Vögel —
Denn jetzt ist der Hafen dort.
So erblickst du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrangt bewohnten Raum.

Im Garten.

(Am Tische zu Drei.)

Baucis (vom Abendmahl)

Bleibst du stumm? und keinen Bissen
Bringst du zum verlechzten Mund?

Philemon

Möcht' er doch vom Wunder wissen,
Sprichst so gerne, thu's ihm kund.

Baucis

Wohl! ein Wunder ist's gewesen!
Laßt mich heut noch nicht in Ruh;

Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiser sich versündigen
Der das Ufer ihm verliehn?
Hat's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unsern Dünen
Ward der erste Fuß gefaßt,
Alte, Hütten! — Doch im Grünen
Lichtet bald sich ein Palast.

Baucis.

Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
So die Flämmchen nächtig schwärmten
Stand ein Damm den andern Tag.
Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual;
Seerab flossen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Rastlos ist er, ihn gelüstet
Ihre Hütte, unser Hain;
Wie er sich als Nachbar brüstet
Will man unterthanig seyn.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Wasserboden,
Nur auf deiner Höhe Stand.

Philemon

Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schaun;
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Palast.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Kanal.

Faust, im hohen Alter wandelnd, nachdenkend.

Lynceus der Thürmer

(durchs Gebirge).

Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn ist im Begriffe
Auf dem Canale hier zu seyn.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die starren Masten stehn bereit;
In dir preis't sich der Bootsmann selig,
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit.

(Das Glöckchen hinter der Scene.)

Faust (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuschandlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß.
Erinnert mich durch neidische Laute
Mein Hochbesitz er ist nicht rein;
Der Lindenraum, die braune Laube,

s morsche Kirchlein ist nicht mein.
d wünscht' ich dort mich zu erholen,
r fremden Schatten schaudert mir,
Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
war' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

e segelt froh der bunte Kahn,
t frischem Abendwind heran!
e thürmt sich sein behender Lauf
Kisten, Kasten, Säcken auf!
(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden.)

Mephistopheles. Die drei gewaltigen Gesellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da sind wir schon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie steigen aus, die Güter werden ans Land gewunden.)

Mephistopheles.

haben wir uns wohl erprobt,
genügt wenn der Patron es lobt.
r mit zwei Schiffen ging es fort,
t zwanzig sind wir nun im Port.
s große Dinge wir gethan,
o sieht man unsrer Ladung an.
s freie Meer befreit den Geist,
r weiß da was Besinnen heißt!
fördert nur ein rascher Griff,
n fängt den Fisch, man fangt ein Schiff,

Und ist man erst der Herr zu drei
Dann hackelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften schlecht,
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt ums Was? und nicht ums Wie?
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Gesellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Gestank!
Er macht ein wi-
derlich Gesicht;
Das Königsgut
Gefallt ihm nicht.

Mephistopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Gesellen.

Das ist nur für
Die Langeweil,
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephistopheles.

Erst ordnet oben
Saal an Saal
Die Kostbarkeiten

Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er sich gewiß
Nicht lumpen laßt
Und giebt der Flotte
Fest nach Fest.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum besten sorgen.

(Die Ladung wird weggeschafft.)

Mephistopheles (zu Faust)

t ernster Stirn, mit düsterm Blick
nimmst du dein erhaben Glück.
hohe Weisheit wird gekrönt,
s Ufer ist dem Meer versöhnt;
n Ufer nimmt, zu rascher Bahn,
s Meer die Schiffe willig an;
sprich daß hier, hier vom Palast
n Arm die ganze Welt umfaßt.
n dieser Stelle ging es aus,
r stand das erste Bretterhaus;
Grabchen ward hinabgerißt
jetzt das Ruder emsig spritzt.
n hoher Sinn, der Deinen Fleiß
parb des Meers, der Erde Preis.
n hier aus —

Faust.

Das verfluchte hier!
s eben leidig laster mir.

Dir Vielgewandten muß ich's sagen,
Mir geht's im Herzen Stich um Stich.
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, scham' ich mich.
Die Alten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz;
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn was alles ich gethan,
Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschenwerkes Meisterstück,
Verthätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So sind am härtsten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfangt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein lautet und ich wüthe.

Mephistopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergallen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,

Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Nicht sich in jedliches Begebniß,
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwischen Bimm und Bamm,
Das Leben ein verschollner Traum.

Faust.

Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu seyn.

Mephistopheles.

Was willst du dich denn hier geniren,
Mußt du nicht längst colonisiren?

Faust.

So geht und schafft sie mir zur Seite!
Das schöne Gütchen kennst du ja,
Das ich den Alten ausersah.

Mephistopheles.

Man tragt sie fort und setzt sie nieder,
Eh man sich umsieht stehn sie wieder;
Nach überstandener Gewalt
Versöhnt ein schöner Aufenthalt.

(Er pfeift gellend.)

Die Drei treten auf.

Mephistopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen giebt ein Flottenfest.

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns schlecht,
Ein flottes Fest ist uns zu Recht.

Mephistopheles (zu Spectatoren)

Auch hier geschieht was längst geschah,
Denn Naboths Weinberg war schon da.

(Regen ! 21)

Tiefe Nacht.

Lynceus der Thürmer

(auf der Gallerie [illegible])

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Nah',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen
Was je ihr gesehn,
Es sey wie es wolle,
Es war doch so schön!

(Pause.)

Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier so hoch gestellt;
Welch ein gräuliches Entsetzen
Droht mir aus der finstern Welt!

Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer stärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die innre Hütte lodert,
Die bemoos't und feucht gestanden;
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung ist vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonst so sorglich um das Feuer,
Werden sie dem Qualm zur Beute!
Welch ein schrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das schwarze Moosgestelle;
Retteten sich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blattern, zwischen Zweigen;
Aeste dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich so weitsichtig seyn!
Das Capellchen bricht zusammen
Von der Aeste Sturz und Last;
Schlangelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stamme, purpurroth im Glühn.

(Lange Pause, Gesang.)

Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.

Faust
(auf dem Balkon, wenden sich Dann).

Von oben welch ein singend Wimmern?
Das Wort ist hier, der Ton zu spat.
Mein Thurmer jammert; mich, im Innern
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch sey der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um ins Unendliche zu schaun.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der spaten Tage froh genießt.

Mephistopheles und die Dreie (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht artlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rutteten, wir pochten fort,
Da lag die morsche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten schwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in solchem Fall geschieht,
Sie hörten nicht, sie wollten nicht;
Wir aber haben nicht gesaumt
Behende dir sie weggeraumt.
Das Paar hat sich nicht viel gequalt,
Vor Schrecken fielen sie entseelt.
Ein Fremder, der sich dort versteckt,
Und fechten wollte, ward gestreckt:

In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher geſtreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drei.

Fauſt.

War't ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich
Ihm fluch ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und biſt du kühn, und haltſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.

Fauſt (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Vrmat Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboren ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drei.

Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern ihr könnt nicht und darft nicht hinein.
Die Sorge ſie ſchleicht ſich durchs Schlüſſelloch ein.

(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier.

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu drei.

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.

Fauſt (im Palaſte).

Vier ſah ich kommen, drei nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.

klang so nach als hieß es — Noth,
n düstres Reimwort folgte — Tod.
tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.
ch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
nnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
e Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
fünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
a war's der Mühe werth ein Mensch zu seyn.

as war ich sonst, eh ich's im Düstern suchte,
it Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
un ist die Luft von solchem Spuk so voll
aß niemand weiß wie er ihn meiden soll.
enn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
n Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
ir kehren froh von junger Flur zurück,
n Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
on Aberglauben früh und spat umgarnt —
s eignet sich, es zeigt sich an, es warnt —
nd so verschüchtert, stehen wir allein;
ie Pforte knarrt und niemand kommt herein

(Erschüttert.)

st jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Faust.

nd du, wer bist denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Faust.

ntferne dich!

Sorge

Ich bin am rechten Ort.

Faust

(erst ergrimmt, dann besänftigt vor sich).

Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort.

Sorge

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Üeb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;
Stets gefunden, nie versucht,
So geschmeichelt wie geflucht.
Hast du die Sorge nie gekannt? —

Faust.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwischte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

s braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
er erkennt läßt sich ergreifen.
wandle so den Erdentag entlang;
n Geister spuken geh' er seinen Gang;
Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.

Wen ich einma' mir besitze
Dem ist alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Besitz zu setzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sey es Wonne, sey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

Faust.

uf! so kommst du mir nicht bei!
g nicht solchen Unsinn hören.
n! die schlechte Litanei
nte selbst den klügsten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? soll er kommen?
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.

Er verliert sich immer tiefer,
Sieht alle Dinge schiefer,
Sich und andre lästig drückend,
Athem holend und erstickend;
Nicht erstickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Faust.

Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausendmalen;
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde du's am Ende! —

(Sie haucht ihn an.)

Faust (erblindet).

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht ich eil' es zu vollbringen;

Herren Wort es giebt allein Gewicht.
n Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
glücklich schauen was ich kühn ersann.
eift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Abgesteckte muß sogleich gerathen.
strenges Ordnen, raschen Fleiß,
lgt der allerschönste Preis;
sich das größte Werk vollende
igt Ein Geist für tausend Hände.

Großer Vorhof des Palasts.

Fackeln.

Mephistopheles (als Aufseher voran).
Herbei herbei! Herein herein!
Ihr schlotternden Lemuren,
Aus Sandern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen.

Lemuren (im Chor).
Wir treten dir sogleich zur Hand,
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land
Das sollen wir bekommen.
Gespitzte Pfahle die sind da,
Die Kette lang zum Messen;
Warum an uns der Ruf geschah
Das haben wir vergessen.

Mephistopheles.
ilt kein künstlerisch Bemühn;
hret nur nach eignen Maaßen;
angste lege längelang sich hin,

Ihr andern lüftet ringsumher den Rasen;
Wie man's für unsre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palast ins enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren

(mit neckischen Gebärden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht das war wohl süße;
Wo's fröhlich klang und lustig ging
Da rührten sich meine Füße.

Nun hat das tückische Alter mich
Mit seiner Krücke getroffen;
Ich stolpert' über Grabes Thür,
Warum stand sie just offen!

Faust

(aus dem Palaste tretend, tastet an den Thürpfosten).

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es ist die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit sich selbst versöhnet,
Den Wellen ihre Gränze setzt,
Das Meer mit strengem Band umzieht.

Mephistopheles (bei Seite).

Du bist doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereitest schon Neptunen,
Dem Wasserteufel, großen Schmaus.
In jeder Art seyd ihr verloren; —
Die Elemente sind mit uns verschworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Faust.

ffeher!

Mephistopheles.

Hier!

Faust.

Wie es auch möglich sey,
eiter schaffe Meng' auf Menge,
nuntre durch Genuß und Strenge,
ahle, locke, presse bei!
t jedem Tage will ich Nachricht haben
e sich verlängt der unternommne Graben.

Mephistopheles (halblaut).

n spricht, wie man mir Nachricht gab,
t keinem Graben, doch vom — Grab.

Faust.

Sumpf zieht am Gebirge hin,
pestet alles schon Errungne;
faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Letzte war' das Höchsterrungne.
fn' ich Raume vielen Millionen,
t sicher zwar doch thätig-frei zu wohnen.
n das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
leich behaglich auf der neusten Erde,
ch angesiedelt an des Hügels Kraft,
aufgewalzt kühn-emsige Völkerschaft.
Innern hier ein paradiesisch Land,
aße draußen Fluth bis auf zum Rand,
wie sie nascht gewaltsam einzuschießen,
eindrang eilt die Lücke zu verschließen.
diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
ist der Weisheit letzter Schluß:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

(Faust sinkt zurück, die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephistopheles.

Ihn sättigt keine Lust, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;
Den letzten, schlechten, leeren Augenblick
Der Arme wünscht ihn fest zu halten.
Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr steht still —

Chor.

Steht still! Sie schweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephistopheles.

Er fällt, es ist vollbracht.

Chor.

Es ist vorbei.

Mephistopheles.

Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?

Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei!" Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.

Wer hat das Haus so schlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.

Dir, dumpfer Gast im hänfnen Gewand,
Ist's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.

Wer hat den Saal so schlecht versorgt?
Wo blieben Tisch und Stühle?

Lemuren. Chor.

Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläubiger sind so viele.

Mephistopheles.

Der Körper liegt und will der Geist entfliehn,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel; —
Doch leider hat man jetzt so viele Mittel
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege stößt man an,
Auf neuem sind wir nicht empfohlen;
Sonst hatt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen schlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
Schnapps! hielt' ich sie in fest verschloßnen Klauen.
Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
Des schlechten Leichnams ekles Haus nicht lassen;
Die Elemente die sich hassen,
Die treiben sie am Ende schmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das ist die leidige Frage;
Der alte Tod verlor die rasche Kraft,
Das Ob? sogar ist lange zweifelhaft;
Oft sah ich lüstern auf die starren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte sich wieder.
(Phantastisch-flügelmännische Verdrehungs-Gebärden.)
Nur frisch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsschrot und Korne
Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standsgebühr und Würden schlingt sie ein;
Doch wird man auch bei diesem letzten Spiele
Ins künftige nicht so bedenklich seyn.
(Der gräuliche Höllenrachen thut sich links auf.)
Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung schlägt hervor bis an die Zähne

rdammte, Rettung hoffend, schwimmen an;
ch kolossal zerknirscht sie die Hyäne
d sie erneuen ängstlich heiße Bahn.
Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
viel Erschrecklichstes im engsten Raum!
r thut sehr wohl die Sünder zu erschrecken,
e halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dickteufeln vom kurzen, graden Horne.)

n wanstige Schusten mit den Feuerbacken!
r glüht so recht vom Höllenschwefel feist;
hartige, kurze, nie bewegte Nacken!
r unten lauert ob's wie Phosphor gleißt:
s ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln,
rupft ihr aus, so ist's ein garstiger Wurm;
t meinem Stempel will ich sie besiegeln,
un fort mit ihr im Feuer-Wirbelsturm.

t auf die niedern Regionen,
Schlauche, das ist eure Pflicht;
s ihr beliebte da zu wohnen,
accurat weiß man das nicht.
Nabel ist sie gern zu Haus,
mt es in Acht sie wischt euch dort heraus.

(Zu den Dürrteufeln vom langen, krummen Horne.)

Firlefanze, flügelmännische Riesen!
ft in die Luft, versucht euch ohne Rast;
Arme strack, die Klauen scharf gewiesen,
ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
st ihr sicher schlecht im alten Haus,
das Genie es will gleich obenaus.

Glorie von oben, rechts.

Himmlische Heerschaar.

Folget Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben,
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Mephistopheles.

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es ist das bübisch-mädchenhafte Gestümper,
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung sannen menschlichem Geschlecht:
Das Schändlichste was wir erfunden
Ist ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißnerisch, die Laffen!
So haben sie uns manchen weggeschnappt,
Bekriegen uns mit unsern eignen Waffen;
Es sind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
Ans Grab heran und haltet fest am Rande!

Chor der Engel (Rosen streuend).

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden!

Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbeflügelte,
Knoſpenentſiegelte,
Eilet zu blühn.

Frühling entſprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradieſe
Dem Ruhenden hin.

Mephiſtopheles (zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? iſt das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt ſie ſtreuen.
An ſeinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl mit ſolchen Blümeleien
Die heißen Teufel einzuſchneien;
Das ſchmilzt und ſchrumpft vor eurem Hauch.
Nun puſtet, Puſtriche! — Genug, genug!
Vor eurem Broden bleicht der ganze Flug. —
Nicht ſo gewaltſam! ſchließet Maul und Naſen!
Fürwahr, ihr habt zu ſtark geblaſen.
Daß ihr doch nie die rechten Maaße kennt!
Das ſchrumpft nicht nur, es braunt ſich, dorr't, es brennt
Schon ſchwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, drängt euch feſt zuſammen! —
Die Kraft erliſcht! dahin iſt aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen die ſeligen,
Flammen die fröhlichen,
Liebe verbreiten ſie,

Wonne bereiten sie,
Herz wie es mag.
Worte die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag!

Mephistopheles.

O Fluch! o Schande solchen Tröpfen!
Satane stehen auf den Köpfen,
Die Plumpen schlagen Rad auf Rad
Und stürzen arschlings in die Hölle.
Gesegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —
(Sich mit den schwebenden Rosen herumschlagend.)
Irrlichter fort! Du! leuchte noch so stark,
Du bleibst gehascht ein ekler Gallert-Quark.
Was flatterst du? Willst du dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel. Chor.

Was euch nicht angehört
Müsset ihr meiden,
Was euch das Innre stört
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Mussen wir tüchtig seyn;
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephistopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt,
Ein überteuflisch Element!
Weit spitziger als Höllenfeuer!

Drum jammert ihr so ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die verschmaht,
Verdrehten Halses nach der Liebsten spaht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geschwornen Streite!
Der Anblick war mir sonst so feindlich scharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?
Ich mag sie gerne sehn die allerliebsten Jungen;
Was halt mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören lasse,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich hasse,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Ihr schönen Kinder laßt mich wissen:
Seyd ihr nicht auch von Lucifers Geschlecht?
Ihr seyd so hübsch, fürwahr ich möcht' euch küssen,
Mir ist's als kommt ihr eben recht.
Es ist mir so behaglich, so natürlich,
Als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn;
So heimlich-katzchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick aufs neue schöner schön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen schon, warum weichst du zurück?
Wir nähern uns und wenn du kannst so bleib.

(Die Engel nehmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephistopheles

(der ins Proscenium gedrängt wird).

Ihr scheltet uns verdammte Geister,
Und seyd die wahren Hexenmeister;

Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Iſt dieß das Liebeselement?
Der ganze Körper ſteht in Feuer,
Ich fühle kaum daß es im Nacken brennt. —
Ihr ſchwanket hin und her, ſo ſenkt euch nieder,
Ein bischen weltlicher bewegt die holden Glieder;
Fürwahr der Ernſt ſteht euch recht ſchön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln ſehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine ſo, wie wenn Verliebte blicken,
Ein kleiner Zug am Mund ſo iſt's gethan.
Dich langer Burſche, dich mag ich am liebſten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
So ſieh' mich doch ein wenig lüſtern an!
Auch könntet ihr anſtändig-nackter gehen,
Das lange Faltenhemd iſt überſittlich —
Sie wenden ſich — Von hinten anzuſehen! —
Die Racker ſind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die ſich verdammen
Heile die Wahrheit;
Daß ſie vom Böſen
Froh ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſeyn.

Mephiſtopheles (ſich faſſend).

Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor ſich ſelber graut

Und triumphirt zugleich wenn er sich ganz durchschaut,
Wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut:
Gerettet sind die edlen Teufelstheile!
Der Liebespuk er wirft sich auf die Haut.
Schon ausgebrannt sind die verruchten Flammen,
Und, wie es sich gehört, fluch' ich euch allzusammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preist;
Luft ist gereinigt,
Athme der Geist!

(Sie erheben sich, Faustens Unsterbliches entführend.)

Mephistopheles (sich umsehend).

Doch wie? — wo sind sie hingezogen?
Unmündiges Volk du hast mich überrascht,
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben sie an dieser Gruft genascht!
Mir ist ein großer einziger Schatz entwendet;
Die hohe Seele die sich mir verpfändet
Die haben sie mir pfiffig weggepascht.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist verthan;

Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.
Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahrne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering
Die seiner sich am Schluß bemächtigt.

Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten

gebirgauf vertheilt, gelagert zwischen Klüften.

Chor und Echo.

Waldung, sie schwankt heran,
Felsen, sie lasten dran,
Wurzeln, sie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge sprißt,
Höhle die tiefste schüßt;
Löwen sie schleichen stumm-
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus

(auf- und abschwebend).

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gottes-Lust.
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,

Keulen zerschmettert mich,
Blitze durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glanze der Dauerstern
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus.

(tiefe Region).

Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bache strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie strack, mit eignem kraftigen Triebe,
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächtige Liebe
Die alles bildet, alles hegt.

Ist um mich her ein wildes Brausen
Als wogte Wald und Felsengrund!
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfulle sich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wassern;
Der Blitz, der flammend niederschlug
Die Atmosphare zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug:
Sind Liebesboten, sie verkünden
Was ewig schaffend uns umwallt.
Mein Innres mog' es auch entzünden
Wo sich der Geist, verworren, kalt,
Vergualt in stumpfer Sinne Schranken.
Scharfangeschloßnem Kettenschmerz.

O Gott! beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz.

Pater Seraphicus
(mittlere Regionen).

Welch ein Morgenwölkchen schwebet
Durch der Tannen schwankend Haar!
Ahn' ich was im Innern lebet?
Es ist junge Geisterschaar.

Chor seliger Knaben

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir sind?
Glücklich sind wir, allen allen
Ist das Dasein so gelind.

Pater Seraphicus

Knaben! Mitternachts Geborne,
Halb erschlossen Geist und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn.
Daß ein Liebender zugegen
Fühlt ihr wohl, so naht euch nur;
Doch von schroffen Erdewegen,
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an.

(Er nimmt sie in sich.)

Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der abestürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das iſt mächtig anzuſchauen;
Doch zu düſter iſt der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höh'rem Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt.
Denn das iſt der Geiſter Nahrung
Die im freiſten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor ſeliger Knaben
(um die höchſten Gipfel kreiſend).

Hände verſchlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt euch und ſinget
Heilige Gefühle drein;
Göttlich belehret
Dürft ihr vertraun,
Den ihr verehret
Werdet ihr ſchaun.

Engel
(ſchwebend in der höhern Atmoſphäre, Fauſtens Unſterbliches tragend).

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht
Den können wir erlöſen;

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel

Jene Rosen, aus den Handen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Diesen Seelenschatz erbeuten.
Böse wichen als wir streuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenstrafen
Fühlten Liebesqual die Geister;
Selbst der alte Satans-Meister
War von spitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! es ist gelungen.

Die vollendeteren Engel

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Die jüngern Engel.

Nebelnd um Felsenhöh'
Spur' ich so eben,
Regend sich in der Nah',
Ein Geister-Leben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich seh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis gesellt,
Die sich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sey er zum Anbeginn
Steigendem Vollgewinn,
Diesen gesellt!

Die seligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus

(in der höchsten reinlichsten Zelle.)

Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben.
Dort ziehen Frauen vorbei,
Schwebend nach oben;

Die herrliche mittenin
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich seh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich, im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimniß schauen.
Billige was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen traget.
Unbezwinglich unser Muth
Wenn du hehr gebietest,
Plötzlich mildert sich die Gluth
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Um sie verschlungen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Büßerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um Ihre Knie
Den Aether schlürfend,
Gnade bedürfend.

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen

Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Mater gloriosa (schwebt ein).

Chor der Büßerinnen

Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII, 36)

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thranen ließ zum Balsam fließen,
Trotz des Pharisäer-Hohnes;
Beim Gefäße das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken die so weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV)

Bei dem Bronn, zu dem schon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland

Kuhl die Lippe durft berühren;
Bei der reinen reichen Quelle,
Die nun dorther sich ergießet,
Ueberfluthig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum)

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke stieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb;
Bei dem seligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb —

Zu drei

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

Una Poenitentium

(ganz Bereuende genannt. Sich anschmiegend)

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,

Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben
(in Kreisbewegung sich nähernd).

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lehrchören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerin (sonst Gretchen genannt).

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater gloriosa.

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet folgt er nach.

Doctor Marianus (auf dem Angesicht anbetend).

Blicket auf zum Rettungsblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu seligem Geschick

Dankend umzuarten.
Werde jeder beßre Sinn
Dir zum Dienſt erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Dramatiſche Werke

von

Goethe.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel.

Personen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:

Hain der Diana vor dem Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſtenmal beträte,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.
So manches Jahr bewahrt mich Hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg.
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne

Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Hauf' und in dem Kriege bekrieht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet seyn.
Auch hab' ich stets auf dich gebaut und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, anflehtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern ruhmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn',
Die schönen Zwillinge, wohl erhalten hast;

So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König sendet mich hieher und heut
Der Priesterin Dianens Gruß und Heil.
Dieß ist der Tag, da Tauris seiner Göttin
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König' und dem Heer,
Zu melden daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir sind bereit sie würdig zu empfangen,
Und unsre Göttin sieht willkommnem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O fand' ich auch den Blick der Priesterin,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll dein Innerstes;
Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Brust.
So lang' ich dich an dieser Stätte kenne,
Ist dieß der Blick, vor dem ich immer schaudre;
Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
Ins Innerste des Busens dir geschmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſ'ten ziemt.

Arkas.

Scheinſt du dir hier vertrieben und verwaiſ't?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

Arkas.

Und dir iſt fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stamme himmelwärts
In dringen ſtrebten; leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit ehrner Fauſt entzwei. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeihn
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luſt
Des Lebens blubt in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich ſo unglücklich nennen willſt,
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt ihr ſtets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut;
Den freien Blick, der ein zufriednes Leben

Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als dich ein tief geheimnißvolles Schicksal
Vor so viel Jahren diesem Tempel brachte,
Kam Thoas dir, als einer Gottgegeb'nen,
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen,
Und dieses Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden sonst voll Grausens war,
Weil niemand unser Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht,
Nach altem Brauch, ein blutig Opfer, fiel.

Iphigenie.

Frei athmen macht das Leben nicht allein.
Weh Leben ist's, das an der heil'gen Statte,
Gleich einem Schatten um sein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß? Und nenn' ich das
Ein fröhlich selbstbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingetraumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, selbstvergessend,
Die Trauerschaar der Abgeschiednen feiert?
Ein unmuß Leben ist ein früher Tod;
Dieß Frauenschicksal ist vor allen mein's.

Arkas.

Den edlen Stolz, daß du dir selbst nicht g'nügest,
Verzeih' ich dir, so sehr ich dich bedaure;
Er raubet den Genuß des Lebens dir.
Du hast hier nichts gethan seit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grausamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend laßt, von Jahr zu Jahr,

Mit ſanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewiſſen Tod'
Ins Vaterland ſo oft zurückgeſchickt?
Hat nicht Diane, ſtatt erzürnt zu ſeyn,
Daß ſie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein ſanft Gebet in reichem Maaß erhört?
Umſchwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht ſogar voraus?
Und fühlt nicht Jeglicher ein beſſer Loos,
Seitdem der König, der uns weiſ' und tapfer
So lang geführet, nun ſich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des ſchweigenden Gehorſams Pflicht erleichtert?
Das nennſt du unnütz, wenn von deinem Weſen
Auf Tauſende herab ein Balſam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirſt,
Und an dem unwirthbaren Todes-Ufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereiteſt?

Iphigenie.

Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.

Arkas.

Doch lobſt du den, der was er thut nicht ſchätzt?

Iphigenie.

Man tadelt den der ſeine Thaten wägt.

Arkas.

Auch den, der wahren Werth zu ſtolz nicht achtet,
Wie den, der falſchen Werth zu eitel hebt.
Glaub' mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben iſt:

Wenn heut der König mit dir redet, so
Erleichtr' ihm was er dir zu ſagen denkt.

Iphigenie.

Du ängſtest mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich ſeinem Antrag mühſam aus.

Arkas.

Bedenke was du thuſt und was dir nützt.
Seitdem der König ſeinen Sohn verloren,
Vertraut er Wenigen der Seinen mehr,
Und dieſen Wenigen nicht mehr wie ſonſt.
Mißgünſtig ſieht er jedes Edlen Sohn
Als ſeines Reiches Folger an, er fürchtet
Ein einſam hülflos Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufſtand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe ſetzt ins Reden keinen Vorzug,
Am wenigſten der König. Er, der nur
Gewohnt iſt zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunſt von weitem ein Geſpräch
Nach ſeiner Abſicht langſam fein zu lenken.
Erſchwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorſetzlich Mißverſtehen. Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beſchleunigen was mich bedroht?

Arkas.

Willſt du ſein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es iſt die ſchrecklichſte von allen mir.

Arkas.

Gieb ihm für ſeine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erſt meine Seele löſ't.

Arkas.

Warum verſchweigſt du deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Prieſterin Geheimniß ziemt.

Arkas.

Dem König' ſollte nichts Geheimniß ſeyn;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
Und fühlt es tief in ſeiner großen Seele,
Daß du ſorgfaltig dich vor ihm verwahrſt.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arkas.

So ſcheint es faſt. Zwar ſchweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß ſeine Seele feſt den Wunſch
Ergriffen hat dich zu beſitzen. Laß,
O überlaß ihn nicht ſich ſelbſt! damit
In ſeinem Buſen nicht der Unmuth reife
Und dir Entſetzen bringe, du zu ſpat
An meinen treuen Rath mit Reue denkeſt.

Iphigenie.

Wie? Sinnt der König, was kein edler Mann,
Der ſeinen Namen liebt und dem Verehrung
Der Himmliſchen den Buſen bandiget,
Je denken ſollte? Sinnt er vom Altar
Mich in ſein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entſchloßne Göttin an,

Die ihren Schutz der Prieſterin gewiß
Und Jungfrau einer Jungfrau gern gewährt.

Arkas.

Sey ruhig! Ein gewaltſam neues Blut
Treibt nicht den König, ſolche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er ſinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird:
Denn ſeine Seel' iſt feſt und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, ſey ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannſt.

Iphigenie.

O ſage was dir weiter noch bekannt iſt.

Arkas.

Erfahr's von ihm. Ich ſeh' den König kommen;
Du ehrſt ihn, und dich heißt dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie (allein).

Zwar ſeh' ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen ſoll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für ſeine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünſche mir daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefallt, mit Wahrheit ſagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit königlichen Gütern segne dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunsches Fülle dir!
Daß, der du über Viele sorgend herrschest,
Du auch vor Vielen seltnes Glück genießest.

Thoas.

Zufrieden wär' ich wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der ist am glücklichsten, er sey
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.
Du nahmest Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, besten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geist befaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerstört, mein Sohn gerochen ist,
Bleibt mir zu Hause nichts das mich ergötze.
Der fröhliche Gehorsam, den ich sonst
Aus einem jeden Auge blicken sah,
Ist nun von Furcht und Unmuth still gedämpft.
Ein Jeder sinnt was künftig werden wird,
Und selbst dem Kinderlosen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in diesen Tempel, den

Ich oft betrat um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunsch
Trag' ich im Busen, der auch dir nicht fremd,
Noch unerwartet iſt: ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bieteſt du zu viel,
O König, an. Es ſteht die Flüchtige
Beſchämt vor dir, die nichts an dieſem Ufer
Als Schutz und Ruhe ſucht, die du ihr gabſt.

Thoas.

Daß du in das Geheimniß deiner Abkunft
Vor mir wie vor dem Letzten ſtets dich hülleſt,
War' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer ſchreckt die Fremden: das Geſetz
Gebietet's und die Noth. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfangner Gaſt, nach eignem Sinn
Und Willen, ihres Tages ſich erfreut,
Von dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für ſeine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg ich meiner Eltern Namen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtraun. Denn vielleicht, ach wüßteſt du
Wer vor dir ſteht, und welch verwünſchtes Haupt
Du nährſt und ſchützeſt, ein Entſetzen faßte
Dein großes Herz mit ſeltnem Schauer an,
Und ſtatt die Seite deines Thrones mir
Zu bieten, triebeſt du mich vor der Zeit

Aus deinem Reiche; ſtießeſt mich vielleicht,
Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht iſt,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von ſeinem Hauſ' Vertriebnen überall
Mit kalter fremder Schreckenshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit dir ſey,
Und was ſie deinem Hauſ' und dir gedenken;
So fehlt es doch, ſeitdem du bei uns wohnſt
Und eines frommen Gaſtes Recht genießeſt,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte ſchwer zu überreden ſeyn,
Daß ich an dir ein ſchuldvoll Haupt beſchütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gaſt.

Thoas.

Was man Verruchten thut wird nicht geſegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Weigern;
Es fordert dieß kein ungerechter Mann.
Die Göttin übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warſt, ſo warſt du's mir.
Auch ſey ihr Wink noch künftig mein Geſetz:
Wenn du nach Hauſe Rückkehr hoffen kannſt,
So ſprech' ich dich von aller Forderung los.
Doch iſt der Weg auf ewig dir verſperrt,
Und iſt dein Stamm vertrieben, oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöſcht,
So biſt du mein durch mehr als Ein Geſetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein langverſchwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens ſichre Wohnung, ſchadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus Geſchlecht.

Thoas.

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus.
Nennſt du Den deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Iſt's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An deſſen alterfahrnen, vielen Sinn
Verknüpfenden Geſprächen Götter ſelbſt,
Wie an Orakelſprüchen, ſich ergötzten?

Iphigenie.

Er iſt es; aber Götter ſollten nicht
Mit Menſchen, wie mit ihres Gleichen, wandeln;
Das ſterbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach
In ungewohnter Höhe nicht zu ſchwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Geſellen
Des großen Donn'rers nur ein Menſch. So war
Auch ſein Vergehen menſchlich; ihr Gericht
War ſtreng, und Dichter ſingen: Uebermuth
Und Untreu ſtürzten ihn von Jovis Tiſch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach und ſein ganz Geſchlecht trug ihren Haß!

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark war ſeiner Söhn' und Enkel
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band:
Rath, Maßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem ſcheuen duſtern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und granzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das ſchönſte Weib,
Oenomaus Erzeugte, Hippodamien.
Sie bringt den Wünſchen des Gemahls zwei Söhne,
Thyeſt und Atreus. Neidiſch ſehen ſie
Des Vaters Liebe zu dem erſten Sohn
Aus einem andern Bette wachſend an.
Der Haß verbindet ſie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erſte That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und ſie entleibt
Sich ſelbſt —

Thoas.

Du ſchweigeſt? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertraun dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl dem, der ſeiner Vater gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe

Den Hörer unterhalt, und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyest der Stadt,
Gemeinsam-herrschend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyest
Des Bruders Bette. Rachend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückisch hatte schon
Thyest, auf schwere Thaten sinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den seinen schmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Brust mit Wuth und Rache
Und sendet ihn zur Königsstadt, daß er
Im Oheim seinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt; der König
Straft grausam den gesandten Mörder, wahnend,
Er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät
Erfahrt er, wer vor seinen kranken Augen
Gemartert stirbt; und die Begier der Rache
Aus seiner Brust zu tilgen, sinnt er still
Auf unerhörte That. Er scheint gelassen,
Gleichgültig und versöhnt, und lockt den Bruder
Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie,
Und setzt die ekle schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich

Gefattigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre ſchon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinſend
Ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin. —
Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht, o König:
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleiſe.
Dieß ſind die Ahnherrn deiner Prieſterin;
Und viel unſeliges Geſchick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit ſchweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämmrung ſehn.

Thoas.

Verbirg ſie ſchweigend auch. Es ſey genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von dieſem wilden Stamme Du entſprangſt.

Iphigenie.

Des Atreus ältſter Sohn war Agamemnon:
Er iſt mein Vater. Doch ich darf es ſagen,
In ihm hab' ich ſeit meiner erſten Zeit
Ein Muſter des vollkommnen Manns geſehn.
Ihm brachte Klytämneſtra mich, den Erſtling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrſchte
Der König, und es war dem Hauſe Tantals
Die lang' entbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieſer Wunſch erfüllt,
Daß zwiſchen beiden Schweſtern nun Oreſt
Der Liebling wuchs, als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.

Der Ruf des Krieges iſt zu euch gekommen,
Der, um den Raub der ſchönſten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie
Auf günſt'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas Mund des Königs altſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich ins Lager;
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt:
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.
Ich wiederhole meinen erſten Antrag:
Komm, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht,
Und ſie bewahrt mich einem Vater, den

Sie durch den Schein genug gestraft, vielleicht
Zur schönsten Freude seines Alters hier.
Vielleicht ist mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hatte
Mich wider ihren Willen hier gefesselt?
Ein Zeichen bat ich, wenn ich bleiben sollte.

Thoas.

Das Zeichen ist, daß du noch hier verweilst.
Such' Ausflucht solcher Art nicht ängstlich auf.
Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen;
Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt.
Und sagst du dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Saul' an Saulen schlinge.
O sendetest du mich auf Schiffen hin!
Du gabest mir und Allen neues Leben.

Thoas.

So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt,
Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft. Sey ganz ein Weib und gieb
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Lust im Busen brennt,
Halt vem Verräther sie kein heilig Band,

Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewahrten, treuen Armen lockt;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Gluth,
So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk, o König, deines edeln Wortes!
Willst du mein Zutraun so erwiedern? Du
Schienst vorbereitet alles zu vernehmen.

Thoas.

Aufs Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch sollt' ich's auch erwarten: wußt' ich nicht
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht.
Nicht herrlich wie die euern, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du selber kenne.
Du wähnest, unbekannt mit dir und mir,
Ein naher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringst Du in mich daß ich mich fügen soll;
Und hier dank ich den Göttern, daß sie mir
Die Festigkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.

Thoas.

Es spricht kein Gott; es spricht dein eignes Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas.

Und hab' Ich, sie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überbraus't der Sturm die zarte Stimme

Thoas.

Die Priesterin vernimmt sie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern merke sie der Fürst.

Thoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tisch bringt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie.

So
Buß' ich nun das Vertraun, das du erzwangst.

Thoas.

Ich bin ein Mensch; und besser ist's, wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sey Priesterin
Der Göttin, wie sie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane daß ich ihr,
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf,
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer;
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.
Nur Du hast mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hattest mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;

Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab ichs nie begehrt.
Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst willkommner, als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leichtbeweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu' deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes bringen, sind in meiner Hand.
Mit diesen nehme deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hierher; du weißt den Dienst.

Vierter Auftritt.

Iphigenie allein.

Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geschick sie
Aus den Armen über das Meer,

Ueber der Erde weiteste Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.
Weise bist du und siehest das Künftige;
Nicht vorüber ist dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böse Stunden lauern und schrecken.
Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie freuen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres ewigen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Orest. Pylades.

Orest.

Es ist der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller.

Als ich Apollen bat, das grauliche
Geleit der Rachegeister von der Seite
Mir abzunehmen, schien er Hülf' und Rettung
Im Tempel seiner vielgeliebten Schwester,
Die über Tauris herrscht, mit hoffnungsreichen
Gewissen Götterworten zu versprechen;
Und nun erfüllet sich's, daß alle Noth
Mit meinem Leben völlig enden soll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zusammendrückt, den Sinn betaubt,
Dem schönen Licht der Sonne zu entsagen.
Und sollen Atreus Enkel in der Schlacht
Ein siegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater,
Als Opferthier im Jammertode bluten:
So sey es! Besser hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder stellt.
Laßt mir so lange Ruh', ihr Unterird'schen,
Die nach dem Blut' ihr, das von meinen Tritten
Hernieder traufelnd meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde spürend heßt.
Laßt mich, ich komme bald zu euch hinab;
Das Licht des Tags soll euch nicht sehn, noch mich.
Der Erde schöner grüner Teppich soll
Mein Tummelplaß für Larven seyn. Dort unten
Such' ich euch auf: dort bindet alle dann
Ein gleich Geschick in ew'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld
Und meines Banns unschuldigen Genossen,
Wie ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland

Frühzeitig mir! Dein Leben oder Tod
Giebt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterin
Schon, unſre Locken weihend abzuſchneiden,
Die Hand erhebt, ſoll dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke ſeyn. Erhebe
Von dieſem Unmuth deine Seele; zweifelnd
Beſchleunigſt du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort: im Heiligthum der Schweſter
Sey Troſt und Hülf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte ſind nicht doppelſinnig,
Wie der Gedrückte ſie im Unmuth wähnt.

Oreſt.

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter ſchon mir um das zarte Haupt,
Und ſo wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn ſtill Elektra meine Schweſter
Am Feuer in der tiefen Halle ſaß,
Drangt' ich beklommen mich an ihren Schooß,

Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel: wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bei ihm zu ſeyn!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.

O laß von jener Stunde
Sich Höllengeiſter nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung ſchöner Zeit
Zu friſchem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; ſie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orcus ging.

Oreſt.

O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades.

So haben die, die dich erhielten,
Für mich geſorgt: denn was ich worden wäre,
Wenn du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Oreſt.

Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir dein Haus die freie Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halberſtarrte junge Blüthe pflegte;
Da du ein immer munterer Geſelle,

Gleich einem leichten bunten Schmetterling
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukeltest,
Mir deine Lust in meine Seele spieltest,
Daß ich, vergessend meiner Noth, mit dir
In rascher Jugend hingerissen schwärmte.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Orest.

Sag': meine Noth begann, und du sprichst wahr.
Das ist das Aengstliche von meinem Schicksal,
Daß ich, wie ein verpesteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Busen trage;
Daß, wo ich den gesund'sten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Gesichter
Den Schmerzenszug langsamen Tod's verrathen.

Pylades.

Der Nächste wär' ich diesen Tod zu sterben,
Wenn je dein Hauch, Orest, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Lust?
Und Lust und Liebe sind die Fittige
Zu großen Thaten.

Orest.

Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns sahn!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg- und Thäler rannten, und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der wellen See

Uns an einander lehnend ruhig faßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend walzt.
Es klingt so schön was unsre Väter thaten,
Wenn es in stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir thun ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges den wir treten,
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von sich denkt
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß sie so früh durch dich so viel gethan.

Orest.

Wenn sie dem Menschen frohe That bescheeren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,

Daß er sein Reich vermehrt, die Grenzen sichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn;
Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt.
Mich haben sie zum Schlachter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandthat schändlich rachend, mich
Durch ihren Wink zu Grund' gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, soll nicht schuldlos, soll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rachen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böse, nimmt
Sich seinen Lohn mit seiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Orest.

Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigstens der hohen Götter Wille.

Orest.

So ist's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu' was sie dir gebieten und erwarte.
Bringst du die Schwester zu Apollen hin,
Und wohnen beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk das edel denkt;
So wird für diese That das hohe Paar
Dir gnädig seyn, sie werden aus der Hand

Der Unterird'ſchen dich erretten. Schon
In dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt.

So hab ich wenigſtens geruh'gen Tod.

Pylades.

Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſcheh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im Stillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diana ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt,
Uns wird ſie auferlegt, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.

Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rath
Und deine Wünſche klug in Eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf was uns unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Oreſt.

Bin ich beſtimmt zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort

Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnadig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen sprudelnd, ewig mich befleckt.

Pylades.

Erwarte es ruhiger! Du mehrst das Uebel
Und nimmst das Amt der Furien auf dich.
Laß mich nur sinnen, bleibe still! Zuletzt,
Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich dich auf, und beide schreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Orest.

Ich hör' Ulyssen reden.

Pylades.

Spotte nicht.
Ein jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich gestehn:
Mir scheinen List und Klugheit nicht den Mann
Zu schanden, der sich kühnen Thaten weiht.

Orest.

Ich schätze den, der tapfer ist und g'rad.

Pylades.

Drum hab' ich keinen Rath von dir verlangt.
Schon ist ein Schritt gethan. Von unsern Wächtern
Hab' ich bisher gar Vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, götterglaubiges Weib
Hält jenes blutige Gesetz gefesselt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt sie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gutige; man glaubet, sie entspringe

Vom Stamm der Amazonen, ſey geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Oreſt.

Es ſcheint ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nahe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löſ't den alten Brauch
Von ſeinen Feſſeln los, uns zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib iſt! denn ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit, und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt ſtät auf Einem Sinn
Den ſie gefaßt. Du rechneſt ſicherer
Auf ſie im Guten wie im Böſen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unſre Namen nennen, unſer Schickſal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertraun. Du gehſt,
Und eh' ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du ſeyſt und kommſt, o Fremdling, ſprich!
Mir ſcheint es, daß ich eher einem Griechen

Als einem Scythen dich vergleichen soll.
(Sie nimmt ihm die Ketten ab.)
Gefährlich ist die Freiheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab was euch bedroht!

Pylades.

O süße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Muttersprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir diese Freude
Versichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergessen hab' ich einen Augenblick,
Wie sehr ich dein bedarf, und meinen Geist
Der herrlichen Erscheinung zugewendet.
O sage, wenn dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe schließt, aus welchem unsrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählst.

Iphigenie.

Die Priesterin, von ihrer Göttin selbst
Gewählet und geheiligt, spricht mit dir.
Das laß dir g'nügen; sage, wer du seyst
Und welch unselig-waltendes Geschick
Mit dem Gefährten dich hierher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Uebel
Mit lastender Gesellschaft uns verfolgt.
O könntest du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch so leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta sind wir, Söhne des Adrasts:
Ich bin der jüngste, Cephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteste

Des Hauſes. Zwiſchen uns ſtand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte ſchon im Spiel
Der erſten Jugend Einigkeit und Luſt.
Gelaſſen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja ſtritt;
Doch als er heutereich zurücke kam
Und kurz darauf verſchied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geſchwiſter.
Ich neigte mich zum Aeltſten. Er erſchlug
Den Bruder. Um der Blutſchuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hieß er uns
Der Hülfe ſegensvolle Hand erwarten.
Gefangen ſind wir und hierher gebracht,
Und dir als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Theurer Mann, verſichr' es mir.

Pylades.

Es liegt. O ſich're du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hülfe, die ein Gott
Verſprach. Erbarme meines Bruders dich.
O ſag' ihm bald ein gutes holdes Wort;
Doch ſchone ſeiner wenn du mit ihm ſprichſt,
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
Liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Beſten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.

Iphigenie.

So ſeyd ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie ſahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er ſchweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erſchlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn ſehn! O hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch ſelig ſind die Tauſende, die ſtarben
Den bitterſüßen Tod von Feindes Hand!
Denn wüſte Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden ſtatt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menſchen Stimme nicht zu euch?
So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten die geſchah'n.
So iſt der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,

Dir ein Geheimniß? — Klytämneſtra hat
Mit Hülf' Aegiſtens den Gemahl berückt,
Am Tage ſeiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja, du verehreſt dieſes Königs Haus!
Ich ſeh' es, deine Bruſt bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Biſt du die Tochter eines Freundes? biſt
Du nachbarlich in dieſer Stadt geboren?
Verbirg' es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der Erſte dieſe Gräuel melde.

Iphigenie.

Sag' an, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage ſeiner Ankunft, da der König,
Vom Bad' erquickt und ruhig, ſein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, ſtieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künſtlich ſich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze ſich
Vergebens zu entwickeln ſtrebte, ſchlug
Aegiſth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten dieſer große Fürſt.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverſchworne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er ſchon beſaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böſe Luſt?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König ſie?

Pylades.

Mit ſchwerer That, die, wenn Entſchuldigung
Des Mordes wäre, ſie entſchuldigte.
Nach Aulis lockt' er ſie und brachte dort,
Als eine Gottheit ſich der Griechen Fahrt
Mit ungeſtümen Winden widerſetzte,
Die älteſte Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und ſie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dieß, ſagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief ins Herz geprägt, daß ſie dem Werben
Aegiſthens ſich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens ſelbſt umſchlang.

Iphigenie (ſich verhüllend).

Es iſt genug. Du wirſt mich wiederſehn.

Pylades (allein).

Von dem Geſchick des Königs-Hauſes ſcheint
Sie tief gerührt. Wer ſie auch immer ſey,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt
Und iſt, zu unſerm Glück, aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegen ſteuern.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt, wie der letzte lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß ihr verloren ſeyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es ſey, darf euer Haupt,
So lang' ich Prieſterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beizuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande hoch willkommen:
Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,

Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer schöner Hoffnung schmeichelnd labet!

Orest.

Verbirgst du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorsatz? oder darf ich wissen,
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?

Iphigenie.

Du sollst mich kennen. Jetzo sag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes unerwartetes Geschick
Auf ihrer Wohnung Schwelle stumm empfing.
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;
Doch wohl erinn'r' ich mich des scheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp sich aufgethan
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgesendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,
Durch seiner Frauen und Aegisthens Tücke?

Orest.

Du sagst's!

Iphigenie.

Weh dir, unseliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgesa't!
Und gleich dem Unkraut, wüste Häupter schüttelnd
Und tausendfalt'gen Samen um sich streuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder

Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſeyn, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Avernus Nebeln ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.

Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königs-Hauſe,
Biſt du mit nahern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jaher Rückfall in die Schmerzen ſeyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Oreſt, Elektra leben.

Oreſt.

Und fürchteſt du für Klytämneſtren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Verzog ſie wenig wüthend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlagt mir tauſendfaltig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter auserſehn
Zum Boten einer That, die ich ſo gern
Ins klanglos-dumpfe Hellenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhalt's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwager, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier des Königs Tod
Zu rächen. Unverſehen, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſtens Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfanget ſie

Die Königin; ſie treten in das Haus.
Elektren giebt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie blaſ't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoßnen Blutes oftgewaſchnen Boden
Mit blaſſen ahnungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr knechtiſch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geſchwiſter
Von einer ſtiefgewordnen Mutter warteten. —
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf,
Der ſchon in Tantals Hauſe grimmig wüthete,
Und Klytamneſtra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.

Unſterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig lebet,
Habt ihr nur darum mich ſo manches Jahr
Von Menſchen abgeſondert, mich ſo nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beſchäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauſes Gräuel ſpäter
Und tiefer fühlen ſollte? — Sage mir
Vom Unglückſel'gen! Sprich mir von Oreſt! —

Oreſt.

O konnte man von ſeinem Tode ſprechen!
Wie gährend ſtieg aus der Erſchlagnen Blut
Der Mutter Geiſt
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch iſt er gewicht!
Sie horchen auf, es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um ſich her.
Sie rühren ſich in ihren ſchwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten.
Der Zweifel und die Reue, lauf' herbei.
Vor ihnen ſteigt ein Dampf vom Acheron;
In ſeinen Wolkenkreiſen walzet ſich
Die ewige Verachtung des Geſchehnen
Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher,
Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbeia'ten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu ſchrecken Raſt.

Iphigenie.

Unſeliger, du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt was er, der arme Flüchtling, leidet!

Oreſt.

Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall!

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß kein jüngſter Bruder ſchon.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen!
Wer du auch ſeyſt, ſo wünſch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im ſchönen Griechenland'
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(Er entfernt ſich.)

Iphigenie.

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig ſcheinen
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt; ſo kennt
Man euch, ihr Götter, an geſparten, lang'

Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreifach schmerzlicher verübergehn!

Orest (tritt wieder zu ihr).

Ruft du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesellt'st, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Orest.

Mich nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verbargst du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen;
Du hieltst ihn nicht vorm Blick der Zornerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drangst sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da

Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reiſender
Sich rettete. Da draußen ruhen ſie
Gelagert; und verlaſſ' ich dieſen Hain,
Dann ſteigen ſie, die Schlangenhäupter ſchüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie.

Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfluſſes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Haſt du Elektren, Eine Schweſter nur?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich; doch die ältſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bei Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß dein Fragen, und geſelle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; ſie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Vorſätzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie

Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Buſens leiſe wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hulfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttin?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt

Du!

Iphigenie

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.

Laß mich! Wie Hercules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch ſicher werden.
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Prieſterin?

Iphigenie.

O höre mich! O ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfangt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen

Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt,
So wende meinem Freunde dein Gemüth
Dem wurd'gern Manne zu. Er irrt umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch' ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner.

Iphigenie.

Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt.
O nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreifach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen biſt du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterin die Schweſter.

Oreſt.

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier? damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick und Leiden friſte.
Gut, Prieſterin! Ich folge zum Altar:
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszuretten

Beſchloſſen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytämneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwung'ner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bei,
Dem letzten, gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht Schuld.
Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter.
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiße dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen die hier ſieden einen Weg!

(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieſes Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?

(Sie entfernt ſich ſuchend.)

Zweiter Auftritt.

Oreſt

aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend.

Noch Einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Ruhe ſich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben!
Welch ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geraunſch aus jener Dämmrung ſäuſeln? —
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes. — Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen;
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ihn her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feierlichen Zug mich miſchen.

Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt,
Von euerm Stamme der letzte Mann;
Was ihr geſa't hat er geerntet:

Mit Fluch beladen ſtieg er herab;
Doch leichter traget ſich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich Thyeſten:
Wir ſind hier Alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben ſah! — Biſt du's, mein Vater?
Und führſt die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytämneſtra die Hand dir reichen;
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: ſieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantalus
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo iſt der Alte? daß ich ihn ſehe,
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß.
Ihr ſcheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seyd ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl Schweſter dir! Noch fehlt Elektra:
Ein gut'ger Gott ſend' uns die Eine
Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit! komm mit! zu Pluto's Thron,
Als neue Gaſte den Wirth zu grüßen.

Iphigenie.

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendeſt dein jungfraulich Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O laß den einz'gen Spatgefundnen mir
Nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen!
Und iſt dein Wille, da du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn
Und ihm durch mich die ſel'ge Hülfe geben;
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

Pylades.

Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet

Fühlst du den Arm des Freundes und der Schwester,
Die dich noch fest, noch lebend halten? Faß
Uns kräftig an; wir sind nicht leere Schatten.
Merk' auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zusammen! Jeder Augenblick ist theuer,
Und unsre Rückkehr hangt an zarten Faden,
Die, scheint es, eine günst'ge Parze spinnt.

Orest (zu Iphigenien).

Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr schwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig-ernst den lang' erflehten Regen
Mit Donnerstimmen und mit Windesbrausen
In wilden Strömen auf die Erde schüttet;
Doch bald der Menschen grausendes Erwarten
In Segen auflöst und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen frischerquickter Blätter
Die neue Sonne tausendfach sich spiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch an meiner Schwester Armen,
An meines Freundes Brust, was ihr mir gönnt
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch

Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Versaumt die Zeit nicht, die gemessen ist!
Der Wind der unsre Segel schwellt, er bringe
Erst unsre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier schnellen Rath und Schluß

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Iphigenie.

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief-erschütternden Uebergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einen ruhigen Freund.

O segnet, Götter, unsern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er ist der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greises leuchtend Aug' in der Versammlung:
Denn seine Seel' ist stille; sie bewahrt
Der Ruhe heil'ges unerschöpftes Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den staunt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr die uns umgiebt.
Jetzt gehn sie ihren Anschlag auszuführen
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten
In einer Bucht versteckt aufs Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt was ich dem König'
Antworte, wenn er sendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach! ich sehe wohl,
Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedruckter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge schwankt
Mir durch die Brust. Es greift die Furie

Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers atmmia an.
Entdeckt man sie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete sich nahen! — Hier! — der Bote
Kommt von dem Könige mit schnellem Schritt.
Es schlagt mein Herz, es trübt sich meine Seele.
Da ich des Mannes Angesicht erblicke,
Dem ich mit falschem Wort begegnen soll.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beschleunige das Opfer, Priesterin!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwischen mich und die Erfüllung stellte.

Arkas.

Was ist's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, dessen wir nicht Meister sind.

Arkas.

So sage mir's, daß ich's ihm schnell vermelde:
Denn er beschloß bei sich der beiden Tod.

Iphigenie

Die Götter haben ihn noch nicht beschlossen.
Der ältste dieser Manner tragt die Schuld

Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen seinen Pfad,
Ja in dem innern Tempel faßte selbst
Das Uebel ihn, und seine Gegenwart
Entheiligte die reine Stätte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfraun, an dem Meere
Der Göttin Bild mit frischer Welle netzend,
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
Es störe niemand unsern stillen Zug!

Arkas.

Ich melde dieses neue Hinderniß
Dem Könige geschwind; beginne du
Das heil'ge Werk nicht eh' bis er's erlaubt.

Iphigenie.

Dieß ist allein der Priest'rin überlassen.

Arkas.

Solch seltnen Fall soll auch der König wissen.

Iphigenie.

Sein Rath wie sein Befehl verändert nichts.

Arkas.

Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.

Iphigenie.

Erdringe nicht, was ich versagen sollte.

Arkas.

Versage nicht, was gut und nützlich ist.

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn du nicht säumen willst.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und schnell mit seinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch eine Botschaft bringen

Die alles löst, was uns jetzt verwirrt:
Denn du hast nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas.

Noch änderst du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das steht nun einmal nicht in unsrer Macht.

Arkas.

Du hältst unmöglich, was dir Mühe kostet.

Iphigenie.

Dir scheint es möglich, weil der Wunsch dich trügt.

Arkas.

Willst du denn alles so gelassen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menschen menschlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas.

Ich sage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet diesen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längst vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienste sein Gemüth.
Ja, Mancher, den ein widriges Geschick
An fremdes Ufer trug, empfand es selbst,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieben an der fremden Gränze,
Ein freundlich Menschenangesicht begegnet.

O wende nicht von uns was du vermagst!
Du endest leicht was du begonnen hast:
Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menschlicher Gestalt vom Himmel kommt,
Ein Reich sich schneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich selbst und banger Ahnung überlassen,
Des Menschenlebens schwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erschütt're meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannst.

Arkas.

So lang' es Zeit ist, scheut man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Iphigenie.

Du machst dir Müh' und mir erregst du Schmerzen;
Vergebens beides: darum laß mich nun.

Arkas.

Die Schmerzen sind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es sind Freunde, Gutes rathen sie.

Iphigenie.

Sie fassen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen sie den Widerwillen nicht.

Arkas.

Fühlt eine schöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was sich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es

An einem Worte der Entschuldigung nie.
Dem Fürsten sag' ich an, was hier geschehn.
O wiederholtest du in deiner Seele,
Wie edel er sich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis diesen Tag.

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein)

Von dieses Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Busen
Auf einmal umgewendet. Ich erschrecke! —
Denn wie die Fluth mit schnellen Strömen wachsend
Die Felsen überspült, die in dem Sand'
Am Ufer liegen: so bedeckte ganz
Ein Freudenstrom mein Innerstes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es schien sich eine Wolke wieder sanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Empor zu heben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt:
Ich dachte nur auf seines Freundes Rath;
Nur sie zu retten drang die Seele vorwärts,
Und wie den Klippen einer wüsten Insel
Der Schiffer gern den Rücken wendet: so
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme

Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menſchen hier verlaſſe mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnſt du nun zu ſchwanken und zu zweifeln?
Den feſten Boden deiner Einſamkeit
Mußt du verlaſſen! Wieder eingeſchifft
Ergreifen dich die Wellen ſchaukelnd, trüb'
Und bang verkenneſt du die Welt und dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie? daß ich ihr mit ſchnellen Worten
Die frohe Botſchaft unſrer Rettung bringe!

Iphigenie.

Du ſiehſt mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den du mir verſprichſt.

Pylades.

Dein Bruder iſt geheilt! Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freies Herz

Ergab sich ganz der Freude, ganz der Lust,
Dich seine Retterin und mich zu retten.

Iphigenie.

Gesegnet seyst du, und es möge nie
Von deiner Lippe, die so Gutes sprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als das: denn schön begleitet,
Gleich einem Fürsten, pflegt das Glück zu nahn.
Auch die Gefährten [illegible] wir gefunden.
In einer Felsenbucht [illegible]argen sie
Das Schiff und saßen traurig und erwartend.
Sie sahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und sie baten dringend
Der Abfahrt Stunde zu beschleunigen.
Es sehnet jede Faust sich nach dem Ruder,
Und selbst ein Wind erhob vom Lande liebelnd
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unsrer Wünsche Ziel verehrend fassen.
Ich bin allein genug der Göttin Bild
Auf wohl geübten Schultern wegzutragen;
Wie sehn' ich mich nach der erwünschten Last!

Es will gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich sieht er sich um.

Du stehst und zauderst — Sage mir — du schweigst!
Du scheinst verworren! Widersetzet sich
Ein neues Uebel unserm Glück? Sag' an!
Hast du dem Könige das kluge Wort
Vermelden lassen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann; doch wirst du schelten.
Ein schweigender Verweis war mir dein Anblick!
Des Königs Bote kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, so sagt' ich's ihm.
Er schien zu staunen, und verlangte dringend
Die seltne Feier erst dem Könige
Zu melden, seinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich seine Wiederkehr.

Pylades.

Weh' uns! Erneuert schwebt nun die Gefahr
Um unsre Schläfe! Warum hast du nicht
Ins Priesterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirst du, reine Seele, dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf diesen Fall voraus, und lehrte dich
Auch dieser Ford'rung auszuweichen!

Iphigenie.

Schilt
Nur mich, die Schuld ist mein, ich fühl' es wohl;
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernst von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als Recht gestehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht sich's zusammen; doch auch so
Laß uns nicht zagen, oder unbesonnen
Und übereilt uns selbst verrathen. Ruhig
Erwarte du die Wiederkunft des Boten,

Und dann ſich feſt, er bringe was er will:
Denn ſolcher Weihung Feier anzuordnen
Gehört der Prieſterin und nicht dem König.
Und fordert er den fremden Mann zu ſehn,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt;
So lehn' es ab, als hieltest du uns beide
Im Tempel wohl verwahrt. So ſchaff uns Luft,
Daß wir aufs eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frei, geheilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, gunſt'ge Winde,
Zur Felſen-Inſel die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch
Zuerſt aus goldnen Schalen ſtreuen. Du
Bringſt über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entſühnſt den Fluch und ſchmückeſt neu die Deinen
Mit friſchen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich dich, ſo wendet ſich, o Theurer,
Wie ſich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, ſich dem ſüßen Troſte nach.
Wie köſtlich iſt des gegenwärt'gen Freundes
Gewiſſe Rede, deren Himmelskraft

Ein Einſamer entbehrt und ſtill verſinkt.
Denn langſam reift, verſchloſſen in dem Buſen,
Gedank' ihm und Entſchluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte ſie leicht.

Pylades.

Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geſchwind
Beruhigen, die ſehnlich wartend harren.
Dann komm' ich ſchnell zurück und lauſche hier
Im Felſenbuſch verſteckt auf deinen Wink —
Was ſinneſt du? Auf einmal überſchwebt
Ein ſtiller Trauerzug die freie Stirne.

Iphigenie.

Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Vertraulich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beide ſind Geſellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht tückiſch zu betrügen, zu berauben.

Pylades.

Der deinen Bruder ſchlachtet, dem entfliehſt du.

Iphigenie.

Es iſt derſelbe, der mir Gutes that.

Pylades.

Das iſt nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entſchuldigt's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menſchen dich gewiß.

Iphigenie.

Allein mein eigen Herz iſt nicht befriedigt.

Pylades.

Zu ſtrenge Forderung iſt verborgner Stolz.

Iphigenie.

Ich unterſuche nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlſt du dich recht, ſo mußt du dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt genießt ſich nur das Herz.

Pylades.

So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern ſtrenge ſeyn; du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß Keiner in ſich ſelbſt, noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht:
Denn ſelten ſchätzt er recht was er gethan,
Und was er thut weiß er faſt nicht zu ſchätzen.

Iphigenie.

Faſt überred'ſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung wo die Wahl verfehlt iſt?
Den Bruder, dich, und einen Freund zu retten
Iſt nur Ein Weg; fragt ſich's ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O laß mich zaudern! denn du thateſt ſelbſt
Ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen,
Dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet dein
Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man ſieht, du biſt nicht an Verluſt gewohnt,
Da du dem großen Uebel zu entgehen
Ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie.

O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir!
Das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt,
Vor jeder andern Stimme ſich verſchließt.

Pylades.

Du weigerſt dich umſonſt; die ehrne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernſter Wink
Iſt oberſtes Geſetz, dem Götter ſelbſt
Sich unterwerfen müſſen. Schweigend herrſcht
Des ew'gen Schickſals unberathne Schweſter.
Was ſie dir auferlegt, das trage: thu'
Was ſie gebeut. Das Andre weißt du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung ſchönes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie allein.

Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!

Mein eigen Schickſal macht mir bang' und bänger.
O ſoll ich nicht die ſtille Hoffnung retten,
Die in der Einſamkeit ich ſchön genährt?
Soll dieſer Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geſchlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauſes Schickſal abgeſchieden,
Dereinſt mit reiner Hand und reinem Herzen
Die ſchwer befleckte Wohnung zu entſühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und ſchnell
Geheilt, kaum naht ein lang' erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube Noth ein doppelt Laſter
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schickſal danke.
O daß in meinem Buſen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime! der Titanen
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt
Mit Geierklauen faſſe! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergeſſen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parzen, das ſie grauſend ſangen,

Als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edeln Freunde; grimmig
War ihre Bruſt, und furchtbar ihr Geſang.
In unſrer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor, ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen
Wie's ihnen gefallt.

Der fürchte ſie doppelt
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich:
So ſtürzen die Gaſte
Geſchmäht und geſchändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe

Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die eh'mals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.

So ſangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich geſtehn, daß ich nicht weiß.
Wohin ich meinen Argwohn richten ſoll.

Sind's die Gefangnen, die auf ihre Flucht
Verstohlen sinnen? Ist's die Priesterin,
Die ihnen hilft? Es mehrt sich das Gerücht:
Das Schiff, das diese beiden hergebracht,
Sey irgend noch in einer Bucht versteckt.
Und jenes Mannes Wahnsinn, diese Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieser Zög'rung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorsicht auf.

Thoas.

Es komme schnell die Priesterin herbei!
Dann geht, durchsucht das Ufer scharf und schnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttin.
Verschonet seine heil'gen Tiefen, legt
Bedächt'gen Hinterhalt und greift sie an;
Wo ihr sie findet, faßt sie wie ihr pflegt.

Zweiter Auftritt.

Thoas allein.

Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen;
Erst gegen sie, die ich so heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich sie zum Verrath
Durch Nachsicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre sie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte sie der heil'ge Grimm verschont:
Sie wäre froh gewesen, sich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geschick

Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen, hätte Pflicht genannt
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verwegnen Wunſch herauf.
Vergebens hofft' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen Schickſal aus.
Durch Schmeichelei gewann ſie mir das Herz:
Nun widerſteh' ich der; ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein alt verjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderſt mich! was bringt dich zu uns her?

Thoas.

Du ſchiebſt das Opfer auf; ſag' an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arkas alles klar erzahlt.

Thoas.

Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.

Die Göttin giebt dir Friſt zur Ueberlegung.

Thoas.

Sie ſcheint dir ſelbſt gelegen, dieſe Friſt.

Iphigenie.

Wenn dir das Herz zum grauſamen Entſchluß
Verhartet iſt: ſo ſollteſt du nicht kommen!

Ein König, der Unmenschliches verlangt,
Find't Diener gnug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig fassen;
Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er sinnt den Tod in einer schweren Wolke,
Und seine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber schwebt durch seine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Priesterin! Nur Agamemnons Tochter.
Der Unbekannten Wort verehrtest du;
Der Fürstin willst du rasch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erst meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgsam fühlt' ich immer meine Seele
Am schönsten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt Gesetz, nicht ich, gebietet dir.

Iphigenie.

Wir fassen ein Gesetz begierig an,
Das unsrer Leidenschaft zur Waffe dient.
Ein andres spricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widersetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig ist.

Thoas.

Es scheinen die Gefangnen dir sehr nah

Am Herzen: denn vor Antheil und Bewegung
Vergiſſeſt du der Klugheit erſtes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie.

Red' oder ſchweig' ich, immer kannſt du wiſſen,
Was mir im Herzen iſt und immer bleibt.
Löſ't die Erinnerung des gleichen Schickſals
Nicht ein verſchloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen ſeh' ich mich.
Ich habe vorm Altare ſelbſt gezittert,
Und feierlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Meſſer zuckte ſchon
Den lebenvollen Buſen zu durchbohren;
Mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnadig uns gewahrt,
Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig?
Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen!

Thoas.

Gehorche deinem Dienſte, nicht dem Herrn.

Iphigenie.

Laß ab! Beſchönige nicht die Gewalt,
Die ſich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin ſo frei geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangteſt was ſich nicht gebührt:
So hat auch er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte ſeines Buſens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.

Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.

Das Loos der Waffen wechselt hin und her;
Kein kluger Streiter halt den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Harte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelassen.
Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste;
Bald weicht er aus, verspätet und umgeht.
Ja, der Gewaltige verdient, daß man sie übt.

Thoas.

Die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen.

Iphigenie.

Und eine reine Seele braucht sie nicht.

Thoas.

Sprich unbehutsam nicht dein eigen Urtheil.

Iphigenie.

O sahest du wie meine Seele kampft,
Ein bös Geschick, das sie ergreifen will,
Im ersten Anfall muthig abzutreiben!
So sieh' ich denn hier wehrlos gegen dich?
Die schöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, stößest du zurück:
Was bleibt mir nun mein Innres zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Ist keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas

Es scheint, der beiden Fremden Schicksal macht
Unmäßig dich besorgt. Wer sind sie? sprich,
Für die dein Geist gewaltig sich erhebt.

Iphigenie.

Sie sind — sie scheinen — für Griechen halt' ich sie.

Thoas.

Landsleute sind es? und sie haben wohl
Der Rückkehr schönes Bild in dir erneut?

Iphigenie (nach einigem Stillschweigen).

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur Er an die gewalt'ge Heldenbrust?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele schaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler?
Als was mit unwahrscheinlichem Erfolg
Der Muthigste begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überschleicht,
Wie unversehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein gepriesen? der allein,
Der, einen sichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchzustreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend saub're?
Ist uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde seyn, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Brust ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch schwerem Uebel wenn es mir mißlingt;
Allein euch leg' ich's auf die Knie! Wenn

Ihr wahrhaft seyd, wie ihr gepriesen werdet;
So zeigt's durch euern Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geschmiedet;
Vergebens fragst du den Gefangnen nach;
Sie sind hinweg und suchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der Aeltste, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlassen hat — es ist Orest,
Mein Bruder, und der Andre sein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll schickt sie von Delphi diesem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schwester hinzubringen, und dafür
Verspricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen Befreiung.
Uns beide hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Hauf', in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfst.

Thoas.

Du glaubst es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt. — Was sinnst du mir,
O König, schweigend in der tiefen Seele?

Iſt es Verderben? ſo tödte mich zuerſt!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorſätzlich ſtürzte. Weh! ich werde ſie
Gebunden vor mir ſehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abſchied nehmen,
Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen ſchaun!

Thoas.

So haben die Betrüger künſtlich-dichtend
Der lang' Verſchloßnen, ihre Wünſche leicht
Und willig Glaubenden, ein ſolch Geſpinnſt
Ums Haupt geworfen!

Iphigenie.

Nein! o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden; dieſe
Sind treu und wahr. Wirſt du ſie anders finden,
So laß ſie fallen und verſtoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippen-Inſel traurig Ufer.
Iſt aber dieſer Mann der lang' erflehte,
Geliebte Bruder: ſo entlaß uns, ſey
Auch den Geſchwiſtern wie der Schweſter freundlich!
Mein Vater fiel durch ſeiner Frauen Schuld,
Und ſie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand,
Hinübergehn und unſer Haus entſühnen.
Du haltſt mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, ſchwurſt

Du mich zu laſſen; und ſie iſt es nun.
Ein König ſagt nicht, wie gemeine Menſchen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verſpricht er auf den Fall den er nicht hofft:
Dann fühlt er erſt die Höhe ſeiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas.

Unwillig, wie ſich Feuer gegen Waſſer
Im Kampfe wehrt und giſchend ſeinen Feind
Zu tilgen ſucht, ſo wehret ſich der Zorn
In meinem Buſen gegen deine Worte.

Iphigenie.

O laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der ſtillen Opferflamme, mir, umkränzt
Von Lobgeſang und Dank und Freude, lodern.

Thoas.

Wie oft beſänftigte mich dieſe Stimme!

Iphigenie

O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.

Thoas.

Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Gut's zu thun braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas.

Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Uebel.

Iphigenie.

Der Zweifel iſt's der Gutes böſe macht.
Bedenke nicht; gewähre wie du's fühlſt.

Vierter Auftritt.

Oreſt gewaffnet. Die Vorigen.

Oreſt (nach der Scene gekehrt).

Verdoppelt eure Kräfte! Haltet ſie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schweſter.

(Zu Iphigenien ohne den König zu ſehen.)

Komm, wir ſind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geſchwind!

(Er erblickt den König.)

Thoas (nach dem Schwerte greifend).

In meiner Gegenwart führt ungeſtraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiliget
Der Göttin Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebietet eurem Volke Stillſtand, höret
Die Prieſterin, die Schweſter.

Oreſt.

Sage mir!
Wer iſt es, der uns drohet?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweiter Vater ward!
Verzeih' mir, Bruder! doch mein kindlich Herz
Hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand
Gelegt. Geſtanden hab' ich euern Anſchlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.

Oreſt (der das Schwert einſteckt).

So ſprich! Du ſiehſt ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas. Beide mit bloßen Schwertern.

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unſrigen zuſammen; weichend werden
Sie nach der See langſam zurückgedrängt.
Welch ein Geſpräch der Fürſten find' ich hier!
Dieß iſt des Königes verehrtes Haupt!

Arkas.

Gelaſſen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehſt du den Feinden gegenüber. Gleich
Iſt die Verwegenheit beſtraft; es weicht
Und fallt ihr Anhang, und ihr Schiff iſt unſer.
Ein Wort von dir, ſo ſteht's in Flammen.

Thoas.

Geh!
Gebiete Stillſtand meinem Volke! Keiner
Beſchadige den Feind, ſo lang' wir reden.

(Arkas ab.)

Oreſt.

Ich nehm' es an. Geh', ſammle, treuer Freund,
Den Reſt des Volkes; harret ſtill, welch Ende
Die Götter unſern Thaten zubereiten.

(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Oreſt.

Iphigenie.

Befreit von Sorge mich, eh' ihr zu ſprechen
Beginnet. Ich befürchte böſen Zwiſt,
Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme höreſt; du, mein Bruder,
Der raſchen Jugend nicht gebieten willſt.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aelter'n
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugſt du, daß du Agamemnons Sohn
Und Dieſer Bruder biſt?

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer ſchlug.
Dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und bat
Die Himmliſchen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn,
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' Einen aus den Edeln deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegenüber.

So weit die Erde Hldensöhne nährt,
Ist keinem Fremdling dieß Gesuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier gestattet.

Orest.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrscher zum Gesetz.
Und laß mich nicht allein für unsre Freiheit,
Laß mich, den Fremden für die Fremden, kämpfen.
Fall' ich, so ist ihr Urtheil mit dem meinen
Gesprochen: aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden; so betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der schnelle Blick
Hulfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth scheinest du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmst, zu seyn.
Groß ist die Zahl der edeln tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich stehe selbst
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit mit dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieses blutigen Beweises
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geschick.
Der rasche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, so preiset ihn das Lied.

Allein die Thränen, die unendlichen
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau,
Zahlt keine Nachwelt, und der Dichter schweigt
Von tausend durchgeweinten Tag' und Nachten,
Wo eine stille Seele den verlornen,
Rasch abgeschied'nen Freund vergebens sich
Zurückzurufen bangt und sich verzehrt.
Mich selbst hat eine Sorge gleich gewarnt,
Daß der Betrug nicht eines Raubers mich
Vom sichern Schuhort reiße, mich der Knechtschaft
Verrathe. Fleißig hab' ich sie befragt,
Nach jedem Umstand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß ist nun mein Herz.
Sieh hier an seiner rechten Hand das Mal
Wie von drei Sternen, das am Tage schon
Da er geboren ward, sich zeigte, das
Auf schwere That mit dieser Faust zu üben
Der Priester deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt diese Schramme, die ihm hier
Die Augenbraue spaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, rasch und unvorsichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen stürzen.
Er schlug auf einen Dreifuß auf — Er ist's —
Soll ich dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das innre Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Versichrung nennen?

Chaos.

Und hube deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Brust:
So würden doch die Waffen zwischen uns
Entscheiden müssen; Frieden seh' ich nicht.

Sie ſind gekommen, du bekenneſt ſelbſt,
Das heil'ge Bild der Göttin mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich ſehe dieß gelaſſen an?
Der Grieche wendet oft ſein lüſtern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, ſchönen Töchtern;
Doch führte ſie Gewalt und Liſt nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Oreſt.

Das Bild, o König, ſoll uns nicht entzweien!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreiung bat ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er ſprach:
„Bringſt du die Schweſter, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland; ſo löſet ſich der Fluch.“
Wir legten's von Apollen's Schweſter aus,
Und er gedachte dich! Die ſtrengen Bande
Sind nun gelöſ't; du biſt den Deinen wieder,
Du Heilige, geſchenkt. Von dir berührt
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum letztenmal, und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttin Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick

Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerin des Hauſes;
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren ſchien, giebſt du uns alles wieder.
Laß deine Seele ſich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß ſie die Weihe
Des väterlichen Hauſes nun vollbringe,
Mich der entſühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchamt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk' an dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem g'raden treuen Munde dich
Bewegen! Sieh' uns an! Du haſt nicht oft
Zu ſolcher edeln That Gelegenheit.
Verſagen kannſt du's nicht; gewähr' es bald!

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht ſo, mein König! Ohne Segen
In Widerwillen, ſcheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gaſtrecht walte
Von dir zu uns: ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Werth und theuer,

Wie mir mein Vater war, ſo biſt du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und ſeh' ich an dem Aermſten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schickſal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gieb
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!

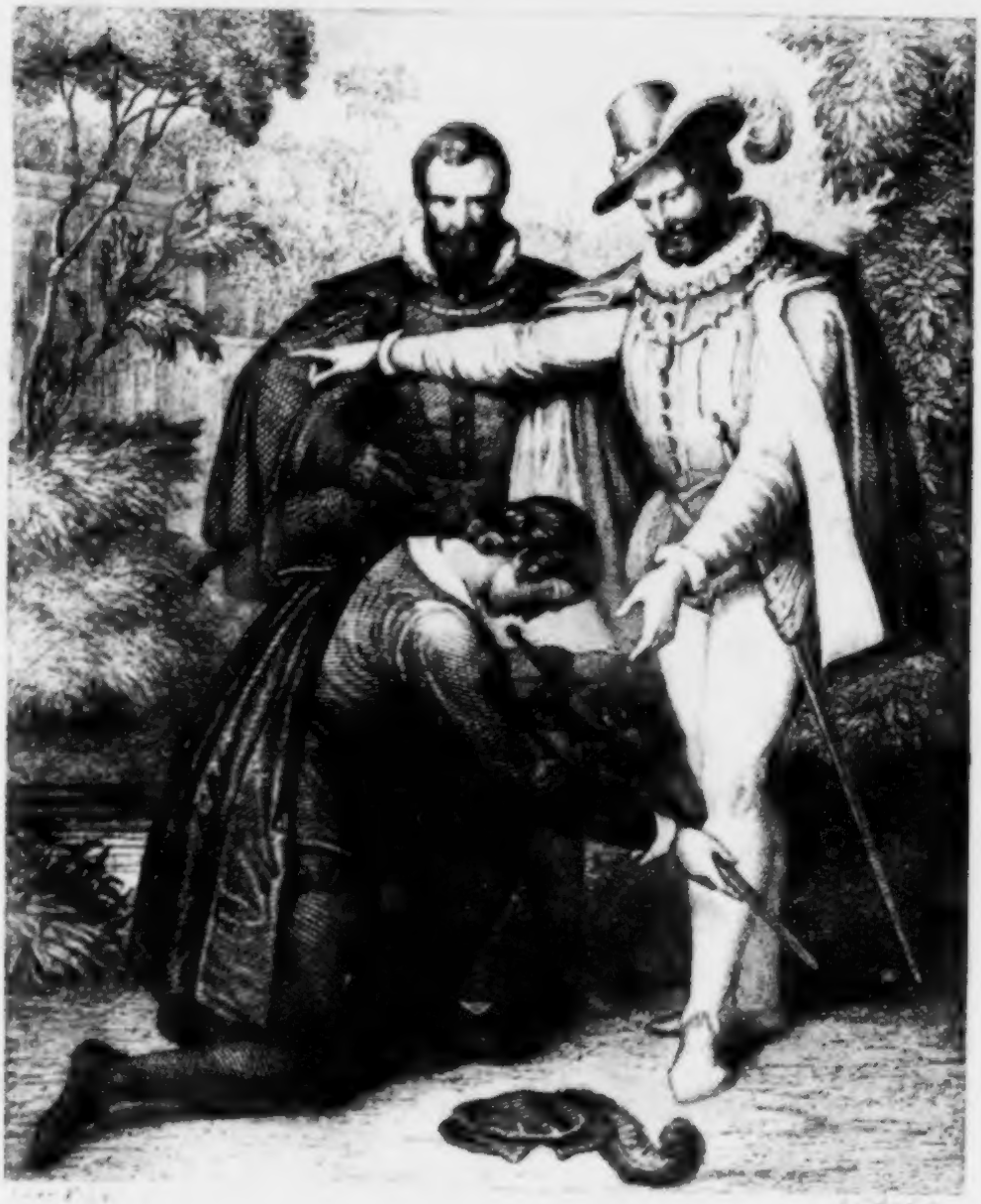

TORQUATO TASSO

Torquato Tasso.

Ein Schauspiel.

Perſonen.

Alphons der Zweite, Herzog von Ferrara.
Leonore von Eſte, Schweſter des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano.
Torquato Taſſo.
Antonio Montecatino, Staatsſecretär.

Der Schauplatz iſt auf Belriguardo, einem Landſchloſſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Arioſt.

Prinzeſſin. Leonore.

Prinzeſſin.

Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt du? Laß es eine Freundin wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.

Leonore.

Ja, meine Fürſtin, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns beide hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen,
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand;
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten ſchlanken Lorbeer dir gewählt.

Prinzeſſin.

Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,

Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich ſetze ſie Virgilien dankbar auf.

(Sie kränzt die Herme Virgils.)

Leonore.

So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —

(Sie kränzt Arioſtens Herme.)

Er, deſſen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſin.

Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon aufs Land gebracht;
Wir können unſer ſeyn und ſtundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja es umgiebt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzessin.

Es wäre mir der Frühling sehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundin mir entführte.

Leonore.

Erinnre mich in diesen holden Stunden,
O Fürstin, nicht wie bald ich scheiden soll.

Prinzessin.

Was du verlassen magst, das findest du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich so lang' entbehrt.
Ich bring' ihm seinen Sohn, der dieses Jahr
So schnell gewachsen, schnell sich ausgebildet,
Und theile seine väterliche Freude.
Groß ist Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen seinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelsteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch seine Fürsten groß.

Prinzessin.

Mehr durch die guten Menschen, die sich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerstreut der Zufall was er sammelt.
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther sich, die euer würdig sind,
Und ihr seyd eurer großen Vater werth.
Hier zündete sich froh das schöne Licht

Der Wissenschaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarei mit schwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Hercules von Este schon,
Schon Hippolyt von Este voll ins Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel gepriesen! Oft
Hab' ich mich hingesehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Ariost fand seine Muster hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vortheilhaft den Genius
Bewirthen: giebst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Prinzessin.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du;
Gar oft beneid' ich dich um dieses Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig andre, still und rein
Genießest. Drangt mich doch das volle Herz
Sogleich zu sagen was ich lebhaft fühle;
Du fühlst es besser, fühlst es tief und — schweigst.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz besticht dich nicht, die Schmeichelei
Schmiegt sich vergebens künstlich an dein Ohr:
Fest bleibt dein Sinn und richtig dein Geschmack,

Dein Urtheil g'rad, ſtets iſt dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich ſelbſt erkennſt.

Prinzeſſin.

Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeichelei
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft leihen.

Leonore.

Die Freundſchaft iſt gerecht, ſie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ihren Theil an deiner Bildung geben;
Du haſt ſie doch, und biſt's am Ende doch,
Und dich mit deiner Schweſter ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzeſſin.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke wie man wenig iſt,
Und was man iſt das blieb man Andern ſchuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch, kann ich dir verſichern, hab' ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann wie ſie es meinen.
Es ſey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;
Es ſey von einer Wiſſenſchaft die Rede,

Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt;
Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich,
Ich halte mich am liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorbeerhainen auf.

Prinzeſſin.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen, wächſ't vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Muſen gleich
Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſeltner eine Freundin und Geſpielin,
Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint,
Etwas zu ſuchen ſcheint, das wir nicht kennen

Und er vielleicht am Ende ſelbſt nicht kennt.
Da war' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſchnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt geſucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen laſſen,
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt,
Und ich bin gegen Taſſo nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben giebt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er ſcheint ſich uns zu nahn, und bleibt uns fern;
Er ſcheint uns anzuſehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen.

Prinzeſſin.

Du haſt den Dichter fein und zart geſchildert,
Der in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt.
Allein mir ſcheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltſam anzuziehn und feſt zu halten.
Die ſchönen Lieder, die an unſern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,

Die goldnen Aepfeln gleich, ein neu Hesperien
Uns duftend bilden, erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der schönen Blatter auch.
Mit mannichfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuß betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Busen
Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reizend Leid, die sel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach —

Prinzessin.

Und wenn er seinen Gegenstand benennt,
So giebt er ihm den Namen Leonore.

Leonore.

Es ist dein Name wie es meiner ist.
Ich nahm' es übel wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es daß er sein Gefühl für dich
In diesem Doppelsinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden daß er meiner auch
Bei dieses Namens holdem Klang gedenkt.
Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemeistern will,

Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig
Den Anblick jedem Andern wehren möchte.
Wenn er in seliger Betrachtung sich
Mit deinem Werth beschäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Wesen sich erfreun.
Uns liebt er nicht, — verzeih' daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl theilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste was wir lieben können.

Prinzessin.

Du hast dich sehr in diese Wissenschaft
Vertieft, Eleonore, sagst mir Dinge,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du? Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuschwatzen wagt?
Es mußte seyn daß ich zu sehr mich irrte;
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind;
Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Brust zur andern hin und her;
Er heftet sich an Schönheit und Gestalt
Nicht gleich mit süßem Irrthum fest, und büßet
Nicht schnellen Rausch mit Ekel und Verdruß.

Prinzessin.

Da kommt mein Bruder! Laß uns nicht verrathen
Wohin sich wieder das Gespräch gelenkt;
Wir würden seinen Scherz zu tragen haben,
Wie unsre Kleidung seinen Spott erfuhr.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich suche Tasso, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier sogar bei euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzessin.

Ich sah' ihn gestern wenig, heute nicht.

Alphons

Es ist ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menschen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit seinem Geist sich unterhalten mag;
So kann ich doch nicht loben, daß er selbst
Den Kreis vermeidet den die Freunde schließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, so wirst du bald, o Fürst,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich sah' ihn heut' von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, schrieb und ging und schrieb.

Ein flüchtig Wort, das er mir gestern sagte,
Schien mir sein Werk vollendet anzukünden.
Er sorgt nur kleine Züge zu verbessern,
Um deiner Huld, die ihm so viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er soll willkommen seyn wenn er es bringt,
Und losgesprochen seyn auf lange Zeit.
So sehr ich Theil an seiner Arbeit nehme,
So sehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, so sehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert stets, rückt langsam weiter vor,
Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig sieht man den Genuß entfernt
In spate Zeit, den man so nah' geglaubt.

Prinzessin.

Ich lobe die Bescheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunst der Musen schließen sich
So viele Reime fest in Eins zusammen;
Und seine Seele hegt nur diesen Trieb,
Es soll sich sein Gedicht zum Ganzen ründen:
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend tauschen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es ist die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maaß;
Und wenn die Nachwelt mit genießen soll,
So muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen.

Alphons.

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken!
Wie wir zu beider Vortheil oft gethan.
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du:
Und biſt du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen;
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore.

So wirſt du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An deinen Lehren bilde! daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menſchen fürchtet nur wer ſie nicht kennt,

Und wer ſie meidet wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach
Ein frei Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen Viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Begegnet ja,
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherei
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſin.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen,
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann.
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen.

Alphons.

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue was ich kann, um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entſchiedne Zeichen meiner Gunſt. Beklagt

Er ſich bei mir, ſo laſſ' ich's unterſuchen,
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen, wie ich's ſehe;
Und da man alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bei.
Ich hab' euch nun aufs Land gebracht und gehe
Heut' Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio ſehen;
Er kommt von Rom und holt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen, Briefe viel zu ſchreiben;
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzeſſin.

Erlaubſt du uns, daß wir dich hinbegleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zuſammen
Hinüber nach Conſandoli! Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freier Luſt.

Prinzeſſin.

Du kannſt nicht bei uns bleiben? die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzahlen ſollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm ſo bald als möglich iſt zurück:
Dann ſoll er euch erzahlen, und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel

In meinem Dienſt aufs neue ſich bemüht.
Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich ſie ſuche, gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſin

(nach der Scene gekehrt).

Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht und laßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns geſehn, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo

(mit einem Buche in Pergament gebeftet).

Ich komme langſam dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch es dir zu überreichen.

Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte.
Allein, war ich besorgt es unvollkommen
Dir hinzugeben, so bezwingt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängstlich, möcht' ich nicht undankbar scheinen.
Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

(Er übergiebt den Band.)

Alphons.

Du überraschest mich mit deiner Gabe
Und machst mir diesen schönen Tag zum Fest.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewissem Sinne mein!
Lang wünscht' ich schon du möchtest dich entschließen
Und endlich sagen: Hier! es ist genug.

Tasso.

Wenn ihr zufrieden seyd, so ist's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß den ich verwendet,
Sah ich die Züge meiner Feder an;
So konnt' ich sagen: Dieses Werk ist mein.
Doch seh' ich näher an, was dieser Dichtung
Den innern Werth und ihre Würde giebt;
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geschenkt,
So hatte mich das eigensinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen;
Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben

Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuern Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe sich zu singen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leisen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu muthigem Gesang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhalt,
Euch dank' ich ihn, denn euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweitenmal verdienst du jedes Lob,
Und ehrst bescheiden dich und uns zugleich.

Tasso.

O könnt' ich sagen wie ich lebhaft fühle
Daß ich von euch nur habe, was ich bringe!
Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt, als wärest du
Mein Genius, der eine Freude fände

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt ſich hier
Uns nicht umſonſt. Virgilen hör' ich ſagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude da ſie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil.
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug,
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

(Alphons winkt ſeiner Schweſter; ſie nimmt den Kranz von der Büſte Virgils und nähert ſich Taſſo. Er tritt zurück.)

Leonore.

Du weigerſt dich? Sieh welche Hand den Kranz,
Den ſchönen unverwelklichen, dir bietet!

Taſſo.

O laßt mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Alphons.

In dem Genuß des herrlichen Beſitzes,
Der dich im erſten Augenblick erſchreckt.

Prinzeſſin (indem ſie den Kranz in die Höhe hält).

Du gönneſt mir die ſeltne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen wie ich denke.

Taſſo.

Die ſchöne Laſt aus deinen theuern Handen
Empfang' ich knieend auf mein ſchwaches Haupt.

(Er kniet nieder, die Prinzeſſin ſetzt ihm den Kranz auf.)

Leonore (applaudirend).

Es lebe der zum erſtenmal Bekränzte!
Wie zieret den beſcheidnen Mann der Kranz!

(Taſſo ſteht auf.)

Alphons.

Es iſt ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol dich zieren ſoll.

Prinzeſſin.

Dort werden lautre Stimmen dich begrüßen;
Mit leiſer Lippe lohnt die Freundſchaft hier.

Taſſo.

O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er ſengt mir meine Locken,
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es iſt zu viel!

Leonore.

Es ſchützet dieſer Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Taſſo.

Ich bin nicht werth die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenſtirnen wehen ſoll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwiſchen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar ſchwebe! daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſey!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben

Mit Willen nicht was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſeyn.

Taſſo.

Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen, die ihm nie verſagt.
Ach! ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſ't?
Es ſinken meine Kniee! Noch einmal
Siehſt du, o Fürſtin, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!
Daß, wie aus einem ſchönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Prinzeſſin.

Wenn du beſcheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern' auch dieſe Zweige tragen, die
Das Schönſte ſind was wir dir geben können.
Wem einmal würdig ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

Taſſo.

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich ans unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen

In seinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederschein
Des Himmels zwischen Baumen, zwischen Felsen
Nachdenkend ruht: so scheint es mir, ich sehe
Elysium auf dieser Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,
Wer mag der Abgeschiedne seyn? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So schön bekranzt?
Wer sagt mir seinen Namen? Sein Verdienst?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, sich zu ihm
In freundlichem Gespräche zu gesellen!
O sah' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt,
O sah' ich hier sie immer unzertrennlich,
Wie sie im Leben fest verbunden waren!
So bindet der Magnet durch seine Kraft
Das Eisen mit dem Eisen fest zusammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß sich selbst, sein ganzes Leben
War der Betrachtung zweier Männer heilig,
Und Alexander in Elysium
Eilt den Achill und den Homer zu suchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, sie,
Die größten Seelen, nun vereint zu sehen!

Leonore.

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennst.

Tasso.

Es ist die Gegenwart die mich erhöht;
Abwesend schein' ich nur, ich bin entzückt!

Prinzeſſin.

Ich freue mich, wenn du mit Geiſtern redeſt,
Daß du ſo menſchlich ſprichſt, und hör' es gern.

(Ein Page tritt zu dem Fürſten und richtet leiſe etwas aus.)

Alphons.

Er iſt gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen! der du uns zugleich dich ſelbſt
Und gute Botſchaft bringſt.

Prinzeſſin.

Sey uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum wag' ich es zu ſagen, welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor euren Augen find' ich alles wieder,
Was ich ſo lang' entbehrt. Ihr ſcheint zufrieden
Mit dem was ich gethan, was ich vollbracht;
Und ſo bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald abſichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun was wir wünſchen, und kein Streit iſt mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich ſchon zürne.
Du kommſt nur eben, da ich reiſen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmſt du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet,
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So hab' ich doch noch Manches auszufragen,
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang.
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemeſſen ſeyn, wenn er zuletzt
An deinen eignen Zweck dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand:
Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
Und kommt man hin um etwas zu erhalten,
Erhalt man nichts, man bringe denn was hin,
Und' glücklich, wenn man da noch was erhält.

Antonio.

Es iſt nicht mein Betragen, meine Kunſt,
Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fand' im Vatican
Nicht ſeinen Meiſter? Vieles traf zuſammen,
Das ich zu unſerm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und ſegnet dich.
Der Greis, der würdigſte, dem eine Krone

Das Haupt belaſtet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm dich ſchloß. Der Mann,
Der Männer unterſcheidet, kennt und rühmt
Dich hoch! Um deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
Sofern ſie redlich iſt. Doch weißt du wohl,
Vom Vatican herab ſieht man die Reiche
Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen,
Geſchweige denn die Fürſten und die Menſchen.
Geſtehe nur was dir am meiſten half.

Antonio.

Gut! wenn du willſt: der hohe Sinn des Papſts.
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete, giebt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überlaßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bei ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſin.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,

Die er vor Jahren als Gesandter schon
Gesehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick,
Als wie der Vortheil seines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln sieht, so lobt man ihn,
Und freut sich, wenn die Zeit entdeckt was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es ist kein schönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie sehnlich wünscht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu sehn!

Alphons.

Doch wohl um mit zu wirken?
Denn blos beschaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten — Nicht?

Leonore (zu Alphons).

Du willst mich reizen, es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen schuldig.

Leonore.

Nun gut, so bleib' ich heut' in deiner Schuld!
Verzeih' und störe meine Fragen nicht.
(Zu Antonio.)
Hat er für die Nepoten viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit einer Sorge zwei verwandte Pflichten.

Taſſo.

Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? und eifert er
Den großen Fürſten alter Zeiten nach?

Antonio.

Er ehrt die Wiſſenſchaft ſofern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſofern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht, und Palaſt und Tempel
Zu Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubſt du, daß wir das Geſchäfte bald
Vollenden können? daß ſie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Namenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt gehoben wäre.

Alphons.

So lob' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.

Erweitert ſeh' ich meine Gränze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwertſchlag
Haſt du's geleiſtet, eine Bürgerkrone
Dir wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen
Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert;
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchamt,
Ein weit entferntes, hoch geſtecktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe ſiehſt du ihn gekrönt.

Antonio.

Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwei Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwundrung da ich kam.

Taſſo.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen ſiehſt,
So wünſcht' ich, daß du mein beſchamt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und du erfährſt
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſin.

Wenn du erſt ſiehſt was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beifalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er iſt durch euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer druckte dieſen Kranz
Auf Arioſtens Stirne?

Leonore.

Dieſe Hand.

Antonio.

Und ſie hat wohl gethan! Er ziert ihn ſchön!
Als ihn der Lorbeer ſelbſt nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menſchen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
In ſeinen Liedern und perſönlich doch
Wie unter Blüthen-Bäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht darneben
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.
Von ſeltenem Geflügel iſt die Luft,
Von fremden Heerden Wieſ' und Buſch erfüllt;
Die Schalkheit lauſcht im Grünen halb verſteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl geſtimmter Laute wild

Der Wahnſinn hin und her zu wühlen ſcheint,
Und doch im ſchönſten Tact ſich mäßig hält.
Wer neben dieſen Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich ſelbſt begeiſtert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich ſage wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,
Das ſeltne feſtliche Gewand der Schönen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſin.

Wer Ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen,
Was wir gefühlt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl!

(Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſin. Taſſo.

Taſſo.

Unſicher folgen meine Schritte dir,
O Fürſtin, und Gedanken ohne Maaß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzulispeln: komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf dich; vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Aufs neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſin.

Es iſt unmöglich daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,

Im Augenblick da er uns wiederſieht,
Sich wieder gleich wie ehmals finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine ſchöne Harmonie
Aufs neue ſie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen was du dieſe Zeit
Geleiſtet haſt; ſo ſtellt er dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Rieſen dir entgegen ſtellt.

Taſſo.

Ach meine Fürſtin, Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr ergötzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns, den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im Tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos, ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuſchreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die ſichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Verſank ich vor mir ſelbſt, ich fürchtete

Wie Echo an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzeſſin.

Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen,
Und keiner je den andern neiden ſoll?
Zwar herrlich iſt die liebeswerthe That,
Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehen.

Taſſo.

Und ſah ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen ſchien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweitenmal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.
Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, ſchmale, meerumgebne Land,
Hierher geſchickt. Zuſammen bilden ſie
Das herrlichſte Gericht, das über Ehre,

Verdienſt und Tugend je entſchieden hat.
Gehſt du ſie einzeln durch, du findeſt keinen
Der ſeines Nachbarn ſich zu ſchamen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken ſich;
Da ſtampften Pferde, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten ſich die Knappen, da erklang
Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd,
Getroffen tönten Helm und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauſpiel ziehen, daß
In dieſem ſchönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Prinzeſſin.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Muth' und Streben damals dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung ſtille Lehre dir bewahren.
Die Feſte, die du rühmſt, die hundert Zungen
Mir damals prieſen und mir manches Jahr
Nachher geprieſen haben, ſah ich nicht.
Am ſtillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude ſich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln ſchwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Ausſicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es ſich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben

Des Lebens, blaß doch angenehm, erblicken.
Ich ſah lebend'ge Formen wieder ſanft ſich regen.
Zum erſtenmal trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucretia voll frohen Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Da hofft' ich viel für dich und mich; auch hat
Uns bis hieher die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo.

Und ich, der ich betaubt von dem Gewimmel
Des drangenden Gewühls, von ſo viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Palaſts,
An deiner Schweſter Seite ſchweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt erſchieneſt — Mir
Welch ein Moment war dieſer! O vergieb!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nahe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzessin

Es fingen schöne Zeiten damals an,
Und hatt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schwester weggeführt, uns wären Jahre
Im schönen ungetrübten Glück verschwunden.
Doch leider jetzt vermissen wir zu sehr
Den frohen Geist, die Brust voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Tasso.

Ich weiß es nur zu wohl, seit jenem Tage,
Da sie von hinnen schied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu ersetzen.
Wie oft zerriß es meine Brust! Wie oft
Klagt' ich dem stillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schwester nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu seyn?
Ist denn kein Herz mehr werth, daß sie sich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich gestimmt? Ist Geist und Witz verloschen?
Und war die Eine Frau, so trefflich sie
Auch war, denn alles? Fürstin! o verzeih'!
Da dacht' ich manchmal an mich selbst, und wünschte
Dir etwas seyn zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünscht' ich's zu seyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie sich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was dich schmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beschütztest,
Verwirrte unklug, was du lösen wolltest,

Und fühlte so mich stets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzessin.

Ich habe, Tasso, deinen Willen nie
Verkannt, und weiß wie du dir selbst zu schaden
Geschäftig bist. Anstatt daß meine Schwester
Mit jedem, wie er sey, zu leben weiß,
So kannst du selbst nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

Tasso.

Tadle mich!
Doch sage mir hernach, wo ist der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freiem Busen wagen darf zu reden?

Prinzessin.

Du solltest meinem Bruder dich vertraun.

Tasso.

Er ist mein Fürst! — Doch glaube nicht daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Busen blähe.
Der Mensch ist nicht geboren frei zu seyn,
Und für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.
Und so ist er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieses großen Worts.
Nun muß ich schweigen lernen wenn er spricht,
Und thun wenn er gebiet, mögen auch
Verstand und Herz ihm lebhaft widersprechen.

Prinzessin.

Das ist der Fall bei meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Ist dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Taſſo.

Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, nützlich
Sein Rath in tauſend Fällen! Er beſitzt,
Ich mag wohl ſagen, alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen;
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

Prinzeſſin.

Doch läßt ſich ihm vertraun, und das iſt viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieſer leiſtet was er dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für dich, wo du dir fehlſt.
Ihr müßt verbunden ſeyn! Ich ſchmeichle mir
Dies ſchöne Werk in kurzem zu vollbringen.
Nur widerſtehe nicht wie du es pflegſt!
So haben wir Lenoren lang' beſeſſen,
Die fein und zierlich iſt, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieſer haſt du nie,
Wie ſie es wünſchte, näher treten wollen.

Taſſo.

Ich habe dir gehorcht, ſonſt hätt' ich mich
Von ihr entfernt anſtatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig ſie erſcheinen kann,
Ich weiß nicht wie es iſt, konnt' ich nur ſelten
Mit ihr ganz offen ſeyn, und wenn ſie auch

Die Abſicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Abſicht und man iſt verſtimmt.

Prinzeſſin.

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth, und ſtrebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtin aus!
Die goldne Zeit wohin iſt ſie geflohen?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freien Erde Menſchen ſich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg und Thäler ſchweifend,
Zum Menſchen ſprach: Erlaubt iſt was gefällt.

Prinzeſſin.

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbei:

Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt:
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist was sich ziemt.

Tasso.

O wenn aus guten, edlen Menschen nur
Ein allgemein Gericht bestellt entschiede,
Was sich denn ziemt! anstatt daß jeder glaubt,
Es sey auch schicklich was ihm nützlich ist
Wir sehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt sich alles.

Prinzessin.

Willst du genau erfahren was sich ziemt;
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Tasso.

Du nennest uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzessin.

Nicht das! Allein ihr strebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltsam seyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bleibe.
Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft;
Wenn der Besitz, der ruhig machen soll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüstern machte:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag erschienen,
Wir feierten dann unsre goldne Zeit.

Tasso.

Du sagst mir Worte, die in meiner Brust
Halb schon entschlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzessin.

Was meinst du, Tasso? Rede frei mit mir.

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln.
Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſin.

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſeyn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch euch.

Taſſo.

O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Wog' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſ't und niederwirft,

Vernehmen unser Flehen kaum, und lassen,
Wie wir beschränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geschrei die Luft uns füllen.
Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzessin.

Es ist sehr billig, daß die Frauen dir
Aufs freundlichste begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weise das Geschlecht.
Zart oder tapfer, hast du stets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzustellen;
Und wenn Armide hassenswerth erscheint,
Versöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Tasso.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles schuldig!
Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens stille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth,
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,

Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Prinzessin.

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehn,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Tasso.

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Prinzessin.

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man, sey die Tugend, sey die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Zweiter Auftritt.

Tasso.

Ist dir's erlaubt die Augen aufzuschlagen?
Wagst du's umherzusehn? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen was sie sprach?
Und hast du Zeugen, diese stummen Zeugen

Des höchſten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne ſich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen ſich nicht vergleicht.
Hernieder ſteigend hebt die Göttin ſchnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt ſich meinem Auge, welches Reich!
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah,
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.
Der Blindgeborne denke ſich das Licht,
Die Farben wie er will; erſcheinet ihm
Der neue Tag, iſt's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahnung, freudetrunken ſchwankend
Betret' ich dieſe Bahn. Du giebſt mir viel,
Du giebſt, wie Erd' und Himmel uns Geſchenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderſt wieder, was von mir zu fordern
Nur eine ſolche Gabe dich berechtigt.
Ich ſoll entbehren, ſoll mich mäßig zeigen,
Und ſo verdienen, daß du mir vertrauſt.
Was that ich je, daß ſie mich wählen konnte?
Was ſoll ich thun, um ihrer Werth zu ſeyn?
Sie konnte dir vertraun, und dadurch biſt du's.
Ja, Fürſtin, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willſt, denn ich bin dein!
Sie ſende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzuſuchen, reiche
Im ſtillen Hain die goldne Leyer mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend ſoll ſie mich beſitzen;

Mein Herz bewahrte jeden Schatz für Sie.
O hätt' ein tausendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unaussprechliche Verehrung aus.
Des Malers Pinsel und des Dichters Lippe,
Die süßeste, die je von frühem Honig
Genährt war, wünscht' ich mir. Nein, künftig soll
Nicht Tasso zwischen Bäumen, zwischen Menschen
Sich einsam, schwach und trübgesinnt verlieren!
Er ist nicht mehr allein, er ist mit Dir.
O daß die edelste der Thaten sich
Hier sichtbar vor mich stellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die besten Menschen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schaar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das was du empfandst, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konntest?
Das war dein Vorsatz, war dein kluger Wunsch.
Doch sey es auch! Viel schöner ist es, rein
Und unverdient ein solch Geschenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es ist so groß, so weit, was vor dir liegt;
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin!
— Schwelle Brust! — O Witterung des Glücks,
Begünst'ge diese Pflanze doch einmal!

Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüthen.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freude bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren friſchen, reichen Aeſten breche!

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo.

Sey mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſtenmal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth,
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch du mich nicht verſchmähſt.

Antonio.

Freigebig bieteſt du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich ſoll,
Drum laß mich zögern eh' ich ſie ergreife.
Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dagegen
Ein Gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für beide klug und ſorgſam ſeyn.

Taſſo.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie ſehr ſie nöthig ſey;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt,
Wo wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder sein Gemüth,
Weil er den Fehler selbst zu büßen hat.

Tasso.

So sey's! Ich habe meine Pflicht gethan;
Der Fürstin Wort, die uns zu Freunden wünscht,
Hab' ich verehrt und mich dir vorgestellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn seyn.
Zeit und Bekanntschaft heißen dich vielleicht
Die Gabe wärmer fordern, die du jetzt
So kalt bei Seite lehnst und fast verschmähst.

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menschen, die sich warm vor andern glauben,
Weil sie die Hitze fliegend überfällt.

Tasso.

Du tadelst was ich tadle, was ich meide.
Auch ich verstehe wohl, so jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe stets auf diesem Sinne.

Tasso.

Du bist berechtigt mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es steht Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundin an der Seite.
Doch glaube nur, es horcht ein stilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt sich insgeheim an jedem Guten,
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es iſt wohl angenehm, ſich mit ſich ſelbſt
Beſchäft'gen, wenn es nur ſo nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maaß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur
Das Leben lehret jedem was er ſey.

Taſſo.

Mit Beifall und Verehrung hör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkſt du wohl bei dieſen Worten
Ganz etwas anders, als ich ſagen will.

Taſſo.

Auf dieſe Weiſe rücken wir nicht näher.
Es iſt nicht klug, es iſt nicht wohl gethan,
Vorſatzlich einen Menſchen zu verkennen,
Er ſey auch wer er ſey. Der Fürſtin Wort
Bedurft' es kaum, leicht hab' ich dich erkannt:
Ich weiß daß du das Gute willſt und ſchaffſt.
Dein eigen Schickſal läßt dich unbeſorgt;
An Andre denkſt du, Andern ſtehſt du bei,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein ſtetes Herz. So ſeh' ich dich.
Und was war' ich, ging' ich dir nicht entgegen?
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verſchloßnen Schatz, den du bewahrſt?
Ich weiß, es reut dich nicht, wenn du dich öffneſt;
Ich weiß du biſt mein Freund, wenn du mich kennſt:
Und eines ſolchen Freunds bedurft' ich lange.
Ich ſchäme mich der Unerfahrenheit

Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir ums Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Bruſt,
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum maßigen Gebrauch des Lebens ein.

Antonio.

In Einem Augenblicke forderſt du,
Was wohlbedachtig nur die Zeit gewährt.

Taſſo.

In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fordern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menſchen zu verbinden eifert.
Und ſoll ich dir noch einen Namen nennen?
Die Fürſtin hofft's, Sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunſch entgegen gehn!
Laß uns verbunden vor die Göttin treten,
Ihr unſern Dienſt, die ganze Seele bieten,
Vereint für ſie das Würdigſte zu thun.
Noch einmal! — Hier iſt meine Hand! Schlag' ein!
Tritt nicht zurück, und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte guter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.

Du gehſt mit vollen Segeln! Scheint es doch
Du biſt gewohnt zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück

Dir gern; allein ich ſehe nur zu ſehr,
Wir ſtehn zu weit noch von einander ab.

Taſſo.

Es ſey an Jahren, an geprüftem Werth:
An frohem Muth und Willen weich' ich Keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Muth ſtellt ſich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch giebt es leichte Kränze, Kränze giebt es
Von ſehr verſchiedner Art; ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Taſſo.

Was eine Gottheit dieſem frei gewährt
Und jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht jeder wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör' ich's gern, denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde,
Und ſchließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen fürs Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck.

Taſſo.

Du brauchſt nicht deutlicher zu ſeyn. Es iſt genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne
Fürs ganze Leben dich. O kennte ſo
Dich meine Fürſtin auch! Verſchwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfſt du mir vielleicht ihn ſtreitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchſte Gut:
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich ſtrebe, zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geſchichten nur erzählten;
Den Dichter ſtell' mir vor, der ſich Homeren,
Virgilen ſich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr geſagt iſt, zeige mir den Mann,
Der dreifach dieſen Lohn verdiente, den
Die ſchöne Krone dreifach mehr als mich
Beſchämte: dann ſollſt du mich knieend ſehn
Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſtünd' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſeins hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibſt du freilich ihrer werth.

Taſſo.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtin Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begreifen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die rasche Gluth
Nicht dir zu mir, noch dir an diesem Orte.

Tasso.

Was du dir hier erlaubst, das ziemt auch mir.
Und ist die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Ist im Pallast der freie Geist gekerkert?
Hat hier ein edler Mensch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier ist die Hoheit erst an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
Der Großen dieser Erde nicht erfreun?
Sie darf's und soll's. Wir nahen uns dem Fürsten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durchs Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie sie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Antonio.

Du zeigst mir selbst mein Recht dich zu verschmähn!
Der übereilte Knabe will des Manns
Vertraun und Freundschaft mit Gewalt ertrotzen?
Unsittlich wie du bist, hältst du dich gut?

Tasso.

Viel lieber was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio.

Du bist noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines bessern Wegs belehren kann.

Taſſo.

Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

Antonio.

Wo Lippenſpiel und Saitenſpiel entſcheiden,
Ziehſt du als Held und Sieger wohl davon.

Taſſo.

Verwegen wär' es, meine Fauſt zu rühmen,
Denn ſie hat nichts gethan; doch ich vertrau' ihr.

Antonio.

Du trauſt auf Schonung, die dich nur zu ſehr
Im frechen Laufe deines Glücks verzog.

Taſſo.

Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun.
Mit dir am wenigſten hätt' ich gewünſcht
Das Wageſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein du ſchüreſt Gluth auf Gluth, es kocht
Das innre Mark, die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſiedet ſchäumend in der Bruſt.
Biſt du der Mann, der du dich rühmſt, ſo ſteh' mir.

Antonio.

Du weißt ſo wenig wer, als wo du biſt.

Taſſo.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du laſterſt, du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das ſchönſte Opfer, dir entgegen trug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies,
Und deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl,
Das brauſ't, den kleinſten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch hoher Geiſt in einer engen Bruſt!

Taſſo.

Hier iſt noch Raum dem Buſen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.

Taſſo.

Biſt du ein Edelmann wie ich, ſo zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich wo ich bin.

Taſſo.

Komm mit herab, wo unſre Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.

Mit Freuden kann ich dieſem Schutz entſagen.

Antonio.

Vergieb dir nur, dem Ort vergiebſt du nichts.

Taſſo.

Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt.

(Er zieht den Degen.)

Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich dich haſſe, dich verachten ſoll!

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich euch unerwartet?

Antonio.

Du findest mich, o Fürst, gelassen stehn
Vor einem, den die Wuth ergriffen hat.

Tasso.

Ich bete dich als eine Gottheit an,
Daß du mit Einem Blick mich warnend bändigst.

Alphons.

Erzähl', Antonio, Tasso, sag' mir an,
Wie hat der Zwist sich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Gesetze kluge Manner
Im Taumel weggerissen? Ich erstaune.

Tasso.

Du kennst uns beide nicht, ich glaub' es wohl.
Hier dieser Mann, berühmt als klug und sittlich,
Hat roh und hämisch, wie ein unerzogner,
Unedler Mensch, sich gegen mich betragen.
Zutraulich naht' ich ihm, er stieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bittrer ruht' er nicht,
Bis er den reinsten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih'! Du hast mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieser
Hat alle Schuld, wenn ich mich schuldig machte.

Er hat die Gluth gewaltsam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterschwung hinweg!
Du hast, o Fürst, zuerst mich angeredet,
Hast mich gefragt: es sey mir nun erlaubt,
Nach diesem raschen Redner auch zu sprechen.

Tasso.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort!
Und kannst du jede Sylbe, jede Miene
Vor diesen Richter stellen, wag' es nur!
Beleidige dich selbst zum zweitenmale,
Und zeuge wider dich! Dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsschlag läugnen.

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden hast, so sprich:
Wo nicht, so schweig' und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürst, ob dieser heiße Kopf
Den Streit zuerst begonnen? wer es sey,
Der Unrecht hat? ist eine weite Frage,
Die wohl zuvörderst noch auf sich beruht.

Tasso.

Wie das? Mich dünkt, das ist die erste Frage,
Wer von uns beiden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie sich's der unbegränzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigſter,
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn ſchweigen:
Hab' ich geſprochen, mag er weiter reden;
Du wirſt entſcheiden. Alſo ſag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen, noch mich ſelbſt vertheid'gen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbieten.
Denn wie er ſteht, iſt er kein freier Mann.
Es waltet über ihm ein ſchwer Geſetz,
Das deine Gnade höchſtens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und tratſt du, Herr, nicht zwiſchen uns herein,
So ſtünde jetzt auch ich als pflichtvergeſſen,
Mitſchuldig und beſchamt vor deinem Blick.

Alphons (zu Taſſo).

Du haſt nicht wohl gethan.

Taſſo.

Mich ſpricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frei.
Ja, es iſt wahr, ich drohte, forderte,
Ich zog. Allein, wie tückiſch ſeine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie ſcharf und ſchnell ſein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut geflößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt — Du denkſt es nicht!
Gelaſſen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Aufs höchſte mich getrieben. O! du kennſt,
Du kennſt ihn nicht, und wirſt ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an;

Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war ſie deiner Gnade, deines Dienſtes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Geſetzes
Und dieſes Orts vergeſſen, ſo verzeih.
Auf keinem Boden darf ich niedrig ſeyn,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.
Wenn dieſes Herz, es ſey auch wo es will,
Dir fehlt und ſich, dann ſtrafe, dann verſtoße,
Und laß mich nie dein Auge wiederſehn.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling ſchwere Laſten trägt,
Und Fehler wie den Staub vom Kleide ſchüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen ſo gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob du auch ſo, mein Fürſt,
Ob alle deine Diener dieſe That
So unbedeutend halten, zweifl' ich faſt.
Die Majeſtät verbreitet ihren Schutz
Auf jeden, der ſich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenſchaft.
Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug.
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn.
Hier dieſe Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde

Ein Heiligthum befeſtigt, dieſe Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.
Nun ſehen wir nach langem ſchönem Frieden
In das Gebiet der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entſcheide,
Beſtrafe! denn wer kann in ſeiner Pflicht
Beſchränkten Gränzen wandeln, ſchützet ihn
Nicht das Geſetz und ſeines Fürſten Kraft?

Alphons.

Mehr als ihr beide ſagt und ſagen könnt,
Laßt unparteiiſch das Gemüth mich hören.
Ihr hattet ſchöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu ſprechen hätte.
Denn hier ſind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weiſe
Genug zu thun, wie du es fordern wirſt.
Mir wär' es lieb, ihr wähltet mich zum Austrag.
Indeſſen, dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefangnen. Wie ich dir vergebe:
So lindr' ich das Geſetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Taſſo! Bleib auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir ſelbſt allein bewacht.

Taſſo.

Iſt dieß, o Fürſt, dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkennſt du des Vaters Milde nicht?

Taſſo (zu Antonie).

Mit dir hab' ich vorerſt nichts mehr zu reden.

(Zu Alphons.)

O Fürſt, es übergiebt dein ernſtes Wort
Mich Freien der Gefangenſchaft. Es ſey!
Du hältſt es Recht. Dein heilig Wort verehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im Tiefſten ſchweigen.
Es iſt mir neu, ſo neu, daß ich faſt dich
Und mich und dieſen ſchönen Ort nicht kenne.
Doch dieſen kenn' ich wohl — Gehorchen will ich,
Ob ich gleich hier noch manches ſagen könnte,
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint,
Ich bin als ein Verbrecher angeſehn.
Und, was mein Herz auch ſagt, ich bin gefangen.

Alphons.

Du nimmſt es höher, Taſſo, als ich ſelbſt.

Taſſo.

Mir bleibt es unbegreiflich wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine faſt, ich müßt' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu,
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.
Das ſind zu viel vergebne Worte ſchon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen;
Ohnmächt'ger! du vergaßeſt wo du ſtandſt;
Der Götter Saal ſchien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall.
Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.

Hier nimm den Degen erſt, den du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte;
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu dir geſinnt bin fühlſt du nicht.

Taſſo.

Gehorchen iſt mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrlichern Geſchenks
Verläugnung fordert das Geſchick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme ſelbſt von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir ſchien.
Zu früh war mir das ſchönſte Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich ſein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmſt dir ſelbſt, was keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweitenmale giebt.
Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen:
Wir öffnen willig unſre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entſchlüpfe. —
Mit dieſem Kuß vereint ſich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! Es iſt
Erlaubt, das holde Zeichen unſrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche

Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt?
Geſelle dich zu dieſem Degen, der
Dich leider nicht erwarb, um ihn geſchlungen
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beide willig dir zu Füßen;
Denn wer iſt wohl gewaffnet, wenn du zürnſt?
Und wer geſchmückt, o Herr, den du verkennſt?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

(Auf des Fürſten Wink hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.)

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Malt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen,
Und Alles über Alle ſich erlaubt.
Er fühle ſich geſtraft, und ſtrafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren magſt,
So gieb, o Fürſt, ihm ſeine Freiheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es seyn.
Doch sprich, wie hast du seinen Zorn gereizt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu sagen, wie's geschah.
Als Menschen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt,
Und seinen Lippen ist im größten Zorne
Kein sittenloses Wort entflohn.

Alphons.

So schien
Mir euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer sich entzweien, hält man billig
Den Klügsten für den Schuldigen. Du solltest
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten stünde
Dir besser an. Noch immer ist es Zeit:
Hier ist kein Fall, der euch zu streiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, so lange wünsch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her; du kannst es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erst
Mit zarter Lippe zu besänft'gen suchen:
Dann tritt zu ihm, gieb ihm in meinem Namen
Die volle Freiheit wieder, und gewinne
Mit edeln wahren Worten sein Vertraun.
Verrichte das, sobald du immer kannst;
Du wirst als Freund und Vater mit ihm sprechen.
Noch eh' wir scheiden, will ich Friede wissen,
Und dir ist nichts unmöglich, wenn du willst.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,

Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem raſchen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonio,
Du willſt nicht aus der Uebung kommen! Du
Haſt Ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt du zurück und ſchaffſt dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieſes dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beſchämt, und ſeh' in deinen Worten,
Wie in dem klarſten Spiegel meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſin allein.

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich was geſchah,
Kaum weiß ich wer von beiden ſchuldig iſt.
O daß ſie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht ſprechen,
Eh ich gefaßter bin, eh' ich vernommen,
Wie alles ſteht, und was es werden kann.

Zweiter Auftritt.

Prinzeſſin. Leonore.

Prinzeſſin.

Was bringſt du, Leonore? Sag' mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr als wir wiſſen hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen hart zuſammen, Taſſo zog,
Dein Bruder trennte ſie: allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frei umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten; Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſin.

Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu uns trat, um ſeine Stirn.

Prinzeſſin.

Ach daß wir doch dem reinen ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchroffer noch als je, in ſich gezogner.
Es warnte mich mein Geiſt, als neben ihn

Sich Taſſo ſtellte. Sieh das Aeußre nur
Von beiden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! Es widerſtrebt ſich alles;
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleißnerin: ſie ſind vernünftig beide,
Sind edel, unterrichtet, deine Freunde;
Und welch ein Band iſt ſichrer als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab ſich ganz;
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!
O hätt' ich gleich Antonio geſprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich ſcheute mich', gleich mit den erſten Worten
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen;
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Selbſt zwiſchen Feinde legt; befürchtete
Von dem geprüften Manne dieſe Jähe
Der raſchen Jugend nicht. Es iſt geſchehn!
Das Uebel ſtand mir fern, nun iſt es da.
O gieb mir einen Rath! Was iſt zu thun?

Leonore.

Wie ſchwer zu rathen ſey, das fühlſt du ſelbſt
Nach dem, was du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Mißverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten;
Das ſtellen Worte, ja im Nothfall ſtellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwei Männer ſind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,

So würden ſie als Freunde ſich verbinden;
Dann ſtünden ſie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durchs Leben hin.
So hofft' ich ſelbſt, nun ſeh' ich wohl, umſonſt.
Der Zwiſt von heute, ſey er wie er ſey,
Iſt beizulegen: doch das ſichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am beſten, dächt' ich, Taſſo reiſ'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz ſich wenden; dort
Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf ſein Gemüth als eine Freundin wirken.
Du würdeſt hier indeſſen den Antonio,
Der uns ſo fremd geworden, dir aufs neue
Und deinen Freunden näher bringen: ſo
Gewahrte das, was jetzt unmöglich ſcheint,
Die gute Zeit vielleicht, die Vieles giebt.

Prinzeſſin.

Du willſt dich in Genuß, o Freundin, ſetzen,
Ich ſoll entbehren; heißt das billig ſeyn?

Leonore.

Entbehren wirſt du nichts, als was du doch
In dieſem Falle nicht genießen könnteſt.

Prinzeſſin.

So ruhig ſoll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannſt.

Prinzeſſin.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen laſſen.

Leonore.

Wenn er es ſieht wie wir, ſo giebt er nach.

Prinzeſſin.

Es iſt ſo ſchwer, im Freunde ſich verdammen.

Leonore.

Und dennoch retteſt du den Freund in dir.

Prinzeſſin.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geſchehe.

Leonore.

So warte noch ein größres Uebel ab.

Prinzeſſin.

Du peinigſt mich, und weißt nicht ob du nützeſt.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer ſich irrt.

Prinzeſſin.

Und ſoll es ſeyn, ſo frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer ſich entſchließen kann, beſiegt den Schmerz.

Prinzeſſin.

Entſchloſſen bin ich nicht, allein es ſey,
Wenn er ſich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laß uns für ihn ſorgen, Leonore,
Daß er nicht Mangel etwa künftig leide,
Daß ihm der Herzog ſeinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen laſſe.
Sprich mit Antonio, denn er vermag
Bei meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unſerm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von dir, Prinzeſſin, gälte mehr.

Prinzeſſin.

Ich kann, du weißt es, meine Freundin, nicht
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,

Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern so stille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe sonst darüber manchen Vorwurf
Mir selbst gemacht; nun hab' ich überwunden.
Es schalt mich eine Freundin oft darum:
Du bist uneigennützig, sagte sie,
Das ist recht schön: allein so sehr bist du's,
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde
Nicht recht empfinden kannst. Ich laß' es gehn,
Und muß denn eben diesen Vorwurf tragen.
Um desto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbschaft zu,
Und gerne will ich für ihn sorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürstin, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundin auch mich zeigen kann.
Er ist kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm schon geschickt zu helfen wissen.

Prinzessin.

So nimm ihn weg, und, soll ich ihn entbehren,
Vor allen andern sey er dir gegönnt:
Ich seh' es wohl, so wird es besser seyn.
Muß ich denn wieder diesen Schmerz als gut
Und heilsam preisen? Das war mein Geschick
Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt.
Nur halb ist der Verlust des schönsten Glücks,
Wenn wir auf den Besitz nicht sicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, dich so schön du es verdienst
Glücklich zu sehn.

Prinzessin.

Eleonore! Glücklich?
Wer ist denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich so nennen, denn sein großes Herz
Trägt sein Geschick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
Ist meine Schwester von Urbino glücklich?
Das schöne Weib, das edle große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet sie, und laßt sie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
Man nahm uns von ihr weg: nun ist sie todt;
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sey.

Leonore.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht dir, Prinzessin?

Prinzessin.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geschwister,
Bei Fest und Spiel gesellig sich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer fest,
Und in Gesellschaft mancher Leiden mußt'

Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergötzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dieß Glück gegönnt, auch dieses
Nahm mir der Arzt hinweg: sein streng Gebot
Hieß mich verstummen; leben sollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Trost sollt' ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde fanden sich zu dir,
Und nun bist du gesund, bist lebensfroh.

Prinzessin.

Ich bin gesund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen —

Leonore.

Du hast ihn noch.

Prinzessin.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerst ihn sah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erst gewichen; still bescheiden blickt' ich
Ins Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geschwister wieder, sog beherzt
Der süßen Hoffnung reinsten Balsam ein.
Ich wagt' es vorwärts in das Leben weiter
Hinein zu sehn, und freundliche Gestalten

Begegneten mir aus der Ferne. Da,
Eleonore, ſtellte mir den Jüngling
Die Schweſter vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's geſtehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O meine Fürſtin, laß dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen iſt Gewinnſt,
Der nimmer uns entriſſen werden kann.

Prinzeſſin.

Zu fürchten iſt das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt,
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun.
Ich bin geſchwätzig, und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am leicht'ſten auf.

Prinzeſſin.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ach meine Freundin! Zwar ich bin entſchloſſen:
Er ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;

Die Hoffnung ihn zu sehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in unsre Garten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit ihm zu seyn an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgiebt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge schwieg, die Ahnung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

Leonore.

Die Zukunft giebt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzessin.

Was ich besitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechsel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie
Begierig in den Loostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenstand zu haschen.

Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!
Ein reines, wahres Gut verschwindet mir,
Und meiner Sehnsucht schiebt ein böser Geist
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundin Wort nicht trösten kann;
So wird die stille Kraft der schönen Welt,
Der guten Zeit dich unvermerkt erquicken.

Prinzessin.

Wohl ist sie schön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es daß die Menschen finden
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los was erst sich uns ergab,
Wir lassen los was wir begierig faßten.
Es giebt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore allein.

Wie jammert mich das edle, schöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach sie verliert — und denkst du zu gewinnen?
Ist's denn so nöthig daß er sich entfernt?
Machst du es nöthig, um allein für dich
Das Herz und die Talente zu besitzen,
Die du bisher mit einer andern theilst,
Und ungleich theilst? Ist's redlich so zu handeln?
Bist du nicht reich genug? Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das hast du alles, und du willst noch ihn
Zu diesem allen haben? Liebst du ihn?
Was ist es sonst, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magst? Du darfst es dir gestehn. —
Wie reizend ist's, in seinem schönen Geiste
Sich selber zu bespiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn sein Lied
Uns wie auf Himmels-Wolken trägt und hebt?
Dann bist du erst beneidenswerth! Du bist
Du hast das nicht allein was viele wünschen;
Es weiß, es kennt auch jeder, was du hast!
Dich nennt dein Vaterland und sieht auf dich,
Das ist der höchste Gipfel jedes Glücks.
Ist Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen soll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?

Wo iſt ein Mann, der meinem Freunde ſich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich iſt's, im Glanze dieſes Lebens
Ihn an der Seite haben! ſo mit ihm
Der Zukunft ſich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beifalls Woge treibt:
Das was vergänglich iſt, bewahrt ſein Lied.
Du biſt noch ſchön, noch glücklich, wenn ſchon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgeriſſen.
Du mußt ihn haben, und ihr nimmſt du nichts:
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn fern, wenn ſie ihn glücklich weiß,
Wie ſie genoß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen:
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.

Du bringst uns Krieg statt Frieden: scheint es doch,
Du kommst aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Faust entscheidet,
Und nicht von Rom, wo feierliche Klugheit
Die Hände segnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen sieht, die gern gehorcht.

Antonio.

Ich muß den Tadel, schöne Freundin, dulden,
Doch die Entschuld'gung liegt nicht weit davon.
Es ist gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böse Genius dir an der Seite,
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's diesmal
Auf meiner Freunde Kosten ihm gebracht.

Leonore.

Du hast um fremde Menschen dich so lang'
Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wieder siehst,
Verkennst du sie, und rechtest wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundin, die Gefahr!
Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen;
Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,

Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärtlsten lieben.

Leonore.

In dieser ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonio.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut so ohne Maaß verlor.
Allein gestehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt,
Und spat am Abend in ersehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit besessen, soll er nicht
Auch etwas Menschlichs in dem Busen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menschlich ist, so wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe süß, die Arbeit leicht
Durch ein Gespräch, durch holde Töne macht.
Der Baum ist breit, mein Freund, der Schatten giebt,
Und keiner braucht den Andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht,
Mit einem Gleichniß hin und wieder spielen.
Gar viele Dinge sind in dieser Welt,
Die man dem Andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es ist ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,

Ein andrer, den man mit dem Höchſtverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragſt du mich nach dieſen beiden Schatzen;
Der Lorbeer iſt es und die Gunſt der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unſers Jünglings Haupt
Den ernſten Mann beleidigt? Hatteſt du
Für ſeine Mühe, ſeine ſchöne Dichtung,
Beſcheid'nern Lohn doch ſelbſt nicht finden können.
Denn ein Verdienſt das außerirdiſch iſt,
Das in den Lüften ſchwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unſern Geiſt umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem ſchönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er ſelbſt die Erde kaum berührt,
Berührt der höchſte Lohn ihm kaum das Haupt.
Ein unfruchtbarer Zweig iſt das Geſchenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit ſie einer Schuld
Aufs leichtſte ſich entlade. Du mißgönnſt
Dem Bild des Martyrers den goldnen Schein
Ums kahle Haupt wohl ſchwerlich; und gewiß,
Der Lorbeerkranz iſt, wo er dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach ſeinem Werth zu ſchätzen,
Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es ſcheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe

So sehr wie Andre, daß man ihm die Güter,
Die er besitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirst an ein Phantom
Von Gunst und Ehre keinen Anspruch machen.
Der Dienst, mit dem du deinem Fürsten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindest,
Ist wirkend, ist lebendig, und so muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig seyn.
Dein Lorbeer ist das fürstliche Vertraun,
Das auf den Schultern dir, als liebe Last,
Gehäuft und leicht getragen ruht; es ist
Dein Ruhm das allgemeine Zutraun.

Antonio.

Und von der Gunst der Frauen sagst du nichts,
Die willst du mir doch nicht entbehrlich schildern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrst sie nicht,
Und leichter wäre sie dir zu entbehren,
Als sie es jenem guten Mann nicht ist.
Denn sag', geläng' es einer Frau, wenn sie
Nach ihrer Art für dich zu sorgen dächte,
Mit dir sich zu beschäft'gen unternähme?
Bei dir ist alles Ordnung, Sicherheit;
Du sorgst für dich, wie du für Andre sorgst,
Du hast was man dir geben möchte. Jener
Beschäftigt uns in unserm eignen Fache.
Ihm fehlts an tausend Kleinigkeiten, die
Zu schaffen eine Frau sich gern bemüht.
Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid
Mit etwas Stickerei, das trägt er gern.
Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er kann

Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An seinem Leib nicht dulden, alles soll
Ihm fein und gut und schön und edel ſiehn.
Und dennoch hat er kein Geschick, das alles
Sich anzuschaffen, wenn er es besitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgsamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reise wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil seiner Sachen fehle. Bald
Bestiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu sorgen.

Antonio.

Und diese Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückſel'ger Jüngling, dem man seine Mängel
Zur Tugend rechnet, dem so schön versäumt ist,
Den Knaben noch als Mann zu spielen, der
Sich seiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßtest mir verzeihen, schöne Freundin,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du sagst nicht alles, sagst nicht was er wagt,
Und daß er klüger ist als wie man denkt.
Er rühmt sich zweier Flammen! knüpft und löſ't
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit solchen Künsten solche Herzen! Ist's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbst das beweis't ja schon,
Das es nur Freundschaft ist, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauschten,
Belohnten wir das schöne Herz nicht billig,

Das ganz ſich ſelbſt vergißt und hingegeben
Im holden Traum für ſeine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt ſeine Selbſtigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die ſich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freiwilligen Tribut, zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelligen Vertrauns!

Leonore.

Wir ſind nicht ſo parteiiſch wie du glaubſt,
Ermahnen unſern Freund in manchen Fallen;
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den Andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lobt ihr Vieles was zu tadeln wäre.
Ich kenn ihn lang', er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
In ſeiner Welt genug, und alles rings
Umher verſchwindet ihm. Er laßt es gehn,
Laßt's fallen, ſtößt's hinweg und ruht in ſich —
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Miene zündet, ſey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er Alles faſſen, Alles halten,
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,

Was Jahre lang bereitet werden ſollte,
In einem Augenblick gehoben ſeyn,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von Andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geiſt zuſammen faſſen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menſchen,
Und er iſt nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore.

Er ſchadet Andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonio.

Und doch verletzt er Andre nur zu ſehr.
Kannſt du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtin ſelbſt,
Auf wen es ſey, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt.

Leonore.

Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, ſollt'
Es wohl für ihn und Andre nützlich ſeyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken: denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,

Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.

Nun hoffſt du ſelbſt auf ein Gemüth zu wirken,
Das dir vor kurzem noch verloren ſchien.

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der Einz'ge, den wir dulden.

Leonore.

So ohne Leidenſchaft, ſo unparteiiſch
Glaubt' ich dich nicht. Du haſt dich ſchnell bekehrt.

Antonio.

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.
Du warſt, mich deinem Freunde zu verſöhnen,
Zuerſt bemüht. Nun bitt' ich es von dir.
Thu' was du kannſt, daß dieſer Mann ſich finde,
Und alles wieder bald im Gleichen ſey.
Ich gehe ſelbſt zu ihm, ſobald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig iſt,
Sobald du glaubſt daß meine Gegenwart
Das Uebel nicht vermehrt. Doch was du thuſt,

Das thu' in dieser Stunde; denn es geht
Alphons heut' Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indessen wohl.

Fünfter Auftritt.

Leonore allein.

Für dießmal, lieber Freund, sind wir nicht eins;
Mein Vortheil und der deine gehen heut'
Nicht Hand in Hand. Ich nütze diese Zeit
Und suche Tasso zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer.

Tasso allein.

Bist du aus einem Traum erwacht, und hat
Der schöne Trug auf einmal dich verlassen?
Hat dich an einem Tag der höchsten Lust
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängstet nun
Mit schweren Fesseln deine Seele? Ja,

Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?
Die Tage, wo dein Geiſt mit freier Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an,
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines Andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Ich nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit offnen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O hatt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet ſey,
So halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück!
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luft, die mich nun ſelbſt verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr, und folgte froh

Dem Winke, der mich ins Verderben rief.
Es ſey! So hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köſtlichen Vertrauns, das mich erquickt,
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt, und laßt mich hier
Auf düſterem, ſchmalem Pfad verloren ſtehn.
Das haßliche zweideutige Geflügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwarmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfaſ't,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweiter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem giebſt was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der ertragt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt.

Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

Taſſo.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fandeſt?
Wohl haſt du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war.
Es ſcheint ein Rätſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſchroffen Manns
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundin —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du scheinest mehr als billig ist bewegt.

Tasso.

Haltst du mich für so schwach, für so ein Kind,
Daß solch' ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geschehn ist kränkt mich nicht so tief,
Allein das kränkt mich was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewahren! Frei und offen ist das Feld.

Leonore.

Du hast gar manchen fälschlich in Verdacht,
Ich habe selbst mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnst. Der heutige Verdruß —

Tasso.

Den laß' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir stets die steife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meister spielt.
Anstatt zu forschen, ob des Hörers Geist
Nicht schon für sich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von Manchem, das du besser
Und tiefer fühltest, und vernimmt kein Wort
Das du ihm sagst, und wird dich stets verkennen.
Verkannt zu seyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu übersehen glaubt!
Ich bin so alt noch nicht und nicht so klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln sollte.
Früh oder spat, es konnte sich nicht halten,
Wir mußten brechen; später war' es nur
Um desto schlimmer worden. Einen Herrn

Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, sonst will ich keinen Meister.
Frei will ich seyn im Denken und im Dichten;
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er spricht mit Achtung oft genug von dir.

Tasso.

Mit Schonung, willst du sagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und so bedingt zu sprechen, daß
Sein Lob erst recht zu Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus seinem Munde.

Leonore.

Möchtest du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er sonst von dir
Und dem Talente sprach, das dir vor Vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das was du bist und hast, und schätzt es auch.

Tasso.

O glaube mir, ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein solcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das hast du selbst, das hast du wenn du willst,
Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.
Doch das was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.

Er gönnt es mir? Er, der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreibt, sich selbst ein Dichter scheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürsten Gunst,
Die er doch gern auf sich beschranken möchte,
Als das Talent, das jene Himmlischen
Dem armen, dem verwais'ten Jüngling gaben.

Leonore.

O sahest du so klar, wie ich es sehe!
Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso.

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind,
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht ist's
In allen Stücken billig seyn; es heißt
Sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts
Kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willst du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht lassen, seh' ich kaum

Wie du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie ſehr ich längſt, o ſchöne Freundin, hier
Schon überflüſſig bin das weiß ich wohl.

Leonore.

Das biſt du nicht, das kannſt du nimmer werden!
Du weißt vielmehr wie gern der Fürſt mit dir,
Wie gern die Fürſtin mit dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um dein't- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken Alle gut und gleich von dir,
Und Jegliches vertraut dir unbedingt.

Taſſo.

O Leonore, welch Vertraun iſt das!
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit Andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagſt anſtatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freiheit laſſen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du biſt nicht unnütz, eben weil du ruhſt.
So lange hegſt du ſchon Verdruß und Sorge,

Wie ein geliebtes Kind, an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. O Taſſo! — Rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter ſey. — Ob er geneſen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!
Ich ſeh' es alles ſelbſt, es iſt vorbei!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an,
Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg; ich glaub' es ſelbſt —
So lebt denn wohl! Ich werd' auch das ertragen.
Ihr ſeyd von mir geſchieden — werd' auch mir,
Von euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirſt du erkennen welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht
Uns hülflos, einſam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmſt du mich, mein Freund, ſo ſollſt du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, ſo begiebſt du dich
Erſt nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich für dich ſorgen. Sey getroſt,
Ich bin es ſelbſt. Ich reiſe, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unſre Mitte bringe.
Ich ſage dir kein Wort, du weißt es ſelbſt,
Welch einem Fürſten du dich nahen wirſt,
Und welche Männer dieſe ſchöne Stadt
In ihrem Buſen hegt, und welche Frauen.
Du ſchweigſt? Bedenk' es wohl! Entſchließe dich.

Taſſo.

Gar reizend iſt, was du mir ſagſt, ſo ganz
Dem Wunſch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es iſt zu neu: ich bitte dich,
Laß mich bedenken, ich beſchließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der ſchönſten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieſes Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkſt,
So wirſt du ſchwerlich etwas Beſſers denken.

Taſſo.

Noch eins, geliebte Freundin! ſage mir,
Wie iſt die Fürſtin gegen mich geſinnt?
War ſie erzürnt auf mich? Was ſagte ſie? —
Sie hat mich ſehr getadelt? Rede frei.

Leonore.

Da ſie dich kennt, hat ſie dich leicht entſchuldigt.

Taſſo.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Taſſo.

Wird ſie mich gern entlaſſen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo.

Werd' ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In ſeiner Großmuth kannſt du ſicher ruhn.

Taſſo.

Und laſſen wir die Fürſtin ganz allein?
Du gehſt hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe dich beglückt,
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's, Antonio ſucht dich auf.
Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,

Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelassen auf so wie er kommt.

Tasso.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm stehn.

Leonore.

Und schenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du scheidest dir das Aug' zu öffnen:
Daß Niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!
Du irrst gewiß, und wie du sonst zur Freude
Von Andern dichtest, leider dichtest du
In diesem Fall ein seltenes Gewebe,
Dich selbst zu kranken. Alles will ich thun
Um es entzweizureißen, daß du frei
Den schönen Weg des Lebens wandeln mögest.
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Tasso allein.

Ich soll erkennen daß mich Niemand haßt,
Daß Niemand mich verfolgt, daß alle List
Und alles heimliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt!
Bekennen soll ich daß ich Unrecht habe,
Und Manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angesicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt.

Ich soll es tief empfinden wie der Fürst
Mit offner Brust mir seine Gunst gewahrt,
Mit reichem Maaß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, schwach genug,
Von meinen Feinden sich das Auge trüben
Und seine Hand gewiß auch fesseln laßt!

Daß er betrogen ist kann er nicht sehen,
Daß sie Betrüger sind kann ich nicht zeigen;
Und nur damit er ruhig sich betrüge,
Daß sie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich stille halten, weichen gar!

Und wer giebt mir den Rath? Wer dringt so klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Lenore selbst, Lenore Sanvitale,
Die zarte Freundin! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr
Mir ihre Gunst, mir ihre Zärtlichkeit
Mit süßen Worten zeigte! Nein, sie war
Und bleibt ein listig Herz; sie wendet sich
Mit leisen klugen Tritten nach der Gunst.

Wie oft hab' ich mich willig selbst betrogen,
Auch über sie! Und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte sie, und schmeichelte mir selbst.
So ist sie gegen Andre, sagt' ich mir,
Doch gegen dich ist's offne treue Meinung.
Nun seh' ich's wohl, und seh' es nur zu spät:
Ich war begünstigt, und sie schmiegte sich

So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt sie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie schleicht heran und zischt mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberische Töne.
Wie lieblich schien sie! Lieblicher als je!
Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!
Doch konnte mir die Schmeichelei nicht lange
Den falschen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geschrieben
Von allem was sie sprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen sucht
Und es nicht herzlich meint. Ich soll hinweg?
Soll nach Florenz, sobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich seh' es wohl.
Dort herrscht der Mediceer neues Haus;
Zwar nicht in offner Feindschaft mit Ferrara,
Doch halt der stille Neid mit kalter Hand
Die edelsten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürsten
Erhabne Zeichen ihrer Gunst, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht gelang' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

Was soll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O ich verstand ein jedes Wort so gut,

Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhascht' ich's kaum,
Und weiß nun ganz wie die Prinzessin denkt —
Ja, ja, auch das ist wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlassen wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht." O! fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! willkommner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt — Ich gehe! —
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügst.

Vierter Auftritt.

Antonio. Tasso.

Antonio.

Hier bin ich, Tasso, dir ein Wort zu sagen,
Wenn du mich ruhig hören magst und kannst.

Tasso.

Das Handeln, weißt du, bleibt mir untersagt;
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe dich gelassen, wie ich wünschte,
Und spreche gern zu dir aus freier Brust.
Zuvörderst lös' ich in des Fürsten Namen
Das schwache Band das dich zu fesseln schien.

Taſſo.

Die Willkür macht mich frei, wie ſie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Antonio.

Dann ſag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, ſcheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenſchaft bewegt,
Es ſelbſt empfand. Allein kein ſchimpflich Wort
Iſt meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen haſt du nichts als Edelmann,
Und wirſt als Menſch Vergebung nicht verſagen.

Taſſo.

Was härter treffe Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen; jene dringt
Ins tiefe Mark, und dieſer ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung Andrer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erholt ſich ſchwer.

Antonio.

Jetzt iſt's an mir! daß ich dir dringend ſage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunſch,
Den Wunſch des Fürſten, der mich zu dir ſendet.

Taſſo.

Ich kenne meine Pflicht und gebe nach.
Es ſey verziehn, ſo fern es möglich iſt!
Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft;
Ich will ihr nicht gehäſſig widerſtehn.

Antonio.

Ich danke dir, und wünſche daß du mich
Und meinen Willen, dir zu dienen, gleich
Vertraulich prüfen mögeſt. Sage mir,
Kann ich dir nützlich ſeyn? Ich zeig' es gern.

Taſſo.

Du bieteſt an was ich nur wünſchen konnte.
Du brachteſt mir die Freiheit wieder; nun
Verſchaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannſt du meinen? Sag' es deutlich an.

Taſſo.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht:
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut' überreicht ich es dem Fürſten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde find' ich jetzt
In Rom verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen ſchon eröffnet; Vieles hab' ich
Benutzen können, Manches ſcheint mir noch
Zu überlegen; und verſchiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſchehn iſt, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſ't dieſe Knoten bald.
So dacht' ich heut' den Fürſten ſelbſt zu bitten:
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe dieſen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir ſcheint nicht räthlich daß du dich entfernſt

In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürsten und der Fürstin dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunst ist wie ein Tag der Ernte:
Man muß geschäftig seyn sobald sie reift.
Entfernst du dich, so wirst du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren was du schon gewannst.
Die Gegenwart ist eine macht'ge Göttin;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Tasso.

Zu fürchten hab' ich nichts; Alphons ist edel,
Stets hat er gegen mich sich groß gezeigt:
Und was ich hoffe, will ich seinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erschleichen; nichts will ich von ihm empfangen
Was ihn gereuen könnte daß er's gab.

Antonio.

So fordre nicht von ihm daß er dich jetzt
Entlassen soll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte fast er thut es nicht.

Tasso.

Er wird es gern, wenn recht gebeten wird,
Und du vermagst es wohl, sobald du willst.

Antonio.

Doch welche Gründe, sag' mir, leg' ich vor?

Tasso.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze sprechen!
Was ich gewollt ist löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher schönen Tage,
Der stille Raum so mancher tiefen Nächte

War einzig diesem frommen Lied geweiht.
Bescheiden hofft' ich jenen großen Meistern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn gesinnt,
Zu edlen Thaten unsern Zeitgenossen
Aus einem langem Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Christen-Heere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und soll mein Lied die besten Männer wecken,
So muß es auch der besten würdig seyn.
Alphonsen bin ich schuldig was ich that;
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieser Fürst ist hier mit Andern,
Die dich so gut als Römer leiten können.
Vollende hier dein Werk, hier ist der Platz,
Und um zu wirken eile dann nach Rom.

Tasso.

Alphons hat mich zuerst begeistert, wird
Gewiß der Letzte seyn der mich belehrt,
Und deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unser Hof versammelt, schätz' ich hoch.
Ihr sollt entscheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen
Doch diese muß ich sehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht versammelt, dem ich erst
Mich stellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminie de Nobili, Angelio
Da Varga, Antoniano, und Speron Speroni!
Du wirst sie kennen. — Welche Namen sind's!
Vertraun und Sorge flößen sie zugleich
In meinen Geist, der gern sich unterwirft.

Antonio.

Du denkſt nur dich, und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage dir, er wird dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willſt ja nicht verlangen, was er dir
Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo.

Verſagſt du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebotne Freundſchaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten was du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick was du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann
Die Haſt zu maß'gen, die dich übel treibt.

Taſſo.

Schon lange kenn' ich dieſe Tyrannei
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneien
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders und du glaubſt deßwegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll.

Antonio.

Und soll ich dir sogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Ueberzeugung schaden?

Tasso.

Von dieser Sorge will ich dich befreun!
Du hältst mich nicht mit diesen Worten ab.
Du hast mich frei erklärt, und diese Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürsten führt.
Ich lasse dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürst geht fort. Hier ist kein Augenblick
Zu harren. Wähle schnell! Wenn du nicht gehst,
So geh' ich selbst, und werd' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur des Fürsten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Tasso.

Nein, diese Stunde noch,
Wenn's möglich ist! Es brennen mir die Sohlen
Auf diesem Marmorboden; eher kann
Mein Geist nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freien Wegs mich Eilenden umgiebt.
Ich bitte dich! Du siehst, wie ungeschickt
In diesem Augenblick ich sey, mit meinem Herrn
Zu reden; siehst — wie kann ich das verbergen —
Daß ich mir selbst in diesem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebieten kann.
Nur Fesseln sind es die mich halten können!
Alphons ist kein Tyrann, er sprach mich frei.
Wie gern gehorcht' ich seinen Worten sonst!
Heut' kann ich nicht gehorchen. Heute nur

Laßt mich in Freiheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wohl, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo.

Soll ich dir glauben, denkſt du gut für mich,
So wirke was ich wünſche, was du kannſt.
Der Fürſt entlaßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hülfe nicht.
Das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken.
Doch hegſt du einen alten Groll im Buſen,
Willſt du von dieſem Hofe mich verbannen,
Willſt du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben;
So bleib' auf deinem Sinn und widerſteh!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg den du erwählſt.
Der Ausgang mag entſcheiden wer ſich irrt;
Du willſt hinweg! Ich ſag' es dir zuvor:
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich dieß nicht mehr um dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade dich auch ſchon im voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie du's forderſt.

Fünfter Auftritt.

Taſſo allein.

Ja, gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß du mich überredeſt was du willſt.
Ich lerne mich verſtellen, denn du biſt
Ein großer Meiſter, und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben uns zu ſcheinen, ja,
Zu ſeyn wie jene, die wir kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde,
Beſtellet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtin Blick.

Man ſoll mich halten, meint er: habe doch
Ein ſchön Verdienſt mir die Natur geſchenkt;
Doch leider habe ſie mit manchen Schwachen
Die hohe Gabe wieder ſchlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düſterm Sinn.
Es ſey nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schickſal ſo gebildet;
Nun müſſe man ihn nehmen wie er ſey,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,

Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinnſt genießen,
Im übrigen, wie er geboren ſey,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen.

Erkenn' ich noch Alphonſens feſten Sinn?
Der Feinden trotzt, und Freunde treulich ſchützt,
Erkenn' ich ihn wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich Jeglicher verändert, der für Andre feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieſes Manns allein
Mein ganz Geſchick zerſtört, in Einer Stunde?
Nicht dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O muß ich das erfahren, muß ich's heut!
Ja, wie ſich alles zu mir drängte, laßt
Mich alles nun; wie jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf?

Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!
Geliebte Fürſtin, du entziehſt dich mir!
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,

Dem so natürlich war sie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unaussprechliches Gefühl die Brust!
Erblickt' ich sie, da ward das helle Licht
Des Tags mir trüb; unwiderstehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erbielt sich kaum, und aller Kraft
Des Geist's bedurft' ich aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Fuße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich diesen Taumel zu zerstreun.
Hier halte fest, mein Herz! Du klarer Sinn
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja, auch Sie!
Darf ich es sagen? und ich glaub' es kaum;
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verschweigen.
Auch Sie! Auch Sie! Entschuldige sie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

O dieses Wort, an dem ich zweifeln sollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieses Wort, es grabt sich wie ein Schluß
Des Schicksals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeschriebnen Qualentafel ein.
Nun sind erst meine Feinde stark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie soll ich streiten wenn Sie gegenüber
Im Heere steht? Wie soll ich duldend harren
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Du hast's gewagt zu denken, hast's gesprochen,
Und es ist wahr eh' du es fürchten konntest!
Und ehe nun Verzweiflung deine Sinnen

Mit ehrnen Klauen auseinander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an.
Und wiederhole nur: auch Sie! auch Sie!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweitemal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab,
Und bittet ſehnlich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich dir daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut! ich halt' ihn nicht.
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende!

Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt:
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
Gefunden hab' ich dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen, denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem was heut' geſchah;
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn,
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn:
Doch wenn du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan ihn zu verſöhnen,
So wurd' ich ganz untröſtlich ſeyn. O! ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein, da ſey nur immer ruhig,
Ich ſchreib' es dir auf keine Weiſe zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſchont, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hatte. Ueber Vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn Andre vieles um den Einen thun;
So iſt's auch billig daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den Andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſeyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen ſchmeichelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſchlingt er haſtig ein,
Und dann beklagt er ſeinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, ſein allzu heftig Weſen,
Und ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn;
Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich,
Was einen Menſchen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieſes Uebel," ſagt er bänglich

Und voll Verdruß: „Was ruhmt ihr eure Kunst?
„Schafft mir Genesung!“ Gut! versetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht.“
So nehmet diesen Trank. — „O nein! der schmeckt
„Abscheulich, er empört mir die Natur.“ —
So trinkt denn Wasser. — „Wasser? Nimmermehr!
„Ich bin so wasserscheu als ein Gebißner.“ —
So ist euch nicht zu helfen. — „Und warum?“ —
Das Uebel wird sich stets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen. — „Schön!
„Wofür seyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel;
„Ihr solltet auch die Mittel kennen, sie
„Auch schmackhaft machen, daß ich nicht noch erst,
„Der Leiden los zu seyn, recht leiden müsse.“
Du lächelst selbst und doch ist es gewiß,
Du hast es wohl aus seinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt.

Antonio.

Es ist gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns schwere, wilde Träume giebt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was ist sein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt glaubt er von Feinden sich
Umgeben. Sein Talent kann niemand seyn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich belästigt:
Erbrochne Schlösser, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm schwebt!

Du haſt es unterſuchen laſſen, unterſucht,
Und haſt du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürſten macht ihn ſicher,
Der Buſen keines Freundes kann ihn laben,
Und willſt du einem ſolchen Ruh' und Glück,
Willſt du von ihm wohl Freude dir verſprechen?

Alphons.

Du hätteſt Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nachſten Vortheil ſuchen wollte!
Zwar iſt es ſchon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen g'rad und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer Vieles brauchen will, gebrauche Jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päbſte ſelbſt gewieſen.
Mit welcher Nachſicht, welcher fürſtlichen
Geduld und Langmuth trugen dieſe Manner
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen ſchien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürſt? des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter ſchatzen.
So jung hat er zu Vieles ſchon erreicht,
Als daß genügſam er genießen könnte.
O ſollt' er erſt erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angeboten wird;
Er ſtrengte ſeine Kräfte männlich an,
Und fühlte ſich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat ſchon das Ziel
Von ſeinem beſten Wunſch erreicht, wenn ihn

Ein edler Fürst zu seinem Hofgenossen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertraun und Gunst, und will an seine Seite
Vor Andern ihn erheben, sey's im Krieg,
Sey's in Geschäften oder im Gespräch;
So, dacht' ich, könnte der bescheidne Mann
Sein Glück mit stiller Dankbarkeit verehren.
Und Tasso hat zu allem diesem noch
Das schönste Glück des Jünglings: daß ihn schon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, kein launisch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polster seines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gieb ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzusuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons

Will er zurück erst nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünscht in Belriguardo zu verweilen.
Das Nöthigste, was er zur Reise braucht,
Will er durch einen Freund sich senden lassen.

Alphons

Ich bin's zufrieden. Meine Schwester geht
Mit ihrer Freundin gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hause seyn.
Du folgst uns bald, wenn du für ihn gesorgt.
Dem Castellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schlosse bleiben kann
So lang' er will, so lang' bis seine Freunde

Ihm das Gepäck geſendet, bis wir ihm
Die Briefe ſchicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt. Leb' wohl!

Zweiter Auftritt.

Alphons. Taſſo.

Taſſo (mit Zurückhaltung).

Die Gnade, die du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir im vollen Licht.
Du haſt verziehen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging;
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt,
Du willſt erlauben daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willſt
Mir deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertraun,
Und hoffe ſtill mich ſoll die kleine Friſt
Von allem heilen was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt aufs neue ſich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Sich deiner Gunſt aufs neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünſche dir zu deiner Reiſe Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirſt. Du bringſt uns dann
Den doppelten Gewinnſt für jede Stunde,
Die du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.

Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünsche sehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögest, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Tasso.

Du überhäufst, o Fürst, mit Gnaden den,
Der sich unwürdig fühlt, und selbst zu danken
In diesem Augenblicke nicht vermag.
Anstatt des Danks eröffn' ich eine Bitte!
Am meisten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan, und keine Mühe
Und keinen Fleiß gespart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geist der großen Männer schwebt,
Und wirksam schwebt, dort möcht' ich in die Schule
Aufs neue mich begeben; würdiger
Erfreute deines Beifalls sich mein Lied.
O gieb die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beschämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirst mir nicht an diesem Tage nehmen,
Was du mir kaum an diesem Tag gebracht.
Laß zwischen dich und zwischen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten: hüte dich
Durch strengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tausendfaltigen Gedanken vieler
Verschiedner Menschen, die im Leben sich
Und in der Meinung widersprechen, faßt

Der Dichter klug in Eins, und ſcheut ſich nicht
Gar Manchem zu mißfallen, daß er Manchem
Um deſto mehr gefallen möge. Doch
Ich ſage nicht, daß du nicht hie und da
Beſcheiden deine Feile brauchen ſollteſt;
Verſpreche dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhaltſt du abgeſchrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Handen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns
Des höheren Genuſſes freun, und dich
Bei mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhole nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben. Ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun.
Nun muß es werden was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbeſſern. Dir
Gewahrte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch, ich bin geſund
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich mein Fleiß geſund.

Du haſt mich lang' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freier Ueppigkeit. Mir laßt die Ruh'
Am mind'ſten Ruhe. Dieß Gemuth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fuhl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
Ins weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Busen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flugel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons

Höre mich'
Du giebſt ſo Vielen doppelten Genuß

Des Lebens; lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen, das du noch
Und zehnfach reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt du uns willkommen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Taſſo allein.

So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird dir ſchwer, es iſt das erſtemal,
Daß du dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien
Als klange nur Antonio's Stimme wieder.
O gieb nur Acht! Du wirſt ſie nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!
Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpat im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus.
Es wird ſchon gehn, nur übe dich mit ihnen.
(Nach einer Pauſe.)
Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!
Die holde Fürſtin kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein; es löſ't in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzessin. Tasso. Gegen das Ende der Antwort die **Uebrigen.**

Prinzessin

Du denkst uns zu verlassen, oder bleibst
Vielmehr in Belriguardo noch zurück,
Und willst dich dann von uns entfernen, Tasso?
Ich hoffe nur auf eine kurze Zeit.
Du gehst nach Rom?

Tasso

Ich richte meinen Weg
Zuerst dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gutig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort versammelt,
Die Meister aller Art sich nennen dürfen.
Und spricht in jener ersten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tausend stumme Lehrer winken
In ernster Majestät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, so kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, schon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunst,
Die jeden nährt, die den gesunden Geist
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird sie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzessin.

Darfst du es wagen?
Noch ist der strenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Tasso.

Du warnest recht, ich hab' es schon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tausende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schwester, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich still, und trete dann
Auch schweigend an das Land, ich gehe sacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serfale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße, sie
Bezeichnet mir das Haus. So steig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon, so tret' ich in das Haus —

Prinzessin.

Blick' auf, o Tasso, wenn es möglich ist,
Erkenne die Gefahr in der du schwebst!

Ich schone dich; denn sonst würd' ich dir sagen:
Ist's edel, so zu reden, wie du sprichst?
Ist's edel, nur allein an sich zu denken,
Als kränktest du der Freunde Herzen nicht?
Ist's dir verborgen wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schwestern dich zu schätzen wissen?
Hast du es nicht empfunden und erkannt?
Ist alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Tasso! Wenn du scheiden willst,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

(Tasso wendet sich weg.)

Prinzessin.

Wie tröstlich ist es einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreisen will,
Ein klein Geschenk zu geben, sey es nur
Ein neuer Mantel, oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfst
Unwillig alles weg, was du besitzest.
Die Pilgermuschel und den schwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählst du dir, und gehst
Freiwillig arm dahin, und nimmst uns weg
Was du mit uns allein genießen konntest.

Tasso.

So willst du mich nicht ganz und gar verstoßen?
O süßes Wort, o schöner, theurer Trost!
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, versetze
Mich nach Consandoli, wohin du willst!
Es hat der Fürst so manches schöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr

Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, vielleicht nur Eine Stunde.
Ja, wählet den entferntſten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht beſuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt,
Dort ſchickt mich hin! Dort laßt mich euer ſeyn!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbſt mit Brettern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
Es ſollen ſchöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln ſchlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen ſeyn.
Und laßt mir auch die Sorge des Palaſtes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenſter öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemälden ſchade;
Die ſchön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel ſäubern;
Es ſoll das Eſtrich blank und reinlich glänzen;
Es ſoll kein Stein, kein Ziegel ſich verrücken;
Es ſoll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzeſſin.

Ich finde keinen Rath in meinem Buſen,
Und finde keinen Troſt für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilſam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns?
Das treuſte Wort, das von der Lippe fließt,
Das ſchöne Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz dich nicht.

Taſſo.

Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit dir ſpricht und deiner ſich erbarmt?
Und kenntest du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du biſt's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Troſt
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O ſprich: was ſoll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget? Sag' mir an!

Prinzeſſin.

Gar wenig iſt's was wir von dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzuviel zu ſeyn.
Du ſollſt dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht biſt,
Wenn du nur erſt dir mit dir ſelbſt gefallſt.
Du machſt uns Freude, wenn du Freude haſt,
Und du betrübſt uns nur, wenn du ſie fliehſt;
Und wenn du uns auch ungeduldig machſt,
So iſt es nur, daß wir dir helfen möchten
Und, leider! ſehn, daß nicht zu helfen iſt;
Wenn du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die, ſehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Taſſo.

Du biſt es ſelbſt, wie du zum erſtenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kamſt!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,

Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zartlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefuhl!
Iſt es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Iſt's Raſerei? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte, reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefuhl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekampfen, ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Seyn, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt —

Prinzeſſin.

Wenn ich dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So maßige die Gluth, die mich erſchreckt.

Taſſo.

Beſchrankt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort' erhöheſt du mein Glück,
Mit jedem Worte glanzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innerſten verandert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unſagliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.

Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich ziehst du mich zu dir,
Und unaufhaltsam dringt mein Herz dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!

(Er fällt ihr in die Arme und drückt sie fest an sich).

Prinzessin

(ihn von sich stoßend und hinweg eilend).

Hinweg!

Leonore

(die sich schon eine Weile im Grunde sehen lassen, herbei eilend).

Was ist geschehen? Tasso! Tasso!

(Sie geht der Prinzessin nach.)

Tasso

(im Begriff ihnen zu folgen).

O Gott!

Alphons

(der sich schon eine Zeit lang mit Antonio genähert).

Er kommt von Sinnen, halt ihn fest.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Tasso. Antonio.

Antonio.

O stünde jetzt, so wie du immer glaubst,
Daß du von Feinden rings umgeben bist,
Ein Feind bei dir, wie wurd' er triumphiren!

Unglücklicher, noch kaum erhol' ich mich!
Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts womit wir das vergleichen.

Tasso

(nach einer langen Pause)

Vollende nur dein Amt, ich seh' du bist's!
Ja du verdienst das fürstliche Vertraun;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen ist, noch langsam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleischt!
Du bist ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sey Kerkermeister, sey der Marterknecht,
Wie wohl! wie eigen steht dir beides an!

(Gegen die Scene.)

Ja, gehe nur, Tyrann! Du konntest dich
Nicht bis zuletzt verstellen, triumphire!
Du hast den Sklaven wohl gekettet, hast
Ihn wohl gespart zu ausgedachten Qualen:
Geh' nur, ich hasse dich, ich fühle ganz
Den Abscheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

(Nach einer Pause.)

So seh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verstoßen und verbannt als Bettler hier!
So hat man mich bekränzt, um mich geschmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage

Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es fein!
Mein einzig Gut ist nun in euren Handen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hatte;
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten!
Jetzt seh' ich wohl warum ich feiern soll.
Es ist Verschwörung, und du bist das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name sich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tausend Schwachen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergesse,
Drum soll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum soll ich mich und meine Sinne schonen.
O werthe Freundschaft, theure Sorglichkeit!
Abscheulich dacht' ich die Verschwörung mir,
Die unsichtbar und rastlos mich umspann,
Allein abscheulicher ist es geworden.

Und du, Sirene! die du mich so zart,
So himmlisch angelockt, ich sehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum so spat!

Allein wir selbst betrugen uns so gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menschen kennen sich einander nicht;
Nur die Galeerensklaven kennen sich,
Die eng' an eine Bank geschmiedet keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, die kennen sich;
Wo jeder sich für einen Schelmen giebt,
Und seines Gleichen auch für Schelmen nimmt.

Doch wir verkennen nur die Andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen.

Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerin, die kleine Künſte treibt.
Die Maske fällt; Armiden ſeh' ich nun
Entblößt von allen Reizen — Ja, du biſt's!
Von dir hat ahnungsvoll mein Lied geſungen!

Und die verſchmitzte kleine Mittlerin!
Wie tief erniedrigt ſeh' ich ſie vor mir!
Ich höre nun die leiſen Tritte rauſchen,
Ich kenne nun den Kreis, um den ſie ſchlich.
Euch alle kenn' ich! Sey mir das genug!
Und wenn das Elend alles mir geraubt,
So preiſ' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Antonio.

Ich höre, Taſſo, dich mit Staunen an,
So ſehr ich weiß, wie leicht dein raſcher Geiſt
Von einer Gränze zu der andern ſchwankt.
Beſinne dich! Gebiete dieſer Wuth!
Du läſterſt, du erlaubſt dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen iſt,
Doch das du ſelbſt dir nie verzeihen kannſt.

Taſſo.

O ſprich mir nicht mit ſanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert, und ich leb' um es zu fühlen.

Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Last'rung nur ein leiser Schmerzenslaut.
Ich will hinweg! und wenn du redlich biſt,
So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen.

Antonio.

Ich werde dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Taſſo.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſcherzte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzurnt auf mich.
O kußt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh', dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht geneſ' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme

Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich! Du giebſt zu viel dir nach.

Taſſo.

Und bin ich denn ſo elend wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebaude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfaltig
Mich zu zerſtreun, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt alles da! und ich bin nichts;
Ich bin mir ſelbſt entwandt, ſie iſt es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!

Taſſo.

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beiſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,

Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

(Antonio tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.)

Tasso.

O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.
In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schame mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Die natürliche Tochter.

Trauerspiel.

Personen:

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeisterin.
Secretär.
Weltgeistlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Aebtissin.
Mönch.

Erſter Aufzug.

Dichter Wald.

Erſter Auftritt.

König. Herzog.

König.

Das flücht'ge Ziel, das Hunde, Roß und Mann,
Auf ſeine Fährte bannend, nach ſich reißt,
Der edle Hirſch, hat über Berg und Thal
So weit uns irr' geführt, daß ich mich ſelbſt,
Obgleich ſo landeskundig, hier nicht finde.
Wo ſind wir, Oheim? Herzog, ſage mir,
Zu welchen Hügeln ſchweiften wir heran?

Herzog.

Der Bach, der uns umrauſcht, mein König, fließt
Durch deines Dieners Fluren, die er deiner
Und deiner Ahnherrn königlicher Gnade,
Als erſter Lehnsmann deines Reiches, dankt.
An jenes Felſens andrer Seite liegt,
Am grünen Hang, ein artig Haus verſteckt,

Dich zu bewirthen keineswegs gekannt;
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieser Bäume hochgewölbtes Dach,
Zum Augenblick des Raſtens, freundlich ſchatten.
Laß dieſer Lüfte liebliches Gewebe
Uns leiſ' umſtricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdluſt auch der Ruhe Luſt ſich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal völlig abgeſchieden,
Hier hinter dieſem Bollwerk der Natur,
Mein König, dich empfindeſt, fühl' ich mit.
Hier dränget ſich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverſchamten offne Hand nicht nach.
Freiwillig einſam merkeſt du nicht auf,
Ob Undankbare ſchleichend ſich entfernen.
Die ungeſtume Welt reicht nicht hierher,
Die immer fordert, nimmer leiſten will.

König.

Soll ich vergeſſen, was mich ſonſt bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgetöſes Wiederhall
Verklinge, nach und nach, aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Geſpräch
Auf Gegenſtände dieſem Ort gemäßer.
Hier ſollen Gatten an einander wandeln,
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten; hier ein Freund dem Freunde
Verſchloßnen Buſen traulich öffnend nahn.
Und gabſt du nicht erſt neulich ſtille Winke,
Du hofftest mir, in ruh'gen Augenblicken,

Verborgenes Verhältniß zu bekennen;
Drangvoller Wünsche holden Inbegriff,
Erfüllung hoffend, heiter zu gestehn.

Herzog.

Mit größrer Gnade konntest du mich nicht,
O Herr, beglücken, als indem du mir,
In diesem Augenblick, die Zunge lösest.
Was ich zu sagen habe, könnt' es wohl
Ein Andrer besser hören als mein König,
Dem, unter allen Schätzen, seine Kinder
Am herrlichsten entgegen leuchten; der
Vollkommner Vaterfreude Hochgenuß
Mit seinem Knechte herzlich theilen wird?

König.

Du sprichst von Vaterfreuden! Hast du je
Sie denn gefühlt? Verkümmerte dir nicht
Dein einz'ger Sohn durch rohes, wildes Wesen,
Verworrenheit, Verschwendung, starren Trutz
Dein reiches Leben, dein erwünschtes Alter;
Verändert er auf einmal die Natur?

Herzog.

Von ihm erwart' ich keine frohen Tage!
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach, meinen Horizont so oft verfinstern.
Ein anderes Gestirn, ein andres Licht
Erheitert mich. Und, wie in dunklen Grüften,
Das Mährchen sagt's, Carfunkelsteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein, der öden Nacht
Geheimnißvolle Schauer hold beleben,
So ward auch mir ein Wundergut beschcert,
Mir Glücklichem! das ich, mit Sorgfalt, mehr

Als den Beſitz ererbt errungner Güter,
Als meiner Augen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Luſt und Sorge pflege.

König.

Sprich vom Geheimniß nicht geheimnißvoll.

Herzog.

Wer ſpräche, vor der Majeſtät, getroſt
Von ſeinen Fehlern, wenn ſie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte.

König.

Der wonnevoll geheim verwahrte Schatz?

Herzog.

Iſt eine Tochter.

König.

Eine Tochter? Wie?
Und ſuchte, Fabelgöttern gleich, mein Oheim,
Zum niedern Kreis verſtohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

Herzog.

Das Große wie das Niedre nöthigt uns
Geheimnißvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzuhoch ſtand jene, heimlich mir,
Durch wunderſam Geſchick, verbundne Frau,
Um welche noch dein Hof in Trauer wandelt,
Und meiner Bruſt geheime Schmerzen theilt.

König.

Die Fürſtin? Die verehrte, nah verwandte,
War erſt verſtorbne?

Herzog.

War die Mutter! Laß,
O! laß mich nur von dieſem Kinde reden

Das, seiner Eltern werth und immer werther,
Mit edlem Sinne sich des Lebens freut.
Begraben sey das Uebrige mit ihr,
Der hochbegabten, hochgesinnten Frauen.
Ihr Tod eröffnet mir den Mund, ich darf
Vor meinem König meine Tochter nennen,
Ich darf ihn bitten: sie zu mir herauf,
Zu sich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürstlichen Geburt, vor seinem Hofe,
Vor seinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Aus seiner Gnadenfülle zu bewähren.

König.

Vereint in sich die Nichte, die du mir,
So ganz erwachsen, zuzuführen denkst,
Des Vaters und der Mutter Tugenden:
So muß der Hof, das königliche Haus,
Indem uns ein Gestirn entzogen wird,
Den Aufgang eines neuen Sterns bewundern.

Herzog.

O kenne sie, eh du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entscheidest. Laß ein Vaterwort
Dich nicht bestechen! Manches hat Natur
Für sie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreise webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren ersten Weg geleiteten
Ein ausgebildet Weib, ein weiser Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut sie sich des Gegenwartigen,
Indeß ihr Phantasie das künft'ge Glück
Mit schmeichelhaften Dichterfarben malt.

An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geist den Lehren edler Männer,
Sich stufenweis' entwickelnd, friedlich horcht:
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten festen Körper nicht.
Du selbst, mein König, hast sie unbekannt
Im wilden Drang der Jagd um dich gesehn.
Ja, heute noch! Die Amazonen-Tochter,
Die in den Fluß dem Hirsche sich zuerst
Auf raschem Pferde flüchtig nachgestürzt.

König.

Wir sorgten alle für das edle Kind!
Ich freue mich, sie mir verwandt zu hören.

Herzog.

Und nicht zum erstenmal empfand ich heute,
Wie Stolz und Sorge, Vaterglück und Angst,
Zu übermenschlichem Gefühl sich mischen.

König.

Gewaltsam und behende riß das Pferd
Sich und die Reiterin auf jenes Ufer,
In dichtbewachs'ner Hügel Dunkelheit.
Und so verschwand sie mir.

Herzog.

Noch einmal hat
Mein Auge sie gesehen, eh ich sie
Im Labyrinth der hast'gen Jagd verlor.
Wer weiß, welch ferne Gegend sie durchstreift,
Verdroßnen Muths, am Ziel sich nicht zu finden,
Wo, ihrem angebeteten Monarchen sich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunahern,
Allein ihr jetzt erlaubt ist, bis er sie,

Als Blüthe ſeines hochbejahrten Stammes,
Mit königlicher Huld zu grüßen würdigt.

König.

Welch ein Getümmel ſeh' ich dort entſtehn?
Welch einen Zulauf nach den Felſenwanden?

(Er winkt nach der Scene.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König.

Warum verſammelt ſich die Menge dort?

Graf.

Die kühne Reiterin iſt, eben jetzt,
Von jener Felſenwand herabgeſtürzt.

Herzog.

Gott!

König.

Iſt ſie ſehr beſchädigt?

Graf.

Eilig hat
Man deinen Wundarzt, Herr, dahingerufen.

Herzog.

Was zaudr' ich? Iſt ſie todt, ſo bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König.

Kennſt du den Anlaß der Begebenheit?

Graf.

Vor meinen Augen hat ſie ſich ereignet.
Ein ſtarker Trupp von Reitern, welcher ſich
Durch Zufall von der Jagd getrennt geſehn,
Geführt von dieſer Schönen, zeigte ſich
Auf jener Klippen waldbewachſ'ner Höhe.
Sie hören, ſehen unten in dem Thal
Den Jagdgebrauch vollendet, ſehn den Hirſch
Als Beute liegen ſeiner klaffenden
Verfolger. Schnell zerſtreuet ſich die Schaar,
Und jeder ſucht ſich einzeln ſeinen Pfad,
Hier oder dort, mehr oder weniger
Durch einen Umweg. Sie allein beſinnt
Sich keinen Augenblick, und nöthiget
Ihr Pferd von Klipp' zu Klippe, grad herein.
Des Frevels Glück betrachten wir erſtaunt;
Denn ihr gelingt es eine Weile, doch
Am untern ſteilen Abhang geben dem Pferde
Die letzten, ſchmalen Klippenſtufen aus,
Es ſtürzt herunter, ſie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich hörte bald
Nach deinem Arzte rufen. So erſchien ich nun
Auf deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König.

O möge ſie ihm bleiben! Fürchterlich
Iſt einer, der nichts zu verlieren hat.

Graf.

So hat ihm dieſer Schrecken das Geheimniß
Auf einmal abgezwungen, das er ſonſt,
Mit ſo viel Klugheit zu verbergen ſtrebte?

König.

Er hatte ſchon ſich völlig mir vertraut.

Graf.

Die Lippen öffnet ihm der Fürſtin Tod,
Nun zu bekennen, was, für Hof und Stadt,
Ein offenbar Geheimniß lange war.
Es iſt ein eigner, grillenhafter Zug,
Daß wir, durch Schweigen, das Geſchehene,
Für uns und Andre, zu vernichten glauben.

König.

O laß dem Menſchen dieſen edlen Stolz.
Gar vieles kann, gar vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf.

Man bringt ſie, fürcht' ich, ohne Leben her!

König.

Welch unerwartet, ſchreckliches Ereigniß!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. **Eugenie** auf zuſammengeſtellten Sesseln, für todt hereingetragen. **Herzog. Wundarzt. Gefolge.**

Herzog (zum Wundarzt).

Wenn deine Kunſt nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unſers Königs Leben,
Das unſchätzbare Gut, vertraut iſt, laß
Ihr helles Auge ſich noch einmal öffnen,
Daß Hoffnung mir in dieſem Blick erſcheine!
Daß, aus der Tiefe meines Jammers, ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!
Vermagſt du dann nichts weiter, kannſt du ſie
Nur wenige Minuten mir erhalten:
So laßt mich eilen, vor ihr hinzuſterben,
Daß ich im Augenblick des Todes noch
Getröſtet rufe: meine Tochter lebt!

König.

Entferne dich, mein Oheim! daß ich hier
Die Vaterpflichten treulich übernehme.
Nichts unverſucht laßt dieſer wackre Mann.
Gewiſſenhaft, als läg' ich ſelber hier,
Wird er um deine Tochter ſich bemühen.

Herzog.

Sie regt ſich!

König.

Iſt es wahr?

Graf.

Sie regt ſich!

Herzog.

Starr
Blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! sie lebt!

König (ein wenig zurücktretend).
Verdoppelt eure Sorge!

Herzog.
Sie lebt! sie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja! sie wird nun bald
Auch ihren Vater, ihre Freunde kennen.
Nicht so umher, mein liebes Kind, verschwende
Die Blicke staunend, ungewiß; auf mich
Auf deinen Vater wende sie zuerst.
Erkenne mich, laß meine Stimme dir
Zuerst das Ohr berühren, da du uns,
Aus jener stummen Nacht, zurückekehrst.

Eugenie
(die indeß, nach und nach, zu sich gekommen ist und sich aufgerichtet hat).
Was ist aus uns geworden?

Herzog.
Kenne mich
Nur erst! — Erkennst du mich?

Eugenie.
Mein Vater!

Herzog.
Ja!
Dein Vater, den, mit diesen holden Tönen,
Du aus den Armen der Verzweiflung rettest.

Eugenie.
Wer bracht' uns unter diese Bäume?

Herzog

(dem der Wundarzt ein weißes Tuch gegeben).

Bleib
Gelaſſen, meine Tochter! Dieſe Stärkung
Nimm ſie mit Ruhe, mit Vertrauen an!

Eugenie

(ſie nimmt dem Vater das Tuch ab, das er ihr vorgehalten und verbirgt ihr Geſicht darin. Dann ſteht ſie ſchnell auf, indem ſie das Tuch vom Geſicht nimmt).

Da bin ich wieder! — Ja nun weiß ich alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich
Herab zu reiten, g'rad herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin geſtürzt? Vergiebſt du mir's?
Für todt hob man mich auf? Mein guter Vater!
Und wirſt du die Verwegne lieben können,
Die ſolche bittre Schmerzen dir gebracht?

Herzog.

Zu wiſſen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In dir, o Tochter, mir beſchieden iſt;
Nun ſteigert mir gefürchteter Verluſt
Des Glücks Empfindung ins Unendliche.

König

(der ſich bisher, im Grunde, mit dem Wundarzt und dem Grafen unterhalten, zu dem letzten).

Entferne Jedermann! ich will ſie ſprechen.

Fünfter Auftritt.

König. Herzog. Eugenie.

König (näher tretend).

Hat ſich die wackre Reiterin erholt?
Hat ſie ſich nicht beſchadigt?

Herzog.

Nein, mein König!
Und was noch übrig iſt von Schreck und Weh,
Nimmſt du, o Herr, durch deinen milden Blick,
Durch deiner Worte ſanften Ton hinweg.

König.

Und wem gehört es an, das liebe Kind?

Herzog (nach einer Pauſe).

Da du mich fragſt, ſo darf ich dir bekennen;
Da du gebieteſt, darf ich ſie vor dich,
Als meine Tochter, ſtellen.

König.

Deine Tochter?
So hat für dich das Glück, mein lieber Oheim,
Unendlich mehr als das Geſetz gethan.

Eugenie.

Wohl muß ich fragen: ob ich wirklich denn,
Aus jener tödtlichen Betäubung, mich
Ins Leben wieder aufgerafft? und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild ſey?
Mein Vater nennt, vor ſeinem Könige,
Mich ſeine Tochter. O, ſo bin ich's auch!
Der Oheim eines Königes bekennt

Mich für sein Kind, so bin ich denn die Nichte
Des großen Königs. O verzeihe mir
Die Majestät! wenn aus geheimnißvollem,
Verborgnem Zustand ich, ans Licht auf einmal
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Unsicher, schwankend, nicht zu fassen weiß.

(Sie wirft sich vor dem König nieder.)

König.

Mag diese Stellung die Ergebenheit
In dein Geschick, von Jugend auf, bezeichnen!
Die Demuth, deren unbequeme Pflicht
Du, deiner höheren Geburt bewußt,
So manches Jahr, im Stillen, ausgeübt.
Doch sey auch nun, wenn ich von meinen Füßen
Zu meinem Herzen dich herauf gehoben,

(er hebt sie auf und drückt sie an sich)

Wenn ich des Oheims heil'gen Vaterkuß
Auf dieser Stirne schönen Raum gedrückt,
So sey dieß auch ein Zeichen, sey ein Siegel
Dich, die Verwandte hab' ich anerkannt;
Und werde bald, was hier geheim geschah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen.

Herzog.

So große Gabe fordert ungetheilten
Und unbegranzten Dank des ganzen Lebens.

Eugenie.

Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Auch manches lehrte mich mein eigen Herz;
Doch meinen König anzureden, bin
Ich nicht, entfernterweise, vorbereitet.

Doch wenn ich schon das ganz Gehörige
Dir nicht zu sagen weiß, so möcht' ich doch
Vor dir, o Herr, nicht ungeschickt verstummen.
Was fehlte dir? was wäre dir zu bringen?
Die Fülle selber, die zu dir sich drängt,
Fließt, nur für Andre, strömend wieder fort.
Hier stehen Tausende dich zu beschützen,
Hier wirken Tausende nach deinem Wink;
Und wenn der Einzelne dir Herz und Geist
Und Arm und Leben fröhlich opfern wollte;
In solcher großen Menge zählt er nicht,
Er muß vor dir und vor sich selbst verschwinden.

König.

Wenn dir die Menge, gutes edles Kind,
Bedeutend scheinen mag: so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen dieser Menge,
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.
Berief hiezu den König die Geburt,
So sind ihm seine nächsten Anverwandten
Geborne Räthe, die, mit ihm vereint,
Das Reich beschützen und beglücken sollten.
O träte doch, in diese Regionen,
Zum Rathe dieser hohen Wächter, nie
Vermummte Zwietracht, leisewirkend ein.
Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater,
Durch allgewalt'gen, königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir,
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme!
Gar viele Widersacher hat ein Fürst,
O laß ihn jene Seite nicht verstärken!

Herzog.

Mit welchem Vorwurf kränkeſt du mein Herz!

Eugenie.

Wie unverſtändlich ſind mir dieſe Worte!

König.

O lerne ſie nicht allzufrüh verſtehn!
Die Pforten unſers königlichen Hauſes
Eröffn' ich dir, mit eigner Hand; ich führe
Auf glatten Marmorboden dich hinein.
Noch ſtaunſt du dich, noch ſtaunſt du alles an,
Und in den innern Tiefen ahneſt du
Nur ſchöne Würde, mit Zufriedenheit.
Du wirſt es anders finden! Ja, du biſt
In eine Zeit gekommen, wo dein König
Dich nicht zum heitren, frohen Feſte ruft.
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In kurzem feiern wird; doch ſoll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen ſeyn;
Dort werd' ich dich im offnen Kreiſe ſehn,
Und Aller Augen werden auf dir haften.
Die ſchönſte Zierde gab dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürſtin würdig ſey,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenie.

Der freud'gen Ueberraſchung lauter Schrei,
Bedeutender Gebärde dringend Streben,
Vermöchten ſie die Wonne zu bezeugen,
Die du dem Herzen ſchaffend aufgeregt?
Zu deinen Füßen, Herr, laß mich verſtummen.

(Sie will knien.)

König (hält ſie ab).

Du ſollſt nicht knieen.

Eugenie.

Laß, o laß mich hier
Der völligſten Ergebung Glück genießen.
Wenn wir, in raſchen, muthigen Momenten,
Auf unſern Füßen ſtehen, ſtrack und kühn,
Als eigner Stütze, froh uns ſelbſt vertraun,
Dann ſcheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was, in Augenblicken der Entzückung,
Die Kniee beugt, iſt auch ein ſüß Gefühl.
Und was wir unſerm Vater, König, Gott,
Von Wonnedank, von ungemeſſ'ner Liebe,
Zum reinſten Opfer bringen möchten, drückt
In dieſer Stellung ſich am beſten aus.

(Sie fällt vor ihm nieder.)

Herzog (kniet).

Erneute Huldigung geſtatte mir.

Eugenie.

Zu ewigen Vaſallen nimm uns an.

König.

Erhebt euch denn und ſtellt euch neben mich,
Ins Chor der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beſtändige beſchützen.
O dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte Jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden,
Nur dann ſich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterſcheiden wäre, wenn wir alle,
Von einem Strom vermiſcht dahingeriſſen,

Im Ocean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerſtehen, laßt uns, tapfer,
Was uns und unſer Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!
Laßt endlich uns den alten Zwiſt vergeſſen,
Der Große gegen Große reizt, von innen
Das Schiff durchbohrt, das, gegen äußre Wellen
Geſchloſſen kampfend, nur ſich halten kann.

Eugenie.

Welch friſch wohlthät'ger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf, anſtatt mich zu verblenden!
Wie! Unſer König achtet uns ſo ſehr,
Um zu geſtehen daß er uns bedarf;
Wir ſind ihm nicht Verwandte nur, wir ſind
Durch ſein Vertraun zum höchſten Platz erhoben.
Und wenn die Edlen ſeines Königreichs
Um ihn ſich drängen, ſeine Bruſt zu ſchützen,
So fordert er uns auf zu größerm Dienſt.
Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Iſt jedes Wohlgeſinnten höchſte Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Weſen,
Und wenn er fällt, mit ihm ſtürzt alles hin.
Die Jugend, ſagt man, bilde ſich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;
Doch dieſer Wille, dieſe Kraft, auf ewig,
Was ſie vermögen, dir gehört es an.

Herzog.

Des Kindes Zuverſicht, erhabner Fürſt,
Weißt du zu ſchätzen, weißt du zu verzeihen.
Und wenn der Vater, der erfahrne Mann,
Die Gabe dieſes Tags, die nächſte Hoffnung,

In ihrem ganzen Werthe, fühlt und wägt;
So biſt du ſeines vollen Danks gewiß.

König.

Wir wollen bald einander wiederſehn,
An jenem Feſt, wo ſich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Dich geb' ich, edles Kind, an dieſem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze dein Geſchick.
Doch bis dahin verlang' ich von euch beiden
Verſchwiegenheit. Was unter uns geſchehn,
Erfahre Niemand. Mißgunſt lauert auf,
Schnell regt ſie Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo ſelbſt der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unſre Thaten;
Ein Vorſatz, mitgetheilt, iſt nicht mehr dein;
Der Zufall ſpielt mit deinem Willen ſchon;
Selbſt wer gebieten kann muß überraſchen.
Ja, mit dem beſten Willen leiſten wir
So wenig, weil uns tauſend Willen kreuzen.
O! wäre mir, zu meinen reinen Wünſchen,
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte ſollten unter niederm Dach,
Begnügte ſollten im Pallaſte wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genoſſen,
Entſagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Sechster Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie.

O welch ein selig jubelvoller Tag!

Herzog.

O möcht' ich Tag' auf Tage so erleben!

Eugenie.

Wie göttlich hat der König uns beglückt.

Herzog.

Genieße rein so ungehoffte Gaben.

Eugenie.

Er scheint nicht glücklich, ach! und ist so gut.

Herzog.

Die Güte selbst erregt oft Widerstand.

Eugenie.

Wer ist so hart sich ihm zu widersetzen?

Herzog.

Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.

Eugenie.

Des Königs Milde sollte Milde zeugen.

Herzog.

Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.

Eugenie.

Wie edel hat ihn die Natur gebildet.

Herzog.

Doch auf zu hohen Platz hinaufgestellt.

Eugenie.

Und ihn mit so viel Tugend ausgestattet.

Herzog.

Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.

Eugenie.

Von altem Heldenſtamme grünt er auf.

Herzog.

Die Kraft entgeht vielleicht dem ſpäten Zweige.

Eugenie.

Die Schwäche zu vertreten ſind wir da.

Herzog.

Sobald er unſre Stärke nicht verkennt.

Eugenie (nachdenklich).

Mich leiten ſeine Reden zum Verdacht.

Herzog.

Was ſinneſt du? Enthülle mir dein Herz.

Eugenie (nach einer Pauſe).

Auch du biſt unter denen die er fürchtet.

Herzog.

Er fürchte jene die zu fürchten ſind.

Eugenie.

Und ſollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog.

Wer die Gefahr verheimlicht iſt ein Feind.
Wo ſind wir hingerathen! Meine Tochter!
Wie hat der ſonderbarſte Zufall uns
Auf einmal weggeriſſen nach dem Ziel.
Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anſtatt dich aufzuklaren.
So mußte dir der Jugend heitres Glück
Beim erſten Eintritt in die Welt verſchwinden.
Du konnteſt nicht, in ſüßer Trunkenheit,
Der blendenden Befriedigung genießen.

Das Ziel erreichſt du; doch des falſchen Kranzes
Verborgne Dornen ritzen deine Hand.
Geliebtes Kind! ſo ſollt' es nicht geſchehn!
Erſt nach und nach, ſo hofft' ich, wurdeſt du
Dich aus Beſchränkung an die Welt gewöhnen,
Erſt nach und nach den liebſten Hoffnungen
Entſagen lernen, manchem holden Wunſch.
Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz
Dir vorbedeutet, biſt du in den Kreis
Der Sorgen, der Gefahr herabgeſtürzt.
Mißtrauen athmet man in dieſer Luft,
Der Neid verhetzt ein fieberhaftes Blut
Und übergiebt dem Kummer ſeine Kranken.
Ach ſoll ich nun nicht mehr ins Paradies,
Das dich umgab, am Abend wiederkehren,
Zu deiner Unſchuld heil'gem Vorgefühl
Mich von der Welt gedrangter Poſſe retten!
Du wirſt fortan, mit mir ins Netz verſtrickt,
Gelahmt, verworren, dich und mich betrauren.

Eugenie.

Nicht ſo, mein Vater! Konnt' ich ſchon bisher
Unthatig, abgeſondert, eingeſchloſſen,
Ein kindlich Nichts, die reinſte Wonne dir,
Schon in des Daſeyns Unbedeutenheit
Erholung, Troſt und Lebensluſt gewähren:
Wie ſoll die Tochter erſt, in dein Geſchick
Verflochten, im Gewebe deines Lebens,
Als heitrer, bunter Faden, künftig glanzen!
Ich nehme Theil an jeder edlen That,
An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.

Mein frischer Sinn, die jugendliche Lust,
Die mich belebt, sie theilen dir sich mit,
Verscheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich ungeheure Last
Auf Eine Menschenbrust zerknirschend wälzen.
Wenn ich dir sonst in trüben Augenblicken
Ohnmächt'gen guten Willen, arme Liebe,
Dir leere Tandeleien kindlich bot;
Nun hoff' ich, eingeweiht in deine Plane,
Bekannt mit deinen Wünschen, mir das Recht
Vollbürt'ger Kindschaft rühmlich zu erwerben.

Herzog.

Was du bei diesem wicht'gen Schritt verlierst,
Erscheint dir ohne Werth und ohne Würde;
Was du erwarteſt schätzeſt du zu sehr.

Eugenie.

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern
Gewalt'ges Ansehn, würd'gen Einfluß theilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Herzog.

Gewiß! Vergieb, wenn du in dieser Stunde
Mich schwächer findeſt, als dem Manne ziemt.
Wir tauschten sonderbar die Pflichten um:
Ich soll dich leiten und du leiteſt mich.

Eugenie.

Wohl denn! Mein Vater, tritt mit mir herauf,
In diese Regionen, wo mir eben
Die neue, heitre Sonne sich erhebt.
In diesen muntern Stunden lache nur,
Wenn ich den Inbegriff von meinen Sorgen
Dir auch eröffne.

Herzog.

Sage, was es iſt.

Eugenie.

Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menſchen Herz beſtürmen. Wenn der Mann
Sein Aeußeres, in ſolchem Fall, vergißt,
Nachläſſig oft ſich vor die Menge ſtellt,
So wünſcht ein Weib noch Jedem zu gefallen,
Durch ausgeſuchte Tracht, vollkommnen Schmuck,
Beneidenswerth vor andern zu erſcheinen.
Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich, im bedeutendſten
Momente meines Lebens, daß auch ich
Der mädchenhaften Schwachheit ſchuldig bin.

Herzog.

Was kannſt du wünſchen, das du nicht erlangſt?

Eugenie.

Du biſt geneigt, mir alles zu gewähren,
Ich weiß es. Doch der große Tag iſt nah,
Zu nah, um alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerei und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben ſoll,
Wie kann's geſchafft, wie kann's vollendet werden?

Herzog.

Uns überraſcht ein längſt gewünſchtes Glück;
Doch vorbereitet können wir's empfangen.
Was du bedarfſt iſt alles angeſchafft,
Und heute noch, verwahrt im edlen Schrein,
Erhaltſt du Gaben, die du nicht erwartet.

Doch leichte Prüfung leg' ich dir dabei,
Zum Vorbild mancher künftig ſchweren, auf.
Hier iſt der Schlüſſel! den verwahre wohl;
Bezähme deine Neugier! Oeffne nicht,
Eh ich dich wiederſehe, jenen Schatz.
Vertraue Niemand, ſey es wer es ſey.
Die Klugheit rath's, der König ſelbſt gebeut's.

Eugenie.

Dem Mädchen ſinnſt du harte Prüfung aus;
Doch will ich ſie beſtehn, ich ſchwör' es dir!

Herzog.

Mein eigner wüſter Sohn umlauert ja
Die ſtillen Wege, die ich dich geführt.
Der Güter kleinen Theil, den ich bisher
Dir ſchuldig zugewandt, mißgönnt er ſchon.
Erfuhr' er, daß du höher nun empor
Durch unſers Königs Gunſt gehoben, bald
In manchem Recht ihm gleich dich ſtellen könnteſt;
Wie mußt' er wüthen! Würd' er tückiſch nicht,
Den ſchönen Schritt zu hindern, alles thun?

Eugenie.

Laß uns, im Stillen, jenen Tag erharren.
Und wenn geſchehn iſt, was mich ſeine Schweſter
Zu nennen mich berechtigt, ſoll's an mir,
Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachgiebigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Er iſt dein Sohn; und ſollt' er nicht, nach dir,
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet ſeyn?

Herzog.

Ich traue dir ein jedes Wunder zu,
Verrichte ſie zu meines Hauſes Beſtem

Und lebe wohl. Doch ach! indem ich scheide,
Befallt mich grausend jäher Furcht Gewalt.
Hier lagst du todt in meinen Armen! Hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tigerklaue.
Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg!
Dich hab' ich todt gesehn! So wirst du mir
An manchem Tag, in mancher Nacht erscheinen.
War ich entfernt von dir, nicht stets besorgt?
Nun ist's nicht mehr ein kranker Grillentraum,
Es ist ein wahres unauslöschlichs Bild:
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Bleich, hingesunken, athemlos, entseelt.

Eugenie.

Erneue nicht, was du entfernen solltest,
Laß diesen Sturz, laß diese Rettung dir
Als werthes Pfand erscheinen meines Glücks.
Lebendig siehst du sie vor deinen Augen,
(indem sie ihn umarmt)
Und fühlst lebendig sie an deiner Brust.
So laß mich immer, immer wiederkehren!
Und vor dem glühnden, liebevollen Leben
Entweiche des verhaßten Todes Bild.

Herzog.

Kann wohl ein Kind empfinden, wie den Vater
Die Sorge möglichen Verlustes quält?
Gesteh' ich's nur! Wie öfters hat mich schon
Dein überkühner Muth, mit dem du dich,
Als wie ans Pferd gewachsen, voll Gefühl
Der doppelten, centaurischen Gewalt,
Durch Thal und Berg, durch Fluß und Gräben schleuderst,

Wie ſich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ach! öfters mehr geängſtigt als entzückt.
Daß doch gemäßigter dein Trieb fortan
Der ritterlichen Uebung ſich erfreue!

Eugenie.

Dem Ungemeßnen beugt ſich die Gefahr,
Beſchlichen wird das Mäßige von ihr.
O! fühle jetzt wie damals, da du mich,
Ein kleines Kind, in ritterliche Weiſe,
Mit heitrer Kühnheit, fröhlich eingeweiht.

Herzog.

Ich hatte damals Unrecht; ſoll mich nun
Ein langes Leben ſorgenvoll beſtrafen!
Und locket Uebung des Gefährlichen
Nicht die Gefahr an uns heran?

Eugenie.

Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr.
Leb wohl, mein Vater, folge deinem König,
Und ſey nun, auch um deiner Tochter willen
Sein redlicher Vaſall, ſein treuer Freund.
Leb wohl!

Herzog.

O bleib! und ſteh an dieſem Platz
Lebendig, aufrecht, noch einmal, wie du
Ins Leben wieder aufſprangſt, wo mit Wonne
Du mein zerriſſen Herz erfüllend heilteſt.
Unfruchtbar bleibe dieſe Freude nicht!
Zum ew'gen Denkmal weih' ich dieſen Ort.
Hier ſoll ein Tempel aufſtehn, der Geneſung,
Der glücklichſten, gewidmet. Rings umher

Soll deine Hand ein Feenreich erſchaffen.
Den wilden Wald, das ſtruppige Gebuſch
Soll ſanfter Gange Labyrinth verknüpfen.
Der ſtille Fels wird gangbar, dieſer Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraſchte Wandrer fühlt ſich hier
Ins Paradies verſetzt. Hier ſoll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen, hier kein Vogel
Von ſeinem Zweig, kein Wild in ſeinem Buſch
Geſchreckt, verwundet, hingeſchmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt verſagt,
Auf dich gelehnt, wallfahrten; immer ſoll
Des gleichen Danks Empfindung mich beleben.
Nun aber lebe wohl! Und wie? — Du weinſt?

Eugenie.

O! wenn mein Vater ängſtlich fürchten darf,
Die Tochter zu verlieren, ſoll in mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, ſagen — ihn zu miſſen.
Verwaiſ'te Väter ſind beklagenswerth;
Allein verwaiſ'te Kinder ſind es mehr.
Und ich, die Aermſte, ſtünde ganz allein,
Auf dieſer weiten, fremden, wilden Welt,
Müßt' ich von ihm, dem Einzigen, mich trennen.

Herzog.

Wie du mich ſtärkteſt, geb' ich dir's zurück.
Laß uns getroſt, wie immer, vorwärts gehen.
Das Leben iſt des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muß ſich ſelbſt verbürgen.
Drum laß uns eilig aus einander ſcheiden!

Von dieſem allzuweichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiederſehn uns heilen!

(Sie trennen ſich ſchnell; aus der Entfernung werfen ſie ſich, mit ausgebreiteten Armen, ein Lebewohl zu und gehen eilig ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer Eugeniens, im gothiſchen Styl.

Erſter Auftritt.

Hofmeiſterin. Secretär.

Secretär.

Verdien' ich, daß du mich, im Augenblick,
Da ich erwünſchte Nachricht bringe, fliehſt?
Vernimm nur erſt, was ich zu ſagen habe!

Hofmeiſterin.

Wohin es deutet, fühl' ich nur zu ſehr.
O laß mein Auge vom bekannten Blick,
Mein Ohr ſich von bekannter Stimme wenden.
Entfliehen laß mich der Gewalt, die ſonſt
Durch Lieb' und Freundſchaft wirkſam, fürchterlich,
Wie ein Geſpenſt, mir nun zur Seite ſteht.

Secretär.

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße ſchütte,
Wenn ſich die Morgenröthe jenes Tags,

Der unſern Bund auf ewig gründen ſoll,
Am Horizonte feierlich erhebt;
So ſcheinſt du nun, verlegen, widerwillig,
Den Antrag eines Brautigams zu fliehn.

Hofmeiſterin.

Du zeigſt mir nur die eine Seite dar,
Sie glänzt und leuchtet, wie im Sonnenſchein
Die Welt erfreulich daliegt; aber hinten
Droht ſchwarzer Nächte Graus, ich ahn' ihn ſchon.

Secretär.

So laß uns erſt die ſchöne Seite ſehn!
Verlangſt du Wohnung, mitten in der Stadt?
Geräumig, heiter, trefflich ausgeſtattet,
Wie man's für ſich, ſo wie für Gaſte wünſcht;
Sie iſt bereit, der nächſte Winter findet
Uns feſtlich dort umgeben, wenn du willſt.
Sehnſt du im Frühling dich aufs Land, auch dort
Iſt uns ein Haus, ein Garten uns beſtimmt,
Ein reiches Feld. Und was Erfreuliches
An Waldung, Buſch, an Wieſen, Bach und Seen,
Sich Phantaſie zuſammendrängen mag,
Genießen wir, zum Theil, als unſer eignes,
Zum Theil, als allgemeines Gut. Wobei
Noch manche Rente, gar bequem, vergönnt
Durch Sparſamkeit ein ſichres Glück zu ſteigern.

Hofmeiſterin.

In trübe Wolken hüllt ſich jenes Bild
So heiter du es malſt, vor meinen Augen.
Nicht wünſchenswerth, abſcheulich naht ſich mir
Der Gott der Welt im Ueberfluß heran.
Was für ein Opfer fordert er? Das Glück

Des holden Zöglings müßt' ich morden helfen!
Und was ein solch Verbrechen mir erwarb,
Ich sollt' es je, mit freier Bruſt, genießen?
Eugenie! du, deren holdes Weſen
Im meiner Nähe ſich, von Jugend auf,
Aus reicher Fülle rein entwickeln ſollte,
Kann ich noch unterſcheiden, was an dir
Dein eigen iſt und was du mir verdankſt?
Dich, die ich als mein ſelbſt gebildet Werk
Im Herzen trage, ſollt' ich nun zerſtören?
Von welchem Stoffe ſeyd ihr denn geformt,
Ihr Grauſamen, daß eine ſolche That
Ihr fordern dürft und zu belohnen glaubt?

Secretär.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles gutes Herz und bildet ihn
Nur immer ſchöner, liebenswürd'ger, aus,
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heiſcht, wir bringen's doch,
Mit blutendem Gefühl, der Noth zuletzt.
Zwei Welten ſind es, meine Liebe, die,
Gewaltſam ſich bekämpfend, uns bedrängen.

Hofmeiſterin.

In völlig fremder Welt für mein Gefühl
Scheinſt du zu wandlen, da du deinem Herrn,
Dem edlen Herzog, ſolche Jammertage
Verrätheriſch bereiteſt, zur Partei
Des Sohns dich fügeſt — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünſt'gen ſcheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Menſch,

Der ganz besonnen solche That erwählt,
Er ist ein Räthsel. — Doch — und bin ich nicht
Mir auch ein Räthsel? daß ich noch an dir,
Mit solcher Neigung, hange, da du mich
Zum jähen Abgrund hinzureißen strebst.
Warum o! schuf dich die Natur, von außen,
Gefällig, liebenswerth, unwiderstehlich,
Wenn sie ein kaltes Herz in deinen Busen,
Ein glückzerstörendes, zu pflanzen dachte!

Secretär.

An meiner Neigung Wärme zweifelst du?

Hofmeisterin.

Ich würde mich vernichten, wenn ich's könnte.
Doch ach! warum, und mit verhaßtem Plan,
Aufs neue mich besturmen? Schwurst du nicht,
In ew'ge Nacht das Schreckniß zu begraben?

Secretär.

Ach leider drängt sich's mächtiger hervor.
Den jungen Fürsten zwingt man zum Entschluß.
Erst blieb Eugenie, so manches Jahr,
Ein unbedeutend, unbekanntes Kind.
Du hast sie selbst, von ihren ersten Tagen,
In diesen alten Sälen, auferzogen,
Von wenigen besucht und heimlich nur.
Doch wie verheimlichte sich Vaterliebe!
Der Herzog, stolz auf seiner Tochter Werth,
Läßt nach und nach sie öffentlich erscheinen;
Sie zeigt sich reitend, fahrend. Jeder fragt
Und jeder weiß zuletzt woher sie sey.
Nun ist die Mutter todt. Der stolzen Frau
War dieses Kind ein Grauel, das ihr nur

Der Neigung Schwäche vorzuwerfen ſchien.
Nie hat ſie's anerkannt und kaum geſehn.
Durch ihren Tod fühlt ſich der Herzog frei,
Entwirft geheime Plane, nähert ſich
Dem Hofe wieder und entſagt zuletzt
Dem alten Groll, verſöhnt ſich mit dem König
Und macht ſich's zur Bedingung: dieſes Kind
Als Furſtin ſeines Stamms erklärt zu ſehn.

Hofmeiſterin.

Und gönnt ihr dieſer köſtlichen Natur
Vom Furſtenblute nicht das Glück des Rechts?

Secretär.

Geliebte, Theure! Sprichſt du doch ſo leicht,
Durch dieſe Mauern von der Welt geſchieden,
In klöſterlichem Sinne von dem Werth
Der Erdengüter. Blicke nur hinaus;
Dort wägt man beſſer ſolchen edlen Schatz.
Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet ſeines Vaters Jahre, Bruder
Entzweit ein ungewiſſes Recht, auf Tod
Und Leben. Selbſt der Geiſtliche vergißt
Wohin er ſtreben ſoll und ſtrebt nach Gold.
Verdächte man's dem Prinzen, der ſich ſtets
Als einz'gen Sohn gefühlt, wenn er ſich nun
Die Schweſter nicht gefallen laſſen will,
Die, eingedrungen, ihm das Erbtheil ſchmälert?
Man ſtelle ſich an ſeinen Platz und richte.

Hofmeiſterin.

Und iſt er nicht ſchon jetzt ein reicher Furſt?
Und wird er's nicht durch ſeines Vaters Tod
Zum Uebermaaß? Wie wär' ein Theil der Güter

So köſtlich angelegt, wenn er dafür
Die holde Schweſter zu gewinnen wüßte?

Secretär.

Willkürlich handeln iſt des Reichen Glück!
Er widerſpricht der Fordrung der Natur,
Der Stimme des Geſetzes, der Vernunft,
Und ſpendet an den Zufall ſeine Gaben.
Genug beſitzen hieße darben. Alles
Bedürfte man! Unendlicher Verſchwendung
Sind ungemeßne Güter wünſchenswerth.
Hier denke nicht zu rathen, nicht zu mildern;
Kannſt du mit uns nicht wirken, gieb uns auf.

Hofmeiſterin.

Und was denn wirken? Lange droht ihr ſchon
Von fern dem Glück des liebenswürd'gen Kindes.
Was habt ihr denn in eurem furchtbar'n Rath
Beſchloſſen über ſie? Verlangt ihr etwa,
Daß ich mich blind zu eurer That geſelle?

Secretär.

Mit nichten! Hören kannſt und ſollſt du gleich,
Was zu beginnen, was von dir zu fordern,
Wir ſelbſt genöthigt ſind. Eugenien
Sollſt du entführen! Sie muß dergeſtalt
Auf einmal aus der Welt verſchwinden, daß
Wir ſie getroſt als todt beweinen können;
Verborgen muß ihr künftiges Geſchick,
Wie das Geſchick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeiſterin.

Lebendig weiht ihr ſie dem Grabe, mich
Beſtimmt ihr, tückiſch, zur Begleiterin.
Mich ſtoßt ihr mit hinab. Ich ſoll mit ihr,

Mit der Verrathnen, die Verrätherin,
Der Todten Schicksal, vor dem Tode, theilen.

Secretär.

Du fuhrst sie hin und kehrest gleich zurück.

Hofmeisterin.

Soll sie im Kloster ihre Tage schließen?

Secretär.

Im Kloster nicht; wir mögen solch ein Pfand
Der Geistlichkeit nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.

Hofmeisterin.

So soll sie nach den Inseln? Sprich es aus.

Secretär.

Du wirst's vernehmen! Jetzt beruh'ge dich.

Hofmeisterin.

Wie kann ich ruhen, bei Gefahr und Noth,
Die meinen Liebling, die mich selbst bedraut?

Secretär.

Dein Liebling kann auch drüben glücklich seyn,
Und dich erwarten hier Genuß und Wonne.

Hofmeisterin.

O, schmeichelt euch mit solcher Hoffnung nicht.
Was hilft's, in mich zu stürmen? zum Verbrechen
Mich anzulocken, mich zu drängen? Sie,
Das hohe Kind, wird euren Plan vereiteln.
Gedenkt nur nicht sie als geduld'ges Opfer
Gefahrlos wegzuschleppen. Dieser Geist,
Der muthvoll sie beseelt, ererbte Kraft,
Begleiten sie, wohin sie geht, zerreißen
Das falsche Netz, womit ihr sie umgabt.

Secretär.

Sie festzuhalten, das gelinge dir!
Willst du mich überreden, daß ein Kind,
Bisher im sanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall, Besonnenheit
Und Kraft, Geschick und Klugheit zeigen werde?
Gebildet ist ihr Geist, doch nicht zur That,
Und wenn sie richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel daß sie gemessen handle.
Des Unerfahrnen hoher, freier Muth
Verliert sich leicht in Feigheit und Verzweiflung,
Wenn sich die Noth ihm gegenüber stellt.
Was wir gesonnen, führe du es aus,
Klein wird das Uebel werden, groß das Glück.

Hofmeisterin.

So gebt mir Zeit zu prüfen und zu wahlen!

Secretär.

Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
Der Herzog scheint gewiß, daß ihm der König,
Am nachsten Fest, die hohe Gunst gewähren
Und seine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen stehn bereit,
Im prächt'gen Kasten sammtlich eingeschlossen,
Wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt
Und ein Geheimniß zu verwahren glaubt;
Wir aber wissen's wohl und sind gerüstet;
Geschehen muß nun schnell das Ueberlegte.
Heut Abend hörst du mehr. Nun lebe wohl!

Hofmeisterin.

Auf düstern Wegen wirkt ihr tückisch fort;
Und wahnet euren Vortheil klar zu sehen.

Habt ihr denn jeder Ahnung euch verſchloſſen,
Daß über Schuld und Unſchuld, lichtverbreitend,
Ein rettend, rächend Weſen göttlich ſchwebt?

Secretär.

Wer wagt ein Herrſchendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unſrer Thaten,
Nach ſeinem einz'gen Willen, zu beſtimmen?
Doch wer hat ſich zu ſeinem hohen Rath
Geſellen dürfen? Wer Geſetz und Regel,
Wornach es ordnend ſpricht, erkennen mögen?
Verſtand empfingen wir, uns mündig ſelbſt
Im ird'ſchen Element zurecht zu finden,
Und was uns nützt, iſt unſer höchſtes Recht.

Hofmeiſterin.

Und ſo verläugnet ihr das Göttlichſte,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.
Mich ruft es auf, die ſchreckliche Gefahr
Vom holden Zögling kräftig abzuwenden,
Mich gegen dich und gegen Macht und Liſt
Beherzt zu waffnen. Kein Verſprechen ſoll,
Kein Drohn mich von der Stelle drängen. Hier,
Zu ihrem Heil gewidmet, ſteh' ich feſt.

Secretär.

O meine Gute! dieß ihr Heil vermagſt
Du ganz allein zu ſchaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magſt du ganz allein,
Und zwar indem du uns gehorchſt. Ergreife
Sie ſchnell, die holde Tochter, führe ſie,
So weit du kannſt, hinweg, verbirg ſie fern
Vor aller Menſchen Anblick, denn — du ſchauderſt,
Du fühlſt, was ich zu ſagen habe. Sey's,

Weil du mich drängeſt, endlich auch geſagt:
Sie zu entfernen iſt das Mildeſte.
Willſt du zu dieſem Plan nicht thätig wirken,
Denkſt du dich ihm geheim zu widerſetzen,
Und wageſt du, was ich dir anvertraut,
Aus guter Abſicht irgend zu verrathen;
So liegt ſie todt in deinen Armen! Was
Ich ſelbſt beweinen werde, muß geſchehn.'

Zweiter Auftritt.

Hofmeiſterin.

Die kühne Drohung überraſcht mich nicht!
Schon lange ſeh' ich dieſes Feuer glimmen,
Nun ſchlagt es bald in lichte Flammen aus.
Um dich zu retten, muß ich, liebes Kind,
Dich deinem holden Morgentraum entreißen.
Nur Eine Hoffnung lindert meinen Schmerz;
Allein ſie ſchwindet, wie ich ſie ergreife.
Eugenie! wenn du entſagen könnteſt
Dem hohen Glück, das unermeßlich ſcheint,
An deſſen Schwelle dir Gefahr und Tod,
Verbannung, als ein Milderes, begegnet.
O dürft' ich dich erleuchten! dürft' ich dir
Verborgne Winkel öffnen, wo die Schaar
Verſchworener Verfolger, tückiſch, lauſcht.
Ach ſchweigen ſoll ich! Leiſe kann ich nur
Dich ahnungsvoll ermahnen; wirſt du wohl,
Im Taumel deiner Freude, mich verſtehen!

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Sey mir gegrüßt! du Freundin meines Herzens,
An Mutter Statt geliebte, ſey gegrüßt.

Hofmeiſterin.

Mit Wonne drück' ich dich an dieſes Herz,
Geliebtes Kind, und freue mich der Freude,
Die, reich aus Lebensfülle, dir entquillt.
Wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken
Umſchwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegtem Buſen ſich hervor!

Eugenie.

Ein großes Unheil hatte mich ergriffen,
Vom Felſen ſtürzte Roß und Reiterin.

Hofmeiſterin.

O Gott!

Eugenie.

Sey ruhig! Siehſt du doch mich wieder,
Geſund und hochbeglückt, nach dieſem Fall.

Hofmeiſterin.

Und wie?

Eugenie.

Du ſollſt es hören, wie ſo ſchön
Aus dieſem Uebel ſich das Glück entwickelt.

Hofmeiſterin.

Ach aus dem Glück entwickelt oft ſich Schmerz.

Eugenie.

Sprich böſer Vorbedeutung Wort nicht aus!
Und ſchrecke mich der Sorge nicht entgegen.

Hofmeiſterin.

O! möchteſt du mir alles gleich vertrauen!

Eugenie.

Vor allen Menſchen dir zuerſt. Nur jetzt,
Geliebte, laß mich nur. Ich muß allein
Ins eigene Gefühl mich finden lernen.
Du weißt, wie hoch mein Vater ſich erfreut,
Wenn unerwartet ihm ein klein Gedicht
Entgegen kommt, wie mir's der Muſe Gunſt,
Bei manchem Anlaß willig ſchenken mag.
Verlaß mich! Eben ſchwebt mir's heiter vor,
Ich muß es haſchen, ſonſt entſchwindet's mir.

Hofmeiſterin.

Wann ſoll wie ſonſt vertrauter Stunden Reihe
Mit reichlichen Geſprächen uns erquicken?
Wann öffnen wir, zufriednen Mädchen gleich,
Die ihren Schmuck einander wiederholt
Zu zeigen kaum ermüden, unſres Herzens
Geheimſte Fächer, uns bequem und herzlich,
Des wechſelſeit'gen Reichthums zu erfreuen?

Eugenie.

Auch jene Stunden werden wiederkehren,
Von deren ſtillem Glück man, mit Vertrauen,
Sich des Vertrauns erinnernd, gerne ſpricht.
Doch heute laß, in voller Einſamkeit,
Mich das Bedürfniß jener Tage finden.

Vierter Auftritt.

Eugenie, nachher **Hofmeiſterin** außen.

Eugenie

(eine Briefſtaſche hervorziehend).

Und nun geſchwind zum Pergament, zum Griffel!
Ich hab' es ganz und eilig faſſ' ich's auf,
Was ich dem Könige, zu jener Feier,
Bei der ich, neugeboren durch ſein Wort,
Ins Leben trete, herzlich widmen ſoll.

(Sie recitirt langſam und ſchreibt.)

Welch Wonneleben wird hier ausgeſpendet!
Willſt du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verſchonen?
Ich ſinke hin, von Majeſtät geblendet.
Doch bald getroſt zu dir hinauf gewendet
Erfreut's mich, an dem Fuß der feſten Thronen,
Ein Sprößling deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all mein frühes Hoffen iſt vollendet.
So fließe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Bruſt ſo gern verweilen
Und an der Liebe Majeſtät ſich faſſen.
Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir iſt, als müßt' ich [illegible] aufhaltſam eilen,
Das Leben, das du gabſt, für dich zu laſſen.

(Das Geſchriebene mit Gefälligkeit betrachtend.)

So haſt du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemeßnen Worten ausgeſprochen!
Wie glücklich! den Gefühlen unſrer Bruſt
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken!

Doch iſt es wohl genug? Hier quillt es fort,
Hier quillt es auf! — Du nahest, großer Tag,
Der uns den König gab und der nun mich
Dem Könige, dem Vater, mich mir ſelbſt,
Zu ungemeßner Wonne, geben ſoll.
Dieß hohe Feſt verherrliche mein Lied!
Beflügelt drängt ſich Phantaſie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und ſtellt mich vor,
Sie giebt im Kreiſe mic —

Hofmeiſterin (außen).

Eugenie!

Eugenie.

Was ſoll das?

Hofmeiſterin.

Höre mich, und öffne gleich!

Eugenie.

Verhaßte Störung! — Oeffnen kann ich nicht.

Hofmeiſterin.

Vom Vater Botſchaft!

Eugenie.

Wie? vom Vater? Gleich!
Da muß ich öffnen.

Hofmeiſterin.

Große Gaben ſcheint
Er dir zu ſchicken.

Eugenie.

Warte!

Hofmeiſterin.

Hörſt du?

Eugenie.

Warte!

Doch wo verberg' ich dieſes Blatt? Zu klar
Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier iſt nichts zum Verſchließen! Und bei mir
Iſt's nirgend ſicher, dieſe Taſche kaum;
Denn meine Leute ſind nicht alle treu.
Gar manches hat man ſchon mir, als ich ſchlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniß,
Das größte, das ich je gehegt, wohin,
Wohin verberg' ich's?

(Indem ſie ſich der Seitenwand nähert.)

Wohl! hier war es ja,
Wo du, geheimer Wandſchrank, meiner Kindheit
Unſchuldige Geheimniſſe verbargſt!
Du, den mir kindiſch allausſpähende,
Von Neugier und von Müßiggang erzeugte,
Raſtloſe Thätigkeit entdecken half,
Du, jedem ein Geheimniß, öffne dich!

(Sie drückt an einer unbemerkten Feder und eine kleine Thüre ſpringt auf.)

So wie ich ſonſt verbotnes Zuckerwerk,
Zu liſtigem Genuß, in dir verſteckte,
Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und ſorglich dir, auf kurze Zeit.

(Sie legt das Pergament in den Schrank und drückt ihn zu.)

Die Tage ſchreiten vor und ahnungsvoller
Bewegen ſich nun Freud' und Schmerz heran.

(Sie öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin. Bediente, die einen prächtigen Putzkaſten tragen.

Hofmeiſterin.

Wenn ich dich ſtörte, führ' ich gleich mit mir,
Was mich gewiß entſchuld'gen ſoll, herbei.

Eugenie.

Von meinem Vater? dieſer prächt'ge Schrein!
Auf welchen Inhalt deutet ſolch Gefäß?

(Zu den Bedienten.)

Verweilt!

(Sie reicht ihnen einen Beutel hin.)

Zum Vorſchmack eures Botenlohns
Nehmt dieſe Kleinigkeit, das Beſſre folgt.

(Bediente gehen.)

Und ohne Brief und ohne Schluſſel! Steht
Mir ſolch ein Schatz verborgen, in der Nähe?
O Neugier! O Verlangen! Ahnest du,
Was dieſe Gabe mir bedeuten kann?

Hofmeiſterin.

Ich zweifle nicht, du haſt es ſelbſt errathen.
Auf nahe Hoheit deutet ſie gewiß.
Den Schmuck der Fürſtentochter bringt man dir,
Weil dich der König bald berufen wird.

Eugenie.

Wie kannſt du das vermuthen?

Hofmeiſterin

Weiß nicht woher!

Geheimniſſe der Großen ſind belauſcht.

Eugenie.

Und wenn du's weißt, was soll ich dir's verbergen?
Soll ich die Neugier dieß Geschenk zu sehn
Vor dir umsonst bezähmen! — Hab' ich doch
Den Schlüssel hier! — Der Vater zwar verbot's.
Doch was verbot er? Das Geheimniß nicht
Unzeitig zu entdecken; doch dir ist
Es schon entdeckt. Du kannst nicht mehr erfahren,
Als du schon weißt, und schweigst nun, mir zu Liebe.
Was zaudern wir? Komm laß uns öffnen! komm,
Daß uns der Gaben hoher Glanz entzücke.

Hofmeisterin.

Halt ein! Gedenke des Verbots! Wer weiß,
Warum der Herzog weislich so befohlen?

Eugenie.

Mit Sinn befahl er, zum bestimmten Zweck;
Der ist vereitelt; alles weißt du schon.
Du liebst mich, bist verschwiegen, zuverlässig.
Laß uns das Zimmer schließen! das Geheime
Laß uns sogleich, vertraulich, untersuchen.

(Sie schließt die Zimmerthüre und eilt gegen den Schrank.)

Hofmeisterin (sie abhaltend).

Der prächt'gen Stoffe Gold und Farbenglanz,
Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Bleib' im Verborgnen! Ach sie reizen dich
Zu jenem Ziel unwiderstehlich auf.

Eugenie.

Was sie bedeuten ist das Reizende.

(Sie öffnet den Schrank, an der Thüre zeigen sich Spiegel.)

Welch köstliches Gewand entwickelt sich,
Indem ich's nur berühre, meinem Blick.

Und diese Spiegel! fordern sie nicht gleich
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu schildern.

Hofmeisterin.

Kreusa's tödliches Gewand entfaltet,
So scheint es mir, sich unter meiner Hand.

Eugenie.

Wie schwebt ein solcher Trübsinn dir um's Haupt?
Denk an beglückter Bräute frohes Fest.
Komm! Reiche mir die Theile, nach und nach;
Das Unterkleid! Wie reich und süß durchflimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz.

Hofmeisterin

(indem sie Eugenien das Gewand umlegt).

Verbirgt sich je der Gnade Sonnenblick,
Sogleich ermattet solch ein Wiederglanz.

Eugenie.

Ein treues Herz verdient sich diesen Blick,
Und, wenn er weichen wollte, zieht's ihn an. —
Das Oberkleid, das goldne, schlage drüber,
Die Schleppe ziehe, weit verbreitet nach.
Auch diesem Gold ist, mit Geschmack und Wahl,
Der Blumen Schmelz, metallisch, aufgebraut.
Und tret' ich so nicht schön umgeben auf?

Hofmeisterin.

Doch wird von Kennern mehr die Schönheit selbst,
In ihrer eignen Herrlichkeit, verehrt.

Eugenie.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu. —
Nun leihe mir der Perlen sanftes Licht,
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt.

Hofmeisterin.

Doch deinem Herzen, deinem Geist genügt
Nur eigner innrer Werth und nicht der Schein.

Eugenie.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene?

Hofmeisterin.

Und hast du nicht in diesen Mauern selbst
Der Jugend ungetrübte Zeit verlebt?
Am Busen deiner Liebenden, entzückt,
Verborgner Wonne Seligkeit erfahren?

Eugenie.

Gefaltet kann die Knospe sich genügen,
So lange sie des Winters Frost umgiebt;
Nun schwillt, vom Frühlingshauche, Lebenskraft,
In Blüthen bricht sie auf, an Licht und Lüfte.

Hofmeisterin.

Aus Mäßigkeit entspringt ein reines Glück.

Eugenie.

Wenn du ein mäßig Ziel dir vorgesteckt.

Hofmeisterin.

Beschränktheit sucht sich der Genießende.

Eugenie.

Du überredest die Geschmückte nicht.
O! daß sich dieser Saal erweiterte,
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront.
Daß reicher Teppich unten, oben sich
Der goldnen Decke Wölbung breitete!
Daß hier im Kreise, vor der Majestät,
Demüthig stolz, die Großen, angelacht
Von dieser Sonne, herrlich leuchteten!

Ich unter diesen Ausgezeichneten,
Am schönsten Fest die Ausgezeichnete.
O laß mir dieser Wonne Vorgefühl,
Wenn aller Augen mich zum Ziel erlesen.

Hofmeisterin

Zum Ziele der Bewundrung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Hasses mehr.

Eugenie

Der Neider sieht als Folie des Glücks,
Der Hasser lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Hofmeisterin

Demuthigung beschleicht die Stolzen oft.

Eugenie

Ich seh' ihr Geistesgegenwart entgegen.
(Zum Schranke gewendet.)
Noch haben wir nicht alles durchgesehn;
Nicht mich allein bedenk' ich diese Tage,
Für andre hoff' ich manche Kostbarkeit.

Hofmeisterin (ein Kästchen hervornehmend)

Hier aufgeschrieben steht es: „Zu Geschenken."

Eugenie

So nimm, voraus, was dich vergnügen kann,
Von diesen Uhren, diesen Dosen. Wähle!
Nein! überlege noch! Vielleicht verbirgt
Sich Wünschenswertheres im reichen Schrein.

Hofmeisterin.

O fände sich ein kräft'ger Talisman,
Des treuen Bruders Neigung zu gewinnen!

Eugenie

Den Widerwillen tilge nach und nach
Des unbefangnen Herzen reines Wirken.

Hofmeiſterin.

Doch die Partei, die ſeinen Groll beſtärkt,
Auf ewig ſteht ſie deinem Wunſch entgegen.

Eugenie.

Wenn ſie bisher mein Glück zu hindern ſuchte,
Tritt nun Entſcheidung unaufhaltſam ein,
Und ins Geſchehne fügt ſich jedermann.

Hofmeiſterin.

Das was du hoffeſt noch iſt's nicht geſchehn.

Eugenie.

Doch als vollendet kann ich's wohl betrachten.
(Nach dem Schrank gekehrt.)
Was liegt im langen Käſtchen, oben an?

Hofmeiſterin (die es herausnimmt).

Die ſchönſten Bänder, friſch und neu gewählt —
Zerſtreue nicht, durch eitlen Flitterweſens
Neugierige Betrachtung, deinen Geiſt.
O war' es möglich, daß du meinem Wort
Gehör verlieheſt, Einen Augenblick!
Aus ſtillem Kreiſe trittſt du nun heraus,
In weite Räume, wo dich Sorgendrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht
Von meuchelmörderiſcher Hand erwartet.

Eugenie.

Du ſcheinſt mir krank! wie könnte ſonſt mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Geſpenſt erſcheinen.
(In das Käſtchen blickend.)
Was ſeh' ich? Dieſe Rolle! Ganz gewiß
Das Ordensband der erſten Fürſtentöchter!
Auch dieſes werd' ich tragen! Nur geſchwind!

Laß ſehen, wie es kleidet? Es gehört
Zum ganzen Prunk; ſo ſey auch das verſucht!
(Das Band wird umgelegt.)
Nun ſprich vom Tode nur! Sprich von Gefahr!
Was zieret mehr den Mann, als wenn er ſich,
Im Heldenſchmuck zu ſeinem Könige,
Sich unter ſeines Gleichen ſtellen kann?
Was reizt das Auge mehr, als jenes Kleid,
Das kriegeriſche lange Reihen zeichnet?
Und dieſes Kleid und ſeine Farben ſind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Scherpe deutet Krieg, womit ſich ſtolz
Auf ſeine Kraft ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe! Was bedeutend ſchmückt,
Es iſt durchaus gefahrlich. Laß auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüſtet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Hofmeiſterin (bei Seite).

Das Schickſal, das dich trifft, unwiderruflich.

Dritter Aufzug.

Vorzimmer des Herzogs, prächtig, modern.

Erster Auftritt.

Secretär. Weltgeistlicher.

Secretär.

Tritt still herein in diese Todtenstille!
Wie ausgestorben findest du das Haus.
Der Herzog schlaft, und alle Diener stehen,
Von seinem Schmerz durchdrungen, stumm gebeugt.
Er schläft! Ich segnet' ihn, als ich ihn sah,
Bewußtlos, auf dem Pfühle ruhig athmen.
Das Uebermaaß der Schmerzen lös'te sich
In der Natur balsam'schen Wohlthat auf.
Den Augenblick befürcht' ich, der ihn weckt;
Euch wird ein jammervoller Mann erscheinen.

Weltgeistlicher.

Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht.

Secretär.

Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,
Eugenie sey todt! Vom Pferd gestürzt!
An Eurem Orte sey sie beigesetzt,
Als an dem nächsten Platz, wohin man sie
Aus jenem Felsendickicht bringen können,
Wo sie verwegen sich den Tod erstürmt.

Weltgeiſtlicher.

Und ſie indeſſen iſt ſchon weit entfernt?

Secretär.

Mit raſcher Eile wird ſie weggeführt.

Weltgeiſtlicher.

Und wem vertraut ihr ſolch ein ſchwer Geſchäft?

Secretär.

Dem klugen Weibe, das uns angehört.

Weltgeiſtlicher.

In welche Gegend habt ihr ſie geſchickt?

Secretär.

Zu dieſes Reiches letztem Hafenplatz.

Weltgeiſtlicher.

Von dorten ſoll ſie in das fernſte Land?

Secretär.

Sie führt ein günſt'ger Wind ſogleich davon.

Weltgeiſtlicher.

Und hier auf ewig gelte ſie für todt!

Secretär.

Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Weltgeiſtlicher.

Der Irrthum ſoll im erſten Augenblick,
Auf alle künft'ge Zeit, gewaltig wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche ſoll
Die Phantaſie erſtarren. Tauſendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entſetzten Hörenden,
Mit Feuerzügen, dieſes Unglück ein.
Sie iſt dahin für Alle, ſie verſchwindet
Ins Nichts der Aſche. Jeder kehret, ſchnell,
Den Blick zum Leben und vergißt, im Taumel

Der treibenden Begierden, daß auch ſie
Im Reihen der Lebendigen geſchwebt.

Secretär.

Du trittſt mit vieler Kühnheit ans Geſchäft;
Beſorgſt du keine Reue hinten nach?

Weltgeiſtlicher.

Welch eine Frage thuſt du? Wir ſind feſt!

Secretär.

Ein innres Unbehagen fügt ſich oft,
Auch wider unſern Willen, an die That.

Weltgeiſtlicher.

Was hör' ich? du bedenklich? oder willſt
Du mich nur prüfen! ob es euch gelang
Mich, euern Schüler, völlig auszubilden?

Secretär.

Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeiſtlicher.

Bedenke man eh noch die That beginnt.

Secretär.

Auch in der That iſt Raum für Ueberlegung.

Weltgeiſtlicher.

Für mich iſt nichts zu überlegen mehr!
Da war' es Zeit geweſen, als ich noch
Im Paradies beſchränkter Freuden weilte,
Als, von des Gartens engem Hag umſchloſſen,
Ich ſelbſtgeſa'te Bäume ſelber pfropfte,
Aus wenig Beeten meinen Tiſch verſorgte;
Als noch Zufriedenheit, im kleinen Hauſe,
Gefühl des Reichthums über alles goß,
Und ich, nach meiner Einſicht, zur Gemeinde,
Als Freund, als Vater, aus dem Herzen ſprach,

Dem Guten fördernd meine Hände reichte,
Dem Bösen, wie dem Uebel, widerstrin.
O hätte damals ein wohlthat'ger Geiſt
Vor meiner Thüre dich verbeigewieſen,
An der du müde, durſtig von der Jagd
Zu klopfen kamſt; mit ſchmeichleriſchem Weſen,
Mit ſüßem Wort, mich zu bezaubern wußteſt.
Der Gaſtfreundſchaft geweihter, ſchöner Tag,
Er war der letzte reingenoßnen Friedens.

Secretär.

Wir brachten dir ſo manche Freude zu.

Weltgeiſtlicher.

Und dranget mir ſo manch Bedürfniß auf.
Nun war ich arm, als ich die Reichen kannte;
Nun war ich ſorgenvoll, denn mir gebrach's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr wart mir hülfreich, theuer büß' ich das.
Ihr nahmt mich zum Genoſſen eures Glücks,
Mich zum Geſellen eurer Thaten auf.
Zum Sklaven, ſollt' ich ſagen, dingtet ihr
Den ſonſt ſo freien, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch verſagt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Secretär.

Vertraue, daß wir dich in kurzer Zeit,
Mit Gütern, Ehren, Pfründen überhäufen.

Weltgeiſtlicher.

Das iſt es nicht, was ich erwarten muß.

Secretär.

Und welche neue Forderung bildeſt du?

Weltgeiſtlicher.

Als ein gefühllos Werkzeug braucht ihr mich
Auch dießmal wieder. Dieſes holde Kind
Verſtoßt ihr aus dem Kreiſe der Lebend'gen;
Ich ſoll die That beſchönen, ſie bedecken,
Und ihr beſchließt, begeht ſie ohne mich.
Von nun an fordr' ich mit im Rath zu ſitzen,
Wo Schreckliches beſchloſſen wird, wo jeder
Auf ſeinen Sinn, auf ſeine Kräfte ſtolz
Zum unvermeidlich Ungeheuren ſtimmt.

Secretär.

Daß du auch dießmal dich mit uns verbunden,
Erwirbt aufs neue dir ein großes Recht.
Gar manch Geheimniß wirſt du bald vernehmen,
Dahin gedulde dich und ſey gefaßt.

Weltgeiſtlicher.

Ich bin's und bin noch weiter als ihr denkt;
In eure Plane ſchaut' ich längſt hinein.
Der nur verdient geheimnißvolle Weihe,
Der ihr durch Ahnung vorzugreifen weiß.

Secretär.

Was ahneſt du? was weißt du?

Weltgeiſtlicher.

Laß uns das
Auf ein Geſpräch der Mitternacht verſparen.
O dieſes Mädchens trauriges Geſchick
Verſchwindet, wie ein Bach im Ocean,
Wenn ich bedenke, wie verborgen ihr
Zu mächtiger Parteigewalt euch hebt
Und an die Stelle der Gebietenden
Mit frecher Liſt euch einzudrängen hofft.

Nicht ihr allein; denn andre ſtreben auch,
Euch widerſtrebend, nach demſelben Zweck.
So untergrabt ihr Vaterland und Thron;
Wer ſoll ſich retten, wenn das Ganze ſtürzt?

Secretär.

Ich höre kommen! Tritt hier an die Seite!
Ich führe dich zu rechter Zeit herein.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Secretär.

Herzog.

Unſel'ges Licht! du rufſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtſeyn dieſer Welt zurück
Und meiner ſelbſt. Wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks.

Secretär.

Wenn jeder von den Deinen, die um dich
In dieſer Stunde leiden, einen Theil
Von deinen Schmerzen übertragen könnte;
Du fühlteſt dich erleichtert und geſtärkt.

Herzog.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,
Welch' ungeheures Unglück den betrifft,
Der ſeines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum o laßt ihr die bekannten Wände,
Mit Farb' und Gold, mir noch entgegen ſcheinen,

Die mich an Geſtern, mich an Ehegeſtern,
An jenen Zuſtand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern. O warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit ſchwarzem Krepp!
Daß, finſter wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig nacht'ger Schatten mich umfange.

Secretär.

O möchte doch das Viele, das dir bleibt,
Nach dem Verluſt, als Etwas dir erſcheinen.

Herzog.

Ein geiſtverlaßner, körperlicher Traum!
Sie war die Seele dieſes ganzen Hauſes.
Wie ſchwebte, beim Erwachen, ſonſt das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen.
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geiſtreich, herzlich Blatt, zum Morgengruß.

Secretär.

Wie drückte nicht der Wunſch dich zu ergötzen
Sich, dichtriſch, oft in frühen Reimen aus.

Herzog.

Die Hoffnung ſie zu ſehen gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einz'gen Reiz.

Secretär.

Wie oft bei Hinderniß und Zögrung hat
Man ungeduldig, wie nach der Geliebten
Den raſchen Jüngling, dich nach ihr geſehn.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Gluth,
Die ſelbſtiſchen Beſitz verzehrend haſcht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heil'gem Anſchaun ſtille hingegeben,

Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut.
Der Liebe Sehnsucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft ist des Vaters Eigenthum.
Dort liegen seiner Hoffnung weite Felder,
Dort seiner Saaten keimender Genuß.

Secretär.

O Jammer! diese gränzenlose Wonne,
Dieß ewig frische Glück verlorst du nun.

Herzog.

Verlor ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja, ich verlor's! du rufst's, Unglücklicher,
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu.
Ja, ich verlor's! So strömt ihr Klagen denn!
Zerstöre Jammer diesen festen Bau,
Den ein zu günstig Alter noch verschont.
Verhaßt sey mir das Bleibende, verhaßt
Was mir in seiner Dauer Stolz erscheint;
Erwünscht was fließt und schwankt. Ihr Fluthen schwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne deine Schlünde, wildes Meer!
Verschlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet euch, ihr kriegerischen Reihen,
Und häuft, auf blut'gen Fluren, Tod auf Tod!
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme stolzes Haupt!
Zertrümmr', entzünde sie und geißle weit,
Im Stadtgedräng, der Flamme Wuth umher,
Daß ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schicksal mich ergebe, das mich traf!

Secretär.

Das ungeheuer Unerwartete
Bedrängt dich fürchterlich, erhabner Mann.

Herzog.

Wohl unerwartet kam's, nicht ungewarnt.
In meinen Armen ließ ein guter Geist
Sie von den Todten wieder auferstehn,
Und zeigte mir gelind, vorübereilend,
Ein Schreckliches, nun ewig Bleibendes.
Da sollt' ich strafen die Verwegenheit,
Dem Uebermuth mich, scheltend, widersetzen,
Verbieten jene Raserei, die sich
Unsterblich, unverwundbar wähnend, blind,
Wetteifernd mit dem Vogel, sich durch Wald
Und Fluß und Sträuche von dem Felsen stürzt.

Secretär.

Was oft und glücklich unsre Besten thun,
Wie sollt' es dir des Unglücks Ahnung bringen?

Herzog.

Die Ahnung dieser Leiden fühlt' ich wohl,
Als ich zum letztenmal — zum letztenmal!
Du sprichst es aus das fürchterliche Wort,
Das deinen Weg mit Finsterniß umzieht.
O hätt' ich sie nur einmal noch gesehn!
Vielleicht war dieses Unglück abzuleiten.
Ich hatte flehentlich gebeten; sie, als Vater,
Zum treulichsten ermahnt, sich mir zu schonen,
Und von der Wuth tollkühner Reiterei,
Um unsres Glückes willen, abzustehn.
Ach, diese Stunde war mir nicht gegönnt.
Und nun vermiß' ich mein geliebtes Kind!

Sie iſt dahin! Verwegner ward ſie nur
Durch jenen Sturz, dem ſie ſo leicht entrann.
Und Niemand ſie zu warnen, ſie zu leiten!
Entwachſen war ſie dieſer Frauenzucht.
In welchen Händen ließ ich ſolchen Schatz?
Verzärtelnden, nachgieb'gen Weiberhanden.
Kein feſtes Wort! den Willen meines Kinds
Zu maßiger Vernünftigkeit zu lenken!
Zur unbedingten Freiheit ließ man ihr,
Zu jedem kühnen Wagniß offnes Feld.
Ich fühlt' es oft und ſagt' es mir nicht klar:
Bei dieſem Weibe war ſie ſchlecht verwahrt.

Secretär.

O! tadle nicht die Unglückſelige!
Vom tiefſten Schmerz begleitet irrt ſie nun
Wer weiß in welchem Lande troſtlos hin.
Sie iſt entflohn. Denn wer vermöchte dir
Ins Angeſicht zu ſehen, der auch nur
Den fernſten Vorwurf zu befürchten hatte.

Herzog.

O! laß mich ungerecht auf andre zürnen,
Daß ich mich nicht verzweiflend ſelbſt zerreiße.
Wohl trag' ich ſelbſt die Schuld und trag' ſie ſchwer.
Denn rief ich nicht, mit thörigem Beginnen,
Gefahr und Tod auf dieſes theure Haupt?
Sie überall zu ſehn als Meiſterin
Das war mein Stolz! Zu theuer büß' ich ihn.
Zu Pferde ſollte ſie, im Wagen ſie,
Die Roſſe bändigend, als Heldin glänzen.
Ins Waſſer tauchend, ſchwimmend ſchien ſie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.

So, hieß es, kann ſie jeglicher Gefahr
Dereinſt entgehen. Statt ſie zu bewahren,
Giebt Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun.

Secretär.

Des edlen Pflichtgefühles Uebung giebt,
Ach! unſrer Unvergeßlichen den Tod.

Herzog.

Exiliare dich!

Secretär.

Und weck' ich dieſen Schmerz
Durch Schildrung kindlich edlen Unternehmens!
Ihr alter, erſter, hochgeliebter Freund
Und Lehrer wohnt, von dieſer Stadt entfernt,
Verſchranft in Trübſinn, Krankheit, Menſchenhaß.
Nur ſie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenſchaft empfand ſie dieſe Pflicht;
Nur allzuoft verlangte ſie hinüber,
Und oft verſagte man's. Nun hatte ſie's
Planmäßig angelegt, ſie nutzte kühn
Des Morgenrittes abgemeßne Stunden.
Mit unerheurer Schnelligkeit, zum Zweck
Den alten, vielgeliebten Mann zu ſehn.
Ein einz'ger Reitknecht nur war im Geheimniß.
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd,
Wie wir vermuthen; denn auch er iſt fort.
Der arme Menſch und jene Frau verloren,
Aus Furcht vor dir, ſich in die weite Welt.

Herzog.

Die Glücklichen! die noch zu fürchten haben;
Bei denen ſich der Schmerz, um ihres Herrn
Verlornes Heil, in leicht verwundene.

In leicht gehobne Bangigkeit verwandelt.
Ich habe nichts zu fürchten! nichts zu hoffen!
Drum laß mich alles wissen; zeige mir
Den kleinsten Umstand an, ich bin gefaßt.

Dritter Auftritt.

Herzog. Secretär. Weltgeistlicher.

Secretär.

Auf diesen Augenblick, verehrter Fürst,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten,
Der, auch gebeugt, vor deinem Blick erscheint.
Es ist der Geistliche, der, aus der Hand
Des Todes, deine Tochter aufgenommen,
Und sie, da keiner Hülfe Trost sich zeigte,
Mit liebevoller Sorgfalt beigesetzt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeistlicher.

Weltgeistlicher.

Den Wunsch vor deinem Antlitz zu erscheinen,
Erhabner Fürst, wie lebhaft hegt' ich ihn!
Nun wird er mir gewährt, im Augenblick,
Der dich und mich in tiefen Jammer senkt.

Herzog.

Auch so willkommen, unwillkommner Bote!

Du haſt ſie noch geſehn, den letzten Blick,
Den ſehnſuchtsvollen, dir ins Herz gefaßt,
Das letzte Wort bedächtig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwiedert.
O ſage: ſprach ſie noch? Was ſprach ſie aus?
Gedachte ſie des Vaters? Bringſt du mir,
Von ihrem Mund, ein herzlich Lebewohl?

Weltgeiſtlicher.

Willkommen ſcheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen giebt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaßt.

Herzog.

Was zauderſt du? Was kann ich mehr erfahren?
Sie iſt dahin! Und dieſen Augenblick
Iſt über ihrem Sarge Ruh und Stille.
Was ſie auch litt, es iſt für ſie vorbei,
Für mich beginnt es; aber rede nur!

Weltgeiſtlicher.

Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.
So denke dir das Schickſal deiner Todten,
Und finſter wie des Grabes Nacht verſtumme
Der Uebergang, der ſie hinabgeführt.
Nicht jeden leitet ein gelinder Gang,
Unmerklich, in das ſtille Reich der Schatten.
Gewaltſam ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft
Durch Höllenqualen in die Ruhe hin.

Herzog.

So hat ſie viel gelitten?

Weltgeiſtlicher.

Viel, nicht lange.

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem sie litt,
Ein Augenblick, wo sie um Hülfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch ein Geschäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefesselt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riß?
Ich hörte nicht den Schrei, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung heil'ges, fernes Mitgefühl
Ist nur ein Mährchen. Sinnlich und verstockt,
Ins Gegenwärtige verschlossen, fühlt
Der Mensch das nächste Wohl, das nächste Weh,
Und Liebe selbst ist in der Ferne taub.

Weltgeistlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig sie zum Troste wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter als es heilt.
Und ewig wiederholend strebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzustellen.
So war denn keine Hülfe, keine Kunst
Vermögend sie ins Leben aufzurufen?
Was hast du, sage mir, begonnen? Was
Zu ihrem Heil versucht? Du hast gewiß
Nichts unbedacht gelassen.

Weltgeistlicher.

Leider war
Nichts zu bedenken mehr, als ich sie fand.

Herzog.

Und soll ich ihres Lebens holde Kraft

Auf ewig miſſen! Laß mich meinen Schmerz
Durch meinen Schmerz betrügen, dieſe Reſte
Verewigen. O! komm, wo liegen ſie?

Weltgeiſtlicher.

In würdiger Capelle ſteht ihr Sarg
Allein verwahrt. Ich ſehe, vom Altar,
Durchs Gitter, jedesmal die Stätte, will
Für ſie, ſo lang' ich lebe, betend ſtehen.

Herzog.

O komm und führe mich dahin! Begleiten
Soll uns der Aerzte vielerfahrenſter.
Laß uns den ſchönen Körper der Verweſung
Entreißen. Laß mit edlen Specereien
Das unſchätzbare Bild zuſammenhalten!
Ja! die Atomen alle, die ſich einſt
Zur köſtlichen Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht ins Element zurück.

Weltgeiſtlicher.

Was darf ich ſagen? Muß ich dir bekennen!
Du kannſt nicht hin! Ach das zerſtörte Bild!
Kein Fremder ſäh' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters — Nein,
Verhüt' es Gott! du darfſt ſie nicht erblicken.

Herzog.

Welch neuer Qualenkrampf bedrohet mich!

Weltgeiſtlicher.

O! laß mich ſchweigen, daß nicht meine Worte
Auch die Erinnrung der Verlornen ſchänden.
Laß mich verhehlen, wie ſie durchs Gebüſch,
Durch Felſen hergeſchleift, entſtellt und blutig,
Zerriſſen und zerſchmettert und zerbrochen,

Unkenntlich, mir im Arm, zur Erde hing.
Da segnet' ich, von Thränen überfließend,
Der Stunde Heil, in der ich, feierlich,
Dem holden Vaternamen einst entsagt.

Herzog.

Du bist nicht Vater! Bist der selbstischen
Verstockten, der Verkehrten einer, die
Ihr abgeschloßnes Wesen unfruchtbar
Verzweifeln läßt. Entferne dich! Verhaßt
Erscheinet mir dein Anblick.

Weltgeistlicher.

Fühlt' ich's doch!
Wer kann dem Boten solcher Noth verzeihn?
(Will sich entfernen.)

Herzog.

Vergieb und bleib. Ein schön entworfnes Bild,
Das, wunderbar, dich selbst zum zweitenmal,
Vor deinen Augen zu erschaffen strebt,
Hast du entzückt es jemals angestaunt?
O hättest du's! du hättest diese Form,
Die sich zu meinem Glück, zur Lust der Welt,
In tausendfalt'gen Zügen, auferbaut,
Mir grausam nicht zerstümmelt, mir die Wonne
Der traurigen Erinnrung nicht verkümmert!

Weltgeistlicher.

Was sollt' ich thun? dich zu dem Sarge führen,
Den tausend fremde Thränen schon benetzt,
Als ich das morsche, schlotternde Gebein
Zu ruhiger Verwesung eingeweiht?

Herzog.

Schweig, Unempfindlicher! du mehrest nur

Den herben Schmerz, den du zu lindern denkſt.
O! Wehe! daß die Elemente nun,
Von keinem Geiſt der Ordnung mehr beherrſcht,
Im leiſen Kampf das Götterbild zerſtören.
Wenn über werdend Wachſendem vorher
Der Vaterſinn mit Wonne brütend ſchwebte;
So ſtockt, ſo kehrt in Moder, nach und nach,
Vor der Verzweiflung Blick, die Luſt des Lebens.

Weltgeiſtlicher.

Was Luſt und Licht Zerſtörliches erbaut,
Bewahret lange das verſchloßne Grab.

Herzog.

O weiſer Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernſt und langſam die Natur geknüpft,
Des Menſchenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn ſich der Geiſt, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu löſen.
Und wenn die Gluth mit tauſend Gipfeln ſich
Zum Himmel hob, und zwiſchen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig, deutend, ſich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaßnen ſtieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O ſammle mir, in köſtliches Gefäß,
Der Aſche, der Gebeine trüben Reſt,
Daß die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegendrücke.

Weltgeiſtlicher.

Die Trauer wird durch Trauren immer herber.

Herzog.

Durch Trauren wird die Trauer zum Genuß.
O daß ich doch geſchwundner Aſche Reſt,
Im kleinen Hauſe, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt ſie ſah,
Als Büßender, mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag ſie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuſcht, ſie in das Leben kehren.
Ich glaubte ſie zu faſſen, ſie zu halten,
Und nun iſt ſie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verew'gen.
Ein Denkmal der Geneſung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen, gelobt —
Schon führet klug des Gartenmeiſters Hand
Durch Buſch und Fels beſcheidne Wege her,
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König,
Als Oheim, ſie an ſeine Bruſt geſchloſſen,
Und Ebenmaaß und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich ſo hoch beglückt.
Doch jede Hand ſoll feiern! Halb vollbracht,
Soll dieſer Plan, wie mein Geſchick erſtarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich ſtiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt,
Dort hin zu wallen, ſtille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich ſelbſt geneſe.
O laßt mich dort, verſteint, am Steine ruhn!
Bis aller Sorgfalt lichtgezogne Spur
Aus dieſer Wüſte Trauerſitz verſchwindet.
Mag ſich umher der freie Platz berafen!
Mag ſich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden ſchlagen,

Der junge Buſch zum Baume ſich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm ſich überziehn;
Ich fühle keine Zeit; denn ſie iſt hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeiſtlicher.

Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerlei der Einſamkeit zu wählen,
Wird ſich's der Mann erlauben, der ſich oft
Wohlthätiger Zerſtreuung übergab,
Wenn Unerträgliches, mit Felſenlaſt
Herbei ſich walzend, ihn bedrohend ſchlich?
Hinaus! mit Flügelſchnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend ſich bewegen.

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu ſuchen, wenn
Ich ſie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenſtand für meine Blicke war.
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels
Vorüber meinen Augen gehn, und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige geliebte, zu erhaſchen?
Vom hohen Berg hinab, ins weite Meer,
Was ſoll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verluſt und Armuth mich erinnert.

Weltgeiſtlicher.

Und neue Güter eigneſt du dir an!

Herzog.

Nur durch der Jugend friſches Auge mag
Das längſt bekannte neu belebt uns rühren,
Wenn das Erſtaunen, das wir längſt verſchmäht,

Von Kindes Munde hold uns wiederklingt.
So hofft' ich ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewässer Fluth
Bis an das offne Meer zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks ins Unbegränzte
Mit unbegränzter Liebe zu erfreun.

Weltgeistlicher.

Wenn du, erhabner Fürst, des großen Lebens
Beglückte Tage der Beschauung nicht
Zu widmen trachtetest, wenn Thätigkeit
Fürs Wohl Unzähliger, am Throne dir,
Zum Vorzug der Geburt, den herrlichern
Des allgemeinen, edlen Wirkens gab;
So ruf' ich dich, im Namen Aller, auf:
Ermanne dich! und laß die trüben Stunden,
Die deinen Horizont umziehn, für Andre,
Durch Trost und Rath und Hülfe, laß für dich
Auch diese Stunden so zum Feste werden.

Herzog.

Wie schaal und abgeschmackt ist solch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben stets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt.
Den sah ich nur in ihr, und so besaß
Und so erwarb ich mit Vergnügen, ihr
Ein kleines Reich anmuth'gen Glücks zu schaffen.
So war ich heiter, aller Menschen Freund,
Behülflich, wach, zu Rath und That bequem.
Den Vater lieben sie! so sagt' ich mir,
Dem Vater danken sie's, und werden auch
Die Tochter einst als werthe Freundin grüßen.

Weltgeiſtlicher.

Zu ſüßen Sorgen bleibt nun keine Zeit!
Ganz andre fordern dich, erhabner Mann!
Darf ich's erwähnen? ich der unterſte
Von deinen Dienern? Jeder ernſte Blick,
In dieſen trüben Tagen, iſt auf dich,
Auf deinen Werth, auf deine Kraft gerichtet.

Herzog.

Der Glückliche nur fühlt ſich Werth und Kraft.

Weltgeiſtlicher.

So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt,
Mir aber auch Verzeihung, wenn ſich, kühn,
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt,
Wie heftig wilde Gährung unten kocht,
Wie Schwäche kaum ſich oben ſchwankend hält;
Nicht Jedem wird es klar, dir aber iſt's
Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O zaudre nicht, im nahen Sturmgewitter,
Das falſch gelenkte Steuer zu ergreifen!
Zum Wohle deines Vaterlands verbanne
Den eignen Schmerz; ſonſt werden tauſend Väter
Wie du, um ihre Kinder weinen, tauſend
Und aber tauſend Kinder ihre Väter
Vermiſſen, Angſtgeſchrei der Mütter, gräßlich,
An hohler Kerkerwand verklingend hallen.
O bringe deinen Jammer, deinen Kummer,
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls,
Zum Opfer dar, und alle, die du retteſt,
Gewinnſt du dir, als Kinder, zum Erſatz.

Herzog.

Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Geſpenſter dichte Schaar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zaubriſch oft und leicht hinweggebannt.
Sie iſt dahin, die ſchmeichleriſche Kraft,
Die meinen Geiſt in holde Träume ſang.
Nun drängt das Wirkliche, mit dichten Maſſen,
An mich heran, und droht mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! Von dieſer Welt hinweg!
Und lügt mir nicht das Kleid, in dem du wandelſt;
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
Ins Kloſter führe mich und laß mich dort,
Im allgemeinen Schweigen, ſtumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube ſenken.

Weltgeiſtlicher.

Mir ziemt es kaum dich an die Welt zu weiſen;
Doch andre Worte ſprech' ich kühner aus.
Nicht in das Grab, nicht übers Grab verſchwendet
Ein edler Mann der Sehnſucht hohen Werth.
Er kehrt in ſich zurück und findet ſtaunend,
In ſeinem Buſen, das Verlorne wieder.

Herzog.

Daß ein Beſitz ſo feſt ſich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das iſt die Qual, die das geſchiedene,
Für ewig losgerißne Glied aufs neue
Dem ſchmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes, wer ſtellt es her?

Weltgeiſtlicher.

Der Geiſt!
Des Menſchen Geiſt, dem nichts verloren geht,
Was er, von Werth, mit Sicherheit beſeſſen.
So lebt Eugenie vor dir, ſie lebt
In deinem Sinne, den ſie ſonſt erhub,
Dem ſie das Anſchaun herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt, ſo wirkt ſie noch,
Als hohes Vorbild, ſchützet vor Gemeinem,
Vor Schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verſcheuchet
Den eitlen Schein, der dich beſtechen will.
So fühle dich durch ihre Kraft beſeelt!
Und gieb ihr ſo ein unzerſtörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück.

Herzog.

Laß eines dumpfen, dunklen Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornenlabyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warſt, du biſt. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einſt gedacht und dargeſtellt.
So biſt du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und biſt auf ewig mein.

Vierter Aufzug.

Pag am Hafen. Zur einen Seite ein Pallaſt, auf der andern eine Kirche, im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinabſieht.

Erſter Auftritt.

Eugenie in einen Schleier gehüllt, auf einer Bank im Grunde, mit dem Geſicht nach der See. **Hofmeiſterin, Gerichtsrath** im Vordergrunde.

Hofmeiſterin.

Drängt, unausweichlich, ein betrübt Geſchäft
Mich aus dem Mittelpunkt des Reiches, mich
Aus dem Bezirk der Hauptſtadt, an die Gränze
Des feſten Land's, zu dieſem Hafenplatz:
So folgt mir, ſtreng, die Sorge Schritt vor Schritt,
Und deutet mir, bedenklich, in die Weite.
Wie müſſen Rath und Antheil eines Manns,
Der Allen eher, zuverläſſig gilt,
Mir, als ein Leitſtern, wonniglich erſcheinen.
Verzeih daher, wenn ich mit dieſem Blatt,
Das mich zu ſolcher ſchweren That berechtigt,
Zu dir mich wendend komme, den, ſo lange,
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erſt pries als Beiſtand, nun als Richter preiſ't.

Gerichtsrath

(der indeſſen das Blatt nachdenkend angeſehen).

Nicht mein Verdienſt, nur mein Bemühen war
Vielleicht zu preiſen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daß du eben dieſen,

Den du gerecht und edel nennen willſt,
In ſolcher Sache fragen, ihm getroſt
Solch ein Papier vors Auge bringen magſt,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht iſt von Recht, noch von Gericht die Rede;
Hier iſt Gewalt! entſetzliche Gewalt,
Selbſt wenn ſie klug, ſelbſt wenn ſie weiſe handelt.
Anheimgegeben ward ein edles Kind,
Auf Tod und Leben, ſag' ich wohl zuviel?
Anheimgegeben deiner Willkür. Jeder,
Sey er Beamter, Kriegsmann, Bürger! Alle
Sind angewieſen dich zu ſchützen, ſie
Nach deines Worts Geſetzen zu behandeln.

(Er giebt das Blatt zurück.)

Hofmeiſterin.

Auch hier beweiſe dich gerecht und laß
Nicht dieß Papier allein als Kläger ſprechen,
Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen offnen Vortrag, günſtig, an.
Aus edlem Blut entſproß die Treffliche;
Von jeder Gabe, jeder Tugend ſchenkt
Ihr die Natur den allerſchönſten Theil,
Wenn das Geſetz ihr andre Rechte weigert.
Und nun verbannt! Ich ſollte ſie dem Kreiſe
Der Ihrigen entführen, ſie hierher,
Hinüber nach den Inſeln ſie geleiten.

Gerichtsrath.

Gewiſſem Tod entgegen, der im Qualm
Erhitzter Dünſte ſchleichend überfällt.
Dort ſoll verwelken dieſe Himmelsblume,
Die Farbe dieſer Wange dort verbleichen!

Verſchwinden die Geſtalt, die ſich das Auge
Mit Sehnſucht immer zu erhalten wünſcht.

Hofmeiſterin.

Bevor du richteſt, höre weiter an!
Unſchuldig iſt — bedarf es wohl Betheurung? —
Doch vieler Uebel Urſach dieſes Kind.
Sie, als des Haders Apfel, warf ein Gott,
Erzürnt, ins Mittel zwiſchen zwei Parteien,
Die ſich, auf ewig nun getrennt, bekampfen.
Sie will der eine Theil zum höchſten Glück
Berechtigt wiſſen, wenn der andre ſie
Hinabzudrängen ſtrebt. Entſchieden beide. —
Und ſo umſchlang ein heimlich Labyrinth
Verſchmitzten Wirkens doppelt ihr Geſchick,
So ſchwankte Liſt um Liſt im Gleichgewicht,
Bis ungeduld'ge Leidenſchaft, zuletzt,
Den Augenblick entſchiedenen Gewinns
Beſchleunigte. Da brach, von beiden Seiten,
Die Schranke der Verſtellung, drang Gewalt,
Dem Staate ſelbſt gefährlich, drohend los,
Und nun, ſogleich der Schuld'gen Schuld zu hemmen,
Zu tilgen, trifft ein hoher Götterſpruch
Des Kampfs unſchuld'gen Anlaß, meinen Zögling,
Und reißt, verbannend, mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath.

Ich ſchelte nicht das Werkzeug, rechte kaum
Mit jenen Mächten, die ſich ſolche Handlung
Erlauben können. Leider, ſind auch ſie
Gebunden und gedrängt. Sie wirken ſelten
Aus freier Ueberzeugung. Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel nöthiget Regenten

Die nützlich ungerechten Thaten ab.
Vollbringe was du muß' entferne dich
Aus meiner Enge reingezognem Kreis.

Hofmeiſterin.

Den eben ſuch' ich auf! da dring' ich hin!
Dort hoff' ich Heil! du wirſt mich nicht verſtoßen.
Den werthen Zögling wünſcht' ich lange ſchon
Vom Glück zu überzeugen, das im Kreiſe
Des Bürgerſtandes hold genügſam weilt.
Entſagte ſie der nicht gegönnten Höhe,
Ergäbe ſich des biedern Gatten Schutz
Und wendete von jenen Regionen,
Wo ſie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern,
Ins Häusliche den liebevollen Blick;
Gelöſ't wär' alles, meiner ſtrengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland
Vertrauter Stunden mich verweilend freuen.

Gerichtsrath.

Ein ſonderbar Verhältniß zeigſt du mir!

Hofmeiſterin.

Dem klug entſchloßnen Manne zeig' ich's an.

Gerichtsrath.

Du giebſt ſie frei, wenn ſich ein Gatte findet?

Hofmeiſterin.

Und reichlich ausgeſtattet geb' ich ſie.

Gerichtsrath.

So übereilt, wer dürfte ſich entſchließen?

Hofmeiſterin.

Nur übereilt beſtimmt die Neigung ſich.

Gerichtsrath.

Die Unbekannte wählen wäre Frevel.

Hofmeiſterin.

Dem erſten Blick iſt ſie gekannt und werth.

Gerichtsrath.

Der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten.

Hofmeiſterin.

Verſöhnt iſt alles, wenn ſie Gattin heißt.

Gerichtsrath.

Und ihr Geheimniß wird man's ihm entdecken?

Hofmeiſterin.

Vertrauen wird man dem Vertrauenden.

Gerichtsrath.

Und wird ſie frei ſolch' einen Bund erwählen?

Hofmeiſterin.

Ein großes Uebel dränget ſie zur Wahl.

Gerichtsrath.

In ſolchem Fall zu werben iſt es redlich?

Hofmeiſterin.

Der Rettende faßt an und klügelt nicht.

Gerichtsrath.

Was forderſt du vor allen andern Dingen?

Hofmeiſterin.

Entſchließen ſoll ſie ſich im Augenblick.

Gerichtsrath.

Iſt euer Schickſal ängſtlich ſo geſteigert?

Hofmeiſterin.

Im Hafen regt ſich emſig ſchon die Fahrt.

Gerichtsrath.

Haſt du ihr früher ſolchen Bund gerathen?

Hofmeiſterin.

Im Allgemeinen deutet' ich dahin.

Gerichtsrath.

Entfernte ſie unwillig den Gedanken?

Hofmeiſterin.

Noch war das alte Glück ihr allzunah.

Gerichtsrath.

Die ſchönen Bilder werden ſie entweichen?

Hofmeiſterin.

Das hohe Meer hat ſie hinweggeſchreckt.

Gerichtsrath.

Sie fürchtet ſich vom Vaterland zu trennen?

Hofmeiſterin.

Sie fürchtet's und ich fürcht' es wie den Tod.
O! laß uns, Edler, glücklich Aufgefundner,
Vergebne Worte nicht bedenklich wechſeln!
Noch lebt in dir, dem Jüngling, jede Tugend,
Die mächt'gen Glaubens, unbedingter Liebe
Zu nie genug geſchätzter That bedarf.
Gewiß umgiebt ein ſchöner Kreis dich auch
Von Aehnlichen! Von Gleichen ſag' ich nicht!
O! ſieh dich um in deinem eignen Herzen,
In deiner Freunde Herzen ſieh umher,
Und findeſt du ein überfließend Maaß
Von Liebe, von Ergebung, Kraft und Muth;
So werde dem Verdienteſten dieß Kleinod
Mit ſtillem Segen heimlich übergeben!

Gerichtsrath.

Ich weiß, ich fühle deinen Zuſtand, kann
Und mag nicht mit mir ſelbſt, bedächtig erſt,
Wie Klugheit forderte, zu Rathe gehn!
Ich will ſie ſprechen.

Hofmeiſterin
(tritt zurück gegen Eugenien).

Gerichtsrath.

Was geſchehen ſoll,
Es wird geſchehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchſte,
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher.

Zweiter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath.

Indem du mir, verehrte Schöne, nahſt,
So zweifl' ich faſt, ob man mich treu berichtet.
Du biſt unglücklich, ſagt man; doch du bringſt,
Wohin du wandelſt, Glück und Heil heran.

Eugenie.

Find' ich den erſten, dem aus tiefer Noth
Ich Blick und Wort entgegen wenden darf,
So mild und edel, als du mir erſcheinſt;
Dieß Angſtgefühl, ich hoffe, wird ſich löſen.

Gerichtsrath.

Ein Vielerfahrner wäre zu bedauern,
Wär' ihm das Loos gefallen, das dich trifft;
Wie ruft nicht erſt bedrängter Jugend Kummer
Die Mitgefühle hülfsbedürftig an!

Eugenie.

So hob ich mich vor kurzem aus der Nacht
Des Todes an des Tages Licht herauf,

Ich wußte nicht wie mir geſchehn! wie hart
Ein jäher Sturz mich lähmend hingeſtreckt.
Da rafft' ich mich empor, erkannte wieder
Die ſchöne Welt, ich ſah den Arzt bemüht
Die Flamme wieder anzufachen, fand
In meines Vaters liebevollem Blick,
An ſeinem Ton mein Leben wieder. Nun,
Zum zweitenmal, von einem jähern Sturz,
Erwach' ich! Fremd und ſchattengleich erſcheint
Mir die Umgebung, mir der Menſchen Wandeln,
Und deine Milde ſelbſt ein Traumgebild.

Gerichtsrath.

Wenn Fremde ſich in unſre Lage fühlen,
Sind ſie wohl näher als die Nächſten, die
Oft unſern Gram, als wohlbekanntes Uebel,
Mit läſſiger Gewohnheit überſehn.
Dein Zuſtand iſt gefährlich! ob er gar
Unheilbar ſey, wer wagt es zu entſcheiden!

Eugenie.

Ich habe nichts zu ſagen! Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend ſchufen.
Du haſt das Weib geſprochen, jene weiß;
Ich dulde nur dem Wahnſinn mich entgegen.

Gerichtsrath.

Was auch der Obermacht gewalt'gen Schluß
Auf dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall ſchädlich leitet;
Die Achtung bleibt, die Neigung ſpricht für dich.

Eugenie.

Des reinen Herzens treulich mir bewußt,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath.

Auf ebnem Boden straucheln iſt ein Scherz,
Ein Fehltritt ſtürzt vom Gipfel dich herab.

Eugenie.

Auf jenen Gipfeln ſchwebt' ich, voll Entzücken,
Der Freuden Uebermaaß verwirrte mich.
Das nahe Glück berührt' ich ſchon im Geiſt,
Ein köſtlich Pfand lag ſchon in meinen Händen.
Nur wenig Ruhe! wenige Geduld!
Und alles war, ſo darf ich glauben, mein.
Doch übereilt' ich's, überließ mich, raſch,
Zudringlicher Verſuchung. — War es das? —
Ich ſah', ich ſprach, was mir zu ſehn, zu ſprechen
Verboten war. Wird ein ſo leicht Vergehn
So hart beſtraft? Ein laßlich ſcheinendes,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter, ohne Schonung?
O ſo iſt's wahr was uns der Völker Sagen
Unglaublich's überliefern! Jenes Apfels
Leichtſinnig augenblicklicher Genuß
Hat aller Welt unendlich Weh verſchuldet.
So ward auch mir ein Schlüſſel anvertraut!
Verbotne Schätze wagt' ich aufzuſchließen,
Und aufgeſchloſſen hab' ich mir das Grab.

Gerichtsrath.

Des Uebels Quelle findeſt du nicht aus,
Und aufgefunden fließt ſie ewig fort.

Eugenie.

In kleinen Fehlern ſuch' ich's, gebe mir
Aus eitlem Wahn die Schuld ſo großer Leiden.
Nur höher! höher wende den Verdacht!

Die beiden, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hoffte, die erhabnen Männer,
Zum Scheine reichten sie sich Hand um Hand.
Der innre Zwist unsicherer Parteien,
Der nur in düstern Höhlen sich geneckt,
Er bricht vielleicht ins Freie bald hervor!
Und was mich erst, als Furcht und Sorg', umgeben,
Entscheidet sich, indem es mich vernichtet,
Und droht Vernichtung aller Welt umher.

Gerichtsrath.

Du jammerst mich! das Schicksal einer Welt
Verkündest du nach deinem Schmerzgefühl.
Und schien dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als du, ein heitres Kind, auf Blumen schrittest?

Eugenie.

Wer hat es reizender als ich gesehn,
Der Erde Glück mit allen seinen Blüthen.
Ach! Alles um mich her, es war so reich,
So voll und rein, und was der Mensch bedarf,
Es schien zur Lust, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich solch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die besorgt
Ums Kleinste wie ums Größte mich verschwendrisch
Mit Prachtgenüssen zu erdrücken schien,
Und meinen Körper, meinen Geist zugleich,
Ein solches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich Eitle mich umgab,
Ein wonniges Behagen mir zu schmeicheln;
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen, mit Gefahr zu kämpfen.
Oft sehnt' ich mich in ferne Weiten hin,

Nach fremder Lande seltsam neuen Kreisen.
Dorthin versprach der edle Vater mich,
Ans Meer versprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines ersten Blicks ins Unbegränzte,
Mit liebevollem Antheil, zu erfreun —
Da steh' ich nun und schaue weit hinaus,
Und enger scheint mich's, enger zu umschließen.
O Gott, wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken banget.

Gerichtsrath.

Unselige! die mir, aus deinen Höhen,
Ein Meteor, verderblich niederstreifst,
Und meiner Bahn Gesetz berührend störst!
Auf ewig hast du mir den heitern Blick
Ins volle Meer getrübt. Wenn Phöbus nun
Ein feuerwallend Lager sich bereitet,
Und jedes Auge von Entzücken thränt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde dich
Und dein Geschick beweinen. Fern, am Rande
Des nachtumgebnen Oceans erblick' ich
Mit Noth und Jammer deinen Pfad umstrickt!
Entbehrung alles nöthig lang' Gewohnten,
Bedrängniß neuer Uebel, ohne Flucht.
Der Sonne glühendes Geschoß durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Fluth entrißnes Land.
Um Niederungen schwebet, gift'gen Brodens,
Blaudunst'ger Streifen angeschwollne Pest.
Im Vortod seh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken.
O die, so blühend, heiter vor mir steht,
Sie soll, so früh, langsamen Tods, verschwinden!

Eugenie.

Entſetzen rufſt du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verſtößt man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir, von Kindheit auf,
In grauenvollen Zügen dargeſtellt.
Dorthin, wo ſich, in Sümpfen, Schlang' und Tiger,
Durch Rohr und Dorngeflechte, tückiſch drängen.
Wo, peinlich quälend, als belebte Wolken,
Um Wandrer ſich Inſectenſchaaren ziehn,
Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und ſchädlich, Stunden raubt und Leben kürzt.
Zu bitten dacht' ich; flehend ſiehſt du nun
Die Dringende. Du kannſt, du wirſt mich retten.

Gerichtsrath.

Ein mächtig ungeheurer Talisman
Liegt in den Händen deiner Führerin.

Eugenie.

Was iſt Geſetz und Ordnung? Können ſie
Der Unſchuld Kindertage nicht beſchützen?
Wer ſeyd denn ihr, die ihr, mit leerem Stolz,
Durchs Recht Gewalt zu bänd'gen euch berühmt?

Gerichtsrath.

In abgeſchloßnen Kreiſen lenken wir,
Geſetzlich ſtreng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben ſich in ungemeßnen Räumen,
Gewaltig ſeltſam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maaß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthſelhaft.

Eugenie

Und das iſt alles? Haſt du weiter nichts
Zu ſagen, zu verkünden?

Gerichtsrath.

Nichts!

Eugenie.

Ich glaub' es nicht!
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath.

Laß! o laß mich fort!
Soll ich als feig, als unentſchloſſen gelten?
Bedauern, jammern? Soll nicht, irgendhin,
Mit kühner Hand, auf deine Rettung deuten?
Doch läge nicht, in dieſer Kühnheit ſelbſt,
Für mich die gräßlichſte Gefahr, von dir
Verkannt zu werden? mit verfehltem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zu erſcheinen?

Eugenie.

Ich laſſe dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugeſendet.
Mich hat's von Jugend auf gehegt, gepflegt,
Und nun, im rauhen Sturme, ſendet mir's
Den edlen Stellvertreter ſeiner Neigung.
Sollt' ich nicht ſehen, fühlen, daß du Theil
An mir und meinem Schickſal nimmſt? Ich ſtehe
Nicht ohne Wirkung hier! du ſinnſt! du denkſt! —
Im weiten Kreiſe rechtlicher Erfahrung
Schauſt du, zu meinen Gunſten, um dich her.
Noch bin ich nicht verloren! Ja du ſuchſt
Ein Mittel mich zu retten; haſt es wohl
Schon ausgefunden! Mir bekennt's dein Blick,

Dein tiefer, ernſter, freundlich trüber Blick.
O! kehre dich nicht weg! O! ſprich es aus,
Ein hohes Wort, das mich zu heilen töne.

Gerichtsrath.

So wendet, voll Vertraun, zum Arzte ſich
Der Tieferkrankte, fleht um Linderung,
Fleht um Erhaltung ſchwer bedrohter Tage.
Als Gott erſcheint ihm der erfahrne Mann.
Doch ach! Ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten. Ach! ſoll ihm, vielleicht,
Der edlen Glieder grauſame Verſtümmlung,
Verluſt, ſtatt Heilung, angekündigt werden?
Gerettet willſt du ſeyn! Zu retten biſt du,
Nicht herzuſtellen. Was du warſt iſt hin,
Und was du ſeyn kannſt, magſt du's übernehmen?

Eugenie.

Um Rettung aus des Todes Nachtgewalt,
Um dieſes Lichts erquickenden Genuß,
Um Sicherheit des Daſeyns, ruft zuerſt,
Aus tiefer Noth, ein Halbverlorner noch.
Was dann zu heilen ſey, was zu erſtatten,
Was zu vermiſſen, lehre Tag um Tag.

Gerichtsrath.

Und nächſt dem Leben was erfleyſt du dir?

Eugenie.

Des Vaterlandes vielgeliebten Boden!

Gerichtsrath.

Du forderſt viel im einz'gen, großen Wort!

Eugenie.

Ein einzig Wort enthält mein ganzes Glück.

Gerichtsrath.

Den Zauberbann, wer wagt's ihn aufzulöſen?

Eugenie.

Der Tugend Gegenzauber ſiegt gewiß!

Gerichtsrath.

Der obern Macht iſt ſchwer zu widerſtehen.

Eugenie.

Allmächtig iſt ſie nicht die obre Macht.
Gewiß! dir giebt die Kenntniß jener Formen,
Für Hohe wie für Niedre gleich verbindlich,
Ein Mittel an. Du lächelſt. Iſt es möglich!
Das Mittel iſt gefunden! Sprich es aus!

Gerichtsrath.

Was hülf' es, meine Beſte, wenn ich dir
Von Möglichkeiten ſpräche! Möglich ſcheint
Faſt alles unſern Wünſchen; unſrer That
Setzt ſich, von innen wie von außen, viel,
Was ſie durchaus unmöglich macht, entgegen;
Ich kann, ich darf nicht reden, laß mich los!

Eugenie.

Und wenn du täuſchen ſollteſt! — Wäre nur,
Für Augenblicke, meiner Phantaſie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Uebel um das andre biete mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.

Gerichtsrath.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurück zu halten. Friedlich iſt's und Manchem
Erſchien es auch erfreulich. Große Gunſt
Hat es vor Gott und Menſchen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem,

Der's anerkennt, ſich's anzueignen weiß,
Verſchafft es Glück und Ruhe. Vollbeſtand
Erwünſchter Lebensgüter ſind wir ihm,
So wie der Zukunft höchſte Bilder ſchuldig.
Als allgemeines Menſchengut verordnet's
Der Himmel ſelbſt, und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und ſtiller Neigung Raum ſich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch Paradies in Räthſeln ſtellſt du dar?

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmliſch Erdenglück.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen! ich verwirre mich!

Gerichtsrath.

Erräth'ſt du's nicht; ſo liegt es fern von dir.

Eugenie.

Das zeige ſich ſobald du ausgeſprochen.

Gerichtsrath.

Ich wage viel! Der Ehſtand iſt es!

Eugenie.

Wie?

Gerichtsrath.

Geſprochen iſt's, nun überlege du.

Eugenie.

Mich überraſcht, mich ängſtet ſolch ein Wort.

Gerichtsrath.

Ins Auge faſſe was dich überraſcht.

Eugenie.

Mir lag es fern in meiner frohen Zeit,
Nun kann ich ſeine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Beklemmung mehrt ſich nur.

Von meines Vaters, meines Königs Hand,
Mußt' ich dereinſt den Bräutigam erwarten.
Voreilig ſchwärmte nicht mein Blick umher
Und keine Neigung wuchs in meiner Bruſt.
Nun ſoll ich denken was ich nie gedacht,
Und fühlen was ich, ſittſam, weggewieſen;
Soll mir den Gatten wünſchen, eh ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt,
Und jenes Glück, das Hymen uns verſpricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Gerichtsrath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getroſt,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geſchick.
Der iſt nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß.
Und ſchnell verbindet ein Bedrängter ſich
Mit ſeinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten ſeine Gattin feſſelnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Troſt, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das flößt, im Augenblick, ein kühner Mann,
Dem Buſen des gefahrumgebnen Weibes,
Durch Wagethat, auf ew'ge Zeiten, ein.

Eugenie.

Und mir, wo zeigte ſich ein ſolcher Held?

Gerichtsrath.

Der Männer Schaar iſt groß in dieſer Stadt.

Eugenie.

Doch allen bin und bleib' ich unbekannt.

Gerichtsrath.

Nicht lange bleibt ein ſolcher Blick verborgen!

Eugenie.

O täusche nicht ein leichtbetrognes Hoffen!
Wo fände sich ein Gleicher, seine Hand
Mir, der Erniedrigten, zu reichen? Dürft' ich
Dem Gleichen selbst ein solches Glück verdanken?

Gerichtsrath.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen.
In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh
Und schnelle Leiden unsre Freuden auf.
Nichts ist beständig! Manches Mißverhältniß
Löst, unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie.
Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie.

In leere Träume denkst du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du bist gerettet, wenn du glauben kannst.

Eugenie.

So zeige mir des Retters treues Bild.

Gerichtsrath.

Ich zeig' ihn dir, er bietet seine Hand!

Eugenie.

Du! welch ein Leichtsinn überraschte dich?

Gerichtsrath.

Entschieden bleibt auf ewig mein Gefühl.

Eugenie.

Der Augenblick! vermag er solche Wunder?

Gerichtsrath.

Das Wunder ist des Augenblicks Geschöpf.

Eugenie.

Und Irrthum auch der Uebereilung Sohn.

Gerichtsrath.

Ein Mann, der dich geſehen, irrt nicht mehr.

Eugenie.

Erfahrung bleibt des Lebens Meiſterin.

Gerichtsrath.

Verwirren kann ſie, doch das Herz entſcheidet.
O! laß dir ſagen: wie, vor wenig Stunden,
Ich mit mir ſelbſt zu Rathe ging und mich
So einſam fühlte; meine ganze Lage,
Vermögen, Stand, Geſchäft ins Auge faßte
Und, um mich her, nach einer Gattin ſann;
Da regte Phantaſie mir manches Bild,
Die Schätze der Erinnrung ſichtend auf,
Und wohlgefällig ſchwebten ſie vorüber.
Zu keiner Wahl bewegte ſich mein Herz.
Doch du erſcheineſt, ich empfinde nun
Was ich bedurfte. Dieß iſt mein Geſchick.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtumgebne, Mißempfohlne,
Sie könnte frohen ſtolzen Troſt empfinden,
Sich ſo geſchätzt, ſich ſo geliebt zu ſehn;
Bedächte ſie nicht auch des Freundes Glück,
Des edlen Manns, der unter allen Menſchen
Vielleicht zuletzt, ihr Hülfe bieten mag.
Betrügſt du dich nicht ſelbſt? und wagſt du dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu meſſen?

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungeſtüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,

Hat uns ein Gott den ſchönſten Port bezeichnet.
Im Hauſe, wo der Gatte ſicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den, vergebens,
Im Weiten, du, da draußen, ſuchen magſt.
Unruh'ge Mißgunſt, grimmige Verläumdung,
Verhallendes, parteiiſches Beſtreben,
Nicht wirken ſie auf dieſen heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! Rette dich zu mir! Ich kenne mich!
Und weiß was ich verſprechen darf und kann.

Eugenie.

Biſt du in deinem Hauſe Fürſt?

Gerichtsrath.

Ich bin's!
Und jeder iſt's, der Gute wie der Böſe.
Reicht eine Macht denn wohl in jenes Haus,
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er, nach eignem Sinn, verworren handelt;
Durch Launen, Worte, Thaten, jede Luſt,
Mit Schadenfreude, ſinnreich untergräbt?
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Geſetz,
Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und ſchweigende Geduld
Senkt nach und nach, verzweifelnd, ſie ins Grab.
Nothwendigkeit, Geſetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann ſo große Rechte; ſie vertrauten
Auf ſeine Kraft, auf ſeinen Biederſinn. —
Nicht Heldenfauſt, nicht Heldenſtamm, Geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten!
Allein des Bürgers hohen Sicherſtand.

Und bist du mein, was kann dich mehr berühren?
Auf ewig bist du mein, versorgt, beschützt.
Der König fordre dich von mir zurück;
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie.

Vergieb! Mir schwebt noch allzulebhaft vor
Was ich verscherzte! Du, Großmüthiger,
Bedenkest nur was mir noch übrig blieb.
Wie wenig ist es! Dieses Wenige
Lehrst du mich schätzen, giebst mein eignes Wesen,
Durch dein Gefühl, belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich dir. Wie soll ich's nennen?
Dankbare, schwesterlich entzückte Neigung!
Ich fühle mich als dein Geschöpf und kann
Dir leider, wie du wünschest, nicht gehören.

Gerichtsrath.

So schnell versagst du dir und mir die Hoffnung!

Eugenie.

Das Hoffnungslose kündet schnell sich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeisterin.

Hofmeisterin.

Dem günst'gen Wind gehorcht die Flotte schon,
Die Segel schwellen, alles eilt hinab.
Die Scheidenden umarmen thränend sich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weißen Tücher noch den letzten Gruß.

Bald lichtet unſer Schiff die Anker auch!
Komm! Laß uns gehen! Uns begleitet nicht
Ein Scheidegruß, wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath.

Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelaßner Freunde, die, nach euch,
Die Arme rettend ſtrecken. O! Vielleicht
Erſcheint, was ihr im Augenblick verſchmäht,
Euch bald ein ſehnſuchtswerthes, fernes Bild.

(Zu Eugenien.)

Vor wenigen Minuten nannt' ich dich
Entzückt willkommen! Soll ein Lebewohl,
Behend, auf ewig, unſre Trennung ſiegeln?

Hofmeiſterin.

Der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn?

Gerichtsrath.

Zum ew'gen Bunde ſiehſt du mich bereit.

Hofmeiſterin (zu Eugenien).

Und wie erkennſt du ſolch ein groß Erbieten?

Eugenie.

Mit höchſt gerührten Herzens reinſtem Dank.

Hofmeiſterin.

Und ohne Neigung dieſe Hand zu faſſen?

Gerichtsrath.

Zur Hülfe bietet ſie ſich dringend an.

Eugenie.

Das Nächſte ſteht oft unergreifbar fern.

Hofmeiſterin.

Ach! fern von Rettung ſtehn wir nur zu bald.

Gerichtsrath.

Und haſt du künftig Drohendes bedacht?

Eugenie.

Sogar das letzte Drohende, den Tod.

Hofmeisterin.

Ein angebotnes Leben schlägst du aus?

Gerichtsrath.

Erwünschte Feier froher Bundestage.

Eugenie.

Ein Fest versäumt' ich, kein's erscheint mir wieder.

Hofmeisterin.

Gewinnen kann, wer viel verloren, schnell.

Gerichtsrath.

Nach glanzendem ein dauerhaft Geschick.

Eugenie.

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verlosch.

Hofmeisterin.

Wer Mögliches bedenkt läßt sich genügen.

Gerichtsrath.

Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue?

Eugenie.

Den Schmeichelworten widerspricht mein Herz,
Und widerstrebt euch beiden, ungeduldig.

Gerichtsrath.

Ach allzulästig scheint, ich weiß es wohl,
Uns unwillkommne Hülfe! Sie erregt
Nur innern Zwiespalt. Danken möchten wir,
Und sind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laßt uns scheiden! doch des Hafenbürgers
Gebrauch und Pflicht vorher an euch erfüllen,
Aufs unfruchtbare Meer, von Landesgaben,
Zum Lebewohl, Erquickungsvorrath widmen.

Dann werd' ich ſtehen, werde ſtarren Blicks
Geſchwollne Segel ferner, immer ferner,
Und Glück und Hoffnung weichend ſchwinden ſehn.

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

In deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil,
So wie mein Elend. Laß dich überreden!
Laß dich erweichen! Schiffe mich nicht ein!

Hofmeiſterin.

Du lenkeſt nur was uns begegnen ſoll,
Du haſt zu wählen! Ich gehorche nur
Der ſtarken Hand, ſie ſtößt mich vor ſich hin.

Eugenie.

Und nennſt du Wahl, wenn Unvermeidliches
Unmöglichem ſich gegenüber ſtellt?

Hofmeiſterin.

Der Bund iſt möglich wie der Bann vermeidlich.

Eugenie.

Unmöglich iſt was Edle nicht vermögen.

Hofmeiſterin.

Für dieſen biedern Mann vermagſt du viel.

Eugenie.

In beſſre Lagen führe mich zurück;
Und ſein Erbieten lohn' ich gränzenlos.

Hofmeiſterin.

Ihn lohne gleich was ihn allein belohnt,

Zu hohen Stufen heb' ihn deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienst den Tüchtigen
Nur langsam fördern, wenn er still entsagend
Und kaum bemerkt sich andern widmend strebt;
So führt ein edles Weib ihn leicht ans Ziel.
Hinunter soll kein Mann die Blicke wenden;
Hinauf zur höchsten Frauen kehr' er sich!
Gelingt es ihm sie zu erwerben, schnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad sich ihm.

Eugenie.

Verwirrender, verfälschter Worte Sinn,
Entwickl' ich wohl aus deinen falschen Reden,
Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar:
Der Gatte zieht sein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschloßne Bahn.
Dorthin ist sie gebannt, sie kann sich nicht
Aus eigner Kraft besondre Wege wählen
Aus niedrem Zustand führt er sie hervor
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder.
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verloschen jede Spur vergangner Tage.
Was sie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was sie verlor, wer giebt es ihr zurück?

Hofmeisterin.

So brichst du, grausam, dir und mir den Stab.

Eugenie.

Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.

Hofmeisterin.

Der Liebende verzweifelt, kannst du hoffen?

Eugenie.

Ein kalter Mann verlieh' uns bessern Rath.

Hofmeiſterin.

Von Rath und Wahl iſt keine Rede mehr;
Du ſtürzeſt mich ins Elend, folge mir!

Eugenie.

O daß ich dich noch einmal, freundlich hold,
Vor meinen Augen ſähe, wie du ſtets
Von früher Zeit herauf mich angeblickt!
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiſer Schein,
Begegneten mir holder nicht als du.
Was konnt' ich wünſchen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgelehnt war alles!
Und zog ſich ins Verborgne meine Mutter,
Vor ihres Kindes Blicken, früh zurück;
So reichteſt du ein überfließend Maaß
Beſorgter Mutterliebe mir entgegen.
Biſt du denn ganz verwandelt? Aeußerlich
Erſcheinſt du mir die vielgeliebte ſelber;
Doch ausgewechſelt iſt, ſo ſcheint's, dein Herz —
Du biſt es noch, die ich um Klein und Großes
So oft gebeten, die mir nichts verweigert.
Gewohnter Ehrfurcht kindliches Gefühl,
Es lehrt mich nun das Höchſte zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen, dich nun
An Vaters, Königs, dich an Gottes Statt,
Gebognen Knies um Rettung anzuflehen?

(Sie kniet.)

Hofmeiſterin.

In dieſer Lage ſcheinſt du meiner nur
Verſtellt zu ſpotten. Falſchheit rührt mich nicht.

(Hebt Eugenien mit Heftigkeit auf.)

Eugenie.

So hartes Wort, so widriges Betragen,
Erfahr' ich das, erleb' ich das von dir?
Und mit Gewalt verscheuchst du meinen Traum.
Im klaren Lichte seh' ich mein Geschick!
Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwist,
Des Bruders Tücke hat mich hergestoßen,
Und mitverschworen hältst du mich gebannt.

Hofmeisterin.

Dein Irrthum schwankt nach allen Seiten hin,
Was will der Bruder gegen dich beginnen?
Den bösen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie.

Sey's wie ihm wolle! Noch verschmacht' ich nicht
In ferner Wüste hoffnungslosen Räumen.
Ein lebend Volk bewegt sich um mich her,
Ein liebend Volk, das auch den Vaternamen,
Entzückt, aus seines Kindes Mund vernimmt.
Die fordr' ich auf. Aus roher Menge kündet
Ein mächt'ger Ruf mir meine Freiheit an.

Hofmeisterin.

Die rohe Menge hast du nie gekannt,
Sie starrt und staunt und zaubert, läßt geschehn;
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig sie begonnen.

Eugenie.

Den Glauben wirst du mir mit kaltem Wort
Nicht, wie mein Glück mit frecher That, zerstören.
Dort unten hoff' ich Leben, aus dem Leben,
Dort wo die Masse, thätig strömend, wogt,
Wo jedes Herz, mit Wenigem befriedigt,

Für holdes Mitleid gern ſich öffnen mag.
Du hältſt mich nicht zurück! Ich rufe laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
Ins wühlende Gemiſch mich ſtürzend, aus.

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erſter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Mit welchen Ketten führſt du mich zurück?
Gehorch' ich, wider Willen, dießmal auch!
Fluchwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einſt, ſo glatt, zur Folgſamkeit gewöhnte,
Die meines erſten bildſamen Gefühls
Im ganzen Umfang ſich bemeiſterte!
Du warſt es, der ich dieſer Worte Sinn
Zuerſt verdanke, dieſer Sprache Kraft
Und künſtliche Verknüpfung; dieſe Welt
Hab' ich aus deinem Munde, ja, mein eignes Herz.
Nun brauchſt du dieſen Zauber gegen mich,
Du feſſelſt mich, du ſchleppſt mich hin und wieder,
Mein Geiſt verwirrt ſich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten ſehn' ich mich hinab.

Hofmeiſterin.

O! hätte dieſe Zauberkraft gewirkt,
Als ich dich dringend, flehentlich, gebeten,
Von jenen hohen Planen abzuſtehn.

Eugenie.

Du ahneteſt ſolch ungeheures Uebel
Und warnteſt nicht den allzuſichern Muth?

Hofmeiſterin.

Wohl durft' ich warnen, aber leiſe nur;
Die ausgeſprochne Sylbe trug den Tod.

Eugenie.

Und hinter deinem Schweigen lag Verbannung!
Ein Todeswort, willkommner war es mir.

Hofmeiſterin.

Dieß Unglück, vorgeſehen oder nicht,
Hat mich und dich in gleiches Netz verſchlungen.

Eugenie.

Was kann ich wiſſen welch ein Lohn dir wird,
Um deinen armen Zögling zu verderben.

Hofmeiſterin.

Er wartet wohl am fremden Strande mein!
Das Segel ſchwillt und führt uns beide hin.

Eugenie.

Noch hat das Schiff in ſeine Kerker nicht
Mich aufgenommen. Sollt' ich willig gehn?

Hofmeiſterin.

Und riefſt du nicht das Volk zur Hülfe ſchon?
Es ſtaunte nur dich an und ſchwieg und ging.

Eugenie.

Mit ungeheurer Noth im Kampfe, ſchien
Ich dem gemeinen Blick des Wahnſinns Beute.

Doch ſollſt du mir mit Worten, mit Gewalt,
Den muth'gen Schritt nach Hülfe nicht verkümmern.
Die Erſten dieſer Stadt erheben ſich,
Aus ihren Häuſern, dem Geſtade zu,
Die Schiffe zu bewundern, die, gereiht,
Uns unerwünſcht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt ſich am Pallaſt des Gouverneurs
Die Wache. Jener iſt es, der die Stufen
Von Mehreren begleitet niederſteigt.
Ich will ihn ſprechen, ihm den Fall erzählen!
Und iſt er werth, an meines Königs Platz,
Den wichtigſten Geſchäften vorzuſtehn;
So weiſ't er mich nicht unerhört von hinnen.

Hofmeiſterin.

Ich hindre dich an dieſem Schritte nicht,
Doch nennſt du keinen Namen, nur die Sache.

Eugenie.

Den Namen nicht, bis ich vertrauen darf.

Hofmeiſterin.

Es iſt ein edler junger Mann und wird
Was er vermag mit Anſtand gern gewähren.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gouverneur. Adjutanten.

Eugenie.

Dir in den Weg zu treten, darf ich's wagen?
Wirſt du der kühnen Fremden auch verzeihn?

Gouverneur (nachdem er sie aufmerksam betrachtet).

Wer sich, wie du, dem ersten Blick empfiehlt,
Der ist gewiß des freundlichsten Empfangs.

Eugenie.

Nicht froh und freundlich ist es was ich bringe,
Entgegen treibt mich dir die höchste Noth.

Gouverneur.

Ist sie zu heben möglich, sey mir's Pflicht;
Ist sie auch nur zu lindern, soll's geschehn.

Eugenie.

Von hohem Haus entsproß die Bittende:
Doch leider ohne Namen tritt sie auf.

Gouverneur.

Ein Name wird vergessen; dem Gedächtniß
Schreibt solch ein Bild sich unauslöschlich ein.

Eugenie.

Gewalt und List entreißen, führen, drängen
Mich von des Vaters Brust ans wilde Meer.

Gouverneur.

Wer durfte sich an diesem Friedensbild
Mit ungeweihter Feindeshand vergreifen?

Eugenie.

Ich selbst vermuthe nur! Mich überrascht,
Aus meinem eignen Hause, dieser Schlag.
Von Eigennutz und bösem Rath geleitet
Sann mir ein Bruder dieß Verderben aus,
Und diese hier, die mich erzogen, steht,
Mir unbegreiflich, meinen Feinden bei.

Hofmeisterin.

Ihr steh' ich bei und mildre großes Uebel,
Das ich zu heilen leider nicht vermag.

Eugenie.

Ich ſoll zu Schiffe ſteigen fordert ſie!
Nach jenen Ufern führt ſie mich hinüber!

Hofmeiſterin.

Geb' ich auf ſolchem Weg ihr das Geleit,
So zeigt es Liebe, Mutterſorgfalt an.

Gouverneur.

Verzeiht, geſchätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der, jung an Jahren, Manches in der Welt
Geſehn und überlegt, im Augenblick,
Da er euch ſieht und hört, bedenklich ſtutzt.
Vertrauen ſcheint ihr beide zu verdienen,
Und ihr mißtraut einander beide ſelbſt,
So ſcheint es wenigſtens. Wie ſoll ich nun
Des wunderbaren Knotens Räthſelſchlinge,
Die euch umſtrickt, zu löſen übernehmen?

Eugenie.

Wenn du mich hören willſt, vertrau' ich mehr.

Hofmeiſterin.

Auch ich vermöchte manches zu erklären.

Gouverneur.

Daß uns, mit Fabeln, oft ein Fremder täuſcht,
Muß auch der Wahrheit ſchaden, wenn wir ſie
In abenteuerlicher Hülle ſehn.

Eugenie.

Mißtrauſt du mir, ſo bin ich ohne Hülfe.

Gouverneur.

Und traut' ich auch, iſt doch zu helfen ſchwer.

Eugenie.

Nur zu den Meinen ſende mich zurück.

Gouverneur.

Verlorne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verſtoßne zu beſchützen,
Bringt wenig Dank dem wohlgeſinnten Mann.
Um Gut und Erbe wird ſogleich ein Streit,
Um die Perſon, ob ſie die rechte ſey,
Gehäſſig aufgeregt, und wenn Verwandte
Ums Mein und Dein gefühllos hadern, trifft
Den Fremden, der ſich eingemiſcht, der Haß
Von beiden Theilen, und nicht ſelten gar,
Weil ihm der ſtrengere Beweis nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beſchämt.
Verzeih mir alſo, wenn ich nicht ſogleich
Mit Hoffnung dein Geſuch erwiedern kann.

Eugenie.

Ziemt eine ſolche Furcht dem edlen Mann,
Wohin ſoll ſich ein Unterdrückter wenden?

Gouverneur.

Doch wenigſtens entſchuldigſt du gewiß,
Im Augenblick wo ein Geſchäft mich ruft,
Wenn ich, auf morgen frühe, dich hinein
In meine Wohnung lade, dort genauer
Das Schickſal zu erfahren, das dich drängt.

Eugenie.

Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an!

Hofmeiſterin

(die ihm ein Papier überreicht).

Wenn wir auf deine Ladung nicht erſcheinen,
So iſt dieß Blatt Entſchuldigung genug.

Gouverneur
(der es aufmerkſam eine Weile angeſehn, es zurückgebend).
So kann ich freilich nur beglückte Fahrt,
Ergebung ins Geſchick und Hoffnung wünſchen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.
Iſt dieß der Talisman, mit dem du mich
Entführſt, gefangen hältſt, der alle Guten,
Die ſich zu Hülfe mir bewegen, lähmt?
Laß mich es anſehn, dieſes Todes-Blatt!
Mein Elend kenn' ich, nun ſo laß mich auch,
Wer es verhängen konnte, laß mich's wiſſen.
Hofmeiſterin (die das Blatt offen darzeigt).
Hier! Sieh herein.
Eugenie (ſich wegwendend).
Entſetzliches Gefühl!
Und überlebt' ich's, wenn des Vaters Name,
Des Königs Name mir entgegen blitzte!
Noch iſt die Täuſchung möglich, daß, verwegen,
Ein Kronbeamter die Gewalt mißbraucht,
Und, meinem Bruder fröhnend, mich verletzt.
Da bin ich noch zu retten. Eben dieß
Will ich erfahren! Zeige her!
Hofmeiſterin (wie oben).
Du ſiehſt's!
Eugenie (wie oben).
Der Muth verläßt mich! Nein, ich wag' es nicht.

Sey's wie es will, ich bin verloren, bin
Aus allem Vortheil dieſer Welt geſtoßen;
Entſag' ich denn auf ewig dieſer Welt!
O dieß vergönnſt du mir! du willſt es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, ſie wollen
Mich lebend eingeſcharrt. Vergönne mir
Der Kirche mich zu nähern, die begierig
So manch unſchuldig Opfer ſchon verſchlang.
Hier iſt der Tempel, dieſe Pforte führt
Zu ſtillem Jammer, wie zu ſtillem Glück.
Laß dieſen Schritt mich ins Verborgne thun;
Was mich daſelbſt erwartet, ſey mein Loos.

Hofmeiſterin.

Ich ſehe die Aebtiſſin ſteigt, begleitet
Von zwei der ihren, zu dem Platz herab;
Auch ſie iſt jung, von hohem Haus entſproſſen;
Entdeck' ihr deinen Wunſch, ich hindr' es nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aebtiſſin. Zwei Nonnen.

Eugenie.

Betäubt, verworren, mit mir ſelbſt entzweit
Und mit der Welt, verehrte heil'ge Jungfrau,
Siehſt du mich hier. Die Angſt des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In deine Gegenwart, in der ich Lindrung
Des ungeheuern Uebels hoffen darf.

Aebtiſſin.

Wenn Ruhe, wenn Beſonnenheit und Friede
Mit Gott und unſerm eignen Herzen ſich
Mittheilen läßt; ſo ſoll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,
Dir einzuflößen, was der Meinen Glück
Und meins, für heut ſo wie auf ewig, fördert.

Eugenie.

Unendlich iſt mein Uebel, ſchwerlich möcht'
Es durch der Worte göttliche Gewalt
Sogleich zu heilen ſeyn. O! nimm mich auf
Und laß mich weilen, wo du weilſt, mich erſt
In Thränen löſen dieſe Bangigkeit
Und mein erleichtert Herz dem Troſte weihen.

Aebtiſſin.

Wohl hab' ich oft im heiligen Bezirk
Der Erde Thränen ſich in göttlich Lächeln
Verwandeln ſehn, in himmliſches Entzücken,
Doch drängt man ſich gewaltſam nicht herein;
Gar manche Prüfung muß die neue Schweſter,
Und ihren ganzen Werth, uns erſt entwickeln.

Hofmeiſterin.

Entſchiedner Werth iſt leicht zu kennen, leicht
Was du bedingen möchteſt zu erfüllen.

Aebtiſſin.

Ich zweifle nicht am Adel der Geburt,
Nicht am Vermögen, dieſes Hauſes Rechte,
Die groß und wichtig ſind, dir zu gewinnen.
Drum laßt mich bald vernehmen was ihr denkt.

Eugenie.

Gewähre meine Bitte, nimm mich auf!

Verbirg mich vor der Welt, im tiefſten Winkel,
Und meine ganze Habe nimm dahin.
Ich bringe viel und hoffe mehr zu leiſten.

Aebtiſſin.

Kann uns die Jugend, uns die Schönheit rühren,
Ein edles Weſen ſpricht's an unſer Herz;
So haſt du viele Rechte, gutes Kind.
Geliebte Tochter! komm an meine Bruſt!

Eugenie.

Mit dieſem Wort, mit dieſem Herzensdruck
Beſänftigſt du auf einmal alles Toben
Der aufgeregten Bruſt. Die letzte Welle
Umſpühlt mich weichend noch. Ich bin im Hafen.

Hofmeiſterin (dazwiſchentretend).

Wenn nicht ein grauſam Schickſal widerſtünde!
Betrachte dieſes Blatt, uns zu beklagen.

(Sie reicht der Aebtiſſin das Blatt.)

Aebtiſſin (die geleſen).

Ich muß dich tadeln, daß du wiſſentlich
So manch vergeblich Wort mit angehört.
Ich beuge vor der höhern Hand mich tief,
Die hier zu walten ſcheint.

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Wie? höhre Hand?
Als meint die Heuchlerin? Verſteht ſie Gott?
Der himmliſch Höchſte hat gewiß nicht hier,

Mit dieſer Frevelthat, zu thun. Verſteht
Sie unſern König? Wohl! ich muß es dulden
Was dieſer über mich verhängt. Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel, zwiſchen Furcht
Und Liebe ſchweben, will nicht weibiſch mehr,
Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und ſeiner weichlichen Gefühle ſchonen.
Es breche, wenn es brechen ſoll, und nun
Verlang' ich dieſes Blatt zu ſehen, ſey
Von meinem Vater, ſey von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet. Jener
Gereizten Gottheit, die mich niederſchmettert,
Will ich getroſt ins Auge ſchauend ſtehn.
O! daß ich vor ihr ſtünde. Fürchterlich
Iſt der bedrängten Unſchuld letzter Blick.

Hofmeiſterin.

Ich hab' es nie verweigert, nimm es hin.

Eugenie

(das Papier von außen anſehend).

Das iſt des Menſchen wunderbar Geſchick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verluſt ihm übrig bleibt.
Sind wir ſo reich, ihr Götter! daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt?
Des Lebens Glück entriß mir dieſes Blatt,
Und läßt mich größern Jammer noch befürchten.

(Sie entfaltet's.)

Wohlan! Getroſt mein Herz und ſchaudre nicht
Die Neige dieſes bittern Kelchs zu ſchlürfen.

(Blickt hinein.)

Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeiſterin (die das Blatt abnimmt).

Gutes Kind,
Bedaure mich, indem du dich bejammerſt.
Ich übernahm das traurige Geſchäft,
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um dir in deinem Elend beizuſtehn,
Dich keiner fremden Hand zu überlaſſen.
Was meine Seele peinigt, was ich noch
Von dieſem ſchrecklichen Ereigniß kenne,
Erfährſt du künftig. Jetzt verzeihe mir,
Wenn mich die eiſerne Nothwendigkeit
Uns unverzüglich einzuſchiffen zwingt.

Sechster Auftritt.

Eugenie allein, hernach Hofmeiſterin im Grunde.

Eugenie.

So iſt mir denn das ſchönſte Königreich,
Der Hafenplatz, von Tauſenden belebt,
Zur Wüſte worden und ich bin allein.
Hier ſprechen edle Männer, nach Geſetzen,
Und Krieger lauſchen auf gemeßnes Wort.
Hier flehen heilig Einſame zum Himmel;
Beſchäftigt ſtrebt die Menge nach Gewinn.
Und mich verſtößt man, ohne Recht und Urtheil,
Nicht Eine Hand bewaffnet ſich für mich,
Man ſchließt mir die Aſyle, niemand mag
Zu meinen Gunſten wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckenworts Gewicht

Erdrückt mich ſchon, mit allen ſeinen Laſten,
Schon fühl' ich mich ein abgeſtorbnes Glied,
Der Körper, der geſunde, ſtößt mich los.
Dem ſelbſtbewußten Todten gleich' ich, der,
Ein Zeuge ſeiner eigenen Beſtattung,
Gelähmt, in halbem Traume, grauſend liegt.
Entſetzliche Nothwendigkeit! Doch wie?
Iſt mir nicht eine Wahl verſtattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir einzig edel, ſeine Hülfe beut? —
Und könnt' ich das? Ich könnte die Geburt,
Die mich ſo hoch hinaufgerückt, verläugnen!
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! Das vermag ich nicht!
O faſſe mich, Gewalt, mit ehrnen Fäuſten;
Geſchick, du blindes, reiße mich hinweg;
Die Wahl iſt ſchwerer als das Uebel ſelbſt,
Die zwiſchen zweien Uebeln ſchwankend bebt.

(Hofmeiſterin, mit Leuten, welche Gepäcke tragen, geht ſchweigend hinten vorbei.)

Sie kommen! tragen meine Habe fort,
Das letzte was von köſtlichem Beſitz
Mir übrig blieb. Wird es mir auch geraubt?
Man bringt's hinüber, und ich ſoll ihm nach.
Ein günſt'ger Wind bewegt die Wimpel ſeewärts,
Bald werd' ich alle Segel ſchwellen ſehn.
Die Flotte löſet ſich vom Hafen ab!
Und nun das Schiff, das mich Unſel'ge trägt.
Man kommt! Man fordert mich an Bord. O Gott!
Iſt denn der Himmel ehern über mir?
Dringt meine Jammerſtimme nicht hindurch?

So sey's! Ich gehe! Doch mich soll das Schiff,
In seines Kerkers Räume, nicht verschlingen.
Das letzte Bret, das mich hinüber führt,
Soll meiner Freiheit erste Stufe werden.
Empfangt mich dann, ihr Wellen, faßt mich auf,
Und, festumschlingend, senket mich hinab,
In eures tiefen Friedens Grabesschooß.
Und wenn ich dann vom Unbill dieser Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, spühlt zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab,
Auf heim'schem Boden wohlgesinnt bereite.

(Mit einigen Schritten.)

Wohlan denn!

(Hält inne.)

Will mein Fuß nicht mehr gehorchen?
Was fesselt meinen Schritt, was hält mich hier?
Unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben!
Du führest mich zum harten Kampf zurück.
Verbannung, Tod, Entwürdigung umschließen
Mich fest und ängsten mich einander zu.
Und wie ich mich von einem schaudernd wende,
So grinst das andre mir, mit Höllenblick.
Ist denn kein menschlich, ist kein göttlich Mittel,
Von tausendfacher Qual mich zu befreien?
O! daß ein einzig ahnungsvolles Wort,
Zufällig, aus der Menge, mir ertönte!
O, daß ein Friedensvogel mir vorbei
Mit leisem Fittig leitend sich bewegte!
Gern will ich hin, wohin das Schicksal ruft,
Es deute nur! und ich will gläubig folgen.

Es winke nur, ich will dem heil'gen Winke,
Vertrauend, hoffend, ungeſäumt mich fügen.

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie

(die eine Zeit lang vor ſich hingeſehen, indem ſie die Augen aufhebt und den Mönch erblickt).

Ich darf nicht zweifeln, ja! ich bin gerettet!
Ja! dieſer iſt's, der mich beſtimmen ſoll.
Geſendet auf mein Flehn erſcheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz,
Beim erſten Blick, vertraut entgegen fliegt.
(Ihm entgegen gehend.)
Mein Vater! laß den, ach! mir nun verſagten,
Verkümmerten, verbotnen Vaternamen
Auf dich, den edlen Fremden, übertragen.
Mit wenig Worten höre meine Noth.
Nicht als dem weiſen, wohlbedächt'gen Mann,
Dem gottbegabten Greiſe leg' ich ſie,
Mit ſchmerzlichem Vertraun, dir an die Bruſt.

Mönch.

Was dich bedrängt eröffne freien Muthes.
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit dem zuſammen, der, als höchſte Pflicht,
Die Linderung der Leiden üben ſoll.

Eugenie.

Ein Räthſel ſtatt der Klagen wirſt du hören,
Und ein Orakel fordr' ich, keinen Rath.
Zu zwei verhaßten Zielen liegen mir
Zwei Wege vor den Füßen, einer dorthin,
Hierhin der andre, welchen ſoll ich wählen?

Mönch.

Du führſt mich in Verſuchung! Soll ich nur
Als Loos entſcheiden?

Eugenie.

Als ein heilig Loos.

Mönch.

Begreif' ich dich; ſo hebt aus tiefer Noth,
Zu höhern Regionen, ſich dein Blick.
Erſtorben iſt im Herzen eigner Wille,
Entſcheidung hoffſt du dir vom Waltenden.
Ja wohl! das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieſes oder jenes,
Als wie von ungefähr, zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir ans Ziel.
Dieß zu empfinden iſt das höchſte Glück,
Es nicht zu fordern iſt beſcheidne Pflicht,
Es zu erwarten, ſchöner Troſt im Leiden.
O! wär' ich doch gewürdigt, nun für dich,
Was dir am beſten frommte, vorzufühlen.
Allein die Ahnung ſchweigt in meiner Bruſt,
Und kannſt du mehr nicht mir vertraun; ſo nimm
Ein fruchtlos Mitleid hin zum Lebewohl.

Eugenie.

Schiffbrüchig faſſ' ich noch die letzte Planke!

Dich halt' ich feſt und ſage, wider Willen,
Zum letztenmal, das hoffnungsloſe Wort:
Aus hohem Haus entſproſſen, werd' ich nun
Verſtoßen, übers Meer verbannt und könnte
Mich durch ein Ehebündniß retten, das
Zu niedren Sphären mich herunter zieht.
Was ſagt nun dir das Herz? verſtummt es noch?

Mönch.

Es ſchweige, bis der prüfende Verſtand
Sich als ohnmächtig ſelbſt bekennen muß.
Du haſt nur Allgemeines mir vertraut,
Ich kann dir nur das Allgemeine rathen.
Biſt du zur Wahl genöthigt, unter zwei
Verhaßten Uebeln; faſſe ſie ins Auge,
Und wähle was dir noch den meiſten Raum
Zu heil'gem Thun und Wirken übrig läßt,
Was deinen Geiſt am wenigſten begränzt,
Am wenigſten die frommen Thaten feſſelt.

Eugenie.

Die Ehe, merk' ich, räthſt du mir nicht an.

Mönch.

Nicht eine ſolche, wie ſie dich bedroht.
Wie kann der Prieſter ſegnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt.
Er ſoll nicht Widerwärt'ges an einander,
Zu immer neu erzeugtem Streite, ketten;
Den Wunſch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen iſt ſein göttlich Amt.

Eugenie.

Ins Elend übers Meer verbannst du mich.

Mönch.

Zum Troste jener drüben ziehe hin.

Eugenie.

Wie soll ich trösten, wenn ich selbst verzweifle?

Mönch.

Ein reines Herz, wovon dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freier Sinn,
Erhalten dich und andre, wo du auch
Auf dieser Erde wandelst. Wenn du nun,
In frühen Jahren, ohne Schuld, verbannt,
Durch heil'ge Fügung, fremde Fehler büßest,
So führst du, wie ein überirdisch Wesen,
Der Unschuld Glück und Wunderkraft mit.
So ziehe denn hinüber! Trete frisch
In jenen Kreis der Traurigen. Erheitre,
Durch dein Erscheinen, jene trübe Welt.
Durch macht'ges Wort, durch kräft'ge That, erregе
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
Vereine die Zerstreuten um dich her,
Verbinde sie einander, alle dir;
Erschaffe was du hier verlieren sollst,
Dir Stamm und Vaterland und Fürstenthum.

Eugenie.

Getrautest du zu thun was du gebietest?

Mönch.

Ich that's! — Als jungen Mann entführte schon,
Zu wilden Stämmen, mich der Geist hinüber.

Ins rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O! hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück,
Zu dieser Wildniß frechen Städtelebens,
Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
Zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit gewendet!
Hier fesselt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten; ein Geschick vielleicht,
Das mir die schwerste Prüfung spät bestimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frei,
Gestoßen in das Weite, dringe vor,
Und rette dich! Was du als Elend fühlst,
Verwandelt sich in Wohlthat! Eile fort!

Eugenie.

Eröffne klarer! was befürchtest du?

Mönch.

Im Dunklen drängt das Künft'ge sich heran,
Das künftig Nächste selbst erscheinet nicht
Dem offnen Blick der Sinne, des Verstands.
Wenn ich, beim Sonnenschein, durch diese Straßen,
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felsengleich gethürmten Massen schaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens masterfüllten Raum betrachte;
Das scheint mir alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet; diese Menge
Gewerksam Thätiger, die, hin und her,
In diesen Räumen wogt, auch die verspricht
Sich unvertilgbar ewig herzustellen.
Allein wenn dieses große Bild bei Nacht

In meines Geiſtes Tiefen ſich erneut,
Da ſtürmt ein Brauſen durch die düſtre Luft,
Der feſte Boden wankt, die Thürme ſchwanken,
Gefugte Steine löſen ſich herab
Und ſo zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterſcheinung. Wenig Lebendes
Durchglimmt, bekümmert, neuentſtandne Hügel,
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
Und raſtlos wiederkehrend füllt die Fluth
Mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

Eugenie.

Die Nacht entwaffnet erſt den Menſchen, dann
Bekämpft ſie ihn mit nichtigem Gebild.

Mönch.

Ach! bald genug ſteigt, über unſern Jammer,
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran.
Du aber fliehe, die ein guter Geiſt
Verbannend ſegnete. Leb wohl und eile!

Achter Auftritt.

Eugenie allein.

Vom eignen Elend leitet man mich ab
Und fremden Jammer prophezeit man mir.
Doch war' es fremd, was deinem Vaterland

Begegnen ſoll? Dieß fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Bruſt! Zum gegenwärt'gen Uebel
Soll ich der Zukunft Geiſtesbürden tragen?
So iſt's denn wahr, was, in der Kindheit ſchon,
Mir um das Ohr geklungen! was ich erſt
Erhorcht, erfragt und nun zuletzt, ſogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund,
Vernehmen mußte. Dieſem Reiche droht
Ein jäher Umſturz. Die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen ſich
Nicht wechſelſeitig mehr mit Liebeskraft
Zu ſtets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen ſich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in ſich ſelbſt zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewalt'ger Geiſt, der ſie zu einem Zweck
Vereinigte, die feindlich kämpfenden,
Der dieſem großen Volk als Führer ſich,
Als König und als Vater dargeſtellt?
Er iſt entſchwunden! Was uns übrig bleibt
Iſt ein Geſpenſt, das mit vergebnem Streben
Verlorenen Beſitz zu greifen wähnt.
Und ſolche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinſamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweiſen,
Und jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böſer Stunde hülfreich zu beſchämen?
Nun biſt du Boden meines Vaterlands
Mir erſt ein Heiligthum, nun fühl' ich erſt
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich laſſe dich nicht los, und welches Band

Mich dir erhalten kann, es iſt nun heilig.
Wo find' ich jenen gutgeſinnten Mann,
Der mir die Hand ſo traulich angeboten.
An ihn will ich mich ſchließen! Im Verborgnen
Verwahr' er mich, als reinen Talisman;
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geſchieht
Geſchieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken,
Das alles wird ein günſtiges Geſchick,
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einſt
Verkannt, verſtoßen, mich vergeſſen, ſoll
Erſtaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was ſie im Glücke zugeſagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen ſtrebt.
Er kommt! Ich ſeh' ihm freudiger entgegen
Als ich ihn ließ. Er kommt. Er ſucht mich auf!
Zu ſcheiden denkt er, bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath. Ein Knabe mit einem ſchönen Käſtchen.

Gerichtsrath.

Schon ziehn die Schiffe nach einander fort,
Und bald, ſo fürcht' ich, wirſt auch du berufen.
Empfange noch ein herzlich Lebewohl

Und eine friſche Gabe, die auf langer Fahrt
Beklommnen Reiſenden Erquickung athmet.
Gedenke mein! O daß du meiner nicht
Am böſen Tage ſehnſuchtsvoll gedenkeſt!

Eugenie.

Ich nehme dein Geſchenk mit Freuden an,
Es bürgt mir deine Neigung, deine Sorgfalt;
Doch ſend' es eilig in dein Haus zurück!
Und wenn du denkſt wie du gedacht, empfindeſt
Wie du empfunden, wenn dir meine Freundſchaft
Genügen kann, ſo folg' ich dir dahin.

Gerichtsrath

(nach einer Pauſe, den Knaben durch einen Wink entfernend).

Iſt's möglich? hätte ſich, zu meiner Gunſt,
In kurzer Zeit, dein Wille ſo verändert?

Eugenie.

Er iſt verändert! aber denke nicht,
Daß Bangigkeit mich dir entgegen treibe.
Ein edleres Gefühl, laß mich's verbergen!
Halt mich am Vaterland, an dir, zurück.
Nun ſey's gefragt: Vermagſt du, hohen Muths,
Entſagung der Entſagenden zu weihen?
Vermagſt du zu verſprechen: mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen? Mir,
Der liebevollen Schweſter, Schutz und Rath,
Und ſtille Lebensfreude zu gewähren?

Gerichtsrath.

Zu tragen glaub' ich alles, nur das eine,
Dich zu verlieren, da ich dich gefunden,
Erſcheint mir unerträglich. Dich zu ſehen,

Dir nah zu seyn, für dich zu leben, wäre
Mein einzig höchstes Glück. Und so bedinge
Dein Herz allein das Bündniß, das wir schließen.

Eugenie.

Von dir allein gekannt muß ich, fortan,
Die Welt vermeidend, im Verborgnen leben.
Besitzest du ein still entferntes Landgut;
So widm' es mir und sende mich dahin.

Gerichtsrath.

Ein kleines Gut besitz' ich, wohlgelegen;
Doch alt und halb verfallen ist das Haus.
Du kannst jedoch in jener Gegend bald
Die schönste Wohnung finden, sie ist feil.

Eugenie.

Nein! In das altverfallne laß mich ziehn,
Zu meiner Lage stimmt es, meinem Sinn.
Und wenn er sich erheitert, find' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laß
Von irgend einem alten zuverläss'gen Knecht
Begleitet, mich in Hoffnung einer künft'gen
Beglückten Auferstehung mich begraben.

Gerichtsrath.

Und zum Besuch, wann darf ich dort erscheinen?

Eugenie.

Du wartest meinen Ruf geduldig ab.
Auch solch ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernsten Banden enger zu verbinden.

Gerichtsrath.

Du legest mir zu schwere Prüfung auf.

Eugenie.

Erfülle deine Pflichten gegen mich;
Daß ich die meinen kenne, ſey gewiß.
Indem du, mich zu retten, deine Hand
Mir bieteſt, wagſt du viel. Werd' ich entdeckt,
Werd' ich's zu früh; ſo kannſt du vieles dulden.
Ich ſage dir das tiefſte Schweigen zu.
Woher ich komme, niemand ſoll's erfahren,
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geiſt beſuchen, keine Zeile ſoll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
Zu meinem Heil ein Funke glühen möchte.

Gerichtsrath.

In dieſem wicht'gen Fall was ſoll ich ſagen?
Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbſtſucht Ungeheuer lauſchend grinſ't.
Die That allein beweiſ't der Liebe Kraft.
Indem ich dich gewinne, ſoll ich allem
Entſagen, deinem Blick ſogar! Ich will's.
Wie du zum erſtenmale mir erſchienen,
Erſcheinſt du bleibend mir, ein Gegenſtand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünſch' ich zu leben, du gebieteſt mir.
Und wenn der Prieſter ſich, ſein Leben lang,
Der unſichtbaren Gottheit niederbeugt,
Die im beglückten Augenblick vor ihm,
Als höchſtes Muſterbild, vorüberging;
So ſoll von deinem Dienſte mich fortan,
Wie du dich auch verhülleſt, nichts zerſtreun.

Eugenie.

Ob ich vertraue, daß dein Aeußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daß ich empfinde, welch ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thatig, zuverlassig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau besonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen!
Hier meine Hand: wir gehen zum Altar.

Elpenor.

Ein Trauerspiel.

Fragment.

Perſonen.

Antiope.
Lykus.
Elpenor.
Evadne.
Polymetis.
Jünglinge.
Jungfrauen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne. Jungfrauen.

Evadne.

Verdoppelt eure Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen,
Kommt herein!
Gewand und Haaren gebt nicht zu viel Sorgfalt!
Iſt das Geſchäft vollbracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit heißt der Morgen rege ſeyn.

Jungfrau.

Hier ſind wir, und die andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweckt;
Du ſieheſt uns bereit, was du befiehlſt, zu thun.

Evadne.

Wohlan, beeifert euch mit mir!
Zwar halb nur freudig, halb mit Widerwillen,
Ruf' ich euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſrer hochgeliebten Frauen
In Fröhlichkeit gekleidet ſtillen Schmerz.

Jungfrau.

Ja, und uns allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon

Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Sag', wie erträgt's die Königin? Giebt ſie gelaſſen
Den theuern Pflegling ſeinem Vater wieder?

Evadne.

Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erheiternde Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Wie Larven aus der Unterwelt vor andern
Dem Einſamen erſcheinen, rührt Verlaßne
Aengſtlich der Trauer kalte Schattenhand.
Und wem giebt ſie den lieben Zögling wieder!

Jungfrau.

Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh Betragen hielt ſie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß ſie in ſeinem Sohn
Der ſüßen Liebe Gegenſtand umarmte.

Evadne.

Wär' es ihr eigner, wie belohnte ſie
Der heut'ge Tag für alle Mutterſorgen!
Der ſchöne Knabe ſchreitet feierlich,
Vor alles Volkes ſehnſuchtsvollen Augen,
Aus der beſchränkten Kindheit niedrem Kreis
Auf der beglückten Jugend erſte Stufe;
Doch ſie erfreut es kaum. Ein ganzes Reich
Dankt ihr die Sorg' und ach! in ihrem Buſen
Gewinnt der Gram nur neue Luſt und Nahrung.
Denn für das ſchwerſte edelſte Bemühn

Wird so viel Freude nicht dem Menschen, als Natur
Mit einem einzigen Geschenke leicht gewährt.

Jungfrau.

Ach, welche schönen Tage lebte sie,
Eh' noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend floh
Und unerwartet sie verwaist zurücke ließ!

Evadne.

Laß uns das Angedenken jener Zeiten
So heftig klagend nicht erneuen,
Das Gute schätzen, das ihr übrig blieb,
Im nahverwandten Knaben großen Reichthum.

Jungfrau.

Den nennst du reich, der fremde Kinder nährt?

Evadne.

Wenn sie gerathen, ist auch das vergnüglich.
Ja wohl! Ihr ward ein herrlicher Ersatz
In Lykus Sohne. Hier am einsamen Gestad,
An ihrer Seite wuchs er schnell hervor
Und er gehört nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Vielverwandten gönnt sie herzlich nun
Den Theil des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater her gebührte,
Ja, gönnt ihm einst, was sie an Land und Schätzen
Von ihren Eltern sich ererbt.
Sie stattet ihn mit allen Segen aus,
Und sucht sich still den Trost im Guten.
Dem Volk ist's besser wenn nur Einer herrscht,
Hört' ich sie sagen, und noch manches Wort,
Womit sie lindernd gern das Uebel priese,
Das sie befiel.

Jungfrau.

Mich dünkt ich ſah ſie heute froh, das Auge hell.

Evadne.

Mir ſchien es auch. O mögen ihr die Götter
Ein friſches Herz erhalten!
Denn leichter dient ſich einem Glücklichen.

Jungfrau.

Der edel iſt, nicht hart im Uebermuth.

Evadne.

Wie wir ſie billig preiſen, unſre Frau.

Jungfrau.

Ich ſah ſie fröhlich, fröhlicher den Knaben,
Der Morgenſonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da ſchwang ſich eine Freude mir durchs Herz,
Die Nacht der alten Tage zu erhellen.

Evadne.

Laß uns nicht weiblich vieles reden
Wo viel zu thun iſt.
Die Freude ſoll dem Dienſt nicht ſchaden, der
Heut mehr gefordert wird als andern Tages.
Laßt eure Luſt in eurem Eifer ſehen,
Mit dem ein jedes eilt ſein Werk zu thun.

Jungfrau.

Verordne du! wir andern ſäumen nicht.

Evadne.

Daß unſrer Fürſtin Herz geöffnet iſt,
Hab' ich geſehn. Sie will, daß ihre Schätze,
Die ſtill verwahrt dem künftigen Geſchlecht
Entgegen ruhten, heut ſich zeigen
Und dieſem Tag gewidmet glänzen;
Daß dieſe Feier ſich auf Reinlichkeit

Und Ordnung, wie auf zwei Geſährten, würdig lehne,
Was mir vertraut iſt, hab' ich aufgeſchloſſen;
Nun ſorget für den Schmuck der Säle ſelbſt,
Entfaltet die geſtickten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Sitze, Tafeln;
Gering- und Köſtliches vertheilt mit kluger Wahl!
Bereitet Platz genug für viele Gäſte,
Und ſetzt die kunſtgetriebenen Geſchirre
Zur Augenluſt auf ihre rechten Stellen!
An Speiſ' und Trank ſoll's auch nicht fehlen, denn
So will's die Fürſtin, und ich ſorgte ſo.
Und was den Fremden dargeboten wird,
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, ſeh' ich, haben auch Befehl;
Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind dieſe Feier zu verherrlichen bewegt.

Jungfrau.

Wir gehen!

Evadne.

Wohl! Ich folge gleich,
Nur halt mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenſtern vergleichbar naht er, funkelnd; ſchnell
Laßt mich ihn ſegnen, ihn, der Tauſenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend ſcheint.

Zweiter Auftritt.

Elpenor und Evadne.

Elpenor.

Du, meine Gute, Treue, biſt du hier,
Die immer Theil an meiner Freude nimmt?

Sieh, was der Aufgang dieſes Tags mir brachte!
Die ich ſo gerne Mutter nenne will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' entlaſſen.
Den Bogen und den reichbeladnen Köcher
Gab ſie mir; von Barbaren
Gewann ihr Vater ihn. Seit meiner erſten Jugend
Gefiel er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht,
Ich nahm ihn von den Pfoſten
Und klirrte an der ſtarken Senne;
Dann blickt' ich die Geliebte freundlich an,
Und ging um ſie herum, und zauderte
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunſch gewährt.
Er iſt nun mein, ich führ' ihn mit mir fort,
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.

Evadne.

Ein würdiges Geſchenk! es ſagt dir viel.

Elpenor.

Was denn?

Evadne.

Groß iſt der Bogen, ſchwer zu beugen;
Wenn ich nicht irre, du vermagſt es nicht.

Elpenor.

Das werd' ich ſchon.

Evadne.

So denkt die theure Pflegemutter auch.
Vertraut ſie dir, daß du mit Manneskraft
Dereinſt die ſtraffe Senne ſpannen wirſt;

So winkt ſie dir zugleich, und hofft, daß du
Nach würd'gem Ziel die Pfeile ſenden wirſt.

Elpenor.

O laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Vögel nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich dich einſt bändige,
Ihr Götter, gebt es bald!
Dann hol' ich ihn, aus ſeinen hohen Wolken,
Den ſichern Aar herunter.

Evadne.

Wirſt du entfernt von deinen Bergen, deinen Wäldern,
In denen du bisher mit uns gelebt,
Auch deiner erſten Jugendfreuden
Und unſer auch gedenken?

Elpenor.

Und du biſt unerbittlich? willſt nicht mit mir ziehn?
Willſt deine Sorgfalt mir nicht ferner gönnen?

Evadne.

Du gehſt, wohin ich dir nicht folgen kann,
Und deine nächſten Jahre ſchon
Vertragen eines Weibes Sorge kaum.
Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am beſten Männer.

Elpenor.

Sag' mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach ſeiner Stadt zurückführt?

Evadne.

Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Dich hat der frühſte Morgen aufgeweckt.

Elpenor.

Geſchlafen hab' ich nicht, geſchlummert nur.
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was alles ich heut zu erwarten habe.

Evadne.

Wie du verlangſt, ſo wirſt auch du verlangt;
Denn aller Bürger Augen warten dein.

Elpenor.

Sag' an, ich weiß, Geſchenke ſind bereitet,
Die heute noch von meinem Vater kommen;
Iſt dir's bekannt, was bringen wohl die Boten?

Evadne.

Zuvörderſt reiche Kleider, das vermuth' ich wohl,
Wie einer haben ſoll,
Auf den die Augen vieler ſind gerichtet,
Damit ihr Blick, der nicht ins Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide.

Elpenor.

Auf etwas anders hoff' ich, meine Liebe!

Evadne.

Mit Schmuck und reicher Zierde
Wird auch dein Vater heut nicht karg ſeyn.

Elpenor.

Das will ich nicht verachten, wenn es kommt;
Doch rätheſt du als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und ſchnell;
Was ich ſo lang' entbehrt, das werd' ich haben,
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dieß, bald das, es war nicht mein,
Und nebenher voll Angſt ein alter Diener.
Ich wollte reiten, und er wollte mich geſund

Nach Hauſe haben.
Am liebſten war ich auf der Jagd
Der Königin zur Seite! doch ich merkt' es wohl,
Wär' ſie allein geweſen,
Sie hätte ſchärfer geritten,
Und ich wohl auch, wär' ich allein geweſen.
Nein, dieſes Pferd, es wird mein eigen bleiben,
Und ich will reiten, es ſoll eine Luſt ſeyn.
Ich hoffe das Thier iſt jung und wild und roh;
Es ſelber zuzureiten wär' mir größte Freude.

Evadne.

Auf dein Vergnügen, hoff' ich, und zugleich
Auf deine Sicherheit iſt man bedacht.

Elpenor.

Vergnügen ſucht der Mann ſich in Gefahren,
Und ich will bald ein Mann ſeyn.
Auch wird mir noch gebracht, errath' es ſchnell, ein Schwert,
Ein größres als ich auf der Jagd geführt,
Ein Schlachtſchwert.
Es biegt ſich wie ein Rohr und ſpaltet
Auf Einen Hieb den ſtarken Aſt.
Ja, Eiſen haut es durch und keine Spur
Bleibt auf der Schärfe ſchartig ſitzen.
Sein Griff mit goldnem Drachenhals geziert,
Und Ketten hängen um den Rachen,
Als hätt' ein Held in finſtrer Höhle
Ihn überwaltiget, gebunden,
Dienſtbar ans Tageslicht geriſſen.
Im nahen Wald verſuch' ich ſchnell die Klinge;
Dort will ich Bäume ſpaltend niederhauen.

Evadne.

Mit dieſem Muth wirſt du den Feind beſiegen.
Für Freunde Freund zu ſeyn, verleihe dir
Die Grazie des Feuers einen Funken
In deine Bruſt, das auf dem himmliſchen Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor.

Ich will ein treuer Freund ſeyn,
Will theilen was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich alles habe was mich freut,
Will ich gern allen andern alles geben.

Evadne.

Nun fahre wohl! Sehr ſchnell ſind dieſe Tage
Mir hingeflohn; wie eine Flamme, die
Nun erſt den Holzſtoß recht ergriffen,
Verzehrt die Zeit das Alter ſchneller als die Jugend.

Elpenor.

So will ich eilen Rühmliches zu thun.

Evadne.

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Berühmten rein zu unterſcheiden!

Elpenor.

Was ſagſt du mir? Ich kann es nicht verſtehn.

Evadne.

Mit Worten, wären's ihrer noch ſo viel,
Wird dieſer Segen nicht erklart:
Denn es iſt Wunſch und Segen mehr als Lehre.
Die geb' ich dir an dieſem Tage zum Geleit.
Die erſten Pfade lieſſt du ſpielend durch,

Und nun beſchreiteſt du den breitern Weg;
Da folge ſtets Erfahrenen.
Nicht nützen würd' es, würde nur verwirren,
Beſchrieb' ich dir beim Austritt zu genau
Die fernen Gegenden, durch die du wandern wirſt.
Der beſte Rath iſt, folge gutem Rath,
Und laß das Alter dir ehrwürdig ſeyn.

Elpenor.

Das will ich thun.

Evadne.

Erbitte von den Göttern dir Verſtändige
Und Wohlgeſinnte zu Gefährten.
Beleidige nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth;
Der Jugend Fehler wohl begünſtigt es,
Doch mit den Jahren fordert's mehr.

Elpenor.

Ja, viel vertrau' ich dir, und deine Frau,
So klug ſie iſt, weiß ich, vertraut dir viel.
Sie fragte dich gar oft um dieß und jenes,
Wenn du auch nicht bereit antworteteſt.

Evadne.

Wer alt mit Fürſten wird lernt vieles, lernt
Zu vielem ſchweigen.

Elpenor.

Wie gern blieb' ich bei dir, bis ich ſo weiſe
Als nöthig iſt, um nicht zu fehlen.

Evadne.

Wenn du dich ſo bedünkteſt, wäre mehr Gefahr.
Ein Fürſt ſoll einzeln nicht erzogen werden.
Einſam lernt niemand je ſich ſelbſt,
Noch wen'ger anderen gebieten.

Elpenor.

Entziehe künftig mir nicht deinen Rath!

Evadne.

Du ſollſt ihn haben, wenn du ihn verlangſt;
Auch unverlangt, wenn du ihn hören kannſt.

Elpenor.

Wenn ich vor dir am Feuer ſaß und du erzahlteſt
Von Thaten alter Zeit, du einen Guten rühmteſt,
Des Edlen Werth erhobſt; da glüht' es mir
Durch Mark und Adern.
Ich rief in meinem Innerſten:
O war' ich der, von dem ſie ſpricht!

Evadne.

O mochteſt du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachſen, die erreichbar iſt!
Laß es den beſten Wunſch ſeyn,
Den ich mit dieſem Abſchiedskuß dir weihe!
Theures Kind, leb' wohl!
Ich ſeh' die Königin ſich nahn.

Dritter Auftritt.

Antiope. Elpenor. Evadne.

Antiope.

Ich find' euch hier in freundlichem Geſpräch.

Evadne.

Die Trennung heißt der Liebe Bund erneuen.

Elpenor.

Sie iſt mir werth, mir wird das Scheiden ſchwer.

Antiope.

Dem ſchönſten Willkomm gehſt du heut entgegen,
Erfährest erſt was du bisher entbehrt.

Evadne.

Haſt du noch irgend einen Auftrag, Königin?
Ich geh' hinein, wo vieles zu beſorgen iſt.

Antiope.

Ich ſage nichts, Evadne, heute nicht;
Denn du thuſt immer was ich loben muß.

Vierter Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Und du, mein Sohn, leb' in das Leben wohl!
So ſehr als ich dich liebe, ſcheid' ich doch
Von dir geſetzt und freudig.
Ich war bereit auch ſo den eignen zu entbehren,
Mit zarten Mutterhänden ihn
Der ſtrengen Pflicht zu überliefern.
Du haſt bisher der Liebenden gefolgt;
Geh, lerne nun gehorchen, daß du herrſchen lernſt.

Elpenor.

Dank! tauſend Dank, o meine beſte Mutter!

Antiope.

Vergelt es deinem Vater, daß er mir geneigt,
Mir deiner erſten Jahre ſchönen Anblick,
Der holden Jugend ſüßen Mitgenuß gegönnt,
Den einz'gen Troſt, als mich das Glück ſo hart verletzte.

Elpenor.

Oft hab' ich dich bedauert, dir den Sohn
Und mir den Vetter heiß zurückgewünscht.
Welch ein Geſpiele wäre das geworden!

Antiope.

Um wenig älter nur als du. Wir beiden Mütter
Verſprachen zugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr ſproßtet auf; ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchleuchtete der Väter altes Haus
Und überſchien das weite gemeinſame Reich.
In beiden Königen entbrannte neue Luſt
Zu leben, mit Verſtand zu herrſchen und mit Macht
Zu kriegen.

Elpenor.

Sonſt zogen ſie ſo oft ins Feld,
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

Antiope.

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.
Damals traf meinen Gemahl das Loos,
Den Feind jenſeit des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltſames Verderben
In ihre Städte. Tückiſch lauerte ihm
Und allen Schätzen meines Lebens
Ein feindſeliger Gott auf.
Er zog mit froher Kraft vor ſeinem Heer;
Den theuern Sohn verließ er an der Mutter Bruſt;
Wo ſchien der Knabe ſicherer, als da
Wo ihn die Götter ſelber hingelegt?
Da ließ er ſcheidend ihn und ſagte: Wachſe wohl!
Und richte deiner erſten Worte Stammeln,

Das Straucheln deiner erſten Tritte,
Entgegen auf der Schwelle deinem Vater,
Der glücklich, ſiegreich, balde wiederkehrt.
Es war ein eitler Segen!

Elpenor.

Dein Kummer greift mich an, wie mich der Muth
Aus deinen Augen glänzend kann entzünden.

Antiope.

Er fiel, von einem tück'ſchen Hinterhalte
Im Laufe ſeines Sieges überwältigt.
Da war von Thränen meine Bruſt des Tags,
Zu Nacht mein einſam Lager heiß.
Den Sohn an mich zu drücken, über ihn
Zu weinen, war des Jammers Labſal.
O den, auch den vom Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!

Elpenor.

Ergieb dich nicht dem Schmerz und laß auch mich
Dir etwas ſeyn.

Antiope.

O unvorſichtig Weib, die du dich ſelbſt
Und alle deine Hoffnung ſo zerſtört!

Elpenor.

Klagſt du dich an, die du nicht ſchuldig biſt?

Antiope.

Zu ſchwer bezahlt man oft ein leicht Verſehn.
Von meiner Mutter kamen Boten über Boten;
Sie riefen mich und hießen meinen Schmerz
An ihrer Seite mich erleichtern.
Sie wollte meinen Knaben ſehen,
Auch ihres Alters Troſt.

Erzahlung und Geſprach und Wiederholung,
Erinnrung alter Zeiten ſollte dann
Den tiefen Eindruck meiner Qualen lindern.
Ich ließ mich überreden und ich ging.

Elpenor.

Nenn' mir den Ort! Sag' wo geſchah die That?

Antiope.

Du kenneſt das Gebirg, das von der See hinein
Das Land zur rechten Seite ſchließt;
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Feinden ſchien
Die Gegend und von Räubern ſicher.
Nur wenig Knechte waren zum Geleit des Wagens
Und eine Frau war bei mir.
Dort ragt ein Fels beim Eintritt ins Gebirg hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den ſtarken Aeſten
Und aus der Seite fließt ein klarer Quell.
Dort hielten ſie im Schatten, tränkten
Die abgeſpannten Roſſe, wie man pflegt,
Und es zerſtreuten ſich die Knechte.
Der Eine ſuchte Honig, der im Walde träuft,
Uns zu erquicken;
Der Andre hielt die Pferde bei dem Brunnen;
Der Dritte hieb der Zweige kühlenden Wedel.
Auf einmal hören ſie den Fernſten ſchreien,
Der Nahe eilt hinzu, und es entſteht
Ein Kampf der Unbewaffneten
Mit kühnen wohlbewehrten Männern,
Die ſich hervor aus dem Gebüſche drängen.
Sich heftig wehrend fallen die Getreuen,
Der Fuhrmann auch, der im Entſetzen
Die Pferde fahren läßt, und ſich mit Steinen

Hartnackig der Gewalt entgegenſetzt.
Wir fliehn und ſtehn. Die Räuber glauben leicht
Sich meines Knabens zu bemächtigen;
Doch nun erneuert ſich der Streit.
Wir ringen voller Wuth, den Schatz vertheidigend.
Mit unauflösbarn Banden mütterlicher Arme
Umſchling' ich meinen Sohn. Die Andre hält
Entſetzlich ſchreiend mit geſchwinden Händen
Die eindringende Gewalt ab,
Bis ich zuletzt, vom Schwert getroffen,
Durch Vorſatz oder Zufall weiß ich nicht,
Ohnmächtig niederſinke,
Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Buſen laſſe,
Und die Gefährtin ſchwergeſchlagen fällt.

Elpenor.

O warum iſt man Kind! warum entfernt
Zur Zeit, wo ſolche Hülfe nöthig iſt!
Es ballt die Fauſt ſich mir vor der Erzählung,
Ich hör' die Frauen rufen: Rette! Rache!
Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben,
Den führen ſie zur Stelle wo man ſein bedarf?

Antiope.

So leiteten ſie Hercules und Theſeus,
So Jaſon und der alten Helden Chor.
Wer edel iſt, den ſuchet die Gefahr
Und er ſucht ſie, ſo müſſen ſie ſich treffen.
Ach, ſie erſchleicht auch Schwache, denen nichts
Als knirſchende Verzweiflung übrig bleibt:
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten ſorgſam

Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Graun betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge ſich am Herd gelagert.
Wie verbrannt, vom Feind zerſtört
Schien mir das wohlbeſtellte königliche Haus:
Und noch verſtummt mein Jammer.

Elpenor.

Erfuhrſt du nie, ob ein Verräther,
Ein Feind, wer dieſe That verübt?

Antiope.

Nach allen Seiten ſandte ſchnell dein Vater Boten,
Ließ von Gewappneten die Küſten
Scharf unterſuchen ſamt den Bergen; doch umſonſt.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück,
Und die unbänd'ge Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der Ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.
Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leiſ,
Um ſchwer zu ſchaden, auf der Erde ſchleichen.
Ihr Götter, rief ich aus, ergreift die Noth,
Die über Erd' und Meer blind und geſetzlos ſchweift!
Ergreift ſie mit gerechten Händen,
Und ſtoßt ſie ihm entgegen, wo er kommt.
Wenn er bekränzt mit Fröhlichen
Von einem Feſt zurückekehrt;
Wenn er mit Beute ſchwer beladen ſeine Schwelle tritt,
Da ſtarr' ſie ihm entgegen und ergreif' ihn!
Verwünſchung war die Stimme meiner Seele,
Die Sprache meiner Lippe Fluch.

Elpenor.

O glücklich wäre der, dem die Unſterblichen
Die heißen Wünſche deines Grimmes
Zu vollführen gäben!

Antiope.

Wohl! mein Sohn,
Vernimm mit wenig Worten noch mein Schickſal:
Denn es wird das deine.
Dein Vater begegnete mir gut, doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte, ſeiner Gnade,
Was er mir gönnen wollte, danken mußte.
Bald wandt' ich mich hieher zu meiner Mutter,
Und lebte ſtill bei ihr, bis ſie die Götter riefen.
Da ward ich Meiſterin von allem, was mein Vater,
Was ſie mir hinterließ. Vergebens forſcht' ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Fremde kam und täuſchte mich mit Hoffnung!
Ich war geneigt, dem letzten ſtets zu glauben;
Er ward gekleidet und genährt und endlich doch,
So wie die erſten, lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freier; viele kamen
Von nah und fern, ſich um mich her zu lagern.
Die Neigung hieß mich einſam leben,
Um dem Verlangen nach den Schatten
Der Unterwelt voll Sehnſucht nachzuhängen;
Allein die Noth befahl, den Mächtigſten
Zu wählen: denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit deinem Vater mich zu berathen,
Kam ich in ſeine Stadt.
Denn ich geſteh' es dir, geliebt hab' ich ihn nie;
Doch ſeiner Klugheit konnt' ich ſtets vertrauen.

Da fand ich dich, und mit dem erſten Blicke
War meine Seele ganz dir zugewandt.

Elpenor.

Ich kann mich noch erinnern, wie du kamſt.
Ich warf den Ballen weg, womit ich ſpielte,
Und lief, den Gürtel deines Kleids zu ſchaun,
Und wollte nicht von dir, als du die Thiere,
Die um ihn her ſich ſchlingend jagen,
Mir wiederholend zeigteſt und benannteſt.
Es war ein ſchönes Stück, ich lieb' es noch zu ſehn.

Antiope.

Da ſprach ich zu mir ſelbſt, als ich betrachtend
Dich zwiſchen meinen Knieen hielt:
So war das Bild, das mir die Wünſche vorbedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einer Knaben ſah ich oft im Geiſt
Auf meiner Väter altem Stuhl am Herd ſich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den lebhaft fragenden zu unterrichten.

Elpenor.

Das haſt du mir gegönnt und mir gethan.

Antiope.

Hier iſt er! ſagte mir mein Geiſt, als ich dein Haupt,
In meinen Händen ſpielend wandte,
Und eifrig dir die lieben Augen küßte;
Hier iſt er! Nicht dein eigen, doch deines Stammes.
Und hätt' ein Gott ihn, dein Gebet erhörend,
Aus den zerſtreuten Steinen des Gebirgs gebildet,
So wär' er dein und deines Herzens Kind;
Er iſt der Sohn nach deinem Herzen.

Elpenor.

Von jener Zeit an blieb' ich feſt an dir.

Antiope.

Du kannteſt bald und liebteſt bald die Liebende.
Die Wärtrin kam, dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu widmen.
Unwillig ihr zu folgen faßteſt du
Mit beiden Armen meinen Hals,
Und wurzelteſt dich tief in meine Bruſt.

Elpenor.

Noch wohl erinnr' ich mich der Freude,
Als du mich ſcheidend mit dir führteſt.

Antiope.

Schwer war dein Vater zu bereden. Viel
Verſucht' ich lange, ich verſprach ihm, dein
Als meines eigenſten zu wahren.
Laß mir den Knaben! ſprach ich, bis die Jugend ihn
Zum ernſten Leben ruft.
Er ſey das Ziel von allen meinen Wünſchen.
Dem Fremden, wer es ſey, verſag' ich meine Hand.
Als Wittwe will ich leben, will ich ſterben.
Ihm ſey das Meinige ein ſchöner Theil
Zu dem, was er beſitzt.
Da ſchwieg dein Vater, ſann dem Vortheil nach.
Ich rief: nimm gleich die Inſeln! nimm ſie hin zum Pfand!
Befeſtige dein Reich, beſchütze meins,
Erhalt' es deinem Sohne! Dieß bewegt' ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn ſtets beherrſcht
Und die Begierde zu befehlen.

Elpenor.

O tadl' ihn nicht!
Den Göttern gleich zu seyn, ist Edler Wunsch.

Antiope.

Du warst nun mein. Oft hab' ich mich gescholten,
Daß ich in dir, durch dich
Des schrecklichen Verlustes Lindrung fühlen konnte.
Ich nährte dich; fest hat die Liebe mich
An dich, doch auch die Hoffnung festgebunden.

Elpenor.

O möcht' ich dir doch alles leisten!

Antiope.

Nicht jene Hoffnung, die im strengen Winter
Mit Frühlingsblumen uns das Haupt umwindet,
Vom Blüthenbaum aus reichen Früchten lächelt;
Nein! umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Brust die Wünsche,
Und des Verderbens ungemessene Begier
In mir entzündet.

Elpenor.

Verhehle nichts! Sprich, laß mich alles wissen!

Antiope.

Es ist nun Zeit, du kannst vernehmen; höre!
Ich sah dich wachsen und erspähte still
Der offnen Neigung Trieb und schöne Kraft.
Da rief ich aus: ja er ward mir geboren!
In ihm der Rächer jener Missethat,
Die mir das Leben zerstückte.

Elpenor.

Gewiß! gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt,

Und grimmig ſoll die Rache, ungezähmt,
Auf ſein verſchuldet Haupt nachſinnend wüthen.

Antiope.

Verſprich und ſchwöre mir! Ich führe dich
An den Altar der Götter dieſes Hauſes.
Ein freudig Wachsthum gönnten dir die Traurigen;
Sie ruhn gebeugt an dem verwaiſ'ten Herde
Und hören uns.

Elpenor.

Ich ehre ſie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope.

Ein Jammer dringt durch der Unſterblichen
Wohlthätig Weſen,
Wenn ihres lang bewahrten Herdes
Letzte Gluth verliſcht.
Von keinem neuen Geſchlechte leuchtet
Friſch genährte Flamme durchs Haus.
Vergebens fachen ſie den glimmenden Reſt
Mit himmliſchem Odem von neuem empor.
Die Aſche zerſtiebt in Luft,
Die Kohle verſinkt.
Theilnehmend an der Irdiſchen Schmerzen
Blicken ſie dich
Mit halbgeſenkten Häuptern an,
Und widerſtreben nicht, mißbilligend,
Wenn ich dir zurufe:
Hier am friedlichen, unblutigen Altar
Gelobe, ſchwöre Rache!

Elpenor.

Hier bin ich! Was du forderſt, leiſt' ich gern.

Antiope

Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Hohlen
Ein Verruchter sich verberge,
Schweift sie hin und her und schwebt vorüber,
Eh' sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt angstlich
Aus Palasten in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend,
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich aufs Haupt ihm, schlaft nicht.
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, schüchternen Verbrecher,
Ungewiß im Fluge kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken.
Vor dem Herrschen ihres großen Auges
Siehet sich, von bösem Krampfe zucken,
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.
So begegne du, wenn einst die Götter
Mich erhören,
Mit dem scharfen Finger dir ihn zeigen.

Finſter deine Stirn gefaltet jenem Frevler.
Zahl' ihm langſam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen Scheitel.
Das Erbarmen, die Verſchonung
Und das Mitgefühl der Menſchenqualen,
Guter Könige Begleiterinnen,
Mögen weit zurücketretend
Sich verbergen,
Daß du ihre Hand auch wollend
Nicht ergreifen könneſt.
Faſſe den geweihten Stein und ſchwöre,
Aller meiner Wünſche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Gern! ich ſchwöre!

Antiope.

Doch nicht er allein ſey zum Verderben
Dir empfohlen; auch die Seinen,
Die um ihn und nach ihm ſeines
Erdenglückes Kraft befeſt'gen,
Zehre du zu Schatten auf.
War' er lang ins Grab geſtiegen;
Führe du die Enkel und die Kinder
Zu dem aufgeworfnen durſt'gen Hügel,
Gieße dort ihr Blut aus,
Daß es fließend ſeinen Geiſt umwittre,
Er im Dunkeln dran ſich labe,
Bis die Schaar unwillig Abgeſchiedner
Ihn im Sturme weckt.
Grauſen komm' auf Erden über alle
Die ſich im Verborgnen ſicher dunken,
Heimliche Verräther!

Keiner blicke mehr aus Angſt und Sorgen
Nach dem Friedensdach der ſtillen Wohnung.
Keiner ſchaue mehr zur Grabespforte
Hoffend, die ſich einmal willig
Jedem auftut und dann unbewealich,
Strenger als acaoßnes Erz und Riegel,
Freud' und Schmerzen ewig von ihm ſcheidet.
Wenn er ſeine Kinder ſterbend ſeanet,
Starr' ihm in der Hand das letzte Leben,
Und er ſchaudre, die bewealichen Locken
Der aeliebten Häupter zu berühren.
Bei dem kalten, feſten, heil'gen Stein
Beruhr' ihn ſchwöre,
Aller meiner Wünſche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Frei war noch mein Herz von Rach' und Grimme;
Denn mir iſt kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweiten,
Folgte leichter Friede noch vor Abend.
Du entzündeſt mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden; meinem Buſen
Haſt du einen ſchweren Schatz vertraut,
Haſt zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gewiſſer
Mit bewußtem Schritt ins Leben eile.
Ja, den erſten ſchärfſten Grimm des Herzens
Mit dem erſten treuſten Schwur der Lippe,
Schwör' ich dir an dieſer heil'gen Stätte
Ewig dir und deinem Dienſt zu eigen!

Antiope.

Laß mich mit dieſem Herzenskuß, mein Gaenüer,

Dir aller Wünsche Siegel auf die Stirne drücken.
Und nun tret' ich vor die hohe Pforte
Zu der heil'gen Quelle,
Die aus dem geheimen Felsen sprudelnd
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder.

Fünfter Auftritt.

Elpenor

Ich bin begierig zu sehen was sie vor hat.
In sich gekehrt bleibt sie vorm hellen Strahl
Des Wassers stehn und scheint zu sinnen;
Sorgfaltig wascht sie nun die Hände, dann die Arme,
Besprengt die Stirn, den Busen;
Sie schaut gen Himmel,
Empfangt mit hohler Hand das frische Naß
Und gießt es feierlich zur Erde, dreimal.
Welch eine Weihung mag sie da begehen?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt.

Sechster Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope

Laß mich mit frohem freund'gem Muthe dir
Noch einmal danken.

Elpenor.

Und wofur?

Antiope

Daß du des Lebens Laſt von mir genommen.

Elpenor

Ich dir?

Antiope.

Der Haß iſt eine laſt'ge Bürde.
Er ſenkt das Herz tief in die Bruſt hinab,
Und legt ſich wie ein Grabſtein ſchwer auf alle Freuden.
Nicht im Elend allein iſt fröhlicher Liebe
Keiner willkommner Strahl die einzige Tröſtung.
Hüllt er in Wolken ſich ein,
Ach! dann leuchtet des Glückes
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in deine meinen Schmerz gelegt.
Und ſieh', wie vom Gebete, ruhig auf.
Weggewaſchen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Fleckenhinterlaſſende Berührung.
Weithin führt ſie
Allreinigend nun die Welle,
Und ein ſüßer Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, ſich empor
Und blickt beſcheiden nach dem grünfarbenden Lichte.

Elpenor.

Vertraue mir! Du darfſt mir nichts verhehlen.

Antiope.

Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeſchieden lang betraure?

Elpenor.

Dreifach willkommen wenn er uns erſchiene.

Antiope.

Sag' an, geſteh'! Kannſt du verſprechen,
Lebt er und zeigt er kommend ſein Antlitz,
Giebſt du die Hälfte gern, die ihm gebührt, zurück?

Elpenor.

Von allem gern.

Antiope.

Auch hat dein Vater mir's geſchworen.

Elpenor.

Und ich verſprech' es, ſchwör's zu deinen
Geweihten heil'gen Händen.

Antiope.

Und ich empfange
Für den Entfernten dein Verſprechen, deinen Schwur.

Elpenor.

Doch zeige mir nun an, wie ſoll ich ihn erkennen?

Antiope.

Wie ihn die Götter führen werden,
Welch Zeugniß ſie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke dir: in jener Stunde,
Als ihn die Räuber mir entriſſen, hing
An ſeinem Hals ein goldnes Kettchen,
Dreifach ſchön gewunden,
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne
Wohlgegraben.

Elpenor.

Ich verwahre das Gedächtniß.

Antiope.

Ein andres Zeichen noch kann ich dir geben,

Das schwerer nachzuahmen, der Verwandtschaft
Ganz unumstößlich Zeugniß.

Eipenor

Sage mir's vernehmlich.

Antiope

Am Nacken tragt er einen braunen Flecken,
Wie ich ihn auch an dir
Mit freudiger Verwundrung schaute.
Von eurem Ahnherrn pflanzte sich dieß Mahl
Auf beide Enkel fort,
In beiden Vätern unsichtbar verborgen.
Darauf gieb Acht und prüfe scharfen Sinnes
Der angebornen Tugend sichres Zeichen.

Eipenor

Es soll sich keiner unterschieben, mich betrügen.

Antiope

Schöner als das Ziel der Rache
Sey dir dieser Blick in alle Fernen
Deines Wandels. Lebe, lebe wohl!
Ich wiederhole hundertmal,
Was ungern ich zum letztenmale sage,
Und doch muß ich dich lassen, theures Kind!
Die stille hohe Betrachtung
Deines künftigen Geschickes
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwischen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf diese Welt,
Dem nicht von beiden mancherlei bereitet ware,
Und den Großen mit großem Maaße;
Doch überwiegt das Leben alles,
Wenn die Liebe in seiner Schale liegt.

So lang' ich weiß du wandelst auf der Erde,
Dein Auge schaut der Sonne theures Licht
Und deine Stimme schallt dem Freunde zu,
Bist du mir gleich entfernt, so fehlt mir nichts zum Glück.
Bleib' mir, daß ich zu meinen lieben Schatten einst
Gesellt mich deiner lang' erwartend freue,
Und geben dir die Götter jemand
Zu lieben, so wie ich dich liebe!
Komm! Viele Worte frommen nicht den Scheidenden.
Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich sey dir eines neuen Lebens Tag.
Die Boten, die der König sendet, saumen nicht;
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm! Laß uns gehn, sie zu empfangen,
Den Gaben und dem Sinn gleich, die sie bringen.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Polymetis

Aus einer Stadt voll sehnlicher Erwartung
Komm' ich, der Diener eines Glücklichen,
Nicht glücklich.
Es sendet mich mein Herr mit viel Geschenken
An seinen Sohn voraus,
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd' ich eines frohen Knaben Angesicht

Erblicken, doch zur allgemeinen Freude
Verstellt nur meine Stimm' erheben,
Geheimnißvolle Schmerzen
Mit frohen Zügen überkleiden.
Denn hier, hier stockt von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geschwür,
Das sich vom kühnen Leben,
Von jeder Kraft in meinem Busen nährt.
Ein König sollte seiner kühnen Thaten
Mitschuldig niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich sich zu gewinnen
Und zu befestigen, thut,
Was sich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag,
Ist in dem Werkzeug niedriger Verrath.
Doch ja, den lieben sie und hassen den Verräther.
Weh' ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunst,
Und wir gewöhnen uns leicht zu vergessen,
Was wir der eignen Würde schuldig sind.
Die Gnade scheinet ein so hoher Preis,
Daß wir den Werth von unserm Selbst
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Gesellen einer That,
Die unsrer Seele fremd war;
Wir dünken uns Gesellen und sind Knechte.
Von unserm Rücken schwingt er sich aufs Roß,
Und rasch hinweg ist der Reiter
Zu seinem Ziel,
Eh' wir das sorgenvolle Angesicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen dringt das schreckliche Geheimniß.

Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, ſo ſiegt der ſchändlichſte Verrath.
Geſellin meines ganzen Lebens,
Verſchwiegene Verſtellung,
Willſt du den ſanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimniß, das ich nun ſo lange,
Wie Philoktet den alten Schaden,
Als einen ſchmerzbeladnen Feind ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden?
Und wie ein anderes gleichgültig's Wort
In Luft zerfließen?
Du biſt mir ſchwer und lieb, du ſchwarzes Bewußtſeyn,
Du ſtarkſt mich qualend;
Doch deine Reifezeit erſcheinet bald.
Noch zweifl' ich, und wie bang iſt da der Zweifel,
Wenn unſer Schickſal am Entſchluß hängt!
O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter!
Löſ't meinen Mund, verſchließt ihn, wie ihr wollt!

Zweiter Auftritt.

Elpenor. Polymetis.

Elpenor.

Willkommen, Polymetis, der du mir von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen ſchon
Genug bekannt biſt, hochwillkommen heute!
O ſage mir, was bringſt du? Kommt es bald?
Wo ſind die Deinen? wo des Königs Diener?
Darfſt du entdecken, was mir dieſer Tag bereitet?

Polymetis

Mein theurer Prinz!
Wie? Du erkennst den alten Freund sogleich!
Und ich nach eines kurzen Jahrs Entfernung
Muß fragen, ist er's? ist er's wirklich?
Das Alter steckt, wie ein bejahrter Baum,
Und wenn er nicht verdorrt, scheint er derselbe;
Aus deiner lieblichen Gestalt, du süßer Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte dich stets halten wie du bist,
Und immer, was du werden sollst, genießen.
Die Boten kommen bald, die du mit Recht erwarten,
Sie bringen dir Geschenke deines Vaters,
Und die sind deiner und des Tages werth.

Elpenor.

Verzeih' der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht schlafen. Manchen Morgen schon
Lauf' ich den Fels hervor und seh' mich um,
Und schaue nach der Ebene,
Als wollt' ich sie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß sie kommen nicht.
Jetzt, da sie nah sind, halt' ich es nicht aus,
Und komme, ihnen zu begegnen.
Hörst du der Rosse Stampfen? Hörst du ein Geschrei?

Polymetis.

Noch nicht, mein Prinz; ich ließ sie weit zurück.

Elpenor.

Sag', ist's ein schönes Pferd, das heut mich tragen soll?

Polymetis

Ein Tummler, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht.

Elpenor.

Ein Schimmel, ſagſt du mir! Soll ich mich dir vertraun?
Soll ich's geſtehn? Ein Rappe war' mir lieber.

Polymetis.

Da kannſt ſie haben, wie du ſie begehrſt.

Elpenor.

Ein Pferd von dunkler Farbe greift viel feuriger
Den Boden an. Denn ſoll es je mir werth ſeyn,
Muß es mit Noth nur hinter andern
Gehalten werden, keinen Vormann leiden,
Muß ſetzen, klettern, vor rauſchenden Fahnen,
Vor gefallten Speeren ſich nicht ſcheuen,
Und der Trompete raſch entgegenwiehern.

Polymetis.

Ich ſehe wohl, mein Prinz, ich hatte Recht
Und kannte dich genau.
Unſchlüſſig war dein Vater, was er ſenden ſollte.
Sey nicht beſorgt, o Herr, ſo ſagt' ich ihm,
Der Feierkleider und des Schmuckes iſt genug;
Nur Waffen ſend' ihm viel und alte Schwerter.
Kann er ſie jetzt nicht führen,
So wird die Hoffnung ihm die Seele heben,
Und künft'ge Kraft ihm in der jungen Fauſt
Vorahnend zucken.

Elpenor.

O ſchönes Glück! O lang' erwarteter,
O Freudentag! Und du, mein alter Freund,
Wie dank' ich dir, wie ſoll ich dir's vergelten,
Daß du für mich, nach meinem Wunſch, geſorgt!

Polymetis.

Mir wohlzuthun und vielen, liegt in deiner Hand.

Elpenor.

Sag', iſt's gewiß? Das alles ſoll ich haben?
Und bringen ſie das alles?

Polymetis.

Ja, und mehr!

Elpenor.

Und mehr?

Polymetis.

Und vieles mehr!
Sie bringen dir, was Gold nicht kaufen kann,
Und was das ſtärkſte Schwert dir nicht erwirbt,
Was niemand gern entbehrt, an deſſen Schatten
Der Stolze, der Tyrann ſich weiden mag.

Elpenor.

O nenne mir den Schatz und laß mich nicht
Vor dieſem Räthſel ſtutzen.

Polymetis.

Die edlen Jünglinge,
Die Knaben, die dir heut entgegengehen,
Sie tragen in der Bruſt ein dir ergebnes Herz,
Voll Hoffnung und voll Zutraun,
Und ihre fröhlichen Geſichter ſind
Ein Vorbild vieler Tauſende,
Die dich erwarten.

Elpenor.

Drängt ſich das Volk ſchon auf den Straßen früh?

Polymetis.

Ein jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Bequemſte rafft ſich auf.
Sein dringendes Bedürfniß iſt nur dich zu ſehn,
Und harrend fühlt ein jeder

Zum zweitenmal die Freude des Tages,
Der dich gebar.

Elpenor.

Wie fröhlich will ich Fröhlichen begegnen!

Polymetis.

O daß ihr Blick dir tief die Seele durchdringe!
Denn solch' ein Blick
Begegnet keinem, selbst dem König nicht.
Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft sich der Jüngling träumt,
Knüpft Hoffnung in den schönsten Kranz zusammen
Und hält versprechend ihn ob jenem Ziel,
Das deinen Tagen aufgesteckt ist.

Elpenor.

Wie meinen Vater sollen sie mich lieben
Und ehren.

Polymetis.

Gern versprechen sie dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menschen
In ihre Herzen tief zurück,
Und fesselt dort sie ein;
Der Anblick aber eines neuen Fürsten
Befreit die lang' gebundnen Wünsche.
Im Taumel dringen sie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug,
Des schwer entbehrten Athems.

Elpenor.

Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brod,
Und von den Heerden, was er leicht entbehrt,
Dem Volk vertheilt.

Polymetis.

Er wird es gern. Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewahren konnen, feire jeder hoch.
Wie selten öffnet sich der Menschen Herz zusammen!
Ein jeder ist für sich besorgt. Unsinn und Wuth
Durchflammt ein Volk weit eh'r als Lieb' und Freude.
Du wirst die Väter sehn, die Hände
Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: Sieh, dort kommt er!
Der Hohe blickt den Niedern an wie seines Gleichen.
Zu seinem Herrn erhebt der Knecht
Ein offnes frohes Aug', und der Beleidigte
Begegnet sanft des Widersachers Blick,
Und lad't ihn ein zur milden Reue,
Zum offnen, weichen Mitgenuß des Glücks.
So mischt der Freud' unschuld'ge Kinderhand
Die wild'gen Herzen, schafft ein Fest,
Ein ungekünsteltes, den goldnen Tagen gleich,
Da noch Saturn der jungen Erde
Gelind als ein geliebter Vater vorstand.

Elpenor.

Wie viel Gespielen hat man mir bestimmt?
Hier hatt' ich drei, wir waren gute Freunde,
Oft uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erst eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns theilen,
Und Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernstlich spielen. Kennst du sie?
Sind's wilde, gute Knaben?

Polymetis.

Du hatteſt ſollen das Gedrange ſehn,
Wie jeder ſeinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich ſelbſt mit Eifer boten! Von den Edelſten,
Den Beſten ſind dir Zwölfe zugewählt,
Die immer dienſtlich deiner warten ſollen.

Elpenor.

Doch kann ich wohl noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetis.

Du haſt ſie alle gleich auf einen Wink.

Elpenor.

Ich will ſie ſondern, und die Beſten ſollen
Auf meiner Seite ſeyn.
Ich will ſie führen ungebahnte Wege;
Sie werden kletternd ſchnell den ſichern Feind
In ſeiner Felſenburg zu Grunde richten.

Polymetis.

Mit dieſem Geiſte wirſt du, theurer Prinz,
Zum Jugendſpiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernſten Spiele führen.
Ein jeder fühlt ſich hinter dir,
Ein jeder von dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die raſche Gluth zurück
Und wartet auf dein Auge,
Wohin es Leben oder Tod gebietet.
Gern irrt auch der erfahrne Mann mit dir,
Und ſelbſt der Greis entſagt der ſchwererworbnen Weisheit,
Und kehrt noch einmal in das Leben
Zu dir theilnehmend raſch zurück.
Ja, dieſes graue Haupt wirſt du an deiner Seite

Dem Sturm entgegnen ſehn, und dieſe Bruſt
Vergießt ihr letztes Blut, vielleicht, weil du dich irrteſt.

Elpenor.

Wie meinſt du? O es ſoll euch nicht gereuen.
Ich will gewiß der Erſte ſeyn wo's Noth hat,
Und euer aller Zutraun muß mir werden.

Polymetis.

Das flößten reichlich ſchon die Götter
Dem Volke für den jungen Fürſten ein.
Es iſt ihm leicht und ſchwer, es zu erhalten.

Elpenor.

Es ſoll mir keiner es entziehen;
Wer brav iſt ſoll es mit mir ſeyn.

Polymetis.

Du wirſt nicht Glückliche allein beherrſchen.
In ſtillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
Der Schmerzen, auf ſo vielen Menſchen;
Verworfen ſcheinen ſie, weil ſie das Glück verwarf,
Doch folgen ſie dem Muthigen auf ſeinen Wegen
Unſichtbar nach und ihre Bitte dringt
Bis zu der Götter Ohr. Geheimnißvolle Hulfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Starkeren zu gute.

Elpenor.

Ich hör', ich hör' den Freudenruf
Und der Trompete Klang vom Thal herauf.
O laß mich ſchnell! Ich will den ſteilen Pfad
Hinab den Kommenden entgegen:
Du folge, lieber Freund, den großen Weg,
Und willſt du, bleibe hier!

Dritter Auftritt.

Polymetis.

Wie Schmeicheiei dem Knaben ſchon ſo lieblich klingt!
Und doch unſchuldig iſt der Hoffnung Schmeicheiei.
Wenn wir dereinſt zu dem, was wir mißbilligen,
Dich loben muſſen, harter fühlen wir's.
Der preiſe glücklich ſich, der von
Den Göttern dieſer Welt entfernt lebt.
Verehr' und fürcht' er ſie und danke ſtill,
Wenn ihre Hand gelind das Volk regiert.
Ihr Schmerz berührt ihn kaum und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.
O weh mir! doppelt weh mir heute!
Du ſchöner muntrer Knabe, ſollſt du leben?
Soll ich das Ungeheur, das dich zerreißen kann,
Zu ſeinen Klüften angeſchloſſen halten?
Die Königin ſoll erfahren,
Welch ſchwarze That dein Vater gegen ſie verübt?
Willſt du mir's lohnen, wenn ich ſchweige?
Wird eine Treue, die nicht rauſcht, empfunden?
Was hab' ich Alter noch von dir zu hoffen?
Ich werde dir zur Laſt zu ſeyn.
Du wirſt vorübergehend mit einem Handedruck
Mich ſehr befriedigt halten.
Vom Strome Gleichgeſinnter wirſt du fortgeriſſen,
Indeß dein Vater uns mit ſchwerem Scepter beherrſcht.
Nein! ſoll mir je noch eine Sonne ſcheinen,
So muß ein ungeheurer Zwiſt das Haus zerrütten,
Und wann die Noth mit tauſend Armen eingreift,

Dann wird man wieder unſern Werth
Wie in den erſten, den verworrnen Zeiten, fühlen;
Dann wird man uns, wie ein veraltet Schwert,
Vom Pfeiler eifrig nehmen,
Den Roſt von ſeiner Klinge tilgen.
Hervor aus euern Gruften,
Ihr alten Larven verborgner ſchwarzer Thaten,
Wo ihr gefangen lebt! Die ſchwere Schuld erſtirbt nicht!
Auf! Umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut iſt,
Daß Entſetzen, wie ein Donnerſchlag,
Durch alle Buſen fahre!
Freude verwandelt in Knirſchen!
Und vor den ausgeſtreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Vermiſchte Werke

von

Goethe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

Leiden des jungen Werthers.

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammelt, und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannſt!

Erſtes Buch.

Am 4. Mai.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weiß, du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergötzt? hab' ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr ein bißchen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkauen wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß du haſt recht, Beſter, der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu tragen.

Du bist so gut, meiner Mutter zu sagen, daß ich ihr Geschäft bestens betreiben, und ihr ehstens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante gesprochen, und bei weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie ist eine muntere heftige Frau von dem besten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beschwerden über den zurückgehaltenen Erbschaftsantheil; sie sagte mir ihre Gründe, Ursachen und die Bedingungen, unter welchen sie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten — kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben, sage meiner Mutter es werde alles gut geben. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzteren gewiß seltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fulle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maikafer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herum schweben, und alle seine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M*** seinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannigfaltigkeit sich kreuzen, und die lieblichsten Thäler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen

Cabinetchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war, und auch meines ist. Bald werde ich Herr vom Garten seyn; der Gärtner ist mir zugethan, nur seit den paar Tagen, und er wird sich nicht übel dabei befinden.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen,

was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 15. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat alles so was anzügliches, was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 12. Mai.

Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? — Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert seyn; braust dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstät hast du nichts gesehen, als dieses Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter; es giebt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon, und lieben mich, besonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebt's Flüchtlinge und üble Spaßvögel die sich herab zu lassen scheinen um ihren Uebermuth dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind, noch seyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben

glaubt, vom sogenannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respect zu erhalten, eben so tadelhaft ist als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefaß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich hinunter, und sah' sie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? sagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! sagte sie — Ohne Umstände. — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

Den 17. Mai.

Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich, und da thut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragst, wie die Leute hier sind? muß ich dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben und das bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herum zu spaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen,

und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenutzt vermodern, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz so ein. — Und doch, mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser einem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! ach, daß ich sie gekannt habe! — Ich würde sagen, du bist ein Thor, du suchst was hienieden nicht zu finden ist. Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu seyn als ich war, weil ich alles war was ich seyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modificationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genie's bezeichnet waren? Und nun! — Ach ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V . . . an, einen offnen Jungen, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Akademien, dünkt sich eben nicht weise, aber glaubt doch er wisse mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerlei spüre; kurz, er hat hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechisch könnte (zwei Meteore hier zu Lande), wandte er sich an mich, und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winckelmann, und versicherte mich, er habe Sulzer's Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen,

und beſitze ein Manuſcript von Heynen uber das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann, einen offenen treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen. Er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er nach dem Tode ſeiner Frau zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen an denen alles unausſtehlich iſt, am unertraglichſten ihre Freundſchaftsbezeigungen.

Leb' wohl! der Brief wird dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

Am 27. Mai.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchem ſchon ſo vorgekommen, und auch mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe in welcher die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind; wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zweck haben als unſere arme Exiſtenz zu verlangern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine traumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemalt — das alles,

Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lachle dann ſo traumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darin ſind alle hochgelehrte Schul- und Hofmeiſter einig: daß aber auch Erwachſene gleich Kindern auf dieſem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wiſſen woher ſie kommen, und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden: das will niemand gern glauben und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenigen die glücklichſten ſind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herum ſchleppen, aus- und anziehen, und mit großem Reſpect um die Schublade umher ſchleichen, wo Mama das Zuckerbrod hinein geſchloſſen hat, und wenn ſie das gewunſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem der ſo ſeyn kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt wo das alles hinaus läuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeucht, und alle gleich intereſſirt ſind das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen; — ja der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich

selbst, und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit, und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

Am 26. Mai.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen, und da mit aller Einschränkung zu beherbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim * nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf herausgeht, übersieht man auf Einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß' ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erstemal, als ich durch einen Zufall, an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa

* Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genöthigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

halbjahriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſitzendes Kind mit beiden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herum ſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick: ich ſetzte mich auf einen Pflug, der gegenüber ſtand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen. Ich fügte den nächſten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hinter einander ſtand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohl geordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzu zu thun. Das beſtarkte mich in meinem Vorſatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeſchmacktes und ſchlechtes hervorbringen, wie einer der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sag' du, das iſt zu hart! ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, ſoll ich dir ein Gleichniß geben? Es iſt damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hanat ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tages bei ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da kame ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben!

Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Mensch, so giebts einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen ihn in ein Collegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genie's so selten ausbricht, so selten in hohen Fluthen herein brauf't, und eure staunende Seele erschüttert? — Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich sehe, in Verzückung, Gleichnisse und Declamation verfallen, und habe darüber vergessen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden ist. Ich saß, ganz in malerische Empfindung vertieft, die dir mein gestriges Blatt sehr zerstückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die sich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philips, du bist recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin, und fragte sie, ob sie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem sie dem ältesten einen halben Weck gab, nahm sie das kleine auf, und küßte es mit aller

mütterlichen Liebe. — Ich habe, sagte sie, meinem Philips das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aeltesten in die Stadt gegangen, um Weißbrod zu holen, und Zucker, und ein irden Breipfännchen. — Ich sah das alles in dem Korbe, dessen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hans (das war der Name des Jüngsten) ein Süppchen kochen zum Abende; der lose Vogel, der große, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philipsen um die Scharre des Brei's zankte. — Ich fragte nach dem Aeltesten, und sie hatte mir kaum gesagt, daß er sich auf der Wiese mit einem paar Gänsen herum jage, als er gesprungen kam, und dem zweiten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr daß sie des Schulmeisters Tochter sey, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, sagte sie, und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet; da ist er selbst hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! ich höre nichts von ihm. — Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch fürs jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir von einander.

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseyns hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrod und die saure Milch mit mir des

Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergötze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen: sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. Mai.

Was ich dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszusprechen wage, und das ist freilich mit wenigem viel gesagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die rein abgeschrieben die schönste Idylle von der Welt gabe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer gebosselt seyn, wenn wir Theil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist du wieder übel betrogen; es ist nichts, als ein Bauerbursch, der mich zu dieser lebhaften Theilnehmung hingerissen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, schlecht erzählen, und du wirst mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil sie mir nicht ganz anstand, so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerburſch kam aus einem benachbarten Hauſe, und beſchäftigte ſich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir ſein Weſen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach ſeinen Umſtänden, wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieſer Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Witwe in Dienſten ſey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er ſprach ſo vieles von ihr, und lobte ſie dergeſtalt, daß ich bald merken konnte, er ſey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie ſey nicht mehr jung, ſagte er, ſie ſey von ihrem erſten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus ſeiner Erzählung leuchtete ſo merklich hervor, wie ſchön, wie reizend ſie für ihn ſey, wie ſehr er wünſche, daß ſie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres erſten Mannes auszulöſchen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieſes Menſchen anſchaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters beſitzen, um dir zugleich den Ausdruck ſeiner Gebärden, die Harmonie ſeiner Stimme, das himmliſche Feuer ſeiner Blicke lebendig darſtellen zu können. Nein, es ſprechen keine Worte die Zartheit aus, die in ſeinem ganzen Weſen und Ausdruck war; es iſt alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Beſonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über ſein Verhältniß zu ihr ungleich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Geſtalt, von ihrem Körper ſprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltſam an ſich zog und feſſelte, kann ich mir nur in meiner innerſten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße ſehnliche Verlangen nicht in dieſer Reinheit geſehen, ja wohl kann ich ſagen, in dieſer Reinheit nicht gedacht und geträumt.

Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte.

Ich will nun suchen, auch sie ehstens zu sehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es ist besser, ich sehe sie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erscheint sie mir vor meinen eignen Augen nicht so, wie sie jetzt vor mir steht, und warum soll ich mir das schöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht schreibe? — Fragst du das, und bist doch auch der Gelehrten einer? Du solltest rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz naher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich eines der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennen lernen, wird schwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und also kein guter Historienschreiber.

Einen Engel! — Pfui! das sagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug sie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thatigkeit. —

Das ist alles gärstiges Gewäsch, was ich da von ihr sage, leidige Abstraction, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. Ein andermal — nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, so geschäh' es niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreimal im Begriffe die Feder nieder zu legen, mein Pferd satteln zu lassen, und hinaus zu reiten. Und doch schwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten, und gehe doch alle Augenblick ans Fenster, zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrod zu Nacht essen, und dir schreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geschwister zu sehen!

Wenn ich so fortfahre, wirst du am Ende so klug seyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen ins Detail zu gehen.

Ich schrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S... habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsiedelei, oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachlässigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Orte der Lustbarkeit hinaus fahren, und auf dem Wege Charlotten S... mitnehmen sollte. — Sie werden ein schönes

Frauenzimmer kennen lernen, sagte meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhause fuhren. Nehmen Sie sich in Acht, versetzte die Base, daß Sie sich nicht verlieben! — Wie so? sagte ich — Sie ist schon vergeben, antwortete jene, an einen sehr braven Mann, der weggereis't ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammen zu ziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnen anfing, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Thor kam, bat uns einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohl gebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder, von eilf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte — Sie hielt ein schwarzes Brod, und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern

Charakter gelassen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen meinen Kindern ihr Vesperbrod zu geben, und sie wollen von Niemandem Brod geschnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit mich von der Ueberraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thüre heraus kam, und sagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet seines kleinen Naschens, herzlich zu küssen — Vetter? sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth sey, mit Ihnen verwandt zu seyn? — O, sagte sie mit einem leichtfertigen Lächeln: unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der schlimmste drunter seyn sollten. — Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren den Auftrag wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause kame. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber, von ungefähr sechs Jahren, sagte: du bist's doch nicht, Lottchen;

wir haben dich doch lieber. — Die zwei ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommet, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen: als Lotte den Kutscher halten, und ihre Brüder herabsteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen seyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hatte? Nein, sagte Lotte, es gefallt mir nicht; Sie konnen's wieder haben. Das vorige war auch nicht besser. — Ich erstaunte, als ich fragte, was es für Bücher waren? und sie mir antwortete: * — Ich fand so viel Charakter in allem, was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte daß ich sie verstand.

Wie ich junger war, sagte sie, liebte ich nichts so sehr, als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny Theil nehmen

* Man sieht sich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um Niemand Gelegenheit zu einiger Beschwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens, und eines jungen, unstäten Menschen gelegen seyn kann.

konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack seyn. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit: denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landpriester von Wakefield, vom * — reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, dagesessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Gespräch fiel aufs Vergnügen am Tanze. Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist, sagte Lotte, so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verstimmten Clavier einen Contretanz vortrommle, so ist alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte! — davon hast du

* Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren weggelassen. Wer Theil an Lottens Beifalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja Niemand zu wissen.

eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtille hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegen ſchallte.

Die zwei Herren Audran, und ein gewiſſer N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Baſe und Lottens Tanzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen! Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß ſchwindet alles andre vor ihr.

Ich bat ſie um den zweiten Contretanz; ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freimüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mir, daß ſie herzlich gern Deutſch tanze. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes Paar, das zuſammen gehört, beim Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein ſeyn wollen fürs Deutſche, ſo gehen Sie, und bitten ſich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich gab ihr die Hand darauf,

und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwiſchen meine Tänzerin unterhalten ſollte.

Nun ging's an, und wir ergötzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! und da wir nun gar ans Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freilich anfangs, weil's die wenigſten können, ein bißchen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen ſie austoben; und als die ungeſchickteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerin, wacker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem Andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verſtehſt mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnaufen. Dann ſetzte ſie ſich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ſie einer unbeſcheidenen Nachbarin ehrenhalber zutheilte, ein Stich durchs Herz ging.

Beim dritten Engliſchen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahreſten Ausdruck des offenſten reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen

Geſichte merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbei kreuzten. — Was ſoll ich's Ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot, Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin. — Nun war mir das nichts neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt), und war mir doch ſo ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht, als ſonſt, theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen

Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der erſten Schooß. Eine dritte ſchob ſich zwiſchen beide hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; andere, die noch weniger wußten was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Keckheiten unſerer jungen Schlucker zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und, als ſich die Geſellſchaft auf ihre Bitte geſetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah Manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte, und ſeine Glieder reckte. — Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der Erſte an, der Nachbar zwei, drei der folgende, und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder; da verſah's einer, patſch! eine

Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patsch! und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwei Maulschellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seyen, als sie sie den übrigen zuzumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geschwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezahlt war. Die Vertrautesten zogen einander bei Seite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie: über die Ohrfeigen haben sie Wetter und alles vergessen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr sie fort, eine der furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte — Klopstock! — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und kußte sie unter den wonnevollsten Thränen, und sah nach ihrem Auge wieder — Edler! hattest du deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören.

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzahlung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des

Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorschwatzen können, statt zu schreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle geschehen ist, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichste Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald, und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie seyn wollte? ihrentwegen sollt' ich unbekümmert seyn. — So lange ich diese Augen offen sehe, sagte ich, und sah sie fest an, so lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben beide ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leise aufmachte, und auf ihr Fragen versicherte, daß Vater und Kleine wohl seyen, und alle noch schliefen. Da verließ ich sie mit der Bitte: sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen, sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen, und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weiß weder daß Tag, noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen aufspart; und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens, nicht genossen habe. — Du kennst mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich selbst, und alles Glück das dem Menschen gegeben ist.

Hatt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel

lage! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herum zu schweifen; und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren, und sich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es ist wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Waldchen! — Ach könntest du dich in seine Schatten mischen! Dort die Spitze des Berges! — Ach könntest du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einandergeketteten Hügel und vertraulichen Thaler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dammerndes Ganzes ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin, wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfullen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschranktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlupftem Labsale.

So sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hutte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschaften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfadne, und dazwischen in meinem Homer lese; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, meine Schoten an's Feuer stelle, zudecke, und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: da fühl' ich so lebhaft, wie die übermüthigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachsthum seine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Vorgestern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich sie kitzelte, und ein großes Geschrei mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine sehr dogmatische Drathpuppe ist, unterm Reden seine Manschetten in Falten legt, und einen Kräusel ohne Ende herauszupft, fand dieses unter der Würde eines gescheidten Menschen; das merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in nichts stören, ließ ihn

sehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: des Amtmanns Kinder waren so schon ungezogen genug, der Werther verderbe sie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseres Gleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheidter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder siehst du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn, und hören ihn nicht, — das ist auch was altes — und bilden ihre Kinder nach sich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter radotiren.

Am 4. Julius.

Was Lotte einem Kranken seyn muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran ist, als manches, das auf dem Siechbette verschmachtet. Sie wird einige Tage

in der Stadt bei einer rechtſchaffnen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen letzten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen, ein Oertchen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schweſter mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich niederzulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmutzigen jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhob, um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm von jungen robuſten Leuten erzählte, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortrefflichkeit des Carlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey als das letztemal da ſie ihn geſehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. — Den alten, ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten iſt ſo alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum

war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, da ich vor sieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erstenmale hier in den Hof kam. — Lotte fragte nach seiner Tochter: es hieß, sie sey mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in seiner Erzahlung fort: wie sein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erst sein Vicar, und dann sein Nachfolger geworden. Die Geschichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem sogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: sie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß sagen, sie gefiel mir nicht übel; eine rasche, wohl gewachsene Brünette, die einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als solchen stellte sich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch stiller Mensch, der sich nicht in unsere Gesprache mischen wollte, ob ihn gleich Lotte immer herein zog. Was mich am meisten betrubte, war, daß ich an seinen Gesichtszügen zu bemerken schien, es sey mehr Eigensinn und übler Humor, als Eingeschränktheit des Verstandes, der ihn sich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angesicht, das ohnedieß einer bräunlichen Farbe war, so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war daß Lotte mich beim Aermel zupfte, und mir zu verstehen gab daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden seyn könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erst zu spat das Unersetzliche ihrer

Verſchwendung einſehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umbin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten, und an einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und, wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hatten, das Gute zu genießen das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſetzte die Pfarrerin; wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtand ihr das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt? — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte: ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will, ſpring' ich auf, und ſing' ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſetzte ich: es iſt mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, uw dnir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſetzte ich, die doch jedermann gerne los iſt; und niemand weiß, wie

weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat. Gewiß, wer krank ist, wird bei allen Aerzten herum fragen, und die größten Resignationen, die bittersten Arzeneien, wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte sein Gehör anstrengte, um an unserm Discurse Theil zu nehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen so viele Laster, sagte ich: ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle gearbeitet hatte.* — Das müssen die Stadtpfarrer thun, sagte er, die Bauern haben keinen bösen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht schaden, es wäre eine Lection für seine Frau wenigstens, und für den Herrn Amtmann. — Die Gesellschaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Husten verfiel der unsern Discurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Mensch wieder das Wort nahm: Sie nannten den bösen Humor ein Laster; mich daucht, das ist übertrieben. — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich manchmal gewahren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist, und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder, ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir

* Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und das iſt unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich fortzufahren. — Wehe denen, ſagte ich, die ſich der Gewalt bedienen die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt, erſetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus, du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu laſſen, und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießeſt. Vermagſt du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf verfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl daß du nichts vermagſt mit deinem ganzen Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ

die Gesellschaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir selbst. Und wie sie mich auf dem Wege schalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich schonen sollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie ist immer um ihre sterbende Freundin, und ist immer dieselbe, immer das gegenwärtige, holde Geschöpf, das, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging gestern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen spazieren; ich wußte es und traf sie an, und wir gingen zusammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir so werth, und nun tausendmal werther ist. Lotte setzte sich aufs Mauerchen, wir standen vor ihr. Ich sah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz so allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, sagte ich, seither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angesehn. — Ich blickte hinab, und sah, daß Malchen mit einem Glase Wasser sehr beschäftigt herauf stieg. — Ich sah Lotten an, und fühlte alles was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glase. Mariane wollt' es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem süßesten Ausdrucke, nein, Lottchen, du sollst zuerst trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit sie das ausrief, so entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das sogleich zu schreien und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, sagte Lotte. — Ich war

betroffen. — Komm, Malchen, fuhr sie fort, indem sie es bei der Hand nahm, und die Stufen hinab führte, da wasche dich aus der frischen Quelle, geschwind, geschwind, da thut's nichts. — Wie ich so da stand, und zusah, mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Handchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte sagte, es ist genug, und das Kind doch immer eifriger fortwusch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. — Ich sage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respect nie einer Taufhandlung beigewohnt — und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat; aber wie kam ich an! Er sagte, das sey sehr übel von Lotten gewesen; man solle den Kindern nichts weiß machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müsse. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen lassen, drum ließ ich's vorbeigehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln laßt.

Den 8. Julius.

Was man ein Kind ist! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind ist! — Wir waren nach Wahlheim

gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spaziergänge glaubte ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih' mir's! du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die Kutſche der junge W... Selſtadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und luſtig genug waren. — Ich ſuchte Lottens Augen; ach ſie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf ſie reſignirt da ſtand, fielen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbei, und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr nach, und ſah Lottens Kopfputz ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich; das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefallt! Das Wort haſſe ich auf den Tod. Was muß das für ein Menſch ſeyn, dem Lotte gefallt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefallt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bei meiner Freundin, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M... iſt ein geiziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen (Lotte war im Zimmer), und redete ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich: allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreißig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein Geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede angenommen, und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer darauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden

hinreicht, wo man den Aufwand um zweimal so viel sieht. Aber ich habe selbst Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hause angenommen hatten.

Am 15. Julius.

Nein, ich betruge mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schicksal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir selbst werde, wie ich — dir darf ich's wohl sagen, du hast Sinn für so etwas — wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt!

Ob das Vermessenheit ist, oder Gefühl des wahren Verhältnisses? — Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete: und doch — wenn sie von ihrem Bräutigam spricht, mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihm spricht — da ist mir wie einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's so schwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unschuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! Wenn sie gar im

Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu verſinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt das nicht Verderben?

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie wie mir iſt wenn ich bei ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Claviere ſpielet mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich. Wie mich der einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen möchte! Die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freier.

Am 16. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt ohne Licht! Kaum bringſt du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen dir die bunteſten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungen davor ſtehen, und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu

thun? ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen ware. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder sah! Ich hatte ihn gern beim Kopfe genommen und, geküßt, wenn ich mich nicht geschamt hatte.

Man erzahlt von dem Bononischen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mirs mit dem Burschen. Das Gefuhl, daß ihre Augen auf seinem Gesichte, seinen Backen, seinen Rockknöpfen, und dem Kragen am Surtout geruht hatten, machte mir das alles so heilig, so werth! Ich hatte in dem Augenblick den Jungen nicht um tausend Thaler gegeben. Es war mir so wohl in seiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du daruber lachest. Wilhelm, sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?

Am 19. Julius.

Ich werde sie sehen! ruf' ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegen blicke; ich werde sie sehen! Und da habe ich fur den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, alles verschlingt sich in dieser Aussicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Gesandten nach *** gehen soll. Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gern in Activitat haben, sagst du: das hat mich zu lachen

gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle, oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist, sich um Geld, oder Ehre, oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir sagen, daß zeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte, oder Wachs, so wollte ich's wohl heraus bilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden.

Lottens Portrait habe ich dreimal angefangen, und habe mich dreimal prostituirt; das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir gnügen.

Am 25. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles besorgen und bestellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie

mir schreiben. Heute führte ich es schnell nach der Lippe, und die Zähne knisterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir schon manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Versuchung, und verspreche mir heilig: morgen willst du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und ehe ich mich's versehe, bin ich bei ihr. Entweder sie hat des Abends gesagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder sie giebt mir einen Auftrag, und ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen; oder der Tag ist gar zu schön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmosphäre — Zut! so bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks beraubt, die Nagel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den über einander stürzenden Brettern.

Am 30. Julius.

Albert ist angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beste, der edelste Mensch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu stellen bereit wäre, so wär's unerträglich, ihn vor meinem Angesicht im Besitz so vieler Vollkommenheiten zu sehen. — Besitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam ist da! Ein braver lieber Mann, dem man gut seyn muß. Glücklicher Weise war ich nicht beim Empfange!

Das hatte mir das Herz zerrissen. Auch ist er so ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Respects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das ist Lottens Werk mehr, als seiner eigenen Empfindung: denn darin sind die Weiber fein, und haben Recht; wenn sie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, ist der Vortheil immer ihr, so selten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht versagen. Seine gelassene Außenseite sticht gegen die Unruhe meines Charakters sehr lebhaft ab, die sich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß was er an Lotten hat. Er scheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt, das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menschen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt seinen Triumph, und er liebt sie nur desto mehr. Ob er sie nicht manchmal mit kleiner Eifersüchtelei peinigt, das lasse ich dahin gestellt seyn; wenigstens würd' ich an seinem Platze nicht ganz sicher vor diesem Teufel bleiben.

Dem sey nun wie ihm wolle! meine Freude bei Lotten zu seyn, ist hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erzahl' die Sache an sich. — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Pratension an sie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in so fern es möglich ist, bei so viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der Andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zahne auf einander, und spotte derer doppelt und dreifach, die sagen können, ich sollte mich resigniren, und weil es nun einmal nicht anders seyn könnte — Schafft mir diese Strohmänner vom Halse! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, sagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene, wie die von gestern Abend! Sie sind furchterlich, wenn Sie so lustig sind. — Unter uns, ich passe die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutsch! bin ich draus, und da ist mir's immer wohl, wenn ich sie allein finde.

Am 8. August.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich die Menschen unertraglich schalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schicksale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung seyn könntest. Und im Grunde hast du Recht. Nur eins, mein Bester! In der Welt ist es sehr selten mit dem Entweder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweisen schattiren sich so mannichfaltig, als Abfalle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase sind.

Du wirst mir also nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwischen dem Entweder Oder durchzustehlen suche.

Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut! im ersten Fall suche sie durchzutreiben, suche die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen: im anderen Fall ermanne dich, und suche einer elenden Empfindung los

zu werden, die alle deine Kraft verzehren muß — Vetter! das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählig abſtirbt, kannſt du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreien?

Zwar könnteſt du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer ließe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben aufs Spiel ſetzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblick aufſpringenden, abſchüttelnden Muths, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich ſeit einiger Zeit vernachläſſiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erſtaunt, wie ich ſo wiſſentlich in das alles, Schritt vor Schritt, hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zuſtand immer ſo klar geſehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch ſo klar ſehe, und es noch keinen Anſchein zur Beſſerung hat.

Am 10. Auguſt.

Ich könnte das beſte glücklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht, eines Menſchen Seele zu ergötzen, als die ſind, in

denen ich mich jetzt befinde. Ach so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu seyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater; und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört; der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude uns zu hören, wenn wir spazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es ist in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden, als dieses Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt: wie sie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe; wie sie, in der Sorge für ihre Wirthschaft, und in dem Ernste, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe. — Ich gehe so neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß, und — werfe sie in den vorüber fließenden Strom, und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich dir geschrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften habe ich wenig seines Gleichen gesehen.

Am 12. August.

Gewiß, Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel. Ich habe gestern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Lust an, ins Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt schreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. Borge mir die Pistolen, sagte ich, zu meiner Reise. Meinetwegen, sagte er, wenn du dir die Mühe nehmen willst, sie zu laden; bei mir hangen sie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen, und schlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das ist. — Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden; und der dahlt mit den Mädchen, will sie erschrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladstock noch drin steckt, und schießt den Ladstock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen oben drein, und seit der Zeit laß' ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was ist Vorsicht? Die Gefahr läßt sich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine Zwar; denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber so rechtfertig ist der Mensch! wenn er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines,

halbwahres gesagt zu haben: so hört er dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache ist. Und bei diesem Anlaß kam er sehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Gebärde druckte ich mir die Mündung der Pistole übers rechte Aug' an die Stirn. Pfui! sagte Albert, indem er mir die Pistole herabzog, was soll das? — Sie ist nicht geladen, sagte ich. — Und auch so, was soll's? versetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht seyn kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deßwegen die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen seyn.

Du wirst mir zugeben, sagte Albert, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen.

Ich zuckte die Achseln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster: aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das

in einer wonnevollen Stunde ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütigen Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das iſt ganz anders, verſetzte Albert, weil ein Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreißen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen! ſcheltet den Trinker, verabſcheut den Unſinnigen, geht vorbei, wie der Prieſter, und dankt Gott, wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmal trunken geweſen, meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maaße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menſchen, die etwas Großes, etwas Unmöglichſcheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben iſt's unerträglich, faſt einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch ihr Weiſen!

Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit großen Handlungen vergleichſt, da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann. Denn freilich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument

bringt mich so aus der Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennst das Schwäche? Ich bitte dich, laß dich vom Anscheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst du das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt, und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt, und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil seyn? — Albert sah mich an, und sagte: Nimm mir's nicht übel, die Beispiele, die du da giebst, scheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag seyn, sagte ich; man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Radotage gränze. Laßt uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen zu Muthe seyn mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in so fern wir mitempfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maaß seines Leidens ausdauren kann? es mag nun moralisch oder körperlich seyn: und ich finde es

eben ſo wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig ware, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Parador! ſehr parador! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſetzte ich. Du giebſt mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo außer Wirkung geſetzt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geiſt anwenden. Sieh den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen ſich bei ihm feſtſetzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelaſſene, vernünftige Menſch den Zuſtand eines Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Eben ſo wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geſchichte. — Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit, herangewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Putz mit ihres Gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit

einer Nachbarin zu verplaudern — Deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt, als ihn, den Einzigen, sich nur sehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck; sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen sie sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtseyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie — Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsterniß um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Daseyn fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! und sag', ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der

verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

Wehe dem! der zusehen und sagen könnte: die Thörin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein Anderer sie zu trösten vorgefunden haben. — Das ist eben, als wenn einer sagte: der Thor, stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich geleget hätten: alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen: wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sey, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen seyn möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kömmt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet, und die Gränzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon, sagte ich, und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz so voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wieder kommen würde. Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Clavier zu stimmen;

ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrod, das sie nun so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, daß versichre ich dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunkt erfinden muß, den ich beim zweitenmal vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Sylbenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

Am 18. August.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen

und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Genifte, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich anniſten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der

ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseyns ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und

Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdämmre; vergebens suche ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß' ich neben ihr auf der Wiese, und hielt ihre Hand, und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und darüber mich ermuntere — ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

Am 22. August.

Es ist ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müßig seyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles. Ich schwöre dir, manchmal wünschte ich, ein Tagelöhner zu seyn, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Acten vergraben sehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre! Schon etlichemal ist mir's so aufgefahren, ich wollte dir schreiben und dem Minister, und um die Stelle bei der Gesandtschaft anhalten, die, wie du versicherst, mir nicht versagt werden würde. Ich glaube es selbst.

Der Minister liebt mich seit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich irgend einem Geschäfte widmen; und eine Stunde ist mir's auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, seiner Freiheit ungeduldig, sich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich soll — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. Aug.

Es ist wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es thun. Heute ist mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen sogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich sie kennen lernte, und um die ich sie seither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwei Büchelchen in Duodez dabei, der kleine Wetsteinische Homer, eine Ausgabe, nach der ich so oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Ernestischen nicht zu schleppen. Sieh, so kommen sie meinen Wünschen zuvor, so suchen sie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundschaft auf, die tausendmal werther sind, als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küsse diese Schleife tausendmal, und mit jedem Athemzuge schlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es ist so, und ich murre nicht; die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur

hinter ſich zu laſſen! wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! Und doch ſind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer; ich ſitze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtück mit dem Obſtbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr hinunter laſſe.

Am 30. Aug.

Unglücklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr geſeſſen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer

Hand meine Beklemmung auszuweinen, — so muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummre! O Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Am 5. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überſtehe ich alles. Ich werde ſie nicht wieder ſehen! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tauſend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Beſter, die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen! Hier ſitze ich und ſchnappe nach Luft, ſuche

mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang sind die Pferde bestellt.

Ach, sie schläft ruhig, und denkt nicht, daß sie mich nie wieder sehen wird. Ich habe mich losgerissen; bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott welch ein Gespräch!

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachtessen mit Lotten im Garten zu seyn. Ich stand auf der Terrasse, unter den hohen Kastanienbäumen, und sah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem sanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier gestanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauspiele zugesehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unserer Bekanntschaft die wechselseitige Neigung zu diesem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig eins von den romantischsten ist, die ich von der Kunst hervorgebracht gesehen habe.

Erst hast du zwischen Kastanienbäumen die weite Aussicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, schon viel davon geschrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einschließen, und durch ein daran stoßendes Bosket die Allee immer düsterer wird, bis zuletzt alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erstenmale an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnete ganz leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehens

geweidet, als ich sie die Terrasse heraufsteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte sie. Wir waren eben heraufgetreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten mancherlei, und kamen unvermerkt dem düstern Cabinette näher. Lotte trat hinein, und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen; ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder: es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden seyn! fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; aber, Werther, sollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnen Sie? was sagen Sie?

Lotte, sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder sehen! hier und dort wieder sehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen, fuhr sie fort, ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn

ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe, und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu seyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warst. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist, als das Alles, gepflegt und geliebt. Könntest du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige! du würdest mit dem heißesten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bittersten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batest. —

Sie sagte das! o Wilhelm, wer kann wiederholen, was sie sagte! Wie kann der kalte, todte Buchstabe diese himmlische Blüthe des Geistes darstellen! Albert fiel ihr sanft in die Rede: Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, sagte sie, ich weiß, du vergissest nicht die Abende, da wir zusammen saßen an dem kleinen runden Tischchen, wenn der Papa verreis't war, und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch, und kamst so selten dazu, etwas zu lesen — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles? die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über dir, und der Geist deiner Mutter! — Wenn Sie sie gekannt hätten, sagte sie, indem sie mir die Hand drückte, — sie war werth von Ihnen gekannt zu seyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, stolzeres Wort

über mich ausgesprochen worden — und sie fuhr fort: Und diese Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und sie zu mir sagte: Bringe mir sie herauf, und wie ich sie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aeltesten, die ohne Sinne waren, wie sie ums Bette standen, und wie sie die Hände aufhob, und über sie betete, und sie küßte nach einander und sie wegschickte, und zu mir sagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du versprichst viel, meine Tochter, sagte sie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst, was das sey. Habe es für deine Geschwister und für deinen Vater, die Treue und den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen den er fühlte, der Mann war ganz zerrissen.

Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu sich, und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich seyn, zusammen glücklich seyn würden — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie, und rief: wir sind es! wir werden es seyn! Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

Werther, fing sie an, und diese Frau sollte dahin seyn! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen!

Sie ſtand auf, und ich ward erweckt und erſchüttert, blieb ſitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, ſagte ſie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt ſie feſter. Wir werden uns wieder ſehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb' wohl, Lotte! Leb' wohl, Albert! Wir ſehn uns wieder — Morgen, denke ich, verſetzte ſie ſcherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht, als ſie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, und lief auf die Terraſſe hervor, und ſah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür ſchimmern, ich ſtreckte meine Arme aus, und es verſchwand.

Zweites Buch.

Am 20. October 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß, und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! Ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herum schwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles schenktest, warum hieltest du nicht die Hälfte zurück, und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!

Geduld! Geduld! es wird besser werden. Denn ich sage dir, Lieber, du hast Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und sehe, was sie thun, und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer

uns herrlicher erſcheint, jeder andere vollkommener iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen, wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. November 1771.

Ich fange an, mich in ſo fern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beſte iſt, daß es zu thun genug giebt; und dann, die vielerlei Menſchen, die allerlei neuen Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deßwegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bei den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine große Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

Am 29. December 1774.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umständlich wie eine Base; ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht so steht es: da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurück zu geben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch, man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außenbleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herab orgelt, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. ist noch das einzige, was mich schadlos hält. Er sagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sey. Die Leute erschweren es sich und andern; doch, sagte er, man muß sich darein resigniren, wie ein Reisender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber! —

Mein Alter spürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu so Weltgeschäften sey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm, wie

Ich wollte von Fräulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt. Ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir phantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glückſeligkeit; ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freiwillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie. —

O ſäß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unſere kleinen Lieben wälzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollte ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe verſammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren — Adieu! Iſt Albert bei Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir dieſe Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben ſeit acht Tagen das abſcheulichſte Wetter, und mir iſt es wohlthätig. Denn ſo lang ich hier bin, iſt mir noch kein ſchöner Tag am Himmel erſchienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und ſtöbert, und fröſtelt, und thaut: ha! denk' ich, kann's doch zu Hauſe nicht ſchlimmer werden als es draußen iſt, oder umgekehrt, und ſo iſt's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verſpricht einen feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, worum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, worum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meiſt aus Albernheit,

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andere nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt — ach ich laſſe gern die andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehen laſſen.

Was mich am meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft: nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B.... kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerem Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bei ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo vieler Freimüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bei einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder als einer halben Stunde, hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in den reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Officiers geduckt

haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb. Nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt denn der erſte? Der, dünkt mich, der die andern überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D..., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt,

keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu schreiben; und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fensterchen wüthen, hier waren Sie mein erster Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Gestalt, Ihr Andenken, o Lotte! so heilig, so warm! Guter Gott! der erste glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich sähen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine selige Stunde! nichts! nichts! Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht ein optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette, und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondscheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B...; sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei! werden Sie sagen, der Mensch legt sich auf niedliche Complimente! Ganz unwahr ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders seyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen: es wüßte niemand so fein zu loben, als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie).

Ich wollte von Fräulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt. Ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir phantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glückſeligkeit; ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freiwillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie.—

O ſäß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unſere kleinen Lieben wälzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollte ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe verſammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren — Adieu! Iſt Albert bei Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir dieſe Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben ſeit acht Tagen das abſcheulichſte Wetter, und mir iſt es wohlthätig. Denn ſo lang ich hier bin, iſt mir noch kein ſchöner Tag am Himmel erſchienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und ſtöbert, und fröſtelt, und thaut: ha! denk' ich, kann's doch zu Hauſe nicht ſchlimmer werden als es draußen iſt, oder umgekehrt, und ſo iſt's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verſpricht einen feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, worum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, worum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meiſt aus Albernheit,

Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm dann, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief* von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiſet, wie er meine überſpannten Ideen von Wirkſamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geſchäften, als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

* Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Schönheit durch den wärmſten Dank des Publicums entſchuldigen zu können.

Am 20. Februar.

Gott ſegne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen haſt: ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei euch, bin dir unbeſchadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin, und will und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb' wohl! Leb' wohl, Engel des Himmels! Leb' wohl, Lotte!

Den 15. Merz.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! er iſt nicht zu erſetzen, und ihr ſeyd doch allein Schuld daran, die ihr mich ſporntet und triebt und quältet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder ſagſt, meine überſpannten Ideen verdürben alles, ſo haſt du hier, lieber Herr, eine Erzählung, [illegible]an und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C... liebt mich, diſtinguirt mich, das iſt bekannt, das habe ich dir ſchon hundertmal geſagt. Nun war ich geſtern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herrn und Frauen bei ihm zuſammen

kommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obristen B.., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S.. mit ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadelichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B... herein trat. Da mir das Herz immer ein bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit, als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angestochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des ersten her, der Hofrath R.. hier aber in qualitate Herr von R.. genannt, mit seiner tauben Frau ꝛc., den übel fournirten J.. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt, das kommt zu Haus, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind. Ich dachte — und gab nur auf meine B.. Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer circulirte,

daß Frau von S.. mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen, sagte er, unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inconsequenz; ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurück gehalten, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M.. dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische, es waren noch wenige in der Gaststube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurück geschlagen. Da kommt der ehrliche A... hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir, und sagt leise: Du hast Verdruß gehabt? Ich? sagte ich. Der Graf hat dich aus der Gesellschaft gewiesen. — Hole sie der Teufel! sagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam. — Gut, sagte er, daß du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum — Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen, und mich ansahen, dachte ich, die sehen dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und

sagen: da sähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die sich ihres bißchen Kopfs überhöben, und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach, da kann man sie leicht lassen.

Am 16. Merz.

Es hetzt mich alles. Heute treffe ich Fräulein B.. in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden, und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, sagte sie, mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm! — Wie, Fräulein? sagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. — Was hat mich es schon gelostet! sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich, rief ich. Die

Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen; und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphiren würde. Wie man sich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahresten Theilnehmung — ich war zerstört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß sich einer unterstünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte; wenn ich Blut sähe, würde mir es besser werden. Ach, ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinct eine Ader aufbeißen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.

Am 24. Merz.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt, und werde sie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß

ich nicht erſt Erlaubniß dazu bei euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und alſo — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Geſandten anſetzte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen; genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt **, der vielen Geſchmack an meiner Geſellſchaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punkt verſtehn, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 19. April.

Danke für deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe d[illegible] wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt es geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt: ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und

zwanzig Ducaten geschickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; also brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich schrieb.

Am 8. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wieder sehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm! du sollst von meinem Zuge hören.

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S.. zu steht, ließ ich halten, stieg aus, und ließ den Postillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten

Planen! — Ich ſah das Gebirge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen war. Stundenlang konnt' ich hier ſitzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die ſich meinen Augen ſo freundlich-dämmernd darſtellten; und wenn ich dann um beſtimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle die alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins Detail gehen; ſo reizend, als es mir war, ſo einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerem alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrliches altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viele Stätten religiöſer Erinnerungen an, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof; das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinfloſſe, und wie ich da ſo bald Gränzen meiner Vorſtellungskraft fand

und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. — Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter! so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß sie rund sey? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier, auf dem fürstlichen Jagdschloß. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er ist wahr und einfach. Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Schelme, und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, ist, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspunkte, wie sie ihm der Andere vorstellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wissen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts draus wird, ist es eben so gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir

lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hierher gefolgt, der General in *** Dienſten iſt. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenſchaft als Grille geweſen ſeyn, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürſt hält mich, ſo gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er iſt ein Mann von Verſtande, aber von ganz gemeinem Verſtande; ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchriebenes Buch leſe. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmal knirſche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunſt herumführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte drein ſtolpert.

Am 16. Julius.

Ja wohl bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im **ſchen beſuchen wollte; iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein, es iſt gut! es iſt alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willſt; daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt, bei — oh! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammentreffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getrocknet. Ich bin zerſtreut. Adieu, Lieber!

Am 4. Auguſt.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hoffnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteſte Junge lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrei führte die Mutter herbei, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr, ach mein Hans iſt mir geſtorben! Es war der jüngſte ihrer Knaben. Ich war ſtille. Und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er ſich heraus betteln müſſen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was; ſie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. Auguſt.

Wie man eine Hand umwendet, iſt es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert ſtürbe? Du würdeſt! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngeſpinſte nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinausgehe, den Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das ſo ganz anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wun-

der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles. Mir ist es, wie es einem Geiste seyn müßte, der in das ausgebrannte zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein Anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als sie!

Am 4. September.

Ja, es ist so! Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er sey aus dem Dienste gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirst, wenn ich dir sie wieder erzähle. Doch, wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich

zu bedauern und mich zu schelten. Sey's denn, auch das mag zu meinem Schicksal gehören!

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein wenig scheues Wesen zu bemerken schien, antwortete der Mensch mir erst auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er sich und mich auf einmal wieder erkennte, gestand er mir seine Fehler, klagte er mir sein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes seiner Worte vor Gericht stellen! Er bekannte, ja er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenschaft zu seiner Hausfrau sich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er sich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hingesollt? Er habe weder essen, noch trinken, noch schlafen können; es habe ihm an der Kehle gestockt; er habe gethan, was er nicht thun sollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergessen; er sey als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen; bis er eines Tags, als er sie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sey. Da sie seinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sey, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen, und daß er nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie ihn heirathen, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu stocken, wie einer, der noch etwas zu sagen hat, und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwei- dreimal ab, und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie

liebe und schätze, wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sey, und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sey — Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: könnt' ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich ihm alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehn, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen giebt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen, und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch selbst wenn sie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzo habe sie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den, sage man, sey sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, sie werde ihn heirathen, aber er sey fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft, ist also keine

dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu nichts Verbildeten! Lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand, daß ich nicht so strudele und sudele, wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja, so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geschrieben, wo er sich Geschäfte wegen aufhielt. Es fing an: Bester, Liebster, komme sobald du kannst, ich erwarte dich mit tausend Freuden. — Ein Freund, der herein kam, brachte Nachricht, daß er wegen gewisser Umstände sobald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; sie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geschenk ist, rief ich aus, ich konnte mir einen Augenblick vorspiegeln, als wäre es an mich geschrieben. Sie brach ab, es schien ihr zu mißfallen, und ich schwieg.

Am 6. September.

Es hat schwer gehalten, bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erstenmale tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unscheinbar. Auch

habe ich mir einen machen lassen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag, und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit soll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreis't, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube, sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund, sagte sie, und lockte ihn auf ihre Hand; er ist meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brod gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt so artig. Er küßt mich auch, sehen Sie!

Als sie dem Thierchen den Mund hinhielt, druckte es sich so lieblich in die süßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Er soll Sie auch küssen, sagte sie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genusses.

Sein Kuß, sagte ich, ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde, sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unschuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Gesicht weg. Sie sollte es nicht thun!

ſollte nicht meine Einbildungskraft mit dieſen Bildern himmliſcher Unſchuld und Seligkeit reizen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir ſo! ſie weiß, wie ich ſie liebe!

Am 15. September.

Man möchte raſend werden, Wilhelm, daß es Menſchen geben ſoll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennſt die Nußbaume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St . . mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbaume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Aeſte waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geiſtlichen, die ſie vor ſo vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Großvater gehört hatte; ſo ein braver Mann ſoll es geweſen ſeyn, und ſein Andenken war mir immer heilig unter den Baumen. Ich ſage dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn ſo ein paar Baume in meinem Hofe ſtänden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß zuſehen. Lieber Schatz, eins iſt doch dabei! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin ſoll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt es, die Frau des neuen Pfarrers (unſer

alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrin, die sich abgiebt gelehrt zu seyn, sich in die Untersuchung des Kanons melirt, gar viel an der neumodischen, moralischkritischen Reformation des Christenthumes arbeitet, und über Lavaters Schwärmereien die Achseln zuckt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat, und deßwegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Creatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehst du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn sie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die Alten, so unzufrieden sah, sagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, sagten sie, was kann man machen? Aber eins ist recht geschehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frau Grillen, die ihm ohnedieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und sagte: hier herein! denn sie hatte noch alte Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume standen, und verkaufte sie an den Meistbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürst wäre! ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja, wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir es schon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, ist, daß Albert nicht so beglückt zu seyn scheint, als er — hoffte, als ich — zu seyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaus't vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter sucht, und ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlichglühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der

kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.

Am 19. October.

Ach diese Lücke! diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! — Ich denke oft, wenn du sie nur Einmal, nur Einmal an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt seyn.

Am 26. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewisser, daß an dem Daseyn eines Geschöpfes wenig gelegen ist, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich ging herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder zu schreiben. Ich hörte sie leise reden; sie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie diese heirathet, wie jene krank, sehr krank ist; sie hat einen trocknen Husten, die Knochen stehn ihr zum Gesicht heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, sagte die eine. Der N. N. ist auch so übel dran, sagte Lotte. Er ist geschwollen, sagte die andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft versetzte

mich ans Bett dieſer Armen; ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rücken wandten, wie ſie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſehe das Zimmer an, und rings um mich herum Lottens Kleider, und Alberts Scripturen, und dieſe Meubeln, denen ich nun ſo befreundet bin, ſogar dieſem Dintenfaſſe, und denke: Siehe, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint es, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte; und doch — wenn du nun gingſt, wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt? würden ſie, wie lange würden ſie die Lücke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schickſal reißt? wie lange? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreißen, und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

Am 27. October Abends.

Ich habe ſo viel, und die Empfindung an ihr verſchlingt alles; ich habe ſo viel, und ohne ſie wird mir alles zu nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Punkte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie einem das thut, ſo viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreuzen zu ſehen und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich ſo oft zu Bette, mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens ſchlage ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben, ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen? Und dieß Herz iſt jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen ſind trocken, und meine

Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht, und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist, und um ihn die Erde verdürstet.

Aber ach! ich fühle es, Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innigdankbarem Herzen aufnahm!

Am 6. November.

Sie hat mir meine Excesse vorgeworfen! ach, mit so viel Liebenswürdigkeit! Meine Excesse, daß ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht! sagte sie; denken Sie an Lotten! — Denken! sagte ich, brauchen Sie mir das zu heißen?

Ich denke! — ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seele. Heute ſaß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen — ſie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter! ich bin dahin! Sie kann mit mir machen, was ſie will.

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich, ruhig zu ſeyn. Laß mich ausdulden; ich habe bei aller meiner Mühſeligkeit noch Kraft genug durchzuſetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquickung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem jeden ſeyn? Wenn du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie es nicht war, Tauſende, denen ſie es nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir es denn ſeyn? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes, daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falſch aus; ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten; es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege; ſonſt wollte ich lieber, ich hätte geſchwiegen: wie ich denn über alles das, wovon Jedermann ſo wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was iſt es anders als Menſchenſchickſal, ſein Maaß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun, und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in

dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Seyn und Nichtseyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt, und mit mir die Welt untergeht — ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden, und unaufhaltsam hinabstürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen: Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdruckes schämen, sollte mir es vor dem Augenblicke bange seyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt, wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wollust schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühles aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet?

Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand, und sagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erstemal, daß sie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und gestern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte, und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagte ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach selbst über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir sie! und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie! denn sie ist eines Andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts, und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes, das war alles vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigsten Antheils, des süßesten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Clavier, und hauchte mit süßer, leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen so reizend gesehen; es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süßen Töne in sich zu schlürfen, die aus dem Instrument hervorquollen, und nur der himmlische Wiederhall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich dir das so sagen könnte! — Ich widerstand nicht länger, neigte mich und schwur: nie will ich es wagen einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geister des Himmels schweben. — Und doch — ich will — Ha! siehst du, das steht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — diese Seligkeit — und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die übrigen glücklich — so ist noch keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als sáh' ich in mein eignes Herz. Ich habe so viel auszustehen! Ach sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?

Am 30. November.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!

Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde, ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern sah' ich einen Menschen in einem grünen, schlechten Rocke, der zwischen den Felsen herumkrabbelte, und Kräuter zu suchen schien. Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sahe ich eine interessante Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte; seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen gesteckt, und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing. Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suchte? Ich suche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das ist auch die Jahrszeit nicht, sagte ich lächelnd. — Es giebt so viele Blumen, sagte er, indem er

zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Jelänger-jelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie Unkraut; ich ſuche ſchon zwei Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da haußen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tauſendgüldenkraut hat ein ſchönes Blümchen. Keines kann ich finden. — Ich merkte was Unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog ſein Geſicht. — Wenn Er mich nicht verrathen will, ſagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß verſprochen. Das iſt brav, ſagte ich. O, ſagte er, ſie hat viel andere Sachen, ſie iſt reich. — Und doch hat ſie ſeinen Strauß lieb, verſetzte ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. — Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten, verſetzte er, ich wär' ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir es ſo wohl war! Jetzt iſt es aus mit mir. Ich bin nun — Ein naſſer Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war alſo glücklich? fragte ich. Ach ich wollte, ich wäre wieder ſo! ſagte er. Da war mir es ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht, wie einem Fiſche im Waſſer! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich, wo ſteckſt du? wir haben dich überall geſucht, komm zum Eſſen — Iſt das Euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. Wohl, mein armer Sohn! verſetzte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Wie lange iſt er ſo? fragte ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halbes Jahr. Gott ſey Dank, daß er nur ſo weit iſt; vorher war er ein ganzes Jahr raſend, da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jetzt thut er niemand nichts; nur hat er immer mit Königen und Kaiſern zu ſchaffen. Er war ein

so guter stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen. Wenn ich Ihm erzählen sollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sey? Der thörichte Mensch! rief sie mit mitleidigem Lächeln, da meint er die Zeit, da er von sich war, das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ sie eilend.

Da du glücklich warst! rief ich aus, schnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war, wie einem Fisch im Wasser! — Gott im Himmel! Hast du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen, und wenn sie ihn wieder verlieren! — Elender! und auch wie beneide ich deinen Trübsinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verschmachtest! Du gehst hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerst, da du keine findest, und begreifst nicht, warum du keine finden kannst. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnst, welcher Mensch du seyn würdest, wenn die Generalstaaten dich bezahlten. Seliges Geschöpf! das den Mangel seiner Glückseligkeit einer irdischen Hinderniß zuschreiben kann. Du fühlst nicht! du fühlst nicht, daß in deinem zerstörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reis't, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden, und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polstern? — Wahn! — O Gott! du siehst meine Thränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bißchen Armuth, das bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstockes, was ist es, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgiebt, Heil- und Linderungs-Kraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! schweige nicht länger! dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was soll mir das? mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinem Angesichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?

Am 4. December.

Wilhelm! der Mensch, von dem ich dir schrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienst geschickt wurde, hat ihn rasend gemacht. Fühle, bei diesen trocknen Worten, mit welchem Unsinne mich die Geschichte ergriffen hat', da mir sie Albert eben so gelassen erzählte, als du sie vielleicht liesest.

Am 6. December.

Ich bitte dich — Siehst du, mit mir ist's aus, ich trag' es nicht länger! Heute saß ich bei ihr — saß, sie spielte auf ihrem Clavier, mannichfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willst du? — Ihr Schwesterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir ins Gesicht — meine Thränen flossen — Und auf einmal fiel sie in die alte himmelsüße Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl, und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düstern Zwischenräume, des Verdrusses, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erstickte unter dem Zudringen. Um Gottes willen, sagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen sie fahrend, um Gottes willen, hören Sie auf! Sie hielt, und sah mich starr an. Werther, sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie sind sehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerstehen Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du siehst mein Elend, und wirst es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußſeyn wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge seiner hinterlaßnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen seyn lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet seyn konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen, die von dem Abscheidenden hinterlaßnen Briefe einzuschalten, und das kleinste aufgefundene Blattchen nicht gering zu achten; zumal, da es so schwer ist, die eigensten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind.

Unmuth und Unlust hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester unter einander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor, und

ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher empor strebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf; er ward ein trauriger Gesellschafter, immer unglücklicher, und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigstens sagen dieß Alberts Freunde; sie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünschten Glückes theilhaftig geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichsam mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, sagen sie, hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war stolz auf sie, und wünschte sie auch von jedermann als das herrlichste Geschöpf anerkannt zu wissen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachts abzuwenden wünschte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu theilen Lust hatte? Sie gestehen ein, daß Albert oft das Zimmer seiner Frau verlassen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen seinen Freund, sondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieser von seiner Gegenwart gedrückt sey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er schickte ihr seinen Wagen, und sie fuhr hinaus. Es war ein schöner Wintertag, der erste Schnee war stark gefallen, und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert sie nicht abzuholen kame, sie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf sein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf seiner Seele, die traurigen Bilder hatten sich bei ihm festgesetzt, und sein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem schmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit sich in ewigem Unfrieden lebte, schien ihm auch der Zustand Andrer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte, das schöne Verhältniß zwischen Albert und seiner Gattin gestört zu haben, er machte sich Vorwürfe darüber, in die sich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten mischte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. Ja, ja, sagte er zu sich selbst, mit heimlichem Zähnknirschen: das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit ist's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an, als die theure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? weiß er sie zu achten, wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut er hat sie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu seyn, er wird mich noch rasend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung, meine Gegenwart ist ihm beschwerlich.

Oft hielt er seinen raschen Schritt an, oft stand er stille, und schien umkehren zu wollen; allein er richtete seinen Gang immer wieder vorwärts, und war mit diesen Gedanken und Selbstgesprächen endlich gleichsam wider Willen bei dem Jagdhause angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten, er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteste Knabe sagte ihm, es sey drüben in Wahlheim ein Unglück geschehn, es sey ein Bauer erschlagen worden! — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube, und fand Lotten beschäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu untersuchen. Der Thäter war noch unbekannt, man hatte den Erschlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Ist's möglich! rief er aus; ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhn. Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die That begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt' er sich vor dem sonst so geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder so oft gespielt hatten, war mit Blut besudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift; die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert und die Grabsteine sahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er sich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf einmal ein Geschrei. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03756/120

und ein jeder rief, daß man den Thäter herbeiführe. Werther sah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Wittwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem stillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

Was hast du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen los ging. Dieser sah ihn still an, schwieg, und versetzte endlich ganz gelassen: „Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben." Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entsetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in seinem Wesen lag, durch einander geschüttelt worden. Aus seiner Trauer, seinem Mißmuth, seiner gleichgültigen Hingegebenheit, wurde er auf einen Augenblick herausgerissen; unüberwindlich bemächtigte sich die Theilnehmung seiner, und es ergriff ihn eine unsagliche Begierde, den Menschen zu retten. Er fühlte ihn so unglücklich, er fand ihn als Verbrecher selbst so schuldlos, er setzte sich so tief in seine Lage, daß er gewiß glaubte, auch Andere davon zu überzeugen. Schon wünschte er für ihn sprechen zu können, schon drängte sich der lebhafteste Vortrag nach seinen Lippen, er eilte nach dem Jagdhause, und konnte sich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halb laut auszusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig, dieß verstimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er sich bald wieder, und trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken

laßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig, und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! Er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts thun könne, ohne sich die größte Verantwortung aufzuladen, es müsse alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebenen Gang gehen.

Werther ergab sich noch nicht, sondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger sehn, wenn man dem Menschen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der sich endlich ins Gespräch mischte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überstimmt, und mit einem entsetzlichen Leiden machte er sich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal gesagt hatte: Nein, er ist nicht zu retten!

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen seyn müssen, sehn wir aus einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geschrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind."

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bei mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beide Männer

recht haben möchten, so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Daseyn entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf bezieht, das vielleicht sein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage, er ist brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht seyn."

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing sich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben, als wenn sie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte seine unglückliche Leidenschaft und wünschte, daß es möglich seyn möchte ihn zu entfernen. Ich wünsch' es auch um unsertwillen, sagt' er, und ich bitte dich, fuhr er fort, siehe zu, seinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, seine öftern Besuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerksam, und ich weiß, daß man hier und da drüber gesprochen hat. Lotte schwieg, und Albert schien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigstens seit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen sie, und wenn sie seiner erwähnte, ließ er das Gespräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der

Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur desto tiefer in Schmerz und Unthatigkeit; besonders kam er fast außer sich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menschen, der sich nun aufs Läugnen legte, auffordern könnte.

Alles was ihn Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Gesandtschaft, alles was ihm sonst mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder. Er fand sich durch alles dieses wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aussicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geschäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und so ruckte er endlich, ganz seiner wunderbaren Empfindung, Denkart, und einer endlosen Leidenschaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, in seine Kräfte stürmend, sie ohne Zweck und Aussicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von seiner Verworrenheit, Leidenschft, von seinem rastlosen Treiben und Streben, von seiner Lebensmüde, sind einige hinterlaßne Briefe die stärksten Zeugnisse, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen seyn müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umher getrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und

dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahrszeit.

Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß sey übergetreten, alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat, und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Wiederschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach mit offnen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürzen! dahin zu brausen, wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hatte ich mein Menschseyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabsah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überschwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wiesen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verstört jetzt vom reißenden Strom unsere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenstrahl blickte herein, wie einem Gefangenen

ein Traum von Heerden, Wiesen und Ehrenämtern! Ich stand! — Ich schelte mich nicht, denn ich habe Muth zu sterben. — Ich hätte — Nun sitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zaunen stoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinsterbendes, freudeloses Daseyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Den 11. December.

„Was ist das, mein Lieber? Ich erschrecke vor mir selbst! Ist nicht meine Liebe zu ihr die heiligste, reinste, brüderlichste Liebe? Habe ich jemals einen strafbaren Wunsch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Traume! O wie wahr fühlten die Menschen, die so widersprechende Wirkungen fremden Mächten zuschrieben! Diese Nacht! ich zittre es zu sagen, hielt ich sie in meinen Armen, fest an meinen Busen gedrückt, und deckte ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küssen; mein Auge schwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich strafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir diese glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir ist es aus! meine Sinnen verwirren sich, schon acht Tage habe ich keine Besinnungskraft mehr, meine Augen sind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünsche nichts, ich verlange nichts; mir wäre besser ich ginge."

Der Entschluß, die Welt zu verlassen, hatte in dieser Zeit, unter solchen Umständen in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer seine letzte Aussicht und Hoffnung gewesen; doch hatte er sich

gesagt, es solle keine übereilte, keine rasche That seyn, er wolle mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichst-ruhigen Entschlossenheit diesen Schritt thun.

Seine Zweifel, sein Streit mit sich selbst, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrscheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm ist, und ohne Datum unter seinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schicksal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thranen aus meinem versengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das ist alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten aussieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unsers Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnen, wovon wir nichts bestimmtes wissen."

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und sein Vorsatz fest und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an seinen Freund schrieb, ein Zeugniß abgiebt.

Am 20. December.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort so aufgefangen hast. Ja, du hast Recht: mir ware besser, ich ginge. Der Vorschlag, den du zu einer Rückkehr zu euch thust, gefallt mir nicht ganz; wenigstens möchte ich noch gerne

einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir es sehr lieb, daß du kommen willst, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weiteren. Es ist nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif ist; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter sollst du sagen: daß sie für ihren Sohn beten soll, und daß ich sie um Vergebung bitte, wegen alles Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Leb wohl, mein Theuerster! Allen Segen des Himmels über dich! Leb wohl!"

Was in dieser Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Gesinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund gewesen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen stillen Begriff machen können, und eine schöne weibliche Seele sich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel ist gewiß, sie war fest bei sich entschlossen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn sie zauderte, so war es eine herzliche, freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wie viel es ihm kosten, ja, daß es ihm beinahe unmöglich seyn würde. Doch ward sie in dieser Zeit mehr gedrängt Ernst zu machen; es schwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie sie auch immer darüber geschwiegen hatte, und um so mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweisen, wie ihre Gesinnungen der seinigen werth seyen.

An demselben Tage, als Werther den zuletzt eingeschalteten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand sie allein. Sie beschäftigte sich einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. Sie sollen, sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie sollen auch beschееrt kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstöckchen und noch was. — „Und was heißen Sie geschickt seyn? rief er aus; wie soll ich seyn? wie kann ich seyn? beste Lotte!“ Donnerstag Abend, sagte sie, ist Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther stutzte. — Ich bitte Sie, fuhr sie fort, es ist nun einmal so, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht so bleiben. — Er wendete seine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: Es kann nicht so bleiben, zwischen den Zähnen. Lotte, die den schrecklichen Zustand fühlte, worein ihn diese Worte versetzt hatten, suchte durch allerlei Fragen seine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte, rief er aus, ich werde Sie nicht wieder sehen!“ Warum das? versetzte sie, Werther, Sie können, Sie müssen uns wieder sehen, nur mäßigen Sie sich. O, warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich-haftenden Leidenschaft für alles, was Sie einmal anfassen, geboren werden! Ich bitte Sie, fuhr sie fort, indem sie ihn bei der Hand nahm,

mäßigen Sie ſich! Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergötzungen dar? Seyn Sie ein Mann! wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther! ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie ſich betrügen, ſich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther? juſt mich, das Eigenthum eines Andern? juſt das? Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſitzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren, unwilligen Blick anſah. „Weiſe! rief er, ſehr weiſe! Hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch!“ — Es kann ſie jeder machen, verſetzte ſie drauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädchen ſeyn, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über ſich, ſuchen Sie darnach, und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden; denn ſchon lange ängſtet mich, für Sie und uns, die Einſchränkung in die Sie ſich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie es über ſich! Eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen.

„Das könnte man, ſagte er mit einem kalten Lachen, drucken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte! laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!“ — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen froſtigen Guten Abend,

und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Discurs an, der bald aus war, Albert deßgleichen, der sodann seine Frau nach gewissen Aufträgen fragte, und als er hörte, sie seyen noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da sich denn sein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tisch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen, und ging weg.

Er kam nach Hause, nahm seinem Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab, und warf sich endlich in seinen Kleidern aufs Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilf wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen sollte? das er denn zuließ, und dem Bedienten verbot den andern Morgen ins Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den ein und zwanzigsten December, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich absatzweise hier einrücken will, so wie aus den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

„Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich dir ohne romantische Ueberspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letztenmale sehen werde. Wenn du dieses liesest, meine Beste, deckt schon

das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke seines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als sich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie ist es, die meinen Entschluß befestigt, bestimmt hat: ich will sterben! Wie ich mich gestern von dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinne, wie sich alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloses, freudeloses Daseyn neben dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährtest mir das letzte Labsal der bittersten Thränen! Tausend Anschläge, tausend Aussichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt stand er da, fest, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will sterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens, in der Ruhe des Erwachens, steht er noch fest, noch ganz stark in meinem Herzen: ich will sterben! — Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für dich. Ja, Lotte! warum sollte ich es verschweigen? Eins von uns dreien muß hinweg, und das will ich seyn! O meine Beste! in diesem zerrissenen Herzen ist es wüthend herumgeschlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich! — So sey es! — Wenn du hinaufsteigst auf den Berg, an einem schönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich so oft das Thal heraufkam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der sinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das so lebhaft um mich wird" —

Gegen zehn Uhr rief Werther seinem Bedienten, und unter dem Anziehen sagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreisen würde, er solle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monate voraus zu bezahlen.

Er ließ sich das Essen auf die Stube bringen, und nach Tische ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hause antraf. Er ging tiefsinnig im Garten auf und ab, und schien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag! und küßte sie alle herzlich, und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr sagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn; er schenkte jedem etwas, setzte sich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hause, befahl der Magd nach dem Feuer zu sehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er

wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwarteſt mich nicht! du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weihnachtsabend dich wiederſehn. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hältſt du dieſes Papier in deiner Hand, zitterſt, und benetzeſt es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt es mir, daß ich entſchloſſen bin."

Lotte war indeß in einen ſonderbaren Zuſtand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte ſie empfunden, wie ſchwer es ihr fallen werde, ſich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er ſich von ihr entfernen ſollte.

Es war wie im Vorübergehen in Alberts Gegenwart geſagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarſchaft geritten, mit dem er Geſchäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie ſaß nun allein, keins von ihren Geſchwiſtern war um ſie, ſie überließ ſich ihren Gedanken, die ſtille über ihren Verhältniſſen herumſchweiften. Sie ſah ſich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, deſſen Liebe und Treue ſie kannte, dem ſie von Herzen zugethan war, deſſen Ruhe, deſſen Zuverläſſigkeit recht vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen ſollte; ſie fühlte was er ihr und ihren Kindern auf immer ſeyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden, gleich von dem erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſo

schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen! — hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhaltniß gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bei einer jeglichen etwas auszusetzen, fand keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen sey, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb sieben geworden, als sie Werthern die Treppe herauf kommen hörte, und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und wir dürfen fast sagen zum erstenmal, bei seiner Ankunft. Sie hätte sich gern vor ihm verläugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ich habe nichts versprochen, war seine Antwort. So hätten Sie wenigstens meiner Bitte Statt geben sollen, versetzte sie, ich bat Sie um unsrer beider Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was ſie ſagte, eben ſo wenig was ſie that, als ſie nach einigen Freundinnen ſchickte, um nicht mit Werthern allein zu ſeyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und ſie wünſchte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß ſie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück und brachte die Nachricht, daß ſich beide entſchuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer ſitzen laſſen; dann beſann ſie ſich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, ſie trat ans Clavier und fing eine Menuet an, ſie wollte nicht fließen. Sie nahm ſich zuſammen, und ſetzte ſich gelaſſen zu Werthern, der ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Canapé eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drin in meiner Schublade, fing ſie an, liegt Ihre Ueberſetzung einiger Geſänge Oſſians; ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören; aber ſeither hat ſich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hände nahm, und die Augen ſtunden ihm voll Thränen, als er hinein ſah. Er ſetzte ſich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten, hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blickſt du auf die Heide? Die ſtürmenden Winde haben ſich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne; das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt übers Feld. Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches

Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl. Erscheine, du hellrothes Licht von Ossians Seele!

„Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber sind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsäule; um ihn sind seine Helden, und, siehe! die Barden des Gesanges: Grauer Ullin! Stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, sanftklagende Minona! — Wie verändert seyd ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Gesanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwachlispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeschlagenem Blick und thränenvollem Auge; schwer floß ihr Haar im unstäten Winde, der von dem Hügel her stieß. — Düster ward's in der Seele der Helden, als sie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten sie das Grab Salgars gesehen, oft die finstere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlassen auf dem Hügel mit der harmonischen Stimme; Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog sich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da sie auf dem Hügel allein saß.

Colma.

„Es ist Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind saus't im Gebirge. Der Strom heult den Felsen hinab. Keine Hütte schützt mich vor dem Regen, mich Verlaßne auf dem stürmischen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erscheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beschwerden der Jagd, sein Bogen neben ihm abgespannt, seine Hunde schnobend um ihn! Aber hier muß ich sitzen allein auf dem Felsen des verwachsenen

Stroms. Der Strom und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum, und hier der rauſchende Strom! Mit einbrechender Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn; ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt' ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig' eine Weile, o Wind! ſtill eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durchs Thal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderſt du zu kommen?

„Sieh der Mond erſcheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh' ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Heide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! — Ach, ſie ſind todt! Ihre Schwerter roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar! warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? Ihr wart mir beide ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden! Er war ſchrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! ſie ſind ſtumm! ſtumm auf ewig! kalt, wie die Erde, iſt ihr Buſen!

„O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet, Geiſter der Todten! redet, mir

soll es nicht grausen! — Wohin seyd ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebirges soll ich euch finden! — Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich sitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber schließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben schwindet wie ein Traum, wie sollt' ich zurück bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden, an dem Strome des klingenden Felsens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme seyn um meine Freunde, sie waren mir beide so lieb!

„Das war dein Gesang, o Minona, Thormans sanft erröthende Tochter. Unsere Thränen flossen um Colma, und unsere Seele ward düster.

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Gesang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerstrahl. Aber schon ruhten sie im engen Hause, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegesang auf dem Hügel. Ihr Lied war sanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des ersten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, sein Schwert wie das Schwert Oskars — Aber er fiel, und sein Vater jammerte, und seiner Schwester Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schwester des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Gesang, wie der Mond in Westen, der den Sturmregen voraus sieht, und sein schönes

Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Ryno.

„Vorbei ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strom; doch ſußer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger! warum allein, auf dem ſchweigenden Hügel? warum jammerſt du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

„Meine Thranen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Heide! Aber du wirſt fallen wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegt ungeſpannt.

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide, deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte ſie. Aber wenn du wiederkehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig deine Bruſt, wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat.

„Eng iſt nun deine Wohnung! finſter deine Stätte! mit

drei Schritten meſſ' ich dein Grab, o du! der du ehe ſo groß warſt! vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf' in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kiſſen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl! edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehen! nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll deinen Namen erhalten, künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut war die Trauer der Helden, am lauteſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod ſeines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor ſaß nahe bei dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armins? ſprach er; was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergötzen? ſie ſind wie ſanfter Nebel, der ſteigend vom See aufs Thal ſprüht, und die blühenden Blumen füllet das

Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel iſt gegangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin, Herrſcher des ſeeumfloſſenen Gorma?

„Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Urſache meines Weh's. — Carmor, du verlorſt keinen Sohn, verlorſt keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere lebt, und Amira, die ſchönſte der Mädchen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor; aber Armin iſt der letzte ſeines Stammes. Finſter iſt dein Bett, o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Heide! Waldſtröme, brauſ't! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnre mich der ſchrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der mächtige, fiel, Daura, die liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön, wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, ſüß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; ſie widerſtand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgalls, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet. Schön war ſein Nachen auf der Welle, weiß ſeine Locken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädchen, ſagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am

Felſen, nicht fern in der See, dort wartet Armar auf Daura: ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

„Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felſens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängſteſt du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura iſt's, die dich ruft!

„Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Iſt keiner ſeine Daura zu retten?

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn ſtieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd, ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Doggen waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, feſt umflocht er ſeine Hüften, der Gefeſſelte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimme, drückt' ab den graubefiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamſt du um, das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder, und ſtarb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut, weich war dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Roß vom Hügel in die Wellen, er ſank und hob ſich nicht wieder.

„Allein auf dem ſeebeſpühlten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien, doch konnte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze

Nacht hörte ich ihr Schreien, laut war der Wind, und der Regen schlug scharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward schwach, ehe der Morgen erschien, sie starb weg, wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen. Beladen mit Jammer starb sie und ließ Armin allein! Dahin ist meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, sitze ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen. Oft im sinkenden Monde sehe ich die Geister meiner Kinder, halbdämmernd wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bittersten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete, sich zu erholen, und bat ihn schluchzend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckst du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird

ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —"

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahnung ſeines ſchrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und deckte ihre zitternden, ſtammelnden Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie, mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das letztemal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie ins Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Canapé, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinets und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort! ein Lebewohl! —

Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!

Er kam ans Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtiebte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels ins Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb Folgendes am Briefe an Lotten:

„Zum letztenmale denn, zum letztenmale ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen ach! die Sonne nicht mehr ſehen; ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte! das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! Was heißt das? Siehe wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe Manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte,

nein — Wie kann ich vergehen? wie kannſt du vergehen? Wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunter ließen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte, und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich ſtürzte neben das Grab hin — ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes, aber ich wußte nicht, wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! ich verſtehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Geſtern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens ſeyn ſollen. O du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein Innigſtinnerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen ſtrömte; neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergieb mir! vergieb mir!

Ach ich wußte, daß du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blicken, an dem erſten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen, die du mir ſchickteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? O ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines

Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund hat an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! ja, Lotte, auf ewig.

Und was iſt das, daß Albert dein Mann iſt? Mann! Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten bis du kommſt, und ich fliege dir entgegen, und faſſe dich und bleibe bei dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, dein Ebenbild."

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurückgekommen ſey? Der Bediente ſagte: ja, er habe

deſſen Pferd dahin führen ſehen. Darauf giebt ihm der Herr ein offenes Zettelchen, des Inhalts:

„Wollen Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl!“

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen; was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr ſonſt ſo rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderlei Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? war es Unwille über ſeine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freier Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens an ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſtehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und ſollte ſie die erſte ſeyn, die das Stillſchweigen bräche, und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werthers Beſuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Kataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer wie ein kryſtallhelles Glas offen und frei geſtanden, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das andere

machte ihr Sorgen und setzte sie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für sie verloren war, den sie nicht lassen konnte, den sie leider! sich selbst überlassen mußte, und dem, wenn er sie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie schwer lag jetzt, was sie sich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die sich unter ihnen festgesetzt hatte! So verständige, so gute Menschen fingen wegen gewisser heimlicher Verschiedenheiten unter einander zu schweigen an, jedes dachte seinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältnisse verwickelten und verhetzten sich dergestalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritischen Momente, von dem alles abhing, zu lösen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit sie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachsicht wechselsweise unter ihnen lebendig worden, und hätte ihre Herzen aufgeschlossen, vielleicht wäre unser Freund noch zu retten gewesen.

Noch ein sonderbarer Umstand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus seinen Briefen wissen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich diese Welt zu verlassen sehnte. Albert hatte ihn oft bestritten, auch war zwischen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon gewesen. Dieser, wie er einen entschiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die sonst ganz außer seinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernst eines solchen Vorsatzes sehr zu zweifeln Ursach finde, er hatte sich sogar darüber einigen Scherz erlaubt, und seinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dieß beruhigte sie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten; von der andern aber fühlte sie sich auch

dadurch gehindert, ihrem Manne die Besorgnisse mitzutheilen, die sie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegnen Hastigkeit entgegen, er war nicht heiter, sein Geschäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegsamen, kleinsinnigen Menschen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen sey, und sie antwortete mit Uebereilung: Werther sey gestern Abends da gewesen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf seiner Stube lägen. Er ging hinüber und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken seines Edelmuths, seiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, sie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, sie nahm ihre Arbeit und ging auf sein Zimmer, wie sie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beschäftigt die Packete zu erbrechen und zu lesen. Einige schienen nicht das Angenehmste zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und sich an den Pult stellte zu schreiben.

Sie waren auf diese Weise eine Stunde neben einander gewesen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie schwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem besten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: sie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um desto ängstlicher ward, als sie solche zu verbergen und ihre Thränen zu verschlucken suchte.

Die Erscheinung von Werthers Knaben setzte sie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der sich gelassen nach seiner Frau wendete und sagte: gieb

ihm die Piſtolen. „Ich laſſe ihm glückliche Reiſe wünſchen,“ ſagte er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag, ſie ſchwankte aufzuſtehen, ſie wußte nicht, wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe hinaus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zuſtande der unausſprechlichſten Ungewißheit. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schreckniſſe. Bald war ſie im Begriffe ſich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tiſche erträglich; man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich Brod und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tiſche gehen, und ſetzte ſich nieder zu ſchreiben.

„Sie ſind durch deine Hände gegangen, du haſt den Staub davon gepuzt, ich küſſe ſie tauſendmal, du haſt ſie berührt: und du, Geiſt des Himmels, begünſtigſt meinen Entſchluß! und du, Lotte, reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach! nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebewohl! —

Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Solltest du dein Herz für mich verschlossen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich befestigte? Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen! und ich fühle es, du kannst den nicht hassen, der so für dich glüht."

Nach Tische hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hause, ging wieder aus vors Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, schweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und schrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letztenmale Feld und Wald und den Himmel gesehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröste sie, Wilhelm! Gott segne euch! Meine Sachen sind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir sehn uns wieder und freudiger."

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergiebst mir. Ich habe den Frieden deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über dir!"

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, versiegelte einige Päcke mit Adressen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gesehn habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und sich eine Flasche Wein geben lassen, schickte er den Bedienten, dessen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich dann in seinen Kleidern niederlegte, um frühe bei der Hand zu seyn; denn sein Herr hatte gesagt, die Postpferde würden vor sechse vors Haus kommen.

Nach eilfe.

„Alles ist so still um mich her, und so ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.

Ich trete an das Fenster, meine Veste! und sehe, und sehe noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an seinem Herzen, und mich. Ich sehe die Deichselsterne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen. Wann ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, stand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft gesehen! oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merksteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! umgiebst du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügsam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerissen, die du Heilige berührt hattest!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich es zu ehren. Tausend tausend Küsse habe

ich darauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwei Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte ihr begrübt mich am Wege, oder im einsamen Thale, daß Priester und Levit vor dem bezeichneten Steine sich segnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier, Lotte! Ich schaudre nicht, den kalten schrecklichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken soll! Du reichtest mir ihn und ich zage nicht. All! all! So sind alle die Wünsche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, so starr an der ehrnen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu sterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig sterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder schaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenigen Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertfaltiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben seyn, du hast sie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele schwebt über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aussuchen. Diese blaßrothe Schleife, die du am Busen hattest, als ich dich zum erstenmale unter deinen Kindern fand. — O küsse sie tausendmal und erzähle ihnen das Schicksal ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben!

ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an dich ſchloß! ſeit dem erſten Augenblicke dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstage ſchenkteſt du mir ſie! Wie ich das alles verſchlang! — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sey ruhig! ich bitte dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — Es ſchlägt zwölfe! So ſey es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl! lebe wohl!

Ein Nachbar ſah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles ſtille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um ſechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchließen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht, dann iſt er herunter geſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt. Er lag gegen das Fenſter

entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im blauen Frack mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker; man erwartete ſeine Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laſt mich nichts ſagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht herein geſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, ſie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigſten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der ältſte, den er immer am meiſten geliebt, hing an ſeinen Lippen, bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmannes und ſeine Anſtalten tuſchten einen Anflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er ſich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Briefe aus der Schweiz.

Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgetheilt wurden, behauptete man sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sey, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Erſte Abtheilung.

Wie ekeln mich meine Beſchreibungen an, wenn ich ſie wieder leſe! Nur dein Rath, dein Geheiß, dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch ſo viele Beſchreibungen dieſer Gegenſtände, ehe ich ſie ſah. Gaben ſie mir denn ein Bild, oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft ſie hervorzubringen, vergebens mein Geiſt etwas dabei zu denken. Nun ſteh' ich und ſchaue dieſe Wunder und wie wird mir dabei? ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte ſo gern etwas dabei denken und empfinden. Dieſe herrliche Gegenwart regt mein Innerſtes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf, und was kann ich thun, was thue ich! Da ſetz' ich mich hin und ſchreibe und beſchreibe. So geht denn hin, ihr Beſchreibungen! betrügt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas thue, daß er etwas ſieht und lieſ't. —

Frei wären die Schweizer? frei dieſe wohlhabenden Bürger in den verſchloſſenen Städten? frei dieſe armen Teufel an ihren Klippen und Felſen? Was man dem Menſchen nicht alles weis machen kann! beſonders wenn man ſo ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten ſich einmal von einem Tyrannen los und konnten ſich in einem Augenblick

frei denken; nun erſchuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine ſonderbare Wiedergeburt; nun erzählen ſie das alte Mährchen immer fort, man hört bis zum Ueberdruß: ſie hätten ſich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun ſitzen ſie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Geſetzen, ihren Fraubaſereien und Philiſtereien, und da drauſen auf den Felſen iſt's auch wohl der Mühe werth von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird.

Pfui, wie ſieht ſo ein Menſchenwerk und ſo ein ſchlechtes nothgedrungenes Menſchenwerk, ſo ein ſchwarzes Stadtchen, ſo ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kieſel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Miſt! und ſtaunende Wahnſinnige! — Wo man den Menſchen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menſchen ſo viele geiſtige Anlagen ſind, die ſie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine beſſere Zukunft, auf ein harmoniſches Daſeyn deuten, darin ſind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich ſchon oft für einen Schwärmer erklärt haſt. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in dieſem Leben Verzicht thun müſſen: ſo iſt es ganz gewiß mit dem Fliegen.

So wie mich sonst die Wolken schon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felsen und Waldern schwebt, und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal zu als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte, ich schleudre ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen und warum wiederholt

ſie ſich immer ganz mit denſelben Bildern, derſelben körperlichen Bewegung, derſelben Empfindung?

Man ſagt mir wieder, daß die Menſchen, die mich unterwegs geſehen haben, ſehr wenig mit mir zufrieden ſind. Ich will es gern glauben, denn auch niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht! daß die Geſellſchaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem iſt, daß das was ſie mir ſagen mich nicht intereſſirt, daß das was ſie mir zeigen mir entweder gleichgültig iſt, oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemalte Landſchaft, ſo entſteht eine Unruhe in mir, die unausſprechlich iſt. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob ſie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen ſich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag ſchicklich oder unſchicklich ſeyn, ich ſuche der Geſellſchaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich ſuche ſie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darſtellt und doch mir ſo unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, deſſen Seligkeit mir dieſe ſtümperhafte Uebung ertragen hat. Was iſt denn das, dieſes ſonderbare Streben von der Kunſt zur Natur, von der Natur zur Kunſt zurück? Deutet es auf einen Künſtler, warum fehlt mir die Stätigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man ſchickte uns neulich einen Korb mit Obſt, ich war entzückt wie von einem himmliſchen Anblick; dieſer Reichthum, dieſe Fülle, dieſe Mannichfaltigkeit und Verwandtſchaft! Ich konnte mich nicht überwinden

eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger, er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen, er gab mir recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: Ja, wir sind nicht werth diese herrlichen Naturproducte zu zerstören, wahrlich es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke. Wie gern sah ich den Korb wegtragen! wie liebte ich Ferdinanden! wie dankte ich ihm für das Gefühl das er in mir erregte, über die Aussicht die er mir gab. Ja wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es denen aufopfern, die uns lieb und werth sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist eben so viel Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich dir sagen: Vorgestern gesellte sich ein junger M. zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt fürs Aeußere so auffallend, wir hielten ihn

ſo weit unter uns, und überall war er beſſer aufgenommen als wir. Unter andern Thorheiten trug er eine Unterweſte von rothem Atlas, die am Halſe ſo zugeſchnitten war, daß ſie wie ein Ordensband ausſah. Wir konnten unſern Spott über dieſe Albernheit nicht verbergen; er ließ alles über ſich ergehen, zog den beſten Vortheil hervor und lachte uns wahrſcheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthin, Kutſcher, Knecht und Mägde, ſogar einige Paſſagiere, ließen ſich durch dieſe Scheinzierde betrügen, begegneten ihm höflicher als uns, er ward zuerſt bedient, und zu unſerer größten Demüthigung ſahen wir, daß die hübſchen Mädchen im Haus beſonders nach ihm ſchielten. Zuletzt mußten wir die durch ſein vornehmes Weſen theuer gewordne Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? er wahrhaftig nicht!

Es iſt was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittenſprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier haſt du die Zeichnung von einem ſolchen Lehrbild, das mich beſonders anſprach. Ein Pferd mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden graſ't umher ſo weit es ihm der Strick zuläßt, unten ſteht geſchrieben: Laß mich mein beſcheiden Theil Speiſe dahin nehmen. So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hauſe komme und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht thue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemeſſenen Unterhalt empfahe. Ja ich komme zurück, und was mich erwartet war wohl der Mühe werth dieſe Berghöhen zu erklettern, dieſe Thäler zu durchirren und dieſen blauen Himmel zu ſehen, zu ſehen, daß es eine Natur giebt, die durch eine ewige ſtumme Nothwendigkeit beſteht, die unbedürftig, gefühllos

und göttlich ist, indeß wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniß zu sichern haben, und nebenher alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen unvergleichlichen Naturscenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja ich habe die römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden, wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich seyn könnte, so gut glücklich seyn könnte wie jeder andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu thun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Application und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Thier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischer hinter seiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht, diese erste und nothwendige Beschäftigung der Menschen ist mir zuwider; man äfft

die Natur nach, die ihre Samen überall ausſtreut, und will nun auf dieſem beſondern Feld dieſe beſondre Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht ſo; das Unkraut wächſ't mächtig, Kälte und Näſſe ſchadet der Saat und Hagelwetter zerſtört ſie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er ſein Paroli gewinnt oder verliert. Ein ſolcher ungewiſſer zweideutiger Zuſtand mag den Menſchen wohl angemeſſen ſeyn, in unſerer Dumpfheit, da wir nicht wiſſen woher wir kommen noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich ſeyn, ſeine Bemühungen dem Zufall zu übergeben, hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht ſchlecht ausſieht, ſeiner Götter zu gedenken und die Sünden ſeiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zuſammen zu hängen.

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen! Auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? warum brauche ich das alberne Wort, es iſt nichts Abenteuerliches in einem ſanften Zuge, der Menſchen zu Menſchen hinzieht. Unſer bürgerliches Leben, unſere falſchen Verhältniſſe, das ſind die Abenteuer, das ſind die Ungeheuer, und ſie kommen uns doch ſo bekannt, ſo verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Tüdou eingeführt, und wir fanden uns in der Familie ſehr glücklich, reiche, offne, gute, lebhafte Menſchen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage, mit ihren Kindern ſorglos und anſtändig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genöthigt, wie es in ſo vielen ſteifen Häuſern geſchieht, uns um der Alten willen am Spieltiſch aufzuopfern. Die Alten geſellten ſich vielmehr zu uns, Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine

Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geiſt und Witz durcheinander wirken. Eleonore, denn ich muß ſie nun doch einmal nennen, die zweite Tochter, ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig ſeyn, — eine ſchlanke zarte Geſtalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blaſſe Farbe, die bei Mädchen dieſes Alters eher reizend als abſchreckend iſt, weil ſie auf eine heilbare Krankheit deutet, im ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie ſchien fröhlich und lebhaft und man war ſo gern mit ihr. Bald, ja ich darf ſagen gleich, gleich den erſten Abend geſellte ſie ſich zu mir, ſetzte ſich neben mich und wenn uns das Spiel trennte, wußte ſie mich doch wieder zu finden. Ich war froh und heiter; die Reiſe, das ſchöne Wetter, die Gegend, alles hatte mich zu einer unbedingten, ja ich möchte faſt ſagen, zu einer aufgeſpannten Fröhlichkeit geſtimmt; ich nahm ſie von jedem auf und theilte ſie jedem mit, ſogar Ferdinand ſchien einen Augenblick ſeiner Schönen zu vergeſſen. Wir hatten uns in abwechſelnden Spielen erſchöpft als wir endlich aufs Heirathen fielen, das als Spiel luſtig genug iſt. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwei Hüte geworfen und ſo die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede, die heraus kommt, macht eine Perſon in der Geſellſchaft, an der die Reihe iſt, das Gedicht. Alle Perſonen in der Geſellſchaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutende Perſonen, die wir aus ihrem Kreiſe kannten, und um die Zahl der Candidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekannteſten Perſonen der politiſchen und literariſchen Welt mit hinein. Wir fingen an und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht jedermann konnte mit den Verſen ſogleich nach; Sie, Ferdinand und ich, und eine von den Tanten, die ſehr artige franzöſiſche Verſe macht, wir theilten uns bald in das Secretariat. Die Einfälle waren

meiſt gut und die Verſe leidlich; beſonders hatten die ihrigen ein Naturell, das ſich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung ohne eben geiſtreich zu ſeyn, Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden als man die Verſe ſeiner Tochter neben den unſern für die beſten anerkennen mußte. Unſer unmäßiger Beifall freute ihn hoch, wir lobten wie man das Unerwartete preiſ't, wie man preiſ't, wenn uns der Autor beſtochen hat. Endlich kam auch mein Loos und der Himmel hatte mich ehrenvoll bedacht; es war niemand weniger als die ruſſiſche Kaiſerin die man mir zur Gefährtin meines Lebens herausgezogen hatte. Man lachte herzlich und Eleonore behauptete, auf ein ſo hohes Beilager müßte ſich die ganze Geſellſchaft angreifen. Alle griffen ſich an, einige Federn waren zerkaut, ſie war zuerſt fertig, wollte aber zuletzt leſen, die Mutter und die eine Tante brachten gar nichts zu Stande, und obgleich der Vater ein wenig geradezu, Ferdinand ſchalkhaft und die Tante zurückhaltend geweſen war, ſo konnte man doch durch alles ihre Freundſchaft und gute Meinung ſehen. Endlich kam es an ſie, ſie holte tief Athem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ ſie, ſie las nicht, ſie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern; ich war erſtaunt, erſchrocken: ſo bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Beſcheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal ſeine Blüthen auf mich herunter ſchüttelte. Jedermann ſchwieg, Ferdinanden verließ ſeine Gegenwart des Geiſtes nicht, er rief: ſchön, ſehr ſchön! er verdient das Gedicht ſo wenig als ein Kaiſerthum. Wenn wir es nur verſtanden hätten, ſagte der Vater; man verlangte, ich ſollte es noch einmal leſen. Meine Augen hatten bisher auf dieſen köſtlichen Worten geruht, ein Schauder

überlief mich vom Kopf bis auf die Füße, Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; ſie ließ ihn kaum endigen als ſie ſchon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr und das Eſſen ward aufgetragen.

Soll ich, oder ſoll ich nicht? Iſt es gut dir etwas zu verſchweigen, dem ich ſo viel, dem ich alles ſage? Soll ich dir etwas Bedeutendes verſchweigen, indeſſen ich dich mit ſo vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß niemand leſen möchte, als du, der du eine ſo große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt haſt; oder ſoll ich etwas verſchweigen, weil es dir einen falſchen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein! du kennſt mich beſſer als ich mich ſelbſt kenne, du wirſt auch das, was du mir nicht zutrauſt, zurecht legen wenn ich's thun konnte, du wirſt mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verſchonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen ſollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunſtwerken, wenn ſie wahr, wenn ſie unmittelbar geiſtreiche Ausſprüche der Natur ſind, macht jedem Beſitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die ſich Kenner nennen, ſind nicht immer meiner Meinung; nun geht mich doch ihre Kennerſchaft nichts an, wenn ich glücklich bin. Drückt ſich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht feſt vor meiner Stirn, verſchönern ſie ſich nicht und freuen ſie ſich nicht, den durch Menſchengeiſt verſchönerten Bildern der Kunſt zu begegnen? Ich geſtehe dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunſt, daß ich jene ſo ſchön, ſo ſchön, ſo glänzend und ſo entzückend ſah,

daß mich das Nachſtreben des Künſtlers, das unvollkommene Nachſtreben, faſt wie ein vollkommenes Vorbild hinriß. Geiſtreiche gefühlte Kunſtwerke ſind es, die mich entzücken. Das kalte Weſen, das ſich in einen beſchränkten Cirkel einer gewiſſen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einſchränkt, iſt mir ganz unertraglich. Du ſiehſt daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur ſolchen Kunſtwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenſtände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden, mit dem was in ihnen lebt und webt, Blumen und Fruchtſtücke, Gothiſche Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait, das konnt' ich erkennen, fühlen und, wenn du willſt, gewiſſermaßen beurtheilen. Der wackre M*** hatte ſeine Freude an meinem Weſen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, ſeinen Scherz mit mir. Er überſieht mich ſo weit in dieſem Fache und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich ſpottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte ſich abgemerkt, was mir zunächſt auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntſchaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches ſchätzenswerthe ſeyn möchte, das mir erſt die Zeit entdecken würde. Ich laſſe das dahin geſtellt ſeyn und muß denn doch, meine Feder mag auch noch ſo viele Umſchweife nehmen, zur Sache kommen, die ich dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich ſehe dich in deiner Stube, in deinem Hausgärtchen, wo du bei einer Pfeife Taback den Brief erbrechen und leſen wirſt. Können mir deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden deiner Einbildungskraft die Verhältniſſe und die Umſtände ſo deutlich ſeyn? Und wirſt du gegen einen abweſenden Freund ſo nachſichtig bleiben als ich dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunſtfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt ſtufenweis beſſere Stücke zu ſehen, brachte er, nicht ohne geheimnißvolle Miene, einen Kaſten herbei, der eröffnet mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schooße empfängt. Ich erſtaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geiſtreiche des ſinnlichſten Gegenſtandes; und doch ſtand ich nur in Betrachtung davor. Es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unausſprechliche Luſt in mir. Mein Freund, der mir vieles von den Verdienſten dieſes Bildes vorſagte, bemerkte über ſein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an dieſem trefflichen Bilde die Vorzüge der italiäniſchen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieſes Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie! ſagte ich zu mir ſelbſt, in welchem beſondren Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeſchränkten Menſchen? Ein bemoos'ter Fels, ein Waſſerfall hält meinen Blick ſo lange gefeſſelt, ich kann ihn auswendig; ſeine Höhen und Tiefen, ſeine Lichter und Schatten, ſeine Farben, Halbfarben und Widerſcheine alles ſtellt ſich mir im Geiſte dar, ſo oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben ſo lebhaft wieder entgegen; und vom Meiſterſtücke der Natur, vom menſchlichen Körper, von dem Zuſammenhang, der Zuſammenſtimmung ſeines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff iſt. Meine Einbildungskraft ſtellt mir dieſen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunſt darbietet, bin ich nicht im Stande weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen. Nein! ich will nicht länger in dem ſtumpfen Zuſtande bleiben, ich will mir die

Geſtalt des Menſchen eindrücken wie die Geſtalt der Trauben und Pfirſchen.

Ich veranlaßte Ferdinanden zu baden im See; wie herrlich iſt mein junger Freund gebildet! welch ein Ebenmaaß aller Theile! welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend, welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit dieſem vollkommenen Muſter der menſchlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkre ich Wälder, Wieſen und Höhen mit ſo ſchönen Geſtalten; ihn ſeh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narciß ſich in der Quelle beſpiegeln!

Noch aber fehlt ihm leider Venus die ihn zurückhält, Venus, die ſeinen Tod betrauert, die ſchöne Echo, die noch einen Blick auf den kalten Jüngling wirft ehe ſie verſchwindet. Ich nahm mir feſt vor, es koſte was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzuſtande zu ſehen wie ich meinen Freund geſehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieſer großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen ſeyn, die ſich für einen gewiſſen Preis dem Mann überlaſſen? und ſollte nicht eine darunter ſchön und willig genug ſeyn, meinen Augen ein Feſt zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der ſich mir, jedoch nur langſam und auf eine kluge Weiſe näherte. Natürlich ſagte ich ihm nichts von meiner Abſicht; er mochte von mir denken was er wollte, denn man will lieber jemanden laſterhaft als lächerlich erſcheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; ſie empfing mich mit viel Vorſicht und Bedenklichkeiten: es ſey, meinte ſie, überall und beſonders in Genf gefährlich der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich ſogleich, was ich für einen Dienſt von ihr verlange. Mein Mährchen glückte mir und die Lüge ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Maler, hatte Landſchaften gezeichnet, die ich nun durch die Geſtalten ſchöner Nymphen

zu heroiſchen Landſchaften erheben wolle. Ich ſagte die wunderlichſten Dinge, die ſie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie ſchüttelte dagegen den Kopf und verſicherte mir: es ſey ſchwer meinen Wunſch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde ſich nicht leicht dazu entſchließen, es werde mich was koſten, ſie wolle ſehen. Was? rief ich aus, ein ehrbares Mädchen ergiebt ſich für einen leidlichen Preis einem fremden Mann — Allerdings — und ſie will nicht nackend vor ſeinen Augen erſcheinen? — Keinesweges; dazu gehört viel Entſchließung — ſelbſt wenn ſie ſchön iſt — auch dann. Genug ich will ſehen, was ich für Sie thun kann, Sie ſind ein junger artiger hübſcher Mann, für den man ſich ſchon Mühe geben muß.

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen: ja! rief ſie aus, ein Maler, das muß es wohl ſeyn, denn Sie ſind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Scenen zu bedürfen. Sie beſtellte mich auf den folgenden Tag und ſo ſchieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden mit Ferdinand in eine große Geſellſchaft zu gehen und auf den Abend ſteht mir das Abenteuer bevor. Es wird einen ſchönen Gegenſatz geben. Schon kenne ich dieſe verwünſchte Geſellſchaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen ſpielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln ſoll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geiſtlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Geſtalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbariſchen Putz verſteckt iſt. Soll ich franzöſiſch reden, eine fremde Sprache in der man immer albern erſcheint, man mag ſich ſtellen wie

man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen. Heute will ich mit Ruhe ein paar Stunden die schlechten Späße ertragen in der Aussicht auf die sonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche, und doch weiß ich nicht ob ich mich darüber freuen oder ob ich mich tadeln soll. Sind wir denn nicht gemacht das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervor zu bringen? Fürchte nichts und höre mich: ich habe mir nichts vorzuwerfen; der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht, aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O! stünd' ich nur schon den großen Eismassen gegenüber um mich wieder abzukühlen! Ich schlich mich aus der Gesellschaft und in meinen Mantel gewickelt nicht ohne Bewegung zur Alten. Wo haben Sie Ihr Portefeuille? rief sie aus — Ich hab' es dießmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen studiren. — Ihre Arbeiten müssen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie so theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt *** und mir können Sie auch für meine Bemühung unter ** nicht geben. (Du verzeihst mir, wenn ich dir den Preis

nicht gestehe.) Dafür sind Sie aber auch bedient wie Sie es wünschen können. Ich hoffe, Sie sollen meine Vorsorge loben; so einen Augenschmaus haben Sie noch nicht gehabt und ... das Anfühlen haben Sie umsonst.

Sie brachte mich darauf in ein kleines artig meublirtes Zimmer: ein sauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Nische stand ein sehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgestelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreiarmigen Leuchter, auf dem schöne helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwei Leuchter. Ein erloschenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Sessel an, dem Bette gegenüber am Kamin, und entfernte sich. Es währte nicht lange so kam zu der entgegengesetzten Thüre ein großes herrlich gebildetes, schönes Frauenzimmer heraus; ihre Kleidung unterschied sich nicht von der gewöhnlichen. Sie schien mich nicht zu bemerken, warf ihren schwarzen Mantel ab und setzte sich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Gesicht bedeckt hatte, vom Kopfe: eine schöne regelmäßige Bildung zeigte sich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an sich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte. Ach! mein Freund, ist es nicht mit unsern Meinungen, unsern Vorurtheilen, Einrichtungen, Gesetzen und Grillen auch so? Erschrecken wir nicht, wenn eine von diesen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Theil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? Wir schaudern, wir schämen uns, aber

vor keiner wunderlichen und abgeſchmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entſtellen, fuhlen wir die mindeſte Abneigung. Soll ich dir's geſtehen, ich konnte mich eben ſo wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herab fiel, als vielleicht Freund L. ſich in ſeinen Zuſtand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen ſollte. Was ſehen wir an den Weibern? was für Weiber gefallen uns und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh ſieht gut aus, und wir rufen: welch ein ſchöner kleiner Fuß! ein ſchmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preiſen die ſchöne Taille.

Ich beſchreibe dir meine Reflexionen, weil ich dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darſtellen kann, die mich das ſchöne Mädchen mit Anſtand und Artigkeit ſehen ließ. Alle Bewegungen folgten ſo natürlich auf einander, und doch ſchienen ſie ſo ſtudirt zu ſeyn. Reizend war ſie, indem ſie ſich entkleidete, ſchön, herrlich ſchön, als das letzte Gewand fiel. Sie ſtand, wie Miverva vor Paris mochte geſtanden haben, beſcheiden beſtieg ſie ihr Lager, unbedeckt verſuchte ſie in verſchiedenen Stellungen ſich dem Schlafe zu übergeben, endlich ſchien ſie entſchlummert. In der anmuthigſten Stellung blieb ſie eine Weile, ich konnte nur ſtaunen und bewundern. Endlich ſchien ein leidenſchaftlicher Traum ſie zu beunruhigen, ſie ſeufzte tief, veränderte heftig die Stellung, ſtammelte den Namen eines Geliebten und ſchien ihre Arme gegen ihn auszuſtrecken. Komm! rief ſie endlich mit vernehmlicher Stimme, komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich ſchlafe wirklich ein. In dem Augenblick ergriff ſie die ſeidne durchnähte Decke, zog ſie über ſich her, und ein allerliebſtes Geſicht ſah unter ihr hervor.

Zweite Abtheilung.

Münſter, den 3. October 1797. Sonntag Abends.

Von Baſel erhalten Sie ein Packet, das die Geſchichte unſrer bisherigen Reiſe enthält, indeſſen wir unſern Zug durch die Schweiz nun ernſtlich fortſetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das ſchöne Birſch-Thal herauf und kamen endlich an den engen Paß der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgskette hat die Birſch, ein mäßiger Fluß, ſich einen Weg von Uralters geſucht. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schluchten ängſtlich nachgeklettert ſeyn. Die Römer erweiterten ſchon den Weg, und nun iſt er ſehr bequem durchgeführt. Das über Felsſtücke rauſchende Waſſer und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meiſten Orten die ganze Breite des Paſſes, der auf beiden Seiten von Felſen beſchloſſen iſt, die ein gemächlich aufgehobenes Auge faſſen kann. Hinterwärts heben Gebirge ſanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald ſteigen aneinanderhängende Wände ſenkrecht auf, bald ſtreichen gewaltige Lagen ſchief nach dem Fluß und dem Weg ein, breite Maſſen ſind aufeinander gelegt, und gleich daneben ſtehen ſcharfe Klippen abgeſetzt. Große Klüfte ſpalten ſich aufwärts, und Platten von Mauerſtärke haben ſich von

dem übrigen Gesteine losgetrennt. Einzelne Felsstücke sind herunter gestürzt, andere hängen noch über und lassen nach ihrer Lage fürchten, daß sie dereinst gleichfalls herein kommen werden.

Bald rund, bald spitz, bald bewachsen, bald nackt, sind die Firsten der Felsen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüber sieht, und an Wanden und in der Tiefe schmiegen sich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch diese Enge eine große ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß als sie seyn kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkten sie was sie sollten. Vergleicht man solch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, diesem so viel als möglich zu borgen und aufzuflicken, und unserm Geist durch seine eigne Creatur Freude und Futter zu bereiten; so sieht man erst wie ein armseliger Behelf es ist.

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte: es sey ihm lange nicht wie das erstemal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dieß ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thranen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollust verliert,

gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schickſal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr ſaugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht ſtieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerkſamen Geiſt vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entſtehung und das Leben dieſer ſeltſamen Geſtalten. Es mag geſchehen ſeyn wie und wann es wolle, ſo haben ſich dieſe Maſſen, nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zuſammen geſetzt. Was für Revolutionen ſie nachher bewegt, getrennt, geſpalten haben, ſo ſind auch dieſe noch nur einzelne Erſchütterungen geweſen, und ſelbſt der Gedanke einer ſo ungeheuren Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Feſtigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Geſetze, bald mehr bald weniger auf ſie gewirkt.

Sie ſcheinen innerlich von gelblicher Farbe zu ſeyn; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in graublau, daß nur hier und da in Streifen und in friſchen Spalten die erſte Farbe ſichtbar iſt. Langſam verwittert der Stein ſelbſt und rundet ſich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und ſo giebt's gar zierlich ausgeſchweifte Höhlen und Löcher, die, wenn ſie mit ſcharfen Kanten und Spitzen zuſammen treffen, ſich ſeltſam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorſprung, Fläche und Spalt faſſen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter ſaumen die Felſen. Man fühlt tief, hier iſt nichts Willkürliches, hier wirkt ein Alles langſam bewegendes ewiges Geſetz, und nur

von Menſchenhand iſt der bequeme Weg, über den man durch dieſe ſeltſamen Gegenden durchſchleicht.

Genf, den 27. October 1779.

Die große Bergkette, die von Baſel bis Genf, Schweiz und Frankreich ſcheidet, wird, wie Ihnen bekannt iſt, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen ſich über Lauſanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf dieſem höchſten Rücken iſt ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte ſagen eingeſchwemmt, da auf allen dieſen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewäſſer ſichtbar ſind — das la Vallée de Jour genannt wird, welcher Name, da Jour in der Landſprache einen Felſen oder Berg bedeutet, deutſch das Bergthal hieße. Eh ich zur Beſchreibung unſrer Reiſe fortgehe, will ich mit wenigem die Lage deſſelben geographiſch angeben. Seine Länge ſtreicht, wie das Gebirg ſelbſt, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieſer von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchſte Gipfel des Jura iſt, begränzt und hat, nach der Sage des Landes, neun kleine, nach unſrer ungefähren Reiſerechnung aber, ſechs ſtarke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenſeite begränzt und auch von dem flachen Land herauf ſichtbar iſt, heißt Le noir Mont. Gegen Abend ſtreicht der Riſou hin und verliert ſich allmählig gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen ſich ziemlich gleich in dieſes Thal, ſo daß jenes die obere ſchlechte Hälfte und dieſes die untere beſſere beſitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Jour genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fuß der Septmoncels, liegt der Lac des Rouſſes, der keinen

sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten, gegen die Dent de Vaulion, sich zum Lac de Jour bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals ist verschieden, oben beim Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert sich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständniß des folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Charte zu thun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Oct. ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden, erstlich Mont hinan, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genennt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer und Wallis Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan, und sahen den See in Duft und den Wiederschein des Monds darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drei

Stunden geſtiegen, als es hinterwärts fachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir überſehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, ſahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verſchaffte uns Quartier in einem Hauſe, wo man ſonſt nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterſchied ſich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Verſammlungs-Platz, Vorſaal iſt, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinauf geht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf ſteinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornſtein, mit Brettern dauerhaft und ſauber ausgeſchlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenſter um den Spülſtein, das gepflaſtert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Geräthſchaften in ſchöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles kaltes Wetter, die Wieſen bereift, hier und da zogen leichte Nebel: wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich überſehen, unſer Haus lag am Fuß des öſtlichen noir Mont. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendſeite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, beſteht in abgetheilten Wieſen, die gegen den See zu etwas ſumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben ſich theils in einzelnen Häuſern an der Seite angebaut, theils ſind ſie in Dörfern näher zuſammengerückt, die einfache

Namen von ihrer Lage führen. Das erſte, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir ſahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See ſtand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf le Lieu genannt, die Nebel ſtiegen und fielen wechſelsweiſe vor der Sonne. Hier nahebei iſt ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben ſcheint. Das Wetter klärte ſich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier ans nördliche Ende des großen Sees, der indem er ſich weſtwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm, unter einer Brücke weg, ſeinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees iſt wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich ſagen kann. An dem weſtlichen Ende iſt eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr iſt er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Waſſer läuft durch Schleuſen auf die Räder, es ſtürzt ſich von da in Felsritzen, wo es eingeſchluckt wird und erſt eine Stunde von da in Valorbe hervor kommt, wo es wieder den Namen des Orbefluſſes führet. Dieſe Abzüge (entonnoirs) müſſen rein gehalten werden, ſonſt würde das Waſſer ſteigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle weg gehen, wie es ſchon mehr geſchehen iſt. Sie waren ſtark in der Arbeit begriffen, den morſchen Kalkfelſen theils wegzuſchaffen, theils zu befeſtigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiſer auf la Dent. Im Aufſteigen ſahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Oſtwärts iſt der noir Mont ſeine Gränze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, weſtwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz

nackt iſt, zuſammen. Die Sonne ſchien heiß, es war zwiſchen Eilf und Mittag. Nach und nach überſahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rouſſes erkennen, und weiter her bis zu unſern Füßen, die Gegend durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufſteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrſchaften, die man oben unterſcheiden könnte, geſprochen, und in ſolchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauſpiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgsketten waren unter einem klaren und heitern Himmel ſichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das ſich von Genf bis nordwärts an den Horizont erſtreckte und in der Sonne glänzte. Daraus ſtieg oſtwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterſchied von Namen der Völker und Fürſten, die ſie zu beſitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der ſie ſchön röthete. Der Montblanc gegen uns über ſchien der höchſte, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt ſchloſſen niedere Berge des Cantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegränzt; zur linken in der weitſten Ferne zeigten ſich ſodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuſer von Vaulion, dahin die Dent gehört, und daher den Namen hat. Gegen Abend ſchließt die Franche-Comté mit flachſtreichenden waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordweſt ſich unterſchied. Grad aber war ein ſchöner Anblick. Hier iſt die Spitze, die dieſem Gipfel den Namen eines Zahns giebt. Er geht ſteil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe ſchließt ein kleines Fichtenthal

an mit schönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das Thal Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Jour, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unserm Wirthshaus an, und fanden ein Essen, wovon uns die Wirthin versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sey, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, soll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es [illegible]n wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Canton Bern und sind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meisten Hölzer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fässern geschnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute sind gut gebildet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig und ein Erdschollen ist ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd

und Karren in einige Vertiefungen eben derſelben Wieſe führte. Die Steine legen ſie ſorgfältig zuſammen und bringen ſie auf kleine Haufen. Es ſind viele Steinſchleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb ſich auch die Frauen und Kinder beſchäftigen. Die Häuſer ſind dauerhaft und ſauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hauſe läuft ein Brunnen, und durchaus ſpürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlſtand. Ueber alles aber muß man die ſchönen Wege preiſen, für die, in dieſen entfernten Gegenden, der Stand Bern, wie durch den ganzen übrigen Canton ſorgt. Es geht eine Chauſſee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, ſo daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft iſt ſehr rein und geſund.

Den 26. ward beim Frühſtück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten daß die Dole, der höchſte Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter ſich auf das herrlichſte anließ und wir hoffen konnten, was uns geſtern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen; ſo wurde dahin zu gehen beſchloſſen. Wir packten einem Boten Käſe, Butter, Brod und Wein auf, und ritten gegen Achte ab. Unſer Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war ſehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Berniſchen zu reiten, wo ſich die Chauſſee, die man eben zu Ende bringt, abſchneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins franzöſiſche Gebiet ein. Hier verändert ſich der Schauplatz ſehr. Was wir zuerſt bemerkten, waren die ſchlechten Wege. Der Boden iſt ſehr

ſteinig, überall liegen ſehr große Haufen zuſammen geleſen; wieder iſt er eines Theils ſehr moraſtig und quellig; die Waldungen umher ſind ſehr ruinirt; den Häuſern und Einwohnern ſieht man, ich will nicht ſagen Mangel, aber doch bald ein ſehr enges Bedürfniß an. Sie gehören faſt als Leibeigene an die Canonici von St. Claude, ſie ſind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen, (sujets à la main morte et au droit de la suite) wovon mündlich ein mehreres, wie auch von dem neuſten Edict des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenthümer und Beſitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewiſſes Geld der main morte zu entſagen. Doch iſt auch dieſer Theil des Thals ſehr angebaut. Sie nähren ſich mühſam und lieben doch ihr Vaterland ſehr, ſtehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erſte Sprengel heißt le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchſpiel les Rouſſes kamen, wo wir den kleinen Lac des Rouſſes und les ſept Moncels, ſieben kleine, verſchieden geſtaltete und verbundene Hügel, die mittägige Gränze des Thals, vor uns ſahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unſerm Thale geſchieden; der kahle Gipfel der Dole lag vor uns, wir ſtiegen ab, unſre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergue, und wir ſtiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne ſchien heiß, aber es wechſelte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umſahen, hatten wir les ſept Moncels hinter uns, wir ſahen noch einen Theil des Lac des Rouſſes und um ihn die zerſtreuten Häuſer des Kirchſpiels, der noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal, höher ſahen wir wieder ungefähr die geſtrige Ausſicht in die Franche-Comté und näher bei uns,

gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich herauf stiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Ger lag wie eine Flurcharte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hatte sich der Nebel schon zurück gezogen, wir sahen den nächsten Theil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg das uns den Eingang von Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber

weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vauche, wo das Fort l'Ecluſe inne liegt, zog er ſich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, ſo lag das ganze Land von Lauſanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuſer hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgerſee links liegt, woraus wir ſeine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es ſind keine Worte für die Größe und Schöne dieſes Anblicks, man iſt ſich im Augenblick ſelbſt kaum bewußt, daß man ſieht, man ruft ſich nur gern die Namen und alten Geſtalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut ſich in einer taumelnden Erkenntniß, daß das eben die weißen Punkte ſind, die man vor ſich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an ſich. Die Sonne wendete ſich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größern Flächen gegen uns zu. Schon was vom Schnee auf für ſchwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufſteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn ſie dann erſt ſelbſt in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig da liegen; man giebt da gern jede Prätenſion ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anſchauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns ſahen wir ein fruchtbares bewohntes Land; der Boden, worauf wir ſtunden, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Menſch Nutzen zieht. Das kann ſich der einbildiſche Herr der Welt noch zueignen; aber jene ſind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geiſt des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor

unſern Augen, für ſich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechſelsweiſe, Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleſkop, zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen, den Nebel ſeinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnen-Untergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergue. Auch näher am Thal, waren unſre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, ſchienen in einen leichten Feuerdampf aufzuſchmelzen; die nächſten ſtanden noch mit wohl beſtimmten rothen Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es ſah faſt ängſtlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abſtirbt, ſo erblaßten alle langſam gegen den Montblanc zu, deſſen weiter Buſen noch immer roth herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten ſchien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu ſchlagen aufhört, nicht abſchneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Cergue, und daß nichts fehle, ſtieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indeß unterweges unſere angeſpannten Sinnen ſich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit friſcher Luſt aus den Fenſtern des Wirthshauſes den breitſchwimmenden Wiederglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reiſe ward ſoviel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge geſprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieſelben zu ſehen, daß der Graf eine ſonderliche Luſt kriegte, unſern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluſe und Salenche ins Thal Chamouni zu gehen, die Wunder zu

betrachten, dann über Valorſine und Trient nach Martinach ins Wallis zu fallen. Dieſer Weg, den die meiſten Reiſenden nehmen, ſchien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Sauſſure wurde deßwegen auf ſeinem Landgute beſucht und um Rath gefragt. Er verſicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne: es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge aufs Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehl ſchlage, ſo könnten wir mit aller Sicherheit dieſe Reiſe unternehmen. Hier iſt die Abſchrift eines ſehr eiligen Tageregiſters.

Cluſe in Savoyen, den 3. November 1779.

Heute beim Abſcheiden von Genf theilte ſich die Geſellſchaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durchs Pays de Vaud ins Wallis. Wir in einem leichten Cabriolet mit vier Rädern, fuhren erſt, Hubern auf ſeinem Landgute zu beſuchen, den Mann, dem Geiſt, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menſchen, die wir angetroffen haben. Er ſetzte uns auf den Weg, und wir fuhren ſodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genferſee laufen die vordern Bergketten gegeneinander, bis da, wo Bonneville, zwiſchen der Mole, einem anſehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt ſchließt ſich das Thal an, obgleich noch ſehr breit, die Arve fließt ſachte durch, die Mittagſeite iſt ſehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten ſeit früh etwas Regen, wenigſtens auf die Nacht, befürchtet, aber die Wolken verließen nach und

nach die Berge und theilten sich in Schafchen, die uns schon mehr ein gutes Zeichen gewesen. Die Luft war so warm, wie Anfang Septembers und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth rosenfarb ins violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen wir nach Cluse, wo das Thal sich schließet und nur Einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt und wir morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen hohen Berg und sahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen, und auf abgestürzten Granitstücken sitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannichfaltigen Gesprächen, erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu seyn pflegt. In einem schlechten Wirthshaus, bei munt[illegible]n und willigen Leuten, an deren Patois man sich erlustigt, erschlafen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Salenche, den 4. Nov. 1779. Mittags.

Bis ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Handen wird bereitet seyn, versuche ich, das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab, den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's im Thal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist.

Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Lust fühlten, ihre Brust der Sonne entgegen zu tragen und sie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin. Valme ist ein elendes Dorf, unfern vom Wege, wo sich eine Felsschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Höhle führen sollten, von der der Ort seinen Ruf hat. Da sahen sich die Leute unter einander an und sagten einer zum andern: Nimm du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerst ging der Stieg durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgestufet worden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühselig und leidig, auf der Leiter und Felsstufen, mit Hülfe übergebogener Nußbaum-Aeste und dran befestigter Stricke, hinauf klettern muß; dann steht man fröhlich in einem Portal, das in den Felsen eingewittert ist, übersieht das Thal und das Dorf unter sich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Pistole, die wir losschießen wollten. Die Höhle ist ein langer Gang, meist ebenes Bodens, auf Einer Schicht, bald zu einem bald zu zwei Menschen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte steigt eine Kluft aufwärts und bildet einen spitzigen Dom. In einer Ecke schiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelassen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verschiedentlich wiederschallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden sintert ein Tropfstein, doch ist sie an

den wenigſten Orten feucht, auch bilden ſich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren, wie in der Baumanns-Höhle. Wir drangen ſo weit vor, als es die Waſſer zuließen, ſchoſſen im Herausgehen die Piſtole los, davon die Höhle mit einem ſtarken dumpfen Klang erſchüttert wurde und um uns wie eine Glocke ſummte. Wir brauchten eine ſtarke Viertelſtunde wieder heraus zu gehen, machten uns die Felſen wieder hinunter, fanden unſern Wagen und fuhren weiter. Wir ſahen einen ſchönen Waſſerfall auf Staubbachs Art; er war weder ſehr hoch noch ſehr reich, doch ſehr intereſſant, weil die Felſen um ihn wie eine runde Niſche bilden, in der er herabſtürzt, und weil die Kalkſchichten an ihm, in ſich ſelbſt umgeſchlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenſchein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittageſſen, das aus einem aufgewärmten Fiſch, Kuhfleiſch und hartem Brod beſtehet, gut zu finden. Von hier geht weiter ins Gebirg kein Fuhrweg für eine ſo ſtattliche Reiſekutſche, wie wir haben; dieſe geht nach Genf zurück und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 4. Nov. 1779. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; ſonſt wäre es beſſer, meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen, offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte ſich während unſrer Mittagsraſt mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine beſondre Anmerkung machen muß. Wir haben ſie ſo ſchön und noch ſchöner, an einem heitern Tag, von den Berner Eisbergen aufſteigen ſehen. Auch hier ſchien es

uns wieder so, als wenn die Sonne die leiſeſten Ausdünſtungen von den höchſten Schneegebirgen gegen ſich aufzöge, und dieſe ganz feinen Dünſte von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmoſphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchſten Sommertagen, bei uns, wo dergleichen Lufterſcheinungen auch vorkommen, etwas ſo Durchſichtiges, Lichtgewobenes geſehen zu haben. Schon ſahen wir die Schneegebirge, von denen ſie aufſteigen, vor uns, das Thal fing an zu ſtocken, die Arve ſchoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechſelnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten ſich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und ſpitzig. Wir fühlten, daß wir einem ſtärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieſeln und Steinen, das die Waſſerfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein ſehr angenehmes rundgeſchloſſenes flaches Thal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige ſehr bunte Felſen, wieder gegen die Arve. Wenn man über ſie weg iſt, ſteigt man einen Berg hinan, die Maſſen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit ſachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Maſſen waren uns ſichtbar. Die Sterne gingen nacheinander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklaren konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchſtraße, doch dichter, faſt wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unſre Aufmerkſamkeit, bis es endlich, da wir unſern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide,

von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphare zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beschreibung fangt an unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen der's sähe und einen der's beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logieret, in einem Hause, das eine Wittwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aost, besser schmecken, als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. 1779. Abends.

Es ist immer eine Resolution als wie wenn man ins kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier hatt' ich nun gerade Lust, Sie auf die Beschreibung der Savoy'schen Eisgebirge, die Bourrit, ein passionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen.

Erfrischt durch einige Glaser guten Wein und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourrit's Buch, bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichstes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich, wie eine Mulde, sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer gröser als der andere, herunter kommen. Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andre ein schon älterer und sich klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit acht und zwanzig Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum erstenmal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinauf bringe; und doch sollten wir alles eben so gut wie im August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen: denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehn, in ziemlicher Ebne hervor. Gerad hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste

Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an sich zu überziehen, und ich sah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehn. In der Gegend wo wir stunden, ist die kleine von Steinen zusammen gelegte Hütte für das Bedürfniß der Reisenden, zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen lassen, wo man am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus, das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinsart zusammen gesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendikular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze, grade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegen sieht. Doch wollt' es uns nicht langer auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeisen, noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absatze durch den langen Marsch abgerundet und geglattet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom

stufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sichrer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirthshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht die im Thale liegt, ladt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch so viel Munterkeit Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben, der sich unter den Ziegen ausnimmt, wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. Von unsern Discursen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mittheile. An Graniten, Gneißen, Lärchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie ehestens merkwürdige Früchte von unserm Botanisiren zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu seyn und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouni, den 6. Nov. 1779. Früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrszeit zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute ins Wallis durchzudringen. Das ganze Thal ist über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserm Vortheil thun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind,

das Thal Chamouni, mit seinen meisten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von seiner Höhe übersehen können. Indem ich dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen, wie durch Taglöcher, den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die eben, über unsrer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine reiche Weide. Erst jetzo hat man einiges Maaß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklarung schimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem schönen Thal und von Ihnen Abschied.

Glücklich sind wir herüber gekommen und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser armes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieure aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Thal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinaus, den Ausgang des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentiere hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel auch oft von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Kalk

zhalten, ob wir den Steg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Valorsine verlassen wollten. Der Anschein war nicht der vortheilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, rissen sich die Wolken auseinander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und schlecht beras'ten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Thale liegen, und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer den Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergötzt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal

aufwärts strich, und uns aufs neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hülfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Thal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrissenen Nebel ins ganze Thal Chamouni, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebirgen eingeschlossen, auf der Abendseite sahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallisthal, wo man mit einem Blick, bis Martinach und weiter hinein, mannichfaltig übereinander geschlungene Berge sehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen schienen, so standen wir auf der Gränze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Maulesseln den Berg herauf und erschracken vor uns, da sie an dem Platz jetzo niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: damit ihr seht, daß sie geladen sind, und einer ging voraus, um uns zu recognosciren. Da er unsern Führer erkannte und unsre harmlosen Figuren sah, rückten die andern auch näher, und wir zogen, mit wechselseitigen Glückwünschen, an einander vorbei. Der Wind ging scharf und es fing ein wenig an zu schneien. Nunmehr ging es einen sehr rauhen und wilden Stieg abwärts,

durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Fels-Platten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom Wind übereinander gerissen verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochenen Felsen lagen schroff durcheinander. Endlich kamen wir ins Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechse hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen sind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. Nov. 1779. Abends.

Wie unsre Reise ununterbrochen fortgeht, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen ans andere, und kaum hab' ich das Ende unsrer Savoyer Wanderungen gefaltet und beiseite gelegt, nehm' ich schon wieder ein andres Papier um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächst vorhaben.

Zu Nacht sind wir in ein Land getreten, nach welchem unsre Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehen. Wir sind im Wirthshause untergekrochen, sehen zum Fenster hinaus die Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblattern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden, es regne und schneie draußen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem

fremden unbekannten Lande. Aus der Charte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens sitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter sich an den Genfersee anschließt, der andre aber und langste, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Ursprung, die Furka, reicht. Das Wallis selbst zu durchreisen macht uns eine angenehme Aussicht; nur wie wir oben hinauskommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderst ist festgesetzt, daß wir, um den untern Theil zu sehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen seyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu seyn und übermorgen soll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Saussure geht, so machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, sodann wieder bis Brieg zurück über den Simplelberg, wo bei jeder Witterung eine gute Passage ist, über Domo d'ossula, den Lago maggiore, über Bellinzona, und dann den Gotthard hinauf. Der Weg soll gut und durchaus für Pferde praktikabel seyn. Am liebsten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die italiänischen Provinzen von Anfang an nicht in unserm Plane war; allein wo mit den Pferden hin? die sich nicht über die Furka schleppen lassen, wo vielleicht gar schon Fußgängern der Weg durch Schnee versperrt ist. Wir sind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umständen selbst guten Rath zu nehmen. Merkwürdig ist in diesem Wirthshause eine Magd, die bei einer aroßen Dummheit, alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fraulein hat. Es gab ein groſses Gelachter, als wir uns die muden Fuße mit rothem Wein und Kleien,

auf Anrathen unſers Führers, badeten und ſie von dieſer angenehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tiſche.

Am Eſſen haben wir uns nicht ſehr erholt und hoffen daß der Schlaf beſſer ſchmecken ſoll.

Den 7ten Nov. 1779. St. Maurice gegen Mittag.

Unter Weges iſt es meine Art die ſchönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abweſenden Freunde wechſelsweiſe herbeirufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenſtande unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, ſo iſt ausruhen, mich rückerinnern und an Sie ſchreiben Eins, wenn ſchon manchmal die allzuſehr ausgeſpannte Seele lieber in ſich ſelbſt zuſammenfiele und mit einem halben Schlaf ſich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein friſcher Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schloſſe vorbei, das auf der Ecke ſteht, wo die beiden Arme des Wallis ein V machen. Das Thal iſt eng und wird auf beiden Seiten von mannichfaltigen Bergen beſchloſſen, die wieder zuſammen von eigenem, erhaben lieblichem Charakter ſind. Wir kamen dahin wo der Trientſtrom um enge und gerade Felſenwande herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft iſt, ob er nicht unter den Felſen hervor komme. Gleich dabei ſteht die alte, vorm Jahr durch den Fluß beſchadigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsſtücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landſtraße verſchüttet haben. Dieſe Gruppe zuſammen würde ein außerordentlich ſchönes Bild machen. Nicht weit davon hat man

eine neue hölzerne Brücke gebaut und ein ander Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Waſſerfall der Piſſe vache naherten, und wünſchten einen Sonnenblick, wozu uns die wechſelnden Wolken einige Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneißſtücke, die bei ihrer Verſchiedenheit doch alle Eines Urſprungs zu ſeyn ſchienen. Endlich traten wir vor den Waſſerfall, der ſeinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe ſchießt aus einer Felskluft ein ſtarker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum ſich weit und breit im Wind herum treibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Waſſerſtaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor ſich. Tritt man weiter hinauf, ſo ſieht man noch eine ſchönere Erſcheinung. Die luſtigen ſchäumenden Wellen des obern Strahls, wenn ſie giſchend und flüchtig die Linien berühren, wo in unſern Augen der Regenbogen entſtehet, färben ſich flammend, ohne daß die aneinander hangende Geſtalt eines Bogens erſcheine; und ſo iſt an dem Platze immer eine abwechſelnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, ſetzten uns dabei nieder und wünſchten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder wie ſo oft auf dieſer Reiſe fühlten wir, daß große Gegenſtände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genoſſen werden können. Wir kamen in ein Dorf wo luſtige Soldaten waren, und tranken daſelbſt neuen Wein, den man uns geſtern auch ſchon vorgeſetzt hatte. Er ſieht aus wie Seifenwaſſer, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren ſauren jährigen und zweijährigen. Wenn man durſtig iſt, bekommt alles wohl. Wir ſahen St. Maurice von weitem,

wie es just an einem Platze liegt, wo das Thal sich zu einem Passe zusammendrückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine Kirche mit einer Einsiedelei angeflickt, wo wir noch hinaufzusteigen denken. Hier im Wirthshause fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Ver, drei viertel Stunden von hier, geblieben ist. Wir haben ihm einen Boten geschickt. Der Graf ist spazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu sehen; ich will einen Bissen essen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen wo man Tage lang sitzen, zeichnen, herumschleichen, und ohne müde zu werden, sich mit sich selbst unterhalten könnte. Wenn ich jemanden einen Weg ins Wallis rathen sollte, so wär' es dieser vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Ver zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen sich bei St. Maurice zusammen drücken, und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale leichte Brücke kühn hinüber gesprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme einer Burg schließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Thore ist der Eingang ins Wallis gesperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, suchte noch vorher einen Gesichtspunkt, den ich bei Hubern gezeichnet gesehen habe und auch ungefähr fand.

Der Graf ist wieder gekommen, er war den Pferden

entgegen gegangen und hat sich auf seinem Braunen verau[illegible] gemacht. Er sagt, die Brücke sey so schön und leicht gebaut, daß es aussahe als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt. Der Freund kommt auch an, zufrieden von seiner Reise. Er hat den Weg am Genfersee her bis Bex in wenigen Tagen zurück gelegt, und es ist eine allgemeine Freude sich wieder zu sehen.

Martinach, gegen Nacht.

Wir sind tief in die Nacht geritten und der Herweg hat uns länger geschienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenstand zu dem andern gelockt worden sind. Auch habe ich aller Beschreibungen und Reflexionen für heute herzlich satt, doch will ich zwei schöne noch geschwind in der Erinnerung festhalten. An der Pisse vache kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit stillem Rauschen sah man den herabschießenden Strom von allen andern Gegenständen sich unterscheiden, man bemerkte fast gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe völlig wie geschmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon aufsteigen. Dieses sonderbare Phänomen wirkte die Abendsonne, die den Schnee und den davon aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 6. Nov. 1779. Nach drei Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt gethan und uns wenigstens um drei Stunden versäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg um bei Zeiten in Sion zu seyn. Das

Wetter war außerordentlich schön, nur daß die Sonne, wegen ihres niedern Standes, von den Bergen gehindert war, den Weg den wir ritten zu bescheinen; und der Anblick des wunderschönen Walliserthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren schon drei Stunden die Landstraße hinan, die Rhone uns linker Hand geritten; wir sahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranstaltende Mittagsessen, als wir die Brücke, die wir zu passiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der Leute, die dabei beschäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an dem Felsen hinging, zu wahlen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wahlten das letzte und ließen uns von keinem übeln Humor anfechten, sondern schrieben diesen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geistes, der uns bei der schönsten Tageszeit durch ein so interessantes Land spazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in diesem engen Lande böse Handel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die sandigen Flecke reiten, die sie durch Ueberschwemmungen sehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüschen zu benutzen sind. Endlich kamen wir an die Brücken, die sehr bös, schwankend, lang und von falschen Klüppeln zusammen gesetzt sind. Wir mußten einzeln unsere Pferde, nicht ohne Sorge, darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an sich war meistentheils schlecht und steinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landschaft die eines Gemäldes werth gewesen wäre. Besonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Aussichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege

gesehen habe. Die nächsten Berge schossen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein, und verjüngten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspectivisch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzusehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannichfaltigen Krümmen und Buschwerken, bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hugel die sich dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittags-Sonne erleuchtet stunden. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Reblauben die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an ihre Mauern die ihre Guter von dem Wege scheiden; sie wachsen zu ausserordentlicher Dicke und werden vermittelst Pfahle und Latten über den Weg gezogen, so daß er fast eine aneinanderhangende Laube bildet. In dem untern Theile war meistens Wiesewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion naherten, einigen Feldbau. Gegen diese Stadt zu wird die Gegend durch wechselnde Hügel außerordentlich mannichfaltig, und man wünschte eine langere Zeit des Aufenthalts geniessen zu können. Doch unterbricht die Haßlichkeit der Stadte und der Menschen die angenehmen Empfindungen welche die Landschaft erregt, gar sehr. Die scheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. Unsern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuthen und denken deßwegen zu Fuße nach Seyters zu gehen. Hier in Sion ist das Wirthshaus abscheulich und die Stadt hat ein widriges schwarzes Ansehn.

Sevtens, den 8. Nov. 1779. Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erſt von Sion weggegangen, ſind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige ſchöne Ausſichten darüber verloren, merk' ich wohl. Beſonders wünſchten wir das Schloß Tourbillion, das bei Sion liegt, erſtiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemein ſchöne Ausſicht ſeyn. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böſe Flecke, wo das Waſſer ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verſchiedenen aſtronomiſchen Geſprächen verkürzten wir den Weg, und ſind bei guten Leuten, die ihr Beſtes thun werden uns zu bewirthen, eingekehret. Wenn man zurück denkt, kommt einem ſo ein durchlebter Tag, wegen der mancherlei Gegenſtände, faſt wie eine Woche vor. Es fängt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geſchick habe, die merkwürdigſten Gegenden auch nur linienweiſe zu zeichnen; es iſt immer beſſer als alle Beſchreibungen für einen Abweſenden.

Sevtens, den 9.

Noch ehe wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links in's Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indeſſen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad, den 9. Nov. 1779, am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen breternen Haus, wo wir von ſehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, ſitzen wir in einer

schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen sehr interessanten Tour durch Worte mitzutheilen ist. Von Seyters stiegen wir heute früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwasser unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Garten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wieder hergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannichfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meist das offene Walliserthal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick ins Gebirg vor uns aufthat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennet. Es ist eben der Stock von Bergen, der in Einem fort vom Genfersee bis auf den Gotthard lauft, und auf dem sich in dem Berner Gebiet die großen Eis- und Schnee-Massen eingenistet haben. Hier sind oben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich sage, unter mir auf einer Flache liegt ein Dorf, und eben diese Flache liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhaltniß zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Juden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammen laufenden Felsen und Klüften da stand. Der Weg nach Juden ist in die steile Felswand gehauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefahrlicher aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben uns hinab stieg, faßte sein Thier, wenn es an gefahrliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hulfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Juden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirthshauser haben. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Juden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen, und das Leukerbad an seinem Fuß, zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen Drei als wir ankamen; unser Führer

schaffte uns bald Quartier. Es ist zwar kein Gasthof hier, aber alle Leute sind so ziemlich, wegen der vielen Badegaste die hieher kommen, eingerichtet. Unsere Wirthin liegt seit gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, sollen noch einige stärkere seyn. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt wo es quillt und wo es durchfließt nicht den mindesten Ocher noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über herunter gestürzte Felsstücke und dazwischen geschwemmten Kies hinauf zu steigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts geht, befanden. Es ist dieß der Uebergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften herunter tragen lassen. Hieß' uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen: so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für dießmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen sahen wir dem Gebraude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden außerst interessant ist. Ueber das

schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernschen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurück kamen, sahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vorwärts, und kamen endlich aufsteigend dem Leukerbad so nah, daß wir wohl sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und wahrend ich dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und, wenn wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurück denken, eine sehr schnelle Abwechselung. Ich bin in die Thüre getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen scheinen sie sich zu verdicken und von der Kälte gepackt in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit hier oben, in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu seyn, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine

undurchdringliche öde Dämmerung verschlingen, bald Theile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gaste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prachtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst wie sie sich erzeugen eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, giebt man weniger Acht; auch weil sie uns weniger vors Auge gedrangt sind, ist ihre Wirthschaft schwerer zu beobachten. Bei allen diesen Gegenstanden wunscht man nur langer sich verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja ist man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, so wird der Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tagszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist; wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam großer fühlt, unermüdlich eben dasselbe erzahlend wiederholt und so, auf jene Weise, einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat: so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstande der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden

ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne; sie sind auch unter diesen großen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei langerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen langsamen unveränderlichen Erwerbe nähren; desto besser, willfahriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden.

Leukerbad, den 10. Nov. 1779.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tagesanbruch wieder hinunter zu gehen. Diese Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Insecten war, die den neuen Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Thiere erzeugen sich in den hölzernen Häusern in großer Menge. Die Nacht ward mir sehr lang und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk, gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh' wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unserer Gesellschaft melden, die hier vorgegangen ist, und was sie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tagesanbruch heute von Leukerbad aus, und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den steilen Weg, den wir gestern herunter kamen, zur rechten über uns ließen, und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabstiegen. Es ist diese wild und mit Bäumen verwachsen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch diese Felskluft hat das Wasser, das vom Leukerbad kommt, seine Abflüsse ins Wallisthal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsens, den wir gestern herunter gekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich eingebauen, wodurch ein Bach erst daran her, dann durch eine Höhle, aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und sahen dann bald das offne Wallis und die garstige Stadt Leuk unter uns liegen. Es sind diese Städtchen meist an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben gerißnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefault und vermoos't sind. Wie man auch nur hinein tritt, so ekelt's einem, denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden den Freund, der die schlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil sie nur auf Maulesel und Saumrosse eingerichtet sind; der Haber fangt auch an sehr selten zu werden, ja man sagt, daß weiter hin ins

Gebirg gar keiner mehr anzutreffen ſey. Ein Beſchluß war bald gefaßt: der Freund ſollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Ber, Vevay, Lauſanne, Freiburg und Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unſern Weg das Wallis hinauf fortſetzen, verſuchend wo wir auf den Gotthard hinauf dringen könnten, alsdann durch den Canton Uri über den Vierwaldſtädterſee gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieſer Gegend überall Maulthiere, die auf ſolchen Wegen immer beſſer ſind als Pferde, und zu Fuße zu gehen iſt am Ende doch immer das Angenehmſte. Wir haben unſere Sachen getrennet. Der Freund iſt fort, unſer Mantelſack wird auf ein Maulthier das wir gemiethet haben gepackt, und ſo wollen wir aufbrechen und unſern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel ſieht es bunt aus, doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns ſo weit gelockt hat, ſoll uns auf dem Platze nicht verlaſſen wo wir es am nöthigſten brauchen.

Brieg, den 10. Nov. 1779. Abends.

Von unſerm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläufigen Wettergeſchichte ſich wollen unterhalten laſſen. Wir gingen in Geſellſchaft eines ſchwabiſchen Metzgerknechtes, der ſich hierher verloren, in Leuk Condition gefunden hatte und eine Art von Hanswurſt machte, unſer Gepäck auf ein Maulthier geladen, das ſein Herr vor ſich hertrieb, gegen Eilf von Leuk ab. Hinter uns, ſo weit wir in das Wallisthal hineinſehen konnten, lag es mit dicken Schnee-Wolken bedeckt, die das Land heraufgezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich ſo hell vor uns

aufwärts war als wie im Lande Gosen, uns doch die Wolken bald einholen, und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeschneit seyn könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistentheils des einen Ohrs bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Muth mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterscheinungen aufmerksam. Wir gingen dem schönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war alles heiter, und so stark der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, so konnte es uns doch niemals erreichen. Die Ursache war diese: In das Wallisthal gehen, wie ich schon so oft gesagt, sehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammen laufen. Aus jeder solcher Oeffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Thalern und Krummungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an so eine Schlucht kommt; so laßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kampft mit ihnen und dem Winde der sie tragt, halt sie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den Weg streitig. Diesem Kampf sahen wir oft zu, und wenn wir glaubten von ihnen überzogen zu werden, so fanden sie wieder ein solches Hinderniß, und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel außerordentlich schön. Als wir uns Brieg naherten, trafen die Wolken fast zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten sie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegen kam, stille stehen, und machten von einem Berge zum andern einen

großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur Conſiſtenz gebracht und hatten, da wo ſich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, ſchöne leichte und muntere Formen. Man ſah daß ſie Schnee enthielten, doch ſcheint uns die friſche Luft zu verheißen, daß dieſe Nacht nicht viel fallen ſoll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geraumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir ſitzen am Feuer und machen Rathſchläge wegen unſerer weitern Reiſe. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir alſo unſern Gedanken über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, ſo gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'oſula, Margozzo, fuhren den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Belinzona und ſo weiter den Gotthard hinauf, über Airolo zu den Kapuzinern. Dieſer Weg iſt den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch ſcheint er unſerer Vorſtellung, da er in unſerm Plane nicht war und uns fünf Tage ſpater als unſern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünſchen vielmehr das Wallis bis an ſein oberes Ende zu ſehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut iſt, ſo ſitzen wir übermorgen um dieſe Zeit in Realp in dem Urſner Thal, welches auf dem Gotthard nahe bei deſſen höchſtem Gipfel iſt. Sollten wir nicht über die Furka kommen, ſo bleibt uns immer der Weg hierher unverſchloſſen, und wir werden alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können ſich vorſtellen, daß ich hier ſchon wieder die Leute examiniret habe, ob ſie glauben, daß die Paſſage über die Furka offen iſt; denn das iſt der Gedanke mit dem ich aufſtehe, ſchlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über

beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's, als wenn man sich dem Flecke nahert, wo er sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß. Außer unserm Maulthier sind zwei Pferde auf morgen früh bestellt.

———,

Münster, den 11. Nov. 1775.
Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh als wir von Brieg bei guter Tagszeit ausritten, sagte uns der Wirth noch auf dem Weg: Wenn der Berg, so nennen sie hier die Furka, gar zu grimmig ware, so möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg suchen. Mit unsern zwei Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal so eng wird, daß es kaum einige Büchsenschusse breit ist. Es hat daselbst eine schöne Weide, worauf große Bäume stehen, und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelös't haben, zerstreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget an den Bergen seitwarts hinauf zu steigen, und hat nunmehr die Rhone in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder recht schön aus, auf mannichfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, liegen hubsche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Hausern gar wunderlich unter dem Schnee hervor gucken. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechselseitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden sicher ist, so sieht es doch immer gefahrlich aus, wenn ein anderer, auf so schmalen Pfaden, von so einem schwachen Thiere getragen, an einem schroffen

Abgrund, vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide seyn kann, indem die Menschen alle in den Häusern stecken, so sieht eine solche Gegend einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuren Gebirgen eingeschlossen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht fest im Sattel saße, gar leicht herabwerfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist; so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kampfen, über die man kurz hinter drein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst beschwerlich sind. In unserm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hause es ganz rechtlich aussah. Ihre Stube war nach hiesiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tische und was sonst von kleinen Repositorien an den Wänden und in den Ecken befestigt war, hatte artige Zierrathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald sehen, daß mehrere aus dieser Familie sich dem geistlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, wahrend das Essen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmal als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des heiligen Aleris gelesen hatten? Wir sagten Nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon und jeder las in seinem Capitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, stellte sie

sich zu uns und fing wieder von dem heiligen Aleris an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sey, welches sie verneinte, dabei aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte erbarmlicher vorkomme, als viele der übrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie an uns zu erzahlen: Es sey der heilige Aleris der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sey ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt; doch habe ihm dieses noch nicht genug gethan, sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar geweiht, und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheirathen wollen, habe er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sey vollzogen worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff das er bereit gefunden gesetzt, und sey damit nach Asien übergefahren. Er habe daselbst die Gestalt eines schlechten Bettlers angezogen und sey dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hatten. Er habe sich daselbst an der Thure der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienst beigewohnt und sich von geringem Almosen der Glaubigen genahrt. Nach drei oder vier Jahren seyen verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmsten Mann, dessen Gebet vor Gott am angenehmsten sey, in die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da dieser hierauf nicht gewußt wer gemeint sey, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt,

den er denn auch zu großem Erstaunen des Volks hereingeholt. Der heilige Alexis, betroffen daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, willens weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sey er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heilige Mann habe hierin einen Wink Gottes gesehen und sich erfreut eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverläugnung im höchsten Grade zeigen konnte. Er sey daher geradezu auf seine Vaterstadt los gegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthür gestellt, diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen, und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nöthigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen, und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heilige Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er leicht andern können, mit gelassenem Gemüthe getragen, sondern auch die andaurende Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis, mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten, und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzahlung an ihren Rock angehangt, sahen unverwandt an die

Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine gröſsere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs herrlichste vergolten, und bei seinem Tode die gröſsten Zeichen der Gnade vor den Augen der Gläubigen gegeben. Denn als dieser heilige Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit gröſster Inbrunst dem Gottesdienste beigewohnet, so ist er endlich krank geworden ohne daß jemand sonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papst, in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels, selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen Todtengeläute zu läuten angefangen; wie nun jedermänniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patricii *** so eben verschieden sey. Der Vater des Alexius fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zusammengefalteten Handen hatte der heilige Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewohl vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und Papst in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Clerisei sich aufmachten, um selbst den heiligen Leichnam zu besuchen. Als sie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Handen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich von seinem Kanzler vorlesen ließ. Es enthielt dieses Papier die bisherige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren theuren

Sohn und Gatten so nahe bei sich gehabt und ihm nichts zu gute thun können, und nunmehr erst erfuhren wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten so wehmüthig, daß niemand von allen Umstehenden sich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängte, viele Kranke die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen Berührung gesund wurden. Die Erzählerin versicherte nochmals, indem sie ihre Augen trocknete, daß sie eine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe; und mir kam selbst ein so großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich im Pater Cochem die Legende selbst auf, und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers rein vergessen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenster und sehen uns nach der Witterung um, denn wir sind jetzt sehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an so einem Orte inne halten könnte und müßte, so würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt und sie nach dem Uebergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts Bestimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber beruhigen, und morgen mit Anbruch des Tages selbst recognosciren und sehen, wie sich unser Schicksal entscheidet. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ich gestehen, daß mir's höchst verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden.

Glückt es, so sind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bei den Kapuzinern; mißlingt's, so haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner sonderlich besser ist als der andere. Durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erst durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in diesen wenigen Blättern schon dreimal gesagt. Freilich ist es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entscheiden, ob unser Muth und Zutrauen, daß es gehen müsse, oder die Klugheit einiger Personen, die uns diesen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel ist gewiß, daß beide, Klugheit und Muth, das Glück über sich erkennen müssen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Disposition zu Schnee gesehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münster, den 12. November 1779.
Früh 6 Uhr.

Wir sind schon fertig und alles ist eingepackt, um mit Tagesanbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich sechs Stunden auf Realp. Unser Maulthier geht mit dem Gepäck nach, so weit wir es bringen können.

Realp, den 12. November 1779. Abends

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden und der Knoten, der uns den Weg verstrickte,

entzwei geschnitten. Eh' ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, eh' ich Ihnen das Wesen unsrer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch Berge die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum, und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto starker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirthshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahrezeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters drüber gingen; ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein unterseßter starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch prakticabel hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den andern mit zubringen. Wir zahlten indessen unserm Mauleseltreiber seinen Lohn, den wir mit seinem Thiere nunmehr nicht weiter

brauchen konnten, aßen ein weniges Kas und Bred, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wieder kam und noch einen größer und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählig in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor sich dieser und wir mußten im Schnee den Berg hinauf steigen. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich alles übereinzugeschneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren violetblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten

Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zufloß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödesten Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgs-Wüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fallt, als die Furche die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lauwinen, wenn der Schnee stärker wird als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfangt, sind gefahrlich. Doch erzahlten uns unsere Fuhrer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um

Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, wo mit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lauwinen zu vermeiden, nicht da wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal, und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg, allein unsere Führer kündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der vorderste, der die Bahn brach, sank oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute, und die Leichtigkeit womit sie die Sache tractirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sey. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er sich am Ende verlauten, die Furka sey ein S***r. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Urseners Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlungen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Urseer Thal. Wir gingen schärfer und, nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz

an, sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hatten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen deßwegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht ihm nach zu gehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause waren. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umständen, alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drei: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung.

Er fuhr fort zu erzahlen, wie beschwerlich ihre Geschafte seyen, am Ende eines einsamen von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen, und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sey sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelauwine einen Theil des Dorfs bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet; da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführet habe. Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Mesn.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an Einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eiern, Milch und Mehl, gar mannichfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsre seltene Geschicklichkeit im Gehen, und versicherten, daß sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh als sie aufgefordert wurden, erst einer gegangen sey, uns zu recognosciren, um zu sehen, ob wir wohl die Miene hatten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sey, denjenigen, dem sie einmal zugesagt ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche

Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Schleuse der Erzählung aufgezogen, und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersieg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genennt wird, in tiefem Schnee eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halb todt, und den Vater in einer Gleichgültigkeit, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sey die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch todt bis hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seyen, und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er: es seyen arme Leute aus dem Canton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den Italiänischen Provinzen aufzusuchen, und seyen von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sey. Er fing an vom Predigtamte

zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Waare wohl heraus zu streichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er aufgestanden die linke Hand auf den Tisch stemmte mit der rechten seine Worte begleitete, und von der Rede selbst rednerisch redete, so schien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sey. Wir gaben ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. Eine Regel des Glaubens müssen wir haben, sagte er: und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sey, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens, allein dieß ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blattern zeugt; so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes aus den schandlichen Geschichten, die darin vorkömmen, und die doch zu Starkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem heiligen Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Glaubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der besten Schrift-Auslegung bewiesene Regel! Und wer soll die Schrift auslegen? wer soll diese Regel

feſtſetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Menſch? Mit nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zuſammen, ſtellt ſie ſich nach ſeinem Concepte vor. Das würde eben ſo viele Lehren als Köpfe geben, und unſägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch ſchon gethan hat. Nein, es bleibt der allerheiligſten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu beſtimmen, wornach wir unſere Seelenführung einzurichten haben. Und wer iſt dieſe Kirche? Es iſt nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derſelben, nein! es ſind die heiligſten, gelehrteſten, erfahrenſten Männer aller Zeiten, die ſich zuſammen vereinigt haben, nach und nach, unter dem Beiſtand des heiligen Geiſtes, dieſes übereinſtimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den großen Verſammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, ſich wechſelſeitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unſerer allerheiligſten Religion gegeben, deren ſich keine andre rühmen kann; ihr einen Grund gegraben und eine Bruſtwehr aufgeführet, die die Hölle ſelbſt nicht überwältigen kann. Eben ſo iſt es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Ueberſetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget iſt. Daher kommt dieſe Uebereinſtimmung, die einen jeden erſtaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an dieſem entfernten Winkel der Welt, oder in der größten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande, den ungeſchickteſten oder den fähigſten; alle werden Eine Sprache führen, ein katholiſcher Chriſt wird immer daſſelbige hören, überall auf dieſelbe Weiſe unterrichtet und erbauet werden: und das iſt's was die Gewißheit unſers Glaubens macht, was uns die ſüße Zufriedenheit und Verſicherung giebt, in

der wir einer mit dem andern feſt verbunden leben, und in der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander ſcheiden können. Er hatte dieſe Rede, wie im Discurs, eins auf das andre, folgen laſſen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er ſich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungsſucht. Er wechſelte theils mit den Händen dabei ab, ſchob ſie einmal in die Kuttenärmel zuſammen, ließ ſie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anſtand ſeine Doſe aus der Kapuze und warf ſie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerkſam zu, und er ſchien mit unſerer Art, ſeine Sachen aufzunehmen, ſehr vergnügt zu ſeyn. Wie ſehr würde er ſich gewundert haben, wenn ihm ein Geiſt im Augenblicke offenbaret hätte, daß er ſeine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weiſen richte.

Den 17. Nov. 1779 oben auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich ſind wir auf dem Gipfel unſerer Reiſe glücklich angelangt! Hier, iſt's beſchloſſen, wollen wir ſtille ſtehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir ſehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Geſinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit, einige Tage aufhielt und mein künftiges Schickſal unvorahnend durch ein ich weiß nicht was bewegt Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Beſtimmung unwiſſend entgegen ging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit iſt es durch eine Schneelawine ſtark beſchädigt worden; die Patres haben dieſe

Gelegenheit ergriffen, und eine Beisteuer im Lande eingesammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch, wie ich höre, noch eben dieselben, die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten sie noch heute von Airolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren, denn vor die Thüre, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kalter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja es ist die größte Lust sich oben drauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Oefen von steinernen Platten zusammen gesetzt sind, gar wohl angeht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von Realp und unsern Weg hieher.

Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo alles auf einen sehr kleinen Platz zusammen gestellt war. Sein Bett, das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestund, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammen gestellte Stühle zu heisen suchte. Erst heute früh bei hellem

Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff den lieblichen gestrigen Weg wieder zurück zu machen, schienen es als Epoche anzusehn und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu gute thun könnten; und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Urner Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Säal weiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durcheinander. Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste, es sey nun daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeleiteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt. Fels und Matte sind alle übereinverschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils bläulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir im Hospital, ein Oertchen das noch im Urner Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum erstenmal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf Morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Maulesein machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Berg

Erinnerungen rege macht. Der größte Theil war schon vor uns aufgestiegen, und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu überfahren um den Weg practicabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der, über Felsen sich immer hinabstürzenden, Reuß hinauf, und die Wasserfalle bilden hier die schönsten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich in den Ritzen und auf den Flächen, Eismassen angesetzt, und das Wasser schien über schwarz und weiß gesprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Krystall-Adern und Strahlen in der Sonne, und das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebirgen ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem sie, durch einen sonderbaren Instinct, unten an einem steilen Orte erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinauf schreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf graden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber, oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man sich an ihnen auf dem schmalen Wege vorbei, und gewinnt über solche ganze Reihen den Vortheil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie einem wieder zuvor, und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie sich wie einen kahlen Scheitel, mit

einer Krone umgeben, denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reisig heizen können, und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden herauf zu schleppen haben, und oberwarts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst. Der Pater ist von Airolo herauf gekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Er sprach nichts als Italiänisch, und wir fanden hier Gelegenheit von den Uebungen, die wir uns das Frühjahr in dieser Sprache gegeben, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und anareifend kalt ist es. Wir bleiben also wohl für dießmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir Morgen fortgehen, und haben Zeit genug das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns

jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgketten bei ihm zusammen laufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge von Schweiz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der Italianischen Vogteien herauf, und von Morgen drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstädtersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und lauft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt, und nach Abend durch das Wallis läuft; so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmels-Gegenden auslaufen.

Brief

des

Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***

Aus dem Franzöſiſchen.

Lieber Herr Amtsbruder!

Da die Veränderung in meiner Nachbarschaft vorging, daß der alte Pastor starb, an dessen Stelle Ihr kommt, freute ich mich von ganzem Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidsamer Mann bin, und meinem Nächsten nichts mehr gönne als sein bißchen Leben, das bei manchen, wie beim Vieh, das einzige ist was sie haben; so muß ich doch aufrichtig gestehen, daß Eures Vorfahren Todtengeläut mir eben so eine freudige Wallung ins Blut brachte, als das Geläute Sonntags früh, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz vor Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt.

Er konnte niemanden leiden, Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte. Ich hoffe, Ihr sollt mir so viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre so viel Gutes von Euch, als man von einem Geistlichen sagen kann, das heißt: Ihr treibt Euer Amt still, und mit nicht mehr Eifer als nöthig ist, und seyd ein Feind von Controversen. Ich weiß nicht, ob's Euerm Verstand oder Euerm Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr so jung und so friedfertig seyd, ohne deßwegen schwach zu seyn; denn freilich ist's auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf ist.

Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Noth gemacht hat. Unsere Sprengel liegen so nah beisammen, und da steckten seine Leute meine Leute an,

daß die zuletzt haben wollten, ich sollte mehr Menschen verdammen, als ich thäte; es wäre keine Freude, meinten sie, ein Christ zu seyn, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich versichre, lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz muthlos; denn es giebt gewisse Materien, von denen anzufangen ich so entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche meinem Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich niemand darum gefragt hat, und wenn's geschehen ist, ihn bitte, daß er's inskünftige abwenden möge; und so wird's jedem rechtschaffnen Geistlichen seyn, der gutdenkende Gemuther nicht mit Worten bezahlen will, und doch weiß, wie gefahrlich es ist, sie halbbefriedigt wegzuschicken, oder sie gar abzuweisen.

Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über gluhendes Eisen eile. Ich bin alt geworden, und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt seyn werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind, wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das ist bei allen Eiferern für ihre Secte ein machtiger Behuf der Redekunst, daß sie mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent seyn kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgultigkeit Profession machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte zeitlebens auf dem Meer von Stürmen getrieben werden? Unsere Seele ist einfach und zur Ruhe geboren; so lang sie zwischen Gegenständen getheilt ist, so fühlt sie was, das jeder am besten weiß, wer zweifelt

Alſo, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, s für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf ſterb' , daß ich kein Glück beſitze und keine Seligkeit zu hoffen be, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt rd, die ſich in das Elend der Welt miſchte und auch elend ard, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht erde. Und ſo lieb' ich Jeſum Chriſtum, und ſo glaub' ich ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahr- ſtig es iſt meine Schuld nicht daß ich glaube.

Es war eine Zeit da ich Saulus war; Gottlob, daß ich aulus geworden bin; gewiß, ich war ſehr erwiſcht, da ich cht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, d der Augenblick iſt entſcheidend für das ganze Leben, und r Geiſt Gottes hat ſich vorbehalten, ihn zu beſtimmen. o wenig bin ich indifferent; darf ich deßwegen nicht tolerant on? Um wie viel Millionen Meilen verrechnet ſich der ſtronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen beſtimmen wollte, ürde ſich noch mehr verrechnen. Weiß ich wie mancherlei ine Wege ſind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Weg wiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern ch auf dem ihrigen hineinhelfen wird.

Unſre Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke lig machen, und Chriſtus und ſeine Apoſtel lehren das un- fehr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes, nn für die Erbſünde können wir nichts, und für die wirk- be auch nichts. Das iſt ſo natürlich, als daß einer geht, r Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine haten, keine Tugenden, ſondern den einfaltigſten Glauben; d durch den Glauben allein wird uns das Verdienſt Chriſti itgetheilt, ſo daß wir die Herrſchaft der Sünde einiger- aßen los werden hier im Leben; und nach unſerm Tode,

Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt.

Wenn nun der Glaube das Einzige iſt, wodurch wir Chriſti Verdienſt uns zueignen, ſo ſagt mir, wie iſt's denn mit den Kindern? Die ſprecht ihr ſelig, nicht wahr? Warum denn? Weil ſie nicht geſündigt haben! Das iſt ein ſchöner Satz, man wird ja nicht verdammt, weil man ſündigt. Und das eingeborene Verderben haben ſie ja doch an ſich, und werden alſo nicht aus Verdienſt ſelig. Nun ſo ſagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menſchgewordenen Liebe ſich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beiſpiel einen Beweis, daß wir nicht wiſſen, was Gott thut, und daß wir nicht Urſache haben, an jemandes Seligkeit zu verzweifeln.

Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die ſo barmherzig weren wie ich, auf die Wiederbringung ge fallen ſind; und ich verſichre Euch, es iſt die Lehre, womit ich mich insgeheim tröſte. Aber das weiß ich wohl, es iſt keine Sache, davon zu predigen. Uebers Grab geht unſer Amt nicht, und wenn ich ja einmal ſagen muß, daß es eine Hölle giebt, ſo red' ich davon, wie die Schrift davon redet, und ſage immerhin: Ewig! Wenn man von Dingen ſpricht die niemand begreift, ſo iſt's einerlei was für Worte man braucht. Uebrigens hab' ich gefunden, daß ein rechtſchaffner Geiſtlicher in dieſer Zeitlichkeit ſo viel zu thun hat, daß er gern Gott überlaßt, was in der Ewigkeit zu thun ſeyn möchte.

So, mein lieber Herr Confrater, ſind meine Geſinnungen über dieſen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor ſo viel hundert Jahren, unter dem Namen Jeſus Chriſtus, auf einem kleinen Stückchen Welt, eine kleine Zeit als Menſch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit; und das ſage ich meiner Gemeinde, ſo oft

Gelegenheit dazu ist. Ich subtilisire die Materie nicht; denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Creaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von denen Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen, und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweis't, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt sie eines Bessern zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester, als einen Lacher mit Gründen. Es geschah dem Portugiesischen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte; seine Gründe mußten einer Sottise weichen, und anstatt seinen Gegner überführt zu sehen, fertigte ihn dieser sehr tolerant ab, und sagte: Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal seyd.

Bleibt denn Philosoph, weil ihr's einmal seyd, und Gott habe Mitleiden mit euch! So pflege ich zu sagen, wenn ich mit so einem zu thun habe.

Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweisen kann, der sie nicht fühlt, wenigstens halte ich es für unnöthig. Denn wenn Ihr fertig seyd, und es antwortet Euch einer wie der Savoyische Vicar: „es ist meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle," so seyd Ihr geschlagen und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläuftigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl

einlaſſen wollt, wovon Ihr doch, alles zuſammengenommen zu wenig wißt, um davon disputiren zu können.

Wer die Süßigkeit des Evangelii ſchmecken kann, der mag ſo was Herrliches niemanden aufdringen. Und giebt uns unſer Herr nicht das excellenteſte Beiſpiel ſelbſt? Ging er nicht gleich von Gergeſa, ohne böſe zu werden, ſo bald man ihn darum bat. Und vielleicht war's ihm ſelbſt um die Leute nicht zu thun, die ihre Schweine nicht drum geben wollten, um den Teufel los zu werden. Denn man mag ihnen verſagen was man will, ſo bleiben ſie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können, iſt die Heilsbegierigen zurecht zu weiſen, und den andern läßt man, weil ſie's nicht beſſer haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr alſo die eine Urſache, warum und wie tolerant ich bin, ich überlaſſe, wie Ihr ſeht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß ſie am beſten wiſſen wird, den unſterblichen und unbefleckten Funken, unſre Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unſterblich reinen Kleide zu umgeben. Und dieſe Seligkeit meiner frieden tigen Empfindung vertauſchte ich nicht mit dem höchſten Anſehn der Infallibilität. Welche Wonne iſt es, zu denken, daß der Turke der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein halt, ſich einſt freuen werden, meine Brüder zu ſeyn.

So weit davon, mein lieber Bruder! und gleichſam im Vorbeigehen; denn das Hauptelend der Intoleranz offenbart ſich doch am meiſten in den Uneinigkeiten der Chriſten ſelbſt, und das iſt was Trauriges. Nicht daß ich meine, man ſollte eine Vereinigung ſuchen; das iſt eine Sottiſe, wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir ſind alle Chriſten, und

Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist vom Kopf bis auf die Fuße eben ein Mensch wie ein Deutscher; das andre sind politische Considerationen, die fürtrefflich sind, und die niemand ungestraft einreißen soll.

Wer die Geschichte des Wortes Gottes unter den Menschen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorff wird euch eine reine Geschichte erzählen. Warum sollte ich laugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei war, und daß es Luther's Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete. Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Confession für was anders als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig ist, etwas fest zu setzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel laßt. Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes naher als das andre, so sind die Bekenner desto besser dran; aber das bekümmert niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der grose Mann empfand.

Er arbeitete sich durch verjahrte Vorurtheile durch, und schied das Göttliche vom Menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann; und was noch mehr war: er gab dem Herzen seine Freiheit wieder, und machte es der Liebe fahiger. Aber man lasse sich nicht blenden, als hatte er das Reich erworben, wovon er einen andern herunter warf. Man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sey deßwegen ein Gegenstand des Abscheus

und der Verachtung. Hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet waren. Laßt sie, leidet sie, und segnet sie. Warum lastert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt sie thun, was sie wollen. Verflucht sey der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist.

Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche, ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zum Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist, lag in den Umständen. Ich bin so fern, eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr äußerst gefährlich halte. Jeder Theil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch, es ist gut, daß politische Betrachtungen der Sache im Wege stehen, sonst würde man vielleicht den Gewissen ihre Freiheit rauben. Beides läuft auf eins hinaus, ob ein Sacrament ein Zeichen oder mehr ist, und wie könnte ich böse seyn, daß ein andrer nicht empfinden kann, wie ich?

Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten, als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeinde eine große Anzahl Menschen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen. Es sind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt. Mit diesen leb' ich in so zärtlicher Eintracht, und bitte Gott, daß er jedem Freude und Seligkeit gebe nach seinem Maaß; denn der Geist Gottes weiß am besten, was einer fassen kann. Eben so ist's mit der Gnadenwahl; davon verstehen wir ja alle nichts, und so ist's mit tausend Dingen. Denn wenn man's bei Lichte besieht, so hat jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste

zufrieden ſeyn, aus übergroßer Güte; denn das müßte mir ein rechter Mann ſeyn, der Gott diente, wie ſich's gehört.

Ach, es iſt unwiderſprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unſern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre iſt's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das ſey, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Secten und Parteien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf ſo vielerlei Weiſe Frucht bringen zu ſehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden iſt, wo ich's nicht ſuchte.

Unſer lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr koſten ſollte, dieſes Reich auszubreiten; er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre; er wollte anklopfen an der Thüre und ſie nicht einſchmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott dankten, daß wir in dieſen ſchlimmen Zeiten noch ungeſtört lehren dürfen. Und einmal für allemal, eine Hierarchie iſt ganz und gar wider den Begriff einer achten Kirche. Denn, mein lieber Bruder, betrachtet nur ſelbſt die Zeiten der Apoſtel gleich nach Chriſti Tode, und Ihr werdet bekennen müſſen, es war nie eine ſichtbare Kirche auf Erden.

Es ſind wunderliche Leute, die Theologen. Da prätendiren ſie, was nicht möglich iſt. Die chriſtliche Religion in ein Glaubensbekenntniß bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte ſchon, in Bruder Pauli Briefen wäre vieles ſchwer zu verſtehen; und Petrus war doch ein andrer Mann als unſre Superintendenten. Aber er hatte Recht. Paulus hat Dinge geſchrieben, die die ganze Chriſtliche Kirche in corpore bis

auf den heutigen Tag nicht verſteht. Da ſieht's denn ſchon gewaltig ſchief um unſre Lehre aus, wenn wir alles, was in der Bibel ſteht, in Ein Syſtem zerren wollen, und mit dem Wandel laßt ſich eben ſo wenig Gewiſſes beſtimmen. Petrus that ſchon Sachen, die Paulus nicht gefielen, und ich möchte wiſſen, mit was für Titeln der große Apoſtel unſre Geiſtlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Pradilection für ihre Secte haben, als Petrus für die Juden.

Daß bei der Einſetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und den Wein genoſſen, wie die reformirte Kirche, iſt unlaugbar; denn ihr Meiſter, den ſie viel kannten, der ſaß bei ihnen; ſie verſprachen's gleichſam zu ſeinem Gedachtniß zu wiederholen, weil ſie ihn liebten, und mehr pratendirte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an ſeinem Buſen lag, brauchte nicht erſt das Brod, um ſich von der Exiſtenz ſeines Herrn lebendig zu überzeugen; genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben, wie ſelbigen ganzen Abend, denn ſie verſtanden nicht eine Sylbe von dem, was der Herr ſagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zartliche, liebesgeſinnte Leute ſich nach einer innigen Vereinigung mit ihm ſehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt ſind, wenn unſre Seele genoſſen hat, ſo verlangten ſie auch was für den Körper, und hatten nicht Unrecht; denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menſchen, und dazu gaben ihnen die Sacramente die erwünſchteſte Gelegenheit. Durch die ſinnliche Handlung der Taufe, oder des Handeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denjenigen Ton, der nöthig iſt, um mit dem Weben des heiligen Geiſtes zu ſympathiſiren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich

ſage, vielleicht, und ich darf ſagen gewiß. Eben das fühlten ſie beim Abendmahl, und glaubten, durch die Worte Chriſti geleitet, es für das halten zu können, was ſie ſo ſehr wünſchten. Beſonders da die Unarten ihres Körpers ſich durch dieſe Heiligung am beſten heilen ließen, ſo blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Weſen ſeiner göttlichen Menſchheit durch dieſe ſinnliche Zeichen mittheile. Aber das waren unausſprechliche Empfindungen, die ſie wohl im Anfang zur gemeinſchaftlichen Erbauung einander communicirten, die aber leider nachher zum Geſetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner ſolchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geiſtlichen Vereinigung ſich genügten, daß die ſich trennten, und ſich zu behaupten getrauten, eine Empfindung, die nicht allgemein ſey, könne kein allgemein verbindendes Geſetz werden.

Ich denke, daß das der ehrlichſte Status causae iſt, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, ſo verfahrt man mit ſeiner Gemeinde ſo billig von der Seite als möglich. Einem Meinungen aufzwingen, iſt ſchon grauſam; aber von einem verlangen, er müſſe empfinden, was er nicht empfinden kann, das iſt tyranniſcher Unſinn.

Noch was, lieber Bruder! Unſre Kirche hat ſich nicht allein mit der reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, ſondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil ſie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inſpiranten haben ſich oft unglücklicherweiſe ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen. Aber wehe uns, daß unſre Geiſtlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wiſſen, und wehe dem Chriſten, der aus Commentaren die Schrift verſtehen lernen will.

Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geistes schmälern? Bestimmet mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat, an die Herzen zu predigen, und euern schalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen. Unverständlich nennt ihr unnütz! Was sah der Apostel im dritten Himmel? Nicht wahr, unaussprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeine Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, eure Dogmatik hat noch viel Lücken. Lieber Bruder, der heilige Geist giebt Allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hatten.

Genug, die Wahrheit sey uns lieb, wo wir sie finden. Laßt uns unser Gewissen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein seyn mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Christo nirgends gedrückter war, als in der christlichen Kirche. Und wem darum zu thun ist, die Wahrheit dieses Satzes noch bei seinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Christi öffentlich zu seyn, der wage sich's merken zu lassen, daß ihm um seine Seligkeit zu thun ist! Er wird einen Unnamen am Halse haben, eh er sich's versieht, und eine christliche Gemeine macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns also darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert um andere Reiche seyn; nur laßt uns für unser Reich sorgen, und besonders hütet Euch vor den falschen Propheten. Diese nichtswürdigen Schmeichler nennen sich Christen, und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende Wölfe; sie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel, und schmälern das Verdienst Christi, wo sie können. Wahrhaftig, alle Religionsspötter sind

wenigstens ehrliche Leute, die über das lachen, was sie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten. Aber diese heimlichen sucht aus Eurer Gemeinde zu scheiden, nicht daß Ihr sie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, sondern nur, daß Ihr sie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was sie sind.

Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterschied; das sey der einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amt Jesum so laut geprediget, daß sich die Widerchristen geschieden haben, und weiter braucht's keine Scheidung. Wer Jesum einen Herrn heißt, der sey uns willkommen; können die andern auf ihre eigene Hand leben und sterben, wohl bekomme es ihnen. Wenn der Geistliche ein Mann ist, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, so wird unter der Gemeine auch kein Zwist entstehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeine Glaubensbekenntniß.

Wir sind elend! Wie wir's sind, und warum wir's sind, das kann uns sehr einerlei seyn; wir sehnen uns nur nach einem Wege, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Mensch geworden ist, um uns das zu verschaffen, wornach wir uns sehnen; und alles was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, ist uns liebenswürdig, was zu diesem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken, Herr Confrater, in was für einem Credit die Controversen bei uns stehen.

Laßt uns Friede halten, lieber Herr Amtsbruder! Ich weiß nicht, wie ein Pastor sich unterstehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erschallen sollte; und um keinem Zwist Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit, und

Hypotheſen für Grundlehren verkauft. Es iſt immer lächerlich, wenn ein Paſtor ſeine Gemeine belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt ſo was vor.

Noch eins, Herr Bruder! Laßt Eure Gemeine ja die Bibel leſen, ſo viel ſie wollen; wenn ſie ſie gleich nicht verſtehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel Gutes dabei heraus; und wenn Eure Leute Reſpect vor der Bibel haben, ſo habt Ihr viel gewonnen. Doch bitt' ich Euch, nichts vorzubringen, was Ihr nicht jedem an ſeinem Herzen beweiſen könnt, und wenn's hundertmal geſchrieben ſtünde. Ich habe ſonſt auch geſorgt, die Leute möchten Anſtoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel vorkommen; aber ich habe gefunden, daß der Geiſt Gottes ſie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß zum Exempel, kein zärtliches Herz, das an Salomons Diſcurſen, die freilich herzlich trocken ſind, einigen Geſchmack hatte finden können.

Ueberhaupt iſt es ein eignes Ding um die Erbauung. Es iſt oft nicht die Sache, die einen erbaut; ſondern die Lage des Herzens, worin ſie uns überraſcht, iſt das, was einer Kleinigkeit den Werth giebt.

Darum kann ich die Liederverbeſſerungen nicht leiden. Das möchte für Leute ſeyn, die dem Verſtand viel und dem Herzen wenig geben. Was iſt daran gelegen, was man ſingt, wenn ſich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geiſt des Dichters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedrechſelten Liedern ſehr einerlei bleiben, die mit aller kritiſch richtigen Kälte hinter dem Schreibepult mühſam polirt worden ſind.

Adieu, lieber Herr Confrater! Gott gebe Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, ſo werdet Ihr Liebe haben. Segnet

alles, was Christi ist, und seyd übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach Aller Maaß eingerichtet ist, und Ihr die Seelen die sich Euch besonders vertrauen, insbesondere belehret, so daß Ihr sie doch alle auf den großen Mittelpunkt unsres Glaubens, die ewige Liebe, hinweiset; wenn Ihr dem Starken genug, und dem Schwachen so viel gebt als er braucht; wenn Ihr die Gewissensscrupel vermindert, und allen die Süßigkeit des Friedens wünschenswerth macht, so werdet Ihr dereinst mit der Ueberzeugung, Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterstuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schafe als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zärtlichkeit

Euer Bruder

* * *

Pastor zu * * *

Zwo wichtige,

bisher unerörterte

Bibliſche Fragen,

zum erſtenmal

gründlich beantwortet.

Von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.

M. den 6. Febr. 1793.

Es ist betrübt, die langen Winterabende so allein zu seyn. Mein Sohn, der Magister, ist in der Stadt. Ich kann's ihm nicht verdenken; er findet bei mir so wenig Unterhaltung für seine Gelehrsamkeit, als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung; und die Collegen um mich her, sind und bleiben meine letzte Gesellschaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewissensfragen und andern Pastoralkleinigkeiten sich nicht zur ausgelassenen Spiel- und Trinkcollation hinsetzen, und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intoniren mag, der muß wegbleiben, wissen Sie, lieber Herr Bruder.

Unsere letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in so guter Gesellschaft bei Ihnen zu seyn, hat mich auf allerlei Gedanken, und endlich gar zu dem Entschlusse gebracht, Ihnen Beiliegendes zu senden.

Ich hatte damals noch viel zu sagen, aber das Gespräch wurde auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigsten von exegetischen, war, bleib' ich meistentheils zurück, wenn meine Gesellen einen Ausritt in das so verwachsene Dickicht wagen.

Was kann einem Geistlichen zwar angelegener seyn, als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran sein zwiefaches Leben hängt. Bei alle dem hab' ich mich nie genug über Männer wundern können, die sich hinsetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unsrer Bibel, an einem Faden weg zu exegesiren, da ich Gott danke, wenn mir hier und da ein

brauchbarer Spruch aufgeht, und das ist wahrhaftig alles, was man nöthig hat.

Der Magister, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam, verstund er gewisse Bücher des Alten und Neuen Testaments, über die er hatte Collegia lesen hören, aus dem Fundament; und zu den übrigen, sagte er, habe er einen Universalschlüssel, daß es ihm bei Gelegenheit, meint' er, nicht fehlen könnte.

Meine Wißbegierde wurde rege, und ich bat ihn, mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne, denn er sticht gewaltig auf einen Professor, consultirte hier und da seine Hefte, und das Doziren stund ihm gar gravitatisch an. Nur merkt' ich bald, daß die ganze Kunst auf eine kalte Reduction hinaus lief. Das that mir leid, und ich wollt' ihn überzeugen: im Lebens- und Amtsgange allein lerne man Kernbücher verstehen; gelehrte Prediger seyen just nicht die besten, weil sie niemals fragen: was brauchen meine Zuhörer? sondern: was könnt' ich ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch unbeschadet der geheimen Sparbüchse (die nun freilich einer wie der andre bei Seite verwahrt) noch alles mittheilen? Ferner sagt' ich ihm: die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm seyn; von der einzigen Wahren haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott bestimmen, als Gott selbst.

Darüber wurd er mürrisch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das Beste dachte. Mag er! bis er selbst gescheuter wird. Die Erkenntniß wachs't in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll, noch kann; und den hielt' ich für den geschicktesten Gartner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstunde.

Doch alles das wollt' ich nicht sagen. Beikommende Auslegungen fordern einen Vorbericht.

Zur Zeit da ich studirte, erklarte man die Bibel zu universal; die ganze Welt sollte an jedem Spruche Theil haben. Dieser Meinung war ich immer feind, weil sie so viele Inconvenienzen und Anstöße in den Weg legte. Nun, wie mein Magister zurückkam, wunderte ich mich, ihn von denen schweren Vorurtheilen so frei zu sehn; mein Herz ging mir recht auf, wie ich grade mit ihm reden konnte, wie er meine Ahnungen durch gelehrte Beweise bestätigte. Doch die Freude dauerte nicht lange. Ich sah ihn mit der entgegengesetzten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle seinem System widrige Stellen zu Localkleinigkeiten zu drechseln. Darüber kamen wir abermals auseinander.

Ich glaube die Mittelstraße getroffen zu haben. Hier ist der Deutpfahl dahin.

Das jüdische Volk seh' ich für einen wilden, unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreis von wilden unfruchtbaren Bäumen stund; auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum, daß es, darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Pfropfreiser zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden.

Die Geschichte und Lehre dieses Volks, von seinem ersten Keime bis zur Pfropfung, ist allerdings particular, und das wenige Universelle, das etwa in Rücksicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vorgegangen seyn, ist schwer und vielleicht unnöthig aufzusuchen.

Von der Pfropfung an wendet sich die ganze Sache. Lehre und Geschichte werden universell. Und obgleich jeder von daher veredelte Baum seine Specialgeschichte, und nach Beschaffenheit der Umstände seine Speciallehre hat, so ist doch

meine Meinung: hier sey so wenig Particulares als dort Universelles zu vermuthen und zu deuten.

Beikommende zwei Erklarungen, die mir schon vor langer Zeit vom guten Geiste zugewinkt worden, und die ich, je länger ich sie umschaue, desto wahrer finde, werden Ihnen Tiefen der Erkenntniß und Empfindung eroffnen.

Erste Frage.

Was stund auf den Tafeln des Bundes?

Antwort:

Nicht die zehn Gebote, das erste Stuk unseres Katechismus!

Laßt es euch Mosen selbst sagen. Hier liefre ich einen Auszug seines zweiten Buchs.

Die Gesetzgebung beginnt majestatisch furchterlich, und der Herr spricht von Sinai den Eingang von meistens allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen, wie bei andern Völkern, gleichsam voraus setzt;[1] das Volk erschrikt, und übertragt Mose, den weiteren Willen des Herrn zu vernehmen, dem dann Gott fortfahrt,[2] seine Gesetze vorzulegen. Moses kehrt zum Volke zurück,[3] ohne daß der Tafeln Erwahnung geschehn, schreibt alle die Worte des Herren in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und lieset es ihnen vor. Dann erst spricht der Herr zu Mose:[4] Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir acht steinerne Tafeln und

[1] 2. B. Mos. 20, 1—17.
[2] Vom 22. V. des 20. Cap. bis zu Ende des 23.
[3] 24, 3. ꝛc.
[4] 24, 12.

Geſetz und Gebot, die ich geſchrieben habe. Er begiebt ſich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt;[1] ganz zuletzt[2] aber erſt gemeldet: und da der Herr ausgeredt hatte — **gab er ihm die Tafeln.** Was drauf geſtanden, erfährt niemand. Das Unweſen mit dem Kalb entſteht, und Moſes zerſchlägt ſie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können.[3]

Nach Reinigung des reuigen Volks, ſpricht der verſöhnte Herr zum Propheten:[4] Haue dir zwo ſteinerne Tafeln, wie die erſten waren, daß ich die Worte drauf ſchreibe, die in den erſten waren.

Moſes, gehorchend, tritt vor den Herrn, preiſ't deſſen Barmherzigkeit und ruft ſie an. Der Herr ſpricht:[5] Siehe ich will einen **Bund** machen vor alle deinem Volk.

Halte, was ich dir heute gebiete!

1.

Du ſollſt keinen andern Gott anbeten.

Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Landes macheſt; noch deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmeſt, ſie würden dich zu falſchen Göttern kehren. Eben ſo wenig ſollſt du mit irgend einem Bilde was zu thun haben.

2.

Das Feſt der ungeſäuerten Brode ſollſt du halten.

Sieben Tage ſollſt du ungeſäuert Brod eſſen, um die Zeit

[1] 25 — 31.
[2] 34, 18.
[3] 32, 19.
[4] 34, 1.
[5] 34, 10. ff.

des Monats Abib, zur Erinnerung, daß ich dich um dieſe Zeit aus Egypten geführt habe.

3.

Alles was ſeine Mutter am erſten bricht, iſt mein, was männlich ſeyn wird in deinem Vieh, es ſey Ochſe oder Schaf.

Aber ſtatt dem Erſtling des Eſels ſollſt du ein Schaf erlegen ꝛc. Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du löſen, und daß niemand vor mir leer erſcheine.

4.

Sechs Tage ſollſt du arbeiten, am ſiebenten Tage ſollſt du feiern, beides mit Pflügen und Ernten.

5.

Das Feſt der Woche ſollſt du halten mit den Erſtlingen der Weizenernte, und das Feſt der Einſammlung, wenn das Jahr um iſt.

6.

Dreimal im Jahr ſollen alle Mannsnamen erſcheinen vor dem Herrn.

Und es ſoll niemand deines Landes begehren, ſo lang du dieſem Gebote gehorchſt.

7.

Du ſollſt das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem geſauerten Brod.

8.

Das Opfer des Oſterfeſts ſoll nicht über Nacht bleiben.

9.

Das Erſtling der Früchte deines Ackers ſollſt du in das Haus des Herrn bringen.

10.

Du ſollſt das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an ſeiner Mutter Milch iſt.

Und der Herr ſprach zu Moſe: ſchreibe dieſe Worte, denn nach dieſen Worten hab' ich mit dir und mit Iſrael einen Bund gemacht. Und er war allda bei dem Herren vierzig Tag und vierzig Nächte, und aß kein Brod und trank kein Waſſer. Und er ſchrieb auf die Tafeln ſolchen Bund, die zehen Worte.

Mit den deutlichſten Worten ſteht es hier verzeichnet, und der Menſchenverſtand freut ſich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem ſich Gott ganz beſonders Iſrael verpflichtete. Wie gehörig, leſen wir alſo die Geſetze darauf, die ſie von allen Völkern auszeichnen, die Vorſchriften, wonach ſie die Epochen ihrer Geſchichte theils feiern, theils die Grundgeſetze ihrer Verfaſſung als heilig ehren ſollten. Wie gerne wirft man den beſchwerlichen alten Irrthum weg: es habe der particularſte Bund auf Univerſalverbindlichkeiten (denn das ſind doch die meiſten der ſogenannten zehn Gebote) gegründet werden können.

Kurz! das Proömium der Geſetzgebung enthält, wie ich ſchon oben, obgleich unbeſtimmter geſagt, Lehren, die Gott bei ſeinem Volke als Menſchen, und als Iſraeliten vorausſetzte. Als Menſchen, dahin gehören die allgemeinen moraliſchen; als Iſraeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes und die Sabbathfeier.

Wenn es aber ſo evident iſt, warum hat die Kirche ſo viele Jahrhunderte in der entgegengeſetzten Meinung geſtanden?

Das wird niemanden wundern, wer ihre Geſchichte nur einigermaßen kennt.

Der Verfaſſer des fünften Buchs Moſis verfiel zuerſt in den Irrthum. Es iſt wahrſcheinlich, und ich glaube es irgendwo einmal geleſen zu haben, daß dieſes Buch in der Babyloniſchen Gefangenſchaft aus der Tradition zuſammengeſtoppelt worden ſey. Die Unordnung deſſelben macht es faſt gewiß. Und unter ſolchen Umſtanden iſt ein Mißgriff, wie gegenwärtiger, ſehr natürlich. Die Tafeln waren ſammt der Lade verloren, die achten Abſchriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehn Geſetze ſchliefen und wurden vergeſſen, die Lebensregeln hatte jeder im Herzen, wenigſtens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch alles zu dieſer ungeſchickten Combination Gelegenheit gegeben.

Es ließ ſich noch viel ſagen, das will ich aber Gelehrteren hinterlaſſen, und nur das anfügen. Nicht weiß ich, ob jemand dieſe Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt. So viel kann ich ſagen, daß die Kirche den Irrthum über dieſe Stelle beſtändig bewahrt, und viele fatale Conſequenzen daraus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden?[1]

Vom Geiſt erfüllt, in der Sprache des Geiſtes, die Geheimniſſe verkündigen.

[illegible] Isidorus quidam.

Wer Ohren hat zu hören, der höre.

[1] [illegible]

Ich weiß nicht wer eigentlich der Diodorus war. In einem Theil der Lobwaſſer Bibl. Gr. findet ihr die Stelle mit den [illegible] Erklärungen beigeſchrieben.

Fragt ihr, wer iſt der Geiſt? So ſag' ich euch: der Wind blaſet, du fühleſt ſein Sauſen, aber von wannen er kommt und wohin er geht, weißt du nicht. Was willſt du uns von der Sprache des Geiſtes ſagen, wenn du den Geiſt nicht kennſt! Iſt dir gegeben worden mit Zungen zu reden? Darauf antwort ich: Ihr habt Moſen und die Propheten! Ich will euch nur hindeuten, wo von dieſer Sprache geſchrieben ſteht.

Der verheißene Geiſt erfüllt die verſammelten Jünger mit der Kraft ſeiner Weisheit.[1] Die göttlichſte Empfindung ſtrömt aus der Seele in die Zunge, und flammend verkündigt ſie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache,[2] und das war die Sprache des Geiſtes.[3]

Das war jene einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einſchränkung unſrer Menſchlichkeit iſt nicht mehr als eine Ahnung davon zu tappen.

Hier tönt ſie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parther, Meder und Elamiter entſetzen ſich; jeder glaubt ſeine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner verſteht; er hört die großen Thaten Gottes verkündigen, und weiß nicht, wie ihm geſchieht.

Es waren aber nicht Allen die Ohren geöffnet zu hören. Nur fühlbare Seelen[4] nahmen an dieſer Glückſeligkeit Theil. Schlechte Menſchen, kalte Herzen ſtunden ſpottend dabei und ſprachen: ſie ſind voll ſüßen Weins!

Kam in der Folge der Geiſt über eine Seele, ſo war das Aushauchen ſeiner Fülle das erſte nothwendigſte Athmen eines

[1] A. G. 2, 1.
[2] ἑτέραις γλώσσαις.
[3] καθὼς τὸ πνεῦμα ἐδίδου αὐτοῖς ἀποφθέγγεσθαι.
[4] ψυχὰς ἁπτάς.

so gewurdigten Herzens. [1] Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist, und nur wenn die Wogen verbrauf't hatten, floß aus diesem Meere der sanfte Lehrstrom [2] zur Erweckung und Aenderung der Menschen.

Wie aber jede Quelle, wenn sie von ihrem reinen Ursprung weg durch allerlei Gange zieht, und vermischt mit irdischen Theilen zwar ihre selbstständige innerliche Reinigkeit erhalt, doch dem Auge trüber scheint, und sich wohl gar zuletzt in einen Sumpf verliert: so ging's hier auch.

Schon zu Paulus Zeiten ward diese Gabe in der Gemeine gemißbraucht.

Die Fulle der heiligsten, tiefsten Empfindung drangte fur einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit stammte seine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhalt sich kein Sterblicher. Und doch mußte denen Jungern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fehlt nicht in seinem Busen, daß er sich unaufhörlich wieder dahin sehnen würde? Auch thaten sie das. Sie verschlossen sich in sich selbst, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre, [3] um die Wasser zu ihrer ersten Höhe zu dammen, bruteten dann mit ihrem eignen Geiste über der Finsterniß, und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte diese gehemmte Kraft nichts als dunkle Ahnungen hervordrangen; sie lallten sie aus, niemand verstund sie, und so verdarben sie die beste Zeit der Versammlung.

Gegen dieses arbeitet Paulus mit allem Ernst in dem

[1] A. G. xv, 8.
[2] Das ευαγγελιον
[3] το ευαγγελιον

vierzehnten Capitel der ersten Epistel an die Corinthische Gemeinde.

Abtreten könnt' ich nun, jeden sich selbst dieses Capitel auslegen, jeden empfinden lassen daß es nimmer eine andre Erklärung annimmt. Auch will ich nur einige Blicke hinwerfen.

Mehr als Pantomime, doch unarticulirt, muß die Sprache gewesen seyn. Paulus setzt die zur Empfindung des Geistes bewegte Seele [1] dem ruhigen Sinn [2] entgegen, neben einander vielmehr, nach einander! Wie ihr wollt! Es ist Vater und Sohn, Keim und Pflanze. πνευμα! πνευμα! was wäre νους ohne dich!

Genug! Wie gern, ohne paraphrastische Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der wie ihr mit der Geistessprache redet, redet nicht „den Menschen, sondern Gott; denn ihn vernimmt niemand; „er redet im Geist Geheimnisse. So ich mit der tiefen „Sprache bete, betet mein Geist, mein Sinn bringt niemanden Frucht. Dieses Reden ist nur ein auffallendes, Aufmerksamkeit erregendes Zeichen [3] für Ungläubige, keine Unterweisung für sie, keine Unterhaltung in der Gesellschaft „der Gläubigen."

Sucht ihr nach diesem Bache; ihr werdet ihn nicht finden. Er ist in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Personen vermieden werden. Hier und da wassert er eine Wiese insgeheim, dafür danke einer Gott in der Stille. Denn unsre theologische Cameralisten haben das Principium.

[1] πνευμα.
[2] νους.
[3] σημειον.

man mußte dergleichen Kleete all' einreißen, Landstraßen durchführen und Spaziergange darauf anlegen. Mögen sie denn! Ihnen ist Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgnen bleibt doch der wahre Trost: Dammt ihr! Drangt ihr! Ihr drangt nur die Kraft des Wassers zusammen, daß es von euch weg auf uns desto lebendiger fließe.

* * *

Und wir, lieber Herr Bruder, lassen Sie uns in der Fruchtbarkeit gegen das schwache Menschengeschlecht, dem einzigen Glück der Erde, und der einzigen wahren Theologie, gelassen fortwandeln, und den Sinn des Apostels fleißig beherzigen: Trachtet ihr, daß ihr Lebenskenntniß erlanget, euch und eure Bruder aufzubauen. Das ist euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe, einem Erwählten zu, der trete auf, und lalle sein Gefühl.

Er trete auf, und wir wollen ihn ehren! Gesegneter seyst du, woher du auch kommst! Der du die Heiden erleuchtest! Der du die Völker erwarmst!

Inhalt.

Leiden des jungen Werthers 1
Briefe aus der Schweiz 153
Brief eines Landgeistlichen 241
Zwo biblische Fragen 261

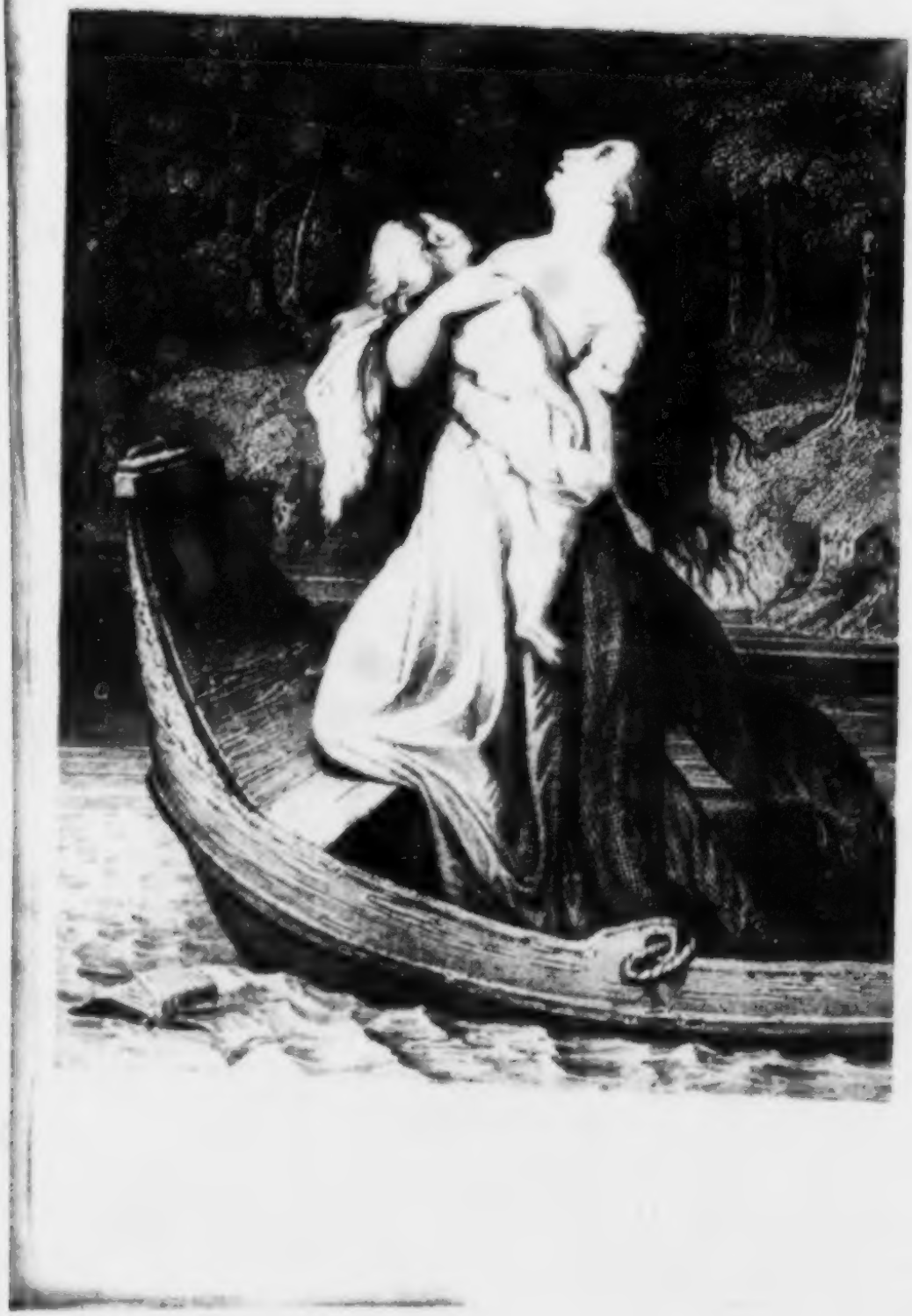

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Fünfzehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

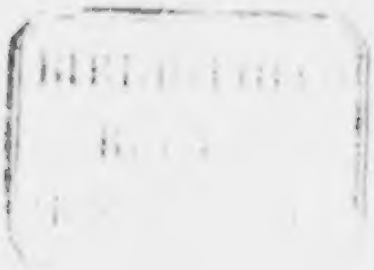

Erſter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Capitel.

Eduard — so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter — Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilnachmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pfropfreiser auf junge Stamme zu bringen. Sein Geschäft war eben vollendet; er legte die Geräthschaften in das Futteral zusammen und betrachtete seine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und sich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergetzte.

Hast du meine Frau nicht gesehen? fragte Eduard, indem er sich weiter zu gehen anschickte.

Drüben in den neuen Anlagen, versetzte der Gärtner. Die Mooshütte wird heute fertig, die sie an der Felswand, dem Schlosse gegenüber, gebaut hat. Alles ist recht schön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurm pitze man fast hinwegsieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.

Ganz recht, versetzte Eduard; einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten sehen.

Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet sich rechts das Thal und man sieht über die reichen Baumwiesen in eine heitere Ferne. Der Stieg die Felsen hinauf ist gar hübsch angelegt. Die gnädige Frau versteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.

Geh zu ihr, sagte Eduard, und ersuche sie, auf mich zu warten. Sage ihr, ich wünsche die neue Schöpfung zu sehen und mich daran zu erfreuen.

Der Gartner entfernte sich eilig und Eduard folgte bald.

Dieser stieg nun die Terrassen hinunter, musterte, im Vorbeigehen, Gewächshäuser und Treibebeete, bis er ans Wasser, dann über einen Steg an den Ort kam, wo sich der Pfad nach den neuen Anlagen in zwei Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinging, ließ er liegen um den andern einzuschlagen, der sich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüsch sachte hinaufwand; da wo beide zusammentrafen, setzte er sich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat sodann den eigentlichen Steig, und sah sich durch allerlei Treppen und Absatze auf dem schmalen, bald mehr bald weniger steilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Thür und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen konnte. Er freute sich daran in Hoffnung daß der Frühling bald alles noch reichlicher beleben würde. Nur eines habe ich zu erinnern, setzte er hinzu: die Hütte scheint mir etwas zu eng.

Für uns beide doch geräumig genug, versetzte Charlotte.

Nun freilich, sagte Eduard, für einen Dritten ist wohl auch noch Platz.

Warum nicht? versetzte Charlotte, und auch für ein Viertes. Für größere Gesellschaft wollen wir schon andere Stellen bereiten.

Da wir denn ungestört hier allein sind, sagte Eduard, und ganz ruhigen heiteren Sinnes; so muß ich dir gestehen,

daß ich schon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann.

Ich habe dir so etwas angemerkt, versetzte Charlotte.

Und ich will nur gestehen, fuhr Eduard fort, wenn mich der Postbote morgen früh nicht drangte, wenn wir uns nicht heut entschließen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geschwiegen.

Was ist es denn? fragte Charlotte freundlich entgegenkommend.

Es betrifft unsern Freund, den Hauptmann, antwortete Eduard. Du kennst die traurige Lage, in die er, wie so mancher andere, ohne sein Verschulden gesetzt ist. Wie schmerzlich muß es einem Manne von seinen Kenntnissen, seinen Talenten und Fertigkeiten seyn, sich außer Thatigkeit zu sehen und — ich will nicht lange zurückhalten mit dem was ich für ihn wünsche: ich möchte daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen.

Das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten, versetzte Charlotte.

Meine Ansichten bin ich bereit dir mitzutheilen, entgegnete ihr Eduard. In seinem letzten Briefe herrscht ein stiller Ausdruck des tiefsten Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfniß fehle: denn er weiß sich durchaus zu beschranken, und für das Nothwendige habe ich gesorgt; auch drückt es ihn nicht, etwas von mir anzunehmen: denn wir sind unsre Lebzeit über einander wechselseitig uns so viel schuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unser Credit und Debet sich gegen einander verhalte — daß er geschaftlos ist, das ist eigentlich seine Qual. Das Vielfache, was er an sich ausgebildet hat, zu Andrer Nutzen taglich

und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen, oder noch weiter zu studiren, sich weitere Geschicklichkeit zu verschaffen, da er das nicht brauchen kann, was er in vollem Maße besitzt — genug, liebes Kind, es ist eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in seiner Einsamkeit empfindet.

Ich dachte doch, sagte Charlotte, ihm waren von verschiedenen Orten Anerbietungen geschehen. Ich hatte selbst um seinetwillen an manche thatige Freunde und Freundinnen geschrieben, und soviel ich weiß, blieb dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, versetzte Eduard; aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältnissen ist ihm gemaß. Er soll nicht wirken; er soll sich aufopfern, seine Zeit, seine Gesinnungen, seine Art zu seyn, und das ist ihm unmöglich. Jemehr ich das alles betrachte, jemehr ich es fühle, deste lebhafter wird der Wunsch ihn bei uns zu sehen.

Es ist recht schön und liebenswürdig von dir, versetzte Charlotte, daß du des Freundes Zustand mit so viel Theilnahme bedenkst; allein erlaube mir dich aufzufordern, auch deiner, auch unser zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von seiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit versprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Falle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; besonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns seine Gegenwart nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursacht. Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen und alles andre findet sich. Wie viel wird ihm dadurch geleistet, und

wie manches Angenehme wird uns durch seinen Umgang, ja wie mancher Vortheil! Ich hätte längst eine Ausmessung des Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verflossen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind confus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien sind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir beides versprechen; und dann entspringen noch hundert andere Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frei und umständlich und sage mir alles was du zu sagen hast; ich will dich nicht unterbrechen.

Recht gut, versetzte Charlotte: so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das was im Leben zusammenhangt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhangende von ihnen gefordert wird. Laß uns deßwegen einen Blick auf unser gegenwartiges, auf unser vergangenes Leben werfen, und du wirst mir eingestehen, daß die Berufung des Hauptmanns

nicht so ganz mit unsern Vorsätzen, unsern Planen, unsern Einrichtungen zusammentrifft.

Mag ich doch so gern unserer frühsten Verhältnisse gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: du von mir, weil dein Vater, aus nie zu sättigender Begierde des Besitzes, dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne sonderliche Aussichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; du früher, indem dich dein Mütterchen im Besitz eines großen Vermögens ließ; ich später, eben zu der Zeit, da du von Reisen zurückkamst. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir lichten die Erinnerung, und konnten ungestört zusammen leben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht versagen, was du für dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Unruhen, die du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, des Lebens genießen; aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannigfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geschehen könnte; und nicht sie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehülfin unter meiner Anleitung am besten herangewachsen wäre. Das alles geschah mit deiner Einstimmung, bloß damit wir uns selbst leben, bloß damit wir das früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unsern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das

Aeußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung iſt gemacht, dir in Allem entgegen zu kommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigſtens eine Zeit lang verſuchen, in wie fern wir auf dieſe Weiſe mit einander ausreichen.

Da das Zuſammenhängende, wie du ſagſt, eigentlich euer Element iſt, verſetzte Eduard: ſo muß man euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder ſich entſchließen euch Recht zu geben, und du ſollſt auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unſerem Daſeyn gemacht haben, iſt von guter Art; ſollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und ſoll ſich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiſte, du im Park, ſoll das nur für Einſiedler gethan ſeyn?

Recht gut! verſetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts hinderndes, fremdes herein bringen. Bedenke, daß unſere Vorſätze, auch was die Unterhaltung betrifft, ſich gewiſſermaßen nur auf unſer beiderſeitiges Zuſammenſeyn bezogen. Du wollteſt zuerſt die Tagebücher deiner Reiſe mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieſer Gelegenheit ſo manches dahin gehörige von Papieren in Ordnung bringen, und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihülfe, aus dieſen unſchätzbaren aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und andere erfreuliches Ganze zuſammenſtellen. Ich verſprach dir an der Abſchrift zu helfen, und wir dachten es uns ſo bequem, ſo artig, ſo gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zuſammen nicht ſehen ſollten, in der Erinnerung zu durchreiſen. Ja der Anfang iſt ſchon gemacht. Dann haſt du die Abende deine Flöte wieder vorgenommen, begleiteſt mich am Clavier; und an Beſuchen aus der Nachbarſchaft und in die Nachbarſchaft fehlt es uns nicht. Ich wenigſtens habe mir aus allem dieſem den erſten wahrhaft fröhlichen

Sommer zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen gedachte.

Wenn mir nur nicht, versetzte Eduard, indem er sich die Stirne rieb, bei alle dem, was du mir so liebevoll und verständig wiederholst, immer der Gedanke beigienge, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts gestört, ja vielmehr alles beschleunigt und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat manches, und in verschiedenem Sinne, sich angemerkt: wir benutzen das zusammen, und alsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden.

So laß mich denn dir aufrichtig gestehen, entgegnete Charlotte mit einiger Ungeduld, daß diesem Vorhaben mein Gefühl widerspricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weissagt.

Auf diese Weise wäret ihr Frauen wohl unüberwindlich, versetzte Eduard: erst verständig, daß man nicht widersprechen kann, liebevoll, daß man sich gern hingibt, gefühlvoll, daß man euch nicht weh thun mag, ahnungsvoll, daß man erschrickt.

Ich bin nicht abergläubisch, versetzte Charlotte, und gebe nichts auf diese dunklen Anregungen, insofern sie nur solche wären; aber es sind meistentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender in jedem Zustande, als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde.

Das kann wohl geschehen, versetzte Eduard, bei Menschen, die nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei solchen, die schon durch Erfahrung aufgeklärt sich mehr bewußt sind.

Das Bewußtſeyn, mein Liebſter, entgegnete Charlotte, iſt keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche, für den der ſie führt; und aus dieſem allen tritt wenigſtens ſo viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen ſollen. Gönne mir noch einige Tage; entſcheide nicht!

Wie die Sache ſteht, erwiederte Eduard, werden wir uns auch nach mehreren Tagen immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechſelsweiſe vorgebracht; es kommt auf den Entſchluß an, und da wär' es wirklich das beſte, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, verſetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wetteſt oder würfelſt; bei einer ſo ernſthaften Sache hingegen würde ich dieß für einen Frevel halten.

Was ſoll ich aber dem Hauptmann ſchreiben? rief Eduard aus: denn ich muß mich gleich hinſetzen.

Einen ruhigen, vernünftigen, tröſtlichen Brief, ſagte Charlotte.

Das heißt ſo viel wie keinen, verſetzte Eduard.

Und doch iſt es in manchen Fällen, verſetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber Nichts zu ſchreiben, als nicht zu ſchreiben.

Zweites Capitel.

Eduard fand ſich allein auf ſeinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung ſeiner Lebensſchickſale aus dem Munde Charlottens, die Vergegenwärtigung ihres beiderſeitigen Zuſtandes, ihrer Vorſätze, ſein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte ſich in ihrer Nähe, in ihrer Geſellſchaft ſo glücklich gefühlt, daß er ſich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen

und auf nichts hindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtisch ging und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder der traurige Zustend des trefflichen Mannes entgegen; alle Empfindungen, die ihn diese Tage gepeinigt hatten, wachten wieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer so angstlichen Lage zu überlassen.

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn zu einer seltsamen aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle Weise verzartelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwiedern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, auf Reisen unabhangig, jeder Abwechselung, jeder Veranderung machtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, freimüthig, wohlthatig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wunschen entgegenstehen!

Bisher war alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Besitz Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnackige, ja romanhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fuhlte er sich zum ersten Mal widersprochen, zum ersten Mal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, da er sein ganzes Daseyn gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einigemal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben, es ware ihm ganz unmöglich gewesen. Das natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten

bat er ſeinen Freund um Verzeihung, daß er dieſe Tage nicht geſchrieben, daß er heut nicht umſtändlich ſchreibe, und verſprach für nächſtens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags, auf einem Spaziergang nach derſelben Stelle, die Gelegenheit das Geſpräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vorſatz nicht ſicherer abſtumpfen kann, als wenn man ihn öfters durchſpricht.

Eduarden war dieſe Wiederholung erwünſcht. Er äußerte ſich nach ſeiner Weiſe freundlich und angenehm: denn wenn er, empfanglich wie er war, leicht aufloderte, wenn ſein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn ſeine Hartnäckigkeit ungeduldig machen konnte; ſo waren doch alle ſeine Aeußerungen durch eine vollkommene Schonung des andern dergeſtalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beſchwerlich fand.

Auf eine ſolche Weiſe brachte er Charlotten dieſen Morgen erſt in die heiterſte Laune, dann durch anmuthige Geſprächswendungen ganz aus der Faſſung, ſo daß ſie zuletzt ausrief: Du willſt gewiß, daß ich das, was ich dem Ehemann verſagte, dem Liebhaber zugeſtehen ſoll.

Wenigſtens, mein Lieber, fuhr ſie fort, ſollſt du gewahr werden, daß deine Wünſche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit du ſie ausdrückſt, mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt laſſen. Sie nöthigen mich zu einem Geſtändniß. Ich habe dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage wie du, und habe mir ſchon eben die Gewalt angethan, die ich dir nun über dich ſelbſt zumuthe.

Das hör' ich gern, ſagte Eduard; ich merke wohl, im Eheſtand muß man ſich manchmal ſtreiten, denn dadurch erfährt man was von einander.

Nun sollst du also erfahren, sagte Charlotte, daß es mir mit Ottilien geht, wie dir mit dem Hauptmann. Höchst ungern weiß ich das liebe Kind in der Pension, wo sie sich in sehr drückenden Verhältnissen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren ist, sich dort für die Welt bildet, wenn sie Sprachen, Geschichtliches und was sonst von Kenntnissen ihr mitgetheilt wird, so wie ihre Noten und Variationen vom Blatte weaspielt; wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß sie, man möchte wohl sagen, alles vergißt und im Augenblicke sich an alles erinnert; wenn sie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, schickliche Bequemlichkeit des Gesprächs sich vor allen auszeichnet, und durch ein angebornes herrschendes Wesen sich zur Königin des kleinen Kreises macht; wenn die Vorsteherin dieser Anstalt sie als eine kleine Gottheit ansieht, die nun erst unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Personen verschaffen wird; wenn die ersten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Hymnen sind über die Vortrefflichkeit eines solchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Prose zu übersetzen weiß: so ist dagegen, was sie schließlich von Ottilien erwähnt, nur immer Entschuldigung auf Entschuldigung, daß ein übrigens so schön heranwachsendes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das wenige was sie sonst noch hinzufügt ist gleichfalls für mich kein Räthsel, weil ich in diesem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner werthesten Freundin, gewahr werde, die sich neben mir entwickelt hat und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Aufseherin seyn könnte, zu einem herrlichen Geschöpf heranbilden wollte.

Da es aber einmal nicht in unſern Plan geht, und man an ſeinen Lebensverhältniſſen nicht ſo viel zupfen und zerren, nicht immer was neues an ſie heranziehen ſoll; ſo trag' ich das lieber, ja ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhangt, ſich ihrer Vortheile übermüthig gegen ſie bedient, und unſre Wohlthat dadurch gewiſſermaßen vernichtet.

Doch wer iſt ſo gebildet, daß er nicht ſeine Vorzüge gegen andre manchmal auf eine grauſame Weiſe geltend machte? Wer ſteht ſo hoch, daß er unter einem ſolchen Druck nicht manchmal leiden müßte? Durch dieſe Prüfungen wächſ't Ottiliens Werth; aber ſeitdem ich den peinlichen Zuſtand recht deutlich einſehe, habe ich mir Mühe gegeben, ſie anderwärts unterzubringen. Stündlich ſoll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So ſteht es mit mir, mein Beſter. Du ſiehſt, wir tragen beiderſeits dieſelben Sorgen in einem treuen freundſchaftlichen Herzen. Laß uns ſie gemeinſam tragen, da ſie ſich nicht gegeneinander aufheben.

Wir ſind wunderliche Menſchen, ſagte Eduard lächelnd. Wenn wir nur etwas das uns Sorge macht aus unſerer Gegenwart verbannen können, da glauben wir ſchon, nun ſey es abgethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen herzugeben, iſt eine Forderung, der wir ſelten gewachſen ſind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, konnte ſie der augenblicklichen Beſorgniſſe nicht los werden. Verſpätete ich mich bei einem Ausritt, ſo mußte mir ein Unglück begegnet ſeyn; durchnäßte mich ein Regenſchauer, ſo war das Fieber mir gewiß. Ich verreiſ'te, ich entfernte mich von ihr, und nun ſchien ich ihr kaum anzugehören.

Betrachten wir es genauer, fuhr er fort, so handeln wir beide thöricht und verantwortlich, zwei der edelsten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kummer und im Druck zu lassen, nur um uns keiner Gefahr auszusetzen. Wenn dieß nicht selbstsüchtig genannt werden soll, was will man so nennen! Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen sey der Versuch gemacht!

Es möchte noch zu wagen seyn, sagte Charlotte bedenklich, wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubst du denn aber, daß es rathlich sey, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann ungefähr in deinen Jahren, in den Jahren — daß ich dir dieses Schmeichelhafte nur gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen? —

Ich weiß doch auch nicht, versetzte Eduard, wie du Ottilien so hoch stellen kannst! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß sie deine Neigung zu ihrer Mutter geerbt hat. Hübsch ist sie, das ist wahr, und ich erinnere mich, daß der Hauptmann mich auf sie aufmerksam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und sie mit dir bei deiner Tante trafen. Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen; aber ich wußte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hatte.

Das ist löblich an dir, sagte Charlotte, denn ich war ja gegenwärtig; und ob sie gleich viel junger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der ältern Freundin so viele Reize für dich, daß du über die aufblühende versprechende Schönheit hinaussahest. Es gehört auch dieß zu deiner Art zu seyn, deßhalb ich so gern das Leben mit dir theile.

Charlotte, so aufrichtig sie zu sprechen schien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reisen zurückkehrenden Eduard Ottilien absichtlich vorgeführt, um dieser geliebten Pflegetochter eine so große Partie zuzuwenden: denn an sich selbst, in Bezug auf Eduard, dachte sie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angestiftet, Eduarden aufmerksam zu machen; aber dieser, der seine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sey, eines so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Gutes endlich doch theilhaft zu werden.

Eben stand das Ehepaar im Begriff die neuen Anlagen herunter nach dem Schlosse zu gehen, als ein Bedienter ihnen hastig entgegen stieg und mit lachendem Munde sich schon von unten herauf vernehmen ließ. Kommen Ew. Gnaden doch ja schnell herüber! Herr Mittler ist in den Schloßhof gesprengt. Er hat uns alle zusammengeschrieen, wir sollen Sie aufsuchen, wir sollen Sie fragen, ob es Noth thue? Ob es Noth thut, rief er uns nach: Hört ihr? aber geschwind, geschwind!

Der drollige Mann! rief Eduard aus: kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geschwind zurück! befahl er dem Bedienten; sage ihm: es thut Noth, sehr Noth! Er soll nur absteigen. Versorgt sein Pferd, führt ihn in den Saal, setzt ihm ein Frühstück vor; wir kommen gleich.

Laß uns den nächsten Weg nehmen, sagte er zu seiner Frau, und schlug den Pfad über den Kirchhof ein, den er sonst zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl gesorgt habe. Mit möglichster Schonung der alten Denkmäler hatte

sie alles so zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten.

Auch dem ältesten Stein hatte sie seine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren sie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder sonst angebracht; der hohe Sockel der Kirche selbst war damit vermannigfaltigt und geziert. Eduard fühlte sich sonderbar überrascht, wie er durch die kleine Pforte herein trat; er drückte Charlotten die Hand und im Auge stand ihm eine Thräne.

Aber der närrische Gast verscheuchte sie gleich. Denn dieser hatte seine Ruh im Schloß abgebalt, war spornstreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofthor geritten, wo er still hielt und seinen Freunden entgegenrief: Ihr habt mich doch nicht zum Besten? Thut's wirklich Noth, so bleibe ich zu Mittage hier. Haltet mich nicht auf: ich habe heute noch viel zu thun.

Da ihr euch so weit bemüht habt, rief ihm Eduard entgegen; so reitet noch vollends herein, wir kommen an einem ernsthaften Orte zusammen, und seht wie schön Charlotte diese Trauer ausgeschmückt hat.

Hier herein, rief der Reiter, komm' ich weder zu Pferde, noch zu Wagen, noch zu Fuße. Diese da ruhen in Frieden, mit ihnen habe ich nichts zu schaffen. Gefallen muß ich mir's lassen, wenn man mich einmal die Füße voran hereinschleppt. Also ist's Ernst?

Ja, rief Charlotte, recht Ernst! Es ist das erste Mal, daß wir neuen Gatten in Noth und Verwirrung sind, woraus wir uns nicht zu helfen wissen.

Ihr seht nicht darnach aus, versetzte er: doch will ich's glauben. Führt ihr mich an, so laß ich euch künftig stecken.

Folgt geſchwinde nach; meinem Pferde mag die Erholung zu Gut kommen.

Bald fanden ſich die Dreie im Saale zuſammen; das Eſſen ward aufgetragen, und Mittler erzahlte von ſeinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieſer ſeltſame Mann war früherhin Geiſtlicher geweſen und hatte ſich bei einer raſtloſen Thatigkeit in ſeinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, ſowohl die hauslichen, als die nachbarlichen, erſt der einzelnen Bewohner, ſodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbeſitzer, zu ſtillen und zu ſchlichten wußte. So lange er im Dienſte war, hatte ſich kein Ehepaar ſcheiden laſſen, und die Landescollegien wurden mit keinen Handeln und Proceſſen von dorther behelliget. Wie nöthig ihm die Rechtskunde ſey, ward er zeitig gewahr. Er warf ſein ganzes Studium darauf, und fühlte ſich bald den geſchickteſten Advocaten gewachſen. Sein Wirkungskreis dehnte ſich wunderbar aus, und man war im Begriff ihn nach der Reſidenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen anſehnlichen Lotteriegewinnſt that, ſich ein maßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunkt ſeiner Wirkſamkeit machte, mit dem feſten Vorſatz, oder vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in keinem Hauſe zu verweilen, wo nichts zu ſchlichten und nichts zu helfen ware. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen aberglaubiſch ſind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genöthigt, dieſe ſeltſamſte aller Beſtimmungen zu ergreifen.

Der Nachtiſch war aufgetragen, als der Gaſt ſeine Wirthe ernſtlich vermahnte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil er gleich nach dem Kaffee fort muſſe. Die beiden Eheleute machten umſtandlich ihre Bekenntniſſe; aber

kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tische auffuhr, ans Fenster sprang und sein Pferd zu satteln befahl.

Entweder ihr kennt mich nicht, rief er aus, ihr versteht mich nicht, oder ihr seyd sehr boshaft. Ist denn hier ein Streit? ist denn hier eine Hülfe nöthig? Glaubt ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das ist das dümmste Handwerk das einer treiben kann. Rathe sich jeder selbst und thue was er nicht lassen kann. Geräth es gut, so freue er sich seiner Weisheit und seines Glücks; lauft's übel ab, dann bin ich bei der Hand. Wer ein Uebel los seyn will, der weiß immer was er will; wer was Besseres will als er hat, der ist ganz staarblind — Ja ja! lacht nur — er spielt Blindekuh, er erhascht's vielleicht; aber was? Thut was ihr wollt: es ist ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu euch, laßt sie weg: alles einerlei! Das Vernünftigste habe ich mißlingen sehen, das Abgeschmackteste gelingen. Zerbrecht euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eine oder die andere Weise übel ablauft, zerbrecht sie euch auch nicht. Schickt nur nach mir, und euch soll geholfen seyn. Bis da bin euer Diener!

Und so schwang er sich aufs Pferd, ohne den Kaffee abzuwarten.

Hier siehst du, sagte Charlotte, wie wenig eigentlich ein Dritter fruchtet, wenn es zwischen zwei nah verbundenen Personen nicht ganz im Gleichgewicht steht. Gegenwärtig sind wir doch wohl noch verworrner und ungewisser, wenn's möglich ist, als vorher.

Beide Gatten würden auch wohl noch eine Zeit lang geschwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechsel gegen Eduards letzten angekommen. Er hatte sich

entschlossen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob sie ihm gleich keineswegs gemäß war. Er sollte mit vornehmen und reichen Leuten die lange Weile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen setzte, daß er sie vertreiben würde.

Eduard übersah das ganze Verhältniß recht deutlich und malte es noch recht scharf aus. Wollen wir unsern Freund in einem solchen Zustande wissen? rief er: Du kannst nicht so grausam seyn, Charlotte!

Der wunderliche Mann, unser Mittler, versetzte Charlotte, hat am Ende doch recht. Alle solche Unternehmungen sind Wagestücke. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Solche neue Verhältnisse können fruchtbar seyn an Glück und an Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen. Ich fühle mich nicht stark genug dir länger zu widerstehen. Laß uns den Versuch machen. Das einzige was ich dich bitte: es sey nur auf kurze Zeit angesehen. Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende, und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verschaffen, die ihm nach seiner Weise einige Zufriedenheit gewähren kann.

Eduard versicherte seine Gattin auf die anmuthigste Weise der lebhaftesten Dankbarkeit. Er eilte mit freiem frohem Gemüth seinem Freunde Vorschläge schriftlich zu thun. Charlotte mußte in einer Nachschrift ihren Beifall eigenhändig hinzufügen, ihre freundschaftlichen Bitten mit den seinen vereinigen. Sie schrieb mit gewandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Hast, die ihr sonst nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, sie verunstaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck,

der sie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte.

Eduard scherzte darüber, und weil noch Platz war fügte er eine zweite Nachschrift hinzu: der Freund solle aus diesem Zeichen die Ungeduld sehen womit er erwartet werde, und nach der Eile womit der Brief geschrieben, die Eilfertigkeit seiner Reise einrichten.

Der Bote war fort und Eduard glaubte seine Dankbarkeit nicht überzeugender ausdrücken zu können, als indem er aber und abermals darauf bestand: Charlotte solle sogleich Ottilien aus der Pension holen lassen.

Sie bat um Aufschub und wußte diesen Abend bei Eduard die Lust zu einer musikalischen Unterhaltung aufzuregen. Charlotte spielte sehr gut Clavier; Eduard nicht eben so bequem die Flöte: denn ob er sich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte, so war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen, die zur Ausbildung eines solchen Talentes gehört. Er führte deßhalb seine Partie sehr ungleich aus, einige Stellen gut, nur vielleicht zu geschwind; bei andern wieder hielt er an, weil sie ihm nicht geläufig waren, und so war' es für jeden Andern schwer gewesen ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte wußte sich darein zu finden; sie hielt an und ließ sich wieder von ihm fortreißen, und verfah also die doppelte Pflicht eines guten Capellmeisters und einer klugen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maß zu erhalten wissen, wenn auch die einzelnen Passagen nicht immer im Tact bleiben sollten.

Drittes Capitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen sehr verständigen Brief vorausgeschickt, der Charlotten völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über sich selbst, so viel Klarheit über seinen eigenen Zustand, über den Zustand seiner Freunde, gab eine heitere und fröhliche Aussicht.

Die Unterhaltungen der ersten Stunden waren, wie unter Freunden zu geschehen pflegt, die sich eine Zeit lang nicht gesehen haben, lebhaft, ja fast erschöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann gefiel sich sehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erst sichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein geübtes Auge und dabei ein genügsames; und ob er gleich das Wünschenswerthe sehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es öfters zu geschehen pflegt, Personen die ihn in dem Übrigen herumführten, dadurch einen üblen Humor, daß er mehr verlangte als die Umstände zuließen, oder auch wohl gar an etwas Vollkommneres erinnerte, das er anderswo gesehen.

Als sie die Mooshütte erreichten, fanden sie solche auf das lustigste ausgeschmückt, zwar nur mit künstlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter so schöne Büschel natürlichen Weizens und anderer Feld- und Baumfrüchte angebracht, daß sie dem Kunstsinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. Obschon mein Mann nicht liebt, daß man seinen Geburts- oder Namenstag feire, so wird er mir doch heute nicht verargen, einem dreifachen Feste diese wenigen Kränze zu widmen.

Ein dreifaches? rief Eduard. Ganz gewiß! versetzte Charlotte: unseres Freundes Ankunft behandeln wir billig als ein Fest; und dann habt ihr beide wohl nicht daran

gedacht, daß heute euer Namenstag iſt. Heißt nicht einer Otto so gut als der andere?

Beide Freunde reichten sich die Hände über den kleinen Tisch. Du erinnerst mich, sagte Eduard, an dieses jugendliche Freundschaftsstück. Als Kinder hießen wir beide so; doch als wir in der Pension zusammenlebten und manche Irrung daraus entstand, so trat ich ihm freiwillig diesen hübschen lakonischen Namen ab.

Wobei du denn doch nicht gar zu großmüthig warst, sagte der Hauptmann. Denn ich erinnere mich recht wohl, daß dir der Name Eduard besser gefiel, wie er denn auch von angenehmen Lippen ausgesprochen einen besonders guten Klang hat.

Nun saßen sie also zu dreien um dasselbe Tischchen, wo Charlotte so eifrig gegen die Ankunft des Gastes gesprochen hatte. Eduard in seiner Zufriedenheit wollte die Gattin nicht an jene Stunden erinnern; doch enthielt er sich nicht, zu sagen: für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz.

Waldhörner ließen sich in diesem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichsam und bekräftigten die guten Gesinnungen und Wünsche der beisammen verweilenden Freunde. Stillschweigend hörten sie zu, indem jedes in sich selbst zurückkehrte, und sein eigenes Glück in so schöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pause zuerst, indem er aufstand und vor die Moosbütte hinaustrat. Laß uns, sagte er zu Charlotten, den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieses beschränkte Thal nur sey unser Erbaut und Aufenthalt; der Blick wird oben freier und die Brust erweitert sich.

So müssen wir dießmal noch, versetzte Charlotte, den alten etwas beschwerlichen Fußpfad erklimmen; doch, hoffe ich, sollen meine Stufen und Steige nächstens bequemer bis ganz hinauf leiten.

Und so gelangte man denn über Felsen, durch Busch und Gesträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende fruchtbare Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu sehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachsene Hügel, an denen sie sich hinzogen; endlich steile Felsen, welche senkrecht den letzten Wasserspiegel entschieden begränzten und ihre bedeutenden Formen auf der Oberfläche desselben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein starker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb versteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erschien. Mannigfaltig wechselten im ganzen Halbkreise, den man übersah, Tiefen und Höhen, Büsche und Wälder, deren erstes Grün für die Folge den füllereichsten Anblick versprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge fest. Besonders zeichnete zu den Füßen der schauenden Freunde sich eine Masse Pappeln und Platanen zunächst an dem Rande des mittleren Teiches vortheilhaft aus. Sie stand in ihrem besten Wachsthum, frisch, gesund, empor und in die Breite strebend.

Eduard lenkte besonders auf diese die Aufmerksamkeit seines Freundes. Diese habe ich, rief er aus, in meiner Jugend selbst gepflanzt. Es waren junge Stammchen, die ich rettete, als mein Vater, bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens, sie mitten im Sommer ausroden ließ. Ohne Zweifel werden sie auch dieses Jahr sich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun.

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaſte ward auf dem rechten Flügel des Schloſſes ein freundliches geraumiges Quartier angewieſen, wo er ſehr bald Bücher, Papiere und Inſtrumente aufgeſtellt und geordnet hatte, um in ſeiner gewohnten Thatigkeit fortzufahren. Aber Eduard ließ ihm in den erſten Tagen keine Ruhe; er führte ihn uberall herum, bald zu Pferde bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt; wobei er ihm zugleich die Wunſche mittheilte, die er zu beſſerer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung deſſelben ſeit langer Zeit bei ſich hegte.

Das erſte was wir thun ſollten, ſagte der Hauptmann, ware, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnahme. Es iſt das ein leichtes heiteres Geſchaft, und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewahrt, ſo bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihülfe leiſten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkſt du einmal an eine genauere Ausmeſſung, ſo laßt ſich dazu wohl auch noch Rath finden.

Der Hauptmann war in dieſer Art des Aufnehmens ſehr geübt. Er hatte die nöthige Gerathſchaft mitgebracht und fing ſogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jager und Bauern, die ihm bei dem Geſchaft behülflich ſeyn ſollten. Die Tage waren gunſtig; die Abende und die frühſten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch alles lavirt und illuminirt, und Eduard ſah ſeine Beſitzungen auf das deutlichſte, aus dem Papier, wie eine neue Schöpfung hervorgewachſen. Er glaubte ſie jetzt erſt kennen zu lernen; ſie ſchienen ihm jetzt erſt recht zu gehören.

Es gab Gelegenheit über die Gegend, uber Anlagen zu ſprechen, die man nach einer ſolchen Ueberſicht viel beſſer zu

Stande bringe, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumversuche.

Das müssen wir meiner Frau deutlich machen, sagte Eduard.

Thue das nicht! versetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugungen Anderer nicht gern mit den seinigen durchkreuzte, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Ansichten der Menschen viel zu mannigfaltig sind, als daß sie, selbst durch die vernünftigsten Vorstellungen, auf Einen Punkt versammelt werden könnten. Thue es nicht! rief er: sie dürfte leicht irre werden. Es ist ihr, wie allen denen, die sich nur aus Liebhaberei mit solchen Dingen beschäftigen, mehr daran gelegen, daß sie etwas thue, als daß etwas gethan werde. Man tastet an der Natur, man hat Vorliebe für dieses oder jenes Plätzchen; man wagt nicht dieses oder jenes Hinderniß wegzuraumen, man ist nicht kühn genug, etwas aufzuopfern; man kann sich voraus nicht vorstellen was entstehen soll, man probirt, es gerath, es mißrath, man verändert, verändert vielleicht was man lassen sollte, läßt was man verändern sollte, und so bleibt es zuletzt immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt.

Gestehe mir aufrichtig, sagte Eduard, du bist mit ihren Anlagen nicht zufrieden.

Wenn die Ausführung den Gedanken erschöpfte, der sehr gut ist, so wäre nichts zu erinnern. Sie hat sich mühsam durch das Gestein hinaufgequalt und quält nun jeden, wenn du willst, den sie hinaufführt. Weder neben einander, noch hinter einander schreitet man mit einer gewissen Freiheit. Der Tact des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe sich nicht noch alles einwenden.

Wäre es denn leicht anders zu machen gewesen? fragte Eduard.

Gar leicht, versetzte der Hauptmann; sie durfte nur die eine Felsenecke, die noch dazu unscheinbar ist, weil sie aus kleinen Theilen besteht, wegbrechen; so erlangte sie eine schön geschwungene Wendung zum Aufstieg und zugleich überflüssige Steine, um die Stellen heraufzumauern, wo der Weg schmal und verkrüppelt geworden ware. Doch sey dieß im engsten Vertrauen unter uns gesagt: sie wird sonst irre und verdrießlich. Auch muß man, was gemacht ist, bestehen lassen. Will man weiter Geld und Mühe aufwenden, so ware von der Moosbütte hinaufwarts und über die Anhöhe noch mancherlei zu thun und viel angenehmes zu leisten.

Hatten auf diese Weise die beiden Freunde am Gegenwartigen manche Beschaftigung, so fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener Tage, woran Charlotte wohl Theil zu nehmen pflegte. Auch setzte man sich vor, wenn nur die nachsten Arbeiten erst gethan waren, an die Reisejournale zu gehen und auch auf diese Weise die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotten allein weniger Stoff zur Unterhaltung, besonders seitdem er den Tadel ihrer Parkanlagen, der ihm so gerecht schien, auf dem Herzen fühlte. Lange verschwieg er was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er seine Gattin zuletzt beschaftigt sah, von der Moosbutte hinauf zur Anhöhe wieder mit Stufchen und Pfadchen sich empor zu arbeiten; so hielt er nicht langer zurück, sondern machte sie nach einigen Umschweifen mit seinen neuen Einsichten bekannt.

Charlotte stand betroffen. Sie war geistreich genug, um schnell einzusehen, daß jene Recht hatten; aber das Gethane widersprach, es war nun einmal so gemacht; sie hatte es wunschenswerth gefunden, selbst das Getadelte war ihr in

jedem einzelnen Theile lieb; ſie widerſtrebte der Ueberzeugung, ſie vertheidigte ihre kleine Schöpfung, ſie ſchalt auf die Manner, die gleich ins Weite und Große gingen, aus einem Scherz, aus einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Koſten denken, die ein erweiterter Plan durchaus nach ſich zieht. Sie war bewegt, verletzt, verdrießlich; ſie konnte das Alte nicht fahren laſſen, das Neue nicht ganz abweiſen; aber entſchloſſen wie ſie war, ſtellte ſie ſogleich die Arbeit ein und nahm ſich Zeit, die Sache zu bedenken und bei ſich reif werden zu laſſen.

Indem ſie nun auch dieſe thätige Unterhaltung vermißte, da indeß die Manner ihr Geſchäft immer geſelliger betrieben und beſonders die Kunſtgärten und Glashäuſer mit Eifer beſorgten, auch dazwiſchen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortſetzten, als Jagen, Pferde-Kaufen, Tauſchen, Bereiten und Einfahren; ſo fühlte ſich Charlotte täglich einſamer. Sie führte ihren Briefwechſel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einſame Stunde. Deſto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die ſie aus der Penſionsanſtalt erhielt.

Einem weitläufigen Briefe der Vorſteherin, welcher ſich wie gewöhnlich über der Tochter Fortſchritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachſchrift hinzugefügt, nebſt einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehülfen am Inſtitut, die wir beide mittheilen.

Nachſchrift der Vorſteherin.

Von Ottilien, meine Gnadige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten

iſt. Ich wüßte ſie nicht zu ſchelten und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr ſeyn. Sie iſt nach wie vor beſcheiden und gefällig gegen andere; aber dieſes Zurücktreten, dieſe Dienſtbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verſchiedene Zeuge geſchickt. Das erſte hat ſie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen ſehr reinlich und gut, und ſcheint nur in dieſem Sinn die Kleider zu wechſeln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken nicht loben. An unſerem Tiſch iſt kein Ueberfluß; doch ſehe ich nichts lieber, als wenn die Kinder ſich an ſchmackhaften und geſunden Speiſen ſatt eſſen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt iſt, ſoll auch aufgegeſſen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja ſie macht ſich irgend ein Geſchäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas verſäumen, nur um eine Speiſe oder den Nachtiſch zu übergehen. Bei dieſem allen kommt jedoch in Betrachtung, daß ſie manchmal, wie ich erſt ſpät erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber ſchmerzlich und bedeutend ſeyn mag. So viel von dieſem übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde.

Beilage des Gehülfen.

Unſere vortreffliche Vorſteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe leſen, in welchen ſie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgeſetzten mittheilt. Diejenigen, die an Ew. Gnaden gerichtet ſind, leſe ich immer mit doppelter Aufmerkſamkeit, mit doppeltem Vergnügen: denn indem wir

Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünschen haben, die alle jene glanzenden Eigenschaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporsteigt; so muß ich wenigstens Sie nicht minder glücklich preisen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beschcert ist, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu seinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie ist fast unser einziger Zögling, über den ich mit unserer so sehr verehrten Vorsteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieser thatigen Frau keineswegcs, daß sie verlangt, man soll die Früchte ihrer Sorgfalt außerlich und deutlich sehen; aber es gibt auch verschlossene Früchte, die erst die rechten kernhaften sind und die sich früher oder spater zu einem schönen Leben entwickeln. Dergleichen ist gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich sie unterrichte, sehe ich sie immer gleichen Schrittes gehen, langsam, langsam vorwarts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig ist, vom Anfange anzufangen, so ist es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift sie nicht. Sie steht unfahig, ja stöckisch vor einer leicht faßlichen Sache, die für sie mit nichts zusammenhangt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, so ist ihr das Schwerste begreiflich.

Bei diesem langsamen Vorschreiten bleibt sie gegen ihre Mitschülerinnen zurück, die mit ganz andern Fahigkeiten immer vorwarts eilen, alles, auch das Unzusammenhangende, leicht fassen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt sie, so vermag sie bei einem beschleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden ist, welche von trefflichen, aber raschen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handschrift geklagt, über ihre Unfahigkeit die Regeln der Grammatik zu fassen. Ich habe diese Beschwerde naher untersucht: es ist wahr, sie

schreibt langsam und steif, wenn man so will, doch nicht zaghaft und ungestalt. Was ich ihr von der französischen Sprache, die zwar mein Fach nicht ist, schrittweise mittheilte, begriff sie leicht. Freilich ist es wunderbar, sie weiß vieles und recht gut, nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen.

Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung schließen, so möchte ich sagen: sie lernt nicht als eine die erzogen werden soll, sondern als eine die erziehen will; nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden sonderbar vor, daß ich selbst als Erzieher und Lehrer jemanden nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines Gleichen erklare. Ew. Gnaden bessere Einsicht, tiefere Menschen- und Welt-Kenntniß wird aus meinen beschränkten und wohlgemeinten Worten das Beste nehmen. Sie werden sich überzeugen, daß auch an diesem Kinde viel Freude zu hoffen ist. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß wieder zu schreiben, sobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde.

Charlotte freute sich über dieses Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorstellungen zusammen, welche sie von Ottilien hegte; dabei konnte sie sich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers herzlicher zu seyn schien, als ihn die Einsicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweise ließ sie auch ein solches Verhältniß, wie so viele andre, vor sich liegen; die Theilnahme des verständigen Mannes an Ottilien hielt sie werth: denn sie hatte in ihrem

Leben genugſam einſehen gelernt, wie hoch jede wahre Neigung zu ſchätzen ſey, in einer Welt wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hauſe ſind.

Viertes Capitel.

Die topographiſche Charte, auf welcher das Gut mit ſeinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maßſtabe, charakteriſtiſch und faßlich durch Federſtriche und Farben dargeſtellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometriſche Meſſungen ſicher zu gründen wußte, war bald fertig: denn weniger Schlaf, als dieſer thätige Mann, bedurfte kaum Jemand, ſo wie ſein Tag ſtets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deßwegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

Laß uns nun, ſagte er zu ſeinem Freunde, an das Uebrige gehen, an die Gutsbeſchreibung, wozu ſchon genugſame Vorarbeit da ſeyn muß, aus der ſich nachher Pachtanſchläge und anderes ſchon entwickeln werden. Nur Eines laß uns feſtſetzen und einrichten: trenne alles, was eigentlich Geſchäft iſt, vom Leben. Das Geſchäft verlangt Ernſt und Strenge, das Leben Willkür; das Geſchäft die reinſte Folge, dem Leben thut eine Inconſequenz oft Noth, ja ſie iſt liebenswürdig und erheiternd. Biſt du bei dem einen ſicher, ſo kannſt du in dem andern deſto freier ſeyn; anſtatt daß bei einer Vermiſchung das Sichre durch das Freie weggeriſſen und aufgehoben wird.

Eduard fühlte in dieſen Vorſchlägen einen leiſen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, ſeine Papiere nach Fächern abzutheilen.

Das, was er mit andern abzuthun hatte, was bloß von ihm selbst abhing, es war nicht geschieden; so wie er auch Geschäfte und Beschäftigung, Unterhaltung und Zerstreuung nicht genugsam von einander absonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund diese Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer sich spalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repositur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene; schafften alle Documente, Papiere, Nachrichten, aus verschiedenen Behältnissen, Kammern, Schranken und Kisten herbei, und auf das geschwindeste war der Wust in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubricirt in bezeichneten Fächern. Was man wünschte ward vollständiger gefunden, als man gehofft hatte. Hierbei ging ihnen ein alter Schreiber sehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht, nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden gewesen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, sagte Eduard zu seinem Freund, wie thätig und brauchbar der Mensch ist. Das macht, versetzte der Hauptmann, wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach seiner Bequemlichkeit vollendet hat, und so leistet er, wie du siehst, sehr viel; sobald man ihn stört, vermag er gar nichts.

Brachten die Freunde auf diese Weise ihre Tage zusammen zu, so versäumten sie Abends nicht Charlotten regelmäßig zu besuchen. Fand sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfters geschah: so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt die Gegenwart zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert, und Charlotte, sowohl durch faßliche Bücher als durch Unterredung, in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hülfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraschenden Nothfälle durchdachte; so wurde alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig seyn möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke, öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausging.

Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben, sagte eines Abends der Hauptmann; nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der das alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat, als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe ist doch immer das, was auf dem Lande am meisten vermißt wird.

Auch dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an mit seiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete sich gewöhnlich vor, manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleiglasur der Töpferwaaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon manche Sorge gemacht. Sie ließ sich hierüber belehren, und natürlicherweise mußte man auf die Grundbegriffe der Physik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen aber immer willkommenen Anlaß zu solchen Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Er hatte eine sehr wohlklingende tiefe Stimme und war fruher wegen lebhafter gefühlter Recitation dichterischer und rednerischer Arbeiten angenehm und berühmt gewesen. Nun waren es andre Gegenstände, die ihn beschäftigten, andre Schriften woraus er vorlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts.

Eine seiner besondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehrern Menschen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn Jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. In fruherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Schauspielen, Erzahlungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Absicht, die der Vorlesende so gut, als der Dichter, der Schauspieler, der Erzahlende hat, zu uberraschen, Pausen zu machen, Erwartungen zu erregen; da es denn freilich dieser beabsichtigten Wirkung sehr zuwider ist, wenn ihm ein Dritter wissentlich

mit den Augen vorſpringt. Er pflegte ſich auch deßwegen in ſolchem Falle immer ſo zu ſetzen, daß er Niemand im Rücken hatte. Jetzt zu dreien war dieſe Vorſicht unnöthig; und da es dießmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraſchung der Einbildungskraft angeſehen war; ſo dachte er ſelbſt nicht daran, ſich ſonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er ſich nachläſſig geſetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch ſah. Seine alte Ungeduld erwachte und er verwies es ihr, gewiſſermaßen unfreundlich: Wollte man ſich doch ſolche Unarten, wie ſo manches andre, was der Geſellſchaft laſtig iſt, ein für allemal abgewöhnen. Wenn ich Jemand vorleſe, iſt es denn nicht als wenn ich ihm mündlich etwas vortrüge? Das Geſchriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fenſterchen vor meiner Stirn, vor meiner Bruſt angebracht wäre, ſo daß der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer ſchon lange vorher wiſſen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir Jemand ins Buch ſieht, ſo iſt mir immer, als wenn ich in zwei Stücke geriſſen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit ſich in größeren und kleineren Cirkeln beſonders dadurch bewies, daß ſie jede unangenehme, jede heftige, ja ſelbſt nur lebhafte Aeußerung zu beſeitigen, ein ſich verlängerndes Geſpräch zu unterbrechen, ein ſtockendes anzuregen wußte, war auch dießmal von ihrer guten Gabe nicht verlaſſen. Du wirſt mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne was mir dieſen Augenblick begegnet iſt. Ich hörte von Verwandtſchaften leſen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Vettern, die mir gerade in dieſem Augenblick zu ſchaffen

machen. Meine Aufmerksamkeit kehrt zu deiner Vorlesung zurück; ich höre, daß von ganz leblosen Dingen die Rede ist, und blicke dir ins Buch, um mich wieder zurecht zu finden.

Es ist eine Gleichnißrede, die dich verführt und verwirrt hat, sagte Eduard. Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.

Ja wohl! fuhr der Hauptmann fort: so behandelt er alles was er außer sich findet; seine Weisheit wie seine Thorheit, seinen Willen wie seine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

Möchtet ihr mich, versetzte Charlotte, da ich euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Interesse wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtschaften gemeint sey.

Das will ich wohl gerne thun, erwiederte der Hauptmann, gegen den sich Charlotte gewendet hatte; freilich nur so gut als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es gelesen habe. Ob man in der wissenschaftlichen Welt noch so darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu sagen.

Es ist schlimm genug, rief Eduard, daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsre Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, sagte Charlotte, nehmen es nicht so genau; und wenn ich aufrichtig seyn soll, so ist es mir eigentlich nur um den Wortverstand zu thun, denn es macht in

der Gesellschaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunst-Wort falsch anwendet. Deßhalb möchte ich nur wissen, in welchem Sinne dieser Ausdruck eben bei diesen Gegenständen gebraucht wird. Wie es wissenschaftlich damit zusammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlassen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, sich wohl schwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am schnellsten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pause den Hauptmann, der sich ein wenig bedenkend bald darauf erwiederte:

Wenn es mir erlaubt ist, dem Scheine nach weit auszuholen, so sind wir bald am Platze.

Seyn Sie meiner ganzen Aufmerksamkeit versichert, sagte Charlotte, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und so begann der Hauptmann: An allen Naturwesen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerst, daß sie einen Bezug auf sich selbst haben. Es klingt freilich wunderlich, wenn man etwas ausspricht was sich ohnehin versteht; doch nur indem man sich über das Bekannte völlig verständigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortschreiten.

Ich dächte, fiel ihm Eduard ein, wir machten ihr und uns die Sache durch Beispiele bequem. Stelle dir nur das Wasser, das Oel, das Quecksilber vor, so wirst du eine Einigkeit, einen Zusammenhang ihrer Theile finden. Diese Einung verlassen sie nicht, außer durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, so treten sie gleich wieder zusammen.

Ohne Frage, sagte Charlotte beistimmend. Regentropfen vereinigen sich gern zu Strömen. Und schon als Kinder spielen wir erstaunt mit dem Quecksilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zusammenlaufen lassen.

Und so darf ich wohl, fügte der Hauptmann hinzu, eines bedeutenden Punktes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieser völlig reine, durch Flüssigkeit mögliche Bezug sich entschieden und immer durch die Kugelgestalt auszeichnet. Der fallende Wassertropfen ist rund; von den Quecksilberkügelchen haben Sie selbst gesprochen; ja ein fallendes geschmolzenes Blei wenn es Zeit hat, völlig zu erstarren, kommt unten in Gestalt einer Kugel an.

Lassen Sie mich voreilen, sagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie jedes gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen andere ein Verhältniß haben.

Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden seyn, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Oel und Wasser zusammengerüttelt sich den Augenblick wieder auseinander sondert.

Es fehlt nicht viel, sagte Charlotte, so sieht man in diesen einfachen Formen die Menschen, die man gekannt hat; besonders aber erinnert man sich dabei der Societaten, in denen man lebte. Die meiste Aehnlichkeit jedoch mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüber stellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civilist.

Und doch, versetzte Eduard, wie diese durch Sitten und Gesetze vereinbar sind, so giebt es auch in unserer chemischen

Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was sich einander abweis't.

So verbinden wir, fiel der Hauptmann ein, das Oel durch Laugensalz mit dem Wasser.

Nur nicht zu geschwind mit Ihrem Vortrag, sagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier schon zu den Verwandtschaften gelangt?

Ganz richtig, erwiederte der Hauptmann, und wir werden sie gleich in ihrer vollen Kraft und Bestimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt. An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deßwegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am entschiedensten suchen und fassen, sich modificiren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entschiedene Vereinigungslust äußert. Sobald unser chemisches Cabinet ankommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche sehen lassen, die sehr unterhaltend sind und einen bessern Begriff geben als Worte, Namen und Kunstausdrücke.

Lassen Sie mich gestehen, sagte Charlotte, wenn Sie diese Ihre wunderlichen Wesen verwandt nennen, so kommen sie mir nicht sowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geistes- und Seelenverwandte vor. Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen: denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und so will ich denn abwarten, was Sie mir von diesen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will dich — sagte sie zu Eduard

gewendet — jetzt im Vorlesen nicht weiter stören, und um so viel besser unterrichtet, deinen Vortrag mit Aufmerksamkeit vernehmen.

Da du uns einmal aufgerufen hast, versetzte Eduard, so kommst du so leicht nicht los: denn eigentlich sind die verwickelten Fälle die interessantesten. Erst bei diesen lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wort, rief Charlotte, das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiederte Eduard. Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte.

Das thut man also nicht mehr, versetzte Charlotte, und thut sehr wohl daran. Das Vereinigen ist eine größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einungskünstler ware in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun so laßt mich denn, weil ihr doch einmal im Zuge seyd, ein paar solche Fälle wissen.

So schließen wir uns denn gleich, sagte der Hauptmann, an dasjenige wieder an, was wir oben schon benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkstein nennen ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Saure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsaure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gips; jene zarte lustige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort

Wahlverwandtſchaft anzuwenden, weil es wirklich ausſieht, als wenn ein Verhaltniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde.

Verzeihen Sie mir, ſagte Charlotte, wie ich dem Naturforſcher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und dieſe kaum: denn es iſt am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhaltniſſe wie ſie Diebe macht; und wenn von ihren Naturkörpern die Rede iſt, ſo ſcheint mir die Wahl bloß in den Händen des Chemikers zu liegen, der dieſe Weſen zuſammenbringt. Sind ſie aber einmal beiſammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftſäure, die ſich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

Es kommt nur auf ſie an, verſetzte der Hauptmann, ſich mit dem Waſſer zu verbinden und als Mineralquelle Geſunden und Kranken zur Erquickung zu dienen.

Der Gips hat gut reden, ſagte Charlotte, der iſt nun fertig, iſt ein Körper, iſt verſorgt, anſtatt daß jenes ausgetriebene Weſen noch manche Noth haben kann bis es wieder unterkommt.

Ich müßte ſehr irren, ſagte Eduard lächelnd, oder es ſteckt eine kleine Tücke hinter deinen Reden. Geſteh nur deine Schalkheit! Am Ende bin ich in deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelſäure ergriffen, deiner anmuthigen Geſellſchaft entzogen und in einen refractären Gips verwandelt wird.

Wenn das Gewiſſen, verſetzte Charlotte, dich ſolche Betrachtungen machen heißt, ſo kann ich ohne Sorge ſeyn. Dieſe Gleichnißreden ſind artig und unterhaltend, und wer ſpielt nicht gerne mit Aehnlichkeiten? Aber der Menſch iſt

doch um ſo manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den ſchönen Worten Wahl und Wahlverwandtſchaft etwas freigebig geweſen, ſo thut er wohl, wieder in ſich ſelbſt zurückzukehren und den Werth ſolcher Ausdrücke bei dieſem Anlaß recht zu bedenken. Mir ſind leider Falle genug bekannt, wo eine innige unauflöslich ſcheinende Verbindung zweier Weſen durch gelegentliche Zugeſellung eines Dritten aufgehoben, und eins der erſt ſo ſchön Verbundenen ins loſe Weite hinausgetrieben ward.

Da ſind die Chemiker viel galanter, ſagte Eduard: ſie geſellen ein viertes dazu, damit keines leer ausgehe.

Ja wohl! verſetzte der Hauptmann: dieſe Falle ſind allerdings die bedeutendſten und merkwürdigſten, wo man das Anziehen, das Verwandtſeyn, dieſes Verlaſſen, dieſes Vereinigen gleichſam übers Kreuz, wirklich darſtellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene, Weſen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlaſſen und ſich aufs neue verbinden. In dieſem Fahrenlaſſen und Ergreifen, in dieſem Fliehen und Suchen, glaubt man wirklich eine höhere Beſtimmung zu ſehen; man traut ſolchen Weſen eine Art von Wollen und Wählen zu, und hält das Kunſtwort Wahlverwandtſchaften für vollkommen gerechtfertigt.

Beſchreiben Sie mir einen ſolchen Fall, ſagte Charlotte.

Man ſollte dergleichen, verſetzte der Hauptmann, nicht mit Worten abthun. Wie ſchon geſagt! ſobald ich Ihnen die Verſuche ſelbſt zeigen kann, wird alles anſchaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte ich Sie mit ſchrecklichen Kunſtworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorſtellung gäben. Man muß dieſe todtſcheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Weſen wirkend vor ſeinen Augen ſehen, mit Theilnahme ſchauen, wie ſie einander ſuchen,

ſich anziehen, ergreifen, zerſtören, verſchlingen, aufzehren und ſodann aus der innigſten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Geſtalt hervortreten: dann traut man ihnen erſt ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verſtand zu, weil wir unſere Sinne kaum genügend fühlen, ſie recht zu beobachten, und unſere Vernunft kaum hinlänglich, ſie zu faſſen.

Ich leugne nicht, ſagte Eduard, daß die ſeltſamen Kunſtwörter demjenigen, der nicht durch ſinnliches Anſchauen, durch Begriffe mit ihnen verſöhnt iſt, beſchwerlich, ja lächerlich werden müſſen. Doch könnten wir leicht mit Buchſtaben einſtweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantiſch ausſieht, verſetzte der Hauptmann, ſo kann ich wohl in der Zeichenſprache mich kürzlich zuſammenfaſſen. Denken Sie ſich ein A, das mit einem B innig verbunden iſt, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie ſich ein C, das ſich eben ſo zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird ſich zu D, C zu B werfen, ohne daß man ſagen kann, wer das andere zuerſt verlaſſen, wer ſich mit dem andern zuerſt wieder verbunden habe.

Nun denn! fiel Eduard ein: bis wir alles dieſes mit Augen ſehen, wollen wir dieſe Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du ſtellſt das A vor, Charlotte, und ich dein B: denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C iſt ganz deutlich der Capitän, der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun iſt es billig, daß, wenn du nicht in's Unbeſtimmte entweichen ſollſt, dir für ein D geſorgt werde, und das iſt ganz ohne

Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfſt.

Gut! verſetzte Charlotte, wenn auch das Beiſpiel, wie mir ſcheint, nicht ganz auf unſern Fall paßt; ſo halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zuſammentreffen, und daß dieſe Natur- und Wahl-Verwandtſchaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beſchleunigen. Ich will es alſo nur geſtehen, daß ich ſeit dieſem Nachmittage entſchloſſen bin, Ottilien zu berufen: denn meine bisherige treue Beſchließerin und Haushalterin wird abziehen, weil ſie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und um meinetwillen; was mich um Ottiliens willen beſtimmt, das wirſt du uns vorleſen. Ich will dir nicht ins Blatt ſehen, aber freilich iſt mir der Inhalt ſchon bekannt. Doch lies nur, lies! Mit dieſen Worten zog ſie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

Fünftes Capitel.

Brief der Vorſteherin.

Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz faſſe: denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung deſſen, was wir im vergangenen Jahr an unſern Zöglingen geleiſtet haben, an die ſämmtlichen Eltern und Vorgeſetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wohl kurz ſeyn, weil ich mit Wenigem Viel ſagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat ſich in jedem Sinne als die erſte bewieſen. Die beiliegenden Zeugniſſe, ihr eigner Brief, der die Beſchreibung der Preiſe enthalt, die ihr geworden ſind, und zugleich das Vergnügen

ausdrückt, das ſie über ein ſo glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich vorausſehe, wir werden nicht lange mehr Urſache haben ein ſo weit vorgeſchrittenes Frauenzimmer bei uns zurück zu halten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit nächſtens meine Gedanken über das, was ich am vortheilhafteſten für ſie halte, zu eröffnen. Von Ottilien ſchreibt mein freundlicher Gehülfe.

Brief des Gehülfen.

Von Ottilien läßt mich unſre ehrwürdige Vorſteherin ſchreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre, dasjenige, was zu melden iſt, zu melden, theils auch weil ſie ſelbſt einer Entſchuldigung bedarf, die ſie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern im Stande iſt, was in ihr liegt und was ſie vermag; ſo war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um ſo mehr als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich iſt, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weiſe ſeyn könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten ware. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu ſehr gerechtfertigt; ſie hat keinen Preis erhalten und iſt auch unter denen, die kein Zeugniß empfangen haben. Was ſoll ich viel ſagen? Im Schreiben hatten andere kaum ſo wohlgeformte Buchſtaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren alle ſchneller, und an ſchwierige Aufgaben, welche ſie beſſer löst, kam es bei der

Unterſuchung nicht. Im Franzöſiſchen überparlirten und übererponirten ſie manche; in der Geſchichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermißte man Aufmerkſamkeit auf die politiſche Eintheilung. Zum muſikaliſchen Vortrag ihrer wenigen beſcheidenen Melodien fand ſich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hatte ſie gewiß den Preis davon getragen: ihre Umriſſe waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geiſtreich. Leider hatte ſie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zuſammen Rath hielten und uns Lehrern wenigſtens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geſchah, wo nicht mit Mißbilligung doch mit Gleichgültigkeit geſprochen wurde. Ich hoffte durch eine offne Darſtellung ihrer Art zu ſeyn, einige Gunſt zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung ſprechen konnte, und ſodann weil ich mich in jüngeren Jahren in eben demſelben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerkſamkeit an; doch als ich geendet hatte, ſagte mir der vorſitzende Prüfende zwar freundlich aber lakoniſch: Fähigkeiten werden vorausgeſetzt, ſie ſollen zu Fertigkeiten werden. Dieß iſt der Zweck aller Erziehung, dieß iſt die laute deutliche Abſicht der Eltern und Vorgeſetzten, die ſtille nur halbbewußte der Kinder ſelbſt. Dieß iſt auch der Gegenſtand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus dem, was wir von Ihnen vernehmen, ſchöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie ſind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie ſolche bis übers Jahr in Fertigkeiten, ſo wird es Ihnen und Ihrer begünſtigten Schülerin nicht an Beifall mangeln.

In das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren, oder wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: aber sagen Sie mir, ums Himmelswillen! wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist? Ottilie versetzte ganz gelassen: verzeihen Sie, liebe Mutter; ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich stark. Das kann Niemand wissen! versetzte die sonst so theilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um.

Nun es ist wahr; niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum, und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. Du bist heute schlecht gefahren! rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: es ist noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirst du immer die letzte bleiben! rief das Fraulein und sprang hinweg.

Ottilie schien gelassen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innere unangenehme lebhafte Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dies Zeichen und meine

Theilnehmung konnte ſich nicht zurückhalten. Ich führte unſre Vorſteherin bei Seite, ſprach ernſthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir beriethen, wir beſprachen uns lange, und ohne deßhalb weitläufiger zu ſeyn, will ich Ew. Gnaden unſern Beſchluß und unſre Bitte vortragen: Ottilien auf einige Zeit zu ſich zu nehmen. Die Gründe werden Sie ſich ſelbſt am beſten entfalten. Beſtimmen Sie ſich hiezu, ſo ſage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann Ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuthen ſteht; ſo ſehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

Noch eins, das ich vielleicht in der Folge vergeſſen könnte: ich habe nie geſehen, daß Ottilie etwas verlangt, oder gar um etwas dringend gebeten hatte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl ſelten, daß ſie etwas abzulehnen ſucht, was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Geberde, die für den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderſtehlich iſt. Sie drückt die flachen Hände, die ſie in die Höhe hebt, zuſammen und führt ſie gegen die Bruſt, indem ſie ſich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem ſolchen Blick anſieht, daß er gern von allem abſteht, was er verlangen oder wünſchen möchte. Sehen Sie jemals dieſe Geberde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrſcheinlich iſt; ſo gedenken Sie meiner und ſchonen Ottilien. —

Eduard hatte dieſe Briefe vorgeleſen, nicht ohne Lächeln und Kopfſchütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Perſonen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

Genug! rief Eduard endlich aus: es iſt entſchieden, ſie kommt! Für dich wäre geſorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unſerm Vorſchlag hervorrücken. Es wird höchſt nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel

hinüber ziehe. Sowohl Abends als Morgens ist erst die rechte Zeit zusammen zu arbeiten. Du erhältst dagegen für dich und Ottilien auf deiner Seite den schönsten Raum.

Charlotte ließ sich's gefallen, und Eduard schilderte ihre künftige Lebensart. Unter andern rief er aus: es ist doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zusammen und wir sitzen gegeneinander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken gestützt, und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt; so muß das ein paar artige Gegenbilder geben.

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: nehmen Sie sich nur, lieber Freund, vor dem D in Acht! Was sollte B denn anfangen, wenn ihm C entrissen würde?

Nun ich dächte doch, versetzte Charlotte, das verstünde sich von selbst.

Freilich, rief Eduard: es kehrte zu seinem A zurück, zu seinem A und O! rief er, indem er aufsprang und Charlotten fest an seine Brust drückte.

Sechstes Capitel.

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

Wozu die Demüthigung! sagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und sie aufheben wollte. Es ist so demüthig nicht gemeint, versetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich nur so gern jener Zeit

erinnern, da ich noch nicht höher reichte, als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Mannern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gesprach, ohne daß sie daran Theil genommen hatte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes unterhaltendes Madchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lacheln: sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das ware doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschafte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondre zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand saumte, verrichtete sie das Geschaft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrig blieb, bat sie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu durfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehulfen unterrichtet war. Man ließ sie gewahren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten untereinander festgesetzt, franzosisch zu reden wenn sie allein waren; und Charlotte beharrte

um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergetzte sich Charlotte an einer zufalligen zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das nächste was die Frauen beschäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich, mit geringer Beihülfe Anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt: denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie von Anfang so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt; so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkunfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht so bald von Tische weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gabe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet seyn möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, so wie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen,

Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen suchen, versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Unschicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht so viel daraus behalten, als ich wohl gesollt hätte: denn ich wußte nicht wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrücklich gewesen; so folgende:

Als Carl der Erste von England vor seinen sogenannten Richtern stand, fiel der goldne Knopf des Stöckchens, das er trug, herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich alles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, daß ihm jemand auch dießmal den kleinen Dienst

ereignen sollte. Es regte sich niemand; er bückte sich selbst, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das so schmerzlich vor, ich weiß nicht ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an niemanden kann etwas aus den Handen fallen sehn, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer schicklich seyn mag, und ich, fuhr sie lachelnd fort, nicht jederzeit meine Geschichte erzahlen kann; so will ich mich künftig mehr zurückhalten.

Indessen hatten die guten Anstalten, zu denen sich die beiden Freunde berufen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja taglich fanden sie neuen Anlaß etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als sie eines Tages zusammen durch das Dorf gingen, bemerkten sie mißfallig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Dörfern zurückstehe, wo die Bewohner durch die Kostbarkeit des Raums auf beides hingewiesen werden.

Du erinnerst dich, sagte der Hauptmann, wie wir auf unserer Reise durch die Schweiz den Wunsch außerten, eine landliche sogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verschönern, indem wir ein so gelegenes Dorf nicht zur Schweizerbauart, sondern zur Schweizerordnung und Sauberkeit, welche die Benutzung so sehr befördern, einrichteten.

Hier z. B., versetzte Eduard, ginge das wohl an. Der Schloßberg verlauft sich in einen vorspringenden Winkel herunter; das Dorf ist ziemlich regelmaßig im Halbcirkel gegenüber gebaut; dazwischen fließt der Bach, gegen dessen Anschwellen sich der eine mit Steinen, der andere mit Pfahlen, wieder einer mit Balken, und der Nachbar sodann mit Planken verwahren will, keiner aber den andern fördert, vielmehr sich und den übrigen Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeschickter Bewegung bald herauf,

bald herab, bald durchs Waſſer, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, ſo würde kein großer Zuſchuß nöthig ſeyn, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuſer zu erhöhen, den ſchönſten Raum herzuſtellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine ins Große gehende Anſtalt alle kleine unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen.

Laß es uns verſuchen, ſagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überlief und ſchnell beurtheilte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann, verſetzte Eduard.

Du haſt ſo unrecht nicht, erwiederte der Hauptmann: denn auch mir machten dergleichen Geſchäfte im Leben ſchon viel Verdruß. Wie ſchwer iſt es, daß der Menſch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen das was zu gewinnen iſt! wie ſchwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verſchmähen! Viele verwechſeln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen ſich an jenen, ohne dieſen im Auge zu behalten. Jedes Uebel ſoll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorſchein kommt, und man bekümmert ſich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich ſeinen Urſprung nimmt, woher es wirkt. Deßwegen iſt es ſo ſchwer Rath zu pflegen, beſonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verſtändig iſt, aber ſelten weiter ſieht als auf morgen. Kommt nun gar dazu, daß der eine bei einer gemeinſamen Anſtalt gewinnen, der andre verlieren ſoll, da iſt mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinſame Gute muß durch das unumſchränkte Majeſtätsrecht gefördert werden.

Indem ſie ſtanden und ſprachen, bettelte ſie ein Menſch an, der mehr frech als bedürftig ausſah. Eduard, ungern unterbrochen und beunruhigt, ſchalt ihn, nachdem er ihn

einigemal vergebens gelaſſener abgewieſen hatte; als aber der Kerl ſich murrend, ja gegenſcheltend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almoſen verſagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er ſo gut wie jeder andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit ſtehe, kam Eduard ganz aus der Faſſung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, ſagte darauf: Laß uns dieſen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unſere ländliche Polizei auch hierüber zu erſtrecken. Almoſen muß man einmal geben; man thut aber beſſer, wenn man ſie nicht ſelbſt giebt, beſonders zu Hauſe. Da ſollte man maßig und gleichförmig in allem ſeyn, auch im Wohlthun. Eine allzureichliche Gabe lockt Bettler herbei, anſtatt ſie abzufertigen; dagegen man wohl auf der Reiſe, im Vorbeifliegen, einem Armen an der Straße in der Geſtalt des zufalligen Glücks erſcheinen und ihm eine überraſchende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schloſſes, eine ſolche Anſtalt ſehr leicht; ich habe ſchon früher darüber nachgedacht.

An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein Paar alte gute Leute; an beiden Orten mußt du eine kleine Geldſumme niederlegen. Nicht der ins Dorf Hereingehende, ſondern der Hinausgehende erhalt etwas; und da die beiden Häuſer zugleich an den Wegen ſtehen die auf das Schloß führen, ſo wird auch alles, was ſich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewieſen.

Komm, ſagte Eduard, wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen.

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

Ich weiß recht gut, ſagte Eduard, indem ſie zuſammen den Schloßberg wieder hinaufſtiegen, daß alles in der Welt

ankommt auf einen geſcheidten Einfall und auf einen feſten Entſchluß. So haſt du die Parkanlagen meiner Frau ſehr richtig beurtheilt, und mir auch ſchon einen Wink zum beſſern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht läugnen will, ſogleich mitgetheilt habe.

Ich konnte es vermuthen, verſetzte der Hauptmann, aber nicht billigen. Du haſt ſie irre gemacht; ſie läßt alles liegen und trutzt in dieſer einzigen Sache mit uns: denn ſie vermeidet davon zu reden und hat uns nicht wieder zur Mooshütte geladen, ob ſie gleich mit Ottilien in den Zwiſchenſtunden hinaufgeht.

Dadurch müſſen wir uns, verſetzte Eduard, nicht abſchrecken laſſen. Wenn ich von etwas gutem überzeugt bin, was geſchehen könnte und ſollte, ſo habe ich keine Ruhe bis ich es gethan ſehe. Sind wir doch ſonſt klug etwas einzuleiten. Laß uns die engliſchen Parkbeſchreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher deine Gutscharte. Man muß es erſt problematiſch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernſt wird ſich ſchon finden.

Nach dieſer Verabredung wurden die Bücher aufgeſchlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landſchaftliche Anſicht in ihrem erſten rohen Naturzuſtande gezeichnet ſah, ſodann auf andern Blättern die Veränderung vorgeſtellt fand, welche die Kunſt daran vorgenommen, um alles das beſtehende Gute zu nutzen und zu ſteigern. Hievon war der Uebergang zur eigenen Beſitzung, zur eignen Umgebung, und zu dem was man daran ausbilden könnte, ſehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Charte zum Grunde zu legen war nunmehr eine angenehme Beſchaftigung, nur konnte man ſich von jener erſten Vorſtellung, nach der Charlotte

die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Lustgebäude aufführen; dieses sollte einen Bezug aufs Schloß haben, aus den Schloßfenstern sollte man es übersehen, von dorther Schloß und Garten wieder bestreichen können.

Der Hauptmann hatte alles wohl überlegt und gemessen, und brachte jenen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. Ich gewinne, sagte er, indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinauf führe, gerade soviel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald eins ins andre greift, wird beides wohlfeiler und geschwinder bewerkstelligt.

Nun aber, sagte Charlotte, kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas bestimmtes ausgesetzt werden; und wenn man weiß, wieviel zu einer solchen Anlage erforderlich ist, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigstens auf Monate. Die Casse ist unter meinem Beschluß; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich selbst.

Du scheinst uns nicht sonderlich viel zu vertrauen, sagte Eduard.

Nicht viel in willkürlichen Dingen, versetzte Charlotte. Die Willkür wissen wir besser zu beherrschen als ihr.

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit rasch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig, und Charlotte nunmehr fast täglich Zeuge seines ernsten und bestimmten Sinnes. Auch er lernte sie näher kennen, und beiden wurde es leicht, zusammen zu wirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es ist mit den Geschäften wie mit dem Tanze; Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden; ein wechselseitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus

entſpringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, ſeitdem ſie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein ſicherer Beweis, daß ſie ihm einen ſchönen Ruheplatz, den ſie bei ihren erſten Anlagen beſonders ausgeſucht und verziert hatte, der aber ſeinem Plane entgegenſtand, ganz gelaſſen zerſtören ließ, ohne auch nur die mindeſte unangenehme Empfindung dabei zu haben.

Siebentes Capitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinſame Beſchäftigung fand, ſo war die Folge, daß ſich Eduard mehr zu Ottilien geſellte. Für ſie ſprach ohnehin ſeit einiger Zeit eine ſtille freundliche Neigung in ſeinem Herzen. Gegen jedermann war ſie dienſtfertig und zuvorkommend; daß ſie es gegen ihn am meiſten ſey, das wollte ſeiner Selbſtliebe ſcheinen. Nun war keine Frage: was für Speiſen und wie er ſie liebte, hatte ſie ſchon genau bemerkt! wieviel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr iſt, entging ihr nicht. Beſonders war ſie ſorgfaltig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deßhalb mit ſeiner Frau, der es nicht luftig genug ſeyn konnte, manchmal in Widerſpruch gerieth. Eben ſo wußte ſie im Baum- und Blumengarten Beſcheid. Was er wünſchte ſuchte ſie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, dergeſtalt, daß ſie in kurzem wie ein freundlicher Schutzgeiſt ihm unentbehrlich ward und er anfing ihre Abweſenheit ſchon peinlich zu empfinden. Hiezu

kam noch, daß sie gesprächiger und offner schien sobald sie sich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas kindliches behalten, das der Jugend Ottiliens besonders zusagte. Sie erinnerten sich gern früherer Zeiten, wo sie einander gesehen; es stiegen diese Erinnerungen bis in die ersten Epochen der Neigung Eduards zu Charletten. Ottilie wollte sich der beiden noch als des schönsten Hofpaares erinnern; und wenn Eduard ihr ein solches Gedachtniß aus ganz früher Jugend absprach, so behauptete sie doch besonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie sie sich einmal, bei seinem Hereintreten, in Charlottens Schooß versteckt nicht aus Furcht, sondern aus kindischer Ueberraschung. Sie hatte dazu setzen können: weil er so lebhaften Eindruck auf sie gemacht, weil er ihr gar so wohl gefallen.

Bei solchen Verhaltnissen waren manche Geschäfte, welche die beiden Freunde zusammen früher vorgenommen, gewissermaßen in Stocken gerathen, so daß sie für nöthig fanden sich wieder eine Uebersicht zu verschaffen, einige Aufsatze zu entwerfen, Briefe zu schreiben. Sie bestellten sich deßhalb auf ihre Kanzlei, wo sie den alten Copisten müßig fanden. Sie gingen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß sie ihm manches aufbürdeten, was sie sonst selbst zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erste Aufsatz wollte dem Hauptmann, gleich der erste Brief Eduarden nicht gelingen. Sie qualten sich eine Zeit lang mit Concipiren und Umschreiben, bis endlich Eduard, dem es am wenigsten von Statten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte sich denn, daß der Hauptmann vergessen hatte seine chronometrische Secundenuhr aufzuziehen, das erste Mal seit vielen Jahren; und sie schienen, wo nicht zu empfinden,

doch zu ahnen, daß die Zeit anfange ihnen gleichgültig zu werden.

Indem so die Männer einigermaßen in ihrer Geschäftigkeit nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft, in sich wie in ein Gefaß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingrediens eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüther öffneten sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besonderen. Jeder Theil fühlte sich glücklich und gönnte dem andern sein Glück.

Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und alles was man thut und vornimmt hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten sich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Ottilien, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte; so folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher unerwarteten Aussicht, geruhig der Spur jener rascheren Vorgänger.

Eines Tages leitete sie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gasthofe, über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen sie hingingen, so weit man gewöhnlich das Wasser verfolgte, dessen Ufer sodann von einem buschigen Hügel und

weiterhin von Felsen eingeschlossen aufhörte gangbar zu seyn.

Aber Eduard, dem von seinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilien auf einem bewachsenen Pfade weiter vor, wohl wissend, daß die alte zwischen Felsen versteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor sich bald, und sie fanden sich im dichten Gebüsch zwischen moosigem Gestein verirrt, doch nicht lange: denn das Rauschen der Räder verkündigte ihnen sogleich die Nähe des gesuchten Ortes.

Auf eine Klippe vorwärts tretend sahen sie das alte schwarze wunderliche Holzgebäude im Grunde vor sich, von steilen Felsen so wie von hohen Bäumen umschattet. Sie entschlossen sich kurz und gut über Moos und Felstrümmer hinabzusteigen: Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe sah, und Ottilie leicht schreitend, ohne Furcht und Aengstlichkeit, im schönsten Gleichgewicht von Stein zu Stein ihm folgte, glaubte er ein himmlisches Wesen zu sehen, das über ihm schwebte. Und wenn sie nun manchmal an unsicherer Stelle seine ausgestreckte Hand ergriff, ja sich auf seine Schulter stützte, dann konnte er sich nicht verleugnen, daß es das zarteste weibliche Wesen sey, das ihn berührte. Fast hatte er gewünscht, sie möchte straucheln, gleiten, daß er sie in seine Arme auffangen, sie an sein Herz drücken könnte. Doch dieß hatte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Ursache: er fürchtete sie zu beleidigen, sie zu beschädigen.

Wie dieß gemeint sey, erfahren wir sogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den hohen Bäumen am ländlichen Tische gegenüber saß, die freundliche Müllerin nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem

Hauptmann entgegengesandt war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu sprechen an.

Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie: verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir sie auch versagen. Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand, auf Ihrer Brust ein Miniaturbild tragen. Es ist das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild ist ungeschickt groß, und dieses Metall, dieses Glas macht mir tausend Aengste, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor sich hintragen, wenn die Kutsche schwankt, wenn wir durchs Gebüsch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felsen herabstiegen. Mir ist die Möglichkeit schrecklich, daß irgend ein unvorhergesehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen schädlich und verderblich seyn könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer; ja geben Sie ihm den schönsten, den heiligsten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Brust entfernen Sie etwas, dessen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengstlichkeit, so gefährlich scheint.

Ottilie schwieg, und hatte während er sprach vor sich hingesehen; dann, ohne Uebereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick mehr gen Himmel als auf Eduard gewendet, löste sie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin, mit den Worten: heben Sie mir es auf, bis wir nach Hause kommen. Ich vermag Ihnen nicht besser zu bezeugen, wie sehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu schätzen weiß.

Der Freund wagte nicht das Bild an seine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte sie an seine

Augen. Es waren vielleicht die zwei schönsten Hände, die sich jemals zusammenschlossen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte sich, man erfreute und erquickte sich. Zurück wollte man denselben Weg nicht kehren und Eduard schlug einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Teiche wieder zu Gesicht kamen, indem man ihn mit einiger Anstrengung zurücklegte. Nun durchstrich man abwechselndes Gehölz und erblickte, nach dem Lande zu, mancherlei Dörfer, Flecken, Meiereien mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen; zunächst ein Vorwerk, das an der Höhe, mitten im Holze, gar vertraulich lag. Am schönsten zeigte sich der große Reichthum der Gegend, vor- und rückwärts, auf der sanftersteigenen Höhe, von da man zu einem lustigen Wäldchen gelangte und beim Heraustreten aus demselben sich auf dem Felsen dem Schlosse gegenüber befand.

Wie froh waren sie, als sie daselbst gewissermaßen unvermuthet ankamen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; sie standen auf dem Platze wo das neue Gebäude hinkommen sollte und sahen wieder in die Fenster ihrer Wohnung.

Man stieg zur Mooshütte hinunter und saß zum ersten Mal darin zu vieren. Nichts war natürlicher, als daß einstimmig der Wunsch ausgesprochen wurde, dieser heutige Weg, den sie langsam und nicht ohne Beschwerlichkeit gemacht, möchte dergestalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn geselig, schlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorschläge und man berechnete, daß der Weg, zu welchem sie mehrere Stunden gebraucht

hatten, wohl gebaut in einer Stunde zum Schloß zurückfahren mußte. Schon legte man in Gedanken, unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegverkürzende und die Landschaft zierende Brücke an, als Charlotte der erfindenden Einbildungskraft einigen Stillstand gebot, indem sie an die Kosten erinnerte, welche zu einem solchen Unternehmen erforderlich seyn würden.

Hier ist auch zu helfen, versetzte Eduard. Jenes Vorwerk im Walde, das so schön zu liegen scheint, und so wenig einträgt, dürfen wir nur veräußern und das daraus Gelöste zu diesen Anlagen verwenden; so genießen wir vergnüglich auf einem unschätzbaren Spaziergange die Interessen eines wohlangelegten Capitals, da wir jetzt mit Mißmuth, bei letzter Berechnung am Schlusse des Jahrs, eine kümmerliche Einnahme davon ziehen.

Charlotte selbst konnte als gute Haushälterin nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war schon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zu Zerschlagung der Grundstücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wissen. Der gegenwärtige Pachter, der schon Vorschläge gethan hatte, sollte es erhalten, terminweise zahlen und so terminweise wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vornehmen.

So eine vernünftige gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und schon sah die ganze Gesellschaft im Geiste die neuen Wege sich schlangeln, auf denen und in deren Nähe man noch die angenehmsten Ruhe- und Aussichtsplätze zu entdecken hoffte.

Um sich alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen, nahm man Abends zu Hause sogleich die neue Charte vor.

Man überſah den zurückgelegten Weg und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen ware. Alle früheren Vorſätze wurden nochmals durchgeſprochen und mit den neueſten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauſes, gegen dem Schloß über, nochmals gebilligt und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeſchloſſen.

Ottilie hatte zu dem allen geſchwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten gelegen, vor ſie hinwandte und ſie zugleich einlud, ihre Meinung zu ſagen, und als ſie einen Augenblick anhielt, ſie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu ſchweigen: alles ſey ja noch gleichgültig, alles noch im Werden.

Ich wurde, ſagte Ottilie, indem ſie den Finger auf die höchſte Fläche der Anhöhe ſetzte, das Haus hieher bauen. Man ſähe zwar das Schloß nicht: denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände ſich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen waren. Die Ausſicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu, iſt außerordentlich ſchön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt.

Sie hat Recht! rief Eduard: wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, ſo iſt es gemeint, Ottilie? — Er nahm einen Bleiſtift und ſtrich ein langliches Viereck recht ſtark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele: denn er ſah einen ſorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf dieſe Weiſe verunſtaltet; doch faßte er ſich nach einer leiſen Mißbilligung und ging auf den Gedanken ein. Ottilie hat Recht, ſagte er: macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Kaffee zu trinken, einen Fiſch zu genießen,

...e uns zu Hause nicht so gut geschmeckt hatte. Wir verlangen Abwechselung und fremde Gegenstände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hieher gebaut: denn es liegt geschützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfnissen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geselligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird sich dorthin recht wohl schicken und in der guten Jahrszeit die angenehmsten Stunden gewahren.

Jemehr man die Sache durchsprach desto günstiger erschien sie, und Eduard konnte seinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war so stolz darauf, als ob die Erfindung sein gewesen wäre.

Achtes Capitel.

Der Hauptmann untersuchte gleich am frühsten Morgen den Platz, entwarf erst einen flüchtigen, und als die Gesellschaft an Ort und Stelle sich nochmals entschieden hatte, einen genauen Riß nebst Anschlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geschäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch sogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zusammen neuen Anlaß zur Thatigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wohl gar eine Schuldigkeit sey, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundsteins zu feiern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduards gegen solche Feste zu überwinden: denn es kam ihm schnell in den Sinn,

Ottiliens Geburtstag, der später fiel, gleichfalls recht feierlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen und was deßhalb geschehen sollte, bedeutend, ernstlich, ja fast bedenklich vorkamen, beschäftigte sich damit, die Anschläge, Zeit- und Geldeintheilungen nochmals für sich durchzugehen. Man sah sich des Tages weniger, und mit desto mehr Verlangen suchte man sich des Abends auf.

Ottilie war indessen schon völlig Herrin des Haushaltes, und wie konnte es anders seyn bei ihrem stillen und sichern Betragen. Auch war ihre ganze Sinnesweise dem Hause und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß sie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß sie nur aus geselliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit suchte, um wieder hinein zu gehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinschaftlichen Wanderungen so einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hause war, und fing an, was er lange unterlassen hatte, Gedichte vorzulesen, solche besonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen doch leidenschaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich saßen sie Abends um einen kleinen Tisch, auf hergebrachten Plätzen: Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf einem Sessel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie saß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht schob, wenn er las. Alsdann rückte sich Ottilie wohl näher, um ins Buch zu sehen: denn auch sie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weise bequem zu machen; ja er hielt oft längere Pausen

als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch sie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wohl und sahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden beide von einem andern Zeichen überrascht, in welchem sich Ottiliens stille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Gesellschaft durch einen lästigen Besuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorschlag, noch beisammen zu bleiben. Er fühlte sich aufgelegt seine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte suchte nach den Sonaten, die sie zusammen gewöhnlich auszuführen pflegten, und da sie nicht zu finden waren, gestand Ottilie nach einigem Zaudern, daß sie solche mit auf ihr Zimmer genommen.

Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten? rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. Ich glaube wohl, versetzte Ottilie, daß es gehn wird. Sie brachte die Noten herbei und setzte sich ans Clavier. Die Zuhörenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musikstück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduards anzupassen wußte. Anzupassen wußte ist nicht der rechte Ausdruck: denn wenn es von Charlottens Geschicklichkeit und freiem Willen abhing, ihrem bald zögernden, bald voreilenden Gatten zu Liebe, hier anzuhalten, dort mitzugehen; so schien Ottilie, welche die Sonate von jenen einigemal spielen gehört, sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie jener sie begleitete. Sie hatte seine Mängel so zu den ihrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das sich zwar nicht tactgemäß bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. Der Componist

selbst hatte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen.

Auch diesem wundersamen, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser beiden eben so gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefahrlicher dadurch, daß beide ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. Er gewann es über sich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühsten Morgen aufstand, alles anordnete und sich dann zur Arbeit auf seinen Flugel ins Schloß zurückzog. Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufallig; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie ihn zu verstehen und achtete ihn nur um desto mehr.

Vermied nun der Hauptmann mit Charlotten allein zu seyn, so war er desto emsiger, zur glanzenden Feier des herannahenden Geburtsfestes die Anlagen zu betreiben und zu beschleunigen: denn indem er von unten hinauf, hinter dem Dorfe her, den bequemen Weg führte, so ließ er, vorgeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten, und hatte alles so eingerichtet und berechnet, daß erst in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges sich begegnen sollten. Zum neuen Hause oben war auch schon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein schöner Grundstein mit Fachern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thatigkeit, dieſe kleinen freundlichen geheimnißvollen Abſichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrangten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Geſellſchaft, wenn ſie beiſammen war, nicht lebhaft werden, dergeſtalt daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends aufrief, ſeine Violine hervorzunehmen und Charlotten bei dem Clavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerſtehen, und ſo führten beide, mit Empfindung, Behagen und Freiheit, eins der ſchwerſten Muſikſtücke zuſammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man verſprach ſich öftere Wiederholung und mehrere Zuſammenübung.

Sie machen es beſſer als wir, Ottilie! ſagte Eduard. Wir wollen ſie bewundern, aber uns doch zuſammen freuen.

Neuntes Capitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Waſſer zu einfaßte und erhöhte, ebenſo der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortlief, ſich dann die Felſen hinaufwarts ſchlang, die Mooshütte links über ſich, dann nach einer völligen Wendung links unter ſich ließ und ſo allmablig auf die Höhe gelangte.

Es hatte ſich dieſen Tag viel Geſellſchaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde im feſtlichen Schmuck verſammelt antraf. Nach dem Gottesdienſte zogen

Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrschaft mit ihrem Besuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beschluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felsenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäste ausruhen. Hier übersahen sie den ganzen Weg, die hinaufgeschrittene Männerschaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wunderschöner Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die nun schon einen Kreis um den künftigen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein an einer Seite unterstützt eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wohlgeputzter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

Drei Dinge, fing er an, sind bei einem Gebäude zu beachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sey. Das erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn: denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeine bestimmen können, wohin gebaut werden soll; so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders.

Eduard und Ottilie wagten nicht bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

Das dritte, die Vollendung, ist die Sorge gar vieler Gewerke; ja wenige sind, die nicht dabei beschäftigt wären. Aber das zweite, die Gründung, ist des Maurers Angelegenheit, und daß wir es nur keck herausſagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es ist ein ernſtes Geschäft und unſre Einladung ist ernſthaft: denn diese Feierlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier innerhalb dieſes engen ausgegrabenen Raums erweiſen Sie uns die Ehre als Zeugen unſeres geheimnißvollen Geschäftes zu erscheinen. Gleich werden wir diesen wohl zugehauenen Stein niederlegen und bald werden diese mit schönen und würdigen Perſonen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, ſie werden ausgefüllt ſeyn.

Diesen Grundſtein, der mit ſeiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit ſeiner Rechtwinklichkeit die Regelmäßigkeit deſſelben, mit ſeiner waſſer- und ſenkrechten Lage Loth und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, konnten wir ohne weiteres niederlegen: denn er ruhte wohl auf ſeiner eigenen Schwere. Aber auch hier ſoll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn ſo wie Menſchen, die einander von Natur geneigt ſind, noch beſſer zuſammenhalten, wenn das Geſetz ſie verkittet; ſo werden auch Steine, deren Form ſchon zuſammenpaßt, noch beſſer durch dieſe bindenden Kräfte vereinigt: und da es ſich nicht ziemen will unter den Thätigen müßig zu ſeyn, ſo werden Sie nicht verſchmähen auch hier Mitarbeiter zu werden.

Er überreichte hierauf ſeine Kelle Charlotten, welche damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angeſonnen und der Stein alſobald niedergeſenkt; worauf denn Charlotten und den übrigen ſogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreimaliges Pochen die

Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen.

Des Maurers Arbeit, fuhr der Redner fort, zwar jetzt unter freiem Himmel, geschieht wo nicht immer im Verborgenen doch zum Verborgenen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt.

Wem muß also mehr daran gelegen seyn, das was er thut sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtseyn zu nähren Ursach? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zierrathen überdeckt ist; so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Daseyn und seinen Halt zu danken hat.

Aber wie jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß, ungeachtet alles Abwehrens, sie dennoch ans Licht kommen werde; so muß derjenige erwarten, der ins Geheim das Gute gethan, daß auch dieses wider seinen Willen an den Tag komme. Deßwegen machen wir diesen Grundstein zugleich zum Denkstein. Hier in diese unterschiedlichen gehauenen Vertiefungen soll Verschiedenes eingesenkt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Diese metallnen zugelötheten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten

alten Wein, mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt: alles dieses erhielten wir durch die Freigebigkeit unseres Bauherrn. Auch ist hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gast und Zuschauer etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge.

Nach einer kleinen Pause sah der Geselle sich um; aber wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, niemand war vorbereitet, jedermann überrascht, bis endlich ein junger munterer Officier anfing und sagte: wenn ich etwas beitragen soll, das in dieser Schatzkammer noch nicht niedergelegt ist; so muß ich ein paar Knöpfe von der Uniform schneiden, die doch wohl auch verdienen auf die Nachwelt zu kommen. Gesagt, gethan! und nun hatte mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer säumten nicht von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläschchen und andre Zierden wurden nicht geschont: nur Ottilie zauderte, bis Eduard sie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigesteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie löste darauf die goldne Kette vom Halse, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die anderen Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Hast veranstaltete, daß der wohlgefügte Deckel sogleich aufgestürzt und eingekittet wurde.

Der junge Gesell, der sich dabei am thätigsten erwiesen, nahm seine Rednermiene wieder an und fuhr fort: wir gründen diesen Stein für ewig, zur Sicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses. Allein indem wir hier gleichsam einen Schatz vergraben, so denken wir zugleich, bei dem gründlichsten aller Geschäfte, an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; wir

denken uns eine Möglichkeit, daß dieſer feſtverſiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geſchehen dürfte, als wenn das alles wieder zerſtört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

Aber eben, damit dieſes aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück ins Gegenwärtige! Laßt uns, nach begangenem heutigen Feſte, unſre Arbeit ſogleich fördern, damit keiner von den Gewerken, die auf unſerm Grunde fortarbeiten, zu feiern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe ſteige und vollendet werde, und aus den Fenſtern, die noch nicht ſind, der Hausherr mit den Seinigen und ſeinen Gäſten ſich fröhlich in der Gegend umſchaue, deren aller, ſo wie ſämmtlicher Anweſenden, Geſundheit hiermit getrunken ſey!

Und ſo leerte er ein wohlgeſchliffenes Kelchglas auf Einen Zug aus und warf es in die Luft: denn es bezeichnet das Uebermaß einer Freude, das Gefäß zu zerſtören, deſſen man ſich in der Fröhlichkeit bedient. Aber dießmal ereignete es ſich anders: das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengeſetzten Ecke den Grund völlig herausgeſchlagen, ja ſchon angefangen die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüſt erbaut, ſo hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es beſonders zu dieſer Feierlichkeit mit Brettern belegt und eine Menge Zuſchauer hinaufgelaſſen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geſchehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der dieſen Zufall als ein glückliches Zeichen für ſich anſah. Er wies es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu laſſen, und man

ſah darauf die Buchſtaben E und O in ſehr zierlicher Verſchlingung eingeſchnitten: es war eins der Gläſer, die für Eduarden in ſeiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüſte ſtanden wieder leer, und die leichteſten unter den Gäſten ſtiegen hinauf, ſich umzuſehen, und konnten die ſchöne Ausſicht nach allen Seiten nicht genugſam rühmen: denn was entdeckt der nicht alles, der auf einem hohen Punkte nur um ein Geſchoß höher ſteht. Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorſchein; den ſilbernen Streifen des Fluſſes erblickte man deutlich; ja ſelbſt die Thürme der Hauptſtadt wollte einer gewahr werden. An der Rückſeite, hinter den waldigen Hügeln, erhoben ſich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächſte Gegend überſah man im Ganzen. Nun ſollten nur noch, rief einer, die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick alles, was groß und wünſchenswerth iſt.

Das ließe ſich wohl machen, ſagte der Hauptmann: denn ſie bildeten ſchon vor Zeiten einen Bergſee.

Nur bitte ich meine Platanen- und Pappelgruppe zu ſchonen, ſagte Eduard, die ſo ſchön am mittelſten Teich ſteht. Sehen Sie — wandte er ſich zu Ottilien, die er einige Schritte vorführte, indem er hinabwies — dieſe Bäume habe ich ſelbſt gepflanzt.

Wie lange ſtehen ſie wohl ſchon? fragte Ottilie. Etwa ſo lange, verſetzte Eduard, als Sie auf der Welt ſind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte ſchon, da Sie noch in der Wiege lagen.

Die Geſellſchaft begab ſich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde ſie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anſtalten in Augenſchein zu nehmen. Dort hatten ſich, auf des

Hauptmanns Veranlaſſung, die Bewohner vor ihren Häuſern verſammelt; ſie ſtanden nicht in Reihen, ſondern familienweiſe natürlich gruppirt, theils wie es der Abend forderte beſchäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigſtens jeden Sonntag und Feſttag, dieſe Reinlichkeit, dieſe Ordnung zu erneuen.

Eine innre Geſelligkeit mit Neigung, wie ſie ſich unter unſeren Freunden erzeugt hatte, wird durch eine gröſsere Geſellſchaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle vier waren zufrieden ſich wieder im groſsen Saale allein zu finden; doch ward dieſes häusliche Gefühl einigermaſsen geſtört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäſte auf morgen ankündigte.

Wie wir vermutheten, rief Eduard Charlotten zu: der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen.

Da iſt alſo auch die Baroneſſe nicht weit, verſetzte Charlotte.

Gewiſs nicht! antwortete Eduard: ſie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nachtquartier und wollen übermorgen zuſammen wieder fortreiſen.

Da müſſen wir unſre Anſtalten bei Zeiten machen, Ottilie! ſagte Charlotte.

Wie befehlen Sie die Einrichtung? fragte Ottilie.

Charlotte gab es im Allgemeinen an, und Ottilie entfernte ſich.

Der Hauptmann erkundigte ſich nach dem Verhältniſs dieſer beiden Perſonen, das er nur im Allgemeinſten kannte. Sie hatten früher, beide ſchon anderwärts verheirathet, ſich leidenſchaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufſehn geſtört; man dachte an Scheidung. Bei der Baroneſſe war ſie möglich geworden, bei dem Grafen nicht. Sie muſsten ſich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniſs

blieb; und wenn ſie Winters in der Reſidenz nicht zuſammen ſeyn konnten, ſo entſchädigten ſie ſich Sommers auf Luſtreiſen und in Bädern. Sie waren beide um etwas älter als Eduard und Charlotte und ſämmtlich genaue Freunde aus früher Hofzeit her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht alles an ſeinen Freunden billigte. Nur dießmal war Charlotten ihre Ankunft gewiſſermaßen ganz ungelegen, und wenn ſie die Urſache genau unterſucht hätte, es war eigentlich um Ottiliens willen. Das gute reine Kind ſollte ein ſolches Beiſpiel ſo früh nicht gewahr werden.

Sie hätten wohl noch ein paar Tage wegbleiben können, ſagte Eduard als eben Ottilie wieder hereintrat, bis wir den Vorwerksverkauf in Ordnung gebracht. Der Aufſatz iſt fertig; die eine Abſchrift habe ich hier; nun fehlt es aber an der zweiten und unſer alter Kanzelliſt iſt recht krank. Der Hauptmann bot ſich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. Geben Sie mir's nur! rief Ottilie mit einiger Haſt.

Du wirſt nicht damit fertig, ſagte Charlotte.

Freilich müßte ich es übermorgen früh haben, und es iſt viel, ſagte Eduard. Es ſoll fertig ſeyn, rief Ottilie, und hatte das Blatt ſchon in den Händen.

Des andern Morgens, als ſie ſich aus dem obern Stock nach den Gäſten umſahen, denen ſie entgegenzugehen nicht verfehlen wollten, ſagte Eduard: wer reitet denn ſo langſam dort die Straße her? Der Hauptmann beſchrieb die Figur des Reiters genauer. So iſt er's doch, ſagte Eduard: denn das Einzelne, das du beſſer ſiehſt als ich, paßt ſehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl ſehe. Es iſt Mittler. Wie kommt er aber dazu, langſam und ſo langſam zu reiten?

Die Figur kam naher und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langsam die Treppe heraufstieg. Warum sind Sie nicht gestern gekommen? rief ihm Eduard entgegen.

Laute Feste lieb' ich nicht, versetzte jener. Heute komm ich aber, den Geburtstag meiner Freundin mit euch im Stillen nachzufeiern.

Wie können Sie denn so viel Zeit gewinnen? fragte Eduard scherzend.

Meinen Besuch, wenn er euch etwas werth ist, seyd ihr einer Betrachtung schuldig, die ich gestern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß du dich nur mit denen freuen willst, die du zum Frieden bewogen hast. Warum freust du dich nicht auch einmal mit Freunden, die Frieden halten und hegen? Gesagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte.

Gestern hätten Sie große Gesellschaft gefunden, heute finden Sie nur kleine, sagte Charlotte. Sie finden den Grafen und die Baronesse, die Ihnen auch schon zu schaffen gemacht haben.

Aus der Mitte der vier Hausgenossen, die den seltsamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er sogleich nach Hut und Reitgerte suchte. Schwebt doch immer ein Unstern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Charakter heraus! Ich hätte nicht kommen sollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit

jenen will ich nicht unter Einem Dache bleiben; und nehmt euch in Acht; sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt.

Man suchte ihn zu begütigen; aber vergebens. Wer mir den Ehstand angreift, rief er aus, wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie seyn: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal seyn, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet das wir oft gerne los seyn möchten, weil es unbequemer ist als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

So sprach er lebhaft und hätte wohl noch lange fortgesprochen, wenn nicht blasende Postillons die Ankunft der Herrschaften verkündigt hätten, welche wie abgemessen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als

ihnen die Hausgenossen entgegen eilten, versteckte sich Mittler, ließ sich das Pferd an den Gasthof bringen, und ritt verdrießlich davon.

Zehntes Capitel.

Die Gäste waren bewillkommt und eingeführt; sie freuten sich das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo sie früher so manchen guten Tag erlebt und die sie eine lange Zeit nicht gesehn hatten. Höchst angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen so wie die Baronesse konnte man unter jene hohen schönen Gestalten zählen, die man in einem mittlern Alter fast lieber als in der Jugend sieht: denn wenn ihnen auch etwas von der ersten Blüthe abgehn möchte, so erregen sie doch nun mit der Neigung ein entschiedenes Zutrauen. Auch dieses Paar zeigte sich höchst bequem in der Gegenwart. Ihre freie Weise die Zustände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und scheinbare Unbefangenheit theilte sich sogleich mit, und ein hoher Anstand begränzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Diese Wirkung ließ sich Augenblicks in der Gesellschaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man sogar an ihren Kleidern, Geräthschaften und allen Umgebungen sehen konnte, machten gewissermaßen mit unsern Freunden, ihrem ländlichen und heimlich leidenschaftlichen Zustande, eine Art von Gegensatz, der sich jedoch sehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme sich vermischten, und ein schnelles lebhaftes Gespräch alle geschwind zusammenverband.

Es wahrte indeſſen nicht lange, als ſchon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen ſich auf ihren Flügel zurück und fanden daſelbſt, indem ſie ſich mancherlei vertrauten und zugleich die neuſten Formen und Zuſchnitte von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu muſtern anfingen, genugſame Unterhaltung, während die Männer ſich um die neuen Reiſewagen, mit vorgeführten Pferden, beſchäftigten und gleich zu handeln und zu tauſchen anfingen.

Erſt zu Tiſche kam man wieder zuſammen. Die Umkleidung war geſchehen und auch hier zeigte ſich das angekommene Paar zu ſeinem Vortheile. Alles was ſie an ſich trugen war neu und gleichſam ungeſehen und doch ſchon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Geſpräch war lebhaft und abwechſelnd, wie denn in Gegenwart ſolcher Perſonen alles und nichts zu intereſſiren ſcheint. Man bediente ſich der franzöſiſchen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverſtändniß auszuſchließen, und ſchweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhaltniſſe hin. Auf einem einzigen Punkt blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin ſich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß ſie ehſtens geſchieden werden ſollte.

Es iſt unerfreulich, ſagte Charlotte, wenn man ſeine abweſenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundin, die man liebt, verſorgt glaubt; eh man ſich's verſieht, muß man wieder hören, daß ihr Schickſal im Schwanken iſt und daß ſie erſt wieder neue und vielleicht abermals unſichre Pfade des Lebens betreten ſoll.

Eigentlich, meine Beſte, verſetzte der Graf, ſind wir ſelbſt Schuld, wenn wir auf ſolche Weiſe überraſcht werden. Wir mögen uns die irdiſchen Dinge, und beſonders auch die

ehelichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Acte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fort gespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören.

Es muß doch so schlimm nicht seyn, sagte Charlotte lachelnd, da man sieht, daß auch Personen die von diesem Theater abgetreten sind, wohl gern darauf wieder eine Rolle spielen mögen.

Dagegen ist nichts einzuwenden, sagte der Graf. Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, so sieht man wohl, auch bei dem Ehestande ist es nur diese entschiedene ewige Dauer zwischen so viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeschicktes an sich trägt. Einer von meinen Freunden, dessen gute Laune sich meist in Vorschlägen zu neuen Gesetzen hervorthat, behauptete, eine jede Ehe sollte nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Es sey, sagte er, dieß eine schöne ungrade heilige Zahl und ein solcher Zeitraum eben hinreichend um sich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, sich zu entzweien und, was das schönste sey, sich wieder zu versöhnen. Gewöhnlich rief er aus: wie glücklich würde die erste Zeit verstreichen! Zwei, drei Jahre wenigstens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theil daran gelegen seyn, das Verhältniß länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen,

jemehr man ſich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgültige, ja ſelbſt der unzufriedene Theil würde durch ein ſolches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergaße, wie man in guter Geſellſchaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände ſich aufs angenehmſte überraſcht, wenn man nach verlaufenem Termin erſt bemerkte, daß er ſchon ſtillſchweigend verlängert ſey.

So artig und luſtig dieß klang und ſo gut man, wie Charlotte wohl empfand, dieſem Scherz eine tiefe moraliſche Deutung geben konnte, ſo waren ihr dergleichen Aeußerungen, beſonders um Ottiliens willen, nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher ſey, als ein allzufreies Geſprach, das einen ſtrafbaren oder halbſtrafbaren Zuſtand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß alles was die eheliche Verbindung antaſtet. Sie ſuchte daher nach ihrer gewandten Weiſe das Geſpräch abzulenken; da ſie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie alles ſo gut eingerichtet hatte um nicht aufſtehen zu dürfen. Das ruhig aufmerkſame Kind verſtand ſich mit dem Hausbofmeiſter durch Blick und Wink, daß alles auf das trefflichſte gerieth, obgleich ein paar neue ungeſchickte Bedienten in der Livree ſtaken.

Und ſo fuhr der Graf, Charlottens Ablenken nicht empfindend, über dieſen Gegenſtand ſich zu äußern fort. Ihm, der ſonſt nicht gewohnt war im Geſpräch irgend läſtig zu ſeyn, laſtete dieſe Sache zu ſehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, ſich von ſeiner Gemahlin getrennt zu ſehen, machten ihn bitter gegen alles was eheliche Verbindung betraf, die er doch ſelbſt mit der Baroneſſe ſo eifrig wünſchte.

Jener Freund, ſo fuhr er fort, that noch einen andern Geſetzvorſchlag. Eine Ehe ſollte nur alsdann für unauflöslich

gehalten werden, wenn entweder beide Theile, oder wenigstens der eine Theil, zum dritten Mal verheirathet ware. Denn was eine solche Person betreffe, so bekenne sie unwidersprechlich, daß sie die Ehe für etwas unentbehrliches halte. [illegible] frühern Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen; man habe eben so gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können.

Das würde freilich das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren, sagte Eduard: denn in der That jetzt, wenn wir verheirathet sind, fragt niemand weiter mehr nach unsern Tugenden, noch unsern Manegin.

Bei einer solchen Einrichtung, fiel die Baronesse lachelnd ein, hatten unsre lieben Wirthe schon zwei Stufen glücklich überstiegen, und konnten sich zu der dritten vorbereiten.

Ihnen ist's wohl gerathen, sagte der Graf: hier hat der Tod willig gethan, was die Consistorien sonst nur ungern zu thun pflegen.

Lassen wir die Todten ruhen, versetzte Charlotte, mit einem halb ernsten Blicke.

Warum? versetzte der Graf, da man ihrer in Ehren gedenken kann. Sie waren bescheiden genug sich mit einigen Jahren zu begnügen, für mannigfaltiges Gute, das sie zurückließen.

Wenn nur nicht gerade, sagte die Baronesse mit einem verhaltenen Seufzer, in solchen Fällen das Opfer der besten Jahre gedacht werden müßte.

Ja wohl, versetzte der Graf: man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt so wenig eine

gehoffte Folge zeigte. Kinder halten nicht, was sie versprechen; junge Leute sehr selten, und wenn sie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht.

Charlotte, welche froh war, daß das Gespräch sich wendete, [illegible] gewöhnen, das Gute stückweise und theilweise zu genießen.

Gewiß, versetzte der Graf, Sie haben beide sehr schöner Zeiten genossen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das schönste Paar bei Hof waren; weder von so glänzenden Zeiten noch von so hervorleuchtenden Gestalten ist jetzt die Rede mehr. Wenn Sie beide zusammen tanzten, aller Augen waren auf Sie gerichtet und wie umworben beide, indem Sie sich nur in einander bespiegelten.

Da sich so manches verändert hat, sagte Charlotte, können wir wohl so viel schönes mit Bescheidenheit anhören.

Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt, sagte der Graf, daß er nicht beharrlicher war: denn am Ende hatten seine wunderlichen Eltern wohl nachgegeben; und zehn frohe Jahre gewinnen ist keine Kleinigkeit.

Ich muß mich seiner annehmen, fiel die Baronesse ein. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umhersehen, und ob sie gleich Eduarden von Herzen liebte und sich ihn auch heimlich zum Gatten bestimmte; so war ich doch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entschluß drangen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entwöhnen.

Eduard nickte der Baronesse zu und schien dankbar für ihre Fürsprache.

Und dann muß ich eins, fuhr sie fort, zu Charlottens Entschuldigung beifügen: der Mann, der zu jener Zeit um sie warb, hatte sich schon lange durch Neigung zu ihr

ausgezeichnet und war, wenn man ihn naher kannte, gewiß liebenswürdiger als ihr andern gern zugestehen mögt. -

Liebe Freundin, versetzte der Graf etwas lebhaft: bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgültig war, und daß Sie [illegible] einer andern. Ich finde das einen sehr hübschen Zug an den Frauen, daß sie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann so lange noch fortleben, ja durch keine Art von Trennung stören oder aufheben lassen.

Diese gute Eigenschaft besitzen vielleicht die Manner noch mehr, versetzte die Baronesse; wenigstens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer dem Sie fruher geneigt waren. So habe ich gesehen, daß Sie auf die Fürsprache einer solchen sich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundin des Augenblicks von Ihnen erlangt hatte.

Einen solchen Vorwurf darf man sich wohl gefallen lassen, versetzte der Graf; doch was Charlottens ersten Gemahl betrifft, so konnte ich ihn deshalb nicht leiden, weil er mir das schöne Paar auseinander sprengte, ein wahrhaft praedestinirtes Paar, das, einmal zusammengegeben, weder funf Jahre zu scheuen, noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzusehen brauchte.

Wir wollen versuchen, sagte Charlotte, wieder einzubringen was wir versaumt haben.

Da müssen Sie sich dazu halten, sagte der Graf. Ihre ersten Heirathen, fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, waren doch so eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhafteren Ausdruck — etwas Tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhaltnisse, und es liegt doch eigentlich

nur an der plumpen Sicherheit, auf die ſich wenigſtens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles verſteht ſich von ſelbſt, und man ſcheint ſich nur verbunden zu haben, damit eins wie das andere nunmehr ſeiner Wege gehe.

In dieſem Augenblick machte Charlotte, die ein für allemal dieß Geſpräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner, die beiden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; ſelbſt Ottilie ward veranlaßt ſich zu äußern, und der Nachtiſch ward mit der beſten Stimmung genoſſen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgeſtellte Obſtreichthum, die bunteſte in Prachtgefäßen ſchön vertheilte Blumenfülle, den vorzüglichſten Antheil hatte.

Auch die neuen Parkanlagen kamen zur Sprache, die man ſogleich nach Tiſche beſuchte. Ottilie zog ſich unter dem Vorwande häuslicher Beſchäftigungen zurück; eigentlich aber ſetzte ſie ſich wieder zur Abſchrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; ſpäter geſellte ſich Charlotte zu ihm. Als ſie oben auf die Höhe gelangt waren und der Hauptmann gefällig hinunter eilte um den Plan zu holen, ſagte der Graf zu Charlotten: dieſer Mann gefällt mir außerordentlich. Er iſt ſehr wohl und im Zuſammenhang unterrichtet. Eben ſo ſcheint ſeine Thätigkeit ſehr ernſt und folgerecht. Was er hier leiſtet, würde in einem höhern Kreiſe von viel Bedeutung ſeyn.

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie faßte ſich jedoch und bekraftigte das Geſagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überraſcht war ſie aber, als der Graf fortfuhr: dieſe Bekanntſchaft kommt mir ſehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, in die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine ſolche Empfehlung,

indem ich ihn glücklich mache, einen hohen Freund auf das allerbeste verbinden.

Es war wie ein Donnerschlag der auf Charlotten herabfiel. Der Graf bemerkte nichts: denn die Frauen, gewohnt sich überall zu behaupten, behalten in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung. Doch hörte sie schon nicht mehr was der Graf sagte, indem er fortfuhr: Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bei mir geschwind her. Ich habe schon meinen Brief im Kopfe zusammengestellt, und mich drängt's ihn zu schreiben. Sie verschaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegschicken kann.

Charlotte war innerlich zerrissen. Von diesen Vorschlägen sowie von sich selbst überrascht, konnte sie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicherweise fort von seinen Plänen für den Hauptmann zu sprechen, deren Günstiges Charlotten nur allzusehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann heraustrat und seine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen sah sie den Freund an, den sie verlieren sollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte sie sich weg und eilte hinunter nach der Moosbutte. Schon auf halbem Wege stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und nun warf sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedelei und überließ sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baronesse an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von allem unterrichtet seyn mochte, bemerkte bald in einem tastenden Gespräch, daß Eduard sich zu Ottiliens Lobe

weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine so natürliche Weise nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier sey eine Leidenschaft nicht auf dem Wege, sondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn sie sich auch unter einander nicht lieben, stehen doch stillschweigend mit einander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer solchen Zuneigung stellten sich ihrem weltgewandten Geiste nur allzugeschwind dar. Dazu kam noch, daß sie schon heute früh mit Charlotten über Ottilien gesprochen und den Aufenthalt dieses Kindes auf dem Lande, besonders bei seiner stillen Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorschlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundin zu bringen, die sehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende, und sich nur nach einer gutartigen Gespielin umsehe, die an die zweite Kindesstatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen solle. Charlotte hatte sich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduards Gemüth diesen Vorschlag bei der Baronesse ganz zur vorsätzlichen Festigkeit, und um so schneller dieses in ihr vorging, um desto mehr schmeichelte sie äußerlich Eduards Wünschen. Denn niemand besaß sich mehr als diese Frau, und diese Selbstbeherrschung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns sogar einen gemeinen Fall mit Verstellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir so viel Gewalt über uns selbst üben, unsre Herrschaft auch über die andern zu verbreiten, um uns durch das was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige was wir innerlich entbehren, gewissermaßen schadlos zu halten.

An diese Gesinnung schließt sich meist eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der andern, über

das Bewußtlose, womit sie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, sondern zugleich auch auf die künftig überraschende Beschämung. Und so war die Baronesse boshaft genug, Eduarden zur Weinlese auf ihre Güter mit Charlotten einzuladen und die Frage Eduards: ob sie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weise, die er beliebig zu seinen Gunsten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard sprach schon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem großen Flusse, den Hügeln, Felsen und Weinbergen, von alten Schlössern, von Wasserfahrten, von dem Jubel der Weinlese, des Kelterns u. s. w., wobei er in der Unschuld seines Herzens sich schon zum Voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das frische Gemüth Ottiliens machen würden. In diesem Augenblick sah man Ottilien heran kommen, und die Baronesse sagte schnell zu Eduard: er möchte von dieser vorhabenden Herbstreise ja nichts reden: denn gewöhnlich geschähe das nicht worauf man sich so lange voraus freue. Eduard versprach, nöthigte sie aber Ottilien entgegen geschwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zusammengepflückt hatte. Die Baronesse fühlte sich bei diesem Anblick in ihrem Innern fast erbittert. Denn wenn sie auch das, was an dieser Neigung strafbar seyn mochte, nicht billigen durfte, so konnte sie das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man sich zum Abendessen zusammen gesetzt hatte, war eine völlig andere Stimmung in der Gesellschaft verbreitet.

Der Graf, der ſchon vor Tiſche geſchrieben und den Boten fortgeſchickt hatte, unterhielt ſich mit dem Hauptmann, den er auf eine verſtändige und beſcheidene Weiſe immer mehr ausforſchte, indem er ihn dieſen Abend an ſeine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen ſitzende Baroneſſe fand von daher wenig Unterhaltung; eben ſo wenig an Eduard, der erſt durſtig, dann aufgeregt, des Weines nicht ſchonte und ſich ſehr lebhaft mit Ottilien unterhielt die er an ſich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte ſaß, der es ſchwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baroneſſe hatte Zeit genug, Beobachtungen anzuſtellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil ſie nur Eduards Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte; ſo überzeugte ſie ſich leicht, auch Charlotte ſey bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie ſie nunmehr am beſten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tiſche fand ſich ein Zwieſpalt in der Geſellſchaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte bei einem ſo ruhigen, keineswegs eitlen und überhaupt lakoniſchen Manne verſchiedene Wendungen, um zu erfahren was er wünſchte. Sie gingen miteinander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenſter ſcherzte, Charlotte und die Baroneſſe aber ſtillſchweigend an der andern Seite des Saals nebeneinander hin und wieder gingen. Ihr Schweigen und müßiges Umherſtehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Geſellſchaft. Die Frauen zogen ſich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und ſo ſchien dieſer Tag abgeſchloſſen.

Eilftes Capitel.

Eduard begleitete den Grafen auf sein Zimmer und ließ sich recht gern durchs Gespräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor sich in verschiedene Seiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwüstlich. Ich habe sie heut im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küssen, und die zwar etwas barbarische aber doch tiefgefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die sich nichts besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken.

Die Spitze des Fußes blieb nun allein der Gegenstand des Lobes unter zwei vertrauten Männern. Sie gingen von der Person auf alte Geschichten und Abenteuer zurück, und kamen auf die Hindernisse, die man ehemals den Zusammenkünften dieser beiden Liebenden entgegengesetzt, welche Mühe sie sich gegeben, welche Kunstgriffe sie erfunden, nur um sich sagen zu können, daß sie sich liebten.

Erinnerst du dich, fuhr der Graf fort, welche Abenteuer ich dir recht freundschaftlich und uneigennützig bestehen helfen, als unsre höchsten Herrschaften ihren Oheim besuchten und auf dem weitläufigen Schlosse zusammenkamen? Der Tag war in Feierlichkeiten und Feierkleidern hingegangen; ein Theil der Nacht sollte wenigstens unter freiem liebevollen Gespräch verstrichen.

Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie sich wohl gemerkt, sagte Eduard. Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten.

Die, versetzte der Graf, mehr an den Anstand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine sehr häßliche Ehrenwächterin bei sich behalten hatte; da mir denn, indessen ihr [illegible] mit Augen und Worten sehr gut unterhielten, ein höchst unerfreuliches Loos zu Theil ward.

Ich habe mich noch gestern, versetzte Eduard, als Sie sich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geschichte erinnert, besonders an unsern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorsaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, so glaubten wir auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Posten, wie an den übrigen, vorbei gehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unsere Verwunderung! Der Weg war mit Matratzen verlegt, auf denen die Riesen in mehreren Reihen ausgestreckt lagen und schliefen. Der einzige Wachende auf dem Posten sah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur einer von diesen schnarchenden Cyklopskindern erwacht wäre.

Ich hatte große Lust zu stolpern, sagte der Graf, damit es Lärm gegeben hätte: denn welch eine seltsame Auferstehung würden wir gefeiert haben!

In diesem Augenblick schlug die Schloßglocke Zwölf.

Es ist hoch Mitternacht, sagte der Graf lächelnd, und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten: führen Sie mich heute wie ich Sie damals führte; ich habe der Baronesse das Versprechen gegeben sie noch zu besuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein gesprochen, wir haben uns so lange nicht gesehen, und nichts ist natürlicher als daß man sich nach einer vertraulichen Stunde sehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg

Bayerische Staatsbibliothek

will ich ſchon finden und auf alle Falle werde ich über keine Stiefel wegzuſtolpern haben.

Ich will Ihnen recht gern dieſe gaſtliche Gefalligkeit erzeigen, verſetzte Eduard, und ſehe es recht gern, wenn wir drüben zuſammen auf dem Flugel. Wer weiß, ob wir ſie nicht noch bei einander finden, oder was wir ſonſt für Handel anrichten, die irgend ein wunderliches Anſehn gewinnen.

Nur ohne Sorge! ſagte der Graf; die Baroneſſe erwartet mich. Sie iſt um dieſe Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.

Die Sache iſt übrigens leicht, verſetzte Eduard, und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende deſſelben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erſtiegen eine Wendeltreppe; oben auf einem engen Ruheplatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beim erſten Verſuch ſogleich ſich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunklen Raum zurückließ.

Eine andere Thüre links ging in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte ſprach zu ihrem Kammermädchen: iſt Ottilie ſchon zu Bette? Nein, verſetzte jene; ſie ſitzt noch unten und ſchreibt. So zünde Sie das Nachtlicht an, ſagte Charlotte, und gehe Sie nur hin: es iſt ſpat. Die Kerze will ich ſelbſt auslöſchen und für mich zu Bette gehen.

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch ſchreibe. Sie beſchaftigt ſich für mich! dachte er triumphirend. Durch die Finſterniß ganz in ſich ſelbſt geengt ſah er ſie ſitzen, ſchreiben; er glaubte zu ihr zu treten, ſie zu ſehen, wie ſie ſich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches

Verlangen ihr noch einmal nahe zu seyn. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeschoß wo sie wohnte. Nun fand er sich unmittelbar an seiner Frauen Thüre, eine sonderbare Verwechselung ging in seiner Seele vor, er suchte die Thüre aufzudrehen, er fand sie verschlossen, er pochte leise an, Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größeren Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte sich aber und abermals, was sie seit jenem unerwarteten Vorschlag des Grafen oft genug bei sich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann schien vor ihr zu stehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge und er sollte fort, das alles sollte leer werden! Sie sagte sich alles, was man sich sagen kann, ja sie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Trost, daß auch solche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünschte die Zeit, die es braucht um sie zu lindern; sie verwünschte die todtenhafte Zeit, wo sie würden gelindert seyn.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um so willkommner, als sie bei ihr selten Statt fand. Sie warf sich auf den Sopha und überließ sich ganz ihrem Schmerz. Eduard seinerseits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals, und zum drittenmal etwas stärker, so daß Charlotte durch die Nachtstille es ganz deutlich vernahm und erschreckt auffuhr. Der erste Gedanke war: es könne, es müsse der Hauptmann seyn; der zweite: das sey unmöglich! Sie hielt es für Täuschung; aber sie hatte es gehört, sie wünschte, sie fürchtete es gehört zu haben. Sie ging ins Schlafzimmer, trat leise zu der verriegelten Tapetenthür. Sie schalt sich über ihre Furcht: wie leicht kann die Gräfin etwas bedürfen! sagte sie zu sich selbst und rief gefaßt und gesetzt: Ist jemand da? Eine leise Stimme antwortete: Ich

hin's. Wer? entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterscheiden konnte. Ihr stand des Hauptmanns Gestalt vor der Thür. Etwas lauter klang es ihr entgegen: Eduard! Sie öffnete und ihr Gemahl stand vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich in diesem Tone fortzufahren. Er verwickelte den rathselhaften Besuch in rathselhafte Erklarungen. Warum ich denn aber eigentlich komme, sagte er zuletzt, muß ich dir nur gestehen. Ich habe ein Gelubde gethan, heute Abend noch deinen Schuh zu kussen.

Das ist dir lange nicht eingefallen, sagte Charlotte. Desto schlimmer, versetzte Eduard, und desto besser!

Sie hatte sich in einen Sessel gesetzt, um ihre leichte Nachtkleidung seinen Blicken zu entziehen. Er warf sich vor ihr nieder und sie konnte sich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh kußte, und daß, als dieser ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zartlich an seine Brust drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die von Natur maßig, im Ehestande, ohne Vorsatz und Anstrengung, die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kalte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu tragt. Und so fand sie Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne. Wie sehnlich wünschte sie den Gatten weg: denn die Luftgestalt des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen. Aber das was Eduarden hatte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewisse Bewegung war an ihr sichtbar. Sie hatte geweint, und wenn weiche Personen dadurch meist an Anmuth verlieren, so gewinnen

diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als ſtark und gefaßt kennen. Eduard war ſo liebenswürdig, ſo freundlich, ſo dringend; er bat ſie, bei ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht, bald ernſt bald ſcherzhaft ſuchte er ſie zu bereden, er dachte nicht daran, daß er Rechte habe und löſchte zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung ſogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in ſeinen Armen; Charlotten ſchwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und ſo verwebten, wunderſam genug, ſich Abweſendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt ſich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht unter allerlei Geſprächen und Scherzen zu, die um deſto freier waren als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des Morgens an dem Buſen ſeiner Frau erwachte, ſchien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne ſchien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er ſchlich ſich leiſe von ihrer Seite, und ſie fand ſich, ſeltſam genug, allein als ſie erwachte.

Zwölftes Capitel.

Als die Geſellſchaft zum Frühſtück wieder zuſammen kam, hätte ein aufmerkſamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verſchiedenheit der innern Geſinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die

Baroneſſe begegneten ſich mit dem heitern Behagen, das ein paar Liebende empfinden, die ſich, nach erduldeter Trennung, ihrer wechſelſeitigen Neigung abermals verſichert halten; dagegen Charlotte und Ottilie gleichſam erkaltet und ernſt dem Hauptmann und Ottilien entgegen traten. Denn ſo iſt die Liebe beſchaffen, daß ſie allein Rechte zu haben glaubt und alle anderen Rechte vor ihr verſchwinden. Ottilie war kindlich heiter, nach ihrer Weiſe konnte man ſie offen nennen. Ernſt erſchien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem dieſer alles in ihm aufregte was einige Zeit geruht und geſchlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier ſeine Beſtimmung nicht erfülle und im Grunde bloß in einem halbthätigen Müßiggang hinſchlendere. Kaum hatten ſich die beiden Gäſte entfernt, als ſchon wieder neuer Beſuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus ſich ſelbſt heraus zu gehen, ſich zu zerſtreuen wünſchte; Eduarden ungelegen, der eine doppelte Neigung fühlte ſich mit Ottilien zu beſchäftigen; Ottilien gleichfalls unerwünſcht, die mit ihrer auf morgen früh ſo nöthigen Abſchrift noch nicht fertig war. Und ſo eilte ſie auch, als die Fremden ſich ſpät entfernten, ſogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Fremden, ehe ſie ſich in den Wagen ſetzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, wurden einig noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war angekommen, den Eduard mit anſehnlichen Koſten aus der Ferne verſchrieben hatte. Man wollte verſuchen, ob er ſich leicht bewegen und lenken laſſe.

Er war am Ufer des mittelſten Teiches nicht weit von einigen alten Eichbäumen angebunden, auf die man ſchon bei künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier ſollte ein

Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architektonischer Ruheſitz aufgeführt werden, wonach diejenigen, die über den See fahren, zu ſteuern hatten.

Wo wird man denn nun eruden die Landung am beſten anlegen? fragte Eduard. Ich ſollte denken bei meinen Platanen.

Sie ſtehen ein wenig zu weit rechts, ſagte der Hauptmann. Landet man weiter unten, ſo iſt man dem Schloſſe näher; doch muß man es überlegen.

Der Hauptmann ſtand ſchon im Hintertheile des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte ſtieg ein, Eduard gleichfalls und faßte das andre Ruder; aber als er eben im Abſtoßen begriffen war, gedachte er Ottiliens, gedachte daß ihn dieſe Waſſerfahrt verſpäten, wer weiß erſt wann zurückführen würde. Er entſchloß ſich kurz und gut, ſprang wieder ans Land, reichte dem Hauptmann das andere Ruder und eilte, ſich flüchtig entſchuldigend, nach Hauſe.

Dort vernahm er: Ottilie habe ſich eingeſchloſſen, ſie ſchreibe. Bei dem angenehmen Gefühle, daß ſie für ihn etwas thue, empfand er das lebhafteſte Mißbehagen ſie nicht gegenwärtig zu ſehen. Seine Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke. Er ging in dem großen Saale auf und ab, verſuchte allerlei und nichts vermochte ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie wünſchte er zu ſehen, allein zu ſehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat ſie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Weſen über ſich ſelbſt gehoben. Sie legte das Original und die Abſchrift vor Eduard auf den Tiſch. Wollen wir collationiren? ſagte ſie lächelnd. Eduard wußte nicht

was er erwiedern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, größer und freier zu werden, aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gotteswillen! rief er aus, was ist das? Das ist meine Hand! Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr was er gewesen, die Welt nicht mehr was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff sich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entschuldigungen eines längeren Außenbleibens lachelte Eduard heimlich. O wie viel zu früh kommt ihr! sagte er zu sich selbst.

Sie setzten sich zum Abendessen. Die Personen des heutigen Besuchs wurden beurtheilt. Eduard liebevoll aufgeregt sprach gut von einem jeden, immer schonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte diese Stimmung und scherzte mit ihm, daß er, der sonst über die scheidende Gesellschaft immer das strengste Zungengericht ergehen lasse, heute so mild und nachsichtig sey.

Mit Feuer und herzlicher Ueberzeugung rief Eduard: Man muß nur Ein Wesen recht von Grund aus lieben, da

kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor! Ottilie schlug die Augen nieder, und Charlotte sah vor sich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und sagte: Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung, ist es doch auch etwas ähnliches. Man erkennt nur erst das schätzenswerthe in der Welt, wenn man solche Gesinnungen an Einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet.

Charlotte suchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um sich der Erinnerung dessen zu überlassen, was diesen Abend zwischen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard ans Ufer springend den Kahn vom Lande stieß, Gattin und Freund dem schwankenden Element selbst überantwortete, sah nunmehr Charlotte den Mann, um den sie im Stillen schon so viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor sich sitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, selten gefühlte Traurigkeit. Das Kreisen des Kahns, das Platschern der Ruder, der über den Wasserspiegel hinschauernde Windhauch, das Säuseln der Rohre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der ersten Sterne, alles hatte etwas Geisterhaftes in dieser allgemeinen Stille. Es schien ihr, der Freund führe sie weit weg, um sie auszusetzen, sie allein zu lassen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und sie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beschrieb ihr unterdessen, wie nach seiner Absicht die Anlagen werden sollten. Er rühmte die guten Eigenschaften des Kahns, daß er sich leicht mit zwei Rudern von Einer Person bewegen und regieren lasse. Sie werde das selbst lernen, es sey eine angenehme Empfindung manchmal allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und sein eigner Fahr- und Steuermann zu seyn.

Bei diesen Worten fiel der Freundin die bevorstehende Trennung auf's Herz. Sagt er das mit Vorsatz? dachte sie bei sich selbst: Weiß er schon davon? vermuthet er's? oder sagt er es zufällig, so daß er mir bewußtlos mein Schicksal vorausverkündigt? Es ergriff sie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; sie bat ihn, baldmöglichst zu landen und mit ihr nach dem Schlosse zurückzukehren.

Es war das erste Mal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im allgemeinen ihre Tiefe untersucht hatte, so waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden, er richtete seinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Aussteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schlosse führte. Aber auch von dieser Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengstlichkeit den Wunsch wiederholte, bald am Lande zu seyn. Er näherte sich mit erneuten Anstrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich fest gefahren und seine Bemühungen wieder los zu kommen waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig als in das Wasser zu steigen, das seicht genug war, um die Freundin an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, stark genug um nicht zu schwanken oder ihr einige Sorge zu geben, aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang ließ er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse; er schloß sie aufs neue in seine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund

auf ihre Hand und rief: Charlotte, werden Sie mir vergeben?

Der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurück gegeben, brachte Charlotten wieder zu sich selbst. Sie drückte seine Hand, aber sie hob ihn nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf seine Schultern legte, rief sie aus: Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sey, hangt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt Ihr Schicksal zu verbessern; es freut und schmerzt mich. Ich wollte es verschweigen bis es gewiß ware; der Augenblick nöthigt mich dieß Geheimniß zu entdecken. Nur in sofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben unsre Lage zu andern, da es von uns nicht abhängt unsre Gesinnung zu andern. Sie hub ihn auf und ergriff seinen Arm um sich darauf zu stützen, und so kamen sie stillschweigend nach dem Schlosse.

Nun aber stand sie in ihrem Schlafzimmer, wo sie sich als Gattin Eduards empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bei diesen Widersprüchen ihr tüchtiger und durchs Leben mannigfaltig geübter Charakter zu Hülfe. Immer gewohnt sich ihrer selbst bewußt zu seyn, sich selbst zu gebieten, ward es ihr auch jetzt nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem erwünschten Gleichgewichte zu nahern; ja sie mußte uber sich selbst lacheln, indem sie des wunderlichen Nachtbesuches gedachte. Doch schnell ergriff sie eine seltsame Ahnung, ein freudig bängliches Erzittern, das in fromme Wünsche und Hoffnungen sich auflös'te. Gerührt kniete sie nieder, sie wiederholte den Schwur den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen gingen vor ihr in heitern

Bildern vorüber. Sie fühlte sich innerlich wieder hergestellt. Bald ergreift sie eine süße Müdigkeit und ruhig schlaft sie ein.

Dreizehntes Capitel.

Eduard von seiner Seite ist in einer ganz verschiedenen Stimmung. Zu schlafen denkt er so wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt sich auszuziehen. Die Abschrift des Documents küßt er tausendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich schüchterner Hand; das Ende wagt er kaum zu küssen, weil er seine eigene Hand zu sehen glaubt. O daß es ein andres Document wäre! sagt er sich im Stillen; und doch ist es ihm auch so schon die schönste Versicherung, daß sein höchster Wunsch erfüllt sey. Bleibt es ja doch in seinen Händen, und wird er es nicht immerfort an sein Herz drücken obgleich entstellt durch die Unterschrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond steigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden ins Freie; er schweift umher, er ist der unruhigste und der glücklichste aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; sie sind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schlosse zieht es ihn zurück; er findet sich unter Ottiliens Fenstern. Dort setzt er sich auf eine Terrassentreppe. Mauern und Riegel, sagt er zu sich selbst, trennen uns jetzt, aber unsre Herzen sind nicht getrennt. Stünde sie vor mir, in meine Arme würde sie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als diese Gewißheit! Alles war still um ihn her, kein Lüftchen regte sich; so still war's, daß er das wühlende Arbeiten emsiger Thiere unter der Erde vernehmen

konnte, denen Tag und Nacht gleich ſind. Er hing ganz ſeinen glücklichen Träumen nach, ſchlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufſtieg und die frühſten Nebel gewältigte.

Nun fand er ſich den erſten Wachenden in ſeinen Beſitzungen. Die Arbeiter ſchienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es ſchienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgeſetzte Tagesarbeit für ſeine Wünſche zu gering. Er fragte nach mehreren Arbeitern: man verſprach ſie und ſtellte ſie im Laufe des Tages. Aber auch dieſe ſind ihm nicht genug, um ſeine Vorſätze ſchleunig ausgeführt zu ſehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr: es ſoll ſchon alles fertig ſeyn, und für wen? Die Wege ſollen gebahnt ſeyn, damit Ottilie bequem ſie gehen, die Sitze ſchon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hauſe treibt er was er kann: es ſoll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduards Geſinnungen, wie in ſeinen Handlungen, iſt kein Maß mehr. Das Bewußtſeyn zu lieben und geliebt zu werden treibt ihn ins Unendliche. Wie verändert iſt ihm die Anſicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verſchlingt ihm alles: er iſt ganz in ihr verſunken; keine andre Betrachtung ſteigt vor ihm auf. kein Gewiſſen ſpricht ihm zu; alles was in ſeiner Natur gebändigt war bricht los, ſein ganzes Weſen ſtrömt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieſes leidenſchaftliche Treiben und wünſcht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle dieſe Anlagen, die jetzt mit einem einſeitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zuſammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erſte Zahlung geſchehen,

Charlotte hatte sie der Abrede nach in ihre Casse genommen. Aber sie muß gleich in der ersten Woche Ernst und Geduld und Ordnung mehr als sonst üben und im Auge haben: denn nach der übereilten Weise wird das Ausgesetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie soll er Charlotten in dieser Lage lassen! Sie berathen sich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber selbst beschleunigen, zu dem Ende Gelder aufnehmen, und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweisen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ sich fast ohne Verlust durch Cession der Gerechtsame thun; man hatte freiere Hand; man leistete, da alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf Einmal, und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard stimmte gern bei, weil es mit seinen Absichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indessen Charlotte bei dem was sie bedacht und sich vorgesetzt, und männlich steht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären sich wechselseitig über Eduards Leidenschaft; sie berathen sich darüber. Charlotte schließt Ottilien näher an sich, beobachtet sie strenger, und je mehr sie ihr eigen Herz gewahr worden, desto tiefer blickt sie in das Herz des Mädchens. Sie sieht keine Rettung, als sie muß das Kind entfernen.

Nun scheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein so ausgezeichnetes Lob in der Pension erhalten: denn die Großtante, davon unterrichtet, will sie nun ein für allemal zu sich nehmen, sie um sich haben, sie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Pension zurückkehren; der Hauptmann entfernte sich, wohlversorgt; und alles stand wie vor wenigen

Monaten, ja um so viel besser. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wieder herzustellen, und sie legte das alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte: in einen frühern beschränktern Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder ins Enge bringen.

Eduard empfand indessen die Hindernisse sehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien auseinander hielt, daß man ihm erschwerte sie allein zu sprechen, ja sich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von Mehreren; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches Andere. Konnte er Ottilien flüchtig sprechen, so war es nicht nur sie seiner Liebe zu versichern, sondern sich auch über seine Gattin, über den Hauptmann zu beschweren. Er fühlte nicht, daß er selbst durch sein heftiges Treiben die Casse zu erschöpfen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß sie bei dem Geschäft gegen die erste Abrede handelten, und doch hatte er in die zweite Abrede gewilligt, ja er hatte sie selbst veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete sich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard sich einst gegen Ottilien über den letztern beklagte, daß er als Freund und in einem solchen Verhältnisse nicht ganz aufrichtig handle, versetzte Ottilie unbedachtsam: es hat mir schon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie ist. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten sagen: wenn uns nur Eduard mit seiner Flötendudelei verschonte: es kann daraus nichts werden und ist für die Zuhörer so lästig. Sie können denken, wie mich das geschmerzt hat, da ich Sie so gern accompagnire.

Kaum hatte ſie es geſagt, als ihr ſchon der Geiſt zuflüſterte, daß ſie hatte ſchweigen ſollen; aber es war heraus. Eduards Geſichtszüge verwandelten ſich. Nie hatte ihn etwas mehr verdroſſen: er war in ſeinen liebſten Forderungen angegriffen, er war ſich eines kindlichen Strebens ohne die mindeſte Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, ſollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie ſchrecklich es für einen Dritten ſey, ſich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu laſſen. Er war beleidigt, wüthend um nicht wieder zu vergeben. Er fühlte ſich von allen Pflichten losgeſprochen.

Die Nothwendigkeit mit Ottilien zu ſeyn, ſie zu ſehen, ihr etwas zuzuflüſtern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entſchloß ſich ihr zu ſchreiben, ſie um einen geheimen Briefwechſel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dieß lakoniſch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtiſch und ward vom Zugwind herunter geführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuſeln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eiſens zu verſuchen, buckte ſich dieſer nach Papierſchnitzeln auf der Erde; dießmal ergriff er das Billet, zwickte es eilig und es war verſengt. Eduard den Mißgriff bemerkend riß es ihm aus der Hand. Bald darauf ſetzte er ſich hin, es noch einmal zu ſchreiben; es wollte nicht ganz ſo zum zweiten Male aus der Feder. Er fühlte einiges Bedenken, einige Beſorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blattchen in die Hand gedrückt, den erſten Augenblick wo er ſich ihr nahern konnte.

Ottilie verſäumte nicht ihm zu antworten. Ungeleſen ſteckte er das Zettelchen in die Weſte, die modiſch kurz es nicht gut verwahrte. Es ſchob ſich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte ſah

es und hob es auf, und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. Hier iſt etwas von deiner Hand, ſagte ſie, das du vielleicht ungern verloreſt.

Er war betroffen. Verſtellt ſie ſich? dachte er. Iſt ſie den Inhalt des Blättchens gewahr worden, oder irrt ſie ſich an der Aehnlichkeit der Hände? Er hoffte, er dachte das Letztere. Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber dieſe ſonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Weſen mit uns zu ſprechen ſcheint, waren ſeiner Leidenſchaft unverſtändlich; vielmehr indem ſie ihn immer weiter führte, empfand er die Beſchränkung, in der man ihn zu halten ſchien, immer unangenehmer. Die freundliche Geſellſchaft verlor ſich. Sein Herz war verſchloſſen, und wenn er mit Freund und Frau zuſammen zu ſeyn genöthigt war, ſo gelang es ihm nicht, ſeine frühere Neigung zu ihnen in ſeinem Buſen wieder aufzufinden, zu beleben. Der ſtille Vorwurf, den er ſich ſelbſt hierüber machen mußte, war ihm unbequem und er ſuchte ſich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle dieſe Prüfungen half Charlotten ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war ſich ihres ernſten Vorſatzes bewußt, auf eine ſo ſchöne edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie ſehr wünſcht ſie jenen beiden auch zu Hülfe zu kommen. Entfernung, fühlte ſie wohl, wird nicht allein hinreichend ſeyn, ein ſolches Uebel zu heilen. Sie nimmt ſich vor, die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber ſie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eigenen Schwankens ſteht ihr im Wege. Sie ſucht ſich darüber im allgemeinen auszudrücken; das allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zuſtand, den ſie auszuſprechen ſcheut. Ein jeder Wink, den ſie Ottilien geben will, deutet zurück in ihr

eignes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß sie wohl selbst noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält sie daher die Liebenden noch immer auseinander, und die Sache wird dadurch nicht besser. Leise Andeutungen, die ihr manchmal entschlüpfen, wirken auf Ottilien nicht: denn Eduard hatte diese von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke.

Ottilie getragen durch das Gefühl ihrer Unschuld, auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freundlicher in ihrem Thun, aufgeschlossener gegen andre, findet sie sich in einem Himmel auf Erden.

So leben alle zusammen, jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele steht, noch immer so fort lebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Capitel.

Von dem Grafen war indessen ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der sehr schöne Aussichten in die Ferne darwies, der andre hingegen, der ein entschiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geschäftsstelle, den Charakter als Major, ansehnlichen Gehalt und andre Vortheile, sollte wegen verschiedener Nebenumstände noch geheim gehalten

werden. Auch unterrichtete der Hauptmann ſeine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg was ſo nahe bevorſtand.

Indeſſen ſetzte er die gegenwärtigen Geſchäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie alles in ſeiner Abweſenheit ungehinderten Fortgang haben könnte. Es iſt ihm nun ſelbſt daran gelegen, daß für manches ein Termin beſtimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag manches beſchleunige. Nun wirken die beiden Freunde, obſchon ohne ausdrückliches Einverſtändniß, gern zuſammen. Eduard iſt nun recht zufrieden, daß man durch das Vorauserheben der Gelder die Caſſe verſtärkt hat; die ganze Anſtalt rückt auf das raſcheſte vorwärts.

Die drei Teiche in einen See zu verwandeln hätte jetzt der Hauptmann am liebſten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verſtärken, die mittleren abzutragen und die ganze Sache in mehr als einem Sinne wichtig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie ſie in einander wirken konnten, waren ſchon angefangen, und hier kam ein junger Architekt, ein ehemaliger Zögling des Hauptmanns, ſehr erwünſcht, der theils mit Anſtellung tüchtiger Meiſter, theils mit Verdingen der Arbeit, wo ſich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer verſprach; wobei ſich der Hauptmann im Stillen freute, daß man ſeine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundſatz, aus einem übernommenen unvollendeten Geſchäft nicht zu ſcheiden, bis er ſeine Stelle genugſam erſetzt ſahe. Ja er verachtete diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, erſt noch Verwirrung in ihrem Kreiſe anrichten, indem ſie als ungebildete Selbſtler das zu zerſtören wünſchen, wobei ſie nicht mehr fortwirken ſollen.

So arbeitete man immer mit Anſtrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es ausſprach, oder ſich's recht aufrichtig bekannte. Nach Charlottens obgleich neidloſen Geſinnungen konnte es doch kein entſchiedenes Feſt werden. Die Jugend Ottiliens, ihre Glücksumſtände, das Verhältniß zur Familie berechtigten ſie nicht als Königin eines Tages zu erſcheinen. Und Eduard wollte nicht davon geſprochen haben, weil alles wie von ſelbſt entſpringen, überraſchen und natürlich erfreuen ſollte.

Alle kamen daher ſtillſchweigend in dem Vorwande überein, als wenn an dieſem Tage, ohne weitere Beziehung, jenes Luſthaus gerichtet werden ſollte, und bei dieſem Anlaß konnte man dem Volke, ſo wie den Freunden, ein Feſt ankündigen.

Eduards Neigung war aber gränzenlos. Wie er ſich Ottilien zuzueignen begehrte, ſo kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Verſprechens. Zu einigen Gaben, die er Ottilien an dieſem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorſchläge gethan. Er ſprach mit ſeinem Kammerdiener, der ſeine Garderobe beſorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beſtändigem Verhältniß blieb; dieſer, nicht unbekannt ſowohl mit den angenehmſten Gaben ſelbſt, als mit der beſten Art ſie zu überreichen, beſtellte ſogleich in der Stadt den niedlichſten Koffer mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beſchlagen, und angefüllt mit Geſchenken, einer ſolchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorſchlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abzubrennen verſäumt hatte. Dieß konnte man leicht verſtärken und erweitern. Eduard ergriff den Gedanken und jener verſprach für die Ausführung zu ſorgen. Die Sache ſollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdeſſen, je näher der Tag heranrückte, ſeine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für ſo nöthig hielt, wenn eine Maſſe Menſchen zuſammenberufen oder gelockt wird. Ja ſogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Feſtes geſtört wird, durchaus Vorſorge genommen.

Eduard und ſein Vertrauter dagegen beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelſten Teiche vor jenen großen Eichbäumen ſollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen ſollte die Geſellſchaft ſich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abſpiegelung im Waſſer und was auf dem Waſſer ſelbſt brennend zu ſchwimmen beſtimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuſchauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Geſträuch, Gras und Moos ſäubern und nun erſchien erſt die Herrlichkeit des Baumwuchſes ſowohl an Höhe als Breite auf dem gereinigten Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — Es war ungefähr um dieſe Jahrszeit als ich ſie pflanzte. Wie lange mag es her ſeyn? ſagte er zu ſich ſelbſt. — Sobald er nach Hauſe kam, ſchlug er in alten Tagebüchern nach, die ſein Vater, beſonders auf dem Lande, ſehr ordentlich geführt hatte. Zwar dieſer Pflanzung konnte nicht darin erwähnt ſeyn, aber eine andre häusliche wichtige Begebenheit an demſelben Tage, deren ſich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt ſtehen. Er durchblättert einige Bände; der Umſtand findet ſich: aber wie erſtaunt, wie erfreut iſt Eduard, als er das wunderbarſte Zuſammentreffen bemerkt. Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung iſt zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Fünfzehntes Capitel.

Endlich leuchtete Eduarden der sehnlich erwartete Morgen und nach und nach stellten viele Gäste sich ein: denn man hatte die Einladungen weit umher geschickt, und Manche, die das Legen des Grundsteins versäumt hatten, wovon man so viel artiges erzählte, wollten diese zweite Feierlichkeit um so weniger verfehlen.

Vor Tafel erschienen die Zimmerleute mit Musik im Schloßhofe, ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen stufenweise übereinander schwankenden Laub- und Blumenreifen zusammengesetzt war. Sie sprachen ihren Gruß und erbaten sich zur gewöhnlichen Ausschmückung seidene Tücher und Bänder von dem schönen Geschlecht. Indeß die Herrschaft speis'te, setzten sie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem sie sich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daselbst Frauen und Mädchen gleichfalls um manches Band gebracht, so kamen sie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe, wo das gerichtete Haus stand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Gesellschaft einigermaßen zurück. Sie wollte keinen feierlichen förmlichen Zug und man fand sich daher in einzelnen Partien, ohne Rang und Ordnung, auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht besser: denn weil Ottilie wirklich die letzte war, die herzutrat, so schien es als wenn Trompeten und Pauken nur auf sie gewartet hätten, als wenn die Feierlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hause das rohe Ansehn zu nehmen, hatte man es mit grünem Reisig und Blumen, nach Angabe des

Hauptmanns, architektoniſch ausgeſchmückt, allein ohne deſſen Mitwiſſen hatte Eduard den Architekten veranlaßt, in dem Geſims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottiliens im Giebelfelde glänzte. Er wußte dieſes Beginnen auf eine geſchickte Weiſe abzulehnen und die ſchon fertigen Blumenbuchſtaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgeſteckt und weit umher in der Gegend ſichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft und eine kurze Rede verſcholl zum größten Theil im Winde. Die Feierlichkeit war zu Ende, der Tanz auf dem geebneten und mit Lauben umkreiſeten Platze vor dem Gebäude ſollte nun angehen. Ein ſchmucker Zimmergeſelle führte Eduarden ein flinkes Bauernmädchen zu, und forderte Ottilien auf, welche daneben ſtand. Die beiden Paare fanden ſogleich ihre Nachfolger und bald genug wechſelte Eduard, indem er Ottilien ergriff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Geſellſchaft miſchte ſich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die älteren beobachteten.

Sodann, ehe man ſich auf den Spaziergängen zerſtreute, ward abgeredet, daß man ſich mit Untergang der Sonne bei den Platanen wieder verſammeln wolle. Eduard fand ſich zuerſt ein, ordnete alles und nahm Abrede mit dem Kammerdiener, der auf der andern Seite, in Geſellſchaft des Feuerwerkers, die Luſterſcheinungen zu beſorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorrichtungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Andrangs der Zuſchauer mit Eduard ſprechen, als ihn derſelbe etwas haſtig bat, er möge ihm dieſen Theil der Feierlichkeit doch allein überlaſſen.

Schon hatte sich das Volk auf die oberwärts abgestochenen und vom Rasen entblößten Dämme gedrängt, wo das Erdreich uneben und unsicher war. Die Sonne ging unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Gesellschaft unter den Platanen mit Erfrischungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute sich in Gedanken, künftig von hier die Aussicht auf einen weiten und so mannigfaltig begränzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windstille versprachen das nächtliche Fest zu begünstigen, als auf einmal ein entsetzliches Geschrei entstand. Große Schollen hatten sich vom Damme losgetrennt, man sah mehrere Menschen ins Wasser stürzen. Das Erdreich hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den besten Platz haben und nun konnte niemand vorwärts noch zurück.

Jedermann sprang auf und hinzu, mehr um zu schauen als zu thun: denn was war da zu thun, wo niemand hinreichen konnte. Nebst einigen Entschlossenen eilte der Hauptmann, trieb sogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hülfreichen freie Hand zu geben, welche die Versinkenden herauszuziehen suchten. Schon waren alle, theils durch eignes, theils durch fremdes Bestreben, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängstliches Bemühen, statt sich dem Damm zu nähern, sich davon entfernt hatte. Die Kräfte schienen ihn zu verlassen, nur einigemal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicher Weise war der Kahn auf der andern Seite mit Feuerwerk gefüllt, nur langsam konnte man ihn ausladen und die Hülfe verzögerte sich. Des Hauptmanns Entschluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg, aller

Augen richteten ſich auf ihn, und ſeine tüchtige kräftige Geſtalt flößte jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraſchung drang aus der Menge hervor, als er ſich ins Waſſer ſtürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geſchickter Schwimmer den Knaben bald erreichte und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indeſſen ruderte der Kahn herbei, der Hauptmann beſtieg ihn und forſchte genau von den Anweſenden, ob denn auch wirklich alle gerettet ſeyen. Der Chirurgus kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, ſie bittet den Hauptmann nur für ſich zu ſorgen, nach dem Schloſſe zurückzukehren und die Kleider zu wechſeln. Er zaudert, bis ihm geſetzte verſtändige Leute, die ganz nahe gegenwärtig geweſen, die ſelbſt zur Rettung der Einzelnen beigetragen, auf das Heiligſte verſichern, daß alle gerettet ſeyen.

Charlotte ſieht ihn nach Hauſe gehen, ſie denkt, daß Wein und Thee und was ſonſt nöthig wäre, verſchloſſen iſt, daß in ſolchen Fällen die Menſchen gewöhnlich verkehrt handeln; ſie eilt durch die zerſtreute Geſellſchaft, die ſich noch unter den Platanen befindet; Eduard iſt beſchäftigt jedermann zuzureden: man ſoll bleiben; in kurzem gedenkt er das Zeichen zu geben und das Feuerwerk ſoll beginnen; Charlotte tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verſchieben, das jetzt nicht am Platze ſey, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genoſſen werden könne; ſie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem Retter ſchuldig ſey. Der Chirurgus wird ſchon ſeine Pflicht thun, verſetzte Eduard. Er iſt mit allem verſehen und unſer Zudringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme.

Charlotte beſtand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die ſich ſogleich zum Weggehn anſchickte. Eduard ergriff

ihre Hand und rief: Wir wollen dieſen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schweſter iſt ſie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen ſich abtrocknen.

Charlotte ſchwieg und ging. Einige folgten ihr, andere dieſen; endlich wollte niemand der letzte ſeyn und ſo folgten alle. Eduard und Ottilie fanden ſich allein unter den Platanen. Er beſtand darauf zu bleiben, ſo dringend, ſo ängſtlich ſie ihn auch bat, mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren. Nein, Ottilie! rief er: das Außerordentliche geſchieht nicht auf glattem gewöhnlichem Wege. Dieſer überraſchende Vorfall von heute Abend bringt uns ſchneller zuſammen. Du biſt die meine! Ich habe dir's ſchon ſo oft geſagt und geſchworen; wir wollen es nicht mehr ſagen und ſchwören, nun ſoll es werden.

Der Kahn von der andern Seite ſchwamm herüber. Es war der Kammerdiener, der verlegen anfragte: was nunmehr mit dem Feuerwerk werden ſollte. Brennt es ab! rief er ihm entgegen. Für dich allein war es beſtellt, Ottilie, und nun ſollſt du es auch allein ſehen! Erlaube mir an deiner Seite ſitzend, es mit zu genießen. Zärtlich beſcheiden ſetzte er ſich neben ſie ohne ſie zu berühren.

Raketen rauſchten auf, Kanonenſchläge donnerten, Leuchtkugeln ſtiegen, Schwärmer ſchlängelten und platzten, Räder giſchten, jedes erſt einzeln, dann gepaart, dann alle zuſammen, und immer gewaltſamer hintereinander und zuſammen. Eduard, deſſen Buſen brannte, verfolgte mit lebhaft zufriedenem Blick dieſe feurigen Erſcheinungen. Ottiliens zartem, aufgeregtem Gemüth war dieſes rauſchende blitzende Entſtehen und Verſchwinden eher ängſtlich als angenehm. Sie lehnte ſich ſchüchtern an Eduard, dem dieſe Annäherung,

dieſes Zutrauen das volle Gefühl gab, daß ſie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beiden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, vertrat ihnen den Weg und ſprach ſie um ein Almoſen an, da er an dieſem feſtlichen Tage verſäumt worden ſey. Der Mond ſchien ihm ins Geſicht und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber ſo glücklich wie er war, konnte er nicht ungehalten ſeyn, konnte es ihm nicht einfallen, daß beſonders für heute das Betteln höchlich verpönt worden. Er forſchte nicht lange in der Taſche und gab ein Goldſtück hin. Er hätte jeden gern glücklich gemacht, da ſein Glück ohne Gränzen ſchien.

Zu Hauſe war indeß alles erwünſcht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitſchaft alles Nöthigen, der Beiſtand Charlottens, alles wirkte zuſammen und der Knabe ward wieder zum Leben hergeſtellt. Die Gäſte zerſtreuten ſich, ſowohl um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu ſehen, als auch, um nach ſolchen verworrnen Scenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geſchwind umgekleidet, an der nöthigen Vorſorge thätigen Antheil genommen; alles war beruhigt und er fand ſich mit Charlotten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß ſeine Abreiſe nahe bevorſtehe. Sie hatte dieſen Abend ſo viel erlebt, daß dieſe Entdeckung wenig Eindruck auf ſie machte; ſie hatte geſehen, wie der Freund ſich aufopferte, wie er rettete und ſelbſt gerettet war. Dieſe wunderbaren Ereigniſſe ſchienen ihr eine bedeutende Zukunft aber keine unglückliche zu weiſſagen.

Eduarden, der mit Ottilien hereintrat, wurde die bevorstehende Abreise des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das nähere gewußt habe, war aber viel zu sehr mit sich und seinen Absichten beschäftigt, als daß er es hätte übel empfinden sollen.

Im Gegentheil vernahm er aufmerksam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage in die der Hauptmann versetzt werden solle. Unbändig drangen seine geheimen Wünsche den Begebenheiten vor. Schon sah er jenen mit Charlotten verbunden, sich mit Ottilien. Man hätte ihm zu diesem Fest kein größeres Geschenk machen können.

Aber wie erstaunt war Ottilie, als sie auf ihr Zimmer trat und den köstlichen kleinen Koffer auf ihrem Tische fand. Sie säumte nicht ihn zu eröffnen. Da zeigte sich alles so schön gepackt und geordnet, daß sie es nicht auseinander zu nehmen, ja kaum zu lüften wagte. Musselin, Battist, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergessen. Sie begriff wohl die Absicht, sie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden: es war aber alles so kostbar und fremd, daß sie sich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

Sechzehntes Capitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verschwunden, und ein dankbar gefühltes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher schon halben und einsolbigen Abschied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab sich darein: denn

in dem zweiten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er diesem Punkt keine Aufmerksamkeit schenkte, so hielt sie doch die Sache schon für gewiß und entsagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte sie nun auch die Gewalt, die sie über sich selbst ausgeübt, von Andern fordern zu können. Ihr war es nicht unmöglich gewesen, Andern sollte das gleiche möglich seyn. In diesem Sinne begann sie das Gespräch mit ihrem Gemahl, um so mehr offen und zuversichtlich, als sie empfand, daß die Sache ein für allemal abgethan werden müsse.

Unser Freund hat uns verlassen, sagte sie: wir sind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es käme nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zustand zurückkehren wollten.

Eduard, der nichts vernahm als was seiner Leidenschaft schmeichelte, glaubte daß Charlotte durch diese Worte den früheren Wittwenstand bezeichnen und, obgleich auf unbestimmte Weise, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er antwortete deßhalb mit Lächeln: Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man sich verständigte.

Er fand sich daher gar sehr betrogen, als Charlotte versetzte: Auch Ottilien in eine andere Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet sich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältnisse zu geben die für sie wünschenswerth sind. Sie kann in die Pension zurückkehren, da meine Tochter zur Großtante gezogen ist; sie kann in ein angesehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer standesmäßigen Erziehung zu genießen.

Indeſſen, verſetzte Eduard ziemlich gefaßt, hat Ottilie ſich in unſerer freundlichen Geſellſchaft ſo verwöhnt, daß ihr eine andre wohl ſchwerlich willkommen ſeyn möchte.

Wir haben uns alle verwöhnt, ſagte Charlotte, und du nicht zum letzten. Indeſſen iſt es eine Epoche, die uns zur Beſinnung auffordert, die uns ernſtlich ermahnt, an das Beſte ſämmtlicher Mitglieder unſers kleinen Zirkels zu denken und auch irgend eine Aufopferung nicht zu verſagen.

Wenigſtens finde ich es nicht billig, verſetzte Eduard, daß Ottilie aufgeopfert werde, und das geſchähe doch, wenn man ſie gegenwärtig unter fremde Menſchen hinunter ſtieße. Den Hauptmann hat ſein gutes Geſchick hier aufgeſucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegſcheiden laſſen. Wer weiß was Ottilien bevorſteht; warum ſollten wir uns übereilen?

Was uns bevorſteht iſt ziemlich klar, verſetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da ſie die Abſicht hatte ein für allemal ſich auszuſprechen, fuhr ſie fort: Du liebſt Ottilien, du gewöhnſt dich an ſie. Neigung und Leidenſchaft entſpringt und nährt ſich auch von ihrer Seite. Warum ſollen wir nicht mit Worten ausſprechen, was uns jede Stunde geſteht und bekennt? Sollen wir nicht ſo viel Vorſicht haben, uns zu fragen, was das werden wird?

Wenn man auch ſogleich darauf nicht antworten kann, verſetzte Eduard, der ſich zuſammennahm, ſo läßt ſich doch ſo viel ſagen, daß man eben alsdann ſich am erſten entſchließt abzuwarten, was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht ſagen kann, was aus einer Sache werden ſoll.

Hier vorauszuſehen, verſetzte Charlotte, bedarf es wohl keiner großen Weisheit, und ſoviel läßt ſich auf alle Fälle

gleich ſagen, daß wir beide nicht mehr jung genug ſind, um blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht ſollte. Niemand kann mehr für uns ſorgen; wir müſſen unſre eigenen Freunde ſeyn, unſre eigenen Hofmeiſter. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerſtes verlieren werden, niemand erwartet uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden.

Kannſt du mir's verdenken, verſetzte Eduard, der die offne reine Sprache ſeiner Gattin nicht zu erwiedern vermochte: kannſt du mich ſchelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt? und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen iſt; ſondern ein gegenwärtiges? Denke dir, aufrichtig und ohne Selbſtbetrug, Ottilien aus unſerer Geſellſchaft geriſſen, und fremden Menſchen untergeben — ich wenigſtens fühle mich nicht grauſam genug, ihr eine ſolche Veränderung zuzumuthen.

Charlotte ward gar wohl die Entſchloſſenheit ihres Gemahls hinter ſeiner Verſtellung gewahr. Erſt jetzt fühlte ſie, wie weit er ſich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief ſie aus: Kann Ottilie glücklich ſeyn, wenn ſie uns entzweit! wenn ſie mir einen Gatten, ſeinen Kindern einen Vater entreißt!

Für unſere Kinder, dächte ich, wäre geſorgt, ſagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: Wer wird auch ſogleich das Aeußerſte denken!

Das Aeußerſte liegt der Leidenſchaft zu allernächſt, bemerkte Charlotte. Lehne, ſo lange es noch Zeit iſt, den guten Rath nicht ab, nicht die Hülfe die ich uns biete. In trüben Fällen muß derjenige wirken und helfen der am klarſten ſieht. Dießmal bin ich's. Lieber, liebſter Eduard, laß mich gewähren! Kannſt du mir zumuthen, daß ich auf mein

wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf dich so geradehin Verzicht leisten soll?

Wer sagt das? versetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

Du selbst, versetzte Charlotte: indem du Ottilien in der Nähe behalten willst, gestehst du nicht alles zu, was daraus entspringen muß? Ich will nicht in dich dringen; aber wenn du dich nicht überwinden kannst, so wirst du wenigstens dich nicht lange mehr betriegen können.

Eduard fühlte wie Recht sie hatte. Ein ausgesprochnes Wort ist fürchterlich, wenn es das auf einmal ausspricht, was das Herz lange sich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiederte Eduard: Es ist mir ja noch nicht einmal klar, was du vor hast.

Meine Absicht war, versetzte Charlotte, mit dir die beiden Vorschläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Pension würde Ottilien am gemäßesten seyn, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt ist. Jene größere und weitere Lage verspricht aber mehr, wenn ich bedenke, was sie werden soll. Sie legte darauf umständlich ihrem Gemahl die beiden Verhältnisse dar und schloß mit den Worten: Was meine Meinung betrifft, so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen aus mehreren Ursachen, besonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will.

Eduard schien ihr Beifall zu geben, nur aber um einigen Aufschub zu suchen. Charlotte, die darauf ausging etwas Entscheidendes zu thun, ergriff sogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widersprach, die Abreise Ottiliens, zu der sie schon alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage festzusetzen.

Eduard ſchauderte; er hielt ſich für verrathen und die liebevolle Sprache ſeiner Frau für ausgedacht, künſtlich und planmäßig, um ihn auf ewig von ſeinem Glücke zu trennen. Er ſchien ihr die Sache ganz zu überlaſſen; allein ſchon war innerlich ſein Entſchluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorſtehende unabſehliche Unheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entſchied er ſich, ſein Haus zu verlaſſen, und zwar nicht ganz ohne Vorbewußt Charlottens, die er jedoch durch die Einleitung zu täuſchen verſtand, daß er bei Ottiliens Abreiſe nicht gegenwärtig ſeyn, ja ſie von dieſem Augenblick an nicht mehr ſehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen Vorſchub. Er befahl ſeine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweiſung was er einpacken und wie er ihm folgen ſolle, und ſo, wie ſchon im Stegreife, ſetzte er ſich hin und ſchrieb.

Eduard an Charlotten.

Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar ſeyn oder nicht, dieß nur fühl' ich, wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln ſoll, ſo muß ich Aufſchub finden für mich, für uns alle. Indem ich mich aufopfre kann ich fordern. Ich verlaſſe mein Haus und kehre nur unter günſtigern ruhigern Ausſichten zurück. Du ſollſt es indeſſen beſitzen, aber mit Ottilien. Bei dir will ich ſie wiſſen, nicht unter fremden Menſchen. Sorge für ſie, behandle ſie wie ſonſt, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verſpreche, kein heimliches Verhaltniß zu Ottilien zu ſuchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwiſſend, wie ihr lebt; ich will mir das Beſte denken. Denkt auch ſo von mir. Nur, was ich dich bitte, auf das innigſte, auf das lebhafteſte: mache keinen Verſuch Ottilien ſonſt irgendwo

unterzugeben, in neue Verhältniſſe zu bringen. Außer dem Bezirk deines Schloſſes, deines Parks, fremden Menſchen anvertraut, gehört ſie mir und ich werde mich ihrer bemächtigen. Ehrſt du aber meine Neigung, meine Wünſche, meine Schmerzen; ſchmeichelſt du meinem Wahn, meinen Hoffnungen: ſo will ich auch der Geneſung nicht widerſtreben, wenn ſie ſich mir anbietet. —

Dieſe letzte Wendung floß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja wie er ſie auf dem Papier ſah, fing er bitterlich zu weinen an. Er ſollte auf irgend eine Weiſe dem Glück, ja dem Unglück, Ottilien zu lieben, entſagen! Jetzt erſt fühlte er was er that. Er entfernte ſich, ohne zu wiſſen was daraus entſtehen konnte. Er ſollte ſie wenigſtens jetzt nicht wiederſehen; ob er ſie je wiederſahe, welche Sicherheit konnte er ſich darüber verſprechen? Aber der Brief war geſchrieben; die Pferde ſtanden vor der Thür; jeden Augenblick mußte er fürchten Ottilien irgendwo zu erblicken und zugleich ſeinen Entſchluß vereitelt zu ſehen. Er faßte ſich; er dachte daß es ihm doch möglich ſey, jeden Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade ſeinen Wünſchen näher zu kommen. Im Gegentheil ſtellte er ſich Ottilien vor, aus dem Hauſe gedrängt, wenn er bliebe. Er ſiegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und ſchwang ſich aufs Pferd.

Als er beim Wirthshauſe vorbeiritt, ſah er den Bettler in der Laube ſitzen, den er geſtern Nacht ſo reichlich beſchenkt hatte. Dieſer ſaß behaglich an ſeinem Mittagsmahle, ſtand auf und neigte ſich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduarden. Eben dieſe Geſtalt war ihm geſtern erſchienen, als er Ottilien am Arm führte; nun erinnerte ſie ihn ſchmerzlich an die glücklichſte Stunde ſeines Lebens. Seine Leiden

vermehrten ſich; das Gefühl deſſen was er zurückließ war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler: O du Beneidenswerther! rief er aus: du kannſt noch am geſtrigen Almoſen zehren, und ich nicht mehr am geſtrigen Glücke!

Siebzehntes Capitel.

Ottilie trat ans Fenſter als ſie jemanden wegreiten hörte und ſah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne ſie geſehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte ſie auf einen weiten Spaziergang mit ſich zog und von mancherlei Gegenſtänden ſprach, aber des Gemahls, und wie es ſchien, vorſätzlich, nicht erwähnte. Doppelt betroffen war ſie daher, bei ihrer Zurückkunft den Tiſch nur mit zwei Gedecken beſetzt zu finden.

Wir vermiſſen ungern geringſcheinende Gewohnheiten, aber ſchmerzlich empfinden wir erſt ein ſolches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten, Charlotte hatte ſeit langer Zeit zum erſten Mal den Tiſch ſelbſt angeordnet, und es wollte Ottilien ſcheinen als wenn ſie abgeſetzt wäre. Die beiden Frauen ſaßen gegen einander über; Charlotte ſprach ganz unbefangen von der Anſtellung des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung ihn bald wieder zu ſehen. Das einzige tröſtete Ottilien in ihrer Lage, daß ſie glauben konnte, Eduard ſey, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein, da sie von Tische aufstanden, sahen sie Eduards Reisewagen unter dem Fenster, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte: wer ihn hieher bestellt habe; so antwortete man ihr, es sey der Kammerdiener, der hier noch einiges aufpacken wolle. Ottilie brauchte ihre ganze Fassung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch einiges. Es war eine Mundtasse des Herrn, ein paar silberne Löffel und mancherlei was Ottilien auf eine weitere Reise, auf ein längeres Außenbleiben zu deuten schien. Charlotte verwies ihm sein Begehren ganz trocken: sie verstehe nicht was er damit sagen wolle; denn er habe alles was sich auf den Herrn beziehe, selbst im Beschluß. Der gewandte Mann, dem es freilich nur darum zu thun war, Ottilien zu sprechen, und sie deßwegen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte sich zu entschuldigen und auf seinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünschte; allein Charlotte lehnte es ab, der Kammerdiener mußte sich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein schrecklicher Augenblick. Sie verstand es nicht, sie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf geraume Zeit entrissen war, konnte sie fühlen. Charlotte fühlte den Zustand mit und ließ sie allein. Wir wagen nicht ihren Schmerz, ihre Thränen zu schildern, sie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über diesen Tag weghelfen möchte; sie überstand den Tag und die Nacht, und als sie sich wiedergefunden, glaubte sie ein anderes Wesen anzutreffen.

Sie hatte sich nicht gefaßt, sich nicht ergeben, aber sie war, nach so großem Verluste, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächste Sorge, nachdem das Bewußtseyn

wiedergekehrt, war sogleich: sie möchte nun, nach Entfernung der Männer, gleichfalls entfernt werden. Sie ahnte nichts von Eduards Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten gesichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens zu einiger Beruhigung. Diese suchte das gute Kind zu beschäftigen und ließ sie nur selten, nur ungern von sich; und ob sie gleich wohl wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entschiedene Leidenschaft zu wirken vermag, so kannte sie doch die Macht der Besonnenheit, des Bewußtseyns, und brachte daher manches zwischen sich und Ottilien zur Sprache.

So war es für diese ein großer Trost, als jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorsatz, die weise Betrachtung anstellte: Wie lebhaft ist, sagte sie, die Dankbarkeit derjenigen, denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinaushelfen. Laß uns freudig und munter in das eingreifen, was die Männer unvollendet zurückgelassen haben; so bereiten wir uns die schönste Aussicht auf ihre Rückkehr, indem wir das was ihr stürmendes ungeduldiges Wesen zerstören möchte, durch unsre Mäßigung erhalten und fördern.

Da Sie von Mäßigung sprechen, liebe Tante, versetzte Ottilie; so kann ich nicht bergen, daß mir dabei die Unmäßigkeit der Männer, besonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängstigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit, selbst für mehrere Stunden verloren gingen, und oft statt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden.

Charlotte gab ihr Recht; doch ſetzte ſie das Geſpräch nicht fort: denn ſie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie blos Eduarden wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter als es wünſchenswerth war, ſein Vergnügen, ſeine Geſprächigkeit, ſeine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu ſteigern pflegte.

Hatte bei jener Aeußerung Charlottens ſich Ottilie die Männer, beſonders Eduarden, wieder herandenken können; ſo war es ihr um deſto auffallender, als Charlotte von einer bevorſtehenden Heirath des Hauptmanns wie von einer ganz bekannten und gewiſſen Sache ſprach, wodurch denn alles ein andres Anſehn gewann, als ſie nach Eduards frühern Verſicherungen ſich vorſtellen mochte. Durch alles dieß vermehrte ſich die Aufmerkſamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, ſcharfſinnig, argwöhniſch geworden ohne es zu wiſſen.

Charlotte durchdrang indeſſen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit ſcharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobei ſie Ottilien beſtändig Theil zu nehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt, ohne Bänglichkeit, ins Enge; ja, wenn ſie alles genau betrachtete, ſo hielt ſie den leidenſchaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schickung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht ins Gränzenloſe gerathen und hätte den ſchönen Zuſtand reichlicher Glücksgüter, ohne ſich zeitig genug zu beſinnen, durch ein vordringliches Leben und Treiben, wo nicht zerſtört, doch erſchüttert.

Was von Parkanlagen im Gange war, ſtörte ſie nicht. Sie ließ vielmehr dasjenige fortſetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen mußte; aber dabei hatte es auch

ſein Bewenden. Ihr zurückkehrender Gemahl ſollte noch genug erfreuliche Beſchäftigung finden.

Bei dieſen Arbeiten und Vorſätzen konnte ſie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der See lag in kurzer Zeit ausgebreitet vor ihren Augen, und die neu entſtandenen Ufer zierlich und mannigfaltig bepflanzt und beraſet. An dem neuen Hauſe ward alle rauhe Arbeit vollbracht, was zur Erhaltung nöthig war, beſorgt, und dann machte ſie einen Abſchluß da wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabei war ſie ruhig und heiter; Ottilie ſchien es nur: denn in allem beobachtete ſie nichts als Symptome, ob Eduard wohl bald erwartet werde, oder nicht. Nichts intereſſirt ſie an allem als dieſe Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anſtalt, zu der man die Bauerknaben verſammelte und die darauf abzielte, den weitläufig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Eduard hatte ſchon den Gedanken gehegt. Man ließ den Knaben eine Art von heitrer Montirung machen, die ſie in den Abendſtunden anzogen, nachdem ſie ſich durchaus gereinigt und geſäubert hatten. Die Garderobe war im Schloß; dem verſtändigſten, genauſten Knaben vertraute man die Aufſicht an; der Architekt leitete das Ganze, und ehe man ſich's verſah, ſo hatten die Knaben alle ein gewiſſes Geſchick. Man fand an ihnen eine bequeme Dreſſur und ſie verrichteten ihr Geſchäft nicht ohne eine Art von Manöver. Gewiß, wenn ſie mit ihren Scharreiſen, geſtielten Meſſerklingen, Rechen, kleinen Spaden und Hacken und wedelartigen Beſen einherzogen; wenn andre mit Körben hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine bei Seite zu ſchaffen; andre das hohe große eiſerne Walzenrad hinter ſich herzogen; ſo gab es einen hübſchen erfreulichen Aufzug, in welchem der Architekt

eine artige Folge von Stellungen und Thatigkeiten für den Fries eines Gartenhauses sich anmerkte; Ottilie hingegen sah darin nur eine Art von Parade, welche den rückkehrenden Hausherrn bald begrüßen sollte.

Dieß gab ihr Muth und Lust ihn mit etwas Aehnlichem zu empfangen. Man hatte zeither die Mädchen des Dorfes im Nahen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern gesucht. Auch diese Tugenden hatten zugenommen seit jenen Anstalten zu Reinlichkeit und Schönheit des Dorfes. Ottilie wirkte stets mit ein; aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte sie es vollständiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt sich kein Chor bilden, wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne sich's ganz deutlich zu machen, suchte sie nichts als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an sein Haus, seine Eltern und seine Geschwister einzuflößen.

Das gelang ihr mit vielen. Nur über ein kleines, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß sie ohne Geschick sey, und im Hause nun ein für allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind seyn, denn ihr war es besonders freundlich. Zu ihr zog es sich, mit ihr ging und lief es, wenn sie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine schöne Herrin schien dem Kinde Bedürfniß zu seyn. Anfanglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes; dann faßte sie selbst Neigung zu ihm; endlich trennten sie sich nicht mehr und Nanny begleitete ihre Herrin überall hin.

Diese nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute sich über das schöne Gedeihen. Die Beeren- und Kirschenzeit ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny

ſich beſonders ſchmecken ließ. Bei dem übrigen Obſte, das für den Herbſt eine ſo reichliche Ernte verſprach, gedachte der Gärtner beſtändig des Herrn und niemals ohne ihn herbeizuwünſchen. Ottilie hörte dem guten alten Manne ſo gern zu. Er verſtand ſein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard vorzuſprechen.

Als Ottilie ſich freute, daß die Pfropfreiſer dieſes Frühjahrs alle ſo gar ſchön gekommen, erwiederte der Gärtner bedenklich: ich wünſche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er dieſen Herbſt hier, ſo würde er ſehen, was für köſtliche Sorten noch von ſeinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten ſtehen. Die jetzigen Herren Obſtgärtner ſind nicht ſo zuverläſſig als ſonſt die Carthäuſer waren. In den Katalogen findet man wohl lauter honette Namen. Man pfropft und erzieht und endlich wenn ſie Früchte tragen, ſo iſt es nicht der Mühe werth, daß ſolche Bäume im Garten ſtehen.

Am wiederholteſten aber fragte der treue Diener, faſt ſo oft er Ottilien ſah, nach der Rückkunft des Herrn, und nach dem Termin derſelben. Und wenn Ottilie ihn nicht angeben konnte, ſo ließ ihr der gute Mann nicht ohne ſtille Betrübniß merken, daß er glaube ſie vertraue ihm nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwiſſenheit, das ihr auf dieſe Weiſe recht aufgedrungen ward. Doch konnte ſie ſich von dieſen Rabatten und Beeten nicht trennen. Was ſie zuſammen zum Theil geſät, alles gepflanzt hatten, ſtand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die ſpäteren Blumen, die ſich erſt anzeigten, deren Glanz und Fülle dereinſt an Eduards Geburtstag, deſſen Feier ſie ſich manchmal verſprach,

prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit ausdrücken sollten. Doch war die Hoffnung dieses Fest zu sehen nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umflüsterten stets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlichen offnen Uebereinstimmung mit Charlotten konnte es auch wohl nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zustand beider Frauen sehr verschieden. Wenn alles beim Alten blieb, wenn man in das Gleis des gesetzmäßigen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Aussicht in die Zukunft öffnete sich ihr; Ottilie hingegen verlor alles, man kann wohl sagen, alles: denn sie hatte zuerst Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zustande fühlte sie eine unendliche Leere, wovon sie früher kaum etwas geahnet hatte. Denn ein Herz das sucht, fühlt wohl daß ihm etwas mangle, ein Herz das verloren hat, fühlt daß es entbehre. Sehnsucht verwandelt sich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus seinem Kreise herausschreiten, thatig werden, unternehmen und auch etwas für sein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entsagt. Wie konnte sie es auch, obgleich Charlotte klug genug, gegen ihre eigne Ueberzeugung, die Sache für bekannt annahm, und als entschieden voraussetzte, daß ein freundschaftliches ruhiges Verhältniß zwischen ihrem Gatten und Ottilien möglich sey. Wie oft aber lag diese Nachts, wenn sie sich eingeschlossen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeschenke, von denen sie noch nichts gebraucht, nichts zerschnitten, nichts gefertigt. Wie oft eilte das gute Madchen mit Sonnenaufgang aus dem Hause, in dem sie

sonst alle ihre Glückseligkeit gefunden hatte, ins Freie hinaus, in die Gegend, die sie sonst nicht ansprach. Auch auf dem Boden mochte sie nicht verweilen. Sie sprang in den Kahn, und ruderte sich bis mitten in den See: dann zog sie eine Reisebeschreibung hervor, ließ sich von den bewegten Wellen schaukeln, las, träumte sich in die Fremde und immer fand sie dort ihren Freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen.

Achtzehntes Capitel.

Daß jener wunderlich thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil noch seine Hülfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm räthlich, erst eine Weile zu zaudern: denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sey, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu Hülfe zu kommen, als ungebildeten. Er überließ sie deßhalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten, und eilte Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen baumreichen Wiesengrund die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlangelte bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die

Dörfer lagen nicht zu nah an einander, das Ganze hatte einen friedlichen Charakter und die einzelnen Partien, wenn auch nicht zum Malen, schienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu seyn.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen bescheidenen Wohnhause, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier sey Eduards gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von diesem einsamen Freunde können wir soviel sagen, daß er sich im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Plane sich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte sich nicht läugnen, daß er Ottilien hier zu sehen wünsche, daß er wünsche sie hieher zu führen, zu locken, und was er sich sonst noch erlaubtes und unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht rechtmäßig besitzen können, so wollte er ihr den Besitz des Gutes zueignen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich seyn, und wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem Andern glücklich seyn.

So verflossen ihm seine Tage in einem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Schmerz, zwischen Thränen und Heiterkeit, zwischen Vorsätzen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittlers überraschte ihn nicht. Er hatte dessen Ankunft längst erwartet, und so war er ihm auch halb willkommen. Glaubte er ihn von Charlotten gesendet, so hatte er sich schon auf allerlei Entschuldigungen und Verzögerungen und sodann auf entscheidendere Vorschläge bereitet; hoffte er nun aber von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, so war ihm Mittler so lieb als ein himmlischer Bote.

Verdrießlich daher und verſtimmt war Eduard als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, ſondern aus eignem Antriebe. Sein Herz verſchloß ſich und das Geſpräch wollte ſich anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beſchäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat ſich zu äußern, das was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuſchütten, und ließ ſich daher gefallen, nach einigem Hin- und Wiederreden, dießmal aus ſeiner Rolle herauszugehen, und ſtatt des Vermittlers den Vertrauten zu ſpielen.

Als er hiernach, auf eine freundliche Weiſe, Eduarden wegen ſeines einſamen Lebens tadelte, erwiederte dieſer: O ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen ſollte! Immer bin ich mit ihr beſchäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unſchätzbaren Vortheil mir denken zu können, wo ſich Ottilie befindet, wo ſie geht, wo ſie ſteht, wo ſie ausruht. Ich ſehe ſie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, ſchaffen und vornehmen, freilich immer das was mir am meiſten ſchmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht: denn wie kann ich fern von ihr glücklich ſeyn! Nun arbeitet meine Phantaſie durch, was Ottilie thun ſollte ſich mir zu nähern. Ich ſchreibe ſüße zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zuſammen. Ich habe verſprochen keinen Schritt gegen ſie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet ſie, daß ſie ſich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grauſamkeit gehabt, Verſprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß ſie mir nicht ſchreiben, keine Nachricht von ſich geben wolle? Es iſt natürlich, es iſt wahrſcheinlich und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn ſie mich liebt, wie ich glaube wie ich weiß, warum entſchließt ſie ſich nicht, warum wagt

ſie es nicht, zu fliehen und ſich in meine Arme zu werfen? Sie ſollte das, denke ich manchmal, ſie könnte das. Wenn ſich etwas auf dem Vorſaale regt, ſehe ich gegen die Thüre. Sie ſoll hereintreten! denk' ich, hoff' ich. Ach! und da das Mögliche unmöglich iſt, bilde ich mir ein, das Unmögliche müſſe möglich werden. Nachts wenn ich aufwache, die Lampe einen unſichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da ſollte ihre Geſtalt, ihr Geiſt, eine Ahnung von ihr, vorüberſchweben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Verſicherung hätte, ſie denke mein, ſie ſey mein.

Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne ſind wir im Traume zuſammen, und ſonderbar genug, ſeit ich andre liebenswürdige Perſonen hier in der Nachbarſchaft kennen gelernt, jetzt erſt erſcheint mir ihr Bild im Traum, als wenn ſie mir ſagen wollte: ſiehe nur hin und her! du findeſt doch nichts ſchöneres und lieberes als mich. Und ſo miſcht ſich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles was mir mit ihr begegnet, ſchiebt ſich durch- und übereinander. Bald unterſchreiben wir einen Contract; da iſt ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beide löſchen einander aus, beide verſchlingen ſich. Auch nicht ohne Schmerz ſind dieſe wonnevollen Gaukeleien der Phantaſie. Manchmal thut ſie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erſt, wie ſehr ich ſie liebe, indem ich über alle Beſchreibung geängſtet bin. Manchmal neckt ſie mich ganz gegen ihre Art und quält mich; aber ſogleich verändert ſich ihr Bild, ihr ſchönes, rundes himmliſches Geſichtchen verlängert ſich: es iſt eine Andre. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrüttet.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, oder, lächeln Sie auch! O ich schame mich nicht dieser Anhänglichkeit, dieser, wenn Sie wollen, thörigen rasenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erst, was das heißt. Bisher war alles in meinem Leben nur Vorspiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis ich sie kennen lernte, bis ich sie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir, nicht gerade ins Gesicht, aber doch wohl im Rücken, den Vorwurf gemacht: ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag seyn, aber ich hatte das noch nicht gefunden worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

Zwar es ist ein jammervolles, ein schmerzen-, ein thränenreiches; aber ich finde es mir so natürlich, so eigen, daß ich es wohl schwerlich je wieder aufgebe.

Durch diese lebhaften herzlichen Aeußerungen hatte sich Eduard wohl erleichtert, aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug seines wunderlichen Zustandes deutlich vor die Augen getreten, daß er vom schmerzlichen Widerstreit überwältigt in Thranen ausbrach, die um so reichlicher flossen, als sein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der sein rasches Naturell, seinen unerbittlichen Verstand um so weniger verläugnen konnte, als er sich durch diesen schmerzlichen Ausbruch der Leidenschaft Eduards weit von dem Ziel seiner Reise verschlagen sah, äußerte aufrichtig und derb seine Mißbilligung. Eduard — hieß es — solle sich ermannen, solle bedenken, was er seiner Manneswürde schuldig sey; solle nicht vergessen, daß dem Menschen zur höchsten Ehre gereiche im Unglück sich zu fassen, den Schmerz mit Gleichmuth und Anstand zu ertragen, um höchlich geschatzt, verehrt und als Muster aufgestellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichſten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm dieſe Worte hohl und nichtig vorkommen. Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden, fuhr Eduard auf: aber ſchämen würde er ſich, wenn er einſähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld ſoll es geben, einen unendlichen Schmerz will der ſtarre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja es giebt deren! wo jeder Troſt niederträchtig und Verzweiflung Pflicht iſt. Verſchmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu ſchildern weiß, keineswegs, die ſeinigen bei ſchmerzlichem Drange weinen zu laſſen. Selbſt im Sprüchwort ſagt er: thränenreiche Männer ſind gut. Verlaſſe mich jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen iſt! Ich verwünſche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen ſoll. Er ſoll ſich in der grauſamſten Lage körperlicher und geiſtiger Bedrängniß noch edel gebarden, um ihren Beifall zu erhalten; und damit ſie ihm beim Verſcheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Beſuch; aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie ſich im Garten, in der Gegend umſahen. Wir kommen wieder zuſammen. Ich ſuche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden.

Mittler mochte lieber einlenken als die Unterhaltung abbrechen, die er ſo leicht nicht wieder anknüpfen konnte. Auch Eduarden war es ganz gemäß, das Geſpräch weiter fortzuſetzen, das ohnehin zu ſeinem Ziele abzulaufen ſtrebte.

Freilich, ſagte Eduard, hilft das Hin- und Wiederdenken, das Hin- und Wiederreden zu nichts; doch unter dieſem Reden bin ich mich ſelbſt erſt gewahr worden, habe ich erſt entſchieden gefühlt, wozu ich mich entſchließen ſollte, wozu

ich entſchloſſen bin. Ich ſehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir; nur zwiſchen Elend und Genuß habe ich zu wählen. Bewirken Sie, beſter Mann, eine Scheidung die ſo nothwendig, die ſchon geſchehen iſt; ſchaffen Sie mir Charlottens Einwilligung. Ich will nicht weiter ausführen, warum ich glaube daß ſie zu erlangen ſeyn wird. Gehen Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie uns alle, machen Sie uns glücklich!

Mittler ſtockte. Eduard fuhr fort: Mein Schickſal und Ottiliens iſt nicht zu trennen und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieſes Glas! Unſere Namenszüge ſind darein geſchnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; niemand ſollte mehr daraus trinken; auf dem felſigen Boden ſollte es zerſchellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen: daß alle Verhältniſſe unzerſtörlich ſind, die das Schickſal beſchloſſen hat.

O wehe mir, rief Mittler, was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das ſchädlichſte was bei den Menſchen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wir ſpielen mit Vorausſagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun ſelbſt bedeutend wird, wenn alles um uns ſich bewegt und brauſt, dann wird das Gewitter durch jene Geſpenſter nur noch fürchterlicher.

Laſſen Sie in dieſer Ungewißheit des Lebens, rief Eduard, zwiſchen dieſem Hoffen und Bangen, dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art von Leitſtern, nach welchem es hinblicke, wenn es auch nicht darnach ſteuern kann.

Ich ließe mir's wohl gefallen, versetzte Mittler, wenn dabei nur einige Conſequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Menſch, auf die ſchmeichelnden und verſprechenden allein iſt die Aufmerkſamkeit gerichtet und der Glaube für ſie ganz allein lebendig.

Da ſich nun Mittler ſogar in die dunklen Regionen geführt ſah, in denen er ſich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte; ſo nahm er den dringenden Wunſch Eduards, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in dieſem Augenblicke noch entgegenſetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforſchen wie es um die Frauen ſtehe, das war es, was ihm ſelbſt nach ſeinen eignen Geſinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie ſonſt gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von allem was vorgefallen war; denn aus Eduards Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von ſeiner Seite behutſam heran, konnte es aber nicht über ſich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehn auszuſprechen. Wie verwundert, erſtaunt und, nach ſeiner Geſinnung, erheitert war er daher, als Charlotte ihm, in Folge ſo manches Unerfreulichen, endlich ſagte: Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß alles ſich wieder geben, daß Eduard ſich wieder nähern werde. Wie kann es auch wohl anders ſeyn, da Sie mich guter Hoffnung finden.

Verſteh' ich Sie recht? fiel Mittler ein. Vollkommen, verſetzte Charlotte. — Tauſendmal erfreut es mich dieſe Nachricht! rief er, die Hände zuſammenſchlagend. Ich kenne die Stärke dieſes Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Verräthen ſah ich dadurch beſchleunigt, befeſtigt, wieder hergeſtellt! Mehr als tauſend Worte wirkt eine ſolche gute Hoffnung, die fürwahr die beſte Hoffnung iſt, die wir

haben können. Doch, fuhr er fort, was mich betrifft, so hätte ich alle Ursache verdrießlich zu seyn. In diesem Falle, sehe ich wohl, wird meiner Eigenliebe nicht geschmeichelt. Bei euch kann meine Thatigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Curen gelangen, die er um Gotteswillen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweise hilft sich hier die Sache von selbst, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben waren.

Charlotte verlangte nun von ihm, er solle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und sehen, was zu thun, was herzustellen sey. Er wollte das nicht eingehen. Alles ist schon gethan, rief er aus. Schreiben Sie! ein jeder Bote ist so gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden, wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünschen, ich komme zur Taufe.

Charlotte war dießmal, wie schon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor, aber seine Uebereilung war Schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhangiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.

Charlottens Bote kam zu Eduarden, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte eben so gut für Nein als für Ja entscheiden. Er wagte lange nicht ihn aufzubrechen, und wie stand er betroffen, als er das Blatt gelesen, versteinert bei folgender Stelle, womit es sich endigte.

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen du deine Gattin abenteuerlich als Liebender besuchtest, sie unwiderstehlich an dich zogst, sie als eine Geliebte, als eine Braut in die Arme schlossest. Laß uns in dieser seltsamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band

unserer Verhältnisse gesorgt hat, in dem Augenblick, da das Glück unsres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden droht."

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduards vorging, würde schwer zu schildern seyn. In einem solchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushülfe. Eduard sehnte sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er sehnte sich nach dem Untergang, weil ihm das Daseyn unerträglich zu werden drohte; ja es war ihm ein Trost zu denken, daß er nicht mehr seyn werde und eben dadurch seine Geliebten, seine Freunde glücklich machen könne. Niemand stellte seinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er seinen Entschluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten setzte er sein Testament auf: es war ihm eine süße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen zu können. Für Charlotten, für das Ungeborne, für den Hauptmann, für seine Dienerschaft war gesorgt. Der wieder ausgebrochne Krieg begünstigte sein Vorhaben. Militärische Halbheiten hatten ihm in seiner Jugend viel zu schaffen gemacht; er hatte deßwegen den Dienst verlassen: nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er sich sagen konnte: unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß.

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betroffen wie Eduard, und mehr, ging in sich zurück. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Hoffen konnte sie nicht, und wünschen durfte sie nicht. Ein Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir einiges mitzutheilen gedenken.

Zweiter Theil.

Erſtes Capitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft, was wir in der Epopöe als Kunſtgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren ſich entfernen, verbergen, ſich der Unthätigkeit hingeben, gleich ſodann ſchon ein zweiter, dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt, und indem er ſeine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerkſamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preiſes würdig erſcheint.

So zeigte ſich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduards jener Architekt täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung ſo manches Unternehmens allein abhing, wobei er ſich genau, verſtändig und thätig erwies, und zugleich den Damen auf mancherlei Art beiſtand und in ſtillen langwierigen Stunden ſie zu unterhalten wußte. Schon ſein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, ſchlank, eher ein wenig zu groß, beſcheiden ohne ängſtlich, zutraulich ohne zudringend zu ſeyn. Freudig übernahm er jede Sorge und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, ſo war ihm bald das ganze Hausweſen kein Geheimniß, und überall hin verbreitete ſich ſein günſtiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen und er wußte

einen unerwarteten Beſuch entweder abzulehnen, oder die Frauen wenigſtens dergeſtalt darauf vorzubereiten, daß ihnen keine Unbequemlichkeit daraus entſprang.

Unter andern gab ihm eines Tags ein junger Rechtsgelehrter viel zu ſchaffen, der von einem benachbarten Edelmann geſendet eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von keiner ſonderlichen Bedeutung, Charlotten dennoch innig berührte. Wir müſſen dieſes Vorfalls gedenken, weil er verſchiedenen Dingen einen Anſtoß gab, die ſonſt vielleicht lange geruht hatten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die ſämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derſelben vorbei zu dem jenſeitigen Pförtchen führte, war das übrige alles mit verſchiedenen Arten Klee beſät, der auf das ſchönſte grünte und blühte. Nach einer gewiſſen Ordnung ſollten vom Ende heran die neuen Gräber beſtellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls beſät werden. Niemand konnte leugnen, daß dieſe Anſtalt beim ſonn- und feſttägigen Kirchgang eine heitere und würdige Anſicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geiſtliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht ſonderlich zufrieden geweſen, hatte nunmehr ſeine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit ſeiner Baucis vor der Hinterthür ruhend, ſtatt der holprigen Grabſtätten einen ſchönen, bunten Teppich vor ſich ſah; der noch überdieß ſeinem Haushalt zu gute kommen ſollte, indem Charlotte die Nutzung dieſes Fleckes der Pfarre zuſichern laſſen.

Allein deßungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht: denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben sey, aber nicht wo er begraben sey, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie viele behaupteten.

Von eben solcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehrern Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgesendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung, unter welcher dieses bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberin dieser Veränderung, wollte den jungen Mann selbst sprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu vorlaut, seine und seines Principals Gründe darlegte und der Gesellschaft manches zu denken gab.

Sie sehen, sprach er, nach einem kurzen Eingang, in welchem er seine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte: Sie sehen, daß dem Geringsten wie dem Höchsten daran gelegen ist, den Ort zu bezeichnen der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmsten Landmann, der ein Kind begräbt, ist es eine Art von Trost, ein schwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu stellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigstens das Andenken so lange zu erhalten, als der Schmerz wahrt, wenn auch ein solches Merkzeichen, wie die Trauer selbst, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln diese Kreuze in eiserne, befestigen und schützen sie

auf mancherlei Weise, und hier ist schon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch diese endlich sinken und unscheinbar werden; so haben Begüterte nichts angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verspricht und von den Nachkommen erneut und aufgefrischt werden kann. Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter enthaltene, das daneben der Erde vertraute. Es ist nicht sowohl vom Andenken die Rede, als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal: denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig; aber um dasselbe her sollen sich, wie um einen Markstein, Gatten, Verwandte, Freunde, selbst nach ihrem Hinscheiden noch versammeln, und der Lebende soll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite seiner geliebten Ruhenden abzuweisen und zu entfernen.

Ich halte deßwegen dafür, daß mein Principal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dieß ist noch billig genug, denn die Glieder der Familie sind auf eine Weise verletzt, wofür gar kein Ersatz zu denken ist. Sie sollen das schmerzlich süße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröstliche Hoffnung dereinst unmittelbar neben ihnen zu ruhen.

Die Sache ist nicht von der Bedeutung, versetzte Charlotte, daß man sich deshalb durch einen Rechtshandel beunruhigen sollte. Meine Anstalt reut mich so wenig, daß ich die Kirche gern, wegen dessen was ihr entgeht, entschadigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit, wenigstens nach dem Tode,

ſcheint mir beruhigender als dieſes eigenſinnige ſtarre Fortſetzen unſerer Perſönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältniſſe. Und was ſagen Sie hierzu? richtete ſie ihre Frage an den Architekten.

Ich möchte, verſetzte dieſer, in einer ſolchen Sache weder ſtreiten, noch den Ausſchlag geben. Laſſen Sie mich das, was meiner Kunſt, meiner Denkweiſe am nächſten liegt, beſcheidentlich äußern. Seitdem wir nicht mehr ſo glücklich ſind, die Reſte eines geliebten Gegenſtandes eingeurnt an unſere Bruſt zu drücken; da wir weder reich noch heiter genug ſind, ſie unverſehrt in großen wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren; ja da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unſrigen finden, ſondern hinaus ins Freie gewieſen ſind: ſo haben wir alle Urſache, die Art und Weiſe, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweiſe neben einander liegen, ſo ruhen ſie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen ſoll, ſo finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entſtandenen nach und nach zuſammenſinkenden Hügel ungeſäumt vergleiche, und ſo die Decke, indem alle ſie tragen, einem jeden leichter gemacht werde.

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas das der Erinnerung entgegen käme, ſollte das alles ſo vorübergehen? verſetzte Ottilie.

Keineswegs! fuhr der Architekt fort: nicht vom Andenken, nur vom Platze ſoll man ſich losſagen. Der Baukünſtler, der Bildhauer ſind höchlich intereſſirt, daß der Menſch von ihnen, von ihrer Kunſt, von ihrer Hand, eine Dauer ſeines Daſeyns erwarte; und deßwegen wünſchte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig

ausgesät, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können. Da selbst die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen persönlich zu ruhen, so stelle man wenigstens dort, oder in schönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkschriften auf. Es giebt tausenderlei Formen die man ihnen vorschreiben, tausenderlei Zierrathen womit man sie ausschmücken kann.

Wenn die Künstler so reich sind, versetzte Charlotte, so sagen Sie mir doch: wie kann man sich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgestutzten Saule und eines Aschenkrugs herausfinden? Anstatt der tausend Erfindungen, deren Sie sich rühmen, habe ich nur immer tausend Wiederholungen gesehen.

Das ist wohl bei uns so, entgegnete ihr der Architekt, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Empfindung und der schicklichen Anwendung eine eigne Sache seyn. Besonders hat es in diesem Falle manche Schwierigkeit, einen ernsten Gegenstand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht ins unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses giebt mehr als irgend etwas anders einen Begriff von dem was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten: nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht seyn, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulangliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen und eine solche Maske auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande sie völlig wieder zu beleben!

Sie haben, ohne es vielleicht zu wiſſen und zu wollen, verſetzte Charlotte, dieß Geſpräch ganz zu meinen Gunſten gelenkt. Das Bild eines Menſchen iſt doch wohl unabhängig; überall wo es ſteht, ſteht es für ſich und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabſtätte bezeichne. Aber ſoll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? ſelbſt gegen die Bildniſſe habe ich eine Art von Abneigung: denn ſie ſcheinen mir immer einen ſtillen Vorwurf zu machen; ſie deuten auf etwas Entferntes, Abgeſchiedenes und erinnern mich, wie ſchwer es ſey, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menſchen man geſehen, gekannt, und geſteht ſich, wie wenig wir ihnen, wie wenig ſie uns geweſen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geiſtreichen ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten ohne von ihm zu lernen, dem Gereiſ'ten ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen ohne ihm etwas angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet ſich dieß nicht bloß mit den Vorübergehenden. Geſellſchaften und Familien betragen ſich ſo gegen ihre liebſten Glieder, Städte gegen ihre würdigſten Bürger, Völker gegen ihre trefflichſten Fürſten, Nationen gegen ihre vorzüglichſten Menſchen.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten ſo unbewunden Gutes ſage, von den Lebenden immer mit einer gewiſſen Vorſicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und dieſe uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein iſt die Sorge für das Andenken der andern; es iſt meiſt nur ein ſelbſtiſcher Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernſt wäre, ſeine Verhältniſſe gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Zweites Capitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran ſich knüpfenden Geſpräche, begab man ſich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu deſſen Verzierung und Erheiterung der Architekt manchen glücklichen Vorſchlag that. Allein auch auf die Kirche ſollte ſich ſeine Sorgfalt erſtrecken, auf ein Gebäude das gleich anfänglich ſeine Aufmerkſamkeit an ſich gezogen hatte.

Dieſe Kirche ſtand ſeit mehrern Jahrhunderten, nach deutſcher Art und Kunſt, in guten Maßen errichtet und auf eine glückliche Weiſe verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeiſter eines benachbarten Kloſters mit Einſicht und Neigung ſich auch an dieſem kleineren Gebäude bewahrt, und es wirkte noch immer ernſt und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum proteſtantiſchen Gottesdienſte ihm etwas von ſeiner Ruhe und Majeſtät genommen hatte.

Dem Architekten fiel es nicht ſchwer, ſich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere ſowohl als das Innere im alterthümlichen Sinne herzuſtellen und mit dem davor liegenden Auferſtehungsfelde zur Uebereinſtimmung zu bringen gedachte. Er hatte ſelbſt viel Handgeſchick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beſchäftigt waren, wollte man gern ſo lange beibehalten bis auch dieſes fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude ſelbſt mit allen Umgebungen und Angebäuden zu unterſuchen, und da zeigte ſich zum größten Erſtaunen und Vergnügen des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitencapelle von noch geiſtreichern und leichtern Maßen, von noch gefälligern

und fleißigern Zierrathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnitzten und gemalten Rest jenes älteren Gottesdienstes, der mit mancherlei Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigne Weise zu feiern wußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Capelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wieder herzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht, und freute sich dabei sein malerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen fürs Erste ein Geheimniß davon.

Vor allem andern zeigte er versprochenermaßen den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin sich nahernden Dingen, und als man im Gespräch auf die einfachern Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fachern auf eingeschnittenen mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten ernsten Dinge durch seine Behandlung etwas putzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kastchen eines Modehandlers hinblickte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistentheils deutschen Ursprungs: Bracteaten, Dickmünzen, Siegel und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfangen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten

Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs; so mußte man sich beinahe selbst fragen: ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sey, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrissene Figuren, die aber, weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur das reinste Daseyn hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Gebärden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das gemeinste was geschah hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wohl die meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall sich unter ihres Gleichen zu fühlen.

Wer hatte nun widerstehen können, als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urbilder, die Räume zwischen den Spitzbogen der Capelle auszumalen und dadurch sein

Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth: denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einsehen, daß sein Aufenthalt in so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit von demjenigen was Ottilie sich daraus in ihren Heften angemerkt, einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schicklichern Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das sich uns beim Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Eben so zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz besonders eigen und für sie von Bedeutung. Selbst jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle giebt davon das entschiedenste Zeugniß.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Neben denen dereinſt zu ruhen die man liebt, iſt die angenehmſte Vorſtellung, welche der Menſch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen verſammelt werden, iſt ein ſo herzlicher Ausdruck."

„Es giebt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeſchiedene näher bringen. Keins iſt von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, ſelbſt wenn es unähnlich iſt, hat was reizendes, wie es manchmal etwas reizendes hat, ſich mit einem Freunde zu ſtreiten. Man fühlt auf eine angenehme Weiſe, daß man zu zweien iſt und doch nicht auseinander kann."

„Man unterhält ſich manchmal mit einem gegenwärtigen Menſchen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu ſprechen, uns nicht anzuſehen, ſich nicht mit uns zu beſchäftigen: wir ſehen ihn, wir fühlen unſer Verhältniß zu ihm, ja ſogar unſere Verhältniſſe zu ihm können wachſen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er ſich eben blos zu uns wie ein Bild verhält."

„Man iſt niemal mit einem Porträt zufrieden von Perſonen die man kennt. Deßwegen habe ich die Porträtmaler immer bedauert. Man verlangt ſo ſelten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von dieſen fordert man's. Sie ſollen einem jeden ſein Verhältniß zu den Perſonen, ſeine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; ſie ſollen nicht blos darſtellen, wie ſie einen Menſchen faſſen, ſondern wie jeder ihn faſſen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn ſolche Künſtler nach und nach verſtockt, gleichgültig und eigenſinnig werden. Daraus möchte denn

entſtehen was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen ſo mancher lieben und theuren Menſchen entbehren müßte."

„Es iſt wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Geräthſchaften, die nebſt dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felſenſtücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorſorge des Menſchen ſey für die Erhaltung ſeiner Perſönlichkeit nach dem Tode. Und ſo widerſprechend ſind wir! Der Architekt geſteht, ſelbſt ſolche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben und fährt dennoch fort ſich mit Denkmalern für die Nachkommen zu beſchäftigen."

„Warum ſoll man es aber ſo ſtreng nehmen? Iſt denn alles was wir thun für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreiſen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum ſollten wir nicht wünſchen, neben den Unſrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre!"

„Wenn man die vielen verſunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabſteine, die über ihren Grabmalern ſelbſt zuſammengeſtürzten Kirchen erblickt; ſo kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberſchrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieſes Bild, dieſes zweite Daſeyn verliſcht früher oder ſpäter. Wie über die Menſchen ſo auch über die Denkmäler läßt ſich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Drittes Capitel.

Es iſt eine ſo angenehme Empfindung ſich mit etwas zu beſchaftigen was man nur halb kann, daß niemand den Dilettanten ſchelten ſollte, wenn er ſich mit einer Kunſt abgiebt, die er nie lernen wird, noch den Künſtler tadeln dürfte, wenn er, über die Gränze ſeiner Kunſt hinaus, in einem benachbarten Felde ſich zu ergehen Luſt hat.

Mit ſo billigen Geſinnungen betrachten wir die Anſtalten des Architekten zum Ausmalen der Capelle. Die Farben waren bereitet, die Maße genommen, die Cartone gezeichnet; allen Anſpruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt ſich an ſeine Umriſſe: nur die ſitzenden und ſchwebenden Figuren geſchickt auszutheilen, den Raum damit geſchmackvoll auszuzieren, war ſeine Sorge.

Das Gerüſte ſtand, die Arbeit ging vorwärts, und da ſchon einiges was in die Augen fiel erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider ſeyn, daß Charlotte mit Ottilien ihn beſuchte. Die lebendigen Engelsgeſichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr ſtilles frommes Weſen das Gemüth zur Sammlung berief und eine ſehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Gerüſt geſtiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemeſſen leicht und bequem das alles zuging, als ſich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln ſchien, ſie nach Farbe und Pinſel griff und auf erhaltene Anweiſung ein faltenreiches Gewand mit ſo viel Reinlichkeit als Geſchicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern ſah wenn Ottilie ſich auf irgend eine Weiſe beſchaftigte und zerſtreute, ließ die beiden

gewähren und ging, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie niemanden mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen; so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, das die Entwicklung dieser Empfängniß abwarten muß, und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefaßt und ernst als zutraulich und liebevoll, geantwortet. Kurz darauf war Eduard verschwunden, und seine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis sie endlich von ungefähr seinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter denen, die sich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte, sie erfuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein sie überzeugte sich zugleich, daß er größere aufsuchen würde, und sie konnte sich daraus nur allzusehr deuten, daß er in jedem Sinne schwerlich vom Aeußersten würde zurückzuhalten seyn. Sie trug diese Sorgen für sich allein immer in Gedanken und mochte sie hin und wieder legen wie sie wollte, so konnte sie doch bei keiner Ansicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alle dem nichts ahnend, hatte indessen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt, und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin

fortfahren zu dürfen. Nun ging es rasch weiter und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Uebung gewannen Ottilie und der Architekt bei den letzten Bildern mehr Freiheit, sie wurden zusehends besser. Auch die Gesichter, welche dem Architekten zu malen allein überlassen war, zeigten nach und nach eine ganz besondere Eigenschaft: sie fingen sämmtlich an Ottilien zu gleichen. Die Nähe des schönen Kindes mußte wohl in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künstlerische Physiognomie vorgefaßt hatte, einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach, auf dem Wege vom Auge zur Hand, nichts verloren ging, ja daß beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Gesichtchen glückte vollkommen, so daß es schien als wenn Ottilie selbst aus den himmlischen Raumen herunterſähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man sich vorgenommen einfach zu lassen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künstlichen bildhauerischen Zierrathen sollten sich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in solchen Dingen immer eins zum andern führt, so wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beschlossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die schönsten Muster, und obschon die Kränze sehr reich ausgestattet wurden; so kam man doch früher als man gedacht hatte damit zu Stande.

Noch sah aber alles wüste und roh aus. Die Gerüste waren durch einander geschoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergossene Farben noch mehr verunstaltet. Der Architekt erbat sich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit lassen

und bis dahin die Capelle nicht betreten möchten. Endlich ersuchte er sie an einem schönen Abende, sich beiderseits dahin zu verfügen; doch wünschte er sie nicht begleiten zu dürfen und empfahl sich sogleich.

Was er uns auch für eine Ueberraschung zugedacht haben mag, sagte Charlotte als er weggegangen war; so habe ich doch gegenwärtig keine Lust hinunter zu gehen. Du nimmst es wohl allein über dich und giebst mir Nachricht. Gewiß hat er etwas angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erst in deiner Beschreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen.

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte sich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied, und besonders nicht überrascht seyn wollte, begab sich sogleich allein auf den Weg und sah sich unwillkührlich nach dem Architekten um, der aber nirgends erschien und sich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die sie offen fand. Diese war schon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Capelle, deren schwere mit Erz beschlagene Last sich leicht vor ihr aufthat und sie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraschte.

Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläsern anmuthig zusammengesetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wande ward durch die Zierde des Fußbodens erhöht, der aus besonders geformten, nach einem schönen Muster gelegten, durch eine gegossene Gypsfläche verbundenen Ziegelsteinen bestand. Diese sowohl als die farbigen Scheiben hatte der Architekt heimlich bereiten

lassen, und konnte nun in kurzer Zeit alles zusammenfügen. Auch für Ruheplätze war gesorgt. Es hatten sich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige schöngeschnitzte Chorstühle vorgefunden, die nun gar schicklich an den Wänden angebracht umherstanden.

Ottilie freute sich der bekannten ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie stand, ging hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dieß alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte, und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Ottilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse.

Sie verbarg sich nicht in welche sonderbare Epoche diese Ueberraschung gefallen sey. Es war der Abend vor Eduards Geburtstage. Diesen hatte sie freilich ganz anders zu feiern gehofft: wie sollte nicht alles zu diesem Feste geschmückt seyn? Aber nunmehr stand der ganze herbstliche Blumenreichthum ungepflückt. Diese Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel; diese Astern sahen noch immer still bescheiden vor sich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muster gedient einen Ort auszuschmücken, der, wenn er nicht blos eine Künstler-Grille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden sollte, nur zu einer gemeinsamen Grabstätte geeignet schien.

Sie mußte sich dabei der geräuschvollen Geschäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfest gefeiert, sie mußte des neugerichteten Hauses gedenken, unter dessen Decke man sich so viel freundliches versprach. Ja das Feuerwerk rauschte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einsamer sie

war, desto mehr vor der Einbildungskraft; aber sie fühlte sich auch nur um desto mehr allein. Sie lehnte sich nicht mehr auf seinen Arm, und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künstlers muß ich aufzeichnen: wie am Handwerker so am bildenden Künstler kann man auf das deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich das am wenigsten zuzueignen vermag was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest worin sie ausgebrütet worden."

„Der Baukünstler vor allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Sale sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Gränze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, so wie der Goldschmied die Monstranz nur von ferne anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeister mit dem Schlüssel des Palastes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgestattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? und wie sehr mußte die Kunst sich selbst

befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen gestimmt war!"

„Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem neuen der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. Gestern als ich in der Capelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannst du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in dich gekehrt sitzen bleiben, lange lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufstündest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung und jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe."

„Man mag sich stellen wie man will, und man denkt sich immer sehend. Ich glaube der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu sehen. Es könnte wohl seyn, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, so daß wir keines andern mehr bedürften."

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, so wie uns der Tactschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgeschelten Aehre so viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt."

Viertes Capitel.

Wie seltsam mußte, nach solchen Ereignissen, nach diesem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinschwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard sich dem wechselnden Kriegsglück überliefert habe. Es entging ihr leider keine von den Betrachtungen, die sie dabei zu machen Ursache hatte. Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgültig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entfernten Geliebtesten in stündlicher Gefahr wissen und dennoch unser tägliches gewöhnliches Leben immer so forttreiben.

Es war daher als wenn ein guter Geist für Ottilien gesorgt hätte, indem er auf einmal in diese Stille, in der sie einsam und unbeschäftigt zu versinken schien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu schaffen gab und sie aus sich selbst führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Pension in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hause ihrer Tante sich von zahlreicher Gesellschaft umgeben gesehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte und ein junger, sehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, sie zu besitzen. Sein ansehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beste jeder Art sein eigen zu nennen, und es schien ihm nichts weiter abzugehen, als eine vollkommene

Frau, um die ihn die Welt, so wie um das Uebrige zu beneiden hatte.

Diese Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correspondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten; deßwegen auch Ottilie mehr als sonst in der letzten Zeit allein blieb. Diese wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hause hatte sie deßhalb die nöthigsten Vorkehrungen getroffen; allein so nahe stellte man sich den Besuch nicht vor. Man wollte vorher noch schreiben, abreden, näher bestimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; man glaubte schon eine doppelte und dreifache Herrschaft im Hause zu haben; aber nun erschienen erst die Gäste selbst: die Großtante mit Lucianen und einigen Freundinnen, der Bräutigam gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Sachen, Mantelsäcke und anderer lederner Gehäuse. Mit Mühe sonderte man die vielen Kästchen und Futterale auseinander. Des Gepäckes und Geschleppes war kein Ende. Dazwischen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entstand. Diesem ungestümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geschick erschien im schönsten Glanze: denn sie hatte in kurzer Zeit alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, jedermann nach seiner Art bequem, und glaubte gut bedient zu seyn, weil er nicht gehindert war, sich selbst zu bedienen.

Nun hatten alle gern, nach einer höchst beschwerlichen Reise, einige Ruhe genossen; der Bräutigam hatte sich seiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr seine Liebe, seinen

guten Willen zu betheuern: aber Luciane konnte nicht raſten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd beſteigen zu dürfen. Der Brautigam hatte ſchöne Pferde, und ſogleich mußte man aufſitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht in Anſchlag; es war als wenn man nur lebte um naß zu werden und ſich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, ſo fragte ſie nicht, was für Kleider ſie anhatte und wie ſie beſchuht war: ſie mußte die Anlagen beſichtigen, von denen ſie vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geſchehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte ſie alles geſehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Weſens war ihr nicht leicht zu widerſprechen. Die Geſellſchaft hatte manches zu leiden, am meiſten aber die Kammermädchen, die mit Waſchen und Bügeln, Auftrennen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte ſie das Haus und die Gegend erſchöpft, als ſie ſich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarſchaft Beſuch abzulegen. Weil man ſehr ſchnell ritt und fuhr, ſo reichte die Nachbarſchaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbeſuchen überſchwemmt und damit man ſich ja nicht verfehlen möchte wurden bald beſtimmte Tage angeſetzt.

Indeſſen Charlotte mit der Tante und dem Geſchäftsträger des Brautigams die innern Verhaltniſſe feſtzuſtellen bemuht war und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu ſorgen wußte, daß es an nichts bei ſo großem Zudrang fehlen möchte, da denn Jager und Gärtner, Fiſcher und Kramer in Bewegung geſetzt wurden, zeigte ſich Luciane immer wie ein brennender Kometen-Kern, der einen langen Schweif nach ſich zieht. Die gewöhnlichen Beſuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unſchmackhaft. Kaum daß ſie den älteſten Perſonen eine Ruhe am Spieltiſch gönnte; wer noch einigermaßen

bewegtlich war — und wer ließ sich nicht durch ihre reizenden Zudringlichkeiten in Bewegung setzen? — mußte herbei, wo nicht zum Tanze, doch zum lebhaften Pfand-, Straf- und Vertrispiel. Und obgleich das alles, so wie hernach die Pfanderlösung, auf sie selbst berechnet war, so ging doch von der andern Seite niemand, besonders kein Mann, er mochte von einer Art seyn von welcher er wollte, ganz leer aus; ja es glückte ihr, einige ältere Personen von Bedeutung ganz für sich zu gewinnen, indem sie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgeforscht hatte und besonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eignes Geschick zu Statten, so daß, indem alle sich begünstigt sahen, jeder sich für den am meisten Begünstigten hielt: eine Schwachheit, deren sich sogar der Aelteste in der Gesellschaft am allermerklichsten schuldig machte.

Sahen es bei ihr Plan zu seyn, Männer, die etwas vorstellten, Mana, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden wunderlichen Wesen selbst bei der Bedachtlichkeit Gunst zu erwerben; so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz: jeder hatte seinen Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn zu entzücken und zu fesseln wußte. So hatte sie den Architekten schon bald ins Auge gefaßt, der jedoch aus seinem borstigen langlockigen Haar so unbefangen herausah, so gerad' und rubig in der Entfernung stand, auf alle Fragen kurz und verständig antwortete, sich aber auf nichts weiter einzulassen geneigt schien, daß sie sich endlich einmal, halb unwillig, halb listig, entschloß, ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umsonst hatte sie so vieles Gepäcke mitgebracht, ja es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte sich auf eine

unendliche Abwechselung in Kleidern vorgesehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, sich des Tages drei- vier-mal anzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Gesellschaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechseln; so erschien sie dazwischen wohl auch noch einmal im wirklichen Maskenkleid, als Bäuerin und Fischerin, als Fee und Blumenmädchen. Sie verschmähte nicht, sich als alte Frau zu verkleiden, um desto frischer ihr junges Gesicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte sie dadurch das Gegenwartige und das Eingebildete dergestalt, daß man sich mit der Saalnixe verwandt und verschwägert zu seyn glaubte.

Wozu sie aber diese Verkleidungen hauptsachlich benutzte, waren pantomimische Stellungen und Tanze, in denen sie verschiedene Charaktere auszudrücken gewandt war. Ein Cavalier aus ihrem Gefolge hatte sich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Geberden mit der wenigen nöthigen Musik zu begleiten; es bedurfte nur einer kurzen Abrede und sie waren sogleich in Einstimmung.

Eines Tages, als man sie, bei der Pause eines lebhaften Balls auf ihren eigenen heimlichen Antrieb gleichsam aus dem Stegreife, zu einer solchen Darstellung aufgefordert hatte, schien sie verlegen und überrascht und ließ sich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte sich unentschlossen, ließ die Wahl, bat wie ein Improvisator um einen Gegenstand, bis endlich jener Clavier spielende Gehülfe, mit dem es abgeredet seyn mochte, sich an den Flügel setzte, einen Trauermarsch zu spielen anfing und sie aufforderte, jene Artemisia zu geben, welche sie so vortrefflich einstudirt habe. Sie ließ sich erbitten, und nach einer kurzen Abwesenheit erschien sie, bei den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarsches, in Gestalt der königlichen Witwe, mit gemessenem

Schritt einen Aschenkrug vor sich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große schwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugeschnittes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem sie etwas ins Ohr sagte, ging sogleich den Architekten aufzufordern, zu nahen und gewissermaßen herbeizuschieben, daß er als Baumeister das Grab des Mausolus zeichnen und also keineswegs einen Statisten, sondern einen ernstlich Mitspielenden vorstellen sollte. Wie verlegen der Architekt auch äußerlich erschien — denn er machte in seiner ganz schwarzen knappen modernen Civilgestalt einen wunderlichen Contrast mit jenen Kleren, Crepyen, Franzen, Schmelzen, Quasten und Kronen — so faßte er sich doch gleich innerlich, allein um so wunderlicher war es anzusehen. Mit dem größten Ernst stellte er sich vor die große Tafel, die von ein paar Pagen gehalten wurde und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem longobardischen als einem karischen Könige wäre gemäß gewesen, aber doch in so schönen Verhältnissen, so ernst in seinen Theilen, so geistreich in seinen Zierrathen, daß man es mit Vergnügen entstehen sah und als es fertig war bewunderte.

Er hatte sich in diesem ganzen Zeitraum fast nicht gegen die Neuigkeit gewendet, sondern seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit gewidmet. Endlich als er sich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt sie ihm noch die Urne hin und bezeichnete das Verlangen, diese oben auf dem Gipfel abgebildet zu sehen. Er that es, obgleich ungern, weil sie zu dem Charakter seines übrigen Entwurfs nicht passen wollte. Was Lucianen betraf, so war sie endlich von ihrer Ungeduld erlöst: denn ihre Absicht war keineswegs eine gewissenhafte Zeichnung von ihm

zu haben. Hatte er mit wenigen Strichen nur hinskizzirt, was etwa einem Monument ähnlich geschehen, und sich die übrige Zeit mit ihr abgegeben; so wäre das wohl dem Endzweck und ihren Wünschen gemäßer gewesen. Bei seinem Benehmen dagegen kam sie in die größte Verlegenheit: denn ob sie gleich in ihrem Schmerz, ihren Anordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nach und nach Entstehende, ziemlich abzuwechseln suchte und sie ihn einigemale beinahe herumzerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen; so erwies er sich doch gar zu steif, dergestalt, daß sie allzuoft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, sie an ihr Herz drücken und zum Himmel schauen mußte, ja zuletzt, weil sich doch dergleichen Situationen immer steigern, mehr einer Witwe von Ephesus als einer Königin von Karien ähnlich sah. Die Vorstellung zog sich daher in die Länge; der Clavierspieler, der sonst Geduld genug hatte, wußte nicht mehr in welchen Ton er ausweichen sollte. Er dankte Gott als er die Urne auf der Pyramide stehen sah und fiel unwillkürlich, als die Königin ihren Dank ausdrucken wollte, in ein lustiges Thema; wodurch die Vorstellung zwar ihren Charakter verlor, die Gesellschaft jedoch völlig aufgeheitert wurde, die sich denn sogleich theilte, der Dame für ihren vortrefflichen Ausdruck und dem Architekten für seine künstliche und zierliche Zeichnung eine freudige Bewunderung zu beweisen.

Besonders der Bräutigam unterhielt sich mit dem Architekten. Es thut mir leid, sagte jener, daß die Zeichnung so vergänglich ist. Sie erlauben wenigstens, daß ich sie mir auf mein Zimmer bringen lasse und mich mit Ihnen darüber unterhalte. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, sagte der Architekt, so kann ich Ihnen sorgfältige Zeichnungen von

dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieſes nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf iſt.

Ottilie ſtand nicht fern und trat zu den beiden. Verſäumen Sie nicht, ſagte ſie zum Architekten, den Herrn Baron gelegentlich Ihre Sammlung ſehn zu laſſen: er iſt ein Freund der Kunſt und des Alterthums; ich wünſche daß Sie ſich näher kennen lernen.

Luciane kam herbeigefahren und fragte: Wovon iſt die Rede?

Von einer Sammlung Kunſtwerke, antwortete der Baron, welche dieſer Herr beſitzt und die er uns gelegentlich zeigen will.

Er mag ſie nur gleich bringen, rief Luciane. Nicht wahr, Sie bringen ſie gleich, ſetzte ſie ſchmeichelnd hinzu, indem ſie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht ſeyn, verſetzte der Architekt.

Was! rief Luciane gebieteriſch: Sie wollen dem Befehl Ihrer Königin nicht gehorchen? Dann legte ſie ſich auf ein neckiſches Bitten.

Seyn Sie nicht eigenſinnig, ſagte Ottilie halb leiſe.

Der Architekt entfernte ſich mit einer Beugung, ſie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane ſich mit einem Windſpiel im Saal herumjagte. Ach! rief ſie aus, indem ſie zufällig an ihre Mutter ſtieß: wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen, es iſt aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieſes Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen laſſen, es ſoll mir jemand hin ihn zu holen. Wenn ich nur ſein Bildniß ſehen könnte, ſo wäre ich ſchon

vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen lassen und er soll mir nicht von der Seite kommen.

Vielleicht kann ich dich trösten, versetzte Charlotte, wenn ich dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichsten Affenbilder kommen lasse. Luciane schrie vor Freuden laut auf, und der Folioband wurde gebracht. Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Geschöpfe machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich, bei einem jeden dieser Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menschen zu finden. Sieht der nicht aus wie der Onkel? rief sie unbarmherzig: der wie der Galanteriehandler M—, der wie der Pfarrer S— und dieser ist der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde sind doch die Affen die eigentlichen Incroyables und es ist unbegreiflich, wie man sie aus der besten Gesellschaft ausschließen mag.

Sie sagte das in der besten Gesellschaft, doch niemand nahm es ihr übel. Man war so gewohnt ihrer Anmuth vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart alles erlaubte.

Ottilie unterhielt sich indessen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architekten, dessen ernstere, geschmackvollere Sammlungen die Gesellschaft von diesem Affenwesen befreien sollten. In dieser Erwartung hatte sie sich mit dem Baron besprochen und ihn auf manches aufmerksam gemacht. Allein der Architekt blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er sich unter der Gesellschaft, ohne etwas mitzubringen und ohne zu thun als ob von etwas die Frage gewesen wäre. Ottilie ward einen Augenblick — wie soll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; sie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, sie gönnte dem

Bräutigam eine vergnügte Stunde nach seinem Sinne, der bei seiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden schien.

Die Affen mußten einer Collation Platz machen. Gesellige Spiele, ja sogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloses Herumsitzen und Wiederaufsagen einer schon gesunkenen Lust dauerten dießmal, wie sonst auch, weit über Mitternacht. Denn schon hatte sich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht ins Bette gelangen zu können.

Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entstanden seyn können: so ist es wahrscheinlich, daß man ihr irgend einen Heft mitgetheilt, aus dem sie sich, was ihr gemüthlich war, ausgeschrieben. Manches eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wohl zu erkennen seyn.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten."

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle uns auch unsere Freunde herbeiführen."

„Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger."

„Begegnet uns jemand, der uns Dank ſchuldig iſt, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank ſchuldig ſind, ohne daran zu denken.“

„Sich mitzutheilen iſt Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, iſt Bildung.“

„Niemand würde viel in Geſellſchaften ſprechen, wenn er ſich bewußt wäre, wie oft er die andern mißverſteht.“

„Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wohl nur darum ſo ſehr, weil man ſie nicht verſtanden hat.“

„Wer vor andern lange allein ſpricht, ohne den Zuhörern zu ſchmeicheln, erregt Widerwillen.“

„Jedes ausgeſprochene Wort erregt den Gegenſinn.“

„Widerſpruch und Schmeichelei machen beide ein ſchlechtes Geſpräch.“

„Die angenehmſten Geſellſchaften ſind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet.“

„Durch nichts bezeichnen die Menſchen mehr ihren Charakter, als durch das was ſie lächerlich finden.“

„Das Lächerliche entſpringt aus einem ſittlichen Contraſt, der auf eine unſchädliche Weiſe für die Sinne in Verbindung gebracht wird.“

„Der ſinnliche Menſch lacht oft wo nichts zu lachen iſt. Was ihn auch anregt, ſein inneres Behagen kommt zum Vorſchein.“

„Der Verſtändige findet faſt alles lächerlich, der Vernünftige faſt nichts.“

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er ſich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es iſt das einzige Mittel, verſetzte er, ſich zu verjüngen und das will doch jedermann.“

„Man laßt sich seine Mangel verhalten, man laßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll."

„Gewisse Mangel sind nothwendig zum Daseyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm seyn, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten."

„Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut."

„Was für Mangel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher schmeicheln als sie verletzen."

„Die Leidenschaften sind Mangel oder Tugenden, nur gesteigerte."

„Unsre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor."

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, machte sie erst recht gefährlich."

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben."

Fünftes Capitel.

So verwirrte Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel immer vor sich her. Ihr Hofstaat vermehrte sich täglich, theils weil ihr Treiben so Manchen anregte und anzog, theils weil sie sich Andre durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte. Mittheilend war sie im höchsten

Grade: denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams so viel Schönes und Köstliches auf einmal zugeflossen war; so schien sie nichts eigenes zu besitzen, und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die sich um sie gehäuft hatten. So zauderte sie nicht einen Augenblick einen kostbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhangen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet schien, und sie that das auf eine so nettische, geschickte Weise, daß niemand eine solche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofstaat hatte stets eine Börse und den Auftrag, in den Orten, wo sie einkehrten, sich nach den Aeltesten und Kränksten zu erkundigen, und ihren Zustand wenigstens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entstand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortrefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzuviel lästige Nothleidende an sie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte sie so sehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes gutes beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Gesellschaft floh, weil er, übrigens schön und wohlgebildet, seine rechte Hand, obgleich rühmlich, in der Schlacht verloren hatte. Diese Verstümmlung erregte ihm einen solchen Mißmuth; es war ihm so verdrießlich, daß jede neue Bekanntschaft sich auch immer mit seinem Unfall bekannt machen sollte, daß er sich lieber versteckte, sich dem Lesen und andern Studien ergab und ein für allemal mit der Gesellschaft nichts wollte zu schaffen haben.

Das Daseyn dieses jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbei, erst in kleiner Gesellschaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm sich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen andern, besonders

wußte sie durch zudringliche Dienstfertigkeit ihm seinen Verlust werth zu machen, indem sie geschäftig war ihn zu ersetzen. Bei Tafel mußte er neben ihr seinen Platz nehmen, sie schnitt ihm vor, so daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarschaft weg, so erstreckte sie ihre Aufmerksamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten das ersetzen was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte sie ihn auf, mit der linken Hand zu schreiben: er mußte alle seine Versuche an sie richten, und so stand sie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht wie ihm geworden war, und wirklich fing er von diesem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht sollte man denken, ein solches Betragen ware dem Bräutigam mißfällig gewesen; allein es fand sich das Gegentheil. Er rechnete ihr diese Bemühungen zu großem Verdienst an, und war um so mehr darüber ganz ruhig, als er ihre fast übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch sie alles was im mindesten verfänglich schien von sich abzulehnen wußte. Sie wollte mit jedermann nach Belieben umspringen, jeder war in Gefahr, von ihr einmal angestoßen, gezerrt oder sonst geneckt zu werden; niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, niemand sie nach Willkür berühren, niemand, auch nur im entferntesten Sinne, eine Freiheit, die sie sich nahm, erwiedern; und so hielt sie die andern in den strengsten Gränzen der Sittlichkeit gegen sich, die sie gegen andere jeden Augenblick zu übertreten schien.

Ueberhaupt hatte man glauben können, es sey bei ihr Maxime gewesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen. Denn wenn sie

die Menschen auf mancherlei Weise für sich zu gewinnen suchte; so verdarb sie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böse Zunge, die niemanden schonte. So wurde kein Besuch in der Nachbarschaft abgelegt, nirgends sie und ihre Gesellschaft in Schlössern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß sie bei der Rückkehr auf das ausgelassenste merken ließ, wie sie alle menschlichen Verhältnisse nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt sey. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Complimenten, wer zuerst heirathen sollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne; dort umgekehrt ein kleiner munterer Mann und eine unbehülfliche Riesin. In dem einen Hause stolperte man bei jedem Schritt über ein Kind; das andre wollte ihr bei der größten Gesellschaft nicht voll erscheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten sollten sich nur schnell berauben lassen, damit doch wieder einmal jemand im Hause zum Lachen kame, da ihnen keine Notherben gegeben waren. Junge Eheleute sollten reisen, weil das Haushalten sie gar nicht kleide. Und wie mit den Personen, so machte sie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden, wie mit dem Haus- und Tischgeräthe. Besonders alle Wandverzierungen reizten sie zu lustigen Bemerkungen. Von dem ältesten Hautelißteppich bis zu der neusten Papiertapete, vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zum frivolsten neuen Kupferstich, eins wie das andere mußte leiden, eins wie das andere wurde durch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgezehrt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch existirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in diesem verneinenden Bestreben; ein selbstischer Muthwille mochte sie

gewöhnlich anreizen: aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte sich in ihrem Verhältniß zu Ottilien erzeugt. Auf die ruhige ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von jedermann bemerkt und gepriesen wurde, sah sie mit Verachtung herab, und als zur Sprache kam, wie sehr sich Ottilie der Garten und der Treibhäuser annehme, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, uneingedenk des tiefen Winters in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde; sondern sie ließ auch von nun an so viel Grünes, so viel Zweige und was nur irgend keimte, herbeiholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig gekränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerstört zu sehen.

Eben so wenig gönnte sie Ottilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie sollte mit auf die Lust- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltsame Nachtstürme scheuen, da ja soviel andre nicht davon stürben. Das zarte Kind litt nicht wenig darunter, aber Luciane gewann nichts dabei: denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens den Männern immer die schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder letzten Platz befinden, ja der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architekten näher kennen lernen, bei Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Capelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberei war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte in dem Architekten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bei ihren extemporirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Ressourcen bei dieser und jener Anstalt dargeboten, so glaubte sie es doch immer selbst besser zu verstehen, und da ihre Erfindungen gewöhnlich gemein waren, so reichte, um sie auszuführen die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners eben so gut hin, als die des vorzüglichsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gypsenes oder ein lebendes Haupt seyn, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht versteigen, wenn sie irgend jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Compliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architekten zum Hause erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte daß Charlotte sich schon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte: denn wäre die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Capelle entfernt, weil alle Bauten den

Winter über stillstehn sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Bauherr wieder genutzt und befördert wurde.

Das persönliche Verhältniß Ottiliens zum Architekten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie, wie die Nähe eines ältern Bruders, unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen leidenschaftslosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft: denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die alles durchdringt, konnte dieses Herz zugleich mit ihm besitzen.

Indessen je tiefer der Winter sich senkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, desto anziehender schien es, in so guter Gesellschaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überfluthete die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Officiere von entfernteren Garnisonen, die gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die roheren zur Unbequemlichkeit der Gesellschaft, zogen sich herbei; am Civilstande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baronesse zusammen angefahren.

Ihre Gegenwart schien erst einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baronesse Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte sich nicht lange, sie beide zusammen und so heiter zu sehen: denn man vernahm, des Grafen Gemahlin sey gestorben, und eine neue Verbindung werde geschlossen seyn sobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte sich jenes ersten Besuchs, jedes Worts was über Ehestand und Scheidung, über Verbindung und

Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entsagen gesprochen ward. Beide Personen, damals noch ganz ohne Aussichten, standen nun vor ihr, dem gehofften Glück so nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Musik sey, so wußte sie ein Concert zu veranstalten; sie wollte sich dabei mit Gesang zur Guitarre hören lassen. Es geschah. Das Instrument spielte sie nicht ungeschickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, so verstand man sie so wenig als wenn sonst eine deutsche Schöne zur Guitarre singt. Indeß versicherte jedermann, sie habe mit viel Ausdruck gesungen, und sie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden seyn. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bei dieser Gelegenheit. In der Gesellschaft befand sich ein Dichter, den sie auch besonders zu verbinden hoffte, weil sie einige Lieder von ihm an sie gerichtet wünschte, und deßhalb diesen Abend meist nur von seinen Liedern vortrug. Er war überhaupt, wie alle, höflich gegen sie, aber sie hatte mehr erwartet. Sie legte es ihm einigemal nahe, konnte aber weiter nichts von ihm vernehmen, bis sie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn schickte und sondiren ließ, ob er denn nicht entzückt gewesen sey, seine vortrefflichen Gedichte so vortrefflich vortragen zu hören. Meine Gedichte? versetzte dieser mit Erstaunen. Verzeihen Sie, mein Herr, fügte er hinzu: ich habe nichts als Vocale gehört und die nicht einmal alle. Unterdessen ist es meine Schuldigkeit mich für eine so liebenswürdige Intention dankbar zu erweisen. Der Hofmann schwieg und verschwieg. Der andre suchte sich durch einige wohltönende Complimente aus der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Absicht nicht

undeutlich merken, auch etwas eigens für sie Gedichtetes zu besitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich gewesen wäre, so hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um sich daraus ein beliebiges Lobgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie selbst einzubilden. Doch sollte sie nicht ohne Kränkung aus dieser Begebenheit scheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr sie: er habe noch selbigen Abend einer von Ottiliens Lieblingsmelodien ein allerliebstes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich sey.

Luciane, wie alle Menschen ihrer Art, die immer durcheinander mischen was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig ist, wollte nun ihr Glück im Recitiren versuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden sollte, ihr Vortrag geistlos und heftig ohne leidenschaftlich zu seyn. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was sonst in Declamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte sie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das was sie vortrug mit Gesten zu begleiten, wodurch man das was eigentlich episch und lyrisch ist, auf eine unangenehme Weise mit dem Dramatischen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einsichtsvoller Mann, der gar bald die Gesellschaft, ihre Neigungen, Leidenschaften und Unterhaltungen überfah, brachte Lucianen, gründlicher oder ungründlicher Weise, auf eine neue Art von Darstellung, die ihrer Persönlichkeit sehr gemäß war. Ich finde, sagte er, hier so manche wohlgestaltete Personen, denen es gewiß nicht fehlt, malerische Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten sie es noch nicht versucht haben, wirkliche bekannte Gemälde vorzustellen? Eine solche Nachbildung, wenn sie auch manche mühsame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor.

Schnell ward Luciane gewahr, daß ſie hier ganz in ihrem Fach ſeyn würde. Ihr ſchöner Wuchs, ihre volle Geſtalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Geſicht, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr ſchlanker Hals, alles war ſchon wie aufs Gemälde berechnet; und hätte ſie nun gar gewußt, daß ſie ſchöner ausſah wenn ſie ſtill ſtand als wenn ſie ſich bewegte, indem ihr im letzten Falle manchmal etwas ſtörendes Ungraziöſes entſchlüpfte, ſo hatte ſie ſich mit noch mehrerem Eifer dieſer natürlichen Bildnerei ergeben.

Man ſuchte nun Kupferſtiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerſt den Beliſar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von gewiſſen Jahren ſollte den ſitzenden blinden General, der Architekt den vor ihm theilnehmend traurig ſtehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich ſah. Luciane hatte ſich, halb beſcheiden, das junge Weibchen im Hintergrunde gewählt, das reichliche Almoſen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte ſie abzumahnen und ihr vorzuſtellen ſcheint, daß ſie zu viel thue. Eine andre ihm wirklich Almoſen reichende Frauensperſon war nicht vergeſſen.

Mit dieſen und andern Bildern beſchäftigte man ſich ſehr ernſtlich. Der Graf gab dem Architekten über die Art der Einrichtung einige Winke, der ſogleich ein Theater dazu aufſtellte und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war ſchon tief in die Anſtalten verwickelt, als man erſt bemerkte, daß ein ſolches Unternehmen einen anſehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deßhalb ließ, damit ja nichts ſtocken möge, Luciane beinah ihre ſämmtliche Garderobe zerſchneiden, um die verſchiedenen Coſtüme zu liefern, die jene Künſtler willkürlich genug angegeben haben.

Der Abend kam herbei und die Darstellung wurde vor einer großen Gesellschaft und zu allgemeinem Beifall ausgeführt. Eine bedeutende Musik spannte die Erwartung. Jener Belisar eröffnete die Bühne. Die Gestalten waren so passend, die Farben so glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu seyn glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins eine Art von ängstlicher Empfindung hervorbrachte.

Der Vorhang fiel, und ward auf Verlangen mehr als einmal wieder aufgezogen. Ein musikalisches Zwischenspiel unterhielt die Gesellschaft, die man durch ein Bild höherer Art überraschen wollte. Es war die bekannte Vorstellung von Poussin: Ahasverus und Esther. Dießmal hatte sich Luciane besser bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingesunkenen Königin alle ihre Reize, und hatte sich klüger Weise zu den umgebenden unterstützenden Mädchen lauter hübsche wohlgebildete Figuren ausgesucht, worunter sich jedoch keine mit ihr auch nur im mindesten messen konnte. Ottilie blieb von diesem Bilde wie von den übrigen ausgeschlossen. Auf den goldnen Thron hatte sie, um den Zeus gleichen König vorzustellen, den rüstigsten und schönsten Mann der Gesellschaft gewählt, so daß dieses Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als drittes hatte man die sogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferstich unseres Wille von diesem Gemälde? Einen Fuß über den andern geschlagen, sitzt ein edler ritterlicher Vater und scheint seiner vor ihm stehenden Tochter ins Gewissen zu reden. Diese, eine herrliche Gestalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten

geſehen, aber ihr ganzes Weſen ſcheint anzudeuten, daß ſie ſich zuſammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht beſtig und beſchämend ſey, ſieht man aus der Miene und Geberde des Vaters; und was die Mutter betrifft, ſo ſcheint dieſe eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem ſie in ein Glas Wein blickt, das ſie eben auszuſchlurfen im Begriff iſt.

Bei dieſer Gelegenheit nun ſollte Luciane in ihrem höchſten Glanze erſcheinen. Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken, waren über alle Begriffe ſchön, und die Taille, von der bei den modernen antikiſirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig ſichtbar wird, höchſt zierlich, ſchlank und leicht zeigte ſich an ihr in dem älteren Coſtüm äußerſt vortheilhaft; und der Architekt hatte geſorgt, die reichen Falten des weißen Atlaſſes mit der künſtlichſten Natur zu legen, ſo daß ganz ohne Frage dieſe lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunſch, einem ſo ſchönen Weſen, das man genugſam von der Rückſeite geſehen, auch ins Angeſicht zu ſchauen, nahm dergeſtalt überhand, daß ein luſtiger ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu ſchreiben pflegt: tournez s'il vous plait laut ausrief und eine allgemeine Beiſtimmung erregte. Die Darſtellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut, und hatten den Sinn dieſer Kunſtſtücke zu wohl gefaßt, als daß ſie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben ſollen. Die beſchämt ſcheinende Tochter blieb ruhig ſtehen, ohne den Zuſchauern den Ausdruck ihres Angeſichts zu gönnen; der Vater blieb in ſeiner ermahnenden Stellung ſitzen, und die Mutter brachte Naſe und Augen nicht aus dem durchſichtigen Glaſe, worin ſich, ob ſie gleich zu trinken ſchien, der Wein

nicht verminderte. — Was ſollen wir noch viel von kleinen Nachſtücken ſagen, wozu man niederländiſche Wirthshaus- und Jahrmarktsſcenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baroneſſe reiſ'ten ab und verſprachen in den erſten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzukehren, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwei mühſam überſtandenen Monaten, die übrige Geſellſchaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieſer der erſte Braut- und Jugendtaumel ſich würde gelegt haben: denn der Bräutigam hielt ſich für den glücklichſten Menſchen von der Welt. Bei großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart ſchien er auf eine wunderbare Weiſe von dem Vorzuge geſchmeichelt, ein Frauenzimmer zu beſitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen ſo ganz eigenen Sinn, alles auf ſie und erſt durch ſie auf ſich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn ſich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerkſamkeit auf ſie richtete, und mit ihm, wie es wegen ſeiner guten Eigenſchaften beſonders von älteren Perſonen oft geſchah, eine nähere Verbindung ſuchte, ohne ſich ſonderlich um ſie zu bekümmern. Wegen des Architekten kam es bald zur Richtigkeit. Aufs Neujahr ſollte ihm dieſer folgen und das Carneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane ſich von der Wiederholung der ſo ſchön eingerichteten Gemälde, ſo wie von hundert andern Dingen, die größte Glückſeligkeit verſprach, um ſo mehr als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten ſchienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun ſollte man ſcheiden, aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weiſe geſchehen. Man ſcherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufgezehrt

seyen, als der Ehrenmann, der den Belisar vorgestellt hatte, und freilich reich genug war, von Lucianens Vorzügen hingerissen, denen er nun schon so lange huldigte, unbedachtsam ausrief: so lassen Sie es uns auf polnische Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so gehet es dann weiter in der Runde herum. Gesagt, gethan: Luciane schlug ein. Den andern Tag war gepackt und der Schwarm warf sich auf ein anderes Besitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entstand manches Unschickliche, das erst Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüster und wilder. Treibjagen im tiefsten Schnee, und was man sonst nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranstaltet. Frauen so wenig als Männer durften sich ausschließen, und so zog man, jagend und reitend, schlittenfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, bis man sich endlich der Residenz naherte; da denn die Nachrichten und Erzahlungen, wie man sich bei Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andere Wendung gaben, und Lucianen mit ihrer sammtlichen Begleitung, indem die Tante schon vorausgegangen war, unaufhaltsam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt jeden wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet."

„Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat."

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht."

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen: denn wir haben so zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur."

„Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen; so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen mußte."

„Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist."

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten."

„Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?"

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jedermann, nur soll es nicht unbequem seyn."

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat."

„Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

„Niemand iſt läſtiger als ein täppiſcher Menſch vom Civilſtande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er ſich mit nichts Rohem zu beſchäftigen hat.“

„Wenn wir mit Menſchen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, ſo wird es uns Angſt um ihretwillen, wenn etwas Ungeſchicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle ſchaukelt, weil ſie das in den Tod nicht leiden kann.“

„Es käme niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen ſogleich die Luſt vergeht ihn anzuſehen und uns mit ihm zu unterhalten.“

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht iſt immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komiſch das ausſieht.“

„Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“

„Das Betragen iſt ein Spiegel, in welchem jeder ſein Bild zeigt.“

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.“

„Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.“

„Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden das Gewünſchte zu beſitzen.“

„Niemand iſt mehr Sklave als der ſich für frei hält ohne es zu ſeyn.“

„Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei."

„Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe."

„Es ist was schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun."

„Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich seines Gleichen zu schatzen wissen."

„Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmaßigkeit als daß das Genie nicht unsterblich sey."

„Die größten Menschen hangen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen."

„Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind."

„Thoren und gescheidte Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten."

„Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst."

„Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers."

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten."

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen giebt uns das Anschauen des Unmöglichen."

„Die Schwierigkeiten wachsen je näher man dem Ziele kommt."

„Säen ist nicht so beschwerlich als ernten."

Sechstes Capitel.

Die große Unruhe, welche Charlotten durch dieſen Beſuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß ſie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntſchaft mit der Welt ſehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erſten Mal, daß ihr ein ſo ſeltſamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieſer Höhe erſchien. Und doch hatte ſie aus der Erfahrung, daß ſolche Perſonen durchs Leben, durch mancherlei Ereigniſſe, durch elterliche Verhältniſſe gebildet eine ſehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbſtigkeit gemildert wird und die ſchwärmende Thätigkeit eine entſchiedene Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter ſich um deſto eher eine für andere vielleicht unangenehme Erſcheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünſchen, oder wenigſtens nicht beläſtigt ſeyn wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weiſe jedoch ſollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreiſe getroffen werden, indem dieſe nicht ſowohl durch das Tadelnswerthe in ihrem Betragen, als durch das was man daran lobenswürdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter ſich gelaſſen hatte. Luciane ſchien ſich's zum Geſetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, ſondern auch mit den Traurigen traurig zu ſeyn, und um den Geiſt des Widerſpruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien, wo ſie hinkam, erkundigte ſie ſich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Geſellſchaft erſcheinen konnten. Sie beſuchte ſie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem jeden aus

ihrer Reiseapotheke, die sie beständig im Wagen mit sich führte, energische Mittel auf; da denn eine solche Cur, wie sich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieser Art von Wohlthätigkeit war sie ganz grausam und ließ sich gar nicht einreden, weil sie fest überzeugt war, daß sie vortrefflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Versuch von der sittlichen Seite, und dieser war es, der Charlotten viel zu schaffen machte, weil er Folgen hatte, und jedermann darüber sprach. Erst nach Lucianens Abreise hörte sie davon; Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umständlich davon Rechenschaft geben.

Eine der Töchter eines angesehenen Hauses hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Geschwister schuld zu seyn, und sich darüber nicht beruhigen noch wieder finden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beschäftigt und still, und ertrug selbst den Anblick der Ihrigen nur wenn sie einzeln kamen; denn sie argwohnte sogleich, wenn mehrere beisammen waren, daß man untereinander über sie und ihren Zustand reflectire. Gegen jedes allein äußerte sie sich vernünftig und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und sich sogleich im Stillen vorgenommen, wenn sie in das Haus kame, gleichsam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Gesellschaft wiederzugeben. Sie betrug sich dabei vorsichtiger als sonst, wußte sich allein bei der Seelenkranken einzuführen, und so viel man merken konnte, durch Musik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt versah sie es: denn eben weil sie Aufsehn erregen wollte, so brachte sie das schöne blasse Kind, das sie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Gesellschaft; und vielleicht wäre auch das noch

gelungen, wenn nicht die Societät selbst, aus Neugierde und Apprehension, sich ungeschickt benommen, sich um die Kranke versammelt, sie wieder gemieden, sie durch Flüstern, Köpfezusammenstecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende ertrug das nicht. Sie entwich unter furchterlichem Schreien, das gleichsam ein Entsetzen vor einem eindringenden Ungeheuren auszudrücken schien. Erschreckt fuhr die Gesellschaft nach allen Seiten auseinander, und Ottilie war unter denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Indessen hatte Luciane eine starke Strafrede nach ihrer Weise an die Gesellschaft gehalten, ohne im mindesten daran zu denken, daß sie allein alle Schuld habe, und ohne sich durch dieses und andres Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu lassen.

Der Zustand der Kranken war seit jener Zeit bedenklicher geworden, ja das Uebel hatte sich so gesteigert, daß die Eltern das arme Kind nicht im Hause behalten konnten, sondern einer öffentlichen Anstalt überantworten mußten. Charletten blieb nichts übrig als durch ein besonder zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter verursachten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Ottilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; sie bedauerte das arme Mädchen um so mehr als sie überzeugt war, wie sie auch gegen Charlotten nicht läugnete, daß bei einer consequenten Behandlung die Kranke gewiß herzustellen gewesen wäre.

So kam auch, weil man sich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverständniß zur Sprache, das Ottilien an dem Architekten irre gemacht hatte, als er jenen Abend seine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob sie ihn gleich so freundlich

darum ersuchte. Es war ihr dieses abschlägige Betragen immer in der Seele geblieben und sie wußte selbst nicht warum. Ihre Empfindungen waren sehr richtig: denn was ein Madchen wie Ottilie verlangen kann, sollte ein Jüngling wie der Architekt nicht versagen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwurfe ziemlich gültige Entschuldigungen zur Sprache.

Wenn Sie wüßten, sagte er, wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schatzbarsten Kunstwerke verhalten, Sie wurden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und herachen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Handen anfassen müsse, greifen sie mit Einer Hand nach einem unschatzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers schon im Voraus sein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen giebt. Niemand denkt daran, daß wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hintereinander eben so verfühven, der Einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hatte.

Habe ich Sie nicht auch manchmal, fragte Ottilie, in solche Verlegenheit gesetzt? habe ich nicht etwan Ihre Schatze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beschadigt?

Niemals, versetzte der Architekt: niemals! Ihnen ware es unmöglich: das Schickliche ist mit Ihnen geboren.

Auf alle Falle, versetzte Ottilie, ware es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten, nach den

Capitein, wie man sich in Gesellschaft beim Essen und Trinken benehmen soll, ein recht umständliches einschöbe, wie man sich in Kunstsammlungen und Museen zu betragen habe.

Gewiß, versetzte der Architekt, würden alsdann Custoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen.

Ottilie hatte ihm schon lange verziehen; als er sich aber den Vorwurf sehr zu Herzen zu nehmen schien und immer aufs neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig sey, so empfand sie, daß sie sein zartes Gemüth verletzt habe, und fühlte sich als seine Schuldnerin. Nicht wohl konnte sie ihm daher eine Bitte rund abschlagen, die er in Gefolg dieses Gesprächs an sie that, ob sie gleich, indem sie schnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einsah wie sie ihm seine Wünsche gewähren könne.

Die Sache verhielt sich also. Daß Ottilie durch Lucianens Eifersucht von den Gemäldedarstellungen ausgeschlossen worden, war ihm höchst empfindlich gewesen; daß Charlotte diesem glänzenden Theil der geselligen Unterhaltung nur unterbrochen beiwohnen können, weil sie sich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt: nun wollte er sich nicht entfernen, ohne seine Dankbarkeit auch dadurch zu beweisen, daß er zur Ehre der einen und zur Unterhaltung der andern, eine weit schönere Darstellung veranstaltete als die bisherigen gewesen waren. Vielleicht kam hierzu, ihm selbst unbewußt, ein andrer geheimer Antrieb: es ward ihm so schwer, dieses Haus, diese Familie zu verlassen, ja es schien ihm unmöglich von Ottiliens Augen zu scheiden, von deren ruhig freundlich gewogenen Blicken er die letzte Zeit fast ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeiertage nahten sich und es wurde ihm auf einmal klar, daß eigentlich jene Gemäldedarstellungen

durch runde Figuren von dem sogenannten Präsepe ausgegangen, von der frommen Vorstellung, die man in dieser heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie sie in ihrer scheinbaren Niedrigkeit erst von Hirten bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein schöner frischer Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilien war die Sache nicht auszuführen. Der junge Mann hatte sie in seinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben, und wenn sie es abschlug, so war bei ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müsse. Ottilie halb verlegen über seinen Antrag wies ihn mit seiner Bitte an Charlotten. Diese ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch sie ward die Scheu Ottiliens, sich jener heiligen Gestalt anzumaßen, auf eine freundliche Weise überwunden. Der Architekt arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohnehin wenig Bedürfnisse, und Ottiliens Gegenwart schien ihm statt alles Labsals zu seyn; indem er um ihretwillen arbeitete, war es als wenn er keines Schlafs, indem er sich um sie beschäftigte, keiner Speise bedürfte. Zur feierlichen Abendstunde war deßhalb alles fertig und bereit. Es war ihm möglich gewesen wohltönende Blasinstrumente zu versammeln, welche die Einleitung machten und die gewünschte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang sich hob, war Charlotte wirklich überrascht. Das Bild, das sich ihr vorstellte, war so oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Eindruck davon erwarten sollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre besondern Vorzüge. Der

ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künstler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beschatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde. Frohe Mädchen und Knaben standen umher; die frischen Gesichter scharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, deren ätherischer Leib vor dem göttlich-menschlichen verdichtet und lichtsbedürftig schien.

Glücklicherweise war das Kind in der anmuthigsten Stellung eingeschlafen, so daß nichts die Betrachtung störte, wenn der Blick auf der scheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In diesem Augenblick schien das Bild festgehalten und erstarrt zu seyn. Physisch geblendet, geistig überrascht, schien das umgebende Volk sich eben bewegt zu haben, um die getroffnen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublinzen und mehr Verwunderung und Lust, als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen; obgleich diese auch nicht vergessen und einigen älteren Figuren der Ausdruck derselben übertragen war.

Ottiliens Gestalt, Gebärde, Miene, Blick übertraf aber alles was je ein Maler dargestellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der diese Erscheinung gesehen hatte, wäre in Furcht gerathen, es möge sich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge gestanden, ob ihm jemals etwas wieder so gefallen könne. Unglücklicherweise war niemand da, der diese ganze Wirkung aufzufassen vermocht hätte. Der Architekt allein, der als langer schlanker Hirt von der Seite über die Knieenden

hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück, bildete sich in ihren Zügen, sowohl indem sich ihre eigene Empfindung, als in dem sich die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von dem machen konnte was sie spielte.

Charlotten erfreute das schöne Gebilde, doch wirkte hauptsächlich das Kind auf sie. Ihre Augen strömten von Thränen und sie stellte sich auf das lebhafteste vor, daß sie ein ähnliches liebes Geschöpf bald auf ihrem Schooße zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelassen, theils um den Vorstellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargestellten anzubringen. Der Künstler hatte sich vorgenommen, das erste Nacht- und Niedrigkeitsbild in ein Tag- und Glorienbild zu verwandeln, und deßwegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwischenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer halb theatralischen Lage bisher die größte Beruhigung gewesen, daß außer Charlotten und wenigen Hausgenossen niemand dieser frommen Kunstmummerei zugesehen. Sie wurde daher einigermaßen betroffen, als sie in der Zwischenzeit vernahm, es sey ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht sagen. Sie ergab sich darein, um keine Störung zu verursachen. Lichter und Lampen brannten und eine ganz unendliche Hellung umgab sie. Der Vorhang ging auf, für die Zuschauenden ein überraschender Anblick: das ganze Bild war alles Licht, und statt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bei

der klugen Auswahl eine liebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblickend bemerkte Ottilie eine Mannsperson neben Charlotten sitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber sie glaubte die Stimme des Gehülfen aus der Pension zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff sie. Wie vieles war begegnet, seitdem sie die Stimme dieses treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden schnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: darfst du ihm alles bekennen und gestehen? Und wie wenig werth bist du unter dieser heiligen Gestalt vor ihm zu erscheinen, und wie seltsam muß es ihm vorkommen, dich die er nur natürlich gesehen, als Maske zu erblicken? Mit einer Schnelligkeit die keinesgleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegeneinander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, indem sie sich zwang immerfort als ein starres Bild zu erscheinen; und wie froh war sie, als der Knabe sich zu regen anfing und der Künstler sich genöthiget sah das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen sollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht entgegen eilen zu können, sich schon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottiliens gesellt, so war sie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte sie in diesem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehen? sollte sie sich umkleiden? Sie wählte nicht, sie that das Letzte und suchte sich in der Zwischenzeit zusammenzunehmen, sich zu beruhigen, und war nur erst wieder mit sich selbst in Einstimmung als sie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Capitel.

Insofern der Architekt seinen Gönnerinnen das Beste wünschte, war es ihm angenehm, da er doch endlich scheiden mußte, sie in der guten Gesellschaft des schätzbaren Gehülfen zu wissen; indem er jedoch ihre Gunst auf sich selbst bezog, empfand er es einigermaßen schmerzhaft, sich sobald, und wie es seiner Bescheidenheit dünken mochte, so gut, ja vollkommen, ersetzt zu sehen. Er hatte noch immer gezaudert, nun aber drangte es ihn hinweg: denn was er sich nach seiner Entfernung mußte gefallen lassen, das wollte er wenigstens gegenwartig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieser halb traurigen Gefühle machten ihm die Damen beim Abschiede noch ein Geschenk mit einer Weste, an der er sie beide lange Zeit hatte stricken sehen, mit einem stillen Neid über den unbekannten Glücklichen dem sie dereinst werden könnte. Eine solche Gabe ist die angenehmste die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag: denn wenn er dabei des unermüdeten Spiels der schönen Finger gedenkt, so kann er nicht umhin sich zu schmeicheln, das Herz werde bei einer so anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben seyn.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem sie wohlwollten und dem es bei ihnen wohl werden sollte. Das weibliche Geschlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Interesse, von dem sie nichts in der Welt abtrunnig macht; im äußern geselligen Verhaltniß hingegen lassen sie sich gern und leicht durch den Mann bestimmen der sie eben beschaftigt, und so durch Abweisen wie durch Empfanglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen sie eigentlich das

Regiment, dem sich in der gesitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architekt, gleichsam nach eigener Lust und Belieben, seine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derselben geübt und bewiesen; war Beschäftigung und Unterhaltung in diesem Sinne und nach solchen Absichten eingerichtet: so machte sich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehülfen eine andere Lebensweise. Seine große Gabe war, gut zu sprechen und menschliche Verhältnisse, besonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und so entstand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegensatz, um so mehr als der Gehülfe nicht ganz dasjenige billigte, womit man sich die Zeit über ausschließlich beschäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihm bei seiner Ankunft empfing, sprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Capelle und was sich darauf bezog, mit Zufriedenheit sehen ließ, konnte er seine Meinung, seine Gesinnungen darüber nicht zurückhalten. Was mich betrifft, sagte er, so will mir diese Annäherung, diese Vermischung des Heiligen und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man sich gewisse besondre Räume widmet, weihet und ausschmückt, um erst dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienst in dem Saale gehalten sehen, wo man zu speisen, sich gesellig zu versammeln, mit Spiel und Tanz zu ergetzen pflegt. Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen, ist

gestaltlos, und man soll sich hüten es anders als in edler That zu gestalten.

Charlotte, die seine Gesinnungen schon im Ganzen kannte und sie noch mehr in kurzer Zeit erforschte, brachte ihn gleich in seinem Fache zur Thätigkeit, indem sie ihre Gartenknaben, welche der Architekt vor seiner Abreise eben gemustert hatte, in dem großen Saal aufmarschiren ließ; da sie sich denn in ihren heitern reinlichen Uniformen, mit gesetzlichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Wesen, sehr gut ausnahmen. Der Gehülfe prüfte sie nach seiner Weise, und hatte durch mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht, und ohne daß es so schien, in Zeit von weniger als einer Stunde, sie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

Wie machen Sie das nur? sagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. Ich habe sehr aufmerksam zugehört; es sind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wußte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, sie in so kurzer Zeit, bei so vielem Hin- und Wiederreden, in solcher Folge zur Sprache zu bringen.

Vielleicht sollte man, versetzte der Gehülfe, aus den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man dieses und noch viel mehr zu leisten vermag. Fassen Sie einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halten Sie ihn recht fest; machen Sie sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht seyn, gesprächsweise, an einer Masse Kinder zu erfahren was sich davon schon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig seyn, mögen noch

ſo ſehr ins Weite gehen, wenn nur ſodann Ihre Gegenfrage Geiſt und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie ſich nicht von Ihrem Standpunkte verrücken laſſen; ſo müſſen die Kinder zuletzt denken, begreifen, ſich überzeugen, nur von dem was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler iſt der, wenn er ſich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er ſie nicht auf dem Punkte feſtzuhalten weiß den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nachſtens einen Verſuch und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.

Das iſt artig, ſagte Charlotte: die gute Padagogik iſt alſo gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Geſellſchaft ſoll man auf nichts verweilen, und bei dem Unterricht ware das höchſte Gebot, gegen alle Zerſtreuung zu arbeiten.

Abwechſelung ohne Zerſtreuung wäre für Lehre und Leben der ſchönſte Wahlſpruch, wenn dieſes löbliche Gleichgewicht nur ſo leicht zu erhalten wäre! ſagte der Gehülfe, und wollte weiter fortfahren als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug ſich ſo eben über den Hof bewegte. Er bezeigte ſeine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu gehen anhalte. Männer — ſo ſagte er — ſollten von Jugend auf Uniform tragen, weil ſie ſich gewöhnen müſſen zuſammen zu handeln, ſich unter ihres Gleichen zu verlieren, in Maſſe zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militäriſchen Sinn, ſo wie ein knapperes ſtrackeres Betragen, und alle Knaben ſind ja ohnehin geborne Soldaten: man ſehe nur ihre Kampf- und Streitſpiele, ihr Erſtürmen und Erklettern.

So werden Sie mich dagegen nicht tadeln, verſetzte Ottilie, daß ich meine Mädchen nicht überein kleide. Wenn

ich sie Ihnen vorführe, hoffe ich Sie durch ein buntes Gemisch zu erachen.

Ich billige das sehr, versetzte jener. Frauen sollten durchaus mannigfaltig gekleidet gehen; jede nach eigner Art und Weise, damit eine Jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut stehe und wohl zieme. Eine wichtigere Ursache ist noch die: weil sie bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln.

Das scheint mir sehr paradox, versetzte Charlotte; sind wir doch fast niemals für uns.

O ja! versetzte der Gehülfe, in Absicht auf andere Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein, und will allein seyn. Ja die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach: denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihres Gleichen hervorzubringen.

Man darf, sagte Charlotte, das Wahre nur wunderlich sagen, so scheint zuletzt das Wunderliche auch wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das Beste herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zusammenhalten, und auch gemeinsam wirken, um den Männern nicht allzu große Vorzüge über uns einzuraumen. Ja, Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um desto lebhafter empfinden müssen, wenn sich die Herren untereinander auch nicht sonderlich vertragen.

Mit vieler Sorgfalt untersuchte der verständige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber seinen entschiedenen Beifall. Sehr richtig heben Sie, sagte er, Ihre Untergebenen nur zur nächsten Brauchbarkeit heran. Reinlichkeit veranlaßt die Kinder mit Freuden etwas auf sich selbst zu halten, und alles ist gewonnen, wenn sie das was sie thun, mit Munterkeit und Selbstgefühl zu leisten angeregt sind.

Uebrigens fand er zu seiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, sondern alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfnisse. Mit wie wenig Worten, rief er aus, ließe sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen, wenn jemand Ohren hatte zu hören.

Mögen Sie es nicht mit mir versuchen, sagte freundlich Ottilie.

Recht gern, versetzte jener, nur müssen Sie mich nicht verrathen. Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehn.

Zu Müttern, versetzte Ottilie, das könnten die Frauen noch hingehen lassen, da sie sich, ohne Mutter zu seyn, doch immer einrichten müssen, Wärterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden sich unsre jungen Männer viel zu gut halten, da man jedem leicht ansehen kann, daß er sich zum Gebieten fähiger dünkt.

Deßwegen wollen wir es ihnen verschweigen, sagte der Gehülfe. Man schmeichelt sich ins Leben hinein, aber das Leben schmeichelt uns nicht. Wie viel Menschen mögen denn das freiwillig zugestehen, was sie am Ende doch müssen? Lassen wir aber diese Betrachtungen, die uns hier nicht berühren.

Ich preise Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre

kleinſten Mädchen ſich mit Puppen herumtragen und einige Lappchen für ſie zuſammenflicken; wenn ältere Geſchwiſter alsdann für die jüngeren ſorgen, und das Haus ſich in ſich ſelbſt bedient und aufhilft: dann iſt der weitere Schritt ins Leben nicht groß, und ein ſolches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was ſie bei ihren Eltern verließ.

Aber in den gebildeten Ständen iſt die Aufgabe ſehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, beſonders auf geſellſchaftliche Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen. Wir andern ſollen daher unſre Zöglinge nach außen bilden; es iſt nothwendig, es iſt unerläßlich und möchte recht gut ſeyn, wenn man dabei nicht das Maß überſchritte: denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man ſie leicht ins Grenzenloſe, ohne im Auge zu behalten was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöſ't oder verfehlt wird.

Bei Manchem, womit wir unſere Schülerinnen in der Penſion ausſtatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir ſagt, von wie geringem Gebrauch es künftig ſeyn werde. Was wird nicht gleich abgeſtreift, was nicht gleich der Vergeſſenheit überantwortet, ſobald ein Frauenzimmer ſich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

Indeſſen kann ich mir den frommen Wunſch nicht verſagen, da ich mich einmal dieſem Geſchäft gewidmet habe, daß es mir dereinſt in Geſellſchaft einer treuen Gehülfin gelingen möge, an meinen Zöglingen dasjenige rein auszubilden, was ſie bedürfen, wenn ſie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit hinüberſchreiten; daß ich mir ſagen könnte: in dieſem Sinne iſt an ihnen die Erziehung vollendet. Freilich ſchließt ſich eine andre immer wieder an,

die beinahe mit jedem Jahre unſers Lebens, wo nicht von uns ſelbſt, doch von den Umſtänden veranlaßt wird.

Wie wahr fand Ottilie dieſe Bemerkung! Was hatte nicht eine ungeahnete Leidenſchaft im vergangenen Jahr an ihr erzogen! was ſah ſie nicht alles für Prüfungen vor ſich ſchweben, wenn ſie nur aufs Nächſte, aufs Nächſt-Künftige hinblickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehülfin, einer Gattin erwähnt: denn bei aller ſeiner Beſcheidenheit konnte er nicht unterlaſſen, ſeine Abſichten auf eine entfernte Weiſe anzudeuten; ja er war durch mancherlei Umſtände und Vorfälle aufgeregt worden, bei dieſem Beſuch einige Schritte ſeinem Ziele näher zu thun.

Die Vorſteherin der Penſion war bereits in Jahren, ſie hatte ſich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ſchon lange nach einer Perſon umgeſehen, die eigentlich mit ihr in Geſellſchaft träte, und zuletzt dem Gehülfen, dem ſie zu vertrauen höchlich Urſache hatte, den Antrag gethan: er ſolle mit ihr die Lehranſtalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Beſitzer eintreten. Die Hauptſache ſchien hiebei, daß er eine einſtimmende Gattin finden müſſe. Er hatte im Stillen Ottilien vor Augen und im Herzen; allein es regten ſich mancherlei Zweifel, die wieder durch günſtige Ereigniſſe einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Penſion verlaſſen: Ottilie konnte freier zurückkehren; von dem Verhältniſſe zu Eduard hatte zwar etwas verlautet; allein man nahm die Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgültig auf, und ſelbſt dieſes Ereigniß konnte zu Ottiliens Rückkehr beitragen. Doch wäre man zu keinem Entſchluß gekommen, kein Schritt wäre geſchehen, hätte nicht ein unvermutheter

Besuch auch hier eine besondere Anregung gegeben. Wie denn die Erscheinung von bedeutenden Menschen in irgend einem Kreise niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baroneſſe, welche ſo oft in den Fall kamen, über den Werth verſchiedener Penſionen befragt zu werden, weil faſt jedermann um die Erziehung ſeiner Kinder verlegen iſt, hatten ſich vorgenommen, dieſe beſonders kennen zu lernen, von der ſo viel gutes geſagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältniſſen zuſammen eine ſolche Unterſuchung anſtellen. Allein die Baroneſſe beabſichtigte noch etwas anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotten hatte ſie mit dieſer alles umſtändlich durchgeſprochen was ſich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie beſtand aber- und abermals darauf: Ottilie muſſe entfernt werden. Sie ſuchte Charlotten hiezu Muth einzuſprechen, welche ſich vor Eduards Drohungen noch immer fürchtete. Man ſprach über die verſchiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Penſion war auch von der Neigung des Gehülfen die Rede, und die Baroneſſe entſchloß ſich um ſo mehr zu dem gedachten Beſuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen, man beobachtet die Anſtalt und ſpricht von Ottilien. Der Graf ſelbſt unterhält ſich gern über ſie, indem er ſie bei dem neulichen Beſuch genauer kennen gelernt. Sie hatte ſich ihm genähert, ja ſie ward von ihm angezogen, weil ſie durch ſein gehaltvolles Geſpräch dasjenige zu ſehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie ſie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, ſo ſchien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erſt recht wünſchenswerth zu ſeyn. Jede Anziehung iſt wechſelſeitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilien, daß er ſie gern als ſeine Tochter betrachtete. Auch hier war ſie der Baroneſſe zum

zweiten Mal und mehr als das erste Mal im Wege. Wer weiß was diese, in Zeiten lebhafterer Leidenschaft, gegen sie angestiftet hatte; jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unschadlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehülfen auf eine leise doch wirksame Art klüglich an, daß er sich zu einer kleinen Excursion auf das Schloß einrichten und seinen Planen und Wunschen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, sich ungesaumt nahern solle.

Mit vollkommner Beistimmung der Vorsteherin trat er daher seine Reise an, und hegte in seinem Gemüth die besten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie ist ihm nicht ungünstig, und wenn zwischen ihnen einiges Mißverhaltniß des Standes war, so glich sich dieses gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baroneße ihn wohl fühlen lassen, daß Ottilie immer ein armes Madchen bleibe. Mit einem reichen Hause verwandt zu seyn, hieß es, kann niemanden helfen: denn man wurde sich, selbst bei dem größten Vermögen, ein Gewissen daraus machen, denjenigen eine ansehnliche Summe zu entziehen, die dem naheren Grade nach ein vollkommneres Recht auf ein Besitzthum zu haben scheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Mensch das große Vorrecht, nach seinem Tode noch über seine Habe zu disponiren, sehr selten zu Gunsten seiner Lieblinge gebraucht, und wie es scheint, aus Achtung fur das Herkommen, nur diejenigen begünstigt, die nach ihm sein Vermögen besitzen wurden, wenn er auch selbst keinen Willen hatte.

Sein Gefühl setzte ihn auf der Reise Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte seine Hoffnungen. Zwar fand er gegen sich Ottilien nicht ganz so offen wie sonst; aber sie war auch erwachsener, gebildeter und wenn man will, im

Allgemeinen mittheilender als er sie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in manches Einsicht nehmen, was sich besonders auf sein Fach bezog. Doch wenn er seinem Zwecke sich nahern wollte, so hielt ihn immer eine gewisse innere Scheu zurück.

Einst gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit, indem sie, in Beisein Ottiliens, zu ihm sagte: Nun, Sie haben alles was in meinem Kreise heranwächst, so ziemlich geprüft; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wohl in ihrer Gegenwart aussprechen.

Der Gehülfe bezeichnete hierauf, mit sehr viel Einsicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilien in Absicht eines freieren Betragens, einer bequemeren Mittheilung, eines höheren Blicks in die weltlichen Dinge, der sich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, sehr zu ihrem Vortheil verändert finde; daß er aber doch glaube, es könne ihr sehr zum Nutzen gereichen, wenn sie auf einige Zeit in die Pension zurückkehre, um das in einer gewissen Folge gründlich und für immer sich anzueignen, was die Welt nur stückweise und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzuspät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig sein: Ottilie wisse selbst am besten aus was für zusammenhangenden Lehrvorträgen sie damals herausgerissen worden.

Ottilie konnte das nicht leugnen; aber sie konnte nicht gestehen, was sie bei diesen Worten empfand, weil sie sich es kaum selbst auszulegen wußte. Es schien ihr in der Welt nichts mehr unzusammenhängend, wenn sie an den geliebten Mann dachte, und sie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zusammenhangen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie sagte, daß sowohl sie als Ottilie eine Rückkehr

nach der Penſion längſt gewünſcht hätten. In dieſer Zeit nur ſey ihr die Gegenwart einer ſo lieben Freundin und Helferin unentbehrlich geweſen; doch wolle ſie in der Folge nicht hinderlich ſeyn, wenn es Ottiliens Wunſch bliebe, wieder auf ſo lange dorthin zurückzukehren, bis ſie das Angefangene geendet und das Unterbrochene ſich vollſtändig zugeeignet.

Der Gehülfe nahm dieſe Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen ſagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken ſchauderte. Charlotte hingegen dachte Zeit zu gewinnen; ſie hoffte Eduard ſollte ſich erſt als glücklicher Vater wieder finden und einfinden, dann, war ſie überzeugt, würde ſich alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weiſe geſorgt werden.

Nach einem bedeutenden Geſpräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewiſſer Stillſtand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich ſieht. Man ging im Saale auf und ab, der Gehülfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Foliobaud, der noch von Lucianens Zeiten her liegen geblieben war. Als er ſah, daß darin nur Affen enthalten waren, ſchlug er ihn gleich wieder zu. Dieſer Vorfall mag jedoch zu einem Geſpräch Anlaß gegeben haben, wovon wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garſtigen Affen ſo ſorgfältig abzubilden. Man erniedrigt ſich ſchon, wenn man ſie nur als Thiere betrachtet; man wird

aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen."

„Es gehört durchaus eine gewisse Verschrobenheit dazu, um sich gern mit Carricaturen und Zerrbildern abzugeben. Unserm guten Gehülfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeschichte gequalt worden bin: ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden."

„Dießmal gestand er mir, daß es ihm eben so gehe. Von der Natur, sagte er, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsre echten Compatrioten. Die Vögel, die auf unsern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserm Laube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns, von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gehört schon ein buntes geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um sich zu ertragen."

„Manchmal wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er wird ein anderer Mensch. Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande wo Elephanten und Tiger zu Hause sind."

„Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Localität, mit aller

Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören."

„Ein Naturalien-Cabinet kann uns vorkommen wie eine aegyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzengattungen balsamirt umherstehen. Einer Priester-Caste geziemt es wohl, sich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte deraleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

„Ein Lehrer der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedieß wissen können, daß das Menschengebild am vorzüglichsten und einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich tragt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

Achtes Capitel.

Es giebt wenig Menschen, die sich mit dem Nachstvergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich seyn will, wieder hervorzurufen und herzustellen. Selbst in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren

vieles schuldig sind, pflegt es so zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu solchen Betrachtungen ward unser Gehülfe aufgefordert, als er an einem der schönen Tage, an welchen der scheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die sich von Eduards Vater herschrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen, in dem Sinne desjenigen der sie pflanzte, und nun, da sie erst anerkannt und genossen werden sollten, sprach niemand mehr von ihnen; man besuchte sie kaum und hatte Liebhaberei und Aufwand gegen eine andere Seite hin ins Freie und Weite geübt.

Er machte bei seiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die sie nicht ungünstig aufnahm. Indem uns das Leben fortzieht, versetzte sie, glauben wir aus uns selbst zu handeln, unsre Thätigkeit, unsre Vergnügungen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Pläne, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt sind.

Gewiß, sagte der Gehülfe: und wer widersteht dem Strome seiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Gesinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, so kann man versichert seyn, daß er mit seinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieser in einer Periode lebte, wo man Lust hatte sich manches zuzueignen, dieses Eigenthum zu sichern, zu beschränken, einzuengen und in der Absonderung von der Welt seinen Genuß zu befestigen; so wird jener sodann sich auszudehnen suchen, mittheilen, verbreiten und das Verschlossene eröffnen.

Ganze Zeiträume, verſetzte Charlotte, gleichen dieſem Vater und Sohn, den Sie ſchildern. Von jenen Zuſtänden, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringſten Schlöſſer nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Graben ſelbſt fürſtlicher Schlöſſer werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man ſo auf Reiſen das anſieht, ſollte man glauben: der allgemeine Friede ſey befeſtigt und das goldne Zeitalter vor der Thür. Niemand glaubt ſich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich ſieht; an Kunſt, an Zwang ſoll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem ſchöpfen. Haben Sie wohl einen Begriff, mein Freund, daß man aus dieſem in einen andern, in den vorigen Zuſtand zurückkehren könne?

Warum nicht? verſetzte der Gehülfe: jeder Zuſtand hat ſeine Beſchwerlichkeit, der beſchränkte ſowohl als der losgebundene. Der letztere ſetzt Ueberfluß voraus und führt zur Verſchwendung. Laſſen Sie uns bei Ihrem Beiſpiel bleiben, das auffallend genug iſt. Sobald der Manael eintritt, ſogleich iſt die Selbſtbeſchränkung wiedergegeben. Menſchen die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt ſind, führen ſchon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit ſie ihrer Erzeugniſſe ſicher ſeyen. Daraus entſteht nach und nach eine neue Anſicht der Dinge. Das Nützliche erhalt wieder die Oberhand und ſelbſt der Vielbeſitzende meint zuletzt auch das alles nutzen zu müſſen. Glauben Sie mir: es iſt möglich, daß Ihr Sohn die ſammtlichen Parkanlagen vernachläſſigt und ſich wieder hinter die ernſten Mauern und unter die hohen Linden ſeines Großvaters zurückzieht.

„Charlotte war im Stillen erfreut, sich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehülfen deßhalb die etwas unfreundliche Prophezeyung, wie es dereinst ihrem lieben schönen Park ergehen könne. Sie versetzte deßhalb ganz freundlich: Wir sind beide noch nicht alt genug um dergleichen Widersprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man sich in seine frühe Jugend zurückdenkt, sich erinnert worüber man von älteren Personen klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt: so möchte wohl gegen die Bemerkung nichts einzuwenden seyn. Sollte man denn aber einem solchen Naturgang nichts entgegensetzen, sollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinstimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweissagt; müßte denn der gerade mit seinem Vater im Widerspruch stehen? zerstören was seine Eltern erbaut haben, anstatt es zu vollenden und zu erheben wenn er in demselben Sinne fortfährt?

Dazu gibt es auch wohl ein vernünftiges Mittel, versetzte der Gehülfe, das aber von den Menschen selten angewandt wird. Der Vater erhebe seinen Sohn zum Mitbesitzer, er lasse ihn mitbauen, pflanzen, und erlaube ihm, wie sich selbst, eine unschädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt sich in die andre verweben, keine an die andere anstücken. Ein junger Zweig verbindet sich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachsener Ast mehr anzufügen ist.

Es freute den Gehülfen, in dem Augenblick da er Abschied zu nehmen sich genöthigt sah, Charlotten zufälligerweise etwas Angenehmes gesagt und ihre Gunst auf's neue dadurch befestigt zu haben. Schon allzulange war er von Hause weg, doch konnte er zur Rückreise sich nicht eher entschließen, als nach völliger Ueberzeugung, er müsse die herannahende Epoche

von Charlottens Niederkunft erſt vorbeigehen laſſen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entſcheidung hoffen könne. Er fügte ſich deßhalb in die Umſtände und kehrte mit dieſen Ausſichten und Hoffnungen wieder zur Vorſteherin zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt ſich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die ſich um ſie verſammelt hatten, waren ihre geſchloſſenere Geſellſchaft. Ottilie beſorgte das Hausweſen, indem ſie kaum daran denken durfte was ſie that. Sie hatte ſich zwar völlig ergeben, ſie wünſchte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden, ſich auch noch ferner auf das dienſtlichſte zu bemühen, aber ſie ſah nicht ein wie es möglich werden wollte. Nichts konnte ſie vor völliger Verworrenheit retten, als daß ſie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen verſicherten ſämmtlich, es ſey der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als ſie der Wöchnerin Glück wünſchte und das Kind auf das herzlichſte begrüßte. Schon bei den Anſtalten zur Verheirathung ihrer Tochter war Charlotten die Abweſenheit ihres Gemahls höchſt fühlbar geweſen; nun ſollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig ſeyn; er ſollte den Namen nicht beſtimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erſte von allen Freunden, die ſich glückwünſchend ſehen ließen, war Mittler, der ſeine Kundſchafter ausgeſtellt hatte, um von dieſem Ereigniß ſogleich Nachricht zu erhalten. Er fand ſich ein und zwar ſehr behaglich. Kaum, daß er ſeinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, ſo ſprach er ſich gegen Charlotten laut aus, und war der Mann alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hinderniſſe bei

Seite zu bringen. Die Taufe ſollte nicht lange aufgeſchoben werden. Der alte Geiſtliche, mit einem Fuße ſchon im Grabe, ſollte durch ſeinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zuſammenknüpfen: Otto ſollte das Kind heißen: es konnte keinen andern Namen führen als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entſchiedenen Zudringlichkeit dieſes Mannes, um die hunderterlei Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Beſſer- oder Anderswiſſen, das Schwanken, Meinen, Um- und Wiedermeinen zu beſeitigen; da gewöhnlich bei ſolchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entſtehen und indem man alle Verhältniſſe ſchonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsſchreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; ſie ſollten gleich ausgefertigt ſeyn: denn ihm war ſelbſt höchlich daran gelegen, ein Glück, das er für die Familie ſo bedeutend hielt, auch der übrigen mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenſchaftlichen Vorfälle dem Publikum nicht entgangen, das ohnehin in der Ueberzeugung ſteht, alles was geſchieht, geſchehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feier des Taufactes ſollte würdig aber beſchränkt und kurz ſeyn. Man kam zuſammen, Ottilie und Mittler ſollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geiſtliche, unterſtützt vom Kirchendiener, trat mit langſamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als ſie mit Neigung auf daſſelbe herunterſah, erſchrak ſie nicht wenig an ſeinen offenen Augen: denn ſie glaubte in ihre eigenen zu ſehen, eine ſolche Uebereinſtimmung hätte jeden überraſchen müſſen. Mittler, der

zunächst das Kind empfing, stutzte gleichfalls, indem er in der Bildung desselben eine so auffallende Aehnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm sonst noch nie vorgekommen war.

Die Schwache des guten alten Geistlichen hatte ihn gehindert, die Taufhandlung mit mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indessen, voll von dem Gegenstande, gedachte seiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, sich sogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er sich äußern würde. Dießmal konnte er sich um so weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Gesellschaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Acts, mit Behaglichkeit sich an die Stelle des Geistlichen zu versetzen, in einer munitern Rede seine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um so mehr dabei zu verweilen, als er Charlottens Beifall in ihrer zufriednen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entging dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war: denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck geschildert und Ottiliens Fassung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr laß deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.

Nun war er im Zuge recht glänzend zu schließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind hinhielt, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nachher aber schnell zurücksank. Vom Fall kaum abgehalten ward er in

einen Seſſel gebracht und man mußte ihn, ungeachtet aller augenblicklichen Beihülfe, für todt ausſprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu ſehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, ſondern mit den Augen dieſe ungeheuern Gegenſätze zuſammenzufaſſen, war für die Umſtehenden eine ſchwere Aufgabe, je überraſchender ſie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeſchlummerten, der noch immer ſeine freundliche einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet, warum ſollte der Körper noch erhalten werden?

Führten ſie auf dieſe Weiſe gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens; ſo waren ihr dagegen wunderſame nächtliche Erſcheinungen zum Troſt gegeben, die ihr das Daſeyn des Geliebten verſicherten und ihr eigenes befeſtigten und belebten. Wenn ſie ſich Abends zur Ruhe legte, und im ſüßen Gefühl noch zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwebte, ſchien es ihr, als wenn ſie in einen ganz hellen doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In dieſem ſah ſie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet wie ſie ihn ſonſt geſehen, ſondern im kriegeriſchen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantaſtiſches an ſich hatte: ſtehend, gehend, liegend, reitend. Die Geſtalt bis aufs kleinſte ausgemalt bewegte ſich willig vor ihr, ohne daß ſie das mindeſte dazu that, ohne daß ſie wollte oder die Einbildungskraft anſtrengte. Manchmal ſah ſie ihn auch umgeben, beſonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber ſie unterſchied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menſchen, als Pferde, als Bäume und

Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht morgens wieder erwachte, so war sie erquickt, getröstet, sie fühlte sich überzeugt: Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältniß.

Neuntes Capitel.

Der Frühling war gekommen, später aber auch rascher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorsehens: alles keimte, grünte und blühte zur rechten Zeit; manches, was hinter wohl angelegten Glashäusern und Beeten vorbereitet worden, trat nun sogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und alles was zu thun und zu besorgen war, blieb nicht bloß hoffnungsvolle Mühe wie bisher, sondern ward zum heitern Genusse.

An dem Gärtner aber hatte sie zu trösten über manche durch Lucianens Wildheit entstandene Lücke unter den Topfgewächsen, über die zerstörte Symmetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß sich das alles bald wieder herstellen werde; aber er hatte zu ein tiefes Gefühl, zu einen reinen Begriff von seinem Handwerk, als daß diese Trostgründe viel bei ihm hätten fruchten sollen. So wenig der Gärtner sich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerstreuen darf, so wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Consequenz, in jeder Jahrszeit, in jeder Stunde das ganz

Gehörige zu thun, wird vielleicht von niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Diese Eigenschaften besaß der gute Mann in einem hohen Grade, deßwegen auch Ottilie so gern mit ihm wirkte; aber sein eigentliches Talent konnte er schon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich alles was die Baum- und Küchen-Gärtnerei betraf, auch die Erfordernisse eines ältern Ziergartens, vollkommen zu leisten verstand — wie denn überhaupt einem vor dem andern dieses oder jenes gelingt — ob er schon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikeln-Stöcke, die Natur selbst hätte herausfordern können: so waren ihm doch die neuen Zierbäume und Modeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das sich nach der Zeit aufthat, und den darin herumsummenden fremden Namen, eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrschaft voriges Jahr zu verschreiben angefangen, hielt er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze ausgehen sah, und mit den Handelsgärtnern, die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in keinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber, nach mancherlei Versuchen, eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr bestärkte, als er auf die Wiederkehr Eduards eigentlich gegründet war, dessen Abwesenheit man in diesem wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel schlugen und Zweige trieben, fühlte sich auch Ottilie immer mehr an diese Räume gefesselt. Gerade vor einem Jahre trat sie als Fremdling, als ein unbedeutendes Wesen hier ein; wie viel

hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie so reich und nie so arm gewesen. Das Gefühl von beidem wechselte augenblicklich mit einander ab, ja durchkreuzte sich aufs innigste, so daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie immer wieder das Nächste mit Antheil, ja mit Leidenschaft ergriff.

Daß alles, was Eduarden besonders lieb war, auch ihre Sorgfalt am stärksten an sich zog, läßt sich denken; ja warum sollte sie nicht hoffen, daß er selbst nun bald wiederkommen, daß er die fürsorgliche Dienstlichkeit, die sie dem Abwesenden geleistet, dankbar gegenwärtig bemerken werde.

Aber noch auf eine viel andre Weise war sie veranlaßt für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, dessen unmittelbare Pflegerin sie um so mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, sondern mit Milch und Wasser aufzuziehen sich entschieden hatte. Es sollte in jener schönen Zeit der freien Luft genießen; und so trug sie es am liebsten selbst heraus, trug das schlafende unbewußte zwischen Blumen und Blüthen her, die dereinst seiner Kindheit so freundlich entgegen lachen sollten, zwischen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachsen durch ihre Jugend bestimmt schienen. Wenn sie um sich her sah, so verbarg sie sich nicht, zu welchem großen reichen Zustande das Kind geboren sey: denn fast alles wohin das Auge blickte, sollte dereinst ihm gehören. Wie wünschenswerth war es zu diesem allen, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter, aufwüchse und eine erneute frohe Verbindung bestätigte.

Ottilie fühlte dieß alles so rein, daß sie sich's als entschieden wirklich dachte und sich selbst dabei gar nicht empfand.

Unter dieſem klaren Himmel, bei dieſem hellen Sonnenſchein, ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um ſich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müſſe; ja in manchen Augenblicken glaubte ſie dieſe Höhe ſchon erreicht zu haben. Sie wünſchte nur das Wohl ihres Freundes, ſie glaubte ſich fähig ihm zu entſagen, ſogar ihn niemals wieder zu ſehen, wenn ſie ihn nur glücklich wiſſe. Aber ganz entſchieden war ſie für ſich, niemals einem andern anzugehören.

Daß der Herbſt eben ſo herrlich würde wie der Frühling, dafür war geſorgt. Alle ſogenannten Sommergewächſe, alles was im Herbſt mit Blühen nicht enden kann und ſich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Aſtern beſonders, waren in der größten Mannigfaltigkeit geſät und ſollten nun überallhin verpflanzt einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken den wir geleſen, etwas Auffallendes das wir gehört, tragen wir wohl in unſer Tagebuch. Nehmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unſerer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Anſichten, flüchtige geiſtreiche Worte auszuzeichnen, ſo würden wir ſehr reich werden. Briefe hebt man auf, um ſie nie wieder zu leſen; man zerſtört ſie zuletzt einmal aus Discretion, und ſo verſchwindet der ſchönſte unmittelbarſte Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andere. Ich nehme mir vor, dieſes Verſäumniß wieder gut zu machen.“

„So wiederholt ſich denn abermals das Jahresmährchen von vorn. Wir ſind nun wieder, Gott ſey Dank! an ſeinem

artigſten Capitel. Veilchen und Maiblumen ſind wie Ueberſchriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir ſie in dem Buche des Lebens wieder aufſchlagen.“

„Wir ſchelten die Armen, beſonders die Unmündigen, wenn ſie ſich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß ſie gleich thätig ſind, ſobald es was zu thun giebt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, ſo ſind die Kinder dahinterher um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr; jedes reicht dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt eh du vom Schlaf erwachteſt, und das Bittende ſieht dich ſo freundlich an wie die Gabe. Niemand ſieht erbärmlich aus, der ſich einiges Recht fühlt fordern zu dürfen.“

„Warum nur das Jahr manchmal ſo kurz, manchmal ſo lang iſt, warum es ſo kurz ſcheint und ſo lang in der Erinnerung! Mir iſt es mit dem vergangenen ſo, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch iſt nichts ſo flüchtig das nicht eine Spur, das nicht ſeines Gleichen zurücklaſſe.“

„Man läßt ſich den Winter auch gefallen. Man glaubt ſich freier auszubreiten, wenn die Bäume ſo geiſterhaft, ſo durchſichtig vor uns ſtehen. Sie ſind nichts, aber ſie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knoſpen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig bis das volle Laub hervortritt, bis die Landſchaft ſich verkörpert und der Baum ſich als eine Geſtalt uns entgegen drängt.“

„Alles Vollkommene in ſeiner Art muß über ſeine Art hinausgehen, es muß etwas anderes unvergleichbares werden. In manchen Tönen iſt die Nachtigall noch Vogel; dann ſteigt ſie über ihre Claſſe hinüber und ſcheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich ſingen heiße.“

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, iſt nur eine Comédie à tiroir, ein ſchlechtes Schubladenſtück. Man ſchiebt eine nach der anderen heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zuſammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden."

Zehntes Capitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet ſich munter und wohl. Sie freut ſich an dem tüchtigen Knaben, deſſen viel verſprechende Geſtalt ihr Auge und Gemüth ſtündlich beſchäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Beſitz; ihre alte Thätigkeit regt ſich wieder; ſie erblickt, wo ſie auch hinſieht, im vergangenen Jahre vieles gethan und empfindet Freude am Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt ſteigt ſie zur Mooshütte mit Ottilien und dem Kinde, und indem ſie dieſes auf den kleinen Tiſch, als auf einen häuslichen Altar niederlegt, und noch zwei Plätze leer ſieht, gedenkt ſie der vorigen Zeiten und eine neue Hoffnung für ſie und Ottilien dringt hervor.

Junge Frauenzimmer ſehen ſich beſcheiden vielleicht nach dieſem oder jenem Jüngling um, mit ſtiller Prüfung, ob ſie ihn wohl zum Gatten wünſchten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu ſorgen hat, ſchaut in einem weitern Kreis umher. So ging es auch in dieſem Augenblick Charlotten, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilien nicht unmöglich ſchien, wie ſie doch auch ſchon ehemals in dieſer Hütte neben einander geſeſſen hatten. Ihr

war nicht unbekannt geblieben, daß jene Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath wieder verschwunden sey.

Charlotte stieg weiter und Ottilie trug das Kind. Jene überließ sich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem festen Lande giebt es wohl Schiffbruch; sich davon auf das schnellste zu erholen und herzustellen, ist schön und preiswürdig. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem scharf ins Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo sie vollkommen bestätigt wurden. Denn die Umgebung war viel schöner als man sich's hatte denken können. Alles störende kleinliche war rings umher entfernt; alles Gute der Landschaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel ins Auge, und schon grünten die jungen Pflanzungen, die bestimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgesonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus selbst war nahezu bewohnbar; die Aussicht, besonders aus den obern Zimmern, höchst mannigfaltig. Je länger man sich umsah, desto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verschiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu

verweilen war höchst wünschenswerth, und wie schnell ward die Lust zu bauen und zu schaffen in Charlotten wieder erweckt, da sie alle grobe Arbeit gethan fand. Ein Tischer, ein Tapezirer, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung sich zu helfen wußte, nur dieser bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebaude im Stande. Keller und Küche wurden schnell eingerichtet: denn in der Entfernung vom Schlosse mußte man alle Bedürfnisse um sich versammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von diesem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunkt, eröffneten sich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genossen vergnüglich in einer höheren Region der freien frischen Luft bei dem schönsten Wetter.

Ottiliens liebster Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, ging herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußsteig, der sodann zu dem Punkte leitete, wo einer der Kähne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute sich manchmal einer Wasserfahrt; allein ohne das Kind, weil Charlotte deßhalb einige Besorgniß zeigte. Doch verfehlte sie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu besuchen und an seiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freien Luft genossen, freundlich Theil zu nehmen.

In dieser schönen Zeit kam Charlotten der Besuch eines Englanders sehr gelegen, der Eduarden auf Reisen kennen gelernt, einigemal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die schönen Anlagen zu sehen, von denen er so viel gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsschreiben vom Grafen mit und stellte zugleich einen stillen aber sehr gefalligen Mann als seinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und

Jägern, öfters mit seinem Begleiter, und manchmal allein die Gegend durchstrich; so konnte man seinen Bemerkungen wohl ansehen, daß er ein Liebhaber und Kenner solcher Anlagen war, der wohl auch manche dergleichen selbst ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren nahm er auf eine heitere Weise an allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In seiner Gegenwart genossen die Frauenzimmer erst vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effect ganz frisch, und er hatte um so mehr Freude an dem Entstandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan, von dem was die Natur geliefert, kaum zu unterscheiden wußte.

Man kann wohl sagen, daß durch seine Bemerkungen der Park wuchs und sich bereicherte. Schon zum voraus erkannte er was die neuen heranstrebenden Pflanzungen versprachen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheben oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quelle, welche gereinigt, die Zierde einer ganzen Buschpartie zu werden versprach; hier auf eine Höhle die ausgeräumt und erweitert einen erwünschten Ruheplatz geben konnte, indessen man nur wenige Bäume zu fallen brauchte, um von ihr aus herrliche Felsenmassen aufgethürmt zu erblicken. Er wünschte den Bewohnern Glück, daß ihnen so manches nachzuarbeiten übrig blieb, und ersuchte sie damit nicht zu eilen, sondern für folgende Jahre sich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geselligen Stunden keineswegs lästig: denn er beschäftigte sich die größte Zeit des Tags, die malerischen Aussichten des Parks in einer tragbaren dunklen Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um

dadurch sich und andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieses, schon seit mehreren Jahren, in allen bedeutenden Gegenden gethan und sich dadurch die angenehmste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille das er mit sich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt sie, theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten sich, hier in ihrer Einsamkeit die Welt so bequem zu durchreisen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüsse, Städte, Castelle und manches andre Local, das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeiziehen zu sehen.

Jede von beiden Frauen hatte ein besonderes Interesse; Charlotte das allgemeinere, gerade an dem, wo sich etwas historisch merkwürdiges fand, während Ottilie sich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt: denn jeder Mensch hat in der Nähe und in der Ferne gewisse örtliche Einzelnheiten die ihn anziehen, die ihm, seinem Charakter nach, um des ersten Eindrucks, gewisser Umstände, der Gewohnheit willen, besonders lieb und aufregend sind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am besten gefalle, und wo er nun seine Wohnung aufschlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als Eine schöne Gegend vorzuzeigen, und was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem eigens accentuirten Französisch gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am liebsten zurückkehre, ließ er sich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, also vernehmen.

Ich habe mir nun angewöhnt überall zu Hause zu seyn und finde zuletzt nichts bequemer, als daß Andre für mich bauen, pflanzen und sich häuslich bemühen. Nach meinen

eigenen Beſitzungen ſehne ich mich nicht zurück, theils aus politiſchen Urſachen, vorzüglich aber weil mein Sohn, für den ich alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an allem keinen Theil nimmt, ſondern nach Indien gegangen iſt, um ſein Leben dort, wie mancher andere, höher zu nutzen oder gar zu vergeuden.

Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anſtatt daß wir gleich anfingen uns in einem mäßigen Zuſtande behaglich zu finden, ſo gehen wir immer mehr ins Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen; fremde Gäſte, Neugierige, unruhige Reiſende.

Selbſt bei vielen Mitteln ſind wir immer nur halb und halb zu Hauſe, beſonders auf dem Lande, wo uns manches gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch das wir am eifrigſten wünſchten, iſt nicht zur Hand, und gerade was wir am meiſten bedürften, iſt vergeſſen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, ſo wirken Verhältniſſe, Leidenſchaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht alles.

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch ſeine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht jeder in dieſe Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung ſelbſt in einer Geſellſchaft, deren Verhältniſſe ihm ſonſt bekannt ſind, ausſpricht. Charlotten war eine ſolche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts neues; und die Welt lag ohnehin ſo deutlich vor ihren Augen, daß ſie keinen beſondern Schmerz empfand, wenn gleich jemand ſie unbedachtſam und unvorſichtig nöthigte, ihren Blick da

oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete als sah, und ihren Blick wegwenden durfte ja mußte von dem was sie nicht sehen mochte und sollte, Ottilie ward durch diese traulichen Reden in den schrecklichsten Zustand versetzt: denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleier, und es schien ihr, als wenn alles was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sey, weil der dem es alles gehörte, es nicht genösse, weil auch der, wie der gegenwärtige Gast, zum Herumschweifen in der Welt und zwar zu dem gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt, aber sie saß dießmal in der peinlichsten Lage, die durch des Fremden weiteres Gespräch eher vermehrt als vermindert wurde, das er mit heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit fortsetzte.

Nun glaub' ich, sagte er, auf dem rechten Wege zu seyn, da ich mich immerfort als einen Reisenden betrachte, der vielem entsagt, um vieles zu genießen. Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Decoration wartet, gerade weil schon so viele da gewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt: es mag so gut oder schlimm seyn als es will, nirgends find' ich das Gewohnte, und am Ende lauft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit, oder ganz von der willkürlichsten Zufälligkeit abzuhangen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß repariren lassen, daß man mir eine liebe Tasse zerbricht und es mir eine ganze Zeit

aus keiner andern ſchmecken will. Alles deſſen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über den Kopf zu brennen anfängt, ſo packen meine Leute gelaſſen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen dieſen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hauſe gekoſtet hätte.

Bei dieſer Schilderung ſah Ottilie nur Eduarden vor ſich, wie er nun auch, mit Entbehren und Beſchwerde, auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege, und bei ſo viel Unbeſtand und Wagniß ſich gewöhne heimathlos und freundlos zu ſeyn, alles wegzuwerfen nur um nichts verlieren zu können. Glücklicherweiſe trennte ſich die Geſellſchaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum ſich in der Einſamkeit auszuweinen. Gewaltſamer hatte ſie kein dumpfer Schmerz ergriffen, als dieſe Klarheit, die ſie ſich noch klarer zu machen ſtrebte, wie man es zu thun pflegt, daß man ſich ſelbſt peinigt, wenn man einmal auf dem Wege iſt gepeinigt zu werden.

Der Zuſtand Eduards kam ihr ſo kümmerlich, ſo jämmerlich vor, daß ſie ſich entſchloß, es koſte was es wolle, zu ſeiner Wiedervereinigung mit Charlotten alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem ſtillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betriegen.

Indeſſen hatte der Begleiter des Lords, ein verſtändiger ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zuſtände ſeinem Freunde offenbart. Dieſer wußte nichts von den Verhältniſſen der Familie; allein jener, den eigentlich auf der Reiſe nichts mehr intereſſirte als die ſonderbaren Ereigniſſe, welche

durch natürliche und künſtliche Verhaltniſſe, durch den Conflict des Geſetzlichen und des Ungebändigten, des Verſtandes und der Vernunft, der Leidenſchaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, jener hatte ſich ſchon früher, und mehr noch im Hauſe ſelbſt, mit allem bekannt gemacht was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen geweſen wäre. Man müßte ganz in Geſellſchaft ſchweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen ſollte: denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, ſondern die trivialſten Aeußerungen können auf eine ſo mißklingende Weiſe mit dem Intereſſe der gegenwärtigen zuſammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen, ſagte der Lord, und uns aller allgemeinen Geſpräche enthalten. Geben Sie der Geſellſchaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anekdoten und Geſchichten zu hören, womit Sie Ihr Porteſeuille und Ihr Gedächtniß auf unſerer Reiſe bereichert haben.

Allein auch mit dem beſten Vorſatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde dießmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche ſonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geſchichten die Aufmerkſamkeit erregt und die Theilnahme aufs höchſte geſpannt hatte; ſo dachte er mit einer zwar ſonderbaren, aber ſanfteren Begebenheit zu ſchließen, und ahnete nicht, wie nahe dieſe ſeinen Zuhörern verwandt war.

Die wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Beide in sich selbst gewendet, deutlich in ihrem Wollen, fest in ihren Vorsätzen; jedes einzeln geliebt und geehrt von seinen Gespielen; immer Widersacher wenn sie zusammen waren, immer aufbauend für sich allein, immer wechselsweise zerstörend wo sie sich begegneten, nicht wetteifernd nach Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bösartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieses wunderliche Verhältniß zeigte sich schon bei kindischen Spielen, es zeigte sich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu spielen, sich in Parteien zu sondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, so stellte sich das trotzig muthige Mädchen einst an die Spitze des einen Heers, und focht gegen das andre mit solcher Gewalt und Erbitterung, daß dieses schimpflich wäre in die Flucht geschlagen worden, wenn ihr einzelner Widersacher sich nicht sehr brav gehalten und seine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte sie sich so gewaltsam, daß er, um seine Augen zu erhalten, und die

Feindin doch nicht zu beschädigen, sein seidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dieß verzieh sie ihm nie, ja sie machte so heimliche Anstalten und Versuche ihn zu beschädigen, daß die Eltern, die auf diese seltsamen Leidenschaften schon längst Acht gehabt, sich mit einander verständigten und beschlossen, die beiden feindlichen Wesen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that sich in seinen neuen Verhältnissen bald hervor. Jede Art von Unterricht schlug bei ihm an. Gönner und eigene Neigung bestimmten ihn zum Soldatenstande. Ueberall wo er sich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur schien nur zum Wohlseyn, zum Behagen anderer zu wirken, und er war in sich, ohne deutliches Bewußtseyn, recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugedacht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung, und mehr noch ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr etwas zu fehlen, nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Neigung zu. Es war das erste Mal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug den er ihr vor vielen gab, die älter, gebildeter,

glänzender und anſpruchsreicher waren als ſie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit, ohne daß er zudringlich geweſen wäre, ſein treuer Beiſtand bei verſchiedenen unangenehmen Zufallen, ſein gegen ihre Eltern zwar ausgeſprochenes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da ſie freilich noch ſehr jung war: das alles nahm ſie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältniſſe, das ihrige beitrugen. Sie war ſo oft Braut genannt worden, daß ſie ſich endlich ſelbſt dafür hielt, und weder ſie noch irgend jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig ſey, als ſie den Ring mit demjenigen wechſelte, der ſo lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beſchleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten alles ſo fortgewähren; man freute ſich des Zuſammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernſteren Lebens genießen.

Indeſſen hatte der Entfernte ſich zum ſchönſten ausgebildet, eine verdiente Stufe ſeiner Lebensbeſtimmung erſtiegen, und kam mit Urlaub die Seinigen zu beſuchen. Auf eine ganz natürliche aber doch ſonderbare Weiſe ſtand er ſeiner ſchönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei ſich genährt, ſie war mit allem was ſie umgab in Uebereinſtimmung; ſie glaubte glücklich zu ſeyn und war es auch auf gewiſſe Weiſe. Aber nun ſtand ihr zum erſten Mal ſeit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht haſſenswerth, ſie war des Haſſes unfähig geworden; ja der kindiſche Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes

geweſen, äußerte ſich nun in frohem Erſtaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingeſtehen, halb willigem halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und das alles war wechſelſeitig. Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbſt jene kindiſche Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu ſcherzhafter Erinnerung, und es war als wenn man ſich jenen neckiſchen Haß wenigſtens durch eine freundſchaftliche aufmerkſame Behandlung vergüten müſſe, als wenn jenes gewaltſame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgeſprochnes Anerkennen bleiben dürfe.

Von ſeiner Seite blieb alles in einem verſtändigen, wünſchenswerthen Maß. Sein Stand, ſeine Verhältniſſe, ſein Streben, ſein Ehrgeiz beſchäftigten ihn ſo reichlich, daß er die Freundlichkeit der ſchönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne ſie deßhalb in irgend einem Bezug auf ſich zu betrachten, oder ſie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den beſten Verhältniſſen ſtand.

Bei ihr hingegen ſah es ganz anders aus. Sie ſchien ſich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erſte Leidenſchaft geweſen, und dieſer heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerſtrebens, eine heftige gleichſam angeborene Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß ſie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; ſie wollte ſich des angenehmſten Gefühls erinnern, als er ſie entwaffnete; ſie bildete ſich ein die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er ſie band, und alles was ſie zu ſeinem Schaden und Verdruß unternommen hatte, kam ihr nur als unſchuldiges Mittel vor, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Sie

verwünschte jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf in den sie verfallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können, sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts wie man es nehmen will.

Hätte jemand ihre Empfindungen, die sie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, so würde er sie nicht gescholten haben: denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, sobald man sie neben einander sah. Wenn man dem Einen ein gewisses Zutrauen nicht versagen konnte, so erregte der Andere das vollste Vertrauen; wenn man den Einen gern zur Gesellschaft mochte, so wünschte man sich den Andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, so hätte man wohl an dem Einen gezweifelt, wenn einem der Andere vollkommene Gewißheit gab. Für solche Verhältnisse ist den Weibern ein besonderer Tact angeboren und sie haben Ursache so wie Gelegenheit ihn auszubilden.

Jemehr die schöne Braut solche Gesinnungen bei sich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend jemand dasjenige auszusprechen im Fall war, was zu Gunsten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältnisse, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern schien; desto mehr begünstigte das schöne Herz seine Einseitigkeit, und indem sie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zusage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporstrebende Jüngling gar kein Geheimniß von seinen Gesinnungen, Planen und Aussichten machte, sich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen sie bewies, und nun

gar von ſeiner unmittelbaren Abreiſe die Rede war; ſo ſchien es als ob ihr früher kindiſcher Geiſt mit allen ſeinen Tücken und Gewaltſamkeiten wieder erwachte, und ſich nun auf einer höheren Lebensſtufe mit Unwillen rüſtete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beſchloß zu ſterben, um den ehemals gehaßten und nun ſo heftig geliebten für ſeine Untheilnahme zu ſtrafen und ſich, indem ſie ihn nicht beſitzen ſollte, wenigſtens mit ſeiner Einbildungskraft, ſeiner Reue auf ewig zu vermählen. Er ſollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er ſollte nicht aufhören ſich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Geſinnungen nicht erkannt, nicht erforſcht, nicht geſchätzt habe.

Dieſer ſeltſame Wahnſinn begleitete ſie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen, und ob ſie den Menſchen gleich wunderlich vorkam, ſo war niemand aufmerkſam oder klug genug, die innere wahre Urſache zu entdecken.

Indeſſen hatten ſich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnungen von mancherlei Feſten erſchöpft, kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas neues und unerwartetes angeſtellt worden wäre. Kaum war ein ſchöner Platz der Landſchaft, den man nicht ausgeſchmückt und zum Empfang vieler frohen Gäſte bereitet hätte. Auch wollte unſer junger Ankömmling noch vor ſeiner Abreiſe das ſeinige thun, und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreiſe zu einer Waſſerluſtfahrt. Man beſtieg ein großes ſchönes wohlausgeſchmücktes Schiff, eine der Jachten die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Waſſer die Bequemlichkeit des Landes überzutragen ſuchen.

Man fuhr auf dem großen Strome mit Muſik dahin; die Geſellſchaft hatte ſich bei heißer Tageszeit in den untern Räumen verſammelt, um ſich an Geiſtes- und Glücksſpielen

zu ergetzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte ſich ans Steuer geſetzt, den alten Schiffsmeiſter abzulöſen, der an ſeiner Seite eingeſchlafen war; und eben brauchte der Wachende alle ſeine Vorſicht, da er ſich einer Stelle nahte, wo zwei Inſeln das Flußbette verengten und, indem ſie ihre flachen Kiesufer bald an der einen bald an der andern Seite hereinſtreckten, ein gefährliches Fahrwaſſer zubereiteten. Faſt war der ſorgſame und ſcharfblickende Steurer in Verſuchung den Meiſter zu wecken, aber er getraute ſich's zu und fuhr gegen die Enge. In dem Augenblicke erſchien auf dem Verdeck ſeine ſchöne Feindin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuernden. Nimm dieß zum Andenken! rief ſie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing: ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerkſamkeit. Ich ſtöre dich nicht weiter, rief ſie: du ſiehſt mich nicht wieder! Sie ſprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da ſie ins Waſſer ſprang. Einige Stimmen riefen: rettet! rettet! ſie ertrinkt. Er war in der entſetzlichſten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeiſter, will das Ruder ergreifen, der jüngere es ihm übergeben; aber es iſt keine Zeit die Herrſchaft zu wechſeln: das Schiff ſtrandet, und in eben dem Augenblick, die läſtigſten Kleidungsſtücke wegwerfend, ſtürzte er ſich in's Waſſer, und ſchwamm der ſchönen Feindin nach.

Das Waſſer iſt ein freundliches Element für den, der damit bekannt iſt und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geſchickte Schwimmer beherrſchte es. Bald hatte er die vor ihm fortgeriſſene Schöne erreicht; er faßte ſie, wußte ſie zu heben und zu tragen; beide wurden vom Strom gewaltſam fortgeriſſen, bis ſie die Inſeln, die Werder, weit

hinter ſich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. Nun erſt ermannte, nun erholte er ſich aus der erſten zudringenden Noth, in der er ohne Beſinnung nur mechaniſch gehandelt; er blickte mit emporſtrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buſchigten Stelle zu, die ſich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er ſeine ſchöne Beute aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu ſpüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad der durchs Gebüſch lief, in die Augen leuchtete. Er belud ſich aufs neue mit der theuren Laſt, er erblickte bald eine einſame Wohnung und erreichte ſie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth ſprach ſich geſchwind aus. Was er nach einiger Beſinnung forderte, ward geleiſtet. Ein lichtes Feuer brannte; wollne Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was erwärmendes vorrathig war, ſchnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andre Betrachtung. Nichts war verſäumt, den ſchönen halbſtarren nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie ſchlug die Augen auf, ſie erblickte den Freund, umſchlang ſeinen Hals mit ihren himmliſchen Armen. So blieb ſie lange; ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Geneſung. Willſt du mich verlaſſen, rief ſie aus: da ich dich ſo wiederfinde? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht was er ſagte noch was er that. Nur ſchone dich, rief er hinzu: ſchone dich! denke an dich um deinet- und meinetwillen.

Sie dachte nun an ſich und bemerkte jetzt erſt den Zuſtand in dem ſie war. Sie konnte ſich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht ſchämen; aber ſie entließ ihn gern, damit er für ſich ſorgen möge: denn noch war was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten ſich: er bot dem Jüngling, und ſie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollſtändig da hing, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteurer nicht nur angezogen ſondern geputzt. Sie ſahen allerliebſt aus, ſtaunten einander an, als ſie zuſammentraten, und fielen ſich mit unmäßiger Leidenſchaft, und doch halb lächelnd über die Vermummung, gewaltſam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regſamkeit der Liebe ſtellten ſie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Muſik um ſie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Waſſer zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreiſe in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenſchaft gefunden zu haben, alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend das zu faſſen, er würde zerſpringen oder ſich verwirren. Hiebei muß das Herz das Beſte thun, wenn eine ſolche Ueberraſchung ertragen werden ſoll.

Ganz verloren eins ins andre, konnten ſie erſt nach einiger Zeit an die Angſt, an die Sorgen der Zurückgelaſſenen denken, und faſt konnten ſie ſelbſt nicht ohne Angſt, ohne Sorge daran denken, wie ſie jenen wieder begegnen wollten. Sollen wir fliehen? ſollen wir uns verbergen? ſagte der Jüngling. Wir wollen zuſammen bleiben, ſagte ſie, indem ſie an ſeinem Hals hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geſchichte des geſtrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte ohne weiter zu fragen nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeſchwommen; es war mit vieler Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs ungewiſſe fort, in Hoffnung die Verlornen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und

Winken die Schiffenden aufmerksam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz sich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte sich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verlobten drängten sich zuerst ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Kaum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seyen, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz herangetreten waren. Wen seh' ich? riefen die Mütter: was seh' ich? riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. Eure Kinder! riefen sie aus: ein Paar. Verzeiht! rief das Mädchen. Gebt uns Euren Segen! rief der Jüngling. Gebt uns Euren Segen! riefen beide, da alle Welt staunend verstummte. Euren Segen! ertönte es zum dritten Mal, und wer hatte den versagen können?

Eilftes Capitel.

Der Erzählende machte eine Pause, oder hatte vielmehr schon geendigt als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sey; ja sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer: denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt,

wenn ſie erſt durch den Mund der Menge und ſodann durch die Phantaſie eines geiſt- und geſchmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meiſt alles und nichts wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie es die beiden Fremden ſelbſt verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hauſe bekanntes oder gar verwandtes erzählt worden. Wir müſſen uns hüten, fuhr er fort, daß wir nicht noch mehr Uebles ſtiften. Für das viele Gute und Angenehme das wir hier genoſſen, ſcheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine ſchickliche Weiſe zu empfehlen ſuchen.

Ich muß geſtehen, verſetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas anderes feſthält, ohne deſſen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieſes Haus nicht gern verlaſſen möchte. Sie waren geſtern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunklen Kammer durch den Park zogen, viel zu beſchäftigt, ſich einen wahrhaft maleriſchen Standpunkt auszuwählen, als daß Sie hätten bemerken ſollen was nebenher vorging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig beſuchten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie, die uns begleitete, ſtand an zu folgen, und bat, ſich auf dem Kahne dorthin begeben zu dürfen. Ich ſetzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der ſchönen Schifferin. Ich verſicherte ihr, daß ich ſeit der Schweiz, wo auch die reizendſten Mädchen die Stelle des Fuhrmanns vertreten, nicht ſo angenehm ſey über die Wellen geſchaukelt worden; konnte mich aber nicht enthalten ſie zu fragen, warum ſie eigentlich abgelehnt jenen Seitenweg zu machen: denn wirklich war in ihrem

Ausweichen eine Art von ängstlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, versetzte sie freundlich, so kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich selbst für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, den ich sonst nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer solchen Empfindung auszusetzen, um so mehr als sich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einstellt, woran ich sonst auch manchmal leide. Wir landeten, Ottilie unterhielt sich mit Ihnen und ich untersuchte indeß die Stelle, die sie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine sehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

Verzeihen Sie, Mylord: ich sehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiser Mann und als Freund nachsehen; aber es ist mir unmöglich von hier zu scheiden, ohne das schöne Kind auch die Pendelschwingungen versuchen zu lassen.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter bescheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei seiner Meinung, bei seinen Wünschen verharrte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deßwegen, weil solche Versuche nicht jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur desto ernsthafter und gründlicher untersuchen müßte; da sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen

untereinander, organischer gegen sie und abermals untereinander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seyen.

Er hatte seinen Apparat von goldenen Ringen, Markasiten und andern metallischen Substanzen, den er in einem schönen Kastchen immer bei sich führte, schon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Faden schwebend, über liegende Metalle zum Versuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, sagte er dabei, die ich auf Ihrem Gesichte lese, daß sich bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation ist aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, sollen sie neugierig werden was wir wunderliches hier beginnen.

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verstand sogleich was vorging. Ich habe manches von diesen Dingen gehört, sagte sie, aber niemals eine Wirkung gesehen. Da Sie alles so hübsch bereit haben, lassen Sie mich versuchen, ob es mir nicht auch anschlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand; und da es ihr Ernst war, hielt sie ihn stät und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeste Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangner, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in dem Augenblicke ward das schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung.

Der Lord selbst stutzte einigermaßen, aber der andere konnte vor Lust und Begierde gar nicht enden und bat immer

um Wiederholung und Vermannigfaltigung der Verſuche. Ottilie war gefällig genug ſich in ſein Verlangen zu finden, bis ſie ihn zuletzt freundlich erſuchte, er möge ſie entlaſſen, weil ihr Kopfweh ſich wieder einſtelle. Er darüber verwundert, ja entzückt, verſicherte ihr mit Enthuſiasmus, daß er ſie von dieſem Uebel völlig heilen wolle, wenn ſie ſich ſeiner Curart anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geſchwind begriff wovon die Rede ſey, lehnte den wohlgeſinnten Antrag ab, weil ſie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulaſſen, wovor ſie immerfort eine ſtarke Apprehenſion gefühlt hatte.

Die Fremden hatten ſich entfernt und, ungeachtet man von ihnen auf eine ſonderbare Weiſe berührt worden war, doch den Wunſch zurückgelaſſen, daß man ſie irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die ſchönen Tage, um in der Nachbarſchaft ihre Gegenbeſuche zu enden, womit ſie kaum fertig werden konnte, indem ſich die ganze Landſchaft umher, einige wahrhaft theilnehmend, andre blos der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um ſie bekümmert hatten. Zu Hauſe belebte ſie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man ſah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchſt erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaß, Stärke und Geſundheit, und was noch mehr in Verwunderung ſetzte, war jene doppelte Aehnlichkeit die ſich immer mehr entwickelte. Den Geſichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen ſich immer weniger von Ottiliens Augen unterſcheiden.

Durch dieſe ſonderbare Verwandtſchaft und vielleicht noch mehr durch das ſchöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes auch von einer

andern mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachſenden Geſchöpf ſo viel als eine Mutter, oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entfernte ſich Charlotte, ſo blieb Ottilie mit dem Kinde und der Wärterin allein. Nanny hatte ſich ſeit einiger Zeit, eiferſüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrin allein Neigung zuzuwenden ſchien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort das Kind in die freie Luft zu tragen und gewöhnte ſich an immer weitere Spaziergange. Sie hatte das Milchfläſchchen bei ſich, um dem Kinde, wenn es nöthig, ſeine Nahrung zu reichen. Selten unterließ ſie dabei ein Buch mitzunehmen, und ſo bildete ſie, das Kind auf dem Arm, leſend und wandelnd, eine gar anmuthige Penſeroſa.

Zwölftes Capitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht und Eduard, mit Ehrenzeichen geſchmückt, rühmlich entlaſſen. Er begab ſich ſogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß ſie es bemerkten und wußten, ſcharf hatte beobachten laſſen. Sein ſtiller Aufenthalt blickte ihm aufs freundlichſte entgegen: denn man hatte indeſſen nach ſeiner Anordnung manches eingerichtet, gebeſſert und gefördert, ſo daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächſt Genießbare erſetzten.

Eduard, durch einen raſcheren Lebensgang an entſchiedenere Schritte gewöhnt, nahm ſich nunmehr vor dasjenige

auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiedersehens war groß. Jugendfreundschaften, wie Blutsverwandtschaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverständnisse, von welcher Art sie auch seyen, niemals von Grund aus schaden und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wieder herstellen.

Zum frohen Empfang erkundigte sich Eduard nach dem Zustande des Freundes, und vernahm, wie vollkommen nach seinen Wünschen ihn das Glück begünstigt habe. Halb scherzend vertraulich fragte Eduard sodann, ob nicht auch eine schöne Verbindung im Werke sey. Der Freund verneinte es, mit bedeutendem Ernst.

Ich kann und darf nicht hinterhaltig seyn, fuhr Eduard fort: ich muß dir meine Gesinnungen und Vorsatze sogleich entdecken. Du kennst meine Leidenschaft für Ottilien und hast längst begriffen, daß sie es ist, die mich in diesen Feldzug gestürzt hat. Ich läugne nicht, daß ich gewünscht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne sie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich dir gestehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war so schön, so wünschenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröstliche Ahnung, so manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn bestärkt, Ottilie könne die meine werden. Ein Glas mit unserm Namenszug bezeichnet, bei der Grundsteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu Trümmern; es ward aufgefangen und ist wieder in meinen Handen. So will ich mich denn selbst, rief ich mir zu, als ich an diesem einsamen Orte so viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte: mich selbst will ich an die

Stelle des Glaſes zum Zeichen machen, ob unſre Verbindung möglich ſey oder nicht. Ich gehe hin und ſuche den Tod, nicht als ein Raſender, ſondern als einer der zu leben hofft. Ottilie ſoll der Preis ſeyn, um den ich kämpfe; ſie ſoll es ſeyn, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verſchanzung, in jeder belagerten Feſtung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunſche verſchont zu bleiben, im Sinne Ottilien zu gewinnen, nicht ſie zu verlieren. Dieſe Gefühle haben mich geleitet, ſie haben mir durch alle Gefahren beigeſtanden; aber nun finde ich mich auch wie einen der zu ſeinem Ziele gelangt iſt, der alle Hinderniſſe überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege ſteht. Ottilie iſt mein, und was noch zwiſchen dieſem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichtsbedeutend anſehen.

Du löſcheſt, verſetzte der Major, mit wenig Zügen alles aus, was man dir entgegenſetzen könnte und ſollte; und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu deiner Frau in ſeinem ganzen Werthe dir zurückzurufen, überlaſſe ich dir ſelbſt; aber du biſt es ihr, du biſt es dir ſchuldig, dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß euch ein Sohn gegeben iſt, ohne zugleich auszuſprechen, daß ihr einander auf immer angehört, daß ihr um dieſes Weſens willen ſchuldig ſeyd, vereint zu leben, damit ihr vereint für ſeine Erziehung und für ſein künftiges Wohl ſorgen möget.

Es iſt bloß ein Dünkel der Eltern, verſetzte Eduard, wenn ſie ſich einbilden, daß ihr Daſeyn für die Kinder ſo nöthig ſey. Alles was lebt findet Nahrung und Beihülfe, und wenn der Sohn, nach dem frühen Tode des Vaters, keine ſo bequeme, ſo begünſtigte Jugend hat; ſo gewinnt er

vielleicht eben deßwegen an ſchnellerer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er ſich in andere ſchicken muß; was wir denn doch früher oder ſpäter alle lernen müſſen. Und hievon iſt ja die Rede gar nicht: wir ſind reich genug, um mehrere Kinder zu verſorgen, und es iſt keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf Ein Haupt ſo viele Güter zu häufen.

Als der Major mit einigen Zügen Charlottens Werth und Eduards lange beſtandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Eduard haſtig in die Rede: Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzuwohl einſehe. Wer in einem gewiſſen Alter frühere Jugendwünſche und Hoffnungen realiſiren will, betrügt ſich immer: denn jedes Jahrzehend des Menſchen hat ſein eigenes Glück, ſeine eigenen Hoffnungen und Ausſichten. Wehe dem Menſchen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen, durch Umſtände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; ſoll ſie es denn fürs ganze Leben ſeyn? Sollen wir uns, aus irgend einer Art von Bedenklichkeit, dasjenige verſagen, was uns die Sitten der Zeit nicht abſprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Menſch ſeinen Vorſatz, ſeine That zurück, und hier gerade ſollte es nicht geſchehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieſer oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Complex des Lebens die Rede iſt!

Der Major verfehlte nicht auf eine eben ſo geſchickte als nachdrückliche Weiſe Eduarden die verſchiedenen Bezüge zu ſeiner Gemahlin, zu den Familien, zu der Welt, zu ſeinen Beſitzungen vorzuſtellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

Alles dieſes, mein Freund, erwiederte Eduard, iſt mir vor der Seele vorbeigegangen, mitten im Gewühl der Schlacht,

wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln sauſ'ten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöchert ward; es hat mir vorgeschwebt beim stillen nächtlichen Feuer unter dem gestirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe sie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgefunden, zu wiederholten Malen, und nun für immer.

In solchen Augenblicken, wie kann ich dir's verschweigen, warst auch du mir gegenwärtig, auch du gehörtest in meinen Kreis; und gehören wir denn nicht schon lange zueinander? Wenn ich dir etwas schuldig geworden, so komme ich jetzt in den Fall dir es mit Zinsen abzutragen; wenn du mir je etwas schuldig geworden, so siehst du dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß du liebst Charlotten und sie verdient es; ich weiß du bist ihr nicht gleichgültig, und warum sollte sie deinen Werth nicht erkennen! Nimm sie von meiner Hand! führe mir Ottilien zu! und wir sind die glücklichsten Menschen auf der Erde.

Eben weil du mich mit so hohen Gaben bestechen willst, versetzte der Major, muß ich deſto vorsichtiger, deſto strenger seyn. Anstatt daß dieser Vorschlag, den ich still verehre, die Sache erleichtern möchte, erschwert er sie vielmehr. Es ist, wie von dir, nun auch von mir die Rede, und so wie von dem Schicksal, so auch von dem guten Namen, von der Ehre zweier Männer, die bis jetzt unbescholten, durch diese wunderliche Handlung, wenn wir sie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchst seltsamen Lichte zu erscheinen.

Eben daß wir unbescholten sind, versetzte Eduard, giebt uns das Recht uns auch einmal schelten zu lassen. Wer

ſich ſein ganzes Leben als einen zuverläſſigen Mann bewieſen, der macht eine Handlung zuverläſſig, die bei andern zweideutig erſcheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen die ich mir auferlegt, durch die ſchwierigen gefahrvollen Thaten die ich für andere gethan, berechtigt auch etwas für mich zu thun. Was dich und Charlotten betrifft, ſo ſey es der Zukunft anheim gegeben; mich aber wirſt du, wird niemand von meinem Vorſatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, ſo bin ich auch wieder zu allem erbötig; will man mich mir ſelbſt überlaſſen, oder mir wohl gar entgegen ſeyn: ſo muß ein Extrem entſtehen, es werde auch wie es wolle.

Der Major hielt es für ſeine Pflicht, dem Vorſatz Eduards ſo lange als möglich Widerſtand zu leiſten, und er bediente ſich nun gegen ſeinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben ſchien und nur die Form, den Geſchäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man dieſe Trennung, dieſe Verbindungen erreichen ſollte. Da trat denn ſo manches Unerfreuliche, Beſchwerliche, Unſchickliche hervor, daß ſich Eduard in die ſchlimmſte Laune verſetzt fühlte.

Ich ſehe wohl, rief dieſer endlich, nicht allein von Feinden, ſondern auch von Freunden muß was man wünſcht, erſtürmt werden. Das was ich will, was mir unentbehrlich iſt, halte ich feſt im Auge; ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältniſſe, weiß ich wohl, heben ſich nicht auf und bilden ſich nicht, ohne daß manches falle was ſteht, ohne daß manches weiche was zu beharren Luſt hat. Durch Ueberlegung wird ſo etwas nicht geendet; vor dem Verſtande ſind alle Rechte gleich, und auf die ſteigende Wagſchale läßt ſich immer wieder ein Gegengewicht

legen. Entſchließe dich alſo, mein Freund, für mich, für dich zu handeln, für mich, für dich dieſe Zuſtände zu entwirren, aufzulöſen, zu verknüpfen. Laß dich durch keine Betrachtungen abhalten; wir haben die Welt ohnehin ſchon von uns reden machen, ſie wird noch einmal von uns reden, uns ſodann, wie alles Uebrige was aufhört neu zu ſeyn, vergeſſen und uns gewähren laſſen wie wir können, ohne weitern Theil an uns zu nehmen.

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein für allemal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgeſetztes behandelte, als er, wie alles anzuſtellen ſey, im Einzelnen durchſprach und ſich über die Zukunft auf das Heiterſte, ſogar in Scherzen erging.

Dann wieder ernſthaft und nachdenklich fuhr er fort: Wollten wir uns der Hoffnung, der Erwartung überlaſſen, daß alles ſich von ſelbſt wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünſtigen ſolle; ſo wäre dieß ein ſträflicher Selbſtbetrug. Auf dieſe Weiſe können wir uns unmöglich retten, unſre allſeitige Ruhe nicht wieder herſtellen; und wie ſollte ich mich tröſten können, da ich unſchuldig die Schuld an allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie iſt nur in Gefolg von dieſer Veränderung bei uns eingetreten. Wir ſind nicht mehr Herr über das, was daraus entſprungen iſt, aber wir ſind Herr, es unſchädlich zu machen, die Verhältniſſe zu unſerm Glücke zu leiten. Magſt du die Augen von den ſchönen und freundlichen Ausſichten abwenden, die ich uns eröffne, magſt du mir, magſt du uns Allen ein trauriges Entſagen gebieten, inſofern du dir's möglich denkſt, inſofern es möglich wäre: iſt denn nicht auch alsdann, wenn wir uns vornehmen in die alten Zuſtände

zurückzukehren, manches Unſchickliche, Unbequeme, Verdrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entſpränge? Würde der glückliche Zuſtand, in dem du dich befindeſt, dir wohl Freude machen, wenn du gehindert wärſt, mich zu beſuchen, mit mir zu leben? Und nach dem was vorgegangen iſt, würde es doch immer peinlich ſeyn. Charlotte und ich würden mit allem unſerm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn du mit andern Weltmenſchen glauben magſt, daß Jahre, daß Entfernung ſolche Empfindungen abſtumpfen, ſo tief eingegrabene Züge auslöſchen; ſo iſt ja eben von dieſen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren, ſondern in Freude und Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigſte auszuſprechen: wenn wir auch, unſerm äußern und innern Zuſtande nach, das allenfalls abwarten könnten, was ſoll aus Ottilien werden, die unſer Haus verlaſſen, in der Geſellſchaft unſerer Vorſorge entbehren und ſich in der verruchten kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Male mir einen Zuſtand worin Ottilie, ohne mich, ohne uns, glücklich ſeyn könnte, dann ſollſt du ein Argument ausgeſprochen haben, das ſtärker iſt als jedes andre, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht ergeben kann, dennoch recht gern aufs neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will.

Dieſe Aufgabe war ſo leicht nicht zu löſen, wenigſtens fiel dem Freunde hierauf keine hinlängliche Antwort ein, und es blieb ihm nichts übrig, als wiederholt einzuſchärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen ſey, und daß man wenigſtens, wie es anzugreifen wäre, auf das ernſtlichſte zu bedenken habe. Eduard ließ ſich's gefallen, doch nur unter der Bedingung,

daß ihn der Freund nicht eher verlaſſen wolle, als bis ſie über die Sache völlig einig geworden, und die erſten Schritte gethan ſeyen.

Dreizehntes Capitel.

Völlig fremde und gegen einander gleichgültige Menſchen, wenn ſie eine Zeit lang zuſammen leben, kehren ihr Inneres wechſelſeitig heraus, und es muß eine gewiſſe Vertraulichkeit entſtehen. Um ſo mehr läßt ſich erwarten, daß unſern beiden Freunden, indem ſie wieder neben einander wohnten, täglich und ſtündlich zuſammen umgingen, gegenſeitig nichts verborgen blieb. Sie wiederholten das Andenken ihrer früheren Zuſtände, und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduarden, als er von Reiſen zurückgekommen, Ottilien zugedacht, daß ſie ihm das ſchöne Kind in der Folge zu vermählen gemeint habe. Eduard bis zur Verwirrung entzückt über dieſe Entdeckung, ſprach ohne Rückhalt von der gegenſeitigen Neigung Charlottens und des Majors, die er, weil es ihm gerade bequem und günſtig war, mit lebhaften Farben ausmalte.

Ganz läugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingeſtehen; aber Eduard befeſtigte, beſtimmte ſich nur mehr. Er dachte ſich alles nicht als möglich, ſondern als ſchon geſchehen. Alle Theile brauchten nur in das zu willigen was ſie wünſchten; eine Scheidung war gewiß zu erlangen; eine baldige Verbindung ſollte folgen, und Eduard wollte mit Ottilien reiſen.

Unter allem was die Einbildungskraft ſich angenehmes ausmalt, iſt vielleicht nichts reizenderes, als wenn Liebende,

wenn junge Gatten, ihr neues frisches Verhältniß in einer neuen frischen Welt zu genießen, und einen dauernden Bund an so viel wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestätigen hoffen. Der Major und Charlotte sollten unterdessen unbeschränkte Vollmacht haben, alles was sich auf Besitz, Vermögen und die irdischen wünschenswerthen Einrichtungen bezieht, dergestalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden seyn könnten. Worauf jedoch Eduard am allermeisten zu fußen, wovon er sich den größten Vortheil zu versprechen schien, war dieß: Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Fähigkeiten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.

Das alles war bei Eduarden so fertig geworden, daß er keinen Tag länger anstehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus besaß, wo er verweilen und die Rückkunft des Majors abwarten wollte. Doch konnte er sich nicht überwinden, daselbst sogleich abzusteigen und begleitete den Freund noch durch den Ort. Sie waren beide zu Pferde, und in bedeutendem Gespräch verwickelt ritten sie zusammen weiter.

Auf einmal erblickten sie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, dessen rothe Ziegeln sie zum ersten Mal blinken sahen. Eduarden ergreift eine unwiderstehliche Sehnsucht; es soll noch diesen Abend alles abgethan seyn. In einem ganz nahen Dorfe will er sich verborgen halten; der Major soll die Sache Charlotten dringend vorstellen, ihre Vorsicht überraschen und durch den unerwarteten Antrag sie

zu freier Eröffnung ihrer Gesinnung nöthigen. Denn Eduard, der seine Wünsche auf sie übergetragen hatte, glaubte nicht anders, als daß er ihren entschiedenen Wünschen entgegen komme, und hoffte eine so schnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er sah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit dieser dem Lauernden schnell verkündigt würde, sollten einige Kanonenschläge losgebrannt werden, und wäre es Nacht geworden, einige Raketen steigen.

Der Major ritt nach dem Schlosse zu. Er fand Charlotten nicht, sondern erfuhr vielmehr, daß sie gegenwärtig oben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Besuch in der Nachbarschaft ablege, von welchem sie heute wahrscheinlich nicht sobald nach Hause komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er sein Pferd gestellt hatte.

Eduard indessen von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, schlich aus seinem Hinterhalte durch einsame Pfade, nur Jägern und Fischern bekannt, nach seinem Park, und fand sich gegen Abend im Gebüsch in der Nachbarschaft des Sees, dessen Spiegel er zum ersten Mal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte sie zu den Eichen bei der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeschlafen; sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen. Das Buch war eins von denen, die ein zartes Gemüth an sich ziehen und nicht wieder los lassen. Sie vergaß Zeit und Stunde, und dachte nicht, daß sie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber sie saß versenkt in ihr Buch, in sich selbst, so liebenswürdig anzusehen,

daß die Bäume, die Sträuche rings umher hätten belebt, mit Augen begabt ſeyn ſollen, um ſie zu bewundern und ſich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein röthliches Streiflicht der ſinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt ſo weit vorzudringen, der ſeinen Park leer, die Gegend einſam fand, wagte ſich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüſch bei den Eichen, er ſieht Ottilien, ſie ihn; er fliegt auf ſie zu und liegt zu ihren Füßen. Nach einer langen ſtummen Pauſe, in der ſich beide zu faſſen ſuchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hieher gekommen. Er habe den Major an Charlotten abgeſendet, ihr gemeinſames Schickſal werde vielleicht in dieſem Augenblick entſchieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, ſie gewiß auch nie an der ſeinigen. Er bitte ſie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beſchwur ſie; er wollte ſeine alten Rechte geltend machen und ſie in ſeine Arme ſchließen; ſie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und ſtaunt. Großer Gott! ruft er aus: wenn ich Urſache hätte an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, ſo würde dieſe Geſtalt fürchterlich gegen ſie zeugen. Iſt dieß nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie geſehen.

Nicht doch! verſetzte Ottilie: alle Welt ſagt, es gleiche mir. Wär' es möglich? verſetzte Eduard, und in dem Augenblick ſchlug das Kind die Augen auf, zwei große, ſchwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe ſah die Welt ſchon ſo verſtändig an; er ſchien die beiden zu kennen, die vor ihm ſtanden. Eduard warf ſich bei dem Kinde nieder, er kniete zweimal vor Ottilien. Du biſt's!

rief er aus: deine Augen sind's. Ach! aber laß mich nur in die deinigen schaun. Laß mich einen Schleier werfen über jene unselige Stunde, die diesem Wesen das Daseyn gab. Soll ich deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erschrecken, daß Mann und Frau entfremdet sich einander ans Herz drücken und einen gesetzlichen Bund durch lebhafte Wünsche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal so weit sind, da mein Verhältniß zu Charlotten getrennt werden muß, da du die Meinige seyn wirst, warum soll ich es nicht sagen! Warum soll ich das harte Wort nicht aussprechen: dieß Kind ist aus einem doppelten Ehbruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den deinigen sagen, daß ich in den Armen einer andern dir gehörte; mögest du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann

Horch! rief er aus, indem er aufsprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen, das der Major geben sollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirg geschossen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erst sah Ottilie, daß die Sonne sich hinter die Berge gesenkt hatte. Noch zuletzt blinkte sie von den Fenstern des obern Gebäudes zurück. Entferne dich, Eduard! rief Ottilie. So lange haben wir entbehrt, so lange geduldet. Bedenke was wir beide Charlotten schuldig sind. Sie muß unser Schicksal entscheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn sie es vergönnt; wo nicht, so muß ich dir entsagen. Da du die Entscheidung so nah glaubst, so laß uns erwarten. Geh in das Dorf zurück, wo der Major

dich vermuthet. Wie manches kann vorkommen, das eine Erklärung fordert. Iſt es wahrſcheinlich, daß ein roher Kanonenſchlag dir den Erfolg ſeiner Unterhandlungen verkünde? Vielleicht ſucht er dich auf in dieſem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich: er kann ihr entgegen gegangen ſeyn, denn man wußte wo ſie hin war. Wie vielerlei Fälle ſind möglich! Laß mich! Jetzt muß ſie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben.

Ottilie ſprach in Haſt. Sie rief ſich alle Möglichkeiten zuſammen. Sie war glücklich in Eduards Nähe und fühlte, daß ſie ihn jetzt entfernen müſſe. Ich bitte, ich beſchwöre dich, Geliebter! rief ſie aus: Kehre zurück und erwarte den Major! Ich gehorche deinen Befehlen, rief Eduard, indem er ſie erſt leidenſchaftlich anblickte und ſie dann feſt in ſeine Arme ſchloß. Sie umſchlang ihn mit den ihrigen und druckte ihn auf das Zärtlichſte an ihre Bruſt. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, ſie glaubten einander anzugehören; ſie wechſelten zum erſten Mal entſchiedene, freie Küſſe und trennten ſich gewaltſam und ſchmerzlich.

Die Sonne war untergegangen und es dämmerte ſchon und duftete feucht um den See. Ottilie ſtand verwirrt und bewegt; ſie ſah nach dem Berghauſe hinüber und glaubte Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu ſehen. Der Umweg war groß am See hin; ſie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen ſteht ſie gegen ſich über, nur ein Waſſerraum trennt ſie von dem Pfade, der ſogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken iſt ſie ſchon drüben wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde ſich aufs Waſſer zu wagen, verſchwindet in dieſem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, ſie fühlt nicht,

daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße schwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohn.

Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewarts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr, nach der einen Seite, und wie sie sich erhalten will, Kind und Buch, nach der andern, alles ins Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwinden, sich aufzurichten; endlich gelingt's, sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblicke kehrte ihre ganze Besonnenheit zurück, aber um desto größer ist ihr Schmerz. Der Kahn treibt fast in der Mitte des Sees, das Ruder schwimmt fern, sie erblickt niemanden am Ufer und auch was hätte es ihr geholfen, jemanden zu sehen! Von allem abgesondert schwebt sie auf dem treulosen unzugänglichen Elemente.

Sie sucht Hülfe bei sich selbst. So oft hatte sie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte sie es erlebt. Sie entkleidet das Kind, und trocknet's mit ihrem Musselingewand. Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum ersten Mal dem freien Himmel; zum ersten Mal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach! und kein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälteten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erstarrten einen Schein von

Wärm und Leben. Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hülfsmittel zu ersetzen, die ihr in dieser Abgeschnittenheit versagt sind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht hülflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre unschuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Auch wendet sie sich nicht vergebens zu den Sternen, die schon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Capitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, sie ruft den Chirurgus hervor, sie übergiebt ihm das Kind. Der auf alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam stufenweise nach gewohnter Art. Ottilie steht ihm in allem bei; sie schafft, sie bringt, sie sorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd: denn das höchste Unglück wie das höchste Glück verändert die Ansicht aller Gegenstände; und nur, als nach allen durchgegangenen Versuchen der wackere Mann den Kopf schüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erst schweigend, dann mit einem leisen Nein antwortet, verläßt sie das Schlafzimmer

Charlottens, worin dieß alles geschehen, und kaum hat sie das Wohnzimmer betreten, so fällt sie, ohne den Sopha erreichen zu können, erschöpft aufs Angesicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotten vorfahren. Der Chirurg bittet die Umstehenden drängend zurück zu bleiben, er will ihr entgegen, sie vorbereiten; aber schon betritt sie ihr Zimmer. Sie findet Ottilien an der Erde, und ein Mädchen des Hauses stürzt ihr mit Geschrei und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein und sie erfährt alles auf einmal. Wie sollte sie aber jede Hoffnung mit einmal aufgeben! Der erfahrne, kunstreiche, kluge Mann bittet sie nur das Kind nicht zu sehen; er entfernt sich, sie mit neuen Anstalten zu täuschen. Sie hat sich auf ihren Sopha gesetzt. Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundin Knie herangehoben, über die ihr schönes Haupt hingesenkt ist. Der ärztliche Freund geht ab und zu; er scheint sich um das Kind zu bemühen, er bemüht sich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbei, die Todtenstille wird immer tiefer. Charlotte verbirgt sich's nicht mehr, daß das Kind nie wieder ins Leben zurückkehre; sie verlangt es zu sehen. Man hat es in warme wollne Tücher reinlich eingehüllt, in einen Korb gelegt, den man neben sie auf den Sopha setzt; nur das Gesichtchen ist frei; ruhig und schön liegt es da.

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden und die Kunde sogleich bis nach dem Gasthof erschollen. Der Major hatte sich die bekannten Wege hinaufbegeben; er ging um das Haus herum, und indem er einen Bedienten anhielt, der in dem Angebäude etwas zu holen lief, verschaffte er sich nähere Nachricht und ließ den Chirurgen herausrufen. Dieser kam, erstaunt über die Erscheinung seines alten Gönners,

berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotten auf seinen Anblick vorzubereiten. Er ging hinein, fing ein ableitendes Gespräch an und führte die Einbildungskraft von einem Gegenstand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotten vergegenwärtigte, dessen gewisse Theilnahme, dessen Nahe dem Geiste, der Gesinnung nach, die er denn bald in eine wirkliche übergehen ließ. Genug sie erfuhr, der Freund stehe vor der Thür, er wisse alles und wünsche eingelassen zu werden.

Der Major trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem schmerzlichen Lächeln. Er stand vor ihr. Sie hub die grünseidne Decke auf, die den Leichnam verbarg, und bei dem dunklen Schein einer Kerze erblickte er, nicht ohne geheimes Grausen, sein erstarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und so saßen sie gegen einander über, schweigend, die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knieen Charlottens; sie athmete sanft, sie schlief, oder sie schien zu schlafen.

Der Morgen dämmerte, das Licht verlosch, beide Freunde schienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte blickte den Major an und sagte gefaßt: erklären Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hieher, um Theil an dieser Trauerscene zu nehmen?

Es ist hier, antwortete der Major ganz leise wie sie gefragt hatte, — als wenn sie Ottilien nicht aufwecken wollten — es ist hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und sachte heran zu treten. Der Fall, in dem ich Sie finde ist so ungeheuer, daß das Bedeutende selbst weßhalb ich komme, dagegen seinen Werth verliert.

Er gestand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck seiner Sendung, in so fern Eduard ihn abgeschickt

hatte; den Zweck seines Kommens, in so fern sein freier Wille, sein eigenes Interesse dabei war. Er trug beides sehr zart, doch aufrichtig vor; Charlotte hörte gelassen zu, und schien weder darüber zu staunen, noch unwillig zu seyn.

Als der Major geendigt hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiser Stimme, so daß er genöthigt war seinen Stuhl heranzurücken: In einem Falle wie dieser ist, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer gesagt: wie wird es morgen seyn? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von mehreren jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe ist bei mir außer Zweifel und bald ausgesprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getödtet. Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden wie wir wollen.

Doch was sag' ich! Eigentlich will das Schicksal meinen eigenen Wunsch, meinen eigenen Vorsatz, gegen die ich unbedachtsam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Habe ich nicht selbst schon Ottilien und Eduarden mir als das schicklichste Paar zusammengedacht? Habe ich nicht selbst beide einander zu nähern gesucht? Waren Sie nicht selbst, mein Freund, Mitwisser dieses Plans? Und warum konnt' ich den Eigensinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe unterscheiden? Warum nahm ich seine Hand an da ich als Freundin ihn und eine andre Gattin glücklich gemacht hätte? Und betrachten Sie nur diese unglückliche Schlummernde! Ich zittere vor dem Augenblicke, wenn sie aus ihrem halben Todtenschlafe

zum Bewußtſeyn erwacht. Wie ſoll ſie leben, wie ſoll ſie ſich tröſten, wenn ſie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduarden das zu erſetzen, was ſie ihm als Werkzeug des wunderbarſten Zufalls geraubt hat? Und ſie kann ihm alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenſchaft, mit der ſie ihn liebt. Vermag die Liebe alles zu dulden, ſo vermag ſie noch vielmehr, alles zu erſetzen. An mich darf in dieſem Augenblick nicht gedacht werden.

Entfernen Sie ſich in der Stille, lieber Major. Sagen Sie Eduarden, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittlern die ganze Sache einzuleiten überlaſſe; daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne ſeyn kann. Ich will jedes Papier unterſchreiben, das man mir bringt; aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich bedenke, daß ich berathe.

Der Major ſtand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilien weg. Er drückte ſeine Lippen auf dieſe liebe Hand. Und für mich, was darf ich hoffen? liſpelte er leiſe.

Laſſen Sie mich Ihnen die Antwort ſchuldig bleiben, verſetzte Charlotte. Wir haben nicht verſchuldet unglücklich zu werden; aber auch nicht verdient zuſammen glücklich zu ſeyn.

Der Major entfernte ſich, Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeſchiedene Kind bedauern zu können. Ein ſolches Opfer ſchien ihm nöthig zu ihrem allſeitigen Glück. Er dachte ſich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm, als den vollkommenſten Erſatz für das, was ſie Eduarden geraubt; er dachte ſich einen Sohn auf dem Schooſe, der mit mehrerem Recht ſein Ebenbild trüge, als der abgeſchiedene.

So ſchmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gaſthofe

Eduarden fand, der die ganze Nacht im Freien den Major erwartet hatte, da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück und auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. Gar leicht ließ er sich daher durch den Major bewegen, der ihm schnell den Entschluß seiner Gattin verkündigte, wieder nach jenem Dorfe, und sodann nach der kleinen Stadt zurückzukehren, wo sie das Nächste überlegen und einleiten wollten.

Charlotte saß, nachdem der Major sie verlassen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen versenkt: denn sogleich richtete Ottilie sich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erst erhob sie sich von dem Schooße, dann von der Erde und stand vor Charlotten.

Zum zweiten Mal — so begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen anmuthigen Ernst — zum zweiten Mal widerfährt mir dasselbige. Du sagtest mir einst: es begegne den Menschen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weise, und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr, und bin gedrungen dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemmel an dich gerückt: du saßest auf dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knieen, ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte. Ich vernahm alles was um mich vorging, besonders alle Reden sehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. Damals sprachst du mit einer Freundin über mich; du bedauertest

mein Schickſal, als eine arme Waiſe in der Welt geblieben zu ſeyn; du ſchilderteſt meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich ſtehen könne, wenn nicht ein beſondrer Glücksſtern über mich walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu ſtreng, was du für mich zu wünſchen, was du von mir zu fordern ſchienſt. Ich machte mir nach meinen beſchränkten Einſichten hierüber Geſetze; nach dieſen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Laſſen eingerichtet, zu der Zeit da du mich liebteſt, für mich ſorgteſt, da du mich in dein Haus aufnahmeſt, und auch noch eine Zeit hernach.

Aber ich bin aus meiner Bahn geſchritten, ich habe meine Geſetze gebrochen, ich habe ſogar das Gefühl derſelben verloren, und nach einem ſchrecklichen Ereigniß klärſt du mich wieder über meinen Zuſtand auf, der jammervoller iſt als der erſte. Auf deinem Schooſe ruhend, halb erſtarrt, wie aus einer fremden Welt vernehm' ich abermals deine leiſe Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir ſelbſt ausſieht; ich ſchaudere über mich ſelbſt; aber wie damals habe ich auch dießmal in meinem halben Todtenſchlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entſchloſſen, wie ich's war, und wozu ich entſchloſſen bin, mußt du gleich erfahren. Eduards werd' ich nie! Auf eine ſchreckliche Weiſe hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen; und niemand gedenke mich von meinem Vorſatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beſte, nimm deine Maßregeln. Laß den Major zurückkommen; ſchreibe ihm, daß keine Schritte geſchehen. Wie ängſtlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufſchreien: du ſollteſt ihn nicht mit ſo frevelhaften Hoffnungen entlaſſen.

Charlotte ſah Ottiliens Zuſtand, ſie empfand ihn; aber ſie hoffte durch Zeit und Vorſtellungen etwas über ſie zu gewinnen. Doch als ſie einige Worte ausſprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: Nein! rief Ottilie mit Erhebung: ſucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre: du habeſt in die Scheidung gewilligt, büße ich in demſelbigen See mein Vergehen, mein Verbrechen.

Fünfzehntes Capitel.

Wenn ſich in einem glücklichen friedlichen Zuſammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenoſſen, mehr als nöthig und billig iſt, von dem unterhalten was geſchieht oder geſchehen ſoll; wenn ſie ſich einander ihre Vorſätze, Unternehmungen, Beſchäftigungen wiederholt mittheilen, und ohne gerade wechſelſeitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichſam rathſchlagend behandeln: ſo findet man dagegen, in wichtigen Momenten, eben da wo es ſcheinen ſollte, der Menſch bedürfe fremden Beiſtandes, fremder Beſtätigung am allermeiſten, daß ſich die einzelnen auf ſich ſelbſt zurückziehen, jedes für ſich zu handeln, jedes auf ſeine Weiſe zu wirken ſtrebt, und indem man ſich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erſt der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach ſo viel wundervollen und unglücklichen Ereigniſſen war denn auch ein gewiſſer ſtiller Ernſt über die Freundinnen gekommen, der ſich in einer liebenswürdigen Schonung

äußerte. Ganz in der Stille hatte Charlotte das Kind nach der Capelle gesendet. Es ruhte dort als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses.

Charlotte kehrte sich, so viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand sie Ottilien zuerst, die ihres Beistandes bedurfte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu lassen. Sie wußte wie sehr das himmlische Kind Eduarden liebte; sie hatte nach und nach die Scene die dem Unglück vorher gegangen war, herausgeforscht und jeden Umstand, theils von Ottilien selbst, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten sehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja gesprächig, aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte stets aufgemerkt, stets beobachtet, sie wußte viel; das kam jetzt alles zum Vorschein. Sie unterhielt, sie zerstreute Charlotten, die noch immer die stille Hoffnung nährte, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen.

Allein bei Ottilien hing es anders zusammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundin entdeckt; sie war von ihrer frühen Einschränkung, von ihrer Dienstbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über sich selbst; sie hatte sich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verziehen, und diese Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie sehr Haus und Park, Seen, Felsen und Baumgruppen, nur traurige Empfindungen täglich in ihnen beiden erneuerten. Daß

man den Ort verändern müſſe, war allzu deutlich; wie es geſchehen ſolle, nicht ſo leicht zu entſcheiden.

Sollten die beiden Frauen zuſammenbleiben? Eduards früherer Wille ſchien es zu gebieten, ſeine Erklärung, ſeine Drohung es nöthig zu machen: allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen, mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anſtrengung, ſich in einer peinlichen Lage neben einander befanden. Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern etwas nur halb verſtehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verſtand wenigſtens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete ſich zu verletzen, und gerade die Furcht war am erſten verletzbar und verletzte am erſten.

Wollte man den Ort verändern und ſich zugleich, wenigſtens auf einige Zeit, von einander trennen; ſo trat die alte Frage wieder hervor: wo ſich Ottilie hinbegeben ſolle? Jenes große reiche Haus hatte vergebliche Verſuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtochter unterhaltende und wetteifernde Geſpielinnen zu verſchaffen. Schon bei der letzten Anweſenheit der Baroneſſe, und neuerlich durch Briefe, war Charlotte aufgefordert worden Ottilien dorthin zu ſenden; jetzt brachte ſie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich dahin zu gehen, wo ſie dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

Laſſen Sie mich, liebe Tante, ſagte ſie, damit ich nicht eingeſchränkt und eigenſinnig erſcheine, dasjenige ausſprechen was zu verſchweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht wäre. Ein ſeltſam unglücklicher Menſch, und wenn er auch ſchuldlos wäre, iſt auf eine fürchterliche Weiſe gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in allen die ihn ſehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entſetzen. Jeder will das

Ungeheure ihm anſehen was ihm auferlegt ward; jeder iſt neugierig und ängſtlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geſchehen, jedem furchtbar der ſie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht ſo hell, und die Sterne ſcheinen ihren Glanz zu verlieren.

Wie groß, und doch vielleicht zu entſchuldigen, iſt gegen ſolche Unglückliche die Indiscretion der Menſchen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeſchickte Gutmüthigkeit. Verzeihen Sie mir, daß ich ſo rede; aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauſes hervorzog, ſich freundlich mit ihm beſchäftigte, es in der beſten Abſicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bang und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht ſank, ich es in meine Arme faßte, die Geſellſchaft erſchreckt aufgeregt und jeder erſt recht neugierig auf die Unglückſelige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schickſal bevorſtehe; aber mein Mitgefühl, ſo wahr und lebhaft, iſt noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleid gegen mich ſelbſt wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe.

Du wirſt aber, liebes Kind, verſetzte Charlotte, dem Anblick der Menſchen dich nirgends entziehen können. Klöſter haben wir nicht, in denen ſonſt eine Freiſtatt für ſolche Gefühle zu finden war.

Die Einſamkeit macht nicht die Freiſtatt, liebe Tante, verſetzte Ottilie. Die ſchätzenswertheſte Freiſtatt iſt da zu ſuchen, wo wir thätig ſeyn können. Alle Büßungen, alle Entbehrungen ſind keineswegs geeignet uns einem ahnungsvollen Geſchick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entſchieden iſt. Nur, wenn ich im müßigen Zuſtande der Welt

zur Schau dienen soll, dann ist sie mir widerwärtig und ängstigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.

Ich müßte mich sehr irren, versetzte Charlotte, wenn deine Neigung dich nicht zur Pension zurückzöge.

Ja, versetzte Ottilie, ich leugne es nicht: ich denke es mir als eine glückliche Bestimmung, Andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem sonderbarsten erzogen worden. Und sehen wir nicht in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren. Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen des Lebens schon Eingeweihten! Sie wurden berufen den Unglücklichen beizustehen, und wer vermochte das eher als sie, denen kein irdisches Unheil mehr begegnen konnte!

Du wählst eine sonderbare Bestimmung, versetzte Charlotte. Ich will dir nicht widerstreben: es mag seyn, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie sehr danke ich Ihnen, sagte Ottilie, daß Sie mir diesen Versuch, diese Erfahrung gönnen wollen. Schmeichle ich mir nicht zu sehr, so soll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgestanden, und wie klein, wie nichtig sie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschößlinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen. Der Glückliche ist

nicht geeignet Glücklichen vorzustehen: es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von andern zu fordern je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche der sich erholt, weiß für sich und andre das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll.

Laß mich gegen deinen Vorsatz, sagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigste scheint. Es ist nicht von dir, es ist von einem Dritten die Rede. Die Gesinnungen des guten vernünftigen frommen Gehülfen sind dir bekannt; auf dem Wege den du gehst, wirst du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher seyn. Da er schon jetzt, seinem Gefühl nach, nicht gern ohne dich leben mag, so wird er auch künftig, wenn er einmal deine Mitwirkung gewohnt ist, ohne dich sein Geschäft nicht mehr verwalten können. Du wirst ihm anfangs darin beistehen, um es ihm hernach zu verleiden.

Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, versetzte Ottilie; und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Besseres zu erwarten. So gut und verständig als der Freund ist, eben so, hoffe ich, wird sich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältnisses zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Person erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für sich und andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das uns unsichtbar umgebend allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beschirmen kann.

Charlotte nahm alles was das liebe Kind so herzlich äußert, zur stillen Ueberlegung. Sie hatte verschiedentlich, obgleich auf das leiseste, angeforscht, ob nicht eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar sey; aber auch nur die

leiseste Erwähnung, die mindeste Hoffnung, der kleinste Verdacht schien Ottilien aufs tiefste zu rühren; ja sie sprach sich einst, da sie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

Wenn dein Entschluß, entgegnete ihr Charlotte, Eduarden zu entsagen, so fest und unveränderlich ist, so hüte dich nur vor der Gefahr des Wiedersehens. In der Entfernung von dem geliebten Gegenstande scheinen wir, je lebhafter unsere Neigung ist, desto mehr Herr von uns selbst zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenschaft, wie sie sich nach außen erstreckte, nach innen wenden; aber wie bald, wie geschwind sind wir aus diesem Irrthum gerissen, wenn dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unsern Augen steht. Thue jetzt was du deinen Zuständen am gemäßesten hältst; prüfe dich, ja verändre lieber deinen gegenwärtigen Entschluß: aber aus dir selbst, aus freiem wollendem Herzen. Laß dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraschung, in die vorigen Verhältnisse wieder hineinziehen: dann giebt es erst einen Zwiespalt im Gemüth der unerträglich ist. Wie gesagt, ehe du diesen Schritt thust, ehe du dich von mir entfernst und ein neues Leben anfängst, das dich wer weiß auf welche Wege leitet; so bedenke noch einmal, ob du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entsagen kannst. Hast du dich aber hierzu bestimmt; so schließen wir einen Bund, daß du dich mit ihm nicht einlassen willst, selbst nicht in eine Unterredung, wenn er dich aufsuchen, wenn er sich zu dir drangen sollte. Ottilie besann sich nicht einen Augenblick, sie gab Charlotten das Wort, das sie sich schon selbst gegeben hatte.

Nun aber schwebte Charlotten immer noch jene Drohung Eduards vor der Seele, daß er Ottilien nur so lange entsagen könne, als sie sich von Charlotten nicht trennte. Es hatten

ſich zwar ſeit der Zeit die Umſtände ſo verändert, es war ſo mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereigniſſe für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte ſie auch im entfernteſten Sinne weder etwas wagen, noch etwas vornehmen das ihn verletzen könnte, und ſo ſollte Mittler in dieſem Falle Eduards Geſinnungen erforſchen.

Mittler hatte ſeit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, beſucht. Dieſer Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchſt unwahrſcheinlich machte, wirkte gewaltſam auf ihn; aber immer nach ſeiner Sinnesweiſe hoffend und ſtrebend, freute er ſich nun im Stillen über den Entſchluß Ottiliens. Er vertraute der lindernden vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beiden Gatten zuſammenzuhalten und ſah dieſe leidenſchaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erſter Erklärung ſchriftlich unterrichtet, ihn auf das inſtändigſte gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß keine weiteren Schritte geſchähen, daß man ſich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des ſchönen Kindes ſich wieder herſtelle. Auch von den ſpätern Ereigniſſen und Geſinnungen hatte ſie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittlern die ſchwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zuſtandes Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohlwiſſend, daß man das Geſchehene ſich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geſchehendes einwilligt, überredete Charlotten: es ſey das beſte, Ottilien gleich nach der Penſion zu ſchicken.

Deßhalb wurden, ſobald er weg war, Anſtalten zur Reiſe gemacht. Ottilie packte zuſammen, aber Charlotte ſah wohl,

daß sie weder das schöne Köfferchen, noch irgend etwas daraus mitzunehmen sich anschickte. Die Freundin schwieg und ließ das schweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreise kam herbei; Charlottens Wagen sollte Ottilien den ersten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweiten bis in die Pension bringen; Nanny sollte sie begleiten und ihre Dienerin bleiben. Das leidenschaftliche Mädchen hatte sich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden und hing nun an ihr wie sonst durch Natur und Neigung; ja sie schien, durch unterhaltende Redseligkeit, das bisher Versäumte wieder nachbringen und sich ihrer geliebten Herrin völlig widmen zu wollen. Ganz außer sich war sie nun über das Glück mitzureisen, fremde Gegenden zu sehen, da sie noch niemals außer ihrem Geburtsort gewesen, und rannte vom Schlosse ins Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abschied zu nehmen. Unglücklicherweise traf sie dabei in die Zimmer der Maserkranken und empfand sogleich die Folgen der Ansteckung. Man wollte die Reise nicht aufschieben; Ottilie drang selbst darauf: sie hatte den Weg schon gemacht, sie kannte die Wirthsleute bei denen sie einkehren sollte, der Kutscher vom Schlosse führte sie; es war nichts zu besorgen.

Charlotte widersetzte sich nicht; auch sie eilte schon in Gedanken aus diesen Umgebungen weg, nur wollte sie noch die Zimmer die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade so wie sie vor der Ankunft des Hauptmanns gewesen. Die Hoffnung ein altes Glück wieder herzustellen flammt immer einmal wieder in dem Menschen auf, und Charlotte war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshause, dessen Zimmer er so oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er wünschte, er wollte nur. Er mußte sie sehen, sie sprechen. Wozu, warum, was daraus entstehen sollte? davon konnte die Rede nicht seyn. Er widerstand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward ins Vertrauen gezogen, und erforschte sogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reisen würde. Der Morgen brach an; Eduard säumte nicht, unbegleitet sich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten sollte. Er kam nur allzuzeitig dort an; die überraschte Wirthin empfing ihn mit Freuden: sie war ihm ein großes Familienglück schuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat sich sehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verschafft, indem er dessen That, wobei er allein gegenwärtig gewesen, heraushob, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und die Hindernisse einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was sie ihm alles zu Liebe thun sollte. Sie räumte schnell in ihrer Putzstube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichst zusammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier hereinziehen sollte, und ließ für sich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthin erschien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der sich dabei sehr interessirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweisen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer rings umher, in dem er sie sehen sollte; es schien ihm in seiner ganzen häuslichen Seltsamkeit ein himmlischer Aufenthalt. Was dachte er sich nicht alles aus, ob er Ottilien überraschen, ob er sie vorbereiten sollte!

Endlich gewann die letztere Meinung Oberhand; er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Dieß Blatt ſollte ſie empfangen.

Eduard an Ottilien.

Indem du dieſen Brief lieſeſt, Geliebteſte, bin ich in deiner Nähe. Du mußt nicht erſchrecken, dich nicht entſetzen; du haſt von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu dir drängen. Du ſiehſt mich nicht eher als du es erlaubſt.

Bedenke vorher deine Lage, die meinige. Wie ſehr danke ich dir, daß du keinen entſcheidenden Schritt zu thun vorhaſt; aber bedeutend genug iſt er, thu ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: kannſt du mein ſeyn, willſt du mein ſeyn? O du erzeigeſt uns allen eine große Wohlthat und mir eine überſchwängliche.

Laß mich dich wiederſehen, dich mit Freuden wiederſehen. Laß mich die ſchöne Frage mündlich thun, und beantworte ſie mir mit deinem ſchönen Selbſt. An meine Bruſt, Ottilie! hieher, wo du manchmal geruht haſt und wo du immer hingehörſt! —

Indem er ſchrieb, ergriff ihn das Gefühl, ſein Höchſterſehntes nahe ſich, es werde nun gleich gegenwärtig ſeyn. Zu dieſer Thüre wird ſie hereintreten, dieſen Brief wird ſie leſen, wirklich wird ſie wie ſonſt vor mir daſtehen, deren Erſcheinung ich mir ſo oft herbeiſehnte. Wird ſie noch dieſelbe ſeyn? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Geſinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte ſchreiben wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder ſetzte er noch hinzu: Ich höre dich kommen. Auf einen Augenblick leb wohl!

Er faltete den Brief, überſchrieb ihn; zum Siegeln war es zu ſpät. Er ſprang in die Kammer, durch die er nachher

auf den Gang zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petschaft noch auf dem Tisch gelassen. Sie sollte diese nicht zuerst sehen; er sprang zurück und holte sie glücklich weg. Vom Vorsaal her vernahm er schon die Wirthin, die auf das Zimmer losging, um es dem Gast anzuweisen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber sie war zugefahren. Den Schlüssel hatte er beim Hineinsprengen herunter geworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeschnappt und er stund gebannt. Heftig drangte er an der Thüre; sie gab nicht nach. O wie hätte er gewünscht als ein Geist durch die Spalten zu schlüpfen! Vergebens! Er verbarg sein Gesicht an den Thürpfosten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als sie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete sich gegen sie, und so standen die Liebenden abermals auf die seltsamste Weise gegen einander. Sie sah ihn ruhig und ernsthaft an, ohne vor oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, sich ihr zu nahern, trat sie einige Schritte zurück bis an den Tisch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüber stehen? Aber vor allen Dingen höre! es ist Zufall, daß du mich gleich jetzt hier findest. Neben dir liegt ein Brief, der dich vorbereiten sollte. Lies, ich bitte dich, lies ihn! und dann beschließe was du kannst.

Sie blickte herab auf den Brief und nach einigem Besinnen nahm sie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern hatte sie ihn gelesen und so legte sie ihn leise weg! dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend

Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von allem abzustehen genöthigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. Diese Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. Er eilte, verzweifelt zur Thür hinaus und schickte die Wirthin zu der Einsamen.

Er ging auf dem Vorsaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es stille. Endlich trat die Wirthin heraus und zog den Schlüssel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, sie wußte nicht was sie thun sollte. Zuletzt im Weggehen bot sie den Schlüssel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht stehen und entfernte sich.

Eduard im tiefsten Kummer warf sich auf Ottiliens Schwelle, die er mit seinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutscher trieb, die Wirthin schloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeschlafen, sie ging zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch diesen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthin wagte nicht das ruhige Kind zu wecken, sie setzte sich gegenüber. Endlich schlug Ottilie die schönen Augen auf und richtete sich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühstück ab, und nun tritt Eduard vor sie. Er bittet sie inständig nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären: er wolle allen ihren Willen, schwört er; aber sie schweigt. Nochmals fragt er sie liebevoll und dringend, ob sie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt sie, mit niedergeschlagenen Augen, ihr Haupt zu einem sanften Nein.

Er fragt, ob ſie nach der Penſion wolle? Gleichgültig verneint ſie das. Aber als er fragt, ob er ſie zu Charlotten zurückfahren dürfe? bejaht ſie's mit einem getroſten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenſter dem Kutſcher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg iſt ſie, wie der Blitz zur Stube hinaus, die Treppe hinab in dem Wagen. Der Kutſcher nimmt den Weg nach dem Schloſſe zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebzehntes Capitel.

Wie höchſt überraſcht war Charlotte als ſie Ottilien vorfahren und Eduarden zu Pferde ſogleich in den Schloßhof hereinſprengen ſah. Sie eilte bis zur Thürſchwelle: Ottilie ſteigt aus und nähert ſich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt ſie die Hände beider Ehegatten, drückt ſie zuſammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft ſich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann ſich nicht erklären, bittet Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beizuſtehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer und ihr ſchaudert da ſie hineintritt: es war ſchon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände ſtanden da. Es erſchien ſo weitläufig als unerfreulich. Man hatte alles weggetragen, nur das Köfferchen, unſchlüſſig wo man es hinſtellen ſollte, in der Mitte des Zimmers ſtehen gelaſſen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer geſtreckt. Charlotte bemüht ſich um ſie, fragt was vorgegangen und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal;

auch er belehrt sie nicht. Er wirft sich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf sein Zimmer, und als sie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der sie aufklärt soweit er vermag. Das Uebrige denkt sie sich zusammen, und dann sogleich mit Entschlossenheit an das was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer ist aufs baldigste wieder eingerichtet. Eduard hat die seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er sie verlassen.

Die Dreie scheinen sich wieder gegen einander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu schweigen und Eduard vermag nichts als seine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm selbst zu fehlen scheint. Charlotte sendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; dieser kommt. Gegen ihn schüttet Eduard sein Herz aus, ihm gesteht er jeden kleinsten Umstand, und so erfährt Charlotte was begegnet, was die Lage so sonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie spricht aufs liebevollste mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht bestürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft seiner Gattin; aber seine Neigung beherrscht ihn ausschließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verspricht ihm in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen; er dringt in Charlotten, sie soll dem Major ihre Hand zusagen; eine Art von wahnsinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu besänftigen, ihn zu erhalten, thut was er fordert. Sie sagt dem Major ihre Hand zu, auf den Fall, daß Ottilie sich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zusammen eine Reise

machen. Der Major hat für seinen Hof ein auswärtiges Geschäft, und Eduard verspricht ihn zu begleiten. Man macht Anstalten und man beruhigt sich einigermaßen, indem wenigstens etwas geschieht.

Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, sie wird ängstlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meistentheils die Schwäche, daß wir jemanden auch zu seinem Besten nicht gern quälen mögen. Charlotte sann alle Mittel durch, endlich gerieth sie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Pension kommen zu lassen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens sich sehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man spricht, um Ottilien nicht zu überraschen, von diesem Vorsatz in ihrer Gegenwart. Sie scheint nicht einzustimmen; sie bedenkt sich; endlich scheint ein Entschluß in ihr zu reifen, sie eilt nach ihrem Zimmer und sendet noch vor Abend an die Versammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

Warum soll ich ausdrücklich sagen, meine Geliebten, was sich von selbst versteht. Ich bin aus meiner Bahn geschritten und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Vorſatz, Eduarden zu entſagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hofft' ich nicht wieder zu begegnen. Es iſt anders geworden; er ſtand ſelbſt gegen ſeinen eigenen Willen vor mir. Mein Verſprechen mich mit ihm in keine Unterredung einzulaſſen, habe ich vielleicht zu buchſtäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewiſſen des Augenblicks ſchwieg ich, verſtummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu ſagen. Ein ſtrenges Ordensgelübde, welches den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängſtiget, habe ich zufällig vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, ſo lange mir das Herz gebietet. Beruft keine Mittelsperſon! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speiſe und Trank genießen ſoll, als ich höchſtens bedarf. Helft mir durch Nachſicht und Geduld über dieſe Zeit hinweg. Ich bin jung, die Jugend ſtellt ſich unverſehens wieder her. Duldet mich in eurer Gegenwart, erfreut mich durch eure Liebe, belehrt mich durch eure Unterhaltung! aber mein Innres überlaßt mir ſelbſt.

Die langſt vorbereitete Abreiſe der Manner unterblieb, weil jenes auswärtige Geſchaft des Majors ſich verzögerte: wie erwünſcht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs neue angeregt, durch ihre troſtvollen hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu ſtandhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf einmal: er werde ſich nicht entfernen. Wie thöricht! rief er aus, das Unentbehrlichſte, Nothwendigſte vorſätzlich, voreilig wegzuwerfen, das, wenn uns auch der Verluſt bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre. Und was

soll es heißen? Doch nur, daß der Mensch ja scheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrscht von solchem albernen Dünkel, Stunden ja Tage zu früh, mich von Freunden losgerissen, um nur nicht von dem letzten unausweislichen Termin entschieden gezwungen zu werden. Dießmal aber will ich bleiben. Warum soll ich mich entfernen? Ist sie nicht schon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu fassen, sie an mein Herz zu drücken; sogar darf ich es nicht denken, es schaudert mir. Sie hat sich nicht von mir weg, sie hat sich über mich weggehoben.

Und so blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er sich mit ihr zusammenfand. Und so war auch ihr dieselbe Empfindung geblieben; auch sie konnte sich dieser seligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter Einem Dache; aber selbst ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin und her gezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in Einem Saale, so dauerte es nicht lange und sie standen, sie saßen neben einander. Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und diese Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Geberde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseyns. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur Ein Mensch im bewußtlosen vollkommnen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das andre hätte sich nach und nach von selbst, ohne Vorsatz, zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Räthsel, dessen Auflösung sie nur mit einander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelaſſen, ſo daß man ſich über ſie völlig beruhigen konnte. Sie entfernte ſich wenig aus der Geſellſchaft, nur hatte ſie es erlangt, allein zu ſpeiſen. Niemand als Nanny bediente ſie.

Was einem jeden Menſchen gewöhnlich begegnet, wiederholt ſich mehr als man glaubt, weil ſeine Natur hiezu die nächſte Beſtimmung giebt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zuſammen ein Ganzes, in welchem jeder Menſch, wie in einem Elemente, in einer Atmoſphäre, ſchwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich iſt. Und ſo finden wir die Menſchen, über deren Veränderlichkeit ſo viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unſerm Erſtaunen unverändert, und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte ſich auch in dem täglichen Zuſammenleben unſerer Freunde faſt alles wieder in dem alten Gleiſe. Noch immer äußerte Ottilie ſtillſchweigend durch manche Gefälligkeit ihr zuvorkommendes Weſen; und ſo jedes nach ſeiner Art. Auf dieſe Weiſe zeigte ſich der häusliche Zirkel als ein Scheinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch alles beim Alten ſey, war verzeihlich.

Die herbſtlichen Tage, an Länge jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Geſellſchaft um eben die Stunde aus dem Freien ins Haus zurück. Der Schmuck an Früchten und Blumen, der dieſer Zeit eigen iſt, ließ glauben als wenn es der Herſt jenes erſten Frühlings wäre: die Zwiſchenzeit war ins Vergeſſen gefallen. Denn nun blühten die Blumen, dergleichen man in jenen erſten Tagen auch geſät hatte; nun reiften Früchte an den Bäumen, die man damals blühen geſehen.

Der Major ging ab und zu; auch Mittler ließ ſich öfter ſehen. Die Abendſitzungen waren meiſtens regelmäßig. Eduard las gewöhnlich; lebhafter, gefühlvoller, beſſer, ja ſogar heiterer, wenn man will, als jemals. Es war als wenn er, ſo gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl, Ottiliens Erſtarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflöſen wollte. Er ſetzte ſich wie vormals, daß ſie ihm ins Buch ſehen konnte, ja er ward unruhig, zerſtreut, wenn ſie nicht hineinſah, wenn er nicht gewiß war, daß ſie ſeinen Worten mit ihren Augen folgte.

Jedes unerfreuliche unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöſcht. Keines trug mehr dem andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verſchwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Clavierſpiel Charlottens, ſo wie Eduards Flöte mit Ottiliens Behandlung des Saiteninſtruments wieder wie vormals zuſammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduards näher, deſſen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er ſollte ohne Feſtlichkeit in ſtillem freundlichem Behagen dießmal gefeiert werden. So war man, halb ſtillſchweigend halb ausdrücklich, mit einander übereingekommen. Doch je näher dieſe Epoche heranrückte, vermehrte ſich das Feierliche in Ottiliens Weſen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie ſchien im Garten oft die Blumen zu muſtern; ſie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächſe aller Art zu ſchonen, und ſich beſonders bei den Aſtern aufgehalten, die gerade dieſes Jahr in unmäßiger Menge blühten.

Achtzehntes Capitel.

Das Bedeutendſte jedoch, was die Freunde mit ſtiller Aufmerkſamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum erſten Mal ausgepackt und daraus verſchiedenes gewählt und abgeſchnitten hatte, was zu einem einzigen aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als ſie das Uebrige mit Beihülfe Nanny's wieder einpacken wollte, konnte ſie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich ſchon ein Theil herausgenommen war. Das junge habgierige Mädchen konnte ſich nicht ſatt ſehen, beſonders da ſie auch für alle kleineren Stücke des Anzugs geſorgt fand. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Deviſen, Handſchuhe und ſo manches andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu ſchenken. Dieſe verweigerte es; zog aber ſogleich die Schublade einer Kommode heraus und ließ das Kind wählen, das haſtig und ungeſchickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenoſſen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilien alles ſorgfältig wieder einzuſchichten; ſie öffnete hierauf ein verborgenes Fach das im Deckel angebracht war. Dort hatte ſie kleine Zettelchen und Briefe Eduards, mancherlei aufgetrocknete Blumenerinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten, und was ſonſt noch verborgen. Noch Eins fügte ſie hinzu — es war das Portrait ihres Vaters — und verſchloß das Ganze, worauf ſie den zarten Schlüſſel an dem goldnen Kettchen wieder um den Hals an ihre Bruſt hing.

Mancherlei Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie

werde auf jenen Tag wieder zu sprechen anfangen: denn sie hatte bisher eine heimliche Geschäftigkeit bewiesen, eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein Lächeln wie es demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment giebt wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottiliens Schweigen so wie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere günstige Weise zu bestimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verstehen und führte sich nach seiner Weise klug genug auf.

Allein überwältigt war er stets sobald er Anlaß fand, sein Raisonnement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben; so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduards Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend beisammen; Mittler ging im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck aus einander legend und ihrem Mädchen manches andeutend,

welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowohl bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sey als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. Der Mensch ist von Hause aus thätig, sagte er, und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person, mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an seiner Stelle sahe. Der Mensch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und sinnt darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

Wie verdrießlich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte ist noch ein ganz hübsches vernünftiges gebietendes Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Wenn sich das die Kinder recht in den Sinn schreiben, so haben sie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was soll man dazu sagen? Du sollst nicht tödten. Als wenn irgend ein Mensch im mindesten Lust hätte den andern todt zu schlagen! Man haßt einen, man erzürnt sich, man übereilt sich und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen todt schlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Kindern Mord und Todtschlag zu verbieten? Wenn es hieße: sorge für des

Andern Leben, entferne was ihm schädlich seyn kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beschädigst, denke daß du dich selbst beschädigst: das sind Gebote wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern Statt haben, und die man bei der Catechismuslehre nur kümmerlich in dem Was-ist-das nachschleppt.

Und nun gar das sechste, das finde ich ganz abscheulich! Was? die Neugierde vorahnender Kinder auf gefahrliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade das was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein — Du sollst nicht ehebrechen, fuhr Mittler fort: Wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, so sollst du suchen es aufzuklären: du sollst suchen sie zu begütigen, sie zu besänftigen, ihnen ihre wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der andern fördern, indem du ihnen fühlbar machst was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.

Charlotte saß wie auf Kohlen, und der Zustand war ihr um so ängstlicher als sie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte was und wo er's sagte, und ehe sie ihn noch

unterbrechen konnte, sah sie schon Ottilien, deren Gestalt sich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

Sie erlassen uns wohl das siebente Gebot, sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen, versetzte Mittler, wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen.

Mit entsetzlichem Schrei hereinstürzend rief Nanny: Sie stirbt! Das Fräulein stirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblassen, erstarren: sie lauft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie fällt fast in Zuckungen als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab: was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stockt; er wiederholt seine Frage, das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee, sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu: weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran, sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt wie es schien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet sie sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber daß man das Köfferchen herbeibringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Geberden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand, er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich deine Stimme nicht wieder hören? wirst du nicht mit einem Wort für mich ins Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge dir hinüber: da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn lebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen, stummen Bewegung der Lippen: Versprich mir zu leben! ruft sie aus, mit holder zärtlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zurück. Ich versprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bei. Eduards Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf: Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden; denn sie

sey nicht todt, sie könne nicht todt seyn. Man that ihm seinen Willen, insofern man wenigstens das unterließ was er verboten hatte. Er verlangte nicht sie zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beschäftigte die Freunde. Nanny von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt, und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhauft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man sie wieder, sie schien außer sich zu seyn. Ihre Eltern nahmen sie zu sich. Die beste Begegnung schien nicht anzuschlagen, man mußte sie einsperren, weil sie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzustellen, daß Ottilie in jener Capelle beigesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen und schien sich in alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Capelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen wurde sie im offnen Sarge aus dem Schloß getragen und

die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich um die Träger, niemand wollte vorausgehn, niemand folgen, jedermann sie umgeben, jedermann noch zum letzten Male ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten oder vielmehr man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubald inne was vorging, und da ihre Wächterin, aus Neugierde den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen mit Blättern bestreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als alle die dem Zuge folgten. Ueberirdisch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken, und diese verworren schwankend taumelnd stürzte hinab.

Auseinander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin erreichen zu wollen. Kaum aber hatten ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens

gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufſprang, Arme und Augen zuerſt gen Himmel erhob, dann auf die Kniee vor dem Sarge niederſtürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinauf ſtaunte.

Endlich ſprang ſie wie begeiſtert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, ſie hat mir vergeben! Was mir kein Menſch, was ich mir ſelbſt nicht vergeben konnte, vergiebt mir Gott durch ihren Blick, ihre Geberde, ihren Mund. Nun ruht ſie wieder ſo ſtill und ſanft: aber Ihr habt geſehen wie ſie ſich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich ſegnete, wie ſie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, Ihr ſeyd Zeugen, daß ſie zu mir ſagte: Dir iſt vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter Euch; ſie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umhergedrängt ſtand die Menge; ſie waren erſtaunt, ſie horchten und ſahen hin und wieder, und kaum wußte jemand was er beginnen ſollte. Tragt ſie nun zur Ruhe! ſagte das Mädchen: ſie hat das Ihrige gethan und gelitten, und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte ſich weiter, Nanny folgte zuerſt und man gelangte zur Kirche, zur Capelle.

So ſtand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Köfferchen, in ein ſtarkes eichenes Behältniß eingeſchloſſen. Man hatte für eine Wächterin geſorgt, welche in der erſten Zeit des Leichnams wahrnehmen ſollte, der unter ſeiner Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte ſich dieſes Amt nicht nehmen laſſen; ſie wollte allein, ohne Geſellin bleiben und der zum erſten Mal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dieß ſo eifrig und hartnäckig, daß man ihr

nachgab, um ein größeres Gemüthsübel das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht sein volles Recht ausübend einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre und es trat der Architekt in die Capelle, deren fromm verzierte Wände, bei so mildem Schimmer, alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegen drangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich; aber schweigend deutete sie auf die verblichene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite, in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen, gefalteten mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch dießmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt: und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden; wenn Eigenschaften, die der Nation, dem Fürsten, in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden: so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt: seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling ſchwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als ſie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen ſah, als er ſich im Schmerz ganz aufzulöſen ſchien, ſprach ſie mit ſo viel Wahrheit und Kraft, mit ſo viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er über den Fluß ihrer Rede erſtaunt, ſich zu faſſen vermochte, und ſeine ſchöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorſchwebte. Seine Thränen trockneten, ſeine Schmerzen linderten ſich, knieend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abſchied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg ohne weiter jemand geſehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Mädchens Wiſſen, in der Kirche geblieben, und fand, als er ſie des Morgens beſuchte, ſie heiter und getroſten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte ſchon, ſie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern ſolchen Erſcheinungen ſprechen: aber ſie war natürlich, ruhig und ſich völlig ſelbſtbewußt. Sie erinnerte ſich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zuſtände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden ſchritt aus dem Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die ſie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie ſich aufgerichtet, ſie geſegnet, ihr verziehen, und ſie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd ſchöne, mehr ſchlaf- als todtenähnliche Zuſtand Ottiliens zog mehrere Menſchen herbei. Die Bewohner und Anwohner wollten ſie noch ſehen, und jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; manche um darüber zu ſpotten, die meiſten um daran zu zweifeln, und wenige um ſich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß deſſen wirkliche Befriedigung verſagt iſt, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerſchmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers wieder geſund geworden: warum ſollte nicht auch ein ähnliches Glück hier andern bereitet werden? Zärtliche Mütter brachten zuerſt heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und ſie glaubten eine plötzliche Beſſerung zu ſpüren. Das Zutrauen vermehrte ſich, und zuletzt war niemand ſo alt und ſo ſchwach, der ſich nicht an dieſer Stelle eine Erquickung und Erleichterung geſucht hätte. Der Zudrang wuchs und man ſah ſich genöthigt die Capelle, ja, außer den Stunden des Gottesdienſtes, die Kirche zu verſchließen.

Eduard wagte ſich nicht wieder zu der Abgeſchiedenen. Er lebte nur vor ſich hin, er ſchien keine Thränen mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu ſeyn. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, ſein Genuß von Speiſ' und Trank vermindert ſich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung ſcheint er aus dem Glaſe zu ſchlürfen, das ihm freilich kein wahrhafter Prophet geweſen. Er betrachtet noch immer gern die verſchlungenen Namenszüge und ſein ernſtheiterer Blick dabei ſcheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumſtand zu begünſtigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben ſcheint: ſo mögen ſich auch gern die kleinſten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entſetzen wieder: es war dasſelbe und nicht daſſelbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man bringt in den Kammerdiener und dieſer muß geſtehen? das echte Glas ſey unlängſt zerbrochen, und ein gleiches,

auch aus Eduards Jugendzeit, untergeſchoben worden. Eduard kann nicht zürnen, ſein Schickſal iſt ausgeſprochen durch die That: wie ſoll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank ſcheint ihm von nun an zu widerſtehen; er ſcheint ſich mit Vorſatz der Speiſe, des Geſprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfallt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fangt wieder an zu ſprechen. Ach! ſagte er einmal zu dem Major, der ihm wenig von der Seite kam: was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Beſtreben nur immer eine Nachahmung, ein falſches Bemüben bleibt! Was ihr Seligkeit geweſen, wird mir Pein; und doch, um dieſer Seligkeit willen, bin ich genöthigt dieſe Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf dieſem Wege nach: aber meine Natur halt mich zurück und mein Verſprechen. Es iſt eine ſchreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Beſter, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrerthum.

Was ſollen wir, bei dieſem hoffnungsloſen Zuſtande, der ehegattlichen, freundſchaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen ſich Eduards Angehörige eine Zeit lang hin und herwogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerſt dieſe traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach ſeiner gewöhnlichen Faſſung, genau die Umſtände in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte ſtürzte herbei: ein Verdacht des Selbſtmords regte ſich in ihr; ſie wollte ſich, ſie wollte die andern einer unverzeihlichen Unvorſichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen, und Mittler aus ſittlichen Gründen, wußten ſie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von ſeinem Ende überraſcht worden. Er hatte, was er

bisher sorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien übrig gebliebene, in einem stillen Augenblick, vor sich aus einem Kästchen, aus einer Brieftasche ausgebreitet: eine Locke, Blumen in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen die sie ihm geschrieben, von jenem ersten an das ihm seine Gattin so zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen Preis geben. Und so lag denn auch dieses vor kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unstörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wohl ihn selig nennen. Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß niemand weiter in diesem Gewölbe beigesetzt werde. Unter dieser Bedingung machte sie für Kirche und Schule, für den Geistlichen und den Schullehrer ansehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es seyn, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Sechzehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meisters Lehrjahre

von

Goethe.

Erster Theil.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Das Schauſpiel dauerte ſehr lange. Die alte Barbara trat einigemal ans Fenſter und horchte, ob die Kutſchen nicht raſſeln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre ſchöne Gebieterin, die heute im Nachſpiele, als junger Officier gekleidet, das Publicum entzückte, mit größerer Ungeduld, als ſonſt, wenn ſie ihr nur ein mäßiges Abendeſſen vorzuſetzen hatte; dießmal ſollte ſie mit einem Packet überraſcht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Poſt geſchickt hatte, um zu zeigen, daß er auch in der Entfernung ſeiner Geliebten gedenke.

Barbara war als alte Dienerin, Vertraute, Rathgeberin, Unterhändlerin und Haushälterin, im Beſitz des Rechtes, die Siegel zu eröffnen, und auch dieſen Abend konnte ſie ihrer Neugierde um ſo weniger widerſtehen, als ihr die Gunſt des freigebigen Liebhabers mehr als ſelbſt Marianen am Herzen lag. Zu ihrer größten Freude hatte ſie in dem Packet ein feines Stück Neſſeltuch und die neueſten Bänder für Marianen, für ſich aber ein Stück Cattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte ſie ſich des abweſenden Norbergs! wie lebhaft

nahm sie sich vor, auch bei Marianen seiner im besten zu gedenken, sie zu erinnern, was sie ihm schuldig sey und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müsse.

Das Nesseltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Christgeschenk auf dem Tischchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe, alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianens auf der Treppe vernahm und ihr entgegen eilte. Aber wie sehr verwundert trat sie zurück, als das weibliche Officierchen, ohne auf die Liebkosungen zu achten, sich an ihr vorbei drängte, mit ungewöhnlicher Hast und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, unruhig auf und nieder ging und den feierlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

Was hast du, Liebchen? rief die Alte verwundert aus. Ums Himmels willen, Töchterchen, was giebt's? Sieh hier diese Geschenke! Von wem können sie seyn, als von deinem zärtlichsten Freunde? Norberg schickt dir das Stück Musselin zum Nachtkleide; bald ist er selbst da; er scheint mir eifriger und freigebiger als jemals.

Die Alte kehrte sich um, und wollte die Gaben, womit er auch sie bedacht, vorweisen, als Mariane, sich von den Geschenken wegwendend, mit Leidenschaft ausrief: Fort! Fort! heute will ich nichts von allem diesen hören; ich habe dir gehorcht, du hast es gewollt, es sey so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich dein, mache mit mir, was du willst, aber bis dahin will ich mein seyn, und hättest du tausend Zungen, du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mein will ich dem geben, der mich liebt und den ich liebe. Keine Gesichter! Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte.

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorſtellungen und Gründen; doch da ſie in fernerem Wortwechſel heftig und bitter ward, ſprang Mariane auf ſie los und faßte ſie bei der Bruſt. Die Alte lachte überlaut. Ich werde ſorgen müſſen, rief ſie aus, daß ſie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens ſicher ſeyn will. Fort, zieht euch aus! Ich hoffe, das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat; herunter mit dem Rock und immer ſo fort alles herunter! es iſt eine unbequeme Tracht, und für euch gefährlich, wie ich merke. Die Achſelbänder begeiſtern euch.

Die Alte hatte Hand an ſie gelegt, Mariane riß ſich los. Nicht ſo geſchwind! rief ſie aus: ich habe noch heute Beſuch zu erwarten.

Das iſt nicht gut, verſetzte die Alte. Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannsſohn? Eben den, verſetzte Mariane.

Es ſcheint, als wenn die Großmuth eure herrſchende Leidenſchaft werden wollte, erwiederte die Alte ſpottend; ihr nehmt euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem Eifer an. Es muß reizend ſeyn, als uneigennützige Geberin angebetet zu werden. —

Spotte, wie du willſt. Ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! Mit welchem Entzücken ſprech' ich zum erſten Mal dieſe Worte aus! Das iſt dieſe Leidenſchaft, die ich ſo oft vorgeſtellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn faſſen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, ſeine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen. —

Mäßigt euch, ſagte die Alte gelaſſen: mäßigt euch! Ich muß eure Freude durch Ein Wort unterbrechen: Norberg

kommt! in vierzehn Tagen kommt er! Hier iſt ſein Brief, der die Geſchenke begleitet hat. —

Und wenn mir die Morgenſonne meinen Freund rauben ſollte, will ich mir's verbergen. Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen, was kann ſich da nicht verändern!

Wilhelm trat hinein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog ſie ihm entgegen! mit welchem Entzücken umſchlang er die rothe Uniform! drückte er das weiße Atlaßweſtchen an ſeine Bruſt! Wer wagte hier zu beſchreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszuſprechen! Die Alte ging murrend bei Seite, wir entfernen uns mit ihr und laſſen die Glücklichen allein.

Zweites Capitel.

Als Wilhelm ſeine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete ſie ihm, daß der Vater ſehr verdrießlich ſey, und ihm den täglichen Beſuch des Schauſpiels nächſtens unterſagen werde. Wenn ich gleich ſelbſt, fuhr ſie fort, manchmal gern ins Theater gehe; ſo möchte ich es doch oft verwünſchen, da meine häusliche Ruhe durch deine unmäßige Leidenſchaft zu dieſem Vergnügen geſtört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze ſey? Wie man ſeine Zeit ſo verderben könne? —

Ich habe es auch ſchon von ihm hören müſſen, verſetzte Wilhelm, und habe ihm vielleicht zu haſtig geantwortet; aber ums Himmelswillen, Mutter! iſt denn alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächſten Beſitz verſchafft? Hatten wir in

dem alten Hauſe nicht Raum genug? und war es nöthig, ein neues zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen anſehnlichen Theil ſeines Handels-Gewinnes zur Verſchönerung der Zimmer? Dieſe ſeidenen Tapeten, dieſe engliſchen Mobilien ſind ſie nicht auch unnütz? Könnten wir uns nicht mit geringern begnügen? Wenigſtens bekenne ich, daß mir dieſe geſtreiften Wände, dieſe hundertmal wiederholten Blumen, Schnörkel, Körbchen und Figuren einen durchaus unangenehmen Eindruck machen. Sie kommen mir höchſtens vor, wie unſer Theatervorhang. Aber wie anders iſt's vor dieſem zu ſitzen! Wenn man noch ſo lange warten muß, ſo weiß man doch, er wird in die Höhe gehen, und wir werden die mannigfaltigſten Gegenſtände ſehen, die uns unterhalten, aufklären und erheben. —

Mach' es nur mäßig, ſagte die Mutter: der Vater will auch Abends unterhalten ſeyn; und dann glaubt er, es zerſtreue dich, und am Ende trag' ich, wenn er verdrießlich wird, die Schuld. Wie oft mußte ich mir das verwünſchte Puppenſpiel vorwerfen laſſen, das ich euch vor zwölf Jahren zum heiligen Chriſt gab, und das euch zuerſt Geſchmack am Schauſpiel beibrachte.

Schelten Sie das Puppenſpiel nicht, laſſen Sie ſich Ihre Liebe und Vorſorge nicht gereuen! Es waren die erſten vergnügten Augenblicke, die ich in dem neuen leeren Hauſe genoß; ich ſehe es dieſen Augenblick noch vor mir, ich weiß wie ſonderbar es mir vorkam, als man uns, nach Empfang der gewöhnlichen Chriſtgeſchenke, vor einer Thüre niederſitzen hieß, die aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete ſich; allein nicht wie ſonſt zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Feſtlichkeit ausgefüllt. Es baute ſich ein Portal in die Höhe, das von einem

myſtiſchen Vorhang verdeckt war. Erſt ſtanden wir alle von ferne, und wie unſre Neugierde größer ward, um zu ſehen was wohl Blinkendes und Raſſelndes ſich hinter der halb durchſichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem ſein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten.

So ſaß nun alles und war ſtill; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe, und zeigte eine hochroth gemalte Ausſicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erſchien mit Jonathan, und ihre wechſelnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchſt ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des ſchwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher als der zwerggeſtaltete Sohn Iſai mit Schäferſtab, Hirtentaſche und Schleuder hervorhüpfte und ſprach: Großmächtigſter König und Herr Herr! es entfalle keinem der Muth um deßwillen; wenn Ihro Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten. — Der erſte Act war geendet und die Zuſchauer höchſt begierig zu ſehen, was nun weiter vorgehen ſollte; jedes wünſchte, die Muſik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleiſch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde; der Philiſter ſprach Hohn, ſtampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Kloß und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag. Wie dann nachher die Jungfrauen ſangen: Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehntauſend! der Kopf des Rieſen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde, und er die ſchöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz ſo

zwergmäßig gebildet ſey. Denn nach der Idee des großen Göliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, beide recht charakteriſtiſch zu machen. Ich bitte Sie, wo ſind die Puppen hingekommen? Ich habe verſprochen, ſie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von dieſem Kinderſpiel unterhielt.

Es wundert mich nicht, daß du dich dieſer Dinge ſo lebhaft erinnerſt: denn du nahmſt gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchlein entwendeteſt und das ganze Stück auswendig lernteſt; ich wurde es erſt gewahr, als du eines Abends dir einen Goliath und David von Wachs machteſt, ſie beide gegen einander peroriren ließeſt, dem Rieſen endlich einen Stoß gabſt und ſein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächſernem Griff dem kleinen David in die Hand klebteſt. Ich hatte damals ſo eine herzliche mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine pathetiſche Rede, daß ich mir ſogleich vornahm, dir die hölzerne Truppe nun ſelbſt zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir ſo manche verdrießliche Stunde machen ſollte. —

Laſſen Sie ſich's nicht gereuen, verſetzte Wilhelm: denn es haben uns dieſe Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.

Und mit dieſem erbat er ſich die Schlüſſel, eilte, fand die Puppen und war einen Augenblick in jene Zeiten verſetzt, wo ſie ihm noch belebt ſchienen, wo er ſie durch die Lebhaftigkeit ſeiner Stimme, durch die Bewegung ſeiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm ſie mit auf ſeine Stube und verwahrte ſie ſorgfältig.

Drittes Capitel.

Wenn die erſte Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das ſchönſte iſt, was ein Herz früher oder ſpäter empfinden kann; ſo müſſen wir unſern Helden dreifach glücklich preiſen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieſer einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menſchen werden ſo vorzüglich begünſtigt, indeß die meiſten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher ſie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen ſind, ihren beſten Wünſchen entſagen, und das, was ihnen als höchſte Glückſeligkeit vorſchwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte ſich Wilhelms Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben; nach einem kurzen Umgang hatte er ihre Neigung gewonnen, er fand ſich im Beſitz einer Perſon, die er ſo ſehr liebte, ja verehrte: denn ſie war ihm zuerſt in dem günſtigen Lichte theatraliſcher Vorſtellung erſchienen, und ſeine Leidenſchaft zur Bühne verband ſich mit der erſten Liebe zu einem weiblichen Geſchöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zuſtand ſeiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche ſeinen Empfindungen ſehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältniſſe vor der Zeit entdecken, verbreitete über ſie einen liebenswürdigen Anſchein von Sorge und Scham, ihre Leidenſchaft für ihn war lebhaft, ſelbſt ihre Unruhe ſchien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; ſie war das lieblichſte Geſchöpf in ſeinen Armen.

Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte, und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückblickte, erschien ihm alles neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereien lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seine Vorsätze entschiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Marianens Liebe ungestört zu genießen. Er verrichtete des Tags seine Geschäfte pünktlich, entsagte gewöhnlich dem Schauspiel, war Abends bei Tische unterhaltend, und schlich, wenn alles zu Bette war, in seinen Mantel gehüllt, sachte zu dem Garten hinaus, und eilte, alle Lindors und Leanders im Busen, unaufhaltsam zu seiner Geliebten.

Was bringen Sie? fragte Mariane, als er eines Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geschenke, sehr aufmerksam betrachtete. Sie werden es nicht errathen, versetzte Wilhelm.

Wie verwunderte sich Mariane, wie entsetzte sich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrenen Haufen spannenlanger Puppen sehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verworrenen Dräthe auseinander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemühet war. Die Alte schlich verdrießlich bei Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwei Liebende zu unterhalten, und so vergnügten sich unsre Freunde diesen Abend aufs beste. Die kleine Truppe ward gemustert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im schwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wollte Marianen gar nicht gefallen; er sehe ihr, sagte sie, zu steif und pedantisch aus. Desto besser behagte ihr Jonathan, sein glattes Kinn, sein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte

sie ihn gar artig am Drathe hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen hersagen. Dagegen wollte sie dem Propheten Samuel nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Brustschildchen anpries und erzählte, daß der Schillertaft des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen sey. David war ihr zu klein, und Goliath zu groß; sie hielt sich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm so artig zu thun, und zuletzt ihre Liebkosungen von der Puppe auf unsern Freund herüber zu tragen, daß auch dießmal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer zärtlichen Träume wurden sie durch einen Larm geweckt, welcher auf der Straße entstand. Mariane rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit und fleißig, die veränderlichen Materialien der Theater-Garderobe zum Gebrauch des nächsten Stückes anzupassen beschäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Gesellschaft lustiger Gesellen aus dem Italiäner Keller nebenan heraus taumle, wo sie bei frischen Austern, die eben angekommen, des Champagners nicht geschont hätten.

Schade, sagte Mariane, daß es uns nicht früher eingefallen ist, wir hätten uns auch was zu gute thun sollen.

Es ist wohl noch Zeit, versetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisd'or hin: verschafft Sie uns, was wir wünschen, so soll Sie's mit genießen.

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit stand ein artig bestellter Tisch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte sich dazu setzen; man aß, trank und ließ sich's wohl seyn.

In solchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die Alte wußte das

Gespräch auf Wilhelms Lieblingsmaterie zu wenden. Sie haben uns schon einmal, sagte sie, von der ersten Aufführung eines Puppenspiels am Weihnachts-Abend unterhalten; es war lustig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen sollte. Nun kennen wir das herrliche Personal, das jene großen Wirkungen hervorbrachte.

Ja, sagte Mariane: erzähle uns weiter, wie war dir's zu Muthe?

Es ist eine schöne Empfindung, liebe Mariane, versetzte Wilhelm, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt *sind*, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt *waren*. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in diesem Augenblicke mit dir von dem Vergangnen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land schaue, das wir zusammen Hand in Hand durchwandern können.

Wie war es mit dem Ballet? fiel die Alte ihm ein. Ich fürchte es ist nicht alles abgelaufen, wie es sollte.

O ja, versetzte Wilhelm: sehr gut! Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren und Mohrinnen, Schafer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen, ist mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre schloß sich und die ganze kleine Gesellschaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch

etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

Den andern Morgen war leider das magische Gerüste wieder verschwunden, der mystische Schleier weggehoben, man ging durch jene Thüre wieder frei aus einer Stube in die andere, und so viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelassen. Meine Geschwister liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, ich allein schlich hin und her, es schien mir unmöglich, daß da nur zwo Thürpfosten seyn sollten, wo gestern so viel Zauberei gewesen war. Ach, wer eine verlorne Liebe sucht, kann nicht unglücklicher seyn, als ich mir damals schien.

Ein freudetrunkner Blick, den er auf Marianen warf, überzeugte sie, daß er nicht fürchtete jemals in diesen Fall kommen zu können.

Viertes Capitel.

Mein einziger Wunsch war nunmehr, fuhr Wilhelm fort, eine zweite Aufführung des Stücks zu sehen. Ich lag der Mutter an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bei den Menschen einen Werth haben, Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hatten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabei in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hanswurst zu produciren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Bauens viele wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen, und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerichteten Theater, das er ehmals in müßigen Stunden zusammen gebaut, geschnitzt und gemalt hatte. Er war es, der mit Hülfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt, einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte ich das erste Mal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweiten Male die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe? war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erste Mal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das alles doch so hübsch war? und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten? und wo die Lichter und die Leute seyn möchten? diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu seyn, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachspiel, die Zuschauer waren aufgestanden und schwatzten durcheinander. Ich drängte mich näher an die Thüre

und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufraumen beschäftigt sey. Ich hub den untern Teppich auf und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath und wie sie alle heißen mochten, in Einen Schiebkasten packte, und so erhielt meine halbbefriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Lieutenant im Heiligthume sehr geschaftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Absätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieser Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an.

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlnen wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen

herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um etwas heraus zu holen, einen verstohlnen Blick that; desto schneller war ich einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachläßigkeit der Wirthschafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf die meine Sinne am scharfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Spezereien durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntag Morgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öffnete, und mich mit Einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah Kästen, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Aepfeln, und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschaale dazu; mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts

glitschen wollte, als mir ein paar nebeneinanderstehende Kasten in die Augen fielen, aus deren einem Drathe, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber heraushingen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt aufeinander gepackt sey. Ich wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Drähte, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich alles, so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben aufgelegen hatte, zu mir steckte, und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Von der Zeit an wandte ich alle verstohlenen einsamen Stunden darauf, mein Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es seyn müßte, wenn ich auch die Gestalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Stalle, des Gartens, unter allerlei Umständen, studirte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen, und lernte sie auswendig, nur daß ich mich meist an den Platz der Hauptheldeu zu setzen pflegte, und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtnisse mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Riesen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte sie oft vor mich hin, niemand gab Acht darauf, als der Vater, der manchmal einen solchen Ausruf bemerkte, und bei sich selbst das

gute Gedächtniß seines Knaben pries, der von so wenigem Zuhören so mancherlei habe behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener, und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauspielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich gestand.

Glücklicher Weise fiel diese Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant selbst den Wunsch geäußert hatte, mich in diese Geheimnisse einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm sogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein paar Zimmer im obersten Stocke, die gewöhnlich leer standen, überließ, in deren einem wieder die Zuschauer sitzen, in dem andern die Schauspieler seyn, und das Proscenium abermals die Oeffnung der Thüre ausfüllen sollte. Der Vater hatte seinem Freunde das alles zu veranstalten erlaubt, er selbst schien nur durch die Finger zu sehen, nach dem Grundsatze, man müsse den Kindern nicht merken lassen, wie lieb man sie habe, sie griffen immer zu weit um sich; er meinte, man müsse bei ihren Freuden ernst scheinen, und sie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit sie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Sechstes Capitel.

Der Lieutenant schlug nunmehr das Theater auf, und besorgte das Uebrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit ins Haus kam, und vermuthete die Absicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da

ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer, und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude trat ich hinein, und erblickte auf beiden Seiten des Gestelles die herabhangenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; ich betrachtete sie sorgfaltig, stieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhub, so daß ich nun über der kleinen Welt schwebte. Ich sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse ich eingeweiht sey, mich umfaßten. Wir machten einen Versuch, und es ging gut.

Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, außer daß ich in dem Feuer der Action meinen Jonathan fallen ließ, und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen, und ihn zu holen: ein Zufall, der die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte, und mich unsäglich kränkte. Auch schien dieses Versehn dem Vater sehr willkommen zu seyn, der das große Vergnügen, sein Söhnchen so fähig zu sehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke sich gleich an die Fehler hing, und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur dieß oder das nicht versagt hätte.

Mich kränkte das innig, ich war traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß schon wieder verschlafen, und war in dem Gedanken selig, daß ich, außer jenem Unglück, trefflich gespielt habe. Dazu kam der Beifall der Zuschauer, welche durchaus behaupteten: obgleich der Lieutenant in Absicht der groben und feinen Stimme sehr viel gethan habe, so percrire er doch meist zu affectirt

und steif, dagegen spreche der neue Anfanger seinen David und Jonathan vortrefflich; besonders lobte die Mutter den freimüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert, und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeschlagen, und da der Frühling herbeikam, und man ohne Feuer bestehen konnte, lag ich in meinen Frei- und Spielstunden in der Kammer, und ließ die Puppen wacker durch einander spielen. Oft lud ich meine Geschwister und Kameraden hinauf; wenn sie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Gestalt gewann.

Ich hatte kaum das erste Stück, wozu Theater und Schauspieler geschaffen und gestempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es mir schon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die deutsche Schaubühne und verschiedene Italianisch-deutsche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich sehr vertiefte und jedesmal nur erst vorne die Personen überrechnete, und dann sogleich, ohne weiteres, zur Aufführung des Stückes schritt. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen; wobei zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistentheils nur die fünften Acte, wo es an ein Todtstechen ging, aufgeführt wurden.

Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannigfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als alles anziehen mußte. Ich fand darin stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitze und Donner. Ich half mir mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu

machen, der Blitz war fürchterlich anzusehen, nur der Donner gelang nicht immer, doch das hatte so viel nicht zu sagen. Auch fand sich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich so manche Freude genoß; und ich gestehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.

Die Decorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn, daß ich von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Zirkel umzugehen, Pappe auszuschneiden, und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu Statten. Um desto weher that es mir, wenn mich gar oft das Personal an Ausführung großer Sachen hinderte.

Meine Schwestern, indem sie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verschaffen. Man trennte ihnen die Läppchen vom Leibe, setzte sie, so gut man konnte, zusammen, sparte sich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte sich manches Stückchen Taft zusammen, und schaffte nach und nach eine Theater-Garderobe an, in welcher besonders die Reifröcke für die Damen nicht vergessen waren.

Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das größte Stück versehen, und man hätte denken sollen, es würde nun erst recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt: sie fassen weite Plane, machen große Anstalten, auch wohl einige Versuche, und es bleibt alles zusammen liegen. Dieses Fehlers muß ich mich anklagen. Die größte Freude lag

bei mir in der Erfindung, und in der Beſchäftigung der Einbildungskraft. Dieß oder jenes Stück intereſſirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Ueber ſolchen Anſtalten waren die urſprünglichen Kleidungsſtücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verſchleppt worden, daß alſo nicht einmal das erſte große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantaſie, probirte und bereitete ewig, baute tauſend Luftſchlöſſer, und ſpürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerſtört hatte.

Während dieſer Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So ſcherzhaft die Begebenheit von einer Seite ſchien, ſo war ſie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabei zu ernſthaft. Sie ſetzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten, und gab ihm ſcheinbare Zeichen ihrer Aufmerkſamkeit und ihres Beifalls. Sie trank aus ſeinem Glaſe, und Wilhelm war überzeugt, es ſey kein Wort ſeiner Geſchichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pauſe rief er aus: es iſt nun an dir, Mariane, mir auch deine erſten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu ſehr mit dem Gegenwärtigen beſchäftigt, als daß wir uns wechſelſeitig um unſere vorige Lebensweiſe hätten bekümmern können. Sage mir: unter welchen Umſtänden biſt du erzogen? Welche ſind die erſten lebhaften Eindrücke, deren du dich erinnerſt?

Dieſe Fragen würden Marianen in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn ihr die Alte nicht ſogleich zu Hülfe gekommen wäre. Glauben Sie denn, ſagte das kluge Weib, daß wir auf das, was uns früh begegnet, ſo aufmerkſam ſind, daß wir ſo artige Begebenheiten zu erzählen haben,

und, wenn wir sie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein solches Geschick zu geben wüßten?

Als wenn es dessen bedürfte! rief Wilhelm aus. Ich liebe dieses zärtliche, gute, liebliche Geschöpf so sehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne sie zugebracht habe. Laß mich wenigstens durch die Einbildungskraft Theil an deinem vergangenen Leben nehmen! Erzähle mir alles, ich will dir alles erzählen. Wir wollen uns wo möglich täuschen, und jene für die Liebe verlornen Zeiten wieder zu gewinnen suchen.

Wenn Sie so eifrig darauf bestehen, können wir Sie wohl befriedigen, sagte die Alte. Erzählen Sie uns nur erst, wie Ihre Liebhaberei zum Schauspiele nach und nach gewachsen sey, wie Sie sich geübt, wie Sie so glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauspieler gelten können? Es hat Ihnen dabei gewiß nicht an lustigen Begebenheiten gemangelt. Es ist nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen, ich habe noch eine Flasche in Reserve; und wer weiß, ob wir bald wieder so ruhig und zufrieden zusammensitzen.

Mariane schaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in seiner Erzahlung fortfuhr.

Siebentes Capitel.

Die Zerstreuungen der Jugend, da meine Gespannschaft sich zu vermehren anfing, thaten dem einsamen stillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechselsweise bald Jäger, bald

Soldat, bald Reiter, wie es unsre Spiele mit sich brachten; doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthschaften schicklich auszubilden. So waren die Schwerter meistens aus meiner Fabrik; ich verzierte und vergoldete die Schlitten, und ein geheimer Instinct ließ mich nicht ruhen, bis ich unsre Miliz ins Antike umgeschaffen hatte. Helme wurden verfertiget, mit papiernen Büschen geschmückt, Schilde, sogar Harnische wurden gemacht, Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hause, die etwa Schneider waren, und die Nähterinnen manche Nadel zerbrachen.

Einen Theil meiner jungen Gesellen sah ich nun wohlgerüstet; die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausstaffirt, und es kam ein stattliches Corps zusammen. Wir marschirten in Höfen und Gärten, schlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beigelegt war.

Dieses Spiel, das die andern sehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es mich schon nicht mehr befriedigte. Der Anblick so vieler gerüsteten Gestalten mußte in mir nothwendig die Ritterideen aufreizen, die seit einiger Zeit, da ich in das Lesen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

Das befreite Jerusalem, davon mir Koppens Uebersetzung in die Hände fiel, gab meinen herumschweifenden Gedanken endlich eine bestimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht lesen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umschwebten. Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseyns, thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing,

als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist, spazierte, über die Gegend hinsah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feierliche Stille schrillte, sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweikampfs zwischen Tancred und Chlorinden vor.

So sehr ich, wie billig, von der Partei der Christen war, stand ich doch der heidnischen Heldin mit ganzem Herzen bei, als sie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der dustern Hülle der Streit beginnt, und sie gewaltig kampfen — ich konnte nie die Worte aussprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens ist nun voll,
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie erkennt, und zur Taufe bebend das Wasser holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schicksal bestimmt sey, das was er liebt überall unwissend zu verletzen!

Es bemachtigte sich die Geschichte meiner Einbildungskraft so, daß sich mir, was ich von dem Gedichte gelesen

hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergestalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weise vorzustellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reinalden spielen, und fand dazu zwei Rüstungen ganz bereit, die ich schon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen sollte den ernsten Tancred, die andere von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellung erzählte ich alles meinen Gespannen, die davon ganz entzückt wurden, und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte.

Diesen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich disponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nimmermehr hergeben würde; eben so war es mit dem Theater, wovon ich auch keine bestimmte Idee hatte, außer daß man es auf Balken setzen, die Coulissen von getheilten spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber die Materialien und Geräthschaften kommen sollten, hatte ich nicht bedacht.

Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Förster geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten schaffen möchte, die auch wirklich geschwinder, als wir hoffen konnten, herbeigebracht wurden. Nun aber fand man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer! Es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die spanischen Wände waren das einzige, was wir hatten.

In dieser Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläufige Beschreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben sollte. So wenig er uns begriff, so behülflich war er, schob in eine kleine Stube, was sich von Tischen im Hause und der Nachbarschaft nur finden wollte, an einander, stellte die Wände darauf, machte eine hintere Aussicht von grünen Vorhängen, die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe gestellt.

Indessen war es Abend geworden, man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder saßen auf ihren Plätzen, das Stück sollte angehn, die ganze Heldenschaar war angezogen; nun spürte aber jeder zum ersten Mal, daß er nicht wisse, was er zu sagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenstande durchdrungen war, hatte ich vergessen, daß doch jeder wissen müsse, was und wo er es zu sagen habe; und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den übrigen auch nicht beigefallen; sie glaubten, sie würden sich leicht als Helden darstellen, leicht so handeln und reden können, wie die Personen, in deren Welt ich sie versetzt hatte. Sie standen alle erstaunt, fragten sich einander, was zuerst kommen sollte? und ich, der ich mich als Tancred vorne an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verse aus dem Heldengedichte herzusagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald ins Erzählende überging, und ich in meiner eignen Rede endlich als dritte Person vorkam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte; so mußte ich unter großem Gelächter meiner Zuschauer eben wieder abziehen; ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuschauer saßen da, und wollten etwas sehen. Gekleidet waren wir; ich raffte mich zusammen, und entschloß mich kurz und gut, David

und Goliath zu spielen. Einige der Gesellschaft hatten ehemals das Puppenspiel mit mir aufgeführt, alle hatten es oft gesehn; man theilte die Rollen aus, es versprach jeder sein Bestes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge malte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen, eine Anstalt, die ich, als dem Ernste des Stückes zuwider, sehr ungern geschehen ließ. Doch schwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieser Verlegenheit gerettet wäre, mich nie, als mit der größten Ueberlegung, an die Vorstellung eines Stücks zu wagen.

Achtes Capitel.

Mariane, vom Schlaf überwältigt, lehnte sich an ihren Geliebten, der sie fest an sich drückte und in seiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberrest des Weins mit gutem Bedachte genoß.

Die Verlegenheit, sagte er, in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück, das nicht existirte, zu spielen unternahmen, war bald vergessen. Meiner Leidenschaft, jeden Roman den ich las, jede Geschichte die man mich lehrte, in einem Schauspiele darzustellen, konnte selbst der unbiegsamste Stoff nicht widerstehen. Ich war völlig überzeugt, daß alles, was in der Erzählung ergetzte, vorgestellt eine viel größere Wirkung thun müsse; alles sollte vor meinen Augen, alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeschichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir sorgfältig aus, wo einer auf eine

besondere Weise erstochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft sah über Exposition und Verwicklung hinweg und eilte dem interessanten fünften Acte zu. So fing ich auch wirklich an, einige Stücke von hinten hervor zu schreiben, ohne daß ich auch nur bei einem einzigen bis zum Anfange gekommen ware.

Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eignem Antrieb, theils auf Veranlassung meiner guten Freunde, welche in den Geschmack gekommen waren, Schauspiele aufzuführen, einen ganzen Wust theatralischer Productionen durch, wie sie der Zufall mir in die Hande führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch alles gefallt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsre Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafte Vorstellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde; gewöhnlich wählte ich daher bei der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schickten, und, wenn es nur einigermaßen angehn wollte, wohl gar ein paar Rollen.

Kinder wissen beim Spiele aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe, und jeder Winkel zur Hütte. In diesem Sinne entwickelte sich unser Privattheater. Bei der völligen Unkenntniß unsrer Kräfte unternahmen wir alles, bemerkten kein qui pro quo, und waren überzeugt, jeder müsse uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging alles einen so gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzahlen übrig bleibt. Erst

spielten wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannspersonen auftreten; dann verkleideten wir einige aus unserm Mittel, und zogen zuletzt die Schwestern mit ins Spiel. In einigen Häusern hielt man es für eine nützliche Beschäftigung und lud Gesellschaften darauf. Unser Artillerielieutenant verließ uns auch hier nicht. Er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, declamiren und gesticuliren sollten; allein er erntete für seine Bemühung meistens wenig Dank, indem wir die theatralischen Künste schon besser als er zu verstehen glaubten.

Wir verfielen gar bald auf das Trauerspiel: denn wir hatten oft sagen hören, und glaubten selbst, es sey leichter, eine Tragödie zu schreiben und vorzustellen, als im Lustspiele vollkommen zu seyn. Auch fühlten wir uns beim ersten tragischen Versuche ganz in unserm Elemente; wir suchten uns der Höhe des Standes, der Vortrefflichkeit der Charaktere, durch Steifheit und Affectation zu nähern, und dünkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht rasen, mit den Füßen stampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

Knaben und Mädchen waren in diesen Spielen nicht lange beisammen, als die Natur sich zu regen, und die Gesellschaft sich in verschiedene kleine Liebesgeschichten zu theilen anfing, da denn meistentheils Komödie in der Komödie gespielt wurde. Die glücklichen Paare drückten sich hinter den Theaterwänden die Hände auf das zärtlichste; sie verschwammen in Glückseligkeit, wenn sie einander, so bebändert und aufgeschmückt, recht idealisch vorkamen, indeß gegenüber die unglücklichen Nebenbuhler sich vor Neid verzehrten, und mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten.

Diese Spiele, obgleich ohne Verstand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unser Gedächtniß und unsern Körper, und erlangten mehr Geschmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man sonst in so frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit besonders Epoche, mein Geist richtete sich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauspiele zu lesen, zu schreiben und zu spielen.

Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort; man hatte mich dem Handelsstand gewidmet, und zu unserm Nachbar auf das Comptoir gethan; aber eben zu selbiger Zeit entfernte sich mein Geist nur gewaltsamer von allem, was ich für ein niedriges Geschäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thatigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das sich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muse der tragischen Dichtkunst und eine andere Frauengestalt, in der ich das Gewerbe personificirt hatte, sich um meine werthe Person recht wacker zanken. Die Erfindung ist gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verse etwas taugen; aber ihr sollt es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darin herrschen. Wie ängstlich hatte ich die alte Hausmutter geschildert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüsseln an der Seite, Brillen auf der Nase, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkisch und haushälterisch, kleinlich und beschwerlich! Wie kümmerlich beschrieb ich den Zustand dessen, der sich unter ihre Ruthe bücken und sein knechtisches Tagewerk im Schweiße des Angesichtes verdienen sollte!

Wie anders trat jene dagegen auf! Welche Erscheinung ward sie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet, in ihrem Wesen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzusehen. Das Gefühl ihrer selbst gab ihr Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, sie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten, wie ein tausendfaches Echo, die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Contrast! und auf welche Seite sich mein Herz wandte, kannst du leicht denken. Auch war nichts vergessen, um meine Muse kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie sie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettstreit war heftig, die Reden beider Personen contrastirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah an einander zu malen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Person geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und jene wie eine, die Königreiche verschenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verschmäht; ich sah die mir versprochenen Reichthümer schon mit dem Rücken an; enterbt und nackt übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldnen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

Hätte ich denken können, o meine Geliebte! rief er aus, indem er Marianen fest an sich drückte, daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorsatz stärken, mich auf meinem Wege begleiten würde; welch eine schönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie interessant würde nicht der Schluß desselben geworden seyn! Doch es ist kein Gedicht, es ist Wahrheit und Leben, was ich in deinen Armen finde; laß uns das süße Glück mit Bewußtseyn genießen!

Durch den Druck seines Armes, durch die Lebhaftigkeit seiner erhöhten Stimme, war Mariane erwacht, und verbarg durch Liebkosungen ihre Verlegenheit: denn sie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile seiner Erzählung vernommen, und es ist zu wünschen, daß unser Held für seine Lieblingsgeschichten aufmerksamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm seine Nächte im Genusse vertraulicher Liebe, seine Tage in Erwartung neuer seliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Marianen hinzog, fühlte er sich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Mensch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung seiner Wünsche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz strebte, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu veredeln, sein Geist, das geliebte Mädchen mit sich empor zu heben. In der kleinsten Abwesenheit ergriff ihn ihr Andenken. War sie ihm sonst nothwendig gewesen, so war sie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menschheit an sie geknüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß sie die Hälfte, mehr als die Hälfte seiner selbst sey. Er war dankbar und hingegeben ohne Gränzen.

Auch Mariane konnte sich eine Zeit lang täuschen; sie theilte die Empfindung seines lebhaften Glücks mit ihm. Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbst an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor, selbst unter den

Flügeln seiner Liebe. Und wenn sie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie emportrug, in das Bewußtseyn ihres Zustandes herabsank, dann war sie zu bedauern. Denn Leichtsinn kam ihr zu Hülfe, so lange sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihre Verhältnisse betrog, oder vielmehr sie nicht kannte; da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln: Vergnügen und Verdruß lös'ten sich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; sie konnte Noth und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und so lange ließen sich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abschütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen sich Augenblicke in eine bessere Welt hinübergerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude ins Oede, Verworfene ihres Lebens herunter gesehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib ist, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Sie hatte nichts, was sie aufrichten konnte. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, desto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten fest; ja die Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen schwebte Wilhelm glücklich in höheren Regionen, ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Aussichten. Kaum ließ das Uebermaß der ersten Freude nach, so stellte sich das hell vor seine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. Sie ist dein! Sie

hat ſich dir hingegeben! Sie, das geliebte, geſuchte, angebetete Geſchöpf, dir auf Treu und Glauben hingegeben; aber ſie hat ſich keinem Undankbaren überlaſſen. Wo er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt; ſein Herz floß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vor. Er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden, bürgerlichen Leben heraus zu reißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas Leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſtrebte, und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören. Alles, was in den innerſten Winkeln ſeiner Seele bisher geſchlummert hatte, wurde rege. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemälde auf Nebelgrund, deſſen Geſtalten freilich ſehr in einander floſſen; dafür aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.

Zehntes Capitel.

Er ſaß nun zu Hauſe, kramte unter ſeinen Papieren, und rüſtete ſich zur Abreiſe. Was nach ſeiner bisherigen Beſtimmung ſchmeckte, ward bei Seite gelegt; er wollte bei

seiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frei seyn. Nur Werke des Geschmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten gestellt; und da er bisher die Kunstrichter sehr wenig genutzt hatte, so erneuerte sich seine Begierde nach Belehrung, als er seine Bücher wieder durchsah und fand, daß die theoretischen Schriften noch meist unaufgeschnitten waren. Er hatte sich, in der völligen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit solcher Werke, viele davon angeschafft, und mit dem besten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte sich hineinlesen können.

Dagegen hatte er sich desto eifriger an Beispiele gehalten, und in allen Arten, die ihm bekannt worden waren, selbst Versuche gemacht.

Werner trat herein, und als er seinen Freund mit den bekannten Heften beschäftigt sah, rief er aus: Bist du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, du hast nicht die Absicht, eins oder das andere zu vollenden! Du siehst sie durch und wieder durch, und beginnst allenfalls etwas Neues. —

Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers, es ist genug, wenn er sich übt. —

Aber doch fertig macht, so gut er kann.

Und doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menschen fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat, in der Arbeit nicht fortfährt, und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag.

Ich weiß wohl, es war nie deine Sache etwas zu Stande zu bringen, du warst immer müde, eh es zur Hälfte kam.

Da du noch Director unſers Puppenſpiels warſt, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggeſellſchaft gemacht, neue Decorationen ausgeſchnitten! Bald ſollte dieſes, bald jenes Trauerſpiel aufgeführt werden, und höchſtens gabſt du einmal den fünften Act, wo alles recht bunt durch einander ging, und die Leute ſich erſtachen.

Wenn du von jenen Zeiten ſprechen willſt, wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unſern Puppen angepaßt und auf den Leib feſt genäht waren, herunter trennen ließen, und den Aufwand einer weitläufigen und unnützen Garderobe machten? Warſt du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verhandeln hatte, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nützen wußte? —

Werner lachte und rief aus: Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euren theatraliſchen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als ihr euch zur Befreiung Jeruſalems rüſtetet, machte ich auch einen ſchönen Profit, wie ehemals der Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten Anderer Vortheil zu ziehen.

Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menſchen von ihren Thorheiten zu heilen. —

Wie ich ſie kenne, möchte das wohl ein eitles Beſtreben ſeyn. Es gehört ſchon etwas dazu, wenn ein einziger Menſch klug und reich werden ſoll, und meiſtens wird er es auf Unkoſten der Andern.

Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände, verſetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog: das iſt doch fertig geworden es mag übrigens ſeyn wie es will.

Leg es bei Seite, wirf es ins Feuer! verſetzte Werner. Die Erfindung iſt nicht im geringſten lobenswürdig; ſchon vormals ärgerte mich dieſe Compoſition genug, und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verſe ſeyn; aber die Vorſtellungsart iſt grundfalſch. Ich erinnere mich noch deines perſonificirten Gewerbes, deiner zuſammengeſchrumpften erbärmlichen Sibylle. Du magſt das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeſchnappt haben. Von der Handlung hatteſt du damals keinen Begriff; ich wüßte nicht, weſſen Geiſt ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter ſeyn müßte, als der Geiſt eines echten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verſchafft uns nicht die Ordnung, in der wir unſere Geſchäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überſchauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu laſſen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ein jeder gute Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirthſchaft einführen.

Verzeih mir, ſagte Wilhelm lächelnd, du fängſt von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.

Leider ſiehſt du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins iſt, eins ohne das andere nicht beſtehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Luſt zu ſparen und zu erwerben. Ein Menſch, der übel haushält, befindet ſich in der Dunkelheit ſehr wohl; er mag die Poſten nicht gerne zuſammen rechnen, die er ſchuldig iſt. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer ſeyn, als ſich alle Tage die Summe ſeines wachſenden Glückes zu ziehen. Selbſt ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überraſcht, erſchreckt ihn

nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Wagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.

Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.

O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um dich auf immer zu dem unsern zu machen; und wenn du zurück kommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Speculation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Producte aller Welttheile, betrachte, wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig im Vorrath zu setzen, und den Vortheil jedes Augenblickes dieser großen Circulation zu genießen! Dieß ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort. Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftiget sind, wenn du siehst, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Waare siehst du im Zusammenhange mit dem

ganzen Handel, und eben darum haltſt du nichts für gering, weil alles die Circulation vermehrt, von welcher dein Leben ſeine Nahrung zieht.

Werner, der ſeinen richtigen Verſtand in dem Umgange mit Wilhelm ausbildete, hatte ſich gewöhnt, auch an ſein Gewerbe, an ſeine Geſchäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue, als ſein ſonſt verſtändiger und geſchätzter Freund, der, wie es ihm ſchien, auf das Unreellſte von der Welt einen ſo großen Werth und das Gewicht ſeiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieſer falſche Enthuſiasmus müſſe zu überwältigen, und ein ſo guter Menſch auf den rechten Weg zu bringen ſeyn. In dieſer Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieſer Welt ſich der Erde bemächtiget, ſie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß: Der kleinſte Raum unſers Welttheils iſt ſchon in Beſitz genommen, jeder Beſitz befeſtiget, Aemter und andere bürgerliche Geſchäfte tragen wenig ein; wo giebt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt die Flüſſe, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und vorbei geht, einen ſtarken Gewinn: ſollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir verſichern, wenn du nur deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenſtellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht: aber Kronen theilet ſie auch ihren Lieblingen aus, die,

es sey ohne Verachtung jener gesagt, von echtem aus der Quelle geschöpftem Golde und von Perlen glanzen, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.

Wilhelmen verdroß dieser Ausfall ein wenig, doch verbarg er seine Empfindlichkeit; denn er erinnerte sich, daß Werner auch seine Apostrophen mit Gelassenheit anzuhören pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu sehen, wenn jeder von seinem Handwerk aufs beste dachte; nur mußte man ihm das seinige, dem er sich mit Leidenschaft gewidmet hatte, unangefochten lassen.

Und dir, rief Werner aus, der du an menschlichen Dingen so herzlichen Antheil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel seyn, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewährt sehen! Was ist reizender, als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer ans Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt, und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.

Eilftes Capitel.

Es iſt nun Zeit, daß wir auch die Väter unſrer beiden Freunde näher kennen lernen; ein paar Männer von ſehr verſchiedener Denkungsart, deren Geſinnungen aber darin übereinkamen, daß ſie den Handel für das edelſte Geſchäft hielten, und beide höchſt aufmerkſam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Speculation bringen konnte. Der alte Meiſter hatte gleich nach dem Tode ſeines Vaters eine koſtbare Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferſtichen und Antiquitäten ins Geld geſetzt, ſein Haus nach dem neueſten Geſchmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt, und ſein übriges Vermögen auf alle mögliche Weiſe gelten gemacht. Einen anſehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und deſſen Speculationen gewöhnlich durch das Glück begünſtigt wurden. Nichts wünſchte aber der alte Meiſter ſo ſehr, als ſeinem Sohne Eigenſchaften zu geben, die ihm ſelbſt fehlten, und ſeinen Kindern Güter zu hinterlaſſen, auf deren Beſitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine beſondere Neigung zum Prächtigen, zu dem, was in die Augen fällt, das aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben ſollte. In ſeinem Hauſe mußte alles ſolid und maſſiv ſeyn, der Vorrath reichlich, das Silbergeſchirr ſchwer, das Tafelſervice koſtbar; dagegen waren die Gäſte ſelten, denn eine jede Mahlzeit ward ein Feſt, das ſowohl wegen der Koſten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelaſſenen und einförmigen Schritt, und alles, was ſich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was niemandem einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengesetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finstern Hause. Hatte er seine Geschäfte in der engen Schreibstube am uralten Pulte vollendet, so wollte er gut essen, und wo möglich noch besser trinken, auch konnte er das Gute nicht allein genießen: neben seiner Familie mußte er seine Freunde, alle Fremde, die nur mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bei Tische sehen; seine Stühle waren uralt, aber er lud täglich jemanden ein, darauf zu sitzen. Die guten Speisen zogen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, und niemand bemerkte, daß sie in gemeinem Geschirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen bessern ersetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zusammen kamen, sich wegen gemeinschaftlicher Geschäfte berathschlagten und eben heute die Versendung Wilhelms in Handelsangelegenheiten beschlossen.

Er mag sich in der Welt umsehen, sagte der alte Meister, und zugleich unsre Geschäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menschen keine größere Wohlthat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige beträgt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben, als der Ihrige.

Der alte Meister, welcher von seinem Sohne und dessen Fähigkeiten einen großen Begriff hatte, sagte diese Worte in Hoffnung, daß sein Freund ihm widersprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausstreichen sollte. Allein hierin betrog er sich; der alte Werner, der in praktischen

Dingen niemanden traute, als dem, den er geprüft hatte, verſetzte gelaſſen: Man muß alles verſuchen; wir können ihn eben denſelben Weg ſchicken, wir geben ihm eine Vorſchrift, wornach er ſich richtet; es ſind verſchiedene Schulden einzucaſſiren, alte Bekanntſchaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Speculation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu ſammeln, läßt ſich dabei wenig thun.

Er mag ſich vorbereiten, verſetzte der alte Meiſter, und ſobald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein Pferd für ihn her, das ſich zu dieſer Expedition ſchickt?

Wir werden nicht weit darnach ſuchen. Ein Krämer in H***, der uns noch einiges ſchuldig, aber ſonſt ein guter Mann iſt, hat mir eins an Zahlungsſtatt angeboten; mein Sohn kennt es, es ſoll ein recht brauchbares Thier ſeyn.

Er mag es ſelbſt holen, mag mit dem Poſtwagen hinüberfahren, ſo iſt er übermorgen bei Zeiten wieder da, man macht ihm indeſſen den Mantelſack und die Briefe zurechte, und ſo kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen.

Wilhelm wurde gerufen und man machte ihm den Entſchluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu ſeinem Vorhaben in ſeinen Händen ſah, da ihm die Gelegenheit ohne ſein Mitwirken zubereitet worden! So groß war ſeine Leidenſchaft, ſo rein ſeine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, ſich dem Drucke ſeines bisherigen Lebens zu entziehen, und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß ſein Gewiſſen ſich nicht im mindeſten regte, keine Sorge in ihm entſtand, ja daß er vielmehr dieſen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für dieſen Schritt preiſen und ſegnen ſollten, er

erkannte den Wink eines leitenden Schickſals an dieſen zuſammentreffenden Umſtänden.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er ſeine Geliebte wieder ſehen ſollte! Er ſaß auf ſeinem Zimmer und überdachte ſeinen Reiſeplan, wie ein künſtlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenſchaft manchmal die Füße aus den feſtgeſchloſſenen Ketten herauszieht, um die Ueberzeugung bei ſich zu nähren, daß ſeine Rettung möglich, ja noch näher ſey, als kurzſichtige Wächter glauben.

Endlich ſchlug die nächtliche Stunde; er entfernte ſich aus ſeinem Hauſe, ſchüttelte allen Druck ab, und wandelte durch die ſtillen Gaſſen. Auf dem großen Platze hub er ſeine Hände gen Himmel, fühlte alles hinter und unter ſich; er hatte ſich von allem losgemacht. Nun dachte er ſich in den Armen ſeiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüſte, er ſchwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieſer Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen, und wie ſchön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligé empfing ſie ihn, er glaubte ſie noch nie ſo reizend geſehen zu haben. So weihte ſie das Geſchenk des abweſenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenſchaft verſchwendete ſie den ganzen Reichthum ihrer Liebkoſungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunſt ſie gelehrt hatte, an ihren Liebling, und man frage, ob er ſich glücklich, ob er ſich ſelig fühlte?

Er entdeckte ihr, was vorgegangen war, und ließ ihr im allgemeinen ſeinen Plan, ſeine Wünſche ſehen. Er wolle unterzukommen ſuchen, ſie alsdann abholen, er hoffe, ſie

werde ihm ihre Hand nicht versagen. Das arme Mädchen aber schwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Brust, der, ob er gleich ihr Verstummen auf das günstigste auslegte, doch eine Antwort gewünscht hätte, besonders da er sie zuletzt auf das bescheidenste, auf das freundlichste fragte: ob er sich denn nicht Vater glauben dürfe? Aber auch darauf antwortete sie nur mit einem Seufzer, einem Kusse.

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; sie fand sich sehr allein, mochte den Tag nicht sehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte setzte sich zu ihr, suchte ihr einzureden, sie zu trösten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz so schnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegen gesehen hatte. Konnte man sich auch in einer ängstlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte sich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil stand bevor, wenn beide, wie es leicht möglich war, einmal zusammentreffen sollten.

Beruhige dich, Liebchen, rief die Alte: verweine mir deine schönen Augen nicht! Ist es denn ein so großes Unglück zwei Liebhaber zu besitzen? Und wenn du auch deine Zärtlichkeit nur dem einen schenken kannst; so sey wenigstens dankbar gegen den andern, der, nach der Art wie er für dich sorgt, gewiß dein Freund genannt zu werden verdient.

Es ahnte meinem Geliebten, versetzte Mariane dagegen mit Thränen, daß uns eine Trennung bevorstehe; ein Traum

hat ihm entdeckt, was wir ihm so sorgfaltig zu verbergen suchen. Er schlief so ruhig an meiner Seite. Auf einmal höre ich ihn ängstliche unvernehmliche Töne stammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt' er mich! O Mariane! rief er aus, welchem schrecklichen Zustande hast du mich entrissen! Wie soll ich dir danken, daß du mich aus dieser Hölle befreit hast? Mir träumte, fuhr er fort, ich befände mich, entfernt von dir, in einer unbekannten Gegend; aber dein Bild schwebte mir vor; ich sah dich auf einem schönen Hügel, die Sonne beschien den ganzen Platz; wie reizend kamst du mir vor! Aber es währte nicht lange, so sah ich dein Bild hinuntergleiten, immer hinuntergleiten; ich streckte meine Arme nach dir aus, sie reichten nicht durch die Ferne. Immer sank dein Bild und näherte sich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab dir ein Mann die Hand; er schien dich hinaufführen zu wollen, aber leitete dich seitwärts, und schien dich nach sich zu ziehen. Ich rief, da ich dich nicht erreichen konnte, ich hoffte dich zu warnen. Wollte ich gehen, so schien der Boden mich fest zu halten; konnt' ich gehen, so hinderte mich das Wasser, und sogar mein Schreien erstickte in der beklemmten Brust. — So erzählte der Arme, indem er sich von seinem Schrecken an meinem Busen erholte, und sich glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die seligste Wirklichkeit verdrängt zu sehen.

Die Alte suchte so viel möglich durch ihre Prose die Poesie ihrer Freundin ins Gebiet des gemeinen Lebens herunter zu locken, und bediente sich dabei der guten Art, welche Vogelstellern zu gelingen pflegt, indem sie durch ein

Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen ſuchen, welche ſie bald und häufig in ihrem Garne zu ſehen wünſchen. Sie lobte Wilhelmen, rühmte ſeine Geſtalt, ſeine Augen, ſeine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, ſtand auf, ließ ſich ankleiden und ſchien ruhiger. Mein Kind, mein Liebchen, fuhr die Alte ſchmeichelnd fort, ich will dich nicht betrüben, nicht beleidigen, ich denke dir nicht dein Glück zu rauben. Darfſt du meine Abſicht verkennen, und haſt du vergeſſen, daß ich jederzeit mehr für dich als für mich geſorgt habe? Sag mir nur, was du willſt; wir wollen ſchon ſehen, wie wir es ausführen.

Was kann ich wollen? verſetzte Mariane; ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend; ich liebe ihn, der mich liebt, ſehe, daß ich mich von ihm trennen muß, und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unſere ganze Exiſtenz ſchuldig ſind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm iſt ſehr eingeſchränkt, er kann nichts für mich thun. —

Ja, er iſt unglücklicherweiſe von jenen Liebhabern, die nichts als ihr Herz bringen, und eben dieſe haben die meiſten Prätenſionen.

Spotte nicht! der Unglückliche denkt ſein Haus zu verlaſſen, auf das Theater zu gehen, mir ſeine Hand anzubieten.

Leere Hände haben wir ſchon viere.

Ich habe keine Wahl, fuhr Mariane fort, entſcheide du! Stoße mich da oder dort hin, nur wiſſe noch eins: wahrſcheinlich trag' ich ein Pfand im Buſen, das uns noch mehr an einander feſſeln ſollte; das bedenke und entſcheide, wen ſoll ich laſſen? wem ſoll ich folgen?

Nach einigem Stillſchweigen rief die Alte: daß doch die Jugend immer zwiſchen den Extremen ſchwankt! Ich finde

nichts natürlicher, als alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebst du den einen, so mag der andere bezahlen; es kommt nur darauf an, daß wir klug genug sind, sie beide auseinander zu halten. —

Mache was du willst, ich kann nichts denken; aber folgen will ich.

Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigensinn des Direktors, der auf die Sitten seiner Truppe stolz ist, vorschützen können. Beide Liebhaber sind schon gewohnt, heimlich und vorsichtig zu Werke zu gehen. Für Stunde und Gelegenheit will ich sorgen; nur mußt du hernach die Rolle spielen, die ich dir vorschreibe. Wer weiß, welcher Umstand uns hilft. Käme Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt ist! Wer wehrt dir, in den Armen des einen an den andern zu denken? Ich wünsche dir zu einem Sohne Glück; er soll einen reichen Vater haben.

Mariane war durch diese Vorstellungen nur für kurze Zeit gebessert. Sie konnte ihren Zustand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; sie wünschte diese schmerzlichen Verhältnisse zu vergessen, und tausend kleine Umstände mußten sie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm hatte indessen die kleine Reise vollendet, und überreichte, da er seinen Handelsfreund nicht zu Hause fand, das Empfehlungsschreiben der Gattin des Abwesenden. Aber auch diese gab ihm auf seine Fragen wenig Bescheid; sie war in einer heftigen Gemüthsbewegung und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, so vertraute sie ihm (und es war auch nicht zu verheimlichen), daß ihre Stieftochter mit einem Schauspieler davon gegangen sey, mit einem Menschen, der sich von einer kleinen Gesellschaft vor kurzem losgemacht, sich im Orte aufgehalten, und im Französischen Unterricht gegeben habe. Der Vater, außer sich vor Schmerz und Verdruß, sey ins Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu lassen. Sie schalt ihre Tochter heftig, schmähte den Liebhaber, so daß an beiden nichts lobenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und setzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der sich und sein heimliches Vorhaben durch diese Sibylle gleichsam mit prophetischem Geiste vorausgetadelt und gestraft fühlte. Noch stärkern und innigern Antheil mußte er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurückkam, mit stiller Trauer und halben Worten seine Expedition der Frau erzählte, und, indem er, nach eingesehenem Briefe, das Pferd Wilhelmen vorführen ließ, seine Zerstreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte sogleich das Pferd zu besteigen, und sich aus einem Hause zu entfernen, in welchem ihm, unter den gegebenen Umständen, unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauses, dem er so viel schuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter seinem Dache behalten zu haben, entlassen.

Unser Freund hatte ein trauriges Abendessen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgestanden, und eilte frühmorgens sobald als möglich sich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wissen, ihn mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das Empfindlichste gequält hatten.

Er ritt langsam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl bewaffneter Leute durchs Feld kommen sah, die er an ihren langen und weiten Röcken, großen Aufschlägen, unförmlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers sogleich für ein Commando Landmiliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten sie stille, setzten ihre Flinten nieder, und lagerten sich bequem auf dem Rasen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bei ihnen, und ließ sich mit einem jungen Menschen, der zu Pferde herbeikam, in ein Gespräch ein. Er mußte die Geschichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu sehr bekannt war, leider noch einmal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern sonderlich günstig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hierher gekommen sey, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingeholt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit sah man von ferne einen Wagen herbeikommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtschreiber ritt voraus, und complimentirte mit dem gegenseitigen Actuarius (denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm gesprochen hatte) an der Gränze mit großer Gewissenhaftigkeit und wunderlichen Geberden, wie es etwa Geist und Zauberer, der eine inner- der andere außerhalb des Kreises, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Stroh bei einander saßen, sich zärtlich anblickten, und die Umstehenden kaum zu bemerken schienen. Zufälligerweise hatte man sich

genöthigt gesehen, sie von dem letzten Dorfe auf eine so unschickliche Art fort zu bringen, indem die alte Kutsche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat sich bei dieser Gelegenheit die Gesellschaft ihres Freundes, den man, in der Ueberzeugung, er sey auf einem capitalen Verbrechen betroffen, bis dahin mit Ketten beschwert nebenher gehen lassen. Diese Ketten trugen denn freilich nicht wenig bei, den Anblick der zärtlichen Gruppe interessanter zu machen, besonders weil der junge Mann sich mit vielem Anstand bewegte, indem er wiederholt seiner Geliebten die Hände küßte.

Wir sind sehr unglücklich! rief sie den Umstehenden zu; aber nicht so schuldig, wie wir scheinen. So belohnen grausame Menschen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachlässigen, reißen sie mit Ungestüm aus den Armen der Freude, die sich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!

Indeß die Umstehenden auf verschiedene Weise ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Ceremonien absolvirt; der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schicksal der Verliebten großen Theil nahm, eilte auf dem Fußpfade voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug ankäme, Bekanntschaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Actuarius einholte, und durch eine umständliche Erzählung, wie alles gegangen, besonders aber durch ein weitläufiges Lob seines Pferdes, das er erst gestern vom Juden getauscht, jedes andere Gespräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar außen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthause zusammenhing,

abgesetzt, und sie in der Stille hineingeführt. Der Actuarius nahm über diese schonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthause versammelte Volk necken, und ihm das angenehme Schauspiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von solchen außerordentlichen Fällen kein sonderlicher Liebhaber war, weil er meistentheils dabei einen und den andern Fehler machte, und für den besten Willen gewöhnlich von fürstlicher Regierung mit einem derben Verweise belohnt wurde, ging mit schweren Schritten nach der Amtsstube, wohin ihm der Actuarius, Wilhelm und einige angesehene Bürger folgten.

Zuerst ward die Schöne vorgeführt, die, ohne Frechheit, gelassen und mit Bewußtseyn ihrer selbst hereintrat. Die Art, wie sie gekleidet war und sich überhaupt betrug, zeigte, daß sie ein Mädchen sey, die etwas auf sich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zustand nicht unschicklich zu reden an.

Der Actuarius gebot ihr zu schweigen, und hielt seine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amtmann setzte sich in Fassung, sah ihn an, räusperte sich, und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße und wie alt sie sey?

Ich bitte Sie, mein Herr, versetzte sie, es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen, da Sie sehr gut wissen, wie ich heiße, und daß ich so alt wie Ihr ältester Sohn bin. Was Sie von mir wissen wollen, und was Sie wissen müssen, will ich gern ohne Umschweife sagen.

Seit meines Vaters zweiter Heirath werde ich zu Hause nicht zum besten gehalten. Ich hätte einige hübsche Partien

thun können, wenn nicht meine Stiefmutter, aus Furcht vor der Ausstattung, sie zu vereiteln gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben müssen, und da wir die Hinderniſſe vorausſahen, die unſerer Verbindung im Wege ſtunden, entſchloſſen wir uns, mit einander in der weiten Welt ein Glück zu ſuchen, das uns zu Hauſe nicht gewährt ſchien. Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war; wir ſind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeſchleppt werde. Der Fürſt iſt gerecht, er wird dieſe Härte nicht billigen. Wenn wir ſtrafbar ſind, ſo ſind wir es nicht auf dieſe Weiſe.

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreifach in Verlegenheit. Die gnädigſten Ausputzer ſummten ihm ſchon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protokolls gänzlich zerrüttet. Das Uebel wurde noch größer, als ſie bei wiederholten ordentlichen Fragen ſich nicht weiter einlaſſen wollte, ſondern ſich auf das, was ſie eben geſagt, ſtandhaft berief.

Ich bin keine Verbrecherin, ſagte ſie. Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es iſt eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen ſoll.

Der Actuarius hatte indeſſen immer die Worte nachgeſchrieben, und flüſterte dem Amtmanne zu: er ſolle nur weiter gehen; ein förmliches Protokoll würde ſich nachher ſchon verfaſſen laſſen.

Der Alte nahm wieder Muth, und fing nun an, nach den ſüßen Geheimniſſen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trockenen Formeln ſich zu erkundigen.

Wilhelmen ſtieg die Röthe ins Geſicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten ſich gleichfalls durch

die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie schwieg und stockte, bis die Verlegenheit selbst zuletzt ihren Muth zu erhöhen schien.

Seyn Sie versichert, rief sie aus, daß ich stark genug seyn würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich selbst sprechen müßte; sollte ich nun zaudern und stocken, da sie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich seiner Neigung und seiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angesehen; ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und was ein überzeugtes Herz nicht versagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu gestehen zauderte, so war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten schlimme Folgen haben könnte, allein daran Ursache.

Wilhelm faßte, als er ihr Geständniß hörte, einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens, indeß sie die Gerichtspersonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm versetzte seine Mariane in diesem Augenblicke vor den Richterstuhl, legte ihr noch schönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigste Leidenschaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte sich seiner. Er verbarg sie nicht, und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen, es sey ja alles so klar als möglich, und bedürfe keiner weitern Untersuchung.

Dieses half so viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menschen, nachdem man ihm vor der Thüre die Fesseln abgenommen hatte, hereinkommen ließ.

Dieſer ſchien über ſein Schickſal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren geſetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroiſche Freimüthigkeit zeigte, ſo empfahl er ſich hingegen durch Beſtimmtheit und Ordnung ſeiner Ausſage.

Da auch dieſes Verhör geendigt war, welches mit dem vorigen in Allem übereinſtimmte, nur daß er, um das Mädchen zu ſchonen, hartnäckig läugnete, was ſie ſelbſt ſchon bekannt hatte, ließ man auch ſie endlich wieder vortreten, und es entſtand zwiſchen beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unſers Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, ſah er hier in einer unangenehmen Gerichtsſtube vor ſeinen Augen: den Streit wechſelſeitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Iſt es denn alſo wahr, ſagte er bei ſich ſelbſt, daß die ſchüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menſchen ſich verbirgt, und nur in abgeſonderter Einſamkeit, in tiefem Geheimniſſe zu genießen wagt, wenn ſie durch einen feindſeligen Zufall hervorgeſchleppt wird, ſich alsdann muthiger, ſtärker, tapferer zeigt, als andere brauſende und großthuende Leidenſchaften?

Zu ſeinem Troſte ſchloß ſich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden beide in leidliche Verwahrung genommen, und wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte er noch dieſen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinüber gebracht. Denn er ſetzte ſich feſt vor, hier ein Mittelsmann zu werden, und die glückliche und anſtändige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat ſich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verſtattet wurde.

Vierzehntes Capitel.

Das Gespräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeschlagenen Jüngling sein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, sich zum Mittler anbot, und selbst die besten Hoffnungen zeigte, erheiterte sich das traurige und sorgenvolle Gemüth des Gefangnen, er fühlte sich schon wieder befreit, mit seinen Schwiegereltern versöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit seyn, versetzte Wilhelm; denn Sie scheinen mir beiderseits von der Natur bestimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Gestalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz! Können Schauspieler besser ausgestattet seyn? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, so wird es mir viel Freude machen.

Ich danke Ihnen von Herzen, versetzte der andere; aber ich werde wohl schwerlich davon Gebrauch machen können, denn ich denke, wo möglich, nicht auf das Theater zurückzukehren.

Daran thun Sie sehr übel, sagte Wilhelm nach einer Pause, in welcher er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, denn er dachte nicht anders, als daß der Schauspieler, so bald er mit seiner jungen Gattin befreit worden, das Theater aufsuchen werde. Es schien ihm eben so natürlich und nothwendig, als daß der Frosch das Wasser sucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt, und mußte nun zu seinem Erstaunen das Gegentheil erfahren.

Ja, versetzte der andere, ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine

bürgerliche Bedienung, sie sey auch welche sie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann.

Das ist ein sonderbarer Entschluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne besondere Ursache ist es niemals rathsam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdieß wüßte ich keinen Stand, der so viel Annehmlichkeiten, so viel reizende Aussichten darböte, als den eines Schauspielers.

Man sieht, daß Sie keiner gewesen sind, versetzte jener.—

Darauf sagte Wilhelm: mein Herr, wie selten ist der Mensch mit dem Zustande zufrieden, in dem er sich befindet! Er wünscht sich immer den seines Nächsten, aus welchem sich dieser gleichfalls herausſehnt. —

Indeß bleibt doch ein Unterschied, versetzte Melina, zwischen dem Schlimmen und dem Schlimmern; Erfahrung, nicht Ungeduld, macht mich so handeln. Ist wohl irgend ein Stückchen Brot kümmerlicher, unsicherer und mühseliger in der Welt? Beinahe wäre es eben so gut, vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide seiner Mitgenossen, und der Parteilichkeit des Directors, von der veränderlichen Laune des Publicums auszustehen! Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in Gesellschaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelsacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte allerlei bei sich selbst, was er jedoch dem guten Menschen nicht ins Gesicht sagen wollte. Er ging also nur von ferne mit dem Gespräch um ihn herum. Jener ließ sich desto aufrichtiger und weitläufiger heraus. — Thäte es nicht Noth, sagte er, daß ein Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen

zwiſchen der Meſſe ein paar Groſchen mehr an einem Orte circuliren zu laſſen. Ich habe den unſrigen, der ſo weit ein guter Mann war, oft bedauert, wenn er mir gleich zu anderer Zeit Urſache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Acteur ſteigert ihn, die ſchlechten kann er nicht los werden; und wenn er ſeine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich ſetzen will, ſo iſt es dem Publicum gleich zu viel, das Haus ſteht leer, und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer ſpielen. Nein, mein Herr! da Sie ſich unſrer, wie Sie ſagen, annehmen mögen; ſo bitte ich Sie, ſprechen Sie auf das ernſtlichſte mit den Eltern meiner Geliebten! Man verſorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmerdienſt, und ich will mich glücklich ſchätzen.

Nachdem ſie noch einige Worte gewechſelt hatten, ſchied Wilhelm mit dem Verſprechen, morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu ſehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, ſo mußte er ſich in folgenden Ausrufungen Luft machen: unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, ſondern in dir liegt das Armſelige, über das du nicht Herr werden kannſt! Welcher Menſch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunſt oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie du ſeinen Zuſtand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſeyn! Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit! Nur der innere Trieb, die Luſt, die Liebe helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen, und uns aus dem engen Kreiſe, worin ſich andere kümmerlich abängſtigen, emporheben. Dir ſind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben ſein Penſum iſt. Die Zuſchauer ſiehſt du an, wie ſie ſich

ſelbſt an Werkeltagen vorkommen. Dir konnte es alſo freilich einerlei ſeyn, hinter einem Pult über liniirten Büchern zu ſitzen, Zinſen einzutragen und Reſte herauszuſtochern. Du fühlſt nicht das zuſammenbrennende, zuſammentreffende Ganze, das allein durch den Geiſt erfunden, begriffen und ausgeführt wird; du fühlſt nicht, daß in den Menſchen ein beſſerer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Aſche täglicher Bedürfniſſe und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt, und doch ſo ſpät und faſt nie erſtickt wird. Du fühlſt in deiner Seele keine Kraft ihn aufzublaſen, in deinem eignen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich, die Unbequemlichkeiten ſind dir zuwider, und es iſt dir verborgen, daß in jedem Stande die Feinde lauern, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden ſind. Du thuſt wohl, dich in jene Gränzen einer gemeinen Stelle zu ſehnen; denn welche würdeſt du wohl ausfüllen, die Geiſt und Muth verlangt! Gieb einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geiſtlichen deine Geſinnungen, und mit eben ſo viel Recht wird er ſich über das Kümmerliche ſeines Standes beſchweren können. Ja, hat es nicht ſogar Menſchen gegeben, die von allem Lebensgefühl ſo ganz verlaſſen waren, daß ſie das ganze Leben und Weſen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und ſtaubgleiches Daſeyn erklärt haben? Regten ſich lebendig in deiner Seele die Geſtalten wirkender Menſchen, wärmte deine Bruſt ein theilnehmendes Feuer, verbreitete ſich über deine ganze Geſtalt die Stimmung, die aus dem Innerſten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühlteſt du dich genug in dir ſelbſt, ſo würdeſt du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufſuchen, dich in andern fühlen zu können.

Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet, und stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, entwickelte sich in seiner Seele, angenehme Phantasien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüber, und überließen ihn dort ihren Geschwistern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen, und das ruhende Haupt unsers Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er schon wieder erwacht, und dachte seiner vorstehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlass'nen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug sein Anbringen bescheiden vor, und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geschehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich strenge und harte Leute sich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu setzen, und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, so hat dagegen das Geschehene auf die Gemüther der meisten eine unwiderstehliche Gewalt und was unmöglich schien, nimmt sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein. Es war also bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen sollte; dagegen sollte sie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und versprechen, das Vermächtniß einer Tante, noch einige Jahre, gegen geringe Interessen, in des Vaters Händen zu lassen. Der zweite Punkt, wegen einer bürgerlichen Versorgung, fand schon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen sehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menschen mit einer so angesehenen Familie, welche sogar mit einem Superintendenten verwandt war, sich durch die

Gegenwart nicht beständig aufrücken lassen; man konnte eben so wenig hoffen, daß die fürstlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich stark dagegen, und Wilhelm, der sehr eifrig dafür sprach, weil er dem Menschen, den er geringschätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte und überzeugt war, daß er eines solchen Glückes nicht werth sey, konnte mit allen seinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, so würde er sich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen. Denn der Vater, der seine Tochter gerne bei sich behalten hätte, haßte den jungen Menschen, weil seine Frau selbst ein Auge auf ihn geworfen hatte, und diese konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und so mußte Melina wider seinen Willen mit seiner jungen Braut, die schon größere Lust bezeigte, die Welt zu sehen und sich der Welt sehen zu lassen, nach einigen Tagen abreisen, um bei irgend einer Gesellschaft ein Unterkommen zu finden.

Fünfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des ersten Liebebedürfnisses! Der Mensch ist dann wie ein Kind, das sich am Echo stundenlang ergetzt, die Unkosten des Gespräches allein trägt, und mit der Unterhaltung wohl zufrieden ist, wenn der unsichtbare Gegenpart auch nur die letzten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den frühern, besonders aber in den spätern Zeiten seiner Leidenschaft für Marianen, als er den

ganzen Reichthum seines Gefühls auf sie hinüber trug, und sich dabei als einen Bettler ansah, der von ihren Almosen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn sie von der Sonne beschienen wird; so war auch alles in seinen Augen verschönert und verherrlicht, was sie umgab, was sie berührte.

Wie oft stand er auf dem Theater hinter den Wanden, wozu er sich das Privilegium von dem Director erbeten hatte. Dann war freilich die perspectivische Magie verschwunden, aber die viel mächtigere Zauberei der Liebe fing erst an zu wirken. Stundenlang konnte er am schmutzigen Lichtwagen stehen, den Qualm der Unschlitt-Lampen einziehen, nach der Geliebten hinausblicken, und, wenn sie wieder hereintrat und ihn freundlich ansah, sich in Wonne verloren dicht an dem Balken- und Latten-Gerippe in einen paradiesischen Zustand versetzt fühlen. Die ausgestopften Lämmchen, die Wasserfälle von Zindel, die pappenen Rosenstöcke und die einseitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichterische Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe häßlich erscheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil sie auf Einem Brette mit seiner Vielgeliebten standen. Und so ist es gewiß, daß Liebe, welche Rosenlauben, Myrthenwäldchen und Mondschein erst beleben muß, auch sogar Hobelspanen und Papierschnitzeln einen Anschein belebter Naturen geben kann. Sie ist eine so starke Würze, daß selbst schale und alte Brühen davon schmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurft' es freilich, um jenen Zustand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich sie selbst antraf.

In einem feinen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem

er von seines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, wußte er, in den Knabenjahren, sein Zimmer, das er als sein kleines Reich ansah, stattlich auszustaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quasten befestigt, wie man Thronen vorzustellen pflegt; er hatte sich einen Teppich in die Mitte des Zimmers, und einen feinern auf den Tisch anzuschaffen gewußt; seine Bücher und Gerathschaften legte und stellte er fast mechanisch so, daß ein niederländischer Maler gute Gruppen zu seinen Stillleben hätte heraus nehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden, und die Aermel seines Schlafrocks nach orientalischem Costüme kurz stutzen lassen. Doch gab er hiervon die Ursache an, daß die langen weiten Aermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war, und nicht mehr fürchten durfte gestört zu werden, trug er gewöhnlich eine seidene Schärpe um den Leib, und er soll manchmal einen Dolch, den er sich aus einer alten Rüstkammer zugeeignet, in den Gürtel gesteckt, und so die ihm zugetheilten tragischen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne sein Gebet knieend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er daher in jenen Zeiten den Schauspieler, den er im Besitz so mancher majestatischen Kleider, Rüstungen und Waffen, und in steter Uebung eines edlen Betragens sah, dessen Geist einen Spiegel des herrlichsten und prachtigsten, was die Welt an Verhältnissen, Gesinnungen und Leidenschaften hervorgebracht, darzustellen schien. Eben so dachte sich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauspielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater die äußerste Spitze sey, etwa wie ein Silber, das vom

Lauter-Feuer lange herum getrieben worden, endlich farbig schön vor den Augen des Arbeiters erscheint, und ihm zugleich andeutet, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zusätzen gereiniget sey.

Wie sehr stutzte er daher anfangs, wenn er sich bei seiner Geliebten befand, und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, neben aus auf Tische, Stühle und Boden sah. Die Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falschen Putzes lagen, wie das glänzende Kleid eines abgeschuppten Fisches, zerstreut in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, als Kamme, Seife, Tücher waren mit den Spuren ihrer Bestimmung gleichfalls nicht versteckt. Mützt, Rollen und Schuhe, Wäsche und italiänische Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Puder und Strohhüte, keines verschmähte die Nachbarschaft des andern, alle waren durch ein gemeinschaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem andern bemerkte, ja vielmehr ihm alles, was ihr gehörte, sie berührt hatte, lieb werden mußte; so fand er zuletzt in dieser verworrenen Wirthschaft einen Reiz, den er in seiner stattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbrust wegnahm, um zum Clavier zu kommen, dort ihre Röcke aufs Bette legte, um sich setzen zu können, wenn sie selbst mit unbefangener Freimüthigkeit manches Natürliche, das man sonst gegen einen andern aus Anstand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen suchte — es war ihm, sag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinschaft zwischen ihnen durch unsichtbare Bande befestigt würde.

Nicht eben so leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauspieler, die er bei seinen ersten Besuchen manchmal bei ihr antraf, mit seinen Begriffen vereinigen. Geschäftig im Müßiggange schienen sie an ihren Beruf und Zweck am wenigsten zu denken; über den poetischen Werth eines Stückes hörte er sie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: was wird das Stück machen? Ist es ein Zugstück? Wie lange wird es spielen? Wie oft kann es wohl gegeben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieser Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg, und besonders gegen den Einen und den Andern ungerecht sey, dann auf das Publicum, daß es mit seinem Beifall selten den rechten Mann belohne, daß das deutsche Theater sich täglich verbessere, daß der Schauspieler nach seinen Verdiensten immer mehr geehrt werde, und nicht genug geehrt werden könne. Dann sprach man viel von Caffeehäusern und Weingarten, und was daselbst vorgefallen, wie viel irgend ein Camerad Schulden habe und Abzug leiden müsse, von Disproportion der wöchentlichen Gage, von Cabalen einer Gegenpartei; wobei denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerksamkeit des Publicums wieder in Betracht kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergessen wurde.

Alle diese Dinge, die Wilhelmen sonst schon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder ins Gedächtniß, als ihn sein Pferd langsam nach Hause trug, und er die verschiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja

in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen gesehen; die Scenen auf der Landstraße und im Amthause, die Gesinnungen Melina's, und was sonst noch vorgegangen war, stellten sich ihm wieder dar, und brachten seinen lebhaften, vordringenden Geist in eine Art von sorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug, sondern seinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt zueilte.

Allein auch auf diesem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, sein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein ernsthaftes, bedeutendes und unerwartetes Gespräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Daseyn bestimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil sie bei Anlassen weder schnell noch sichtlich aufloderen; auch war sein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwist, wodurch sich ihre Liebe aber nur desto fester knüpfte: denn ungeachtet ihrer verschiedenen Denkungsart fand jeder seine Rechnung bei dem andern. Werner that sich darauf etwas zu Gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich eigentlich ausschweifenden, Geist Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen schien, und Wilhelm fühlte ein einen herrlichen Triumph, wenn er seinen bedächtlichen Freund in warmer Aufwallung mit sich fortnahm. So übte sich einer an dem andern, sie wurden gewohnt sich täglich zu sehen, und man hätte sagen sollen, das Verlangen einander zu finden, sich mit einander zu besprechen, sey durch die Unmöglichkeit, einander verständlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen sie doch, weil sie beide gute Menschen waren, neben einander, mit einander nach Einem Ziele und konnten niemals begreifen, warum denn keiner den andern auf seine Gesinnung reduciren könne.

Werner bemerkte seit einiger Zeit, daß Wilhelms Besuche seltner wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerstreut abbrach, daß er sich nicht mehr in lebhafte Ausbildung seltsamer Vorstellungen vertiefte, an welcher sich freilich ein freies, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am sichersten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner suchte anfangs den Fehler in seinem eignen Betragen, bis ihn einige Stadtgespräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unvorsichtigkeiten Wilhelms ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ sich auf eine Untersuchung ein, und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauspielerin öffentlich besucht, mit ihr auf dem Theater gesprochen und sie nach Hause gebracht habe; er wäre trostlos gewesen, wenn ihm auch die nächtlichen Zusammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Mariane ein verführerisches Mädchen sey, die seinen Freund wahrscheinlich ums Geld bringe, und sich noch nebenher von dem unwürdigsten Liebhaber unterhalten lasse.

Sobald er seinen Verdacht so viel möglich zur Gewißheit erhoben, beschloß er einen Angriff auf Wilhelmen, und war mit allen Anstalten völlig in Bereitschaft, als dieser eben verdrießlich und verstimmt von seiner Reise zurückkam.

Werner trug ihm noch denselben Abend alles, was er wußte, erst gelassen, dann mit dem dringenden Ernste einer wohldenkenden Freundschaft vor, ließ keinen Zug unbestimmt, und gab seinem Freunde alle die Bitterkeiten zu kosten, die ruhige Menschen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude so freigebig auszuspenden pflegen. Aber wie man sich denken kann, richtete er wenig aus. Wilhelm versetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: du kennst

das Mädchen nicht! Der Schein ist vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin ihrer Treue und Tugend so gewiß, als meiner Liebe.

Werner beharrte auf seiner Anklage, und erbot sich zu Beweisen und Zeugen. Wilhelm verwarf sie, und entfernte sich von seinem Freunde verdrießlich und erschüttert, wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaften festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerückt hat.

Höchst unbehaglich fand sich Wilhelm, das schöne Bild Mariannens erst durch die Grillen der Reise, dann durch Werners Unfreundlichkeit in seiner Seele getrübt und beinahe entstellt zu sehen. Er griff zum sichersten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wieder herzustellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hineilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei seiner Ankunft vorbei geritten, sie hatte ihn diese Nacht erwartet, und es läßt sich denken, daß alle Zweifel bald aus seinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit schloß sein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie sehr sich das Publikum, wie sehr sich sein Freund an ihr versündiget.

Mancherlei lebhafte Gespräche führten sie auf die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft, deren Erinnerung eine der schönsten Unterhaltungen zweier Liebenden bleibt. Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aussichten so reizend, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtniß zurück ruft. Jeder Theil sucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher, behaglicher geliebt, und jedes wünscht in diesem Wettstreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Marianen, was sie schon so oft gehört hatte, daß sie bald seine Aufmerksamkeit von dem

Schauspiel ab und auf sich allein gezogen habe, daß ihre Gestalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefesselt; wie er zuletzt nur die Stücke, in denen sie gespielt, besucht habe, wie er endlich aufs Theater geschlichen sey, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr gestanden habe; dann sprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, und ein Gespräch einzuleiten.

Mariane dagegen wollte nicht Wort haben, daß sie ihn so lange nicht bemerkt hatte; sie behauptete, ihn schon auf dem Spaziergange gesehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am selbigen Tage angehabt; sie behauptete, daß er ihr damals vor allen andern gefallen, und daß sie seine Bekanntschaft gewünscht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das alles! wie gern ließ er sich überreden, daß sie zu ihm, als er sich ihr genähert, durch einen unwiderstehlichen Zug hingeführt worden, daß sie absichtlich zwischen die Coulissen neben ihn getreten sey, um ihn näher zu sehen und Bekanntschaft mit ihm zu machen, und daß sie zuletzt, da seine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden gewesen, ihm selbst Gelegenheit gegeben, und ihn gleichsam genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeizuholen.

Unter diesem liebevollen Wettstreit, den sie durch alle kleine Umstände ihres kurzen Romans verfolgten, vergingen ihnen die Stunden sehr schnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt seine Geliebte, mit dem festen Vorsatze, sein Vorhaben unverzüglich ins Werk zu richten.

Sechzehntes Capitel.

Was zu seiner Abreise nöthig war, hatten Vater und Mutter besorgt; nur einige Kleinigkeiten, die an der Equipage fehlten, verzögerten seinen Aufbruch auf einige Tage. Wilhelm benutzte die Zeit, um an Marianen einen Brief zu schreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche sie sich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich sonst in deinen Armen bedeckte, sitze ich und denke und schreibe an dich, und was ich sinne und treibe, ist nur um deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichsten unter den Mannern, ist es wie einem Brautigam, der ahnungsvoll, welch' eine neue Welt sich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den festlichen Teppichen steht, und, wahrend der heiligen Ceremonien, sich gedankenvoll lüstern vor die geheimnißreichen Vorhange versetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegen säuselt.

Ich habe über mich gewonnen, dich in einigen Tagen nicht zu sehen; es war leicht, in Hoffnung einer solchen Entschadigung, ewig mit dir zu seyn, ganz der deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen was ich wünsche? und doch ist es nöthig; denn es scheint, als habest du mich bisher nicht verstanden.

Wie oft habe ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, wenig zu sagen wagt, an deinem Herzen gefors̈cht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß: denn in deinem Herzen muß eben der Wunsch keimen; vernommen hast du

mich in jedem Kuſſe, in der anſchmiegende[n] Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich deine Beſch[ei]denheit kennen, und wie vermehrte ſich meine Liebe! Wie [ei]ne andere ſich künſtlich betragen hätte, um durch überflüſſig[en] Sonnenſchein einen Entſchluß in dem Herzen ihres Liebh[a]bers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervor zu locke[n] und ein Verſprechen zu befeſtigen, eben da ziehſt du dich zurück, ſchließeſt die halbgeöffnete Bruſt deines Geliebten wieder zu, und ſuchſt durch eine anſcheinende Gleichgültigkeit deine Beiſtimmung zu verbergen; aber ich verſtehe dich! Wär' ein Elender müßte ich ſeyn, wenn ich an dieſen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund beſorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und ſey ruhig! Wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

Nimm ſie hin, dieſe Hand! feierlich noch dieß überflüſſige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es ſind neue Seligkeiten in dem beſtätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schickſal ſorgt für die Liebe und um ſo gewiſſer, da Liebe genügſam iſt.

Mein Herz hat ſchon lange meiner Eltern Haus verlaſſen; es iſt bei dir, wie mein Geiſt auf der Bühne ſchwebt. O meine Geliebte! Iſt wohl einem Menſchen ſo gewährt, ſeine Wünſche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kömmt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe ſteigt deine Liebe und dein Glück vor mir auf und ab.

Kaum daß ich mich halte, nicht auffahre, zu dir hinrenne und mir deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen frühe weiter in die Welt nach meinem Ziele hinſtrebe. — Nein, ich will mich bezwingen! ich will nicht unbeſonnen

thörichte, verwegene Schritte thun; mein Plan iſt entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

Ich bin mit Director Serlo bekannt, meine Reiſe geht gerade zu ihm, er hat vor einem Jahre oft ſeinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünſcht, und ich werde ihm gewiß willkommen ſeyn; denn bei eurer Truppe möchte ich aus mehr als einer Urſache nicht eintreten; auch ſpielt Serlo ſo weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt finde ich da gleich; ich ſehe mich in dem Publico um, lerne die Geſellſchaft kennen, und hole dich nach.

Mariane, du ſiehſt, was ich über mich gewinnen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich ſo lange nicht zu ſehen, dich in der weiten Welt zu wiſſen! recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder deine Liebe vorſtelle, die mich vor allem ſichert, wenn du meine Bitte nicht verſchmähſt, ehe wir ſcheiden, und du mir deine Hand vor dem Prieſter reichſt, ſo werde ich ruhig gehen. Es iſt nur eine Formel unter uns, aber eine ſo ſchöne Formel, der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde. In der Nachbarſchaft, im Ritterſchaftlichen, geht es leicht und heimlich an.

Für den Anfang habe ich Geld genug; wir wollen theilen, es wird für uns beide hinreichen; ehe das verzehrt iſt, wird der Himmel weiter helfen.

Ja, Liebſte, es iſt mir gar nicht bange. Was mit ſo viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man ſein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es einem Ernſt iſt, und ich fühle Muth genug für zwei, ja für mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt iſt undankbar,

sagen viele; ich habe noch nicht gefunden, daß sie undankbar sey, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lange zu hören sehnen. Wie tausendmal ist es freilich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes treffliches Wort ans Herz reden! Ein Ton, der durch die Fistel gezwungen wird, klingt viel besser und reiner; es ist unerhört, wie sich diese Burschе in ihrer groben Ungeschicklichkeit versündigen.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste! Wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist; so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich will's nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein Paar gute Geister den Menschen erscheinen werden, ihre Herzen aufzuschließen, ihre Gemüther zu berühren, und ihnen himmlische Genüsse zu bereiten, so gewiß mir an deinem Busen Freuden gewährt waren, die immer himmlisch genennt werden müssen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns selbst gerückt, über uns selbst erhaben fühlen.

Ich kann nicht schließen; ich habe schon zu viel gesagt, und weiß nicht, ob ich dir schon alles gesagt habe, alles, was dich angeht: denn die Bewegung des Rades, das sich in meinem Herzen dreht, sind keine Worte vermögend auszudrücken.

Nimm dieses Blatt indeß, meine Liebe! ich habe es wieder durchgelesen und finde, daß ich von vorne anfangen sollte; doch enthalt es alles, was du zu wissen nöthig hast, was dir Vorbereitung ist, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der süßen Liebe an deinen Busen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauschend seine Fesseln abfeilt. Ich sage gute Nacht meinen sorglos schlafenden Eltern! — Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für dießmal schließ' ich; die Augen sind mir zwei-, dreimal zugefallen; es ist schon tief in der Nacht."

Siebzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, seinen Brief schön gefaltet in der Tasche, sich zu Marianen hinsehnte; auch war es kaum düster geworden, als er sich wider seine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinschlich. Sein Plan war: sich auf die Nacht anzumelden, seine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlassen, ihr, eh er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken, und bei seiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten, oder durch die Macht seiner Liebkosungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte sich an ihrem Busen kaum wieder fassen. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß sie nicht wie sonst mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte sie einen ängstlichen Zustand nicht lange verbergen; sie schützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor; sie beklagte sich über Kopfweh, sie wollte sich auf den Vorschlag, daß er heute Nacht wieder kommen wolle, nicht einlassen. Er ahnte

nichts Böſes, drang nicht weiter in ſie; fühlte aber, daß es nicht die Stunde ſey, ihr ſeinen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bei ſich, und da verſchiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn auf eine höfliche Weiſe wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel ſeiner ungenügſamen Liebe eines ihrer Halstücher, ſteckte es in die Taſche, und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er ſchlich nach Hauſe, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete ſich um, und ſuchte wieder die freie Luft.

Als er einige Straßen auf und abgegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem gewiſſen Gaſthofe fragte; Wilhelm erbot ſich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte ſich nach dem Namen der Straße, nach den Beſitzern verſchiedener großen Gebaude, vor denen ſie vorbei gingen, ſodann nach einigen Polizei-Einrichtungen der Stadt, und ſie waren in einem ganz intereſſanten Geſpräche begriffen, als ſie am Thore des Wirthshauſes ankamen. Der Fremde nöthigte ſeinen Führer hinein zu treten, und ein Glas Punſch mit ihm zu trinken; zugleich gab er ſeinen Namen an und ſeinen Geburtsort, auch die Geſchäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und erſuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieſer verſchwieg eben ſo wenig ſeinen Namen, als ſeine Wohnung.

Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meiſters, der die ſchöne Kunſtſammlung beſaß? fragte der Fremde.

Ja, ich bin's. Ich war zehn Jahre, als der Großvater ſtarb, und es ſchmerzte mich lebhaft, dieſe ſchönen Sachen verkaufen zu ſehen.

Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.

Sie wiſſen alſo davon?

O ja, ich habe diesen Schatz noch in Ihrem Hause gesehen. Ihr Großvater war nicht bloß ein Sammler, er verstand sich auf die Kunst, er war in einer frühern glücklichen Zeit in Italien gewesen, und hatte Schätze von dort mit zurück gebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben waren. Er besaß treffliche Gemälde von den besten Meistern; man traute kaum seinen Augen, wenn man seine Handzeichnungen durchsah; unter seinen Marmorn waren einige unschätzbare Fragmente; von Bronzen besaß er eine sehr instructive Suite; so hatte er auch seine Münzen für Kunst und Geschichte zweckmäßig gesammelt; seine wenigen geschnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgestellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauses nicht symmetrisch gebaut waren.

Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen herunter genommen und eingepackt wurden. Es waren die ersten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenstände nach und nach verschwinden sahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir eben so unveränderlich hielten, als das Haus und die Stadt selbst.

Wenn ich nicht irre, so gab Ihr Vater das gelöste Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Gesellschafts-Handel einging.

Ganz richtig! und ihre gesellschaftlichen Speculationen sind ihnen wohl geglückt; sie haben in diesen zwölf Jahren ihr Vermögen sehr vermehrt, und sind beide nur desto heftiger auf den Erwerb gestellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der sich viel besser zu diesem Handwerke schickt, als ich.

Es thut mir leid, daß dieser Ort eine solche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich sah

es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl sagen, ich war Ursache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bei so einem wichtigen Handel sich nicht allein auf sein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geschickt und verlangte meinen Rath. Sechs Tage besah ich das Cabinet, und am siebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anstand zu bezahlen. Sie waren als ein munterer Knabe oft um mich herum; Sie erklarten mir die Gegenstände der Gemalde, und wußten überhaupt das Cabinet recht gut auszulegen.

Ich erinnere mich einer solchen Person, aber in Ihnen hatte ich sie nicht wieder erkannt.

Es ist auch schon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, ein Lieblings-Bild darunter, von dem Sie mich gar nicht weglassen wollten.

Ganz richtig! es stellte die Geschichte vor, wie der kranke Königssohn sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt.

Es war eben nicht das beste Gemalde, nicht gut zusammengesetzt, von keiner sonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manierirt.

Das verstand ich nicht, und versteh' es noch nicht; der Gegenstand ist es, der mich an einem Gemalde reizt, nicht die Kunst.

Da schien Ihr Großvater anders zu denken; denn der größte Theil seiner Sammlung bestand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienst ihres Meisters bewunderte, sie mochten vorstellen was sie wollten; auch hing dieses Bild in dem äußersten Vorsaale, zum Zeichen, daß er es wenig schätzte.

Da war es eben, wo wir Kinder immer spielen durften, und wo dieses Bild einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, den mir selbst Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöschen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde stünden. Wie jammerte mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die süßen Triebe, das schönste Erbtheil, das uns die Natur gab, in sich verschließen, und das Feuer, das ihn und andere erwarmen und beleben sollte, in seinem Busen verbergen muß, so daß sein Innerstes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird! Wie bedaure ich die Unglückliche, die sich einem Andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den wurdigen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat!

Diese Gefühle sind freilich sehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunstliebhaber die Werke großer Meister anzusehen pflegt; wahrscheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauses geblieben ware, nach und nach der Sinn für die Werke selbst aufgegangen seyn, so daß Sie nicht immer nur sich selbst und Ihre Neigung in den Kunstwerken gesehen hätten.

Gewiß that mir der Verlauf des Cabinets gleich sehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichsam so seyn mußte, um eine Liebhaberei, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken sollten, als jene leblosen Bilder je gethan hatten; so bescheide ich mich dann gern, und verehre das Schicksal, das mein Bestes und eines jeden Bestes einzuleiten weiß.

Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter

befindet, wo man gewöhnlich ſeinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Weſen unterzuſchieben pflegt.

So glauben Sie kein Schickſal? Keine Macht, die über uns waltet, und alles zu unſerm Beſten lenkt?

Es iſt hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich ſind, einigermaßen denkbar zu machen ſuche; hier iſt nur die Frage, welche Vorſtellungsart zu unſerm Beſten gereicht. Das Gewebe dieſer Welt iſt aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menſchen ſtellt ſich zwiſchen beide, und weiß ſie zu beherrſchen; ſie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daſeyns; das Zufällige weiß ſie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem ſie feſt und unerſchütterlich ſteht, verdient der Menſch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der ſich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkurliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuſchreiben möchte, welcher zu folgen ſogar eine Religion ſey. Heißt das etwas weiter, als ſeinem eignen Verſtande entſagen und ſeinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu ſeyn, indem wir ohne Ueberlegung hinſchlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren laſſen, und endlich dem Reſultate eines ſolchen ſchwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.

Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umſtand Sie veranlaßte, einen gewiſſen Weg einzuſchlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegen kam, und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie ſelbſt noch kaum ins Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schickſal, Zutrauen zu einer ſolchen Leidenſchaft einflößen? —

Mit dieſen Geſinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, niemand ſein Geld im Beutel behalten; denn es giebt Anlaſſe genug, beides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menſchen freuen, der weiß, was ihm und andern nütze iſt, und ſeine Willkür zu beſchränken arbeitet. Jeder hat ſein eigen Glück unter den Händen, wie der Künſtler eine rohe Materie, die er zu einer Geſtalt umbilden will. Aber es iſt mit dieſer Kunſt wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, ſie will gelernt und ſorgfältig ausgeübt ſeyn.

Dieſes und mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten ſie ſich, ohne daß ſie einander ſonderlich überzeugt zu haben ſchienen, doch beſtimmten ſie auf den folgenden Tag einen Ort der Zuſammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es ſchwoll ſein Busen. Durchreiſende Spielleute machten eine angenehme Nachtmuſik. Er ſprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten ſie ihm zu Mariannens Wohnung. Hohe Bäume zierten den Platz vor ihrem Hauſe, darunter ſtellte er ſeine Sänger; er ſelbſt ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung, und überließ ſich ganz den ſchwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn ſäuſelten. Unter den holden Sternen hingeſtreckt war ihm ſein Daſeyn wie ein goldner Traum. — Sie hört auch dieſe Flöten, ſagt' er in ſeinem Herzen; ſie fühlt, weſſen Andenken, weſſen Liebe die Nacht wohlklingend macht; auch in der Entfernung ſind wir durch dieſe Melodien zuſammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinſte Stimmung der Liebe. Ach! zwei liebende Herzen, ſie ſind wie zwei Magnetuhren; was in der einen ſich regt, muß auch die andere mit bewegen, denn es iſt nur

Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die sie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? und doch, ich werde fern von ihr seyn, werde einen Heilort für unsere Liebe suchen, und werde sie immer mit mir haben.

Wie oft ist mir's geschehen, daß ich abwesend von ihr, in Gedanken an sie verloren, ein Buch, ein Kleid oder sonst etwas berührte, und glaubte ihre Hand zu fühlen, so ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuschauers fliehen, die zu genießen Götter den schmerzlosen Zustand der reinen Seligkeit zu verlassen sich entschließen dürften! — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rausch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unsere Sinne, von himmlischen Banden umstrickt, aus aller ihrer Fassung reißt. — Und ihre Gestalt — — Er verlor sich im Andenken an sie, seine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, fühlte seine heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht saugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Busen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte, es war vergessen, es steckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, seine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Musik hörte auf, und es war ihm, als war' er aus dem Elemente gefallen, in dem seine Empfindungen bisher empor getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte sich, da seine Gefühle nicht mehr von den sanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er setzte sich auf ihre Schwelle nieder, und war schon mehr beruhigt. Er küßte den messingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle,

über die ihre Füße aus und ein gingen, und erwärmte sie durch das Feuer seiner Brust. Dann saß er wieder eine Weile stille, und dachte sie hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf in süßer Ruhe, und dachte sich selbst so nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, sie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich, wie die Geister der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechselten in ihm; die Liebe lief mit schaudernder Hand tausendfaltig über alle Saiten seiner Seele; es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen.

Hatte er den Hauptschlüssel bei sich gehabt, der ihm sonst Mariannens Thüre öffnete, er würde sich nicht gehalten haben, würde ins Heiligthum der Liebe eingedrungen seyn. Doch er entfernte sich langsam, schwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hause, und war immer wieder umgewendet; endlich als er's über sich vermochte, ging, und an der Ecke noch einmal zurücksah, kam es ihm vor, als wenn Mariannens Thüre sich öffnete, und eine dunkle Gestalt sich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu sehen, und eh er sich faßte und recht aufsah, hatte sich die Erscheinung schon in der Nacht verloren; nur ganz weit glaubte er sie wieder an einem weißen Hause vorbeistreifen zu sehen. Er stund und blinzte, und ehe er sich ermannte und nacheilte, war das Phantom verschwunden. Wohin sollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menschen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie einer, dem der Blitz die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Gestalten, den Zusammenhang der Pfade in der Finsterniß

vergebens sucht, so war's vor seinen Augen, so war's in seinem Herzen. Und wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Fassung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erscheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurücklaßt; so war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er, an einen Eckstein gelehnt, die Helle des Morgens und das Geschrei der Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen, und ihn nach Hause trieben.

Er hatte, wie er zurückkam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigsten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben; doch die schöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erscheinung zurück dachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel seinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Tasche. Das Rauschen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er hob auf und las:

„So hab' ich dich lieb, kleiner Narre! was war dir auch gestern? Heute Nacht komm' ich zu dir. Ich glaube wohl, daß dir's leid thut, von hier wegzugehen; aber habe Geduld; auf die Messe komm' ich dir nach. Höre, thu mir nicht wieder die schwarzgrünbraune Jacke an, du siehst drin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich dir nicht das weiße Negligé darum geschickt, daß ich ein weißes Schafchen in meinen Armen haben will? Schick' mir deine Zettel immer durch die alte Sibylle; die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt."

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unsern Augen eine Absicht zu erreichen strebt, kann, wir mögen seinen Zweck loben oder tadeln, sich unsre Theilnahme versprechen; sobald aber die Sache entschieden ist, wenden wir unser Auge sogleich von ihm weg; alles, was geendigt, was abgethan da liegt, kann unsre Aufmerksamkeit keineswegs fesseln, besonders wenn wir schon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeit haben.

Deßwegen sollen unsre Leser nicht umständlich mit dem Jammer und der Noth unsers verunglückten Freundes, in die er gerieth, als er seine Hoffnungen und Wünsche, auf eine so unerwartete Weise, zerstört sah, unterhalten werden. Wir überspringen vielmehr einige Jahre, und suchen ihn erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thatigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kurzlich so viel, als zum Zusammenhang der Geschichte nöthig ist, vorgetragen haben.

Die Pest oder ein böses Fieber rasen in einem gesunden, vollsaftigen Körper, den sie anfallen, schneller und heftiger, und so ward der arme Wilhelm unvermuthet von einem

unglücklichen Schickſale überwaltigt, daß in Einem Augenblicke ſein ganzes Weſen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüſtung ein Feuerwerk in Brand gerath, und die künſtlich gebohrten und gefüllten Hülſen, die, nach einem gewiſſen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechſelnde Feuerbilder in die Luft zeichnen ſollten, nunmehr unordentlich und gefahrlich durch einander ziſchen und ſauſen: ſo gingen auch jetzt in ſeinem Buſen Glück und Hoffnung, Wolluſt und Freuden, Wirkliches und Getraumtes auf einmal ſcheiternd durch einander. In ſolchen wüſten Augenblicken erſtarrt der Freund, der zur Rettung hinzueilt, und dem, den es trifft, iſt es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlaſſen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorſatz erneuerten Schmerzens folgten darauf; doch ſind auch dieſe für eine Gnade der Natur zu achten. In ſolchen Stunden hatte Wilhelm ſeine Geliebte noch nicht ganz verloren; ſeine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Verſuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch feſt zu halten, die Möglichkeit deſſelben in der Vorſtellung wieder zu erhaſchen, ſeinen auf immer abgeſchiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verſchaffen. Wie man einen Körper, ſo lange die Verweſung dauert, nicht ganz todt nennen kann, ſo lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Beſtimmungen zu wirken ſuchen, an der Zerſtörung der Theile, die ſie ſonſt belebten, ſich abarbeiten; nur dann, wenn ſich alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt ſehen, dann entſteht das erbarmliche leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem ſo neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreißen, zu zerſtören, zu ertödten, und die ſchnellheilende

Kraft der Jugend gab ſelbſt der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte ſein ganzes Daſeyn an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth ſein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenſchaft, dem Ungeheuer, ins innerſte Leben zu dringen. Die Gelegenheit war ſo glücklich, das Zeugniß ſo bei der Hand, und wieviel Geſchichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit ſolcher Heftigkeit und Grauſamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labſal des mindeſten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er ſich vor der Verzweiflung hatte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen laſſen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit ſeinem Gefolge, den Arzeneien, der Ueberſpannung und der Mattigkeit; dabei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfniſſe ſich erſt recht fühlbar macht, waren ſo viele Zerſtreuungen eines veränderten Zuſtandes, und eine kummerliche Unterhaltung. Erſt als er wieder beſſer wurde, das heißt, als ſeine Kräfte erſchöpft waren, ſah Wilhelm mit Entſetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulcans hinunter blickt.

Nunmehr machte er ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er, nach ſo großem Verluſt, noch einen ſchmerzloſen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete ſein eigen Herz, und ſehnte ſich nach dem Labſal des Jammers und der Thränen.

Um dieſe wieder in ſich zu erwecken, brachte er vor ſein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der

größten Lebhaftigkeit malte er sie sich aus, strebte wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinauf gearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwarts auf den schrecklichen Abgrund, labte sein Auge an der zerschmetternden Tiefe, warf sich hinunter, und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit so wiederholter Grausamkeit zerriß er sich selbst; denn die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz, den ein Verlust erregt, noch so viele erzwungene Leiden zugesellt, als wollte sie dem Verlornen dadurch noch erst einen rechten Werth geben. Auch war er so überzeugt, daß dieser Verlust der einzige, der erste und der letzte sey, den er in seinem Leben empfinden könne, daß er jeden Trost verabscheute, der ihm diese Leiden als endlich vorzustellen unternahm.

Zweites Capitel.

Gewöhnt, auf diese Weise sich selbst zu quälen, griff er nun auch das Uebrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, sein Talent als Dichter und Schauspieler mit hämischer Kritik von allen Seiten an. Er sah in seinen Arbeiten nichts als eine geistlose Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Werth; er wollte darin nur steife Schulexercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeisterung fehle. In seinen Gedichten fand er nur ein monotones Sylbenmaß, in welchem, durch einen armseligen Reim zusammen gehalten, ganz gemeine Gedanken

und Empfindungen sich hinschleppten; und so benahm er sich auch jede Aussicht, jede Lust, die ihn von dieser Seite noch allenfalls hatte wieder aufrichten können.

Seinem Schauspielertalente ging es nicht besser. Er schalt sich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieser Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, sein Gang, seine Bewegung und Declamation mußten verhalten; er sprach sich jede Art von Vorzug, jedes Verdienst, das ihn über das Gemeine empor gehoben hatte, entscheidend ab, und vermehrte seine stumme Verzweiflung dadurch auf den höchsten Grad. Denn, wenn es hart ist, der Liebe eines Weibes zu entsagen, so ist die Empfindung nicht weniger schmerzlich, von dem Umgange der Musen sich loszureißen, sich ihrer Gemeinschaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den schönsten und nächsten Beifall, der unsrer Person, unserm Vortragen, unsrer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

So hatte sich denn unser Freund völlig resignirt, und sich zugleich mit großem Eifer den Handelsgeschäften gewidmet. Zum Erstaunen seines Freundes und zur größten Zufriedenheit seines Vaters war niemand auf dem Comptoir und der Börse, im Laden und Gewölbe thätiger, als er; Correspondenz und Rechnungen, und was ihm aufgetragen wurde, besorgte und verrichtete er mit größtem Fleiß und Eifer. Freilich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geschäftigen Belohnung ist, wenn wir dasjenige, wozu wir geboren sind, mit Ordnung und Folge verrichten, sondern mit dem stillen Fleiße der Pflicht, der den besten Vorsatz zum Grunde hat, der durch Ueberzeugung genährt und durch ein inneres Selbstgefühl belohnt wird; der aber doch oft, selbst dann, wenn ihm das schönste Bewußtseyn die

Krone reicht, einen vordringenden Seufzer kaum zu ersticken vermag.

Auf diese Weise hatte Wilhelm eine Zeitlang sehr emsig fortgelebt und sich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schicksale zu seinem Besten veranstaltet worden. Er war froh, auf dem Wege des Lebens sich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu sehen, anstatt daß andere später und schwerer die Mißgriffe büßen, wozu sie ein jugendlicher Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt sich der Mensch so lange als er kann, den Thoren, den er im Busen hegt, zu verabschieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugestehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entschlossen er war, seinen liebsten Vorstellungen zu entsagen, so war doch einige Zeit nöthig, um ihn von seinem Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetischen Hervorbringens und der persönlichen Darstellung, mit triftigen Gründen, so ganz in sich vernichtet, daß er Muth faßte, alle Spuren seiner Thorheit, alles, was ihn irgend noch daran erinnern konnte, völlig auszulöschen. Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet, und holte ein Reliquienkästchen hervor, in welchem sich hunderterlei Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Marianen erhalten, oder derselben geraubt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da sie noch frisch in ihren Haaren blühte; jedes Zettelchen an die glückliche Stunde, wozu sie ihn dadurch einlud; jede Schleife an den lieblichen Ruheplatz seines Hauptes, ihren schönen Busen. Mußte nicht auf diese Weise jede Empfindung, die er schon lange getödtet glaubte, sich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenschaft, über die er, abgeschieden von seiner Geliebten, Herr

geworden war, in der Gegenwart dieser Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wir merken erst, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag ist, wenn ein einziger, durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darstellt.

Nicht ohne Bewegung sah er daher diese so lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor sich aufgehen. Einigemal hielt er zaudernd inne, und hatte noch eine Perlenschnur und ein flornes Halstuch übrig, als er sich entschloß, mit den dichterischen Versuchen seiner Jugend das abnehmende Feuer wieder anzufrischen.

Bis jetzt hatte er alles sorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühsten Entwicklung seines Geistes an, aus der Feder geflossen war. Noch lagen seine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er sie gepackt hatte, als er sie auf seiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er sie jetzt, als er sie damals zusammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, sondern wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eignes Siegel erbrechen, und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Packet eröffnete, und die zertheilten Hefte ins Feuer warf, die eben gewaltsam auflederten, als Werner hereintrat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte und fragte, was hier vorgehe?

Ich gebe einen Beweis, sagte Wilhelm, daß es mir Ernst sey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward;

und mit dieſen Worten warf er das zweite Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geſchehen.

Ich ſehe nicht ein, wie du zu dieſem Extrem kommſt? ſagte dieſer. Warum ſollen denn nun dieſe Arbeiten, wenn ſie nicht vortrefflich ſind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich ſeyn, oder gar nicht exiſtiren ſoll; weil jeder, der keine Anlage hat, das Beſte zu leiſten, ſich der Kunſt enthalten, und ſich vor jeder Verführung dazu ernſtlich in Acht nehmen ſollte. Denn freilich regt ſich in jedem Menſchen ein gewiſſes unbeſtimmtes Verlangen, dasjenige, was er ſieht, nachzuahmen; aber dieſes Verlangen beweist gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem was wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie ſie jedesmal, ſo oft Seiltänzer in der Stadt geweſen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz ſie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Haſt du es nicht in dem Cirkel unſrer Freunde bemerkt? So oft ſich ein Virtuoſe hören laßt, finden ſich immer einige, die ſogleich daſſelbe Inſtrument zu lernen anfangen. Wie viele irren auf dieſem Wege herum! Glücklich, wer den Fehlſchluß von ſeinen Wünſchen auf ſeine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widerſprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er ſich ſelbſt ſo oft gequält hatte, gegen ſeinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es ſey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geſchick habe, deßwegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde ſich ja ſo manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und

nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unser Freund, der hierin ganz anderer Meinung war, fiel ihm sogleich ein, und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie sehr irrst du, lieber Freund, wenn du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammen gegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen

verurſachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit. Wenn der Weltmenſch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeine Tage hinſchleicht, oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſale entgegen geht, ſo ſchreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leiſen Uebergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächſt die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtiget werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen. Wie! willſt du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter ſteige? Er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überſchweben, auf hohen Gipfeln zu niſten, und ſeine Nahrung von Knoſpen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd, zu nehmen, er ſollte zugleich wie der Stier am Pflug ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geſchloſſen einen Meierhof durch ſein Bellen ſichern?

Werner hatte, wie man ſich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menſchen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und, ohne daß ſie ſpinnen und weben, holdſelige Tage in beſtändigem Genuß zubringen könnten! Wenn ſie nur auch bei Ankunft des Winters ſich ſo leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen, und ſich vor dem Froſte zu ſichern!

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und ſo ſollten

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 03757/121

sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preis't und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gastfreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern verstand; und selbst der Reiche konnte seine Besitzthümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns niedergebracht, als der Dichter?

Mein Freund, versetzte Werner nach einigem Nachdenken, ich habe schon oft bedauert, daß du das, was du so lebhaft fühlst, mit Gewalt aus deiner Seele zu verbannen strebst. Ich müßte mich sehr irren, wenn du nicht besser thatest, dir selbst einigermaßen nachzugeben, als dich durch die Widersprüche eines so harten Entsagens aufzureiben, und dir mit der einen unschuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen.

Darf ich dir's gestehen, mein Freund, versetzte der andre, und wirst du mich nicht lächerlich finden, wenn ich dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, so sehr ich sie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz untersuche, alle frühen Wünsche fest, ja noch fester als sonst darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichem gegenwärtig übrig? Ach, wer mir vorausgesagt hatte, daß die Arme meines Geistes so bald zerschmettert werden sollten, mit denen ich ins Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfassen hoffte, wer mir das vorausgesagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben. Und noch jetzt, da das Gericht über mich ergangen ist, jetzt, da ich die verloren habe, die anstatt einer Gottheit mich zu meinen Wünschen hinüber führen sollte, was bleibt mir übrig, als mich den bittersten Schmerzen zu überlassen? O mein Bruder, fuhr er fort, ich leugne nicht, sie war mir bei meinen heimlichen Anschlagen der Kloben, an den eine Strickleiter befestigt ist; gefährlich hoffend schwebt der Abenteurer in der Luft, das Eisen bricht, und er liegt zerschmettert am Fuße seiner Wünsche. Es ist auch nun für mich kein Trost, keine Hoffnung mehr! Ich werde, rief er aus, indem er aufsprang, von diesen unglückseligen Papieren keines übrig lassen. Er faßte abermals ein paar Hefte an, riß sie auf und warf sie ins Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens. Laß mich! rief Wilhelm, was sollen diese elenden Blätter? Für mich sind sie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen sie übrig bleiben, um mich bis ans Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen sie vielleicht einmal der Welt zum Gespötte dienen, anstatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schicksal! Nun verstehe ich erst die Klagen der Dichter, der aus Noth weise gewordnen Traurigen. Wie

lange hielt ich mich für unzerstörbar, für unverwundlich, und ach! nun seh' ich, daß ein tiefer früher Schade nicht wieder auswachsen, sich nicht wieder herstellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit ins Grab nehmen muß. Nein! keinen Tag des Lebens soll der Schmerz von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken soll bei mir bleiben, mit mir leben und sterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden soll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bei mir entschuldigt. Ich bin zu grausam gewesen, du hast mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, das für sie und für mich zu thun, was ich uns beiden schuldig war. Wer weiß, in welchen Zustand ich sie versetzt habe, und erst nach und nach fällt mir's aufs Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülflosigkeit ich sie verließ! War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? War's nicht möglich? Wieviel Mißverständnisse können die Welt verwirren, wieviel Umstände können dem größten Fehler Vergebung erflehen? — Wie oft denke ich mir sie, in der Stille für sich sitzend, auf ihren Ellenbogen gestützt. — Das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, die er mir zuschwur! Mit diesem unsanften Schlag das schöne Leben zu endigen, das uns verband! — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er sich mit dem Gesichte auf den Tisch warf, und die übergebliebenen Papiere benetzte.

Werner stand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte sich dieses rasche Auflodern der Leidenschaft nicht vermuthet. Etlichemal wollte er seinem Freunde in die Rede fallen, etlichemal das Gespräch wo anders hinlenken, vergebens!

er widerstand dem Strome nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundschaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigsten Anfall des Schmerzens vorüber, indem er durch seine stille Gegenwart eine aufrichtige reine Theilnehmung am besten sehen ließ, und so blieben sie diesen Abend; Wilhelm ins stille Nachgefühl des Schmerzens versenkt, und der andere erschreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenschaft, die er lange bemeistert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Capitel.

Nach solchen Rückfällen pflegte Wilhelm meist nur desto eifriger sich den Geschäften und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beste Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzulocken suchte, zu entfliehen. Seine gute Art, sich gegen Fremde zu betragen, seine Leichtigkeit, fast in allen lebenden Sprachen Correspondenz zu führen, gaben seinem Vater und dessen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung und trösteten sie über die Krankheit, deren Ursache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pause, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beschloß Wilhelms Abreise zum zweiten Mal, und wir finden ihn auf seinem Pferde, den Mantelsack hinter sich, erheitert durch freie Luft und Bewegung, dem Gebirge sich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten sollte.

Er durchstrich langsam Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felsen, rauschende Wasserbäche, bewachsene Wände, tiefe Gründe sah er hier zum ersten Mal, und doch hatten seine frühsten

Jugendträume schon in solchen Gegenden geschwebt. Er fühlte sich bei diesem Anblicke wieder verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus seiner Seele weggewaschen, und mit völliger Heiterkeit sagte er sich Stellen aus verschiedenen Gedichten, besonders aus dem Pastor fido vor, die an diesen einsamen Plätzen schaarenweis seinem Gedächtnisse zuflossen. Auch erinnerte er sich mancher Stellen aus seinen eigenen Liedern, die er mit einer besondern Zufriedenheit recitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Gestalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menschen, die auf einander folgend hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen, und den Weg ins Gebirge, durch steile Fußpfade, eilig fortsetzten, unterbrachen einigemal seine stille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerksam auf sie geworden wäre. Endlich gesellte sich ein gesprächiger Gefährte zu ihm, und erzählte die Ursache der starken Pilgerschaft.

Zu Hochdorf, sagte er, wird heute Abend eine Komödie gegeben, wozu sich die ganze Nachbarschaft versammelt.

Wie! rief Wilhelm, in diesen einsamen Gebirgen, zwischen diesen undurchdringlichen Waldern hat die Schauspielkunst einen Weg gefunden, und sich einen Tempel aufgebaut? und ich muß zu ihrem Feste wallfahrten?

Sie werden sich noch mehr wundern, sagte der andere, wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt wird. Es ist eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernährt. Der Unternehmer, der so zu sagen von aller menschlichen Gesellschaft entfernt lebt, weiß seine Arbeiter im Winter nicht besser zu beschäftigen, als daß er sie veranlaßt hat,

Komödie zu spielen. Er leidet keine Karten unter ihnen, und wünscht sie auch sonst von rohen Sitten abzuhalten. So bringen sie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag ist, geben sie ihm zu Ehren eine besondere Festlichkeit.

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten sollte, und stieg bei der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf seiner Liste stand.

Als er seinen Namen nannte, rief der Alte verwundert aus: Ei, mein Herr, sind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich so viel Dank und bis jetzt noch Geld schuldig bin? Ihr Herr Vater hat so viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Böſewicht seyn müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu sehen, daß es mir Ernst ist.

Er rief seine Frau herbei, welche eben so erfreut war, den jungen Mann zu sehen; sie versicherte, daß er seinem Vater gleiche, und bedauerte, daß sie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geschäft war klar und bald berichtigt; Wilhelm steckte ein Röllchen Gold in die Tasche, und wünschte, daß seine übrigen Geschafte auch so leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauspiels kam heran, man erwartete nur noch den Oberforstmeister, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat, und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Gesellschaft wurde nunmehr ins Schauspielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren, ohne sonderlichen Geschmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Malern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei dem

Theater in der Residenz gehandlangt, und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freilich etwas roh, hingestellt. Das Stück hatten sie von einer herumziehenden Truppe geborgt, und nach ihrer eigenen Weise zurecht geschnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreißen wollen, brachte allerlei interessante Situationen hervor. Es war das erste Stück, das unser Freund nach einer so langen Zeit wieder sah; er machte mancherlei Betrachtungen. Es war voller Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charaktere. Es gefiel und ergetzte. So sind die Anfange aller Schauspielkunst. Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Den Schauspielern hatte er hie und da gerne nachgeholfen; denn es fehlte nur wenig, so hätten sie um vieles besser seyn können.

In seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tabaksdampf, der immer stärker und stärker wurde. Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfang des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen sich mehrere diese Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt; allein sie fanden bald den Weg zur Hinterthüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs, und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterre eingenommen hatte.

Zum Nachspiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das den Alten in seinem Brautigamskleide vorstellte, stand auf einem Altar, mit Kranzen behangen. Alle Schauspieler

huldigten ihm in demuthvollen Stellungen. Das jüngste Kind trat, weiß gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Versen, wodurch die ganze Familie und sogar der Oberforstmeister, der sich dabei an seine Kinder erinnerte, zu Thranen bewegt wurde. So endigte sich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu besteigen, die Actricen in der Nahe zu besehen, sie wegen ihres Spiels zu loben, und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die übrigen Geschafte unsers Freundes, die er nach und nach in größern und kleinern Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle so glücklich, noch so vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufschub, manche waren unhöflich, manche leugneten. Nach seinem Auftrage sollte er einige verklagen; er mußte einen Advocaten aufsuchen, diesen instruiren, sich vor Gericht stellen und was dergleichen verdrießliche Geschafte noch mehr waren.

Eben so schlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einigermaßen unterrichten konnten; wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhaltniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicherweise Regentage einfielen, und eine Reise zu Pferd in diesen Gegenden mit unerträglichen Beschwerden verknüpft war, so dankte er dem Himmel, als er sich dem flachen Lande wieder näherte, und am Fuße des Gebirges, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, an einem sanften Flusse, im Sonnenscheine, ein heiteres Landstadtchen liegen sah, in welchem er zwar keine Geschafte hatte, aber eben deßwegen sich entschloß, ein paar Tage daselbst zu verweilen, um sich und seinem Pferde, das von dem schlimmen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu verschaffen.

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, ging es darin sehr lustig, wenigstens sehr lebhaft zu. Eine große Gesellschaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen starken Mann bei sich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen, und machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald stritten sie mit dem Wirthe, bald unter sich selbst; und wenn ihr Zank unleidlich war, so waren die Aeußerungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, stand er unter dem Thore, und sah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüst aufzuschlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines, an der Seite des Platzes stehenden, andern Gasthauses sich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachlässig aufgelöst um ihren Nacken; sie schien sich nach dem Fremden umzusehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Frisirschürze umgegürtet und ein weißes Jackchen anhatte, aus der Thüre jenes Hauses, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und sagte: das Frauenzimmer am Fenster laßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der schönen Blumen abtreten wollen? — Sie stehen ihr alle zu Diensten, versetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten

das Bouquet überreichte, und zugleich der Schönen ein Compliment machte, welches sie mit einem freundlichen Gegengruß erwiederte, und sich vom Fenster zurückzog.

Nachdenkend über dieses artige Abenteuer ging er nach seinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geschöpf ihm entgegen sprang, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein kurzes seidnes Westchen mit geschlitzten spanischen Ermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das letzte, und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbei kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft seyn müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte, und in die Küche lief ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinauf kam, fand er auf dem weiten Vorsaale zwei Mannspersonen, die sich im Fechten übten, oder vielmehr ihre Geschicklichkeit an einander zu versuchen schienen. Der eine war offenbar von der Gesellschaft, die sich im Hause befand, der andere hatte ein weniger wildes Ansehn. Wilhelm sah ihnen zu, und hatte Ursache, sie beide zu bewundern, und als nicht lange darauf der schwarzbärtige nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der andere, mit vieler Artigkeit, Wilhelmen das Rapier an.

Wenn Sie einen Schüler, versetzte dieser, in die Lehre nehmen wollen, so bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen. Sie fochten zusammen, und obgleich der

Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, so war er doch höflich genug, zu versichern, daß alles nur auf Uebung ankomme; und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen deutschen Fechtmeister unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung ward durch das Getöse unterbrochen, mit welchem die bunte Gesellschaft aus dem Wirthshause auszog, um die Stadt von ihrem Schauspiel zu benachrichtigen, und auf ihre Künste begierig zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor sich hielt, das mit Bändern und Flittern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon einige auf ihren Schultern Kinder, in abenteuerlichen Stellungen, leicht und bequem daher trugen, unter denen die junge, schwarzköpfige, düstere Gestalt Wilhelms Aufmerksamkeit aufs neue erregte.

Pagliasso lief unter der andringenden Menge drollig hin und her, und theilte mit sehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritschte, seine Zettel aus, und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannigfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Narciß und der Demoiselle Landrinette herausgestrichen, welche beide, als Hauptpersonen, die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu enthalten, sich dadurch ein vornehmeres Ansehen zu geben, und größere Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte sich auch die schöne Nachbarin wieder am Fenster sehen lassen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, sich bei seinem Gesellschafter nach ihr zu erkundigen.

Dieſer, den wir einſtweilen Laertes nennen wollen, erbot ſich, Wilhelmen zu ihr hinüber zu begleiten. Ich und das Frauenzimmer, ſagte er lächelnd, ſind ein paar Trümmer einer Schauſpielergeſellſchaft, die vor kurzem hier ſcheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben, und unſre wenige geſammelte Baarſchaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen iſt, ein Unterkommen für ſich und uns zu ſuchen.

Laertes begleitete ſogleich ſeinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick ſtehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. Sie werden mir es gewiß danken, ſagte er, indem er zurückkam, daß ich Ihnen dieſe artige Bekanntſchaft verſchaffe.

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Abſätzen aus der Stube entgegen getreten. Sie hatte eine ſchwarze Mantille über ein weißes Negligé geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Anſehn gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichſten Füße von der Welt ſehen.

Seyn Sie mir willkommen! rief ſie Wilhelmen zu, und nehmen Sie meinen Dank für die ſchönen Blumen. Sie führte ihn mit der einen Hand ins Zimmer, indem ſie mit der andern den Strauß an die Bruſt drückte. Als ſie ſich niedergeſetzt hatten, und in gleichgültigen Geſprächen begriffen waren, denen ſie eine reizende Wendung zu geben wußte, ſchüttete ihr Laertes gebrannte Mandeln in den Schoos, von denen ſie ſogleich zu naſchen anfing. Sehn Sie, welch ein Kind dieſer junge Menſch iſt! rief ſie aus: er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von ſolchen Näſchereien ſey, und er iſt's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.

Laſſen Sie uns nur geſtehen, verſetzte Laertes, daß wir hierin, wie in mehrerem, einander gern Geſellſchaft leiſten. Zum Beiſpiel, ſagte er, es iſt heute ein ſehr ſchöner Tag; ich dächte wir führen ſpazieren und nähmen unſer Mittagsmahl auf der Mühle. — Recht gern, ſagte Philine, wir muſſen unſerm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen. Laertes ſprang fort, denn er ging niemals, und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hauſe, um ſeine Haare, die von der Reiſe noch verworren ausſahen, in Ordnung bringen zu laſſen. Das können Sie hier! ſagte ſie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigſte Weiſe, ſeinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen, und ſich in ihrer Gegenwart friſiren zu laſſen. Man muß ja keine Zeit verſaumen, ſagte ſie; man weiß nicht, wie lange man noch beiſammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig, als ungeſchickt, benahm ſich nicht zum beſten, raufte Wilhelmen, und ſchien ſobald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal ſeine Unart, ſtieß ihn endlich ungeduldig hinweg und jagte ihn zur Thüre hinaus. Nun übernahm ſie ſelbſt die Bemühung, und kräuſelte die Haare unſers Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob ſie gleich auch nicht zu eilen ſchien, und bald dieſes bald jenes an ihrer Arbeit auszuſetzen hatte, indem ſie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knien die ſeinigen zu berühren, und Strauß und Buſen ſo nahe an ſeine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Verſuchung geſetzt ward, einen Kuß darauf zu drucken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermeſſer ſeine Stirne gereinigt hatte, ſagte ſie zu ihm: ſtecken Sie es ein, und gedenken Sie meiner dabei. Es war ein artiges Meſſer;

der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenkt mein. Wilhelm ſteckte es zu ſich, dankte ihr, und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeſchenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutſche gebracht, und nun begann eine ſehr luſtige Fahrt. Philine warf jedem Armen, der ſie anbettelte, etwas zum Schlage hinaus, indem ſie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen, und hatten ein Eſſen beſtellt, als eine Muſik vor dem Hauſe ſich hören ließ. Es waren Bergleute, die, zu Cither und Triangel, mit lebhaften und grellen Stimmen, verſchiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht lange, ſo hatte eine herbeiſtrömende Menge einen Kreis um ſie geſchloſſen, und die Geſellſchaft nickte ihnen ihren Beifall aus den Fenſtern zu. Als ſie dieſe Aufmerkſamkeit geſehen, erweiterten ſie ihren Kreis, und ſchienen ſich zu ihrem wichtigſten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pauſe trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und ſtellte, indeß die andern eine ernſthafte Melodie ſpielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, ſo trat ein Bauer aus der Menge, und gab jenem pantomimiſch drohend zu verſtehen, daß er ſich von hier hinwegbegeben ſolle. Die Geſellſchaft war darüber verwundert, und erkannte erſt den, in einen Bauer verkleideten, Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Recitativ den andern ſchalt, daß er wage auf ſeinem Acker zu hantieren. Jener kam nicht aus der Faſſung, ſondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuſchlagen, und gab ihm dabei die erſten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die

fremde Terminologie nicht verstand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuschauer, die sich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufschlugen. Der Bergmann suchte ihn zu berichten, und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdischen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerst mit Schlägen gedroht hatte, ließ sich nach und nach besänftigen, und sie schieden als gute Freunde von einander; besonders aber zog sich der Bergmann auf die honorabelste Art aus diesem Streite.

Wir haben, sagte Wilhelm bei Tische, an diesem kleinen Dialog das lebhafteste Beispiel, wie nützlich allen Ständen das Theater seyn könnte, wie vielen Vortheil der Staat selbst daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menschen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Gesichtspunkte auf das Theater brächte, aus welchem sie der Staat selbst ehren und schützen muß. Jetzt stellen wir nur die lächerliche Seite der Menschen dar; der Lustspieldichter ist gleichsam nur ein hämischer Controleur, der auf die Fehler seiner Mitbürger überall ein wachsames Auge hat und froh zu seyn scheint, wenn er ihnen eins anhangen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann seyn, den natürlichen, wechselseitigen Einfluß aller Stände zu überschauen, und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei seinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf diesem Wege manche sehr unterhaltende, zugleich nützliche und lustige Stücke ersonnen werden.

So viel ich, sagte Lacrtes, überall wo ich herumgeschwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; selten aber zu

gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehn, bis es schädlich wird; dann zürnt man und schlägt drein.

Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, sagte Philine, ich kann mir sie nicht anders als in Perücken vorstellen, und eine Perücke, es mag sie aufhaben wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunter nehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen.

Mit einigen lebhaften Gesängen, welche sie sehr schön vortrug, schnitt Philine das Gespräch ab, und trieb zu einer schnellen Rückfahrt, damit man die Künste der Seiltänzer am Abende zu sehen nicht versäumen möchte. Drollig bis zur Ausgelassenheit, setzte sie ihre Freigebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem sie zuletzt, da ihr und ihren Reisegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinaus warf.

Philine lud beide Begleiter zu sich in ihre Wohnung, weil man, wie sie sagte, aus ihren Fenstern das öffentliche Schauspiel besser als im andern Wirthshause sehen könne.

Als sie ankamen, fanden sie das Gerüst aufgeschlagen, und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbretter waren schon gelegt, das Schlappseil an die Pfosten befestigt, und das straffe Seil über die Böcke gezogen. Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt, und die Fenster mit Zuschauern einiger Art besetzt.

Pagliaß bereitete erst die Versammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuschauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerksamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die seltsamsten Verrenkungen

darſtellten, erregten bald Verwunderung, bald Grauſen, und Wilhelm konnte ſich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim erſten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die ſonderbaren Stellungen hervorbringen ſah. Doch bald erregten die luſtigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn ſie erſt einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zuſammen ſich vorwärts und rückwärts in der Luft überſchlugen. Ein lautes Händeklatſchen und Jauchzen erſcholl aus der ganzen Verſammlung.

Nun aber ward die Aufmerkſamkeit auf einen ganz andern Gegenſtand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerſt, damit ſie durch ihre Uebungen das Schauſpiel verlängerten, und die Schwierigkeit der Kunſt ins Licht ſetzten. Es zeigten ſich auch einige Manner und erwachſene Frauensperſonen mit ziemlicher Geſchicklichkeit; allein es war noch nicht Monſieur Narciß, noch nicht Demoiſelle Landrinette.

Endlich traten auch dieſe aus einer Art von Zelt hinter aufgeſpannten rothen Vorhängen hervor, und erfüllten durch ihre angenehme Geſtalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuſchauer. Er, ein munteres Burſchchen von mittlerer Größe, ſchwarzen Augen und einem ſtarken Haarzopf; ſie, nicht minder wohl und kräftig gebildet; beide zeigten ſich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und ſeltſamen Poſituren. Ihre Leichtigkeit, ſeine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit beide ihre Kunſtſtücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anſtand, womit ſie ſich betrugen, die anſcheinenden Bemühungen der andern um ſie gaben ihnen das Anſehn, als wenn ſie

Herr und Meiſter der ganzen Truppe wären,, und jedermann hielt ſie des Ranges werth.

Die Begeiſterung des Volks theilte ſich den Zuſchauern an den Fenſtern mit, die Damen ſahen unverwandt nach Narciſſen, die Herrn nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publicum enthielt ſich nicht des Klatſchens; kaum daß man noch über Pagliaſſen lachte. Wenige nur ſchlichen ſich weg, als einige von der Truppe, um Geld zu ſammeln, ſich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gutt gemacht, ſagte Wilhelm zu Philinen, die bei ihm am Fenſter lag, ich bewundere ihren Verſtand, womit ſie auch geringe Kunſtſtückchen, nach und nach und zur rechten Zeit angebracht, gelten zu machen wußten, und wie ſie aus der Ungeſchicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuoſität ihrer Beſten ein Ganzes zuſammen arbeiteten, das erſt unſre Aufmerkſamkeit erregte, und dann uns auf das angenehmſte unterhielt.

Das Volk hatte ſich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Geſtalt und Geſchicklichkeit Narciſſens und Landrinettens in Streit geriethen, und ſich wechſelsweiſe neckten. Wilhelm ſah das wunderbare Kind auf der Straße bei andern ſpielenden Kindern ſtehen, machte Philinen darauf aufmerkſam, die ſogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, ſingend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte.

Hier iſt das Räthſel, rief ſie, als ſie das Kind zur Thüre hereinzog. Es blieb am Eingange ſtehen, eben als wenn es gleich wieder hinausſchlüpfen wollte,, legte die rechte Hand vor die Bruſt, die linke vor die Stirn,, und bückte ſich tief. Fürchte dich nicht, liebe Kleine, ſagte Wilhelm,

indem er auf sie los ging. Sie sah ihn mit unsicherm Blick an, und trat einige Schritte näher.

Wie nennest du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon. — Wie viel Jahre hast du? — Es hat sie niemand gezählt. — Wer war dein Vater? — Der große Teufel ist todt. —

Nun das ist wunderlich genug! rief Philine aus. Man fragte sie noch Einiges; sie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutsch und mit einer sonderbar feierlichen Art vor; dabei legte sie jedesmal die Hände an Brust und Haupt und neigte sich tief.

Wilhelm konnte sie nicht genug ansehen. Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnißvollen Zustande dieses Wesens angezogen. Er schätzte sie zwölf bis dreizehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkern Wuchs versprachen, oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend; ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Nase außerordentlich schön, und der Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien, und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Diese Gestalt prägte sich Wilhelmen sehr tief ein; er sah sie noch immer an, schwieg und vergaß der Gegenwärtigen über seinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus seinem Halbtraume, indem sie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte, und ihm ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Es machte seinen Bückling, wie oben, und fuhr blitzschnell zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbei kam, daß unsre neuen Bekannten sich für diesen Abend trennen sollten, redeten sie

vorher noch eine Spazierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhauſe, ihr Mittagsmahl einnehmen. Wilhelm ſprach dieſen Abend noch manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtſinnig antwortete.

Den andern Morgen, als ſie ſich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen ſie nach Philinens Gaſthofe, vor welchem ſie die beſtellte Kutſche ſchon hatten anfahren ſehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutſche verſchwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hauſe anzutreffen war. Sie hatte ſich, ſo erzählte man, mit ein paar Fremden, die dieſen Morgen angekommen waren, in den Wagen geſetzt, und war mit ihnen davon gefahren. Unſer Freund, der ſich in ihrer Geſellſchaft eine angenehme Unterhaltung verſprochen hatte, konnte ſeinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes, und rief: So gefällt ſie mir! Das ſieht ihr ganz ähnlich! Laſſen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhauſe gehen; ſie mag ſeyn, wo ſie will, wir wollen ihretwegen unſere Promenade nicht verſäumen.

Als Wilhelm unterwegs dieſe Inconſequenz des Betragens zu tadeln fortfuhr, ſagte Laertes: Ich kann nicht inconſequent finden, wenn jemand ſeinem Charakter treu bleibt. Wenn ſie ſich etwas vornimmt oder jemanden etwas verſpricht, ſo geſchieht es nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem ſeyn werde, den Vorſatz auszuführen oder ihr Verſprechen zu halten. Sie verſchenkt gern, aber man muß immer bereit ſeyn, ihr das Geſchenkte wieder zu geben.

Dieß iſt ein ſeltſamer Charakter, verſetzte Wilhelm.

Nichts weniger als ſeltſam, nur daß ſie keine Heuchlerin iſt. Ich liebe ſie deßwegen, ja ich bin ihr Freund, weil ſie

mir das Geschlecht so rein darstellt, das ich zu hassen so viel Ursache habe. Sie ist mir die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geschlechts; so sind alle, nur wollen sie es nicht Wort haben.

Unter mancherlei Gesprächen, in welchen Laertes seinen Haß gegen das weibliche Geschlecht sehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Ursache davon anzugeben, waren sie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm sehr verstimmt eintrat, weil die Aeußerungen des Laertes ihm die Erinnerung an sein Verhältniß zu Marianen wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beschatteten Quelle, unter herrlichen alten Bäumen, Philinen allein, an einem steinernen Tische sitzen. Sie sang ihnen ein lustiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Gesellschaft fragte, rief sie aus: Ich habe sie schön angeführt; ich habe sie zum Besten gehabt, wie sie es verdienten. Schon unterwegs setzte ich ihre Freigebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß sie von den kargen Näschern waren, nahm ich mir gleich vor, sie zu bestrafen. Nach unsrer Ankunft fragten sie den Kellner, was zu haben sey? der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit seiner Zunge alles, was da war, und mehr als da war, her erzahlte. Ich sah ihre Verlegenheit, sie blickten einander an, stotterten und fragten nach dem Preise. Was bedenken Sie sich lange, rief ich aus, die Tafel ist das Geschäft eines Frauenzimmers, lassen Sie mich dafür sorgen. Ich fing darauf an, ein unsinniges Mittagmahl zu bestellen, wozu noch manches durch Boten aus der Nachbarschaft geholt werden sollte. Der Kellner, den ich durch ein paar schiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und so haben wir sie durch die Vorstellung eines herrlichen Gastmahls dergestalt geängstigt, daß sie sich kurz und gut zu

einem Spaziergange in den Wald entſchloſſen, von dem ſie wohl ſchwerlich zurückkommen werden. Ich habe eine Viertelſtunde auf meine eigene Hand gelacht, und werde lachen, ſo oft ich an die Geſichter denke. Bei Tiſche erinnerte ſich Laertes an ähnliche Fälle; ſie kamen in den Gang, luſtige Geſchichten, Mißverſtändniſſe und Prellereien zu erzählen.

Ein junger Mann von ihrer Bekanntſchaft aus der Stadt kam mit einem Buche durch den Wald geſchlichen, ſetzte ſich zu ihnen und rühmte den ſchönen Platz. Er machte ſie auf das Rieſeln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Geſang der Vögel aufmerkſam. Philine ſang ein Liedchen vom Kuckuk, welches dem Ankömmling nicht zu behagen ſchien; er empfahl ſich bald.

Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Naturſcenen hören ſollte, rief Philine aus, als er weg war; es iſt nichts unerträglicher, als ſich das Vergnügen vorrechnen zu laſſen, das man genießt. Wenn ſchön Wetter iſt, geht man ſpazieren, wie man tanzt, wenn aufgeſpielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Muſik, wer ans ſchöne Wetter denken? Der Tänzer intereſſirt uns, nicht die Violine, und in ein paar ſchöne ſchwarze Augen zu ſehen, thut einem paar blauen Augen gar zu wohl. Was ſollen dagegen Quellen und Brunnen, und alte morſche Linden! Sie ſah, indem ſie ſo ſprach, Wilhelmen, der ihr gegenüber ſaß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigſtens bis an die Thüre ſeines Herzens vorzudringen.

Sie haben Recht, verſetzte er mit einiger Verlegenheit, der Menſch iſt dem Menſchen das Intereſſanteſte, und ſollte ihn vielleicht ganz allein intereſſiren. Alles andere, was uns umgiebt, iſt entweder nur Element, in dem wir leben, oder

Werkzeug, deſſen wir uns bedienen. Jemehr wir uns dabei aufhalten, jemehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, deſto ſchwächer wird das Gefühl unſers eignen Werthes und das Gefühl der Geſellſchaft. Die Menſchen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Beſitzthum legen, ſind weniger geſellig und gefällig; ſie verlieren die Menſchen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu verſammeln nur ſehr wenigen glückt. Sehn wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauſpieler macht uns bald eine elende, unſchickliche Decoration vergeſſen, dahingegen das ſchönſte Theater den Mangel an guten Schauſpielern erſt recht fühlbar macht.

Nach Tiſche ſetzte Philine ſich in das beſchattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeiſchaffen. Sie wand ſich einen vollen Kranz und ſetzte ihn auf; ſie ſah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin; auch den flocht ſie, indem ſich beide Männer neben ſie ſetzten. Als er unter allerlei Scherz und Anſpielungen fertig geworden war, drückte ſie ihn Wilhelmen mit der größten Anmuth aufs Haupt und rückte ihn mehr als einmal anders, bis er recht zu ſitzen ſchien. Und ich werde, wie es ſcheint, leer ausgehen, ſagte Laertes.

Mit nichten, verſetzte Philine. Ihr ſollt euch keineswegs beklagen. Sie nahm ihren Kranz vom Haupte und ſetzte ihn Laertes auf.

Wären wir Nebenbuhler, ſagte dieſer, ſo würden wir ſehr heftig ſtreiten können, welchen von beiden du am meiſten begünſtigſt.

Da war't ihr rechte Thoren, verſetzte ſie, indem ſie ſich zu ihm hinüberbog, und ihm den Mund zum Kuß reichte,

ſich aber ſogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelmen ſchlang und einen lebhaften Kuß auf ſeine Lippen drückte. Welcher ſchmeckt am beſten? fragte ſie neckiſch.

Wunderlich! rief Laertes. Es ſcheint, als wenn ſo etwas niemals nach Wermuth ſchmecken könne.

So wenig, ſagte Philine, als irgend eine Gabe, die jemand ohne Neid und Eigenſinn genießt. Nun hätte ich, rief ſie aus, noch Luſt, eine Stunde zu tanzen, und dann müſſen wir wohl wieder nach unſern Springern ſehen.

Man ging nach dem Hauſe, und fand Muſik daſelbſt. Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Geſellſchafter. Wilhelm war nicht ungeſchickt, allein es fehlte ihm an einer künſtlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen ſich vor, ihn zu unterrichten.

Man verſpätete ſich. Die Seiltänzer hatten ihre Künſte ſchon zu produciren angefangen. Auf dem Platze hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden, doch war unſern Freunden, als ſie ausſtiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menſchen nach dem Thore des Gaſthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm ſprang hinüber, um zu ſehen, was es ſey, und mit Entſetzen erblickte er, als er ſich durchs Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergeſellſchaft, der das intereſſante Kind bei den Haaren aus dem Hauſe zu ſchleppen bemüht war, und mit einem Peitſchenſtiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losſchlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu und faßte ihn bei der Bruſt. Laß das Kind los! ſchrie er wie ein Raſender, oder Einer von uns bleibt hier auf der Stelle. Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß dieſer zu erſticken glaubte, das Kind losließ, und ſich gegen den Angreifenden

zu vertheidigen ſuchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer ſogleich in die Arme, entwaffneten ihn, und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieſer, der ſich jetzt nur auf die Waffen ſeines Mundes reducirt ſah, fing graßlich zu drohen und zu fluchen an: die faule, unnütze Creatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; ſie verweigere den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publico verſprochen habe; er wolle ſie todtſchlagen, und es ſolle ihn niemand daran hindern. Er ſuchte ſich loszumachen, um das Kind, das ſich unter der Menge verkrochen hatte, aufzuſuchen. Wilhelm hielt ihn zurück, und rief: Du ſollſt nicht eher dieſes Geſchöpf weder ſehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenſchaft giebſt, wo du es geſtohlen haſt; ich werde dich aufs äußerſte treiben; du ſollſt mir nicht entgehen. Dieſe Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Abſicht, aus einem dunkeln Gefühl, oder, wenn man will, aus Inſpiration ausgeſprochen hatte, brachte den wüthenden Menſchen auf einmal zur Ruhe. Er rief: Was hab' ich mit der unnützen Creatur zu ſchaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider koſten, und Sie mögen ſie behalten; wir wollen dieſen Abend noch einig werden. Er eilte darauf, die unterbrochene Vorſtellung fortzuſetzen und die Unruhe des Publicums durch einige bedeutende Kunſtſtücke zu befriedigen.

Wilhelm ſuchte nunmehr, da es ſtille geworden war, nach dem Kinde, das ſich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, andere auf den Dächern der benachbarten Häuſer geſehen haben. Nachdem man es aller Orten geſucht hatte, mußte man ſich beruhigen, und abwarten, ob es nicht von ſelbſt wieder herbeikommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hauſe gekommen, welchen Wilhelm über die Schickſale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieſer wußte nichts davon, denn er war nicht lange bei der Geſellſchaft, erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtſinne ſeine eigenen Schickſale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beifall Glück wünſchte, deſſen er ſich zu erfreuen hatte, äußerte er ſich ſehr gleichgültig darüber. Wir ſind gewohnt, ſagte er, daß man über uns lacht, und unſre Künſte bewundert; aber wir werden durch den außerordentlichen Beifall um nichts gebeſſert. Der Entrepreneur zahlt uns und mag ſehen, wie er zurechte kömmt. Er beurlaubte ſich darauf, und wollte ſich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er ſo ſchnell hin wolle? lächelte der junge Menſch und geſtand, daß ſeine Figur und Talente ihm einen ſolidern Beifall zugezogen, als der des großen Publicums ſey. Er habe von einigen Frauenzimmern Botſchaft erhalten, die ſehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Beſuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort mit der größten Aufrichtigkeit ſeine Abenteuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuſer angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine ſolche Indiscretion abgelehnt und ihn höflich entlaſſen hätte.

Laertes hatte indeſſen Landrinetten unterhalten, und verſicherte, ſie ſey vollkommen würdig, ein Weib zu ſeyn und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unſerm Freunde für dreißig Thaler überlaſſen wurde, gegen welche der ſchwarzbärtige heftige Italiäner ſeine Anſprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als

daß er ſolches nach dem Tode ſeines Bruders, den man, wegen ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit, den großen Teufel genannt, zu ſich genommen habe.

Der andere Morgen ging meiſt mit Aufſuchen des Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauſes und der Nachbarſchaft; es war verſchwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Waſſer geſprungen ſeyn, oder ſich ſonſt ein Leids angethan haben.

Philinens Reize konnten die Unruhe unſers Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um ſich dem Publico aufs beſte zu empfehlen, konnte ſein Gemüth nicht erheitert und zerſtreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortſchaften hatte die Anzahl der Menſchen außerordentlich zugenommen, und ſo wälzte ſich auch der Schneeball des Beifalls zu einer ungeheuren Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papiernen Böden machte eine große Senſation. Der ſtarke Mann ließ zum allgemeinen Grauſen, Entſetzen und Erſtaunen, indem er ſich mit dem Kopf und den Füßen auf ein paar auseinander geſchobene Stühle legte, auf ſeinen hohlſchwebenden Leib einen Ambos heben und auf demſelben, von einigen wackern Schmiedegeſellen, ein Hufeiſen fertig ſchmieden.

Auch war die ſogenannte Herculesſtarke, da eine Reihe Männer, auf den Schultern einer erſten Reihe ſtehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, ſo daß zuletzt eine lebendige Pyramide entſteht, deren Spitze ein Kind, auf den Kopf geſtellt, als Knopf und Wetterfahne ziert, in dieſen Gegenden noch nie geſehen worden, und endigte würdig das

ganze Schauſpiel. Narciß und Landrinette ließen ſich in Tragſeſſeln auf den Schultern der übrigen durch die vornehmſten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeſchrei des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumenſträuße und ſeidene Tücher zu, und drängte ſich, ſie ins Geſicht zu faſſen. Jedermann ſchien glücklich zu ſeyn, ſie anzuſehn, und von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Welcher Schauſpieler, welcher Schriftſteller, ja welcher Menſch überhaupt würde ſich nicht auf dem Gipfel ſeiner Wünſche ſehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen ſo allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köſtliche Empfindung müßte es ſeyn, wenn man gute, edle, der Menſchheit würdige Gefühle eben ſo ſchnell durch einen elektriſchen Schlag ausbreiten, ein ſolches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als dieſe Leute durch ihre körperliche Geſchicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menſchlichen geben, wenn man ſie mit der Vorſtellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unſinns und der Albernheit entzünden, erſchüttern, und ihr ſtockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung ſetzen könnte! So ſprach unſer Freund, und da weder Philine noch Laertes geſtimmt ſchienen, einen ſolchen Discurs fortzuſetzen, unterhielt er ſich allein mit dieſen Lieblingsbetrachtungen, als er bis ſpat in die Nacht um die Stadt ſpazierte, und ſeinen alten Wunſch, das Gute, Edle, Große durch das Schauſpiel zu verſinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit einer losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Fünftes Capitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräusch abgezogen waren, fand sich Mignon sogleich wieder ein, und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortsetzten. Wo hast du gesteckt? fragte Wilhelm freundlich: du hast uns viel Sorge gemacht. Das Kind antwortete nichts, und sah ihn an. Du bist nun unser, rief Laertes, wir haben dich gekauft. — Was hast du bezahlt? fragte das Kind ganz trocken. — Hundert Ducaten, versetzte Laertes; wenn du sie wieder giebst, kannst du frei seyn. — Das ist wohl viel? fragte das Kind. — O ja, du magst dich nur gut aufführen. — Ich will dienen, versetzte sie.

Von dem Augenblicke an merkte sie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienste zu leisten hatte, und litt schon des andern Tages nicht mehr, daß er ins Zimmer kam. Sie wollte alles selbst thun, und machte auch ihre Geschäfte, zwar langsam und mitunter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie stellte sich oft an ein Gefäß mit Wasser, und wusch ihr Gesicht mit so großer Emsigkeit und Heftigkeit, daß sie sich fast die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß sie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weise loszuwerden suche, und über dem Eifer, womit sie es that, die Röthe, die sie durchs Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigste Schminke halte. Man bedeutete sie, und sie ließ ab, und nachdem sie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte sich eine schöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Gesichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philinens, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes, mehr als er sich selbst

gestehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verschiedene Tage in dieser sonderbaren Gesellschaft zu, und rechtfertigte sich bei sich selbst durch eine fleißige Uebung in der Fecht- und Tanzkunst, wozu er so leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert, und gewissermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen sah, welche, gleich nach dem ersten frohen Gruße, sich nach der Directrice und den übrigen Schauspielern erkundigten, und mit großem Schrecken vernahmen, daß jene sich schon lange entfernt habe, und diese bis auf wenige zerstreut seyen.

Das junge Paar hatte sich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wissen, Wilhelm behülflich gewesen, an einigen Orten nach Engagement umgesehen, keines gefunden, und war endlich in dieses Städtchen gewiesen worden, wo einige Personen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater gesehen haben wollten.

Philinen wollte Madame Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als sie Bekanntschaft machten, keinesweges gefallen. Sie wünschten die neuen Ankömmlinge gleich wieder los zu seyn, und Wilhelm konnte ihnen keine günstigen Gesinnungen beibringen, ob er ihnen gleich wiederholt versicherte, daß es recht gute Leute seyen.

Eigentlich war auch das bisherige lustige Leben unsrer drei Abenteurer durch die Erweiterung der Gesellschaft auf mehr als eine Weise gestört; denn Melina fing im Wirthshause (er hatte in eben demselben, in welchem Philine wohnte Platz gefunden) gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld besseres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Gesichter, und wenn die

andern, um froh zu leben, sich alles gefallen ließen, und nur geschwind bezahlten, um nicht länger an das zu denken, was schon verzehrt war; so mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig sogleich berichtigte, jederzeit von vorn wieder durchgenommen werden, so daß Philine ihn, ohne Umstände, ein wiederkauendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madame Melina dem lustigen Mädchen. Diese junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr ganzlich an Geist und Seele. Sie declamirte nicht übel, und wollte immer declamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeclamation war, die auf einzelnen Stellen lastete, und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei diesem allen war sie nicht leicht jemandem, besonders Mannern, unangenehm. Vielmehr schrieben ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen schönen Verstand zu: denn sie war, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte; sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit einer besondern Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so lange als möglich einzugehen, sobald sie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Ekstase eine solche neue Erscheinung aufzunehmen. Sie verstand zu sprechen und zu schweigen, und ob sie gleich kein tückisches Gemüth hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des andern schwache Seite seyn möchte.

Sechstes Capitel.

Melina hatte sich indessen nach den Trümmern der vorigen Direction genau erkundigt. Sowohl Decorationen als Garderobe

waren an einige Handelsleute verſetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Directrice erhalten, unter gewiſſen Bedingungen, wenn ſich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freier Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen beſehen, und zog Wilhelmen mit ſich. Dieſer empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewiſſe Neigung dazu, die er ſich jedoch ſelbſt nicht geſtand. In ſo einem ſchlechten Zuſtande auch die gekleckſten Decorationen waren, ſo wenig ſcheinbar auch türkiſche und heidniſche Kleider, alte Carricaturröcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen ſeyn mochten; ſo konnt' er ſich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hätte Melina in ſein Herz ſehen können, ſo würde er ihm eifriger zugeſetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreiung, Aufſtellung und neue Belebung dieſer zerſtreuten Glieder zu einem ſchönen Ganzen herzugeben. Welch ein glücklicher Menſch, rief Melina aus, könnte ich ſeyn, wenn ich nur zwei hundert Thaler beſaße, um zum Anfange den Beſitz dieſer erſten theatraliſchen Bedürfniſſe zu erlangen. Wie bald wollt' ich ein kleines Schauſpiel beiſammen haben, das uns in dieſer Stadt, in dieſer Gegend, gewiß ſogleich ernahren ſollte. Wilhelm ſchwieg, und beide verließen nachdenklich die wieder eingeſperrten Schätze.

Melina hatte von dieſer Zeit an keinen andern Discurs als Projecte und Vorſchläge, wie man ein Theater einrichten und dabei ſeinen Vortheil finden könnte. Er ſuchte Philinen und Laertes zu intereſſiren, und man that Wilhelmen Vorſchläge, Geld herzuſchießen, und Sicherheit dagegen anzunehmen. Dieſem fiel aber erſt bei dieſer Gelegenheit recht auf, daß er hier ſo lange nicht hätte verweilen ſollen; er

entschuldigte sich, und wollte Anstalten machen, seine Reise fortzusetzen.

Indessen war ihm Mignons Gestalt und Wesen immer reizender geworden. In alle seinem Thun und Lassen hatte das Kind etwas sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh man sich's versah, saß es oben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine besondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte sie, seit einiger Zeit, mit über die Brust geschlagenen Armen. Manche Tage war sie ganz stumm, zu Zeiten antwortete sie mehr auf verschiedene Fragen, immer sonderbar, doch so, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem sie ein gebrochnes mit Französisch und Italianisch durchflochtenes Deutsch sprach. In seinem Dienste war das Kind unermüdet, und früh mit der Sonne auf; es verlor sich dagegen Abends zeitig, schlief in einer Kammer auf der nackten Erde, und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohsack anzunehmen. Er fand sie oft, daß sie sich wusch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich alles fast doppelt und dreifach an ihr geflickt war. Man sagte Wilhelmen auch, daß sie alle Morgen ganz früh in die Messe gehe, wohin er ihr einmal folgte, und sie in der Ecke der Kirche mit dem Rosenkranze knien und andächtig beten sah. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hause, machte sich vielerlei Gedanken über diese Gestalt, und konnte sich bei ihr nichts bestimmtes denken.

Neues Andringen Melina's um eine Summe Geldes, zur Auslösung der mehr erwähnten Theatergeräthschaften, bestimmte Wilhelmen noch mehr, an seine Abreise zu denken.

Er wollte den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Posttage schreiben; er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an, und war mit Erzählung seiner Abenteuer, wobei er, ohne es selbst zu bemerken, sich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte, schon ziemlich weit gekommen, als er, zu seinem Verdruß, auf der hintern Seite des Briefblatts schon einige Verse geschrieben fand, die er für Madame Melina aus seiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verschob die Wiederholung seines Bekenntnisses auf den nächsten Posttag.

Siebentes Capitel.

Unsre Gesellschaft befand sich abermals beisammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbei kam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äußerst aufmerksam war, rief mit großer Lebhaftigkeit: Unser Pedant! Da kommt unser allerliebster Pedant! Wen mag er bei sich haben? Sie rief und winkte zum Fenster hinaus, und der Wagen hielt stille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an seinem verschabten, graulich-braunen Rocke und an seinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magister, wie sie auf Akademien zu vermodern pflegen, hätte halten sollen, stieg aus dem Wagen, und entblößte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abthat, eine übelgepuderte, aber übrigens sehr steife Perücke, und Philine warf ihm hundert Kußhande zu.

So wie sie ihre Glückseligkeit fand, einen Theil der Männer zu lieben und ihre Liebe zu genießen, so war das

Vergnügen nicht viel geringer, das sie sich so oft als möglich gab, die übrigen, die sie eben in diesem Augenblicke nicht liebte, auf eine sehr leichtfertige Weise zum Besten zu haben.

Ueber den Lärm, womit sie diesen alten Freund empfing, vergaß man auf die übrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwei Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte sich's bald, daß er sie alle drei vor einigen Jahren bei der Gesellschaft, die in seiner Vaterstadt spielte, mehrmals gesehen hatte. Die Töchter waren seit der Zeit heran gewachsen; der Alte aber hatte sich wenig verändert. Dieser spielte gewöhnlich die gutmüthigen, polternden Alten, wovon das deutsche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht selten antrifft. Denn da es der Charakter unsrer Landsleute ist, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leisten, so denken sie selten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiste des Widerspruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürrisches Wesen ihre liebste Tugend im Contraste darzustellen.

Solche Rollen spielte unser Schauspieler sehr gut, und er spielte sie so oft und ausschließlich, daß er darüber eine ähnliche Art sich zu betragen im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, sobald er ihn erkannte; denn er erinnerte sich, wie oft er diesen Mann neben seiner geliebten Mariane auf dem Theater gesehen hatte; er hörte ihn noch schelten, er hörte ihre schmeichelnde Stimme, mit der sie seinem rauhen Wesen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erste lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen auswärts zu finden und zu hoffen sey? ward leider mit Nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Gesellschaften, bei denen man sich erkundigt, besetzt, und einige davon sogar in Sorgen seyen, wegen des bevorstehenden Krieges auseinander gehen zu müssen. Der polternde Alte hatte mit seinen Töchtern, aus Verdruß und Liebe zur Abwechselung, ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um hieher zu kommen, wo denn auch, wie sie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher sich die übrigen über ihre Angelegenheiten sehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünschte den Alten allein zu sprechen, wünschte und fürchtete von Marianen zu hören, und befand sich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus seinem Traume reißen; aber ein Wortwechsel, der sich erhub, machte ihn aufmerksam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, sich aber dießmal lebhaft widersetzte, als er den Tisch decken und Essen herbeischaffen sollte. Ich habe mich verpflichtet, rief er aus, Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menschen aufzuwarten. Sie geriethen darüber in einen heftigen Streit. Philine bestand darauf, er habe seine Schuldigkeit zu thun, und als er sich hartnäckig widersetzte, sagte sie ihm ohne Umstände, er könnte gehn, wohin er wolle.

Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne? rief er aus, ging trotzig weg, machte seinen Bündel zusammen, und eilte sogleich zum Hause hinaus.

Geh, Mignon, sagte Philine, und schaff' uns was wir brauchen; sag' es dem Kellner, und hilf aufwarten!

Mignon trat vor Wilhelm hin, und fragte in ihrer lakonischen Art: Soll ich? darf ich? und Wilhelm versetzte: thu, mein Kind, was Mademoiselle dir sagt.

Das Kind besorgte alles, und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gästen auf. Nach Tische suchte Wilhelm mit dem Alten einen Spaziergang allein zu machen; es gelang ihm, und nach mancherlei Fragen, wie es ihm bisher gegangen, wendete sich das Gespräch auf die ehmalige Gesellschaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Marianen zu fragen.

Sagen Sie mir nichts von dem abscheulichen Geschöpf! rief der Alte, ich habe verschworen, nicht mehr an sie zu denken. Wilhelm erschrak über diese Aeußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu schmähen. Wie gern hätte unser Freund das Gespräch abgebrochen; allein er mußte nun einmal die polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aushalten.

Ich schäme mich, fuhr dieser fort, daß ich ihr so geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entschuldigen. Sie war so artig, natürlich und gut, so gefällig und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgestellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Charakters seyn sollten.

Schon hatte sich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmste von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, seine Rede endlich stockte, und er ein Schnupftuch aus der Tasche nahm, um die Thränen zu trocknen, die zuletzt seine Rede unterbrachen.

Was iſt Ihnen? rief Wilhelm aus. Was giebt Ihren Empfindungen auf einmal eine ſo entgegengeſetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht; ich nehme an dem Schickſale dieſes Mädchens mehr Antheil, als Sie glauben; nur laſſen Sie mich alles wiſſen.

Ich habe wenig zu ſagen, verſetzte der Alte, indem er wieder in ſeinen ernſtlichen, verdrießlichen Ton überging: ich werde es ihr nie vergeben, was ich um ſie geduldet habe. Sie hatte, fuhr er fort, immer ein gewiſſes Zutrauen zu mir; ich liebte ſie wie meine Tochter, und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entſchluß gefaßt, ſie zu mir zu nehmen, und ſie aus den Händen der Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes verſprach. Meine Frau ſtarb, das Projekt zerſchlug ſich.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterſtadt, es ſind nicht gar drei Jahre, merkte ich ihr eine ſichtbare Traurigkeit an; ich fragte ſie, aber ſie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reiſe. Sie fuhr mit mir in Einem Wagen, und ich bemerkte, was ſie mir auch bald geſtand, daß ſie guter Hoffnung ſey, und in der größten Furcht ſchwebe, von unſerm Director verſtoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, ſo machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnedieß nur auf ſechs Wochen ſtand, ſogleich auf, zahlte was ſie zu fordern hatte, und ließ ſie, aller Vorſtellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem ſchlechten Wirthshauſe zurück.

Der Henker hole alle liederlichen Dirnen! rief der Alte mit Verdruß, und beſonders dieſe, die mir ſo manche Stunde meines Lebens verdorben hat. Was ſoll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für ſie gethan, was ich an ſie gehangt, wie ich auch in der Abweſenheit für ſie

geſorgt habe. Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen, und meine Zeit hindringen, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf ſo ein Geſchöpf die mindeſte Aufmerkſamkeit wenden. Was war's? Im Anfang erhielt ich Dankſagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Wochen geſchickt hatte. O die Verſtellung und der Leichtſinn der Weiber iſt ſo recht zuſammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben, und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu ſchaffen!

Achtes Capitel.

Man denke ſich Wilhelms Zuſtand, als er von dieſer Unterredung nach Hauſe kam. Alle ſeine alten Wunden waren wieder aufgeriſſen, und das Gefühl, daß ſie ſeiner Liebe nicht ganz unwürdig geweſen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Intereſſe des Alten, in dem Lobe, das er ihr wider Willen geben mußte, war unſerm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erſchienen; ja ſelbſt die heftige Anklage des leidenſchaftlichen Mannes enthielt nichts, was ſie vor Wilhelms Augen hätte herabſetzen können. Denn dieſer bekannte ſich ſelbſt als Mitſchuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt ſchien ihm nicht tadelhaft; er machte ſich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, ſah ſie als Wöchnerin, als Mutter, in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrſcheinlich mit ſeinem eigenen Kinde herumirren, Vorſtellungen, welche das ſchmerzlichſte Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet, und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als ſie das Licht niedergeſetzt hatte, bat ſie ihn zu erlauben, daß ſie ihm heute Abend mit einem Kunſtſtücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpfe nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eiern, das ſie darauf holte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewiſſen Maßen die Eier auseinander, dann rief ſie einen Menſchen herein, der im Hauſe aufwartete und die Violine ſpielte. Er trat mit ſeinem Inſtrument in die Ecke; ſie verband ſich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Muſik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem ſie Tact und Melodie mit dem Schlage der Caſtagnetten begleitete.

Behende, leicht, raſch, genau führte ſie den Tanz. Sie trat ſo ſcharf und ſo ſicher zwiſchen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, ſie müſſe eins zertreten oder bei ſchnellen Wendungen das andre fortſchleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob ſie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja ſogar mit Sprüngen, und zuletzt halb knieend ſich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltſam, wie ein Uhrwerk, lief ſie ihren Weg, und die ſonderbare Muſik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauſchenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem ſonderbaren

Schauspiele ganz hingerissen; er vergaß seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig, und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm, zeigte sie sich. Er empfand was er schon für Mignon gefühlt in diesem Augenblicke auf einmal. Er sehnte sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen, und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eier mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschadigte keines, und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm, und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er streichelte sie, und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: deine Farbe! Auch das versprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eier zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er noch etwas zu befehlen habe, und schwang sich zur Thüre hinaus.

Von dem Musicus erfuhr er, daß sie sich seit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, so lange vorzusingen, bis er ihn habe spielen können. Auch habe sie ihm für seine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unſer Freund theils wachend, theils von ſchweren Träumen geängſtigt, zubrachte, in denen er Marianen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Geſtalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald deſſelben beraubt ſah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon ſchon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet, und erklärte nach ihrer Art, daß ſie ein neues Weſtchen und Schifferhoſen, wie ſie ſolche an den Knaben in der Stadt geſehen, mit blauen Aufſchlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte ſeit dem Verluſt Marianens alle muntern Farben abgelegt. Er hatte ſich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieſer Farbe belebte einigermaßen jene ſtille Kleidung. Mignon, begierig ſeine Farbe zu tragen, trieb den Schneider, der in kurzem die Arbeit zu liefern verſprach.

Die Tanz- und Fecht-Stunden, die unſer Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum beſten glücken. Auch wurden ſie bald durch Melina's Ankunft unterbrochen, der umſtändlich zeigte, wie jetzt eine kleine Geſellſchaft beiſammen ſey, mit welcher man ſchon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte ſeinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etabliſſement vorſtrecken ſolle, wobei dieſer abermals ſeine Unentſchloſſenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten ſich abermals eine Spazierfahrt ausgedacht: denn Veränderung des Orts und der

Gegenstande war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten. Täglich an einem andern Orte zu essen, war ihr höchster Wunsch. Dießmal sollte es eine Wasserfahrt werden.

Das Schiff, womit sie die Krümmungen des angenehmen Flusses hinunterfahren wollten, war schon durch den Pedanten bestellt. Philine trieb, die Gesellschaft zauderte nicht, und war bald eingeschifft.

Was fangen wir nun an? sagte Philine, indem sich alle auf die Bänke niedergelassen hatten.

Das kürzeste wäre, versetzte Laertes, wir extemporirten ein Stück. Nehme jeder eine Rolle, die seinem Charakter am angemessensten ist, und wir wollen sehen, wie es uns gelingt.

Fürtrefflich! sagte Wilhelm, denn in einer Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufriedenheit nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Verstellung gleich von Anfang zu, und sind nachher unter der Maske so aufrichtig, als wir wollen.

Ja, sagte Laertes, deßwegen geht sich's so angenehm mit Weibern um, die sich niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen lassen.

Das macht, versetzte Madame Melina, daß sie nicht so eitel sind, wie die Männer, welche sich einbilden, sie seyen schon immer liebenswürdig genug, wie sie die Natur hervorgebracht hat.

Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen Frauenzimmer, besonders aber Madame Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztre fing sogar an, ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung

über eine ähnliche Naturſcene feierlich herzuſagen; allein Philine unterbrach ſie, und ſchlug ein Geſetz vor, daß ſich niemand unterfangen ſolle, von einem unbelebten Gegenſtande zu ſprechen; ſie ſetzte vielmehr den Vorſchlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte ſollte einen penſionirten Officier, Laertes einen vacirenden Fechtmeiſter, der Pedant einen Juden vorſtellen, ſie ſelbſt wolle eine Tyrolerin machen, und überließ den übrigen ſich ihre Rollen zu wählen. Man ſollte fingiren, als ob ſie eine Geſellſchaft weltfremder Menſchen ſeyen, die ſo eben auf einem Marktſchiffe zuſammen komme.

Sie fing ſogleich mit dem Juden ihre Rolle zu ſpielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete ſich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer ſtille hielt, um mit Erlaubniß der Geſellſchaft noch jemand einzunehmen, der am Ufer ſtand, und gewinkt hatte.

Das iſt eben noch was wir brauchten, rief Philine: ein blinder Paſſagier fehlte noch der Reiſegeſellſchaft.

Ein wohlgebildeter Mann ſtieg in das Schiff, den man an ſeiner Kleidung und ſeiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geiſtlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Geſellſchaft, die ihm nach ihrer Weiſe dankte, und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeiſtlichen an, die er zur Verwunderung aller auf das artigſte durchſetzte, indem er bald ermahnte, bald Hiſtörchen erzählte, einige ſchwache Seiten blicken ließ, und ſich doch im Reſpect zu erhalten wußte.

Indeſſen hatte jeder, der nur ein einziges Mal aus ſeinem Charakter herausgegangen war, ein Pfand geben müſſen. Philine hatte ſie mit großer Sorgfalt geſammelt, und beſonders den geiſtlichen Herrn mit vielen Küſſen bei der künftigen

Einlösung bedroht, ob er gleich nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen war völlig ausgeplündert, Hemdenknöpfe und Schnallen, und alles, was Bewegliches an seinem Leibe war, hatte Philine zu sich genommen; denn er wollte einen reisenden Engländer vorstellen, und konnte auf keine Weise in seine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das angenehmste vergangen, jedes hatte seine Einbildungskraft und seinen Witz aufs möglichste angestrengt, und jedes seine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausstaffirt. So kam man an dem Ort an, wo man sich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geistlichen, wie wir ihn, seinem Aussehn und seiner Rolle nach, nennen wollen, auf dem Spaziergange bald in ein interessantes Gespräch.

Ich finde diese Uebung, sagte der Unbekannte, unter Schauspielern, ja in Gesellschaft von Freunden und Bekannten, sehr nützlich. Es ist die beste Art, die Menschen aus sich heraus und durch einen Umweg wieder in sich hinein zu führen. Es sollte bei jeder Truppe eingeführt seyn, daß sie sich manchmal auf diese Weise üben müßte, und das Publicum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geschriebenes Stück aufgeführt würde, worauf sich freilich die Schauspieler in mehreren Proben müßten vorbereitet haben.

Man dürfte sich, versetzte Wilhelm, ein extemporirtes Stück nicht als ein solches denken, das aus dem Stegreife sogleich componirt würde, sondern als ein solches, wovon zwar Plan, Handlung und Scenen-Eintheilung gegeben wären, dessen Ausführung aber dem Schauspieler überlassen bliebe.

Ganz richtig, sagte der Unbekannte, und eben was diese Ausführung betrifft, würde ein solches Stück, sobald die

Schauſpieler nur einmal im Gang waren, außerordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte, denn durch dieſe muß freilich der überlegende Schriftſteller ſeine Arbeit zieren, ſondern die Ausführung durch Geberden und Mienen, Ausrufungen und was dazu gehört, kurz das ſtumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bei uns ganz verloren zu gehen ſcheint. Es ſind wohl Schauſpieler in Deutſchland, deren Körper das zeigt, was ſie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten, und die Pauſen des Geſprächs durch eine gefallige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wiſſen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme, und es lehrte, mit dem Schriftſteller zu wetteifern, iſt nicht ſo im Gange, als es zum Troſte derer, die das Theater beſuchen, wohl zu wünſchen wäre.

Sollte aber nicht, verſetzte Wilhelm, ein glückliches Naturell, als das Erſte und Letzte, einen Schauſpieler, wie jeden andern Künſtler, ja vielleicht wie jeden Menſchen, allein zu einem ſo hochaufgeſteckten Ziele bringen?

Das Erſte und Letzte, Anfang und Ende möchte es wohl ſeyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künſtler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erſt aus ihm macht, was er ſeyn ſoll, und zwar frühe Bildung; denn vielleicht iſt derjenige, dem man Genie zuſchreibt, übler daran als der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten beſitzt; denn jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falſche Wege geſtoßen werden, als dieſer.

Aber, verſetzte Wilhelm, wird das Genie ſich nicht ſelbſt retten, die Wunden, die es ſich geſchlagen, ſelbſt heilen?

Mit nichten, verſetzte der andere, oder wenigſtens nur nothdürftig; denn niemand glaube die erſten Eindrücke der

Jugend überwinden zu können. Ist er in einer löblichen Freiheit, umgeben von schönen und edlen Gegenständen, in dem Umgange mit guten Menschen aufgewachsen, haben ihn seine Meister das gelehrt, was er zuerst wissen mußte, um das übrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden seine ersten Handlungen so geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne sich irgend etwas abgewöhnen zu müssen; so wird dieser Mensch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein andrer, der seine ersten Jugendkräfte im Widerstand und im Irrthum zugesetzt hat. Es wird so viel von Erziehung gesprochen und geschrieben, und ich sehe nur wenig Menschen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles andere in sich schließt, fassen und in die Ausführung übertragen können.

Das mag wohl wahr seyn, sagte Wilhelm, denn jeder Mensch ist beschränkt genug, den andern zu seinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich sind diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das jeden nach seiner Weise erzieht!

Das Schicksal, versetzte lächelnd der andere, ist ein vornehmer, aber theurer Hofmeister. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menschlichen Meisters halten. Das Schicksal, für dessen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelenkes Organ haben. Denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte.

Sie scheinen einen sehr sonderbaren Gedanken auszusprechen, versetzte Wilhelm.

Mit nichten! Das meiste, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im

Anfange nicht einen großen Sinn, und geben die meiſten nicht auf etwas Albernes hinaus?

Sie wollen ſcherzen.

Und iſt es nicht, fuhr der andere fort, mit dem, was einzelnen Menſchen begegnet, eben ſo? Geſetzt, das Schickſal hätte einen zu einem guten Schauſpieler beſtimmt, (und warum ſollt' es uns nicht auch mit guten Schauſpielern verſorgen?) unglücklicherweiſe führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenſpiel, wo er ſich früh nicht enthalten könnte, an etwas Abgeſchmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar intereſſant zu finden, und ſo die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöſchen, denen wir eine gewiſſe Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falſchen Seite zu empfangen.

Wie kommen Sie aufs Puppenſpiel? fiel ihm Wilhelm mit einiger Beſtürzung ein.

Es war nur ein unwillkürliches Beiſpiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, ſo nehmen wir ein andres. Geſetzt, das Schickſal hätte einen zu einem großen Maler beſtimmt, und dem Zufalle beliebte es, ſeine Jugend in ſchmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verſtoßen, glauben Sie, daß ein ſolcher Mann ſich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterem Sinn er das Unreine in ſeiner Jugend angefaßt und nach ſeiner Art veredelt hat, deſto gewaltſamer wird es ſich in der Folge ſeines Lebens an ihm rächen, indem es ſich, inzwiſchen daß er es zu überwinden ſuchte, mit ihm aufs innigſte verbunden hat. Wer früh in ſchlechter unbedeutender Geſellſchaft gelebt hat, wird ſich, wenn er auch ſpäter eine beſſere haben kann, immer nach jener zurückſehnen, deren Eindruck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur ſelten zu wiederholender Freuden, geblieben iſt.

Man kann denken, daß unter dieſem Geſpräch ſich nach und nach die übrige Geſellſchaft entfernt hatte. Beſonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfander hervor, welche auf allerlei Weiſe gelöſ't werden mußten, wobei der Fremde ſich durch die artigſten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Geſellſchaft, und beſonders den Frauenzimmern, ſehr empfahl, und ſo floſſen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küſſen und allerlei Neckereien auf das angenehmſte vorbei.

Zehntes Capitel.

Als ſie ſich wieder nach Hauſe begeben wollten, ſahen ſie ſich nach ihrem Geiſtlichen um; allein er war verſchwunden, und an keinem Orte zu finden.

Es iſt nicht artig von dem Manne, der ſonſt viel Lebensart zu haben ſcheint, ſagte Madame Melina, eine Geſellſchaft, die ihn ſo freundlich aufgenommen, ohne Abſchied zu verlaſſen.

Ich habe mich die ganze Zeit her ſchon beſonnen, ſagte Laertes, wo ich dieſen ſonderbaren Mann ſchon ehemals möchte geſehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn beim Abſchiede darüber zu befragen.

Mir ging es eben ſo, verſetzte Wilhelm, und ich hätte ihn gewiß nicht entlaſſen, bis er uns etwas näheres von ſeinen Umſtänden entdeckt hätte. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich ihn nicht ſchon irgendwo geſprochen hätte.

Und doch könntet ihr euch, sagt Philine, darin wirklich irren. Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch, und nicht wie Hans oder Kunz.

Was soll das heißen, sagte Laertes, sehen wir nicht auch aus wie Menschen?

Ich weiß, was ich sage, versetzte Philine, und wenn ihr mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen sollen.

Zwei Kutschen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der sie bestellt hatte. Philine nahm neben Madame Melina, Wilhelmen gegenüber, Platz, und die übrigen richteten sich ein so gut sie konnten. Laertes selbst ritt auf Wilhelms Pferde, das auch mit herausgekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine saß kaum in dem Wagen, als sie artige Lieder zu singen und das Gespräch auf Geschichten zu lenken wußte, von denen sie behauptete, daß sie mit Glück dramatisch behandelt werden könnten. Durch diese kluge Wendung hatte sie gar bald ihren jungen Freund in seine beste Laune gesetzt, und er componirte aus dem Reichthum seines lebendigen Bildervorraths sogleich ein ganzes Schauspiel mit allen seinen Acten, Scenen, Charakteren und Verwicklungen. Man fand für gut, einige Arien und Gesänge einzuflechten; man dichtete sie, und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an, und sang sie aus dem Stegreife.

Sie hatte eben heute ihren schönen, sehr schönen Tag; sie wußte mit allerlei Neckereien unsern Freund zu beleben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht gewesen war.

Seitdem ihn jene grausame Entdeckung von der Seite Marianens gerissen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben,

ſich vor der zuſammenſchlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treuloſe Geſchlecht zu meiden, ſeine Schmerzen, ſeine Neigung, ſeine ſüßen Wünſche in ſeinem Buſen zu verſchließen. Die Gewiſſenhaftigkeit, womit er dieß Gelübde beobachtete, gab ſeinem ganzen Weſen eine geheime Nahrung, und da ſein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, ſo ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfniſſe. Er ging wieder wie von dem erſten Jugendnebel begleitet umher, ſeine Augen faßten jeden reizenden Gegenſtand mit Freuden auf, und nie war ſein Urtheil über eine liebenswürdige Geſtalt ſchonender geweſen. Wie gefährlich ihm in einer ſolchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt ſich leider nur zu gut einſehen.

Zu Hauſe fanden ſie auf Wilhelms Zimmer ſchon alles zum Empfange bereit, die Stühle zu einer Vorleſung zurechte geſtellt, und den Tiſch in die Mitte geſetzt, auf welchem der Punſchnapf ſeinen Platz nehmen ſollte.

Die deutſchen Ritterſtücke waren damals eben neu, und hatten die Aufmerkſamkeit und Neigung des Publicums an ſich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieſer Art mitgebracht, und die Vorleſung war beſchloſſen worden. Man ſetzte ſich nieder. Wilhelm bemächtigte ſich des Exemplars und fing zu leſen an.

Die geharniſchten Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, beſonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Perſonen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorleſer that ſein Möglichſtes, und die Geſellſchaft kam außer ſich. Zwiſchen dem zweiten und dritten Act kam der Punſch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke ſelbſt ſehr viel getrunken und angeſtoßen wurde, ſo war nichts natürlicher, als daß die Geſellſchaft

bei jedem ſolchen Falle ſich lebhaft an den Platz der Helden verſetzte, gleichfalls anklingte und die Günſtlinge unter den handelnden Perſonen hoch leben ließ.

Jedermann war von dem Feuer des edelſten Nationalgeiſtes entzündet. Wie ſehr gefiel es dieſer deutſchen Geſellſchaft, ſich, ihrem Charakter gemäß, auf eignem Grund und Boden poetiſch zu ergetzen! Beſonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlöſſer, das Moos und die hohlen Bäume, über alles aber die nächtlichen Zigeunerſcenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauſpieler ſah nun, wie er bald in Helm und Harniſch, jede Schauſpielerin, wie ſie mit einem großen ſtehenden Kragen ihre Deutſchheit vor dem Publico produciren werde. Jeder wollte ſich ſogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der deutſchen Geſchichte zueignen, und Madame Melina betheuerte, Sohn oder Tochter, wozu ſie Hoffnung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mechthilde taufen zu laſſen.

Gegen den fünften Act ward der Beifall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich ſeinem Unterdrücker entging, und der Tyrann geſtraft wurde, war das Entzücken ſo groß, daß man ſchwur, man habe nie ſo glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeiſtert hatte, war der lauteſte, und da der zweite Punſchnapf geleert war und Mitternacht heraunahte, ſchwur Laertes hoch und theuer, es ſey kein Menſch würdig, an dieſe Gläſer jemals wieder eine Lippe zu ſetzen, und warf mit dieſer Betheurung ſein Glas hinter ſich und durch die Scheiben auf die Gaſſe hinaus. Die übrigen folgten ſeinem Beiſpiele, und ungeachtet der Proteſtationen des herbeieilenden Wirthes wurde der Punſchnapf ſelbſt, der nach einem ſolchen Feſte durch unheiliges

Getrank nicht wieder entweiht werden ſollte, in tauſend Stücke geſchlagen. Philine, der man ihren Rauſch am wenigſten anſah, indeß die beiden Mädchen nicht in den anſtändigſten Stellungen auf dem Canapé lagen, reizte die andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madame Melina recitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rauſche nicht ſehr liebenswürdig war, fing an auf die ſchlechte Bereitung des Punſches zu ſchelten, verſicherte, daß er ein Feſt ganz anders einzurichten verſtehe, und ward zuletzt, als Laertes Stillſchweigen gebot, immer gröber und lauter, ſo daß dieſer, ohne ſich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indeſſen war die Schaarwache herbei gekommen und verlangte ins Haus eingelaſſen zu werden. Wilhelm, vom Leſen ſehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen und die Glieder der Geſellſchaft in ihren mißlichen Umſtänden nach Hauſe zu ſchaffen. Er warf ſich, als er zurück kam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet aufs Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufſchlug, und mit düſterm Blick auf die Verwüſtungen des vergangenen Tages, den Unrath und die böſen Wirkungen hinſah, die ein geiſtreiches, lebhaftes und wohlgemeintes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Eilftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er sogleich den Wirth herbei, und ließ sowohl den Schaden als die Zeche auf seine Rechnung schreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß sein Pferd von Laertes gestern bei dem Hereinreiten dergestalt angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmied wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Fenster zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Pudermesser noch schuldig war, zu kaufen, und wir müssen bekennen, er hielt sich nicht in den Gränzen eines proportionirtem Gegengeschenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar sehr niedliche Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch, und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den erstem Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madame Melina, die ihn eben, als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, suchte noch vor Tische eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war um so erstaunter, als er nichts weniger denn diese Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs eingefallen sey, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden; er entschuldigte sich, so gut er konnte, über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, befriedigte aber Madame Melina auf keine Weise, vielmehr ward diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeichelei, wodurch sie sich eine Art von Neigung

unſers Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, dieſen Beſitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden ſie gleichfalls, da ſie zu Tiſche kamen, bei ſehr üblem Humor, und er fing ſchon an, ihn über Kleinigkeiten auszulaſſen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenſpieler anmeldete. Sie werden, ſagte er, gewiß Vergnügen an der Muſik und an den Geſängen dieſes Mannes finden; es kann ſich niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas weniges mitzutheilen.

Laſſen Sie ihn weg, verſetzte Melina, ich bin nichts weniger als geſtimmt, einen Leiermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienten. Er begleitete dieſe Worte mit einem tückiſchen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie verſtand ihn, und war gleich bereit, zu ſeinem Verdruß, den angemeldeten Sänger zu beſchützen. Sie wendete ſich zu Wilhelmen, und ſagte: ſollen wir den Mann nicht hören, ſollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen langen Weile zu retten?

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeigewinkt hätte.

Die Geſtalt dieſes ſeltſamen Gaſtes ſetzte die ganze Geſellſchaft in Erſtaunen, und er hatte ſchon von einem Stuhle Beſitz genommen, ehe jemand ihn zu fragen oder ſonſt etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkranzt, große blaue Augen blickten ſanft unter langen weißen Augenbraunen hervor. An eine wohlgebildete Naſe ſchloß ſich ein langer weißer Bart an, ohne die gefällige Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den ſchlanken Körper vom Halſe

bis zu den Füßen; und ſo fing er auf der Harfe, die er vor ſich genommen hatte, zu praludiren an.

Die angenehmen Töne, die er aus dem Inſtrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Geſellſchaft.

Ihr pflegt auch zu ſingen, guter Alter, ſagte Philine.

Gebt uns etwas, das Herz und Geiſt zugleich mit den Sinnen ergetze, ſagte Wilhelm. Das Inſtrument ſollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge und Laufe ohne Worte und Sinn, ſcheinen mir Schmetterlingen oder ſchönen bunten Vögeln ähnlich zu ſeyn, die in der Luft vor unſern Augen herum ſchweben, die wir allenfalls haſchen und uns zueignen möchten; da ſich der Geſang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt, und das beſſere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.

Der Alte ſah Wilhelmen an, alsdann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe, und begann ſein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Geſang, pries das Glück der Sänger, und ermahnte die Menſchen, ſie zu ehren. Er trug das Lied mit ſo viel Leben und Wahrheit vor, daß es ſchien, als hätte er es in dieſem Augenblicke und bei dieſem Anlaſſe gedichtet. Wilhelm enthielt ſich kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf ſeinen Stuhl zurück; denn die übrigen machten ſchon halb laut einige alberne Anmerkungen, und ſtritten, ob es ein Pfaffe oder ein Jude ſey.

Als man nach dem Verfaſſer des Liedes fragte, gab er keine beſtimmte Antwort; nur verſicherte er, daß er reich an Geſängen ſey, und wünſche nur, daß ſie gefallen möchten. Der größte Theil der Geſellſchaft war fröhlich und freudig, ja ſelbſt Melina nach ſeiner Art offen geworden, und indem man unter einander ſchwatzte und ſcherzte, fing der Alte

das Lob des geſelligen Lebens auf das geiſtreichſte zu ſingen an. Er pries Einigkeit und Gefälligkeit mit einſchmeichelnden Tönen. Auf einmal ward ſein Geſang trocken, rauh und verworren, als er gehäſſige Verſchloſſenheit, kurzſinnige Feindſchaft und gefährlichen Zwieſpalt bedauerte, und gern warf jede Seele dieſe unbequemen Feſſeln ab, als er, auf den Fittigen einer vordringenden Melodie getragen, die Friedensſtifter pries, und das Glück der Seelen die ſich wiederfinden ſang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: wer du auch ſeyſt, der du, als ein hülfreicher Schutzgeiſt, mit einer ſegnenden und belebenden Stimme zu uns kommſt, nimm meine Verehrung und meinen Dank! fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertrau' uns, wenn du etwas bedarfſt!

Der Alte ſchwieg, ließ erſt ſeine Finger über die Saiten ſchleichen, dann griff er ſie ſtärker an, und ſang:

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laßt den Geſang zu unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Bring ihn herein den Alten.

Gegrüßet ſeyd ihr hohen Herrn,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch, hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und ſchlug die vollen Töne;
Der Ritter ſchaute muthig drein,
Und in den Schoos die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern.
Gieb ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß einen Trunk des beſten Weins
In reinem Glaſe bringen.

Er ſetzt' es an, er trank es aus:
O Trank der ſüßen Labe!
O! dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeschenkt dastand, ergriff, und es mit freundlicher Miene, sich gegen seine Wohlthäter wendend, austrank, entstand eine allgemeine Freude in der Versammlung. Man klatschte und rief ihm zu, es möge dieses Glas zu seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner alten Glieder gereichen. Er sang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Gesellschaft.

Kannst du die Melodie, Alter, rief Philine: der Schafer putzte sich zum Tanz?

O ja, versetzte er; wenn Sie das Lied singen und aufführen wollen, an mir soll es nicht fehlen.

Philine stand auf, und hielt sich fertig. Der Alte begann die Melodie, und sie sang ein Lied, das wir unsern Lesern nicht mittheilen können, weil sie es vielleicht abgeschmackt oder wohl gar unanstandig finden könnten.

Inzwischen hatte die Gesellschaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flasche Wein ausgetrunken, und fing an sehr laut zu werden. Da aber unserm Freunde die bösen Folgen ihrer Lust noch in frischem Andenken schwebten, suchte er abzubrechen, steckte dem Alten für seine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand, die andern thaten auch etwas, man ließ ihn abtreten und ruhen, und versprach sich auf den Abend eine wiederholte Freude von seiner Geschicklichkeit.

Als er hinweg war, sagte Wilhelm zu Philinen: ich kann zwar in Ihrem Leibgesange weder ein dichterisches noch sittliches Verdienst finden; doch wenn Sie mit eben der Naivetät, Eigenheit und Zierlichkeit etwas schickliches auf dem Theater jemals ausführen, so wird Ihnen allgemeiner lebhafter Beifall gewiß zu Theil werden.

Ja, ſagte Philine, es müßte eine recht angenehme Empfindung ſeyn, ſich am Eiſe zu warmen.

Ueberhaupt, ſagte Wilhelm, wie ſehr beſchämt dieſer Mann manchen Schauſpieler. Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatiſche Ausdruck ſeiner Romanzen war? Gewiß, es lebte mehr Darſtellung in ſeinem Geſang, als in unſern ſteifen Perſonen auf der Bühne; man ſollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und dieſen muſikaliſchen Erzählungen eine ſinnliche Gegenwart zuſchreiben.

Sie ſind ungerecht! verſetzte Laertes: ich gebe mich weder für einen großen Schauſpieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Muſik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben giebt und ihnen zugleich das Maß vorſchreibt; wenn Declamation und Ausdruck ſchon von dem Compoſiteur auf mich übertragen werden: ſo bin ich ein ganz andrer Menſch, als wenn ich im proſaiſchen Drama das alles erſt erſchaffen, und Tact und Declamation mir erſt erfinden ſoll, worin mich noch dazu jeder Mitſpielende ſtören kann.

So viel weiß ich, ſagte Melina, daß uns dieſer Mann in Einem Punkte gewiß beſchämt, und zwar in einem Hauptpunkte. Die Stärke ſeiner Talente zeigt ſich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit ſeyn werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unſre Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfaſſung zu ſetzen, durch ein Liedchen aus der Taſche zu locken. Es ſcheint ſo angenehm zu ſeyn, das Geld zu verſchleudern, womit man ſich und andern eine Exiſtenz verſchaffen könnte.

Das Geſpräch bekam durch dieſe Bemerkung nicht die angenehmſte Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenſchaft,

und Melina, der sich eben nicht der größten Feinheit befließ, brachte zuletzt seine Beschwerden mit ziemlich trockenen Worten vor. Es sind nun schon vierzehn Tage, sagte er, daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe besehen haben, und beides konnten wir für eine sehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir so viel creditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder sich einem Entschluß genähert hätten. Griffen Sie damals zu, so wären wir jetzt im Gange. Ihre Absicht zu verreisen haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld scheinen Sie mir diese Zeit über auch nicht gespart zu haben; wenigstens giebt es Personen, die immer Gelegenheit zu verschaffen wissen, daß es geschwinder weggehe.

Dieser nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unsern Freund. Er versetzte einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Gesellschaft aufstand und sich zerstreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er sich nicht lange mehr bei so unfreundlichen und undankbaren Menschen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, sich auf eine steinerne Bank zu setzen, die vor dem Thore seines Gasthofs stand, und bemerkte nicht, daß er halb aus Lust, halb aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherlei Gedanken, sitzend und vor sich hinsehend zugebracht hatte, schlenderte Philine singend zur Hausthüre heraus, setzte sich

zu ihm, ja man dürfte beinahe ſagen, auf ihn, ſo nahe rückte ſie an ihn heran, lehnte ſich auf ſeine Schultern, ſpielte mit ſeinen Locken, ſtreichelte ihn, und gab ihm die beſten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben, und ſie nicht in der Geſellſchaft allein laſſen, in der ſie vor langer Weile ſterben müßte; ſie könne nicht mehr mit Melina unter Einem Dache ausdauern, und habe ſich deßwegen herüber quartirt.

Vergebens ſuchte er ſie abzuweiſen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermuthet ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals, und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens.

Sind Sie toll, Philine? rief Wilhelm aus, indem er ſich loszumachen ſuchte, die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene! Laſſen Sie mich los, ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.

Und ich werde dich feſt halten, ſagte ſie, und ich werde dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis du mir verſprichſt, was ich wünſche. Ich lache mich zu Tode, fuhr ſie fort; nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo anmuthige Scene ſehen, werden mich ihren Weibern als ein Muſter einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.

Eben gingen einige Leute vorbei, und ſie liebkoſ'te ihn auf das anmuthigſte, und er, um kein Scandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken, und trieb voll Uebermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er

zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

Sie ſind ein rechter Stock! ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende. Sie ſtand verdrießlich auf, und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück, und rief: ich glaube eben, daß ich darum in dich vernarrt bin, ich will nur gehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den ſteinernen Mann auf der ſteinernen Bank wieder finde.

Dießmal that ſie ihm Unrecht: denn ſo ſehr er ſich von ihr zu enthalten ſtrebte, ſo würde er doch in dieſem Augenblicke, hatte er ſich mit ihr in einer einſamen Laube befunden, ihre Liebkoſungen wahrſcheinlich nicht unerwiedert gelaſſen haben.

Sie ging, nachdem ſie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er ſich, ohne ſelbſt recht zu wiſſen warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff, in die Thüre zu treten, als Melina herbeikam, ihn beſcheiden anredete, und ihn wegen einiger im Wortwechſel zu hart ausgeſprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat. Sie nehmen mir nicht übel, fuhr er fort, wenn ich in dem Zuſtande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängſtlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich von einem Tag zum andern, ruhig zu leben und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt iſt. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo ſetzen Sie mich in den Beſitz der theatraliſchen

Geräthſchaften, die ſich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.

Wilhelm, der ſich ungern auf der Schwelle aufgehalten ſah, über die ihn eine unwiderſtehliche Neigung in dieſem Augenblicke zu Philinen hinüberzog, ſagte mit einer überraſchten Zerſtreuung und eilfertigen Gutmüthigkeit: wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen kann, ſo will ich mich nicht länger bedenken. Gehn Sie hin, machen Sie alles richtig. Ich bin bereit, noch dieſen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen. Er gab hierauf Melina'n die Hand zur Beſtätigung ſeines Verſprechens, und war ſehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen ſah; leider aber wurde er von ſeinem Eindringen ins Haus zum zweiten Mal, und auf eine unangenehmere Weiſe zurück gehalten.

Ein junger Menſch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her, und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

Da bin ich wieder! rief er aus, indem er ſeine großen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenſter gehen ließ; wo iſt Mamſell? Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne ſie zu ſehen.

Der Wirth, der eben dazu getreten war, verſetzte: ſie iſt oben, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt ſtehen. Er hätte in den erſten Augenblicken den Jungen bei den Haaren rückwärts die Treppe herunterreißen mögen; dann hemmte der heftige Krampf einer gewaltſamen Eiferſucht auf einmal den Lauf ſeiner Lebensgeiſter und ſeiner Ideen, und da er ſich nach und nach von ſeiner Erſtarrung erholte, überfiel ihn eine Unruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf ſeine Stube, und fand Mignon mit Schreiben beſchäftigt. Das Kind hatte ſich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, alles, was es auswendig wußte, zu ſchreiben, und hatte ſeinem Herrn und Freund das Geſchriebene zu corrigiren gegeben. Sie war unermüdet, und faßte gut; aber die Buchſtaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier ſchien ihr Körper dem Geiſte zu widerſprechen. Wilhelm, dem die Aufmerkſamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, achtete dießmal wenig auf das, was ſie ihm zeigte; ſie fühlte es, und betrübte ſich darüber nur deſtomehr, als ſie glaubte, dießmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelms Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauſes auf und ab, und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter ſprengte vor, der ein gutes Anſehn hatte, und der bei geſetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand, und rief: ei, Herr Stallmeiſter, ſieht man Sie auch einmal wieder!

Ich will nur hier füttern, verſetzte der Fremde, ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geſchwindigkeit allerlei einrichten zu laſſen. Der Graf kömmt morgen mit ſeiner Gemahlin, ſie werden ſich eine Zeit lang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das beſte zu bewirthen, der in dieſer Gegend wahrſcheinlich ſein Hauptquartier aufſchlagt.

Es iſt Schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können, verſetzte der Wirth: wir haben gute Geſellſchaft. Der Reitknecht, der nachſprengte, nahm dem Stallmeiſter das Pferd ab, der ſich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt, und Wilhelmen von der Seite anſah.

Dieſer, da er merkte, daß von ihm die Rede ſey, begab ſich weg, und ging einige Straßen auf und ab.

Dreizehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er ſich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzuſuchen, durch deſſen Harfe er die böſen Geiſter zu verſcheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein ſchlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens, und in demſelben die Treppe hinauf, bis auf den Boden, wo ihm der ſüße Harfenklang aus einer Kammer entgegenſchallte. Es waren herzrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängſtlichen Geſange begleitet. Wilhelm ſchlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantaſie vortrug, und wenige Strophen theils ſingend theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher, nach einer kurzen Aufmerkſamkeit, ungefähr folgendes verſtehen:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Die wehmüthige herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gebrochenen Lauten darein mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten, seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklommenes Herz auf; er widerstand nicht dem Mitgefühl, und konnte und wollte die Thränen nicht zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele drückten, lösten sich zu gleicher Zeit auf, er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammerthüre auf, und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genöthigt gewesen.

Was hast du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter! rief er aus: alles, was in meinem Herzen stockte, hast du los gelöst; laß dich nicht stören, sondern fahre fort, indem du deine Leiden linderst, einen Freund glücklich zu machen. Der Alte wollte aufstehen und etwas reden, Wilhelm verhinderte ihn daran; denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder.

Der Alte trocknete seine Thränen, und fragte mit einem freundlichen Lächeln: wie kommen Sie hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.

Wir sind hier ruhiger, versetzte Wilhelm, singe mir, was du willst, was zu deiner Lage paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es scheint mir, als ob du heute nicht irren könntest. Ich finde dich sehr glücklich, daß du dich in der Einsamkeit so angenehm beschäftigen und unterhalten

kannſt, und, da du überall ein Fremdling biſt, in deinem Herzen die angenehmſte Bekanntſchaft findeſt.

Der Alte blickte auf ſeine Saiten, und nachdem er ſanft prälndirt hatte, ſtimmte er an und ſang:

Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach! der iſt bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſeyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein?
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach werd' ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſeyn,
Da läßt ſie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden, und doch die Anmuth der ſeltſamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unſer Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm ſagte, antwortete der Alte mit der reinſten Uebereinſtimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Verſammlung frommer Menſchen, die ſich, abgeſondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geiſtreicher zu erbauen glauben, beigewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird ſich erinnern, wie der Liturg ſeinen Worten den Vers eines Geſanges anzupaſſen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünſcht, daß ſie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein anderer aus der Gemeinde, in einer andern Melodie, den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an dieſen wieder ein dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen ſie entlehnt ſind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn ſie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreiſe von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen, für dieſe beſondere Geſellſchaft, für dieſen Augenblick ein eigenes Ganzes entſteht, durch deſſen Genuß ſie belebt, geſtärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte ſeinen Gaſt, indem er, durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen, nahe und ferne Gefühle, wachende und ſchlummernde, angenehme und ſchmerzliche Empfindungen in eine Circulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zuſtande unſers Freundes das Beſte zu hoffen war.

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückweg über ſeine Lage lebhafter, als bisher geſchehen, zu denken an, und war mit dem Vorſatze, ſich aus derſelben herauszureißen, nach

Hauſe gelangt, als ihm der Wirth ſogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiſelle Philine an dem Stallmeiſter des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er ſeinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in höchſter Eile zurück gekommen ſey, und ein gutes Abendeſſen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben dieſem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; ſie gingen zuſammen auf Wilhelms Zimmer, wo dieſer, wiewohl mit einigem Zaudern, ſeinem Verſprechen Genüge leiſtete, dreihundert Thaler, auf Wechſel, an Melina auszahlte, welche dieſer ſogleich dem Notarius übergab, und dagegen das Document über den geſchloſſenen Kauf der ganzen theatraliſchen Geräthſchaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden ſollte.

Kaum waren ſie aus einander gegangen, als Wilhelm ein entſetzliches Geſchrei in dem Hauſe vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zornig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach. Er hörte dieſe Wehklage von oben herunter, an ſeiner Stube vorbei, nach dem Hausplatze eilen.

Als die Neugierde unſern Freund herunter lockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raſerei. Der Knabe weinte, knirſchte, ſtampfte, drohte mit geballten Fäuſten, und ſtellte ſich ganz ungeberdig vor Zorn und Verdruß. Mignon ſtand gegenüber und ſah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen dieſe Erſcheinung.

Der Knabe ſey nach ſeiner Rückkunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, luſtig und munter geweſen, habe geſungen und geſprungen bis zur Zeit, da der Stallmeiſter mit Philinen Bekanntſchaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwiſchen Kind und Jüngling angefangen, ſeinen

Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuſchlagen, und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tiſche aufzuwarten, worüber er nur noch mürriſcher und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüſſel mit Ragout, anſtatt ſie auf den Tiſch zu ſetzen, zwiſchen Mademoiſelle und den Gaſt, die ziemlich nahe zuſammen geſeſſen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeiſter ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinausgeſchmiſſen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Perſonen ſäubern helfen, deren Kleider ſehr übel zugerichtet geweſen.

Als der Knabe die gute Wirkung ſeiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunter liefen. Er freute ſich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm ſtand nachdenklich und beſchämt vor dieſer Scene. Er ſah ſein eignes Innerſtes, mit ſtarken und übertriebenen Zügen dargeſtellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eiferſucht entzündet; auch er, wenn ihn der Wohlſtand nicht zurückgehalten hätte, würde gern ſeine wilde Laune befriedigt, gern, mit tückiſcher Schadenfreude, den geliebten Gegenſtand verletzt, und ſeinen Nebenbuhler ausgefordert haben; er hätte die Menſchen, die nur zu ſeinem Verdruſſe da zu ſeyn ſchienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeigekommen war, und die Geſchichte vernommen hatte, beſtärkte ſchelmiſch den aufgebrachten Knaben, als dieſer betheuerte und ſchwur: der Stallmeiſter müſſe ihm Satisfaction geben, er habe noch keine Beleidigung auf ſich ſitzen laſſen; weigere ſich der Stallmeiſter, ſo werde er ſich zu rächen wiſſen.

Laertes war hier grade in seinem Fache. Er ging ernsthaft hinauf, den Stallmeister im Namen des Knaben herauszufordern.

Das ist lustig, sagte dieser; einen solchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgestellt. Sie gingen hinunter, und Philine folgte ihnen. Mein Sohn, sagte der Stallmeister zu Friedrichen, du bist ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unsrer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abenteuerlich macht, so schlage ich statt anderer Waffen ein Paar Rapiere vor; wir wollen die Knöpfe mit Kreide bestreichen, und wer dem andern den ersten, oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Ueberwinder gehalten, und von dem andern mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, tractirt werden.

Laertes entschied, daß dieser Vorschlag angenommen werden könnte; Friedrich gehorchte ihm als seinem Lehrmeister. Die Rapiere kamen herbei, Philine setzte sich hin, strickte, und sah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeister, der sehr gut focht, war gefällig genug, seinen Gegner zu schonen, und sich einige Kreidenflecke auf den Rock bringen zu lassen, worauf sie sich umarmten, und Wein herbeigeschafft wurde. Der Stallmeister wollte Friedrichs Herkunft und seine Geschichte wissen, der denn ein Mährchen erzählte, das er schon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unsre Leser bekannt zu machen gedenken.

In Wilhelms Seele vollendete indessen dieser Zweikampf die Darstellung seiner eigenen Gefühle: denn er konnte sich nicht leugnen, daß er das Rapier, ja lieber noch einen Degen selbst gegen den Stallmeister zu führen wünschte, wenn er schon einsah, daß ihm dieser in der Fechtkunst weit überlegen

ſey. Doch würdigte er Philinen nicht eines Blicks, hütete ſich vor jeder Aeußerung, die ſeine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einigemal auf die Geſundheit der Kämpfer Beſcheid gethan, auf ſein Zimmer, wo ſich tauſend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte ſich der Zeit, in der ſein Geiſt durch ein unbedingtes hoffnungsreiches Streben empor gehoben wurde, wo er in dem lebhafteſten Genuſſe aller Art, wie in einem Elemente ſchwamm. Es ward ihm deutlich, wie er jetzt in ein unbeſtimmtes Schlendern gerathen war, in welchem er nur noch ſchlürfend koſtete, was er ſonſt mit vollen Zügen eingeſogen hatte; aber deutlich konnte er nicht ſehen, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Geſetz gemacht hatte, und wie ſehr dieſes Bedürfniß durch Umſtände nur gereizt, halb befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf alſo niemand wundern, wenn er bei Betrachtung ſeines Zuſtandes, und indem er ſich aus demſelben heraus zu denken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch ſeine Freundſchaft zu Laertes, durch ſeine Neigung zu Philinen, durch ſeinen Antheil an Mignon, länger als billig an einem Orte und in einer Geſellſchaft feſtgehalten wurde, in welcher er ſeine Lieblingsneigung hegen, gleichſam verſtohlen ſeine Wünſche befriedigen, und, ohne ſich einen Zweck vorzuſetzen, ſeinen alten Träumen nachſchleichen konnte. Aus dieſen Verhältniſſen ſich loszureißen, und gleich zu ſcheiden, glaubte er Kraft genug zu beſitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken ſich mit Melina in ein Geldgeſchäft eingelaſſen, er hatte den räthſelhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeſchreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch ſich nicht zurückhalten zu laſſen, war er nach

lang hin und her geworfenen Gedanken entſchloſſen, oder glaubte wenigſtens entſchloſſen zu ſeyn. Ich muß fort, rief er aus, ich will fort! Er warf ſich in einen Seſſel, und war ſehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob ſie ihn aufwickeln dürfe? Sie kam ſtill; es ſchmerzte ſie tief, daß er ſie heute ſo kurz abgefertigt hatte.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtigt hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kommt und ihm offenbar wird. Die lange und ſtreng verſchloſſene Knoſpe war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher ſeyn.

Sie ſtand vor ihm und ſah ſeine Unruhe. — Herr! rief ſie aus, wenn du unglücklich biſt, was ſoll Mignon werden? — Liebes Geſchöpf, ſagte er, indem er ihre Hände nahm, du biſt auch mit unter meinen Schmerzen. — Ich muß fort. — Sie ſah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, ſie legte ihr Haupt auf ſeine Kniee, und war ganz ſtill. Er ſpielte mit ihren Haaren, und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz ſachte anfing, und ſich durch alle Glieder wachſend verbreitete. — Was iſt dir Mignon? rief er aus, was iſt dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und ſah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Geberde, welche Schmerzen verbeißt. Er hob ſie auf, und ſie fiel auf ſeinen Schoos; er drückte ſie an ſich, und küßte ſie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz feſt, und auf einmal that ſie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch ſogleich wie an

allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein grauſlicher Anblick! — Mein Kind! rief er aus, indem er ſie aufhob und feſt umarmte, mein Kind, was iſt dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen ſich den ſchlotternden Gliedern mittheilte; ſie hing nur in ſeinen Armen. Er ſchloß ſie an ſein Herz, und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Auf einmal ſchien ſie wieder angeſpannt, wie eins, das den höchſten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und ſie warf ſich ihm, wie ein Reſſort, das zuſchlägt, um den Hals, indem in ihrem Innerſten wie ein gewaltiger Riß geſchah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geſchloſſenen Augen in ſeinen Buſen. Er hielt ſie feſt. Sie weinte, und keine Zunge ſpricht die Gewalt dieſer Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Weſen ſchien in einen Bach von Thränen unaufhaltſam dahin zu ſchmelzen. Ihre ſtarren Glieder wurden gelinder, es ergoß ſich ihr Innerſtes, und in der Verwirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, ſie werde in ſeinen Armen zerſchmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt ſie nur feſter und feſter. — Mein Kind! rief er aus, mein Kind! Du biſt ja mein! wenn dich das Wort tröſten kann. Du biſt mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlaſſen! — Ihre Thränen floſſen noch immer. — Endlich richtete ſie ſich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Geſichte. — Mein Vater! rief ſie, du willſt mich nicht verlaſſen! willſt mein Vater ſeyn! — Ich bin dein Kind!

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte ſeine herzlichſten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, ſein Kind immer feſter in Armen haltend, des reinſten unbeſchreiblichſten Glückes genoß.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennſt du das Haus, auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth:
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Als Wilhelm des Morgens ſich nach Mignon im Hauſe umſah, fand er ſie nicht, hörte aber, daß ſie früh mit Melina ausgegangen ſey, welcher ſich, um die Garderobe und die übrigen Theater-Gerathſchaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Muſik vor ſeiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenſpieler ſey ſchon wieder zugegen; allein er unterſchied bald die Töne einer Cither, und die Stimme, welche zu ſingen anfing, war Mignons Stimme. Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und ſang das Lied, das wir ſo eben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unſerm Freunde beſonders, ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er ließ ſich die Strophen wiederholen und erklären, ſchrieb ſie auf und überſetzte ſie ins Deutſche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen; die kindliche Unſchuld des Ausdrucks verſchwand, indem die gebrochene Sprache übereinſtimmend, und das Unzuſammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie fing jeden Vers feierlich und prächtig an, als ob ſie auf etwas ſonderbares aufmerkſam machen, als ob ſie etwas wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Geſang dumpfer und düſterer; das: kennſt du es wohl? drückte ſie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem: dahin! dahin! lag eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und ihr: Laß uns ziehn! wußte ſie, bei jeder Wiederholung, dergeſtalt zu modificiren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielverſprechend war.

Nachdem ſie das Lied zum zweiten Mal geendigt hatte, hielt ſie einen Augenblick inne, ſah Wilhelmen ſcharf an und

fragte: kennſt du das Land? — Es muß wohl Italien gemeint ſeyn, verſetzte Wilhelm; woher haſt du das Liedchen? — Italien! ſagte Mignon bedeutend: gehſt du nach Italien, ſo nimm mich mit, es friert mich hier. — Biſt du ſchon dort geweſen, liebe Kleine? fragte Wilhelm. — Das Kind war ſtill und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Melina, der hereinkam, beſah die Cither und freute ſich, daß ſie ſchon ſo hübſch zurecht gemacht ſey. Das Inſtrument war ein Inventarienſtück der alten Garderobe. Mignon hatte ſich's dieſen Morgen ausgebeten, der Harfenſpieler bezog es ſogleich, und das Kind entwickelte bei dieſer Gelegenheit ein Talent, was man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte ſchon die Garderobe mit allem Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths verſprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu ſpielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Geſichte kam er nunmehr wieder zurück. Er ſchien ein ganz anderer Menſch zu ſeyn: denn er war ſanft, höflich gegen jedermann, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünſchte ſich Glück, daß er nunmehr ſeine Freunde, die bisher verlegen und müßig geweſen, werde beſchäftigen und auf eine Zeitlang engagiren können, wobei er zugleich bedauerte, daß er freilich zum Anfange nicht im Stande ſey, die vortrefflichen Subjekte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er ſeine Schuld einem ſo großmüthigen Freunde, als Wilhelm ſich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müſſe.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, ſagte Melina zu ihm, welche Freundſchaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer ſehr wunderlichen Lage. Sie

erinnern ſich, wie lebhaft ich Ihnen bei unſrer erſten Bekanntſchaft meine Abneigung gegen das Theater ſehen ließ, und doch mußte ich mich, ſobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche ſich viel Freude und Beifall verſprach, nach einem Engagement umſehen. Ich fand keins, wenigſtens kein beſtändiges, dagegen aber, glücklicherweiſe, einige Geſchäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen jemanden brauchen konnten, der mit der Feder umzugehen wußte, Franzöſiſch verſtand, und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeitlang recht gut, ich ward leidlich bezahlt, ſchaffte mir manches an, und meine Verhältniſſe machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Verſorgung war nicht zu denken, und meine Frau verlangte nur deſto eifriger nach dem Theater, leider zu einer Zeit, wo ihre Umſtände nicht die vortheilhafteſten ſind, um ſich dem Publicum mit Ehren darzuſtellen. Nun, hoffe ich, ſoll die Anſtalt, die ich durch Ihre Hülfe einrichten werde, für mich und die Meinigen ein guter Anfang ſeyn, und ich verdanke Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch wie es wolle.

Wilhelm hörte dieſe Aeußerungen mit Zufriedenheit an, und die ſammtlichen Schauſpieler waren gleichfalls mit den Erklärungen des neuen Directors ſo ziemlich zufrieden, freuten ſich heimlich, daß ſich ſo ſchnell ein Engagement zeige, und waren geneigt, für den Anfang, mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil die meiſten dasjenige, was ihnen ſo unvermuthet angeboten wurde, als einen Zuſchuß anſahen, auf den ſie vor kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff, dieſe Dispoſition zu benutzen, ſuchte auf eine geſchickte Weiſe jeden beſonders zu

ſprechen, und hatte bald den einen auf dieſe, den andern auf eine andere Weiſe zu bereden gewußt, daß ſie die Contracte geſchwind abzuſchließen geneigt waren, über das neue Verhältniß kaum nachdachten, und ſich ſchon geſichert glaubten, mit ſechswöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun ſollten die Bedingungen in gehörige Form gebracht werden, und Melina dachte ſchon an die Stücke, mit denen er zuerſt das Publicum anlocken wollte, als ein Courier dem Stallmeiſter die Ankunft der Herrſchaft verkündigte, und dieſer die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von deſſen Bocke zwei Bedienten heruntersprangen, vor dem Gaſthauſe vor, und Philine war nach ihrer Art am erſten bei der Hand und ſtellte ſich unter die Thüre.

Wer iſt Sie? fragte die Gräfin im Hereintreten.

Eine Schauſpielerin, Ihro Excellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Geſichte und demüthigen Geberden ſich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Perſonen umher ſtehen ſah, die ſich gleichfalls für Schauſpieler ausgaben, erkundigte ſich nach der Stärke der Geſellſchaft, nach dem letzten Orte ihres Aufenthalts und ihrem Director. Wenn es Franzoſen wären, ſagte er zu ſeiner Gemahlin, könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, und ihm bei uns ſeine Lieblingsunterhaltung verſchaffen.

Es käme darauf an, verſetzte die Gräfin, ob wir nicht dieſe Leute, wenn ſie ſchon unglücklicherweiſe nur Deutſche ſind, auf dem Schloß, ſo lange der Fürſt bei uns bleibt, ſpielen ließen. Sie haben doch wohl einige Geſchicklichkeit.

Eine groſse Societät läſst sich am besten durch ein Theater unterhalten, und der Baron wurde sie schon zustutzen.

Unter diesen Worten gingen sie die Treppe hinauf, und Melina praesentirte sich oben als Director. Ruf Er seine Leute zusammen, sagte der Graf, und stell' Er sie mir vor, damit ich sehe, was an ihnen ist. Ich will auch zugleich die Liste von den Stücken sehen, die sie allenfalls aufführen könnten.

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer, und kam bald mit den Schauspielern zurück. Sie drückten sich vor und hinter einander, die einen präsentirten sich schlecht, aus groſser Begierde zu gefallen, und die andern nicht besser, weil sie sich leichtsinnig darstellten. Philine bezeigte der Gräfin, die auſserordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf musterte indeſs die übrigen. Er fragte einen jeden nach seinem Fache, und äuſserte gegen Melina, daſs man streng auf Fächer halten müsse, welchen Ausspruch dieser in der gröſsten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte sodann einem jeden, worauf er besonders zu studiren, was er an seiner Figur und Stellung zu bessern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutschen immer fehle, und lieſs so auſserordentliche Kenntnisse sehen, daſs alle in der gröſsten Demuth vor so einem erleuchteten Kenner und erlauchten Beschützer standen, und kaum Athem zu holen sich getrauten.

Wer ist der Mensch dort in der Ecke? fragte der Graf, indem er nach einem Subjecte sah, das ihm noch nicht vorgestellt worden war, und eine hagre Figur nahte sich in einem abgetragenen, auf dem Ellbogen mit Fleckchen besetzten Rocke; eine kümmerliche Perücke bedeckte das Haupt des demüthigen Clienten.

Dieſer Menſch, den wir ſchon aus dem vorigen Buche als Philinens Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magiſter und Poeten zu ſpielen, und meiſtens die Rolle zu übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begoſſen werden ſollte. Er hatte ſich gewiſſe kriechende, lächerliche, furchtſame Bücklinge angewöhnt, und ſeine ſtockende Sprache, die zu ſeinen Rollen paßte, machte die Zuſchauer lachen, ſo daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Geſellſchaft angeſehen wurde, beſonders da er übrigens ſehr dienſtfertig und gefällig war. Er nähte ſich auf ſeine Weiſe dem Grafen, neigte ſich vor demſelben, und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er ſich in ſeinen Rollen auf dem Theater zu geberden pflegte. Der Graf ſah ihn mit gefälliger Aufmerkſamkeit und mit Ueberlegung eine Zeit lang an, alsdann rief er, indem er ſich zu der Gräfin wendete: Mein Kind, betrachte mir dieſen Mann genau; ich hafte dafür, das iſt ein großer Schauſpieler, oder kann es werden. Der Menſch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, ſo daß der Graf laut über ihn lachen mußte, und ausrief: Er macht ſeine Sachen excellent! Ich wette, dieſer Menſch kann ſpielen was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts beſſerm gebraucht hat.

Ein ſo außerordentlicher Vorzug war für die übrigen ſehr kränkend, nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen Recht, und verſetzte mit ehrfurchtsvoller Miene: ach ja, es hat wohl ihm und mehreren von uns nur ein ſolcher Kenner und eine ſolche Aufmunterung gefehlt, wie wir ſie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.

Iſt das die ſämmtliche Geſellſchaft? ſagte der Graf.

Es ſind einige Glieder abweſend, verſetzte der kluge Melina, und überhaupt könnten wir, wenn wir nur

Unterſtützung fanden, ſehr bald aus der Nachbarſchaft vollzählig ſeyn.

Indeſſen ſagte Philine zur Gräfin: es iſt noch ein recht hübſcher junger Mann oben, der ſich gewiß bald zum erſten Liebhaber qualificiren würde.

Warum läßt er ſich nicht ſehen? verſetzte die Gräfin.

Ich will ihn holen, rief Philine, und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beſchäftigt, und beredete ihn mit herunterzugehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier: denn da er von vornehmen Perſonen hörte, war er voll Verlangen, ſie näher kennen zu lernen. Er trat ins Zimmer, und ſeine Augen begegneten ſogleich den Augen der Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf ſich mit den übrigen beſchäftigte. Wilhelm neigte ſich, und gab auf verſchiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmſten Eindruck auf ihn, um ſo mehr, da ihre Reden und Geberden mit einer gewiſſen Schamhaftigkeit, ja man dürfte ſagen, Verlegenheit begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgeſtellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, ſondern zu ſeiner Gemahlin ans Fenſter trat, und ſie um etwas zu fragen ſchien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das lebhafteſte mit der ſeinigen übereinſtimmte, ja daß ſie ihn eifrig zu bitten und ihn in ſeiner Geſinnung zu beſtärken ſchien.

Er kehrte ſich darauf bald zu der Geſellſchaft, und ſagte: ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu euch ſchicken, und wenn ihr billige Bedingungen

macht, und euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt, euch auf dem Schlosse spielen zu lassen.

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und besonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

Sieht Sie Kleine, sagte die Dame, indem sie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte: sieht Sie mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir, ich will schon mein Versprechen halten, Sie muß sich nur besser anziehen. Philine entschuldigte sich, daß sie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und sogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen englischen Hut und ein seidnes Halstuch, die leicht auszupacken waren, heraufzugeben. Nun putzte die Gräfin selbst Philinen an, die fortfuhr sich mit einer scheinheiligen, unschuldigen Miene gar artig zu geberden und zu betragen.

Der Graf bot seiner Gemahlin die Hand und führte sie hinunter. Sie grüßte die ganze Gesellschaft im Vorbeigehen freundlich, und kehrte sich nochmals gegen Wilhelmen um, indem sie mit der huldreichsten Miene zu ihm sagte: wir sehen uns bald wieder.

So glückliche Aussichten belebten die ganze Gesellschaft; jeder ließ nunmehr seinen Hoffnungen, Wünschen und Einbildungen freien Lauf, sprach von den Rollen, die er spielen, von dem Beifall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch geschwind, durch einige Vorstellungen, den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zugleich die Gesellschaft in Athem setzen könne, indeß andere in die Küche gingen, um ein besseres Mittagsessen zu bestellen, als man sonst einzunehmen gewohnt war.

Zweites Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu beſorgen, er werde gar bald die ſchwache Seite des kleinen Haufens entdecken, und einſehen, daß er keine formirte Truppe vor ſich habe, indem ſie kaum Ein Stück gehörig beſetzen konnten; allein ſowohl der Director als die ſämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da ſie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthuſiasmus das vaterländiſche Theater betrachtete, dem ein jeder Schauſpieler und jede Geſellſchaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte ſie alle mit Feierlichkeit, pries ſich glücklich eine deutſche Bühne ſo unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen, und die vaterländiſchen Muſen in das Schloß ſeines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Taſche, in welchem Melina die Punkte des Contractes zu erblicken hoffte; allein es war ganz etwas anderes. Der Baron bat ſie, ein Drama, das er ſelbſt verfertigt, und das er von ihnen geſpielt zu ſehen wünſchte, mit Aufmerkſamkeit anzuhören. Willig ſchloſſen ſie einen Kreis, und waren erfreut, mit ſo geringen Koſten ſich in der Gunſt eines ſo nothwendigen Mannes befeſtigen zu können, obgleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich ſo; das Stück war in fünf Acten geſchrieben, und von der Art, die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über ſeine Feinde davon trug,

über welche sodann die strengste poetische Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieses Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug an sich selbst zu denken, und ganz sachte aus der Demuth, zu der er sich noch vor kurzem geneigt fühlte, zu einer glücklichen Selbstgefälligkeit empor zu steigen, und von da aus die anmuthigsten Aussichten in die Zukunft zu überschauen. Diejenigen, die keine ihnen angemessene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bei sich für schlecht, und hielten den Baron für einen unglücklichen Autor, dagegen die andern eine Stelle, bei der sie beklatscht zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichsten Zufriedenheit des Verfassers verfolgten.

Mit dem Oekonomischen waren sie geschwind fertig. Melina wußte zu seinem Vortheil mit dem Baron den Contract abzuschließen, und ihn vor den übrigen Schauspielern geheim zu halten.

Ueber Wilhelmen sprach Melina den Baron im Vorbeigehen, und versicherte, daß er sich sehr gut zum Theaterdichter qualificire, und zum Schauspieler selbst keine üblen Anlagen habe. Der Baron machte sogleich mit ihm als einem Collegen Bekanntschaft, und Wilhelm producirte einige kleine Stücke, die nebst wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den größten Theil seiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte sowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, versprach, bei seinem Abschiede, allen die beste Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Essen, Beifall und Geschenke, und Melina setzte noch die Versicherung eines bestimmten Taschengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch dieſen Beſuch die Geſellſchaft geſetzt war, indem ſie ſtatt eines ängſtlichen und niedrigen Zuſtandes auf einmal Ehre und Behagen vor ſich ſah. Sie machten ſich ſchon zum voraus auf jene Rechnung luſtig, und jedes hielt für unſchicklich, nur noch irgend einen Groſchen Geld in der Taſche zu behalten.

Wilhelm ging indeſſen mit ſich zu Rathe, ob er die Geſellſchaft auf das Schloß begleiten ſolle, und fand in mehr, als einem Sinne räthlich dahin zu gehen. Melina hoffte bei dieſem vortheilhaften Engagement ſeine Schuld wenigſtens zum Theil abtragen zu können, und unſer Freund, der auf Menſchenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht verſäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufſchlüſſe über das Leben, über ſich ſelbſt und die Kunſt zu erlangen hoffte. Dabei durfte er ſich nicht geſtehen, wie ſehr er wünſche, der ſchönen Gräfin wieder näher zu kommen. Er ſuchte ſich vielmehr im allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte ſeine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

Dreimal glücklich ſind diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untern Stufen der Menſchheit hinaus hebt; die durch jene Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäſte zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpunkte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie ſind von Geburt an gleichſam in ein Schiff geſetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir alle machen

müſſen, ſich des günſtigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anſtatt daß andere nur für ihre Perſon ſchwimmend ſich abarbeiten, vom günſtigen Winde wenig Vortheil genießen, und im Sturme mit bald erſchöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit giebt ein angebornes Vermögen! und wie ſicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet iſt, ſo daß nicht jeder mißlungene Verſuch ſogleich in Unthätigkeit verſetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdiſcher Dinge beſſer kennen, als der ſie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann ſeinen Geiſt früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der ſich von ſo vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!

So rief unſer Freund allen denenjenigen Glück zu, die ſich in den höheren Regionen befinden; aber auch denen, die ſich einem ſolchen Kreiſe nähern, aus dieſen Quellen ſchöpfen können, und pries ſeinen Genius, der Anſtalt machte, auch ihn dieſe Stufen hinan zu führen.

Indeſſen mußte Melina, nachdem er lange ſich den Kopf zerbrochen, wie er nach dem Verlangen des Grafen und nach ſeiner eigenen Ueberzeugung, die Geſellſchaft in Fächer eintheilen und einem jeden ſeine beſtimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, ſehr zufrieden ſeyn, wenn er bei einem ſo geringen Perſonal die Schauſpieler willig fand, ſich nach Möglichkeit in dieſe oder jene Rollen zu ſchicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen, die beiden jungen Frauenzimmer theilten ſich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen, der alte Polterer ward am beſten geſpielt. Melina ſelbſt glaubte als Chevalier auftreten zu dürfen, Madame

Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mütter übergehen, und weil in den neuern Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen sollte, lächerlich gemacht wird, so mußte der bekannte Günstling des Grafen nunmehr die Präsidenten und Minister spielen, weil diese gewöhnlich als Böswichter vorgestellt und im fünften Acte übel behandelt werden. Eben so steckte Melina mit Vergnügen, als Kammerjunker oder Kammerherr, die Grobheiten ein, welche ihm von biedern deutschen Männern, hergebrachtermaßen, in mehreren beliebten Stücken aufgedrungen wurden, weil er sich doch bei dieser Gelegenheit artig herausputzen konnte, und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu besitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, so kamen von verschiedenen Gegenden mehrere Schauspieler herbeigeflossen, welche ohne sonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne sonderliche Bedingungen festgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden suchte, nahm sich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unser neuer Director seine Bemühungen im mindesten anerkannte; vielmehr glaubte dieser mit seiner Würde auch alle nöthige Einsicht überkommen zu haben; besonders war das Streichen eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaß herunter zu setzen wußte, ohne irgend eine andere Rücksicht zu nehmen. Er hatte viel Zuspruch, das Publicum war sehr zufrieden, und die geschmackvollsten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Residenz keinesweges so gut als das ihre bestellt sey.

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbei, daß man ſich zur Ueberfahrt ſchicken, die Kutſchen und Wagen erwarten ſollte, die unſere ganze Truppe nach dem Schloſſe des Grafen hinüber zu führen beſtellt waren. Schon zum voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren, wie man ſitzen ſollte. Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und feſtgeſetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur beſtimmten Stunde kamen weniger Wagen als man erwartet hatte, und man mußte ſich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Urſache an, daß im Schloſſe alles in großer Bewegung ſey, weil nicht allein der Fürſt einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, ſondern weil auch unerwarteter Beſuch ſchon gegenwärtig angelangt ſey; der Platz gehe ſehr zuſammen, ſie würden auch deßwegen nicht ſo gut logiren, als man es ihnen vorher beſtimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte ſich in die Wagen, ſo gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten ſich die Luſtigſten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß ſie die Rückkehr der Kutſchen hätten abwarten ſollen. Die Caravane zog mit Freudengeſchrei aus, zum erſten Mal ohne Sorgen wie der Wirth zu bezahlen ſey. Das Schloß des Grafen ſtand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele, ſie waren die glücklichſten und fröhlichſten Menſchen von der Welt, und jeder knüpfte unterwegs an dieſen Tag, nach ſeiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlſtand.

Ein ſtarker Regen, der unerwartet einfiel, konnte ſie nicht aus dieſen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und ſtarker wurde, ſpürten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünſchter konnte ihnen nichts erſcheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palaſt des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegen glänzte, ſo daß ſie die Fenſter zählen konnten.

Als ſie näher kamen, fanden ſie auch alle Fenſter der Seitengebäude erhellet. Ein jeder dachte bei ſich, welches wohl ſein Zimmer werden möchte, und die meiſten begnügten ſich beſcheiden mit einer Stube in der Manſarde oder den Flügeln.

Nun fuhren ſie durch das Dorf und am Wirthshauſe vorbei. Wilhelm ließ halten, um dort abzuſteigen; allein der Wirth verſicherte, daß er ihm nicht den geringſten Raum anweiſen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäſte angekommen, ſogleich das ganze Wirthshaus beſprochen, an allen Zimmern ſtehe ſchon ſeit geſtern mit Kreide deutlich angeſchrieben, wer darin wohnen ſolle. Wider ſeinen Willen mußte alſo unſer Freund mit der übrigen Geſellſchaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude ſahen ſie geſchäftige Köche ſich hin und her bewegen, und waren durch dieſen Anblick ſchon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes geſprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über dieſen Ausſichten auf. Wie ſehr verwunderten ſie ſich dagegen, als ſich dieſer Empfang in ein entſetzliches Fluchen auflöſ'te. Die Bedienten ſchimpften auf die Fuhrleute, daß ſie hier hereingefahren ſeyen; ſie ſollten umwenden, rief man, und wieder hinaus nach dem

alten Schloſſe zu, hier ſey kein Raum für dieſe Gäſte! Einem ſo unfreundlichen und unerwarteten Beſcheide fügten ſie noch allerlei Spöttereien hinzu, und lachten ſich unter einander aus, daß ſie durch dieſen Irrthum in den Regen geſprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holperichten Weg zwiſchen zwei Mauern in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt da ſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen ſtill, und die Fuhrleute, Anſpanner aus dem Dorfe, ſpannten aus und ritten ihrer Wege.

Da niemand zum Empfange der Geſellſchaft ſich zeigte, ſtiegen ſie aus, riefen, ſuchten; vergebens! Alles blieb finſter und ſtille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, wovon ſie kaum die Geſtalten in der Finſterniß unterſchieden. Sie froren und ſchauerten, die Frauen fürchteten ſich, die Kinder fingen an zu weinen, ihre Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke, und ein ſo ſchneller Glückswechſel, auf den niemand vorbereitet war, brachte ſie alle ganz und gar aus der Faſſung.

Da ſie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufſchließen werde, da bald Regen, bald Sturm ſie täuſchte, und ſie mehr als einmal den Tritt des erwünſchten Schloßvogts zu hören glaubten, blieben ſie eine lange Zeit unmuthig und unthätig, es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen, und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Baron, geblieben ſey, und waren in einer höchſtbeſchwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menschen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurück geblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde gestürzt sey, sich am Fuße stark beschädigt habe, und daß man auch sie, da sie im Schlosse nachgefragt, mit Ungestüm hierher gewiesen habe.

Die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit; man rathschlagte, was man thun sollte, und konnte keinen Entschluß fassen. Endlich sah man von weitem eine Laterne kommen, und holte frischen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlösung verschwand auch wieder, indem die Erscheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeister des Grafen vor, und dieser erkundigte sich, als er näher kam, sehr eifrig nach Mademoiselle Philinen. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr sehr dringend anbot, sie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für sie bei den Kammerjungfern der Gräfin bereitet sey. Sie besann sich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da sie den andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beschwor den Stallmeister, daß er endlich, um nur mit seiner Schönen loszukommen, alles versprach, und versicherte, in kurzem solle das Schloß eröffnet und sie auf das beste einquartirt werden. Bald darauf sahen sie den Schein seiner Laterne verschwinden, und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erschien, und sie mit einigem Troste und Hoffnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre des alten Gebäudes, in das sie mit Gewalt eindrangen. Ein jeder

ſorgte nun für ſeine Sachen, ſie abzupacken, ſie herein zu ſchaffen. Das meiſte war, wie die Perſonen ſelbſt, tüchtig durchweicht. Bei dem Einen Lichte ging alles ſehr langſam. Im Gebäude ſtieß man ſich, ſtolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einſylbige Hausknecht ließ mit genauer Noth ſeine Laterne da, ging, und kam nicht wieder.

Nun fing man an das Haus zu durchſuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen, große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von ſeiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tiſch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheuere leere Bettſtellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die naſſen Koffer und Mantelſäcke wurden zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wandrer bequemte ſich auf dem Fußboden, Wilhelm hatte ſich auf einige Stufen geſetzt, Mignon lag auf ſeinen Knien; das Kind war unruhig, und auf ſeine Frage, was ihm fehlte? antwortete es: mich hungert! Er fand nichts bei ſich, um das Verlangen des Kindes zu ſtillen, die übrige Geſellſchaft hatte jeden Vorrath auch aufgezehrt, und er mußte die arme Creatur ohne Erquickung laſſen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle unthätig, ſtill in ſich gekehrt: denn er war ſehr verdrießlich und grimmig, daß er nicht auf ſeinem Sinne beſtanden und bei dem Wirthshauſe abgeſtiegen ſey, wenn er auch auf dem oberſten Boden hätte ſein Lager nehmen ſollen.

Die Uebrigen geberdeten ſich jeder nach ſeiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gehölz in einen ungeheuren Kamin des Saals geſchafft und zündeten mit großem Jauchzen den Scheiterhaufen an. Unglücklicherweiſe ward auch dieſe Hoffnung ſich zu trocknen und zu wärmen auf das ſchrecklichſte

getäuſcht, denn dieſer Kamin ſtand nur zur Zierde da, und war von oben herein vermauert; der Dampf trat ſchnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz ſchlug praſſelnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben; der Zug, der durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben drang, gab ihr eine unſtäte Richtung, man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinanderziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte ſich, der Zuſtand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieſer wendete ſich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem ſchön porcellanenen Teller Confect und Früchte überreichte, ſagte er: dieß ſchickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, zur Geſellſchaft zu kommen; ſie läßt ſagen, ſetzte der Bediente mit einer leichtfertigen Miene hinzu, es gehe ihr ſehr wohl, und ſie wünſche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.

Wilhelm erwartete nichts weniger als dieſen Antrag, denn er hatte Philinen, ſeit dem Abenteuer der ſteinernen Bank, mit entſchiedener Verachtung begegnet, und war ſo feſt entſchloſſen, keine Gemeinſchaft mehr mit ihr zu machen, daß er im Begriff ſtand, die ſüße Gabe wieder zurück zu ſchicken, als ein bittender Blick Mignons ihn vermochte, ſie anzunehmen, und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung ſchlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Geſellſchaft zu haben, und erkundigte ſich nach dem Baron. Dieſer lag zu Bette, hatte aber ſchon, ſo viel der Bediente zu ſagen wußte, einem

andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu ſorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von ſeinen Lichtern, das dieſer in Ermanglung eines Leuchters auf das Fenſtergeſims kleben mußte, und nun wenigſtens bei ſeinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt ſah. Denn es währte noch lange, ehe die Anſtalten rege wurden, die unſere Gäſte zur Ruhe bringen ſollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde darauf Deckbetten, dann Kiſſen, alles wohl durchnetzt, und es war ſchon weit über Mitternacht, als endlich Strohſäcke und Matratzen herbeigeſchafft wurden, die, wenn man ſie zuerſt gehabt hätte, höchſtwillkommen geweſen wären.

In der Zwiſchenzeit war auch etwas von Eſſen und Trinken angelangt, das ohne viele Kritik genoſſen wurde, ob es gleich einem ſehr unordentlichen Abhub ähnlich ſah, und von der Achtung, die man für die Gäſte hatte, kein ſonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Geſellen vermehrte ſich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem ſie ſich einander neckten, aufweckten und ſich wechſelsweiſe allerlei Streiche ſpielten. Der andere Morgen brach an, unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er ſie ſo getäuſcht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die ſie kommen

würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Troſt erſchien in aller Frühe der Graf ſelbſt mit einigen Bedienten, und erkundigte ſich nach ihren Umſtänden. Er war ſehr entrüſtet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der geführt herbei hinkte, verklagte den Haushofmeiſter, wie befehlswidrig er ſich bei dieſer Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl ſogleich, daß alles in ſeiner Gegenwart zur möglichſten Bequemlichkeit der Gäſte geordnet werden ſolle. Darauf kamen einige Officiere, die von den Actricen ſogleich Kundſchaft nahmen, und der Graf ließ ſich die ganze Geſellſchaft vorſtellen, redete einen jeden bei ſeinem Namen an, und miſchte einige Scherze in die Unterredung, daß alle über einen ſo gnädigen Herrn ganz entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den ſich Mignon anhing. Wilhelm entſchuldigte ſich ſo gut er konnte über ſeine Freiheit, der Graf hingegen ſchien ſeine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen ſtand, den man für einen Officier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, ſprach beſonders mit unſerm Freunde, und zeichnete ſich vor allen andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachläßig waren ſeine blonden Haare aufgeſchlagen, und ſeine mittlere Statur zeigte ein ſehr wackres, feſtes und beſtimmtes Weſen. Seine Fragen waren lebhaft, und er ſchien ſich auf alles zu verſtehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte ſich nach dieſem Manne bei dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu ſagen wußte. Er habe den Charakter als Major, ſey eigentlich der Günſtling

des Prinzen, verſehe deſſen geheimſte Geſchäfte und werde für deſſen rechten Arm gehalten, ja man habe Urſache zu glauben, er ſey ſein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien ſey er mit Geſandtſchaften geweſen, er werde überall ſehr diſtinguirt, und das mache ihn einbildiſch; er wähne, die deutſche Literatur aus dem Grunde zu kennen, und erlaube ſich allerlei ſchaale Spöttereien gegen dieſelbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, ſich auch von ihm entfernt zu halten, denn am Ende gebe er jedermann etwas ab. Man nenne ihn Jarno, wiſſe aber nicht recht, was man aus dem Namen machen ſolle.

Wilhelm hatte darauf nichts zu ſagen, denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abſtoßendes hatte, eine gewiſſe Neigung.

Die Geſellſchaft wurde in dem Schloſſe eingetheilt, und Melina befahl ſehr ſtrenge, ſie ſollten ſich nunmehr ordentlich halten, die Frauen ſollten beſonders wohnen, und jeder nur auf ſeine Rollen, auf die Kunſt ſein Augenmerk und ſeine Neigung richten. Er ſchlug Vorſchriften und Geſetze, die aus vielen Punkten beſtanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war beſtimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeine Büchſe entrichten ſollte.

Dieſe Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Offiziere gingen aus und ein, ſpaßten nicht eben auf das feinſte mit den Actricen, hatten die Acteure zum Beſten, und vernichteten die ganze kleine Polizeiordnung, noch ehe ſie Wurzel faſſen konnte. Man jagte ſich durch die Zimmer, verkleidete ſich, verſteckte ſich. Melina, der anfangs einigen Ernſt zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das äußerſte gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen

ließ, um den Platz zu sehen, wo das Theater aufgerichtet werden sollte, ward das Uebel nur immer ärger. Die jungen Herren ersannen sich allerlei platte Späße, durch Hülfe einiger Acteure wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere besessen sey; auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina'n in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schlosse gehörte, durch eine Galerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater sehr wohl aufgestellt werden konnte. Daselbst zeigte der einsichtsvolle Hausherr, wie er alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüste aufgeschlagen und ausgeziert, was man von Decorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet, und das übrige mit Hülfe einiger geschickten Leute des Grafen verfertiget. Wilhelm griff selbst mit an, half die Perspective bestimmen, die Umrisse abschnüren, und war höchst beschäftigt, daß es nicht unschicklich werden sollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war sehr zufrieden damit, zeigte, wie sie das, was sie wirklich thaten, eigentlich machen sollten, und ließ dabei ungemeine Kenntnisse jeder Kunst sehen.

Nun fing das Probiren recht ernstlich an, wozu sie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn sie nicht von den vielen anwesenden Fremden immer gestört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäste an, und ein jeder wollte die Gesellschaft in Augenschein nehmen.

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch besonders vorgestellt werden sollte. — Ich habe, sagte er, dieser vortrefflichen Dame so viel von Ihren geistreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß sie nicht erwarten kann, Sie zu sprechen und sich eins und das andere vorlesen zu lassen. Halten Sie sich ja gefaßt auf den ersten Wink hinüber zu kommen, denn bei dem nächsten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden. Er bezeichnete ihm darauf das Nachspiel, welches er zuerst vorlesen sollte, wodurch er sich ganz besonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar sehr, daß er zu einer solchen unruhigen Zeit eingetroffen sey, und sich mit der übrigen Gesellschaft in dem alten Schlosse schlecht behelfen müsse. —

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er seinen Eintritt in die große Welt machen sollte. Du hast, sagte er, bisher im Stillen für dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beifall erhalten; du hast eine Zeit lang ganz an deinem Talente verzweifelt, und du mußt immer noch in Sorgen seyn, ob du denn auch auf dem rechten Wege bist, und ob du so viel Talent als Neigung zum Theater hast. Vor den Ohren solcher geübten Kenner, im Cabinete, wo keine Illusion statt findet, ist der Versuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, diesen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen, und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern.

Er nahm darauf einige Stücke durch, las sie mit der größten Aufmerksamkeit, corrigirte hier und da, recitirte sie

ſich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu ſeyn, und ſteckte dasjenige, welches er am meiſten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Taſche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihm verſichert, ſie würde allein mit einer guten Freundin ſeyn. Als er in das Zimmer trat, kam die Baroneſſe von C** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute ſich ſeine Bekanntſchaft zu machen, und präſentirte ihn der Gräfin, die ſich eben friſiren ließ, und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing, neben deren Stuhl er aber leider Philinen knien und allerlei Thorheiten machen ſah. — Das ſchöne Kind, ſagte die Baroneſſe, hat uns verſchiedenes vorgeſungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir nichts davon verlieren. —

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friſeurs wünſchte, ehe er ſeine Vorleſung anfangen wollte. Man bot ihm eine Taſſe Chocolade an, wozu ihm die Baroneſſe ſelbſt den Zwieback reichte. Demungeachtet ſchmeckte ihm das Frühſtück nicht, denn er wünſchte zu lebhaft der ſchönen Gräfin irgend etwas vorzutragen, was ſie intereſſiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Philine war ihm nur zu ſehr im Wege, die ihm als Zuhörerin oft ſchon unbequem geweſen war. Er ſah mit Schmerzen dem Friſeur auf die Hände, und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indeſſen war der Graf hereingetreten, und erzählte von den heut zu erwartenden Gäſten, von der Eintheilung des Tages, und was ſonſt etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinaus ging, ließen einige Officiere bei der Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr, weil ſie noch vor Tafel

wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indeſſen fertig geworden, und ſie ließ die Herren hereinkommen.

Die Baroneſſe gab ſich inzwiſchen Mühe unſern Freund zu unterhalten, und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerſtreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuſcripte in der Taſche, hoffte auf jeden Augenblick, und faſt wollte ſeine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelaſſen wurde, der ſeine Pappen, Kaſten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete, und jede Sorte ſeiner Waaren mit einer dieſem Geſchlechte eigenen Zudringlichkeit vorwies.

Die Geſellſchaft vermehrte ſich. Die Baroneſſe ſah Wilhelmen an, und ſprach leiſe mit der Gräfin; er bemerkte es, ohne die Abſicht zu verſtehen, die ihm endlich zu Hauſe klar wurde, als er ſich nach einer ängſtlich und vergebens durchharrten Stunde wegbegab. Er fand ein ſchönes engliſches Portefeuille in der Taſche. Die Baroneſſe hatte es ihm heimlich beizuſtecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig geſtickte Weſte überbrachte, ohne recht deutlich zu ſagen, woher ſie komme.

Sechstes Capitel.

Das Gemiſch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Reſt des Tages, bis er gegen Abend wieder Beſchäftigung fand, indem Melina ihm eröffnete, der Graf habe von einem Vorſpiele geſprochen, das dem Prinzen zu Ehren, den Tag ſeiner Ankunft, aufgeführt werden ſollte. Er wolle darin die Eigenſchaften dieſes großen

Helden und Menſchenfreundes perſonificirt haben. Dieſe Tugenden ſollten mit einander auftreten, ſein Lob verkündigen und zuletzt ſeine Büſte mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobei ſein verzogener Name mit dem Fürſtenhute durchſcheinend glänzen ſollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Verſification und übrige Einrichtung dieſes Stückes zu ſorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes ſey, hierin gerne beiſtehen werde.

Wie! rief dieſer verdrießlich aus, haben wir nichts als Portrate, verzogene Namen und allegoriſche Figuren, um einen Fürſten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne ſchmeicheln, ſich in Effigie aufgeſtellt und ſeinen Namen auf geöltem Papiere ſchimmern zu ſehen! Ich fürchte ſehr, die Allegorien würden, beſonders bei unſerer Garderobe, zu manchen Zweideutigkeiten und Spaſſen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen laſſen, ſo kann ich nichts dawider haben, nur bitte ich, daß ich damit verſchont bleibe.

Melina entſchuldigte ſich, es ſey nur die ungefahre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlaſſe, wie ſie das Stück arrangiren wollten. Herzlich gerne, verſetzte Wilhelm, trage ich etwas zum Vergnügen dieſer vortrefflichen Herrſchaft bei, und meine Muſe hat noch kein ſo angenehmes Geſchäft gehabt, als zum Lob eines Fürſten, der ſo viel Verehrung verdient, auch nur ſtammelnd ſich hören zu laſſen. Ich will der Sache nachdenken, vielleicht gelingt es mir, unſre kleine Truppe ſo zu ſtellen, daß wir doch wenigſtens einigen Effect machen.

Von dieſem Augenblicke ſann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einſchlief, hatte er alles ſchon ziemlich

geordnet, und den andern Morgen, bei früher Zeit, war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja ſchon einige der vornehmſten Stellen und Geſänge in Verſe und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte morgens gleich den Baron wegen gewiſſer Umſtände zu ſprechen, und legte ihm ſeinen Plan vor. Dieſem gefiel er ſehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung. Denn er hatte den Grafen geſtern Abend von einem ganz andern Stücke ſprechen hören, welches nach ſeiner Angabe in Verſe gebracht werden ſollte.

Es iſt mir nicht wahrſcheinlich, verſetzte Wilhelm, daß es die Abſicht des Herrn Grafen geweſen ſey, gerade das Stück, ſo wie er es Melina'n angegeben, fertigen zu laſſen: wenn ich nicht irre, ſo wollte er uns bloß durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weiſen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künſtler an, was er wünſcht, und überläßt ihm alsdann die Sorge das Werk hervorzubringen.

Mitnichten, verſetzte der Baron; der Herr Graf verläßt ſich darauf, daß das Stück ſo und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freilich eine entfernte Aehnlichkeit mit ſeiner Idee, und wenn wir es durchſetzen und ihn von ſeinen erſten Gedanken abbringen wollen, ſo müſſen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baroneſſe dergleichen Operationen meiſterhaft anzulegen; es wird die Frage ſeyn, ob ihr der Plan ſo gefällt, daß ſie ſich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen.

Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, ſagte Wilhelm, denn es möchte unſer Perſonale und unſere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübſche Kinder gerechnet, die im Hauſe hin und wieder

laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeiſter zugehören.

Darauf erſuchte er den Baron, die Damen mit ſeinem Plane bekannt zu machen. Dieſer kam bald zurück und brachte die Nachricht, ſie wollten ihn ſelbſt ſprechen. Heute Abend, wenn die Herren ſich zum Spiele ſetzten, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewiſſen Generals ernſthafter werden würde als gewöhnlich, wollten ſie ſich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen, er ſollte durch die geheime Treppe eingeführt werden, und könne alsdann ſeine Sache auf das beſte vortragen. Dieſe Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baroneſſe beſonders freue ſich wie ein Kind auf dieſes Rendezvous, und mehr noch darauf, daß es heimlich und geſchickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden ſollte.

Gegen Abend, um die beſtimmte Zeit, ward Wilhelm abgeholt und mit Vorſicht hinaufgeführt. Die Art, mit der ihm die Baroneſſe in einem kleinen Cabinette entgegen kam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Unterſuchen. Er legte ſeinen Plan mit der möglichſten Wärme und Lebhaftigkeit vor, ſo daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unſere Leſer werden erlauben, daß wir ſie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene ſollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der jenes Spiel vorſtellte, wo Eins herum gehen und dem Andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf ſollten ſie mit andern Scherzen abwechſeln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied ſingen. Darauf ſollte der Harfner mit Mignon

herbeikommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeilocken; der Alte sollte verschiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude singen, und Mignon darauf den Eiertanz tanzen.

In dieser unschuldigen Freude werden sie durch eine kriegerische Musik gestört, und die Gesellschaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannspersonen setzen sich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es scheint alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Person, über deren Bestimmung der Dichter noch ungewiß war, herbei kommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit sey, die Ruhe wieder herstellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den schönsten Zügen geschildert, mitten unter den Waffen Sicherheit versprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken gesetzt. Es wird ein allgemeines Fest zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane sehr zufrieden, nur behaupteten sie, es müsse nothwendig etwas Allegorisches in dem Stücke seyn, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Der Baron that den Vorschlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müsse Minerva herbei kommen, ihm Fesseln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und dessen Lob zu preisen. Die Baronesse übernahm das Geschäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt worden sey; dabei verlangte sie ausdrücklich, daß am Ende des Stücks nothwendig die Büste, der verzogene Namen und der Fürstenhut erscheinen müßten, weil sonst alle Unterhandlung vergeblich seyn würde.

Wilhelm, der sich schon im Geiste vorgestellt hatte, wie fein er seinen Helden aus dem Munde der Minerva preisen wollte, gab nur nach langem Widerstande in diesem Punkte nach, allein er fühlte sich auf eine sehr angenehme Weise gezwungen. Die schönen Augen der Gräfin und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die schönste und angenehmste Empfindung, auf die so erwünschte Einheit einer Composition und auf alle schicklichen Details Verzicht zu thun, und gegen sein poetisches Gewissen zu handeln. Eben so stand auch seinem bürgerlichen Gewissen ein harter Kampf bevor, indem bei bestimmterer Austheilung der Rollen die Damen ausdrücklich darauf bestanden, daß er mitspielen müsse.

Laertes hatte zu seinem Theil jenen gewaltthatigen Kriegsgott erhalten. Wilhelm sollte den Anführer der Landleute vorstellen, der einige sehr artige und gefühlvolle Verse zu sagen hatte. Nachdem er sich eine Zeit lang gesträubt, mußte er sich endlich doch ergeben; besonders fand er keine Entschuldigung, da die Baronesse ihm vorstellte, die Schaubühne hier auf dem Schlosse sey ohnedem nur als ein Gesellschaftstheater anzusehen, auf dem sie gern, wenn man nur eine schickliche Einleitung machen könnte, mitzuspielen wünschte. Darauf entließen die Damen unsern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baronesse versicherte ihm, daß er ein unvergleichlicher Mensch sey, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo sie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der sorgfältigsten Versification des Dialogs und der Lieder zu.

Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal, die Baronesse kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen bieten wollte, lispelte sie heimlich zu ihm: Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.

Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie sind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorspiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bei Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden ist, damit man nicht gegen das Costum verstößt. Ich lasse deßwegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin sich das Bild derselben befindet.

In eben dem Augenblicke traten einige Bedienten mit großen Körben voll Bücher allerlei Formats in den Saal.

Montfaucon, die Sammlungen antiker Statuen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologischer Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Grafen vortreffliches Gedächtniß stellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten oder sonst vorkommen mochten. Es mußte

deßhalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbei geschafft werden, so daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern saß. Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek sey, und es möchte wohl das erste Mal vorkommen, daß eine Büchersammlung so ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.

Die ganze Gesellschaft freute sich über den Einfall, und besonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuschaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

Nunmehr, sagte der Graf, indem er sich zu Wilhelm wendete, ist es eine Hauptsache, welche Göttin meinen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Kriegs oder der Künste?

Sollte es nicht am schicklichsten seyn, Ew. Excellenz, versetzte Wilhelm, wenn man hierüber sich nicht bestimmt ausdrückte, und sie, eben weil sie in der Mythologie eine doppelte Person spielt, auch hier in doppelter Qualität erscheinen ließe. Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, sie preis't einen Helden, indem sie seine Menschlichkeit erhebt, sie überwindet die Gewaltthatigkeit und stellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baroneſſe, der es bange wurde, Wilhelm möchte sich verrathen, schob geschwinde den Leibschneider der Gräfin dazwischen, der seine Meinung abgeben mußte, wie ein solcher antiker Rock auf das beste gefertiget werden könnte. Dieser Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache sehr leicht zu machen, und da Madame Melina, ungeachtet ihrer hohen Schwangerschaft, die Rolle der himmlischen Jungfrau übernommen hatte, so wurde er angewiesen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem

Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verschnitten werden sollten.

Auf eine geschickte Weise wußte die Baroneſſe Wilhelmen wieder bei Seite zu schaffen, und ließ ihn bald darauf wiſſen, ſie habe die übrigen Sachen auch beſorgt. Sie ſchickte ihm zugleich den Muſicus, der des Grafen Hauscapelle dirigirte, damit dieſer theils die nothwendigen Stücke componiren, theils ſchickliche Melodien aus dem Muſikvorrathe dazu ausſuchen ſollte. Nunmehr ging alles nach Wunſche, der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, ſondern war hauptſächlich mit der transparenten Decoration beſchäftigt, welche am Ende des Stückes die Zuſchauer überraſchen ſollte. Seine Erfindung und die Geſchicklichkeit ſeines Conditors brachten zuſammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf ſeinen Reiſen hatte er die größten Feierlichkeiten dieſer Art geſehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht, und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geſchmacke anzugeben.

Unterdeſſen endigte Wilhelm ſein Stück, gab einem jeden ſeine Rolle, übernahm die ſeinige, und der Muſicus, der ſich zugleich ſehr gut auf den Tanz verſtand, richtete das Ballet ein, und ſo ging alles zum beſten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte ſich in den Weg, das ihm eine böſe Lücke zu machen drohte. Er hatte ſich den größten Effect von Mignon's Eiertanze verſprochen, und wie erſtaunt war er daher, als das Kind ihm, mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit, abſchlug zu tanzen, verſicherte, es ſey nunmehr ſein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er ſuchte es durch allerlei Zureden zu bewegen, und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: lieber Vater! bleib auch du von

den Brettern! Er merkte nicht auf diesen Wink, und sann, wie er durch eine andere Wendung die Scene interessant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte, und in dem Reihentanze die einzelne Stimme singen und die Verse dem Chore zubringen sollte, freute sich recht ausgelassen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunsche, sie hatte ihr besonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Affenpossen unterhielt, und dafür täglich etwas geschenkt bekam: ein Kleid zu diesem Stücke wurde auch für sie zurechte gemacht; und weil sie von einer leichten nachahmenden Natur war, so hatte sie sich bald aus dem Umgange der Damen so viel gemerkt, als sich für sie schickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeisters nahm mehr zu als ab, und da die Officiere auch stark auf sie eindrangen, und sie sich in einem so reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Spröde zu spielen, und auf eine geschickte Weise sich in einem gewissen vornehmen Ansehen zu üben. Kalt und fein wie sie war, kannte sie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie absichtlich hätte verfahren können, sie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente sie sich ihres Vortheils nur, um sich zu belustigen, um sich einen guten Tag zu machen und impertinent zu seyn, wo sie merkte, daß es ohne Gefahr geschehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen, der Graf wollte dabei seyn, und seine Gemahlin fing an zu sorgen, wie er es aufnehmen möchte. Die Baronesse berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbei rückte, immer mehr Verlegenheit:

denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, seine guten Dienste den Damen anzubieten. Es wäre gar schlimm, sagte er, gnädige Frau, wenn Sie sich aus dieser Sache nicht heraushelfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben. Die Baronesse erzählte hierauf, wie sie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer stellenweise und ohne Ordnung erzählt habe, daß er also auf jedes Einzelne vorbereitet sey, nur stehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit seiner Idee zusammentreffen. Ich will mich, sagte sie, heute Abend in der Probe zu ihm setzen, und ihn zu zerstreuen suchen. Den Conditor habe ich auch schon vorgehabt, daß er ja die Decorationen am Ende recht schön macht, dabei aber doch etwas geringes fehlen läßt.

Ich wüßte einen Hof, versetzte Jarno, wo wir so thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie sind. Will es heute Abend mit Ihren Künsten nicht mehr fort, so winken Sie mir, und ich will den Grafen heraus holen, und ihn nicht eher wieder hinein lassen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Succurs zu hoffen ist. Ich habe ihm schon seit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das seinen Vetter betrifft, und das ich noch immer aus Ursachen aufgeschoben habe. Es wird ihm auch das eine Distraction geben, und zwar nicht die angenehmste.

Einige Geschäfte hinderten den Grafen, beim Anfang der Probe zu seyn, dann unterhielt ihn die Baronesse. Jarno's Hülfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurecht zu weisen, zu verbessern und anzuordnen hatte, vergaß er sich ganz und gar darüber, und da Frau Melina

zuletzt nach seinem Sinne sprach, und die Illumination gut ausfiel, bezeugte er sich vollkommen zufrieden. Erst als alles vorbei war, und man zum Spiele ging, schien ihm der Unterschied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von seiner Erfindung sey? Auf einen Wink fiel nun Jarno aus seinem Hinterhalte hervor, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, bestätigte sich, man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarschaft campiren zu sehen, das Haus war voll Lärmen und Unruhe, und unsere Schauspieler, die nicht immer zum besten von [illegible] unwilligen Bedienten versorgt wurden, mußten, ohne [illegible]mand sonderlich sich ihrer erinnerte, in dem alten Schlosse ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen; die Generalität, die Staabsofficiere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menschen, die theils zum Besuche, theils geschäftswegen einsprachen, machten das Schloß einem Bienenstocke ähnlich, der eben schwärmen will. Jedermann drängte sich herbei, den vortrefflichen Fürsten zu sehen, und jedermann bewunderte seine Leutseligkeit und Herablassung, jedermann erstaunte in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenossen mußten nach Ordre des Grafen bei der Ankunft des Fürsten auf ihrem Posten seyn, kein Schauspieler durfte sich blicken lassen, weil der Prinz mit den

vorbereiteten Feierlichkeiten überraſcht werden ſollte, und ſo ſchien er auch des Abends, als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauſpiel, vielweniger auf ein Vorſpiel zu ſeinem Lobe, vorbereitet zu ſeyn. Alles lief auf das beſte ab, und die Truppe mußte nach vollendeter Vorſtellung herbei und ſich dem Prinzen zeigen, der jeden auf die freundlichſte Weiſe etwas zu fragen, jedem auf die gefälligſte Art etwas zu ſagen wußte. Wilhelm als Autor mußte beſonders vortreten, und ihm ward gleichfalls ſein Theil Beifall zugeſpendet.

Nach dem Vorſpiele fragte niemand ſonderlich, in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegentlich davon ſprach, und es ſehr verſtändig lobte; nur ſetzte er hinzu: es iſt Schade, daß Sie mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe ſpielen. — Mehrere Tage lag Wilhelmen dieſer Ausdruck im Sinne, er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen ſollte.

Unterdeſſen ſpielte die Geſellſchaft jeden Abend ſo gut, als ſie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Mögliche, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte ſie auf, und in ihrem alten Schloſſe glaubten ſie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge ſich die große Verſammlung herbei, nach ihren Vorſtellungen ziehe ſich die Menge der Fremden, und ſie ſeyen der Mittelpunkt, um den und um deßwillen ſich alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu ſeinem großen Verdruſſe gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die erſten Vorſtellungen von Anfange bis zu Ende auf ſeinem Seſſel

ſitzend, mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abwartete, ſo ſchien er ſich doch nach und nach auf eine gute Weiſe davon zu diſpenſiren. Gerade diejenigen, welche Wilhelm im Geſpräche als die Verſtändigſten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theaterſaale zu, übrigens ſaßen ſie im Vorzimmer, ſpielten, oder ſchienen ſich von Geſchäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar ſehr, bei ſeinen anhaltenden Bemühungen des erwünſchteſten Beifalls zu entbehren. Bei der Auswahl der Stücke, der Abſchrift der Rollen, den häufigen Proben, und was ſonſt nur immer vorkommen konnte, ging er Melina'n eifrig zur Hand, der ihn denn auch, ſeine eigene Unzulänglichkeit im Stillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß, und trug ſie mit Wärme und Lebhaftigkeit, und mit ſo viel Anſtand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er ſich ſelbſt gegeben hatte.

Die fortgeſetzte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Geſellſchaft jeden Zweifel, indem er ſie verſicherte, daß ſie die größten Effecte hervorbringe, beſonders indem ſie eins ſeiner eigenen Stücke aufführte, nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausſchließende Neigung für das franzöſiſche Theater habe, daß ein Theil ſeiner Leute hingegen, worunter ſich Jarno beſonders auszeichne, den Ungeheuern der engliſchen Bühne einen leidenſchaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf dieſe Weiſe die Kunſt unſrer Schauſpieler nicht auf das beſte bemerkt und bewundert, ſo waren dagegen ihre Perſonen den Zuſchauern und Zuſchauerinnen nicht völlig gleichgültig. Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Schauſpielerinnen gleich von Anfang die Aufmerkſamkeit junger Officiere erregten; allein ſie waren in der Folge glücklicher

und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir schweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tag interessanter vorkam, so wie auch in ihm eine stille Neigung gegen sie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu recitiren. Sich wechselseitig anzusehen, war ihnen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren, oder für irgend eine Folge besorgt zu seyn.

Wie über einen Fluß hinüber, der sie scheidet, zwei feindliche Vorposten sich ruhig und lustig zusammen besprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchem ihre beiderseitigen Parteien begriffen sind, so wechselte die Gräfin mit Wilhelm bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und jedes glaubte an seiner Seite, sicher seinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baronesse hatte sich indessen den Laertes ausgesucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling besonders gefiel, und der, so sehr Weiberfeind er war, doch ein vorbeigehendes Abenteuer nicht verschmähete, und wirklich dießmal wider Willen durch die Leutseligkeit und das einnehmende Wesen der Baronesse gefesselt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten, oder, wenn man will, einen schlimmen Dienst erzeigt, indem er ihn mit den Gesinnungen dieser Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes sie einst laut rühmte, und sie allen andern ihres Geschlechts vorzog, versetzte der Baron scherzend: ich merke schon, wie die Sachen stehen, unsre liebe Freundin hat wieder einen für ihre Stalle gewonnen. Dieses unglückliche

Gleichniß, das nur zu klar auf die gefahrlichen Liebkosungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die Maßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Aergerniß zuhören, der ohne Barmherzigkeit fortfuhr:

Jeder Fremde glaubt, daß er der erste sey, dem ein so angenehmes Betragen gelte; aber er irrt gewaltig, denn wir alle sind einmal auf diesem Wege herumgeführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er sey wer er sey, muß sich eine Zeitlang ihr ergeben, ihr anhangen, und sich mit Sehnsucht um sie bemühen.

Den Glücklichen, der eben, in die Garten einer Zauberin hinein tretend, von allen Seligkeiten eines künstlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraschen, als wenn ihm, dessen Ohr ganz auf den Gesang der Nachtigall lauscht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegen grunzt.

Laertes schamte sich nach dieser Entdeckung recht von Herzen, daß ihn seine Eitelkeit nochmals verleitet habe, von irgend einer Frau auch nur im mindesten gut zu denken. Er vernachlaßigte sie nunmehr völlig, hielt sich zu dem Stallmeister, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging, bei Proben und Vorstellungen aber sich betrug, als wenn dieß blos eine Nebensache wäre.

Der Graf und die Grafin ließen manchmal morgens einige von der Gesellschaft rufen, da jeder denn immer Philinens unverdientes Glück zu beneiden Ursache fand. Der Graf hatte seinen Liebling, den Pedanten, oft stundenlang bei seiner Toilette. Dieser Mensch ward nach und nach bekleidet, und bis auf Uhr und Dose equipirt und ausgestattet.

Auch wurde die Gesellschaft manchmal sammt und sonders nach Tafel vor die hohen Herrschaften gefordert. Sie schätzten

ſich es zur größten Ehre, und bemerkten es nicht, daß man zu eben derſelben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen, und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen geſagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben, und dadurch auch von ſich eine gute Meinung erwecken ſolle. Er fand dazu an einem ſolchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen franzöſiſchen Theaterſchriftſteller leſe, darauf ihm denn Wilhelm mit einem ſehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürſt, ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſchon im Begriff war, ſich weg und zu jemand andern zu wenden, er faßte ihn vielmehr ſogleich und trat ihm beinah in den Weg, indem er fortfuhr: er ſchätze das franzöſiſche Theater ſehr hoch und leſe die Werke der großen Meiſter mit Entzücken; beſonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürſt den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ich kann es mir vorſtellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Perſonen einen Dichter ſchätzen müſſen, der die Zuſtände ihrer höheren Verhältniſſe ſo vortrefflich und richtig ſchildert. Corneille hat, wenn ich ſo ſagen darf, große Menſchen dargeſtellt und Racine vornehme Perſonen. Ich kann mir, wenn ich ſeine Stücke leſe, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Beſten umgeht, und in die Geheimniſſe der Menſchheit dringt, wie ſie ſich hinter koſtbar gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich ſeinen Britannicus, ſeine Berenice ſtudire, ſo kommt es mir wirklich vor, ich ſey am Hofe, ſey in das Große und Kleine dieſer Wohnungen der irdiſchen Götter geweiht und

ich sehe, durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen, Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben solle, die des Beifalls eines Königes und eines Fursten werth seyen.

Jarno war herbei getreten und hörte unserem Freunde mit Verwunderung zu; der Fürst, der nicht geantwortet und nur mit einem gefalligen Blicke seinen Beifall gezeigt hatte, wandte sich seitwarts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anstandig sey, unter solchen Umständen einen Discurs fortzusetzen und eine Materie erschöpfen zu wollen, noch gerne mehr gesprochen und dem Fürsten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl seinen Lieblingsdichter gelesen.

Haben Sie denn niemals, sagte Jarno, indem er ihn beiseite nahm, ein Stück von Shakspearen gesehen?

Nein, versetzte Wilhelm: denn seit der Zeit, daß sie in Deutschland bekannter geworden sind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, daß sich zufallig eine alte jugendliche Liebhaberei und Beschaftigung gegenwartig wieder erneuerte. Indessen hat mich alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, solche seltsame Ungeheuer naher kennen zu lernen, die über alle Wahrscheinlichkeit, allen Wohlstand hinauszuschreiten scheinen.

Ich will Ihnen denn doch rathen, verſetzte jener, einen Verſuch zu machen; es kann nichts ſchaden, wenn man auch das Seltſame mit eigenen Augen ſieht. Ich will Ihnen ein paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn Sie ſich gleich von allem losmachen, und in der Einſamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieſer unbekannten Welt ſehen. Es iſt ſündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, dieſe Affen menſchlicher auszuputzen, und dieſe Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie ſich an die Form nicht ſtoßen; das Uebrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlaſſen.

Die Pferde ſtanden vor der Thür, und Jarno ſetzte ſich mit einigen Cavalieren auf, um ſich mit der Jagd zu erluſtigen. Wilhelm ſah ihm traurig nach. Er hätte gern mit dieſem Manne noch vieles geſprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwicklung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge ins Waſſer fällt; griffe jemand ſogleich zu, riſſe ihn ans Land, ſo wäre es um einmal naß werden gethan, anſtatt daß er ſich auch wohl ſelbſt, aber am jenſeitigen Ufer, heraushilft, und einen beſchwerlichen weiten Umweg nach ſeinem beſtimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es ſich gedacht. Er ſah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe, und verwunderte ſich, wie einen leichten Anſtand ſie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marſche, ein fürſtlicher Held an ſeiner Spitze, ſo viele mitwirkende Krieger,

ſo viele zudringende Verehrer erhöhten ſeine Einbildungskraft. In dieſer Stimmung erhielt er die verſprochenen Bücher, und in kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius, und führte ihn einem unüberſehlichen Meere zu, worin er ſich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauſpielern hatte ſeit ihrem Aufenthalte im Schloſſe verſchiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderſeitiger Zufriedenheit: denn indem der Baron das erſtemal in ſeinem Leben eines ſeiner Stücke, mit denen er ein Geſellſchaftstheater ſchon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauſpieler und auf dem Wege zu einer anſtändigen Vorſtellung ſah, war er von dem beſten Humor, bewies ſich freigebig, und kaufte bei jedem Galanteriehändler, deren ſich manche einſtellten, kleine Geſchenke für die Schauſpielerinnen, und wußte den Schauſpielern manche Bouteille Champagner extra zu verſchaffen; dagegen gaben ſie ſich auch mit ſeinen Stücken alle Mühe, und Wilhelm ſparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, deſſen Rolle ihm zugefallen war, auf das genaueſte zu memoriren.

Indeſſen hatten ſich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeſchlichen. Die Vorliebe des Barons für gewiſſe Schauſpieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dieß die übrigen verdrießen. Er erhob ſeine Günſtlinge ganz ausſchließlich, und brachte dadurch Eiferſucht und Uneinigkeit unter die Geſellſchaft. Melina,

der ſich bei ſtreitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand ſich in einem ſehr unangenehmen Zuſtande. Die Geprieſenen nahmen das Lob an, ohne ſonderlich dankbar zu ſeyn, und die Zurückgeſetzten ließen auf allerlei Weiſe ihren Verdruß ſpüren, und wußten ihrem erſt hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weiſe unangenehm zu machen; ja es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewiſſes Gedicht, deſſen Verfaſſer man nicht kannte, im Schloſſe viele Bewegung verurſachte. Bisher hatte man ſich immer, doch auf eine ziemlich feine Weiſe, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten, man hatte allerlei Geſchichten auf ihn gebracht, gewiſſe Vorfälle ausgeputzt und ihnen eine luſtige und intereſſante Geſtalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entſtehe eine Art von Handwerksneid zwiſchen ihm und einigen Schauſpielern, die ſich auch einbildeten, Schriftſteller zu ſeyn, und auf dieſe Sage gründet ſich das Gedicht, von welchem wir ſprachen, und welches lautete wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz ſo nah am Thron,
Und um manch ſchön Stück Acker Land,
Um Ihres Vaters feſtes Schloß,
Um ſeine Wildbahn und Geſchoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, ſo wie es ſcheint,
Weil die Natur vom Knaben ſchon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward mit leichtem Muth und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dacht' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide wie wir sind:
Sie bliebn des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des Andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Capitel.

Die Stimmen über dieses Gedicht, das in einigen fast unleserlichen Abschriften sich in verschiedenen Handen befand, waren sehr getheilt, auf den Verfasser aber wußte niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude sich darüber zu ergötzen anfing, erklarte sich Wilhelm sehr dagegen.

Wir Deutschen, rief er aus, verdienten, daß unsere Musen in der Verachtung blieben, in der sie so lange geschmachtet haben, da wir nicht Manner von Stande zu schätzen wissen, die sich mit unserer Literatur auf irgend eine Weise abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen stehen in keinem Widerspruch mit Genie und Geschmack, das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren besten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zahlen. War es bisher in Deutschland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften widmete, wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch berühmter; stiegen dagegen manche aus der Dunkelheit hervor, und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont: so wird das nicht immer so seyn, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Klasse der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erringung des

schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Musen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch Personen von Stande selbst mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude ihres Gleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

Es schien die letzte Aeußerung gegen den Grafen gerichtet zu seyn, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freilich war diesem Herrn, der immer auf seine Art mit dem Baron zu scherzen pflegte, ein solcher Anlaß sehr erwünscht, seinen Verwandten auf alle Weise zu plagen. Jedermann hatte seine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfasser des Gedichtes seyn könnte, und der Graf, der sich nicht gern im Scharfsinn von jemand übertroffen sah, fiel auf einen Gedanken, den er sogleich zu beschwören bereit war: das Gedicht könnte sich nur von seinem Pedanten herschreiben, der ein sehr feiner Bursche sey, und an dem er schon lange so etwas poetisches Genie gemerkt habe. Um sich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deßwegen an einem Morgen diesen Schauspieler rufen, der ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baroneße und Jarno's das Gedicht nach seiner Art vorlesen mußte, und dafür Lob, Beifall und ein Geschenk einerntete, und die Frage des Grafen, ob er nicht sonst noch einige Gedichte von frühern Zeiten besitze, mit Klugheit abzulehnen wußte. So kam der Pedant zum Rufe eines Dichters, eines Witzlings, und in den Augen derer, die dem Baron günstig waren, eines Pasquillanten und schlechten Menschen. Von der Zeit an applaudirte ihm der Graf nur immer mehr, er mochte seine Rolle

ſpielen wie er wollte, ſo daß der arme Menſch zuletzt ausgeblaſen, ja beinahe verruckt wurde, und darauf ſann, gleich Philinen ein Zimmer im Schloſſe zu beziehen.

Ware dieſer Plan ſogleich zu vollführen geweſen, ſo möchte er einen großen Unfall vermieden haben. Denn als er eines Abends ſpat nach dem alten Schloſſe ging, und in dem dunkeln engen Wege herum tappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Perſonen feſtgehalten, indeſſen andere auf ihn wacker losſchlugen, und ihn im Finſtern ſo zerdroſchen, daß er beinahe liegen blieb, und nur mit Muhe zu ſeinen Kameraden hinaufkroch, die, ſo ſehr ſie ſich entrußet ſtellten, über dieſen Unfall ihre heimliche Freude fuhlten, und ſich kaum des Lachens erwehren konnten, als ſie ihn ſo wohl durchwalkt, und ſeinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Mullern Handel gehabt, beſtaubt und beflekt ſahen.

Der Graf, der ſogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeſchreiblichen Zorn aus. Er behandelte dieſe That als das gröſte Verbrechen, qualificirte ſie zu einem beleidigten Burgfrieden, und ließ durch ſeinen Gerichtshalter die ſtrengſte Inquiſition vornehmen. Der weißbeſtaubte Rock ſollte eine Hauptanzeige geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schloſſe zu ſchaffen haben konnte, wurde mit in die Unterſuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron verſicherte bei ſeiner Ehre feierlich: jene Art zu ſcherzen habe ihm freilich ſehr miſſallen, und das Betragen des Herrn Grafen ſey nicht das freundſchaftlichſte geweſen, aber er habe ſich daruber hinauszuſetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindeſten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauſes brachten bald die ganze Sache in Vergeſſenheit, und der unglückliche Günſtling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unſere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortſpielte, und im ganzen ſehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je beſſer es ihr ging, deſto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Eſſen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und ſie lagen ihrem Beſchützer, dem Baron, an, daß er für ſie beſſer ſorgen, und ihnen zu dem Genuſſe und der Bequemlichkeit, die er ihnen verſprochen, doch endlich verhelfen ſolle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloſer.

Wilhelm kam indeſſen, außer in Proben und Spielſtunden, wenig mehr zum Vorſcheine. In einem der hinterſten Zimmer verſchloſſen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verſtattet wurde, lebte und webte er in der Shakſpeariſchen Welt, ſo daß er außer ſich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magiſche Formeln ein: ungeheure Menge allerlei geiſtiger Geſtalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beſchwörungen ſind ſo kräftig, daß ſie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geiſter, bis an den kleinen gezogenen Kreis hinangedrangt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Verwandlung ſich bewegend vermehren. Jeder Winkel iſt vollgepfropft, und jedes Geſims beſetzt. Eier dehnen ſich aus und Rieſengeſtalten ziehen ſich in Pilze zuſammen. Unglücklicherweiſe hat der Schwarzkünſtler das Wort vergeſſen, womit er dieſe Geiſterfluth wieder zur Ebbe bringen

könnte. — So saß Wilhelm, und mit unbekannter Bewegung wurden tausend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus diesem Zustande reißen, und er war sehr unzufrieden, wenn irgend jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm die Nachricht brachte, es sollte in dem Schloßhofe eine Execution vorgehen und ein Knabe gestaupt werden, der sich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und da er den Rock eines Perückenmachers trage, wahrscheinlich mit unter den Meuchlern gewesen sey. Der Knabe laugne zwar auf das hartnäckigste, und man könne ihn deßwegen nicht förmlich bestrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben und ihn weiter schicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeschwärmt sey, sich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an eine Gartenmauer angelehnt habe, und herüber gestiegen sey.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts sonderlich merkwürdig, als Mignon hastig herein kam und ihm versicherte, der Gefangene sey Friedrich, der sich seit den Händeln mit dem Stallmeister von der Gesellschaft und aus unsern Augen verloren hatte.

Wilhelm, den der Knabe interessirte, machte sich eilends auf, und fand im Schloßhofe schon Zurüstungen. Denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch in dergleichen Fällen. Der Knabe wurde herbeigebracht: Wilhelm trat dazwischen und bat, daß man inne halten möchte, indem er den Knaben kenne, und vorher erst verschiedenes seinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe mit seinen Vorstellungen

durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu ſprechen. Dieſer verſicherte, von dem Ueberfalle, bei dem ein Acteur ſollte gemißhandelt worden ſeyn, wiſſe er gar nichts. Er ſey nur um das Schloß herum geſtreift, und des Nachts herein geſchlichen, um Philinen aufzuſuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundſchaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unterweges aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der, zur Ehre der Geſellſchaft, das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeiſter und bat ihn, nach ſeiner Kenntniß der Perſonen und des Hauſes, dieſe Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien.

Dieſer launige Mann erdachte, unter Wilhelms Beiſtand, eine kleine Geſchichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen ſey, doch wieder gewünſcht, ſich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deßwegen die Abſicht gehabt, bei Nachtzeit einige ſeiner Gönner aufzuſuchen, und ſich ihnen zu empfehlen. Man bezeugte übrigens, daß er ſich ſonſt gut aufgeführt, die Damen miſchten ſich darein, und er ward entlaſſen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Perſon der wunderbaren Familie, die Wilhelm ſeit einiger Zeit als ſeine eigene anſah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und alle drei verbanden ſich nunmehr, ihrem Freunde und Beſchützer aufmerkſam zu dienen, und ihm etwas angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte sich nun täglich besser bei den Damen einzuschmeicheln. Wenn sie zusammen allein waren, leitete sie meistentheils das Gespräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man sich beschäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe; sie erzählte daher von ihm, was sie wußte und nicht wußte; hütete sich aber irgend etwas vorzubringen, das man zu seinem Nachtheil hatte deuten können, und rühmte dagegen seinen Edelmuth, seine Freigebigkeit und besonders seine Sittsamkeit im Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Alle übrigen Fragen, die an sie geschahen, beantwortete sie mit Klugheit, und als die Baronesse die zunehmende Neigung ihrer schönen Freundin bemerkte, war auch ihr diese Entdeckung sehr willkommen. Denn ihre Verhältnisse zu mehrern Männern, besonders in diesen letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht verborgen, deren reine Seele einen solchen Leichtsinn nicht ohne Mißbilligung und ohne sanften Tadel bemerken konnte.

Auf diese Weise hatte die Baronesse sowohl als Philine, jede ein besonderes Interesse, unsern Freund der Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdieß bei Gelegenheit wieder für sich zu arbeiten, und die verlorne Gunst des jungen Mannes sich wo möglich wieder zu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Gesellschaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erst den andern Morgen zurück erwartete, ersann sich die Baronesse einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn sie liebte die Verkleidungen und kam, um die Gesellschaft zu überraschen,

bald als Bauermädchen, bald als Page, bald als Jägerburſche zum Vorſchein. Sie gab ſich dadurch das Anſehn einer kleinen Fee, die überall, und gerade da, wo man ſie am wenigſten vermuthet, gegenwärtig iſt. Nichts glich ihrer Freude, wenn ſie unerkannt eine Zeit lang die Geſellſchaft bedient, oder ſonſt unter ihr gewandelt hatte, und ſie ſich zuletzt auf eine ſcherzhafte Weiſe zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ ſie Wilhelmen auf ihr Zimmer fordern, und da ſie eben noch etwas zu thun hatte, ſollte Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand, nicht ohne Verwunderung, ſtatt der gnädigen Frauen, das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewiſſen anſtändigen Freimüthigkeit, in der ſie ſich bisher geübt hatte, und nöthigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerſt ſcherzte ſie im allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge, und ihn auch, wie ſie wohl merke, gegenwärtig hierher gebracht habe; ſodann warf ſie ihm auf eine angenehme Art ſein Betragen vor, womit er ſie bisher gequält habe, ſchalt und beſchuldigte ſich ſelbſt, geſtand, daß ſie ſonſt wohl ſo ſeine Begegnung verdient, machte eine ſo aufrichtige Beſchreibung ihres Zuſtandes, den ſie den vorigen nannte, und ſetzte hinzu: daß ſie ſich ſelbſt verachten müſſe, wenn ſie nicht fähig wäre ſich zu ändern, und ſich ſeiner Freundſchaft werth zu machen.

Wilhelm war über dieſe Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wiſſen, daß eben ganz leichtſinnige und der Beſſerung unfähige Menſchen ſich oft am lebhafteſten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob ſie gleich nicht die mindeſte Kraft in ſich haben, von dem Wege zurück zu treten, auf

den eine übermuthige Natur ſie hinreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sunderin bleiben; er ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, und vernahm von ihr den Vorſchlag zu einer ſonderbaren Verkleidung, womit man die ſchöne Gräfin zu überraſchen gedachte.

Er fand dabei einiges Bedenken, das er Philinen nicht verhehlte; allein die Baroneſſe, welche in dem Augenblick hereintrat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig, ſie zog ihn vielmehr mit ſich fort, indem ſie verſicherte, es ſey eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und ſie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn ſeinen Rock ausziehen, und in den ſeidnen Schlafrock des Grafen hinein ſchlüpfen, ſetzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn ins Cabinet und hieß ihn ſich in den großen Seſſel ſetzen und ein Buch nehmen, zündete die argand'ſche Lampe vor ihm an, die vor ihm ſtand, und unterrichtete ihn, was er zu thun, und was er für eine Rolle zu ſpielen habe.

Man werde, ſagte ſie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls und ſeine üble Laune ankündigen; ſie werde kommen, einigemal im Zimmer auf und abgehn, ſich alsdann auf die Lehne des Seſſels ſetzen, ihren Arm auf ſeine Schultern legen, und einige Worte ſprechen. Er ſolle ſeine Ehemannsrolle ſo lange und ſo gut als möglich ſpielen; wenn er ſich aber endlich entdecken müßte, ſo ſolle er hübſch artig und galant ſeyn.

Wilhelm ſaß nun unruhig genug in dieſer wunderlichen Maske; der Vorſchlag hatte ihn überraſcht, und die Ausführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baroneſſe wieder zum Zimmer hinaus, als er erſt bemerkte, wie gefährlich der Poſten war, den er eingenommen hatte. Er läugnete

ſich nicht, daß die Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er ſeiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm ſeine Grundſätze einen Gedanken an ernſthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, ſo war er wirklich in dieſem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen, oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bei ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte ſich wieder vor ſeiner Einbildungskraft. Mariane erſchien ihm im weißen Morgenkleide, und flehte um ſein Andenken. Philinens Liebenswürdigkeit, ihre ſchönen Haare, und ihr einſchmeichelndes Betragen waren durch ihre neueſte Gegenwart wieder wirkſam geworden; doch alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er ſich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenig Minuten an ſeinem Halſe fühlen ſollte, deren unſchuldige Liebkoſungen er zu erwiedern aufgefordert war.

Die ſonderbare Art, wie er aus dieſer Verlegenheit ſollte gezogen werden, ahnete er freilich nicht. Denn wie groß war ſein Erſtaunen, ja ſein Schrecken, als hinter ihm die Thür ſich aufthat, und er bei dem erſten verſtohlnen Blick in den Spiegel den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand herein trat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er ſitzen bleiben oder aufſtehen, fliehen, bekennen, läugnen oder um Vergebung bitten ſolle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thür ſtehen geblieben war, trat zurück und machte ſie ſachte zu. In dem Moment ſprang die Baroneſſe zur Seitenthür herein, löſchte die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle, und zog ihn nach ſich in das Cabinet. Geſchwind

warf er den Schlafrock ab, der sogleich wieder seinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baronesse nahm Wilhelms Rock über den Arm, und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gange und Verschlage in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem sie sich erholt hatte, von ihr vernahm: sie sey zu der Grafin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. Ich weiß es schon, sagte die Grafin: was mag wohl begegnet seyn? Ich habe ihn so eben zum Seitenthor hereinreiten sehen. Erschrocken sey die Baronesse sogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

Unglücklicherweise sind Sie zu spat gekommen! rief Wilhelm aus; der Graf war vorhin im Zimmer, und hat mich sitzen sehen.

Hat er Sie erkannt?

Ich weiß es nicht. Er sah mich im Spiegel, so wie ich ihn, und eh ich wußte, ob es ein Gespenst oder er selbst war, trat er schon wieder zurück, und drückte die Thure hinter sich zu.

Die Verlegenheit der Baronesse vermehrte sich, als ein Bedienter sie zu rufen kam, und anzeigte, der Graf befinde sich bei seiner Gemahlin. Mit schwerem Herzen ging sie hin, und fand den Grafen zwar still und in sich gekehrt, aber in seinen Aeußerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Man sprach von den Vorfallen der Jagd und den Ursachen seiner früheren Zurückkunft. Das Gesprach ging bald aus. Der Graf ward stille, und besonders mußte der Baronesse auffallen, als er nach Wilhelm fragte, und den Wunsch außerte, man möchte ihn rufen lassen, damit er etwas vorlese.

Wilhelm, der sich im Zimmer der Baronesse wieder angekleidet und einigermaßen erholt hatte, kam nicht ohne

Sorgen auf den Befehl herbei. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abenteuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung vorlas. Sein Ton hatte etwas Unsicheres, Zitterndes, das glücklicherweise dem Inhalt der Geschichte gemäß war. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beifalls, und lobte den besondern Ausdruck der Vorlesung, da er zuletzt unsern Freund entließ.

Eilftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakspeare's gelesen, als ihre Wirkung auf ihn so stark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er suchte Gelegenheit, mit Jarno zu sprechen, und konnte ihm nicht genug für die verschaffte Freude danken.

Ich habe es wohl vorausgesehen, sagte dieser, daß Sie gegen die Trefflichkeit des außerordentlichsten und wunderbarsten aller Schriftsteller nicht unempfindlich bleiben würden.

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köstlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu seyn, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit,

über die Gewalt und Ruhe so erstaunt und außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiter zu lesen.

Bravo, sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte, so wollte ich es haben! und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben. —

Ich wünschte, versetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakspeare's Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu seyn, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte, sie zeigten nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt. Diese wenigen Blicke, die ich in Shakspeare's Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas anders, in der wirklichen Welt schnellere Fortschritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schicksale zu mischen, die über sie verhängt sind, und dereinst, wenn es mir glücken sollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu schöpfen, und sie von der Schaubühne dem lechzenden Publicum meines Vaterlandes auszuspenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfassung, in der ich Sie sehe, versetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die

Hand auf die Schulter. Laſſen Sie den Vorſatz nicht fahren, in ein thatiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt ſind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich ſeyn, ſo geſchieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in dieſe Geſellſchaft gekommen ſind, für die Sie weder geboren noch erzogen ſeyn können. So viel hoffe ich und ſehe ich, daß Sie ſich heraus ſehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umſtänden; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur ſagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können ſchnelle Wechſel des Glückes hervorbringen; mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unſerm Dienſte widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht ſcheuen, ſo habe ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu ſtellen, den eine Zeit lang bekleidet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm konnte ſeinen Dank nicht genug ausdrücken, und war willig ſeinem Freunde und Beſchützer die ganze Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen.

Sie hatten ſich unter dieſem Geſpräche weit in den Park verloren, und waren auf die Landſtraße, welche durch denſelben ging, gekommen. Jarno ſtand einen Augenblick ſtill, und ſagte: bedenken Sie meinen Vorſchlag, entſchließen Sie ſich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich verſichre Sie, es iſt mir bisher unbegreiflich geweſen, wie Sie ſich mit ſolchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß geſehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelſänger und an ein albernes zwitterhaftes Geſchöpf hängen mußten.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Officier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Officier sprang vom Pferde, beide umarmten sich und unterhielten sich mit einander, indem Wilhelm, bestürzt über die letzten Worte seines kriegerischen Freundes, in sich gekehrt an der Seite stand. Jarno durchblatterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte; dieser aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand, und rief mit Emphase: ich treffe Sie in einer würdigen Gesellschaft; folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes, und erfüllen Sie dadurch zugleich die Wünsche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt. Er sprach's, umarmte Wilhelmen, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an seine Brust. Zu gleicher Zeit trat Jarno herbei, und sagte zu dem Fremden: es ist am besten, ich reite gleich mit Ihnen hinein, so können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort. Beide schwangen sich darauf zu Pferde, und überließen unsern verwunderten Freund seinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarno's klangen noch in seinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menschlicher Wesen, das ihm unschuldigerweise seine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er so sehr verehrte, so tief herunter gesetzt zu sehen. Die sonderbare Umarmung des Officiers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn, sie beschäftigte seine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarno's Reden hatten sein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun brach er auf seinem Rückwege gegen sich selbst in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kalte Jarno's, die ihm aus den Augen heraussehe, und aus allen seinen Geberden spreche, habe verkennen und

vergeſſen mögen. — Nein, rief er aus, du bildeſt dir nur ein, du abgeſtorbener Weltmann, daß du ein Freund ſeyn könneſt! Alles was du mir anbieten magſt, iſt der Empfindung nicht werth, die mich an dieſe Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bei Zeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hätte! —

Er ſchloß Mignon, die ihm entgegenkam, in die Arme, und rief aus: nein, uns ſoll nichts trennen, du gutes kleines Geſchöpf! Die ſcheinbare Klugheit der Welt ſoll mich nicht vermögen, dich zu verlaſſen, noch zu vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin.

Das Kind deſſen heftige Liebkoſungen er ſonſt abzulehnen pflegte, erfreute ſich dieſes unerwarteten Ausdrucks der Zärtlichkeit, und hing ſich ſo feſt an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt loswerden konnte.

Seit dieſer Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen Acht, die ihm nicht alle lobenswürdig ſchienen; ja es kam wohl manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beiſpiel ſtarken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant ſo theuer hatte bezahlen müſſen, ſey Jarno's Arbeit. Da nun dieſer in Wilhelms Gegenwart über den Vorfall geſcherzt hatte, glaubte unſer Freund hierin das Zeichen eines höchſt verdorbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter ſeyn, als einen Unſchuldigen, deſſen Leiden man verurſacht, zu verſpotten, und weder an Genugthuung noch Entſchadigung zu denken. Gern hätte Wilhelm ſie ſelbſt veranlaßt, denn er war durch einen ſehr ſonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Officiere, im unteren Saale des alten Schloſſes,

mit einem Theile der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ganze Nachte auf eine luſtige Weiſe zubrachten. Eines Morgens, als er nach ſeiner Gewohnheit früh aufgeſtanden, kam er von ungefahr in das Zimmer, und fand die jungen Herren, die eine höchſt ſonderbare Toilette zu machen im Begriff ſtunden. Sie hatten in einen Napf mit Waſſer Kreide eingerieben, und trugen den Teig mit einer Bürſte auf ihre Weſten und Beinkleider, ohne ſie auszuziehen, und ſtellten alſo die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das ſchnellſte wieder her. Unſerm Freunde, der ſich über dieſe Handgriffe wunderte, fiel der weiß beſtaubte und befleckte Rock des Pedanten ein; der Verdacht wurde um ſo viel ſtarker, als er erfuhr, daß einige Verwandte des Barons ſich unter der Geſellſchaft befanden.

Um dieſem Verdacht naher auf die Spur zu kommen, ſuchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühſtücke zu beſchäftigen. Sie waren ſehr lebhaft, und erzählten viele luſtige Geſchichten. Der eine beſonders, der eine Zeit lang auf Werbung geſtanden, wußte nicht genug die Liſt und Thätigkeit ſeines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menſchen an ſich zu ziehen, und jeden nach ſeiner Art zu überliſten verſtand. Umſtändlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hauſe und ſorgfältiger Erziehung, durch allerlei Vorſpiegelungen einer anſtändigen Verſorgung, betrogen worden, und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange ſo wohl gethan habe, ſich von einem angeſehenen, tapfern, klugen und freigebigen Officier geſchätzt und hervorgezogen zu ſehen.

Wie ſegnete Wilhelm ſeinen Genius, der ihm ſo unvermuthet den Abgrund zeigte, deſſen Rande er ſich unſchuldigerweiſe genähert hatte. Er ſah nun in Jarno nichts als

den Werber; die Umarmung des fremden Officiers war ihm leicht erklarlich. Er verabscheute die Gesinnungen dieser Manner, und vermied von dem Augenblicke mit irgend jemand, der eine Uniform trug, zusammenzukommen, und so wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte furchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundin, vielleicht auf immer, verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwischen hatte die Baroneſſe mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen seit jenem Abenteuer war ihr ein völliges Räthsel. Er war ganz aus seiner Manier herausgegangen; von seinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Gesellschaft und an die Bedienten hatten sehr nachgelassen. Von Pedanterie und gebieterischem Wesen merkte man wenig, vielmehr war er still und in sich gekehrt, jedoch schien er heiter, und wirklich ein anderer Mensch zu seyn. Bei Vorlesungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wahlte er ernsthafte, oft religiöse Bücher, und die Baroneſſe lebte in beständiger Furcht, es möchte hinter dieser anscheinenden Ruhe sich ein geheimer Groll verbergen, ein stiller Vorsatz, den Frevel, den er so zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entschloß sich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und sie konnte es um so mehr, als sie mit ihm in einem Verhältnisse stand, in dem man sich sonst wenig zu verbergen pflegt. Jarno war seit kurzer Zeit

ihr entſchiedener Freund; doch waren ſie klug genug, ihre Neigung und ihre Freuden vor der lärmenden Welt, die ſie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfin war dieſer neue Roman nicht entgangen, und höchſt wahrſcheinlich ſuchte die Baroneſſe ihre Freundin gleichfalls zu beſchäftigen, um den ſtillen Vorwürfen zu entgehen, welche ſie denn doch manchmal von jener edlen Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baroneſſe ihrem Freunde die Geſchichte erzählt, als er lachend ausrief: da glaubt der Alte gewiß ſich ſelbſt geſehen zu haben! er fürchtet, daß ihm dieſe Erſcheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun iſt er zahm geworden, wie alle die Halbmenſchen, wenn ſie an die Auflöſung denken, welcher niemand entgangen iſt, noch entgehen wird. Nur ſtille! da ich hoffe, daß er noch lange leben ſoll, ſo wollen wir ihn bei dieſer Gelegenheit wenigſtens ſo formiren, daß er ſeiner Frau und ſeinen Hausgenoſſen nicht mehr zur Laſt ſeyn ſoll.

Sie fingen nun, ſo bald es nur ſchicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahnungen, Erſcheinungen, und dergleichen zu ſprechen. Jarno ſpielte den Zweifler, ſeine Freundin gleichfalls, und ſie trieben es ſo weit, daß der Graf endlich Jarno bei Seite nahm, ihm ſeine Freigeiſterei verwies und ihn, durch ſein eignes Beiſpiel, von der Möglichkeit und Wirklichkeit ſolcher Geſchichten zu überzeugen ſuchte. Jarno ſpielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Ueberzeugten, machte ſich aber gleich darauf in ſtiller Nacht mit ſeiner Freundin deſto luſtiger über den ſchwachen Weltmann, der nun auf einmal von ſeinen Unarten durch einen Popanz bekehrt worden, und der nur noch deßwegen zu loben ſey, weil er mit ſo vieler Faſſung ein bevorſtehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

Auf die natürlichſte Folge, welche dieſe Erſcheinung h...e haben können, möchte er doch wohl nicht gefaßt ſeyn, rief die Baroneſſe mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der ſie, ſobald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man ſchmiedete neue Anſchläge, den Grafen noch mehr kirre zu machen, und die Neigung der Gräfin zu Wilhelm noch mehr zu reizen und zu beſtärken.

In dieſer Abſicht erzählte man der Gräfin die ganze Geſchichte, die ſich zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber ſeit der Zeit nachdenklicher ward, und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumalen ſchien.

Die Anſtalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken, und der Prinz zugleich ſein Hauptquartier verändern würde; ja es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut verlaſſen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unſere Schauſpieler konnten ſich alſo leicht die Nativität ſtellen; doch nur der einzige Melina nahm ſeine Maßregeln darnach, die andern ſuchten nur noch von dem Augenblicke ſo viel als möglich das Vergnüglichſte zu erhaſchen.

Wilhelm war indeſſen auf eine eigene Weiſe beſchäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abſchrift ſeiner Stücke verlangt, und er ſah dieſen Wunſch der liebenswürdigen Frau als die ſchönſte Belohnung an.

Ein junger Autor, der ſich noch nicht gedruckt geſehen, wendet in einem ſolchen Falle die größte Aufmerkſamkeit auf eine reinliche und zierliche Abſchrift ſeiner Werke. Es iſt gleichſam das goldne Zeitalter der Autorſchaft; man ſieht

sich in jene Jahrhunderte versetzt, in denen die Presse noch nicht die Welt mit so viel unnützen Schriften überschwemmt hatte; wo nur würdige Geistesproducte abgeschrieben, und von den edelsten Menschen verwahrt wurden, und wie leicht begeht man alsdann den Fehlschluß, daß ein sorgfältig abgecirkeltes Manuscript auch ein würdiges Geistesproduct sey, werth von einem Kenner und Beschützer besessen und angestellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in kurzem abgehen sollte, noch ein großes Gastmahl angestellt. Viele Damen aus der Nachbarschaft waren geladen und die Gräfin hatte sich bei Zeiten angezogen. Sie hatte diesen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als sie sonst zu thun gewohnt war. Frisur und Aufsatz waren gesuchter, sie war mit allen ihren Juwelen geschmückt. Eben so hatte die Baronesse das Mögliche gethan, um sich mit Pracht und Geschmack anzukleiden.

Philine, als sie merkte, daß den beiden Damen in Erwartung ihrer Gäste die Zeit zu lang wurde, schlug vor, Wilhelmen kommen zu lassen, der sein fertiges Manuscript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzulesen wünsche. Er kam und erstaunte im Hereintreten über die Gestalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur sichtbarer geworden waren. Er las nach dem Befehle der Damen allein so zerstreut und schlecht, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht so nachsichtig gewesen wären, sie ihn gar bald würden entlassen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, schien es ihm, als wenn ein electrischer Funke sich vor seinen Augen zeigte: er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu seiner Recitation vernehmen solle. Die schöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt schien es ihm, als ob er nie etwas Vollkommneres

gesehen hätte, und von den tausenderlei Gedanken, die sich in seiner Seele kreuzten, mochte ungefähr Folgendes der Inhalt seyn:

Wie thöricht lehnen sich doch so viele Dichter und sogenannte gefühlvolle Menschen gegen Putz und Pracht auf, und verlangen nur in einfachen, der Natur angemessenen Kleidern die Frauen alles Standes zu sehen. Sie schelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht ist, der uns mißfallt, wenn wir eine häßliche oder minder schöne Person reich und sonderbar gekleidet erblicken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier versammeln und sie fragen, ob sie wünschten etwas von diesen Falten, von diesen Bändern und Spitzen, von diesen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? Würden sie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu stören, der ihnen hier so willig und natürlich entgegen kommt? Ja, natürlich darf ich wohl sagen! Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheinet diese Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu seyn.

Er sah sie oft im Lesen an, als wenn er diesen Eindruck sich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falsch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich sonst über die Verwechselung eines Wortes oder Buchstabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorlesung verzweifeln konnte.

Ein falscher Lärm, als wenn die Gaste angefahren kamen, machte der Vorlesung ein Ende; die Baronesse ging weg, und die Grafin, im Begriff ihren Schreibtisch zuzumachen, der noch offen stand, ergriff ein Ringkastchen und steckte noch einige Ringe an die Finger. Wir werden uns bald trennen, sagte sie, indem sie ihre Augen auf das Kastchen heftete: nehmen

Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünscht, als daß es Ihnen wohl gehen möge. Sie nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Kryſtall ein ſchön von Haaren geflochtenes Schild zeigte, und mit Steinen beſetzt war. Sie überreichte ihn Wilhelmen, der, als er ihn annahm, nichts zu ſagen und nichts zu thun wußte, ſondern wie eingewurzelt in den Boden da ſtand. Die Gräfin ſchloß den Schreibtiſch zu, und ſetzte ſich auf ihren Sopha.

Und ich ſoll leer ausgehn, ſagte Philine, indem ſie zur rechten Hand der Gräfin niederkniete: ſeht nur den Menſchen, der zur Unzeit ſo viele Worte im Munde führt und jetzt nicht einmal eine armſelige Dankſagung herſtammeln kann. Friſch, mein Herr, thun Sie wenigſtens pantomimiſch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute ſelbſt nichts zu erfinden wiſſen, ſo ahmen Sie mir wenigſtens nach.

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin, und kußte ſie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm ſtürzte auf ſeine Kniee, faßte die linke, und drückte ſie an ſeine Lippen. Die Gräfin ſchien verlegen, aber ohne Widerwillen.

Ach! rief Philine aus, ſo viel Schmuck hab' ich wohl ſchon geſehen, aber noch nie eine Dame ſo würdig ihn zu tragen. Welche Armbänder! aber auch welche Hand! Welcher Halsſchmuck! aber auch welche Bruſt!

Stille, Schmeichlerin, rief die Gräfin.

Stellt denn das den Herrn Grafen vor? ſagte Philine, indem ſie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an koſtbaren Ketten an der linken Seite trug.

Er iſt als Bräutigam gemalt, verſetzte die Gräfin.

War er denn damals ſo jung? fragte Philine: Sie ſind ja nur erſt, wie ich weiß, wenige Jahre verheirathet.

Diese Jugend kommt auf die Rechnung des Malers, versetzte die Gräfin.

Es ist ein schöner Mann, sagte Philine. Doch sollte wohl niemals, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, in diese verborgene Kapsel sich ein ander Bild eingeschlichen haben?

Du bist sehr verwegen, Philine! rief sie aus: ich habe dich verzogen. Laß mich so etwas nicht zum zweiten Mal hören.

Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich, rief Philine, sprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die schönste Hand noch in seinen Händen. Er sah unverwandt auf das Armschloß, das, zu seiner größten Verwunderung, die Anfangsbuchstaben seiner Namen in brillantenen Zügen sehen ließ.

Besitz' ich, fragte er bescheiden, in dem kostbaren Ringe denn wirklich Ihre Haare?

Ja, versetzte sie mit halber Stimme; dann nahm sie sich zusammen, und sagte, indem sie ihm die Hand drückte: Stehen Sie auf, und leben Sie wohl!

Hier steht mein Name, rief er aus, durch den sonderbarsten Zufall! Er zeigte auf das Armschloß.

Wie? rief die Gräfin: es ist die Chiffer einer Freundin!

Es sind die Anfangsbuchstaben meines Namens. Vergessen Sie meiner nicht. Ihr Bild steht unauslöschlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl, lassen Sie mich fliehen!

Er küßte ihre Hand, und wollte aufstehn; aber wie im Traum das Seltsamste aus dem Seltsamsten sich entwickelnd uns überrascht, so hielt er, ohne zu wissen wie es geschah, die Gräfin in seinen Armen, ihre Lippen ruhten auf den seinigen und ihre wechselseitigen lebhaften Küsse gewahrten

ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem erſten aufbrauſenden Schaum des friſch eingeſchenkten Bechers der Liebe ſchlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf ſeiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen; er umfaßte ſie mit Lebhaftigkeit, und drückte ſie wiederholend an ſeine Bruſt. O daß ein ſolcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidiſchen Geſchick, das auch unſern Freunden dieſe kurzen Augenblicke unterbrach.

Wie erſchrak Wilhelm, wie betäubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin ſich auf einmal mit einem Schrei von ihm losriß, und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr.

Er ſtand betäubt vor ihr da; ſie hielt die andere Hand vor die Augen, und rief nach einer Pauſe: entfernen Sie ſich, eilen Sie!

Er ſtand noch immer.

Verlaſſen Sie mich, rief ſie, und indem ſie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke anſah, ſetzte ſie mit der lieblichſten Stimme hinzu: Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben.

Wilhelm war aus dem Zimmer, und wieder auf ſeiner Stube, eh er wußte, wo er ſich befand.

Die Unglücklichen! Welche ſonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß ſie aus einander?

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Laertes ſtand nachdenklich am Fenſter und blickte, auf ſeinen Arm geſtützt, in das Feld hinaus. Philine ſchlich über den großen Saal herbei, lehnte ſich auf den Freund, und verſpottete ſein ernſthaftes Anſehen.

Lache nur nicht, verſetzte er, es iſt abſcheulich, wie die Zeit vergeht, wie alles ſich verändert und ein Ende nimmt! Sieh nur, hier ſtand vor kurzem noch ein ſchönes Lager, wie luſtig ſahen die Zelte aus! wie lebhaft ging es darin zu! wie ſorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! und nun iſt alles auf einmal verſchwunden. Nur kurze Zeit werden das zertretene Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen; dann wird alles bald umgepflügt ſeyn, und die Gegenwart ſo vieler tauſend ruſtigen Menſchen in dieſer Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute ſpuken.

Philine fing an zu ſingen, und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. Laß uns, rief ſie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn ſie vorüber iſt, ſie wenigſtens als eine ſchöne Göttin, indem ſie bei uns vorbeizieht, fröhlich und zierlich verehren.

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madame Melina durch den Saal ging. Philine war bedacht genug, sie gleichfalls zum Tanze einzuladen, und sie dadurch an die Mißgestalt zu erinnern, in welche sie durch ihre Schwangerschaft versetzt war.

Wenn ich nur, sagte Philine hinter ihrem Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung sehen sollte!

Sie hofft doch, sagte Laertes.

Aber es kleidet sie so häßlich. Hast du die verdeckte Wackelfalte des verkürzten Rocks gesehen, die immer voraus spaziert, wenn sie sich beweget? Sie hat gar keine Art noch Geschick, sich nur ein bißchen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen.

Laß nur, sagte Laertes, die Zeit wird ihr schon zu Hülfe kommen.

Es wäre doch immer hübscher, rief Philine, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte.

Der Baron trat herein, und sagte ihnen etwas Freundliches im Namen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereist waren, und machte ihnen einige Geschenke. Er ging darauf zu Wilhelmen, der sich im Nebenzimmer mit Mignon beschäftigte. Das Kind hatte sich sehr freundlich und zutraulich bezeigt, nach Wilhelms Eltern, Geschwistern und Verwandten gefragt, und ihn dadurch an seine Pflicht erinnert, den Seinigen von sich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm, nebst einem Abschiedsgruße von den Herrschaften, die Versicherung, wie sehr der Graf mit ihm, seinem Spiele, seinen poetischen Arbeiten und seinen theatralischen Bemühungen zufrieden gewesen sey. Er zog darauf zum Beweis dieser Gesinnung einen Beutel hervor,

durch deſſen ſchönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldſtücke durchſchimmerte; Wilhelm trat zurück und weigerte ſich ihn anzunehmen.

Sehen Sie, fuhr der Baron fort, dieſe Gabe als einen Erſatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieſes einen guten Namen und die Neigung der Menſchen verſchafft, ſo iſt billig, daß wir durch Fleiß und Anſtrengung zugleich die Mittel erwerben, unſre Bedürfniſſe zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geiſt ſind. Waren wir in der Stadt, wo alles zu finden iſt, ſo hatte man dieſe kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder ſonſt etwas verwandelt; nun gebe ich aber den Zauberſtab unmittelbar in Ihre Hände; ſchaffen Sie ſich ein Kleinod dafür, das Ihnen am liebſten und am dienlichſten iſt, und verwahren Sie es zu unſerm Andenken. Dabei halten Sie ja den Beutel in Ehren. Die Damen haben ihn ſelbſt geſtrickt, und ihre Abſicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichſte Form zu geben.

Vergeben Sie, verſetzte Wilhelm, meiner Verlegenheit und meinem Zweifel, dieſes Geſchenk anzunehmen. Es vernichtet gleichſam das Wenige, was ich gethan habe, und hindert das freie Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld iſt eine ſchöne Sache, wo etwas abgethan werden ſoll, und ich wünſchte nicht in dem Andenken Ihres Hauſes ſo ganz abgethan zu ſeyn.

Das iſt nicht der Fall, verſetzte der Baron; aber indem Sie ſelbſt zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf ſich völlig als Ihren Schuldner denken ſoll: ein Mann, der ſeinen größten Ehrgeiz darein ſetzt, aufmerkſam und gerecht zu ſeyn. Ihm iſt nicht entgangen, welche Mühe

Sie sich gegeben, und wie Sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben, ja er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu beschleunigen, Ihr eignes Geld nicht schonten. Wie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihn nicht versichern kann, daß seine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat.

Wenn ich nur an mich selbst denken, wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, versetzte Wilhelm, würde ich mich, ungeachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, diese Gabe, so schön und ehrenvoll sie ist, anzunehmen; aber ich läugne nicht, daß sie mich in dem Augenblicke, in dem sie mich in Verlegenheit setzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen stillen Kummer verursachte. Ich habe sowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenschaft zu geben habe, nicht zum besten haushalten; nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getrost von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieser sonderbare Seitenweg geführt hat. Ich ehre die Delicatesse, die uns wie ein zartes Gewissen bei solchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, steh' ich beschämt vor den Ihrigen.

Es ist sonderbar, versetzte der Baron, welch ein wunderliches Bedenken man sich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menschliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, solche Strupel gern zu erzeugen und sorgfältig zu nähren.

Ist es nicht das nämliche mit allen Ehrenpunkten? fragte Wilhelm.

Ach ja, verſetzte der Baron, und andern Vorurtheilen. Wir wollen ſie nicht ausjaten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen. Aber mich freut immer, wenn einzelne Perſonen fühlen, über was man ſich hinausſetzen kann und ſoll, und ich denke mit Vergnügen an die Geſchichte des geiſtreichen Dichters, der für ein Hoftheater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beifall des Monarchen erhielten. Ich muß ihn anſehnlich belohnen, ſagte der großmüthige Fürſt; man forſche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod Vergnügen macht, oder ob er nicht verſchmaht Geld anzunehmen. Nach ſeiner ſcherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann: ich danke lebhaft für die gnadigen Geſinnungen, und da der Kaiſer alle Tage Geld von uns nimmt, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich mich ſchamen ſollte, Geld von ihm anzunehmen.

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlaſſen, als Wilhelm eifrig die Baarſchaft zahlte, die ihm ſo unvermuthet, und, wie er glaubte, ſo unverdient zugekommen war. Es ſchien, als ob ihm der Werth und die Würde des Geldes, die uns in ſpatern Jahren erſt fuhlbar werden, ahnungsweiſe zum erſtenmal entgegen blickten, als die ſchönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte ſeine Rechnung und fand, daß er, beſonders da Melina den Vorſchuß ſogleich wieder zu bezahlen verſprochen hatte, eben ſo viel, ja noch mehr in Caſſa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den erſten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf ſein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuverſicht die Feder, um einen Brief zu ſchreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit, und ſein bisheriges Betragen in das beſte

Licht ſetzen ſollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung, und ließ nur in bedeutenden und myſtiſchen Ausdrücken dasjenige, was ihm begegnet ſeyn könnte, errathen. Der gute Zuſtand ſeiner Caſſe, der Erwerb, den er ſeinem Talent ſchuldig war, die Gunſt der Großen, die Neigung der Frauen, die Bekanntſchaft in einem weiten Kreiſe, die Ausbildung ſeiner körperlichen und geiſtigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein ſolches wunderliches Luftgemälde, daß Fata Morgana ſelbſt es nicht ſeltſamer hatte durcheinanderwirken können.

In dieſer glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geſchloſſen war, ein langes Selbſtgeſpräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte, und ſich eine thätige und würdige Zukunft ausmalte. Das Beiſpiel ſo vieler edlen Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakſpeariſche Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der ſchönen Gräfin hatte er ein unausſprechliches Feuer in ſich geſogen. Das alles konnte, das ſollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeiſter kam und fragte, ob ſie mit Einpacken fertig ſeyen. Leider hatte außer Melina, noch niemand daran gedacht. Nun ſollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte verſprochen, die ganze Geſellſchaft einige Tagereiſen weit transportiren zu laſſen, die Pferde waren eben bereit, und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach ſeinem Koffer; Madame Melina hatte ſich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach ſeinem Gelde, Herr Melina hatte es ganz unten in den Koffer mit großer Sorgfalt gepackt. Philine ſagte: ich habe in dem meinigen noch Platz, nahm Wilhelms Kleider, und befahl Mignon, das Uebrige nachzubringen. Wilhelm mußte es, nicht ohne Widerwillen, geſchehen laſſen.

Indem man aufpackte, und alles zubereitete, ſagte Melina: Es iſt mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktſchreier reiſen; ich wünſchte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenſpieler ſich noch geſchwinde den Bart ſcheren ließe. Mignon hielt ſich feſt an Wilhelm, und ſagte mit großer Lebhaftigkeit: ich bin ein Knabe: ich will kein Mädchen ſeyn! Der Alte ſchwieg, und Philine machte bei dieſer Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beſchützers, einige luſtige Anmerkungen. Wenn der Harfner ſeinen Bart abſchneidet, ſagte ſie, ſo mag er ihn nur ſorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, ſobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieſer Bart allein hat ihm die Gnade dieſes Herrn verſchafft.

Als man in ſie drang und eine Erklärung dieſer ſonderbaren Aeußerung verlangte, ließ ſie ſich folgendergeſtalt vernehmen: der Graf glaubt, daß es zur Illuſion ſehr viel beitrage, wenn der Schauſpieler auch im gemeinen Leben ſeine Rolle fortſpielt, und ſeinen Charakter ſoutenirt; deßwegen war er dem Pedanten ſo günſtig, und er fand, es ſey recht geſcheidt, daß der Harfner ſeinen falſchen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, ſondern auch beſtändig bei Tage trage, und freute ſich ſehr über das natürliche Ausſehen der Maskerade.

Als die Andern über dieſen Irrthum und über die ſonderbaren Meinungen des Grafen ſpotteten, ging der Harfner mit Wilhelm bei Seite, nahm von ihm Abſchied und bat mit Thränen, ihn ja ſogleich zu entlaſſen. Wilhelm redete ihm zu, und verſicherte, daß er ihn gegen jedermann ſchützen werde, daß ihm niemand ein Haar krümmen, vielweniger ohne ſeinen Willen abſchneiden ſolle.

Der Alte war sehr bewegt, und in seinen Augen glühte ein sonderbares Feuer. Nicht dieser Anlaß treibt mich hinweg, rief er aus; schon lange mache ich mir stille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich sollte nirgends verweilen, denn das Unglück ereilt mich und beschädigt die, die sich zu mir gesellen. Fürchten Sie alles, wenn Sie mich nicht entlassen, aber fragen Sie mich nicht, ich gehöre nicht mir zu, ich kann nicht bleiben.

Wem gehörst du an? Wer kann eine solche Gewalt über dich ausüben?

Mein Herr, lassen Sie mir mein schaudervolles Geheimniß, und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, ist nicht des irdischen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schicksale; ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!

In diesem Zustande, in dem ich dich sehe, werde ich dich gewiß nicht lassen.

Es ist Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudre. Ich bin sicher bei Ihnen, aber Sie sind in Gefahr. Sie wissen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin schuldig, aber unglücklicher als schuldig. Meine Gegenwart verscheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unstät sollt' ich seyn, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholet, der mich nur langsam verfolgt, und nur dann sich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlasse.

Sonderbarer Mensch! du kannst mir das Vertrauen in dich so wenig nehmen, als die Hoffnung, dich glücklich zu sehen. Ich will in die Geheimnisse deines Aberglaubens nicht eindringen; aber wenn du ja in Ahnung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen lebst; so sage ich dir zu

deinem Troſt und zu deiner Aufmunterung: geſelle dich zu meinem Glücke, und wir wollen ſehen, welcher Genius der ſtarkſte iſt, dein ſchwarzer oder mein weißer!

Wilhelm ergriff dieſe Gelegenheit, um ihm noch mancherlei Troſtliches zu ſagen; denn er hatte ſchon ſeit einiger Zeit in ſeinem wunderbaren Begleiter einen Menſchen zu ſehen geglaubt, der durch Zufall oder Schickung eine große Schuld auf ſich geladen hat und nun die Erinnerung derſelben immer mit ſich fortſchleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm ſeinen Geſang behorcht, und folgende Zeilen wohl bemerkt:

Ihm färbt der Morgenſonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über ſeinem ſchuld'gen Haupte bricht
Das ſchöne Bild der ganzen Welt zuſammen.

Der Alte mochte nun ſagen was er wollte, ſo hatte Wilhelm immer ein ſtärker Argument, wußte alles zum Beſten zu kehren und zu wenden, wußte ſo brav, ſo herzlich und tröſtlich zu ſprechen, daß der Alte ſelbſt wieder aufzuleben und ſeinen Grillen zu entſagen ſchien.

Zweites Capitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen aber wohlhabenden Stadt mit ſeiner Geſellſchaft unterzukommen. Schon befanden ſie ſich an dem Orte, wohin ſie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und ſahen ſich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen ſie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen, und zeigte ſich, nach ſeiner Gewohnheit, übrigens ſehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die ſchönen

Ducaten der Gräfin in der Tasche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und sehr leicht vergaß er, daß er sie in der stattlichen Bilanz, die er den Seinigen zuschickte, schon sehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakspeare, den er mit großer Freude auch als seinen Pathen anerkannte, und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeit lang aufhalt, und, ungeachtet seiner edlen Natur, an der Rohheit, Unschicklichkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergötzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal, womit er seinen gegenwärtigen Zustand vergleichen konnte, und der Selbstbetrug, wozu er eine fast unüberwindliche Neigung spürte, ward ihm dadurch außerordentlich erleichtert.

Er fing nun an über seine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Westchen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine sehr angemessene Tracht sey. Lange gestrickte Beinkleider und ein Paar Schnürstiefeln schienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verschaffte er sich eine schöne seidne Scharpe, die er zuerst unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreite er seinen Hals von der Knechtschaft einer Binde, und ließ sich einige Streifen Nesseltuch ans Hemde heften, die aber etwas breit geriethen, und das völlige Ansehn eines antiken Kragens erhielten. Das schöne seidne Halstuch, das gerettete Andenken Mariannens, lag nur locker gekraust unter der nesseltuchnen Krause. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen betheuerten, diese Tracht lasse ihm vorzüglich gut. Philine stellte sich ganz bezaubert darüber, und bat

ſich ſeine ſchönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur deſto näher zu kommen, unbarmherzig abgeſchnitten hatte. Sie empfahl ſich dadurch nicht übel, und unſer Freund, der durch ſeine Freigebigkeit ſich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harry's Manier mit den Uebrigen umzugehen, kam bald ſelbſt in den Geſchmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man focht, man tanzte, man erfand allerlei Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weins, den man angetroffen hatte, in ſtarkem Maße, und Philine lauerte in der Unordnung dieſer Lebensart dem ſpröden Helden auf, für den ſein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der ſich die Geſellſchaft beſonders ergötzte, beſtand in einem extemporirten Spiel, in welchem ſie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten ſich ſehr gut die Eigenheiten des äußern Anſtandes verſchiedner vornehmer Perſonen gemerkt, und die Nachbildung derſelben ward von der übrigen Geſellſchaft mit dem größten Beifall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige beſondere Liebeserklärungen, die an ſie geſchehen waren, vorbrachte, wußte man ſich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu laſſen.

Wilhelm ſchalt ihre Undankbarkeit; allein man ſetzte ihm entgegen, daß ſie das, was ſie dort erhalten, genugſam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen ſo verdienſtvolle Leute, wie ſie ſich zu ſeyn rühmten, nicht das beſte geweſen ſey. Nun beſchwerte man ſich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie ſehr man ſie zurückgeſetzt habe. Das Spotten, Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

Ich wünschte, sagte Wilhelm darauf, daß durch eure Aeußerungen weder Neid noch Eigenliebe durchschiene, und daß ihr jene Personen und ihre Verhaltnisse aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtetet. Es ist eine eigene Sache, schon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menschlichen Gesellschaft gesetzt zu seyn. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daseyns verschafft haben, wer sich, wenn ich mich so ausdrucken darf, von allem Beiwesen der Menschheit von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewohnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur schön ausgestatteten Menschheit wird ihm nicht so deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere, und auch unter einander, ist nach äußern Vorzügen abgemessen; sie erlauben jedem seinen Titel, seinen Rang, seine Kleider und Equipage, nur nicht seine Verdienste geltend zu machen.

Diesen Worten gab die Gesellschaft einen unmäßigen Beifall. Man fand abscheulich, daß der Mann von Verdienst immer zurück stehen müsse, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden sey. Sie kamen besonders über diesen letzten Punkt aus dem Hundertsten ins Tausendste.

Scheltet sie nicht darüber, rief Wilhelm aus, bedauert sie vielmehr! Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben nichts

als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfanger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! sie giebt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptcapital unsers Reichthums aus.

Mignon hatte sich ihm unter diesen Worten genähert, schlang ihre zarten Arme um ihn, und blieb mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt, und fuhr fort: Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen! wie leicht eignet er sich die Herzen zu. Ein gefalliges, bequemes, nur einigermaßen menschliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister fest zu halten. Uns kommt alles seltner, wird alles schwerer, und wie natürlich ist es, daß wir auf das, was wir erwerben und leisten, einen größern Werth legen. Welche rührenden Beispiele von treuen Dienern, die sich für ihre Herren aufopferten! Wie schön hat uns Shakspeare solche geschildert! Die Treue ist, in diesem Falle, ein Bestreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich, der ihn sonst nur als einen bezahlten Sklaven anzusehen berechtigt ist. Ja, diese Tugenden sind nur für den geringen Stand; er kann sie nicht entbehren, und sie kleiden ihn schön. Wer sich leicht loskaufen kann, wird so leicht versucht, sich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in diesem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund seyn könne.

Mignon drückte sich immer fester an ihn.

Nun gut, versetzte Einer aus der Gesellschaft: wir brauchen ihre Freundschaft nicht, und haben sie niemals verlangt. Nur sollten sie sich besser auf Künste verstehen, die sie doch beschützen wollen. Wenn wir am besten gespielt haben, hat uns niemand zugehört; alles war lauter Parteilichkeit. Wem man günstig war, der gefiel, und man war dem nicht günstig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Alberne und Abgeschmackte Aufmerksamkeit und Beifall auf sich zog.

Wenn ich abrechne, versetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Ironie gewesen seyn mag; so denk' ich, es geht in der Kunst, wie in der Liebe. Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd seyn darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft.

Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß sie um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgenen üben kann.

Unterdessen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers sterben, rief Einer aus der Ecke.

Nicht eben sogleich, versetzte Wilhelm. Ich habe gesehen, so lange einer lebt und sich rührt, findet er immer seine Nahrung, und wenn sie auch gleich nicht die reichlichste ist. Und worüber habt ihr euch denn zu beschweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am schlimmsten aussah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein,

etwas zu unserer Uebung zu thun, und nur einigermaßen weiter zu streben? Wir treiben fremde Dinge, und entfernen, den Schulkindern ähnlich, alles, was uns nur an unsre Lection erinnern könnte.

Wahrhaftig, sagte Philine, es ist unverantwortlich! Laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle spielen. Jeder muß sein Möglichstes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium stünde.

Man überlegte nicht lange; das Stück ward bestimmt. Es war eines derer, die damals in Deutschland großen Beifall fanden, und nun verschollen sind. Einige pfiffen eine Symphonie, jeder besann sich schnell auf seine Rolle, man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte sich wechselsweise; man hatte sich selten so wohl gehalten.

Als sie fertig waren, empfanden sie alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohlzugebrachte Zeit, theils weil jeder besonders mit sich zufrieden seyn konnte. Wilhelm ließ sich weitläufig zu ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

Ihr solltet sehen, rief unser Freund, wie weit wir kommen müßten, wenn wir unsre Uebungen auf diese Art fortsetzten, und nicht bloß auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen uns mechanisch pflicht- und handwerksmäßig einschränkten. Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünstler, wie sehr ergötzen sie sich, wie genau sind sie, wenn sie gemeinschaftliche Uebungen vornehmen! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente übereinzustimmen, wie genau halten sie Tact, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, sich bei dem Solo eines

Andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder ſucht in dem Geiſt und Sinne des Componiſten zu ſpielen, und jeder das, was ihm aufgetragen iſt, es mag viel oder wenig ſeyn, gut auszudrücken. Sollten wir nicht eben ſo genau und eben ſo geiſtreich zu Werke gehen, da wir eine Kunſt treiben, die noch viel zarter als jede Art von Muſik iſt, da wir die gewöhnlichſten und ſeltenſten Aeußerungen der Menſchheit geſchmackvoll und ergötzend darzuſtellen berufen ſind? Kann etwas abſcheulicher ſeyn, als in den Proben zu fudeln, und ſich bei der Vorſtellung auf Laune und gut Glück zu verlaſſen? Wir ſollten unſer größtes Glück und Vergnügen darein ſetzen, mit einander übereinzuſtimmen, um uns wechſelsweiſe zu gefallen, und auch nur in ſo fern den Beifall des Publicums zu ſchätzen, als wir ihn uns gleichſam unter einander ſchon ſelbſt garantirt hatten. Warum iſt der Capellmeiſter ſeines Orcheſters gewiſſer, als der Director ſeines Schauſpiels? Weil dort jeder ſich ſeines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, ſchamen muß; aber wie ſelten hab' ich einen Schauſpieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr ſo ſchnöde beleidigt wird, anerkennen und ſich ihrer ſchamen ſehen! Ich wünſchte nur, daß das Theater ſo ſchmal wäre, als der Rath eines Seiltanzers, damit ſich kein Ungeſchickter hinauf wagte, anſtatt daß jetzo ein jeder ſich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Die Geſellſchaft nahm dieſe Apoſtrophe gut auf, indem jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede ſeyn könne, da er ſich noch vor kurzem nebſt den Uebrigen ſo gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieſer Reiſe und künftig, wenn man zuſammen bliebe, eine geſellige Bearbeitung wolle obwalten

laſſen. Man fand nur, daß weil dieſes eine Sache der guten Laune und des freien Willens ſey, ſo müſſe ſich eigentlich kein Director darein miſchen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menſchen die republikaniſche Form die beſte ſey; man behauptete, das Amt eines Directors müſſe herumgehen; er müſſe von allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beigeſetzt bleiben. Sie waren ſo von dieſem Gedanken eingenommen, daß ſie wünſchten, ihn gleich ins Werk zu richten.

Ich habe nichts dagegen, ſagte Melina, wenn ihr auf der Reiſe einen ſolchen Verſuch machen wollt; ich ſuſpendire meine Directorſchaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen. Er hoffte, dabei zu ſparen, und manche Ausgaben der kleinen Republik oder dem Interimsdirector aufzuwälzen. Nun ging man ſehr lebhaft zu Rathe, wie man die Form des neuen Staates aufs beſte einrichten wolle.

Es iſt ein wanderndes Reich, ſagte Laertes; wir werden wenigſtens keine Gränzſtreitigkeiten haben.

Man ſchritt ſogleich zur Sache, und erwählte Wilhelmen zum erſten Director. Der Senat ward beſtellt, die Frauen erhielten Sitz und Stimme, man ſchlug Geſetze vor, man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter dieſem Spiele vorüber, und weil man ſie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Ausſicht für die vaterländiſche Bühne eröffnet zu haben.

Auch glaubte ich recht in den Geiſt der Rolle einzudringen, wenn ich die Laſt der tiefen Schwermuth gleichſam ſelbſt auf mich nähme, und unter dieſem Druck meinem Vorbilde durch das ſeltſame Labyrinth ſo mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen ſuchte. So memorirte ich, und ſo übte ich mich, und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Perſon zu werden.

Allein je weiter ich kam, deſto ſchwerer ward mir die Vorſtellung des Ganzen, und mir ſchien zuletzt faſt unmöglich, zu einer Ueberſicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider manches nicht paſſen. Bald ſchienen ſich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widerſprechen, und ich verzweifelte faſt, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen könnte. In dieſen Irrgängen bemühte ich mich lange vergebens, bis ich mich endlich auf einem ganz beſondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

Ich ſuchte jede Spur auf, die ſich von dem Charakter Hamlets in früher Zeit vor dem Tode ſeines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieſer traurigen Begebenheit, unabhängig von dem nachfolgenden ſchrecklichen Ereigniſſe, dieſer intereſſante Jüngling geweſen war, und was er ohne ſie vielleicht geworden wäre.

Zart und edel entſproſſen wuchs die königliche Blume, unter den unmittelbaren Einflüſſen der Majeſtät, hervor; der Begriff des Rechts und der fürſtlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anſtändigen mit dem Bewußtſeyn der Höhe ſeiner Geburt, entwickelten ſich zugleich in ihm. Er war ein Fürſt, ein geborner Fürſt, und wünſchte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut ſeyn möchte. Angenehm

von Geſtalt, geſittet von Natur, gefällig von Herzen aus, ſollte er das Muſter der Jugend ſeyn und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorſtechende Leidenſchaft war ſeine Liebe zu Ophelien ein ſtilles Vorgefühl ſüßer Bedürfniſſe; ſein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz original; vielmehr mußte dieſe Luſt, durch das Lob, das man dem Dritten beilegte, geſchärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen, und wußte die Ruhe zu ſchätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Buſen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewiſſen Grad hatte er in Künſten und Wiſſenſchaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeſchmackte war ihm zuwider, und wenn in ſeiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, ſo war es nur eben ſo viel als nöthig iſt, um bewegliche und falſche Höflinge zu verachten, und ſpöttiſch mit ihnen zu ſpielen. Er war gelaſſen in ſeinem Weſen, in ſeinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beſchäftigung. Ein akademiſches Hinſchlendern ſchien er auch bei Hofe fortzuſetzen. Er beſaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Geſellſchafter, nachgiebig, beſcheiden, beſorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergeſſen; aber niemals konnte er ſich mit dem vereinigen, der die Gränzen des Rechten, des Guten, des Anſtändigen überſchritt.

Wenn wir das Stück wieder zuſammen leſen werden, könnt ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigſtens hoffe ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.

Man gab der Schilderung lauten Beifall; man glaubte voraus zu ſehen, daß ſich nun die Handlungsweiſe Hamlets

gar gut werde erklären laſſen; man freute ſich über dieſe Art, in den Geiſt des Schriftſtellers einzudringen. Jeder nahm ſich vor, auch irgend ein Stück auf dieſe Art zu ſtudiren und den Sinn des Verfaſſers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nur einige Tage mußte die Geſellſchaft an dem Orte liegen bleiben, und ſogleich zeigten ſich für verſchiedene Glieder derſelben nicht unangenehme Abenteuer, beſonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarſchaft ein Gut hatte, gegen die er ſich aber äußerſt kalt, ja unartig betrug, und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unſerm Freunde die unglückliche Liebesgeſchichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geſchlechte feind geworden war. Wer wird ihm übel nehmen, rief ſie aus, daß er ein Geſchlecht haßt, das ihm ſo übel mitgeſpielt hat, und ihm alle Uebel, die ſonſt Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem ſehr concentrirten Tranke zu verſchlucken gab? Stellen Sie ſich vor: binnen vierundzwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Hahnrei, Patient und Witwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem arger machen wollte.

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebſten Art die Geſchichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger Menſch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergeſellſchaft eingetroffen, ein ſchönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden,

die eben mit ihrem Vater, der ſich mit dem Director entzweiet, abzureiſen Willens geweſen. Er habe ſich aus dem Stegreiſe ſterblich verliebt, dem Vater alle mögliche Vorſtellungen gethan zu bleiben, und endlich verſprochen, das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautſtandes ſey er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn ſeine Frau des andern Morgens, als er in der Probe geweſen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerſchmuck beehrt; weil er aber aus allzu großer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hauſe geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an ſeiner Stelle gefunden, habe mit unſinniger Leidenſchaft drein geſchlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert, und ſey mit einer leidlichen Wunde davon gekommen. Vater und Tochter ſeyen darauf noch in der Nacht abgereiſ't, und er ſey leider auf eine doppelte Weiſe verwundet zurück geblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem ſchlechteſten Feldſcheer von der Welt geführt, und der Arme ſey leider mit ſchwarzen Zähnen und triefenden Augen aus dieſem Abenteuer geſchieden. Er ſey zu bedauern, weil er übrigens der bravſte Junge ſey, den Gottes Erdboden trüge. Beſonders, ſagte ſie, thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

Melina unterbrach ſie, mit der Nachricht, daß alles zum Transport völlig bereit ſey, und daß ſie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Diſpoſition, wie ſie fahren ſollten.

Wenn mich ein guter Freund auf den Schooß nimmt, ſagte Philine, ſo bin ich zufrieden, daß wir eng und erbarmlich ſitzen; übrigens iſt mir alles einerlei.

Es thut nichts, ſagte Laertes, der auch herbei kam.

Es iſt verdrießlich! ſagte Wilhelm, und eilte weg. Er fand für ſein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verläugnet hatte. Eine andere Eintheilung ward gemacht, und man freute ſich, bequem abreiſen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief: daß auf dem Wege, den ſie nehmen wollten, ſich ein Freicorps ſehen laſſe, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte ſelbſt war man ſehr auf dieſe Zeitung aufmerkſam, wenn ſie gleich nur ſchwankend und zweideutig war. Nach der Stellung der Armeen ſchien es unmöglich, daß ein feindliches Corps ſich habe durchſchleichen, oder daß ein freundliches ſo weit habe zurückbleiben können. Jedermann war eifrig unſrer Geſellſchaft die Gefahr, die auf ſie wartete, recht gefahrlich zu beſchreiben, und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die Meiſten waren darüber in Unruhe und Furcht geſetzt, und als nach der neuen republikaniſchen Form die ſammtlichen Glieder des Staats zuſammen gerufen wurden, um über dieſen außerordentlichen Fall zu berathſchlagen, waren ſie faſt einſtimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müſſe.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für ſchimpflich, einen Plan, in den man mit ſo viel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er ſprach ihnen Muth ein, und ſeine Gründe waren mannlich und überzeugend.

Noch, ſagte er, iſt es nichts als ein Gerücht, und wie viele dergleichen entſtehen im Kriege! Verſtändige Leute ſagen, daß der Fall höchſt unwahrſcheinlich, ja beinah unmöglich ſey. Sollten wir uns in einer ſo wichtigen Sache

bloß durch ein so ungewisses Gerede bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste, und wir finden auf selbiger den besten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo ihr Bekanntschaften, Freunde vor euch seht, und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin, aber in welche schlimmen Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, uns in der spaten Jahrszeit wieder heraus zu finden, und was für Zeit und Geld werden wir indessen versplittern! Er sagte noch viel, und trug die Sache von so mancherlei vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht sich verringerte, und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen so viel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzusagen, und ihnen die Maredeurs und das hergelaufene Gesindel so nichtswürdig zu schildern, und selbst die Gefahr so lieblich und lustig darzustellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom ersten Moment an auf seiner Seite, und versicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigstens einige übereinstimmende Ausdrücke in seiner Manier, Philine lachte sie alle zusammen aus, und da Madame Melina, die, ihrer hohen Schwangerschaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorschlag heroisch fand; so konnte Melina, der denn freilich auf dem nachsten Wege, auf den er accordirt hatte, viel zu sparen hoffte, nicht widerstehen, und man willigte in den Vorschlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, sich auf alle Falle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirschfanger, und hieng sie an wohlgestickten Riemen uber die Schultern. Wilhelm steckte

noch überdieß ein Paar Terzerole in den Gurtel; Laertes hatte ohnedem eine gute Flinte bei ſich, und man machte ſich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweiten Tag ſchlugen die Fuhrleute, die der Gegend wohl kundig waren, vor: ſie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen ſey, und man bei guten Tagen gern dieſen Weg nahme.

Die Witterung war ſchön, und jedermann ſtimmte leicht in den Vorſchlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gebirge voraus, und über ſeine ſonderbare Geſtalt mußte jeder, der ihm begegnete, ſtutzig werden. Er eilte mit ſchnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf, Laertes pfiff hinter ihm drein, nur die Frauen ließen ſich in den Wagen fortſchleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, ſtolz auf den Hirſchfanger, den man ihr, als die Geſellſchaft ſich bewaffnete, nicht abſchlagen konnte. Um ihren Hut hatte ſie die Perlenſchnur gewunden, die Wilhelm von Marianens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes, der Harfner hatte das friedlichſte Anſehn. Sein langes Kleid war in den Gurtel geſteckt, und ſo ging er freier. Er ſtützte ſich auf einen knotigen Stab, ſein Inſtrument war bei den Wagen zurück geblieben.

Nachdem ſie nicht ganz ohne Beſchwerlichkeit die Höhe erſtiegen, erkannten ſie ſogleich den angezeigten Platz an den ſchönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große ſanft-abhangige Waldwieſe lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichſte Erquickung dar, und es zeigte ſich an der andern Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, ſchöne und hoffnungsvolle Ausſicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue in der Ferne eintretende Berge machten

die Aussicht noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung hereintraten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an, und erwarteten geschäftig, singend, die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbeikam, und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit Einem Munde begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwischen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zusammen genossen; so war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen schien. Alle fühlten sich einander näher, alle wünschten in einem so angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf in diesen glücklichen Wohnplätzen fest hält; über alles aber pries man die reizende Wirthschaft eines Zigeunerhaufens. Man beneidete die wunderlichen Gesellen, die in seligem Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt sind; man freute sich, ihnen einigermaßen ähnlich zu seyn.

Indessen hatten die Frauen angefangen, Erdäpfel zu sieden, und die mitgebrachten Speisen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe standen beim Feuer, gruppenweise lagerte sich die Gesellschaft unter den Bäumen und Büschen. Ihre seltsamen Kleidungen und die mancherlei Waffen gaben ihr ein fremdes Ansehen. Die Pferde wurden bei Seite gefüttert, und wenn man die Kutschen hatte verstecken wollen,

ſo wäre der Anblick dieſer kleinen Horde bis zur Illuſion romantiſch geweſen.

Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Colonie und ſich als Anführer derſelben denken. In dieſem Sinne unterhielt er ſich mit einem jeden, und bildete den Wahn des Moments ſo poetiſch als möglich aus. Die Gefühle der Geſellſchaft erhöhten ſich; man aß, trank und jubilirte, und bekannte wiederholt, niemals ſchönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bei den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren, und fingen dießmal in theatraliſcher Abſicht ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweikampf darſtellen, in welchem Hamlet und ſein Gegner ein ſo tragiſches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieſer wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geſchehen pflegt, nur ungeſchickt hin und wieder ſtoßen dürfe: ſie hofften ein Muſter darzuſtellen, wie man, bei der Aufführung, auch dem Kenner der Fechtkunſt ein würdiges Schauſpiel zu geben habe. Man ſchloß einen Kreis um ſie her; beide fochten mit Eifer und Einſicht, das Intereſſe der Zuſchauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nachſten Buſche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Geſellſchaft fuhr erſchreckt auseinander. Bald erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutſchen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geſchlechte, unſre Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach den Piſtolen, eilten den Räubern entgegen, und forderten, unter lebhaften Drohungen, Rechenſchaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakonisch mit ein paar Musketenschüssen antwortete, drückte Wilhelm seine Pistole auf einen Krauskopf ab, der den Wagen erstiegen hatte, und die Stricke des Gepackes auseinander schnitt. Wohlgetroffen stürzte er sogleich herunter; Laertes hatte auch nicht fehl geschossen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberischen Bande mit Fluchen und Gebrüll auf sie losbrach, einige Schüsse auf sie that, und sich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegen setzte. Unsre jungen Helden hielten sich tapfer; sie riefen ihren übrigen Gesellen zu, und munterten sie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes, und das Bewußtseyn dessen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwischen der Brust und dem linken Arm verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut spaltete, und fast bis auf die Hirnschale durchdrang, betäubt, fiel er nieder, und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erst in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der wunderbarsten Lage. Das erste, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor seinen Augen lag, entgegen blickte, war das Gesicht Philinens, das sich über das seine herüber neigte. Er fühlte sich schwach, und da er, um sich emporzurichten, eine Bewegung machte, fand er sich in Philinens Schooß, in den er auch wieder zurücksank. Sie saß auf dem Rasen, hatte den Kopf des vor ihr ausgestreckten Jünglings leise an sich gedrückt, und ihm in ihren Armen, so viel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerstreuten blutigen Haaren an seinen Füßen, und umfaßte sie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm seine blutigen Kleider ansah, fragte er mit gebrochener Stimme, wo er sich befinde, was ihm und den

andern begegnet ſey? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die Uebrigen, ſagte ſie, ſeyen alle in Sicherheit, und niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte ſie nichts erzählen, und bat ihn inſtändig, er möchte ſich ruhig halten, weil ſeine Wunden nur ſchlecht und in der Eile verbunden ſeyen. Er reichte Mignon die Hand, und erkundigte ſich nach der Urſache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine: dieſes gutherzige Geſchöpf, da es ſeinen Freund verwundet geſehen, habe ſich in der Geſchwindigkeit auf nichts beſonnen, um das Blut zu ſtillen, es habe ſeine eigenen Haare, die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu ſtopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abſtehen müſſen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos, Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer ſaß, der noch ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt ausſah. Er fragte, ob die andern auch ſo glücklich geweſen, ihre Habſeligkeiten zu retten? Sie antwortete mit Achſelzucken und einem Blick auf die Wieſe, wo zerbrochene Kaſten, zerſchlagene Koffer, zerſchnittene Mantelſäcke und eine Menge kleiner Geräthſchaften zerſtreut hin und wieder lagen. Kein Menſch war auf dem Platze zu ſehen, und die wunderliche Gruppe fand ſich in dieſer Einſamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wiſſen wollte: die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerſtand hätten thun können, waren gleich in Schrecken geſetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu. Die Fuhrleute, die ſich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigſten gehalten hatten, wurden niedergeworfen

und gebunden, und in kurzem war alles rein ausgeplündert und weggeschleppt. Die beängstigten Reisenden fingen, sobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verlust zu bejammern an, eilten, mit möglichster Geschwindigkeit, dem benachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit sich, und brachten nur wenige Trümmer ihrer Besitzthümer davon. Der Harfner hatte sein beschadigtes Instrument an einen Baum gelehnt, und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzusuchen, und seinem für todt zurückgelassenen Wohlthäter nach Möglichkeit beizuspringen.

Sechstes Capitel.

Unsre drei verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeit lang in ihrer seltsamen Lage, niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philinens Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblick zu. Endlich, da ihnen ihr Wunsch gewahrt ward, und Menschen sich ihnen naherten überfiel sie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege heraufkommen, den auch sie zurückgelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Gesellschaft ungebetener Gäste diesen Wahlplatz besuchen mochte, um Nachlese zu halten.

Wie angenehm wurden sie dagegen überrascht, als ihnen aus den Büschen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Gesichte kam, die von einem altlichen Herrn, und

einigen Cavalieren begleitet wurde; Reitknechte, Bedienten und ein Trupp Husaren folgten nach.

Philine, die zu dieser Erscheinung große Augen machte, war eben im Begriff zu rufen und die schöne Amazone um Hulfe anzuflehen, als diese schon erstaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, sogleich ihr Pferd lenkte, herzuritt und stille hielt. Sie erkundigte sich eifrig nach dem Verwundeten, dessen Lage, in dem Schooße der leichtfertigen Samariterin, ihr höchst sonderbar vorzukommen schien.

Ist es Ihr Mann? fragte sie Philinen. Es ist nur ein guter Freund, versetzte diese mit einem Ton, der Wilhelmen höchst zuwider war. Er hatte seine Augen auf die sanften, hohen, stillen, theilnehmenden Gesichtszüge der Ankommenden gehestet; er glaubte nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Ein weiter Mannsüberrock verbarg ihm ihre Gestalt; sie hatte ihn, wie es schien, gegen die Einflüsse der kühlen Abendluft von einem ihrer Gesellschafter geborgt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen; einige stiegen ab, die Dame that ein gleiches, und fragte, mit menschenfreundlicher Theilnehmung, nach allen Umständen des Unfalls, der die Reisenden betroffen hatte, besonders aber nach den Wunden des hingestreckten Junglings. Darauf wandte sie sich schnell um, und ging mit einem alten Herrn seitwarts nach den Wagen, welche langsam den Berg herauf kamen, und auf dem Wahlplatz stille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutsche gestanden, und sich mit den Ankommenden unterhalten hatte, stieg ein Mann von untersetzter Gestalt heraus, den sie zu unserm verwundeten Helden führte. An dem Kastchen, das er in der Hand hatte, und an der

ledernen Tasche mit Instrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch seine Hand leicht, und seine Hülfe willkommen.

Er untersuchte genau, erklärte, keine Wunde sey gefährlich, er wolle sie auf der Stelle verbinden, alsdann könne man den Kranken in das nächste Dorf bringen.

Die Besorgnisse der jungen Dame schienen sich zu vermehren. Sehen Sie nur, sagte sie, nachdem sie einigemal hin- und hergegangen war, und den alten Herrn wieder herbeiführte, sehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leidet er nicht um unsertwillen? Wilhelm hörte diese Worte, und verstand sie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es schien, als könnte sie sich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen, und als fürchtete sie zugleich den Wohlstand zu verletzen, wenn sie stehen bliebe, zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus schnitt eben den linken Aermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr, mit einem ernsthaften Tone, die Nothwendigkeit, ihre Reise fortzusetzen, vorstellte. Wilhelm hatte seine Augen auf sie gerichtet, und war von ihren Blicken so eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war indessen aufgestanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küssen. Als sie neben einander standen, glaubte unser Freund nie einen solchen Abstand gesehen zu haben. Philine war ihm noch nie in einem so ungünstigen Lichte erschienen. Sie sollte, wie es ihm vorkam, sich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger sie berühren.

Die Dame fragte Philinen verschiedenes, aber leise. Endlich kehrte sie sich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken dabei stand, und sagte: Lieber Oheim, darf ich auf Ihre

Koſten freigebig ſeyn? Sie zog ſogleich den Ueberrock aus, und ihre Abſicht, ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilſame Blick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt überraſcht. Sie trat näher herzu, und legte den Rock ſanft über ihn. In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes ſtammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als ſey ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite ſich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unſanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde ſtak, herauszuziehen Anſtalt machte. Die Heilige verſchwand vor den Augen des Hinſinkenden; er verlor alles Bewußtſeyn, und als er wieder zu ſich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne ſammt ihren Begleitern, verſchwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Harfenſpieler mit einer Anzahl Bauern heraufkam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Aeſten und eingeflochtenem Reiſig eine Trage, luden den Verwundeten darauf, und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrſchaft zurück gelaſſen hatte, ſachte den Berg hinunter. Der Harfner, ſtill und in ſich gekehrt, trug ſein beſchädigtes Inſtrument, einige Leute

schleppten Philinens Koffer, sie schlenderte mit einem Bündel nach. Mignon sprang bald voraus, bald zur Seite durch Busch und Wald, und blickte sehnlich nach ihrem kranken Beschützer hinüber.

Dieser lag in seinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektrische Wärme schien aus der feinen Wolle in seinen Körper überzugehen; genug, er fühlte sich in die behaglichste Empfindung versetzt. Die schöne Besitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er sah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelste Gestalt, von Strahlen umgeben, vor sich stehen, und seine Seele eilte der Verschwundenen durch Felsen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit sinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshause an, in welchem sich die übrige Gesellschaft befand, und verzweiflungsvoll den unersetzlichen Verlust beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauses war von Menschen vollgepropft: einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen: einige sich hinter den Ofen gedruckt, und Frau Melina erwartete, in einer benachbarten Kammer, ängstlich ihre Niederkunft. Der Schrecken hatte sie beschleunigt, und unter dem Beistande der Wirthin, einer jungen, unerfahrnen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge herein gelassen zu werden verlangten, entstand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelms Rath, unter seiner besondern Anführung, diesen gefährlichen Weg unternommen, und sich diesem Unfall ausgesetzt habe. Man warf die Schuld des übeln Ausgangs auf ihn, widersetzte sich an der Thüre seinem Eintritt, und behauptete: er müsse anderswo unterzukommen suchen. Philinen begannte man noch schneider; der Harfenspieler und Mignon mußten auch das übrige leiden.

Nicht lange hörte der Jager, dem die Vorsorge für die Verlassenen von seiner schönen Herrschaft ernstlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Fluchen und Drohen auf die Gesellschaft los, gebot ihnen zusammenzurücken, und den Ankommenden Platz zu machen. Man fing an sich zu bequemen. Er bereitete Wilhelmen einen Platz auf einem Tische, den er in eine Ecke schob; Philine ließ ihren Koffer daneben stellen, und setzte sich drauf. Jeder druckte sich so gut er konnte, und der Jäger begab sich weg, um zu sehen, ob er nicht ein bequemes Quartier für das Ehepaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jedermann erzahlte und erhöhte seinen Verlust, man schalt die Verwegenheit, durch die man so vieles eingebüßt, man verhehlte sogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unseres Freundes empfand, man verhöhnte Philinen, und wollte ihr die Art und Weise, wie sie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerlei Anzüglichkeiten und Stichelreden hatte man schließen sollen, sie habe sich während der Plünderung und Niederlage um die Gunst des Anführers der Bande bemüht, und habe ihn, wer weiß durch welche Künste und Gefalligkeiten, vermocht, ihren Koffer frei zu geben. Man wollte sie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlössern ihres Koffers, um ihre Neider recht von seiner Gegenwart zu überzeugen, und die Verzweiflung des Hauses durch ihr eigenes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes ſchwach, und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels mild und ſanft geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei ſeinem Stillſchweigen von der unzufriednen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich aufzurichten, und ihnen die Unart vorzuſtellen, mit der ſie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hob ſein verbundenes Haupt in die Höhe, und fing, indem er ſich mit einiger Mühe ſtützte und gegen die Wand lehnte, folgendergeſtalt zu reden an:

Ich vergebe dem Schmerze, den jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen ſolltet, daß ihr mir widerſteht und mich von euch ſtoßt, das erſte Mal, da ich Hülfe von euch erwarten könnte. Für die Dienſte, die ich euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich euch erwies, habe ich mich durch euren Dank, durch euer freundſchaftliches Betragen bisher genugſam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht, zurückzugehen und zu überdenken, was ich für euch gethan habe; dieſe Berechnung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umſtände und eine heimliche Neigung haben mich bei euch gehalten. Ich nahm an euren Arbeiten, an euren Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntniſſe waren zu eurem Dienſte. Gebt ihr mir jetzt auf eine bittere Weiſe den Unfall Schuld, der uns betroffen hat; ſo erinnert ihr euch nicht, daß der erſte Vorſchlag, dieſen Weg zu nehmen, von fremden Leute: kam,

von euch allen geprüft, und so gut von jedem als von mir gebilligt worden ist. Wäre unsre Reise glücklich vollbracht, so würde sich jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er diesen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde sich unsrer Ueberlegungen und seines ausgeübten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinste Bewußtseyn nicht frei spräche, ja wenn ich mich nicht auf euch selbst berufen könnte. Habt ihr gegen mich etwas zu sagen, so bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wissen; habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, so schweigt, und quält mich nicht, jetzt da ich der Ruhe so äußerst bedürftig bin.

Statt aller Antwort fingen die Mädchen an abermals zu weinen und ihren Verlust umständlich zu erzählen; Melina war ganz außer Fassung: denn er hatte freilich am meisten, und mehr als wir denken können, eingebüßt. Wie ein Rasender stolperte er in dem engen Raume hin und her, stieß den Kopf wider die Wand, fluchte und schalt auf das unziemlichste; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat, mit der Nachricht, daß seine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er sich die heftigsten Ausbrüche, und einstimmig mit ihm heulte, schrie, brummte und larmte alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zustande und von Verdruß über ihre niedrige Gesinnung bis in sein Innerstes bewegt war, fühlte, unerachtet der Schwäche seines Körpers, die ganze Kraft seiner Seele lebendig. Fast, rief er aus, muß ich euch verachten, so beklagenswerth ihr auch seyn mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unschuldigen mit Vorwürfen zu beladen; habe ich

Theil an diesem falschen Schritte, so büße ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Gesellschaft verloren hat, so verliere ich das Meiste. Was an Garderobe geraubt worden, was an Decorationen zu Grunde gegangen, war mein: denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich spreche Sie von dieser Forderung hiemit völlig frei.

Sie haben gut schenken, rief Melina, was niemand wiedersehen wird. Ihr Geld lag in meiner Frau Koffer, und es ist Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht. Aber, o! wenn das alles wäre! — Er fing aufs neue zu stampfen, zu schimpfen und zu schreien an. Jedermann erinnerte sich der schönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Dosen, Hute, welche Melina von dem Kammerdiener so glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen seine eigenen, obgleich viel geringern, Schätze dabei wieder ins Gedächtniß; man blickte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verstehen, er habe wahrlich nicht übel gethan, sich mit dieser Schönen zu associiren, und durch ihr Glück auch seine Habseligkeiten zu retten.

Glaubt ihr denn, rief er endlich aus, daß ich etwas Eignes haben werde, so lange ihr darbt, und ist es wohl das erste Mal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein ist, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.

Es ist mein Koffer, sagte Philine, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fetzen, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn sie an die redlichsten Juden verkauft werden. Denken Sie an sich, was Ihre Heilung kosten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verſetzte Wilhelm, nichts vorenthalten, was mein iſt, und das Wenige wird uns aus der erſten Verlegenheit retten. Allein der Menſch beſitzt noch manches, womit er ſeinen Freunden beiſtehen kann, das eben nicht klingende Münze zu ſeyn braucht. Alles, was in mir iſt, ſoll dieſen Unglücklichen gewidmet ſeyn, die gewiß, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja, fuhr er fort, ich fühle, daß ihr bedürft, und was ich vermag, will ich euch leiſten; ſchenkt mir euer Vertrauen aufs neue, beruhigt euch für dieſen Augenblick, nehmet an, was ich euch verſpreche! Wer will die Zuſage im Namen aller von mir empfangen?

Hier ſtreckte er ſeine Hand aus, und rief: ich verſpreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlaſſen will, als bis ein jeder ſeinen Verluſt doppelt und dreifach erſetzt ſieht, bis ihr den Zuſtand, in dem ihr euch, durch weſſen Schuld es wolle, befindet, völlig vergeſſen, und mit einem glücklichern vertauſcht habt.

Er hielt ſeine Hand noch immer ausgeſtreckt, und niemand wollte ſie faſſen. Ich verſprech' es noch einmal, rief er aus, indem er auf ſein Kiſſen zurückſank. Alle blieben ſtille; ſie waren beſchämt, aber nicht getröſtet, und Philine auf ihrem Koffer ſitzend, knackte Nüſſe auf, die ſie in ihrer Taſche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück, und machte Anſtalt, den Verwundeten wegzuſchaffen. Er hatte den

Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen; Philinens Koffer ward fortgetragen, und sie folgte mit natürlichem Anstand. Mignon ließ voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Ehebette, das schon lange Zeit als Gast- und Ehrenbette bereit stand, eingegeben. Hier bemerkte man erst, daß die Wunde aufgegangen war und stark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband sorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber, Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit sie übermeisterte, löste sie der Harfenspieler ab; Mignon war mit dem festen Vorsatz zu wachen in einer Ecke eingeschlafen.

Des Morgens, als Wilhelm sich ein wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jager, daß die Herrschaft, die ihnen gestern zu Hülfe gekommen sey, vor kurzem ihre Güter verlassen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen, und sich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den adlichen Herrn und seine Nichte, zeigte den Ort an, wohin sie sich zuerst begeben, erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlassenen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, in welche sich Wilhelm gegen den Jager ergoß, machte eine umständliche Beschreibung der Wunden, versicherte, daß sie leicht heilen würden, wenn der Patient sich ruhig hielte und sich abwartete.

Nachdem der Jager weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'oren zurückgelassen, daß er dem Geistlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben, und die Curkosten für den Chirurgus bei ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelms Frau, introducire sich ein für allemal bei ihm in dieser Qualität,

und werde nicht zugeben, daß er ſich nach einer andern Wartung umſehe.

Philine, ſagte Wilhelm, ich bin Ihnen bei dem Unfall, der uns begegnet iſt, ſchon manchen Dank ſchuldig geworden, und ich wünſchte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu ſehen. Ich bin unruhig, ſo lange Sie um mich ſind: denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, ſchließen Sie ſich an die übrige Geſellſchaft an, ſuchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit; nur verlaſſen Sie mich; Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben.

Sie lachte ihm ins Geſicht, als er geendigt hatte. Du biſt ein Thor, ſagte ſie, du wirſt nicht klug werden. Ich weiß beſſer, was dir gut iſt; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Manner habe ich niemals gerechnet, alſo auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?

Sie blieb, und hatte ſich bald bei dem Pfarrer und ſeiner Familie eingeſchmeichelt, indem ſie immer luſtig war, jedem etwas zu ſchenken, jedem nach dem Sinne zu reden wußte, und dabei immer that was ſie wollte. Wilhelm befand ſich nicht übel; der Chirurgus, ein unwiſſender, aber nicht ungeſchickter Menſch, ließ die Natur walten, und ſo war der Patient bald auf dem Wege der Beſſerung. Sehnlich wünſchte dieſer ſich wieder hergeſtellt zu ſehen, um ſeine Plane, ſeine Wünſche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er ſich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte. Er ſah die ſchöne Amazone reitend aus den Büſchen

hervorkommen, sie naherte sich ihm, stieg ab, ging hin und wieder, und bemühte sich um seinetwillen. Er sah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen; ihr Gesicht, ihre Gestalt glanzend verschwinden. Alle seine Jugendträume knupften sich an dieses Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmuthige Chlorinde mit eignen Augen gesehen zu haben: ihm fiel der kranke Königssohn wieder ein, an dessen Lager die schöne theilnehmende Prinzessin mit stiller Bescheidenheit hereintrat.

Sollten nicht, sagte er manchmal im Stillen zu sich selbst, uns in der Jugend wie im Schlafe, die Bilder zukunftiger Schicksale umschweben, und unserm unbefangenen Auge ahnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgenuß der Fruchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich seyn?

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tausendmal zu wiederholen. Tausendmal rief er den Klang jener süßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hulfreiche Hand geküßt hatte. Oft kam ihm die Geschichte wie ein Traum vor, und er würde sie fur ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben ware, das ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte.

Mit der größten Sorgfalt fur dieses Gewand war das lebhafteste Verlangen verbunden, sich damit zu bekleiden. Sobald er aufstand, warf er es über, und befurchtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken, oder auf sonst eine Weise beschadigt werden.

Zehntes Capitel.

Laertes besuchte seinen Freund. Er war bei jener lebhaften Scene im Wirthshause nicht gegenwärtig gewesen, denn er lag in einer obern Kammer. Ueber seinen Verlust war er sehr getröstet, und half sich mit seinem gewöhnlichen: was thut's? Er erzählte verschiedene lächerliche Züge von der Gesellschaft, besonders gab er Frau Melina Schuld: sie beweine den Verlust ihrer Tochter nur deßwegen, weil sie nicht das altdeutsche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde taufen zu lassen. Was ihren Mann betreffe, so offenbare sich's nun, daß er viel Geld bei sich gehabt, und auch schon damals des Vorschusses, den er Wilhelmen abgelockt, keineswegs bedurft habe. Melina wollte nunmehr mit dem nächsten Postwagen abgehen, und werde von Wilhelmen ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund den Director Serlo verlangen, bei dessen Gesellschaft er, weil die eigne Unternehmung gescheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage sehr still gewesen, und als man in sie drang, gestand sie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt sey. Das hast du deiner Verwegenheit zu danken, sagte Philine, und erzählte: wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfanger gezogen, und als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe. Endlich sey es beim Arme ergriffen und auf die Seite geschleudert worden. Man schalt auf sie, daß sie das Uebel nicht eher entdeckt habe, doch merkte man wohl, daß sie sich vor dem Chirurgus scheut, der sie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man suchte das Uebel zu heben, und sie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war sie

aufs neue empfindlich, weil sie den besten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philinen überlassen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte sich nur um desto thätiger und aufmerksamer.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er sich mit ihr in einer sonderbaren Nähe. Er war auf seinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutscht. Philine lag quer über den vordern Theil hingestreckt; sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu seyn. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen; sie war zurück und mit dem Kopf nah an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden aufgelösten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Vorsatz ihre Reize; eine kindliche lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte. Er sah sie eine Zeit lang an, und schien sich selbst über das Vergnügen zu tadeln, womit er sie ansah, und wir wissen nicht, ob er seinen Zustand segnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte sie eine Zeit lang aufmerksam betrachtet, als sie sich zu regen anfing. Er schloß die Augen sachte zu, doch konnte er nicht unterlassen zu blinzen und nach ihr zu sehen, als sie sich wieder zurecht putzte und wegung nach dem Frühstück zu fragen.

Nach und nach hatten sich nun die sämmtlichen Schauspieler bei Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsschreiben und Reisegeld, mehr oder weniger unartig und ungestüm, gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens stellte sie ihrem Freunde vor, daß der Jager auch diesen Leuten eine ansehnliche Summe zurückgelassen, daß man ihn nur zum Besten habe. Vielmehr kamen sie darüber in einen lebhaften Zwist, und Wilhelm behauptete

nunmehr ein für allemal, daß ſie ſich gleichfalls an die übrige Geſellſchaft anſchließen und ihr Glück bei Serlo verſuchen ſollte.

Nur einige Augenblicke verließ ſie ihr Gleichmuth, dann erholte ſie ſich ſchnell wieder, und rief: wenn ich nur meinen Blonden wieder hätte, ſo wollt' ich mich um euch alle nichts kümmern. Sie meinte Friedrichen, der ſich vom Wahlplatze verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht ans Bette: daß Philine in der Nacht abgereiſ't ſey; im Nebenzimmer habe ſie alles, was ihm gehöre, ſehr ordentlich zuſammengelegt. Er empfand ihre Abweſenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Geſellſchafterin verloren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu ſeyn. Allein Mignon fullte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte ſich die Kleine nach und nach zurückgezogen, und war ſtille für ſich geblieben; nun aber, da ſie wieder freies Feld gewann, trat ſie mit Aufmerkſamkeit und Liebe hervor, war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten.

Eilftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten nahete er ſich der Beſſerung, er hoffte nun in wenig Tagen ſeine Reiſe antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein ſchlenderndes Leben fortſetzen, ſondern zweckmäßige Schritte ſollten künftig ſeine Bahn bezeichnen. Zuerſt wollte er die hülfreiche Herrſchaft aufſuchen, um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu ſeinem Freunde dem Director eilen, um für die verunglückte

Gesellschaft auf das beste zu sorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Adressen versehen war, besuchen, und die ihm aufgetragnen Geschäfte verrichten. Er machte sich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beistehen und ihm Gelegenheit verschaffen werde, durch eine glückliche Speculation den Verlust zu ersetzen, und die Lücke seiner Casse wieder auszufüllen.

Das Verlangen, seine Retterin wieder zu sehen, wuchs mit jedem Tage. Um seine Reiseroute zu bestimmen, ging er mit dem Geistlichen zu Rathe, der schöne geographische und statistische Kenntnisse hatte, und eine artige Bücher- und Charten-Sammlung besaß. Man suchte nach dem Orte, den die edle Familie während des Kriegs zu ihrem Sitz erwählt hatte, man suchte Nachrichten von ihr selbst auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Charte zu finden, und die genealogischen Handbücher sagten nichts von einer solchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er seine Bekümmernisse laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenspieler: er habe Ursache zu glauben, daß der Jäger, es sey aus welcher Ursache es wolle, den wahren Namen verschwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal sich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenspieler abschickte; aber auch diese Hoffnung ward getäuscht. So sehr der Alte sich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verschiedene lebhafte Bewegungen und unvorgesehene Durchmärsche in diesen Gegenden vorgefallen; niemand hatte auf die reisende Gesellschaft besonders Acht gegeben, so daß der ausgesendete Bote, um nicht für einen indischen Spion angesehen zu werden, wieder zurückgehen und ohne Deublatt

vor seinem Herrn und Freund erscheinen mußte. Er legte strenge Rechenschaft ab, wie er den Auftrag auszurichten gesucht, und war bemüht, allen Verdacht einer Nachlässigkeit von sich zu entfernen. Er suchte auf alle Weise Wilhelms Betrübniß zu lindern, besann sich auf alles, was er von dem Jäger erfahren hatte, und brachte mancherlei Muthmaßungen vor, wobei denn endlich ein Umstand vorkam, woraus Wilhelm einige räthselhafte Worte der schönen Verschwundnen deuten konnte.

Die rauberische Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, sondern jener Herrschaft aufgepaßt, bei der sie mit Recht vieles Geld und Kostbarkeiten vermuthete, und von deren Zug sie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freicorps, ob man sie Marodeurs oder Räubern zuschreiben sollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Caravane waren die Geringen und Armen zuerst auf den Platz gekommen, und hatten das Schicksal erduldet, das jenen zubereitet war. Darauf bezogen sich die Worte der jungen Dame, deren sich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich seyn konnte, daß ein vorsichtiger Genius ihn zum Opfer bestimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, so war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, sie wieder zu finden, sie wieder zu sehen wenigstens für den Augenblick alle Hoffnung verschwunden war.

Was diese sonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwischen der Grafin und der schönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen sich, wie sich Schwestern gleichen mögen, deren keine die jungere noch die altere genannt werden darf, denn sie scheinen Zwillinge zu seyn.

Die Erinnerung an die liebenswurdige Grafin war ihm unendlich süß. Er rief sich ihr Bild nur allzugern wieder ins Gedachtniß. Aber nun trat die Gestalt der edlen Amazone gleich dazwischen, eine Erscheinung verwandelte sich in die andere, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diese oder jene fest zu halten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handschriften seyn, denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Grafin in seiner Schreibtafel, und in dem Ueberrock hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man sich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß seine Retterin dieses Billet geschrieben, daß es auf der Reise in einem Wirthshause aus einem Zimmer in das andere geschickt und von dem Oheim in die Tasche gesteckt worden sey. Er hielt beide Handschriften gegen einander, und wenn die zierlich gestellten Buchstaben der Grafin ihm sonst so sehr gefallen hatten; so fand er in den ähnlichen, aber freieren Zugen der Unbekannten eine unaussprechlich fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und schon die Züge schienen ihn, so wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnsucht, und wie einstimmend mit seinen Empfindungen war das Lied, das eben in dieser Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichsten Ausdrucke sangen:

Nur wer die Sehnsucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Ach! der mich liebt und kennt
Iſt in der Weite.
Es ſchwindet mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!

Zwölftes Capitel.

Die ſanften Lockungen des lieben Schutzgeiſtes, anſtatt unſern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe, die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth ſchlich in ſeinen Adern; beſtimmte und unbeſtimmte Gegenſtände wechſelten in ſeiner Seele und erregten ein endloſes Verlangen. Bald wünſchte er ſich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich ſchien, bleiben zu können, ſah er ſich erſt um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden ſeines Schickſals hatte ſich ſo ſonderbar verworren; er wünſchte die ſeltſamen Knoten aufgelöſ't oder zerſchnitten zu ſehen. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, ſchaute er eilig zum Fenſter hinaus, in der Hoffnung, es würde jemand ſeyn, der ihn aufſuchte, und wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte. Er erzählte ſich Geſchichten vor, wie ſein Freund Werner in dieſe Gegend kommen und ihn überraſchen könnte, daß Mariane vielleicht erſcheinen dürfte. Der Ton eines jeden Poſthorns ſetzte ihn in Bewegung. Melina ſollte von ſeinem Schickſale Nachricht geben, vorzüglich aber

ſollte der Jager wieder kommen und ihn zu jener angekleideten Schönheit einladen.

Von allem dieſen geſchah leider nichts, und er mußte zuletzt wieder mit ſich allein bleiben, und indem er das Vergangene wieder durchnahm, ward ihm ein Umſtand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer widriger und unertraglicher. Es war ſeine verunglückte Heerführerſchaft, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes böſen Tages ſich vor der Geſellſchaft ſo ziemlich herausgeredet hatte; ſo konnte er ſich doch ſelbſt ſeine Schuld nicht verläugnen. Er ſchrieb ſich vielmehr in hypochondriſchen Augenblicken den ganzen Vorfall allein zu.

Die Eigenliebe laßt uns ſowohl unſre Tugenden als unſre Fehler viel bedeutender, als ſie ſind, erſcheinen. Er hatte das Vertrauen auf ſich rege gemacht, den Willen der Uebrigen gelenkt, und war, von Unerfahrenheit und Kuhnheit geleitet, vorangegangen; es ergriff ſie eine Gefahr, der ſie nicht gewachſen waren. Laute und ſtille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Geſellſchaft nach dem empfindlichen Verluſte zugeſagt hatte, ſie nicht zu verlaſſen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher erſetzt hatte; ſo hatte er ſich uber eine neue Verwegenheit zu ſchelten, womit er ein allgemein ausgetheiltes Uebel auf ſeine Schultern zu nehmen ſich vermaß. Bald verwies er ſich, daß er durch Aufwallung und Drang des Augenblicks ein ſolches Verſprechen gethan hatte; bald fuhlte er wieder, daß jenes gutmüthige Hinreichen ſeiner Hand, die niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Formlichkeit ſey gegen das Gelubde, das ſein Herz gethan hatte. Er ſann auf Mittel, ihnen wohlthatig und nützlich zu ſeyn, und fand alle Urſache, ſeine Reiſe zu Serlo zu beſchleunigen. Er packte nunmehr ſeine

Sachen zuſammen, und eilte, ohne ſeine völlige Geneſung abzuwarten, ohne auf den Rath des Paſtors und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Geſellſchaft Mignons und des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn ſein Schickſal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreizehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offnen Armen, und rief ihm entgegen: Seh' ich Sie? Erkenn' ich Sie wieder? Sie haben ſich wenig oder nicht geändert. Iſt Ihre Liebe zur edelſten Kunſt noch immer ſo ſtark und lebendig? So ſehr erfreu' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich ſelbſt das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bei mir erregt haben.

Wilhelm bat betroffen um eine nähere Erklarung.

Sie haben ſich, verſetzte Serlo, gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewiſſen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unſer Schickſal hangt von der Meinung des Publicums ab, und ich furchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen ſchwerlich bei uns wohl aufgenommen werden durfte.

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunſten ſprechen, aber Serlo fing an, eine ſo unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unſer Freund ſehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Geſprach unterbrach, und ihm ſogleich als Schweſter Aurelia von ſeinem Freunde vorgeſtellt ward. Sie empfing ihn auf das freundſchaftlichſte,

und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal einen entschiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihrem geistreichen Gesicht noch ein besonderes Interesse gab.

Zum ersten Mal seit langer Zeit fand sich Wilhelm wieder in seinem Elemente. Bei seinen Gesprächen hatte er sonst nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künstlern und Kennern zu sprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verstanden, sondern die auch sein Gespräch belehrend erwiederten. Mit welcher Geschwindigkeit ging man die neuesten Stücke durch! Mit welcher Sicherheit beurtheilte man sie! Wie wußte man das Urtheil des Publicums zu prüfen und zu schätzen! In welcher Geschwindigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte sich, bei Wilhelms Vorliebe für Shakspearen, das Gespräch nothwendig auf diesen Schriftsteller lenken. Er zeigte die lebhafteste Hoffnung auf die Epoche, welche diese vortrefflichen Stücke in Deutschland machen müßten, und bald brachte er seinen Hamlet vor, der ihn so sehr beschäftigt hatte.

Serlo versicherte, daß er das Stück lange, wenn es nur möglich gewesen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann setzte er mit Lächeln hinzu: und Ophelien finden sich wohl auch, wenn wir nur erst den Prinzen haben.

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieser Scherz des Bruders zu mißfallen schien; er ward vielmehr nach seiner Art weitläufig und lehrreich, in welchem Sinne er den Hamlet gespielt haben wolle. Er legte ihnen die Resultate umständlich dar, mit welchen wir ihn oben beschäftigt gesehn, und gab sich alle Mühe, seine Meinung annehmlich zu machen, so viel Zweifel auch Serlo gegen seine Hypothese erregte.

Nun gut, ſagte dieſer zuletzt, wir geben Ihnen alles zu; was wollen Sie weiter daraus erklaren?

Vieles, alles, verſetzte Wilhelm. Denken Sie ſich einen Prinzen, wie ich ihn geſchildert habe, deſſen Vater unvermuthet ſtirbt. Ehrgeiz und Herrſchſucht ſind nicht die Leidenſchaften, die ihn beleben; er hatte ſich's gefallen laſſen, Sohn eines Königs zu ſeyn; aber nun iſt er erſt genöthigt, auf den Abſtand aufmerkſamer zu werden, der den König vom Unterthanen ſcheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben ſeines Vaters die Anſprüche ſeines einzigen Sohnes mehr befeſtigt, und die Hoffnung zur Krone geſichert. Dagegen ſieht er ſich nun durch ſeinen Oheim, ungeachtet ſcheinbarer Verſprechungen, vielleicht auf immer ausgeſchloſſen; er fühlte ſich nun ſo arm an Gnade, an Gütern, und fremd in dem, was er von Jugend auf als ſein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt ſein Gemüth die erſte traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht ſo viel iſt als jeder Edelmann; er giebt ſich für einen Diener eines jeden, er iſt nicht höflich, nicht herablaſſend, nein, herabgeſunken und bedürftig.

Nach ſeinem vorigen Zuſtande blickt er nur wie nach einem verſchwundenen Traume. Vergebens, daß ſein Oheim ihn aufmuntern, ihm ſeine Lage aus einem andern Geſichtspunkte zeigen will; die Empfindung ſeines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es iſt die Heirath ſeiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da ſein Vater ſtarb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Geſellſchaft ſeiner hinterlaſſenen edlen Mutter die Heldengeſtalt jenes großen Abgeſchiednen zu verehren; aber auch ſeine Mutter verliert er,

und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hatte. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwais't, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen, was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege, oder einen Zug übertreibe.

Serlo sah seine Schwester an, und sagte: Habe ich dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an, und wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden. Wilhelm schwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

Denken Sie sich, rief er aus, diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. — Die schreckliche Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren, Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: erinnere dich meiner!

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den

Uſurpator ſeiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübſinn überfallt den Einſamen; er wird bitter gegen die lachelnden Böſewichter, ſchwört, den Abgeſchiedenen nicht zu vergeſſen, und ſchließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit iſt aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward, ſie wieder einzurichten.

In dieſen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüſſel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir iſt deutlich, daß Shakſpeare habe ſchildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt. Und in dieſem Sinne ſind' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köſtliches Gefaß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in ſeinen Schooß hätte aufnehmen ſollen; die Wurzeln dehnen ſich aus, das Gefaß wird zernichtet.

Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Starke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an ſich, ſondern das, was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor und zurück tritt, immer erinnert wird, ſich immer erinnert und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden.

Vierzehntes Capitel.

Verſchiedene Perſonen traten herein, die das Geſprach unterbrachen. Es waren Virtuoſen, die ſich bei Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Concerte

verſammelten. Er liebte die Muſik ſehr, und behauptete, daß ein Schauſpieler ohne dieſe Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl ſeiner eigenen Kunſt gelangen könne. So wie man viel leichter und anſtandiger agire, wenn die Geberden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, ſo müſſe der Schauſpieler ſich auch ſeine proſaiſche Rolle gleichſam im Sinne componiren, daß er ſie nicht etwa eintönig nach ſeiner individuellen Art und Weiſe hinſudele, ſondern ſie in gehöriger Abwechſelung nach Tact und Maaß behandle.

Aurelie ſchien an allem, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte ſie zuletzt unſern Freund in ein Seitenzimmer, und indem ſie ans Fenſter trat und den geſtirnten Himmel anſchaute, ſagte ſie zu ihm: Sie ſind uns manches über Hamlet ſchuldig geblieben; ich will zwar nicht voreilig ſeyn, und wünſche, daß mein Bruder auch mit anhören möge, was Sie uns noch zu ſagen haben, doch laſſen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören.

Von ihr laßt ſich nicht viel ſagen, verſetzte Wilhelm, denn nur mit wenig Meiſterzügen iſt ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Weſen ſchwebt in reifer ſüßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf deſſen Hand ſie Anſpruch machen darf, fließt ſo aus der Quelle, das gute Herz überlaßt ſich ſo ganz ſeinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide geradezu und unbeſcheiden warnen. Der Wohlſtand, wie der leichte Flor auf ihrem Buſen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieſer leiſen Bewegung. Ihre Einbildungskraft iſt angeſteckt, ihre ſtille Beſcheidenheit athmet eine liebevolle Begierde, und ſollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen ſchütteln, ſo würde die Frucht ſogleich herabfallen.

Und nun, ſagte Aurelie, wenn ſie ſich verlaſſen ſieht, verſtoßen und verſchmaht, wenn in der Seele ihres wahnſinnigen Geliebten ſich das Höchſte zum Tiefſten umwendet, und er ihr, ſtatt des ſüßen Bechers der Liebe, den bittern Kelch der Leiden hinreicht —

Ihr Herz bricht, rief Wilhelm aus, das ganze Gerüſt ihres Daſeyns rückt aus ſeinen Fugen, der Tod ihres Vaters ſtürmt herein, und das ſchöne Gebäude ſtürzt völlig zuſammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie die letzten Worte ausſprach. Nur auf das Kunſtwerk, deſſen Zuſammenhang und Vollkommenheit gerichtet, ahnete er nicht, daß ſeine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand; nicht, daß ein eigner tiefer Schmerz durch dieſe dramatiſchen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt von ihren Armen unterſtützt, und ihre Augen, die ſich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt ſie nicht länger ihren verborgnen Schmerz zurück; ſie faßte des Freundes beide Hände, und rief, indem er erſtaunt vor ihr ſtand: Verzeihen Sie, verzeihen Sie einem geängſtigten Herzen! die Geſellſchaft ſchnürt und preßt mich zuſammen; vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen ſuchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöſ't. Mein Freund! fuhr ſie fort, ſeit einem Augenblicke ſind wir erſt bekannt, und ſchon werden Sie mein Vertrauter. Sie konnte die Worte kaum ausſprechen, und ſank an ſeine Schulter. Denken Sie nicht übler von mir, ſagte ſie ſchluchzend, daß ich mich Ihnen ſo ſchnell eröffne, daß Sie mich ſo ſchwach ſehen. Sey'n Sie, bleiben Sie mein Freund, ich verdiene es. Er redete ihr auf das herzlichſte zu; umſonſt! ihre Thränen floſſen und erſtickten ihre Worte.

In dieſem Augenblicke trat Serlo ſehr unwillkommen herein, und ſehr unerwartet Philine, die er bei der Hand hielt. Hier iſt Ihr Freund, ſagte er zu ihr; er wird ſich freun, Sie zu begrüßen.

Wie! rief Wilhelm erſtaunt, muß ich Sie hier ſehen? Mit einem beſcheidnen, geſetzten Weſen ging ſie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Serlo's Güte, der ſie ohne ihr Verdienſt, bloß in Hoffnung, daß ſie ſich bilden werde, unter ſeine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabei gegen Wilhelm freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Dieſe Verſtellung wahrte aber nicht länger, als die beiden zugegen waren. Denn als Aurelie ihren Schmerz zu verbergen wegging, und Serlo abgerufen ward, ſah Philine erſt recht genau nach den Thüren, ob beide auch gewiß fort ſeyen, dann hüpfte ſie wie thöricht in der Stube herum, ſetzte ſich an die Erde, und wollte vor Kichern und Lachen erſticken. Dann ſprang ſie auf, ſchmeichelte unſerm Freunde, und freute ſich über alle Maßen, daß ſie ſo klug geweſen ſey, vorauszugehen, das Terrain zu recognoſciren und ſich einzuniſten.

Hier geht es bunt zu, ſagte ſie, gerade ſo wie mir's recht iſt. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prachtiger Menſch ſeyn muß, und den ich ſelbſt wohl einmal ſehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlaſſen, oder ich müßte mich ſehr irren. Es lauft da ein Knabe herum, ungefähr von drei Jahren, ſchön wie die Sonne; der Papa mag allerliebſt ſeyn. Ich kann ſonſt die Kinder nicht leiden, aber dieſer Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntſchaft, das Alter des Kindes, alles trifft zuſammen.

Nun iſt der Freund ſeiner Wege gegangen; ſeit einem Jahre ſieht er ſie nicht mehr. Sie iſt darüber außer ſich und untröſtlich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tanzerin, mit der er ſchön thut, ein Actrischen, mit der er vertraut iſt, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun ſteh' ich auch auf der Liſte. Der Narr! — Vom übrigen Volke ſollſt du morgen hören. Und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du kennſt; die Erznärrin iſt in dich verliebt. Sie ſchwur, daß es wahr ſey, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß ſey. Sie bat Wilhelmen inſtändig, er möchte ſich in Aurelien verlieben. Dann werde die Hetze erſt recht angehen. Sie lauft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr giebt, ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Romane hinzuwirft. Sie bat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben, und ihr ſo viel Achtung bezeigen, als ſie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wolle.

Fünfzehntes Capitel.

Den nächſten Morgen gedachte Wilhelm Madame Melina zu beſuchen; er fand ſie nicht zu Hauſe, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Geſellſchaft, und erfuhr: Philine habe ſie zum Frühſtück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin, und traf ſie alle ſehr aufgeraumt und getröſtet. Das kluge Geſchöpf hatte ſie verſammelt, ſie mit Chocolade bewirthet und ihnen zu verſtehen gegeben, noch ſey nicht alle

Aussicht versperrt; sie hoffe durch ihren Einfluß den Director zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm sey, so geschickte Leute in seine Gesellschaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerksam zu, schlürften eine Tasse nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel, und nahmen sich vor, das Beste von ihr zu reden.

Glauben Sie denn, sagte Wilhelm, der mit Philinen allein geblieben war, daß Serlo sich noch entschließen werde, unsre Gefährten zu behalten? Mit nichten, versetzte Philine, es ist mir auch gar nichts daran gelegen; ich wollte, sie wären je eher je lieber fort! Den einzigen Laertes wünscht' ich zu behalten; die Uebrigen wollen wir schon nach und nach bei Seite bringen.

Hierauf gab sie ihrem Freunde zu verstehen, daß sie gewiß überzeugt sey, er werde nunmehr sein Talent nicht länger vergraben, sondern unter Direction eines Serlo aufs Theater gehen. Sie konnte die Ordnung, den Geschmack, den Geist, der hier herrsche, nicht genug rühmen; sie sprach so schmeichelnd zu unserm Freunde, so schmeichelhaft von seinen Talenten, daß sein Herz und seine Einbildungskraft sich eben so sehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten. Er verbarg seine Neigung vor sich selbst und vor Philinen, und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er sich nicht entschließen konnte, zu seinen Handelscorrespondenten zu gehen, und die Briefe, die dort für ihn liegen mochten, abzuholen. Denn, ob er sich gleich die Unruhe der Seinigen diese Zeit über vorstellen konnte, so scheute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umständlich zu erfahren, um so mehr, da er sich einen großen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks versprach.

Serlo hatte ſich geweigert, ihn bei der Probe zuzulaſſen. Sie müſſen uns, ſagte er, erſt von der beſten Seite kennen lernen, eh wir zugeben, daß Sie uns in die Karte ſehen.

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unſer Freund den Abend darauf der Vorſtellung bei. Es war das erſte Mal, daß er ein Theater in ſolcher Vollkommenheit ſah. Man traute ſämmtlichen Schauſpielern fürtreffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunſt zu, und doch waren ſie einander nicht gleich; aber ſie hielten und trugen ſich wechſelsweiſe, feuerten einander an, und waren in ihrem ganzen Spiele ſehr beſtimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete ſich ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein beſtimmtes Gefühl des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung, mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit ſeines Daſeyns ſchien ſich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geiſtreiche Art, mit der er die feinſten Schattirungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, erweckte um ſo viel mehr Freude, als er die Kunſt zu verbergen wußte, die er ſich durch eine anhaltende Uebung eigen gemacht hatte.

Seine Schweſter Aurelie blieb nicht hinter ihm, und erhielt noch größeren Beifall, indem ſie die Gemüther der Menſchen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen ſo ſehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weiſe zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unſerm Freund. Er eilte zu ihr, und fand ſie auf dem Canapé liegen; ſie ſchien an Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Weſen konnte

eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte sich, als sie den Hereintretenden ansah. Vergeben Sie! rief sie ihm entgegen; das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich schwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja sie gaben mir Stärke und Trost; nun haben Sie, ich weiß nicht wie es zugegangen ist, die Bande der Verschwiegenheit gelöst, und Sie werden nun selbst wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich selbst streite.

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er versicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beständig vor der Seele geschwebt, daß er sie um ihr Vertrauen bitte, daß er sich ihr zum Freund widme.

Indem er so sprach, wurden seine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde saß, und allerlei Spielwerk durcheinander warf. Er mochte, wie Philine schon angegeben, ungefähr drei Jahre alt seyn, und Wilhelm verstand nun erst, warum das leichtfertige, in ihren Ausdrucken selten erhabene, Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn um die offnen Augen und das volle Gesicht kräuselten sich die schönsten goldnen Locken, an einer blendend weißen Stirne zeigten sich zarte dunkle sanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Gesundheit glänzte auf seinen Wangen. Setzen Sie sich zu mir, sagte Aurelie: Sie sehen das glückliche Kind mit Verwunderung an; gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich bewahre es mit Sorgfalt; nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen, denn sie lassen mich den Werth einer solchen Gabe nur selten empfinden.

Erlauben Sie mir, fuhr sie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede; denn es ist mir sehr daran

gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelaſſene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen; Sie ſind nun da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlaſſnes Geſchöpf mehr in der Welt! werden Sie ſagen. Sie ſind ein Mann, und denken: wie geberdet ſie ſich bei einem nothwendigen Uebel, das gewiſſer als der Tod über einem Weibe ſchwebt, bei der Untreue eines Mannes, die Thörin! — O mein Freund, wäre mein Schickſal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen; aber es iſt ſo außerordentlich; warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht jemand auftragen, es Ihnen zu erzählen! O wäre, wäre ich verführt, überraſcht und dann verlaſſen, dann wurde in der Verzweiflung noch Troſt ſeyn; aber ich bin weit ſchlimmer daran, ich habe mich ſelbſt hintergangen, mich ſelbſt wider Wiſſen betrogen, das iſt's, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bei edlen Geſinnungen, wie die Ihrigen ſind, verſetzte der Freund, können Sie nicht ganz unglücklich ſeyn.

Und wiſſen Sie, wem ich meine Geſinnung ſchuldig bin? fragte Aurelie; der allerſchlechteſten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden ſollen, dem ſchlimmſten Beiſpiele, um Sinne und Neigung zu verführen.

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brach' ich die ſchönſten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die ſich zum Geſetz machte, die Geſetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ ſie ſich einer jeden Neigung, ſie mochte über den Gegenſtand gebieten oder ſein Sklav ſeyn, wenn ſie nur im wilden Genuß ihrer ſelbſt vergeſſen konnte.

Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unſchuld uns für Begriffe von dem männlichen

Geſchlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreiſt, ungeſchickt war jeder, den ſie herbeireizte; wie ſatt, übermüthig, leer und abgeſchmackt dagegen, ſobald er ſeiner Wünſche Befriedigung gefunden hatte; ſo hab' ich dieſe Frau Jahre lang unter dem Gebote der ſchlechteſten Menſchen erniedrigt geſehen; was für Begegnungen mußte ſie erdulden, und mit welcher Stirne wußte ſie ſich in ihr Schickſal zu finden, ja mit welcher Art dieſe ſchändlichen Feſſeln zu tragen!

So lernte ich Ihr Geſchlecht kennen, mein Freund, und wie rein haßte ich's, da ich zu bemerken ſchien, daß ſelbſt leidliche Männer, im Verhältniß gegen das unſrige, jedem guten Gefühl zu entſagen ſchienen, zu dem ſie die Natur ſonſt noch mochte fähig gemacht haben.

Leider mußt' ich auch bei ſolchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geſchlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von ſechszehn Jahren war ich klüger als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich ſelbſt kaum verſtehe. Warum ſind wir ſo klug, wenn wir jung ſind, ſo klug, um immer thörichter zu werden!

Der Knabe machte Lärm, Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzuholen. Haſt du noch immer Zahnweh? ſagte Aurelie zu der Alten, die das Geſicht verbunden hatte. Faſt unleidliches, verſetzte dieſe mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen ſchien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. Ich kann nichts als jammern und klagen, rief ſie aus, und ich ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit iſt ſchon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie ſtockte und ſchwieg. Ihr Freund, der nichts Allgemeines ſagen wollte, und nichts

Beſonderes zu ſagen wußte, drückte ihre Hand, und ſah ſie eine Zeit lang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor ſich auf dem Tiſchchen liegen fand; es waren Shakſpeare's Werke, und Hamlet aufgeſchlagen.

Serlo, der eben zur Thür herein kam, nach dem Befinden ſeiner Schweſter fragte, ſchaute in das Buch, das unſer Freund in der Hand hielt, und rief aus: find' ich Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht! Es ſind mir gar manche Zweifel aufgeſtoßen, die das kanoniſche Anſehn, das Sie dem Stücke ſo gerne geben möchten, ſehr zu vermindern ſcheinen. Haben doch die Engländer ſelbſt bekannt, daß das Hauptintereſſe ſich mit dem dritten Act ſchlöſſe, daß die zwei letzten Acte nur kümmerlich das Ganze zuſammenhielten, und es iſt doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken.

Es iſt ſehr möglich, ſagte Wilhelm, daß einige Glieder einer Nation, die ſo viel Meiſterſtücke aufzuweiſen hat, durch Vorurtheile und Beſchränktheit auf falſche Urtheile geleitet werden; aber das kann uns nicht hindern, mit eigenen Augen zu ſehen, und gerecht zu ſeyn. Ich bin weit entfernt, den Plan dieſes Stücks zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer erſonnen worden ſey; ja, er iſt nicht erſonnen, es iſt ſo.

Wie wollen Sie das auslegen? fragte Serlo.

Ich will nichts auslegen, verſetzte Wilhelm, ich will Ihnen nur vorſtellen, was ich mir denke.

Aurelie hob ſich von ihrem Kiſſen auf, ſtützte ſich auf ihre Hand, und ſah unſern Freund an, der mit der größten Verſicherung, daß er Recht habe, alſo zu reden fortfuhr: Es gefallt uns ſo wohl, es ſchmeichelt ſo ſehr, wenn wir

einen Helden ſehen, der durch ſich ſelbſt handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm ſein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hinderniſſe abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geſchichtſchreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein ſo ſtolzes Loos dem Menſchen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt: der Held hat keinen Plan, aber das Stück iſt planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer ſtarr und eigenſinnig durchgeführten Idee von Rache ein Böſewicht beſtraft, nein, es geſchieht eine ungeheure That, ſie walzt ſich in ihren Folgen fort, reißt Unſchuldige mit; der Verbrecher ſcheint dem Abgrunde, der ihm beſtimmt iſt, ausweichen zu wollen, und ſtürzt hinein, eben da, wo er ſeinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das iſt die Eigenſchaft der Greuelthat, daß ſie auch Böſes über den Unſchuldigen, wie der guten Handlung, daß ſie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder beſtraft noch belohnt wird. Hier in unſerm Stücke wie wunderbar! Das Fegefeuer ſendet ſeinen Geiſt und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umſtände kommen zuſammen, und treiben die Rache, vergebens! Weder Irdiſchen noch Unterirdiſchen kann gelingen, was dem Schickſal allein vorbehalten iſt. Die Gerichtsſtunde kommt. Der Böſe fällt mit dem Guten. Ein Geſchlecht wird weggemäht, und das andere ſproßt auf.

Nach einer Pauſe, in der ſie einander anſahen, nahm Serlo das Wort: Sie machen der Vorſehung kein ſonderlich Compliment, indem Sie den Dichter erheben, und dann ſcheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, wie Andere zu Ehren der Vorſehung, ihm Endzweck und Plan unterzuſchieben, an die er nicht gedacht hat.

Sechzehntes Capitel.

Laſſen Sie mich, ſagte Aurelie, nun auch eine Frage thun. Ich habe Opheliens Rolle wieder angeſehen, ich bin zufrieden damit, und getraue mir, ſie unter gewiſſen Umſtanden zu ſpielen. Aber ſagen Sie mir, hatte der Dichter ſeiner Wahnſinnigen nicht andere Liedchen unterlegen ſollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholiſchen Balladen wählen? Was ſollen Zweideutigkeiten und lüſterne Albernheiten in dem Munde dieſes edlen Mädchens?

Beſte Freundin, verſetzte Wilhelm, ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in dieſen Sonderbarkeiten, auch in dieſer anſcheinenden Unſchicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wiſſen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beſchäftigt iſt. Stille lebte ſie vor ſich hin, aber kaum verbarg ſie ihre Sehnſucht, ihre Wünſche. Heimlich klangen die Töne der Lüſternheit in ihrer Seele, und wie oft mag ſie verſucht haben, gleich einer unvorſichtigen Warterin, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu ſingen mit Liedchen, die ſie nur mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über ſich ſelbſt entriſſen iſt, da ihr Herz auf der Zunge ſchwebt, wird dieſe Zunge ihre Verrätherin, und in der Unſchuld des Wahnſinns ergötzt ſie ſich, vor König und Königin, an dem Nachklange ihrer geliebten loſen Lieder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben ſchleicht, und ſo weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor ſeinen Augen entſtand, die er ſich auf keine Weiſe erklären konnte.

Serlo war einigemal in der Stube auf und ab gegangen, ohne daß er irgend eine Abſicht merken ließ. Auf einmal

trat er an Aureliens Putztisch, griff schnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit seiner Beute der Thur zu. Aurelie bemerkte kaum seine Handlung, als sie auffuhr, sich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenschaft angriff, und geschickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenstandes zu fassen. Sie rangen und balgten sich sehr hartnackig, drehten und wanden sich lebhaft mit einander herum; er lachte, sie ereiferte sich, und als Wilhelm hinzu eilte, sie auseinanderzubringen und zu besanftigen, sah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite springen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erstaunt zurück und seine stumme Verwunderung schien nach der Ursache zu fragen, warum ein so sonderbarer Streit uber einen so wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entstehen können.

Sie sollen, sprach Serlo, Schiedsrichter zwischen uns beiden seyn. Was hat sie mit dem scharfen Stahle zu thun? Lassen Sie sich ihn zeigen. Dieser Dolch ziemt keiner Schauspielerin; spitz und scharf wie Nadel und Messer! Zu was die Posse? Heftig wie sie ist, thut sie sich noch einmal von ungefahr ein Leides. Ich habe einen innerlichen Haß gegen solche Sonderbarkeiten: ein ernstlicher Gedanke dieser Art ist toll, und ein so gefahrliches Spielwerk ist abgeschmackt.

Ich habe ihn wieder! rief Aurelie, indem sie die blanke Klinge in die Höhe hielt: ich will meinen treuen Freund nun besser verwahren. Verzeih mir, rief sie aus, indem sie den Stahl kußte, daß ich dich so vernachlassigt habe!

Serlo schien im Ernste böse zu werden. — Nimm es wie du willst, Bruder, fuhr sie fort; kannst du denn wissen, ob mir nicht etwa unter dieser Form ein köstlicher Talisman

beſchert iſt; ob ich nicht Hülfe und Rath zur ſchlimmſten Zeit bei ihm finde; muß denn alles ſchadlich ſeyn was gefährlich ausſieht?

Dergleichen Reden, in denen kein Sinn iſt, können mich toll machen! ſagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch ſorgfältig in der Scheide, und ſteckte ihn zu ſich. Laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen, das der unglückliche Bruder geſtört hat, fiel ſie ein, als Wilhelm einige Fragen über den ſonderbaren Streit vorbrachte.

Ich muß Ihre Schilderung Opheliens wohl gelten laſſen, fuhr ſie fort: ich will die Abſicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich ſie mehr bedauern, als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben. Mit Bewunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und beſonders dramatiſche Dichtung beurtheilen; die tiefſten Abgründe der Erfindung ſind Ihnen nicht verborgen, und die feinſten Züge der Ausführung ſind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenſtände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es ſcheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmoniſche Berührung der Dichtkunſt erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, fuhr ſie fort, von außen kommt nichts in Sie hinein; ich habe nicht leicht jemanden geſehen, der die Menſchen, mit denen er lebt, ſo wenig kennt, ſo von Grund aus verkennt, wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu ſagen: wenn man Sie Ihren Shakſpeare erklären hört, glaubt man, Sie kamen eben aus dem Rathe der Götter, und hatten zugehört, wie man ſich daſelbſt beredet, Menſchen zu bilden; wenn Sie

dagegen mit Leuten umgeben, seh' ich in Ihnen gleich das erste, groß geborne Kind der Schöpfung, das mit sonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmuthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anstaunt, und sie treuherzig als seines Gleichen anspricht, weil sie eben auch da sind und sich bewegen.

Die Ahnung meines schülerhaften Wesens, werthe Freundin, versetzte er, ist mir öfters lästig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geistes mehr nach Innen als nach Außen gerichtet, und da ist es sehr natürlich, daß ich den Menschen bis auf einen gewissen Grad habe kennen lernen, ohne die Menschen im mindesten zu verstehen und zu begreifen.

Gewiß, sagte Aurelie, ich hatte Sie anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Besten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeschickt haben, so manches Gute sagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdiensten dieser Menschen zusammen hielt.

Die Bemerkung Aureliens, so wahr sie seyn mochte, und so gern ihr Freund diesen Mangel bei sich gestand, führte doch etwas Drückendes, ja sogar Beleidigendes mit sich, daß er still ward, und sich zusammennahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu lassen, theils in seinem Busen nach der Wahrheit dieses Vorwurfs zu forschen.

Sie dürfen nicht darüber betreten seyn, fuhr Aurelie fort: zum Lichte des Verstandes können wir immer gelangen; aber die Fülle des Herzens kann uns niemand geben. Sind Sie zum Künstler bestimmt, so können Sie diese Dunkelheit und Unschuld nicht lange genug bewahren; sie ist die schöne Hülle über der jungen Knospe; Unglücks genug, wenn wir

früh herausgetrieben werden. Gewiß, es iſt gut, wenn
ir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

O! ich war auch einmal in dieſem glücklichen Zuſtande,
s ich mit dem höchſten Begriff von mir ſelbſt und meiner
ation die Bühne betrat. Was waren die Deutſchen nicht
meiner Einbildung, was konnten ſie nicht ſeyn! Zu dieſer
ation ſprach ich, über die mich ein kleines Gerüſt erhob,
n welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz
nd Dampf mich hinderte, die Gegenſtände vor mir genau
unterſcheiden. Wie willkommen war mir der Klang des
eifalls, der aus der Menge herauf tönte; wie dankbar
hm ich das Geſchenk an, das mir einſtimmig von ſo vielen
anden dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich ſo hin;
e ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück;
war mit meinem Publicum in dem beſten Vernehmen;
glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen, und
erzeit die Edelſten und Beſten der Nation vor mir zu
hen.

Unglücklicherweiſe war es nicht die Schauſpielerin allein,
ren Naturell und Kunſt die Theaterfreunde intereſſirte, ſie
chten auch Anſprüche an das junge lebhafte Mädchen. Sie
ben mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß meine Pflicht
, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch
rſönlich mit ihnen zu theilen. Leider war das nicht meine
che; ich wünſchte ihre Gemüther zu erheben, aber an das,
s ſie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindeſten An-
uch; und nun wurden mir alle Stände, Alter und Cha-
tere, einer um den andern, zur Laſt, und nichts war
r verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes
rliches Mädchen, in mein Zimmer verſchließen, und ſo mir
nche Mühe erſparen konnte.

Die Manner zeigten ſich meiſt, wie ich ſie bei meiner Tante zu ſehen gewohnt war, und ſie würden mir auch dießmal nur wieder Abſcheu erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hatten. Da ich nicht vermeiden konnte, ſie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hauſe zu ſehen, nahm ich mir vor, ſie alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannsſohn, bis zum gewandten abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem raſchen Prinzen, alle nach und nach, bei mir vorbei gegangen ſind, und jeder nach ſeiner Art ſeinen Roman anzuknüpfen gedachte; ſo werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu ſeyn.

Den phantaſtiſch aufgeſtutzten Studenten, den demüthigſtolz verlegenen Gelehrten, den ſchwankfüßigen genugſamen Domherrn, den ſteifen aufmerkſamen Geſchäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich glatt-platten Hofmann, den jungen aus der Bahn ſchreitenden Geiſtlichen, den gelaſſenen, ſo wie den ſchnellen und thatig ſpeculirenden Kaufmann, alle habe ich in Bewegung geſehen, und beim Himmel! wenige fanden ſich darunter, die mir nur ein gemeines Intereſſe einzuflößen im Stande geweſen wären; vielmehr war es mir außerſt verdrießlich, den Beifall der Thoren im Einzelnen, mit Beſchwerlichkeit und langer Weile einzucaſſiren, der mir im Ganzen ſo wohl behagt hatte, den ich mir im Großen ſo gerne zueignete.

Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Compliment erwartete, wenn ich hoffte, ſie ſollten einen Autor loben, den ich hochſchatzte; ſo machten ſie eine alberne Anmerkung über

die andere, und nannten ein abgeschmacktes Stück, in welchem sie wünschten mich spielen zu sehen. Wenn ich in der Gesellschaft herum horchte, ob nicht etwa ein edler, geistreicher, witziger Zug nachklänge, und zur rechten Zeit wieder zum Vorschein käme, konnte ich selten eine Spur vernehmen. Ein Fehler, der vorgekommen war, wenn ein Schauspieler sich versprach oder irgend einen Provinzialism hören ließ, das waren die wichtigen Punkte, an denen sie sich festbielten, von denen sie nicht loskommen konnten. Ich wußte zuletzt nicht, wohin ich mich wenden sollte; sie dünkten sich zu klug, sich unterhalten zu lassen, und sie glaubten mich wundersam zu unterhalten, wenn sie an mir herumtatschelten. Ich fing an, sie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich bei mir durch ihre Abgesandten habe prostituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen so linkisch vor, so übel erzogen, so schlecht unterrichtet, so leer von gefälligem Wesen, so geschmacklos. Oft rief ich aus: es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, wer es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!

Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war, und je länger es währte, desto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich umbringen können: allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünschte sehr einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder besaß: Genie, Leben, Geist und rasches Wesen; an dem sich aber auch alles fand, was jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köstliche Gabe hauszuhalten und mit Gelde umzugehen.

Er iſt mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie; wir haben zuſammen gelebt, ohne daß ich recht weiß, warum. Genug, unſere Sachen gingen gut. Wir nahmen viel ein, davon war die Thatigkeit meines Bruders Urſache; wir kamen gut aus, und das war das Verdienſt meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich auftrat, that ich's um zu leben; ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht ſchweigen durfte, weil ich doch heraus gekommen war, um zu reden.

Doch, daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Abſicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beifall und Geld zu thun: denn, unter uns, er hört ſich gerne loben und braucht viel. Ich ſpielte nun nicht mehr nach meinem Gefuhl, nach meiner Ueberzeugung, ſondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete ſich nach allen Schwachen des Publicums; es ging Geld ein, er konnte nach ſeiner Willkur leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indeſſen in einen handwerksmaßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin, meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, ſeine Kraſte nahmen ſichtbar ab, die Sorge fur ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgultigkeit. In dieſen Tagen machte ich eine Bekanntſchaft, mit der ein neues Leben fur mich anfing, ein neues und ſchnelleres, denn es wird bald zu Ende ſeyn.

Sie ſchwieg eine Zeit lang ſtille, dann fuhr ſie fort: auf einmal ſteckt meine geſchwatzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Laſſen Sie mich ein wenig ausruhen; Sie ſollen nicht weggehen, ohne ausfuhrlich all

mein Unglück zu wissen. Rufen Sie doch indessen Mignon herein, und hören was sie will.

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer gewesen. Da man bei seinem Eintritt leiser sprach, war es wieder weggeschlichen, saß auf dem Saale still und wartete. Als man sie wieder hereinkommen hieß, brachte sie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographischen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die ersten Landcharten gesehen, ihn viel darüber gefragt, und sich, so weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen, etwas zu lernen, schien durch diese neue Kenntniß noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen instandig, ihr das Buch zu kaufen. Sie habe dem Bildermann ihre großen silbernen Schnallen dafür eingesetzt, und wolle sie, weil es heute Abend so spät geworden, morgen früh wieder einlösen. Es ward ihr bewilligt, und sie fing nun an, dasjenige, was sie wußte, theils herzusagen, theils nach ihrer Art die wunderlichsten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anstrengung sie nur schwer und mühsam begriff. So war auch ihre Handschrift, mit der sie sich viele Mühe gab. Sie sprach noch immer sehr gebrochen Deutsch, und nur wenn sie den Mund zum Singen aufthat, wenn sie die Cither rührte, schien sie sich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch sie ihr Innerstes aufschließen und mittheilen konnte.

Wir müssen, da wir gegenwärtig von ihr sprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die sie seit einiger Zeit unsern Freund öfters versetzte. Wenn sie kam oder ging, guten Morgen, oder gute Nacht sagte, schloß sie ihn so fest in ihre Arme, und küßte ihn mit solcher Inbrunst, daß ihm die

Heftigkeit dieſer aufkeimenden Natur oft angſt und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit ſchien ſich in ihrem Betragen taglich zu vermehren, und ihr ganzes Weſen bewegte ſich in einer raſtloſen Stille. Sie konnte nicht ſeyn, ohne einen Bindfaden in den Händen zu dreben, ein Tuch zu kneten, Papier oder Hölzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele ſchien nur eine innere heftige Erſchütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben ſchien, war die Nahe des kleinen Felix, mit dem ſie ſich ſehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe geſtimmt war, ſich mit ihrem Freunde uber einen Gegenſtand, der ihr ſo ſehr am Herzen lag, endlich zu erklaren, ward uber die Beharrlichkeit der Kleinen dießmal ungeduldig, und gab ihr zu verſtehen, daß ſie ſich weabegeben ſollte, und man mußte ſie endlich, da alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortſchicken.

Jetzt oder niemals, ſagte Aurelie, muß ich Ihnen den Reſt meiner Geſchichte erzählen. Wäre mein zartlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde ſagen, ſetzen Sie ſich zu Pferde, ſuchen Sie auf irgend eine Weiſe Bekanntſchaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, ſo haben Sie mir gewiß verzieben, und bedauern mich von Herzen. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten ſagen, wie liebenswürdig er war, und wie ſehr ich ihn liebte.

Eben zu der kritiſchen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes beſorgt ſeyn mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus Amerika zurück gekommen, wo er in Geſellſchaft einiger Franzoſen mit vieler Diſtinction unter den Fahnen der Vereinigten Staaten gedient hatte.

Er begegnete mir mit einem gelaſſ'nen Anſtande, mit einer offnen Gutmüthigkeit, ſprach über mich ſelbſt, meine

Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, ſo theilnehmend und ſo deutlich, daß ich mich zum erſten Mal freuen konnte, meine Exiſtenz in einem andern Weſen ſo klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig ohne abſprechend, treffend ohne lieblos zu ſeyn. Er zeigte keine Harte, und ſein Muthwille war zugleich gefallig. Er ſchien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu ſeyn, das machte mich aufmerkſam; er war keinesweges ſchmeichelnd und andringend, das machte mich ſorglos.

In der Stadt ging er mit Wenigen um, war meiſt zu Pferde, beſuchte ſeine vielen Bekannten in der Gegend, und beſorgte die Geſchäfte ſeines Hauſes. Kam er zurück, ſo ſtieg er bei mir ab, behandelte meinen immer krankern Mann mit warmer Sorge, ſchaffte dem Leidenden durch einen geſchickten Arzt Linderung, und wie er an allem, was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an ſeinem Schickſale Theil nehmen. Er erzahlte mir die Geſchichte ſeiner Campagne, ſeiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenſtande, ſeine Familienverhaltniſſe; er vertraute mir ſeine gegenwartigen Beſchaftigungen. Genug, er hatte nichts geheimes vor mir; er entwickelte mir ſein Innerſtes, ließ mich in die verborgenſten Winkel ſeiner Seele ſehen; ich lernte ſeine Fahigkeiten, ſeine Leidenſchaften kennen. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich eines herzlichen, geiſtreichen Umgangs genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingeriſſen, eh ich über mich ſelbſt Betrachtungen anſtellen konnte.

Inzwiſchen verlor ich meinen Mann ungefahr wie ich ihn genommen hatte. Die Laſt der theatraliſchen Geſchafte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbeſſerlich auf dem Theater, war in der Haushaltung niemals nütze; ich beſorgte alles, und ſtudirte dabei meine Rollen fleißiger als

jemals. Ich ſpielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um ſeinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum beſten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauſpiel wußte; aber einigemal beherchte er mich, und wie angenehm mich ſein unvermutheter Beifall überraſchte, können Sie denken.

Gewiß, ich bin ein ſeltſames Geſchöpf. Bei jeder Rolle, die ich ſpielte, war es mir eigentlich nur immer zu Muthe, als wenn ich ihn lobte und zu ſeinen Ehren ſprache; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens ſeyn, wie ſie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, ſo getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu ſprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu ins Geſicht aufdringen wollte; war er abweſend, dann hatte ich freies Spiel, ich that mein Beſtes mit einer gewiſſen Ruhe, mit einer unbeſchreiblichen Zufriedenheit. Der Beifall freute mich wieder, und wenn ich dem Publicum Vergnügen machte, hatte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: das ſeyd ihr ihm ſchuldig!

Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publicum, zur ganzen Nation verändert. Sie erſchien mir auf einmal wieder in dem vortheilhafteſten Lichte, und ich erſtaunte recht über meine bisherige Verblendung.

Wie unverſtändig, ſagt' ich oft zu mir ſelbſt, war es, als du ehmals auf eine Nation ſchalteſt, eben weil es eine Nation iſt. Müſſen denn, können denn einzelne Menſchen ſo intereſſant ſeyn? Keineswegens! Es fragt ſich, ob unter der großen Maſſe eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt ſey, die durch günſtige Umſtände entwickelt, durch vorzügliche Menſchen zu einem gemeinſamen Endzwecke geleitet werden können. Ich freute mich nun, ſo wenig

hervorstechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß sie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verschmähten; ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

Lothar — Lassen Sie mich meinen Freund mit seinem geliebten Vornamen nennen — hatte mir immer die Deutschen von der Seite der Tapferkeit vorgestellt, und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt sey, wenn sie recht geführt werde, und ich schämte mich, an die erste Eigenschaft eines Volks niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geschichte bekannt, und mit den meisten verdienstvollen Männern seines Zeitalters stand er in Verhältnissen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend seines Vaterlandes, auf die stillen Arbeiten in so vielen Fächern beschäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutschland thun, was es sey, und was es seyn könne, und ich schämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die sich in eine Theater-Garderobe drängen mag. Er machte mir's zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geistreich und belebend zu seyn. Nun schien ich mir selbst inspirirt, so oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beigestanden, ich hätte die wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht.

So lebte die junge Witwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchst unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner vortrefflichen Schwester. Er nahm an den kleinsten Umständen meiner Verhältnisse Theil; innigere, vollkommenere ist keine Einigkeit zu denken. Der Name der Liebe

ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, es iſt hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Siebzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Beſuch bei ſeinen Handelsfreunden aufſchieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daſelbſt antreffen werde. Er fürchtete ſich vor den Vorwürfen, die ſie enthalten mußten; wahrſcheinlich hatte man auch dem Handelshauſe Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man ſich ſeinetwegen befand. Er ſcheute ſich, nach ſo vielen ritterlichen Abenteuern, vor dem ſchulerhaften Anſehn, in dem er erſcheinen würde, und nahm ſich vor, recht trotzig zu thun, und auf dieſe Weiſe ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu ſeiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging alles ſehr gut und leidlich ab. In dem großen lebhaften und beſchäftigten Comptoir hatte man kaum Zeit, ſeine Briefe aufzuſuchen; ſeines langern Außenbleibens ward nur im Vorbeigehn gedacht. Und als er die Briefe ſeines Vaters und ſeines Freundes Werner eröffnete, fand er ſie ſammtlich ſehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläufigen Journals, deſſen Führung er dem Sohne beim Abſchiede ſorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellariſches Schema mitgegeben, ſchien über das Stillſchweigen der erſten Zeit ziemlich beruhigt, ſo wie er ſich nur über das Räthſelhafte des erſten und einzigen vom Schloſſe des Grafen noch abgeſandten Briefes beſchwerte. Werner ſcherzte nur auf ſeine Art, erzählte luſtige Stadtgeſchichten, und bat ſich

Nachricht von Freunden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsſtadt häufig würde kennen lernen. Unſer Freund, der außerordentlich erfreut war, um einen ſo wohlfeilen Preis loszukommen, antwortete ſogleich in einigen ſehr muntern Briefen, und verſprach dem Vater ein ausführliches Reiſe-Journal, mit allen verlangten geographiſchen, ſtatiſtiſchen und mercantiliſchen Bemerkungen. Er hatte vieles auf der Reiſe geſehen, und hoffte daraus ein leidliches Heft zuſammenſchreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beinah in eben dem Falle war, in dem er ſich befand, als er, um ein Schauſpiel, das weder geſchrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter angezündet und Zuſchauer herbeigerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an ſeine Compoſition zu gehen, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geiſtes ſprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußern Gegenſtänden, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte.

In dieſer Verlegenheit kamen die Kenntniſſe ſeines Freundes Laertes ihm gut zu Statten. Die Gewohnheit hatte beide jungen Leute, ſo unähnlich ſie ſich waren, zuſammen verbunden, und jener war, bei allen ſeinen Fehlern, mit ſeinen Sonderbarkeiten wirklich ein intereſſanter Menſch. Mit einer heitern glücklichen Sinnlichkeit begabt, hatte er alt werden können, ohne über ſeinen Zuſtand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber ſein Unglück und ſeine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt, und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerſtückelte unſers Daſeyns eröffnet. Daraus war eine launigte, rhapſodiſche Art über die Gegenſtände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern entſtanden. Er war nicht

gern allein, trieb sich auf allen Kaffeehäusern, an allen Wirthstischen herum, und wenn er ja zu Hause blieb, waren Reisebeschreibungen seine liebste, ja seine einzige Lecture. Diese konnte er nun, da er eine große Leihbibliothek fand, nach Wunsch befriedigen, und bald spukte die halbe Welt in seinem guten Gedächtnisse.

Wie leicht konnte er daher seinem Freunde Muth einsprechen, als dieser ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm so feierlich versprochenen Relation entdeckte. Da wollen wir ein Kunststück machen, sagte jener, das seinesgleichen nicht haben soll.

Ist nicht Deutschland von einem Ende zum andern durchreis't, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder deutsche Reisende den herrlichen Vortheil, sich seine großen oder kleinen Ausgaben vom Publicum wieder erstatten zu lassen? Gieb mir nur deine Reiseroute, ehe du zu uns kamst; das Andere weiß ich. Die Quellen und Hulfsmittel zu deinem Werke will ich dir aufsuchen; an Quadratmeilen, die nicht gemessen sind, und an Volksmenge, die nicht gezählt ist, müssen wir's nicht fehlen lassen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taschenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverlaßigsten Documente sind. Darauf gründen wir unsre politischen Raisonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen soll's nicht fehlen. Ein paar Fürsten beschreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns desto eher glaubt, wenn wir einigen andern etwas anhängen; und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreisen, so begegnen wir ihnen in einem Wirthshause, lassen sie uns im Vertrauen das albernste Zeug sagen. Besonders vergessen wir nicht eine Liebesgeschichte mit irgend einem naiven Mädchen auf das

anmuthigſte einzuflechten, und es ſoll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen ſoll, ſondern das dir auch jeder Buchhandler mit Vergnügen bezahlt.

Man ſchritt zum Werke, und beide Freunde hatten viel Luſt an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauſpiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand, und ſeine Ideen, die nur zu lange ſich in einem engen Kreiſe herumgedreht hatten, taglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Capitel.

Nicht ohne das größte Intereſſe vernahm er ſtuckweiſe den Lebenslauf Serlo's; denn es war nicht die Art dieſes ſeltnen Mannes, vertraulich zu ſeyn, und über irgend etwas im Zuſammenhange zu ſprechen. Er war, man darf ſagen, auf dem Theater geboren und geſaugt. Schon als ſtummes Kind mußte er durch ſeine bloße Gegenwart die Zuſchauer rühren, weil auch ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſchuldigen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes: Vater und Mutter, brachte in beliebten Stücken ihm ſchon den größten Beifall zuwege, ehe er wußte, was das Handeklatſchen bedeute. Als Amor kam er, zitternd, mehr als einmal, im Flugwerke herunter, entwickelte ſich als Harlekin aus dem Ei, und machte als kleiner Eſſenkehrer ſchon früh die artigſten Streiche.

Leider mußte er den Beifall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, prügelte

ihn beim Einstudiren einer jeden Rolle zu abgemessenen Zeiten; nicht, weil das Kind ungeschickt war, sondern damit es sich desto gewisser und anhaltender geschickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Granzstein gesetzt wurde, den umstehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die ältesten Leute erinnern sich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran, und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geistes und Fertigkeiten des Körpers, und dabei eine große Biegsamkeit sowohl in seiner Vorstellungsart, als in Handlungen und Geberden. Seine Nachahmungsgabe überstieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Personen nach, so daß man sie zu sehen glaubte, ob sie ihm schon an Gestalt, Alter und Wesen völlig unähnlich und unter einander verschieden waren. Dabei fehlte es ihm nicht an der Gabe, sich in die Welt zu schicken, und sobald er sich einigermaßen seiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als seinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm, und seine Geschicklichkeit sich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte sich der lose Knabe nun in der freien Welt, da ihm seine Eulenspiegelspossen überall eine gute Aufnahme verschafften. Sein guter Stern führte ihn zuerst in der Fastnachtszeit in ein Kloster, wo er, weil eben der Pater, der die Umgänge zu besorgen und durch geistliche Mascheraden die christliche Gemeinde zu ergötzen hatte, gestorben war, als ein hülfreicher Schutzengel auftrat. Auch übernahm er sogleich die Rolle Gabriels in der Verkündigung, und mißfiel dem hübschen Mädchen nicht, die als Maria seinen obligeanten Gruß, mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze, sehr zierlich aufnahm. Er spielte darauf successive in den Mysterien die wichtigsten Rollen, und wußte sich

nicht wenig, da er endlich gar als Heiland der Welt verspottet, geschlagen und ans Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bei dieser Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich spielen; daher er sie, um sich auf die schicklichste Weise an ihnen zu rächen, bei Gelegenheit des jüngsten Gerichts in die prachtigsten Kleider von Kaisern und Königen steckte, und ihnen in dem Augenblicke, da sie, mit ihren Rollen sehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen andern vorauszugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgestalt begegnete, und sie mit der Ofengabel, zur herzlichsten Erbauung sämmtlicher Zuschauer und Bettler, weidlich durchdrosch, und unbarmherzig zurück in die Grube stürzte, wo sie sich von einem hervordringenden Feuer aufs übelste empfangen sahen.

Er war klug genug einzusehen, daß die gekrönten Häupter sein freches Unternehmen nicht wohl vermerken, und selbst vor seinem privilegirten Anklager- und Scherzen-Amte keinen Respect haben würden; er machte sich daher, noch ehe das tausendjährige Reich anging, in aller Stille davon, und ward in einer benachbarten Stadt von einer Gesellschaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offnen Armen aufgenommen. Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unsrer Existenz, durch Vernunft dividirt, niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen hinderlichen, und, wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen Bruch suchten sie zu bestimmten Zeiten vorsetzlich loszuwerden. Sie waren einen Tag der Woche recht ausführlich Narren, und straften an demselben wechselseitig durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und andern Närrisches bemerkt hatten. War diese

Art gleich roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der ſittliche Menſch ſich täglich zu bemerken, zu warnen und zu ſtrafen pflegt; ſo war ſie doch luſtiger und ſicherer: denn indem man einen gewiſſen Schooßnarren nicht verlaugnete, ſo tractirte man ihn auch nur für das, was er war, anſtatt daß er auf dem andern Wege, durch Hülfe des Selbſtbetrugs, oft im Hauſe zur Herrſchaft gelangt, und die Vernunft zur heimlichen Knechtſchaft zwingt, die ſich einbildet, ihn lange verjagt zu haben. Die Narrenmaske ging in der Geſellſchaft herum, und jedem war erlaubt, ſie an ſeinem Tage, mit eigenen oder fremden Attributen, charakteriſtiſch auszuzieren. In der Carnevalszeit nahm man ſich die größte Freiheit, und wetteiferte mit der Bemühung der Geiſtlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feierlichen und allegoriſchen Aufzüge von Tugenden und Laſtern, Künſten und Wiſſenſchaften, Welttheilen und Jahrszeiten verſinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe, und gaben ihm Ideen entfernter Gegenſtände, und ſo waren dieſe Scherze nicht ohne Nutzen, da von einer andern Seite die geiſtlichen Mummereien nur einen abgeſchmackten Aberglauben noch mehr befeſtigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in ſeinem Elemente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geſchick, was er vor ſich fand zu nutzen, zurecht zu ſtellen, und ſcheinbar zu machen. Seine Einfälle, ſeine Nachahmungsgabe, ja ſein beißender Witz, den er wenigſtens einen Tag in der Woche völlig frei, ſelbſt gegen ſeinen Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Geſellſchaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn ſeine Unruhe bald aus dieſer vortheilhaften Lage in andere Gegenden ſeines Vaterlandes, wo er wieder

eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Theil von Deutschland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht; er konnte mit seinen Masken nichts mehr ausrichten; er mußte suchen auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er sich bei kleinen und großen Gesellschaften auf, und merkte, bei dieser Gelegenheit, sämmtlichen Stücken und Schauspielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem deutschen Theater herrschte, den albernen Fall und Klang der Alexandriner, den geschraubtplatten Dialog, die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt, und zugleich bemerkt, was rührte und gefiel.

Nicht Eine Rolle der gangbaren Stücke, sondern die ganzen Stücke blieben leicht in seinem Gedachtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauspielers, der sie mit Beifall vorgetragen hatte. Nun kam er zufalligerweise auf seinen Streifereien, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein ganze Stücke besonders auf Edelhöfen und in Dörfern vorzustellen, und sich dadurch überall sogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verschaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war sein Theater gleich aufgeschlagen; mit einem schelmischen Ernst und anscheinenden Enthusiasmus wußte er die Einbildungskraft seiner Zuschauer zu gewinnen, ihre Sinne zu tauschen, und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg, und einen Fächer zum Dolche umzuschaffen. Seine Jugendwarme ersetzte den Mangel eines tiefen Gefühls; seine Heftigkeit schien Starke, und seine Schmeichelei Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater schon kannten, erinnerte er an alles, was sie gesehen und gehört hatten, und in den Uebrigen erregte er eine

Ahnung von etwas Wunderbarem, und den Wunsch naher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichste Schadenfreude, wenn er alle Menschen, auf gleiche Weise, aus dem Stegreife, zum Besten haben konnte.

Bei seinem lebhaften, freien und durch nichts gehinderten Geist verbesserte er sich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, sehr geschwind. Bald recitirte und spielte er dem Sinne gemäßer, als die Muster, die er anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf diesem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu spielen und doch immer verstellt zu seyn. Er schien hingerissen, und lauerte auf den Effect, und sein größter Stolz war, die Menschen stufenweise in Bewegung zu setzen. Selbst das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald mit einer gewissen Mäßigung zu verfahren, und so lernte er, theils gezwungen, theils aus Instinct, das, wovon so wenig Schauspieler einen Begriff zu haben scheinen: mit Organ und Geberden ökonomisch zu seyn.

So wußte er selbst rohe und unfreundliche Menschen zu bändigen und für sich zu interessiren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geschenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja manchmal gar das Geld, wenn er dessen nach seiner Meinung genug hatte, ausschlug; so schickte man ihn mit Empfehlungsschreiben einander zu und so wanderte er eine ganze Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß, und nicht ohne die angenehmsten und artigsten Abenteuer blieb.

Bei der innerlichen Kalte seines Gemüthes liebte er eigentlich niemand; bei der Klarheit seines Blicks konnte er niemand achten, denn er sah nur immer die äußern Eigenheiten

der Menschen, und trug sie in seine mimische Sammlung ein. Dabei aber war seine Selbstigkeit äußerst beleidigt, wenn er nicht jedem gefiel, und wenn er nicht überall Beifall erregte. Wie dieser zu erlangen sey, darauf hatte er nach und nach so genau Acht gegeben, und hatte seinen Sinn so geschärft, daß er nicht allein bei seinen Darstellungen, sondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als schmeicheln konnte. Und so arbeitete seine Gemüthsart, sein Talent und seine Lebensart dergestalt wechselsweise gegen einander, daß er sich unvermerkt zu einem vollkommnen Schauspieler ausgebildet sah. Ja, durch eine seltsam scheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung stieg, durch Einsicht und Uebung, seine Recitation, Declamation und sein Geberdenspiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künstlicher, ja verstellt und ängstlich zu werden schien.

Von seinen Schicksalen und Abenteuern sprechen wir vielleicht an einem andern Orte, und bemerken hier nur so viel: daß er in spätern Zeiten, da er schon ein gemachter Mann, im Besitz von entschiedenem Namen, und in einer sehr guten obgleich nicht festen Lage war, sich angewöhnt hatte, im Gespräch auf eine feine Weise theils ironisch, theils spöttisch den Sophisten zu machen, und dadurch fast jede ernsthafte Unterhaltung zu zerstören. Besonders gebrauchte er diese Manier gegen Wilhelm, sobald dieser, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretisches Gespräch anzuknüpfen Lust hatte. Demungeachtet waren sie sehr gern beisammen, indem durch ihre beiderseitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünschte, alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte

die Kunst in einem Zusammenhange behandelt haben. Er wollte ausgesprochene Regeln festsetzen, bestimmen, was recht, schön und gut sey, und was Beifall verdiene; genug, er behandelte alles auf das ernstlichste. Serlo hingegen nahm die Sache sehr leicht, und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er, durch eine Geschichte oder einen Schwank, die artigste und vergnüglichste Erläuterung beizubringen, und die Gesellschaft zu unterrichten, indem er sie erheiterte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf diese Weise sehr angenehme Stunden zubrachte, befanden sich Melina und die Uebrigen in einer desto verdrießlichern Lage. Sie erschienen unserm Freunde manchmal wie böse Geister, und machten ihm nicht bloß durch ihre Gegenwart, sondern auch oft durch flamische Gesichter und bittre Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte sie nicht einmal zu Gastrollen gelassen, geschweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte demungeachtet nach und nach ihre sämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft sich Schauspieler bei ihm gesellig versammelten, hatte er die Gewohnheit lesen zu lassen, und manchmal selbst mitzulesen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden sollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meistens nur theilweise. So ließ er auch, nach einer ersten Aufführung, Stellen, bei denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einsicht der Schauspieler, und verstärkte ihre Sicherheit, den

rechten Punkt zu treffen. Und wie ein geringer aber richtiger Verſtand mehr als ein verworrenes und ungeläutertes Genie zur Zufriedenheit anderer wirken kann; ſo erhub er mittelmäßige Talente, durch die deutliche Einſicht, die er ihnen unmerklich verſchaffte, zu einer bewundernswürdigen Fahigkeit. Nicht wenig trug dazu bei, daß er auch Gedichte leſen ließ, und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohlvorgetragener Rhythmus in unſrer Seele erregt, anſtatt daß man bei andern Geſellſchaften ſchon anfing, nur diejenige Proſa vorzutragen, wozu einem jeden der Schnabel gewachſen war.

Bei ſolchen Gelegenheiten hatte er auch die ſammtlichen angekommenen Schauſpieler kennen lernen, das was ſie waren, und was ſie werden konnten, beurtheilt, und ſich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten, bei einer Revolution, die ſeiner Geſellſchaft drohete, ſogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf ſich beruhen, lehnte alle Interceſſionen Wilhelms für ſie mit Achſelzucken ab, bis er ſeine Zeit erſah, und ſeinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorſchlag that: er ſolle doch ſelbſt bei ihm aufs Theater gehen, und unter dieſer Bedingung wolle er auch die Uebrigen engagiren.

Die Leute müſſen alſo doch ſo unbrauchbar nicht ſeyn, wie Sie mir ſolche bisher geſchildert haben, verſetzte ihm Wilhelm, wenn ſie jetzt auf einmal zuſammen angenommen werden können, und ich dachte, ihre Talente müßten auch ohne mich dieſelbigen bleiben.

Serlo eröffnete ihm darauf, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, ſeine Lage: wie ſein erſter Liebhaber Miene mache, ihn bei der Erneuerung des Contracts zu ſteigern, und wie er nicht geſinnt ſey, ihm nachzugeben, beſonders da

die Gunſt des Publicums gegen ihn ſo groß nicht mehr ſey. Ließe er dieſen geben, ſo würde ſein ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Geſellſchaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Laertes, dem alten Polterer und ſelbſt an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er verſprach dem armen Pedanten als Juden, Miniſter, und überhaupt als Böſewicht einen entſchiedenen Beifall zu verſchaffen.

Wilhelm ſtutzte, und vernahm den Vortrag nicht ohne Unruhe, und nur, um etwas zu ſagen, verſetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: Sie ſprechen auf eine ſehr freundliche Weiſe nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie ſieht es denn aber mit den ſchwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfſinne gewiß nicht entgangen ſind?

Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu ſtarken Seiten machen, verſetzte Serlo. Es iſt unter euch allen, die ihr denn doch nur Naturaliſten und Pfuſcher ſeyd, keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von ſich gabe; denn ſo viel ich alle beurtheilen kann, ſo iſt kein einziger Stock darunter, und Stöcke allein ſind die Unverbeſſerlichen, ſie mögen nun aus Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegſam ſeyn.

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um ſolennige Entſcheidung, und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bei der wunderlichen und gleichſam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reiſebeſchreibung, die er mit Laertes zuſammenſetzte, war er auf die Zuſtände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerkſamer geworden,

als er ſonſt geweſen war. Er begriff jetzt ſelbſt erſt die Abſicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals ſo lebhaft empfohlen. Er fühlte zum erſten Male, wie angenehm und nützlich es ſeyn könne, ſich zur Mittelsperſon ſo vieler Gewerbe und Bedürfniſſe zu machen, und bis in die tiefſten Gebirge und Wälder des feſten Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsſtadt, in der er ſich befand, gab ihm bei der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumſchleppte, den anſchaulichſten Begriff eines großen Mittelpunktes, woher alles ausfließt, und wohin alles zurückkehrt, und es war das erſte Mal, daß ſein Geiſt im Anſchauen dieſer Art von Thätigkeit ſich wirklich ergötzte. In dieſem Zuſtande hatte ihm Serlo den Antrag gethan, und ſeine Wünſche, ſeine Neigung, ſein Zutrauen auf ein angebornes Talent, und ſeine Verpflichtung gegen die hülfloſe Geſellſchaft wieder rege gemacht.

Da ſteh' ich nun, ſagte er zu ſich ſelbſt, abermals am Scheidewege zwiſchen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erſchienen. Die eine ſieht nicht mehr ſo kümmerlich aus, wie damals, und die andere nicht ſo prächtig. Der einen wie der andern zu folgen fühlſt du eine Art von innerm Beruf, und von beiden Seiten ſind die äußern Anlaſſe ſtark genug; es ſcheint dir unmöglich, dich zu entſcheiden; du wünſcheſt, daß irgend ein Uebergewicht von Außen deine Wahl beſtimmen möge, und doch, wenn du dich recht unterſuchſt, ſo ſind es nur äußere Umſtände, die dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Beſitz einflößen, aber dein innerſtes Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunſch, die Anlagen, die in dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, ſie ſeyen körperlich oder geiſtig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schickſal verehren, das

mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünsche führt? Geschieht nicht alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgesetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Mensch scheint mit nichts vertrauter zu seyn als mit seinen Hoffnungen und Wünschen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn sie ihm nun begegnen, wenn sie sich ihm gleichsam aufdringen, erkennt er sie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir seit jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen ließ, steht vor mir, und bietet sich mir selbst an. Hierher wollte ich flüchten, und bin sachte hergeleitet worden; bei Serlo wollte ich unterzukommen suchen, er sucht nun mich, und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Marianen, die mich ans Theater fesselte? oder war es Liebe zur Kunst, die mich an das Mädchen festknüpfte? War jene Aussicht, jener Ausweg nach der Bühne bloß einem unordentlichen, unruhigen Menschen willkommen, der ein Leben fortzusetzen wünschte, das ihm die Verhältnisse der bürgerlichen Welt nicht gestatteten, oder war es alles anders, reiner, würdiger? und was sollte dich bewegen können, deine damaligen Gesinnungen zu ändern? Hast du nicht vielmehr bisher selbst unwissend deinen Plan verfolgt? Ist nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabsichten dabei im Spiele sind, und da du zugleich ein feierlich gegebenes Wort halten, und dich auf eine edle Weise von einer schweren Schuld befreien kannst?

Alles, was in seinem Herzen und seiner Einbildungskraft sich bewegte, wechselte nun auf das Lebhafteste gegen einander ab. Daß er seine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verstoßen brauche, war kein kleines

Gewicht auf der Wagſchale, und doch ſchwankte ſie noch hin und wieder, als er ſeine Freundin Aurelie gewohnterweiſe zu beſuchen ging.

Zwanzigſtes Capitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhebette; ſie ſchien ſtille. Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können? fragte er. O ja, verſetzte ſie lebhaft; Sie wiſſen, daran hindert mich nichts. — Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beifall unſers Parterre's von mir abzulehnen: ſie meinen es gut und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich, das Herz müßte mir reißen! Sonſt konnt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel; wenn ich lange ſtudirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen, nun ſey es gelungen, von allen Enden wiedertönte. Jetzo ſag' ich nicht, was ich will, nicht wie ich's will; ich werde hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht einen weit größern Eindruck. Der Beifall wird lauter, und ich denke: Wüßtet ihr, was euch entzückt! Die dunkeln, heftigen, unbeſtimmten Anklange rühren euch, zwingen euch Bewunderung ab, und ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen ſind, der ihr euer Wohlwollen geſchenkt habt.

Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt und verſucht. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es wieder von vorn an. Morgen Abend ſoll geſpielt werden. So ſchlepp' ich mich hin und her; es iſt mir langweilig aufzuſtehen und verdrießlich zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Cirkel in mir. Dann treten die leidigen Troſtungen vor

mir auf, dann werf' ich ſie weg, und verwünſche ſie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben — warum ſoll das nothwendig ſeyn, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch anders ſeyn? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutſche bin; es iſt der Charakter der Deutſchen, daß ſie über allem ſchwer werden, daß alles über ihnen ſchwer wird.

O, meine Freundin, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufhören, ſelbſt den Dolch zu ſchärfen, mit dem Sie ſich unabläſſig verwunden! Bleibt Ihnen denn nichts? Iſt denn Ihre Jugend, Ihre Geſtalt, Ihre Geſundheit, ſind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verſchulden verloren haben, müſſen Sie denn alles Uebrige hinterdrein werfen? Iſt das auch nothwendig?

Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie auf: Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb iſt, nichts als Zeitverderb iſt die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun ſollen! Nun iſt alles rein zu nichts geworden. Ich bin ein armes verliebtes Geſchöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bei Gott, ich bin ein armes Geſchöpf!

Sie verſank in ſich, und nach einer kurzen Pauſe rief ſie heftig aus: Ihr ſeyd gewohnt, daß ſich euch alles an den Hals wirft. Nein, ihr könnt es nicht fühlen, kein Mann iſt im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das ſich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die ſich ein reines gutmüthiges Herz erſchafft, es iſt nichts Himmliſchers, als ein weibliches Weſen, das ſich dem geliebten Manne hingiebt! Wir ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen, Weiber zu heißen, und alle dieſe Vorzüge legen wir euch zu Füßen, ſobald wir lieben, ſobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O wie hab' ich mein

ganzes Daſeyn ſo mit Wiſſen und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, abſichtlich verzweifeln. Es ſoll kein Blutstropfen in mir ſeyn, der nicht geſtraft wird, keine Faſer, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatraliſchen Aufwand von Leidenſchaft!

Fern war von unſerm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entſetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zuſtand ſeiner Freundin peinigte ihn nur zu ſehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Anſpannung mit; ſein Gehirn zerrüttete ſich, und ſein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgeſtanden und ging in der Stube hin und wieder. Ich ſage mir alles vor, rief ſie aus, warum ich ihn nicht lieben ſollte. Ich weiß auch, daß er es nicht werth iſt; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beſchäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm' ich eine Rolle vor, wenn ich ſie auch nicht zu ſpielen habe; ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißiger und fleißiger, ins Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welche entſetzliche Arbeit iſt es, ſich mit Gewalt von ſich ſelbſt zu entfernen! Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt; um mich vom Wahnſinne zu retten, überlaſſ' ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe. — Ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn! rief ſie unter tauſend Thränen, ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben.

Er faßte ſie bei der Hand, und bat ſie auf das inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. O, ſagte er, wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt. Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu

bestimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche festzuknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach.

Er hatte Aurelien seine Geschichte mit Marianen vertraut, und konnte sich also jetzt darauf beziehen. Sie sah ihm starr in die Augen und fragte: Können Sie sagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtsinniger Galanterie, mit frevelhafter Betheurung, mit herzlockenden Schwuren ihre Gunst abzuschmeicheln gesucht?

Das kann ich, versetzte Wilhelm, und zwar ohne Ruhmredigkeit: denn mein Leben war sehr einfach, und ich bin selten in die Versuchung gerathen, zu versuchen. Und welche Warnung, meine schöne, meine edle Freundin, ist mir der traurige Zustand, in den ich Sie versetzt sehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemessen ist, das durch die Rührung, die Sie mir einflößten, sich bei mir zur Sprache und Form bestimmt, und durch diesen Augenblick geheiligt wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen, und selbst die ernstlichsten in meinem Busen bewahren; kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!

Sie sah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an, und entfernte sich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. Es ist nichts daran gelegen! rief sie: so viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachsen. Doch, fuhr sie fort, unter Tausenden Eine gerettet, das ist doch etwas, unter Tausenden Einen Redlichen gefunden, das ist anzunehmen! Wissen Sie auch, was Sie versprechen?

Ich weiß es, versetzte Wilhelm lächelnd, und hielt seine Hand hin.

Ich nehm' es an, verſetzte ſie, und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, ſo daß er glaubte, ſie würde die ſeine faſſen; aber ſchnell fuhr ſie in die Taſche, riß den Dolch blitzgeſchwind heraus, und fuhr mit Spitze und Schneide ihm raſch über die Hand weg. Er zog ſie ſchnell zurück, aber ſchon lief das Blut herunter.

Man muß euch Männer ſcharf zeichnen, wenn ihr merken ſollt, rief ſie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine haſtige Geſchäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte ſeine Hand damit, um das erſte hervordringende Blut zu ſtillen. Verzeihen Sie einer Halbwahnſinnigen, rief ſie aus, und laſſen Sie ſich dieſe Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin verſöhnt, ich bin wieder bei mir ſelber. Auf meinen Knieen will ich Abbitte thun, laſſen Sie mir den Troſt, Sie zu heilen.

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, ſtillte das Blut und beſah die Wunde ſorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie, und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn ſtill, und mit einer nachdenklichen Bedeutſamkeit in ſich gekehrt. Er fragte einigemal: Beſte, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still, erwiederte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legte: ſtill!

Goethe's

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Siebzehnter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre

von

Goethe.

Zweiter Theil.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwei kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie ſelbſt verband ihn unter allerlei wunderlichen Reden, Ceremonien und Sprüchen, und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen, die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit; niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchen Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehen gedachte. Er trank, zum Beiſpiel, lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thür aufließ oder zuſchlug, und, wenn ihm etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder ungeſtüm davon rannte; ſo mußte er eine große Lection anhören,

ohne daß er darauf je einige Besserung hatte spuren lassen. Vielmehr schien die Neigung zu Aurelien sich täglich mehr zu verlieren; in seinem Tone war nichts Zärtliches, wenn er sie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenschaftlich an der alten Amme, die ihm denn freilich allen Willen ließ.

Aber auch diese war seit einiger Zeit so krank geworden, daß man sie aus dem Hause in ein stilles Quartier bringen mußte, und Felix hatte sich ganz allein gesehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeist erschienen. Auf das artigste unterhielten sich beide Kinder mit einander; sie lehrte ihm kleine Lieder, und er, der ein sehr gutes Gedächtniß hatte, recitirte sie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte sie ihm die Landcharten erklären, mit denen sie sich noch immer sehr abgab, wobei sie jedoch nicht mit der besten Methode verfuhr. Denn eigentlich schien sie bei den Ländern kein besonderes Interesse zu haben, als ob sie kalt oder warm seyen. Von den Weltpolen, von dem schrecklichen Eise daselbst, und von der zunehmenden Wärme, je mehr man sich von ihnen entfernte, wußte sie sehr gut Rechenschaft zu geben. Wenn jemand reis'te, fragte sie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte sich die Wege auf ihren kleinen Charten aufzufinden. Besonders wenn Wilhelm von Reisen sprach, war sie sehr aufmerksam, und schien sich immer zu betrüben, sobald das Gespräch auf eine andere Materie überging. So wenig man sie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen, oder auch nur, wenn gespielt wurde, auf das Theater zu gehen; so gern und fleißig lernte sie Oden und Lieder auswendig, und erregte, wenn sie ein solches Gedicht, gewöhnlich von der ernsten und feierlichen Art, oft unvermuthet wie aus dem Stegreife declamirte, bei jedermann Erstaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war, suchte sie aufzumuntern; am meisten aber empfahl sie sich ihm durch einen sehr artigen, mannigfaltigen und manchmal selbst muntern Gesang, und auf eben diesem Wege hatte sich der Harfenspieler seine Gunst erworben.

Serlo, ohne selbst Genie zur Musik zu haben, oder irgend ein Instrument zu spielen, wußte ihren hohen Werth zu schätzen; er suchte sich so oft als möglich diesen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verschaffen. Er hatte wöchentlich einmal Concert, und nun hatte sich ihm durch Mignon, den Harfenspieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeschickt war, eine wunderliche kleine Hauscapelle gebildet.

Er pflegte zu sagen: der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Denn einen solchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen ist Ursache, daß viele Menschen, schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte, sagte er, alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.

Bei diesen Gesinnungen, die Serlo gewissermaßen natürlich waren, konnte es den Personen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in diesem vergnüglichen Zustande brachte man Wilhelmen eines Tages einen schwarzgesiegelten Brief. Werners Botschaft deutete auf eine

traurige Nachricht, und er erſchrak nicht wenig, als er den Tod ſeines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen, und hatte ſeine häuslichen Angelegenheiten in der beſten Ordnung hinterlaſſen.

Dieſe unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innerſten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, ſo lange ſie ſich mit uns des irdiſchen Aufenthaltes erfreuen, vernachläſſigt, und nur dann erſt die Verſäumniß bereut, wenn das ſchöne Verhältniß wenigſtens für dießmal aufgehoben iſt. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Abſterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden, daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genoſſen habe.

Wilhelms Gedanken wandten ſich nun bald auf ſeine eigenen Verhältniſſe, und er fühlte ſich nicht wenig beunruhigt. Der Menſch kann in keine gefährlichere Lage verſetzt werden, als wenn durch äußere Umſtände eine große Veränderung ſeines Zuſtandes bewirkt wird, ohne daß ſeine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet iſt. Es giebt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entſteht nur ein deſto größerer Widerſpruch, je weniger der Menſch bemerkt, daß er zu dem neuen Zuſtande noch nicht ausgebildet ſey.

Wilhelm ſah ſich in einem Augenblicke frei, in welchem er mit ſich ſelbſt noch nicht einig werden konnte. Seine Geſinnungen waren edel, ſeine Abſichten lauter und ſeine Vorſätze ſchienen nicht verwerflich. Das alles durfte er ſich mit einigem Zutrauen ſelbſt bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung anderer und auf die Reſultate, die ſie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen

übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am erſten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Geſpräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu ſammeln unternahme. Er ſchrieb daher fremde und eigene Meinungen und Ideen, ja ganze Geſpräche, die ihm intereſſant waren, auf, und hielt leider auf dieſe Weiſe das Falſche ſo gut als das Wahre feſt, blieb viel zu lange an einer Idee, ja man möchte ſagen an einer Sentenz hängen, und verließ dabei ſeine natürliche Denk- und Handlungsweiſe, indem er oft fremden Lichtern als Leitſternen folgte. Aureliens Bitterkeit und ſeines Freundes Lacrtes kalte Verachtung der Menſchen beſtachen öfter als billig war ſein Urtheil: niemand aber war ihm gefährlicher geweſen als Jarno, ein Mann, deſſen heller Verſtand den gegenwärtigen Dingen ein richtiges, ſtrenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er dieſe einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit ausſprach, da doch die Ausſprüche des Verſtandes eigentlich nur Einmal und zwar in dem beſtimmteſten Falle gelten, und ſchon unrichtig werden, wenn man ſie auf den nächſten anwendet.

So entfernte ſich Wilhelm, indem er mit ſich ſelbſt einig zu werden ſtrebte, immer mehr von der heilſamen Einheit, und bei dieſer Verwirrung ward es ſeinen Leidenſchaften um ſo leichter, alle Zurüſtungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, und ihn über das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespoſt zu ſeinem Vortheil, und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Urſache, an eine andere Einrichtung ſeines Schauſpiels zu denken. Er mußte entweder ſeine alten Contracte erneuern, wozu er keine große Luſt hatte, indem mehrere Mitglieder, die ſich für

unentbehrlich hielten, taglich unleidlicher wurden; oder er mußte, wohin auch sein Wunsch ging, der Gesellschaft eine ganz neue Gestalt geben.

Ohne selbst in Wilhelmen zu dringen, regte er Aurelien und Philinen auf; und die übrigen Gesellen, die sich nach Engagement sehnten, ließen unserm Freunde gleichfalls keine Ruhe, so daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege stand. Wer hatte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegengesetzten Sinne geschrieben war, ihn endlich zu einer Entschließung eindrangen sollte. Wir lassen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit wenniger Veranderung.

Zweites Capitel.

„— So war es und so muß es denn auch wohl recht seyn, daß jeder bei jeder Gelegenheit seinem Gewerbe nachgeht und seine Thatigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verschieden, als auch in der nachsten Viertelstunde schon nichts mehr nach seinem Sinne im Hause geschah. Freunde, Bekannte und Verwandte drangten sich zu, besonders aber alle Menschenarten, die bei solchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, schrieb und rechnete; die einen holten Wein und Kuchen, die andern tranken und aßen; niemanden sah ich aber ernsthafter beschaftigt, als die Weiber, indem sie die Trauer aussuchten.

Du wirst mir also verzeihen, mein Lieber, wenn ich bei dieser Gelegenheit auch an *meinen* Vortheil dachte, mich deiner Schwester so hulfreich und thatig als möglich zeigte,

und ihr, ſobald es nur einigermaßen ſchicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unſre Sache ſey, eine Verbindung zu beſchleunigen, die unſre Vater aus allzugroßer Umſtändlichkeit bisher verzögert hatten.

Nun mußt du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen ſey, das große leere Haus in Beſitz zu nehmen. Wir ſind beſcheidner und vernünftiger; unſern Plan ſollſt du hören. Deine Schweſter zieht nach der Heirath gleich in unſer Haus herüber, und ſogar auch deine Mutter mit.

Wie iſt das möglich? wirſt du ſagen; ihr habt ja ſelbſt in dem Neſte kaum Platz. Das iſt eben die Kunſt, mein Freund! Die geſchickte Einrichtung macht alles möglich, und du glaubſt nicht, wieviel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu ſich ſogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöſ'te Geld ſoll hundertfaltige Zinſen tragen.

Ich hoffe du biſt damit einverſtanden, und wünſche, daß du nichts von den unfruchtbaren Liebhabereien deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögeſt. Dieſer ſetzte ſeine höchſte Glückſeligkeit in eine Anzahl unſcheinbarer Kunſtwerke, die niemand, ich darf wohl ſagen niemand, mit ihm genießen konnte; jener lebte in einer koſtbaren Einrichtung, die er niemand mit ſich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe deine Beiſtimmung.

Es iſt wahr, ich ſelbſt behalte in unſerm ganzen Hauſe keinen Platz als den an meinem Schreibepulte, und noch ſeh' ich nicht ab, wo man künftig eine Wiege hinſetzen will; aber dafür iſt der Raum außer dem Hauſe deſto größer. Die Kaffeehauſer und Klubbs für den Mann, die Spaziergange und Spazierfahrten für die Frau, und die ſchönen Luſtorter auf dem Lande für beide. Dabei iſt der größte Vortheil, daß

auch unser runder Tisch ganz besetzt ist, und es dem Vater unmöglich wird, Freunde zu sehen, die sich nur desto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er sich Mühe gegeben hat, sie zu bewirthen.

Nur nichts Ueberflüssiges im Hause! nur nicht zu viel Möbeln, Gerathschaften, nur keine Kutsche und Pferde! Nichts als Geld und dann auf eine vernünftige Weise jeden Tag gethan, was dir beliebt. Nur keine Garderobe, immer das Neueste und Beste auf dem Leibe; der Mann mag seinen Rock abtragen und die Frau den ihrigen vertrödeln, sobald er nur einigermaßen aus der Mode kömmt. Es ist mir nichts unerträglicher, als so ein alter Kram von Besitzthum. Wenn man mir den kostbarsten Edelstein schenken wollte, mit der Bedingung ihn kahlich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt sich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das ist also mein lustiges Glaubensbekenntniß: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht, und um die übrige Welt sich nicht mehr bekummert, als in sofern man sie nutzen kann.

Nun wirst du aber sagen: wie ist denn in eurem saubern Plane an mich gedacht? Wo soll ich unterkommen, wenn ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem eurigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?

Das ist freilich der Hauptpunkt, Bruderchen, und auf den werde ich dir gleich dienen können, wenn ich dir vorher das gebührende Lob über deine vortrefflich angewendete Zeit werde entrichtet haben.

Sage nur, wie hast du es angefangen, in so wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und interessanten Gegenstände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an dir kenne, hätte ich dir doch solche Aufmerksamkeit und solchen Fleiß

nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen du die Reise gemacht hast; die Beschreibung der Eisen- und Kupferhämmer ist vortrefflich und zeigt von vieler Einsicht in die Sache. Ich habe sie ehemals auch besucht; aber meine Relation, wenn ich sie dagegen halte, sieht sehr stümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwandfabrikation ist lehrreich, und die Anmerkung über die Concurrenz sehr treffend. An einigen Orten hast du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch sehr verzeihlich sind.

Was aber mich und meinen Vater am meisten und höchsten freut, sind deine gründlichen Einsichten in die Bewirthschaftung und besonders in der Verbesserung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Sequestration liegt, in einer sehr fruchtbaren Gegend zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hause lösen, dazu an; ein Theil wird geborgt, und ein Theil kann stehen bleiben; und wir rechnen auf dich, daß du dahin ziehst, den Verbesserungen vorstehst, und so kann, um nicht viel zu sagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth steigen; man verkauft es wieder, sucht ein größeres, verbessert und handelt wieder, und dazu bist du der Mann. Unsre Federn sollen indeß zu Hause nicht müßig seyn, und wir wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zustand versetzen.

Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reise, und ziehe hin, wo du es vergnüglich und nützlich findest. Vor dem ersten halben Jahre bedürfen wir deiner nicht; du kannst dich also nach Belieben in der Welt umsehen: denn die beste Bildung findet ein gescheidter Mensch auf Reisen. Lebe wohl, ich freue mich, so nahe mit dir verbunden, auch nunmehr im Geist der Thätigkeit mit dir vereint zu werden."

So gut dieser Brief geschrieben war, und so viel ökonomische Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als eine Weise. Das Lob, das er über seine fingirten statistischen, technologischen und ruralischen Kenntniße erhielt, war ihm ein stiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm sein Schwager vom Glück des bürgerlichen Lebens vorzeichnete, reizte ihn keineswegs; vielmehr war er durch einen heimlichen Geist des Widerspruchs mit Heftigkeit auf die entgegengesetzte Seite getrieben. Er überzeugte sich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er sich zu geben wünschte, vollenden könne, und schien in seinem Entschluße nur destomehr bestärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wißen, sein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle seine Argumente zusammen und bestätigte bei sich seine Meinungen nur um destomehr, je mehr er Ursache zu haben glaubte, sie dem klugen Werner in einem günstigen Lichte darzustellen, und auf diese Weise entstand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

„Dein Brief ist so wohl geschrieben, und so gescheidt und klug gedacht, daß sich nichts mehr dazu setzen läßt. Du wirst mir aber verzeihen, wenn ich sage, daß man gerade das Gegentheil davon meinen, behaupten und thun, und doch auch Recht haben kann. Deine Art zu seyn und zu denken geht auf einen unbeschränkten Besitz und auf eine leichte lustige Art zu genießen hinaus, und ich brauche dir kaum zu sagen, daß ich daran nichts, was mich reizte, finden kann.

Zuerſt muß ich dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu ſeyn, mit Hülfe eines Freundes aus mehreren Büchern zuſammengeſchrieben iſt, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieſer Art weiß, aber keineswegs verſtehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eiſen zu fabriciren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken iſt? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir ſelber uneins bin?

Daß ich dir's mit Einem Worte ſage, mich ſelbſt, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunſch und meine Abſicht. Noch hege ich eben dieſe Geſinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher ſind. Ich habe mehr Welt geſehen, als du glaubſt, und ſie beſſer benutzt, als du denkſt. Schenke deßwegen dem, was ich ſage, einige Aufmerkſamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach deinem Sinne ſeyn ſollte.

Wäre ich ein Edelmann, ſo wäre unſer Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, ſo muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünſche, daß du mich verſtehen mögeſt. Ich weiß nicht wie es in fremden Ländern iſt, aber in Deutſchland iſt nur dem Edelmann eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf perſonelle, Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben, indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freien Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſey bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß: ſo hat er

Urſache, etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf ſie halt. Eine gewiſſe feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtſinniger Zierlichkeit bei ernſthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er ſehen laßt, daß er überall im Gleichgewicht ſteht. Er iſt eine öffentliche Perſon, und je ausgebildeter ſeine Bewegungen, je ſonorer ſeine Stimme, je gehaltner und gemeßner ſein ganzes Weſen iſt, deſto vollkommner iſt er. Wenn er gegen Hohe und Niedre, gegen Freunde und Verwandte immer eben derſelbe bleibt, ſo iſt nichts an ihm auszuſetzen, man darf ihn nicht anders wünſchen. Er ſey kalt, aber verſtandig; verſtellt, aber klug. Wenn er ſich auſerlich in jedem Momente ſeines Lebens zu beherrſchen weiß, ſo hat niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an und um ſich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, alles ſcheinen nur Zugaben zu ſeyn.

Nun denke dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedachte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte deſto unglucklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſeyn Fahigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Granzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königahnliche Figuren erſchaffen kann; ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewuſtſeyn vor ſeines Gleichen treten; er darf uberall vorwarts dringen, anſtatt daß dem Burger nichts beſſer anſteht, als das reine ſtille Gefühl der Granzlinie, die ihm gezogen iſt. Er darf nicht fragen: was biſt du? ſondern nur: was haſt du? welche Einſicht, welche Kenntniß, welche Fahigkeit, wie viel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darſtellung ſeiner Perſon alles giebt, ſo giebt der Burger durch

seine Persönlichkeit nichts und soll nichts geben. Jener darf und soll scheinen; dieser soll nur seyn, und was er scheinen will, ist lächerlich und abgeschmackt. Jener soll thun und wirken, dieser soll leisten und schaffen; er soll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird schon voraus gesetzt, daß in seinem Wesen keine Harmonie sey, noch seyn dürfe, weil er, um sich auf eine Weise brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachlässigen muß.

An diesem Unterschiede ist nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft selbst Schuld; ob sich daran einmal etwas ändern wird und was sich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug ich habe, wie die Sachen jetzt stehen, an mich selbst zu denken, und wie ich mich selbst und das, was mir ein unerläßliches Bedürfniß ist, rette und erreiche.

Ich habe nun einmal gerade zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung. Ich habe, seit ich dich verlassen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und stelle mich so ziemlich dar. Eben so habe ich meine Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle. Nun leugne ich dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Person zu seyn, und in einem weitern Kreise zu gefallen und zu wirken. Dazu kömmt meine Neigung zur Dichtkunst und zu allem, was mit ihr in Verbindung steht, und das Bedürfniß, meinen Geist und Geschmack auszubilden, damit ich nach und nach auch bei dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für schön halte. Du siehst wohl, daß alles für mich nur auf dem Theater zu

finden iſt, und daß ich mich in dieſem einzigen Elemente nach Wunſch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erſcheint der gebildete Menſch ſo gut perſönlich in ſeinem Glanz, als in den obern Claſſen; Geiſt und Körper müſſen bei jeder Bemühung gleichen Schritt gehen, und ich werde da ſo gut ſeyn und ſcheinen können, als irgend anderswo. Suche ich daneben noch Beſchäftigungen, ſo giebt es dort mechaniſche Qualereien genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verſchaffen.

Diſputire mit mir nicht darüber; denn eh du mir ſchreibſt, iſt der Schritt ſchon geſchehen. Wegen der herrſchenden Vorurtheile will ich meinen Namen verändern, weil ich mich ohnehin ſchäme als Meiſter aufzutreten. Lebe wohl. Unſer Vermögen iſt in ſo guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was ich brauche, verlange ich gelegentlich von dir; es wird nicht viel ſeyn, denn ich hoffe, daß mich meine Kunſt auch nähren ſoll."

Der Brief war kaum abgeſchickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Serlo's und der Uebrigen großer Verwunderung ſich auf einmal erklärte: daß er ſich zum Schauſpieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig, denn Serlo hatte ſchon früher ſich ſo erklärt, daß Wilhelm und die Uebrigen damit gar wohl zufrieden ſeyn konnten. Die ganze verunglückte Geſellſchaft, mit der wir uns ſo lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laertes, ſich einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hatte. Wie ſie ohne Zutrauen gefordert hatten, ſo empfingen ſie ohne Dank. Die meiſten wollten lieber ihre Anſtellung dem Einfluſſe Philinens zuſchreiben, und richteten ihre Dankſagungen an ſie. Indeſſen wurden die ausgefertigten Contracte

unterſchrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entſtand vor Wilhelms Einbildungskraft, in dem Augenblicke, als er ſeinen fingirten Namen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philinens Schoos gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büſchen, nahte ſich ihm und ſtieg ab. Ihr menſchenfreundliches Bemühen hieß ſie gehen und kommen; endlich ſtand ſie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern; ihr Geſicht, ihre Geſtalt fing an zu glänzen und ſie verſchwand. So ſchrieb er ſeinen Namen nur mechaniſch hin, ohne zu wiſſen was er that, und fühlte erſt, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an ſeiner Seite ſtand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leiſe wegzuziehen verſucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm ſich aufs Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einſchränkung zugeſtanden worden. Jener verlangte, daß Hamlet ganz und unzerſtückt aufgeführt werden ſollte, und dieſer ließ ſich das wunderliche Begehren in ſo fern gefallen, als es möglich ſeyn würde. Nun hatten ſie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich ſey, und was man von dem Stück weglaſſen könne, ohne es zu zerſtücken, darüber waren beide ſehr verſchiedener Meinung.

Wilhelm befand ſich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftſteller irgend etwas mangelhaft ſeyn könne. Unſere Empfindung von ihnen iſt ſo ganz, ſo

mit sich selbst übereinstimmend, daß wir uns auch in ihnen eine solche vollkommene Harmonie denken müssen. Serlo hingegen sonderte gern und beinah zu viel; sein scharfer Verstand wollte in einem Kunstwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganze erkennen. Er glaubte, so wie man die Stücke finde, habe man wenig Ursache mit ihnen so gar bedachtig umzugehen, und so mußte auch Shakspeare, so mußte besonders Hamlet vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn jener von der Absonderung der Spreu von dem Weizen sprach. Es ist nicht Spreu und Weizen durcheinander, rief dieser, es ist ein Stamm, Aeste, Zweige, Blatter, Knospen, Bluthen und Fruchte. Ist nicht Eins mit dem Andern und durch das Andere? Jener behauptete, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tisch; der Kunstler musse goldne Aepfel in silbernen Schalen seinen Gasten reichen. Sie erschöpften sich in Gleichnissen, und ihre Meinungen schienen sich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unser Freund, als Serlo ihm einst nach langem Streit das einfachste Mittel anrieth, sich kurz zu resolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerspiele, was eben nicht gehen wolle noch könne, abzustreichen, mehrere Personen in Eine zu drangen, und wenn er mit dieser Art noch nicht bekannt genug sey, oder noch nicht Herz genug dazu habe, so sol'e er ihm die Arbeit uberlassen, und er wolle bald fertig seyn.

Das ist nicht unserer Abrede gemaß, versetzte Wilhelm. Wie konnen Sie bei so viel Geschmack so leichtsinnig seyn?

Mein Freund, rief Serlo aus, Sie werden es auch schon werden. Ich kenne das Abscheuliche dieser Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in der Welt

Statt gefunden hat. Aber wo iſt auch eins ſo verwahrloſ't, als das unſere? Zu dieſer ekelhaften Verſtümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publicum erlaubt ſie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht uber das Maß des Perſonals, der Decorationen und Theatermechanik, der Zeit, des Dialogs und der phyſiſchen Kräfte des Acteurs hinausſchritten? und doch ſollen wir ſpielen, und immer ſpielen und immer neu ſpielen. Sollen wir uns dabei nicht unſers Vortheils bedienen, da wir mit zerſtückelten Werken eben ſo viel ausrichten als mit ganzen? Setzt uns das Publicum doch ſelbſt in den Vortheil! Wenig Deutſche, und vielleicht nur wenige Menſchen aller neuern Nationen, haben Gefuhl fur ein äſthetiſches Ganze; ſie loben und tadeln nur ſtellenweiſe; ſie entzucken ſich nur ſtellenweiſe; und fur wen iſt das ein größeres Glück als fur den Schauſpieler, da das Theater immer nur ein geſtoppeltes und geſtückeltes Weſen bleibt.

Iſt! verſetzte Wilhelm; aber muß es denn auch ſo bleiben, muß denn alles bleiben was iſt? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im gröbſten Irrthum geſchloſſen hatte.

Serlo gab der Sache eine luſtige Wendung und erſuchte Wilhelmen, ihre öftern Geſpräche uber Hamlet nochmals zu bedenken, und ſelbſt die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu erſinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einſamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zuruck. Ich mußte mich ſehr irren, rief er aus, wenn ich nicht gefunden hatte, wie dem Ganzen zu helfen iſt; ja ich bin uberzeugt, daß Shakſpeare es ſelbſt ſo würde gemacht haben, wenn ſein Genie nicht auf die Hauptſache ſo ſehr gerichtet, und nicht vielleicht

durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre.

Laſſen Sie hören, ſagte Serlo, indem er ſich gravitatiſch aufs Canapé ſetzte; ich werde ruhig aufhorchen, aber auch deſto ſtrenger richten.

Wilhelm verſetzte: Mir iſt nicht bange; hören Sie nur. Ich unterſcheide, nach der genauſten Unterſuchung, nach der reiflichſten Ueberlegung, in der Compoſition dieſes Stücks zweierlei: das erſte ſind die großen innern Verhältniſſe der Perſonen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Charakteren und Handlungen der Hauptfiguren entſtehen, und dieſe ſind einzeln vortrefflich, und die Folge, in der ſie aufgeſtellt ſind, unverbeſſerlich. Sie können durch keine Art von Behandlung zerſtört, ja kaum verunſtaltet werden. Dieſe ſind's, die jedermann zu ſehen verlangt, die niemand anzutaſten wagt, die ſich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beinahe alle auf das deutſche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das zweite, was bei dieſem Stück zu bemerken iſt, ich meine die äußern Verhältniſſe der Perſonen, wodurch ſie von einem Orte zum andern gebracht, oder auf dieſe und jene Weiſe durch gewiſſe zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzu unbedeutend angeſehen, nur im Vorbeigehen davon geſprochen, oder ſie gar weggelaſſen hat. Freilich ſind dieſe Fäden nur dünn und loſe, aber ſie gehen doch durchs ganze Stück, und halten zuſammen, was ſonſt auseinander fiele, auch wirklich auseinander fällt, wenn man ſie wegſchneidet, und ein Uebriges gethan zu haben glaubt, daß man die Enden ſtehen läßt.

Zu dieſen äußern Verhältniſſen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die

Gesandtschaft an den alten Oheim, den geschlichteten Zwist, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und seine Rückkehr am Ende; ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Lust Hamlets dahin zu geben, die Reise des Laertes nach Frankreich, seine Rückkunft, die Verschickung Hamlets nach England, seine Gefangenschaft beim Seeräuber, der Tod der beiden Hofleute auf den Uriasbrief: alles dieses sind Umstände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieses Stücks, in dem besonders der Held keinen Plan hat, auf das äußerste schaden und höchst fehlerhaft sind.

So höre ich Sie einmal gerne! rief Serlo.

Fallen Sie mir nicht ein, versetzte Wilhelm, Sie möchten mich nicht immer loben. Diese Fehler sind wie flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feste Mauer unterzuziehen. Mein Vorschlag ist also, an jenen ersten großen Situationen gar nicht zu rühren, sondern sie sowohl im Ganzen als Einzelnen möglichst zu schonen, aber diese äußern, einzelnen, zerstreuten und zerstreuenden Motive alle auf einmal wegzuwerfen und ihnen ein einziges zu substituiren.

Und das wäre? fragte Serlo, indem er sich aus seiner ruhigen Stellung aufhob.

Es liegt auch schon im Stücke, erwiederte Wilhelm, nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es sind die Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

Nach dem Tode des alten Hamlet werden die eroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter schickt seinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlets, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen andern vorgelaufen ist, nach Dänemark, auf die Ausrüstung der Flotte zu dringen,

welche unter dem neuen, der Schwelgerei ergebenen König nur saumselig von Statten geht. Horatio kennt den alten König, denn er hat seinen letzten Schlachten beigewohnt, hat bei ihm in Gunsten gestanden, und die erste Geisterscene wird dadurch nicht verlieren. Der neue König giebt sodann dem Horatio Audienz und schickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald anlanden werde, indeß Horatio den Auftrag erhalt, die Rustung derselben zu beschleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünschte, mit Horatio zur See gehe.

Gott sey Dank! rief Serlo, so werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die immer ein leidiger Anstoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut: denn außer den zwei einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuschauer sich nichts zu denken; das Uebrige sieht er alles, das Uebrige geht alles vor, anstatt daß sonst seine Einbildungskraft in der ganzen Welt herumgejagt wurde.

Sie sehen leicht, versetzte Wilhelm, wie ich nunmehr auch das Uebrige zusammen halten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Missethat seines Stiefvaters entdeckt, so rath ihm dieser, mit nach Norwegen zu gehen, sich der Armee zu versichern und mit gewaffneter Hand zurück zu kehren. Da Hamlet dem König und der Königin zu gefährlich wird, haben sie kein näheres Mittel, ihn los zu werden, als ihn nach der Flotte zu schicken, und ihm Rosenkranz und Güldenstern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurück kommt, soll dieser bis zum Meuchelmord erbitzte Jüngling ihm nachgeschickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünstigen Windes liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück, seine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; sein Zusammentreffen mit Laertes in Ophelions

Grabe iſt ein großer unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſey, Hamlet auf der Stelle los zu werden; das Feſt der Abreiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feierlich begangen, wobei man Ritterſpiele hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf niemand übrig bleiben. Hamlet giebt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio.

Nur geſchwind, verſetzte Serlo, ſetzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beifall; nur daß die Luft nicht verraucht.

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte ſich ſchon lange mit einer Ueberſetzung Hamlets abgegeben; er hatte ſich dabei der geiſtvollen Wieland'ſchen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakſpear'n zuerſt kennen lernte. Was in derſelben ausgelaſſen war, fugte er hinzu, und ſo war er im Beſitz eines vollſtändigen Exemplars in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung ſo ziemlich einig geworden war. Er fing nun an, nach ſeinem Plane auszuheben und einzuſchieben, zu trennen, und zu verbinden, zu verändern und oft wieder herzuſtellen; denn ſo zufrieden er auch mit ſeiner Idee war, ſo ſchien ihm doch bei der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Geſellſchaft vor. Sie bezeugten ſich ſehr zufrieden damit; beſonders machte Serlo manche günſtige Bemerkung.

Sie haben, sagte er unter anderm, sehr richtig empfunden, daß äußere Umstände dieses Stück begleiten, aber einfacher seyn müssen, als sie uns der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater vorgeht, was der Zuschauer nicht sieht, was er sich vorstellen muß, ist wie ein Hintergrund, vor dem die spielenden Figuren sich bewegen. Die große einfache Aussicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stück sehr gut thun; nähme man sie ganz weg, so ist es nur eine Familienscene, und der große Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Unschicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in seiner Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannigfaltig, beweglich, confus: so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden.

Wilhelm nahm nun wieder die Partie Shakspeare's, und zeigte, daß er für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Calper zu sehen gewohnt sind, und daß, was jenen etwas ganz Gewöhnliches sey, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und beide stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das deutsche Theater solle, dieser ernstere, einfachere Hintergrund für unsre Vorstellungsart am besten werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt; den Polonius übernahm Serlo; Aurelie, Ophelien; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, unterrichter, muntrer, neuangekommener Jüngling erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geistes war man in einiger Verlegenheit. Für beide Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo schlug den Pedanten zum Könige vor;

wogegen Wilhelm aber aufs äußerſte proteſtirte. Man konnte ſich nicht entſchließen.

Ferner hatte Wilhelm in ſeinem Stücke die beiden Rollen von Roſenkranz und Güldenſtern ſtehen laſſen. Warum haben Sie dieſe nicht in Eine verbunden? fragte Serlo; dieſe Abbreviatur iſt doch ſo leicht gemacht.

Gott bewahre mich vor ſolchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben! verſetzte Wilhelm. Das, was dieſe beiden Menſchen ſind und thun, kann nicht durch Einen vorgeſtellt werden. In ſolchen Kleinigkeiten zeigt ſich Shakſpeare's Größe. Dieſes leiſe Auftreten, dieſes Schmiegen und Biegen, dieß Jaſagen, Streicheln und Schmeicheln, dieſe Behendigkeit, dieß Schwenzeln, dieſe Allheit und Leerheit, dieſe rechtliche Schurkerei, dieſe Unfähigkeit, wie kann ſie durch Einen Menſchen ausgedruckt werden? Es ſollten ihrer wenigſtens ein Dutzend ſeyn, wenn man ſie haben könnte; denn ſie ſind blos in Geſellſchaft etwas, ſie ſind die Geſellſchaft, und Shakſpeare war ſehr beſcheiden und weiſe, daß er nur zwei ſolche Repräſentanten auftreten ließ. Ueberdieß brauche ich ſie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem Einen, guten, trefflichen Horatio contraſtirt.

Ich verſtehe Sie, ſagte Serlo, und wir können uns helfen. Den einen geben wir Elmiren (ſo nannte man die älteſte Tochter des Polterers); es kann nicht ſchaden, wenn ſie gut ausſehen, und ich will die Puppen putzen und dreſſiren, daß es eine Luſt ſeyn ſoll.

Philine freute ſich außerordentlich, daß ſie die Herzogin in der kleinen Komödie ſpielen ſollte. Das will ich ſo natürlich machen, rief ſie aus, wie man in der Geſchwindigkeit einen Zweiten heirathet, nachdem man den Erſten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beifall zu

erwerben, und jeder Mann ſoll wunſchen, der dritte zu werden.

Aurelie machte ein verdrießliches Geſicht bei dieſen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

Es iſt recht Schade, ſagte Serlo, daß wir kein Ballet haben; ſonſt ſollten Sie mir mit Ihrem erſten und zweiten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte ſollte nach dem Tact einſchlafen, und Ihre Fußchen und Wadchen würden ſich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebſt ausnehmen.

Von meinen Wadchen wiſſen Sie ja wohl nicht viel, verſetzte ſie ſchnippiſch, und was meine Fußchen betrift, rief ſie, indem ſie ſchnell unter den Tiſch reichte, ihre Pantoffelchen herauf holte und neben einander vor Serlo hinſtellte: hier ſind die Steizchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden.

Es war Ernſt! ſagte er, als er die zierlichen Halbſchuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas artigers ſehen.

Sie waren Pariſer Arbeit; Philine hatte ſie von der Grafin zum Geſchenk erhalten, einer Dame, deren ſchoner Fuß berubmt war.

Ein reizender Gegenſtand! rief Serlo; das Herz hupft mir, wenn ich ſie anſehe.

Welche Verzuckungen! ſagte Philine.

Es geht nichts über ein Paar Pantoffelchen von ſo feiner ſchoner Arbeit, rief Serlo; doch iſt ihr Klang noch reizender, als ihr Anblick. Er hub ſie auf und ließ ſie einigemal hinter einander wechſelsweiſe auf den Tiſch fallen.

Was ſoll das heißen? Nur wieder her damit! rief Philine.

Darf ich sagen, versetzte er mit verstellter Bescheidenheit und schalkhaftem Ernst, wir andern Junggesellen, die wir Nachts meist allein sind, und uns doch wie andre Menschen fürchten, und im Dunkeln uns nach Gesellschaft sehnen, besonders in Wirthshausern und fremden Orten, wo es nicht ganz geheuer ist, wir finden es gar trestlich, wenn ein gutherziges Kind uns Gesellschaft und Beistand leisten will. Es ist Nacht, man liegt im Bette, es raschelt, man schaudert, die Thure thut sich auf, man erkennt ein liebes pisperndes Stimmchen, es schleicht was herbei, die Vorhange rauschen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und husch! man ist nicht mehr allein. Ach der liebe, der einzige Klang, wenn die Absatzchen auf den Boden aufschlagen! Je zierlicher sie sind, je feiner klingt's. Man spreche mir von Philomelen, von rauschenden Bachen, vom Sauseln der Winde, und von allem, was je georgelt und gepfiffen worden ist, ich halte mich an das Klipp! Klapp! — Klipp! Klapp! ist das schönste Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorne zu horen wünscht.

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und sagte: wie ich sie krumm getreten habe! Sie sind mir viel zu weit. Dann spielte sie damit und rieb die Sohlen gegen einander. Was das heiß wird! rief sie aus, indem sie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und sie gegen Serlo hinreichte. Er war gutmüthig genug nach der Warme zu fühlen, und Klipp! Klapp! rief sie, indem sie ihm einen derben Schlag mit dem Absatz versetzte, daß er schreiend die Hand zurück zog. Ich will euch lehren bei meinen Pantoffeln was anders denken, sagte Philine lachend.

Und ich will dich lehren alte Leute wie Kinder anführen! rief Serlo dagegen, sprang auf, faßte sie mit Heftigkeit und

raubte ihr manchen Kuß, deren jeden sie sich mit ernstlichem Widerstreben gar künstlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten sich um die Gruppe, der Stuhl schlug an den Boden, und Aurelie, die von diesem Unwesen innerlich beleidigt war, stand mit Verdruß auf.

Sechstes Capitel.

Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug, und fast wollte die Gesellschaft nicht hinreichen.

Wenn das so fort geht, sagte Serlo, wird unser Soufleur auch noch aus dem Loche hervorsteigen müssen, unter uns wandeln, und zur Person werden.

Schon oft habe ich ihn an seiner Stelle bewundert, versetzte Wilhelm.

Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhelfer gibt, sagte Serlo. Kein Zuschauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verstehen jede Sylbe. Er hat sich gleichsam ein eigen Organ dazu gemacht, und ist wie ein Genius, der uns in der Noth vernehmlich zuflüstert. Er fühlt, welchen Theil seiner Rolle der Schauspieler vollkommen inne hat, und ahnet von weitem, wenn ihn das Gedächtniß verlassen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überlesen konnte, da er sie mir Wort vor Wort vorsagte, spielte ich sie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden andern

unbrauchbar machen würden: er nimmt ſo herzlichen Antheil an den Stücken, daß er pathetiſche Stellen nicht eben declamirt, aber doch affectvoll recitirt. Mit dieſer Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht.

So wie er mich, ſagte Aurelie, mit einer andern Sonderbarkeit einſt an einer ſehr gefahrlichen Stelle ſtecken ließ.

Wie war das bei ſeiner Aufmerkſamkeit möglich? fragte Wilhelm.

Er wird, verſetzte Aurelie, bei gewiſſen Stellen ſo gerührt, daß er heiße Thränen weint, und einige Augenblicke ganz aus der Faſſung kommt; und es ſind eigentlich nicht die ſogenannten rührenden Stellen, die ihn in dieſen Zuſtand verſetzen; es ſind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die ſchönen Stellen, aus welchen der reine Geiſt des Dichters gleichſam aus hellen offenen Augen hervorſieht, Stellen, bei denen wir andern uns nur höchſtens freuen, und worüber viele Tauſende wegſehen.

Und warum erſcheint er mit dieſer zarten Seele nicht auf dem Theater?

Ein heiſeres Organ und ein ſteifes Betragen ſchließen ihn von der Bühne, und ſeine hypochondriſche Natur von der Geſellſchaft aus, verſetzte Serlo. Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen! aber vergebens. Er lieſ't vortrefflich, wie ich nicht wieder habe leſen hören; niemand hält wie er, die zarte Gränzlinie zwiſchen Declamation und affectvoller Recitation.

Gefunden! rief Wilhelm, gefunden! welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauſpieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren ſoll.

Man muß ſo viel Leidenſchaft haben, wie Sie, verſetzte Serlo, um alles zu ſeinem Endzwecke zu nutzen.

Gewiß, ich war in der größten Sorge, rief Wilhelm, daß vielleicht diese Stelle wegbleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.

Das kann ich doch nicht einsehen, versetzte Aurelie.

Ich hoffe, Sie werden bald meiner Meinung seyn, sagte Wilhelm. Shakspeare führt die ankommenden Schauspieler zu einem doppelten Endzweck herein. Erst macht der Mann, der den Tod des Priamus mit so viel eigner Rührung declamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen selbst; er schärft das Gewissen des innaen schwankenden Mannes: und so wird diese Scene das Praludium zu jener, in welcher das kleine Schauspiel so große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt sich durch den Schauspieler beschämt, der an fremden, an fingirten Leiden so großen Theil nimmt; und der Gedanke, auf eben die Weise einen Versuch auf das Gewissen seines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bei ihm sogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog ist's, der den zweiten Act schließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu recitiren:

„O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sklave bin ich! — Ist es nicht unaeheuer, daß dieser Schauspieler hier, nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenschaft, seine Seele so nach seinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung sein ganzes Gesicht entfärbt: — Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochne Stimme! Sein ganzes Wesen von Einem Gefühl durchdrungen! und das alles um nichts — um Hekuba! — Was ist Hekuba für ihn oder er für Hekuba, daß er um sie weinen sollte?"

Wenn wir nur unsern Mann auf das Theater bringen können, sagte Aurelie.

Wir müssen, versetzte Serlo, ihn nach und nach hineinführen. Bei den Proben mag er die Stelle lesen, und wir

ſagen, daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm naher kommen.

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wilhelm konnte ſich nicht entſchließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlaſſen, damit der Polterer den Geiſt ſpielen könne, und meinte vielmehr, daß man noch einige Zeit warten ſollte, indem ſich doch noch einige Schauſpieler gemeldet hatten, und ſich unter ihnen der rechte Mann finden konnte.

Man kann ſich daher denken, wie verwundert Wilhelm war, als er, unter der Adreſſe ſeines Theaternamens, Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen, verſiegelt, auf ſeinem Tiſche fand!

„Du biſt, o ſonderbarer Jüngling, wir wiſſen es, in großer Verlegenheit. Du findeſt kaum Menſchen zu deinem Hamlet, geſchweige Geiſter. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares ſoll geſchehen. Haſt du Vertrauen, ſo ſoll zur rechten Stunde der Geiſt erſcheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort; dein Entſchluß wird uns bekannt werden.“

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las, und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte: die Sache ſey von Wichtigkeit; man muſſe wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen vieles hin und wieder; Aurelie war ſtill und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab ſie nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen, völlig außer Sorge zu ſeyn, und den Geiſt geduldig zu erwarten.

Ueberhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgehenden Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe, gut zu ſpielen, damit man ſie ja recht vermiſſen ſollte, und von der Neugierde auf die neue Geſellſchaft konnte er auch die beſte Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelms auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an mehr über Kunſt zu ſprechen, denn er war am Ende doch ein Deutſcher, und dieſe Nation giebt ſich gern Rechenſchaft von dem, was ſie thut. Wilhelm ſchrieb ſich manche ſolche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht ſo oft unterbrochen werden darf, denjenigen unſerer Leſer, die ſich dafür intereſſiren, ſolche dramaturgiſche Verſuche bei einer andern Gelegenheit vorlegen.

Beſonders war Serlo eines Abends ſehr luſtig, als er von der Rolle des Polonius ſprach, wie er ſie zu faſſen gedachte. Ich verſpreche, ſagte er, dießmal einen recht würdigen Mann zum Beſten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutſamkeit, Annehmlichkeit und geſchmackloſes Weſen, Freiheit und Aufpaſſen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit, da wo ſie hingehören, recht zierlich aufſtellen. Ich will einen ſolchen grauen, redlichen, ausdauernden, der Zeit dienenden Halbſchelm aufs allerhöflichſte vorſtellen und vortragen, und dazu ſollen mir die etwas rohen und groben Pinſelſtriche unſers Autors gute Dienſte leiſten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeſchmackt ſeyn, um jedem nach dem Maule zu reden, und immer ſo fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum Beſten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit ſolcher Luſt und Schalkheit übernommen.

Wenn ich nur auch von der meinigen ſo viel hoffen könnte, ſagte Aurelie. Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in dieſen Charakter zu finden. Nur eins weiß ich leider: das Gefühl, das Ophelien den Kopf verrückt, wird mich nicht verlaſſen.

Wir wollen es ja nicht ſo genau nehmen, ſagte Wilhelm: denn eigentlich hat mein Wunſch, den Hamlet zu ſpielen, mich bei allem Studium des Stücks, aufs äußerſte irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle ſtudire, deſto mehr ſehe ich, daß in meiner ganzen Geſtalt kein Zug der Phyſiognomie iſt, wie Shakſpeare ſeinen Hamlet aufſtellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle alles zuſammenhängt, ſo getraue ich mir kaum, eine leidliche Wirkung hervor zu bringen.

Sie treten mit großer Gewiſſenhaftigkeit in Ihre Laufbahn, verſetzte Serlo. Der Schauſpieler ſchickt ſich in die Rolle wie er kann, und die Rolle richtet ſich nach ihm wie ſie muß. Wie hat aber Shakſpeare ſeinen Hamlet vorgezeichnet? Iſt er Ihnen denn ſo ganz unähnlich?

Zuvörderſt iſt Hamlet blond, erwiederte Wilhelm.

Das heiß' ich weit geſucht, ſagte Aurelie. Woher ſchließen Sie das?

Als Däne, als Nordländer, iſt er blond von Hauſe aus, und hat blaue Augen.

Sollte Shakſpeare daran gedacht haben?

Beſtimmt ſind' ich es nicht ausgedrückt, aber in Verbindung mit andern Stellen ſcheint es mir unwiderſprechlich. Ihm wird das Fechten ſauer, der Schweiß läuft ihm vom Geſichte, und die Königin ſpricht: er iſt fett, laßt ihn zu Athem kommen. Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorſtellen: denn braune Leute ſind in ihrer Jugend ſelten in dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende

Melancholie, ſeine weiche Trauer, ſeine thätige Unentſchloſſenheit beſſer zu einer ſolchen Geſtalt, als wenn Sie ſich einen ſchlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entſchloſſenheit und Behendigkeit erwartet.

Sie verderben mir die Imagination, rief Aurelie, weg mit Ihrem fetten Hamlet! ſtellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein Quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autors liegt uns nicht ſo nahe, als unſer Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns homogen iſt.

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene? Serlo verſicherte, es ſey ein verächtlicher, mißverſtandener Streit; beide könnten in ihrer Art vortrefflich ſeyn, nur müßten ſie ſich in den Gränzen ihrer Gattung halten.

Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im Klaren darüber, verſetzte Wilhelm.

Wer iſt es auch? ſagte Serlo, und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme.

Sie ſprachen viel herüber und hinüber, und endlich war Folgendes ungefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung. Der Unterſchied beider Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußern Form, nicht darin, daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen ſind nur

dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu ſchreiben.

Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Begebenheiten vorgeſtellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langſam gehen, und die Geſinnungen der Hauptfigur müſſen, es ſey auf welche Weiſe es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama ſoll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß ſich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigſtens nicht im hohen Grade wirkend ſeyn; von dem dramatiſchen verlangt man Wirkung und That. Grandiſon, Clariſſe, Pamela, der Landprieſter von Wakefield, Tom Jones ſelbſt ſind, wo nicht leidende, doch retardirende Perſonen, und alle Begebenheiten werden gewiſſermaßen nach ihren Geſinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach ſich, alles widerſteht ihm, und er raumt und ruckt die Hinderniſſe aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man ſich auch daruber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl ſein Spiel erlauben könne; daß er aber immer durch die Geſinnungen der Perſonen gelenkt und geleitet werden müſſe; daß hingegen das Schickſal, das die Menſchen, ohne ihr Zuthun, durch unzuſammenhangende äußere Umſtande zu einer unvorgeſehenen Cataſtrophe hindrangt, nur im Drama Statt habe, daß der Zufall wohl pathetiſche, niemals aber tragiſche Situationen hervorbringen durfe; das Schickſal hingegen müſſe immer fürchterlich ſeyn, und werde im höchſten Sinne tragiſch, wenn es ſchuldige und unſchuldige, von einander unabhangige, Thaten in eine ungluckliche Verknüpfung bringt.

Dieſe Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet, und auf die Eigenheiten dieſes Stücks. Der Held,

ſagte man, hat eigentlich auch nur Geſinnungen; es ſind nur Begebenheiten, die zu ihm ſtoßen, und deßwegen hat das Stuck etwas von dem Gedehnten des Romans: weil aber das Schickſal den Plan gezeichnet hat, weil das Stuck von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwarts zu einer fürchterlichen That gedrangt wird, ſo iſt es im höchſten Sinne tragiſch, und leidet keinen andern als einen tragiſchen Ausgang.

Nun ſollte Leſeprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Feſt anſah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß alſo von dieſer Seite kein Anſtoß ſeyn konnte. Die ſammtlichen Schauſpieler waren mit dem Stucke bekannt, und er ſuchte ſie nur, ehe ſie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leſeprobe zu uberzeugen. Wie man von jedem Muſicus verlange, daß er, bis auf einen gewiſſen Grad, vom Blatte ſpielen könne, ſo ſolle auch jeder Schauſpieler, ja jeder wohlerzogene Menſch, ſich üben, vom Blatte zu leſen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzahlung ſogleich ihren Charakter abzugewinnen, um ſie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren helfe nichts, wenn der Schauſpieler nicht vorher in den Geiſt und Sinn des guten Schriftſtellers eingedrungen ſey; der Buchſtabe könne nichts wirken.

Serlo verſicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachſehen wolle, ſobald der Leſeprobe ihr Recht widerfahren ſey: denn gewohnlich, ſagte er, iſt nichts luſtiger, als wenn Schauſpieler von Studiren ſprechen; es kommt mir eben ſo vor, als wenn die Freimaurer von Arbeiten reden.

Die Probe lief nach Wunſch ab, und man kann ſagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Geſellſchaft ſich auf dieſe wenigen wohlangewandten Stunden grundete.

Sie haben wohl gethan, mein Freund, sagte Serlo, nachdem sie wieder allein waren, daß Sie unsern Mitarbeitern so ernstlich zusprachen, wenn ich gleich fürchte, daß sie Ihre Wünsche schwerlich erfüllen werden.

Wie so? versetzte Wilhelm.

Ich habe gefunden, sagte Serlo, daß so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gern sie sich Mährchen erzählen lassen, eben so selten ist es, eine Art von productiver Imagination bei ihnen zu finden. Bei den Schauspielern ist dieses sehr auffallend. Jeder ist sehr wohl zufrieden, eine schöne lobenswürdige brillante Rolle zu übernehmen; selten aber thut einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden setzen, ohne sich im mindesten zu bekümmern, ob ihn auch jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen, was sich der Autor beim Stück gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse, um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man sey ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man, durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft, diese Bretter in Tempel, die Pappen in Walder verwandelt, ist wenigen gegeben. Diese innere Stärke des Geistes, wodurch allein der Zuschauer getäuscht wird, diese erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illusion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff?

Lassen Sie uns daher ja nicht zu sehr auf Geist und Empfindung dringen! Das sicherste Mittel ist, wenn wir unsern Freunden mit Gelassenheit zuerst den Sinn des Buchstabens erklären, und ihnen den Verstand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann selbst dem geistreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer sie nicht hat, wird

wenigſtens niemals ganz falſch ſpielen und recitiren. Ich habe aber bei Schauſpielern, ſo wie überhaupt, keine ſchlimmere Anmaßung gefunden, als wenn jemand Anſprüche an Geiſt macht, ſo lange ihm der Buchſtabe noch nicht deutlich und gelaufig iſt.

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur erſten Theaterprobe ſehr zeitig und fand ſich auf den Brettern allein. Das Local überraſchte ihn, und gab ihm die wunderbarſten Erinnerungen. Die Wald- und Dorfdecoration ſtand genau ſo, wie auf der Bühne ſeiner Vaterſtadt; auch bei einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane lebhaft ihre Liebe bekannte, und ihm die erſte glückliche Nacht zuſagte. Die Bauernhäuſer glichen ſich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgenſonne beſchien, durch einen halb offenen Fenſterladen hereinfallend, einen Theil der Bank, die neben der Thüre ſchlecht befeſtigt war; nur leider ſchien ſie nicht wie damals auf Marianens Schooß und Buſen. Er ſetzte ſich nieder, dachte dieſer wunderbaren Uebereinſtimmung nach, und glaubte zu ahnen, daß er ſie vielleicht auf dieſem Platze bald wieder ſehen werde. Ach, und es war weiter nichts, als daß ein Nachſpiel, zu welchem dieſe Decoration gehörte, damals auf dem deutſchen Theater ſehr oft gegeben wurde.

In dieſen Betrachtungen ſtörten ihn die übrigen ankommenden Schauſpieler, mit denen zugleich zwei Theater- und Garderobenfreunde herein traten, und Wilhelmen mit Enthuſiasmus begrüßten. Der eine war gewiſſermaßen an Madame

Melina attachirt; der andere aber ein ganz reiner Freund der Schauspielkunst, und beide von der Art, wie sich jede gute Gesellschaft Freunde wünschen sollte. Man wußte nicht zu sagen, ob sie das Theater mehr kannten oder liebten. Sie liebten es zu sehr, um es recht zu kennen; sie kannten es genug, um das Gute zu schatzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bei ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unertraglich, und der herrliche Genuß, mit dem sie das Gute vor und nach kosteten, war über allen Ausdruck. Das Mechanische machte ihnen Freude, das Geistige entzückte sie, und ihre Neigung war so groß, daß auch eine zerstückelte Probe sie in eine Art von Illusion versetzte. Die Mangel schienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührte sie wie ein naher Gegenstand. Kurz sie waren Liebhaber, wie sie sich der Künstler in seinem Fache wünscht. Ihre liebste Wanderung war von den Coulissen ins Parterre, vom Parterre in die Coulissen, ihr angenehmster Aufenthalt in der Garderobe, ihre emsigste Beschaftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauspieler etwas zuzustutzen, ihr lebhaftestes Gespräch über den Effect, den man hervorgebracht hatte, und ihre beständigste Bemühung, den Schauspieler aufmerksam, thatig und genau zu erhalten, ihm etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun, und, ohne Verschwendung, der Gesellschaft manchen Genuß zu verschaffen. Sie hatten sich beide das ausschließende Recht verschafft, bei Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erscheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlets betraf, mit Wilhelmen nicht bei allen Stellen einig; hie und da gab er nach, meistens aber behauptete er seine Meinung, und im Ganzen diente diese Unterhaltung sehr zur Bildung seines Geschmacks. Er ließ die beiden Freunde sehen, wie sehr er sie schatze, und sie

dagegen weiſſagten nichts weniger von dieſen vereinten Bemühungen, als eine neue Epoche fürs deutſche Theater.

Die Gegenwart dieſer beiden Männer war bei den Proben ſehr nützlich. Beſonders überzeugten ſie unſre Schauſpieler, daß man bei der Probe Stellung und Action, wie man ſie bei der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und alles zuſammen durch Gewohnheit mechaniſch vereinigen müſſe. Beſonders mit den Händen ſolle man ja bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragiſcher Schauſpieler, der in der Probe Tabak ſchnupft, mache ſie immer bange: denn höchſt wahrſcheinlich werde er an einer ſolchen Stelle, bei der Aufführung, die Priſe vermiſſen. Ja, ſie hielten dafür, daß niemand in Stiefeln probiren ſolle, wenn die Rolle in Schuhen zu ſpielen ſey. Nichts aber, verſicherten ſie, ſchmerze ſie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten verſteckten.

Außerdem ward durch das Zureden dieſer Männer noch etwas ſehr Gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannsperſonen exerciren lernten. Da ſo viele Militairrollen vorkommen, ſagten ſie, ſieht nichts betrübter aus, als Menſchen, die nicht die mindeſte Dreſſur zeigen, in Hauptmanns- und Majors-Uniform auf dem Theater herumſchwanken zu ſehen.

Wilhelm und Laertes waren die erſten, die ſich der Pädagogik eines Unterofficiers unterwarfen, und ſetzten dabei ihre Fechtübungen mit großer Anſtrengung fort.

So viele Mühe gaben ſich beide Männer mit der Ausbildung einer Geſellſchaft, die ſich ſo glücklich zuſammengefunden hatte. Sie ſorgten für die künftige Zufriedenheit des Publicums, indeß ſich dieſes über ihre entſchiedene Liebhaberei gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht, wie viel Urſache man

hatte ihnen dankbar zu seyn, besonders da sie nicht versäumten, den Schauspielern oft den Hauptpunkt einzuschärfen, daß es nämlich ihre Pflicht sey, laut und vernehmlich zu sprechen. Sie fanden hierbei mehr Widerstand und Unwillen, als sie anfangs gedacht hatten. Die meisten wollten so gehört seyn, wie sie sprachen, und wenige bemühten sich so zu sprechen, daß man sie hören könnte. Einige schoben den Fehler aufs Gebäude, Andere sagten, man könne doch nicht schreien, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu sprechen habe.

Unsre Theaterfreunde, die eine unsägliche Geduld hatten, suchten auf alle Weise diese Verwirrung zu lösen, diesem Eigensinne beizukommen. Sie sparten weder Gründe noch Schmeicheleien, und erreichten zuletzt doch ihren Endzweck, wobei ihnen das gute Beispiel Wilhelms besonders zu Statten kam. Er bat sich aus, daß sie sich bei den Proben in die entferntesten Ecken setzen, und sobald sie ihn nicht vollkommen verstünden, mit dem Schlüssel auf die Bank pochen möchten. Er articulirte gut, sprach gemäßigt aus, steigerte den Ton stufenweise, und überschrie sich nicht in den heftigsten Stellen. Die pochenden Schlüssel hörte man bei jeder Probe weniger; nach und nach ließen sich die Andern dieselbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauses von jedermann würde verstanden werden.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie gern die Menschen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weise erreichen möchten, wieviel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen, was sich eigentlich von selbst versteht, und wie schwer es ist, denjenigen, der etwas zu leisten wünscht, zur Erkenntniß der ersten Bedingungen zu bringen, unter denen sein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nothigen Anſtalten zu Decorationen und Kleidern und was ſonſt erforderlich war zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm beſondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rückſicht auf den Contract, theils aus Ueberzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch dieſe Gefalligkeit zu gewinnen, und in der Folge deſtomehr nach ſeinen Abſichten zu lenken.

So ſollte zum Beiſpiel König und Königin bei der erſten Audienz auf dem Throne ſitzend erſcheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen ſtehen. Hamlet, ſagte er, muß ſich ruhig verhalten; ſeine ſchwarze Kleidung unterſcheidet ihn ſchon genug. Er muß ſich eher verbergen als zum Vorſchein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt iſt, wenn der König mit ihm als Sohn ſpricht, dann mag er herbei treten und die Scene ihren Gang geben.

Noch eine Hauptſchwierigkeit machten die beiden Gemalde, auf die ſich Hamlet in der Scene mit ſeiner Mutter ſo heftig beziebt. Wir ſollen, ſagte Wilhelm, in Lebensgröße beide im Grunde des Zimmers neben der Hauptthür ſichtbar ſeyn, und zwar muß der alte König in völliger Rüſtung, wie der Geiſt, auf eben der Seite hangen, wo dieſer hervortritt. Ich wünſche, daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt ſey und gleichſam über die Schulter ſehe, damit ſie dem Geiſte völlig gleiche, in dem Augenblicke, da dieſer zur Thure hinaus geht. Es wird eine ſehr große Wirkung thun, wenn in dieſem Augenblick Hamlet nach dem Geiſte und die Konigin nach dem Bilde ſieht. Der

Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unscheinbarer als jener, vorgestellt werden.

So gab es noch verschiedene Punkte, von denen wir zu sprechen vielleicht Gelegenheit haben.

Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende sterben muß? fragte Serlo.

Wie kann ich ihn am Leben erhalten, sagte Wilhelm, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja schon so weitläufig darüber gesprochen.

Aber das Publicum wünscht ihn lebendig.

Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur dießmal ist's unmöglich. Wir wünschen auch, daß ein braver nützlicher Mann, der an einer chronischen Krankheit stirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beschwört den Arzt, der ihn nicht halten kann: und so wenig als dieser einer Naturnothwendigkeit zu widerstehen vermag, so wenig können wir einer anerkannten Kunstnothwendigkeit gebieten. Es ist eine falsche Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben *wollen*, und nicht die sie haben *sollen*.

Wer das Geld bringt, kann die Waare nach seinem Sinne verlangen.

Gewissermaßen; aber ein großes Publicum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach, durch das Gute, Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst bei dieser Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm schmeicheln wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem

Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

So handelten ſie noch manches ab, das ſich beſonders auf die Frage bezog: was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was unberührt bleiben müſſe? Wir laſſen uns hierauf nicht weiter ein, ſondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets ſelbſt demjenigen Theile unſrer Leſer vor, der ſich etwa dafür intereſſiren könnte.

Zehntes Capitel.

Die Hauptprobe war vorbei; ſie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch manches zu beſorgen: denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch ſehr nothwendige Anſtalten bis auf den letzten Augenblick verſchoben worden.

So waren zum Beiſpiel die Gemälde der beiden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwiſchen Hamlet und ſeiner Mutter, von der man einen ſo großen Effect hoffte, ſah noch ſehr mager aus, indem weder der Geiſt noch ſein gemaltes Ebenbild dabei gegenwärtig war. Serlo ſcherzte bei dieſer Gelegenheit und ſagte: wir waren doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geiſt ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unſer Souffleur aus der Couliſſe den Vortrag des Geiſtes ſuppliren müßte.

Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unſern Unglauben verſcheuchen, verſetzte Wilhelm; er kommt gewiß zur rechten Zeit, und wird uns ſo gut als die Zuſchauer überraſchen.

Gewiß, rief Serlo, ich werde froh ſeyn, wenn das Stück morgen gegeben iſt: es macht uns mehr Umſtände, als ich geglaubt habe.

Aber niemand in der Welt wird froher ſeyn als ich, wenn das Stück morgen geſpielt iſt, verſetzte Philine, ſo wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von Einer Sache reden zu hören, wobei doch nichts weiter heraus kommt, als eine Repräſentation, die, wie ſo viele hundert andere, vergeſſen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottesnamen nicht ſo viel Umſtände! Die Gaſte, die vom Tiſche aufſtehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszuſetzen; ja wenn man ſie zu Hauſe reden hört, ſo iſt es ihnen kaum begreiflich, wie ſie eine ſolche Noth haben ausſtehen können.

Laſſen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem Vortheile brauchen, ſchönes Kind, verſetzte Wilhelm. Bedenken Sie, was Natur und Kunſt, was Handel, Gewerke und Gewerbe zuſammen ſchaffen müſſen, bis ein Gaſtmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Hirſch im Walde, der Fiſch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unſre Tafel zu beſetzen würdig iſt, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachläſſigkeit ſchlürft man die Sorge des entfernteſten Winzers, des Schiffers, des Kellermeiſters, beim Nachtiſche hinunter, als müſſe es nur ſo ſeyn. Und ſollten deßwegen alle dieſe Menſchen nicht arbeiten, nicht ſchaffen und bereiten, ſollte der Hausherr das alles nicht ſorgfaltig zuſammen bringen und zuſammen halten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend iſt? Aber kein Genuß iſt vorübergehend: denn der Eindruck, den er zurückläßt, iſt bleibend, und was man mit Fleiß und Anſtrengung thut, theilt dem Zuſchauer ſelbſt eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wiſſen kann, wie weit ſie wirkt.

Mir iſt alles einerlei, verſetzte Philine, nur muß ich auch dießmal erfahren, daß Manner immer im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſind. Bei all eurer Gewiſſenhaftigkeit, den großen Autor nicht verſtümmeln zu wollen, laßt ihr doch den ſchönſten Gedanken aus dem Stucke.

Den ſchönſten? rief Wilhelm.

Gewiß den ſchönſten, auf den ſich Hamlet ſelbſt was zu Gute thut.

Und der ware? rief Serlo.

Wenn Sie eine Perucke auf hatten, verſetzte Philine, wurde ich ſie Ihnen ganz ſauberlich abnehmen: denn es ſcheint nothig, daß man Ihnen das Verſtandniß eröffne.

Die andern dachten nach, und die Unterhaltung ſtockte. Man war aufgeſtanden, es war ſchon ſpat, man ſchien auseinander gehen zu wollen. Als man ſo unentſchloſſen da ſtand, fing Philine ein Liedchen, auf eine ſehr zierliche und gefallige Melodie, zu ſingen an.

Singet nicht in Trauertonen
Von der Einſamkeit der Nacht;
Nein, ſie iſt, o holde Schonen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Halfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchonſte Hälfte zwar.

Kennt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Sie machte eine leichte Verbeugung, als sie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie sprang zur Thür hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte sie die Treppe hinunter singen und mit den Absätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr eine gute Nacht wünschte, noch einige Augenblicke stehen und sagte:

Wie sie mir zuwider ist! recht meinem innern Wesen zuwider! bis auf die kleinsten Zufälligkeiten. Die rechte braune

Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder ſo reizend findet, mag ich gar nicht anſehn, und die Schramme auf der Stirne hat mir ſo was Widriges, ſo was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon ſie noch das Zeichen trage. Wohl iſt ſie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man ſich vor ihr hüten möge.

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie ſchien mit mehr Unwillen fortzufahren:

Es iſt mir beinahe unmöglich, ein freundliches höfliches Wort mit ihr zu reden, ſo ſehr haſſe ich ſie, und doch iſt ſie ſo anſchmiegend. Ich wollte, wir waren ſie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewiſſe Gefälligkeit gegen dieſes Geſchöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerkſamkeit, die an Achtung gränzt, und die ſie, bei Gott, nicht verdient!

Wie ſie iſt, bin ich ihr Dank ſchuldig, verſetzte Wilhelm; ihre Aufführung iſt zu tadeln; ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Charakter! rief Aurelie: glauben Sie, daß ſo eine Creatur einen Charakter hat? O, ihr Männer, daran erkenne ich euch! Solcher Frauen ſeyd ihr werth!

Sollten Sie mich im Verdacht haben, meine Freundin? verſetzte Wilhelm. Ich will von jeder Minute Rechenſchaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe.

Nun, nun, ſagte Aurelie, es iſt ſpät, wir wollen nicht ſtreiten. Alle wie Einer, Einer wie Alle! Gute Nacht, mein Freund! gute Nacht, mein ſeiner Paradiesvogel!

Wilhelm fragte, wie er zu dieſem Ehrentitel komme?

Ein andermal, verſetzte Aurelie, ein andermal. Man ſagt, ſie hätten keine Füße, ſie ſchwebten in der Luft, und

nährten ſich vom Aether. Es iſt aber ein Mährchen, fuhr ſie fort, eine poetiſche Fiction. Gute Nacht, laßt euch was Schönes traumen, wenn ihr Glück habt.

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das ſeinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der ſcherzende aber entſchiedne Ton Aureliens hatte ihn beleidigt: er fühlte tief, wie Unrecht ſie ihm that. Philinen konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; ſie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er ſich ſo fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht ſtolz und ſtandhaft vor ſich ſelbſt beſtehen konnte.

Eben war er im Begriff ſich auszuziehen, nach ſeinem Lager zu gehen und die Vorhange aufzuſchlagen, als er zu ſeiner größten Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bett erblickte; der eine ſtand, der andere lag. — Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhangen zu ſehen, ja es ſchien als bewegten ſie ſich; er ſtand und ſah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, verſetzte ihm den Athem; und nach einer kurzen Pauſe, in der er ſich erholt hatte, rief er gefaßt:

Stehen Sie auf, Philine! Was ſoll das heißen? Wo iſt Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Mährchen des Hauſes werden?

Es rührte ſich nichts.

Ich ſcherze nicht, fuhr er fort, dieſe Neckereien ſind bei mir übel angewandt.

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entſchloſſen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu, und riß die Vorhänge von einander. Stehen Sie auf,

ſagte er, wenn ich Ihnen nicht das Zimmer dieſe Nacht überlaſſen ſoll.

Mit großem Erſtaunen fand er ſein Bette leer, die Kiſſen und Decken in ſchönſter Ruhe. Er ſah ſich um, ſuchte nach, ſuchte alles durch, und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schranken war nichts zu ſehen; er ſuchte ängſtiger und ängſtiger; ja, ein boshafter Zuſchauer hätte glauben mögen, er ſuche um zu finden.

Kein Schlaf ſtellte ſich ein; er ſetzte die Pantoffeln auf ſeinen Tiſch, ging auf und nieder, blieb manchmal bei dem Tiſche ſtehen, und ein ſchelmiſcher Genius, der ihn belauſchte, will verſichern: er habe ſich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebſten Stelzchen beſchäftigt; er habe ſie mit einem gewiſſen Intereſſe angeſehen, behandelt, damit geſpielt, und ſich erſt gegen Morgen in ſeinen Kleidern aufs Bette geworfen, wo er unter den ſeltſamſten Phantaſien einſchlummerte.

Und wirklich ſchlief er noch, als Serlo herein trat und rief: Wo ſind Sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich ſuchte Sie auf dem Theater, wo noch ſo mancherlei zu thun iſt.

Eilftes Capitel.

Vor- und Nachmittag verfloſſen eilig. Das Haus war ſchon voll, und Wilhelm eilte, ſich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum erſten Mal anprobirte, konnte er ſie gegenwärtig anlegen; er zog ſich an, um fertig zu werden. Als er zu den Frauen ins Verſammlungszimmer kam, beriefen ſie ihn einſtimmig, daß nichts recht ſitze; der ſchöne Federbuſch ſey verſchoben, die Schnalle paſſe

nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zuſammen zu ſtecken. Die Symphonie ging an, Philine hatte etwas gegen die Krauſe einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszuſetzen. Laßt mich, ihr Kinder, rief er, dieſe Nachläſſigkeit wird mich erſt recht zum Hamlet machen. Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Symphonie hatte aufgehört und das Stück war angegangen. Er beſah ſich im Spiegel, drückte den Hut tiefer ins Geſicht und erneuerte die Schminke.

In dieſem Augenblick ſtürzte jemand herein und rief: der Geiſt! der Geiſt!

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptſorge zu denken, ob der Geiſt auch kommen werde. Nun war ſie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichſte Gaſtrolle zu erwarten. Der Theatermeiſter kam und fragte über dieſes und jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit, ſich nach dem Geſpenſt umzuſehen, und eilte nur ſich am Throne einzufinden, wo König und Königin ſchon von ihrem Hofe umgeben in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erſcheinung des Geiſtes ganz verwirrt ſprach, und faſt ſeine Rolle vergeſſen zu haben ſchien.

Der Zwiſchenvorhang ging in die Höhe und er ſah das volle Haus vor ſich. Nachdem Horatio ſeine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drangte er ſich an Hamlet, und als ob er ſich ihm, dem Prinzen, präſentire, ſagte er: der Teufel ſteckt in dem Harniſche! Er hat uns alle in Furcht gejagt.

In der Zwiſchenzeit ſah man nur zwei große Manner in weiſen Mänteln und Capuzen in den Couliſſen ſtehen, und Wilhelm, dem in der Zerſtreuung, Unruhe und Verlegenheit

der erſte Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beifall beim Abgehen begleitete, in der ſchauerlichen dramatiſchen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er ſich zuſammen und ſprach die ſo zweckmäßig angebrachte Stelle, uber das Schmauſen und Trinken der Nordlander, mit der gehorigen Gleichgultigkeit, vergaß, ſo wie die Zuſchauer, darnber des Geiſtes, und erſchrak wirklich, als Horatio ausrief: ſeht her, es kommt! Er fuhr mit Heftigkeit herum, und die edle große Geſtalt, der leiſe, unhorbare Tritt, die leichte Bewegung in der ſchwerſcheinenden Ruſtung, machten einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn, daß er wie verſteinert da ſtand, und nur mit halber Stimme: ihr Engel und himmliſchen Geiſter, beſchutzt uns! ausrufen konnte. Er ſtarrte ihn an, holte einigemal Athem, und brachte die Anrede an den Geiſt ſo verwirrt, zerſtuckt und gezwungen vor, daß die groſte Kunſt ſie nicht ſo trefflich hatte ausdrucken konnen.

Seine Ueberſetzung dieſer Stelle kam ihm ſehr zu Statten. Er hatte ſich nahe an das Original gehalten, deſſen Wortſtellung ihm die Verfaſſung eines uberraſchten, erſchreckten, von Entſetzen ergriffenen Gemuths einzig auszudrucken ſchien.

„Sey du ein guter Geiſt, ſey ein verdammter Kobold, bringe Dufte des Himmels mit dir oder Dampfe der Holle, ſey Gutes oder Boſes dein Beginnen, du kommſt in einer ſo wurdigen Geſtalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!“ —

Man ſpurte im Publico die groſte Wirkung. Der Geiſt winkte, der Prinz folgte ihm unter dem lauteſten Beifall.

Das Theater verwandelte ſich, und als ſie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geiſt unvermuthet inne und wandte ſich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu

ſtehen. Mit Verlangen und Neugierde ſah Wilhelm ſogleich zwiſchen das niedergelaſſene Viſir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Naſe erblicken. Furchtſam ausſpähend ſtand er vor ihm; allein als die erſten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein wenig rauhe Stimme ſich in den Worten hören ließ: ich bin der Geiſt deines Vaters, trat Wilhelm einige Schritte ſchaudernd zurück, und das ganze Publicum ſchauderte. Die Stimme ſchien jederman bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme ſeines Vaters zu bemerken. Dieſe wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde, den ſeltſamen Freund zu entdecken, und die Sorge, ihn zu beleidigen, ſelbſt die Unſchicklichkeit, ihm als Schauſpieler in dieſer Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengeſetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geiſtes ſeine Stellung ſo oft, ſchien ſo unbeſtimmt und verlegen, ſo aufmerkſam und ſo zerſtreut, daß ſein Spiel eine allgemeine Bewunderung, ſo wie der Geiſt ein allgemeines Entſetzen erregte. Dieſer ſprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Verdruſſes, als des Jammers, aber eines geiſtigen, langſamen und unüberſehlichen Verdruſſes. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdiſchen getrennt iſt, und doch unendlichen Leiden unterliegt. Zuletzt verſank der Geiſt, aber auf eine ſonderbare Art: denn ein leichter, grauer, durchſichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verſenkung zu ſteigen ſchien, legte ſich über ihn weg und zog ſich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlets Freunde zurück und ſchwuren auf das Schwert. Da war der alte Maulwurf ſo geſchäftig unter der Erde, daß er ihnen, wo ſie auch ſtehen mochten, immer unter den Füßen rief: Schwört! und ſie, als ob der Boden

unter ihnen brennte, ſchnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erſchien da, wo ſie ſtanden, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung, und hinterließ bei allen Zuſchauern den tiefſten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltſam ſeinen Gang fort, nichts mißglückte, alles gerieth; das Publicum bezeigte ſeine Zufriedenheit; die Luſt und der Muth der Schauſpieler ſchien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel und der lebhafteſte Beifall erſcholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürſtlichen Leichen ſprangen lebend in die Höhe und umarmten ſich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen heraustrat, auf das heftigſte beklatſcht wurde. Man wollte ihn zu keiner Anzeige eines andern Stücks laſſen, ſondern begehrte mit Ungeſtüm die Wiederholung des heutigen.

Nun haben wir gewonnen, rief Serlo, aber auch heute Abend kein vernünftig Wort mehr; alles kommt auf den erſten Eindruck an. Man ſoll ja keinem Schauſpieler übel nehmen, wenn er bei ſeinen Debuts vorſichtig und eigenſinnig iſt.

Der Caſſier kam und überreichte ihm eine ſchwere Caſſe. Wir haben gut debutirt, rief er aus, und das Vorurtheil wird uns zu Statten kommen. Wo iſt denn nun das verſprochene Abendeſſen? Wir dürfen es uns heute ſchmecken laſſen.

Sie hatten ausgemacht, daß ſie in ihren Theaterkleidern beiſammen bleiben und ſich ſelbſt ein Feſt feiern wollten.

Wilhelm hatte unternommen das Local, und Madame Melina das Eſſen zu beſorgen.

Ein Zimmer, worin man ſonſt zu malen pflegte, war aufs Beſte geſaubert, mit allerlei kleinen Decorationen umſtellt und ſo herausgeputzt worden, daß es halb einem Garten halb einem Saulengange ahnlich ſah. Beim Hereintreten wurde die Geſellſchaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feierlichen Schein durch den Dampf des ſüßeſten Raucherwerks, das man nicht geſpart hatte, uber eine wohl geſchmuckte und beſtellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anſtalten und nahm wirklich mit Anſtand Platz; es ſchien, als wenn eine königliche Familie im Geiſterreiche zuſammen kame. Wilhelm ſaß zwiſchen Aurelien und Madame Melina; Serlo zwiſchen Philinen und Elmiren; niemand war mit ſich ſelbſt noch mit ſeinem Platze unzufrieden.

Die beiden Theaterfreunde, die ſich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Gluck der Geſellſchaft. Sie waren einigemal wahrend der Vorſtellung auf die Buhne gekommen, und konnten nicht genug von ihrer eignen und von des Publicums Zufriedenheit ſprechen; nunmehr ging's aber ans Beſondere; jedes ward fur ſeinen Theil reichlich belohnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienſt nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souffleur, der beſcheiden am Ende der Tafel ſaß, ward ein groſſes Lob uber ſeinen rauhen Pyrrhus; die Fechtubung Hamlets und Laertes konnte man nicht genug erheben; Ophe-liens Trauer war uber allen Ausdruck ſchon und erhaben; von Polonius Spiel durfte man gar nicht ſprechen; jeder Gegenwartige hörte ſein Lob in dem Andern und durch ihn.

Aber auch der abweſende Geiſt nahm ſeinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem ſehr

glücklichen Organ und in einem großen Sinne gesprochen, und man wunderte sich am meisten, daß er von allem, was bei der Gesellschaft vorgegangen war, unterrichtet schien. Er glich völlig dem gemalten Bilde, als wenn er dem Künstler gestanden hatte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie schauerlich es ausgesehen habe, als er unsern von dem Gemälde hervorgetreten und vor seinem Ebenbilde vorbeigeschritten sey. Wahrheit und Irrthum habe sich dabei so sonderbar vermischt, und man habe wirklich sich überzeugt, daß die Neugierigen die eine Gestalt nicht sehe. Madame Melina ward bei dieser Gelegenheit sehr gelobt, daß sie bei dieser Stelle in die Höhe nach dem Bilde gestarrt, indeß Hamlet wieder auf den Geist gewiesen.

Man erkundigte sich, wie das Gespenst habe hereinschleichen können, und erfuhr vom Theatermeister, daß zu einer hintern Thüre, die sonst immer mit Decorationen verstellt sey, diesen Abend aber, weil man den gothischen Saal gebraucht, frei geworden, zwei große Figuren in weißen Mänteln und Capuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterscheiden können, und so seyen sie nach geendigtem dritten Act wahrscheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte besonders an ihm, daß er nicht so schneidermäßig gejammert und sogar am Ende eine Stelle, die einem so großen Helden besser zieme, seinen Sohn zu beseufzen, angebracht habe. Wilhelm hatte sie im Gedächtniß behalten und versprach sie im Manuscript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gastmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenspieler fehlten; bald aber machten sie eine sehr angenehme Erscheinung. Denn sie traten zusammen herein, sehr abenteuerlich ausgeputzt; Felix schlug den Triangel, Mignon das Tambourin und der Alte hatte die

ſchwere Harfe umgehangen und ſpielte ſie, indem er ſie vor ſich trug. Sie zogen um den Tiſch und ſangen allerlei Lieder. Man gab ihnen zu eſſen, und die Gäſte glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn ſie ihnen ſo viel ſüßen Wein gaben, als ſie nur trinken wollten; denn die Geſellſchaft ſelbſt hatte die köſtlichen Flaſchen nicht geſchont, welche dieſen Abend, als ein Geſchenk der Theaterfreunde, in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder ſprangen und ſangen fort, und beſonders war Mignon ausgelaſſen, wie man ſie niemals geſehen. Sie ſchlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem ſie bald mit druckendem Finger auf dem Felle ſchnell hin und her ſchnurrte, bald mit dem Nucken der Hand, bald mit den Knöcheln darauf pochte, ja mit abwechſelnden Rhythmen das Pergament bald wider die Knice, bald wider den Kopf ſchlug, bald ſchüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und ſo aus dem einfachſten Inſtrumente gar verſchiedene Töne hervorlockte. Nachdem ſie lange gelarmt hatten, ſetzten ſie ſich in einen Lehnſeſſel, der gerade Wilhelmen gegenuber am Tiſche leer geblieben war.

Bleibt von dem Seſſel weg! rief Serlo, er ſteht vermuthlich fur den Geiſt da; wenn er kommt, kann's euch übel geben.

Ich furchte ihn nicht, rief Mignon; kommt er, ſo ſtehen wir auf. Es iſt mein Oheim, er thut mir nichts zu Leide. Dieſe Rede verſtand niemand, als wer wußte, daß ſie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte.

Die Geſellſchaft ſah einander an, und ward noch mehr in dem Verdacht beſtarkt, daß Serlo um die Erſcheinung des Geiſtes wiſſe. Man ſchwatzte und trank und die Madchen ſahen von Zeit zu Zeit furchtſam nach der Thure.

Die Kinder, die, in dem großen Seſſel ſitzend, nur wie Pulcinellpuppen aus dem Kaſten, uber den Tiſch hervorragten,

fingen an, auf dieſe Weiſe ein Stuck aufzufuhren. Mignon machte den ſchnarrenden Ton ſehr artig nach, und ſie ſtießen zuletzt die Kopfe dergeſtalt zuſammen und auf die Tiſchkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten konnen. Mignon ward bis zur Wuth luſtig, und die Geſellſchaft, ſo ſehr ſie anfangs uber den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden, denn nun ſprang ſie auf und raſte, die Schellentrommel in der Hand, um den Tiſch herum. Ihre Haare flogen, und indem ſie den Kopf zuruck und alle ihre Glieder gleichſam in die Luft warf, ſchien ſie einer Manade ahnlich, deren wilde und beinah unmegliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erſtaunen ſetzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Larm aufgereizt, ſuchte jedermann zur Unterhaltung der Geſellſchaft etwas beizutragen. Die Frauenzimmer ſangen einige Kanons, Lacrtes ließ eine Nachtigall boren, und der Pedant gab ein Concert pianiſſimo auf der Maultrommel. Indeſſen ſpielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerlei Spiele, wobei ſich die Hande begegnen und vermiſchen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zartlichkeit. Madame Melina beſonders ſchien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verhehlen. Es war ſpat in der Nacht, und Aurelie, die faſt allein noch Herrſchaft uber ſich behalten hatte, ermahnte die Uebrigen, indem ſie aufſtand, auseinanderzugehen.

Serlo gab noch zum Abſchied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde, auf eine faſt unbegreifliche Weiſe, den Ton der Raketen, Schwarmer und Feuerrader nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, ſo war die Tauſchung vollkommen. Indeſſen war jedermann aufgeſtanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm, ſie nach Hauſe zu fuhren.

Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theatermeiſter, und ſagte: Hier iſt der Schleier, worin der Geiſt verſchwand. Er iſt an der Verſenkung hangen geblieben und wir haben ihn eben gefunden. Eine wunderbare Reliquie! rief Wilhelm, und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er ſich am linken Arm ergriffen und zugleich einen ſehr heftigen Schmerz. Mignon hatte ſich verſteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn in den Arm gebiſſen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verſchwand.

Als die Geſellſchaft in die freie Luft kam, merkte faſt jedes, daß man für dieſen Abend des Guten zu viel genoſſen hatte. Ohne Abſchied zu nehmen verlor man ſich auseinander.

Wilhelm hatte kaum ſeine Stube erreicht, als er ſeine Kleider abwarf und nach ausgelöſchtem Licht ins Bett eilte. Der Schlaf wollte ſogleich ſich ſeiner bemeiſtern; allein ein Geräuſch, das in ſeiner Stube hinter dem Ofen zu entſtehen ſchien, machte ihn aufmerkſam. Eben ſchwebte vor ſeiner erhitzten Phantaſie das Bild des gehamiſchten Königs; er richtete ſich auf, das Geſpenſt anzureden, als er ſich von zarten Armen umſchlungen, ſeinen Mund mit lebhaften Küſſen verſchloſſen, und eine Bruſt an der ſeinigen fühlte, die er wegzuſtoßen nicht Muth hatte.

Dreizehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe, und fand ſein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeſchlafenen Rauſche war ihm der Kopf düſter, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen

Beſuch machte ihn unruhig. Sein erſter Verdacht fiel auf Philinen, und doch ſchien der liebliche Körper, den er in ſeine Arme geſchloſſen hatte, nicht der ihre geweſen zu ſeyn. Unter lebhaften Liebkoſungen war unſer Freund an der Seite dieſes ſeltſamen, ſtummen Beſuches eingeſchlafen und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er ſprang auf, und indem er ſich anzog, fand er ſeine Thüre, die er ſonſt zu verriegeln pflegte, nur angelehnt, und wußte ſich nicht zu erinnern, ob er ſie geſtern Abend zugeſchloſſen hatte.

Am wunderbarſten aber erſchien ihm der Schleier des Geiſtes, den er auf ſeinem Bette fand. Er hatte ihn mit herauf gebracht und wahrſcheinlich ſelbſt dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an deſſen Saum er eine Schrift mit ſchwarzen Buchſtaben geſtickt ſah. Er entfaltete ſie und las die Worte: Zum erſten und letzten Mal! Flieh! Jüngling, flieh! Er war betroffen und wußte nicht was er ſagen ſollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühſtück. Wilhelm erſtaunte über den Anblick des Kindes, ja man kann ſagen, er erſchrak. Sie ſchien dieſe Nacht größer geworden zu ſeyn; ſie trat mit einem hohen edlen Anſtand vor ihn hin und ſah ihm ſehr ernſthaft in die Augen, ſo daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an, wie ſonſt, da ſie gewöhnlich ihm die Hand drückte, ſeine Wange, ſeinen Mund, ſeinen Arm, oder ſeine Schulter küßte, ſondern ging, nachdem ſie ſeine Sachen in Ordnung gebracht, ſtillſchweigend wieder fort.

Die Zeit einer angeſetzten Leſeprobe kam nun herbei; man verſammelte ſich und alle waren durch das geſtrige Feſt verſtimmt. Wilhelm nahm ſich zuſammen, ſo gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen ſeine ſo lebhaft gepredigten

Grundſatze zu verſtoßen. Seine groſse Uebung half ihm durch; denn Uebung und Gewohnheit muſſen in jeder Kunſt die Lücken ausfullen, welche Genie und Laune ſo oft laſſen würden.

Eigentlich aber konnte man bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zuſtand, der langer dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweiſe werden ſoll, mit einer Feierlichkeit anfangen durfe. Man feire nur, was glücklich vollendet iſt; alle Ceremonien zum Anfange erſchöpfen Luſt und Kräfte, die das Streben hervorbringen und uns bei einer fortgeſetzten Mühe beiſtehen ſollen. Unter allen Feſten iſt das Hochzeitfeſt das unſchicklichſte; keines ſollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieſes.

So ſchlich der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner jemals ſo alltaglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gahnen an; das Intereſſe an Hamlet war erſchöpft und man fand eher unbequem, daß er des folgenden Tages zum zweiten Mal vorgeſtellt werden ſollte. Wilhelm zeigte den Schleier des Geiſtes vor; man mußte daraus ſchlieſsen, daß er nicht wieder kommen werde. Serlo war beſonders dieſer Meinung; er ſchien mit den Rathſchlägen der wunderbaren Geſtalt ſehr vertraut zu ſeyn; dagegen lieſsen ſich aber die Worte: Flieh! Jüngling, flieh! nicht erklaren. Wie konnte Serlo mit jemandem einſtimmen, der den vorzüglichſten Schauſpieler ſeiner Geſellſchaft zu entfernen die Abſicht zu haben ſchien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geiſtes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beide erklarten, daß ſie ſchon einſtudirt ſeyen, und es war kein Wunder, denn bei den vielen Proben und der weitlaufigen Behandlung dieſes Stucks waren alle ſo damit bekannt geworden,

daß ſie ſammtlich gar leicht mit den Rollen hatten wechſeln können. Doch probirte man einiges in der Geſchwindigkeit, und als man ſpat genug auseinander ging, flüſterte Philine beim Abſchiede Wilhelmen leiſe zu: Ich muß meine Pantoffeln holen; du ſchiebſt doch den Riegel nicht vor? Dieſe Worte ſetzten ihn, als er auf ſeine Stube kam, in ziemliche Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gaſt der vorigen Nacht Philine geweſen, ward dadurch beſtärkt, und wir ſind auch genöthigt, uns zu dieſer Meinung zu ſchlagen, beſonders da wir die Urſachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern, ſonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging unruhig einigemal in ſeinem Zimmer auf und ab, und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeſchoben.

Auf einmal ſtürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: Meiſter! Rette das Haus! Es brennt! Wilhelm ſprang vor die Thüre und ein gewaltiger Rauch drangte ſich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gaſſe hörte man ſchon das Feuergeſchrei, und der Harfenſpieler kam, ſein Inſtrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie ſtürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

Retten Sie das Kind! rief ſie; wir wollen nach dem Uebrigen greifen.

Wilhelm, der die Gefahr nicht für ſo groß hielt, gedachte zuerſt nach dem Urſprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu erſticken. Er gab dem Alten das Kind, und befahl ihm, die ſteinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen, und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf

Aurelien, ihre Sachen auf eben dieſem Wege zu retten. Er ſelbſt drang durch den Rauch hinauf; aber vergebens ſetzte er ſich der Gefahr aus. Die Flamme ſchien von dem benachbarten Hauſe herüber zu dringen und hatte ſchon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; andre, die zur Rettung herbeieilten, litten, wie er, vom Qualm und Feuer. Doch ſprach er ihnen Muth ein und rief nach Waſſer; er beſchwor ſie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und verſprach, bei ihnen zu bleiben. In dieſem Augenblicke ſprang Mignon herauf und rief: Meiſter! rette deinen Felix! Der Alte iſt raſend! der Alte bringt ihn um! Wilhelm ſprang, ohne ſich zu beſinnen, die Treppe hinab und Mignon folgte ihm an den Ferſen.

Auf den letzten Stufen, die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entſetzen ſtehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daſelbſt aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und ſchrie; der Alte ſtand mit niedergeſenktem Haupte ſeitwärts an der Wand. Was machſt du, Unglücklicher? rief Wilhelm. Der Alte ſchwieg, Mignon hatte den Felix aufgehoben, und ſchleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinanderzuzerren und zu dämpfen ſtrebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit verſengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte ſogleich, die Kinder im Garten zu ſuchen. Auf der Schwelle eines entfernten Luſthäuschens fand er ſie, und Mignon that ihr möglichſtes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn

und konnte nichts Zusammenhangendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indessen hatte das Feuer gewaltsam mehrere Häuser ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm besah das Kind beim rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betastete es überall, es gab kein Zeichen von Schmerz von sich, es beruhigte sich vielmehr nach und nach, und fing an sich über die Flamme zu verwundern, ja sich über die schönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Balken zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er sonst verloren haben konnte; er fühlte stark, wie werth ihm diese beiden menschlichen Geschöpfe seyen, die er einer so großen Gefahr entronnen sah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an sein Herz, und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber sanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und sie festhielt.

Meister, sagte sie (noch niemals, als diesen Abend, hatte sie ihm diesen Namen gegeben, denn anfangs pflegte sie ihn Herr, und nachher Vater zu nennen), Meister! wir sind einer großen Gefahr entronnen: denn Feuer war am Tode.

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenspieler, als sie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand gerissen und das Stroh sogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergesetzt, mit wunderlichen Geberden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Messer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie sey zugesprungen und habe ihm das Messer aus der Hand gerissen; sie habe geschrieen, und einer vom Hause, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, sey ihr zu Hülfe

gekommen, der müsse aber in der Verwirrung wieder weggegangen seyn, und den Alten und das Kind allein gelassen haben.

Zwei bis drei Häuser standen in vollen Flammen. In den Garten hatte sich niemand retten können, wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht die Kinder zu verlassen, und sah das Unglück sich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf seinem Schooße eingeschlafen, Mignon lag neben ihm und hielt seine Hand fest. Endlich hatten die getroffenen Anstalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm selbst ward in seiner leichten Kleidung der fallende Thau fast unerträglich. Er führte sie zu den Trümmern des zusammengestürzten Gebäudes, und sie fanden neben einem Kohlen- und Aschenhaufen eine sehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zusammen. Jedermann hatte sich gerettet, niemand hatte viel verloren.

Wilhelms Koffer fand sich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigstens einiger Scenen, die mit neuen Schauspielern besetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizei. Die Geistlichkeit verlangte: daß nach einem solchen Strafgerichte Gottes das Schauspielhaus geschlossen bleiben sollte, und Serlo behauptete: daß theils zum Ersatz dessen, was er diese Nacht verloren, theils zur Aufheiterung der erschreckten Gemüther, die Aufführung eines interessanten Stückes

mehr als jemals am Platz sey. Diese letzte Meinung drang durch und das Haus war gefüllt. Die Schauspieler spielten mit seltenem Feuer und mit mehr leidenschaftlicher Freiheit als das erste Mal. Die Zuschauer, deren Gefühl durch die schreckliche nächtliche Scene erbebt, und durch die lange Weile eines zerstreuten und verdorbenen Tages noch mehr auf eine interessante Unterhaltung gespannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeigezogene Zuschauer, die keine Vergleichung mit dem ersten Abend anstellen konnten. Der Polterer spielte ganz im Sinne des unbekannten Geistes, und der Pedant hatte seinem Vorgänger gleichfalls gut aufgepaßt; daneben kam ihm seine Erbärmlichkeit sehr zu Statten, daß ihm Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, trotz seines Purpurmantels und Hermelinkragens, einen zusammengeflickten Lumpen-König schalt.

Sonderbarer als er, war vielleicht niemand zum Throne gelangt; und obgleich die übrigen, besonders aber Philine, sich über seine neue Würde außerst lustig machten, so ließ er doch merken, daß der Graf, als ein großer Kenner, das und noch viel mehr von ihm beim ersten Anblick voraus gesagt habe; dagegen ermahnte ihn Philine zur Demuth und versicherte: sie werde ihm gelegentlich die Nackarmel pudern, damit er sich jener unglücklichen Nacht im Schlosse erinnern, und die Krone mit Bescheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte sich in der Geschwindigkeit nach Quartieren umgesehen, und die Gesellschaft war dadurch sehr zerstreut

worden. Wilhelm hatte das Luſthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schlüſſel dazu und richtete ſich daſelbſt ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung ſehr eng war, mußte er den Felix bei ſich behalten und Mignon wollte den Knaben nicht verlaſſen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem erſten Stocke eingenommen, Wilhelm hatte ſich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder ſchliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, ſtanden die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufſtieg; die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich ſchön. Philine hatte, beim Herausgehen aus dem Theater, ihn mit dem Ellenbogen angeſtrichen und ihm einige Worte zugeliſpelt, die er aber nicht verſtanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich, und wußte nicht, was er erwarten oder thun ſollte. Philine hatte ihn einige Tage gemieden und ihm nur dieſen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuſchließen ſollte, und die Pantöffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Abſicht war, wußte er nicht. Er wünſchte ſie nicht zu ſehen, und doch hatte er ſich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch ſchwerer auf dem Herzen lag, war das Schickſal des Harfenſpielers, den man nicht wieder gegeben hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufraumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen jedermann den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande ſey. Denn er kam ihm zuerſt von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und

die Verzweiflung im Gartengewölbe ſchien die Folge eines ſolchen unglücklichen Ereigniſſes zu ſeyn. Doch war es bei der Unterſuchung, welche die Polizei ſogleich anſtellte, wahrſcheinlich geworden, daß nicht in dem Hauſe, wo ſie wohnten, ſondern in dem dritten davon der Brand entſtanden ſey, der ſich auch ſogleich unter den Dachern weggeſchlichen hatte.

Wilhelm überlegte das alles in einer Laube ſitzend, als er in einem nahen Gange jemanden ſchleichen hörte. An dem traurigen Geſange, der ſogleich angeſtimmt ward, erkannte er den Harfenſpieler. Das Lied, das er ſehr wohl verſtehen konnte, enthielt den Troſt eines Unglücklichen, der ſich dem Wahnſinne ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich ſtehn,
Fromme Hand wird Nahrung reichen,
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird ſich glücklich ſcheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint,
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.

Unter dieſen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er ſie verſchloſſen fand, an den Spalieren überſteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn, aufzuſchließen, weil er fliehen wolle und müſſe. Wilhelm ſtellte ihm vor: daß er wohl aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt komme, und zeigte ihm, wie ſehr er ſich durch einen ſolchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte beſtand auf ſeinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach

und drangte ihn endlich halb mit Gewalt ins Gartenhaus, ſchloß ſich daſelbſt mit ihm ein und führte ein wunderbares Geſpräch mit ihm, das wir aber, um unſere Leſer nicht mit unzuſammenhangenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verſchweigen als ausführlich mittheilen.

Fünfzehntes Capitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin ſich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen ſollte, der ſo deutliche Spuren des Wahnſinns zeigte, riß ihn Laertes noch am ſelbigen Morgen. Dieſer, der nach ſeiner alten Gewohnheit überall zu ſeyn pflegte, hatte auf dem Kaffeehauſe einen Mann geſehen, der vor einiger Zeit die heftigſten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeiſtlichen anvertraut, der ſich ein beſonderes Geſchäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch dießmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt, und die Familie des Wiederhergeſtellten erzeigte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte ſogleich den Mann aufzuſuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter gewiſſen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung ſchmerzte Wilhelmen tief, und nur die Hoffnung, ihn wieder hergeſtellt zu ſehen, konnte ſie ihm einigermaßen erträglich machen, ſo ſehr war er gewohnt, den Mann um ſich zu ſehen und ſeine geiſtreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die Harfe war mit verbrannt; man ſuchte eine andere, die man ihm auf die Reiſe mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignons verzehrt, und als man ihr wieder etwas neues ſchaffen wollte, that Aurelie den Vorſchlag, daß man ſie doch endlich als Mädchen kleiden ſolle.

Nun gar nicht! rief Mignon aus und beſtand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Geſellſchaft hatte nicht viel Zeit, ſich zu beſinnen; die Vorſtellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft ins Publicum, und nur ſelten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er ſie zu hören wünſchte, ja öfters vernahm er, was ihn betrubte oder verdroß. So erzahlte zum Beiſpiel, gleich nach der erſten Aufführung Hamlets, ein junger Menſch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Abend im Schauſpielhauſe geweſen. Wilhelm lauſchte und hörte, zu ſeiner großen Beſchamung, daß der junge Mann zum Verdruß ſeiner Hintermanner den Hut aufbehalten und ihn hartnackig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er ſich mit dem größten Vergnügen erinnerte.

Ein anderer verſicherte: Wilhelm habe die Rolle des Laertes ſehr gut geſpielt; hingegen mit dem Schauſpieler, der den Hamlet unternommen, könne man nicht eben ſo zufrieden ſeyn. Dieſe Verwechslung war nicht ganz unnaturlich, denn Wilhelm und Laertes glichen ſich, wiewohl in einem ſehr entfernten Sinne.

Ein dritter lobte ſein Spiel, beſonders in der Scene mit der Mutter, aufs lebhafteſte, und bedauerte nur: daß eben in dieſem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weſte hervorgeſehen habe, wodurch die Illuſion auſſerſt geſtört worden ſey.

In dem Innern der Gesellschaft gingen indessen allerlei Veränderungen vor. Philine hatte seit jenem Abend nach dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringste Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es schien vorsetzlich, ein entfernteres Quartier gemiethet, vertrug sich mit Elmiren und kam seltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen blieb, besuchte sie manchmal, besonders da er Elmiren bei ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit sich. Beide waren im Hereintreten sehr verwundert, als sie Philinen in dem zweiten Zimmer in den Armen eines jungen Officiers sahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider an hatte, dessen abgewendetes Gesicht sie aber nicht sehen konnten. Philine kam ihren besuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verschloß das andere. Sie überraschen mich bei einem wunderbaren Abenteuer! rief sie aus.

So wunderbar ist es nicht, sagte Serlo: lassen Sie uns den hübschen, jungen, beneidenswerthen Freund sehen; Sie haben uns ohnedem schon so zugestutzt, daß wir nicht eifersüchtig seyn dürfen.

Ich muß Ihnen diesen Verdacht noch eine Zeitlang lassen, sagte Philine scherzend; doch kann ich Sie versichern, daß es nur eine gute Freundin ist, die sich einige Tage unbekannt bei mir aufhalten will. Sie sollen ihre Schicksale künftig erfahren, ja vielleicht das interessante Mädchen selbst kennen lernen, und ich werde wahrscheinlich alsdann Ursache haben, meine Bescheidenheit und Nachsicht zu üben; denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntschaft ihre alte Freundin vergessen.

Wilhelm stand versteinert da; denn gleich beim ersten Augenblick hatte ihn die rothe Uniform an den so sehr

geliebten Rock Marianens erinnert; es war ihre Geſtalt, es waren ihre blonden Haare, nur ſchien ihm der gegenwartige Officier etwas größer zu ſeyn.

Um des Himmels Willen! rief er aus, laſſen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wiſſen, laſſen Sie uns das verkleidete Mädchen ſehen. Wir ſind nun einmal Theilnehmer des Geheimniſſes; wir wollen verſprechen, wir wollen ſchwören, aber laſſen Sie uns das Mädchen ſehen!

O wie er in Feuer iſt! rief Philine, nur gelaſſen, nur geduldig, heute wird einmal nichts daraus.

So laſſen Sie uns nur ihren Namen wiſſen! rief Wilhelm.

Das ware alsdann ein ſchönes Geheimniß, verſetzte Philine.

Wenigſtens nur den Vornamen.

Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreimal durfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie konnten mich ſonſt durch den ganzen Kalender durchführen.

Gut, ſagte Wilhelm: Cecilie alſo?

Nichts von Cecilien!

Henriette?

Keinesweges! Nehmen Sie ſich in Acht! Ihre Neugierde wird ausſchlafen muſſen.

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte ſeinen Mund aufthun, aber die Sprache verſagte ihm. Mariane? ſtammelte er endlich, Mariane!

Brave! rief Philine, getroffen! indem ſie ſich nach ihrer Gewohnheit auf dem Abſatze herum drehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der ſeine Gemuthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort in Philinen zu dringen, daß ſie die Thure öffnen ſollte.

Wie verwundert waren daher beide, als Wilhelm auf einmal heftig ihre Neckerei unterbrach, ſich Philinen zu Füßen

warf und ſie mit dem lebhafteſten Ausdrucke der Leidenſchaft bat und beſchwor. Laſſen Sie mich das Mädchen ſehen, rief er aus, ſie iſt mein, es iſt meine Mariane! Sie, nach der ich mich alle Tage meines Lebens geſehnt habe, ſie, die mir noch immer ſtatt aller andern Weiber in der Welt iſt! Gehen Sie wenigſtens zu ihr hinein, ſagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Menſch hier iſt, der ſeine erſte Liebe und das ganze Glück ſeiner Jugend an ſie knüpfte. Er will ſich rechtfertigen, daß er ſie unfreundlich verließ, er will ſie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was ſie [illegible] gegen ihn gefehlt haben mag, er will ſogar keine Anſpr[illegible] an ſie mehr machen, wenn er ſie nur noch einmal ſehen kann, wenn er nur ſehen kann, daß ſie lebt und glücklich iſt!

Philine ſchüttelte den Kopf und ſagte: mein Freund, reden Sie leiſe! Betriegen wir uns nicht; und iſt das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, ſo müſſen wir ſie ſchonen, denn ſie vermuthet keinesweges, Sie hier zu ſehen. Ganz andere Angelegenheiten führen ſie hierher, und das wiſſen Sie doch, man möchte oft lieber ein Geſpenſt als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen ſehen. Ich will ſie fragen, ich will ſie vorbereiten und wir wollen überlegen, was zu thun iſt. Ich ſchreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen ſollen, oder ob Sie kommen dürfen; gehorchen Sie mir pünktlich, denn ich ſchwöre, niemand ſoll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieſes liebenswürdige Geſchöpf m[illegible] Augen ſehen. Meine Thüren werde ich beſſer verſchloſſen halten, und mit Art und Beil werden Sie mich nicht beſuchen wollen.

Wilhelm beſchwor ſie, Serlo redete ihr zu, vergebens! Beide Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird sich jedermann denken. Wie langsam die Stunden des Tages dahinzogen, in denen er Philinens Billet erwartete, läßt sich begreifen. Unglücklicherweise mußte er selbigen Abend spielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgestanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verschlossen und die Hausleute sagten: Mademoiselle sey heute früh mit einem jungen Officier weggefahren; sie habe zwar gesagt, daß sie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil sie alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer sich über diese Nachricht. Er eilte zu Laertes, und schlug ihm vor, ihr nachzueilen, und, es koste was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies seinem Freunde seine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit. Ich will wetten, sagte er, es ist niemand anders als Friedrich. Der Junge ist von gutem Hause, ich weiß es recht wohl; er ist unsinnig in das Mädchen verliebt, und hat wahrscheinlich seinen Verwandten so viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeitlang mit ihr leben kann.

Durch diese Einwendungen ward Wilhelm nicht überzeugt, doch zweifelhaft. Laertes stellte ihm vor, wie unwahrscheinlich das Mährchen sey, das Philine ihnen vorgespiegelt hatte, wie Figur und Haar sehr gut auf Friedrichen passe, wie sie bei zwölf Stunden Vorsprung so leicht nicht einzuholen seyn würden, und hauptsächlich wie Serlo keinen von ihnen beiden beim Schauspiele entbehren könne.

Durch alle diese Gründe wurde Wilhelm endlich nur so weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, selbst nachzueilen. Laertes wußte noch in selbiger Nacht einen tüchtigen Mann

zu schaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein gesetzter Mann, der mehreren Herrschaften auf Reisen als Courier und Führer gedient hatte, und eben jetzt ohne Beschäftigung stille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache, mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufsuchen und einholen, sie alsdann nicht aus den Augen lassen und die Freunde sogleich, wo und wie er sie fände, benachrichtigen solle. Er setzte sich in derselbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweideutigen Paare nach, und Wilhelm war durch diese Anstalt wenigstens einigermaßen beruhigt.

Sechzehntes Capitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Sensation weder auf dem Theater noch im Publico. Es war ihr mit allem wenig Ernst; die Frauen haßten sie durchgängig, und die Männer hatten sie lieber unter vier Augen als auf dem Theater gesehen, und so war ihr schönes und für die Bühne selbst glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Gesellschaft gaben sich desto mehr Mühe; Madame Melina besonders that sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit sehr hervor. Sie merkte, wie sonst, Wilhelmen seine Grundsätze ab, richtete sich nach seiner Theorie und seinem Beispiel, und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihrem Wesen, das sie interessanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewissen Grad. Sie wußte sich in Serlo's Launen zu schicken, und befliß sich

des Singens ihm zu Gefallen, worin ſie auch bald ſo weit kam, als man deſſen zur geſelligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangenommene Schauſpieler ward die Geſellſchaft noch vollſtändiger, und indem Wilhelm und Serlo jeder in ſeiner Art wirkte, jener bei jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, dieſer die einzelnen Theile gewiſſenhaft durcharbeitete, belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauſpieler, und das Publicum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

Wir ſind auf einem guten Wege, ſagte Serlo einſt, und wenn wir ſo fortfahren, wird das Publicum auch bald auf dem rechten ſeyn. Man kann die Menſchen ſehr leicht durch tolle und unſchickliche Darſtellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine intereſſante Weiſe vor, ſo werden ſie gewiß darnach greifen.

Was unſerm Theater hauptſächlich fehlt, und warum weder Schauſpieler noch Zuſchauer zur Beſinnung kommen, iſt, daß es darauf im Ganzen zu bunt ausſieht, und daß man nirgends eine Gränze hat, woran man ſein Urtheil anlehnen könnte. Es ſcheint mir kein Vortheil zu ſeyn, daß wir unſer Theater gleichſam zu einem unendlichen Naturſchauplatze ausgeweitet haben; doch kann jetzt weder Director noch Schauſpieler ſich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geſchmack der Nation in der Folge den rechten Kreis ſelbſt bezeichnet. Eine jede gute Societät exiſtirt nur unter gewiſſen Bedingungen, ſo auch ein gutes Theater. Gewiſſe Manieren und Redensarten, gewiſſe Gegenſtände und Arten des Betragens müſſen ausgeſchloſſen ſeyn. Man wird nicht ärmer, wenn man ſein Hausweſen zuſammenzieht.

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig oder uneinig. Wilhelm und die Meiſten waren auf der Seite des

engliſchen, Serlo und einige auf der Seite des franzöſiſchen Theaters.

Man ward einig in leeren Stunden, deren ein Schauſpieler leider ſo viele hat, in Geſellſchaft die berühmteſten Schauſpiele beider Theater durchzugehen, und das beſte und nachahmenswerthe derſelben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen franzöſiſchen Stücken. Aurelie entfernte ſich jedesmal, ſobald die Vorleſung anging. Anfangs hielt man ſie für krank; einſt aber fragte ſie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

Ich werde bei keiner ſolchen Vorleſung gegenwärtig ſeyn, ſagte ſie, denn wie ſoll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerriſſen iſt? Ich haſſe die franzöſiſche Sprache von ganzer Seele.

Wie kann man einer Sprache feind ſeyn, rief Wilhelm aus, der man den größten Theil ſeiner Bildung ſchuldig iſt, und der wir noch viel ſchuldig werden müſſen, ehe unſer Weſen eine Geſtalt gewinnen kann?

Es iſt kein Vorurtheil! verſetzte Aurelie: ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treuloſen Freund hat mir die Luſt an dieſer ſchönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich ſie jetzt von ganzem Herzen haſſe! Wahrend der Zeit unſerer freundſchaftlichen Verbindung ſchrieb er deutſch, und welch ein herzliches, wahres, kraftiges Deutſch! Nun da er mich los ſeyn wollte, fing er an franzöſiſch zu ſchreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geſchehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten ſollte. Was er in ſeiner Mutterſprache zu ſagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewiſſen hinſchreiben. Zu Reſervationen, Halbheiten und Lügen iſt es eine treffliche Sprache; ſie iſt eine perfide Sprache! ich finde, Gott ſey Dank! kein deutſches

Wort, um perfid in ſeinem ganzen Umfange auszudrücken. Unſer armſeliges treulos iſt ein unſchuldiges Kind dagegen. Perfid iſt treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation iſt zu beneiden, die ſo feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Franzöſiſch iſt recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu ſeyn, damit ſie ſich nur alle unter einander recht betriegen und belugen können! Seine franzöſiſchen Briefe ließen ſich noch immer gut genug leſen. Wenn man ſich's einbilden wollte, klangen ſie warm und ſelbſt leidenſchaftlich; doch genau beſehen, waren es Phraſen, vermaledeite Phraſen! Er hatte mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der franzöſiſchen Literatur, ſelbſt an dem ſchönen und köſtlichen Ausdruck edler Seelen in dieſer Mundart verdorben, mich ſchaudert, wenn ich ein franzöſiſches Wort höre!

Auf dieſe Weiſe konnte ſie ſtundenlang fortfahren ihren Unmuth zu zeigen und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verſtimmen. Serlo machte früher oder ſpäter ihren launiſchen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für dieſen Abend das Geſpräch zerſtört.

Ueberhaupt iſt es leider der Fall, daß alles, was durch mehrere zuſammentreffende Menſchen und Umſtände hervorgebracht werden ſoll, keine lange Zeit ſich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergeſellſchaft ſo gut wie von einem Reiche, von einem Cirkel Freunde ſo gut wie von einer Armee, läßt ſich gewöhnlich der Moment angeben, wenn ſie auf der höchſten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinſtimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit ſtanden; oft aber verändert ſich ſchnell das Perſonal, neue Glieder treten hinzu, die Perſonen paſſen nicht mehr zu den Umſtänden, die Umſtände nicht mehr zu den Perſonen; es wird alles anders,

und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald auseinander. So konnte man sagen, daß Serlo's Gesellschaft eine Zeit lang so vollkommen war, als irgend eine deutsche sich hatte rühmen können. Die meisten Schauspieler standen an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern was zu thun war. Ihre persönlichen Verhältnisse waren leidlich und jedes schien in seiner Kunst viel zu versprechen, weil jedes die ersten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte sich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur das erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann, und bald mischten sich die Leidenschaften dazwischen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege stehen, und alles so leicht auseinanderzerren, was vernünftige und wohldenkende Menschen zusammenzuhalten wünschen.

Philinens Abgang war nicht so unbedeutend als man anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geschicklichkeit Serlo zu unterhalten, und die übrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aureliens Heftigkeit mit großer Geduld, und ihr eigenstes Geschäft war, Wilhelmen zu schmeicheln. So war sie eine Art von Bindungsmittel fürs Ganze, und ihr Verlust mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebschaft nicht leben. Elmire, die in weniger Zeit herangewachsen und man könnte beinahe sagen schön geworden war, hatte schon lange seine Aufmerksamkeit erregt, und Philine war klug genug, diese Leidenschaft, die sie merkte, zu begünstigen. Man muß sich, pflegte sie zu sagen, bei Zeiten aufs Kuppeln legen; es bleibt uns doch weiter nichts übrig, wenn wir alt werden. Dadurch hatten sich Serlo und Elmire dergestalt genähert, daß sie nach Philinens Abschiede bald einig wurden, und der kleine Roman interessirte sie beide, um so mehr, als sie ihn vor dem Alten, der über

eine solche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verstanden hatte, geheim zu halten alle Ursache hatten. Elmirens Schwester war mit im Verständniß, und Serlo mußte beiden Mädchen daher vieles nachsehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Nascherei, ja wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin sie Philinen keineswegs glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß sie gleichsam nur von der Luft lebte, sehr wenig aß, und nur den Schaum eines Champagnerglases mit der größten Zierlichkeit wegschlurfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er seiner Schönen gefallen wollte, das Frühstück mit dem Mittagsessen verbinden, und an dieses durch ein Vesperbrot das Abendessen anknüpfen. Dabei hatte Serlo einen Plan, dessen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewisse Neigung zwischen Wilhelmen und Aurelien zu entdecken, und wünschte sehr, daß sie ernstlich werden möchte. Er hoffte den ganzen mechanischen Teil der Theaterwirthschaft Wilhelmen aufzubürden, und an ihm, wie an seinem ersten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Teil der Besorgung unmerklich übertragen, Aurelie führte die Casse, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach seinem Sinne. Doch war etwas, was sowohl ihn als seine Schwester heimlich kränkte.

Das Publicum hat eine eigene Art, gegen öffentliche Menschen von anerkanntem Verdienste zu verfahren; es fängt nach und nach an gleichgültig gegen sie zu werden, und bequemt sich viel geringere aber neu erscheinende Talente; es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt sich von diesen alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug, hierüber Betrachtungen anzustellen. Die neuen Ankömmlinge, besonders

die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerksamkeit, allen Beifall auf sich gezogen, und beide Geschwister mußten die meiste Zeit, nach ihren eifrigsten Bemühungen, ohne den willkommenen Klang der zusammenschlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch besondere Ursachen. Aureliens Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publicums waren Viele unterrichtet. Serlo schmeichelte zwar jedermann im Einzelnen, aber seine spitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und hülfsbedürftig, und hatten also auch sämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beschäftigung eines Regisseurs übernommen hatte, so fingen die meisten Schauspieler um desto mehr an unartig zu werden, als er nach seiner Weise etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu bringen wünschte, und besonders darauf bestand, daß alles Mechanische vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen solle.

In kurzer Zeit war das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeit lang beinahe idealisch gehalten hatte, so gemein, als man es nur irgend bei einem herumreisenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anstrengung sich mit allen Erfordernissen des Metiers bekannt gemacht und seine Person sowohl als seine Geschäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, schien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieses Handwerk weniger, als irgend ein andres, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geschäft war lästig und die Belohnung gering. Er hatte jedes andere lieber übernommen,

bei dem man doch, wenn es vorbei ist, der Ruhe des Geistes genießen kann, als dieses, wo man nach überstandenen mechanischen Mühseligkeiten noch durch die höchste Anstrengung des Geistes und der Empfindung erst das Ziel seiner Thätigkeit erreichen soll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verschwendung des Bruders hören, er mußte die Winke Serlo's mißverstehen, wenn dieser ihn zu einer Heirath mit der Schwester von ferne zu leiten suchte. Er hatte dabei seinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das tiefste drückte, indem der nach dem zweideutigen Officier fortgeschickte Bote nicht zurück kam, auch nichts von sich hören ließ, und unser Freund daher seine Mariane zum zweiten Mal verloren zu haben fürchten mußte.

Zu eben dieser Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu schließen. Er ergriff diese Zwischenzeit, um jenen Geistlichen zu besuchen, bei welchem der Harfenspieler in der Kost war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das Erste, was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf seinem Instrumente Lection gab. Er bezeugte viel Freude, Wilhelmen wieder zu sehen, stand auf und reichte ihm die Hand und sagte: Sie sehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin; Sie erlauben, daß ich fortfahre, denn die Stunden sind eingetheilt.

Der Geistliche begrüßte Wilhelmen auf das freundlichste und erzählte ihm, daß der Alte sich schon recht gut anlasse und daß man Hoffnung zu seiner völligen Genesung habe.

Ihr Gespräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnsinnige zu curiren.

Außer dem Physischen, sagte der Geistliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber

ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel vom Wahnsinne zu heilen sehr einfach. Es sind eben dieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden. Man errege ihre Selbstthatigkeit, man gewöhne sie an Ordnung, man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Seyn und Schicksal mit so Vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen von dem Gewöhnlichen sind; so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt, er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten, und ist schon viel heiterer. Er wünscht von dem Kohle zu genießen, den er pflanzt, und wünscht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geschenkt hat, recht emsig zu unterrichten, damit sie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geistlicher suche ich ihm über seine wunderbaren Scrupel nur wenig zu sagen, aber ein thatiges Leben führt so viele Ereignisse herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirksamkeit gehoben werden kann. Ich gehe sachte zu Werke; wenn ich ihm aber noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich viel gewonnen: denn es bringt uns nichts naher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie vieles ist leider nicht in unserer Erziehung und in unsern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unsere Kinder zur Tollheit vorbereiten.

Wilhelm verweilte bei diesem vernünftigen Manne einige Tage, und erfuhr die interessantesten Geschichten, nicht allein von verrückten Menschen, sondern auch von solchen, die man

für klug, ja für weise zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnsinn granzen.

Dreifach belebt aber ward die Unterhaltung, als der Medicus eintrat, der den Geistlichen, seinen Freund, öfters zu besuchen, und ihm bei seinen menschenfreundlichen Bemühungen beizustehen pflegte. Es war ein altlicher Mann, der bei einer schwachlichen Gesundheit viele Jahre in Ausübung der edelsten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte fast nicht anders als in freier Luft seyn; dabei war er äußerst gesellig und thätig, und hatte seit vielen Jahren eine besondere Neigung, mit allen Landgeistlichen Freundschaft zu stiften. Jedem, an dem er eine nutzliche Beschaftigung kannte, suchte er auf alle Weise beizustehen; andern, die noch unbestimmt waren, suchte er eine Liebhaberei einzureden; und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmannern und Gerichtshaltern in Verbindung stand, so hatte er in Zeit von zwanzig Jahren sehr viel im Stillen zur Cultur mancher Zweige der Landwirthschaft beigetragen, und alles, was dem Felde, Thieren und Menschen ersprießlich ist, in Bewegung gebracht, und so die wahrste Aufklarung befördert. Für den Menschen, sagte er, sey nur das Eine ein Unglück, wenn sich irgend eine Idee bei ihm festsetze, die keinen Einfluß ins thatige Leben habe oder ihn wohl gar vom thatigen Leben abziehe. Ich habe, sagte er, gegenwartig einen solchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunst mißglückt ist; fast gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Pastor, und dieser junge Mann wird ihn nicht weiter erzahlen.

In der Abwesenheit eines vornehmen Mannes verkleidete man, mit einem nicht ganz lobenswürdigen Scherze, einen jungen Menschen in die Hauskleidung dieses Herrn. Seine

Gemahlin sollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Posse erzahlt hat, so furchte ich doch sehr, man hatte die Absicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in sein Zimmer, glaubt sich selbst zu sehen, und fallt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald sterben werde.

Er überläßt sich Personen, die ihm mit religiösen Ideen schmeicheln, und ich sehe nicht, wie er abzuhalten ist, mit seiner Gemahlin unter die Herrenhuter zu gehen, und den größten Theil seines Vermögens, da er keine Kinder hat, seinen Verwandten zu entziehen.

Mit seiner Gemahlin? rief Wilhelm, den diese Erzählung nicht wenig erschreckt hatte, ungestüm aus.

Und leider, versetzte der Arzt, der in Wilhelms Ausrufung nur eine menschenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, ist diese Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht widerlich macht. Eben dieser junge Mensch nimmt Abschied von ihr, sie ist nicht vorsichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schließt sie in seine Arme, und drückt ihr das große mit Brillanten besetzte Portrait ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine Röthe und dann keine Spur zurück läßt. Ich bin als Mensch überzeugt, daß sie sich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieser Druck keine üblen Folgen haben werde, aber sie laßt sich nicht ausreden, es sey eine Verhartung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblick sey nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses

Uebel mit einem Krebsschaden sich endigen, und sie ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für sie und andere völlig verloren.

Ich Unglückseliger! rief Wilhelm, indem er sich vor die Stirne schlug und aus der Gesellschaft ins Feld lief. Er hatte sich noch nie in einem solchen Zustande befunden.

Der Arzt und der Geistliche, über diese seltsame Entdeckung höchlich erstaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bei dem umständlichern Bekenntniß dieser Begebenheiten sich aufs lebhafteste anklagte. Beide Männer nahmen den größten Antheil an ihm, besonders da er ihnen seine übrige Lage nun auch mit schwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung malte.

Den andern Tag ließ sich der Arzt nicht lange bitten, mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Gesellschaft zu leisten, und Aurelien, die ihr Freund in bedenklichen Umständen zurückgelassen hatte, wo möglich Hülfe zu verschaffen.

Sie fanden sie auch wirklich schlimmer, als sie vermutheten. Sie hatte eine Art von überspringendem Fieber, dem um so weniger beizukommen war, als sie die Anfälle nach ihrer Art vorsätzlich unterhielt und verstärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt, und betrug sich sehr gefällig und klug. Man sprach über den Zustand ihres Körpers und ihres Geistes, und der neue Freund erzählte manche Geschichten, wie Personen, ungeachtet einer solchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten; nichts aber sey schädlicher in solchen Fällen, als eine vorsätzliche Erneuerung leidenschaftlicher Empfindungen. Besonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Personen sehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzustellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöse Gesinnungen bei sich zu nähren bestimmt gewesen waren. Er

sagte das auf eine sehr bescheidene Weise und gleichsam historisch, und versprach dabei seinen neuen Freunden eine sehr interessante Lectüre an einem Manuscript zu verschaffen, das er aus den Händen einer nunmehr abgeschiedenen vortrefflichen Freundin erhalten habe. Es ist mir unendlich werth, sagte er, und ich vertraue Ihnen das Original selbst an. Nur der Titel ist von meiner Hand: Bekenntnisse einer schönen Seele.

Ueber diätetische und medicinische Behandlung der unglücklichen aufgespannten Aurelie vertraute der Arzt Wilhelmen noch seinen besten Rath, versprach zu schreiben und wo möglich selbst wieder zu kommen. Inzwischen hatte sich in Wilhelms Abwesenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit seiner Regie das ganze Geschäft mit einer gewissen Freiheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache gesehen, und besonders bei Kleidungen, Decorationen und Requisiten alles reichlich und anständig angeschafft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze geschmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beikommen konnte; und er fand sich hierzu um so mehr berechtigt, als Serlo selbst keine Ansprüche machte, ein genauer Wirth zu seyn, den Glanz seines Theaters gerne loben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Kosten, versicherte, daß sie keine Schulden habe, und noch so viel hergab, als nöthig war, die Schulden abzutragen, die Serlo unterdessen durch außerordentliche Freigebigkeit gegen seine Schönen und sonst etwa auf sich geladen haben mochte.

Melina, der indessen die Garderobe besorgte, hatte, kalt und heimtückisch wie er war, der Sache im Stillen zugesehen, und wußte, bei der Entfernung Wilhelms und bei der zunehmenden Krankheit Aureliens, Serlo fühlbar zu machen,

daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben, und entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkür noch lustiger leben könne. Serlo hörte das gern und Melina wagte sich mit seinem Plane hervor.

Ich will, sagte er, nicht behaupten, daß einer von den Schauspielern gegenwärtig zu viel Gage hat: es sind verdienstvolle Leute und sie würden an jedem Orte willkommen seyn; allein für die Einnahme, die sie uns verschaffen, erhalten sie doch zu viel. Mein Vorschlag wäre eine Oper einzurichten, und was das Schauspiel betrifft, so muß ich Ihnen sagen, Sie sind der Mann, allein ein ganzes Schauspiel auszumachen. Müssen Sie jetzt nicht selbst erfahren, daß man Ihre Verdienste verkennt. Nicht, weil Ihre Mitspieler vortrefflich, sondern weil sie gut sind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr widerfahren.

Stellen Sie sich, wie wohl sonst geschehen ist, nur allein hin, suchen Sie mittelmäßige, ja ich darf sagen schlechte Leute für geringe Gage an sich zu ziehen, stützen Sie das Volk, wie Sie es so sehr verstehen, im Mechanischen zu, wenden Sie das Uebrige an die Oper, und Sie werden sehen, daß Sie mit derselben Mühe und mit denselben Kosten mehr Zufriedenheit erregen, und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.

Serlo war zu sehr geschmeichelt, als daß seine Einwendungen einige Stärke hatten haben sollen. Er gestand Melina'n gerne zu, daß er bei seiner Liebhaberei zur Musik längst so etwas gewünscht habe; doch sehe er freilich ein, daß die Neigung des Publicums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bei so einer Vermischung eines Theaters, das nicht recht Oper nicht recht Schauspiel sey, nothwendig der Ueberrest von Geschmack an einem bestimmten und ausführlichen Kunstwerke sich völlig verlieren müsse.

Melina scherzte nicht ganz fein über Wilhelms pedantische Ideale dieser Art, über die Anmaßung das Publicum zu bilden, statt sich von ihm bilden zu lassen, und beide vereinigten sich mit grosser Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder sich lustig machen solle, und verbargen sich kaum, daß sie nur jener Personen loszusevn wünschten, die ihrem Plane im Wege standen. Melina bedauerte, daß die schwachliche Gesundheit Aureliens ihr kein langes Leben verspreche, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo schien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger sey, und gab dadurch zu verstehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Register von Ersparnissen, die zu machen seyen, hervor, und Serlo sah in ihm seinen ersten Schwager dreifach ersetzt. Sie fühlten wohl, daß sie sich über diese Unterredung das Geheimniß zuzusagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr aneinander geknüpft und nahmen Gelegenheit, insgeheim über alles, was vorkam, sich zu besprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen zu tadeln, und ihr neues Project in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verschwiegen auch beide über ihren Plan seyn mochten, und so wenig sie durch Worte sich verriethen, so waren sie doch nicht politisch genug, in dem Betragen ihre Gesinnungen zu verbergen. Melina widersetzte sich Wilhelmen in manchen Fallen, die in seinem Kreise lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit seiner Schwester umgegangen war, ward nur bitterer, jemehr ihre Kranklichkeit zunahm, und jemehr sie bei ihren ungleichen, leidenschaftlichen Launen Schonung verdient hatte.

Zu eben dieser Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieses Stück war sehr glücklich besetzt und alle konnten in dem beschrankten Kreise dieses Trauerspiels die ganze Mannigfaltigkeit ihres Spiels zeigen. Serlo war als Marinelli an seinem

Platze, Odoardo ward sehr gut vorgetragen, Madame Melina spielte die Mutter mit vieler Einsicht, Elmire zeichnete sich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anstand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieser Gelegenheit hatte er, sowohl mit sich selbst als mit Serlo und Aurelien, die Frage oft abgehandelt: welch ein Unterschied sich zwischen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und in wiefern jenes in diesem, dieses aber nicht in jenem enthalten zu seyn brauche?

Serlo, der selbst als Marinelli den Hofmann rein, ohne Carricatur vorstellte, äußerte über diesen Punkt manchen guten Gedanken. Der vornehme Anstand, sagte er, ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist, und eine lange anhaltende Uebung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt: denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches stolzes Wesen; man soll vielmehr nur alles vermeiden, was unwürdig, was gemein ist; man soll sich nie vergessen, immer auf sich und andere Acht haben, sich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen, und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie. Dieser ist wie ein sehr wohlgekleideter Mann: er wird sich nirgends anlehnen, und jedermann wird sich hüten, an ihn zu streichen; er unterscheidet sich vor andern, und doch darf er nicht allein stehen bleiben: denn wie in jeder Kunst, also auch in dieser, soll zuletzt das Schwerste mit Leichtigkeit ausgeführt werden; so soll der Vornehme, ungeachtet aller Absonderung, immer

mit andern verbunden ſcheinen, nirgends ſteif, uberall gewandt ſeyn, immer als der erſte erſcheinen, und ſich nie als ein ſolcher aufdringen.

Man ſieht alſo, daß man, um vornehm zu ſcheinen, wirklich vornehm ſeyn muſſe; man ſieht, warum Frauen im Durchſchnitt ſich eher dieſes Anſehen geben konnen als Manner, warum Hofleute und Soldaten am ſchnellſten zu dieſem Anſtande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun faſt an ſeiner Rolle, allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm uber das Einzelne die feinſten Bemerkungen mittheilte, und ihn dergeſtalt ausſtattete, daß er bei der Aufführung, wenigſtens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darſtellte.

Serlo hatte verſprochen ihm nach der Vorſtellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls uber ihn machen wurde; allein ein unangenehmer Streit zwiſchen Bruder und Schweſter hinderte jede kritiſche Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orſina auf eine Weiſe geſpielt, wie man ſie wohl niemals wieder ſehen wird. Sie war mit der Rolle uberhaupt ſehr bekannt, und hatte ſie in den Proben gleichgultig behandelt; bei der Aufführung ſelbſt aber zog ſie, möchte man ſagen, alle Schleuſen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darſtellung, wie ſie ſich kein Dichter in dem erſten Feuer der Erfindung hatte denken konnen. Ein unmaßiger Beifall des Publicums belohnte ihre ſchmerzlichen Bemuhungen, aber ſie lag auch halb ohnmachtig in einem Seſſel, als man ſie nach der Aufführung aufſuchte.

Serlo hatte ſchon uber ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und uber die Entblößung ihres innerſten Herzens vor dem Publicum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geſchichte bekannt war, ſeinen Unwillen zu erkennen

gesacken, und, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen gestampft. Laßt sie, sagte er, als er sie von den übrigen umgeben in dem Sessel fand, sie wird noch ehstens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall recht vollkommen seyn.

Undankbarer! rief sie aus, Unmenschlicher! Man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unsern Ohren kommt! Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte versäumt, ihr den Mantel zu bringen, die Portechaise war nicht da; es hatte geregnet und ein sehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu, denn sie war übermäßig erhitzt; sie ging vorsetzlich langsam und lobte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und den Rücken hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange, so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort fürs andere sprach; man brachte sie zu Bette, durch häufig angewandte Mittel legte sich ein Uebel, indem sich das andere zeigte. Das Fieber ward stark und ihr Zustand gefährlich.

Den andern Morgen hatte sie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelm rufen und übergab ihm einen Brief. Dieses Blatt, sagte sie, wartet schon lange auf diesen Augenblick. Ich fühle, daß das Ende meines Lebens bald heran naht; versprechen Sie mir, daß Sie es selbst abgeben und daß Sie durch wenige Worte mein Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er ist nicht fühllos, und wenigstens soll ihn mein Tod einen Augenblick schmerzen.

Wilhelm übernahm den Brief, indem er sie jedoch tröstete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

Nein, verſetzte ſie, benehmen Sie mir nicht meine nächſte Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme ſchließen.

Kurz darauf kam das vom Arzt verſprochene Manuſcript an. Sie erſuchte Wilhelmen, ihr daraus vorzuleſen, und die Wirkung, die es that, wird der Leſer am beſten beurtheilen können, wenn er ſich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Weſen unſrer armen Freundin ward auf einmal gelindert. Sie nahm den Brief zurück und ſchrieb einen andern, wie es ſchien in ſehr ſanfter Stimmung; auch forderte ſie Wilhelmen auf, ihren Freund, wenn er irgend durch die Nachricht ihres Todes betrübt werden ſollte, zu tröſten, ihn zu verſichern, daß ſie ihm verziehen habe, und daß ſie ihm alles Glück wünſche.

Von dieſer Zeit an war ſie ſehr ſtill und ſchien ſich nur mit wenigen Ideen zu beſchäftigen, die ſie ſich aus dem Manuſcript eigen zu machen ſuchte, woraus ihr Wilhelm von Zeit zu Zeit vorleſen mußte. Die Abnahme ihrer Kräfte war nicht ſichtbar, und unvermuthet fand ſie Wilhelm eines Morgens todt, als er ſie beſuchen wollte.

Bei der Achtung, die er für ſie gehabt, und bei der Gewohnheit, mit ihr zu leben, war ihm ihr Verluſt ſehr ſchmerzlich. Sie war die einzige Perſon, die es eigentlich gut mit ihm meinte, und die Kalte Serlo's in der letzten Zeit hatte er nur allzuſehr gefühlt. Er eilte daher, die aufgetragene Botſchaft auszurichten und wünſchte ſich auf einige Zeit zu entfernen. Von der andern Seite war für Melina dieſe Abreiſe ſehr erwünſcht: denn dieſer hatte ſich bei der weitläuftigen Correſpondenz, die er unterhielt, gleich mit einem Sänger und einer Sängerin eingelaſſen, die das Publicum einſtweilen durch Zwiſchenſpiele zur künftigen Oper vorbereiten ſollten.

Der Verluſt Aureliens und Wilhelms Entfernung ſollten auf dieſe Weiſe in der erſten Zeit uebertragen werden, und unſer Freund war mit allem zufrieden, was ihm ſeinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte ſich eine ſonderbar wichtige Idee von ſeinem Auftrage gemacht. Der Tod ſeiner Freundin hatte ihn tief gerührt, und da er ſie ſo frühzeitig von dem Schauplatze abtreten ſah, mußte er nothwendig gegen den, der ihr Leben verkurzt, und dieſes kurze Leben ihr ſo qualvoll gemacht, feindſelig geſinnt ſeyn.

Ungeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden, nahm er ſich doch vor, bei Ueberreichung des Briefs ein ſtrenges Gericht uber den ungetreuen Freund ergehen zu laſſen, und da er ſich nicht einer zufalligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetiſcher als billig ward. Nachdem er ſich völlig von der guten Compoſition ſeines Aufſatzes uberzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anſtalt zu ſeiner Abreiſe. Mignon war beim Einpacken gegenwartig und fragte ihn, ob er nach Suden oder nach Norden reiſe? und als ſie das letzte von ihm erfuhr, ſagte ſie: ſo will ich dich hier wieder erwarten. Sie bat ihn um die Perlenſchnur Marianens, die er dem lieben Geſchopf nicht verſagen konnte; das Halstuch hatte ſie ſchon. Dagegen ſteckte ſie ihm den Schleier des Geiſtes in den Mantelſack, ob er ihr gleich ſagte, daß ihm dieſer Flor zu keinem Gebrauch ſey.

Melina uebernahm die Regie, und ſeine Frau verſprach auf die Kinder ein mutterliches Auge zu haben, von denen ſich Wilhelm ungern losriß. Felix war ſehr luſtig beim Abſchiede, und als man ihn fragte: was er wolle mitgebracht haben, ſagte er: Hore! bringe mir einen Vater mit. Mignon

nahm den Scheidenden bei der Hand, und indem ſie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zartlichkeit, auf die Lippen drückte, ſagte ſie: Meiſter! vergiß uns nicht und komm bald wieder.

Und ſo laſſen wir unſern Freund unter tauſend Gedanken und Empfindungen ſeine Reiſe antreten, und zeichnen hier noch zum Schluſſe ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal recitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang ſo mancher ſonderbaren Ereigniſſe verhindert wurden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen,
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Sechstes Buch.

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz gesundes Kind, weiß mich aber von dieser Zeit so wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutsturz, und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinsten Umstände dieses Zufalls stehn mir noch vor Augen, als hätte er sich gestern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, so wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Genie die ersten Hülfsmittel gereicht wurden, sich nach seiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte, das war die eigentliche Gestalt meines Herzens. In dem heftigsten Husten und abmattenden Fieber war ich stille wie eine Schnecke, die sich in ihr Haus zieht; sobald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß versagt war, suchte ich mich durch Augen und Ohren schadlos zu halten. Man brachte mir Puppenwerk und Bilderbücher, und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die biblischen Geschichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenständen der Natur. Er besaß ein artiges Cabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte sie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Insecten und manche Arten von anatomischen Praparaten, Menschenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen; und damit doch auch der Fürst der Welt eine Stimme in dieser Versammlung behielte, erzahlte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmahrchen. Alles ward angenommen und alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzahlte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzenei, ohne zu fragen, wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? wie sehen sie aus? wie heißen sie? Aber die Erzahlungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ahnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldnen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wieder hergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen, ich verlangte

nach Weiben, die meine Liebe erwiederten. Hunde, Raben und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, verargten mich sehr; aber was hatte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Mährchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte. Es war ein Schafchen, das von einem Bauernmadchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war, aber in diesem artigen Thiere stak ein verwünschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthaterin durch seine Hand belohnte. So ein Schafchen hatte ich gar zu gerne besessen!

Nun wollte sich aber keines finden, und da alles neben mir so ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen so köstlichen Besitz fast vergehen. Unterdessen tröstete ich mich, indem ich solche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche deutsche Herkules der liebste; die andachtige Liebesgeschichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete seiner Valiska irgend etwas, und es begegneten ihr grausame Dinge, so betete er erst, eh er ihr zu Hulfe eilte, und die Gebete standen ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unsichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weise fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für allemal sollte Gott auch mein Vertrauter seyn.

Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was, alles durcheinander; aber die römische Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der ersten Christen, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteste Interesse.

Nun fing die Mutter an, über das stete Lesen zu schmählen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher

aus der Hand und gab ſie mir den andern wieder. Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel eben ſo fleißig geleſen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabei war meine Mutter immer ſorgfaltig, daß keine verführeriſchen Bücher in meine Hände kamen, und ich ſelbſt würde jede ſchandliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzeſſinnen waren alle äußerſt tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts mehr, als ich merken ließ, und hatte es meiſtens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zuſammen, und brachte bei meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hatte ich von Hexen gehört, ſo hätte ich auch mit der Hexerei bekannt werden müſſen.

Meiner Mutter und dieſer Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabei war etwas zu ſehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuſchneiden, war für mich ein Feſt. Dem Vater brachte ich die Eingeweide, und er redete mit mir darüber, wie mit einem jungen Studenten, und pflegte mich oft mit inniger Freude ſeinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zweite Jahr zurückgelegt. Ich lernte Franzöſiſch, Tanzen und Zeichnen, und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts was ſich auf meinen Zuſtand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war ſtolz darauf, beſſer als meines Gleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand ſetzten, von Religion zu ſchwatzen, aber

nie fiel es mir ein zu denken, wie es denn mit mir ſtehe, ob meine Seele ſo geſtaltet ſey, ob ſie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wiederglanzen konnte; das hatte ich ein für allemal ſchon vorausgeſetzt.

Franzöſiſch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeiſter war ein wackrer Mann. Er war nicht ein leichtſinniger Empiriker, nicht ein trockner Grammatiker; er hatte Wiſſenſchaften, er hatte die Welt geſehen. Zugleich mit dem Sprachunterricht ſattigte er meine Wißbegierde auf mancherlei Weiſe. Ich liebte ihn ſo ſehr, daß ich ſeine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht ſchwer, und ich wurde es weiter gebracht haben, wenn mein Meiſter Kopf und Kenntniſſe gehabt hatte; er hatte aber nur Hande und Uebung.

Tanzen war anfangs nur meine geringſte Freude; mein Körper war zu empfindlich und ich lernte nur in der Geſellſchaft meiner Schweſter. Durch den Einfall unſers Tanzmeiſters, allen ſeinen Schülern und Schulerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Luſt zu dieſer Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Madchen zeichneten ſich zwei Söhne des Hofmarſchalls aus: der jungſte ſo alt wie ich, der andere zwei Jahr alter, Kinder von einer ſolchen Schönheit, daß ſie nach dem allgemeinen Geſtandniß alles übertrafen, was man je von ſchönen Kindern geſehen hatte. Auch ich hatte ſie kaum erblickt, ſo ſah ich niemand mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerkſamkeit und wunſchte ſchön zu tanzen. Wie es kam, daß auch dieſe Knaben unter allen andern mich vorzuglich bemerkten? Genug, in der erſten Stunde waren wir die beſten Freunde, und die kleine Luſtbarkeit ging noch nicht zu Ende, ſo hatten wir

ſchon ausgemacht, wo wir uns nachſtens wieder ſehen wollten. Eine groſſe Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als beide den andern Morgen, jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenſtrauß begleitet war, ſich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwiedert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unſre jungen Bekannten luden uns ſchon jederzeit zuſammen ein, wir aber waren ſchlau genug, die Sache dergeſtalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einſahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwei Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entſchieden; ſie gefielen mir beide, und wir ſtanden aufs beſte zuſammen. Auf einmal ward der ältere ſehr krank; ich war ſelbſt ſchon oft ſehr krank geweſen, und wuſte den Leidenden durch Ueberſendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken ſchicklicher Leckerbiſſen zu erfreuen, daß ſeine Eltern die Aufmerkſamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben und mich ſammt meinen Schweſtern, ſobald er nur das Bette verlaſſen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht kindiſch, und von dem Tage an war ich für ihn entſchieden. Er warnte mich gleich, vor ſeinem Bruder geheim zu ſeyn; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eiferſucht des jüngern machte den Roman vollkommen. Er ſpielte uns tauſend Streiche; mit Luſt vernichtete er unſre Freude, und vermehrte dadurch die Leidenſchaft, die er zu zerſtören ſuchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünſchte Schafchen gefunden, und dieſe Leidenſchaft hatte, wie ſonſt eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß ſie mich ſtill machte und

mich von der ſchwarmenden Freude zurückzog. Ich war einſam und gerührt und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel Kindiſches in dem Vorgang war, ſo viel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unſerm franzöſiſchen Sprachmeiſter mußten wir täglich, ſtatt der ſonſt gewöhnlichen Ueberſetzung, Briefe von unſrer eignen Erfindung ſchreiben. Ich brachte meine Liebesgeſchichte unter dem Namen Phyllis und Damon zu Markte. Der Alte ſah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar ſehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis ins Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einſt Gelegenheit nahm, zu ſagen: wie das artig, wie das natürlich iſt! Aber die gute Phyllis mag ſich in Acht nehmen, es kann bald ernſthaft werden.

Mich verdroß, daß er die Sache nicht ſchon für ernſthaft hielt, und fragte ihn piquirt, was er unter ernſthaft verſtehe? Er ließ ſich nicht zweimal fragen, und erklärte ſich ſo deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da ſich gleich darauf bei mir der Verdruß einſtellte, und ich ihm übel nahm, daß er ſolche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und ſagte mit feuerrothen Wangen: aber, mein Herr, Phyllis iſt ein ehrbares Mädchen!

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen, und, indem wir franzöſiſch ſprachen, mit dem „honnête“ zu ſpielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerſt verwirrt. Er, der mich nicht furchtſam machen wollte, brach ab, brachte aber das Geſpräch bei andern

Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauſpiele und kleine Geſchichten, die ich bei ihm las und überſetzte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, was für ein ſchwacher Schutz die ſogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affects ſey. Ich widerſprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und ſeine Anmerkungen wurden mir zur Laſt.

Mit meinem guten Damon kam ich auch nach und nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des jüngern hatten unſern Umgang zerriſſen. Nicht lange Zeit darauf ſtarben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren ſie vergeſſen.

Phyllis wuchs nun ſchnell heran, war ganz geſund und fing an die Welt zu ſehen. Der Erbprinz vermählte ſich und trat bald darauf nach dem Tode ſeines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun gab es Komödien, Bälle und was ſich daran anſchließt, und ob uns gleich die Eltern ſo viel als möglich zurück hielten, ſo mußte man doch bei Hof, wo ich eingeführt war, erſcheinen. Die Fremden ſtrömten herbei, in allen Häuſern war große Welt, an uns ſelbſt waren einige Cavaliere empfohlen und andere introducirt, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort mich auf eine beſcheidene und doch treffende Weiſe zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit ſeiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umſtänden für ſo ſchwach zu halten; aber er redete zugleich ſo zudringlich, daß mir einſt bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn ſehr lebhaft zu ihm ſagte: weil die

Gefahr so groß und das menschliche Herz so schwach ist, so will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.

Die naive Antwort schien ihn zu freuen, er lobte meinen Vorsatz; aber es war bei mir nichts weniger als ernstlich gemeint; diesmal war es nur ein leeres Wort: denn die Empfindungen für den Unsichtbaren waren bei mir fast ganz verloschen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerstreute mich und riß mich wie ein starker Strom mit fort. Es waren die leersten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen gesunden Gedanken zu haben, und nur zu schwarmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wissenschaften; es waren deutsche Hofleute und diese Klasse hatte damals nicht die mindeste Cultur.

Ein solcher Umgang, sollte man denken, hatte mich an den Rand des Verderbens führen müssen. Ich lebte in sinnlicher Munterkeit nur so hin, ich sammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich noch an Gott; aber ich seh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen schönen, reichen und wohlgekleideten Mannern gefiel. Sie waren liederlich und versteckten es nicht, das schreckte mich zurück; ihr Gespräch zierten sie mit Zweideutigkeiten, das beleidigte mich, und ich hielt mich kalt gegen sie; ihre Unart überstieg manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir grob zu seyn.

Ueberdieß hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meisten dieser leidigen Bursche nicht allein die Tugend, sondern auch die Gesundheit eines Madchens in Gefahr sey. Nun graute mir erst vor ihnen, und ich war schon besorgt, wenn mir einer auf irgend eine Weise zu nahe

kam. Ich hütete mich vor Gläsern und Tassen, wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgestanden war. Auf diese Weise war ich moralisch und physisch sehr isolirt, und alle die Artigkeiten, die sie mir sagten, nahm ich stolz für schuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die sich damals bei uns aufhielten, zeichnete sich ein junger Mann besonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte sich in der diplomatischen Laufbahn guten Ruf erworben, und hoffte bei verschiedenen Veränderungen, die an unserm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und seine Kenntnisse und sein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Manner. Mein Vater sprach viel zu seinem Lobe, und seine schöne Gestalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn sein ganzes Wesen nicht eine Art von Selbstgefalligkeit gezeigt hatte. Ich hatte ihn gesehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie gesprochen.

Auf einem großen Balle, auf dem er sich auch befand, tanzten wir eine Menuet zusammen; auch das ging ohne nähere Bekanntschaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Gesundheit besorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer, und unterhielt mich mit ältern Freundinnen, die sich zum Spiele gesetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgesprungen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er sich von einem Nasenbluten, das ihn beim Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über mancherlei zu sprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Discurs so interessant, ob sich gleich keine Spur von Zartlichkeit drein

mischte, daß wir nun beide das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den andern darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir unser Gespräch wieder anknüpfen und schonten unsre Gesundheit sehr.

Nun war die Bekanntschaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schwestern auf, und nun fing ich erst wieder an, gewahr zu werden, was ich alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Gespräche auszudrücken verstand. Mein neuer Freund, der von jeher in der besten Gesellschaft gewesen war, hatte außer dem historischen und politischen Fache, das er ganz übersah, sehr ausgebreitete literarische Kenntnisse, und ihm blieb nichts Neues, besonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und sendete mir manch angenehmes Buch, doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverständniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer beschämen zu lassen. Selbst mein Vater, dem diese neue Gelegenheit, meinen Geist auszubilden, sehr erwünscht war, verlangte ausdrücklich, daß dieses literarische Commerz ein Geheimniß bleiben sollte.

So wahrte unser Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht sagen, daß Narciß auf irgend eine Weise Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affect; vielmehr schien der Reiz meiner jüngsten Schwester, die damals außerordentlich schön war, ihn nicht gleichgültig zu lassen. Er gab ihr im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er sehr gut sprach, und deren eigenthümliche

Redensarten er gern ins deutsche Gespräch mischte. Sie erwiederte seine Artigkeiten nicht sonderlich; sie war von einem andern Fädchen gebunden, und da sie überhaupt sehr rasch und er empfindlich war, so wurden sie nicht selten über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten wußte er sich gut zu halten, und so war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß wie lange wir noch auf diese Weise fortgelebt hatten, wären durch einen sonderbaren Zufall unsere Verhältnisse nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schwestern in ein gewisses Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Gesellschaft war zu gemischt, und es fanden sich dort oft Menschen wo nicht vom rohsten doch vom plattsten Schlage mit ein. Dießmal war Narciß auch mit geladen, und um seinetwillen war ich geneigt hin zu gehen: denn ich war doch gewiß, jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weise unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir manches auszustehen, denn einige Männer hatten stark getrunken; nach Tische sollten und mußten Pfänder gespielt werden. Es ging dabei sehr rauschend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu lösen; man gab ihm auf, der ganzen Gesellschaft etwas ins Ohr zu sagen, das jedermann angenehm wäre. Er mochte sich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm dieser eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran saß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewischt und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, sah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete, und der andere, außer sich von Wein, Zorn und Eifersucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Gesellschaft zurück gehalten werden. Ich nahm Narcissen beim Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine

Treppe hinauf in ein andres Zimmer, und weil ich meinen Freund vor seinem tollen Gegner nicht sicher glaubte, riegelte ich die Thure sogleich zu.

Wir hielten beide die Wunde nicht für ernsthaft, denn wir sahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte sich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hülfe zu schicken, konnte aber niemand ansichtig werden, denn alles war unten geblieben, den rasenden Menschen zu bandigen. Endlich kam eine Tochter des Hauses heraufgesprungen und ihre Munterkeit angstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie fast zu Tode lachen wollte. Ich bat sie dringend, mir einen Wundarzt zu schaffen, und sie, nach ihrer wilden Art, sprang gleich die Treppe hinunter, selbst einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand, und ein Handtuch, das an der Thure hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig: der Verwundete erblaßte und schien in Ohnmacht zu sinken. Niemand war in der Nähe, der mir hatte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thatige Hausfrau und wie erschrak sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle beide mit Blut überströmt sah: denn niemand hatte sich vorgestellt, daß Narciß verwundet sey; alle meinten, ich habe ihn glucklich hinaus gebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Waſſer und was nur erquicken und erfriſchen konnte, im Ueberfluß da, nun kam auch der Wundarzt und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich feſt bei der Hand, und ich wäre ohne gehalten zu werden ſtehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzuſtreichen und achtete es wenig, daß die ganze Geſellſchaft nunmehr umher ſtand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen ſtummen verbindlichen Abſchied von mir und wurde nach Hauſe getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; ſie mußte mich ganz auskleiden und ich darf nicht verſchweigen, daß ich, da man ſein Blut von meinem Körper abwuſch, zum erſten Mal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für ſchön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsſtücke wieder anziehn, und da die Perſonen im Hauſe alle kleiner oder ſtärker waren als ich, ſo kam ich in einer ſeltſamen Verkleidung zum größten Erſtaunen meiner Eltern nach Hauſe. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unſinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerſt verdrießlich. Wenig fehlte, ſo hätte mein Vater ſelbſt, ſeinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er ſchalt die anweſenden Herren, daß ſie ein ſolches meuchleriſches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet; denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann ſogleich, nachdem er geſchlagen, den Degen gezogen und Narciſſen von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erſt geführt worden, als Narciß ſelbſt zum Degen griff. Ich war unbeſchreiblich alterirt und affecirt, oder wie ſoll ich es ausdrücken; der Affect, der im tiefſten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen, wie

eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Luſt und Freude ſehr geſchickt ſind, die Liebe zuerſt zu erzeugen und im Stillen zu nahren; ſo wird ſie, die von Natur herzhaft iſt, durch den Schrecken am leichteſten angetrieben, ſich zu entſcheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arznei ein und legte es zu Bette. Mit dem frubeſten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem ſtarken Wundfieber recht krank darnieder lag.

Mein Vater ſagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und ſuchte mich wegen der Folgen, die dieſer Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es war die Rede, ob man ſich mit einer Abbitte begnugen könne, ob die Sache gerichtlich werden müſſe und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hatte, daß er dieſe Sache ohne Zweikampf geendigt zu ſehen wunſchte; allein ich blieb ſtill, denn ich hatte von meinem Vater frub gelernt, daß Weiber in ſolche Handel ſich nicht zu miſchen hatten. Uebrigens ſchien es nicht, als wenn zwiſchen den beiden Freunden etwas vorgefallen ware, das mich betroffen hatte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt ſeiner weitern Unterredung meiner Mutter. Narciß, ſagte er, ſey außerſt gerührt von meinem geleiſteten Beiſtand, habe ihn umarmt, ſich für meinen ewigen Schuldner erklart, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen ſollte; er habe ſich die Erlaubniß ausgebeten, ihn als Vater anſehn zu dürfen. Mama ſagte mir das alles treulich wieder, hangte aber die wohlmeinende Erinnerung daran, auf ſo etwas, das in der erſten Bewegung geſagt worden, dürfe man ſo ſehr nicht achten. Ja freilich, antwortete ich mit angenommener Kalte, und fühlte der Himmel weiß was und wieviel dabei.

Narciß blieb zwei Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal ſchreiben, bezeigte mir aber inzwiſchen ſein Andenken durch die verbindlichſte Aufmerkſamkeit. Alle dieſe mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der Mutter erfahren hatte, zuſammen, und beſtändig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt ſich von der Begebenheit. Man ſprach mit mir davon in einem beſondern Tone, man zog Folgerungen daraus, die, ſo ſehr ich ſie abzulehnen ſuchte, mir immer ſehr nahe gingen. Was vorher Tändelei und Gewohnheit geweſen war, ward nun Ernſt und Neigung. Die Unruhe, in der ich lebte, war um ſo heftiger, je ſorgfältiger ich ſie vor allen Menſchen zu verbergen ſuchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erſchreckte mich, und die Möglichkeit einer nahern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Eheſtandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas ſchreckhaftes.

Durch dieſe heftigen Erſchütterungen ward ich wieder an mich ſelbſt erinnert. Die bunten Bilder eines zerſtreuten Lebens, die mir ſonſt Tag und Nacht vor den Augen ſchwebten, waren auf einmal weggeblaſen. Meine Seele fing wieder an ſich zu regen; allein die ſehr unterbrochene Bekanntſchaft mit dem unſichtbaren Freunde war ſo leicht nicht wieder hergeſtellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen ſonſt ein großer Unterſchied.

Ein Zweikampf, worin der Hauptmann ſtark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erſchien. Vor allen Dingen ließ er ſich mit verbundnem Haupt und eingewickelter Hand in unſer Haus

tragen. Wie klopfte mir das Herz bei diesem Besuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Danksagungen und Höflichkeiten; doch fand er Gelegenheit, mir einige geheime Zeichen seiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu sehr vermehrt ward. Nachdem er sich völlig wieder erholt, besuchte er uns den ganzen Winter auf eben dem Fuß wie ehemals, und bei allen leisen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb alles unerörtert.

Auf diese Weise ward ich in steter Uebung gehalten. Ich konnte mich keinem Menschen vertrauen und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte diesen während vier wilder Jahre ganz vergessen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntschaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienvisiten, die ich ihm machte, und da ich überdieß, wenn ich vor ihm erschien, immer schöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies; so schien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn sein Fürst, von dem er sein Glück erwartet, sich so gegen ihn betrüge, sehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabei zu Mute. Ich hatte was ich brauchte, Gesundheit und Bequemlichkeit; wollte sich Gott mein Andenken gefallen lassen, so war es gut; wo nicht, so glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben.

So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Gestalt meiner Seele. Meine Gesinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch schon Anstalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß besuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hause war.

Nun erſchien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz, und, wenn er eine ehrenvolle, wohlbeſoldete Stelle erhielte, auch dereinſt meine Hand ſchenken wollte?

Man hatte ihn zwar in unſre Dienſte genommen; allein anfangs hielt man ihn, weil man ſich vor ſeinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn ſchnell emporgehoben hatte, und ließ ihn, weil er eignes Vermögen hatte, bei einer kleinen Beſoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zuſammen und verwies ihn an meinen Vater, an deſſen Einwilligung er nicht zu zweifeln ſchien, und mit mir erſt auf der Stelle einig ſeyn wollte. Endlich ſagte ich Ja, indem ich die Beiſtimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er ſprach alsdann mit beiden förmlich; ſie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab ſich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avanciren werde. Schweſtern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimniß auf das ſtrengſte anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verſchiedenheit zwiſchen beiden zeigte ſich ſehr groß. Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, ſo wäre es eine große Wohlthat für unſer Geſchlecht, ſelbſt wenn auf dieſes Verhältniß keine Ehe erfolgen ſollte. Die Liebe zwiſchen beiden Perſonen nimmt dadurch nicht ab, aber ſie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeußert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube beſſer als in dem ſchönſten Aufſatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Friſur gleichgültig,

und es ist nichts natürlicher, als daß er auch solid denkt, und lieber sich eine Hausfrau, als der Welt eine Puppocke zu bilden wünscht. Und so geht es durch alle Facher durch.

Hat ein solches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verstand und Kenntnisse besitzt, so lernt sie mehr, als hohe Schulen und fremde Lander geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, sondern sie sucht sich auch auf diesem Wege so immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geschlecht so nöthige und anständige Unterwerfung sogleich an; der Brautigam herrscht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und seine Geliebte sucht ihm abzumerken, was er wünscht, um es noch eher zu vollbringen als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um vieles missen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt seyn kann, das heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter diesen stillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeste Gelegenheit zu Beschwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm, das wußte er wohl und wußte es zu schatzen. Inzwischen entspann sich aus anscheinenden Kleinigkeiten etwas, das unserm Verhaltnisse nach und nach schadlich wurde.

Narciß ging als Brautigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Granzen der Tugend und Sittsamkeit waren wir sehr verschiedener Meinung. Ich wollte sicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche ebenfalls die ganze Welt hatte wissen dürfen. Er, an Naschereien gewöhnt, fand diese Diat sehr streng; hier setzte es nun beständigen

Widerſpruch; er lobte mein Verhalten und ſuchte meinen Entſchluß zu untergraben.

Mir fiel das ernſthaft meines alten Sprachmeiſters wieder ein, und zugleich das Hülfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir ſo einen lieben Bräutigam gegeben und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt concentrirte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: Bewahre mich vor Verſuchung! über die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eigner Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg; auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narciſſen todt, nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bei dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas neues anſchaffen, noch das alte der Mode gemäß aufſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der andere, doch möchte ich lieber ſagen, einer ſo läſtig als der andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit altern Perſonen ein Spiel ausmachen

konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lachelte ich vielleicht das erſte Mal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich nur denken laſſen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren:
Ich ſchien mir nur für ihn geboren,
Begehrte nichts als ſeine Gunſt.

So war ich oft in der Geſellſchaft einſam, und die völlige Einſamkeit war mir meiſtens lieber. Allein mein geſchäftiger Geiſt konnte weder ſchlafen noch traumen; ich fühlte und dachte, und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten ſich Empfindungen anderer Art in meiner Seele, die jenen nicht widerſprachen. Denn meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und ſtieß nirgend gegen meine Pflichten an. Sie widerſprachen ſich nicht und waren doch unendlich verſchieden. Narciß war das einzige Bild, das mir vorſchwebte, auf das ſich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog ſich auf kein Bild und war unausſprechlich angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der ſonſt alle meine Geheimniſſe wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die alles, was man Zuſammenhang mit dem Unſichtbaren heißen kann, mit leichten und ſchweren Waffen beſtritten. Ich las die Bücher, weil ſie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von alle dem, was darin geſtanden hatte.

Ueber Wiſſenſchaften und Kenntniſſe ging es auch nicht ohne Widerſpruch ab; er machte es wie alle Männer, ſpottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Ueber alle Gegenſtände, die Rechtsgelehrſamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu ſprechen, und indem er mir Schriften von allerlei Art beſtändig zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre: daß ein Frauenzimmer ſein Wiſſen heimlicher halten müſſe, als der Calviniſt ſeinen Glauben im katholiſchen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weiſe vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als ſonſt zu zeigen pflegte, war er der erſte, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerſtehen konnte, von meinen Vorzügen zu ſprechen.

Ein berühmter und damals wegen ſeines Einfluſſes, ſeiner Talente und ſeines Geiſtes ſehr geſchätzter Weltmann fand an unſerm Hofe großen Beifall. Er zeichnete Narciſſen beſonders aus und hatte ihn beſtändig um ſich. Sie ſtritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläufig ihre Unterredung; ich blieb mit meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen ſchriftlichen Aufſatz. Ich ſchrieb ziemlich geläufig franzöſiſch: ich hatte bei meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Correſpondenz mit meinem Freunde war in dieſer Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus franzöſiſchen Büchern nehmen. Mein Aufſatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß ſchien ſich auf ſeine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu Gute zu thun, und die Geſchichte endigte zu ſeiner großen Unzufriedenheit mit einer geiſtreichen Epiſtel in franzöſiſchen Verſen, die ihm der Graf bei ſeiner Abreiſe zuſandte, worin ihres

freundschaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende glücklich gepriesen wurde, daß er nach so manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattin was Tugend sey am sichersten erfahren würde.

Dieses Gedicht ward mir vor allen und dann aber auch fast jedermann gezeigt, und jeder dachte dabei, was er wollte. So ging es in mehreren Fällen und so mußten alle Fremden, die er schickte, in unserm Hause bekannt werden.

Eine gräfliche Familie hielt sich wegen unsres geschickten Arztes eine Zeit lang hier auf. Auch in diesem Hause war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daselbst ein, man fand bei diesen würdigen Personen eine angenehme Unterhaltung für Geist und Herz, und selbst die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Gesellschaft schienen in diesem Hause nicht so leer wie anderwärts. Jedermann wußte wie wir zusammen standen; man behandelte uns, wie es die Umstände mit sich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieser einen Bekanntschaft, weil sie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war fast ein Jahr unsrer Verbindung verstrichen, und mit ihm war auch unser Frühling dahin. Der Sommer kam und alles wurde ernsthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narciß Anspruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem sich mein ganzes Schicksal entscheiden sollte, und indeß Narciß und alle Freunde sich bei Hofe die möglichste Mühe gaben, gewisse Eindrücke, die ihm ungünstig waren, zu vertilgen, und ihm den erwünschten Platz zu verschaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unsichtbaren Freunde. Ich ward so freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei gestand ich meinen Wunsch, Narciß

möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war nicht ungestüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geschehen sollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Concurrenten besetzt. Ich erschrak heftig über die Zeitung, und eilte in mein Zimmer, das ich fest hinter mir zumachte. Der erste Schmerz los'te sich in Thränen auf; der nachste Gedanke war: es ist aber doch nicht von ungefahr geschehen, und sogleich folgte die Entschließung, es mir recht wohl gefallen zu lassen, weil auch dieses anscheinende Uebel zu meinem wahren Besten gereichen würde. Nun drangen die sanftesten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbei; ich fühlte, daß sich mit dieser Hülfe alles ausstehen ließ. Ich ging heiter zu Tische, zum Erstaunen meiner Hausgenossen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich und ich mußte ihn trösten. Auch in seiner Familie begegneten ihm Widerwartigkeiten, die ihn sehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns Statt hatte, vertraute er mir alles. Seine Negociationen in fremde Dienste zu gehen waren auch nicht glücklicher; alles fühlte ich tief um seinet- und meinetwillen, und alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen so wohl aufgenommen wurde.

Je sanfter diese Erfahrungen waren, desto öfter suchte ich sie zu erneuern, und den Trost immer da, wo ich ihn so oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht immer: es war mir wie einem, der sich an der Sonne warmen will, und dem etwas im Wege steht, das Schatten macht. Was ist das? fragte ich mich selbst. Ich spürte der Sache eifrig nach, und bemerkte deutlich, daß alles von der Beschaffenheit meiner Seele abhing; wenn die nicht ganz in der geradesten Richtung zu Gott gekehrt war, so blieb ich kalt; ich fühlte seine Rückwirkung nicht,

und konnte ſeine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweite Frage: was verhindert dieſe Richtung? Hier war ich in einem weiten Feld, und verwickelte mich in eine Unterſuchung, die beinahe das ganze zweite Jahr meiner Liebesgeſchichte fortdauerte. Ich hätte ſie früher endigen können, denn ich kam bald auf die Spur; aber ich wollte es nicht geſtehen, und ſuchte tauſend Ausflüchte.

Ich fand ſehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerſtreuung und Beſchäftigung mit unwürdigen Sachen geſtört werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo alles gleichgültig oder toll iſt? Gern hätte ich die Sache an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen, und hätte auf gerathewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf ſah; allein ich durfte nicht: mein Innres widerſprach mir zu oft. Wollte ich mich der Geſellſchaft entziehen und meine Verhältniſſe verändern, ſo konnte ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hinein geſperrt; gewiſſe Verbindungen konnte ich nicht los werden, und in der mir ſo angelegenen Sache drangten und häuften ſich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette, und ſtand nach einer ſchlafloſen Nacht auch wieder ſo auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterſtützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am erſten in Unterſuchung genommen. Nie iſt etwas für oder gegen dieſe Dinge geredet, gedacht, oder geſchrieben worden, das ich nicht aufſuchte, beſprach, las, erwog, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich dieſe Dinge, ſo war ich gewiß, Narciſſen zu beleidigen; denn er fürchtete ſich äußerſt vor dem Lächerlichen, das uns der Anſchein ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit

vor der Welt giebt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für schädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geschmack, sondern bloß um seinetwillen that, so wurde mir alles entsetzlich schwer.

Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darstellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerstreuten und meinen innern Frieden störten, so zu vernichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unsichtbaren Wesens offen bliebe, und wie schmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf diese Weise nicht beigelegt werden konnte. Denn sobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht bloß bei der Maske, sondern die Narrheit durchdrang mich sogleich durch und durch.

Darf ich hier das Gesetz einer bloß historischen Darstellung überschreiten, und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte das seyn, das meinen Geschmack und meine Sinnesart so anderte, daß ich im zweiundzwanzigsten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von diesem Alter unschuldig belustigen können? Warum waren sie mir nicht unschuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil sie mir nicht unschuldig waren, weil ich nicht, wie andre meines Gleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungesucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewahrten, das man vergebens bei Lustbarkeiten sucht, und daß in diesen höhern Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt sey.

Aber die geselligen Vergnügungen und Zerstreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen starken Reiz für mich

haben, weil es mir nicht möglich war, sie zu thun, als thäte ich sie nicht. Wie manches könnte ich jetzt mit großer Kalte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja Meister über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten werden: ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber schon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtseyn entschieden. Wenn auch etwas in mir war, das sich nach den sinnlichen Freuden hinsehnte, so konnte ich sie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch so sehr liebt, dem wird alle Lust zum Trinken vergehen, wenn er sich bei vollen Fassern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu ersticken drohete. Reine Luft ist mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft, und es hatte gleich vom Anfang an wenig Ueberlegung bei mir gekostet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narcissens Gunst zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tausendfaltigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung, auch scharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihn festhielt, entdeckte ich, daß es nur schwach war, daß es sich zerreißen lasse. Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke sey, die mich in den luftleeren Raum sperrte; nur noch so viel Kraft sie entzwei zu schlagen, und du bist gerettet!

Gedacht gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal, wie mir's ums Herz war. Narcissen hatte ich immer zartlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Wasser gestanden, hing nun an der natürlichen Luft; es konnte nicht höher steigen, als die Atmosphare warm war.

Ungluckicherweise erkaltete sie sich sehr. Narciß fing an, sich zuruckzuziehen und fremd zu thun; das stand ihm frei;

aber mein Thermometer fiel, so wie er sich zurückzog. Meine Familie bemerkte es, man befragte mich, man wollte sich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit sey, noch ferner und bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen; daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Lassen von meiner Ueberzeugung abhängen müsse; daß ich zwar niemals eigensinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle, aber da es mein eignes Glück betreffe, müsse die Entscheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Räsonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine, sonst vielleicht ganz gesunde, und von vielen sehr geliebte, Speise zu mir zu nehmen, sobald mir meine Erfahrung bewiese, daß sie mir jederzeit schädlich sey, wie ich den Gebrauch des Kaffee's zum Beispiel anführen könnte, so wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moralisch zuträglich aufdemonstriren lassen.

Da ich mich so lange im Stillen vorbereitet hatte, so waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft, und fühlte den ganzen Werth meines Entschlusses. Ich wich nicht ein Haar breit, und wem ich nicht kindlichen Respect schuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hause siegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Gesinnungen, nur waren sie bei ihr nicht zur Reife gediehen; keine Noth hatte sie gedrängt und der Muth, ihre Ueberzeugung durchzusetzen, erhöht. Sie freute sich, durch mich ihre stillen Wünsche erfüllt zu sehen. Die jüngere Schwester schien sich an mich anzuschließen; die zweite war aufmerksam und still. Die Tante hatte am

meisten einzuwenden. Die Gründe, die sie vorbrachte, schienen ihr unwiderleglich, und waren es auch, weil sie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt, ihr zu zeigen, daß sie in keinem Sinne eine Stimme in dieser Sache habe, und sie ließ nur selten merken, daß sie auf ihrem Sinne verharre. Auch war sie die einzige, die diese Begebenheit von Nahem ansah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich sage, daß sie kein Gemüth und die eingeschränktesten Begriffe hatte.

Der Vater benahm sich ganz seiner Denkart gemäß. Er sprach wenig, aber öfter mit mir über die Sache, und seine Gründe waren verständig, und als seine Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu disputiren. Aber bald veränderten sich die Scenen; ich mußte an sein Herz Anspruch machen. Gedrangt von seinem Verstande brach ich in die affectvollsten Vorstellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie sehr ich Narcissen liebte, und welchen Zwang ich mir seit zwei Jahren angethan hatte, wie gewiß ich sey, daß ich recht handle, daß ich bereit sey, diese Gewißheit mit dem Verlust des geliebten Bräutigams und anscheinenden Glücks, ja wenn es nöthig wäre, mit Hab' und Gut zu versiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlassen, und mein Brot in der Fremde verdienen, als gegen meine Einsichten handeln wolle. Er verbarg seine Rührung, schwieg einige Zeit stille und erklärte sich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied seit jener Zeit unser Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Gesellschaft auf, in der sich dieser befand. Die Sache machte Aufsehn bei Hof und in der Stadt. Man sprach darüber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, an denen das Publicum heftigen Antheil zu nehmen pflegt, weil es

verwöhnt iſt, auf die Entſchließungen ſchwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug, und wußte, daß man oft von eben den Perſonen über das getadelt wird, wozu man ſich durch ſie hat bereden laſſen, und auch ohne das würden mir bei meiner innern Verfaſſung alle ſolche vorübergehende Meinungen ſo gut als gar nicht geweſen ſeyn.

Dagegen verſagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narciſſen nachzuhängen. Er war mir unſichtbar geworden, und mein Herz hatte ſich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zartlich, gleichſam auf das neue und viel geſetzter als vorher. Wollte er meine Ueberzeugung nicht ſtören, ſo war ich die ſeine; ohne dieſe Bedingung hatte ich ein Königreich mit ihm ausgeſchlagen. Mehrere Monate lang trug ich dieſe Empfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich ſtill und ſtark genug fühlte, um ruhig und geſetzt zu Werke zu gehen, ſo ſchrieb ich ihm ein höfliches, nicht zartliches Billet, und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich ſeine Art kannte, ſich ſelbſt in geringern Dingen nicht gern zu erklären, ſondern ſtillſchweigend zu thun, was ihm gut dauchte, ſo drang ich gegenwartig mit Vorſatz in ihn. Ich erhielt eine lange und wie mir ſchien abgeſchmackte Antwort, in einem weitläufigen Styl und unbedeutenden Phraſen: daß er ohne beſſere Stellen ſich nicht einrichten, und mir ſeine Hand anbieten könne, daß ich am beſten wiſſe, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein ſo lang fortgeſetzter fruchtloſer Umgang könne meiner Renommée ſchaden, ich würde ihm erlauben, ſich in der bisherigen Entfernung zu halten; ſobald er im Stande ware, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig ſeyn.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt sey, möge es zu spat seyn, meine Renommee zu menagiren, und für diese waren mir mein Gewissen und meine Unschuld die sichersten Burgen; ihm aber gabe ich hiermit sein Wort ohne Bedenken zurück, und wünschte, daß er dabei sein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Wesentlichsten mit der ersten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle bei mir anfragen wurde, ob ich sein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß das nun so viel als nichts gesagt. Ich erklarte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache sey abgethan, und sie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das erwünschteste befördert wurde, ließ er mir seine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Gesinnungen würde zu andern haben. Ich dankte höflich, und eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg, wie man sich aus dem Schauspielhause heraus sehnt, wenn der Vorhang gefallen ist. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun sehr leicht war, eine reiche und ansehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach seiner Art glücklich wußte, so war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einigemal, noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher, ansehnliche Heirathsantrage an mich gethan wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausschlug, so sehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünscht hatten.

Nun schien mir nach einem stürmischen Marz und April das schönste Maiwetter beschert zu seyn. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemüthsruhe; ich

mochte mich umsehen, wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch gewonnen. Jung und voll Empfindung wie ich war, dauchte mir die Schöpfung tausendmal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht schamte, so hatte ich Herz, meine Liebe zu Künsten und Wissenschaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, malte, las, und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich laugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntschaften aufgab, vor der Einsamkeit grauete. Nun fand ich mich hinlanglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt. Meine Bekanntschaften wurden erst recht weitlaufig, nicht nur mit Einheimischen, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, sondern auch mit Fremden. Meine Geschichte war ruchbar geworden, und es waren viele Menschen neugierig, das Madchen zu sehen, die Gott mehr schatzte als ihren Brautigam. Es war damals überhaupt eine gewisse religiöse Stimmung in Deutschland bemerkbar. In mehreren fürstlichen und gräflichen Häusern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerksamkeit hegten, und in den geringern Standen war durchaus diese Gesinnung verbreitet.

Die grafliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun naher an sich. Sie hatte sich indessen verstärkt, indem sich einige Verwandten in die Stadt gewendet hatten. Diese schatzbaren Personen suchten meinen Umgang, wie ich den ihrigen. Sie hatten große Verwandtschaft, und ich lernte in

dieſem Hauſe einen großen Theil der Fürſten, Grafen und Herren des Reichs kennen. Meine Geſinnungen waren niemandem ein Geheimniß, und man mochte ſie ehren oder auch nur ſchonen, ſo erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weiſe ſollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns ſonſt nur im Vorbeigehen beſucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienſte ſeines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deßwegen verlaſſen, weil nicht alles nach ſeinem Sinne ging. Sein Verſtand war richtig und ſein Charakter ſtreng, und er war darin meinem Vater ſehr ähnlich; nur hatte dieſer dabei einen gewiſſen Grad von Weichheit, wodurch ihm leichter ward, in Geſchäften nachzugeben und etwas gegen ſeine Ueberzeugung nicht zu thun, aber geſchehen zu laſſen, und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für ſich oder vertraulich mit ſeiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um vieles junger, und ſeine Selbſtſtändigkeit ward durch ſeine äußern Umſtände nicht wenig beſtätigt. Er hatte eine ſehr reiche Mutter gehabt, und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuſchuſſes, anſtatt daß mein Vater bei ſeinem mäßigen Vermögen durch Beſoldung an den Dienſt feſt geknüpft war.

Noch unbiegſamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er ſchien von der Zeit an alles von ſich entfernen zu wollen, was nicht von ſeinem Willen abhing.

In der Familie ſagte man ſich gelegentlich mit einiger Selbſtgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrſcheinlich nicht

wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns schon als Erben seines großen Vermögens ansehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der übrigen ward nach diesen Hoffnungen nicht wenig gestimmt. Bei der Festigkeit seines Charakters hatte er sich gewöhnt, in der Unterredung niemand zu widersprechen, vielmehr die Meinung eines jeden freundlich anzuhören, und die Art, wie sich jeder eine Sache dachte, noch selbst durch Argumente und Beispiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte, glaubte stets mit ihm einerlei Meinung zu seyn; denn er hatte einen überwiegenden Verstand und konnte sich in alle Vorstellungsarten versetzen. Mit mir ging es ihm nicht so glücklich, denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahnung hatte, und so schonend, theilnehmend und verständig er mit mir über meine Gesinnungen sprach, so war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte sich doch der Endzweck seines ungewöhnlichen Aufenthalts bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, sich unter uns die jüngste Schwester ausersehen, um sie nach seinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß sie konnte nach ihren körperlichen und geistigen Gaben, besonders wenn sich ein ansehnliches Vermögen noch mit auf die Schale legte, auf die ersten Partien Anspruch machen. Seine Gesinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimisch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verschaffte, wovon ich sehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schwester war mit seiner Fürsorge nicht so zufrieden und nicht so dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die sie bisher sehr weislich verborgen

hatte: denn ſie fürchtete wohl, was auch wirklich geſchah, daß ich ihr auf alle mögliche Weiſe die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hatte gefallen ſollen, widerrathen würde. Ich that mein Möglichſtes, und es gelang mir. Die Abſichten des Oheims waren zu ernſthaft und zu deutlich, und die Ausſicht für meine Schweſter, bei ihrem Weltſinne, zu reizend, als daß ſie nicht eine Neigung, die ihr Verſtand ſelbſt mißbilligte, aufzugeben Kraft hatte haben ſollen.

Da ſie nun den ſanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, ſo war der Grund zu ſeinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er ſie einer Freundin, die als Oberhofmeiſterin in großem Anſehn ſtand, zur Aufſicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete ſie zu dem Ort ihres neuen Aufenthaltes. Wir konnten beide mit der Aufnahme, die wir erfuhren, ſehr zufrieden ſeyn, und manchmal mußte ich über die Perſon, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt ſpielte, heimlich lacheln.

In frühern Zeiten wurde ein ſolches Verhältniß mich ſehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bei allem, was mich umgab, ſehr gelaſſen. Ich ließ mich in großer Stille ein paar Stunden friſiren, putzte mich, und dachte nichts dabei, als daß ich in meinem Verhältniſſe dieſe Gallalivree anzuziehen ſchuldig ſey. In den angefüllten Sälen ſprach ich mit allen und jeden, ohne daß mir irgend eine Geſtalt oder ein Weſen einen ſtarken Eindruck zurückgelaſſen hatte. Wenn ich wieder nach Hauſe kam, waren müde Beine meiſt alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verſtande nützten die vielen Menſchen die ich ſah; und als Muſter aller menſchlichen Tugenden, eines guten und edlen Betragens, lernte ich einige Frauen, beſonders die

Oberhofmeisterin, kennen, unter der meine Schwester sich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht so glückliche körperliche Folgen von dieser Reise. Bei der größten Enthaltsamkeit und der genauesten Diät war ich doch nicht, wie sonst, Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufstehn und Schlafengehn, Ankleiden und Ausfahren hing nicht, wie zu Hause, von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geselligen Kreises darf man nicht stocken, ohne unhöflich zu seyn, und alles, was nöthig war, leistete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorüber gehen würde, und weil ich mich gesunder als jemals fühlte. Demungeachtet mußte dieses fremde unruhige Leben auf mich stärker, als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hause angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, so überfiel mich ein Blutsturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war und schnell vorüberging, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lection aufzusagen. Ich that es freudig. Nichts fesselte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und so war ich in dem heitersten und ruhigsten Zustande, und ward, indem ich Verzicht aufs Leben gethan hatte, beim Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszustehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beschwerde überfallen wurde, die sie noch fünf Jahre trug, ehe sie die Schuld der Natur bezahlte. In dieser Zeit gab es manche Uebung. Oft wenn ihr die Bangigkeit zu stark wurde, ließ sie uns des Nachts alle vor ihr Bette rufen, um wenigstens durch unsre Gegenwart

zerſtreut, wo nicht gebeſſert zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige Kopfſchmerzen, die aber aufs langſte nur ſechsunddreißig Stunden anhielten. Nun aber wurden ſie bleibend, und wenn ſie auf einen hohen Grad ſtiegen, ſo zerriß der Jammer mir das Herz. Bei dieſen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am meiſten, weil ſie mich hinderte, meine heiligſten, liebſten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerſt beſchwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeſchlagen, Wahrheit oder Phantaſie ſey, ob ich vielleicht nur nach andern gedacht, oder ob der Gegenſtand meines Glaubens eine Realität habe, und zu meiner größten Unterſtützung fand ich immer das letztere. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones hatte ich geſucht und gefunden, und das war, was mir alles erleichterte. Wie ein Wandrer in den Schatten, ſo eilte meine Seele nach dieſem Schutzort, wenn mich alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieſelbe zu haben ſcheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beiſpiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrſcheinlich weil ſie ſich Brief und Siegel wünſchten, um ihren Gegnern recht diplomatiſch und juriſtiſch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl ſeyn, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen ſie ſelbſt gemacht haben!

Ich darf ſagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott geſucht hatte. Es iſt unendlich viel geſagt, und doch kann und darf ich nicht mehr ſagen. So

wichtig jede Erfahrung in dem kritiſchen Augenblicke für mich war, ſo matt, ſo unbedeutend, unwahrſcheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tauſend kleine Vorgänge zuſammen, ſo gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens iſt, mir bewieſen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſey. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſt's, was ich mit gefliſſentlicher Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache mit größter Wahrheit ſagen kann.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne Syſtem befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, ſich ſeines eignen Selbſts, ohne fremde Formen, in reinem Zuſammenhang bewußt zu ſeyn? Mir war es ernſt mit meiner Seligkeit. Beſcheiden vertraute ich fremdem Anſehn; ich ergab mich völlig dem halliſchen Bekehrungsſyſtem, und mein ganzes Weſen wollte auf keine Weiſe hinpaſſen.

Nach dieſem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Noth bald mehr bald weniger die verſchuldete Strafe erkennen und den Vorſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß.

Das alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig geweſen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angſt. Nicht einen Augenblick iſt mir eine Furcht vor der Hölle angekommen, ja die Idee eines böſen Geiſtes und

eines Straf- und Qual-Ortes nach dem Tode konnte keineswegs in dem Kreise meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menschen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unsichtbaren zugeschlossen war, schon so unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für sie eine Linderung zu versprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen schienen. Ich durfte nur Menschen auf dieser Welt ansehen, die gehässigen Gefühlen in ihrem Busen Raum geben, die sich gegen das Gute von irgend einer Art verstocken und sich und andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuschließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von sich — wie über allen Ausdruck schienen mir diese Menschen elend! Wer hatte eine Hölle schaffen können, um ihren Zustand zu verschlimmern!

Diese Gemüthsbeschaffenheit blieb mir, einen Tag wie den andern, zehn Jahre lang. Sie erhielt sich durch viele Proben, auch am schmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieser Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfassung frommen aber ganz schulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundschaftlichen Verweis erdulden. Man meinte mir eben zur rechten Zeit vorzustellen, welchen Ernst man anzuwenden hatte, um in gesunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernst wollte ich es auch nicht fehlen lassen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken gewesen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für allemal nicht möglich war. Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter schmerzensvollem Ende graute mir vor

dem Tode nicht. Doch lernte ich vieles und ganz andre Sachen, als meine unberufenen Lehrmeiſter glaubten, in dieſen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einſichten ſo mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und verwahrte meine Geſinnungen in der Stille. Eine gewiſſe Freundin, der ich erſt zu viel eingeraumt hatte, wollte ſich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieſer war ich genöthigt mich los zu machen, und einſt ſagte ich ihr ganz entſchieden, ſie ſolle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rath nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand ſich ſehr beleidigt, und ich glaube, ſie hat mir's nie ganz verziehen.

Dieſer Entſchluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geiſtlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältniſſen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beiſtand meines treuen unſichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich über dieſe weiſe und glückliche Leitung erſtaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußte es ſelbſt nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Weſen, aus dem alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß, das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unſichtbaren Freunde fühlte ich den ſüßeſten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieſes Glück immer zu genießen, war ſo groß, daß ich gern unterließ, was dieſen Umgang ſtörte, und hierin war die Erfahrung mein beſter Lehrmeiſter. Allein es ging mir

wie Kranken, die keine Arznei haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, ſo machte es einen deſto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlichſter Vortheil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurückzog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dammerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diatetiſche Vorſicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für ſchlimm und fand meinen Zuſtand wunſchenswerth. Ohne ſonderbare Umſtände und Verhältniſſe wäre ich auf dieſer Stufe ſtehen geblieben, und ich kam nur auf einem ſonderbaren Wege weiter. Gegen den Rath aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs ſtutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unſichtbaren Führer, und da dieſer es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geiſt, Herz und Talenten hatte ſich in der Nachbarſchaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und ſeine Familie. Wir ſtimmten in unſern Sitten, Hausverfaſſungen und Gewohnheiten ſehr überein, und konnten uns daher bald an einander anſchließen.

Philo, ſo will ich ihn nennen, war ſchon in gewiſſen Jahren, und meinem Vater, deſſen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewiſſen Geſchäften von der größten Beihülfe. Er ward bald der innige Freund unſers Hauſes, und da er, wie er

ſagte, an mir eine Perſon fand, die nicht das Ausſchweifende und Leere der groſſen Welt, und nicht das Trockne und Aengſtliche der Stillen im Lande habe, ſo waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir ſehr angenehm und ſehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeſte Anlage noch Neigung hatte, mich in weltliche Geſchäfte zu miſchen und irgend einen Einfluß zu ſuchen, ſo hörte ich doch gerne davon, und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich, mir eine gefühlloſe Deutlichkeit zu verſchaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Dieſe letzten waren, wenn ich ſo ſagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eiferſüchtig, und hatten dabei von mehr als einer Seite Recht, wenn ſie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille, denn ich konnte ſelbſt ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einſichten unterzuordnen, und doch wollte dießmal meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, ſo ging ich meinen Pfad getroſt fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narciſſen; nur hatte eine fromme Erziehung ſein Gefühl mehr zuſammengehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn jener in weltlichen Geſchäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, ſo war dieſer klar, ſcharf, ſchnell, und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innerſten Verhältniſſe faſt aller der vornehmen Perſonen, deren Aeußeres ich in der Geſellſchaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von Weitem zuzuſehen. Philo konnte

mir nichts mehr verhehlen: er vertraute mir nach und nach ſeine äußern und innern Verbindungen. Ich fürchtete für ihn, denn ich ſah gewiſſe Umſtände und Verwickelungen voraus, und das Uebel kam ſchneller als ich vermuthet hatte; denn er hatte mit gewiſſen Bekenntniſſen immer zurückgehalten und auch zuletzt entdeckte er mir nur ſo viel, daß ich das Schlimmſte vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich ſah mit unbeſchreiblicher Wehmuth einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch ſchuldig war, und es nun mit ſchweren rückſtändigen Zinſen abzahlte, und dieſer Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns beide in dem ſonderbarſten Zuſtande.

Nachdem ich mich lange mit ſeiner Gemüthsverfaſſung beſchäftigt hatte, wendete ſich meine Betrachtung auf mich ſelbſt. Der Gedanke, du biſt nicht beſſer als er, ſtieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete ſich nach und nach aus, und verfinſterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß, du biſt nicht beſſer als er; ich fühlte es, und fühlte es ſo, daß ich es nicht noch einmal fühlen mochte: und es war kein ſchneller Uebergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unſichtbare Hand nicht umſchränkt hätte, ich ein Girard, ein Cartouche, ein Damiens und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das leiſeſte gewahr werden können, ſo war mir jetzt die Möglichkeit derſelben in der

Ahnung aufs schrecklichste deutlich geworden, und doch kannte ich das Uebel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich schuldig seyn könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine solche Geistesbeschaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, sich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, die ich nach dem Tode hoffte, schicken könne; so wenig fürchtete ich, in eine solche Trennung zu gerathen. Bei allem Bösen, das ich in mir entdeckte, hatte ich Ihn lieb, und haßte, was ich fühlte, ja ich wünschte es noch ernstlicher zu hassen, und mein ganzer Wunsch war, von dieser Krankheit und dieser Anlage zur Krankheit erlöst zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt seine Hülfe nicht versagen würde.

Die einzige Frage war: was heilt diesen Schaden? Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken; denn zehn Jahre hatte ich schon mehr als nur bloße Tugend geübt, und die nun erkannten Greuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten sie nicht auch wie bei David losbrechen können, als er Bathseba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sey?

Sollte es also wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menschheit seyn? Müssen wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend einmal die Herrschaft unsrer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem besten Willen nichts andres übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen, und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Trost schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsre Neigung meistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsre Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe,

die mir der Umgang mit dem unſichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich ſchon einen viel entſchiednern Werth.

Indem ich einſt die Lieder ſtudirte, welche David nach jener haßlichen Kataſtrophe gedichtet hatte, war mir ſehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böſe ſchon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte; daß er aber entſündigt ſeyn wollte, und daß er auf das dringendſte um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus den ſymboliſchen Büchern wußte ich wohl; es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erſt, daß ich dieſen ſo oft wiederholten Spruch noch nie verſtanden hatte. Die Fragen: Was heißt das? Wie ſoll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu ſehen, daß das, was ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewigen Worts, durch das alles und auch wir erſchaffen ſind, zu ſuchen ſey. Daß der Uranfängliche ſich in die Tiefen, in denen wir ſtecken, die er durchſchaut und umfaßt, einſtmal als Bewohner begeben habe, durch unſer Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen ſey, daß er durch dieſen ſonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgeſtiegen, wo wir auch wohnen ſollten, um glücklich zu ſeyn: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O warum müſſen wir, um von ſolchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zuſtände anzeigen! Wo iſt vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum iſt er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieſer unſchätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet uns die Schrift. Was iſt denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieſer zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menſchen ungewöhnlicher Zuſtand des Gemüths ſeyn.

Nun, Allmächtiger! ſo ſchenke mir Glauben, flehte ich einſt in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tiſch, an dem ich ſaß, und verbarg mein verbrantes Geſicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man ſeyn muß, wenn Gott auf unſer Gebet achten ſoll, und in der man ſelten iſt.

Ja, wer nur ſchildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jeſus einſt erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unſre Seele zu einem abweſenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel weſentlicher und wahrhafter iſt, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menſchgewordenen und am Kreuz Geſtorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

Das iſt Glauben! ſagte ich, und ſprang wie halb erſchreckt in die Höhe. Ich ſuchte nun meiner Empfindung, meines Anſchauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geiſt eine Fähigkeit ſich aufzuſchwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei dieſen Empfindungen verlaſſen uns die Worte. Ich konnte ſie ganz deutlich von aller Phantaſie unterſcheiden; ſie waren ganz ohne Phantaſie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenſtandes, auf den ſie ſich bezogen,

als die Einbildungskraft, indem ſie uns die Züge eines abweſenden Geliebten vormalt.

Als das erſte Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieſer Zuſtand der Seele ſchon vorher bekannt geweſen; allein ich hatte ihn nie in dieſer Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals feſt halten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menſchenſeele ein und das anderemal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel iſt er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott iſt.

Mit dieſer mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher ſehr zufrieden geweſen, und wäre mir nicht durch ſonderbare Schickung ſeit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir ſelbſt außer allen Credit gekommen, ſo wäre ich vielleicht mit jenem Zuſtande immer zufrieden geblieben.

Nun aber hatte ich ſeit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohete, aufſchwingen, wie ein Vogel ſingend über den ſchnellſten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängſtlich bellend ſtehen bleibt.

Meine Freude war unbeſchreiblich, und ob ich gleich niemand etwas davon entdeckte, ſo merkten doch die Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Urſache meines Vergnügens wäre. Hatte ich doch immer geſchwiegen, und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten geſucht! Hatte ich mich doch nicht durch Umſtände verleiten laſſen, mit meinem Geheimniſſe hervor zu treten! dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg erſparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Chriſtenlauf dieſe nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, ſo hatte

ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantaſie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieſes iſt ſchon wahrhaft nützlich: denn ſchädliche Bilder und ihre böſen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unſre Seele oft ein und das andere von den geiſtigen Bildern, und ſchwingt ſich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts beſſeres hat, iſt doch dieſe Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verſchaffen uns kirchliche Anſtalten, Glocken, Orgeln und Geſänge, und beſonders die Vorträge unſrer Lehrer. Auf ſie war ich ganz unſäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu beſuchen, und nur das ſonntägige Geläute konnte mir auf meinem Krankenlager einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch ſeine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldnen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obſte heraus zu finden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle mögliche Privat-Erbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt, ich reſpectirte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekame und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geſchah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den

Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfniß zu fühlen.

Philo's Eltern hatten mit der herrnhuthiſchen Gemeinde in Verbindung geſtanden; in ſeiner Bibliothek fanden ſich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mit mir einigemal ſehr klar und billig darüber geſprochen, und mich erſucht, einige dieſer Schriften durchzublättern, und wäre es auch nur, um ein pſychologiſches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu argen Ketzer; ſo ließ ich auch das Ebersdorfer Geſangbuch bei mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Abſicht gleichſam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußern Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ungefähr das gedachte Geſangbuch, und fand zu meinem Erſtaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter ſehr ſeltſamen Formen, auf dasjenige zu deuten ſchienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen ſchienen auf eine eigene Weiſe ausgedrückt; keine Schul-Terminologie erinnerte an etwas Aeußeres oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein ſolches Verſchen ins Gedächtniß zu faſſen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblick, in welchem mir das Wahre geſchenkt worden war, verfloſſen auf dieſe Weiſe ungefähr drei Monate. Endlich faßte ich den Entſchluß, meinem Freunde Philo alles zu entdecken, und ihn um die Mittheilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig

geworden war. Ich that es auch wirklich, ungeachtet mir ein Etwas im Herzen ernſtlich davon abrieth.

Ich erzahlte Philo die ganze Geſchichte umſtandlich, und da er ſelbſt darin eine Hauptperſon war, da meine Erzahlung auch für ihn die ſtrengſte Bußpredigt enthielt, war er außerſt betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thranen. Ich freute mich, und glaubte, auch bei ihm ſey eine völlige Sinnesanderung bewirkt worden.

Er verſorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüſſige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortſchritte in der Zinzendorfiſchen Art zu denken und zu ſprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weiſe des Grafen nicht auch gegenwartig zu ſchatzen wiſſe; ich laſſe ihm gern Gerechtigkeit widerfahren; er iſt kein leerer Phantaſt; er ſpricht von großen Wahrheiten meiſt in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geſchmaht haben, wußten ſeine Eigenſchaften weder zu ſchatzen, noch zu unterſcheiden.

Ich gewann ihn unbeſchreiblich lieb. Ware ich mein eigner Herr geweſen, ſo hatte ich gewiß Vaterland und Freunde verlaſſen, ware zu ihm gezogen; unfehlbar hatten wir uns verſtanden, und ſchwerlich hatten wir uns lange vertragen.

Dank ſey meinem Genius, der mich damals in meiner hauslichen Verfaſſung ſo eingeſchrankt hielt! Es war ſchon eine große Reiſe, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und ſchwachlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Ergötzungsſtunden war die edle Phantaſie mein Zeitvertreib. Der einzige Menſch, den ich ſah, war Philo, den mein Vater ſehr liebte, deſſen offnes Verhaltniß zu mir aber durch die letzte Erklarung einigermaſen gelitten hatte. Bei ihm war die Rührung nicht

tief gedrungen, und da ihm einige Versuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, so vermied er diese Materie um so leichter, als er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse immer neue Gegenstände des Gesprächs herbeizuführen wußte.

Ich war also eine herrnhuthische Schwester auf meine eigene Hand und hatte diese neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen besonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu schätzen sehr Ursache hatte, und dessen große Verdienste auch gegenwärtig, durch seine äußerste Abneigung gegen die herrnhuthische Gemeinde, in meinen Augen nicht geschmälert wurden. Leider sollte dieser würdige Mann an mir und andern viele Betrübniß erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm, als einem der Gott ernstlich suchte, in einem ununterbrochenen Briefwechsel geblieben. Wie schmerzhaft war es daher für seinen geistlichen Führer, als dieser Cavalier sich in der Folge mit der herrnhuthischen Gemeinde einließ und sich lange unter den Brüdern aufhielt; wie angenehm dagegen, als sein Freund sich mit den Brüdern wieder entzweite, in der Nähe zu wohnen sich entschloß, und sich seiner Leitung aufs neue völlig zu überlassen schien.

Nun wurde der Neuangekommene gleichsam im Triumph allen besonders geliebten Schafchen des Oberhirten vorgestellt. Nur in unser Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater niemand mehr zu sehen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation; er hatte das Gesittete des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel schöne natürliche Eigenschaften, und ward bald der große Heilige für alle, die ihn kennen lernten, worüber sich sein geistlicher Gönner äußerst

freute. Leider war jener nur über äußere Umstände mit der Gemeinde brouillirt, und im Herzen noch ganz Herrnhuther. Er hing zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchst angemessen. Er war an jene Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er sich nunmehr vor seinem alten Freunde sorgfältig verbergen mußte, so war es ihm desto nothwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich erblickte, mit seinen Verschen, Litaneien und Bilderchen hervorzurücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts, und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einst besuchte ich, in einer freien Stunde, eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an, und merkte bald, daß ich sie in einer Unterredung gestört hatte. Ich ließ mir nichts merken, erblickte aber, zu meiner großen Verwunderung, an der Wand einige herrnhuthische Bilder, in zierlichen Rahmen. Ich faßte geschwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hause gewesen, vorgegangen seyn mochte, und bewillkommte diese neue Erscheinung mit einigen angemessenen Versen.

Man denke sich das Erstaunen meiner Freundinnen. Wir erklärten uns, und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich suchte nun öfter Gelegenheit auszugehn. Leider fand ich sie nur alle drei bis vier Wochen, ward mit dem adeligen Apostel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich besuchte, wenn ich konnte, ihre Versammlungen, und bei meinem geselligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von andern zu vernehmen und

andern mitzutheilen, was ich bisher nur in und mit mir selbst ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht so eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie sie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich symbolische Sprache, gefördert waren. Demungeachtet ging ich mit ihnen fort, und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Untersuchung und Herzensprüfung berufen sey. War ich doch auch durch manche unschuldige Uebung zum besseren vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede kam, auf den Sinn, der bei so zarten Gegenständen eher durch Worte versteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit stiller Verträglichkeit einen jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen gesellschaftlichen Genusses folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beinahe sagen, manches Scandal verursachten. Der Zeitpunkt war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher der herrnhuthischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Demüthigung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anhänglichsten Zuhörer sich sämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung, und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurückziehen. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicherweise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit stiller Zufriedenheit: denn mich

von ſolchen Empfindungen und Gegenſtänden ſelbſt mit wohlwollenden Menſchen zu unterhalten, war mir ſchon verdrießlich, wenn ſie den tiefſten Sinn nicht faſſen konnten, und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar über das mit Widerſachern zu ſtreiten, worüber man ſich kaum mit Freunden verſtand, ſchien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle edle Menſchen, die in dieſem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr beſtes Innerſte beinah zerſtörten.

So ſehr auch der würdige Mann in dieſem Falle Unrecht haben mochte, und ſo ſehr man mich auch gegen ihn aufzubringen ſuchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung verſagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in ſeine Art, dieſe Sachen anzuſehen, mit Billigkeit verſetzen. Ich hatte niemals einen Menſchen ohne Schwache geſehen; nur iſt ſie auffallender bei vorzüglichen Menſchen. Wir wünſchen und wollen nun ein für allemal, daß die, die ſo ſehr privilegirt ſind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen ſollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann, und hoffte den Einfluß meiner ſtillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenſtillſtande zu nutzen. Ich weiß nicht, was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer, und nahm ihn zu ſich. Bei ſeiner Bahre weinten alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm geſtritten hatten. Seine Rechtſchaffenheit, ſeine Gottesfurcht hatte niemals jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um dieſe Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch dieſe Streitigkeiten gewiſſermaßen in einem andern Lichte erſchienen war. Der Oheim

hatte ſeine Plane auf meine Schweſter in der Stille durchgeführt. Er ſtellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Brautigam vor, und zeigte ſich in einer reichlichen Ausſteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein; die Schweſter war frei und vorbereitet, und veranderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet, Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen alle mit heiterm Geiſte.

Zum erſten Mal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geſchmack, von ſeinem Italianiſchen Baumeiſter, von ſeinen Sammlungen und ſeiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das alles mit dem, was ich ſchon geſehen hatte, und machte mir ein ſehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernſten und harmoniſchen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand, und der ſich in jedem Saal und Zimmer verſtarkte. Hatte Pracht und Zierrath mich ſonſt nur zerſtreut, ſo fühlte ich mich hier geſammelt und auf mich ſelbſt zurückgeführt. Auch in allen Anſtalten zu Feierlichkeiten und Feſten erregten Pracht und Würde ein ſtilles Gefallen, und es war mir eben ſo unbegreiflich, daß Ein Menſch das alles hatte erfinden und anordnen können, als daß mehrere ſich vereinigen könnten, um in einem ſo großen Sinne zuſammenzuwirken. Und bei dem allen ſchienen der Wirth und die Seinigen ſo natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung ſelbſt war unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Vocalmuſik überraſchte uns, und der Geiſtliche wußte dieſer Ceremonie alle Feierlichkeit der

Wahrheit zu geben. Ich ſtand neben Philo, und ſtatt mir Glück zu wünſchen ſagte er mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schweſter ſah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit ſiedheißem Waſſer begoſſen hätte. Warum? fragte ich. Es iſt mir allezeit ſo, wenn ich eine Copulation anſehe, verſetzte er. Ich lachte über ihn, und habe nachher oft genug an ſeine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Geſellſchaft, worunter viel junge Leute waren, ſchien noch einmal ſo glänzend, indem alles, was uns umgab, würdig und ernſthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tiſchaufſätze ſtimmten zu dem Ganzen, und wenn mir ſonſt die Baumeiſter mit den Conditoren aus Einer Schule entſprungen zu ſeyn ſchienen; ſo war hier Conditor und Tafeldecker bei dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zuſammenblieb, hatte der geiſtige und verſtändige Wirth für die Unterhaltung der Geſellſchaft auf das mannigfaltigſte geſorgt. Ich wiederholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich ſo oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemiſchte Geſellſchaft ſich befinde, die ſich ſelbſt überlaſſen zu den allgemeinſten und ſchalſten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die ſchlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranſtaltet. Er hatte zwei bis drei Marſchälle, wenn ich ſie ſo nennen darf, beſtellt; der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu ſorgen: Tänze, Spazierfahrten, kleine Spiele waren von ſeiner Erfindung, und ſtanden unter ſeiner Direction, und da junge Leute gern im Freien leben, und die Einflüſſe der Luft nicht ſcheuen, ſo war ihnen der Garten und der große Gartenſaal übergeben, an den zu dieſem Endzwecke noch einige Galerien

und Pavillons angebauet waren, zwar nur von Brettern und Leinwand, aber in ſo edlen Verhaltniſſen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward.

Wie ſelten iſt eine Fête, wobei derjenige, der die Gäſte zuſammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, fur ihre Bedurfniſſe und Bequemlichkeiten auf alle Weiſe zu ſorgen!

Jagd und Spielpartien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen einſamen Geſprachen waren fur die altern Perſonen bereitet, und derjenige, der am frühſten zu Bette ging, war auch gewiß am weiteſten von allem Larm einquartirt.

Durch dieſe gute Ordnung ſchien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu ſeyn, und doch, wenn man uns bei Nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß deſſelben und ohne den Geiſt des Wirthes wohl ſchwerlich ſo viele Leute darin beherbergt, und jeden nach ſeiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgeſtalteten Menſchen iſt, ſo angenehm iſt uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verſtandigen, vernünftigen Weſens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen iſt eine Freude, wenn es auch ſonſt geſchmacklos gebauet und verziert iſt: denn es zeigt uns die Gegenwart wenigſtens von Einer Seite gebildeter Menſchen. Wie doppelt angenehm iſt es uns alſo, wenn aus einer menſchlichen Wohnung uns der Geiſt einer höhern, obgleich auch nur ſinnlichen, Cultur entgegen ſpricht.

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieſes auf dem Schloſſe meines Oheims anſchaulich. Ich hatte vieles von Kunſt gehört und geleſen; Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemalden, und hatte eine ſchöne Sammlung; auch ich ſelbſt

hatte viel gezeichnet: aber theils war ich zu sehr mit meinen Empfindungen beschäftigt, und trachtete nur das Eine, was Noth ist, erst recht ins Reine zu bringen, theils schienen doch alle die Sachen, die ich gesehen hatte, mich wie die übrigen weltlichen Dinge zu zerstreuen. Nun war ich zum ersten Mal durch etwas Aeußerliches auf mich selbst zurückgeführt, und ich lernte den Unterschied zwischen dem natürlichen vortrefflichen Gesang der Nachtigall und einem vierstimmigen Hallelujah aus gefühlvollen Menschenkehlen zu meiner größten Verwunderung erst kennen.

Ich verbarg meine Freude über diese neue Anschauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles andere in sein Theil gegangen war, sich mit mir besonders zu unterhalten pflegte. Er sprach mit großer Bescheidenheit von dem, was er besaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es gesammelt und aufgestellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach seiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meister zu seyn glaubte, demjenigen unterzuordnen schien, was nach meiner Ueberzeugung das rechte und beste war.

Wenn wir uns, sagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt selbst die Gestalt seiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weise sich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe; so muß uns dieses Geschöpf schon unendlich vollkommen erscheinen, weil sich der Schöpfer so innig damit vereinigen konnte. Es muß also in dem Begriff des Menschen kein Widerspruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewisse Unähnlichkeit und Entfernung von ihr empfinden; so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advocat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwachen

unſerer Natur zu ſehen, ſondern eher alle Vollkommenheiten aufzuſuchen, wodurch wir die Anſprüche unſerer Gottähnlichkeit beſtätigen können.

Ich lächelte und verſetzte: Beſchämen Sie mich nicht zu ſehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu ſagen haben, iſt für mich von ſo großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigenſten Sprache zu hören wünſchte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, ſchon zu überſetzen ſuchen.

Ich werde, ſagte er darauf, auch auf meine eigenſte Weiſe, ohne Veränderung des Tons fortfahren können. Des Menſchen größtes Verdienſt bleibt wohl, wenn er die Umſtände ſo viel als möglich beſtimmt und ſich ſo wenig als möglich von ihnen beſtimmen läßt. Das ganze Weltweſen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeiſter, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus dieſen zufälligen Naturmaſſen ein in ſeinem Geiſte entſprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Feſtigkeit zuſammenſtellt. Alles außer uns iſt nur Element, ja ich darf wohl ſagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt dieſe ſchöpferiſche Kraft, die das zu erſchaffen vermag, was ſeyn ſoll, und uns nicht ruhen und raſten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weiſe, dargeſtellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beſte Theil erwählt; Sie haben Ihr ſittliches Weſen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen geſucht, indeß wir andern wohl auch nicht zu tadeln ſind, wenn wir den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen.

Durch ſolche Geſpräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich verlangte von ihm, daß er mit mir, ohne

Condescendenz, wie mit sich selbst sprach. Glauben Sie nicht, sagte der Oheim zu mir, daß ich Ihnen schmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß; in wie fern sein Zweck groß oder klein sey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erst nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und dessen, was man bös in der Welt nennt, entsteht bloß, weil die Menschen zu nachlässig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn sie solche kennen, ernsthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müsse ein Thurm gebaut werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit verwenden, als man allenfalls einer Hutte unterschlage. Hatten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfniß war, mit Ihrer innern sittlichen Natur ins Reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einem Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hin beholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben.

Sie brauchen, versetzte ich hier, das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Absicht, gleichsam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns schon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Gesundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde.

Was es auch sey, versetzte er, der Verstand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und

Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigſte am Menſchen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und der iſt eben ſo übel daran, dem es immer nach der Waare gelüſtet, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Handen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menſchen deßhalb zu tadeln; denn ſie ſind eigentlich nicht Schuld, ſondern die verwickelte Lage, in der ſie ſich befinden, und in der ſie ſich nicht zu regieren wiſſen. So werden Sie, zum Beiſpiel, im Durchſchnitt, weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Menſch iſt zu einer beſchränkten Lage geboren; einfache, nahe, beſtimmte Zwecke vermag er einzuſehen, und er gewöhnt ſich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand ſind; ſobald er aber ins Weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er ſoll, und es iſt ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenſtände zerſtreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derſelben außer ſich geſetzt werde. Es iſt immer ſein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu ſtreben, mit dem er ſich durch eine regelmäßige Selbſtthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, fuhr er fort, ohne Ernſt iſt in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menſchen nennen, iſt eigentlich wenig Ernſt zu finden; ſie gehen, ich möchte ſagen, gegen Arbeiten und Geſchäfte, gegen Künſte, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbſtvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen lieſt, nur damit man ſie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Geſellſchaft, ſehr zufrieden erzählte: daß er doch heute ſechs Kirchen und zwei Galerien bei Seite gebracht habe. Man will mancherlei

wiſſen und kennen, und gerade das, was einen am wenigſten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch geſtillt wird, wenn man nach der Luft ſchnappt. Wenn ich einen Menſchen kennen lerne, frage ich ſogleich, womit beſchäftigt er ſich? und wie? und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage iſt auch mein Intereſſe an ihm auf Zeitlebens entſchieden.

Sie ſind, lieber Oheim, verſetzte ich darauf, vielleicht zu ſtrenge, und entziehen manchem guten Menſchen, dem Sie nützlich ſeyn könnten, Ihre hülfreiche Hand.

Iſt es dem zu verdenken, antwortete er, der ſo lange vergebens an ihnen und um ſie gearbeitet hat? Wie ſehr leidet man nicht in der Jugend von Menſchen, die uns zu einer angenehmen Luſtpartie einzuladen glauben, wenn ſie uns in die Geſellſchaft der Danaiden oder des Siſyphus zu bringen verſprechen. Gott ſey Dank, ich habe mich von ihnen losgemacht, und wenn einer unglücklicherweiſe in meinen Kreis kommt, ſuche ich ihn auf die höflichſte Art hinaus zu complimentiren: denn gerade von dieſen Leuten hört man die bitterſten Klagen über den verworrenen Lauf der Welthändel, über die Seichtigkeit der Wiſſenſchaften, über den Leichtſinn der Künſtler, über die Leerheit der Dichter und was alles noch mehr iſt. Sie bedenken am wenigſten, daß eben ſie ſelbſt und die Menge, die ihnen gleich iſt, gerade das Buch nicht leſen würden, das geſchrieben wäre wie ſie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd ſey, und daß ſelbſt ein gutes Kunſtwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch laſſen Sie uns abbrechen, es iſt hier keine Zeit zu ſchelten noch zu klagen.

Er leitete meine Aufmerkſamkeit auf die verſchiedenen Gemälde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge

hielt ſich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenſtand bedeutend war; er ließ es eine Weile geſchehen, dann ſagte er: Gönnen Sie nun auch dem Genius, der dieſe Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerkſamkeit. Gute Gemüther ſehen ſo gerne den Finger Gottes in der Natur; warum ſollte man nicht auch der Hand ſeines Nachahmers einige Betrachtung ſchenken? Er machte mich ſodann auf unſcheinbare Bilder aufmerkſam, und ſuchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geſchichte der Kunſt allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunſtwerks geben könne, daß man erſt die beſchwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Menſch ſich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen müſſe, um zu begreifen wie es möglich ſey, daß das Genie auf dem Gipfel, bei deſſen bloßem Anblick uns ſchwindelt, ſich frei und fröhlich bewege.

Er hatte in dieſem Sinne eine ſchöne Reihe zuſammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir ſie auslegte, die moraliſche Bildung hier wie im Gleichniſſe vor mir zu ſehen. Als ich ihm meine Gedanken äußerte, verſetzte er: Sie haben vollkommen Recht, und wir ſehen daraus, daß man nicht wohl thut, der ſittlichen Bildung, einſam, in ſich ſelbſt verſchloſſen nachzuhangen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, deſſen Geiſt nach einer moraliſchen Cultur ſtrebt, alle Urſache hat, ſeine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von ſeiner moraliſchen Höhe herabzugleiten, indem er ſich den Lockungen einer regelloſen Phantaſie übergiebt, und in den Fall kommt, ſeine edlere Natur durch Vergnügen an geſchmackloſen Tändeleien, wo nicht an etwas Schlimmerem herab zu würdigen.

Ich hatte ihn nicht in Verdacht, daß er auf mich ziele, aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurück dachte, daß

unter den Liedern, die mich erbauet hatten, manches abgeſchmackte mochte geweſen ſeyn, und daß die Bildchen, die ſich an meine geiſtlichen Ideen anſchloſſen, wohl ſchwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte ſich indeſſen öfters in der Bibliothek aufgehalten, und führte mich nunmehr auch in ſelbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jenem Sinne geſammelt: denn es waren beinahe auch nur ſolche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen, oder uns zur rechten Ordnung anweiſen, die uns entweder rechte Materialien geben, oder uns von der Einheit unſers Geiſtes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unſäglich geleſen, und in gewiſſen Fächern war mir faſt kein Buch unbekannt; um deſto angenehmer war mir's hier von der Ueberſicht des Ganzen zu ſprechen, und Lücken zu bemerken, wo ich ſonſt nur eine beſchränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung geſehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntſchaft eines ſehr intereſſanten ſtillen Mannes. Er war Arzt und Naturforſcher, und ſchien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauſes zu gehören. Er zeigte uns das Naturaliencabinet, das, wie die Bibliothek, in verſchloſſenen Glasſchränken zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum veredelte, ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend, und zeigte meinem Vater mehrere Gegenſtände, die er ehemals auf das Krankenbette ſeines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verhehlte der Arzt ſo wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er ſich mir in Abſicht auf religiöſe Geſinnungen nahere, lobte dabei den Oheim außerordentlich wegen ſeiner Toleranz

und Schatzung von allem, was den Werth und die Einheit der menſchlichen Natur anzeige und befördere, nur verlange er freilich von allen andern Menſchen ein gleiches und pflege nichts ſo ſehr, als individuellen Dünkel und ausſchließende Beſchranktheit, zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schweſter ſah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er ſprach verſchiedenemal mit mir über das, was er fur ſie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte ſchöne Güter, die er ſelbſt bewirthſchaftete und die er, in dem beſten Zuſtande, ſeinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, ſchien er beſondere Gedanken zu hegen: ich werde es, ſagte er, nur einer Perſon überlaſſen, die zu kennen, zu ſchätzen und zu genießen weiß was es enthalt, und die einſieht, wie ſehr ein Reicher und Vornehmer, beſonders in Deutſchland, Urſache habe etwas Muſtermäßiges aufzuſtellen.

Schon war der größte Theil der Gaſte nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abſchied und glaubten die letzte Scene der Feierlichkeit erlebt zu haben, als wir aufs neue durch ſeine Aufmerkſamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überraſcht wurden. Wir hatten ihm das Entzucken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schweſter Trauung ein Chor Menſchenſtimmen ſich, ohne alle Begleitung irgend eines Inſtruments, hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verſchaffen; er ſchien nicht darauf zu merken. Wie überraſcht waren wir daher, als er eines Abends zu uns ſagte: die Tanzmuſik hat ſich entfernt; die jungen flüchtigen Freunde haben uns verlaſſen; das Ehepaar ſelbſt ſieht ſchon ernſthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer ſolchen Epoche von einander zu ſcheiden, da wir uns vielleicht nie,

wenigſtens anders wiederſehen, regt uns zu einer feierlichen Stimmung, die ich nicht edler nahren kann, als durch eine Muſik, deren Wiederholung Sie ſchon früher zu wünſchen ſchienen.

Er ließ durch das indeß verſtärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor uns vier- und achtſtimmige Geſänge vortragen, die uns, ich darf wohl ſagen, wirklich einen Vorſchmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Geſang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiſerer Kehle, wie die Waldvöglein, Gott zu loben glauben, weil ſie ſich ſelbſt eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Muſik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, ſelten aber, auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen, hingeriſſen wird. Nun vernahm ich eine Muſik aus dem tiefſten Sinne der trefflichſten menſchlichen Naturen entſprungen, die durch beſtimmte und geubte Organe in harmoniſcher Einheit wieder zum tiefſten beſten Sinne des Menſchen ſprach, und ihn wirklich in dieſem Augenblicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateiniſche, geiſtliche Geſänge, die ſich, wie Juwelen, in dem goldnen Ringe einer geſitteten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen, und mich, ohne Anforderung einer ſogenannten Erbauung, auf das geiſtigſte erhoben und glücklich machten.

Bei unſerer Abreiſe wurden wir alle auf das edelſte beſchenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunſtmäßiger und ſchöner gearbeitet und emaillirt als man es ſonſt zu ſehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befeſtigt wurde, und den er als den edelſten Stein einer Naturalienſammlung anzuſehen hat.

Meine Schweſter zog nun mit ihrem Gemahl auf ſeine Guter; wir andern kehrten alle nach unſern Wohnungen zuruck und ſchienen uns, was unſere außern Umſtande anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu ſeyn. Wir waren, wie aus einem Feenſchloß, auf die platte Erde geſetzt und mußten uns wieder nach unſrer Weiſe benehmen und behelfen.

Die ſonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreiſe gemacht hatte, ließen einen ſchönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in ſeiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern ſuchte, indem er mir, von Zeit zu Zeit, von ſeinen beſten und gefalligſten Kunſtwerken zuſandte, und wenn ich ſie lange genug genoſſen hatte, wieder mit andern vertauſchte.

Ich war zu ſehr gewohnt, mich mit mir ſelbſt zu beſchaftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemuthes in Ordnung zu bringen, und mich davon mit ahnlich geſinnten Perſonen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerkſamkeit ein Kunſtwerk hatte betrachten ſollen, ohne bald auf mich ſelbſt zurückzukehren. Ich war gewohnt, ein Gemalde und einen Kupferſtich nur anzuſehen wie die Buchſtaben eines Buchs. Ein ſchöner Druck gefallt wohl; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So ſollte mir auch eine bildliche Darſtellung etwas ſagen, ſie ſollte mich belehren, rühren, beſſern; und der Oheim mochte in ſeinen Briefen, mit denen er ſeine Kunſtwerke erlauterte, reden was er wollte, ſo blieb es mit mir doch immer beim Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veranderungen in meiner Familie, von ſolchen Betrachtungen, ja eine Weile von mir ſelbſt ab; ich

mußte dulden und wirken, mehr, als meine ſchwachen Kräfte zu ertragen ſchienen.

Meine ledige Schweſter war bisher mein rechter Arm geweſen; geſund, ſtark und unbeſchreiblich gütig hatte ſie die Beſorgung der Haushaltung über ſich genommen, wie mich die perſönliche Pflege des alten Vaters beſchäftigte. Es überfällt ſie ein Katarrh, woraus eine Bruſtkrankheit wird, und in drei Wochen liegt ſie auf der Bahre; ihr Tod ſchlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne anſehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe ſie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Bruſt ſchien aufzuwachen, ich huſtete heftig, und war ſo heiſer, daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schweſter kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, ſeine Kinder und die Hoffnung ſeiner Nachkommenſchaft auf einmal zu verlieren; ſeine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herſtellung einer leidlichen Geſundheit, und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu friſten. Ich genas, und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weiſe, erfüllen.

Meine Schweſter ward wieder guter Hoffnung. Mancherlei Sorgen, die in ſolchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt; ſie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das ſollte dem Vater verborgen bleiben; ich mußte Schiedsrichter ſeyn, und konnte es um ſo eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und beide wirklich gute Menſchen waren, nur daß beide, anſtatt einander nachzuſehen, mit einander rechteten, und aus Begierde, völlig mit einander überein zu leben, niemals einig werden konnten.

Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernſt angreifen, und das ausüben, was ich ſonſt nur geſungen hatte.

Meine Schweſter gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr zu reiſen. Beim Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bei der Taufe erſchien er mir gegen ſeine Art wie begeiſtert, ja ich möchte ſagen, als ein Genius mit zwei Geſichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte; mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdiſche Leben, das in dem Knaben entſprungen war, der von ihm abſtammte. Er ward nicht müde auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von ſeiner Geſtalt, ſeiner Geſundheit, und dem Wunſche, daß die Anlagen dieſes neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hauſe anlangten, und erſt nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, die ſich nach Tiſch, ohne Froſt, durch eine etwas ermattende Hitze äußerte. Er legte ſich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und verſah treulich ſeine Amtsgeſchäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernſthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geiſtes, die Klarheit und Deutlichkeit vergeſſen, womit er die Angelegenheiten ſeines Hauſes, die Beſorgung ſeines Begräbniſſes, als wie das Geſchäft eines andern, mit der größten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm ſonſt nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude ſtieg, ſagte er zu mir: Wo iſt die Todesfurcht hingekommen, die ich ſonſt noch wohl empfand? Sollt' ich zu ſterben ſcheuen? Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Mir die Umſtände ſeines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, iſt in meiner Einſamkeit eine meiner angenehmſten Unterhaltungen, und die ſichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabei wird mir niemand wegräſonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem ſtrengſten Gehorſam, aus der größten Einſchränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speiſe, die man lange entbehrt hat. Sonſt war ich ſelten zwei Stunden außer dem Hauſe; nun verlebte ich kaum Einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich ſonſt nur abgeriſſene Beſuche machen konnte, wollten ſich meines anhaltenden Umgangs, ſo wie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfters wurde ich zu Tiſche geladen, Spazierfahrten und kleine Luſtreiſen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Cirkel durchlaufen war, ſah ich, daß das unſchätzbare Glück der Freiheit nicht darin beſteht, daß man alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umſtände einladen, ſondern daß man das ohne Hinderniß und Rückhalt, auf dem geraden Wege thun kann, was man für recht und ſchicklich hält, und ich war alt genug, in dieſem Falle ohne Lehrgeld zu der ſchönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht verſagen konnte, war, ſobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der herrnhuthiſchen Gemeinde fortzuſetzen und feſter zu knüpfen, und ich eilte, eine ihrer nächſten Einrichtungen zu beſuchen: aber auch da fand ich keinesweges, was ich mir vorgeſtellt hatte. Ich war ehrlich genug meine Meinung merken zu laſſen, und man ſuchte mir hinwieder beizubringen: dieſe Verfaſſung ſey gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeinde. Ich konnte mir das gefallen laſſen; doch hatte nach meiner

Ueberzeugung der wahre Geiſt aus einer kleinen ſo gut als aus einer großen Anſtalt hervorblicken ſollen.

Einer ihrer Biſchöfe, der gegenwartig war, ein unmittelbarer Schuler des Grafen, beſchaftigte ſich viel mit mir; er ſprach vollkommen Engliſch, und weil ich es ein wenig verſtand, meinte er, es ſey ein Wink, daß wir zuſammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht; ſein Umgang konnte mir nicht im geringſten gefallen. Er war ein Meſſerſchmied, ein geborner Mahre; ſeine Art zu denken konnte das Handwerksmaßige nicht verlaugnen. Beſſer verſtand ich mich mit dem Herrn von L*, der Major in franzöſiſchen Dienſten geweſen war; aber zu der Unterthanigkeit, die er gegen ſeine Vorgeſetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fahig; ja es war mir, als wenn man mir eine Ohrfeige gabe, wenn ich die Majorin und andere, mehr oder weniger angeſehene Frauen dem Biſchof die Hand küſſen ſah. Indeſſen wurde doch eine Reiſe nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Beſten, niemals zu Stande kam.

Meine Schweſter war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu ſeyn und zu denken, wie ſie dereinſt, uns ahnlich, erzogen werden ſollte. Mein Schwager war dagegen ſehr unzufrieden, als in dem Jahr darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünſchte bei ſeinen großen Gütern Knaben um ſich zu ſehen, die ihm einſt in der Verwaltung beiſtehen könnten.

Ich hielt mich bei meiner ſchwachen Geſundheit ſtill, und bei einer ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den Tod nicht, ja ich wünſchte zu ſterben, aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu unterſuchen und ihm immer naher zu kommen. In den vielen ſchlafloſen Nachten habe ich beſonders

etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beſchreiben kann.

Es war als wenn meine Seele ohne Geſellſchaft des Körpers dächte; ſie ſah den Körper ſelbſt als ein ihr fremdes Weſen an, wie man etwa ein Kleid anſieht. Sie ſtellte ſich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor, und fühlte daraus, was folgen werde. Alle dieſe Zeiten ſind dahin; was folgt wird auch dahin gehen: der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin.

Dieſem großen, erhabenen und tröſtlichen Gefühle ſo wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der ſich mir immer näher verband; es war der Arzt, den ich in dem Hauſe meines Oheims hatte kennen lernen, und der ſich von der Verfaſſung meines Körpers und meines Geiſtes ſehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir, wie ſehr dieſe Empfindungen, wenn wir ſie unabhängig von äußern Gegenſtänden in uns nähren, uns gewiſſermaßen aushöhlen und den Grund unſeres Daſeyns untergraben. Thätig zu ſeyn, ſagte er, iſt des Menſchen erſte Beſtimmung, und alle Zwiſchenzeiten, in denen er auszuruhen genöthiget iſt, ſollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals ſeine Thätigkeit erleichtert.

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eigenen Körper als einen äußern Gegenſtand anzuſehn, und da er wußte, daß ich meine Conſtitution, mein Uebel und die mediciniſchen Hülfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war; ſo leitete er meine Aufmerkſamkeit von der Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Specereien auf

die übrigen nachbarlichen Gegenſtände der Schöpfung, und führte mich wie im Paradieſe umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichniß fortſetzen darf, ließ er mich den in der Abendkuhle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnen.

Wie gerne ſah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug; wie intereſſant war mir das Werk ſeiner Hande, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem ſeines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften aufs neue, mit meiner Schweſter, auf einen Knaben, dem mein Schwager ſo ſehnlich entgegen ſah, und deſſen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann ſtarb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schweſter folgte ihm, nachdem ſie der Welt einen ſchönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlaſſenen Kinder konnte ich nur mit Wehmuth anſehn. So manche geſunde Perſon war vor mir, der Kranken, hingegangen; ſollte ich nicht vielleicht von dieſen hoffnungsvollen Bluthen manche abfallen ſehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wiſſen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, beſonders in dem höhern Stande heraufwachſ't, und es ſchien mir, als wenn ſie ſeit der Zeit meiner Jugend ſich für die gegenwartige Welt noch vermehrt hatten. Ich fühlte, daß ich, bei meiner Schwache, wenig oder nichts für die Kinder zu thun im Stande ſey; um deſto erwünſchter war mir des Oheims Entſchluß, der natürlich aus ſeiner Denkungsart entſprang, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Erziehung dieſer liebenswürdigen Geſchöpfe zu verwenden. Und gewiß, ſie verdienten es in jedem Sinne, ſie waren wohlgebildet, und verſprachen, bei ihrer großen Verſchiedenheit, ſammtlich gutartige und verſtandige Menſchen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerksam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte sorgfaltig die Bilder seiner Vorfahren aufbewahrt, sich selbst und seine Kinder von leidlichen Meistern malen lassen, auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergessen worden. Wir kannten die Charaktere der ganzen Familie genau, und da wir sie oft unter einander verglichen hatten, so suchten wir nun bei den Kindern die Aehnlichkeiten des Aeußern und Innern wieder auf. Der älteste Sohn meiner Schwester schien seinem Großvater, väterlicher Seite, zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild sehr gut gemalt in der Sammlung unseres Oheims aufgestellt war; auch liebte er, wie jener, der sich immer als ein braver Officier gezeigt hatte, nichts so sehr als das Gewehr, womit er sich immer, so oft er mich besuchte, beschaftigte. Denn mein Vater hatte einen sehr schönen Gewehrschrank hinterlassen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein paar Pistolen und eine Jagdflinte schenkte, und bis er heraus gebracht hatte, wie ein deutsches Schloß aufzuziehen sey. Uebrigens war er in seinen Handlungen und seinem ganzen Wesen nichts weniger als rauh, sondern vielmehr sanft und verstandig.

Die älteste Tochter hatte meine ganze Neigung gefesselt, und es mochte wohl daher kommen, weil sie mir ahnlich sah, und weil sie sich von allen vieren am meisten zu mir hielt. Aber ich kann wohl sagen, je genauer ich sie beobachtete, da sie heranwuchs, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beinahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehn. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche, auf keinen Gegenstand eingeschrankte Thatigkeit. Sie war

keinen Augenblick ihres Lebens unbeschaftigt, und jedes Geschaft ward unter ihren Handen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben so konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sich nichts zu thun fand. Diese Thatigkeit ohne Bedurfniß einer Beschaftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hulfsbedurftige. Ich gestehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthatigkeit ein Geschaft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja ich gab oft in meinem Verhaltnisse zu viel dahin, aber gewissermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir jemand angeboren seyn, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe sie niemals einem Armen Geld geben sehen, und was sie von mir zu diesem Endzweck erhielt, verwandelte sie immer erst in das nachste Bedurfniß. Niemals erschien sie mir liebenswurdiger, als wenn sie meine Kleider und Waschschranke plunderte; immer fand sie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und diese alten Sachen zusammenzuschneiden und sie irgend einem zerlumpten Kinde anzupassen, war ihre grösste Glückseligkeit.

Die Gesinnungen ihrer Schwester zeigten sich schon anders; sie hatte vieles von der Mutter, versprach schon frühe sehr zierlich und reizend zu werden, und scheint ihr Versprechen halten zu wollen; sie ist sehr mit ihrem Aeußern beschaftigt und wußte sich, von fruher Zeit an, auf eine in die Augen fallende Weise zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken sie sich als ein kleines Kind im Spiegel besah, als ich ihr die schönen Perlen,

die mir meine Mutter hinterlaſſen hatte, und die ſie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich dieſe verſchiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm zu denken, wie meine Beſitzungen, nach meinem Tode, unter ſie zerfallen und durch ſie wieder lebendig werden würden. Ich ſah die Jagdflinten meines Vaters ſchon wieder auf dem Rücken des Neffen im Felde herumwandeln, und aus ſeiner Jagdtaſche ſchon wieder Hühner herausfallen; ich ſah meine ſammtliche Garderobe bei der Oſter-Confirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen, und mit meinen beſten Stoffen ein ſittſames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geſchmückt: denn zu Ausſtattung ſolcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine beſondere Neigung, ob ſie gleich, wie ich hier bemerken muß, ſelbſt keine Art von Liebe, und wenn ich ſo ſagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein ſichtbares oder unſichtbares Weſen, wie es ſich bei mir in meiner Jugend ſo lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weiſe merken ließ.

Wenn ich nun dachte, daß die jüngſte an eben demſelben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, ſo ſah ich mit Ruhe meine Beſitzungen, wie meinen Körper, den Elementen wieder gegeben.

Die Kinder wuchſen heran, und ſind zu meiner Zufriedenheit geſunde, ſchöne und wackre Geſchöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim ſie von mir entfernt halt, und ſehe ſie, wenn ſie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt ſind, ſelten.

Ein wunderbarer Mann, den man für einen franzöſiſchen Geiſtlichen halt, ohne daß man recht von ſeiner Herkunft unterrichtet iſt, hat die Aufſicht über die ſammtlichen Kinder, welche an verſchiedenen Orten erzogen werden und bald hier bald da in der Koſt ſind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieser Erziehung sehn, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete: der Oheim habe sich durch den Abbé überzeugen lassen, daß, wenn man an der Erziehung des Menschen etwas thun wolle, müsse man sehen, wohin seine Neigungen und Wünsche gehen. Sodann müsse man ihn in die Lage versetzen, jene sobald als möglich zu befriedigen, diese sobald als möglich zu erreichen, damit der Mensch, wenn er sich geirret habe, früh genug seinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, desto eifriger daran halte und sich desto emsiger fortbilde. Ich wünsche, daß dieser sonderbare Versuch gelingen möge; bei so guten Naturen ist es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an diesen Erziehern billigen kann, ist, daß sie alles von den Kindern zu entfernen suchen, was sie zu dem Umgange mit sich selbst und mit dem unsichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deßhalb für die Kinder für gefahrlich halt. Im Praktischen ist doch kein Mensch tolerant! Denn wer auch versichert, daß er jedem seine Art und Wesen gerne lassen wolle, sucht doch immer diejenigen von der Thatigkeit auszuschließen, die nicht so denken wie er.

Diese Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrubte mich desto mehr, je mehr ich von der Realitat meines Glaubens überzeugt seyn kann. Warum sollte er nicht einen göttlichen Ursprung, nicht einen wirklichen Gegenstand haben, da er sich im Praktischen so wirksam erweiset? Werden wir durchs Praktische doch unseres eigenen Daseyns selbst erst recht gewiß, warum sollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Wesen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwarts, nie ruckwarts gehe, daß meine

Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu thun, was ich für Recht halte, ſelbſt bei der Schwäche meines Körpers, der mir ſo manchen Dienſt verſagt; läßt ſich das alles aus der menſchlichen Natur, deren Verderben ich ſo tief eingeſehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erſcheint mir in Geſtalt eines Geſetzes; es iſt ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führet; ich folge mit Freiheit meinen Geſinnungen, und weiß ſo wenig von Einſchränkung als von Reue. Gott ſey Dank, daß ich erkenne, wem ich dieſes Glück ſchuldig bin und daß ich an dieſe Vorzüge nur mit Demuth denken darf. Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eignes Können und Vermögen ſtolz zu werden, da ich ſo deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menſchlichen Buſen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, ſich erzeugen und nähren könne.

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Frühling war in ſeiner völligen Herrlichkeit erſchienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging ſtürmiſch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erſchien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und ſah ihn mit Wehmuth an. Ach! ſagte er zu ſich ſelbſt, erſcheinen uns denn eben die ſchönſten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müſſen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden ſollen? Ein heiterer Tag iſt wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt anſehen, und was kann uns rühren, als die ſtille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unſers Herzens nicht ohne Gegenſtand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anſchauen jedes harmoniſchen Gegenſtandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde ſind, wir wähnen einer Heimath näher zu ſeyn, nach der unſer Beſtes, Innerſtes ungeduldig hinſtrebt.

Inzwiſchen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der ſich zu ihm geſellte, mit ſtarkem Schritte neben dem Pferde blieb, und, nach einigen gleichgültigen Reden, zu dem Reiter ſagte:

wenn ich mich nicht irre, ſo muß ich Sie irgendwo ſchon geſehen haben.

Ich erinnere mich Ihrer auch, verſetzte Wilhelm; haben wir nicht zuſammen eine luſtige Waſſerfahrt gemacht? — Ganz recht! erwiederte der andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und ſagte nach einigem Stillſchweigen: ich weiß nicht, was für eine Veranderung mit Ihnen vorgegangen ſeyn mag; damals hielt ich Sie für einen lutheriſchen Landgeiſtlichen, und jetzt ſehen Sie mir eher einem katholiſchen ähnlich.

Heute betrügen Sie ſich wenigſtens nicht, ſagte der andere, indem er den Hut abnahm und die Tonſur ſehen ließ. Wo iſt denn Ihre Geſellſchaft hingekommen? Sind Sie noch lange bei ihr geblieben?

Langer als billig: denn leider wenn ich an jene Zeit zurück denke, die ich mit ihr zugebracht habe, ſo glaube ich in ein unendliches Leere zu ſehen; es iſt mir nichts davon übrig geblieben.

Darin irren Sie ſich; alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unſerer Bildung bei; doch es iſt gefahrlich, ſich davon Rechenſchaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder ſtolz und läßig, oder niedergeſchlagen und kleinmüthig, und eins iſt für die Folge ſo hinderlich als das andere. Das ſicherſte bleibt immer, nur das nächſte zu thun was vor uns liegt, und das iſt jetzt, fuhr er mit einem Lacheln fort, daß wir eilen ins Quartier zu kommen.

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lothario's Gut ſey? Der andere verſetzte, daß es hinter dem Berge liege. Vielleicht treffe ich Sie dort an, fuhr er fort, ich habe nur in der Nachbarſchaft noch etwas zu beſorgen. Leben Sie

ſo lange wohl! Und mit dieſen Worten ging er einen ſteilen Pfad, der ſchneller über den Berg hinüber zu führen ſchien.

Ja wohl hat er Recht! ſagte Wilhelm vor ſich, indem er weiter ritt: an das nächſte ſoll man denken, und für mich iſt wohl jetzt nichts näheres, als der traurige Auftrag, den ich ausrichten ſoll. Laß ſehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grauſamen Freund beſchämen ſoll.

Er fing darauf an, ſich dieſes Kunſtwerk vorzuſagen; es fehlte ihm auch nicht eine Sylbe, und je mehr ihm ſein Gedächtniß zu Statten kam, deſto mehr wuchs ſeine Leidenſchaft und ſein Muth. Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor ſeiner Seele gegenwärtig.

Geiſt meiner Freundin! rief er aus, umſchwebe mich! und wenn es dir möglich iſt, ſo gieb mir ein Zeichen, daß du beſänftigt, daß du verſöhnt ſeyſt!

Unter dieſen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen, und ſah an deſſen Abhang, an der andern Seite, ein wunderliches Gebäude liegen, das er ſogleich für Lothario's Wohnung hielt. Ein altes unregelmäßiges Schloß, mit einigen Thürmen und Giebeln, ſchien die erſte Anlage dazu geweſen zu ſeyn; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zuſammenhingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architektoniſche Anſehn ſchien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu ſeyn. Keine Spur von Wall und Graben war zu ſehen, eben ſo wenig als von künſtlichen Garten und großen Alleen. Ein Gemüſe- und Baumgarten drang bis an die Häuſer hinan, und kleine nutzbare Garten waren ſelbſt in den Zwiſchenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger

Entfernung; Gärten und Felder ſchienen durchaus in dem beſten Zuſtande.

In ſeine eignen leidenſchaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das was er ſah nachzudenken, ſtellte ſein Pferd in einem Gaſthofe ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schloſſe zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre, und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl ſchwerlich vor den Herren kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu ſchreiben und ſchon einige ſeiner Geſchaftsleute abweiſen laſſen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück, und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort erſuchte er ihn ſich zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab, und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umherhingen; er wiederholte den Anfang ſeiner Rede, und ſie ſchien ihm in Gegenwart dieſer Harniſche und Kragen erſt recht am Platz. So oft er etwas rauſchen hörte, ſetzte er ſich in Poſitur, um ſeinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erſt den Brief zu überreichen, und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er ſchon getäuſcht worden, und fing wirklich an verdrießlich und verſtimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthür ein wohlgebildeter Mann, in Stiefeln und einem ſchlichten Ueberrocke, heraustrat. Was bringen Sie mir Gutes? ſagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen; verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten laſſen.

Er faltete, indem er dieſes ſprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit,

übergreichte ihm das Blatt Aureliens, und ſagte: Ich bringe die letzten Worte einer Freundin, die Sie nicht ohne Rührung leſen werden.

Lothario nahm den Brief und ging ſogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offne Thüre ſehen konnte, erſt noch einige Briefe ſiegelte und überſchrieb, dann Aureliens Brief eröffnete und las. Er ſchien das Blatt einigemal durchgeleſen zu haben, und Wilhelm, obgleich ſeinem Gefühl nach die pathetiſche Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht paſſen wollte, nahm ſich doch zuſammen, ging auf die Schwelle los und wollte ſeinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Cabinets ſich öffnete, und der Geiſtliche hereintrat.

Ich erhalte die wunderlichſte Depeſche von der Welt, rief Lothario ihm entgegen; verzeihen Sie mir, fuhr er fort, indem er ſich gegen Wilhelmen wandte, wenn ich in dieſem Augenblicke nicht geſtimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bei uns! und Sie ſorgen für unſern Gaſt, Abbé, daß ihm nichts abgeht.

Mit dieſen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen; der Geiſtliche nahm unſern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerſtreben folgte.

Stillſchweigend gingen ſie durch wunderliche Gänge, und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geiſtliche führte ihn ein, und verließ ihn ohne weitere Entſchuldigung. Bald darauf erſchien ein munterer Knabe, der ſich bei Wilhelmen als ſeine Bedienung ankündigte und das Abendeſſen brachte, bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauſes, wie man zu frühſtücken, zu ſpeiſen, zu arbeiten und ſich zu vergnügen pflegte, manches erzählte, und beſonders zu Lothario's Ruhm gar vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, ſo ſuchte ihn Wilhelm doch bald loszuwerden. Er wünſchte allein zu ſeyn, denn er fühlte ſich in ſeiner Lage äußerſt gedrückt und beklommen. Er machte ſich Vorwürfe, ſeinen Vorſatz ſo ſchlecht vollführt, ſeinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er ſich vor, den andern Morgen das Verſaumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lothario's Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen ſtimmte. Das Haus, worin er ſich befand, kam ihm auch ſo wunderbar vor; er wußte ſich in ſeine Lage nicht zu finden. Er wollte ſich ausziehen und öffnete ſeinen Mantelſack; mit ſeinen Nachtſachen brachte er zugleich den Schleier des Geiſtes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte ſeine traurige Stimmung. Flieh! Jüngling, flieh! rief er aus, was ſoll das myſtiſche Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen? Weit beſſer hätte der Geiſt mir zugerufen: Kehre in dich ſelbſt zurück! Er betrachtete die engliſchen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgültig ſah er über die meiſten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich ſtrandendes Schiff vorgeſtellt: ein Vater mit ſeinen ſchönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer ſchien Aehnlichkeit mit jener Amazone zu haben; ein unausſprechliches Mitleiden ergriff unſern Freund, er fühlte ein unwiderſtehliches Bedürfniß ſeinem Herzen Luft zu machen, Thränen drangen aus ſeinem Auge, und er konnte ſich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erſchienen ihm gegen Morgen. Er fand ſich in einem Garten, den er als Knabe öfters beſucht hatte, und ſah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er ſprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines

vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide; und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwei Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Marianen bei der Hand und führte sie nach einer Laube.

Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer, nur sah er Aurelien an dem entgegengesetzten Fenster stehen; er ging sie anzureden, allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah, in einem fremden Garten, viele Menschen beisammen, von denen er einige sogleich erkannte. Frau Melina saß unter einem Baum und spielte mit einer Rose, die sie in der Hand hielt; Laertes stand neben ihr und zahlte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Grase, jene ausgestreckt auf dem Rücken, dieser auf dem Gesichte. Philine trat hervor, und klatschte über den Kindern in die Hände, Mignon blieb unbeweglich, Felix sprang auf und floh vor Philinen. Erst lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann schrie er ängstlich, als der Harfenspieler mit großen, langsamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief gerade auf einen Teich los; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu spät, das Kind lag im Wasser! Wilhelm stand wie eingewurzelt. Nun sah er die schöne Amazone an der andern Seite des Teichs, sie streckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin, das Kind durchstrich das Wasser in gerader Richtung auf den Finger zu, und folgte ihr nach, wie sie ging, endlich reichte sie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indessen näher gekommen, das Kind brannte über und über, und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch besorgter, doch die Amazone

nahm ſchnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war ſogleich gelöſcht. Als ſie den Schleier aufhob, ſprangen zwei Knaben hervor, die zuſammen muthwillig hin und her ſpielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging, und in der Entfernung ſeinen Vater und Marianen in einer Allee ſpazieren ſah, die mit hohen Baumen den ganzen Garten zu umgeben ſchien. Er richtete ſeinen Weg auf beide zu, und machte mit ſeiner ſchönen Begleiterin den Durchſchnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und ſie mit großem Gelachter und allerlei Poſſen aufhielt. Sie wollten demungeachtet ihren Weg weiter fortſetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu; der Vater und Mariane ſchienen vor ihm zu fliehen, er lief nur deſto ſchneller, und Wilhelm ſah jene faſt im Fluge durch die Allee hinſchweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er ſich halten! Mit dieſer gemiſchten Empfindung wachte er auf und fand ſein Zimmer ſchon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweites Capitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühſtück ein; dieſer fand den Abbé ſchon im Saale; Lothario, hieß es, ſey ausgeritten; der Abbé war nicht ſehr geſprachig und ſchien eher nachdenklich zu ſeyn; er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Theilnahme der Erzahlung Wilhelms zu. Ach! rief er aus, wem es lebhaft und gegenwärtig iſt, welche unendliche Operationen

Natur und Kunſt machen müſſen, bis ein gebildeter Menſch daſteht, wer ſelbſt ſo viel als möglich an der Bildung ſeiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er ſieht, wie freventlich ſich oft der Menſch zerſtört und ſo oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zerſtört zu werden. Wenn ich das bedenke, ſo ſcheint mir das Leben ſelbſt eine ſo zufällige Gabe, daß ich jeden loben möchte, der ſie nicht höher als billig ſchaßt.

Er hatte kaum ausgeſprochen, als die Thüre mit Heftigkeit ſich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinſtürzte, und den alten Bedienten, der ſich ihr in den Weg ſtellte, zurückſtieß. Sie eilte gerade auf den Abbé zu, und konnte, indem ſie ihn bei dem Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte hervorbringen: Wo iſt er? Wo habt ihr ihn? Es iſt eine entſetzliche Verrätherei! Geſteht nur! Ich weiß was vorgeht! Ich will ihm nach! Ich will wiſſen wo er iſt.

Beruhigen Sie ſich, mein Kind, ſagte der Abbé mit angenommener Gelaſſenheit, kommen Sie auf Ihr Zimmer, Sie ſollen alles erfahren, nur müſſen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzahlen ſoll. Er bot ihr die Hand an, im Sinne ſie wegzuführen. Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen, rief ſie aus, ich haſſe die Wände, zwiſchen denen Ihr mich ſchon ſo lange gefangen haltet! Und doch habe ich alles erfahren, der Obriſt hat ihn herausgefordert, er iſt hinausgeritten, ſeinen Gegner aufzuſuchen und vielleicht jetzt eben in dieſem Augenblicke — es war mir etlichemal, als hörte ich ſchießen. Laſſen Sie anſpannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geſchrei.

Sie eilte unter den heftigſten Thränen nach dem Fenſter, der Abbé hielt ſie zurück und ſuchte vergebens ſie zu beſänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren, ſie riß das Fenſter auf: er iſt todt! rief ſie, da bringen ſie ihn — Er ſteigt aus! ſagte der Abbé. Sie ſehen, er lebt — Er iſt verwundet, verſetzte ſie heftig, ſonſt kam' er zu Pferde! Sie führen ihn! Er iſt gefährlich verwundet! Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, der Abbé eilte ihr nach und Wilhelm folgte ihnen; er ſah wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lothario lehnte ſich auf ſeinen Begleiter, welchen Wilhelm ſogleich für ſeinen alten Gönner Jarno erkannte, ſprach dem troſtloſen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er ſich auch auf ſie ſtützte, kam er die Treppe langſam herauf; er grüßte Wilhelmen und ward in ſein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelmen: Sie ſind, wie es ſcheint, ſagte er, prädeſtinirt überall Schauſpieler und Theater zu finden; wir ſind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz luſtig iſt.

Ich freue mich, verſetzte Wilhelm, Sie in dieſem ſonderbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erſchrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? Iſt der Baron ſchwer verwundet? — Ich glaube nicht, verſetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. Nun was ſagen Sie? rief ihm Jarno entgegen — Daß es ſehr gefährlich ſteht, verſetzte dieſer und ſteckte einige Inſtrumente in ſeine lederne Taſche zuſammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Taſche herunter hing, er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widerſprechende Farben, ein ſeltſames Muſter, Gold und Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieſes Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Inſtrumententaſche des

alten Chirurgus vor ſich zu ſehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung, nach ſo langer Zeit wieder eine Spur ſeiner Amazone zu finden, ſchlug wie eine Flamme durch ſein ganzes Weſen.

Wo haben Sie die Taſche her? rief er aus. Wem gehörte ſie vor Ihnen? Ich bitte, ſagen Sie mir's. — Ich habe ſie in einer Auction gekauft, verſetzte jener, was kümmert's mich, wem ſie angehörte? Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und Jarno ſagte: Wenn dieſem jungen Menſchen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge. — So hat er alſo dieſe Taſche nicht erſtanden? verſetzte Wilhelm. — So wenig als es Gefahr mit Lothario hat, antwortete Jarno.

Wilhelm ſtand in ein vielfaches Nachdenken verſenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm ſeither gegangen ſey? Wilhelm erzahlte ſeine Geſchichte im allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und ſeiner Botſchaft geſprochen hatte, rief jener aus: es iſt doch ſonderbar, ſehr ſonderbar!

Der Abbé trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an ſeiner Statt hinein zu gehen, und ſagte zu Wilhelmen: der Baron laßt Sie erſuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Geſellſchaft zu vermehren und zu ſeiner Unterhaltung unter dieſen Umſtanden beizutragen. Haben Sie nöthig etwas an die Ihrigen zu beſtellen, ſo ſoll Ihr Brief gleich beſorgt werden, und damit Sie dieſe wunderbare Begebenheit verſtehen, von der Sie Augenzeuge ſind, muß ich Ihnen erzahlen, was eigentlich kein Geheimniß iſt. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufſehen machte als billig war, weil ſie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerin entriſſen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die namliche Unterhaltung, er vermied ſie; allein bei ihrer heftigen Gemuthsart war es

ihr unmöglich, ihr Schickſal mit geſetztem Muthe zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch, ſie glaubte ſich auſerſt beleidigt, und wünſchte geracht zu werden; kein Ritter fand ſich, der ſich ihrer angenommen hatte, bis endlich ihr Mann, von dem ſie ſich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und ſich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch iſt der Obriſt, wie ich höre, noch ſchlimmer dabei gefahren.

Von dieſem Augenblicke an ward unſer Freund im Hauſe, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgeleſen; Wilhelm leiſtete dieſen kleinen Dienſt mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verſchlang alle ihre übrige Aufmerkſamkeit, aber heute ſchien auch Lothario zerſtreut, ja er bat, daß man nicht weiter leſen möchte.

Ich fühle heute ſo lebhaft, ſagte er, wie thöricht der Menſch ſeine Zeit verſtreichen läßt! Wie manches habe ich mir vorgenommen, wie manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bei ſeinen beſten Vorſätzen! Ich habe die Vorſchläge über die Veränderungen geleſen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann ſagen, ich freue mich vorzüglich dieſerwegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.

Lydie ſah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte ſie fragen, ob denn ſie, ob ſeine Freunde nicht

auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten? Jarno dagegen verſetzte: Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden bill'g erſt von allen Seiten überlegt, bis man ſich dazu entſchließt.

Lange Ueberlegungen, verſetzte Lothario, zeigen gewöhnlich, daß man den Punkt nicht im Auge hat, von dem die Rede iſt, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich überſehe ſehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bei der Wirthſchaft meiner Güter, die Dienſte meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewiſſen Rechten ſtrack und ſtreng halten muß; ich ſehe aber auch, daß andere Befugniſſe mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich ſind, ſo daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit beſſer als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und ſoll ich dieſen wachſenden Vortheil allein genießen? Soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntniſſe, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?

Der Menſch iſt nun einmal ſo! rief Jarno, und ich tadle mich nicht, wenn ich mich auch in dieſer Eigenheit ertappe; der Menſch begehrt alles an ſich zu reißen, um nur nach Belieben damit ſchalten und walten zu können; das Geld, das er nicht ſelbſt ausgiebt, ſcheint ihm ſelten wohl angewendet.

O ja, verſetzte Lothario, wir könnten manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Intereſſen weniger willkürlich umgingen.

Das einzige, was ich zu erinnern habe, ſagte Jarno, und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt die Veränderungen machen, wodurch Sie wenigſtens im Augenblicke

verlieren, iſt, daß Sie ſelbſt noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuſchieben, bis Sie völlig im Reinen waren.

Und indeſſen einer Kugel, oder einem Dachziegel zu überlaſſen, ob er die Reſultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund! fuhr Lothario fort: das iſt ein Hauptfehler gebildeter Menſchen, daß ſie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenſtand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? Warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweit? meine Geſchwiſter ſo lange ſich ſelbſt überlaſſen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu ſeyn; war eine Handlung nicht mit tauſend Gefahren umgeben, ſo ſchien ſie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders ſeh' ich jetzt die Dinge, und wie iſt mir das Nächſte ſo werth, ſo theuer geworden.

Ich erinnere mich wohl des Briefes, verſetzte Jarno, den ich noch über das Meer erhielt. Sie ſchrieben mir: ich werde zurückkehren und in meinem Hauſe, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen ſagen: hier, oder nirgend iſt Amerika!

Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer daſſelbe, und doch ſchelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht ſo thätig wie dort bin. Zu einer gewiſſen, gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verſtand, und wir werden auch nur zu Verſtand, ſo daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr ſehen, und wenn wir es erkennen, doch tauſend Entſchuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verſtändiger Menſch iſt viel für ſich, aber fürs Ganze iſt er wenig.

Wir wollen, sagte Jarno, dem Verstande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das Außerordentliche, was geschieht, meistens thöricht ist.

Ja, und zwar eben deßwegen, weil die Menschen das Außerordentliche außer der Ordnung thun. So giebt mein Schwager sein Vermögen, in so fern er es veräußern kann, der Brudergemeinde, und glaubt seiner Seele Heil dadurch zu befördern; hatte er einen geringen Theil seiner Einkünfte aufgeopfert, so hatte er viel glückliche Menschen machen, und sich und ihnen einen Himmel auf Erden schaffen können. Selten sind unsere Aufopferungen thatig; wir thun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entschlossen, sondern verzweifelt entsagen wir dem, was wir besitzen. Diese Tage, ich gesteh' es, schwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin jetzt entschlossen, das aus Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängstlicher Wahn treibt; ich will meine Genesung nicht abwarten. Hier sind die Papiere, sie dürfen nur ins Reine gebracht werden. Nehmen Sie den Gerichtshalter dazu, unser Gast hilft Ihnen auch, Sie wissen so gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier gegenwärtig oder sterbend dabei bleiben und ausrufen: hier, oder nirgend ist Herrnhuth!

Als Lydie ihren Freund von sterben reden hörte, stürzte sie vor seinem Bette nieder, hing an seinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein, Jarno gab Wilhelmen die Papiere und nöthigte Lydien, sich zu entfernen.

Ums Himmels willen! rief Wilhelm, als sie in dem Saal allein waren, was ist das mit dem Grafen? Welch ein Graf ist das, der sich unter die Brüdergemeinde begiebt?

Den Sie sehr wohl kennen, versetzte Jarno. Sie sind das Gespenst, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt,

Sie sind der Bösewicht, der sein artiges Weib in einen Zustand versetzt, in dem sie erträglich findet, ihrem Manne zu folgen.

Und sie ist Lothario's Schwester? rief Wilhelm.

Nicht anders.

Und Lothario weiß —?

Alles.

O lassen Sie mich fliehen! rief Wilhelm aus: wie kann ich vor ihm stehen? Was kann er sagen?

Daß niemand einen Stein gegen den andern aufheben soll, und daß niemand lange Reden componiren soll, um die Leute zu beschämen, er müßte sie denn vor dem Spiegel halten wollen.

Auch das wissen Sie?

Wie manches andere, versetzte Jarno lächelnd; doch diesmal, fuhr er fort, werde ich Sie so leicht nicht wie das vorigemal loslassen, und vor meinem Werbesold haben Sie sich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen diesen Argwohn nicht einflößen sollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht gesehen habe, hat sich vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürsten, meines einzigen Freundes und Wohlthaters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältnissen herausgerissen. Ich beförderte gern was vernünftig war, verschwieg nicht wenn ich etwas abgeschmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem bösen Maule zu reden. Das Menschenpack fürchtet sich vor nichts mehr, als vor dem Verstande; vor der Dummheit sollten sie sich fürchten, wenn sie begriffen, was fürchterlich ist; aber jener ist unbequem, und man muß ihn bei Seite schaffen; diese ist nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen, ich

habe zu leben, und von meinem Plane sollen Sie weiter hören. Sie sollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber sagen Sie mir, wie ist es Ihnen ergangen? Ich sehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie haben sich verändert. Wie steht's mit Ihrer alten Grille, etwas schönes und gutes in Gesellschaft von Zigeunern hervorzubringen?

Ich bin gestraft genug! rief Wilhelm aus: erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man spricht viel vom Theater, aber wer nicht selbst darauf war, kann sich keine Vorstellung davon machen. Wie völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Gränzen sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erste, sondern auch der einzige seyn, jeder möchte gerne alle übrigen ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen zusammen kaum etwas leistet; jeder dünkt sich wunderoriginal zu seyn, und ist unfähig sich in etwas zu finden was außer dem Schlendrian ist; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen einander! und nur die kleinlichste Eigenliebe, der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich mit einander verbinden. Vom wechselseitigen Vertragen ist gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und schändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch auf die unbedingteste Achtung, jeder ist empfindlich gegen den mindesten Tadel. Das hat er selbst alles schon besser gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geschmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten, als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Willkür.

Wilhelm holte Athem, um ſeine Litanei noch weiter fortzuſetzen, als ein unmäßiges Gelachter Jarno's ihn unterbrach. Die armen Schauſpieler! rief er aus, warf ſich in einen Seſſel und lachte fort: die armen guten Schauſpieler! Wiſſen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er ſich einigermaßen wieder erholt hatte, daß Sie nicht das Theater, ſondern die Welt beſchrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinſelſtrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, dieſe ſchönen Qualitäten ſeyen nur auf die Bretter gebannt.

Wilhelm faßte ſich, denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelachter Jarno's verdroſſen. Sie können, ſagte er, Ihren Menſchenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß dieſe Fehler allgemein ſeyen.

Und es zeugt von Ihrer Unbekanntſchaft mit der Welt, wenn Sie dieſe Erſcheinungen dem Theater ſo hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauſpieler jeden Fehler, der aus dem Selbſtbetrug und aus der Begierde zu gefallen entſpringt; denn wenn er ſich und andern nicht etwas ſcheint, ſo iſt er nichts. Zum Schein iſt er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall hoch ſchätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen ſuchen, denn deßwegen ſteht er da.

Sie erlauben, verſetzte Wilhelm, daß ich von meiner Seite wenigſtens lächele. Nie hatte ich geglaubt, daß Sie ſo billig, ſo nachſichtig ſeyn könnten.

Nein, bei Gott! dieß iſt mein völliger, wohlbedachter Ernſt. Alle Fehler des Menſchen verzeih' ich dem Schauſpieler, keine Fehler des Schauſpielers verzeih' ich dem Menſchen. Laſſen Sie mich meine Klaglieder hierüber nicht anſtimmen, ſie würden heftiger klingen als die Ihrigen.

Der Chirurgus kam aus dem Cabinet, und auf Befragen, wie ſich der Kranke befinde? ſagte er mit lebhafter Freundlichkeit: recht ſehr wohl, ich hoffe ihn bald völlig wieder hergeſtellt zu ſehen. Sogleich eilte er zum Saal hinaus, und erwartete Wilhelms Frage nicht, der ſchon den Mund öffnete, ſich nochmals und dringender nach der Brieftaſche zu erkundigen. Das Verlangen, von ſeiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno: er entdeckte ihm ſeinen Fall, und bat ihn um ſeine Beihülfe. Sie wiſſen ſo viel, ſagte er, ſollten Sie nicht auch das erfahren können?

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann ſagte er zu ſeinem innigen Freunde: Seyn Sie ruhig, und laſſen Sie ſich weiter nichts merken, wir wollen der Schönen ſchon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lothario's Zuſtand, die Sache ſieht gefährlich, das ſagt mir die Freundlichkeit und der gute Troſt des Wundarztes. Ich hatte Lydien ſchon gern weggeſchafft, denn ſie nutzt hier gar nichts, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll. Heute Abend hoff' ich ſoll unſer alter Medicus kommen, und dann wollen wir weiter rathſchlagen.

Viertes Capitel.

Der Medicus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir ſchon kennen, und dem wir die Mittheilung des intereſſanten Manuſcripts verdanken. Er beſuchte vor allen Dingen den Verwundeten, und ſchien mit deſſen Befinden keineswegs zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung, doch ließen ſie nichts merken, als ſie Abends zu Tiſche kamen.

Wilhelm begrüßte ihn aufs freundlichſte, und erkundigte ſich nach ſeinem Harfenſpieler. — Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zu rechte zu bringen, verſetzte der Arzt. — Dieſer Menſch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeſchränkten und wunderlichen Leben, ſagte Jarno. Wie iſt es ihm weiter ergangen? Laſſen Sie mich es wiſſen.

Nachdem man Jarno's Neugierde befriediget hatte, fuhr der Arzt fort: Nie habe ich ein Gemüth in einer ſo ſonderbaren Lage geſehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindeſten Antheil genommen, ja faſt auf nichts gemerkt; bloß in ſich gekehrt, betrachtete er ſein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erſchien. Wie rührend war es, wenn er von dieſem traurigen Zuſtande ſprach! Ich ſehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der ſchrecklichſten Einſamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Geſpenſt ſich ruckwarts ſehen laßt. Doch da iſt keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück, kein Wort drückt dieſen immer gleichen Zuſtand aus. Manchmal ruf' ich in der Noth dieſer Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieſes ſeltſame unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß meines Zuſtandes. Kein Strahl einer Gottheit erſcheint mir in dieſer Nacht, ich weine meine Thranen alle mir ſelbſt und um mich ſelbſt. Nichts iſt mir grauſamer als Freundſchaft und Liebe; denn ſie allein locken mir den Wunſch ab, daß die Erſcheinungen, die mich umgeben, wirklich ſeyn möchten. Aber auch dieſe beiden Geſpenſter ſind nur aus dem Abgrunde geſtiegen, um mich zu ängſtigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtſeyn dieſes ungeheuren Daſeyns zu rauben.

Sie ſollten ihn hören, fuhr der Arzt fort, wenn er in vertraulichen Stunden auf dieſe Weiſe ſein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn ſich ihm etwas aufdringt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu geſtehen, eine Zeit ſey vergangen, ſo ſcheint er wie erſtaunt, und dann verwirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erſcheinung der Erſcheinungen. Eines Abends ſang er ein Lied über ſeine grauen Haare; wir ſaßen alle um ihn her und weinten.

O, ſchaffen Sie es mir! rief Wilhelm aus.

Haben Sie denn aber, fragte Jarno, nichts entdeckt von dem, was er ſein Verbrechen nennt, nicht die Urſache ſeiner ſonderbaren Tracht, ſein Betragen beim Brande, ſeine Wuth gegen das Kind?

Nur durch Muthmaßungen können wir ſeinem Schickſale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unſere Grundſätze ſeyn. Da wir wohl merken, daß er katholiſch erzogen iſt, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verſchaffen; aber er entfernt ſich auf eine ſonderbare Weiſe jedesmal, wenn wir ihn dem Geiſtlichen näher zu bringen ſuchen. Daß ich aber Ihren Wunſch, etwas von ihm zu wiſſen, nicht ganz unbefriedigt laſſe, will ich Ihnen wenigſtens unſere Vermuthungen entdecken. Er hat ſeine Jugend in dem geiſtlichen Stande zugebracht; daher ſcheint er ſein langes Gewand und ſeinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit ſeines Lebens unbekannt. Erſt ſpät mag eine Verirrung mit einem ſehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geſchöpfe das Daſeyn gab, ſein Gehirn völlig zerrüttet haben.

Sein größter Wahn iſt, daß er überall Unglück bringe, und daß ihm der Tod durch einen unſchuldigen Knaben bevorſtehe.

Erſt fürchtete er ſich vor Mignon, eh er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängſtigte ihn Felix, und da er das Leben bei alle ſeinem Elend unendlich liebt, ſcheint ſeine Abneigung gegen das Kind daher entſtanden zu ſeyn.

Was haben Sie denn zu ſeiner Beſſerung für Hoffnung? fragte Wilhelm.

Es geht langſam vorwärts, verſetzte der Arzt, aber doch nicht zurück. Seine beſtimmten Beſchäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt, die Zeitungen zu leſen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.

Ich bin auf ſeine Lieder neugierig, ſagte Jarno.

Davon werde ich Ihnen verſchiedene geben können, ſagte der Arzt. Der älteſte Sohn des Geiſtlichen, der ſeinem Vater die Predigten nachzuſchreiben gewohnt iſt, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet, und mehrere Lieder nach und nach zuſammengeſetzt.

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen, und ſagte ihm: Sie müſſen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden; ihre heftige, und, ich darf wohl ſagen, unbequeme Liebe und Leidenſchaft hindert des Barons Geneſung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelaſſenheit, ob ſie gleich bei ſeiner guten Natur nicht gefährlich iſt. Sie haben geſehen, wie ihn Lydie mit ſtürmiſcher Sorgfalt, unbezwinglicher Angſt und nie verſiegenden Thränen quält, und — genug, ſetzte er nach einer Pauſe, mit einem Lächeln hinzu, der Medicus verlangt ausdrücklich, daß ſie das Haus auf einige Zeit verlaſſen ſolle. Wir haben ihr eingebildet, eine ſehr gute Freundin halte ſich in der Nähe auf, verlange ſie zu ſehen und erwarte ſie jeden Augenblick. Sie hat ſich bereden laſſen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwei Stunden von hier wohnt. Dieſer iſt unterrichtet, und wird

herzlich bedauern, daß Fraulein Thereſe ſo eben weggefahren ſey; er wird wahrſcheinlich machen, daß man ſie noch einholen könne, Lydie wird ihr nacheilen, und, wenn das Glück gut iſt, wird ſie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn ſie darauf beſteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widerſprechen; man muß die Nacht zu Hulfe nehmen, der Kutſcher iſt ein geſcheidter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie ſetzen ſich zu ihr in den Wagen, unterhalten ſie und dirigiren das Abenteuer.

Sie geben mir einen ſonderbaren und bedenklichen Auftrag, verſetzte Wilhelm: wie ängſtlich iſt die Gegenwart einer gekrankten treuen Liebe! und ich ſoll ſelbſt das Werkzeug dazu ſeyn? Es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich jemanden auf dieſe Weiſe hintergehe: denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit führen könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betrügen anfangen.

Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf dieſe Weiſe, verſetzte Jarno.

Bei Kindern möchte es noch hingehen, ſagte Wilhelm, indem wir ſie ſo zartlich lieben und offenbar überſehen; aber bei unſers Gleichen, für die uns nicht immer das Herz ſo laut um Schonung anruft, möchte es oft gefahrlich werden. Doch glauben Sie nicht, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, daß ich deßwegen dieſen Auftrag ablehne. Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verſtand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fuhle, bei dem lebhaften Wunſch, ſeine Geneſung, durch welche Mittel ſie auch möglich ſey, zu befördern, mag ich mich gerne ſelbſt vergeſſen. Es iſt nicht genug, daß man ſein Leben fur einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall ſeine Ueberzeugung für ihn verläugnen. Unſere liebſte Leidenſchaft, unſere

beſten Wünſche ſind wir für ihn aufzuopfern ſchuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich ſchon die Qual vorausſehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben.

Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung, verſetzte Jarno, indem Sie Fräulein Thereſen kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige giebt; ſie beſchämt hundert Männer, und ich möchte ſie eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieſer zweideutigen Kleidung herum gehen.

Wilhelm war betroffen; er hoffte in Thereſen ſeine Amazone wieder zu finden, um ſo mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und ſich entfernte.

Die neue nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Geſtalt wieder zu ſehen, brachte in ihm die ſonderbarſten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenſtande ihrer aufrichtigſten und heftigſten Liebe hinterliſtig zu entfernen im Begriff war, erſchien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre, Lydie zauderte einen Augenblick hinein zu ſteigen. Grüßt euren Herrn nochmals, ſagte ſie zu dem alten Bedienten, vor Abend bin ich wieder zurück. Thränen ſtanden ihr im Auge, als ſie im Fortfahren ſich nochmals umwendete. Sie kehrte ſich darauf zu Wilhelmen, nahm ſich zuſammen, und ſagte: Sie werden an Fräulein Thereſen eine ſehr intereſſante Perſon finden. Mich wundert, wie ſie in dieſe Gegend kommt: denn Sie werden wohl wiſſen, daß ſie und der Baron ſich heftig liebten.

Ungeachtet der Entfernung war Lothario oft bei ihr; ich war damals um sie, es schien als ob sie nur für einander leben würden. Auf einmal aber zerschlug sich's, ohne daß ein Mensch begreifen konnte warum. Er hatte mich kennen lernen, und ich laugne nicht, daß ich Thereisen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurückstieß, als er auf einmal mich statt Thereisen zu wahlen schien. Sie betrug sich gegen mich, wie ich es nicht besser wünschen konnte, ob es gleich beinahe scheinen mußte, als hatte ich ihr einen so werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tausend Thranen und Schmerzen hat mich diese Liebe schon gekostet! Erst sahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verstohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in seiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! Fern von ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhigen Pulsschlag. Einst verzog er mehrere Tage, ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg, und überraschte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und ware nicht dieser unglückselige Handel dazwischen gekommen, so hatte ich ein himmlisches Leben geführt; und was ich ausgestanden habe, seitdem er in Gefahr ist, seitdem er leidet, sag' ich nicht, und noch in diesem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können.

Wilhelm wollte sich eben naher nach Thereisen erkundigen, als sie bei dem Gerichtshalter vorfuhren, der an den Wagen kam, und von Herzen bedauerte, daß Fraulein Thereise schon abgefahren sey. Er bot den Reisenden ein Frühstück an, sagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächsten Dorfe einzuholen seyn. Man entschloß sich nachzufahren, und der Kutscher saumte nicht; man hatte schon einige Dörfer zurückgelegt und niemand angetroffen. Lydie bestand nun darauf,

man ſolle umkehren; der Kutſcher fuhr zu, als verſtünde er es nicht. Endlich verlangte ſie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das verabredete Zeichen. Der Kutſcher erwiederte: wir haben nicht nöthig denſelben Weg zurück zu fahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer iſt. Er fuhr nun ſeitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich da kein bekannter Gegenſtand zum Vorſchein kam, geſtand der Kutſcher, er ſey unglücklicher Weiſe irre gefahren, wolle ſich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf ſehe. Die Nacht kam herbei und der Kutſcher machte ſeine Sache ſo geſchickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht, Lydie ſchloß kein Auge; bei Mondſchein fand ſie überall Aehnlichkeiten, und immer verſchwanden ſie wieder. Morgens ſchienen ihr die Gegenſtände bekannt, aber deſto unerwarteter. Der Wagen hielt vor einem kleinen artig gebauten Landhauſe ſtille; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie ſah ſie ſtarr an, ſah ſich um, ſah ſie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

Fünftes Capitel.

Wilhelm ward in ein Manſardzimmerchen geführt; das Haus war neu, und ſo klein als es beinah nur möglich war, außerſt reinlich und ordentlich. In Thereſen, die ihn und Lydien an der Kutſche empfangen hatte, fand er ſeine Amazone nicht; es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterſchiedenes Weſen. Wohlgebaut, ohne groß zu ſeyn,

bewegte sie sich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offnen Augen schien nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube, und fragte, ob er etwas bedürfe? Verzeihen Sie, sagte sie, daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht; mein kleines Haus ist eben fertig geworden, und Sie weihen dieses Stubchen ein, das meinen Gasten bestimmt ist. Waren Sie nur bei einem angenehmern Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müssen Sie vorlieb nehmen; meine Köchin ist mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienst gelaufen, und ein Knecht hat sich die Hand zerquetscht. Es that Noth, ich verrichtete alles selbst, und am Ende, wenn man sich darauf einrichtete, müßte es auch gehen. Man ist mit niemand mehr geplagt als mit den Dienstboten; es will niemand dienen, nicht einmal sich selbst.

Sie sagte noch manches über verschiedene Gegenstände, überhaupt schien sie gern zu sprechen. Wilhelm fragte nach Lydien, ob er das gute Madchen nicht sehen und sich bei ihr entschuldigen könnte?

Das wird jetzt nicht bei ihr wirken, versetzte Thereſe; die Zeit entschuldigt, wie sie tröstet. Worte sind in beiden Fallen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht sehen. — Lassen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen, rief sie, als ich sie verließ; ich möchte an der Menschheit verzweifeln! So ein ehrlich Gesicht, so ein offnes Betragen und diese heimliche Tücke! Lothario ist ganz bei ihr entschuldigt; auch sagt er in einem Briefe an das gute Madchen: „Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich!" Zu diesen rechnet Lydie Sie auch, und verdammt Sie mit den übrigen.

Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem sie mich schilt, setzte Wilhelm: ich darf an die Freundschaft dieses trefflichen Mannes noch keinen Anspruch machen, und bin dießmal nur ein unschuldiges Werkzeug. Ich will meine Handlung nicht loben; genug, ich konnte sie thun! Es war von der Gesundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher schätzen muß, als irgend jemand, den ich vorher kannte. O welch ein Mann ist das! Fraulein, und welche Menschen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft hab' ich, so darf ich wohl sagen, zum ersten Mal ein Gespräch geführt; zum ersten Mal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen; was ich ahnete, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen. Leider war dieser Genuß erst durch allerlei Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung: denn ich hielt für Schuldigkeit, selbst mit Aufopferung meines Gefühls diesem trefflichen Kreise von Menschen meinen Einstand abzutragen.

Thereſe hatte unter diesen Worten ihren Gast sehr freundlich angesehen. O, wie süß ist es, rief sie aus, seine eigne Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erst dann recht wir selbst, wenn uns ein anderer vollkommen Recht giebt. Auch ich denke über Lothario vollkommen wie Sie; nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; dafur schwarmen aber auch alle die für ihn, die ihn naher kennen, und das schmerzliche Gefühl, das sich in meinem Herzen zu seinem Andenken mischt, kann mich nicht abhalten, taglich an ihn zu denken. Ein Seufzer erweiterte ihre Brust, indem sie dieses sagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine schöne Thrane. Glauben Sie nicht, fuhr

ſie fort, daß ich ſo weich, ſo leicht zu rühren bin! Es iſt nur das Auge, das weint. Ich hatte eine kleine Warze am untern Augenlied, man hat mir ſie glücklich abgebunden, aber das Auge iſt ſeit der Zeit immer ſchwach geblieben, der geringſte Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier ſaß das Warzchen; Sie ſehen keine Spur mehr davon.

Er ſah keine Spur, aber er ſah ihr ins Auge, es war klar wie Cryſtall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu ſehen.

Wir haben, ſagte ſie, nun das Loſungswort unſerer Verbindung ausgeſprochen; laſſen Sie uns ſobald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geſchichte des Menſchen iſt ſein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen iſt; ſchenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und laſſen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt iſt ſo leer, wenn man nur Berge, Flüſſe und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wiſſen, der mit uns übereinſtimmt, mit dem wir auch ſtillſchweigend fortleben, das macht uns dieſes Erdenrund erſt zu einem bewohnten Garten.

Sie eilte fort, und verſprach ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte ſehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünſchte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen, ſie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als ſie die enge und beinah ſteile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, ſagte ſie: das könnte alles weiter und breiter ſeyn, wenn ich auf das Anerbieten Ihres großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um ſeiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm ſo werth machte. Wo iſt der Verwalter? fragte ſie, indem ſie die Treppe völlig herunter kam. Sie müſſen nicht denken,

fuhr ſie fort, daß ich ſo reich bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Aecker meines Freigutchens kann ich wohl ſelbſt beſtellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das ſchöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, ſeine Leute ſind in dieſer Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne ſich einrichten.

Sie machten einen Spaziergang durch Aecker, Wieſen und einige Baumgärten. Thereſe bedeutete den Verwalter in allem, ſie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenſchaft geben, und Wilhelm hatte Urſache genug, ſich über ihre Kenntniß, ihre Beſtimmtheit und über die Gewandtheit, wie ſie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt ſich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Punkten, und ſo war die Sache bald abgethan. Grüßt euern Herrn, ſagte ſie, als ſie den Mann verabſchiedete; ich werde ihn ſobald als möglich beſuchen, und wünſche vollkommene Beſſerung. Da könnte ich nun auch, ſagte ſie mit Lächeln, als er weg war, bald reich und vielhabend werden; denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt, mir ſeine Hand zu geben.

Der Alte mit dem Podagra? rief Wilhelm; ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu ſo einem verzweifelten Entſchluß kommen könnten? — Ich bin auch gar nicht verſucht! verſetzte Thereſe. Wohlhabend iſt jeder, der dem, was er beſitzt, vorzuſtehen weiß; vielhabend zu ſeyn iſt eine läſtige Sache, wenn man es nicht verſteht.

Wilhelm zeigte ſeine Verwunderung über ihre Wirthſchaftskenntniſſe. — Entſchiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgeſetzte Beſchäftigung in einer nützlichen Sache, machen in der Welt noch viel mehr möglich, verſetzte

Sechtes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne lange Weile zugebracht, als ſich gegen Abend ſeine Thüre öffnete, und ein junger artiger Jägerburſche mit einem Gruße hereintrat. Wollen wir nun ſpazieren gehen? ſagte der junge Menſch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Thereſen an ihren ſchönen Augen.

Verzeihen Sie mir dieſe Maskerade, fing ſie an, denn leider iſt es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzahlen ſoll, in der ich mich ſo gerne in dieſer Welt ſah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weiſe vergegenwartigen. Kommen Sie! ſelbſt der Platz, an dem wir ſo oft von unſern Jagden und Spaziergangen ausruhten, ſoll dazu beitragen.

Sie gingen, und auf dem Wege ſagte Thereſe zu ihrem Begleiter: es iſt nicht billig, daß Sie mich allein reden laſſen; ſchon wiſſen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das mindeſte von Ihnen; erzahlen Sie mir indeſſen etwas von ſich, damit ich Muth bekomme, Ihnen auch meine Geſchichte und meine Verhaltniſſe vorzulegen. Leider hab' ich, verſetzte Wilhelm, nichts zu erzahlen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen. Ihr Blick und alles, was Sie umgiebt, Ihr ganzes Weſen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie ſich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem ſchönen reinen Wege in einer ſichern Folge gegangen ſind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie ſich nichts vorzuwerfen haben.

Thereſe lachelte und verſetzte: wir muſſen abwarten, ob Sie auch noch ſo denken, wenn Sie meine Geſchichte hören. Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Geſprächen fragte ihn Thereſe: ſind Sie frei? — Ich glaube es zu ſeyn, verſetzte er, aber ich wünſche es nicht. — Gut! ſagte ſie, das deutet auf einen complicirten Roman, und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzahlen haben.

Unter dieſen Worten ſtiegen ſie den Hügel hinan und lagerten ſich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. Hier, ſagte Thereſe, unter dieſem deutſchen Baume will ich Ihnen die Geſchichte eines deutſchen Madchens erzahlen; hören Sie mich geduldig an.

Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieſer Provinz, ein heiterer, klarer, thatiger, wackrer Mann, ein zartlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß er gegen eine Frau zu nachſichtig war, die ihn nicht zu ſchatzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter ſagen! Ihr Weſen war dem ſeinigen ganz entgegengeſetzt. Sie war raſch, unbeſtandig, ohne Neigung weder fur ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind; verſchwenderiſch, aber ſchön, geiſtreich, voller Talente, das Entzücken eines Cirkels, den ſie um ſich zu verſammeln wußte. Freilich war ihre Geſellſchaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieſer Cirkel beſtand meiſt aus Mannern, denn keine Frau befand ſich wohl neben ihr, und noch weniger konnte ſie das Verdienſt irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Geſtalt und Geſinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Waſſer ſucht, ſo waren von der erſten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauſes ſchien, ſelbſt da ich noch ſpielte, mein

einziger Instinct, mein einziges Augenmerk zu seyn. Mein Vater freute sich darüber, und gab meinem kindischen Bestreben stufenweise die zweckmäßigsten Beschäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht, und verhehlte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran, mit den Jahren vermehrte sich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchsehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war. Wenn ich ihm in die Augen sah, so war es, als wenn ich in mich selbst hinein sähe, denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben den Muth, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter; er entschuldigte mich gelind, wenn sie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm sich meiner an, nicht als wenn er mich beschützen, sondern als wenn er meine guten Eigenschaften nur entschuldigen könnte. So setzte er auch keiner von ihren Neigungen Hindernisse entgegen; sie fing an mit größter Leidenschaft sich auf das Schauspiel zu werfen, ein Theater ward erbauet, an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Gestalten, die sich mit ihr auf der Bühne darstellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer ersten Jugend reizend zu werden versprach, mußte die zweiten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorstellen, indeß meine Mutter sich die ersten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art vorbehielt.. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen, und für etwas anders, als sie waren, gehalten seyn

wollten. Ich ſah immer nur meine Mutter und Lydien, dieſen Baron und jenen Secretär, ſie mochten nun als Fürſten und Grafen, oder als Bauern erſcheinen, und ich konnte nicht begreifen, wie ſie mir zumuthen wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe ſey, daß ſie verliebt oder gleichgültig, geizig oder freigebig ſeyen, da ich doch meiſt von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deßwegen blieb ich auch ſehr ſelten unter den Zuſchauern; ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, beſorgte das Abendeſſen, und hatte des andern Morgens, wenn ſie noch lange ſchliefen, ſchon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die ſie des Abends gewöhnlich übereinander geworfen zurückließen.

Meiner Mutter ſchien dieſe Thatigkeit ganz recht zu ſeyn, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben; ſie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß ſie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: wenn die Mutter ſo ungewiß ſeyn könnte als der Vater, ſo würde man wohl ſchwerlich dieſe Magd für meine Tochter halten. Ich läugne nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte, ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Perſon, und da ich gewohnt war wie ein Falke das Geſinde zu beobachten: denn, im Vorbeigehen geſagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung; ſo fielen mir natürlich auch die Verhaltniſſe meiner Mutter und ihrer Geſellſchaft auf. Es ließ ſich wohl bemerken, daß ſie nicht alle Manner mit ebendenſelben Augen anſah; ich gab ſchärfer Acht, und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war, und bei dieſer Gelegenheit ſelbſt mit einer Leidenſchaft bekannter wurde, die ſie von ihrer erſten Jugend an ſo oft vorgeſtellt hatte. Ich wußte alle ihre Zuſammenkunfte, aber ich ſchwieg, und ſagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward

ich dazu genöthigt. Manches konnten ſie nicht unternehmen, ohne das Geſinde zu beſtechen. Dieſes fing an mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachläſſigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entſtanden, waren mir unerträglich, ich entdeckte, ich klagte alles meinem Vater.

Er hörte mich gelaſſen an. Gutes Kind! ſagte er zuletzt mit Lacheln, ich weiß alles; ſey ruhig, ertrag' es mit Geduld, denn es iſt nur um deinetwillen, daß ich es leide.

Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich ſchalt meinen Vater im Stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Urſache willen ſo etwas zu dulden brauche; ich beſtand auf der Ordnung, und ich war entſchloſſen, die Sache aufs äußerſte kommen zu laſſen.

Meine Mutter war reich von ſich, verzehrte aber doch mehr, als ſie ſollte, und dieß gab, wie ich wohl merkte, manche Erklarung zwiſchen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenſchaften meiner Mutter ſelbſt eine Art von Entwickelung hervorbrachten.

Der erſte Liebhaber ward auf eine eclatante Weiſe ungetreu; das Haus, die Gegend, ihre Verhaltniſſe waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einſam; ſie wollte nach der Stadt, da galt ſie nicht genug. Ich weiß nicht, was alles zwiſchen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entſchloß ſich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reiſe, die ſie nach dem ſudlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel; ja ich glaube, daß mein Vater nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart auch ſchon mit einer anſehnlichen Summe abkaufte. Alles unnütze Geſinde ward abgeſchafft, und das Glück ſchien

unſere Ordnung zu begunſtigen; wir hatten einige ſehr gute Jahre, alles gelang nach Wunſch. Aber leider dauerte dieſer frohe Zuſtand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagfluſſe befallen, der ihm die rechte Seite lahmte und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles errathen, was er verlangte, denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr angſtlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein ſeyn wollte; er deutete mit heftiger Geberde, daß jedermann ſich entfernen ſollte, und wenn wir uns allein ſahen war er nicht im Stande, das rechte Wort hervor zu bringen. Seine Ungeduld ſtieg aufs auſſerſte und ſein Zuſtand betrubte mich im innerſten Herzen. So viel ſchien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich beſonders anging. Welches Verlangen fuhlt' ich nicht, es zu erfahren! Sonſt konnt' ich ihm alles an den Augen anſehen; aber jetzt war es vergebens! Selbſt ſeine Augen ſprachen nicht mehr. Nur ſo viel war mir deutlich: er wollte nichts, er begehrte nichts, er ſtrebte nur mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte ſich, er ward bald darauf ganz unthatig und unfahig; und nicht lange, ſo war er todt.

Ich weiß nicht, wie ſich bei mir der Gedanke feſtgeſetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach ſeinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich ſuchte ſchon bei ſeinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts; nach ſeinem Tode ward alles verſiegelt. Ich ſchrieb meiner Mutter und bot ihr an, als Verwalter im Hauſe zu bleiben; ſie ſchlug es aus und ich mußte das Gut raumen. Es kam ein wechſelſeitiges Teſtament zum Vorſchein, wodurch ſie im Beſitz und Genuß von allem, und ich, wenigſtens ihre ganze Lebenszeit uber, von ihr abhangig blieb. Nun glaubte ich

erſt recht die Winke meines Vaters zu verſtehn; ich bedauerte ihn, daß er ſo ſchwach geweſen war, auch nach ſeinem Tode ungerecht gegen mich zu ſeyn. Denn einige meiner Freunde wollten ſogar behaupten, es ſey beinah nicht beſſer, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich ſollte das Teſtament angreifen, wozu ich mich aber nicht entſchließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu ſehr; ich vertraute dem Schickſal, ich vertraute mir ſelbſt.

Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarſchaft, die große Güter beſaß, immer in gutem Verhältniſſe geſtanden; ſie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzuſtehn. Sie lebte ſehr regelmäßig und liebte die Ordnung in allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Geſinde. Ich bin weder geizig noch mißgünſtig, aber wir Weiber beſtehn überhaupt viel ernſthafter als ſelbſt ein Mann darauf, daß nichts verſchleudert werde. Jeder Unterſchleif iſt uns unerträglich; wir wollen, daß jeder nur genieße, inſofern er dazu berechtigt iſt.

Nun war ich wieder in meinem Elemente, und trauerte ſtill über den Tod meines Vaters. Meine Beſchützerin war mit mir zufrieden, nur ein kleiner Umſtand ſtörte meine Ruhe. Lydie kam zurück; meine Mutter war grauſam genug, das arme Mädchen abzuſtoßen, nachdem ſie aus dem Grunde verdorben war. Sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenſchaften als Beſtimmung anzuſehen; ſie war gewöhnt, ſich in nichts zu mäßigen. Als ſie unvermuthet wieder erſchien, nahm meine Wohlthäterin auch ſie auf; ſie wollte mir an die Hand gehn und konnte ſich in nichts ſchicken.

Um dieſe Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft ins Haus, und beluſtigten ſich mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte

gar bald, wie sehr er sich vor allen andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeste Beziehung auf mich selbst. Er war gegen alle höflich, und bald schien Lydie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war selten bei der Gesellschaft; in seiner Gegenwart sprach ich weniger als gewöhnlich: denn ich will nicht laugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von jeher mir die Wurze des Lebens war. Ich sprach mit meinem Vater gern viel über alles, was begegnete. Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menschen hatte ich jemals lieber zugehört als Lothario, wenn er von seinen Reisen, von seinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm so klar, so offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthschaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schicksale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beschränkten Reisenden, der immer nur seine Person an die Stelle des Landes setzt, wovon er uns ein Bild zu geben verspricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte selbst; ich habe nicht leicht ein so reines Vergnügen empfunden.

Aber unaussprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Gespräch machte sich ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarschaft hatten uns besucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Gespräche geführt. Man sey ungerecht gegen unser Geschlecht, hieß es, die Männer wollten alle höhere Cultur für sich behalten, man wolle uns zu keinen Wissenschaften zulassen, man verlange, daß wir nur Tandelpuppen oder Haushalterinnen seyn sollten. Lothario sprach wenig zu all diesem; als aber die Gesellschaft kleiner ward, sagte er auch hierüber offen seine Meinung. Es ist sonderbar, rief er aus, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die

höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt: und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußern Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitzthümer herbei ſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt, und, ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſeyn muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſeyn wünſchte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das ſchönſte Ziel, die Harmonie mit ſich ſelbſt, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indeſſen herrſcht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einſehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind? Und wo ſollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauſes? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfniſſe, wo erwarten wir, wo fordern wir ſie, als da, wo wir aufſtehn und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die unſrigen immer bereit ſeyn ſoll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um dieſe immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern iſt es gegeben, gleichſam als ein Geſtirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage, ſo wie der Nacht vorzuſtehn! ſich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuſpenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal dieſe innere Herrſchaft ergriffen, ſo macht ſie den Mann, den ſie liebt, erſt allein dadurch zum Herrn; ihre

Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von niemand abhangig, und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und, wenn das Glück gut ist, das dem Staate seyn, was seiner Gattin zu Hause so wohl anstebt.

Er machte darauf eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche. Ich ward roth, denn er beschrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen Triumph, um so mehr, da ich aus allen Umständen sah, daß er mich persönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich so sehr schatzte, nicht meiner Person, sondern meiner innersten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! Welche Aufmunterung war mir geworden!

Als sie weg waren, sagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: Schade, daß die Manner oft denken und reden, was sie doch nicht zur Ausführung kommen lassen, sonst ware eine treffliche Partie für meine liebe Therese geradezu gefunden. Ich scherzte über ihre Aeußerung, und fügte hinzu, daß zwar der Verstand der Männer sich nach Haushalterinnen umsehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft sich nach andern Eigenschaften sehne, und daß wir Haushalterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Madchen keinen Wettstreit aushalten können. Diese Worte sagte ich Lydien zum Gehör: denn sie verbarg nicht, daß Lothario großen Eindruck auf sie gemacht habe, und auch er schien bei jedem neuen Besuche immer aufmerksamer auf sie zu werden. Sie war

arm, ſie war nicht von Stande, ſie konnte an keine Heirath mit ihm denken; aber ſie konnte der Wonne nicht widerſtehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein ob es mir ſchon unendlich angenehm war, zu ſehen, wohin meine Natur von einem ſo verehrten Manne geſtellt und gerechnet werde, will ich doch nicht läugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünſchte nun auch, daß er mich kennen, daß er perſönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entſtand bei mir dieſer Wunſch ohne irgend einen beſtimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

Der größte Dienſt, den ich meiner Wohlthäterin leiſtete, war, daß ich die ſchönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen ſuchte. In dieſen köſtlichen Beſitzungen, deren großen Werth Zeit und Umſtände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort, nirgends war Plan und Ordnung, und des Stehlens und des Unterſchleifs kein Ende. Manche Berge ſtanden öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die älteſten Schläge. Ich begann alles ſelbſt mit einem geſchickten Forſtmann, ich ließ die Waldungen meſſen, ich ließ ſchlagen, ſaen, pflanzen, und in kurzer Zeit war alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fort zu kommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu ſeyn, Mannskleider machen laſſen, ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

Ich hörte, daß die Geſellſchaft junger Freunde mit Lothario wieder ein Jagen angeſtellt hatte; zum erſten Mal in meinem Leben fiel mir's ein zu ſcheinen, oder, daß ich mir nicht unrecht thue, in den Augen des trefflichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unſerm Jager hinaus, um die Geſellſchaft an der Granze zu erwarten. Sie

kam, Lothario kannte mich nicht gleich; einer von den Neffen meiner Wohlthaterin ſtellte mich ihm als einen geſchickten Forſtmann vor, ſcherzte über meine Jugend und trieb ſein Spiel zu meinem Lobe ſo lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Neffe ſecundirte meine Abſicht, als wenn wir es abgeredet hätten. Umſtändlich erzählte er, und dankbar, was ich für die Güter der Tante und alſo auch für ihn gethan hatte.

Lothario hörte mit Aufmerkſamkeit zu, unterhielt ſich mit mir, fragte nach allen Verhältniſſen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntniſſe vor ihm ausbreiten zu können; ich beſtand in meinem Examen ſehr gut, ich legte ihm einige Vorſchläge zu gewiſſen Verbeſſerungen zur Prüfung vor, er billigte ſie, erzählte mir ähnliche Beiſpiele, und verſtärkte meine Gründe durch den Zuſammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblick. Aber glücklicherweiſe wollte ich nur gekannt, wollte nicht geliebt ſeyn: denn — wir kamen nach Hauſe, und ich bemerkte mehr als ſonſt, daß die Aufmerkſamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen ſchien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht, und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre Achtung und ein ſchönes Vertrauen gegen mich, er redete mich in Geſellſchaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und ſchien beſonders in Haushaltungsſachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich alles wiſſe. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; ſogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich ins Geſpräch, und ich ſuchte in ſeiner Abweſenheit mehr Kenntniſſe von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Es ward mir leicht, denn es wiederholte ſich nur im Großen, was ich im Kleinen ſo genau wußte und kannte.

Er kam von dieser Zeit an öfter in unser Haus. Es ward, ich kann wohl sagen, von allem gesprochen, aber gewissermaßen ward unser Gespräch zuletzt immer ökonomisch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Mensch durch consequente Anwendung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Geldes, selbst durch geringscheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel gesprochen.

Ich widerstand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie sehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß seine öftern Besuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigstens war auf das lebhafteste davon überzeugt; sie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch einigermaßen getröstet. Das, was sie so sehr zu ihrem Vortheil auslegte, fand ich keineswegs bedeutend; von der Absicht einer ernsthaften, dauernden Verbindung zeigte sich keine Spur, um so deutlicher sah ich den Hang des leidenschaftlichen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

So standen die Sachen, als mich die Frau vom Hause mit einem unvermutheten Antrag überraschte. Lothario, sagte sie, bietet Ihnen seine Hand an, und wünscht Sie in seinem Leben immer zur Seite zu haben. Sie verbreitete sich über meine Eigenschaften, und sagte mir, was ich so gerne anhörte: daß Lothario überzeugt sey, in mir die Person gefunden zu haben, die er so lange gewünscht hatte.

Das höchste Glück war nun für mich erreicht: ein Mann verlangte mich, den ich so sehr schätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, freie, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angebornen Neigung, meines durch Uebung erworbenen Talents vor mir sah; die Summe meines ganzen Daseyns schien

ſich ins Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung, er kam ſelbſt, er ſprach mit mir allein, er reichte mir ſeine Hand, er ſah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erſte und letzte. Er vertraute mir ſeine ganze Lage, was ihn ſein Amerikaniſcher Feldzug gekoſtet, welche Schulden er auf ſeine Güter geladen, wie er ſich mit ſeinem Großoheim einigermaßen darüber entzweit habe, wie dieſer würdige Mann für ihn zu ſorgen denke, aber freilich auf ſeine eigene Art: er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Manne doch nur mit einer haushaltiſchen gedient ſey; er hoffe durch ſeine Schweſter den Alten zu bereden. Er legte mir den Zuſtand ſeines Vermögens, ſeine Plane, ſeine Ausſichten vor, und erbat ſich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung ſeines Oheims ſollte es ein Geheimniß bleiben.

Kaum hatte er ſich entfernt, ſo fragte mich Lydie: ob er etwa von ihr geſprochen habe? Ich ſagte nein, und machte ihr lange Weile mit Erzahlung von ökonomiſchen Gegenſtanden. Sie war unruhig, mißlaunig, und ſein Betragen, als er wieder kam, verbeſſerte ihren Zuſtand nicht.

Doch ich ſehe, daß die Sonne ſich zu ihrem Untergange neigt! Es iſt Ihr Glück, mein Freund, Sie hatten ſonſt die Geſchichte, die ich mir ſo gerne ſelbſt erzähle, mit allen ihren kleinen Umſtanden durchhören muſſen. Laſſen Sie mich eilen, wir nahen einer Epoche, bei der nicht gut zu verweilen iſt.

Lothario machte mich mit ſeiner trefflichen Schweſter bekannt, und dieſe wußte mich auf eine ſchickliche Weiſe beim Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unſre Wünſche, und ich kehrte, mit einer glücklichen Nachricht, zu meiner Wohlthaterin zurück. Die Sache war im Hauſe nun kein Geheimniß mehr, Lydie erfuhr ſie, ſie glaubte etwas

Unmögliches zu vernehmen. Als ſie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verſchwand ſie auf einmal, und man wußte nicht, wohin ſie ſich verloren hatte.

Der Tag unſerer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn ſchon oft um ſein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an ſein Verſprechen. Sie haben vergeſſen, ſagte er, mir das Gehäuſe zu geben, wohinein Sie es gepaßt wünſchen. Es war ſo: ich hatte ein Geſchenk von einer Freundin, das ich ſehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem äußern Glaſe befeſtigt, inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemalt werden ſollte, als ſie mir unglücklicherweiſe durch den Tod entriſſen wurde. Lothario's Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verluſt mir noch ſehr ſchmerzhaft war, und ich wünſchte die Lücke, die ſie mir in ihrem Geſchenk zurückgelaſſen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkäſtchen, und eröffne es in ſeiner Gegenwart; kaum ſieht er hinein, ſo erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers, er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerkſamkeit, und fragt haſtig: wen ſoll dieß Portrait vorſtellen? — Meine Mutter, verſetzte ich. — Hatt' ich doch geſchworen, rief er aus, es ſey das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf. — Es iſt einerlei Perſon, verſetzte ich lächelnd, und Sie haben alſo Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wiſſen, kennen gelernt. Saint Alban iſt der romantiſche Name, unter dem meine Mutter reiſ't; ſie befindet ſich unter demſelben noch gegenwärtig in Frankreich.

Ich bin der unglücklichſte aller Menſchen! rief er aus,

indem er das Bild in das Kaſtchen zurück warf, ſeine Augen mit der Hand bedeckte und ſogleich das Zimmer verließ. Er warf ſich auf ſein Pferd, ich lief auf den Balcon und rief ihm nach; er kehrte ſich um, warf mir eine Hand zu, entfernte ſich eilig — und ich habe ihn nicht wieder geſehen.

Die Sonne ging unter, Thereſe ſah mit unverwandtem Blick in die Gluth, und ihre beiden ſchönen Augen fullten ſich mit Thranen.

Thereſe ſchwieg, und leate auf ihres neuen Freundes Hande ihre Hand; er kußte ſie mit Theilnehmung, ſie trocknete ihre Thranen, und ſtand auf. Laſſen Sie uns zurückgehen, ſagte ſie, und für die unſrigen ſorgen!

Das Geſpräch auf dem Wege war nicht lebhaft; ſie kamen zur Gartenthure herein, und ſahen Lydien auf einer Bank ſitzen; ſie ſtand auf, wich ihnen aus, und begab ſich ins Haus zurück; ſie hatte ein Papier in der Hand, und zwei kleine Madchen waren bei ihr. Ich ſehe, ſagte Thereſe, ſie trägt ihren einzigen Troſt, den Brief Lothario's, noch immer bei ſich. Ihr Freund verſpricht ihr, daß ſie gleich, ſobald er ſich wohl befindet, wieder an ſeiner Seite leben ſoll; er bittet ſie, ſo lange ruhig bei mir zu verweilen. An dieſen Worten hangt ſie, mit dieſen Zeilen tröſtet ſie ſich, aber ſeine Freunde ſind übel bei ihr angeſchrieben.

Indeſſen waren die beiden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſen, und gaben ihr Rechenſchaft von allem, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vorgegangen war. Sie ſehen hier noch einen Theil meiner Beſchaftigung, ſagte Thereſe. Ich habe mit Lothario's trefflicher Schweſter einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinſchaftlich: ich bilde die lebhaften und dienſtfertigen Haushalterinnen, und ſie übernimmt diejenigen, an denen ſich ein ruhigeres

und feineres Talent zeigt; denn es iſt billig, daß man auf jede Weiſe für das Glück der Manner und der Haushaltung ſorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, ſo werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Schönheit, ihre Güte macht ſie der Anbetung einer ganzen Welt würdig. Wilhelm getraute ſich nicht zu ſagen, daß er leider die ſchöne Gräfin ſchon kenne, und daß ihn ſein vorübergehendes Verhaltniß zu ihr auf ewig ſchmerzen werde; er war ſehr zufrieden, daß Thereſe das Geſprach nicht fortſetzte, und daß ihre Geſchafte ſie in das Haus zurückzugehen nöthigten. Er befand ſich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge ſchöne Grafin auch ſchon genöthigt ſey, durch Wohlthatigkeit den Mangel an eignem Glück zu erſetzen, machte ihn äußerſt traurig; er fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, ſich zu zerſtreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenuſſes die Hoffnung fremder Gluckſeligkeit zu ſetzen. Er pries Thereſen glucklich, daß ſelbſt bei jener unerwarteten traurigen Veranderung keine Veranderung in ihr ſelbſt vorzugeben brauchte. Wie glücklich iſt der über alles, rief er aus, der, um ſich mit dem Schickſal in Einigkeit zu ſetzen, nicht ſein ganzes vorhergehendes Leben wegzuwerfen braucht!

Thereſe kam auf ſein Zimmer, und bat um Verzeihung, daß ſie ihn ſtöre. Hier in dem Wandſchrank, ſagte ſie, ſteht meine ganze Bibliothek; es ſind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geiſtliches Buch, es findet ſich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menſchen, die das ganze Jahr weltlich ſind, bilden ſich ein, ſie mußten zur Zeit der Noth geiſtlich ſeyn; ſie ſehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzenei an, die man mit Widerwillen zu ſich nimmt, wenn man ſich ſchlecht befindet; ſie ſehen in einem Geiſtlichen, einem Sittenlehrer nur einen

Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los-werden kann: ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse.

Sie suchten unter den Büchern, und fanden einige sogenannte Erbauungsschriften. Die Zuflucht zu diesen Büchern, sagte Thereſe, hat Lydie von meiner Mutter gelernt: Schauspiele und Romane waren ihr Leben, so lange der Liebhaber treu blieb; seine Entfernung brachte sogleich diese Bücher wieder in Credit. Ich kann überhaupt nicht begreifen, fuhr sie fort, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geschichten zu uns spreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was sie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem sein Herz nicht sagt, was er sich und andern schuldig ist, der wird es wohl schwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geschickt sind, unsern Irrthümern Namen zu geben.

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte seinen Abend mit Revision der kleinen Bibliothek zu; sie war wirklich bloß durch Zufall zusammen gekommen.

Thereſe blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, sich immer gleich; sie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verschiedenen Absätzen sehr umständlich. Ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wir ziehen, was unsern Lesern zu wissen nöthig ist, hier ins Kurze zusammen.

Die Ursache von Lothario's rascher Entfernung ließ sich leider leicht erklären: er war Thereſens Mutter auf ihrer Reise begegnet, ihre Reize zogen ihn an, sie war nicht karg gegen ihn, und nun entfernte ihn dieses unglückliche, schnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem

Frauenzimmer, das die Natur selbst für ihn gebildet zu haben schien. Thereſe blieb in dem reinen Kreiſe ihrer Beſchaftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie ſich heimlich in der Nachbarſchaft aufgehalten habe. Sie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Urſachen, nicht vollzogen wurde, ſie ſuchte ſich Lothario zu nähern, und es ſchien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überraſcht als mit Ueberlegung, mehr aus langer Weile als aus Vorſatz, ihren Wünſchen begegnet ſey.

Thereſe war ruhig darüber, ſie machte keine weitern Anſprüche auf ihn, und ſelbſt wenn er ihr Gatte geweſen ware, hätte ſie vielleicht Muth genug gehabt, ein ſolches Verhaltniß zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht geſtört hatte; wenigſtens äußerte ſie oft, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen und von ſeiner Rückkehr jederzeit gewiß ſeyn könne.

Thereſens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht; ihre Tochter mußte es entgelten, denn ſie erhielt wenig von ihr; die alte Dame, Thereſens Beſchützerin, ſtarb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Capital zum Vermachtniß. Thereſe wußte ſich ſogleich in den engen Kreis zu finden, Lothario bot ihr ein beſſeres Beſitzthum an, Jarno machte den Unterhändler, ſie ſchlug es aus. Ich will, ſagte ſie, im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Große mit ihm zu theilen; aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder anderer willen in Verlegenheit ſetzt, ich zuerſt zu meinem werthen Freund, ohne Bedenken, die Zuflucht nehmen könne.

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt als zweckmäßige Thatigkeit. Kaum hatte ſie ſich auf ihrem kleinen

Gute eingerichtet, so suchten die Nachbarn schon ihre nähere Bekanntschaft und ihren Rath, und der neue Besitzer der angranzenden Guter gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es nur auf sie ankomme, ob sie seine Hand annehmen und Erbe des größten Theils seines Vermögens werden wolle. Sie hatte schon gegen Wilhelmen dieses Verhaltnisses erwahnt, und scherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

Es giebt, sagte sie, den Menschen nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geschieht, die sie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch sind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen: denn es sieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meisten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermischung der Stande durch Heirathen verdienen nur in so fern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichsam nothwendig gewordenen Existenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Klassen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können, und das ist's, warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen und recht gluckliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirath eines jungen Madchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenne ich nur Eine Mißheirath, wenn ich feiern und repräsentiren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pachtersohn aus der Nachbarschaft meine Hand geben.

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren, und bat seine neue Freundin, ihm noch ein Abschiedswort bei Lydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Madchen ließ sich bewegen, er sagte ihr einige freundliche Worte, sie versetzte: den ersten

Schmerz hab' ich überwunden, Lothario wird mir ewig theuer seyn; aber seine Freunde kenne ich, es ist mir leid, daß er so umgeben ist. Der Abbé wäre fähig, wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen, oder sie gar hinein zu stürzen; der Arzt möchte gern alles ins Gleiche bringen; Jarno hat kein Gemüth, und Sie — wenigstens keinen Charakter! Fahren Sie nur so fort, und lassen Sie sich als Werkzeug dieser drei Menschen brauchen, man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange, mir ist es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zuwider, ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimniß verbargen. Wozu diese verschlossenen Zimmer? diese wunderlichen Gänge? Warum kann niemand zu dem großen Thurm gelangen? Warum verbannten sie mich, so oft sie nur konnten, in meine Stube? Ich will gestehen, daß Eifersucht zuerst mich auf diese Entdeckung brachte, ich fürchtete eine glückliche Nebenbuhlerin sey irgendwo versteckt. Nun glaube ich das nicht mehr, ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint, aber eben so gewiß bin ich überzeugt, daß er von seinen künstlichen und falschen Freunden betrogen wird. Wenn Sie sich um ihn verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden soll, was Sie an mir verbrochen haben, so befreien Sie ihn aus den Händen dieser Menschen. Doch was hoffe ich! Ueberreichen Sie ihm diesen Brief, wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf sein Wort verlasse. Ach! rief sie aus, indem sie aufstand und am Halse Theresens weinte: er ist von meinen Feinden umgeben, sie werden ihn zu bereden suchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe; o! der beste Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth ist, ohne dafür dankbar seyn zu dürfen.

Wilhelms Abschied von Thereſen war heiterer; ſie wünſchte ihn bald wieder zu ſehen. Sie kennen mich ganz! ſagte ſie: Sie haben mich immer reden laſſen; es iſt das nachſte Mal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwiedern.

Auf ſeiner Rückreiſe hatte er Zeit genug, dieſe neue, helle Erſcheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte ſie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer ſolchen Aufſicht werden könnten; dann dachte er an ſich ſelbſt, und fuhlte, welche Wonne es ſeyn müſſe, in der Nahe eines ſo ganz klaren menſchlichen Weſens zu leben. Als er ſich dem Schloß naherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gangen und Seitengebauden mehr als ſonſt auf; er nahm ſich vor, bei der nachſten Gelegenheit Jarno oder den Abbé daruber zur Rede zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schloſſe kam, fand er den edlen Lothario auf dem Wege der volligen Beſſerung; der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Geneſende ſchon wieder aus, bald allein, bald mit ſeinen Freunden. Sein Geſpräch war ernſthaft und gefällig, ſeine Unterhaltung belebrend und erquickend; oft bemerkte man Spuren einer zarten Fuhlbarkeit, ob er ſie gleich zu verbergen ſuchte, und, wenn ſie ſich wider ſeinen Willen zeigte, beinah zu mißbilligen ſchien.

So war er eines Abends ſtill bei Tiſche, ob er gleich heiter ausſah.

Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt? sagte endlich Jarno, und zwar ein angenehmes.

Wie Sie sich auf Ihre Leute verstehen! versetzte Lothario. Ja, es ist mir ein sehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht so reizend gefunden, als dießmal, da es mich so empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenseit des Wassers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren besucht hatte. Mein körperliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich selbst glaubte: ich fühlte mich weich, und, bei wieder auflebenden Kräften, wie neugeboren. Alle Gegenstände erschienen mir in eben dem Lichte, wie ich sie in frühern Jahren gesehen hatte, alle so lieblich, so anmuthig, so reizend, wie sie mir lange nicht erschienen sind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war, ich ließ mir sie aber ganz wohlgefallen, ritt sachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menschen eine Krankheit liebgewinnen können, welche uns zu süßen Empfindungen stimmt. Sie wissen vielleicht, was mich ehemals so oft diesen Weg führte?

Wenn ich mich recht erinnere, versetzte Jarno, so war es ein kleiner Liebeshandel, der sich mit der Tochter eines Pachters entsponnen hatte.

Man dürfte es wohl einen großen nennen, versetzte Lothario: denn wir hatten uns beide sehr lieb, recht im Ernst, und auch ziemlich lange. Zufälligerweise traf heute alles zusammen, mir die ersten Zeiten unserer Liebe recht lebhaft darzustellen. Die Knaben schüttelten eben wieder Maikäfer von den Bäumen, und das Laub der Eschen war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich sie zum ersten Mal sah. Nun war es lange, daß ich Margarethen nicht gesehen habe, denn sie ist weit weg verheirathet, nur hörte ich zufällig, sie

ſey mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu beſuchen.

So war ja wohl dieſer Spazierritt nicht ſo ganz zufällig?

Ich laugne nicht, ſagte Lothario, daß ich ſie anzutreffen wünſchte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, ſah ich ihren Vater vor der Thüre ſitzen; ein Kind von ungefähr Einem Jahre ſtand bei ihm. Als ich mich näherte, ſah eine Frauensperſon ſchnell oben zum Fenſter heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich jemand die Treppe herunter ſpringen. Ich dachte gewiß, ſie ſey es, und, ich will's nur geſtehn, ich ſchmeichelte mir, ſie habe mich erkannt, und ſie komme mir eilig entgegen. Aber wie beſchämt war ich, als ſie zur Thüre heraus ſprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, anfaßte und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröſtet, als ich, wie ſie hinweg eilte, an ihrem Nacken und an dem freiſtehenden Ohr eine merkliche Röthe zu ſehen glaubte.

Ich hielt ſtill und ſprach mit dem Vater, und ſchielte indeſſen an den Fenſtern herum, ob ſie ſich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und ſo ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert: denn ob ich gleich kaum das Geſicht geſehen hatte, ſo ſchien ſie mir faſt gar nicht verändert, und zehn Jahre ſind doch eine Zeit! ja ſie ſchien mir junger, eben ſo ſchlank, eben ſo leicht auf den Füßen, der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange eben ſo leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich, dabei Mutter von ſechs Kindern, vielleicht noch von mehrern. Es paßte dieſe Erſcheinung ſo gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um ſo mehr mit

einem verjüngten Gefühl weiter ritt, und an dem nächſten Walde erſt umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So ſehr mich auch der fallende Thau an die Vorſchrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher geweſen wäre, gerade nach Hauſe zu kehren, ſo nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofes zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geſchöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen iſt. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Perſon, nach der ich verlangte.

Ob mir gleich die Abendſonne in den Augen lag, ſah ich doch, daß ſie ſich am Zaune beſchäftigte, der ſie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an ſie kam, hielt ich ſtill, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Roſen, die eine leiſe Luft hin und her wehte, machten mir ihre Geſtalt undeutlich. Ich redete ſie an, und fragte, wie ſie lebe. Sie antwortete mir mit halber Stimme: ganz wohl. Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beſchäftigt war Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit ſie zu fragen: wo denn ihre übrigen Kinder ſeyen? Es iſt nicht mein Kind, ſagte ſie, das wäre früh! und in dieſem Augenblick ſchickte ſich's, daß ich durch die Zweige ihr Geſicht genau ſehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erſcheinung ſagen ſollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Faſt jünger, faſt ſchöner, als ich ſie vor zehen Jahren gekannt hatte. Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters? fragte ich halb verwirrt. Nein, ſagte ſie, ich bin ihre Muhme.

Aber Sie gleichen einander ſo außerordentlich, verſetzte ich.

Das ſagt jedermann, der ſie vor zehen Jahren gekannt hat.

Ich fuhr fort, ſie verſchiedenes zu fragen; mein Irrthum

war mir angenehm, ob ich ihn gleich schon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückseligkeit, das vor mir stand, nicht losreißen. Das Kind hatte sich indessen von mir entfernt, und war Blumen zu suchen nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abschied, und eilte dem Kinde nach.

Indessen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hause ihres Vaters sey, und indem ich ritt, beschäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob sie selbst, oder die Muhme das Kind vor den Pferden gesichert habe. Ich wiederholte mir die ganze Geschichte mehrmals im Sinne, und ich wüßte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich gewirkt hatte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Ueberreste dieser Stimmung erlöse.

Es pflegt in vertraulichen Bekenntnissen anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Gespenstergeschichten zu gehen: ist nur erst eine erzählt, so fließen die übrigen von selbst zu.

Unsere kleine Gesellschaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieser Art. Lothario hatte am meisten zu erzählen. Jarno's Geschichten trugen alle einen eigenen Charakter, und was Wilhelm zu gestehen hatte, wissen wir schon. Indessen war ihm bange, daß man ihn an die Geschichte mit der Gräfin erinnern möchte; allein niemand dachte derselben auch nur auf die entfernteste Weise.

Es ist wahr, sagte Lothario, angenehmer kann keine Empfindung in der Welt seyn, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstande wieder öffnet, und doch wollt' ich diesem Glück für mein Leben entsagt haben, wenn mich das Schicksal mit Theresen hätte verbinden wollen. Man ist nicht immer Jüngling,

und man ſollte nicht immer Kind ſeyn. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünſchter ſeyn, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Thatigkeit dasjenige aufnimmt, was die ſeinige liegen laſſen muß, deren Geſchäftigkeit ſich nach allen Seiten verbreitet, wenn die ſeinige nur einen geraden Weg fortgehen darf. Welchen Himmel hatte ich mir mit Thereſen geträumt! Nicht den Himmel eines ſchwärmeriſchen Glücks, ſondern eines ſichern Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringſte, und eine Seele, fähig das Größte zu faſſen und wieder fahren zu laſſen. O! ich ſah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geſchichte Frauen ſehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erſcheinen: dieſe Klarheit über die Umſtände, dieſe Gewandtheit in allen Fällen, dieſe Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze ſich immer ſo gut befindet, ohne daß ſie jemals daran zu denken ſcheinen. Sie können wohl, fuhr er fort, indem er ſich lächelnd gegen Wilhelmen wendete, mir verzeihen, wenn Thereſe mich Aurelien entführte: mit jener konnte ich ein heiteres Leben hoffen, da bei dieſer auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.

Ich läugne nicht, verſetzte Wilhelm, daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hierher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien ſehr ſtreng zu tadeln.

Auch verdient es Tadel, ſagte Lothario: ich hätte meine Freundſchaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechſeln ſollen, ich hätte nicht an die Stelle der Achtung, die ſie verdiente, eine Neigung eindrängen ſollen, die ſie weder

erregen, noch erhalten konnte. Ach! sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte, und das ist das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.

Es sey drum, erwiederte Wilhelm, wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unsere Gesinnungen und Handlungen auf eine sonderbare Weise von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewisse Pflichten sollten wir niemals aus den Augen setzen. Die Asche der Freundin ruhe sanft; wir wollen, ohne uns zu schelten und sie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab streuen. Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, lassen Sie mich fragen, warum Sie sich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, dessen sich jedermann erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachlässigen scheinen. Wie können Sie, bei Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verläugnen? Sie haben diese ganze Zeit noch mit keiner Sylbe an das köstliche Geschöpf gedacht, von dessen Anmuth so viel zu erzählen wäre.

Von wem reden Sie? versetzte Lothario, ich verstehe Sie nicht.

Von wem anders, als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem schönen Kinde, dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater sich seiner annimmt?

Sie irren sehr, mein Freund, rief Lothario: Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigsten von mir, ich weiß von keinem Kinde, sonst würde ich mich dessen mit Freuden annehmen; aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geschöpf als eine Verlassenschaft von ihr ansehen, und für seine Erziehung sorgen. Hat sie sich denn irgend etwas merken lassen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?

Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben, es war aber einmal so angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Ich kann, fiel Jarno ein, einigen Aufschluß hierüber geben. Ein altes Weib, das Sie oft müssen gesehen haben, brachte das Kind zu Aurelien, sie nahm es mit Leidenschaft auf, und hoffte ihre Leiden durch seine Gegenwart zu lindern: auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.

Wilhelm war durch diese Entdeckung sehr unruhig geworden, er gedachte der guten Mignon neben dem schönen Felix auf das lebhafteste, er zeigte seinen Wunsch, die beiden Kinder aus der Lage, in der sie sich befanden, herauszuziehen.

Wir wollen damit bald fertig seyn, versetzte Lothario. Das wunderliche Mädchen übergeben wir Theresen, sie kann unmöglich in bessere Hände gerathen, und was den Knaben betrifft, den, dacht' ich, nähmen Sie selbst zu sich: denn was sogar die Frauen an uns ungebildet zurücklassen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben.

Ueberhaupt dächte ich, versetzte Jarno, Sie entsagten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch einmal kein Talent haben.

Wilhelm war betroffen; er mußte sich zusammennehmen, denn Jarno's harte Worte hatten seine Eigenliebe nicht wenig verletzt. Wenn Sie mich davon überzeugen, versetzte er mit gezwungenem Lächeln, so werden Sie mir einen Dienst erweisen, ob es gleich nur ein trauriger Dienst ist, wenn man uns aus einem Lieblingstraume aufschüttelt.

Ohne viel weiter darüber zu reden, versetzte Jarno, möchte ich Sie nur antreiben, erst die Kinder zu holen; das übrige wird sich schon geben.

Ich bin bereit dazu, verſetzte Wilhelm; ich bin unruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schickſal des Knaben etwas naheres entdecken kann; ich verlange das Mädchen wiederzuſehen, das ſich mit ſo vieler Eigenheit an mich geſchloſſen hat.

Man ward einig, daß er bald abreiſen ſollte.

Den andern Tag hatte er ſich dazu vorbereitet, das Pferd ward geſattelt, nur wollte er noch von Lothario Abſchied nehmen. Als die Eßzeit herbei kam, ſetzte man ſich wie gewöhnlich zu Tiſche, ohne auf den Hausherrn zu warten; er kam erſt ſpat, und ſetzte ſich zu ihnen.

Ich wollte wetten, ſagte Jarno, Sie haben heute Ihr zartliches Herz wieder auf die Probe geſtellt, Sie haben der Begierde nicht widerſtehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzuſehen.

Errathen! verſetzte Lothario.

Laſſen Sie uns hören, ſagte Jarno, wie iſt es abgelaufen? Ich bin außerſt neugierig.

Ich laugne nicht, verſetzte Lothario, daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich faßte daher den Entſchluß, nochmals hinzureiten, und die Perſon wirklich zu ſehen, deren verjüngtes Bild mir eine ſo angenehme Illuſion gemacht hatte. Ich ſtieg ſchon in einiger Entfernung vom Hauſe ab, und ließ die Pferde bei Seite führen, um die Kinder nicht zu ſtören, die vor dem Thore ſpielten. Ich ging in das Haus, und von ungefahr kam ſie mir entgegen, denn ſie war es ſelbſt, und ich erkannte ſie ungeachtet der großen Veranderung wieder. Sie war ſtarker geworden, und ſchien größer zu ſeyn; ihre Anmuth blickte durch ein geſetztes Weſen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein ſtilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den ſie ſonſt ſo leicht und frei

trug, hing ein wenig gesenkt, und leise Falten waren über ihre Stirne gezogen.

Sie schlug die Augen nieder, als sie mich sah, aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des Herzens. Ich reichte ihr die Hand, sie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abwesend, nach ihren Kindern, sie trat an die Thüre und rief sie herbei, alle kamen und versammelten sich um sie. Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu sagen; sie bat mich hinein zu treten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch alles auf dem alten Platze fand, und — sonderbar! die schöne Muhme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte stufenweis neben einander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfrischung zu holen, ich gab dem ehemals so geliebten Geschöpfe die Hand, und sagte zu ihr: ich habe eine rechte Freude, Sie wieder zu sehen. — Sie sind sehr gut, mir das zu sagen, versetzte sie; aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wiederzusehen; ich habe es in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt. Sie sagte das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich

ehemals so sehr an ihr entzückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf seinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geschöpfe, die er kannte und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre sonderbaren Schicksale, die wenig Erfreuliches enthielten, waren ihm schmerzlich gegenwärtig. Ach! rief er aus, arme Mariane! was werde ich noch von dir erfahren müssen? Und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeist, dem ich so viel schuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umständen treff' ich dich vielleicht, wenn du mir einst wieder begegnest!

In der Stadt war niemand von seinen Bekannten zu Hause; er eilte auf das Theater, er glaubte sie in der Probe zu finden; alles war still, das Haus schien leer, doch sah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerin beschäftigt, Leinwand zu einer neuen Decoration zusammenzunähen; es fiel nur so viel Licht herein, als nöthig war, ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon saßen neben ihr auf der Erde; beide hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, sagte ihr Felix alle Worte nach, als wenn er die Buchstaben kennte, als wenn er auch zu lesen verstünde.

Die Kinder sprangen auf und begrüßten den Ankommenden: er umarmte sie aufs zärtlichste, und führte sie näher zu

der Alten. Biſt du es? ſagte er zu ihr mit Ernſt, die dieſes Kind Aurelien zugeführt hatte. Sie ſah von ihrer Arbeit auf, und wendete ihr Geſicht zu ihm; er ſah ſie in vollem Lichte, erſchrak, trat einige Schritte zurück; es war die alte Barbara.

Wo iſt Mariane? rief er aus. — Weit von hier, verſetzte die Alte.

Und Felix?...

Iſt der Sohn dieſes unglücklichen nur allzuzärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekoſtet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie ſo glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!

Sie ſtand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt ſie feſt. Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen, ſagte ſie, laſſen Sie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und ſchmerzen wird. Sie entfernte ſich, und Wilhelm ſah den Knaben mit einer ängſtlichen Freude an; er durfte ſich das Kind noch nicht zueignen. Er iſt dein, rief Mignon, er iſt dein, und drückte das Kind an Wilhelms Kniee.

Die Alte kam, und überreichte ihm einen Brief. Hier ſind Marianens letzte Worte, ſagte ſie.

Sie iſt todt! rief er aus.

Todt! ſagte die Alte; möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe erſparen können.

Ueberraſcht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief, er hatte aber kaum die erſten Worte geleſen, als ihn ein bittrer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, ſtürzte auf eine Raſenbank, und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte ſich um ihn. Indeſſen hatte Felix den Brief aufgehoben, und zerrte ſeine Geſpielin ſo lange, bis dieſe nachgab, und zu

ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt sie zweimal zu hören. „Wenn dieses Blatt jemals zu dir kommt, so bedaure deine unglückliche Geliebte. Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, dessen Geburt ich nur einige Tage überlebe, ist dein; ich sterbe dir treu, so sehr der Schein auch gegen mich sprechen mag; mit dir verlor ich alles, was mich an das Leben fesselte. Ich sterbe zufrieden, da man mir versichert, das Kind sey gesund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr, leb wohl und vergiß mich nicht!"

Welch ein schmerzlicher und noch zu seinem Troste halb räthselhafter Brief! dessen Inhalt ihm erst recht fühlbar ward, da ihn die Kinder stockend und stammelnd vortrugen und wiederholten.

Da haben Sie es nun! rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er sich erholt hatte; danken Sie dem Himmel, daß, nach dem Verluste eines so guten Madchens, Ihnen noch ein so vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Madchen Ihnen bis ans Ende treu geblieben, wie unglücklich sie geworden ist, und was sie Ihnen alles aufgeopfert hat.

Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden, rief Wilhelm aus, auf einmal trinken! Ueberzeuge mich, ja überrede mich nur, daß sie ein gutes Madchen war, daß sie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unersetzlichen Verlust.

Es ist jetzt nicht Zeit, versetzte die Alte, ich habe zu thun, und wünschte nicht, daß man uns beisammen fande. Lassen Sie es ein Geheimniß seyn, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verstellung zu viel

Vorwürfe von der Gesellschaft zu erwarten. Mignon verräth uns nicht, sie ist gut und verschwiegen.

Ich wußte es lange und sagte nichts, versetzte Mignon. — Wie ist es möglich? rief die Alte — Woher? fiel Wilhelm ein.

Der Geist hat mir's gesagt.

Wo? wo?

Im Gewölbe, da der Alte das Messer zog, rief mir's zu: Rufe seinen Vater, und da fielst du mir ein.

Wer rief denn?

Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe, ich war so angst, ich zitterte, ich betete, da rief's und ich verstand's.

Wilhelm drückte sie an sein Herz, empfahl ihr Felix und entfernte sich. Er bemerkte erst zuletzt, daß sie viel blasser und magerer geworden war, als er sie verlassen hatte. Madame Melina fand er von seinen Bekannten zuerst; sie begrüßte ihn aufs freundlichste. O! daß Sie doch alles, rief sie aus, bei uns finden möchten, wie Sie wünschten!

Ich zweifle daran, sagte Wilhelm, und erwarte es nicht. Gestehen Sie es nur, man hat alle Anstalten gemacht, mich entbehren zu können.

Warum sind Sie auch weggegangen? versetzte die Freundin.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Personen glauben wir zu seyn! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem stocken, und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas besseres, doch für etwas angenehmeres.

Und die Leiden unſerer Freunde bringen wir nicht in Anſchlag?

Auch unſere Freunde thun wohl, wenn ſie ſich bald finden, wenn ſie ſich ſagen: da wo du biſt, da wo du bleibſt, wirke was du kannſt, ſey thatig und gefallig, und laß dir die Gegenwart heiter ſeyn.

Bei naherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet, und zog die ganze Aufmerkſamkeit des Publicums an ſich. Seine Rollen waren inzwiſchen durch Laertes und Horatio beſetzt worden, und beide lockten den Zuſchauern einen weit lebhaftern Beifall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: ſehn Sie hier dieſen glücklichen Menſchen, der bald ein Capitaliſt, oder Gott weiß was werden wird! Wilhelm umarmte ihn, und fühlte ein vortrefflich feines Tuch an ſeinem Rocke; ſeine übrige Kleidung war einfach, aber alles vom beſten Zeuge.

Löſen Sie mir das Rathſel! rief Wilhelm aus.

Es iſt noch Zeit genug, verſetzte Laertes, um zu erfahren, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauſes von meiner Unruhe, meinen Kenntniſſen und Bekanntſchaften Vortheil zieht, und mir einen Theil davon ablaßt; ich wollte viel drum geben, wenn ich mir dabei auch Zutrauen gegen die Weiber ermakeln könnte: denn es iſt eine hübſche Nichte im Hauſe, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann ſeyn.

Sie wiſſen wohl noch nicht, ſagte Madame Melina, daß ſich indeſſen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo iſt wirklich mit der ſchönen Elmire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gut heißen wollte.

So unterhielten ſie ſich über manches, was ſich in ſeiner Abweſenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geiſt und dem Sinne der Geſellſchaft nach, wirklich längſt verabſchiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren ſonderbaren Beſuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn alles ſchlief, und verlangte ſolche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngſte Mädchen ſich zu einem Geliebten ſchleichen wollte. Er las indeß Marianens Brief wohl hundertmal durch, las mit unausſprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand, und mit Entſetzen die Ankündigung ihres Todes, deſſen Annäherung ſie nicht zu fürchten ſchien.

Mitternacht war vorbei, als etwas an der halboffnen Thüre rauſchte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat. Ich ſoll Euch, ſagte ſie, die Geſchichte unſerer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß Ihr ungerührt dabei ſitzt, daß Ihr nur, um Eure Neugierde zu befriedigen, mich ſo ſorgſam erwartet, und daß Ihr Euch jetzt, wie damals, in Eure kalte Eigenliebe hüllet, wenn uns das Herz bricht. Aber ſeht her! ſo brachte ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflaſche hervor, ſo ſtellte ich die drei Gläſer auf den Tiſch, und ſo fingt Ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeſchichten zu täuſchen und einzuſchläfern, wie ich Euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.

Wilhelm wußte nicht, was er ſagen ſollte, als die Alte wirklich den Stöpſel ſpringen ließ, und die drei Gläſer vollſchenkte.

Trinkt! rief ſie, nachdem ſie ihr ſchäumendes Glas ſchnell ausgeleert hatte, trinkt! eh der Geiſt verraucht! Dieſes dritte Glas ſoll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin

ungenoſſen verſchaumen. Wie roth waren ihre Lippen, als ſie Euch damals Beſcheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erſtarrt!

Sibylle! Furie! rief Wilhelm aus, indem er aufſprang und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, welch ein böſer Geiſt beſitzt und treibt dich? Für wen haltſt du mich, daß du denkſt, die einfachſte Geſchichte von Marianens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kranken, daß du noch ſolche hölliſche Kunſtgriffe brauchſt, um meine Marter zu ſcharfen? Geht deine unerſattliche Völlerei ſo weit, daß du beim Todtenmahle ſchwelgen mußt, ſo trink und rede! Ich habe dich von jeher verabſcheut, und noch kann ich mir Marianen nicht unſchuldig denken, wenn ich dich, ihre Geſellſchafterin, nur anſehe.

Gemach, mein Herr! verſetzte die Alte: Sie werden mich nicht aus meiner Faſſung bringen. Sie ſind uns noch ſehr verſchuldet, und von einem Schuldner laßt man ſich nicht übel begegnen. Aber Sie haben Recht, auch meine einfachſte Erzahlung iſt Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Marianens, um die Ihrige zu bleiben.

Die Meinige? rief Wilhelm aus, welch ein Mahrchen willſt du beginnen?

Unterbrechen Sie mich nicht, fiel ſie ein, hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen, es iſt ohnedem jetzt ganz einerlei. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bei uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen?

Ich fand das Blatt erſt, als ich es mitgenommen hatte; es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus unbrunſtiger Liebe ergriff und zu mir ſteckte.

Was enthielt das Papier?

Die Ausſichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächſten Nacht beſſer als geſtern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eignen Augen geſehen, denn er ſchlich früh vor Tage aus Eurem Hauſe hinweg.

Sie können ihn geſehen haben; aber was bei uns vorging, wie traurig Mariane dieſe Nacht, wie verdrießlich ich ſie zubrachte, das werden Sie erſt jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig ſeyn, weder läugnen noch beſchönigen, daß ich Marianen beredete, ſich einem gewiſſen Norberg zu ergeben; ſie folgte, ja ich kann ſagen, ſie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er ſchien verliebt, und ich hoffte, er werde beſtandig ſeyn. Gleich darauf mußte er eine Reiſe machen und Mariane lernte Sie kennen. Was hatte ich da nicht auszuſtehen! was zu hindern! was zu erdulden! O! rief ſie manchmal, hatteſt Du meiner Jugend, meiner Unſchuld nur noch vier Wochen geſchont, ſo hatte ich einen würdigen Gegenſtand meiner Liebe gefunden, ich wäre ſeiner würdig geweſen, und die Liebe hatte das mit einem ruhigen Bewußtſeyn geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe. Sie überließ ſich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine uneingeſchränkte Gewalt über ihren Verſtand, denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz, denn niemals billigte ſie, was ich für ſie that, wozu ich ſie bewegte, wenn ihr Herz widerſprach: nur der unbezwinglichen Noth gab ſie nach, und die Noth erſchien ihr bald ſehr drückend. In den erſten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwickelung von Umſtänden ihr Vermögen, das arme Mädchen war an mancherlei

Bedürfniſſe gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewiſſe gute Grundſätze eingeprägt, die ſie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeſte Gewandtheit in weltlichen Dingen, ſie war unſchuldig im eigentlichen Sinne; ſie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; für nichts war ihr mehr bange, als wenn ſie ſchuldig war; ſie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine ſolche Lage machte es möglich, daß ſie genöthigt ward, ſich ſelbſt hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden loszuwerden.

Und hatteſt du, fuhr Wilhelm auf, ſie nicht retten können?

O ja, verſetzte die Alte, mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.

Abſcheuliche, niederträchtige Kupplerin! ſo haſt du das unglückliche Geſchöpf geopfert? ſo haſt du ſie deiner Kehle, deinem unerſättlichen Heißhunger hingegeben?

Ihr thätet beſſer, Euch zu mäßigen, und mit Schimpfreden inne zu halten, verſetzte die Alte. Wenn Ihr ſchimpfen wollt, ſo geht in Eure großen vornehmen Häuſer, da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängſtlich beſorgt ſind, wie ſie für ein liebenswürdiges, himmliſches Mädchen den allerabſcheulichſten Menſchen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichſte iſt. Seht das arme Geſchöpf vor ſeinem Schickſale zittern und beben, und nirgends Troſt finden, als bis ihr irgend eine erfahrne Freundin begreiflich macht, daß ſie durch den Eheſtand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Perſon nach Gefallen disponiren zu können.

Schweig! rief Wilhelm: glaubſt du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entſchuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!

So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bei dieſem Abenteuer habe ich mir wenigſtens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück, er eilte Marianen zu ſehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunſt, um ihr Betragen zu entſchuldigen; ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewiſſen geſchärft habe, und daß man ein Gewiſſen, ſo lange es ſpricht, reſpectiren müſſe. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und verſprach ihm, mein beſtes zu thun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit, und liebte Marianen auf das äußerſte. Er verſprach mir Geduld, und ich arbeitete deſto lebhafter, um ihn nicht zu ſehr zu prüfen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand; ich überredete ſie, ja ich kann ſagen, ich zwang ſie endlich durch die Drohung, daß ich ſie verlaſſen würde, an ihren Liebhaber zu ſchreiben, und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und raſften zufälliger Weiſe ſeine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böſes Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, ſo ging die Qual von neuem an; ſie ſchwur, daß ſie Ihnen nicht untreu werden könne, und war ſo leidenſchaftlich, ſo außer ſich, daß ſie mir ein herzliches Mitleid ablockte. Ich verſprach ihr endlich, daß ich auch dieſe Nacht Norbergen beruhigen, und ihn unter allerlei Vorwänden entfernen wollte; ich bat ſie zu Bette zu gehen, allein ſie ſchien mir nicht zu trauen: ſie blieb angezogen, und ſchlief zuletzt, bewegt und ausgeweint wie ſie war, in ihren Kleidern ein.

Norberg kam; und ich ſuchte ihn abzuhalten, ich ſtellte ihm ihre Gewiſſensbiſſe, ihre Reue mit den ſchwärzeſten Farben vor; er wünſchte ſie nur zu ſehen, und ich ging in das Zimmer, um ſie vorzubereiten; er ſchritt mir nach, und wir

traten beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, ſprang mit Wuth auf und entriß ſich unſern Armen; ſie beſchwur und bat, ſie flehte, drohte und verſicherte, daß ſie nicht nachgeben würde. Sie war unvorſichtig genug, über ihre wahre Leidenſchaft einige Worte fallen zu laſſen, die der arme Norberg im geiſtlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er ſie, und ſie ſchloß ſich ein. Ich behielt ihn noch lange bei mir, und ſprach mit ihm über ihren Zuſtand, daß ſie guter Hoffnung ſey, und daß man das arme Mädchen ſchonen muſſe. Er fühlte ſich ſo ſtolz auf ſeine Vaterſchaft, er freute ſich ſo ſehr auf einen Knaben, daß er alles einging, was ſie von ihm verlangte, und daß er verſprach, lieber einige Zeit zu verreiſen, als ſeine Geliebte zu angſtigen, und ihr durch dieſe Gemüthsbewegungen zu ſchaden. Mit dieſen Geſinnungen ſchlich er Morgens früh von mir weg, und Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache gehalten haben, ſo hätte es zu Ihrer Glückſeligkeit nichts weiter bedurft, als in den Buſen ihres Nebenbuhlers zu ſehen, den Sie ſo begünſtigt, ſo glücklich hielten, und deſſen Erſcheinung Sie zur Verzweiflung brachte.

Redet Ihr wahr? ſagte Wilhelm.

So wahr, ſagte die Alte, als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen.

Ja, gewiß Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unſers nächſten Morgens recht lebhaft darſtellen könnte. Wie heiter wachte ſie auf! wie freundlich rief ſie mich herein! wie lebhaft dankte ſie mir! wie herzlich drückte ſie mich an ihren Buſen! Nun, ſagte ſie, indem ſie lachelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir ſelbſt, mich an meiner Geſtalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie iſt es ſo ſuß, überwunden zu haben! welch eine himmliſche Empfindung iſt

es, ſeinem Herzen zu folgen! Wie dank' ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit, deinen Verſtand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet haſt! Steh mir bei, und erſinne, was mich ganz glücklich machen kann!

Ich gab ihr nach, ich wollte ſie nicht reizen, ich ſchmeichelte ihrer Hoffnung, und ſie liebkoſte mich auf das anmuthigſte. Entfernte ſie ſich einen Augenblick vom Fenſter, ſo mußte ich Wache ſtehen: denn Sie ſollten nun ein für allemal vorbei gehen, man wollte Sie wenigſtens ſehen; ſo ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts, zur gewöhnlichen Stunde, erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte ſchon an der Treppe, die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand ſie zu meiner Verwunderung in ihrer Officierstracht, ſie ſah unglaublich heiter und reizend aus. Verdien' ich nicht, ſagte ſie, heute in Mannstracht zu erſcheinen? Habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter ſoll mich heute wie das erſte Mal ſehen, ich will ihn ſo zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken, als damals: denn bin ich jetzt nicht viel mehr die Seine als damals, da mich ein edler Entſchluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber, fügte ſie nach einigem Nachdenken hinzu, noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erſt das Aeußerſte wagen, um ſeiner werth, um ſeines Beſitzes gewiß zu ſeyn; ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zuſtand offenbaren, und ihm alsdann überlaſſen, ob er mich behalten oder verſtoßen will. Dieſe Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu; und wäre ſein Gefühl mich zu verſtoßen fähig, ſo würde ich alsdann ganz wieder mir ſelbſt angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Troſt finden, und alles erdulden, was das Schickſal mir auferlegen wollte.

Mit dieſen Geſinnungen, mit dieſen Hoffnungen, mein

Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen; Sie kamen nicht. O! wie ſoll ich den Zuſtand des Wartens und Hoffens beſchreiben? Ich ſehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunſt du von dem Manne ſprachſt, deſſen Grauſamkeit du noch nicht erfahren hatteſt!

Gute liebe Barbara, rief Wilhelm, indem er aufſprang und die Alte bei der Hand faßte: es iſt nun genug der Verſtellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgültiger, dein ruhiger, dein zufriedner Ton hat dich verrathen. Gieb mir Marianen wieder! ſie lebt, ſie iſt in der Nahe. Nicht umſonſt haſt du dieſe ſpate einſame Stunde zu deinem Beſuche gewahlt, nicht umſonſt haſt du mich durch dieſe entzückende Erzahlung vorbereitet. Wo haſt du ſie? Wo verbirgſt du ſie? Ich glaube dir alles, ich verſpreche dir alles zu glauben, wenn du mir ſie zeigſt, wenn du ſie meinen Armen wiedergiebſt. Ihren Schatten habe ich ſchon im Fluge geſehen, laß mich ſie wieder in meine Arme faſſen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will ſie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über ſich und dich Glück wunſchen, ich will ihr meinen Felix zufuhren. Komm! Wo haſt du ſie verſteckt? Laß ſie, laß mich nicht langer in Ungewißheit! Dein Endzweck iſt erreicht. Wo haſt du ſie verborgen? Komm, daß ich ſie mit dieſem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angeſicht ſehe!

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen, ſie ſah ihn ſtarr an, die Thranen ſtürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff ſie. Welch ein ungluklicher Irrthum, rief ſie aus, laßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe ſie verborgen, aber unter die Erde; weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angeſicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten

Felix an ihr Grab, und ſagen Sie ihm, da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz ſchlagt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu ſehen, nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet ſie auf den Ausgang meiner Erzahlung, oder meines Mahrchens; die dunkle Kammer hat ſie aufgenommen, wohin kein Brautigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegen geht.

Sie warf ſich auf die Erde an einem Stuhl nieder und weinte bitterlich; Wilhelm war zum erſten Male völlig überzeugt, daß Mariane todt ſey; er befand ſich in einem traurigen Zuſtande. Die Alte richtete ſich auf; ich habe Ihnen weiter nichts zu ſagen, rief ſie, und warf ein Packet auf den Tiſch. Hier dieſe Briefſchaften mögen völlig Ihre Grauſamkeit beſchämen; leſen Sie dieſe Blatter mit trocknen Augen durch, wenn es Ihnen möglich iſt. Sie ſchlich leiſe fort, und Wilhelm hatte dieſe Nacht das Herz nicht, die Brieftaſche zu öffnen, er hatte ſie ſelbſt Marianen geſchenkt, er wußte, daß ſie jedes Blattchen, das ſie von ihm erhalten hatte, ſorgfaltig darin aufhob. Den andern Morgen vermochte er es über ſich; er löſ'te das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen mit Bleiſtift von ſeiner eigenen Hand geſchrieben entgegen, und riefen ihm jede Situation, von dem erſten Tage ihrer anmuthigen Bekanntſchaft, bis zu dem letzten ihrer grauſamen Trennung, wieder herbei. Allein nicht ohne die lebhafteſten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billeten, die an ihn geſchrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt ſah, von Wernern waren zurückgewieſen worden.

Keines meiner Blatter hat bis zu dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat dich nicht erreicht; haſt du ſelbſt

dieſe grauſamen Befehle gegeben? Soll ich dich nie wieder ſehen? Noch einmal verſuch' ich es, ich bitte dich: komm, o komm! ich verlange dich nicht zu behalten, wenn ich dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann.

Wenn ich ſonſt bei dir ſaß, deine Hände hielt, dir in die Augen ſah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu dir ſagte: lieber, lieber guter Mann! das hörteſt du ſo gern, ich mußte es dir ſo oft wiederholen, ich wiederhole es noch einmal: lieber, lieber guter Mann! ſey gut, wie du warſt, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!

Du hältſt mich für ſchuldig, ich bin es auch, aber nicht wie du denkſt. Komm, damit ich nur den einzigen Troſt habe, von dir ganz gekannt zu ſeyn, es gehe mir nachher, wie es wolle.

Nicht um meinetwillen allein, auch um dein ſelbſt willen fleh' ich dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die du leideſt, indem du mich fliehſt; komm, daß unſere Trennung weniger grauſam werde! Ich war vielleicht nie deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da du mich in ein gränzenloſes Elend zurückſtößeſt.

Bei allem, was heilig iſt, bei allem, was ein menſchliches Herz rühren kann, ruf' ich dich an! Es iſt um eine Seele, es iſt um ein Leben zu thun, um zwei Leben, von

denen dir eins ewig theuer seyn muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes aussprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, ist dein. Seitdem ich dich liebe, hat kein andrer mir auch nur die Hand gedrückt; o daß deine Liebe, daß deine Rechtschaffenheit die Gefahrten meiner Jugend gewesen waren!

Du willst mich nicht hören? so muß ich denn zuletzt wohl verstummen, aber diese Blätter sollen nicht untergehen, vielleicht können sie noch zu dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Trost seyn: daß ich ohne Schuld gegen dich war, wenn ich mich auch nicht unschuldig nennen durfte.

Wilhelm konnte nicht weiter; er überließ sich ganz seinem Schmerz, aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes herein trat, dem er seine Empfindungen zu verbergen suchte. Dieser brachte einen Beutel mit Ducaten hervor, zählte und rechnete, und versicherte Wilhelmen: es sey nichts schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege sey, reich zu werden; es könne uns auch alsdann nichts stören oder abhalten. Wilhelm erinnerte sich seines Traums und lächelte; aber zugleich dachte er auch mit Schaudern: daß in jenem Traumgesichte Mariane ihn verlassen, um seinem verstorbenen Vater zu folgen, und daß beide zuletzt wie Geister schwebend sich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus seinem Nachdenken, und führte ihn

auf ein Kaffeehaus, wo sich sogleich mehrere Personen um ihn versammelten, die ihn sonst gern auf dem Theater gesehen hatten; sie freuten sich seiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie sie hörten, die Bühne verlassen wolle; sie sprachen so bestimmt und vernünftig von ihm und seinem Spiele, von dem Grade seines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: o wie unendlich werth wäre mir diese Theilnahme vor wenig Monaten gewesen! Wie belehrend und wie erfreuend! Niemals hätte ich mein Gemüth so ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich so weit gekommen, am Publico zu verzweifeln.

Dazu sollte es überhaupt nicht kommen, sagte ein ältlicher Mann, der hervortrat; das Publicum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten als man glaubt; nur muß der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen: denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und hervorbringen soll; wenn es aber gethan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammen setzen: denn diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug.

Das sollten sie eben nicht, sagte Wilhelm. Ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen wird.

So wollen wir heute laut werden, rief ein junger Mann, Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind.

Wilhelm lehnte die Einladung ab, und begab ſich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder ſprechen wollte, indem er ſie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum beſten bei ihm verwahrt. Er verrieth ſich, als er den ſchönen Felix wieder anſichtig ward. O, mein Kind! rief er aus, mein liebes Kind! Er hub ihn auf, und drückte ihn an ſein Herz. Vater! Was haſt du mir mitgebracht, rief das Kind. Mignon ſah beide an, als wenn ſie warnen wollte, ſich nicht zu verrathen.

Was iſt das für eine neue Erſcheinung? ſagte Madame Melina. Man ſuchte die Kinder bei Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das ſtrengſte Geheimniß nicht ſchuldig zu ſeyn glaubte, entdeckte ſeiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina ſah ihn lächelnd an. O! über die leichtglaubigen Männer! rief ſie aus: wenn nur etwas auf ihrem Wege iſt, ſo kann man es ihnen ſehr leicht aufbürden; aber dafür ſehen ſie ſich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wiſſen nichts zu ſchätzen, als was ſie vorher mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenſchaft bezeichnet haben. Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind geweſen wäre, ſo hätte er eine nie ganz beſiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müſſen.

Er ſprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei ſich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedachte. Frau Melina, ob ſie ſich gleich ungerne von beiden zugleich trennte, fand doch den Vorſchlag gut, ja nothwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon ſchien einer freien Luft und anderer Verhältniſſe zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte ſich nicht erholen.

Laſſen Sie ſich nicht irren, fuhr Madame Melina fort, daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre,

leichtſinnig geäußert habe. Der Alten iſt freilich wenig zu trauen, doch wer Unwahrheit zu ſeinem Nutzen erſinnt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich ſcheinen. Aurelien hatte die Alte vorgeſpiegelt, Felix ſey ein Sohn Lothario's, und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unſerer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir ſchon die Mutter nicht kennen, oder ſie von Herzen haſſen. Felix kam herein geſprungen, ſie drückte ihn an ſich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr ſonſt nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hauſe, und beſtellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher, als in der Dämmerung, zu beſuchen verſprach; er empfing ſie verdrießlich, und ſagte zu ihr: Es iſt nichts Schandlicheres in der Welt, als ſich auf Lügen und Mährchen einzurichten! Schon haſt du viel Böſes damit geſtiftet, und jetzt, da dein Wort das Glück meines Lebens entſcheiden könnte, jetzt ſteh' ich zweifelhaft, und wage nicht das Kind in meine Arme zu ſchließen, deſſen ungetrübter Beſitz mich äußerſt glücklich machen würde. Ich kann dich, ſchandliche Creatur, nicht ohne Haß und Verachtung anſehen.

Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden ſoll, verſetzte die Alte, ganz unertraglich vor. Und wenn's um Euer Sohn nicht ware, ſo iſt es das ſchönſte, angenehmſte Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um ſich zu haben. Iſt es nicht werth, daß Ihr Euch ſeiner annehmt? Verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm, nicht einen kleinen Unterhalt für mein künftiges Leben? O! ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden; aber wie eine arme Creatur, deren geringſtem Bedürfniß nichts entgegen kommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hulfe ſieht, wie die ſich durch die ſelbſtiſchen

Menſchen durchdrücken, und im Stillen darben muß — davon würde manches zu ſagen ſeyn, wenn ihr hören wolltet und könntet. Haben Sie Marianens Briefe geleſen? Es ſind dieſelben, die ſie zu jener unglücklichen Zeit ſchrieb. Vergebens ſuchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen dieſe Blätter zuzuſtellen; Ihr grauſamer Schwager hatte Sie ſo umlagert, daß alle Liſt und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht alles mit dem überein, was ich erzählt habe? Und ſetzt nicht Norbergs Brief die ganze Geſchichte außer allen Zweifel?

Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

Haben Sie ihn nicht in der Brieftaſche gefunden? verſetzte die Alte.

Ich habe noch nicht alles durchleſen.

Geben Sie nur die Brieftaſche her; auf dieſes Document kommt alles an. Norbergs unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht, ein anderes von ſeiner Hand mag auch den Knoten löſen, inſofern am Faden noch etwas gelegen iſt. Sie nahm ein Blatt aus der Brieftaſche, Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand, er nahm ſich zuſammen und las.

„Sag' mir nur, Mädchen, wie vermagſt du das über mich? Hatt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttin ſelbſt mich zum ſeufzenden Liebhaber umſchaffen könnte. Anſtatt mir mit offenen Armen entgegen zu eilen, ziehſt du dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abſcheu nehmen können, wie du dich betrugſt. Iſt's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwei Thüren davon. Es iſt zu toll, ſag' ich dir! Ich habe verſprochen, dir einige Bedenkzeit zu laſſen, nicht gleich in dich

zu bringen, und ich möchte rasend werden über jede verlorne Viertelstunde. Habe ich dir nicht geschenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelst du noch an meiner Liebe? Was willst du haben? sag' es mir! Es soll dir an nichts fehlen. Ich wollte, der Pfaffe müßte verstummen und verblinden, der dir solches Zeug in den Kopf gesetzt hat. Mußtest du auch gerade an so einen kommen! Es giebt so viele, die jungen Leuten etwas nachzusehen wissen. Genug, ich sage dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wissen, denn ich gehe bald wieder weg, und wenn du nicht wieder freundlich und gefällig bist, so sollst du mich nicht wieder sehen...."

In dieser Art ging der Brief noch lange fort, drehte sich zu Wilhelms schmerzlicher Zufriedenheit immer um denselben Punkt herum, und zeugte für die Wahrheit der Geschichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweites Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus diesen und mehreren Papieren nicht ohne tiefen Schmerz die Geschichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menschen nach und nach zahm gemacht, indem sie ihm den Tod Marianens meldete, und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix sein Sohn sey; er hatte ihr einigemal Geld geschickt, das sie aber für sich behielt, da sie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeschwatzt hatte. Aber leider dauerte dieser heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil seines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeschichten sein Herz gegen seinen ersten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrscheinlich das alles lautete, und so schön es zusammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, sich der Freude

zu überlaſſen; er ſchien ſich vor einem Geſchenke zu fürchten, das ihm ein böſer Genius darreichte.

Ihre Zweifelſucht, ſagte die Alte, die ſeine Gemüthsſtimmung errieth, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie deſto genauer auf ihn Acht, bemerken Sie ſeine Gaben, ſeine Natur, ſeine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach ſich ſelbſt wiedererkennen, ſo müſſen Sie ſchlechte Augen haben. Denn das verſichre ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir ſollte niemand ein Kind unterſchieben; aber es iſt ein Glück für die Weiber, daß die Männer in dieſen Fällen nicht ſo ſcharfſichtig ſind.

Nach allem dieſem ſetzte ſich Wilhelm mit der Alten auseinander; er wollte den Felix mit ſich nehmen, ſie ſollte Mignon zu Thereſen bringen, und hernach eine kleine Penſion, die er ihr verſprach, wo ſie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um ſie auf dieſe Veränderung vorzubereiten. — Meiſter! ſagte ſie, behalte mich bei dir, es wird mir wohl thun und weh.

Er ſtellte ihr vor, daß ſie nun herangewachſen ſey, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müſſe. — Ich bin gebildet genug, verſetzte ſie, um zu lieben und zu trauern.

Er machte ſie auf ihre Geſundheit aufmerkſam, daß ſie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geſchickten Arztes bedürfe. — Warum ſoll man für mich ſorgen, ſagte ſie, da ſo viel zu ſorgen iſt?

Nachdem er ſich viele Mühe gegeben, ſie zu überzeugen, daß er ſie jetzt nicht mit ſich nehmen könne, daß er ſie zu Perſonen bringen wolle, wo er ſie öfters ſehen werde, ſchien ſie von alle dem nichts gehört zu haben. Du willſt mich nicht bei dir? ſagte ſie. Vielleicht iſt es beſſer, ſchicke mich zum alten Harfenſpieler, der arme Mann iſt ſo allein.

Wilhelm ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben ſey. — Ich ſehne mich jede Stunde nach ihm, verſetzte das Kind.

Ich habe aber nicht bemerkt, ſagte Wilhelm, daß du ihm ſo geneigt ſeyſt, als er noch mit uns lebte.

Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur ſeine Augen nicht ſehen, aber wenn er ſchlief, ſetzte ich mich gern zu ihm, ich wehrte ihm die Fliegen, und konnte mich nicht ſatt an ihm ſehen. O! er hat mir in ſchrecklichen Augenblicken beigeſtanden, es weiß niemand, was ich ihm ſchuldig bin. Hatt' ich nur den Weg gewußt, ich ware ſchon zu ihm gelaufen.

Wilhelm ſtellte ihr die Umſtande weitlaufig vor, und ſagte: ſie ſey ſo ein vernünftiges Kind, ſie möchte doch auch dießmal ſeinen Wünſchen folgen. — Die Vernunft iſt grauſam, verſetzte ſie, das Herz iſt beſſer. Ich will hingehen, wohin du willſt, aber laß mir deinen Felix!

Nach vielem Hin- und Wiederreden war ſie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben, und ſie zuſammen an Fraulein Thereſe zu ſchicken. Es ward ihm das um ſo leichter, als er ſich noch immer fürchtete, den ſchonen Felix ſich als ſeinen Sohn zuzueignen. Er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum, das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben ſeyn, und, ohne ſich es zu geſtehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel, und ſuchte dort Aehnlichkeiten zwiſchen ſich und dem Kinde auszuſpahen. Ward es ihm dann einen Augenblick recht wahrſcheinlich, ſo druckte er den Knaben an ſeine Bruſt, aber auf einmal, erſchreckt durch den Gedanken, daß er ſich betrugen könne, ſetzte er das Kind nieder, und ließ es hinlaufen. O! rief er

aus, wenn ich mir dieſes unſchätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entriſſen, ſo wäre ich der unglücklichſte aller Menſchen!

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun ſeinen förmlichen Abſchied vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er ſchon abgeſchieden ſey, und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr, ſeine zwei Schutzgeiſter hatten ſich entfernt, und ſeine Gedanken eilten ihnen nach. Der ſchöne Knabe ſchwebte wie eine reizende ungewiſſe Erſcheinung vor ſeiner Einbildungskraft, er ſah ihn, an Thereſens Hand, durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterin ſich bilden; Thereſe war ihm noch viel werther geworden, ſeitdem er das Kind in ihrer Geſellſchaft dachte. Selbſt als Zuſchauer im Theater erinnerte er ſich ihrer mit Lächeln; beinahe war er in ihrem Falle, die Vorſtellungen machten ihm keine Illuſion mehr.

Serlo und Melina waren äußerſt höflich gegen ihn, ſobald ſie merkten, daß er an ſeinen vorigen Platz keinen weitern Anſpruch machte. Ein Theil des Publicums wünſchte ihn nochmals auftreten zu ſehen; es wäre ihm unmöglich geweſen, und bei der Geſellſchaft wünſchte es niemand, als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abſchied von dieſer Freundin, er war gerührt, und ſagte: wenn doch der Menſch ſich nicht vermeſſen wollte, irgend etwas für die Zukunft zu verſprechen! Das geringſte vermag er nicht zu halten, geſchweige wenn ſein Vorſatz von Bedeutung iſt. Wie ſchäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zuſammen in jener unglücklichen Nacht verſprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zuſammengedrängt waren.

Wie erhöhte damals das Unglück meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun iſt aus allem dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlaſſe Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück iſt, daß man mein Verſprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß niemand mich jemals deßhalb gemahnt hat.

Seyn Sie nicht ungerecht gegen ſich ſelbſt, verſetzte Frau Melina; wenn niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, ſo werde ich es nicht verkennen: denn unſer ganzer Zuſtand ware völlig anders, wenn wir Sie nicht beſeſſen hatten. Geht es doch unſern Vorſatzen, wie unſern Wunſchen. Sie ſehen ſich gar nicht mehr ahnlich, wenn ſie ausgeführt, wenn ſie erfullt ſind, und wir glauben nichts gethan, nichts erlangt zu haben.

Sie werden, verſetzte Wilhelm, durch Ihre freundſchaftliche Auslegung mein Gewiſſen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen.

Es iſt auch wohl möglich, daß Sie es ſind, verſetzte Madame Melina, nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande ein Verſprechen nicht zu erfullen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, mein Freund, ein guter Menſch verſpricht durch ſeine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, ſind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wiſſen. Leben Sie wohl. Wenn unſere außern Umſtande ſich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergeſtellt haben, ſo entſteht in meinem Innern durch Ihren Abſchied eine Lücke, die ſich ſo leicht nicht wieder ausfullen wird.

Wilhelm ſchrieb vor ſeiner Abreiſe aus der Stadt noch einen weitlaufigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige

Briefe gewechselt, aber weil sie nicht einig werden konnten, hörten sie zuletzt auf zu schreiben. Nun hatte sich Wilhelm wieder genähert, er war im Begriff, dasjenige zu thun, was jener so sehr wünschte, er konnte sagen: ich verlasse das Theater, und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich, in jedem Sinne, zu einer reinen und sichern Thätigkeit führen muß. Er erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er so lange sich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller der Menschen sey, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußeren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen. Wilhelm hatte sich in diesem Falle befunden; er schien nunmehr zum ersten Mal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reis'te fort mit einem ganz andern Sinn, als das erste Mal; die Aussichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas frohes zu erleben.

Neuntes Capitel.

Als er nach Lothario's Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben, daß Lothario hingegangen sey, die hinterlassenen Güter in Besitz zu nehmen. Sie kommen eben zur rechten Zeit, sagte er, um mir und dem Abbé beizustehn. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde. Das einzige war dabei bedenklich, daß ein auswartiges Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Absicht

hatte; nun ſind wir kurz und gut entſchloſſen, mit jenem gemeine Sache zu machen, denn ſonſt hatten wir uns ohne Noth und Vernunft hinaufgetrieben. Wir haben, ſo ſcheint es, mit einem klugen Manne zu thun. Nun machen wir Calculs und Anſchläge; auch muß ökonomiſch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, ſo daß jeder ein ſchönes Beſitzthum erhalt. Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt, man beſah die Felder, Wieſen, Schlöſſer, und obgleich Jarno und der Abbé die Sache ſehr gut zu verſtehen ſchienen, ſo wünſchte Wilhelm doch, daß Fraulein Thereſe von der Geſellſchaft ſeyn möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit dieſen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, ſeine Abenteuer und ſeine zweifelhafte Vaterſchaft den Freunden zu erzahlen, die eine ihm ſo wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtſinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß ſie manchmal in vertrauten Geſprachen, bei Tiſche und auf Spaziergangen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben, und dadurch wenigſtens anzeigten, daß ſie unter ſich manches abzuthun hatten, das ihm verborgen ſey. Er erinnerte ſich an das, was Lydie geſagt hatte, und glaubte um ſo mehr daran, als eine ganze Seite des Schloſſes vor ihm immer unzuganglich geweſen war. Zu gewiſſen Galerien und beſonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang geſucht.

Eines Abends ſagte Jarno zu ihm: wir können Sie nun ſo ſicher als den unſern anſehen, daß es unbillig ware, wenn wir Sie nicht tiefer in unſere Geheimniſſe einfuhrten. Es iſt gut, daß der Menſch, der erſt in die Welt tritt, viel von ſich halte, daß er ſich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen ſuche; aber wenn ſeine Bildung

auf einem gewiſſen Grade ſteht, dann iſt es vortheilhaft, wenn er ſich in einer größern Maſſe verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben, und ſeiner ſelbſt in einer pflichtmäßigen Thätigkeit zu vergeſſen. Da lernt er erſt ſich ſelbſt kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern. Sie ſollen bald erfahren, welch eine kleine Welt ſich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in dieſer kleinen Welt gekannt ſind; morgen früh, vor Sonnenaufgang, ſeyn Sie angezogen und bereit.

Jarno kam zur beſtimmten Stunde, und führte ihn durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schloſſes, dann durch einige Galerien, und ſie gelangten endlich vor eine große alte Thüre, die ſtark mit Eiſen beſchlagen war. Jarno pochte, die Thüre that ſich ein wenig auf, ſo daß eben ein Menſch hineinſchlüpfen konnte. Jarno ſchob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen. Dieſer fand ſich in einem dunkeln und engen Behaltniſſe, es war finſter um ihn, und als er einen Schritt vorwärts gehen wollte, ſtieß er ſchon wider. Eine nicht ganz unbekannte Stimme rief ihm zu: Tritt herein! und nun bemerkte er erſt, daß die Seiten des Raums, in dem er ſich befand, nur mit Teppichen behangen waren, durch welche ein ſchwaches Licht hindurchſchimmerte. Tritt herein! rief es nochmals; er hub den Teppich auf, und trat hinein.

Der Saal, in dem er ſich nunmehr befand, ſchien ehemals eine Capelle geweſen zu ſeyn; anſtatt des Altars ſtand ein großer Tiſch auf einigen Stufen, mit einem grünen Teppich behangen, darüber ſchien ein zugezogener Vorhang ein Gemälde zu bedecken; an den Seiten waren ſchön gearbeitete Schranke mit feinen Drathgittern verſchloſſen, wie man ſie in Bibliotheken zu ſehen pflegt, nur ſah er anſtatt der Bücher

viele Rollen aufgeſtellt. Niemand befand ſich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenſter Wilhelmen gerade entgegen, und begrüßte ihn freundlich.

Setze Dich! rief eine Stimme, die von dem Altar her zu tönen ſchien. Wilhelm ſetzte ſich auf einen kleinen Armſtuhl, der wider den Verſchlag des Eingangs ſtand; es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte ſich darein ergeben, ob ihn ſchon die Morgenſonne blendete; der Seſſel ſtand feſt, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete ſich, mit einem kleinen Geräuſche, der Vorhang über dem Altar, und zeigte, innerhalb eines Rahmens, eine leere, dunkle Oeffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte, und zu ihm ſagte: Sollten Sie mich nicht wieder erkennen? Sollten Sie, unter andern Dingen, die Sie wiſſen möchten, nicht auch zu erfahren wünſchen, wo die Kunſtſammlung Ihres Großvaters ſich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie ſich des Gemaldes nicht mehr, das Ihnen ſo reizend war? Wo mag der kranke Königsſohn wohl jetzo ſchmachten? — Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der, in jener bedeutenden Nacht, ſich mit ihm im Gaſthauſe unterhalten hatte. Vielleicht, fuhr dieſer fort, können wir jetzt über Schickſal und Charakter eher einig werden.

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang ſich wieder raſch zuſammenzog. Sonderbar! ſagte er bei ſich ſelbſt, ſollen zufallige Ereigniſſe einen Zuſammenhang haben? Und das, was wir Schickſal nennen, ſollte es bloß Zufall ſeyn? Wo mag ſich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in dieſen feierlichen Augenblicken daran?

Er hatte nicht Zeit weiter zu denken, denn der Vorhang öffnete ſich wieder, und ein Mann ſtand vor ſeinen Augen,

den er sogleich für den Landgeistlichen erkannte, der mit ihm und der lustigen Gesellschaft jene Wasserfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieselbe Person schien. Mit einem heitern Gesichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: nicht vor Irrthum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrthum aus vollen Bechern ausschlürfen zu lassen, das ist Weisheit der Lehrer. Wer seinen Irrthum nur kostet, hält lange damit Haus, er freuet sich dessen als eines seltenen Glücks; aber wer ihn ganz erschöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnsinnig ist. Der Vorhang schloß sich abermals, und Wilhelm hatte Zeit nachzudenken. Von welchem Irrthum kann der Mann sprechen? sagte er zu sich selbst, als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da Bildung suchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringste Anlage hatte.

Der Vorhang riß sich schneller auf, ein Officier trat hervor, und sagte nur im Vorbeigehen: Lernen Sie die Menschen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann! Der Vorhang schloß sich, und Wilhelm brauchte sich nicht lange zu besinnen, um diesen Officier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte, und Schuld gewesen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie dieser hieher gekommen, und wer er sey, war Wilhelmen völlig ein Räthsel. — Wenn so viele Menschen an dir Theil nahmen, deinen Lebensweg kannten, und wußten, was darauf zu thun sey, warum führten sie dich nicht strenger? warum nicht ernster? warum begünstigten sie deine Spiele, anstatt dich davon wegzuführen?

Rechte nicht mit uns! rief eine Stimme: Du bist

gerettet, und auf dem Wege zum Ziel. Du wirſt keine deiner Thorheiten bereuen und keine zurück wünſchen, kein glücklicheres Schickſal kann einem Menſchen werden. Der Vorhang riß ſich von einander, und, in voller Rüſtung, ſtand der alte König von Dänemark in dem Raume. Ich bin der Geiſt deines Vaters, ſagte das Bildniß, und ſcheide getroſt, da meine Wünſche für dich, mehr als ich ſie ſelbſt begriff, erfüllt ſind. Steile Gegenden laſſen ſich nur durch Umwege erklimmen, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl, und gedenke mein, wenn du genießeſt, was ich dir vorbereitet habe.

Wilhelm war außerſt betroffen, er glaubte die Stimme ſeines Vaters zu hören, und doch war ſie es auch nicht; er befand ſich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrenſten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat, und ſich hinter den grünen Tiſch ſtellte. Treten Sie herbei! rief er ſeinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbei, und ſtieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. Hier iſt Ihr Lehrbrief, ſagte der Abbé, beherzigen Sie ihn, er iſt von wichtigem Inhalt. Wilhelm nahm ihn auf, öffnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunſt iſt lang, das Leben kurz, das Urtheil ſchwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln iſt leicht, Denken ſchwer; nach dem Gedachten handeln unbequem. Aller Anfang iſt heiter, die Schwelle iſt der Platz der Erwartung. Der Knabe ſtaunt, der Eindruck beſtimmt ihn, er lernt ſpielend, der Ernſt überraſcht ihn. Die Nachahmung iſt uns angeboren, das Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt.

Selten wird das Treffliche gefunden, seltner geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gern auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt werden, der Künstler braucht sie ganz. Wer sie halb kennt, ist immer irre und redet viel; wer sie ganz besitzt, mag nur thun und redet selten oder spät. Jene haben keine Geheimnisse und keine Kraft, ihre Lehre ist wie gebackenes Brod schmackhaft und sattigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht saen, und die Saatfrüchte sollen nicht vermahlen werden. Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Die Handlung wird nur vom Geiste begriffen und wieder dargestellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten sind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, ist ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuscher. Es sind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zusammen. Ihr Geschwätz halt den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängstigt die Besten. Des achten Künstlers Lehre schließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, spricht die That. Der achte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

Genug! rief der Abbé, das übrige zu seiner Zeit. Jetzt sehen Sie sich in jenen Schränken um.

Wilhelm ging hin und las die Aufschriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung Lothario's Lehrjahre, Jarno's Lehrjahre und seine eignen Lehrjahre daselbst aufgestellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren.

Darf ich hoffen, in diese Rollen einen Blick zu werfen?

Es iſt für Sie nunmehr in dieſem Zimmer nichts verſchloſſen.

Darf ich eine Frage thun?

Ohne Bedenken! und Sie können entſcheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächſt am Herzen liegt, und am Herzen liegen ſoll.

Gut denn! Ihr ſonderbaren und weiſen Menſchen, deren Blick in ſo viel Geheimniſſe dringt, könnt Ihr mir ſagen, ob Felix wirklich mein Sohn iſt? —

Heil Ihnen über dieſe Frage! rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zuſammenſchlug: Felix iſt Ihr Sohn! Bei dem Heiligſten, was unter uns verborgen liegt, ſchwör' ich Ihnen, Felix iſt Ihr Sohn! und der Geſinnung nach war ſeine abgeſchiedne Mutter Ihrer nicht unwerth: Empfangen Sie das liebliche Kind aus unſerer Hand, kehren Sie ſich um, und wagen Sie es, glücklich zu ſeyn.

Wilhelm hörte ein Geräuſch hinter ſich, er kehrte ſich um, und ſah ein Kindergeſicht ſchalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervor gucken, es war Felix. Der Knabe verſteckte ſich ſogleich ſcherzend, als er geſehen wurde. Komm hervor! rief der Abbé. Er kam gelaufen, ſein Vater ſtürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme, und drückte ihn an ſein Herz. Ja, ich fühl's, rief er aus, du biſt mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommſt du her, mein Kind, gerade in dieſem Augenblick?

Fragen Sie nicht, ſagte der Abbé. Heil dir, junger Mann! deine Lehrjahre ſind vorüber; die Natur hat dich losgeſprochen.

Achtes Buch.

Erſtes Capitel.

Felix war in den Garten geſprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken, der ſchönſte Morgen zeigte jeden Gegenſtand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heiterſten Augenblick. Felix war neu in der freien und herrlichen Welt, und ſein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenſtänden, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie geſellten ſich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzahlen mußte; Wilhelm ſah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erſt fühlen, welch ein ſchwaches Intereſſe er an den Dingen außer ſich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An dieſem Tage, dem vergnügteſten ſeines Lebens, ſchien auch ſeine eigne Bildung erſt anzufangen; er fühlte die Nothwendigkeit ſich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbé hatten ſich nicht wieder ſehen laſſen; Abends kamen ſie, und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erſtaunen entgegen, er traute ſeinen Augen nicht, es war Werner, der gleichfalls einen Augenblick anſtand, ihn anzuerkennen. Beide umarmten ſich aufs

zartlichſte, und beide konnten nicht verbergen, daß ſie ſich wechſelweiſe verandert fanden. Werner behauptete, ſein Freund ſey größer, ſtarker, gerader, in ſeinem Weſen gebildeter und in ſeinem Betragen angenehmer geworden. — Etwas von ſeiner alten Treuherzigkeit vermiſſ' ich, ſetzte er hinzu. — Sie wird ſich auch ſchon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der erſten Verwunderung erholt haben, ſagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht hatte. Der gute Mann ſchien eher zurück als vorwarts gegangen zu ſeyn. Er war viel magerer, als ehemals, ſein ſpitzes Geſicht ſchien feiner, ſeine Naſe langer zu ſeyn, ſeine Stirn und ſein Scheitel waren von Haaren entblößt, ſeine Stimme hell, heftig und ſchreiend, und ſeine eingedrückte Bruſt, ſeine vorfallenden Schultern, ſeine farbloſen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitſamer Hypochondriſt gegenwärtig ſey.

Wilhelm war beſcheiden genug, um ſich über dieſe große Veranderung ſehr mäßig zu erklaren, da der andere hingegen ſeiner freundſchaftlichen Freude völligen Lauf ließ. Wahrhaftig! rief er aus, wenn du deine Zeit ſchlecht angewendet, und, wie ich vermuthe, nichts gewonnen haſt, ſo biſt du doch indeſſen ein Perſönchen geworden, das ſein Glück machen kann und muß; verſchlendere und verſchleudere nur auch das nicht wieder: du ſollſt mir mit dieſer Figur eine reiche und ſchöne Erbin erkaufen. — Du wirſt doch, verſetzte Wilhelm lachelnd, deinen Charakter nicht verlaugnen! Kaum findeſt du nach langer Zeit deinen Freund wieder, ſo ſiehſt du ihn ſchon als eine Waare, als einen Gegenſtand deiner Speculation an, mit dem ſich etwas gewinnen laßt.

Jarno und der Abbé ſchienen über dieſe Erkennung keinesweges verwundert, und ließen beide Freunde ſich nach Belieben

über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um ſeinen Freund herum, drehte ihn hin und her, ſo, daß er ihn faſt verlegen machte. Nein! nein! rief er aus, ſo was iſt mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betrüge. Deine Augen ſind tiefer, deine Stirn iſt breiter, deine Naſe feiner und dein Mund liebreicher geworden. Seht nur einmal, wie er ſteht! wie das alles paßt und zuſammenhängt! Wie doch das Faullenzen gedeihet! Ich armer Teufel dagegen — er beſah ſich im Spiegel — wenn ich dieſe Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, ſo wäre doch auch gar nichts an mir.

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht empfangen; ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinſchaft zu kaufen die Abſicht hatte. Dieſes Geſchäft führte Wernern hierher; er hatte keine Gedanken, Wilhelmen auf ſeinem Wege zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorſchlage billig. Wenn Sie es mit dieſem jungen Manne, wie es ſcheint, gut meinen, ſagte er, ſo ſorgen Sie ſelbſt dafür, daß unſer Theil nicht verkürzt werde; es ſoll von meinem Freunde abhangen, ob er das Gut annehmen und einen Theil ſeines Vermögens daran wenden will. Jarno und der Abbé verſicherten, daß es dieſer Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im allgemeinen verhandelt, als Werner ſich nach einer Partie Lombre ſehnte, wozu ſich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinſetzten; er war es nun einmal ſo gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beiden Freunde nach Tiſche allein waren, befragten und beſprachen ſie ſich ſehr lebhaft über alles, was ſie ſich mitzutheilen wünſchten. Wilhelm rühmte ſeine Lage und das

Glück ſeiner Aufnahme unter ſo trefflichen Menſchen. Werner dagegen ſchuttelte den Kopf, und ſagte: man ſollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen ſieht! Mehr als Ein dienſtfertiger Freund hat mir verſichert, du lebteſt mit einem liederlichen jungen Edelmann, führteſt ihm Schauſpielerinnen zu, halfeſt ihm ſein Geld durchbringen, und ſeyeſt ſchuld, daß er mit ſeinen ſammtlichen Anverwandten geſpannt ſey. — Es würde mich um meinet- und um der guten Menſchen willen verdrießen, daß wir ſo verkannt werden, verſetzte Wilhelm, wenn mich nicht meine theatraliſche Laufbahn mit jeder übeln Nachrede verſöhnt hatte. Wie ſollten die Menſchen unſere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgeriſſen erſcheinen, wovon ſie das wenigſte ſehen, weil Gutes und Böſes im Verborgenen geſchieht, und eine gleichgultige Erſcheinung meiſtens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauſpieler und Schauſpielerinnen auf erhöhte Bretter, zundet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk iſt in wenig Stunden abgeſchloſſen, und doch weiß ſelten jemand eigentlich, was er daraus machen ſoll.

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterſtadt. Werner erzahlte, mit großer Haſt, alles was ſich verandert hatte, und was noch beſtand und geſchah. Die Frauen im Hauſe, ſagte er, ſind vergnugt und glücklich, es fehlt nie an Geld. Die eine Halfte der Zeit bringen ſie zu, ſich zu putzen, und die andere Halfte ſich geputzt ſehen zu laſſen. Haushalteriſch ſind ſie ſoviel als billig iſt. Meine Kinder laſſen ſich zu geſcheidten Jungen an. Ich ſehe ſie im Geiſte ſchon ſitzen und ſchreiben, und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem jeden ſoll ſobald als möglich ein eignes Gewerbe eingerichtet werden, und was unſer Vermögen betrifft, daran ſollſt du deine Luſt ſehen. Wenn

wir mit den Gütern in Ordnung ſind, mußt du gleich mit nach Hauſe: denn es ſieht doch aus, als wenn du, mit einiger Vernunft, in die menſchlichen Unternehmungen eingreifen könnteſt. Deine neuen Freunde ſollen geprieſen ſeyn, da ſie dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein narriſcher Teufel, und merke erſt, wie lieb ich dich habe, da ich mich nicht ſatt an dir ſehen kann, daß du ſo wohl und ſo gut ausſiehſt. Das iſt doch noch eine andere Geſtalt, als das Portrait, das du einmal an die Schweſter ſchickteſt, und worüber im Hauſe großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebſt, mit offnem Halſe, halbfreier Bruſt, großer Krauſe, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Weſtchen und ſchlotternden langen Hoſen, indeſſen ich behauptete, das Coſtum ſey nur noch zwei Finger breit vom Hanswurſt. Nun ſiehſt du doch aus wie ein Menſch, nur fehlt der Zopf, in den ich deine Haare einzubinden bitte, ſonſt halt man dich denn doch einmal unterwegs als Juden an, und fordert Zoll und Geleite von dir.

Felix war indeſſen in die Stube gekommen, und hatte ſich, als man auf ihn nicht achtete, aufs Canapé gelegt, und war eingeſchlafen. Was iſt das für ein Wurm? fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu ſagen, noch Luſt, eine doch immer zweideutige Geſchichte einem Manne zu erzahlen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Geſellſchaft begab ſich nunmehr auf die Güter, um ſie zu beſehen und den Handel abzuſchließen. Wilhelm ließ ſeinen Felix nicht von der Seite, und freute ſich, um des Knaben willen, recht lebhaft des Beſitzes, dem man entgegen ſah. Die Lüſternheit des Kindes nach den Kirſchen und Beeren, die bald reif werden ſollten, erinnerten ihn an die Zeit ſeiner

Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! Wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wieder herzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegen wachsen, und alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es und seiner Freude konnte nichts gleichen. O, der unnöthigen Strenge der Moral! rief er aus, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu allem bildet, was wir seyn sollen. O, der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört, und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!

So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls zusammengezählt eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterſcheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, ſo wollte es auch den Namen von allem hören; es glaubte nicht anders als ſein Vater müſſe alles wiſſen, quälte ihn oft mit Fragen, und gab ihm Anlaß, ſich nach Gegenſtänden zu erkundigen, denen er ſonſt wenig Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte ſich frühe bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme und wo die Flamme hinkomme, war dem Vater ſeine eigene Beſchränkung erſt recht lebendig; er wünſchte zu erfahren, wie weit ſich der Menſch mit ſeinen Gedanken wagen, und wovon er hoffen dürfe ſich und andern jemals Rechenſchaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Weſen Unrecht geſchehen ſah, erfreute den Vater höchlich, als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind ſchlug heftig nach dem Küchenmadchen, das einige Tauben abgeſchnitten hatte. Dieſer ſchöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerſtört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Fröſche todt ſchlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieſer Zug an ſo viele Menſchen, die höchſt gerecht erſcheinen, wenn ſie ohne Leidenſchaft ſind und die Handlungen anderer beobachten.

Dieſes angenehme Gefühl, daß der Knabe ſo einen ſchönen und wahren Einfluß auf ſein Daſeyn habe, ward einen Augenblick geſtört, als Wilhelm in kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts auszuſetzen, er war nicht im Stande ihm eine Richtung zu geben, die es nicht ſelbſt nahm, und ſogar die Unarten, gegen die Aurelie ſo viel gearbeitet hatte, waren, ſo ſchien es, nach dem Tode dieſer Freundin alle wieder

in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter ſich zu, noch wollte er ſeinen Teller nicht abeſſen, und ſein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachſah, daß er den Biſſen unmittelbar aus der Schüſſel nehmen, das volle Glas ſtehen laſſen und aus der Flaſche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebſt, wenn er ſich mit einem Buche in die Ecke ſetzte, und ſehr ernſthaft ſagte: ich muß das gelehrte Zeug ſtudiren! ob er gleich die Buchſtaben noch lange weder unterſcheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig ſey, ſo entſtand eine Unruhe in ihm, die ſein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. Sind wir Männer denn, ſagte er zu ſich, ſo ſelbſtiſch geboren, daß wir unmöglich für ein Weſen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an, ſeine Gegenwart ergötzte mich, und dabei hab' ich es aufs grauſamſte vernachläſſigt. Was that ich zu ſeiner Bildung, nach der es ſo ſehr ſtrebte? Nichts! Ich überließ es ſich ſelbſt und allen Zufälligkeiten, denn es, in einer ungebildeten Geſellſchaft, nur ausgeſetzt ſeyn konnte; und dann für dieſen Knaben, der dir ſo merkwürdig war, ehe er dir ſo werth ſeyn konnte, hat dich denn dein Herz geheißen auch nur jemals das geringſte für ihn zu thun? Es iſt nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer verſchwendeſt; nimm dich zuſammen, und denke, was du für dich und die guten Geſchöpfe zu thun haſt, welche Natur und Neigung ſo feſt an dich knüpfte.

Eigentlich war dieſes Selbſtgeſpräch nur eine Einleitung, ſich zu bekennen, daß er ſchon gedacht, geſorgt, geſucht und

gewählt hatte; er konnte nicht länger zögern, ſich es ſelbſt zu geſtehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verluſt Marianens, fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben ſuchen müſſe, und daß er ſie nicht ſichrer als in Thereſen finden werde. Er kannte dieſes vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine ſolche Gattin und Gehülfin ſchien die einzige zu ſeyn, der man ſich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein ſonderbares Schickſal auf ewig getrennt, Thereſe hielt ſich für frei, und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache geſprochen, die ſich von ſelbſt verſteht.

Nachdem er lange mit ſich zu Rathe gegangen war, nahm er ſich vor, ihr von ſich zu ſagen, ſo viel er nur wußte. Sie ſollte ihn kennen lernen, wie er ſie kannte, und er fing nun an, ſeine eigene Geſchichte durchzudenken; ſie ſchien ihm an Begebenheiten ſo leer und im Ganzen jedes Bekenntniß ſo wenig zu ſeinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Vorſatz abzuſtehn im Begriff war. Endlich entſchloß er ſich, die Rolle ſeiner Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; dieſer ſagte: es iſt eben zur rechten Zeit, und Wilhelm erhielt ſie.

Es iſt eine ſchauderhafte Empfindung, wenn ein edler Menſch, mit Bewußtſeyn, auf dem Punkte ſteht, wo er über ſich ſelbſt aufgeklärt werden ſoll. Alle Uebergänge ſind Kriſen, und iſt eine Kriſe nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Beſſerung fühlt man, und man ſieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indeſſen vorbereitet genug, die Umſtände hatten ſchon lebhaft zu ihm geſprochen, ſeine Freunde hatten ihn eben nicht geſchont, und wenn er gleich das Pergament mit

einiger Haſt aufrollte, ſo ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umſtändliche Geſchichte ſeines Lebens in großen ſcharfen Zügen geſchildert; weder einzelne Begebenheiten, noch beſchränkte Empfindungen verwirrten ſeinen Blick, allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beſchämen, und er ſah zum erſten Mal ſein Bild außer ſich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweites Selbſt, ſondern wie im Portrait ein anderes Selbſt: man bekennt ſich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut ſich, daß ein denkender Geiſt uns ſo hat faſſen, ein großes Talent uns ſo hat darſtellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch beſteht, und daß es länger als wir ſelbſt dauern kann.

Wilhelm beſchäftigte ſich nunmehr, indem alle Umſtände durch dieß Manuſcript in ſein Gedächtniß zurück kamen, die Geſchichte ſeines Lebens für Thereſen aufzuſetzen, und er ſchämte ſich faſt, daß er gegen ihre großen Tugenden nichts aufzuſtellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweiſen konnte. So umſtändlich er in dem Aufſatze war, ſo kurz faßte er ſich in dem Briefe, den er an ſie ſchrieb; er bat ſie um ihre Freundſchaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr ſeine Hand an, und bat ſie um baldige Entſcheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er dieſe wichtige Sache noch erſt mit ſeinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé berathen ſolle, entſchied er ſich zu ſchweigen. Er war zu feſt entſchloſſen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er ſie noch hätte dem Urtheil des vernünftigſten und beſten Mannes unterwerfen mögen; ja, ſogar brauchte er die Vorſicht, ſeinen Brief auf der nächſten Poſt ſelbſt zu beſtellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in ſo vielen Umſtänden ſeines Lebens, in denen er frei und im Verborgenen

zu handeln glaubte, beobachtet, ja ſogar geleitet worden war, wie ihm aus der geſchriebenen Rolle nicht undeutlich erſchien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er, wenigſtens zu Thereſens Herzen, rein vom Herzen reden, und ihrer Entſchließung und Entſcheidung ſein Schickſal ſchuldig ſeyn, und ſo machte er ſich kein Gewiſſen, ſeine Wachter und Aufſeher in dieſem wichtigen Punkte wenigſtens zu umgehen.

Zweites Capitel.

Kaum war der Brief abgeſendet, als Lothario zurückkam. Jedermann freute ſich, die vorbereiteten wichtigen Geſchäfte abgeſchloſſen und bald geendigt zu ſehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie ſo viele Faden theils neu geknüpft, theils aufgelöſ't und nun ſein eignes Verhältniß auf die Zukunft beſtimmt werden ſollte. Lothario begrüßte ſie alle aufs beſte: er war völlig wieder hergeſtellt und heiter, er hatte das Anſehen eines Mannes, der weiß, was er thun ſoll, und dem in allem, was er thun will, nichts im Wege ſteht.

Wilhelm konnte ihm ſeinen herzlichen Gruß nicht zurückgeben. Dieß iſt, mußte er zu ſich ſelbſt ſagen, der Freund, der Geliebte, der Brautigam Thereſens, an deſſen Statt du dich einzudrangen denkſt. Glaubſt du denn jemals einen ſolchen Eindruck auszulöſchen oder zu verbannen? — Ware der Brief noch nicht fort geweſen, er hatte vielleicht nicht gewagt, ihn abzuſenden. Glücklicherweiſe war der Wurf ſchon gethan, vielleicht war Thereſe ſchon entſchieden, nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleier. Gewinn und Verluſt mußten ſich bald entſcheiden. Er ſuchte

ſich durch alle dieſe Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen ſeines Herzens beinahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerkſamkeit konnte er auf das wichtige Geſchaft wenden, woran gewiſſermaßen das Schickſal ſeines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erſcheint dem Menſchen in leidenſchaftlichen Augenblicken alles was ihn umgiebt, alles was ihm angehört!

Zu ſeinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß, und Werner mit Leichtigkeit. Dieſer hatte bei ſeiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den ſchönen Beſitz, der ihm oder vielmehr ſeinem Freunde werden ſollte. Lothario von ſeiner Seite ſchien ganz andere Betrachtungen zu machen. Ich kann mich nicht ſowohl über einen Beſitz freuen, ſagte er, als über die Rechtmäßigkeit deſſelben.

Nun, beim Himmel! rief Werner, wird denn dieſer unſer Beſitz nicht rechtmäßig genug?

Nicht ganz! verſetzte Lothario.

Geben wir denn nicht unſer baares Geld dafür?

Recht gut! ſagte Lothario; auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Beſitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate ſeinen ſchuldigen Theil abtragt.

Wie? ſagte Werner, ſo wollten Sie alſo lieber, daß unſere frei gekauften Güter ſteuerbar wären?

Ja, verſetzte Lothario, bis auf einen gewiſſen Grad: denn durch dieſe Gleichheit mit allen übrigen Beſitzungen entſteht ganz allein die Sicherheit des Beſitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo ſo viele Begriffe ſchwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Beſitz des Edelmanns für weniger gegründet anzuſehen, als den ſeinigen? nur den, daß jener nicht belaſtet iſt, und auf ihn laſtet.

Wie wird es aber mit den Zinsen unſeres Capitals ausſehen? verſetzte Werner.

Um nichts ſchlimmer, ſagte Lothario, wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hokus-Pokus erlaſſen, und uns mit unſern Gütern nach Belieben zu ſchalten erlauben wollte, daß wir ſie nicht in ſo großen Maſſen zuſammenhalten müßten, daß wir ſie unter unſere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thatigkeit zu verſetzen, ſtatt ihnen nur die beſchränkten und beſchränkenden Vorrechte zu hinterlaſſen, welche zu genießen wir immer die Geiſter unſerer Vorfahren hervorrufen müſſen. Wie viel glücklicher wären Manner und Frauen, wenn ſie mit freien Augen umherſehen, und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rückſichten, durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht beſſere Bürger haben, und nicht ſo oft um Köpfe und Hande verlegen ſeyn.

Ich kann Sie verſichern, ſagte Werner, daß ich in meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur ſo bezahlt, weil es einmal hergebracht iſt.

Nun, ſagte Lothario, ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen: denn wie der nur ein guter Vater iſt, der bei Tiſche erſt ſeinen Kindern vorlegt, ſo iſt der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.

Durch ſolche allgemeine Betrachtungen wurden ihre beſondern Geſchafte nicht aufgehalten, vielmehr beſchleunigt. Als ſie ziemlich damit zu Stande waren, ſagte Lothario zu Wilhelmen: ich muß Sie nun an einen Ort ſchicken, wo Sie nothiger ſind als hier; meine Schweſter laßt Sie erſuchen,

ſobald als möglich zu ihr zu kommen; der arme Mignon ſcheint ſich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schweſter ſchickte mir dieſes Billet noch nach, woraus Sie ſehen können, wie viel ihr daran gelegen iſt. Lothario überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der ſchon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte ſogleich an dieſen flüchtigen Bleiſtiftzügen die Hand der Gräfin, und wußte nicht, was er antworten ſollte.

Nehmen Sie Felix mit, ſagte Lothario, damit die Kinder ſich unter einander aufheitern. Sie müßten morgen früh bei Zeiten weg; der Wagen meiner Schweſter, in welchem meine Leute hergefahren ſind, iſt noch hier, ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Poſt. Leben Sie recht wohl, und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabei meiner Schweſter, ich werde ſie bald wieder ſehen, und ſie ſoll ſich überhaupt auf einige Gäſte vorbereiten. Der Freund unſeres Großoheims, der Markeſe Cipriani, iſt auf dem Wege, hierher zu kommen; er hoffte, den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und ſie wollten ſich zuſammen an der Erinnerung früherer Verhältniſſe ergötzen, und ſich ihrer gemeinſamen Kunſtliebhaberei erfreuen. Der Markeſe war viel jünger als mein Oheim, und verdankte ihm den beſten Theil ſeiner Bildung; wir müſſen alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am beſten durch eine größere Geſellſchaft geſchehen.

Lothario ging darauf mit dem Abbé in ſein Zimmer, Jarno war vorher weggeritten; Wilhelm eilte auf ſeine Stube; er hatte niemand, dem er ſich vertrauen, niemand, durch den er einen Schritt, vor dem er ſich ſo ſehr fürchtete, hatte

abwenden können. Der kleine Diener kam, und ersuchte ihn, einzupacken, weil sie noch diese Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun sollte; endlich rief er aus: du willst nur machen, daß du aus diesem Hause kommst; unterwegs überlegst du, was zu thun ist, und bleibst allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, schickst einen Boten zurück, schreibst, was du dir nicht zu sagen getraust, und dann mag werden was will. Ungeachtet dieses Entschlusses brachte er eine schlaflose Nacht zu; nur ein Blick auf den so schön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. O! rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie sehr mich begangene Fehler noch qualen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen sollen; aber diesen Schatz, den ich einmal besitze, erhalte mir, du erbittliches, oder unerbittliches Schicksal! Wäre es möglich, daß dieser beste Theil von mir selbst vor mir zerstört, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl, Verstand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorsicht, verschwinde, du Trieb zur Erhaltung! Alles, was uns vom Thiere unterscheidet, verliere sich! und wenn es nicht erlaubt ist, seine traurigen Tage freiwillig zu endigen, so hebe ein frühzeitiger Wahnsinn das Bewußtseyn auf, ehe der Tod, der es auf immer zerstört, die lange Nacht herbeiführt!

Er faßte den Knaben in seine Arme, küßte ihn, drückte ihn an sich und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; sein helles Auge, sein freundlicher Blick rührten den Vater aufs innigste. Welche Scene steht mir bevor, rief er aus, wenn ich dich der schönen unglücklichen Gräfin vorstellen soll, wenn sie dich an ihren Busen drückt, den dein Vater so tief verletzt hat. Muß ich nicht fürchten,

ſie ſtößt dich wieder von ſich mit einem Schrei, ſobald deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!

Der Kutſcher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen, er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen; nun wickelte er ſeinen Felix wohl ein, der Morgen war kalt aber heiter, das Kind ſah zum erſten Mal in ſeinem Leben die Sonne aufgehn. Sein Erſtaunen über den erſten feurigen Blick, über die wachſende Gewalt des Lichts, ſeine Freude und ſeine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater, und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen ſtillen See empor ſteigt und ſchwebt.

In einer kleinen Stadt ſpannte der Kutſcher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm ſogleich ein Zimmer in Beſitz, und fragte ſich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen ſolle? In dieſer Unentſchloſſenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher nochmals anzuſehen ſich nicht getraut hatte, es enthielt folgende Worte: Schicke mir deinen jungen Freund ja bald; Mignon hat ſich dieſe beiden letzten Tage eher verſchlimmert. So traurig dieſe Gelegenheit iſt, ſo ſoll mich's doch freuen, ihn kennen zu lernen.

Die letzten Worte hatte Wilhelm beim erſten Blick nicht bemerkt. Er erſchrak darüber, und war ſogleich entſchieden, daß er nicht gehen wollte. Wie? rief er aus, Lothario, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit geſetztem Gemüth einen Bekannten, den ſie lieber nicht wieder ſähe, ſie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich ſehe ſie zurückſchaudern, ich ſehe ſie erröthen! Nein, es iſt mir unmöglich, dieſer Scene entgegen zu gehen. So eben wurden die Pferde herausgeführt und eingeſpannt; Wilhelm war entſchloſſen abzupacken und hier zu

bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe herauf kommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß alles fertig ſey, ſann er geſchwind auf eine Urſache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und ſeine Augen ruhten ohne Aufmerkſamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. Um Gottes Willen! rief er aus, was iſt das? das iſt nicht die Hand der Gräfin, es iſt die Hand der Amazone!

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunter zu kommen, und führte Felix mit ſich fort. Iſt es möglich? rief er aus, iſt es wahr? was ſoll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen und mich einer Entwicklung entgegenſtürzen? Du biſt auf dem Wege zu ihr, und kannſt zaudern? Dieſen Abend ſollſt du ſie ſehen, und willſt dich freiwillig ins Gefängniß einſperren! Es iſt ihre Hand, ja ſie iſt's! dieſe Hand beruft dich, ihr Wagen iſt angeſpannt, dich zu ihr zu führen, nun löſ't ſich das Räthſel: Lothario hat zwei Schweſtern. Er weiß mein Verhältniß zu der einen; wie viel ich der andern ſchuldig bin, iſt ihm unbekannt. Auch ſie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund, der ihr, wo nicht ſein Leben, doch ſeine Geſundheit verdankt, in dem Hauſe ihres Bruders ſo unverdient gütig aufgenommen worden iſt.

Felix, der ſich unten im Wagen ſchaukelte, rief: Vater, komm! o komm, ſieh die ſchönen Wolken, die ſchönen Farben! Ja, ich komme, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunter ſprang, und alle Erſcheinungen des Himmels, die du gutes Kind noch ſehr bewunderſt, ſind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.

Im Wagen ſitzend rief er nun alle Verhältniſſe in ſein Gedächtniß zurück. So iſt alſo auch dieſe Natalie die Freundin Thereſens! welch' eine Entdeckung, welche Hoffnung und

welche Ausſichten! Wie ſeltſam, daß die Furcht, von der einen Schweſter reden zu hören, mir das Daſeyn der andern ganz und gar verbergen konnte! Mit welcher Freude ſah er ſeinen Felix an; er hoffte für den Knaben wie für ſich die beſte Aufnahme.

Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beſte, der Poſtillon fuhr langſam, Felix war eingeſchlafen, und neue Sorgen und Zweifel ſtiegen in dem Buſen unſers Freundes auf. Von welchem Wahn, von welchen Einfallen wirſt du beherrſcht! ſagte er zu ſich ſelbſt: eine ungewiſſe Aehnlichkeit der Handſchrift macht dich auf einmal ſicher, und giebt dir Gelegenheit, das wunderbarſte Mährchen auszudenken. Er nahm das Billet wieder vor, und bei dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder, die Handſchrift der Gräfin zu erkennen; ſeine Augen wollten im Einzelnen nicht wieder finden, was ihm ſein Herz im Ganzen auf einmal geſagt hatte. — So ziehen dich denn doch dieſe Pferde zu einer ſchrecklichen Scene! wer weiß ob ſie dich nicht in wenig Stunden ſchon wieder zurückführen werden? Und wenn du ſie nur noch allein antrafeſt! aber vielleicht iſt ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baroneſſe! Wie verändert werde ich ſie finden! Werde ich vor ihr auf den Füßen ſtehen können?

Nur eine ſchwache Hoffnung, daß er ſeiner Amazone entgegen gehe, konnte manchmal durch die trüben Vorſtellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen raſſelte in einen Hof hinein, und hielt ſtill; ein Bedienter, mit einer Wachsfackel, trat aus einem prachtigen Portal hervor, und kam die breiten Stufen hinunter, bis an den Wagen. Sie werden ſchon lange erwartet, ſagte er, indem er das Leder aufſchlug. Wilhelm, nachdem er ausgeſtiegen war, nahm den

ſchlafenden Felix auf den Arm, und der erſte Bediente rief einem zweiten, der mit einem Lichte in der Thure ſtand: Führe den Herrn gleich zur Baroneſſe.

Blitzſchnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: welch ein Glück! es ſey vorſatzlich oder zufallig, die Baroneſſe iſt hier! ich ſoll ſie zuerſt ſehen! wahrſcheinlich ſchlaft die Grafin ſchon! Ihr guten Geiſter, helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!

Er trat in das Haus, und fand ſich an dem ernſthafteſten, ſeinem Gefühle nach, dem heiligſten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite ſanfte Treppe, die ihm entgegenſtand, und ſich oben beim Umwenden in zwei Theile theilte. Marmorne Statuen und Büſten ſtanden auf Piedeſtalen und in Niſchen geordnet; einige ſchienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verloſchen nicht auch in ihren kleinſten Theilen. Er erkannte eine Muſe, die ſeinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Geſtalt und an ihrem Werth, doch an einem reſtaurirten Arme und an den neueingeſetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Mahrchen erlebte. Das Kind ward ihm ſchwer; er zauderte auf den Stufen, und kniete nieder, als ob er es bequemer faſſen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung. Er konnte kaum ſich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen, er konnte es nicht von ſich laſſen. Darauf trat er in den Vorſaal, und zu ſeinem noch größern Erſtaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königsſohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nöthigte ihn durch ein paar Zimmer in ein Cabinet. Dort, hinter einem Lichtſchirme, der ſie beſchattete, ſaß ein Frauenzimmer und las. O daß ſie es wäre!

ſagte er zu ſich ſelbſt in dieſem entſcheidenden Augenblick. Er ſetzte das Kind nieder, das aufzuwachen ſchien, und dachte ſich der Dame zu nähern, aber das Kind ſank ſchlaftrunken zuſammen, das Frauenzimmer ſtand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! er konnte ſich nicht halten, ſtürzte auf ſeine Kniee, und rief aus: ſie iſt's! er faßte ihre Hand, und küßte ſie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwiſchen ihnen beiden auf dem Teppich und ſchlief ſanft.

Felix ward auf das Canapé gebracht, Natalie ſetzte ſich zu ihm, ſie hieß Wilhelmen auf den Seſſel ſitzen, der zunächſt dabei ſtand. Sie bot ihm einige Erfriſchungen an, die er ausſchlug, indem er nur beſchäftigt war, ſich zu verſichern, daß ſie es ſey, und ihre, durch den Lichtſchirm beſchatteten Züge, genau wieder zu ſehen, und ſicher wieder zu erkennen. Sie erzahlte ihm von Mignons Krankheit im allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei ſeiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an ſeinem armen Herzen oft heftig und gefahrlich leide, daß dieſes erſte Organ des Lebens, bei unvermutheten Gemüthsbewegungen, manchmal plötzlich ſtille ſtehe, und keine Spur der heilſamen Lebensreaung in dem Buſen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sey dieſer ängſtliche Krampf vorbei, ſo äußere ſich die Kraft der Natur wieder in gewaltſamen Pulſen, und ängſtige das Kind nunmehr durch Uebermaaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte ſich einer ſolchen krampfhaften Scene, und Natalie bezog ſich auf den Arzt, der weiter mit ihm über die Sache ſprechen, und die Urſache, warum man den Freund und Wohlthater des Kindes gegenwartig herbeigerufen, umſtandlicher vorlegen würde. Eine ſonderbare Veranderung,

fuhr Natalie fort, werden Sie an ihr finden; ſie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen ſie ſonſt einen ſo großen Abſcheu zu haben ſchien.

Wie haben Sie das erreicht? fragte Wilhelm.

Wenn es wünſchenswerth war, ſo ſind wir es nur dem Zufall ſchuldig. Hören Sie, wie es zugegangen iſt. Sie wiſſen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Geſinnungen ich, indem ſie neben mir aufwachſen, zum Guten und Rechten zu bilden wünſche. Aus meinem Munde hören ſie nichts, als was ich ſelber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß ſie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe iſt. Fragen ſie mich darüber, ſo ſuche ich, ſo viel nur möglich iſt, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um ſie dadurch, wo nicht nützlich, doch unſchädlich zu machen. Schon ſeit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauerkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Chriſte vernommen, die zu gewiſſen Zeiten in Perſon erſcheinen, gute Kinder beſchenken und unartige beſtrafen ſollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſeyn müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, mir vornahm, ihnen bei der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen dießmal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſo wohl verdient hätten. Sie waren äußerſt geſpannt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet.

Es fehlte nicht an einem goldenen Gurtel um die Br
und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfan
wollte ich die Flugel weglaſſen, doch beſtanden die Frau
zimmer, die ſie anputzten, auf ein Paar großer gold
Schwingen, an denen ſie recht ihre Kunſt zeigen wollten.
trat, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Kö
chen in der andern, die wunderſame Erſcheinung in die Mi
der Madchen, und uberraſchte mich ſelbſt. Da kommt
Engel! ſagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück; endl
rieſen ſie aus: es iſt Mignon! und getrauten ſich doch nic
dem wunderſamen Bilde naher zu treten.

Hier ſind eure Gaben, ſagte ſie, und reichte das Körbc
hin. Man verſammelte ſich um ſie, man betrachtete, m
befuhlte, man befragte ſie.

Biſt du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte, ich war' es, verſetzte Mignon.

Warum tragſt du eine Lilie?

So rein und offen ſollte mein Herz ſeyn, dann war' ich glückli

Wie iſt's mit den Flugeln? Laß ſie ſehen!

Sie ſtellen ſchönere vor, die noch nicht entfaltet ſind.

Und ſo antwortete ſie bedeutend auf jede unſchuldige, leich
Frage. Als die Neugierde der kleinen Geſellſchaft befriedi
war, und der Eindruck dieſer Erſcheinung ſtumpf zu werd
anfing, wollte man ſie wieder auskleiden. Sie verwehrte e
nahm ihre Cither, ſetzte ſich hier auf dieſen hohen Schrei
tiſch hinauf, und ſang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde;
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick;
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung!

Ich entschloß mich sogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu lassen, und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.

Da es schon spät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit sich von ihr trennte. Ist sie verheirathet oder nicht? dachte er bei sich selbst. Er hatte gefürchtet, so oft sich etwas regte, eine Thür möchte sich aufthun, und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in sein Zimmer einließ, entfernte sich schneller, als er Muth gefaßt hatte, nach diesem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beschäftigte sich, das Bild der Amazone mit dem Bilde seiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zusammenfließen; jenes hatte er sich gleichsam geschaffen, und dieses schien fast ihn umschaffen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch alles ſtill und ruhig war, ging er, ſich im Hauſe umzuſehen. Es war die reinſte, ſchönſte, wurdigſte Baukunſt, die er geſehen hatte. Iſt doch wahre Kunſt, rief er aus, wie gute Geſellſchaft: ſie nöthigt uns auf die angenehmſte Weiſe, das Maaß zu erkennen, nach dem und zu dem unſer Innerſtes gebildet iſt. Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büſten ſeines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königsſohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verſchiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturaliensammlung, ein phyſikaliſches Cabinet. Er fühlte ſich ſo fremd vor allen dieſen Gegenſtänden. Felix war indeſſen erwacht und ihm nachgeſprungen; der Gedanke, wie und wann er Thereſens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete ſich vor dem Anblick Mignons, gewiſſermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie ungleich war ſein gegenwärtiger Zuſtand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Thereſen geſiegelt hatte, und mit frohem Muth ſich ganz einem ſo edlen Weſen hingab.

Natalie ließ ihn zum Frühſtück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verſchiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es ſchien, unter zehn Jahren, einen Tiſch zurechte machten, indem eine ältliche Perſon verſchiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beſchaute ein Bild, das über dem Canapé hing, mit Aufmerkſamkeit, er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, ſo wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein, und die Aehnlichkeit ſchien ganz zu verſchwinden. Zu

ſeinem Troſte hatte es ein Ordenskreuz an der Bruſt, und er ſah ein gleiches an der Bruſt Nataliens.

Ich habe das Portrait hier angeſehen, ſagte er zu ihr, und mich verwundert, wie ein Maler zugleich ſo wahr und ſo falſch ſeyn kann. Das Bild gleicht Ihnen, im allgemeinen, recht ſehr gut, und doch ſind es weder Ihre Züge noch Ihr Charakter.

Es iſt vielmehr zu verwundern, verſetzte Natalie, daß es ſo viel Aehnlichkeit hat; denn es iſt gar mein Bild nicht; es iſt das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erſt ein Kind war. Es iſt gemalt, als ſie ungefähr meine Jahre hatte, und beim erſten Anblick glaubt jedermann mich zu ſehen. Sie hatten dieſe treffliche Perſon kennen ſollen. Ich bin ihr ſo viel ſchuldig. Eine ſehr ſchwache Geſundheit, vielleicht zu viel Beſchäftigung mit ſich ſelbſt, und dabei eine ſittliche und religöſe Aengſtlichkeit ließen ſie das der Welt nicht ſeyn, was ſie unter andern Umſtänden hatte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir beſonders leuchtete.

Wäre es möglich, verſetzte Wilhelm, der ſich einen Augenblick beſonnen hatte, indem nun auf einmal ſo vielerlei Umſtände ihm zuſammentreffend erſchienen, wäre es möglich, daß jene ſchöne herrliche Seele, deren ſtille Bekenntniſſe auch mir mitgetheilt worden ſind, Ihre Tante ſey?

Sie haben das Heft geleſen? fragte Natalie.

Ja! verſetzte Wilhelm, mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am meiſten aus dieſer Schrift entgegen leuchtete, war, ich möchte ſo ſagen, die Reinlichkeit des Daſeyns, nicht allein ihrer ſelbſt, ſondern auch alles deſſen, was ſie umgab, dieſe Selbſtſtändigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in ſich

aufzunehmen, was mit der edlen liebevollen Stimmung nicht harmonisch war.

So sind Sie, versetzte Natalie, billiger, ja ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur, als manche andere, denen man auch dieses Manuscript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt, und vergißt, was er andern schuldig ist. Wie oft macht der gute Mensch sich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe; und doch, wenn nun eine schöne Natur sich allzu zart, sich allzu gewissenhaft bildet, ja, wenn man will, sich überbildet, für diese scheint keine Duldung, keine Nachsicht in der Welt zu seyn. Dennoch sind die Menschen dieser Art außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen, aber wäre Freundin Therese, was sie ist, wenn ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hauswesen immer vorschwebte?

So finde ich also, rief Wilhelm aus, in Theresens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köstlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an so theilnehmend, so liebevoll und hülfreich war! Nur aus einem solchen Geschlecht konnte eine solche Natur entstehen! Welch' eine Aussicht eröffnet sich vor mir, da ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überschaue.

Ja! versetzte Natalie, Sie könnten in einem gewissen Sinne nicht besser von uns unterrichtet seyn, als durch den Aufsatz unserer Tante; freilich hat ihre Neigung zu mir sie zu viel Gutes von dem Kinde sagen lassen. Wenn man von einem Kinde

redet, ſpricht man niemals den Gegenſtand, immer nur ſeine Hoffnungen aus.

Wilhelm hatte indeſſen ſchnell überdacht, daß er nun auch von Lotharios Herkunft und früher Jugend unterrichtet ſey; die ſchöne Gräfin erſchien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war dieſen Perlen ſo nahe geweſen, als ihre zarten liebevollen Lippen ſich zu den ſeinigen herunter neigten; er ſuchte dieſe ſchönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntſchaften durch, die ihm jene Schrift verſchafft hatte. So bin ich denn, rief er aus, in dem Hauſe des würdigen Oheims! Es iſt kein Haus, es iſt ein Tempel, und Sie ſind die würdige Prieſterin, ja der Genius ſelbſt; ich werde mich des Eindrucks von geſtern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat, und die alten Kunſtbilder der frühſten Jugend wieder vor mir ſtanden. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignons Lied; aber dieſe Bilder hatten über mich nicht zu trauern, ſie ſahen mich mit hohem Ernſt an, und ſchloſſen meine früheſte Zeit unmittelbar an dieſen Augenblick. Dieſen unſern alten Familienſchatz, dieſe Lebensfreude meines Großvaters, finde ich hier, zwiſchen ſo vielen andern würdigen Kunſtwerken aufgeſtellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieſes guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Geſellſchaft!

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlaſſen, um ihren kleinen Beſchäftigungen nachzugehn. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr ſeine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein ſchätzbarer Theil der aufgeſtellten Kunſtwerke ſeinem Großvater angehört hatte, gab eine ſehr heitere geſellige Stimmung. So

wie er durch jenes Manuscript mit dem Hause bekannt worden war, so fand er sich nun auch gleichsam in seinem Erbtheile wieder. Nun wünschte er Mignon zu sehen; die Freundin bat ihn, sich noch so lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarschaft gerufen worden, wieder zurück kame. Man kann leicht denken, daß es derselbe kleine thätige Mann war, den wir schon kennen, und dessen auch die Bekenntnisse einer schönen Seele erwähnten.

Da ich mich, fuhr Wilhelm fort, mitten in jenem Familienkreis befinde, so ist ja wohl der Abbé, dessen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hause Ihrers Bruders, nach den seltsamsten Ereignissen, wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufschlüsse über ihn?

Natalie versetzte: über ihn wäre vieles zu sagen; wovon ich am genauesten unterrichtet bin, ist der Einfluß, den er auf unsere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigstens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung sich nur an die Neigung anschließen müsse; wie er jetzt denkt, kann ich nicht sagen. Er behauptete: das erste und letzte am Menschen sey Thätigkeit, und man könne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinct, der uns dazu treibe. Man giebt zu, pflegte er zu sagen, daß Poeten geboren werden, man giebt es bei allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeafft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweideutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen,

die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber, als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst, oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln, und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.

Es ist sonderbar, sagte Wilhelm, daß dieser merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen, und mich, wie es scheint, nach seiner Weise, wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeit lang in meinen Irrthümern gestärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß er, in Verbindung mit mehreren, mich gleichsam zum Besten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten.

Ich habe mich nicht über diese Grille, wenn sie eine ist, zu beklagen, sagte Natalie: denn ich bin freilich unter meinen Geschwistern am besten dabei gefahren. Auch seh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte schöner ausgebildet werden können; nur hätte vielleicht meine gute Schwester, die Gräfin, anders behandelt werden sollen, vielleicht hatte man ihrer Natur etwas mehr Ernst und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden soll, läßt sich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden.

Sie haben noch einen Bruder? rief Wilhelm.

Ja! versetzte Natalie, und zwar eine sehr lustige, leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte, in der Welt herumzufahren, so weiß ich nicht, was aus diesem losen, lockern Wesen werden soll. Ich habe ihn seit langer

Zeit nicht gesehen. Das einzige beruhigt mich, daß der Abbé, und überhaupt die Gesellschaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet sind, wo er sich aufhalt und was er treibt.

Wilhelm war eben im Begriff Nataliens Gedanken sowohl über diese Paradoxen zu erforschen, als auch über die geheimnißvolle Gesellschaft von ihr Aufschlüsse zu begehren, als der Medicus hereintrat, und nach dem ersten Willkommen sogleich von Mignons Zustande zu sprechen anfing.

Natalie, die darauf den Felix bei der Hand nahm, sagte, sie wolle ihn zu Mignon führen, und das Kind auf die Erscheinung seines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm allein, und fuhr fort: Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie laßt uns Raum, damit wir freier von Dingen sprechen können, die, ob ich sie gleich nur durch sie selbst erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart so frei nicht abgehandelt werden durften. Die sonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede ist, besteht beinah nur aus einer tiefen Sehnsucht; das Verlangen, ihr Vaterland wieder zu sehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ist, möchte ich fast sagen, das einzige irdische an ihr; beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenstande liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hause seyn, und ist in sehr früher Jugend, durch eine Gesellschaft Seiltänzer, ihren Eltern entführt worden. Naheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil sie zu jung war, um Ort und Namen genau angeben zu können, besonders aber, weil sie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menschen ihre Wohnung und Herkunft naher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die sie in der Irre fanden, und denen sie ihre

Wohnung so genau beschrieb, mit so dringenden Bitten sie nach Hause zu führen, nahmen sie nur desto eiliger mit sich fort, und scherzten Nachts in der Herberge, da sie glaubten, das Kind schlafe schon, uber den guten Fang, und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wieder finden sollte. Da überfiel das arme Geschöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erschien, und es versicherte, daß sie sich seiner annehmen wolle. Es schwur darauf bei sich selbst einen heiligen Eid, daß sie künftig niemand mehr vertrauen, niemand ihre Geschichte erzahlen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und sterben wolle. Selbst dieses, was ich Ihnen hier erzähle, hat sie Natalien nicht ausdrücklich vertraut; unsere werthe Freundin hat es aus einzelnen Aeußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbesonnenheiten, die gerade das verrathen, was sie verschweigen wollen, zusammengereiht.

Wilhelm konnte sich nunmehr manches Lied, manches Wort dieses guten Kindes erklären. Er bat seinen Freund aufs dringendste, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den sonderbaren Gesangen und Bekenntnissen des einzigen Wesens bekannt worden sey.

O! sagte der Arzt, bereiten Sie sich auf ein sonderbares Bekenntniß, auf eine Geschichte, an der Sie, ohne sich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieses guten Geschöpfs entscheidend ist.

Lassen Sie mich hören, versetzte Wilhelm, ich bin äußerst ungeduldig.

Erinnern Sie sich, sagte der Arzt, eines geheimen, nachtlichen, weiblichen Besuchs nach der Aufführung des Hamlets?

Ja, ich erinnere mich dessen wohl! rief Wilhelm beschämt,

aber ich glaubte nicht in dieſem Augenblicke daran erinnert zu werden.

Wiſſen Sie, wer es war?

Nein! Sie erſchrecken mich! ums Himmels willen, doch nicht Mignon? wer war's, ſagen Sie mir's.

Ich weiß es ſelbſt nicht.

Alſo nicht Mignon?

Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff, ſich zu Ihnen zu ſchleichen, und mußte, aus einem Winkel, mit Entſetzen ſehen, daß eine Nebenbuhlerin ihr zuvorkam.

Eine Nebenbuhlerin! rief Wilhelm aus, reden Sie weiter, Sie verwirren mich ganz und gar.

Seyn Sie froh, ſagte der Arzt, daß Sie dieſe Reſultate ſo ſchnell von mir erfahren konnen. Natalie und ich, die wir doch nur einen entfernten Antheil nehmen, wir waren genug gequalt, bis wir den verworrenen Zuſtand dieſes guten Weſens, dem wir zu helfen wünſchten, nur ſo deutlich einſehen konnten. Durch leichtſinnige Reden Philinens und der andern Madchen, durch ein gewiſſes Liedchen aufmerkſam gemacht, war ihr der Gedanke ſo reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß ſie dabei etwas weiter als eine vertrauliche, gluckliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen ſchon lebhaft und gewaltſam, in Ihren Armen hatte das arme Kind ſchon von manchem Schmerz ausgeruht, ſie wunſchte ſich nun dieſes Gluck in ſeiner ganzen Fulle. Bald nahm ſie ſich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt ſie ein heimlicher Schauder wieder davon zuruck. Endlich gab ihr der luſtige Abend und die Stimmung des haufig genoſſenen Weins, den Muth, das Wageſtuck zu verſuchen, und ſich jene Nacht bei Ihnen einzuſchleichen. Schon

war ſie vorausgelaufen, um ſich in der unverſchloſſenen Stube zu verbergen, allein als ſie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte ſie ein Geräuſch; ſie verbarg ſich, und ſah ein weißes, weibliches Weſen in Ihr Zimmer ſchleichen. Sie kamen ſelbſt bald darauf, und ſie hörte den großen Riegel zuſchieben.

Mignon empfand unerhörte Qual, alle die heftigen Empfindungen einer leidenſchaftlichen Eiferſucht miſchten ſich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde, und griffen die halb entwickelte Natur gewaltſam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnſucht und Erwartung lebhaft geſchlagen hatte, fing auf einmal an zu ſtocken, und drückte wie eine bleierne Laſt ihren Buſen, ſie konnte nicht zu Athem kommen, ſie wußte ſich nicht zu helfen, ſie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach, und brachte die Nacht zu ſeinen Füßen unter entſetzlichen Zuckungen hin.

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm ſtille ſchwieg, fuhr er fort: Natalie hat mir verſichert, es habe ſie in ihrem Leben nichts ſo erſchreckt und angegriffen, als der Zuſtand des Kindes bei dieſer Erzählung; ja unſere edle Freundin machte ſich Vorwürfe, daß ſie durch ihre Fragen und Anleitungen dieſe Bekenntniſſe hervorgelockt, und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens ſo grauſam erneuert habe.

Das gute Geſchöpf, ſo erzählte mir Natalie, war kaum auf dieſem Punkte ſeiner Erzählung, oder vielmehr ſeiner Antworten auf meine ſteigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederſtürzte, und, mit der Hand am Buſen, über den wiederkehrenden Schmerz jener ſchrecklichen Nacht ſich beklagte. Es wand ſich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Faſſung zuſammennehmen, um die Mittel,

die mir für Geiſt und Körper unter dieſen Umſtänden bekannt waren, zu denken und anzuwenden.

Sie ſetzen mich in eine bangliche Lage, rief Wilhelm, indem Sie mich, eben im Augenblicke, da ich das liebe Geſchöpf wieder ſehen ſoll, mein vielfaches Unrecht gegen daſſelbe ſo lebhaft fühlen laſſen. Soll ich ſie ſehen, warum nehmen Sie mir den Muth, ihr mit Freiheit entgegen zu treten? Und ſoll ich Ihnen geſtehen: da ihr Gemüth ſo geſtimmt iſt, ſo ſeh' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen ſoll? Sind Sie als Arzt uberzeugt, daß jene doppelte Sehnſucht ihre Natur ſo weit untergraben hat, daß ſie ſich vom Leben abzuſcheiden droht, warum ſoll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern, und vielleicht ihr Ende beſchleunigen?

Mein Freund! verſetzte der Arzt, wo wir nicht helfen können, ſind wir doch ſchuldig zu lindern, und wie ſehr die Gegenwart eines geliebten Gegenſtandes der Einbildungskraft ihre zerſtörende Gewalt nimmt, und die Sehnſucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigſten Beiſpiele. Alles mit Maß und Ziel! Denn eben ſo kann die Gegenwart eine verlöſchende Leidenſchaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie ſich freundlich, und laſſen Sie uns abwarten, was daraus entſteht.

Natalie kam eben zurück, und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen ſollte. Sie ſcheint mit Felix ganz glücklich zu ſeyn, und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen. Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerſtreben; er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenſchaftliche Scene. Als er hereintrat, ergab ſich gerade das Gegentheil.

Mignon im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, ſaß,

hatte Felix auf dem Schooße und drückte ihn an ihr Herz; sie sah völlig aus wie ein abgeschiedner Geist, und der Knabe wie das Leben selbst; es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand, und sagte: ich danke dir, daß du mir das Kind wieder bringst; sie hatten ihn, Gott weiß wie, entführt, und ich konnte nicht leben zeither. So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen.

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, versetzte die Gesellschaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm sie öfters sehen, und daß man sie sowohl körperlich als geistig im Gleichgewicht erhalten sollte. Er selbst entfernte sich, und versprach in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreise beobachten: man hatte sich nichts besseres gewünscht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinsten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verschiedenem Alter, die theils in ihrem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sie mehr oder weniger zu besuchen kamen.

Der Gang Ihres Lebens, sagte Wilhelm einmal zu ihr, ist wohl immer sehr gleich gewesen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, scheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu passen. Sie haben sich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie verwirrt. Sie waren nie genöthigt, einen Schritt zurück zu thun.

Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé schuldig, versetzte Natalie, die meine Eigenheiten so gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfnisse der Menschen sah, und ein unüberwindliches Verlangen empfand,

ſie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, der Alte, der ſich nicht mehr auf den ſeinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die ihrigen zu erhalten, jedes ſtille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, dieſe überall zu entdecken, ſchien mein Auge von der Natur beſtimmt. Ich ſah, worauf mich niemand aufmerkſam gemacht hatte; ich ſchien aber auch nur geboren, um das zu ſehen. Die Reize der lebloſen Natur, für die ſo viele Menſchen außerſt empfanglich ſind, hatten keine Wirkung auf mich, beinah noch weniger die Reize der Kunſt; meine angenehmſte Empfindung war und iſt es noch, wenn ſich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtellte, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden.

Sah ich einen Armen in Lumpen, ſo fielen mir die überflüſſigen Kleider ein, die ich in den Schranken der Meinigen hatte hangen ſehen; ſah ich Kinder, die ſich ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, ſo erinnerte ich mich dieſer oder jener Frau, der ich, bei Reichthum und Bequemlichkeit, lange Weile abgemerkt hatte; ſah ich viele Menſchen in einem engen Raume eingeſperrt, ſo dachte ich, ſie müßten in die großen Zimmer mancher Häuſer und Paläſte einquartirt werden. Dieſe Art zu ſehen war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeſte Reflexion, ſo daß ich darüber, als Kind, das wunderlichſte Zeug von der Welt machte, und mehr als einmal, durch die ſonderbarſten Anträge, die Menſchen in Verlegenheit ſetzte. Noch eine Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe, und ſpat, als ein Mittel, die Bedürfniſſe zu befriedigen, anſehen konnte; alle meine Wohlthaten beſtanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht

worden iſt. Nur der [illegible] ſchien mich zu verſtehen, er kam mir überall entgegen, [illegible] machte mich mit mir ſelbſt, mit dieſen Wünſchen und Nei[illegible]en bekannt, und lehrte mich ſie zweckmäßig befriedigen.

Haben Sie denn, fragte [illegible]lhelm, bei der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt [illegible] die Grundſätze jener ſonderbaren Männer angenommen [illegible]en Sie denn auch jede Natur ſich ſelbſt ausbilden? laſſen Sie [illegible]enn auch die Ihrigen ſuchen und irren, Mißgriffe thun, ſich glücklich am Ziele finden, oder unglücklich in die Irre verlieren?

Nein! ſagte Natalie; dieſe Art mit Menſchen zu handeln würde ganz gegen meine Geſinnungen ſeyn. Wer nicht im Augenblick hilft, ſcheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblicke Rath giebt, nie zu rathen. Eben ſo nöthig ſcheint es mir, gewiſſe Geſetze auszuſprechen und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben einen gewiſſen Halt geben. Ja, ich möchte beinah behaupten: es ſey beſſer nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unſerer Natur hin und her treibt, und wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.

So iſt alſo Ihre Handlungsweiſe, ſagte Wilhelm, völlig von jener verſchieden, welche unſere Freunde beobachten?

Ja! verſetzte Natalie; Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer ſehen, daß ſie eben auch mich, auf meinem Wege, gerade deßwegen, weil es mein Weg iſt, keineswegs ſtören, ſondern mir in allem, was ich nur wünſchen kann, entgegenkommen.

Einen umſtändlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, verſparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Geſellſchaft zu ſeyn, und

man vergönnte es ihr um so lieber, als sie sich nach und nach wieder an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuschließen und überhaupt heiterer und lebenslustiger zu werden schien. Sie hing sich beim Spazierengehen, da sie leicht müde war, gern an seinen Arm. Nun, sagte sie, Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause aufs andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen.

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als einmal in den Garten lud. War dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in andern gleichsam wieder fest an Vater und Sohn, und schien eine Trennung von diesen mehr als alles zu fürchten.

Natalie schien nachdenklich. Wir haben gewünscht, durch Ihre Gegenwart, sagte sie, das arme gute Herz wieder aufzuschließen; ob wir wohl gethan haben, weiß ich nicht. Sie schwieg und schien zu erwarten, daß Wilhelm etwas sagen sollte. Auch fiel ihm ein, daß durch seine Verbindung mit Theresen Mignon unter den gegenwärtigen Umständen aufs äußerste gekränkt werden müsse; allein er getraute sich in seiner Ungewißheit nicht, von diesem Vorhaben zu sprechen, er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet sey.

Eben so wenig konnte er mit Freiheit des Geistes die Unterredung verfolgen, wenn seine edle Freundin von ihrer Schwester sprach, ihre guten Eigenschaften rühmte, und ihren Zustand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen

werde. Ihr Gemahl, ſagte ſie, hat nun keinen andern Sinn, als den abgeſchiedenen Grafen in der Gemeinde zu erſetzen, durch Einſicht und Thatigkeit dieſe große Anſtalt zu unterſtützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abſchied zu nehmen; er wird nachher die verſchiedenen Orte beſuchen, wo die Gemeinde ſich niedergelaſſen hat; man ſcheint ihn nach ſeinen Wünſchen zu behandeln, und faſt glaub' ich, er wagt mit meiner armen Schweſter eine Reiſe nach Amerika, um ja ſeinem Vorganger recht ahnlich zu werden; und da er einmal ſchon beinah überzeugt iſt, daß ihm nicht viel fehle, ein Heiliger zu ſeyn, ſo mag ihm der Wunſch manchmal vor der Seele ſchweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Thereſe geſprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und faſt jedesmal war Wilhelm im Begriff, ſeiner neuen Freundin zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer ſein Herz und ſeine Hand angeboten habe. Ein gewiſſes Gefühl, das er ſich nicht erklaren konnte, hielt ihn zurück; er zauderte ſo lange, bis endlich Natalie ſelbſt mit dem himmliſchen, beſcheidnen, heitern Lacheln, das man an ihr zu ſehen gewohnt war, zu ihm ſagte: ſo muß ich denn doch zuletzt das Stillſchweigen brechen, und mich in Ihr Vertrauen gewaltſam eindrangen! Warum machen Sie mir ein Geheimniß, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen ſo wichtig iſt,

und die mich ſelbſt ſo nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten; ich miſche mich nicht ohne Beruf in dieſe Sache, hier iſt meine Legitimation! hier iſt der Brief, den ſie Ihnen ſchreibt, den ſie durch mich Ihnen ſendet.

Einen Brief von Thereſen! rief er aus.

Ja, mein Herr! und Ihr Schickſal iſt entſchieden, Sie ſind glücklich. Laſſen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünſchen.

Wilhelm verſtummte und ſah vor ſich hin. Natalie ſah ihn an; ſie bemerkte, daß er blaß ward. Ihre Freude iſt ſtark, fuhr ſie fort, ſie nimmt die Geſtalt des Schreckens an, ſie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil iſt darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen laßt. Ich hoffe, Sie werden dankbar ſeyn, denn ich darf Ihnen ſagen: mein Einfluß auf Thereſens Entſchließung war nicht gering; ſie fragte mich um Rath, und, ſonderbarer Weiſe, waren Sie eben hier, ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich beſiegen, die Boten gingen lebhaft hin und wieder; hier iſt ihr Entſchluß! hier iſt die Entwickelung! Und nun ſollen Sie alle ihre Briefe leſen, Sie ſollen in das ſchöne Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick thun.

Wilhelm entfaltete das Blatt, das ſie ihm unverſiegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte:

„Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie ſind und wie ich Sie kenne. Was an uns ſelbſt, was an unſern Verhaltniſſen der Eheſtand verandert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wiſſen. Da uns keine Leidenſchaft, ſondern Neigung und Zutrauen zuſammenführt, ſo wagen wir weniger als tauſend andere. Sie verzeihen mir

gewiß, wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit theilen, so sind wir Herr und Meister, indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um sogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Therese drückt Sie an ihre Brust mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen alles sagen."

Wilhelm, dem dieses Blatt seine Therese wieder völlig vergegenwartigt hatte, war auch wieder völlig zu sich selbst gekommen. Unter dem Lesen wechselten die schnellsten Gedanken in seiner Seele. Mit Entsetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in seinem Herzen; er schalt sich, er erklarte jeden Gedanken der Art für Unsinn, er stellte sich Theresen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter, oder vielmehr er erholte sich so weit, daß er heiter scheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechselten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Therese ihren Bräutigam nach ihrer Art geschildert hatte, fuhr sie fort:

„So stelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt seine Hand anbietet. Wie er von sich selbst denkt, wirst du kunftig aus den Papieren sehen, in welchen er sich mir ganz offen beschreibt; ich bin uberzeugt, daß ich mit ihm glücklich seyn werde."

„Was den Stand betrifft, so weißt du, wie ich von jeher drüber gedacht habe. Einige Menschen fühlen die Mißverhaltnisse der außern Zustande fürchterlich, und können sie nicht ubertragen. Ich will niemanden überzeugen, so wie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beispiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beispiel handle. Mich angstigen nur die innern Mißverhaltnisse, ein Gefaß, das sich zu dem, was es enthalten soll, nicht schickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Rohheit, Jugend und Pedanterei, Bedurfniß und Ceremonien, diese Verhaltnisse waren's, die mich vernichten konnten, die Welt mag sie stempeln und schatzen wie sie will."

„Wenn ich hoffe, daß wir zusammen passen werden, so gründe ich meinen Ausspruch vorzüglich darauf, daß er dir, liebe Natalie, die ich so unendlich schätze und verehre, daß er dir ahnlich ist. Ja, er hat von dir das edle Suchen und Streben nach dem Bessern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, selbst hervorbringen. Wie oft habe ich dich nicht im Stillen getadelt, daß du diesen oder jenen Menschen anders behandeltest, daß du in diesem oder jenem Fall dich anders betrugst, als ich würde gethan haben, und doch zeigte der Ausgang meist, daß du Recht hattest. Wenn wir, sagtest du, die Menschen nur nehmen wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als waren sie, was sie seyn sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind. Ich kann weder so sehen, noch handeln, das weiß ich recht gut. Einsicht, Ordnung, Zucht, Befehl, das ist meine Sache. Ich erinnere mich noch wohl, was Jarno sagte: Theresе dressirt ihre Zoglinge, Natalie bildet sie. Ja, er ging

ſo weit, daß er mir einſt die drei ſchönen Eigenſchaften: Glaube, Liebe und Hoffnung völlig abſprach. Statt des Glaubens, ſagte er, hat ſie die Einſicht, ſtatt der Liebe die Beharrlichkeit, und ſtatt der Hoffnung das Zutrauen. Auch ich will dir gerne geſtehen, eh ich dich kannte, kannte ich nichts Höheres in der Welt, als Klarheit und Klugheit; nur deine Gegenwart hat mich überzeugt, belebt, überwunden, und deiner ſchönen hohen Seele tret' ich gerne den Rang ab. Auch meinen Freund verehre ich in eben demſelben Sinn; ſeine Lebensbeſchreibung iſt ein ewiges Suchen und Nichtfinden; aber nicht das leere Suchen, ſondern das wunderbare, gutmüthige Suchen begabt ihn, er wähnt, man könne ihm das geben, was nur von ihm kommen kann. So, meine Liebe, ſchadet mir auch dießmal meine Klarheit nichts; ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem deinigen, und ich weiß nicht, wie ich es werth bin, zwei ſolchen Menſchen anzugehören. Aber ich will es werth ſeyn dadurch, daß ich meine Pflicht thue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann."

„Ob ich Lothario's gedenke? Lebhaft und täglich. Ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Geiſte umgiebt, nicht einen Augenblick miſſen. O wie bedaure ich den trefflichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt iſt, daß die Natur ihn dir ſo nahe gewollt hat. Wahrlich ein Weſen, wie du, ware ſeiner mehr werth als ich. Dir

könnt' ich, Dir müßt' ich ihn abtreten. Laß uns ihm seyn, was nur möglich ist, bis er eine würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zusammen seyn und zusammen bleiben."

Was werden nun aber unsere Freunde sagen? begann Natalie. — Ihr Bruder weiß nichts davon? — Nein! so wenig als die Ihrigen, die Sache ist dießmal nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Thereſen für Grillen in den Kopf gesetzt hat; sie scheint dem Abbe und Jarno zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewisse geheime Verbindungen und Plane, von denen ich wohl im allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigstens einigen Argwohn eingeflößt, und bei diesem entscheidenden Schritt ihres Lebens wollte sie niemand als mir einigen Einfluß verstatten. Mit meinem Bruder war sie schon früher übereingekommen, daß sie sich wechselsweise ihre Heirath nur melden, sich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten.

Natalie schrieb nun einen Brief an ihren Bruder, sie lud Wilhelmen ein, einige Worte dazu zu setzen, Thereſe hatte sie darum gebeten. Man wollte eben siegeln, als Jarno sich unvermuthet anmelden ließ. Aufs freundlichste ward er empfangen, auch schien er sehr munter und scherzhaft, und konnte endlich nicht unterlassen zu sagen: eigentlich komme ich hieher um Ihnen eine sehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; sie betrifft unsere Thereſe. Sie haben uns manchmal getadelt, schöne Natalie, daß wir uns um so vieles bekümmern; nun aber sehen Sie, wie gut es ist, überall seine Spione zu haben. Rathen Sie, und lassen Sie uns einmal Ihre Sagacität sehen!

Die Selbstgefälligkeit, womit er diese Worte aussprach,

die ſchalkhafte Miene, womit er Wilhelmen und Natalien anſah, überzeugten beide, daß ihr Geheimniß entdeckt ſey. Natalie antwortete lachelnd: wir ſind viel künſtlicher, als Sie denken, wir haben die Auflöſung des Räthſels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, ſchon zu Papiere gebracht.

Sie überreichte ihm mit dieſen Worten den Brief an Lothario, und war zufrieden, der kleinen Ueberraſchung und Beſchämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf dieſe Weiſe zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, ſtaunte, ließ es aus der Hand ſinken, und ſah ſie beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, ja des Entſetzens an, den man auf ſeinem Geſichte nicht gewohnt war. Er ſagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen. Jarno ging in der Stube auf und ab. Was ſoll ich ſagen? rief er aus, oder ſoll ich's ſagen? Es kann kein Geheimniß bleiben, die Verwirrung iſt nicht zu vermeiden. Alſo denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraſchung gegen Ueberraſchung! Thereſe iſt nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hinderniß iſt gehoben: ich komme hierher, ſie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten.

Jarno ſah die Beſtürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederſchlugen. Dieſer Fall iſt einer von denen, ſagte er, die ſich in Geſellſchaft am ſchlechteſten ertragen laſſen. Was jedes dabei zu denken hat, denkt es am beſten in der Einſamkeit; ich wenigſtens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub. Er eilte in den Garten, Wilhelm folgte ihm mechaniſch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden ſie ſich wieder zuſammen. Wilhelm nahm das Wort und ſagte: ſonſt, da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir

Freundſchaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja ſie drängten ſich zu mir; jetzt, da es Ernſt wird, ſcheint das Schickſal mit mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entſchluß, Thereſen meine Hand anzubieten, iſt vielleicht der erſte, der ganz rein aus mir ſelbſt kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zuſage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das ſonderbarſte Geſchick meine ausgeſtreckte Hand nieder. Thereſe reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume, ich kann ſie nicht faſſen, und das ſchöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl, du ſchönes Bild! und ihr Bilder der reichſten Glückſeligkeit, die ihr euch darum her verſammelt!

Er ſchwieg einen Augenblick ſtill, ſah vor ſich hin, und Jarno wollte reden. Laſſen Sie mich noch etwas ſagen, fiel Wilhelm ihm ein; denn um mein ganzes Geſchick wird ja doch dießmal das Loos geworfen. In dieſem Augenblick kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lothario's Gegenwart beim erſten Anblick mir einprägte, und der mir beſtändig geblieben iſt. Dieſer Mann verdient jede Art von Neigung und Freundſchaft, und ohne Aufopferung läßt ſich keine Freundſchaft denken. Um ſeinetwillen war es mir leicht, ein unglückliches Mädchen zu bethören, um ſeinetwillen ſoll mir möglich werden, der würdigſten Braut zu entſagen. Gehen Sie hin, erzahlen Sie ihm die ſonderbare Geſchichte, und ſagen Sie ihm, wozu ich bereit bin.

Jarno verſetzte hierauf: in ſolchen Fallen halte ich dafür, iſt ſchon alles gethan, wenn man ſich nur nicht übereilt. Laſſen Sie uns keinen Schritt ohne Lothario's Einwilligung thun! Ich will zu ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder ſeine Briefe ruhig.

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit, ſich dieſe Begebenheiten auf mehr als Eine Weiſe zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erſt auf, daß ſie dieſe wunderbare Erklärung ſo gerade von Jarno angenommen, und ſich nicht um die nähern Umſtände erkundigt hatten. Ja Wilhelm wollte ſogar einigen Zweifel hegen; aber aufs höchſte ſtieg ihr Erſtaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bote von Thereſen ankam, der folgenden ſonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

„So ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo muß ich doch meinem vorigen Briefe ſogleich noch einen nachſenden, und dich erſuchen, mir meinen Bräutigam eilig zu ſchicken. Er ſoll mein Gatte werden, was man auch für Plane macht, mir ihn zu rauben. Gieb ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig ſeyn wer will.“

Der Brief an Wilhelmen enthielt Folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Thereſe denken, wenn ſie auf einmal, leidenſchaftlich, auf eine Verbindung dringt, die der ruhigſte Verſtand nur eingeleitet zu haben ſchien? Laſſen Sie ſich durch nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureiſen. Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreifach Geliebter, da man mir Ihren Beſitz rauben oder wenigſtens erſchweren will.“

Was iſt zu thun? rief Wilhelm aus, als er dieſen Brief geleſen hatte.

Noch in keinem Fall, verſetzte Natalie, nach einigem Nachdenken, hat mein Herz und mein Verſtand ſo geſchwiegen, als in dieſem; ich wüßte nichts zu thun, ſo wie ich nichts zu rathen weiß.

Wäre es möglich? rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, daß

Lothario ſelbſt nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel verſteckter Plane ware? Hat Jarno, indem er unſern Brief geſehen, das Mahrchen aus dem Stegreiſe erfunden? Würde er uns was anders geſagt haben, wenn wir nicht zu voreilig geweſen waren? Was kann man wollen? Was für Abſichten kann man haben? Was kann Thereſe für einen Plan meinen? Ja, es laßt ſich nicht laugnen, Lothario iſt von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben, ich habe ſelbſt erfahren, daß man thatig iſt, daß man ſich in einem gewiſſen Sinne um die Handlungen, um die Schickſale mehrerer Menſchen bekummert, und ſie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieſer Geheimniſſe verſtehe ich nichts, aber die neueſte Abſicht, mir Thereſen zu entreißen, ſehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite malt man mir das mögliche Gluck Lothario's, vielleicht nur zum Scheine, vor; auf der andern ſehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was ſoll ich thun? Was ſoll ich unterlaſſen?

Nur ein wenig Geduld! ſagte Natalie, nur eine kurze Bedenkzeit! In dieſer ſonderbaren Verknupfung weiß ich nur ſo viel, daß wir das, was unwiederbringlich iſt, nicht übereilen ſollen. Gegen ein Mahrchen, gegen einen kunſtlichen Plan ſtehen Beharrlichkeit und Klugheit uns bei; es muß ſich bald aufklaren, ob die Sache wahr oder ob ſie erfunden iſt. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung, ſich mit Thereſen zu verbinden, ſo ware es grauſam, ihm ein Gluck auf ewig zu entreißen, in dem Augenblicke, da es ihm ſo freundlich erſcheint. Laſſen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er ſelbſt glaubt, ob er ſelbſt hofft.

Dieſen Grunden ihres Raths kam glucklicherweiſe ein Brief von Lothario zu Hulfe: Ich ſchicke Jarno nicht wieder

zurück, ſchrieb er; von meiner Hand eine Zeile iſt dir mehr, als die umſtändlichſten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Thereſe nicht die Tochter ihrer Mutter iſt, und ich kann die Hoffnung, ſie zu beſitzen, nicht aufgeben, bis ſie auch überzeugt iſt, und alsdann zwiſchen mir und dem Freunde mit ruhiger Ueberlegung entſcheidet. Laß ihn, ich bitte dich, nicht von deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verſpreche dir, dieſe Ungewißheit ſoll nicht lange dauern.

Sie ſehen, wie die Sache ſteht, ſagte ſie freundlich zu Wilhelmen: geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hauſe zu gehen.

Ich gebe es! rief er aus, indem er ihr die Hand reichte; ich will dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich dießmal geleitet werde, und zwar von Ihnen.

Natalie ſchrieb Thereſen den ganzen Verlauf und erklarte, daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde; ſie ſchickte zugleich Lothario's Brief mit.

Thereſe antwortete: „Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario ſelbſt überzeugt iſt, denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage nichts weiter. Am beſten iſt's, ich komme zu dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind alle betrogen, und werden ſo betrogen, um nie ins Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, ſo entſchlüpfte er dir doch, und würfe ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann niemand entreißen ſollte; aber ich fürchte, ich ſoll ihn verlieren und Lothario nicht wieder gewinnen. Dieſem entreißt

man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von weitem zeigt. Ich will nichts weiter ſagen, die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indeſſen die ſchönſten Verhaltniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn alles im Klaren ſeyn wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bei dir aufzuſuchen und feſt zu halten. Du wunderſt dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich deiner Thereſe bemächtiget hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Ueberzeugung, daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag' ihm das, im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich ſeiner Theilnahme freute! Sag' ihm das, im Namen Thereſens, die ſeinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegen kam! Mein erſter Traum, wie ich mit Lotharin leben würde, iſt weit von meiner Seele weggerückt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedachte, ſteht noch ganz gegenwartig vor mir. Achtet man mich ſo wenig, daß man glaubt, es ſey ſo was leichtes, dieſen mit jenem aus dem Stegreiſe wieder umzutauſchen?"

Ich verlaſſe mich auf Sie, ſagte Natalie zu Wilhelmen, indem ſie ihm den Brief Thereſens gab; Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Daſeyn iſt mit dem Daſeyn meines Bruders ſo innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja ich kann wohl ſagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl ſeyn kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt.

Sie hielt inne, Wilhelm nahm ihre Hand und rief: O fahren Sie fort! es iſt die rechte Zeit zu einem wahren wechſelſeitigen Vertrauen; wir haben nie nöthiger gehabt, uns genauer zu kennen.

Ja, mein Freund! ſagte ſie lächelnd, mit ihrer ruhigen, ſanften, unbeſchreiblichen Hoheit, es iſt vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen ſage, daß alles, was uns ſo manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Mährchen erſchienen ſey.

Sie haben nicht geliebt? rief Wilhelm aus.

Nie oder immer! verſetzte Natalie.

Fünftes Capitel.

Sie waren unter dieſem Geſpräch im Garten auf und ab gegangen, Natalie hatte verſchiedene Blumen von ſeltſamer Geſtalt gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren und nach deren Namen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, ſagte Natalie, für wen ich dieſen Strauß pflücke? Er iſt für meinen Oheim beſtimmt, dem wir einen Beſuch machen wollen. Die Sonne ſcheint eben ſo lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit, ich muß Sie dieſen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim beſonders begünſtigte, mitzubringen. Er war ein ſonderbarer Mann und der eigenſten Eindrücke fähig. Für gewiſſe Pflanzen und Thiere, für gewiſſe Menſchen und Gegenden, ja ſogar zu einigen Steinarten hatte er eine entſchiedene Neigung, die ſelten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu

ſagen, mir von Jugend auf ſo ſehr widerſtanden hätte, wenn ich nicht geſtrebt hätte, meinen Verſtand ins Weite und Allgemeine auszubilden, ſo wäre ich der beſchränkteſte und unerträglichſte Menſch geworden: denn nichts iſt unerträglicher, als abgeſchnittene Eigenheit an demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er ſelbſt geſtehen, daß ihm gleichſam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er ſich nicht von Zeit zu Zeit nachſähe, und ſich erlaubte, das mit Leidenſchaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entſchuldigen konnte. Meine Schuld iſt es nicht, ſagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einſtimmung bringen können. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte er meiſt über mich zu ſcherzen und zu ſagen: Natalien kann man bei Leibesleben ſelig preiſen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünſcht und braucht.

Unter dieſen Worten waren ſie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwei Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre ſelbſt war auf ägyptiſche Weiſe oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernſthaften, ja zu einem ſchauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überraſcht, als dieſe Erwartung ſich in die reinſte Heiterkeit auflöſ'te, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunſt und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben. In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen ſtanden; in den Pfeilern dazwiſchen ſah man kleinere Oeffnungen, mit Aſchenkäſtchen und Gefäßen geſchmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes ſah man regelmäßig abgetheilt, und zwiſchen heitern und mannigfaltigen Einfaſſungen, Kränzen und Zierrathen heitere

und bedeutende Geſtalten in Feldern von verſchiedener Größe gemalt. Die architektoniſchen Glieder waren mit dem ſchönen gelben Marmor, der ins röthliche hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen von einer glücklichen chemiſchen Compoſition ahmten den Laſurſtein nach, und gaben, indem ſie gleichſam in einem Gegenſatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle dieſe Pracht und Zierde ſtellte ſich in reinen architektoniſchen Verhältniſſen dar, und ſo ſchien jeder, der hineintrat, über ſich ſelbſt erhoben zu ſeyn, indem er durch die zuſammentreffende Kunſt erſt erfuhr, was der Menſch ſey und was er ſeyn könne.

Der Thüre gegenüber ſah man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polſter gelehnt. Er hielt eine Rolle vor ſich, und ſchien mit ſtiller Aufmerkſamkeit darauf zu blicken. Sie war ſo gerichtet, daß man die Worte die ſie enthielt, bequem leſen konnte. Es ſtand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem ſie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den friſchen vor das Bild des Oheims; denn er ſelbſt war in der Figur vorgeſtellt, und Wilhelm glaubte ſich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde geſehen hatte. — Hier brachten wir manche Stunde zu, ſagte Natalie, bis dieſer Saal fertig war. In ſeinen letzten Jahren hatte er einige geſchickte Künſtler an ſich gezogen, und ſeine beſte Unterhaltung war, die Zeichnungen und Cartone zu dieſen Gemälden ausſinnen und beſtimmen zu helfen.

Wilhelm konnte ſich nicht genug der Gegenſtände freuen, die ihn umgaben. Welch ein Leben, rief er aus, in dieſem Saale der Vergangenheit! Man könnte ihn eben ſo gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und ſo wird alles ſeyn! Nichts iſt vergänglich, als der eine

der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mutter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt, und sich mit seinem Sohne neckt. So verschamt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen, und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernste des Weisen, konnte man in schöner lebendiger Folge sehen, wie der Mensch keine angeborne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder heraufzuheben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte sich alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden an dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen, welche sie einflößten, schien noch etwas andres gegenwärtig zu seyn, wovon der ganze Mensch sich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. Was ist das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgefühl, das uns menschliche Begebenheiten und Schicksale einflößen, so stark und zugleich so anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es spricht

aus dem Ganzen, es spricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich diese mir besonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahn' ich in diesen Flächen, diesen Linien, diesen Höhen und Breiten, diesen Massen und Farben! Was ist es, das diese Figuren, auch nur obenhin betrachtet, schon als Zierrath so erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen fassen, sich glücklich finden und ganz etwas andres fühlen und denken, als das, was vor Augen steht.

Und gewiß! könnten wir beschreiben, wie glücklich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegensatz, durch Einfarbigkeit oder Buntheit, alles bestimmt, so und nicht anders erschien als es erscheinen sollte, und eine so vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich sobald nicht zu entfernen wünschte.

Vier große marmorne Candelaber standen in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte um einen sehr schön gearbeiteten Sarkophag, der seiner Größe nach eine junge Person von mittlerer Gestalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bei diesem Monumente stehen, und indem sie die Hand darauf legte, sagte sie: mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu diesem Werke des Alterthums. Er sagte manchmal: nicht allein die ersten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Raumen verwahren könnt, sondern auch Früchte, die am Zweige hangend uns noch lange die schönste Hoffnung geben, indeß ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerstörung vorbereitet. Ich fürchte, fuhr sie fort, er hat auf das liebe Mädchen geweissagt, das sich unserer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieser zuletzt Wohnung zu nehmen scheint.

Als ſie im Begriff waren wegzugehen, ſagte Natalie: ich muß Sie noch auf etwas aufmerkſam machen. Bemerken Sie dieſe halbrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen ſtehen, und dieſe ehrnen Zierrathen unter dem Geſimſe dienen, die Teppiche zu befeſtigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Beſtattung aufgehängt werden ſollen. Er konnte nicht ohne Muſik, beſonders nicht ohne Geſang leben, und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht ſehen wollte. Er pflegte zu ſagen: das Theater verwöhnt uns gar zu ſehr, die Muſik dient dort nur gleichſam dem Auge, ſie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Concerten ſtört uns immer die Geſtalt des Muſicus; die wahre Muſik iſt allein fürs Ohr; eine ſchöne Stimme iſt das allgemeinſte was ſich denken läßt, und indem das eingeſchränkte Individuum, das ſie hervorbringt, ſich vors Auge ſtellt, zerſtört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will jeden ſehen, mit dem ich reden ſoll, denn es iſt ein einzelner Menſch, deſſen Geſtalt und Charakter die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer mir ſingt, ſoll unſichtbar ſeyn; ſeine Geſtalt ſoll mich nicht beſtechen oder irre machen. Hier ſpricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geiſt zum Geiſte, nicht eine tauſendfaltige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menſchen. Eben ſo wollte er auch bei Inſtrumentalmuſiken die Orcheſter ſo viel als möglich verſteckt haben, weil man durch die mechaniſchen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer ſeltſamen Gebarden der Inſtrumentenſpieler ſo ſehr zerſtreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Muſik nicht anders als mit zugeſchloſſenen Augen anzuhören, um ſein ganzes Daſeyn auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: Nein ich! nein ich!

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein; ſie war außer Athem, und konnte kein Wort ſagen; Felix, noch in einiger Entfernung, rief: Mutter Thereſe iſt da! Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Nataliens Armen, ihr Herz pochte gewaltſam.

Böſes Kind, ſagte Natalie, iſt dir nicht alle heftige Bewegung unterſagt? Sieh, wie dein Herz ſchlagt?

Laß es brechen! ſagte Mignon, mit einem tiefen Seufzer; es ſchlagt ſchon zu lange.

Man hatte ſich von dieſer Verwirrung, von dieſer Art von Beſturzung kaum erholt, als Thereſe hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte ſie und das gute Kind. Dann wendete ſie ſich zu Wilhelmen, ſah ihn mit ihren klaren Augen an, und ſagte: nun, mein Freund, wie ſteht es, Sie haben ſich doch nicht irre machen laſſen? Er that einen Schritt gegen ſie, ſie ſprang auf ihn zu und hing an ſeinem Halſe. O meine Thereſe! rief er aus.

Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig die deine! rief ſie unter den lebhafteſten Küſſen.

Felix zog ſie am Rocke und rief: Mutter Thereſe, ich bin auch da! Natalie ſtand und ſah vor ſich hin; Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen und indem ſie den rechten Arm heftig ausſtreckte, fiel ſie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß: keine Bewegung des Herzens noch des Pulſes war zu ſpuren. Wilhelm nahm ſie auf ſeinen Arm und trug ſie eilig hinauf, der ſchlotternde Körper hing

über seine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Tro
er und der junge Wundarzt, den wir schon kennen, bemühten s
vergebens. Das liebe Geschöpf war nicht ins Leben zurückzurufe

Natalie winkte Thereſen. Diese nahm ihren Freund
der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war stum
und ohne Sprache, und hatte den Muth nicht, ihren Aug
zu begegnen. So saß er neben ihr auf dem Canapé, auf d
er Natalien zuerst angetroffen hatte. Er dachte mit gro
Schnelle eine Reihe von Schicksalen durch, oder vielmehr
dachte nicht, er ließ das auf seine Seele wirken, was er ni
entfernen konnte. Es giebt Augenblicke des Lebens, in welch
die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberschiffchen, vor u
sich hin und wieder bewegen, und unaufhaltsam ein Gew
vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen u
angelegt haben. Mein Freund! sagte Thereſe, mein Geliebt
indem sie das Stillschweigen unterbrach, und ihn bei der H
nahm: laß uns diesen Augenblick fest zusammenhalten,
wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen, werden zu th
haben. Dieß sind die Ereignisse, welche zu ertragen man
zweien in der Welt seyn muß. Bedenke, mein Freund, su
daß du nicht allein bist, setze, daß du deine Thereſe lie
zuerst dadurch, daß du deine Schmerzen ihr mittheilst!
umarmte ihn und schloß ihn sanft an ihren Busen; er s
sie in seine Arme, und drückte sie mit Heftigkeit an sich.
arme Kind, rief er aus, suchte in traurigen Augenbli
Schutz und Zuflucht an meinem unsichern Busen; laß
Sicherheit des deinigen mir in dieser schrecklichen Stu
zu gute kommen. Sie hielten sich fest umschlossen, er fü
ihr Herz an seinem Busen schlagen, aber in seinem G
war es öde und leer; nur die Bilder Mignons und Natali
schwebten wie Schatten vor seiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. Gieb uns deinen Segen! rief Thereſe, laß uns in dieſem traurigen Augenblicke vor dir verbunden ſeyn. — Wilhelm hatte ſein Geſicht an Thereſens Halſe verborgen; er war glücklich genug, weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er ſah ſie nicht, nur bei dem Klang ihrer Stimme verdoppelten ſich ſeine Thränen. — Was Gott zuſammenfügt, will ich nicht ſcheiden, ſagte Natalie lächelnd, aber verbinden kann ich euch nicht, und kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen ſcheint. Wilhelm riß ſich bei dieſen Worten aus den Armen Thereſens. Wo wollen Sie hin? riefen beide Frauen. Laſſen Sie mich das Kind ſehen, rief er aus, das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen ſehen, iſt geringer, als wenn unſere Einbildungskraft das Uebel gewaltſam in unſer Gemüth einſenkt; laſſen Sie uns den abgeſchiedenen Engel ſehen! Seine heitere Miene wird uns ſagen, daß ihm wohl iſt! — Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten ſie ihm, aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, hielt ſie ab, ſich der Verblichenen zu nahern, und ſagte: Halten Sie ſich von dieſem traurigen Gegenſtande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Reſten dieſes ſonderbaren Weſens, ſo viel meine Kunſt vermag, einige Dauer gebe. Ich will die ſchöne Kunſt, einen Körper nicht allein zu balſamiren, ſondern ihm auch ein lebendiges Anſehen zu erhalten, bei dieſem geliebten Geſchöpfe ſogleich anwenden. Da ich ihren Tod vorausſah, habe ich alle Anſtalten gemacht, und mit dieſem Gehülfen hier ſoll mir's gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu ſehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03758/122

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Instrumententasche wieder in Händen. Von wem kann er sie wohl haben? fragte Wilhelm den Arzt. Ich kenne sie sehr gut, versetzte Natalie, er hat sie von seinem Vater, der Sie damals im Walde verband.

O so habe ich mich nicht geirrt, rief Wilhelm, ich erkannte das Band sogleich! Treten Sie mir es ab! Es brachte mich zuerst wieder auf die Spur von meiner Wohlthaterin. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein solches lebloses Wesen! Bei wie viel Schmerzen war dieß Band nicht schon gegenwärtig, und seine Faden halten noch immer! Wie vieler Menschen letzten Augenblick hat es schon begleitet, und seine Farben sind noch nicht verblichen! Es war gegenwärtig in einem der schönsten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag, und Ihre hülfreiche Gestalt vor mir erschien, als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen.

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, sich über diese traurige Begebenheit zu unterhalten, und Fräulein Thereſen über das Kind und über die wahrscheinliche Ursache seines unerwarteten Todes aufzuklären: denn es wurden Fremde gemeldet, die, als sie sich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbe traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den übrigen entstand ein augenblickliches Stillschweigen. Thereſe sagte lächelnd zu Lothario: Sie glaubten wohl kaum, mich hier zu finden; wenigstens ist es eben nicht rathlich, daß wir uns in diesem Augenblick aufsuchen; indessen sey'n Sie mir nach einer so langen Abwesenheit herzlich begrüßt.

Lothario reichte ihr die Hand, und versetzte: wenn wir

einmal leiden und entbehren sollen, so mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünschenswerthen Gutes geschehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entschließung, und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verstand und reinen Sinn ist noch immer so groß, daß ich Ihnen mein Schicksal und das Schicksal meines Freundes gerne in die Hände lege.

Das Gespräch wendete sich sogleich zu allgemeinen, ja, man darf sagen, zu unbedeutenden Gegenständen. Die Gesellschaft trennte sich bald zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lothario, Therese mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schlosse geblieben.

Die Erscheinung der drei Freunde in dem Augenblick, da Wilhelmen ein schwerer Schmerz auf der Brust lag, hatte, statt ihn zu zerstreuen, seine Laune gereizt und verschlimmert; er war verdrießlich und arawöhnisch, und konnte und wollte es nicht verhehlen, als Jarno ihn über sein murrisches Stillschweigen zur Rede setzte. Was braucht's da weiter? rief Wilhelm aus. Lothario kommt mit seinen Beistanden, und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer so geschäftig sind, jetzt nicht auf uns wirken, und ich weiß nicht was für einen seltsamen Zweck mit und an uns ausführen sollten. So viel ich diese heiligen Männer kenne, scheint es jederzeit ihre löbliche Absicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entstehen kann, mag wohl unsern unheiligen Augen ewig ein Räthsel bleiben.

Sie sind verdrießlich und bitter, sagte Jarno, das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser seyn.

Dazu kann auch Rath werden, versetzte Wilhelm, und

ich fürchte sehr, daß man Lust hat, meine angeborne und anerbildete Geduld dießmal aufs äußerste zu reizen.

So möchte ich Ihnen denn doch, sagte Jarno, indessen, bis wir sehen, wo unsere Geschichten hinaus wollen, etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein großes Mißtrauen zu hegen scheinen.

Es steht bei Ihnen, versetzte Wilhelm, wenn Sie es auf meine Zerstreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth ist so vielfach beschäftigt, daß ich nicht weiß, ob es an diesen würdigen Abenteuern den schuldigen Theil nehmen kann.

Ich lasse mich, sagte Jarno, durch ihre angenehme Stimmung nicht abbrechen, Sie über diesen Punkt aufzuklären. Sie halten mich für einen gescheidten Kerl, und Sie sollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr ist, dießmal hab' ich Auftrag. — Ich wünschte, versetzte Wilhelm, Sie sprächen aus eigner Bewegung und aus gutem Willen mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum soll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts besseres zu thun habe, sagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, so haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Aufmerksamkeit zu widmen; vielleicht sind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs sage: alles, was Sie im Thurme gesehen haben, sind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bei dem es anfangs den meisten Eingeweihten großer Ernst war, und über das nun alle gelegentlich nur lächeln.

Also nur diesen würdigen Zeichen und Worten spielt man nur, rief Wilhelm aus, man führt uns mit Feierlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichsten Erscheinungen sehen, man giebt uns Rollen voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freilich

das wenigste verstehen, man eröffnet uns, daß wir bisher Lehrlinge waren, man spricht uns los, und wir sind so klug wie vorher. — Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand? fragte Jarno, es enthält viel Gutes: denn jene allgemeinen Sprüche sind nicht aus der Luft gegriffen; freilich scheinen sie demjenigen leer und dunkel, der sich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den sogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe ist. — Gewiß ganz nah, versetzte Wilhelm, so ein Amulet sollte man immer auf der Brust tragen. — Nun, sagte Jarno lachelnd: wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet.

Jarno blickte hinein, und überlief die erste Halfte mit den Augen. Diese, sagte er, bezieht sich auf die Ausbildung des Kunstsinnes, wovon andere sprechen mögen; die zweite handelt vom Leben, und da bin ich besser zu Hause.

Er fing darauf an, Stellen zu lesen, sprach dazwischen und knüpfte Anmerkungen und Erzahlungen mit ein. Die Neigung der Jugend zum Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten ist außerordentlich, und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Charakters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch dasselbe wirken zu müssen. In diesen Gesinnungen bestarkte der Abbé eine junge Gesellschaft, theils nach seinen Grundsatzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Gesellschaft in Verbindung stand, die selbst viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigsten in dieses Wesen finden. Ich war alter, als die andern, ich hatte von Jugend auf klar gesehen, und wunschte in allen Dingen nichts als

Klarheit; ich hatte kein anderes Interesse, als die Welt zu kennen wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberei die übrigen besten Gefährten an, und fast hätte darüber unsere ganze Bildung eine falsche Richtung genommen: denn wir fingen an, nur die Fehler der andern und ihre Beschränkung zu sehen, und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns, daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessiren, und daß man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erkennen im Stande sey. Er rieth uns jene ersten Formen der Gesellschaft beizubehalten; es blieb daher etwas geselliges in unsern Zusammenkünften, man sah wohl die ersten mystischen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen, nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur Kunst erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen und uns ein eigenes Archiv unserer Welterkenntniß bilden; daher entstanden die vielen Confessionen, die wir theils selbst schrieben, theils wozu wir andere veranlaßten, und aus denen nachher die Lehrjahre zusammengeheftet wurden. Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückseligkeit. Alle diese, die nicht auf ihre Füße gestellt seyn wollten, wurden mit Negationen und anderm Hokus Pokus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Wir sprachen nach unserer Art nur diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu sie geboren seyen, und die sich genug geübt hatten, um, mit einer gewissen Freudigkeit und Leichtigkeit, ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie sich mit mir sehr übereilt, versetzte Wilhelm: denn was ich kann, will oder soll, weiß ich, gerade seit jenem Augenblick, am allerwenigsten. — Wir sind ohne Schuld in diese Verwirrung gerathen, das gute Glück mag uns wieder heraushelfen; indessen hören Sie nur: derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur wenige, die den Sinn haben, und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten nichts mehr! Diese Phrasen haben mich schon verwirrt genug gemacht. — So will ich bei der Erzählung bleiben, sagte Jarno, indem er die Rolle halb zuwickelte, und nur manchmal einen Blick hinein that. Ich selbst habe der Gesellschaft und den Menschen am wenigsten genutzt; ich bin ein sehr schlechter Lehrmeister, es ist mir unerträglich zu sehen, wenn jemand unschicklich Versuche macht, einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr sähe, geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft gestritten; er hatte Sie besonders in Gunst genommen, und es will schon etwas heißen, in dem hohen Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie müssen mir nachsagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit sagte. — Sie haben mich wenig gescholten, sagte Wilhelm, und Sie scheinen Ihren Grundsätzen treu zu bleiben. — Was ist denn da zu schonen, versetzte Jarno, wenn ein junger Mensch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falsche Richtung nimmt? — Verzeihen Sie, sagte Wilhelm,

Sie haben mir ſtrenge genug alle Fähigkeit zum Schauſpieler abgeſprochen; ich geſtehe Ihnen, daß, ob ich gleich dieſer Kunſt ganz entſagt habe, ſo kann ich mich doch unmöglich bei mir ſelbſt dazu für ganz unfähig erklären. — Und bei mir, ſagte Jarno, iſt es doch ſo rein entſchieden, daß wer ſich nur ſelbſt ſpielen kann, kein Schauſpieler iſt. Wer ſich nicht dem Sinn und der Geſtalt nach in viele Geſtalten verwandeln kann, verdient nicht dieſen Namen. So haben Sie, zum Beiſpiel, den Hamlet und einige andere Rollen recht gut geſpielt, bei denen Ihr Charakter, Ihre Geſtalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu Gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor ſich ſähe. Man ſoll ſich, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle ſah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin ſo weit bringen, als man will, ſo wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienſt des Meiſters klar wird, den Verluſt von Zeit und Kräften, die man auf eine ſolche Pfuſcherei gewendet hat, ſchmerzlich bedauern.

Leſen Sie nichts! ſagte Wilhelm, ich bitte Sie inſtändig, ſprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und ſo hat alſo der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geiſt herbeiſchaffte? — Ja, denn er verſicherte, daß es der einzige Weg ſey, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären. — Und darum ließ er mir den Schleier zurück, und hieß mich ſtudieren? — Ja, er hoffte ſogar mit der Vorſtellung des Hamlets ſollte Ihre ganze Luſt gebüßt ſeyn. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir ſtritten noch ſelbigen Abend nach der Vorſtellung darüber. —

Und Sie haben mich also spielen sehen? — O gewiß! — Und wer stellte denn den Geist vor? — Das kann ich selbst nicht sagen, entweder der Abbé oder sein Zwillingsbruder, doch glaub' ich dieser, denn er ist um ein weniges größer. — Sie haben also auch Geheimnisse unter einander? — Freunde können und müssen Geheimnisse vor einander haben; sie sind einander doch kein Geheimniß.

Es verwirrt mich schon das Andenken dieser Verworrenheit. Klaren Sie mich über den Mann auf, dem ich so viel schuldig bin, und dem ich so viel Vorwürfe zu machen habe.

Was ihn uns so schätzbar macht, versetzte Jarno, was ihm gewissermaßen die Herrschaft über uns alle erhält, ist der freie und scharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, und wovon sich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meisten Menschen, selbst die vorzüglichen, sind nur beschränkt; jeder schätzt gewisse Eigenschaften an sich und andern; nur die begünstigt er, nur die will er ausgebildet wissen. Ganz entgegengesetzt wirkt der Abbé, er hat Sinn für alles, Lust an allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle sehen! fuhr Jarno fort: Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt. Diese sind unter sich oft im Widerstreit, und indem sie sich zu zerstören suchen hält sie die Natur zusammen und bringt sie wieder hervor. Von dem geringsten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigen Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichen Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft

und zum erusten Bunde, von dem reinsten Gefuhl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menschen, und muß ausgebildet werden; aber nicht in einem, sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig, und sie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schone, der andere nur das Nutzliche befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle konnen's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen's dar, und viele bedurfen's.

Halten Sie inne! rief Wilhelm, ich habe das alles gelesen. — Nur noch einige Zeilen, versetzte Jarno, hier sind' ich den Abbé ganz wieder: eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft sich zu vollenden; das verstehen so wenig Menschen, die doch lehren und wirken wollen. — Und ich verstehe es auch nicht, versetzte Wilhelm. — Sie werden uber diesen Text den Abbe noch oft genug horen, und so lassen Sie uns nur immer recht deutlich sehen und festhalten, was an uns ist, und was wir an uns ausbilden konnen: lassen Sie uns gegen die andern gerecht sein, denn wir sind nur in so fern zu achten, als wir zu schaffen wissen. — Um Gottes willen! keine Sentenzen weiter! ich fuhle, sie sind ein schlechtes Heilmittel fur ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber, mit Ihrer grausamen Bestimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weise Sie mich aufopfern wollen. — Jeden Verdacht, ich versichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es ist Ihre Sache zu prufen und zu wahlen, und die unsere, Ihnen beizustehn. Der Mensch ist nicht eher gluklich, als bis sein unbedingtes Streben sich

ſelbſt ſeine Begranzung beſtimmt. Nicht an mich halten Sie ſich, ſondern an den Abbe; nicht an ſich denken Sie, ſondern an das, was Sie umgiebt. Lernen Sie zum Beiſpiel Lothario's Trefflichkeit einſehen, wie ſein Ueberblick und ſeine Thatigkeit unzertrennlich mit einander verbunden ſind, wie er immer im Fortſchreiten iſt, wie er ſich ausbreitet und jeden mit fortreißt. Er fuhrt, wo er auch ſey, eine Welt mit ſich, ſeine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unſern guten Medicus dagegen! Es ſcheint gerade die entgegengeſetzte Natur zu ſeyn. Wenn jener nur ins Ganze und auch in die Ferne wirkt, ſo richtet dieſer ſeinen hellen Blick nur auf die nachſten Dinge, er verſchafft mehr die Mittel zur Thatigkeit, als daß er die Thatigkeit hervorbrachte und belebte; ſein Handeln ſieht einem guten Wirthſchaften vollkommen ahnlich, ſeine Wirkſamkeit iſt ſtill, indem er einen jeden in ſeinem Kreis befördert; ſein Wiſſen iſt ein beſtandiges Sammeln und Ausſpenden, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lothario in einem Tage zerſtören, woran dieſer Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario, in einem Augenblick, andern die Kraft mit, das Zerſtörte hundertfaltig wieder herzuſtellen. — Es iſt ein trauriges Geſchaft, ſagte Wilhelm, wenn man über die reinen Vorzüge der andern in einem Augenblicke denken ſoll, da man mit ſich ſelbſt uneins iſt; ſolche Betrachtungen ſtehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenſchaft und Ungewißheit bewegt iſt. — Ruhig und vernunftig zu betrachten iſt zu keiner Zeit ſchadlich, und indem wir uns gewohnen, über die Vorzuge anderer zu denken, ſtellen ſich die unſern unvermerkt ſelbſt an ihren Plaß, und jede falſche Thatigkeit, wozu uns die Phantaſie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreien Sie wo möglich Ihren Geiſt

von allem Argwohn und aller Aengſtlichkeit! Dort kommt der Abbe, ſeyn Sie ja freundlich gegen ihn bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm ſchuldig ſind. Der Schalk! da geht er zwiſchen Natalien und Thereſen, ich wollte wetten, er denkt ſich was aus. So wie er uberhaupt gern ein wenig das Schickſal ſpielt, ſo laßt er auch nicht von der Liebhaberei, manchmal eine Heirath zu ſtiften.

Wilhelm, deſſen leidenſchaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbeſſert worden war, fand höchſt undelicat, daß ſein Freund, gerade in dieſem Augenblick, eines ſolchen Verhaltniſſes erwahnte, und ſagte zwar lachelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: ich dachte, man uberließe die Liebhaberei, Heirathen zu ſtiften, Perſonen, die ſich lieb haben.

Sechstes Capitel.

Die Geſellſchaft hatte ſich eben wieder beurlaubt, und unſere Freunde ſahen ſich genöthigt, das Geſpräch abzubrechen. Nicht lange, ſo ward ein Courier gemeldet, der einen Brief in Lothario's eigene Hande ubergeben wollte; der Mann ward vorgeführt, er ſah rüſtig und tüchtig aus, ſeine Livree war ſehr reich und geſchmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte ſich nicht, es war derſelbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeſchickt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief geleſen hatte, ernſthaft und faſt verdrießlich fragte: wie heißt ſein Herr?

Das ist unter allen Fragen, versetzte der Courier mit Bescheidenheit, auf die ich am wenigsten zu antworten weiß; ich hoffe der Brief wird das Nöthige vermelden; mündlich ist mir nichts aufgetragen.

Es sey wie ihm sey, versetzte Lothario mit Lächeln, da sein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir so hasenfüßig zu schreiben, so soll er uns willkommen seyn. Er wird nicht lange auf sich warten lassen, versetzte der Courier mit einer Verbeugung, und entfernte sich.

Vernehmet nur, sagte Lothario, die tolle abgeschmackte Botschaft. Da unter allen Gästen, so schreibt der Unbekannte, ein guter Humor der angenehmste Gast seyn soll, wenn er sich einstellt, und ich denselben als Reisegefährten beständig mit mir herumführe, so bin ich überzeugt, der Besuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden, vielmehr hoffe ich mit der sämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen, und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich, und so weiter, Graf von Schneckenfuß.

Das ist eine neue Familie, sagte der Abbé.

Es mag ein Vicariatsgraf seyn, versetzte Jarno.

Das Geheimniß ist leicht zu errathen, sagte Natalie; ich wette, es ist Bruder Friedrich, der uns schon seit dem Tode des Oheims mit einem Besuche droht.

Getroffen! schöne und weise Schwester, rief jemand aus einem nahen Busche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer, junger Mann hervor; Wilhelm konnte sich kaum eines Schreies enthalten. Wie? rief er, unser blonder Schelm, der soll mir auch hier noch erscheinen? Friedrich ward aufmerksam, sah Wilhelmen an und rief: wahrlich, weniger erstaunt wär' ich gewesen, die berühmten Pyramiden, die doch in

Aegypten so fest stehen, oder das Grab des Königs Mausolus, das, wie man mir versichert hat, gar nicht mehr existirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als euch meinen alten Freund und vielfachen Wohlthater. Seyd mir besonders und schönstens gegrüßt!

Nachdem er rings herum alles bewillkommt und geküßt hatte, sprang er wieder auf Wilhelm los, und rief: Haltet mir ihn ja warm diesen Helden, Heerführer und dramatischen Philosophen! Ich habe ihn bei unserer ersten Bekanntschaft schlecht, ja, ich darf wohl sagen, mit der Hebel frisirt, und er hat mir doch nachher eine tuchtige Tracht Schlage erspart. Er ist großmüthig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne seine Nebenbuhler zu hassen. Nicht etwa, daß er seinen Feinden Kohlen aufs Haupt sammelte, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst seyn soll, den man jemanden erzeigen kann, nein, er schickt vielmehr den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße.

In diesem Geschmack fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß jemand ihm Einhalt zu thun im Stande gewesen ware, und da niemand in dieser Art ihm erwiedern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein. Verwundert euch nicht, rief er aus, über meine große Belesenheit in heiligen und Profan-Scribenten; ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin. Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe, wo er herkomme; allein er konnte vor lauter Sittensprüchen und alten Geschichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie sagte leise zu Theresen: seine Art von Lustigkeit thut mir wehe; ich wollte wetten, daß ihm dabei nicht wohl ist.

Da Friedrich, außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiederte, keinen Anklang für seine Possen in der Gesellschaft fand, sagte er: es bleibt mir nichts übrig als mit der ernsthaften Familie auch ernsthaft zu werden, und weil mir, unter solchen bedenklichen Umständen, sogleich meine sammtliche Sündenlast schwer auf die Seele fällt, so will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entschließen, wovon ihr aber, meine werthen Herrn und Damen, nichts vernehmen sollt. Dieser edle Freund hier, dem schon einiges von meinem Leben und Thun bekannt ist, soll es allein erfahren, um so mehr, als er allein darnach zu fragen einige Ursache hat. Waret ihr nicht neugierig zu wissen, fuhr er gegen Wilhelmen fort, wie und wo? wer? wann und warum? wie sieht's mit der Conjugation des griechischen Verbi Phileo, Philö? und mit den Derivativis dieses allerliebsten Zeitwortes aus?

Somit nahm er Wilhelmen beim Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weise drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen, als er im Fenster ein Pudermesser liegen fand, mit der Inschrift: Gedenke mein. Ihr hebt eure werthen Sachen gut auf! sagte er; wahrlich das ist Philinens Pudermesser, das sie euch jenen Tag schenkte, als ich euch so gerauft hatte. Ich hoffe, ihr habt des schönen Mädchens fleißig dabei gedacht, und versichere euch, sie hat euch auch nicht vergessen, und wenn ich nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen verbannt hatte, so würde ich euch nicht ohne Neid ansehen.

Reden Sie nichts mehr von diesem Gespöns, versetzte Wilhelm. Ich läugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte, aber das war auch alles.

Pfui! ſchamt euch, rief Friedrich, wer wird eine Geliebte verläugnen? und ihr habt ſie ſo complet geliebt, als man es nur wünſchen konnte. Es verging kein Tag, daß ihr dem Mädchen nicht etwas ſchenktet, und wenn der Deutſche ſchenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als ſie euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Officierchen iſt es denn auch endlich geglückt.

Wie? Sie waren der Officier, den wir bei Philinen antrafen, und mit dem ſie wegreiſte?

Ja, verſetzte Friedrich, den Sie für Marianen hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht.

Welche Grauſamkeit! rief Wilhelm, mich in einer ſolchen Ungewißheit zu laſſen.

Und noch dazu den Courier, den Sie uns nachſchickten, gleich in Dienſte zu nehmen! verſetzte Friedrich. Es iſt ein tüchtiger Kerl, und iſt dieſe Zeit nicht von unſerer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer ſo raſend, wie jemals. Mir hat ſie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahezu in einem mythologiſchen Falle befinde, und alle Tage befürchte verwandelt zu werden.

Sagen Sie mir nur, fragte Wilhelm, wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrſamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der ſeltſamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geſchichten und Fabeln zu ſprechen.

Auf die luſtigſte Weiſe, ſagte Friedrich, bin ich gelehrt und zwar ſehr gelehrt worden. Philine iſt nun bei mir, wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir, wie die Kobolde, aufs luſtigſte leben. Dort haben wir eine zwar compendiöſe, aber doch ausgeſuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio,

Gottfrieds Chronik, zwei Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal Langeweile, wir wollten lesen, und ehe wir's uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämmtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen, wir setzten uns gegeneinander und lasen gegeneinander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu seyn, wo man für unschicklich hält, irgend eine Materie zu lange fortsetzen, oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu seyn, wo keins das andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren diese Art uns zu unterrichten auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das andere herum, und fangt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so studiren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kurzere Stunden haben, und unsere Studien äußerst mannigfaltig sind.

Diese Tollheit begreife ich wohl, sagte Wilhelm, wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist; wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich.

Das ist, rief Friedrich, eben das Glück und das Unglück:

Philine darf ſich nicht ſehen laſſen, ſie mag ſich ſelbſt nicht ſehen, ſie iſt guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher iſt nichts in der Welt als ſie. Noch kurz, ehe ich weg ging, kam ſie zufälligerweiſe vor den Spiegel. Pfui Teufel! ſagte ſie, und wendete das Geſicht ab, die leibhafte Frau Melina! das garſtige Bild! Man ſieht doch ganz niederträchtig aus!

Ich muß geſtehen, verſetzte Wilhelm lächelnd, daß es ziemlich komiſch ſeyn mag, euch als Vater und Mutter beiſammen zu ſehen.

Es iſt ein recht narriſcher Streich, ſagte Friedrich, daß ich noch zuletzt als Vater gelten ſoll. Sie behauptet's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünſchte Beſuch, den ſie euch nach dem Hamlet abgeſtattet hatte, ein wenig irre.

Was für ein Beſuch?

Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verſchlafen haben? Das allerliebſte, fühlbare Geſpenſt jener Nacht, wenn ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geſchichte war mir freilich eine harte Mitgift, doch wenn man ſich ſo etwas nicht mag gefallen laſſen, ſo muß man gar nicht lieben. Die Vaterſchaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt und alſo bin ich Vater. Da ſeht ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind ſich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, ſo kann es wo nicht ein nützlicher doch angenehmer Weltbürger werden.

Indeſſen die Freunde ſich auf dieſe luſtige Weiſe von leichtfertigen Gegenſtänden unterhielten, hatte die übrige Geſellſchaft ein ernſthaftes Geſpräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm ſich entfernt als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartenſaal führte, und, als ſie Platz genommen hatten, ſeinen Vortrag begann.

Wir haben, sagte er, im allgemeinen behauptet, daß Fraulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sey; es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im einzelnen erklaren. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.

Frau von *** lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen, nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bei dem dritten die Aerzte der Mutter beinahe den Tod verkündigten, und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man war genöthigt, sich zu entschließen, man wollte das Ehebund nicht aufheben, man befand sich bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von *** suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit, eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Charakter hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung selbst die Hande, nach welcher das gute Mädchen sich Thereſens Vater überließ, in der Besorgung des Hauswesens fortfuhr und gegen die Frau vom Hause fast noch mehr Dienstfertigkeit und Ergebung als vorher bezeigte.

Nach einiger Zeit erklarte sie sich guter Hoffnung, und die beiden Eheleute kamen bei dieser Gelegenheit, obwohl aus ganz verschiedenen Anlassen, auf einerlei Gedanken. Herr von *** wünschte das Kind seiner Geliebten als sein rechtmaßiges im Hause einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indiscretion ihres Arztes ihr Zustand in der Nachbarschaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein

untergeschobenes Kind sich wieder in Ansehn zu setzen, und durch eine solche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hause zu erhalten, das sie unter den übrigen Umständen zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl, sie merkte ihm seinen Wunsch ab, und wußte, ohne ihm entgegen zu gehn, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen, und erhielt fast alles, was sie verlangte, und so entstand das Testament, worin so wenig für das Kind gesorgt zu seyn schien. Der alte Arzt war gestorben, man wendete sich an einen jungen, thätigen, gescheidten Mann, er ward gut belohnt, und er konnte selbst eine Ehre darin suchen, die Unschicklichkeit und Uebereilung seines abgeschiedenen Collegen ins Licht zu setzen und zu verbessern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein, man spielte die Verstellung sehr gut, Therese kam zur Welt, und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh wieder heraus wagte, starb, und den guten Mann trostlos hinterließ.

Frau von *** hatte indessen ganz ihre Absicht erreicht, sie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem sie übertrieben paradirte, sie war zugleich eine Nebenbuhlerin losgeworden, deren Verhältniß sie denn doch mit neidischen Augen ansah, und deren Einfluß sie, für die Zukunft wenigstens, heimlich fürchtete; sie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit, und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine so lebhafte Theilnahme an seinem Verlust dergestalt an sich zu ziehen, daß er sich ihr, man kann wohl sagen, ganz ergab, sein Glück und das Glück seines Kindes in ihre Hände legte, und kaum kurze Zeit vor seinem Tode, und noch gewissermaßen nur durch seine erwachsene Tochter, wieder Herr im Hause ward. Das war, schöne Therese,

das Geheimniß, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrſcheinlich ſo gern entdeckt hatte, das iſt's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die ſonderbarſte Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden iſt, in der Geſellſchaft fehlt, umſtändlich vorlegen wollte. Hier ſind die Papiere, die aufs ſtrengſte beweiſen, was ich behauptet habe. Sie werden daraus zugleich erfahren, wie lange ich ſchon dieſer Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erſt jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu ſagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn dieſe Hoffnung zum zweitenmale verſchwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen: denn ich geſtehe gern, daß ich die Neigung unſeres Freundes zu dieſem guten Mädchen keineswegs begünſtigte, ſeitdem ich ſeiner Verbindung mit Thereſen wieder entgegen ſah.

Niemand erwiederte etwas auf dieſe Geſchichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derſelben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Geſellſchaft, wenn ſie beiſammen war, zu beſchäftigen, auch bot die Gegend ſo manche Reize dar, daß man ſich gern darin theils einzeln, theils zuſammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umſah. Jarno richtete, bei einer ſolchen Gelegenheit, ſeinen Auftrag an Wilhelmen aus, legte ihm die Papiere vor, ſchien aber weiter keine Entſchließung von ihm zu verlangen.

In dieſem höchſt ſonderbaren Zuſtand, in dem ich mich befinde, ſagte Wilhelm darauf, brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich ſogleich anfangs, in Gegenwart Nataliens, und gewiß mit einem reinen Herzen, geſagt habe: Lothario und ſeine Freunde können jede Art von Entſagung

von mir fordern, ich lege Ihnen hiermit alle meine Ansprüche an Theresen in die Hand, verschaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlassung. O! es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entschließen. Schon diese Tage hab' ich gefühlt, daß Therese Mühe hat, nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der sie mich hier zuerst begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung ist mir entwendet, oder vielmehr ich habe sie nie besessen.

Solche Fälle möchten sich wohl besser, nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären, versetzte Jarno, als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entsteht.

Ich dachte vielmehr, sagte Wilhelm, daß gerade dieser Fall der ruhigsten und der reinsten Entscheidung fähig sey. Man hat mir so oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewißheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entschlossen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich selbst begehn? Giebt sich die Welt nur darum so viel Mühe, uns zu bilden, um uns fühlen zu lassen, daß sie sich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß los zu werden, in das ich mit den reinsten Gesinnungen von der Welt gerathen bin.

Ungeachtet dieser Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieser Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an seinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgültig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: Sie ſind nachdenklich, Jarno, ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken.

Ich bin es, verſetzte der Freund, und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bei uns ſchon lange vorbereitet iſt, und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen, denn ich bin im Begriff nach Amerika überzuſchiffen.

Nach Amerika? verſetzte Wilhelm lächelnd: ein ſolches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten auserſehen würden.

Wenn Sie unſern Plan ganz kennen, verſetzte Jarno, ſo werden Sie ihm einen beſſern Namen geben, und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an! Man darf nur ein wenig mit den Weltbändeln bekannt ſeyn, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen bevorſtehn, und daß die Beſitzthümer beinah nirgends mehr recht ſicher ſind.

Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Weltbändeln, fiel Wilhelm ein, und habe mich erſt vor kurzem um meine Beſitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, ſie mir noch länger aus dem Sinne zu ſchlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung ſo hypochondriſch macht.

Hören Sie mich aus, ſagte Jarno: die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſeyn

könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenſätze hergeſtellt werden. Es iſt gegenwärtig nichts weniger als rathlich nur an Einem Orte zu beſitzen, nur Einem Platze ſein Geld anzuvertrauen, und es iſt wieder ſchwer, an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deßwegen etwas andres ausgedacht: aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertreibe. Ich gehe nun hinüber nach Amerika, um die guten Verhältniſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bei ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbé will nach Rußland gehn, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich an uns anſchließen wollen, ob Sie Lothario in Deutſchland beiſtehn, oder mit mir gehen wollen. Ich dachte Sie wählten das letzte: denn eine große Reiſe zu thun iſt für einen jungen Mann äußerſt nützlich.

Wilhelm nahm ſich zuſammen und antwortete: Der Antrag iſt aller Ueberlegung werth, denn mein Wahlſpruch wird doch nachſtens ſeyn: je weiter weg, je beſſer. Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntſchaft mit der Welt herrühren, mir ſcheinen aber einer ſolchen Verbindung ſich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu ſetzen.

Davon ſich die meiſten nur dadurch heben werden, verſetzte Jarno, daß unſer bis jetzt nur wenig ſind, redliche, geſcheidte und entſchloſſene Leute, die einen gewiſſen, allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der geſellige Sinn entſtehen kann.

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, versetzte darauf: und wenn ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit.

Jarno schüttelte den Kopf.

Nun, was habt ihr an mir auszusetzen? fuhr Friedrich fort. Bei einer neuen Colonie werden auch junge Colonisten erfordert, und die bring' ich gleich mit; auch lustige Colonisten, das versichre ich euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierhüben nicht mehr am Platz ist, die süße reizende Lydie. Wo soll das arme Kind mit seinem Schmerz und Jammer hin, wenn sie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn sich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dachte, mein Jugendfreund, da ihr doch im Gange seyd, Verlassene zu trösten, ihr entschlößt euch, jeder nähme sein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.

Dieser Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verstellter Ruhe: weiß ich doch nicht einmal, ob sie frei ist, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu seyn scheine, so möchte ich einen solchen Versuch nicht machen.

Natalie sagte darauf: Bruder Friedrich, du glaubst, weil du für dich so leichtsinnig handelst, auch für andere gelte deine Gesinnung. Unser Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an seiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchst vernünftigen und reinen Charakter, wie Theresens, war ein Wagestück dieser Art zu rathen.

Was Wagestück! rief Friedrich: in der Liebe ist alles Wagestück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, beim Gesange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es ist alles nur ein Wagestück und der Zufall thut alles.

Ich habe immer geſehen, verſetzte Natalie, daß unſere Grundſätze nur ein Supplement zu unſern Exiſtenzen ſind. Wir hängen unſern Fehlern gar zu gern das Gewand eines gültigen Geſetzes um. Gieb nur Acht, welchen Weg dich die Schöne noch führen wird, die dich auf eine ſo gewaltſame Weiſe angezogen hat und feſthält.

Sie iſt ſelbſt auf einem ſehr guten Wege, verſetzte Friedrich, auf dem Wege zur Heiligkeit. Es iſt freilich ein Umweg, aber deſto luſtiger und ſicherer; Maria von Magdala iſt ihn auch gegangen, und wer weiß wie viel andere. Ueberhaupt, Schweſter, wenn von Liebe die Rede iſt, ſollteſt du dich gar nicht drein miſchen. Ich glaube du heirathеſt nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und du giebſt dich alsdann, nach deiner gewohnten Gutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Exiſtenz hin. Alſo laß uns nur jetzt mit dieſem Seelenverkaufer da unſern Handel ſchließen und über unſere Reiſegeſellſchaft einig werden.

Sie kommen mit Ihren Vorſchlagen zu ſpät, ſagte Jarno; für Lydien iſt geſorgt.

Und wie? fragte Friedrich.

Ich habe ihr ſelbſt meine Hand angeboten, verſetzte Jarno.

Alter Herr, ſagte Friedrich, da macht ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Subſtantivum betrachtet, verſchiedene Adjectiva, und folglich, wenn man ihn als Subject betrachtet, verſchiedene Pradicate finden könnte.

Ich muß aufrichtig geſtehen, verſetzte Natalie, es iſt ein gefahrlicher Verſuch, ſich ein Madchen zuzueignen, in dem Augenblicke, da ſie aus Liebe zu einem andern verzweifelt.

Ich habe es gewagt, verſetzte Jarno, ſie wird unter einer gewiſſen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es iſt in der Welt nichts ſchatzbarer als ein Herz, das der Liebe und

der Leidenſchaft fähig iſt. Ob es geliebt habe? ob es noch liebe? darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein anderer geliebt wird, iſt mir beinah reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Haben Sie Lydien in dieſen Tagen ſchon geſprochen? verſetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd; Natalie ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſie aufſtand: ich weiß gar nicht mehr, was ich aus euch machen ſoll, aber mich ſollt ihr gewiß nicht irre machen.

Sie wollte ſich eben entfernen, als der Abbé mit einem Briefe in der Hand hereintrat, und zu ihr ſagte: Bleiben Sie! ich habe hier einen Vorſchlag, bei dem Ihr Rath willkommen ſeyn wird. Der Marheſe, der Freund Ihres verſtorbenen Oheims, den wir ſeit einiger Zeit erwarten, muß in dieſen Tagen hier ſeyn. Er ſchreibt mir, daß ihm doch die deutſche Sprache nicht ſo geläufig ſey, als er geglaubt, daß er eines Geſellſchafters bedürfe, der ſie vollkommen nebſt einigen andern beſitze; da er mehr wünſche in wiſſenſchaftliche als politiſche Verbindungen zu treten, ſo ſey ihm ein ſolcher Dolmetſcher unentbehrlich. Ich wüßte niemand geſchickter dazu, als unſern jungen Freund. Er kennt die Sprache, iſt ſonſt in vielem unterrichtet, und es wird für ihn ſelbſt ein großer Vortheil ſeyn, in ſo guter Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Umſtänden Deutſchland zu ſehen. Wer ſein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maaßſtab für fremde Länder. Was ſagen Sie, meine Freunde? was ſagen Sie, Natalie?

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden; Jarno ſchien ſeinen Vorſchlag, nach Amerika zu reiſen, ſelbſt

als kein Hinderniß anzusehn, indem er ohnehin nicht sogleich aufbrechen wurde; Natalie schwieg, und Friedrich führte verschiedene Spruchwörter über den Nutzen des Reisens an.

Wilhelm war über diesen neuen Vorschlag zu Herzen so entrüstet, daß er es kaum verbergen konnte. Er sah eine Verabredung, ihn baldmöglichst loszuwerden, nur gar zu deutlich, und was das schlimmste war, man ließ sie so offenbar, so ganz ohne Schonung sehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, alles, was er selbst erfahren hatte, wurde wieder aufs neue vor seiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm alles ausgelegt hatte, schien ihm auch nur eine künstliche Darstellung zu seyn.

Er nahm sich zusammen und antwortete: Dieser Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung.

Eine geschwinde Entschließung möchte nöthig seyn, versetzte der Abbé.

Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt, antwortete Wilhelm. Wir können die Ankunft des Mannes abwarten, und dann sehen, ob wir zusammen passen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen, und ihn überall mit hinführen darf.

Diese Bedingung wird schwerlich zugestanden werden, versetzte der Abbé.

Und ich sehe nicht, rief Wilhelm aus, warum ich mir von irgend einem Menschen sollte Bedingungen vorschreiben lassen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland sehen will, einen Italiäner zur Gesellschaft brauche?

Weil ein junger Mensch, versetzte der Abbé mit einem gewissen imponirenden Ernste, immer Ursache hat, sich anzuschließen.

Wilhelm, der wohl merkte, daß er langen an sich zu

halten nicht im Stande ſey, da ſein Zuſtand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen gelindert ward, ließ ſich hierauf mit einiger Haſt vernehmen: man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe, es wird ſich geſchwind entſcheiden, ob ich Urſache habe mich weiter anzuſchließen, oder ob nicht vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderſtehlich gebieten, mich von ſo mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenſchaft drohen.

So ſprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem ſich in dieſem leidenſchaftlichen Augenblick ihre Geſtalt und ihr Werth nur deſto tiefer bei ihm eindrückten.

Ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſich allein fand, geſtehe dir nur, du liebſt ſie, und du fühlſt wieder, was es heiße, wenn der Menſch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen und ward ſo ſchrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte ſie verachten. Aurelien achtete ich, und konnte ſie nicht lieben; ich verehrte Thereſen, und die väterliche Liebe nahm die Geſtalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt da in deinem Herzen alle Empfindungen zuſammentreffen, die den Menſchen glücklich machen ſollten, jetzt biſt du genöthigt zu fliehen! Ach! warum muß ſich zu dieſen Empfindungen, zu dieſen Erkenntniſſen das unüberwindliche Verlangen des Beſitzes geſellen? und warum richten, ohne Beſitz, eben dieſe Empfindungen, dieſe Ueberzeugungen jede andere Art von Glückſeligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Geſellſchaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? wirſt du nicht immer zu dir ſagen: Natalie iſt nicht da! und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig ſeyn. Schließeſt du die Augen, ſo wird ſie ſich dir darſtellen; öffneſt du ſie, ſo wird ſie vor allen Gegenſtänden

hinſchweben, wie die Erſcheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurücklaßt. War nicht ſchon fruher die ſchnell vorübergegangene Geſtalt der Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwartig? und du hatteſt ſie nur geſehen, du kannteſt ſie nicht. Nun da du ſie kennſt, da du ihr ſo nahe warſt, da ſie ſo vielen Antheil an dir gezeigt hat, nun ſind ihre Eigenſchaften ſo tief in dein Gemüth gepragt, als ihr Bild jemals in deine Sinne. Aengſtlich iſt es, immer zu ſuchen, aber viel angſtlicher, gefunden zu haben und verlaſſen zu müſſen. Wornach ſoll ich in der Welt nun weiter fragen? wornach ſoll ich mich weiter umſehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der dieſem gleich iſt? und ich ſoll reiſen, um nur immer das Geringere zu finden? Iſt denn das Leben bloß wie eine Rennbahn, wo man ſogleich ſchnell wieder umkehren muß, wenn man das außerſte Ende erreicht hat? Und ſieht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein feſtes, unverrücktes Ziel da, von dem man ſich eben ſo ſchnell mit raſchen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? anſtatt daß jeder andere, der nach irdiſchen Waaren ſtrebt, ſie ſich in den verſchiedenen Himmelsgegenden, oder wohl gar auf der Meſſe und dem Jahrmarkt anſchaffen kann.

Komm, lieber Knabe! rief er ſeinem Sohne entgegen, der eben daher geſprungen kam, ſey und bleibe du mir alles! Du warſt mir zum Erſatz deiner geliebten Mutter gegeben, du ſollteſt mir die zweite Mutter erſetzen, die ich dir beſtimmt hatte, und nun haſt du noch die größere Lücke auszufüllen. Beſchaftige mein Herz, beſchaftige meinen Geiſt mit deiner Schönheit, deiner Liebenswurdigkeit, deiner Wißbegierde und deinen Fahigkeiten!

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beſchaftigt, der Vater ſuchte es ihm beſſer, ordentlicher, zweckmaßiger

einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Luſt daran. Du biſt ein wahrer Menſch! rief Wilhelm aus; komm, mein Sohn! komm, mein Bruder, laß uns in der Welt zwecklos hinſpielen, ſo gut wir können!

Sein Entſchluß, ſich zu entfernen, das Kind mit ſich zu nehmen, und ſich an den Gegenſtänden der Welt zu zerſtreuen, war nun ſein feſter Vorſatz. Er ſchrieb an Wernern, erſuchte ihn um Geld und Creditbriefe, und ſchickte Friedrichs Courier mit dem geſchärften Auftrage weg, bald wieder zu kommen. So ſehr er gegen die übrigen Freunde auch verſtimmt war, ſo rein blieb ſein Verhältniß zu Natalien. Er vertraute ihr ſeine Abſicht; auch ſie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müſſe, und wenn ihn auch gleich dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit an ihr ſchmerzte, ſo beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm verſchiedene Städte zu beſuchen, um dort einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen. Der Courier kam zurück, brachte was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit dieſem neuen Ausflug nicht zufrieden zu ſeyn ſchien. Meine Hoffnung, daß du vernünftig werden würdeſt, ſchrieb dieſer, iſt nun wieder eine gute Weile hinaus geſchoben. Wo ſchweift ihr nun alle zuſammen herum? und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu deſſen wirthſchaftlichem Beiſtande du mir Hoffnung machteſt? Auch die übrigen Freunde ſind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir iſt das ganze Geſchäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein ſo guter Rechtsmann iſt, als ich ein Finanzmann bin, und daß wir beide etwas zu ſchleppen gewohnt ſind. Lebe wohl! Deine Ausſchweifungen ſollen dir verziehen ſeyn, da doch ohne ſie unſer Verhältniß in dieſer Gegend nicht hätte ſo gut werden können.

Was das Aeußere betraf, hätte er nun immer abreiſen

können, allein ſein Gemüth war noch durch zwei Hinderniſſe gebunden. Man wollte ihm ein für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bei den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feierlichkeit noch nicht alles bereit war. Auch war der Arzt, durch einen ſonderbaren Brief des Landgeiſtlichen, abgerufen worden. Es betraf den Harfenſpieler, von deſſen Schickſalen Wilhelm näher unterrichtet ſeyn wollte.

In dieſem Zuſtand fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn alles ſchlief, ging er in dem Hauſe hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunſtwerke zog ihn an, und ſtieß ihn ab. Er konnte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch laſſen, alles erinnerte ihn an alles, er überſah den ganzen Raum ſeines Lebens, nur lag er leider zerbrochen vor ihm, und ſchien ſich auf ewig nicht ſchließen zu wollen. Dieſe Kunſtwerke, die ſein Vater verkauft hatte, ſchienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Beſitz des Wünſchenswerthen in der Welt theils ausgeſchloſſen, theils deſſelben durch eigne oder fremde Schuld beraubt werden ſollte. Er verlor ſich ſo weit in dieſen ſonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er ſich ſelbſt manchmal wie ein Geiſt vorkam, und, ſelbſt wenn er die Dinge außer ſich befühlte und betaſtete, ſich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da ſey.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene ſo freventlich und doch ſo nothwendig verlaſſen muſſe, nur ſeine Thränen gaben ihm das Gefühl ſeines Daſeyns wieder. Vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vors Gedächtniß. So iſt denn alles nichts, rief er aus, wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen alles übrige werth iſt!

Der Abbé verkündigte der Gesellschaft die Ankunft des Markese. Sie sind zwar, wie es scheint, sagte er zu Wilhelmen, mit Ihrem Knaben allein abzureisen entschlossen; lernen Sie jedoch wenigstens diesen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Falle nützlich seyn kann. Der Markese erschien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgestalteten, gefälligen lombardischen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der schon um vieles alter war, bei der Armee, dann in Geschäften Bekanntschaft gemacht; sie hatten nachher einen großen Theil von Italien zusammen durchreis't, und die Kunstwerke, die der Markese hier wieder fand, waren zum großen Theil in seiner Gegenwart und unter manchen glücklichen Umständen, deren er sich noch wohl erinnerte, gekauft und angeschafft worden.

Der Italianer hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunst als andere Nationen; jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künstler, Meister und Professor heißen, und bekennt wenigstens durch diese Titelsucht, daß es nicht genug sey, nur etwas durch Ueberlieferung zu erhaschen, oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er gesteht, daß jeder vielmehr über das, was er thut, auch fähig seyn solle zu denken, Grundsätze aufzustellen, und die Ursachen, warum dieses oder jenes zu thun sey, sich selbst und andern deutlich zu machen.

Der Fremde ward gerührt, so schöne Besitzthümer ohne den Besitzer wieder zu finden, und erfreut, den Geist seines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlassenen sprechen zu hören. Sie gingen die verschiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, sich einander verständlich machen zu können. Der Markese und der Abbé führten das Wort;

Natalie, die ſich wieder in die Gegenwart ihres Oheims verſetzt fühlte, wußte ſich ſehr gut in ihre Meinungen und Geſinnungen zu finden; Wilhelm mußte ſich's in theatraliſche Terminologie überſetzen, wenn er etwas davon verſtehen wollte. Man hatte Noth Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war ſelten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunſtwerke in der neuern Zeit ſo ſelten ſeyen, ſagte der Marheſe: es laßt ſich nicht leicht denken und überſehen, was die Umſtande fur den Kunſtler thun muſſen, und dann ſind bei dem größten Genie, bei dem entſchiedenſten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an ſich ſelbſt zu machen hat, unſaglich der Fleiß, der zu ſeiner Ausbildung nöthig iſt. Wenn nun die Umſtande wenig fur ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt ſehr leicht zu befriedigen iſt und ſelbſt nur einen leichten, gefalligen, behaglichen Schein begehrt, ſo ware es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmaßigen feſt hielten; es ware ſeltſam, wenn er nicht lieber fur Modewaaren Geld und Lob eintauſchen, als den rechten Weg wahlen ſollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kummerlichen Martyrerthum fuhrt. Deßwegen bieten die Kunſtler unſerer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; alles iſt nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausfuhrung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen, und beobachten, nach welchen Kunſtwerken ſich die Menge zieht, welche geprieſen und welche vernachlaſſigt werden, ſo hat man wenig Luſt an der Gegenwart, und fur die Zukunft wenig Hoffnung.

Ja, verſetzte der Abbe, und ſo bilden ſich Liebhaber und Kunſtler wechſelsweiſe; der Liebhaber ſucht nur einen allgemeinen

unbeſtimmten Genuß; das Kunſtwerk ſoll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menſchen glauben, die Organe, ein Kunſtwerk zu genießen, bildeten ſich eben ſo von ſelbſt aus, wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunſtwerk, wie über eine Speiſe. Sie begreifen nicht, was für einer andern Cultur es bedarf, um ſich zum wahren Kunſtgenuſſe zu erheben. Das Schwerſte finde ich die Art von Abſonderung, die der Menſch in ſich ſelbſt bewirken muß, wenn er ſich überhaupt bilden will; deßwegen finden wir ſo viel einſeitige Culturen, wovon doch jede ſich anmaßt, über das Ganze abzuſprechen.

Was Sie da ſagen, iſt mir nicht ganz deutlich, ſagte Jarno, der eben hinzutrat.

Auch iſt es ſchwer, verſetzte der Abbé, ſich in der Kürze beſtimmt hierüber zu erklären. Ich ſage nur ſoviel: ſobald der Menſch an mannigfaltige Thätigkeit oder mannigfaltigen Genuß Anſpruch macht, ſo muß er auch fähig ſeyn, mannigfaltige Organe an ſich gleichſam unabhängig von einander auszubilden. Wer alles und jedes in ſeiner ganzen Menſchheit thun oder genießen will, wer alles außer ſich zu einer ſolchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird ſeine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemälde an und für ſich zu beſchauen, den Geſang um des Geſangs willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpieler zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen. Nun ſieht man aber meiſt die Menſchen entſchiedene Werke der Kunſt geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte

Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenziehen, ein Gemälde ſoll lehren, ein Schauſpiel beſſern, und alles ſoll alles werden. Eigentlich aber weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie, den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja alles loſer und lockrer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduciren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effect, alles iſt relativ, und ſo wird auch alles relativ, außer dem Unſinn und der Abgeſchmacktheit, die denn auch ganz abſolut regiert.

Ich verſtehe Sie, verſetzte Jarno, oder vielmehr ich ſehe wohl ein, wie das, was Sie ſagen, mit den Grundſätzen zuſammenhängt, an denen Sie ſo feſt halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menſchen unmöglich ſo genau nehmen. Ich kenne freilich ihrer genug, die ſich bei den größten Werken der Kunſt und der Natur ſogleich ihres armſeligſten Bedürfniſſes erinnern, ihr Gewiſſen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Saulengange nicht ablegen, und das Beſte und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorſtellungsart erſt möglichſt verkleinern müſſen, um es mit ihrem kümmerlichen Weſen nur einigermaßen verbinden zu können.

Achtes Capitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignons ein. Die Geſellſchaft begab ſich in den Saal der Vergangenheit, und fand denſelben auf das ſonderbarſte erhellt und ausgeſchmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wande faſt

von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Frieß hervorschienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und so nach Verhältniß auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophag umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Figur, die auf dem Sarkophag ruhte, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehn. Die Gesellschaft setzte sich, und zwei unsichtbare Chöre fingen mit holdem Gesang an zu fragen: Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft? Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: Einen müden Gespielen bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt.

Chor.

Erstling der Jugend in unserm Kreise, sey willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe sich willig und gelassen der stillen Halle, und in ernster Gesellschaft ruhe das liebe, liebe Kind!

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er soll hier bleiben! Laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die schöne, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel heben sie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Rosen kranzten ihr Haupt, blickte sie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geistes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste, hinauf über die Sterne das Leben tragt.

Knaben.

Aber ach! wir vermissen sie hier, in den Garten wandelt sie nicht, sammelt der Wiese Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir lassen sie hier! Laßt uns weinen und bei ihr bleiben!

Chor.

Kinder, kehret ins Leben zurück. Eure Thranen trockne die frische Luft, die um das schlangelnde Wasser spielt. Entflieht der Nacht! Tag und Luft und Dauer ist das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Lust, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nachtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder! eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmlischem Blick und dem Kranz der Unsterblichkeit!

Die Knaben waren schon fern, der Abbé stand von seinem Sessel auf, und trat hinter den Sarg. Es ist die Verordnung, sagte er, des Mannes, der diese stille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden soll. Nach ihm, dem Erbauer dieses Hauses, dem Erfinder dieser Statte, haben wir zuerst einen jungen Fremdling hierher gebracht, und so fast schon dieser kleine Raum zwei ganz verschiedene Opfer der strengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach bestimmten

Gesetzen treten wir ins Leben ein, die Tage sind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge und den stärksten zerschneidet gewaltsam die Schere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint. Von dem Kinde, das wir hier bestatten, wissen wir wenig zu sagen. Noch ist uns unbekannt, woher es kam; seine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl seiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes verschlossenes Herz ließ uns seine innersten Angelegenheiten kaum errathen; nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Diese zärtliche Neigung, diese lebhafte Dankbarkeit schien die Flamme zu seyn, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geschicklichkeit des Arztes konnte das schöne Leben nicht erhalten, die sorgfältigste Freundschaft vermochte nicht es zu fristen. Aber wenn die Kunst den scheidenden Geist nicht zu fesseln vermochte, so hat sie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balsamische Masse ist durch alle Adern gedrungen, und farbt nun an der Stelle des Bluts die so früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und sehen Sie das Wunder der Kunst und Sorgfalt!

Er hub den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei, und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Marchese willen französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den andern herbei, und

betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort: Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung, sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben, nach den Gebräuchen der Kirche, dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kopfkissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Puncten sehr zierlich abgebildet steht. Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Marchese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. O Gott! rief er aus, indem er sich aufrichtete, und seine Hände gen Himmel hob, armes Kind! Unglückliche Nichte! finde ich dich hier wieder! Welche schmerzliche Freude, dich, a[illegible] sie wir schon lange Verzicht gethan hatten, diesen guten lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fische glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten! Ich wohne deiner Bestattung bei, die so herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menschen wird, die dich zu deiner Ruhestatte begleiten. Und wenn ich werde reden können, sagte er mit gebrochner Stimme, werde ich ihnen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge,

gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren, schön verzierten Deckel auf den Sarg, und fingen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt ist nun der Schatz, das schöne Gebild der Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in eurem Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Nehmet den heiligen Ernst mit hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unsichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Gesellschaft vernahm die starkenden Worte, jedes war zu sehr mit den wunderbaren Entdeckungen und seinen eignen Empfindungen beschäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Markese, Wilhelmen Therese und Lothario hinaus, und erst als der Gesang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde sie mit aller Gewalt wieder an, und sehnlich wünschten sie sich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Markese vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Gespräche mit dem Abbé. Er erbat sich, wenn die Gesellschaft beisammen war, öfters Musik; man sorgte gern dafür, weil jedermann zufrieden war, des Gesprächs überhoben zu seyn. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anstalt zur Abreise mache. Eines Tages sagte er zu Wilhelmen: ich verlange nicht die Reste des guten

Kindes zu beunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat, aber seine Freunde müssen mir versprechen, mich in seinem Vaterlande, an dem Platze zu besuchen, wo das arme Geschöpf geboren und erzogen wurde; sie müssen die Saulen und Statuen sehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben ist.

Ich will Sie in die Buchten führen, wo sie so gern die Steinchen zusammenlas. Sie werden sich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen so viel schuldig ist. Morgen reise ich weg. Ich habe dem Abbé die ganze Geschichte vertraut, er wird sie Ihnen wieder erzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er wird als ein dritter die Begebenheiten mit mehr Zusammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorschlug, auf meiner Reise durch Deutschland folgen, so sind Sie willkommen. Lassen Sie Ihren Knaben nicht zurück; bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorsorge für meine arme Nichte wieder erinnern.

Noch selbigen Abend ward man durch die Ankunft der Grafin überrascht. Wilhelm bebte an allen Gliedern als sie hereintrat, und sie, obgleich vorbereitet, hielt sich an ihrer Schwester, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie sonderbar einfach war ihr Anzug, und wie verändert ihre Gestalt! Wilhelm durfte kaum auf sie hinblicken; sie begrüßte ihn mit Freundlichkeit und einige allgemeine Worte konnten ihre Gesinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Marchese war bei Zeiten zu Bette gegangen und die Gesellschaft hatte noch keine Lust sich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuscript hervor. Ich habe, sagte er, sogleich die sonderbare Geschichte, wie sie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht.

Wo man am wenigſten Tinte und Feder ſparen ſoll, das iſt beim Aufzeichnen einzelner Umſtände merkwürdiger Begebenheiten. Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede ſey, und der Abbé las:

Meinen Vater, ſagte der Markeſe, muß ich, ſo viel Welt ich auch geſehen habe, immer für einen der wunderbarſten Menſchen halten. Sein Charakter war edel und gerade, ſeine Ideen weit, und man darf ſagen groß; er war ſtreng gegen ſich ſelbſt; in allen ſeinen Planen fand man eine unbeſtechliche Folge, an allen ſeinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut ſich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein Geſchäft verhandeln ließ, ſo wenig konnte er, um eben dieſer Eigenſchaften willen, ſich in die Welt finden, da er vom Staate, von ſeinen Nachbarn, von Kindern und Geſinde die Beobachtung aller der Geſetze forderte, die er ſich ſelbſt auferlegt hatte. Seine mäßigſten Forderungen wurden übertrieben durch ſeine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die Weiſe entſtand, wie er ſich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblick, da er einen Palaſt bauete, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der ſchönſten Lage erwarb, innerlich mit dem ernſteſten Ingrimm überzeugt geſehen, das Schickſal habe ihn verdammt, enthaltſam zu ſeyn und zu dulden. In ſeinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er ſcherzte, zeigte er nur die Ueberlegenheit ſeines Verſtandes; es war ihm unerträglich, getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Faſſung geſehen, da er hörte, daß man von einer ſeiner Anſtalten wie von etwas lächerlichem ſprach. In eben dieſem Geiſte hatte er über ſeine Kinder und ſein Vermögen disponirt. Mein älteſter Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu hoffen hatte

Ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thatig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt. Der jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem hartſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich jeden von uns beiden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden, und verſicherte, daß nichts gutes daraus entſtehen werde. Je alter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren, und eine Tochter mitgebracht hatte, die ungefähr zehn Jahr alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte, und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſers Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten treflich ausgeſtattet worden war, und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Güter, ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mitgift erwarten. Das Mädchen wuchs heran, und war von ſonderbarer Schönheit; mein alterer Bruder ſcherzte oft mit mir, daß ich mich um ſie bewerben ſollte.

Indeſſen hatte Bruder Auguſtin im Kloſter ſeine Jahre in dem ſonderbarſten Zuſtande zugebracht; er überließ ſich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerei, jenen halb geiſtigen halb phyſiſchen Empfindungen, die, wie ſie ihn eine Zeit lang

in den dritten Himmel erhuben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend verſinken ließen. Bei meines Vaters Lebzeiten war an keine Veranderung zu denken, und was hatte man wünſchen oder vorſchlagen ſollen? Nach dem Tode unſers Vaters beſuchte er uns fleißig; ſein Zuſtand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um vieles ertraglicher, denn die Vernunft hatte geſiegt. Allein je ſichrer ſie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur verſprach, deſto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von ſeinen Gelübden befreien ſollten; er gab zu verſtehen, daß ſeine Abſicht auf Sperata, unſere Nachbarin, gerichtet ſey.

Mein alterer Bruder hatte zu viel durch die Harte unſeres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zuſtande des ungſten hatte bleiben können. Wir ſprachen mit dem Beichtvater unſerer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Abſicht unſeres Bruders, und baten ihn die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider ſeine Gewohnheit zögerte er, und als endlich unſer Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geiſtlichen lebhafter empfahlen, mußte er ſich entſchließen, uns die ſonderbare Geſchichte zu entdecken.

Sperata war unſre Schweſter, und zwar ſowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in ſpatern Jahren nochmals überwaltigt, in welchen das Recht der Ehegatten ſchon verloſchen zu ſeyn ſcheint; über einen ahnlichen Fall hatte man ſich kurz vorher in der Gegend luſtig gemacht, und mein Vater, um ſich nicht gleichfalls dem Lacherlichen auszuſetzen, beſchloß dieſe ſpate, geſetzmaßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man ſonſt die fruhern zufalligen Fruchte der Neigung zu verbergen pflegt.

Unsere Mutter kam heimlich nieder, das Kind wurde aufs Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebst dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ sich leicht bereden, sie für seine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte sich nur ausbedungen, im äußersten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war gestorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufsicht einer alten Frau; wir wußten, daß Gesang und Musik unsern Bruder schon bei ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, seine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, so war es nöthig, ihn, so bald als möglich, von der Gefahr zu unterrichten, in der er schwebte.

Er sah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. Spart eure unwahrscheinlichen Mährchen, rief er aus, für Kinder und leichtgläubige Thoren; mir werdet ihr Sperata nicht vom Herzen reißen, sie ist mein. Verlaugnet sogleich euer schreckliches Gespenst, das mich nur vergebens ängstigen würde. Sperata ist nicht meine Schwester, sie ist mein Weib! — Er beschrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmlische Mädchen aus dem Zustande der unnatürlichen Absonderung von den Menschen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther gleich beiden Kehlen zusammen stimmten, und wie er alle seine Leiden und Verirrungen segnete, weil sie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar sich dem liebenswürdigsten Mädchen ergeben könne. Wir entsetzten uns über die Entdeckung, uns jammerte sein Zustand, wir wußten uns nicht zu helfen, er versicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Busen trage. Unser Beichtvater that alles, was ihm seine Pflicht eingab, aber dadurch ward das Uebel nur schlimmer. Die Verhältnisse der Natur und der Religion, der sittlichen Rechte

und der bürgerlichen Geſetze wurden von meinem Bruder aufs heftigſte durchgefochten. Nichts ſchien ihm heilig als das Verhältniß zu Sperata, nichts ſchien ihm würdig als der Name Vater und Gattin. Dieſe allein, rief er aus, ſind der Natur gemäß, alles andere ſind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völker, die eine Heirath mit der Schweſter billigten? Nennt eure Götter nicht, rief er aus, ihr braucht die Namen nie, als wenn ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen, und die edelſten Triebe durch ſchändlichen Zwang zu Verbrechen entſtellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geiſtes, zum ſchändlichſten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die ihr lebendig begrabt.

Ich darf reden, denn ich habe gelitten wie keiner, von der höchſten ſüßeſten Fülle der Schwarmerei bis zu den fürchterlichen Wüſten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchſten Ahnungen überirdiſcher Weſen, bis zu dem völligſten Unglauben, dem Unglauben an mich ſelbſt. Allen dieſen entſetzlichen Bodenſatz des am Rande ſchmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Weſen war bis in ſein Innerſtes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Buſen eines himmliſchen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß ſie iſt, daß wir eins ſind, daß aus dieſer lebendigen Verbindung ein drittes entſtehen und uns entgegenlächeln ſoll, nun eröffnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft verſengen können, und ſtellt ſie dem lebhaften, wahren, unzerſtörlichen Genuß der reinen Liebe entgegen! Begegnet uns unter jenen Cypreſſen, die ihre ernſthaften Gipfel gen Himmel wenden, beſucht uns an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühn, wo die

zierliche Myrte uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euern trüben, grauen, von Menschen gesponnenen Netzen zu ängstigen!

So bestand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unserer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derselben betheuerten, da sie ihm der Beichtvater selbst versicherte, ließ er sich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: Fragt nicht den Wiederhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verschränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz, sie wird euch lehren, vor was ihr zu schaudern habt, sie wird euch mit dem strengsten Finger zeigen, worüber sie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausspricht. Seht die Lilien an: entspringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und ist die Lilie nicht das Bild der Unschuld, und ihre geschwisterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabscheut, so spricht sie es aus, laut aus; das Geschöpf, das nicht seyn soll, kann nicht werden; das Geschöpf, das falsch lebt, wird früh zerstört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daseyn, frühzeitiges Zerfallen, das sind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen straft sie. Da seht um euch her, und was verboten, was verflucht ist, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Klosters und im Gerausche der Welt sind tausend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemen Müßiggang so gut als überstrengte Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel sieht sie mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft sie; wahr sind alle ihre Verhältnisse, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht frei zu seyn. Sperata ist mein; nur der Tod soll mir sie nehmen.

Wie ich sie behalten kann? wie ich glücklich werden kann? Das ist eure Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.

Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzusetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die schrecklichsten Folgen haben könnte. Er solle überlegen, daß er nicht in der freien Welt seiner Gedanken und Vorstellungen, sondern in einer Verfassung lebe, deren Gesetze und Verhältnisse die Unbezwinglichkeit eines Naturgesetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater versprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schlosse lassen wollten; darauf ging er weg, und versprach in einigen Tagen wiederzukommen. Was wir vorausgesehen hatten, traf ein; der Verstand hatte unsern Bruder stark gemacht, aber sein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entsetzlichsten Zweifel bemächtigten sich seiner. Er brachte zwei fürchterliche Tage und Nächte zu; der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe, umsonst! Der ungebundene freie Verstand sprach ihn los; sein Gefühl, seine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

Eines Morgens fanden wir sein Zimmer leer, ein Blatt lag auf dem Tische, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt sey, seine Freiheit zu suchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen, er sey auf alles gefaßt, wenn man sie trennen wolle.

Wir erschracken nicht wenig, allein der Beichtvater bat uns ruhig zu seyn. Unser armer Bruder war nahe genug beobachtet worden: die Schiffer, anstatt ihn überzusetzen, führten ihn in sein Kloster. Ermüdet von einem vierzigstündigen

Wachen ſchlief er ein, ſobald ihn der Kahn im Mondenſchein ſchaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er ſich in den Handen ſeiner geiſtlichen Bruder ſah; er erholte ſich nicht eher, als bis er die Kloſterpforte hinter ſich zuſchlagen hörte.

Schmerzlich gerührt von dem Schickſal unſeres Bruders machten wir unſerm Beichtvater die lebhafteſten Vorwurfe; allein dieſer ehrwurdige Mann wußte uns bald mit den Grunden des Wundarztes zu überreden, daß unſer Mitleid fur den armen Kranken todtlich ſey, er handle nicht aus eigner Willkur, ſondern auf Befehl des Biſchofs und des hohen Rathes. Die Abſicht war: alle öffentliche Aergerniß zu vermeiden, und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata ſollte geſchont werden, ſie ſollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder ſey. Sie ward einem Geiſtlichen anempfohlen, dem ſie vorher ſchon ihren Zuſtand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerſchaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geſchöpfe ganz gluklich. So wie die meiſten unſerer Madchen konnte ſie weder ſchreiben, noch Geſchriebenes leſen; ſie gab daher dem Pater Auftrage, was er ihrem Geliebten ſagen ſollte. Dieſer glaubte den frommen Betrug einer ſaugenden Mutter ſchuldig zu ſeyn, er brachte ihr Nachrichten von unſerm Bruder, den er niemals ſah, ermahnte ſie in ſeinem Namen zur Ruhe, bat ſie, für ſich und das Kind zu ſorgen, und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

Sperata war von Natur zur Religioſität geneigt. Ihr Zuſtand, ihre Einſamkeit vermehrten dieſen Zug, der Geiſtliche unterhielt ihn, um ſie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper ſtark genug, die angſtlichſten Seelenleiden zu ertragen, ſo fing er an, das Vergehen ihr

mit schrecklichen Farben vorzumalen, das Vergehen, sich einem Geistlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen die Natur, als einen Incest behandelte. Denn er hatte den sonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die sie empfunden haben würde, wenn sie das wahre Verhaltniß ihres Fehltritts erfahren hatte. Er brachte dadurch so viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes so sehr vor ihr, er zeigte ihr die schrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in solchen Fällen nachgeben, und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle; er zeigte ihr, wie heilsam es sey, einen solchen Fehler in der Zeit abzubüßen, und dafür dereinst die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß sie endlich wie eine arme Sünderin ihren Nacken dem Beil willig darreichte, und inständig bat, daß man sie auf ewig von unserm Bruder entfernen möchte. Als man so viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewissen Aufsicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloster zu seyn, je nachdem sie es für gut hielte.

Ihr Kind wuchs heran, und zeigte bald eine sonderbare Natur. Es konnte sehr früh laufen, und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen, es sang bald sehr artig, und lernte die Cither gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken, und es schien das Hinderniß mehr in seiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indessen ein trauriges Verhaltniß zu dem Kinde; die Behandlung des Geistlichen hatte ihre Vorstellungsart so verwirrt, daß sie, ohne wahnsinnig zu seyn, sich in den seltsamsten Zuständen befand. Ihr Vergehen schien ihr immer schrecklicher und straffalliger zu werden; das oft

wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſt hatte ſich ſo tief bei ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn ihr das Verhältniß ſelbſt bekannt geweſen wäre. Der Beichtvater dünkte ſich nicht wenig über das Kunſtſtück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geſchöpfes zerriß. Jammerlich war es anzuſehen, wie die Mutterliebe, die über das Daſeyn des Kindes ſich ſo herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem ſchrecklichen Gedanken ſtritt, daß dieſes Kind nicht da ſeyn ſollte. Bald ſtritten dieſe beiden Gefühle zuſammen, bald war der Abſcheu über die Liebe gewaltig.

Man hatte das Kind ſchon lange von ihr weggenommen, und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte ſich bald ſeine beſondre Luſt zum Klettern. Die höchſten Gipfel zu erſteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen, und den Seiltänzern, die ſich manchmal in dem Orte ſehen ließen, die wunderlichſten Kunſtſtücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

Um das alles leichter zu üben, liebte ſie mit den Knaben die Kleider zu wechſeln, und ob es gleich von ihren Pflegeltern höchſt unanſtändig und unzuläſſig gehalten wurde, ſo ließen wir ihr doch ſo viel als möglich nachſehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten ſie manchmal weit, ſie verirrte ſich, ſie blieb aus, und kam immer wieder. Meiſtentheils wenn ſie zurückkehrte, ſetzte ſie ſich unter die Saulen des Portals vor einem Landhauſe in der Nachbarſchaft; man ſuchte ſie nicht mehr, man erwartete ſie. Dort ſchien ſie auf den Stufen auszuruhen, dann lief ſie in den großen Saal, beſah die Statuen, und wenn man ſie nicht beſonders aufhielt, eilte ſie nach Hauſe.

Zuletzt ward denn doch unſer Hoffen getäuſcht, und unſere Nachſicht beſtraft. Das Kind blieb aus, man fand ſeinen

Hut auf dem Waſſer ſchwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach ſich in den See ſtürzt. Man vermuthete, daß es bei ſeinem Klettern zwiſchen den Felſen verunglückt ſey; bei allem Nachforſchen konnte man den Körper nicht finden.

Durch das unvorſichtige Geſchwätz ihrer Geſellſchafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes; ſie ſchien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verſtehen, ſie freue ſich, daß Gott das arme Geſchöpf zu ſich genommen und ſo bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu ſtiften.

Bei dieſer Gelegenheit kamen alle Mährchen zur Sprache, die man von unſern Waſſern zu erzählen pflegt. Es hieß: der See müſſe alle Jahre ein unſchuldiges Kind haben; er leide keinen todten Körper, und werfe ihn früh oder ſpät ans Ufer, ja ſogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde geſunken ſey, müſſe wieder heraus. Man erzählte die Geſchichte einer untröſtlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken ſey, und die Gott und ſeine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigſtens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächſte Sturm habe den Schadel, der folgende den Rumpf ans Ufer gebracht, und nachdem alles beiſammen geweſen, habe ſie ſämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen, aber, o Wunder! als ſie in den Tempel getreten, ſey das Packet immer ſchwerer geworden, und endlich als ſie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu ſchreien angefangen, und ſich zu jedermanns Erſtaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch ſorgfältig aufgeſucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

Auf die arme Mutter machten dieſe Geſchichten großen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung, und begünſtigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für ſich und ſeine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben ſey; daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um ſie nach Rom zu bringen, ſo wurde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit ſeiner ſchönen friſchen Haut umgeben, vor dem Volke daſtehn. Es werde mit ſeinen eignen Augen wieder Vater und Mutter ſchauen, und der Papſt, von der Einſtimmung Gottes und ſeiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks, den Eltern die Sünde vergeben, ſie losſprechen und ſie verbinden.

Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz ſich die Wellen umſchlugen, glaubte ſie, jeder blinkende Schaum treibe ihr Kind hervor; es mußte zum Scheine jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen.

So war ſie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das kieſige Ufer flach in den See ging; ſie ſammelte in ein Körbchen alle Knochen, die ſie fand. Niemand durfte ihr ſagen, daß es Thierknochen ſeyen; die großen begrub ſie, die kleinen hub ſie auf. In dieſer Beſchäftigung lebte ſie unabläſſig fort. Der Geiſtliche, der durch die unerläßliche Ausübung ſeiner Pflicht ihren Zuſtand verurſacht hatte, nahm ſich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch ſeinen Einfluß ward ſie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten; man ſtand mit gefalteten Händen, wenn ſie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem

Beichtvater die Schuld, die ſie bei der unglücklichen Verbindung beider Perſonen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlaſſen, daß ſie unabläſſig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten ſolle, und ſie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewiſſenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

Wir hatten unterdeſſen unſern Bruder nicht aus den Augen verloren; weder die Aerzte noch die Geiſtlichkeit ſeines Kloſters wollten uns erlauben, vor ihm zu erſcheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach ſeiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, ſo oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenſter an der Decke ſeines Zimmers belauſchen.

Nach vielen ſchrecklichen und ſonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen ſeltſamen Zuſtand der Ruhe des Geiſtes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er ſaß faſt niemals, als wenn er ſeine Harfe nahm und darauf ſpielte, da er ſie denn meiſtens mit Geſang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung, und in allem äußerſt lenkſam und folgſam, denn alle ſeine Leidenſchaften ſchienen ſich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöſ't zu haben. Man konnte ihn zu allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

Außer dieſer Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloſter hin und her ging, und nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß es noch beſſer ſeyn würde, über Berg und Thäler ſo zu wandeln, ſprach er auch von einer Erſcheinung, die ihn gewöhnlich ängſtigte. Er behauptete nämlich, daß bei ſeinem Erwachen, zu jeder Stunde der Nacht, ein ſchöner Knabe unten an ſeinem Bette ſtehe, und ihm mit einem blanken Meſſer drohe. Man verſetzte ihn in ein anderes Zimmer,

allein er behauptete, auch da, und zuletzt ſogar an andern Stellen des Kloſters, ſtehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja man erinnerte ſich nachher, daß er in der Zeit öfter als ſonſt an dem Fenſter geſtanden und über den See hinüber geſehen habe.

Unſere arme Schweſter indeſſen ſchien von dem einzigen Gedanken, von der beſchränkten Beſchäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unſer Arzt ſchlug vor, man ſollte ihr nach und nach unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinderſkelets miſchen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Verſuch war zweifelhaft, doch ſchien wenigſtens ſo viel dabei gewonnen, daß man ſie, wenn alle Theile beiſammen waren, von dem ewigen Suchen abbringen, und ihr zu einer Reiſe nach Rom Hoffnung machen könnte.

Es geſchah, und ihre Begleiterin vertauſchte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reſte mit den gefundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete ſich über die arme Kranke, als die Theile ſich nach und nach zuſammenfanden, und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Faden und Bandern befeſtigt; ſie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerei die Zwiſchenräume ausgefüllt.

So hatte man die Glieder zuſammenkommen laſſen, es fehlten nur wenige der äußeren Enden. Eines Morgens, als ſie noch ſchlief, und der Medicus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reſte aus dem Kaſtchen weg, das in der Schlafkammer ſtand, um dem Arzte zu zeigen, wie ſich die gute Kranke beſchäftige. Kurz darauf hörte man ſie aus dem Bette ſpringen, ſie hob das Tuch auf, und fand das Kaſtchen leer. Sie warf ſich auf ihre

Kniee; man kam und hörte ihr freudiges, inbrünstiges Gebet. Ja! es iſt wahr, rief ſie aus, es war kein Traum, es iſt wirklich! Freuet euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, ſchöne Geſchöpf wieder lebendig geſehen. Es ſtand auf, und warf den Schleier von ſich, ſein Glanz erleuchtete das Zimmer, ſeine Schönheit war verklärt, es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es empor gehoben, und konnte mir nicht einmal ſeine Hand reichen. Da rief es mich zu ſich, und zeigte mir den Weg, den ich gehen ſoll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen, ich fühl' es, und es wird mir ſo leicht ums Herz. Mein Kummer iſt verſchwunden, und ſchon das Anſchauen meines wieder Auferſtandenen hat mir einen Vorſchmack der himmliſchen Freude gegeben.

Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heiterſten Ausſichten beſchäftigt, auf keinen irdiſchen Gegenſtand richtete ſie ihre Aufmerkſamkeit mehr, ſie genoß nur wenige Speiſen, und ihr Geiſt machte ſich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man ſie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung, ſie öffnete die Augen nicht wieder, ſie war, was wir todt nennen.

Der Ruf ihrer Viſion hatte ſich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Anſehn, das ſie in ihrem Leben genoß, verwandelte ſich nach ihrem Tode ſchnell in den Gedanken, daß man ſie ſogleich für ſelig, ja für heilig halten müſſe.

Als man ſie zu Grabe beſtatten wollte, drängten ſich viele Menſchen mit unglaublicher Heftigkeit hinzu, man wollte ihre Hand, man wollte wenigſtens ihr Kleid berühren. In dieſer leidenſchaftlichen Erhöhung fühlten verſchiedene Kranken die Uebel nicht, von denen ſie ſonſt gequält wurden; ſie hielten

ſich für geheilt, ſie bekannten's, ſie prieſen Gott und ſeine neue Heilige. Die Geiſtlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu ſtellen, das Volk verlangte Gelegenheit ſeine Andacht zu verrichten, der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedieß zu lebhaften, religiöſen Gefühlen geſtimmt ſind, drangen aus ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten ſich mit jedem Tage. Die biſchöflichen Verordnungen, die einen ſolchen neuen Dienſt einſchranken und nach und nach niederſchlagen ſollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerſtand war das Volk heftig, und gegen jeden Ungläubigen bereit in Thatlichkeiten auszubrechen. Wandelte nicht auch, riefen ſie, der heilige Borromäus unter unſern Vorfahren? Erlebte ſeine Mutter nicht die Wonne ſeiner Seligſprechung? Hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felſen bei Arona uns ſeine geiſtige Größe ſinnlich vergegenwärtigen wollen? Leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugeſagt, unter einem gläubigen Volke ſeine Wunder ſtets zu erneuern?

Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulniß von ſich gab, und eher weißer und gleichſam durchſichtig ward, erhöhte ſich das Zutrauen der Menſchen immer mehr, und es zeigten ſich unter der Menge verſchiedene Curen, die der aufmerkſame Beobachter ſelbſt nicht erklären und auch nicht geradezu als Betrug anſprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht ſelbſt kam, hörte wenigſtens eine Zeitlang von nichts anderem reden.

Das Kloſter, worin mein Bruder ſich befand, erſcholl ſo gut als die übrige Gegend von dieſen Wundern, und man nahm ſich um ſo weniger in Acht, in ſeiner Gegenwart davon zu ſprechen, als er ſonſt auf nichts aufzumerken pflegte, und ſein Verhältniß niemandem bekannt war. Dießmal ſchien er

aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben; er führte seine Flucht mit solcher Schlauheit aus, daß niemals jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloster herausgekommen sey. Man erfuhr nachher, daß er sich mit einer Anzahl Wallfahrer übersetzen lassen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umschlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo seine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenig Andächtige knieten in den Winkeln, ihre alte Freundin saß zu ihren Häupten, er trat hinzu und grüßte sie, und fragte: wie sich ihre Gebieterin befände? Ihr seht es, versetzte diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erschreckt von der Kalte, ließ er sie sogleich wieder fahren, er sah sich unruhig um, und sagte zu der Alten: ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben, ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da seyn; sag' ihr das, wenn sie aufwacht.

So ging er hinweg, wir wurden nur spät von diesem Vorgange benachrichtigt, man forschte nach, wo er hingekommen sey, aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Thaler durchgearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubünden eine Spur von ihm wieder, allein zu spät, und sie verlor sich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutschland sey, allein der Krieg hatte solche schwache Fußstapfen gänzlich verwischt.

Zehntes Capitel.

Der Abbé hörte zu lesen auf, und niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt stand sie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die Uebrigen schwiegen, und der Abbé sprach: Es entsteht nun die Frage, ob man den guten Markese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimniß zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler Eine Person ist? Ueberlegen wir, was zu thun sey, sowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre, nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurückerwarten, für Nachrichten bringt.

Jedermann war derselben Meinung, und der Abbé fuhr fort: eine andere Frage, die vielleicht schneller abzuthun ist, entsteht zu gleicher Zeit. Der Markese ist unglaublich gerührt über die Gastfreundschaft, die seine arme Nichte bei uns, besonders bei unserm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geschichte umständlich, ja wiederholt erzählen müssen, und er zeigte seine lebhafteste Dankbarkeit. Der junge Mann, sagte er, hat ausgeschlagen, mit mir zu reisen, ehe er das Verhältniß kannte, das unter uns besteht. Ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von dessen Art zu seyn und von dessen Laune er etwa nicht gewiß wäre; ich bin sein Verbündeter, wenn Sie wollen sein Verwandter, und da sein Knabe, den er nicht zurücklassen wollte, erst das Hinderniß war, das ihn abhielt, sich zu mir zu gesellen, so lassen Sie jetzt dieses Kind zum schönern Bande werden, das uns nur desto fester an einander knüpft. Ueber die Verbindlichkeit, die ich nun

ſchon habe, ſey er mir noch auf der Reiſe nützlich, er kehre mit mir zurück, mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen, er verſchmähe die Erbſchaft ſeines Pflegekindes nicht: denn nach einer geheimen Abrede unſers Vaters mit ſeinem Freunde iſt das Vermögen, das er ſeiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unſerer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er verdient hat.

Thereſe nahm Wilhelmen bei der Hand, und ſagte: wir erleben abermals hier ſo einen ſchönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchſten und ſchönſten Zinſen bringt. Folgen Sie dieſem ſonderbaren Ruf, und indem Sie ſich um den Markeſe doppelt verdient machen, eilen Sie einem ſchönen Lande entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als Einmal an ſich gezogen hat.

Ich überlaſſe mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung, ſagte Wilhelm; es iſt vergebens in dieſer Welt nach eigenem Willen zu ſtreben. Was ich feſt zu halten wünſchte, muß ich fahren laſſen, und eine unverdiente Wohlthat drängt ſich mir auf.

Mit einem Druck auf Thereſens Hand machte Wilhelm die ſeinige los. Ich überlaſſe Ihnen ganz, ſagte er zu dem Abbé, was Sie über mich beſchließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu laſſen brauche, ſo bin ich zufrieden überall hinzugehn, und alles, was man für recht hält, zu unternehmen.

Auf dieſe Erklärung entwarf der Abbé ſogleich ſeinen Plan: man ſolle, ſagte er, den Markeſe abreiſen laſſen, Wilhelm ſolle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt habe, was zu thun ſey, könne Wilhelm mit Felix nachreiſen. So bedeutete er auch den Markeſe, unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes

zur Reise ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indessen zu besehen. Der Marchese ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Versicherung seiner Dankbarkeit, wovon die Geschenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geschnittenen Steinen und gestickten Stoffen bestanden, einen genugsamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reisefertig und man war um so mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten; man befürchtete dem armen Harfenspieler möchte ein Unglück begegnet seyn, zu eben der Zeit als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen bessern Zustand zu versetzen. Man schickte den Courier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, dessen Gestalt und Wesen bedeutend, ernsthaft und auffallend war, und den niemand kannte. Beide Ankömmlinge schwiegen eine Zeit lang still; endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und sagte: Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr? Es war die Stimme des Harfenspielers, aber von seiner Gestalt schien keine Spur übrig geblieben zu seyn. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reisenden, reinlich und anständig gekleidet, sein Bart war verschwunden, seinen Locken sah man einige Kunst an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an seinem bedeutenden Gesichte die Züge des Alters nicht mehr erschienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhaftesten Freude; er ward den andern vorgestellt, und betrug sich sehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Gesellschaft noch vor kurzem geworden war. Sie werden Geduld mit einem Menschen haben, fuhr er mit großer Gelassenheit fort, der, so erwachsen er auch aussieht, nach einem langen Leiden erst wie ein unerfahrnes Kind in die Welt tritt. Diesem wackren Mann bin ich

schuldig, daß ich wieder in einer menschlichen Gesellschaft erscheinen kann.

Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte sogleich einen Spaziergang, um das Gespräch abzubrechen, und ins gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: Die Genesung dieses Mannes ist uns durch den sonderbarsten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange, nach unserer Ueberzeugung, moralisch und physisch behandelt, es ging auch bis auf einen gewissen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und seinen Bart und sein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und seine Gesänge schienen wie seine Vorstellungsart wieder dem Leben sich zu nahern. Sie wissen, welch ein sonderbarer Brief des Geistlichen mich von hier abrief. Ich kam, ich fand unsern Mann ganz verandert, er hatte freiwillig seinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt, seine Locken in eine hergebrachte Form zuzuschneiden, er verlangte gewöhnliche Kleider, und schien auf einmal ein anderer Mensch geworden zu seyn. Wir waren neugierig die Ursache dieser Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht uns mit ihm selbst darüber einzulassen; endlich entdeckten wir zufällig die sonderbare Bewandtniß. Ein Glas flüssiges Opium fehlte in der Hausapotheke des Geistlichen, man hielt für nöthig die strengste Untersuchung anzustellen, jedermann suchte sich des Verdachtes zu erwehren, es gab unter den Hausgenossen heftige Scenen. Endlich trat dieser Mann auf, und gestand, daß er es besitze; man fragte ihn, ob er davon genommen habe? er sagte Nein! fuhr aber fort: Ich danke diesem Besitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hangt von euch ab, mir dieses Flaschchen zu nehmen, und ihr werdet

mich ohne Hoffnung in meinen alten Zuſtand weder zurückfallen ſehen. Das Gefühl, daß es wünſchenswerth ſey, die Leiden dieſer Erde durch den Tod geendigt zu ſehen, brachte mich zuerſt auf den Weg der Geneſung; bald darauf entſtand der Gedanke, ſie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieſer Abſicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, ſogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft die Schmerzen zu ertragen, und ſo habe ich, ſeitdem ich den Talisman beſitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrangt. Sorgt nicht, ſagte er, daß ich Gebrauch davon mache, ſondern entſchließt euch, als Kenner des menſchlichen Herzens, mich, indem ihr mir die Unabhangigkeit vom Leben zugeſteht, erſt vom Leben recht abhangig zu machen. Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem feſten, geſchliffenen Glasflaſchchen dieſes Gift als das ſonderbarſte Gegengift bei ſich.

Man unterrichtete den Arzt von allem, was indeſſen entdeckt worden war, und man beſchloß gegen Auguſtin das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Der Abbé nahm ſich vor, ihn nicht von ſeiner Seite zu laſſen, und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indeſſen ſollte Wilhelm die Reiſe durch Deutſchland mit dem Markeſe vollenden. Schien es möglich, Auguſtinen eine Neigung zu ſeinem Vaterlande wieder einzuflößen ſo wollte man ſeinen Verwandten den Zuſtand entdecken, und Wilhelm ſollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieſer hatte nun alle Anſtalten zu ſeiner Reiſe gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar ſchien, daß Auguſtin ſich freute, als er vernahm, wie ſein alter Freund und Wohlthater ſich ſogleich wieder entfernen ſollte, ſo entdeckt doch der Abbé bald den Grund dieſer ſeltſamen Gemüthsbewegung.

Auguſtin konnte ſeine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünſchte den Knaben je eher je lieber entfernt zu ſehen.

Nun waren nach und nach ſo viele Menſchen angekommen, daß man ſie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um ſo mehr da man nicht gleich anfangs auf den Empfang ſo vieler Gäſte die Einrichtung gemacht hatte. Man frühſtückte, man ſpeiſ'te zuſammen, und hätte ſich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Uebereinſtimmung, wenn ſchon in der Stille die Gemüther ſich gewiſſermaßen aus einander ſehnten. Thereſe war manchmal mit Lothario, noch öfter allein ausgeritten, ſie hatte in der Nachbarſchaft ſchon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungsprincip, und ſie mochte nicht Unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im beſten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechſel ſtehen müſſe. Von einer Verbindung zwiſchen ihr und Lothario ſchien gar die Rede nicht zu ſeyn, die beiden Schweſtern hatten ſich viel zu ſagen, der Abbé ſchien den Umgang des Harfenſpielers zu ſuchen, Jarno hatte mit dem Arzt öftere Conferenzen, Friedrich hielt ſich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten ſich auch meiſtentheils die Paare auf dem Spaziergang, indem die Geſellſchaft ſich trennte, und wenn ſie zuſammen ſeyn mußten, ſo nahm man geſchwind ſeine Zuflucht zur Muſik, um alle zu verbinden, indem man jeden ſich ſelbſt wiedergab.

Unverſehens vermehrte der Graf die Geſellſchaft, ſeine Gemahlin abzuholen, und, wie es ſchien, einen feierlichen Abſchied von ſeinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende

fragte, was er für Gesellschaft finde? so sagte jener in einem Anfall von toller Laune die ihn immer ergriff, sobald er den Grafen gewahr ward: Sie finden den ganzen Adel der Welt beisammen, Markesen, Marquis, Mylord's und Baronen, es hat nur noch an einem Grafen gefehlt. So ging man die Treppe hinauf, und Wilhelm war die erste Person, die ihm im Vorsaal entgegen kam. Mylord! sagte der Graf zu ihm auf französisch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen sollte in meinem Schlosse gesehen haben. — Ich hatte das Glück, Ew. Excellenz damals aufzuwarten, versetzte Wilhelm, nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer und zwar vom ersten Range halten, ich bin ein Deutscher, und — zwar ein sehr braver junger Mann, fiel Jarno sogleich ein. Der Graf sah Wilhelmen lächelnd an, und wollte eben etwas erwiedern, als die übrige Gesellschaft herbei kam, und ihn aufs freundlichste begrüßte. Man entschuldigte sich, daß man ihm nicht sogleich ein anständiges Zimmer anweisen könne, und versprach den nöthigen Raum ungesaumt zu verschaffen.

Ei ei! sagte er lächelnd; ich sehe wohl, daß man dem Zufalle überlassen hat, den Fourierzettel zu machen; mit Vorsicht und Einrichtung, wie viel ist da nicht möglich! Jetzt bitte ich euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze, denn sonst, seh' ich wohl, giebt es eine große Unordnung. Jedermann wird unbequem wohnen, und das soll niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge, sagte er zu Jarno, und auch Sie, Meister, indem er sich zu Wilhelmen wandte, wie viele Menschen ich damals

auf meinem Schloſſe bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liſte der Perſonen und Bedienten, man zeige mir an, wie jedermann gegenwärtig einquartirt iſt, ich will einen Dislocationsplan machen, daß mit der wenigſten Bemühung jedermann eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gaſt bleiben ſoll, der ſich zufälligerweiſe bei uns einſtellen könnte.

Jarno machte ſogleich den Adjutanten des Grafen, verſchaffte ihm alle nöthige Notizen, und hatte nach ſeiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieſer gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig, er ließ in ſeiner Gegenwart die Namen über alle Thüren ſchreiben, und man konnte nicht läugnen, daß mit wenig Umſtänden und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter anderm ſo geleitet, daß die Perſonen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Intereſſe an einander nahmen, zuſammen wohnten.

Nachdem alles eingerichtet war, ſagte der Graf zu Jarno: Helfen Sie m[illegible]uf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da M[illegible]ter nennen, und der ein Deutſcher ſeyn ſoll. Jarno ſchwieg ſtill, denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von denen Leuten war, die, wenn ſie fragen, eigentlich belehren wollen; auch fuhr dieſer, ohne Antwort abzuwarten, in ſeiner Rede fort: Sie hatten mir ihn damals vorgeſtellt, und im Namen des Prinzen beſtens empfohlen. Wenn ſeine Mutter auch eine Deutſche war, ſo hafte ich dafür, daß ſein Vater ein Engländer iſt, und zwar von Stande; wer wollte das engliſche Blut alles berechnen, das ſeit dreißig Jahren in deutſchen Adern herumfließt! Ich will weiter nicht darauf dringen, ihr habt immer ſolche Familiengeheimniſſe; doch mir

wird man in solchen Fällen nichts aufbinden. Darauf erzählte er noch verschiedenes, was damals mit Wilhelmen auf seinem Schloß vorgegangen seyn sollte, wozu Jarno gleichfalls schwieg, obgleich der Graf ganz irrig war, und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechselte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt, und war noch immer stolz darauf, sich der geringsten Umstände seiner Jugend erinnern zu können; nun bestimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Combinationen und Fabeln als wahr, die ihm bei zunehmender Schwäche seines Gedächtnisses seine Einbildungskraft einmal vorgespiegelt hatte. Uebrigens war er sehr mild und gefällig geworden und seine Gegenwart wirkte recht günstig auf die Gesellschaft. Er verlangte, daß man etwas Nützliches zusammen lesen sollte, ja sogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er wo nicht mitspielte doch mit großer Sorgfalt dirigirte, und da man sich über seine Herablassung verwunderte, sagte er: es sey die Pflicht eines jeden, der sich in Hauptsachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen sich ihr destomehr gleichstelle.

Wilhelm hatte unter diesen Spielen mehr als Einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtsinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? Wodurch war er dazu berechtigt? Und mußte nicht die Gesellschaft glauben, daß, weil beide viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine so unvorsichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe?

Eines Tages waren sie bei einem solchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Augustin auf einmal zur Thüre, die er aufriß, mit gräßlicher Gebärde herein stürzte; sein Angesicht

war blaß, ſein Auge wild, er ſchien reden zu wollen, die Sprache verſagte ihm. Die Geſellſchaft entſetzte ſich, Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnſinns vermutheten, ſprangen auf ihn los, und hielten ihn feſt. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltſam ſprach und rief er: Nicht mich haltet, eilt! helft! Rettet das Kind! Felix iſt vergiftet!

Sie ließen ihn los, er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entſetzen drängte ſich die Geſellſchaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte, Auguſtin richtete ſeine Schritte nach dem Zimmer des Abbé's, man fand das Kind, das erſchrocken und verlegen ſchien, als man ihm ſchon von weitem zurief: Was haſt du angefangen?

Lieber Vater! rief Felix, ich habe nicht aus der Flaſche, ich habe aus dem Glaſe getrunken, ich war ſo durſtig.

Auguſtin ſchlug die Hände zuſammen, rief: Er iſt verloren! drängte ſich durch die Umſtehenden, und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tiſche ſtehen, und eine Caravine darneben, die über die Hälfte leer war; der Arzt kam, er erfuhr, was man wußte, und ſah mit Entſetzen das wohlbekannte Flaſchchen, worin ſich das flüſſige Opium befunden hatte, leer auf dem Tiſche liegen; er ließ Eſſig herbei ſchaffen, und rief alle Mittel ſeiner Kunſt zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen, ſie bemühte ſich ängſtlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Auguſtinen aufzuſuchen, und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Eben ſo hatte ſich der unglückliche Vater vergebens bemüht und fand als er zurückkam auf allen Geſichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indeſſen die Mandelmilch im Glaſe unterſucht, es entdeckte ſich die ſtärkſte Beimiſchung von Opium, das Kind lag auf dem Ruhebette und ſchien

ſehr krank, es bat den Vater, daß man ihm nur nichts mehr einſchütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothar hatte ſeine Leute ausgeſchickt und war ſelbſt weggeritten, um der Flucht Auguſtins auf die Spur zu kommen. Natalie ſaß bei dem Kinde, es flüchtete auf ihren Schooß, und bat ſie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker, der Eſſig ſey gar zu ſauer! Der Arzt gab es zu; man müſſe das Kind, das in der entſetzlichſten Bewegung war, einen Augenblick ruhen laſſen, ſagte er: es ſey alles räthliche geſchehen, er wolle das mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es ſchien, herbei, er ſah ernſt, ja feierlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel, und blieb einige Augenblicke in dieſer Stellung. Wilhelm, der troſtlos in einem Seſſel lag, ſprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus.

Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

Ich begreife nicht, ſagte der Arzt nach einiger Pauſe, daß ſich auch nicht die geringſte Spur eines gefahrlichen Zuſtandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Doſis Opium zu ſich genommen haben, und nun finde ich an ſeinem Pulſe keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuſchreiben kann, in die wir das Kind verſetzt haben.

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Auguſtin auf dem Oberboden in ſeinem Blute gefunden habe, ein Scharmeſſer habe neben ihm gelegen, wahrſcheinlich habe er ſich die Kehle abgeſchnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper die Treppe heruntergebrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau unterſucht, der Schnitt war in die Luftröhre gegangen, auf einen ſtarken

Blutverluſt war eine Ohnmacht gefolgt, doch ließ ſich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig ſey. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zuſammen, und legte den Verband auf. Die Nacht ging allen ſchlaflos und ſorgenvoll vorüber. Das Kind wollte ſich nicht von Natalien trennen laſſen. Wilhelm ſaß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf ſeinem Schooße, Kopf und Bruſt lagen auf dem ihrigen, ſo theilten ſie die angenehme Laſt und die ſchmerzlichen Sorgen, und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage; Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben, ſie ſprachen kein Wort, ſahen auf das Kind, und ſahen einander an. Lothario und Jarno ſaßen am andern Ende des Zimmers, und führten ein ſehr bedeutendes Geſpräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu ſehr drängten, unſern Leſern hier mittheilen würden. Der Knabe ſchlief ſanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, ſprang auf und verlangte ein Butterbrod.

Sobald Auguſtin ſich einigermaßen erholt hatte, ſuchte man einige Aufklarung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe, und nur nach und nach: daß, als er bei der unglücklichen Dislocation des Grafen in Ein Zimmer mit dem Abbé verſetzt worden, er das Manuſcript und darin ſeine Geſchichte gefunden habe; ſein Entſetzen ſey ohne gleichen geweſen, und er habe ſich nun überzeugt, daß er nicht langer leben dürfe; ſogleich habe er ſeine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geſchüttet, und habe doch, als er es an den Mund geſetzt, geſchaudert; darauf habe er es ſtehen laſſen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu ſehen, bei ſeiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben

beſchäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man bat den Unglücklichen ruhig zu ſeyn, er faßte Wilhelmen krampfhaft bei der Hand: Ach! ſagte er, warum habe ich dich nicht langſt verlaſſen, ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde, und er mich. Der Knabe lebt! ſagte Wilhelm. Der Arzt, der aufmerkſam zugehört hatte, fragte Auguſtinen, ob alles Getränke vergiftet geweſen? Nein! verſetzte er, nur das Glas. So hat durch den glücklichſten Zufall, rief der Arzt, das Kind aus der Flaſche getrunken! Ein guter Genius hat ſeine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der ſo nahe zubereitet ſtand! Nein! nein! rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt, wie fürchterlich iſt dieſe Ausſage! Ausdrücklich ſagte das Kind, daß es nicht aus der Flaſche, ſondern aus dem Glaſe getrunken habe. Seine Geſundheit iſt nur ein Schein, es wird uns unter den Händen wegſterben. Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoſte: Nicht wahr, Felix, du haſt aus der Flaſche getrunken und nicht aus dem Glaſe? Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzahlte Natalien im Stillen, wie ſich die Sache verhalte; auch ſie bemühte ſich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren, es weinte nur heftiger, und ſo lange, bis es einſchlief.

Wilhelm wachte bei ihm, die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Auguſtinen todt in ſeinem Bette; er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Warter durch eine ſcheinbare Ruhe betrogen, den Verband ſtill aufgelöſt, und ſich verblutet. Natalie ging mit dem Kinde ſpazieren, es war munter wie in ſeinen glücklichſten Tagen. Du biſt doch gut, ſagte Felix zu ihr, du zankſt nicht, du ſchlägſt mich nicht, ich

will dir's nur ſagen, ich habe aus der Flaſche getrunken! Mutter Aurelie ſchlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Caravine griff, der Vater ſah ſo bös aus, ich dachte, er würde mich ſchlagen.

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schloſſe, Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. Glücklicher Vater! rief ſie laut, indem ſie das Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, da haſt du deinen Sohn! Er hat aus der Flaſche getrunken, ſeine Unart hat ihn gerettet.

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, ſtiller, beſcheidner Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menſchen ertragen mag. Jarno, aufmerkſam auf alles, konnte dießmal eine ſolche hohe Selbſtgenügſamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umſchweifen erfuhr: der Graf ſey überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch ſein Gebet und durch das Auflegen ſeiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun beſchloß er auch ſogleich wegzugehn; gepackt war bei ihm alles wie gewöhnlich in Einem Augenblicke, und beim Abſchiede faßte die ſchöne Gräfin Wilhelms Hand, ehe ſie noch die Hand der Schweſter los ließ, drückte alle vier Hände zuſammen, kehrte ſich ſchnell um, und ſtieg in den Wagen.

So viel ſchreckliche und wunderbare Begebenheiten, die ſich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten, und alles in Unordnung und Verwirrung ſetzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Eſſens, Trinkens und geſelligen Zuſammenſeyns waren verrückt und umgekehrt. Außer Thereſen war niemand in ſeinem Gleiſe geblieben; die Männer ſuchten durch geiſtige

Getränke ihre gute Laune wieder herzuſtellen, und, indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thatigkeit gewahrt.

Wilhelm war durch die heftigſten Leidenſchaften bewegt und zerrüttet, die unvermutheten und ſchreckhaften Anfalle hatten ſein Innerſtes ganz aus aller Faſſung gebracht, einer Leidenſchaft zu widerſtehn, die ſich des Herzens ſo gewaltſam bemachtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch ſchien ihm alles zu fehlen; die Briefe von Wernern mit den Anweiſungen waren da, ihm mangelte nichts zu ſeiner Reiſe, als der Muth ſich zu entfernen. Alles drangte ihn zu dieſer Reiſe. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Thereſe nur auf ſeine Entfernung warteten, um ſich trauen zu laſſen. Jarno war wider ſeine Gewohnheit ſtill, und man hatte beinahe ſagen können, er habe etwas von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicherweiſe half der Arzt unſerm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte, und ihm Arznei gab.

Die Geſellſchaft kam immer Abends zuſammen, und Friedrich, der ausgelaſſene Menſch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemachtigte ſich des Geſprachs, und brachte nach ſeiner Art, mit hundert Citaten und eulenſpiegelhaften Anſpielungen, die Geſellſchaft zum Lachen, und ſetzte ſie auch nicht ſelten in Verlegenheit, indem er laut zu denken ſich erlaubte.

An die Krankheit ſeines Freundes ſchien er gar nicht zu glauben. Einſt, als ſie alle beiſammen waren, rief er aus: Wie nennt ihr das Uebel, Doctor, das unſern Freund angefallen hat? Paßt hier keiner von den dreitauſend Namen, mit denen ihr eure Unwiſſenheit ausputzt? An ahnlichen Beiſpielen wenigſtens hat es nicht gefehlt. Es kommt, fuhr er

mit einem emphatiſchen Tone fort, ein ſolcher Caſus in der ägyptiſchen oder babyloniſchen Geſchichte vor.

Die Geſellſchaft ſah einander an und lachelte.

Wie hieß der König? rief er aus, und hielt einen Augenblick inne. Wenn ihr mir nicht einhelfen wollt, fuhr er fort, ſo werde ich mir ſelbſt zu helfen wiſſen. Er riß die Thürflugel auf, und wies nach dem großen Bilde im Vorſaal. Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der ſich am Fuße des Bettes um ſeinen kranken Sohn abharmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt, und in ihren ſittſamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuſcher von Arzt, dem erſt in dieſem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erſtemal in ſeinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grunde curirt, und die eben ſo wohlſchmeckend als heilſam iſt?

In dieſem Tone fuhr er fort zu ſchwadroniren. Die Geſellſchaft nahm ſich ſo gut als möglich zuſammen, und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen, und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweiſe ging ſie mit Jarno auf und nieder; als ſie an die Thure kam, ſchritt ſie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorſaale hin und wieder, und ging ſodann auf ihr Zimmer.

Die Geſellſchaft war ſtill. Friedrich fing an zu tanzen und zu ſingen.

O, Ihr werdet Wunder ſehn!
Was geſchehn iſt, iſt geſchehn,
Was geſagt iſt, iſt geſagt.
Eh es tagt,
Sollt Ihr Wunder ſehn.

Therese war Natalien nachgegangen, Friedrich zog den Arzt vor das große Gemälde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin, und schlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenstervertiefung gestanden, und sah, ohne sich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der schrecklichsten Lage. Selbst da er sich nun mit seinem Freunde allein sah, blieb er eine Zeit lang still; er überlief mit flüchtigem Blick seine Geschichte, und sah zuletzt mit Schaudern auf seinen gegenwärtigen Zustand; endlich sprang er auf und rief: bin ich Schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, so strafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundschaft, und lassen Sie mich ohne Trost in die weite Welt hinaus gehen, in der ich mich lange hatte verlieren sollen. Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grausamen zufälligen Verwicklung, aus der ich mich heraus zu winden unfähig war, so geben Sie mir die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft, auf eine Reise mit, die ich nicht länger verschieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde sagen können, was diese Tage in mir vorgegangen ist. Vielleicht leide ich eben jetzt diese Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckte, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beigestanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen. Aber und abermal gehen mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und immer umsonst. Wie sehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Wie glaubte ich sie gefaßt zu haben, wie hoffte ich sie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? Sollte ich's? Vergebens klagen wir Menschen uns selbst, vergebens das Schicksal an! Wir sind elend und zum Elend bestimmt, und ist es nicht völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß

oder Zufall, Tugend oder Laſter, Weisheit oder Wahnſinn uns ins Verderben ſtürzen? Leben Sie wohl! ich werde keinen Augenblick länger in dem Hauſe verweilen, in welchem ich das Gaſtrecht, wider meinen Willen, ſo ſchrecklich verletzt habe. Die Indiscretion Ihres Bruders iſt unverzeihlich, ſie treibt mein Unglück auf den höchſten Grad, ſie macht mich verzweifeln.

Und wenn nun, verſetzte Lothario, indem er ihn bei der Hand nahm, Ihre Verbindung mit meiner Schweſter die geheime Bedingung wäre, unter welcher ſich Thereſe entſchloſſen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine ſolche Entſchädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; ſie ſchwur, daß dieſes doppelte Paar an Einem Tage zum Altare gehen ſollte. Sein Verſtand hat mich gewählt, ſagte ſie, ſein Herz fordert Natalien, und mein Verſtand wird ſeinem Herzen zu Hülfe kommen. Wir wurden einig, Natalien und Sie zu beobachten, wir machten den Abbé zu unſerm Vertrauten, dem wir verſprechen mußten, keinen Schritt zu dieſer Verbindung zu thun, ſondern alles ſeinen Gang gehen zu laſſen. Wir haben es gethan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeſchüttelt. Laſſen Sie uns, da wir einmal ſo wunderbar zuſammen kommen, nicht ein gemeines Leben führen; laſſen Sie uns zuſammen auf eine würdige Weiſe thätig ſeyn! Unglaublich iſt es, was ein gebildeter Menſch für ſich und andere thun kann, wenn er, ohne herrſchen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von vielen zu ſeyn, ſie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was ſie doch alle gerne thun möchten, und ſie zu ihren Zwecken führt, die ſie meiſt recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Laſſen Sie uns hierauf einen Bund ſchließen; es iſt keine Schwärmerei, es iſt eine Idee, die recht gut ausführbar iſt, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtſeyn,

von guten Menschen ausgeführt wird. Meine Schwester Natalie ist hiervon ein lebhaftes Beispiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweise bleiben, welche die Natur dieser schönen Seele vorgeschrieben hat. Ja sie verdient diesen Ehrennamen vor vielen andern, mehr, wenn ich sagen darf, als unsre edle Tante selbst, die zu der Zeit, als unser guter Arzt jenes Manuscript so rubricirte, die schönste Natur war, die wir in unserm Kreise kannten. Indeß hat Natalie sich entwickelt, und die Menschheit freut sich einer solchen Erscheinung.

Er wollte weiter reden, aber Friedrich sprang mit großem Geschrei herein. Welch einen Kranz verdien' ich? rief er aus, und wie werdet ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das frischeste, das ihr finden könnt, windet zusammen; so viel Verdienste habt ihr in mir zu krönen. Natalie ist dein! ich bin der Zauberer, der diesen Schatz gehoben hat.

Er schwarmt, sagte Wilhelm, und ich gehe.

Hast du Auftrag? sagte der Baron, indem er Wilhelmen fest hielt.

Aus eigner Macht und Gewalt, versetzte Friedrich, auch von Gottes Gnaden, wenn ihr wollt; so war ich Freiersmann, so bin ich jetzt Gesandter, ich habe an der Thure gehorcht, sie hat sich ganz dem Abbé entdeckt.

Unverschamter! sagte Lothario, wer heißt dich horchen.

Wer heißt sie sich einschließen! versetzte Friedrich; ich horte alles ganz genau, Natalie war sehr bewegt. In der Nacht, da das Kind so krank schien, und halb auf ihrem Schooße ruhte, als du trostlos vor ihr saßest, und die geliebte Bürde mit ihr theiltest, that sie das Gelubde, wenn das Kind stürbe, dir ihre Liebe zu bekennen, und dir selbst die Hand anzubieten; jetzt, da das Kind lebt, warum soll sie ihre Gesinnung verandern? Was man einmal so verspricht, halt

man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen, und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.

Der Abbé trat ins Zimmer. Wir wissen alles, rief Friedrich ihm entgegen, macht es kurz, denn ihr kommt bloß um der Formalität willen; zu weiter nichts werden die Herren verlangt.

Er hat gehorcht, sagte der Baron. — Wie ungezogen! rief der Abbé.

Nun geschwind, versetzte Friedrich, wie sieht's mit den Ceremonien aus? Die lassen sich an den Fingern herzählen, ihr müßt reisen, die Einladung des Markese kommt euch herrlich zu Statten. Seyd ihr nur einmal über die Alpen, so findet sich zu Hause alles, die Menschen wissen's euch Dank, wenn ihr etwas Wunderliches unternehmt, ihr verschafft ihnen eine Unterhaltung, die sie nicht zu bezahlen brauchen. Es ist eben, als wenn ihr eine Freiredoute gabt; es können alle Stände daran Theil nehmen.

Ihr habt euch freilich mit solchen Volksfesten schon sehr ums Publicum verdient gemacht, versetzte der Abbé, und ich komme, so scheint es, heute nicht mehr zum Wort.

Ist nicht alles, wie ich's sage, versetzte Friedrich, so belehrt uns eines Bessern. Kommt herüber, kommt herüber! wir müssen sie sehen und uns freuen.

Lothario umarmte seinen Freund und führte ihn zu der Schwester, sie kam mit Theresen ihm entgegen, alles schwieg.

Nicht gezaudert! rief Friedrich. In zwei Tagen könnt ihr reisefertig seyn. Wie meint ihr, Freund, fuhr er fort, indem er sich zu Wilhelmen wendete, als wir Bekanntschaft machten, als ich euch den schönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß ihr jemals eine solche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?

Erinnern Sie mich nicht in diesem Augenblicke des höchsten Glücks an jene Zeiten!

Deren ihr euch nicht schämen sollet, so wenig man sich seiner Abkunft zu schämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.

Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, versetzte Wilhelm, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Achtzehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1840.

Wilhelm Meisters Wanderjahre

oder

die Entsagenden.

Von

Goethe.

Erstes und zweites Buch.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1810.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felſen ſaß Wilhelm an grauſer, bedeutender Stelle, wo ſich der ſteile Gebirgsweg um eine Ecke herum ſchnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne ſtand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felſengründen zu ſeinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in ſeine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man dieſen Stein? ſagte der Knabe.

Ich weiß nicht, verſetzte Wilhelm.

Iſt das wohl Gold, was darin ſo glänzt? ſagte jener.

Es iſt keins! verſetzte dieſer: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.

Katzengold! ſagte der Knabe lächelnd: und warum?

Wahrſcheinlich weil es falſch iſt und man die Katzen auch für falſch halt.

Das will ich mir merken, ſagte der Sohn, und ſteckte den Stein in die lederne Reiſetaſche, brachte jedoch ſogleich etwas anders hervor und fragte: was iſt das? Eine Frucht, verſetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen,

sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt seyn. — Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund. — Wir wollen den Jager fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu saen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden wie sie können. — Die Jager wissen alles; gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über den Weg gegangen sey, er rief mich zurück und ließ mich die Fahrte bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedruckt; es mag ein großer Hirsch gewesen seyn. — „Ich hörte wohl wie du den Boten ausfragtest." — Der wußte viel und ist doch kein Jager. Ich aber will ein Jager werden. Es ist gar zu schön den ganzen Tag im Walde zu seyn und die Vogel zu hören, zu wissen wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier ausbebt oder die Jungen; wie man sie futtert und wenn man die Alten fangt: das ist gar zu lustig.

Kaum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jackchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hatte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit sie naher zu betrachten, als sie vor ihm stußten und einen Augenblick still hielten. Um des altesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klar-blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund, als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm uber die Schultern herabhingen, und wevon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, dieſe beiden ſonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Weſen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernſt aber freundlich herabrief: Warum ſteht ihr ſtille? verſperrt uns den Weg nicht.

Wilhelm ſah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung geſetzt, ſo erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erſtaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geſchürzt, von brauner Haut und ſchwarzen Haaren, trat kraftig und ſorgfaltig den Felsweg herab, indem er hinter ſich einen Eſel führte, der erſt ſein wohlgenahrtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die ſchöne Laſt, die er trug, ſehen ließ. Ein ſanftes, liebenswürdiges Weib ſaß auf einem großen, wohlbeſchlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der ſie umgab, hielt ſie ein Wochenkind, das ſie an ihre Bruſt drückte und mit unbeſchreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er ſtutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte ſeinen Schritt, aber der Abſtieg war zu jah, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm ſah ſie mit Verwunderung hinter der vorſtehenden Felswand verſchwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieſes ſeltſame Geſicht aus ſeinen Betrachtungen riß. Neugierig ſtand er auf, und blickte von ſeiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er ſie nicht irgend wieder hervorkommen ſahe. Und eben war er im Begriff hinabzuſteigen und dieſe ſonderbaren Wandrer zu begrüßen, als Felix heraufkam und ſagte: „Vater, darf ich nicht mit dieſen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du ſollſt auch mitgehen, hat der Mann zu mir geſagt. Komm! dort unten halten ſie.“

„Ich will mit ihnen reden," versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er so oft gemalt gesehen, mit Verwunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblicke schon Freundschaft gemacht. Wollt ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältniß entstehen könne?"

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich gestehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob ihr wirkliche Wanderer oder ob ihr nur Geister seyd, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben."

„So kommt mit in unsere Wohnung," sagte jener. „Kommt mit!" riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!" sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei euch. Wie weit ist's hin?"

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung," sagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhause habt ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsern Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir euch."

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft, er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abstach. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern; in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er beides auszusprechen schien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich euch aber erfragen?"

„Fragt nur nach Sanct Joseph!" erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger

Geſang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme ſeines Felix zu unterſcheiden.

Er ſtieg aufwärts und verſpätete ſich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmliſche Geſtirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder als er höher trat, und noch war es Tag als er an ſeiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er ſich der großen Gebirgsanſicht, und zog ſich ſodann auf ſein Zimmer zurück, wo er ſogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun iſt endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwiſchen uns ſetzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl iſt man noch immer in der Nähe ſeiner Lieben, ſo lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu Ihr hinabſchwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und ſo ſendet unſer Geiſt ſeine Bilder, das Herz ſeine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, ſtellt ſich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch iſt das vielleicht nur eine voreilige Beſorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders ſeyn als hier. Was könnte mich von dir ſcheiden! von dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wunderſames Geſchick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich ſo nahe ſtand, unerwartet zuſchließt. Ich hatte Zeit mich zu faſſen, und doch hatte keine Zeit hingereicht, mir dieſe Faſſung zu geben, hatte ich ſie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entſcheidenden

Moment. Wie hatte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht gesponnen ware, der uns fur die Zeit und fur die Ewigkeit verbinden soll. Doch ich darf ja von allem dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf diesem Gipfel sey es das letzte Mal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausspreche. Mein Leben soll eine Wanderschaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu bestehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchlese, die mir der Verein, die ich mir selbst vorschrieb! Manches wird gehalten, manches übertreten; aber selbst bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieses Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Absolution, statt eines gebietenden Gewissens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler stürzen sich nicht mehr wie Gebirgswasser einer über den andern.

Doch will ich dir gern gestehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menschenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere mechanische Pflichten auflegen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade diesen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der beschwerlichste, der wunderlichste schien, diesen beobachte ich am bequemsten, am liebsten.

Nicht über drei Tage soll ich unter Einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erste

Mal, daß ich ſtill halte, das erſte Mal, daß ich die dritte Nacht in demſelben Bette ſchlafe. Von hier ſende ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Geſparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, fürerſt zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl ſagen, von der du in meinem Tagebuche mehr finden wirſt. Jetzt lebe wohl und lege dieſes Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu ſagen habe, nur Eines ſagen und wiederholen möchte, aber es nicht ſagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es iſt eingepackt. Der Bote ſchnürt den Mantelſack und das Reff. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel iſt heiter. Wir ſteigen in die düſtere Tiefe hinab, die ſich auch bald über unſerm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinüberſenden! Laß meinen letzten Blick zu dir ſich noch mit einer unwillkührlichen Thräne füllen! Ich bin entſchieden und entſchloſſen. Du ſollſt keine Klagen von mir hören; du ſollſt nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen ſich, indem ich ſchließen will, nochmals tauſend Gedanken, Wünſche, Hoffnungen und Vorſätze. Glücklicherweiſe treibt man mich hinweg. Der Bote ruft und der Wirth räumt ſchon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühlloſe unvorſichtige Erben vor dem Abſcheidenden die Anſtalten, ſich in Beſitz zu ſetzen, nicht verbergen.

Zweites Capitel.

Sanct Joseph der Zweite.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden, und in ein sorgfaltig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dieß ist Sanct Joseph," sagte der Bote: „Jammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Saulen und Pfeiler durch Gebüsch und Baume noch so wohlerhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt."

„Die Klostergebaude hingegen", versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten." „Ja," sagte der andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat."

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff Kirschen zu handeln; eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Nun machte er sogleich

als Gaſt den Wirth, ſpendete reichliche Früchte an ſeine Geſpielen, ſelbſt dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in dieſen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal ſo ſchön erſchienen. Sie trage ſolche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geſchienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, ſagten die Kinder, er ſolle nur einſtweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den ſie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unſer Wanderer fand ſich in einer ſehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl ſah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite ſtand ein Tiſch, ein Seſſel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeſchnitztes Gerüſt mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläſern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kiſten, und ſo ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenſtern an der Seite herein. Was aber die Aufmerkſamkeit des Wanderers am meiſten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenſtern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Theile der Capelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemälde ſtellten die Geſchichte des heiligen Joſeph vor. Hier ſah man ihn mit ſeiner Zimmerarbeit beſchäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie ſproßte zwiſchen beiden aus dem Boden, indem einige Engel ſie lauſchend umſchwebten. Hier wird er getraut; es folgt der

engliſche Gruß. Hier ſitzt er mißmuthig zwiſchen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und ſinnt darauf, ſeine Gattin zu verlaſſen. Zunächſt erſcheint ihm aber der Engel im Traum, und ſeine Lage ändert ſich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wunderſam ſchönes Bild. Man ſieht mancherlei Holz gezimmert; eben ſoll es zuſammengeſetzt werden, und zufalliger Weiſe bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind iſt auf dem Kreuze eingeſchlafen, die Mutter ſitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pflegevater halt mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu ſtören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beſchauenden Wanderer ein Lacheln, indem er die Wiederholung des geſtrigen lebendigen Bildes hier an der Wand ſah.

Nicht lange war er ſeinen Betrachtungen überlaſſen, ſo trat der Wirth herein, den er ſogleich als den Führer der heiligen Caravane wieder erkannte. Sie begrüßten ſich aufs herzlichſte; mancherlei Geſprache folgten; doch Wilhelms Aufmerkſamkeit blieb auf die Gemalde gerichtet. Der Wirth merkte das Intereſſe ſeines Gaſtes und fing lachelnd an: „Gewiß, ihr bewundert die Uebereinſtimmung dieſes Gebaudes mit ſeinen Bewohnern, die ihr geſtern kennen lerntet. Sie iſt aber vielleicht noch ſonderbarer, als man vermuthen ſollte: das Gebaude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Lebloſe lebendig iſt, ſo kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.“

„O ja!“ verſetzte Wilhelm: „Es ſollte mich wundern, wenn der Geiſt, der vor Jahrhunderten in dieſer Bergode ſo gewaltig wirkte und einen ſo machtigen Korper von Gebauden, Beſitzungen und Rechten an ſich zog, und dafür

mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerei und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in euch darstellt, und das was vorüberging, abermals herantritt."

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thüre.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich; die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung: „Marie!" rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!" „Also heißt sie auch Marie; es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt." Er dichte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelmen zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des saulenreichen Kirchengebaudes, dessen hohe Giebel und Wande sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke Baume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft

von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hangende Garten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau niederließ. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelmen zur rechten. Die drei Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeschoben sah. „Es ist billig," sagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und

dem Sohne geweiht. Sie iſt ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten zerſtört. Die Capelle, dem heiligen Pflegevater gewidmet, hat ſich erhalten, ſo auch der brauchbare Theil der Kloſtergebaude. Die Einkünfte bezieht ſchon ſeit geraumen Jahren ein weltlicher Fürſt, der ſeinen Schaffner hier oben halt und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls ſeinem Vater in dieſer Stelle nachfolgte.

Der heilige Joſeph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unſere Familie ſo wohlthatig geweſen, daß man ſich nicht verwundern darf, wenn man ſich beſonders gut gegen ihn geſinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joſeph nannte, dadurch gewiſſermaßen meine Lebensweiſe beſtimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater geſellte, indem er die Einnahme beſorgte, ſo ſchloß ich mich eben ſo gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausſpendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie ſchickte mich bald da, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu beſtellen, bald zu beſorgen, und ich fand mich ſehr leicht in dieſe Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas menſchlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner ſind einander naher; wenn man will, auch ferner; die Bedürfniſſe gering, aber dringender. Der Menſch iſt mehr auf ſich geſtellt, ſeinen Handen, ſeinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Laſtträger, alle vereinigen ſich in Einer Perſon; auch ſteht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinſamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu ſchleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Eſel mit Körben zu verſehen und vor mir her die ſteilen Fußpfade hinauf und hinabzutreiben. Der Eſel iſt im Gebirg kein ſo verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, ſich für beſſer hält als den andern, der den Acker mit Ochſen umreißt. Und ich ging um ſo mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und ſeine Mutter zu tragen. Doch war dieſe Capelle damals nicht in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja faſt wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthſchaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geſchoben. Glücklicherweiſe daß die Gemälde ſo hoch ſtehen und die Tafelung etwas aushält. Aber ſchon als Kind erfreute ich mich beſonders über alles das Gehölz hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, deſſen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe ſey, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel geweſen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine beſondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anſpruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, ſo ſollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünſchten, daß künftig dieſe gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein ſolches, das zugleich hier oben in der Wirthſchaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und ſchaffte alles, was von dieſer Arbeit nöthig war, ſelbſt, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich

nicht entſchließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderſtehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug ſo umſtändlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt geſehen. Ich erklarte meinen Wunſch; man war mir nicht entgegen, um ſo weniger, als bei ſo mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anſpruch genommen ward, ja, bei einigem Geſchick und Liebe zu feinerer Arbeit, beſonders in Waldgegenden, die Tiſchler- und ſogar die Schnitzerkünſte ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Ausſichten beſtarkte, war jenes Gemalde, das leider nunmehr ganz verloſchen iſt. Sobald Sie wiſſen, was es vorſtellen ſoll, ſo werden Sie ſich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joſeph war nichts geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwiſchen zwei gegebenen Saulen ſoll der Prachtſüß aufgeführt werden. Joſeph nimmt ſorgfaltig das Maaß von Breite und Höhe und arbeitet einen köſtlichen Königsthron. Aber wie erſtaunt iſt er, wie verlegen, als er den Prachtſeſſel herbeiſchafft: er findet ſich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu ſpaßen; der fromme Zimmermeiſter iſt in der größten Verlegenheit. Das Chriſtkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt ſeine Noth und iſt gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er ſolle den Thron an der einen Seite faſſen; es greift in die andere Seite des Schnißwerks und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als war' er von Leder, zieht ſich der Thron in die Breite, verliert verhaltnißmaßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich

an Ort und Stelle, zum größten Troſte des beruhigten Meiſters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu ſehen, und an den Reſten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts geſpart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann geweſen wäre, wenn man es von ihm verlangt hatte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, ſondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem ſo ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um ſo leichter auszuführen war, als in der Nachbarſchaft ein Meiſter wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Geſellen und Lehrburſche beſchäftigen konnte. Ich blieb alſo in der Nähe meiner Eltern und ſetzte gewiſſermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feierſtunden und Feiertage zu den wohlthätigen Botſchaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

Die Heimſuchung.

„So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; „ich begriff die Vortheile des Handwerks ſehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen was dabei gefordert wurde. Nebenher verſah ich meinen alten Dienſt, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leiſtete. Ich zog mit meinem Thier durchs Gebirg, vertheilte die Ladung pünktlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meiſter war zufrieden

mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerben der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewahrt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Zierrathen im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man schon in solchen Fallen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so manchen gleich beim Eintritt in das Leben zum Leben rettet, stand mit Frau Elisabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Daseyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine rathselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzustellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksthatigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen.

Wie mein Vater als Böttcher für den Keller geſorgt hatte, ſo ſorgte ich nun für Dach und Fach, und verbeſſerte manchen ſchadhaften Theil der alten Gebäude. Beſonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remiſen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieſes geſchehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war ſie in Ordnung, faſt wie Ihr ſie ſehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beſchadigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzuſtellen. Auch ſolltet Ihr dieſe Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; ſie ſind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, ſie in ruhigen Stunden zu ſchnitzen, nachdem ich ſie vorher aus ſtarken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zuſammen gefügt hatte. Was bis zu dieſer Zeit von Gemälden nicht beſchädigt oder verloſchen war, hat ſich auch noch erhalten und ich half dem Glasmeiſter bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenſter herſtellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beſchäftigt, ſo drückte ſich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum anſehen, darin, beſonders zu Sommerzeit, verweilen, und über das, was ich ſah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderſtehliche Neigung in mir dieſem Heiligen nachzufolgen; und da ſich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, ſo wollte ich wenigſtens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des laſtbaren Thiers ſchon lange begonnen hatte. Das kleine Geſchöpf, deſſen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich ſuchte mir einen viel ſtattlichern Trager

aus, ſorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeſchafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quaſten, mit klingenden Metallſtiften untermiſcht, zierte den Hals des langohrigen Geſchöpfs, das ſich nun bald neben ſeinem Muſterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein über mich zu ſpotten, wenn ich in dieſem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthatigkeit eine wunderliche Außenſeite.

Indeſſen hatte ſich der Krieg, oder vielmehr die Folge deſſelben, unſerer Gegend genahert, indem verſchiedenemal gefahrliche Rotten von verlaufenem Geſindel ſich verſammelten und hie und da manche Gewaltthatigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anſtalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachſamkeit wurde dem Uebel zwar bald geſteuert; doch verfiel man zu geſchwind wieder in Sorgloſigkeit, und ehe man ſich's verſah brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unſerer Gegend ſtill geweſen, und ich zog mit meinem Saumroſſe ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die friſchbeſate Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Geſtalt ſitzend, oder vielmehr liegend, fand. Sie ſchien zu ſchlafen oder ohnmachtig zu ſeyn. Ich bemühte mich um ſie, und als ſie ihre ſchönen Augen aufſchlug und ſich in die Höhe richtete, rief ſie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo iſt er? Habt ihr ihn geſehen?“ Ich fragte: „wen?“ Sie verſetzte: „meinen Mann!“ Bei ihrem höchſt jugendlichen Anſehen war mir dieſe Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um deſto lieber fort ihr beizuſtehen und ſie meiner Theilnahme zu verſichern. Ich vernahm, daß die beiden Reiſenden ſich wegen der

beſchwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuſchlagen. In der Nähe ſeyen ſie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe ſich fechtend entfernt, ſie habe ihm nicht weit folgen können und ſey an dieſer Stelle liegen geblieben, ſie wiſſe nicht wie lange. Sie bitte mich inſtändig ſie zu verlaſſen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete ſich auf ihre Füße, und die ſchönſte liebenswürdigſte Geſtalt ſtand vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß ſie ſich in einem Zuſtande befinde, in welchem ſie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Eliſabeth bald bedürfen möchte. Wir ſtritten uns eine Weile: denn ich verlangte ſie erſt in Sicherheit zu bringen; ſie verlangte zuerſt Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte ſich von ſeiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorſtellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unſerer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, ſich durch den Wald her bewegt hätte. Dieſe wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zuſammentreffens beſtimmt und ſo für dießmal die Sache geſchlichtet. Geſchwind verſteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir ſchon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine ſonderbare Empfindung, die ſchöne Laſt auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade ſogleich von ſelbſt zu finden wußte und mir Gelegenheit gab nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beſchreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich ſo lange geſucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Dieſe himmliſche Geſtalt, wie ich ſie

gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Baumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Traume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie manches, sie antwortete mir sanft und gefallig, wie es einer anstandig Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ahnlichen Gipfeln, bei Festen und Jahrmarkten, Bander und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich diesesmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und heruntersprang, that sie einen Schrei, und eine suße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschadigt vor sich sah.

Was soll ich euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Walder, die ich ihr nannte, so viel kostbare

Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhaltniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor und ich sah ihr über die Schultern zum Hause hinaus, wie das schöne Wesen die Stufen heraufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem schmerzlichem Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie einer der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher."

Der Lilienstängel.

„Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unschlüssig was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt euch gar sehr darum ersuchen, sagte sie. Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzte ich. Das geht nicht an, sagte Frau

Eliſabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unſere Wohnung; meine Mutter war bereit noch dieſen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu ſeyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die ſicherſten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch ſelbſt in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die ſchöne Geſtalt vor Augen, wie ſie auf dem Thiere ſchwankte und ſo ſchmerzhaft freundlich zu mir herunterſah. Jeden Augenblick hofft' ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünſchte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich ſie mir ſo gern als Witwe denken. Das ſtreifende Commando fand ſich nach und nach zuſammen und nach mancherlei abwechſelnden Gerüchten zeigte ſich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an ſeinen Wunden in dem benachbarten Dorfe geſtorben ſey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren dieſe Trauerbotſchaft der Frau Eliſabeth zu verkündigen. Alſo hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leiſten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unerträgliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verſchloſſen, ich ſah Licht in den Zimmern, ich ſah Schatten ſich an den Vorhängen bewegen, und ſo ſaß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch was erzähl' ich umſtändlich weiter, was eigentlich kein Intereſſe hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man ſchickte mich

zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los seyn.

Acht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie, aber kommt getrost näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen; in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstangel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen, und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

Wie danke ich euch für eure Neigung zu diesem verwaisten Kinde! sagte die Mutter. — Unbedachtsam und lebhaft rief ich aus: Es ist keine Waise mehr, wenn ihr wollt!

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichsten Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mir den kleinsten Umstand zurückzurufen, womit ich euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen, mein Umgang mit ihr war

eine Folge von Dienſten und Aufmerkſamkeiten. Ihre Familienverhältniſſe erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erſt verweilte ſie bei Frau Eliſabeth; dann beſuchte ſie uns, meiner Mutter und mir für ſo vielen und freundlichen Beiſtand zu danken. Sie gefiel ſich bei uns und ich ſchmeichelte mir, es geſchehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch ſo gern geſagt hatte und nicht zu ſagen wagte, kam auf eine ſonderbare und liebliche Weiſe zur Sprache, als ich ſie in die Capelle führte, die ich ſchon damals zu einem wohnbaren Saal umgeſchaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern und [illegible]ickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine [illegible]endige herzliche Weiſe, daß ihr die Thranen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu ſeyn, ob ich gleich nicht ſtolz genug war, das Andenken ihres Mannes ſo ſchnell auslöſchen zu wollen. Das Geſetz verpflichtet die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die ſchmerzlichen Eindrücke eines großen Verluſtes zu mildern. Man ſieht die Blumen welken und die Blatter fallen, aber man ſieht auch Früchte reifen und neue Knoſpen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechſel gefaßt ſeyn.

Ich ſprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir ſo ſehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie ſchmerzlich Marien der Tod ihres Mannes geweſen und wie ſie ſich ganz allein durch den Gedanken, daß ſie für das Kind leben müſſe, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und ſchon hatte ſich Marie an die Vorſtellung gewöhnt, mit uns

zu leben. Sie verweilte noch eine Zeitlang in der Nachbarſchaft, dann zog ſie zu uns herauf und wir verlebten noch eine Weile in dem frömmſten und glücklichſten Brautſtande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erſte Gefühl, das uns zuſammengeführt hatte, verlor ſich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegevaters und Vaters vereinigten ſich; und ſo überſchritt zwar unſere kleine Familie, indem ſie ſich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Perſonen, aber die Tugenden jenes Muſterbildes an Treue und Reinheit der Geſinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und ſo erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den außern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der ſo gut zu unſerm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüſtige Träger ſind, ſo bleibt das laſtbare Thier doch immer in unſerer Geſellſchaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geſchäft oder Beſuch durch dieſe Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns geſtern angetroffen habt, ſo kennt uns die ganze Gegend, und wir ſind ſtolz darauf, daß unſer Wandel von der Art iſt, um jenen heiligen Namen und Geſtalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen."

Drittes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

So eben ſchließe ich eine angenehme, halb wunderbare Geſchichte, die ich für dich aus dem Munde eines wackern Mannes aufgeſchrieben habe. Wenn es nicht ganz ſeine

Worte sind, wenn ich hie und da meine Gesinnungen, bei Gelegenheit der Seinigen, ausgedrückt habe, so war es bei der Verwandtschaft, die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung seines Weibes gleicht sie nicht derjenigen, die ich für dich empfinde? und hat nicht selbst das Zusammentreffen dieser beiden Liebenden etwas ähnliches mit dem unsrigen? Daß er aber glücklich genug ist, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelt schöne Bürde trägt, daß er mit seinem Familienzug Abends in das alte Klosterthor eindringen kann, daß er unzertrennlich von seiner Geliebten, von den Seinigen ist, darüber darf ich ihn wohl im stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schicksal beklagen, weil ich dir zugesagt habe zu schweigen und zu dulden, wie du es auch übernommen hast.

Gar manchen schönen Zug des Zusammenseyns dieser frommen und heitern Menschen muß ich übergehen: denn wie ließe sich alles schreiben! Einige Tage sind mir angenehm vergangen, aber der dritte mahnt mich nun, auf meinen weitern Weg bedacht zu seyn.

Mit Felix hatte ich heut einen kleinen Handel: denn er wollte fast mich nöthigen, einen meiner guten Vorsätze zu übertreten, die ich dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schicksal ist mir's nun einmal, daß sich, ehe ich mich's versehe, die Gesellschaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde auflade, an der ich nachher zu tragen und zu schleppen habe. Nun soll auf meiner Wanderschaft kein dritter uns ein beständiger Geselle werden. Wir wollen und sollen zu zwei seyn und bleiben, und eben schien sich ein neues, eben nicht erfreuliches, Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauses, mit denen Felix sich

spielend diese Tage her ergötzte, hatte sich ein kleiner, munterer, armer Junge gesellt, der sich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit sich brachte, und sich sehr geschwind bei Felix in Gunst setzte. Und ich merkte schon an allerlei Aeußerungen, daß dieser sich einen Gespielen für den nächsten Weg auserkoren hatte. Der Knabe ist hier in der Gegend bekannt, wird wegen seiner Munterkeit überall geduldet und empfangt gelegentlich ein Almosen. Mir aber gefiel er nicht und ich ersuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen. Das geschah auch, aber Felix war unwillig darüber, und es gab eine kleine Scene.

Bei dieser Gelegenheit macht' ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Capelle oder des Saals stand ein Kasten mit Steinen, welchen Felix, der seit unserer Wanderung durchs Gebirg eine gewaltsame Neigung zum Gestein bekommen, eifrig hervorzog und durchsuchte. Es waren schöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unser Wirth sagte: das Kind könne sich auslesen was es wolle. Es sey dieses Gestein überblieben von einer großen Masse, die ein Freund vor kurzem von hier weggesendet. Er nannte ihn Montan und du kannst denken, daß ich mich freute, diesen Namen zu hören unter dem einer von unsern besten Freunden reif't, dem wir so manches schuldig sind. Indem ich nach Zeit und Umständen fragte, kann ich hoffen, ihn auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Die Nachricht, daß Montan sich in der Nähe befinde, hatte Wilhelmen nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht bloß dem Zufall überlassen sey, ob er einen so werthen

Freund wiederſehen ſolle, und erkundigte ſich daher bei ſeinem Wirthe, ob man nicht wiſſe, wohin dieſer Reitende ſeinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und ſchon war Wilhelm entſchloſſen, ſeine Wanderung nach dem erſten Plane fortzuſetzen, als Felix ausrief: „wenn der Vater nicht ſo eigen wäre, wir wollten Montan ſchon finden.“ „Auf welche Weiſe?“ fragte Wilhelm. Felix verſetzte: „der kleine Fitz ſagte geſtern, er wolle den Herrn wohl aufſpüren, der ſchöne Steine bei ſich habe und ſich auch gut darauf verſtünde.“ Nach einigem Hin- und Widerreden entſchloß ſich Wilhelm zuletzt, den Verſuch zu machen und dabei auf den verdächtigen Knaben deſto mehr Acht zu geben. Dieſer war bald gefunden und brachte, da er vernahm, worauf es abgeſehen ſey, Schlegel und Eiſen und einen tüchtigen Hammer nebſt einem Säckchen mit, und lief in ſeiner bergmänniſchen Tracht munter voraus.

Der Weg ging ſeitwärts abermals bergauf. Die Kinder ſprangen miteinander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Pfad vor ſich zu haben, drang Fitz, bald rechts bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und beſonders der bepackte Poſt nicht ſo ſchnell folgten, ſo machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts und ſangen und pfiffen. Die Geſtalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerkſamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lärchen- und Zirbelbäumen zuerſt Bekanntſchaft machte und von den wunderbaren Gentianen angezogen ward. Und ſo fehlte es der beſchwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung.

Der kleine Fitz ſtand auf einmal ſtill und horchte. Er winkte die andern herbei: „Hört ihr pochen?“ ſprach er. „Es iſt der Schall eines Hammers, der den Fels trifft.“ — „Wir

hören's," versetzten die andern. — „Das ist Montan!" sagte er, „oder jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann." — Als sie dem Schalle nachgingen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte, trafen sie auf eine Waldblöße und sahen einen steilen, hohen, nackten Felsen über alles hervorragen, die hohen Wälder selbst tief unter sich lassend. Auf dem Gipfel erblickten sie eine Person. Sie stand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten sich die Kinder auf, die schroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beschwerlichkeit, ja Gefahr: denn wer zuerst einen Felsen hinaufsteigt, geht immer sicherer, weil er sich die Gelegenheit aussucht; einer der nachfolgt, sieht nur wohin jener gelangt ist, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeschrei. „Es ist Jarno!" rief Felix seinem Vater entgegen, und Jarno trat sogleich an eine schroffe Stelle, reichte seinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten sich in der freien Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten sie sich losgelassen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht sowohl um seinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuern Abgrunde hangen sah. Jarno bemerkte es und hieß alle sogleich niedersitzen. „Es ist nichts natürlicher," sagte er, „als daß uns vor einem großen Anblick schwindelt, vor dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unsere Kleinheit und unsere Größe zu fühlen. Aber es ist ja überhaupt kein achter Genuß als da, wo man erst schwindeln muß."

„Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir gestiegen sind?" fragte Felix. „Wie klein sehen sie aus! Und hier," fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel loslös'te, „ist ja schon das Katzengold wieder; das ist

ja wohl überall?" — „Es ist weit und breit," versetzte Jarno; „und da du nach solchen Dingen fragst, so merke dir, daß du gegenwärtig auf dem ältesten Gebirge, auf dem frühesten Gestein dieser Welt sitzest." — „Ist denn die Welt nicht auf einmal gemacht?" fragte Felix. — „Schwerlich," versetzte Montan: „gut Ding will Weile haben." — „Da unten ist also wieder anderes Gestein," sagte Felix, „und dort wieder anderes, und immer wieder anderes!" indem er von den nächsten Bergen auf die entfernteren und so in die Ebene hinabwies.

Es war ein sehr schöner Tag und Jarno ließ sie die herrliche Aussicht im Einzelnen betrachten. Noch standen hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich worauf sie sich befanden. Ein mittleres Gebirg schien heranzustreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiter hin verflachte es sich immer mehr; doch zeigten sich wieder seltsam vorspringende Gestalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüsse sichtbar und eine fruchtreiche Gegend schien sich wie ein Meer auszubreiten. Zog sich der Blick wieder zurück, so drang er in schauerliche Tiefen, von Wasserfällen durchrauscht, labyrinthisch miteinander zusammenhangend.

Felix ward des Fragens nicht müde und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten: wobei jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig sey. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, sagte Wilhelm zu seinem Freunde: „Du hast mit dem Kinde über diese Sachen nicht gesprochen, wie du mit dir selber darüber sprichst." — „Das ist auch eine starke Forderung," versetzte Jarno. „Spricht man ja mit sich selbst nicht immer, wie man denkt, und es ist Pflicht andern nur dasjenige zu sagen, was sie aufnehmen können. Der Mensch

verſteht nichts als was ihm gemaß iſt. Die Kinder an der Gegenwart feſtzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, iſt das Beſte was man thun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach den Urſachen."

„Es iſt ihnen nicht zu verdenken," verſetzte Wilhelm. „Die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt jeden, und es iſt bequemer, anſtatt ſie zu entwickeln, geſchwind zu fragen: woher? und wohin?" — „Und doch kann man," ſagte Jarno, „da Kinder die Gegenſtände nur oberflachlich ſehen, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden." — „Die meiſten Menſchen," erwiederte Wilhelm, „bleiben lebenslanglich in dieſem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt." — „Man kann ſie wohl herrlich nennen," verſetzte Jarno: „denn es iſt ein Mittelzuſtand zwiſchen Verzweiflung und Vergötterung." — „Laß uns bei dem Knaben verharren," ſagte Wilhelm, „der mir nun vor allem angelegen iſt. Er hat nun einmal Freude an dem Geſtein gewonnen, ſeitdem wir auf der Reiſe ſind. Kannſt du mir nicht ſo viel mittheilen, daß ich ihm, wenigſtens auf eine Zeit, genug thue?" — „Das geht nicht an," ſagte Jarno. „In einem jeden neuen Kreiſe muß man zuerſt wieder als Kind anfangen, leidenſchaftliches Intereſſe auf die Sache werfen, ſich erſt an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat."

„So ſage mir denn," verſetzte Wilhelm, „wie biſt du zu dieſen Kenntniſſen und Einſichten gelangt? denn es iſt doch ſo lange noch nicht her, daß wir aus einander gingen!" — „Mein Freund," verſetzte Jarno, „wir mußten uns reſignniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erſte was einem tuchtigen Menſchen unter ſolchen Umſtänden

einfallt, iſt ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenſtände ſind ihm nicht genug: dieſe taugen nur zur Zerſtreuung; er fordert ein neues Ganze und ſtellt ſich gleich in deſſen Mitte." — „Warum denn aber," fiel Wilhelm ihm ein, „gerade dieſes Allerſeltſamſte, dieſe einſamſte aller Neigungen?" — „Eben deßhalb," rief Jarno, „weil ſie einſiedleriſch iſt. Die Menſchen wollt' ich meiden. Ihnen iſt nicht zu helfen, und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheiten anzutaſten; und niemand fragt jemals, ob du glücklich oder unglücklich biſt." — „Es ſteht noch nicht ſo ganz ſchlimm mit ihnen," verſetzte Wilhelm lachelnd. — „Ich will dir dein Glück nicht abſprechen," ſagte Jarno. „Wandre nur hin, du zweiter Diogenes! Laß dein Lampchen am hellen Tage nicht verlöſchen! Dort hinabwarts liegt eine neue Welt vor dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt du unter ihnen nichts nütze." — „Unterhaltender ſcheinen ſie mir doch," verſetzte Wilhelm, „als deine ſtarren Felſen." — „Keineswegs," verſetzte Jarno: „denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu begreifen." — „Du ſuchſt eine Ausrede," verſetzte Wilhelm, „denn es iſt nicht in deiner Art, dich mit Dingen abzugeben, die keine Hoffnung übrig laſſen, ſie zu begreifen. Sey aufrichtig, und ſage mir, was du an dieſen kalten und ſtarren Liebhabereien gefunden haſt?" — „Das iſt ſchwer von jeder Liebhaberei zu ſagen, beſonders von dieſer." Dann beſann er ſich einen Augenblick und ſprach: „Buchſtaben mögen eine ſchöne Sache ſeyn, und doch ſind ſie unzulanglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren und doch

ſind ſie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu laſſen; am Ende kleben wir am Buchſtaben und am Ton, und ſind nicht beſſer dran, als wenn wir ſie ganz entbehrten; was wir mittheilen, was uns überliefert wird, iſt immer nur das Gemeinſte, der Mühe gar nicht werth."

„Du willſt mir ausweichen," ſagte der Freund: „denn was ſoll das zu dieſen Felſen und Zacken?" — „Wenn ich nun aber," verſetzte jener, „eben dieſe Spalten und Riſſe als Buchſtaben behandelte, ſie zu entziffern ſuchte, ſie zu Worten bildete und ſie fertig zu leſen lernte, hatteſt du etwas dagegen?" — „Nein, aber es ſcheint mir ein weitläufiges Alphabet." — „Enger als du denkſt, man muß es nur kennen lernen wie ein anderes auch. Die Natur hat nur Eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit ſo vielen Kritzeleien herumzuſchleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geſchieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, daß ein ſcharfer Kriticus kommt und mir verſichert, das alles ſey nur untergeſchoben." — Lachelnd verſetzte der Freund: „und doch wird man auch hier deine Lesarten ſtreitig machen." — „Eben deßwegen," ſagte jener, „red' ich mit niemanden darüber und mag auch mit dir eben, weil ich dich liebe, das ſchlechte Zeug von öden Worten nicht weiter wechſeln und betrüglich austauſchen."

Viertes Capitel.

Beide Freunde waren, nicht ohne Sorgfalt und Mühe, herabgeſtiegen, um die Kinder zu erreichen, die ſich unten an einem ſchattigen Orte gelagert hatten. Faſt eifriger als der Mundvorrath wurden die geſammelten Steinmuſter von

Montan und Felix ausgepackt. Der letztere hatte viel zu fragen, der erstere viel zu benennen. Felix freute sich, daß jener die Namen von allen wisse, und behielt sie schnell im Gedachtniß. Endlich brachte er noch einen hervor und fragte: „wie heißt denn dieser?“ Montan betrachtete ihn mit Verwunderung und sagte: „wo habt ihr den her?“ Fitz antwortete schnell: „ich habe ihn gefunden, er ist aus diesem Lande.“ — „Er ist nicht aus dieser Gegend,“ versetzte Montan. — Felix freute sich, den uberlegenen Mann in einigem Zweifel zu sehen. — „Du sollst einen Ducaten haben,“ sagte Montan, „wenn du mich an die Stelle bringst, wo er ansteht.“ — „Der ist leicht zu verdienen,“ versetzte Fitz, „aber nicht gleich.“ — „So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann. Das ist aber unmoglich: denn es ist ein Kreuzstein, der von St. Jakob in Compostell kommt, und den ein Fremder verloren hat, wenn du ihn nicht gar entwendet hast, da er so wunderbar aussieht.“ — „Gebt euren Ducaten,“ sagte Fitz, „dem Reisegefahrten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu St. Joseph befindet sich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den auseinander gebrochenen obern Steinen desselben entdeckt' ich eine Schicht von diesem Gestein, das jenen zur Grundlage diente, und schlug davon so viel herunter, als ich habhaft werden konnte. Walzte man die obern Steine weg, so würde gewiß noch viel davon zu finden seyn.“

„Nimm dein Goldstück,“ versetzte Montan, „du verdienst es für diese Entdeckung. Sie ist artig genug. Man freut sich mit Recht, wenn die leblose Natur ein Gleichniß dessen, was wir lieben und verehren, hervorbringt. Sie erscheint uns in Gestalt einer Sibylle, die ein Zeugniß dessen, was

von Ewigkeit her beſchloſſen iſt und erſt in der Zeit wirklich werden ſoll, zum voraus niederlegt. Hierauf als auf eine wundervolle, heilige Schicht, hatten die Prieſter ihren Altar gegründet."

Wilhelm, der eine Zeit lang zugehört und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte ſeinen ſchon früher geäußerten Wunſch, daß Montan ihm ſo viel mittheilen möge, als er zum erſten Unterricht des Knaben nöthig hätte. — „Gieb das auf," verſetzte Montan. „Es iſt nichts ſchrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wiſſen ſollen. Wer andre lehren will, kann wohl oft das Beſte verſchweigen was er weiß, aber er darf nicht halbwiſſend ſeyn." — „Wo ſind denn aber ſo vollkommene Lehrer zu finden?" — „Die trifft du ſehr leicht," verſetzte Montan. — „Wo denn?" ſagte Wilhelm mit einigem Unglauben. — „Da wo die Sache zu Hauſe iſt, die du lernen willſt," verſetzte Montan. „Den beſten Unterricht zieht man aus vollſtändiger Umgebung. Lernſt du nicht fremde Sprachen in den Ländern am beſten, wo ſie zu Hauſe ſind? wo nur dieſe und keine andere dein Ohr berührt?" — „Und ſo wärſt du," fragte Wilhelm, „zwiſchen den Gebirgen zur Kenntniß der Gebirge gelangt?" — „Das verſteht ſich." — „Ohne mit Menſchen umzugehen?" fragte Wilhelm. — „Wenigſtens nur mit Menſchen," verſetzte jener, „die bergartig waren. Da wo Pygmäen, angereizt durch Metalladern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weiſe die ſchwerſten Aufgaben zu löſen ſuchen, da iſt der Ort, wo der wißbegierige Denkende ſeinen Platz nehmen ſoll. Er ſieht handeln, thun, läßt geſchehen und erfreut ſich des Geglückten und Mißglückten. Was nützt, iſt nur ein Theil des Bedeutenden;

um einen Gegenstand ganz zu besitzen, zu beherrschen, muß man ihn um sein selbst willen studiren. Indem ich aber vom höchsten und letzten spreche, wozu man sich erst spat durch vieles und reiches Gewahrwerden emporhebt, seh' ich die Knaben vor uns, bei denen klingt es ganz anders. Jede Art von Thatigkeit möchte das Kind ergreifen, weil alles leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang ist schwer! Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen."

Wilhelm, der indessen nachgedacht hatte, sagte zu Montan: „Solltest du wirklich zu der Ueberzeugung gegriffen haben, daß die sämmtlichen Thatigkeiten, wie in der Ausübung, so auch im Unterricht zu sondern seyen?" — „Ich weiß mir nichts anderes noch besseres," erwiederte jener. „Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich seyn, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen." — „Man hat aber doch eine vielseitige Bildung fur vortheilhaft und nothwendig gehalten." — „Sie kann es auch seyn zu ihrer Zeit," versetzte jener; „Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist. Ja es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt. Bei gewissen Dingen versteht sich's durchaus und sogleich. Uebe dich zum tuchtigen Violinisten und sey versichert, der Capellmeister wird dir deinen Platz im Orchester mit Gunst anweisen. Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen

werde. Laß uns abbrechen! Wer es nicht glauben will, der gehe seinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber sage: von unten hinauf zu dienen ist überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beschränken ist das beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den besseren eine Kunst, und der beste, wenn er Eins thut, thut er alles, oder, um weniger parador zu seyn, in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird."

Dieses Gespräch, das wir nur skizzenhaft wiederliefern, verzog sich bis Sonnenuntergang, der, so herrlich er war, doch die Gesellschaft nachdenken ließ, wo man die Nacht zubringen wollte. — „Unter Dach wüßte ich euch nicht zu führen," sagte Fitz; „wollt ihr aber bei einem guten alten Köhler, an warmer Statte die Nacht versitzen oder verliegen, so seyd ihr willkommen." Und so folgten sie ihm alle durch wundersame Pfade zum stillen Ort, wo sich ein jeder bald einheimisch fühlen sollte.

In der Mitte eines beschränkten Waldraums lag dampfend und wärmend der wohlgewölbte Kohlenmeiler, an der Seite die Hutte von Tannenreisern, ein helles Feuerchen daneben. Man setzte sich, man richtete sich ein. Die Kinder waren sogleich um die Köhlersfrau geschäftig, welche, gastfreundlich bemüht, erhitzte Brodschnitten mit Butter zu tranken und durchziehen zu lassen, köstlich fette Bissen den hungrig Lüsternen bereitete.

Indeß nun darauf die Knaben durch die kaum erhellten Fichtenstämme Versteckens spielten, wie Wölfe heulten, wie Hunde bellten, so daß auch wohl ein herzhafter Wanderer darüber hatte erschrecken mögen, besprachen sich die Freunde vertraulich über ihre Zustände. Nun aber gehörte zu den

ſonderbaren Verpflichtungen der Entſagenden auch die: daß ſie, zuſammentreffend, weder vom Vergangenen noch Künftigen ſprechen durften, nur das Gegenwärtige ſollte ſie beſchäftigen.

Jarno, der von bergmänniſchen Unternehmungen und den dazu erforderlichen Kenntniſſen und Thatfähigkeiten den Sinn voll hatte, trug Wilhelmen auf das genaueſte und vollſtändigſte mit Leidenſchaft vor, was er ſich alles in beiden Welttheilen von ſolchen Kunſteinſichten und Fertigkeiten verſpreche; wovon ſich jedoch der Freund, der immer nur im menſchlichen Herzen den wahren Schatz geſucht, kaum einen Begriff machen konnte, vielmehr zuletzt lächelnd erwiederte: „So ſtehſt du ja mit dir ſelbſt im Widerſpruch, indem du erſt in deinen älteren Tagen dasjenige zu treiben anfängſt, wozu man von Jugend auf ſollte eingeleitet ſeyn.“ — „Keineswegs!“ erwiederte jener: „denn eben, daß ich in meiner Kindheit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, daß ich mit den Pochjungen groß geworden bin, auf dem Berggraben mit ihnen kleine Rindenſchiffchen niederfahren ließ, das hat mich zurück in dieſen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und vergnügt fühle. Schwerlich kann dieſer Kohlerdampf dir zuſagen wie mir, der ich ihn von Kindheit auf als Weihrauch einzuſchlürfen gewohnt bin. Ich habe viel in der Welt verſucht und immer daſſelbe gefunden: in der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menſchen; ſelbſt das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermiſſen wir ungern. Ich quälte mich einmal gar lange mit einer Wunde, die nicht heilen wollte, und als ich endlich genas, war es mir höchſt unangenehm, als der Chirurg ausblieb, ſie nicht mehr verband und das Frühſtück nicht mehr mit mir einnahm.“

„Ich möchte aber doch," verſetzte Wilhelm, „meinem Sohn einen freieren Blick über die Welt verſchaffen, als ein beſchränktes Handwerk zu geben vermag. Man umgranze den Menſchen wie man wolle, ſo ſchaut er doch zuletzt in ſeiner Zeit umher, und wie kann er die begreifen, wenn er nicht einigermaßen weiß, was vorhergegangen iſt. Und mußte er nicht mit Erſtaunen in jeden Gewürzladen eintreten, wenn er keinen Begriff von den Ländern hatte, woher dieſe unentbehrlichen Seltſamkeiten bis zu ihm gekommen ſind?"

„Wozu die Umſtände?" verſetzte Jarno; „leſe er die Zeitungen wie jeder Philiſter, und trinke Kaffee wie jede alte Frau. Wenn du es aber doch nicht laſſen kannſt, und auf eine vollkommene Bildung ſo verſeſſen biſt, ſo begreif' ich nicht, wie du ſo blind ſeyn kannſt, wie du noch lange ſuchen magſt, wie du nicht ſiehſt, daß du dich ganz in der Nähe einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt befindeſt." — „In der Nähe?" ſagte Wilhelm und ſchüttelte den Kopf. — „Freilich!" verſetzte jener: „was ſiehſt du hier?" — „Wo denn?" — „Grad' hier vor der Naſe." Jarno ſtreckte ſeinen Zeigefinger aus und deutete und rief ungeduldig: „was iſt denn das?" — „Nun denn!" ſagte Wilhelm, „ein Kohlenmeiler; aber was ſoll das hierzu?" — „Gut! endlich! ein Kohlenmeiler! Wie verfährt man, um ihn anzurichten?" — „Man ſtellt Scheite an und übereinander." — „Wenn das gethan iſt, was geſchieht ferner?" — „Wie mir ſcheint," ſagte Wilhelm, „willſt du auf Sokratiſche Weiſe mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu laſſen, daß ich äußerſt abſurd und dickſtirnig ſey."

„Keineswegs!" verſetzte Jarno: „fahre fort, mein Freund, pünktlich zu antworten. Alſo! was geſchieht nun, wenn der regelmäßige Holzſtoß dicht und doch luftig geſchichtet worden?" —

„Nun denn! man zündet ihn an.“ — „Und wenn er nun durchaus entzündet iſt, wenn die Flamme durch jede Ritze durchſchlagt, wie betragt man ſich? laßt man's fortbrennen?“ — „Keineswegs! man deckt eilig mit Raſen und Erde, mit Kohlengeſtiebe und was man bei der Hand hat, die durch und durch dringende Flamme zu.“ — „Um ſie auszulöſchen?“ — „Keineswegs! um ſie zu dämpfen.“ — „Und alſo läßt man ihr ſo viel Luft als nöthig, daß ſich alles mit Gluth durchziehe, damit alles recht gahr werde. Alsdann verſchließt man jede Ritze, verbindert jeden Ausbruch, damit ja alles nach und nach in ſich ſelbſt verlöſche, verkohle, verkühle, zuletzt auseinander gezogen, als verkaufliche Waare an Schmied und Schloſſer, an Backer und Koch abgelaſſen und, wenn es zu Nutzen und Frommen der lieben Chriſtenheit genugſam gedient, als Aſche von Wäſcherinnen und Seifenſiedern verbraucht werde.“

„Nun,“ verſetzte Wilhelm lachend, „in Bezug auf dieſes Gleichniß wie ſiehſt du dich denn an?“ — „Das iſt nicht ſchwer zu ſagen,“ erwiederte Jarno, „ich halte mich für einen alten Kohlenkorb tuchtig buchener Kohlen, dabei aber erlaub' ich mir die Eigenheit, mich nur um mein ſelbſt willen zu verbrennen, deßwegen ich denn den Leuten gar wunderlich vorkomme.“ — „Und mich,“ ſagte Wilhelm, „wie wirſt du mich behandeln?“ — „Jetzt beſonders,“ ſagte Jarno, „ſeh' ich dich an, wie einen Wanderſtab, der die wunderliche Eigenſchaft hat in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinſtellt, nirgends aber Wurzel zu faſſen. Nun male dir das Gleichniß weiter aus, und lerne begreifen, wenn weder Förſter noch Gartner, weder Köhler noch Tiſcher, noch irgend ein Handwerker aus dir etwas zu machen weiß.“

Unter ſolchem Geſpräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht

zu welchem Gebrauch, etwas aus dem Buſen, das halb wie eine Brieftaſche, halb wie ein Beſteck ausſah, und von Montan als ein altbekanntes angeſprochen wurde. Unſer Freund läugnete nicht, daß er es als eine Art von Fetiſch bei ſich trage, in dem Aberglauben, ſein Schickſal hange gewiſſermaßen von deſſen Beſitz ab.

Was es aber geweſen, dürfen wir an dieſer Stelle dem Leſer noch nicht vertrauen, ſo viel aber müſſen wir ſagen, daß hieran ſich ein Geſpräch anknüpfte, deſſen Reſultate ſich endlich dahin ergaben, daß Wilhelm bekannte: wie er ſchon langſt geneigt ſey einem gewiſſen beſondern Geſchäft, einer ganz eigentlich nützlichen Kunſt ſich zu widmen, vorausgeſetzt Montan werde ſich bei den Verbündeten dahin verwenden, daß die laſtigſte aller Lebensbedingungen, nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen, baldigſt aufgehoben und ihm vergönnt werde, ſich zu Erreichung ſeines Zweckes da oder dort, wie es ihm belieben möge, ſich aufzuhalten. Dieß verſprach Montan zu bewirken, nachdem jener feierlich angelobt hatte, die vertraulich ausgeſprochene Abſicht unabläſſig zu verfolgen und den einmal gefaßten Vorſatz auf das treulichſte feſtzuhalten.

Dieſes alles ernſtlich durchſprechend und einander unabläſſig erwiedernd waren ſie von ihrer Nachtſtätte, wo ſich eine wunderlich verdächtige Geſellſchaft nach und nach verſammelt hatte, bei Tagesanbruch aus dem Wald auf eine Blöße gekommen, an der ſie einiges Wild antrafen, das beſonders dem fröhlich auffaſſenden Felix viel Freude machte. Man bereitete ſich zum Scheiden, denn hier deuteten die Pfade nach verſchiedenen Himmelsgegenden. Fitz ward nun über die verſchiedenen Richtungen befragt, der aber zerſtreut ſchien, und gegen ſeine Gewohnheit verworrene Antworten gab.

„Du bist überhaupt ein Schelm," sagte Jarno; „diese Männer heute Nacht, die sich um uns herum setzten, kanntest du alle. Es waren Holzhauer und Bergleute, das mochte hingehen, aber die letzten halt' ich für Schmuggler, für Wilddiebe, und der lange, ganz letzte, der immer Zeichen in den Sand schrieb und den die andern mit einiger Achtung behandelten, war gewiß ein Schatzgraber, mit dem du unter der Decke spielst."

„Es sind alles gute Leute," ließ Fitz sich darauf vernehmen; „sie nahren sich kummerlich, und wenn sie manchmal etwas thun, was die andern verbieten, so sind es arme Teufel, die sich selbst etwas erlauben müssen nur um zu leben."

Eigentlich aber war der kleine schelmische Junge, da er Vorbereitungen der Freunde sich zu trennen bemerkte, nachdenklich; er überlegte sich etwas im Stillen, denn er stand zweifelhaft, welchem von beiden Theilen er folgen sollte. Er berechnete seinen Vortheil: Vater und Sohn gingen leichtsinnig mit dem Silber um, Jarno aber gar mit dem Golde; diesen nicht loszulassen hielt er furs beste. Daher ergriff er sogleich eine dargebotene Gelegenheit, und als im Scheiden Jarno zu ihm sagte: „nun, wenn ich nach St. Joseph komme, will ich sehen, ob du ehrlich bist, ich werde den Kreuzstein und den verfallenen Altar suchen." „Ihr werdet nichts finden," sagte Fitz, „und ich werde doch ehrlich bleiben; der Stein ist dorther, aber ich habe sammtliche Stücke weggeschafft und sie hier oben verwahrt. Es ist ein kostbares Gestein, ohne dasselbe laßt sich kein Schatz heben; man bezahlt mir ein kleines Stück gar theuer. Ihr hattet ganz recht, daher kam meine Bekanntschaft mit dem hagern Manne."

Nun gab es neue Verhandlungen, Fitz verpflichtete sich an Jarno, gegen einen nochmaligen Ducaten, in mäßiger Entfernung ein tüchtiges Stück dieses seltenen Minerals zu verschaffen, wogegen er den Gang nach dem Riesenschloß abrieth, weil aber dennoch Felix darauf bestand, dem Boten einschärfte die Reisenden nicht zu tief hinein zu lassen; denn niemand finde sich aus diesen Höhlen und Klüften jemals wieder heraus. Man schied, und Fitz versprach zu guter Zeit in den Hallen des Riesenschlosses wieder einzutreffen.

Der Bote schritt voran, die beiden folgten; jener war aber kaum den Berg eine Strecke hinaufgestiegen, als Felix bemerkte: man gehe nicht den Weg, auf welchen Fitz gedeutet habe. Der Bote versetzte jedoch: „ich muß es besser wissen; denn erst in diesen Tagen hat ein gewaltiger Sturm die nächste Waldstrecke niedergestürzt; die kreuzweis übereinander geworfenen Bäume versperren diesen Weg; folgt mir, ich bring' euch an Ort und Stelle." Felix verkürzte sich den beschwerlichen Pfad durch lebhaften Schritt und Sprung von Fels zu Fels, und freute sich über sein erworbenes Wissen, daß er nun von Granit zu Granit hüpfe.

Und so ging es aufwärts, bis er endlich auf zusammengestürzten schwarzen Säulen stehen blieb und auf einmal das Riesenschloß vor Augen sah. Wände von Säulen ragten auf einem einsamen Gipfel hervor, geschlossene Säulenwände bildeten Pforten an Pforten, Gänge nach Gängen. Ernstlich warnte der Bote, sich nicht hineinzuverlieren, und an einem sonnigen, über weite Aussicht gebietenden Flecke, die Aschenspur seiner Vorgänger bemerkend, war er geschäftig, ein prasselndes Feuer zu unterhalten. Indem er nun an solchen Stellen eine frugale Kost zu bereiten schon gewohnt war, und Wilhelm in der himmelweiten Aussicht,

von der Gegend näher Erkundigung einzog, durch die er zu wandern gedachte, war Felix verschwunden; er mußte sich in die Höhle verloren haben, auf Rufen und Pfeifen antwortete er nicht und kam nicht wieder zum Vorschein.

Wilhelm aber, der, wie es einem Pilger ziemt, auf manche Fälle vorbereitet war, brachte aus seiner Jagdtasche einen Knaul Bindfaden hervor, band ihn sorgfältig fest und vertraute sich den leitenden Zeichen, an dem er seinen Sohn hineinzuführen schon die Absicht gehabt hatte. So ging er vorwärts und ließ von Zeit zu Zeit sein Pfeifchen erschallen, lange vergebens. Endlich aber erklang aus der Tiefe ein schneidender Pfiff, und bald darauf schaute Felix am Boden aus einer Kluft des schwarzen Gesteines hervor. „Bist du allein?" lispelte bedenklich der Knabe. — „Ganz allein!" versetzte der Vater. — „Reiche mir Scheitel reiche mir Knittel!" sagte der Knabe, empfing sie und verschwand, nachdem er angstlich gerufen hatte: „laß niemand in die Höhle!" Nach einiger Zeit aber tauchte er wieder auf, forderte noch längeres und stärkeres Holz. Der Vater harrte sehnlich auf die Lösung dieses Räthsels. Endlich erhub sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kastchen mit, nicht größer als ein kleiner Oktavband, von prachtigem altem Ansehn, es schien von Gold zu seyn, mit Schmelz geziert. „Stecke es zu dir, Vater, und laß es niemanden sehen!" Er erzählte darauf mit Hast, wie er, aus innerem geheimem Antrieb, in jene Spalte gekrochen sey, und unten einen dämmerhellen Raum gefunden habe. In demselben stand, wie er sagte, ein großer eiserner Kasten, zwar nicht verschlossen, dessen Deckel jedoch nicht zu erheben, kaum zu lüften war. Um nun darüber Herr zu werden, habe er die Knittel verlangt, um sie theils als Stützen

unter den Deckel zu ſtellen, theils als Keile dazwiſchen zu ſchieben, zuletzt habe er den Kaſten zwar leer, in einer Ecke deſſelben jedoch das Prachtbüchlein gefunden. Sie verſprachen ſich deßhalb beiderſeits ein tiefes Geheimniß.

Mittag war vorüber, etwas hatte man genoſſen, Fitz war noch nicht, wie er verſprochen, gekommen; Felix aber, beſonders unruhig, ſehnte ſich von dem Orte weg, wo der Schatz irdiſcher oder unterirdiſcher Forderung ausgeſetzt ſchien. Die Säulen kamen ihm ſchwärzer, die Höhlen tiefer vor. Ein Geheimniß war ihm aufgeladen, ein Beſitz, rechtmäßig oder unrechtmäßig? ſicher oder unſicher? Die Ungeduld trieb ihn von der Stelle, er glaubte die Sorge los zu werden, wenn er den Platz veränderte.

Sie ſchlugen den Weg ein nach jenen ausgedehnten Gütern des großen Landbeſitzers, von deſſen Reichthum und Sonderbarkeiten man ihnen ſo viel erzählt hatte. Felix ſprang nicht mehr wie am Morgen, und alle drei gingen ſtundenlang vor ſich hin. Einigemal wollt' er das Kaſtchen ſehn, der Vater, auf den Boten hindeutend, wies ihn zur Ruhe. Nun war er voll Verlangen, Fitz möge kommen! Dann ſcheute er ſich wieder vor dem Schelmen, bald pfiff er, um ein Zeichen zu geben, dann reute ihn ſchon es gethan zu haben, und ſo dauerte das Schwanken immerfort, bis Fitz endlich ſein Pfeifchen aus der Ferne hören ließ. Er entſchuldigte ſein Außenbleiben vom Rieſenſchloſſe, er habe ſich mit Jarno verſpätet, der Windbruch habe ihn gehindert; dann forſchte er genau, wie es ihnen zwiſchen Saulen und Höhlen gegangen ſey? Wie tief ſie vorgedrungen? Felix erzählte ihm ein Mahrchen über das andere, halb übermüthig, halb verlegen; er ſah den Vater lächelnd an, zupfte ihn verſtohlen und that alles Mögliche um an den

Tag zu geben, daß er heimlich beſitze und daß er ſich verſtelle.

Sie waren endlich auf einen Fahrweg gelangt, der ſie bequem zu jenen Beſitzthümern hinführen ſollte; Fitz aber behauptete einen näheren und beſſern Weg zu kennen, auf welchem der Bote ſie nicht begleiten wollte und den geraden breiten eingeſchlagenen Weg vor ſich hinging. Die beiden Wanderer vertrauten dem loſen Jungen und glaubten wohlgethan zu haben, denn nun ging es ſteil den Berg hinab, durch einen Wald der hoch- und ſchlankſtämmigſten Lärchenbäume, der, immer durchſichtiger werdend, ihnen zuletzt die ſchönſte Beſitzung, die man ſich nur denken kann, im klarſten Sonnenlichte ſehen ließ.

Ein großer Garten, nur der Fruchtbarkeit, wie es ſchien, gewidmet, lag, obgleich mit Obſtbäumen reichlich ausgeſtattet, offen vor ihren Augen, indem er regelmäßig, in mancherlei Abtheilungen, einen, zwar im ganzen abhangigen, doch aber mannigfaltig bald erhöhten, bald vertieften Boden bedeckte. Mehrere Wohnhäuſer lagen darin zerſtreut, ſo daß der Raum verſchiedenen Beſitzern anzugehören ſchien; der jedoch, wie Fitz verſicherte, von einem einzigen Herrn beherrſcht und benutzt ward. Ueber den Garten hinaus erblickten ſie eine unabſehbare Landſchaft, reichlich bebaut und bepflanzt. Sie konnten Seen und Flüſſe deutlich unterſcheiden.

Sie waren den Berg hinab immer näher gekommen und glaubten nun ſogleich im Garten zu ſeyn, als Wilhelm ſtutzte, und Fitz ſeine Schadenfreude nicht verbarg: denn eine jähe Kluft am Fuße des Berges that ſich vor ihnen auf und zeigte gegenüber eine bisher verborgene hohe Mauer, ſchroff genug von außen, obgleich von innen durch das Erdreich völlig ausgefüllt. Ein tiefer Graben trennte ſie alſo von dem Garten,

in den ſie unmittelbar hineinſahen. — „Wir haben noch hinüber einen ziemlichen Umweg zu machen,“ ſagte Fitz, „wenn wir die Straße, die hineinführt, erreichen wollen. Doch weiß ich auch einen Eingang von dieſer Seite, wo wir um ein gutes näher gehen. Die Gewölbe, durch die das Regenwaſſer bei Regengüſſen in den Garten geregelt hineinſtürzt, öffnen ſich hier; ſie ſind hoch und breit genug, daß man mit ziemlicher Bequemlichkeit hindurch kommen kann.“ Als Felix von Gewölben hörte, konnte er vor Begierde ſich nicht laſſen, dieſen Eingang zu betreten. Wilhelm folgte den Kindern, und ſie ſtiegen zuſammen die ganz trocken liegenden hohen Stufen dieſer Zuleitungsgewölbe hinunter. Sie befanden ſich bald im hellen, bald im dunkeln, je nachdem von Seitenöffnungen her das Licht hereinfiel, oder von Pfeilern und Wänden aufgehalten ward. Endlich gelangten ſie auf einen ziemlich gleichen Fleck und ſchritten langſam vor, als auf einmal in ihrer Nähe ein Schuß fiel, zu gleicher Zeit ſich zwei verborgene Eiſengitter ſchloſſen und von beiden Seiten einſperrten. Zwar nicht die ganze Geſellſchaft: nur Wilhelm und Felix waren gefangen. Denn Fitz, als der Schuß fiel, ſprang ſogleich rückwärts, und das zuſchlagende Gitter faßte nur ſeinen weiten Ermel; er aber, ſehr geſchwind das Jackchen abwerfend, war entflohen, ohne ſich einen Augenblick aufzuhalten.

Die beiden Eingekerkerten hatten kaum Zeit ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, als ſie Menſchenſtimmen vernahmen, welche ſich langſam zu nähern ſchienen. Bald darauf traten Bewaffnete mit Fackeln an die Gitter und neugieriges Blicks, was ſie für einen Fang möchten gethan haben. Sie fragten zugleich, ob man ſich gutwillig ergeben wolle. — „Hier kann von keinem Ergeben die Rede ſeyn,“ verſetzte

Wilhelm: „wir ſind in eurer Gewalt. Eher haben wir Urſache zu fragen, ob ihr uns ſchonen wollt. Die einzige Waffe, die wir bei uns haben, liefere ich euch aus," und mit dieſen Worten reichte er ſeinen Hirſchfanger durchs Gitter; dieſes öffnete ſich ſogleich und man führte ganz gelaſſen die Ankömmlinge mit ſich vorwärts, und als man ſie einen Wendelſtieg hinaufgebracht hatte, befanden ſie ſich bald an einem ſeltſamen Orte; es war ein geräumiges reinliches Zimmer, durch kleine unter dem Geſimſe hergehende Fenſter erleuchtet, die ungeachtet der ſtarken Eiſenſtabe Licht genug verbreiteten. Für Sitze, Schlafſtellen und was man allenfalls ſonſt in einer maßigen Herberge verlangen könnte, war geſorgt, und es ſchien dem der ſich hier befand, nichts als die Freiheit zu fehlen.

Wilhelm hatte ſich bei ſeinem Eintritt ſogleich niedergeſetzt und überdachte den Zuſtand; Felix hingegen, nachdem er ſich von dem Erſtaunen erholt hatte, brach in eine unglaubliche Wuth aus. Dieſe ſteilen Wande, dieſe hohen Fenſter, dieſe feſten Thüren, dieſe Abgeſchloſſenheit, dieſe Einſchränkung war ihm ganz neu. Er ſah ſich um, er rannte hin und her, ſtampfte mit den Fußen, weinte, rüttelte an den Thüren, ſchlug mit den Fauſten dagegen, ja er war im Begriff, mit dem Schädel dawider zu rennen, hätte nicht Wilhelm ihn gefaßt und mit Kraft feſtgehalten.

„Beſieh dir das nur ganz gelaſſen, mein Sohn," fing der Vater an: „denn Ungeduld und Gewalt helfen uns nicht aus dieſer Lage. Das Geheimniß wird ſich aufklären; aber ich müßte mich höchlich irren, oder wir ſind in keine ſchlechten Hände gefallen. Betrachte dieſe Inſchriften: „Dem Unſchuldigen Befreiung und Erſatz, dem Verführten Mitleiden, dem Schuldigen ahndende Gerechtigkeit." Alles dieſes zeigt

uns an, daß dieſe Anſtalten Werke der Nothwendigkeit, nicht der Grauſamkeit ſind. Der Menſch hat nur allzuſehr Urſache, ſich vor dem Menſchen zu ſchützen. Der Mißwollenden giebt es gar viele, der Mißthatigen nicht wenige, und um zu leben wie ſich's gehört iſt nicht genug immer wohlzuthun."

Felix hatte ſich zuſammen genommen, warf ſich aber ſogleich auf eine der Lagerſtätten, ohne weiteres Aeußern noch Erwiedern. Der Vater ließ nicht ab und ſprach ferner: „Laß dir dieſe Erfahrung, die du ſo früh und unſchuldig machſt, ein lebhaftes Zeugniß bleiben, in welchem und in was für einem vollkommenen Jahrhundert du geboren biſt. Welchen Weg mußte nicht die Menſchheit machen, bis ſie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher ſchonend, gegen Unmenſchliche menſchlich zu ſeyn! Gewiß waren es Manner göttlicher Natur, die dieß zuerſt lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beſchleunigen. Des Schönen ſind die Menſchen ſelten fahig, öfter des Guten; und wie hoch müſſen wir daher diejenigen halten, die dieſes mit großen Aufopferungen zu befördern ſuchen."

Dieſe tröſtlich belehrenden Worte, welche die Abſicht der einſchließenden Umgebung völlig rein ausdrückten, hatte Felix nicht vernommen; er lag im tiefſten Schlafe, ſchöner und friſcher als je; denn eine Leidenſchaft, wie ſie ihn ſonſt nicht leicht ergriff, hatte ſein ganzes Innerſte auf die vollen Wangen hervorgetrieben. Ihn mit Gefalligkeit beſchauend ſtand der Vater, als ein wohlgebildeter junger Mann hereintrat, der, nachdem er den Ankömmling einige Zeit freundlich angeſehen, anfing ihn über die Umſtände zu befragen, die ihn auf den ungewöhnlichen Weg und in dieſe Falle geführt hatten. Wilhelm erzählte die Begebenheit ganz ſchlicht,

überreichte ihm einige Papiere, die ſeine Perſon aufzuklären dienten, und berief ſich auf den Boten, der nun bald auf dem ordentlichen Wege, von einer andern Seite anlangen müſſe. Als dieſes alles ſo weit im Klaren war, erſuchte der Beamte ſeinen Gaſt, ihm zu folgen. Felix war nicht zu erwecken, die Untergebenen trugen ihn daher auf der tüchtigen Matratze, wie ehemals den unbewußten Ulyß, in die freie Luft.

Wilhelm folgte dem Beamten in ein ſchönes Gartenzimmer, wo Erfriſchungen aufgeſetzt wurden, die er genießen ſollte, indeſſen jener ging an höherer Stelle Bericht abzuſtatten. Als Felix erwachend ein gedecktes Tiſchchen, Obſt, Wein, Zwieback und zugleich die Heiterkeit der offenſtehenden Thüre bemerkte, ward es ihm ganz wunderlich zu Muthe. Er läuft hinaus, er kehrt zurück, er glaubt geträumt zu haben; und hatte bald bei ſo guter Koſt und ſo angenehmer Umgebung den vorhergegangenen Schrecken und alle Bedrängniß, wie einen ſchweren Traum am hellen Morgen, vergeſſen.

Der Bote war angelangt, der Beamte kam mit ihm und einem andern ältlichen noch freundlichern Manne zurück, und die Sache klarte ſich folgendergeſtalt auf. Der Herr dieſer Beſitzung, im höhern Sinne wohlthätig, daß er alles um ſich her zum Thun und Schaffen aufregte, hatte aus ſeinen unendlichen Baumſchulen, ſeit mehreren Jahren, fleiſſigen und ſorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umſonſt, Nachläſſigen um einen gewiſſen Preis, und denen, die damit handeln wollten, gleichfalls doch um einen billigen, überlaſſen. Aber auch dieſe beiden Claſſen forderten umſonſt, was die Würdigen umſonſt erhielten, und da man ihnen nicht nachgab, ſuchten ſie die Stämme zu entwenden. Auf mancherlei Weiſe war es ihnen gelungen. Dieſes verdroß den Beſitzer

um so mehr, da nicht allein die Baumschulen geplündert, sondern auch durch Uebereilung verderbt worden waren. Man hatte Spur, daß sie durch die Wasserleitung hereingekommen, und deßhalb eine solche Gitterfalle mit einem Selbstschuß eingerichtet, der aber nur als Zeichen gelten sollte. Der kleine Knabe hatte sich unter mancherlei Vorwänden im Garten sehen lassen, und es war nichts natürlicher, als daß er aus Kühnheit und Schelmerei die Fremden einen Weg führen wollte, den er früher zu anderm Zwecke ausgefunden. Man hatte gewünscht seiner habhaft zu werden; indessen wurde sein Wämschen unter andern gerichtlichen Gegenständen aufgehoben.

Fünftes Capitel.

Auf dem Wege nach dem Schlosse fand unser Freund zu seiner Verwunderung nichts was einem alteren Lustgarten, oder einem modernen Park ähnlich gewesen wäre; gradlinig gepflanzte Fruchtbäume, Gemüsfelder, große Strecken mit Heilkräutern bestellt, und was nur irgend brauchbar konnte geachtet werden, übersah er auf sanft abhängiger Fläche mit Einem Blicke. Ein von hohen Linden umschatteter Platz breitete sich würdig als Vorhalle des ansehnlichen Gebäudes, eine lange daranstoßende Allee, gleichen Wuchses und Würde, gab zu jeder Stunde des Tags Gelegenheit im Freien zu verkehren und zu lustwandeln. Eintretend in das Schloß fand er die Wände der Hausflur auf eine eigene Weise bekleidet; große geographische Abbildungen aller vier Welttheile fielen ihm in die Augen; stattliche Treppenwände waren gleichfalls mit Abrissen einzelner Reiche geschmückt, und, in

den Hauptſaal eingelaſſen, fand er ſich umgeben von Proſpecten der merkwürdigſten Städte oben und unten eingefaßt von landſchaftlicher Nachbildung der Gegenden, worin ſie gelegen ſind, alles kunſtreich dargeſtellt, ſo daß die Einzelnheiten deutlich in die Augen fielen und zugleich ein ununterbrochener Bezug durchaus bemerkbar blieb.

Der Hausherr, ein kleiner lebhafter Mann von Jahren, bewillkommte den Gaſt und fragte, ohne weitere Einleitung, gegen die Wände deutend: ob ihm vielleicht eine dieſer Städte bekannt ſey, und ob er daſelbſt jemals ſich aufgehalten? Von manchem konnte nun der Freund auslangende Rechenſchaft geben und beweiſen, daß er mehrere Orte nicht allein geſehen, ſondern auch ihre Zuſtände und Eigenheiten gar wohl zu bemerken gewußt.

Der Hausherr klingelte und befahl ein Zimmer den beiden Ankömmlingen anzuweiſen, auch ſie ſpäter zum Abendeſſen zu führen; dieß geſchah denn auch. In einem großen Erdſaale entgegneten ihm zwei Frauenzimmer, wovon die eine mit großer Heiterkeit zu ihm ſprach: „Sie finden hier kleine Geſellſchaft aber gute: ich, die jüngere Nichte, heiße Herſilie, dieſe, meine ältere Schweſter, nennt man Juliette, die beiden Herren ſind Vater und Sohn, Beamte, die Sie kennen, Hausfreunde, die alles Vertrauens genießen, das ſie verdienen. Setzen wir uns!“ Die beiden Frauenzimmer nahmen Wilhelm in die Mitte, die Beamten ſaßen an beiden Enden, Felix an der andern langen Seite, wo er ſich ſogleich Herſilien gegenüber gerückt hatte, und kein Auge von ihr verwendete.

Nach vorläufigem allgemeinem Geſpräch ergriff Herſilie Gelegenheit zu ſagen: „damit der Fremde deſto ſchneller mit uns vertraut und in unſere Unterhaltung eingeweiht werde,

muß ich bekennen, daß bei uns viel geleſen wird, und daß wir uns, aus Zufall, Neigung, auch wohl Widerſpruchsgeiſt, in die verſchiedenen Literaturen getheilt haben. Der Oheim iſt fürs Italiäniſche, die Dame hier nimmt es nicht übel, wenn man ſie für eine vollendete Engländerin hält, ich aber halte mich an die Franzoſen, ſofern ſie heiter und zierlich ſind. Hier, Amtmann Papa erfreut ſich des deutſchen Alterthums, und der Sohn mag denn wie billig dem neuern, jüngern ſeinen Antheil zuwenden. Hiernach werden Sie uns beurtheilen, hiernach Theil nehmen, einſtimmen oder ſtreiten; in jedem Sinne werden Sie willkommen ſeyn." Und in dieſem Sinne belebte ſich auch die Unterhaltung.

Indeſſen war die Richtung der feurigen Blicke des ſchönen Felix Herſilien keineswegs entgangen, ſie fühlte ſich überraſcht und geſchmeichelt, und ſendete ihm die vorzüglichſten Biſſen, die er freudig und dankbar empfing. Nun aber, als er beim Nachtiſch über einen Teller Aepfel zu ihr hinſah, glaubte ſie in den reizenden Früchten eben ſo viel Rivale zu erblicken. Gedacht, gethan, ſie faßte einen Apfel und reichte ihn dem heranwachſenden Abenteurer über den Tiſch hinüber; dieſer, haſtig zugreifend, fing ſogleich zu ſchälen an; unverwandt aber nach der reizenden Nachbarin hinblickend ſchnitt er ſich tief in den Daumen. Das Blut floß lebhaft; Herſilie ſprang auf, bemühte ſich um ihn, und als ſie das Blut geſtillt, ſchloß ſie die Wunde mit Engliſchem Pflaſter aus ihrem Beſteck. Indeſſen hatte der Knabe ſie angefaßt und wollte ſie nicht loslaſſen; die Störung ward allgemein, die Tafel aufgehoben und man bereitete ſich zu ſcheiden.

„Sie leſen doch auch vor Schlafengehn?" ſagte Herſilie zu Wilhelm, „ich ſchicke Ihnen ein Manuſcript, eine Ueberſetzung

aus dem Französischen von meiner Hand, und Sie sollen sagen, ob Ihnen viel artigeres vorgekommen ist. Ein verrücktes Mädchen tritt auf! das möchte keine sonderliche Empfehlung seyn, aber wenn ich jemals närrisch werden möchte, wie mir manchmal die Lust ankommt, so war' es auf diese Weise."

Die pilgernde Thörin.

Herr von Revanne, ein reicher Privatmann, besitzt die schönsten Ländereien seiner Provinz. Nebst Sohn und Schwester bewohnt er ein Schloß, das eines Fürsten würdig wäre; und in der That, wenn sein Park, seine Wasser, seine Pachtungen, seine Manufacturen, sein Hauswesen auf sechs Meilen umher die Halfte der Einwohner ernähren, so ist er durch sein Ansehn und durch das Gute, das er stiftet, wirklich ein Fürst.

Vor einigen Jahren spazierte er an den Mauern seines Parks hin auf der Heerstraße und ihm gefiel in einem Lustwaldchen auszuruhen, wo der Reisende gern verweilt. Hochstämmige Bäume ragen über junges dichtes Gebüsch; man ist vor Wind und Sonne geschützt; ein sauber gefaßter Brunnen sendet seine Wasser über Wurzeln, Steine und Rasen. Der Spazierende hatte wie gewöhnlich Buch und Flinte bei sich. Nun versuchte er zu lesen, öfters durch Gesang der Vögel, manchmal durch Wanderschritte angenehm abgezogen und zerstreut.

Ein schöner Morgen war im Vorrücken, als jung und liebenswürdig ein Frauenzimmer sich gegen ihn her bewegte.

Sie verließ die Straße, indem ſie ſich Ruhe und Erquickung an dem friſchen Orte zu verſprechen ſchien, wo er ſich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überraſcht wie er war. Die Pilgerin mit den ſchönſten Augen von der Welt und einem Geſicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete ſich an Körperbau, Gang und Anſtand dergeſtalt aus, daß er unwillkürlich von ſeinem Platze aufſtand und nach der Straße blickte, um das Gefolge kommen zu ſehen, das er hinter ihr vermuthete. Dann zog die Geſtalt abermals, indem ſie ſich edel gegen ihn verbeugte, ſeine Aufmerkſamkeit an ſich, und ehrerbietig erwiederte er den Gruß. Die ſchöne Reiſende ſetzte ſich an den Rand des Quells, ohne ein Wort zu ſagen und mit einem Seufzer.

Seltſame Wirkung der Sympathie! rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte: dieſer Seufzer ward in der Stille von mir erwiedert. Ich blieb ſtehen, ohne zu wiſſen was ich ſagen oder thun ſollte. Meine Augen waren nicht hinreichend, dieſe Vollkommenheiten zu faſſen. Ausgeſtreckt wie ſie lag, auf einen Ellbogen gelehnt, es war die ſchönſte Frauengeſtalt, die man ſich denken konnte! Ihre Schuhe gaben mir zu eigenen Betrachtungen Anlaß; ganz beſtaubt deuteten ſie auf einen langen zurückgelegten Weg, und doch waren ihre ſeidenen Strümpfe ſo blank, als wären ſie eben unter dem Glättſtein hervorgegangen. Ihr aufgezogenes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare ſchienen dieſen Morgen erſt gelockt; feines Weißzeug, feine Spitzen; ſie war angezogen, als wenn ſie zum Balle gehen ſollte. Auf eine Landſtreicherin deutete nichts an ihr, und doch war ſie's; aber eine beklagenswerthe, eine verehrungswürdige.

Zuletzt benutzte ich einige Augenblicke, die ſie auf mich warf, ſie zu fragen, ob ſie allein reiſe. „Ja, mein Herr,“

ſagte ſie, „ich bin allein auf der Welt.“ — „Wie? Madame, ſie ſollten ohne Eltern, ohne Bekannte ſeyn?“ — „Das wollte ich eben nicht ſagen, mein Herr. Eltern hab' ich, und Bekannte genug; aber keine Freunde.“ — „Daran,“ fuhr ich fort, „können Sie wohl unmöglich Schuld ſeyn. Sie haben eine Geſtalt und gewiß auch ein Herz, denen ſich viel vergeben läßt.“

Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Compliment verbarg, und ich machte mir einen guten Begriff von ihrer Erziehung. Sie öffnete gegen mich zwei himmliſche Augen vom vollkommenſten, reinſten Blau, durchſichtig und glänzend; hierauf ſagte ſie mit edlem Tone: ſie könne es einem Ehrenmanne, wie ich zu ſeyn ſcheine, nicht verdenken, wenn er ein junges Mädchen, das er allein auf der Landſtraße treffe, einigermaßen verdächtig halte: ihr ſey das ſchon öfter entgegen geweſen; aber, ob ſie gleich fremd ſey, obgleich niemand das Recht habe, ſie auszuforſchen, ſo bitte ſie doch zu glauben, daß die Abſicht ihrer Reiſe mit der gewiſſenhafteſten Ehrbarkeit beſtehen könne. Urſachen, von denen ſie niemand Rechenſchaft ſchuldig ſey, nötigten ſie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren, die man für ihr Geſchlecht befürchte, nur eingebildet ſeyen, und daß die Ehre eines Weibes, ſelbſt unter Straßenräubern, nur bei Schwäche des Herzens und der Grundſätze Gefahr laufe.

Uebrigens gehe ſie nur zu Stunden und auf Wegen, wo ſie ſich ſicher glaube, ſpreche nicht mit jedermann und verweile manchmal an ſchicklichen Orten, wo ſie ihren Unterhalt erwerben könne durch Dienſtleiſtung in der Art, wonach ſie erzogen worden. Hier ſank ihre Stimme, ihre Augenlieder neigten ſich und ich ſah einige Thränen ihre Wangen herabfallen.

Ich versetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifle, so wenig als einem achtungswerthen Betragen. Ich bedauere sie nur, daß irgend eine Nothwendigkeit sie zu dienen zwinge, da sie so werth scheine Diener zu finden; und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in sie dringen wolle, vielmehr mich durch ihre nähere Bekanntschaft zu überzeugen wünsche, daß sie überall für ihren Ruf eben so besorgt sey als für ihre Tugend. Diese Worte schienen sie abermals zu verletzen, denn sie antwortete: Namen und Vaterland verberge sie, eben um des Rufs willen, der denn doch am Ende meistentheils weniger Wirkliches als Muthmaßliches enthalte. Biete sie ihre Dienste an, so weise sie Zeugnisse der letzten Häuser vor, wo sie etwas geleistet habe, und verhehle nicht, daß sie über Vaterland und Familie nicht befragt seyn wolle. Darauf bestimme man sich und stelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unschuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim.

Aeußerungen dieser Art ließen keine Geistesverwirrung bei der schönen Abenteurerin argwohnen. Herr von Revanne, der einen solchen Entschluß in die Welt zu laufen nicht gut begreifen konnte, vermuthete nun, daß man sie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheirathen wollen. Hernach fiel er darauf, ob es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe sey; und wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen andern zutraute, verliebte er sich selbst und fürchtete, sie möchte weiter reisen. Er konnte seine Augen nicht von dem schönen Gesicht wegwenden, das von einem grünen Halblichte verschönert war. Niemals zeigte, wenn es je Nymphen gab, auf den Rasen sich eine schönere hingestreckt; und die etwas romanhafte Art dieser Zusammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel naher zu betrachten, bewog Herr von Revanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse fuhren zu lassen. Sie macht keine Schwierigkeit, sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit dem anmuthigsten Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus. Sie bemerkt nur, was Auszeichnung verdient, es sey an Möbeln, Malereien, oder es betreffe die schickliche Eintheilung der Zimmer. Sie findet eine Bibliothek, sie kennt die guten Bucher, und spricht daruber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwatz, keine Verlegenheit. Bei Tafel ein eben so edles und naturliches Betragen und den liebenswurdigsten Ton der Unterhaltung. So weit ist alles verstandig in ihrem Gesprach, und ihr Charakter scheint so liebenswurdig wie ihre Person.

Nach der Tafel machte sie ein kleiner muthwilliger Zug noch schoner, und indem sie sich an Fraulein Revanne mit einem Lacheln wendet, sagt sie: es sey ihr Brauch, ihr Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen, und so oft es ihr an Geld fehle, Nahnadeln von den Wirthinnen zu verlangen. Erlauben Sie, fügte sie hinzu, daß ich eine Blume auf einem ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie kunftig bei deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen. Fraulein von Revanne versetzte darauf: daß es ihr sehr leid thue, keinen aufgezogenen Grund zu haben und deßhalb das Vergnügen ihre Geschicklichkeit zu bewundern entbehren musse. Alsbald wendete die Pilgerin ihren Blick auf das Clavier. So will ich denn, sagte sie, mit Windmunze abtragen, wie es auch ja sonst schon die Art umherstreifender Sanger war. Sie versuchte das Instrument mit zwei oder drei Vorspielen,

die eine sehr geübte Hand ankündigten. Man zweifelte nicht mehr, daß sie ein Frauenzimmer von Stande sey, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten. Zuerst war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging sie zu ernsten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte. Sie netzten sich mit Thränen, ihr Gesicht verwandelte sich, ihre Finger hielten an; aber auf einmal überraschte sie jedermann, indem sie ein muthwilliges Lied, mit der schönsten Stimme von der Welt, lustig und lacherlich vorbrachte. Da man in der Folge Ursache hatte zu glauben, daß diese burleske Romanze sie etwas näher angehe, so verzeiht man mir wohl, wenn ich sie hier einschalte.

Woher im Mantel so geschwinde,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat wohl der Freund beim scharfen Winde
Auf einer Wallfahrt sich erbaut?
Wer hat ihm seinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Wie ist er in den Wald gekommen
Auf den beschneiten wilden Höhn?

War wunderlich von warmer Stätte,
Wo er sich bessern Spaß versprach,
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre seine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgepackt:
Der arme Freund ist ausgezogen,
Beinah wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ging er ſolche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr!
Der freilich ſchön im Mühlgehege
Wie ſonſt im Paradieſe war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus:

Ich las in ihren Feuerblicken
Doch keine Sylbe von Verrath!
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den raſchen Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen,
Der Nacht, die nie ein Ende nahm,
Und erſt die Mutter anzuſchreien
Jetzt eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom!
Da kamen Brüder, guckten Tanten,
Da ſtand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Da forderten ſie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geſchrei von mir.

Was dringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein!
Denn ſolche Schätze zu gewinnen
Da muß man viel behender ſeyn.

Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Da raubten ſie das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Da ſprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß durch alle durchzugehn,
Ich ſah noch einmal die Verruchte,
Und ach ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme:
Doch flog noch manches wilde Wort,
So macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten ſiehn!
So laſſet doch den Fraun von Stande
Die Luſt, die Diener auszuziehn.
Doch ſeyd ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Halmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde,
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient;
So geh es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech belügt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Wohl war es bedenklich, daß ſie ſich auf eine ſolche Weiſe vergeſſen konnte, und dieſer Ausfall mochte für ein Anzeichen eines Kopfes gelten, der ſich nicht immer gleich war. Aber, ſagte mir Herr von Revanne, auch wir vergaßen alle Betrachtungen, die wir hatten machen können, ich weiß nicht wie es zuging. Uns mußte die unausſprechliche Anmuth, womit ſie dieſe Poſſen vorbrachte, beſtochen haben. Sie ſpielte neckiſch, aber mit Einſicht. Ihre Finger gehorchten ihr vollkommen und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da ſie geendigt hatte, erſchien ſie ſo geſetzt wie vorher, und wir glaubten, ſie habe nur den Augenblick der Verdauung erheitern wollen.

Bald darauf bat ſie um die Erlaubniß, ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink ſagte meine Schweſter: wenn ſie nicht zu eilen hatte und die Bewirthung ihr nicht mißfiele, ſo wurde es uns ein Feſt ſeyn ſie mehrere Tage bei uns zu ſehen. Ich dachte ihr eine Beſchäftigung anzubieten, da ſie ſich's einmal gefallen ließ zu bleiben. Doch dieſen erſten Tag und den folgenden führten wir ſie nur umher. Sie verläugnete ſich nicht einen Augenblick: ſie war die Vernunft mit aller Anmuth begabt. Ihr Geiſt war fein und treffend, ihr Gedächtniß ſo wohl ausgeziert und ihr

Gemüth so schön, daß sie gar oft unsere Bewunderung erregte und alle unsere Aufmerksamkeit festhielt. Dabei kannte sie die Gesetze eines guten Betragens und übte sie gegen einen jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns besuchten, so vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer solchen Erziehung vereinigen sollten.

Ich wagte wirklich nicht mehr ihr Dienstvorschläge für mein Haus zu thun. Meine Schwester, der sie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu schonen. Zusammen besorgten sie die häuslichen Dinge, und hier ließ sich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter, und wußte sich gleich darauf in alles zu schicken, was höhere Anordnung und Berechnung erheischte.

In kurzer Zeit stellte sie eine Ordnung her, die wir bis jetzt im Schlosse gar nicht vermißt hatten. Sie war eine sehr verständige Haushälterin; und da sie damit angefangen hatte, bei uns mit und an Tafel zu sitzen, so zog sie sich nicht etwa aus falscher Bescheidenheit zurück, sondern speis'te mit uns ohne Bedenken fort; aber sie rührte keine Karte, kein Instrument an, als bis sie die übernommenen Geschäfte zu Ende gebracht hatte.

Nun muß ich freilich gestehen, daß mich das Schicksal dieses Mädchens innigst zu rühren anfing. Ich bedauerte die Eltern, die wahrscheinlich eine solche Tochter sehr vermißten; ich seufzte, daß so sanfte Tugenden, so viele Eigenschaften verloren gehen sollten. Schon lebte sie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen, das wir ihr einzuflößen suchten würde zuletzt das Geheimniß auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück, wir konnten helfen; war es

ein Fehler, so ließ sich hoffen, unsere Vermittelung, unser Zeugniß würden ihr Vergebung eines vorübergehenden Irrthums verschaffen können; aber alle unsere Freundschaftsversicherungen, unsre Bitten selbst waren unwirksam. Bemerkte sie die Absicht einige Aufklarung von ihr zu gewinnen, so versteckte sie sich hinter allgemeine Sittensprüche, um sich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beispiel, wenn wir von ihrem Unglück sprachen: Das Unglück, sagte sie, fällt über Gute und Böse. Es ist eine wirksame Arzenei, welche die guten Safte zugleich mit den üblen angreift.

Suchten wir die Ursache ihrer Flucht aus dem vaterlichen Hause zu entdecken: wenn das Reh flieht, sagte sie lachelnd, so ist es darum nicht schuldig. Fragten wir, ob sie Verfolgungen erlitten: das ist das Schicksal mancher Madchen von guter Geburt, Verfolgungen zu erfahren und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, dem werden mehrere begegnen. Aber wie hatte sie sich entschließen können, ihr Leben der Rohheit der Menge auszusetzen, oder es wenigstens manchmal ihrem Erbarmen zu verdanken? Darüber lachte sie wieder und sagte: dem Armen, der den Reichen bei Tafel bedient, fehlt es nicht an Verstand. Einmal, als die Unterhaltung sich zum Scherze neigte, sprachen wir ihr von Liebhabern und fragten sie: ob sie den frostigen Helden ihrer Romanze nicht kenne? Ich weiß noch recht gut, dieses Wort schien sie zu durchbohren. Sie öffnete gegen mich ein paar Augen, so ernst und streng, daß die meisten einen solchen Blick nicht aushalten konnten; und so oft man auch über von Liebe sprach, so konnte man erwarten, die Anmuth ihres Wesens und die Lebhaftigkeit ihres Geistes getrübt zu sehen. Gleich fiel sie in ein Nachdenken, das wir für Grubeln hielten, und das doch wohl nur Schmerz war. Doch blieb sie

im Ganzen munter, nur ohne große Lebhaftigkeit, edel ohne ſich ein Anſehen zu geben, gerade ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen ohne Aengſtlichkeit, eher duldſam als ſanftmüthig, und mehr erkenntlich als herzlich gegen Liebkoſungen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer, gebildet einem großen Hauſe vorzuſtehn; und doch ſchien ſie nicht älter als ein und zwanzig Jahre.

So zeigte ſich dieſe junge unerklärliche Perſon, die mich ganz eingenommen hatte, binnen zwei Jahren, die es ihr gefiel bei uns zu verweilen, bis ſie mit einer Thorheit ſchloß, die viel ſeltſamer iſt, als ihre Eigenſchaften ehrwürdig und glanzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird ſich tröſten können; was mich betrifft, ſo fürchte ich ſchwach genug zu ſeyn ſie immer zu vermiſſen.

Nun will ich die Thorheit eines verſtändigen Frauenzimmers erzahlen, um zu zeigen, daß Thorheit oft nichts weiter ſey, als Vernunft unter einem andern Aeußern. Es iſt wahr, man wird einen ſeltſamen Widerſpruch finden zwiſchen dem edlen Charakter der Pilgerin und der komiſchen Liſt, deren ſie ſich bediente; aber man kennt ja ſchon zwei ihrer Ungleichheiten, die Pilgerſchaft ſelbſt und das Lied.

Es iſt wohl deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er ſich freilich auf ſein fünfzigjahriges Geſicht nicht verlaſſen, ob er ſchon ſo friſch und wacker ausſah als ein dreißiger; vielleicht aber hoffte er durch ſeine reine kindliche Geſundheit zu gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftmuth, Großmuth ſeines Charakters, vielleicht auch durch ſein Vermögen, ob er gleich zart genug geſinnt war, um zu fühlen, daß man das nicht erkauft was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig,

zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken stürzte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er vorsichtig die Unbekannte zu gewinnen, die ihm durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht werth geworden. Er bemühte sich aufrichtig um ein liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwartigen Zustand erhöht schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn; er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehn. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, hoffte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsatzen nicht geziemen. Dessen ungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingiebt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend zeigt. Auch machte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er spater bereute. Bei einer hochachtungsvollen Freundschaft sprach er von einer dauerhaften, geheimen, gesetzmaßigen Verbindung. Er beklagte sich auch wohl und sprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er die nicht, die er liebte, als er eines Tages zu ihr sagte: daß viele Wohlthater übles für gutes zurückerhielten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Geradheit: viele Wohlthater möchten ihren Begünstigten sammtliche Rechte gern abhandeln für eine Linse.

Die schöne Fremde, in die Bewerbung zweier Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, scheint keine andere Absicht gehabt zu haben, als sich und andern

alberne Streiche zu erſparen, indem ſie in dieſen bedenklichen Umſtanden einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Kühnheit ſeines Alters und drohte, wie gebrauchlich, ſein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern. Der Vater, etwas weniger unvernünftig, war doch eben ſo dringend; aufrichtig beide. Dieſes liebenswürdige Weſen hätte ſich hier wohl eines verdienten Zuſtandes verſichern können: denn beide Herren von Nevanne betheuren, ihre Abſicht ſey geweſen, ſie zu heirathen.

Aber an dem Beiſpiele dieſes Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches Gemüth, hätte ſich auch der Geiſt durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnſinn verirrt, die Herzenswunden nicht unterhalt, die es nicht heilen will. Die Pilgerin fühlte, daß ſie auf einem äußerſten Punkte ſtehe, wo es ihr wohl nicht leicht ſeyn würde, ſich lange zu vertheidigen. Sie war in der Gewalt zweier Liebenden, welche jede Zudringlichkeit durch die Reinheit ihrer Abſichten entſchuldigen konnten, indem ſie im Sinne hatten, ihre Verwegenheit durch ein feierliches Bündniß zu rechtfertigen. So war es, und ſo begriff ſie es.

Sie konnte ſich hinter Fräulein von Nevanne verſchanzen; ſie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthäter. Sie kommt nicht aus der Faſſung, ſie erdenkt ein Mittel, jedermann ſeine Tugend zu erhalten, indem ſie die ihrige bezweifeln läßt. Sie iſt wahnſinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und ſollten ſie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tages, als Herr von Nevanne die Freundſchaft, die Dankbarkeit, die ſie ihm bezeigte, etwas zu lebhaft erwiederte, nahm ſie auf einmal ein naives Weſen an, das

ihm auffiel. „Ihre Güte, mein Herr, ängstigt mich; und laſſen Sie mich aufrichtig entdecken warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit ſchuldig; aber freilich —" „Grauſames Mädchen!" ſagte Herr von Revanne, „ich verſtehe Sie. Mein Sohn hat Ihr Herz gerührt." — „Ach! mein Herr, dabei iſt es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken —" „Wie? Mademoiſelle, Sie waren —" „Ich denke wohl ja," ſagte ſie, indem ſie ſich tief verneigte und eine Thräne vorbrachte, denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entſchuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Revanne war, ſo mußte er doch dieſe neue Art von unſchuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterhaubchen bewundern, und er fand die Verneigung ſehr am Platze. — „Aber, Mademoiſelle, das iſt mir ganz unbegreiflich —" „Mir auch," ſagte ſie, und ihre Thränen floſſen reichlicher. Sie floſſen ſo lange, bis Herr von Revanne am Schluß eines ſehr verdrießlichen Nachdenkens, mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und ſagte: „dieß klart mich auf! Ich ſehe wie lächerlich meine Forderungen ſind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verurſachen, verſpreche ich Ihnen von ſeinem Erbtheile ſo viel als nöthig iſt, um zu erfahren, ob er Sie ſo ſehr liebt als ich." — „Ach! mein Herr, erbarmen Sie ſich meiner Unſchuld und ſagen ihm nichts davon."

Verſchwiegenheit fordern iſt nicht das Mittel ſie zu erlangen. Nach dieſen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruß und höchſt aufgebracht vor ſich zu ſehen. Bald erſchien er mit einem Blicke, der niederſchmetternde Worte verkündigte. Doch er ſtockte und

konnte nichts weiter hervorbringen, als: „Wie? Mademoiselle, iſt es möglich?“ — „Nun was denn? mein Herr,“ ſagte ſie, mit einem Lächeln, das bei einer ſolchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann. „Wie? was denn? Geben Sie, Mademoiſelle, Sie ſind mir ein ſchönes Weſen! Aber wenigſtens ſollte man rechtmäßige Kinder nicht enterben; es iſt ſchon genug, ſie anzuklagen. Ja, Mademoiſelle, ich durchdringe Ihr Complot mit meinem Vater. Sie geben mir beide einen Sohn, und es iſt mein Bruder, das bin ich gewiß!“

Mit eben derſelben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die ſchöne Unkluge: „von Nichts ſind Sie gewiß; es iſt weder Ihr Sohn noch Ihr Bruder. Die Knaben ſind bösartig; ich habe keinen gewollt; es iſt ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menſchen, den Böſen, den Thoren und den Ungetreuen.“

Darauf ihrem Herzen Luft machend: „Leben Sie wohl!“ fuhr ſie fort, „leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundſätze der Aufrichtigkeit. Dieſe ſind nicht gefährlich bei einem gegründeten Reichthum. Seyn Sie gut gegen Arme. Wer die Bitte bekümmerter Unſchuld verachtet, wird einſt ſelbſt bitten und nicht erhört werden. Wer ſich kein Bedenken macht, das Bedenken eines ſchutzloſen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man um ſie wirbt, der verdient ſie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Abſichten, gegen den Plan ſeiner Familie, zu Gunſten ſeiner Leidenſchaften, Entwürfe ſchmiedet, verdient die Früchte ſeiner Leidenſchaft zu entbehren und der Achtung ſeiner Familie zu ermangeln.

Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beispiel sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten verlassen. Sie wissen, ob ich untreu bin, Ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen. Gewiß diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause bedroben. Aber weil Sie jung sind, sage ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen sind nur mit Willen ungetreu; und das wollt' ich dem Freunde von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wieder sieht, wenn sein Herz rein genug seyn wird zu vermissen, was er verloren hat."

Der junge Revanne hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blitz getroffen; Thränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, zum Vater, ihnen zu sagen: Mademoiselle gehe weg, Mademoiselle sey ein Engel, oder vielmehr ein Damon, herumirrend in der Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerin hatte so gut sich vorgesehen, daß man sie nicht wieder fand. Und als Vater und Sohn sich erklart hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten, ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Revanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklarung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

Sechstes Capitel.

Nach einer langen und gründlichen Ruhe, deren die Wanderer wohl bedürfen mochten, sprang Felix lebhaft aus dem Bette und eilte sich anzuziehn; der Vater glaubte zu bemerken mit mehr Sorgfalt als bisher. Nichts saß ihm knapp noch nett genug, auch hätte er alles neuer und frischer gewünscht. Er sprang nach dem Garten und haschte unterwegs nur etwas von der Vorkost, die der Diener für die Gäste brachte, weil erst nach einer Stunde die Frauenzimmer im Garten erscheinen würden.

Der Diener war gewohnt die Fremden zu unterhalten, und manches im Hause vorzuzeigen; so auch führte er unsern Freund in eine Galerie, worin bloß Portraite aufgehangen und gestellt waren, alles Personen, die im achtzehnten Jahrhundert gewirkt hatten, eine große und herrliche Gesellschaft; Gemalde so wie Büsten, wo möglich, von vortrefflichen Meistern. Sie finden, sagte der Custode, in dem ganzen Schloß kein Bild, das, auch nur von ferne, auf Religion, Ueberlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unser Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefördert werde, um sich das Wahre zu vergegenwartigen. Wir fabeln so genug, pflegt er zu sagen, als daß wir diese gefahrliche Eigenschaft unsers Geistes durch äußere reizende Mittel noch steigern sollten.

Die Frage Wilhelms: wenn man ihm aufwarten könne? ward durch die Nachricht beantwortet: der Herr sey, nach seiner Gewohnheit, ganz früh weggeritten. Er pflege zu sagen: Aufmerksamkeit ist das Leben! Sie werden diese und andere Sprüche in denen er sich bespiegelt, in den Feldern über den Thüren eingeschrieben sehen, wie wir z. B. gleich

antreffen: Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.

Die Frauenzimmer hatten schon unter den Linden das Frühstück bereitet, Felix eulenspiegelte um sie her und trachtete in allerlei Thorheiten und Verwegenheiten sich hervorzuthun, eine Abmahnung, einen Verweis von Hersilien zu erhaschen. Nun suchten die Schwestern durch Aufrichtigkeit und Mittheilung das Vertrauen des schweigsamen Gastes, der ihnen gefiel, zu gewinnen; sie erzählten von einem werthen Vetter, der drei Jahre abwesend, zunächst erwartet werde, von einer würdigen Tante, die unsern in ihrem Schlosse wohnend, als ein Schutzgeist der Familie zu betrachten sey. In krankem Verfall des Körpers, in blühender Gesundheit des Geistes, war sie geschildert, als wenn die Stimme einer unsichtbar gewordenen Ursibylle rein göttliche Worte über die menschlichen Dinge ganz einfach ausspräche.

Der neue Gast lenkte nun Gespräch und Frage auf die Gegenwart. Er wünschte den edlen Oheim in rein entschiedener Thätigkeit gerne näher zu kennen; er gedachte des angedeuteten Wegs vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen und suchte die Worte auf seine Weise auszulegen, das ihm denn ganz gut gelang und Juliettens Beifall zu erwerben das Glück hatte.

Hersilie, die bisher lächelnd schweigsam geblieben, versetzte dagegen: „Wir Frauen sind in einem besondern Zustande. Die Maximen der Männer hören wir immerfort wiederholen, ja wir müssen sie in goldnen Buchstaben über unsern Häuptern sehen, und doch wüßten wir Mädchen im stillen das Umgekehrte zu sagen, das auch gölte, wie es gerade hier der Fall ist. Die Schöne findet Verehrer auch Freier, und endlich wohl gar einen Mann, dann gelangt sie

zum Wahren, das nicht immer höchſt erfreulich ſeyn mag, und wenn ſie klug iſt, widmet ſie ſich dem Nützlichen, ſorgt für Haus und Kinder und verharrt dabei. So habe ich's wenigſtens oft gefunden. Wir Mädchen haben Zeit zu beobachten und da finden wir meiſt was wir nicht ſuchten."

Ein Bote vom Oheim traf ein mit der Nachricht, daß ſämmtliche Geſellſchaft auf ein nahes Jagdhaus zu Tiſche geladen ſey, man könne hin reiten und fahren. Herſilie erwählte zu reiten. Felix bat inſtändig man möge ihm auch ein Pferd geben. Man kam überein, Juliette ſollte mit Wilhelm fahren und Felix als Page ſeinen erſten Ausritt der Dame ſeines jungen Herzens zu verdanken haben.

Indeſſen fuhr Juliette mit dem neuen Freunde durch eine Reihe von Anlagen, welche ſämmtlich auf Nutzen und Genuß hindeuteten, ja die unzähligen Fruchtbäume machten zweifelhaft, ob das Obſt alles verzehrt werden könne.

„Sie ſind durch ein ſo wunderliches Vorzimmer in unſere Geſellſchaft getreten und fanden manches wirklich ſeltſame und ſonderbare, ſo daß ich vermuthen darf, Sie wünſchen einen Zuſammenhang von allem dieſem zu wiſſen. Alles beruht auf Geiſt und Sinn meines trefflichen Oheims. Die kräftigen Mannsjahre dieſes Edlen fielen in die Zeit der Beccaria und Filangieri; die Maximen einer allgemeinen Menſchlichkeit wirkten damals nach allen Seiten. Dieß Allgemeine jedoch bildete ſich der ſtrebende Geiſt, der ſtrenge Charakter nach Geſinnungen aus, die ſich ganz aufs Praktiſche bezogen. Er verhehlte uns nicht, wie er jenen liberalen Wahlſpruch: „Den Meiſten das Beſte" nach ſeiner Art verwandelt und „Vielen das Erwünſchte" zugedacht. Die meiſten laſſen ſich nicht finden noch kennen, was das Beſte ſey noch weniger ausmitteln. Viele jedoch ſind immer um

uns her; was sie wünschen erfahren wir, was sie wünschen sollten überlegen wir, und so laßt sich denn immer Bedeutendes thun und schaffen. In diesem Sinne, fuhr sie fort, ist alles was Sie hier sehen gepflanzt, gebaut, eingerichtet und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen; alles dieß geschah dem großen nahen Gebirg zu Liebe."

Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen haltend, sagte zu sich selbst: „keinem Kinde da droben soll es an einer Kirsche, an einem Apfel fehlen, wornach sie mit Recht so lüstern sind; der Hausfrau soll es nicht an Kohl noch an Rüben, oder sonst einem Gemüse im Topf ermangeln, damit dem unseligen Kartoffelgenuß nur einigermaßen das Gleichgewicht gehalten werde. In diesem Sinne, auf diese Weise sucht er zu leisten wozu ihm sein Besitzthum Gelegenheit giebt, und so haben sich seit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obst in die tiefsten Schluchten des Felsgebirges verkäuflich hintragen."

„Ich habe selbst davon genossen wie ein Kind," versetzte Wilhelm; „da wo ich dergleichen nicht anzutreffen hoffte zwischen Tannen und Felsen, überraschte mich weniger ein reiner Frommsinn als ein erquicklich frisches Obst. Die Gaben des Geistes sind überall zu Hause, die Geschenke der Natur über den Erdboden sparsam ausgetheilt."

„Ferner hat unser Würdiger von entfernten Orten manches den Gebirgen näher gebracht; in diesen Gebäuden am Fuße hin finden sie Salz aufgespeichert und Gewürze vorräthig. Für Tabak und Branntwein laßt er andere sorgen; dieß seyen keine Bedürfnisse, sagt er, sondern Gelüste und da würden sich schon Unterhändler genug finden."

Angelangt am bestimmten Orte, einem geräumigen Försterhause im Walde, fand sich die Gesellschaft zusammen

Wanden die Sprüche des Corans mehr verehren als verſtehen." Juliette, ohne ſich irren zu laſſen, erwiederte auf obige Frage: „Umſchreiben Sie die wenigen Worte, ſo wird der Sinn alſobald hervorleuchten."

Nach einigen Zwiſchenreden fuhr Julie fort weiter aufzuklären wie es gemeint ſey: „Jeder ſuche den Beſitz der ihm von der Natur, von dem Schickſal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu ſteigern, er greife mit allen ſeinen Fertigkeiten ſo weit umher als er zu reichen fähig iſt; immer aber denke er dabei wie er andere daran will Theil nehmen laſſen: denn nur inſofern werden die Vermögenden geſchätzt, als andere durch ſie genießen."

Indem man ſich nun nach Beiſpielen umſah, fand ſich der Freund erſt in ſeinem Fache; man wetteiferte, man überbot ſich um jene lakoniſchen Worte recht wahr zu finden. Warum, hieß es, verehrt man den Fürſten, als weil er einen jeden in Thätigkeit ſetzen, fördern, begünſtigen und ſeiner abſoluten Gewalt gleichſam theilhaft machen kann? Warum ſchaut alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigſte, überall Theilnehmer an ſeinem Ueberfluſſe wünſcht. Warum beneiden alle Menſchen den Dichter? weil ſeine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung ſelbſt iſt. Der Muſiker iſt glücklicher als der Maler, er ſpendet willkommene Gaben aus, perſönlich unmittelbar, anſtatt daß der letzte nur giebt, wenn die Gabe ſich von ihm abſonderte.

Nun hieß es ferner im Allgemeinen: jede Art von Beſitz ſoll der Menſch feſthalten, er ſoll ſich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoiſt ſeyn um nicht Egoiſt zu werden, zuſammen halten, damit er ſpenden könne. Was ſoll es heißen, Beſitz und

Gut an die Armen zu geben? Löblicher iſt, ſich für ſie als Verwalter betragen. Dieß iſt der Sinn der Worte Beſitz und Gemeingut; das Capital ſoll niemand angreifen, die Intereſſen werden ohnehin im Wettlaufe ſchon jedermann angehören.

Man hatte, wie ſich im Gefolg des Geſprächs ergab, dem Oheim vorgeworfen, daß ihm ſeine Güter nicht eintrügen was ſie ſollten. Er verſetzte dagegen: „das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, daß dieſe Spende durch mich durchgeht und ſo ſetzt ſich alles wieder ins Gleiche.“

Dergeſtalt unterhielten ſich die Frauenzimmer mit dem neuen Freunde gar vielſeitig, und bei immer wachſendem gegenſeitigem Vertrauen ſprachen ſie über einen zunächſt erwarteten Vetter.

„Wir halten ſein wunderliches Betragen für abgeredet mit dem Oheim. Er läßt ſeit einigen Jahren nichts von ſich hören, ſendet anmuthige ſeinen Aufenthalt verblümt andeutende Geſchenke, ſchreibt nun auf einmal ganz aus der Nähe, will aber nicht eher zu uns kommen bis wir ihm von unſern Zuſtänden Nachricht geben. Dieß Betragen iſt nicht natürlich; was auch dahinter ſtecke, wir müſſen es vor ſeiner Rückkehr erfahren. Heute Abend geben wir Ihnen einen Heft Briefe woraus das Weitere zu erſehen iſt.“ Herſilie ſetzte hinzu: „geſtern machte ich Sie mit einer thörichten Landläuferin bekannt, heute ſollen Sie von einem verrückten Reiſenden vernehmen.“ — „Geſtehe es nur,“ fügte Juliette hinzu, „dieſe Mittheilung iſt nicht ohne Abſicht.“

Herſilie fragte ſo eben etwas ungeduldig: „wo der Nachtiſch bleibe?“ als die Meldung geſchah, der Oheim erwarte

die Gesellschaft, mit ihm die Nachkost in der großen Laube zu genießen. Auf dem Heimwege bemerkte man eine Feldküche, die sehr emsig ihre blank gereinigten Casserolen, Schüsseln und Teller klappernd einzupacken beschäftigt war. In einer geraumigen Laube fand man den alten Herrn an einem runden großen frischgedeckten Tisch, auf welchem so eben die schönsten Früchte, willkommenes Backwerk und die besten Süßigkeiten, indem sich jene niederließen, reichlich aufgetragen wurden. Auf die Frage des Oheims: Was bisher begegnet? Womit man sich unterhalten? fiel Hersilie vorschnell ein: „unser guter Gast hatte wohl über Ihre lakonischen Inschriften verwirrt werden können, ware ihm Juliette nicht durch einen fortlaufenden Commentar zur Hulfe gekommen." „Du hast es immer mit Julietten zu thun," versetzte der Oheim, „sie ist ein wackres Madchen, das noch etwas lernen und begreifen mag." — „Ich möchte vieles gern vergessen was ich weiß, und was ich begriffen habe, ist auch nicht viel werth," versetzte Hersilie in Heiterkeit.

Hierauf nahm Wilhelm das Wort und sagte bedachtig: „Kurzgefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Uebereinstimmung zu bringen." „Ganz richtig," erwiederte der Oheim, „hat doch der vernünftige Mann in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschaftigung gehabt."

Indessen besetzte sich die Tafelrunde nach und nach, so daß Spatere kaum Platz fanden. Die beiden Amtleute waren gekommen, Jager, Pferdebandiger, Gartner, Forster und andere, denen man nicht gleich ihren Beruf ansehen konnte. Jeder hatte etwas von dem letzten Augenblick zu erzahlen und mitzutheilen, das sich der alte Herr gefallen ließ, auch wohl durch theilnehmende Fragen hervorrief, zuletzt aber

aufstand, und die Gesellschaft, die sich nicht rühren sollte, begrüßend, mit den beiden Amtleuten sich entfernte. Das Obst hatten sich alle, das Zuckerwerk die jungen Leute, wenn sie auch ein wenig wild aussahen, gar wohl schmecken lassen. Einer nach dem andern stand auf, begrüßte die Bleibenden und ging davon.

Die Frauenzimmer, welche bemerkten, daß der Gast auf das was vorging mit einiger Verwunderung Acht gab, erklarten sich folgendermaßen: „Sie sehen hier abermals die Wirkung der Eigenheiten unsers trefflichen Oheims; er behauptet: keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung als daß man in Gasthäusern, an besonderen kleinen Tischchen, nach der Karte speisen könne; sobald er dieß gewahr worden, habe er für sich und andere dieß auch in seiner Familie einzuführen gesucht. Wenn er vom besten Humor ist, mag er gern die Schrecknisse eines Familientisches lebhaft schildern, wo jedes Glied mit fremden Gedanken beschaftigt sich niedersetzt, ungern hört, in Zerstreuung spricht, muffig schweigt, und wenn gar das Unglück kleine Kinder heranführt, mit augenblicklicher Pädagogik, die unzeitigste Mißstimmung hervorbringt. So manches Uebel, sagte er, muß man tragen, von diesem habe ich mich zu befreien gewußt. Selten erscheint er an unserm Tische, und besetzt den Stuhl nur augenblicklich, der für ihn leer steht. Seine Feldküche führt er mit sich umher, speis't gewöhnlich allein, andere mögen für sich sorgen. Wenn er aber einmal Frühstück, Nachtisch oder sonst Erfrischung anbietet, dann versammeln sich alle zerstreuten Angehörigen, genießen das Bescheerte, wie Sie gesehen haben. Das macht ihm Vergnügen; aber niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt, jeder muß aufstehen, der sich gelabt hat, und nur so ist er gewiß immer

von Genießenden umgeben zu seyn. Will man die Menschen ergötzen, hörte ich ihn sagen, so muß man ihnen das zu verleihen suchen, was sie selten oder nie zu erlangen im Falle sind."

Auf dem Rückwege brachte ein unerwarteter Schlag die Gesellschaft in einige Gemüthsbewegung. Hersilie sagte zu dem neben ihr reitenden Felix: „sieh dort, was mögen das für Blumen seyn? sie decken die ganze Sommerseite des Hügels, ich hab' sie noch nie gesehen." Sogleich regte Felix sein Pferd an, sprengte auf die Stelle los und war im Zurückkommen mit einem ganzen Büschel blühender Kronen, die er von weitem schüttelte, als er auf einmal mit dem Pferde verschwand. Er war in einen Graben gestürzt. Sogleich löst'en sich zwei Reiter von der Gesellschaft ab nach dem Punkte hinsprengend.

Wilhelm wollte aus dem Wagen, Juliette verbat es; „Hülfe ist schon bei ihm und unser Gesetz ist in solchen Fallen, daß nur der Helfende sich von der Stelle regen darf." Hersilie hielt ihr Pferd an: „ja wohl," sagte sie, „Leibärzte braucht man nur selten, Wundärzte jeden Augenblick." Schon sprengte Felix mit verbundenem Kopfe wieder heran, die blühende Beute festhaltend und hoch emporzeigend. Mit Selbstgefälligkeit reichte er den Strauß seiner Herrin zu, dagegen gab ihm Hersilie ein buntes leichtes Halstuch. „Die weiße Binde kleidet dich nicht," sagte sie, „diese wird schon lustiger aussehen." Und so kamen sie zwar beruhigt aber theilnehmender gestimmt nach Hause.

Es war spät geworden, man trennte sich in freundlicher Hoffnung morgenden Wiedersehens; der hier folgende Briefwechsel aber erhielt unsern Freund noch einige Stunden nachdenklich und wach.

Lenardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drei Jahren den erſten Brief von mir, liebe Tante, unſerer Abrede gemäß, die freilich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt ſehen und mich ihr hingeben, und wollte für dieſe Zeit meine Heimath vergeſſen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das Einzelne ſollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indeſſen ſind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und hergegangen. Ich habe Geld erhalten, und kleine Gaben für meine Nächſten ſind Ihnen indeſſen zur Austheilung überliefert worden. An den überſchickten Waaren konnten Sie ſehen, wo und wie ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekoſtet; dann die Spitzen, die Quodlibets, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet; und ſo werde ich auf Ihren Schreib-, Näh- und Theetiſchen, an Ihren Negligé's und Feſtkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiſeerzählung knüpfen kann. Sie haben mich begleitet ohne von mir zu hören, und ſind vielleicht nicht einmal neugierig etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen iſt höchſt nöthig durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem Kreiſe ſteht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der, um angenehm zu ſeyn, ſich erſt erkundigt, was man in dem Hauſe will und mag, und ſich nicht einbildet, daß man ihn wegen ſeiner ſchönen Augen, oder Haare, gerade nach ſeiner eigenen Weiſe empfange muſſe. Schreiben Sie

mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von sich selbst, von unsern Verwandten, nahern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, lassen Sie Ihre geübte Feder, die Sie für Ihren Neffen so lange nicht eingetaucht, auch einmal zu seinen Gunsten auf dem Papiere hinwalten. Ihr unterrichtendes Schreiben soll zugleich mein Creditiv seyn, mit dem ich mich einstelle, sobald ich es erhalten habe. Es hängt also von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu sehen. Man verandert sich viel weniger, als man glaubt, und die Zustande bleiben sich auch meistens sehr ahnlich. Nicht was sich verandert hat, sondern was geblieben ist, was allmahlich zu- und abnahm, will ich auf einmal wieder erkennen und mich selbst in einem bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie herzlich alle die Unsrigen und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens so viel Warme enthalten sey, als manchmal nicht in stetiger Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tausend Gruße jedem und allen!

Nachschrift.

Versaumen Sie nicht, beste Tante, mir auch von unsern Geschaftsmannern ein Wort zu sagen, wie es mit unsern Gerichtshaltern und Pachtern steht. Was ist mit Valerinen geworden, der Tochter des Pachters, den unser Onkel kurz vor meiner Abreise, zwar mit Recht, aber doch dünkt mich mit ziemlicher Harte austrieb? Sie sehen, ich erinnere mich noch manches Umstandes; ich weiß wohl noch alles. Ueber das Vergangene sollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwartige mitgetheilt haben.

Die Tante an Julietten.

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreijährigen Schweiger. Was doch die wunderlichen Menſchen wunderlich ſind! Er glaubt, ſeine Waaren und Zeichen ſeyen ſo gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde ſagen oder ſchreiben kann. Er bildet ſich wirklich ein, im Vorſchuß zu ſtehen, und will nun von unſerer Seite das zuerſt geleiſtet haben, was er uns von der ſeinigen ſo hart und unfreundlich verſagte. Was ſollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief ſeinen Wünſchen entgegen kommen, wenn ſich mein Kopfweh nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende ſchreiben läßt. Wir verlangen ihn alle zu ſehen. Uebernehmt, meine Lieben, doch das Geſchäft. Bin ich hergeſtellt eh ihr geendet habt, ſo will ich das Meinige beitragen. Wählt euch die Perſonen und die Verhältniſſe, wie ihr ſie am liebſten beſchreibt. Theilt euch darein. Ihr werdet alles beſſer machen als ich ſelbſt. Der Bote bringt mir doch von euch ein Wort zurück?

Juliette an die Tante.

Wir haben gleich geleſen, überlegt und ſagen mit dem Boten unſere Meinung, jede beſonders, wenn wir erſt zuſammen verſichert haben, daß wir nicht ſo gutmüthig ſind wie unſere liebe Tante gegen den immer verzogenen Neffen. Nachdem er ſeine Karten drei Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, ſollen wir die unſrigen

auflegen, und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes ſpielen. Das iſt keinesweges billig und doch mag es hingehen; denn der Feinſte betrügt ſich oft, gerade weil er zu viel ſichert. Nur über die Art und Weiſe ſind wir nicht einig, was und wie man's ihm ſenden ſoll. Zu ſchreiben, wie man über die Seinigen denkt, das iſt für uns wenigſtens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über ſie nur in dieſem und jenem Falle, wenn ſie einem beſonders Vergnügen oder Verdruß machen. Uebrigens laßt jeder den andern gewahren. Sie könnten es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einſicht und die Billigkeit zugleich. Herſilie, die, wie Sie wiſſen, leicht zu entzünden iſt, hat mir in der Geſchwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreiſe ins Luſtige recenſirt; ich wollte, daß es auf dem Papier ſtünde, um Ihnen ſelbſt bei Ihren Uebeln ein Lächeln abzugewinnen; aber nicht, daß man es ihm ſchickte. Mein Vorſchlag iſt jedoch, ihm unſere Correſpondenz dieſer drei Jahre mitzutheilen; da mag er ſich durchleſen, wenn er Muth hat, oder mag kommen, um zu ſehen, was er nicht leſen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, ſind in der beſten Ordnung und ſtehen gleich zu Befehl. Dieſer Meinung tritt Herſilie nicht bei; ſie entſchuldigt ſich mit der Unordnung ihrer Papiere u. ſ. w., wie ſie Ihnen ſelbſt ſagen wird.

Herſilie an die Tante.

Ich will und muß ſehr kurz ſeyn, liebe Tante, denn der Bote zeigt ſich unartig ungeduldig. Ich finde es eine übermaßige Gutmüthigkeit und gar nicht am Platz, Lenardo'n unſere Briefe mitzutheilen. Was braucht er zu wiſſen, was

wir Gutes von ihm gesagt haben, was braucht er zu wissen, was wir Böses von ihm sagten, um aus dem Letzten noch mehr als dem Ersten herauszufinden, daß wir ihm gut sind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie. Es ist so was Abgemessenes und Anmaßliches in dieser Forderung, in diesem Betragen, wie es die Herren meistens haben, wenn sie aus fremden Ländern kommen. Sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entschuldigen Sie sich mit Ihrem Kopfweh. Er wird schon kommen; denn wenn er nicht käme, so warten wir noch ein wenig. Vielleicht fallt es ihm alsdann ein, auf eine sonderbare geheime Weise sich bei uns zu introduciren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht alles in den Plan eines so klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübsch und wunderbar seyn! das dürfte allerlei Verhaltnisse hervorbringen, die bei einem so diplomatischen Eintritt in seine Familie, wie er ihn jetzt vorhat, sich unmöglich entwickeln können.

Der Bote! der Bote! Ziehen Sie Ihre alten Leute besser, oder schicken Sie junge. Diesem ist weder mit Schmeichelei, noch mit Wein beizukommen. Leben Sie tausendmal wohl!

Nachschrift um Nachschrift.

Sagen Sie mir, was will der Vetter in seiner Nachschrift mit Valerinen? Diese Frage ist mir doppelt aufgefallen. Es ist die einzige Person, die er mit Namen nennt. Wir andern sind ihm Nichten, Tanten, Geschäftsträger; keine Personen sondern Rubriken. Valerine, die Tochter unseres Gerichtshalters! Freilich ein blondes schönes Kind, das dem Herrn Vetter vor seiner Abreise mag in die Augen geleuchtet haben. Sie ist verheirathet, gut und glücklich; das brauche

ich Ihnen nicht zu ſagen. Aber er weiß es ſo wenig, als er ſonſt etwas von uns weiß. Vergeſſen Sie ja nicht ihm in einer Nachſchrift zu melden: Valerine ſey täglich ſchöner geworden und habe auch deßhalb eine ſehr gute Partie gethan. Sie ſey die Frau eines reichen Gutbeſitzers. Verheirathet ſey die ſchöne Blondine. Machen Sie es ihm recht deutlich. Nun aber, liebe Tante, iſt das noch nicht alles. Wie er ſich der blonden Schönheit ſo genau erinnern und ſie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Hummel von Brünette, verwechſeln kann, die Nachodine hieß, und die, wer weiß wohin gerathen iſt, das bleibt mir völlig unbegreiflich und intriguirt mich ganz beſonders. Denn es ſcheint doch, der Herr Vetter, der ſein gutes Gedächtniß rühmt, verwechſelt Namen und Perſonen auf eine ſonderbare Weiſe. Vielleicht fühlt er dieſen Mangel und will das Erloſchene durch Ihre Schilderung wieder auffriſchen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie; aber ſuchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerinen und Nachodinen ſteht und was für Inen, Trinen vielleicht noch alle ſich in ſeiner Einbildungskraft erhalten haben, indeſſen die Etten und Ilien daraus verſchwunden ſind. Der Bote! Der verwünſchte Bote!

Die Tante den Nichten.

(Dictirt.)

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen die, mit denen man ſein Leben zuzubringen hat! Lenardo mit allen ſeinen Eigenheiten verdient Zutrauen. Ich ſchicke ihm eure beiden Briefe; daraus lernt er euch kennen, und ich hoffe, wir

andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächstens eben so vor ihm darzustellen. Lebet wohl! ich leide sehr.

Hersilie an die Tante.

Was soll man sich viel verstellen gegen die, mit denen man sein Leben zubringt! Lenardo ist ein verzogener Neffe. Es ist abscheulich, daß Sie ihm unsere Briefe schicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünsche mir nur Gelegenheit, mich nächstens von einer andern Seite darzustellen. Sie machen andere viel leiden, indem Sie leiden und blind sind. Baldige Besserung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe ist nicht zu helfen.

Die Tante an Hersilie.

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch mit an Lenardo eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorsatz geblieben wäre, den mir meine incorrigible Meinung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe sind nicht fort.

Wilhelm an Natalien.

Der Mensch ist ein geselliges, gesprächiges Wesen; seine Lust ist groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben sind, und wenn auch weiter nichts dabei herauskäme. Wie oft beklagt man sich in Gesellschaft, daß einer den andern

nicht zum Worte kommen laßt und eben so kann man sagen, daß einer den andern nicht zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geschaft ware, das man einsam und allein abthun muß.

Wieviel die Menschen schreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich schon genug ist. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen von gegenwartigen Zustanden einzelner Menschen, in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille circulirt, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt gebt. In der Sphare, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe soviel Zeit zu, seinen Verwandten und Freunden dasjenige mitzutheilen, womit man sich beschäftigt, als man Zeit sich zu beschaftigen selbst hatte. Diese Bemerkung, die sich mir seit einigen Tagen aufdringt, mache ich um so lieber, als mir die Schreibseligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verschafft, ihre Verhaltnisse geschwind und nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir, man giebt mir einen Pack Briefe, ein paar Hefte Reisejournale, die Confessionen eines Gemüths, das noch nicht mit sich selbst einig ist, und so bin ich in kurzem überall zu Hause. Ich kenne die nachste Gesellschaft; ich kenne die Personen, deren Bekanntschaft ich machen werde, und weiß von ihnen beinahe mehr als sie selbst, weil sie denn doch in ihren Zustanden befangen sind und ich an ihnen vorbeischwebe, immer an deiner Hand, mich mit dir über alles besprechend. Auch ist es meine erste Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich dir alles mittheilen dürfe. Hier also einige Briefe die dich in den Kreis

einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumdrehe, ohne mein Gelübde zu brechen oder zu umgehen.

Siebentes Capitel.

Am frühſten Morgen fand ſich unſer Freund allein in die Galerie, und ergötzte ſich an ſo mancher bekannten Geſtalt; über die Unbekannten gab ihm ein vorgefundener Katalog den erwünſchten Aufſchluß. Das Portrait wie die Biographie haben ein ganz eigenes Intereſſe; der bedeutende Menſch, den man ſich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgeſondert heraus, und ſtellt ſich vor uns wie vor einen Spiegel; ihm ſollen wir entſchiedene Aufmerkſamkeit zuwenden, wir ſollen uns ausſchließlich mit ihm beſchäftigen, wie er behaglich vor dem Spiegelglas mit ſich beſchäftigt iſt. Ein Feldherr iſt es, der jetzt das ganze Heer repräſentirt, hinter den ſo Kaiſer als Könige, für die er kämpft, ins Trübe zurücktreten. Der gewandte Hofmann ſteht vor uns, eben als wenn er uns den Hof machte, wir denken nicht an die große Welt für die er ſich eigentlich ſo anmuthig ausgebildet hat. Ueberraſchend war ſodann unſerm Beſchauer die Aehnlichkeit mancher längſt vorübergegangenen mit lebendigen, ihm bekannten und leibhaftig geſehenen Menſchen, ja Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt! Und warum ſollten ſich nur Zwillings-Menächmen aus Einer Mutter entwickeln? Sollte die große Mutter der Götter und Menſchen nicht auch das gleiche Gebild aus ihrem fruchtbaren Schooße gleichzeitig oder in Pauſen hervorbringen können?

Endlich durfte denn auch der gefühlvolle Beſchauer ſich

nicht läugnen, daß manches anziehende, manches Abneigung erweckende Bild vor seinen Augen vorüberschwebe.

In solchem Betrachten überraschte ihn der Hausherr, mit dem er sich über diese Gegenstände freimüthig unterhielt und hiernach dessen Gunst immer mehr zu gewinnen schien. Denn er ward freundlich in die innern Zimmer geführt vor die köstlichsten Bilder bedeutender Männer des sechzehnten Jahrhunderts in vollständiger Gegenwart, wie sie für sich leibten und lebten, ohne sich etwa im Spiegel oder im Zuschauer zu beschauen, sich selbst gelassen und genügend und durch ihr Daseyn wirkend, nicht durch irgend ein Wollen oder Vornehmen.

Der Hausherr, zufrieden daß der Gast eine so reich heran gebrachte Vergangenheit vollkommen zu schätzen wußte, ließ ihn Handschriften sehen von manchen Personen, über die sie vorher in der Galerie gesprochen hatten; sogar zuletzt Reliquien, von denen man gewiß war, daß der frühere Besitzer sich ihrer bedient, sie berührt hatte.

„Dieß ist meine Art von Poesie," sagte der Hausherr lächelnd: „meine Einbildungskraft muß sich an etwas festhalten; ich mag kaum glauben daß es etwas gewesen sey was nicht noch da ist. Ueber solche Heiligthümer vergangener Zeit suche ich mir die strengsten Zeugnisse zu verschaffen, sonst werden sie nicht aufgenommen. Am schärfsten werden schriftliche Ueberlieferungen geprüft; denn ich glaube wohl daß der Mönch die Chronik geschrieben hat, wovon er aber zeugt, daran glaube ich selten." Zuletzt legte er Wilhelmen ein weißes Blatt vor mit Ersuchen um einige Zeilen, doch ohne Unterschrift; worauf der Gast durch eine Tapetenthüre sich in den Saal entlassen und an der Seite des Custode fand.

„Es freut mich," sagte dieser, „daß Sie unserm Herrn

werth sind; schon daß Sie zu dieser Thüre herauskommen ist ein Beweis davon. Wissen Sie aber, wofür er Sie halt? Er glaubt einen praktischen Padagogen an Ihnen zu sehen, den Knaben vermuthet er von vornehmem Hause, Ihrer Führung anvertraut, um mit rechtem Sinn sogleich in die Welt und ihre mannigfaltigen Zustände, nach Grundsatzen frühzeitig eingeweiht zu werden." „Er thut mir zu viel Ehre an," sagte der Freund, „doch will ich das Wort nicht vergebens gehört haben."

Beim Frühstück, wo er seinen Felix schon um die Frauenzimmer beschäftigt fand, eröffneten sie ihm den Wunsch: er möge, da er nun einmal nicht zu halten sey, sich zu der edlen Tante Makarie begeben und vielleicht von da zum Vetter, um das wunderliche Zaudern aufzuklären. Er werde dadurch sogleich zum Gliede ihrer Familie, erzeige ihnen allen einen entschiedenen Dienst und trete mit Lenardo ohne große Vorbereitung in ein zutrauliches Verhaltniß.

Er jedoch versetzte dagegen: „wohin Sie mich senden begeb' ich mich gern; ich ging aus zu schauen und zu denken, bei Ihnen habe ich mehr erfahren und gelernt als ich hoffen durfte, und bin überzeugt auf dem nächsten eingeleiteten Wege werd' ich mehr als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen."

„Und du artiger Taugenichts! Was wirst denn du lernen?" fragte Hersilie, worauf der Knabe sehr keck erwiederte: „ich lerne schreiben, damit ich dir einen Brief schicken kann und reiten wie keiner, damit ich immer gleich wieder bei dir bin." Hierauf sagte Hersilie bedenklich: „mit meinen zeitbürtigen Verehrern hat es mir niemals recht glücken wollen, es scheint, daß die folgende Generation mich nächstens entschädigen will."

Nun aber empfinden wir mit unſerm Freunde wie ſchmerzlich die Stunde des Abſchieds herannaht und mögen uns gern von den Eigenheiten ſeines trefflichen Wirthes, von den Seltſamkeiten des außerordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen. Um ihn aber nicht falſch zu beurtheilen, müſſen wir auf das Herkommen, auf das Herankommen dieſer ſchon zu hohen Jahren gelangten würdigen Perſon unſere Aufmerkſamkeit richten. Was wir ausfragen konnten iſt folgendes:

Sein Großvater lebte als thatiges Glied einer Geſandtſchaft in England, gerade in den letzten Jahren des William Penn. Das hohe Wohlwollen, die reinen Abſichten, die unverrückte Thatigkeit eines ſo vorzüglichen Mannes, der Conflict, in den er deßhalb mit der Welt gerieth, die Gefahren und Bedrangniſſe, unter denen der Edle zu erliegen ſchien, erregten in dem empfanglichen Geiſt des jungen Mannes ein entſchiedenes Intereſſe; er verbrüderte ſich mit der Angelegenheit, und zog endlich ſelbſt nach Amerika. Der Vater unſers Herrn iſt in Philadelphia geboren und beide rühmten ſich beigetragen zu haben, daß eine allgemeine freiere Religionsübung in den Colonien Statt fand.

Hier entwickelte ſich die Maxime, daß eine in ſich abgeſchloſſene, in Sitten und Religion übereinſtimmende Nation vor aller fremden Einwirkung, aller Neuerung ſich wohl zu hüten habe; daß aber da, wo man auf friſchem Boden viele Glieder von allen Seiten her zuſammen berufen will, möglichſt unbedingte Thatigkeit im Erwerb, und freier Spielraum der allgemeinſittlichen und religiöſen Vorſtellungen zu vergönnen ſey.

Der lebhafte Trieb nach Amerika im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war groß, indem ein jeder, der ſich

dieſſeits einigermaßen unbequem fand, ſich drüben in Freiheit zu ſetzen hoffte; dieſer Trieb ward genährt durch wünſchenswerthe Beſitzungen, die man erlangen konnte, ehe ſich noch die Bevölkerung weiter nach Weſten verbreitete. Ganze ſogenannte Grafſchaften ſtanden noch zu Kauf an der Granze des bewohnten Landes, auch der Vater unſers Herrn hatte ſich dort bedeutend angeſiedelt.

Wie aber in den Söhnen ſich oft ein Widerſpruch hervorthut gegen vaterliche Geſinnungen, ſo zeigte ſich's auch hier. Unſer Hausherr als Jüngling nach Europa gelangt fand ſich hier ganz anders; dieſe unſchatzbare Cultur ſeit mehreren tauſend Jahren entſprungen, gewachſen, ausgebreitet, gedampft, gedruckt, nie ganz erdrückt, wieder aufathmend, ſich neu belebend und nach wie vor in unendlichen Thatigkeiten hervortretend gab ihm ganz andere Begriffe, wohin die Menſchheit gelangen kann. Er zog vor, an den großen unuberſehlichen Vortheilen ſein Antheil hinzunehmen und lieber in der großen geregelt thatigen Maſſe mitwirkend ſich zu verlieren, als drüben uber dem Meere um Jahrhunderte verſpatet den Orpheus und Lykurg zu ſpielen; er ſagte: „Ueberall bedarf der Menſch Geduld, uberall muß er Rückſicht nehmen, und ich will mich doch lieber mit meinem Könige abfinden, daß er mir dieſe oder jene Gerechtſame zugeſtehe, lieber mich mit meinen Nachbarn vergleichen, daß ſie mir gewiſſe Beſchrankungen erlaſſen, wenn ich ihnen von einer andern Seite nachgebe, als daß ich mich mit den Irokeſen herumſchlage, um ſie zu vertreiben, oder ſie durch Contracte betrüge, um ſie zu verdrangen, aus ihren Sumpfen, wo man von Mosquitos zu Tode gepeinigt wird."

Er übernahm die Familiengüter, wußte ſie freiſinnig zu behandeln, ſie wirthſchaftlich einzurichten, weite unnütz

ſcheinende Nachbardiſtricte kluglich anzuſchließen und ſo ſich innerhalb der cultivirten Welt, die in einem gewiſſen Sinne auch gar oft eine Wildniß genannt werden kann, ein maßiges Gebiet zu erwerben und zu bilden, das fur die beſchrankten Zuſtande immer noch utopiſch genug iſt.

Religionsfreiheit iſt daher in dieſem Bezirk natürlich, der öffentliche Cultus wird als ein freies Bekenntniß angeſehen, daß man in Leben und Tod zuſammen gehöre; hiernach aber wird ſehr darauf geſehen, daß niemand ſich abſondere.

Man wird in den einzelnen Anſiedelungen maßig große Gebaude gewahr; dieß iſt der Raum, den der Grundbeſitzer jeder Gemeinde ſchuldig iſt; hier kommen die Aelteſten zuſammen um ſich zu berathen, hier verſammeln ſich die Glieder um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen. Aber auch zu heiterm Ergötzen iſt dieſer Raum beſtimmt; hier werden die hochzeitlichen Tanze aufgeführt und der Feiertag mit Muſik geſchloſſen.

Hierauf kann uns die Natur ſelbſt führen. Bei gewöhnlich heiterer Witterung ſehen wir unter derſelben Linde die Aelteſten im Rath, die Gemeinde zur Erbauung und die Jugend im Tanze ſich ſchwenkend. Auf ernſtem Lebensgrunde zeigt ſich das Heilige ſo ſchön, Ernſt und Heiligkeit maßigen die Luſt und nur durch Maßigung erhalten wir uns.

Iſt die Gemeinde anderes Sinnes und wohlhabend genug, ſo ſteht es ihr frei, verſchiedene Baulichkeiten den verſchiedenen Zwecken zu widmen.

Wenn aber dieß alles aufs Oeffentliche und Gemeinſamſittliche berechnet iſt, ſo bleibt die eigentliche Religion ein Inneres, ja Individuelles, denn ſie hat ganz allein mit dem Gewiſſen zu thun, dieſes ſoll erregt, ſoll beſchwichtigt werden.

Erregt, wenn es ſtumpf, unthätig, unwirkſam dahin brütet, beſchwichtigt, wenn es durch reuige Unruhe das Leben zu verbittern droht. Denn es iſt ganz nah mit der Sorge verwandt, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder andern durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.

Da wir aber zu Betrachtungen, wie ſie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt ſind, auch nicht immer aufgeregt ſeyn mögen, ſo iſt hiezu der Sonntag beſtimmt, wo alles was den Menſchen drückt, in religiöſer, ſittlicher, geſelliger, ökonomiſcher Beziehung zur Sprache kommen muß.

„Wenn Sie eine Zeit lang bei uns blieben," ſagte Juliette, „ſo würde auch unſer Sonntag Ihnen nicht mißfallen. Uebermorgen früh würden Sie eine große Stille bemerken; jeder bleibt einſam und widmet ſich einer vorgeſchriebenen Betrachtung. Der Menſch iſt ein beſchränktes Weſen, unſere Beſchränkung zu überdenken iſt der Sonntag gewidmet. Sind es körperliche Leiden, die wir im Lebenstaumel der Woche vielleicht gering achteten, ſo müſſen wir am Anfang der neuen alſobald den Arzt aufſuchen; iſt unſere Beſchränkung ökonomiſch und ſonſt bürgerlich, ſo ſind unſere Beamten verpflichtet ihre Sitzungen zu halten; iſt es geiſtig, ſittlich, was uns verdüſtert, ſo haben wir uns an einen Freund, an einen Wohldenkenden zu wenden, deſſen Rath, deſſen Einwirkung zu erbitten: genug, es iſt das Geſetz, daß niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinübernehmen dürfe. Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewiſſenhafteſte Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulöſen iſt, überlaſſen wir zuletzt Gott als

dem allbedingenden und allbefreienden Wesen. Auch der Oheim selbst unterlaßt nicht solche Prüfung, es sind sogar Fälle, wo er mit uns vertraulich über eine Angelegenheit gesprochen hat, die er im Augenblick nicht überwinden konnte; am meisten aber bespricht er sich mit unserer edlen Tante, die er von Zeit zu Zeit besuchend angeht. Auch pflegt er Sonntag Abends zu fragen, ob alles rein gebeichtet und abgethan worden. Sie sehen hieraus, daß wir alle Sorgfalt anwenden, um nicht in Ihren Orden, nicht in die Gemeinschaft der Entsagenden aufgenommen zu werden."

„Es ist ein sauberes Leben!" rief Hersilie, „wenn ich mich alle acht Tage resignire, so hab' ich es freilich bei dreihundert und fünfundsechzigen zu Gute."

Vor dem Abschiede jedoch erhielt unser Freund von dem jüngern Beamten ein Packet mit beiliegendem Schreiben, aus welchem wir folgende Stelle ausheben:

„Mir will scheinen, daß bei jeder Nation ein anderer Sinn vorwalte, dessen Befriedigung sie allein glücklich macht, und dieß bemerkt man ja schon an verschiedenen Menschen. Der eine, der sein Ohr mit vollen, anmuthig geregelten Tönen gefüllt, Geist und Seele dadurch angeregt wünscht, dankt er mir's, wenn ich ihm das trefflichste Gemälde vor Augen stelle? Ein Gemaldefreund will schauen, er wird ablehnen durch Gedicht oder Roman seine Einbildungskraft erregen zu lassen. Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig genießen könne?

„Sie aber, vorübergehender Freund, sind mir als ein solcher erschienen, und wenn Sie die Nettigkeit einer vornehm reichen französischen Verirrung zu schatzen wußten, so hoffe ich, Sie werden die einfache treue Rechtlichkeit deutscher Zustände nicht verschmähen, und mir verzeihen, wenn

ich nach meiner Art und Denkweiſe, nach Herkommen und Stellung, kein anmuthigeres Bild finde, als wie ſie uns der deutſche Mittelſtand in ſeinen reinen Häuslichkeiten ſehen läßt.

Laſſen Sie ſich's gefallen und gedenken mein."

Achtes Capitel.

Wer iſt der Verräther?

„Nein! nein!" rief er aus, als er heftig und eilig ins angewieſene Schlafzimmer trat und das Licht niederſetzte: „nein! es iſt nicht möglich! Aber wohin ſoll ich mich wenden? Das erſtemal denk' ich anders als er, das erſtemal empfind' ich, will ich anders. — O mein Vater! Könnteſt du unſichtbar gegenwärtig ſeyn, mich durch und durch ſchauen, du würdeſt dich überzeugen, daß ich noch derſelbe bin, immer der treue, gehorſame, liebevolle Sohn. — Nein zu ſagen! des Vaters liebſtem, lange gehegtem Wunſch zu widerſtreben! wie ſoll ich's offenbaren? wie ſoll ich's ausdrücken? Nein, ich kann Julien nicht heirathen. — Indem ich's ausſpreche, erſchrecke ich. Und wie ſoll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater? Er blickt mich ſtaunend an und ſchweigt, er ſchüttelt den Kopf; der einſichtige, kluge, gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh mir! — O ich wüßte wohl, wem ich dieſe Pein, dieſe Verlegenheit vertraute, wen ich mir zum Fürſprecher ausgriffe; aus allen dich, Lucinde! und dir möcht' ich zuerſt ſagen, wie ich dich liebe, wie ich mich dir hingebe und dich flehentlich

litte: vertritt mich, und kannſt du mich lieben, willſt du mein ſeyn, ſo vertritt uns beide.“

Dieſes kurze, herzlich leidenſchaftliche Selbſtgeſpräch aufzuklären wird es aber viele Worte koſten.

Profeſſor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wunderſamer Schönheit, den er, bis in das achte Jahr, der Vorſorge ſeiner Gattin, der würdigſten Frau überließ; dieſe leitete die Stunden und Tage des Kindes, zum Leben, Lernen und zu allem guten Betragen. Sie ſtarb, und im Augenblicke fühlte der Vater, daß er dieſe Sorgfalt perſönlich nicht weiter fortſetzen könne. Bisher war alles Uebereinkunft zwiſchen den Eltern; ſie arbeiteten auf Einen Zweck, beſchloſſen zuſammen für die nächſte Zeit was zu thun ſey, und die Mutter verſtand alles weislich auszuführen. Doppelt und dreifach war nun die Sorge des Wittwers, welcher wohl wußte und täglich vor Augen ſah, daß für Söhne der Profeſſoren auf Akademien ſelbſt nur durch ein Wunder eine glückliche Bildung zu hoffen ſey.

In dieſer Verlegenheit wendete er ſich an ſeinen Freund, den Oberamtmann zu N., mit dem er ſchon frühere Plane näherer Familien-Verbindungen durchgeſprochen hatte. Dieſer wußte zu rathen und zu helfen, daß der Sohn in eine der guten Lehranſtalten aufgenommen wurde, die in Deutſchland blühten, und worin für den ganzen Menſchen, für Leib, Seele und Geiſt möglichſt geſorgt ward.

Untergebracht war nun der Sohn, der Vater jedoch fand ſich gar zu allein. Seiner Gattin beraubt, der lieblichen Gegenwart des Knaben entfremdet, den er, ohne ſelbſteigenes Bemühen, ſo erwünſcht heraufgebildet geſehn. Auch hier kam die Freundſchaft des Oberamtmanns zu Statten; die Entfernung ihrer Wohnorte verſchwand vor der Neigung,

der Luſt ſich zu bewegen, ſich zu zerſtreuen. Hier fand nun der verwaiſte Gelehrte in einem, gleichfalls mutterloſen, Familienkreis zwei ſchöne, verſchiedenartig liebenswürdige Töchter herangewachſen; wo denn beide Vater ſich immer mehr und mehr beſtärkten in dem Gedanken, in der Ausſicht, ihre Hauſer dereinſt aufs erfreulichſte verbunden zu ſehn.

Sie lebten in einem glücklichen Fürſtenlande; der tüchtige Mann war ſeiner Stelle lebenslanglich gewiß und ein gewünſchter Nachfolger wahrſcheinlich. Nun ſollte, nach einem verſtandigen Familien- und Miniſterial-Plan ſich Lucidor zu dem wichtigen Poſten des kunftigen Schwiegervaters bilden. Dieß gelang ihm auch von Stufe zu Stufe. Man verſaumte nichts ihm alle Kenntniß zu überliefern, alle Thatigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat jederzeit bedarf: die Pflege des ſtrengen gerichtlichen Rechts, des laßlichern, wo Klugheit und Gewandtheit dem Ausubenden zur Hand geht; der Calcul zum Tagesgebrauch, die höheren Ueberſichten nicht ausgeſchloſſen, aber alles unmittelbar am Leben, wie es gewiß und unausbleiblich zu gebrauchen ware.

In dieſem Sinne hatte Lucidor ſeine Schuljahre vollbracht, und ward nun durch Vater und Gönner zur Akademie vorbereitet. Er zeigte das ſchönſte Talent zu allem und verdankte der Natur auch noch das ſeltene Glück, aus Liebe zum Vater, aus Ehrfurcht für den Freund, ſeine Fahigkeiten gerade dahin lenken zu wollen, wohin man deutete, erſt aus Gehorſam, dann aus Ueberzeugung. Auf eine auswartige Akademie ward er geſendet und ging daſelbſt, ſowohl nach eigener brieflicher Rechenſchaft, als nach Zeugniß ſeiner Lehrer und Aufſeher, den Gang, der ihn zum Ziele fuhren ſollte. Nur konnte man nicht billigen, daß er in einigen Fallen zu ungeduldig brav geweſen. Der Vater ſchüttelte hierüber

den Kopf, der Oberamtmann nickte. Wer hatte ſich nicht einen ſolchen Sohn gewünſcht.

Indeſſen wuchſen die Töchter heran, Julie und Lucinde. Jene, die jüngere, neckiſch, lieblich, unſiat, höchſt unterhaltend; die andere zu bezeichnen ſchwer, weil ſie in Geradheit und Reinheit dasjenige darſtellte, was wir an allen Frauen wünſchenswerth finden. Man beſuchte ſich wechſelſeitig, und im Hauſe des Profeſſors fand Julie die unerſchöpflichſte Unterhaltung.

Geographie, die er durch Topographie zu beleben wußte, gehörte zu ſeinem Fach, und ſobald Julie nur einen Band gewahr worden, dergleichen aus der Homanniſchen Officin eine ganze Reihe da ſtanden, ſo wurden ſammtliche Städte gemuſtert, beurtheilt, vorgezogen oder zurückgewieſen; alle Häfen beſonders erlangten ihre Gunſt; andere Städte, welche nur einigermaßen ihren Beifall erhalten wollten, mußten ſich mit viel Thürmen, Kuppeln und Minareten fleißig hervorheben.

Der Vater ließ ſie wochenlang bei dem geprüften Freunde; ſie nahm wirklich zu an Wiſſenſchaft und Einſicht und kannte ſo ziemlich die bewohnte Welt nach Hauptbezügen, Punkten und Orten. Auch war ſie auf Trachten fremder Nationen ſehr aufmerkſam, und wenn ihr Pflegvater manchmal ſcherzhaft fragte: ob ihr denn von den vielen jungen hübſchen Leuten, die da vor dem Fenſter hin und wiederginge, nicht einer oder der andere wirklich gefalle? ſo ſagte ſie: ja freilich, wenn er recht ſeltſam ausſieht! — Da nun unſere jungen Studirenden es niemals daran fehlen laſſen, ſo hatte ſie oft Gelegenheit an einem oder dem andern Theil zu nehmen; ſie erinnerte ſich an ihm irgend einer fremden Nationaltracht, verſicherte jedoch zuletzt, es müſſe wenigſtens

ein Grieche, völlig nationell ausſtaffirt, herbeikommen, wenn ſie ihm vorzügliche Aufmerkſamkeit widmen ſollte; deßwegen ſie ſich auch auf die Leipziger Meſſe wünſchte, wo dergleichen auf der Straße zu ſehen wären.

Nach ſeinen trocknen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unſer Lehrer keine glücklichern Augenblicke, als wenn er ſie ſcherzend unterrichtete und dabei heimlich triumphirte, ſich eine ſo liebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu erziehen. Die beiden Väter waren übrigens einverſtanden, daß die Mädchen nichts von der Abſicht vermuthen ſollten, auch Lucidor'n hielt man ſie verborgen.

So waren Jahre vergangen, wie ſie denn gar leicht vergehen: Lucidor ſtellte ſich dar, vollendet, alle Prüfungen beſtehend, ſelbſt zur Freude der obern Vorgeſetzten, die nichts mehr wünſchten als die Hoffnung alter, würdiger, begünſtigter, gunſtwerther Diener mit gutem Gewiſſen erfüllen zu können.

Und ſo war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßem Schritt endlich dahin gediehen, daß Lucidor, nachdem er ſich in untergeordneten Stellen muſterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienſt und Wunſch erlangen ſollte, gerade Mittewegs zwiſchen der Akademie und dem Oberamtmann gelegen.

Der Vater ſprach nunmehr mit dem Sohn von Julien, auf die er bisher nur hingedeutet hatte, als von deſſen Braut und Gattin, ohne weiteren Zweifel und Bedingung, das Glück preiſend ſolch ein lebendiges Kleinod ſich angeeignet zu haben. Er ſah ſeine Schwiegertochter im Geiſte ſchon wieder von Zeit zu Zeit bei ſich, mit Charten, Planen und Stadtebildern beſchäftigt; der Sohn dagegen erinnerte ſich

des allerliebſten, heitern Weſens, das ihn, zu kindlicher Zeit, durch Neckerei wie durch Freundlichkeit immer eraößt hatte. Nun ſollte Lucidor zu dem Oberamtmann hinüberreiten, die herangewachſene Schöne näher betrachten, ſich einige Wochen, zu Gewohnheit und Bekanntſchaft, mit dem Geſammthauſe ergehen. Würden die jungen Leute, wie zu hoffen, bald einig, ſo ſollte man's melden, der Vater würde ſogleich erſcheinen, damit ein feierliches Verlöbniß das gehoffte Glück für ewig ſicherſtelle.

Lucidor kommt an, er wird freundlichſt empfangen, ein Zimmer ihm angewieſen, er richtet ſich ein und erſcheint. Da findet er denn, außer den uns ſchon bekannten Familiengliedern, noch einen halberwachſenen Sohn, verzogen, geradezu, aber geſcheidt und gutmüthig, ſo daß wenn man ihn für den luſtigen Rath nehmen wollte, er gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein ſehr alter, aber geſunder, frohmüthiger Mann, ſtill, fein, klug, auslebend, nun hie und da aushelfend. Gleich nach Lucidor kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutendem Anſehn, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weiteſten Weltgegenden höchſt unterhaltend. Sie hießen ihn Antoni.

Julie empfing ihren angekündigten Bräutigam, ſchicklich aber zuvorkommend, Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauſes, wie jene ihrer Perſon. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für alle, nur für Lucidor'n nicht; er ohnehin ſchweigſam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht gar zu verſtummen, ſich fragend verhalten; wobei denn niemand zum Vortheil erſcheint.

Zerſtreut war er durchaus: denn er hatte vom erſten Augenblick an nicht Abneigung, noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Julien gefühlt; Lucinde dagegen zog ihn an,

daß er zitterte, wenn ſie ihn mit ihren vollen, reinen, ruhigen Augen anſah.

So bedrängt erreichte er den erſten Abend ſein Schlafzimmer, und ergoß ſich in jenem Monolog, mit dem wir begonnen haben. Um aber auch dieſen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer ſolchen Redefülle zu demjenigen paßt was wir ſchon von ihm wiſſen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meiſt etwas anders im Sinn, als was die Gegenwart erheiſchte; deßwegen Unterhaltung und Geſpräch ihm nie recht glücken wollte; er fühlte das und wurde ſchweigſam, außer wenn von beſtimmten Fächern die Rede war, die er durchſtudirt hatte, davon ihm jederzeit zu Dienſten ſtand, was er bedurfte. Dazu kam daß er, früher auf der Schule, ſpäter auf der Univerſität, ſich an Freunden betrogen und ſeinen Herzenserguß unglücklich vergeudet hatte; jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu ſeinem Vater war er nur gewohnt uniſono zu ſprechen, und ſein volles Herz ergoß ſich daher in Monologen ſobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er ſich zuſammen genommen, und wäre doch beinahe außer Faſſung gerückt, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freier entgegen kam. Sie wußte viel zu fragen, nach ſeinen Land- und Waſſerfahrten, wie er, als Student, mit dem Bündelchen aufm Rücken die Schweiz durchſtreift und durchſtiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte ſie nun von der ſchönen Inſel, auf dem großen ſüdlichen See, vieles wiſſen; rückwärts aber mußte der Rhein, von ſeinem erſten Urſprung an, erſt durch höchſt unerfreuliche Gegenden begleitet werden, und ſo hinabwärts durch manche Abwechſelung; wo es denn freilich zuletzt,

zwiſchen Mainz und Koblenz, noch der Mühe werth iſt den Fluß, ehrenvoll, aus ſeiner letzten Beſchränkung in die weite Welt, ins Meer zu entlaſſen.

Lucidor fühlte ſich hiebei ſehr erleichtert, erzählte gern und gut, ſo daß Julie entzückt ausrief: ſo was müſſe man ſelbander ſehen. Worüber denn Lucidor abermals erſchrack, weil er darin eine Anſpielung auf ihr gemeinſames Wandern durchs Leben zu ſpüren glaubte.

Von ſeiner Erzählerpflicht jedoch wurde er bald abgelöſ't: denn der Fremde, den ſie Antoni hießen, verdunkelte gar geſchwind alle Bergquellen, Felsufer, eingezwangte, freigelaſſene Fluſſe: nun hier ging's unmittelbar nach Genua; Livorno lag nicht weit, das Intereſſanteſte im Lande nahm man auf den Raub ſo mit; Neapel mußte man, ehe man ſtürbe, geſehen haben, dann aber blieb freilich Conſtantinopel noch übrig, das doch auch nicht zu verſäumen ſey. Die Beſchreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, riß die Einbildungskraft aller mit ſich fort, ob er gleich weniger Feuer darein zu legen hatte. Julie, ganz außer ſich, war aber noch keineswegs befriedigt, ſie fühlte noch Luſt nach Alexandrien, Cairo, beſonders aber zu den Pyramiden, von denen ſie ziemlich ausſangende Kenntniſſe durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor, des nachſten Abends (er hatte kaum die Thüre angezogen, das Licht noch nicht niedergeſetzt), rief aus: nun beſinne dich denn! es iſt Ernſt. Du haſt viel Ernſtes gelernt und durchdacht; was ſoll denn Rechtsgelehrſamkeit, wenn du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelſt? Siehe dich als einen Bevollmachtigten an, vergiß dich ſelbſt und thue was du für andere zu thun ſchuldig warſt. Es verſchrankt ſich aufs furchterlichſte! Der Fremde iſt offenbar um Lucindens

willen da, sie bezeigt ihm die schönsten, edelsten gesellig häuslichen Aufmerksamkeiten; die kleine Närrin möchte mit jedem durch die Welt laufen, für nichts und wieder nichts. Ueberdieß noch ist sie ein Schalk, ihr Antheil an Städten und Landern ist eine Posse, wodurch sie uns zum Schweigen bringt. Warum aber seh' ich diese Sache so verwirrt und verschränkt an? Ist der Oberamtmann nicht selbst der verständigste, der einsichtigste, liebevollste Vermittler? Du willst ihm sagen, wie du fühlst und denkst, und er wird mitdenken, wenn auch nicht mitfühlen. Er vermag alles über den Vater. Und ist nicht eine wie die andere seine Tochter? Was will denn der Anton Reiser mit Lucinden, die für das Haus geboren ist, um glücklich zu seyn und Glück zu schaffen; beste sich doch das zapplige Quecksilber an den ewigen Juden, das wird eine allerliebste Partie werden.

Des Morgens ging Lucidor festen Entschlusses hinab mit dem Vater zu sprechen und ihn deßhalb in bekannten freien Stunden unverzüglich anzugehn. Wie groß war sein Schmerz, seine Verlegenheit, als er vernahm: der Oberamtmann, in Geschäften verreis't, werde erst übermorgen zurückerwartet. Julie schien heute so recht ganz ihren Reisetag zu haben, sie hielt sich an den Weltwanderer und überließ mit einigen Scherzreden die sich auf Häuslichkeit bezogen, Lucidor an Lucinden. Hatte der Freund vorher das edle Madchen aus gewisser Ferne gesehen, nach einem allgemeinen Eindruck, und sich schon herzlichst angeeignet, so mußte er in der nächsten Nähe alles doppelt und dreifach entdecken was ihn erst im allgemeinen anzog.

Der gute alte Hausfreund, an der Stelle des abwesenden Vaters, that sich nun hervor; auch er hatte gelebt, geliebt und war, nach manchen Quetschungen des Lebens, noch

endlich an der Seite des Jugendfreundes aufgefrischt und wohlbehalten. Er belebte das Gespräch und verbreitete sich besonders über Verirrungen in der Wahl eines Gatten, erzählte merkwürdige Beispiele von zeitiger und verspäteter Erklärung. Lucinde erschien in ihrem völligen Glanze, sie gestand: daß im Leben das Zufällige jeder Art, und so auch in Verbindungen das Allerbeste bewirken könne; doch sey es schöner, herzerhebender, wenn der Mensch sich sagen dürfe: er sey sein Glück sich selbst, der stillen, ruhigen Ueberzeugung seines Herzens, einem edlen Vorsatz und raschen Entschlusse schuldig geworden. Lucidor'n standen die Thränen in den Augen als er Beifall gab, worauf die Frauenzimmer sich bald entfernten. Der alte Vorsitzende mochte sich in Wechselgeschichten gern ergehen, und so verbreitete sich die Unterhaltung in heitere Beispiele, die jedoch unsern Helden so nahe berührten, daß nur ein so rein gebildeter Jüngling nicht herauszubrechen über sich gewinnen konnte; das geschah aber als er allein war.

„Ich habe mich gehalten!" rief er aus: „mit solcher Verwirrung will ich meinen guten Vater nicht kränken; ich habe an mich gehalten: denn ich sehe in diesem würdigen Hausfreunde den Stellvertretenden beider Väter; zu ihm will ich reden, ihm alles entdecken, er wird's gewiß vermitteln und hat beinahe schon ausgesprochen was ich wünsche. Sollte er im einzelnen Falle schelten, was er überhaupt billigt? Morgen früh such' ich ihn auf; ich muß diesem Drange Luft machen."

Beim Frühstück fand sich der Greis nicht ein; er hatte, hieß es, gestern Abend zu viel gesprochen, zu lange gesessen und einige Tropfen Wein über Gewohnheit getrunken. Man erzählte viel zu seinem Lobe und zwar gerade solche Reden

und Handlungen die Lucidor'n zur Verzweiflung brachten, daß er ſich nicht ſogleich an ihn gewendet. Dieſes unangenehme Gefühl ward nur geſchärft, als er vernahm: bei ſolchen Anfallen laſſe der gute Alte ſich manchmal in acht Tagen gar nicht ſehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geſelliges Zuſammenſeyn gar große Vortheile, beſonders wenn die Bewirthenden ſich, als denkende, fühlende Perſonen, mehrere Jahre veranlaßt gefunden der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hülfe zu kommen. So war es hier geglückt. Der Oberamtmann, erſt unverheirathet, dann in einer langen glücklichen Ehe, ſelbſt vermögend, an einem einträglichen Poſten, hatte nach eignem Blick und Einſicht, nach Liebhaberei ſeiner Frau, ja zuletzt nach Wünſchen und Grillen ſeiner Kinder, erſt größere und kleinere, abgeſonderte Anlagen beſorgt und begünſtigt, welche mit Gefühl allmählich durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebſte, verſchiedentlich abweichende, charakteriſtiſche Scenenfolge dem Durchwandelnden darſtellten. Eine ſolche Wallfahrt ließen denn auch unſere jungen Familienglieder ihren Gaſt antreten, wie man ſeine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er das, was uns gewöhnlich geworden, auffallend erblicke und den günſtigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächſte, ſo wie die fernere Gegend war zu beſcheidenen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelnheiten höchſt geeignet. Fruchtbare Hügel wechſelten mit wohlbewäſſerten Wieſengründen, ſo daß das Ganze von Zeit zu Zeit zu ſehen war, ohne flach zu ſeyn; und wenn Grund und Boden vorzüglich dem Nutzen gewidmet erſchien, ſo war doch das Anmuthige, das Reizende nicht ausgeſchloſſen.

An die Haupt- und Wirthſchaftsgebäude fügten ſich Luſt-,

Obſt- und Grasgarten, aus denen man ſich unverſehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchſchlangelte. Hier in der Mitte war, auf der bedeutendſten Höhe, ein Saal erbaut, mit anſtoßenden Gemachern. Wer zur Hauptthüre hereintrat ſah im großen Spiegel die günſtigſte Ausſicht, welche die Gegend nur gewahren mochte, und kehrte ſich geſchwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Erholung zu nehmen: denn das Herankommen war künſtlich genug eingerichtet und alles klüglich verdeckt was Ueberraſchung bewirken ſollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel ſich nicht gern hin und wieder gewendet hatte.

Am ſchönſten, heiterſten, längſten Tage einmal auf dem Wege, hielt man einen ſinnigen Flurzug um und durch das Ganze. Hier wurde das Abendplätzchen der guten Mutter bezeichnet, wo eine herrliche Buche ringsumher ſich freien Raum gehalten hatte. Bald nachher wurde Lucindens Morgenandacht von Julien halb neckiſch angedeutet, in der Nähe eines Waſſerchens zwiſchen Pappeln und Erlen, an hinabſtreichenden Wieſen, hinaufziehenden Aeckern. Es war nicht zu beſchreiben wie hübſch! ſchon überall glaubte man es geſehen zu haben, aber nirgends in ſeiner Einfalt ſo bedeutend und ſo willkommen. Dagegen zeigte der Junker, auch halb wider Willen Juliens, die kleinlichen Lauben und kindiſchen Gartchenanſtalten, die, nachſt einer vertraulich gelegenen Mühle, kaum noch zu bemerken; ſie ſchrieben ſich aus einer Zeit her, wo Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, ſich in den Kopf geſetzt hatte, Müllerin zu werden und, nach dem Abgang der beiden alten Leute, ſelbſt einzutreten und ſich einen braven Mühlknappen auszuſuchen.

Das war zu einer Zeit, rief Julie, wo ich noch nichts on Städten wußte die an Flüssen liegen, oder gar am Meer, von Genua nichts u. s. w. Ihr guter Vater, Luci- or, hat mich bekehrt, seit der Zeit komm' ich nicht leicht ierher. Sie setzte sich neckisch auf ein Bankchen, das sie aum noch trug, unter einen Hollunderstrauch, der sich zu ief gebeugt hatte. „Pfui, übers Hocken!" rief sie, sprang uf und lief mit dem lustigen Bruder voran.

Das zurückgebliebene Paar unterhielt sich verständig, und n solchen Fällen nähert sich der Verstand auch wohl dem Gefühl. — Abwechselnd einfache natürliche Gegenstände zu urchwandern, mit Ruhe zu betrachten wie der verständige, unge Mensch ihnen etwas abzugewinnen weiß, wie die Einsicht as Vorhandene, zum Gefühl seiner Bedürfnisse sich gesellend, Wunder thut, um die Welt erst bewohnbar zu machen, dann u bevölkern und endlich zu übervölkern, das alles konnte ier im einzelnen zur Sprache kommen. Lucinde gab von llem Rechenschaft und konnte, so bescheiden sie war, nicht erbergen, daß die bequemlich angenehmen Verbindungen ntfernter Partien ihr Werk seyen, unter Angabe, Leitung der Vergünstigung einer verehrten Mutter.

Da sich aber denn doch der längste Tag endlich zum Abend bequemt, so mußte man auf Rückkehr denken, und ls man auf einen angenehmen Umweg sann, verlangte der ustige Bruder: man solle den kürzern, obgleich nicht erfreu- ichen, wohl gar beschwerlichern Weg einschlagen. „Denn," ief er aus, „ihr habt mit euren Anlagen und Anschlagen eprahlt, wie ihr die Gegend für malerische Augen und für ärtliche Herzen verschönert und verbessert; laßt mich aber uch zu Ehren kommen."

Nun mußte man über geackerte Stellen und holprichte

Pfade, ja wohl auch auf zufällig hingeworfenen Steinen über Moorflecke wandern und sah, schon in einer gewissen Ferne, allerlei Maschinenwerk verworren aufgethürmt. Naher betrachtet, war ein großer Lust- und Spielplatz, nicht ohne Verstand, mit einem gewissen Volkssinn eingerichtet. Und so standen hier in gehörigen Entfernungen zusammengeordnet, das große Schaukelrad, wo die Auf- und Absteigenden immer gleich horizontal ruhig sitzen bleiben, andere Schaukeleien, Schwungseile, Lustbebel, Kegel und Zellenbahnen und was nur alles erdacht werden kann, um auf einem großen Triftraum eine Menge Menschen verschiedentlichst und gleichmäßig zu beschäftigen und zu erlustigen. „Dieß," rief er aus, „ist meine Erfindung, meine Anlage! und obgleich der Vater das Geld und ein gescheidter Kerl den Kopf dazu hergab, so hätte doch, ohne mich, den ihr oft unvernünftig nennt, Verstand und Geld sich nicht zusammen gefunden."

So heiter gestimmt kamen alle vier mit Sonnenuntergang wieder nach Hause. Antoni fand sich ein; die Kleine jedoch, die an diesem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einspannen und fuhr über Land zu einer Freundin, in Verzweiflung sie seit zwei Tagen nicht gesehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen fühlten sich verlegen ehe man sich's versah, und es ward sogar ausgesprochen, daß des Vaters Ausbleiben die Angehörigen beunruhige. Die Unterhaltung fing an zu stocken, als auf einmal der lustige Junker aufsprang und gar bald mit einem Buche zurückkam, sich zum Vorlesen erbietend. Lucinde enthielt sich nicht zu fragen, wie er auf den Einfall komme, den er seit einem Jahre nicht gehabt; worauf er munter versetzte: mir fällt alles zur rechten Zeit ein, dessen könnt ihr euch nicht rühmen. Er las eine Folge achter Mährchen, die den Menschen aus sich

bſt hinausführen, ſeinen Wunſchen ſchmeicheln und ihn
e Bedingung vergeſſen machen, zwiſchen welche wir, ſelbſt
den glücklichſten Momenten, doch immer noch eingeklemmt
d.

„Was beginne ich nun!“ rief Lucidor, als er ſich endlich
ein fand: „die Stunde drängt; zu Antoni hab' ich kein
rtrauen, er iſt weltfremd, ich weiß nicht wer er iſt, wie
ins Haus kommt, noch was er will; um Lucinden ſcheint
ſich zu bemühen und was könnte ich daher von ihm hoffen?
ir bleibt nichts übrig als Lucinden ſelbſt anzugehn; ſie
ß es wiſſen, ſie zuerſt. Dieß war ja mein erſtes Gefühl,
rum laſſen wir uns auf Klugheitswege verleiten! Das
ie ſoll nun das Letzte ſeyn, und ich hoffe zum Ziel zu
angen.“

Sonnabend Morgen ging Lucidor, zeitig angekleidet, in
nem Zimmer auf und ab, was er Lucinden zu ſagen hätte
und her bedenkend, als er eine Art von ſcherzhaftem
reit vor ſeiner Thüre vernahm, die auch alſobald aufging.
ſchob der luſtige Junker einen Knaben vor ſich hin, mit
ffee und Backwerk für den Gaſt; er ſelbſt trug kalte Küche
Wein. „Du ſollſt vorangehen,“ rief der Junker: „denn
Gaſt muß zuerſt bedient werden, ich bin gewohnt mich
ſt zu bedienen. Mein Freund! heute komme ich etwas
h und tumultuariſch; genießen wir unſer Frühſtück in
he und dann wollen wir ſehen was wir anfangen: denn
der Geſellſchaft haben wir wenig zu hoffen. Die Kleine
von ihrer Freundin noch nicht zurück; dieſe müſſen gegen-
ander wenigſtens alle vierzehn Tage ihr Herz ausſchütten,
n es nicht ſpringen ſoll. Sonnabend iſt Lucinde ganz
rauchbar, ſie liefert dem Vater pünktlich ihre Haushal-
gsrechnung; da hab' ich mich auch einmiſchen ſollen, aber

Gott bewahre mich! Wenn ich weiß was eine Sache koſtet, ſo ſchmeckt mir kein Biſſen. Gäſte werden auf Morgen erwartet, der Alte hat ſich noch nicht wieder ins Gleichgewicht geſtellt, Antoni iſt auf die Jagd, wir wollen das Gleiche thun.

Flinten, Taſchen und Hunde waren bereit als ſie in den Hof kamen, und nun ging es an den Feldern weg, wo denn doch allenfalls ein junger Haſe und ein armer gleichgültiger Vogel geſchoſſen wurde. Indeſſen beſprach man ſich von häuslichen und gegenwartig geſelligen Verhaltniſſen. Antoni ward genannt, und Lucidor verfehlte nicht ſich nach ihm zu erkundigen. Der luſtige Junker, mit einiger Selbſtgefälligkeit, verſicherte: jenen wunderlichen Mann, ſo geheimnißvoll er auch thue, habe er ſchon durch und durch geblickt. „Er iſt," fuhr er fort, „gewiß der Sohn aus einem reichen Handelshauſe, das gerade in dem Augenblick fallirte, als er, in der Fülle ſeiner Jugend, Theil an großen Geſchaften mit Kraft und Munterkeit zu nehmen, daneben aber die ſich reichlich darbietenden Genüſſe zu theilen gedachte. Von der Höhe ſeiner Hoffnungen heruntergeſtürzt raffte er ſich zuſammen und leiſtete, anderen dienend, dasjenige was er für ſich und die Seinigen nicht mehr bewirken konnte. So durchreiſ'te er die Welt, lernte ſie und ihren wechſelſeitigen Verkehr aufs genaueſte kennen und vergaß dabei ſeines Vortheils nicht. Unermüdete Thatigkeit und erprobte Redlichkeit brachten und erbielten ihm von vielen ein unbedingtes Vertrauen. So erwarb er ſich aller Orten Bekannte und Freunde, ja es läßt ſich gar wohl merken, daß ſein Vermögen ſo weit in der Welt umher vertheilt iſt, als ſeine Bekanntſchaft reicht, weßhalb denn auch ſeine Gegenwart in allen vier Theilen der Welt von Zeit zu Zeit nöthig iſt."

Umſtändlicher und naiver hatte dieß der luſtige Junker erzählt und ſo manche poſſenhafte Bemerkung eingeſchloſſen, eben als wenn er ſein Mährchen recht weitläufig auszuſpinnen gedachte.

„Wie lange ſteht er nicht ſchon mit meinem Vater in Verbindung! Die meinen ich ſehe nichts, weil ich mich um nichts bekümmere; aber eben deßwegen ſeh ich's nur deſto beſſer, weil mich's nichts angeht. Vieles Geld hat er bei meinem Vater niedergelegt, der es wieder ſicher und vortheilhaft unterbrachte. Erſt geſtern ſteckte er dem alten ein Juwelen-Käſtchen zu; einfacher, ſchöner und koſtbarer hab' ich nichts geſehen, obgleich nur mit einem Blick, denn es wird verheimlicht. Wahrſcheinlich ſoll es der Braut zu Vergnügen, Luſt und künftiger Sicherheit verehrt werden. Antoni hat ſein Zutrauen auf Lucinden geſetzt! Wenn ich ſie aber zuſammen ſehe, kann ich ſie nicht für ein wohl aſſortirtes Paar halten. Die Ruſchliche wäre beſſer für ihn, ich glaube auch ſie nimmt ihn lieber als die Aelteſte; ſie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knaſterbart ſo munter und theilnehmend hinüber, als wenn ſie ſich mit ihm in den Wagen ſetzen und auf und davon fliegen wolle.“ Lucidor faßte ſich zuſammen; er wußte nicht was zu erwiedern wäre, alles was er vernahm, hatte ſeinen innerlichen Beifall. Der Junker fuhr fort: „überhaupt hat das Mädchen eine verkehrte Neigung zu alten Leuten, ich glaube ſie hätte Ihren Vater ſo friſch weg geheirathet wie den Sohn.“

Lucidor folgte ſeinem Gefährten, wo ihn dieſer auch über Stock und Stein hinführte; beide vergaßen die Jagd, die ohnehin nicht ergiebig ſeyn konnte, wo, gut aufgenommen, der eine Freund ſich mit Eſſen, Trinken und Schwätzen unterhielt, der andere aber in Gedanken und Ueberlegungen

ſich verſenkte, wie er die gemachte Entdeckung fur ſich und ſeinen Vortheil benutzen möchte.

Lucidor hatte nach allen dieſen Erzablungen und Eröffnungen ſoviel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich beim Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden ſeyn ſollte. Er durchſtrich die ſämmtlichen Gänge des Parks bei heiterer Abendſonne; umſonſt! Nirgends keine Seele war zu ſehen; endlich trat er in die Thure des großen Saals und, wunderſam genug, die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückſcheinend, blendete ihn dergeſtalt, daß er die beiden Perſonen die auf dem Canapé ſaßen nicht erkennen, wohl aber unterſcheiden konnte, daß einem Frauenzimmer von einer neben ihr ſitzenden Mannsperſon die Hand ſehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher ſein Entſetzen, als er bei hergeſtellter Augenruhe Lucinden und Antoni vor ſich ſahe. Er hätte verſinken mögen, ſtand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichſt und unbefangen willkommen hieß, zuruckte und ihn bat zu ihrer rechten Seite zu ſitzen. Unbewußt ließ er ſich nieder, und wie ſie ihn anredete, nach dem heutigen Tage ſich erkundigte, Vergebung bat häuslicher Abhaltungen, da konnte er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni ſtand auf und empfahl ſich; Lucinde, als ſie, ſich gleichfalls erholend, den Zurückgebliebenen zum Spaziergang einlud. Neben ihr hergehend war er ſchweigſam und verlegen; auch ſie ſchien beunruhigt; und wenn er nur einigermaßen bei ſich geweſen wäre, ſo hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müſſen, daß ſie herzliche Seufzer zu verbergen habe. Sie beurlaubte ſich zuletzt als ſie ſich dem Hauſe näherten, er aber wandte ſich, erſt langſam, dann heftig gegen das Freie. Der Park war ihm zu eng, er eilte durchs Feld, nur die Stimme ſeines Herzens

vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommenſten Abends. Als er ſich allein ſah und ſeine Gefühle ſich im beruhigenden Thränenerguß Luft machten, rief er aus:

„Schon einigemal im Leben, aber nie ſo grauſam hab' ich den Schmerz empfunden, der mich nun ganz elend macht: wenn das gewünſchteſte Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt, und zugleich ſein Scheiden für ewig ankündet. Ich faß bei ihr, ging neben ihr, das bewegte Kleid berührte mich und ich hatte ſie ſchon verloren! Zähle dir das nicht vor, dröſele dir's nicht auf, ſchweig und entſchließe dich!"

Er hatte ſich ſelbſt den Mund verboten, er ſchwieg und ſann, durch Felder, Wieſen und Buſch, nicht immer auf den wegſamſten Pfaden hinſchreitend. Nun als er ſpät in ſein Zimmer trat, hielt er ſich nicht und rief: „Morgen früh bin ich fort, ſolch einen Tag will ich nicht wieder erleben."

Und ſo warf er ſich angekleidet aufs Lager. — Glückliche, geſunde Jugend! Er ſchlief ſchon; die abmüdende Bewegung des Tages hatte ihm die ſüßeſte Nachtruhe verdient. Aus tröſtlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrühſte Sonne; es war eben der längſte Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des beruhigenden Abendgeſtirns gar nicht empfunden, ſo fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur, um zu verzweifeln. Er ſah die Welt ſo herrlich als je, ſeinen Augen war ſie es noch; ſein Inneres aber widerſprach, das gehörte ihm alles nicht mehr an, er hatte Lucinden verloren.

Neuntes Capitel.

Der Mantelsack war schnell gepackt, den er wollte liegen lassen, keinen Brief schrieb er dazu, nur mit wenig Worten sollte sein Ausbleiben vom Tisch, vielleicht auch vom Abend, durch den Reitknecht entschuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Diesen aber fand er unten, schon vor dem Stalle, mit großen Schritten auf und ab gehend. Sie wollen doch nicht reiten? rief der sonst gutmüthige Mensch mit einigem Verdruß. Ihnen darf ich es wohl sagen, aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er sich doch gestern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben sollte er danke Gott einen Sonntagmorgen zu ruhen. Kommt er nicht heute frühe vor Tag, rumort im Stalle und wie ich aufspringe sattelt und zaumt er Ihr Pferd, ist durch keine Vorstellung abzuhalten; er schwingt sich drauf und ruft: bedenke nur das gute Werk das ich thue! Dieß Geschöpf geht immer nur gelassen einen juristischen Trab, ich will sehen daß ich ihn zu einem raschen Lebensgalop anrege. Er sagte ungefähr so und verführte andere wunderliche Reden.

Lucidor war doppelt und dreifach betroffen, er liebte das Pferd, als seinem eigenen Charakter, seiner Lebensweise zusagend; ihn verdroß, das gute verständige Geschöpf in den Handen eines Wildfangs zu wissen. Sein Plan war zerstört, seine Absicht zu einem Universitätsfreunde, mit dem er in froher, herzlicher Verbindung gelebt, in dieser Krise zu flüchten. Das alte Zutrauen war erwacht, die dazwischen liegenden Meilen wurden nicht gerechnet, er glaubte schon bei dem wohlwollenden, verständigen Freunde Rath und Linderung

u finden. Dieſe Ausſicht war nun abgeſchnitten; doch ſie
ar's nicht, wenn er es wagte auf friſchen Wanderfüßen, die
hm zu Gebote ſtanden, ſein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen ſuchte er nun aus dem Park ins freie
eld, auf den Weg, der ihn zum Freunde führen ſollte, zu
elangen. Er war ſeiner Richtung nicht ganz gewiß, als
hm, linker Hand, über dem Gebüſch hervorragend, auf wun-
erlichem Zimmerwerk, die Einſiedelei, aus der man ihm
rüher ein Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel, und
r, jedoch zu ſeiner größten Verwunderung, auf der Galerie
nter dem Chineſiſchen Dache den guten Alten, der einige
age für krank gehalten worden, munter um ſich blickend
rſchaute. Dem freundlichſten Gruße, der dringenden Ein
adung herauf zu kommen widerſtand Lucidor mit Ausflüch-
en und eiligen Gebarden. Nur Theilnahme für den guten
lten, der die ſteile Treppe ſchwankenden Tritts herunter-
ilend herabzuſtürzen drohte, konnte ihn vermögen entgegen
u gehen, und ſodann ſich hinaufziehen zu laſſen. Mit Ver-
underung betrat er das anmuthige Sälchen, es hatte nur
rei Fenſter gegen das Land, eine allerliebſte Ausſicht; die
brigen Wande waren verziert, oder vielmehr verdeckt von
undert und aber hundert Bildniſſen, in Kupfer geſtochen,
llenfalls auch gezeichnet, auf die Wand neben einander in
ewiſſer Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwi-
henräume geſondert.

„Ich begünſtige Sie, mein Freund, wie nicht jeden; dieß
l das Heiligthum, in dem ich meine letzten Tage vergnüg-
ch zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern, die
ich die Geſellſchaft begehen läßt, hier bring' ich meine Diät-
hler wieder ins Gleichgewicht."

Lucidor beſah ſich das Ganze und, in der Geſchichte

wohl erfahren, ſah er alsbald klar, daß eine hiſtoriſche Neigung zu Grunde liege.

„Hier oben in der Frieſe," ſagte der Alte, „finden Sie die Namen vortrefflicher Männer aus der Urzeit, dann aus der naheren auch nur die Namen, denn wie ſie ausgeſehen, möchte ſchwerlich auszumitteln ſeyn. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an, hier ſind die Manner, die ich noch nennen gehört als Knabe. Denn etwa funfzig Jahre bleibt der Name vorzüglicher Menſchen in der Erinnerung des Volks, weiterhin verſchwindet er oder wird mahrchenhaft. — Obgleich von Deutſchen Eltern bin ich in Holland geboren und für mich iſt Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urvater aller ordentlichen Männer und Helden."

„Nun ſehen Sie aber Ludwig den Vierzehnten gleich neben ihm, als welcher" — wie gern hatte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es ſich geſchickt hatte, wie es ſich uns, den Erzählenden, wohl ziemen mag: denn ihn bedrohte die neue und neueſte Geſchichte, wie ſich an den Bildern Friedrichs des Großen und ſeiner Generale, nach denen er hinſchielte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an ſeiner nächſten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Anſichten als intereſſant nicht entgehen, ſo hatte er doch auf Akademien ſchon die neuere und neueſte Geſchichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wiſſen. Sein Sinn ſtand in die Ferne, er hörte nicht, er ſah kaum, und war eben im Begriff auf die ungeſchickteſte Weiſe zur Thüre hinaus und die lange, fatale Treppe hinunter zu poltern, als ein Handeklatſchen von unten heftig zu vernehmen war.

Indeſſen ſich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenſter hinaus und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: „kommen Sie herunter ums Himmelswillen, aus Ihrem hiſtoriſchen Bilderſaal, alter Herr! Schließen Sie Ihre Faſten und helfen mir unſern jungen Freund begütigen — wenn er's erfahrt. Lucidor's Pferd hab' ich etwas unvernünftig angegriffen, es hat ein Eiſen verloren und ich mußte es ſtehen laſſen. Was wird er ſagen? Es iſt doch gar zu abſurd, wenn man abſurd iſt."

„Kommen Sie herauf," ſagte der Alte und wendete ſich herein zu Lucidor: „nun, was ſagen Sie?" Lucidor ſchwieg und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Wiederreden gab eine lange Scene; genug, man beſchloß, den Reitknecht ſogleich hinzuſchicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklaſſend eilten beide junge Leute nach dem Hauſe, wohin ſich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ, es mochte daraus werden was wollte, wenigſtens war in dieſen Mauern der einzige Wunſch ſeines Herzens eingeſchloſſen. In ſolchem verzweifelten Falle vermiſſen wir ohnehin den Beiſtand unſeres freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Beſtimmung und Nöthigung eingreift. Jedoch fand er ſich, da er ſein Zimmer betrat, in dem wunderlichſten Zuſtande, eben als wenn jemand in ein Gaſthofsgemach, das er ſo eben verließ, unerwünſcht wieder einzukehren genöthigt iſt, weil ihm eine Achſe gebrochen.

Der luſtige Junker machte ſich nun über den Mantelſack, um alles recht ordentlich auszupacken, vorzüglich legte er zuſammen, was von feſtlichen Kleidungsſtücken, obgleich reiſemäßig, vorhanden war; er nöthigte Lucidor'n Schuh

und Strümpfe anzuziehen, richtete deſſen vollkrauſe, braune Locken zurecht und putzte ihn aufs beſte heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unſern Freund und ſein Machwerk vom Kopf bis zum Fuße beſchauend: „Nun ſeht ihr doch, Freundchen, einem Menſchen gleich, der einigen Anſpruch auf hübſche Kinder macht und ernſthaft genug dabei, um ſich nach einer Braut umzuſehn. Nur einen Augenblick! und ihr ſollt erfahren, wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde ſchlagt. Das hab' ich Officieren abgelernt, nach denen die Mädchen immer ſchielen, und da hab' ich mich zu einer gewiſſen Soldateska ſelbſt enrollirt, und nun ſehen ſie mich auch an, und wieder'an, weil keine weiß was ſie aus mir machen ſoll. Da entſteht nun aus dem Hin- und Herſehen, aus Verwunderung und Aufmerkſamkeit, oft etwas gar Artiges, das, wär' es auch nicht dauerhaft, doch werth iſt, daß man ihm den Augenblick gönne."

„Aber nun kommen Sie, Freund, und erweiſen mir den gleichen Dienſt! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle ſchlüpfen ſehen, ſo werden Sie Witz und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht abſprechen."

Nun zog er den Freund mit ſich fort, durch lange weitläufige Gänge des alten Schloſſes. „Ich habe mich," rief er aus, „ganz hingebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein: denn man kann's den andern doch nicht recht machen."

Sie kamen an der Kanzlei vorbei, eben als ein Diener heraustrat und ein Urvater-Schreibzeug, ſchwarz, groß und vollſtändig heraustrug; Papier war auch nicht vergeſſen.

„Ich weiß ſchon, was da wieder geklecki't werden ſoll," rief der Junker; „geh hin und laß mir den Schlüſſel. Thun Sie einen Blick hinein, Lucidor! es unterhalt

wohl bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund iſt ein ſolches Locale nicht verhaßt wie einem Stallverwandten;“ und ſo ſchob er Lucidor'n in den Gerichtsſaal.

Der Jüngling fühlte ſich ſogleich in einem bekannten anſprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, aufs Geſchäft erpicht, an ſolchem Tiſche ſaß, hörend und ſchreibend ſich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte ſtattliche Hauscapelle zum Dienſte der Themis, bei veranderten Religionsbegriffen, verwandelt ſey. In den Repoſituren fand er Rubriken und Acten ihm früher bekannt; er hatte ſelbſt in dieſen Angelegenheiten, von der Hauptſtadt her, gearbeitet. Einen Fascikel aufſchlagend fiel ihm ein Reſcript in die Hände, das er ſelbſt mundirt, ein anderes, wovon er der Concipient geweſen. Handſchrift und Papier, Kanzleiſiegel und des Vorſitzenden Unterſchrift, alles rief ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er ſich dann umſah und den Seſſel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und beſtimmt, einen ſo ſchönen Platz, einen ſo würdigen Wirkungskreis, den er zu verſchmähen, zu entbehren Gefahr lief, das alles bedrängte ihn doppelt und dreifach, indem die Geſtalt Lucindens zu gleicher Zeit ſich von ihm zu entfernen ſchien.

Er wollte das Freie ſuchen, fand ſich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtſinnig oder ſchalkhaft, die Thüre verſchloſſen hinter ſich gelaſſen; doch blieb unſer Freund nicht lange in dieſer peinlichſten Beklemmung, denn der andere kam wieder, entſchuldigte ſich und erregte wirklich guten Humor durch ſeine ſeltſame Gegenwart. Eine gewiſſe Verwegenheit der Farben und des Schnitts ſeiner Kleidung war durch natürlichen Geſchmack gedämpft; wie wir ja ſelbſt tatouirten Indiern einen gewiſſen Beifall nicht

verſagen. „Heute," rief er aus, „ſoll uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde ſind angekommen, hübſche Mädchen, neckiſche verliebte Weſen und dann auch mein Vater, und Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Feſt werden, alles iſt im Saale ſchon verſammelt beim Frühſtück."

Lucidor'n war's auf einmal zu Muthe, als wenn er in tiefe Nebel hinein ſahe, alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Geſtalten erſchienen ihm geſpenſtig; doch ſein Charakter in Begleitung eines reinen Herzens hielt ihn aufrecht, in wenigen Secunden fühlte er ſich ſchon allen gewachſen. Nun folgte er dem eilenden Freunde, mit ſicherem Tritt, feſt entſchloſſen abzuwarten es geſchehe was da wolle, ſich zu erklären es entſtehe was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis rings an den Fenſtern umher entdeckte er ſogleich ſeinen Vater neben dem Oberamtmann, beide ſtattlich angezogen. Die Schweſtern, Antoni und ſonſt noch Bekannte und Unbekannte überſah er mit einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er ſich ſeinem Vater, der ihn höchſt freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewiſſen Förmlichkeit, die ein vertrauendes Annahern kaum begünſtigte. Vor ſo vielen Perſonen ſtehend ſuchte er ſich für den Augenblick einen ſchicklichen Platz; er hatte ſich neben Lucinden ſtellen können, aber Julie, dem geſpannten Anſtand zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte; Antoni blieb neben Lucinden.

In dieſem bedeutenden Momente fühlte ſich Lucidor abermals als Beauftragten, und geſtahlt von ſeiner ganzen Rechtswiſſenſchaft rief er ſich jene ſchöne Maxime zu ſeinen eignen Gunſten heran: wir ſollen anvertraute Geſchäfte der

Fremden wie unſere eigenen behandeln, warum nicht die unſrigen in eben dem Sinne? — In Geſchaftsvertragen wohl geübt durchlief er ſchnell was er zu ſagen habe. Indeſſen ſchien die Geſellſchaft in einen förmlichen Halbcirkel gebildet ihn zu überflügeln. Den Inhalt ſeines Vortrags kannte er wohl, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgetiſcht, das große Tintenfaß, Kanzleiverwandte dabei; der Oberamtmann machte eine Bewegung, ſeine Rede vorzubereiten; Lucidor wollte ihm zuvorkommen, und in demſelben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dieß brachte ihn aus aller Faſſung, er überzeugte ſich, daß alles entſchieden, alles für ihn verloren ſey.

Nun war an gegenwärtigen ſämmtlichen Lebensverhältniſſen, dieſen Familienverbindungen, Geſellſchafts- und Anſtandsbezügen nichts mehr zu ſchonen, er ſah vor ſich hin, entzog ſeine Hand Julien und war ſo ſchnell zur Thüre hinaus, daß die Verſammlung ihn unverſehens vermißte und er ſich ſelbſt draußen nicht wieder finden konnte.

Scheu vor dem Tageslichte, das im höchſten Glanze über ihn herabſchien, die Blicke begegnender Menſchen vermeidend, aufſuchende fürchtend, ſchritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartenſaal. Dort wollten ihm die Kniee verſagen, er ſtürzte hinein, und warf ſich troſtlos auf den Sopha unter dem Spiegel: mitten in der ſittlich bürgerlichen Geſellſchaft in ſolcher Verworrenheit befangen, die ſich wogenhaft um ihn, in ihm hin und her ſchlug. Sein vergangenes Daſeyn kämpfte mit dem gegenwärtigen, es war ein gräulicher Augenblick.

Und ſo lag er eine Zeit, mit dem Geſichte in das Kiſſen verſenkt, auf welchem geſtern Lucindens Arm geruht hatte. Ganz in ſeinen Schmerz verſunken fuhr er ſich berührt

fühlend, ſchnell in die Höhe, ohne die Annaherung irgend einer Perſon geſpurt zu haben, da erblickt er Lucinden, die ihm nahe ſtand.

Vermuthend, man habe ſie geſendet ihn abzuholen, ihr aufgetragen, ihn mit ſchicklichen ſchweſterlichen Worten in die Geſellſchaft, ſeinem widerlichen Schickſal entgegen zu führen, rief er aus: „Sie hatte man nicht ſenden muſſen, Lucinde, denn Sie ſind es, die mich von dort vertrieb; ich kehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fahig ſind, ſchaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht. Denn, damit Sie von mir zeugen konnen, wie unmoglich es ſey mich zurückzubringen, ſo nehmen Sie den Schlüſſel zu meinem Betragen, das Ihnen und allen wahnſinnig vorkommen muß. Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauflöslich laut wiederhole: nur mit Ihnen wollt' ich leben, meine Jugend nutzen, genießen, und ſo das Alter im treuen redlichen Anlauf. Dieß aber ſey ſo feſt und ſicher als irgend etwas, was vor dem Altar je geſchworen worden, was ich jetzt ſchwöre, indem ich Sie verlaſſe, der bedauernswurdigſte aller Menſchen."

Er machte eine Bewegung zu entſchlüpfen, ihr die ſo gedrangt vor ihm ſtand; aber ſie faßte ihn ſanft in ihren Arm. — „Was machen Sie!" rief er aus. — „Lucidor!" rief ſie, „nicht zu bedauern, wie Sie wohl wahnen, Sie ſind mein, ich die Ihre; ich halte Sie in meinen Armen, zaudern Sie nicht, die ihrigen um mich zu ſchlagen. Ihr Vater iſt alles zufrieden; Antoni heirathet meine Schweſter." Erſtaunt zog er ſich von ihr zurück. „Das ware wahr?" Lucinde lachelte und nickte, er entzog ſich ihren Armen. „Laſſen Sie mich noch einmal in der Ferne ſehen, was ſo

nah, ſo nächſt mir angehören ſoll.“ Er faßte ihre Hände, Blick in Blick! „Lucinde, ſind Sie mein?“ — Sie verſetzte: „nun ja doch,“ die ſüßeſten Thränen in dem treuſten Auge; er umſchlang ſie und warf ſein Haupt hinter das ihre, hing wie am Uferfelſen ein Schiffbrüchiger; der Boden bebte noch unter ihm. Nun aber ſein entzückter Blick, ſich wieder öffnend, fiel in den Spiegel. Da ſah er ſie in ſeinen Armen, ſich von den ihren umſchlungen; er blickte wieder und wieder hin. Solche Gefühle begleiten den Menſchen durchs ganze Leben. Zugleich ſah er auch auf der Spiegelfläche die Landſchaft, die ihm geſtern ſo gräulich und ahnungsvoll erſchienen war, glänzender und herrlicher als je; und ſich in ſolcher Stellung, auf ſolchem Hintergrunde! Genugſame Vergeltung aller Leiden.

„Wir ſind nicht allein,“ ſagte Lucinde, und kaum hatte er ſich von ſeinem Entzücken erholt, ſo erſchienen geputzte und bekränzte Mädchen und Knaben, Kränze tragend, den Ausgang verſperrend. „Das ſollte alles anders werden,“ rief Lucinde; „wie artig war es eingerichtet und nun geht's tumultuariſch durch einander!“ Ein munterer Marſch tönte von weitem und man ſah die Geſellſchaft, den breiten Weg her feierlich heiter heranziehen. Er zauderte entgegen zu gehen und ſchien ſeiner Schritte nur an ihrem Arm gewiß; ſie blieb neben ihm, die feierliche Scene des Wiederſehens, des Danks für eine ſchon vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anders war's jedoch von den launiſchen Göttern beſchloſſen; eines Poſthorns luſtig ſchmetternder Ton, von der Gegenſeite, ſchien den ganzen Anſtand in Verwirrung zu ſetzen. „Wer mag kommen?“ rief Lucinde. Lucidor'n ſchauderte vor einer fremden Gegenwart, und auch der Wagen

ſchien ganz fremd. Eine zweiſitzige, neue, ganz neuſte Reiſechaiſe! Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter anſtändiger Knabe ſprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber niemand ſtieg heraus; die Chaiſe war leer, der Knabe ſtieg hinein, mit einigen geſchickten Handgriffen warf er die Spriegel zurück, und ſo war, in einem Nu, das niedlichſte Gebaude zur luſtigſten Spazierfahrt vor den Augen aller Anweſenden bereitet, die indeſſen herankamen. Antoni, den übrigen voreilend, fuhrte Julien zu dem Wagen. „Verſuchen Sie," ſprach er, „ob Ihnen dieß Fuhrwerk gefallen kann, um darin mit mir auf den beſten Wegen durch die Welt zu rollen; ich werde Sie keinen andern fuhren, und wo es irgend Noth thut, wollen wir uns zu helfen wiſſen. Ueber das Gebirg ſollen uns Saumroſſe tragen, und den Wagen dazu."

„Sie ſind allerliebſt!" rief Julie. Der Knabe trat heran und zeigte mit Taſchenſpieler-Gewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vortheile und Behendigkeiten des ganzen leichten Baues.

„Auf der Erde weiß ich keinen Dank," rief Julie, „nur auf dieſem kleinen beweglichen Himmel, aus dieſer Wolke, in die Sie mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken." Sie war ſchon eingeſprungen, ihm Blick und Kußhand freundlich zuwerfend. Gegenwartig durfen Sie noch nicht zu mir herein, da iſt aber ein anderer, den ich auf dieſer Probefahrt mitzunehmen gedenke, er hat auch noch eine Probe zu beſtehen." Sie rief nach Lucidor, der, eben mit Vater und Schwiegervater in ſtummer Unterhaltung begriffen, ſich gern in das leichte Fuhrwerk nöthigen ließ, da er ein unausweichlich Bedürfniß fuhlte nur einen Augenblick auf irgend eine Weiſe ſich zu zerſtreuen. Er ſaß neben ihr, ſie rief dem Poſtillon zu, wie er fahren ſolle. Flugs entfernten ſie ſich,

in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachſchauenden.

Julie ſetzte ſich recht feſt und bequem ins Eckchen. — „Rücken Sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen ſehen.“

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit, ich bin noch immer wie im Traume, helfen Sie mir heraus.

Julie. Sehen Sie die hübſchen Bauersleute, wie ſie freundlich grüßen! Bei Ihrem Hierſeyn ſind Sie ja nicht ins obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen ſind. Es iſt niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienſt erweiſen könnte. Dieſen Weg, den wir ſo bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieſes Gute geſtiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geb' es zu; aber was ſollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld, ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen, nun ſind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle dieſe Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens macht erſt die Gränze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie ſcheinen nicht recht zu ſagen, was Sie ſagen wollten.

Julie. Nun ſehen Sie hier links hinunter, wie ſchön ſich das alles entwickelt! Die Kirche mit ihren hohen Linden, das Amthaus mit ſeinen Pappeln hinter dem Dorfhügel hervor. Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Postillon fuhr schärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er sieht sich von hier aus eben so gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier spiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche, man sieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben sich vor kurzem wahrscheinlich ein paar Leute näher bespiegelt und ich müßte mich sehr irren, mit großer wechselseitiger Zufriedenheit.

Lucidor verdrießlich erwiederte nichts, sie fuhren eine Zeit lang stillschweigend vor sich hin, es ging sehr schnell. „Hier," sagte Julie, „fangt der schlechte Weg an, um den mögen Sie sich einmal verdient machen. Ehe es hinab geht schauen Sie noch hinüber, die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über alles hervor. „Du fahrst," fuhr sie zum Kutschenden fort, „den schlechten Weg hin, wir nehmen den Fußpfad durchs Thal und sind eher drüben wie du." Im Aussteigen rief sie aus: „das gestehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Anton Reiser, weiß noch seine Wallfahrten bequem genug einzurichten, für sich und seine Genossen: es ist ein sehr schöner bequemer Wagen."

Und so war sie auch schon den Hügel drunten; Lucidor folgte sinnend und fand sie auf einer wohlgelegenen Bank sitzend, es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu sich.

Julie. Nun sitzen wir hier und gehen einander nichts an, das hat denn doch so seyn sollen. Das kleine Quecksilber wollte Ihnen gar nicht anstehen. Nicht lieben konnten Sie ein solches Wesen, verhaßt war es Ihnen.

Lucidors Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freilich Lucinde! Sie ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schwester war ein sur

allemal ausgeſtochen. Ich ſeh' es, auf Ihren Lippen ſchwebt die Frage, wer uns ſo genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es ſteckt ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wohl! ein Verräther iſt im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn.

Julie. Der iſt bald entlarvt. Sie ſelbſt! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit mit ſich ſelbſt zu reden, und da will ich denn in unſer aller Namen bekennen, daß wir Sie wechſelsweiſe behorcht haben.

Lucidor (aufſpringend). Eine ſaubere Gaſtfreundſchaft, auf dieſe Weiſe den Fremden eine Falle zu ſtellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran Sie zu belauſchen, ſo wenig als irgend einen andern. Sie wiſſen, Ihr Bett ſteht in einem Verſchlag der Wand, von der Gegenſeite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einige Tage vorher unſern Alten genöthigt zu ſchlafen, weil wir für ihn in ſeiner abgelegenen Einſiedelei viele Sorge trugen; nun fuhren Sie gleich den erſten Abend mit einem ſolchen leidenſchaftlichen Monolog ins Zeug, deſſen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichſt entdeckte.

Lucidor hatte nicht Luſt ſie zu unterbrechen. Er entfernte ſich.

Julie (aufgeſtanden ihm folgend). Wie war uns mit dieſer Erklärung gedient! Denn ich geſtehe gern: wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, ſo blieb doch der Zuſtand der mich erwartete mir keineswegs wünſchenswerth. Frau Oberamtmännin zu ſeyn, welche ſchreckliche Lage! Einen tüchtigen braven Mann zu haben, der den Leuten Recht ſprechen ſoll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann! der es weder nach oben noch unten recht macht,

und, was das Schlimmste ist, sich selbst nicht. Ich weiß, was meine Mutter ausgestanden hat, von der Unbestechlichkeit, Unerschütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod, ging ihm eine gewisse Mildigkeit auf, er schien sich in die Welt zu finden, an ihr sich auszugleichen, die er sich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor (höchst unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die leichtsinnige Behandlung, stand auf). Für den Scherz eines Abends mochte das hingehen, aber eine solche beschämende Mystification Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gast zu verüben ist nicht verzeihlich.

Julie. Wir alle haben uns in die Schuld getheilt, wir haben Sie alle behorcht; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! desto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich, den Tag über, ohne Beschamung ansehen, den sie des Nachts schmählich unerlaubt überlisteten? Doch ich sehe jetzt ganz deutlich mit Einem Blick, daß Ihre Tagesanstalten nur darauf berechnet waren, mich zum Besten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten sagen: wie tief es Sie schmerzt von Lucinden übel zu denken, Lucinden mit uns allen in Eine Klasse zu werfen?

Lucidor. Lucinden begreif ich nicht.

Julie. Sie wollen sagen, diese reine edle Seele, dieses ruhig gefaßte Wesen, die Güte, das Wohlwollen selbst, diese Frau wie sie seyn sollte, verbindet sich mit einer leichtsinnigen Gesellschaft, mit einer überhinfahrenden Schwester, einem

verzogenen Jungen, und gewiſſen geheimißvollen Perſonen! Das iſt unbegreiflich.

Lucidor. Ja wohl iſt das unbegreiflich.

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucinden, wie uns allen waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie ſie ſich kaum zurückhielt Ihnen alles zu offenbaren, Sie würden ſie doppelt und dreifach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für ſich zehn- und hundertfach wäre; auch verſichere ich Sie, uns allen iſt der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das iſt nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erſter Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle ſeine Kinder nichts gegen einen ſolchen Tauſch einzuwenden hätten, ſo entſchloß er ſich alſobald zu Ihrem Vater zu reiſen. Die Wichtigkeit des Geſchäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Reſpect, den man einem Vater ſchuldig iſt. — Er muß es zuerſt wiſſen, ſagte der meine, um nicht etwan hinterdrein, wenn wir einig ſind, eine ärgerlich-erzwungne Zuſtimmung zu geben. Ich kenne ihn genau, ich weiß wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorſatz feſthält, und es iſt mir bange genug. Er hat ſich Julien, ſeine Karten und Proſpecte ſo zuſammen gedacht, daß er ſich ſchon vornahm, das alles zuletzt hierher zu ſtiften, wenn der Tag käme, wo das junge Paar ſich hier niederließe und Ort und Stelle ſo leicht nicht verändern könnte: da wollt' er alle Ferien uns zuwenden und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerſt erfahren was die Natur uns für einen Streich geſpielt, da noch nichts eigentlich erklärt, noch nichts entſchieden iſt. Hierauf nahm er uns allen den feierlichſten

Handschlag ab, daß wir Sie beobachten und, es geschehe was da wolle, Sie hinhalten sollten. Wie sich die Rückreise verzögert, wie es Kunst, Mühe und Beharrlichkeit gekostet Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, das mögen Sie von ihm selbst hören. Genug, die Sache ist abgethan, Lucinde ist Ihnen gegönnt. —

Und so waren beide, vom ersten Sitze lebhaft sich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortsprechend, und langsam weiter gehend, über die Wiesen hin, auf die Erhöhung gekommen an einen andern wohlgebahnten Kunstweg. Der Wagen fuhr schnell heran; Augenblicks machte sie ihren Nachbar aufmerksam auf ein seltsames Schauspiel. Die ganze Maschinerie, worauf sich der Bruder soviel zu Gute that, war belebt und bewegt, schon führten die Räder eine Menschenzahl auf und nieder, schon wogten die Schaukeln, Mastbäume wurden erklettert und was man nicht alles für kühnen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unzählbaren Menge gewagt sah! Alles das hatte der Junker in Bewegung gesetzt, damit nach der Tafel die Gäste fröhlich unterhalten würden. „Du fährst uns durchs untere Dorf," rief Julie, „die Leute wollen mir wohl, und sie sollen sehen wie wohl es mir geht."

Das Dorf war öde, die Jüngern sämmtlich hatten schon den Lustplatz ereilt, alte Männer und Frauen zeigten sich, durch das Posthorn erregt, an Thür und Fenstern, alles grüßte, segnete, rief: o! das schöne Paar!

Julie. Nun da haben Sie's! Wir hätten am Ende doch wohl zusammen gepaßt; es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jetzt aber, liebe Schwägerin! —

Julie. Nicht wahr, jetzt „lieb," da Sie mich los sind.

Lucidor. Nur ein Wort! Auf Ihnen laſtet eine ſchwere Verantwortlichkeit; was ſollte der Handedruck, da Sie meine überſchreckliche Stellung kannten und fühlen mußten? So gründlich Boshaftes iſt mir in der Welt noch nichts vorgekommen.

Julie. Danken Sie Gott, nun wär's abgebüßt, alles iſt verziehen. Ich wollte Sie nicht, das iſt wahr, aber daß Sie mich ganz und gar nicht wollten, das verzeiht kein Mädchen, und dieſer Handedruck war, merken Sie ſich's! für den Schalk. Ich geſtehe, es war ſchalkiſcher als billig, und ich verzeihe mir nur indem ich Ihnen vergebe, und ſo ſey denn alles vergeben und vergeſſen! Hier meine Hand.

Er ſchlug ein, ſie rief: da ſind wir ſchon wieder! in unſerm Park ſchon wieder, und ſo gehts bald um die weite Welt und auch wohl zurück; wir treffen uns wieder.

Sie waren vor dem Gartenſaal ſchon angelangt, er ſchien leer; die Geſellſchaft hatte ſich, im Unbehagen di. Tafelzeit überlang verſchoben zu ſehen, zum Spazieren bewegt. Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf ſich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen, ſie dankte in einer herzlichen Umarmung und enthielt ſich nicht der freudigſten Thranen. Des edlen Mannes Wange röthete ſich, ſeine Züge traten entfaltet hervor, ſein Auge blickte feucht, und ein ſchöner bedeutender Jüngling erſchien aus der Hülle.

Und ſo zogen beide Paare zur Geſellſchaft, mit Gefühlen die der ſchönſte Traum nicht zu geben vermöchte.

Zehntes Capitel.

Vater und Sohn waren, von einem Reitknecht begleitet, durch eine angenehme Gegend gekommen, als dieser, im Angesicht einer hohen Mauer die einen weiten Bezirk zu umschließen schien stillehaltend, bedeutete, sie möchten nun zu Fuße sich dem großen Thore nahern, weil kein Pferd in diesen Kreis eingelassen würde: sie zogen die Glocke, das Thor eröffnete sich, ohne daß eine Menschengestalt sichtbar geworden wäre, und sie gingen auf ein altes Gebaude los das zwischen uralten Stammen von Buchen und Eichen ihnen entgegen schimmerte. Wunderbar war es anzusehen, denn so alt es der Form nach schien, so war es doch als wenn Maurer und Steinmetzen so eben erst abgegangen wären, dergestalt neu, vollständig und nett erschienen die Fugen wie die ausgearbeiteten Verzierungen.

Der metallne schwere Ring an einer wohlgeschnitzten Pforte lud sie ein zu klopfen, welches Felix muthwillig etwas unsanft verrichtete; auch diese Thüre sprang auf und sie fanden zunächst auf der Hausflur ein Frauenzimmer sitzen von mittlerem Alter, am Stickrahmen mit einer wohlgezeichneten Arbeit beschäftigt. Diese begrüßte sogleich die Ankommenden als schon gemeldet und begann ein heiteres Lied zu singen, worauf sogleich aus einer benachbarten Thüre ein Frauenzimmer heraustrat, das man für die Beschließerin und thatige Haushälterin, nach den Anhängseln ihres Gurtels, ohne weiteres zu erkennen hatte. Auch diese freundlich grüßend führte die Fremden eine Treppe hinauf und eröffnete ihnen einen Saal der sie ernsthaft ansprach, weit, hoch, ringsum getafelt, oben drüber eine Reihenfolge historischer

Schilderungen. Zwei Personen traten ihnen entgegen, ein jüngeres Frauenzimmer und ein altlicher Mann.

Jene hieß den Gast sogleich freimüthig willkommen. „Sie sind," sagte sie, „als einer der unsern angemeldet. Wie soll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwartigen vorstellen? Er ist unser Hausfreund im schönsten und weitesten Sinne, bei Tage der belehrende Gesellschafter, bei Nacht Astronom und Arzt zu jeder Stunde."

„Und ich," versetzte dieser freundlich, „empfehle Ihnen dieses Frauenzimmer, als die bei Tage unermüdet Geschaftige, bei Nacht wenn's Noth thut gleich bei der Hand, und immerfort die heiterste Lebensbegleiterin."

Angela, so nannte man die durch Gestalt und Betragen einnehmende Schöne, verkündigte sodann die Ankunft Makariens; ein grüner Vorhang zog sich auf, und eine altliche wunderwürdige Dame ward auf einem Lehnsessel von zwei jungen hübschen Madchen hereingeschoben, wie von zwei andern ein runder Tisch mit erwünschtem Frühstück. In einem Winkel der ringsumhergehenden massiven eichenen Bank waren Kissen gelegt, darauf setzten sich die obigen dreie, Makarie in ihrem Sessel gegen ihnen über. Felix verzehrte sein Frühstück stehend, im Saal umher wandelnd und die ritterlichen Bilder über dem Getäfel neugierig betrachtend.

Makarie sprach zu Wilhelm als einem Vertrauten, sie schien sich in geistreicher Schilderung ihrer Verwandten zu erfreuen; es war, als wenn sie die innere Natur eines jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchschaute. Die Personen, welche Wilhelm kannte, standen wie verklärt vor seiner Seele, das einsichtige Wohlwollen der unschätzbaren Frau hatte die Schale losgelöst und den gesunden Kern veredelt und belebt.

Nachdem nun dieſe angenehmen Gegenſtände durch die freundlichſte Behandlung erſchöpft waren, ſprach ſie zu dem würdigen Geſellſchafter: „Sie werden von der Gegenwart dieſes neuen Freundes nicht wiederum Anlaß zu einer Entſchuldigung finden und die verſprochene Unterhaltung abermals verſpäten; er ſcheint von der Art, wohl auch daran Theil zu nehmen.“

Jener aber verſetzte darauf: „Sie wiſſen, welche Schwierigkeit es iſt ſich über dieſe Gegenſtände zu erklären, denn es iſt von nichts Wenigerem als von dem Mißbrauch furtrefflicher und weitauslangender Mittel die Rede.“

„Ich geb' es zu,“ verſetzte Makarie: „denn man kommt in doppelte Verlegenheit. Spricht man von Mißbrauch, ſo ſcheint man die Würde des Mittels ſelbſt anzutaſten, denn es liegt ja immer noch in dem Mißbrauch verborgen; ſpricht man von Mittel, ſo kann man kaum zugeben, daß ſeine Gründlichkeit und Würde irgend einen Mißbrauch zulaſſe. Indeſſen, da wir unter uns ſind, nichts feſtſetzen, nichts nach außen wirken, ſondern nur uns aufklaren wollen, ſo kann das Geſpräch immer vorwarts gehen.“

„Doch müßten wir,“ verſetzte der bedachtige Mann, „vorher anfragen, ob unſer neuer Freund auch Luſt habe an einer gewiſſermaßen abſtrufen Materie Theil zu nehmen, und ob er nicht vorzöge in ſeinem Zimmer einer nöthigen Ruhe zu pflegen. Sollte wohl unſere Angelegenheit, außer dem Zuſammenhange, ohne Kenntniß wie wir darauf gelangt, von ihm gern und gunſtig aufgenommen werden?“

„Wenn ich das, was Sie geſagt haben, mir durch etwas Analoges erklaren möchte; ſo ſcheint es ungefahr der Fall zu ſeyn, wenn man die Heuchelei angreift und eines Angriffs auf die Religion beſchuldigt werden kann.“

„Wir können die Analogie gelten laſſen," verſetzte der Hausfreund: „denn es iſt auch hier von einem Complex mehrerer bedeutender Menſchen, von einer hohen Wiſſenſchaft, von einer wichtigen Kunſt und, daß ich kurz ſey, von der Mathematik die Rede."

„Ich habe," verſetzte Wilhelm, „wenn ich auch über die fremdeſten Gegenſtände ſprechen hörte, mir immer etwas daraus nehmen können: denn alles was den einen Menſchen intereſſirt, wird auch in dem andern einen Anklang finden."

„Vorausgeſetzt," ſagte jener, „daß er ſich eine gewiſſe Freiheit des Geiſtes erworben habe; und da wir Ihnen dieß zutrauen, ſo will ich von meiner Seite wenigſtens Ihrem Verharren nichts entgegen ſtellen."

„Was aber fangen wir mit Felix an?" fragte Makarie, „welcher, wie ich ſehe, mit der Betrachtung jener Bilder ſchon fertig iſt und einige Ungeduld merken laßt."

„Vergönnt mir dieſem Frauenzimmer etwas ins Ohr zu ſagen," verſetzte Felix, raunte Angela etwas ſtille zu, die ſich mit ihm entfernte, bald aber lachelnd zurückkam, da denn der Hausfreund folgendermaßen zu reden anfing.

„In ſolchen Fallen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken ausſprechen ſoll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich ſuche mir eine Autoritat, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde daß mir ein anderer zur Seite ſteht. Loben thu' ich ohne Bedenken, denn warum ſoll ich verſchweigen, wenn mir etwas zuſagt? Sollte es auch meine Beſchranktheit ausdrücken, ſo hab' ich mich deren nicht zu ſchamen; tadle ich aber, ſo kann mir begegnen, daß ich etwas Fürtreffliches abweiſe, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung anderer zu die es beſſer verſtehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklart

werde. Deßwegen bring' ich hier einiges Geschriebene, sogar Uebersetzungen mit; denn ich traue in solchen Dingen meiner Nation so wenig als mir selbst; eine Zustimmung aus der Ferne und Fremde scheint mir mehr Sicherheit zu geben." Er fing nunmehr nach erhaltener Erlaubniß folgendermaßen zu lesen an. —

Wenn wir aber uns bewogen finden diesen werthen Mann nicht lesen zu lassen, so werden es unsere Gönner wahrscheinlich geneigt aufnehmen, denn was oben gegen das Verweilen Wilhelms bei dieser Unterhaltung gesagt worden, gilt noch mehr in dem Falle, in welchem wir uns befinden. Unsere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen, und wenn dieser hie und da schon mehr als billig didaktisch geworden, so finden wir doch gerathen, die Geduld unserer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu stellen. Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu lassen und fahren dießmal im Geschichtlichen ohne weiteres fort, da wir selbst ungeduldig sind das obwaltende Räthsel endlich aufgeklärt zu sehen.

Enthalten können wir uns aber doch nicht ferner einiges zu erwähnen was noch vor dem abendlichen Scheiden dieser edlen Gesellschaft zur Sprache kam. Wilhelm, nachdem er jener Vorlesung aufmerksam zugehört, äußerte ganz unbewunden: „hier vernehme ich von großen Naturgaben, Fabigkeiten und Fertigkeiten, und doch zuletzt, bei ihrer Anwendung, manches Bedenken. Sollte ich mich darüber ins Kurze fassen, so würde ich ausrufen: große Gedanken und ein reines Herz, das ist's was wir uns von Gott erbitten sollten!"

Diesen verständigen Worten Beifall gebend, lös'te die Versammlung sich auf; der Astronom aber versprach, Wilhelmen in dieser herrlichen klaren Nacht an den

Wundern des geſtirnten Himmels vollkommen Theil nehmen zu laſſen.

Nach einigen Stunden ließ der Aſtronom ſeinen Gaſt die Treppen zur Sternwarte ſich hinaufwinden, und zuletzt auf die völlig freie Fläche eines runden hohen Thurmes heraustreten. Die heiterſte Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum erſtenmale das hohe Himmelsgewölbe in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte. Denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünſtige Witterung die uns den Glanzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hauſe bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felſen, am meiſten aber überall die inneren Beunruhigungen des Gemüths, die uns alle Umſicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüſtern ſich hin und herbewegen.

Ergriffen und erſtaunt hielt er ſich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu ſeyn, es überreicht unſre Faſſungskraft, es droht uns zu vernichten. Was bin ich denn gegen das All? ſprach er zu ſeinem Geiſte: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte ſtehen? Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: das Reſultat unſres heutigen Abends löſ't ja auch das Räthſel gegenwartigen Augenblicks. Wie kann ſich der Menſch gegen das Unendliche ſtellen, als wenn er alle geiſtigen Kräfte die nach vielen Seiten hingezogen werden in ſeinem Innerſten, Tiefſten verſammelt, wenn er ſich fragt: darfſt du dich in der Mitte dieſer ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, ſobald ſich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreiſend hervorthut? Und ſelbſt wenn es dir ſchwer würde dieſen Mittelpunkt in deinem Buſen aufzufinden, ſo würdeſt du ihn daran erkennen, daß

eine wohlwollende, wohlthatige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß giebt.

Wer ſoll, wer kann aber auf ſein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewiſſermaßen irre zu werden, da er meiſtens finden wird, daß ſein Wollen richtig, ſein Thun falſch, ſein Begehren tadelhaft und ſein Erlangen dennoch erwünſcht geweſen?

Wie oft haſt du dieſe Geſtirne leuchten geſehen und haben ſie dich nicht jederzeit anders gefunden? ſie aber ſind immer dieſelbigen und ſagen immer daſſelbige: wir bezeichnen, wiederholen ſie, durch unſern geſetzmaßigen Gang, Tag und Stunde; frage dich auch wie verhaltſt du dich zu Tag und Stunde? — Und ſo kann ich denn dießmal antworten: des gegenwartigen Verhaltniſſes hab' ich mich nicht zu ſchämen, meine Abſicht iſt, einen edlen Familienkreis in allen ſeinen Gliedern erwünſcht verbunden herzuſtellen; der Weg iſt bezeichnet. Ich ſoll erforſchen, was edle Seelen auseinander halt, ſoll Hinderniſſe wegraumen von welcher Art ſie auch ſeyen. Dieß darfſt du vor dieſen himmliſchen Heerſchaaren bekennen; achteten ſie deiner, ſie würden zwar über deine Beſchranktheit lacheln, aber ſie ehrten gewiß deinen Vorſatz und begünſtigten deſſen Erfullung.

Bei dieſen Worten und Gedanken wendete er ſich umher zu ſehen, da fiel ihm Jupiter in die Augen, das Glücksgeſtirn, ſo herrlich leuchtend als je; er nahm das Omen als gunſtig auf und verharrte freudig in dieſem Anſchauen eine Zeit lang.

Hierauf ſogleich berief ihn der Aſtronom herabzukommen und ließ ihn eben dieſes Geſtirn durch ein vollkommenes Fernrohr, in bedeutender Große, begleitet von ſeinen Monden, als ein himmliſches Wunder anſchauen.

Als unſer Freund lange darin verſunken geblieben, wendete er ſich um und ſprach zu dem Sternfreunde: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken ſoll, daß Sie mir dieſes Geſtirn ſo über alles Maaß näher gerückt. Als ich es vorhin ſah, ſtand es im Verhältniß zu den übrigen unzähligen des Himmels und zu mir ſelbſt; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungskraft unverhältnißmäßig hervor und ich weiß nicht, ob ich die übrigen Schaaren gleicherweiſe heranzuführen wünſchen ſollte. Sie werden mich einengen, mich beängſtigen.“

So erging ſich unſer Freund nach ſeiner Gewohnheit weiter und es kam bei dieſer Gelegenheit manches Unerwartete zur Sprache. Auf einiges Erwiedern des Kunſtverſtändigen verſetzte Wilhelm: „ich begreife recht gut, daß es euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das ungeheure Weltall nach und nach ſo heranzuziehen wie ich hier den Planeten ſah und ſehe. Aber erlauben Sie mir es auszuſprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchſchnitt gefunden, daß dieſe Mittel, wodurch wir unſern Sinnen zu Hülfe kommen, keine ſittlich günſtige Wirkung auf den Menſchen ausüben. Wer durch Brillen ſieht, hält ſich für klüger als er iſt, denn ſein äußerer Sinn wird dadurch mit ſeiner innern Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht geſetzt; es gehört eine höhere Cultur dazu, deren nur vorzügliche Menſchen fähig ſind, inneres Wahres mit dieſem von außen herangerückten Falſchen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille ſehe, bin ich ein anderer Menſch und gefalle mir ſelbſt nicht; ich ſehe mehr als ich ſehen ſollte, die ſchärfer geſehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern und ich lege die Gläſer geſchwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieſes oder jenes in der Ferne beſchaffen ſeyn möchte, befriedigt iſt.“

Auf einige ſcherzhafte Bemerkungen des Aſtronomen fuhr Wilhelm fort: „Wir werden dieſe Gläſer ſo wenig als irgend ein Maſchinenweſen aus der Welt bannen, aber dem Sittenbeobachter iſt es wichtig zu erforſchen und zu wiſſen, woher ſich manches in die Menſchheit eingeſchlichen hat, worüber man ſich beklagt. So bin ich z. B. überzeugt, daß die Gewohnheit Annaherungsbrillen zu tragen an dem Dünkel unſerer jungen Leute hauptſächlich Schuld hat."

Unter dieſen Geſprächen war die Nacht weit vorgerückt, worauf der im Wachen bewahrte Mann ſeinem jungen Freunde den Vorſchlag that ſich auf dem Feldbette niederzulegen und einige Zeit zu ſchlafen, um alsdann mit friſcherem Blick die dem Aufgang der Sonne voreilende Venus, welche eben heute in ihrem vollendeten Glanze zu erſcheinen verſprache, zu ſchauen und zu begrüßen.

Wilhelm, der ſich bis auf den Augenblick recht ſtraff und munter erhalten hatte, fühlte auf dieſe Anmuthung des wohlwollenden, vorſorglichen Mannes ſich wirklich erſchöpft, er legte ſich nieder und war augenblicklich in den tiefſten Schlaf geſunken.

Geweckt von dem Sternkundigen ſprang Wilhelm auf und eilte zum Fenſter, dort ſtaunte, ſtarrte er einen Augenblick, dann rief er enthuſiaſtiſch: „welche Herrlichkeit! welch ein Wunder!" Andere Worte des Entzückens folgten, aber ihm blieb der Anblick immer ein Wunder, ein großes Wunder.

„Daß Ihnen dieſes liebenswürdige Geſtirn, das heute in Fülle und Herrlichkeit wie ſelten erſcheint, überraſchend entgegentreten würde, konnt' ich vorausſehen, aber das darf ich wohl ausſprechen, ohne kalt geſcholten zu werden, kein Wunder ſeh' ich, durchaus kein Wunder!"

„Wie könnten Sie auch?“ versetzte Wilhelm, „da ich es mitbringe, da ich es in mir trage, da ich nicht weiß, wie mir geschieht. Lassen Sie mich noch immer stumm und staunend hinblicken, sodann vernehmen Sie!“ Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich lag sanft aber tief eingeschlafen, da fand ich mich in den gestrigen Saal versetzt, aber allein. Der grüne Vorhang ging auf, Makariens Sessel bewegte sich hervor, von selbst wie ein belebtes Wesen; er glänzte golden, ihre Kleider schienen priesterlich, ihr Anblick leuchtete sanft; ich war im Begriff mich niederzuwerfen. Wolken entwickelten sich um ihre Füße, steigend hoben sie flügelartig die heilige Gestalt empor, an der Stelle ihres herrlichen Angesichtes sah ich zuletzt, zwischen sich theilendem Gewölk, einen Stern blinken, der immer aufwärts getragen wurde und durch das eröffnete Deckengewölb sich mit dem ganzen Sternhimmel vereinigte, der sich immer zu verbreiten und alles zu umschließen schien. In dem Augenblick wecken Sie mich auf; schlaftrunken taumle ich nach dem Fenster, den Stern noch lebhaft in meinem Auge, und wie ich nun hinblicke — der Morgenstern, von gleicher Schönheit, obschon vielleicht nicht von gleicher strahlender Herrlichkeit, wirklich vor mir! Dieser wirkliche da droben schwebende Stern setzt sich an die Stelle des geträumten, er zehrt auf was an dem erscheinenden Herrliches war, aber ich schaue doch fort und fort, und Sie schauen ja mit mir was eigentlich vor meinen Augen zugleich mit dem Nebel des Schlafes hätte verschwinden sollen.“

Der Astronom rief aus: „Wunder, ja Wunder! Sie wissen selbst nicht, welche wundersame Rede Sie führten. Möge dieß nicht auf den Abschied der Herrlichen hindeuten, welcher früher oder später eine solche Apotheose beschieden ist.“

Den andern Morgen eilte Wilhelm, um ſeinen Felix aufzuſuchen, der ſich früh ganz in der Stille weggeſchlichen hatte, nach dem Garten, den er zu ſeiner Verwunderung durch eine Anzahl Mädchen bearbeitet ſah; alle, wo nicht ſchön, doch keine häßlich, keine die das zwanzigſte Jahr erreicht zu haben ſchien. Sie waren verſchiedentlich gekleidet, als verſchiedenen Ortſchaften angehörig, thatig, heiter grüßend und fortarbeitend.

Ihm begegnete Angela, welche die Arbeit anzuordnen und zu beurtheilen auf und abging; ihr ließ der Gaſt ſeine Verwunderung uber eine ſo hubſche lebensthatige Colonie vermerken. „Dieſe," verſetzte ſie, „ſtirbt nicht aus, andert ſich, aber bleibt immer dieſelbe. Denn mit dem zwanzigſten Jahr treten dieſe ſo wie die ſammtlichen Bewohnerinnen unſrer Stiftung, ins thatige Leben, meiſtens in den Eheſtand. Alle jungen Männer der Nachbarſchaft, die ſich eine wackere Gattin wünſchen, ſind aufmerkſam auf dasjenige, was ſich bei uns entwickelt. Auch ſind unſre Zöglinge hier nicht etwan eingeſperrt, ſie haben ſich ſchon auf manchem Jahrmarkte umgeſehen, ſind geſehen worden, gewunſcht und verlobt; und ſo warten denn mehrere Familien ſchon aufmerkſam, wenn bei uns wieder Platz wird, um die Ihrigen einzuführen." Nachdem dieſe Angelegenheit beſprochen war, konnte der Gaſt ſeiner neuen Freundin den Wunſch nicht bergen, das geſtern Abend vorgeleſene nochmals durchzuſehen; „den Hauptſinn der Unterhaltung habe ich gefaßt," ſagte er, „nun möcht' ich aber auch das Einzelne, wovon die Rede war, naher kennen lernen."

„Dieſen Wunſch zu befriedigen," verſetzte jene, „finde ich mich glücklicherweiſe ſogleich in dem Falle; das Verhaltniß, das Ihnen ſo ſchnell zu unſerm Innerſten gegeben ward,

berechtigt mich, Ihnen zu ſagen, daß jene Papiere ſchon in meinen Händen und von mir nebſt andern Blättern ſorgfältig aufgehoben werden. Meine Herrin, fuhr ſie fort, iſt von der Wichtigkeit des augenblicklichen Geſprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, ſagt ſie, was kein Buch enthält und doch wieder das Beſte, was Bücher jemals enthalten haben. Deßhalb machte ſie mir's zur Pflicht einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geiſtreichen Geſpräch, wie Samenkörner aus einer vielaſtigen Pflanze hervorſpringen. Iſt man treu, ſagte ſie, das Gegenwärtige feſt zu halten, ſo wird man erſt Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den beſten Gedanken ſchon ausgeſprochen, das liebenswürdigſte Gefühl ſchon ausgedruckt finden. Hiedurch kommen wir zum Anſchauen jener Uebereinſtimmung, wozu der Menſch berufen iſt, wozu er ſich oft wider ſeinen Willen finden muß, da er ſich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an."

Angela fuhr fort dem Gaſte weiter zu vertrauen, daß dadurch ein bedeutendes Archiv entſtanden ſey, woraus ſie in ſchlafloſen Nachten manchmal ein Blatt Makarien vorleſe; bei welcher Gelegenheit denn wieder auf eine merkwürdige Weiſe tauſend Einzelnheiten hervorſpringen, eben als wenn eine Maſſe Queckſilber fällt und ſich nach allen Seiten hin in die vielfachſten unzähligen Kügelchen zertheilt.

Auf ſeine Frage: inwiefern dieſes Archiv als Geheimniß bewahrt werde? eröffnete ſie: daß allerdings nur die nächſte Umgebung davon Kenntniß habe, doch wolle ſie es wohl verantworten und ihm, da er Luſt bezeige, ſogleich einige Hefte vorlegen.

Unter dieſem Gartengeſpräche waren ſie gegen das Schloß gelangt und in die Zimmer eines Seitengebäudes eintretend,

sagte sie lächelnd: „ich habe bei dieser Gelegenheit Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen, worauf Sie am wenigsten vorbereitet sind.“ Sie ließ ihn darauf durch einen Vorhang in ein Cabinet hineinblicken, wo er, freilich zu großer Verwunderung, seinen Felix schreibend an einem Tische sitzen sah und sich nicht gleich diesen unerwarteten Fleiß enträthseln konnte. Bald aber ward er belehrt, als Angela ihm entdeckte, daß der Knabe jenen Augenblick seines Verschwindens hiezu angewendet und erklärt, Schreiben und Reiten sey das Einzige, wozu er Lust habe.

Unser Freund ward sodann in ein Zimmer geführt, wo er in Schranken ringsum viele wohlgeordnete Papiere zu sehen hatte. Rubriken mancher Art deuteten auf den verschiedensten Inhalt, Einsicht und Ordnung leuchtete hervor. Als nun Wilhelm solche Vorzüge pries, eignete das Verdienst derselben Angela dem Hausfreunde zu; die Anlage nicht allein sondern auch in schwierigen Fällen die Einschaltung wisse er mit eigener Uebersicht bestimmt zu leiten. Darauf suchte sie die gestern vorgelesenen Manuscripte vor und vergönnte dem Begierigen sich derselben, so wie alles Uebrigen zu bedienen, und nicht nur Einsicht davon, sondern auch Abschrift zu nehmen.

Hier nun mußte der Freund bescheiden zu Werke gehen, denn es fand sich nur allzuviel Anziehendes und Wünschenswerthes; besonders achtete er die Hefte kurzer, kaum zusammenhangender Sätze höchst schätzenswerth. Resultate waren es, die, wenn wir nicht ihre Veranlassung wissen, als parader erscheinen, uns aber nöthigen, vermittelst eines umgekehrten Findens und Erfindens, rückwarts zu gehen und uns die Filiation solcher Gedanken von weit her, von unten herauf, wo möglich zu vergegenwärtigen. Auch dergleichen dürfen

wir aus oben angeführten Urſachen keinen Platz einräumen. Jedoch werden wir die erſte ſich darbietende Gelegenheit nicht verſäumen und am ſchicklichen Orte auch das hier Gewonnene mit Auswahl darzubringen wiſſen.

Am dritten Tage Morgens begab ſich unſer Freund zu Angela; und nicht ohne einige Verlegenheit ſtand er vor ihr. „Heute ſoll ich ſcheiden," ſprach er, „und von der trefflichen Frau, bei der ich geſtern den ganzen Tag leider nicht vorgelaſſen worden, meine letzten Aufträge erhalten. Hier nun liegt mir etwas auf dem Herzen, auf dem ganzen innern Sinn, worüber ich aufgeklärt zu ſeyn wünſchte. Wenn es möglich iſt, ſo gönnen Sie mir dieſe Wohlthat."

„Ich glaube Sie zu verſtehen," ſagte die Angenehme, „doch ſprechen Sie weiter." — „Ein wunderbarer Traum," fuhr er fort, „einige Worte des ernſten Himmelskundigen, ein abgeſondertes verſchloſſenes Fach in den zugänglichen Schränken, mit der Inſchrift: Makariens Eigenheiten, dieſe Veranlaſſungen geſellen ſich zu einer innern Stimme, die mir zuruft, die Bemühung um jene Himmelslichter ſey nicht etwa nur eine wiſſenſchaftliche Liebhaberei, ein Beſtreben nach Kenntniß des Sternenalls, vielmehr ſey zu vermuthen: es liege hier ein ganz eigenes Verhältniß Makariens zu den Geſtirnen verborgen, das zu erkennen mir höchſt wichtig ſeyn mu[illegible]te. Ich bin weder neugierig noch zudringlich, aber dieß [illegible] ein ſo wichtiger Fall für den Geiſt- und Sinnforſcher, daß ich mich nicht enthalten kann anzufragen: ob man zu ſo vielem Vertrauen nicht auch noch dieſes Uebermaaß zu vergönnen belieben möchte?" — „Dieſes zu gewähren bin ich berechtigt," verſetzte die Gefällige. „Ihr merkwürdiger

Traum iſt zwar Makarien ein Geheimniß geblieben, aber ich habe mit dem Hausfreund Ihr ſonderbares geiſtiges Eingreifen, Ihr unvermuthetes Erfaſſen der tiefſten Geheimniſſe betrachtet und überlegt, und wir dürfen uns ermuthigen Sie weiter zu führen. Laſſen Sie mich nun zuvörderſt gleichnißweiſe reden! Bei ſchwer begreiflichen Dingen thut man wohl ſich auf dieſe Weiſe zu helfen."

„Wie man von dem Dichter ſagt, die Elemente der ſittlichen Welt ſeyen in ſeiner Natur innerlichſt verborgen und hätten ſich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm nichts in der Welt zum Anſchauen komme, was er nicht vorher in der Ahnung gehabt: eben ſo ſind, wie es ſcheinen will, Makarien die Verhältniſſe unſres Sonnenſyſtems von Anfang an, erſt ruhend, ſodann ſich nach und nach entwickelnd, fernerhin ſich immer deutlicher belebend, gründlich eingeboren. Erſt litt ſie an dieſen Erſcheinungen, dann vergnügte ſie ſich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam ſie hierüber zur Einheit und Beruhigung, als bis ſie den Beiſtand, den Freund gewonnen hatte, deſſen Verdienſt Sie auch ſchon genugſam kennen lernten."

„Als Mathematiker und Philoſoph ungläubig von Anfang war er lange zweifelhaft, ob dieſe Anſchauung nicht etwa angelernt ſey; denn Makarie mußte geſtehen, frühzeitig Unterricht in der Aſtronomie genoſſen und ſich leidenſchaftlich damit beſchäftigt zu haben. Daneben berichtete ſie aber auch: wie ſie viele Jahre ihres Lebens die innern Erſcheinungen mit dem äußern Gewahrwerden zuſammengehalten und verglichen, aber niemals hierin eine Uebereinſtimmung finden können."

„Der Wiſſende ließ ſich hierauf dasjenige was ſie ſchaute,

welches ihr nur von Zeit zu Zeit ganz deutlich war, auf das genaueste vortragen, stellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß sie nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr geistig als ein integrirender Theil darin bewege. Er verfuhr nach dieser Voraussetzung und seine Calculs wurden auf eine unglaubliche Weise durch ihre Aussagen bestätigt."

„So viel nur darf ich Ihnen dießmal vertrauen und auch dieses eröffne ich nur mit der dringenden Bitte gegen niemanden hievon irgend ein Wort zu erwähnen. Denn sollte nicht jeder Verständige und Vernünftige, bei dem reinsten Wohlwollen, dergleichen Aeußerungen für Phantasien, für übelverstandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wissens halten und erklären? Die Familie selbst weiß nichts Näheres hievon, diese geheimen Anschauungen, die entzückenden Gesichte sind es die bei den Ihrigen als Krankheit gelten, wodurch sie augenblicklich gehindert sey an der Welt und ihren Interessen Theil zu nehmen. Dieß, mein Freund, verwahren Sie im Stillen und lassen sich auch gegen Lenardo nichts merken."

Gegen Abend ward unser Wanderer Makarien nochmals vorgestellt, gar manches anmuthig Belehrende kam zur Sprache, davon wir nachstehendes auswählen.

Von Natur besitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Diese letzten sind gerade die bedenklichsten. Zu dieser Betrachtung hat mir vorzüglich der wunderbare Neffe Anlaß gegeben, der junge Mann, von dem Sie in der Familie manches Seltsame gehört haben, und den ich, wie die Meinigen sagen, mehr als billig, schonend und liebend behandle.

Von Jugend auf entwickelte sich in ihm eine gewisse

muntere, technische Fertigkeit, der er sich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntniß und Meisterschaft fortschritt. Spaterhin war alles was er von Reisen nach Hause schickte, immer das Künstlichste, Klügste, Feinste, Zarteste von Handarbeit, auf das Land hindeutend wo er sich eben befand und welches wir errathen sollten. Hieraus möchte man schließen, daß er ein trockner, untheilnehmender, in Aeußerlichkeiten befangener Mensch sey und bleibe; auch war er im Gespräch zum Eingreifen an allgemeinen sittlichen Betrachtungen nicht aufgelegt, aber er besaß im Stillen und Geheimen einen wunderbar feinen praktischen Tact des Guten und Bösen, des Löblichen und Unlöblichen, daß ich ihn weder gegen Aeltere noch Jüngere, weder gegen Obere noch Untere jemals habe fehlen sehen. Aber diese angeborne Gewissenhaftigkeit, ungeregelt wie sie war, bildete sich im Einzelnen zu grillenhafter Schwäche; er mochte sogar sich Pflichten erfinden, da wo sie nicht gefordert wurden, und sich ganz ohne Noth irgend einmal als Schuldner bekennen.

An seinem ganzen Reiseverfahren, besonders aber an den Vorbereitungen zu seiner Wiederkunft, glaube ich, daß er wahnt, früher ein weibliches Wesen unseres Kreises verletzt zu haben, deren Schicksal ihn jetzt beunruhigt, wovon er sich befreit und erlöst fühlen würde, sobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe, und das Weitere wird Angela mit Ihnen besprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unsrer Familie ein glückliches Zusammenfinden. Aufrichtig gestanden: ich wünschte ihn auf dieser Erde nochmals zu sehen, und im Abscheiden ihn herzlich zu segnen.

Eilftes Capitel.

Das nußbraune Mädchen.

Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau ausgerichtet, versetzte Lenardo mit einem Lächeln: „So sehr ich Ihnen verbunden bin für das was ich durch Sie erfahre, so muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?“ Der andere besann sich einen Augenblick. „Ja,“ sagte er darauf, „ich entsinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Valerine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheirathet sey und sich in einem wünschenswerthen Zustande befinde.“

„Sie walzen mir einen Stein vom Herzen,“ versetzte Lenardo. „Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche.“

„Es ziemt sich nicht für mich zu fragen, welch' Verhältniß Sie zu ihr gehabt,“ sagte Wilhelm; „genug, Sie können ruhig seyn, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil nehmen.“

„Es ist das wunderlichste Verhältniß von der Welt,“ sagte Lenardo: „keinesweges ein Liebesverhältniß, wie man sich's denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geschichte ist. Was müssen Sie aber denken, wenn ich Ihnen sage, daß mein zauderndes Zurückreisen, daß die Furcht, in unsere Wohnung zurückzukehren, daß diese seltsamen Anstalten und Fragen, wie es

bei uns aussehe, eigentlich nur zur Absicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit diesem Kinde stehe."

„Denn glauben Sie," fuhr er fort, „ich weiß übrigens sehr gut, daß man Menschen, die man kennt, auf geraume Zeit verlassen kann, ohne sie verändert wieder zu finden, und so denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hause zu seyn. Um dieß einzige Wesen war es mir zu thun, dessen Zustand sich verändern mußte, und sich, Dank sey es dem Himmel, ins Bessere verändert hat."

„Sie machen mich neugierig," sagte Wilhelm. „Sie lassen mich etwas ganz Besonderes erwarten."

„Ich halte es wenigstens dafür," versetzte Lenardo, und fing seine Erzählung folgendermaßen an.

„Die herkömmliche Kreisfahrt durch das gesittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu bestehen, war ein fester Vorsatz, den ich von Jugend auf hegte, dessen Ausführung aber ich von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächste zog mich an, hielt mich fest, und das Entfernte verlor immer mehr seinen Reiz, jemehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die sich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entschluß gefaßt, und zwar geschwinder, ehe wir es uns alle versahen."

„Mein Oheim, der eigentlich das Beste dazu thun mußte, um die Reise möglich zu machen, hatte sogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu Stande bringt, und inzwischen alles Andere ruhen und schweigen muß, wodurch er denn freilich vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Particuliers zu gehen scheint. Diese Reise kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er sich sogleich

zu faſſen. Einige Bauten die er unternommen, ja ſogar angefangen hatte, wurden eingeſtellt, und weil er ſein Erſpartes niemals angreifen will, ſo ſah er ſich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nachſte war, ausſtehende Schulden, beſonders Pachtreſte einzukaſſiren; denn auch dieſes gehörte mit zu ſeiner Art und Weiſe, daß er gegen Schuldner nachſichtig war, ſo lange er bis auf einen gewiſſen Grad ſelbſt nichts bedurfte. Sein Geſchäftsmann erhielt die Liſte; dieſem war die Ausführung überlaſſen. Vom Einzelnen erfuhren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pachter eines unſerer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben, ſeine Caution zu kärglichem Erſatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden ſollte. Es war dieſer Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie ſeines Gleichen, dabei klug und thätig; wegen ſeiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen ſeiner Schwäche als Haushalter geſcholten. Nach ſeiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob ſie ſchon rüſtig und entſchloſſen zu werden verſprach, doch viel zu jung, um entſchieden einzugreifen; genug es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachſicht des Onkels ſein Schickſal hätte aufhalten können."

„Ich hatte meine Reiſe im Sinn, und die Mittel dazu mußt' ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Loslöſen ging an, die Augenblicke drängten ſich. Eines Abends durchſtrich ich noch einmal den Park, um Abſchied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn ſo hieß das Mädchen; das andere war nur ein Scherzname, durch ihre

braunliche Geſichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg."

Lenardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. „Wie iſt mir denn?" ſagte er: „hieß ſie auch Valerine? Ja doch," fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für ſie, ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache ſtand, und ich wohl ſah, daß es ſchwer, ja unmöglich ſeyn wurde, in dieſem Augenblick etwas für ſie zu thun, ſo ſagte ich's ihr aufrichtig, und ſetzte die eigne Schuld ihres Vaters in ein ungunſtiges Licht."

„Sie antwortete mir darauf mit ſo viel Klarheit und zugleich mit ſo viel kindlicher Schonung und Liebe, daß ſie mich ganz für ſich einnahm und daß ich, ware es meine eigene Caſſe geweſen, ſie ſogleich durch Gewahrung ihrer Bitte glücklich gemacht hatte. Nun waren es aber die Einkunfte meines Oheims; es waren ſeine Anſtalten, ſeine Befehle; bei ſeiner Denkweiſe, bei dem was bisher ſchon geſchehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Verſprechen hochheilig. Wer etwas von mir verlangte, ſetzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es ſo angewöhnt abzuſchlagen, daß ich ſogar das nicht verſprach, was ich zu halten gedachte. Dieſe Gewohnheit kam mir auch dießmal zu Statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verſtand, und ich laugne nicht, daß ſie mir am Ende ſelbſt zu hart vorkamen. Wir hatten ſchon einigemal daſſelbe wiederho't, ohne einander zu uberzeugen, als die Noth ſie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den ſie vor ſich ſah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Weſen verließ ſie nicht

ganz; aber ſie ſprach lebhaft, mit Bewegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelaſſenheit heuchelte, kehrte ſich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünſchte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag ſie zu meinen Füßen; hatte meine Hand gefaßt, geküßt, und ſah ſo gut, ſo liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner ſelbſt nicht bewußt war. Schnell ſagte ich, indem ich ſie aufhob: ich will das Mögliche thun, beruhige dich mein Kind; und ſo wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmögliche! rief ſie mir nach. — Ich weiß nicht mehr was ich ſagen wollte, aber ich ſagte: ich will, und ſtockte. Thun Sie's! rief ſie auf einmal, mit einem Ausdruck von himmliſcher Hoffnung. Ich grüßte ſie und eilte fort."

„Den Oheim wollte ich nicht zuerſt angehen: denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn nicht an das Einzelne erinnern durfte, wenn er ſich das Ganze vorgeſetzt hatte. Ich ſuchte den Geſchäftsträger; er war weggeritten; Gäſte kamen den Abend, Freunde, die Abſchied nehmen wollten. Man ſpielte, man ſpeiſ'te bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerſtreuung verwiſchte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geſchäftsträger kam zurück, er war geſchäftiger und überdrängter als nie. Jedermann fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit mich zu hören: doch machte ich einen Verſuch ihn feſtzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, ſo wies er mich mit Lebhaftigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel um Gotteswillen davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen. — Der Tag meiner Abreiſe war feſtgeſetzt; ich hatte Briefe zu ſchreiben, Gäſte zu empfangen, Beſuche in der Nachbarſchaft abzulegen. Meine Leute waren zu

meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geschäft der Abreise zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch als mir der Geschäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unsere Geldangelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals für Valerinens Vater zu bitten."

„Lieber Baron, sagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur so etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen schweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben um sich hier loszumachen, belauft sich weit höher als wir glaubten. Dieß ist zwar ganz natürlich, aber doch beschwerlich. Besonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan scheint und noch manches hinten nach hinkt; das ist nun aber oft so und wir andern müssen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausstehenden Schulden eingetrieben werden sollen, hat er sich selbst ein Gesetz gemacht; er ist darüber mit sich einig und man möchte ihn wohl schwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es ist ganz vergebens."

„Ich ließ mich mit meinem Gesuch zurückschrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Ausführung von ihm abhange, gelind und billig zu verfahren. Er versprach alles, nach Art solcher Personen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerstreuung wuchs! ich saß im Wagen und kehrte jedem Antheil, den ich zu Hause haben konnte, den Rücken."

„Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfangt. Erst später fangt sie an zu schmerzen und zu eitern. Mir ging es so mit jener Beschenheit im Garten. So oft ich einsam, so oft ich unbeschaftigt war, trat mir jenes Bild des flehenden

Mädchens, mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz, wo sie knieete, dem Weg den ich einschlug mich von ihr zu entfernen, das Ganze zusammen wie ein frisches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöschlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen beschattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte. Immer trat er in jeder stillen Stunde hervor, und je länger es währte, desto schmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundsätze, meine Gewohnheit aufgeladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur stotternd, zum erstenmal in solchem Falle verlegen."

„Ich verfehlte nicht in den ersten Briefen unsern Geschäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatorisch. Dann setzte er aus, diesen Punkt zu erwiedern; dann waren seine Worte zweideutig, zuletzt schwieg er ganz. Die Entfernung wuchs, mehr Gegenstände traten zwischen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme aufgefordert; das Bild verschwand, das Mädchen fast bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen, mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen frühern Zustand mit allen seinen Bedingungen beinahe verschwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hause nähere, da ich meiner Familie, was sie bisher entbehrt, mit Zinsen zu erstatten gedenke, jetzt überfällt mich diese wunderliche Reue — ich muß sie selbst wunderlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Gestalt des Mädchens frischt sich auf mit den Gestalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr als zu vernehmen, sie sey in dem Unglück, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen: denn mir schien mein Unterlassen ein

Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schickſals. Schon tauſendmal habe ich mir geſagt, daß dieſes Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit ſey, daß ich früh zu jenem Geſetz: nie zu verſprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun ſcheint ſich eben die Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem ſie dieſen Fall ſtatt tauſend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei iſt das Bild, die Vorſtellung, die mich quält, ſo angenehm, ſo liebenswürdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, ſo ſcheint der Kuß, den ſie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Lenardo ſchwieg, und Wilhelm verſetzte ſchnell und fröhlich: „So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienſt erzeigen können, als durch den Nachſatz meines Vortrags, wie manchmal in einem Poſtſcript das Intereſſanteſte des Briefes enthalten ſeyn kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß iſt ſie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbeſitzers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch beim Abſchied verſicherte."

„Schön," ſagte Lenardo: „nun hält mich nichts ab. Sie haben mich abſolvirt und wir wollen ſogleich zu den Meinigen, die mich ohnehin länger als billig iſt erwarten." Wilhelm erwiederte darauf: „Leider kann ich Sie nicht begleiten: denn eine ſonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drei Tage zu verweilen, und die Orte, die ich verlaſſe, in einem Jahr nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieſer Sonderbarkeit nicht ausſprechen darf."

„Es thut mir ſehr leid," ſagte Lenardo, „daß wir Sie

ſo bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege ſind, mir wohlzuthun, ſo könnten Sie mich ſehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen beſuchten, ſich von ihrem Zuſtand genau unterrichteten und mir alsdann ſchriftlich oder mündlich — der dritte Ort einer Zuſammenkunft wird ſich ſchon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten."

Der Vorſchlag wurde weiter beſprochen; Valerinens Aufenthalt hatte man Wilhelmen genannt. Er übernahm es ſie zu beſuchen; ein dritter Ort wurde feſtgeſetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen ſollte, der indeſſen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenardo und Wilhelm hatten ihren Weg, neben einander reitend, auf angenehmen Wieſen unter mancherlei Geſprächen eine Zeit lang fortgeſetzt, als ſie ſich nunmehr der Fahrſtraße näherten und den Wagen des Barons einholten, der, von ſeinem Herrn begleitet, die Heimath wieder finden ſollte. Hier wollten die Freunde ſich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen, freundlichen Worten Abſchied und verſprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

„Wenn ich bedenke," verſetzte Lenardo, „daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum ſollte ich Valerinen nicht ſelbſt aufſuchen? warum nicht ſelbſt von ihrem glücklichen Zuſtande mich überzeugen? Sie waren ſo freundlich ſich zum Boten anzubieten; warum wollten Sie nicht mein Begleiter ſeyn? denn einen Begleiter muß ich haben, einen ſittlichen Beiſtand, wie man ſich rechtliche Beiſtande nimmt, wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachſen zu ſeyn glaubt."

Die Einreden Wilhelms, daß man zu Hauſe den ſo lange Abweſenden erwarte, daß es einen ſonderbaren Eindruck

machen möchte, wenn der Wagen allein kame und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenardo, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muthe war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was sie bei der Ankunft sagen sollten, und die Freunde schlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinens Wohnort führte. Die Gegend schien reich und fruchtbar und der wahre Sitz des Landbaues. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinens Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt bestellt. Wilhelm hatte Zeit die Landschaft genau zu betrachten, indem Lenardo schweigend neben ihm ritt. Endlich fing dieser an: „Ein anderer an meiner Stelle würde sich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern suchen: denn es ist immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren ersten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Vermummung und Unwahrheit davor sicher stelle. Unwahrheit kann uns eben so sehr in Verlegenheit setzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen, wie oft uns diese oder jene nutzt, so möchte es doch immer der Mühe werth seyn, sich ein für allemal dem Wahren zu ergeben. Lassen Sie uns also getrost vorwärts gehen; ich will mich nennen und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen."

Nun waren sie an den Gutshof gekommen und stiegen in dem Bezirk desselben ab. Ein ansehnlicher Mann, einfach gekleidet, den sie für einen Pachter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte sich als Herrn des Hauses an. Lenardo nannte sich und der Besitzer schien höchst erfreut,

ihn zu ſehen und kennen zu lernen. „Was wird meine Frau ſagen," rief er aus, „wenn ſie den Neffen ihres Wohlthaters wieder ſieht! Nicht genug kann ſie erwähnen und erzählen, was ſie und ihr Vater Ihrem Oheim ſchuldig iſt."

Welche ſonderbaren Betrachtungen kreuzten ſich ſchnell in Lenardo's Geiſt. Verſteckt dieſer Mann, der ſo redlich ausſieht, ſeine Bitterkeit hinter ein freundlich Geſicht und glatte Worte? Iſt er im Stande, ſeinen Vorwürfen eine ſo gefallige Außenſeite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht dieſe Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben ſeyn? Oder, ſo dachte er ſich's mit ſchneller Hoffnung, iſt die Sache nicht ſo übel geworden als du denkſt? denn eine ganz beſtimmte Nachricht haſt du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechſelten hin und her, indem der Hausherr anſpannen ließ, um ſeine Gattin holen zu laſſen, die in der Nachbarſchaft einen Beſuch machte.

„Wenn ich Sie indeſſen, bis meine Frau kommt, auf meine Weiſe unterhalten und zugleich meine Geſchäfte fortſetzen darf, ſo machen Sie einige Schritte mit mir aufs Feld, und ſehen ſich um, wie ich meine Wirthſchaft betreibe: denn gewiß iſt Ihnen, als einem großen Gutsbeſitzer, nichts angelegener, als die edle Wiſſenſchaft, die edle Kunſt des Feldbaues." Lenardo widerſprach nicht; Wilhelm unterrichtete ſich gern; und der Landmann hatte ſeinen Grund und Boden, den er unumſchränkt beſaß und beherrſchte, vollkommen gut inne; was er vornahm war der Abſicht gemaß; was er ſaete und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Urſachen ſo deutlich anzugeben, daß es ein jeder begriff und für möglich gehalten hatte, daſſelbe zu thun und zu leiſten: ein Wahn in den man

leicht verfallt, wenn man einem Meiſter zuſieht, dem alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten ſich ſehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine ſchwache Seite zeigen, die freilich an jedem zu bemerken iſt, der ſich einem Gegenſtand ausſchließlich ergiebt.“ Er führte ſie auf ſeinen Hof, zeigte ihnen ſeine Werkzeuge, den Vorrath derſelben, ſo wie den Vorrath von allem erdenklichen Gerathe und deſſen Zubehör. „Man tadelte mich oft,“ ſagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht ſchelten. Glücklich iſt der, dem ſein Geſchäft auch zur Puppe wird, der mit demſelbigen zuletzt noch ſpielt und ſich an dem ergötzt, was ihm ſein Zuſtand zur Pflicht macht.“

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Beſonders erfreute ſich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieſer Mann aufgelegt ſchien, und verfehlte nicht ſie zu erwiedern; indeſſen Lenardo, mehr in ſich gekehrt, an dem Glück Valerinens, das er in dieſem Zuſtande für gewiß hielt, ſtillen Theil nahm, obgleich mit einem leiſen Gefühl von Unbehagen, von dem er ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte.

Man war ſchon ins Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Beſitzerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erſtaunte, wie erſchrack Lenardo, als er ſie ausſteigen ſah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, aber blond, mit allen Vortheilen die Blondinen eigen ſind.

Dieſe Schönheit, dieſe Anmuth erſchreckte Lenardo'n.

Seine Augen hatten das braune Mädchen gesucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieser Züge erinnerte er sich; ihre Anrede, ihr Betragen versetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in großem Ansehen stand, deßhalb denn auch dieser bei der Ausstattung viel gethan, und dem neuen Paare behülflich gewesen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie sie die Ueberraschung eines Wiedersehens ungezwungen äußern läßt. Ob man sich wieder erkenne, wurde gefragt; die Veränderungen der Gestalt wurden beredet, welche merklich genug bei Personen dieses Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchst liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit sie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zustande herausriß. Die Gesellschaft ward gesprächig und die Unterhaltung so lebhaft, daß Lenardo sich fassen und seine Bestürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geschwind genug von diesem seltsamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that sein Möglichstes um diesem beizustehen; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen gesehen, sich ihrer erinnert, bei ihr eingekehrt sey, ließ sie auch nicht den mindesten Verdacht schöpfen, daß hier eine andere Absicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beisammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Gespräch sich sehnten, das denn auch sogleich begann, als sie sich in dem Gastzimmer allein sahen.

„Ich soll, so scheint es," sagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechslung des Namens, merke ich, verdoppelt sie. Diese blonde Schönheit habe

ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, spielen sehen; ja ich trieb mich selbst mit ihnen, obgleich so vieles alter, in den Feldern und Garten herum. Beide machten nicht den geringsten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der einen behalten und ihn der andern beigelegt. Nun finde ich die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weise über die Maaßen glücklich, indessen die andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen ist."

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thatigen Landleute. Das Vergnugen, ihre Gaste zu sehen hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht mit welchen Gesinnungen sie zum Frühstück kamen. Wilhelm, der wohl einsah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Madchen Lenardo sich in der peinlichsten Lage befinde, brachte das Gespräch auf fruhere Zeiten, auf Gespielen, aufs Local, das er selbst kannte, auf andere Erinnerungen, so daß Valerine zuletzt ganz naturlich darauf kam des nußbraunen Madchens zu erwahnen und ihren Namen auszusprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Nachodine gehört, so entsann er sich dessen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unertraglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Auspfandung des frommen Pachters, seine Resignation und seinen Auszug erzahlte, und wie er sich auf seine Tochter gelehnt, die ein kleines Bundel getragen. Lenardo glaubte zu versinken. Unglücklicher und glücklicher Weise erging sich Valerine in einer gewissen Umstandlichkeit, die, Lenardo'n das Herz zerreißend, ihm dennoch moglich machte, mit Beihulfe seines Gefahrten, einige Fassung zu zeigen.

Man ſchied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zuſage beider Gäſte. Und wie dem Menſchen, der ſich ſelbſt was Gutes gönnt, alles zum Glück ſchlägt, ſo legte Valerine zuletzt das Schweigen Lenardo's, ſeine ſichtbare Zerſtreuung beim Abſchied, ſein haſtiges Wegeilen zu ihrem Vortheil aus, und konnte ſich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten an einer wiederaufwachenden, oder neuentſtehenden Neigung, wie ſie ſich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach dieſem ſonderbaren Ereigniß ſagte Lenardo: „daß wir, bei ſo ſchönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen ſcheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen tröſten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegen geben, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei ſeiner eigenthümlichen Sendung, gleichgültig iſt, wohin und wozu er ſeinen Weg richtet. Nehmen Sie es über ſich Nachodinen aufzuſuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Iſt ſie glücklich, ſo bin ich zufrieden; iſt ſie unglücklich, ſo helfen Sie ihr auf meine Koſten. Handeln Sie ohne Rückſichten, ſparen, ſchonen Sie nichts."

„Nach welcher Weltgegend aber," ſagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben wie ſoll ich damit begabt ſeyn?"

„Hören Sie!" antwortete Lenardo: „in voriger Nacht, wo Sie mich als einen Verzweifelnden raſtlos auf und ab gehen ſahen, wo ich leidenſchaftlich in Kopf und Herzen alles durcheinander warf, da kam ein alter Freund mir vor den Geiſt, ein würdiger Mann, der, ohne mich eben zu hofmeiſtern,

auf meine Jugend großen Einfluß gehabt hat. Gern hätt' ich mir ihn, wenigstens theilweise, als Reisegefährten erbeten, wenn er nicht wundersam durch die schönsten kunst- und alterthümlichen Seltenheiten an seine Wohnung geknüpft wäre, die er nur auf Augenblicke verläßt. Dieser, weiß ich, genießt einer ausgebreiteten Bekanntschaft mit allem was in dieser Welt durch irgend einen edlen Faden verbunden ist; zu ihm eilen Sie, ihm erzählen Sie, wie ich es vorgetragen, und es steht zu hoffen, daß ihm sein zartes Gefühl irgend einen Ort, eine Gegend andeuten werde, wo sie zu finden seyn möchte. In meiner Bedrangniß fiel es mir ein, daß der Vater des Kindes sich zu den Frommen zahlte und ich ward im Augenblick fromm genug mich an die moralische Weltordnung zu wenden und zu bitten: sie möge sich hier, zu meinen Gunsten, einmal wunderbar gnädig offenbaren."

„Noch eine Schwierigkeit," versetzte Wilhelm, „bleibt jedoch zu lösen: wo soll ich mit meinem Felix hin? denn auf so ganz ungewissen Wegen möcht' ich ihn nicht mit mir führen und ihn doch auch nicht gerne von mir lassen; denn mich dünkt der Sohn entwickele sich nirgends besser als in Gegenwart des Vaters."

„Keineswegs!" erwiederte Lenardo, „dieß ist ein holder väterlicher Irrthum: der Vater behalt immer eine Art von despotischem Verhaltniß zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an dessen Fehlern er sich freut; deßwegen die Alten schon zu sagen pflegten, der Helden Söhne werden Taugenichtse, und ich habe mich weit genug in der Welt umgesehen um hierüber ins Klare zu kommen. Glücklicherweise wird unser alter Freund, an den ich Ihnen sogleich ein eiliges Schreiben verfasse, auch hierüber die beste Auskunft geben. Als ich ihn vor Jahren das letztemal sah,

erzahlte er mir gar manches von einer padagogiſchen Verbindung, die ich nur für eine Art von Utopien halten konnte; es ſchien mir als ſey, unter dem Bilde der Wirklichkeit, eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorſchlägen und Vorſatzen gemeint, die freilich zuſammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl ſchwerlich zuſammentreffen möchten. Weil ich ihn aber kenne, weil er gern durch Bilder das Mögliche und Unmögliche verwirklichen mag, ſo ließ ich es gut ſeyn und nun kommt es uns zu gute; er weiß gewiß Ihnen Ort und Umſtände zu bezeichnen, wem Sie Ihren Knaben getroſt vertrauen und von einer weiſen Leitung das Beſte hoffen können."

Im Dahinreiten ſich auf dieſe Weiſe unterhaltend, erblickten ſie eine edle Villa, die Gebäude im ernſtfreundlichen Geſchmack, freien Vorraum und in weiter würdiger Umgebung wohlbeſtandene Bäume; Thüren und Schaltern aber durchaus verſchloſſen, alles einſam doch wohlerhalten anzuſehn. Von einem ältlichen Manne, der ſich am Eingang zu beſchäftigen ſchien, erfuhren ſie: dieß ſey das Erbtheil eines jungen Mannes, dem es von ſeinem, in hohem Alter erſt kurz verſtorbenen Vater ſo eben hinterlaſſen worden.

Auf weiteres Befragen wurden ſie belehrt; dem Erben ſey hier leider alles zu fertig, er habe hier nichts mehr zu thun und das Vorhandene zu genießen ſey gerade nicht ſeine Sache; deßwegen er ſich denn ein Local näher am Gebirge ausgeſucht, wo er für ſich und ſeine Geſellen Moosbütten baue und eine Art von jägeriſcher Einſiedelei anlegen wolle. Was den Berichtenden ſelbſt betraf, vernahmen ſie, er ſey der mitgeerbte Caſtellan, ſorge aufs genaueſte für Erhaltung und Reinlichkeit, damit irgend ein Enkel, in die Neigung

und Beſitzung des Großvaters eingreifend, alles finde wie dieſer es verlaſſen hat.

Nachdem ſie ihren Weg einige Zeit ſtillſchweigend fortgeſetzt, begann Lenardo mit der Betrachtung, daß es die Eigenheit des Menſchen ſey von vorn anfangen zu wollen; worauf der Freund erwiederte, dieß laſſe ſich wohl erklären und entſchuldigen, weil doch, genau genommen, jeder wirklich von vorn anfangt. „Sind doch," rief er aus, „keinem die Leiden erlaſſen, von denen ſeine Vorfahren gepeinigt wurden, kann man ihm verdenken, daß er von ihren Freuden nichts wiſſen will?"

Lenardo verſetzte hierauf: „Sie ermuthigen mich zu geſtehen, daß ich eigentlich auf nichts gerne wirken mag, als auf das, was ich ſelbſt geſchaffen habe. Niemals mocht' ich einen Diener, den ich nicht vom Knaben heraufgebildet, kein Pferd, das ich nicht ſelbſt zugeritten. In Gefolg dieſer Sinnesart will ich denn auch gern bekennen, daß ich unwiderſtehlich nach uranfänglichen Zuſtanden hingezogen werde, daß meine Reiſen durch alle hochgebildeten Länder und Völker dieſe Gefühle nicht abſtumpfen können, daß meine Einbildungskraft ſich über dem Meer ein Behagen ſucht, und daß ein bisher vernachläſſigter Familienbeſitz in jenen friſchen Gegenden mich hoffen läßt, ein im Stillen gefaßter, meinen Wünſchen gemäß nach und nach heranreifender Plan werde ſich endlich ausführen laſſen."

„Dagegen wüßt' ich nichts einzuwenden," verſetzte Wilhelm, „ein ſolcher Gedanke ins Neue und Unbeſtimmte gewendet, hat etwas Eigenes, Großes. Nur bitt' ich zu bedenken, daß ein ſolches Unternehmen nur einer Geſammtheit glücken kann. Sie gehen hinüber und finden dort ſchon Familienbeſitzungen wie ich weiß; die Meinigen hegen gleiche

Plane und haben sich dort schon angesiedelt; vereinigen Sie sich mit diesen umsichtigen, klugen und kraftigen Menschen, fur beide Theile muß sich dadurch das Geschaft erleichtern und erweitern."

Unter solchen Gesprachen waren die Freunde an den Ort gelangt, wo sie nunmehr scheiden sollten, beide setzten sich nieder zu schreiben; Lenardo empfahl seinen Freund dem oberwahnten sonderbaren Mann, Wilhelm trug den Zustand seines neuen Lebensgenossen den Verbündeten vor, woraus, wie naturlich, ein Empfehlungsschreiben entstand; worin er zum Schluß auch seine, mit Jarno besprochene Angelegenheit empfahl und die Gründe nochmals auseinander setzte, warum er von der unbequemen Bedingung, die ihn zum ewigen Juden stempelte, bald möglichst befreit zu seyn wunsche.

Beim Auswechseln dieser Briefe jedoch konnte sich Wilhelm nicht erwehren seinem Freund nochmals gewisse Bedenklichkeiten ans Herz zu legen.

„Ich halte es," sprach er, „in meiner Lage fur den wünschenswerthesten Auftrag, Sie, edler Mann, von einer Gemüthsunruhe zu befreien und zugleich ein menschliches Geschöpf aus dem Elende zu retten, wenn es sich darin befinden sollte. Ein solches Ziel kann man als einen Stern ansehen, nach dem man schifft, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabei die Gefahr nicht laugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer schweben. Waren Sie nicht ein Mann, der durchaus sein Wort zu geben ablehnt; ich würde von Ihnen das Versprechen verlangen, dieses weibliche Wesen, das Ihnen so theuer zu stehen kommt, nicht wieder zu sehen, sich zu begnügen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohl geht; es sey nun, daß ich sie wirklich

glücklich finde, oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich Sie aber zu einem Versprechen weder vermögen kann noch will, so beschwöre ich Sie bei allem was Ihnen werth und heilig ist, sich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund zu Liebe, keine Annäherung, es sey unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermißten sich zu erlauben; von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich sie finde, die Gegend, wo ich sie lasse, näher bezeichne, oder gar ausspreche: Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohlgeht und sind losgesprochen und beruhigt."

Lenardo lächelte und versetzte: „Leisten Sie mir diesen Dienst und ich werde dankbar seyn. Was Sie thun wollen und können, sey Ihnen anheim gegeben und mich überlassen Sie der Zeit, dem Verstande und wo möglich der Vernunft."

„Verzeihen Sie," versetzte Wilhelm, „wer jedoch weiß, unter welchen seltsamen Formen die Neigung bei uns einschleicht, dem muß es bange werden, wenn er voraussieht, ein Freund könne dasjenige wünschen, was ihm in seinen Zuständen, seinen Verhältnissen nothwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte."

„Ich hoffe," sagte Lenardo, „wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich sie los."

Die Freunde schieden, jeder nach seiner Seite.

Zwölftes Capitel.

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin sein Brief lautete. Er

fand sie heiter und wohlgebaut; allein ihr neues Ansehn zeigte nur allzudeutlich, daß sie kurz vorher durch einen Brand müsse gelitten haben. Die Adresse seines Briefes führte ihn zu dem letzten, kleinen, verschonten Theil, an ein Haus von alter, ernster Bauart, doch wohlerhalten und reinlichen Ansehns. Trübe Fensterscheiben, wundersam gefügt, deuteten auf erfreuliche Farbenpracht von innen. Und so entsprach denn auch wirklich das Innere dem Aeußern. In saubern Räumen zeigten sich überall Geräthschaften, die schon einigen Generationen mochten gedient haben, untermischt mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich ausgestatteten Zimmer. Diese Uhren hatten schon mancher Geburts- und Sterbestunde geschlagen, und was umherstand erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergehen könne.

Der Ankommende gab seinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bei Seite legte und in einem heitern Gespräche seinen Gast unmittelbar kennen zu lernen suchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm, gegen sonstige Gewohnheit, seine Blicke beobachtend im Zimmer umherschweifen ließ, sagte der gute Alte: „meine Umgebung erregt Ihre Aufmerksamkeit. Sie sehen hier, wie lange etwas dauern kann, und man muß doch auch dergleichen sehen, zum Gegengewicht dessen was in der Welt so schnell wechselt und sich verändert. Dieser Theekessel diente schon meinen Eltern und war ein Zeuge unserer abendlichen Familienversammlungen; dieser kupferne Kaminschirm schützt mich noch immer vor dem Feuer, das diese alte mächtige Zange anschürt; und so geht es durch alles durch. Antheil und Thatigkeit konnt' ich daher auf gar viele andere Gegenstande wenden, weil ich mich mit der Veränderung dieser

äußern Bedürfnisse, die so vieler Menschen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beschäftigte. Eine liebevolle Aufmerksamkeit, auf das was der Mensch besitzt, macht ihn reich, indem er sich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anbaut. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stecknadel dem geliebten Mädchen, Abschied nehmend, entwendete, den Busenstreif damit zusteckte, und diesen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen, mehrjährigen Fahrt wieder zurückbrachte. Uns andern kleinen Menschen ist dieß wohl als eine Tugend anzurechnen."

„Mancher bringt wohl auch," versetzte Wilhelm, „von einer so weiten großen Reise einen Stachel im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre." Der Alte schien von Lenardo's Zustande nichts zu wissen, ob er gleich den Brief inzwischen erbrochen und gelesen hatte, denn er ging zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück. „Die Beharrlichkeit auf dem Besitz," fuhr er fort, „giebt uns in manchen Fällen die größte Energie. Diesem Eigensinn bin ich die Rettung meines Hauses schuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bei mir plündern und retten. Ich verbot's, befahl Fenster und Thüren zuzuschließen und wandte mich mit mehreren Nachbarn gegen die Flamme. Unserer Anstrengung gelang es, diesen Zipfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen stand alles noch bei mir, wie Sie es sehen und wie es beinahe seit hundert Jahren gestanden hat." „Mit allem dem," sagte Wilhelm, „werden Sie mir gestehen, daß der Mensch der Veränderung nicht widerstehe, welche die Zeit hervorbringt." „Freilich," sagte der Alte, „aber doch der am längsten sich erhält, hat auch etwas geleistet."

„Ja sogar über unser Dasein hinaus sind wir fähig zu

erhalten und zu ſichern; wir überliefern Kenntniſſe, wir übertragen Geſinnungen ſo gut als Beſitz, und da mir es nun vorzüglich um den letzten zu thun iſt, ſo hab' ich deßhalb ſeit langer Zeit wunderliche Vorſicht gebraucht, auf ganz eigene Vorkehrungen geſonnen; nur ſpat aber iſt mir's gelungen meinen Wunſch erfüllt zu ſehen."

„Gewöhnlich zerſtreut der Sohn was der Vater geſammelt hat, ſammelt etwas anders, oder auf andere Weiſe. Kann man jedoch den Enkel, die neue Generation abwarten, ſo kommen dieſelben Neigungen, dieſelben Anſichten wieder zum Vorſchein. Und ſo hab' ich denn endlich, durch Sorgfalt unſerer pädagogiſchen Freunde, einen tüchtigen jungen Mann erworben, welcher wo möglich noch mehr auf hergebrachten Beſitz halt, als ich ſelbſt und eine heftige Neigung zu wunderlichen Dingen empfindet. Mein Zutrauen hat er entſchieden durch die gewaltſamen Anſtrengungen erworben, womit ihm das Feuer von unſerer Wohnung abzuwehren gelang; doppelt und dreifach hat er den Schatz verdient, deſſen Beſitz ich ihm zu überlaſſen gedenke; ja er iſt ihm ſchon übergeben, und ſeit der Zeit mehrt ſich unſer Vorrath auf eine wunderſame Weiſe."

„Nicht alles jedoch was Sie hier ſehen iſt unſer. Vielmehr, wie Sie ſonſt bei Pfandinhabern manches fremde Juwel erblicken, ſo kann ich Ihnen bei uns Koſtbarkeiten bezeichnen, die man, unter den verſchiedenſten Umſtanden, beſſerer Aufbewahrung halber, hier niedergeſtellt." Wilhelm gedachte des herrlichen Käſtchens, das er ohnehin nicht gern auf der Reiſe mit ſich herumführen wollte, und enthielt ſich nicht es dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerkſamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt ſeyn könnte und wies etwas Aehnliches vor. Wilhelm brachte

zur Sprache: ob man es wohl eröffnen ſollte? Der Alte war nicht der Meinung. „Ich glaube zwar, daß man es ohne ſonderliche Beſchädigung thun könne," ſagte er; „allein da Sie es durch einen ſo wunderbaren Zufall erhalten haben, ſo ſollten Sie daran ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich geboren ſind und wenn dieſes Kaſtchen etwas bedeutet, ſo muß ſich gelegentlich der Schlüſſel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am wenigſten erwarten." „Es giebt wohl ſolche Fälle," verſetzte Wilhelm. „Ich habe ſelbſt einige erlebt," erwiederte der Alte; und hier ſehen Sie den merkwürdigſten vor ſich. Von dieſem elfenbeinernen Crucifix beſaß ich ſeit dreißig Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus einem Stücke, der Gegenſtand ſowohl als die herrlichſte Kunſt ward ſorgfältig in dem koſtbarſten Lädchen aufbewahrt; vor ungefähr zehn Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz, mit der Inſchrift, und ich ließ mich verführen, durch den geſchickteſten Bildſchnitzer unſerer Zeit, die Arme anſetzen zu laſſen; aber wie weit war der Gute hinter ſeinem Vorgänger zurückgeblieben; doch es mochte ſtehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewunderung des Kunſtfleißes.

„Nun denken Sie mein Ergötzen! Vor kurzem erhielt ich die erſten ächten Arme, wie Sie ſolche, zur lieblichſten Harmonie, hier angefügt ſehen und ich, entzückt über ein ſo glückliches Zuſammentreffen, enthalte mich nicht die Schickſale der chriſtlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug zergliedert und zerſtreut, ſich doch endlich immer wieder am Kreuze zuſammen finden muß."

Wilhelm bewunderte das Bild und die ſeltſame Fügung. „Ich werde Ihrem Rath folgen," ſetzte er hinzu; „bleibe das Kaſtchen verſchloſſen, bis der Schlüſſel ſich findet, und

wenn es bis ans Ende meines Lebens liegen ſollte.“ „Wer lange lebt,“ ſagte der Alte, „ſieht manches verſammelt und manches auseinander fallen.“

Der junge Beſitzgenoſſe trat ſo eben herein und Wilhelm erklärte ſeinen Vorſatz, das Käſtchen ihrem Gewahrſam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch herbeigeſchafft, das anvertraute Gut eingeſchrieben; mit manchen beobachteten Ceremonien und Bedingungen, ein Empfangſchein ausgeſtellt, der zwar auf jeden Vorzeigenden lautete, aber nur auf ein mit dem Empfänger verabredetes beſonderes Zeichen honorirt werden ſollte.

Als dieſes alles vollbracht war, überlegte man den Inhalt des Briefes. Zuerſt ſich über das Unterkommen des guten Felix berathend, wobei der alte Freund ſich ohne Weiteres zu einigen Maximen bekannte, welche der Erziehung zum Grunde liegen ſollten.

„Allem Leben, allem Thun, aller Kunſt muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beſchränkung erworben wird. Eines recht wiſſen und ausüben giebt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfaltigen. Da wo ich Sie hinweiſe hat man alle Thätigkeiten geſondert; geprüft werden die Zöglinge auf jedem Schritt, dabei erkennt man wo ſeine Natur eigentlich hinſtrebt, ob er ſich gleich mit zerſtreuten Wünſchen bald da bald dorthin wendet. Weiſe Männer laſſen den Knaben unter der Hand dasjenige finden was ihm gemäß iſt, ſie verkürzen die Umwege, durch welche der Menſch von ſeiner Beſtimmung. nur allzugefällig, abirren mag.“

„Sodann,“ fuhr er fort, „darf ich hoffen aus jenem herrlich gegründeten Mittelpunkt wird man Sie auf den Weg leiten wo jenes gute Mädchen zu finden iſt das einen

so sonderbaren Eindruck auf Ihren Freund machte, der den Werth eines unschuldigen unglücklichen Geschöpfes, durch sittliches Gefühl und Betrachtung, so hoch erhöht hat, daß er dessen Daseyn zum Zweck und Ziel seines Lebens zu machen genöthigt war. Ich hoffe, Sie werden ihn beruhigen können; denn die Vorsehung hat tausend Mittel die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. Manchmal sieht unser Schicksal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer sollte bei dem traurigen Ansehn desselben wohl denken, daß diese starren Aeste, diese zackigen Zweige im nächsten Frühjahr wieder grünen, blühen, sodann Früchte tragen könnten: doch wir hoffen's, wir wissen's."

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorschrift den Weg genommen und fanden glücklich die Gränze der Provinz, in der sie so manches Merkwürdige erfahren sollten; beim ersten Eintritt gewahrten sie sogleich der fruchtbarsten Gegend, welche an sanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünstigte. Es war kurz vor der Ernte und alles in größter Fülle; das, was sie jedoch gleich in Verwunderung setzte, war, daß sie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge beschäftigt sahen auf eine glückliche Ernte sich vorzubereiten, ja auch schon auf ein fröhliches Erntefest freundliche Anstalt zu treffen. Sie begrüßten einen und den andern und fragten nach dem Obern, von dessen Aufenthalt man keine Rechenschaft geben konnte. Die Adresse ihres Briefs lautete: an den Obern, oder die Dreie. Auch hierin konnten sich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufseher, der eben das Pferd zu besteigen sich bereitete; sie eröffneten ihre Zwecke; des Felix Freimüthigkeit schien ihm zu gefallen und so ritten sie zusammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerschaft ein sonderbares Ansehn gab; eben war er im Begriff seinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wundersamere Bemerkung sich ihm aufthat: alle Kinder, sie mochten beschäftigt seyn wie sie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten sich mit besondern, aber verschiedenen Gebärden gegen die Vorbeireitenden und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgesetzten galt. Die jüngsten legten die Arme kreuzweis über die Brust und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und schauten lächelnd zur Erde, die dritten standen strack und muthig; die Arme niedergesenkt, wendeten sie den Kopf nach der rechten Seite und stellten sich in eine Reihe, anstatt daß jene vereinzelt blieben wo man sie traf.

Als man darauf Halt machte und abstieg, wo eben mehrere Kinder nach verschiedener Weise sich aufstellten und von dem Vorgesetzten gemustert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieser Gebärden; Felix fiel ein und sagte munter: „was für eine Stellung hab' ich denn einzunehmen?" „Auf alle Fälle," versetzte der Aufseher, „zuerst die Arme über die Brust und ernsthaft-froh nach oben gesehen, ohne den Blick zu verwenden." Er gehorchte, doch rief er bald: „dieß gefällt mir nicht sonderlich, ich sehe ja nichts da droben; dauert es lange? Doch ja! rief er freudig, ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen?" „Wienach du's aufnimmst, je nachdem du dich betragst," versetzte jener; „jetzt mische dich unter sie, wie sie sich mischen." Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.

„Mögen und können Sie mir," ſagte Wilhelm darauf, „das was mich hier in Verwunderung ſetzt, erklaren? Ich ſehe wohl, daß dieſe Gebarden, dieſe Stellungen Gruße ſind, womit man Sie empfangt." „Ganz richtig," verſetzte jener, „Gruße, die mir ſogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieſer Knaben ſteht."

„Dürfen Sie mir aber," verſetzte Wilhelm, „die Bedeutung des Stufengangs wohl erklären? denn daß es einer ſey, laßt ſich wohl einſehen." „Dieß gebührt Höheren als ich bin," antwortete jener; „ſo viel aber kann ich verſichern, daß es nicht leere Grimaſſen ſind, daß vielmehr den Kindern, zwar nicht die höchſte, aber doch eine leitende, faßliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber iſt jedem geboten fur ſich zu behalten und zu hegen was man ihm als Beſcheid zu ertheilen fur gut findet; ſie durfen weder mit Fremden noch unter einander ſelbſt daruber ſchwatzen, und ſo modificirt ſich die Lehre hundertfaltig. Außerdem hat das Geheimniß ſehr große Vortheile: denn wenn man dem Menſchen gleich und immer ſagt, worauf alles ankommt, ſo denkt er, es ſey nichts dahinter. Gewiſſen Geheimniſſen, und wenn ſie offenbar waren, muß man durch Verhullen und Schweigen Achtung erweiſen, denn dieſes wirkt auf Scham und gute Sitten." „Ich verſtehe Sie," verſetzte Wilhelm, „warum ſollten wir das was in körperlichen Dingen ſo nöthig iſt nicht auch geiſtig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fallt mir auf, und doch ſeh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abſtufungen, vom Hellſten bis zum Dunkelſten. Doch bemerke ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienſtes gemeint ſeyn kann,

indem die kleinsten und größten Knaben untermischt, so an Schnitt als Farben gleich seyn können, aber die von gleichen Gebärden im Gewand nicht mit einander übereinstimmen." „Auch was dieß betrifft," versetzte der Begleitende, „darf ich mich nicht weiter auslassen; doch müßte ich mich sehr irren, oder Sie werden über alles, wie Sie nur wünschen mögen, aufgeklärt von uns scheiden."

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber mußte dem Fremdling nothwendig auffallen, daß, je weiter sie ins Land kamen, ein wohllautender Gesang ihnen immer mehr entgegen tönte. Was die Knaben auch begannen, bei welcher Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder jedem Geschäft besonders angemessen und in gleichen Fällen überall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise; gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix stimmte vom Pferde herab mit ein und zwar nicht ganz unglücklich, Wilhelm vergnügte sich an dieser die Gegend belebenden Unterhaltung.

„Wahrscheinlich," so sprach er zu seinem Gefährten, „wendet man viele Sorgfalt auf solchen Unterricht, denn sonst könnte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet seyn." „Allerdings," versetzte jener, „bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt; andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich:

denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche ſie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel ſchreiben zu lernen und nach Anlaß dieſer Zeichen ſodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen, ſo üben ſie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen ſchneller zum Recht- und Schönſchreiben als man denkt, und da dieſes alles zuletzt nach reinen Maaßen, nach genau beſtimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, ſo faſſen ſie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunſt viel geſchwinder als auf jede andere Weiſe. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik zum Element unſerer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten."

Wilhelm ſuchte ſich noch weiter zu unterrichten und verbarg ſeine Verwunderung nicht, daß er gar keine Inſtrumental-Muſik vernehme. „Dieſe wird bei uns nicht vernachläſſigt," verſetzte jener, „aber in einem beſondern Bezirk, in das anmuthigſte Bergthal eingeſchloſſen, geübt; und da iſt denn wieder dafür geſorgt, daß die verſchiedenen Inſtrumente in auseinander liegenden Ortſchaften gelehrt werden. Beſonders die Mißtöne der Anfanger ſind in gewiſſe Einſiedeleien verwieſen, wo ſie niemand zur Verzweiflung bringen: denn ihr werdet ſelbſt geſtehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft kaum ein trauriger Leiden zu dulden ſey, als das uns die Nachbarſchaft eines angehenden Flöten- oder Violinſpielers aufdringt."

„Unſere Anfanger geben, aus eigener löblicher Geſinnung niemand läſtig ſeyn zu wollen, freiwillig langer oder kürzer in die Wüſte, und beeifern ſich, abgeſondert, um das Verdienſt, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weßhalb jedem von Zeit zu Zeit ein Verſuch, heranzutreten

erlaubt wird, der selten mißlingt, weil wir Scham und Scheu bei dieser wie bei unsern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigst, für das Uebrige sorgt sich um desto leichter."

Nun waren sie zu einem Ort gelangt wo Felix verweilen und sich an der Umgebung prüfen sollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre; schon von weitem hörten sie einen freudigen Gesang; es war ein Spiel woran sich die Knaben in der Feierstunde dießmal ergötzten. Ein allgemeiner Chorgesang erscholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreises freudig klar und tuchtig an seinem Theile zustimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieser überraschte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgesang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stabchen berührend, aufforderte sogleich allein ein schickliches Lied dem verhallenden Ton, dem verschwebenden Sinne anzupassen. Schon zeigten die meisten viel Gewandtheit, einige, denen das Kunststück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug sich gleich unter sie zu mischen und zog sich noch so leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erste Gruß zugeeignet; er legte sogleich die Hände auf die Brust, blickte aufwarts, und zwar mit so schnackischer Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei sey ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Gespielen, alles gefiel dem Knaben so wohl, daß es ihm nicht sonderlich wehe that seinen Vater abreisen zu sehen; fast blickte er dem weggeführten Pferde schmerzlicher nach; doch ließ er sich bedeuten da er vernahm, daß er es im gegenwartigen

Bezirk nicht behalten könne; man versprach ihm dagegen, er solle wo nicht dasselbe doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da sich der Obere nicht erreichen ließ, sagte der Aufseher: „ich muß euch nun verlassen, meine Geschäfte zu verfolgen; doch will ich euch zu den Dreien bringen, die unsern Heiligthümern vorstehen, euer Brief ist auch an sie gerichtet und sie zusammen stellen den Obern vor.“ Wilhelm hatte gewunscht von den Heiligthümern im voraus zu vernehmen, jener aber versetzte: „die Dreie werden euch, zu Erwiederung des Vertrauens, daß ihr uns euren Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit, gewiß das Nöthigste eröffnen. Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, sind in einen besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemaß, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um, bei Ausubung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren.“

Nun stand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gegebenes Zeichen eröffnete sich die kleine Pforte und ein ernster, ansehnlicher Mann empfing unsern Freund. Dieser fand sich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet, kaum daß er stattliche Mauern und ansehnliche Gebaude durch diese dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreien, die sich nach und nach herbeifanden, lös'te sich endlich in ein Gesprach auf, wozu jeder das Seinige beitrug, dessen Inhalt wir jedoch in der Kürze zusammenfassen.

„Da ihr uns euren Sohn vertraut," ſagten ſie, „ſind wir ſchuldig euch tiefer in unſer Verfahren hineinblicken zu laſſen. Ihr habt manches Aeußerliche geſehen, welches nicht ſogleich ſein Verſtändniß mit ſich führt; was davon wünſcht ihr vor allem aufgeſchloſſen?"

„Anſtändige, doch ſeltſame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünſchte; bei euch bezieht ſich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich dieſen Bezug erfahren."

„Wohlgeborne, geſunde Kinder," verſetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hätte, dieſes zu entwickeln iſt unſere Pflicht, öfters entwickelt ſich's beſſer von ſelbſt. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch iſt es das, worauf alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſey. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus." Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf.

Jene, nach einem anſtändigen Zaudern riefen: „Ehrfurcht!" Wilhelm ſtutzte. „Ehrfurcht!" hieß es wiederholt. „Allen fehlt ſie, vielleicht euch ſelbſt."

„Dreierlei Gebärde habt ihr geſehen, und wir überliefern eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor dem was über uns iſt. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel, das iſt was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſey, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweite, Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt. Die auf den Rücken

gefalteten, gleichsam gebundenen Hände, der gesenkte, lächelnde Blick sagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; sie giebt Gelegenheit zur Nahrung; sie gewährt unsägliche Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt sie. Wenn einer sich körperlich beschädigt, verschuldend oder unschuldig, wenn ihn andere vorsätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdische Willenlose ihm ein Leid zufügte, das bedenk' er wohl: denn solche Gefahr begleitet ihn sein Leben lang. Aber aus dieser Stellung befreien wir unsern Zögling baldmöglichst, sogleich wenn wir überzeugt sind, daß die Lehre dieses Grads genugsam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn sich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen sich richten. Nun steht er strack und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt; nur in Verbindung mit seines Gleichen macht er Fronte gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen."

„Es leuchtet mir ein!" versetzte Wilhelm; „deßwegen liegt die Menge wohl so im Argen, weil sie sich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer sich diesem überliefert, verhält sich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen seines Gleichen gehässig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbstgefühl aber zerstört sich in Dünkel und Anmaßung." „Erlauben Sie mir dessen ungeachtet," fuhr Wilhelm fort, „ein Einziges einzuwenden: Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerscheinungen, und sonst unerklärlichen, ahnungsvollen Ereignissen, für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Gesinnung sich stufenweise entwickeln sollte?" Hierauf erwiederten jene: „der Natur ist Furcht wohl gemaß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes, oder unbekanntes mächtiges Wesen,

der Starke ſucht es zu bekampfen, der Schwache zu vermeiden, beide wünſchen es los zu werden und fühlen ſich glücklich, wenn ſie es auf kurze Zeit beſeitigt haben, wenn ihre Natur ſich zur Freiheit und Unabhangigkeit einigermaßen wieder herſtellte. Der naturliche Menſch wiederholt dieſe Operation millionenmal in ſeinem Leben, von der Furcht ſtrebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu furchten iſt leicht, aber beſchwerlich, Ehrfurcht zu hegen iſt ſchwer, aber bequem. Ungern entſchließt ſich der Menſch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entſchließt ſich nie dazu; es iſt ein höherer Sinn, der ſeiner Natur gegeben werden muß, und der ſich nur bei beſonders Begunſtigten aus ſich ſelbſt entwickelt, die man auch deßwegen von jeher fur Heilige, fur Götter gehalten. Hier liegt die Wurde, hier das Geſchaft aller achten Religionen, deren es auch nur dreie giebt, nach den Objekten, gegen welche ſie ihre Andacht wenden."

Die Manner hielten inne, Wilhelm ſchwieg eine Weile nachdenkend; da er in ſich aber die Anmaßung nicht fuhlte den Sinn jener ſonderbaren Worte zu deuten, ſo bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin ſie ihm denn auch ſogleich willfahrten. „Keine Religion," ſagten ſie, „die ſich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Menſch in ſich walten läßt, kann er, indem er Ehre giebt, ſeine Ehre behalten, er iſt nicht mit ſich ſelbſt veruneint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem was uber uns iſt, beruht, nennen wir die ethniſche, es iſt die Religion der Völker und die erſte gluckliche Ablöſung von einer niedern Furcht; alle ſogenannten heidniſchen Religionen ſind von dieſer Art, ſie mögen übrigens Namen haben wie ſie wollen. Die zweite

Religion, die ſich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche: denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich herab, alles Niedere zu ſich herauf ziehen und nur in dieſem Mittelzuſtand verdient er den Namen des Weiſen. Indem er nun das Verhältniß zu Seinesgleichen und alſo zur ganzen Menſchheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdiſchen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchſchaut, lebt er im kosmiſchen Sinne allein in der Wahrheit. Nun iſt aber von der dritten Religion zu ſprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt; wir nennen ſie die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart; es iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hievon finden ſich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann, da ſie ſich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöſ't werden mag."

„Zu welcher von dieſen Religionen bekennt ihr euch denn insbeſondere?" ſagte Wilhelm. „Zu allen dreien, erwiederten jene: denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus dieſen drei Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene

entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

„Ein ſolches Bekenntniß, auf dieſe Weiſe entwickelt, befremdet mich nicht," verſetzte Wilhelm, „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt was andere trennt." Hierauf verſetzten jene: „Schon wird dieſes Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgeſprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Credo!" riefen jene laut: „denn der erſte Artikel iſt ethniſch und gehört allen Völkern; der zweite chriſtlich, für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeiſterte Gemeinſchaft der Heiligen, welches heißt: der im höchſten Grad Guten und Weiſen. Sollten daher die drei göttlichen Perſonen, unter deren Gleichniß und Namen ſolche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgeſprochen ſind, nicht billigermaßen für die höchſte Einheit gelten?"

„Ich danke," verſetzte jener, „daß ihr mir dieſes, als einem Erwachſenen, dem die drei Sinnesarten nicht fremd ſind, ſo klar und zuſammenhangend ausſprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern dieſe hohe Lehre, erſt als ſinnliches Zeichen, dann mit einigem ſymboliſchen Anklang überliefert und zuletzt die oberſte Deutung ihnen entwickelt, ſo muß ich es höchlich billigen."

„Ganz richtig," erwiederten jene, „nun aber mußt ihr noch mehr erfahren, damit ihr euch überzeugt, daß euer

Sohn in den beſten Händen ſey. Doch dieß Geſchäft bleibe für die Morgenſtunden; ruht aus und erquickt euch, damit ihr uns, vergnügt und vollkommen menſchlich, morgen früh in das Innere folgen könnt."

Zweites Capitel.

An der Hand des Aelteſten trat nun unſer Freund durch ein anſehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemälden ſo reichlich verziert war, daß ſie den Ankömmling in Erſtaunen ſetzte. Er begriff leicht, daß alles was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben müßte, ob er ſich gleich denſelben nicht ſo geſchwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff ſeinen Begleiter deßhalb zu befragen, als dieſer ihn einlud, ſeitwärts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die Wand zog jedoch mehr als dieſer heitre natürliche Schmuck die Augen an ſich: denn ſie war durchaus gemalt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Iſraeliten den Stoff zu dieſen Bildern geliefert hatten.

„Es iſt hier," ſagte der Aelteſte, „wo wir diejenige Religion überliefern, die ich euch der Kürze wegen, die ethniſche genannt habe. Der Gehalt derſelben findet ſich in der Weltgeſchichte, ſo wie die Hülle derſelben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schickſale ganzer Völker wird ſie eigentlich begriffen."

„Ihr habt," ſagte Wilhelm, „wie ich ſehe, dem iſraelitiſchen Volke die Ehre erzeigt und ſeine Geſchichte zum

Grunde dieſer Darſtellung gelegt, oder vielmehr ihr habt ſie zum Gegenſtande derſelben gemacht." — „Wie ihr ſehr," verſetzte der Alte: „denn ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Frieſen nicht ſowohl ſynchroniſtiſche als ſymphroniſtiſche Handlungen und Begebenheiten aufgeführt ſind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von ſeinen Göttern in der Geſtalt ſchöner Jünglinge beſucht wird, den Apoll unter den Hirten Admets oben in der Frieſe; woraus wir lernen können, daß wenn die Götter den Menſchen erſcheinen, ſie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Die Betrachtenden ſchritten weiter. Wilhelm fand meiſtens bekannte Gegenſtände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war. Ueber weniges hat er ſich einige Erklarung aus; wobei er ſich nicht enthalten konnte nochmals zu fragen, warum man die iſraelitiſche Geſchichte vor allen andern gewählt. Hierauf antwortete der Aelteſte: „Unter allen heidniſchen Religionen, denn eine ſolche iſt die iſraelitiſche gleichfalls, hat dieſe große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwahnen will. Vor dem ethniſchen Richterſtuhle, vor dem Richterſtuhl des Gottes der Volker, wird nicht gefragt, ob es die beſte, die vortrefflichſte Nation ſey, ſondern nur ob ſie daure, ob ſie ſich erhalten habe. Das iſraelitiſche Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm ſeine Anführer, Richter, Vorſteher, Propheten tauſendmal vorgeworfen haben; es beſitzt wenig Tugenden und die meiſten Fehler anderer Volker: aber an Selbſtſtandigkeit, Feſtigkeit, Tapferkeit und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zahheit ſucht es ſeines Gleichen. Es iſt das beharrlichſte Volk der Erde, es iſt, es war, es wird

ſeyn, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Muſterbild aufgeſtellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen."

„Es ziemt ſich nicht mit euch zu rechten," verſetzte Wilhelm, „da ihr mich zu belehren im Stande ſeyd. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieſes Volks, oder vielmehr ſeiner Geſchichte, ſeiner Religion." — „Ein Hauptvortheil," verſetzte jener, „iſt die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie ſtehen ſo glücklich beiſammen, daß aus den fremdeſten Elementen ein täuſchendes Ganze entgegentritt. Sie ſind vollſtändig genug, um zu befriedigen, fragmentariſch genug, um anzureizen; hinlänglich barbariſch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu beſänftigen; und wie manche andere entgegengeſetzte Eigenſchaften ſind an dieſen Büchern, an dieſem Buche zu rühmen!"

Die Folge der Hauptbilder ſowohl, als die Beziehung der kleinern, die ſie oben und unten begleiteten, gab dem Gaſt ſo viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken, als an die Gegenſtände zu feſſeln ſchien. Indeſſen ſagte jener bei Gelegenheit: „noch einen Vortheil der iſraelitiſchen Religion muß ich hier erwähnen: daß ſie ihren Gott in keine Geſtalt verkörpert und uns alſo die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menſchengeſtalt zu geben, auch im Gegenſatz die ſchlechte Abgötterei durch Thier- und Unthiergeſtalten zu bezeichnen."

Unſer Freund hatte ſich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch dieſe Hallen die Weltgeſchichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm einiges neu in Abſicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zuſammenſtellung der Bilder, durch die Reflexionen ſeines Begleiters manche

neue Anſichten entſprungen, und er freute ſich, daß Felix durch eine ſo würdige ſinnliche Darſtellung ſich jene großen, bedeutenden, muſterhaften Ereigniſſe für ſein ganzes Leben als wirklich, und als wenn ſie neben ihm lebendig geweſen wären, zueignen ſollte. Er betrachtete dieſe Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in dieſem Sinne war er vollkommen damit zufrieden; und ſo waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sklaverei ganzer Maſſen dieſer beharrlichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schickſale waren auf eine kluge Weiſe allegoriſch vorgeſtellt, da eine hiſtoriſche, eine reale Darſtellung derſelben außer den Gränzen der edlen Kunſt liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeſchloſſen, und Wilhelm war verwundert ſich ſchon am Ende zu ſehen. „Ich finde," ſagte er zu ſeinem Führer, „in dieſem Geſchichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jeruſalems zerſtört und das Volk zerſtreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daſelbſt noch lehrte, dem ſie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten."

„Dieß zu thun, wie ihr es verlangt, wäre ein Fehler geweſen. Das Leben dieſes göttlichen Mannes, den ihr bezeichnet, ſteht mit der Weltgeſchichte ſeiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, ſeine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermaſſen und deren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeſchichte, der Weltreligion, welche wir für die erſte halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweiten Religion, zur Religion der Weiſen: eine ſolche war die, welche Chriſtus lehrte und übte, ſo lange er auf der Erde umherging.

Deßwegen iſt hier das Aeußere abgeſchloſſen und ich eröffne euch nun das Innere."

Eine Pforte that ſich auf und ſie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm ſogleich die Bilder der zweiten heiligen Schriften erkannte. Sie ſchienen von einer andern Hand zu ſeyn, als die erſten: alles war ſanfter, Geſtalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

„Ihr ſeht," ſagte der Begleiter, nachdem ſie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, „hier weder Thaten noch Begebenheiten, ſondern Wunder und Gleichniſſe. Es iſt hier eine neue Welt, ein neues Aeußere, anders als das vorige, und ein Inneres das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichniſſe wird eine neue Welt aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, dieſe das Außerordentliche gemein." — „Ihr werdet die Gefälligkeit haben," verſetzte Wilhelm, „mir dieſe wenigen Worte umſtändlicher auszulegen: denn ich fühle mich nicht geſchickt es ſelbſt zu thun." — „Sie haben einen natürlichen Sinn," verſetzte jener, „obgleich einen tiefen. Beiſpiele werden ihn am geſchwindeſten aufſchließen. Es iſt nichts gemeiner und gewöhnlicher als Eſſen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln, eine Speiſe zu vervielfältigen, daß ſie für eine Unzahl hinreiche. Es iſt nichts gewöhnlicher, als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber dieſe durch geiſtige, oder geiſtigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, iſt außerordentlich und eben daher entſteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichniſſe, bei der Parabel, iſt das Umgekehrte: hier iſt der Sinn, die Einſicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordentliche, das Unerreichbare. Wenn dieſer ſich in einem

gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig wirklich entgegen tritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsers Gleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweite Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gestellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst."

Dieser Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr, es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbei ging, so verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenstände waren nicht so auffallend, nicht so mannichfaltig; aber desto einladender den tiefen stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch kehrten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit äußerte, daß man eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern, gelangt sey. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geschichte.

„Wir sondern," versetzte der Aelteste, „bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung, sehr gerne, was nur möglich zu sondern ist; denn dadurch allein kann der Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entspringen. Das Leben mengt und mischt ohnehin alles durcheinander, und so haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende desselben abgesondert. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph — stoßet euch nicht an diesem Ausdruck — als ein Weiser im höchsten Sinne. Er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und

indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit, seines Reichthums, seiner Kraft theilhaftig werden läßt und sich deßhalb ihnen gleich zu stellen scheint, so verläugnet er nicht von der andern Seite seinen göttlichen Ursprung; er wagt sich Gott gleich zu stellen, ja sich für Gott zu erklären. Auf diese Weise setzt er von Jugend auf seine Umgebung in Erstaunen, gewinnt einen Theil derselben für sich, regt den andern gegen sich auf und zeigt allen, denen es um eine gewisse Höhe im Lehren und Leben zu thun ist, was sie von der Welt zu erwarten haben. Und so ist sein Wandel für den edlen Theil der Menschheit noch belehrender und fruchtbarer als sein Tod: denn zu jenen Prüfungen ist jeder, zu diesem sind nur wenige berufen; und damit wir alles übergeben, was aus dieser Betrachtung folgt, so betrachtet die rührende Scene des Abendmahls. Hier läßt der Weise, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurück, und indem er für die Guten besorgt ist, füttert er zugleich mit ihnen einen Verräther, der ihn und die bessern zu Grunde richten wird."

Mit diesen Worten eröffnete der Aelteste eine Pforte und Wilhelm stutzte, als er sich wieder in der ersteren Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indessen den ganzen Umkreis des Hofes zurückgelegt. „Ich hoffte," sagte Wilhelm, „ihr würdet mich ans Ende führen und bringt mich wieder zum Anfang." — „Für dießmal kann ich euch weiter nichts zeigen, sagte der Aelteste; mehr lassen wir unsere Zöglinge nicht sehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was ihr bis jetzt durchlaufen habt; das äußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jugend auf, das innere, besonders Geistige und Herzliche nur denen, die

mit einiger Besonnenheit heranwachsen, und das Uebrige, was des Jahrs nur Einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlassen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem was unter uns ist entspringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen, geben wir einem jeden nur ausstattungsweise in die Welt mit, damit er wisse, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein solches Bedürfniß sich in ihm regen sollte. Ich lade euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unser allgemeines Fest zu besuchen und zu sehen, wie weit euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann sollt auch ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden."

„Erlaubt mir eine Frage," versetzte Wilhelm: „Habt ihr denn auch, so wie ihr das Leben dieses göttlichen Mannes als Lehr- und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod, gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?" — „Auf alle Falle," sagte der Aelteste. „Hieraus machen wir kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieß Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint. So viel sey für dießmal genug, um euch über euren Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß ihr ihn auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wünschenswerther Weise, gebildet und auf alle Falle nicht verworren, schwankend und unstät wieder finden sollt."

Wilhelm zauderte, indem er ſich die Bilder der Vorhalle beſah und ihren Sinn gedeutet wünſchte. „Auch dieſes,“ ſagte der Aelteſte, „bleiben wir euch bis übers Jahr ſchuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zwiſchenzeit den Kindern geben, laſſen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt und vernehmt, was unſere beſten Redner über dieſe Gegenſtände öffentlich zu ſagen für dienlich halten.“

Bald nach dieſer Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der geſtrige Aufſeher meldete ſich, er hatte Wilhelm's Pferd vorgeführt, und ſo beurlaubte ſich der Freund von der Dreie, welche zum Abſchied ihn dem Aufſeher folgendermaßen empfahl: „dieſer wird nun zu den Vertrauten gezählt und dir iſt bekannt was du ihm auf ſeine Fragen zu erwiedern haſt: denn er wünſcht gewiß noch über manches was er bei uns ſah und hörte belehrt zu werden; Maaß und Ziel iſt dir nicht verborgen.“

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch ſogleich anbrachte. Wo ſie durchritten ſtellten ſich die Kinder wie geſtern; aber heute ſah er, obgleich ſelten, einen und den andern Knaben, der den vorbeireitenden Aufſeher nicht grüßte, von ſeiner Arbeit nicht aufſah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Urſache und was dieſe Ausnahme zu bedeuten habe? Jener erwiederte darauf, „ſie iſt freilich ſehr bedeutungsvoll: denn es iſt die höchſte Strafe, die wir den Zöglingen auflegen, ſie ſind unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweiſen und genöthigt ſich als roh und ungebildet darzuſtellen; ſie thun aber das Mögliche, um ſich aus dieſer Lage zu retten und finden ſich aufs geſchwindeſte in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Weſen verſtockt zu ſeiner Rückkehr keine Anſtalt machen, ſo wird es, mit einem kurzen aber

bündigen Bericht, den Eltern wieder zurückgesandt. Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen wo sie gelten."

Ein anderer Anblick reizte, heute wie gestern, des Wanderers Neugierde; es war Mannichfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglingskleidung; hier schien kein Stufengang obzuwalten, denn solche, die verschieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Ursache dieses scheinbaren Widerspruchs. „Er löst sich," versetzte jener, „darin auf, daß es ein Mittel ist die Gemüther der Knaben eigens zu erforschen. Wir lassen bei sonstiger Strenge und Ordnung, in diesem Falle eine gewisse Willkur gelten. Innerhalb des Kreises unserer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, so auch innerhalb einer mäßigen Beschränkung, Form und Schnitt wählen; dieß beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt sich die Sinnesweise, an dem Schnitt die Lebensweise des Menschen erkennen. Doch macht eine besondere Eigenheit der menschlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewissermaßen schwierig; es ist der Nachahmungsgeist, die Neigung sich anzuschließen. Sehr selten, daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht da gewesen, meistens wählen sie etwas Bekanntes, was sie gerade vor sich sehen. Doch auch diese Betrachtung bleibt uns nicht unfruchtbar, durch solche Aeußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partei, sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus, wir erfahren wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleich stellt."

„Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich ins Allgemeine neigten, wo eine Mode sich über alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer

ſolchen Wendung ſuchen wir auf gelinde Weiſe Einhalt zu thun, wir laſſen die Vorräthe ausgehen; dieſes und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung iſt nicht mehr zu haben; wir ſchieben etwas Neues, etwas Reizendes herein, durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernſte Schattirungen, bequeme faltenreiche Tracht, die Beſonnenen, und ſtellen ſo nach und nach ein Gleichgewicht her.

Denn der Uniform ſind wir durchaus abgeneigt, ſie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Verſtellung, dem Blicke der Vorgeſetzten."

Unter ſolchen und andern Geſprächen gelangte Wilhelm an die Gränze der Provinz, und zwar an dem Punkt wo ſie der Wanderer, nach des alten Freundes Andeutung, verlaſſen ſollte, um ſeinem eigentlichen Zweck entgegen zu gehen.

Beim Lebewohl bemerkte zunächſt der Aufſeher: Wilhelm möge nun erwarten bis das große Feſt allen Theilnehmern auf mancherlei Weiſe angekündigt werde. Hierzu würden die ſämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge ins freie zufällige Leben entlaſſen. Alsdann ſolle er, hieß es, auch die übrigen Landſchaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundſätzen der einzelne Unterricht, in vollſtändiger Umgebung, ertheilt und ausgeübt wird.

Drittes Capitel.

Der Angewöhnung des werthen Publicums zu ſchmeicheln, welches ſeit geraumer Zeit Gefallen findet ſich ſtückweiſe unterhalten zu laſſen, gedachten wir erſt nachſtehende Erzählung

in mehreren Abtheilungen vorzulegen. Der innere Zusammenhang jedoch, nach Gesinnungen, Empfindungen und Ereignissen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen die wir schon kennen und lieben aufs innigste zusammengeflochten worden.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten und Hilarie, seine Nichte, stand schon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinauf führte. Kaum erkannte er sie: denn schon war sie wieder größer und schöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte sie an seine Brust mit dem Sinn eines Vaters und sie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der Baronin, seiner Schwester, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie schnell hinwegging das Frühstück zu bereiten, sagte der Major freudig: „dießmal kann ich mich kurz fassen und sagen, daß unser Geschäft beendigt ist. Unser Bruder, der Obermarschall, sieht wohl ein, daß er weder mit Pachtern noch Verwaltern zurecht kommt. Er tritt bei seinen Lebzeiten die Güter uns und unsern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er sich ausbedingt, ist freilich stark; aber wir können es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft alles. Die neue Einrichtung soll bald in Ordnung seyn. Da ich zunächst meinen Abschied erwarte, so sehe ich doch wieder ein thätiges

Leben vor mir, das uns und den Unſrigen einen entſchiedenen Vortheil bringen kann. Wir ſehen ruhig zu, wie unſre Kinder emporwachſen und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beſchleunigen."

„Das wäre alles recht gut," ſagte die Baronin, „wenn ich dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich ſelbſt erſt gewahr worden bin. Hilariens Herz iſt nicht mehr frei; von der Seite hat dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen."

„Was ſagſt du?" rief der Major; „iſt's möglich? indeſſen wir uns alle Mühe geben uns ökonomiſch vorzuſehen, ſo ſpielt uns die Neigung einen ſolchen Streich! Sag' mir, Liebe, ſag' mir geſchwind, wer iſt es, der das Herz Hilariens feſſeln konnte? Oder iſt es denn auch ſchon ſo arg? Iſt es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöſchen hoffen kann?"

„Du mußt erſt ein wenig ſinnen und rathen," verſetzte die Baronin und vermehrte dadurch ſeine Ungeduld. Sie war ſchon aufs höchſte geſtiegen, als Hilarie, mit den Bedienten, welche das Frühſtück trugen, hereintretend eine ſchnelle Auflöſung des Räthſels unmöglich machte.

Der Major ſelbſt glaubte das ſchöne Kind mit andern Augen anzuſehn als kurz vorher. Es war ihm beinahe als wenn er eiferſüchtig auf den Beglückten wäre, deſſen Bild ſich in einem ſo ſchönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühſtück wollte ihm nicht ſchmecken und er bemerkte nicht, daß alles genau ſo eingerichtet war, wie er es am liebſten hatte und wie er es ſonſt zu wünſchen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieſes Schweigen und Stocken verlor Hilarie faſt ſelbſt ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte ſich verlegen und

zog ihre Tochter ans Clavier; aber ihr geiſtreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünſchte das ſchöne Kind und das Frühſtück je eher je lieber entfernt zu ſehen, und die Baronin mußte ſich entſchließen aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuſchlagen.

Kaum waren ſie allein, ſo wiederholte der Major dringend ſeine vorige Frage; worauf ſeine Schweſter nach einer Pauſe lächelnd verſetzte: „wenn du den Glücklichen finden willſt, den ſie liebt, ſo brauchſt du nicht weit zu gehen, er iſt ganz in der Nähe: dich liebt ſie.“

Der Major ſtand betroffen, dann rief er aus: „Es wäre ein ſehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas überreden wollteſt, das mich im Ernſt ſo verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche mich von meiner Verwunderung zu erholen, ſo ſehe ich doch mit Einem Blicke voraus, wie ſehr unſere Verhältniſſe durch ein ſo unerwartetes Ereigniß geſtört werden müßten. Das Einzige was mich tröſtet, iſt die Ueberzeugung, daß Neigungen dieſer Art nur ſcheinbar ſind, daß ein Selbſtbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine ächte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch ſich ſelbſt, oder doch wenigſtens mit einiger Beihülfe verſtändiger Perſonen, gleich wieder zurückkommt.“

„Ich bin dieſer Meinung nicht,“ ſagte die Baronin; „denn nach allen Symptomen iſt es ein ſehr ernſtliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen iſt.“

„Etwas ſo Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Weſen nicht zugetraut,“ verſetzte der Major.

„Es iſt ſo unnatürlich nicht,“ verſetzte die Schweſter. „Aus meiner Jugend erinnere ich mich ſelbſt einer Leidenſchaft für einen ältern Mann, als du biſt. Du haſt funfzig

Jahre; das iſt immer noch nicht gar zu viel für einen Deutſchen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern."

„Wodurch willſt du aber deine Vermuthung bekräftigen?" ſagte der Major.

„Es iſt keine Vermuthung, es iſt Gewißheit. Das Nähere ſollſt du nach und nach vernehmen."

Hilarie geſellte ſich zu ihnen und der Major fühlte ſich, wider ſeinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen ſchien ihm liebevoller, und ſchon fing er an den Worten ſeiner Schweſter Glauben beizumeſſen. Die Empfindung war bei ihm höchſt angenehm, ob er ſich gleich ſolche weder geſtehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchſt liebenswürdig, indem ſich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das innigſte verband; denn ſie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in ſeiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der ſo viele alte Bäume ſich wieder belauben ſah, konnte auch an die Wiederkehr ſeines eignen Frühlings glauben. Und wer hätte ſich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigſten Mädchens dazu verführen laſſen!

So verging ihnen der Tag zuſammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt; Abends nach Tiſch ſetzte ſich Hilarie wieder ans Clavier; der Major hörte mit andern Ohren als heute früh; eine Melodie ſchlang ſich in die andere, ein Lied ſchloß ſich ans andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Geſellſchaft zu trennen.

Als der Major auf ſeinem Zimmer ankam, fand er alles

nach ſeiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; ſogar einige Kupferſtiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerkſam geworden war, ſo ſah er ſich bis auf jeden einzelnen kleinen Umſtand verſorgt und geſchmeichelt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er dießmal; ſeine Lebensgeiſter waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach ſich ziehe. Er hatte ſeinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, ſeit mehreren Jahren kein böſes Wort gegeben: denn alles ging in der ſtrengſten Ordnung, ſeinen gewöhnlichen Gang; die Pferde waren verſorgt und die Kleidungsſtücke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgeſtanden und nichts wollte paſſen.

Sodann geſellte ſich noch ein anderer Umſtand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böſer Laune des Majors zu vermehren. Sonſt war ihm alles an ſich und ſeinem Diener recht geweſen; nun aber fand er ſich, als er vor den Spiegel trat, nicht ſo wie er zu ſeyn wünſchte. Einige graue Haare konnte er nicht läugnen, und von Runzeln ſchien ſich auch etwas eingefunden zu haben. Er wiſchte und puderte mehr als ſonſt, und mußte es doch zuletzt laſſen, wie es ſeyn konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da ſollten ſich immer noch Faſern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er ſagen ſollte und war erſtaunt, einen ſo veränderten Herrn vor ſich zu ſehen.

Ungeachtet aller dieſer Hinderniſſe war der Major ſchon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenſtrauß

entgegen und er hatte nicht den Muth ſie wie ſonſt zu küſſen und an ſein Herz zu drücken. Er befand ſich in der angenehmſten Verlegenheit von der Welt und überließ ſich ſeinen Gefühlen, ohne zu denken wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls ſäumte nicht lange zu erſcheinen, und indem ſie ihrem Bruder ein Billet wies, rief ſie aus: „Du räthſt nicht, wen uns dieſes Blatt anzumelden kommt.“ „So entdecke es nur bald!“ verſetzte der Major; und erfuhr daß ein alter theatraliſcher Freund nicht weit von dem Gute vorbeireiſe und für einen Augenblick einzukehren gedenke. „Ich bin neugierig ihn wieder zu ſehen,“ ſagte der Major; „er iſt kein Jüngling mehr und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen ſpielt.“ — „Er muß um zehn Jahre älter ſeyn als du,“ verſetzte die Baronin. — „Ganz gewiß,“ erwiederte der Major, „nach allem was ich mich erinnere.“

Es währte nicht lange, ſo trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herzu. Doch ſehr bald erkannten ſich die Freunde und Erinnerungen aller Art belebten das Geſpräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenſchaft über; man machte ſich wechſelsweiſe mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte ſich bald als wäre man nie getrennt geweſen.

Die geheime Geſchichte ſagt uns, daß dieſer Mann, in früherer Zeit, als ein ſehr ſchöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigſte Schickſal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder ſowohl als der Schweſter; denn dieſe hatte durch zeitige Warnung zur Vorſicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tiſche ließ man die Männer allein. Nicht

ohne Bewunderung, ja gewiſſermaßen mit Erſtaunen, hatte der Major das äußere Behaben ſeines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er ſchien gar nicht verändert zu ſeyn, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erſcheinen konnte. — „Du betrachteſt mich aufmerkſamer als billig iſt," ſprach er endlich den Major an; „ich fürchte ſehr, du findeſt den Unterſchied gegen vorige Zeit nur allzugroß." — „Keineswegs," verſetzte der Major, „vielmehr bin ich voll Verwunderung dein Ausſehen friſcher und junger zu finden als das meine; da ich doch weiß, daß du ſchon ein gemachter Mann warſt, als ich, mit der Kühnheit eines wagehalſigen Gelbſchnabels, dir in gewiſſen Verlegenheiten beiſtand." — „Es iſt deine Schuld," verſetzte der andere, „es iſt die Schuld aller Deinesgleichen; und ob ihr ſchon darum deßhalb nicht zu ſchelten ſeyd, ſo ſeyd ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur ans Nothwendige; man will ſeyn und nicht ſcheinen. Das iſt recht gut, ſo lange man etwas iſt. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen ſich zu empfehlen anfangt und der Schein noch flüchtiger als das Seyn iſt, ſo merkt denn doch ein jeder, daß er nicht übel gethan hatte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachläſſigen." — „Du haſt Recht," verſetzte der Major, und konnte ſich faſt eines Seufzers nicht enthalten. — „Vielleicht nicht ganz Recht," ſagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht ſo lange aufſtutzen wollte als nur möglich iſt. Ihr andern aber habt Urſache auf andere Dinge zu ſehen, die bedeutender und nachhaltiger ſind." — „Doch giebt es Gelegenheiten," ſagte der Major, „wo man ſich innerlich friſch fühlt und ſein Aeußeres auch gar gern wieder auffriſchen möchte."

Da der Ankömmling die wahre Gemüthslage des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er diese Aeußerung im Soldatensinne und ließ sich weitläufig darüber aus: wie viel bei Militär aufs Aeußere ankomme und wie der Officier, der so manches auf seine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerksamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

„Es ist zum Beispiel unverantwortlich," fuhr er fort, „daß eure Schläfe schon grau sind, daß hie und da sich Runzeln zusammenziehen und daß euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerei und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um sich zu beschädigen oder wenigstens Langeweile zu machen."

Der Major fand bei dieser zufälligen Unterredung zu sehr seinen Vortheil, als daß er sie so bald hätte abbrechen sollen; doch ging er leise und selbst gegen einen alten Bekannten mit Behutsamkeit zu Werke. — „Das habe ich nun leider versäumt!" rief er aus, „und nachzuholen ist es nicht; ich muß mich nun schon darein ergeben, und ihr werdet deßhalb nicht schlimmer von mir denken."

„Versäumt ist nichts!" erwiederte jener, „wenn ihr andern ernsthaften Herren nur nicht so starr und steif wäret, nicht gleich einen jeden, der sein Aeußeres bedenkt, für eitel erklären und euch dadurch selbst die Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu seyn und selbst zu gefallen." — „Wenn es auch keine Zauberei ist," lächelte der Major, „wodurch ihr andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimniß, oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszuproben wißt." — „Du magst im Scherz oder im Ernst reden," versetzte der Freund, „so hast du's getroffen.

Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem Aeußeren einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, giebt es wirklich unschätzbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharre nun, ohne deßhalb meine weitern Forschungen aufzugeben. Soviel kann ich dir sagen und ich übertreibe nicht: ein Toilettenkästchen führe ich bei mir, über allen Preis! ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben."

Der Gedanke, etwas dieser Art sey möglich und diese Möglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung gesetzt, bei Tische ein ganz anderer Mensch erschien, Hilarien's anmuthigen Aufmerksamkeiten getrost entgegen ging und auf sie mit einer gewissen Zuversicht blickte, die ihm heute früh noch sehr fremd gewesen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatralische Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt, so wurde der Major um so verlegener, als jener gleich nach Tische sich zu entfernen und seinen Weg weiter fortzusetzen drohte. Auf alle Weise suchte er den Aufenthalt seines Freundes, wenigstens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorspann und Relais auf morgen früh anbefohlen

zusagte. Genug, die heilsame Toilette sollte nicht aus dem Hause, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major sah sehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren sey und suchte daher gleich nach Tische seinen alten Günstling allein zu sprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache los zu gehen, so lenkte er von weitem dahin, indem er das vorige Gespräch wieder auffassend versicherte: er für seine Person würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menschen einen jeden, dem sie ein solches Bestreben anmerken, für eitel erklärten und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genöthigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

„Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich!" versetzte der Freund: „denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn du es recht genau betrachtest: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Daseyn verbergen, daß er eine Freude am Daseyn habe? Fände die gute Gesellschaft, denn von der ist doch hier allein die Rede, nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn eines Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hinderte Freude an dem übrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern und von diesem Uebermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll

eine wunderlich-verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und ertraglich finden, die man denn doch mehr oder weniger ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt erlaubt? ja, ohne die eine gute Geſellſchaft gar nicht exiſtiren könnte: denn das Gefallen an ſich ſelbſt, das Verlangen, dieſes Selbſtgefühl andern mitzutheilen, macht gefallig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menſchen wären eitel, wären es aber mit Bewußtſeyn, mit Maaß und im rechten Sinne: ſo würden wir in der gebildeten Welt die glücklichſten Menſchen ſeyn. Die Weiber, ſagt man, ſind eitel von Hauſe aus; doch es kleidet ſie und ſie gefallen uns um deſto mehr. Wie kann ein junger Menſch ſich bilden, der nicht eitel iſt? Eine leere, hohle Natur wird ſich wenigſtens einen äußern Schein zu geben wiſſen und der tüchtige Menſch wird ſich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, ſo habe ich Urſache mich auch deßhalb für den glücklichſten Menſchen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt eitel zu ſeyn, und weil ich, je mehr ich es bin, nur deſto mehr Vergnügen den Menſchen verſchaffe. Ich werde gelobt, wo man andere tadelt, und habe, gerade auf dieſem Wege, das Recht und das Glück noch in einem Alter das Publicum zu ergötzen und zu entzücken, in welchem andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten, oder nur mit Schmach darauf verweilen."

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieſer Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, ſollte nur zu einem Uebergang dienen, um dem Freunde, auf eine geſchickte Weiſe, ſeinen Wunſch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgeſetzten Geſpräch, das Ziel noch weiter verrückt zu ſehen und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Für mich," ſagte er, „wäre ich gar nicht abgeneigt auch

zu deiner Fahne zu schwören, da du es nicht für zu spät haltst und glaubst, daß ich das Versäumte noch einigermaßen nachholen könne. Theile mir etwas von deinen Tincturen, Pomaden und Balsamen mit und ich will einen Versuch machen."

„Mittheilungen," sagte der andere, „sind schwerer als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich dir von meinem Fläschchen etwas abfülle und von den besten Ingredienzien meiner Toilette die Hälfte zurücklasse; die Anwendung ist das Schwerste. Man kann das Ueberlieferte sich nicht gleich zu eigen machen; wie dieses und jenes passe, unter was für Umständen, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen seyen, dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja selbst diese wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede ist, ein angebornes Talent hat."

„Du willst, wie es scheint," versetzte der Major, „nun wieder zurücktreten. Du machst mir Schwierigkeiten, um deine, freilich etwas fabelhaften, Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du hast nicht Lust mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die That zu prüfen."

„Durch diese Neckereien, mein Freund," versetzte der andere, „würdest du mich nicht bewegen deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht selbst so gute Gesinnungen gegen dich hätte, wie ich es ja zuerst dir angeboten habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Mensch hat gar eine eigne Lust Proselyten zu machen, dasjenige was er an sich schätzt, auch außer sich in andern zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen was er selbst genießt und sich in ihnen wieder zu finden und darzustellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus ist, so ist er der liebenswürdigste und

lobenswurdigſte, derjenige der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhalt. Aus ihm nehme ich denn auch, abgeſehen von der Freundſchaft die ich zu dir hege, die Luſt einen Schüler in der Verjüngungskunſt aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meiſter erwarten kann, daß er keine Pfuſcher ziehen will, ſo bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich ſagte ſchon: weder Specereien noch irgend eine Anweiſung iſt hinlänglich; die Anwendung kann nicht im allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Luſt meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir ſogleich anbieten. Ich laſſe dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tauſendkunſtler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimniſſe eingeweiht iſt, doch die ganze Behandlung recht gut verſteht und für den Anfang dir von großem Nutzen ſeyn wird, bis du dich in die Sache ſo hineinarbeiteſt, daß ich dir die höheren Geheimniſſe endlich auch offenbaren kann."

„Wie!" rief der Major, „du haſt auch Stufen und Grade deiner Verjüngungskunſt? Du haſt noch Geheimniſſe für die Eingeweihten?" „Ganz gewiß!" verſetzte jener. „Das müßte gar eine ſchlechte Kunſt ſeyn, die ſich auf einmal faſſen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geſchaut werden könnte, der zuerſt hereintritt."

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewieſen, der ihn gut zu halten verſprach. Die Baronin mußte Schachtelchen, Büchschen und Gläſer hergeben, ſie wußte nicht wozu; die Theilung ging vor ſich, man war bis in die Nacht munter und geiſtreich zuſammen. Bei dem ſpäteren Aufgang des Mondes fuhr der Gaſt hinweg und verſprach in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer. Er war früh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwei. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise eilig aus; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen die Nacht sey, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung deſto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbraunen bepinselt und seine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verschiedene Ceremonien erfordert; sogar sollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgesetzt, sondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte sich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch sich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einschlief. Sollen wir aber in seine Seele sprechen, so fühlte er sich mumienhaft, zwischen einem Kranken und einem Einbalsamirten. Allein das süße Bild Hilariens, umgeben von den heitersten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles was zum Anzuge des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff aus dem Bette zu steigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine solche Uebereilung proteſtirte. Man müsse ruhen, man müsse sich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für so manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben solle. Der Herr vernahm sodann, daß er in einiger Zeit aufzustehen, ein

kleines Frühstück zu genießen und alsdann in ein Bad zu steigen habe, welches schon bereitet sey. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, sie mußten befolgt werden und einige Stunden gingen unter diesen Geschäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte sich geschwind in die Kleidung zu werfen; denn er war seiner Natur nach expedit und wünschte noch überdieß Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm sein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man sich durchaus abgewöhnen müsse fertig werden zu wollen. Alles was man thue, müsse man langsam und behaglich vollbringen, besonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsstunde mit sich selbst anzusehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit seinen Reden völlig überein. Dafür glaubte sich aber auch der Major wirklich besser angezogen als jemals, als er vor den Spiegel trat und sich auf das schmuckeste herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen hatte der Kammerdiener sogar die Uniform moderner zugestutzt, indem er die Nacht auf diese Verwandlung wendete. Eine so schnell erscheinende Verjüngung gab dem Major einen besonders heitern Sinn, so daß er sich von innen und außen erfrischt fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegen eilte.

Er fand seine Schwester vor dem Stammbaume stehen, den sie hatte aufhangen lassen, weil Abends vorher zwischen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede gewesen, welche, theils unverheirathet, theils in fernen Landen wohnhaft, theils gar verschollen, mehr oder weniger den beiden Geschwistern, oder ihren Kindern, auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darüber, ohne des Punktes zu erwähnen, daß sich bisher alle Familiensorgen und

Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte ſich dieſe ganze Anſicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch ſeine Schweſter in dieſem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte ſich, der Major ſtand allein vor dem lakoniſchen Familiengemälde, Hilarie trat an ihn heran, lehnte ſich kindlich an ihn, beſchaute die Tafel und fragte: wen er alles von dieſen gekannt habe? und wer wohl noch leben und übrig ſeyn möchte?

Der Major begann ſeine Schilderung von den älteſten, deren er ſich aus ſeiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verſchiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denſelben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, ſprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verſchwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillſchweigen übergieng er diejenigen, deren man ſich hätte zu ſchämen gehabt. Endlich kam er an die unterſten Reihen. Da ſtand nun ſein Bruder, der Obermarſchall, er und ſeine Schweſter und unten drunter ſein Sohn und daneben Hilarie.

„Dieſe ſehen einander gerade genug ins Geſicht," ſagte der Major, und fügte nicht hinzu was er im Sinne hatte. Nach einer Pauſe verſetzte Hilarie beſcheiden, halblaut und faſt mit einem Seufzer: „und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt!" Zugleich ſah ſie mit ein paar Augen an ihn hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorſprach. „Verſteh' ich dich recht?" ſagte der Major, indem er ſich zu ihr wendete. — „Ich kann nichts

ſagen," verſetzte Hilarie lächelnd, „was Sie nicht ſchon wiſſen." — „Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne!" rief er aus und fiel ihr zu Füßen. „Willſt du mein ſeyn?" — „Um Gottes Willen ſtehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig."

Die Baronin trat herein. Ohne überraſcht zu ſeyn ſtutzte ſie. — „Wäre es ein Unglück," ſagte der Major, „Schweſter! ſo iſt die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken."

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergeſtalt geliebt, daß ſie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war ſelbſt die Neigung Hilariens aus dieſer Vorliebe der Mutter, wo nicht entſprungen, doch gewiß genährt worden.

Alle drei vereinigten ſich nunmehr in Einer Liebe, Einem Behagen und ſo floſſen für ſie die glücklichſten Stunden dahin. Nur wurden ſie denn doch zuletzt auch wieder die Welt um ſich her gewahr und dieſe ſteht ſelten mit ſolchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien beſtimmt, das ihm ſehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geſchäfts mit dem Obermarſchall ſollte der Major ſeinen Sohn in der Garniſon beſuchen, alles mit ihm abreden und dieſe Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zuſtand verrückt; die Verhältniſſe, die ſonſt ſich freundlich in einander ſchmiegten, ſchienen ſich nunmehr anzufeinden, und es war ſchwer vorauszuſehen was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indeſſen mußte ſich der Major entſchließen ſeinen Sohn aufzuſuchen, dem er ſich ſchon angemeldet hatte. Er machte

ſich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne ſonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlaſſen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit ſeinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte ſeines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten ſich nach ſo langer Trennung aufs herzlichſte. Sie hatten einander viel zu ſagen und ſprachen doch nicht ſogleich aus, was ihnen zunächſt am Herzen lag. Der Sohn erging ſich in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwiſchen den altern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und ſonſt, verhandelt und beſchloſſen worden.

Das Geſpräch fing ſchon einigermaßen an zu ſtocken, als der Sohn ſich ein Herz faßte und zu dem Vater lachend ſagte: „Sie behandeln mich ſehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Beſitzthümern und Vermögen und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigſtens zum Theil, es mir eigen werden ſoll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten daß ich ihn ſelbſt ausſpreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu ſeyn.“

Der Major befand ſich bei dieſen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils ſeiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des andern mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforſchen, ſo ſchwieg er und blickte den Sohn mit einem zweideutigen Lächeln an. — „Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu ſagen habe,“ fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur raſch, ein für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte

verlaſſen, die, bei ſo vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es geſagt ſeyn und ſo ſey es gleich geſagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich zeitlebens in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen ſtehen möchte; aber eine andere hat meine Leidenſchaft erregt, meine Neigung gefeſſelt. Unwiderſtehlich iſt dieſer Hang: Sie werden mich nicht unglücklich machen."

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die ſich über ſein Geſicht verbreiten wollte und fragte den Sohn mit einem milden Ernſt: „wer denn die Perſon ſey, welche ſich ſeiner ſo gänzlich bemächtigen können?" — „Sie müſſen dieſes Weſen ſehen, mein Vater: denn ſie iſt ſo unbeſchreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden ſelbſt von ihr hingeriſſen, wie jedermann, der ſich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und ſehe Sie als den Rival Ihres Sohnes."

„Wer iſt ſie denn?" fragte der Major. „Wenn du ihre Perſönlichkeit zu ſchildern nicht im Stande biſt, ſo erzähle mir wenigſtens von ihren äußern Umſtänden: denn dieſe ſind doch wohl eher auszuſprechen." — „Wohl, mein Vater!" verſetzte der Sohn; „und doch würden auch dieſe äußeren Umſtände bei einer andern anders ſeyn, anders auf eine andere wirken. Sie iſt eine junge Wittwe, Erbin eines alten, reichen, vor kurzem verſtorbenen Mannes, unabhängig und höchſt werth es zu ſeyn, von vielen umgeben, von eben ſo vielen geliebt, von eben ſo vielen umworben, doch wenn ich mich nicht ſehr betrüge, mir von Herzen angehörig."

Mit Behaglichkeit, weil der Vater ſchwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort das Betragen der ſchönen Wittwe gegen ihn zu erzählen, jene

unwiderſtehliche Anmuth, jene zarten Gunſtbezeigungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein geſuchten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne ſich eben für ihn ganz und gar zu entſcheiden. Unter jeden andern Umſtanden hätte er gewiß geſucht einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbſtbetrug aufmerkſam zu machen, der wahrſcheinlich hier obwalten könnte; aber dießmal war ihm ſelbſt viel daran gelegen, wenn der Sohn ſich nicht täuſchen, wenn die Wittwe ihn wirklich lieben und ſich ſo ſchnell als möglich zu ſeinen Gunſten entſcheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen ſolchen Zweifel bei ſich ablehnte, vielleicht auch nur verſchwieg.

„Du ſetzeſt mich in große Verlegenheit," begann der Vater nach einiger Pauſe. „Die ganze Uebereinkunft zwiſchen den übrig gebliebenen Gliedern unſers Geſchlechts beruht auf der Vorausſetzung, daß du dich mit Hilarien verbindeſt. Heirathet ſie einen Fremden, ſo iſt die ganze, ſchöne, künſtliche Vereinigung eines anſehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und du beſonders in deinem Theile nicht zum beſten bedacht. Es gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig ſonderbar klingt und wobei du auch nicht viel gewinnen würdeſt: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wodurch ich dir aber ſchwerlich ein großes Vergnügen machen würde."

„Das größte von der Welt!" rief der Lieutenant aus: „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieſes höchſte Glück einem jeden Freund, einem jeden gönnte, der ihm werth iſt! Sie ſind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig iſt nicht Hilarie! und ſchon der vorüberſchwebende

Gedanke ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von frischer Muthigkeit. Laſſen Sie uns dieſen Einfall, dieſen Vorſchlag aus dem Stegreife ja recht gut durchſinnen und ausdenken. Dann würde ich erſt recht glücklich ſeyn, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erſt recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schickſal bedacht, an ſich ſelbſt ſo ſchön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erſt muthig zutraulich und mit recht offnem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie ſelbſt fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegen gehen."

Mit dieſen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einſtreuen wollte, nicht Raum gewinnen, ſondern eilte mit ihm zur ſchönen Wittwe, welche ſie in einem großen wohleingerichteten Hauſe, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen aber ausgeſuchten Geſellſchaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Weſen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte ſie den Major zum Helden dieſes Abends zu machen. Die übrige Geſellſchaft ſchien ihre Familie, der Major allein der Gaſt zu ſeyn. Sie kannte ſeine Verhältniſſe recht gut, und doch wußte ſie darnach zu fragen, als wenn ſie alles erſt von ihm recht erfahren wollte; und ſo mußte auch jedes von der Geſellſchaft ſchon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der eine mußte ſeinen Bruder, der andere ſeine Güter und der dritte ſonſt wieder etwas gekannt haben, ſo daß der Major bei einem lebhaften Geſpräch ſich immer als den Mittelpunkt fühlte. Auch ſaß er zunächſt bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln auf ihn gerichtet; genug, er fand

ſich ſo behaglich, daß er beinahe die Urſache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte ſie ſeines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitſprach; er ſchien für ſie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Frauenzimmerliche Handarbeiten in Geſellſchaft unternommen und ſcheinbar gleichgültig fortgeſetzt erhalten durch Klugheit und Anmuth oft eine wichtige Bedeutung. Unbefangen und emſig fortgeſetzt geben ſolche Bemühungen einer Schönen das Anſehen völliger Unaufmerkſamkeit auf die Umgebung, und erregen in derſelben ein ſtilles Mißgefühl. Dann aber gleichſam wie beim Erwachen ein Wort ein Blick verſetzt die Anweſende wieder mitten in die Geſellſchaft, ſie erſcheint als neu willkommen, legt ſie aber gar die Arbeit in den Schooß nieder, zeigt ſie Aufmerkſamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem ſich die Männer ſo gern ergehen, dieß wird demjenigen höchſt ſchmeichelhaft, den ſie dergeſtalt begünſtigt.

Unſere ſchöne Wittwe arbeitete auf dieſe Weiſe an einer ſo prächtigen als geſchmackvollen Brieftaſche, die ſich noch überdieß durch ein größeres Format auszeichnete. Dieſe ward nun eben von der Geſellſchaft beſprochen, von dem nächſten Nachbar aufgenommen, unter großen Lobpreiſungen der Reihe nach herumgegeben, indeſſen die Künſtlerin ſich mit dem Major von ernſten Gegenſtänden beſprach; ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung, doch als ſolches an den Major kam, ſchien ſie es als ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weiſe die Verdienſte der Arbeit anzuerkennen verſtand, inzwiſchen der Hausfreund darin ein Penelopeiſch zauberhaftes Werk zu ſehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und geſellte ſich zufällig zuſammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „was ſagen Sie zu meinem Vater?“ Lachelnd verſetzte ſie: „mich däucht, daß Sie ihn wohl zum Muſter nehmen könnten. Sehn Sie nur wie nett er angezogen iſt! Ob er ſich nicht beſſer trägt und hält als ſein lieber Sohn!“ So fuhr ſie fort den Vater auf Unkoſten des Sohnes zu beſchreien und zu loben, und eine ſehr gemiſchte Empfindung von Zufriedenheit und Eiferſucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, ſo geſellte ſich der Sohn zum Vater und erzählte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug ſich nur deſto freundlicher gegen die Wittwe, und ſie ſetzte ſich gegen ihn ſchon auf einen lebhafteren, vertraulichern Ton. Kurz, man kann ſagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major ſo gut als die übrigen alle, ihr und ihrem Kreiſe ſchon angehörte.

Ein ſtark einfallender Regen hinderte die Geſellſchaft auf die Weiſe nach Hauſe zu kehren, wie ſie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande: man ſitze ohnehin ſchon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in ſein Zimmer trat, fühlte ſich wirklich in einer Art von Taumel, von Unſicherheit ſeiner ſelbſt, wie es denen geht, die ſchnell aus einem Zuſtande in den entgegengeſetzten übertreten. Die Erde ſcheint ſich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge deſſen, der auf einmal ins Finſtere tritt. So fühlte ſich der Major noch von der Gegenwart des ſchönen Weſens umgeben. Er wünſchte ſie noch zu ſehen,

zu hören, sie wieder zu sehen, wieder zu hören; und nach einiger Besinnung verzieh er seinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Ansprüche machen dürfe so viel Vorzüge zu besitzen.

Aus diesen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinstürzte, den Vater umarmte und ausrief: „ich bin der glücklichste Mensch von der Welt!“ Nach solchen und ähnlichen Ausrüfen kam es endlich unter beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die schöne Frau, im Gespräch gegen ihn, des Sohnes auch nicht mit einer Sylbe erwähnt habe. — „Das ist eben ihre zarte, schweigende, halbschweigende, halbandeutende Manier, wodurch man seiner Wünsche gewiß wird und sich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war sie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich gestehe es gern, daß ich zurückblieb, um sie noch einen Augenblick zu sehen. Ich fand sie in ihren erleuchteten Zimmern auf und abgehen; denn ich weiß wohl, es ist ihre Gewohnheit: wenn die Gesellschaft weg ist, darf kein Licht ausgelöscht werden. Sie geht allein in ihren Zauberſalen auf und ab, wenn die Geister entlassen sind, die sie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter dessen Schutz ich zurückkam. Sie sprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren schon einigemale bis ans Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt ist. War sie schön, wenn sie sich unter den Kronleuchtern her bewegte, so war sie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem sanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und standen beim Umkehren einen Augenblick still. Ich weiß

nicht was mir die Verwegenheit abnöthigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigsten Gespräch, auf einmal ihre Hand zu fassen, diese zarte Hand zu küssen, sie an mein Herz zu drücken. Man zog sie nicht weg. Himmlisches Wesen, rief ich, verbirg dich nicht länger vor mir. Wenn in diesem schönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor dir steht; so verhülle sie nicht länger, offenbare sie, gestehe sie! es ist die schönste, es ist die höchste Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Armen auf!

Ich weiß nicht was ich alles sagte, ich weiß nicht wie ich mich gebardete. Sie entfernte sich nicht, sie widerstrebte nicht, sie antwortete nicht. Ich wagte es sie in meine Arme zu fassen, sie zu fragen, ob sie die Meinige seyn wolle. Ich küßte sie mit Ungestüm; sie drängte mich weg. — Ja doch, ja! oder so etwas sagte sie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: ich sende meinen Vater, der soll für mich reden! — Kein Wort mit ihm darüber! versetzte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie sich, vergessen Sie, was geschehen ist."

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: „Was glaubst du nun, was zu thun sey? Die Sache ist, dacht' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht sehr schicklich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte." „Um Gotteswillen mein Vater!" rief er aus: „das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit gestört und verstimmt seyn. Es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. Ja Sie sind es, dem

ich mein Glück schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel besiegt, und niemals würde der Sohn einen so glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte."

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten sie tief bis in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig über ihre Plane; der Major wollte nur noch der Form wegen einen Abschiedsbesuch machen, und sodann seiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn sollte die seinige befördern und beschleunigen, wie es möglich wäre.

Viertes Capitel.

Der schönen Wittwe machte unser Major einen Morgenbesuch um Abschied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Absicht seines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand sie in zierlichster Morgenkleidung in Gesellschaft einer ältern Dame, die durch ein höchst gesittetes freundliches Wesen ihn alsobald einnahm. Die Anmuth der jüngern, der Anstand der alteren setzten das Paar in das wünschenswertheste Gleichgewicht, auch schien ihr wechselseitiges Betragen durchaus dafür zu sprechen, daß sie einander angehörten.

Die jüngere schien eine fleißig gearbeitete, uns von gestern schon bekannte Brieftasche so eben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erscheinens wendete sie sich zur Freundin und reichte das künstliche Werk hin, gleichsam ein unterbrochenes Gespräch wieder anknüpfend: „Sie sehen also daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich

wegen manchen Zögerns und Saumens den Anſchein nicht hatte."

„Sie kommen eben recht, Herr Major," ſagte die ältere, ‚unſern Streit zu entſcheiden, oder wenigſtens ſich für eine oder die andere Partei zu erklären; ich behaupte, man fangt eine ſolche weitſchichtige Arbeit nicht an, ohne einer Perſon zu gedenken der man ſie beſtimmt hat, man vollendet ſie nicht ohne einen ſolchen Gedanken. Beſchauen Sie ſelbſt das Kunſtwerk, denn ſo nenn' ich es billig, ob dergleichen ſo ganz ohne Zweck unternommen werden kann."

Unſer Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zuſprechen. Theils geflochten, theils geſtickt, erregte ſie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen zu erfahren wie ſie gemacht ſey. Die bunte Seide waltete vor, doch war auch das Gold nicht verſchmäht, genug man wußte nicht ob man Pracht oder Geſchmack mehr bewundern ſollte.

„Es iſt doch noch einiges daran zu thun," verſetzte die Schöne, indem ſie die Schleife des umſchlingenden Bandes wieder aufzog und ſich mit dem Innern beſchäftigte. „Ich will nicht ſtreiten," fuhr ſie fort, „aber erzahlen will ich wie mir bei ſolchem Geſchäft zu Muthe iſt. Als junge Madchen werden wir gewöhnt mit den Fingern zu tifteln und mit den Gedanken umher zu ſchweifen, beides bleibt uns indem wir nach und nach die ſchwerſten und zierlichſten Arbeiten verfertigen lernen, und ich läugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieſer Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Perſonen, an Zuſtande, an Freud' und Leid. Und ſo ward mir das Angefangene werth und das Vollendete, ich darf wohl ſagen, koſtbar. Als ein ſolches nun durft' ich das Geringſte für etwas halten, die leichteſte Arbeit gewann einen Werth, und die ſchwierigſte doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung

dabei reicher und vollständiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Personen glaubt' ich dabei dergleichen immer anbieten zu können; sie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigensten überreichte, das vielfach und unaussprechlich doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereinigt immer wie ein freundlicher Gruß wohlgefällig aufgenommen ward."

Auf ein so liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiederung möglich; doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohlklingende Worte zu fügen. Der Major aber, von jeher gewohnt die anmuthige Weisheit Römischer Schriftsteller und Dichter zu schatzen und ihre leuchtenden Ausdrucke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte sich einiger hierher gar wohlpassender Verse, hutete sich aber, um nicht als Pedant zu erscheinen, sie auszusprechen oder auch ihrer nur zu erwähnen; versuchte jedoch, um nicht stumm und geistlos zu erscheinen, aus dem Stegreif eine prosaische Paraphrase, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Gespräch beinahe ins Stocken gerathen ware.

Die ältere Dame griff deßhalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buches, es war eine Sammlung von Poesien, welche so eben die Aufmerksamkeit der Freundinnen beschäftigte; dieß gab Gelegenheit von Dichtkunst überhaupt zu sprechen, doch blieb die Unterhaltung nicht lange im allgemeinen, denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß sie von dem poetischen Talent des Majors unterrichtet seyen. Ihnen hatte der Sohn, der selbst auf den Ehrentitel eines Dichters seine Absichten nicht verbarg, von den Gedichten seines Vaters vorgesprochen, auch einiges recitirt; im Grunde um sich mit einer poetischen Herkunft zu schmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt ist,

ſich für einen Vorſchreitenden, die Fähigkeiten des Vaters ſteigernden Jüngling beſcheidentlich geben zu können. Der Major aber, der ſich zurückzuziehen ſuchte, da er blos als Literator und Liebhaber gelten wollte, ſuchte, da ihm kein Ausweg gelaſſen war wenigſtens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er ſich ebenfalls geübt habe, für ſubaltern und faſt für unächt wollte angeſehen wiſſen; er konnte nicht läugnen, daß er in demjenigen, was man beſchreibend, und in einem gewiſſen Sinne belehrend nennt, einige Verſuche gemacht habe.

Die Damen, beſonders die jüngere, nahmen ſich dieſer Dichtart an; ſie ſagte: „wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menſchen Wunſch und Abſicht bleibt, was ſoll uns da das aufgeregte Weſen das uns willkührlich anreizt ohne etwas zu geben, das uns beunruhigt um uns denn doch zuletzt uns wieder ſelbſt zu überlaſſen; unendlich viel angenehmer iſt mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene die mich in heitere Gegenden verſetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwerth des Einfach-ländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buſchige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landſees hinführt, da denn auch wohl gegenüber, erſt angebaute Hügel, ſodann waldgekrönte Höhen emporſteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemälde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, ſo bin ich auf meinem Sopha dankbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderſchaft, vielleicht unter andern ungünſtigen Umſtänden vor Augen ſehe."

Der Major, der das vorwaltende Geſpräch eigentlich nur als Mittel anſah ſeine Zwecke zu befördern, ſuchte ſich wieder

nach der lyriſchen Dichtkunſt hinzuwenden, worin ſein Sohn wirklich Löbliches geleiſtet hatte. Man widerſprach ihm nicht gerade zu, aber man ſuchte ihn von dem Wege wegzuſcherzen den er eingeſchlagen hatte, beſonders da er auf leidenſchaftliche Gedichte hinzudeuten ſchien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entſchiedene Neigung ſeines Herzens nicht ohne Kraft und Geſchick vorzutragen geſucht hatte. „Lieder der Liebenden," ſagte die ſchöne Frau, „mag ich weder vorgeleſen noch vorgeſungen, glücklich Liebende beneidet man, eh' man ſich's verſieht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile."

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und ſagte: „warum machen wir ſolche Umſchweife, verlieren die Zeit in Umſtändlichkeiten, gegen einen Mann den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir ſein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenſchaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten vorträgt, ſchon theilweiſe zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten auch das Ganze nicht vorzuenthalten?" „Ihr Sohn," fuhr ſie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedachtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht den Zuſammenhang zu ſehen." Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und dieſe hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem ſie es für eine offenbare Ausflucht anſprachen um die Erfüllung ihrer Wünſche indirect abzulehnen. Er kam nicht los bis er unbewunden verſprochen hatte das Gedicht zu ſenden, ſodann aber nahm das Geſpräch eine Wendung, die ihn hinderte zu Gunſten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, beſonders da ihm dieſer alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit ſchien, ſich zu beurlauben, und der Freund auch deßhalb einige Bewegung machte, ſprach die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch ſie nur noch ſchöner ward, indem ſie die friſch geknüpfte Schleife der Brieftaſche ſorgfaltig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber ſind langſt ſchon leider im Ruf daß ihren Verſprechen und Zuſagen nicht viel zu trauen ſey; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deßhalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange ſondern gebe. Nehmen Sie dieſe Brieftaſche, ſie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht, viel Erinnerungen ſind daran geknupft, manche Zeit verging unter der Arbeit, endlich iſt ſie fertig, bedienen Sie ſich derſelben als eines Boten uns Ihre liebliche Arbeit zu überbringen."

Bei ſolch unerwartetem Anerbieten fühlte ſich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieſer Gabe hatte ſo gar kein Verhaltniß zu dem was ihn gewöhnlich umgab, zu dem ubrigen deſſen er ſich bediente, daß er ſie ſich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte; doch nahm er ſich zuſammen, und wie ſeinem Erinnern ein überliefertes Gute niemals verſagte, ſo trat eine claſſiſche Stelle alsbald ihm ins Gedachtniß. Nur ware es pedantiſch geweſen ſie anzufuhren, doch regte ſie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegreiſe mit artiger Paraphraſe einen freundlichen Dank und ein zierliches Compliment entgegen zu bringen im Falle war; und ſo ſchloß ſich denn dieſe Scene auf eine befriedigende Weiſe für die ſammtlichen Unterredenden.

Alſo fand er ſich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhaltniß verflochten; er hatte zu ſenden, zu ſchreiben zugeſagt, ſich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlaſſung einigermaßen unangenehm fiel, ſo mußte er doch

für ein Glück schatzen auf eine heitere Weise mit dem Frauenzimmer in Verhaltniß zu bleiben, das bei ihren großen Verzügen ihm so nah angehören sollte. Er schied also nicht ohne eine gewisse innere Zufriedenheit; denn wie sollte der Dichter eine solche Aufmunterung nicht empfinden, dessen treufleißiger Arbeit, die so lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerksamkeit zu Theil wird.

Gleich nach seiner Rückkehr ins Quartier setzte der Major sich nieder zu schreiben, seiner guten Schwester alles zu berichten und da war nichts natürlicher als daß in seiner Darstellung eine gewisse Exaltation sich hervorthat, wie er sie selbst empfand, die aber durch das Einreden seines von Zeit zu Zeit störenden Sohns noch mehr gesteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieser Brief einen sehr gemischten Eindruck; denn wenn auch der Umstand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befördert und beschleunigt werden konnte, geeignet war sie ganz zufrieden zu stellen, so wollte ihr doch die schöne Wittwe nicht gefallen, ohne daß sie sich deßwegen Rechenschaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthusiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; sie kennen sich unter einander zu gut um sich einer solchen ausschließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Laden, wo der Handelsmann mit seinen Waaren die er kennt im Vortheil steht, auch sie in dem besten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unschuld hereintritt, er bedarf der Waare, will und wünscht sie und versteht gar selten sie mit Kenner-Augen zu betrachten. Jener weiß recht gut was

er giebt, dieſer nicht immer was er empfangt. Aber es iſt einmal im menſchlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja ſo löblich als nothwendig, denn alles Begehren und Freien, alles Kaufen und Tauſchen beruht darauf.

In Gefolge ſolches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baroneſſe weder mit der Leidenſchaft des Sohns noch mit der günſtigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden ſeyn; ſie fand ſich überraſcht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters ſich nicht abweiſen. Hilarie iſt ihr zu jung für den Bruder, die Wittwe für den Sohn nicht jung genug; indeſſen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten zu ſeyn ſcheint. Ein frommer Wunſch, daß alles gut geben möge, ſtieg mit einem leiſen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern nahm ſie die Feder und ſchrieb an jene menſchenkennende Freundin, indem ſie nach einem geſchichtlichen Eingang alſo fortfuhr.

„Die Art dieſer jungen verführeriſchen Wittwe iſt mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang ſcheint ſie abzulehnen und nur eine Frau um ſich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr ſchmeichelt und wenn ihre ſtummen Vorzüge ſich nicht klar genug darthäten, ſie noch mit Worten und geſchickter Behandlung der Aufmerkſamkeit zu empfehlen weiß. Zuſchauer, Theilnehmer an einer ſolchen Repräſentation müſſen Männer ſeyn, daher entſteht die Nothwendigkeit ſie

anzuziehen, sie festzuhalten. Ich denke nichts Uebles von der schönen Frau, sie scheint anständig und behutsam genug, aber eine solche lüsterne Eitelkeit opfert den Umständen auch wohl etwas auf und, was ich für das Schlimmste halte, nicht alles ist reflectirt und vorsätzlich, ein gewisses glückliches Naturell leitet und beschützt sie, und nichts ist gefährlicher an so einer gebornen Kokette als eine aus der Unschuld entspringende Verwegenheit."

Der Major nunmehr auf den Gütern angelangt widmete Tag und Stunde der Besichtigung und Untersuchung. Er fand sich in dem Falle zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Ausführung mannichfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliirten einer unbesiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten sehen.

Und so wäre denn auch hier der traurige Anblick schöner, ansehnlicher, vernachlässigter Besitzungen durch das verständige Bemerken einsichtiger Oekonomen zu einem trostlosen Zustande geworden, hätte man nicht zugleich vorausgesehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verstand und Redlichkeit benutzt, hinreichend seyn werde, das Abgestorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu versetzen, um zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarschall war angelangt und zwar mit einem ernsten Advocaten, doch gab dieser dem Major weniger Besorgnisse als jener, der zu den Menschen gehörte, die keine Zwecke haben, oder, wenn sie einen vor sich sehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich und stündliches Behagen war ihm das unerlaßliche Bedürfniß seines Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich ernst seine Gläubiger los zu werden, die Güterlast abzuschütteln, die Unordnung seines Hauswesens in Regel zu setzen, eines anständigen gesicherten Einkommens ohne Sorge zu genießen, dagegen aber auch nicht das Geringste von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren zu lassen.

Im Ganzen gestand er alles ein was die Geschwister in den ungetrübten Besitz der Güter besonders auch des Hauptgutes setzen sollte, aber auf einen gewissen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahr auf seinen Geburtstag die ältesten Freunde und die neusten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der solchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Ansprüche nicht völlig aufgeben. Die Meublen alle sollten in dem Lusthause bleiben, die Kupferstiche an den Wänden, so wie auch die Früchte der Spaliere ihm versichert werden. Pfirsiche und Erdbeeren von den ausgesuchtesten Sorten, Birnen und Aepfel groß und schmackhaft, besonders aber eine gewisse Sorte grauer kleiner Aepfel, die er seit vielen Jahren der Fürstin Wittwe zu verehren gewohnt war, sollten ihm treulich geliefert seyn. Hieran schlossen sich andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pachtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein beschwerlich.

Der Obermarschall war übrigens von dem besten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß alles nach

seinen Wünschen, wie es ihm sein leichtes Temperament vorgespiegelt hatte, sich endlich einrichten würde, so sorgte er für eine gute Tafel, machte sich einige Stunden auf einer mühelosen Jagd die nöthige Bewegung, erzählte Geschichten auf Geschichten und zeigte durchaus das heiterste Gesicht; auch schied er auf gleiche Weise, dankte dem Major zum schönsten, daß er so brüderlich verfahren; verlangte noch etwas Geld, ließ die kleinen vorräthigen grauen Goldäpfel, welche dieses Jahr besonders wohl gerathen waren, sorgfältig einpacken und fuhr mit diesem Schatz, den er als eine willkommene Verehrung der Fürstin zu überreichen gedachte, nach ihrem Wittwensitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an seiner Seite blieb mit ganz entgegengesetzten Gefühlen zurück und wäre an den Verschränkungen, die er vor sich fand, fast verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hülfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu lösen, das Entworrene zu genießen hoffen darf.

Glücklicherweise war der Advocat ein rechtlicher Mann, der, weil er sonst viel zu thun hatte, diese Angelegenheit bald beendigte. Eben so glücklich schlug sich ein Kammerdiener des Obermarschalls hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dem Geschäft mitzuwirken versprach, wodurch man einem gedeihlichen Abschluß entgegen sehen durfte. So angenehm aber auch dieses war, so fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieser Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um ins Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick wo ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich

iſt, ſo wird den Männern in gewiſſen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiſeſte Gefuhl einer unzulänglichen Kraft äußerſt unangenehm, ja gewiſſermaßen ängſtlich.

Ein anderer eintretender Umſtand jedoch, der ihn hätte beunruhigen ſollen, verhalf ihm zu der beſten Laune. Sein kosmetiſcher Kammerdiener, der ihn auch bei dieſer Landpartie nicht verlaſſen hatte, ſchien einige Zeit her einen andern Weg einzuſchlagen, wozu ihn frühes Aufſtehn des Majors, tägliches Ausreiten und Umhergehen deſſelben, ſo wie der Zutritt mancher Beſchäftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarſchalls mehrerer Geſchäftsloſen, zu nöthigen ſchien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beſchäftigen das Recht hatten, ließ er den Major ſchon einige Zeit verſchont, aber deſto ſtrenger hielt er auf einige Hauptpunkte, welche bisher durch ein geringeres Hocus Pocus waren verſchleiert geweſen. Alles was nicht nur den Schein der Geſundheit bezwecken, ſondern was die Geſundheit ſelbſt aufrecht erhalten ſollte, ward eingeſchärft, beſonders aber Maaß in allem und Abwechſelung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt ſodann für Haut und Haare, für Augenbraunen und Zahne, für Hande und Nägel, für deren zierlichſte Form und ſchicklichſte Lange der Wiſſende ſchon langer geſorgt hatte. Dabei wurde Mäßigung aber und abermals in allem, was den Menſchen aus ſeinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieſer Schönheits-Erhaltungslehrer ſich ſeinen Abſchied erbat, weil er ſeinem Herrn nichts mehr nütze ſey. Indeß konnte man denken, daß er ſich doch wohl wieder zu ſeinem vorigen Patron zurückwünſchen mochte, um den mannichfaltigen Vergnugungen eines theatraliſchen Lebens fernerhin ſich ergeben zu können.

Und wirklich that es dem Major ſehr wohl wieder ſich ſelbſt gegeben zu ſeyn. Der verſtändige Mann braucht ſich nur zu maßigen, ſo iſt er auch glücklich. Er mochte ſich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was ſich daran knüpft, wieder mit Freiheit bedienen, die Geſtalt Hilariens trat in ſolchen einſamen Momenten wieder freudig hervor und er fügte ſich in den Zuſtand des Bräutigams, vielleicht des anmuthigſten, der uns in dem geſitteten Kreiſe des Lebens gegönnt iſt.

Bei einer Pauſe des Geſchäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf ſein Gut, wo er des Verſprechens eingedenk, das er an die ſchöne Wittwe gethan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, ſeine Gedichte vorſuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen; zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk- und Erinnerungsbücher, Auszüge beim Leſen alter und neuer Schriftſteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei ſeiner Vorliebe für Horaz und die Römiſchen Dichter war das Meiſte daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen größtentheils Bedauern vergangner Zeit, vorübergeſchwundner Zuſtände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Heu!
Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae!

Wie iſt heut mir doch zu Muthe!
So vergnüglich und ſo klar!
Da bei friſchem Knabenblute
Mir ſo wild, ſo düſter war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wohlgemuth ich ſey,

Denk' ich jene rothen Backen
Und ich wünsche sie herbei.

Nachdem unser Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar bald herausgefunden, erfreute er sich an der sorgfältigen Reinschrift, wie er sie vor Jahren mit lateinischen Lettern, groß Octav, zierlichst verfaßt hatte. Diese köstliche Brieftasche von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor sich so prachtig eingebunden gesehen. Einige Zeilen dazu waren höchst nothwendig; Prosaisches aber kaum zulässig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetische Umschreibung, so wie damals durch eine prosaische, sich am besten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Nec factas solum vestes spectare juvabat,
Tum quoque dum fierent; tantus decor adfuit arti.

Zu Deutsch:

Ich sah's in meisterlichen Händen,
Wie denk' ich gern der schönen Zeit!
Sich erst entwickeln, dann vollenden
Zu nie gesehn'er Herrlichkeit.
Zwar ich besitz' es gegenwärtig,
Doch soll ich mir nur selbst gestehn:
Ich wollt' es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu schön!

Mit diesem Uebertragenen war unser Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das schönflectirte Verbum: dum fierent, in ein trauriq abstractes Substantivum verandert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die

Stelle doch nicht verbeſſern zu können. Nun ward auf einmal ſeine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig und der Glanz des Deutſchen Parnaſſes, auf den er doch auch im Stillen hinaufſtrebte, ſchien ihm ſich zu verdunkeln.

Endlich aber da er dieſes heitere Compliment mit dem Urterte unverglichen noch ganz artig fand, und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen würde, ſo entſtand eine zweite Bedenklichkeit: daß, da man in Verſen nicht galant ſeyn kann, ohne verliebt zu ſcheinen, er dabei als künftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle ſpiele. Das Schlimmſte jedoch fiel ihm zuletzt ein: Jene Ovidiſchen Verſe werden von Arachnen geſagt, einer eben ſo geſchickten als hübſchen und zierlichen Weberin. Wurde nun aber dieſe durch die neidiſche Minerva in eine Spinne verwandelt, ſo war es gefährlich, eine ſchöne Frau mit einer Spinne, wenn auch nur von Ferne verglichen, im Mittelpunkte eines ausgebreiteten Netzes ſchweben zu ſehen. Konnte man ſich doch unter der geiſtreichen Geſellſchaft, welche unſre Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher dieſe Nachbildung ausgewittert hätte. Wie ſich nun der Freund aus einer ſolchen Verlegenheit gezogen, iſt uns ſelbſt unbekannt geblieben, und wir müſſen dieſen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Muſen auch wohl einen Schleier zu werfen ſich die Schlauheit erlauben. Genug, das Jagdgedicht ſelbſt ward abgeſendet, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leſer deſſelben beluſtigt ſich an der entſchiedenen Jagdliebhaberei und allem was ſie begünſtigen mag; erfreulich iſt der Jahreszeitenwechſel, der ſie mannichfaltig aufruft und anregt. Die Eigenheiten ſämmtlicher Geſchöpfe, denen man nachſtrebt, die man zu erlegen geſinnt iſt, die verſchiedenen

Charaktere der Jäger, die sich dieser Lust, dieser Mühe hingeben, die Zufälligkeiten wie sie befördern oder beschädigen; alles war, besonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der besten Laune dargestellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahn-Balz bis zum zweiten Schnepfenstrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts versäumt, alles wohl gesehen, klar aufgenommen, leidenschaftlich verfolgt, leicht und scherzhaft, oft ironisch dargestellt.

Jenes elegische Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen gefühlvollen Anstrich des heiter Durchlebten gewann und sehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnsprüche, nach dem Genuß ein gewisses Leere empfinden ließ. War es das Umblättern dieser Papiere oder sonst ein augenblickliches Mißbefinden, der Major fühlte sich nicht heiter gestimmt. Daß die Jahre, die zuerst eine schöne Gabe nach der andern bringen, sie alsdann nach und nach wieder entziehen, schien er auf dem Scheidepunkt, wo er sich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Eine versäumte Badereise, ein ohne Genuß verstrichener Sommer, Mangel an stätiger gewohnter Bewegung, alles ließ ihn gewisse körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm und sich ungeduldiger dabei bewies, als billig seyn mochte.

Schon einige Monate waren die sämmtlichen Familienglieder ohne besondere Nachricht von einander geblieben; der Major beschäftigte sich in der Residenz gewisse Einwilligungen und Bestätigungen seines Geschäfts abschließlich zu negociiren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Thätigkeit auf die heiterste reichlichste Ausstattung; der Sohn, seiner

Schönen mit Leidenschaft dienstpflichtig, schien hierüber alles zu vergessen. Der Winter war angekommen und umgab alle ländlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finsternissen.

Wer heute durch eine düstere Novembernacht sich in der Gegend des adeligen Schlosses verirrt hätte, und bei dem schwachen Lichte eines bedeckten Mondes Aecker, Wiesen, Baumgruppen, Hügel und Gebüsche düster vor sich liegen sähe, auf einmal aber bei einer schnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fensterreihe eines langen Gebäudes vor sich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine festlich geschmückte Gesellschaft dort anzutreffen. Wie sehr verwundert müßte er aber seyn, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drei Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen in hellen Zimmern zwischen klaren Wänden, neben freundlichem Hausrath, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken.

Da wir nun aber die Baronin in einem festlichen Zustande zu überraschen glauben, so ist es nothwendig zu bemerken, daß diese glänzende Erleuchtung hier nicht als außerordentlich anzusehen sey, sondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame aus ihrem frühern Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeisterin, bei Hof erzogen, war sie gewohnt den Winter allen übrigen Jahrszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer stattlichen Erleuchtung zum Element aller ihrer Genüsse zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals, aber einer ihrer ältesten Diener hatte so große Lust an Künstlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schlosse hie und da einzuführen nicht wäre bemüht gewesen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann,

aber auch wohl gelegentlich hie und da eine partielle Finsterniß eintrat.

Die Baronin hatte den Zustand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbesitzer und entschiedenen Landwirth aus Neigung und wohlbedachtig vertauscht, und ihr einsichtiger Gemahl hatte, da ihr das Landliche anfangs nicht zusagte, mit Einstimmung seiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher so gut hergestellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in so gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieser löblichen Anstalt die Hauptabsicht, daß die Dame, besonders zur guten Jahrszeit überall hinrollen konnte; dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenschaftliche Sorge für ihre Tochter genugsame Beschäftigung, der öftere Besuch des Bruders herzliche Unterhaltung, und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleich sah.

Den heutigen Tag war jedoch diese Erleuchtung recht am Platze; denn wir sehen in einem der Zimmer eine Art von Christbescheerung aufgestellt, in die Augen fallend und glänzend. Das kluge Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu steigern und dabei alles zusammengelegt und ausgebreitet, was zur Ausstattung Hilariens bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der listigen Absicht mehr das Fehlende zur Sprache zu bringen, als dasjenige zu erheben was schon geleistet war. Alles Nothwendige fand sich, und zwar aus den feinsten Stoffen und von der zierlichsten Arbeit; auch an Willkurlichem

war kein Mangel, und doch wußte Anamette überall da noch eine Lücke anſchaulich zu machen, wo man eben ſo gut den ſchönſten Zuſammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weißzeug, ſtattlich ausgekramt, die Augen blendete, Leinwand, Muſſelin und alle die zarteren Stoffe der Art, wie ſie auch Namen haben mögen, genugſames Licht umher warfen, ſo fehlte doch alles bunte Seidene, mit deſſen Ankauf man weislich zögerte, weil man bei ſehr veränderlicher Mode das Allerneueſte als Gipfel und Abſchluß hinzufügen wollte.

Nach dieſem heiterſten Anſchauen ſchritten ſie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannichfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schickſal ſie auch führen mochte, bei einem glücklichen Aeußern auch von innen heraus anmuthig und ihre Gegenwart wünſchenswerth macht, hatte in dieſem ländlichen Zuſtande ſo viele abwechſelnde und bildende Unterhaltungen einzuleiten gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend ſchon überall zu Hauſe ſchien, bei keinem Geſpräch ſich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß ſich erzeigte. Wie dieß geleiſtet werden konnte zu entwickeln, würde zu weitläufig ſeyn; genug dieſer Abend war auch ein Muſterbild des bisherigen Lebens. Ein geiſtreiches Leſen, ein anmuthiges Pianoſpiel, ein lieblicher Geſang zog ſich durch die Stunden durch, zwar wie ſonſt, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten verehrten Mann, dem man dieſes und ſo manches Andere zum freundlichſten Empfang vorübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den ſüßeſten Empfindungen belebte, die Mutter mit feinem Sinne nahm ihren reinen

Theil daran und ſelbſt Anannette, ſonſt nur klug und thätig, mußte ſich gewiſſen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abweſenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig vorſpiegelten. Auf dieſe Weiſe hatten ſich die Empfindungen aller drei in ihrer Art liebenswürdigen Frauen mit der ſie umgebenden Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichſten Zuſtande ins Gleiche geſtellt.

Fünftes Capitel.

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußerſten Thor, Wortwechſel drohender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelſchein im Hofe, unterbrachen den zarten Geſang. Aber gedampft war der Lärm, ehe man deſſen Urſache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht, auf der Treppe Geräuſch und lebhaftes Hin- und Herſprechen heraufkommender Männer. Die Thüre ſprang auf ohne Meldung, die Frauen entſetzten ſich. Flavio ſtürzte herein in ſchauderhafter Geſtalt, verworrenen Hauptes, auf dem die Haare theils borſtig ſtarrten, theils vom Regen durchnäßt niederhingen; zerfetzten Kleides wie eines der durch Dorn und Dickicht durchgeſtürmt, gräulich beſchmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herangewadet.

„Mein Vater!“ rief er aus, „wo iſt mein Vater!“ Die Frauen ſtanden beſtürzt; der alte Jäger, ſein frühſter Diener und liebevollſter Pfleger mit ihm eintretend rief ihm zu: „Der Vater iſt nicht hier, beſänftigen Sie ſich; hier iſt Tante, hier iſt Nichte, ſehen Sie hin!“ — „Nicht hier, nun ſo laßt mich wen ihn zu ſuchen, er allein ſoll's hören, dann will ich ſterben. Laßt mich von den Lichtern weg, von dem Tag, er blendet mich, er verrückt mich.“

Der Hausarzt trat ein, ergriff seine Hand, vorsichtig den Puls fühlend, mehrere Bediente standen ängstlich umher. — „Was soll ich auf diesen Teppichen, ich verderbe sie, ich zerstöre sie; mein Unglück träuft auf sie herunter, mein verworfenes Geschick besudelt sie.“ — Er drängte sich gegen die Thüre, man benutzte das Bestreben um ihn wegzuführen und in das entfernte Gastzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter standen erstarrt, sie hatten Orest gesehen von Furien verfolgt, nicht durch Kunst veredelt, in gräulicher widerwärtiger Wirklichkeit, die im Contrast mit einer behaglichen Glanzwohnung im klarsten Kerzenschimmer nur desto fürchterlicher schien. Erstarrt sahen die Frauen sich an und jede glaubte in den Augen der andern das Schreckbild zu sehen, das sich so tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit halber Besonnenheit sendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten sich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung daß man ihn auskleide, trockne, besorge, halb gegenwärtig halb unbewußt lasse er alles geschehen. Wiederholtes Anfragen wurde zur Geduld verwiesen.

Endlich vernahmen die beängstigten Frauen, man habe ihm zur Ader gelassen und sonst alles Besänftigende möglichst angewendet; er sey zur Ruhe gebracht, man hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran, die Baronin verlangte wenn er schlafe ihn zu sehen, der Arzt widerstand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte sich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze dämmerte hinter dem grünen Schirm, man sah wenig, man hörte nichts; die Mutter näherte sich dem Bette, Hilarie sehnsuchtsvoll ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein höchst zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt

blaßlich, ſchienen unter den ſchon wieder ſich krauſenden Locken auf das anmuthigſte hervor, eine ruhende Hand und ihre länglichen zartkräftigen Finger zogen den unſteten Blick an. Hilarie leiſe athmend glaubte ſelbſt einen leiſen Athem zu vernehmen, ſie näherte die Kerze, wie Pſyche in Gefahr die heilſamſte Ruhe zu ſtören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie dieſe guten, alles Antheils würdigen Perſonen ihre nachtlichen Stunden zugebracht, iſt uns ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten ſich beide höchſt ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunſch den Leidenden zu ſehen beſcheiden doch dringend, nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Beſuch.

Die Baronin trat hinzu, Flavio reichte die Hand hin — „Verzeihung, liebſte Tante, einige Geduld, vielleicht nicht lange" — Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die Rechte — „Gegrüßt, liebe Schweſter" — das fuhr ihr durchs Herz, er ließ nicht los, ſie ſahen einander an, das herrlichſte Paar contraſtirend im ſchönſten Sinne. Des Jünglings ſchwarze funkelnde Augen ſtimmten zu den düſtern verwirrten Locken; dagegen ſtand ſie ſcheinbar himmliſch in Ruhe, doch zu dem erſchütternden Begebniß geſellte ſich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schweſter! — ihr Allerinnerſtes war aufgeregt. Die Baronin ſprach: „wie geht es, lieber Neffe?" — „ganz leidlich, aber man behandelt mich übel" — „wie ſo?" — „da haben ſie mir Blut gelaſſen, das iſt grauſam, ſie haben es weggeſchafft, das iſt frech; es gehört ja nicht mein, es gehört alles, alles ihr" — Mit dieſen Worten ſchien ſich ſeine Geſtalt zu verwandeln, doch mit heißen Thranen verbarg er ſein Antlitz ins Kiſſen.

Hilariens Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren

Ausdruck, es war als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor ſich eröffnet ſahe, zum erſtenmal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Raſch, leidenſchaftlich eilte ſie durch den Saal, warf ſich im letzten Cabinet auf den Sopha, die Mutter folgte und fragte was ſie leider ſchon begriff. Hilarie wunderſam aufblickend rief: „Das Blut, das Blut es gehört alles ihr, alles ihr und ſie iſt es nicht werth. Der Unglückſelige! der Arme!“ Mit dieſen Worten erleichterte der bitterſte Thränenſtrom das bedrängte Herz.

Wer unternähme es wohl die aus dem Vorhergehenden ſich entwickelnden Zuſtände zu enthüllen, an den Tag zu bringen, das innere aus dieſer erſten Zuſammenkunft den Frauen erwachſende Unheil? Auch dem Leidenden war ſie höchſt ſchädlich, ſo behauptete wenigſtens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu tröſten kam, aber ſich doch verpflichtet fühlte alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit, die Töchter wagte nicht zu verlangen was die Mutter nicht zugegeben hätte, und ſo gehorchte man dem Gebot des verſtändigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch einiges aufgezeichnet, es aber ſogleich neben ſich im Bette verſteckt. Nun geſellte ſich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld, es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von ſchöner freier Hand, obgleich mit Haſt geſchrieben, es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder iſt der arme Menſch geboren,
In Wundern iſt der irre Menſch verloren,

Nach welcher dunklen, schwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewisse Schritte?
Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunst abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte sich überzeugt daß der Jüngling bald wieder herzustellen sey, körperlich gesund werde er schnell sich wieder froh fühlen, wenn die auf seinem Geist lastende Leidenschaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie sann auf Erwiederung; sie saß am Flügel und versuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht, in ihrer Seele klang nichts zu so tiefen Schmerzen, doch bei diesem Versuch schmeichelten Rhythmus und Reim sich dergestalt an ihre Gesinnungen an, daß sie jenem Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem sie sich Zeit nahm folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

Bist noch so tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibst du doch zum Augendglück geboren;
Ermanne dich zu rasch gesundem Schritte,
Komm in der Freundschaft Himmelsglanz und Helle,
Empfinde dich in treuer Guten Mitte,
Da sprieße dir des Lebens heit're Quelle.

Der ärztliche Hausfreund übernahm die Botschaft, sie gelang, schon erwiederte der Jüngling gemäßigt; Hilarie fuhr mildernd fort und so schien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen, und vielleicht ist es uns vergönnt den ganzen Verlauf dieser

holden Cur gelegentlich mitzutheilen. Genug einige Zeit verſtrich in ſolcher Beſchäftigung höchſt angenehm; ein ruhiges Wiederſehen bereitete ſich vor, das der Arzt nicht länger als nöthig zu verſpäten gedachte.

Indeſſen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere ſich beſchäftigt, und dieſe dem gegenwärtigen Zuſtande ganz angemeſſene Unterhaltung wirkte gar wunderſam auf den erregten Geiſt. Sie ſah manche Jahre ihres Lebens zurück, ſchwere drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment kräftigte; beſonders rührte ſie die Erinnerung an ein ſchönes Verhältniß zu Makarien und zwar in bedenklichen Zuſtänden. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und ſogleich der Entſchluß gefaßt ſich auch dießmal an ſie zu wenden: denn zu wem ſonſt hätte ſie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem ſonſt Furcht und Hoffnung offen bekennen ſollen?

Bei dem Aufräumen fand ſie aber auch unter andern des Bruders Miniatur-Portrait und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd ſeufzen. Hilarie überraſchte ſie in dieſem Augenblick, bemächtigte ſich des Bildes und auch ſie ward von jener Aehnlichkeit wunderſam betroffen.

So verging einige Zeit, endlich mit Vergünſtigung des Arztes und in ſeinem Geleite trat Flavio angemeldet zum Frühſtück herein. Die Frauen hatten ſich vor dieſer erſten Erſcheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in bedeutenden, ja ſchrecklichen Momenten etwas heiter auch wohl lächerlich ſich zu ereignen pflegt, ſo glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von ſeinem Anzug nichts zu brauchen war, ſo hatte man ſich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, die er, zu bequemem

Jagd- und Familienleben, bei der Schwester in Verwahrung ließ. Die Baronin lächelte und nahm sich zusammen; Hilarie war, sie wußte nicht wie, betroffen, genug sie wendete das Gesicht weg und dem jungen Manne wollte in diesem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen noch eine Phrase glücken. Um nun sämmtlicher Gesellschaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Gestalten. Der Vater sey etwas größer, hieß es, und deßhalb der Rock etwas zu lang; dieser sey etwas breiter, deßhalb der Rock über die Schulter zu eng. Beide Mißverhältnisse gaben dieser Maskerade ein komisches Ansehen.

Durch diese Einzelnheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Für Hilarien freilich blieb die Aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der frischen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja bedrangend.

Nun aber wünschten wir wohl den nächsten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umständlich geschildert zu sehen, da wir nach eigener Art und Weise uns nur mit dem Allgemeinsten befassen dürfen. Hier muß denn nun von dem Einfluß der Dichtkunst abermals die Rede seyn.

Ein gewisses Talent konnte man unserm Flavio nicht absprechen, es bedurfte jedoch nur zu sehr eines leidenschaftlich sinnlichen Anlasses, wenn etwas Vorzügliches gelingen sollte; deßwegen denn auch fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, höchst eindringend und lebenswerth erschienen, und nun einer gegenwartigen höchst liebenswürdigen Schonen, mit enthusiastischem Ausdruck vorgelesen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine andere leidenschaftlich geliebt sieht, bequemt sich gern zu der Rolle einer Vertrauten;

ſie hegt ein heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm ſeyn müßte, ſich an die Stelle der Angebeteten leiſe gehoben zu ſehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr ins Bedeutende. Wechſelgedichte, wie ſie der Liebende gern verfaßt, weil er ſich von ſeiner Schönen, wenn auch nur beſcheiden, halb und halb kann erwiedern laſſen was er wünſcht und was er aus ihrem ſchönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte. Dergleichen wurden mit Hilarien auch wechſelsweiſe geleſen, und zwar, da es nur aus der einen Handſchrift geſchah, in welche man beiderſeits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinſchauen und zu dieſem Zweck jedes das Bändchen anfaſſen mußte, ſo fand ſich, daß man, nahe ſitzend, nach und nach Perſon an Perſon, Hand an Hand immer näher rückte, und die Gelenke ſich ganz natürlich zuletzt im Verborgnen berührten.

Aber bei dieſen ſchönen Verhältniſſen, unter ſolchen daraus entſpringenden, allerliebſten Annehmlichkeiten, fühlte Flavio eine ſchmerzliche Sorge, die er ſchlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft ſeines Vaters ſich ſehnend, zu bemerken gab, daß er dieſem das Wichtigſte zu vertrauen habe. Dieſes Geheimniß indeß wäre, bei einigem Nachdenken, nicht ſchwer zu errathen geweſen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Jüngling hervorgerufnen Momente, den Unglücklichen entſchieden abgewieſen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerſtört haben. Eine Scene, wie dieß zugegangen, wagten wir nicht zu ſchildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Gluth ermangeln. Genug, er war ſo wenig bei ſich ſelbſt, daß er ſich eiligſt aus der Garniſon ohne Urlaub entfernte, und, um ſeinen Vater aufzuſuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut

seiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor kurzem haben ankommen sehen. Die Folgen eines solchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzige mögliche Vermittlung entbehren sollte, sich weder zu fassen noch zu retten.

Wie erstaunt und betroffen war er deßhalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehandigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit auflös'te, der aber nach den freundlichsten Worten damit endigte, daß der ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat sollte verlängert werden.

So unerklärlich nun auch diese Gunst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemüth fast ängstlicher als die verschmähte Liebe selbst zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück bei seinen liebenswürdigen Verwandten so wohl aufgehoben zu seyn; er durfte sich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war nach kurzem in allen seinen angenehm-geselligen Eigenschaften wieder hergestellt, die ihn der schönen Wittwe selbst sowohl als ihrer Umgebung auf eine Zeit lang nothwendig gemacht hatten, und nur durch eine peremtorische Forderung ihrer Hand für immer verfinstert worden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer thatigen Lebensweise aufgereat. Das anhaltende Regenwetter, das sie bisher in dem Schloß zusammenhielt, hatte überall, in großen Wassermassen niedergehend, Fluß um Fluß angeschwellt; es waren Dämme gebrochen und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfschaften, Meierhöfe, größere

und kleinere Besitzthümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl und die Diener führten aus. Nach der ersten allgemeinsten Beihülfe ward Brod gebacken, Stiere wurden geschlachtet, Fischerkähne fuhren hin und her, Hülfe und Vorsorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fügte sich schön und gut, das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen, nur an Einem Orte wollte man den austheilenden Gemeindevorstehern nicht trauen; Flavio übernahm das Geschäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geschäft, einfach behandelt, gelang zum besten; auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie beim Scheiden gegeben. Gerade in den Zeitpunkt dieser Unglückstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die sich das schöne Kind besonders interessirte. Flavio fand die Wöchnerin, und brachte allgemeinen und diesen besondern Dank mit nach Hause. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch niemand umgekommen, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja lächerlichen Ereignissen viel zu sprechen; manche nothgedrungene Zustände wurden interessant beschrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderstehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu unternehmen, die Wöchnerin zu begrüßen, zu beschenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerstand der guten Mutter siegte endlich der freudige Wille Hilariens dieses Abenteuer zu bestehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe wie diese Begebenheiten uns bekannt geworden einigermaßen

besorgt gewesen zu seyn, es möge hier einige Gefahr obschweben, ein Stranden, ein Umschlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettung von Seiten des Jünglings um das lose-geknüpfte Band noch fester zu ziehen. Aber von allem diesem war nicht die Rede, die Fahrt lief glücklich ab, die Wöchnerin ward besucht und beschenkt; die Gesellschaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung und wenn hier und da ein kleiner Anstoß sich hervorthat, wenn der Anschein eines gefahrlichen Moments die Fortruderndeu zu beunruhigen schien, so endete solches nur mit neckendem Scherz, daß eins dem andern eine ängstliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtsame Gebärde wollte abgemerkt haben. Indessen war das wechselseitige Vertrauen bedeutend gewachsen; die Gewohnheit sich zu sehen und unter allen Umständen zusammen zu seyn, hatte sich verstärkt und die gefährliche Stellung, wo Verwandtschaft und Neigung zum wechselseitigen Annähern und Festhalten sich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmuthig sollten sie jedoch auf solchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel klarte sich auf, eine gewaltige Kalte, der Jahreszeit gemaß, trat ein, die Wasser gefroren ehe sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluthen erst getrennt war hing nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsobald that sich als erwunschte Vermittlerin die schöne Kunst hervor, welche die ersten rauhen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen im hohen Norden erfunden worden. Die Rüstkammer öffnete sich, jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig die reine glatte Flache, selbst mit einiger Gefahr, als der Erste zu

beſchreiten. Unter den Hausgenoſſen fanden ſich viele zu höchſter Leichtigkeit Geübte; denn dieſes Vergnügen ward ihnen faſt jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Canalen, dießmal aber in der fernhin erweiterten Flache.

Flavio fühlte ſich nun erſt durch und durch geſund und Hilarie, ſeit ihren frühſten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies ſich ſo lieblich als kräftig auf dem neu erſchaffenen Boden; man bewegte ſich luſtig und luſtiger bald zuſammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was ſonſt ſo ſchwer aufs Herz fallt, ward hier zum kleinen ſcherzhaften Frevel, man floh ſich um ſich einander augenblicks wieder zu finden.

Aber innerhalb dieſer Luſt und Freudigkeit bewegte ſich auch eine Welt des Bedürfniſſes; immer waren bisher noch einige Ortſchaften nur halb verſorgt geblieben, eilig flogen nunmehr auf tuchtig beſpannten Schlitten die nöthigſten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu gute kam, war daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptſtraße allzufernen Orten nunmehr ſchnell die Erzeugniſſe des Feldbaues und der Landwirthſchaft in die nachſten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dort her aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf einmal eine bedrangte, den bitterſten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder verſorgt, durch eine glatte dem Geſchickten, dem Kuhnen geöffnete Flache verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht bei vorwaltendem Vergnugen mancher Pflichten einer liebevollen Anhanglichkeit zu gedenken. Man beſuchte jene Wöchnerin, begabte ſie mit allem Nothwendigen; auch andere wurden heimgeſucht: Alte, fur deren Geſundheit man beſorgt geweſen; Geiſtliche, mit

denen man erbauliche Unterhaltung sittlich zu pflegen gewohnt war und sie jetzt in dieser Prüfung noch achtenswerther fand; kleinere Gutsbesitzer, die kühn genug vor Zeiten sich in gefährliche Niederungen angebaut, dießmal aber durch wohlangelegte Dämme geschützt unbeschädigt geblieben — und nach gränzenloser Angst sich ihres Daseyns doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte seine Geschichte, er war sich und auch wohl andern eine bedeutende Person geworden, deßwegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Gehen, denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thauwetter möchte den ganzen schönen Kreis glücklichen Wechselwirkens zerstören, die Wirthe bedrohen und die Gäste vom Hause abschneiden.

War man den Tag in so rascher Bewegung und dem lebhaftesten Interesse beschäftigt, so verlieh der Abend auf ganz andere Weise die angenehmsten Stunden, denn das hat die Eislust vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet. Sämmtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft, neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind.

Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen, jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt, man mochte sich nicht von einander entfernen aus Furcht sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand um der Gegenwart ganz gewiß zu seyn. Am allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt

ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwiederung wie sonst, aber es schien anders zu seyn. Aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten was der Mund weislich verschwieg, sie fühlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande.

Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Graben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kalte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Geflimmer des Widerscheins die Gestalt eines Mannes hin und her schweben, der seinen Schatten zu verfolgen schien und selbst dunkel vom Lichtglanz umgeben auf sie zuschritt; unwillkürlich wendeten sie sich ab, jemanden zu begegnen wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die sich immerfort hin und her bewegende Gestalt und schienen nicht bemerkt zu seyn. Sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schlosse, doch verließ sie auf einmal diese ruhige Fassung, denn die Gestalt umkreis'te mehr als einmal das beängstigte Paar. Zufällig hatten sie die Schattenseite gewonnen, jener vom vollen Mondglanz beleuchtet fuhr gerade auf sie zu, er stand nah vor ihnen, es war unmöglich den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraschung das Gleichgewicht und stürzte zu Boden, Flavio lag zu

gleicher Zeit auf einem Knie, und faßte ihr Haupt in seinem Schooß auf, sie verbarg ihr Angesicht, sie wußte nicht wie ihr geworden war. — „Ich hole einen Schlitten, dort unten fährt noch einer vorüber, ich hoffe sie hat sich nicht beschädigt, hier, bei diesen hohen drei Erlen find' ich euch wieder!" so sprach der Vater und war schon weit hinweg. Hilarie raffte sich an dem Jüngling empor. — „Laß uns fliehen," rief sie, „das ertrag ich nicht." — Sie bewegte sich nach der Gegenseite des Schlosses heftig, daß Flavio sie nur mit einiger Anstrengung erreichte, er gab ihr die freundlichsten Worte.

Auszumalen ist nicht die innere Gestalt der drei, nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondschein Verirrten, Verwirrten. Genug sie gelangten spät nach dem Schlosse, das junge Paar einzeln, sich nicht zu berühren, sich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens ins Weite und Breite hülfreich herumgeführt hatte. Musik und Tanz waren schon im Gange, Hilarie, unter dem Vorwand schmerzlicher Folgen eines schlimmen Falles, verbarg sich in ihr Zimmer, Flavio überließ Vortanz und Anordnung sehr gern einigen jungen Gesellen, die sich deren bei seinem Außenbleiben schon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorschein und fand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, sein Zimmer wie bewohnt anzutreffen; die eigenen Kleider, Wäsche und Geräthschaften, nur nicht so ordentlich wie er's gewohnt war, umher liegend. Die Hausfrau versah mit anständigem Zwang ihre Pflichten und wie froh war sie, als alle Gäste, schicklich untergebracht, ihr endlich Raum ließen mit dem Bruder sich zu erklären. Es war bald gethan, doch brauchte es Zeit sich von der Ueberraschung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu

beſchwichtigen; an Löſung des Knotens, an Befreiung des Geiſtes war nicht ſogleich zu denken.

Unſere Leſer überzeugen ſich wohl, daß von dieſem Punkte an wir beim Vortrag unſerer Geſchichte nicht mehr darſtellend, ſondern erzählend und betrachtend verfahren müſſen, wenn wir in die Gemüthszuſtände, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und ſie uns vergegenwärtigen wollen.

Wir berichten alſo zuerſt, daß der Major, ſeitdem wir ihn aus den Augen verloren, ſeine Zeit fortwährend jenem Familiengeſchäft gewidmet, dabei aber, ſo ſchön und einfach es auch vorlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwartete Hinderniſſe traf. Wie es denn überhaupt ſo leicht nicht iſt, einen alten verworrenen Zuſtand zu entwickeln und die vielen verſchränkten Fäden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deßhalb den Ort öfters verändern mußte, um bei verſchiedenen Stellen und Perſonen die Angelegenheit zu betreiben, ſo gelangten die Briefe der Schweſter nur langſam und unordentlich zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und deſſen Krankheit erfuhr er zuerſt; dann hörte er von einem Urlaub den er nicht begriff. Daß Hilariens Neigung im Umwenden begriffen ſey, blieb ihm verborgen, denn wie hätte die Schweſter ihn davon unterrichten mögen.

Auf die Nachricht der Ueberſchwemmung beſchleunigte er ſeine Reiſe, kam jedoch erſt nach eingefallenem Froſt in die Nähe der Eisfelder, ſchaffte ſich Schlittſchuhe, ſendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schloſſe, und ſich mit raſchem Lauf dorthin bewegend gelangte er, die erleuchteten Fenſter ſchon von Ferne ſchauend, in einer tagklaren Nacht zum unerfreulichſten Anſchauen, und war mit ſich ſelbſt in die unangenehmſte Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen

ist im Contrast immer schmerzlich; und sollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn sich eins vom andern losreißt, entsteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der schon manches Herz zu Grunde ging. Ja der Wahn hat, so lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche tüchtige Geister werden durch Erkennen eines Irrthums erhöht und gestärkt. Eine solche Entdeckung hebt sie über sich selbst, sie stehen über sich erhoben und blicken, indem der alte Weg versperrt ist, schnell umher nach einem neuen, um ihn alsofort frisch und muthig anzutreten.

Unzählig sind die Verlegenheiten, in welche sich der Mensch in solchen Augenblicken versetzt sieht; unzählig die Mittel, welche eine erfinderische Natur innerhalb ihrer eignen Kraft zu entdecken, sodann aber auch, wenn diese nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtseyn, ohne sein Wollen und Trachten, schon auf einen solchen Fall im Tiefsten vorbereitet. Seitdem er den kosmetischen Kammerdiener verabschiedet, sich seinem natürlichen Lebensgange wieder überlassen, auf den Schein Ansprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er sich am eigentlichen körperlichen Behagen einigermaßen verkürzt. Er empfand das Unangenehme eines Ueberganges vom ersten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch wollte diese Rolle immer mehr und mehr sich ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schicksal Hilariens und der Seinigen trat immer zuerst in seinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annahernder Gegenwart sich erst später entfaltete. Und wenn er sich Hilarien in seinen Armen dachte, so war es ihr Glück was er beherzigte, das er ihr zu schaffen wünschte,

mehr als die Wonne ſie zu beſitzen. Ja er mußte ſich, wenn er ihres Andenkens rein genießen wollte, zuerſt ihre himmliſch ausgeſprochene Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo ſie ſich ihm ſo unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarſter Nacht ein vereintes junges Paar vor ſich geſehen, die Liebenswürdigſte zuſammenſtürzend, in dem Schooße des Jünglings, beide ſeiner verheißenen hülfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verſchwunden in die Nacht, und er ſich ſelbſt im düſterſten Zuſtande überlaſſen; wer fühlte das mit, und verzweifelte nicht in ſeiner Seele?

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie hielt ſich beſtürzt auseinander; Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Zimmer, der Major nahm ſich zuſammen, von ſeinem Sohne den früheren Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der ſchönen Wittwe verurſacht. Um ihren bisher leidenſchaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswürdigen, welche Abſicht auf ihn verrieth, nicht zu überlaſſen, wendet ſie mehr ſcheinbare Gunſt als billig iſt an ihn. Er dadurch aufgeregt und ermuthigt ſucht ſeine Zwecke heftig bis ins Ungehörige zu verfolgen, worüber denn erſt Widerwärtigkeit und Zwiſt, darauf ein entſchiedener Bruch dem ganzen Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt nichts übrig als die Fehler der Kinder, wenn ſie traurige Folgen haben, zu bedauern und, wo möglich, herzuſtellen; geben ſie läßlicher als zu hoffen war vorüber, ſie zu verzeihen und zu vergeſſen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio ſodann, um an der Stelle ſeines Vaters manches zu beſorgen, auf die übernommenen Güter, und ſollte dort bis zum Ablauf ſeines Urlaubs

verweilen, dann sich wieder ans Regiment anschließen, welches indessen in eine andere Garnison verlegt worden.

Eine Beschäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Packete zu eröffnen, welche sich während seines längeren Ausbleibens bei der Schwester gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetischen Freundes, des wohlconservirten Schauspielers. Dieser durch den verabschiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zustande des Majors und von dem Vorsatze sich zu verheirathen, trug mit der besten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem solchen Unternehmen vor Augen haben sollte; er behandelte die Angelegenheit auf seine Weise und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewissen Jahren das sicherste kosmetische Mittel sey, sich des schönen Geschlechts zu erhalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt seiner Schwester, zwar scherzend, aber doch ernstlich genug auf die Wichtigkeit des Inhalts hindeutend. Auch war ihm indessen ein Gedicht eingefallen, dessen rhythmische Ausführung uns nicht gleichbeigeht, dessen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichnisse und anmuthige Wendung sich auszeichnete:

„Der späte Mond der zur Nacht noch anständig leuchtet verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend; die Fichte die im Winter frisch und kräftig erscheint sieht im Frühling verbrannt und mißfarbig aus, neben hellaufgrünender Birke."

Wir wollen jedoch weder Philosophie noch Poesie als die entscheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entschließung hier vorzüglich preisen; denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigsten Folgen haben kann, so entscheidet es auch oft, wo

ſchwankende Geſinnungen obwalten, die Wage dieſer oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen und er fürchtete den zweiten zu verlieren. An eine kunſtlich ſcheinbare Wiederherſtellung war bei ſeinen Geſinnungen nicht zu denken, und mit dieſem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an ihm ganz erniedrigend zu ſcheinen, beſonders jetzt, da er ſich mit ihr unter Einem Dach befand. Fruher oder ſpater hatte vielleicht ein ſolches Ereigniß wenig gewirkt, gerade in dieſem Augenblicke aber trat ein ſolcher Moment ein, der einem jeden an eine geſunde Vollſtandigkeit gewöhnten Menſchen höchſt widerwartig begegnen muß. Es iſt ihm, als wenn der Schlußſtein ſeines organiſchen Weſens entfremdet ware und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zuſammenzuſturzen drohte.

Wie dem auch ſey, der Major unterhielt ſich mit ſeiner Schweſter gar bald einſichtig und verſtandig uber die ſo verwirrt ſcheinende Angelegenheit; ſie mußten beide bekennen, daß ſie eigentlich nur durch einen Umweg ans Ziel gelangt ſeyen, ganz nahe daran, von dem ſie ſich zufallig, durch außern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrnen Kindes verleitet, unbedachtſam entfernt; ſie fanden nichts naturlicher, als auf dieſem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen ſodann jede elterliche Sorgfalt, wozu ſie ſich die Mittel zu verſchaffen gewußt, treu und unabläſſig zu widmen. Völlig in Uebereinſtimmung mit dem Bruder ging die Baronin zu Hilarien ins Zimmer. Dieſe ſaß am Flugel, zu eigner Begleitung ſingend und die eintretende Begrüßende mit heiterem Blick und Beugung zum Anhören gleichſam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Sangerin ausſprach, die nicht

beſſer wäre zu wünſchen geweſen. Nachdem ſie geendigt hatte ſtand ſie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing ſie zu ſprechen an: „Beſte Mutter! es war ſchön, daß wir über die wichtigſte Angelegenheit ſo lange geſchwiegen; ich danke Ihnen, daß Sie bis jetzt dieſe Saite nicht berührten, nun aber iſt es wohl Zeit ſich zu erklären, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wie denken Sie ſich die Sache?“

Die Baronin, höchſt erfreut über die Ruhe und Milde zu der ſie ihre Tochter geſtimmt fand, begann ſogleich ein verſtändiges Darlegen der frühern Zeit, der Perſönlichkeit ihres Bruders und ſeiner Verdienſte; ſie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, der, einem jungen Mädchen ſo nahe, bekannt geworden, auf ein freies Herz nothwendig machen müſſe, und ſich daraus, ſtatt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenſchaft ſich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerkſam zu, und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einſtimmung zu erkennen; die Mutter ging auf den Sohn über und jene ließ ihre langen Augenwimpern fallen; und wenn die Rednerin nicht ſo rühmliche Argumente für den jüngeren fand, als ſie für den Vater anzuführen gewußt hatte, ſo hielt ſie ſich hauptſächlich an die Aehnlichkeit beider, an den Vorzug, den dieſem die Jugend gebe, der zugleich als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt die völlige Verwirklichung des väterlichen Daſeyns von der Zeit wie billig verſprache. Auch hier ſchien Hilarie gleichſtimmig zu denken, ob ſchon ein etwas ernſterer Blick und ein manchmal niederſchauendes Auge eine gewiſſe in dieſem Fall höchſt natürliche Bewegung verriethen. Auf die äußeren glücklichen gewiſſermaßen gebietenden Umſtände lenkte ſich hierauf der Vortrag. Der abgeſchloſſene Vergleich, der ſchöne Gewinn

für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin ſich erweiternden Ausſichten, alles ward völlig der Wahrheit gemaß vor Augen geſtellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarien ſelbſt erinnerlich ſeyn müſſe, daß ſie früher dem mit ihr heranwachſenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, ſey verlobt geweſen. Aus alle dem Vorgeſagten zog nun die Mutter den ſich ſelbſt ergebenden Schluß, daß nun mit ihrer und des Oheims Einwilligung, die Verbindung der jungen Leute ungeſäumt ſtatt finden könne.

Hilarie ruhig blickend und ſprechend erwiederte darauf: Sie könne dieſe Folgerung nicht ſogleich gelten laſſen, und führte gar ſchön und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und das wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Vernünftige Menſchen, wenn ſie etwas Verſtändiges ausgeſonnen, wie dieſe oder jene Verlegenheit zu beſeitigen wäre, dieſer oder jener Zweck zu erreichen ſeyn möchte, und dafür ſich alle denklichen Argumente verdeutlicht und geordnet, fühlen ſich höchſt unangenehm betroffen, wenn diejenigen die zu eignem Glücke mitwirken ſollten, völlig andern Sinnes gefunden werden, und aus Gründen die tief im Herzen ruhen, ſich demjenigen widerſetzen, was ſo löblich als nöthig iſt. Man wechſelte Reden ohne ſich zu überzeugen; das Verſtändige wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte ſich dem Nützlichen, dem Nothwendigen nicht fügen; das Geſpräch erhitzte ſich, die Schärfe des Verſtandes traf das ſchon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, ſondern leidenſchaftlich ſeinen Zuſtand an den Tag gab, ſo daß zuletzt die Mutter ſelbſt vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erſtaunt zurückzog, als ſie mit Energie und Wahrheit das Unſchickliche, ja Verbrecheriſche einer ſolchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte laßt sich denken, vielleicht auch, wenn gleich nicht vollkommen, nachempfinden, was der Major, der von dieser entschiedenen Weigerung im Innersten geschmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getröstet vor der Schwester stand, sich von jener Beschamung entwunden und so dieses Ereigniß, das ihm zur zartesten Ehrensache geworden war, in seinem Innern ausgeglichen fuhlte. Er verbarg diesen Zustand augenblicklich seiner Schwester und versteckte seine schmerzliche Zufriedenheit hinter eine in diesem Falle ganz natürliche Aeußerung: Man müsse nichts übereilen, sondern dem guten Kinde Zeit lassen, den eroffneten Weg, der sich nunmehr gewissermaßen selbst verstunde, freiwillig einzuschlagen.

Nun aber können wir kaum unsern Lesern zumuthen aus diesen ergreifenden inneren Zustanden in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt soviel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Musik und Gesang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Lesen und Vorlesen sich und die Mutter zu unterhalten, so beschäftigte sich der Major bei eintretendem Frühjahr die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn der sich in der Folge als einen reichen Besitzer, und wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilariens erblickte, fuhlte nun erst ein militarisches Bestreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen sollte. Und so glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß vorauszusehen, daß dieses Räthsel, welches nur noch an eine Bedenklichkeit geknupft schien, sich bald aufhellen und auseinander legen würde.

Leider aber war in dieser anscheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtaglich, aber

vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Bescheidenheit und selten, aber doch, bei entscheidendem Anlaß, mit Sicherheit zu erkennen gab, sie bleibe so fest bei ihrer Ueberzeugung, als nur einer seyn kann dem etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt in Einklang stehen oder nicht. Der Major empfand sich zwiespältig; er würde sich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie sich wirklich für den Sohn entschiede, entschiede sie sich aber für ihn selbst, so war er eben so überzeugt, daß er ihre Hand ausschlagen müsse.

Bedauern wir den guten Mann, dem diese Sorgen, diese Qualen wie ein beweglicher Nebel unablässig vorschwebten, bald als Hintergrund, auf welchem sich die Wirklichkeiten und Beschäftigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald herantretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein solches Wanken und Schweben bewegte sich vor den Augen seines Geistes; und wenn ihn der fordernde Tag zu rascher wirksamer Thätigkeit aufbot, so war es bei nächtlichem Erwachen wo alles Widerwärtige gestaltet und immer umgestaltet, im unerfreulichsten Kreis sich in seinem Innern umwälzte. Dieß ewig wiederkehrende Unabweisbare brachte ihn in einen Zustand, den wir fast Verzweiflung nennen dürften, weil Handeln und Schaffen, die sich sonst als Heilmittel für solche Lagen am sichersten bewährten, hier kaum lindernd geschweige denn befriedigend wirken wollten.

In solcher Lage erhielt unser Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Posthaus des nahe gelegenen Städtchens, wo ein eilig Durchreisender ihn dringend zu sprechen wünschte. Er bei seinen vielfachen Geschäfts- und Weltverhältnissen an dergleichen gewöhnt, saumte um so weniger als ihm die freie flüchtige Hand einigermaßen

erinnerlich schien. Ruhig und gefaßt nach seiner Art begab er sich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, fast bäuerischen Oberstube die schöne Wittwe ihm entgegen trat, schöner und anmuthiger als er sie verlassen hatte. War es, daß unsere Einbildungskraft nicht fähig ist das Vorzüglichste festzuhalten und völlig wieder zu vergegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zustand ihr mehreren Reiz gegeben, genug es bedurfte doppelter Fassung sein Erstaunen, seine Verwirrung unter dem Schein allgemeinster Höflichkeit zu verbergen; er grüßte sie verbindlich mit verlegener Kälte.

„Nicht so, mein Bester!" rief sie aus, „keineswegs hab' ich Sie zwischen diese geweißten Wände in diese höchst unedle Umgebung berufen; ein so schlechter Hausrath fordert nicht auf sich höfisch zu unterhalten. Ich befreie meine Brust von einer schweren Last, indem ich sage, bekenne: in Ihrem Hause hab' ich viel Unheil angerichtet." — Der Major trat stutzend zurück — „Ich weiß alles," fuhr sie fort, „wir brauchen uns nicht zu erklären; Sie und Hilarien, Hilarien und Flavio, ihre gute Schwester, sie alle bedaure ich." Die Sprache schien ihr zu stocken, die herrlichsten Augenwimpern konnten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten, ihre Wange röthete sich, sie war schöner als jemals. In äußerster Verwirrung stand der edle Mann vor ihr, ihn durchdrang eine unbekannte Rührung. „Setzen wir uns," sagte die Augen trocknend das allerliebste Wesen. „Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich, Sie sehen wie ich bestraft bin." Sie hielt ihr gesticktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg wie bitterlich sie weinte.

„Klären Sie mich auf, meine Gnädige," sprach er mit Hast — „Nichts von gnädig!" entgegnete sie himmlisch lächelnd, „nennen Sie mich Ihre Freundin, Sie haben keine

treuere. Und alſo, mein Freund, ich weiß alles, ich kenne die Lage der ganzen Familie genau, Aller Geſinnungen und Leiden bin ich vertraut." — „Was konnte Sie bis auf dieſen Grad unterrichten?" — „Selbſtbekenntniſſe. — Dieſe Hand wird Ihnen nicht fremd ſeyn." Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin — „Die Hand meiner Schweſter, Briefe, mehrere, der nachläſſigen Schrift nach, vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß geſtanden?" „Unmittelbar nicht, mittelbar ſeit einiger Zeit; hier die Aufſchrift — An ***." „Ein neues Räthſel, an Makarien, die ſchweigſamſte aller Frauen" — „Deßhalb aber doch die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, aller derer die ſich ſelbſt verloren haben, ſich wieder zu finden wünſchten und nicht wiſſen wo" — „Gott ſey Dank!" rief er aus, „daß ſich eine ſolche Vermittlung gefunden hat, mir wollt' es nicht ziemen ſie anzuflehen, ich ſegne meine Schweſter daß ſie es that; denn auch mir ſind Beiſpiele bekannt, daß jene Treffliche im Vorhalten eines ſittlich-magiſchen Spiegels, durch die äußere verworrene Geſtalt irgend einem Unglücklichen ſein rein ſchönes Innere gewieſen und ihn auf einmal erſt mit ſich ſelbſt befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat." —

„Dieſe Wohlthat erzeigte ſie auch mir," verſetzte die Schöne; und in dieſem Augenblick fühlte unſer Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entſchieden daß aus dieſer ſonſt in ihrer Eigenheit abgeſchloſſenen merkwürdigen Perſon ſich ein ſittlich ſchönes, theilnehmendes und theilgebendes Weſen hervorthat. — „Ich war nicht unglücklich, aber unruhig," fuhr ſie fort, „ich gehörte mir ſelbſt nicht recht mehr an, und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich ſeyn. Ich gefiel mir ſelbſt nicht mehr, ich mochte

mich vor dem Spiegel zurechtrücken wie ich wollte, es ſchien mir immer als wenn ich mich zu einem Maskenball herausputzte; aber ſeitdem ſie mir ihren Spiegel vorhielt, ſeit ich gewahr wurde, wie man ſich von innen ſelbſt ſchmücken könne, komm' ich mir wieder recht ſchön vor." Sie ſagte das zwiſchen Lacheln und Weinen, und war, man mußte es zugeben, mehr als liebenswürdig. Sie erſchien achtungswerth und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

„Und nun, mein Freund, faſſen wir uns kurz: hier ſind die Briefe! ſie zu leſen und wieder zu leſen, ſich zu bedenken, ſich zu bereiten bedürften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unſere Zuſtände ſich entſcheiden laſſen."

Sie verließ ihn, um in dem Garten auf und ab zu gehen, er entfaltete nun einen Briefwechſel der Baronin mit Makarien, deſſen Inhalt wir ſummariſch andeuten. Jene beklagt ſich über die ſchöne Wittwe. Wie eine Frau die andere anſieht und ſcharf beurtheilt, geht hervor. Eigentlich iſt nur vom Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.

Hierauf von Seiten Makariens eine mildere Beurtheilung. Schilderung eines ſolchen Weſens von innen heraus. Das Aeußere erſcheint als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entſchuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raſerei und Tollheit des Sohns, der wachſenden Neigung des jungen Paars, von der Ankunft des Vaters, der entſchiedenen Weigerung Hilariens. Ueberall finden ſich Erwiederungen Makariens von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung ſtammt, daß hieraus eine ſittliche Beſſerung entſtehen müſſe. Sie überſendet zuletzt den ganzen Briefwechſel der ſchönen Frau, deren

himmelschönes Innere nun hervortritt, und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze schließt mit einer dankbaren Erwiederung an Makarien.

Sechstes Capitel.

Wilhelm an Lenardo.

Endlich, theuerster Freund, kann ich sagen sie ist gefunden und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzu setzen, in einer Lage wo für das gute Wesen nichts weiter zu wünschen übrig bleibt. Lassen Sie mich im allgemeinen reden, ich schreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich alles vor Augen habe, wovon ich Rechenschaft geben soll.

Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne, hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmeren Gegenwart gesehen, über welche eine heitere Aussicht auf die nächste Zeit und die Zukunft waltet. Dieses zusammen betrachtet möchte wohl hinreichend seyn, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles dessen was unter uns besprochen worden, auf das dringendste bitten: der Freund möge es bei dieser allgemeinen Schilderung belassen, solche allenfalls in Gedanken ausmalen, dagegen aber aller weitern Nachforschung entsagen und sich dem großen

Lebensgeschäfte, in das er nun wahrscheinlich vollkommen eingeweiht seyn wird, auf die lebhafteste Weise widmen.

Ein Duplicat dieses Briefes sende an Hersilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am sichersten weiß wo Sie zu finden sind. An diesen geprüften im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverlässigen Freund schreibe noch einiges welches er mittheilen wird; besonders bitte, was mich selbst betrifft mit Antheil zu betrachten und mit frommen treuen Wünschen mein Vorhaben zu fördern.

Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht alles trügt, so ist Lenardo, der höchstwerthzuschätzende, gegenwärtig in eurer Mitte und ich sende deßhalb das Duplicat eines Schreibens, damit es ihm sicher zugestellt werde. Möge dieser vorzügliche junge Mann in eurem Kreis zu ununterbrochenem bedeutendem Wirken verschlungen werden, da, wie ich hoffe, sein Inneres beruhigt ist.

Was mich betrifft, so kann ich, nach fortdauernder thätiger Selbstprüfung, mein durch Montan vorlängst angebrachtes Gesuch nunmehr nur noch ernstlicher wiederholen; der Wunsch meine Wanderjahre mit mehr Fassung und Stätigkeit zu vollenden wird immer dringender. In sicherer Hoffnung man würde meinen Vorstellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geschäfts zu Gunsten meines edlen Freundes werde ich nun wohl meinen fernern Lebensgang unter den schon ausgesprochenen Bedingungen getrost antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt

zurückgelegt, gedenke ich in *** einzutreffen. An dieſem Ort hoff' ich eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemaß von neuem zu beginnen.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund vorſtehende Briefe abgelaſſen, ſchritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thalgegend ſich ihm eröffnete, wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, ſo manches abzuſchließen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen lebhaften Reiſegefährten, durch welchen ſeinem Beſtreben und ſeinem Genuß manches zu Gunſten gereichen ſollte. Er findet ſich mit einem Maler zuſammen, welcher, wie dergleichen viele, in der offnen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und ſpuken, ſich dießmal als ein ausgezeichneter Künſtler darſtellte. Beide ſchicken ſich gar bald in einander, vertrauen ſich wechſelſeitig Neigungen, Abſichten, Vorſätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künſtler, der aquarellirte Landſchaften mit geiſtreicher, wohlgezeichneter und ausgeführter Staffage zu ſchmücken weiß, leidenſchaftlich eingenommen ſey von Mignons Schickſalen, Geſtalt und Weſen. Er hatte ſie gar oft ſchon vorgeſtellt und begab ſich nun auf die Reiſe, die Umgebungen, worin ſie gelebt der Natur nachzubilden; hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzuſtellen und ſo ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See, Wilhelm

trachtet die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze wurden gesucht und die Wohnungen kühner und gutmüthiger Fischer so wenig als die heiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dieß alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Farben der jedesmal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Rührung zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie sie leibte und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte ins Engere der Persönlichkeit einzufassen wußte.

Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannichfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulenportale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statuen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plätschernd auf dem angebundenen Kahn, dort erkletterte sie den Mast und erzeigte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allen hervor, welches der Künstler auf der Herreise, noch eh' er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakterzügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfällen besprüht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steile Urgebirg-Schlucht nie anmuthiger und bedeutender staffirt worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein

zu locker um Furcht einzuflößen, zu wunderlich um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumroſſe ſchleppen, bald über Knüppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäck, an welchem herum die ſämmtlichen Inſtrumente einer betäubenden Muſik, ſchlotternd aufgehangt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belaſtigen. Zwiſchen allem dem, das liebenswürdige Kind, in ſich gekehrt ohne Trutz, unwillig ohne Widerſtreben, geführt aber nicht geſchleppt. Wer hätte ſich nicht des merkwürdigen, ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakteriſirt war die grimmige Enge dieſer Felsmaſſen; die alles durchſchneidenden ſchwarzen Schluchten, zuſammengethürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen hingedeutet. Auch ließ der Künſtler mit klugdichtendem Wahrheitsſinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkſtatt mächtiger Kryſtalle, oder als Aufenthalt einer fabelhaftfurchtbaren Drachenbrut anſprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu beſuchten die Freunde den Palaſt des Marcheſe; der Greis war von ſeiner Reiſe noch nicht zurück; ſie wurden aber auch in dieſem Bezirk, weil ſie ſich mit geiſtlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abweſenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm ſehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen gerne wieder geſehen und herzlich begrüßt hätte, ſo fürchtete er ſich doch vor deſſen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er ſchon den zarteſten Lohn dahin genommen hatte.

Und ſo ſchwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend.

In der schönsten Jahreszeit entging ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tausend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht sein Firmament und von da See und Erde freigebigst überspendet und sich im Abglanz erst vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgesäet von Natur, durch Kunst gepflegt und gefördert, umgab sie überall. Schon die ersten Kastanienwälder hatten sie willkommen geheißen, und nun konnten sie sich eines traurigen Lächelns nicht enthalten, wenn sie, unter Cypressen gelagert, den Lorbeer aufsteigen, den Granatapfel sich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe sich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunklen Laube hervorglühend erblickten.

Durch den frischen Gesellen entstand jedoch für Wilhelm ein neuer Genuß. Unserm alten Freund hatte die Natur kein malerisches Auge gegeben. Empfänglich für sichtbare Schönheit nur an menschlicher Gestalt, ward er auf einmal gewahr: ihm sey, durch einen gleichgestimmten, aber zu ganz andern Genüssen und Thätigkeiten gebildeten Freund, die Umwelt aufgeschlossen.

In gesprächiger Hindeutung auf die wechselnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen sonst hartnäckig gehegten Zweifeln befreit. Verdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen Italiänischer Gegenden gewesen; der Himmel schien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar höchst lieblich doch unwahr und das mancherlei frische Grün doch gar zu bunt; nun verschmolz er aber mit seinem neuen Freunde aufs innigste, und lernte, empfänglich wie er war, mit dessen Augen die Welt sehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit

entfaltete, mußte man nach Kunſt als der würdigſten Auslegerin unbezwingliche Sehnſucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der maleriſche Freund ihm von einer andern Seite entgegen; dieſer hatte manchmal einen heitern Geſang angeſtimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit- und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf ſich's, daß er, in einem der Palaſte, ein ganz eigenes Saitenſpiel fand, eine Laute in kleinem Format, kräftig vollklingend, bequem und tragbar, er wußte das Inſtrument alsbald zu ſtimmen, ſo glücklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen ſo freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Orpheus, den ſonſt ſtrengen und trocknen Caſtellan erweichend bezwang und ihn freundlich nöthigte das Inſtrument dem Sänger auf eine Zeit lang zu überlaſſen, mit der Bedeutung ſolches vor der Abreiſe treulich wieder zu geben, auch in der Zwiſchenzeit an irgend einem Sonn- oder Feiertage zu erſcheinen um die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt, Boot und Kahn buhlten um ihre Nachbarſchaft, ſelbſt Fracht- und Marktſchiffe verweilten in ihrer Nähe, Reihen von Menſchen zogen am Strande nach und die Landenden ſahen ſich ſogleich von einer frohſinnigen Menge umgeben; die Scheidenden ſegnete jedermann, zufrieden doch ſehnſuchtsvoll.

Nun hatte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung beider eigentlich geendigt ſey; alle die auf Mignon ſich beziehenden Gegenden und Localitäten waren ſämmtlich umriſſen, theils in Licht, Schatten und Farbe geſetzt, theils in heißen Tagesſtunden treulich ausgeführt. Dieß zu leiſten hatten ſie ſich auf eine eigne Weiſe von Ort zu Ort bewegt, weil

ihnen Wilhelms Gelübde gar oft hinderlich war, doch wußten sie solches gelegentlich zu umgehen durch die Auslegung es gelte nur für das Land, auf dem Wasser sey es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm selbst, daß ihre eigentliche Absicht erreicht sey, aber läugnen konnte er sich nicht, daß der Wunsch: Hilarien und die schöne Wittwe zu sehen, auch noch befriedigt werden müsse, wenn man mit freiem Sinne diese Gegend verlassen wollte. Der Freund, dem er die Geschichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute sich schon einen herrlichen Platz in einer seiner Zeichnungen leer und ledig zu wissen, den er mit den Gestalten so holder Personen künstlerisch zu verzieren gedachte.

Nun stellten sie Kreuz- und Querfahrten an, die Punkte wo der Fremde in dieses Paradies einzutreten pflegt beobachtend. Ihre Schiffer hatten sie mit der Hoffnung Freunde hier zu sehen bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, so sahen sie ein wohlverziertes Prachtschiff heranglciten, worauf sie Jagd machten und sich nicht enthielten sogleich leidenschaftlich zu entern. Die Frauenzimmer einigermaßen betroffen, faßten sich sogleich, als Wilhelm das Blattchen verwies und beide den von ihnen selbst vorgezeichneten Pfeil, ohne Bedenken, anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen, das Schiff der Damen zu besteigen, welches eilig geschah.

Und nun vergegenwärtige man sich die Viere, wie sie, im zierlichsten Raum, beisammen, gegen einander übersitzen in der seligsten Welt von lindem Lufthauch angeweht, auf glanzenden Wellen geschaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir sie vor kurzem geschildert gesehen, das männliche, mit dem wir schon seit Wochen ein gemeinsames

Reiseleben führen, und wir sehen sie nach einiger Betrachtung sämmtlich in der anmuthigsten, obgleich gefahrlichsten Lage.

Für die drei, welche sich schon, willig oder unwillig, zu den Entsagenden gezahlt, ist nicht das Schwerste zu besorgen, der vierte jedoch, dürfte sich nur allzubald in jenen Orden aufgenommen sehen.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die interessantesten Localitaten, sowohl des Ufers als der Inseln, hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo sie übernachten sollten und wo ein gewandter, für diese Reise angenommener Führer alle wünschenswerthen Bequemlichkeiten zu besorgen wußte. Hier war nun Wilhelms Gelübde ein schicklicher aber unbequemer Ceremonienmeister; denn gerade an dieser Station hatten die Freunde vor kurzem drei Tage zugebracht und alles Merkwürdige der Umgegend erschöpft. Der Künstler, welchen kein Gelübde zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten die Damen ans Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weßwegen man sich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in sein Schiff gesprungen, das sich eiligst vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wundersam-klagenden Gesang den die Venetianischen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erschallen lassen, lieblich anzustimmen begann. Geübt genug zu solchem Vortrag, der ihm dießmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verstärkte er, verhältnißmäßig zur wachsenden Entfernung den Ton, so daß man am Ufer die gleiche Nahe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute schweigen, seiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Damen, anstatt sich ins

Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte sich so begeistert, daß er nicht endigen konnte, auch selbst als zuletzt Nacht und Entfernung das Anschauen aller Gegenstände entzogen; bis ihm endlich der mehrberuhigte Freund bemerklich machte, daß wenn auch Finsterniß den Ton begünstige, das Schiff den Kreis längst verlassen habe, in welchem derselbe wirken könne.

Der Verabredung gemäß traf man sich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man sich mit der schönen Reihe merkwürdig hingelagerter, bald reihenweis überziehbarer, bald sich verschiebender Anfuhrten, die, im Wasser sich gleichmäßig verdoppelnd, bei Ueberfahrten das mannichfaltigste Vergnügen gewahren. Dabei ließen denn die künstlerischen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuthen und ahnen was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für alles dieses schien die stille Hilarie freien und schönen Sinn zu besitzen.

Aber nun gegen Mittag erschien abermals das Wunderbare; die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun suchte der Sänger seinen Vortrag einer solchen Annäherung zu bequemen, wo nicht bloß von einem zart und lebhaft jodelnden, allgemeinen Sehnsuchtston, sondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen ware. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Personen der Lehrjahre schuldig sind, über den Saiten, über den Lippen schweben; doch enthielt er sich aus wohlmeinender Schonung, deren er selbst bedurfte, und schwarmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn seines Vortrags, der sich nur um desto einschmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hatten, auf diese Weise den

Hafen blockirend, nicht an Eſſen und Trinken gedacht, wenn die vorſichtigen Freundinnen nicht gute Biſſen herübergeſendet hatten, wozu ein begleitender Trunk ausgeſuchten Weins zum allerbeſten ſchmeckte.

Jede Abſonderung, jede Bedingung, die unſern aufkeimenden Leidenſchaften in den Weg tritt, ſchärft ſie, anſtatt ſie zu dampfen; und auch dießmal läßt ſich vermuthen, daß die kurze Abweſenheit beiden Theilen gleiche Sehnſucht erregt habe. Allerdings! man ſah die Damen in ihrer blendend-muntern Gondel gar bald wieder heranfahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen Venetianiſchen Sinne; hier bezeichnet es ein luſtig-bequem-gefälliges Schiff, das, hätte ſich unſer kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geräumig genug geweſen wäre.

Einige Tage wurden ſo auf dieſe eigene Weiſe zwiſchen Begegnen und Scheiden, zwiſchen Trennen und Zuſammenſeyn hingebracht; im Genuß vergnüglichſter Geſelligkeit ſchwebte immer Entfernung und Entbehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man ſich die ältern zurück; vermißte man die neuen, ſo mußte man bekennen, daß auch dieſe ſchon ſtarken Anſpruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefaßter, geprüfter Geiſt, wie unſere ſchöne Wittwe, konnte ſich zu ſolcher Stunde völlig im Gleichgewicht erhalten.

Hilariens Herz war zu ſehr verwundet als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig geweſen wäre; aber wenn die Anmuth einer herrlichen Gegend uns lindernd umgiebt, wenn die Milde gefühlvoller Freunde auf uns einwirkt, ſo kommt etwas Eigenes über Geiſt und Sinn, das uns Vergangenes, Abweſendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erſcheinung, geiſtermäßig entfernt. So abwechſelnd hin und wieder geſchaukelt,

angezogen und abgelehnt, genähert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beurtheilen glaubte doch der gewandte, wohlerfahrne Reiseführer einige Veränderung in dem ruhigen Betragen seiner Heldinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Grillenhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch hier das Erfreulichste zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Orte wo ihre Tafel bereitet ware bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes geschmücktes Schiff, das, an das ihrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch, mit allen Heiterkeiten einer festlichen Tafel einladend verwies; man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zusammen abwarten und erst die Nacht entschied die herkömmliche Trennung.

Glücklicherweise hatten die männlichen Freunde auf ihren früheren Fahrten, gerade die geschmückteste der Inseln aus einer gewissen Naturgrille zu betreten vernachlässigt und auch jetzt nicht gedacht die dortigen, keineswegs im besten Stand erhaltenen Künsteleien den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Weltscenen völlig erschöpft waren. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf! Man zog den Führer ins Vertrauen, dieser wußte jene Fahrt sogleich zu beschleunigen und sie hielten solche für die seligste. Nun durften sie hoffen und erwarten, nach so manchen unterbrochenen Freuden, drei volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk versammelt, zuzubringen.

Hier müssen wir nun den Reiseführer besonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche mehrere Herrschaften geleitend dieselben Routen oft zurücklegen, mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen

und, ohne Hintanſetzung eignen Vortheils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnüglicher durchs Land zu führen verſtehen, als dieſen auf eigene Hand würde gelungen ſeyn.

Zu gleicher Zeit that ſich eine lebhafte weibliche Bedienung der Frauenzimmer, zum erſtenmal entſchieden, thätig hervor, ſo daß die ſchöne Wittwe zur Bedingung machen konnte, die beiden Freunde möchten bei ihr als Gäſte einkehren und mit mäßiger Bewirthung vorlieb nehmen. Auch hier gelang alles zum günſtigſten: denn der kluge Geſchäftsträger hatte, bei dieſer Gelegenheit wie früher, von den Empfehlungs- und Creditbriefen der Damen ſo klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß, in Abweſenheit der Beſitzer, Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet worden, ja ſogar einige Ausſicht auf den Keller blieb. Alles ſtimmte nun ſo zuſammen, daß man ſich gleich vom erſten Augenblick an als einheimiſch, als eingeborne Herrſchaft ſolcher Paradieſe fühlen mußte.

Das ſämmtliche Gepäck aller unſerer Reiſenden ward ſogleich auf die Inſel gebracht, wodurch für die Geſellſchaft große Bequemlichkeit entſtand, der größte Vortheil aber dabei erzielt ward, indem die ſämmtlichen Portefeuille's des trefflichen Künſtlers, zum erſtenmale alle beiſammen, ihm Gelegenheit gaben den Weg, den er genommen, in ſtätiger Folge den Schönen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf. Nicht etwa wie Liebhaber und Künſtler ſich wechſelsweiſe präconiſiren, hier ward einem vorzüglichen Manne das gefühlteſte und einſichtigſte Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phraſen dasjenige, was wir nicht vorzeigen können, glaubigen Leſern nur unterſchieben, ſo ſtehe hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen

ſowohl, als gleichen und ähnlichen Arbeiten, mehrere Jahre nachher, bewundernd verweilte.

„Ihm gelingt die heitere Ruhe ſtiller See Ausſichten darzuſtellen, wo anliegend-freundliche Wohnungen ſich in der klaren Fluth ſpiegelnd, gleichſam zu baden ſcheinen; Ufer, mit begrünten Hügeln umgeben, hinter denen Waldachtige und eiſige Gletſcherfirnen aufſteigen. Der Farbenton ſolcher Scenen iſt heiter, fröhlichklar; die Fernen mit milderndem Duft wie übergoſſen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchſtrömten Gründen und Thalern hervorſteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder iſt des Meiſters Kunſt zu loben in Anſichten aus Thalern naher am Hochgebirg gelegen, wo üppig bewachſene Bergeshänge niederſteigen, friſche Ströme ſich am Fuß der Felſen eilig fortwälzen.

Trefflich weiß er, in mächtig ſchattenden Bäumen des Vordergrundes, den unterſcheidenden Charakter verſchiedener Arten, ſo in Geſtalt des Ganzen, wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blätter befriedigend anzudeuten; nicht weniger in dem auf mancherlei Weiſe nuancirten friſchen Grün, worin ſanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächeln und die Lichter daher gleichſam bewegt erſcheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmählig der lebhafte grüne Ton und vermählt ſich, auf entfernteren Berghöhen, ſchwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unſerm Künſtler glücken über alles Darſtellungen höherer Alpgegenden; das einfach Große und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergeshang, mit dem friſcheſten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln ſtehende Tannen aus dem Raſenteppich ragen und von hohen Felswänden ſich ſchäumende Bäche ſtürzen. Mag er die Weiden mit graſendem Rindvieh ſtaffiren, oder den engen, um Felſen ſich wendenden Bergpfad mit

beladenen Saumpferden und Maulthieren, er zeichnet alle gleich gut und geistreich; immer am schicklichen Ort, und nicht in zu großer Fülle angebracht zieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von der kühnsten Meisterhand, leicht mit wenigen sichern Strichen und doch vollendet. Er bediente sich später englischer glänzender Permanentfarben auf Papier, daher sind diese Gemälde von vorzüglich blühendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und gesättigt.

Seine Abbildungen tiefer Felsschluchten, wo um und um nur todtes Gestein starrt, im Abgrund, von kühner Brücke übersprungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit, wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenige bedeutende Striche und Massen von Localfarben, mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

Eben so charakteristisch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzustellen, wo weder Baum noch Gesträuch mehr fortkommt, sondern nur zwischen Felszacken und Schneegipfeln sonnige Flächen mit zarten Rasen sich bedecken. So schön und gründuftig und einladend er dergleichen Stellen auch colorirt, so sinnig hat er doch unterlassen hier mit weidenden Heerden zu staffiren, denn diese Gegenden geben nur Futter den Gemsen, und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb."

Wir entfernen uns nicht von der Absicht, unsern Lesern den Zustand solcher wilden Gegenden so nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort, Wildheuer,

mit wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deßwegen, mit Steigehacken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe wieder gesammelt an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie besonders mit großer Aufmerksamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß sie selbst diesem Fache nicht fremd sey; am wenigsten blieb dieß dem Künstler verborgen, der sich von niemand lieber erkannt gesehen hatte als gerade von dieser anmuthigsten aller Personen. Die ältere Freundin schwieg daher nicht länger, sondern tadelte Hilarien, daß sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervorzutreten auch dießmal, wie immer, zaudere; hier sey die Frage nicht: gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu lernen. Eine schönere Gelegenheit finde sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genöthigt war ihre Blätter vorzuweisen, welch' ein Talent hinter diesem stillen zierlichsten Wesen verborgen liege; die Fähigkeit war eingeboren, fleißig geübt. Sie besaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bei ihren sonstigen Schmuck- und Putzarbeiten zu höherer Kunst befähigt. Man bemerkte freilich Unsicherheit

in den Strichen und deßhalb nicht hinlänglich ausgesprochenen Charakter der Gegenstände, aber man bewunderte genugsam die fleißigste Ausführung; dabei jedoch das Ganze nicht aufs vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gerückt. Sie fürchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu, deßhalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fühlt sie sich durch das große, freie Talent, die dreiste Hand des Künstlers aufgeregt, erweckt was von Sinn und Geschmack in ihr treulich schlummerte; es geht ihr auf, daß sie nur Muth fassen, einige Hauptmaximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich-dringend, wiederholt überlieferte, ernst und sträklich befolgen müsse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein, sie hält sich allmahlig weniger an die Theile als ans Ganze, und so schließt sich die schönste Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf: wie eine Rosenknospe, an der wir noch Abends unbeachtend vorübergingen, Morgens mit Sonnenaufgang vor unsern Augen hervorbricht, so daß wir das lebende Zittern, das die herrliche Erscheinung dem Lichte entgegen regt, mit Augen zu schauen glauben.

Auch nicht ohne sittliche Nachwirkung war eine solche ästhetische Ausbildung geblieben: denn einen magischen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigsten Dankbarkeit gegen irgend jemand, dem wir entscheidende Belehrung schuldig sind. Dießmal war es das erste frohe Gefühl, das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erst Tage lang vor sich zu sehen, und nun die auf einmal verliehene vollkommenere Darstellungsgabe zu empfinden. Welche Wonne, in Zügen und Farben dem Unaussprechlichen näher zu treten! Sie

fühlte sich mit einer neuen Jugend überrascht und konnte sich eine besondere Anneigung zu jenem, dem sie dieß Glück schuldig geworden, nicht versagen.

So saßen sie neben einander, man hatte nicht unterscheiden können, wer hastiger Kunstvortheile zu überliefern, oder sie zu ergreifen und auszuüben gewesen ware. Der glücklichste Wettstreit, wie er sich selten zwischen Schuler und Meister entzündet, that sich hervor. Manchmal schien der Freund auf ihr Blatt mit einem entscheidenden Zuge einwirken zu wollen, sie aber sanft ablehnend, eilte gleich das Gewünschte, das Nothwendige zu thun und immer zu seinem Erstaunen.

Die schöne Wittwe ging indeß mit Wilhelm, unter Cypressen und Pinien, bald an Trauben- bald an Orangengeländern der Terrassen hin und konnte sich zuletzt nicht enthalten den leise angedeuteten Wunsch des neuen Freundes zu erfüllen; sie mußte ihm die wundersame Verschrankung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihren frubern Verhaltnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschickt worden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte sich alles genau zu merken, schrieb die trauliche Erzahlung spater auf, und wir gedenken sie, wie er solche verfaßt und durch Hersilien an Natalien gesendet, künftig unsern Lesern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun herangekommen und ein hervorleuchtender klarster Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglänzenden See, dessen Länge sich zum Theil verbarg, seiner Breite nach ganz und klar zu überschauen.

Was man nun auch in ſolchen Zuſtänden beſprechen mochte, ſo war doch nicht zu unterlaſſen das hundertmal Beſprochene, die Vorzüge dieſes Himmels, dieſes Waſſers, dieſer Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes nochmals zu bereden, ja ſie ausſchließlich und lyriſch anzuerkennen.

Was man ſich aber nicht geſtand, was man ſich kaum ſelbſt bekennen mochte, war das tiefe ſchmerzliche Gefühl, das in jedem Buſen, ſtärker oder ſchwächer, durchaus aber gleich wahr und zart ſich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete ſich über die Geſammtheit; ein allmähliges Verſtummen wollte faſt ängſtlich werden.

Da ermannte, da entſchloß ſich der Sänger, auf ſeinem Inſtrumente kräftig präludirend, uneingedenk jener früheren wohlbedachten Schonung. Ihm ſchwebte Mignons Bild mit dem erſten Zartgeſang des holden Kindes vor. Leidenſchaftlich über die Gränze geriſſen, mit ſehnſüchtigem Griff die wohlklingenden Saiten aufregend, begann er anzuſtimmen:

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub — — — — —

Hilarie ſtand erſchüttert auf und entfernte ſich, die Stirne verſchleiernd; unſere ſchöne Wittwe bewegte, ablehnend, eine Hand gegen den Sänger, indem ſie mit der andern Wilhelms Arm ergriff. Hilarien folgte der verworrene Jüngling, Wilhelmen zog die mehr beſonnene Freundin hinter beiden drein. Und als ſie nun alle viere im hohen Mondſchein ſich gegenüber ſtanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen ſich einander in die Arme, die Männer umhalſ'ten ſich und Luna ward Zeuge, der edelſten, keuſcheſten Thränen. Einige Beſinnung kehrte langſam

erſt zurück, man zog ſich auseinander, ſchweigend, unter ſeltſamen Gefühlen und Wünſchen, denen doch die Hoffnung ſchon abgeſchnitten war. Nun fühlte ſich unſer Künſtler, welchen der Freund mit ſich riß, unter dem hehren Himmel, in der ernſtlichen Nachtſtunde, eingeweiht in alle Schmerzen des erſten Grades der Entſagenden, welchen jene Freunde ſchon überſtanden hatten, nun aber ſich in Gefahr ſahen abermals ſchmerzlich geprüft zu werden.

Spat hatten ſich die Jünglinge zur Ruhe begeben und, am frühen Morgen zeitig erwachend, faßten ſie ein Herz und glaubten ſich ſtark zu einem Abſchied aus dieſem Paradieſe, erſannen mancherlei Plane wie ſie ohne Pflichtverletzung, in der angenehmen Nähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorſchläge deßhalb gedachten ſie anzubringen, als die Nachricht ſie überraſchte, ſchon beim frühſten Scheine des Tages ſeyen die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unſerer Herzenskönigin belehrte ſie des Weitern. Man konnte zweifelhaft ſeyn, ob mehr Verſtand oder Gute, mehr Neigung oder Freundſchaft, mehr Anerkennung des Verdienſtes oder leiſes verſchämtes Vorurtheil, darin ausgeſprochen ſey. Leider enthielt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen, noch ſie irgendwo aufſuchen, ja, wenn man ſich zufällig begegnete, einander treulich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberſchlag für die Freunde zur völligen Wüſte gewandelt; und gewiß hatten ſie ſelbſt gelächelt, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht-undankbar ſie ſich auf einmal gegen eine ſo ſchöne, ſo merkwürdige Umgebung verhielten. Kein ſelbſtſüchtiger Hypochondriſt würde ſo ſcharf und ſcheelſüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachläſſigung der Mauern, das Verwittern der Thürme, den Grasüberzug der Gange,

das Aussterben der Bäume, das vermoosende Vermodern der Kunstgrotten, und was noch alles dergleichen zu bemerken wäre, gerügt und gescholten haben. Sie faßten sich indeß so gut es sich fügen wollte; unser Künstler packte sorgfaltig seine Arbeit zusammen, sie schifften beide sich ein, Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des Sees, wo jener, nach früherer Verabredung, seinen Weg zu Natalien suchte, um sie, durch die schönen landschaftlichen Bilder, in Gegenden zu versetzen die sie vielleicht sobald nicht betreten sollte. Berechtigt ward er zugleich den unerwarteten Fall bekennend vorzutragen, wodurch er in die Lage gerathen von den Bundesgliedern des Entsagens aufs freundlichste in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt doch getröstet zu werden.

Lenardo an Wilhelm.

Ihr Schreiben, mein Theuerster, traf mich in einer Thatigkeit, die ich Verwirrung nennen konnte, wenn der Zweck nicht so groß, das Erlangen nicht so sicher wäre. Die Verbindung mit den Ihrigen ist wichtiger als beide Theile sich denken konnten. Darüber darf ich nicht anfangen zu schreiben, weil sich gleich hervorthut, wie unübersehbar das Ganze, wie unaussprechlich die Verknüpfung. Thun ohne Reden muß jetzt unsre Losung seyn. Tausend Dank, daß Sie mir auf ein so anmuthiges Geheimniß halbverschleiert in die Ferne hindeuten, ich gönne dem guten Wesen einen so einfach glücklichen Zustand, indessen mich ein Wirbel von Verschlingungen, doch nicht ohne Leitstern, umher treiben wird. Der Abbé

übernimmt das Weitere zu vermelden, ich darf nur deſſen gedenken was fördert, die Sehnſucht verſchwindet im Thun und Wirken. Sie haben mich — und hier nicht weiter; wo genug zu ſchaffen iſt, bleibt kein Raum für Betrachtung.

Der Abbé an Wilhelm.

Wenig hätte gefehlt, ſo wäre Ihr wohlgemeinter Brief ganz Ihrer Abſicht entgegen uns höchſt ſchädlich geworden. Die Schilderung der Gefundenen iſt ſo gemüthlich und reizend, daß, um ſie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht alles hätte ſtehen und liegen laſſen, wären unſre nunmehr verbündeten Plane nicht ſo groß und weitausſehend. Nun aber hat er die Probe beſtanden und es beſtätigt ſich, daß er von der wichtigen Angelegenheit völlig durchdrungen iſt, und ſich von allem Andern ab- und allein dorthin gezogen fühlt.

In dieſem unſerm neuen Verhältniß, deſſen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben ſich bei näherer Unterſuchung, für jene wie für uns, weit größere Vortheile als man gedacht hätte.

Denn gerade durch eine von der Natur weniger begünſtigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen iſt, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuern Zeit ein Canal projectirt, der auch durch unſere Beſitzungen ſich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns aneinander ſchließen, ſich der Werth derſelben ins unberechenbare erhöht.

Hierbei kann er ſeine Hauptneigung, ganz von vorne anzufangen, ſehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener

Wasserstraße wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden seyn; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und jenen mäßige Werkstätten bestellen; alles mag durch die erste Hand verrichtet werden, indessen wir andern die verwickelten Aufgaben zu lösen unternehmen und den Umschwung der Thätigkeit zu befördern wissen.

Dieses ist also die nächste Aufgabe unsers Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen wie dort Nahrungslosigkeit überhand nehme; auch sollen jene Strecken im Uebermaaß bevölkert seyn. Dort wird er sich umsehen, Menschen und Zustände beurtheilen und die wahrhaft thätigen sich selbst und andern nützlichen in unsern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Lothario zu berichten, er bereitet den völligen Abschluß vor. Eine Reise zu den Pädagogen hat er unternommen um sich tüchtige Künstler, nur sehr wenige, zu erbitten. Die Künste sind das Salz der Erde; wie dieses zu den Speisen, so verhalten sich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunst nicht mehr auf als nur daß das Handwerk nicht abgeschmackt werde.

Im Ganzen wird zu jener pädagogischen Anstalt uns eine dauernde Verbindung höchst nützlich und nöthig werden. Wir müssen thun und dürfen ans Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen ist unsre höchste Pflicht.

Tausend und aber tausend Betrachtungen schließen sich hier an; erlauben Sie mir, nach unsrer alten Weise, nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründet sich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Festigkeit

und Würde beruhen mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setzen, und nicht nur unsre Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Gesuches zu erwähnen, sag' ich soviel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären was Sie eigentlich verhatten, doch er gab sein Freundes-Wort daß es verständig und, wenn es gelange, der Gesellschaft höchst nützlich seyn würde. Und so ist Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie sind von aller Beschränktheit entbunden, wie es Ihnen schon zugekommen seyn sollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt gewesen. Deßhalb wiederhol' ich im Namen aller: Ihr Zweck, obschon unausgesprochen, wird im Zutrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reisen Sie, halten Sie sich auf, bewegen Sie sich, verharren Sie; was Ihnen gelingt wird recht seyn; möchten Sie sich zum nothwendigsten Glied unsrer Kette bilden.

Ich lege zum Schluß ein Tafelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunkt unsrer Communicationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen gestellt wohin Sie zu jeder Jahrszeit Ihre Briefe zu senden haben; am liebsten sehen wir's durch sichere Boten, deren Ihnen genugsame an mehreren Orten angedeutet sind. Eben so finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie einen oder den andern der Unsrigen aufzusuchen haben.

Zwischenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle dem Leser eine Pause und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weßhalb wir gern, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen hätten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen zwei Capiteln genügen um sich über das Maaß gedachter Zeit hinwegzusetzen, da wir längst gewohnt sind zwischen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unserer persönlichen Gegenwart dergleichen geschehen zu lassen.

Wir haben in diesem zweiten Buche die Verhältnisse unsrer alten Freunde bedeutend steigern sehen und zugleich frische Bekanntschaften gewonnen; die Aussichten sind der Art, daß zu hoffen steht es werde allen und jeden, wenn sie sich ins Leben zu finden wissen, ganz erwünscht gerathen. Erwarten wir also zunächst, einen nach dem andern, sich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden.

Neuntes Capitel.

Suchen wir nun unsern seit einiger Zeit sich selbst überlassenen Freund wieder auf, so finden wir ihn wie er, von Seiten des flachen Landes her, in die pädagogische Provinz hineintritt. Er kommt über Auen und Wiesen, umgeht auf trocknem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuschte als waldige Hügel, überall freie Umsicht über einen wenig bewegten Boden. Auf solchen Pfaden blieb ihm nicht lange

zweifelhaft er befinde sich in der pferdenährenden Region, auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Heerden dieses edlen Thiers verschiedenen Geschlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt sich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke die, eiligst näher und näher anschwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber durch frischen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt ist.

In vollem Galop stürzt eine große Masse solcher edlen Thiere heran, sie werden durch reitende Hüter gelenkt und zusammengehalten. An dem Wanderer sprengt das ungeheure Gewimmel vorbei, ein schöner Knabe unter den begleitenden Hütern blickt ihn verwundert an, parirt, springt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen, der Sohn berichtet, daß er in der ersten Prüfungszeit viel ausgestanden, sein Pferd vermißt und auf Aeckern und Wiesen sich zu Fuß herumgetrieben; da er sich denn auch in dem stillen mühseligen Landleben, wie er voraus protestirt, nicht sonderlich erwiesen; das Erntefest habe ihm zwar ganz wohl, das Bestellen hinterdrein, Pflügen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen, mit den nothwendigen und nutzbaren Hausthieren habe er sich zwar, doch immer lässig und unzufrieden beschäftigt, bis er denn zur lebhafteren Reiterei endlich befördert worden. Das Geschäft die Stuten und Fohlen zu hüten sey mitunter zwar langweilig genug, indessen wenn man ein muntres Thierchen vor sich sehe, das einen vielleicht in drei vier Jahren lustig davon trüge, so sey es doch ein ganz anderes Wesen als sich mit Kalbern und Ferkeln abzugeben, deren Lebenszweck dahinausgehe, wohl gefüttert und angesettet fortgeschafft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der sich wirklich zum Jüngling heranstreckte, seiner gesunden Haltung, einem gewissen frei-heitern, um nicht zu sagen geistreichen Gespräche, konnte der Vater wohl zufrieden seyn. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Heerde, bei einsam gelegenen weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Marktfest gehalten ward. Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durcheinander und man wüßte nicht zu unterscheiden ob Waare oder Käufer mehr Staub erregten. Aus allen Landen treffen hier Kauflustige zusammen, um Geschöpfe edler Abkunft, sorgfältiger Zucht sich zuzueignen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwischen tönt auch der lebhafte Schall wirksamster Blasinstrumente und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unser Wanderer trifft nun den vorigen schon bekannten Aufseher wieder an, gesellt zu andern tüchtigen Männern, welche still und gleichsam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wissen. Wilhelm, der hier abermals ein Beispiel ausschließlicher Beschäftigung und, wie ihm bei aller Breite scheint, beschränkte Lebensleitung zu bemerken glaubt, wünscht zu erfahren worin man die Zöglinge sonst noch zu üben pflege, um zu verhindern daß bei so wilder, gewissermaßen roher Beschäftigung, Thiere nährend und erziehend der Jüngling nicht selbst zum Thiere verwildere. Und so war ihm denn sehr lieb zu vernehmen daß gerade mit dieser gewaltsam und rauhscheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sey, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermißte der Vater den Sohn an seiner Seite, er sah ihn, zwischen den Lücken der Menge durch, mit einem jungen Tabulettkrämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilschen. In kurzer Zeit sah er ihn gar

nicht mehr. Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreuung fragte und dagegen vernahm daß es den Sohn gelte: lassen Sie es nur, sagte er zur Beruhigung des Vaters, er ist unverloren; damit Sie aber sehen wie wir die Unfrigen zusammenhalten, stieß er mit Gewalt in ein Pfeifchen das an seinem Busen hing, in dem Augenblicke antwortete es dutzendweise von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: Jetzt laß' ich es dabei bewenden, es ist nur ein Zeichen daß der Aufseher in der Nähe ist und ungefähr wissen will, wie viel ihn hören. Auf ein zweites Zeichen sind sie still, aber bereiten sich, auf das dritte antworten sie und stürzen herbei. Uebrigens sind diese Zeichen auf gar mannichfaltige Weise vervielfaltigt und von besonderem Nutzen.

Auf einmal hatte sich um sie her ein freierer Raum gebildet, man konnte freier sprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen spazierte. „Zu jenen Sprachübungen," fuhr der Aufsehende fort, „wurden wir dadurch bestimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge sich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgesondert, Parteien bilden, so suchen wir durch freie Sprachmittheilung sie einander zu nähern."

Am nothwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei diesem Festmarkte jeder Fremde in seinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung, beim Teufelchen und Markten aber alle Bequemlichkeit finden mag. Damit jedoch keine Babylonische Verwirrung, keine Verderbniß entstehe, so wird das Jahr über monatweise nur Eine Sprache im Allgemeinen gesprochen; nach dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden soll.

„Wir ſehen unſere Schüler," ſagte der Aufſeher, „ſämmtlich als Schwimmer an, welche, mit Verwunderung, im Elemente das ſie zu verſchlingen droht, ſich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen ſind; und ſo iſt es mit allem deſſen ſich der Menſch unterfangt."

„Zeigt jedoch einer der Unſrigen zu dieſer oder jener Sprache beſondere Neigung, ſo iſt auch mitten in dieſem tumultvoll ſcheinenden Leben, das zugleich ſehr viel ruhige, müßig einſame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht geſorgt. Ihr würdet unſere reitenden Grammatiker, unter welchen ſogar einige Pedanten ſind, aus dieſen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl ſchwerlich herausfinden. Euer Felix hat ſich zum Italiäniſchen beſtimmt und da, wie ihr ſchon wißt, melodiſcher Geſang bei unſern Anſtalten durch alles durchgreift, ſo ſolltet ihr, in der Langweile des Hüterlebens, gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit iſt mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt."

„Da eine jede Region ihr eigenes Feſt feiert, ſo führte man den Gaſt zum Bezirk der Inſtrumental-Muſik. Dieſer, an die Ebene gränzend, zeigte ſchon freundlich und zierlich abwechſelnde Thaler, kleine ſchlanke Wälder, ſanfte Bäche, an deren Seite hie und da ein bemooſ'ter Fels hervortrat. Zerſtreute, umbuſchte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in ſanften Gründen drängten ſich die Häuſer näher aneinander. Jene anmuthig vereinzelten Hütten lagen ſo weit auseinander, daß weder Töne noch Mißtöne ſich wechſelſeitig erreichen konnten.

Sie näherten ſich ſodann einem weiten, rings umbauten und umſchatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit

großer Aufmerkſamkeit und Erwartung geſpannt ſchienen. Eben als der Gaſt herantrat, ward eine mächtige Symphonie aller Inſtrumente aufgeführt, deren vollſtändige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orcheſter ſtand ein kleineres zur Seite, welches zu beſonderer Betrachtung Anlaß gab; auf demſelben befanden ſich jüngere und ältere Schüler, jeder hielt ſein Inſtrument bereit ohne zu ſpielen; es waren diejenigen die noch nicht vermochten, oder nicht wagten ins Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man wie ſie gleichſam auf dem Sprunge ſtanden, und hörte rühmen: ein ſolches Feſt gehe ſelten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent ſich plötzlich entwickele.

Da nun auch Geſang zwiſchen den Inſtrumenten ſich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben daß auch dieſer begünſtigt werde. Auf eine Frage ſodann was noch ſonſt für eine Bildung ſich hier freundlich anſchließe, vernahm der Wanderer: die Dichtkunſt ſey es, und zwar von der lyriſchen Seite. Hier komme alles darauf an daß beide Künſte, jede für ſich und aus ſich ſelbſt, dann aber gegen und miteinander entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andre in ihrer Bedingtheit kennen; ſodann wird gelehrt wie ſie ſich wechſelsweiſe bedingen und ſich ſodann wieder wechſelſeitig befreien.

Der poetiſchen Rhythmik ſtellt der Tonkünſtler Tacteintheilung und Tactbewegung entgegen. Hier zeigt ſich aber bald die Herrſchaft der Muſik über die Poeſie; denn wenn dieſe, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer ſo rein als möglich im Sinne hat, ſo ſind für den Muſiker wenig Sylben entſchieden lang oder kurz; nach Belieben zerſtört dieſer das gewiſſenhafteſte Verfahren des

Rhythmikers, ja verwandelt ſogar Proſa in Geſang, wo dann die wunderbarſten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde ſich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht, von ſeiner Seite, durch lyriſche Zartheit und Kühnheit, dem Muſiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in ſanfteſter Folge, bald durch die raſcheſten Uebergänge, hervorzurufen.

Die Sänger die man hier findet ſind meiſt ſelbſt Poeten. Auch der Tanz wird in ſeinen Grundzügen gelehrt, damit ſich alle dieſe Fertigkeiten über ſämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gaſt über die nächſte Gränze führte, ſah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerſtreut waren die Häuſer, nicht mehr hüttenartig; ſie zeigten ſich vielmehr regelmäßig zuſammengeſtellt, tüchtig und ſchön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemeſſenen Stadt gewahr. Hier ſind bildende Kunſt und die ihr verwandten Handwerke zu Hauſe und eine ganz eigene Stille herrſcht über dieſen Räumen.

Der bildende Künſtler denkt ſich zwar immer in Bezug auf alles was unter den Menſchen lebt und webt, aber ſein Geſchäft iſt einſam, und durch den ſonderbarſten Widerſpruch verlangt vielleicht kein anderes ſo entſchieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet jeder im Stillen was bald für immer die Augen der Menſchen beſchäftigen ſoll; eine Feiertagsruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer, oder abgemeſſene Schläge der Zimmerleute vernommen, die ſo eben emſig beſchäftigt waren ein herrliches Gebäude zu vollenden, ſo wäre die Luft von keinem Ton bewegt geweſen.

Unſerm Wanderer fiel der Ernſt auf, die wunderbare Strenge, mit welcher ſowohl Anfanger als Fortſchreitende behandelt wurden; es ſchien als wenn keiner aus eigner Macht und Gewalt etwas leiſtete, ſondern als wenn ein geheimer Geiſt ſie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und als ſich der Wanderer von dem Fuhrer eine Erklarung des ganzen Verfahrens erbat, außerte dieſer: die Einbildungskraft ſey ohnehin ein vages, unſtates Vermögen, wahrend das ganze Verdienſt des bildenden Kunſtlers darin beſtehe, daß er ſie immer mehr beſtimmen, feſthalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit ſicherer Grundſatze in andern Künſten. Würde der Muſiker einem Schüler vergönnen wild auf den Saiten herumzugreifen, oder ſich gar Intervalle nach eigner Luſt und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlaſſen ſey; das Element worin er wirken ſoll, iſt entſchieden gegeben, das Werkzeug das er zu handhaben hat, iſt ihm eingehändigt, ſogar die Art und Weiſe wie er ſich deſſen bedienen ſoll, ich meine den Fingerwechſel, findet er vorgeſchrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und ſeinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches geſetzliche Zuſammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu ſtrengen Forderungen, zu entſchiedenen Geſetzen am meiſten berechtigt, iſt: daß gerade das Genie, das angeborne Talent ſie am erſten begreift, ihnen den willigſten Gehorſam leiſtet. Nur das Halbvermögen wünſchte gern ſeine beſchrankte Beſonderheit an die Stelle des unbedingten

Ganzen zu ſetzen, und ſeine falſchen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbſtſtändigkeit, zu beſchönigen. Das laſſen wir aber nicht gelten, ſondern hüten unſere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird.

Mit dem Genie haben wir am liebſten zu thun, denn dieſes wird eben von dem guten Geiſte beſeelt, bald zu erkennen was ihm nutz iſt. Es begreift, daß Kunſt eben darum Kunſt heiße, weil ſie nicht Natur iſt. Es bequemt ſich zum Reſpect, ſogar vor dem was man conventionell nennen könnte: denn was iſt dieſes anders, als daß die vorzüglichſten Menſchen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beſte zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer ſind auch hier, wie überall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen, mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geſchäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt.

Den ferner umher geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung ſetzen, daß die Stadt ſich immer zu erweitern, Straße aus Straße ſich zu entwickeln ſchien, mannichfaltige Anſichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude ſprach ihre Beſtimmung unzweideutig aus, ſie waren würdig und ſtattlich, weniger prächtig als ſchön. Den edlern und ernſteren in Mitte der Stadt ſchloſſen ſich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorſtädte anmuthigen Styls gegen das Feld ſich hinzogen, und endlich als Gartenwohnungen zerſtreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlaſſen hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Muſiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu

vergleichen ſeyen, welche Maler, Bildhauer und Baumeiſter bewohnen. Man erwiederte ihm, dieß liege in der Natur der Sache. Der Muſicus müſſe immer in ſich ſelbſt gekehrt ſeyn, ſein Innerſtes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu ſchmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geiſt von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künſtler in der Außenwelt leben und ſein Inneres gleichſam unbewußt an und in dem Auswendigen manifeſtiren. Bildende Künſtler müſſen wohnen wie Könige und Götter, wie wollten ſie denn ſonſt für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müſſen ſich zuletzt dergeſtalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeine in und an ihren Werken ſich veredelt fühle.

Sodann ließ unſer Freund ſich ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in dieſen feſtlichen, andere Regionen ſo belebenden, tumultuariſch erregten Tagen hier die größte Stille herrſche und das Arbeiten nicht auch ausgeſetzt werde?

Ein bildender Künſtler, hieß es, bedarf keines Feſtes, ihm iſt das ganze Jahr ein Feſt. Wenn er etwas Treffliches geleiſtet hat, es ſteht, nach wie vor, ſeinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt. Da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anſtrengung, keines friſchen Gelingens, woran ſich der Muſiker immer abplagt, dem daher das ſplendideſte Feſt innerhalb des vollzähligſten Kreiſes zu gönnen iſt.

Man ſollte aber doch, verſetzte Wilhelm, in dieſen Tagen eine Ausſtellung belieben, wo die dreijährigen Fortſchritte der braveſten Zöglinge mit Vergnügen zu beſchauen und zu beurtheilen wären.

An anderen Orten, verſetzte man, mag eine Ausſtellung ſich nöthig machen, bei uns iſt ſie es nicht. Unſer ganzes Weſen und Seyn iſt Ausſtellung. Sehen Sie hier die

Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt; freilich nach hundertmal beſprochenen und durchdachten Riſſen: denn der Bauende ſoll nicht herumtaſten und verſuchen; was ſtehen bleiben ſoll muß recht ſtehen und wo nicht für die Ewigkeit doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir ſchon läßlicher, am läßlichſten mit Malern, ſie dürfen dieß und jenes verſuchen, beide in ihrer Art. Ihnen ſteht frei in den innern, an den außern Räumen der Gebäude, auf Plätzen, ſich eine Stelle zu wählen die ſie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen iſt, ſo wird die Ausführung zugeſtanden, und zwar auf zweierlei Weiſe, entweder mit Vergünſtigung früher oder ſpäter die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn ſie dem Künſtler ſelbſt mißfiele, oder mit Bedingung das einmal Aufgeſtellte unabänderlich am Orte zu laſſen. Die meiſten erwählen das Erſte und behalten ſich jene Erlaubniß vor, wobei ſie immer am beſten berathen ſind. Der zweite Fall tritt ſeltner ein, und man bemerkt daß alsdann die Künſtler ſich weniger vertrauen, mit Geſellen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich ſchätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wiſſen.

Nach allem dieſem verſäumte Wilhelm nicht ſich zu erkundigen: was für ein anderer Unterricht ſich ſonſt noch anſchließe, und man geſtand ihm, daß es die Dichtkunſt, und zwar die epiſche ſey.

Doch mußte dem Freunde dieß ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergönnt, ſchon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen,

Ueberlieferungen und Legenden lakonisch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald, an malerischer oder poetischer Ausführung, das eigene Productive des einer oder der andern Kunst gewidmeten Talents. Dichter und Bildner beide beschäftigen sich an Einer Quelle, und jeder sucht das Wasser nach seiner Seite, zu seinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigne Zwecke zu erreichen; welches ihm viel besser gelingt, als wenn er das schon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reisende selbst hatte Gelegenheit zu sehen wie das vorging. Mehrere Maler waren in einem Zimmer beschäftigt, ein munterer junger Freund erzahlte sehr ausfuhrlich eine ganz einfache Geschichte, so daß er fast eben so viele Worte als jene Pinselstriche anwendete, seinen Vortrag ebenfalls aufs rundeste zu vollenden.

Man versicherte, daß beim Zusammenarbeiten die Freunde sich gar anmuthig unterhielten, und daß sich auf diesem Wege öfters Improvisatoren entwickelten, welche großen Enthusiasmus für die zwiefache Darstellung zu erregen wüßten.

Der Freund wendete nun seine Erkundigungen zur bildenden Kunst zurück. „Ihr habt," so sprach er, „keine Ausstellung, also auch wohl keine Preisaufgabe?" „Eigentlich nicht," versetzte jener, „hier aber ganz in der Nahe können wir euch sehen lassen was wir für nützlicher halten."

Sie traten in einen großen von oben glücklich erleuchteten Saal, ein weiter Kreis beschaftigter Künstler zeigte sich zuerst, aus dessen Mitte sich eine kolossale Gruppe gunstig aufgestellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgestalten, in gewaltsamen Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindseligkeit zuletzt sich in wechselseitig-traulichen Beistand

auflöſ't. Dieſes merkwürdig verſchlungene Kunſtwerk war von jedem Punkte ringsum gleich günſtig anzuſehen. In einem weiten Umfang ſaßen und ſtanden bildende Künſtler, jeder nach ſeiner Weiſe beſchäftigt; der Maler an ſeiner Staffelei, der Zeichner am Reißbret; einige modellirten rund, einige flach erhoben; ja ſogar Baumeiſter entwarfen den Unterſatz, worauf künftig ein ſolches Kunſtwerk geſtellt werden ſollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach ſeiner Weiſe bei der Nachbildung, Maler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Flache, ſorgfältig jedoch, ſie nicht zu zerſtören, ſondern ſo viel wie möglich beizubehalten. Eben ſo wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maaßſtabe wiederholt, und er ſchien das Modell wirklich in gewiſſen Bewegungen und Gliederbezug übertroffen zu haben.

Nun offenbarte ſich, dieß ſey der Meiſter des Modelles, der daſſelbe vor der Ausführung in Marmor, hier, einer nicht beurtheilenden, ſondern praktiſchen Prüfung unterwarf, und ſo alles was jeder ſeiner Mitarbeiter, nach eigner Weiſe und Denkart, daran geſehen, beibehalten, oder verändert, genau beobachtend bei nochmaligem Durchdenken zu eignem Vortheil anzuwenden wußte; dergeſtalt daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet daſtehen wird, obgleich nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch allen anzugehören ſcheinen möge.

Die größte Stille beherrſchte auch dieſen Raum, aber der Vorſteher erhob ſeine Stimme und rief: „wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieſes ſtationaren Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergeſtalt erregte, daß alles was wir hier fixirt ſehen wieder flüſſig würde, ohne ſeinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen,

das, was der Künſtler hier feſtgehalten, ſey auch das Würdigſte?"

Namentlich aufgefordert von allen, verließ ein ſchöner Jüngling ſeine Arbeit und begann heraustretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunſtwerk nur zu beſchreiben ſchien, bald aber warf er ſich in die eigentliche Region der Dichtkunſt, tauchte ſich in die Mitte der Handlung und beherrſchte dieß Element zur Bewunderung: nach und nach ſteigerte ſich ſeine Darſtellung durch herrliche Declamation auf einen ſolchen Grad, daß wirklich die ſtarre Gruppe ſich um ihre Achſe zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreifacht ſchien. Wilhelm ſtand entzückt und rief zuletzt: „wer will ſich hier noch enthalten zum eigentlichen Geſang und zum rhythmiſchen Lied überzugehen!"

„Dieß möcht' ich verbitten," verſetzte der Aufſeher: „denn wenn unſer trefflicher Bildhauer aufrichtig ſeyn will, ſo wird er bekennen, daß ihm unſer Dichter eben darum beſchwerlich gefallen, weil beide Künſtler am weiteſten auseinander ſtehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Maler hat ſich gewiſſe lebendige Züge daraus angeeignet."

„Ein ſanftes gemüthliches Lied jedoch möcht' ich unſerm Freunde zu hören geben, eines das ihr ſo ernſtlichlich vortragt, es bewegt ſich über das Ganze der Kunſt und iſt mir ſelbſt wenn ich es höre ſtets erbaulich."

Nach einer Pauſe, in der ſie einander zuwinkten und ſich durch Zeichen beredeten, erſcholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geiſt erhebende, würdige Geſang:

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe Künſtler oft allein;

Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Hier im Ganzen ſchau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſey's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht —
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieſes iſt der Sinn der Wahrheit,
Der ſich nur mit Schönem ſchmückt
Und getroſt der höchſten Klarheit
Hellſten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Proſe
Redner, Dichter ſich ergehn,
Soll des Lebens heitre Roſe
Friſch auf Malertafel ſtehn;
Mit Geſchwiſtern reich umgeben,
Mit des Herbſtes Frucht umlegt,
Daß ſie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und gesangweis flamme und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Alles dieses mochte Wilhelm gar wohl gelten lassen, ob es ihm gleich sehr parador, und hatte er es nicht mit Augen gesehen, gar unmöglich scheinen mußte. Da man es ihm nun aber offen und frei, in schöner Folge vorwies und bekannt machte, so bedurfte es kaum einer Frage um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er sich nicht den Führenden zuletzt folgendermaßen anzureden: „ich sehe, hier ist gar kluglich für alles gesorgt was im Leben wünschenswerth seyn mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatische Poesie aufweisen und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich sah mich unter allen euren Gebäuden um und finde keines das zu einem solchen Zweck bestimmt seyn könnte."

„Verhehlen dürfen wir nicht auf diese Anfrage, daß in unserer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sey: denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seyd jedoch gewiß, daß bei unserer allgemein wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punkt wohl überlegt worden; keine Region aber wollte sich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ei[illegible] Der

unter unſern Zöglingen ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit, oder geheucheltem Schmerz, ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in dem Maaße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechſelnd hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen."

„Man ſagt aber doch," verſetzte Wilhelm, „dieſe weit um ſich greifende Kunſt befördere die übrigen ſämmtlich."

„Keineswegs," erwiederte man, „ſie bedient ſich der übrigen, aber verdirbt ſie. Ich verdenke dem Schauſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Maler geſellt; der Maler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren."

„Gewiſſenlos wird der Schauſpieler was ihm Kunſt und Leben darbietet zu ſeinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Maler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden und der Muſicus im gleichen Nachtheil ſeyn. Die ſämmtlichen Künſte kommen mir vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber, leicht geſinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hatte. Das Theater iſt in dieſem Falle, es hat einen zweideutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberei verlaugnen kann."

Wilhelm ſah mit einem tiefen Seufzer vor ſich nieder, denn alles auf einmal vergegenwärtigte ſich ihm was er auf und an den Bretern genoſſen und gelitten hatte; er ſegnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen ſolche Pein zu erſparen gewußt, und aus Ueberzeugung und Grundſatz jene Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in diesen Betrachtungen, sondern fuhr fort: „da es unser höchster und heiligster Grundsatz ist, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter so großer Anzahl sich eine mimische Naturgabe auch wohl entschieden hervorthue; diese zeigt sich aber in unwiderstehlicher Lust des Nachaffens fremder Charaktere, Gestalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau und, bleibt er seiner Natur durchaus getreu, so haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung gesetzt und senden einen bewährt Fähigen sogleich dorthin, damit er, wie die Ente auf dem Teiche, so auf den Bretern seinem künftigen Lebensgewackel und Geschnatter eiligst entgegen geleitet werde."

Wilhelm hörte dieß mit Geduld, doch nur mit halber Ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß: denn so wunderlich ist der Mensch gesinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenstandes zwar überzeugt seyn, sich von ihm abwenden, sogar ihn verwünschen kann, aber ihn doch nicht von andern auf gleiche Weise behandelt wissen will; und vielleicht regt sich der Geist des Widerspruchs, der in allen Menschen wohnt, nie lebendiger und wirksamer als in solchem Falle.

Mag doch der Redacteur dieser Bogen hier selbst gestehen: daß er mit einigem Unwillen diese wunderliche Stelle durchgehen laßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kraft als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihn wohl überzeugen, daß dieß ein unverzeihlicher Irrthum, eine fruchtlose Bemühung gewesen?

Doch wir finden keine Zeit solchen Erinnerungen und Nachgefühlen unwillig uns hinzugeben, denn unser Freund

ſieht ſich angenehm überraſcht, da ihm abermals einer von den Dreien, und zwar ein beſonders zuſagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reinſten Seelenfrieden verkündend, theilte ſich höchſt erquicklich mit. Vertrauend konnte der Wanderer ſich nahern und fühlte ſein Vertrauen erwiedert.

Hier vernahm er nun, daß der Obere ſich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweiſe, lehre, ſegne, indeſſen die Dreie ſich vertheilt um ſammtliche Regionen heimzuſuchen und überall, nach genommener tiefſter Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufſehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubeſtimmte zu gründen und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfullen.

Eben dieſer treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Ueberſicht ihrer innern Zuſtande und äußern Verbindungen, ſo wie Kenntniß von der Wechſelwirkung aller verſchiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Zögling verſetzt werden könne. Genug, mit dem bisher Vernommenen ſtimmte alles völlig überein. Zugleich machte die Schilderung ſeines Sohnes ihm viel Vergnügen, und der Plan, wie man ihn weiter führen wöllte, mußte ſeinen ganzen Beifall gewinnen.

Zehntes Capitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gehulfen und Aufſeher zu einem Bergfeſt eingeladen, welches zunächſt gefeiert werden ſollte. Sie erſtiegen mit Schwierigkeit das Gebirg, Wilhelm glaubte ſogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend ſich

langsamer bewegte, als würde die Finsterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegen setzen. Als aber eine tiefe Nacht sie umgab, ward ihm dieß Räthsel aufgelöst; kleine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Thälern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlängern, sich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher als wenn ein Vulkan sich aufthut und sein sprühendes Gerös ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch glühte sie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar sanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend sich verbreitend.

Nachdem nun der Gefährte sich einige Zeit an der Verwunderung des Gastes ergetzt, denn ihre Gesichter und Gestalten erschienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, so wie ihr Weg, begann er zu sprechen: „Ihr seht hier freilich ein wunderliches Schauspiel; diese Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Forderniß versteckter, kaum erreichbarer nützlicher Schätze begünstigen, diese quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine so erfreuliche Heerschau, wo das nützlichste, unterirdisch zerstreute, den Augen entzogene Geschäft sich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung sichtbar macht."

Unter solchen Reden und Betrachtungen waren sie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammensee um einen wohlerleuchteten Inselraum sich ergossen. Der Wanderer stand nunmehr in dem blendenden Kreise, wo schimmernde Lichter zu tausenden gegen die zur schwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahnungsvollen Kontrast bildeten.

Sofort erklang die heiterſte Muſik zu tüchtigen Geſängen. Hohle Felsmaſſen zogen maſchinenhaft heran und ſchloſſen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuſchauers auf. Mimiſche Darſtellungen, und was nur einen ſolchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte ſich, um eine frohe Aufmerkſamkeit zugleich zu ſpannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unſer Freund erfüllt, als er ſich den Hauptleuten vorgeſtellt ſah und unter ihnen, in ernſter ſtattlicher Tracht, Freund Jarno erblickte. „Nicht umſonſt," rief dieſer aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauſcht; du findeſt mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und glücklicher in dieſer Beſchränkung unter und über der Erde, als ſich denken läßt." — „Da wirſt du alſo," verſetzte der Wanderer, „als ein Hocherfahrner nunmehr freigebiger ſeyn mit Aufklärung und Unterricht als du es gegen mich warſt auf jenen Berg- und Felsklippen." — „Keineswegs!" erwiederte Montan, „die Gebirge ſind ſtumme Meiſter und machen ſchweigſame Schüler."

An vielen Tafeln ſpeiſ'te man nach dieſer Feierlichkeit. Alle Gäſte, die geladen oder ungeladen ſich eingefunden, waren vom Handwerk, deßwegen denn auch an dem Tiſche, wo Montan und ſein Freund ſich niedergeſetzt, ſogleich ein ortgemäßes Geſpräch entſtand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Geſpräch ſich ins Allgemeine und da war von nichts Geringerem die Rede als von Erſchaffung und Entſtehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte ſich ſogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unſere Erdgeſtaltung aus einer nach und nach ſich ſenkend abnehmenden Waſſerbedeckung herleiten; ſie führten die Trummer organiſcher Meeresbewohner auf den höchſten Bergen ſo wie auf flachen Hügeln zu ihrem Vortheil an. Andere heftiger dagegen ließen erſt gluhen und ſchmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das nachdem es auf der Oberflache genugſam gewirkt, zuletzt ins Tiefſte zurückgezogen, ſich noch immer durch die ungeſtüm ſowohl im Meer als auf der Erde wuthenden Vulcane bethatigte, und durch ſucceſſiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überſtrömende Laven die höchſten Berge bildete; wie ſie denn uberhaupt den anders Denkenden zu Gemuthe führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden konne, auch ein thatiges Feuer immer einen Herd vorausſetze. So erfahrungsgemaß auch dieſes ſcheinen mochte, ſo waren manche doch nicht damit zufrieden; ſie behaupteten: machtige in dem Schooß der Erde ſchon völlig fertig gewordene Gebilde ſeyen, mittelſt unwiderſtehlich elaſtiſcher Gewalten, durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in dieſem Tumulte manche Theile derſelben weit über Nachbarſchaft und Ferne umher geſtreut und zerſplittert worden; ſie beriefen ſich auf manche Vorkommniſſe, welche ohne eine ſolche Voraugſetzung nicht zu erklaren ſeyen.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche, Partie lachelte über dieſe vergeblichen Bemühungen und betheuerte: gar manche Zuſtande dieſer Erdoberflache würden nie zu erklaren ſeyn, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsſtrecken aus der Atmoſphare herunterfallen und weite breite Landſchaften durch ſie bedeckt werden laſſe. Sie beriefen ſich auf größere und kleinere Felsmaſſen, welche zerſtreut in vielen Landen umherliegend gefunden und ſogar noch

in unſern Tagen als von oben herabſtürzend aufgeleſen werden.

Zuletzt wollten zwei oder drei ſtille Gaſte ſogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchſten Gebirgszügen, auf weit ins Land hingeſenkten Gletſchern, gleichſam Rutſchwege für ſchwere Urſteinmaſſen bereitet, und dieſe auf glatter Bahn, fern und ferner hinausgeſchoben im Geiſte ſehen. Sie ſollten ſich, bei eintretender Epoche d.. Aufthauens, niederſenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch ſollte ſodann durch ſchwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Dieſe guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer die Erſchaffung einer Welt mit koloſſalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu laſſen. Da nun übrigens die Gluth des Weines ſtark mit einwirkte, ſo hätte das herrliche Feſt beinahe mit tödtlichen Händeln abgeſchloſſen.

Ganz verwirrt und verdüſtert ward es unſerm Freund zu Muthe, welcher noch von Alters her den Geiſt, der über den Waſſern ſchwebte und die hohe Fluth, welche funfzehn Ellen über den höchſten Gebirgen geſtanden, im ſtillen Sinne hegte, und dem unter dieſen ſeltſamen Reden die ſo wohl geordnete, bewachſene, belebte Welt vor ſeiner Einbildungskraft chaotiſch zuſammenzuſtürzen ſchien.

Den andern Morgen unterließ er nicht den ernſten Montan hierüber zu befragen, indem er ausrief: „geſtern konnt' ich dich nicht begreifen, denn unter allen den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich deine Meinung und deine Entſcheidung zu hören, an deſſen Statt warſt du bald auf dieſer bald auf jener Seite, und ſuchteſt immer

die Meinung desjenigen der da sprach zu verstarken. „Nun aber sage mir ernstlich was du darüber denkst, was du davon weißt.“ Hierauf erwiederte Montan: „ich weiß soviel wie sie, und möchte darüber gar nicht denken.“ — „Mir aber,“ versetzte Wilhelm, „sind so viele widersprechende Meinungen, und man sagt ja die Wahrheit liege in der Mitte.“ — „Keineswegs!“ erwiederte Montan: „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforschlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfangt.“

Nachdem nun auf diese Weise noch einiges hin und wieder gesprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort. „Du tadelst mich, daß ich einem jeden in seiner Meinung nachhalf, wie sich denn für alles noch immer ein ferneres Argument auffinden laßt; ich vermehrte die Verwirrung dadurch, das ist wahr, eigentlich aber kann ich es mit diesem Geschlecht nicht mehr ernstlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste, und das sind doch unsre Ueberzeugungen, muß jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren, jeder weiß nur für sich was er weiß und das muß er geheim halten; wie er es ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einlaßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört.“

Durch einige Gegenrede Wilhelms veranlaßt erklarte Montan sich ferner: „wenn man einmal weiß, worauf alles ankommt, hört man auf gesprachig zu seyn.“ — „Worauf kommt nun aber alles an?“ versetzte Wilhelm hastig. — „Das ist bald gesagt,“ versetzte jener: „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Le-

ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort ſollte eins ohne das andere nicht ſtatt finden. Wer ſich zum Geſetz macht was einem jeden Neugebornen der Genius des Menſchenverſtandes heimlich ins Ohr flüſtert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, ſo wird er ſich bald auf den rechten Weg zurückfinden."

Montan geleitete ſeinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodiſch umher, überall begrüßt von einem derben Glück auf! welches ſie heiter zurückgaben. „Ich möchte wohl," ſagte Montan, „ihnen manchmal zurufen: Sinn auf! denn Sinn iſt mehr als Glück; doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt ſind. Weil ich nun hier wo nicht zu befehlen, doch zu rathen habe, bemüht' ich mich die Eigenſchaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man ſtrebt leidenſchaftlich nach den Metallen die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derſelben aufzuklären geſucht, und es iſt mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, ſondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln. Wie dieſe Gebirge hier entſtanden ſind, weiß ich nicht, will's auch nicht wiſſen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Blei und Silber iſt man erpicht, das ſie in ihren Buſen tragen; das Wie? behalt' ich für mich und gebe Veranlaſſung, das Gewünſchte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's verſuchsweiſe, es gelingt, und ich habe Glück. Was ich verſtehe, verſteh' ich mir, was mir gelingt, gelingt mir für andere, und niemand denkt, daß es ihm auf dieſem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünſchelruthe beſitze, ſie merken aber nicht, daß ſie mir widerſprechen, wenn ich etwas Vernünftiges

vorbringe, und daß ſie dadurch ſich den Weg abſchneiden zu dem Baum des Erkenntniſſes, wo dieſe prophetiſchen Reiſer zu brechen ſind.“

Ermuthigt an dieſen Geſprächen, überzeugt daß auch ihm durch ſein bisheriges Thun und Denken geglückt in einem weit entlegenen Fache, dem Hauptſinne nach, ſeines Freundes Forderungen ſich gleichzuſtellen, gab er nunmehr Rechenſchaft von der Anwendung ſeiner Zeit, ſeitdem er die Vergünſtigung erlangte die auferlegte Wanderſchaft nicht nach Tagen und Stunden, ſondern dem wahren Zweck einer vollſtändigen Ausbildung gemäß einzutheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälligerweiſe vieles Redens keine Noth, denn ein bedeutendes Ereigniß gab unſerm Freunde Gelegenheit, ſein erworbenes Talent geſchickt und glücklich anzuwenden und ſich der menſchlichen Geſellſchaft als wahrhaft nützlich zu erweiſen.

Welcher Art aber dieß geweſen, dürfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leſer bald, noch ehe er dieſen Band aus den Händen legt, davon genugſam unterrichtet ſeyn wird.

Eilftes Capitel.

Herſilie an Wilhelm.

Die ganze Welt wirft mir ſeit langen Jahren vor, ich ſey ein launig wunderliches Mädchen. Mag ich's doch ſeyn, ſo bin ich's ohne mein Verſchulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben und nun brauche ich Geduld mit mir ſelber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und

Sohn, bald zuſammen, bald wechſelsweiſe, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unſchuldige Alkmene, die von zwei Weſen die einander vorſtellen unablaſſig heimgeſucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu ſagen, und doch ſchreibe ich Ihnen, ſo ſcheint es, nur wenn ich ein Abenteuer zu erzahlen habe; alles übrige iſt auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun alſo zu dem heutigen:

Ich ſitze unter den hohen Linden und mache ſo eben ein Brieftäſchchen fertig, ein ſehr zierliches, ohne deutlichſt zu wiſſen, wer es haben ſoll, Vater oder Sohn, aber gewiß einer von beiden; da kommt ein junger Tabuletkrämer mit Körbchen und Käſtchen auf mich zu, er legitimirt ſich beſcheiden durch einen Schein des Beamten, daß ihm erlaubt ſey auf den Gütern zu hauſiren; ich beſehe ſeine Sächelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren niemand bedarf und die jedermann kauft aus kindiſchem Trieb zu beſitzen und zu vergeuden. Der Knabe ſcheint mich aufmerkſam zu betrachten. Schöne ſchwarze, etwas liſtige Augen, wohlgezeichnete Augenbraunen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug, Sie verſtehen mich, etwas Orientaliſches.

Er thut mancherlei Fragen auf die Perſonen der Familie bezüglich, denen er allenfalls etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne. Herſilie, ſpricht er beſcheiden, wird Herſilie verzeihen, wenn ich eine Botſchaft ausrichte? Ich ſehe ihn verwundert an, er zieht das kleinſte Schiefertäfelchen hervor, in ein weißes Rähmchen gefaßt, wie man ſie im Gebirg für die kindiſchen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, ſehe es beſchrieben und leſe die mit ſcharfem Griffel ſauber eingegrabene Inſchrift:

Felix
liebt
Perſilien.
Der Stallmeiſter
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über das was ich in der Hand halte, mit Augen ſehe, am meiſten darüber, daß das Schickſal ſich faſt noch wunderlicher beweiſen will als ich ſelbſt bin. — Was ſoll das! ſag' ich zu mir, und der kleine Schalk iſt mir gegenwartiger als je, ja es iſt mir als ob ſein Bild ſich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examinire, und erfahre nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zuſammenbringen. Zuletzt verknüpf' ich aus Reden und Widerreden ſo viel, daß der junge Krämer auch die pädagogiſche Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erhandeltes Tafelchen die Inſchrift geſchrieben und ihm für ein Wörtchen Antwort die beſten Geſchenke verſprochen. Er reichte mir ſodann ein gleiches Tafelchen, deren er mehrere in ſeinem Waarenbeſteck vorwies, zugleich einen Griffel, wobei er ſo freundlich drang und bat, daß ich beides annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte, und ſchrieb:

Perſiliens
Gruß
an Felix.
Der Stallmeiſter
halte ſich gut.

Ich betrachtete das Geſchriebene und fühlte Verdruß über den ungeſchickten Ausdruck. Weder Zartlichkeit, noch Geiſt, noch Witz, bloße Verlegenheit, und warum? Vor einem Knaben ſtand ich, an einen Knaben ſchrieb ich; ſollte mich das aus der Faſſung bringen? Ich glaube gar ich ſeufzte und war eben im Begriff das Geſchriebene wegzuwiſchen; aber jener nahm es mir ſo zierlich aus der Hand, bat mich um irgend eine fürſorgliche Einhüllung, und ſo geſchah's, daß ich, weiß ich doch nicht wie's geſchah, das Täfelchen in das Brieftäſchchen ſteckte, das Band darumſchlang, und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, ſich tief verneigend einen Augenblick zauderte, daß ich eben noch Zeit hatte ihm mein Beutelchen in die Hand zu drücken, und mich ſchalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte ſich ſchicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, ſchon verſchwunden, ich begriff nicht recht wie.

Nun iſt es vorüber, ich bin ſchon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden, und glaube kaum an die Erſcheinung. Halte ich nicht das Täfelchen in der Hand? Es iſt gar zu zierlich, die Schrift gar ſchön und ſorgfältig gezogen; ich glaube ich hätte es geküßt, wenn ich die Schrift auszulöſchen nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorſtehendes geſchrieben; was ich aber auch darüber denke will immer nicht fördern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur; dergleichen ſind jetzt im Roman nicht zu entbehren, ſollten ſie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum ſchied er auch vor aufgelöſ'ter Verwirrung? warum hatt' ich nicht Gegenwart des Geiſtes genug, um ihn ſchicklicher Weiſe feſtzuhalten?

Nach einer Pauſe nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntniſſe fortzuſetzen. Die entſchiedene fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben wollte mir ſchmeicheln; da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes ſey, in dieſem Alter nach älteren Frauen ſich umzuſehen. Fürwahr, es giebt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu älteren Frauen. Sonſt, da es mich nicht ſelbſt betraf, lachte ich darüber, und wollte bosshafter Weiſe gefunden haben: es ſey eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der ſie ſich kaum losgeriſſen haben. Jetzt ärgert's mich, mir die Sache ſo zu denken; ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich ſehe ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach welch ein Unterſchied iſt es, ob man ſich oder die andern beurtheilt.

Zwölftes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

Schon Tage geh' ich umher und kann die Feder anzuſetzen mich nicht entſchließen; es iſt ſo mancherlei zu ſagen, mündlich fügte ſich wohl eins ans andere, entwickelte ſich auch wohl leicht eins aus dem andern; laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem allgemeinſten beginnen, es leitet mich doch zuletzt aufs Wunderliche was ich mitzutheilen habe.

Du haſt von dem Jüngling gehört der, am Ufer des Meeres ſpazierend, einen Ruderpflock fand, das Intereſſe das er daran nahm bewog ihn ein Ruder anzuſchaffen, als

nothwendig dazu gehörend. Dieß aber war nun auch weiter nichts nütze; er trachtete ernstlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht sonderlich fördernd, er verschaffte sich Segelstangen und Segel und so nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schiffahrt erforderlich ist. Durch zweckmäßiges Bestreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geschicklichkeit, das Glück begünstigt ihn, er sieht sich endlich als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs und so steigert sich das Gelingen, er gewinnt Wohlhaben, Ansehen und Namen unter den Seefahrern. —

Indem ich nun dich veranlasse diese artige Geschichte wieder zu lesen, muß ich bekennen daß sie nur im weitesten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt dasjenige auszudrücken, was ich vorzutragen habe. Indessen muß ich noch einiges entferntere durchgehen.

Die Fähigkeiten die in dem Menschen liegen, lassen sich eintheilen in allgemeine und besondere, die allgemeinen sind anzusehen als gleichgültig-ruhende Thätigkeiten, die nach Umständen geweckt und zufällig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein, er will nachmachen, nachbilden was er sieht, auch ohne die mindesten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich ist es daher immer, daß er leisten will, was er leisten sieht; das Natürlichste jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beschäftigung ergriffe. Hier ist alles beisammen: eine vielleicht im besondern schon angeborne, in ursprünglicher

Richtung entschiedene Thätigkeit, sodann eine folgerecht stufenweis fortschreitende Uebung und ein entwickeltes Talent das uns nöthigte auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am glücklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Malerstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigner Wahl, in irgend einem andern Fache geleistet hatten.

Da dieses aber auch nicht ist was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden daß wir die Mittelglieder, die Hülfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so flüchtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen können. Hier also zunächst eine der frühsten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, sodann auch von Wällen, dem Glacis und benachbarten

ummauerten Garten. Uns aber einmal, oder vielmehr ſich ſelbſt ins Freie zu führen, hatten unſere Eltern längſt mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verſchobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingſtfeſte ward Einladung und Vorſchlag, denen man nur unter der Bedingung ſich fügte: alles ſo einzuleiten daß man zu Nacht wieder zu Hauſe ſeyn könnte; denn außer ſeinem längſt gewohnten Bette zu ſchlafen, ſchien eine Unmöglichkeit. Die Freuden des Tags ſo eng zu concentriren war freilich ſchwer, zwei Freunde ſollten beſucht und ihre Anſprüche auf ſeltene Unterhaltung befriedigt werden; indeſſen hoffte man mit großer Pünktlichkeit alles zu erfüllen.

Am dritten Feiertag, mit dem frühſten, ſtanden alle munter und bereit, der Wagen fuhr zur beſtimmten Stunde vor, bald hatten wir alles Beſchränkende der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgraben hinter uns gelaſſen, eine freie, weitausgebreitete Welt that ſich vor den Unerfahrnen auf. Das durch einen Nachtregen erſt erfriſchte Grün der Fruchtfelder und Wieſen, das mehr oder weniger hellere der eben aufgebrochenen Strauch- und Baumknospen, das nach allen Seiten hin blendend ſich verbreitende Weiß der Baumblüthe, alles gab uns den Vorſchmack glücklicher paradieſiſcher Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erſte Station, bei einem würdigen Geiſtlichen. Freundlichſt empfangen konnten wir bald gewahr werden, daß die aufgehobene kirchliche Feier den Ruhe und Freiheit ſuchenden Gemüthern nicht entnommen war. Ich betrachtete den ländlichen Haushalt zum erſtenmal mit freudigem Antheil; Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung, ſelbſt der widrig anzuſchauende Unrath ſchien das Unentbehrlichſte im ganzen Kreiſe: ſorgfältig war er geſammelt und gewiſſermaßen zierlich

aufbewahrt. Doch dieſer auf das Neue und doch Bekannte gerichtete friſche Blick ward gar bald auf ein Genießbares gelenkt; appetitliche Kuchen, friſche Milch, und ſonſt mancher ländliche Leckerbiſſen ward von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beſchäftigten ſich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlaſſend, in dem angränzenden Baumſtück ein Geſchäft zu vollbringen das eine alte wohlgeſinnte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie ſollten nämlich ſo viel Schluſſelblumen als möglich ſammeln und ſolche vertraulich mit zur Stadt bringen, indem die haushaltende Matrone gar allerlei geſundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieſer Beſchäftigung auf Wieſen, an Rändern und Zäunen hin und wieder liefen, geſellten ſich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft geſammelter Frühlingsblumen ſchien immer erquickender und balſamiſcher zu werden.

Wir hatten nun ſchon ſo eine Maſſe Stengel und Blüthen zuſammengebracht, daß wir nicht wußten wo mit hin: man fing jetzt an die gelblichen Röhrenkronen auszuzupfen: denn um ſie war es denn eigentlich doch nur zu thun, jeder ſuchte in ſein Hütchen, ſein Mützchen möglichſt zu ſammeln.

Der ältere dieſer Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fiſchers, den dieſes Blumengetändel nicht zu freuen ſchien, ein Knabe der mich bei ſeinem erſten Auftreten gleich beſonders angezogen hatte, lud mich ein mit ihm nach dem Fluß zu gehen, der, ſchon anſehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wir ſetzten uns mit ein paar Angelruthen an eine ſchattige Stelle, wo im tiefen ruhig klaren Waſſer gar manches Fiſchlein ſich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es zu thun,

wie der Köder am Angel zu befeſtigen ſey, und es gelang mir einigemal hintereinander die kleinſten dieſer zarten Geſchöpfe wider ihren Willen in die Luft herauszuſchnellen. Als wir nun ſo zuſammen aneinander gelehnt beruhigt ſaßen, ſchien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerkſam, der von unſerer Seite ſich in den Strom hineinerſtreckte. Da ſey die ſchönſte Gelegenheit zu baden. Er könne, rief er, endlich aufſpringend, der Verſuchung nicht widerſtehen, und ehe ich mich's verſah war er unten, ausgezogen und im Waſſer.

Da er ſehr gut ſchwamm verließ er bald die ſeichte Stelle, übergab ſich dem Strom und kam bis an mich in dem tieferen Waſſer heran; mir war ganz wunderlich zu Muthe geworden. Grashupfer tanzten um mich her, Ameiſen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den Zweigen und goldſchimmernde Sonnenjungfern, wie er ſie genannt hatte, ſchwebten und ſchwankten geiſterartig zu meinen Füßen, eben als jener einen großen Krebs zwiſchen Wurzeln hervorholend ihn luſtig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorſtehendem Fange geſchickt zu verbergen. Es war umher ſo warm und ſo feucht, man ſehnte ſich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab ins kühlere Waſſer. Da war es denn ihm leicht mich hinunter zu locken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderſtehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu ſich die Scheu vor dem unbekannten Elemente geſellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet wagt' ich mich ſachte ins Waſſer, doch nicht tiefer als es der leiſe abhangige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte ſich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er ſich heraushob, ſich aufrichtete im höheren Sonnenſchein ſich

abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet, so schön war die menschliche Gestalt von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegeneinander, unsere Gemüther zogen sich an und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit als die Gesellschaft den angenehmen Fußweg durch Busch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich, wir schienen schon unzertrennlich: als ich aber halbwegs um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin, mit stiller Bemerkung des Unschicklichen, dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag: er solle seinem rückkehrenden Vater ja sagen, sie müsse bei ihrer Nachhausekunft nothwendig schöne Krebse verfinden, die sie den Gästen als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft gelangte nunmehr zum Amthause, wo wir auch einen ländlichen Zustand antrafen, doch höherer Art. Ein durch die Schuld der überthätigen Hausfrau sich verspätendes Mittagessen machte mich nicht ungeduldig, denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Ziergarten, wohin die Tochter, etwas jünger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir höchst unterhaltend. Frühlingsblumen aller Art standen in zierlich gezeichneten Feldern, sie ausfüllend oder ihre Ränder schmückend. Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmüthig, wir gingen vertraulich zusammen, faßten uns bald bei der Hand und schienen nichts besseres zu

wünſchen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, ſo an gereihten Narciſſen und Jonquillen; ſie zeigte mir verſchiedene Stellen, wo eben die herrlichſten Hyacinthenglocken ſchon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahrszeiten geſorgt; ſchon grünten die Büſche der künftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Nelkenſtöcke verwendete Sorgfalt verſprach den mannichfaltigſten Flor; näher aber knospete ſchon die Hoffnung vielblumiger Lilienſtengel gar weislich zwiſchen Roſen vertheilt. Und wie manche Laube verſprach nicht zunächſt mit Geisblatt, Jasmin, reben- und rankenartigen Gewächſen zu prangen und zu ſchatten.

Betracht' ich nach ſo viel Jahren meinen damaligen Zuſtand, ſo ſcheint er mir wirklich beneidenswerth. Unerwartet, in demſelbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefühl von Freundſchaft und Liebe. Denn als ich ungern Abſchied nahm von dem ſchönen Kinde, tröſtete mich der Gedanke, dieſe Gefühle meinem jungen Freunde zu eröffnen, zu vertrauen und ſeiner Theilnahme zugleich mit dieſen friſchen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, ſo darf ich wohl bekennen: daß im Laufe des Lebens mir jenes erſte Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles übrige was uns nachher zu den Sinnen kommt nur Copien zu ſeyn ſcheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlich urſprünglichen Geiſtes und Sinnes ermangeln.

Wie müßten wir verzweifeln das Aeußere so kalt, so leblos zu erblicken, wenn nicht in unserm Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschönen eine schöpferische Kraft erweist.

Es dämmerte schon als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten versprochen hatte. Ich strengte die Sehkraft möglichst an um seine Gegenwart zu erforschen; als es mir nicht gelingen wollte lief ich ungeduldig der langsam schreitenden Gesellschaft voraus, rannte durchs Gebüsche hin und wieder. Ich rief, ich ängstigte mich; er war nicht zu sehen und antwortete nicht; ich empfand zum erstenmal einen leidenschaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte sich in mir die unmäßige Forderung vertraulicher Zuneigung, schon war es ein unwiderstehlich Bedürfniß meinen Geist von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlösen, die sie in mir aufgeregt hatte. Es war voll, der Mund lispelte schon um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundschaft, wegen vernachlässigter Zusage.

Bald aber sollten mir schwerere Prüfungen zugedacht seyn. Aus den ersten Häusern des Ortes stürzten Weiber schreiend heraus, heulende Kinder folgten, niemand gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Eckhaus sahen wir einen Trauerzug herumziehen, er bewegte sich

langſam die lange Straße hin; es ſchien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geſchrei dauerte fort, es vermehrte ſich, die Menge lief zuſammen. Sie ſind ertrunken, alle ſämmtlich ertrunken! Der! wer? welcher? Die Mütter, die ihre Kinder um ſich ſahen, ſchienen getröſtet. Aber ein ernſter Mann trat heran und ſprach zur Pfarrerin: unglücklicherweiſe bin ich zu lange außen geblieben, ertrunken iſt Adolph ſelbfunfe, er wollte ſein Verſprechen halten und meins. Der Mann, der Fiſcher ſelbſt war es, ging weiter dem Zuge nach, wir ſtanden erſchreckt und erſtarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „hier die Krebſe, Frau Pfarrerin," und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entſetzte ſich davor wie vor dem Schädlichſten, man fragte, man forſchte und erfuhr ſo viel: dieſer letzte Kleine war am Ufer geblieben, er las die Krebſe auf die ſie ihm von unten zuwarfen. Alsdann aber nach vielem Fragen und Wiederfragen erfuhr man: Adolph mit zwei verſtändigen Knaben ſey unten am und im Waſſer hingegangen, zwei andere jüngere haben ſich ungebeten dazu geſellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten geweſen. Nun waren über eine ſteinige gefährliche Stelle die erſten faſt hinaus, die letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer einer den andern hinunter; ſo geſchah es zuletzt auch dem Vorderſten und alle ſtürzten in die Tiefe. Adolph, als guter Schwimmer, hatte ſich gerettet, alles aber hielt in der Angſt ſich an ihn, er ward niedergezogen. Dieſer Kleine ſodann war ſchreiend ins Dorf gelaufen ſeinen Sack mit Krebſen feſt in den Händen. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufallig ſpat rückkehrende Fiſcher dorthin; man hatte ſie nach und nach herausgezogen, todt gefunden und nun trug man ſie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehause zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Pfade des Todes; ich folgte leidenschaftlich, man wollte mich nicht einlassen; ich war im schrecklichsten Zustande. Ich umging das Haus und rastete nicht; endlich ersah ich meinen Vortheil und sprang zum offenen Fenster hinein.

Im dem großen Saale, wo Versammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückseligen auf Stroh, nackt, ausgestreckt, glänzendweiße Leiber, auch bei düsterm Lampenschein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wüßte nicht von meinem Zustand zu sagen, ich weinte bitterlich und überschwemmte seine breite Brust mit unendlichen Thränen. Ich hatte etwas von Reiben gehört das in solchem Falle hülfreich seyn sollte, ich rieb meine Thränen ein und belog mich mit der Wärme, die ich erregte. In der Verwirrung dacht' ich ihm Athem einzublasen, aber die Perlenreihen seiner Zähne waren fest verschlossen, die Lippen auf denen der Abschiedskuß noch zu ruhen schien, versagten auch das leiseste Zeichen der Erwiederung. An menschlicher Hülfe verzweifelnd wandt' ich mich zum Gebet, ich flehte, ich betete, es war mir als wenn ich in diesem Augenblicke Wunder thun müßte, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Nähe schwebende wieder hineinzulocken.

Man riß mich weg; weinend, schluchzend saß ich im Wagen und vernahm kaum was die Eltern sagten: unsere Mutter, was ich nachher so oft wiederholen hörte, hatte sich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indessen eingeschlafen und erwachte verdüstert am späten Morgen in einem räthselhaften verwirrten Zustande.

Als ich mich aber zum Frühstück begab, fand ich Mutter,

Tante und Köchin in wichtiger Berathung. Die Krebse sollten nicht gesotten, nicht auf den Tisch gebracht werden; der Vater wollte eine so unmittelbare Erinnerung an das nächst vergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante schien sich dieser seltenen Geschöpfe eifrigst bemächtigen zu wollen, schalt aber nebenher auf mich, daß wir die Schlüsselblumen mitzubringen versäumt; doch schien sie sich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durcheinander kriechenden Mißgestalten ihr zu beliebiger Verfügung übergab, worauf sie denn deren weitere Behandlung mit der Köchin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieser Scene klar zu machen, muß ich von dem Charakter und dem Wesen dieser Frau das Nähere vermelden: Die Eigenschaften, von denen sie beherrscht wurde, konnte man, sittlich betrachtet, keineswegs rühmen; und doch brachten sie, bürgerlich und politisch angesehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig, denn es dauerte sie jeder baare Pfennig den sie aus der Hand geben sollte, und sah sich überall für ihre Bedürfnisse nach Surrogaten um, welche man umsonst, durch Tausch oder irgend eine Weise beischaffen konnte. So waren die Schlüsselblumen zum Thee bestimmt, den sie für gesünder hielt als irgend einen chinesischen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es sey nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arzenei, man brauche sich deßhalb nicht an fremde Länder zu wenden. So besorgte sie in einem kleinen Garten alles, was nach ihrem Sinn die Speisen schmackhaft mache und Kranken zuträglich wäre: sie besuchte keinen fremden Garten ohne dergleichen von da mitzubringen.

Diese Gesinnung und was daraus folgte konnte man ihr sehr gerne zugeben, da ihre emsig gesammelte Baarschaft der Familie doch endlich zu gute kommen sollte; auch wußten

Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und förderlich zu seyn.

Eine andere Leidenschaft jedoch, eine thatige, die sich unermüdet geschaftig hervorthat, war der Stolz, für eine bedeutende einflußreiche Person gehalten zu werden. Und sie hatte fürwahr diesen Ruhm sich verdient und erreicht; denn die sonst unnützen, sogar oft schadlichen unter Frauen obwaltenden Klatschereien wußte sie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles was in der Stadt vorging, und daher auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete sich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den sie sich nicht zu mischen gewußt hatte, welches ihr um desto mehr gelang als sie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu steigern wußte. Manche Heirath hatte sie geschlossen, wobei wenigstens der eine Theil vielleicht zufrieden blieb. Was sie aber am meisten beschaftigte, war das Fördern und Befördern solcher Personen, die ein Amt, eine Anstellung suchten, wodurch sie sich denn wirklich eine große Anzahl Clienten erwarb, deren Einfluß sie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Wittwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen strengen Mannes, hatte sie denn doch gelernt, wie man diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitlaufigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, sey zunachst bemerkt, daß sie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Er war geizig gleich ihr, und zu seinem Unglück eben so speiselustig und genaschig. Ihm also unter irgend einem Vorwande ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erste Sorge. Sein

Gewiſſen war nicht das zarteſte, aber auch ſein Muth, ſeine Verwegenheit mußte in Anſpruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerſtand ſeiner Collegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die ſie ihm entgegenſetzten, übertäuben ſollte.

Nun war gerade der Fall, daß ſie einen Unwürdigen begünſtigte; ſie hatte das möglichſte gethan ihn einzuſchieben; die Angelegenheit hatte für ſie eine günſtige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Krebſe, dergleichen man freilich ſelten geſehen, glücklicherweiſe zu Statten. Sie ſollten ſorgfaltig gefüttert und nach und nach dem hohen Gönner, der gewöhnlich ganz allein ſehr karglich ſpeiſ'te, auf die Tafel gebracht werden.

Uebrigens gab der unglückliche Vorfall zu manchen Geſprachen und geſelligen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der erſten, der ſeine Betrachtung, ſeine Sorge, über die Familie, über die Stadt hinaus zu erſtrecken durch einen allgemein wohlwollenden Geiſt getrieben war. Die großen Hinderniſſe, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegen ſtanden, zu beſeitigen, war er mit verſtändigen Aerzten und Polizeiverwandten bemüht. Größere Sorgfalt in den Hoſpitälern, menſchlichere Behandlung der Gefangenen und was ſich hieran ferner ſchließen mag, machte das Geſchäft wo nicht ſeines Lebens, doch ſeines Leſens und Nachdenkens; wie er denn auch ſeine Ueberzeugung überall ausſprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er ſah die bürgerliche Geſellſchaft, welcher Staatsform ſie auch untergeordnet wäre, als einen Naturzuſtand an, der ſein Gutes und ſein Böſes habe, ſeine gewöhnlichen Lebensläufe, abwechſelnd reiche und kümmerliche Jahre, nicht weniger zufällig und unregelmäßig, Hagelſchlag, Waſſerfluthen

und Brandſchaden; das Gute ſey zu ergreifen und zu nutzen, das Böſe abzuwenden oder zu ertragen; nichts aber, meinte er, ſey wünſchenswerther als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder andern Bedingung.

In Gefolg einer ſolchen Gemüthsart mußte er nun beſtimmt werden, eine ſchon früher angeregte, wohlthätige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen; es war die Wiederbelebung der für todt Gehaltenen, auf welche Weiſe ſich auch die äußern Zeichen des Lebens möchten verloren haben. Bei ſolchen Geſprächen erhorchte ich mir nun, daß man bei jenen Kindern das Umgekehrte verſucht und angewendet, ja ſie gewiſſermaßen erſt ermordet; ferner hielt man dafür, daß durch einen Aderlaß vielleicht ihnen allen wäre zu helfen geweſen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit verſäumen, alles zu lernen was in ſolchem Falle nöthig ware, beſonders das Aderlaſſen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit ſich fort. Das Bedürfniß nach Freundſchaft und Liebe war aufgeregt, überall ſchaut' ich mich um es zu befriedigen. Indeſſen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geiſt durch das Theater übermäßig beſchäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieſer umſtändlichen Erzahlung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht ans Ziel meiner Abſicht gelangt ſey, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was ſoll ich da ſagen! wie kann ich mich entſchuldigen! Allenfalls hätte ich folgendes vorzubringen: Wenn es dem Humoriſten erlaubt iſt, das Hundertſte ins Tauſendſte durcheinander zu werfen, wenn er

kecklich seinem Leser überläßt, das was allenfalls daraus zu nehmen sey in halber Bedeutung endlich aufzufinden, sollte es dem Verständigen, dem Vernünftigen nicht zustehen auf eine seltsam scheinende Weise rings umher nach vielen Punkten hinzuwirken, damit man sie in Einem Brennpunkte zuletzt abgespiegelt und zusammengefaßt erkenne, einsehen lerne wie die verschiedensten Einwirkungen den Menschen umringend zu einem Entschluß treiben, den er auf keine andere Weise, weder aus innerm Trieb noch äußerm Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem mannichfaltigen, was mir noch zu sagen übrig bleibt, habe ich die Wahl, was ich zuerst vornehmen will; aber auch dieß ist gleichgültig, du mußt dich eben in Geduld fassen, lesen und weiter lesen, zuletzt wird denn doch auf einmal hervorspringen und dir ganz natürlich scheinen was mit einem Worte ausgesprochen dir höchst seltsam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad daß du nachher diesen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hättest schenken mögen.

Um nun aber einigermaßen in die Richte zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpflock umsehen und eines Gesprächs gedenken, das ich mit unserem geprüften Freunde, Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz besonderer Erweckung eigner Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. Die Angelegenheiten unseres Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der sich nicht berechnen läßt. Du erinnerst dich gewiß jenes Bestecks, das euer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als du dich mir, wie ich verwundet im Walde hingestreckt lag, hülfreich naherteſt? Es leuchtete mir damals dergestalt in die Augen und

machte einen so tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngeren wiederfand. Dieser legte keinen besondern Werth darauf; die Instrumente sämmtlich hatten sich in neuerer Zeit verbessert und waren zweckmäßiger eingerichtet, und ich erlangte jenes um desto eher, als ihm die Anschaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber desto sicherer zu tröstlicher Erinnerung: Es war Zeuge des Augenblicks wo mein Glück begann, zu dem ich erst durch großen Umweg gelangen sollte.

Zufällig sah es Jarno, als wir bei dem Köhler übernachteten, der es alsobald erkannte, und auf meine Erklärung erwiederte: „Ich habe nichts dagegen," sprach er, „daß man sich einen solchen Fetisch aufstellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgültigen Umstandes, es hebt uns empor als etwas das auf ein Unbegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermuthigt unsere Hoffnungen; aber schöner wäre es, wenn du dich durch jene Werkzeuge hättest anreizen lassen, auch ihren Gebrauch zu verstehen und dasjenige zu leisten was sie stumm von dir fordern."

„Laß mich bekennen," versetzte ich darauf, „daß mir dieß hundertmal eingefallen ist; es regte sich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen ließ." Ich erzählte ihm hierauf die Geschichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gehört, ihnen wäre zu helfen gewesen wenn man ihnen zur Ader gelassen hätte; ich nahm mir vor es zu lernen, doch jede Stunde löschte den Vorsatz aus.

„So ergreif ihn jetzt," versetzte jener, „ich sehe dich schon so lange mit Angelegenheiten beschäftigt, die des Menschen

Geiſt, Gemüth, Herz, und wie man das alles nennt, betreffen und ſich darauf beziehen; allein was haſt du dabei für dich und andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigne Fehler gerathen, ſie zu heilen vermag der Verſtand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entſchloſſene Thätigkeit hingegen alles. Hier wirkt jeder mit und auf ſich ſelbſt, das haſt du an dir, haſt es an andern erfahren."

Mit heftigen und bittern Worten, wie er gewohnt iſt, ſetzte er mir zu und ſagte manches harte das ich nicht wiederholen mag. Es ſey nichts der Mühe werth, ſchloß er endlich, zu lernen und zu leiſten, als dem Geſunden zu helfen, wenn er durch irgend einen Zufall verletzt ſey; durch einſichtige Behandlung ſtelle ſich die Natur leicht wieder her, die Kranken müſſe man den Aerzten überlaſſen, niemand aber bedürfe eines Wundarztes mehr als der Geſunde. In der Stille des Landlebens, im engſten Kreis der Familie ſey er eben ſo willkommen als in und nach dem Getümmel der Schlacht; in den ſüßeſten Augenblicken wie in den bitterſten und gräßlichſten; überall walte das böſe Geſchick grimmiger als der Tod, und eben ſo rückſichtslos, ja noch auf eine ſchmählichere, Luſt und Leben verletzende Weiſe.

Du kennſt ihn und denkſt ohne Anſtrengung, daß er mich ſo wenig als die Welt ſchonte. Am ſtärkſten aber lehnte er ſich auf das Argument, das er im Namen der großen Geſellſchaft gegen mich wendete. „Narrenpoſſen," ſagte er, „ſind eure allgemeine Bildung und alle Anſtalten dazu. Daß ein Menſch etwas ganz entſchieden verſtehe, vorzüglich leiſte, wie nicht leicht ein anderer in der nächſten Umgebung, darauf kommt es an, und beſonders in unſerm Verbande ſpricht es ſich von ſelbſt aus. Du biſt gerade in einem Alter, wo man ſich mit Verſtande etwas vorſetzt, mit Einſicht das Vorliegende

beurtheilt, es von der rechten Seite angreift, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt."

Was soll ich nun weiter fortfahren auszusprechen was sich von selbst versteht! Er machte mir deutlich, daß ich Dispensation von dem so wunderlich gebotenen unstaten Leben erhalten könne; es werde jedoch schwer seyn es für mich zu erlangen. „Du bist von der Menschenart," sprach er, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen solchen wird die unstate Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen. Willst du dich ernstlich dem göttlichsten aller Geschäfte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu thun, so verwende ich mich für dich." So sprach er hastig und fügte hinzu was seine Beredsamkeit noch alles für gewaltige Gründe vorzubringen wußte.

Hier nun bin ich geneigt zu enden, zunächst aber sollst du umständlich erfahren wie ich die Erlaubniß, an bestimmten Orten mich länger aufhalten zu dürfen, benutzt habe, wie ich in das Geschäft, wozu ich immer eine stille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug! bei dem großen Unternehmen, dem ihr entgegen geht, werd' ich als ein nützliches, als ein nöthiges Glied der Gesellschaft erscheinen und euren Wegen, mit einer gewissen Sicherheit, mich anschließen; mit einigem Stolze, denn es ist ein löblicher Stolz eurer werth zu seyn.

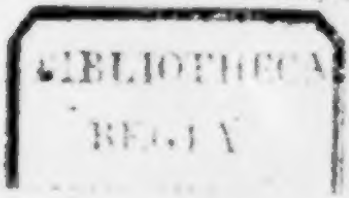

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Neunzehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

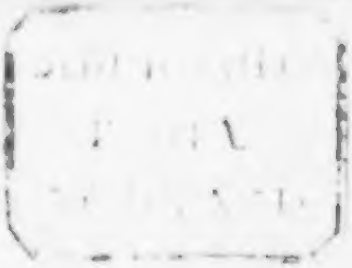

Vermiſchte Werke

von

Goethe.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

1819.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Meisters Wanderjahre, Schluß	1
Reise der Söhne Megaprazon's	185
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten	207
Die alten Weiber	351
Novelle.	363

Wilhelm Meiſters Wanderjahre

oder

die Entſagenden.

Drittes Buch.

MÜNCHEN

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Nach allem diesem, und was daraus erfolgen mochte, war nun Wilhelms erstes Anliegen sich den Verbündeten wieder zu nähern und mit irgend einer Abtheilung derselben irgendwo zusammen zu treffen. Er zog daher sein Täfelchen zu Rath und begab sich auf den Weg der ihn vor andern ans Ziel zu führen versprach. Weil er aber den günstigsten Punkt zu erreichen, quer durchs Land gehen mußte, so sah er sich genöthigt die Reise zu Fuße zu machen und das Gepäck hinter sich her tragen zu lassen. Für seinen Gang aber ward er auf jedem Schritte reichlich belohnt, indem er unerwartet ganz allerliebste Gegenden antraf; es waren solche wie sie das letzte Gebirg gegen die Fläche zu bildet, bebuschte Hügel, die sanften Abhänge haushälterisch benutzt, alle Flächen grün, nirgends etwas Steiles, Unfruchtbares und Ungepflügtes zu sehen. Nun gelangte er zum Hauptthale, worein die Seitenwasser sich ergossen; auch dieses war sorgfältig bebaut, anmuthig übersehbar, schlanke Bäume bezeichneten die Krümmung des durchziehenden Flusses und einströmender Bäche, und als die Charte, seinen Wegweser, vornahm, sah er zu seiner Verwunderung, daß die gezogene Linie dieses Thal

gerade durchschnitt und er sich also vorerst wenigstens auf rechtem Weg befinde.

Ein altes, wohlerhaltenes, zu verschiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte sich auf einem bebuschten Hügel; am Fuße desselben zog ein heiterer Flecken sich hin mit vorstehendem in die Augen fallendem Wirthshaus; auf letzteres ging er zu, und ward zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit Entschuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Gesellschaft nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gasthof auf einige Zeit gemiethet habe; deßwegen er alle Gaste in die ältere, weiter hinausliegende Herberge verweisen müsse. Nach einer kurzen Unterredung schien der Mann sich zu bedenken und sagte: „zwar findet sich jetzt niemand im Hause, doch es ist eben Sonnabend und der Vogt kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und seine Bestellungen für das Nächste macht. Wahrlich es ist eine schickliche Ordnung unter diesen Männern und eine Lust mit ihnen zu verkehren, ob sie gleich genau sind, denn man hat zwar keinen großen aber einen sichern Gewinn.“ Er hieß darauf den neuen Gast in dem obern großen Vorsaal sich gedulden und was ferner sich ereignen möchte, abwarten.

Hier fand nun der Herantretende einen weiten saubern Raum, außer Banken und Tischen, völlig leer; desto mehr verwunderte er sich eine große Tafel über einer Thüre angebracht zu sehen, worauf die Worte in goldnen Buchstaben zu lesen waren: Ubi homines sunt modi sunt; welches wir Deutsch erklären, daß da wo Menschen in Gesellschaft zusammen treten, sogleich die Art und Weise wie sie zusammen seyn und bleiben mögen, sich ausbilde. Dieser Spruch gab unserm Wandrer zu denken, er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er das hier bekräftigt fand, was er mehrmals

in ſeinem Leben als vernünftig und förderſam erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der Vogt, welcher, von dem Wirthe vorbereitet, nach einer kurzen Unterredung und keinem ſonderlichen Ausforſchen ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drei Tage zu bleiben, an allem, was vorgehen möchte, ruhig Theil zu nehmen, und es geſchehe was wolle nicht nach der Urſache zu fragen, ſo wenig als beim Abſchied nach der Zeche. Das alles mußte der Reiſende ſich gefallen laſſen, weil der Beauftragte in keinem Punkte nachgeben konnte.

Eben wollte der Vogt ſich entfernen, als ein Geſang die Treppe herauf ſcholl; zwei hübſche junge Männer kamen heran, denen jener durch ein einfaches Zeichen zu verſtehen gab, der Gaſt ſey aufgenommen. Ihren Geſang nicht unterbrechend begrüßten ſie ihn freundlich, duettirten gar anmuthig und man konnte ſehr leicht bemerken, daß ſie völlig eingeübt und ihrer Kunſt Meiſter ſeyen. Als Wilhelm die aufmerkſamſte Theilnahme bewies, ſchloſſen ſie und fragten: ob ihm nicht auch manchmal ein Lied bei ſeinen Fußwanderungen einfalle und das er ſo vor ſich hin ſinge? „Mir iſt zwar von der Natur," verſetzte Wilhelm, „eine glückliche Stimme verſagt, aber innerlich ſcheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmiſches vorzuflüſtern, ſo daß ich mich beim Wandern jedesmal im Tact bewege und zugleich leiſe Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das ſich mir auf eine oder die andere Weiſe gefällig vergegenwärtigt."

„Erinnert ihr euch eines ſolchen, ſo ſchreibt es uns auf," ſagten jene; „wir wollen ſehen ob wir euren ſingenden Dämon zu begleiten wiſſen;" er nahm hierauf ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel und übergab ihnen folgendes:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Auch dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, sey's in Liebe,
Und dein Leben sey die That.

Nach kurzem Bedenken ertönte sogleich ein freudiger dem Wanderschritt angemessener Zweigesang, der, bei Wiederholung und Verschrankung immer fortschreitend, den Hörenden mit hinriß; er war im Zweifel, ob dieß seine eigne Melodie, sein fruheres Thema, oder ob sie jetzt erst so angepaßt sey, daß keine andere Bewegung denkbar ware. Die Sanger hatten sich eine Zeit lang auf diese Weise vergnuglich ergangen, als zwei tuchtige Bursche herantraten, die man an ihren Attributen sogleich für Maurer anerkannte, zwei aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Diese viere, ihr Handwerkszeug sachte niederlegend, horchten dem Gesang und fielen bald gar sicher und entschieden in denselben mit ein, so daß eine vollstandige Wandergesellschaft über Berg und Thal dem Gefuhl dahin zu schreiten schien, und Wilhelm glaubte nie etwas so Anmuthiges, Herz und Sinn Erhebendes vernommen zu haben. Dieser Genuß jedoch sollte noch erhöht und bis zum Letzten gesteigert werden, als eine riesenhafte Figur die Treppe herauf steigend einen starken festen Tritt mit dem besten Willen kaum zu maßigen im Stande war. Ein schwer bepacktes Reff setzte er sogleich in die Ecke, sich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfing, worüber die andern lachten, ohne jedoch aus ihrem Gesang zu fallen.

Sehr überraſcht aber fand ſich Wilhelm, als mit einer ungeheuren Baßſtimme dieſes Enakskind gleichfalls einzufallen begann. Der Saal ſchütterte und bedeutend war es, daß er den Refrain an ſeinem Theile ſogleich verändert und zwar dergeſtalt ſang:

Du im Leben nichts verſchiebe;
Sey dein Leben That um That!

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß er das Tempo zu einem langſameren Schritt herniederziehe und die Uebrigen nöthige ſich ihm zu fügen. Als man zuletzt geſchloſſen und ſich genugſam befriedigt hatte, warfen ihm die andern vor, als wenn er getrachtet habe ſie irre zu machen. „Keineswegs," rief er aus, „ihr ſeyd es die ihr mich irre zu machen gedenkt, aus meinem Schritt wollt ihr mich bringen, der gemäßigt und ſicher ſeyn muß, wenn ich mit meiner Bürde bergauf bergab ſchreite und doch zuletzt zur beſtimmten Stunde eintreffen und euch befriedigen ſoll."

Einer nach dem andern ging nunmehr zu dem Vogt hinein und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angeſehen ſey, wornach er ſich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwiſchenzeit kamen ein Paar muntere ſchöne Knaben, eine Tafel in der Geſchwindigkeit zu bereiten, mäßig mit Speiſe und Wein zu beſetzen, worauf der heraustretende Vogt ſie nunmehr alle ſich mit ihm niederzulaſſen einlud. Die Knaben warteten auf, vergaßen ſich aber auch nicht und nahmen ſtehend ihren Antheil dahin. Wilhelm erinnerte ſich ähnlicher Scenen, da er noch unter den Schauſpielern hauſ'te, doch ſchien ihm die gegenwärtige Geſellſchaft viel ernſter, nicht zum Scherz auf Schein, ſondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet.

Das Geſpräch der Handwerker mit dem Vogt belehrte den Gaſt hierüber aufs klarſte. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein gewaltſamer Brand die anmuthigſte Landſtadt in Aſche gelegt hatte; nicht weniger hörte man, daß der wackere Vogt mit Anſchaffung des Holzes und ſonſtiger Baumaterialien beſchäftigt ſey, welches dem Gaſt um ſo räthſelhafter vorkam, als ſämmtliche Männer hier, nicht wie Einheimiſche, ſondern wie Vorüberwandernde, ſich in allem Uebrigen ankündigten. Zum Schluſſe der Tafel holte St. Chriſtoph, ſo nannten ſie den Rieſen, ein beſeeltes gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Geſang hielt noch einige Zeit die Geſellſchaft für das Ohr zuſammen, die dem Blick bereits auseinander gegangen war; worauf denn Wilhelm in ein Zimmer geführt wurde von der anmuthigſten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war ſchon herauf und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Buſen unſeres Wanderers. Die Geiſter aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber, beſonders aber war ihm Lenardo's Bild ſo lebendig, daß er ihn unmittelbar vor ſich zu ſehen glaubte. Dieß alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichſten Laut beinahe erſchreckt ware. Es klang aus der Ferne her und doch ſchien es im Hauſe ſelbſt zu ſeyn, denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu ſeiner größten Kraft ſtieg. Wilhelm, der ſonſt ein zartes Ohr hatte alle Töne zu unterſcheiden, konnte doch ſich für nichts beſtimmen, er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor lauter Umfang keinen entſchiedenen Ton von ſich giebt. Ob dieſes Nachtſchrecken gegen Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, iſt ſchwer auszumitteln; genug,

er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig erweckt.

Kaum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschultriger, auch behender Mann, der sich durch ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und sich bereitete Wilhelmen diesen so erwünschten Dienst zu leisten. Uebrigens schwieg er still, und das Geschäft war mit sehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von sich gegeben hatte. Wilhelm begann daher und sprach: „Eure Kunst versteht ihr meisterlich und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Messer jemals an meinen Wangen gefühlt hatte, zugleich scheint ihr aber die Gesetze der Gesellschaft genau zu beobachten."

Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, schlich der Schweigsame zur Thüre hinaus. „Wahrlich!" rief ihm Wilhelm nach: „ihr seyd jener Rothmantel, wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling; es ist euer Glück, daß ihr den Gegendienst von mir nicht verlangen wollt, ihr würdet euch dabei schlecht befunden haben."

Kaum hatte dieser wunderliche Mann sich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für diesen Mittag eine Einladung ausrichtend, welche gleichfalls ziemlich seltsam klang: das Band, so sagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denselben zum Mittagsmahle und freue sich der Hoffnung mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte sich ferner nach dem Befinden des Gastes und wie er mit der Bewirthung zufrieden sey; der denn von allem was ihm begegnet war nur mit

Leb sprechen konnte. Freilich hatte er sich gern bei diesem Manne, wie vorher bei dem schweigsamen Barbier, nach dem entsetzlichen Ton erkundigt, der ihn diese Nacht, wo nicht geängstigt, doch beunruhigt hatte; seines Angelöbnisses jedoch eingedenk enthielt er sich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu seyn, aus Neigung der Gesellschaft oder zufällig, nach seinen Wünschen belehrt zu werden.

Als der Freund sich allein befand, dachte er über die wunderliche Person erst nach, die ihn hatte einladen lassen, und wußte nicht recht was er daraus machen sollte. Einen oder mehrere Vorgesetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor. Uebrigens war es so still um ihn her, daß er nie einen stilleren Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und ging nach dem Städtchen zu. Die Messe war eben geendigt und unter den sich herausdrängenden Einwohnern und Landleuten erblickte er drei Bekannte von gestern, einen Zimmergesellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den protestantischen Gottesverehrern gerade die drei andern. Wie die übrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt, so viel aber getraute er sich zu schließen, daß in dieser Gesellschaft eine entschiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam demselben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Vorsaal zu führen, wo er ihn niedersitzen hieß. Viele Personen gingen vorbei, in einen anstoßenden Saalraum hinein. Die schon bekannten waren darunter zu sehen, selbst St. Christoph schritt vorüber; alle grüßten den Vogt und den Ankömmling. Was dem Freund dabei am meisten auffiel, war daß er nur Handwerker zu sehen glaubte, alle nach gewohnter Weise, aber

höchſt reinlich gekleidet; wenige die er allenfalls für Kanzlei-verwandte gehalten hatte.

Als nun keine neuen Gäſte weiter zudrangen, führte der Vogt unſern Freund durch die ſtattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unüberſehbare Tafel gedeckt, an deren unterem Ende er vorbei geführt wurde, nach oben zu, wo er drei Perſonen quer vorſtehen ſah. Aber von welchem Erſtaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Lenardo, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieſer Ueberraſchung hatte man ſich noch nicht erholt, als ein zweiter Wilhelmen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und ſich als den wunderlichen Friedrich, Nataliens Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete ſich über alle Gegenwärtigen; ein Freud- und Segensruf erſcholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man ſich geſetzt, ward alles ſtill und das Gaſtmahl mit einer gewiſſen Feierlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenardo ein Zeichen, zwei Sänger ſtanden auf und Wilhelm verwunderte ſich ſehr, ſein geſtriges Lied wiederholt zu hören, das wir, der nächſten Folge wegen, hier wieder einzurücken für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, ſey's in Liebe,
Und dein Leben ſey die That.

Kaum hatte dieſer Zwiegeſang, von einem gefällig mäßigen

Chor begleitet, ſich zum Ende geneigt, als gegenüber ſich zwei andere Sänger ungeſtüm erhuben, welche mit ernſter Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortſetzten, zur Verwunderung des Ankömmlings aber ſich alſo vernehmen ließen:

Denn die Bande ſind zerriſſen,
Das Vertrauen iſt verletzt;
Kann ich ſagen, kann ich wiſſen,
Welchem Zufall ausgeſetzt
Ich nun ſcheiden, ich nun wandern,
Wie die Wittwe trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden ſoll!

Der Chor, in dieſe Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Chriſtoph, vom untern Ende der Tafel her, gar bald unterſcheiden. Beinahe furchtbar ſchwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte, bei Gewandtheit der Sänger, etwas Jugendhaftes in das Ganze, daß es unſerm Freunde wie ſchauderhaft auffiel. Wirklich ſchienen alle völlig gleichen Sinnes zu ſeyn und ihr eignes Schickſal eben kurz vor dem Aufbruche zu betrauern. Die wunderſamſten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beinahe ermattenden Geſanges ſchien zuletzt dem Bande ſelbſt gefährlich; Lenardo ſtand auf und alle ſetzten ſich ſogleich nieder, den Hymnus unterbrechend. Jener begann mit freundlichen Worten: „zwar kann ich euch nicht tadeln, daß ihr euch das Schickſal das uns allen bevorſteht immer vergegenwärtigt, um zu demſelben jede Stunde bereit zu ſeyn. Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: gedenke zu ſterben! ſo dürfen wir lebensluſtige jüngere wohl uns immerfort

ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: gedenke zu wandern! dabei iſt aber wohlgethan, mit Maaß und Heiterkeit deſſen zu erwähnen, was man entweder willig unternimmt, oder wozu man ſich genöthigt glaubt. Ihr wißt am beſten was unter uns feſt ſteht und was beweglich iſt, gebt uns dieß auch in erfreulichen aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieſes Abſchiedsglas für dießmal gebracht ſey!" Er leerte ſodann ſeinen Becher und ſetzte ſich nieder; die vier Sänger ſtanden ſogleich auf und begannen in abgeleiteten, ſich anſchließenden Tönen:

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorgen los;
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

Bei dem wiederholenden Chorgeſange ſtand Lenardo auf und mit ihm alle; ſein Wink ſetzte die ganze Tiſchgeſellſchaft in ſingende Bewegung; die unteren zogen, St. Chriſtoph voran, paarweis zum Saale hinaus, und der angeſtimmte Wandergeſang ward immer heiterer und freier; beſonders aber nahm er ſich ſehr gut aus als die Geſellſchaft in den terraſſirten Schloßgarten verſammelt von hier aus das geraumige Thal überſah, in deſſen Fulle und Anmuth man ſich wohl gern verloren hätte. Indeſſen die Menge ſich nach Belieben hier und dorthin zerſtreute, machte man Wilhelmen mit dem dritten Vorſitzenden bekannt. Es war der Amtmann, der das gräfliche, zwiſchen mehreren Standesherrſchaften

Vorſtehendes war ſchon einige Tage geſchrieben; nun findet ſich ein neuer Drang und Gelegenheit gegenwärtiges an Lenardo zu bringen; dort findet Sie's oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag lautet meine Rede dahin, daß wenn Sie, nach geleſenem dieſem Blatt, nicht gleich vom Sitze aufſpringen und, als frommer Wanderer, ſich eilig bei mir einſtellen, ſo erklär' ich Sie für den männlichſten aller Männer, d. h. dem die liebenswürdigſte aller Eigenſchaften unſers Geſchlechts abgeht; ich verſtehe darunter die Neugierde, die mich eben in dem Augenblick auf das entſchiedenſte quält.

Kurz und gut! Zu Ihrem Prachtkäſtchen iſt das Schlüſſelchen gefunden; das darf aber niemand wiſſen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen vernehmen Sie nun.

Vor einigen Tagen empfangt unſer Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe ſich zu der und der Zeit in der Nachbarſchaft aufgehalten, allerlei Streiche verübt und endlich bei einem verwegenen Unternehmen ſeine Jacke eingebüßt habe.

Wie dieſer Schelm nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig es ſey jener Fitz, von dem Felix ſo viel zu erzählen wußte und den er ſich ſo oft als Spielkameraden zurückwünſchte.

Nun erbat ſich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn ſie noch vorhanden wäre, weil der in Unterſuchung gerathene Knabe ſich darauf berufe. Von dieſer Zumuthung ſpricht nun unſer Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kittelchen vor, eh' er es abſendet.

Mich treibt ein guter oder böſer Geiſt in die Bruſttaſche zu greifen; ein winzig kleines, ſtachlichtes Etwas kommt mir in die Hand; ich, die ich ſonſt ſo apprehenſiv, kitzlich und ſchreckhaft bin, ſchließe die Hand, ſchließe ſie, ſchweige und

das Kleid wird fortgeſchickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichſte. Beim erſten verſtohlenen Blick ſeh' ich, errath' ich, zu Ihrem Kaſtchen ſey es der Schluſſel. Nun gab es wunderliche Gewiſſenszweifel, mancherlei Skrupel ſtiegen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich: was ſoll es jenen Gerichten, da es dem Freunde ſo nützlich ſeyn kann! Dann wollte ſich mancherlei von Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überſtimmen konnten.

Da ſehen Sie nun in was für einen Zuſtand mich die Freundſchaft verſetzt; ein famoſes Organ entwickelt ſich plötzlich, Ihnen zu Liebe; welch ein wunderlich Ereigniß! Mochte das nicht mehr als Freundſchaft ſeyn, was meinem Gewiſſen dergeſtalt die Wage hält. Wunderſam bin ich beunruhigt, zwiſchen Schuld und Neugier; ich mache mir hundert Grillen und Mährchen was alles daraus erfolgen könnte: mit Recht und Gericht iſt nicht zu ſpaßen. Hörſilie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Weſen, in einen Criminalproceß verwickelt, denn darauf geht's doch hinaus, und was bleibt mir da übrig als an den Freund zu denken, um deſſentwillen ich das alles leide! Ich habe ſonſt auch an Sie gedacht, aber mit Pauſen, jetzt aber unaufhörlich; jetzt wenn mir das Herz ſchlagt und ich ans ſiebente Gebot denke, ſo muß ich mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wohl wieder entbinden kann; und ſo wird allein die Eröffnung des Kaſtchens mich beruhigen. Die Neugierde wird doppelt mächtig. Kommen Sie eiligſt und bringen das Kaſtchen mit. Vor welchen Richterſtuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; niemand wiſſe darum, es ſey auch wer es ſey.

Hier aber, mein Freund, nun schließlich zu dieser Abbildung des Räthsels was sagen Sie? Erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott sey uns gnädig! Aber das Kästchen muß zwischen mir und Ihnen erst uneröffnet stehen, und dann eröffnet das Weitere selbst befehlen. Ich wollte, es fande sich gar nichts drinnen und was ich sonst noch wollte und was ich sonst noch alles erzählen könnte — doch sey Ihnen das vorenthalten, damit Sie desto eiliger sich auf den Weg machen.

Und nun mädchenhaft genug noch eine Nachschrift! Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix, der hat's entdeckt, hat sich's zugeeignet, den müssen wir herbeiholen, ohne seine Gegenwart sollen wir's nicht öffnen.

Und was das wieder für Umstände sind! das schiebt sich und verschiebt sich.

Was ziehen Sie so in der Welt herum? Kommen Sie! bringen Sie den holden Knaben mit, den ich auch einmal wieder sehen möchte.

Und nun geht's da wieder an, der Vater und der Sohn! thun Sie was Sie können, aber kommen Sie beide.

Drittes Capitel.

Vorſtehender wunderliche Brief war freilich ſchon lange geſchrieben und hin und wieder getragen worden, bis er endlich, der Aufſchrift gemäß, dießmal abgegeben werden konnte. Wilhelm nahm ſich vor, mit dem erſten Boten, deſſen Abſendung bevorſtand, freundlich, aber ablehnend zu antworten. Herſilie ſchien die Entfernung nicht zu berechnen, und er war gegenwartig zu ernſtlich beſchaftigt, als daß ihn auch nur die mindeſte Neugierde, was in jenem Kaſtchen befindlich ſeyn möchte, hatte reizen dürfen.

Auch gaben ihm einige Unfälle, die den derbſten Gliedern dieſer tuchtigen Geſellſchaft begegneten, Gelegenheit ſich meiſterhaft in der von ihm ergriffenen Kunſt zu beweiſen. Und wie ein Wort das andere giebt, ſo folgt noch glücklicher eine That aus der andern und wenn dadurch zuletzt auch wieder Worte veranlaßt werden, ſo ſind dieſe um ſo fruchtbarer und geiſterhebender. Die Unterhaltungen waren daher ſo belehrend als ergötzlich, denn die Freunde gaben ſich wechſelſeitig Rechenſchaft vom Gange des bisherigen Lernens und Thuns, woraus eine Bildung entſtanden war, die ſie wechſelſeitig erſtaunen machte, dergeſtalt daß ſie ſich untereinander erſt ſelbſt wieder mußten kennen lernen.

Eines Abends alſo fing Wilhelm ſeine Erzahlung an: Meine Studien als Wundarzt ſuchte ich ſogleich in einer großen Anſtalt der größten Stadt, wo ſie nur allein möglich wird, zu fördern; zur Anatomie, als Grundſtudium, wendete ich mich ſogleich mit Eifer.

Auf eine ſonderbare Weiſe, welche niemand errathen wurde, war ich ſchon in Kenntniß der menſchlichen Geſtalt

weit vorgeschritten und zwar wahrend meiner theatralischen Laufbahn; alles genau besehen spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Director glücklich genug ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien- und Tragödiendichter geborgen. Der loseré Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt, macht ihre Genossen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt als irgend ein anderes Verhaltniß; selbst verschiedene Costüms nöthigen zur Evidenz zu bringen, was sonst herkömmlich verhüllt wird. Hievon hatt' ich viel zu sagen, so auch von körperlichen Mangeln, welche der kluge Schauspieler an sich und andern kennen muß, um sie, wo nicht zu verbessern, wenigstens zu verbergen, und auf diese Weise war ich vorbereitet genug, dem anatomischen Vortrag der die äußern Theile naher kennen lehrte eine folgerechte Aufmerksamkeit zu schenken; so wie mir denn auch die innern Theile nicht fremd waren, indem ein gewisses Vorgefühl davon mir immer gegenwartig geblieben war. Unangenehm hindernd war bei dem Studium die immer wiederholte Klage vom Mangel der Gegenstande, über die nicht hinreichende Anzahl der verblichenen Körper, die man zu so hohen Zwecken unter das Messer wünschte. Solche, wo nicht hinreichend, doch in möglichster Zahl zu verschaffen, hatte man harte Gesetze ergehen lassen, nicht allein Verbrecher, die ihr Individuum in jedem Sinne verwirkten, sondern auch andere körperlich geistig Verwahrlos'te wurden in Anspruch genommen.

Mit dem Bedürfniß wuchs die Strenge und mit dieser der Widerwille des Volks, das in sittlicher und religioser Ansicht seiner Persönlichkeit und die Persönlichkeit geliebter Personen nicht aufgeben kann.

Immer weiter aber stieg das Uebel, indem die verwirrende

Sorge hervortrat, daß man auch sogar für die friedlichen Graber geliebter Abgeschiedener zu furchten habe. Kein Alter, keine Würde, weder Hohes noch Niedriges war in seiner Ruhestatte mehr sicher; der Hügel, den man mit Blumen geschmückt, die Inschriften, mit denen man das Andenken zu erhalten getrachtet, nichts konnte gegen die einträgliche Raubsucht schützen; der schmerzlichste Abschied schien aufs grausamste gestört und indem man sich vom Grabe wegwendete mußte schon die Furcht empfunden werden, die geschmückten beruhigten Glieder geliebter Personen, getrennt, verschleppt und entwürdigt zu wissen.

Aber dieses kam wiederholt und immer durchgedroschen zur Sprache, ohne daß irgend jemand an ein Hülfsmittel gedacht hätte oder daran hatte denken können, und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als junge Manner die mit Aufmerksamkeit den Lehrvortrag gehört, sich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gesehenen und Vernommenen überzeugen und sich die so nothwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Einbildungskraft überliefern wollten.

In solchen Augenblicken entsteht eine Art von unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigsten Befriedigung wie nach dem Anmuthigsten und Nothwendigsten zu begehren aufregt.

Schon einige Zeit hatte ein solcher Aufschub und Aufenthalt die Wissens- und Thatlustigen beschaftigt und unterhalten als endlich ein Fall, über den die Stadt in Bewegung gerieth eines Morgens das Für und Wider für einige Stunden bestimmt hervorrief. Ein sehr schönes Madchen, verwirrt durch unglückliche Liebe, hatte den Tod im Wasser gesucht und gefunden; die Anatomie bemachtigte sich derselbigen; vergebens war die Bemuhung der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers selbst

der nur durch falschen Argwohn verdächtig geworden. Die obern Behörden, die so eben das Gesetz geschärft hatten, durften keine Ausnahme bewilligen; auch eilte man so schnell als möglich die Beute zu benutzen und zur Benutzung zu vertheilen.

Wilhelm, der als nächster Aspirant gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Sitze den man ihm anwies, auf einem saubern Brete, reinlich zugedeckt, eine bedenkliche Aufgabe; denn als er die Hülle wegnahm lag der schönste weibliche Arm zu erblicken, der sich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Besteck in der Hand und getraute sich nicht es zu eröffnen, er stand und getraute nicht niederzusitzen. Der Widerwille dieses herrliche Naturerzeugniß noch weiter zu entstellen stritt mit der Anforderung, welche der wissensbegierige Mann an sich zu machen hat und welcher sämmtliche Umhersitzende Genüge leisteten.

In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er, zwar als einen seltenen, aber immer als einen sehr aufmerksamen Zuhörer und Zuschauer bemerkt, und demselben schon nachgefragt hatte; niemand aber konnte nähere Auskunft geben; daß es ein Bildhauer sey, darin war man einig; man hielt ihn aber auch für einen Goldmacher, der in einem großen alten Hause wohne, dessen erste Flur allein den Besuchenden, oder bei ihm Beschäftigten zugänglich, die übrigen sämmtlichen Räume jedoch verschlossen seyen. Dieser Mann hatte sich Wilhelmen verschiedentlich genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Erklärung zu vermeiden schien.

Dießmal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: „Ich sehe Sie zaudern, Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie sich über das Bildegefühl hinaus und folgen Sie mir.“ Hiemit deckte er den

Arm wieder zu, gab dem Saaldiener einen Wink und beide verließen den Ort. Schweigend gingen sie neben einander her, als der Halbbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pförtchen er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte der sich sodann auf einer Tenne befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden. Hier standen Gypsabgüsse von Statuen und Büsten, auch Bohlenverschläge gepackt und leer. „Es sieht hier kaufmännisch aus," sagte der Mann; „der von hier aus mögliche Wassertransport ist für mich unschätzbar." Dieses alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerb eines Bildhauers, eben so konnte Wilhelm nichts anders finden als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größeren und kleineren Figuren, Büsten und wohl auch einzelnen Gliedern der schönsten Gestalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unser Freund dieß alles und horchte gern den belehrenden Worten seines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kluft zwischen diesen künstlerischen Arbeiten und den wissenschaftlichen Bestrebungen, von denen sie herkamen, gewahren mußte. Endlich sagte der Hausbesitzer mit einigem Ernst; „warum ich Sie hierher führe werden Sie leicht einsehen, diese Thüre," fuhr er fort, indem er sich nach der Seite wandte, „liegt näher an der Saalthüre woher wir kommen als Sie denken mögen;" Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erstaunen, als er, statt wie in den vorigen Nachbildung lebender Gestalten zu sehen, hier die Wände durchaus mit anatomischen Zergliederungen ausgestattet fand; sie mochten in Wachs oder sonstiger Masse verfertigt seyn, genug sie hatten durchaus das frische farbige Ansehen erst fertig gewordener Präparate. „Hier, mein Freund,"

ſagte der Künſtler, „hier ſehen Sie ſchätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Ekel oft und großer Sorgfalt dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieſes Geſchäft im tiefſten Geheimniß betreiben, denn Sie haben gewiß oft ſchon Männer vom Fach mit Geringſchätzung davon reden hören. Ich laſſe mich nicht irre machen und bereite etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung ſeyn wird. Der Chirurg beſonders, wenn er ſich zum plaſtiſchen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur, bei jeder Verletzung, gewiß am beſten zu Hülfe kommen; den Arzt ſelbſt würde ein ſolcher Begriff bei ſeinen Functionen erheben. Doch laſſen Sie uns nicht viel Worte machen. Sie ſollen in kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes beleben mehr als das Getödtete noch weiter tödten; kurz alſo, wollen Sie mein Schüler ſeyn?“ und auf Bejahung legte der Wiſſende dem Gaſte das Knochenſkelett eines weiblichen Arms vor, in der Stellung wie ſie jenen vor kurzem vor ſich geſehen hatten. „Ich habe,“ fuhr der Meiſter fort, „zu bemerken gehabt, wie Sie der Wanderlehre durchaus Aufmerkſamkeit ſchenkten und mit Recht, denn mit ihnen beginnt ſich für uns das todte Knochengeraſſel erſt wieder zu beleben; Heſekiel mußte ſein Gebeinfeld ſich erſt auf dieſe Weiſe wieder ſammeln und fügen ſehen, ehe die Glieder ſich regen, die Arme taſten und die Füße ſich aufrichten konnten. Hier iſt biegſame Maſſe, Stäbchen und was ſonſt nöthig ſeyn möchte; nun verſuchen Sie Ihr Glück.“

Der neue Schüler nahm ſeine Gedanken zuſammen und als er die Knochentheile näher zu betrachten anfing, ſah er, daß dieſe künſtlich von Holz geſchnitzt ſeyen. „Ich habe,“

versetzte der Lehrer, „einen geschickten Mann dessen Kunst nach Brode ging, indem die Heiligen und Martyrer die er zu schnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden, ihn hab' ich darauf geleitet sich der Skelettbildung zu bemächtigen und solche im Großen wie im Kleinen naturgemäß zu befördern."

Nun that unser Freund sein Bestes und erwarb sich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm angenehm sich zu erproben wie stark oder schwach die Erinnerung sey, und er fand zu vergnüglicher Ueberraschung daß sie durch die That wieder hervorgerufen werde; er gewann Leidenschaft für diese Arbeit und ersuchte den Meister in seine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unablässig; auch waren die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar schicklich verbunden. Von hier aber sollten die Sehnen und Muskeln ausgehen, und es schien eine völlige Unmöglichkeit den ganzen Körper auf diese Weise nach allen seinen Theilen gleichmäßig herzustellen. Hiebei tröstete ihn der Lehrer, indem er die Vervielfaltigung durch Abformung sehen ließ, da denn das Nacharbeiten, das Reinbilden der Exemplare eben wieder neue Anstrengung, neue Aufmerksamkeit verlangte.

Alles, worein der Mensch sich ernstlich einläßt, ist ein Unendliches; nur durch wetteifernde Thätigkeit weiß er sich dagegen zu helfen, auch kam Wilhelm bald über den Zustand vom Gefühl seines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung ist, hinaus und fand sich behaglich bei der Arbeit. „Es freut mich," sagte der Meister, „daß Sie sich in diese Verfahrungsart zu schicken wissen und daß Sie mir ein Zeugniß geben wie fruchtbar eine solche Methode sey, wenn sie auch von den Meistern des Fachs nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben und diese wird sich vorzüglich mit Ueberlieferung beschäftigen; was bisher geschehen ist soll auch

künftig geſchehen, das iſt gut und mag und ſoll ſo ſeyn. Wo aber die Schule ſtockt, das muß man bemerken und wiſſen; das Lebendige muß man ergreifen und üben, aber im Stillen, ſonſt wird man gehindert und hindert andere. Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch That, Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Anſehen."

Wilhelm erfuhr nun daß ſolche Modelle im Stillen ſchon weit verbreitet ſeyen, aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen ſolle. Dieſer wackere Künſtler hatte ſich ſchon mit Lothario und jenem Befreundeten in Verhältniß geſetzt, man fand die Gründung einer ſolchen Schule in jenen ſich heranbildenden Provinzen ganz beſonders am Platze, ja höchſt nothwendig, beſonders unter natürlich geſitteten wohldenkenden Menſchen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Cannibaliſches hat. „Geben Sie zu, daß der größte Theil von Aerzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menſchlichen Körpers in Gedanken behält und damit auszukommen glaubt, ſo werden gewiß ſolche Modelle hinreichen die in ſeinem Geiſte nach und nach erlöſchenden Bilder wieder anzufriſchen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja es kommt auf Neigung und Liebhaberei an, ſo werden ſich die zarteſten Reſultate der Zergliederungskunſt nachbilden laſſen. Leiſtet dieß ja ſchon Zeichenfeder, Pinſel, und Grabſtichel."

Hier öffnete er ein Seitenſchränkchen und ließ die Geſichtsnerven auf die wunderſamſte Weiſe nachgebildet erblicken. „Dieß iſt leider," ſprach er, „das letzte Kunſtſtück eines abgeſchiedenen jungen Gehülfen der mir die beſte Hoffnung gab, meine Gedanken durchzuführen und meine Wünſche nützlich auszubreiten."

Ueber die Einwirkung dieſer Behandlungsweiſe nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwiſchen beiden geſprochen,

auch war das Verhaltniß zur bildenden Kunſt ein Gegenſtand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes ſchönes Beiſpiel wie auf dieſe Weiſe vorwarts und rückwarts zu arbeiten ſey ergab ſich aus dieſen Mittheilungen. Der Meiſter hatte einen ſchönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildſame Maſſe abgegoſſen und ſuchte nun mit Einſicht die ideelle Geſtalt von der Epiderm zu entblößen und das ſchöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln. „Auch hier finden ſich Mittel und Zweck ſo nahe beiſammen und ich will gern geſtehen daß ich über den Mitteln den Zweck vernachlaſſigt habe, doch nicht ganz mit eigener Schuld; der Menſch ohne Hülle iſt eigentlich der Menſch, der Bildhauer ſteht unmittelbar an der Seite der Elohim als ſie den unförmlichen widerwärtigen Thon zu dem herrlichſten Gebilde umzuſchaffen wußten; ſolche göttliche Gedanken muß er hegen, dem Reinen iſt alles rein, warum nicht die unmittelbare Abſicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man dieß nicht verlangen, ohne Feigenblatter und Thierfelle kommt es nicht aus, und das iſt noch viel zu wenig. Kaum hatte ich etwas gelernt ſo verlangten ſie von mir, würdige Männer in Schlafröcken und weiten Aermeln und zahlloſen Falten; da wendete ich mich rückwarts und da ich das was ich verſtand nicht einmal zum Ausdruck des Schönen anwenden durfte, ſo wahlte ich nützlich zu ſeyn, und auch dieß iſt von Bedeutung. Wird mein Wunſch erfullt, wird es als brauchbar anerkannt, daß, wie in ſo viel andern Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedachtniß zu Hülfe kommen, da wo den Menſchengeiſt eine gewiſſe Friſche verläßt, ſo wird gewiß mancher bildende Künſtler ſich, wie ich es gethan, herumwenden und lieber euch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe.“

Hieran ſchloß ſich die Betrachtung daß es eben ſchön ſey zu bemerken, wie Kunſt und Technik ſich immer gleichſam die Wage halten, und ſo nah verwandt immer eine zu der andern ſich hinneigt, ſo daß die Kunſt nicht ſinken kann ohne in löbliches Handwerk überzugehen, das Handwerk ſich nicht ſteigern ohne kunſtreich zu werden.

Beide Perſonen fügten und gewöhnten ſich ſo vollkommen aneinander, daß ſie ſich nur ungern trennten, als es nöthig ward um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegen zu gehen.

„Damit man aber nicht glaube," ſagte der Meiſter, „daß wir uns von der Natur ausſchließen und ſie verläugnen wollen, ſo eröffnen wir eine friſche Ausſicht. Drüben über dem Meere, wo gewiſſe menſchenwürdige Geſinnungen ſich immerfort ſteigern, muß man endlich bei Abſchaffung der Todesſtrafe weitläufige Caſtelle, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu ſchützen und das Verbrechen nicht ſtraflos walten und wirken zu laſſen. Dort, mein Freund, in dieſen traurigen Bezirken, laſſen Sie uns dem Aeſculap eine Capelle vorbehalten, dort ſo abgeſondert wie die Strafe ſelbſt werde unſer Wiſſen immerfort an ſolchen Gegenſtänden erfriſcht, deren Zerſtückelung unſer menſchliches Gefühl nicht verletze, bei deren Anblick uns nicht, wie es Ihnen bei jenem ſchönen unſchuldigen Arm erging, das Meſſer in der Hand ſtocke und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menſchlichkeit ausgelöſcht werde."

„Dieſes" ſagte Wilhelm, „waren unſre letzten Geſpräche, ich ſah die wohlgepackten Kiſten den Fluß hinabſchwimmen, ihnen die glücklichſte Fahrt und uns eine gemeinſame frohe Gegenwart beim Auspacken wünſchend."

Unſer Freund hatte dieſen Vortrag mit Geiſt und Enthuſiasmus wie geführt ſo geendigt, beſonders aber mit einer

gewissen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß seiner Rede zu bemerken glaubte, daß Lenardo, wie zerstreut und abwesend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen schien, Friedrich hingegen gelachelt, einigemal beinahe den Kopf geschuttelt habe, so fiel dem zartempfindenden Mienenkenner eine so geringe Zustimmung, bei der Sache die ihm höchst wichtig schien, dergestalt auf, daß er nicht unterlassen konnte, seine Freunde deßhalb zu berufen.

Friedrich erklärte sich hierüber ganz einfach und aufrichtig, er könne das Vornehmen zwar löblich und gut, keineswegs aber für so bedeutend, am wenigsten aber für ausführbar halten. Diese Meinung suchte er durch Grunde zu unterstützen, von der Art wie sie demjenigen der für eine Sache eingenommen ist und sie durchzusetzen gedenkt, mehr als man sich vorstellen mag, beleidigend auffallt. Deßhalb denn auch unser plastischer Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zuzuhören schien, lebhaft erwiederte:

„Du hast Vorzüge, mein guter Friedrich, die dir niemand laugnen wird, ich am wenigsten, aber hier sprichst du wie gewöhnliche Menschen gewöhnlich; am Neuen sehen wir nur das Seltsame, aber im Seltenen jedoch alsobald das Bedeutende zu erblicken dazu gehört schon mehr. Für euch muß erst alles in That übergehen, es muß geschehen, als möglich als wirklich vor Augen treten, und dann laßt ihr es auch gut seyn wie etwas anders. Was du vorbringst hör' ich schon zum voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen; von jenen aus Vorurtheil und Bequemlichkeit, von diesen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben wie das ausgesprochene kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geist Muth fassen muß zu einem unerlaßlichen Bedürfniß

neue Mittel auszuforschen, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt. Da regt sich die Erfindung, da gesellt sich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit hinzu.

„Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, ist nichts ohne die genauste Kenntniß der äußern und innern Glieder des Menschen, und es reicht keineswegs hin, auf Schulen flüchtige Kenntniß hievon genommen, sich von Gestalt, Lage, Zusammenhang der mannichfaltigsten Theile des unerforschlichen Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich soll der Arzt, dem es Ernst ist in der Wiederholung dieses Wissens, dieses Anschauens sich zu üben, sich den Zusammenhang dieses lebendigen Wunders immer vor Geist und Auge zu erneuern alle Gelegenheit suchen. Kennte er seinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu solchen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Sold nehmen, der, nach seiner Anleitung, für ihn im Stillen beschäftigt, gleichsam in Gegenwart aller Verwicklungen des verflochtensten Lebens, auf die schwierigsten Fragen sogleich zu antworten verstände.

„Jemehr man dieß einsehen wird, je lebhafter, heftiger, leidenschaftlicher wird das Studium der Zergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maße werden sich die Mittel vermindern, die Gegenstände, die Körper, auf die solche Studien zu gründen sind, sie werden fehlen, seltener, theurer werden, und ein wahrhafter Conflict zwischen Lebendigen und Todten wird entstehen.

„In der alten Welt ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will. Dieser Conflict den ich ankündige zwischen Todten und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod gehen, man wird erschrecken, man wird untersuchen, Gesetze geben

und nichts ausrichten. Vorsicht und Verbot helfen in solchen Fällen nichts; man muß von vorn anfangen. Und das ist's was mein Meister und ich in den neuen Zuständen zu leisten hoffen, und zwar nichts Neues, es ist schon da; aber das was jetzo Kunst ist muß Handwerk werden, was im Besondern geschieht muß im Allgemeinen möglich werden, und nichts kann sich verbreiten als was anerkannt ist. Unser Thun und Leisten muß anerkannt werden als das einzige Mittel in einer entschiedenen Bedrangniß, welches besonders große Städte bedroht. Ich will die Worte meines Meisters anführen, aber merkt auf! Er sprach eines Tages im größten Vertrauen:

„Der Zeitungsleser findet Artikel interessant und lustig beinah, wenn er von Auferstehungsmannern erzählen hört. Erst stahlen sie die Körper in tiefem Geheimniß; dagegen stellt man Wachter auf: sie kommen mit gewaffneter Schaar, um sich ihrer Beute gewaltsam zu bemachtigen. Und das Schlimmste zum Schlimmen wird sich ereignen, ich darf es nicht laut sagen, denn ich würde, zwar nicht als Mitschuldiger, aber doch als zufalliger Mitwisser in die gefahrlichste Untersuchung verwickelt werden, wo man mich in jedem Fall bestrafen müßte, weil ich die Unthat, sobald ich sie entdeckt hatte, den Gerichten nicht anzeigte. Ihnen gesteh' ichs, mein Freund, in dieser Stadt hat man gemordet, um den dringenden, gut bezahlenden Anatomen einen Gegenstand zu verschaffen. Der entseelte Körper lag vor uns. Ich darf die Scene nicht ausmalen. Er entdeckte die Unthat, ich aber auch, wir sahen einander an und schwiegen beide; wir sahen vor uns hin und schwiegen und gingen ans Geschäft. — Und dieß ist's, mein Freund, was mich zwischen Wachs und Gyps gebannt hat; dieß ist's, was gewiß auch Sie bei der Kunst fest halten

wird, welche früher oder ſpäter vor allen übrigen wird geprieſen werden."

Friedrich ſprang auf, ſchlug in die Hände und wollte des Bravorufens kein Ende machen, ſo daß Wilhelm zuletzt im Ernſt böſe wurde. „Bravo!" rief jener aus, „nun erkenne ich dich wieder! Das erſtemal ſeit langer Zeit haſt du wieder geſprochen, wie einer dem etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum erſtenmal hat der Fluß der Rede dich wieder fortgeriſſen, du haſt dich als einen ſolchen erwieſen, der etwas zu thun und es anzupreiſen im Stande iſt."

Lenardo nahm hierauf das Wort und vermittelte dieſe kleine Mißhelligkeit vollkommen. „Ich ſchien abweſend," ſprach er, „aber nur deßhalb weil ich mehr als gegenwärtig war. Ich erinnerte mich nämlich des großen Cabinets dieſer Art, das ich auf meinen Reiſen geſehen und welches mich dergeſtalt intereſſirte, daß der Cuſtode, der um nach Gewohnheit fertig zu werden die auswendig gelernte Schnurre herzubeten anfing, gar bald, da er der Künſtler ſelber war, aus der Rolle fiel und ſich als einen kenntnißreichen Demonſtrator bewies.

„Der merkwürdige Gegenſatz im hohen Sommer, in kühlen Zimmern, bei ſchwüler Warme draußen, diejenigen Gegenſtände vor mir zu ſehen, denen man im ſtrengſten Winter ſich kaum zu nahern traut. Hier diente bequem alles der Wißbegierde. In größter Gelaſſenheit und ſchönſter Ordnung zeigte er mir die Wunder des menſchlichen Baues und freute ſich mich überzeugen zu können, daß zum erſten Anfang und zu ſpäter Erinnerung eine ſolche Anſtalt vollkommen hinreichend ſey; wobei denn einem jeden frei bleibe in der mittlern Zeit ſich an die Natur zu wenden und bei ſchicklicher Gelegenheit ſich um dieſen oder jenen beſondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen. Denn nur einem einzigen,

großen, auswärtigen Museum habe er eine solche Sammlung gearbeitet, die Universitaten aber widerstunden durchaus dem Unternehmen, weil die Meister der Kunst wohl Professorea aber keine Proplastiker zu bilden wüßten.

„Hiernach hielt ich denn diesen geschickten Mann für den einzigen in der Welt, und nun hören wir daß ein anderer auf dieselbe Weise bemuht ist; wer weiß wo noch ein Dritter und Vierter an das Tageslicht hervortritt. Wir wollen von unsrer Seite dieser Angelegenheit einen Anstoß geben. Die Empfehlung muß von außen herkommen, und in unsern neuen Verhaltnissen soll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden."

Viertes Capitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Hefte in der Hand in Wilhelms Zimmer, und ihm solches überreichend sprach er: „Gestern Abend hatte ich vor allen euren Tugenden, welche herzuzahlen ihr umstandlich genug war't, nicht Raum von mir und meinen Vorzugen zu reden, deren ich mich wohl auch zu rühmen habe und die mich zu einem wurdigen Mitglied dieser großen Caravane stempeln. Beschaut hier dieses Heft und ihr werdet ein Probestück anerkennen."

Wilhelm überlief die Blatter mit schnellen Blicken und sah, leserlich angenehm, obschon flüchtig geschrieben, die gestrige Relation seiner anatomischen Studien, fast Wort vor Wort wie er sie abgestatter hatte, weßhalb er denn seine Verwunderung nicht bergen konnte.

„Ihr wißt," erwiederte Friedrich, „das Grundgeſetz unſrer Verbindung; in irgend einem Fache muß einer vollkommen ſeyn, wenn er Anſpruch auf Mitgenoſſenſchaft machen will. Nun zerbrach ich mir den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte? und wußte nichts aufzufinden, ſo nahe mir es auch lag, daß mich niemand an Gedächtniß übertreffe, niemand an einer ſchnellen leichten leſerlichen Hand. Dieſer angenehmen Eigenſchaften erinnert ihr euch wohl von unſrer theatraliſchen Laufbahn her, wo wir unſer Pulver nach Sperlingen verſchoſſen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wohl einen Haſen in die Küche ſchaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch ſouffirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen aus dem Gedächtniß geſchrieben! das war euch damals recht, ihr dachtet, es müßte ſo ſeyn; ich auch, und es ware mir nicht eingefallen, wie ſehr es mir zu Statten kommen könne. Der Abbé machte zuerſt die Entdeckung, er fand, daß das Waſſer auf ſeine Mühle ſey, er verſuchte mich zu üben und mir gefiel was mir ſo leicht ward und einen ernſten Mann befriedigte. Und nun bin ich, wo's Noth thut, gleich eine ganze Kanzlei, außerdem fuhren wir noch ſo eine zweibeinige Rechenmaſchine bei uns, und kein Fürſt mit noch ſo viel Beamten iſt beſſer verſehen als unſre Vorgeſetzten."

Heiteres Geſpräch über dergleichen Thätigkeiten führte die Gedanken auf andere Glieder der Geſellſchaft. „Solltet ihr wohl denken," ſagte Friedrich, „daß das unnützeſte Geſchöpf von der Welt, wie es ſchien, meine Philine, das nützlichſte Glied der großen Kette werden wird; legt ihr ein Stück Tuch hin, ſtellt Männer, ſtellt Frauen ihr vors Geſicht: ohne Maaß zu nehmen ſchneidet ſie aus dem Ganzen und weiß dabei alle Flecken und Gebren dergeſtalt zu nutzen, daß großer Vortheil daraus entſteht, und das alles ohne Papiermaaß.

Ein glücklicher aufmerksamer Blick lehrt sie das alles, sie sieht den Menschen an und schneidet, dann mag er hingehen, wohin er will, sie schneidet fort und schafft ihm einen Rock auf den Leib wie angegossen. Doch das wäre nicht möglich, hätte sie nicht auch eine Nähterin herangezogen, Montans Lydie, die nun einmal still geworden ist und still bleibt, aber auch reinlich näht wie keine, Stich für Stich wie Perlen, wie gestickt. Das ist nun was aus den Menschen werden kann; eigentlich hängt so viel Unnützes um uns herum, aus Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür, ein Lumpenmantel zusammengeflickt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deßhalb weder auffinden noch ausüben."

Allgemeine Betrachtungen über die Vortheile der geselligen Verbindung die sich so glücklich zusammengefunden, eröffneten die schönsten Aussichten.

Als nun Lenardo sich hierauf zu ihnen gesellte, ward er von Wilhelmen ersucht, auch von sich zu sprechen, von dem Lebensgange, den er bisher geführt, von der Art, wie er sich und andere gefördert, freundliche Nachricht zu ertheilen.

„Sie erinnern sich gar wohl, mein Bester," versetzte Lenardo, „in welchem wundersam leidenschaftlichen Zustande Sie mich den ersten Augenblick unserer neuen Bekanntschaft getroffen; ich war versunken, verschlungen, in das wunderlichste Verlangen, in eine unwiderstehliche Begierde, es konnte damals nur von der nächsten Stunde die Rede seyn, vom schweren Leiden, das mir bereitet war, das mir selbst zu schärfen ich mich so emsig erwies. Ich konnte Sie nicht bekannt machen mit meinen früheren Jugendzuständen, wie ich jetzt thun muß, um sie auf den Weg zu führen, der mich hierher gebracht hat.

„Unter den frühsten meiner Fähigkeiten, die sich nach und nach durch Umstände entwickelten, that sich ein gewisser Trieb zum Technischen hervor, welcher jeden Tag durch die Ungeduld genährt wurde die man auf dem Lande fühlt, wenn man bei größeren Bauten, besonders aber bei kleinen Veränderungen, Anlagen und Grillen, ein Handwerk ums andere entbehren muß und lieber ungeschickt und pfuscherhaft eingreift, als daß man sich meistermäßig verspaten ließe. Zum Glück wanderte in unserer Gegend ein Tausendkünstler auf und ab, der, weil er bei mir seine Rechnung fand, mich lieber als irgend einen Nachbar unterstützte; er richtete mir eine Drechselbank ein, deren er sich bei jedem Besuch mehr zu seinem Zwecke als zu meinem Unterricht zu bedienen wußte. So auch schaffte ich Tischlerwerkzeug an, und meine Neigung zu dergleichen ward erhöht und belebt durch die damals laut ausgesprochene Ueberzeugung: es könne niemand sich ins Leben wagen, als wenn er es im Nothfall durch Handwerksthätigkeit zu fristen verstehe. Mein Eifer ward von den Erziehern nach ihren eigenen Grundsätzen gebilligt; ich erinnere mich kaum, daß ich je gespielt habe, denn alle freien Stunden wurden verwendet etwas zu wirken und zu schaffen. Ja, ich darf mich rühmen, schon als Knabe einen geschickten Schmied durch meine Anforderungen zum Schlosser, Feilenhauer und Uhrmacher gesteigert zu haben.

„Das alles zu leisten mußten denn freilich auch erst die Werkzeuge erschaffen werden und wir litten nicht wenig an der Krankheit jener Techniker, welche Mittel und Zweck verwechseln, lieber Zeit auf Vorbereitungen und Anlagen verwenden, als daß sie sich recht ernstlich an die Ausführung hielten. Wo wir uns jedoch praktisch thatig erweisen konnten, war bei Ausführung der Parkanlagen, deren kein

Gutsbesitzer mehr entbehren durfte; manche Moos- und Rindenhütte, Knüttelbrücken und Bänke zeugten von unserer Emsigkeit, womit wir eine Urbaukunst in ihrer ganzen Rohheit mitten in der gebildeten Welt darzustellen eifrig bemüht gewesen.

„Dieser Trieb führte mich bei zunehmenden Jahren auf ernstere Theilnahme an allem was der Welt so nütze und in ihrer gegenwärtigen Lage so unentbehrlich ist, und gab meinen mehrjährigen Reisen ein eigentliches Interesse.

„Da jedoch der Mensch gewöhnlich auf dem Wege, der ihn herangebracht, fortzuwandern pflegt, so war ich dem Maschinenwesen weniger günstig als der unmittelbaren Handarbeit, wo wir Kraft und Gefühl in Verbindung ausüben; deßwegen ich mich auch besonders in solchen abgeschlossenen Kreisen gern aufhielt, wo, nach Umständen, diese oder jene Arbeit zu Hause war. Dergleichen giebt jeder Vereinigung eine besondere Eigenthümlichkeit, jeder Familie, einer kleinen aus mehreren Familien bestehenden Völkerschaft, den entschiedensten Charakter, man lebt in dem reinsten Gefühl eines lebendigen Ganzen.

„Dabei hatte ich mir angewöhnt alles aufzuzeichnen, es mit Figuren auszustatten und so, nicht ohne Aussicht auf künftige Anwendung, meine Zeit löblich und erfreulich zuzubringen.

„Diese Neigung, diese ausgebildete Gabe benutzt' ich nun aufs beste bei dem wichtigen Auftrag den mir die Gesellschaft gab, den Zustand der Gebirgsbewohner zu untersuchen und die brauchbaren Wanderlustigen mit in unsern Zug aufzunehmen. Mögen Sie nun den schönen Abend, wo mich mannichfaltige Geschäfte drängen, mit Durchlesung eines Theils meines Tagebuchs zubringen? Ich will nicht behaupten, daß es gerade

angenehm zu leſen ſey, mir ſchien es immer unterhaltend und gewiſſermaßen unterrichtend. Doch wir beſpiegeln ja uns immer ſelbſt in allem was wir hervorbringen."

Fünftes Capitel.

Lenardo's Tagebuch.

Montag den 1.

Tief in der Nacht war ich nach mühſam erſtiegener halber Gebirgshöhe eingetroffen in einer leidlichen Herberge und ſchon vor Tagesanbruch aus erquicklichem Schlaf durch ein andauerndes Schellen- und Glockengeläute zu meinem großen Verdruß aufgeweckt. Ein große Reihe Saumroſſe zog vorbei, eh' ich mich hätte ankleiden und ihnen zuvoreilen können. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald wie unangenehm und verdrießlich ſolche Geſellſchaft ſey. Das monotone Geläute betäubt die Ohren; das zu beiden Seiten weit über die Thiere hinausreichende Gepäck (ſie trugen dießmal große Sacke Baumwolle) ſtreift bald einerſeits an die Felſen, und wenn das Thier, um dieſes zu vermeiden, ſich gegen die andere Seite zieht, ſo ſchwebt die Laſt über dem Abgrund, dem Zuſchauer Sorge und Schwindel erregend, und, was das Schlimmſte iſt, in beiden Fallen bleibt man gehindert an ihnen vorbei zu ſchleichen und den Vortritt zu gewinnen.

Endlich gelangt' ich an der Seite auf einen freien Felſen, wo St. Chriſtoph, der mein Gepäck kräftig einher trug, einen Mann begrußte, welcher ſtille daſtehend den vorbeiziehenden Zug zu muſtern ſchien. Es war auch wirklich der Anführer;

nicht nur gehörte ihm eine beträchtliche Zahl der lastragenden Thiere, andere hatte er nebst ihren Treibern gemiethet, sondern er war auch Eigenthümer eines geringern Theils der Waaren; vornehmlich aber bestand sein Geschäft darin, für größere Kaufleute den Transport der übrigen treulich zu besorgen. Im Gespräch erfuhr ich von ihm, daß dieses Baumwolle sey, welche aus Macedonien und Cypern über Triest komme und, vom Fuße des Berges, auf Maulthieren und Saumrossen zu diesen Höhen und weiter bis jenseit des Gebirgs gebracht werde, wo Spinner und Weber in Unzahl durch Thäler und Schluchten einen großen Vertrieb gesuchter Waaren ins Ausland vorbereiteten. Die Ballen waren bequemern Ladens wegen, theils anderthalb theils drei Centner schwer, welches letztere die volle Last eines Saumthiers ausmacht. Der Mann lobte die Qualität der auf diesem Wege ankommenden Baumwolle, verglich sie mit der von Ost- und Westindien, besonders mit der von Cayenne, als der bekanntesten; er schien von seinem Geschäft sehr gut unterrichtet und da es mir auch nicht ganz unbekannt geblieben war, so gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indessen war der ganze Zug vor uns vorüber und ich erblickte nur mit Widerwillen, auf dem in die Höhe sich schlangelnden Felsweg, die unabsehliche Reihe dieser bepackten Geschöpfe, hinter denen her man schleichen und in der herankommenden Sonne zwischen Felsen braten sollte. Indem ich mich nun gegen meinen Boten darüber beschwerte, trat ein unterrichteter munterer Mann zu uns heran, der auf einem ziemlich großen Reff eine verhältnißmäßig leichte Bürde zu tragen schien. Man begrüßte sich und es war gar bald am derben Handeschütteln zu sehen, daß St. Christoph und dieser Ankömmling einander wohl bekannt seyen; da erfuhr ich denn sogleich über ihn Folgendes.

Für die entfernteren Gegenden im Gebirge, woher zu Markte zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit ware, giebt es eine Art von untergeordnetem Handelsmann, oder Sammler, welcher Garnträger genannt wird. Dieser steigt namlich durch alle Thäler und Winkel, betritt Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partien, tauscht dagegen Garn ein, oder kauft es, von welcher Qualitat es auch seyn möge, und überläßt es dann wieder mit einigem Profit im Großern an die unterhalb ansaßigen Fabrikanten.

Als nun die Unbequemlichkeit hinter den Maulthieren herzuschlendern abermals zur Sprache kam, lud mich der Mann sogleich ein mit ihm ein Seitenthal hinabzusteigen, das gerade hier von dem Hauptthale sich trennte, um die Wasser nach einer andern Himmelsgegend hinzuführen. Der Entschluß war bald gefaßt, und nachdem wir mit einiger Anstrengung einen etwas steilen Gebirgskamm überstiegen hatten, sahen wir die jenseitigen Abhange vor uns, zuerst höchst unerfreulich; das Gestein hatte sich verändert und eine schiefrige Lage genommen; keine Vegetation belebte Fels und Gerolle, und man sah sich von einem schroffen Niederstieg bedroht. Quellen rieselten von mehreren Seiten zusammen; man kam sogar an einem mit schroffen Felsen umgebenen kleinen See vorbei. Endlich traten einzeln und dann mehr gesellig Fichten, Lärchen und Birken hervor, dazwischen sodann zerstreute landliche Wohnungen, freilich von der kärglichsten Sorte, jede von ihren Bewohnern selbst zusammengezimmert aus verschränkten Balken, die großen schwarzen Schindeln der Dacher mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht wegführe. Unerachtet dieser äußern traurigen Ansicht war der beschränkte innere Raum doch nicht unangenehm; warm und trocken, auch reinlich gehalten, paßte er gar gut zu dem

frohen Aussehen der Bewohner, bei denen man sich alsobald landlich gesellig fühlte.

Der Bote schien erwartet, auch hatte man ihm aus dem kleinen Schiebefenster entgegen gesehen, denn er war gewohnt wo möglich an demselben Wochentage zu kommen; er handelte das Gespinnst ein, theilte frische Baumwolle aus; dann ging es rasch hinabwarts, wo mehrere Häuser in geringer Entfernung nahe stehen. Kaum erblickt man uns, so laufen die Bewohner begrüssend zusammen, Kinder drangen sich hinzu und werden mit einem Eierbrod, auch einer Semmel hoch erfreut. Das Behagen war uberall groß und vermehrt, als sich zeigte, daß St. Christoph auch dergleichen aufgepackt und also gleichfalls die Freude hatte den kindlichsten Dank einzuernten; um so angenehmer für ihn, als er sich, wie sein Geselle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu bethun wußte.

Die Alten dagegen hielten gar mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte jedermann wissen, der glucklicherweise sehr entfernt gefuhrt wurde und auch naher solchen Gegenden kaum gefahrlich gewesen ware. Sie freuten sich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn es war nicht zu laugnen, das Maschinenwesen vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitsamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit. Doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffnungsgründe beibringen.

Unser Mann wurde dazwischen wegen manches Lebensfalles um Rath gefragt, ja sogar mußte er sich nicht allein als Hausfreund, sondern auch als Hausarzt zeigen; Wundertropfen, Salze, Balsame führte er jederzeit bei sich.

In die verschiedenen Häuser eintretend fand ich Gelegenheit meiner alten Liebhaberei nachzuhängen und mich von der Spinnertechnik zu unterrichten. Ich ward aufmerksam

auf Kinder, welche ſich ſorgfaltig und emſig beſchaftigten die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüſſe, nebſt andern Unreinigkeiten wegzunehmen; ſie nennen es erleſen. Ich fragte, ob das nur das Geſchäft der Kinder ſey, erfuhr aber daß es in Winterabenden auch von Mannern und Brüdern unternommen werde.

Rüſtige Spinnerinnen zogen ſodann, wie billig, meine Aufmerkſamkeit auf ſich; die Vorbereitung geſchieht folgendermaßen: Es wird die erleſene, oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutſchland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gekardet, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Locken feſtgewickelt und ſo zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterſchied zwiſchen links und rechts gedrehtem Garn; jenes iſt gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite welche die Spindel dreht um den Wirtel verſchränkt; wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende ſitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; mehrere halten daſſelbe mit übereinander gelegten Füßen in feſtem Stande, andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurückſetzend. Mit der rechten Hand dreht ſie die Scheibe und langt aus ſo weit und ſo hoch ſie nur reichen kann, wodurch ſchöne Bewegungen entſtehen und eine ſchlanke Geſtalt ſich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet; die Richtung beſonders der letzten Spinnweiſe gewährt einen ſehr maleriſchen Contraſt, ſo daß unſere ſchönſten Damen an wahrem Reiz und Anmuth

zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn ſie einmal anſtatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer ſolchen Umgebung drängten ſich neue eigene Gefühle mir auf; die ſchnurrenden Rader haben eine gewiſſe Beredſamkeit, die Madchen ſingen Pſalmen, auch, obwohl ſeltener, andere Lieder.

Zeiſige und Stieglitze in Kafigen aufgehangen zwitſchern dazwiſchen, und nicht leicht möchte ein Bild regeren Lebens gefunden werden als in einer Stube wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beſchriebenen Nädli-Garn iſt jedoch das Brief-Garn vorzuziehen; hiezu wird die beſte Baumwolle genommen, welche langere Haare hat als die andere. Iſt ſie rein geleſen, ſo bringt man ſie, anſtatt zu krampeln, auf Kamme, welche aus einfachen Reihen langer ſtahlerner Nadeln beſtehen, und kammt ſie; alsdann wird das langere und feinere Theil derſelben mit einem ſtumpfen Meſſer handerweiſe (das Kunſtwort heißt ein Schutz) abgenommen, zuſammengewickelt und in eine Papierdute gethan, und dieſe nachher an der Kunkel befeſtigt. Aus einer ſolchen Dute nun wird mit der Spindel von der Hand geſponnen, daher heißt es aus dem Brief ſpinnen, und das gewonnene Garn, Briefgarn.

Dieſes Geſchaft, welches nur von ruhigen bedachtigen Perſonen getrieben wird, giebt der Spinnerin ein ſanfteres Anſehen als das am Rade; kleidet dieß letzte eine große, ſchlanke Figur zum beſten, ſo wird durch jenes eine ruhige zarte Geſtalt gar ſehr begünſtigt. Dergleichen verſchiedene Charaktere, verſchiedenen Arbeiten zugethan, erblickte ich mehrere in Einer Stube, und wußte zuletzt nicht recht ob ich meine Aufmerkſamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hatte.

Laugnen aber durft' ich nicht sodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die seltenen Gäste aufgeregt, sich freundlich und gefällig erwiesen. Besonders freuten sie sich, daß ich mich nach allem so genau erkundigte, was sie mir vorsprachen bemerkte, ihre Geräthschaften und einfaches Maschinenwerk zeichnete und hübsche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abschilderte, wie hier neben zu sehen seyn sollte. Auch ward, als der Abend hereintrat, die vollbrachte Arbeit vorgewiesen; die vollen Spindeln in dazu bestimmten Kästchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk sorgfaltig aufgehoben. Nun war man schon bekannter geworden, die Arbeit jedoch ging ihren Gang; nun beschäftigte man sich mit dem Haspeln und zeigte schon viel freier theils die Maschine theils die Behandlung vor, und ich schrieb sorgfaltig auf.

Der Haspel hat Rad und Zeiger, so daß sich bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederschlagt so oft hundert Umgänge auf den Haspel gekommen sind. Man nennt nun die Zahl von tausend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verschiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechts gedreht Garn gehen 25 bis 30 auf ein Pfund, links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haspels wird ungefähr sieben Viertel Ellen oder etwas mehr betragen, und die schlanke fleißige Spinnerin behauptete 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, also 8 bis 9000 Ellen Garn taglich am Rad zu spinnen; sie erbot sich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die stille und bescheidene Briefspinnerin es nicht ganz lassen und versicherte: daß sie aus dem Pfund 120 Schneller spinne in verhaltnißmaßiger Zeit (Briefgarnspinnen geht namlich langsamer als spinnen am

Rade, wird auch beſſer bezahlt. Vielleicht ſpinnt man am Rade wohl das Doppelte). Sie hatte eben die Zahl der Umgange auf dem Haſpel voll, und zeigte mir wie nun das Ende des Fadens ein paarmal umgeſchlagen und geknüpft werde, ſie nahm den Schneller ab, drehte ihn ſo, daß er in ſich zuſammen lief, zog das eine Ende durch das andere durch und konnte das Geſchaft der geübten Spinnerin als abgeſchloſſen mit unſchuldiger Selbſtgefalligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, ſtand die Mutter auf und ſagte: da der junge Herr doch alles zu ſehen wunſche, ſo wolle ſie ihm nun auch die Trocken-Weberei zeigen. Sie erklarte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem ſie ſich an den Weberſtuhl ſetzte, wie ſie nur dieſe Art handhabten; weil ſie eigentlich allein für grobe Cattune gelte, wo der Einſchlag trocken eingetragen und nicht ſehr dicht geſchlagen wird; ſie zeigte mir dann auch ſolche trockene Waare; dieſe iſt immer glatt, ohne Streifen und Quadrate, oder ſonſt irgend ein Abzeichen, und nur funf bis fünf ein halbes Viertel Elle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel und unſer Garnträger beſtand auf einer weitern Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen muſſe; die Fußpfade ſeyen gut und klar, beſonders bei ſolcher Nachtfackel. Wir von unſerer Seite erheiterten den Abſchied durch ſeidene Bänder und Halstucher, dergleichen Waare St. Chriſtoph ein ziemliches Packet mit ſich trug; das Geſchenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Ihrigen zu vertheilen.

Dienſtags den 10. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas

größern Hüttenversammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung davon auf einem freien Hügel stand eine Capelle, und es fing schon an wohnlicher und menschlicher auszusehen. Wir kamen an Umzäunungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf spärlichen, sorgfältig gehüteten Wieswachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt wo neben dem Spinnen das Weben ernstlicher getrieben wird.

Unsere gestrige Tagereise, bis in die Nacht hinein verlangert, hatte die rüstigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote bestieg den Heuboden und ich war eben im Begriff ihm zu folgen, als St. Christoph mir sein Reff befahl und zur Thüre hinausging. Ich kannte seine löbliche Absicht und ließ ihn gewahren.

Des andern Morgens jedoch war das erste, daß die Familie zusammenlief und den Kindern streng verboten ward nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräulicher Bär oder sonst ein Ungethüm in der Nähe sich aufhalten müsse, denn es habe die Nacht über von der Capelle dergestält gestöhnt und gebrummt, daß Felsen und Häuser hier üben hätten erzittern mögen, und man rieth, bei unserer heutigen längeren Wanderung, wohl auf der Hut zu seyn. Wir suchten die guten Leute möglichst zu beruhigen, welches in dieser Einöde jedoch schwerer schien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligst sein Geschäft abthun und alsdann kommen wolle uns abzuholen, denn wir hätten heute einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr so im Thale nur hinabschlendern, sondern einen vorgeschobenen Gebirgsriegel mühsam überklettern würden. Ich entschloß mich daher die Zeit so gut als möglich zu nutzen und mich von unsern guten

Wirthsleuten in die Vorhalle des Webens einführen zu laſſen.

Beide waren ältliche Leute, in ſpäteren Tagen noch mit zwei, drei Kindern geſegnet; religiöſe Gefühle und ahnungsvolle Vorſtellungen ward man in ihrer Umgebung, Thun und Reden gar bald gewahr. Ich kam gerade zum Anfang einer ſolchen Arbeit, dem Uebergang vom Spinnen zum Weben, und da ich zu keiner weitern Zerſtreuung Anlaß fand, ſo ließ ich mir das Geſchäft, wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichſam dictiren.

Die erſte Arbeit, das Garn zu leimen, war geſtern verrichtet. Man ſiedet ſolches in einem dünnen Leimwaſſer, welches aus Starkemehl und etwas Tiſchlerleim beſteht, wodurch die Faden mehr Halt bekommen. Früh waren die Garnſtränge ſchon trocken und man bereitete ſich zu ſpuhlen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrſpuhlen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen ſitzend, verrichtete dieſe leichte Arbeit, ein Enkel ſtand neben ihm und ſchien begierig das Spuhlrad ſelbſt zu handhaben. Indeſſen ſteckte der Vater die Spuhlen, um zu zetteln, auf einen mit Querſtäben abgetheilten Rahmen, ſo daß ſie ſich frei um perpendicular ſtehende ſtarke Drahte bewegten und den Faden ablaufen ließen. Sie werden mit gröberm und feinerm Garn in der Ordnung aufgeſteckt, wie das Muſter oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Inſtrument (das Brittli), ungefähr wie ein Siſtrum geſtaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Faden gezogen ſind; dieſes befindet ſich in der Rechten des Zettlers, mit der Linken faßt er die Faden zuſammen und legt ſie, hin und wieder gehend, auf den Zettelrahmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes

macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwei Faden herauf und eben so viel herunter, und nennt solches die Riſpe; so werden die verſchränkten Faden über die zwei oben an dem Zettelrahmen angebrachten Nägel gelegt. Dieſes geſchieht, damit der Weber die Faden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Iſt man mit dem Zetteln fertig, ſo wird das Geriſpe unterbunden und dabei ein jeder Gang beſonders abgetheilt, damit ſich nichts verwirren kann; ſodann werden mit aufgelöſ'tem Grünſpan am letzten Gang Male gemacht, damit der Weber das gehörige Maaß wieder bringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Geſtalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die Werfte genannt wird.

Mittwoch den 17.

Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genoßen eines herrlichen verſpäteten Mondſcheins. Die hervorbrechende Helle, die aufgehende Sonne, ließ uns ein beſſer bewohntes und bebautes Land ſehen. Hatten wir oben, um über Bache zu kommen, Schrittſteine, oder zuweilen einen ſchmalen Steg nur an der einen Seite mit Lehne verſehen angetroffen, ſo waren hier ſchon ſteinerne Brücken über das immer breiter werdende Waſſer geſchlagen; das Anmuthige wollte ſich nach und nach mit dem Wilden gatten und ein erfreulicher Eindruck ward von den ſämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber, aus einer andern Flußregion, kam ein ſchlanker, ſchwarzlockiger Mann hergeſchritten, und rief ſchon von Weitem, als einer der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Grüß euch Gott, Herr Gevatter Garntrager!“ Dieſer ließ ihn näher herankommen, dann rief

auch er mit Verwunderung: „Dank euch Gott, Herr Gevatter Geschirrfasser! Woher des Landes? welche unerwartete Begegnung!“ Jener antwortete herantretend: „Schon zwei Monate schreit' ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeit lang ungestört fortarbeiten können.“ Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: „Da Ihr, junger Herr, so viel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweis't und euch sorgfaltig drum bekümmert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich euch in diesen Tagen schon still herbei gewünscht hatte, er würde euch alles besser erklart haben als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht was zur Spinnerei und Weberei und dergleichen gehört vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wieder herzustellen, wie es Noth thut und es jeder nur wünschen mag.“

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verstandigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich einiges was ich dieser Tage gelernt hatte mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen bat; auch sagt' ich ihm was ich gestern schon von den Anfangen der Weberei gesehen. Jener rief dagegen freudig aus: „Das ist recht erwünscht, da komm' ich gerade zur rechten Zeit um einem so werthen lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich erst vom Thiere unterscheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geschickten Leuten, und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn Ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt, wie ich selbst.“

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch mannichfaltig fortgesetzt und wir gelangten, nach einigem Rasten

und Frühstuck, zu einer zwar auch unter und übereinander doch beſſer gebauten Hausergruppe. Er wies uns an das beſte. Der Garnbote ging mit mir und St. Chriſtoph nach Abrede zuerſt hinein, ſodann aber, nach den erſten Begrüßungen und einigen Scherzen, folgte der Schirrfaſſer, und es war auffallend daß ſein Hereintreten eine freudige Ueberraſchung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder verſammelten ſich um ihn; einem am Weberſtuhl ſitzenden wohlgebildeten Mädchen ſtockte das Schiffchen in der Hand, das juſt durch den Zettel durchfahren ſollte, eben ſo hielt ſie auch den Tritt an, ſtand auf und kam ſpäter, mit langſamer Verlegenheit ihm die Hand zu reichen. Beide, der Garnbote ſowohl als der Schirrfaſſer, ſetzten ſich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man ſich eine Zeit lang gelabt, wendete ſich der wackere Mann zu mir und ſagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über dieſe Freude des Wiederſehens nicht hintanſetzen, wir können noch Tage lang mit einander ſchnacken; Sie müſſen morgen fort, laſſen wir den Herrn in das Geheimniß unſerer Kunſt ſehen; Leimen und Zetteln kennt er, zeigen wir ihm das Uebrige vor, die Jungfrauen da ſind mir ja wohl behülflich. Ich ſehe an dieſem Stuhl iſt man beim Aufwinden.“ Das Geſchäft war der jüngeren, zu der ſie traten. Die ältere ſetzte ſich wieder an ihren Weberſtuhl und verfolgte mit ſtiller liebevoller Miene ihre lebhafte Arbeit.

Ich betrachtete nun ſorgfältig das Aufwinden. Zu dieſem Zweck läßt man die Gänge des Zettels nach der Ordnung durch einen großen Kamm laufen, der eben die Breite des Weberbaums hat auf welchen aufgewunden werden ſoll; dieſer iſt mit einem Einſchnitt verſehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Zettels durchgeſteckt und in

dem Einſchnitt befeſtigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen ſitzt unter dem Weberſtuhle und hält den Strang des Zettels ſtark an, während die Weberin den Weberbaum an einem Hebel gewaltſam herumdreht und zugleich Acht giebt, daß alles in der Ordnung zu liegen komme. Wenn alles aufgewunden iſt, ſo werden durch die Riſpe ein runder und zwei flache Stabe, Schienen, geſtoßen, damit ſie ſich halte, und nun beginnt das Eindrehen.

Vom alten Gewebe iſt noch etwa eine Viertel Elle am zweiten Weberbaum übrig geblieben und von dieſem laufen etwa drei Viertel Ellen lang die Faden durch das Blatt in der Lade ſowohl als durch die Flugel des Geſchirrs. An dieſe Faden nun dreht der Weber die Faden des neuen Zettels, einen um den andern, ſorgfaltig an, und wenn er fertig iſt wird alles Angedrehte auf einmal durchgezogen, ſo daß die neuen Faden bis an den noch leeren vordern Weberbaum reichen; die abgeriſſenen Faden werden angeknüpft, der Eintrag auf kleine Spulen gewunden, wie ſie ins Weberſchiffchen paſſen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geſchlichtet.

So lang der Weberſtuhl iſt wird der Zettel mit einem Leimwaſſer, aus Handſchuhleder bereitet, vermittelſt eingetauchter Bürſten durch und durch angefeuchtet, ſodann werden die obengedachten Schienen, die das Geriſpe halten, zurückgezogen, alle Faden aufs genaueſte in Ordnung gelegt und alles ſo lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänſeflugel gefächelt, bis es trocken iſt, und nun kann das Weben begonnen und fortgeſetzt werden bis es wieder nöthig wird zu ſchlichten.

Das Schlichten und Facheln iſt gewöhnlich jungen Leuten überlaſſen, welche zu dem Webergeſchaft herangezogen werden, oder in der Muße der Winterabende leiſtet ein Bruder oder ein

Liebhaber der hübschen Weberin diesen Dienst, oder diese machen wenigstens die kleinen Spühlchen mit dem Eintragsgarn.

Feine Musseline werden naß gewebt, nämlich der Strang des Einschlagegarns wird in Leimwasser getaucht, noch naß auf die kleinen Spuhlen gewunden und sogleich verarbeitet, wodurch sich das Gewebe gleicher schlagen läßt und klarer erscheint.

Donnerstag, den 15. September.

Ich fand überhaupt etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zustand einer solchen Weberstube; mehrere Stühle waren in Bewegung, da gingen noch Spinn- und Spuhlrader, und am Ofen die Alten mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten sitzend und trauliche Gespräche führend. Zwischen durch ließ sich wohl auch Gesang hören, meistens Ambrosius Lobwasser's vierstimmige Psalmen, seltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhlich schallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jacob einen witzigen Einfall gesagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn sie Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Musseline zu Stande bringen; es ist aber sehr selten, und bei einigen Hausgeschäften ist solches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webegeschirres ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geschieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anspannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberin seiner baumwollenen Tücher einen schweren Stein an den Nagel des vordern Weberbaums hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe kraftig angespannt wird (das Kunstwort heißt dämmen), so verlängert es sich

merklich, auf 32 Ellen ¾ Ellen und auf 64 etwa 1½ Elle; dieser Ueberschuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder sie hebt sich's zu Halstüchern, Schürzen u. s. w. auf.

In der klarsten sanftesten Mondnacht, wie sie nur in hohen Gebirgszügen obwaltet, saß die Familie mit ihren Gästen vor der Hausthüre im lebhaftesten Gespräch, Leuardo in tiefen Gedanken. Schon unter allem dem Leben und Wirken und so manchen handwerklichen Betrachtungen war ihm jener von Freund Wilhelm zu seiner Beruhigung geschriebene Brief wieder ins Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er so oft gelesen, die Zeilen, die er mehrmals angeschaut, stellten sich wieder seinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblingsmelodie ehe wir uns versehen auf einmal dem tiefsten Gehör leise hervortritt, so wiederholte sich jene zarte Mittheilung in der stillen sich selbst angehörigen Seele.

„Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit."

Aber dießmal mehr aufregend als beschwichtigend war die Erinnerung; „Paßt doch," sprach er zu sich selbst, „diese allgemein lakonische Beschreibung ganz und gar auf den Zustand der mich hier umgiebt. Ist nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung in die Ferne will mir nicht gleichermaßen deutlich scheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beleben, aber einen

weitern, einen beſſern; ſie mag ſich behaglich wie dieſe hier, vielleicht noch behaglicher, finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umherſchauen.

Nun aber durch ein lebhaftes ſich ſteigerndes Geſpräch der Uebrigen aufgeregt, mehr Acht habend auf das was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke den er dieſe Stunden her gehegt vollkommen lebendig. Sollte nicht eben dieſer Mann, dieſer mit Werkzeug und Geſchirr ſo meiſterhaft umgehende für unſre Geſellſchaft das nützlichſte Mitglied werden können? Er überlegte das und alles wie ihm die Vorzüge dieſes gewandten Arbeiters ſchon ſtark in die Augen geleuchtet. Er lenkte daher das Geſpräch dahin und machte zwar wie im Scherze, aber deſto unbewundener, jenem den Antrag, ob er ſich nicht mit einer bedeutenden Geſellſchaft verbinden und den Verſuch machen wolle übers Meer auszuwandern.

Jener entſchuldigte ſich, gleichfalls heiter betheurend, daß es ihm hier wohl gehe, daß er auch Beſſeres erwarte; in dieſer Landesart ſey er geboren, darin gewöhnt, weit und breit bekannt und überall vertraulich aufgenommen. Ueberhaupt werde man in dieſen Thälern keine Neigung zur Auswanderung finden, keine Noth ängſtige ſie und ein Gebirg halte ſeine Leute feſt.

„Deßwegen wundert's mich," ſagte der Garnbote, „daß es heißen will Frau Suſanne werde den Factor heirathen, ihr Beſitzthum verkaufen und mit ſchönem Geld übers Meer ziehen." Auf Befragen erfuhr unſer Freund, es ſey eine junge Wittwe, die in guten Umſtänden ein reichliches Gewerbe mit den Erzeugniſſen des Gebirges betreibe, wovon ſich der wandernde Reiſende morgen gleich ſelbſt überzeugen könne, indem man auf dem eingeſchlagenen Wege zeitig bei ihr eintreffen werde. „Ich habe ſie ſchon verſchiedentlich nennen

hören," versetzte Lenardo, „als belebend und wohlthatig in diesem Thale und versaumte nach ihr zu fragen."

„Geben wir aber zur Ruh," sagte der Garnbote, „um den morgenden Tag der heiter zu werden verspricht, von früh auf zu nutzen."

Hier endigte das Manuscript, und als Wilhelm nach der Fortsetzung verlangte, hatte er zu erfahren daß sie gegenwartig nicht in den Händen der Freunde sey. Sie war, sagte man, an Makarien gesendet, welche gewisse Verwicklungen, deren darin gedacht worden, durch Geist und Liebe schlichten und bedenkliche Verknüpfungen auflösen solle. Der Freund mußte sich diese Unterbrechung gefallen lassen und sich bereiten, an einem geselligen Abend, in heiterer Unterhaltung, Vergnügen zu finden.

Sechstes Capitel.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weitumherschauenden Laube saßen, trat eine ansehnliche Figur auf die Schwelle, welche unser Freund sogleich für den Barbier von heute früh erkannte. Auf einen tiefen, stummen Bucklung des Mannes erwiederte Lenardo: „Ihr kommt, wie immer, sehr gelegen und werdet nicht saumen uns mit eurem Talent zu erfreuen." „Ich kann Ihnen wohl," fuhr er zu Wilhelmen gewendet fort, „einiges von der Gesellschaft erzahlen, deren Band zu seyn ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unsern Kreis, als wer gewisse Talente aufzuweisen

hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Gesellschaft dienen würden. Dieser Mann ist ein derber Wundarzt, der in bedenklichen Fällen, wo Entschluß und körperliche Kraft gefordert wird, seinem Meister trefflich an der Seite zu stehen bereit ist. Was er als Bartkünstler leistet, davon können Sie ihm selbst ein Zeugniß geben. Hiedurch ist er uns eben so nöthig als willkommen. Da nun aber diese Beschäftigung gewöhnlich eine große und oft lästige Geschwätzigkeit mit sich führt, so hat er sich zu eigner Bildung eine Bedingung gefallen lassen; wie denn jeder der unter uns leben will sich von einer gewissen Seite bedingen muß, wenn ihm nach anderen Seiten hin die größere Freiheit gewährt ist. Dieser also hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, insofern etwas Gewöhnliches, oder Zufalliges durch sie ausgedrückt wird; daraus aber hat sich ihm ein anderes Redetalent entwickelt, welches absichtlich, klug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

„Sein Leben ist reich an wunderlichen Erfahrungen, die er sonst zu ungelegener Zeit schwatzend zersplitterte, nun aber durch Schweigen genöthigt im stillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet sich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geschehenen Leben und Bewegung. Mit besonderer Kunst und Geschicklichkeit weiß er wahrhafte Mährchen und mährchenhafte Geschichten zu erzählen, wodurch er oft zur schicklichen Stunde uns gar sehr ergötzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöst wird; wie ich denn gegenwärtig thue, und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er sich in geraumer Zeit seitdem ich ihn kenne noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich daß er auch dießmal, unserm theuren Gast zu Lieb' und Ehren, sich besonders hervorthun werde."

Ueber das Gesicht des Rothmantels verbreitete sich eine

geiſtreiche Heiterkeit und er fing ungeſaumt folgendermaßen zu ſprechen an.

Die neue Meluſine.

Hochverehrte Herren! Da mir bekannt iſt daß Sie vorlaufige Reden und Einleitungen nicht beſonders lieben, ſo will ich ohne weiteres verſichern, daß ich dießmal vorzuglich gut zu beſtehen hoffe. Von mir ſind zwar ſchon gar manche wahrhafte Geſchichten zu hoher und allſeitiger Zufriedenheit ausgegangen, heute aber darf ich ſagen daß ich eine zu erzahlen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl ſie mir ſchon vor einigen Jahren begegnet iſt, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja ſogar eine endliche Entwicklung hoffen laßt. Sie möchte ſchwerlich ihres Gleichen finden.

Vorerſt ſey geſtanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer ſo eingerichtet, um der nachſten Zeit, ja des nachſten Tages ganz ſicher zu ſeyn. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einſt nahm ich mir eine Reiſe vor, die mir guten Gewinn verſchaffen ſollte; aber ich machte meinen Zuſchnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich ſie mit Extrapoſt angefangen und ſodann auf der ordinären eine Zeit lang fortgeſetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt dem Ende derſelben zu Fuße entgegen zu gehen.

Als ein lebhafter Burſche hatte ich von jeher die Gewohnheit, ſobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der

Wirthin oder auch nach der Köchin umzusehen und mich schmeichlerisch gegen sie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meistens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Posthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner hergebrachten Weise verfahren wollte, rasselte gleich hinter mir ein schöner zweisitziger Wagen, mit vier Pferden bespannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und sah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte sogleich ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob sie etwas zu befehlen habe. Beim Aussteigen zeigte sich eine schöne Gestalt, und ihr liebenswürdiges Gesicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geschmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne. — „O ja!“ sagte sie, „wenn Sie mir mit Sorgfalt das Kästchen das auf dem Sitze steht herausheben und hinaustragen wollen; aber ich bitte gar sehr es recht stät zu tragen und im mindesten nicht zu bewegen oder zu rütteln.“ Ich nahm das Kästchen mit Sorgfalt, sie verschloß den Kutschenschlag, wir stiegen zusammen die Treppe hinauf, und sie sagte dem Gesinde, daß sie diese Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer, sie hieß mich das Kästchen auf den Tisch setzen, der an der Wand stand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß sie allein zu seyn wünschte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig aber feurig die Hand küßte.

„Bestellen Sie das Abendessen für uns beide,“ sagte sie darauf; und es läßt sich denken, mit welchem Vergnügen ich diesen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthin und Gesinde kaum über die Achsel ansah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich

wieder zu ihr führen sollte. Es war aufgetragen, wir setzten uns gegen einander über, ich labte mich zum erstenmal seit geraumer Zeit an einem guten Essen und zugleich an einem so erwünschten Anblick; ja mir kam es vor, als wenn sie mit jeder Minute schöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch suchte sie alles abzulehnen was sich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeraumt; ich zauderte, ich suchte allerlei Kunstgriffe mich ihr zu nähern, aber vergebens; sie hielt mich durch eine gewisse Würde zurück, der ich nicht widerstehen konnte, ja ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr scheiden.

Nach einer meist durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob sie Pferde bestellt habe; ich hörte nein, und ging in den Garten, sah sie angekleidet am Fenster stehen und eilte zu ihr hinauf. Als sie mir so schön und schöner als gestern entgegen kam, regte sich auf einmal in mir Neigung, Schalkheit und Verwegenheit; ich stürzte auf sie zu und faßte sie in meine Arme. „Englisches unwiderstehliches Wesen!" rief ich aus: „verzeih, aber es ist unmöglich!" Mit unglaublicher Gewandtheit entzog sie sich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können. — „Halten Sie solche Ausbrüche einer plötzlichen leidenschaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verscherzen wollen, das Ihnen sehr nahe liegt, das aber erst nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann."

„Fordere was du willst, englischer Geist!" rief ich aus, „aber bringe mich nicht zur Verzweiflung." Sie versetzte lächelnd: „Wollen Sie sich meinem Dienste widmen, so hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher eine Freundin zu besuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke;

indeſſen wünſche ich, daß mein Wagen und dieß Kaſtchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabei nichts zu thun- als das Kaſtchen mit Behutſamkeit in und aus dem Wagen zu heben, ſich daneben zu ſetzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, ſo wird es auf einen Tiſch geſtellt, in eine beſondere Stube, in der Sie weder wohnen noch ſchlafen dürfen. Sie verſchließen die Zimmer jedesmal mit dieſem Schlüſſel, der alle Schlöſſer auf- und zuſchließt und dem Schloſſe die beſondere Eigenſchaft giebt, daß es niemand in der Zwiſchenzeit zu eröffnen im Stande iſt."

Ich ſah ſie an, mir ward ſonderbar zu Muthe; ich verſprach alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, ſie bald wieder zu ſehen, und wenn ſie mir dieſe Hoffnung mit einem Kuß beſiegelte. Sie that es und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich ſollte nun die Pferde beſtellen, ſagte ſie. Wir beſprachen den Weg den ich nehmen, die Orte wo ich mich aufhalten und ſie erwarten ſollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie ſchien gerührt beim Abſchied und ich wußte ſchon nicht mehr was ich that oder thun ſollte.

Als ich von meiner Beſtellung zurückkam, fand ich die Stubenthür verſchloſſen. Ich verſuchte gleich meinen Hauptſchlüſſel und er machte ſein Probeſtück vollkommen. Die Thüre ſprang auf, ich fand das Zimmer leer, nur das Kaſtchen ſtand auf dem Tiſche, wo ich es hingeſtellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Kaſtchen ſorgfaltig hinunter und ſetzte es neben mich. Die Wirthin fragte: „wo iſt denn die Dame?" Ein Kind antwortete: „ſie iſt in die Stadt gegangen." Ich begrüßte die Leute und fuhr wie

im Triumph von hinnen, der ich gestern Abend mit bestaubten Gamaschen hier angekommen war. Daß ich nun bei guter Muße diese Geschichte hin und her überlegte, das Geld zahlte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Kästchen schielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun stracks vor mich hin, stieg mehrere Stationen nicht aus und rastete nicht, bis ich zu einer ansehnlichen Stadt gelangt war, wohin sie mich beschieden hatte. Ihre Befehle wurden sorgfältig beobachtet, das Kästchen in ein besonderes Zimmer gestellt, und ein paar Wachslichter daneben angezündet, wie sie auch verordnet hatte. Ich verschloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenken an sie leidenschaftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt ohne Gesellschaft zu leben; diese fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieser Gelegenheit an zu schmelzen, und verlor sich eines Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorsichtig einem leidenschaftlichen Spiel überlassen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Gelde entblößt, mit dem Ansehen eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß ob und wann meine Schöne sich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt sehnte ich mich nach ihr, und glaubte nun gar nicht mehr ohne sie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendessen das mir gar nicht geschmeckt hatte, weil ich es diesmal einsam zu genießen genöthigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab, sprach mit mir selbst, verwünschte mich, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungebärdig. Auf

einmal höre ich in dem verschlossenen Zimmer neben an eine leise Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffe mich zusammen, greife nach dem Hauptschlüssel, aber die Flügelthüren springen von selbst auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küsse ihr Kleid, ihre Hände, sie hebt mich auf, ich wage nicht sie zu umarmen, kaum sie anzusehen; doch gestehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler. — „Er ist zu verzeihen," sagte sie, „nur verspätet ihr leider euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wieder sehen." „Hier ist noch mehr Gold," sagte sie, „und hinreichend, wenn ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat euch aber dießmal Wein und Spiel in Verlegenheit gesetzt, so hütet euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiedersehen hoffen."

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel schlugen zusammen, ich pochte, ich bat, aber nichts ließ sich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lachelte der Kellner und sagte: „So wissen wir doch, warum ihr eure Thüren auf eine so künstliche und unbegreifliche Weise verschließt, daß kein Hauptschlüssel sie öffnen kann. Wir vermutheten bei Euch viel Geld und Kostbarkeiten; nun aber haben wir den Schatz zur Treppe hinunter geben sehen, und auf alle Weise schien er wurdig wohl verwahrt zu werden."

Ich erwiederte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und stieg mit meinem Kastchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundin kunftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen

Stadt angelangt, so ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst theuer anrechnen zu wollen; denn indem sie mich immer in einiger Entfernung hielten, verleiteten sie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich nur suchte ihr Vergnugen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete immerfort, so wie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnugen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er noch so rund und strotzend war wie anfangs. Ich wollte mich dieser schonen Eigenschaft naher versichern, setzte mich hin zu zahlen, merkte mir die Summe genau und fing nun an mit meiner Gesellschaft lustig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnugungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerksamkeit, um gewahr zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwunschtes Zahlen die Tugend unzahlbar zu seyn entwendet hatte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange, und konnte nicht zuruck, und doch war ich mit meiner Baarschaft bald am Ende. Ich verwunschte meine Lage, schalt auf meine Freundin, die mich so in Versuchung gefuhrt hatte, nahm es ihr ubel auf, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, sagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das Kastchen zu offnen, ob vielleicht in demselben einige Hülfe zu finden sey. Denn war es gleich nicht schwer genug um Geld zu enthalten, so konnten doch Juwelen darin seyn, und auch diese waren mir sehr willkommen gewesen. Ich war im Begriff den Vorsatz auszufuhren, doch verschob ich ihn auf

die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angesagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenschall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich passirte, daß beim Nachtische ein älterer Freund meiner liebsten Schönheit, von Reisen kommend, unvermuthet hereintrat, sich zu ihr setzte und ohne große Umstände seine alten Rechte geltend zu machen suchte. Daraus entstand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Leder, und ich ward mit mehreren Wunden halbtodt nach Hause getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlassen, es war schon tief in der Nacht, mein Wärter eingeschlafen, die Thür des Seitenzimmers ging auf, meine geheimnißvolle Freundin trat herein und setzte sich zu mir ans Bette. Sie fragte nach meinem Befinden; ich antwortete nicht, denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort mit vielem Antheil zu sprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewissen Balsam, so daß ich mich geschwind und entschieden gestärkt fühlte, so gestärkt, daß ich mich erzürnen und sie ausschelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf sie, auf die Leidenschaft die sie mir eingeflößt, auf ihr Erscheinen, ihr Verschwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnsucht die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich schwur ihr zuletzt, daß wenn sie nicht die Meinige seyn, mir dießmal nicht angehören, und sich mit mir verbinden wolle, so verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entschiedene Antwort forderte. Als sie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreifachen Verband von den Wunden, mit der entschiedenen Absicht mich zu verbluten. Aber wie erstaunte

ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper schmuck und glänzend und sie in meinen Armen fand.

Nun waren wir das glücklichste Paar von der Welt. Wir baten einander wechselseitig um Verzeihung und wußten selbst nicht recht warum. Sie versprach nun mit mir weiter zu reisen, und bald saßen wir nebeneinander im Wagen, das Kaschen gegen uns über, am Platze der dritten Person. Ich hatte desselben niemals gegen sie erwähnt; auch jetzt fiel mir's nicht ein davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen stand und wir durch eine stillschweigende Uebereinkunft beide dafür sorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer in und aus dem Wagen hob und mich wie vormals mit dem Verschluß der Thüren beschäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarschaft zu Ende ging, ließ ich sie es merken. — Dafür ist leicht Rath geschafft, sagte sie, und deutete auf ein paar kleine Taschen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldstücke heraus, so wie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzusetzen. So reis'ten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit andern froh, und ich dachte nicht daran, daß sie mich wieder verlassen konnte, um so weniger, als sie sich seit einiger Zeit entschieden guter Hoffnung befand, wodurch unsere Heiterkeit und unsere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich sie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne sie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Kaschen wieder auf den Weg, versuchte die Kraft beider Taschen und fand sie noch immer bewährt.

Die Reise ging glücklich von Statten, und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wundersamen Begebenheiten erwartete; so ereignete sich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erstaunen, in Sorgen, ja in Furcht gesetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reisen gewohnt war, so geschah es, daß ich oft im Finstern fuhr und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgingen, ganz dunkel war. Einmal bei so finsterer Nacht war ich eingeschlafen, und als ich erwachte, sah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denselben und fand, daß er aus dem Kästchen hervorbrach, das einen Riß zu haben schien, eben als wäre es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit gesprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege, ich vermuthete daß ein Karfunkel im Kästchen liege und wünschte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich so gut ich konnte zurecht, so daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geschmack, ja Kostbarkeit meublirtes Zimmer hineinsah, gerade so als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinab gesehn. Zwar konnte ich nur einen Theil des Raums beobachten, der mich auf das Uebrige schließen ließ. Ein Kaminfeuer schien zu brennen, neben welchem ein Lehnsessel stand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der andern Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich sogleich für meine Frau erkannte, obschon ihr Bild nach dem allerkleinsten Maaßstabe zusammengezogen war. Die Schöne setzte sich in den Sessel ans Kamin

um zu leſen, legte die Brande mit der niedlichſten Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, das allerliebſte kleine Weſen ſey ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt meine unbequeme Stellung einigermaßen zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinſehen und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum geweſen, war das Licht verſchwunden und ich blickte in eine leere Finſternis.

Wie erſtaunt, ja erſchrocken ich war, läßt ſich begreifen. Ich machte mir tauſend Gedanken über dieſe Entdeckung und konnte doch eigentlich nichts denken. Darüber ſchlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meiner Schönen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Kaſtchen nur deſto ſorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererſcheinung in völliger Menſchengröße wünſchen oder fürchten ſollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne gegen Abend in weißem Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, ſo kam ſie mir länger vor, als ich ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war, und ich erinnerte mich gehört zu haben, daß alle vom Geſchlecht der Nixen und Gnomen bei einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunähmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte ſie nicht recht frohmüthig an meine beklemmte Bruſt drücken.

„Mein Liebſter,“ ſagte ſie, „ich fühle nun wohl an deinem Empfang, was ich leider ſchon weiß. Du haſt mich in der Zwiſchenzeit geſehn; du biſt von dem Zuſtand unterrichtet, in dem ich mich zu gewiſſen Zeiten befinde; dein Glück und das meinige iſt hiedurch unterbrochen, ja es ſteht auf dem Punkte ganz vernichtet zu werden. Ich muß dich verlaſſen und weiß nicht ob ich dich jemals wieder ſehen werde.“

Ihre Gegenwart, die Anmuth mit der sie sprach, entfernte sogleich fast jede Erinnerung jenes Gesichtes, das mir schon bisher nur als ein Traum vorgeschwebt hatte. Ich empfing sie mit Lebhaftigkeit, überzeugte sie von meiner Leidenschaft, versicherte ihr meine Unschuld, erzahlte ihr das Zufallige der Entdeckung, genug ich that soviel, daß sie selbst beruhigt schien und mich zu beruhigen suchte.

„Prüfe dich genau," sagte sie: „ob diese Entdeckung deiner Liebe nicht geschadet habe, ob du vergessen kannst, daß ich in zweierlei Gestalten mich neben dir befinde, ob die Verringerung meines Wesens nicht auch deine Neigung vermindern werde."

Ich sah sie an; schöner war sie als jemals und ich dachte bei mir selbst: ist es denn ein so großes Unglück eine Frau zu besitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, so daß man sie im Kastchen herumtragen kann? Ware es nicht viel schlimmer, wenn sie zur Riesin würde und ihren Mann in den Kasten steckte? Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hatte sie um alles in der Welt nicht fahren lassen. — „Bestes Herz," versetzte ich, „laß uns bleiben und seyn wie wir gewesen sind. Könnten wir's beide denn herrlicher finden! Bediene dich deiner Bequemlichkeit und ich verspreche dir das Kastchen nur desto sorgfaltiger zu tragen. Wie sollte das Niedlichste, was ich in meinem Leben gesehen, einen schlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glucklich würden die Liebhaber seyn, wenn sie solche Miniaturbilder besitzen könnten! Und am Ende war es auch nur ein solches Bild, eine kleine Taschenspielerei. Du prüfst und neckst mich; du sollst aber sehen wie ich mich halten werde."

„Die Sache ist ernsthafter als du denkst," sagte die Schöne; „indessen bin ich recht wohl zufrieden, daß du sie leicht nimmst:

denn für uns beide kann noch immer die heiterſte Folge werden. Ich will dir vertrauen und von meiner Seite das Mögliche thun, nur verſprich mir, dieſer Entdeckung niemals vorwurfsweiſe zu gedenken. Dazu fug' ich noch eine Bitte recht inſtändig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht."

Ich verſprach was ſie begehrte, ich hätte zu und immer zu verſprochen; doch ſie wendete ſelbſt das Geſpräch und alles war im vorigen Gleiſe. Wir hatten nicht Urſache den Ort unſeres Aufenthaltes zu verändern; die Stadt war groß, die Geſellſchaft vielfach, die Jahreszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfeſt.

Bei allen ſolchen Freuden war meine Frau ſehr gern geſehn, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes einſchmeichelndes Betragen, mit einer gewiſſen Hoheit verknüpft, machte ſie jedermann lieb und ehrenwerth. Ueberdieß ſpielte ſie herrlich die Laute und ſang dazu, und alle geſelligen Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur geſtehen, daß ich mir aus der Muſik niemals viel habe machen können, ja ſie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir das bald abgemerkt hatte, ſuchte mich daher niemals wenn wir allein waren auf dieſe Weiſe zu unterhalten; dagegen ſchien ſie ſich in Geſellſchaft zu entſchädigen, wo ſie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum ſollte ich es laugnen, unſere letzte Unterredung, ungeachtet meines beſten Willens, war doch nicht vermögend geweſen die Sache ganz bei mir abzuthun; vielmehr hatte ſich meine Empfindungsweiſe gar ſeltſam geſtimmt, ohne daß ich mir es vollkommen bewußt geweſen wäre. Da brach eines Abends in großer Geſellſchaft der verhaltene

Unmuth los, und mir entſprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, ſo liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger, und nun ward ich eiferſüchtig auf ſie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir ſchräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung ſaßen, befand ich mich ſehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir ſeit einiger Zeit reizend geſchienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden ſparte man des Weines nicht, indeſſen von der andern Seite ein paar Muſikfreunde ſich meiner Frau bemächtigt hatten und die Geſellſchaft zu Geſängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böſe Laune; die beiden Kunſtliebhaber ſchienen zudringlich; der Geſang machte mich ärgerlich, und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, ſo wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und ſetzte ihn ſehr unſanft nieder.

Durch die Anmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich ſogleich zwar wieder gemildert, aber es iſt eine böſe Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege iſt. Er kochte heimlich fort, obgleich alles mich hatte ſollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit ſtimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tückiſcher, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Geſang zur Bewunderung aller Uebrigen begleitete. Unglücklicherweiſe erbat man ſich eine allgemeine Stille. Alſo auch ſchwatzen ſollte ich nicht mehr und die Töne thaten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinſte Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerin ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als ſie nach mir, und wahrlich recht liebevoll

herüber sah. Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunter schlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte sie mir lieblich drohend. „Bedenken Sie, daß es Wein ist!" sagte sie, nicht lauter als daß ich es hören konnte. — „Wasser ist für die Nixen!" rief ich aus. — „Meine Damen," sagte sie zu meinen Nachbarinnen, „kranzen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde." — „Sie werden sich doch nicht meistern lassen!" zischelte mir die Eine ins Ohr! — „Was will der Zwerg?" rief ich aus, mich heftiger gebärdend, wodurch ich den Becher umstieß. — „Hier ist viel verschüttet!" rief die Wunderschöne, that einen Griff in die Saiten, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Gesellschaft aus dieser Störung wieder auf sich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um so mehr als sie aufstand, aber nur als wenn sie sich das Spiel bequemer machen wollte, und zu praludiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tischtuch fließen sah, kam ich wieder zu mir selbst. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte und war recht innerlich zerknirscht. Zum erstenmal sprach die Musik mich an, die erste Strophe die sie sang, war ein freundlicher Abschied an die Gesellschaft wie sie sich noch zusammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Societat gleichsam auseinander, jeder fühlte sich einzeln, abgesondert, niemand glaubte sich mehr gegenwartig. Aber was soll ich denn von der letzten Strophe sagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekrankten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abschied nimmt.

Stumm führte ich sie nach Hause und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unser Zimmer gelangt, als sie sich höchst freundlich und anmuthig, ja sogar schalkhaft erwies und mich zum glücklichsten aller Menschen machte.

Des andern Morgens sagte ich ganz getrost und liebevoll: „Du hast so manchmal, durch gute Gesellschaft aufgefordert, gesungen, so zum Beispiel gestern Abend das rührende Abschiedslied; singe nun auch einmal mir zu Liebe ein hübsches, fröhliches Willkommen in dieser Morgenstunde, damit es uns werde als wenn wir uns zum erstenmal kennen lernten."

„Das vermag ich nicht, mein Freund," versetzte sie mit Ernst. „Das Lied von gestern Abend bezog sich auf unsere Scheidung, die nun sogleich vor sich gehen muß: denn ich kann dir nur sagen, die Beleidigung gegen Versprechen und Schwur hat für uns beide die schlimmsten Folgen; du verscherzest ein großes Glück und auch ich muß meinen liebsten Wünschen entsagen."

Als ich nun hierauf in sie drang und bat, sie möchte sich näher erklären, versetzte sie: „das kann ich leider wohl, denn es ist doch um mein Bleiben bei dir gethan. Vernimm also was ich dir lieber bis in die spatesten Zeiten verborgen hatte. Die Gestalt, in der du mich im Kastchen erblicktest, ist mir wirklich angeboren und natürlich: denn ich bin aus dem Stamm des Königs Eckwald, des mächtigen Fürsten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geschichte so vieles meldet. Unser Volk ist noch immer wie vor Alters thatig und geschaftig und auch daher leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorstellen, daß die Zwerge in ihrer Arbeit zurückgeblieben sind. Sonst waren Schwerte, die den Feind verfolgten, wenn man sie ihm nachwarf, unsichtbar und geheimnißvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmtesten Arbeiten. Jetzt aber beschaftigen sich sich hauptsachlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes, und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdest erstaunen, wenn du unsere Werkstatten und Waarenlager hindurch gehen solltest.

Dieß wäre nun alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein besonderer Umstand einträte."

Da sie einen Augenblick inne hielt, ersuchte ich sie um fernere Eröffnung dieser wundersamen Geheimnisse, worin sie mir denn auch sogleich willfahrte.

„Es ist bekannt," sagte sie, „daß Gott, sobald er die Welt erschaffen hatte, so daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich dastand, daß Gott, sage ich, sogleich vor allen Dingen die Zwerglein erschuf, damit auch vernünftige Wesen wären, welche seine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anstaunen und verehren könnten. Ferner ist bekannt, daß dieses kleine Geschlecht sich nachmals erhoben und sich die Herrschaft der Erde anzumaßen gedacht, weßhalb denn Gott die Drachen erschaffen, um das Gezwerge ins Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen sich in den großen Höhlen und Spalten selbst einzunisten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derselben Feuer spieen und manch anderes Wüste begingen, so wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergestalt daß sie nicht mehr wußten wo aus noch ein und sich daher zu Gott dem Herrn gar demuthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieses unsaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach seiner Weisheit sein Geschöpf zu zerstören nicht beschließen mochte, so ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alsobald die Riesen erschuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten doch wenigstens vermindern sollten."

„Als nun aber die Riesen so ziemlich mit den Drachen fertig geworden, stieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel,

weßwegen sie gar manches Frevele, besonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth sich zu dem Herrn wandten, der sodann aus seiner Machtgewalt die Ritter schuf, welche die Riesen und Drachen bekampfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben sollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von dieser Seite beschlossen, und es findet sich, daß nachher Riesen und Drachen so wie die Ritter und Zwerge immer zusammengehalten haben. Daraus kannst du nun ersehen, mein Freund, daß wir von dem ältesten Geschlecht der Welt sind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit sich führt.

„Da nämlich auf der Welt nichts ewig bestehen kann, sondern alles was einmal groß gewesen, klein werden und abnehmen muß, so sind auch wir in dem Falle, daß wir seit Erschaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allem andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes diesem Schicksal am ersten unterworfen ist. Deßhalb haben unsere weisen Meister schon vor vielen Jahren den Ausweg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzessin aus dem königlichen Hause heraus ins Land gesendet werde, um sich mit einem ehrsamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeschlecht wieder angefrischt und vom ganzlichen Verfall gerettet sey."

Indessen meine Schöne diese Worte ganz treuherzig vorbrachte, sah ich sie bedenklich an, weil es schien als ob sie Lust habe mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß sie mich anstatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben sollen, meine Vorfahren seyen von Gott unmittelbar erschaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte sie freundlich: „aber sage mir, mein liebes Kind, wie kommst du zu dieser großen und ansehnlichen Gestalt? denn ich kenne wenig Frauen, die sich dir an prachtiger Bildung vergleichen können." — „Das sollst du erfahren," versetzte meine Schöne. „Es ist von jeher im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man sich so lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz naturlich und billig finde. Man hatte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzessin wieder einmal in das Land zu senden, wenn nicht mein nachgeborner Bruder so klein ausgefallen ware, daß ihn die Warterinnen sogar aus den Windeln verloren haben und man nicht weiß wo er hingekommen ist. Bei diesem in den Jahrbüchern ganz unerhörten Falle versammelte man die Weisen, und kurz und gut, der Entschluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu schicken."

„Der Entschluß!" rief ich aus; „das ist wohl alles schön und gut. Man kann sich entschließen, man kann etwas beschließen; aber einem Zwerglein diese Göttergestalt zu geben, wie haben eure Weisen dieß zu Stande gebracht?"

„Es war auch schon von unsern Ahnherrn vorgesehen. In dem königlichen Schatze lag ein ungeheurer goldner Fingerring. Ich spreche jetzt von ihm wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, ehemals an seinem Orte gezeigt wurde: denn es ist derselbe, den ich hier am Finger habe; und nun ging man folgendergestalt zu Werke. Man unterrichtete mich von allem was bevorstehe, und belehrte mich was ich zu thun und zu lassen habe.

„Ein köstlicher Palast nach dem Muster des liebsten Sommeraufenthalts meiner Eltern, wurde verfertigt: ein Hauptgebaude, Seitenflugel und was man nur wünschen kann. Er

ſtand am Eingang einer großen Felskluft und verzierte ſie aufs beſte. An dem beſtimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte und vier und zwanzig Prieſter trugen auf einer köſtlichen Bahre, nicht ohne Beſchwerlichkeit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebaudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über ſie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abſchiede ſchritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing ſogleich merklich zu wachſen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring ſogleich an den Finger ſteckte. Nun im Nu verſchloſſen ſich Fenſter, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen ſich ins Hauptgebaude zurück, ſtatt des Palaſtes ſtand ein Kaſtchen neben mir, das ich ſogleich aufhob und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, ſo groß und ſtark zu ſeyn, zwar immer noch ein Zwerg gegen Baume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landſtrecken, aber doch immer ſchon ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, beſonders aber gegen die Ameiſen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhaltniß ſtehen und deßwegen oft von ihnen geplagt werden.

„Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug ich prüfte manchen, aber niemand als du ſchien mir werth, den Stamm des herrlichen Eckwald zu erneuern und zu verewigen.“

Bei allen dieſen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geſchüttelt hatte. Ich that verſchiedene Fragen, worauf ich aber keine ſonderlichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß ſie nach dem was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müſſe. Sie hoffe zwar wieder zu mir zu

kommen, doch jetzt habe sie sich unvermeidlich zu stellen, weil sonst für sie so wie für mich alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen und was sonst noch alles daraus entstehen könnte.

Da ich hörte daß uns das Geld ausgehen dürfte, fragte ich nicht weiter was sonst noch geschehen möchte. Ich zuckte die Achseln, ich schwieg und sie schien mich zu verstehen.

Wir packten zusammen und setzten uns in den Wagen, das Kastchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palast ansehen konnte. So ging es mehrere Stationen fort. Postgeld und Trinkgeld wurden aus den Taschchen rechts und links bequem und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgestiegen waren, als meine Schöne vorausging und ich auf ihr Geheiß mit dem Kastchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich steilen Pfaden zu einem engen Wiesengrund, durch welchen sich eine klare Quelle bald stürzte, bald laufend schlängelte. Da zeigte sie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Kastchen niedersetzen und sagte: Lebe wohl: du findest den Weg gar leicht zurück; gedenke mein, ich hoffe dich wiederzusehen.

In diesem Augenblick war mir's als wenn ich sie nicht verlassen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren schönen Tag, oder wenn ihr wollt ihre schöne Stunde. Mit einem so lieblichen Wesen allein, auf grüner Matte, zwischen Gras und Blumen, von Felsen beschränkt, von Wasser umrauscht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte sie bei der Hand fassen, sie umarmen, aber sie stieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht sogleich entfernte.

„Ist denn gar keine Möglichkeit," rief ich aus, „daß ich bei dir bleibe, daß du mich bei dir behalten konntest?" Ich

begleitete dieſe Worte mit ſo jämmerlichen Gebärden und Tönen, daß ſie gerührt ſchien und nach einigem Bedenken mir geſtand, eine Fortdauer unſerer Verbindung ſey nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich. Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte ſie endlich mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß wenn ich mich entſchlöſſe, mit ihr ſo klein zu werden als ich ſie ſchon geſehen, ſo könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieſer Vorſchlag gefiel mir nicht ganz, doch konnte ich mich einmal in dieſem Augenblick nicht von ihr losreißen, und ans Wunderbare ſeit geraumer Zeit ſchon gewöhnt, zu raſchen Entſchlüſſen aufgelegt, ſchlug ich ein und ſagte, ſie möchte mit mir machen was ſie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten Hand ausſtrecken, ſie ſtützte den ihrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldnen Ring ganz leiſe ſich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen. Kaum war dieß geſchehen, ſo fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog ſich zuſammen und folterte mich entſetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkührlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verſchwunden war. Wie mir indeſſen zu Muthe geweſen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden, auch bleibt mir nichts übrig zu ſagen als daß ich mich ſehr bald in kleiner Perſon neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiederſehens nach einer kurzen und doch ſo ſeltſamen Trennung, oder wenn ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, überſteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, ſie erwiederte meine Liebkoſungen und das kleine Paar fühlte ſich ſo glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit stiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinah' ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße, und wie erstaunt war ich, dort eine große aercaelte Masse zu sehen, die ich doch bald für das Kastchen, in dem Zustand wie ich es hingesetzt hatte, wieder erkennen mußte.

„Gehe hin mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an, Du wirst Wunder sehen," sagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, so erlebte ich wirklich das größte Wunder. Zwei Seitenflügel bewegten sich hervor und zugleich fielen wie Schuppen und Spane verschiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenster, Saulengange und alles was zu einem vollständigen Palaste gehört, auf einmal zu Gesichte kamen.

Wer einen künstlichen Schreibtisch von Reutgen gesehen hat, wo mit einem Zug viele Federn und Ressorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfacher sich auf einmal oder kurz nacheinander entwickeln, der wird sich eine Vorstellung machen können, wie sich jener Palast entfaltete, in welchen mich meine süße Begleiterin nunmehr hineinzog. In dem Hauptsaal erkannte ich sogleich das Kamin das ich ehemals von oben gesehen, und den Sessel worauf sie gesessen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich herein geschaut hatte. Ich verschone euch mit Beschreibung des Uebrigen; genug alles war geraumig, köstlich und geschmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militärische Musik vernahm. Meine schöne Hälfte sprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres

Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und schauten, wie aus einer ansehnlichen Felskluft ein glänzender Zug ſich bewegte. Soldaten, Bediente, Hausofficianten und ein glanzender Hofſtaat folgten hintereinander. Endlich erblickte man ein goldnes Gedrange und in demſelben den König ſelbſt. Als der ganze Zug vor dem Palaſt aufgeſtellt war, trat der König mit ſeiner nächſten Umgebung heran. Seine zartliche Tochter eilte ihm entgegen, ſie riß mich mit ſich fort, wir warfen uns ihm zu Fußen, er hob mich ſehr gnadig auf, und als ich vor ihn zu ſtehen kam, bemerkte ich erſt, daß ich freilich in dieſer kleinen Welt die anſehnlichſte Statur hatte. Wir gingen zuſammen nach dem Palaſte, da mich der König in Gegenwart ſeines ganzen Hofes mit einer wohl ſtudirten Rede, worin er ſeine Ueberraſchung uns hier zu finden ausdrückte, zu bewillkommnen geruhte, mich als ſeinen Schwiegerſohn erkannte und die Trauungsceremonie auf Morgen anſetzte.

Wie ſchrecklich ward mir auf einmal zu Muthe, als ich von Heirath reden hörte: denn ich furchtete mich bisher davor faſt mehr als vor der Muſik ſelbſt, die mir doch ſonſt das Verhaßteſte auf Erden ſchien. Diejenigen, die Muſik machen, pflegte ich zu ſagen, ſtehen doch wenigſtens in der Einbildung, unter einander einig zu ſeyn und in Uebereinſtimmung zu wirken: denn wenn ſie lange genug geſtimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerriſſen haben, ſo glauben ſie ſteif und feſt, die Sache ſey nunmehr aufs Reine und ein Inſtrument paſſe genau zum andern. Der Capellmeiſter ſelbſt iſt in dieſem glucklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdeß uns andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Eheſtand hingegen iſt dieß nicht einmal der Fall: denn ob er gleich nur ein Duett iſt und man doch denken ſollte, zwei

Stimmen, ja zwei Inſtrumente mußten einigermaßen übereingeſtimmt werden können, ſo trifft es doch ſelten zu; denn wenn der Mann einen Ton angiebt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher; da geht es denn aus dem Kammer- in den Chorton und immer ſo weiter hinauf, daß zuletzt die blaſenden Inſtrumente ſelbſt nicht folgen können. Und alſo, da mir die harmoniſche Muſik zuwider bleibt, ſo iſt mir noch weniger zu verdenken, daß ich die disharmoniſche gar nicht leiden kann.

Von allen Feſtlichkeiten, worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen: denn ich achtete gar wenig darauf. Das koſtbare Eſſen, der köſtliche Wein, nichts wollte mir ſchmecken. Ich ſann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszuſinnen. Ich entſchloß mich als es Nacht wurde, kurz und gut, auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und ſo gut als möglich verharg. Mein erſtes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu ſchaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte, vielmehr mußte ich fuhlen, daß er immer enger ward, ſobald ich ihn abzuziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber ſogleich nachließen, ſobald ich von meinem Vorhaben abſtand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Perſon hatte ſehr gut geſchlafen — und wollte mich eben weiter umſehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entſetzte ich mich, als alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameiſenheer über mich niederſtürzte. Kaum wurden ſie mich gewahr, als ſie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich

wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf ſolche Weiſe zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte ich ſolle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameiſe von anſehnlicher Statur ſich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und ſich ſogar meiner Gunſt empfahl. Ich vernahm daß die Ameiſen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er ſie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet mich herbeizuſchaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleinern. Ich ſah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien ſchweigen; genug wir waren verheirathet. So luſtig und munter es jedoch bei uns herging, ſo fanden ſich deſſen ungeachtet einſame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das ſollt ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Geſtalt und meinen Bedürfniſſen völlig gemäß, die Flaſchen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja wenn man will, verhältnißmäßig beſſeres Maaß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen ſchmeckten die zarten Biſſen vortrefflich, ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend, und ich läugne nicht, die Neuheit machte mir dieſe Verhältniſſe höchſt angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zuſtand nicht vergeſſen. Ich empfand in mir einen Maaßſtab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erſtenmal, was die Philoſophen unter ihren Idealen verſtehen möchten, wodurch die Menſchen ſo gequalt ſeyn ſollen. Ich hatte ein Ideal

von mir ſelbſt und erſchien mir manchmal im Traum wie ein Rieſe. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, ſo viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernſt zu denken begann.

Weil ich überzeugt war daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, ſo beſchloß ich ihn abzufeilen. Ich entwendete deßhalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicherweiſe war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; ſie war nicht gering: denn das goldne Reifchen, ſo dünn es ausſah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es ſich aus ſeiner erſten Größe zuſammen gezogen hatte. Alle freien Stunden wendete ich unbeachtet an dieſes Geſchäft und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf einmal ſprang der goldne Reif mit Gewalt vom Finger und meine Figur ſchoß mit ſolcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu ſtoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unſeres Sommerpalaſtes durchgeſtoßen, ja das ganze Sommergebäude durch meine friſche Unbehülflichkeit zerſtört haben würde.

Da ſtand ich nun wieder, freilich um ſo vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um vieles dümmer und unbehülflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, ſah ich die Schatulle neben mir ſtehen, die ich ziemlich ſchwer fand, als ich ſie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einſpannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich ſogleich den Verſuch mit den Täſchchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen ſchien, fand ich ein Schlüſſelchen, es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Erſatz

fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens; nachher wurde dieser verkauft, um mich auf dem Postwagen fortzubringen. Die Schatulle schlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, sie sollte sich noch einmal füllen, und so kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Köchin, wo ihr mich zuerst habt kennen lernen.

Siebentes Capitel.

Herfilie an Wilhelm.

Bekanntschaften, wenn sie sich auch gleichgültig ankündigen, haben oft die wichtigsten Folgen, und nun gar die Ihrige, die gleich von Anfang nicht gleichgültig war. Der wunderliche Schlüssel kam in meine Hände als ein seltsames Pfand; nun besitze ich das Kästchen auch. Schlüssel und Kästchen, was sagen Sie dazu? Was soll man dazu sagen? Hören Sie, wie's zuging:

Ein junger, feiner Mann läßt sich bei meinem Oheim melden und erzahlt, daß der curiose Antiquitatenkrämer, der mit Ihnen lange in Verbindung gestanden, vor kurzem gestorben sey, und ihm die ganze merkwürdige Verlassenschaft übertragen, zugleich aber zur Pflicht gemacht habe, alles fremde Eigenthum, was eigentlich nur deponirt sey, unverzuglich zurückzugeben. „Eignes Gut beunruhige niemanden, denn man habe den Verlust allein zu ertragen; fremdes Gut jedoch zu bewahren, habe er sich nur in besondern Fällen erlaubt, ihm wolle er diese Last nicht aufbürden, ja er verbiete ihm, in vaterlicher Liebe und Autoritat, sich damit zu befassen."

Und hiemit zog er das Kaſtchen hervor, das, wenn ich es ſchon aus der Beſchreibung kannte, mir doch ganz vorzüglich in die Augen fiel.

Der Oheim, nachdem er es von allen Seiten beſehen, gab es zuruck, und ſagte: „Auch er habe es ſich zur Pflicht gemacht, in gleichem Sinne zu handeln und ſich mit keiner Antiquitat, ſie ſey auch noch ſo ſchon und wunderbar, zu belaſten, wenn er nicht wiſſe wem ſie früher angehört und was fur eine hiſtoriſche Merkwurdigkeit damit zu verknüpfen ſey. Nun zeige dieſes Kaſtchen weder Buchſtaben noch Ziffer, weder Jahrzahl noch ſonſt eine Andeutung, woraus man den frubern Beſitzer oder Künſtler errathen könne, es ſey ihm alſo völlig unnutz und ohne Intereſſe.

Der junge Mann ſtand in großer Verlegenheit und fragte nach einigem Beſinnen, ob er nicht erlauben wolle, ſolches bei ſeinen Gerichten niederzulegen? Der Oheim lachelte, wandte ſich zu mir und ſprach: „das ware ein hubſches Geſchaft fur dich, Herſilie; du haſt ja auch allerlei Schmuck und zierliche Koſtbarkeiten, leg' es dazu; denn ich wollte wetten, der Freund, der dir nicht gleichgultig blieb, kommt gelegentlich wieder und holt es ab."

Das muß ich nun ſo hinſchreiben, wenn ich treu erzahlen will und ſodann muß ich bekennen, ich ſah das Kaſtchen mit neidiſchen Augen an und eine gewiſſe Habſucht bemachtigte ſich meiner. Mir widerte, das herrliche dem holden Felix vom Schickſal zugedachte Schatzkaſtlein in dem alt-eiſernen verroſteten Depoſitenkaſten der Gerichtsſtube zu wiſſen. Wünſchelruthenartig zog ſich die Hand darnach, mein biſchen Vernunft hielt ſie zuruck; ich hatte ja den Schluſſel, das durfte ich nicht entdecken; nun ſollte ich mir die Qual anthun, das Schloß uneröffnet zu laſſen, oder mich der unbefugten Kühnheit

hingeben es aufzuſchließen! Allein, ich weiß nicht, war es Wunſch oder Ahnung, ich ſtellte mir vor, Sie kämen, kamen bald, wären ſchon da wenn ich auf mein Zimmer träte; genug, es war mir ſo wunderlich, ſo ſeltſam, ſo confus, wie es mir immer geht, wenn ich aus meiner gleichmüthigen Heiterkeit herausgenöthigt werde. Ich ſage nichts weiter, beſchreibe nicht, entſchuldige nicht; genug, hier liegt das Käſtchen vor mir in meiner Schatulle, der Schlüſſel daneben, und wenn Sie eine Art von Herz und Gemüth haben, ſo denken Sie, wie mir zu Muthe iſt, wie viele Leidenſchaften ſich in mir herumkämpfen, wie ich Sie herwünſche, auch wohl Felix dazu, daß es ein Ende werde, wenigſtens daß eine Deutung vorgehe, was damit gemeint ſey mit dieſem wunderbaren Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen; und ſollte ich auch nicht aus aller Verlegenheit gerettet werden, ſo wünſche ich wenigſtens ſehnlichſt, daß dieſe ſich aufkläre, ſich endige, wenn mir auch, wie ich fürchte, etwas Schlimmeres begegnen ſollte.

Achtes Capitel.

Unter den Papieren die uns zur Redaction vorliegen, finden wir einen Schwank den wir ohne weitere Vorbereitung hier einſchalten weil unſre Angelegenheiten immer ernſthafter werden und für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.

Im Ganzen möchte dieſe Erzählung dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wie ſie St. Chriſtoph am heitern Abend einem Kreiſe verſammelter luſtiger Geſellen vortrug.

Die gefahrliche Wette.

Es iſt bekannt daß die Menſchen, ſobald es ihnen einigermaßen wohl und nach ihrem Sinne geht, alſobald nicht wiſſen was ſie vor Uebermuth anfangen ſollen; und ſo hatten denn auch muthige Studenten die Gewohnheit während der Ferien ſchaarenweis das Land zu durchziehen und nach ihrer Art Suiten zu reißen, welche freilich nicht immer die beſten Folgen hatten. Sie waren gar verſchiedener Art, wie ſie das Burſchenleben zuſammenführt und bindet. Ungleich von Geburt und Wohlhabenheit, Geiſt und Bildung, aber alle geſellig in einem heitern Sinne mit einander ſich fortbewegend und treibend. Mich aber wählten ſie oft zum Geſellen: denn wenn ich ſchwerere Laſten trug als einer von ihnen, ſo mußten ſie mir denn auch den Ehrentitel eines großen Suitiers ertheilen und zwar hauptſächlich deßhalb, weil ich ſeltener aber deſto kraftiger meine Poſſen trieb, wovon denn folgendes ein Zeugniß geben mag.

Wir hatten auf unſeren Wanderungen ein angenehmes Bergdorf erreicht, das bei einer abgeſchiedenen Lage den Vortheil einer Poſtſtation und in großer Einſamkeit ein paar hübſche Madchen zu Bewohnerinnen hatte. Man wollte ausruhen, die Zeit verſchlendern, verliebeln, eine Weile wohlfeiler leben und deßhalb mehr Geld vergeuden.

Es war gerade nach Tiſch, als einige ſich im erhohten, andere im erniedrigten Zuſtand befanden. Die einen lagen und ſchliefen ihren Rauſch aus; die andern hatten ihn gern auf irgend eine mutwillige Weiſe ausgelaſſen. Wir hatten ein paar große Zimmer im Seitenflugel nach dem Hof. Eine ſchöne Equipage, die mit vier Pferden hereinraſſelte, zog uns an die Fenſter. Die Bedienten ſprangen vom Bock und halfen

einem Herrn von ſtattlichem vornehmem Anſehen heraus, der ungeachtet ſeiner Jahre noch rüſtig genug auftrat. Seine große wohlgebildete Naſe fiel mir zuerſt ins Geſicht, und ich weiß nicht was für ein böſer Geiſt mich anhauchte, ſo daß ich in einem Augenblick den tollſten Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, ſogleich auszuführen begann.

„Was dünkt euch von dieſem Herrn?“ fragte ich die Geſellſchaft. „Er ſieht aus,“ verſetzte der Eine, „als ob er nicht mit ſich ſpaßen laſſe.“ „Ja ja,“ ſagte der andre, „er hat ganz das Anſehen ſo eines vornehmen Rühr mich nicht an.“ „Und deſſen ungeachtet,“ erwiederte ich ganz getroſt, „was wettet ihr, ich will ihn bei der Naſe zupfen, ohne daß mir deßhalb etwas Uebles widerfahre; ja ich will mir ſogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen.“

„Wenn du es leiſteſt,“ ſagte Raufbold, „ſo zahlt dir jeder einen Louisd'or.“ — „Caſſiren Sie das Geld für mich ein,“ rief ich aus: „auf Sie verlaſſe ich mich.“ — „Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen,“ ſagte der Kleine. — „Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ verſetzte ich und ſprang die Treppe hinunter.

Bei dem erſten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen ſehr ſtarken Bart hatte und vermuthete daß keiner von ſeinen Leuten raſiren könne. Nun begegnete ich dem Kellner und fragte: „hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?“ „Freilich!“ verſetzte der Kellner, „und es iſt eine rechte Noth. Der Kammerdiener des Herrn iſt ſchon zwei Tage zurückgeblieben. Der Herr will ſeinen Bart abſolut los ſeyn, und unſer einziger Barbier, wer weiß, wo er in die Nachbarſchaft hingegangen.“

„So meldet mich an,“ verſetzte ich: „führt mich als Barbierer bei dem Herrn nur ein, und ihr werdet Ehre mit mir

einlegen." Ich nahm das Raſierzeug das ich im Hauſe fand und folgte dem Kellner.

Der alte Herr empfing mich mit großer Gravitat, beſah mich von oben bis unten, als ob er meine Geſchicklichkeit aus mir herausphyſiognomiren wollte. „Verſteht er ſein Handwerk?" ſagte er zu mir.

„Ich ſuche meines Gleichen," verſetzte ich, „ohne mich zu rühmen." Auch war ich meiner Sache gewiß: denn ich hatte früh die edle Kunſt getrieben und war beſonders deßwegen berühmt, weil ich mit der linken Hand raſirte.

Das Zimmer, in welchem der Herr ſeine Toilette machte, ging nach dem Hof und war gerade ſo gelegen, daß unſere Freunde füglich hereinſehen konnten, beſonders wenn die Fenſter offen waren. An gehöriger Vorrichtung fehlte nichts mehr. Der Patron hatte ſich geſetzt und das Tuch vorgenommen. Ich trat ganz beſcheidentlich vor ihn hin und ſagte: „Excellenz! mir iſt bei Ausübung meiner Kunſt das Beſondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute beſſer und zu mehrerer Zufriedenheit raſirt habe, als die Vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Urſache bald da bald dort geſucht, endlich aber gefunden daß ich's in freier Luft viel beſſer mache als in verſchloſſenen Zimmern. Wollten Ew. Excellenz deßhalb erlauben daß ich die Fenſter aufmache, ſo würden Sie den Effect zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden." Er gab es zu, ich öffnete das Fenſter, gab meinen Freunden einen Wink und fing an, den ſtarken Bart mit großer Anmuth einzuſeifen. Eben ſo behend und leicht ſtrich ich das Stoppelfeld vom Boden weg, wobei ich nicht verſäumte, als es an die Oberlippe kam, meinen Gönner bei der Naſe zu faſſen, und ſie merklich herüber und hinüber zu biegen, wobei ich mich ſo zu ſtellen wußte, daß die Wettenden zu

ihrem größten Vergnügen erkennen und bekennen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr ſtattlich bewegte ſich der alte Herr gegen den Spiegel: man ſah daß er ſich mit einiger Gefälligkeit betrachtete, und wirklich, es war ein ſehr ſchöner Mann. Dann wendete er ſich zu mir mit einem feurigen ſchwarzen aber freundlichen Blick und ſagte: „Er verdient, mein Freund, vor vielen ſeines Gleichen gelobt zu werden, denn ich bemerke an ihm weit weniger Unarten als an andern. So fährt er nicht zwei dreimal über dieſelbige Stelle, ſondern es iſt mit Einem Strich gethan; auch ſtreicht er nicht, wie mehrere thun, ſein Scheermeſſer in der flachen Hand ab und fuhrt den Unrath nicht der Perſon uber die Naſe. Beſonders aber iſt ſeine Geſchicklichkeit der linken Hand zu bewundern. Hier iſt etwas für ſeine Mühe, fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. Nur Eines merk' er ſich: daß man Leute von Stande nicht bei der Naſe faßt. Wird er dieſe bauriſche Sitte künftig vermeiden, ſo kann er wohl noch in der Welt ſein Glück machen."

Ich verneigte mich tief, verſprach alles Mögliche, bat ihn bei allenfalſiger Rückkehr mich wieder zu beehren, und eilte was ich konnte zu unſeren jungen Geſellen, die mir zuletzt ziemlich Angſt gemacht hatten. Denn ſie verführten ein ſolches Gelachter und ein ſolches Geſchrei, ſprangen wie toll in der Stube herum, klatſchten und rieſen, weckten die Schlafenden, und erzählten die Begebenheit immer mit neuem Lachen und Toben, daß ich ſelbſt, als ich ins Zimmer trat, die Fenſter vor allen Dingen zumachte und ſie um Gottes willen bat, ruhig zu ſeyn, endlich aber mitlachen mußte, über das Ausſehen einer narriſchen Handlung, die ich mit ſo vielem Ernſte durchgeführt hatte.

Als nach einiger Zeit ſich die tobenden Wellen des Lachens

einigermaßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich; die Goldstücke hatte ich in der Tasche und den wohlverdienten Gulden dazu und ich hielt mich für ganz wohl ausgestattet, welches mir um so erwünschter war, als die Gesellschaft beschlossen hatte des andern Tages auseinander zu gehen. Aber uns war nicht bestimmt mit Zucht und Ordnung zu scheiden. Die Geschichte war zu reizend, als daß man sie hätte bei sich behalten können; so sehr ich auch gebeten und beschworen hatte, nur bis zur Abreise des alten Herrn reinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Fahrige genannt, hatte ein Liebesverständniß mit der Tochter des Hauses. Sie kamen zusammen und Gott weiß, ob er sie nicht besser zu unterhalten wußte; genug er erzahlte ihr den Spaß und so wollten sie sich nun zusammen todtlachen. Dabei blieb es nicht, sondern das Mädchen brachte die Mähre lachend weiter und so mochte sie endlich noch kurz vor Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir saßen ruhiger als sonst: denn es war den Tag über genug gelebt worden, als auf einmal der kleine Kellner, der uns sehr zugethan war, hereinsprang und rief: „Rettet euch, man wird euch todt schlagen!“ Wir fuhren auf und wollten mehr wissen; er aber war schon zur Thüre wieder hinaus. Ich sprang auf und schob den Nachtriegel vor; schon aber hörten wir an der Thüre pochen und schlagen, ja wir glaubten zu hören, daß sie durch eine Axt gespalten werde. Maschinenmäßig zogen wir uns ins zweite Zimmer zurück, alle waren verstummt: „wir sind verrathen,“ rief ich aus: „der Teufel hat uns bei der Nase!“

Raufbold griff nach seinem Degen, ich zeigte hier abermals meine Riesenkraft, und schob ohne Beihulfe eine schwere Commode vor die Thüre, die glücklicherweise hereinwärts

ging. Doch hörten wir schon das Gepolter im Vorzimmer und die heftigsten Schläge an unsere Thüre.

Der Baron schien entschieden sich zu vertheidigen, wiederholt aber rief ich ihm und den übrigen zu: „rettet euch! hier sind Schläge zu fürchten nicht allein, aber Beschimpfung, das Schlimmere für den Edelgebornen.“ Das Mädchen stürzte herein, dieselbe die uns verrathen hatte, nun verzweifelnd ihren Liebhaber in Todesgefahr zu wissen. „Fort, fort!“ rief sie und faßte ihn an; „fort, fort! ich bring' euch über Böden, Scheunen und Gänge. Kommt alle, der letzte zieht die Leiter nach.“

Alles stürzte nun zur Hinterthüre hinaus; ich hob noch einen Koffer auf die Kiste um die schon hereinbrechenden Füllungen der belagerten Thüre zurückzuschieben und festzuhalten. Aber meine Beharrlichkeit, mein Trutz wollte mir verderblich werden.

Als ich den übrigen nachzueilen rannte, fand ich die Leiter schon aufgezogen und sah alle Hoffnung mich zu retten gänzlich versperrt. Da steh' ich nun, ich der eigentliche Verbrecher, der ich mit heiler Haut, mit ganzen Knochen zu entrinnen schon aufgab. Und wer weiß — doch laßt mich immer dort in Gedanken stehen, da ich jetzt hier gegenwärtig euch das Mährchen vorerzählen kann. Nur vernehmt noch, daß diese verwegene Suite sich in schlechte Folgen verlor.

Der alte Herr, tief gekränkt von Verhöhnung ohne Rache, zog sich's zu Gemüthe, und man behauptet dieses Ereigniß habe seinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mitwirkend. Sein Sohn, den Thätern auf die Spur zu gelangen trachtend, erfuhr unglücklicherweise die Theilnahme des Barons, und erst nach Jahren hierüber ganz klar, forderte er diesen heraus und eine Wunde, ihn den schönen Mann

entſtellend, ward ärgerlich für das ganze Leben. Auch ſeinem Gegner verdarb dieſer Handel einige ſchöne Jahre, durch zufällig ſich anſchließende Ereigniſſe.

Da nun jede Fabel eigentlich etwas lehren ſoll, ſo iſt euch allen, wohin die gegenwärtige gemeint ſey, wohl überklar und deutlich.

Neuntes Capitel.

Der höchſt bedeutende Tag war angebrochen, heute ſollten die erſten Schritte zur allgemeinen Fortwanderung eingeleitet werden, heut' ſollte ſich's entſcheiden wer denn wirklich in die Welt hinaus gehen, oder wer lieber dieſſeits, auf dem zuſammenhangenden Boden der alten Erde, verweilen und ſein Glück verſuchen wolle.

Ein munteres Lied erſcholl in allen Straßen des heitern Fleckens; Maſſen thaten ſich zuſammen, die einzelnen Glieder eines jeden Handwerks ſchloſſen ſich an einander an, und ſo zogen ſie, unter einſtimmigem Geſang, nach einer durch das Loos entſchiedenen Ordnung in den Saal.

Die Vorgeſetzten, wie wir Lenardo, Friedrichen und den Amtmann bezeichnen wollen, waren eben im Begriff ihnen zu folgen und den gebührenden Platz einzunehmen, als ein Mann von einnehmendem Weſen zu ihnen trat und ſich die Erlaubniß ausbat an der Verſammlung Theil nehmen zu können. Ihm wäre nichts abzuſchlagen geweſen, ſo geſittet, zuvorkommend und freundlich war ſein Betragen, wodurch eine impoſante Geſtalt, welche ſowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geſelligen Leben hindeutete, ſich höchſt anmuthig erwies.

Er trat mit den übrigen hinein, man überließ ihm einen Ehrenplatz, alle hatten sich gesetzt, Lenardo blieb stehen und fing folgendermaßen zu reden an:

„Betrachten wir, meine Freunde, des festen Landes bewohnteste Provinzen und Reiche, so finden wir überall wo sich nutzbarer Boden hervorthut, denselben bebaut, bepflanzt, geregelt, verschönt und in gleichem Verhältniß gewünscht, in Besitz genommen, befestigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbesitzes, und sind genöthigt ihn als das Erste, das Beste anzusehen was dem Menschen werden könne. Finden wir nun, bei näherer Ansicht, Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenossen, somit auch das allgemeine patriotische Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erscheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raums, im Großen und Kleinen, immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, so hat es die Natur gewollt! Ein Mensch auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beide verwachsen miteinander und zugleich knüpfen sich die schönsten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundfeste alles Daseyns widerwärtig berühren, Werth und Würde so schöner einziger Himmelsgabe verkennen?

„Und doch darf man sagen: wenn das was der Mensch besitzt von großem Werth ist, so muß man demjenigen was er thut und leistet noch einen größern zuschreiben. Wir mögen daher bei völligem Ueberschauen den Grundbesitz als einen kleineren Theil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meisten und höchsten derselben bestehen aber eigentlich im Beweglichen, und in demjenigen was durchs bewegte Leben gewonnen wird.

„Hiernach uns umzusehen werden wir Jüngeren besonders genöthigt; denn hatten wir auch die Lust zu bleiben und zu

verharren von unſern Vätern geerbt, ſo finden wir uns doch tauſendfaltig aufgefordert die Augen vor weiterer Aus- und Umſicht keineswegs zu verſchließen. Eilen wir deßhalb ſchnell ans Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick welch unermeßliche Raume der Thätigkeit offen ſtehen, und bekennen wir ſchon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt.

„Doch in ſolche gränzenloſe Weiten wollen wir uns nicht verlieren, ſondern unſere Aufmerkſamkeit dem zuſammenhängenden, weiten, breiten Boden ſo mancher Lander und Reiche zuwenden. Dort ſehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig nährender Heerdenbeſitz überall hinzuleiten iſt. Wir ſehen ſie in Mitten der Wüſte, auf großen grünen Weideplatzen, wie in erwünſchten Hafen vor Anker liegen. Solche Bewegung, ſolches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedurfniß; endlich betrachten ſie die Oberflache der Welt, als wäre ſie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Fluſſen durchzogen. Haben wir doch den Nordoſten geſehen ſich gegen Südweſten bewegen, ein Volk das andere vor ſich hertreiben, Herrſchaft und Grundbeſitz durchaus verandert.

„Von übervölkerten Gegenden her wird ſich ebendaſſelbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre ſchwer zu ſagen; wunderſam aber iſt es, daß durch eigene Uebervölkerung wir uns einander innerlich drangen und, ohne erſt abzuwarten daß wir vertrieben werden, uns ſelbſt vertreiben, das Urtheil der Verbannung gegen einander ſelbſt ausſprechend.

„Hier iſt nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth, in unſerm Buſen einer gewiſſen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Luſt nicht zu unterdrücken, die uns

antreibt Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch ſinnen und vorhaben geſchehe nicht aus Leidenſchaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, ſondern aus einer dem beſten Rath entſprechenden Ueberzeugung.

„Man hat geſagt und wiederholt: „wo mir's wohlgeht iſt mein Vaterland!“ doch wäre dieſer tröſtliche Spruch noch beſſer ausgedrückt, wenn es hieße: „wo ich nütze iſt mein Vaterland!“ Zu Hauſe kann einer unnütz ſeyn, ohne daß es eben ſogleich bemerkt wird; außen in der Welt iſt der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun ſage: „trachte jeder überall ſich und andern zu nutzen, ſo iſt dieß nicht etwa Lehre noch Rath, ſondern der Ausſpruch des Lebens ſelbſt.

„Nun beſchaue man den Erdball und laſſe das Meer vorerſt unbeachtet, man laſſe ſich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und hefte den Blick auf das feſte Land und ſtaune, wie es mit einem ſich wimmelnd durchkreuzenden Ameiſengeſchlecht übergoſſen iſt. Hiezu hat Gott der Herr ſelbſt Anlaß gegeben, indem er, den babyloniſchen Thurmbau verhindernd, das Menſchengeſchlecht in alle Welt zerſtreute. Laſſet uns ihn darum preiſen, denn dieſer Segen iſt auf alle Geſchlechter übergegangen.

„Bemerket nun mit Heiterkeit, wie ſich alle Jugend ſogleich in Bewegung ſetzt. Da ihr der Unterricht weder im Hauſe noch an der Thüre geboten wird, eilt ſie alſobald nach Ländern und Städten, wohin ſie der Ruf des Wiſſens und der Weisheit verlockt; nach empfangener ſchneller, mäßiger Bildung fühlt ſie ſich ſogleich getrieben weiter in der Welt umherzuſchauen, ob ſie da oder dort irgend eine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken behülflich, auffinden und erhaſchen könne. Mögen ſie denn ihr Glück verſuchen! wir aber gedenken ſogleich vollendeter, ausgezeichneter Manner, jener edlen

Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegen gehen, um der Welt die Welt zu eröffnen und durch das Unwegsamste hindurch Pfad und Bahn zu bereiten.

„Sehet aber auch auf glatten Heerstraßen Staub auf Staub in langen Wolkenzügen emporgeregt, die Spur bezeichnend beauemer, überpackter Wägen, worin Vornehme, Reiche und so manche andere dahin rollen, deren verschiedene Denkweise und Absicht Yorik uns gar zierlich auseinander setzt.

„Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuße getrost nachschauen, dem das Vaterland zur Pflicht machte, fremde Geschicklichkeit sich anzueignen und nicht eher als bis ihm dieß gelungen, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Häufiger aber begegnen wir auf unsern Wegen Marktenden und Handelnden; ein kleiner Kramer sogar darf nicht versäumen, von Zeit zu Zeit seine Bude zu verlassen, Messen und Märkte zu besuchen, um sich dem Großhändler zu nähern und seinen kleinen Vortheil am Beispiel, an der Theilnahme des Granzenlosen zu steigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt sich einzeln, zu Pferde, auf allen Haupt- und Nebenstraßen die Menge derer, die auf unsern Beutel auch gegen unser Wollen Anspruch zu machen beflissen sind. Muster aller Art und Preisverzeichnisse verfolgen uns in Stadt- und Landhäusern, und wohin wir uns auch flüchten mögen, geschäftig überraschen sie uns, Gelegenheit bietend, welche selbst aufzusuchen niemand in den Sinn gekommen wäre. Was soll ich aber nun von dem Volke sagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern sich zueignet, und durch seine bewegliche Thatigkeit die Ruhenden zu überlisten und die Mitwandernden zu überschreiten versteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böses von ihnen sprechen; nichts Gutes, weil sich unser Bund vor ihnen hutet, nichts Böses, weil der Wanderer jeden

Begegnenden freundlich zu behandeln, wechſelſeitigen Vortheils eingedenk, verpflichtet iſt.

„Nun aber vor allen Dingen haben wir der ſämmtlichen Künſtler mit Theilnahme zu gedenken, denn ſie ſind auch durchaus in die Weltbewegung mit verflochten. Wandert nicht der Maler, mit Staffelei und Palette, von Geſicht zu Geſicht; und werden ſeine Kunſtgenoſſen nicht bald da bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden iſt? Lebhafter jedoch ſchreitet der Muſiker daher, denn er iſt es eigentlich der für ein neues Ohr neue Ueberraſchung, für einen friſchen Sinn friſches Erſtaunen bereitet. Die Schauſpieler ſodann, wenn ſie gleich Theſpis Wagen verſchmähen, ziehen doch noch immer in kleineren Chören umher, und ihre bewegliche Welt iſt an jeder Stelle bebend genug auferbaut. Eben ſo verändern ſie einzeln, ſogar ernſte, vortheilhafte Verbindungen aufgebend, gern den Ort mit dem Orte, wozu ein geſteigertes Talent mit zugleich geſteigertem Bedürfniß Anlaß und Vorwand gibt. Hierzu bereiten ſie ſich gewöhnlich dadurch vor, daß ſie kein bedeutendes Brettergerüſt des Vaterlandes unbeſtiegen laſſen.

„Hiernach werden wir ſogleich gemahnt auf den Lehrſtand zu ſehen, dieſen findet ihr gleichfalls in fortdauernder Bewegung, ein Katheder um das andere wird betreten und verlaſſen, um den Samen einiger Bildung ja nach allen Seiten hin reichlich auszuſpenden. Emſiger aber und weiter ausgreifend ſind jene frommen Seelen, die das Heil den Völkern zu bringen ſich durch alle Welttheile zerſtreuen. Dagegen pilgern andere ſich das Heil abzuholen, ſie ziehen zu ganzen Schaaren nach geweihter wunderthätiger Stelle, dort zu ſuchen und zu empfangen was ihrem Innern zu Hauſe nicht verliehen ward.

„Wenn uns nun dieſe ſämmtlich nicht in Verwunderung

ſetzen, weil ihr Thun und Laſſen ohne Wandern meiſt nicht denkbar ware, ſo ſollten wir diejenigen, die ihren Fleiß dem Boden widmen, doch wenigſtens an denſelben gefeſſelt halten. Keineswegs! Auch ohne Beſitz laßt ſich Benutzung denken, und wir ſehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlaſſen, die ihm als Zeitpächter Vortheil und Freude mehrere Jahre gewahrt hat; ungeduldig forſcht er nach gleichen oder größeren Vortheilen, es ſey nah' oder fern. Ja ſogar der Eigenthümer verläßt ſeinen erſt gerodeten Neubruch, ſobald er ihn durch Cultur einem weniger gewandten Beſitzer erſt angenehm gemacht hat; aufs neue dringt er in die Wüſte, macht ſich abermals in Waldern Platz, zur Belohnung jenes erſten Bemühens, einen doppelt und dreifach größern Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren gedenkt.

„Laſſen wir ihn dort mit Bären und anderm Gethier ſich herumſchlagen und kehren in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs beruhigter antreffen. Irgend ein großes geregeltes Reich beſchaue man, wo der Fahigſte ſich als den Beweglichſten denken muß; nach dem Winke des Fürſten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brauchbare von einem Ort zum andern verſetzt. Auch ihm gilt unſer Zuruf: ſuchet überall zu nützen, überall ſeyd ihr zu Hauſe. Sehen wir aber bedeutende Staatsmanner, obwohl ungern, ihren hohen Poſten verlaſſen, ſo haben wir Urſache, ſie zu bedauern, da wir ſie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen durfen; nicht als Auswanderer, weil ſie einen wunſchenswerthen Zuſtand entbehren, ohne daß irgend eine Ausſicht auf beſſere Zuſtande ſich auch nur ſcheinbar eröffnete; nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſeyn ſelten vergönnt iſt.

„Zu einem eigenen Wanderleben jedoch iſt der Soldat

berufen; ſelbſt im Frieden wird ihm bald dieſer bald jener Poſten angewieſen; fürs Vaterland nah' oder fern zu ſtreiten muß er ſich immer beweglich erhalten; und nicht nur fürs unmittelbare Heil, ſondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrſcher wendet er ſeinen Schritt allen Welttheilen zu, und nur wenigen iſt es vergönnt ſich hie oder da anzuſiedeln. Wie nun bei dem Soldaten die Tapferkeit als erſte Eigenſchaft obenanſteht, ſo wird ſie doch ſtets mit der Treue verbunden gedacht, deßhalb wir denn gewiſſe, wegen ihrer Zuverläſſigkeit gerühmte Völker, aus der Heimath gerufen, weltlichen und geiſtlichen Regenten als Leibwache dienen ſehen.

„Noch eine ſehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Claſſe erblicken wir in jenen Geſchäftsmännern, welche von Hof zu Hofe geſandt, Fürſten und Miniſter umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unſichtbaren Fäden überkreuzen. Auch deren iſt keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick ſicher; im Frieden ſendet man die tüchtigſten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem ſiegenden Heere nachziehend, dem flüchtigen die Wege bahnend, ſind ſie immer eingerichtet einen Ort um den andern zu verlaſſen, deßhalb ſie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abſchiedskarten mit ſich führen.

„Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vorzüglichſte Maſſe thätiger Menſchen als unſere Geſellen und Schickſalsgenoſſen angeſprochen, ſo ſiehet euch, theure Freunde, zum Abſchluß noch die höchſte Gunſt bevor, indem ihr euch mit Kaiſern, Königen und Fürſten verbrüdert findet. Denken wir zuerſt ſegnend jenes edlen kaiſerlichen Wanderers, Hadrian, welcher zu Fuß, an der Spitze ſeines Heers, den bewohnten, ihm unterworfenen Erdkreis durchſchritt und ihn ſo erſt vollkommen in Beſitz

nahm. Denken wir mit Schaudern der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die kein Widerſtreit helfen, Mauer und Bollwerk harmloſe Völker nicht ſchirmen konnte; begleiten wir endlich mit redlichem Bedauern jene unglücklichen vertriebenen Fürſten, die von dem Gipfel der Höhe herabſteigend, nicht einmal in die beſcheidene Gilde thätiger Wanderer aufgenommen werden könnten.

„Da wir uns nun alles dieſes einander vergegenwärtigt und aufgeklärt, ſo wird kein beſchränkter Trübſinn, keine leidenſchaftliche Dunkelheit über uns walten. Die Zeit iſt vorüber wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wiſſenſchaftlicher, weislich beſchreibender, künſtleriſch nachbildender Weltumreiſer ſind wir überall bekannt genug, daß wir ungefähr wiſſen was zu erwarten ſey.

„Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unſere Geſellſchaft aller iſt darauf gegründet, daß jeder in ſeinem Maaße, nach ſeinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, wohin er ſeine Wünſche richtet, ſo ſuchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen was im Ganzen ſeiner Einbildungskraft vorſchwebte; uns wechſelſeitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, iſt die angenehmſte, höchſt belohnende Unterhaltung.

„In ſolchem Sinne nun dürfen wir uns in einem Weltbunde begriffen anſehen. Einfach groß iſt der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verſtand und Kraft. Einheit iſt allmächtig, deßhalb keine Spaltung, kein Widerſtreit unter uns. Inſofern wir Grundſätze haben, ſind ſie uns allen gemein. Der Menſch, ſo ſagen wir, lerne ſich ohne dauernden äußeren Bezug zu denken, er ſuche das Folgerechte nicht an den Umſtänden, ſondern in ſich ſelbſt, dort wird er's finden, mit

Liebe hegen und pflegen. Er wird sich ausbilden und einrichten daß er überall zu Hause sey. Wer sich dem Nothwendigsten widmet, geht überall am sichersten zum Ziel; andere hingegen das Höhere, Zartere suchend haben schon in der Wahl des Weges vorsichtiger zu seyn. Doch was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfniß. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug unter einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht.

„Und so ist denn allen bekannt, wie und auf welche Weise unser Bund geschlossen und gegründet sey, niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnte, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wieder hergestellt, finden werde.

„Zwei Pflichten sodann haben wir aufs strengste übernommen: jeden Gottesdienst in Ehren zu halten, denn sie sind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu lassen und, da sie sämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch sey, nach ihrem Willen und Wunsch zu bemühen. Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterei und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns selbst verlangt, welche aus den drei Ehrfurchten entsprießt, zu denen wir uns sämmtlich bekennen, auch alle in diese höhere allgemeine Weisheit, einige sogar von Jugend auf, eingeweiht zu seyn das Glück und die Freude haben. Dieses alles haben

wir in der feierlichen Trennungsstunde nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, auch mit einem traulichen Lebewohl besiegeln wollen.

Wolle nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jede Sorge los;
Laßt uns in ihr zerstreuen,
Denn die Welt ist so groß."

Zehntes Kapitel.

Unter dem Schlußgesange richtete sich ein großer Theil der Anwesenden rasch empor und zog paarweise geordnet mit weit umherklingendem Schalle den Saal hinaus. Lenarde, sich niedersetzend, fragte den Gast: ob er sein Anliegen hier öffentlich vorzutragen gedenke, oder eine besondere Sitzung verlange? Der Fremde stand auf, begrüßte die Gesellschaft, und begann folgende Rede:

„Hier ist es, gerade in solcher Versammlung, wo ich mich vorerst ohne Weiteres zu erklären wünsche. Diese hier in Ruhe verbliebenen, dem Anblick nach sämmtlich wackere Männer geben schon durch ein solches Verharren deutlich Wunsch und Absicht zu erkennen, dem vaterländischen Grund und Boden auch fernerhin angehören zu wollen. Sie sind mir alle freundlich gegrüßt, denn ich darf erklären: daß ich

ihnen sämmtlich, wie sie sich hier ankündigen, ein hinreichendes Tagewerk, auf mehrere Jahre anzubieten im Fall bin. Ich wünsche jedoch, aber erst nach kurzer Frist, eine nochmalige Zusammenkunft, weil es nöthig ist, vor allen Dingen den würdigen Vorstehern, welche bisher diese wackern Leute zusammenhielten, meine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren, und sie von der Zuverlässigkeit meiner Sendung zu überzeugen. Sodann aber will es sich ziemen, mich mit den Verharrenden im Einzelnen zu besprechen, damit ich erfahre, mit welchen Leistungen sie mein stattliches Anerbieten zu erwiedern gedenken."

Hierauf begehrte Lenardo einige Frist, die nöthigsten Geschäfte des Augenblicks zu besorgen, und nachdem diese bestimmt war, richtete sich die Masse der Uebriggebliebenen anständig in die Höhe, gleichfalls paarweise unter einem mäßig geselligen Gesang aus dem Saale sich entfernend.

Odoard entdeckte sodann den zurückbleibenden beiden Führern seine Absichten und Vorsatze und legitimirte seine Berechtigung. Nun konnte er aber mit so vorzüglichen Menschen in fernerer Unterhaltung von dem Geschäft nicht Rechenschaft geben, ohne des menschlichen Grundes zu gedenken, worauf das Ganze eigentlich beruhe. Wechselseitige Erklärungen und Bekenntnisse tiefer Herzensangelegenheiten entfalteten sich hieraus bei fortgesetztem Gespräch. Bis tief in die Nacht blieb man zusammen und verwickelte sich immer unentwirrbarer in die Labyrinthe menschlicher Gesinnungen und Schicksale. Hier nun fand sich Odoard bewogen, nach und nach von den Angelegenheiten seines Geistes und Herzens fragmentarische Rechenschaft zu geben, deßhalb denn auch von diesem Gespräche uns freilich nur unvollständige und unbefriedigende Kenntniß zugekommen. Doch sollen wir auch hier Friedrichs glücklichem

Talent des Auffassens und Festhaltens die Vergegenwärtigung interessanter Scenen verdanken, so wie einige Aufklärung über den Lebensgang eines vorzüglichen Mannes der uns zu interessiren anfangt, wenn es auch nur Andeutungen wären desjenigen, was in der Folge vielleicht ausführlicher und im Zusammenhange mitzutheilen ist.

Nicht zu weit.

Es schlug zehn in der Nacht, und so war denn zur verabredeten Stunde alles bereit: im bekränzten Salchen zu vieren eine geraumige artige Tafel gedeckt, mit feinem Nachtisch und Zuckerzierlichkeiten zwischen blinkenden Leuchtern und Blumen bestellt. Wie freuten sich die Kinder auf diese Nachkost, denn sie sollten mit zu Tische sitzen; indessen schlichen sie umher, geputzt und maskirt, und, weil Kinder nicht zu entstellen sind, erscheinen sie als die niedlichsten Zwillingsgenien. Der Vater berief sie zu sich und sie sagten das Festgesprach, zu ihrer Mutter Geburtstag gedichtet, bei wenigee Nachhülfe gar schicklich her.

Die Zeit verstrich, von Viertel- zu Viertelstunde enthielt die gute Alte sich nicht des Freundes Ungeduld zu vermehren. Mehrere Lampen, sagte sie, seyen auf der Treppe dem Erlöschen ganz nahe, ausgesuchte Lieblingsspeisen der Gefeierten könnten übergahr werden, so sey es zu befurchten. Die Kinder aus Langerweile fingen erst unartig an und aus Ungeduld wurden sie unerträglich. Der Vater nahm sich zusammen und doch wollte die angewohnte Gelassenheit ihm nicht zu Gebote stehen; er horchte sehnsüchtig auf die Wagen, einige

raſſelten unaufgehalten vorbei, ein gewiſſes Aergerniß wollte ſich regen. Zum Zeitvertreib forderte er noch eine Repetition von den Kindern; dieſe, im Ueberdruß unachtſam, zerſtreut und ungeſchickt, ſprachen falſch, keine Gebärde war mehr richtig, ſie übertrieben wie Schauſpieler die nichts empfinden. Die Pein des guten Mannes wuchs mit jedem Momente, halb eilf Uhr war vorüber; das Weitere zu ſchildern überlaſſen wir ihm ſelbſt.

„Die Glocke ſchlug eilfe, meine Ungeduld war bis zur Verzweiflung geſteigert, ich hoffte nicht mehr, ich fürchtete. Nun war mir bange ſie möchte hereintreten, mit ihrer gewöhnlichen leichten Anmuth ſich flüchtig entſchuldigen, verſichern daß ſie ſehr müde ſey und ſich betragen als würfe ſie mir vor, ich beſchränke ihre Freuden. In mir kehrte ſich alles um und um, und gar vieles, was ich Jahre her geduldet, laſtete wiederkehrend auf meinem Geiſte. Ich fing an ſie zu haſſen, ich wußte kein Betragen zu denken wie ich ſie empfangen ſollte. Die guten Kinder, wie Engelchen herausgepußt, ſchliefen ruhig auf dem Sopha. Unter meinen Füßen brannte der Boden, ich begriff, ich verſtand mich nicht, und mir blieb nichts übrig, als zu fliehen, bis nur die nächſten Augenblicke überſtanden wären. Ich eilte, leicht und feſtlich angezogen wie ich war, nach der Hausthüre. Ich weiß nicht was ich der guten Alten für einen Vorwand hinſtotterte, ſie drang mir einen Ueberrock zu, und ich fand mich auf der Straße in einem Zuſtande, den ich ſeit langen Jahren nicht empfunden hatte. Gleich dem jüngſten leidenſchaftlichen Menſchen, der nicht wo ein noch aus weiß, rannt' ich die Gaſſen hin und wieder. Ich hätte das freie Feld gewonnen, aber ein kalter feuchter Wind blies ſtreng und widerwärtig genug, um meinen Verdruß zu begranzen."

Wir haben, wie an dieſer Stelle auffallend zu bemerken iſt, die Rechte des epiſchen Dichters uns anmaßend, einen geneigten Leſer nur allzuſchnell in die Mitte leidenſchaftlicher Darſtellung geriſſen. Wir ſehen einen bedeutenden Mann in häuslicher Verwirrung, ohne von ihm etwas weiter erfahren zu haben; deßhalb wir denn für den Augenblick, um nur einigermaßen den Zuſtand aufzuklaren, uns zu der guten Alten geſellen, horchend was ſie allenfalls vor ſich hin, bewegt und verlegen, leiſe murmeln oder laut ausrufen möchte.

„Ich hab' es langſt gedacht, ich habe es vorausgeſagt, ich habe die gnadige Frau nicht geſchont, ſie ofter gewarnt, aber es iſt ſtarker wie ſie. Wenn der Herr ſich des Tags auf der Kanzlei, in der Stadt, auf dem Lande ſich in Geſchaften abmüdet, ſo findet er Abends ein leeres Haus, oder Geſellſchaft die ihm nicht zuſagt. Sie kann es nicht laſſen. Wenn ſie nicht immer Menſchen, Manner um ſich ſieht, wenn ſie nicht hin und wieder fahrt, ſich aus- und umziehen kann, iſt es als wenn ihr der Athem ausginge. Heute an ihrem Geburtstag fahrt ſie früh aufs Land. Gut! wir machen indeß hier alles zurecht; ſie verſpricht heilig um neun Uhr zu Hauſe zu ſeyn; wir ſind bereit. Der Herr überhört die Kinder ein auswendig gelerntes artiges Gedicht, ſie ſind herausgeputzt; Lampen und Lichter, Geſottenes und Gebratenes, an gar nichts fehlt es, aber ſie kommt nicht. Der Herr hat viel Gewalt über ſich, er verbirgt ſeine Ungeduld, ſie bricht aus. Er entfernt ſich aus dem Hauſe ſo ſpat. Warum, iſt offenbar; aber wohin? Ich habe ihr oft mit Nebenbuhlerinnen gedroht, ehrlich und redlich. Bisher hab' ich am Herrn nichts bemerkt, eine Schöne paßt ihm langſt auf, bemüht ſich um ihn. Wer weiß wie er bisher gekampft hat. Nun bricht's los, dießmal treibt ihn die Verzweiflung, ſeinen

guten Willen nicht anerkannt zu ſehen, bei Nacht aus dem Hauſe, da geb' ich alles verloren. Ich ſagt' es ihr mehr als einmal, ſie ſolle es nicht zu weit treiben."

Suchen wir den Freund nun wieder auf und hören ihn ſelber.

„In dem angeſehenſten Gaſthofe ſah' ich unten Licht, klopfte am Fenſter und fragte den herausſchauenden Kellner mit bekannter Stimme: ob nicht Fremde angekommen oder angemeldet ſeyen? Schon hatte er das Thor geöffnet, verneinte beides und bat mich hereinzutreten. Ich fand es meiner Lage gemäß das Mährchen fortzuſetzen, erſuchte ihn um ein Zimmer, das er mir gleich im zweiten Stock einräumte; der erſte ſollte, wie er meinte, für die erwarteten Fremden bleiben. Er eilte einiges zu veranſtalten, ich ließ es geſchehen und verbürgte mich für die Zeche. So weit war's vorüber; ich aber fiel wieder in meine Schmerzen zurück, vergegenwärtigte mir alles und jedes, erhöhte und milderte, ſchalt mich und ſuchte mich zu faſſen, zu beſänftigen: ließe ſich doch morgen früh alles wieder einleiten; ich dachte mir ſchon den Tag abermals im gewohnten Gange; dann aber kampfte ſich aufs neue der Verdruß unbändig hervor: ich hatte nie geglaubt daß ich ſo unglücklich ſeyn könne."

An dem edlen Manne, den wir hier ſo unerwartet über einen geringſcheinenden Vorfall in leidenſchaftlicher Bewegung ſehen, haben unſere Leſer gewiß ſchon in dem Grade Theil genommen daß ſie nähere Nachricht von ſeinen Verhältniſſen zu erfahren wünſchen. Wir benutzen die Pauſe, die hier in das nächtliche Abenteuer eintritt, indem er ſtumm und heftig in dem Zimmer auf und ab zu gehen fortfährt.

Wir lernen Odoard als den Sprößling eines alten Hauſes kennen, auf welchen durch eine Folge von Generationen

die edelsten Vorzüge vererbt worden. In der Militarschule gebildet ward ihm ein gewandter Anstand zu eigen, der mit den löblichsten Fahigkeiten verbunden seinem Betragen eine ganz besondere Anmuth verlieh. Ein kurzer Hofdienst lehrte ihn die außern Verhaltnisse hoher Persönlichkeiten gar wohl einsehen, und als er nun hierauf durch früh erworbene Gunst einer gesandtschaftlichen Sendung angeschlossen die Welt zu sehen und fremde Höfe zu kennen Gelegenheit hatte, so that sich die Klarheit seiner Auffassung und glückliches Gedächtniß des Vergangenen bis aufs genaueste, besonders aber ein guter Wille in Unternehmungen aller Art aufs baldigste hervor. Die Leichtigkeit des Ausdrucks in manchen Sprachen, bei einer freien und nicht aufdringlichen Persönlichkeit, führten ihn von einer Stufe zur andern; er hatte Glück bei allen diplomatischen Sendungen, weil er das Wohlwollen der Menschen gewann und sich dadurch in den Vortheil setzte, Mißhelligkeiten zu schlichten, besonders auch die beiderseitigen Interessen bei gerechter Erwägung vorliegender Gründe zu befriedigen wußte.

Einen so vorzüglichen Mann sich anzueignen war der erste Minister bedacht; er verheirathete ihm seine Tochter, ein Frauenzimmer von der heitersten Schönheit und gewandt in allen höheren geselligen Tugenden. Allein wie dem Laufe aller menschlichen Glückseligkeit sich je einmal ein Damm entgegenstellt, der ihn irgendwo zurückdrangt, so war es auch hier der Fall. An dem fürstlichen Hofe wurde Prinzessin Sophronie als Mündel erzogen, sie der letzte Zweig ihres Astes, deren Vermögen und Anforderungen, wenn auch Land und Leute an den Oheim zurückfielen, noch immer bedeutend genug blieben, weßhalb man sie denn, um weitlaufige Erörterungen zu vermeiden, an den Erbprinzen, der freilich viel junger war, zu verheirathen wünschte.

Odoard kam in Verdacht einer Neigung zu ihr, man fand, er habe sie in einem Gedichte unter dem Namen Aurora allzu leidenschaftlich gefeiert; hiezu gesellte sich eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite, indem sie mit eigner Charakterstarke gewissen Neckereien ihrer Gespielinnen trotzig entgegnete: sie müßte keine Augen haben, wenn sie für solche Vorzuge blind seyn sollte.

Durch seine Heirath wurde nun wohl ein solcher Verdacht beschwichtigt, aber durch heimliche Gegner dennoch im Stillen fortgenahrt und gelegentlich wieder aufgeregt.

Die Staats- und Erbschaftsverhaltnisse, ob man sie gleich so wenig als möglich zu berühren suchte, kamen doch manchmal zur Sprache. Der Fürst nicht sowohl als kluge Rathe hielten es durchaus für nützlich, die Angelegenheit fernerhin ruhen zu lassen, während die stillen Anhänger der Prinzessin sie abgethan und dadurch die edle Dame in grösserer Freiheit zu sehen wünschten, besonders da der benachbarte alte König, Sophronien verwandt und günstig, noch am Leben sey und sich zu väterlicher Einwirkung gelegentlich bereit erwiesen habe.

Odoard kam in Verdacht, bei einer bloß ceremoniellen Sendung dorthin, das Geschaft das man verspäten wollte, wieder in Anregung gebracht zu haben. Die Widersacher bedienten sich dieses Vorfalls, und der Schwiegervater, den er von seiner Unschuld überzeugt hatte, mußte seinen ganzen Einfluß anwenden, um ihm eine Art von Statthalterschaft in einer entfernten Provinz zu erwirken. Er fand sich glücklich daselbst, alle seine Krafte konnte er in Thatigkeit setzen, es war Nothwendiges, Nützliches, Gutes, Schönes, Grosses zu thun, er konnte Dauerndes leisten, ohne sich aufzuopfern, anstatt daß man in jenen Verhaltnissen gegen seine

Ueberzeugung sich mit Vorübergehendem beschäftigend, gelegentlich selbst zu Grunde geht.

Nicht so empfand es seine Gattin, welche nur in größern Cirkeln ihre Existenz fand und ihm nur später nothgedrungen folgte. Er betrug sich so schonend als möglich gegen sie und begünstigte alle Surrogate ihrer bisherigen Glückseligkeit, des Sommers Landpartien in der Nachbarschaft, im Winter ein Liebhabertheater, Balle und was sie sonst einzuleiten beliebte. Ja er duldete einen Hausfreund, einen Fremden, der sich seit einiger Zeit eingeführt hatte, ob er ihm gleich keineswegs gefiel, da er ihm durchaus, bei seinem klaren Blick auf Menschen, eine gewisse Falschheit anzuziehen glaubte.

Von allem diesem was wir aussprechen mag in dem gegenwärtigen bedenklichen Augenblick einiges dunkel und trübe, ein anderes klar und deutlich ihm vor der Seele vorübergegangen seyn. Genug wenn wir nach dieser vertraulichen Eröffnung, zu der Friedrich's gutes Gedächtniß den Stoff mitgetheilt, uns abermals zu ihm wenden, so finden wir ihn wieder in dem Zimmer heftig auf und ab gehend, durch Geberden und manche Ausrufungen einen innern Kampf offenbarend.

„In solchen Gedanken war ich heftig im Zimmer auf und ab gegangen, der Kellner hatte mir eine Tasse Bouillon gebracht, deren ich sehr bedurfte; denn über die sorgfältigen Anstalten dem Fest zu Liebe hatte ich nichts zu mir genommen, und ein köstlich Abendessen stand unberührt zu Hause. In dem Augenblick hörten wir ein Posthorn sehr angenehm die Straße herauf. Der kommt aus dem Gebirge, sagte der Kellner. Wir fuhren ans Fenster und sahen beim Schein zweier hellleuchtenden Wagenlaternen vierspännig, wohlbepackt vorfahren einen Herrschaftswagen. Die Bedienten sprangen

vom Bocke: da sind sie! rief der Kellner, und eilte nach der Thüre. Ich hielt ihn fest, ihm einzuschärfen, er solle ja nichts sagen daß ich da sey, nicht verrathen daß etwas bestellt worden; er versprach's und sprang davon.

„Indessen hatte ich versäumt zu beobachten wer ausgestiegen sey, und eine neue Ungeduld bemächtigte sich meiner, mir schien der Kellner säume allzulange mir Nachricht zu geben. Endlich vernahm ich von ihm, die Gäste seyen Frauenzimmer, eine ältliche Dame von würdigem Ansehen, eine mittlere von unglaublicher Anmuth, ein Kammermädchen, wie man sie nur wünschen möchte. „Sie fing an," sagte er, „mit Befehlen, fuhr fort mit Schmeicheln und fiel, als ich ihr schön that, in ein heiter schnippisches Wesen, das ihr wohl das natürlichste seyn mochte."

„Gar schnell bemerkte ich," fährt er fort, „die allgemeine Verwunderung mich so alert und das Haus zu ihrem Empfang so bereit zu finden, die Zimmer erleuchtet, die Kamine brennend; sie machten sich's bequem, im Saale fanden sie ein kaltes Abendessen, ich bot Bouillon an, die ihnen willkommen schien."

Nun saßen die Damen bei Tische, die ältere speis'te kaum, die schöne Liebliche gar nicht; das Kammermädchen, das sie Lucie nannten, ließ sich's wohl schmecken und erhob dabei die Vorzüge des Gasthofes, erfreute sich der hellen Kerzen, des feinen Tafelzeugs, des Porzellans und aller Geräthschaften. Am lodernden Kamin hatte sie sich früher ausgewarmt und fragte nun den wieder eintretenden Kellner, ob man hier denn immer so bereit sey, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht unvermuthet ankommende Gäste zu bewirthen? Dem jungen gewandten Burschen ging es in diesem Falle wie Kindern, die wohl das Geheimniß verschweigen,

aber daß etwas Geheimes ihnen vertraut ſey nicht verbergen können. Erſt antwortete er zweideutig, annähernd ſodann, und zuletzt, durch die Lebhaftigkeit der Zofe, durch Hin- und Wiederreden in die Enge getrieben, geſtand er: es ſey ein Bedienter, es ſey ein Herr gekommen, ſey fortgegangen, wiedergekommen, zuletzt aber entfuhr es ihm, der Herr ſey wirklich oben und gehe beunruhigt auf und ab. Die junge Dame ſprang auf, die andern folgten; es ſollte ein alter Herr ſeyn, meinten ſie haſtig; der Kellner verſicherte dagegen, er ſey jung. Nun zweifelten ſie wieder, er betheuerte die Wahrheit ſeiner Ausſage. Die Verwirrung, die Unruhe vermehrte ſich. Es muſſe der Oheim ſeyn, verſicherte die Schöne; es ſey nicht in ſeiner Art, erwiederte die ältere. Niemand als er habe wiſſen können, daß ſie in dieſer Stunde hier eintreffen wurden, verſetzte jene beharrlich. Der Kellner aber betheuerte fort und fort, es ſey ein junger anſehnlicher, kräftiger Mann. Lucie ſchwur dagegen auf den Oheim: dem Schalk, dem Kellner ſey nicht zu trauen, er widerſpreche ſich ſchon eine halbe Stunde.

Nach allem dieſem mußte der Kellner hinauf, dringend zu bitten, der Herr möge doch ja eilig herunterkommen, dabei auch zu drohen, die Damen würden heraufſteigen und ſelbſt danken. „Es iſt ein Wirrwarr ohne Granzen," fuhr der Kellner fort; „ich begreife nicht warum Sie zaudern ſich ſehen zu laſſen; man hält Sie für einen alten Oheim den man wieder zu umarmen leidenſchaftlich verlangt. Gehen Sie hinunter, ich bitte. Sind denn das nicht die Perſonen die Sie erwarteten? Verſchmähen Sie ein allerliebſtes Abenteuer nicht muthwillig; ſehens- und hörenswerth iſt die junge Schöne, es ſind die anſtändigſten Perſonen. Eilen Sie hinunter, ſonſt rucken ſie Ihnen wahrlich auf die Stube."

Leidenſchaft erzeugt Leidenſchaft. Bewegt wie er war, ſehnte er ſich nach etwas Anderem, Fremdem. Er ſtieg hinab, in Hoffnung mit den Ankömmlingen in heiterem Geſpräch zu erklären, aufzuklären, fremde Zuſtände zu gewahren, ſich zu zerſtreuen, und doch war es ihm, als ging er einem bekannten ahnungsvollen Zuſtand entgegen. Nun ſtand er vor der Thüre; die Damen, die des Oheims Tritt zu hören glaubten, eilten ihm entgegen, er trat ein. Welch' ein Zuſammentreffen! Welch' ein Anblick! Die ſehr Schöne that einen Schrei und warf ſich der ältern um den Hals, der Freund erkannte ſie beide, erſchrak zurück, dann drängt' es ihn vorwärts, er lag zu ihren Füßen und berührte ihre Hand, die er ſogleich wieder losließ, mit dem beſcheidenſten Kuß. Die Sylben: Au-ro-ra! erſtarben auf ſeinen Lippen.

Wenden wir unſern Blick nunmehr nach dem Hauſe unſres Freundes, ſo finden wir daſelbſt ganz eigne Zuſtände. Die gute Alte wußte nicht was ſie thun oder laſſen ſollte; ſie unterhielt die Lampen des Vorhauſes und der Treppe; das Eſſen hatte ſie vom Feuer gehoben, einiges war unwiederbringlich verdorben. Die Kammerjungfer war bei den ſchlafenden Kindern geblieben und hatte die vielen Kerzen der Zimmer gehütet, ſo ruhig und geduldig als jene verdrießlich hin- und herfahrend.

Endlich rollte der Wagen vor, die Dame ſtieg aus und vernahm, ihr Gemahl ſey vor einigen Stunden abgerufen worden. Die Treppe hinaufſteigend ſchien ſie von der feſtlichen Erleuchtung keine Kenntniß zu nehmen. Nun erfuhr die Alte von einem Bedienten, ein Unglück ſey unterwegs begegnet, der Wagen in einen Graben geworfen worden, und was alles nachher ſich ereignet.

Die Dame trat ins Zimmer: was iſt das für eine

Masterade? sagte sie, auf die Kinder deutend. Es hatte Ihnen viel Vergnügen gemacht, versetzte die Jungfer, waren Sie einige Stunden früher angekommen. Die Kinder, aus dem Schlafe gerüttelt, sprangen auf und begannen, als sie die Mutter vor sich sahen, ihren eingelernten Spruch. Von beiden Seiten verlegen ging es eine Weile, dann, ohne Aufmunterung und Nachhülfe kam es zum Stocken, endlich brach es völlig ab und die guten Kleinen wurden mit einigen Liebkosungen zu Bette geschickt. Die Dame sah sich allein, warf sich auf den Sopha und brach in bittre Thränen aus.

Doch es wird nun ebenfalls nothwendig von der Dame selbst und von dem wie es scheint übel abgelaufenen ländlichen Feste nähere Nachricht zu geben. Albertine war eine von den Frauenzimmern, denen man unter vier Augen nichts zu sagen hätte, die man aber sehr gern in großer Gesellschaft sieht. Dort erscheinen sie als wahre Zierden des Ganzen und als Reizmittel in jedem Augenblick einer Stockung. Ihre Anmuth ist von der Art, daß sie, um sich zu äußern, sich bequem darzuthun, einen gewissen Raum braucht, ihre Wirkungen verlangen ein größeres Publicum, sie bedürfen eines Elements das sie tragt, das sie nöthigt anmuthig zu seyn; gegen den Einzelnen wissen sie sich kaum zu betragen.

Auch hatte der Hausfreund bloß dadurch ihre Gunst, und erhielt sich darin, weil er Bewegung auf Bewegung einzuleiten und immerfort, wenn auch keinen großen, doch einen heitern Kreis im Treiben zu erhalten wußte. Bei Rollenaustheilungen wählte er sich die zärtlichen Vater und wußte durch ein anständiges altkluges Benehmen über die jüngeren ersten, zweiten und dritten Liebhaber sich ein Uebergewicht zu verschaffen.

Florine, Besitzerin eines bedeutenden Rittergutes in der

Nähe, Winters in der Stadt wohnend, verpflichtet gegen Odoard, dessen staatswirthliche Einrichtung zufälliger- aber glücklicherweise ihrem Landsitz höchlich zu gute kam und den Ertrag desselben in der Folge bedeutend zu vermehren die Aussicht gab, bezog Sommers ihr Landgut und machte es zum Schauplatze vielfacher anständiger Vergnügungen. Geburtstage besonders wurden niemals verabsäumt und mannichfaltige Feste veranstaltet.

Florine war ein munteres neckisches Wesen, wie es schien nirgends anhänglich, auch keine Anhänglichkeit fordernd noch verlangend. Leidenschaftliche Tänzerin, schätzte sie die Männer nur in sofern sie sich gut im Tacte bewegten, ewig rege Gesellschafterin, hielt sie denjenigen unerträglich der auch nur einen Augenblick vor sich hinsah und nachzudenken schien; übrigens als heitere Liebhaberin, wie sie in jedem Stück, jeder Oper nöthig sind, sich gar anmuthig darstellend, weshalb denn zwischen ihr und Albertinen, welche die Anständigen spielte, sich nie ein Rangstreit hervorthat.

Den eintretenden Geburtstag in guter Gesellschaft zu feiern war aus der Stadt und aus dem Lande umher die beste Gesellschaft eingeladen. Einen Tanz, schon nach dem Frühstück begonnen, setzte man nach Tafel fort; die Bewegung zog sich in die Länge, man fuhr zu spät ab, und von der Nacht auf schlimmem Wege, doppelt schlimm weil er eben gebessert wurde, ehe man's dachte, schon überrascht, versah's der Kutscher und warf in einen Graben. Unsere Schöne mit Florinen und dem Hausfreunde fühlten sich in schlimmer Verwickelung; der letzte wußte sich schnell herauszuwinden, dann über den Wagen sich biegend rief er: Florine, wo bist du? Albertine glaubte zu träumen, er faßte hinein und zog Florinen die oben lag ohnmächtig hervor, bemühte sich um

ſie und trug ſie endlich auf kraftigem Arm den wiedergefundenen Weg hin. Albertine ſtak noch im Wagen, Kutſcher und Bediente halfen ihr heraus, und geſtützt auf den letzten ſuchte ſie weiter zu kommen. Der Weg war ſchlimm, für Tanzſchuhe nicht gunſtig; obgleich von dem Burſchen unterſtützt, ſtrauchelte ſie jeden Augenblick. Aber im Innern ſah es noch wilder noch wuſter aus. Wie ihr geſchah wußte ſie nicht, begriff ſie nicht.

Allein als ſie ins Wirthshaus trat, in der kleinen Stube Florinen auf dem Bette, die Wirthin und Lelio um ſie beſchaftigt ſah, ward ſie ihres Unglücks gewiß. Ein geheimes Verhaltniß zwiſchen dem untreuen Freund und der verratheriſchen Freundin offenbarte ſich blitzſchnell auf einmal, ſie mußte ſehen wie dieſe, die Augen aufſchlagend, ſich dem Freund um den Hals warf, mit der Wonne einer neu wiederauflebenden zartlichſten Aneignung, wie die ſchwarzen Augen wieder glanzten, eine friſche Röthe die blaßlichen Wangen auf einmal wieder zierend farbte; wirklich ſah ſie verjungt, reizend, allerliebſt aus.

Albertine ſtand vor ſich hinſchauend, einzeln, kaum bemerkt; jene erholten ſich, nahmen ſich zuſammen, der Schade war geſchehen, man war denn doch genöthigt ſich wieder in den Wagen zu ſetzen, und in der Hölle ſelbſt könnten widerwartig Geſinnte, Verrathene mit Verrathern ſo eng nicht zuſammengepackt ſeyn.

Eilftes Capitel.

Lenardo ſowohl als Odoard waren einige Tage ſehr lebhaft beſchäftigt, jener, die Abreiſenden mit allem Nöthigen

zu versehen, dieser, sich mit den Bleibenden bekannt zu machen, ihre Fähigkeiten zu beurtheilen, um sie von seinen Zwecken hinreichend zu unterrichten. Indessen blieb Friedrichen und unserm Freunde Raum und Ruhe zu stiller Unterhaltung. Wilhelm ließ sich den Plan im allgemeinen vorzeichnen, und da man mit Landschaft und Gegend genugsam vertraut geworden, auch die Hoffnung besprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete eine große Anzahl Bewohner entwickelt zu sehen, so wendete sich das Gespräch, wie natürlich, zuletzt auf das was Menschen eigentlich zusammenhält: auf Religion und Sitte. Hierüber konnte denn der heitere Friedrich hinreichende Auskunft geben, und wir würden wohl Dank verdienen, wenn wir das Gespräch in seinem Laufe mittheilen könnten, das durch Frag' und Antwort, durch Einwendung und Berichtigung sich gar löblich durchschlang und in mannichfaltigem Schwanken zu dem eigentlichen Zweck gefällig hinbewegte. Indessen dürfen wir uns so lange nicht aufhalten und geben lieber gleich die Resultate, als daß wir uns verpflichteten sie erst nach und nach in dem Geiste unsrer Leser hervortreten zu lassen. Folgendes ergab sich als die Quintessenz dessen was verhandelt wurde: Daß der Mensch ins Unvermeidliche sich füge, darauf dringen alle Religionen, jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden.

Die christliche hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung gar anmuthig nach; daraus entsteht denn die Geduld, ein süßes Gefühl, welch eine schätzbare Gabe das Daseyn bleibe, auch wenn ihm, anstatt des gewünschten Genusses, das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird. An dieser Religion halten wir fest, aber auf eine eigne Weise; wir unterrichten unsre Kinder von Jugend auf von den großen Vortheilen, die sie uns gebracht hat; dagegen von ihrem Ursprung, von ihrem Verlauf

geben wir zuletzt Kenntniß. Alsdann wird uns der Urheber erst lieb und werth, und alle Nachricht die sich auf ihn bezieht wird heilig. In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber doch als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Antheil an der höchsten Cultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verlauguet?

Hievon ist unsre Sittenlehre ganz abgesondert, sie ist rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen: Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Nothwendigen. Nun mag ein jeder diese lakonischen Worte nach seiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu gränzenloser Ausführung.

Der größte Respect wird allen eingeprägt für die Zeit als für die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseyns. Die Uhren sind bei uns vervielfaltigt und deuten sämmtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelstunden an, und um solche Zeichen möglichst zu vervielfaltigen geben die in unserm Lande errichteten Telegraphen, wenn sie sonst nicht beschadigt sind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an, und zwar durch eine sehr geistreiche Vorrichtung.

Unsre Sittenlehre, die also ganz praktisch ist, dringt nun hauptsächlich auf Besonnenheit, und diese wird durch Eintheilung der Zeit, durch Aufmerksamkeit auf jede Stunde höchlichst gefördert. Etwas muß gethan seyn in jedem Moment, und wie wollt' es geschehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde?

In Betracht daß wir erst anfangen, legen wir großes

Gewicht auf die Familienkreiſe. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir große Verpflichtungen zuzutheilen; die Erziehung wird bei uns um ſo leichter, als jeder für ſich ſelbſt Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen ſtellen muß.

Gewiſſe Dinge freilich müſſen nach einer gewiſſen gleichförmigen Einheit gebildet werden: Leſen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Maſſe zu überliefern übernimmt der Abbé; ſeine Methode erinnert an den wechſelſeitigen Unterricht, doch iſt ſie geiſtreicher; eigentlich aber kommt alles darauf an, zu gleicher Zeit Lehrer und Schüler zu bilden.

Aber noch eines wechſelſeitigen Unterrichts will ich erwähnen: der Uebung, anzugreifen und ſich zu vertheidigen. Hier iſt Lothario in ſeinem Felde; ſeine Manövers haben etwas Aehnliches von unſern Feldjägern; doch kann er nicht anders als original ſeyn.

Hiebei bemerke ich, daß wir im bürgerlichen Leben keine Glocken, im ſoldatiſchen keine Trommeln haben; dort wie hier iſt Menſchenſtimme, verbunden mit Blasinſtrumenten, hinreichend. Das alles iſt ſchon da geweſen und iſt noch da; die ſchickliche Anwendung deſſelben aber iſt dem Geiſt überlaſſen, der es auch allenfalls wohl erfunden hätte.

„Das größte Bedürfniß eines Staats iſt das einer muthigen Obrigkeit," und daran ſoll es dem unſrigen nicht fehlen; wir alle ſind ungeduldig das Geſchäft anzutreten, munter und überzeugt, daß man einfach anfangen müſſe. So denken wir nicht an Juſtiz, aber wohl an Policei. Ihr Grundſatz wird kraftig ausgeſprochen: niemand ſoll dem andern unbequem ſeyn; wer ſich unbequem erweiſ't wird beſeitigt, bis er begreift wie man ſich anſtellt um geduldet zu werden. Iſt etwas Lebloſes, Unvernünftiges in dem Falle, ſo wird dieß gleichmäßig bei Seite gebracht.

In jedem Bezirk sind drei Policeidirectoren, die alle acht Stunden wechseln, schichtweise, wie im Bergwerk, das auch nicht stillstehen darf, und einer unsrer Manner wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand seyn.

Sie haben das Recht zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und zu beseitigen; finden sie es nöthig, so rufen sie mehr oder weniger Geschworne zusammen. Sind die Stimmen gleich, so entscheidet der Vorsitzende nicht, sondern es wird das Loos gezogen, weil man uberzeugt ist, daß bei gegeneinanderstehenden Meinungen es immer gleichgültig ist, welche befolgt wird.

Wegen der Majoritat haben wir ganz eigne Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie. Doch daruber darf ich mich nicht weiter auslassen.

Fragt man nach der höhern Obrigkeit die alles lenkt, so findet man sie niemals an Einem Orte; sie zieht bestandig umher, um Gleichheit in den Hauptsachen zu erhalten und in laßlichen Dingen einem jeden seinen Willen zu gestatten. Ist dieß doch schon einmal im Lauf der Geschichte da gewesen: die Deutschen Kaiser zogen umher, und diese Einrichtung ist dem Sinne freier Staaten am allergemaßesten. Wir fürchten uns vor einer Hauptstadt, ob wir schon den Punkt in unsern Besitzungen sehen, wo sich die gröβte Anzahl von Menschen zusammenhalten wird. Dieß aber verheimlichen wir, dieß mag nach und nach, und wird noch früh genug entstehen.

Dieses sind im allgemeinsten die Punkte, über die man meistens einig ist, doch werden sie beim Zusammentreten von mehrern oder auch wenigern Gliedern immer wieder aufs neue durchgesprochen. Die Hauptsache wird aber seyn, wenn wir uns an Ort und Stelle befinden. Den neuen Zustand,

der aber dauern soll, spricht eigentlich das Gesetz aus. Unsre Strafen sind gelind; Ermahnung darf sich jeder erlauben der ein gewisses Alter hinter sich hat; mißbilligen und schelten nur der anerkannte Aelteste; bestrafen nur eine zusammenberufene Zahl.

Man bemerkt daß strenge Gesetze sich sehr bald abstumpfen und nach und nach loser werden, weil die Natur immer ihre Rechte behauptet. Wir haben läßliche Gesetze um nach und nach strenger werden zu können, unsre Strafen bestehen vorerst in Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft, gelinder, entschiedener, kürzer und länger nach Befund. Wächs't nach und nach der Besitz der Staatsbürger, so zwackt man ihnen auch davon ab, weniger oder mehr wie sie verdienen daß man ihnen von dieser Seite wehe thue.

Allen Gliedern des Bandes ist davon Kenntniß gegeben, und bei angestelltem Examen hat sich gefunden daß jeder von den Hauptpunkten auf sich selbst die schicklichste Anwendung macht. Die Hauptsache bleibt nur immer daß wir die Vortheile der Cultur mit hinüber nehmen und die Nachtheile zurücklassen. Branntweinschenken und Lesebibliotheken werden bei uns nicht geduldet; wie wir uns aber gegen Flaschen und Bücher verhalten will ich lieber nicht eröffnen: dergleichen Dinge wollen gethan seyn, wenn man sie beurtheilen soll.

Und in eben diesem Sinne hält der Sammler und Ordner dieser Papiere mit andern Anordnungen zurück, welche unter der Gesellschaft selbst noch als Probleme circuliren, und welche zu versuchen man vielleicht an Ort und Stelle nicht rathlich findet; um desto weniger Beifall dürfte man sich versprechen, wenn man derselben hier umständlich erwähnen wollte.

Zwölftes Capitel.

Die zu Odoardo's Vortrag angeſetzte Friſt war gekommen, welcher, nachdem alles verſammelt und beruhigt war, folgendermaßen zu reden begann: „Das bedeutende Werk, an welchem Theil zu nehmen ich dieſe Maſſe wackerer Manner einzuladen habe, iſt Ihnen nicht ganz unbekannt, denn ich habe ja ſchon im Allgemeinen mit Ihnen davon geſprochen. Aus meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der alten Welt ſo gut wie in der neuen Räume ſind, welche einen beſſern Anbau bedürfen als ihnen bisher zu Theil ward. Dort hat die Natur große weite Strecken ausgebreitet, wo ſie unberührt und eingewildert liegt daß man ſich kaum getraut auf ſie los zu gehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch iſt es leicht für den Entſchloſſenen, ihr nach und nach die Wüſteneien abzugewinnen und ſich eines theilweiſen Beſitzes zu verſichern. In der alten Welt iſt es das Umgekehrte. Hier iſt überall ein theilweiſer Beſitz ſchon ergriffen, mehr oder weniger, durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Granzenloſe als unüberwindliches Hinderniß erſcheint, ſo ſetzt hier das Einfachbegränzte beinahe noch ſchwerer zu überwindende Hinderniſſe entgegen. Die Natur iſt durch Emſigkeit der Menſchen, durch Gewalt oder Ueberredung zu nöthigen.

„Wird der einzelne Beſitz von der ganzen Geſellſchaft für heilig geachtet, ſo iſt er es dem Beſitzer noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Vorfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge ſind es, die den Beſitzer ſtarr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zuſtande ſind, je verflochtener, je getheilter, deſto ſchwieriger wird es, das Allgemeine

durchzuführen, das, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenem wieder unerwartet zu gute kame.

„Schon mehrere Jahre ſteh' ich im Namen meines Fürſten einer Provinz vor, die, von ſeinen Staaten getrennt, lange nicht ſo wie es möglich wäre benutzt wird. Eben dieſe Abgeſchloſſenheit oder Eingeſchloſſenheit, wenn man will, hindert, daß bisher keine Anſtalt ſich treffen ließ, die den Bewohnern Gelegenheit gegeben hätte, das was ſie vermögen nach außen zu verbreiten, und von außen zu empfangen was ſie bedürfen.

„Mit unumſchränkter Vollmacht gebot ich in dieſem Lande. Manches Gute war zu thun, aber doch immer nur ein beſchränktes; dem Beſſern waren überall Riegel vorgeſchoben, und das Wünſchenswertheſte ſchien in einer andern Welt zu liegen.

„Ich hatte keine andere Verpflichtung als gut Haus zu halten. Was iſt leichter als das! Eben ſo leicht iſt es Mißbräuche zu beſeitigen, menſchlicher Fähigkeiten ſich zu bedienen, den Beſtrebſamen nachzuhelfen. Dieß alles ließ ſich mit Verſtand und Gewalt recht bequem leiſten, dieß alles that ich gewiſſermaßen von ſelbſt. Aber wohin beſonders meine Aufmerkſamkeit, meine Sorge ſich richtete, dieß waren die Nachbarn, die nicht mit gleichen Geſinnungen, am wenigſten mit gleicher Ueberzeugung, ihre Landestheile regierten und regieren ließen.

„Beinahe hätte ich mich reſignirt und mich innerhalb meiner Lage am beſten gehalten und das Herkömmliche, ſo gut als es ſich thun ließ, benutzt, aber ich bemerkte auf einmal, das Jahrhundert komme mir zu Hülfe. Jüngere Beamte wurden in der Nachbarſchaft angeſtellt, ſie hegten gleiche

Gesinnungen, aber freilich nur im Allgemeinen wohlwollend, und pflichteten nach und nach meinen Planen zu allseitiger Verbindung um so eher bei, als mich das Loos traf, die größeren Aufopferungen zuzugestehen, ohne daß gerade jemand merkte, auch der größere Vortheil neige sich auf meine Seite.

„So sind nun unser Drei über ansehnliche Landesstrecken zu gebieten befugt, unsre Fürsten und Minister sind von der Redlichkeit und Nützlichkeit unsrer Vorschläge überzeugt; denn es gehört freilich mehr dazu, seinen Vortheil im Großen als im Kleinen zu übersehen. Hier zeigt uns immer die Nothwendigkeit was wir zu thun und zu lassen haben, und da ist denn schon genug, wenn wir diesen Maaßstab ans Gegenwartige legen; dort aber sollen wir eine Zukunft erschaffen, und wenn auch ein durchdringender Geist den Plan dazu fande, wie kann er hoffen, andere darin einstimmen zu sehen?

„Noch wurde dieß dem Einzelnen nicht gelingen; die Zeit welche die Geister frei macht, öffnet zugleich ihren Blick ins Weitere, und im Weiteren läßt sich das Größere leicht erkennen, und eins der stärksten Hindernisse menschlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieses besteht nämlich darin, daß die Menschen wohl über die Zwecke einig werden, viel seltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns selbst zurück, und da wird der Einzelne gerade wie er war, und fühlt sich eben so isolirt, als hätte er vorher nicht ins Ganze gestimmt.

„Hier also haben wir zu wiederholen: das Jahrhundert muß uns zu Hülfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vortheil den niedern verdrangen.

„Hier ſey es genug, und wär' es zu viel für den Augenblick, in der Folge werd' ich einen jeden Theilnehmer daran erinnern. Genaue Vermeſſungen ſind geſchehen, die Straßen bezeichnet, die Punkte beſtimmt, wo man die Gaſthöfe, und in der Folge vielleicht die Dörfer heranrückt. Zu aller Art von Baulichkeiten iſt Gelegenheit, ja Nothwendigkeit vorhanden. Treffliche Baumeiſter und Techniker bereiten alles vor; Riſſe und Anſchläge ſind gefertigt; die Abſicht iſt, größere und kleinere Accorde abzuſchließen, und ſo mit genauer Controle die bereitliegenden Geldſummen, zur Verwunderung des Mutterlandes, zu verwenden. Da wir denn der ſchönſten Hoffnung leben, es werde ſich eine vereinte Thätigkeit nach allen Seiten von nun an entwickeln.

„Worauf ich nun aber die ſämmtlichen Theilnehmer aufmerkſam zu machen habe, weil es vielleicht auf ihre Entſchließung Einfluß haben könnte, iſt die Einrichtung, die Geſtalt, in welche wir alle Mitwirkenden vereinigen und ihnen eine würdige Stellung unter ſich und gegen die übrige bürgerliche Welt zu ſchaffen gedenken.

„Sobald wir jenen bezeichneten Boden betreten, werden die Handwerke ſogleich für Künſte erklärt und durch die Bezeichnung „ſtrenge Künſte" von den „freien" entſchieden getrennt und abgeſondert. Dießmal kann hier nur von ſolchen Beſchäftigungen die Rede ſeyn welche den Aufbau ſich zur Angelegenheit machen; die ſämmtlichen hier anweſenden Männer, jung und alt, bekennen ſich zu dieſer Claſſe.

„Zahlen wir ſie her in der Folge wie ſie den Bau in die Höhe richten und nach und nach zur Wohnbarkeit befördern.

„Die Steinmetzen nenn' ich voraus, welche den Grund und Eckſtein vollkommen bearbeiten, den ſie mit Beihülfe der Maurer am rechten Ort in der genaueſten Bezeichnung

niederſenken. Die Maurer folgen hierauf, die auf den ſtreng unterſuchten Grund das Gegenwärtige und Zukünftige wohl befeſtigen. Früher oder ſpäter bringt der Zimmermann ſeine vorbereiteten Contignationen herbei, und ſo ſteigt nach und nach das Beabſichtigte in die Höhe. Den Dachdecker rufen wir eiligſt herbei; im Innern bedürfen wir des Tiſchers, Glaſers, Schloſſers, und wenn ich den Tüncher zuletzt nenne, ſo geſchieht es weil er mit ſeiner Arbeit zur verſchiedenſten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefalligen Schein zu geben. Mancher Hülfsarbeiten gedenk' ich nicht, nur die Hauptſache verfolgend.

„Die Stufen von Lehrling, Geſell und Meiſter müſſen aufs ſtrengſte beobachtet werden; auch können in dieſen viele Abſtufungen gelten, aber Prüfungen können nicht ſorgfaltig genug ſeyn. Wer herantritt weiß, daß er ſich einer ſtrengen Kunſt ergiebt und er darf keine läßlichen Forderungen von ihr erwarten; ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen wie bei großen Gefahren muß der Leichtſinn verbannt ſeyn.

„Gerade hier muß die ſtrenge Kunſt der freien zum Muſter dienen und ſie zu beſchamen trachten. Sehen wir die ſogenannten freien Künſte an, die doch eigentlich in einem hohern Sinne zu nehmen und zu nennen ſind, ſo findet man, daß es ganz gleichgültig iſt, ob ſie gut oder ſchlecht betrieben werden. Die ſchlechteſte Statue ſteht auf ihren Füßen wie die beſte, eine gemalte Figur ſchreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwarts, ihre mißgeſtalteten Arme greifen gar kraftig zu, die Figuren ſtehen nicht auf dem richtigen Plan und der Boden fallt deßwegen nicht zuſammen. Bei der Muſik iſt es noch auffallender; die gellende Fiedel einer Dorfſchenke erregt die wackern Glieder aufs kraftigſte, und wir

haben die unschicklichsten Kirchenmusiken gehört bei denen der Gläubige sich erbaute. Wollt ihr nun gar auch die Poesie zu den freien Künsten rechnen, so werdet ihr freilich sehen, daß diese kaum weiß wo sie eine Gränze finden soll. Und doch hat jede Kunst ihre innern Gesetze, deren Nichtbeobachtung aber der Menschheit keinen Schaden bringt; dagegen die strengen Künste dürfen sich nichts erlauben. Den freien Künstler darf man loben, man kann an seinen Vorzügen Gefallen finden, wenn gleich seine Arbeit bei näherer Untersuchung nicht Stich hält.

„Betrachten wir aber die beiden, sowohl die freien als strengen Künste, in ihren vollkommensten Zuständen, so hat sich diese vor Pedanterei und Bocksbeutelei, jene vor Gedankenlosigkeit und Pfuscherei zu hüten. Wer sie zu leiten hat wird hierauf aufmerksam machen, Mißbräuche und Mängel werden dadurch verhütet werden.

„Ich wiederhole mich nicht, denn unser ganzes Leben wird eine Wiederholung des Gesagten seyn; ich bemerke nur noch folgendes: Wer sich einer strengen Kunst ergiebt muß sich ihr fürs Leben widmen. Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich seyn, ihre eignen Gedanken, ihren eignen Willen haben, und das kann sie nicht auf vielerlei Weise."

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geschlossen hatte, richteten die sämmtlichen Anwesenden sich auf, und die Gewerke, anstatt abzuziehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der anerkannten Oberen. Odoard reichte den Sämmtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie, nach einer bekannten Melodie, mäßig munter ein zutrauliches Lied sangen:

Bleiben, Gehen, Gehen, Bleiben,
Sey fortan dem Tücht'gen gleich,
Wo wir Nutzliches betreiben
Iſt der wertheſte Bereich.
Dir zu folgen wird ein Leichtes,
Wer gehorchet der erreicht es,
Zeig' ein feſtes Vaterland.
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheileſt Kraft und Würde
Und erwägſt es ganz genau,
Giebſt dem Alten Ruh' und Würde,
Jünglingen Geſchäft und Frau.
Wechſelſeitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen,
Schließen Hof und Gartenzaun,
Auch der Nachbarſchaft vertraun.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Schenke weilt,
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Ackerfeld iſt zugetheilt,
Siedeln wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das feſte Vaterland.
Heil dir Führer! Heil dir Band!

Dreizehntes Capitel.

Eine vollkommene Stille schloß sich an diese lebhafte Bewegung der vergangenen Tage. Die drei Freunde blieben allein gegen einander über stehen und es ward gar bald merkbar daß zwei von ihnen, Lenardo und Friedrich, von einer sonderbaren Unruhe bewegt wurden; sie verbargen nicht, daß beide ungeduldig seyen für ihren Theil in der Abreise von diesem Ort sich gehindert zu sehen. Sie erwarteten einen Boten, hieß es, und es kam indessen nichts Vernünftiges, nichts Entscheidendes zur Sprache.

Endlich kommt der Bote, ein bedeutendes Packet überbringend, worüber sich Friedrich sogleich herwirft um es zu eröffnen. Lenardo hält ihn ab und spricht: „laß es unberührt, leg' es vor uns nieder auf den Tisch; wir wollen es ansehen, denken und vermuthen was es enthalten möge. Denn unser Schicksal ist seiner Bestimmung näher, und wenn wir nicht selbst Herren darüber sind, wenn es von dem Verstande, von den Empfindungen anderer abhängt, ein Ja oder Nein, ein so oder so zu erwarten ist, dann ziemt es ruhig zu stehen, sich zu fassen, sich zu fragen ob man es erdulden würde, als wenn es ein sogenanntes Gottesurtheil wäre, wo uns auferlegt ist die Vernunft gefangen zu nehmen."

„Du bist nicht so gefaßt als du scheinen willst," versetzte Friedrich, „bleibe deßwegen allein mit deinen Geheimnissen und schalte darüber nach Belieben, mich berühren sie auf alle Falle nicht; aber laß mich indeß diesem alten geprüften Freunde den Inhalt offenbaren und die zweifelhaften Zustände vorlegen, die wir ihm schon so lange verheimlicht haben." Mit diesen Worten riß er unsern Freund mit sich weg und schon

unterwegs rief er aus: „sie ist gefunden, längst gefunden! und es ist nur die Frage wie es mit ihr werden soll."

„Das wußt' ich schon," sagte Wilhelm: „denn Freunde offenbaren einander gerade das am deutlichsten was sie einander verschweigen; die letzte Stelle des Tagebuchs, wo sich Lenardo gerade mitten im Gebirg des Briefes erinnert den ich ihm schrieb, rief mir in der Einbildungskraft im ganzen Umgange des Geistes und Gefühls jenes gute Wesen hervor; ich sah ihn schon mit dem nächsten Morgen sich ihr nähern, sie anerkennen und was daraus mochte gefolgt seyn. Da will ich denn aber aufrichtig gestehen daß nicht Neugierde, sondern ein redlicher Antheil, den ich ihr gewidmet habe, mich über euer Schweigen und Zurückhalten beunruhigte."

„Und in diesem Sinne," rief Friedrich, „bist du gerade bei diesem angekommenen Packet hauptsächlich mit interessirt; der Verfolg des Tagebuchs war an Makarien gesandt und man wollte dir durch Erzählung das ernstanmuthige Ereigniß nicht verkümmern. Nun sollst du's auch gleich haben; Lenardo hat gewiß indessen ausgepackt und das braucht er nicht zu seiner Aufklärung."

Friedrich sprang hiermit nach alter Art hinweg, sprang wieder herbei und brachte das versprochene Heft; „nun muß ich aber auch erfahren," rief er, „was aus uns werden wird." Hiemit war er wieder entsprungen und Wilhelm las:

Lenardo's Tagebuch.

Fortsetzung.

Freitag den 19.

Da man heute nicht säumen durfte um zeitig zu Frau Susanne zu gelangen, so frühstückte man eilig mit der ganzen

Familie, dankte, mit versteckten Glückwünschen, und hinterließ dem Geschirrfasser, welcher zurückblieb, die den Jungfrauen zugedachten Geschenke, etwas reichlicher und bräutlicher als die vorgestrigen, sie ihm heimlich zuschiebend, worüber der gute Mann sich sehr erfreut zeigte.

Dießmal war der Weg frühe zurückgelegt; nach einigen Stunden erblickten wir in einem ruhigen, nicht allzuweiten, flachen Thale, dessen eine felsige Seite von Wellen des klarsten Sees leicht bespült sich widerspiegelte, wohl und anständig gebaute Häuser, um welche ein besserer, sorgfältig gepflegter Boden, bei sonniger Lage, einiges Gartenwerk begünstigte. In das Haupthaus durch den Garnboten eingeführt und Frau Susannen vorgestellt, fühlte ich etwas ganz eigenes als sie uns freundlich ansprach und versicherte: es sey ihr sehr angenehm daß wir Freitags kämen, als dem ruhigsten Tage der Woche, da Donnerstags Abends die gefertigte Waare zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Garnboten welcher sagte: „die bringt wohl Daniel jederzeit hinunter!" versetzte sie: „gewiß, er versieht das Geschäft so löblich und treu als wenn es sein eigenes wäre." „Ist doch auch der Unterschied nicht groß," versetzte jener; übernahm einige Aufträge von der freundlichen Wirthin und eilte seine Geschafte in den Seitenthälern zu vollbringen, versprach in einigen Tagen wieder zu kommen und mich abzuholen.

Mir war indessen ganz wunderlich zu Muthe; mich hatte gleich beim Eintritt eine Ahnung befallen daß es die Ersehnte sey; beim längeren Hinblick war sie es wieder nicht, konnte es nicht seyn, und doch beim Wegblicken, oder wenn sie sich umkehrte war sie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantasie ihr Wesen gegeneinander treiben.

Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit gezögert

hatten, brachten ſie nach; die Herrin, mit freundlichſter Ermahnung zum Fleiße, marktete mit ihnen, überließ aber, um ſich mit dem Gaſt zu unterhalten, das Geſchäft an zwei Mädchen, welche ſie Gretchen und Lieschen nannte, und welche ich um deſto aufmerkſamer betrachtete als ich ausforſchen wollte wie ſie mit der Schilderung des Geſchirrfaſſers allenfalls zuſammentrafen. Dieſe beiden Figuren machten mich ganz irre und zerſtörten alle Aehnlichkeit zwiſchen der Geſuchten und der Hausfrau.

Aber ich beobachtete dieſe nur deſto genauer und ſie ſchien mir allerdings das würdigſte, liebenswürdigſte Weſen von allen die ich auf meiner Gebirgsreiſe erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug um mit ihr über das Geſchäft, welches ſie gut verſtand, mit Kenntniß ſprechen zu können; meine einſichtige Theilnahme erfreute ſie ſehr, und als ich fragte: woher ſie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport übers Gebirg ich vor einigen Tagen geſehen; ſo erwiederte ſie, daß eben dieſer Transport ihr einen anſehnlichen Vorrath mitgebracht. Die Lage ihres Wohnorts ſey auch deßhalb ſo glücklich, weil die nach dem See hinunterführende Hauptſtraße etwa nur eine Viertelſtunde ihres Thals hinabwärts vorbeigehe, wo ſie denn entweder in Perſon, oder durch einen Factor, die ihr von Trieſt beſtimmten und adreſſirten Ballen in Empfang nehme; wie denn das vorgeſtern auch geſchehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen luftigen Keller hineinſehen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu ſehr austrockne, an Gewicht verliere und weniger geſchmeidig werde. Dann fand ich auch was ich ſchon im Einzelnen kannte meiſtentheils hier verſammelt; ſie deutete nach und nach auf dieß und jenes, und ich nahm verſtändigen Antheil. Indeſſen wurde ſie ſtiller, aus ihren Fragen

konnt' ich errathen, sie vermuthe daß ich vom Handwerk sey. Denn sie sagte, da die Baumwolle so eben angekommen, so erwarte sie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Triester Handlung, der nach einer bescheidenen Ansicht ihres Zustandes die schuldige Geldpost abholen werde; diese liege bereit, für einen jeden welcher sich legitimiren könne.

Einigermaßen verlegen suchte ich auszuweichen und blickte ihr nach als sie eben einiges anzuordnen durchs Zimmer ging; sie erschien mir wie Penelope unter den Magden.

Sie kehrt zurück und mich dünkt es sey was Eigenes in ihr vorgegangen. — „Sie sind denn nicht vom Kaufmannsstande?" sagte sie, „ich weiß nicht woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Ihrige zu verlangen; erdringen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's wie es ihnen ums Herz ist." Dabei sah mich ein fremdes Gesicht mit so ganz bekannten erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu fassen wußte. Meine Kniee, mein Verstand wollten mir versagen, als man sie glücklicherweise sehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorsatz stärken so lang als möglich an mich zu halten; denn es schwebte mir vor als wenn abermals ein unseliges Verhältniß mich bedrohe.

Gretchen, ein gesetztes freundliches Kind, führte mich ab, mir die künstlichen Gewebe vorzuzeigen; sie that es verständig und ruhig, ich schrieb, um ihr Aufmerksamkeit zu beweisen, was sie mir vorsagte in meine Schreibtafel, wo es noch steht zum Zeugniß eines bloß mechanischen Verfahrens, denn ich hatte ganz anderes im Sinne; es lautet folgendermaßen:

„Der Eintrag von getretener sowohl als gezogener Weberei geschieht je nachdem das Muster es erfordert mit weißem lose gedrehtem sogenannten Muggengarn, mitunter auch mit

Türkischroth gefärbten, deßgleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden.

„Beim Scheeren ist das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tischförmigen Rahmen bilden, um welchen her mehrere arbeitende Personen sitzen."

Lieschen, die unter den Scheerenden gesessen, steht auf, gesellt sich zu uns, ist geschäftig drein zu reden und zwar auf eine Weise, um jene durch Widerspruch nur irre zu machen; und als ich Gretchen dessen ungeachtet mehr Aufmerksamkeit bewies, so fuhr Lieschen umher um etwas zu holen, zu bringen und streifte dabei, ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu seyn, mit ihrem zarten Ellebogen zweimal merklich bedeutend an meinem Arm hin, welches mir nicht sonderlich gefallen wollte.

Die Gute-Schöne (sie verdient überhaupt, besonders aber alsdann so zu heißen, wenn man sie mit den übrigen vergleicht) holte mich in den Garten ab, wo wir der Abendsonne genießen sollten eh' sie sich hinter das Gebirg versteckte. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen, wie es wohl erscheint wenn man etwas Erfreuliches zu sagen zaudert; auch mir war es in dieser Verlegenheit gar lieblich zu Muthe. Wir gingen neben einander her, ich getraute mir nicht ihr die Hand zu reichen, so gern ich's gethan hatte; wir schienen uns beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Fund nur allzubald ins Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich strack aufgekeimte Baumwollenstauden erkannte. — „So nähren und pflegen wir die für unser Geschäfte unnützen ja widerwärtigen Samenkörner, die, mit der Baumwolle, einen so weiten Weg zu uns machen. Es geschieht aus Dankbarkeit und es ist ein eigen Vergnügen dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgestorbene Reste unser Daseyn belebt. Sie sehen hier den Anfang, die

Mitte ist Ihnen bekannt, und heute Abend, wenn's Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß.

„Wir als Fabricanten selbst oder ein Factor bringen unsre die Woche über eingegangene Waare Donnerstag Abends in das Marktschiff und langen so, in Gesellschaft von andern die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein jeder seine Waare zu den Kaufleuten die im Großen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungsstatt.

„Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabrication nebst dem baaren Verdienst holen die Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfniß und Vergnügen. Wo einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnsüchtigen harren und möchten erfahren wie der Verkauf der Waaren ausgefallen und berechnen schon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modesachen die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leckern endlich und besonders die Kinder auf die Eßwaaren und wenn es auch nur Semmeln wären.

„Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend, dann belebt sich der See allmählig und die Schiffe gleiten segelnd, oder durch die Kraft der Ruder getrieben, über seine Fläche hin; jedes bemüht sich dem andern vorzukommen; und die denen es gelingt verhöhnen wohl scherzend die welche zurück zu bleiben sich genöthigt sehen.

„Es iſt ein erfreuliches ſchönes Schauſpiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel deſſelben mit den anliegenden Gebirgen vom Abendroth erleuchtet ſich warm und allmählig tiefer und tiefer ſchattirt, die Sterne ſichtbar werden, die Abendglocken ſich hören laſſen, in den Dörfern am Ufer ſich Lichter entzünden, im Waſſer widerſcheinend, dann der Mond aufgeht und ſeinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche ſtreut. Das reiche Gelände flieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück, endlich in die Nähe der Heimath gekommen wird in ein Horn geſtoßen und ſogleich ſieht man im Berg hier und dort Lichter erſcheinen, die ſich nach dem Ufer herab bewegen, ein jedes Haus das einen Angehörigen im Schiffe hat ſendet jemanden um das Gepäck tragen zu helfen.

„Wir liegen höher hinauf, aber jedes von uns hat oft genug dieſe Fahrt mitbeſtanden, und was das Geſchäft betrifft ſo ſind wir alle von gleichem Intereſſe.“

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und ſchön ſie das alles ſprach und konnte mich der offenen Bemerkung nicht enthalten: wie ſie in dieſer rauhen Gegend, bei einem ſo mechaniſchen Geſchäft, zu ſolcher Bildung habe gelangen können? Sie verſetzte, mit einem allerliebſten, beinahe ſchalkhaften Lächeln vor ſich hinſehend: „ich bin in einer ſchönern und freundlichern Gegend geboren, wo vorzügliche Menſchen herrſchen und hauſen, und ob ich gleich als Kind mich wild und unbändig erwies, ſo war doch der Einfluß geiſtreicher Beſitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Weſen that eine fromme Erziehung, die ein gewiſſes Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, als von Allgegenwart göttlicher Liebe getragen, in mir entwickelte. Wir wanderten aus,“ fuhr ſie fort — das feine

Lächeln verließ ihren Mund, eine unterdrückte Thräne füllte das Auge — „wir wanderten weit, weit, von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher, in diese höchst thatige Gegend; das Haus worin Sie mich finden war von gleichgesinnten Menschen bewohnt, man nahm uns traulich auf, mein Vater sprach dieselbe Sprache, in demselben Sinn, wir schienen bald zur Familie zu gehören.

„In allen Haus- und Handwerksgeschäften griff ich tüchtig ein, und alles über welches Sie mich nun gebieten sehen habe ich stufenweise gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauses, wenig Jahre alter als ich, wohlgebaut und schön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu seiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie sie im Hause geubt wurde, fand bei ihm keinen Eingang, sie genügte ihm nicht, er las heimlich Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art die dem Geist eine allgemeinere freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so war er bemüht nach und nach mir dasjenige mitzutheilen, was ihn so innig beschäftigte. Endlich da ich in alles einging, hielt er nicht länger zurück mir sein ganzes Geheimniß zu eröffnen und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergangen sich nur von solchen Grundsatzen unterhielt welche den Menschen selbstständig machen, und dessen wahrhaftes Neigungsverhaltniß nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gesinnungen zu bestarken, wodurch die Menschen sonst von einander völlig entfernt werden."

Ob ich gleich sie nicht scharf ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblickte, bemerkt' ich doch mit

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 03759/123

Verwunderung und Antheil, daß ihre Geſichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillſchweigen erheiterte ſich ihr Geſicht: „ich muß," ſagte ſie, „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun und damit ſie meine Wohlredenheit, die manchmal nicht ganz natürlich ſcheinen möchte, ſich beſſer erklaren können.

„Leider mußten wir beide uns vor den übrigen verſtellen, und ob wir gleich uns ſehr hüteten nicht zu lügen und im groben Sinne falſch zu ſeyn, ſo waren wir es doch im zartern, indem wir den vielbeſuchten Brüder- und Schweſterverſammlungen nicht beizuwohnen nirgends Entſchuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar manches gegen unſere Ueberzeugung hören mußten, ſo ließ er mich ſehr bald begreifen und einſehen, daß nicht alles vom freien Herzen ache, ſondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichniſſe, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen ſich immerfort wie um eine gemeinſame Achſe herumdrehten. Ich merkte nun beſſer auf und machte mir die Sprache ſo zu eigen daß ich allenfalls eine Rede ſo gut als irgend ein Vorſteher hatte halten wollen. Erſt ergötzte der Gute ſich daran, endlich beim Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich ihn zu beſchwichtigen den entgegengeſetzten Weg einſchlug, ihm nur deſto aufmerkſamer zuhörte, ihm ſeinen herzlich treuen Vortrag wohl acht Tage ſpäter wenigſtens mit annahernder Freiheit und nicht ganz unahnlichem geiſtigem Weſen zu wiederholen wußte.

„So wuchs unſer Verhaltniß zum innigſten Bande und eine Leidenſchaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, ſo wie zu möglicher Ausübung deſſelben war eigentlich was uns vereinigte.

„Indem ich nun bedenke was Sie veranlaßt haben mag zu einer ſolchen Erzahlung mich zu bewegen, ſo war es meine

lebhafte Beschreibung vom glücklich vollbrachten Markttage. Verwundern Sie sich darüber nicht; denn gerade war es eine frohe herzliche Betrachtung holder und erhabener Naturscenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und geschäftlosen Stunden am schönsten unterhielt. Treffliche vaterländische Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt, Haller's Alpen, Geßner's Idyllen, Kleist's Frühling, wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Welt bald von ihrer anmuthigen, bald von ihrer erhabenen Seite.

„Noch gern erinnere ich mich wie wir beide, scharf- und weitsichtig, uns um die Wette und oft hastig auf die bedeutenden Erscheinungen der Erde und des Himmels aufmerksam zu machen suchten, einander vorzueilen und zu überbieten trachteten. Dieß war die schönste Erholung, nicht nur vom täglichen Geschäft, sondern auch von jenen ernsten Gesprächen, die uns oft nur zu tief in unser eigenes Innere versenkten, und uns dort zu beunruhigen drohten.

„In diesen Tagen kehrte ein Reisender bei uns ein, wahrscheinlich unter geborgtem Namen, wir drangen nicht weiter in ihn, da er sogleich durch sein Wesen uns Vertrauen einflößt, da er sich im ganzen höchst sittlich benimmt, so wie anständig aufmerksam in unsern Versammlungen. Von meinem Freund in den Gebirgen umhergeführt zeigt er sich ernst, einsichtig und kenntnißreich. Auch ich geselle mich zu ihren sittlichen Unterhaltungen, wo alles nach und nach zur Sprache kommt was einem innern Menschen bedeutend werden kann; da bemerkt er denn gar bald in unserer Denkweise in Absicht auf die göttlichen Dinge etwas Schwankendes. Die religiösen Ausdrucke waren uns trivial geworden, der Kern, den sie enthalten sollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die

Gefahr unſres Zuſtandes bemerken wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten ſeyn muſſe, an welches von Jugend auf ſich ſoviel angeſchloſſen, ſie ſey höchſt gefährlich bei der Unvollſtändigkeit beſonders des eignen Innern. Freilich eine täglich und ſtündlich durchgeführte Frömmigkeit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art von Policei auf den äußeren Anſtand aber nicht mehr auf den tiefen Sinn; das einzige Mittel dagegen ſey aus eigener Bruſt ſittlich gleichgeltende, gleichwirkſame, gleichberuhigende Geſinnungen hervorzurufen.

„Die Eltern hatten unſre Verbindung ſtillſchweigend vor... sacrirt und ich weiß nicht wie es geſchah, die Gegenwart des neuen Freundes beſchleunigte die Verlobung, es ſchien ſein Wunſch dieſe Beſtätigung unſres Glücks in dem ſtillen Kreiſe zu feiern, da er denn auch mit anhören mußte, wie der Vorſteher die Gelegenheit ergriff uns an den Biſchof von Laodicea und an die große Gefahr der Lauheit die man uns wollte angemerkt haben zu erinnern. Wir beſprachen noch einiaemal dieſe Gegenſtände und er ließ uns ein hierauf bezügliches Blatt zurück, welches ich oft in der Folge wieder anzuſehen Urſache fand.

„Er ſchied nunmehr und es war als wenn mir ihm alle guten Geiſter gewichen waren. Die Bemerkung iſt nicht neu, wie die Erſcheinung eines vorzüglichen Menſchen in irgend einem Zirkel Epoche macht und bei ſeinem Scheiden eine Lücke ſich zeigt, in die ſich öfters ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun laſſen Sie mich einen Schleier über das Nachſtehende werfen; durch einen Zufall ward meines Verlobten koſtbares Leben, ſeine herrliche Geſtalt plötzlich zerſtört; er wendete ſtandhaft ſeine letzten Stunden dazu an ſich mit mir Troſtloſen verbunden zu ſehen und mir die Rechte an

seinem Erbtheil zu sichern. Was aber diesen Fall den Eltern um so schmerzlicher machte, war, daß sie kurz vorher eine Tochter verloren hatten und sich nun, im eigentlichsten Sinne, verwaist sahen, worüber ihr zartes Gemüth dergestalt ergriffen wurde, daß sie ihr Leben nicht lange fristeten. Sie gingen den lieben Ihrigen bald nach und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vom Schlag gerührt, zwar noch sinnliche Kenntniß von der Welt, aber weder geistige noch körperliche Thatigkeit gegen dieselbe behalten hat. Und so bedurfte ich denn freilich jener Selbstständigkeit in der größten Noth und Absonderung, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Mitleben hoffend, frühzeitig geübt und noch vor kurzem durch die rein belebenden Worte des geheimnißvollen Durchreisenden recht eigentlich gestarkt hatte.

„Doch darf ich nicht undankbar seyn, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehülfe geblieben ist, der als Factor alles das besorgt, was in solchen Geschäften als Pflicht männlicher Thatigkeit erscheint. Kommt er heut' Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbares Verhaltniß zu ihm."

Ich hatte manches dazwischen gesprochen und durch beifalligen vertraulichen Antheil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht dasjenige ganz nahe zu berühren was noch nicht völlig ausgesprochen war; auch sie rückte immer naher zu, und wir waren so weit daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimniß ins Wort getreten ware.

Sie stand auf und sagte: „Lassen Sie uns zum Vater gehen!" sie eilte voraus und ich folgte ihr langsam; ich schuttelte den Kopf über die wundersame Lage in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere sehr reinliche Stube

treten, wo der gute Alte unbeweglich im Seſſel ſaß. Er hatte ſich wenig verändert. Ich ging auf ihn zu, er ſah mich erſt ſtarr, dann mit lebhafteren Augen an; ſeine Züge erheiterten ſich, er ſuchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte ſeine ruhende zu faſſen, ergriff er die meine von ſelbſt, drückte ſie und ſprang auf, die Arme gegen mich ausſtreckend. „O Gott!“ rief er, „der Junker Lenardo! er iſt's, er iſt es ſelbſt!“ Ich konnte mich nicht enthalten ihn an mein Herz zu ſchließen; er ſank in den Stuhl zurück, die Tochter eilte hinzu ihm beizuſtehen; auch ſie rief: „er iſt's! Sie ſind es Lenardo!“

Die jüngere Nichte war herbeigekommen, ſie führten den Vater, der auf einmal wieder geben konnte, der Kammer zu, und gegen mich gewendet ſprach er ganz deutlich: „wie glücklich, glücklich! bald ſehen wir uns wieder!“

Ich ſtand vor mich hinſchauend und denkend, Mariechen kam zurück und reichte mir ein Blatt mit dem Vermelden, es ſey daſſelbige, wovon geſprochen. Ich erkannte ſogleich Wilhelms Handſchrift, ſo wie vorhin ſeine Perſon aus der Beſchreibung mir entgegen getreten war; mancherlei fremde Geſichter ſchwarmten um mich her, es war eine eigene Bewegung im Vorhauſe. Und dann iſt es ein widerwärtiges Gefühl, aus dem Enthuſiasmus einer reinen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbares Erinnerns, der Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf einmal zu der ſchroffen Wirklichkeit einer zerſtreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Dießmal war der Freitag Abend überhaupt nicht ſo heiter und luſtig wie er ſonſt wohl ſeyn mochte; der Factor war nicht mit dem Marktſchiff aus der Stadt zurückgekehrt, er

meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgeben ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles Bestellte und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn, welche Jung und Alt in Erwartung wie gewöhnlich zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter, Lieschen besonders, die ihm entgegen gegangen war, schien sehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend ohne hinein zu sehen, denn es hatte mir schon heimlichen Verdruß gemacht aus jener Erzählung zu vernehmen, daß Wilhelm die Verbindung beschleunigt habe. „Alle Freunde sind so, alle sind Diplomaten; statt unser Vertrauen redlich zu erwiedern folgen sie ihren Ansichten, durchkreuzen unsre Wünsche und mißleiten unser Schicksal!“ So rief ich aus, doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde Recht, besonders die jetzige Stellung bedenkend, und enthielt mich nicht weiter das Folgende zu lesen.

Jeder Mensch findet sich von den frühsten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb-, endlich ganz bewußt; immerfort findet er sich bedingt, begränzt in seiner Stellung, weil aber niemand Zweck und Ziel seines Daseyns kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren, steht stille, bewegt sich, zaudert und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise denn alle Irrthümer entstehen, die uns verwirren.

Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben genöthigt, klug für den Augenblick zu seyn und gelangt deßwegen im allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge wenden und was er eigentlich zu thun und zu lassen habe.

Glücklicherweise sind alle diese und noch hundert andere wundersame Fragen durch euren unaufhaltsam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geistes. Wenn ihr sodann in freier Stunde aufathmet und euch zu erheben Raum findet, so gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend, den 20.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine fühlende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf und ab spaziert; die Hausfrau — ich fühlte mich zufrieden, sie nicht als Wittwe denken zu dürfen — zeigte sich erwünscht erst am Fenster, dann an der Thüre; sie erzählte mir: der Vater habe gut geschlafen, sey heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten eröffnet, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erst nach dem Gottesdienste zu sehen wünsche, wo er sich gewiß recht gestärkt fühlen werde. Sie sagte mir darauf, daß sie mich heute viel werde allein lassen; es sey für

sie ein sehr beschäftigter Tag, kam herunter und gab mir Rechenschaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um sie zu hören, dabei überzeugt' ich mich, daß sie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angezogen und mit Willen beschäftigt schien. Sie fuhr fort: „es ist gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig sey und am Sonnabend Nachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der solches durchsieht, mißt und wagt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maaß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Weberlohn bezahlt. Seinerseits ist nun er bemüht das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Faden und Knoten zu reinigen, solches aufs zierlichste zu legen, die schönste fehlerfreiste Seite oben vors Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen."

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare ins Haus tragend, worunter ich auch die erblickte welche unsern Geschirrfasser beschäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelassene Geschenk und erzählte mit Anmuth: „der Herr Geschirrfasser sey bei ihnen, arbeite heute an ihrem leerstehenden Webersthl und habe ihr beim Abschied versichert: was er an ihm thue solle Frau Susanne gleich der Arbeit ansehen." Darauf ging sie, wie die übrigen, ins Haus und ich konnte mich nicht enthalten die liebe Wirthin zu fragen: „ums Himmelswillen! wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?" — „Es ist," versetzte sie, „der dritte den man mir aufbürdet; ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünschten, denn es war der Name ihrer verstorbenen Tochter, an deren Stelle sie mich eintreten

ließen, und der Name bleibt doch immer der schönste lebendigste Stellvertreter der Person." Darauf versetzte ich: „ein vierter ist schon gefunden, ich würde Sie Gute-Schöne nennen, insofern es von mir abhinge." Sie machte eine gar lieblich demuthige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Gesinnung des Vaters, mit der Freude mich wieder zu sehen so zu verbinden und zu steigern, daß ich in meinem Leben nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die Schöne-Gute, doppelt und dreifach ins Haus zurückgerufen, übergab mich einem verständigen unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen sollte. Wir gingen zusammen bei schönstem Wetter, durch reich abwechselnde Gegenden. Aber man überzeugt sich wohl daß weder Fels noch Wald, noch Wassersturz, noch weniger Mühlen und Schmiedewerkstatt, sogar künstlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerksamkeit abgewinnen konnten. Indessen war der Wandergang für den ganzen Tag angelegt, der Bote trug ein feines Frühstück im Ranzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Essen im Zechenhause eines Bergwerks, wo niemand recht aus mir klug werden konnte, indem tüchtigen Menschen nichts leidiger vorkommt als ein leeres, Theilnahme heuchelndes Untheilnehmen.

Am wenigsten aber begriff mich der Bote, an welchen eigentlich der Garnträger mich gewiesen hatte, mit großem Lob meiner schönen technischen Kenntnisse und des besonderen Interesses an solchen Dingen. Auch von meinem vielen Aufschreiben und Bemerken hatte jener gute Mann erzählt, worauf sich denn der Berggenoß gleichfalls eingerichtet hatte. Lange wartete mein Begleiter, daß ich meine Schreibtafel hervorholen sollte, nach welcher er denn auch endlich, einigermaßen ungeduldig, fragte.

Mittag kam beinahe herbei, eh' ich die Freundin wieder aufsichtig werden konnte. Der Hausgottesdienst, bei dem sie mich nicht gegenwartig wünschte, war indessen gehalten; der Vater hatte demselben beigewohnt und die erbaulichsten Worte deutlich und vernehmlich sprechend, alle Anwesenden und sie selbst bis zu den herzlichsten Thränen gerührt. „Es waren," sagte sie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klangen mich geargert hatte; dießmal flossen sie aber so herzlich zusammengeschmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Rinne hinfließen sehen. Es war mir angst und bange er möchte sich in diesen Ergießungen aufzehren, jedoch ließ er sich ganz munter zu Bette führen; er wollte sachte sich sammeln und den Gast, sobald er sich Kraft genug fühle, zu sich rufen lassen."

Nach Tische ward unser Gesprach lebhafter und vertraulicher, aber eben deßhalb konnte ich mehr empfinden und bemerken daß sie etwas zurückhielt, daß sie mit beunruhigenden Gedanken kampfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang ihr Gesicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her versucht sie zur Sprache zu bringen, so gestand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewisse Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzusehen glaubte, seyen es häusliche oder Handelsbedrangnisse, sie solle sich mir eröffnen; ich wäre reich genug eine alte Schuld ihr auf jede Weise abzutragen.

Sie verneinte lachelnd, daß dieß der Fall sey. „Ich habe," fuhr sie fort, „wie Sie zuerst hereintraten einen von denen Herren zu sehen geglaubt die mir in Triest Credit machen, und war mit mir selbst wohl zufrieden als ich mein Geld vorrathig wußte, man mochte die ganze Summe oder

einen Theil verlangen. Was mich aber drückt iſt doch eine Handelsſorge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhand nehmende Maſchinenweſen quält und ängſtigt mich, es wälzt ſich heran wie ein Gewitter, langſam, langſam; aber es hat ſeine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von dieſem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man ſpricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hülfe bringen. Und wer möchte ſich ſolche Schreckniſſe gern vergegenwärtigen! Denken Sie daß viele Thaler ſich durch's Gebirg ſchlingen, wie das wodurch Sie herabkamen, noch ſchwebt Ihnen das hübſche frohe Leben vor das Sie dieſe Tage her dort geſehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allſeits andringend geſtern das erfreulichſte Zeugniß gab; denken Sie wie das nach und nach zuſammenſinken, abſterben, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einſamkeit zurückfallen werde.

„Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer ſo traurig wie der andere: entweder ſelbſt das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beſchleunigen, oder aufzubrechen, die Beſten und Würdigſten mit ſich fort zu ziehen und ein günſtigeres Schickſal jenſeits der Meere zu ſuchen. Eins wie das andere hat ſein Bedenken, aber wer hilft uns die Gründe abwagen, die uns beſtimmen ſollen? Ich weiß recht gut daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht ſelbſt Maſchinen zu errichten und die Nahrung der Menge an ſich zu reißen. Ich kann niemanden verdenken, daß er ſich für ſeinen eigenen Nächſten hält; aber ich käme mir verächtlich vor, ſollt' ich dieſe guten Menſchen plündern und ſie zuletzt arm und hülflos wandern ſehen; und wandern müſſen ſie früh oder ſpät. Sie ahnen, ſie wiſſen, ſie ſagen es, und niemand entſchließt

sich zu irgend einem heilsamen Schritte. Und doch, woher soll der Entschluß kommen? wird er nicht jedermann eben so sehr erschwert als mir?

Mein Bräutigam war mit mir entschlossen zum Auswandern; er besprach sich oft über Mittel und Wege sich hier loszuwinden. Er sah sich nach den Besseren um, die man um sich versammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an sich heranziehen, mit sich fortziehen könnte; wir sehnten uns, mit vielleicht allzu jugendlicher Hoffnung, in solche Gegenden, wo dasjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengesetzten Falle: der redliche Gehülfe, der mir nach meines Gatten Tode geblieben, trefflich in jedem Sinne, mir freundschaftlich liebevoll anhänglich, er ist ganz der entgegengesetzten Meinung.

„Ich muß Ihnen von ihm sprechen, eh' Sie ihn gesehen haben; lieber hätt' ich es nachher gethan, weil die persönliche Gegenwart gar manches Räthsel aufschließt. Ungefähr von gleichem Alter wie mein Gatte, schloß er sich als kleiner armer Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden Gespielen, an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe; sie wuchsen zusammen heran und hielten zusammen, und doch waren es zwei ganz verschiedene Naturen; der eine freigesinnt und mittheilend, der andere in früherer Jugend gedrückt, verschlossen, den geringsten ergriffenen Besitz festhaltend, zwar frommer Gesinnung, aber mehr an sich als an andere denkend.

„Ich weiß recht gut daß er von den ersten Zeiten her ein Auge auf mich richtete, er durfte es wohl, denn ich war armer als er; doch hielt er sich zurück sobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Thätigkeit und Treue machte er sich bald zum Mitgenossen

des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unserer Auswanderung diesen hier einzusetzen und ihm das Zurückgelassene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode des Trefflichen naherte er sich mir und vor einiger Zeit verhielt er nicht daß er sich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der doppelt wunderliche Umstand ein, daß er sich von jeher gegen das Auswandern erklarte und dagegen eifrig betreibt, wir sollen auch Maschinen anlegen. Seine Gründe freilich sind dringend, denn in unsern Gebirgen hauset ein Mann, der, wenn er unsere einfacheren Werkzeuge vernachlassigend, zusammengesetztere sich bauen wollte, uns zu Grunde richten könnte. Dieser in seinem Fache sehr geschickte Mann — wir nennen ihn den Geschirrfasser — ist einer wohlhabenden Familie in der Nachbarschaft anhänglich und man darf wohl glauben daß er im Sinne hat von jenen steigenden Erfindungen für sich und seine Begünstigten nützlichen Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehulfen ist nichts einzuwenden, denn schon ist gewissermaßen zu viel Zeit versaumt, und gewinnen jene den Vorrang, so müssen wir, und zwar mit Unstatten, doch das Gleiche thun. Dieses ist was mich angstigt und qualt, das ist's was Sie mir, theuerster Mann, als einen Schutzengel erscheinen lasst."

Ich hatte wenig Tröstliches hierauf zu erwiedern, ich mußte den Fall so verwickelt finden, daß ich mir Bedenkzeit ausbat. Sie aber fuhr fort: „ich habe noch manches zu eröffnen, damit meine Lage Ihnen noch mehr wundersam erscheine. Der junge Mann, dem ich persönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten ersetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde — sie seufzte indem sie dieß sprach — wird seit einiger Zeit entschieden dringender, seine Vorträge sind so liebevoll als verstandig. Die

Nothwendigkeit meine Hand ihm zu reichen, die Unklugheit an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzige wahre Mittel der Selbsterhaltung zu versäumen, sind nicht zu widerlegen und es scheint ihm mein Widerstreben, meine Grille des Auswanderns so wenig mit meinem übrigen haushaltischen Sinn überein zu stimmen, daß ich bei einem letzten etwas heftigen Gespräch die Vermuthung bemerken konnte, meine Neigung müsse wo anders seyn." — Sie brachte das letzte nur mit einigem Stocken hervor und blickte vor sich nieder.

Was mir bei diesen Worten durch die Seele fuhr denke jeder, und doch, bei blitzschnell nachfahrender Ueberlegung, mußt' ich fühlen daß jedes Wort die Verwirrung nur vermehren würde. Doch ward ich zugleich, so vor ihr stehend, mir deutlich bewußt daß ich sie im höchsten Grade lieb gewonnen habe, und nun alles was in mir von vernünftiger, verständiger Kraft übrig war, aufzuwenden hatte, um ihr nicht sogleich meine Hand anzubieten. Mag sie doch, dachte ich, alles hinter sich lassen wenn sie mir folgt! Doch die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. Sollst du eine neue falsche Hoffnung hegen um lebenslänglich daran zu büßen!

Wir hatten beide eine Zeit lang geschwiegen, als Lieschen, die ich nicht hatte herankommen sehen, überraschend vor uns trat und die Erlaubniß verlangte auf dem nächsten Hammerwerke diesen Abend zuzubringen. Ohne Bedenken ward es gewährt. Ich hatte mich indessen zusammengenommen und fing an im allgemeinen zu erzählen: wie ich auf meinen Reisen das alles längst herankommen gesehen, wie Trieb und Nothwendigkeit des Auswanderns jeden Tag sich vermehre; doch bleibe dieß immer das Gefährlichste. Unvorbereitetes Wegeilen

bringe unglückliche Wiederkehr; kein anderes Unternehmen bedürfe so viel Vorsicht und Leitung als ein solches. Diese Betrachtung war ihr nicht fremd, sie hatte viel über alle Verhältnisse gedacht, aber zuletzt sprach sie mit einem tiefen Seufzer: „Ich habe diese Tage Ihres Hierseyns immer gehofft durch vertrauliche Erzählung Trost zu gewinnen, aber ich fühle mich übler gestellt als vorher, ich fühle recht tief wie unglücklich ich bin.“ Sie hob den Blick nach mir, aber die aus den schönen guten Augen ausquellenden Thränen zu verbergen wendete sie sich um und entfernte sich einige Schritte.

Ich will mich nicht entschuldigen, aber der Wunsch diese herrliche Seele wo nicht zu trösten, doch zu zerstreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von der wundersamen Vereinigung mehrerer Wandernden und Scheidenden zu sprechen, in die ich schon seit einiger Zeit getreten war. Unversehens hatte ich schon so weit mich herausgelassen, daß ich kaum hatte zurückhalten können, als ich gewahrte wie unvorsichtig mein Vertrauen gewesen seyn mochte. Sie beruhigte sich, staunte, erheiterte, entfaltete ihr ganzes Wesen und fragte mit solcher Neigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr ausweichen, daß ich ihr alles bekennen mußte.

Gretchen trat vor uns und sagte: wir möchten zum Vater kommen! Das Mädchen schien sehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Weggehenden sagte die Schöne-Gute: „Lieschen hat Urlaub für heut Abend, besorge du die Geschäfte.“ — „Ihr hättet ihn nicht geben sollen,“ versetzte Gretchen, „sie stiftet nichts Gutes; ihr seht dem Schalk mehr nach als billig, vertraut ihr mehr als recht ist. Eben jetzt erfahr' ich, sie hat ihm gestern einen Brief geschrieben; euer Gespräch hat sie belauscht, jetzt geht sie ihm entgegen.“

Ein Kind, das indessen beim Vater geblieben war, hat

mich zu eilen, der gute Mann sey unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt saß er aufrecht im Bette. „Kinder," sagte er, „ich habe diese Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht, keiner von allen Dank- und Lobgesangen David's ist von mir unberührt geblieben und ich füge hinzu, aus eignem Sinne mit gestärktem Glauben: Warum hofft der Mensch nur in die Nähe, da muß er handeln und sich helfen, in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen." Er faßte Lenardo's Hand und so die Hand der Tochter, und beide in einander legend sprach er: „das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band seyn; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und helft einander, so uneigennützig wie euch Gott helfe." Als er dieß gesagt sank er zurück mit himmlischem Lächeln und war heimgegangen. Die Tochter stürzte vor dem Bett nieder, Lenardo neben sie, ihre Wangen berührten sich, ihr Thranen vereinigten sich auf seiner Hand.

Der Gehülfe rennt in diesem Augenblick herein, erstarrt über die Scene. Mit wildem Blick, die schwarzen Locken schüttelnd, ruft der wohlgestaltete Jüngling: „Er ist todt; in dem Augenblick da ich seine wiederhergestellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schicksal, das Schicksal seiner Tochter zu entscheiden, des Wesens das ich nächst Gott am meisten liebe, dem ich ein gesundes Herz wünschte, ein Herz das den Werth meiner Neigung fühlen könnte. Für mich ist sie verloren, sie kniet neben einem andern! Hat er euch eingesegnet? gesteht's nur!"

Das herrliche Wesen war indessen aufgestanden, Lenardo hatte sich erhoben und erholt; sie sprach: „ich erkenn' euch nicht mehr, den sanften, frommen, auf einmal so verwilderten Mann; wißt ihr doch wie ich euch danke, wie ich von euch denke."

„Von Danken und Denken iſt hier die Rede nicht," verſetzte jener gefaßt, „hier handelt ſich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieſer fremde Mann macht mich beſorgt; wie ich ihn anſehe getrau' ich mich nicht ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühe Verbindungen zu löſen vermag ich nicht."

„Sobald du wieder in dich ſelbſt zurücktreten kannſt," ſagte die Gute, ſchöner als je, „wenn mit dir zu ſprechen iſt wie ſonſt und immer, ſo will ich dir ſagen, dir betheuern, bei den irdiſchen Reſten meines verklarten Vaters, daß ich zu dieſem Herrn und Freunde kein ander Verhältniß habe, als das du kennen, billigen und theilen kannſt, und deſſen du dich erfreuen mußt."

Lenardo ſchauderte bis tief ins Innerſte, alle drei ſtanden ſtill, ſtumm und nachdenkend eine Weile; der Jüngling nahm zuerſt das Wort und ſagte: „Der Augenblick iſt von zu großer Bedeutung als daß er nicht entſcheidend ſeyn ſollte. Es iſt nicht aus dem Stegreif was ich ſpreche, ich habe Zeit gehabt zu denken, alſo vernehmt: die Urſache deine Hand mir zu verweigern, war meine Weigerung dir zu folgen, wenn du aus Noth oder Grille wandern würdeſt. Hier alſo erklar' ich feierlich vor dieſem gültigen Zeugen, daß ich deinem Auswandern kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr es befördern und dir überall hin folgen will. Gegen dieſe mir nicht abgenöthigte, ſondern nur durch die ſeltſamſten Umſtände beſchleunigte Erklarung, verlang' ich aber im Augenblick deine Hand. Er reichte ſie hin, ſtand feſt und ſicher da, die beiden andern wichen überraſcht, unwillkürlich zurück.

„Es iſt ausgeſprochen," ſagte der Jüngling, ruhig mit einer gewiſſen frommen Hoheit: „das ſollte geſchehen, es iſt zu unſer aller Beſtem, Gott hat es gewollt; aber damit du

nicht denkst es sey Uebereilung und Grille, so wisse nur, ich hatte dir zu Lieb auf Berg und Felsen Verzicht gethan und eben jetzt in der Stadt alles eingeleitet um nach deinem Willen zu leben. Nun aber geh' ich allein, du wirst mir die Mittel dazu nicht versagen, du behaltst noch immer genug übrig um es hier zu verlieren wie du fürchtest und wie du Recht hast zu fürchten. Denn ich habe mich endlich auch überzeugt: der künstliche, werkthätige Schelm hat sich ins obere Thal gewendet, dort legt er Maschinen an, du wirst ihn alle Nahrung an sich ziehen sehen, vielleicht rufst du, und nur allzubald, einen treuen Freund zurück, den du vertreibst."

Peinlicher haben nicht leicht drei Menschen sich gegenüber gestanden, alle zusammen in Furcht sich einander zu verlieren und im Augenblick nicht wissend, wie sie sich wechselseitig erhalten sollten.

Leidenschaftlich entschlossen stürzt der Jüngling zur Thüre hinaus. Auf ihres Vaters erkaltete Brust hatte die Schöne-Gute ihre Hand gelegt: „in die Nähe soll man nicht hoffen," rief sie aus, „aber in die Ferne, das war sein letzter Segen. Vertrauen wir Gott, jeder sich selbst und dem andern, so wird sich's wohl fügen."

Vierzehntes Capitel.

Unser Freund las mit großem Antheil das Vorgelegte, mußte aber zugleich gestehen, er habe schon beim Schluß des vorigen Heftes geahnet, ja vermuthet, das gute Wesen sey entdeckt worden. Die Beschreibung der schroffen Gebirgsgegend habe ihn zuerst in jene Zustände versetzt, besonders aber sey

er durch die Ahnung Lenardo's in jener Mondennacht, ſo auch durch die Wiederholung der Worte ſeines Briefes, auf die Spur geleitet worden. Friedrich dem er das alles umſtändlich vortrug, ließ ſich es auch ganz wohl gefallen.

Hier aber wird die Pflicht des Mittheilens, Darſtellens, Ausführens und Zuſammenziehens immer ſchwieriger. Wer fühlt nicht daß wir uns dießmal dem Ende nahern, wo die Furcht in Umſtändlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunſche nichts völlig unerörtert zu laſſen uns in Zwieſpalt verſetzt. Durch die eben angekommene Depeſche wurden wir zwar von manchem unterrichtet, die Briefe jedoch und die vielfachen Beilagen enthielten verſchiedene Dinge, gerade nicht von allgemeinem Intereſſe. Wir ſind alſo geſonnen, dasjenige was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch das was ſpäter zu unſerer Kenntniß kam, zuſammen zu faſſen und in dieſem Sinne das übernommene ernſte Geſchäft eines treuen Referenten getroſt abzuſchließen.

Vor allen Dingen haben wir daher zu berichten, daß Lothario mit Thereſen, ſeiner Gemahlin, und Natalien, die ihren Bruder nicht von ſich laſſen wollte, in Begleitung des Abbé's, ſchon wirklich zur See gegangen ſind. Unter günſtigen Vorbedeutungen reiſ'ten ſie ab und hoffentlich bläht ein fördernder Wind ihre Segel. Die einzige unangenehme Empfindung, eine wahre ſittliche Trauer, nehmen ſie mit: daß ſie Makarien vorher nicht ihren Beſuch abſtatten konnten. Der Umweg war zu groß, das Unternehmen zu bedeutend, ſchon warf man ſich einige Zögerung vor und mußte ſelbſt eine heilige Pflicht der Nothwendigkeit aufopfern.

Wir aber an unſerer erzählenden und darſtellenden Seite, ſollten dieſe theuren Perſonen, die uns früher ſo viele Neigung abgewonnen, nicht in ſo weite Entfernung ziehen laſſen ohne

von ihrem bisherigen Vornehmen und Thun nähere Nachricht ertheilt zu haben, besonders da wir so lange nichts Ausführliches von ihnen vernommen. Gleichwohl unterlassen wir dieses, weil ihr bisheriges Geschäft sich nur vorbereitend auf das große Unternehmen bezog, auf welches wir sie lossteuern sehen. Wir leben jedoch in der Hoffnung, sie dereinst in voller geregelter Thatigkeit, den wahren Werth ihrer verschiedenen Charaktere offenbarend, vergnüglich wieder zu finden.

Juliette, die sinnige Gute, deren wir uns wohl noch erinnern, hatte geheirathet, einen Mann nach dem Herzen des Oheims, durchaus in seinem Sinne mit- und fortwirkend. Juliette war in der letzten Zeit viel um die Tante, wo manche derjenigen zusammentrafen auf die sie wohlthatigen Einfluß gehabt; nicht nur solche die dem festen Lande gewidmet bleiben, auch solche die über See zu gehen gedenken. Lenardo hingegen hatte schon früher mit Friedrichen Abschied genommen; die Mittheilung durch Boten war unter diesen desto lebhafter.

Vermißte man also in dem Verzeichnisse der Gaste jene edlen Obengenannten, so waren doch manche bedeutende uns schon näher bekannte Personen darauf zu finden. Hilarie kam mit ihrem Gatten, der nun als Hauptmann und entschieden reicher Gutsbesitzer auftrat. Sie in ihrer großen Anmuth und Liebenswürdigkeit gewann sich hier wie überall gar gern Verzeihung einer allzugroßen Leichtigkeit von Interesse zu Interesse übergehend zu wechseln, deren wir sie im Lauf der Erzahlung schuldig gefunden. Besonders die Manner rechneten es ihr nicht hoch an. Einen dergleichen Fehler, wenn es einer ist, finden sie nicht anstößig, weil ein jeder wünschen und hoffen mag auch an die Reihe zu kommen.

Flavio, ihr Gemahl, rüstig, munter und liebenswürdig genug, schien vollkommen ihre Neigung zu fesseln; sie mochte

ſich das Vergangene ſelbſt verzieben haben; auch fand Makarie keinen Anlaß deſſen zu erwahnen. Er, der immer leidenſchaftliche Dichter, bat ſich aus, beim Abſchiede ein Gedicht vorleſen zu durfen, welches er zu Ehren ihrer und ihrer Umgebung in den wenigen Tagen ſeines Hierſeyns verfaßte. Man ſah ihn oft im Freien auf und ab gehen, nach einigem Stillſtand mit bewegter Gebarde wieder vorwarts ſchreitend in die Schreibtafel ſchreiben, ſinnen und wieder ſchreiben. Nun aber ſchien er es fur vollendet zu halten, als er durch Angela jenen Wunſch zu erkennen gab.

Die gute Dame, obgleich ungern, verſtand ſich hiezu, und es ließ ſich allenfalls anhören, ob man gleich dadurch weiter nichts erfuhr als was man ſchon wußte, nichts fuhlte als was man ſchon gefuhlt hatte. Indeſſen war denn doch der Vortrag leicht und gefallig, Wendung und Reime mitunter neu, wenn man es auch hatte im Ganzen etwas kurzer wunſchen mogen. Zuletzt ubergab er daſſelbe auf gerandertes Papier ſehr ſchon geſchrieben, und man ſchied mit vollkommener wechſelſeitiger Zufriedenheit.

Dieſes Paar, welches von einer bedeutenden wohlgenutzten Reiſe nach Suden zuruckgekommen war, um den Vater, den Major, vom Hauſe abzulosen, der mit jener Unwiderſtehlichen, die nun ſeine Gemahlin geworden, auch etwas von der paradieſiſchen Luft zu einiger Erquickung einathmen wollte.

Dieſe beiden kamen denn auch, im Wechſel, und ſo wie uberall hatte bei Makarien die Merkwurdige auch vorzugliche Gunſt, welche ſich beſonders darin erwies, daß die Dame in den innern Zimmern und allein empfangen wurde, welche Geneigtheit auch nachher dem Major zu Theil ward. Dieſer empfahl ſich darauf als gebildeter Militar, guter Haus- und Landwirth, Literaturfreund, ſogar als Lehrdichter beifallswurdig,

und fand bei dem Astronomen und sonstigen Hausgenossen guten Eingang.

Auch von unserm alten Herrn, dem würdigen Oheim, ward er besonders ausgezeichnet, welcher, in mäßiger Ferne wohnend, dießmal mehr als er sonst pflegte, obgleich nur für Stunden herüber kam, aber keine Nacht, auch bei angebotener größten Bequemlichkeit, zu bleiben bewogen werden konnte.

Bei solchen kurzen Zusammenkünften war seine Gegenwart jedoch höchst erfreulich, weil er sodann, als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd auftreten wollte; wobei denn sogar ein Zug von aristokratischer Pedanterie nicht unangenehm empfunden wurde. Ueberdem ging dießmal sein Behagen von Grund aus, er war glücklich, wie wir uns alle fühlen, wenn wir mit verständig vernünftigen Leuten wichtiges zu verhandeln haben. Das umfassende Geschäft war völlig im Gange, es bewegte sich stätig mit gepflogener Verabredung.

Hievon nur die Hauptmomente. Er ist drüben über dem Meere, von seinen Vorfahren her, Eigenthümer. Was das heißen wolle, möge der Kenner dortiger Angelegenheiten, da es uns hier zu weit führen müßte, seinen Freunden näher erklären. Diese wichtigen Besitzungen waren bisher verpachtet und trugen, bei mancherlei Unannehmlichkeiten, wenig ein. Die Gesellschaft die wir genugsam kennen ist nun berechtigt dort Besitz zu nehmen, mitten in der vollkommensten bürgerlichen Einrichtung, von da sie als einflußreiches Staatsglied ihren Vortheil ersehen und sich in die noch unangebaute Wüste fern verbreiten kann. Hier nun will sich Friedrich mit Lenardo besonders hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorn beginnen und einen Naturweg einschlagen könne.

Kaum hatten sich die Genannten von ihrem Aufenthalte höchst zufrieden entfernt, so waren dagegen Gäste ganz anderer

Art angemeldet und doch auch willkommen. Wir erwarteten wohl kaum Philinen und Lydien an so heiliger Stätte auftreten zu sehen, und doch kamen sie an. Der zunächst in den Gebirgen noch immer weilende Montan sollte sie hier abholen und auf dem nächsten Wege zur See bringen. Beide wurden von Haushalterinnen, Schaffnerinnen, sonst angestellten und mitwohnenden Frauen sehr gut aufgenommen; Philine brachte ein paar allerliebste Kinder mit und zeichnete sich, bei einer einfachen sehr reizenden Kleidung, aus durch das Sonderbare, daß sie vom blumig gestickten Gürtel herab an langer silberner Kette eine mäßig große englische Scheere trug, mit der sie manchmal, gleichsam als wollte sie ihrem Gespräch einigen Nachdruck geben, in die Luft schnitt und schnippte und durch einen solchen Act die sämmtlichen Anwesenden erheiterte; worauf denn bald die Frage folgte: ob es denn in einer so großen Familie nichts zuzuschneiden gebe? und da fand sich denn daß erwünscht für eine solche Thatigkeit ein paar Braute sollten ausgestattet werden. Sie sieht hierauf die Landestracht an, läßt die Mädchen vor sich auf und ab gehen und schneidet immer zu, wobei sie aber, mit Geist und Geschmack verfahrend, ohne dem Charakter einer solchen Tracht etwas zu benehmen, das eigentlich stockende Barbarische derselben mit einer Anmuth zu vermitteln weiß, so gelind daß die Bekleideten sich und andern besser gefallen und die Bangigkeit überwinden, man möge von dem Herkömmlichen doch abgewichen seyn.

Hier kam nun Lydie, die mit gleicher Fertigkeit, Zierlichkeit und Schnelle zu nähen verstand, vollkommen zu Hülfe, und man durfte hoffen, mit dem übrigen weiblichen Beistand, die Braute schneller als man gedacht hatte herausgeputzt zu sehen. Dabei durften sich diese Mädchen nicht lange entfernen,

Philine beſchäftigte ſich mit ihnen bis aufs Kleinſte und behandelte ſie wie Puppen oder Theaterſtatiſten. Gehäufte Bänder und ſonſtiger in der Nachbarſchaft üblicher Feſtſchmuck wurde ſchicklich vertheilt und ſo erreichte man zuletzt, daß dieſe tüchtigen Körper und hübſchen Figuren, ſonſt durch barbariſche Pedanterei zugedeckt, nunmehr zu einiger Evidenz gelangten, wobei alle Derbheit doch immer zu einiger Anmuth herausgeſtutzt erſchien.

Allzuthätige Perſonen werden aber doch in einem gleichmäßig geregelten Zuſtande läſtig. Philine war mit ihrer gefräßigen Scheere in die Zimmer gerathen, wo die Vorräthe zu Kleidern für die große Familie, in Stoffen aller Art, zur Hand lagen. Da fand ſie nun in der Ausſicht das alles zu zerſchneiden die größte Glückſeligkeit; man mußte ſie wirklich daraus entfernen und die Thüren feſt verſchließen, denn ſie kannte weder Maaß noch Ziel. Angela wollte wirklich deßhalb nicht als Braut behandelt ſeyn, weil ſie ſich vor einer ſolchen Zuſchneiderin fürchtete; überhaupt ließ ſich das Verhältniß zwiſchen beiden keineswegs glücklich einleiten. Doch hievon kann erſt ſpäter die Rede ſeyn.

Montan länger als man gedacht hatte zauderte zu kommen und Philine drang darauf, Makarien vorgeſtellt zu werden. Es geſchah, weil man ſie alsdann um deſto eher los zu werden hoffte, und es war merkwürdig genug die beiden Sünderinnen zu den Füßen der Heiligen zu ſehen. Zu beiden Seiten lagen ſie ihr an den Knieen, Philine zwiſchen ihren zwei Kindern, die ſie lebhaft anmuthig niederdrückte; mit gewohnter Heiterkeit ſprach ſie: „ich liebe meinen Mann, meine Kinder, beſchäftige mich gern für ſie, auch für andere, das Uebrige verzeihſt du!“ Makarie grüßte ſie ſegnend, ſie entfernte ſich mit anſtändiger Beugung.

Lydie lag von der linken Seite her der Heiligen mit dem Gesicht auf dem Schooße, weinte bitterlich und konnte kein Wort sprechen; Makarie ihre Thranen auffassend, klopfte ihr auf die Schulter als beschwichtigend, dann küßte sie ihr Haupt zwischen den gescheitelten Haaren, wie es vor ihr lag, brünstig und wiederholt in frommer Absicht.

Lydie richtete sich auf, erst auf ihre Kniee, dann auf die Füße und schaute zu ihrer Wohlthäterin mit reiner Heiterkeit. „Wie geschieht mir!“ sagte sie, „wie ist mir! Der schwere lastige Druck, der mir, wo nicht alle Besinnung doch alles Ueberlegen raubte, er ist auf einmal von meinem Haupte aufgehoben, ich kann nun frei in die Höhe sehen, meine Gedanken in die Höhe richten und,“ setzte sie nach tiefem Athemholen hinzu, „ich glaube mein Herz will nach.“ In diesem Augenblicke eröffnete sich die Thüre und Montan trat herein, wie öfters der allzulang erwartete plötzlich und unverhofft erscheint. Lydie schritt munter auf ihn zu, umarmte ihn freudig, und indem sie ihn vor Makarien führte, rief sie aus: „er soll erfahren was er dieser Göttlichen schuldig ist und sich mit mir dankend niederwerfen.“

Montan, betroffen und, gegen seine Gewohnheit, gewissermaßen verlegen, sagte mit edler Verbeugung gegen die würdige Dame: „es scheint sehr viel zu seyn, denn ich werde dich ihr schuldig. Es ist das erstemal, daß du mir offen und liebevoll entgegen kommst, das erstemal daß du mich ans Herz drückst, ob ich es gleich längst verdiente.“

Hier nun müssen wir vertraulich eröffnen: daß Montan Lydien von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Lothario sie ihm entführt, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben und sie sich endlich, vielleicht zu nicht geringer Verwunderung unserer früheren Leser, als Gattin zugeeignet habe.

Diese drei zusammen, welche sich in der europäischen Gesellschaft doch nicht ganz behaglich fühlen mochten, mäßigten kaum den Ausdruck ihrer Freude wenn von den dort erwarteten Zuständen die Rede war. Die Scheere Philinens zuckte schon: denn man gedachte sich das Monopol vorzubehalten diese neuen Colonien mit Kleidungsstücken zu versorgen. Philine beschrieb den großen Tuch- und Leinwandvorrath sehr artig und schnitt in die Luft, die Ernte für Sichel und Sense, wie sie sagte, schon vor sich sehend.

Lydie dagegen, erst durch jene glücklichen Segnungen zu theilnehmender Liebe wieder auferwacht, sah im Geiste schon ihre Schülerinnen sich ins Hundertfache vermehren und ein ganzes Volk von Hausfrauen zu Genauigkeit und Zierlichkeit eingeleitet und aufgeregt. Auch der ernste Montan hat die dortige Bergfülle an Blei, Kupfer, Eisen und Steinkohlen dergestalt vor Augen, daß er alle sein Wissen und Können manchmal nur für ängstlich tastendes Versuchen erklären möchte, um erst dort in eine reiche belohnende Ernte muthig einzugreifen.

Daß Montan sich mit unserm Astronomen bald verstehen würde war vorauszusehen. Die Gespräche die sie in Gegenwart Makariens führten waren höchst anziehend, wir finden aber nur weniges davon niedergeschrieben, indem Angela seit einiger Zeit beim Zuhören minder aufmerksam und beim Aufzeichnen nachlässiger geworden war. Auch mochte ihr manches zu allgemein und für ein Frauenzimmer nicht faßlich genug vorkommen. Wir schalten daher nur einige der in jene Tage gehörigen Aeußerungen hier vorübergehend ein, die nicht einmal von ihrer Hand geschrieben uns zugekommen sind.

Bei dem Studiren der Wissenschaften, besonders deren welche die Natur behandeln, ist die Untersuchung so nöthig

als ſchwer: ob das was uns von Alters her überliefert und von unſern Vorfahren für gültig geachtet worden, auch wirklich zuverlaſſig ſey, in dem Grade daß man darauf fernerhin ſicher fortbauen möge? oder ob ein herkömmliches Bekenntniß nur ſtationär geworden und deßhalb mehr einen Stillſtand als einen Fortſchritt veranlaſſe? Ein Kennzeichen fördert dieſe Unterſuchung, wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thatige Beſtreben einwirkend und fördernd geweſen und geblieben.

Im Gegenſatze ſteht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat: ob das Angenommene wirklicher Gewinn, oder nur modiſche Uebereinſtimmung ſey? denn eine Meinung, von energiſchen Männern ausgehend, verbreitet ſich contagios über die Menge und dann heißt ſie herrſchend — eine Anmaßung die für den treuen Forſcher gar keinen Sinn ausſpricht. Staat und Kirche mögen allenfalls Urſache finden, ſich für herrſchend zu erklären: denn die haben es mit der widerſpenſtigen Maſſe zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, ſo iſt es ganz einerlei, durch welche Mittel; aber in den Wiſſenſchaften iſt die abſoluteſte Freiheit nöthig: denn da wirkt man nicht für heut und morgen, ſondern für eine undenklich vorſchreitende Zeitenreihe.

Gewinnt aber auch in der Wiſſenſchaft das Falſche die Oberhand, ſo wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben, und wenn ſie ſich in einen einzigen Geiſt zurückzöge, ſo hätte das nichts zu ſagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und ſeinen Ueberzeugungen fragt, oder wo dieſe ſich, bei verbreitetem allgemeinem Licht, auch wieder hervorwagen dürfen.

Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreiflich und wunderſeltſam zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung

Montans, daß ihm bei seinen gebirgischen und bergmännischen Untersuchungen eine Person zur Seite gehe, welche ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe was man Gestein, Mineral, ja sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdisch fließenden Wasser, metallischer Lager und Gänge, so wie der Steinkohlen und was dergleichen in Massen beisammen seyn möchte, sondern was wunderbarer sey, sie befinde sich anders und wieder anders sobald sie nur den Boden wechsele. Die verschiedenen Gebirgsarten übten auf sie einen besondern Einfluß, worüber er sich mit ihr, seitdem er eine, zwar wunderliche aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verständigen und sie im Einzelnen prüfen könne, da sie denn auf eine merkwürdige Weise die Probe bestehe, indem sie sowohl chemische als physische Elemente durchs Gefühl gar wohl zu unterscheiden wisse, ja sogar schon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichtern unterscheide. Diese Person, über deren Geschlecht er sich nicht näher erklären wollte, habe er mit den abreisenden Freunden vorausgeschickt, und hoffe zu seinen Zwecken in den ununtersuchten Gegenden sehr viel von ihr.

Dieses Vertrauen Montans eröffnete das strenge Herz des Astronomen, welcher sodann mit Makariens Vergünstigung auch ihm das Verhältniß derselben zum Weltsystem offenbarte. Durch nachherige Mittheilungen des Astronomen sind wir in dem Fall, wo nicht Genugsames, doch das Hauptsächliche ihrer Unterhaltungen über so wichtige Punkte mitzutheilen.

Bewundern wir indessen die Aehnlichkeit der hier eintretenden Falle bei der größten Verschiedenheit. Der eine Freund, um nicht ein Timon zu werden, hatte sich in die tiefsten Klüfte der Erde versenkt und auch dort ward er

gewahr, daß in der Menſchennatur was Analoges zum ſtarrſten und rohſten vorhanden ſey; dem andern gab von der Gegenſeite der Geiſt Makariens ein Beiſpiel daß, wie dort das Verbleiben, hier das Entfernen wohlbegabten Naturen eigen ſey, daß man weder nöthig habe bis zum Mittelpunkt der Erde zu dringen, noch ſich über die Granzen unſres Sonnenſyſtems hinaus zu entfernen, ſondern ſchon genüglich beſchäftigt und vorzüglich auf That aufmerkſam gemacht und zu ihr berufen werde. An und in dem Boden findet man für die höchſten irdiſchen Bedürfniſſe das Material, eine Welt des Stoffes, den höchſten Fähigkeiten des Menſchen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenem geiſtigen Wege werden immer Theilnahme, Liebe, geregelte freie Wirkſamkeit gefunden. Dieſe beiden Welten gegen einander zu bewegen, ihre beiderſeitigen Eigenſchaften in der vorübergehenden Lebenserſcheinung zu manifeſtiren, das iſt die höchſte Geſtalt wozu ſich der Menſch auszubilden hat.

Hierauf ſchloſſen beide Freunde einen Bund und nahmen ſich vor, ihre Erfahrungen allenfalls auch nicht zu verheimlichen, weil derjenige der ſie als einem Roman wohl ziemende Mährchen belacheln könnte, ſie doch immer als ein Gleichniß des Wünſchenswertheſten betrachten dürfte.

Der Abſchied Montans und ſeiner Frauenzimmer folgte bald hierauf, und wenn man ihn mit Lydien noch gern gehalten hatte, ſo war doch die allzuunruhige Philine mehreren an Ruhe und Sitte gewohnten Frauenzimmern, beſonders aber der edlen Angela beſchwerlich, wozu ſich noch beſondere Umſtände hinzufügten, welche die Unbehaglichkeit vermehrten.

Schon oben hatten wir zu bemerken, daß Angela nicht wie ſonſt die Pflicht des Aufmerkens und Aufzeichnens erfüllte, ſondern anderwärts beſchäftigt ſchien. Um dieſe Anomalie

an einer der Ordnung dergestalt ergebenen und in den reinsten Kreisen sich bewegenden Person zu erklären, sind wir genöthigt einen neuen Mitspieler in dieses vielumfassende Drama noch zuletzt einzuführen.

Unser alter geprüfter Handelsfreund Werner mußte sich bei zunehmenden, ja gleichsam ins Unendliche sich vermehrenden Geschäften, nach frischen Gehülfen umsehen, welche er nicht ohne vorläufige besondere Prüfung näher an sich anschloß. Einen solchen sendet er nun an Makarien, um wegen Auszahlung der bedeutenden Summen zu unterhandeln, welche diese Dame aus ihrem großen Vermögen dem neuen Unternehmen, besonders in Rücksicht auf Lenardo, ihren Liebling, zuzuwenden beschloß und erklärte. Gedachter junger Mann, nunmehr Werners Gehülfe und Geselle, ein frischer natürlicher Jüngling und eine Wundererscheinung, empfiehlt sich durch ein eignes Talent, durch eine gränzenlose Fertigkeit im Kopfrechnen, wie überall, so besonders bei den Unternehmern wie sie jetzt zusammenwirken, da sie sich durchaus mit Zahlen im mannichfaltigsten Sinne einer Gesellschaftsrechnung beschäftigen und ausgleichen müssen. Sogar in der täglichen Societät, wo beim Hin- und Wiederreden über weltliche Dinge, von Zahlen, Summen und Ausgleichungen die Rede ist, muß ein solcher höchst willkommen mit einwirken. Ueberdem spielte er den Flügel höchst anmuthig, wo ihm der Calcul und ein liebenswürdiges Naturell verbunden und vereint äußerst wünschenswerth zu Hülfe kommt. Die Töne fließen ihm leicht und harmonisch zusammen, manchmal aber deutet er an, daß er auch wohl in tiefern Regionen zu Hause wäre, und so wird er höchst anziehend, wenn er gleich wenig Worte macht und kaum irgend etwas Gefühltes aus seinen Gesprächen durchblickt. Auf alle Fälle ist er jünger als seine Jahre, man

möchte beinahe etwas Kindliches an ihm finden. Wie es übrigens auch mit ihm ſey, er hat Angela's Gunſt gewonnen, ſie die ſeinige, zu Makariens größter Zufriedenheit: denn ſie hatte langſt gewünſcht das edle Mädchen verheirathet zu ſehen.

Dieſe jedoch, immer bedenkend und fühlend wie ſchwer ihre Stelle zu beſetzen ſeyn werde, hatte wohl ſchon irgend ein liebevolles Anerbieten abgelehnt, vielleicht ſogar einer ſtillen Neigung Gewalt angethan; ſeitdem aber eine Nachfolgerin denkbar, ja gewiſſermaßen ſchon beſtimmt worden, ſcheint ſie von einem wohlgefälligen Eindruck überraſcht, ihm bis zur Leidenſchaft nachgegeben zu haben.

Wir aber kommen nunmehr in den Fall das Wichtigſte zu eröffnen, indem ja alles, worüber ſeit ſo mancher Zeit die Rede geweſen ſich nach und nach gebildet, aufgelöſ't und wieder geſtaltet hatte. Entſchieden iſt alſo auch nunmehr, daß die Schöne-Gute, ſonſt das nußbraune Mädchen genannt, ſich Makarien zur Seite füge. Der im Allgemeinen vorgelegte, auch von Lenardo ſchon gebilligte Plan iſt ſeiner Ausführung ganz nah; alle Theilnehmenden ſind einig; die Schöne-Gute übergiebt dem Gehülfen ihr ganzes Beſitzthum. Er heirathet die zweite Tochter jener arbeitſamen Familie und wird Schwager des Schirrfaſſers. Hiedurch wird die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrication durch Local und Zuſammenwirkung frei, und die Bewohner des arbeitsluſtigen Thales werden auf eine andere lebhaftere Weiſe beſchäftigt.

Dadurch wird die Liebenswürdige frei, ſie tritt bei Makarien an die Stelle von Angela, welche mit jenem jungen Manne ſchon verlobt iſt. Hiemit ware alles fur den Augenblick berichtet; was nicht entſchieden werden kann bleibt im Schweben.

Nun aber verlangt die Schöne-Gute, daß Wilhelm ſie abhole; gewiſſe Umſtände ſind noch zu berichtigen und ſie

legt bloß einen großen Werth darauf, daß er das was er doch eigentlich angefangen auch vollende. Er entdeckte ſie zuerſt, und ein wunderſam Geſchick trieb Lenardo auf ſeine Spur; und nun ſoll er, ſo wünſcht ſie, ihr den Abſchied von dort erleichtern und ſo die Freude, die Beruhigung empfinden, einen Theil der verſchränkten Schickſalsfäden ſelbſt wieder aufgefaßt und angeknüpft zu haben.

Nun aber müſſen wir, um das Geiſtige, das Gemüthliche zu einer Art von Vollſtändigkeit zu bringen, auch ein Geheimeres offenbaren, und zwar folgendes: Lenardo hatte über eine nähere Verbindung mit der Schönen-Guten niemals das Mindeſte geäußert; im Laufe der Unterhandlungen aber, bei dem vielen Hin- und Wiederſenden war denn doch auf eine zarte Weiſe an ihr geforſcht worden, wie ſie dieß Verhältniß anſehe, und was ſie, wenn es zur Sprache kame, allenfalls zu thun geneigt wäre. Aus ihrem Erwiedern konnte man ſich ſo viel zuſammenſetzen: ſie fühle ſich nicht werth einer ſolchen Neigung wie der ihres edlen Freundes, durch Hingebung ihres getheilten Selbſt zu antworten. Ein Wohlwollen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Weſens; dieß aber könne ſie nicht anbieten. Das Andenken ihres Bräutigams, ihres Gatten und der wechſelſeitigen Einigung beider ſey noch ſo lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Weſen dergeſtalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenſchaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinſte Wohlwollen, und in dieſem Falle die vollkommenſte Dankbarkeit übrig bleibe. Man beruhigte ſich hiebei, und da Lenardo die Angelegenheit nicht berührt hatte, war es auch nicht nöthig hierüber Auskunft und Antwort zu geben.

Einige allgemeine Betrachtungen werden hoffentlich hier am rechten Orte ſtehen. Das Verhältniß ſämmtlicher

vorübergehenden Personen zu Makarien war vertraulich und ehrfurchtsvoll, alle fühlten die Gegenwart eines höheren Wesens, und doch blieb in solcher Gegenwart einem jeden die Freiheit ganz in seiner eigenen Natur zu erscheinen. Jeder zeigt sich wie er ist, mehr als je vor Eltern und Freunden mit einer gewissen Zuversicht, denn er war gelockt und veranlaßt nur das Gute, das Beste was an ihm war an den Tag zu geben, daher beinahe eine allgemeine Zufriedenheit entstand.

Verschweigen aber können wir nicht daß durch diese gewissermaßen zerstreuenden Zustände Makarie nicht der Lage Lenardo's beschäftigt blieb; sie äußerte sich auch darüber gegen ihre Nächsten, gegen Angela und den Astronomen. Lenardo's Inneres glaubten sie deutlich vor sich zu sehen, er ist für den Augenblick beruhigt, der Gegenstand seiner Sorge wird höchst glücklich; Makarie hatte für die Zukunft auf jeden Fall gesorgt. Nun hatte er das große Geschäft muthig anzutreten und zu beginnen, das Uebrige dem Folgegang und Schicksal zu überlassen. Dabei konnte man vermuthen daß er in jenen Unternehmungen hauptsächlich gestärkt sey durch den Gedanken, sie dereinst, wenn er Fuß gefaßt, hinüber zu berufen, wo nicht gar selbst abzuholen.

Allgemeiner Bemerkungen konnte man hiebei sich nicht enthalten. Man beachtete näher den seltenen Fall der sich hier hervorthat: Leidenschaft aus Gewissen. Man gedachte zugleich anderer Beispiele einer wundersamen Umbildung einmal gefaßter Eindrücke, der geheimnißvollen Entwickelung angeborner Neigung und Sehnsucht. Man bedauerte daß in solchen Fällen wenig zu rathen sey, würde es aber höchst räthlich finden, sich möglichst klar zu halten, und diesem oder jenem Hang nicht unbedingt nachzugeben.

Zu dieſem Punkte aber gelangt können wir der Verſuchung nicht widerſtehen ein Blatt aus unſern Archiven mitzutheilen welches Makarien betrifft und die beſondere Eigenſchaft die ihrem Geiſte ertheilt ward. Leider iſt dieſer Aufſatz erſt lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgetheilt worden aus dem Gedächtniß geſchrieben und nicht, wie es in einem ſo merkwürdigen Fall wünſchenswerth ware, für ganz authentiſch anzuſehen. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo wird hier ſchon ſo viel mitgetheilt, um Nachdenken zu erregen und Aufmerkſamkeit zu empfehlen, ob nicht irgendwo ſchon etwas Aehnliches oder ſich Annäherndes bemerkt und verzeichnet worden.

Funfzehntes Capitel.

Makarie befindet ſich zu unſerm Sonnenſyſtem in einem Verhältniß, welches man auszuſprechen kaum wagen darf. Im Geiſte, der Seele, der Einbildungskraft hegt ſie, ſchaut ſie es nicht nur, ſondern ſie macht gleichſam einen Theil deſſelben; ſie ſieht ſich in jenen himmliſchen Kreiſen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art; ſie wandelt ſeit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt iſt, in einer Spirale, ſich immer mehr vom Mittelpunkt entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreiſend.

Wenn man annehmen darf, daß die Weſen, in ſofern ſie körperlich ſind, nach dem Centrum, in ſofern ſie geiſtig ſind, nach der Peripherie ſtreben, ſo gehört unſere Freundin zu den geiſtigſten; ſie ſcheint nur geboren um ſich von dem Irdiſchen zu entbinden, um die nächſten und fernſten Räume des Daſeyns zu durchdringen. Dieſe Eigenſchaft, ſo herrlich ſie iſt,

ward ihr doch seit den frühsten Jahren als eine schwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert sich von Klein auf ihr inneres Selbst als von leuchtenden Wesen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem sogar das hellste Sonnenlicht nichts anhaben konnte. Oft sah sie zwei Sonnen, eine innere nämlich, und eine außen am Himmel, zwei Monde, wovon der äußere in seiner Größe bei allen Phasen sich gleich blieb, der innere sich immer mehr und mehr verminderte.

Diese Gabe zog ihren Antheil ab von gewöhnlichen Dingen, aber ihre trefflichen Eltern wendeten alles auf ihre Bildung; alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirksam, dergestalt daß sie allen äußeren Verhältnissen zu genügen wußte, und, indem ihr Herz, ihr Geist ganz von überirdischen Gesichten erfüllt war, doch ihr Thun und Handeln immerfort dem Edelsten, Sittlichen gemäß blieb. Wie sie heranwuchs überall hülfreich, unaufhaltsam in großen und kleinen Diensten wandelte sie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geistiges Ganze sich zwar um die Weltsonne aber nach dem Ueberweltlichen in stätig zunehmenden Kreisen bewegte.

Die Ueberfülle dieses Zustandes ward einigermaßen dadurch gemildert, daß es auch in ihr zu tagen und zu nachten schien, da sie denn, bei gedämpftem innerem Licht, äußere Pflichten auf das treueste zu erfüllen strebte, bei frisch aufleuchtendem Inneren sich der seligsten Ruhe hingab. Ja sie will bemerkt haben, daß eine Art von Wolken sie von Zeit zu Zeit umschwebten, und ihr den Anblick der himmlischen Genossen auf eine Zeit lang umdämmerten, eine Epoche die sie stets zu Wohl und Freude ihrer Umgebungen zu benutzen wußte.

So lange sie die Anschauungen geheimhielt, gehörte viel dazu sie zu ertragen, was sie davon offenbarte wurde nicht anerkannt, oder mißdeutet, sie ließ es daher in ihrem langen

Leben nach außen als Krankheit gelten, und so spricht man in der Familie noch immer davon; zuletzt aber hat ihr das gute Glück den Mann zugeführt, den ihr bei uns seht, als Arzt, Mathematiker und Astronom gleich schätzbar, durchaus ein edler Mensch, der sich jedoch erst eigentlich aus Neugierde zu ihr heranfand. Als sie aber Vertrauen gegen ihn gewann, ihm nach und nach ihre Zustände beschrieben, das Gegenwärtige ans Vergangene angeschlossen und in die Ereignisse einen Zusammenhang gebracht hatte, ward er so von der Erscheinung eingenommen, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte, sondern Tag vor Tag stets tiefer in das Geheimniß einzudringen trachtete.

Im Anfange, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, hielt er es für Täuschung; denn sie läugnete nicht daß von der ersten Jugend an sie sich um die Stern- und Himmelskunde fleißig bekümmert habe, daß sie darin wohl unterrichtet worden und keine Gelegenheit versäumt sich durch Maschinen und Bücher den Weltbau immer mehr zu versinnlichen. Deßhalb er sich denn nicht ausreden ließ, es sey eingelernt. Die Wirkung einer in hohem Grad geregelten Einbildungskraft, der Einfluß des Gedächtnisses sey zu vermuthen, eine Mitwirkung der Urtheilskraft, besonders aber eines versteckten Calculs.

Er ist ein Mathematiker und also hartnäckig, ein heller Geist und also ungläubig; er wehrte sich lange, bemerkte jedoch was sie angab genau, suchte der Folge verschiedener Jahre beizukommen, hielt sich besonders an die neusten mit dem gegenseitigen Stande der Himmelslichter übereintreffenden Angaben, und rief endlich aus: nun warum sollte Gott und die Natur nicht auch eine lebendige Armillarsphäre, ein geistiges Räderwerk erschaffen und einrichten, daß es, wie ja die

Uhren uns täglich und stündlich leisten, dem Gang der Gestirne von selbst auf eigne Weise zu folgen im Stande wäre.

Hier aber wagen wir nicht weiter zu gehen; denn das Unglaubliche verliert seinen Werth wenn man es näher im Einzelnen beschauen will. Doch sagen wir so viel: dasjenige was zur Grundlage der anzustellenden Berechnungen diente war folgendes: ihr der Seherin erschien unsere Sonne in der Vision um vieles kleiner als sie solche bei Tage erblickte, auch gab eine ungewöhnliche Stellung dieses höheren Himmelslichtes im Thierkreise Anlaß zu Folgerungen.

Dagegen entstanden Zweifel und Irrungen, weil die Schauende ein und das andere Gestirn andeutete, als gleichfalls in dem Zodiak erscheinend, von denen man aber am Himmel nichts gewahr werden konnte. Es mochten die damals noch unentdeckten kleinen Planeten seyn. Denn aus andern Angaben ließ sich schließen, daß sie längst über die Bahn des Mars hinaus, der Bahn des Jupiter sich nähere. Offenbar hatte sie eine Zeit lang diesen Planeten, es wäre schwer zu sagen in welcher Entfernung, mit Staunen in seiner ungeheuren Herrlichkeit betrachtet, und das Spiel seiner Monde um ihn her geschaut; hernach aber ihn auf die wunderseltsamste Weise als abnehmenden Mond gesehen, und zwar ungewendet wie uns der wachsende Mond erscheint. Daraus wurde geschlossen, daß sie ihn von der Seite sehe und wirklich im Begriff sey, über dessen Bahn hinauszuschreiten und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegen zu streben. Dorthin folgt ihr keine Einbildungskraft, aber wir hoffen daß eine solche Entelechie sich nicht ganz aus unserm Sonnensystem entfernen, sondern wenn sie an die Gränze desselben gelangt ist, sich wieder zurückwenden werde, um zu Gunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohlthun wieder einzuwirken.

Indem wir nun diese ätherische Dichtung, Verzeihung hoffend, hiemit beschließen, wenden wir uns wieder zu jenen terrestrischen Mahrchen, wovon wir oben eine vorübergehende Andeutung gegeben.

Montan hatte mit dem größten Anschein von Ehrlichkeit angegeben: jene wunderbare Person welche mit ihren Gefühlen den Unterschied der irdischen Stoffe so wohl zu bezeichnen wisse sey schon mit den ersten Wanderern in die weite Ferne gezogen, welches jedoch dem Aufmerksamen durchaus hätte sollen unwahrscheinlich dünken. Denn wie wollte Montan und Seinesgleichen eine so bereite Wünschelruthe von der Seite gelassen haben? Auch ward kurz nach seiner Abreise durch Hin- und Wiederreden und sonderbare Erzählungen der unteren Hausbedienten hierüber ein Verdacht allmahlig rege. Philine namlich und Lydie hatten eine dritte mitgebracht, unter dem Vorwand es sey eine Dienerin, wozu sie sich aber gar nicht zu schicken schien; wie sie denn auch beim Aus- und Ankleiden der Herrinnen niemals gefordert wurde. Ihre einfache Tracht kleidete den derben wohlgebauten Körper gar schicklich, deutete aber, so wie die ganze Person auf etwas Landliches. Ihr Betragen, ohne roh zu seyn, zeigte keine gesellige Bildung, wovon die Kammermädchen immer die Caricatur darzustellen pflegen. Auch fand sie gar bald unter der Dienerschaft ihren Platz; sie gesellte sich zu den Garten- und Feldgenossen, ergriff den Spaten und arbeitete für zwei bis drei. Nahm sie den Rechen, so flog er auf das geschickteste über das aufgewühlte Erdreich und die weiteste Fläche glich einem wohlgeebneten Beete. Uebrigens hielt sie sich still und gewann gar bald die allgemeine Gunst. Sie erzählten sich von ihr: man habe sie oft das Werkzeug niederlegen und quer feld ein über Stock und Steine springen sehen, auf eine versteckte Quelle zu, wo

sie ihren Durst gelöscht. Diesen Gebrauch habe sie täglich wiederholt, indem sie von irgend einem Punkte aus wo sie gestanden, immer ein oder das andere rein ausfließende Wasser zu finden gewußt, wenn sie dessen bedurfte.

Und so war denn doch für Montans Angeben ein Zeugniß zurückgeblieben, der wahrscheinlich um lästige Versuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer so merkwürdigen Person vor seinen edeln Wirthen, welche sonst wohl ein solches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beschloß. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden auch unvollständig wie es vorliegt mitgetheilt haben, um forschende Manner auf ähnliche Fälle, die sich vielleicht öfter als man glaubt durch irgend eine Andeutung hervorthun, freundlich aufmerksam zu machen.

Sechzehntes Capitel.

Der Amtmann jenes Schlosses, das wir noch vor kurzem durch unsere Wanderer belebt gesehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil seiner Herrschaft und seinen eigenen immer vor Augen habend, saß nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die seinem Bezirk während der Anwesenheit jener Gäste zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbstgefälligkeit v zutragen und auseinander zu setzen sich bemühte. Allein dieses war nach seiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringste; er hatte bemerkt was für große Wirkungen von thätigen, geschickten, freisinnigen und kühnen Menschen ausgehen. Die einen hatten Abschied genommen über das Meer zu setzen, die andern um

auf dem festen Lande ihr Unterkommen zu finden, nun ward er noch ein drittes heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alsobald Nutzen zu ziehen den Entschluß faßte.

Beim Abschied zeigte sich, was man hätte voraussagen und wissen können, daß von den jungen rüstigen Männern sich gar mancher mit den hübschen Kindern des Dorfs und der Gegend mehr oder weniger befreundet hatte. Nur einige bewiesen Muth genug, als Odoardo mit den Seinigen abging, sich als entschieden Bleibende zu erklären; von Lenardo's Auswanderern war keiner geblieben, aber von diesen letztern betheuerten verschiedene in kurzer Zeit zurückkehren und sich ansiedeln zu wollen, wenn man ihnen einigermaßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewahren könne.

Der Amtmann welcher die sämmtliche Persönlichkeit und die häuslichen Umstände seiner ihm untergebenen kleinen Völkerschaft ganz genau kannte, lachte heimlich als ein wahrer Egoist über das Ereigniß, daß man so große Anstalten und Aufwand machte, um über dem Meer und im Mittellande sich frei und thatig zu erweisen, und doch dabei ihm, der auf seiner Hufe ganz ruhig gesessen, gerade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe, und ihm Gelegenheit gebe einige der vorzüglichsten zurückzuhalten und bei sich zu versammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden nichts natürlicher als daß Liberalität, wohl angewendet, gar löbliche nützliche Folgen habe. Er faßte sogleich den Entschluß in seinem kleinen Bezirk etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicherweise waren wohlhabende Einwohner dießmal gleichsam genöthigt ihre Töchter den allzufrühen Gatten gesetzmäßig zu überlassen. Der Amtmann machte ihnen einen solchen bürgerlichen Unfall als ein Glück begreiflich, und

da es wirklich ein Glück war daß gerade die in dieſem Sinne brauchbarſten Handwerker das Loos getroffen hatte, ſo hielt es nicht ſchwer die Einleitung zu einer Meubelfabrik zu machen, die ohne weitlaufigen Raum und ohne große Umſtände nur Geſchicklichkeit und hinreichendes Material verlangt. Das letzte verſprach der Amtmann; Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geſchicklichkeit brachten die Einwandernden mit.

Das alles hatte der gewandte Geſchäftsmann ſchon im Stillen, bei Anweſenheit und im Tumult der Menge, gar wohl überdacht und konnte daher, ſobald es um ihn ruhig ward, gleich zum Werke ſchreiten.

Ruhe, aber freilich eine Art Todtenruhe, war nach Verlauf dieſer Fluth über die Straßen des Orts, über den Hof des Schloſſes gekommen, als unſern rechnenden und berechnenden Geſchäftsmann ein hereinſprengender Reiter aufrief und aus ſeiner ruhigen Faſſung brachte. Des Pferdes Huf klapyte freilich nicht, es war nicht beſchlagen, aber der Reiter der von der Decke herabſprang — er ritt ohne Sattel und Steigbugel, auch bändigte er das Pferd nur durch eine Trenſe — er rief laut und ungeduldig nach den Bewohnern, nach den Gaſten, und war leidenſchaftlich verwundert alles ſo ſtill und todt zu finden.

Der Amtsdiener wußte nicht was er aus dem Ankömmling machen ſollte; auf einen entſtandenen Wortwechſel kam der Amtmann ſelbſt hervor und wußte auch weiter nichts zu ſagen als daß alles weggezogen ſey. — Wohin? war die Frage des jungen lebendigen Ankömmlings. — Mit Gelaſſenheit bezeichnete der Amtmann den Weg Lenardo's und Odoard's, auch eines dritten problematiſchen Mannes, den ſie theils Wilhelm, theils Meiſter genannt hatten. Dieſer habe ſich auf dem einige Meilen entfernten Fluſſe eingeſchifft, er fahre

hinab erſt ſeinen Sohn zu beſuchen und alsdann ein wichtiges Geſchaft weiter zu verfolgen.

Schon hatte der Jüngling ſich wieder aufs Pferd geſchwungen und Kenntniß genommen von dem nächſten Wege zum Fluſſe hin, als er ſchon wieder zum Thor hinaus ſtürzte und ſo eilig davon flog, daß dem Amtmann, der oben aus ſeinen Fenſtern nachſchaute, kaum ein verfliegender Staub anzudeuten ſchien, daß der verwirrte Reiter den rechten Weg genommen habe.

Nur eben war der letzte Staub in der Ferne verflogen und unſer Amtmann wollte ſich wieder zu ſeinem Geſchäft niederſetzen, als zum oberen Schloßthor ein Fußbote hereingeſprungen kam und ebenfalls nach der Geſellſchaft fragte, der noch etwas Nachträgliches zu überbringen er eilig abgeſendet worden. Er hatte für ſie ein größeres Packet, daneben aber auch einen einzelnen Brief, adreſſirt an Wilhelm genannt Meiſter, der dem Ueberbringer von einem jungen Frauenzimmer beſonders auf die Seele gebunden und deſſen baldige Beſtellung eifrigſt eingeſchärft worden war. Leider konnte auch dieſem kein anderer Beſcheid werden als daß er das Neſt leer finde und daher ſeinen Weg eiligſt fortſetzen müſſe, wo er ſie entweder ſämmtlich anzutreffen, oder eine weitere Anweiſung zu finden hoffen dürfte.

Den Brief aber ſelbſt, den wir unter den vielen uns anvertrauten Papieren gleichfalls vorgefunden, dürfen wir, als höchſt bedeutend, nicht zurückhalten. Er war von Herſilien, einem ſo wunderbaren als liebenswürdigen Frauenzimmer, welches in unſern Mittheilungen nur ſelten erſcheint, aber bei jedesmaligem Auftreten, gewiß jeden Geiſtreichen, Feinfühlenden unwiderſtehlich angezogen hat. Auch iſt das Schickſal das ſie betrifft wohl das ſonderbarſte, das einem zarten Gemüthe widerfahren kann.

Siebzehntes Capitel.

Herſilie an Wilhelm.

Ich ſaß denkend und wüßte nicht zu ſagen was ich dachte. Ein denkendes Nichtdenken wandelt mich aber manchmal an, es iſt eine Art von empfundener Gleichgültigkeit. Ein Pferd ſpringt in den Hof und weckt mich aus meiner Ruhe, die Thüre ſpringt auf und Felix tritt herein im jugendlichſten Glanze wie ein kleiner Abgott. Er eilt auf mich zu, will mich umarmen, ich weiſe ihn zurück; er ſcheint gleichgültig, bleibt in einiger Entfernung, und in ungetrübter Heiterkeit preiſ't er mir das Pferd an das ihn hergetragen, erzählt von ſeinen Uebungen, von ſeinen Freuden umſtändlich und vertraulich. Die Erinnerung an ältere Geſchichten bringt uns auf das Prachtkäſtchen, er weiß daß ich's habe und verlangt es zu ſehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu verſagen. Er betrachtet's, erzählt umſtändlich wie er es entdeckt, ich verwirre mich und verrathe daß ich den Schluſſel beſitze. Nun ſteigt ſeine Neugier aufs höchſte, auch den will er ſehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man niemand ſehen; er bittet wie betend, knieet und bittet mit ſo feurigen holden Augen, mit ſo ſüßen ſchmeichelnden Worten, und ſo war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimniß von weitem, aber ſchnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und ſprang muthwillig zur Seite um einen Tiſch herum.

„Ich habe nichts vom Käſtchen noch vom Schluſſel!" rief er aus; „dein Herz wünſcht' ich zu öffnen, daß es ſich mir aufthäte, mir entgegen kame, mich an ſich drückte, mir vergönnte

es an meine Bruſt zu drücken.“ Er war unendlich ſchön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugehen wollte ſchob er das Käſtchen auf dem Tiſch immer vor ſich hin; ſchon ſtak der Schlüſſel drinne; er drohte umzudrehen und drehte wirklich. Das Schlüſſelchen war abgebrochen, die äußere Hälfte fiel auf den Tiſch.

Ich war verwirrter als man ſeyn kann und ſeyn ſollte. Er benutzt meine Unaufmerkſamkeit, läßt das Käſtchen ſtehen, fahrt auf mich los und faßt mich in die Arme. Ich rang vergebens, ſeine Augen näherten ſich den meinigen und es iſt was Schönes, ſein eigenes Bild im liebenden Auge zu erblicken. Ich ſah's zum erſtenmal, als er ſeinen Mund lebhaft auf den meinigen drückte. Ich will's nur geſtehen, ich gab ihm ſeine Küſſe zurück, es iſt doch ſehr ſchön einen Glücklichen zu machen. Ich riß mich los, die Kluft die uns trennt erſchien mir nur zu deutlich; ſtatt mich zu faſſen überſchritt ich das Maaß, ich ſtieß ihn zürnend weg, meine Verwirrung gab mir Muth und Verſtand; ich bedrohte, ich ſchalt ihn, befahl ihm nie wieder vor mir zu erſcheinen; er glaubte meinem wahrhaften Ausdruck. „Gut!“ ſagte er, „ſo reit' ich in die Welt, bis ich umkomme.“ Er warf ſich auf ſein Pferd und ſprengte weg. Noch halb träumend will ich das Käſtchen verwahren, die Hälfte des Schlüſſels lag abgebrochen, ich befand mich in doppelter und dreifacher Verlegenheit.

O Männer, o Menſchen! Werdet ihr denn niemals die Vernunft fortpflanzen? war es nicht an dem Vater genug, der ſo viel Unheil anrichtete, bedurft' es noch des Sohn's um uns unauflöslich zu verwirren?

Diese Bekenntniſſe lagen eine Zeit lang bei mir, nun tritt ein ſonderbarer Umſtand ein den ich melden muß, der obiges aufklart und verduſtert.

Ein alter dem Oheim ehrenwerther Goldſchmied und Juwelenhandler trifft ein, zeigt ſeltſame antiquariſche Schätze vor; ich werde veranlaßt das Kaſtchen zu bringen, er betrachtet den abgebrochenen Schluſſel und zeigt, was man bisher überſehen hatte, daß der Bruch nicht rauh, ſondern glatt ſey. Durch Berührung faſſen die beiden Enden einander an, er zieht den Schlüſſel ergänzt heraus, ſie ſind magnetiſch verbunden, halten einander feſt aber ſchließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung, das Kaſtchen ſpringt auf, das er gleich wieder zudruckt: an ſolche Geheimniſſe ſey nicht gut rühren, meinte er.

Meinen unerklarlichen Zuſtand vergegenwärtigen Sie ſich, Gott ſey Dank, gewiß nicht; denn wie wollte man auſſerhalb der Verwirrung die Verwirrung erkennen. Das bedeutende Kaſtchen ſteht vor mir, den Schluſſel der nicht ſchließt hab' ich in der Hand, jenes wollt' ich gern uneröffnet laſſen, wenn dieſer mir nur die nächſte Zukunft aufſchlöſſe.

Um mich bekümmern Sie ſich eine Weile ja nicht, aber was ich inſtändig bitte, flehe, dringend empfehle: forſchen Sie nach Felix; ich habe vergebens umhergeſandt um die Spuren ſeines Weges aufzufinden. Ich weiß nicht ob ich den Tag ſegnen oder fürchten ſoll der uns wieder zuſammenführt.

Endlich, endlich! verlangt der Bote seine Abfertigung; man hat ihn lange genug hier aufgehalten, er soll die Wanderer mit wichtigen Depeschen ereilen. In dieser Gesellschaft wird er Sie ja auch wohl finden, oder man wird ihn zurecht weisen. Ich unterdeß werde nicht beruhigt seyn.

Achtzehntes Capitel.

Nun gleitete der Kahn, beschienen von heißer Mittagssonne den Fluß hinab, gelinde Lüfte kühlten den erwärmten Aether, sanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen doch behaglichen Anblick. Das Kornfeld näherte sich dem Strome und ein guter Boden trat so nah heran, daß ein rauschendes Wasser auf irgend eine Stelle sich hinwerfend das lockere Erdreich gewaltig angegriffen, fortgerissen und steile Abhänge von bedeutender Höhe sich gebildet hatten.

Ganz oben, auf dem schroffsten Rande einer solchen Steile, wo sonst der Leinpfad mochte hergegangen seyn, sah der Freund einen jungen Mann herantraben, gut gebaut von kräftiger Gestalt. Kaum aber wollte man ihn schärfer ins Auge fassen als der dort überhangende Rasen losbricht und jener Unglückliche jählings, Pferd über Mann unter, ins Wasser stürzt. Hier war nicht Zeit zu denken wie und warum, die Schiffer fuhren pfeilschnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die schöne Beute gefaßt. Entseelt scheinend lag der holde Jüngling im Schiffe, und nach kurzer Ueberlegung fuhren die gewandten Männer einem Kiesweidicht zu, das sich mitten im Fluß gebildet hatte. Landen, den Körper ans Ufer heben, ausziehen und abtrocknen war eins. Noch aber kein Zeichen des Lebens zu bemerken, die holde Blume hingesenkt in ihren Armen!

Wilhelm griff sogleich nach der Lanzette, die Ader des Arms zu öffnen, das Blut sprang reichlich hervor und mit der schlangelnd anspielenden Welle vermischt folgte es gekreiseltem Strome nach. Das Leben kehrte wieder; kaum hatte der liebevolle Wundarzt nur Zeit die Binde zu befestigen, als der Jüngling sich schon muthvoll auf seine Füße stellte, Wilhelmen scharf ansah und rief: „Wenn ich leben soll, so sey es mit dir!“ Mit diesen Worten fiel er dem erkennenden und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So standen sie fest umschlungen, wie Kastor und Pollux, Brüder die sich auf dem Wechselwege vom Orcus zum Licht begegnen.

Man bat ihn sich zu beruhigen. Die wackern Männer hatten schon ein bequemes Lager halb sonnig halb schattig unter leichten Büschen und Zweigen bereitet; hier lag er nun auf den väterlichen Mantel hingestreckt, der holdeste Jüngling, braune Locken schnell getrocknet rollten sich schon wieder auf, er lächelte beruhigt und schlief ein. Mit Gefallen sah unser Freund auf ihn herab indem er ihn zudeckte. — „Wirst du doch immer aufs neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes!“ rief er aus, „und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen.“ — Der Mantel fiel über ihn her, eine gemäßigte Sonnengluth durchwarmte die Glieder sanft und innigst, seine Wangen rötheten sich gesund, er schien schon völlig wieder hergestellt.

Die thätigen Männer, einer guten geglückten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum voraus sich erfreuend, hatten auf dem heißen Kies die Kleider des Jünglings schon so gut als getrocknet, um ihn beim Erwachen sogleich wieder in den gesellig anständigsten Zustand zu versetzen.

Reiſe der Söhne Megaprazon's.

Fragmente

Erſtes Capitel.

Die Söhne Akgaprazon's überſtehen eine harte Prüfung.

Die Reiſe ging glücklich von Statten, ſchon mehrere Tage ſchwellte ein günſtiger Wind die Segel des kleinen, wohlausgerüſteten Schiffes, und in der Hoffnung bald Land zu ſehen beſchäftigten ſich die trefflichen Brüder ein jeder nach ſeiner Art. Die Sonne hatte den größten Theil ihres täglichen Laufes zurückgelegt; Epiſtemon ſaß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerkſamkeit die Windroſe und die Charten; Panurg ſtrickte Netze mit denen er ſchmackhafte Fiſche aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt ſeine Schreibtafel und ſchrieb, wahrſcheinlich eine Rede die er bei der erſten Landung zu halten gedachte; Alkides lauerte am Vordertheil, mit dem Wurfſpieß in der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Alciphron trocknete Meerpflanzen und Eutyches, der jüngſte, lag auf einer Matte in ſanftem Schlafe.

Wecket den Bruder! rief Epiſtemon, und verſammelt euch bei mir; unterbrecht einen Augenblick eure Geſchäfte, ich habe euch etwas Wichtiges vorzutragen. Eutyches erwache! Setzt euch nieder, ſchließt einen Kreis.

Die Brüder gehorchten dem Worte des älteſten und ſchloſſen einen Kreis um ihn. Eutyches, der ſchöne, war ſchnell auf den Füßen, öffnete ſeine großen blauen Augen, ſchüttelte ſeine blonden Locken und ſetzte ſich mit in die Reihe.

Der Compaß und die Charte, fuhr Epistemon fort, deuten mir einen wichtigen Punkt unserer Fahrt an: wir sind auf die Höhe gelangt die unser Vater beim Abschied anzeichnete, und ich habe nun einen Auftrag auszurichten den er mir damals anvertraute. Wir sind neugierig zu hören, sagten die Geschwister untereinander.

Epistemon eröffnete den Busen seines Kleides und brachte ein zusammengefaltetes buntes seidnes Tuch hervor. Man konnte bemerken daß etwas darein gewickelt war, an allen Seiten hingen Schnüre und Franzen herunter, künstlich genug in viele Knoten geschlungen, farbig, prächtig und lieblich anzusehen.

Es eröffne jeder seinen Knoten, sagte Epistemon, wie es ihn der Vater gelehrt hat. Und so ließ er das Tuch herumgehen, jeder kußte es, jeder öffnete den Knoten den er allein zu lösen verstand, der älteste kußte es zuletzt, zog die letzte Schleife auseinander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor den er auseinander schlug und las:

Megaprazon an seine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten Muth und frohen Gebrauch eurer Kräfte! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel gesegnet hat, würden mir nur eine Last seyn, ohne die Kinder die mich erst zum glücklichen Manne machen. Jeder von euch hat, durch den Einfluß eines eignen günstigen Gestirns, eigne Gaben von der Natur erhalten. Ich habe jeden nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es euch an nichts fehlen lassen, ich habe den ältesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, ihr seyd wackere und brave Leute geworden. Nun habe ich euch zu einer Wanderschaft ausgerüstet, die euch und eurem Hause Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und schönen Inseln und Länder sind berühmt, die mein Urgroßvater Pantagruel

theils besucht theils entdeckt hat: als da ist die Insel der Papimanen, Papesiguen, die Laternen-Insel und die Orakel der heiligen Flasche, daß ich von den übrigen Ländern und Völkern schweige. Denn sonderbar ist es: berühmt sind jene Länder, aber unbekannt, und scheinen jeden Tag mehr in Vergessenheit zu gerathen. Alle Völker Europens schiffen aus, Entdeckungsreisen zu machen, alle Gegenden des Oceans sind durchsucht, und auf keiner Charte finde ich die Inseln bezeichnet, deren erste Kenntniß wir meinem unermüdlichen Urgroßvater schuldig sind; entweder also gelangten die berühmtesten neuen Seefahrer nicht in jene Gegenden, oder sie haben, uneingedenk jener ersten Entdeckungen, die Küsten mit neuen Namen belegt, die Inseln umgetauft, die Sitten der Völker nur obenhin betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unbemerkt gelassen. Euch ist es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachlese zu halten, die Ehre eures Aeltervaters wieder aufzufrischen und euch selbst einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Euer kleines künstlich gebautes Schiff ist mit allem ausgerüstet, und euch selbst kann es an nichts fehlen: denn vor eurer Abreise gab ich einem jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne. Ich rieth euch daher, wohl zu bedenken, womit ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthschaften euer Fahrzeug beladen, was für Waare ihr mitnehmen, mit was für Hülfsmitteln ihr euch versehen wolltet. Ihr habt nachgedacht, ihr habt mehr als Eine Kiste auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt was sie enthalten. — — Zuletzt verlangtet ihr Geld zur Reise und ich ließ euch sechs Fäßchen einschiffen, ihr nahmt sie in Verwahrung und fuhrt unter meinen Segenswünschen, unter

den Thranen eurer Mutter und eurer Frauen, in Hoffnung glücklicher Rückkehr, mit günstigem Winde davon.

Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Theil eurer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt, ihr naht euch den Inseln auf denen ich euch freundlichen Empfang, wie meinem Urgroßvater, wünsche.

Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich euch einen Augenblick betrübe — es ist zu eurem Besten.

Epistemon hielt inne, die Brüder horchten auf.

Daß ich euch nicht mit Ungewißheit quale, so sey es gerade herausgesagt: es ist kein Geld in den Fäßchen.

Kein Geld! riefen die Brüder wie mit einer Stimme.

Es ist kein Geld in den Fäßchen, wiederholte Epistemon mit halber Stimme und ließ das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an und jeder wiederholte in seinem eignen Accente: kein Geld! kein Geld?

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: kein Geld! ruft ihr aus und kaum halten eure Lippen einen harten Tadel eures Vaters zurück. Faßt euch! Geht in euch und ihr werdet die Wohlthat preisen die ich euch erzeige. Es steht Geld genug in meinen Gewölben, da mag es stehen bis ihr zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß ihr der Reichthümer werth seyd die ich euch hinterlasse.

Epistemon las wohl noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang: er enthielt die trefflichsten Gedanken, die richtigsten Bemerkungen, die heilsamsten Ermahnungen, die schönsten Aussichten; aber nichts war im Stande die Aufmerksamkeit der Geschwister an die Worte des Vaters zu fesseln, die schöne Beredsamkeit ging verloren, jeder kehrte in sich selbst zurück, jeder überlegte was er zu thun, was er zu erwarten habe.

Die Vorlesung war noch nicht geendigt als schon die Absicht des Vaters erfüllt war: jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert womit ihn die Natur ausgerüstet, jeder fand sich reich genug, einige glaubten sich mit Waaren und andern Hülfsmitteln wohl versehen; man bestimmte schon den Gebrauch voraus, und als nun Epistemon den Brief zusammenfaltete, ward das Gespräch laut und allgemein; man theilte einander Plane, Projecte mit, man widersprach, man fand Beifall, man erdichtete Mährchen, man ersann Gefahren und Verlegenheiten, man schwätzte bis tief in die Nacht und eh man sich niederlegte mußte man gestehen, daß man sich auf der ganzen Reise noch nicht so gut unterhalten hatte.

Zweites Capitel.

Man entdeckt zwei Inseln; es entsteht ein Streit, der durch Mehrheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Tages war Eutyches kaum erwacht und hatte seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief: ich sehe Land! — Wo? riefen die Geschwister. — Dort, sagte er, dort! und deutete mit dem Finger nach Nord-Osten. Der schöne Knabe war vor seinen Geschwistern, ja vor allen Menschen, mit scharfen Sinnen begabt; und so machte er überall wo er war ein Fernrohr entbehrlich. Bruder, versetzte Epistemon, du siehst recht, erzähle uns weiter was du gewahr wirst. Ich sehe zwei Inseln, fuhr Eutyches fort, eine rechts, lang, flach, in der Mitte scheint sie gebirgig zu seyn; die andre links, zeigt sich schmaler und hat höhere Berge. —

Richtig! sagte Epistemon und rief die übrigen Brüder an die Charte. Sehet, diese Insel rechter Hand ist die Insel der Papimanen, eines frommen wohlthätigen Volkes. Möchten wir bei ihnen eine so gute Aufnahme als unser Aeltervater Pantagruel erleben. Nach unsres Vaters Befehl landen wir zuerst daselbst, erquicken uns mit frischem Obste, Feigen, Pfirschen, Trauben, Pomeranzen, die zu jeder Jahreszeit daselbst wachsen; wir genießen des guten frischen Wassers, des köstlichen Weines; wir verbessern unsre Säfte durch schmackhafte Gemuse: Blumenkohl, Brocoli, Artischoken und Carden; denn ihr müßt wissen, daß durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, sondern daß auch Unkraut und Disteln eine zarte und saftige Speise werden. — Glückliches Land! riefen sie aus: wohlversorgtes, wohlbelohntes Volk! Glückliche Reisende die in diesem irdischen Paradiese eine gute Aufnahme finden! — Haben wir uns nun völlig erholt und wiederhergestellt, alsdann besuchen wir im Vorbeigehen die andere leider auf ewig verwünschte und unglückliche Insel der Papefiguen, wo wenig wächs't und das wenige noch von bösen Geistern zerstört oder verzehrt wird. Sagt uns nichts von dieser Insel! rief Panurg, nichts von ihren Kohlrüben und Kohlrabis, nichts von ihren Weibern, ihr verderbt uns den Appetit, den ihr uns so eben erregt habt.

Und so lenkte sich das Gespräch wieder auf das selige Wohlleben, das sie auf der Insel der Papimanen zu finden hofften; sie lasen in den Tagebüchern ihres Aeltervaters was ihm dort begegnet, wie er fast göttlich verehrt worden war, und schmeichelten sich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indessen hatte Eutyches von Zeit zu Zeit nach den Inseln hingeblickt, und als sie nun auch den andern Brüdern sichtbar

waren, konnte er ſchon die Gegenſtände genau und immer genauer darauf unterſcheiden je näher man ihnen kam. Nachdem er beide Inſeln lange genau betrachtet und mit einander verglichen, rief er aus: es muß ein Irrthum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landſtrecken, die ich vor mir ſehe, kommen keineswegs mit der Beſchreibung überein die Bruder Epiſtemon davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt ich ſehe gut.

Wie meinſt du das? Bruder, ſagte einer und der andere.

Die Inſel zur rechten Seite auf die wir zuſchiffen, fuhr Eutyches fort, iſt ein langes flaches Land mit wenigen Hügeln und ſcheint mir gar nicht bewohnt; ich ſehe weder Wälder auf den Höhen, noch Bäume in den Gründen; keine Dörfer, keine Garten, keine Saaten, keine Heerden an den Hügeln, die doch der Sonne ſo ſchön entgegen liegen.

Ich begreife das nicht, ſagte Epiſtemon. —

Eutyches fuhr fort: hie und da ſeh' ich ungeheure Steinmaſſen, von denen ich mich nicht zu ſagen unterfange ob es Städte oder Felſenwände ſind. Es thut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küſte fahren die ſo wenig verſpricht.

Und jene Inſel zur Linken? rief Alkides. — Sie ſcheint ein kleiner Himmel, ein Elyſium, ein Wohnſitz der zierlichſten häuslichſten Götter. Alles iſt grün, alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genutzt. Ihr ſolltet die Quellen ſehen, die aus den Felſen ſprudeln, Mühlen treiben, Wieſen waſſern, Teiche bilden. Büſche auf den Felſen, Wälder auf den Bergrücken, Häuſer in den Gründen, Garten, Weinberge, Aecker und Landereien in der Breite wie ich nur ſehen und ſehen mag.

Man ſtutzte, man zerbrach ſich den Kopf. Endlich rief Panurg: wie können ſich ein halbdutzend kluge Leute ſo lang bei einem Schreibfehler aufhalten! weiter iſt es nichts. Der

Copiſte hat die Namen der beiden Inſeln auf der Charte verwechſelt, jenes iſt Papimanie, dieſe da iſt Papefigue, und ohne das gute Geſicht unſeres Bruders waren wir im Begriff einen ſchnöden Irrthum zu begehen. Wir verlangen nach der geſegneten Inſel und nicht nach der verwunſchten; laßt uns alſo den Lauf dahin richten wo uns Fülle und Fruchtbarkeit zu empfangen verſpricht.

Epiſtemon wollte nicht ſogleich ſeine Charten eines ſo groben Fehlers beſchuldigen laſſen, er brachte viel zum Beweiſe ihrer Genauigkeit vor; die Sache war aber den übrigen zu wichtig, es war die Sache des Gaumens und des Magens die jeder vertheidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwartigen Winde noch bequem nach beiden Inſeln kommen könne, daß man aber, wenn er anhielte, nur ſchwer von der erſten zur zweiten ſegeln würde. Man beſtand darauf, daß man das Sichere für das Unſichere nehmen und nach der fruchtbaren Inſel fahren müſſe.

Epiſtemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Geſetz das ihnen der Vater vorgeſchrieben hatte.

Ich zweifle gar nicht, ſagte Panurg, daß meine Meinung die richtige iſt und daß man auf der Charte die Namen verwechſelt hat. Laßt uns fröhlich ſeyn! wir ſchiffen nach der Inſel der Papimanen. Laßt uns vorſichtig ſeyn und die nöthigen Anſtalten treffen.

Er ging nach einem Kaſten, den er öffnete und allerlei Kleidungsſtücke daraus hervorholte. Die Brüder ſahen ihm mit Verwunderung zu und konnten ſich des Lachens nicht erwehren, als er ſich auskleidete und, wie es ſchien, Anſtalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar violetſeidne Strumpfe an, und als er die Schuhe mit großen ſilbernen Schnallen geziert hatte, kleidete er ſich übrigens ganz in

ſchwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um ſeine Schultern, einen zuſammengedrückten Hut mit einem violet und goldnen Bande nahm er in die Hande, nachdem er ſeine Haare in runde Locken gekrauſelt hatte. Er begrüßte die Geſellſchaft ehrerbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne ſich aus der Faſſung zu geben beſuchte er den Kaſten zum zweitenmale. Er brachte eine rothe Uniform hervor mit weißen Kragen, Aufſchlagen und Klappen; ein großes weißes Kreuz ſah man auf der linken Bruſt. Er verlangte, Bruder Alkides ſolle dieſe Uniform anziehen, und da ſich dieſer weigerte, fing er folgendergeſtalt zu reden an: Ich weiß nicht was ihr Uebrigen in den Kaſten gepackt und verwahrt haltet die ihr von Hauſe mitnahmt, als der Vater unſrer Klugheit überließ womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; ſo viel kann ich euch gegenwärtig ſagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern beſteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienſte leiſten ſollen. Ich habe drei bankrutte Schauſpielunternehmer, zwei aufgehobne Klöſter, ſechs Kammerdiener und ſieben Trödler ausgekauft, und zwar habe ich mit den letzten nur getauſcht und meine Doubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe completirt, ausgebeſſert, gereinigt und geraucherт; — — —

zurückgen. Ihr habt von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war.

Wir haben nichts davon gehört, sagte Epistemon, und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Ahnherrn in diesen Meeren auf Entdeckungen ausging. Erzählt uns von dieser Insel was ihr wißt, damit wir beurtheilen ob es der Mühe werth ist selbst hin zu segeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen.

Es wird schwer seyn sie zu finden, versetzte der Papimane.

Ist sie versunken? fragte Alciphron.

Sie hat sich auf und davon gemacht, versetzte jener.

Wie ist das zugegangen? fragten die Brüder fast mit einer Stimme.

Die Insel der Monarchomanen, fuhr der Erzähler fort, war eine der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unseres Archipelagus; man konnte sie füglich in drei Theile theilen, auch sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste, und dem Lande. Die Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt dieses Gebäude zu verherrlichen. Sahet ihr seine Fundamente, so waret ihr zweifelhaft ob es auf Mauern oder auf Felsen stand: so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Sahet ihr seine Saulen, so glaubtet ihr alle Tempel der Götter waren hier symmetrisch zusammengestellt, um alle Völker zu einer Wallfahrt hierher einzuladen. Betrachtetet ihr seine Gipfel und Zinnen, so mußtet ihr denken die Riesen hatten hier zum zweitenmal Anstalt gemacht den Himmel zu ersteigen; man konnte es eine Stadt, ja man konnte es ein Reich

nennen. Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit, und niemand schien ihm auf der ganzen Erde gleich zu seyn.

Nicht weit von da fing die steile Küste an sich zu erstrecken; auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felsen gebauet um Felsen zu verbinden, die ganze Höhe war terrassenweise eingeschnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maulthieren hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen, denn die Küste lag der Sonne wohl ausgesetzt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Paläste; der Schiffer verstummte der sich der Küste näherte.

Der dritte Theil und der größte war meistentheils Ebene und fruchtbarer Boden, diesen bearbeitete das Landvolk mit vieler Sorgfalt.

Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte wie billig genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigstens immer zu thun was er wollte.

Diese paradiesische Glückseligkeit ward auf eine Weise gestört die höchst unerwartet war, ob man sie gleich längst hatte vermuthen sollen. Es war den Naturforschern bekannt, daß die Insel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdischen Feuers sich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch vorüber seyn mochten, fanden sich doch noch häufige Spuren ihres alten Zustandes: Schlacken, Bimsstein,

warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Insel von innerlichen Erschütterungen oft vieles leiden. Man sah hier und dort an der Erde bei Tage Dunste schweben, bei Nacht Feuer hupfen, und der lebhafte Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenschaften des Bodens ganz natürlich schließen.

Es sind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsseite des Landes, zwischen der Ebene und der steilen Küste, ein gewaltsamer Vulkan ausbrach, der viele Monate die Nachbarschaft verwüstete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte.

Wir konnten von unsrem Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entsetzlich anzusehen, wenn in der Finsterniß ein brennender Himmel über ihrem Horizont schwebte; das Meer war in ungewöhnlicher Bewegung und die Stürme sauf'ten mit furchterlicher Wuth.

Ihr könnt euch die Größe unseres Erstaunens denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entsetzlich Gepraſſel gehört und Himmel und Meer gleichsam in Feuer gesehn, ein großes Stück Land auf unsre Insel zuschwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die steile Küste selbst die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre Palaste, Mauern und Gärten erkennen, und wir furchteten daß sie an unsere Küste, die an jener Seite sehr sandig und untief ist, stranden und zu Grunde gehen möchten. Glücklicherweise erhob sich ein Wind und trieb sie etwas mehr nordwärts. Dort laßt sie sich, wie ein Schiffer erzahlt, bald da bald dorten sehen, hat aber noch keinen festen Stand gewinnen können.

Wir erfuhren bald, daß in jener schrecklichen Nacht die Insel der Menarchomanen sich in drei Theile gespalten, daß

ſich dieſe Theile gewaltſam einander abſtoßen, und daß die beiden andern Theile, die Reſidenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meere herum ſchwämmen, und von allen Stürmen wie ein Schiff ohne Steuer hin und wieder getrieben würden. Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder geſehen; die Reſidenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen in Nord-Oſten ſehr deutlich am Horizont erkennen.

Es laßt ſich denken daß unſere Reiſenden durch dieſe Erzählung ſehr in Feuer geſetzt wurden. Ein wichtiges Land, das ihr Ahnherr unentdeckt gelaſſen, ob er gleich ſo nahe vorbei gekommen, in dem ſonderbarſten Zuſtande von der Welt ſtückweiſe aufzuſuchen, war ein Unternehmen, das ihnen von mehr als einer Seite Nutzen und Ehre verſprach. Man zeigte ihnen von weitem die Reſidenz am Horizont als eine große blaue Maſſe, und zu ihrer größten Freude ließ ſich weſtwärts in der Entfernung ein hohes Ufer ſehen, welches die Papimanen ſogleich für die ſteile Küſte erkannten, die mit günſtigem Wind, obgleich langſam, gegen die Reſidenz zu ihre Richtung zu nehmen ſchien. Man faßte daher den Entſchluß gleichfalls dahin zu ſteuern, zu ſehen ob man nicht die ſchöne Küſte unterwegs abſchneiden und in ihrer Geſellſchaft, oder wohl gar in einem der ſchönen Palaſte, den Weg nach der Reſidenz vollenden könne. Man nahm von den Papimanen Abſchied, hinterließ ihnen einige Roſenkranze, Scapuliere und Agnus Dei, die von ihnen, ob ſie gleich deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Die Brüder ſaßen friedlich bei einander, ſie unterhielten ſich von den neueſten Begebenheiten die ſie erlebt, von den

neueſten Geſchichten die ſie erfahren hatten. Das Geſpräch wandte ſich auf einen ſeltſamen Krieg der Kraniche mit den Pygmaen; jeder machte eine Anmerkung über die Urſachen dieſer Handel, und über die Folgen welche aus der Hartnäckigkeit der Pygmaen entſtehen könnten. Jeder ließ ſich von ſeinem Eifer hinreißen, ſo daß in kurzer Zeit die Menſchen, die wir bisher ſo einträchtig kannten, ſich in zwei Parteien ſpalteten, die aufs heftigſte gegen einander zu Felde zogen. Alkides, Alcyhron, Eutyches behaupteten: die Zwerge ſeyen eben ein ſo häßliches als unverſchämtes Geſchöpf; es ſey in der Natur doch einmal eins für das andre geſchaffen, die Wieſe bringe Gras und Kräuter hervor damit ſie der Stier genieße, und der Stier werde wie billig wieder vom edleren Menſchen verzehrt. So ſey es denn auch ganz wahrſcheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches ſich um ſo weniger läugnen laſſe, als der Kranich durch den Genuß des ſogenannten eßbaren Goldes um ſo viel vollkommener werde.

Die andern Bruder dagegen behaupteten, daß ſolche Beweiſe, aus der Natur und von ihren Abſichten hergenommen, ſehr ein geringes Gewicht hatten, und daß deßwegen ein Geſchöpf nicht geradezu für das andere gemacht ſey, weil eines bequem finde ſich des andern zu bedienen.

Dieſe mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechſelt, als das Geſpräch heftig zu werden anfing und man von beiden Seiten mit Scheingründen erſt, dann mit anzüglichem bittern Spott die Meinung zu vertheidigen ſuchte welcher man zugethan war. Ein wilder Schwindel ergriff die Brüder, von ihrer Sanftmuth und Verträglichkeit erſchien keine Spur mehr in ihrem Betragen; ſie unterbrachen ſich, erhoben die Stimmen, ſchlugen auf den Tiſch, die Bitterkeit wuchs,

man enthielt ſich kaum jahlicher Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten das kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindſeligkeiten zu erblicken.

Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechſels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff von der Größe des ihrigen, aber von ganz verſchiedener Form, ſich nahe an ſie gelegt hatte; ſie erſchraken daher nicht wenig als ihnen, wie mitten aus dem Meere, eine ernſthafte Stimme zurief: was giebt's meine Herren! — Wie können Männer, die in einem Schiffe wohnen, ſich bis auf dieſen Grad entzweien?

Ihre Streitſucht machte einen Augenblick Pauſe. Allein welche ſeltſame Erſcheinung! weder der überraſchende Anblick des fremdartigen Schiffes, noch die ehrwürdige Geſtalt dieſes Mannes konnte einen neuen Ausbruch verhindern. Man ernannte ihn zum Schiedsrichter und jede Partei ſuchte ſchon eifrig ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe ſie ihm die Streitſache ſelbſt deutlich gemacht hatten. Er bat ſie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und ſobald er es erlangt hatte, ſagte er zu ihnen: die Sache iſt von der größten Wichtigkeit und Sie werden mir erlauben daß ich erſt morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flaſche Madera, den ich ſehr gut mit mir führe, und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird. Die Brüder, ob ſie gleich aus einer der Familien waren die den Wein nicht verſchmähen, hätten dennoch lieber Wein und Schlaf und Alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzuſprechen; allein der Fremde wußte ihnen ſeinen Wein ſo artig aufzudringen, daß ſie ſich unmöglich erwehren konnten ihm Beſcheid zu thun. Kaum hatten ſie die letzten Gläſer von den Lippen geſetzt, als ſie ſchon alle ein ſtilles Vergeſſen ihrer ſelbſt ergriff, und eine angenehme Hinfälligkeit

ſie auf die unbereiteten Lager ausſtreckte. Sie verſchliefen das herrliche Schauſpiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Warme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie ſahen ihren Nachbar beſchaftigt an ſeinem Schiffe etwas auszubeſſern, ſie grüßten einander und er erinnerte ſie lachelnd an den Streit des vorigen Abends. Sie wußten ſich kaum noch darauf zu beſinnen und ſchamten ſich, als er in ihrem Gedachtniß die Umſtande wie er ſie gefunden nach und nach hervorrief. Ich will meiner Arzenei, fuhr er fort, nicht mehr Werth geben als ſie hat, die ich Ihnen geſtern in der Geſtalt einiger Glaſer Madera beibrachte; aber Sie können von Glück ſagen daß Sie ſo ſchnell einer Sorge losgeworden, von der ſo viele Menſchen jetzt heftig, ja bis zum Wahnſinn ergriffen ſind.

Sind wir krank geweſen? fragte einer, das iſt doch ſonderbar. Ich kann Sie verſichern, verſetzte der fremde Schiffer, Sie waren vollkommen angeſteckt, ich traf Sie in einer heftigen Kriſis.

Und was fur eine Krankheit ware es denn geweſen? fragte Alciphron, ich verſtehe mich doch auch ein wenig auf die Medicin.

Es iſt das Zeitfieber, ſagte der Fremde, das einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem ſie glauben ſich noch beſtimmter auszudrücken; andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen ſeyn will. Es iſt eine böſe anſteckende Krankheit, die ſich ſogar durch die Luft mittheilt; ich wollte wetten Sie haben ſie geſtern Abend in der Atmoſphare der ſchwimmenden Inſeln gefangen.

Was ſind denn die Symptome dieſes Uebels? fragte Alciphron.

Sie ſind ſonderbar und traurig genug, verſetzte der

Fremde: der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vortheile, er opfert Alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hülfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer, es setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen, er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr. Ihr, die Ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe Ihr in dem Falle waret — — —

Haben wir aber nur wieder Grund und Boden erreicht, bedeckt uns ein Dach, schließt uns ein Saal in seine vier Wände, gleich entdecken wir was uns fehlt: ein freundliches Auge der Gebieterin, eine Hand die sich traulich mit der unsern zusammenschließt.

Ich habe, sagte Panurg, den alten Wirth über diesen Punkt erst auf die feinste Weise sondirt, und da er nicht hören wollte, auf die gradeste Weise befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er laugnet daß ein weibliches Geschöpf in dem Palaste sey. Die Geliebte des Königs sey mit ihm; ihre Frauen seyen ihr gefolgt und die übrigen ermordet oder entflohen.

Er redet nicht wahr, versetzte Epistemon, die traurigen Reste, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapferer Manner, und er sagte ja selbst daß noch niemand weggeschafft oder begraben sey.

Weit entfernt, sagte Panurg, seinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und seine vielen Flugel betrachtet und im Zusammenhange überlegt. Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felsen senkrecht aus dem Meere hervorstehen, liegt ein Gebaude das mir so prachtig als fest zu seyn scheint, es hangt mit der Residenz durch einen Gang zusammen der auf ungeheuern Bogen steht. Der Alte, da er uns Alles zu zeigen schien, hat uns immer von dieser Seite weggehalten, und ich wette dort findet sich die Schatzkammer, an deren Eröffnung uns viel gelegen ware.

Die Brüder wurden einig daß man den Weg dahin suchen solle. Um kein Aufsehen zu erregen ward Panurg und Alcipbron abgesandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüssel durch

kunſtlich angewandten Druck ſich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen weiter zu gehen, und kamen, um den Brüdern, was ſie ausgerichtet, anzuzeigen.

Ein vorgefundenes Stück des Planes.

Megaprazon erwacht und ruft Epiſtemon. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben ſich proviantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird alles eingeſchifft. Man geht zu Schiffe.

Golfo von Neapel. Weitere Reiſe. Faßchen und Rede des Megaprazon. Gedanken der ſechs Brüder. Megaprazon wirft das Faßchen ins Meer. Entſetzen. Weitere Reiſe. Der Steuermann behauptet ſie ſeyen bei der Inſel Papimanie. Streit darüber. Entſcheidung.

Sie fahren nach der anderen Inſel. Panurgs Vorſchlag. Wird bewundert. Er ſteigt aus, mit ihm X. und Y. Er kriegt Schläge. X. rettet ihn; entſchuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zuſtand ihrer Inſel. Offerte ob ſie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Gehen ab.

Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen ſich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmaen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Pygmaen. Morgens nach Papimanie. Werden feindſelig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen ſich nach der naheren Inſel. Erzählung von der Inſel der Monarchomanen. Vulcan. Zerſpalten der Inſel in drei ſchwimmende Theile. Reſidenz. Man zeigt ſie von fern. Abſchied.

Sie fahren fort, legen ſich bei Windſtille vor Anker. Politiſiren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, ſehen die Inſel nicht mehr. Schwimmende Einſiedler. Erzahlung. Verſuche. Anzeige der Reſidenz. Abſchied.

Finden die Reſidenz. Beſchrieben. Tafel des Lebens ꝛc. Abſteigen. Cadavers. Caſtellan. Beſehen ſich. Unleidiger Geſtank. Einfall Panurgs. Werden in die See geworfen. Die Reſidenz gereinigt. Man genießt.

Entdeckung des Panurg. Xaris. Eiferſucht der Brüder. Prakenſion. Bedingung des Vaters. Sechſe bereiten ſich. Morgen. Entdeckung. Beſchreibung. Venus und Mars. Troſt der andern.

Unterhaltungen

deutscher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutſchland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigſten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unſer Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Beſitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängniſſen zu entgehen, womit alle ausgezeichnete Perſonen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß ſie ſich ihrer Vater mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genoſſen, die ein wohldenkender Vater ſeinen Kindern und Nachkommen ſo gern zu verſchaffen wünſchte.

Die Baroneſſe von C., eine Wittwe von mittlern Jahren, erwies ſich auch jetzt auf dieſer Flucht, wie ſonſt zu Hauſe, zum Troſte ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entſchloſſen und thatig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schickſale ausgebildet war ſie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geſchäft erſchien ihrem durchdringenden Geiſte willkommen. Sie wünſchte vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntſchaft ſetzte ſie in Stand es zu thun. Nun mußte ſie ſich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darſtellen, und verſtand auch dieſe zu leiten, für ſie zu ſorgen und den guten Humor, wie er ſich zeigte, in ihrem Kreiſe, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich ſtellte ſich bei unſern

Flüchtlingen die gute Laune nicht selten ein; denn überraschende Vorfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgespannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteristisch und auffallend. Das eine ließ sich durch eine falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und alles, was dieser zu viel jener zu wenig that, jeder Fall wo sich Schwache in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte gab in der Folge Gelegenheit sich wechselseitig zu plagen und aufzuziehen, so daß dadurch diese traurigen Zustände lustiger wurden, als eine vorsätzliche Lustreise ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeit lang, ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas unschickliches vorkommt: so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umständen begleitet seyn.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrisches Frauenzimmer, sehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bei dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sey, in Zerstreuung, ja in einer Art von Abwesenheit, die unnützesten Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpacken gebracht, und sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Scherz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bei der

alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wissen, und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte alles was die Mutter beschloß mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Vetter Carl fuhr mit einem alten Geistlichen, der als Hausfreund schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halbchaisen, und einige schwerbepackte Brancards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen, aber Vetter Carl entfernte sich mit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daselbst zurückgelassen hatte, wie man nach seiner Jugend, seiner guten Gestalt und seiner leidenschaftlichen Natur hatte vermuthen sollen; er hatte sich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, und, so übel sie auch die einen behandelte, von den andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenschaft verblendet werden, so erging es auch Vetter Carln. Sie wünschen den Besitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältnisse scheinen in Nichts zu verschwinden, indem das

gewünschte Gut zu Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Carl überließ sich der Heftigkeit seiner Neigung und verhehlte sie nicht in Gesprächen. Er glaubte um so freier sich diesen Gesinnungen ergeben zu können, als er selbst ein Edelmann war, und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein ansehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben diese Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum besten darauf bauf'te. Deßungeachtet konnte Carl einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vortheile versprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich störte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles dessen, was bei den Neufranken gutes oder böses geschah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die andern um desto mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm überworfen und ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baroneße wußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fraulein Luise machte ihm am meisten zu schaffen, indem sie, freilich oft ungerechter Weise, seinen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen suchte. Der Hofmeister gab ihm im Stillen recht, der Geistliche im Stillen unrecht, und die Kammermadchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freigebigkeit respectabel

war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die große Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wie viel Ursache man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baronesse die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menschen seyen, als in solchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfassung, sagte sie, scheint wie ein Schiff zu seyn, das eine große Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und kranke, über ein gefahrliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt; nur in dem Augenblicke wenn das Schiff scheitert, sieht man wer schwimmen kann, und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde.

Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit sich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil, von der Lust ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versetzen, überall hin begleitet. Der Leichtsinnige freut sich

der Flucht wie einer Spazierfahrt und der Ungenügsame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler alles zu Dienſten ſtehe. Wie ſelten daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für andere zu leben, für andere ſich aufzuopfern getrieben wird.

Indeſſen man nun mancherlei Bekanntſchaften machte, die zu ſolchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbeigegangen. Das Glück hatte ſich wieder zu den deutſchen Waffen geſellt, die Franzoſen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeſchloſſen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der ſiegreichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheines, in der ſchönſten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden ſie ſich, als ſie den ſchönen Strom wieder vor ihren Fenſtern vorbeifließen ſahen, wie freudig nahmen ſie wieder von jedem Theile des Hauſes Beſitz, wie freundlich begrüßten ſie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das geringſte das ſie ſchon verloren gegeben hatten, wie ſtiegen ihre Hoffnungen, dereinſt auch jenſeits des Rheines alles noch in dem alten Zuſtande zu finden!

Kaum erſcholl in der Nachbarſchaft die Ankunft der Baroneſſe, als alle alten Bekannten, Freunde und Diener herbeieilten ſich mit ihr zu beſprechen, die Geſchichten der vergangenen Monate zu wiederholen, und ſich in manchen Fällen Rath und Beiſtand von ihr zu erbitten.

Umgeben von dieſen Beſuchen, ward ſie aufs angenehmſte überraſcht, als der Geheimerath von S. mit ſeiner Familie bei ihr ankam, ein Mann dem die Geſchäfte von Jugend auf

zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das gleiche von andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb, und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, so wie die Folgen jener verbreiteten Gesinnungen und Meinungen, blieben seinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu laugnen war, daß er manches mit hypochondrischem Gemüthe betrachtete und mit Leidenschaft beurtheilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baronesse, fand, nach so vielen Trübsalen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachsen, hatten sich mit einander gebildet, sie kannten keine Geheimnisse vor einander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mutter, alles hatten sie sich sonst, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur diese letzte Zeit her waren sie durch die Unruhen verhindert worden, sich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um so lebhafter drängten sich ihre gegenwärtigen Gespräche, um desto mehr hatten sie einander zu sagen, indessen die Töchter der Geheimerathin ihre Zeit

mit Fräulein Luisen in einer wachsenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider war der schöne Genuß dieser reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen gestört, den man, je nachdem der Wind sich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Eben so wenig konnte, bei den vielen zuströmenden Neuigkeiten des Tages, der politische Discurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten sehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menschen sich deßhalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelseyn bevorsteht; so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Partei anführte, welche dem alten System zugethan war, und daß Carl für die entgegengesetzte sprach, welche von bevorstehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zustandes hoffte.

Im Anfange wurden die Gespräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, besonders da die Baroneße durch ammuthige Zwischenreden beide Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blockade von Mainz in eine Belagerung übergehen sollte, und man nunmehr für diese schöne Stadt und ihre zurückgelassenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äußerte jedermann seine Meinungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Klubbisten ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und jeder erwartete ihre Bestrafung oder Befreiung, je nachdem er ihre Handlungen entweder schalt oder billigte.

Unter die ersten gehörte der Geheimerath, dessen Argumente Carln am verdrießlichsten fielen, wenn er den Verstand dieser Leute angriff und sie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer selbst beschuldigte.

Wie verblendet müssen sie seyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Gespräch sehr lebhaft zu werden anfing, wenn sie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Theilnehmung herunter blicken werde. Man wird sie als Werkzeuge betrachten, sie eine Zeit lang gebrauchen und endlich wegwerfen, oder wenigstens vernachlässigen. Wie sehr irren sie sich, wenn sie glauben, daß sie jemals in die Zahl der Franzosen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß ist erscheint nichts lächerlicher als ein kleiner und schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß seiner selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses, sich jenem gleich zu stellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig seyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Scharpe herumlauft, wird die Maskerade verwünschen, wenn er, nachdem er seine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieser neuen Form von denen, auf die er sein ganzes Vertrauen setzte, niedrig behandelt wird. Ja es ist mir höchst wahrscheinlich, daß man bei

der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, solche Leute den unsrigen überliefert oder überlaßt. Mögen sie doch alsdann ihren Lohn dahin nehmen, mögen sie alsdann die Züchtigung empfinden, die sie verdienen, ich mag sie so unparteiisch richten als ich kann.

Unparteiisch! rief Carl mit Heftigkeit aus; wenn ich doch dieß Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freilich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen. Freilich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinne gepflegt; vielmehr haben sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile eures Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten: sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Lässigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit eure Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt seyn möchten! Und wer wird läugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke das beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben; und da man solche darunter zählt, wer wird sie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der sie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben soll.

Der Geheimerath scherzte darauf, mit einiger Bitterkeit,

über junge Leute die einen Gegenstand zu idealisiren geneigt seyen; Carl schonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was dahinein nicht passe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Gespräch immer heftiger und es kam von beiden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweit hatte. Vergebens suchte die Baronesse, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand zuwege zu bringen; selbst der Geheimeräthin, die als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrschaft über Carls Gemüth sich erworben hatte, gelang es nicht auf ihn zu wirken; um so weniger, als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken, und über die besondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu spielen, das sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Carl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geständniß nicht zurück: daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sklaverei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sey, sie werde die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die übrigen ansehn und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es sey lächerlich zu denken, daß die Franzosen nur irgend einen Augenblick, bei einer Capitulation oder sonst, für sie sorgen würden; vielmehr würden diese Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen, und er hoffe sie alle gehangen zu sehen.

Diese Drohung hielt Carl nicht aus und rief: vielmehr

er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Ernte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerath persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, sagte der Geheimerath, mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts, was sonst achtungswerth schien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweitenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich sehe wohl, daß von diesem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestatigt, daß es besser sey, den Turken als den Renegaten in die Hande zu fallen.

Mit diesen Worten stand er auf und ging aus dem Zimmer; seine Gemahlin folgte ihm; die Gesellschaft schwieg. Die Baroneße gab mit einigen, aber starken, Ausdrucken ihr Mißvergnügen zu erkennen; Carl ging im Saale auf und ab. Die Geheimerathin kam weinend zurück und erzahlte, daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baroneße ging zu ihm ihn zu bereden; indessen weinten die Fraulein und kußten sich und waren außerst betrubt, daß sie sich so schnell und unerwartet von einander trennen sollten. Die Baroneße kam zurück; sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zusammen zu tragen was den Fremden gehorte. Die traurigen Augenblicke des Loslösens und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Kasten und Schachteln verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thranen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baroneße sah ihm nach; die Thranen standen ihr in den Augen. Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Stickrahmen. Die ganze Gesellschaft war still, ja verlegen; besonders außerte Carl

seine Unruhe, indem er, in einer Ecke sitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach seiner Tante sah. Endlich stand er auf und nahm seinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und sagte mit edler Fassung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verursacht, verzeihen Sie meine Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baroneſſe: ich werde keinen Groll gegen dich hegen, weil du ein edler guter Mensch bist; aber du kannst nicht wieder gut machen, was du verdorben hast. Ich entbehre durch deine Schuld in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundin, die ich seit langer Zeit zum erstenmal wieder sah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die schon lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird, und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß schon wieder flüchtig werden, und die Gesellschaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderlich er auch in manchen Stücken seyn mag, doch ein trefflicher rechtschaffner Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen- und Weltkenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns deine Heftigkeit; wodurch kannst du ersetzen, was wir verlieren?

Carl. Schonen Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug, lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen.

Baroneſſe. Betrachte ſie vielmehr ſo deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede ſeyn; es iſt nur die Frage, ob du dich überzeugen kannſt. Denn nicht das erſtemal begehſt du dieſen Fehler, und es wird das letztemal nicht ſeyn. O ihr Menſchen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zuſammendrängt, euch nicht duldſam gegen einander machen? Iſt es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltſam losdringen? Könnt ihr ſo nicht an euch ſelbſt arbeiten, und euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müſſen denn eure Gemüther nur ſo blind und unaufhaltſam wirken und drein ſchlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphanomen?

Carl antwortete nichts, und der Hofmeiſter kam von dem Fenſter, wo er bisher geſtanden, auf die Baroneſſe zu und ſagte: er wird ſich beſſern, dieſer Fall ſoll ihm, ſoll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns taglich prufen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen ſtellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baroneſſe. Wie leicht doch Männer ſich überreden kennen, beſonders in dieſem Punkte! Das Wort Herrſchaft iſt ihnen ein ſo angenehmes Wort, und es klingt ſo vornehm ſich ſelbſt beherrſchen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es ſey wirklich auch in der Ausubung Ernſt damit; und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben geſehen hatte, der auch nur in der geringſten Sache ſich zu beherrſchen im Stande geweſen ware! Wenn ihnen etwas gleichgultig iſt, dann ſtellen ſie ſich gewohnlich ſehr ernſthaft, als ob ſie es mit Mube entbehrten,

und was ſie heftig wünſchen, wiſſen ſie ſich ſelbſt und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte auch nicht einen, der auch nur der geringſten Entſagung fahig wäre.

Hofmeiſter. Sie ſind ſelten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals ſo von Verdruß und Leidenſchaft überwältigt geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine Freundin, in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurück erinnernd denke, ſo möcht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeiſter. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ein kleines Uebel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maaß; und dann iſt es wohl kein kleines Uebel eine Freundin zu entbehren.

Hofmeiſter. Beruhigen Sie ſich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns beſſern, daß wir das mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baroneſſe. Keinesweges; es ſoll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hauſe.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur! rief Carl, und Sie ſollen ſich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben.

Nun meine Strenge wird ſo arg nicht ſeyn, verſetzte lachelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammennahm: ich mag nicht gerne befehlen, beſonders ſo freigeſinnten Menſchen; aber einen Rath will ich geben und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeister. Und beides soll uns ein unverbrüchliches Gesetz seyn.

Baronesse. Es wäre thöricht, wenn ich das Interesse abzulenken gedachte, das jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider selbst schon geworden sind. Ich kann die Gesinnungen nicht ändern, die bei einem jeden nach seiner Denkweise entstehen, sich befestigen, streben und wirken, und es wäre eben so thöricht als grausam, zu verlangen, daß er sie nicht mittheilen sollte. Aber das kann ich von dem Cirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgesinnte sich im Stillen zu einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige sagt, was der andere schon denkt. Auf eurem Zimmer, auf Spaziergängen und wo sich Uebereindenkende treffen, eröffne man seinen Busen nach Lust, man lehne sich auf diese oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft die Freude einer leidenschaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Gesellschaft laßt uns nicht vergessen, wieviel wir sonst schon, ehe alle diese Sachen zur Sprache kamen, um gesellig zu seyn, von unsern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder, so lange die Welt stehen wird, um gesellig zu seyn, wenigstens äußerlich sich wird beherrschen müssen. Ich fordere euch also nicht im Namen der Tugend, sondern im Namen der gemeinsten Höflichkeit auf: mir und andern in diesen Augenblicken das zu leisten, was ihr von Jugend auf, ich darf fast sagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straße begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baronesse fort, weiß ich nicht, wie wir geworden sind? wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist? Wie sehr hütete man sich sonst in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm seyn konnte! Der Protestant vermied in

Gegenwart des Katholiken irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war. Jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu seyn zurückkehren! Wir haben bisher schon manches traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besitzthümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Gesellschaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater starb, habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen diesen unersetzlichen Verlust bei jedem Anlaß erneuert? Habt ihr nicht alles, was sein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch eure Liebe, eure stillen Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene gesellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlmeinende aber rohe Hülfe; jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall diesen oder jenen verletzt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald

wieder verschlungen wird, sondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit genießen.

Carl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baronesse. Hier ist sie, mit der Bedingung, daß ihr Lust habt euch von ihr leiten zu lassen. Rufen wir eine Amnestie aus! Man kann sich jetzt nicht geschwind genug dazu entschließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die sich nach dem Abschiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten sich nicht bezwingen, Vetter Carln freundlich anzusehen.

Kommt her, ihr Kinder, rief die Baronesse: wir haben eine ernsthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herstellen, und den guten Ton, den wir eine Zeit lang vermissen, wieder unter uns einführen soll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns an einander zu schließen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerstreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, ganzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast du uns, lieber Carl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du so schöne Kenntnisse hast. Wie lange haben Sie (so redete sie den Hofmeister an) die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen; wo sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Gesellschaft,

hervorkamen; wohin haben sich die unbefangenen philoso-phischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich ver-schwunden, mit der ihr, von euren Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigstens, unbekannte Pflanze, ein seltsames Insect zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vor-handenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig darge-boten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehr-reich, nützlich und besonders gesellig zu seyn; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benöthigt seyn, wenn auch alles völlig drunter und drüber gehen sollte. Kin-der, versprecht mir das!

Sie versprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es ist ein schöner Abend, genieße ihn jeder nach seiner Weise, und laßt uns beim Nachtessen, seit langer Zeit zum erstenmal, die Früchte einer freundschaftlichen Un-terhaltung genießen.

So ging die Gesellschaft auseinander; nur Fräulein Luise blieb bei der Mutter sitzen: sie konnte den Verdruß, ihre Gespielin verloren zu haben, nicht so bald vergessen, und ließ Carln, der sie zum Spaziergange einlud, auf eine sehr schnip-pische Weise abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang still neben einander geblieben, als der Geistliche herein trat, der von einem langen Spaziergange zurückkam, und von dem was in der Gesellschaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangenes Gespräch mit ihrer Mutter fort-setzte, schnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab.

Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem seyn. Schon wenn wir sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt: denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verläumden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald diesen bald jenen zum Jacobiner und Klubbisten zu machen. Wenn nun auch diese Quelle verstopft wird, so werden wir manche Personen wohl stumm in unsrer Mitte sehen.

Ist dieser Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein? fing der Alte lächelnd an: nun Sie wissen, daß ich mich glücklich schätze, manchmal ein Opfer für die übrige Gesellschaft zu werden. Denn, gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer fortrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet; so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte: was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen? und was für Gespräche sind aus unserm Cirkel ausgeschlossen?

Die Baronesse unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich seyn, die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und sichrer als Andere.

Wir wollen es erleben, sagte Luise.

Dieſes Geſetz, fuhr er fort, enthält nichts beſchwerliches für jeden Menſchen, der ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm ſeyn, indem er dasjenige, was er ſonſt gleichſam verſtohlen trieb, in die Geſellſchaft bringen darf. Denn, nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpaſſer und Verläumder, als die Geſellſchaft? Ich habe ſelten bei einer Lectüre, bei irgend einer Darſtellung intereſſanter Materien, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Cirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin herunterſetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie ſich ſelbſt und fragen Sie viele andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das Neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann, ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt, an allem was neu iſt lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der großen Menſchenmaſſe nichts willkommener ſeyn, als ein ſolcher Anlaß zu ewiger Zerſtreuung und eine ſolche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer ſich erneuernde Weiſe auszulaſſen.

Nun! rief Luiſe, es ſcheint Sie wiſſen ſich zu helfen; ſonſt ging es über einzelne Perſonen her, jetzt ſoll es das ganze menſchliche Geſchlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich ſeyn ſollen, verſetzte jener; aber ſo viel muß ich Ihnen ſagen: wir

andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider ist, als was ihr lastig ware, und lästiger ist ihr in der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung verfagt ist.

Für sich, im Stillen, mögen Sie wohl allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tages verschlafen haben, fiel Luise ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort, auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andere Menschen ein großer Faullenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte.

Was ist es für eine Sammlung, fragte die Baroneſſe.

Gewiß nichts weiter als eine skandalöse Chronik, setzte Luise hinzu.

Sie irren sich, sagte der Alte.

Wir werden sehen, versetzte Luise.

Laß ihn ausreden, sagte die Baroneſſe: und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Ursache den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin besteht Ihre Sammlung? wird sie zu unsrer Unterhaltung dienlich und schicklich seyn? ist sie schon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben, versetzte der Alte. Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern

auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publicum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, giebt es manche, die noch einen reineren, schönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit; manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen; manche die uns die menschliche Natur und ihre inneren Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen; andere wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergötzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bosheit beschäftigen, und die eben so gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten, und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin sehr neugierig, sagte die Baronesse, zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind und was sie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, versetzte der Alte, daß von Processen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede seyn wird. Diese haben meistentheils nur ein Interesse für die welche damit geplagt sind.

Luise. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht läugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweiet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luiſe. So? Alſo wahrſcheinlich eine Sammlung lüſterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich dieſe Bemerkung mache, ſie liegt ſo ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch ſagen dürfen.

Der Alte. Sie ſollen, hoffe ich, nichts was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luiſe. Und was nennen Sie denn ſo?

Der Alte. Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung ſind mir unerträglich. Denn ſie ſtellen uns etwas gemeines, etwas das der Rede und Aufmerkſamkeit nicht werth iſt, als etwas beſonderes, als etwas reizendes vor und erregen eine falſche Begierde, anſtatt den Verſtand angenehm zu beſchäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleier anſehen, oder wovon man ganz ſeine Augen wegwenden ſollte.

Luiſe. Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geſchichten wenigſtens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen laſſen? Es ſoll wohl eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beiden. Denn erſtlich, erfahren werden Sie nichts Neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Recenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie ſind Braut und ich entſchuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich ſehe wohl, wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen was ich zu Anfange

des Gesprächs schon gesagt habe, es scheint aber nicht, daß sie den guten Willen hat aufzumerken.

Luise. Was braucht's da guten Willen und viele Worte! man mag es besehen wie man will, so werden es skandalöse Geschichten seyn, auf eine oder die andere Weise skandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohldenkenden Menschen nur dann etwas skandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet, und besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet; wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert', erfüllt und bestätigt werden. Da wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am liebsten seine stille Betrachtung, und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch bald ein Probstück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben (und wir haben doch die meiste Zeit in Einem Kreise zugebracht), vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht laugnen, daß ich auch aus

alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen, und wenn es uns beliebt das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Eben so werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Luise. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das beste wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam seyn darf. Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft aufgespart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich. Wenn aber die Gesellschaft, nach einer ernsthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtische umsiehet, alsdann werd' ich bereit seyn, und wünsche daß das, was ich vorsetze, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baronesse. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luiſe. Ich bin höchſt neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das ſollten Sie nicht ſeyn, Fräulein: denn geſpannte Erwartung wird ſelten befriedigt.

Abends nach Tiſche, als die Baroneſſe zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beiſammen, und ſprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die ſich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken zu geſchehen pflegt, in Zweifel was man glauben und was man verwerfen ſollte.

Der alte Hausfreund ſagte darauf: ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtande das verwerfen, was uns unangenehm ware, und daß wir übrigens wahr ſeyn laſſen, was wahr ſeyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Menſch auch gewöhnlich ſo verfahre, und durch einige Wendung des Geſprachs kam man auf die entſchiedene Neigung unſrer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geiſterhaften, und als der Alte einige gute Geſchichten dieſer Art künftig zu erzählen verſprach, verſetzte Fraulein Luiſe: Sie waren recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beiſammen ſind, eine ſolche Geſchichte vortrügen; wir würden aufmerkſam zuhören und Ihnen dankbar ſeyn.

Ohne ſich lange bitten zu laſſen, fing der Geiſtliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daſelbſt eine Geſchichte, die großes Aufſehen erregte, und worüber die Urtheile ſehr verſchieden waren. Die einen behaupteten, ſie ſey völlig erſonnen, die andern, ſie ſey wahr, aber es ſtecke ein Betrug dahinter. Dieſe Partei war wieder unter einander

ſelbſt uneinig; ſie ſtritten, wer dabei betrogen haben könnte? Noch andere behaupteten: es ſey keineswegs ausgemacht, daß geiſtige Naturen nicht ſollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müſſe nicht jede wunderbare Begebenheit ausſchließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geſchichte ſelbſt:

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des neapolitaniſchen Publicums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur maßig und verſtändig wußte ſie die Freuden zu genießen, die beide gewähren, ohne dabei aus der Faſſung zu kommen, die ihr in ihrer Lage ſo nöthig war. Alle junge, vornehme, reiche Leute drangten ſich zu ihr, nur wenige nahm ſie auf; und wenn ſie bei der Wahl ihrer Liebhaber meiſt ihren Augen und ihrem Herzen folgte, ſo zeigte ſie doch bei allen kleinen Abenteuern einen feſten, ſichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für ſie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit ſie einige Zeit zu ſehen, indem ich mit einem ihrer Begünſtigten in nahem Verhältniſſe ſtand.

Verſchiedene Jahre waren hingegangen, ſie hatte Manner genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, ſchwache und unzuverläſſige Menſchen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewiſſen Sinne dem Weibe alles iſt, gerade da, wo ſie eines Beiſtandes am nöthigſten bedürfte, bei Vorfallen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entſchließungen, meiſtentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar ſeiner Geliebten, indem er nur an ſich ſelbſt denkt, ſchadet, und aus Eigenliebe ihr das Schlimmſte zu

rathen, und sie zu den gefahrlichsten Schritten zu verleiten sich gedrungen fuhlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistentheils unbeschaftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben, und kaum hatte sie dieses Bedürfniß gefühlt, so fand sich unter denen, die sich ihr zu nahern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit, einiger wichtiger Geschafte seines Hauses wegen, in Neapel aufhielt. Bei einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfaltigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geist wie sein Körper vollkommen ausgebildet, sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie einer, der sich keinen Augenblick vergißt, sich doch immer in andern zu vergessen scheint. Der Handelsgeist seiner Geburtsstadt ruhete auf ihm; er sah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste; sein Haus hatte sich in einige höchst mißliche Speculationen eingelassen und war in gefahrliche Processe verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er daruber empfand, gab ihm einen Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand, und unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.

Er hatte sie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit gesehen; sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein, und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie versaumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über

ihren Antrag. Sie bat ihn inſtändig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der ſie ſich eben befand, und worüber er bei ſeinen mancherlei Verhaltniſſen den beſten Rath geben und die ſchleunigſte Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen ſeine Lage, und indem ſie ihn zu erheitern und zu tröſten wußte, indem ſich in ihrer Gegenwart manches entwickelte, was ſonſt bei ihm nicht ſo früh erwacht ware, ſchien ſie auch ſeine Rathgeberin zu ſeyn, und eine wechſelſeitige, auf die edelſte Achtung, auf das ſchönſte Bedürfniß gegründete Freundſchaft hatte ſich in kurzem zwiſchen ihnen befeſtigt.

Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob ſie möglich ſind. Er hatte verſprochen nur Freund zu ſeyn, keine Anſprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er ſich nicht laugnen, daß ihm die von ihr begünſtigten Liebhaber überall im Wege, höchſt zuwider, ja ganz und gar unertraglich waren. Beſonders fiel es ihm höchſt ſchmerzlich auf, wenn ihn ſeine Freundin von den guten und böſen Eigenſchaften eines ſolchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünſtigten genau zu kennen ſchien, und doch noch vielleicht ſelbigen Abend, gleichſam zum Spott des werthgeſchätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weiſe geſchah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und ſuchte ihr vorzuſtellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerſtand und Widerwillen gab ſie ſeinen Wünſchen Gehör; ich fürchte, ſagte ſie, daß ich über dieſe Nachgiebigkeit das ſchätzbarſte an der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweiſſagt.

denn kaum hatte er eine Zeit lang in seiner doppelten Eigenschaft bei ihr gegolten, so fingen seine Launen an beschwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung, und als ein verständiger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. Dieß aber war keinesweges nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Lust irgend jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen, und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein: seine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versaumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Processe, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deßhalb einigemal nach Palermo, und wahrend seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück, und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Markese von S., der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte

für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Casse nicht zum besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freiheit einzuschranken hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter gegeben. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe, als ihres Mitleids zu seyn, und er hoffte nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irrte er sich! In dem Maaße wie seine Gesundheit wieder kam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bei ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf andere und wußte sich in allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann, und hoffte völlige Entschädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte.

Er verlangte nichts weniger, als daß ſie ſich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabſchieden, das Theater verlaſſen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben ſollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit ſeine Forderungen zu bewilligen, erſt auf eine ſcherzhafte, dann auf eine ernſthafte Weiſe, und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet ſey, zu geſtehen. Er verließ ſie, und ſah ſie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem ſehr eingeſchränkten Kreiſe, oder vielmehr blos in der Geſellſchaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in einem Hauſe wohnte, und ſich von wenigen Renten erhielt. In dieſer Zeit gewann er den einen Proceß und bald darauf den andern; allein ſeine Geſundheit war untergraben und das Glück ſeines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine ſchwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm ſein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünſchte er ſeine ſchöne Freundin noch einmal zu ſehen. Er ſchickte ſeinen Bedienten zu ihr, der ſonſt in glücklichen Zeiten manche günſtige Antwort gebracht hatte. Er ließ ſie bitten; ſie ſchlug es ab. Er ſchickte zum zweitenmal und ließ ſie beſchwören; ſie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war ſchon tief in der Nacht, ſendete er zum drittenmal; ſie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Markeſe und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendeſſen. Ich rieth ihr und bat ſie, dem Freunde den letzten Liebesdienſt zu erzeigen; ſie ſchien unentſchloſſen, aber nach einigem Nachdenken nahm ſie ſich zuſammen. Sie ſchickte den Bedienten mit einer abſchläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir ſaßen nach Tiſche in einem vertrauten Geſpräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitter-

nacht, als ſich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängſtliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zuſammen, ſahen einander an und ſahen uns um, was aus dieſem Abenteuer werden ſollte. Die Stimme ſchien an den Wanden zu verklingen, wie ſie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Markeſe ſtand auf und ſprang ans Fenſter, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erſt langſam zu ſich ſelbſt. Der eiferſüchtige und heftige Italiäner ſah kaum ihre wieder aufgeſchlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, ſagte er, ſo laſſen Sie doch ſolche weniger auffallend und heftig ſeyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geiſtes, daß, da ſie jedermann und zu jeder Zeit bei ſich zu ſehen das Recht habe, ſie wohl ſchwerlich ſolche traurige, und ſchreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wahlen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen, nachdröhnenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entſtellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ ſich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieſelbe Geſellſchaft, nicht ſo heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieſelbige Zeit derſelbe gewaltſame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indeſſen über die Art des Schreies und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und unſre Vermuthungen erſchöpft. Was ſoll ich weitläufig ſeyn? So oft ſie zu Hauſe aß, ließ er ſich um dieſelbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal ſtärker, manchmal ſchwächer. Ganz Neapel ſprach von dieſem Vorfall.

Alle Leute des Hauſes, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhafteſten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man ſtellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gaſſe ſchien der Klang aus der freien Luft zu entſpringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft ſie auswärts aß, vernahm man nichts; ſo oft ſie zu Hauſe war, ließ ſich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer geöffnet. Sie war als eine gute Geſellſchafterin überall willkommen, und ſie hatte ſich, um dem böſen Gaſte zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hauſe zu ſeyn.

Ein Mann, durch ſein Alter und ſeine Stelle ehrwürdig, führte ſie eines Abends in ſeinem Wagen nach Hauſe. Als ſie vor ihrer Thüre von ihm Abſchied nimmt, entſteht der Klang zwiſchen ihnen beiden, und man hebt dieſen Mann, der ſo gut wie tauſend andere die Geſchichte wußte, mehr todt als lebendig in ſeinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den ſie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu beſuchen. Er hatte von dieſem ſeltſamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein muntrer Knabe, an einem ſolchen Wunder. Sie ſprachen von der Begebenheit. Ich wünſchte doch auch, ſagte er, die Stimme Ihres unſichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf, wir ſind ja zu Zweien, und werden uns nicht fürchten. Leichtſinn oder Kühnheit, ich weiß nicht was ſie vermochte, genug ſie ruft dem Geiſte, und in dem Augenblicke entſteht mitten im Wagen der ſchmetternde Ton, läßt ſich dreimal ſchnell hinter einander gewaltſam hören und verſchwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem

Hauſe ihrer Freundin fand man beide ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich, und vernahm was ihnen begegnet ſey.

Die Schöne brauchte einige Zeit ſich zu erholen. Dieſer immer erneuerte Schrecken griff ihre Geſundheit an, und das klingende Geſpenſt ſchien ihr einige Friſt zu verſtatten, ja ſie hoffte ſogar, weil es ſich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu ſeyn. Allein dieſe Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm ſie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Luſtreiſe. Sie wollte einen Beſuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe ſie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten ſie in einem ſchlechten Wirthshaus übernachten und ſich ſo gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin ſich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem ſie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andre Bette ſteigen, als dieſe ſcherzend zu ihr ſagte: wir ſind hier am Ende der Welt und das Wetter iſt abſcheulich, ſollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er ſich hören, ſtärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle ſey im Zimmer, ſprang aus dem Bette, lief, wie ſie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zuſammen. Niemand that dieſe Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letztemal daß ſich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gaſt bald eine andere läſtigere Weiſe ſeine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da ſie mit ihrer Geſellſchaft zu Tiſche ſaß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder ſtark

geladnen Piſtole, zum Fenſter herein fiel. Alle hörten den Knall, alle ſahen das Feuer, aber bei naherer Unterſuchung fand man die Scheibe ohne die mindeſte Verletzung. Deßungeachtet nahm die Geſellſchaft den Vorfall ſehr ernſthaft und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben ſtehe. Man eilt nach der Polizei, man unterſucht die benachbarten Hauſer, und da man nichts verdachtiges findet, ſtellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchſucht genau das Haus worin ſie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle dieſe Vorſicht war vergebens. Drei Monate hinter einander fiel in demſelbigen Augenblicke der Schuß durch dieſelbe Fenſterſcheibe ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwurdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italianiſchen Uhr gezahlt wird und Mitternacht daſelbſt eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte ſich endlich an dieſe Erſcheinung wie an die vorige, und rechnete dem Geiſte ſeine unſchadliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal ohne die Geſellſchaft zu erſchrecken, oder ſie in ihrem Geſpräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem ſehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenſter und trat mit dem Markeſe auf den Balkon. Kaum ſtanden ſie einige Minuten draußen, als der Schuß zwiſchen ihnen beiden durchfiel und und ſie mit Gewalt rückwarts in das Zimmer ſchleuderte, wo ſie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als ſie ſich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, ſie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man ſich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei ſcherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören, und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu seyn, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist? Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Hauser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu seyn und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hob man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter anderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Handeklatschen. Sie war als beliebte Sangerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten, wie das vorigemal, Posten aus. Sie hörten den Schall, sahen aber vor wie nach niemand, und die meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter

das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das sanfteste zu verklingen. Es war als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sey. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die Gesellschaft an ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äußern, ob sie wahr sey, ob sie auch wahr seyn könne?

Der Alte behauptete, sie müsse wahr seyn, wenn sie interessant seyn solle: denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst. Jemand bemerkte darauf: es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

Auch dieses ist geschehen, versetzte der Alte; ich war selbst neugierig genug, sogleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe.

Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sey

ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweiflend habe er ausgerufen: Nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben. Mit dieser Heftigkeit verschied er und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseit des Grabes Wort halten könne.

Die Gesellschaft fing aufs neue an über die Geschichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurück gerufen und meine Combinationen besser geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sey, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthatern dankbar zu seyn. Sie war wohlgebildet und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr, hier

und da, pochen hörte. Anfangs schien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowohl indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigsten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen. Es fand sich nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hetzpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzigmal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich sieht, fiel Luise ein, daß das schöne Kind sein eignes Gespenst war, und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte.

Keineswegs, versetzte Fritz: denn diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschreiben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leids zufügen lassen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hause in seine Arme zu nöthigen. Dem sey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte sich über diesen Vorfall beinah völlig ab, und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher frisch, munter und die Heiterste im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als Weise deuten.

Es ist Schade, versetzte Carl, daß man solche Vorfalle nicht genau untersucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessiren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind.

Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre zu untersuchen, sagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwartig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwischen lasse, worin Betrug und Irrthum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Taschenspieler so leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum Besten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf, und Carl sagte scherzend: es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen?

Er hatte gewünscht seine Worte wieder zurück zu

nehmen, denn Luiſe ward bleich und geſtand, daß ſie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um ſie zu zerſtreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtiſche, der in der Ecke ſtand. Die gewölbte Decke deſſelben war quer völlig durchgeriſſen; man hatte alſo die Urſache des Klanges; aber deßungeachtet fiel es ihnen auf, daß dieſer Schreibtiſch von Röntgen's beſter Arbeit, der ſchon mehrere Jahre an demſelben Platze ſtand, in dieſem Augenblicke zufällig geriſſen ſeyn ſollte. Man hatte ihn oft als Muſter einer vortrefflichen und dauerhaften Tiſchlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun ſollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeſte Veränderung zu ſpüren war.

Geſchwind, ſagte Carl, laßt uns zuerſt dieſen Umſtand berichtigen und nach dem Barometer ſehen.

Das Queckſilber hatte ſeinen Stand vollkommen, wie ſeit einigen Tagen; das Thermometer ſelbſt war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit ſich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bei der Hand haben, rief er aus: gerade das Inſtrument wäre das nöthigſte!

Es ſcheint, ſagte der Alte, daß uns immer die nöthigſten Inſtrumente abgehen, wenn wir Verſuche auf Geiſter anſtellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Haſt herein kam und meldete, daß man ein ſtarkes Feuer am Himmel ſehe, jedoch nicht wiſſe, ob es in der Stadt oder in der Gegend ſey.

Da man durch das vorhergehende ſchon empfänglicher für den Schrecken geworden war, ſo wurden alle mehr, als es vielleicht ſonſt geſchehen ſeyn würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauſes, wo auf

einer großen horizontalen Scheibe die Charte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bei Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die andern blieben, nicht ohne Sorgen und Bewegung, bei einander.

Fritz kam zurück und sagte: ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchst wahrscheinlich ist der Brand nicht in der Stadt, sondern auf dem Gute unserer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte nicht mich zu irren. Man bedauerte die schönen Gebaude und überrechnete den Verlust. Indessen, sagte Fritz, ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Anzeichen des Schreibtisches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen seyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Fritz fort, will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsre Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen einen gleichen Schreibtisch an unsre Tante geschenkt hat. Beide waren zu Einer Zeit, aus Einem Holze, mit der größten Sorgfalt von Einem Meister verfertigt; beide haben sich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in diesem Augenblicke mit dem Lusthause unsrer Tante der zweite Schreibtisch verbrennt, und daß sein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Factum so gut als möglich zu berichtigen suchen.

Ob Friedrich wirklich diese Meinung hegte, oder ob der Wunsch, seine Schwester zu beruhigen, ihm zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht entscheiden; genug sie ergriffen die

Gelegenheit über manche unlaugbare Sympathien zu sprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Hölzern die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwischen Werken die Ein Kunstler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja sie wurden einig, dergleichen Phanomene eben so gut für Naturphanomene gelten zu lassen, als andere, welche sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklaren können.

Ueberhaupt, sagte Carl, scheint mir: daß jedes Phanomen, so wie jedes Factum an sich eigentlich das Interessante sey. Wer es erklart oder mit andern Begebenheiten zusammenhangt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklarbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reißen des unsern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklarbar seyn und zusammenhangen mit was sie will.

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen, und Carl erbot sich gleichfalls eine Geschichte zu erzahlen, die nicht minder interessant sey, ob sie sich gleich vielleicht eher erklaren und begreifen lasse, als die vorigen.

Der Marschall von Bassompierre, sagte er, erzählt sie in seinen Memoiren; es sey mir erlaubt in seinem Namen zu reden.

Seit funf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich uber die kleine Brücke ging (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbauet), daß eine schöne Kramerin, deren

Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, ſich tief und wiederholt vor mir neigte und mir ſo weit nachſah, als ſie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich ſah ſie gleichfalls an und dankte ihr ſorgfaltig. Emſt ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat ſie an ihre Ladenthüre und ſagte zu mir, indem ich vorbeiritt: mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umſah, hatte ſie ſich weiter vorgelehnt, um mir ſo weit als möglich nachzuſehen.

Ein Bedienter nebſt einem Poſtillon folgten mir, die ich noch dieſen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurück ſchicken wollte. Auf meinen Befehl ſtieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu ſagen, daß ich ihre Neigung mich zu ſehen und zu grüßen bemerkt hatte; ich wollte, wenn ſie wünſchte mich naher kennen zu lernen, ſie aufſuchen, wo ſie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hatte ihr keine beſſere Neuigkeit bringen können, ſie wollte kommen, wohin ich ſie beſtellte, nur mit der Bedingung, daß ſie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorſchlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zuſammenkommen könnten? Er antwortete, daß er ſie zu einer gewiſſen Kupplerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Peſt ſich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hauſe hinbringen zu laſſen. Ich nahm den Vorſchlag an und er verſprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine ſehr ſchöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze, einem ſehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke

von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen, und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte mit mir zwischen zwei Leintüchern zu seyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie: ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sey es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wieder sehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seyd wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüßig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden. Darauf antworte sie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu seyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweitenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann

und Euch irgend jemand zu Willen gewesen bin, und nach irgend einem andern verlange! Aber was thate man nicht für eine Person, die man liebt und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.

Sie beschrieb mir das Haus aufs genaueste und fuhr fort: ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch spater, die Thüre soll offen seyn. Erst findet Ihr einen kleinen Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch ins erste Geschoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wieder sehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sahe. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengraber, die mich fragten,

was ich ſuchte? Ich zog den Degen, um ſie mir vom Leibe zu halten, und kam nicht unbewegt von dieſem ſeltſamen Anblick nach Hauſe. Ich trank ſogleich drei bis vier Gläſer Wein, ein Mittel gegen die peſtilenzialiſchen Einflüſſe, das man in Deutſchland ſehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reiſe nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieſer Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging ſogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin geſeſſen hatte.

Dieſes Abenteuer begegnete mir mit einer Perſon vom geringen Stande, aber ich verſichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendſten geweſen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnſucht an das ſchöne Weibchen habe denken können.

Auch dieſes Räthſel, verſetzte Fritz, iſt ſo leicht nicht zu löſen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hauſe mit an der Peſt geſtorben, oder ob ſie es nur dieſes Umſtands wegen vermieden habe.

Hätte ſie gelebt, verſetzte Carl, ſo hätte ſie ihren Geliebten gewiß auf der Gaſſe erwartet, und keine Gefahr hätte ſie abgehalten, ihn wieder aufzuſuchen. Ich fürchte immer, ſie hat mit auf dem Tiſche gelegen.

Schweigt, ſagte Luiſe: die Geſchichte iſt gar zu ſchrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit ſolchen Bildern zu Bette legen!

Es fällt mir noch eine Geſchichte ein, ſagte Carl, die artiger iſt und die Baſſompierre von einem ſeiner Vorfahren erzählt.

Eine ſchöne Frau, die den Ahnherrn außerordentlich liebte, beſuchte ihn alle Montage auf ſeinem Sommerhauſe, wo er

die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

Zwei Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen hellen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nahern durfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drei Geschenke, ein kleines Fruchtmaaß, einen Ring und einen Becher fur seine drei rechtmaßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hob sie sorgfaltig auf, und die Abkömmlinge dieser drei Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden.

Das sieht nun schon eher dem Mahrchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich, sagte Luise.

Und doch hat sich eine solche Tradition, versetzte Friedrich, und ein ahnlicher Talisman in unserm Hause erhalten.

Wie ware denn das? fragte Carl.

Es ist ein Geheimniß, versetzte jener: nur der alteste Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach seinem Tode das Kleinod besitzen.

Du hast es also in Verwahrung? fragte Luise.

Ich habe wohl schon zu viel gesagt, versetzte Friedrich, indem er das Licht anzundete um sich hinweg zu begeben.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen und die Baronesse saß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig seyn sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sey, irgend eine Geschichte anzuhören?

Recht gerne, versetzte die Baronesse, und ich glaube es werden alle übrige mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weise der Tausend und Einen Nacht, Eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, Ein Interesse durch das andere verdrängt wird; wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nahern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als

unentbehrlich und so viel Gesinnung als nöthig; die nicht still steht, sich nicht auf Einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt; in der die Menschen erscheinen wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sey unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht besser, gnadige Frau, versetzte der Geistliche, so würde ich glauben, Ihre Absicht sey, mein Waarenlager, noch eh' ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch diese hohen und strengen Forderungen völlig in Mißkredit zu setzen. Wie selten möchte man Ihnen nach Ihrem Maaßstab Genüge leisten können. Selbst in diesem Augenblicke, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich, die Erzahlung die ich im Sinne hatte, zurück zu stellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer italiänischen Seestadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandria zu schiffen, kostbare Waaren zu erkaufen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrig blieb.

Bis in sein funfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt, und ihm war von den geselligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; eben so wenig hatte das schöne Geschlecht, bei allen Vorzügen seiner Landsmänninnen, seine Aufmerksamkeit weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte, und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tags sein reich beladen Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Processionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu scherzen, und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bei einer Rückkehr auf sich selbst, sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum erstenmal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger! warum gehn mir so spat die Augen auf? Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe! so viel

Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voll Waaren, meine Kisten voll edler Metalle, und meine Schranke voll Schmuck und Kleinodien; so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldstück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: geh und eile, schaffe noch mehr unsersgleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes. So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spat fuhle ich, daß mir in allem diesem kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: du genießest diese Schätze nicht, und niemand wird sie nach dir genießen! Hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du eine Tochter damit ausgestattet? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Madchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen deinen Besitzthumern hast du, hat niemand der Deinigen etwas besessen, und was du mühsam zusammen gebracht hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen, und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glanzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwartigen zu entspringen! Solltest du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? Bist du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug, die Versaumniß einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in deinem Alter ist es noch nicht thöricht, aus Freien

zu denken, mit deinen Gütern wirst du ein braves Weib erwerben und glücklich machen; und siehst du noch Kinder in deinem Hause, so werden dir diese spätern Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft denen, die sie zu früh vom Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Vorsatz bei sich befestigt hatte, rief er zwei Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren in allen Fällen willig und bereit zu seyn, fehlten auch dießmal nicht, und eilten, sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen: denn ihr Patron, da er einmal nach dieser Waare lüstern ward, sollte auch die beste finden und besitzen.

Er selbst feierte so wenig als seine Abgesandten. Er ging, fragte, sah und hörte, und fand bald was er suchte in einem Frauenzimmer, das in diesem Augenblick das schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr sechszehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das angenehmste zeigte, und das beste versprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteste Zustand, sowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen versichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Lust, und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum erstenmal im wirklichen Besitz und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand die sie trug.

So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe zu einem thatigen und herumstreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückseligkeit ganzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause, an der Seite seiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte, und — zuletzt wirklich krank ward.

Was soll nun aus dir werden? sagte er zu sich selbst. Du erfahrst nun, wie thöricht es ist, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder heraus bringen? Und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebaude bei allen Schatzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer schönen jungen Frau eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in

raſtloſer Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen ſuchen; denn die Thatigkeit iſt das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Beſtrebens empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beſchäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entſchluß faſſe, ſo bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich iſt es ein gewagtes Unternehmen, ſich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Iſt es billig um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien, und ſie nach einer kurzen Zeit ſich ſelbſt, der Langenweile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlaſſen? Spazieren dieſe jungen feidnen Herren nicht ſchon jetzt vor meinen Fenſtern auf und ab? Suchen ſie nicht ſchon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerkſamkeit meines Weibchens an ſich zu ziehen? und was wird erſt geſchehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Conſtitution wäre es thöricht zu hoffen, daß ſie ſich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernſt du dich, ſo wirſt du bei deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes, und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauſes verloren haben.

Dieſe Betrachtungen und Zweifel, mit denen er ſich eine Zeit lang quälte, verſchlimmerten den Zuſtand, in dem er ſich befand, aufs äußerſte. Seine Frau, ſeine Verwandten und Freunde betrübten ſich um ihn, ohne daß ſie die Urſache ſeiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei ſich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Menſch! du laſſeſt es dir ſo ſauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, ſterbend hinter dir und einem andern laſſen mußt.

Iſt es nicht wenigſtens klüger und beſſer, du ſuchſt das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommſt, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchſte Gut der Frauen geſchätzt wird. Wie mancher Mann kann durch ſeine Gegenwart den Verluſt dieſes Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann. Warum ſollteſt du nicht Muth haben, dich eines ſolchen Gutes zu entſchlagen, da von dieſem Entſchluſſe dein Leben abhangt.

Mit dieſen Worten ermannte er ſich und ließ ſeine Schiffsgeſellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weiſe ein Fahrzeug zu befrachten, und alles bereit zu halten, daß ſie bei dem erſten günſtigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er ſich gegen ſeine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hauſe eine Bewegung ſiehſt, woraus du ſchließen kannſt, daß ich mich zu einer Abreiſe anſchicke. Betrübe dich nicht, wenn ich dir geſtehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu dir iſt noch immer dieſelbe, und ſie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachläſſigkeit im Stillen machen mußte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder ſehe, den ich jetzt mit größerem Eifer beſuchen werde, weil ich dort die köſtlichſten Stoffe und die edelſten Koſtbarkeiten für dich zu gewinnen denke. Ich laſſe dich im Beſitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene dich deſſen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abweſenheit

acht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder ſehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebeswürdige Frau die zärtlichſten Vorwürfe, verſicherte: daß ſie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da ſie ihn weder halten könne noch einſchränken wolle, daß er ihrer auch in der Abweſenheit zum beſten gedenken möge.

Nachdem er darauf verſchiedenes mit ihr über einige Geſchäfte und häusliche Angelegenheiten geſprochen, ſagte er nach einer kleinen Pauſe: ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich dich aufs herzlichſte, nicht zu mißdeuten was ich ſage, ſondern auch ſelbſt in dieſer Beſorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, verſetzte die Schöne darauf, du biſt meinetwegen beſorgt, indem du nach Art der Männer unſer Geſchlecht ein für allemal für ſchwach hältſt. Du haſt mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubſt du, daß ich in deiner Abweſenheit leichtſinnig und verführbar ſeyn werde. Ich ſchelte dieſe Sinnesart nicht, denn ſie iſt bei euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir verſichern, daß nichts ſo leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck ſo tief wirken ſoll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen; du ſollſt deine Frau ſo zärtlich und treu bei deiner Rückkunft wieder finden, als du ſie Abends fandeſt, wenn du nach einer kleinen Abweſenheit in meine Arme zurückkehrteſt.

Dieſe Geſinnungen traue ich dir zu, verſetzte der Gemahl, und bitte dich darin zu verharren. Laß uns aber an die äußerſten Fälle denken; warum ſoll man ſich nicht auch

darauf verſehen? Du weißt wie ſehr deine ſchöne und reizende Geſtalt die Augen unſerer jungen Mitbürger auf ſich zieht; ſie werden ſich in meiner Abweſenheit noch mehr als bisher um dich bemühen; ſie werden ſich dir auf alle Weiſe zu nahern, ja zu gefallen ſuchen. Nicht immer wird das Bild deines Gemahls, wie jetzt ſeine Gegenwart, ſie von deiner Thure und deinem Herzen verſcheuchen. Du biſt ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur ſind rechtmäßig und gewaltſam; ſie ſtehen mit unſerer Vernunft beſtandig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht. Du wirſt gewiß in meiner Abweſenheit, ſelbſt bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht, und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenſtand deiner Wunſche ſeyn; aber, wer weiß was für Umſtande zuſammentreffen, was für Gelegenheiten ſich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit ernten was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte dich, hore mich aus!

Sollte der Fall kommen, deſſen Möglichkeit du laugneſt, und den ich auch nicht zu beſchleunigen wünſche, daß du ohne die Geſellſchaft eines Mannes nicht langer bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könnteſt: ſo verſprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtſinnigen Knaben zu wahlen, die, ſo artig ſie auch ausſehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefahrlich ſind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrſcht, bemühen ſie ſich um eine jede, und finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlſt du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzuſehen, ſo forſche nach einem, der dieſen Namen verdient, der beſcheiden und verſchwiegen die Freuden der

Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimniſſes zu erheben weiß.

Hier verbarg die ſchöne Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die ſie bisher zurückgehalten hatte, ſtürzten reichlich aus ihren Augen. Was du auch von mir denken magſt, rief ſie nach einer leidenſchaftlichen Umarmung aus, ſo iſt doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewiſſermaßen für unvermeidlich hältſt. Möge, wenn jemals auch nur ein ſolcher Gedanke in mir entſteht, die Erde ſich aufthun, und mich verſchlingen und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entriſſen werden, die uns eine ſo reizende Fortdauer unſers Daſeyns verſpricht! Entferne das Mißtrauen aus deiner Bruſt, und laß mir die ganze reine Hoffnung, dich bald wieder in meinen Armen zu ſehen.

Nachdem er auf alle Weiſe ſeine Gattin zu beruhigen geſucht, ſchiffte er ſich den andern Morgen ein; ſeine Fahrt war glücklich und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indeſſen lebte ſeine Gattin in dem ruhigen Beſitz eines großen Vermögens nach aller Luſt und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu ſehen; und indem die Geſchäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte ſie ein großes Haus, in deſſen prächtigen Zimmern ſie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So ſehr ſie aber auch ſich ſtille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verſäumten nicht, häufig vor ihrem Fenſter vorbei zu gehen, und ſuchten des Abends durch Muſik und Geſänge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſchöne Einſame fand Anfangs dieſe Bemühungen unbequem und läſtig, doch gewöhnte ſie ſich bald daran, und ließ an den langen

Abenden, ohne ſich zu bekümmern, woher ſie kamen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung ſich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abweſenden galt, nicht zurückhalten.

Anſtatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie ſie hoffte, [illegible]ch und nach müde geworden wären, ſchienen ſich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beſtandigen Dauer anzulaſſen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Inſtrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien ſchon unterſcheiden, und bald ſich die Neugierde nicht mehr verſagen, zu wiſſen, wer die Unbekannten, und beſonders wer die Beharrlichen ſeyn möchten. Sie durfte ſich zum Zeitvertreib eine ſolche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhange und Halbladen nach der Straße zu ſehen, auf die Vorbeigehenden zu merken, und beſonders die Manner zu unterſcheiden, die ihre Fenſter am langſten im Auge behielten. Es waren meiſt ſchöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Gebarden ſowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben ſo viel Leichtſinn als Eitelkeit ſehen ließen. Sie ſchienen mehr durch ihre Aufmerkſamkeit auf das Haus der Schönen ſich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweiſen zu wollen.

Wahrlich, ſagte die Dame manchmal ſcherzend zu ſich ſelbſt, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugeſteht, ſchließt er alle diejenigen aus, die ſich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Beſcheidenheit und Verſchwiegenheit Eigenſchaften eines ruhigen Alters ſind, die zwar unſer Verſtand ſchätzt, die aber unſre Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unſre

Neigung anzureizen im Stande sind. Vor diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher daß sie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im mindesten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern. So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorsicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint. Wie soll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern

Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studirt habe, so eben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhause ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe; wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte. Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbei gehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend seyn mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das zierlichste seines Weges vorbei ging.

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hintereinander auf

eben dieſe Weiſe von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er ſeinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuſchlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr ſie ihn aber anſah, deſto mehr ſchien er ihr derjenige zu ſeyn, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da ſie ihr nicht widerſtand, endlich ganz und gar gewaltſam. Wie! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nachdem dein edler verſtändiger Mann den Zuſtand vorausgeſehen, in dem du dich in ſeiner Abweſenheit befinden würdeſt, da ſeine Weiſſagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günſtling nicht leben kannſt, ſollſt du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannſt? Thöricht, wer die Gelegenheit verſaumt, thöricht, wer der gewaltſamen Liebe widerſtehen will!

Mit ſolchen und vielen andern Gedanken ſuchte ſich die ſchöne Frau in ihrem Vorſatze zu ſtärken, und nur kurze Zeit ward ſie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenſchaft, welcher wir lange widerſtehen, uns zuletzt auf einmal dahin reißt, und unſer Gemüth dergeſtalt erhöht, daß wir auf Beſorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältniſſe und Pflichten, mit Verachtung als auf kleinliche Hinderniſſe zurückſehen; ſo faßte ſie auf einmal den raſchen Entſchluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu ſchicken und, es koſte nun was es wolle, zu ſeinem Beſitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tiſche ſaß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau ſie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte ſich nicht über dieſe Botſchaft; er hatte den Handelsmann

in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwartig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau, in der Abwesenheit ihres Mannes, wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deßwegen dem Mädchen auf das verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht saumen wurde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich aufs beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichste ausputzen. Orangenblatter und Blumen wurden gestreut, der Sopha mit den kostlichsten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beschaftigt hin, die ihr sonst unertraglich lang geworden ware.

Mit welcher Bewegung ging sie ihm entgegen, als er endlich ankam, mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Tabouret sitzen, das zunachst dabei stand! Sie verstummte in seiner so erwünschten Nahe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben fur einen talentreichen und zuverlassigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als fur den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen wurdigen und reichen Mann verheirathet, der, so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit

für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat. Er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für jedermann, so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir das Uebrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und mein Wünsche.

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: Wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem

ſo hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünſche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie ſich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Laſſen Sie mich Ihnen zuerſt als Rechtsgelehrter antworten; und als ein ſolcher geſteh' ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der ſein Unrecht ſo deutlich gefühlt und eingeſehen hat: denn es iſt gewiß, daß einer, der ein junges Weib zurücklaßt um ferne Weltgegenden zu beſuchen, als ein ſolcher anzuſehen iſt, der irgend ein anderes Beſitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichſte Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem erſten beſten erlaubt iſt, eine ſolche völlig ins freie gefallene Sache wieder zu ergreifen; ſo muß ich es um ſo mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die ſich in dieſem Zuſtande befindet, ihre Neigung abermals verſchenke, und ſich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverläſſig ſcheint, ohne Bedenken überlaſſe.

Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann ſelbſt, ſeines Unrechts ſich bewußt, mit ausdrücklichen Worten ſeiner hinterlaſſenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann; ſo bleibt gar kein Zweifel übrig, um ſo mehr, da demjenigen kein Unrecht geſchieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun, — fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhafteſten Ausdrucke fort, indem er die ſchöne Freundin bei der Hand nahm, — wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, ſo machen Sie mich mit einer Glückſeligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seyn Sie verſichert, rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebnern, zärtlichern, treuern und verſchwiegenern Diener hatten finden können.

Wie beruhigt fühlte ſich nach dieſer Erklärung die ſchö-

Frau. Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach! wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt!

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich aufs äußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geistes-Kräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sey, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang

werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugedacht haben.

Die Schöne, mit dieser Erklarung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von einem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fande, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte; so würde ich um so geschwinder frei seyn, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegen stellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig seyn einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinweg zu räumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweimal Brod und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen, und muß ungeachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen; so darf ich deßwegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen; so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben.

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt

worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: Mein süßer Freund! das Wunder wodurch Sie Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfullen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genaueste nach Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Halfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatze fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab, denn sie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blatter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum erstenmal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesattigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen Beschaftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem

Bilde ihres ſüßen Freundes und mit der Hoffnung kunftiger Gluckſeligkeit; und bei eben dieſen Vorſtellungen ſchien ihre ſchmale Koſt ihr eine herzſtarkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und ſchon am Ende derſelben fingen die Roſen ihrer Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr ſonſt wohl paßten, waren zu weit, und ihre ſonſt ſo raſchen und muntern Glieder matt und ſchwach geworden, als der Freund wieder erſchien und ihr durch ſeinen Beſuch neue Starke und Leben gab. Er ermahnte ſie in ihrem Vorſatze zu beharren, munterte ſie durch ſein Beiſpiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungeſtörten Genuſſes durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er ſich auf, und verſprach bald wieder zu kommen.

Die wohlthatige Arbeit ging aufs neue muntrer fort, und von der ſtrengen Diat ließ man keinesweges nach. Aber auch, leider! hätte ſie durch eine große Krankheit nicht mehr erſchöpft werden können. Ihr Freund, der ſie am Ende der Woche abermals beſuchte, ſah ſie mit dem größten Mitleiden an, und ſtarkte ſie durch den Gedanken, daß die Halfte der Prüfung nun ſchon vorüber ſey.

Nun ward ihr das ungewohnte Faſten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage laſtiger, und die übertriebene Enthaltſamkeit ſchien den geſunden Zuſtand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte ſich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahrszeit, ſich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinah völlig verſchwindende innerliche Wärme einigermaßen zuſammen zu halten. Ja ſie war nicht langer im Stande aufrecht zu bleiben, und ſogar gezwungen in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! Wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daseyn von nun an Ihnen schuldig bin.

Wahrlich! mein Mann war verständig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintan zu setzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und

mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besitzthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch, durch sanfte Anleitung und durch Beispiel, daß in jedem Menschen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn seyn, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen.

Man muß Ihren Procurator loben, sagte die Baronesse, er ist zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; so sollten alle diejenigen seyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsre Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihren Beifall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moralische Erzählungen wünschen, denn es ist die erste und letzte.

Luise. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der besten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verstehen mich unrecht. Es ist nicht die einzige moralische Geschichte, die ich erzählen kann, sondern alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint.

Luiſe. Sie ſollten ſich doch endlich dieſe Paradoxen abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren; erklären Sie ſich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzahlung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſern, ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moraliſche Geſchichte kann etwas anderes lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moraliſch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luiſe. Auch wenn ſie gut iſt?

Der Alte. Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur in ſo fern ſie etwas Gutes wirkt.

Luiſe. Wenn man nun Neigung zur Wohlthatigkeit hätte?

Der Alte. So ſoll man ſich verbieten, wohlthätig zu ſeyn, ſobald man ſieht, daß man ſein eigenes Hausweſen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür iſt bei den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch; ſo würde der zu ſchätzen ſeyn, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moraliſche Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle nichts weiter ſagen, als was mein Procurator geſagt hat, und

deßwegen kann man ihn einzig dem Geiſte nach nennen: denn darin haben Sie Recht, der Stoff kann ſehr verſchieden ſeyn.

Luiſe. Hatten Sie ſich eigentlicher ausgedrückt, ſo hätten wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverſtandniſſe ſind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſeyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens andere rettet, iſt das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben daſſelbe thut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

Die Baroneſſe. Ich wollte, lieber Freund, Sie gaben uns noch einige Beiſpiele, und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber ſchöneres iſt nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchten wir ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallelgeſchichten. Eine deutet auf die andere hin und erklart ihren Sinn beſſer als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher gehören, vorbringen: denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich laugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe die unſre Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien, im Orient geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas intereſſantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplaß

der Feenmährchen nach Samarkand und Ormus versetzen, um unsre Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen gewillfahrt werden. Doch ist es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ich's wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas ähnliches bekannt ist, und die nur durch eine genaue Darstellung dessen was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwunderswürdige Weise verbindet.

Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art bei manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft sich für andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen

zu erklaren, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt, und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen: denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr als billig war ausgab, so wuste die Mutter, als eine gute Haushalterin, dem gewöhnlichen Aufwande solche Gränzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als strebende Naturen, wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel dessen, der am meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich's wohl seyn läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistentheils ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistentheils nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurückbleiben; er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von jedermann geschätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode seyn wollte. So wuchs er heran und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz außer Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das äußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise mußte sie, in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Äußere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Madchen, verflochten in größere Gesellschaft, sich andern nicht allein gleich zu stellen, sondern vor andern sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrangter seyn als jemals; anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und

ſetzte ihn, indem ſie ihn zwar überzeugte aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm ſo lieb als ſein Leben war, die Verhältniſſe nicht verändern, in denen er ſich befand. Von der erſten Jugend an war er dieſem Zuſtande entgegen, er war mit allem was ihn umgab zuſammen gewachſen; er konnte keine Faſer ſeiner Verbindungen, Geſellſchaften, Spaziergänge und Luſtpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Geſpielen, eine neue ehrenvolle Bekanntſchaft und, was das ſchlimmſte war, ſeine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er ſeine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfahrt, daß ſie zugleich ſeiner Sinnlichkeit, ſeinem Geiſte, ſeiner Eitelkeit und ſeinen lebhaften Hoffnungen ſchmeichelte. Eins der ſchönſten, angenehmſten und reichſten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigſtens für den Augenblick, den Vorzug vor ſeinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienſt, den er ihr widmete, gleichſam zu prahlen, und ſie ſchienen wechſelſeitig auf die Ketten ſtolz zu ſeyn, die ſie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienſte zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſey.

Dieſer Umgang und dieſes Beſtreben machte Ferdinanden mehr Aufwand als es unter andern Umſtänden natürlich geweſen ware. Sie war eigentlich von ihren abweſenden Eltern einer ſehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Kunſte und ſeltſame Anſtalten, um Ottilien, dieſe Zierde der Geſellſchaft, in Geſellſchaft zu bringen. Ferdinand erſchöpfte ſich in Erfindungen, um ihr die

Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß und die sie jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieser Seite keine Hülfe zu sehen; einen so lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben; dabei von jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besitz; alles, worüber dieser sich ängstigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem was jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben und die deßwegen in den Fall kommen, denen, die von ihnen abhangen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr als wenn man ihn einschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger

als die Manner; und auf niemand ſind Untergebene aufmerkſamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch ſein Beiſpiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen ſeines Vaters aufmerkſam, beſonders auf ſolche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurtheilte ihn ſtrenger, wenn jener ſich willkürlich etwas koſtſpieliges erlaubte.

Iſt es nicht ſonderbar, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß Eltern, während ſie ſich mit Genuß aller Art überfüllen, indem ſie bloß nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuſſe ausſchließen, da die Jugend am empfänglichſten dafür iſt! Und mit welchem Rechte thun ſie es? Und wie ſind ſie zu dieſem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entſcheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der ſeine Enkel wie ſeine Kinder hielt, es würde mir viel beſſer ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen laſſen: denn iſt uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältniſſen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren ſind? Der Großvater würde mich nicht darben laſſen, ſo wenig er des Vaters Verſchwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hatte er klar eingeſehen, daß ſein Enkel auch werth iſt, zu genießen; ſo hätte er vielleicht in dem Teſtament mein früheres Glück entſchieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzuſetzen gedachte, und ſo hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater ſo zu wirthſchaften fortfahrt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit dieſen und andern Sophiſtereien über Beſitz und Recht, über die Frage, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menſchen erlaubt ſey im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen, beſchäftigte er ſich oft in ſeinen einſamen verdrießlichſten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Luſtpartie oder eine andere angenehme Geſellſchaft ausſchlagen mußte. Denn ſchon hatte er kleine Sachen von Werth, die er beſaß, vertrödelt, und ſein gewöhnliches Taſchengeld wollte keinesweges hinreichen.

Sein Gemüth verſchloß ſich und man kann ſagen, daß er in dieſen Augenblicken ſeine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und ſeinen Vater haßte, der ihm, nach ſeiner Meinung, überall im Wege ſtand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die ſeinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß ſein Vater nicht allein kein guter, ſondern auch ein unordentlicher Haushalter war. Denn er nahm oft aus ſeinem Schreibtiſche in der Geſchwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und ſchien verdrießlich, daß die Summen mit der Caſſe nicht übereinſtimmen wollten. Der Sohn machte dieſe Bemerkung mehrmals, und um ſo empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hinein griff, einen entſchiedenen Mangel ſpürte.

Zu dieſer Gemüthsſtimmung traf ein ſonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentſchiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kaſten alter

Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Casse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hinein geschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er druckte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hatte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; alles was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemanden wohlthatig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaaß von physischer Starke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr haufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und deste muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke von Ferdinanden kamen; sie setzte ihn darüber zu Rede, und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet seyn würde. Sie liebte ihn, sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus

Gewohnheit sowohl Fremde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Casse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschamen, indem ein anderer sie entweder umgehen, oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fallen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen, und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fing es klug an, und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah. Sie untersuchten beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt, und Ferdinand hatte seit langer Zeit

keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in ſo guter Verwahrung ſah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm ſich ſogleich vor, die Summe, die er ſeinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu ſammeln und ſie ihm auf eine oder die andere Weiſe zuzuſtellen. Er fing nun an aufs genaueſte zu leben und von ſeinem Taſchengelde, was nur möglich war, zu ſparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er ſonſt verſchwendet hatte; indeſſen ſchien die Summe ſchon groß, da ſie ein Anfang war, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwiſchen dem erſten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf dieſem guten Wege, als der Vater ſich entſchloß, ihn in Handelsgeſchäften zu verſchicken. Er ſollte ſich mit einer entfernten Fabrikanſtalt bekannt machen. Man hatte die Abſicht in einer Gegend, wo die erſten Bedürfniſſe und die Handarbeit ſehr wohlfeil waren, ſelbſt ein Comtoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu ſetzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, ſelbſt zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anſtalt ins Große zu treiben. Ferdinand ſollte die Sache in der Nähe unterſuchen und davon einen umſtändlichen Bericht abſtatten. Der Vater hatte ihm ein Reiſegeld ausgeſetzt und ihm vorgeſchrieben damit auszukommen; es war reichlich und er hatte ſich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf ſeiner Reiſe lebte Ferdinand ſehr ſparſam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil ſeines Reiſegeldes erſparen könnte, wenn er auf jede Weiſe ſich einzuſchränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit,

zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand ſie. Denn die Gelegenheit iſt eine gleichgültige Göttin, ſie begünſtigt das Gute wie das Böſe.

In der Gegend, die er beſuchen ſollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er ſah bald ein, daß man mit einem gewiſſen Capital, mit Vorſchüſſen, Einkauf des erſten Materials im Großen, mit Anlegung von Maſchinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Idee dieſer möglichen Thatigkeit ſehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine reichliche und unerwartete Weiſe ausſtatten möchte.

Er ſah alles mit größerer Aufmerkſamkeit, weil er alles ſchon als das ſeinige anſah. Er hatte zum erſtenmal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowohl als die Gegenſtände intereſſirten ihn aufs höchſte, ſie waren Labſal und Heilung für ſein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnſinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu ſeyn ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackerer aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements

zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt, und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thatigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Capitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstande zurück hielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu seyn schien, und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gut geartetes Madchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefallig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushalterin und Beschließerin beigeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefalligkeit des Madchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie naher kennen und sie schatzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfaltigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte, und ihm alle mögliche Beihulfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde alles auf Credit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegeldes bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Ruckweg antrat, läßt sich denken; denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und los macht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Burger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient,

und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu seyn, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatcasse betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Packet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Diese vermißte er, und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Ducaten fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtisch sonst durch einen Stoß aufgegangen war, er sah als gewiß an, daß er beraubt sey, und gerieth darüber in die äußerste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und umkehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen, niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit diese Geschichte ihn und sein Haus

bringen könnte, wenn sie ruchbar würde; daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen; daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskame, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurück kommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinand zu hoffen sey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte. Sie erschrack, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sey, ihren Sohn nachstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt: er müsse sie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine solche Commission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte nein! zeigte die Preise genau an und sagte dabei: man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünschte sich aufzuklären und fürchtete das schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten, und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrießlich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke

gar wohl wisse, wer des einen fähig sey, sey auch alles übrigen fähig. Wahrscheinlich habe er unter seinen liederlichen Kameraden Mitschuldige, wahrscheinlich sey der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstoßung; doch nichts kränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und Ottilien sey eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von allem dem, was er seyn konnte. Die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geläugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe; so ward er durch diese aufs innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu

richten im Stande iſt. Dieſe Rückkehr auf ſich ſelbſt, dieſe Betrachtung, daß das edelſte Streben vergebens ſeyn ſollte, machte ihn weich; er wünſchte nicht mehr zu leben.

In dieſen Augenblicken dürſtete ſeine Seele nach einem höhern Beiſtand. Er fiel an ſeinem Stuhle nieder, den er mit ſeinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Weſen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Inhalts: der Menſch, der ſich ſelbſt vom Laſter wieder erhebt, habe Anſpruch auf eine unmittelbare Hülfe; derjenige, der keine ſeiner Kräfte ungebraucht laſſe, könne ſich da, wo ſie eben ausgehen, wo ſie nicht hinreichen, auf den Beiſtand des Vaters im Himmel berufen.

In dieſer Ueberzeugung, in dieſer dringenden Bitte verharrte er eine Zeitlang und bemerkte kaum, daß ſeine Thüre ſich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Geſichte auf ihn zukam, ſeine Verwirrung ſah und ihn mit tröſtlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich dich wenigſtens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Geld hat ſich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Caſſier aufzuheben, und durch die vielen Beſchäftigungen des Tages zerſtreut, hat er es vergeſſen. Mit dem Silber ſtimmt deine Angabe ziemlich zuſammen, die Summe iſt nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und verſprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verſchaffen, wenn er ſich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verſpräche.

Ferdinand ging ſogleich zur größten Freude über. Er eilte ſein Handelsgeſchäft zu vollbringen, ſtellte bald der Mutter das Geld zu, erſetzte ſelbſt das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch die Unordnung des Vaters

in ſeinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter, doch hatte dieſer ganze Vorfall eine ſehr ernſte Wirkung bei ihm zurück gelaſſen. Er hatte ſich überzeugt, daß der Menſch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß dadurch der Menſch das göttliche Weſen für ſich intereſſiren und ſich deſſen Beiſtand verſprechen könne, den er eben ſo unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater ſeinen Plan, ſich in jenen Gegenden niederzulaſſen. Er ſtellte die Anſtalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhaltniß Ferdinands zu Ottilien. Dieſem gefiel eine ſo glanzende Schwiegertochter, und die Ausſicht, ſeinen Sohn ohne Koſten ausſtatten zu können, war ihm ſehr angenehm. —

Dieſe Geſchichte gefallt mir, ſagte Luiſe, als der Alte geendigt hatte, und ob ſie gleich aus dem gemeinen Leben genommen iſt, ſo kommt ſie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns ſelbſt fragen und andere beobachten; ſo finden wir, daß wir ſelten durch uns ſelbſt bewogen werden, dieſem oder jenem Wunſche zu entſagen; meiſt ſind es die außern Umſtände die uns dazu nöthigen.

Ich wünſchte, ſagte Carl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu verſagen, ſondern daß wir dasjenige gar nicht kennten was wir nicht beſitzen ſollen. Leider iſt in unſern Zuſtanden alles zuſammen gedrängt, alles iſt bepflanzt, alle Baume hängen voller Früchte, und wir ſollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun.

Laſſen Sie uns, ſagte Luiſe zum Alten, nun Ihre Geſchichte weiter hören.

Der Alte. Sie iſt wirklich ſchon aus.

Luiſe. Die Entwicklung haben wir freilich gehört; nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterſcheiden richtig, und da Sie ſich für das Schickſal meines Freundes intereſſiren, ſo will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreit von der drückenden Laſt eines ſo häßlichen Vergehens, nicht ohne beſcheidne Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dachte er nun an ſein künftiges Glück und erwartete ſehnſuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um ſich zu erklaren und ſein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Geſellſchaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand ſie ſchöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick in welchem er ſie allein ſprechen und ihr ſeine Ausſichten vorlegen könnte. Die Stunde kam und mit aller Freude und Zartlichkeit der Liebe erzahlte er ihr ſeine Hoffnungen, die Nahe ſeines Glücks und den Wunſch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie beſtürzt, als ſie die ganze Sache ſehr leichtſinnig, ja man dürfte beinahe ſagen höhniſch aufnahm. Sie ſcherzte nicht ganz fein über die Einſiedelei die er ſich ausgeſucht habe, über die Figur die ſie beide ſpielen würden, wenn ſie ſich als Schafer und Schaferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in ſich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdroſſen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn geweſen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm ſonſt verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein ſehr helles Auge, um zu ſehen, daß ein ſogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er ſich doch bald zuſammen, und die Ueberwindung, die ihm ſchon einmal gelungen war, ſchien ihm zum zweitenmale möglich. Er ſah Ottilien oft und gewann über ſich, ſie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen ſie, und ſie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren und er fühlte bald, daß ſelten bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß ſie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abſtoßend, angenehm und launiſch ſeyn konnte. Sein Gemüth machte ſich nach und nach von ihr los, und er entſchloß ſich auch noch die letzten Faden entzwei zu reißen.

Dieſe Operation war ſchmerzhafter als er ſich vorgeſtellt hatte. Er fand ſie eines Tages allein und nahm ſich ein Herz, ſie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurückzurufen, in denen ſie beide, durch das zarteſte Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann faſt ſagen zärtlich; er ward weicher und wünſchte in dieſem Augenblicke, daß alles anders ſeyn möchte als er ſich vorgeſtellt hatte. Doch nahm er ſich zuſammen und trug ihr die Geſchichte ſeines bevorſtehenden Etabliſſements mit Ruhe und Liebe vor. Sie ſchien ſich darüber zu freuen und gewiſſermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeſchoben werde. Sie gab zu erkennen, daß ſie nicht die mindeſte Luſt habe die Stadt zu verlaſſen; ſie ließ ihre Hoffnung ſehen, daß er ſich, durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand ſetzen könnte, auch unter ſeinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu ſpielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß ſie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als ſein Vater gehen und ſich in allem noch anſehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer so vielen Reizen zu entsagen. Ja vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst, und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz los zu lassen, und eben so sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich seyn? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück, seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur um so mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in spätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt; und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte.

Selbſt als Mann und Hausvater pflegte er ſich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu verſagen, um nur nicht aus der Uebung einer ſo ſchönen Tugend zu kommen, und ſeine ganze Erziehung beſtand gewiſſermaßen darin, daß ſeine Kinder ſich gleichſam aus dem Stegreiſe etwas mußten verſagen können.

Auf eine Weiſe die ich im Anfang nicht billigen konnte, unterſagte er, zum Beiſpiel, einem Knaben bei Tiſche von einer beliebten Speiſe zu eſſen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geſchehen wäre.

Und ſo ließen die älteſten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obſt oder ſonſt einen Leckerbiſſen vor ſich vorbei gehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl ſagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in ſeinem Hauſe. Er ſchien über alles gleichgültig zu ſeyn und ließ ihnen eine faſt unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die Minute geſchehen mußte: alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt ſeine Ordre für den Tag, Geſchäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Secunde fehlen. Ich könnte Sie ſtundenlang von ſeinen Geſprächen und Anmerkungen über die ſonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er ſcherzte mit mir als einem katholiſchen Geiſtlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Menſch ſowohl ſich ſelbſt Enthaltſamkeit als andern Gehorſam geloben ſollte; nicht um ſie immer, ſondern um ſie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baroneſſe machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieſer Freund im ganzen wohl Recht gehabt habe; denn ſo komme auch in einem Reiche alles auf die executive

Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig seyn als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sey.

Luise sprang ans Fenster, denn sie hörte Friedrichen zum Hofe herein reiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sey, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sey, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, sagte er, als der Brand sich schon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen mochte sich etwas am Werke verrücken und sie blieb auf halb zwölfe stehen. Wir haben also wenigstens was die Zeit betrifft eine völlige Uebereinstimmung. Die Baronesse lachelte, der Hofmeister behauptete, daß wenn zwei Dinge zusammentrafen, man deßwegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne. Luisen gefiel es dagegen diese beiden Vorfalle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Brautigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Carl zum Alten, uns irgend ein Mahrchen zu erzahlen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu

ſtehen. Sie muß ſich, däucht mich, an keinen Gegenſtand hangen, ſie muß uns keinen Gegenſtand aufdringen wollen, ſie ſoll, wenn ſie Kunſtwerke hervorbringt, nur wie eine Muſik auf uns ſelbſt ſpielen, uns in uns ſelbſt bewegen und zwar ſo daß wir vergeſſen, daß etwas außer uns ſey, das dieſe Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, ſagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umſtändlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an ſolchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn ſie ſelbſt kann nicht fordern, ſie muß erwarten was ihr geſchenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt ſich keinen Weg vor, ſondern ſie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem ſie ſich hin und her ſchwingt, bezeichnet ſie die wunderlichſten Bahnen, die ſich in ihrer Richtung ſtets verändern und wenden. Laſſen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erſt die ſonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühern Jahren oft unterhielten. Dieſen Abend verſpreche ich Ihnen ein Mährchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden ſollen.

Man entließ den Alten gern, um ſo mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem was indeſſen geſchehen war einzuziehen hoffte.

Das Mährchen.

An dem großen Fluſſe, der eben von einem ſtarken Regen geſchwollen und übergetreten war, lag in ſeiner kleinen Hütte, müde von der Anſtrengung des Tages, der alte Fahrmann

und ſchlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reiſende übergeſetzt ſeyn wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat, ſah er zwei große Irrlichter uber dem angebundenen Kahne ſchweben, die ihm verſicherten, daß ſie große Eile hatten und ſchon an jenem Ufer zu ſeyn wünſchten. Der Alte ſaumte nicht, ſtieß ab und fuhr, mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit, quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten ſehr behenden Sprache gegen einander ziſchten und mitunter in ein lautes Gelachter ausbrachen, indem ſie bald auf den Rändern und Banken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn ſchwankt! rief der Alte, und wenn ihr ſo unruhig ſeyd, kann er umſchlagen; ſetzt euch, ihr Lichter!

Sie brachen über dieſe Zumuthung in ein großes Gelachter aus, verſpotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und ſtieß bald am jenſeitigen Ufer an.

Hier iſt für Eure Mühe! riefen die Reiſenden, und es fielen, indem ſie ſich ſchüttelten, viele glanzende Goldſtücke in den feuchten Kahn. — Ums Himmels willen, was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich ins größte Unglück! wäre ein Goldſtück ins Waſſer gefallen, ſo wurde der Strom, der dieß Metall nicht leiden kann, ſich in entſetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verſchlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen ſeyn würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeſchüttelt haben, verſetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, ſagte der Alte, indem er ſich bückte und die Goldſtucke in ſeine Mütze las,

daß ich ſie zuſammen ſuchen, ans Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne geſprungen, und der Alte rief: wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umſonſt arbeiten! riefen die Irrlichter — Ihr müßt wiſſen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde? Wir verſchmähen ſie, und haben ſie nie genoſſen — Und doch kann ich euch nicht los laſſen, bis ihr mir verſprecht, daß ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artiſchocken und drei große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten ſcherzend davon ſchlüpfen; allein ſie fühlten ſich auf eine unbegreifliche Weiſe an den Boden gefeſſelt; es war die unangenehmſte Empfindung die ſie jemals gehabt hatten. Sie verſprachen ſeine Forderung nächſtens zu befriedigen; er entließ ſie und ſtieß ab. Er war ſchon weit hinweg als ſie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das wichtigſte vergeſſen! Er war fort und hörte ſie nicht. Er hatte ſich an derſelben Seite den Fluß hinab treiben laſſen, wo er in einer gebirgigen Gegend, die das Waſſer niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verſcharren wollte. Dort fand er zwiſchen hohen Felſen eine ungeheure Kluft, ſchüttete es hinein und fuhr nach ſeiner Hütte zurück.

In dieſer Kluft befand ſich die ſchöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erſah kaum die leuchtenden Scheiben, als ſie ſolche auf der Stelle mit großer Begierde verſchlang, und alle Stücke, die ſich in dem Gebüſch und zwiſchen den Felsritzen zerſtreut hatten, ſorgfältig aufſuchte.

Kaum waren ſie verſchlungen, ſo fühlte ſie mit der angenehmſten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden ſchmelzen

und ſich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte ſie, daß ſie durchſichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr ſchon verſichert, daß dieſe Erſcheinung möglich ſey; weil ſie aber zweifelhaft war, ob dieſes Licht lange dauern könne, ſo trieb ſie die Neugierde und der Wunſch, ſich für die Zukunft ſicher zu ſtellen, aus dem Felſen heraus, um zu unterſuchen, wer das ſchöne Gold herein geſtreut haben könnte. Sie fand niemanden. Deſto angenehmer war es ihr, ſich ſelbſt, da ſie zwiſchen Krautern und Geſträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das ſie durch das friſche Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter ſchienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichſte verklärt. Vergebens durchſtrich ſie die einſame Wildniß; deſto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als ſie auf die Fläche kam und von weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find' ich doch endlich meines gleichen! rief ſie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beſchwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob ſie gleich auf trocknen Bergwieſen, in hohen Felsritzen am liebſten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und friſchem Quellwaſſer ihren Durſt gewöhnlich ſtillte; ſo hätte ſie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte ſie endlich zu einem feuchten Ried, wo unſere beiden Irrlichter hin und wieder ſpielten. Sie ſchoß auf ſie los, begrüßte ſie, und freute ſich ſo angenehme Herren von ihrer Verwandtſchaft zu finden. Die Lichter ſtrichen an ihr her, hüpften über ſie weg und lachten nach ihrer Weiſe. Frau Muhme, ſagten ſie, wenn Sie ſchon von der horizontalen Linie ſind, ſo hat das doch nichts zu bedeuten; freilich ſind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn

ſehen Sie nur (hier machten beide Flammen indem ſie ihre ganze Breite aufopferten ſich ſo lang und ſpitz als möglich) wie ſchön uns Herren von der vertikalen Linie dieſe ſchlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann ſich deß rühmen? ſo lang es Irrlichter giebt, hat noch keins weder geſeſſen noch gelegen.

Die Schlange fühlte ſich in der Gegenwart dieſer Verwandten ſehr unbehaglich, denn ſie mochte den Kopf ſo hoch heben als ſie wollte, ſo fühlte ſie doch, daß ſie ihn wieder zur Erde biegen mußte um von der Stelle zu kommen, und hatte ſie ſich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, ſo ſchien ihr Glanz in Gegenwart dieſer Vettern ſich jeden Augenblick zu vermindern, ja ſie fürchtete, daß er endlich gar verlöſchen werde.

In dieſer Verlegenheit fragte ſie eilig', ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glanzende Gold herkomme, das vor kurzem in die Felskluft gefallen ſey; ſie vermuthe es ſey ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel traufle. Die Irrlichter lachten und ſchüttelten ſich und es ſprangen eine große Menge Goldſtücke um ſie herum. Die Schlange fuhr ſchnell darnach ſie zu verſchlingen. Laßt es Euch ſchmecken, Frau Muhme, ſagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie ſchüttelten ſich noch einigemale mit großer Behendigkeit, ſo daß die Schlange kaum die koſtbare Speiſe ſchnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachſen und ſie leuchtete wirklich aufs herrlichſte, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das mindeſte zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, ſagte die Schlange, nachdem ſie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen

war, fordert von mir was ihr wollt; was in meinen Kräften iſt, will ich euch leiſten.

Recht ſchön! riefen die Irrlichter, ſage, wo wohnt die ſchöne Lilie? Führ' uns ſo ſchnell als möglich zum Pallaſte und Garten der ſchönen Lilie, wir ſterben vor Ungeduld uns ihr zu Füßen zu werfen.

Dieſen Dienſt, verſetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch ſogleich nicht leiſten. Die ſchöne Lilie wohnt leider jenſeit des Waſſers. — Jenſeit des Waſſers! Und wir laſſen uns in dieſer ſtürmiſchen Nacht überſetzen! wie grauſam iſt der Fluß, der uns nun ſcheidet! ſollte es nicht möglich ſeyn, den Alten wieder zu errufen?

Sie würden ſich vergebens bemühen, verſetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch ſelbſt an dem dieſſeitigen Ufer antrafen, ſo würde er Sie nicht einnehmen; er darf jedermann herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns ſchön gebettet! Giebt es denn kein ander Mittel, über das Waſſer zu kommen? — Noch einige, nur nicht in dieſem Augenblick. Ich ſelbſt kann die Herren überſetzen, aber erſt in der Mittagsſtunde. — Das iſt eine Zeit, in der wir nicht gerne reiſen. — So können Sie Abends auf dem Schatten des Rieſen hinüber fahren. — Wie geht das zu? — Der große Rieſe, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit ſeinem Körper nichts; ſeine Hände heben keinen Strohhalm, ſeine Schultern würden kein Reißbündel tragen; aber ſein Schatten vermag viel, ja alles. Deßwegen iſt er beim Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigſten, und ſo darf man ſich Abends nur auf den Nacken ſeines Schattens ſetzen, der Rieſe geht alsdann ſachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Waſſer hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit ſich an jener Waldecke

einfinden, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie übersetzen und der schönen Lilie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagshitze, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsenbucht den Riesen aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eignen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthiget war, so konnte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Krystalle hindurch, bald fühlte sie die Haken und Haare des gediegenen Silbers, und brachte ein und den andern Edelstein mit sich ans Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Saulen, und, was ihr am sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammenzufassen und das, was sie nur muthmaßte, zu bestatigen. Sie glaubte sich nun fähig durch ihr eignes Licht dieses wunderbare unterirdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren

Gegenſtanden völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die ſie in das Heiligthum zu ſchleichen pflegte.

Als ſie ſich am Orte befand, ſah ſie ſich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenſtände der Rotonde nicht erleuchten konnte, ſo wurden ihr doch die nächſten deutlich genug. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſah ſie in eine glänzende Niſche hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgeſtellt war. Dem Maaß nach war die Bildſäule über Menſchengröße, der Geſtalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: Wo kommſt du her? — Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was iſt herrlicher als Gold, fragte der König? — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was iſt erquicklicher als Licht? fragte jener — Das Geſpräch, antwortete dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bei Seite geſchielt und in der nächſten Niſche ein anderes herrliches Bild geſehen. In derſelben ſaß ein ſilberner König, von langer und eher ſchmächtiger Geſtalt; ſein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelſteinen geſchmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in ſeinem Angeſichte und ſchien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei dieſem Lichte ſah die Schlange den dritten

König, der von Erz in mächtiger Geſtalt da ſaß, ſich auf ſeine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geſchmückt war, und eher einem Felſen als einem Menſchen glich. Sie wollte ſich nach dem vierten umſehen, der in der größten Entfernung von ihr ſtand, aber die Mauer öffnete ſich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verſchwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerkſamkeit der Schlange auf ſich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren ſtille Flamme man gerne hinein ſah, und die auf eine wunderbare Weiſe, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommſt du, da wir Licht haben? fragte der goldene König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf. — Endigt ſich mein Reich? fragte der ſilberne König. — Spät oder nie, verſetzte der Alte.

Mit einer ſtarken Stimme fing der eherne König an zu fragen: Wann werde ich aufſtehen? — Bald, verſetzte der Alte. — Mit wem ſoll ich mich verbinden? fragte der König. — Mit deinen ältern Brüdern, ſagte der Alte. — Was wird aus dem jüngſten werden? fragte der König. — Er wird ſich ſetzen, ſagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen ſtotternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte alles betrachtet und beſah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand an eine Saule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig als ſchön. Allein das Metall, woraus er gegoſſen war, konnte man nicht unterſcheiden. Genau betrachtet war es eine Miſchung der drei Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren.

Aber beim Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammen geſchmolzen zu ſeyn; goldne und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehn.

Indeſſen ſagte der goldne König zum Manne: Wie viel Geheimniſſe weißt du? — Drei, verſetzte der Alte. — Welches iſt das wichtigſte? fragte der ſilberne König. — Das offenbare, verſetzte der Alte. — Willſt du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, ſagte der Alte. — Was kümmert's mich! murmelte der zuſammengeſetzte König vor ſich hin.

Ich weiß das vierte, ſagte die Schlange, näherte ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas ins Ohr. — Es iſt an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallenen Bildſaulen klangen, und in dem Augenblicke verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und jedes durchſtrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Gold, denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelſteine zu verwandeln, und alle Metalle zu zernichten; dieſe Wirkung zu äußern mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat in ſeine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand ſein Weib in der größten Betrübniß. Sie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief ſie aus, wollt' ich dich heute doch nicht fortlaſſen! — Was giebt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum biſt du weg, ſagte ſie mit Schluchzen, ſo kommen zwei ungeſtüme Wanderer vor die Thüre; unvorſichtig laſſe ich ſie herein, es ſchienen ein paar artige, rechtliche Leute; ſie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte ſie für Irrlichter halten können: kaum ſind ſie im Hauſe, ſo fangen ſie an, auf eine unverſchämte Weiſe, mir mit Worten zu ſchmeicheln, und werden ſo zudringlich, daß ich mich ſchäme daran zu denken.

Nun, verſetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geſcherzt; denn deinem Alter nach ſollten ſie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelaſſen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau; ſoll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß. Und ſieh dich nur um, wie die Wände ausſehen; ſieh nur die alten Steine, die ich ſeit hundert Jahren nicht mehr geſehen habe; alles Gold haben ſie herunter geleckt, du glaubſt nicht mit welcher Behendigkeit, und ſie verſicherten immer, es ſchmecke viel beſſer als gemeines Gold. Als ſie die Wände rein gefegt hatten, ſchienen ſie ſehr gutes Muthes, und gewiß ſie waren auch in kurzer Zeit ſehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen ſie ihren Muthwillen von neuem an, ſtreichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, ſchüttelten ſich und eine Menge Goldſtücke ſprangen herum; du ſiehſt noch wie ſie dort unter der Bank leuchten; aber welch ein Unglück! unſer Mops fraß einige davon und ſieh da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich ſah es erſt, da ſie fort waren, denn ſonſt hätte ich nicht verſprochen, ihre Schuld beim Fährmann abzutragen. — Was ſind ſie ſchuldig? fragte der Alte — Drei Kohlhäupter, ſagte die Frau, drei Artiſchocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich verſprochen, ſie an den Fluß zu tragen.

Du kannst ihnen den Gefallen thun, sagte der Alte; denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber versprochen und betheuert haben sie es.

Indessen war das Feuer im Kamine zusammengebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuchtenden Goldstücke bei Seite, und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein, in dem schönsten Glanze, die Mauern überzogen sich mit Gold und der Mops war zu dem schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Abwechselung der braunen und schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

Nimm deinen Korb, sagte der Alte, und stelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artischocken und die drei Zwiebeln, lege sie umher und trage sie zum Flusse. Gegen Mittag laß dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bring' ihr den Onyx, sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sey nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langsamem Schritt, denn der Korb drückte sie aufs Haupt, und es war doch nicht der Onyx der so lastete. Alles todte was sie trug fühlte sie nicht, vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine

Zeit lang hingegangen, als sie auf einmal, erschreckt, stille stand; denn sie hatte beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen, und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er an sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder ersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fahrmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger edler schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Kahne.

Was bringt Ihr? rief der Alte. — Es ist das Gemüse das Euch die Irrlichter schuldig sind, versetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und versicherte, daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzahlte ihm, daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne und daß ihr die Last auf dem Wege den sie vor sich habe beschwerlich sey. Er blieb bei seiner abschlaglichen Antwort, indem er ihr versicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange. Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielem Hinundwiederreden versetzte endlich

der Alte: es iſt noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, ſo nehm' ich die ſechs Stücke zu mir, es iſt aber einige Gefahr dabei. — Wenn ich mein Wort halte, ſo laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringſte. Steckt Eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und verſprecht, daß Ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte that's, aber wie erſchrack ſie nicht, als ſie ihre Hand kohlſchwarz wieder aus dem Waſſer zog. Sie ſchalt heftig auf den Alten, verſicherte, daß ihre Hände immer das ſchönſte an ihr geweſen wären, und daß ſie, ungeachtet der harten Arbeit, dieſe edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie beſah die Hand mit großem Verdruſſe und rief verzweiflungsvoll aus: das iſt noch ſchlimmer! ich ſehe ſie iſt gar geſchwunden, ſie iſt viel kleiner als die andere.

Jetzt ſcheint es nur ſo, ſagte der Alte; wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach ſchwinden und endlich ganz verſchwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derſelben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können, nur daß ſie niemand ſehen wird. — Ich wollte lieber, ich könnte ſie nicht brauchen und man ſah' mir's nicht an, ſagte die Alte; indeſſen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um dieſe ſchwarze Haut und dieſe Sorge bald los zu werden. Eilig nahm ſie darauf den Korb, der ſich von ſelbſt über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe ſchwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der ſachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Geſtalt und ſein ſonderbarer Anzug hatten ſich der Alten tief eingedruckt.

Seine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten.

Um seine Schultern hing ein Purpurmantel, um sein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in schönen Locken; sein holdes Gesicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt, so wie seine schön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heißen Sand hin und ein tiefer Schmerz schien alle äußere Eindrücke abzustumpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich, ungeachtet seiner schönen Augen, müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: Ihr geht mir zu langsam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht versäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu passiren und der schönen Lilie das vortreffliche Geschenk von meinem Manne zu überbringen. Mit diesen Worten schritt sie eilends fort und eben so schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr geht zur schönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was ist das für ein Geschenk das Ihr tragt?

Mein Herr, versetzte die Frau dagegen, es ist nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen so einsylbig abgelehnt habt, Euch mit solcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tausch eingehen und mir Eure Schicksale erzählen, so will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geschenke steht. Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhaltnisse, die Geschichte des Hundes, und ließ ihn dabei das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der sanft zu ruhen schien, in seine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirst von ihren Handen berührt, du wirst von ihr belebt werden, anstatt daß

Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schicksal zu erfahren. Doch was sage ich traurig! ist es nicht viel betrübter und ängstlicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es seyn würde von ihrer Hand zu sterben! Sieh mich an, sagte er zu der Alten; in meinen Jahren, welch einen elenden Zustand muß ich erdulden. Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert sind hinweg, ich bin übrigens so nackt und lendürftig, als jeder andere Erdensohn, denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht sowohl von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet seyn wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings als wenn er lebte erwarmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarste schimmern. Beide erstaunten, denn sie hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. Wie! rief der Prinz; war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von

Jaspis und Prasem gebaut daſtand? Muß man nicht fürchten ſie zu betreten, da ſie aus Smaragd, Chryſopras und Chryſolith mit der anmuthigſten Mannichfaltigkeit zuſammengeſetzt erſcheint? Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war: denn die Schlange war es, die ſich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte, und in Geſtalt einer kühnen Brücke da ſtand. Die Wanderer betraten ſie mit Ehrfurcht und gingen ſchweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenſeitigen Ufer, als die Brücke ſich zu ſchwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Waſſers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Geſtalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß auf ihrem Rücken über den Fluß zu ſetzen gedankt, als ſie bemerkten, daß außer ihnen dreien noch mehrere Perſonen in der Geſellſchaft ſeyn müßten, die ſie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben ſich ein Geziſch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Geziſch antwortete; ſie horchten auf und konnten endlich folgendes vernehmen: Wir werden, ſagten ein paar wechſelnde Stimmen, uns erſt incognito in dem Park der ſchönen Lilie umſehen, und erſuchen euch, uns mit Anbruch der Nacht, ſobald wir nur irgend präſentabel ſind, der vollkommenen Schönheit vorzuſtellen. An dem Rande des großen Sees werdet ihr uns antreffen. Es bleibt dabei, antwortete die Schlange, und ein ziſchender Laut verlor ſich in der Luft.

Unſere drei Wanderer beredeten ſich nunmehr, in welcher Ordnung ſie bei der Schönen vortreten wollten, denn ſo viel Perſonen auch um ſie ſeyn konnten, ſo durften ſie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn ſie nicht empfindliche Schmerzen erdulden ſollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte

ſich zuerſt dem Garten und ſuchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil ſie eben zur Harfe ſang; die lieblichen Töne zeigten ſich erſt als Ringe auf der Oberfläche des ſtillen Sees, dann wie ein leichter Hauch ſetzten ſie Gras und Büſche in Bewegung. Auf einem eingeſchloſſenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannichfaltiger Bäume, ſaß ſie und bezauberte beim erſten Anblick aufs neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das ſich ihr mit Entzücken näherte und bei ſich ſelbſt ſchwur, die Schöne ſey während ihrer Abweſenheit nur immer ſchöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigſten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück Euch anzuſehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe ſo reizend in Eurem Schooße lehnt, wie Eure Arme ſie ſo ſanft umgeben, wie ſie ſich nach Eurer Bruſt zu ſehnen ſcheint und wie ſie unter der Berührung Eurer ſchlanken Finger ſo zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konnteſt!

Unter dieſen Worten war ſie näher gekommen; die ſchöne Lilie ſchlug die Augen auf, ließ die Hände ſinken und verſetzte: Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur deſto ſtärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Kanarienvogel todt, der ſonſt meine Lieder auf das angenehmſte begleitete; er war gewohnt auf meiner Harfe zu ſitzen, und ſorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anſtimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals ſeine harmoniſchen Töne hören läßt, ſchießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Thier, erſchrocken, flüchtet in meinen Buſen und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen ſeines ſcheidenden

Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen ſchleicht der Rauber dort ohnmachtig am Waſſer hin, aber was kann mir ſeine Strafe helfen, mein Liebling iſt todt und ſein Grab wird nur das traurige Gebüſch meines Gartens vermehren.

Ermannt Euch, ſchöne Lilie! rief die Frau, indem ſie ſelbſt eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzahlung des unglücklichen Madchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt Euch zuſammen, mein Alter läßt Euch ſagen, Ihr ſollt Eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vorbote des größten Glücks anſehen; denn es ſey an der Zeit; und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie ſie ſchwarz geworden iſt! wahrhaftig ſie iſt ſchon um vieles kleiner, ich muß eilen eh' ſie gar verſchwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Gefalligkeit erzeigen, warum mußt' ich dem Rieſen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel geben? ſo bring' ich ſie dem Fluſſe und meine Hand iſt weiß wie vorher, ſo daß ich ſie faſt neben die Eurige halten könnte.

Kohlhaupter und Zwiebeln könnteſt du allenfalls noch finden: aber Artiſchocken ſucheſt du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt ſogleich und ſchießt hoch auf. Alle dieſe Gruppen, dieſe Büſche, dieſe Haine habe ich leider wachſen ſehen. Die Schirme dieſer Pinien, die Obelisken dieſer Cypreſſen, die Koloſſen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reiſer als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen ſonſt unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf dieſe Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der ſchönen

Lilie immer schwarzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte, daß sie das beste vergessen hatte. Sie hub sogleich den verwandelten Hund heraus und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. Mein Mann, sagte sie, schickt Euch dieses Andenken, Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen, und die Betrubniß, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn besitzt.

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es schien, mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zusammen, sagte sie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! ist es nicht bloß ein Wahn unsrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammen trifft, uns vorbilden das Beste sey nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wohl seines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?

Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach! warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen

Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deßhalb der schönen Lilie sogleich zuversichtlich Muth ein.

Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt! rief sie aus; fragt nur diese gute Frau wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint. Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar und kein Smaragd so schönfarbig.

Ich wünsche euch Glück dazu, sagte Lilie, allein verzeihet mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußganger hinüber schreiten und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. Verweilt noch einen Augenblick, sagte die schöne Lilie, und nehmt meinen armen Kanarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit Eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib seyn; aber eilt was ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch sey, sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, der Tempel ist erbauet.

Er ſteht aber noch nicht am Fluſſe, verſetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, ſagte die Schlange; ich habe die Könige geſehen und geſprochen.

Aber wann werden ſie aufſtehen? fragte Lilie.

Die Schlange verſetzte: ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: es iſt an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete ſich über das Angeſicht der Schönen. Höre ich doch, ſagte ſie, die glücklichen Worte ſchon heute zum zweitenmal; wann wird der Tag kommen, an dem ich ſie dreimal höre?

Sie ſtand auf und ſogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüſch, das ihr die Harfe abnahm. Dieſer folgte eine andere, die den elfenbeinernen, geſchnitzten Feldſtuhl, worauf die Schöne geſeſſen hatte, zuſammenſchlug und das ſilberne Kiſſen unter den Arm nahm. Eine dritte, die einen großen, mit Perlen geſtickten Sonnenſchirm trug, zeigte ſich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck ſchön und reizend waren dieſe drei Mädchen und doch erhöhten ſie nur die Schönheit der Lilie, indem ſich jedes geſtehen mußte, daß ſie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die ſchöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte ſich, berührte ihn und in dem Augenblicke ſprang er auf. Munter ſah er ſich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt ſeine Wohlthaterin auf das freundlichſte zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an ſich. So kalt du biſt, rief ſie aus, und obgleich nur ein halbes Leben in dir wirkt, biſt du mir doch willkommen; zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir ſcherzen, freundlich dich ſtreicheln, und feſt dich an mein Herz drücken. Sie ließ ihn darauf los, ſagte ihn von ſich, rief

ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschuldig mit ihm auf dem Grase umher, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn schon kennen, nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

Es ist nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht! versetzte darauf der Jüngling; klage vielmehr dich an und das Schicksal, und vergönne mir, daß ich mit dem Gefährten meines Elends Gesellschaft mache.

Indessen hörte der Mops nicht auf die Schöne zu necken, und sie antwortete dem durchsichtigen Liebling mit dem freundlichsten Betragen. Sie klatschte mit den Händen, um ihn zu verscheuchen; dann lief sie, um ihn wieder nach sich zu ziehen. Sie suchte ihn zu haschen, wenn er floh, und jagte ihn von sich weg, wenn er sich an sie zu drängen versuchte. Der Jüngling sah stillschweigend und mit wachsendem Verdrusse zu; aber endlich, da sie das häßliche Thier, das ihm ganz abscheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Busen drückte und die schwarze Schnauze mit ihren himmlischen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: Muß ich, der ich durch ein trauriges

Geſchick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich ſelbſt, verloren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen, daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung feſſeln und deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblicke zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden; wenn deine Berührung tödtet, ſo will ich von deinen Händen ſterben.

Mit dieſen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von ſeiner Hand, er aber ſtürzte auf die Schöne los, ſie ſtreckte die Hände aus, ihn abzuhalten und berührte ihn nur deſto früher. Das Bewußtſeyn verließ ihn, und mit Entſetzen fühlte ſie die ſchöne Laſt an ihrem Buſen. Mit einem Schrei trat ſie zurück, und der holde Jüngling ſank entſeelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geſchehen! Die ſüße Lilie ſtand unbeweglich, und blickte ſtarr nach dem entſeelten Leichnam. Das Herz ſchien ihr im Buſen zu ſtocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens ſuchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgeſtorben. Ihre ſtumme Verzweiflung ſah ſich nach Hülfe nicht um, denn ſie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte ſich die Schlange deſto emſiger; ſie ſchien auf Rettung zu ſinnen, und wirklich dienten ihre ſonderbaren Bewegungen wenigſtens die nächſten ſchrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geſchmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam,

faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernen Feldstuhl, und nöthigte, mit freundlichen Gebärden, die Schöne sich zu setzen; bald darauf kam die zweite, die einen feuerfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte sie das prachtige Instrument an sich gedrückt, und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erste mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, sich der Schönen gegenüber stellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmste Bild, das in der Natur zu finden war, darstellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man hoffte ihre traurige Lage verändert zu sehen; so sehr wünschte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erschien fest zu halten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr, doch bald löst'e sich ihr Schmerz in Thränen auf, zwei Mädchen faßten sie hülfreich in die Arme, die Harfe sank aus ihrem Schooße, kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bei Seite.

Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, eh die Sonne untergeht? zischte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten sich. In diesem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verloren und verstummelt, rief sie aus! sehr wie meine Hand beinahe ganz weggeschwunden ist;

weder der Fahrmann noch der Riese wollten mich übersetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Wassers bin; vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drei Stücke, und keine Artischocke ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth, sagte die Schlange, und sucht hier zu helfen; vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzusuchen, es ist noch zu hell sie zu sehen, aber vielleicht hört ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß, und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.

Das Weib eilte so viel sie konnte, und die Schlange schien eben so ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beiden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Baume, des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thranen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um, denn sie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magischen Kreis durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn den Habicht, dessen Brust die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich vor Freuden über das gute Zeichen, und sie betrog sich nicht; denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: welcher gute Geist sendet dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach dir verlangen und deiner so sehr bedürfen?

Der Geiſt meiner Lampe, verſetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie ſprathelt wenn man meiner bedarf, und ich ſehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden ſoll. Sey ruhig, ſchönſtes Mädchen! ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufſchieben wollen wir und hoffen. Halte deinen Kreis geſchloſſen, fuhr er fort, indem er ſich an die Schlange wendete, ſich auf einen Erdhügel neben ſie hinſetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte ſtehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indeſſen untergegangen, und wie die Finſterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weiſe zu leuchten an, ſondern der Schleier Liliens gab auch ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelſeitig mit ſtiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erſchien daher das alte Weib in Geſellſchaft der beiden muntern Flammen, die zwar zeither ſehr verſchwendet haben mußten, denn ſie waren wieder äußerſt mager geworden, aber ſich nur deſto artiger gegen die Prinzeſſin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen, beſonders zeigten ſie ſich ſehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Beſcheiden ſchlugen

die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Lob ihrer Schönheit verschönerte sie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne so lange sie von seiner Lampe beschienen sey, behauptete sie mehr als einmal, daß wenn es so fort gehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert worden. Und wirklich war Mitternacht herbeigekommen man wußte nicht wie. Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen, jeder verrichte sein Amt, jeder thue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch, denn alle gegenwartige Personen sprachen für sich und drückten laut aus was sie zu thun hatten, nur die drei Madchen waren stille; eingeschlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenschirm, die dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war spat. Die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorubergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerschönste, gehalten.

Fasse, sagte der Alte zum Habicht, den Spiegel, und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schlaferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an sich zu bewegen, lös'te den Kreis auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feierlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man

hatte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender; sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Kanarienvogel auf die Brust, der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vielerlei Lichtern auf das sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinübersteigen, wodurch die wohlthatige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber zogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf ans Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder, und die Schlange zog aufs neue ihren Kreis umher, der Alte neigte sich vor ihr und sprach: was hast du beschlossen?

Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde, verſetzte die Schlange; verſprich mir daß du keinen Stein am Lande laſſen willſt.

Der Alte verſprach's und ſagte darauf zur ſchönen Lilie: rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten. Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke ſchien dieſer in das Leben überzugehen, er bewegte ſich im Korbe, ja er richtete ſich in die Höhe und ſaß; Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt ſie zurück, er half dagegen dem Jüngling aufſtehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreiſe trat.

Der Jüngling ſtand, der Kanarienvogel flatterte auf ſeiner Schulter, es war wieder Leben in beiden, aber der Geiſt war noch nicht zurückgekehrt; der ſchöne Freund hatte die Augen offen und ſah nicht, wenigſtens ſchien er alles ohne Theilnehmung anzuſehn, und kaum hatte ſich die Verwunderung über dieſe Begebenheit in etwas gemäßigt, als man erſt bemerkte, wie ſonderbar die Schlange ſich verändert hatte. Ihr ſchöner ſchlanker Körper war in tauſend und tauſend leuchtende Edelſteine zerfallen; unvorſichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an ſie geſtoßen, und man ſah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein ſchöner Kreis leuchtender Edelſteine lag im Graſe.

Der Alte machte ſogleich Anſtalt, die Steine in den Korb zu faſſen, wozu ihm ſeine Frau behülflich ſeyn mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er ſchüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und ſeines Weibes, die gerne davon ſich etwas ausgeſucht hatten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne ſchwammen die Steine mit den Wellen hin,

und man konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken.

Meine Herren, sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang, aber Sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir dießmal eingehen müssen und die außer Ihnen niemand aufschließen kann.

Die Irrlichter neigten sich anständig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felsen, der sich vor ihm aufthat; der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch; still und ungewiß hielt sich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Nun schlossen die Irrlichter den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammen neigten und mit einander zu sprechen schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem großen ehernen Thore befand, dessen Flügel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der Alte rief sogleich die Irrlichter herbei, die sich nicht lange aufmuntern ließen, sondern geschäftig mit ihren spitzesten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten schnell aufsprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erschienen. Jeder neigte sich vor den ehrwürdigen Herrschern, besonders ließen es die Irrlichter an krausen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pause fragte der goldne König: Woher kommt ihr? — Aus der Welt; antwortete der Alte. — Wohin geht ihr? fragte der silberne König. — In die Welt;

ſagte der Alte. — Was wollt ihr bei uns? fragte der eherne König. — Euch begleiten; ſagte der Alte.

Der gemiſchte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, ſprach: Hebet euch weg von mir, mein Gold iſt nicht für euren Gaum. Sie wandten ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegten ſich an ihn, ſein Gewand glanzte ſchön von ihrem gelblichen Widerſchein. Ihr ſeyd mir willkommen, ſagte er, aber ich kann euch nicht ernahren; ſattiget euch auswarts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten ſich und ſchlichen, bei dem ehernen vorbei, der ſie nicht zu bemerken ſchien, auf den zuſammengeſetzten los. Wer wird die Welt beherrſchen? rief dieſer mit ſtotternder Stimme. — Wer auf ſeinen Füßen ſteht, antwortete der Alte. — Das bin ich! ſagte der gemiſchte König. — Es wird ſich offenbaren, ſagte der Alte, denn es iſt an der Zeit.

Die ſchöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs herzlichſte. Heiliger Vater, ſagte ſie, tauſendmal dank' ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum drittenmal. Sie hatte kaum ausgeredet, als ſie ſich noch feſter an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu ſchwanken, die Alte und der Jüngling hielten ſich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel ſich bewegte, wie ein Schiff das ſich ſanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet ſind; die Tiefen der Erde ſchienen ſich vor ihm aufzuthun als er hindurch zog. Er ſtieß nirgends an, kein Felſen ſtand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke ſchien ein feiner Regen durch die Oeffnung der Kuppel hereinzurieſeln; der Alte hielt die ſchöne Lilie feſter und ſagte zu ihr: Wir ſind unter dem Fluſſe und

bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten ſie ſtill zu ſtehn, doch ſie betrogen ſich; der Tempel ſtieg aufwärts.

Nun entſtand ein ſeltſames Getöſe über ihrem Haupte. Bretter und Balken, in ungeſtalter Verbindung, begannen ſich zu der Oeffnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte ſprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb ſtehen. Die kleine Hütte des Fahrmanns, denn ſie war es die der Tempel, im Aufſteigen, vom Boden abgeſondert und in ſich aufgenommen hatte, ſank allmählig herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber ſchrien laut, und der Tempel ſchütterte wie ein Schiff das unvermuthet ans Land ſtößt. Aengſtlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verſchloſſen und auf ihr Pochen hörte niemand. Sie pochten heftiger und wunderten ſich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verſchloſſenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, ſo veränderte ſie ſogar ihre Geſtalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfoſten und Balken, und dehnte ſich zu einem herrlichen Gebäuſe von getriebener Arbeit aus. Nun ſtand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer ſchien ihn zu unterſtützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein ſilbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm ſogleich den Fahrmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die ſchöne Lilie ſtieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer mußte ſie ſich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, ſo lange die Lampe verborgen geweſen, immer kleiner geworden war, rief: Soll ich doch noch unglücklich werden? iſt bei ſo vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten? Ihr Mann deutete nach der offenen Pforte und ſagte: Siehe, der Tag bricht an, eile und bade dich im Fluſſe. — Welch ein Rath! rief ſie, ich ſoll wohl ganz ſchwarz werden und ganz verſchwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt. — Gehe, ſagte der Alte, und folge mir! Alle Schulden ſind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erſchien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel, der Alte trat zwiſchen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: Drei ſind die da herrſchen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bei dem erſten Worte ſtand der goldne König auf, bei dem zweiten der ſilberne und bei dem dritten hatte ſich der eherne langſam empor gehoben, als der zuſammengeſetzte König ſich plötzlich ungeſchickt niederſetzte.

Wer ihn ſah' konnte ſich, ungeachtet des feierlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten, denn er ſaß nicht, er lag nicht, er lehnte ſich nicht an, ſondern er war unförmlich zuſammengeſunken.

Die Irrlichter, die ſich bisher um ihn beſchäftigt hatten, traten zur Seite; ſie ſchienen, obgleich blaß beim Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; ſie hatten auf eine geſchickte Weiſe die goldnen Adern des koloſſalen Bildes mit ihren ſpitzen Zungen bis aufs innerſte heraus geleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch

entſtanden waren, erhielten ſich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Geſtalt. Als aber auch zuletzt die zarteſten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zuſammen und leider grade an den Stellen die ganz bleiben, wenn der Menſch ſich ſetzt; dagegen blieben die Gelenke, die ſich hätten biegen ſollen, ſteif. Wer nicht lachen konnte, mußte ſeine Augen wegwenden; das Mittelding zwiſchen Form und Klumpen war widerwartig anzuſehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den ſchönen, aber immer noch ſtarr vor ſich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und grade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürſten lag ein Schwert, in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete ſich — Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum ſilbernen, der ſein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieſer ergriff es mit der linken Hand, und der König ſagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe! Als ſie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich ſegnender Gebarde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und ſprach: Erkenne das Höchſte!

Der Alte hatte während dieſes Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob ſich ſeine Bruſt, ſeine Arme regten ſich und ſeine Füße traten feſter auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und durch einen unausſprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge, ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſt, und das erſte Wort ſeines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die ſilbernen Treppen hinauf entgegeneilte; denn ſie hatte von der Zinne des Altars

seiner Reise zugesehn: liebe Lilie! was kann der Mann, ausgestattet mit allem, sich köstlicheres wünschen als die Unschuld und die stille Neigung die mir dein Busen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildsaulen ansah, herrlich und sicher ist das Reich unserer Vater, aber du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe. Mit diesen Worten fiel er dem schönen Madchen um den Hals; sie hatte den Schleier weggeworfen und ihre Wangen farbten sich mit der schönsten unvergänglichsten Röthe.

Hierauf sagte der Alte lachelnd: Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr.

Ueber dieser Feierlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die offne Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein großer mit Saulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen uber den Fluß hinüber reichte; sie war an beiden Seiten mit Saulengangen fur die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten, und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin und her flossen. Sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren, sagte der Mann mit

der Lampe, du biſt ihr das Leben, deine Völker ſind ihr die Brücke ſchuldig, wodurch dieſe nachbarlichen Ufer erſt zu Landern belebt und verbunden werden. Jene ſchwimmenden und leuchtenden Edelſteine, die Reſte ihres aufgeopferten Körpers, ſind die Grundpfeiler dieſer herrlichen Brücke, auf ihnen hat ſie ſich ſelbſt erbaut und wird ſich ſelbſt erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieſes wunderbaren Geheimniſſes von ihm verlangen, als vier ſchöne Madchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Harfe, dem Sonnenſchirm und dem Feldſtuhl erkannte man ſogleich die Begleiterinnen Liliens, aber die vierte, ſchöner als die drei, war eine unbekannte, die ſcherzend ſchweſterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die ſilbernen Stufen hinaufſtieg.

Wirſt du mir künftig mehr glauben, liebes Weib? ſagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen: wohl dir und jedem Geſchöpfe, das ſich dieſen Morgen im Fluſſe badet!

Die verjüngte und verſchönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkoſungen mit Freundlichkeit aufnahm. Wenn ich dir zu alt bin, ſagte er lachelnd, ſo darfſt du heute einen andern Gatten wählen; von heute an iſt keine Ehe gültig, die nicht aufs neue geſchloſſen wird.

Weißt du denn nicht, verſetzte ſie, daß auch du jünger geworden biſt? — Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erſcheine; ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtauſend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und ſtieg mit ihr und ihren übrigen Geſpielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Manner nach der

Brücke hinsah und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit, denn er sah einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden; anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das ungeschickteste hineintrat, so ward doch seine Gegenwart zwar von allen angestaunt doch von niemand gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen schien, und er die Hände aufhub sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fauste hinter ihm so kraftig und ungeschickt unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammenstürzten, beschadigt wurden, und Gefahr liefen in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte, doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Scepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefahrten an. Ich errathe deine Gedanken, sagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmachtig. Sey ruhig! er schadet zum letztenmal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt.

Indessen war der Riese immer naher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offnen Augen sah, die Hände sinken lassen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er ſtand als eine koloſſale mächtige Bildſäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und ſein Schatten zeigte die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her, nicht in Zahlen, ſondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu ſehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die als ſie mit größter Herrlichkeit geſchmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, herauf ſtieg, das ſeltſame Bild erblickte, das die Ausſicht aus dem Tempel nach der Brücke faſt zudeckte.

Indeſſen hatte ſich das Volk dem Rieſen nachgedrängt, da er ſtill ſtand, ihn umgeben und ſeine Verwandlung angeſtaunt. Von da wandte ſich die Menge nach dem Tempel, den ſie erſt jetzt gewahr zu werden ſchien und drängte ſich nach der Thür.

In dieſem Augenblick ſchwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar ſtehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erſchienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmliſchen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf ſein Angeſicht. Als die Menge ſich wieder erholt hatte und aufſtand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgeſtiegen, um durch verborgene Hallen nach ſeinem Palaſte zu gehen, und das Volk zerſtreute ſich in dem Tempel, ſeine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht ſtehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war deſto begieriger zu wiſſen, was unter dem Teppiche in der vierten Niſche für ein

Klumpen verborgen seyn möchte; denn, wer es auch mochte gewesen seyn, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prachtige Decke über den zusammengesunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf wegzuheben.

Das Volk hatte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hatte sich in dem Tempel selbst erdrückt, ware ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldstücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten, die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemachtigen, einzeln wiederholte sich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Gold aus den Gliedern des zusammengesunkenen Königs auf eine lustige Weise vergendeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeit lang hin und wieder, drangte und zerriß sich, auch noch da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmahlig, zog seine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.

Die guten Weiber.

Henriette war mit Armidoro schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spaziert, in welchem sich der Sommerklubb zu versammeln pflegte. Oft fanden sich diese beiden zuerst ein; sie hegten gegeneinander die heiterste Neigung und nährten bei einem reinen gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.

Die lebhafte Henriette sah kaum in der Ferne Amalien nach dem Lusthause gehen, als sie eilte ihre Freundin zu begrüßen. Amalie hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalia brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergehn der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche laute Unterhaltung der Spieler im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer andern entgegensetzte. Henriette dagegen war mit ihren Worten nicht karg, mit allem zufrieden und mit dem Lobe frisch bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinklair nennen wollen, trat zu den beiden. Was bringen Sie Neues? rief Henriette ihm entgegen.

Sie ahnen es wohl kaum, versetzte Sinklair, indem er sein Portefeuille herauszog. Und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich die Kupfer zum dießjährigen Damenkalender bringe;

ſo werden Sie die Gegenſtände derſelben doch nicht errathen; ja wenn ich weiter gehe, und ihnen eröffne daß in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgeſtellt ſind —

Nun! fiel Henriette ihm in das Wort: es ſcheint Sie wollen unſerm Scharfſinne nichts übrig laſſen. Sogar, wenn ich nicht irre, thun Sie mir es zum Poſſen, da Sie wiſſen, daß ich gern Charaden und Räthſel entwickele, gern das, was einer ſich denkt, ausfragen mag. Alſo zwölf Frauenzimmer-Charaktere, oder Begebenheiten, oder Anſpielungen, oder was ſonſt zur Ehre unſeres Geſchlechts gereichen könnte.

Sinklair ſchwieg und lachelte, Amalie warf ihren ſtillen Blick auf ihn und ſagte, mit der feinen, höhniſchen Miene die ihr ſo wohl ſteht: wenn ich ſein Geſicht recht leſe, ſo hat er etwas gegen uns in der Taſche. Die Manner wiſſen ſich gar viel, wenn ſie etwas finden können, was uns, wenigſtens dem Scheine nach, herabſetzt.

Sinklair. Sie ſind gleich ernſt, Amalia, und drohen bitter zu werden. Kaum wag' ich meine Blattchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinklair. Es ſind Caricaturen.

Henriette. Die liebe ich beſonders.

Sinklair. Abbildungen böſer Weiber.

Henriette. Deſto beſſer! Darunter gehören wir nicht. Wir wollen uns unſere leidigen Schweſtern im Bilde ſo wenig zu Gemuthe ziehen, als die in der Geſellſchaft.

Sinklair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Briefſtaſche weg, zog die Bilder heraus, breitete die ſechs Blattchen vor ſich auf den Tiſch aus, überlief ſie ſchnell mit dem Auge und rückte daran hin und

her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karte ſchlägt. Vortrefflich! rief ſie, das heiß' ich nach dem Leben! hier dieſe, mit dem Schnupftabacksfinger unter der Naſe, gleicht völlig der Mad. S., die wir heute Abend ſehen werden; dieſe, mit der Katze, ſieht beinahe aus wie meine Großtante; die mit dem Knaul hat was von unſerer alten Putzmacherin. Es findet ſich wohl zu jeder dieſer häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Mannern. Einen ſolchen gebückten Magiſter hab' ich irgendwo geſehen und eine Art von ſolchem Zwirnhalter auch. Sie ſind recht luſtig dieſe Küpferchen und beſonders hübſch geſtochen.

Wie können Sie, verſetzte ruhig Amalia, die einen kalten Blick auf die Bilder warf und ihn ſogleich wieder abwendete, hier beſtimmte Aehnlichkeiten aufſuchen. Das Häßliche gleicht dem Haßlichen, ſo wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet ſich unſer Geiſt ab, zu dieſem wird er hingezogen.

Sinklair. Aber Phantaſie und Witz finden mehr ihre Rechnung, ſich mit dem Häßlichen zu beſchäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen laßt ſich viel machen, aus dem Schönen nichts.

Aber dieſes macht uns zu etwas, jenes vernichtet uns! ſagte Armidoro, der im Fenſter geſtanden und von weitem zugehört hatte. Er ging, ohne ſich dem Tiſche zu nähern, in das anſtoßende Cabinet.

Alle Klubbgeſellſchaften haben ihre Epochen. Das Intereſſe der Geſellſchaft aneinander, das gute Verhältniß der Perſonen zu einander, iſt ſteigend und fallend. Unſer Klubb hat dieſen Sommer gerade ſeine ſchöne Zeit. Die Mitglieder ſind meiſt gebildete, wenigſtens mäßige und leidliche Menſchen, ſie ſchätzen wechſelſeitig ihren Werth und laſſen den Unwerth ſtill auf ſich beruhen. Jeder findet ſeine Unterhaltung

und das allgemeine Geſprach iſt oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

Eben kam Seyton mit ſeiner Frau, ein Mann, der erſt in Handels-, dann in politiſchen Geſchaften viel gereiſ't hatte, angenehmen Umgangs, doch in gröſerer Geſellſchaft meiſtens nur ein willkommner l'Hombreſpieler; ſeine Frau, liebenswürdig, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. Sie fuhlte ſich glücklich daß ſie ungehindert eine lebhafte Sinnlichkeit heiter beſchaftigen durfte. Einen Hausfreund konnte ſie nicht entbehren, und Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu hauslichen Tuenden.

Wir behandeln unſere Leſer als Fremde, als Klubbaaſie, die wir vertraulich gern, in der Geſchwindigkeit, mit der Geſellſchaft bekannt machen möchten. Der Dichter ſoll uns ſeine Perſonen in ihren Handlungen darſtellen, der Geſprachſchreiber darf ſich ja wohl kürzer faſſen und ſich und ſeinen Leſern durch eine allgemeine Schilderung geſchwind über die Erpoſition weghelfen.

Seyton trat zu dem Tiſche und ſah die Bilder an.

Hier entſteht, ſagte Henriette, ein Streit für und gegen Caricatur. Zu welcher Seite wollen Sie ſich ſchlagen? Ich erklare mich dafur und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderſtehlich anziehendes?

Amalia. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn ſie über einen Abweſenden hergeht, etwas unglaublich reizendes?

Henriette. Macht ein ſolches Bild nicht einen unauslöſchlichen Eindruck?

Amalia. Das iſt's warum ich ſie verabſcheue. Iſt nicht der unauslöſchliche Eindruck jedes Ekelhaften eben das, was uns in der Welt ſo oft verfolgt, uns manche gute Speiſe verdirbt und manchen guten Trunk vergallt.

Henriette. Nun so reden Sie doch, Seyton.

Seyton. Ich würde zu einem Vergleich rathen. Warum sollen Bilder besser seyn als wir selbst? Unser Geist scheint zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch soviel andere Gegensätze scheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu seyn, und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und schön gemalt hat, daß ihm einfällt einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen.

Amalia. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch das in ihr Gebiet zögen, was bessern Regionen angehört.

Seyton. Darin handeln sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch zu sich hinüber was ihnen kaum angehören kann.

Amalia. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder vorzüglicher Menschen so schändlich entstellen. Ich mag es machen wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfnäsigen Besenstiel, und den in so manchem Betracht schätzenswerthen Fox als ein wohlgesacktes Schwein denken.

Henriette. Das ist was ich sagte. Alle solche Frazzenbilder drücken sich unauslöschlich ein und ich läugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Gespenster aufrufe, und sie noch schlimmer verzerre.

Sinklair. Lassen Sie sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zur Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter.

Seyton. Ich sehe, hier ist die Hunde-Liebhaberei nicht zum erfreulichsten dargestellt.

Amalia. Das mag hingehen, denn mir sind diese Thiere besonders zuwider.

Sinklair. Erst gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalia. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menschen.

Seyton. Sie erinnern sich wohl, was ein Reisender von der Stadt Graitz erzählt: daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich seyn, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

Sinklair. Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalia. Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deutschen Ausdruck, manchmal still stehen kann; so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

Sinklair. Glücklicherweise haben wir in der Gesellschaft niemand, der einen Hund begünstigte, als Madame Seyton. Sie liebt ihr artiges Windspiel besonders.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig seyn.

Madame Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobnem Finger.

Seyton. Es beweis't was Sie vorhin sagten, Sinklair, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind (so rief er seiner Frau zu), nicht unsere Geschichte erzählen? Sie macht uns beiden keine Schande.

Madame Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihr

Einwilligung zu erkennen und er fing an zu erzählen: Wir beiden liebten uns, und hatten uns vorgenommen einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etablissements vorausſahen. Endlich zeigte ſich eine ſichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reiſe vornehmen, die mich länger, als ich wünſchte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreiſe ließ ich ihr mein Windſpiel zurück. Es war ſonſt mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war ein munterer Geſellſchafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hauſe galt das Thier ſtatt einer Unterhaltung, auf den Promenaden, wo wir ſo oft zuſammen ſpaziert hatten, ſchien das Geſchöpf mich aufzuſuchen und, wenn es aus den Büſchen ſprang, mich anzukündigen. So täuſchte ſich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit da ich wieder zu kommen hoffte, meine Abweſenheit ſich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geſchöpf mit Tode abging.

Madame Seyton. Nun, liebes Männchen, hübſch redlich, artig und vernünftig erzählt.

Seyton. Es ſteht dir frei, mein Kind, mich zu controliren. Meiner Freundin ſchien ihre Wohnung leer, der Spaziergang unintereſſant, der Hund, der ſonſt neben ihr lag, wenn ſie an mich ſchrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangeliſten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand ſich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Geſellſchafters zu Hauſe und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag ſo billig denken als man will, die Sache ſtand gefährlich.

Madame Seyton. Ich muß dich nur gewähren laſſen. Eine wahre Geſchichte iſt ohne Exaggeration ſelten erzählenswerth.

Seyton. Ein beiderseitiger Freund, den wir, als stillen Menschenkenner und Herzenskenner, zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal, und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im Stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines, aus dem Grabe gleichsam auferstandnen, Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfangliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge, menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt und der neue Günstling blieb ein steter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich, wie einen Fremden heftig anbellte. Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedachtniß haben als die antiken! rief ich aus; Ulyß wurde nach so langen Jahren von dem seinigen wieder erkannt, und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen. Und doch hat er deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht! versetzte sie, indem sie mir versprach das Rathsel aufzulösen. Das geschah auch bald, denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

Madame Seyton. Mit dieser Geschichte mag's so bewenden. Wenn dir's recht ist, so gehe ich noch eine Stunde spazieren; denn du wirst dich nun doch an den l'Hombretisch setzen.

Er nickte ihr sein Ja zu; sie nahm den Arm ihres Hausfreundes an und ging nach der Thür. Liebes Kind, nimm doch den Hund mit! rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft

lächelte und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieſes abſichtloſe Wort ſo artig paßte, und jedermann darüber eine kleine, ſtille Schadenfreude empfand.

Sinklair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicherweiſe eine Verbindung befeſtigte; ich kann von einem andern ſagen, deſſen Einfluß zerſtörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiſ'te, auch ich ließ eine Freundin zurück. Nur mit dem Unterſchied, daß ihr mein Wunſch ſie zu beſitzen noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenſtände, die ich geſehn hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft, ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzahlen, ich hoffte auf die beſondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menſchen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand ſie ſehr lebhaft mit einem Hunde beſchaftigt. That ſie's aus Geiſt des Widerſpruchs, der manchmal das ſchöne Geſchlecht beſeelt; oder war es ein unglücklicher Zufall, genug die liebenswürdigen Eigenſchaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demſelben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz was alles dazu gehören mag, waren das einzige Geſpräch, womit ſie einen Menſchen unterhielt, der ſeit Jahr und Tag eine weit' und breite Welt in ſich aufgenommen hatte. Ich ſtockte, ich verſtummte, ich erzahlte ſo manches andere, was ich abweſend ihr immer gewidmet hatte, ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unſer Verhaltniß immer kalter, und wenn es ſich zuletzt gar zerſchlug, ſo muß ich, wenigſtens in meinem Herzen, die erſte Schuld jenem Hunde beimeſſen.

Armidoro, der aus dem Cabinet wieder zur Geſellſchaft getreten war, ſagte, nachdem er dieſe Geſchichte vernommen:

es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausuben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet werde, will ich erzahlen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab:

Ferrand und Cardano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhaltniß gelebt. Pagen an Einem Hofe, Officiere bei Einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden, und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das seine mit Leichtsinn und Uebermuth, dieser mit Bedacht und Anhaltsamkeit.

Zufallig hinterließ Cardano einer Dame in dem Moment als ein genaues Verhaltniß abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er schaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer andern, eben da er sie zu meiden gedachte, und von der Zeit an ward es Vorsatz, einer jeden Geliebten zum Abschied ein solches Hundchen zu hinterlassen. Ferrand wußte um diese Posse, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen ware.

Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheirathet war und auf seinen Gutern lebte. Cardano brachte einige Zeit, theils bei ihm, theils in der Nachbarschaft zu, und war auf diese Weise uber ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einst sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebstes Löwenhündchen, er nimmt es auf, es gefallt ihm besonders, er lobt es, streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Thier erhalten habe? Von Cardano, war

die Antwort. Auf einmal bemächtigt ſich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano ſeinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, des Sinnes des beleidigten Ehemanns, er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus ſeinen Liebkoſungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das ſchreiende Thier und die erſchrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine ſtille Uebereinkunft ſich abzuſondern, und ein zerrüttetes Hausweſen machen den Beſchluß dieſer Geſchichte.

Nicht ganz war dieſe Erzählung geendiget, als Eulalie in die Geſellſchaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünſcht wo ſie hinkam, eine der ſchönſten Zierden dieſes Klubbs, ein gebildeter Geiſt und eine glückliche Schriftſtellerin.

Man legte ihr die böſen Weiber vor, womit ſich ein geſchickter Künſtler an dem ſchönen Geſchlecht verſündigt, und ſie ward aufgefordert ſich ihrer beſſern Schweſtern anzunehmen.

Wahrſcheinlich, ſagte Amalie, wird nun auch eine Auslegung dieſer liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrſcheinlich wird es dem einen oder dem andern Schriftſteller nicht an Witz gebrechen, um das in Worten noch recht aufzudröſeln, was der bildende Künſtler hier in Darſtellungen zuſammengewoben hat.

Sinklair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz fallen laſſen, noch konnte er laugnen, daß hier und da eine Erklärung nöthig ſey, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht beſtehen könne und erſt dadurch gleichſam belebt werden müſſe. Wie ſehr ſich auch der bildende Künſtler bemüht Witz zu zeigen, ſo iſt er doch niemals dabei auf ſeinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inſchriften, ohne Erklärung iſt gewiſſermaßen ſtumm, es wird erſt etwas durch die Sprache.

Amalia. So laſſen Sie denn auch dieſes kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden. Ein Frauenzimmer iſt in einem Lehnſeſſel eingeſchlafen, wie es ſcheint über dem Schreiben; ein andres, das dabei ſteht, reicht ihr eine Doſe, oder ſonſt ein Gefaß hin, und weint. Was ſoll das vorſtellen?

Sinklair. So ſoll ich alſo den Erklarer machen? obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklarer gut geſinnt zu ſeyn ſcheinen. Hier ſoll, wie man mir ſagte, eine Schriftſtellerin vorgeſtellt ſeyn, welche Nachts zu ſchreiben pflegte, ſich von ihrem Kammermadchen das Dintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang in dieſer Stellung zu verharren, wenn auch ſelbſt der Schlaf ihre Gebieterin überwaltigt und dieſen Dienſt unnuß gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorſtellungen, ſo wie Feder und Dinte ſogleich wieder finden.

Arbon, ein denkender Künſtler, der mit Eulalien gekommen war, machte der Darſtellung, wie ſie das Blatt zeigte, den Krieg. Wenn man, ſo ſagte er, ja dieſe Begebenheit, oder wie man es nennen will, darſtellen wollte, ſo mußte man ſich anders dabei benehmen.

Henriette. Nun laſſen Sie uns das Bild geſchwind aufs neue componiren.

Arbon. Laſſen Sie uns vorher den Gegenſtand genau betrachten. Daß jemand ſich beim Schreiben das Dintenfaß halten laßt, iſt ganz natürlich, wenn die Umſtände von der Art ſind, daß er es nirgends hinſetzen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Dintenfaß, wenn dieſe, in ihrer Sanfte ſitzend, die Geſchichten aufſchrieb die wir noch mit ſo vielem Vergnugen leſen. Daß jemand, der im Bette ſchreibt, ſich das Dintenfaß halten laßt, iſt abermals der Sache gemaß. Genug, ſchöne Henriette die Sie

ſo gern fragen und rathen, was mußte der Künſtler vor allen Dingen thun, wenn er dieſen Gegenſtand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tiſch verbannen, er mußte die Schlafende ſo ſetzen, daß in ihrer Nähe ſich nichts befand wo das Dintenfaß ſtehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte ſie in einem der gepolſterten Lehnſeſſel vorgeſtellt, die man, wenn ich nicht irre, ſonſt Bergeren nannte, und zwar neben einem Kamin, ſo daß man ſie von vorn geſehn hatte. Es wird ſupponirt, daß ſie auf dem Knie geſchrieben habe; denn gewöhnlich, wer andern das Unbequeme zumuthet, macht ſich's ſelbſt unbequem. Das Papier entſinkt dem Schooße, die Feder der Hand und ein hübſches Mädchen ſteht daneben und hält verdrießlich das Dintenfaß.

Henriette. Ganz recht! Denn hier haben wir ſchon ein Dintenfaß auf dem Tiſche. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefaß in der Hand des Mädchens machen ſoll. Warum ſie nun gar Thränen abzuwiſchen ſcheint, läßt ſich bei einer ſo gleichgültigen Handlung nicht denken.

Sinklair. Ich entſchuldige den Künſtler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelaſſen.

Arbon. Der denn auch wahrſcheinlich an den beiden Mannern ohne Kopf, die an der Wand hängen, ſeinen Witz üben ſoll. Mich dünkt, man ſieht gerade in dieſem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künſte vermiſcht, die nicht zuſammengehören. Wüßte man nichts von erklarten Kupferſtichen, ſo machte man keine, die einer Erklarung bedurfen. Ich habe ſogar nichts dagegen, daß der bildende Künſtler witzige Darſtellungen verſuche, ob ich ſie gleich für außerſt ſchwer halte; aber auch alsdann bemühe er ſich ſein Bild ſelbſtſtandig zu machen. Ich will ihm Inſchriften und Zettel aus

dem Munde ſeiner Perſonen erlauben, nur ſehe er zu, ſein eigner Commentator zu werden.

Sinklair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, ſo werden Sie doch eingeſtehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für den, der Umſtände und Verhältniſſe kennt, unterhaltend und reizend ſeyn kann; warum ſollen wir alſo dem Commentator nicht danken, der uns in den Stand ſetzt, das geiſtreiche Spiel zu verſtehen, das vor uns aufgeführt wird.

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklarung des Bildes das ſich nicht ſelbſt erklart; nur müßte ſie ſo kurz und ſchlicht ſeyn als möglich. Jeder Witz iſt nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deßhalb nicht von allen verſtanden; was von dieſer Art aus fernen Zeiten und Landern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftſteller ſagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk ſchreiben wollte. Der Witz läuft ſchon bei ſeinem Urſprunge in Gefahr zu witzeln, im zweiten und dritten Glied wird er noch ſchlimmer ausarten.

Sinklair. Wie ſehr wünſchte ich, daß wir, anſtatt uns hier zu ſtreiten, unſerm Freunde, dem Herausgeber, zu Hulfe kamen, der zu dieſen Bildern nun einmal eine Erklarung wünſcht, wie ſie hergebracht, wie ſie beliebt iſt.

Armidoro (indem er aus dem Cabinet kommt). Ich höre, noch immer beſchaftigen dieſe getadelten Bilder die Geſellſchaft; waren ſie angenehm, ich wette ſie waren ſchon langſt bei Seite gelegt.

Amalia. Ich ſtimme darauf, daß es ſogleich geſchehe und zwar fur immer. Dem Herausgeber muß aufgelegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Dutzend und mehr haßliche, haſſenswerthe Weiber! in einem Damenkalender!

begreift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen seiner Schönen, welcher Gatte seiner Frau, ja welcher Vater seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt was sie nicht ist und was sie nicht seyn soll.

Armidoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun: Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in zierlichen Almanachen finden; unser wackerer Chodowiecki hat schon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeschmacks in so kleinen Monatskupfern trefflich dargestellt; allein was that er: er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines gefühlten Strebens nach Werth und Schönheit. Lassen Sie uns mehr thun als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte thun. Hat der bildende Künstler dießmal die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller, oder wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite und so kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen. Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern; und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blatter zu erklaren, sondern zu vernichten.

Sinklair. Thun Sie es, Eulalie! erzeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind.

Eulalie. Schriftsteller versprechen gar zu leicht, weil sie hoffen, dasjenige leisten zu konnen, was sie vermogen. Eigene Erfahrung hat mich bedachtig gemacht. Aber auch,

wenn ich in dieſer kurzen Zeit ſo viel Muße vor mir ſahe, würde ich doch Bedenken finden, einen ſolchen Auftrag zu übernehmen. Was zu unſern Gunſten zu ſagen iſt, muß eigentlich ein Mann ſagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günſtige vorzutragen gehört Enthuſiasmus, und wer hat Enthuſiasmus für ſein eigen Geſchlecht?

Armidoro. Einſicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung waren mir in dieſem Falle noch willkommner.

Sinklair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören, als von der Verfaſſerin, die ſich in dem Mährchen, das uns geſtern ſo ſehr entzückte, ſo unvergleichlich bewieſen hat.

Eulalie. Das Mährchen iſt nicht von mir!

Sinklair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinklair. Doch von einem Frauenzimmer.

Eulalie. Von einer Freundin.

Sinklair. So giebt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Wer weiß wie viel und beßre.

Armidoro. Mögen Sie der Geſellſchaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche ſonderbare Weiſe dieſe angenehme Production entſtanden iſt.

Eulalie. Ein Frauenzimmer das ich auf einer Reiſe ſchätzen und kennen lernte, fand ſich in ſonderbare Lagen verſetzt, die zu erzählen allzu weitläuftig ſeyn würde. Ein junger Mann, der viel für ſie gethan hatte, und ihr zuletzt ſeine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung, überraſchte ihre Vorſicht und ſie gewahrte, vor der ehelichen Verbindung, ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereigniſſe nöthigten den Bräutigam ſich zu entfernen und ſie ſah, in einer einſamen

ländlichen Wohnung, nicht ohne Sorgen und Unruhe, dem Glücke Mutter zu werden entgegen. Sie war gewohnt mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfallen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfalle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geist's, zum Anfang seines Daseyns, eine günstige Nahrung zu bereiten, schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufallig sendete ich ihr einige Bande Mahrchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von dem kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Productionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz los werden konnte, so kleidete sie nunmehr alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl, in einem so bedenklichen Zustande, alles verkörperte sich, in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalia. Wobei sie sich wohl schwerlich das Dintenfaß halten ließ.

Eulalie. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderlich und mahrchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir manchmal für ihren Kopf bange

ward. Alle ihre Zuſtande, ihre Entbindung, die nachſte Neigung zum Saugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der ſie nur durch die Ankunft ihres Brautigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeittage ſchloß ſie das Mahrchen, das, bis auf weniges, ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es geſtern gehört haben, und das eben den eignen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhalt in der es hervorgebracht wurde.

Die Geſellſchaft konnte ihre Verwunderung über dieſe Geſchichte nicht genug bezeigen, ſo daß Seyton, der ſeinen Plaß am l'Hombretiſche eben einem andern überlaſſen hatte, herbeitrat und ſich nach dem Inhalte des Geſprachs erkundigte. Man ſagte ihm kurz: es ſey die Rede von einem Mahrchen, das aus täglichen phantaſtiſchen Confeſſionen eines krankelnden Gemüthes, doch gewiſſermaßen vorſaßlich, entſtanden ſey.

Eigentlich, ſagte er, iſt es Schade, daß, ſo viel ich weiß, die Tagebücher abgekommen ſind. Vor zwanzig Jahren waren ſie ſtarker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich einen Schaß zu beſißen, wenn es ſeine Gemüthszuſtande täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Perſon, der eine ſolche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeſchlagen wäre. Eine Gouvernante hatte ſie in früher Jugend an ein ſolches tägliches, ſchriftliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt faſt zum unentbehrlichen Geſchaft geworden. Sie verſaumte es nicht als erwachſenes Frauenzimmer, ſie nahm die Gewohnheit mit in den Eheſtand hinüber. Solche Papiere hielt ſie nicht ſonderlich geheim und hatte es auch nicht Urſach, ſie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte niemand zu ſehen!

Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an ſie, einen Hausfreund zu beſitzen.

Mit eben der Pünktlichkeit, mit der ſie ſonſt ihrem Papiere täglich gebeichtet hatte, ſetzte ſie auch die Geſchichte dieſes neuen Verhältniſſes fort. Von der erſten Regung, durch eine wachſende Neigung, bis zum unentbehrlichen der Gewohnheit, war der ganze Lebenslauf dieſer Leidenſchaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur ſonderbaren Lectüre, als er einmal zufällig über den Schreibtiſch kam und, ohne Argwohn und Abſicht, eine aufgeſchlagne Seite des Tagebuchs herunter las. Man begreift, daß er ſich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu leſen; da er denn zuletzt noch ziemlich getröſtet von dannen ſchied, weil er ſah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geſchickte Weiſe, den gefährlichen Gaſt zu entfernen.

Henriette. Es ſollte doch, nach dem Wunſche meines Freundes, die Rede von guten Weibern ſeyn, und ehe man ſich's verſieht, wird wieder von ſolchen geſprochen, die wenigſtens nicht die beſten ſind.

Seyton. Warum denn immer böſ' oder gut! Müſſen wir nicht mit uns ſelbſt, ſo wie mit andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen und wie ſich jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung beſſer zieht?

Armidoro. Ich glaube es würde angenehm und nicht unnütz ſeyn, wenn man Geſchichten von der Art, wie ſie bisher erzählt worden und deren uns manche im Leben vorkommen, aufſetzte und ſammelte. Leiſe Züge, die den Menſchen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entſpringen, ſind recht gut des Aufbehaltens werth. Der Romanenſchreiber kann ſie nicht brauchen, denn ſie haben zu wenig bedeutendes, der Anekdotenſammler auch nicht, denn

ſie haben nichts witziges und regen den Geiſt nicht auf; nur derjenige, der, im ruhigen Anſchauen, die Menſchheit gerne faßt, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Sinklair. Fürwahr! wenn wir früher an ein ſo löbliches Werk gedacht hätten, ſo würden wir unſerm Freunde, dem Herausgeber des Damenkalenders, gleich an Hand geben können und ein Dutzend Geſchichten, wo nicht von fürtrefflichen, doch gewiß von guten Frauen ausſuchen können, um dieſe böſen Weiber zu balanciren.

Amalia. Beſonders wünſchte ich, daß man ſolche Fälle zuſammentrüge da wo eine Frau das Haus innen erhalt, wo nicht gar erſchafft. Um ſo mehr als auch hier der Künſtler eine theure (koſtſpielige) Gattin, zum Nachtheil unſers Geſchlechts aufgeſtellt hat.

Seyton. Ich kann Ihnen gleich, ſchöne Amalia, mit einem ſolchen Falle aufwarten.

Amalia. Laſſen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Mannern gewöhnlich, wenn ſie die Frauen loben wollen, ſie geben vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Seyton. Dießmal wenigſtens brauche ich die Umkehrung meiner Abſicht, durch einen böſen Geiſt, nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen anſehnlichen Gaſthof, der ſehr gut gelegen war. Von den Eigenſchaften, die zu einem Wirthe gehören, beſaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkſtuben wohl geweſen war, mochte er wohl hauptſachlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nöthigte den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er war ſorglos, ohne Liederlichkeit, und ſein Behagen breitete ſich über alle Gaſte aus, die ſich bald haufig bei ihm verſammelten.

Er hatte eine junge Perſon geheirathet, eine ſtille leidliche Natur. Sie verſah ihre Geſchäfte gut und pünktlich, ſie hing an ihrem Hausweſen, ſie liebte ihren Mann; doch mußte ſie ihn, bei ſich im Stillen, tadeln, daß er mit dem Gelde nicht ſorgfaltig genug umging. Das baare Geld nöthigte ihr eine gewiſſe Ehrfurcht ab, ſie fühlte ganz den Werth deſſelben, ſo wie die Nothwendigkeit ſich überhaupt in Beſitz zu ſetzen, ſich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborne Heiterkeit des Gemüths hatte ſie alle Anlagen zum ſtrengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz ſchadet dem Weibe nichts, ſo übel ſie die Verſchwendung kleidet. Freigebigkeit iſt eine Tugend die dem Mann ziemt, und feſt halten iſt die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unſer Urtheil wird im Ganzen immer naturgemaß ausfallen.

Margarethe, ſo will ich meinen ſorglichen Hausgeiſt nennen, war mit ihrem Manne ſehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Fourrage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezahlt wie ſie waren, eine Zeitlang auf dem Tiſche liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einſtrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Packete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verſchiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und ſie ſah wohl ein, daß, wenn er auch nicht verſchwendete, manches in einer ſolchen Unordnung verſchleudert werden müſſe. Der Wunſch ihn auf beſſere Wege zu leiten war ſo groß bei ihr, der Verdruß zu ſehen, daß manches, was ſie im kleinen erwarb und zuſammenhielt, im großen wieder vernachläßigt wurde und auseinander floß, war ſo lebhaft, daß ſie ſich zu einem gefahrlichen Verſuch bewogen fühlte, wodurch ſie ihm über dieſe Lebensweiſe die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm ſich vor, ihm ſoviel Geld als möglich aus den Händen

zu spielen, und zwar bediente sie sich dabei einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezahlt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzahlte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn, in einem Schein von Ungeschicklichkeit, auf die Stelle, wo die Ducaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten und war mit ihrem ersten Fischfange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Handen weggenommen habe. So vermehrt sich nach und nach ihr heimlicher Schatz und zwar um desto reichlicher, als sie alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hande floß, auf das strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben, und hatte indessen ihren Mann sorgfaltig beobachtet, ohne eine Veranderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veranderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sey. Es hatten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen, sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarethe ſchilderte ihm darauf ſein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerkſamkeit; ſelbſt ſeine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anſchlag und freilich ließen ihn die Folgen ſeiner Handelsweiſe, die ihn ſo ſehr drückten, keine Entſchuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieſer Verlegenheit laſſen, um ſo weniger, als es ihr ſo ſehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie ſetzte ihn in Verwunderung, als ſie zu ſeinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem ſie ihn ſonſt mit etwas brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verſchiedenen Münzſorten waren beſonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war, mit ſchlechter Schrift, jedoch ſorgfaltig darauf gezeichnet. Wie erſtaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor ſich ſah, und die Frau ihm verſicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzahlte darauf umſtandlich, wann und wie ſie es genommen, was ſie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erſpart worden ſey. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, ſeine Geſchafte vor wie nach, nur mit noch größerem Eifer, beſorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Caſſiers mit großen Ehren, kein falſcher Laubthaler, ja kein verrufner Sechſer ward angenommen, und die Herrſchaft im Hauſe war, wie billig, die Folge ihrer Thatigkeit und Sorgfalt, durch die ſie nach dem Verlauf von zehn Jahren ſich in den Stand ſetzte, den Gaſthof mit allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Sinklair. Alſo ging alle dieſe Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrſchaft hinaus. Ich möchte doch

wiſſen, in wie fern man Recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für ſo herrſchſüchtig hält.

Amalia. Da haben wir alſo ſchon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe herhinkt.

Armidoro. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber. Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht ſehr bemüht ſind, dieſen Vorwurf von Ihrem Geſchlecht abzulehnen.

Eulalie. In ſo fern es ein Vorwurf wäre, wünſchte ich, daß ihn unſer Geſchlecht durch ſein Betragen ablehnte; in wie fern wir aber auch ein Recht zur Herrſchaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir ſind nur herrſchſüchtig, in ſo fern wir auch Menſchen ſind; denn was heißt herrſchen anders, in dem Sinn wie es hier gebraucht wird, als auf ſeine eigne Weiſe, ungehindert thätig zu ſeyn, ſeines Daſeyns möglichſt genießen zu können. Dieß fordert jeder rohe Menſch mit Willkür, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erſcheint bei uns Frauen dieſes Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Geſetze eben ſo gut zu verkürzen ſcheinen, als die Männer begünſtigt ſind. Was dieſe beſitzen, müſſen wir erwerben, und was man erringt behauptet man hartnäckiger, als das, was man ererbt hat.

Seyton. Und doch können ſich die Frauen nicht mehr beklagen, ſie erben in der jetzigen Welt ſo viel, ja faſt mehr, als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt ſchwerer ſey ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausſpruch: „Er ſoll dein Herr ſeyn" iſt die Formel einer barbariſchen Zeit, die lange vorüber iſt. Die Männer konnten ſich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugeſtehen; indem die Frauen ſich ausbildeten

ſtand die Wagſchale inne, und, indem ſie bildungsfähiger ſind, neigt ſich in der Erfahrung die Wagſchale zu ihren Gunſten.

Armidoro. Es iſt keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im ganzen das Uebergewicht gewinnen müſſen; denn bei einem wechſelſeitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden und dann verliert er; denn ſein Vorzug beſteht nicht in gemäßigter, ſondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, ſo gewinnt ſie; denn wenn ſie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, ſo entſteht ein Weſen, das ſich nicht vollkommner denken läßt.

Seyton. Ich habe mich in ſo tiefe Betrachtungen nicht eingelaſſen; indeſſen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrſcht und herrſchen muß; daher, wenn ich ein Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht wo ſie herrſcht; denn daß ſie irgend wo herrſche, ſetze ich voraus.

Amalia. Und da finden Sie denn was Sie vorausſetzen?

Seyton. Warum nicht? geht es doch den Phyſikern und andern, die ſich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel beſſer. Ich finde durchgängig: die thätige, zum Erwerben, zum Erhalten geſchaffene, iſt Herr im Hauſe; die ſchöne, leicht und oberflächlich gebildete, Herr in großen Cirkeln; die tiefer gebildete beherrſcht die kleinen Kreiſe.

Amalia. Und ſo wären wir alſo in drei Claſſen eingetheilt.

Sinklair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug ſind, und mit denen freilich noch nicht alles erſchöpft iſt. Es giebt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht ſprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unſer Lob ſich nothwendig in Tadel verkehren müſſe.

Henriette. Die vierte Claſſe alſo wäre zu errathen. Laſſen Sie ſehen.

Sinklair. Gut, unſre drei erſten Claſſen waren Wirkſamkeit, zu Hauſe, in großen und in kleinen Cirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unſre Thatigkeit?

Sinklair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! und wie das? Eine unthätige Frau ſollte herrſchen?

Sinklair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinklair. Durchs Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalia. Wir fallen nun bald, furchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Manner reden hört, beſonders wenn ſie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalia, es iſt nichts unſchädlicher als ſolche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfahrt, was andere von uns denken. Nun alſo die verneinenden, wie wäre es mit dieſen?

Sinklair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung ſprechen. In unſerm lieben Vaterland ſoll es wenige, in Frankreich gar keine geben, und zwar deßwegen, weil die Frauen ſowohl bei uns, als bei unſern galanten Nachbarn, einer löblichen Freiheit genießen; aber in Landern, wo ſie ſehr beſchränkt ſind, wo der auſerliche Anſtand ängſtlich, die öffentlichen Vergnügungen ſeltner ſind, ſollen ſie ſich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man ſogar einen eignen Namen, mit dem das Volk, die

Menſchenkenner, ja ſogar die Aerzte ein ſolches Frauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geſchwinde den Namen; Namen kann ich nicht rathen.

Sinklair. Man nennt ſie, wenn es denn einmal geſagt ſeyn ſoll, man nennt ſie Schalke.

Henriette. Das iſt ſonderbar genug.

Sinklair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des Schweizer Phyſiognomiſten mit großem Antheil leſen mochten; erinnern Sie ſich nicht auch, etwas von Schalken darin gefunden zu haben.

Henriette. Es könnte ſeyn; doch iſt es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinklair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Perſon, die mit Heiterkeit und Schadenfreude jemand einen Poſſen ſpielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Perſon, von der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die ſich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben ſauer macht. Es iſt dieß in jener Gegend etwas gewöhnliches. Mir iſt es einigemal vorgekommen, daß mir ein Einheimiſcher, gegen den ich dieſe und jene Frau ſchön pries, einwendete: aber ſie iſt ein Schalk. Ich hörte ſogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: es iſt ein Schalk, da wird ſchwer zu helfen ſeyn.

Amalie ſtand auf und entfernte ſich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas ſonderbar vor.

Sinklair. Mir ſchien es auch ſo, und deßwegen ſchrieb ich damals die Symptome dieſer halb moraliſchen, halb phyſiſchen Krankheit, in einem Aufſatz zuſammen, den ich das

Capitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologiſchen Bemerkungen dachte, ich habe es aber bisher ſorgfaltig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl ſchon einmal ſehen laſſen, und wenn Sie einige hübſche Geſchichten wiſſen, woraus wir recht deutlich ſehen können, was ein Schalk iſt, ſo ſollen ſie kunftig auch in die Sammlung unſerer neueſten Novellen aufgenommen werden.

Sinklair. Das mag alles recht gut und ſchön ſeyn, aber meine Abſicht iſt verfehlt, um derentwillen ich herkam; ich wollte jemand in dieſer geiſtreichen Geſellſchaft bewegen, einen Text zu dieſen Calender-Kupfern zu übernehmen, oder uns jemand zu empfehlen, dem man ein ſolches Geſchaft übertragen könnte, anſtatt deſſen ſchelten, ja vernichten ſie mir dieſe Blattchen und ich gehe, faſt ohne Kupfer, ſo wie ohne Erklarung weg. Hatte ich nur indeſſen das, was dieſen Abend hier geſprochen und erzahlt worden iſt, auf dem Papiere; ſo wurde ich beinahe für das, was ich ſuchte und nicht fand, ein Aequivalent beſitzen.

Armidoro (aus dem Cabinet tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme ihren Wünſchen zuvor. Die Angelegenheit unſers Freundes, des Herausgebers, iſt auch mir nicht fremd. Auf dieſem Papiere habe ich geſchwind protokollirt was geſprochen worden, ich will es ins Reine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geiſtes zu gießen, ſo würden wir wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton, die Frauen mit den ſchroffen Zügen, in denen unſer Künſtler ſie beleidigen mag, wieder ausſöhnen.

Henriette. Ich kann ihre thatige Freundſchaft nicht tadeln, Armidoro, aber ich wollte Sie hatten das Geſprach

nicht nachgeſchrieben. Es giebt ein böſes Beiſpiel. Wir leben ſo heiter und zutraulich zuſammen, und es muß uns nichts ſchrecklicheres ſeyn, als in der Geſellſchaft einen Menſchen zu wiſſen, der aufmerkt, nachſchreibt und, wie jetzt gleich alles gedruckt wird, eine zerſtückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publikum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man verſprach ihr nur allenfalls über kleine Geſchichten, die vorkommen ſollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ ſich nicht bereden, das Protokoll des Geſchwindſchreibers zu redigiren, ſie wollte ſich von dem Mahrchen nicht zerſtreuen mit deſſen Bearbeitung ſie beſchaftigt war. Das Protokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, ſo gut ſie konnten, aus der Erinnerung nachhalfen, und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

Novelle.

Ein dichter Herbſtnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürſtlichen Schloßhofes, als man ſchon mehr oder weniger durch den ſich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt ſah. Die eiligen Beſchäftigungen der nächſten ließen ſich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte ſich Büchſe und Patrontäſchchen, man ſchob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuſchleppen drohten. Auch hie und da gebärdete ein Pferd ſich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der ſelbſt hier in der Halbhelle eine gewiſſe Eitelkeit ſich zu zeigen nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürſten, der, von ſeiner jungen Gemahlin Abſchied nehmend, allzulange zauderte.

Erſt vor kurzer Zeit zuſammen getraut empfanden ſie ſchon das Glück übereinſtimmender Gemüther; beide waren von thatiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Beſtrebungen Antheil. Des Fürſten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebſamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach ſeiner Art, erſt gewinnen und dann genießen ſollte.

Wie ſehr dieſes gelungen war, ließ ſich in dieſen Tagen

gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und seltnes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versaumte der Gemahl nicht einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleit Friedrichs, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte, auch lasse ich, sagte er, dir unsern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gasten und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als

hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewahrte. Sie fand das treffliche Telescop noch in der Stellung wo man es gestern Abend gelassen hatte als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes, erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegen stemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir manches gethan um diese Wildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht um jeden

Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch niemand wußte zu sagen wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald der diesen uralten Gipfel umgiebt; seit hundert und funfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen und überall sind die mächtigsten Stamme emporgewachsen; wo ihr euch an den Mauern andrangt stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen, um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Sehr nur wie trefflich unser Meister dieß Charakteristische auf dem Papier ausgedruckt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen aber geheimen Weg

bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen, nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt; ja durch Thuren durch und Fenster in die gewölbten Sale, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegraumend haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen die in den Hauptthurm hinaufführen ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann um die Zinne, der unbegränzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter den wir ihm zugegeben eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über

unſere regelmäßigen Parterre, Lauben und ſchattigen Gänge, ſeine Augen ſpielen laſſen, der nicht wünſchte ſich dort oben in dem wirklichen Anſchauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerſtörlichen, und des Friſchen, Schmiegſamen, Unwiderſtehlichen ſeine Betrachtungen anzuſtellen.

Honorio trat ein und meldete die Pferde ſeyen vorgeführt; da ſagte die Fürſtin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und laſſen Sie mich in der Wirklichkeit ſehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin hör' ich von dieſem Unternehmen, und werde jetzt erſt recht verlangend mit Augen zu ſehen, was mir in der Erzählung unmöglich ſchien und in der Nachbildung unwahrſcheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, verſetzte der Fürſt; was Sie hier ſahen, iſt, was es werden kann und wird; jetzt ſtockt noch manches im Beginnen; die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchämen ſoll. — Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Luſt mich heute weit in der Welt umzuſehen. — Ganz nach Ihrem Willen, verſetzte der Fürſt. — Laſſen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt als waren die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunkt verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter alles was der Menſch leiſtet und bedarf, man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſey kein Geld nöthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß

zu dieſen Ueberſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander gränzen, beide ſo deutlich ausſprechen, was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, ſo kommen jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterſcheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, verſetzte der Fürſt, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerkſamkeit wendet; denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, ſo wie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte, ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe: bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Guter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum —

Laſſen Sie uns die ſchönen Stunden nicht verſäumen, fiel ihm die Fürſtin ein, da der würdige Mann ſie ſchon einigemal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich nämlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends im beſten Wirthshauſe auf dem Markte, der eben von einer Hauptmeſſe wimmelte, höchſt ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geſchrei und Flammen, die ſich gegen ſeine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürſtin eilte das Lieblingspferd zu beſteigen, und führte, ſtatt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore

bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer ware ihr nicht gern gefolgt. Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu seyn.

Wie voraus zu sehen durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswurdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drangte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame und auf so viel lachelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sey.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachlander von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Stadte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seyen, mehr Stoff als nothig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch als ob die Weiber nicht brauchig und die Manner nicht pausig genug sich gefallen konnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten wenn er sich damit schmückt und aufputzt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz

gelangt, der zur Vorſtadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramſtände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das ſie kaum erblickten als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegentönte. Die Fütterungsſtunde der dort zur Schau ſtehenden wilden Thiere ſchien herangekommen; der Löwe ließ ſeine Wald- und Wüſtenſtimme aufs kräftigſte hören, die Pferde ſchauderten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Weſen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde ſich ſo furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften ſie die bunten koloſſalen Gemälde nicht überſehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darſtellten, welche der friedliche Staatsbürger zu ſchauen unüberwindliche Luſt empfinden ſollte. Der grimmig ungeheure Tiger ſprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe ſtand ernſthaft majeſtätiſch, als wenn er keine Beute ſeiner würdig vor ſich ſehe; andere wunderliche bunte Geſchöpfe verdienten neben dieſen mächtigen weniger Aufmerkſamkeit.

Wir wollen, ſagte die Fürſtin, bei unſerer Rückkehr doch abſteigen und die ſeltenen Gäſte näher betrachten — Es iſt wunderbar, verſetzte der Fürſt, daß der Menſch durch Schreckliches immer aufgeregt ſeyn will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in ſeinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube dergleichen inwendig ebenfalls zu ſehen; es iſt an Mord und Todtſchlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelſänger müſſen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menſchen wollen eingeſchüchtert ſeyn, um hinterdrein erſt recht zu fühlen, wie ſchön und löblich es ſey, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch bängliches von ſolchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben ſeyn, alles und jedes war

sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufsactbauen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Waldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begranzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweitenmale gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufallige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedampft, und sofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter

Gipfel entgegen ſtand, wenig alte Bäume tief unten um ſeinen Fuß; ſie ritten hindurch und ſo fanden ſie ſich gerade vor der ſteilſten unzugänglichſten Seite. Mächtige Felſen ſtanden von Urzeiten her, jedem Wechſel unangetaſtet, feſt, wohlgegründet voran, und ſo ſo thürmte ſichs aufwärts; das dazwiſchen Herabgeſtürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und ſchien dem Kühnſten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe ſcheint der Jugend zuzuſagen; dieß zu unternehmen, zu erſtürmen, zu erobern iſt jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürſtin bezeigte Neigung zu einem Verſuch, Honorio war bei der Hand, der fürſtliche Oheim, wenn ſchon bequemer, ließ ſichs gefallen und wollte ſich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde ſollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewiſſen Punkte gelangen, wo ein vorſtehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Ausſicht hatte, die zwar ſchon in den Blick des Vogels überging aber ſich doch noch maleriſch genug hinter einander ſchob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchſten Stelle, verlieh die klarſte Beleuchtung, das fürſtliche Schloß mit ſeinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erſchien gar ſtattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinſehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte ſogar die Buden unterſcheiden. Honorio war immer gewohnt ein ſo förderliches Werkzeug überzuſchnallen; man ſchaute den Fluß hinauf und hinab, dieſſeits das bergartig terraſſenweis unterbrochene, jenſeits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechſelnde fruchtbare Land; Ortſchaften unzählige; denn es war längſt herkömmlich über die Zahl zu ſtreiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu ſeyn pflegt, wo die Alten ſagten, der Pan ſchlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es iſt nicht das erſtemal, ſagte die Fürſtin, daß ich auf ſo hoher weitumſchauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur ſo reinlich und friedlich ausſieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt ſeyn könne; und wenn man denn wieder in die Menſchenwohnung zurückkehrt, ſie ſey hoch oder niedrig, weit oder eng, ſo giebt's immer etwas zu kämpfen, zu ſtreiten, zu ſchlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indeſſen durch das Sehrohr nach der Stadt geſchaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie ſahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um ſich! rief man, immer durch die Gläſer ſchauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürſtin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf ſtieg empor und Fürſt Oheim ſprach: Laßt uns zurückkehren, das iſt nicht gut, ich fürchtete immer das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als ſie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, ſagte die Fürſtin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, laſſen Sie mir Honorio, wir folgen ſogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieſer Worte und ritt ſo eilig als der Boden erlaubte, den wüſten ſteinigen Hang hinunter.

Als die Fürſtin aufſaß, ſagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langſam! in der Stadt wie auf dem Schloß ſind die Feueranſtalten in beſter Ordnung, man wird ſich durch einen ſo unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre

machen laſſen. Hier aber iſt ein böſer Boden, kleine Steine und kurzes Gras, ſchnelles Reiten iſt unſicher, ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer ſchon nieder ſeyn. Die Fürſtin glaubte nicht daran, ſie ſah den Rauch ſich verbreiten, ſie glaubte einen aufflammenden Blitz geſehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten ſich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzahlung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingeſenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraſchend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorſtellung wiederkehrenden Unglücks ängſtlich zurückzulaſſen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an dieſen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geſchüttelt wurden; der Fürſt ſelbſt als ein ermüdet angelangter erſt eingeſchlafener Fremder ans Fenſter ſprang, alles fürchterlich erleuchtet ſah, Flamme nach Flamme, rechts und links ſich überſpringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuſer des Marktes, vom Widerſchein geröthet, ſchienen ſchon zu glühen, drohend ſich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuſchlagen; unten wüthete das Element unaufhaltſam, die Bretter praſſelten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düſtern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe ſich umher, als wenn die böſen Geiſter in ihrem Elemente um und um geſtaltet ſich muthwillig tanzend verzehren, und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreiſchendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten ſich von Flammen ergriffene Ballen fortzuſchleppen, von dem brennenden Geſtell noch

einiges wegzureißen, um es in die Kiſte zu packen, die ſie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube laſſen mußten. Wie mancher wünſchte nur einen Augenblick Stillſtand dem heranpraſſelnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Beſinnung ſich umſehend, und er war mit aller ſeiner Habe ſchon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte ſchon, was an der andern noch in finſterer Nacht ſtand. Hartnäckige Charaktere, willenſtarke Menſchen widerſetzten ſich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verluſt ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte ſich vor dem ſchönen Geiſte der Fürſtin der wüſte Wirrwarr, nun ſchien der heitere morgendliche Geſichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüſtert, Wald und Wieſe hatten einen wunderbaren banglichen Anſchein.

In das friedliche Thal einreitend, ſeiner labenden Kühle nicht achtend, waren ſie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürſtin ganz unten im Gebüſche des Wieſenthals etwas Seltſames erblickte, das ſie alſobald für den Tiger erkannte; heranſpringend, wie ſie ihn vor kurzem gemalt geſehen, kam er entgegen; und dieſes Bild zu den furchtbaren Bildern, die ſie ſo eben beſchäftigten, machte den wunderſamſten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem ſteilen Berg zu, wo ſie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Piſtole und ſchoß, als er ſich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger ſprang ſeitwärts, das Pferd ſtutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte ſeinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürſtin nach. Sie ſprengte, was das Pferd vermochte die ſteile, ſteinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geſchöpf, ſolcher Anſtrengung ungewohnt, ſie nicht

aushalten werde. Es übernahm ſich, von der bedrängten Reiterin angeregt, ſtieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und ſtürzte zuletzt nach heftigem Beſtreben kraftlos zu Boden. Die ſchöne Dame, entſchloſſen und gewandt, verfehlte nicht, ſich ſtrack auf ihre Füße zu ſtellen, auch das Pferd richtete ſich auf, aber der Tiger nahte ſchon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die ſcharfen Steine ſchienen ſeinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, ſchien ſeine Kraft aufs neue anzuſpornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürſtin am Pferde ſtand, der Ritter beugte ſich herab, ſchoß und traf mit der zweiten Piſtole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es ſogleich niederſtürzte, und ausgeſtreckt in ſeiner Länge erſt recht die Macht und Furchtbarkeit ſehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde geſprungen und kniete ſchon auf dem Thiere, dämpfte ſeine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirſchfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war ſchön, er war herangeſprengt, wie ihn die Fürſtin oft im Lanzen- und Ringelſpiel geſehen hatte. Eben ſo traf in der Reitbahn ſeine Kugel im Vorbeiſprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben ſo ſpießte er, flüchtig heranſprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen ſolchen Künſten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Reſt, ſagte die Fürſtin, ich fürchte er beſchädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er iſt ſchon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächſten Winter auf Eurem Schlitten glänzen ſoll. — Frevelt nicht! ſagte die Fürſtin; alles was

von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet ſich in ſolchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt eben, deßhalb aber denke ich aus Freudigſte, ich blicke dieſes Fell nur an wie es Euch zur Luſt begleiten kann. Es wurde mich immer an dieſen ſchrecklichen Augenblick erinnern, verſetzte ſie. — Iſt es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unſchuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erſchlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzuſetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürſten lebenslänglich rechnen könnt. Aber ſteht auf; ſchon iſt kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen ſteht auf! — Da ich nun einmal knie, verſetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weiſe unterſagt ware, ſo laßt mich bitten von der Gunſt, von der Gnade die ihr mir zuwendet, in dieſem Augenblick verſichert zu werden. Ich habe ſchon ſo oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünſtigung einer weitern Reiſe. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu ſitzen, wen Ihr beehrt Eure Geſellſchaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt geſehen haben. Reiſende ſtrömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils geſprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daſelbſt geweſen ſey? Niemanden traut man Verſtand zu, als wer das alles geſehen hat; es iſt als wenn man ſich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürſtin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünſchen und bitten, allein wenn ich nicht irre, ſo iſt die Urſache,

warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sey die Meisterin und Wärterin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den ohngefahren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste deines Gleichen;

wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lacheln, und, wenn schon brullend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Handen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr seyn! Wehe, wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thaler und Schluchten, wie auf gewaltsam hetzender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einbersprengend stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Flache merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erlautert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht was zu thun sey; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschaftigt, als ein Mann sich in den Kreis drangte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten

und ſagte: Es iſt nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe iſt los, auch hier nach dem Gebirg iſt er hin, aber ſchont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? ſagte der Fürſt, haſt du ſeine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der ſich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich ſah den großen Trupp Menſchen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Alſo, — beorderte der Fürſt — muß die Jagd ſich auf dieſe Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht ſachte zu Werk, es iſt kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Walder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geſchöpf nicht ſchonen können; warum wart ihr unvorſichtig genug ſie entkommen zu laſſen?" — Das Feuer brach aus, verſetzte jener, wir hielten uns ſtill und geſpannt, es verbreitete ſich ſchnell, aber fern von uns, wir hatten Waſſer genug zu unſerer Vertheidigung, aber ein Pulverſchlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und ſind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürſt mit Anordnungen beſchäftigt, aber einen Augenblick ſchien alles zu ſtocken, als oben vom alten Schloß herab, eilig ein Mann heranſpringend geſehen ward, den man bald für den angeſtellten Wachter erkannte, der die Werkſtätte des Malers bewachte, indem er darin ſeine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufſichtigte. Er kam außer Athem ſpringend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höhern Ringmauer habe ſich der Löwe im Sonnenſchein gelagert, am Fuße einer hundertjahrigen Buche und verhalte ſich ganz ruhig. Aergerlich aber ſchloß der Mann: warum habe ich geſtern meine Büchſe in die

Stadt getragen um sie ausputzen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell ware doch mein gewesen, und ich hatte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt ihr mir, daß wenn wir eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiederte der Vater hastig, erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschadigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnabelt wie die Pfeifen; wer es verstand wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wartel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu praludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher als bis ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt;

allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er ſich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige ſtehen. Eilig ſchickte Honorio ſich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte ſeine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Geſetz, und vielleicht eben deßwegen ſo herzergreifend; die Umſtehenden ſchienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weiſe, als der Vater mit anſtändigem Enthuſiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürſten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weiſe ſind, jedes nach ſeiner Art. Seht den Felſen wie er feſt ſteht und ſich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenſchein; uralte Bäume zieren ſein Haupt und ſo gekrönt ſchaut er weit umher; ſtürzt aber ein Theil herunter, ſo will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen ſie nicht verharren, muthwillig ſpringen ſie tief hinab, der Bach nimmt ſie auf, zum Fluſſe trägt er ſie. Nicht widerſtehend, nicht widerſpenſtig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen ſie ſchneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Rieſen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preiſ't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum ſeht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene, noch ſpät im Herbſt ſammelt ſie emſig und baut ſich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meiſter und Geſelle; ſchaut die Ameiſe da! ſie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, ſie baut ſich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, ſie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber ſie hat umſonſt gearbeitet, denn das Pferd ſtampft und ſcharrt alles

auseinander, ſeht hin! es zertritt ihre Balken und zerſtreut ihre Planken, ungeduldig ſchnaubt es und kann nicht raſten; denn der Herr hat das Roß zum Geſellen des Windes gemacht und zum Gefahrten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin ſie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernſten Schrittes durchzog er die Wüſte, dort herrſcht er über alles Gethier und nichts widerſteht ihm. Doch der Menſch weiß ihn zu zahmen und das grauſamſte der Geſchöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht ſind, die dem Herrn dienen und ſeinen Dienern. Denn in der Löwengrube ſcheute ſich Daniel nicht; er blieb feſt und getroſt, und das wilde Brüllen unterbrach nicht ſeinen frommen Geſang.

Dieſe mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthuſiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geſchickten Laufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang ſich hören ließ, das Kind aber ſang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz beſonders war, daß das Kind die

Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderſchob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch ſich ſelbſt aufregend erhöhte.

Engel ſchweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Dieſe ſanften frommen Lieder
Laſſen Unglück nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder
Und ſo iſt es ſchon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drei:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Alles war ſtill, hörte, horchte und nur erſt als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beſchwichtigt; jeder in ſeiner Art gerührt. Der Fürſt, als wenn er erſt jetzt das Unheil überſähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf ſeine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, ſich nicht verſagte das geſtickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu

bedecken. Es that ihr wohl die jugendliche Bruſt von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten ſie belaſtet hatten. Eine vollkommene Stille beherrſchte die Menge, man ſchien die Gefahren vergeſſen zu haben, unten den Brand und von oben das Erſtehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürſt zuerſt wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er ſich zu dem Weibe und ſagte: Ihr glaubt alſo, daß ihr den entſprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft durch euren Geſang, durch den Geſang dieſes Kindes, mit Hülfe dieſer Flötentöne beſchwichtigen und ihn ſodann unſchädlich, ſo wie unbeſchädigt in ſeinen Verſchluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, verſichernd und betheuernd; der Kaſtellan wurde ihnen als Wegweiſer zugegeben. Nun entfernte der Fürſt mit Wenigen ſich eiligſt, die Fürſtin folgte langſamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn ſtiegen, von dem Wartel, der ſich eines Gewehrs bemächtigt hatte, ſteiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden ſie die Jäger beſchäftigt dürres Reiſig zu haufen, damit ſie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es iſt nicht Noth, ſagte die Frau, es wird ohne das alles in Gute geſchehen.

Weiter hin, auf einem Mauerſtücke ſitzend, erblickten ſie Honorio, ſeine Doppelbüchſe in den Schooß gelegt, auf einem Poſten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden ſchien er kaum zu bemerken, er ſaß wie in tiefen Gedanken verſunken, er ſah umher wie zerſtreut. Die Frau ſprach ihn an mit Bitte, das Feuer nicht anzünden zu laſſen, er ſchien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken;

ſie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, du haſt meinen Tiger erſchlagen, ich fluche dir nicht, ſchone meinen Löwen, guter junger Mann, ich ſegne dich.“

Honorio ſchaute gerad vor ſich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn ſich zu ſenken begann — Du ſchauſt nach Abend, rief die Frau, du thuſt wohl daran, dort giebt's viel zu thun; eile nur, ſaume nicht, du wirſt überwinden. Aber zuerſt überwinde dich ſelbſt. Hierauf ſchien er zu lacheln, die Frau ſtieg weiter, konnte ſich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überſchien ſein Geſicht, ſie glaubte nie einen ſchönern Jüngling geſehen zu haben.

Wenn euer Kind, ſagte nunmehr der Wartel, flötend und ſingend, wie ihr überzeugt ſeyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, ſo werden wir uns deſſelben ſehr leicht bemeiſtern, da ſich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verſchüttet iſt, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, ſo kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe ſchließen, und der Knabe wenn es ihm gut daucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke ſieht, dem Thiere entſchlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich ſo ſtellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umſtande ſind alle nicht nöthig, Gott und Kunſt, Frömmigkeit und Glück müſſen das beſte thun. Es ſey, verſetzte der Wartel, aber ich kenne meine Pflichten. Erſt führ' ich euch durch einen beſchwerlichen Stieg auf das Gemauer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwahnt habe, das Kind mag hinabſteigen, gleichſam in die Arena des Schauſpiels und das bezähmte Thier dort hereinlocken. Das

geſchah; Wartel und Mutter ſahen verſteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum ſich zeigte, und in der düſtern Oeffnung gegenüber verſchwand, aber ſogleich ſeinen Flötenton hören ließ, der ſich nach und nach verlor und endlich verſtummte. Die Pauſe war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jager beengte der ſeltene menſchliche Fall. Er ſagte ſich, daß er lieber perſönlich dem gefahrlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Geſicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeſte Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langſam und wie es ſchien mit einiger Beſchwerde. Er zeigte hie und da Luſt ſich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreiſe durch die wenig entblatterten, buntbelaubten Baume, bis er ſich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die ſie durch eine Ruinenlücke hereinſandte, wie verklart niederſetzte und ſein beſchwichtigendes Lied abermals begann, deſſen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hor' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Low' und Lowin, hin und wieder,
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja, die ſanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Indeſſen hatte ſich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die ſchwere rechte Vordertatze auf den

Schooß gehoben, die der Knabe fortſingend anmuthig ſtreichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein ſcharfer Dornzweig zwiſchen die Ballen eingeſtochen war. Sorgfaltig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd ſein buntſeidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, ſo daß die Mutter ſich vor Freuden mit ausgeſtreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weiſe Beifall gerufen und geklatſcht hätte, wäre ſie nicht durch einen derben Fauſtgriff des Wartels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber ſey.

Glorreich ſang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgeſpielt hatte:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Iſt es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines ſo grimmigen Geſchöpfes, des Tyrannen der Walder, des Deſpoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe ſpüren können, ſo geſchah es hier, und wirklich ſah das Kind in ſeiner Verklärung aus wie ein mächtiger ſiegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn ſeine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheimgegebene. Das Kind flötete und ſang ſo weiter, nach ſeiner Art die Zeilen verſchränkend und neue hinzufügend:

Und ſo geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchworen, feſt zu bannen
Lieben Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Zwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung

von

Goethe.

Ὁ μοι ὅπως ἐπέρχεται οἷ πάθεσιν.

Erſter Theil.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche desſelben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, ſtehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein ſolches, immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichteriſchen Werke beiſammen, und finden, indem wir ſie durchleſen, manches bekannte, manches unbekannte; ja manches vergeſſene wird durch dieſe Sammlung wieder angefriſcht. Man kann ſich nicht enthalten, dieſe zwölf Bände, welche in Einem Format vor uns ſtehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte ſich durchaus gern ein Bild des Autors und ſeines Talents entwerfen. Nun iſt nicht zu läugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derſelbe ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begonnen, für die lange Zeit die ſeitdem verfloſſen, ein Dutzend Bändchen zu wenig ſcheinen müſſen. Eben ſo kann man ſich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meiſtens beſondere Veranlaſſungen dieſelben hervorgebracht, und ſowohl äußere beſtimmte Gegenſtände als innere entſchiedene Bildungsſtufen daraus hervorſcheinen, nicht minder auch gewiſſe temporäre moraliſche und äſthetiſche Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben dieſe Productionen immer unzuſammenhängend; ja oft ſollte man kaum glauben, daß ſie von demſelben Schriftſteller entſprungen ſeyen."

„Ihre Freunde haben indeſſen die Nachforſchung nicht aufgegeben, und ſuchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweiſe, manches Räthſel zu errathen, manches Problem aufzulöſen; ja ſie finden, da eine alte Neigung und ein verjahrtes Verhältniß ihnen beiſteht, ſelbſt in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhülfe nicht unangenehm ſeyn, welche Sie unſern freundſchaftlichen Geſinnungen nicht wohl verſagen dürfen."

„Das erſte alſo, warum wir Sie erſuchen, iſt, daß Sie uns Ihre, bei der neuen Ausgabe, nach gewiſſen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke, in einer chronologiſchen Folge aufführen und ſowohl die Lebens- und Gemüthszuſtände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beiſpiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretiſchen Grundſätze, denen Sie gefolgt, in einem gewiſſen Zuſammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie dieſe Bemühung einem engern Kreiſe, vielleicht entſpringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftſteller ſoll bis in ſein höchſtes Alter den Vortheil nicht aufgeben, ſich mit denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem jeden verliehen ſeyn möchte, in gewiſſen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirkſamen Erzeugniſſen von neuem aufzutreten: ſo ſollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollſtändiger, das Bewußtſeyn deutlicher wird, das Geſchäft ſehr unterhaltend und neubelebend ſeyn, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die ſich früher mit und an dem Künſtler gebildet haben."

Dieſes ſo freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Luſt es zu befolgen. Denn wenn wir in früherer Zeit leidenſchaftlich unſern eigenen Weg gehen, und, um nicht irre zu werden, die Anforderungen anderer ungeduldig ablehnen, ſo iſt es uns in ſpatern Tagen höchſt erwünſcht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thatigkeit liebevoll beſtimmen mag. Ich unterzog mich daher ſogleich der vorlaufigen Arbeit, die größeren und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich ſuchte mir Zeit und Umſtände zu vergegenwartigen, unter welchen ich ſie hervorgebracht. Allein das Geſchaft ward bald beſchwerlicher, weil ausfuhrliche Anzeigen und Erklarungen nöthig wurden, um die Lücken zwiſchen dem bereits bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderſt fehlt alles woran ich mich zuerſt geübt, es fehlt manches angefangene und nicht vollendete; ja ſogar iſt die äußere Geſtalt manches vollendeten völlig verſchwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegoſſen worden. Außer dieſem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wiſſenſchaften und andern Künſten bemüht, und was ich in ſolchen fremd ſcheinenden Fachern, ſowohl einzeln als in Verbindung mit Freunden, theils im Stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieſes wunſchte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuſchalten; allein dieſe Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter: denn indem ich jener ſehr wohl überdachten Forderung zu entſprechen wünſchte, und mich bemühte die innern Regungen, die äußern Einflüſſe, die theoretiſch und praktiſch von mir betretenen Stufen, der Reihe nach darzuſtellen: ſo ward ich aus

meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu seyn, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, in wiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den willigen als unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahr früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden seyn.

Auf diesem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Versuchen, aus solchen Erinnerungen und Ueberlegungen entsprang die gegenwärtige Schilderung, und aus diesem Gesichtspunkt ihres Entstehens wird sie am besten genossen, genutzt, und am billigsten beurtheilt werden können. Was aber sonst noch, besonders über die halb poetische, halb historische Behandlung etwa zu sagen seyn möchte, dazu findet sich wohl im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

Erſtes Buch.

Am 28. Auguſt 1749, Mittags mit dem Glockenſchlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Conſtellation war glücklich; die Sonne ſtand im Zeichen der Jungfrau, und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten ſie freundlich an, Mercur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten ſich gleichgültig: nur der Mond, der ſo eben voll ward, übte die Kraft ſeines Gegenſcheins um ſo mehr, als zugleich ſeine Planetenſtunde eingetreten war. Er widerſetzte ſich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis dieſe Stunde vorübergegangen.

Dieſe guten Aſpecten, welche mir die Aſtrologen in der Folgezeit ſehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Urſache an meiner Erhaltung geweſen ſeyn: denn durch Ungeſchicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieſer Umſtand, welcher die Meinigen in große Noth verſetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angeſtellt, und der Hebammen-Unterricht eingeführt oder erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen ſeyn.

Wenn man ſich erinnern will, was uns in der frühſten Zeit der Jugend begegnet iſt, ſo kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechſeln, was wir wirklich aus eigner anſchauender Erfahrung beſitzen. Ohne alſo hierüber eine genaue Unterſuchung anzuſtellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hauſe wohnten, welches eigentlich aus zwei durchgebrochenen Häuſern beſtand. Eine thurmartige Treppe führte zu unzuſammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schweſter und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebſte Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen ſolchen Vogelbauer, mit dem viele Häuſer verſehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen ſaßen darin um zu nähen und zu ſtricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen beſprachen ſich von daher mit einander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahrszeit ein ſüdliches Anſehen. Man fühlte ſich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch dieſe Geräme die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüber wohnende Brüder von Ochſenſtein, hinterlaſſene Söhne des verſtorbenen Schultheißen, gar lieb, und beſchäftigten und neckten ſich mit mir auf mancherlei Weiſe.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenſpiegeleien, zu denen mich jene ſonſt ernſte und einſame Männer angereizt. Ich führe nur einen von dieſen Streichen an. Es war eben Topfmarkt geweſen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächſte Zeit mit ſolchen Waaren verſorgt,

ſondern auch uns Kindern dergleichen Geſchirr im Kleinen zu ſpielender Beſchäftigung eingekauft. An einem ſchönen Nachmittag, da alles ruhig im Hauſe war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüſſeln und Töpfen mein Weſen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geſchirr auf die Straße und freute mich, daß es ſo luſtig zerbrach. Die von Ochſenſtein, welche ſahen, wie ich mich daran ergötzte, daß ich ſo gar fröhlich in die Händchen patſchte, riefen: Noch mehr! Ich ſäumte nicht, ſogleich einen Topf, und auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach ſammtliche Schüſſelchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaſter zu ſchleudern. Meine Nachbarn fuhren fort ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt und ſie riefen immer: Noch mehr! Ich eilte daher ſtracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein luſtigeres Schauſpiel gaben; und ſo lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich ſie auf dem Topfbret der Reihe nach erreichen konnte, und weil ſich jene gar nicht zufrieden gaben, ſo ſtürzte ich alles was ich von Geſchirr erſchleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur ſpäter erſchien jemand zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geſchehen, und man hatte für ſo viel zerbrochne Töpferwaare wenigſtens eine luſtige Geſchichte, an der ſich beſonders die ſchalkiſchen Urheber bis an ihr Lebensende ergötzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hauſe wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unſere Spiele bis an ihren Seſſel, ja wenn ſie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnerte mich ihrer gleichſam als eines

Geiſtes, als einer ſchönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, iſt ſie mir im Gedachtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unſer Haus lag, den Hirſchgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirſche ſahen, ſo wollten wir dieſen Ausdruck erklärt wiſſen. Man erzahlte ſodann, unſer Haus ſtehe auf einem Raum, der ſonſt außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße ſich befinde, ſey ehmals ein Graben geweſen, in welchem eine Anzahl Hirſche unterhalten worden Man habe dieſe Thiere hier aufbewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirſch öffentlich verſpeiſet, den man denn für einen ſolchen Feſttag hier im Graben immer zur Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürſten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und ſtörten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeſchloſſen oder belagert hielten. Dieß gefiel uns ſehr, und wir wünſchten, eine ſolche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unſern Zeiten zu ſehen geweſen.

Die Hinterſeite des Hauſes hatte, beſonders aus dem oberen Stock, eine ſehr angenehme Ausſicht über eine beinah unabſehbare Flache von Nachbarsgärten, die ſich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der ſonſt hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgarten, unſer Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, ſehr verkürzt worden, indem die Hauſer vom Roßmarkt her weitlaufige Hintergebaude und große Gärten ſich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unſeres Hofes von dieſen ſo nah gelegenen Paradieſen ausgeſchloſſen ſahen.

Im zweiten Stock befand ſich ein Zimmer, welches man

das Gartenzimmer nannte, weil man ſich daſelbſt durch wenige Gewächſe vor dem Fenſter den Mangel eines Gartens zu erſetzen geſucht hatte. Dort war, wie ich heranwuchs, mein liebſter, zwar nicht trauriger, aber doch ſehnſüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle ſah man in eine ſchöne fruchtbare Ebene; es iſt die, welche ſich nach Höchſt hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lectionen, wartete die Gewitter ab, und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenſter gerade gerichtet waren, nicht ſatt genug ſehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen beſorgen, die Kinder ſpielen, die Geſellſchaften ſich ergötzen ſah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte; ſo erregte dieß frühzeitig in mir ein Gefühl der Einſamkeit und einer daraus entſpringenden Sehnſucht, das dem von der Natur in mich gelegten Ernſten und Ahnungsvollen entſprechend, ſeinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düſtere Beſchaffenheit des Hauſes war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweiſe hatte man noch die Erziehungsmarime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unſichtbaren zu benehmen und ſie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder ſollten daher allein ſchlafen, und wenn uns dieſes unmöglich fiel, und wir uns ſacht aus den Betten hervormachten und die Geſellſchaft der Bedienten und Mägde ſuchten, ſo ſtellte ſich, in umgewandtem Schlafrock und alſo für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und ſchreckte uns in unſere Ruheſtätte zurück. Die daraus entſpringende üble Wirkung denkt ſich jedermann. Wie ſoll derjenige die Furcht

los werden, den man zwiſchen ein doppelt Furchtbares einklemmt? Meine Mutter, ſtets heiter und froh, und andern das Gleiche gönnend, erfand eine beſſere padagogiſche Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirſchen, deren reichlichen Genuß ſie uns jeden Morgen verſprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hatten. Es gelang, und beide Theile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauſes zog meinen Blick am meiſten eine Reihe Römiſcher Proſpecte auf ſich, mit welchen der Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte, geſtochen von einigen geſchickten Vorgängern des Piraneſe, die ſich auf Architektur und Perſpective wohl verſtanden, und deren Nadel ſehr deutlich und ſchatzbar iſt. Hier ſah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliſeo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und ſo manches andere. Dieſe Geſtalten drückten ſich tief bei mir ein, und der ſonſt ſehr lakoniſche Vater hatte wohl manchmal die Gefalligkeit, eine Beſchreibung des Gegenſtandes vernehmen zu laſſen. Seine Vorliebe für die Italianiſche Sprache und für alles was ſich auf jenes Land bezieht, war ſehr ausgeſprochen. Eine kleine Marmor- und Naturalienſammlung, die er von dortber mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil ſeiner Zeit verwendete er auf ſeine Italiäniſch verfaßte Reiſebeſchreibung, deren Abſchrift und Redaction er eigenhandig, beſtweiſe, langſam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer Italiäniſcher Sprachmeiſter, Giovinazzi genannt, war ihm daran behülflich. Auch ſang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte ſich bequemen, ihn und ſich ſelbſt mit dem Claviere täglich zu accompagniren; da ich denn das Solitario bosco ombroso bald kennen lernte, und auswendig wußte, ehe ich es verſtand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei ſeiner Entfernung von Geſchäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf andere übertragen. So hatte er meine Mutter in den erſten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Clavierſpielen und Singen; wobei ſie ſich genöthigt ſah, auch in der Italiäniſchen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unſern Freiſtunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unſern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beſchäftigen, und mit allerlei guten Biſſen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch ſetzte ſie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem ſie uns ein Puppenſpiel vorſtellen ließ, und ſo in dem alten Hauſe eine neue Welt erſchuf. Dieſes unerwartete Schauſpiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an ſich; beſonders auf den Knaben machte es einen ſehr ſtarken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem ſtummen Perſonal, die man uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigner Uebung und dramatiſcher Belebung übergab, mußte uns Kindern um ſo viel werther ſeyn, als es das letzte Vermächtniß unſerer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unſern Augen erſt entzogen, und dann für immer durch den Tod entriſſen wurde. Ihr Abſcheiden war für die Familie von deſto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zuſtande derſelben nach ſich zog.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater ſich gehütet, nur das mindeſte im Hauſe zu verändern oder zu

erneuern; aber man wußte wohl, daß er ſich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch ſogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehrern alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, ſich erlaubt, nicht allein mit dem erſten, ſondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen; wodurch denn freilich beſonders enge Straßen etwas düſteres und ängſtliches bekamen. Endlich ging ein Geſetz durch, daß wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem erſten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber ſenkrecht aufführen müſſe. Mein Vater, um den vorſpringenden Raum im zweiten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektoniſches Anſehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung beſorgt, bediente ſich, wie ſchon mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Theile des Hauſes zu unterſtützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das neue gleichſam einzuſchalten, ſo daß, wenn zuletzt gewiſſermaßen nichts von dem alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun alſo das Einreißen und Aufrichten allmählich geſchah, ſo hatte mein Vater ſich vorgenommen, nicht aus dem Hauſe zu weichen, um deſto beſſer die Aufſicht zu führen und die Anleitung geben zu können: denn aufs Techniſche des Baues verſtand er ſich ganz gut; dabei wollte er aber auch ſeine Familie nicht von ſich laſſen. Dieſe neue Epoche war den Kindern ſehr überraſchend und ſonderbar. Die Zimmer, in denen man ſie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängſtigt, die Gänge, auf denen ſie geſpielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man ſonſt ſo ſehr geſorgt, alles das vor der Hacke des Maurers,

vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu ſehen, und zwar von unten herauf, und indeſſen oben auf unterſtützten Balken, gleichſam in der Luft zu ſchweben, und dabei immer noch zu einer gewiſſen Lection, zu einer beſtimmten Arbeit angehalten zu werden — dieſes alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die ſich ſo leicht nicht wieder ins Gleiche ſetzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher, und manche Gelegenheit ſich auf Balken zu ſchaukeln und auf Brettern zu ſchwingen, gelaſſen ward.

Hartnäckig ſetzte der Vater die erſte Zeit ſeinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweiſe abgetragen wurde, und ungeachtet alles übergeſpannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unſern Betten gelangte: ſo entſchloß er ſich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche ſich ſchon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeitlang zu überlaſſen und ſie in eine öffentliche Schule zu ſchicken.

Dieſer Uebergang hatte manches unangenehme: denn indem man die bisher zu Hauſe abgeſondert, reinlich, edel, obgleich ſtreng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Maſſe von jungen Geſchöpfen hinunterſtieß, ſo hatten ſie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil ſie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, ſich dagegen zu ſchützen.

Um dieſe Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterſtadt zuerſt gewahr wurde: wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Geſpielen, darin auf und ab wandelte. Um den Eindruck, den dieſe ernſten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzutheilen, muß ich hier mit der

Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er sich in seinen verschiedenen Theilen allmählich vor mir entwickelte. Am liebsten spazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Festigkeit, ihr gutes Ansehen machte sie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk; auch ist es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorsorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern schuldig ist. Der schöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach sich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenschein glänzte, so war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachsenhausen spaziert, und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genossen. Da befand man sich nun wieder diesseits, da schlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden; besonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktschiffe, wo man so mancherlei und mitunter so seltsame Figuren aussteigen sah. Ging es nun in die Stadt herein, so ward jederzeit der Saalhof, der wenigstens an der Stelle stand, wo die Burg Kaiser Carls des Großen und seiner Nachfolger gewesen seyn sollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor sich in die alte Gewerbstadt, und besonders Markttages gern in dem Gewühl, das sich um die Bartholomauskirche herum versammelte. Hier hatte sich, von den frühesten Zeiten an, die Menge der Verkäufer und Krämer übereinander gedrängt, und wegen einer solchen Besitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anstalt Platz finden. Die Buden des sogenannten Pfarreisens waren uns Kindern sehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuschaffen. Nur selten aber mochte man sich über den beschränkten, vollgepfropften und

unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entsetzen vor den daranstoßenden, engen und häßlichen Fleischbanken geflohen bin. Der Römerberg war ein desto angenehmerer Spazierplatz. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die neue Krám, war immer aufheiternd und ergötzlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauen-Kirche eine Straße nach der Zeile zuging, und wir immer den großen Umweg durch die Hasengasse oder die Catharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerksamkeit des Kindes am meisten an sich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich, und die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: so der Nürnberger Hof, das Compostell, das Braunfels, das Stammhaus derer von Stallburg, und mehrere in den spätern Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete Vesten. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen: alles deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Gränze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Walle, Graben, womit die neue Stadt umschlossen war, alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine gewisse Neigung zum Alterthümlichen setzte sich bei dem Knaben fest, welche besonders durch alte Chroniken, Holzschnitte, wie z. B. den Grave'schen von der Belagerung von

Frankfurt, genährt und begünstigt wurde; wobei noch eine andere Luſt, bloß menſchliche Zuſtande in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anſpruch auf Intereſſe oder Schönheit, zu erfaſſen, ſich hervorthat. So war es eine von unſern liebſten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verſchaffen ſuchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuſpazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen ſich bis an den Zwinger heran; man ſieht mehreren Tauſend Menſchen in ihre häuslichen, kleinen abgeſchloſſenen, verborgenen Zuſtände. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen zu den Obſtgärten des für ſeinen Nutzen beſorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannigfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbei, an dem unſre kindiſche Neugier ſich nicht genug ergötzen konnte. Denn furwahr der bekannte hinkende Teufel, als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für dieſen geleiſtet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein, gethan war. Die Schlüſſel, deren man ſich auf dieſem Weg bedienen mußte, um durch mancherlei Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht ihren Subalternen aufs beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In ſeinen untern, gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſchafften uns Eintritt in das große, höchſt einfache Seſſionszimmer des Rathes. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände ſo wie

die Wölbung weiß, und das Ganze ohne Spur von Malerei oder irgend einem Bildwerk. Nur an der mittelſten Wand in der Höhe las man die kurze Inſchrift:

Eines Mannes Rede
Iſt keines Mannes Rede:
Man ſoll ſie billig hören Beede.

Nach der alterthümlichſten Art waren für die Glieder dieſer Verſammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unſeres Senats nach Bänken eingetheilt ſey. Von der Thür linker Hand bis in die gegenüberſtehende Ecke, als auf der erſten Bank, ſaßen die Schöffen, in der Ecke ſelbſt der Schultheiß, der einzige der ein kleines Tiſchchen vor ſich hatte; zu ſeiner Linken bis gegen die Fenſterſeite ſaßen nunmehr die Herren der zweiten Bank; an den Fenſtern her zog ſich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals ſtand ein Tiſch für den Protokollführer.

Waren wir einmal im Römer, ſo miſchten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den burgermeiſterlichen Audienzen. Aber größeren Reiz hatte alles, was ſich auf Wahl und Krönung der Kaiſer bezog. Wir wußten uns die Gunſt der Schließer zu verſchaffen, um die neue, heitre, in Fresco gemalte, ſonſt durch ein Gitter verſchloſſene Kaiſertreppe hinaufſteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verſchnörkelten Goldleiſten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thürſtücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien mit dem kaiſerlichen Ornat bekleidet, und belaſtet mit den Reichsinſignien, eine gar wunderliche Figur ſpielen, betrachteten wir mit großer Aufmerkſamkeit, und hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu

erleben. Aus dem großen Kaiſerſaale konnte man uns nur mit ſehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war hineinzuſchlüpfen; und wir hielten denjenigen für unſern wahrſten Freund, der uns bei den Bruſtbildern der ſämmtlichen Kaiſer, die in einer gewiſſen Höhe umher gemalt waren, etwas von ihren Thaten erzahlen mochte.

Von Carl dem Großen vernahmen wir manches mahrchenhafte; aber das hiſtoriſch-intereſſante für uns fing erſt mit Rudolf von Habsburg an, der durch ſeine Mannheit ſo großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Carl der Vierte zog unſre Aufmerkſamkeit an ſich. Wir hatten ſchon von der goldnen Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhanglichkeit an ſeinen edlen Gegenkaiſer, Günther von Schwarzburg, nicht entgelten ließ. Maximilianen hörten wir als einen Menſchen- und Bürgerfreund loben, und daß von ihm prophezeit worden, er werde der letzte Kaiſer aus einem deutſchen Hauſe ſeyn; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach ſeinem Tode die Wahl nur zwiſchen dem König von Spanien, Carl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Erſten, geſchwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine ſolche Weiſſagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe: denn es ſey augenfallig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaiſers übrig bleibe; ein Umſtand, der obgleich zufallig ſcheinend, die Patriotiſchgeſinnten mit Beſorgniß erfülle.

Wenn wir nun ſo einmal unſern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daſelbſt das Grab jenes braven, von Freund und Feinden geſchätzten Günther zu beſuchen. Der merkwürdige Stein, der

es ehemals bedeckte, ist in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thür, welche ins Conclave führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten besser gethan, ihn durch unsre Einbildungskraft, wie bisher, auszumalen; denn wir fanden diesen in der deutschen Geschichte so merkwürdigen Raum, wo die mächtigsten Fürsten sich zu einer Handlung von solcher Wichtigkeit zu versammeln pflegten, keineswegs würdig ausgeziert, sondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüsten und anderem solchen Gesperr, das man bei Seite setzen wollte, verunstaltet. Desto mehr ward unsere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Vorzeigen der goldnen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu seyn.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe sodann, was ihm die Seinigen so wie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geschichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen: denn es war kein Frankfurter von einem gewissen Alter, der nicht diese beiden Ereignisse und was sie begleitete, für den Gipfel seines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Carls des Siebenten gewesen war, bei welcher besonders der französische Gesandte, mit Kosten und Geschmack, herrliche Feste gegeben, so war doch die Folge für den guten Kaiser desto trauriger, der seine Residenz München nicht behaupten konnte und gewissermaßen die Gastfreiheit seiner Reichsstädter ansehen mußte.

War die Krönung Franz des Ersten nicht so auffallend prachtig wie jene, so wurde sie doch durch die Gegenwart der

Kaiserin Maria Theresia verherrlicht, deren Schönheit eben so einen großen Eindruck auf die Männer scheint gemacht zu haben, als die ernste würdige Gestalt und die blauen Augen Carls des Siebenten auf die Frauen. Wenigstens wetteiferten beide Geschlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchst vortheilhaften Begriff von jenen beiden Personen beizubringen. Alle diese Beschreibungen und Erzählungen geschahen mit heitrem und beruhigtem Gemüth: denn der Aachner Friede hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen Feierlichkeiten, so sprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen, und was die merkwürdigsten Begebenheiten der verflossenen Jahre mehr seyn mochten; und alles bedeutende und gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Frieden zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer solchen patriotischen Beschränkung kaum ein halbes Jahr hingebracht, so traten schon die Messen wieder ein, welche in den sämmtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entspringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren, erregte von den ersten Momenten des Bewußtseyns an eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegränztes Verlangen nach kindischem Besitz, das der Knabe mit wachsenden Jahren, bald auf diese bald auf jene Weise, wie es die Kräfte seines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen suchte. Zugleich aber bildete sich die Vorstellung von dem was die Welt alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die

Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln.

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feierlichkeiten angekündigt, welche um desto würdiger schienen, als sie die alte Zeit, und was von dort her noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahrgasse, nach der Brücke, bis über Sachsenhausen hinaus; alle Fenster waren besetzt, ohne daß den Tag über was besonderes vorging; die Menge schien nur da zu seyn, um sich zu drängen, und die Zuschauer, um sich unter einander zu betrachten: denn das worauf es eigentlich ankam, ereignete sich erst mit sinkender Nacht, und wurde mehr geglaubt als mit Augen gesehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that, oder nach Lust das Rechte beförderte, wurden die auf die Messen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edlen und unedlen Geschlechts, willkürlich geplagt und geplackt, so daß Fürsten und andere mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsstadter sich selbst und ihrem Gebiet nichts vergeben; sie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden heran kommen, oder ob sie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieses nicht allein bei Handels- und Meßgeschäften stattfand, sondern auch wenn hohe Personen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen sich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, sobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, sich mit seinem Herrn hereinzudrangen begehrte: so

waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Recesse deßhalb, obgleich stets mit beiderseitigen Vorbehalten, geschlossen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den seit Jahrhunderten dauernden Zwist endlich einmal beizulegen, als die ganze Anstalt, weßhalb er so lange und oft sehr heftig geführt worden war, beinah für unnütz, wenigstens für überflüssig angesehen werden konnte.

Unterdessen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhauptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verschiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewissen Stelle einige Reiter oder Husaren der zum Geleit berechtigten Reichsstände, die nebst ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend, und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge gesehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerlicher Ritter weder sein Pferd noch sich selbst auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendsten Züge herein, und deßwegen war der Andrang dorthin am stärksten. Ganz zuletzt und mit sinkender Nacht langte der auf gleiche Weise geleitete Nürnberger Postwagen an, und man trug sich mit der Rede, es müsse jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin sitzen; weßhalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geschrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen sitzenden Passagiere keineswegs mehr unterscheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in diesem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachstürzte; deßwegen auch die nächsten Häuser von den Zuschauern am meisten gesucht wurden.

Eine andere, noch viel seltsamere Feierlichkeit, welche

am hellen Tage das Publicum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte dieſe Ceremonie an jene erſten Zeiten, wo bedeutende Handelsſtadte ſich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maaße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigſtens eine Milderung derſelben zu erlangen ſuchten. Der Kaiſer, der ihrer bedurfte, ertheilte eine ſolche Freiheit, da wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und ſie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieſes geſchah durch ſymboliſche Gaben, welche dem kaiſerlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner ſeyn konnte, vor Eintritt der Bartholomai-Meſſe gebracht wurden, und zwar des Anſtands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht ſaß. Als der Schultheiß ſpaterhin nicht mehr vom Kaiſer geſetzt, ſondern von der Stadt ſelbſt gewahlt wurde, behielt er doch dieſe Vorrechte, und ſowohl die Zollfreiheiten der Städte, als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg dieſe uralte Vergünſtigung anerkannten, waren bis auf unſere Zeiten gekommen. Den Tag vor Maria Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaiſerſaale, in einem umſchränkten Raume, ſaßen erhöht die Schöffen, und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte; die von den Parteien bevollmächtigten Procuratoren unten zur rechten Seite. Der Actuarius fangt an, die auf dieſen Tag geſparten wichtigen Urtheile laut vorzuleſen; die Procuratoren bitten um Abſchrift, appelliren oder was ſie ſonſt zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Muſik gleichſam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es ſind drei Pfeifer, deren einer eine alte Schalmei, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe blaſ't. Sie tragen blaue

mit Gold verbrämte Mantel, auf den Aermeln die Noten befeſtigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren ſie aus ihrem Gaſthauſe, die Geſandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punkt Zehn ausgezogen, von Einheimiſchen und Fremden angeſtaunt, und ſo treten ſie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgeſandte tritt hinein und ſtellt ſich dem Schultheißen gegenuber. Die ſymboliſchen Gaben, welche auf das genaueſte nach dem alten Herkommen gefordert wurden, beſtanden gewohnlich in ſolchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzuglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichſam für alle Waaren, und ſo brachte auch hier der Abgeſandte einen ſchön gedrechſelten hölzernen Pokal mit Pfeffer angefullt. Ueber demſelben lagen ein Paar Handſchuhe, wunderſam geſchlitzt, mit Seide beſtickt und beſtaſtet, als Zeichen einer geſtatteten und angenommenen Vergunſtigung, deſſen ſich auch wohl der Kaiſer ſelbſt in gewiſſen Fallen bediente. Daneben ſah man ein weißes Stabchen, welches vormals bei geſetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den ſie immer wieder einlöſ'te, ſo daß derſelbe viele Jahre ein Zeuge dieſer Ceremonien geweſen.

Nachdem der Geſandte ſeine Anrede gehalten, das Geſchenk abgegeben, von dem Schultheißen die Verſicherung fortdauernder Begünſtigung empfangen, ſo entfernte er ſich aus dem geſchloſſenen Kreiſe, die Pfeifer bliesen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte ſeine Geſchafte, bis der zweite und endlich der dritte Geſandte eingeführt wurden: denn ſie kamen erſt einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnugen des Publicums langer

daure, theils auch weil es immer dieſelben alterthümlichen Virtuoſen waren, welche Nürnberg für ſich und ſeine Mitſtadte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei dieſem Feſte beſonders intereſſirt, weil es uns nicht wenig ſchmeichelte, unſern Großvater an einer ſo ehrenvollen Stelle zu ſehen, und weil wir gewöhnlich noch ſelbigen Tag ihn ganz beſcheiden zu beſuchen pflegten, um, wenn die Großmutter den Pfeffer in ihre Gewürzladen geſchüttet hätte, einen Becher und Stabchen, ein Paar Handſchuh oder einen alten Räder-Albus zu erhaſchen. Man konnte ſich dieſe ſymboliſchen, das Alterthum gleichſam hervorzaubernden Ceremonien nicht erklaren laſſen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne ſich nach Sitten, Gebrauchen und Geſinnungen unſerer Altvordern zu erkundigen, die ſich durch wieder auferſtandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns beſitzbare Gaben, auf eine ſo wunderliche Weiſe vergegenwartigten.

Solchen altehrwürdigen Feierlichkeiten folgte in guter Jahrszeit manches für uns Kinder luſtreichere Feſt außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwarts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, ſauber eingefaßt und mit uralten Linden umgeben. Nicht weit davon ſteht der Hof zu den guten Leuten, ehmals ein um dieſer Quellen willen erbautes Hoſpital. Auf den Gemeinweiden umher verſammelte man zu einem gewiſſen Tage des Jahres die Rindviehheerden aus der Nachbarſchaft, und die Hirten ſammt ihren Madchen feierten ein ländliches Feſt, mit Tanz und Geſang, mit mancherlei Luſt und Ungezogenheit. Auf der andern Seite

der Stadt lag ein ähnlicher nur größerer Gemeindeplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch schönere Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingsten die Schafheerden, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleichten Waisenkinder aus ihren Mauern ins Freie: denn man sollte erst später auf den Gedanken gerathen, daß man solche verlassene Creaturen, die sich einst durch die Welt durch zu helfen genöthigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse, und alle Ursach habe, sie von Kindesbeinen an sowohl physisch als moralisch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche sich selbst immer gern einen Spaziergang bereiten, verfehlten nicht, von den frühsten Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, so daß diese landlichen Feste wohl mit zu den ersten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich: denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dasteht, laßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geraumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsale lustig, und jene Aussicht uber die Garten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beschaftigung und zur Unterhaltung.

Das Erste was man in Ordnung brachte, war die Bücherssammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder

Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände ſeines Arbeits- und Studirzimmers ſchmücken ſollten. Er beſaß die ſchönen holländiſchen Ausgaben der lateiniſchen Schriftſteller, welche er der äußern Uebereinſtimmung wegen ſämmtlich in Quart anzuſchaffen ſuchte; ſodann vieles was ſich auf die römiſchen Antiquitaten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichſten Italiäniſchen Dichter fehlten nicht, und für den Taſſo bezeigte er eine große Vorliebe. Die beſten neuſten Reiſebeſchreibungen waren auch vorhanden, und er ſelbſt machte ſich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeitz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er ſich mit den nöthigſten Hulfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verſchiedenen Sprachen, mit Realleriken, daß man ſich alſo nach Belieben Raths erholen konnte, ſo wie mit manchem andern was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieſer Bücherſammlung, in ſaubern Pergamentbänden mit ſehr ſchön geſchriebenen Titeln, ward in einem beſondern Manſardzimmer aufgeſtellt. Das Nachſchaffen der neuen Bücher, ſo wie das Binden und Einreihen derſelben, betrieb er mit großer Gelaſſenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche dieſem oder jenem Werk beſondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juriſtiſcher Diſſertationen vermehrte ſich jahrlich um einige Bände.

Zunächſt aber wurden die Gemalde, die ſonſt in dem alten Hauſe zerſtreut herumgehangen, nunmehr zuſammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studirſtube, alle in ſchwarzen, mit goldenen Stabchen verzierten Rahmen, ſymmetriſch angebracht. Mein Vater hatte den Grundſatz, den er öfters und ſogar leidenſchaftlich ausſprach, daß man die lebenden Meiſter beſchaftigen, und weniger auf

die abgeſchiedenen wenden ſolle, bei deren Schätzung ſehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorſtellung, daß es mit den Gemälden völlig wie mit den Rheinweinen beſchaffen ſey, die, wenn ihnen gleich das Alter einen vorzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre eben ſo vortrefflich als in den vergangenen könnten hervorgebracht werden. Nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, eben ſo koſtbar und vielleicht noch ſchmackhafter. In dieſer Meinung beſtätigte er ſich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptſächlich dadurch für die Liebhaber einen großen Werth zu erhalten ſchienen, weil ſie dunkler und brauner geworden, und der harmoniſche Ton eines ſolchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater verſicherte dagegen, es ſey ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch ſchwarz werden ſollten; daß ſie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugeſtehen.

Nach dieſen Grundſätzen beſchäftigte er mehrere Jahre hindurch die ſämmtlichen Frankfurter Künſtler: den Maler Hirth, welcher Eichen- und Buchenwälder, und andere ſogenannte ländliche Gegenden, ſehr wohl mit Vieh zu ſtaffiren wußte; deßgleichen Trautmann, der ſich den Rembrandt zum Muſter genommen, und es in eingeſchloſſenen Lichtern und Widerſcheinen, nicht weniger in effectvollen Feuersbrünſten weit gebracht hatte, ſo daß er einſtens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrandt'ſchen Bilde zu malen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtlebens die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Junkern, der Blumen- und Fruchtſtücke, Stilleben und ruhig beſchäftigte Perſonen, nach dem Vorgang der Niederländer, ſehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemern Raum, und noch mehr durch die

Bekanntſchaft eines geſchickten Künſtlers, die Liebhaberei wieder angefriſcht und belebt. Dieſes war Seekatz, ein Schüler von Brinkmann, Darmſtädtiſcher Hofmaler, deſſen Talent und Charakter ſich in der Folge vor uns umſtändlicher entwickeln wird.

Man ſchritt auf dieſe Weiſe mit Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verſchiedenen Beſtimmungen, weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrſchten im Ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelſcheiben das ihrige zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hauſe aus mehreren Urſachen, zunächſt aber auch wegen meiſt runder Fenſterſcheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte ſich heiter, weil ihm alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker ſeinen Forderungen entſprachen, ſo hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie ſelbſt entſprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum erſtenmal im Tiefſten erſchüttert. Am erſten November 1755 ereignete ſich das Erdbeben von Liſſabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe ſchon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große prächtige Reſidenz, zugleich Handels- und Hafenſtadt, wird ungewarnt von dem furchtbarſten Unglück betroffen. Die Erde bebt und ſchwankt, das Meer brauſ't auf, die Schiffe ſchlagen zuſammen, die Häuſer ſtürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palaſt zum Theil wird vom Meere verſchlungen, die geborſtene Erde ſcheint Flammen zu ſpeien: denn überall meldet ſich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtauſend Menſchen, einen

Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar sonst verborgener, oder durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen übriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwachere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfurchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Damon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten

Glaubens-Artikels ſo weiſe und gnadig vorſtellte, hatte ſich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs vaterlich bewieſen. Vergebens ſuchte das junge Gemüth ſich gegen dieſe Eindrücke herzuſtellen, welches überhaupt um ſo weniger möglich war, als die Weiſen und Schriftgelehrten ſelbſt ſich über die Art, wie man ein ſolches Phanomen anzuſehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nahere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Teſtament ſo viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unverſehens brach ein Hagelwetter herein und ſchlug die neuen Spiegelſcheiben der gegen Abend gelegenen Hinterſeite des Hauſes unter Donner und Blitzen auf das gewaltſamſte zuſammen, beſchadigte die neuen Möbeln, verderbte einige ſchaßbare Bucher und ſonſt werthe Dinge, und war für die Kinder um ſo furchterlicher, als das ganz außer ſich geſetzte Hausgeſinde ſie in einen dunklen Gang mit fortriß, und dort auf den Knieen liegend durch ſchreckliches Geheul und Geſchrei die erzurnte Gottheit zu verſöhnen glaubte; indeſſen der Vater ganz allein gefaßt, die Fenſterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den Hagel folgenden Regenguß einen deſto offnern Weg bereitete, ſo daß man ſich, nach endlicher Erholung, auf den Vorſalen und Treppen von fluthendem und rinnendem Waſſer umgeben ſah.

Solche Vorfälle, wie ſtörend ſie auch im Ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater ſelbſt uns Kindern zu geben ſich einmal vorgenommen. Er hatte ſeine Jugend auf dem Coburger Gymnaſium zugebracht, welches unter den deutſchen

Lehranſtalten eine der erſten Stellen einnahm. Er hatte daſelbſt einen guten Grund in den Sprachen und was man ſonſt zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig ſich der Rechtswiſſenſchaft befliſſen, und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mit Ernſt und Fleiß verfaßte Diſſertation: Electa de aditione hereditatis, wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es iſt ein frommer Wunſch aller Väter, das was ihnen ſelbſt abgegangen, an den Söhnen realiſirt zu ſehen, ſo ungefähr als wenn man zum zweitenmal lebte und die Erfahrungen des erſten Lebenslaufes nun erſt recht nutzen wollte. Im Gefühl ſeiner Kenntniſſe, in Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater ſich vor, ſeine Kinder ſelbſt zu unterrichten, und nur ſoviel als es nöthig ſchien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeiſter zu beſetzen. Ein pädagogiſcher Dilettantismus fing ſich überhaupt ſchon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübſinnigkeit der an öffentlichen Schulen angeſtellten Lehrer mochte wohl die erſte Veranlaſſung dazu geben. Man ſuchte nach etwas beſſerem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht ſeyn muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Meinem Vater war ſein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunſch gelungen; ich ſollte denſelben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er ſchätzte meine angebornen Gaben um ſo mehr als ſie ihm mangelten: denn er hatte alles nur durch unſäglichen Fleiß, Anhaltſamkeit und Wiederholung erworben. Er verſicherte mir öfters, früher und ſpäter im Ernſt und Scherz, daß er mit meinen Anlagen ſich ganz anders würde benommen, und nicht ſo liederlich damit würde gewirthſchaftet haben.

Durch ſchnelles Ergreifen, Vorarbeiten und Feſthalten entwuchs ich ſehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeiſter geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet geweſen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich ſie nur als ein willkürliches Geſetz anſah; die Regeln ſchienen mir lächerlich, weil ſie durch ſo viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder beſonders lernen ſollte. Und wäre nicht der gereimte angebende Lateiner geweſen, ſo hätte es ſchlimm mit mir ausgeſehen; doch dieſen trommelte und ſang ich mir gern vor. So hatten wir auch eine Geographie in ſolchen Gedächtnißverſen, wo uns die abgeſchmackteſten Reime das zu behaltende am beſten einprägten, z. B.

Ober-Yſſel viel Moraſt
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht; ſo auch entwickelte ich mir ſchnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetoriſchen Dingen, Chrieen und dergleichen that es mir niemand zuvor, ob ich ſchon wegen Sprachfehler oft hintanſtehen mußte. Solche Aufſätze waren es jedoch, die meinem Vater beſondre Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem, für einen Knaben bedeutenden, Geldgeſchenke belohnte.

Mein Vater lehrte die Schweſter in demſelben Zimmer Italianiſch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Penſum bald fertig war und doch ſtill ſitzen ſollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italianiſche, das mir als eine luſtige Abweichung des Lateiniſchen auffiel, ſehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Abſicht auf Gedächtniß und Combination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch

einen frühen Ruf erlangt haben. Deßhalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura ſtudiren, alsdann noch eine andre Univerſität beſuchen und promoviren ſollte. Was dieſe zweite betraf, war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, zu meinem Leidweſen: denn ich hatte gerade auf dieſe viel Zutrauen und große Hoffnungen geſetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen ſollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müſſe Paris voraus ſehen, weil man aus Italien kommend ſich an nichts mehr ergötze.

Dieſes Mährchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, beſonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beſchreibung von Neapel auslief. Sein ſonſtiger Ernſt und ſeine Trockenheit ſchienen ſich jederzeit aufzulöſen und zu beleben, und ſo erzeugte ſich in uns Kindern der leidenſchaftliche Wunſch, auch dieſer Paradieſe theilhaft zu werden.

Privat-Stunden, welche ſich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieſer gemeinſame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Geſellen, brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrſtunden. Chreſtomathien, wodurch die Belehrung heiter und mannigfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute ſo ſtarre Cornelius Nepos, das allzu leichte, und durch Predigten und Religions-Unterricht ſogar trivial gewordne Neue Teſtament, Cellarius

und Paſor konnten uns kein Intereſſe geben; dagegen hatte ſich eine gewiſſe Reim- und Verſewuth, durch Leſung der damaligen deutſchen Dichter, unſer bemächtigt. Mich hatte ſie ſchon früher ergriffen, als ich es luſtig fand, von der rhetoriſchen Behandlung der Aufgaben zu der poetiſchen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine ſonntägliche Zuſammenkunft, wo jeder von ihm ſelbſt verfertigte Verſe produciren ſollte. Und hier begegnete mir etwas wunderbares, was mich ſehr lang in Unruh ſetzte. Meine Gedichte, wie ſie auch ſeyn mochten, mußte ich immer für die beſſern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche ſehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und ſich nicht weniger dünkten; ja was mir noch bedenklicher ſchien, ein guter, obgleich zu ſolchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber ſeine Reime ſich vom Hofmeiſter machen ließ, hielt dieſe nicht allein für die allerbeſten, ſondern war völlig überzeugt, er habe ſie ſelbſt gemacht; wie er mir, in dem vertrauteren Verhältniß, worin ich mit ihm ſtand, jederzeit aufrichtig behauptete. Da ich nun ſolchen Irrthum und Wahnſinn offenbar vor mir ſah, fiel es mir eines Tages aufs Herz, ob ich mich vielleicht ſelbſt in dem Falle befände, ob nicht jene Gedichte wirklich beſſer ſeyen als die meinigen, und ob ich nicht mit Recht jenen Knaben eben ſo toll als ſie mir vorkommen möchte? Dieſes beunruhigte mich ſehr und lange Zeit: denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich ſtockte ſogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtſinn und Selbſtgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigten, die uns Lehrer und Eltern, welche auf unſere Scherze aufmerkſam geworden, aus dem Stegreif

aufgaben, wobei ich gut bestand und allgemeines Lob davontrug.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen, und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzutheilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Foliobibel, mit Kupfern von Merian, ward haufig von uns durchblattert; Gottfrieds Chronik, mit Kupfern desselben Meisters, belehrte uns von den merkwürdigsten Fallen der Weltgeschichte; die Acerra philologica that noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidischen Verwandlungen gewahr wurde, und besonders die ersten Bücher fleißig studirte: so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefullt, und ich konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beschaftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frömmern sittlichern Effect, als jene mitunter rohen und gefahrlichen Alterthümlichkeiten, machte Fenelons Telemach, den ich erst nur in der Neukirchischen Uebersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und wohlthatige Wirkung auf mein Gemüth äußerte. Daß Robinson Crusoe sich zeitig angeschlossen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, laßt sich denken. Lord Anions Reise um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Mährchens, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt

hinausgeführt, und verſuchten ihm mit unſern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun ſollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorſtehen, indem ich an eine Maſſe Schriften gerieth, die zwar in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienſt voriger Zeiten in einer unſchuldigen Weiſe naher bringt.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksſchriften, Volksbücher, bekannt und ſogar berühmt geworden, war in Frankfurt ſelbſt, und ſie wurden, wegen des großen Abgangs mit ſtehenden Lettern auf das ſchrecklichſte Löſchpapier faſt unleſerlich gedruckt. Wir Kinder hatten alſo das Glück, dieſe ſchätzbaren Ueberreſte der Mittelzeit auf einem Tiſchchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers täglich zu finden, und ſie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenſpiegel, die vier Haimonskinder, die ſchöne Meluſine, der Kaiſer Octavian, die ſchöne Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippſchaft bis auf den ewigen Juden, alles ſtand uns zu Dienſten, ſobald uns gelüſtete nach dieſen Werken, anſtatt nach irgend einer Naſcherei zu greifen. Der größte Vortheil dabei war, daß wenn wir ein ſolches Heft zerleſen oder ſonſt beſchadigt hatten, es bald wieder angeſchafft und aufs neue verſchlungen werden konnte.

Wie eine Familienſpazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchſt verdrießliche Weiſe geſtört, und ein froher Zuſtand in den widerwärtigſten verwandelt wird, ſo fallen auch die Kinderkrankheiten unerwartet in die ſchönſte Jahrszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen

und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken ſich ankündigten. Die Einimpfung derſelben ward bei uns noch immer für ſehr problematiſch angeſehen, und ob ſie gleich populare Schriftſteller ſchon faßlich und eindringlich empfohlen, ſo zauderten doch die deutſchen Aerzte mit einer Operation, welche der Natur vorzugreifen ſchien. Speculirende Engländer kamen daher aufs feſte Land und impften, gegen ein anſehnliches Honorar, die Kinder ſolcher Perſonen, die ſie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgeſetzt; die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entſtellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, deſſen wahrſcheinliche Hülfe doch ſchon durch den Erfolg mannigfaltig beſtatigt war. Das Uebel betraf nun auch unſer Haus, und überfiel mich mit ganz beſonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überſaet, das Geſicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man ſuchte die möglichſte Linderung, und verſprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indeſſen hielt man uns, nach herrſchendem Vorurtheil, ſo warm als möglich, und ſcharfte dadurch nur das Uebel. Endlich nach traurig verfloſſener Zeit, fiel es mir wie eine Maske vom Geſicht, ohne daß die Blattern eine ſichtbare Spur auf der Haut zuruckgelaſſen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich ſelbſt war zufrieden nur wieder das Tageslicht zu ſehen, und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren; aber andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zuſtand zu erinnern; beſonders eine ſehr lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit mir getrieben hatte, konnte mich, ſelbſt noch in ſpätern Jahren,

ſelten anſehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garſtig iſt er geworden! Dann erzählte ſie mir umſtändlich, wie ſie ſich ſonſt an mir ergötzt, welches Aufſehen ſie erregt, wenn ſie mich umhergetragen; und ſo erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menſchen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, ſehr oft empfindlich büßen laſſen.

Weder von Maſern, noch Windblattern, und wie die Quälgeiſter der Jugend heißen mögen, blieb ich verſchont, und jedesmal verſicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieſes Uebel nun für immer vorüber ſey; aber [illegible] drohte ſchon wieder ein andres im Hintergrund und rückte heran. Alle dieſe Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich ſchon öfters im Ausdauern geübt hatte, ſo ſchienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchſt nachahmenswerth, um ſo mehr als durch die chriſtliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieſes Familienleidens will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher um drei Jahr jünger als ich, gleichfalls von jener Anſteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, ſtill und eigenſinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältniß zuſammen. Auch überlebte er kaum die Kinderjahre. Unter mehreren nachgebornen Geſchwiſtern, die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines ſehr ſchönen und angenehmen Mädchens, die aber auch bald verſchwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schweſter, uns allein übrig ſahen, und nur um ſo inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen

wurden in ihren Folgen doppelt lästig: denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichtskalender gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumniß unmittelbar wieder einbringen, und belegte die Genesenden mit doppelten Lectionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber in so fern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissermaßen zurückdrängte.

Vor diesen didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großeltern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehmals eine Burg gewesen zu seyn: denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war; die Gänge meistens mit Rebgelander eingefaßt, ein Theil des Raums den Küchengewächsen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst, in reichlicher Abwechslung, die Rabatten so wie die Beete schmückten. Die lange gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohl gezogenen Spalier-Pfirsichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeer-Büsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten

bis in den Herbſt eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, ſowohl wegen ſeiner Früchte als auch, weil man uns erzählte, daß von ſeinen Blättern die Seidenwürmer ſich ernahrten. In dieſem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geſchäftigkeit eigenhändig die feinere Obſt- und Blumenzucht beſorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig ſind, um einen ſchönen Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er ſich niemals verdrießen. Er ſelbſt band ſorgfältig die Zweige der Pfirſichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Sortiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyacinthen und verwandten Gewächſe, ſo wie die Sorge für Aufbewahrung derſelben überließ er niemanden; und noch erinnere ich mich gern, wie emſig er ſich mit dem Oculiren der verſchiedenen Roſenarten beſchäftigte. Dabei zog er, um ſich vor den Dornen zu ſchützen, jene alterthümlichen ledernen Handſchuhe an, die ihm beim Pfeifergericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deßhalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock, und auf dem Haupt eine faltige ſchwarze Sammetmütze, ſo daß er eine mittlere Perſon zwiſchen Alcinous und Laertes hätte vorſtellen können.

Alle dieſe Gartenarbeiten betrieb er eben ſo regelmäßig und genau als ſeine Amtsgeſchäfte: denn eh er herunterkam, hatte er immer die Regiſtrande ſeiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Acten geleſen. Eben ſo fuhr er Morgens aufs Rathhaus, ſpeiſ'te nach ſeiner Rückkehr, nickte hierauf in ſeinem Großſtuhl, und ging alles einen Tag wie den andern. Er ſprach wenig, zeigte

keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht ihn zornig geſehen zu haben. Alles was ihn umgab war alterthümlich. In ſeiner getafelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juriſtiſchen Werken nur die erſten Reiſebeſchreibungen, Seefahrten und Länder-Entdeckungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zuſtandes, der ſo wie dieſer das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für dieſen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchſten ſteigerte, war die Ueberzeugung, daß derſelbe die Gabe der Weiſſagung beſitze, beſonders in Dingen, die ihn ſelbſt und ſein Schickſal betrafen. Zwar ließ er ſich gegen niemand als gegen die Großmutter entſchieden und umſtändlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem was ſich ereignen ſollte, unterrichtet werde. So verſicherte er z. B. ſeiner Gattin, zur Zeit als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bei der nächſten Vacanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt ſtarb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hauſe im Stillen alles zum Empfange der Gäſte und Gratulanten ſolle eingerichtet werden, und die entſcheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, vertraute er ſeiner Gattin folgendermaßen: Er habe ſich in voller gewöhnlicher Rathsverſammlung geſehen, wo alles nach hergebrachter Weiſe vorgegangen. Auf einmal habe ſich der nun verſtorbene Schöff von ſeinem Sitze erhoben, ſey herabgeſtiegen, und habe ihm auf eine verbindliche Weiſe das Compliment

gemacht, er möge den verlaſſenen Platz einnehmen, und ſey darauf zur Thür hinausgegangen.

Etwas ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in ſolchem Falle nicht lange mit Beſetzung dieſer Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiſer werde ſein altes Recht, einen Schultheißen zu beſtellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Dießmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angeſagt. Weil dieſem nun das Licht in der Laterne verlöſchen wollte, ſo erbat er ſich ein Stümpfchen, um ſeinen Weg weiter fortſetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes, ſagte der Großvater zu den Frauen: er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.“ Dieſer Aeußerung entſprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß; wobei der Umſtand noch beſonders merkwürdig war, daß, obgleich ſein Repräſentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei ſilbernen Kugeln zuerſt heraus kamen, und alſo die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig proſaiſch, einfach und ohne Spur von Phantaſtiſchem oder Wunderſamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordnen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter ſeinen Büchern und Schreibkalendern geſtört, und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam N. N. zu mir und ſagte ..... Name und Offenbarung waren in Chiffern geſchrieben. Oder es ſtand auf gleiche Weiſe: Heute Nacht ſah ich .... Das Uebrige war wieder in Chiffern, bis auf die Verbindungs- und andere Worte, aus denen ſich nichts abnehmen ließ.

Bemerkenswerth bleibt es hiebei, daß Perſonen, welche

sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphare für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistentheils rüstige Personen, lebensfroh und nur aufs Wirkliche gestellt.

Bei dieser Gelegenheit gedenk' ich derselben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannigfaltige Weise beschäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialienhändler Melber verheirathete zweite Tochter besuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten, gedrangtesten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier sahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns scheuten zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu; und wenn uns im Laden unter so vielerlei Waaren anfanglich nur das Süßholz und die daraus bereiteten braunen gestempelten Zeltlein vorzüglich interessirten, so wurden wir doch allmahlich mit der großen Menge von Gegenstanden bekannt, welche bei einer solchen Handlung aus- und einfließen. Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter, in jüngern Jahren, sich in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit, oder im Lesen eines Buches gefiel, so fuhr jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versaumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kammen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feierlichkeiten, wie bei Krönungen, war sie nicht zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem

bei ſolchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehaſcht, und man erzählte ſich: wie ſie einmal eine gute Partie beiſammen gehabt und ſolches vergnüglich in der flachen Hand beſchaut, habe ihr einer dagegen geſchlagen, wodurch denn die wohlerworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte ſie ſich viel damit, daß ſie dem vorbeifahrenden Kaiſer Carl dem Siebenten, während eines Augenblicks, da alles Volk ſchwieg, auf einem Prallſteine ſtehend, ein heftiges Vivat in die Kutſche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und für dieſe kecke Aufmerkſamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hauſe war um ſie her alles bewegt, lebensluſtig und munter, und wir Kinder ſind ihr manche frohe Stunde ſchuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemeſſenen Zuſtande befand ſich eine zweite Tante, welche mit dem bei der St. Catharinen-Kirche angeſtellten Pfarrer Stark verheirathet war. Er lebte ſeiner Geſinnung und ſeinem Stande gemäß ſehr einſam, und beſaß eine ſchöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerſt den Homer kennen, und zwar in einer proſaiſchen Ueberſetzung, wie ſie im ſiebenten Theil der durch Herrn von Loen beſorgten neuen Sammlung der merkwürdigſten Reiſegeſchichten, unter dem Titel: Homers Beſchreibung der Eroberung des trojaniſchen Reichs, zu finden iſt, mit Kupfern im franzöſiſchen Theaterſinne geziert. Dieſe Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homeriſchen Helden mir nur unter dieſen Geſtalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten ſelbſt gefielen mir unſäglich; nur hatte ich an dem Werke ſehr auszuſetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe, und ſo ſtumpf mit dem Tode Hectors endige. Mein Oheim,

gegen den ich dieſen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrſtunden, auch eines fortwährenden und fortſchreitenden Religionsunterrichts genoſſen. Doch war der kirchliche Proteſtantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geiſtreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zuſagen. Deßwegen ergaben ſich gar mancherlei Abſonderungen von der geſetzlichen Kirche. Es entſtanden die Separatiſten, Pietiſten, Herrnhuther, die Stillen im Lande und wie man ſie ſonſt zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Abſicht hatten, ſich der Gottheit, beſonders durch Chriſtum, mehr zu nahern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu ſeya ſchien.

Der Knabe hörte von dieſen Meinungen und Geſinnungen unaufhörlich ſprechen: denn die Geiſtlichkeit ſowohl als die Laien theilten ſich in das Fur und Wider. Die mehr oder weniger Abgeſonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweiſe zog an durch Originalitat, Herzlichkeit, Beharren und Selbſtſtandigkeit. Man erzahlte von dieſen Tugenden und ihren Aeußerungen allerlei Geſchichten. Beſonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeiſters bekannt, den einer ſeiner Zunftgenoſſen durch die Frage zu beſchamen gedachte: wer denn eigentlich ſein Beichtvater ſey? Mit Heiterkeit und Vertrauen auf ſeine gute Sache erwiederte jener: Ich habe einen ſehr vornehmen; es iſt niemand geringeres als der Beichtvater des Königs David.

Dieſes und dergleichen mag wohl Eindruck auf den

Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Gesinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Zorn-Aeußerungen schon lange über die Schönheit der Welt und das mannigfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar.

Der Knabe hatte sich überhaupt an den ersten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne, und für denselben eben so wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahrszeiten, für Pflanzen und Thiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums besagten dieses ausdrücklich. Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf, und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar errichten. Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüth des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; allein wie solche zu schichten und aufzubauen seyn möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen rothlakirten goldgeblümten Musikpult, in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe, und baute nun stufenweise die

Abgeordneten der Natur übereinander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche wo nicht flammend doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das was im Gemüthe vorgeht auszudrücken, als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen, und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondere Zierde des Zimmers, das man ihm im neuen Hause eingeräumt hatte, stehen. Jedermann sah darin nur eine wohl aufgeputzte Naturaliensammlung; der Knabe hingegen wußte besser was er verschwieg. Er sehnte sich nach der Wiederholung jener Feierlichkeit. Unglücklicherweise war eben, als die gelegenste Sonne hervorstieg, die Porzellantasse nicht bei der Hand; er stellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Musikpultes; sie wurden angezündet, und die Andacht war so groß, daß der Priester nicht merkte, welchen Schaden sein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzchen hatten sich nämlich in den rothen Lack und in die schönen goldnen Blumen auf eine schmähliche Weise eingebrannt, und gleich als wäre ein böser Geist verschwunden, ihre schwarzen unauslöschlichen Fußtapfen

zurückgelaſſen. Hierüber kam der junge Prieſter in die äußerſte Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größeſten Prachtſtufen zu bedecken, allein der Muth zu neuen Opfern war ihm vergangen, und faſt möchte man dieſen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt ſey, ſich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

Zweites Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine solche schöne Zeit wohl mit größerem Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Gesetzen leben, die groß genug sind, eine ansehnliche Menge Bürger zu fassen, und wohl gelegen, um sie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und sind genöthigt Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Beherrschen solche Städte auch kein weites Gebiet, so können sie desto mehr im Innern Wohlhabigkeit bewirken, weil ihre Verhältnisse nach außen sie nicht zu kostspieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf diese Weise verfloß den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60,000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen enthielt,

die ihn zu einem ſolchen ungeheuren Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die ſich nicht nur als Zuſchauer, ſondern auch als Richter aufgefordert fand, ſpaltete ſich ſogleich in zwei Parteien, und unſere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Erſten den Krönungshimmel getragen, und von der Kaiſerin eine gewichtige goldne Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegerſöhnen und Töchtern auf öſtreichiſcher Seite. Mein Vater, von Carl dem Siebenten zum kaiſerlichen Rath ernannt, und an dem Schickſale dieſes unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte ſich mit der kleinern Familienhalfte gegen Preußen. Gar bald wurden unſere Zuſammenkünfte, die man ſeit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgeſetzt hatte, geſtört. Die unter Verſchwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erſt eine Form, in der ſie ſich ausſprechen konnten. Man ſtritt, man überwarf ſich, man ſchwieg, man brach los. Der Großvater, ſonſt ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen ſuchten vergebens das Feuer zu tüſchen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerſt aus der Geſellſchaft. Nun freuten wir uns ungeſtört zu Hauſe der preußiſchen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenſchaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Intereſſe mußte dieſem weichen, und wir brachten den Ueberreſt des Jahres in beſtandiger Agitation zu. Die Beſitznahme von Dresden, die anfangliche Mäßigung des Königs, die zwar langſamen aber ſichern Fortſchritte, der Sieg bei Lowoſitz, die Gefangennehmung der Sachſen waren für unſere Partei eben ſo viele Triumphe. Alles was zum Vortheil der Gegner angeführt

werden konnte, wurde geläugnet oder verkleinert; und da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julie.

Und so war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch seyn mochten.

Als ältester Enkel und Pathe hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeist: es waren meine vergnügtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken, denn ich mußte meinen Helden aufs gräulichste verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch weil die Mutter mich gewarnt hatte. Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun, wegen Friedrichs des Zweiten, die Gerechtigkeit des Publicums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen, nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden, hieß es immer, und ich

dachte, die Leute müßten auch rechte Leute seyn, würden auch alles und jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten wo nicht geläugnet doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat was er vermöge; und dieß nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklaren zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen, und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberei weiter auch nicht verargten; daß Graf Daun manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spat durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteiischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja schadlich, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen. Die immer aufeinander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten ließen den Parteien weder Ruhe noch Rast. Wir fanden ein verdrießliches Behagen, jene eingebildeten Uebel und willkurlichen Händel immer von frischem wieder zu erregen und zu scharfen, und so fuhren wir fort uns unter

einander zu quälen, bis einige Jahre darauf die Franzoſen Frankfurt beſetzten und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuſer brachten.

Ob nun gleich die meiſten ſich dieſer wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereigniſſe nur zu einer leidenſchaftlichen Unterhaltung bedienten, ſo waren doch auch andre, welche den Ernſt dieſer Zeiten wohl einſahen, und befürchteten, daß bei einer Theilnahme Frankreichs der Kriegsſchauplatz ſich auch in unſern Gegenden aufthun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hauſe, und ſuchte uns auf mancherlei Weiſe zu beſchäftigen und zu unterhalten. Zu ſolchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlaſſene Puppenſpiel wieder aufgeſtellt, und zwar dergeſtalt eingerichtet, daß die Zuſchauer in meinem Giebelzimmer ſitzen, die ſpielenden und dirigirenden Perſonen aber, ſo wie das Theater ſelbſt vom Proſcenium an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die beſondere Vergünſtigung, bald dieſen bald jenen Knaben als Zuſchauer einzulaſſen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Unruhe, die in den Kindern ſteckt, ließ ſie nicht lange geduldige Zuſchauer bleiben. Sie ſtörten das Spiel, und wir mußten uns ein jüngeres Publicum ausſuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das urſprüngliche Hauptdrama, worauf die Puppengeſellſchaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt, und führten es anfangs auch ausſchließlich auf; allein dieß ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Decorationen, und wagten uns an verſchiedene Stücke, die freilich für einen ſo kleinen Schauplatz zu weitlaufig waren. Ob wir uns nun gleich durch dieſe Anmaßungen dasjenige was wir wirklich hatten leiſten können, verkümmerten und zuletzt gar zerſtörten,

ſo hat doch dieſe kindliche Unterhaltung und Beſchäftigung auf ſehr mannigfaltige Weiſe bei mir das Erfindungs- und Darſtellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewiſſe Technik geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege, in ſo kurzer Zeit, in einem ſo engen Raume, mit ſo wenigem Aufwand hatte geſchehen können.

Ich hatte früh gelernt mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie ertheilte, ſogleich in das Thatige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beſchaftigen. Doch blieb ich nicht bei geometriſchen Körpern, bei Kaſtchen und ſolchen Dingen ſtehen, ſondern erſann mir artige Luſthäuſer, welche mit Pilaſtern, Freitreppen und flachen Dachern ausgeſchmückt wurden; wovon jedoch wenig zu Stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hülfe unſers Bedienten, eines Schneiders von Profeſſion, eine Rüſtkammer auszuſtatten, welche zu unſern Schau- und Trauerſpielen dienen ſollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachſen waren, ſelbſt aufzuführen Luſt hatten. Meine Geſpielen verfertigten ſich zwar auch ſolche Rüſtungen und hielten ſie für eben ſo ſchön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfniſſen Einer Perſon bewenden laſſen, ſondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Requiſiten ausſtatten und machte mich daher unſerm kleinen Kreiſe immer nothwendiger. Daß ſolche Spiele auf Parteiungen, Gefechte und Schläge hinwieſen, und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein ſchreckliches Ende nahmen, laßt ſich denken. In ſolchen Fällen hielten gewöhnlich gewiſſe beſtimmte Geſpielen an mir, andre auf der Gegenſeite, ob es gleich öfter manchen Parteiwechſel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von

den andern aufgehetzt, meine Partei, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindselig gegenüber zu stehen; wir versöhnten uns unter vielen Thränen, und haben eine ganze Weile treulich zusammengehalten.

Diesen so wie andre Wohlwollende konnte ich sehr glücklich machen, wenn ich ihnen Mährchen erzählte, und besonders liebten sie, wenn ich in eigner Person sprach, und hatten eine große Freude, daß mir als ihrem Gespielen so wunderliche Dinge könnten begegnet seyn, und dabei gar kein arges, wie ich Zeit und Raum zu solchen Abenteuern finden können, da sie doch ziemlich wußten, wie ich beschäftigt war, und wo ich aus und einging. Nicht weniger waren zu solchen Begebenheiten Localitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und alles war doch erst heut oder gestern geschehen. Sie mußten sich daher mehr selbst betrügen, als ich sie zum Besten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, diese Luftgestalten und Windbeuteleien zu kunstmäßigen Darstellungen hatte verarbeiten lernen, so waren solche aufschneiderische Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man diesen Trieb recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht, und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen konnte.

Was jedoch hier nur im allgemeinen und betrachtungsweise vorgetragen worden, wird vielleicht durch ein Beispiel, durch ein Musterstück angenehmer und anschaulicher werden. Ich füge daher ein solches Mährchen bei, welches mir, da ich

es meinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz weh vor der Einbildungskraft und im Gedachtniß schwebt.

Der neue Paris,

Knabenmährchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines Vaters Brautigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrußte mich aufs freundlichste. Ei, seyd mir willkommen! sagte ich: es ist mir ja gar lieb, daß ich euch hier sehe. — „Kennt ihr mich denn?" versetzte jener lachelnd. — Warum nicht? war meine gleichfalls lachelnde Antwort. Ihr seyd Mercur, und ich habe euch oft genug abgebildet gesehen. — „Das bin ich, sagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese drei Aepfel?" — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei Aepfel, die sie kaum fassen

konnte, und die eben so wunderſam ſchön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte ſie für Edelſteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und ſagte: „Du mußt erſt wiſſen, daß ſie nicht für dich ſind. Du ſollſt ſie den drei ſchönſten jungen Leuten von der Stadt geben, welche ſodann, jeder nach ſeinem Looſe, Gattinnen finden ſollen, wie ſie ſolche nur wünſchen können. Nimm, und mach' deine Sachen gut!" ſagte er ſcheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; ſie ſchienen mir noch größer geworden zu ſeyn. Ich hielt ſie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand ſie ganz durchſichtig; aber gar bald zogen ſie ſich aufwärts in die Länge und wurden zu drei ſchönen, ſchönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten ſie ſacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haſchen wollte, um wenigſtens eine feſtzuhalten, ſchwebten ſie ſchon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachſehen hatte. Ich ſtand ganz verwundert und verſteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu ſehen geweſen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerſpitzen ein allerliebſtes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil ſie nicht wie die andern fortflog, ſondern verweilte, und bald auf dieſe bald auf jene Fingerſpitze tanzend hin und her trat, ſo ſah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da ſie mir aber gar ſo wohl gefiel, glaubte ich ſie endlich haſchen zu können und dachte geſchickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, ſo daß ich ganz betaubt niederfiel, und aus dieſer Betaubung nicht eher

erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienſt wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tiſche, wo ich zu Mittag ſpeiſ'te. Nachmittags wollte ich einige Freunde beſuchen, ſowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, ſehen zu laſſen, als auch weil ich ihnen Beſuche ſchuldig war. Ich fand niemanden zu Hauſe, und da ich hörte, daß ſie in die Garten gegangen, ſo gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen ſchlimme Mauer führt: denn es iſt dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langſam und dachte an meine drei Göttinnen, beſonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung ſie würde ſo artig ſeyn, wieder darauf zu balanciren. In dieſen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich, linker Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je geſehen zu haben. Es ſchien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hatte den größten Mann hindurch gelaſſen. Bogen und Gewände waren aufs zierlichſte vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre ſelbſt aber zog erſt recht meine Aufmerkſamkeit an ſich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, ſowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bandern von Erz beſchlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichſten Vögel ſaßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das merkwürdigſte ſchien, kein Schlüſſelloch war zu ſehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß dieſe Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu

befühlen, that ſie ſich hineinwarts auf, und es erſchien ein Mann, deſſen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwurdiger Bart umwolkte ſein Kinn; daher ich ihn fur einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hatte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholiſcher Chriſt ſey. — „Junger Herr, wie kommt ihr hieher, und was macht ihr da?" ſagte er mit freundlicher Stimme und Gebarde. — Ich bewundre, verſetzte ich, die Arbeit dieſer Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals geſehen; es mußte denn ſeyn auf kleinen Stücken in den Kunſtſammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich, verſetzte er darauf, daß ihr ſolche Arbeit liebt. Inwendig iſt die Pforte noch viel ſchöner: tretet herein, wenn es euch gefallt." Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pfortners, die Abgelegenheit und ein ſonſt ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen ſchien, beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenſeite noch langer zu betrachten, und blickte dabei verſtohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der ſich vor mir eroffnet hatte. Gleich hinter der Pforte ſah ich einen Platz; alte Linden, regelmaßig von einander abſtehend, bedeckten ihn vollig mit ihren dicht in einander greifenden Aeſten, ſo daß die zahlreichſten Geſellſchaften in der großten Tageshitze ſich darunter hatten erquicken konnen. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerſtand auch eigentlich nicht: denn ich hatte jederzeit gehort, daß ein Prinz oder Sultan in ſolchem Falle niemals fragen muſſe, ob Gefahr vorhanden ſey. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und ſollte ich mit dem Alten nicht fertig

werden, wenn er ſich feindlich erweiſen wollte? Ich trat alſo ganz geſichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die ſo leiſe einſchnappte, daß ich es kaum ſpürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunſtreichere Arbeit, legte ſie mir aus, und bewies mir dabei ein beſonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die ſich ins Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Niſchen mit Muſcheln, Korallen und Metallſtufen künſtlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Waſſer in marmorne Becken; dazwiſchen waren Vogelhäuſer angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerſchweinchen hin und wieder liefen, und was man nur ſonſt von artigen Geſchöpfen wünſchen kann. Die Vögel riefen und ſangen uns an, wie wir vorſchritten; die Staare beſonders ſchwätzten das närriſchſte Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narciß, Narciß, ſo deutlich als es ein Schulknabe nur ausſprechen kann. Der Alte ſchien mich immer ernſthaft anzuſehen, indem die Vögel dieſes riefen; ich that aber nicht als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieſer beſchattete Raum eigentlich ein großer Kreis ſey, der einen andern viel bedeutendern umſchließe. Wir waren auch wirklich wieder bis ans Pförtchen gelangt, und es ſchien als wenn der Alte mich hinauslaſſen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieſes wunderbaren Gartens zu umzäunen ſchien, und das ich auf unſerm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und alſo ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun einen

auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm, mit einer Verbeugung: Ihr seyd so außerst gefallig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter naher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint? — „Recht gern, versetzte jener; aber sodann müßt ihr euch einigen Bedingungen unterwerfen." — Worin bestehen sie? fragte ich hastig. — „Ihr müßt euren Hut und Degen hier zurücklassen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich euch begleite." — Herzlich gern! erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir ans Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen: so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume, und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte bald geschwind, bald einzeln bald zugweise, hin und her bewegten. Nun hatte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sey; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einem Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen

konnte, man mochte ſich ſtellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer feſthielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich geſehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht? verſetzte jener; aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach dieſen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müſſe. Ich war es ſehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an deſſen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die ſich ſämmtlich dem orientaliſchen Coſtum zu nähern ſchienen. Ich war geſchwind umgekleidet; er ſtreifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er ſie zu meinem Entſetzen gewaltig ausgeſtaubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübſch, und gefiel mir beſſer als in meinem ſteifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich ſie von den Tänzern auf dem Meßtheater geſehen hatte. Unter dieſem ſah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Niſche. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in ſich auf eine Weiſe verſchlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas haſtig um, und fragte den Alten nach der Niſche ſo wie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünſeidene Schnur von maßiger Starke, deren beide Enden, durch ein zwiefach durchſchnittenes grünes Leder geſchlungen, ihr das Anſehen gaben, als ſey es ein Werkzeug zu einem eben nicht ſehr erwünſchten Gebrauch. Die Sache ſchien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir

ganz gelaſſen und gütig: es ſey dieſes für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu ſchenken bereit ſey. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte ſogleich, daß ich ihm folgen ſolle; denn dießmal faßte er mich nicht an, und ſo ging ich frei neben ihm her.

Meine gröſte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke ſeyn möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen: denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzaunung ſehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Geſicht; denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partiſanen ſich zu rütteln und zu ſchütteln, und dieſe ſeltſame Bewegung endigte damit, daß die ſammtlichen Spitzen ſich gegen einander ſenkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung furs Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraſchend der Anblick, als ſie völlig niedergelaſſen den Kreis des Canals bedeckten und die herrlichſte Brücke bildeten, die man ſich denken kann: denn nun lag das bunteſte Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verſchlungene Beete getheilt, welche zuſammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grunen Einfaſſungen von einer niedrigen, wollig wachſenden Pflanze, die ich nie geſehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verſchiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieſer köſtliche Anblick, den ich in vollem Sonnenſchein genoß, feſſelte ganz meine Augen; aber ich wußte faſt nicht, wo ich den Fuß hinſetzen ſollte: denn die ſchlangelnden Wege waren aufs reinlichſte von blauem Sande gezogen, der einen dunklern

Himmel, oder einen Himmel im Waſſer, an der Erde zu bilden ſchien; und ſo ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von dieſem Beeten- und Blumen-Rund ein groſſer Kreis von Cypreſſen oder pappelartigen Baumen ſtand, durch den man nicht hindurchſehen konnte, weil die unterſten Zweige aus der Erde hervorzutreiben ſchienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nachſten Weg zu drangen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich uberraſcht! als ich in den Kreis der hohen Baume tretend, die Saulenhalle eines koſtlichen Gartengebaudes vor mir ſah, das nach den übrigen Seiten hin ahnliche Anſichten und Eingange zu haben ſchien. Noch mehr aber als dieſes Muſter der Baukunſt entzuckte mich eine himmliſche Muſik, die aus dem Gebaude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Cither zu horen, und bald noch etwas klimperndes, das keinem von dieſen drei Inſtrumenten gemaß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete ſich bald nach einer leiſen Berührung des Alten; aber wie erſtaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Madchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weiſe, als wenn wir ſchon bekannt waren, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und ſchön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelſaal, deſſen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf ſich zog und mich in Verwunderung ſetzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauſpiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, ſaßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verſchiedne Farben gekleidet, die

eine roth, die andre gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet, und der Teppich ein vollkommnes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können: denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit spielen inne gehalten. — „Seyd uns willkommen!" sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt euch zu Alerten und hört zu, wenn ihr Liebhaber von der Musik seyd." Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; sie hatte das gelbe Kleid an, und eine Cither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen, und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Citherspielerin ein leicht anmuthiges, heitres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas rührendes und zugleich auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden: denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab: denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die

Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, ſo begriff ich wohl, daß ich keine Urſache hätte ſie feſtzuhalten. Die artige Kleine hatte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den ſie mir im Traume verſetzt hatte, gar zu erinnerlich geweſen wäre. Sie hielt ſich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, ſo befahlen ſie ihr, einige luſtige Stückchen zum Beſten zu geben. Kaum hatte ſie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, ſo ſprang ſie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie ſpielte und tanzte; ich ward hingeriſſen ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu ſeyn ſchienen: denn ſobald wir geendigt, befahlen ſie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachteſſen herankäme. Ich hatte freilich vergeſſen, daß außer dieſem Paradieſe noch etwas anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich ſogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte ſie zwei wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo ſie wohnte, ſetzte ſie mir Orangen, Feigen, Pfirſchen und Trauben vor, und ich genoß ſowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erſt kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte ſie einen Pokal von geſchliffenem Kryſtall mit ſchäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir ſpielen,“ ſagte ſie und führte mich in das andere Zimmer. Hier ſah es nun aus wie auf einem Chriſtmarkt; aber ſo koſtbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude geſehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthſchaften; Küchen, Wohnſtuben und Läden; und einzelne Spielſachen in Unzahl. Sie führte mich an allen

Glasschranken herum: denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist nichts für euch, ich weiß es wohl. Hier aber, sagte sie, konnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuser, Palaste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für euch und mich gleich vergnüglich ist." — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen, sagte sie; dort spielt sich's am besten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat." Nun waren wir auf dem goldnen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete meine Linien aufzustellen. Es war alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegen einander, und man konnte nichts schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten: denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie nur den Angriff verkündigte. Wir

hatten auch Geſchütz in unſern Kaſten gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit dieſen ſollten wir aus einer gewiſſen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht ſtärker geworfen werde, als nöthig ſey die Figuren umzuſtürzen: denn beſchädigt ſollte keine werden. Wechſelſeitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte ſie zu unſer beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch beſſer zielte als ſie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der ſtehn gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat ſie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünſchten Erfolg. Sie ſtreckte mir eine Menge meiner beſten Truppen nieder, und jemehr ich proteſtirte, deſto eifriger warf ſie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, ſondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte als ein Paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke ſprangen. In ihrem Eifer bemerkte ſie es nicht gleich; aber ich ſtand verſteinert, als die zerbrochenen Figürchen ſich von ſelbſt wieder zuſammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galop von der goldnen Brücke unter die Linden ſetzten, und in Carrière hin und wieder rennend ſich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine ſchöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als ſie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unerſetzlichen Verluſt zugefügt, der weit größer ſey, als es ſich ausſprechen laſſe. Ich aber, der ich ſchon erboſ't war, freute mich ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein Paar mir übrig gebliebenen Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweiſe traf ich die Königin, die bisher

bei unſerm regelmäßigen Spiel ausgenommen geweſen. Sie ſprang in Stücken, und ihre nächſten Adjutanten wurden auch zerſchmettert; aber ſchnell ſtellten ſie ſich wieder her und nahmen Reißaus wie die erſten, galopirten ſehr luſtig unter den Linden herum und verloren ſich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin ſchalt und ſchimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunſch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; ſie dagegen nicht faul, ſprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte ſie bei den Ohren und küßte ſie zu wiederholtenmalen. Sie aber that einen ſolchen durchdringenden Schrei, der mich ſelbſt erſchreckte; ich ließ ſie fahren, und das war mein Glück: denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geſchah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu raſſeln; ich merkte geſchwind, daß ſich die Gitter wieder in Bewegung ſetzten; allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß faſſen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick geſpießt zu werden: denn die Partiſanen und Lanzen, die ſich aufrichteten, zerſchlitzten mir ſchon die Kleider; genug ich weiß nicht wie mir geſchah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken am Fuß einer Linde, wider den mich das aufſchnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen ſeyn. Daher ſprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebſt ſeinem Anführer Achill, welche

das auffahrende Gitter mit mir herüber geschnellt hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff die sämmtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorsprühten, und, wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich lospeitschten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerschlitzt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und so eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage sehr angenehm, ein solches Strahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitatisch zwischen diesen willkommnen Gewassern einher, und ich dachte mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte sich, und ich wünschte nichts mehr als eine Versöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünscht, mich wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die gröbsten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich," rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht eurem Hals, doch eurem Rücken anmesse!" Diese Drohung nahm ich höchst übel. Hütet euch, rief ich aus, vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken: denn sonst seyd ihr

und eure Gebieterinnen verloren! — „Wer biſt denn du,“ fragte er trotzig, „daß du ſo reden darfſt?“ — Ein Liebling der Götter, ſagte ich, von dem es abhangt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen ſollen, oder ob er ſie will in ihrem Zauberkloſter verſchmachten und veralten laſſen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?“ fragte er erſtaunt und bedenklich. — Drei Aepfel, ſagte ich, drei Juwelen. — „Und was verlangſt du zum Lohn?“ rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geſchöpf, verſetzte ich, die mich in dieſen verwünſchten Zuſtand gebracht hat. — Der Alte warf ſich vor mir nieder, ohne ſich vor der noch feuchten und ſchlammigen Erde zu ſcheuen; dann ſtand er auf, ohne benetzt zu ſeyn, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder ſonntäglich gepunt und friſirt wie vorher. Der Pförtner ſprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenſtände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verſtand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenſtände einprägen möchte, um das Pförtchen deſto gewiſſer wieder zu finden, welches ſich unverſehens hinter mir zuſchloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber ſtand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeſte uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Geſims, womit ſie endigte. Die Zweige reichten bis an eine ſteinerne Tafel, deren verzierte Einfaſſung ich wohl erkennen, deren Inſchrift ich aber nicht leſen konnte. Sie ruhte auf dem Kragſtein einer Nische, in welcher ein künſtlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Waſſer in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und ſich in die Erde verlor.

Brunnen, Inſchrift, Nußbaume, alles kaum ſenkrecht über einander; ich wollte es malen, wie ich es geſehen habe.

Nun läßt ſich wohl denken, wie ich dieſen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir dieſe Geſchichten, die ich kaum ſelbſt glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur ſchlimmen Mauer, um wenigſtens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufriſchen und das köſtliche Pförtchen zu beſchauen. Allein zu meinem größten Erſtaunen fand ich alles verändert. Nußbaume ragten wohl über die Mauer, aber ſie ſtanden nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leſerlichen Inſchrift. Eine Niſche mit einem Brunnen findet ſich weit links, der aber jenem, den ich geſehen, durchaus nicht zu vergleichen iſt; ſo daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer ſey ſo gut als das erſte ein Traum geweſen: denn von dem Pförtchen findet ſich überhaupt gar keine Spur. Das einzige was mich tröſtet, iſt die Bemerkung, daß jene drei Gegenſtände ſtets den Ort zu verändern ſcheinen: denn bei wiederholtem Beſuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zuſammenrücken, und daß Tafel und Brunnen ſich ebenfalls zu nähern ſcheinen. Wahrſcheinlich, wenn alles wieder zuſammentrifft, wird auch die Pforte von neuem ſichtbar ſeyn, und ich werde mein mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu ſagen.

Dieſes Mährchen, von deſſen Wahrheit meine Geſpielen ſich leidenſchaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie beſuchten, jeder allein, ohne es mir oder den andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander: wie ſie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verſchweigen mag. Hier ging aber der Streit erſt an. Der eine verſicherte: die Gegenſtände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der zweite behauptete: ſie bewegten ſich, aber ſie entfernten ſich von einander. Mit dieſem war der dritte über den erſten Punkt der Bewegung einſtimmig, doch ſchienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen ſich vielmehr zu nahern. Der vierte wollte noch was merkwürdigeres geſehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen auf den entgegengeſetzten Seiten als ich angegeben. In Abſicht auf die Spur des Pförtchens varirten ſie auch. Und ſo gaben ſie mir ein frühes Beiſpiel, wie die Menſchen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widerſprechendſten Anſichten haben und behaupten können. Als ich die Fortſetzung meines Mährchens hartnäckig verweigerte, ward dieſer erſte Theil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an den Umſtänden viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verſtellung abgeneigt, und überhaupt keineswegs leichtſinnig; vielmehr zeigte ſich der innere Ernſt, mit dem ich ſchon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch ſpöttiſch, über eine gewiſſe Würde

berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen jene, die uns mit rohem Muthwillen anzufechten ein Vergnügen fanden, und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen mährchenhaften, selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend, und meine Gespielen theilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Weichlichkeit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Ursache habe, sich abzuhärten, um die unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen, oder ihnen entgegen zu wirken.

Unter die Uebungen des Stoicismus, den ich deßhalb so ernstlich als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: zum Beispiel, wenn man mit zwei Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt, oder die bei gewissen Spielen verschuldeten Schläge mit mehr oder weniger Gefechtheit aushält; wenn man sich beim Ringen und Balgen durch die Kniffe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerei zugefugten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegen einander sind, als etwas gleichgültiges behandelt. Dadurch setzt man sich in einen großen Vortheil, der uns von andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidenstroß gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der andern;

und wie eine unartige Grausamkeit keine Gränzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Gränze hinauszutreiben. Ich erzahle einen Fall statt vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; so lange wir Kinder alle beisammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir wohlwollenden, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drei mißwollenden allein blieb, so dachten diese mich zu qualen, zu beschämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlassen und kamen mit Ruthen zurück, die sie sich aus einem geschwind zerschnittenen Besen verschafft hatten. Ich merkte ihre Absicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, so setzte ich aus dem Stegreife bei mir fest, mich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grausamste zu peitschen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem ersten Stundenschlag fuhr ich dem einen, der sich's am wenigsten versah, mit der Hand in die Nackenhaare und stürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie seinen Rücken druckte; den andern, einen jüngeren und schwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdrosselte ihn fast, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der schwächste, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn beim Kleide, und durch eine geschickte Wendung von meiner Seite, durch eine übereilte von seiner, brachte ich ihn nieder und stieß ihn mit dem Gesicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern.

In dem Vortheil, in dem ich mich befand, stieß ich sie wiederholt mit den Köpfen zusammen. Sie erhuben zuletzt ein entsetzliches Zetergeschrei, und wir sahen uns bald von allen Hausgenossen umgeben. Die umhergestreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt sich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hause; ich erklärte aber, daß ich künftig, bei der geringsten Beleidigung, einem oder dem andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdrosseln würde.

Dieser Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindischen Dingen zu geschehen pflegt, bald wieder vergaß und sogar belachte, war jedoch Ursache, daß diese gemeinsamen Unterrichtsstunden seltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war also wieder wie vorher mehr ins Haus gebannt, wo ich an meiner Schwester Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachsende Gesellschafterin fand.

Ich will jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch einige Geschichten zu erzählen, wie mancherlei Unangenehmes mir von meinen Gespielen begegnet: denn das ist ja eben das Lehrreiche solcher sittlichen Mittheilungen, daß der Mensch erfahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag sich ereignen was will, bedenke, dieses widerfahre ihm als Menschen und nicht als einem besonders glücklichen oder unglücklichen. Nützt ein solches Wissen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, so ist es doch sehr dienlich, daß wir uns in die Zustände finden, sie ertragen, ja sie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung steht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Emporwachsen der Kinder

aus den gesitteten Standen ein sehr großer Widerspruch zum Vorschein kommt, ich meine den, daß sie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, sich mäßig, verständig, ja vernünftig zu betragen, niemanden aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzufügen und alle gehässigen Regungen, die sich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrucken; daß nun aber im Gegentheil, während die jungen Geschöpfe mit einer solchen Uebung beschäftigt sind, sie von andern das zu leiden haben, was an ihnen gescholten wird und höchlich verpönt ist. Dadurch kommen die armen Wesen zwischen dem Naturzustande und dem der Civilisation gar erbärmlich in die Klemme, und werden, je nachdem die Charakter sind, entweder tückisch, oder gewaltsam aufbrausend, wenn sie eine Zeit lang an sich gehalten haben.

Gewalt ist eher mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gut gesinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes Kind weiß dem Hohn und dem bösen Willen wenig entgegenzusetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Gesellen so ziemlich abzuhalten wußte, so war ich doch keineswegs ihren Sticheleien und Mißreden gewachsen, weil in solchen Fallen derjenige, der sich vertheidigt, immer verlieren muß. Es wurden also auch Angriffe dieser Art, insofern sie zum Zorn reizten, mit physischen Kräften zurückgewiesen, oder sie regten wunderſame Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhaltniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entsprang: denn indem er als der erste unter seines Gleichen dastand, hatte dieses doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte etwas darauf einzubilden schien, meinen

Großvater in der Mitte des Schöffenraths, eine Stufe höher als die andern, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so sagte einer der Knaben höhnisch: ich sollte doch, wie der Pfau auf seine Füße, so auf meinen Großvater väterlicher Seite hinsehen, welcher Gastgeber zum Weidenhof gewesen, und wohl an die Thronen und Kronen keinen Anspruch gemacht hätte. Ich erwiederte darauf, daß ich davon keineswegs beschämt sey, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unserer Vaterstadt bestehe, daß alle Bürger sich einander gleich halten dürften, und daß einem jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll seyn könne. Es sey mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben: denn ich habe mich auch ihn persönlich zu kennen öfters gesehnt, sein Bildniß vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseyns gefreut, dem ich das meine schuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der tückischste von allen, nahm jenen ersten bei Seite und flüsterte ihm etwas in die Ohren, wobei sie mich immer spöttisch ansahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte sie auf, laut zu reden. „Nun was ist es denn weiter," sagte der erste, „wenn du es wissen willst: dieser da meint, du könntest lange herum gehen und suchen, bis du deinen Großvater fändest." — Ich drohte nun noch heftiger, wenn sie sich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Mährchen vor, das sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: mein Vater sey der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Unverschämtheit allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unser Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß

die übrigen Seitenverwandten, die ſich in Friedberg und ſonſt aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen ſeyen, und was noch andre ſolche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von der Bosheit hernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu als ſie erwarteten, denn ſie ſtanden ſchon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich verſetzte ganz gelaſſen: auch dieſes könne mir recht ſeyn. Das Leben ſey ſo hübſch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es ſchriebe ſich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So ließen ſie, da ſie nichts ausrichten konnten, die Sache für dießmal gut ſeyn; man ſpielte zuſammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Verſöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch dieſe hämiſchen Worte eine Art von ſittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortſchlich. Es wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu ſeyn, wenn es auch nicht auf die geſetzlichſte Weiſe geweſen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieſer Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfſinn aufgefordert. Ich fing nun an die Aufgaben jener zu unterſuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrſcheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß ſein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Beſuchzimmer des alten Hauſes gehangen hatte, welche beide, nach Erbauung des neuen, in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine ſehr ſchöne Frau geweſen ſeyn, und von gleichem Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines ſchönen Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, geſehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen

andern kleinen Geräthschaften, während des alles umwälzenden Hausbaues, verschwunden war. Solche wie manche andre Dinge baute ich mir in meinem kindischen Kopfe zusammen, und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichtertalent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zustände des menschlichen Lebens sich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verschaffen weiß.

Da ich nun aber einen solchen Fall niemanden zu vertrauen, oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterstand, so ließ ich es an einer heimlichen Betriebsamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz bestimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entschieden ähnlich zu seyn pflegten. Mehrere unserer Freunde, besonders auch Rath Schneider, unser Hausfreund, hatten Geschäftsverbindungen mit allen Fürsten und Herren der Nachbarschaft, deren, sowohl regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwischen beiden ihre Besitzungen hatten, und die aus besonderer Gunst ihre treuen Geschäftsträger zuweilen wohl mit ihren Bildnissen beehrten. Diese, die ich von Jugend auf vielmals an den Wänden gesehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerksamkeit, forschend ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater, oder gar mit mir entdecken könnte; welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können. Denn bald waren es die Augen von diesem, bald die Nase von jenem, die mir auf einige Verwandtschaft zu deuten schienen. So führten mich diese Kennzeichen trüglich genug hin und wieder. Und ob ich gleich in der Folge diesen Vorwurf als ein durchaus leeres Mährchen betrachten mußte, so blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht

unterlaſſen, die ſämmtlichen Herren, deren Bildniſſe mir ſehr deutlich in der Phantaſie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bei mir zu muſtern und zu prüfen. So wahr iſt es, daß alles was den Menſchen innerlich in ſeinem Dünkel beſtärkt, ſeiner heimlichen Eitelkeit ſchmeichelt, ihm dergeſtalt höchlich erwünſcht iſt, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm ſonſt auf irgend eine Weiſe zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anſtatt hier ernſthafte, ja rügende Betrachtungen einzumiſchen, wende ich lieber meinen Blick von jenen ſchönen Zeiten hinweg: denn wer wäre im Stande von der Fülle der Kindheit würdig zu ſprechen! Wir können die kleinen Geſchöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung anſehen: denn meiſt verſprechen ſie mehr als ſie halten, und es ſcheint als wenn die Natur unter andern ſchelmiſchen Streichen, die ſie uns ſpielt, auch hier ſich ganz beſonders vorgeſetzt, uns zum Beſten zu haben. Die erſten Organe, die ſie Kindern mit auf die Welt giebt, ſind dem nächſten unmittelbaren Zuſtande des Geſchöpfs gemäß; es bedient ſich derſelben kunſt- und anſpruchlos, auf die geſchickteſte Weiſe zu den nächſten Zwecken. Das Kind, an und für ſich betrachtet, mit ſeines Gleichen und in Beziehungen die ſeinen Kräften angemeſſen ſind, ſcheint ſo verſtändig, ſo vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich ſo bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für daſſelbe wünſchen möchte. Wüchſen die Kinder in der Art fort, wie ſie ſich andeuten, ſo hätten wir lauter Genie's; aber das Wachsthum iſt nicht bloß Entwicklung; die verſchiednen organiſchen Syſteme, die den Einen Menſchen ausmachen, entſpringen aus einander, folgen einander, verwandeln ſich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander

auf, so daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen, nach einer gewissen Zeit, kaum eine Spur mehr zu finden ist. Wenn auch die menschlichen Anlagen im ganzen eine entschiedene Richtung haben, so wird es doch dem größten und erfahrensten Kenner schwer seyn, sie mit Zuverlässigkeit voraus zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

Keinesweges gedenke ich daher in diesen ersten Büchern meine Jugendgeschichten völlig abzuschließen, sondern ich werde vielmehr noch späterhin manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog. Hier muß ich aber bemerken, welchen stärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unsere Gesinnungen und unsere Lebensweise ausübten.

Der ruhige Bürger steht zu den großen Weltereignissen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen sie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann sich, selbst wenn sie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Partei, nachdem ihn sein Charakter oder äußere Anlässe bestimmen. Rücken so große Schicksale, so bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innre Mißbehagen, verdoppelt und schärft das Uebel meistentheils und zerstört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von diesen, und er weiß weder wie er seine Neigung, noch wie er seinen Vortheil wahren und erhalten soll.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde demungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieses war

vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer, und die Verschiedenheit der Ansichten, welche selbst Familien zerspaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin schon auf mancherlei Weise von einander getrennten Bürger noch mehr zu isoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Massen theilen, wo nur wenige Männer, selbst von der herrschenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der sich auf sich zurückzieht und durch Studien und Liebhabereien sich eine eigne und abgeschlossene Existenz bildet. Von solchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede seyn müssen, wenn man sich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen soll.

Mein Vater hatte, sobald er von Reisen zurückgekommen, nach seiner eigenen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um sich zum Dienste der Stadt fähig zu machen, eins der subalternen Aemter übernehmen und solches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergäbe. Er glaubte nach seiner Sinnesart, nach dem Begriffe den er von sich selbst hatte, im Gefühl seines guten Willens, eine solche Auszeichnung zu verdienen, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verschwur jemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen

Raths, den der Schultheiß und die älteſten Schöffen als einen beſondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er ſich zum Gleichen der Oberſten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derſelbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteſte Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieſer Seite von dem Rathe ausgeſchloſſen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter ſich eine Societät machen. Sie ſtehen ſo iſolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um ſo mehr, als ſich in dieſer Abgeſchiedenheit das Eigenthümliche der Charakter immer ſchroffer ausbildet. Mein Vater mochte ſich auf Reiſen und in der freien Welt, die er geſehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweiſe einen Begriff gemacht haben, als ſie vielleicht unter ſeinen Mitbürgern gewöhnlich war. Zwar fand er darin Vorgänger und Geſellen.

Der Name von Uffenbach iſt bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Anſehen. Er war in Italien geweſen, hatte ſich beſonders auf Muſik gelegt, ſang einen angenehmen Tenor, und da er eine ſchöne Sammlung von Muſikalien mitgebracht hatte, wurden Concerte und Oratorien bei ihm aufgeführt. Weil er nun dabei ſelbſt ſang und die Muſiker begünſtigte, ſo fand man es nicht ganz ſeiner Würde gemäß, und die eingeladenen Gäſte ſowohl als die übrigen Landsleute erlaubten ſich daruber manche luſtige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häkel, eines reichen Edelmanns, der verheirathet aber kinderlos ein ſchönes Haus in der Antoniusgaſſe bewohnte, mit allem Zugehör eines anſtändigen Lebens ausgeſtattet. Auch beſaß er gute Gemälde, Kupferſtiche, Antiken und manches andre, wie es bei Sammlern und Liebhabern zuſammenfließt. Von Zeit

zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittageſſen, und war auf eigne achtſame Weiſe wohlthätig, indem er in ſeinem Hauſe die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt, und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almoſen reichte, daß ſie in jenen geſchenkten Kleidern ſich ihm jedesmal ſauber und ordentlich vorſtellten. Ich erinnere mich ſeiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes; deſto deutlicher aber ſeiner Auction, der ich vom Anfang bis zum Ende beiwohnte, und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eignem Antrieb manches erſtand, was ſich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher, und von mir kaum noch mit Augen geſehen, machte Johann Michael von Loen in der literariſchen Welt ſo wie in Frankfurt ziemliches Aufſehen. Nicht von Frankfurt gebürtig, hatte er ſich daſelbſt niedergelaſſen und war mit der Schweſter meiner Großmutter Textor, einer gebornen Lindheimer, verheirathet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt, und eines erneuten Adels ſich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verſchiedenen Regungen, welche in Kirche und Staat zum Vorſchein kamen, einzugreifen den Muth hatte. Er ſchrieb den Grafen von Riverra, einen didaktiſchen Roman, deſſen Inhalt aus dem zweiten Titel: „oder der ehrliche Mann am Hofe," erſichtlich iſt. Dieſes Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo ſonſt nur Klugheit zu Hauſe iſt, Sittlichkeit verlangte; und ſo brachte ihm ſeine Arbeit Beifall und Anſehen. Ein zweites Werk ſollte dagegen deſto gefährlicher für ihn werden. Er ſchrieb: die einzige wahre Religion, ein Buch, das die Abſicht hatte, Toleranz, beſonders zwiſchen Lutheranern und Calviniſten zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; beſonders ſchrieb Dr. Benner in Gießen

gegen ihn. Von Loen erwiederte; der Streit wurde heftig und persönlich, und die daraus entspringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfasser, die Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen, die ihm Friedrich der Zweite anbot, der in ihm einen aufgeklärten, und den Neuerungen, die in Frankreich schon viel weiter gediehen waren, nicht abgeneigten vorurtheilsfreien Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlassen, behaupteten, daß er dort nicht zufrieden sey, ja nicht zufrieden seyn könne, weil sich ein Ort wie Lingen mit Frankfurt keineswegs messen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an dem Behagen des Präsidenten, und versicherte, der gute Oheim hätte besser gethan, sich mit dem Könige nicht einzulassen, weil es überhaupt gefährlich sey, sich demselben zu nähern, so ein außerordentlicher Herr er auch übrigens seyn möge. Denn man habe ja gesehen, wie schmählich der berühmte Voltaire, auf Requisition des preußischen Residenten Freitag, in Frankfurt sey verhaftet worden, da er doch vorher so hoch in Gunsten gestanden und als des Königs Lehrmeister in der französischen Poesie anzusehen gewesen. Es mangelte bei solchen Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Beispielen, um vor Höfen und Herrendienst zu warnen, wovon sich überhaupt ein gebornер Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Doctor Orth, will ich nur dem Namen nach gedenken, indem ich verdienten Frankfurtern hier nicht sowohl ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derselben nur insofern erwähne, als ihr Ruf oder ihre Persönlichkeit auf mich in den frühsten Jahren einigen Einfluß gehabt. Doctor Orth war ein reicher Mann und gehörte auch unter die, welche niemals Theil am Regimente genommen, ob ihn gleich seine Kenntnisse und Einsichten wohl dazu

berechtigt hatten. Die Deutschen und besonders die Frankfurtischen Alterthümer sind ihm sehr viel schuldig geworden; er gab die Anmerkungen zu der sogenanten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind. Die historischen Capitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studirt.

Von Ochsenstein, der ältere jener drei Brüder, deren ich oben als unserer Nachbarn gedacht, war bei seiner eingezogenen Art zu seyn, während seines Lebens nicht merkwürdig geworden, desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er morgens früh ganz im Stillen und ohne Begleitung und Gefolg, von Handwerksleuten zu Grabe gebracht seyn wolle. Es geschah, und diese Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegangnisse gewöhnt war, großes Aufsehn. Alle diejenigen, die bei solchen Gelegenheiten einen herkömmlichen Verdienst hatten, erhuben sich gegen die Neuerung. Allein der wackre Patricier fand Nachfolger in allen Ständen, und ob man schon dergleichen Begängnisse spottweise Ochsenleichen nannte, so nahmen sie doch zum besten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und die Prunkbegängnisse verloren sich immer mehr. Ich führe diesen Umstand an, weil er eins der frühern Symptome jener Gesinnungen von Demuth und Gleichstellung darbietet, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von oben herein auf so manche Weise gezeigt haben und in so unerwartete Wirkungen ausgeschlagen sind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Alterthums. Es fanden sich Gemäldecabinette, Kupferstichsammlungen, besonders aber wurden vaterländische Merkwürdigkeiten mit Eifer gesucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsstadt, von denen keine Sammlung veranstaltet war,

wurden in Druck und Schrift sorgfaltig aufgesucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländischer Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildnisse von Frankfurtern, die in großer Anzahl existirten, wurden zusammengebracht und machten eine besondere Abtheilung der Cabinette.

Solche Männer scheint mein Vater sich überhaupt zum Muster genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenschaften, die zu einem rechtlichen und angesehenen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er sein Haus erbaut, seine Besitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landchartensammlung der Schenkischen und anderer damals vorzüglicher geographischen Blätter, jene oberwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildnisse, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger Venetianischer Gläser, Becher und Pokale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden gesondert und aufgestellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auctionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühsten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senckenbergische. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drei Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränkten Stadt, wo sich niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum besten aufgenommen. Spottnamen und seltsame, sich lang im Gedächtniß erhaltende Mährchen sind meistens die Frucht einer solchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von

dem Zeichen des Hauses, das einen, wo nicht gar drei Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drei Brüder nur die drei Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas wunderliches und unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg. Der zweite ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Collegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen Häusern praktizirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperrücke, den Hut unterm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser bald auf jener Seite der Straße sich befand, und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten: er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Weg zu gehen, die ihn in grader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör, auf der Eschenheimergasse, zu einer medicinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines bloß für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director

eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hatte schamen dürfen.

Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowohl als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Carl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl manchmal zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie von Loen das Hofleben, eben so das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistenstheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Conflict und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden als im großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debit-Commissionen ernannt; andere fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vortheil zogen, oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken; und hier gab sein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein: Herr und Diener, sein Daniel in der Löwengrube, seine Reliquien schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch immer gekemmt fühlte. Die denen sämmtlich

auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopstock auch schon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Sylben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerlaßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller, standen in schönen Franzbanden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirch's Telemach, Koppen's befreites Jerusalem, und andre Uebersetzungen. Ich hatte diese sämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und theilweise memorirt, weßhalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstocks Messias Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rath Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf diesen geschäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Messias gleich bei seiner Erscheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Diese so natürlich ausgedrückten und doch

so schön veredelten frommen Gefühle, diese gefällige Sprache, wenn man sie auch nur für harmonische Prosa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geschäftsmann so gewonnen, daß er die zehn ersten Gesänge, denn von diesen ist eigentlich die Rede, als das herrlichste Erbauungsbuch betrachtete, und solches alle Jahre einmal in der Charwoche, in welcher er sich von allen Geschäften zu entbinden wußte, für sich im Stillen durchlas und sich daran fürs ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er seine Empfindungen seinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand sich sehr bestürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von so köstlichem Gehalt, wegen einer wie es ihm schien gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es fehlte, wie sich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Gesprächs über diesen Gegenstand; aber beide Theile entfernten sich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ sich endlich gefallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen, und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich ins Gedächtniß zu fassen.

Porcia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Sätan und Adramelech,

welche ins rothe Meer gestürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein Theil gekommen, die andere, um ein wenig klaglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen, aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schamel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen, meine Schwester packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leise genug aber doch mit steigender Leidenschaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer, dich an! Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Zorns!....
Vormals konnt' ich mit beißem, mit grimmigem Hasse dich hassen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß ist strafender Zauber!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief sie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt!..

Der gute Chirurgus erschrack und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks das hatte entstehen können, wenn man schon im Rasiren begriffen gewesen ware. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu

unſern teufliſchen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hetten, war zu offenbar, als daß man ſie nicht aufs neue hatte verrufen und verbannen ſollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Poſſe zu verwandeln; und wie ſollten ſie auch ſonſt im Stande ſeyn es auszuhalten und zu ertragen!

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von persönlichen Glückwünschungen für die Stadt sehr belebend. Wer sonst nicht leicht aus dem Hause kam, warf sich in seine besten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu seyn. Für uns Kinder war besonders die Festlichkeit in dem Hause des Großvaters an diesem Tage ein höchst erwünschter Genuß. Mit dem frühen Morgen waren die Enkel schon daselbst versammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Clarinetten, die Posaunen und Zinken, wie sie das Militär, die Stadtmusici und wer sonst alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die versilberten und überschriebenen Neujahrsgeschenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt, und wie der Tag wuchs, so vermehrte sich die Anzahl der Honoratioren. Erst erschienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe selbst verfehlten nicht ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum sich öffneten. Die Torten, Biscuitkuchen, Marzipane, der süße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß so wie die beiden Burgemeister, aus einigen Stiftungen jährlich

etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Pathen nach einer gewiſſen Abſtufung verehrt ward; genug es fehlte dieſem Feſte im kleinen an nichts was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünſcht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Perſonen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärſche der Franzoſen war man zwar gewohnt, und ſie ereigneten ſich öfters und häufig, aber doch am häufigſten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsſtadtiſcher Sitte poſaunte der Thürmer des Hauptthurms ſo oft Truppen heranrückten, und an dieſem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung ſeyen. Wirklich zogen ſie auch in größeren Maſſen an dieſem Tage durch die Stadt; man lief, ſie vorbeipaſſiren zu ſehen. Sonſt war man gewohnt, daß ſie nur in kleinen Partien durchmarſchirten; dieſe aber vergrößerten ſich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Colonne durch Sachſenhauſen über die Brücke durch die Fahrgaſſe bis an die Conſtablerwache gelangt war, machte ſie Halt, überwältigte das kleine, ſie durchfuhrende Commando, nahm Beſitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerſtand mußte ſich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsſchauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartirung für ihr Unterkommen geſorgt ware.

Dieſe unerwartete, ſeit vielen Jahren unerhörte Laſt drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und niemand konnte ſie beſchwerlicher ſeyn als dem Vater, der in ſein kaum

vollendetes Haus fremde militariſche Bewohner aufnehmen, ihnen ſeine weblaufgeputzten und meiſt verſchloſſenen Staatszimmer einraumen, und das, was er ſo genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkur preisgeben ſollte; er, ohnehin preußiſch geſinnt, ſollte ſich nun von Franzoſen in ſeinen Zimmern belagert ſehen: es war das Traurigſte was ihm nach ſeiner Denkweiſe begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch moglich geweſen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Franzoſiſch ſprach, und im Leben ſich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, ſo hatte er ſich und uns manche trube Stunde erſparen mögen; denn man quartierte bei uns den Konigslieutenant, der, obgleich Militarperſon, doch nur die Civilverfalle, die Streitigkeiten zwiſchen Soldaten und Burgern, Schuldenſachen und Handel zu ſchlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Graſſe in der Provence, unweit Antibes, geburtig, eine lange hagre ernſte Geſtalt, das Geſicht durch die Blattern ſehr entſtellt, mit ſchwarzen feurigen Augen, und von einem wurdigen zuſammengenommenen Betragen. Gleich ſein Eintritt war fur den Hausbewohner gunſtig. Man ſprach von den verſchiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben ſollten, und als der Graf ein Gemaldezimmer erwahnen horte, ſo erbat er ſich gleich, ob es ſchon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigſtens flüchtig zu beſehen. Er hatte an dieſen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte ſich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichſte, und als er vernahm, daß die meiſten Kunſtler noch lebten, ſich in Frankfurt und in der Nachbarſchaft aufhielten, ſo verſicherte er, daß er nichts mehr wünſche, als ſie baldigſt kennen zu lernen und ſie zu beſchaftigen.

Aber auch dieſe Annaherung von Seiten der Kunſt

vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landcharten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern folgte, Arrestanten gebracht und fortgeführt, alle Officiere und Adjutanten vorgelassen wurden, da der Graf noch überdieß täglich offne Tafel hielt: so gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hause, das nur eine durch alle Stockwerke unverschlossen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Gesumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles sehr gemäßigt, ernsthaft und streng zuging.

Zum Vermittler zwischen einem verdrießlichen, täglich mehr sich hypochondrisch qualenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden aber sehr ernsten und genauen Militärgast, fand sich glücklicherweise ein behaglicher Dolmetscher, ein schöner wohlbeleibter heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut Französisch sprach, sich in alles zu schicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur seinen Spaß trieb. Durch diesen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszustande ihres Gatten vorstellen lassen; er hatte die Sache so klüglich ausgemalt, das neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Besitzers, die Beschäftigung mit der Erziehung seiner Familie und was sich alles sonst noch sagen

ließ, zu bedenken gaben; so daß der Graf, der an seiner Stelle auf die höchste Gerechtigkeit, Unbestechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz setzte, auch hier sich als Einquartierter musterhaft zu betragen vornahm, und es wirklich die einigen Jahre seines Dableibens unter mancherlei Umständen unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter besaß einige Kenntniß des Italiänischen, welche Sprache überhaupt niemanden von der Familie fremd war; sie entschloß sich daher sogleich Französisch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetscher, dem sie unter diesen stürmischen Ereignissen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hause eine doppelte Beziehung hatte, seiner Gevatterin jeden abgemüßigten Augenblick schenkte (denn er wohnte grade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phrasen einlernte, welche sie vertraulich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum besten gerieth. Der Graf war geschmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau sich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern geistreichen Sinn in seinem Charakter hatte, auch eine gewisse trockne Galanterie gern ausübte, so entstand daraus das beste Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen was sie wollten.

Wäre es, wie schon gesagt, möglich gewesen, den Vater zu erbeitern, so hätte dieser veränderte Zustand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die strengste Uneigennützigkeit; selbst Gaben, die seiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das geringste was einer Bestechung hätte ähnlich sehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewiesen; seinen Leuten war aufs strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die mindesten Unkosten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtische mitgetheilt. Bei dieser Gelegenheit muß

ich, um von der Unschuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem sie das Gefrorne, das man uns von der Tafel sendete, wegaß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch so durchzuckert sey, vertragen könne.

Außer diesen Leckereien, die wir denn doch allmählich ganz gut genießen und vertragen lernten, däuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrstunden und strenger Zucht einigermaßen entbunden zu seyn. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte sich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie sehr quälte er sich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle seine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens stellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines solchen Mannes im Hause, unter den gegebenen Umständen, eine wahre Wohlthat sey, daß ein ewiger Wechsel, es sey nun von Officieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von diesen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige schien ihm so unerträglich, daß ihn sein Unmuth ein Schlimmeres das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf diese Weise ward seine Thätigkeit gelähmt, die er sonst hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterſtuhle des Königslieutenants geſchlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz beſondern Reiz, daß er einen eignen Werth darauf legte, ſeine Entſcheidungen zugleich mit einer witzigen, geiſtreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war ſtreng gerecht; die Art wie er es ausdruckte, war launig und pikant. Er ſchien ſich den Herzog von Oſſuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetſcher nicht eine oder die andere ſolche Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieſer muntere Mann eine kleine Sammlung ſolcher Salomoniſchen Entſcheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im allgemeinen, ohne im Gedachtniß ein beſonderes wieder zu finden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieſer Mann war ſich ſelbſt, ſeiner Eigenheiten aufs deutlichſte bewußt, und weil er gewiſſe Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man den böſen Damon nennen ſoll, uberfiel, ſo zog er ſich in ſolchen Stunden, die ſich manchmal zu Tagen verlangerten, in ſein Zimmer zuruck, ſah niemanden als ſeinen Kammerdiener, und war ſelbſt in dringenden Fallen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hatte. Sobald aber der boſe Geiſt von ihm gewichen war, erſchien er nach wie vor, mild, heiter und thatig. Aus den Reden ſeines Kammerdieners, Saint Jean, eines kleinen hagern Mannes von muntrer Gutmuthigkeit, konnte man ſchließen, daß er in frühern Jahren von ſolcher Stimmung uberwaltigt, großes Ungluck angerichtet, und ſich nun vor ahnlichen Abwegen, bei einer ſo wichtigen, den Blicken aller Welt ausgeſetzten Stelle, zu huten ernſtlich vornehme.

Gleich in den erſten Tagen der Anweſenheit des Grafen wurden die ſämmtlichen Frankfurter Maler, als Hirth, Schüz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete ſich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübſches helles Giebelzimmer in der Manſarde eingeräumt und ſogleich in ein Cabinet und Atelier umgewandelt: denn er war Willens, die ſämmtlichen Künſtler, vor allen aber Seekaz in Darmſtadt, deſſen Pinſel ihm beſonders bei natürlichen und unſchuldigen Vorſtellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu ſezen. Er ließ daher von Graffe, wo ſein älterer Bruder ein ſchönes Gebäude beſizen mochte, die ſämmtlichen Maaße aller Zimmer und Cabinette herbeikommen, überlegte ſodann mit den Künſtlern die Wandabtheilungen, und beſtimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden anſehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, ſondern als Tapetentheile auf die Wand befeſtigt werden ſollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seekaz übernahm ländliche Scenen, worin die Greiſe und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht eben ſo gerathen, ſie waren meiſt zu hager; und die Frauen mißfielen aus der entgegengeſezten Urſache. Denn da er eine kleine dicke, gute aber unangenehme Perſon zur Frau hatte, die ihm außer ſich ſelbſt nicht wohl ein Modell zuließ, ſo wollte nichts gefälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt geweſen, über das Maaß ſeiner Figuren hinaus zu gehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinckmann, deſſen Pinſel in Staffeleigemälden nicht zu ſchelten iſt.

Schüz, der Landſchaftmaler, fand ſich vielleicht am beſten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in ſeiner

Gewalt, ſo wie den ſonnigen Ton, der ſie in der ſchönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maaßſtabe zu arbeiten, und auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte ſehr heitre Bilder.

Trautmann rembrandtiſirte einige Auferweckungswunder des neuen Teſtaments, und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufriſſen der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Cabinet zugetheilt worden. Hirth malte einige gute Eichen- und Buchenwälder. Seine Heerden waren lobenswerth. Junker, an die Nachahmung der ausführlichſten Niederländer gewohnt, konnte ſich am wenigſten in dieſen Tapetenſtyl finden; jedoch bequemte er ſich, für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle dieſe Männer von meiner frühſten Jugend an gekannt, und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht hatte, auch der Graf mich gern um ſich leiden mochte, ſo war ich bei den Aufgaben, Berathſchlagungen und Beſtellungen, wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig, und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir ſchon früher bei Gemäldeliebhabern, beſonders aber auf Auctionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu ſagen wiſſe, was irgend ein hiſtoriſches Bild vorſtelle, es ſey nun aus der bibliſchen oder der Profan-Geſchichte oder aus der Mythologie genommen; und wenn ich auch den Sinn der allegoriſchen Bilder nicht immer traf, ſo war doch ſelten jemand gegenwärtig, der es beſſer verſtand als ich. So hatte ich auch öfters die Künſtler vermocht, dieſen oder jenen Gegenſtand vorzuſtellen, und ſolcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Luſt und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich

einen umſtändlichen Aufſatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beſchrieb, welche die Geſchichte Joſephs darſtellen ſollten: einige davon wurden ausgeführt.

Nach dieſen, für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen, will ich auch einer kleinen Beſchämung, die mir innerhalb dieſes Künſtlerkreiſes begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungeſehen und ununterſucht. Einſt fand ich hinter dem Ofen ein ſchwarzes Käſtchen; ich ermangelte nicht, zu forſchen was darin verborgen ſey, und ohne mich lange zu beſinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszuſtellen pflegt, und ob ich es gleich alſobald wieder zuzuſchieben Anſtalt machte, ſo konnte ich doch nicht geſchwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat euch erlaubt dieſes Käſtchen zu eröffnen?“ ſagte er mit ſeiner Königslieutenants-Miene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er ſprach ſogleich die Strafe ſehr ernſthaft aus: „Ihr werdet in acht Tagen, ſagte er, dieſes Zimmer nicht betreten.“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich dieſem Gebot aufs pünktlichſte, ſo daß es dem guten Seekatz, der eben in dem Zimmer arbeitete, ſehr verdrießlich war: denn er hatte mich gern um ſich; und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorſam ſo weit, daß ich Seekatzen ſeinen Kaffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle ſetzte; da er denn von ſeiner Arbeit aufſtehen und ihn holen mußte, welches er ſo übel empfand, daß er mir faſt gram geworden wäre.

Nun aber ſcheint es nöthig, umſtändlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in ſolchen Fällen in der

Franzöſiſchen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu Statten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was ſonſt von außern Eigenthümlichkeiten, faſſen konnte. Aus dem Lateiniſchen waren mir viele Worte bekannt; das Italiäniſche vermittelte noch mehr, und ſo horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Beſuchen ſo viel heraus, daß ich mich, wo nicht ins Geſpräch miſchen, doch wenigſtens einzelne Fragen und Antworten beſtehen konnte. Aber dieſes war alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Freibillet erhalten, deſſen ich mich, mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beiſtand meiner Mutter, täglich bediente. Hier ſaß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne, und paßte um ſo mehr auf Bewegung, mimiſchen und Rede-Ausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verſtand was da oben geſprochen wurde, und alſo meine Unterhaltung nur vom Gebärdenſpiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Komödie verſtand ich am wenigſten, weil ſie geſchwind geſprochen wurde und ſich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam ſeltner vor, und der gemeſſene Schritt, das Tactartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten ſie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, ſo nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand, und declamirte mir die Stücke nach theatraliſcher Art und Weiſe, wie ſie das Organ meines Ohrs und das ihm ſo genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zuſammenhang hätte verſtehen können. Ja

ich lernte ganze Stellen auswendig und recitirte ſie, wie ein eingelernter Sprachvogel; welches mir um ſo leichter ward, als ich früher die für ein Kind meiſt unverſtändlichen bibliſchen Stellen auswendig gelernt und ſie in dem Ton der proteſtantiſchen Prediger zu recitiren mich gewöhnt hatte. Das verſificirte Franzöſiſche Luſtſpiel war damals ſehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chauſſée kamen haufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteriſtiſchen Figuren. Von den Moliere'ſchen iſt mir weniger im Sinn geblieben. Was am meiſten Eindruck auf mich machte, war die Hypermneſtra von Lemierre, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchſt anmuthig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin, auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, ſo regte ſich der Wunſch bei mir, mich auf dem Theater ſelbſt umzuſehen, wozu ſich mir ſo mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte, und manche Zeit in den Corridors, auch wohl bei gelinderer Jahreszeit vor der Thür, mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, ſo geſellte ſich ein ſchöner munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwohl nur beilaufig, geſehen hatte. Mit mir konnte er ſich am beſten verſtändigen, indem ich mein Franzöſiſch bei ihm geltend zu machen wußte; und er knüpfte ſich um ſo mehr an mich, als kein Knabe ſeines Alters und ſeiner Nation beim Theater oder ſonſt in der Nahe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zuſammen, und ſelbſt wahrend der Vorſtellungen ließ er mich ſelten in Ruhe. Er war ein allerliebſter kleiner Aufſchneider, ſchwatzte charmant

und unaufhörlich, und wußte so viel von seinen Abenteuern, Handeln und andern Sonderbarkeiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt, und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieselbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man sich hatte vorstellen können; so daß niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichsam durch Inspiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gleich in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft zog er mich mit sich aufs Theater, und führte mich besonders in die Foyers, wo die Schauspieler und Schauspielerinnen in der Zwischenzeit sich aufhielten und sich an- und auskleideten. Das Local war weder günstig noch bequem, indem man das Theater in einen Concertsaal hineingezwangt hatte, so daß für die Schauspieler hinter der Bühne keine besonderen Abtheilungen stattfanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spielpartien gedient hatte, waren nun beide Geschlechter meist beisammen und schienen sich so wenig unter einander selbst als vor uns Kindern zu scheuen, wenn es beim Anlegen oder Verändern der Kleidungsstücke nicht immer zum anständigsten herging. Mir war dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit, bei wiederholtem Besuch, ganz natürlich.

Es währte nicht lange, so entspann sich aber für mich ein eignes und besondres Interesse. Der junge Derones, so will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer fortsetzte, war außer seinen Aufschneidereien ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit seiner Schwester bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachsen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, schwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas stilles,

ja trauriges. Ich ſuchte ihr auf alle Weiſe gefällig zu ſeyn; allein ich konnte ihre Aufmerkſamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken ſich gegen jüngere Knaben ſehr weit vorgeſchritten, und nehmen, indem ſie nach den Jünglingen hinſchauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen ſeine erſte Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Geſellſchaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zuſammen, um zu ſpielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder ſonſt etwas zu überreichen, welches ſie zwar jederzeit mit ſehr guter Art annahm und auf das höflichſte dankte; allein ich ſah ihren traurigen Blick ſich niemals erheitern, und fand keine Spur, daß ſie ſonſt auf mich geachtet hatte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem Bette ſeiner Mutter, das mit eleganten ſeidnen Vorhängen aufgeputzt war, ein Paſtellbild, das Portrat eines ſchönen Mannes, und bemerkte zugleich mit ſchlauer Miene: das ſey eigentlich nicht der Papa, aber eben ſo gut wie der Papa; und indem er dieſen Mann rühmte, und nach ſeiner Art umſtändlich und prahleriſch manches erzählte, ſo glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wohl dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Anſehen und hatte ſie nur um deſto lieber.

Die Neigung zu dieſem Mädchen half mir die Schwindeleien des Bruders übertragen, der nicht immer in ſeinen Gränzen blieb. Ich hatte oft die weitläufigen Erzählungen ſeiner Großthaten auszuhalten, wie er ſich ſchon öfter geſchlagen, ohne jedoch dem andern ſchaden zu wollen: es ſey alles

bloß der Ehre wegen geschehen. Stets habe er gewußt seinen Widersacher zu entwaffnen, und ihm alsdann verziehen; ja er verstehe sich aufs Legiren so gut, daß er einst selbst in große Verlegenheit gerathen, als er den Degen seines Gegners auf einen hohen Baum geschleudert, so daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden können.

Was mir meine Besuche auf dem Theater sehr erleichterte, war, daß mir mein Freibillet, als aus den Handen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete, und also auch zu den Sitzen im Proscenium. Dieses war nach Französischer Art sehr tief und an beiden Seiten mit Sitzen eingefaßt, die durch eine niedrige Barrière beschrankt sich in mehreren Reihen hinter einander aufbauten und zwar dergestalt, daß die ersten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt für einen besondern Ehrenplatz; nur Officiere bedienten sich gewöhnlich desselben, obgleich die Nähe der Schauspieler, ich will nicht sagen jede Illusion, sondern gewißermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den sich Voltaire so sehr beschwert, habe ich noch erlebt und mit Augen gesehen. Wenn bei sehr vollem Hause und etwa zur Zeit von Durchmärschen angesehene Officiere nach jenem Ehrenplatz strebten, der aber gewöhnlich schon besetzt war, so stellte man noch einige Reihen Banke und Stühle ins Proscenium auf die Bühne selbst, und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem sehr maßigen Raume zwischen den Uniformen und Orden ihre Geheimnisse zu enthüllen. Ich habe die Hypermnestra selbst unter solchen Umstanden aufführen sehen.

Der Vorhang fiel nicht zwischen den Acten; und ich erwähne noch eines seltsamen Gebrauchs, den ich sehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten deutschen Knaben das

Kunſtwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet und eine vorfallende Störung auf demſelben hatte als das größte Verbrechen gegen die Majeſtät des Publicums ſogleich müſſen gerügt werden. Zwei Grenadiere, das Gewehr beim Fuß, ſtanden daher in allen Luſtſpielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hinterſten Vorhangs, und waren Zeugen von allem was im Innerſten der Familie vorging. Da, wie geſagt, zwiſchen den Acten der Vorhang nicht niedergelaſſen wurde; ſo löſ'ten bei einfallender Muſik zwei andere dergeſtalt ab, daß ſie aus den Couliſſen ganz ſtrack vor jene hintraten, welche ſich dann eben ſo gemeſſentlich zurückzogen. Wenn nun eine ſolche Anſtalt recht dazu geeignet war, alles was man beim Theater Illuſion nennt, aufzuheben, ſo fallt es um ſo mehr auf, da dieſes zu einer Zeit geſchah, wo nach Diderots Grundſätzen und Beiſpielen die natürlichſte Natürlichkeit auf der Bühne gefordert, und eine vollkommene Tauſchung als das eigentliche Ziel der theatraliſchen Kunſt angegeben wurde. Von einer ſolchen militäriſchen Polizeianſtalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht ſich ſelbſt zu bewachen; die gedachten Grenadiere ſtanden indeß nahe genug hinter den Couliſſen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderots Hausvater und die Philoſophen von Paliſſot geſehen habe, und mich im letztern Stück der Figur des Philoſophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnere.

Alle dieſe theatraliſche Mannichfaltigkeit konnte jedoch uns Kinder nicht immer im Schauſpielhauſe feſthalten. Wir ſpielten bei ſchönem Wetter vor demſelben und in der Nähe, und begingen allerlei Thorheiten, welche beſonders an Sonn- und

Festtagen keineswegs zu unserm Aeußeren paßten: denn ich und meines Gleichen erschienen alsdann, angezogen wie man mich in jenem Mährchen gesehen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife geziert war. Einst, als wir eine ganze Zeit unser Wesen getrieben und Derones sich unter uns gemischt hatte, fiel es diesem ein, mir zu betheuern, ich hatte ihn beleidigt, und musse ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber seine Ausforderung gefallen und wollte ziehen. Er versicherte mir aber, es sey in solchen Fallen gebräuchlich, daß man an einsame Oerter gehe, um die Sache desto bequemer ausmachen zu können. Wir verfugten uns deßhalb hinter einige Scheunen, und stellten uns in gehörige Positur. Der Zweikampf erfolgte auf eine etwas theatralische Weise, die Klingen klirrten, und die Stoße gingen neben aus; doch im Feuer der Action blieb er mit der Spitze seines Degens an der Bandschleife meines Bügels hangen. Sie ward durchbohrt, und er versicherte mir, daß er nun die vollkommenste Satisfaction habe, umarmte mich sodann, gleichfalls recht theatralisch, und wir gingen in das nachste Caffeehaus, um uns mit einem Glase Mandelmilch von unserer Gemuthsbewegung zu erholen und den alten Freundschaftsbund nur desto fester zu schließen.

Ein anderes Abenteuer, das mir auch im Schauspielhause obgleich spater, begegnet, will ich bei dieser Gelegenheit erzahlen. Ich saß namlich mit einem meiner Gespielen ganz ruhig im Parterre, und wir sahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübscher Knabe, ungefahr von unserm Alter, der Sohn eines durchreisenden französischen Tanzmeisters, mit vieler Gewandtheit und Anmuth aufführte. Nach Art der Tanzer war er mit einem knappen Wamschen von rother

Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Lauferſchürzen, bis über die Kniee ſchwebte. Wir hatten dieſem angehenden Künſtler mit dem ganzen Publicum unſern Beifall gezollt, als mir ich weiß nicht wie einfiel, eine moraliſche Reflexion zu machen. Ich ſagte zu meinem Begleiter: wie ſchön war dieſer Knabe geputzt und wie gut nahm er ſich aus; wer weiß in was für einem zerriſſenen Jäckchen er heute ſchlafen mag! — Alles war ſchon aufgeſtanden, nur ließ uns die Menge nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir geſeſſen hatte und nun hart an mir ſtand, war zufälliger Weiſe die Mutter dieſes jungen Künſtlers, die ſich durch meine Reflexion ſehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte ſie Deutſch genug, um mich verſtanden zu haben, und ſprach es gerade ſo viel als nöthig war, um ſchelten zu können. Sie machte mich gewaltig herunter: wer ich denn ſey, meinte ſie, daß ich Urſache hätte an der Familie und an der Wohlhabenheit dieſes jungen Menſchen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe ſie ihn für ſo gut halten als mich, und ſeine Talente könnten ihm wohl ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen laſſen. Dieſe Strafpredigt hielt ſie mir im Gedränge und machte die Umſtehenden aufmerkſam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entſchuldigen, noch von ihr entfernen konnte, ſo war ich wirklich verlegen, und als ſie einen Augenblick inne hielt, ſagte ich, ohne etwas dabei zu denken: Nun, wozu der Lärm? heute roth morgen todt! — Auf dieſe Worte ſchien die Frau zu verſtummen. Sie ſah mich an und entfernte ſich von mir, ſobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen ſie mir auf, als der Knabe, anſtatt ſich nochmals ſehen zu laſſen, krank ward und zwar ſehr gefährlich. Ob er geſtorben iſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Dergleichen Vordeutungen durch ein unzeitig, ja unschicklich ausgesprochenes Wort ſtanden bei den Alten ſchon in Anſehen, und es bleibt höchſt merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieſelben geblieben ſind.

Nun fehlte es von dem erſten Tage der Beſitznehmung unſerer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten, nicht an immerwahrender Zerſtreuung. Theater und Balle, Paraden und Durchmärſche zogen unſre Aufmerkſamkeit hin und her. Die letztern beſonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben ſchien uns ganz luſtig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unſerm Hauſe verſchaffte uns den Vortheil, alle bedeutenden Perſonen der Franzöſiſchen Armee nach und nach zu ſehen, und beſonders die erſten, deren Name ſchon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So ſahen wir von Treppen und Podeſten, gleichſam wie von Galerien, ſehr bequem die Generalität bei uns vorübergehn. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubiſe als eines ſchönen leutſeligen Herrn; am deutlichſten aber des Marſchalls von Broglio als eines jüngern, nicht großen aber wohlgebauten, lebhaften, geiſtreich um ſich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im erſten Vierteljahr der Einquartirung kaum in dieſen neuen Zuſtand gefunden, als ſchon die Nachricht ſich dunkel verbreitete: die Alliirten ſeyen im Anmarſch, und Herzog Ferdinand von Braunſchweig komme, die Franzoſen vom Main zu vertreiben. Man hatte von dieſen, die ſich keines beſondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorſtellung, und ſeit der Schlacht von Roßbach glaubte man ſie

verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand ſetzte man das größte Vertrauen, und alle preußiſch Geſinnten erwarteten mit Sehnſucht ihre Befreiung von der bisherigen Laſt. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug einzuſehen, daß ein gegenwartiges geringes Uebel leicht mit einem großen Ungemach vertauſcht werden könne: denn es zeigte ſich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegen gehen, ſondern einen Angriff in der Nahe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzoſen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, ware es auch nur um den Rückzug zu decken und um die Brucke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles ſtellte ſich der erregten Einbildungskraft dar, und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetſcher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf ſie die in ſolchen Fallen gebrauchliche Antwort erhielt: ſie ſolle ganz ruhig ſeyn, es ſey nichts zu befürchten, ſich übrigens ſtill halten und mit niemand von der Sache ſprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß ſie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte ſich immer, und unſer Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieſer Zeit habe ich den Marſchall Broglio öfter geſehen, immer heiter, ein wie das anderemal an Gebarden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut den Mann, deſſen Geſtalt einen ſo guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geſchichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1759 der Charfreitag heran. Eine groſe Stille verkundigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten aus dem Hause

zu geben; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Gebärden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauen-Kloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brod, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf blessirte und gefangene Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Gränze, und es schien als wollte jeder sich von allem entblößen, was er nur bewegliches besaß, um seinen bedrangten Landsleuten beizuspringen.

Die Gefangenen waren jedoch Anzeigen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher daß diese gewinnen wurden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit den gehofften Siegern entgegen zu gehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Thore, wo er alles einsam und ruhig fand; dann wagte er sich auf die Bornheimer Haide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten nach den Gränzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wandrer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deßhalb doch für gerathner zurückzugehen, und erfuhr, bei einiger Nachfrage, was ihm schon der Schall des Feuerns hatte klar machen

ſollen, daß alles für die Franzoſen gut ſtehe und an kein Weichen zu denken ſey. Nach Hauſe gekommen, voll Unmuth, gerieth er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Faſſung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutſchen ſollten ſie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schickſal Freunde und Feinde zuſammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir ſchon früher auf des Grafen Wort gebaut und deßhalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröſtet, da ſie des Morgens, als ſie das Orakel ihres Schatzkäſtleins durch einen Nadelſtich befragt, eine für die Gegenwart ſowohl als für die Zukunft ſehr tröſtliche Antwort erhalten hatte. Wir wünſchten unſerm Vater gleichen Glauben und gleiche Geſinnung, wir ſchmeichelten ihm was wir konnten, wir baten ihn etwas Speiſe zu ſich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unſre Liebkoſungen und jeden Genuß, und begab ſich auf ſein Zimmer. Unſre Freude war indeſſen nicht geſtört; die Sache war entſchieden; der Königslieutenant, der dieſen Tag gegen ſeine Gewohnheit zu Pferde geweſen, kehrte endlich zurück, ſeine Gegenwart zu Hauſe war nöthiger als je. Wir ſprangen ihm entgegen, küßten ſeine Hände und bezeugten ihm unſre Freude. Es ſchien ihm ſehr zu gefallen. „Wohl! ſagte er freundlicher als ſonſt, ich bin auch um euertwillen vergnügt, liebe Kinder!“ Er befahl ſogleich uns Zuckerwerk, ſüßen Wein, überhaupt das Beſte zu reichen, und ging auf ſein Zimmer, ſchon von einer großen Maſſe Dringender, Fordernder, und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köſtliche Collation, bedauerten den

guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbei zu rufen; sie aber kluger als wir wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben seyn wurden. Indessen hatte sie etwas Abendbrod zurecht gemacht und hatte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fallen; und nachdem man die süßen Gaben bei Seite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorsalen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dieß geschah leider in dem Augenblick als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und euch Glück wünschen, daß diese gefahrliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ — Keineswegs! versetzte mein Vater, mit Ingrimm; ich wollte sie hatten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hatte mitfahren sollen. — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wuth auf: „Dieses sollt ihr büßen! rief er: Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugefugt haben!“

Der Vater war indessen gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher, und fing an zu essen. Wir freuten uns darüber, und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewalzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf

für Süßigkeiten verehrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern Abend das Haus erschüttert hatte. Der Königslieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, aufs lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen, und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst sogleich ins innere Zimmer zurückgezogen hatte, und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Muth an einem Unschuldigen gekühlt, und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu Gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt das Cabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung die höchst verpönt war. „Was wollt ihr?“ rief ihm der Graf zornig entgegen:

„Hinaus mit euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten als St. Jean.“

So haltet mich einen Augenblick für Saint Jean, versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner zwei machen noch nicht einen wie ihr seyd. Entfernt euch!“

Herr Graf, ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen und an die appellire ich.

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es euch gelingen werde.“

Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns, die Gesinnungen anderer anzuhören.

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehn.“

Nicht alle!

„Sehr viele! Was! diese Städter, Reichsstädter wollen sie seyn? Ihren Kaiser haben sie wahlen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen, seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft; wenn er glücklicherweise getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu seinem Vortheil verwenden; so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Theil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde.“

Freilich kennt ihr diese Gesinnungen schon lange, und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schatzt, wenige nur, ihr wißt es!

„Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet,

sonst hätte dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen ins Gesicht zu sagen. Es mögen seyn so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihrem kühnen Repräsentanten gestraft werden, und sich merken was sie zu erwarten haben."

Nur Aufschub, Herr Graf!

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren."

Nur einen kurzen Aufschub!

„Nachbar! Ihr denkt mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll euch nicht gelingen."

Weder verleiten will ich euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; euer Entschluß ist gerecht: er geziemt dem Franzosen, dem Königslieutenant; aber bedenkt, daß ihr auch Graf Thorane seyd.

„Der hat hier nicht mitzusprechen."

Man sollte den braven Mann doch auch hören.

„Nun was würde er denn sagen?"

Herr Königslieutenant! würde er sagen: Ihr habt so lange mit so viel dunkeln, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über euch, Herr Königslieutenant! und jedermann wird euch deßwegen loben und preisen.

„Ihr wißt, daß ich eure Possen manchmal leiden kann, aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hatten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal seyn? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt ihr, daß der Feind die Hände

in den Schooß gelegt hatte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zunden wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier platzte jetzt wohl eine Feuerkugel und eine andere folgte hinterdrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeite Peking-Tapeten ich geschont, mich genirt habe, meine Landcharten nicht aufzunageln! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knien liegen sollen."

Wie viele haben das gethan!

„Sie hatten sollen den Segen für uns erflehen; den Generalen und Officieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegen gehen. Anstatt dessen verdirbt mir der Gift dieses Parteigeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!"

Es ist ein Parteigeist; aber ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleichgesinnten werden euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Martyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern, und indem sie euch Recht geben, dennoch finden, daß ihr zu hart verfahren seyd.

„Ich habe euch schon zu lange angehört; macht, daß ihr fortkommt!"

So hört nur noch dieses! Bedenkt, daß es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen könnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu seyn; aber die Hausfrau ist allen euren Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben euch als

ihren Oheim betrachtet. Mit dieſem einzigen Schlag werdet ihr den Frieden und das Glück dieſer Wohnung auf ewig zerſtören. Ja ich kann wohl ſagen, eine Bombe, die ins Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüſtungen darin angerichtet haben. Ich habe euch ſo oft über eure Faſſung bewundert, Herr Graf; gebt mir dießmal Gelegenheit, euch anzubeten. Ein Krieger iſt ehrwürdig, der ſich ſelbſt in Feindes Haus als einen Gaſtfreund betrachtet; hier iſt kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über euch, und es wird euch zu ewigem Ruhme gereichen!

„Das müßte wunderlich zugehen," verſetzte der Graf mit einem Lächeln.

Nur ganz natürlich, erwiederte der Dolmetſcher. Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu euren Füßen geſchickt: denn ich weiß, daß euch ſolche Scenen verdrießlich ſind; aber ich will euch die Frau, die Kinder ſchildern, wie ſie euch danken; ich will ſie euch ſchildern, wie ſie ſich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen, und von eurer Großmuth an dieſem Tage unterhalten, wie ſie es Kindern und Kindeskindern erzählen, und auch Fremden ihr Intereſſe für euch einzuflößen wiſſen: eine Handlung dieſer Art kann nicht untergehen!

„Ihr trefft meine ſchwache Seite nicht, Dolmetſcher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken, der iſt für andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu verſäumen, meiner Ehre nichts zu vergeben, das iſt meine Sorge. Wir haben ſchon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt euch von den Undankbaren danken, die ich verſchone!"

Der Dolmetſch, durch dieſen unerwarteten glücklichen Ausgang überraſcht und bewegt, konnte ſich der Thränen nicht

enthalten, und wollte dem Grafen die Hande küssen; der Graf wies ihn ab und sagte streng und ernst: Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann! Und mit diesen Worten trat er auf den Vorsaal, um die andringenden Geschafte zu besorgen, und das Begehren so vieler wartenden Menschen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen, bei den Ueberbleibseln der gestrigen Zuckergeschenke, das Vorübergehen eines Uebels, dessen Androhen wir glucklich verschlafen hatten.

Ob der Dolmetsch wirklich so weise gesprochen, oder ob er sich die Scene nur so ausgemalt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entscheiden; wenigstens hat er bei Wiedererzählung derselben niemals variirt. Genug, dieser Tag dünkte ihm, so wie der sorgenvollste, so auch der glorreichste seines Lebens.

Wie sehr übrigens der Graf alles falsche Ceremoniel abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen, und wie er in seinen heitern Stunden immer geistreich gewesen, davon soll eine kleine Begebenheit ein Zeugniß ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abgerufen einsamen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Einquartierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich, und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; jener aber meinte derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anständigen Verbeugung und sagte: Excellenz! Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, so wie die Excellenz. Betroffen von dieser Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend als der Titel sey zu gering, bückte er sich tiefer, und sagte: Monseigneur! — „Mein Herr," sagte der Graf ganz ernsthaft: „wir wollen nicht weiter gehen, denn sonst könnten wir es leicht

bis zur Majestät bringen." — Der andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, sich nicht zu rühren, der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?" — Spangenberg, versetzte jener — „und ich," sagte der Graf, „heiße Thorane. Spangenberg, was wollt ihr von Thorane? und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan seyn."

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit desjenigen abgethan, den ich hier Spangenberg genannt habe, und die Geschichte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familienkreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Gebärden aufgeführt.

Nach solchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrangnissen fand sich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtsinn wieder, mit welchem besonders die Jugend von Tage zu Tage lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leidenschaft zu dem Französischen Theater wuchs mit jeder Vorstellung; ich versäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauspiel mich zur speisenden Familie an den Tisch setzte und mich gar oft nur mit einigen Resten begnügte, die steten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater sey zu gar nichts nütze, und könne zu gar nichts führen. Ich rief in solchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauspiels zur Hand sind, wenn sie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen. Das Laster im Glück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetische Gerechtigkeit wieder ins Gleichgewicht gebracht. Die schönen Beispiele von bestraften Vergehungen,

Miß Sara Sampſon und der Kaufmann von London, wurden ſehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den kurzern, wenn die Schelmſtreiche Scapins und dergleichen auf dem Zettel ſtanden, und ich mir das Behagen mußte vorwerfen laſſen, das man über die Betrügereien rankevoller Knechte, und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelaſſener Jünglinge im Publicum empfinde. Beide Parteien überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater ſehr bald mit der Bühne ausgeſöhnt, als er ſah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der Franzöſiſchen Sprache zunahm.

Die Menſchen ſind nun einmal ſo, daß jeder, was er thun ſieht, lieber ſelbſt vornahme, er habe nun Geſchick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Curſus der Franzöſiſchen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen ſchon zum zweiten- und drittenmal; von der würdigſten Tragödie bis zum leichtfertigſten Nachſpiel war mir alles vor Augen und Geiſt vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte, ſo verfehlte ich nunmehr nicht als Knabe, bei einem viel lebhafter dringenden Anlaß, auch die Franzöſiſchen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologiſche, halb allegoriſche Stücke im Geſchmack des Piron gegeben; ſie hatten etwas von der Parodie und gefielen ſehr. Dieſe Vorſtellungen zogen mich beſonders an: die goldnen Flügelchen eines heitern Mercur, der Donnerkeil des verlappten Jupiter, eine galante Danae, oder wie eine von Göttern beſuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der ſie ſich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovids Verwandlungen und Pomey's Pantheon Mythicum ſehr häufig im Kopfe herum ſummten, ſo hatte

ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Mercur besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freund Derones vor, welcher sie mit ganz besonderm Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuscript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand, und zuletzt versprach, das Werk bei gehöriger Muße näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine bescheidene Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sey. Sehr vieles komme beim Theater auf Gunst an, und er beschütze mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direction überrascht, und es ware gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sey. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen, und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Platze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit den Meister zu spielen allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Person weg, substituirte eine andere, genug er verfuhr mit der tollsten Willkur von der Welt, daß

mir die Haare zu Berge ſtanden. Mein Vorurtheil, daß er es doch verſtehen müſſe, ließ ihn gewahren: denn er hatte mir ſchon öfters von den drei Einheiten des Ariſtoteles, von der Regelmäßigkeit der Franzöſiſchen Bühne, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Harmonie der Verſe und allem was daran hangt, ſo viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, ſondern auch für begründet halten mußte. Er ſchalt auf die Engländer und verachtete die Deutſchen; genug, er trug mir die ganze dramaturgiſche Litanei vor, die ich in meinem Leben ſo oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerfetzte Geburt mit nach Hauſe, und ſuchte ſie wieder herzuſtellen, aber vergebens. Weil ich ſie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, ſo ließ ich aus meinem erſten Manuſcript, nach wenigen Veränderungen, eine ſaubere Abſchrift durch unſern Schreibenden anfertigen, die ich denn meinem Vater überreichte und dadurch ſo viel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauſpiel meine Abendkoſt eine Zeit lang ruhig verzehren ließ.

Dieſer mißlungene Verſuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr dieſe Theorien, dieſe Geſetze, auf die ſich jedermann berief, und die mir beſonders durch die Unart meines anmaßlichen Meiſters verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht ſchwer doch mühſam wurde. Ich las zunächſt Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten, und erſah wohl daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber ſo verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und was das Schlimmſte war, ich gerieth ſogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Handeln über den Cid bekannt machte, und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine ſich gegen Kritiker und Publicum zu vertheidigen genöthigt ſind. Hier

ſah ich wenigſtens auf das deutlichſte, daß kein Menſch wußte was er wollte; daß ein Stück wie Cid, das die herrlichſte Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Cardinals ſollte für ſchlecht erklärt werden; daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzoſen, der nun auch mein Abgott geworden war, (denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schöff von Olenſchlager durch uns Kinder den Britannicus aufführen ließ, worin mir die Rolle des Nero zu Theil ward) daß Racine, ſage ich, auch zu ſeiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunſtrichtern fertig werden können. Durch alles dieſes ward ich verworrener als jemals, und nachdem ich mich lange mit dieſem Hin- und Herreden, mit dieſer theoretiſchen Salbaderei des vorigen Jahrhunderts gequalt hatte, ſchüttete ich das Kind mit dem Bade aus, und warf den ganzen Plunder deſto entſchiedener von mir, je mehr ich zu bemerken glaubte, daß die Autoren ſelbſt, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn ſie darüber zu reden anfingen, wenn ſie den Grund ihres Handelns angaben, wenn ſie ſich vertheidigen, entſchuldigen, beſchönigen wollten, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Vorhandenen, beſuchte das Schauſpiel weit eifriger, las gewiſſenhafter und ununterbrochener, ſo daß ich in dieſer Zeit Racine und Moliere ganz, und von Corneille einen großen Theil durchzuarbeiten die Anhaltſamkeit hatte.

Der Königslieutenant wohnte noch immer in unſerm Hauſe. Er hatte ſein Betragen in nichts geändert, beſonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetſch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er ſein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derſelben

Rechtſchaffenheit und Treue. Sein Weſen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzoſen ankündigte, ſeine Launen, die doch mitunter Einfluß auf ſein Geſchäft hatten, ſeine Unbiegſamkeit gegen die Umſtände, ſeine Reizbarkeit gegen alles was ſeine Perſon oder Charakter berührte, dieſes zuſammen mochte ihn doch zuweilen mit ſeinen Vorgeſetzten in Conflict bringen. Hiezu kam noch, daß er in einem Duell, welches ſich im Schauſpiel entſponnen hatte, verwundet wurde, und man dem Königslieutenant übel nahm, daß er ſelbſt eine verpönte Handlung als oberſter Polizeimeiſter begangen. Alles dieſes mochte, wie geſagt, dazu beitragen, daß er in ſich gezogner lebte und hier und da vielleicht weniger energiſch verfuhr.

Indeſſen war nun ſchon eine anſehnliche Partie der beſtellten Gemälde abgeliefert. Graf Thorane brachte ſeine Freiſtunden mit der Betrachtung derſelben zu, indem er ſie im gedachten Giebelzimmer Bane für Bane, breiter und ſchmaler, neben einander, und, weil es an Platz mangelte, ſogar über einander nageln, wieder abnehmen und aufrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten aufs neue unterſucht, man erfreute ſich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungenſten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünſchen, dieſes oder jenes anders geleiſtet zu ſehen.

Hieraus entſprang eine neue und ganz wunderſame Operation. Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am beſten arbeitete; ſo kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht dieſe Talente in den Bildern vereinigen, und auf dieſem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne. Der Anfang ward ſogleich damit gemacht, daß man z. B. in eine fertige Landſchaft noch ſchöne Heerden

hineinmalen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteste Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmaler auch noch die Hirten und einige Wanderer hineinzubringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht sämmtlich in der freiesten Gegend erstickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Maler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmüthig bezahlte. Und da die von mehrern auf einem Bilde durch einander verarbeiteten Theile, bei aller Mühe, keinen guten Effect hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein jeder, daß seine Arbeit durch die Arbeiten der andern verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künstler hätten sich hierüber entzweit und wären in unversöhnliche Feindschaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künstlern ganz allein blieb, ausgefertiget; und es unterhielt mich, aus den Studien, besonders der Thiere, dieses und jenes Einzelne, diese oder jene Gruppe auszusuchen, und sie für die Nähe oder die Ferne in Vorschlag zu bringen; worin man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Geneigtheit zu willfahren pflegte.

Die theilnehmenden an diesem Geschäft wurden also höchst muthlos, besonders Seekatz, ein sehr hypochondrischer und in sich gezogener Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitre Laune sich als den besten Gesellschafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in sich gekehrt

und völlig frei wirken wollte. Dieser sollte nun, wenn er schwere Aufgaben gelöst, sie mit dem größten Fleiß und der wärmsten Liebe, deren er immer fahig war, vollendet hatte, zu wiederholtenmalen von Darmstadt nach Frankfurt reisen, um entweder an seinen eigenen Bildern etwas zu verandern, oder fremde zu staffiren, oder gar unter seinem Beistand durch einen dritten seine Bilder ins buntscheckige arbeiten zu lassen. Sein Mißmuth nahm zu, sein Widerstand entschied sich, und es brauchte große Bemühungen von unserer Seite, um diesen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Wünschen zu lenken. Ich erinnere mich noch, daß, als schon die Kasten bereit standen, um die sämmtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher sie an dem Ort ihrer Bestimmung der Tapezierer ohne weiteres aufheften konnte, daß, sage ich, nur eine kleine doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seekatz aber nicht zu bewegen war herüberzukommen. Er hatte freilich noch zu guter Letzt das Beste gethan was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben, nach dem Leben in Thürstücken dargestellt, und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf die Beiwerke den größten Fleiß gewendet hatte. Diese waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer aus der Sache geschieden zu seyn; nun aber sollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maaße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinselzugen zu erweitern. Ein anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte sich schon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz er wollte nicht kommen. Die Absendung war vor der Thüre, trocknen sollte es auch noch, jeder Verzug war mißlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militarisch abholen lassen. Wir alle wünschten die Bilder endlich fort zu sehen, und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter

Dolmetsch sich in einen Wagen setzte und den Widerspenstigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangeu, wohl gepflegt, und zuletzt reichlich beschenkt entlassen wurde.

Nach den fortgeschafften Bildern zeigte sich ein großer Friede im Hause. Das Giebelzimmer im Mansard wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater, wie er die Kasten fortschaffen sah, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken. Denn wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der seinigen übereinstimmte; wie sehr es den Vater freuen mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen, durch einen Reicheren so fruchtbar befolgt zu sehen; wie sehr es ihm schmeicheln konnte, daß seine Sammlung Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedrängter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen: so fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden, der in sein Haus eingedrungen, daß ihm an dessen Handlungen nichts recht dünken konnte. Man solle Künstler beschäftigen, aber nicht zu Tapetenmalern erniedrigen; man solle mit dem was sie nach ihrer Ueberzeugung und Fähigkeit geleistet, wenn es einem auch nicht durchgängig behage, zufrieden seyn und nicht immer daran markten und mäkeln: genug, es gab, ungeachtet des Grafen eigner liberaler Bemühung, ein für allemal kein Verhältniß. Mein Vater besuchte jenes Zimmer bloß, wenn sich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich nur ein einzigesmal, als Seekatz sich selbst übertroffen hatte, und das Verlangen diese Bilder zu sehen das ganze Haus herbeitrieb, daß mein Vater und der Graf zusammentretend an diesen Kunstwerken ein gemeinsames Gefallen bezeigten, das sie an einander selbst nicht finden konnten.

Kaum hatten also die Kisten und Kasten das Haus geraumt, als der früher eingeleitete aber unterbrochene Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man suchte durch Vorstellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen, und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten: es solle der Graf umlogirt, und unser Haus, in Betracht der seit einigen Jahren unausgesetzt Tag und Nacht getragnen Last, künftig mit Einquartierung verschont werden. Damit sich aber hierzu ein scheinbarer Vorwand finde, so solle man in eben den ersten Stock, den bisher der Königslieutenant besetzt gehabt, Miethleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemalden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen eine andere gute Wohnung zu beziehen, und schied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt stufenweise noch verschiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu seiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen; schrieb einigemale, sendete Maaße und ließ von den mehr genannten Künstlern verschiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sey in Westindien, auf einer der Französischen Colonien, als Gouverneur gestorben.

Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die Französische Einquartierung mochte verursacht haben, so waren wir sie doch zu gewohnt geworden, als daß wir sie nicht hatten vermissen, daß uns Kindern das Haus nicht hätte todt scheinen sollen. Auch war es uns nicht bestimmt, wieder zur völligen Familieneinheit zu gelangen. Neue Miethleute waren schon besprochen, und nach einigem Kehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Malen und Anstreichen, war das Haus völlig wieder hergestellt. Der Kanzleidirector Moritz mit den Seinigen, sehr werthe Freunde meiner Eltern, zogen ein. Dieser, kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Jurist und Geschäftsmann, besorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleiner Fürsten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig und über seinen Acten emsig gesehen. Frau und Kinder, sanft, still und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geselligkeit in unserm Hause: denn sie blieben für sich; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genossen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Mansard-Zimmer, in welchem die Gespenster der vielen Gemälde mir zuweilen vorschwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte.

Der Legationsrath Moritz, ein Bruder des Kanzleidirectors, kam von jetzt an auch öfters in unser Haus. Er war schon mehr Weltmann, von einer ansehnlichen Gestalt und dabei von bequem gefälligem Betragen. Auch er besorgte die Angelegenheiten verschiedener Standespersonen, und kam mit meinem Vater, bei Anlaß von Concursen und kaiserlichen Commissionen, mehrmals in Berührung. Beide hielten viel auf einander, und standen gemeiniglich auf der Seite der Creditoren, mußten aber zu ihrem Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei solcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Debitoren gewonnen zu werden pflegt. Der Legationsrath theilte seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architektonischen Risse genauer als bisher auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künstliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeit lang mit diesem Qui pro Quo der menschlichen Gestalt gequält, und man glaubte uns zuletzt sehr weit gebracht zu haben, als wir die sogenannten Affecten von Le Brun zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch diese Zerrbilder forderten uns nicht. Nun schwankten wir zu den Landschaften, zum Baumschlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt

fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Sauberkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder deſſen Geſchmack zu bekümmern.

In dieſem Beſtreben ging uns der Vater auf eine muſterhafte Weiſe vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da ſeine Kinder dieſe Kunſt trieben, nicht zurückbleiben, ſondern ihnen, ſelbſt in ſeinem Alter, ein Beiſpiel geben, wie ſie in ihrer Jugend verfahren ſollten. Er copirte alſo einige Köpfe des Piazetta, nach deſſen bekannten Blättern in klein Octav, mit engliſchem Bleiſtift auf das feinſte Holländiſche Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, ſondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferſtichs aufs genauſte nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leiſe, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in ſeine Blätter brachte. Doch waren ſie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender unermüdlicher Fleiß ging ſo weit, daß er die ganze anſehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indeſſen wir Kinder von einem Kopf zum andern ſprangen, und uns nur die auswahlten, die uns gefielen.

Um dieſe Zeit ward auch der ſchon längſt in Berathung gezogene Vorſatz, uns in der Muſik unterrichten zu laſſen, ausgeführt; und zwar verdient der letzte Anſtoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen ſollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meiſters war man immer ſtreitig geweſen. Endlich komme ich einmal zufälligerweiſe in das Zimmer eines meiner Geſellen, der eben Clavierſtunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebſten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs luſtigſte bezeichnet, wenn er gebraucht werden ſoll. Die ſchwarzen und

weißen Taſten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne ſelbſt erſcheinen unter figurlichen Namen. Eine ſolche bunte Geſellſchaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact ſcheinen ganz leicht und anſchaulich zu werden, und indem der Schuler zu dem beſten Humor aufgeregt wird, geht auch alles zum ſchönſten von Statten.

Kaum war ich nach Hauſe gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernſt zu machen und uns dieſen unvergleichlichen Mann zum Claviermeiſter zu geben. Man nahm noch einigen Anſtand, man erkundigte ſich; man hörte zwar nichts übles von dem Lehrer, aber auch nichts ſonderlich gutes. Ich hatte indeſſen meiner Schweſter alle die luſtigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten, und ſetzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenleſen ging zuerſt an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, tröſteten wir uns mit der Hoffnung, daß wenn es erſt ans Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das ſcherzhafte Weſen ſeinen Anfang nehmen wurde. Allein weder Taſtatur noch Fingerſetzung ſchien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten, mit ihren Strichen auf und zwiſchen den fünf Linien, blieben auch die ſchwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling noch Deuterling noch Goldfinger war mehr eine Sylbe zu hören; und das Geſicht verzog der Mann ſo wenig beim trocknen Unterricht, als er es vorher beim trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schweſter machte mir die bitterſten Vorwürfe, daß ich ſie getäuſcht habe, und glaubte wirklich, es ſey nur Erfindung von mir geweſen. Ich war aber ſelbſt betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging: denn ich wartete immer noch, die frühern Späße ſollten zum Vorſchein kommen, und

vertröſtete meine Schweſter von einem Tage zum andern. Aber ſie blieben aus, und ich hätte mir dieſes Räthſel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöſ't hätte.

Einer meiner Geſpielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten ſich die ſammtlichen Röhren des humoriſtiſchen Springbrunnens; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fakchen und Gakchen, wie z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Giekchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wunderſamſten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen, und freute ſich, daß man auf eine ſo luſtige Weiſe ſo viel lernen könne. Er ſchwur, daß er ſeinen Eltern keine Ruhe laſſen würde, bis ſie ihm einen ſolchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und ſo war mir, nach den Grundſätzen einer neuern Erziehungslehre, der Weg zu zwei Künſten früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angebornes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müſſe jedermann lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deßhalb beſonders Kaiſer Maximilian, welcher dieſes ausdrücklich ſollte befohlen haben. Auch hielt er mich ernſtlicher dazu an, als zur Muſik, welche er dagegen meiner Schweſter vorzüglich empfahl, ja dieſelbe außer ihren Lehrſtunden eine ziemliche Zeit des Tages am Claviere feſthielt.

Je mehr ich aber auf dieſe Weiſe zu treiben veranlaßt wurde, deſto mehr wollte ich treiben, und ſelbſt die Freiſtunden wurden zu allerlei wunderlichen Beſchäftigungen verwendet. Schon ſeit meinen frühſten Zeiten fühlte ich einen Unterſuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es

manchmal als eine Anlage zur Grauſamkeit aus, daß Kinder ſolche Gegenſtände, mit denen ſie eine Zeit lang geſpielt, die ſie bald ſo, bald ſo gehandhabt, endlich zerſtucken, zerreißen und zerfreſſen. Doch pflegt ſich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren wie ſolche Dinge zuſammenhangen, wie ſie inwendig ausſehen, auf dieſe Weiſe an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu ſehen, wie die Blatter in den Kelch, oder auch Vögel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flugel eingefügt waren. Iſt doch Kindern dieſes nicht zu verdenken, da ja ſelbſt Naturforſcher öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Todten als durch Beleben, ſich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetſtein, ſehr zierlich in Scharlachtuch eingenaht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer ſolchen Forſchungsluſt erfahren. Denn dieſe geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angevafte Eiſenſtäbchen ausubte, ſondern die noch uberdieß von der Art war, daß ſie ſich verſtarken und taglich ein größres Gewicht tragen konnte, dieſe geheimnißvolle Tugend hatte mich dergeſtalt zur Bewunderung hingeriſſen, daß ich mir lange Zeit bloß im Anſtaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige nahere Aufſchluſſe zu erlangen, wenn ich die äußere Hulle wegtrennte. Dieß geſchah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre: denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch dieſe nahm ich herab und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilſpane und Nähnadeln mancherlei Verſuche zu machen nicht ermudete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geiſt, außer einer mannichfaltigen Erfahrung, keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Vorrichtung nicht wieder zuſammenzubringen,

die Theile zerſtreuten ſich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zuſammenſetzung einer Electriſirmaſchine. Ein Hausfreund, deſſen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Electricität alle Geiſter beſchäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine ſolche Maſchine zu beſitzen gewünſcht, wie er ſich die Hauptbedingungen abgeſehen, und mit Hülfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneigläſer ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieſes gern und oft wiederholte, und uns dabei von der Electricität überhaupt unterrichtete, ſo fanden wir Kinder die Sache ſehr plauſibel, und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläſern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeſte Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten demungeachtet am Glauben feſt, und waren ſehr vergnügt, als zur Meßzeit, unter andern Raritäten, Zauber- und Taſchenſpielerkünſten, auch eine Electriſirmaſchine ihre Kunſtſtücke machte, welche, ſo wie die magnetiſchen, für jene Zeit ſchon ſehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte ſich von Tage zu Tage. Man ſah ſich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht beſtreiten konnten, ſo traten mehrere zuſammen, um eine ſolche Abſicht zu erreichen. Allein die Kinder vertrugen ſich ſelten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß, gab es nur gehäſſige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anſtalten dachte, welche ſowohl beſtändiger als vortheilhafter ſeyn ſollten.

Auf den Gedanken, Penſionen zu errichten, war man durch die Nothwendigkeit gekommen, welche jedermann empfand, daß die Franzöſiſche Sprache lebendig gelehrt und überliefert

werden müſſe. Mein Vater hatte einen jungen Menſchen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Secretar, genug nach und nach alles in allem geweſen war. Dieſer, Namens Pfeil, ſprach gut Franzöſiſch und verſtand es gründlich. Nachdem er ſich verheirathet hatte, und ſeine Gönner für ihn auf einen Zuſtand denken mußten, ſo fielen ſie auf den Gedanken, ihn eine Penſion errichten zu laſſen, die ſich nach und nach zu einer kleinen Schulanſtalt erweiterte, in der man alles nothwendige, ja zuletzt ſogar Lateiniſch und Griechiſch lehrte. Die weitverbreiteten Connerionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzoſen und Engländer, um Deutſch zu lernen und ſonſt ſich auszubilden, dieſer Anſtalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in ſeinen beſten Jahren, von der wunderſamſten Energie und Thätigkeit war, ſtand dem Ganzen ſehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beſchäftigt ſeyn konnte, ſo warf er ſich bei Gelegenheit, da er ſeinen Schülern Muſikmeiſter halten mußte, ſelbſt in die Muſik, und betrieb das Clavierſpielen mit ſolchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taſte angerührt hatte, ſehr bald recht fertig und brav ſpielte. Er ſchien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man ſelbſt ſchon in gewiſſen Jahren ſich wieder zum Schüler erklärte, und in einem Alter worin man ſehr ſchwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltſamkeit, jüngern von der Natur mehr begünſtigten den Rang abzulaufen ſuche.

Durch dieſe Neigung zum Clavierſpielen ward Pfeil auf die Inſtrumente ſelbſt geführt, und indem er ſich die beſten zu verſchaffen hoffte, kam er in Verhältniſſe mit Friederici in Gera, deſſen Inſtrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Commiſſion, und hatte nun

die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, ſondern mehrere in ſeiner Wohnung aufgeſtellt zu ſehen, ſich darauf zu üben und hören zu laſſen.

Auch in unſer Haus brachte die Lebendigkeit dieſes Mannes einen größern Muſikbetrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die ſtrittigen Punkte, in einem dauernden guten Verhältniſſe. Auch für uns ward ein großer Friederici'ſcher Flügel angeſchafft, den ich, bei meinem Clavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schweſter zu deſto größerer Qual gedieh, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte; wobei mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund, abwechſelnd zur Seite ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier geſendet; und ſobald die Maulbeerbäume genugſames Laub zeigten, ließ man ſie ausſchlüpfen, und wartete der kaum ſichtbaren Geſchöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Manſardzimmer waren Tiſche und Geſtelle mit Brettern aufgeſchlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten: denn ſie wuchſen ſchnell, und waren nach der letzten Häutung ſo heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeiſchaffen konnte, ſie zu nähren; ja ſie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß ſie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wunderſame Veränderung in

ihnen vorgehen ſoll. War die Witterung günſtig, ſo konnte man freilich dieſes Geſchaft als eine luſtige Unterhaltung anſehen; trat aber Kalte ein, daß die Maulbeerbäume litten, ſo machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel: denn dieſe Geſchöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und ſo mußten die benetzten Blatter ſorgfaltig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte, und aus dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherlei Krankheiten unter die Heerde, wodurch die armen Creaturen zu Tauſenden hingerafft wurden. Die daraus entſtehende Faulniß erregte einen wirklich peſtartigen Geruch, und da man die Todten und Kranken wegſchaffen und von den Geſunden abſondern mußte, um nur einige zu retten, ſo war es in der That ein äußerſt beſchwerliches und widerliches Geſchaft, das uns Kindern manche böſe Stunde verurſachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die ſchönſten Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwurmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geſchaft beiſtehen, das, obgleich einfacher, uns dennoch nicht weniger beſchwerlich ward. Die römiſchen Proſpecte nämlich, welche in dem alten Hauſe, in ſchwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wanden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch ſehr vergilbt, und durch die Fliegen nicht wenig unſcheinbar geworden. War nun eine ſolche Unreinlichkeit in dem neuen Hauſe nicht zulaſſig, ſo hatten dieſe Bilder fur meinen Vater auch durch ſeine langere Entferntheit von den vorgeſtellten Gegenden an Werth gewonnen. Denn im Anfange dienen uns dergleichen Abbildungen die erſt kurz vorher empfangenen Eindrucke aufzufriſchen und zu beleben. Sie ſcheinen uns gering gegen dieſe und

meiſtens nur ein trauriges Surrogat. Verliſcht hingegen das Andenken der Urgeſtalten immer mehr und mehr, ſo treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, ſie werden uns ſo theuer als es jene waren, und was wir anfangs mißgeachtet, erwirbt ſich nunmehr unſre Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, beſonders auch mit Porträten. Nicht leicht iſt jemand mit dem Conterfei eines gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünſcht iſt uns jeder Schattenriß eines Abweſenden oder gar Abgeſchiedenen.

Genug, in dieſem Gefühl ſeiner bisherigen Verſchwendung wollte mein Vater jene Kupferſtiche ſoviel wie möglich wieder hergeſtellt wiſſen. Daß dieſes durch Bleichen möglich ſey, war bekannt: und dieſe bei großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziemlich ungünſtigen Localumſtänden vorgenommen; denn die großen Bretter, worauf die angerauchten Kupfer befeuchtet und der Sonne ausgeſtellt wurden, ſtanden vor Manſardfenſtern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt, und waren daher manchen Unfällen ausgeſetzt. Dabei war die Hauptſache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, ſondern immer feucht gehalten werden mußte. Dieſe Obliegenheit hatte ich und meine Schweſter, wobei uns denn wegen der Langenweile und Ungeduld, wegen der Aufmerkſamkeit die uns keine Zerſtreuung zuließ, ein ſonſt ſo ſehr erwünſchter Müßiggang zur höchſten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwohl durchgeſetzt, und der Buchbinder, der jedes Blatt auf ſtarkes Papier aufzog, that ſein beſtes, die hier und da durch unſre Fahrläſſigkeit zerriſſenen Ränder auszugleichen und herzuſtellen. Die ſämmtlichen Blätter wurden in einem Band zuſammengefaßt und waren für dießmal gerettet.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo mußte ſich gerade um

dieſe Zeit ein engliſcher Sprachmeiſter melden, welcher ſich anheiſchig machte, innerhalb vier Wochen, einen jeden der nicht ganz roh in Sprachen ſey, die Engliſche zu lehren und ihn ſo weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar; die Anzahl der Schuler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entſchloß ſich auf der Stelle den Verſuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schweſter bei dem erpediten Meiſter Lection. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer ſchied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er ſich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, ſo kam er von Zeit zu Zeit nachzuſehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die erſten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und ſtolz, uns den übrigen als Muſter anführen zu können.

In Gefolg von dieſem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Engliſche hübſch in der Reihe der übrigen Sprachbeſchäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer läſtiger wurde, bald aus dieſer bald aus jener Grammatik oder Beiſpielſammlung, bald aus dieſem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen, und ſo meinen Antheil an den Gegenſtänden zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtanden und Empfindungen mittheilen. Der älteſte Bruder giebt in gutem Deutſch Bericht von allerlei Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in einem frauenzimmerlichen

Styl, mit lauter Punkten und in kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geſchrieben wurde, erwiedert bald ihm, bald den andern Geſchwiſtern, was ſie theils von häuslichen Verhältniſſen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder ſtudirt Theologie und ſchreibt ein ſehr förmliches Latein, dem er manchmal ein Griechiſches Poſtſcript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angeſtellt, ward natürlich die Engliſche Correſpondenz zu Theil, ſo wie einem jüngern der ſich in Marſeille aufhielt, die Franzöſiſche. Zum Italiäniſchen fand ſich ein Muſicus auf ſeinem erſten Ausflug in die Welt, und der jüngſte, eine Art von naſeweiſem Neſtquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeſchnitten waren, ſich aufs Judendeutſch gelegt, und brachte durch ſeine ſchrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung, und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für dieſe wunderliche Form ſuchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geſchöpfe ſich aufhielten, ſtudirte, und zu jenen trockenen Localitäten allerlei Menſchlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Perſonen und ihrer Beſchäftigung einige Verwandtſchaft hatten. Auf dieſe Weiſe wurden meine Exercitienbücher viel voluminöſer; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr was mir an eigenem Vorrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn ſie einmal im Gange ſind, kein Ende und keine Gränzen haben, ſo ging es auch hier: denn indem ich mir das barocke Judendeutſch zuzueignen und es eben ſo gut zu ſchreiben ſuchte, als ich es leſen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräiſchen fehlte, wovon ſich das moderne verdorbene und verzerrte allein

ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräisch zu lernen, und betrieb sehr lebhaft seine Einwilligung: denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich sagen, daß zum Verständniß des alten Testaments so wie des neuen die Grundsprachen nöthig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die sogenannten Evangelien und Episteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche recitirt, übersetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Eben so dachte ich es nun auch mit dem alten Testamente zu halten, das mir wegen seiner Eigenthümlichkeit ganz besonders von jeher zugesagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb that, beschloß den Rector unseres Gymnasiums, Doctor Albrecht, um Privatstunden zu ersuchen, die er mir wöchentlich so lange geben sollte, bis ich von einer so einfachen Sprache das Nöthigste gefaßt hätte: denn er hoffte, sie werde, wo nicht so schnell doch wenigstens in doppelter Zeit als die Englische sich abthun lassen.

Der Rector Albrecht war eine der originalsten Figuren von der Welt, klein, nicht dick aber breit, unförmlich ohne verwachsen zu seyn, kurz ein Aesop mit Chorrock und Perrücke. Sein über-siebenzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarkastischen Lächeln verzogen, wobei seine Augen immer groß blieben, und obgleich roth doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums. Ich hatte schon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal besucht, und die langen dunkeln Gänge, die in Visitenzimmer verwandelten Capellen, das unterbrochene treppen- und winkelhafte Local mit schaurigem Behagen durchstrichen. Ohne mir unbequem zu seyn, examinirte

er mich so oft er mich sah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translocation nach öffentlichem Examen, sah er mich als einen auswärtigen Zuschauer, während er die silberne praemia virtutis et diligentiae austheilte, nicht weit von seinem Katheder stehen. Ich mochte gar sehnlich nach dem Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen solchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich andre diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling und zwar in einer auffallenden Weise spielte. Er hatte als Schulmann einen sehr guten Ruf und verstand sein Handwerk, ob ihm gleich das Alter solches auszuüben nicht mehr ganz gestattete. Aber beinahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er sich durch größere Umstände gehindert, und wie ich schon früher wußte, war er weder mit dem Consistorium, noch den Scholarchen, noch den Geistlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das sich zum Aufpassen auf Fehler und Mängel und zur Satyre hinneigte, ließ er sowohl in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian fast der einzige Schriftsteller war, den er las und schätzte, so würzte er alles, was er sagte und schrieb, mit beizenden Ingredienzien.

Glücklicherweise für diejenigen mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direct zu Werke, sondern schraubte nur mit Bezügen, Anspielungen, classischen Stellen und biblischen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Dabei war sein mündlicher Vortrag (er las seine Reden jederzeit ab) unangenehm, unverständlich, und über alles dieses manchmal durch einen Husten, öfters aber durch ein hohles

bauchserschütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Diesen seltsamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um 6 Uhr zu ihm, und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn sich die Klingelthüre hinter mir schloß, und ich nun den langen düstern Klostergang durchzuwandeln hatte. Wir saßen in seiner Bibliothek an einem mit Wachstuch beschlagenen Tische; ein sehr durchlesener Lucian kam nie von seiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einstand zur Sache: denn mein Lehrer konnte gewisse spöttische Anmerkungen, und was es denn mit dem Hebräischen eigentlich solle, nicht unterdrücken. Ich verschwieg ihm die Absicht auf das Judendeutsch, und sprach vom besseren Verständniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meinte, ich solle schon zufrieden seyn, wenn ich nur lesen lernte. Dieß verdroß mich im Stillen, und ich nahm alle meine Aufmerksamkeit zusammen, als es an die Buchstaben kam. Ich fand ein Alphabet das ungefähr dem Griechischen zur Seite ging, dessen Gestalten faßlich, dessen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren. Ich hatte dieß alles sehr bald begriffen und behalten, und dachte es sollte nun ans Lesen gehen. Daß dieses von der rechten zur linken Seite geschehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchstabchen und Zeichen hervor, von Punkten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vocale vorstellen sollten, worüber ich mich um so mehr verwunderte, als sich in dem größern Alphabete offenbar Vocale befanden, und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu seyn schienen. Auch ward gelehrt, daß die jüdische Nation,

ſo lange ſie geblüht, wirklich ſich mit jenen erſten Zeichen begnügt und keine andere Art zu ſchreiben und zu leſen gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf dieſem alterthümlichen, wie mir ſchien bequemeren Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas ſtreng: man müſſe nach der Grammatik verfahren wie ſie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Leſen ohne dieſe Punkte und Striche ſey eine ſehr ſchwere Aufgabe, und könne nur von Gelehrten und den Geübteſten geleiſtet werden. Ich mußte mich alſo bequemen auch dieſe kleinen Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verworrner. Nun ſollten einige der erſtern größern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgebornen doch ja nicht umſonſt daſtehen möchten. Dann ſollten ſie einmal wieder einen leiſen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Widerlage dienen. Zuletzt aber, wenn man ſich alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen ſowohl als der kleinen Perſonagen in den Ruheſtand verſetzt, ſo daß das Auge immer ſehr viel und die Lippe ſehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige was mir dem Inhalt nach ſchon bekannt war, in einem fremden kauderwelſchen Idiom verſtottern ſollte, wobei mir denn ein gewiſſes Näſeln und Gurgeln als ein unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, ſo kam ich gewiſſermaßen von der Sache ganz ab, und amüſirte mich auf eine kindiſche Weiſe an den ſeltſamen Namen dieſer gehäuften Zeichen. Da waren Kaiſer, Könige und Herzoge, die als Accente hie und da dominirend, mich nicht wenig unterhielten. Aber auch dieſe ſchalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch ſchadlos gehalten, daß mir beim Leſen, Ueberſetzen, Wiederholen, Auswendiglernen

der Inhalt des Buchs um so lebhafter entgegentrat, und dieser war es eigentlich, über welchen ich von meinem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn schon vorher waren mir die Widersprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen sehr auffallend gewesen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon still stand, in manche Noth versetzt; gewisser anderer Unwahrscheinlichkeiten und Incongruenzen nicht zu gedenken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebraischen Meister zu werden, mit dem alten Testament ausschließlich beschäftigte, und solches nicht mehr in Luthers Uebersetzung, sondern in der wörtlichen beigedruckten Version des Sebastian Schmid, den mir mein Vater sogleich angeschafft hatte, durchstudirte. Hier fingen unsere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, lückenhaft zu werden. Lesen, Exponiren, Grammatik, Aufschreiben und Hersagen von Wörtern dauerte selten eine völlige halbe Stunde: denn ich fing sogleich an auf den Sinn der Sache loszugehen, und ob wir gleich noch in dem ersten Buche Mosis befangen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den spatern Büchern im Sinne lagen. Anfangs suchte der gute Alte mich von solchen Ausschweifungen zurückzuführen; zuletzt aber schien es ihn selbst zu unterhalten. Er kam nach seiner Art nicht aus dem Husten und Lachen, und wiewohl er sich sehr hütete mir eine Auskunft zu geben, die ihn hatte compromittiren können, so ließ meine Zudringlichkeit doch nicht nach: ja da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen als die Auflösung derselben zu erfahren, so wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch sein Betragen zu berechtigen schien. Uebrigens könnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein

über das anderemal mit seinen bauchschütternden Lachen ausrief: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge."

Indessen mochte ihm meine, die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende, kindische Lebhaftigkeit doch ziemlich ernsthaft und einiger Nachhülfe werth geschienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große Englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand, und in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war. Die Uebersetzung hatte durch die großen Bemühungen deutscher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verschiedenen Meinungen waren angeführt, und zuletzt eine Art von Vermittelung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menschenverstand einigermaßen neben einander bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen, blätterte in seinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkung machte, war sein gewöhnliches Lachen alles wodurch er meinen Scharfsinn erwiederte. In den langen Sommertagen ließ er mich sitzen so lange ich lesen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Der Mensch mag sich wenden wohin er will, er mag unternehmen was es auch sey, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften selbst, endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und viel gepriesenen Lande, seiner Umgebung und

Nachbarschaft, so wie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging.

Dieser kleine Raum sollte den Ursprung und das Wachsthum des Menschengeschlechts sehen; von dorther sollten die ersten und einzigsten Nachrichten der Urgeschichte zu uns gelangen, und ein solches Local sollte zugleich so einfach und faßlich, als mannichfaltig und zu den wundersamsten Wanderungen und Ansiedlungen geeignet, vor unserer Einbildungskraft liegen. Hier zwischen vier benannten Flüssen, war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner, höchst anmuthiger Raum dem jugendlichen Menschen ausgesondert. Hier sollte er seine ersten Fähigkeiten entwickeln, und hier sollte ihn zugleich das Loos treffen, das seiner ganzen Nachkommenschaft beschieden war, seine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß strebte. Das Paradies war verscherzt; die Menschen mehrten und verschlimmerten sich; die an die Unarten dieses Geschlechts noch nicht gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von Grund aus. Nur wenige wurden aus der allgemeinen Ueberschwemmung gerettet; und kaum hatte sich diese greuliche Fluth verlaufen, als der bekannte vaterländische Boden schon wieder vor den Blicken der dankbaren Geretteten lag.

Zwei Flüsse von vieren, Euphrat und Tigris, flossen noch in ihren Betten. Der Name des ersten blieb; den andern schien sein Lauf zu bezeichnen. Genauere Spuren des Paradieses waren nach einer so großen Umwälzung nicht zu fordern gewesen. Das erneute Menschengeschlecht ging von hier zum zweitenmal aus; es fand Gelegenheit sich auf alle Arten zu nähren und zu beschäftigen, am meisten aber große

Heerden zahmer Geschöpfe um sich zu versammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Diese Lebensweise, so wie die Vermehrung der Stämme, nöthigte die Völker bald sich von einander zu entfernen. Sie konnten sich sogleich nicht entschließen, ihre Verwandten und Freunde für immer fahren zu lassen; sie kamen auf den Gedanken einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweisen sollte. Aber dieser Versuch mißlang wie jenes erste Bestreben. Sie sollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig seyn. Die Elohim verwirrten sie, der Bau unterblieb, die Menschen zerstreuten sich; die Welt war bevölkert, aber entzweit.

Unser Blick, unser Antheil bleibt aber noch immer an diese Gegenden geheftet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der so glücklich ist, seinen Nachkommen einen entschiedenen Charakter aufzuprägen und sie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen, und bei allem Glücks- und Ortswechsel zusammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Westen. Die Wüste setzt seinem Zug kein entschiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet sich in den schönen mittägigen Gegenden von Palästina. Dieses Land war schon früher in Besitz genommen und ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch aber steinig und unfruchtbar, waren von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedelungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Abhängen des großen Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menschen nicht auf den Grad sorgfältig, bedürfnißvoll und thätig, um

sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Züge sich bequem hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hält sich Abraham auf, sein Bruder Lot ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Eben jene Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu bald abnimmt, und dessen Erzeugnisse sich niemals mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unversehens eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Gegenwart die eigne Nahrung verkümmert hat. Die beiden chaldäischen Brüder ziehen nach Aegypten, und so ist uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sehen wir die Erde bevölkert, und in diesem Raume einen bekannten, den Göttern geliebten, uns schon werth gewordnen Mann mit Heerden und Gütern hin und wiederziehen und sie in kurzer Zeit aufs reichlichste vermehren. Die Brüder kommen zurück; allein gewitzigt durch die ausgestandne Noth, fassen sie den Entschluß, sich von einander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittägigen Canaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen den Hain Mamre bleibt, zieht sich Lot nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft kühn genug ist, dem Jordan einen unterirdischen Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Asphaltsees einen trocknen Boden zu gewinnen, uns als ein zweites Paradies erscheinen kann und muß; um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben als Weichlinge und Frevler berüchtigt, uns dadurch auf ein bequemes und üppiges Leben schließen lassen. Lot wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erscheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Aus diesen stillen Bezirken, von diesen Hirtenvölkern, die mit den Himmlischen umgehen dürfen, sie als Gaste bewirthen und manche Zwiesprache mit ihnen halten, werden wir genöthigt, den Blick abermals gegen Osten zu wenden, und an die Verfassung der Nebenwelt zu denken, die im ganzen wohl der einzelnen Verfassung von Canaan gleichen mochte.

Familien halten zusammen; sie vereinigen sich, und die Lebensart der Stamme wird durch das Local bestimmt, das sie sich zugeeignet haben oder zueignen. Auf den Gebirgen, die ihr Wasser nach dem Tigris hinuntersenden, finden wir kriegerische Völker, die schon sehr früh auf jene Welteroberer und Weltbeherrscher hindeuten, und in einem für jene Zeiten ungeheuren Feldzug uns ein Vorspiel künftiger Großthaten geben. Kedor Laomor, König von Elam, wirkt schon mächtig auf Verbündete. Er herrscht lange Zeit: denn schon zwölf Jahre vor Abrahams Ankunft in Canaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüsteten sich zum Kriege. Wir finden sie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrscheinlich auch Abraham nach Canaan gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordans wurden bezwungen. Kedor Laomor richtet seinen Zug südwärts nach den Völkern der Wüste, sodann sich nordwärts wendend, schlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Canaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, schlägt und zerstreut sie, und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um seinen Siegerzug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Hab-

Fortgeschleppten befindet sich auch Lot, der das Schicksal des Landes theilt, worin er als Gast sich befindet. Abraham vernimmt es, und hier sehen wir sogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er rafft seine Knechte zusammen, theilt sie in Haufen, fällt auf den beschwerlichen Beutetroß, verwirrt die Siegbaften, die im Rücken keinen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt seinen Bruder und dessen Habe, nebst manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch diesen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichsam von dem Lande Besitz. Den Einwohnern erscheint er als Beschützer, als Retter, und durch seine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, segnend Melchisedek der König und Priester.

Nun werden die Weissagungen einer unendlichen Nachkommenschaft erneut, ja sie gehen immer mehr ins Weite. Vom Wasser des Euphrat bis zum Fluß Aegyptens werden ihm die sämmtlichen Landstrecken versprochen; aber noch sieht es mit seinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er ist achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig: sie will nach orientalischer Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum ist Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum ist Hoffnung zu einem Sohne, so zeigt sich der Zwiespalt im Hause. Die Frau begegnet ihrer eignen Beschützten übel genug, und Hagar flieht, um bei andern Horden einen bessern Zustand zu finden. Nicht ohne höhern Wink kehrt sie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham ist nun neunundneunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenschaft werden noch immer wiederholt, so daß am Ende beide Gatten sie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Isaak zu Theil wird.

Auf geſetzmäßiger Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts ruht größtentheils die Geſchichte. Die bedeutendſten Weltbegebenheiten iſt man bis in die Geheimniſſe der Familien zu verfolgen genöthigt; und ſo geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es iſt, als ob die Gottheiten, welche das Schickſal der Menſchen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereigniſſe jeder Art hier gleichſam im Vorbilde hätten darſtellen wollen. Abraham, ſo lange Jahre mit einer ſchönen, von vielen umworbenen Frau in kinderloſer Ehe, findet ſich in ſeinem hundertſten als Gatte zweier Frauen, als Vater zweier Söhne, und in dieſem Augenblick iſt ſein Hausfriede geſtört. Zwei Frauen neben einander, ſo wie zwei Söhne von zwei Müttern gegen einander über, vertragen ſich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Geſetze, Herkommen und Meinung weniger begünſtigt iſt, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; beide werden entlaſſen und Hagar genöthigt, den Weg, den ſie auf einer freiwilligen Flucht eingeſchlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es ſcheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der ſie früher zurückgewieſen, rettet ſie auch dießmal, damit Ismael auch zu einem großen Volk werde, und die unwahrſcheinlichſte aller Verheißungen ſelbſt über ihre Gränzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwei Eltern in Jahren und ein einziger ſpätgeborner Sohn: hier ſollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdiſches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmliſchen bereiten dem Erzvater noch die ſchwerſte Prüfung. Doch von dieſer können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzuſtellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entſpringen, und ſich eine beſondere geoffenbarte daraus entwickeln, ſo waren

die Länder, in denen bisher unſere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweiſe, die Menſchenart wohl am geſchickteſten dazu; wenigſtens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt ſich etwas ähnlich günſtiges und heitres hervorgethan hatte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß ſie früher in dem menſchlichen Gemüthe entſprungen, gehört viel Zartheit der Geſinnung: denn ſie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Vorſehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine beſondere Religion, eine von den Göttern dieſem oder jenem Volk geoffenbarte, führt den Glauben an eine beſondre Vorſehung mit ſich, die das göttliche Weſen gewiſſen begünſtigten Menſchen, Familien, Stämmen und Völkern zuſagt. Dieſe ſcheint ſich ſchwer aus dem Innern des Menſchen zu entwickeln. Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgſchaft aus uralter Zeit.

Schön iſt es daher, daß die iſraelitiſche Ueberlieferung gleich die erſten Männer, welche dieſer beſondern Vorſehung vertrauen, als Glaubenshelden darſtellt, welche von jenem hohen Weſen, dem ſie ſich abhängig erkennen, alle und jede Gebote eben ſo blindlings befolgen, als ſie ohne zu zweifeln die ſpäten Erfüllungen ſeiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine beſondere, geoffenbarte Religion den Begriff zum Grunde legt, daß einer mehr von den Göttern begünſtigt ſeyn könne als der andre, ſo entſpringt ſie auch vorzüglich aus der Abſonderung der Zuſtände. Nahe verwandt ſchienen ſich die erſten Menſchen, aber ihre Beſchäftigungen trennten ſie bald. Der Jäger war der freieſte von allen; aus ihm entwickelte ſich der Krieger und der Herrſcher. Der Theil der, den Acker baute, ſich der Erde verſchrieb, Wohnungen und Scheuern aufführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte

sich schon etwas dunken, weil sein Zustand Dauer und Sicherheit versprach. Dem Hirten an seiner Stelle schien der ungemessenste Zustand so wie ein gränzenloser Besitz zu Theil geworden. Die Vermehrung der Heerden ging ins Unendliche, und der Raum der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drei Stände schienen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehn zu haben; und wie der Hirte dem Stadter ein Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jager verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge, und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erzväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen Breite und Freiheit, das Gewölbe des Himmels unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen, ihren Gefühlen Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thatige gewandte Jäger, mehr als der sichre sorgfältige haus bewohnende Ackersmann, des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott ihnen zur Seite ziehe, daß er sie besuche, an ihnen Antheil nehme, sie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Geschichtsfolge übergehen. So menschlich, schön und heiter auch die Religion der Erzvater erscheint, so gehen doch Züge von Wildheit und Grausamkeit hindurch, aus welcher der Mensch herankommen, oder worein er wieder versinken kann.

Daß der Haß sich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwischen den Reihen der Getodteten einen Frieden schloß, laßt sich wohl denken; daß man eben so durch geschlachtete Thiere ein Bündniß zu befestigen glaubte, fließt aus dem vorhergehenden: auch daß man die Götter, die man

doch immer als Partei, als Widersacher oder als Beistand ansah, durch Getödtetes herbeiziehen, sie versöhnen, sie gewinnen könne, über diese Vorstellung hat man sich gleichfalls nicht zu verwundern. Bleiben wir aber bei den Opfern stehen, und betrachten die Art, wie sie in jener Urzeit dargebracht wurden, so finden wir einen seltsamen, für uns ganz widerlichen Gebrauch, der wahrscheinlich auch aus dem Kriege hergenommen, diesen nämlich: die geopferten Thiere jeder Art, und wenn ihrer noch so viel gewidmet wurden, mußten in zwei Hälften zerhauen, an zwei Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwischen befanden sich diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund schließen wollten.

Wunderbar und ahnungsvoll geht durch jene schöne Welt noch ein anderer schrecklicher Zug, daß alles was geweiht, was verlobt war, sterben mußte: wahrscheinlich auch ein auf den Frieden übertragener Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die sich gewaltsam wehrt, wird mit einem solchen Gelübde gedroht; sie geht über, durch Sturm oder sonst; man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schicksal. Uebereilter und abergläubischer Weise werden, bestimmter oder unbestimmter, dergleichen Opfer den Göttern versprochen; und so kommen die, welche man schonen mochte, ja sogar die nächsten, die eigenen Kinder, in den Fall als Sühnopfer eines solchen Wahnsinns zu bluten.

In dem sanften, wahrhaft urväterlichen Charakter Abrahams konnte eine so barbarische Anbetungsweise nicht entspringen; aber die Götter, welche manchmal um uns zu versuchen, jene Eigenschaften hervorzukehren scheinen, die der Mensch ihnen anzudichten geneigt ist, befehlen ihm das Ungeheure. Er soll seinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und

wenn es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur ſchlachten und verbrennen, ſondern ihn in zwei Stücke theilen, und zwiſchen ſeinen rauchenden Eingeweiden ſich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings ſchickt Abraham ſich an, den Befehl zu vollziehen: den Göttern iſt der Wille hinreichend. Nun ſind Abrahams Prüfungen vorüber: denn weiter konnten ſie nicht geſteigert werden. Aber Sara ſtirbt, und dieß gibt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Canaan vorbildlich Beſitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dieß iſt das erſtemal, daß er ſich nach einem Eigenthum auf dieſer Erde umſieht. Eine zweifache Höhle gegen den Hain Mamre mag er ſich ſchon früher ausgeſucht haben. Dieſe kauft er mit dem daran ſtoßenden Acker, und die Form Rechtens, die er dabei beobachtet, zeigt wie wichtig ihm dieſer Beſitz iſt. Er war es auch, mehr als er ſich vielleicht ſelbſt denken konnte: denn er, ſeine Söhne und Enkel ſollten daſelbſt ruhen, und der nächſte Anſpruch auf das ganze Land, ſo wie die immerwährende Neigung ſeiner Nachkommenſchaft ſich hier zu verſammeln, dadurch am eigentlichſten begründet werden.

Von nun an gehen die mannichfaltigen Familienſcenen abwechſelnd vor ſich. Noch immer hält ſich Abraham ſtreng abgeſondert von den Einwohnern, und wenn Ismael, der Sohn einer Aegyptierin, auch eine Tochter dieſes Landes geheirathet hat, ſo ſoll nun Iſaak ſich mit einer Blutsfreundin, einer Ebenbürtigen vermählen.

Abraham ſendet ſeinen Knecht nach Meſopotamien zu den Verwandten, die er dort zurückgelaſſen. Der kluge Elcaſar kommt unerkannt an, und um die rechte Braut nach Hauſe zu bringen, prüft er die Dienſtfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für ſich, und ungebeten

tränkt Rebecca auch seine Kamele. Er beschenkt sie, er freiet um sie, die ihm nicht versagt wird. So führt er sie in das Haus seines Herrn, und sie wird Isaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenschaft lange Zeit erwartet werden. Erst nach einigen Prüfungsjahren wird Rebecca gesegnet, und derselbe Zwiespalt, der in Abrahams Doppelehe von zwei Müttern entstand, entspringt hier von einer. Zwei Knaben von entgegengesetztem Sinne balgen sich schon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten ans Licht: der ältere lebhaft und mächtig, der jüngere zart und klug; jener wird des Vaters, dieser der Mutter Liebling. Der Streit um den Vorrang, der schon bei der Geburt beginnt, setzt sich immer fort. Esau ist ruhig und gleichgültig über die Erstgeburt, die ihm das Schicksal zugetheilt; Jakob vergißt nicht, daß ihn sein Bruder zurückgedrangt. Aufmerksam auf jede Gelegenheit, den erwunschten Vortheil zu gewinnen, handelt er seinem Bruder das Recht der Erstgeburt ab, und bevortheilt ihn um des Vaters Segen. Esau ergrimmt und schwört dem Bruder den Tod, Jakob entflieht, um in dem Lande seiner Vorfahren sein Glück zu versuchen.

Nun, zum erstenmal in einer so edlen Familie erscheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und List die Vortheile zu erlangen, welche Natur und Zustände ihm versagten. Es ist oft genug bemerkt und ausgesprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Erzvater und andere von Gott begünstigte Manner keineswegs als Tugendbilder aufstellen wollen. Auch sie sind Menschen von den verschiedensten Characteren, mit mancherlei Mangeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenschaft darf solchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es ist der unerschütterliche Glaube, daß Gott sich ihrer und der Ihrigen besonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Ueberzeugung dringt sich einem jeden auf; ja wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich's mit der besondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich seyn muß, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung so wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren ins hellste Licht gesetzt wird.

Auch in diesem Glauben tritt Jakob seinen Zug an, und wenn er durch List und Betrug unsere Neigung nicht erworben hat, so gewinnt er sie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er selbst aus dem Stegreife wirbt, wie Eleasar für seinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm sollte sich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerst vollkommen entfalten; er sollte viele Söhne um sich sehen, aber auch durch sie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Ungeduld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an List, gesinnt wie er, um dieses Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betrügt ihn, vergilt ihm, was er an seinem Bruder gethan:

Jakob findet eine Gattin, die er nicht liebt, in seinen Armen. Zwar, um ihn zu besänftigen, giebt Laban nach kurzer Zeit ihm die geliebte dazu, aber unter der Bedingung sieben neuer Dienstjahre; und so entspringt nun Verdruß aus Verdruß. Die nicht geliebte Gattin ist fruchtbar, die geliebte bringt keine Kinder; diese will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch diesen Vortheil. Auch sie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun ist der gute Erzvater der geplagteste Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreien, und keins von der geliebten! Endlich wird auch diese beglückt, und Joseph kommt zur Welt, ein Spätling der leidenschaftlichsten Liebe. Jakobs vierzehn Dienstjahre sind um; aber Laban will in ihm den ersten treusten Knecht nicht entbehren. Sie schließen neue Bedingungen und theilen sich in die Heerden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die scheckigen, gleichsam nur den Ausschuß, läßt sich Jakob gefallen. Dieser weiß aber auch hier seinen Vortheil zu wahren, und wie er durch ein schlechtes Gericht die Erstgeburt, und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, so versteht er nun durch Kunst und Sympathie den besten und größten Theil der Heerde sich zuzueignen, und wird auch von dieser Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volks Israel und ein Musterbild für seine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken wo nicht das Kunststück doch den Erfolg. Es giebt Verdruß; Jakob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachsetzenden Laban theils durch Glück, theils durch List. Nun soll ihm Rahel noch einen Sohn schenken; sie stirbt aber in der Geburt: der Schmerzenssohn Benjamin überlebt sie, aber noch größern Schmerz soll der Altvater bei dem anscheinenden Verlust seines Sohnes Joseph empfinden.

Vielleicht möchte Jemand fragen, warum ich dieſe allgemein bekannten, ſo oft wiederholten und ausgelegten Geſchichten hier abermals umſtändlich vortrage. Dieſem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weiſe darzuſtellen wüßte, wie ich bei meinem zerſtreuten Leben, bei meinem zerſtückelten Lernen, dennoch meinen Geiſt, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer ſtillen Wirkung verſammelte; weil ich auf keine andere Weiſe den Frieden zu ſchildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch ſo wild und wunderlich herging. Wenn eine ſtets geſchäftige Einbildungskraft, wovon jenes Mährchen ein Zeugniß ablegen mag, mich bald da, bald dorthin führte, wenn das Gemiſch von Fabel und Geſchichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, ſo flüchtete ich gern nach jenen morgenländiſchen Gegenden, ich verſenkte mich in die erſten Bücher Moſis, und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenſtämmen zugleich in der größten Einſamkeit und in der größten Geſellſchaft.

Dieſe Familienauftritte, ehe ſie ſich in eine Geſchichte des Iſraelitiſchen Volks verlieren ſollten, laſſen uns nun zum Schluß noch eine Geſtalt ſehen, an der ſich beſonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig ſchmeicheln kann: Joſeph, das Kind der leidenſchaftlichſten ehelichen Liebe. Ruhig erſcheint er uns und klar, und prophezeit ſich ſelbſt die Vorzüge, die ihn über ſeine Familie erheben ſollten. Durch ſeine Geſchwiſter ins Unglück geſtoßen, bleibt er ſtandhaft und rechtlich in der Sklaverei, widerſteht den gefährlichſten Verſuchungen, rettet ſich durch Weiſſagung, und wird zu hohen Ehren nach Verdienſt erhoben. Erſt zeigt er ſich einem großen Königreiche, ſodann den Seinigen hülfreich und nützlich. Er gleicht ſeinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, ſeinem Großvater Iſaak an Stille und Ergebenheit. Den von

seinem Vater ihm angestammten Gewerbsinn übt er im Großen: es sind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt, es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzuhandeln versteht. Höchst anmuthig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins einzelne auszumalen.

Ein solches Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten war den Deutschen nicht mehr fremd. Die Personen des alten und neuen Testaments hatten durch Klopstock ein zartes und gefühlvolles Wesen gewonnen, das dem Knaben so wie vielen seiner Zeitgenossen höchlich zusagte. Von den Bodmerischen Arbeiten dieser Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber Daniel in der Löwengrube, von Moser, machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohldenkender Geschäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübsale zu hohen Ehren, und seine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und später sein Schild und seine Waffe. Die Geschichte Josephs zu bearbeiten war mir lange schon wünschenswerth gewesen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, besonders da mir keine Versart gelungen war, die zu einer solchen Arbeit gepaßt hatte. Aber nun fand ich eine prosaische Behandlung sehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun suchte ich die Charaktere zu sondern und auszumalen, und durch Einschaltung von Incidenzien und Episoden die alte einfache Geschichte zu einem neuen und selbstständigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nöthig sey, und daß dieser uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung selbst entspringen könne. Genug,

ich vergegenwärtigte mir alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail, und erzahlte sie mir der Reihe nach auf das genaueste.

Was mir diese Arbeit sehr erleichterte, war ein Umstand, der dieses Werk und überhaupt meine Autorschaft höchst voluminos zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fahigkeiten, der aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hause, lebte ruhig mit der Familie und war sehr still und in sich gekehrt, und wenn man ihn auf seine gewohnte Weise verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieser hatte seine akademischen Hefte mit großer Sorgfalt geschrieben, und sich eine flüchtige leserliche Hand erworben. Er beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben, und sah es gern, wenn man ihm etwas zu copiren gab; noch lieber aber, wenn man ihm dictirte, weil er sich alsdann in seine glücklichen akademischen Jahre versetzt fühlte. Meinem Vater, der keine expedite Hand schrieb, und dessen Deutsche Schrift klein und zittrig war, konnte nichts erwünschter seyn, und er pflegte daher, bei Besorgung einer sowohl als fremder Geschäfte, diesem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu dictiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwischenzeit alles was mir flüchtig durch den Kopf ging von einer fremden Hand auf dem Papier fixirt zu sehen, und meine Erfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens.

Ein so großes Werk als jenes biblische prosaisch-epische Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Palästina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuscript taglich um so mehr auf, als das Gedicht streckenweise, wie ich es mir selbst gleichsam in die Luft erzahlte, auf dem

Papier ſtand, und nur wenige Blatter von Zeit zu Zeit umgeſchrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war, denn es kam zu meiner eignen Verwunderung wirklich zu Stande, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden ſeyen, die mir auch jetzt nicht verwerflich ſchienen, welche, in ein Format mit Joſeph zuſammengeſchrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel vermiſchte Gedichte geben könnte; welches mir ſehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl ſogenannter Anakreontiſcher Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Sylbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts ſehr wohl von der Hand gingen. Allein dieſe durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil ſie keine Reime hatten, und ich doch vor allem meinem Vater etwas angenehmes zu erzeigen wünſchte. Deſtomehr ſchienen mir geiſtliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jungſten Gerichts von Elias Schlegel ſehr eifrig verſucht hatte. Eine zur Feier der Höllenfahrt Chriſti geſchriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und ſie hatte das Glück mir ſelbſt noch einige Jahre zu gefallen. Die ſogenannten Texte der ſonntägigen Kirchenmuſiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, ſtudirte ich fleißig. Sie waren freilich ſehr ſchwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeſchriebenen Art verfertigt hatte, eben ſo gut verdienten componirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Dieſe und mehrere dergleichen hatte ich ſeit langer als einem Jahre mit eigener Hand abgeſchrieben, weil ich durch dieſe Privatübung von den Vorſchriften des Schreibemeiſters entbunden wurde. Nunmehr

wollten, so nahm ich mir vor sorgfaltiger nachzuschreiben, welches mir um so eher gelang, als ich auf einem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz schon geringere Versuche gemacht hatte. Ich war höchst aufmerksam und behend; in dem Augenblick daß er Amen sagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das was ich auf dem Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu dictiren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr glorios über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tische kam, mußte die Freude theilen. Dieser war mir ohnehin höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bei meinen öftern Besuchen, um Siegelabdrucke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Thranen in den Augen standen.

Den nachsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht nach über das was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemuhungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt, nach meinem Dünkel, weder besondere Aufklarung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogma's zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit die dabei befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft hatte fortsetzen sollen. Die erst so blatterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hatte zuletzt diese Bemuhung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollstandigkeit war, mich durch gute Worte und Versprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schlusse kaum etwas

mehr als der Text, die Propoſition und die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine beſondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, ſollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwiſchen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen ſich deutlich offenbarte. Es ſchien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend däuchte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreiſe ein Buch angefangen vorzuleſen, ſo mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich ſämmtlich dabei verzweifelten, und er mitunter ſelbſt der erſte war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines ſolchen Winters, wo wir Bowers Geſchichte der Päpſte ſo durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zuſtand, indem wenig oder nichts was in jenen kirchlichen Verhältniſſen vorkommt, Kinder und junge Leute anſprechen kann. Indeſſen iſt mir bei aller Unachtſamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorleſung ſoviel geblieben, daß ich in ſpäteren Zeiten manches daranzuknüpfen im Stande war.

Bei allen dieſen fremdartigen Beſchäftigungen und Arbeiten, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß man ſich kaum beſinnen konnte, ob ſie zuläſſig und nützlich wären, verlor mein Vater ſeinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er ſuchte mein Gedächtniß, meine Gabe etwas zu faſſen und zu combiniren, auf juriſtiſche Gegenſtände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch, in Geſtalt eines Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Inſtitutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig, und konnte ſo gut den Katecheten als den Katechumenen vorſtellen; und wie bei dem damaligen Religions-

Unterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das behendeste in der Bibel aufschlagen lernte, so wurde auch hier eine gleiche Bekanntschaft mit dem Corpus Juris für nöthig befunden, worin ich auch bald auf das vollkommenste bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht so rasch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht so günstig, daß er sich selbst hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu doceiren nicht so liberal, daß sie mich angesprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegerischen Zustände, in denen wir uns seit einigen Jahren befanden, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Lesen von Geschichten und Romanen, war es uns nur allzu deutlich, daß es sehr viele Fälle gebe, in welchen die Gesetze schweigen und dem Einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann sehen mag, wie er sich aus der Sache zieht. Wir waren nun heran gewachsen, und dem Schlendriane nach sollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich unserer Haut zu wehren, und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehn zu haben. Was den ersten Punkt betrifft, so war uns eine solche Uebung sehr angenehm: denn wir hatten uns schon längst Haurapiere von Haselstöcken, mit Körben von Weiden sauber geflochten, um die Hand zu schützen, zu verschaffen gewußt. Nun durften wir uns wirklich stählerne Klingen zulegen, und das Gerassel was wir damit machten, war sehr lebhaft.

Zwei Fechtmeister befanden sich in der Stadt: ein älterer ernster Deutscher, der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging, und eine Franzose, der seinen Vortheil durch avanciren und retiriren, durch leichte flüchtige Stöße, welche stets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen suchte. Die Meinungen, welche Art die beste sey, waren

getheilt. Der kleinen Gesellschaft, mit welcher ich Stunde nehmen sollte, gab man den Franzosen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen, und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen. Mehrere von unsern Bekannten aber hatten sich zu dem deutschen Fechtmeister gewendet, und übten gerade das Gegentheil. Diese verschiedenen Arten eine so wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines jeden, daß sein Meister der bessere sey, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von einem Alter waren, und es fehlte wenig, so hätten die Fechtschulen ganz ernstliche Gefechte veranlaßt; denn fast ward eben so sehr mit Worten gestritten als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwischen beiden Meistern veranstaltet, dessen Erfolg ich nicht umständlich zu beschreiben brauche. Der Deutsche stand in seiner Positur wie eine Mauer, paßte auf seinen Vortheil, und wußte mit Battiren und Legiren seinen Gegner ein über das andremal zu entwaffnen. Dieser behauptete, das sey nicht Raison, und fuhr mit seiner Beweglichkeit fort, den andern in Athem zu setzen. Auch brachte er dem Deutschen wohl einige Stöße bei, die ihn aber selbst, wenn es Ernst gewesen wäre, in die andre Welt geschickt hätten.

Im Ganzen ward nichts entschieden, noch gebessert, nur wendeten sich einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte schon zu viel von dem ersten Meister angenommen, daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit seinen Urschulern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch schlimmer. Zufälligerweise schickte man mich im Herbst auf die Bahn, so daß ich

in der kahlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantiſche Behandlung dieſer ſchönen Kunſt war mir höchlich zuwider. Zum erſten und letzten war immer vom Schließen die Rede, und es konnte einem doch niemand ſagen, worin denn eigentlich der Schluß beſtehe, worauf doch alles ankommen ſolle: denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens ſchien der Unterricht nur auf Prellerei und Beſchämung der Scholaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein: oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, jedes Verſaumniß, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dieß gab mir den allerſchlimmſten Humor, beſonders da ich den Uebungsort ſelbſt ganz unertraglich fand. Der garſtige, große, entweder feuchte oder ſtaubige Raum, die Kalte, der Modergeruch, alles zuſammen war mir im höchſten Grade zuwider; und da der Stallmeiſter den andern, weil ſie ihn vielleicht auch durch Frühſtücke und ſonſtige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geſchicklichkeit beſtachen, immer die beſten Pferde, mir aber die ſchlechteſten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ, und mich wie es ſchien hintanſetzte, ſo brachte ich die allerverdrießlichſten Stunden über einem Geſchäft hin, das eigentlich das luſtigſte von der Welt ſeyn ſollte. Ja der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuſtanden iſt mir ſo lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenſchaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen ſorgfaltig vermied, und höchſtens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß wenn die Anfange einer abgeſchloſſenen Kunſt uns überliefert werden ſollen, dieſes auf eine peinliche und abſchreckende Art geſchieht. Die Ueberzeugung, wie läſtig und

ſchädlich dieſes ſey, hat in ſpätern Zeiten die Erziehungsmaxime aufgeſtellt, daß alles der Jugend auf eine leichte, luſtige und bequeme Art beigebracht werden müſſe; woraus denn aber auch wieder andere Uebel und Nachtheile entſprungen ſind.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anſchauen der Stadt, ihrer geiſtlichen und weltlichen, öffentlichen und Privatgebäude zu verſchaffen ſuchte, und beſonders an dem damals noch vorherrſchenden Alterthümlichen das größte Vergnügen fand, ſo war ich nachher bemüht, durch die Lersner'ſche Chronik und durch andre unter meines Vaters Francofurtenſien befindliche Bücher und Hefte, die Perſonen vergangener Zeiten mir zu vergegenwärtigen; welches mir denn auch durch große Aufmerkſamkeit auf das Beſondere der Zeiten und Sitten, und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen ſchien.

Unter den alterthümlichen Reſten war mir, von Kindheit an, der auf dem Brückenthurm aufgeſteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig geweſen, der von dreien oder vieren, wie die leeren eiſernen Spitzen auswieſen, ſeit 1616 ſich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachſenhauſen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man den Thurm vor ſich und der Schädel fiel ins Auge. Ich ließ mir als Knabe ſchon gern die Geſchichte dieſer Aufrührer, des Fettmilch und ſeiner Genoſſen, erzählen, wie ſie mit dem Stadtregiment unzufrieden geweſen, ſich gegen daſſelbe empört, Meuterei angeſponnen, die Judenſtadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiſerlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden. Späterhin lag mir daran, die nähern Umſtände zu erfahren, und was es denn für Leute geweſen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzſchnitten verſehenen

Buche erfuhr, daß zwar dieſe Menſchen zum Tode verurtheilt, aber zugleich auch viele Rathsherren abgeſetzt worden, weil mancherlei Unordnung und ſehr viel Unverantwortliches im Schwange geweſen; da ich nun die nähern Umſtände vernahm, wie alles hergegangen: ſo bedauerte ich die unglücklichen Menſchen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen beſſern Verfaſſung gebracht worden, anſehen dürfe; denn von jener Zeit ſchrieb ſich die Einrichtung her, nach welcher ſowohl das altadlige Haus Limpurg, das aus einem Klupp entſprungene Haus Frauenſtein, ferner Juriſten, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Theil nehmen ſollten, das durch eine auf Venetianiſche Weiſe verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Collegien eingeſchränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten ſonderliche Freiheit zu behalten.

Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte beſonders der Zuſtand der Judenſtadt, eigentlich die Judengaſſe genannt, weil ſie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße beſteht, welche in frühen Zeiten zwiſchen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden ſeyn. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, alles zuſammen machte den unangenehmſten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinſah. Es dauerte lange bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten ſo vieler etwas zu ſchachern unermüdet fordernder oder anbietender Menſchen entgangen war. Dabei ſchwebten die alten Mährchen von Grauſamkeit der Juden gegen die Chriſtenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik gräßlich abgebildet geſehen, düſter vor dem jungen Gemüth.

Und ob man gleich in der neuern Zeit beſſer von ihnen dachte, ſo zeugte doch das große Spott- und Schandgemälde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogenwand, zu ihrem Unglimpf, noch ziemlich zu ſehen war, außerordentlich gegen ſie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmuthwillen, ſondern aus öffentlicher Anſtalt verfertigt worden.

Indeſſen blieben ſie doch das auserwählte Volk Gottes, und gingen, wie es nun mochte gekommen ſeyn, zum Andenken der älteſten Zeiten umher. Außerdem waren ſie ja auch Menſchen, thätig, gefällig, und ſelbſt dem Eigenſinn, womit ſie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man ſeine Achtung nicht verſagen. Ueberdieß waren die Mädchen hübſch, und mochten es wohl leiden, wenn ein Chriſtenknabe ihnen am Sabbath auf dem Fiſcherfelde begegnend, ſich freundlich und aufmerkſam bewies. Aeußerſt neugierig war ich daher, ihre Ceremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters beſucht, einer Beſchneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Laubberhüttenfeſt mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen: denn es waren Perſonen von Einfluß, die mich entweder hinführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenſtand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unſerm häuslichen Frieden, bald ſetzte ein entdecktes großes Verbrechen, deſſen Unterſuchung und Beſtrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verſchiedenen Executionen ſeyn, und es iſt wohl werth zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig geweſen bin. Es war

der Verlag eines Französischen komischen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten schonte. Es hatte wirklich etwas furchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen platzten im Feuer, und wurden durch Ofengabeln auseinander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht wenige die sich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publicität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anläße führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, für Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Ich näherte mich dadurch dieser thätigen, das Untere und Obere verbindenden Classe. Denn wenn an der einen Seite diejenigen stehen, die sich mit den einfachen und rohen Erzeugnissen beschäftigen, an der andern solche, die schon etwas verarbeitetes genießen

wollen, so vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene beiden etwas von einander empfangen und jeder nach seiner Art seiner Wünsche theilhaft werden kann. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit, und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Daseyn als die Hauptbedingung, das Uebrige alles aber als gleichgultig und zufällig erschien.

Da mein Vater sich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß sogleich wäre aufgezehrt worden: wie ich mich denn kaum erinnere, daß wir zusammen spazieren gefahren, und auf einem Lustorte etwas verzehrt hatten; so war er dagegen nicht karg mit Anschaffung solcher Dinge, die bei innerm Werth auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünschen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeste Beschwerlichkeit empfand. In diesen Gesinnungen hatte er meiner Mutter eine goldne mit Diamanten besetzte Dose versprochen, welche sie erhalten sollte, sobald der Friede publicirt wurde. In Hoffnung dieses glücklichen Ereignisses arbeitete man schon einige Jahre an diesem Geschenk. Die Dose selbst von ziemlicher Größe ward in Hanau verfertigt: denn mit den dortigen Goldarbeitern, so wie mit den Vorstehern der Seidenanstalt, stand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweige schwebte. Der Raum für die Juwelen war gelassen, die theils an der Taube, theils auch an der Stelle wo man die Dose zu öffnen pflegt, angebracht werden sollten. Der Juwelier,

dem die völlige Ausführung nebst den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hieß Lautensack und war ein geschickter muntrer Mann, der wie mehrere Künstler selten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in der Figur wie sie auf dem Dosendeckel angebracht werden sollten, waren zwar bald auf schwarzes Wachs gesetzt und nahmen sich ganz gut aus; allein sie wollten sich von da gar nicht ablösen, um aufs Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch so ansehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt schon die Bedingungen, besonders die Erhebung des Erzherzogs Joseph zum römischen König, genauer wissen wollte, so ward mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paarmal, ja zuletzt fast täglich den saumseligen Künstler besuchen. Durch mein unablässiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewohl langsam genug, vorwärts: denn weil sie von der Art war, daß man sie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, so fand sich immer etwas, wodurch sie verdrängt und bei Seite geschoben wurde.

Die Hauptursache dieses Benehmens indeß war eine Arbeit, die der Künstler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jedermann wußte, daß Kaiser Franz eine große Neigung zu Juwelen, besonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautensack hatte eine ansehnliche Summe, und, wie sich später fand, größer als sein Vermögen, auf dergleichen Edelsteine verwandt, und daraus einen Blumenstrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach seiner Form und Farbe günstig hervortreten und das Ganze ein Kunststück geben sollte, werth in dem Schatzgewölbe eines Kaisers aufbewahrt zu stehen. Er hatte nach seiner zerstreuten Art mehrere Jahre

daran gearbeitet, und eilte nun, weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaisers zur Krönung seines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollständig zu machen und endlich zusammenzubringen. Meine Lust dergleichen Gegenstände kennen zu lernen, benutzte er sehr gewandt, um mich als einen Mahnboten zu zerstreuen und von meinem Vorsatz abzulenken. Er suchte mir die Kenntniß dieser Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenschaften, ihren Werth aufmerksam, so daß ich sein ganzes Bouquet zuletzt auswendig wußte, und es eben so gut wie er einem Kunden hatte anpreisend vordemonstriren können. Es ist mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wohl kostbarere aber nicht anmuthigere Schau- und Prachtstücke dieser Art gesehen. Außerdem besaß er noch eine hübsche Kupfersammlung und andere Kunstwerke, über die er sich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich, als wirklich der Congreß zu Hubertsburg schon festgesetzt war, that er aus Liebe zu mir ein übriges, und die Taube zusammt den Blumen gelangte am Friedensfeste wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Malern bestellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt, und wenig Menschen waren davon frei, daß ein Bild auf Holz gemalt einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen sey. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deßwegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtsinnigern Künstler sich gerade in dieser wichtigen Sache auf den Tischler verließen. Die ältesten Bohlen wurden aufgesucht, der Tischler mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derselben aufs genaueste zu

Werke aehen, und dann blieben sie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo sie genugsam austrocknen konnten. Ein solches köstliches Bret ward dem Maler Junker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendsten Blumen nach der Natur in seiner künstlichen und zierlichen Weise darauf darstellen sollte. Es war gerade im Frühling, und ich versäumte nicht, ihm wöchentlich einigemal die schönsten Blumen zu bringen die mir unter die Hand kamen; welche er denn auch sogleich einschaltete, und das Ganze nach und nach aus diesen Elementen auf das treulichste und fleißigste zusammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar so zierliches Thier nachzubilden Lust hatte, auch sie wirklich aufs genaueste vorstellte, wie sie am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benascht. Mehr dergleichen unschuldige Naturgegenstände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeschafft und dargestellt, so daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchst schätzbares Bild beisammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden sollte, umständlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im einzelnen ganz gut gerathen, im ganzen aber nicht gut componirt sey, weil es so nach und nach entstanden, und er im Anfange das Versehen begangen, sich nicht wenigstens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten, so wie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben Jahrs vor meinen Augen entstandene und mir theilweise gefallige Bild umständlich durch, und wußte mich zu meiner Betrübniß vollkommen zu überzeugen.

Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff: denn, sagte er, solche Thiere haben für viele Menschen etwas schauderhaftes, und man sollte sie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will. Ich hatte nun, wie es demjenigen zu gehen pflegt, der sich von einem Vorurtheile geheilt sieht und sich viel kluger dünkt als er vorher gewesen, eine wahre Verachtung gegen dieß Kunstwerk, und stimmte dem Künstler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er, nach dem Geschmack den er besaß, ein besser geformtes Gefaß und einen kunstreicher geordneten Blumenstrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiwesen zierlich und erfreulich sowohl zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch diese Tafel malte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener schon abgebildeten, oder aus dem Gedächtniß, das ihm aber bei einer sehr langen und emsigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beide Gemälde waren nun fertig, und wir hatten eine entschiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunstreicher und mehr in die Augen fiel. Der Vater ward anstatt mit einem mit zwei Stücken überrascht und ihm die Wahl gelassen. Er billigte unsere Meinung und die Gründe derselben, besonders auch den guten Willen und die Thätigkeit; entschied sich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erste, ohne über diese Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künstler ärgerlich, nahm sein zweites wohlgemeintes Bild zurück, und konnte sich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichne Tafel, worauf das erste gemalt stehe, zum Entschluß des Vaters gewiß das ihrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Malerei gedenke, so tritt in meiner Erinnerung eine große Anstalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil sie und deren Vorsteher mich besonders

an sich zog. Es war die große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel errichtet hatte: ein geschickter Künstler, der aber wohl durch seine Denkweise mehr zum Fabrikwesen als zur Kunst hinneigte. In einem sehr großen Raume von Höfen und Garten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohsten an, das mit der Spatel aufgetragen wird, und das man zu Rüstwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feinern und feinsten, auf welchen bald chinesische und phantastische, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landschaften durch den Pinsel geschickter Arbeiter dargestellt wurden. Diese Mannichfaltigkeit, die ins Unendliche ging, ergötzte mich sehr. Die Beschäftigung so vieler Menschen von der gemeinsten Arbeit bis zu solchen, denen man einen gewissen Kunstwerth kaum versagen konnte, war für mich höchst anziehend. Ich machte Bekanntschaft mit dieser Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitenden jüngern und ältern Männern, und legte auch wohl selbst mitunter Hand an. Der Vertrieb dieser Waare ging außerordentlich stark. Wer damals baute, oder ein Gebäude möblirte, wollte für seine Lebenszeit versorgt seyn, und diese Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüstlich. Nothnagel selbst hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun, und saß in seinem Comptoir umgeben von Factoren und Handlungsdienern. Die Zeit, die ihm übrig blieb, beschäftigte er sich mit seiner Kunstsammlung, die vorzüglich aus Kupferstichen bestand, mit denen er, so wie mit Gemälden die er besaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radiren lieb gewonnen; er ätzte verschiedene Blätter und setzte diesen Kunstzweig bis in seine spätesten Jahre fort.

Da ſeine Wohnung nahe am Eſchenheimer Thore lag, ſo führte mich, wenn ich ihn beſucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundſtücken welche mein Vater vor den Thoren beſaß. Das eine war ein großer Baumgarten, deſſen Boden als Wieſe benutzt wurde, und worin mein Vater das Nachpflanzen der Bäume und was ſonſt zur Erhaltung diente, ſorgfältig beobachtete, obgleich das Grundſtück verpachtet war. Noch mehr Beſchäftigung gab ihm ein ſehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Thore, woſelbſt zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke, Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahrszeit faſt kein Tag, daß nicht mein Vater ſich hinaus begab, da wir ihn denn meiſt begleiten durften, und ſo von den erſten Erzeugniſſen des Frühlings bis zu den letzten des Herbſtes, Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeſchäften umgehen, die weil ſie ſich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und gelaufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbſtes war aber doch zuletzt die Weinleſe das luſtigſte und am meiſten erwünſchte; ja es iſt keine Frage, daß wie der Wein ſelbſt den Orten und Gegenden, wo er wächſ't und getrunken wird, einen freiern Charakter giebt, ſo auch dieſe Tage der Weinleſe, indem ſie den Sommer ſchließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Luſt und Jubel erſtreckt ſich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter dieſe Feier gern ſo lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemuhungen beim Keltern und während der Gährung im Keller gaben

uns auch zu Hause eine heitere Beschäftigung, und so kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein ohne es recht gewahr zu werden.

Dieser ländlichen Besitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um so mehr, als uns der 15te Februar dieses Jahrs, durch den Abschluß des Hubertsburger Friedens, zum festlichen Tage geworden, unter dessen glücklichen Folgen der größte Theil meines Lebens verfließen sollte. Ehe ich jedoch weiter schreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenschlager, Mitglied des Hauses Frauenstein, Schöff und Schwiegersohn des obenerwähnten Doctor Orth, ein schöner, behaglicher, sanguinischer Mann. Er hätte in seiner burgemeisterlichen Festtracht gar wohl den angesehensten Französischen Pralaten vorstellen können. Nach seinen akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan, und seine Reisen auch zu diesen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich besonders werth und sprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich interessirten. Ich war um ihn, als er eben seine Erläuterung der guldnen Bulle schrieb; da er mir denn den Werth und die Würde dieses Documents sehr deutlich herauszusetzen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige was er mir geschichtlich erzahlte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmalung der Charakter und Umstände und manchmal sogar mimisch darzustellen; woran er denn große Freude hatte, und durch seinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit,

immer die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerſt der fünf Bücher Moſis, ſodann der Aeneide und der Metamorphoſen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle, und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln: wenn ich ganz ernſthaft unverſehens ausrief: omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Der kluge Mann ſchüttelte lachelnd den Kopf und ſagte bedenklich: was müſſen das für Zeiten geweſen ſeyn, in welchen der Kaiſer auf einer großen Reichsverſammlung ſeinen Fürſten dergleichen Worte ins Geſicht publiciren ließ.

Von Olenſchlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man ſah wenig Geſellſchaft bei ihm, aber zu einer geiſtreichen Unterhaltung war er ſehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute von Zeit zu Zeit ein Schauſpiel aufzuführen: denn man hielt dafür, daß eine ſolche Uebung der Jugend beſonders nützlich ſey. Wir gaben den Kanut von Schlegel, worin mir die Rolle des Königs, meiner Schweſter die Elfriede, und Ulfo dem jüngern Sohn des Hauſes zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den Britannicus, denn wir ſollten nebſt dem Schauſpielertalent auch die Sprache zur Uebung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schweſter die Agrippine, und der jüngere Sohn den Britannicus. Wir wurden mehr gelobt als wir verdienten, und glaubten es noch beſſer gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So ſtand ich mit dieſer Familie in dem beſten Verhältniß, und bin ihr manches Vergnügen und eine ſchnellere Entwicklung ſchuldig geworden.

Von Reineck, aus einem altadlichen Hauſe, tüchtig, rechtſchaffen, aber ſtarrſinnig, ein hagrer, ſchwarzbrauner Mann, den ich niemals lächeln geſehen. Ihm begegnete das

Unglück, daß seine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte seinen Schwiegersohn mit dem heftigsten Proceß, und weil die Gerichte, in ihrer Förmlichkeit, seiner Rachsucht weder schnell noch stark genug willfahren wollten, überwarf er sich mit diesen, und es entstanden Handel aus Handeln, Processe aus Processen. Er zog sich ganz in sein Haus und einen daranstoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläufigen aber traurigen Unterstube, in die seit vielen Jahren kein Pinsel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbesen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden, und hatte mir seinen jüngern Sohn besonders empfohlen. Seine ältesten Freunde, die sich nach ihm zu richten wußten, seine Geschäftsleute, seine Sachwalter sah er manchmal bei Tische, und unterließ dann niemals auch mich einzuladen. Man aß sehr gut bei ihm und trank noch besser. Den Gästen erregte jedoch ein großer, aus vielen Ritzen rauchender Ofen die argste Pein. Einer der Vertrautesten wagte einmal dieß zu bemerken, indem er den Hausherrn fragte: ob er denn so eine Unbequemlichkeit den ganzen Winter aushalten könne. Er antwortete darauf, als ein zweiter Timon und Heautontimorumenos: „Wollte Gott, dieß ware das größte Uebel von denen die mich plagen!" Nur spat ließ er sich bereden, Tochter und Enkel wiederzusehen. Der Schwiegersohn durfte ihm nicht wieder vor Augen.

Auf diesen so braven als unglücklichen Mann wirkte meine Gegenwart sehr günstig: denn indem er sich gern mit mir unterhielt, und mich besonders von Welt- und Staatsverhältnissen belehrte, schien er selbst sich erleichtert und erheitert zu fühlen. Die wenigen alten Freunde, die sich noch um ihn versammelten, gebrauchten mich daher oft, wenn sie seinen verdrießlichen Sinn zu mildern und ihn zu irgend

einer Zerſtreuung zu bereden wünſchten. Wirklich fuhr er nunmehr manchmal mit uns aus, und beſah ſich die Gegend wieder, auf die er ſo viele Jahre keinen Blick geworfen hatte. Er gedachte der alten Beſitzer, erzahlte von ihren Charaktern und Begebenheiten, wo er ſich denn immer ſtreng, aber doch öfters heiter und geiſtreich erwies. Wir ſuchten ihn nun auch wieder unter andere Menſchen zu bringen, welches uns aber beinah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von hoherem Alter als er, war ein Herr von Malapart, ein reicher Mann, der ein ſehr ſchönes Haus am Roßmarkt beſaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte ſehr abgeſondert; doch war er Sommers viel in ſeinem Garten vor dem Bockenheimer Thore, wo er einen ſehr ſchönen Nelkenflor wartete und pflegte.

Von Reineck war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Flors war da, und es geſchahen einige Anregungen, ob man ſich nicht wechſelſeitig beſuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein und trieben es ſo lange, bis endlich von Reineck ſich entſchloß mit uns einen Sonntag Nachmittag hinaus zu fahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war ſehr lakoniſch, ja bloß pantomimiſch, und man ging mit wahrhaft diplomatiſchem Schritt an den langen Nelkengerüſten hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich ſchön, und die beſondern Formen und Farben der verſchiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine Art von Geſprach aus, welches ganz freundlich zu werden ſchien; worüber wir andern uns um ſo mehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den koſtbarſten alten Rheinwein in geſchliffenen Flaſchen, ſchönes Obſt und andere gute Dinge aufgetiſcht ſahen. Leider aber

sollten wir sie nicht genießen. Denn unglücklicherweise sah von Reineck eine sehr schöne Nelke vor sich, die aber den Kopf etwas niedersenkte; er griff daher sehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch und hob die Blume von hinten in die Höhe, so daß er sie wohl betrachten konnte. Aber auch diese zarte Berührung verdroß den Besitzer. Von Malapart erinnerte, zwar höflich aber doch steif genug und eher etwas selbstgefällig, an das oculis non manibus. Von Reineck hatte die Blume schon losgelassen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und sagte, mit seiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernst: es sey einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weise zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Gest wiederholte und sie noch einmal zwischen die Finger nahm. Die beiderseitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bei sich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Hasen nach dem andern laufen (dieß war unsre sprüchwörtliche Redensart, wenn ein Gespräch sollte unterbrochen und auf einen andern Gegenstand gelenkt werden); allein es wollte nichts verfangen: die alten Herren waren ganz stumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte jenen Act wiederholen; da ware es denn um uns alle geschehen gewesen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre Herren auseinander, indem sie selbige bald da bald dort beschäftigten, und das Klugste war, daß wir endlich aufzubrechen Anstalt machten; und so mußten wir leider den reizenden Credenztisch ungenossen mit dem Rücken ansehen.

Hofrath Husgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deßwegen keiner öffentlichen Stelle noch auch der Advocatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichen Juristen viel Vertrauen schenkte, unter fremder

Signatur ganz gelassen sowohl in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wohl schon sechzig Jahr alt, als ich mit seinem Sohne Schreibstunde hatte und dadurch ins Haus kam. Seine Gestalt war groß, lang ohne hager, breit ohne beleibt zu seyn. Sein Gesicht, nicht allein von den Blattern entstellt, sondern auch des einen Auges beraubt, sah man die erste Zeit nur mit Apprehension. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damast waren durchaus sehr sauber. Er bewohnte eine gar heitre Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit seiner Umgebung entsprach dieser Heiterkeit. Die größte Ordnung seiner Papiere, Bücher, Landcharten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Heinrich Sebastian, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, versprach in seiner Jugend wenig. Gutmüthig, aber täppisch, nicht roh, aber doch geradezu und ohne besondere Neigung sich zu unterrichten, suchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter alles was er wünschte, erhalten konnte. Ich hingegen naherte mich dem Alten immer mehr, jemehr ich ihn kennen lernte. Da er sich nur bedeutender Rechtsfalle annahm, so hatte er Zeit genug sich auf andere Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und seine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Opposition stehe. Eins seiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate Scientiarum, das er mir besonders empfahl, und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung setzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus gelangt, und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder

ausgesöhnt: denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gleichgewicht gebe, daß man sich von den Uebeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen thaten und trieben sah ich lässlich an, und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden seyn wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fratzenhaften Seite geschildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu schließen gedenke. Er drückte, wie in solchen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: „Auch in Gott entdeck' ich Fehler."

Mein Timonischer Mentor war auch Mathematiker; aber seine praktische Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine, für damalige Zeiten wenigstens, wunderliche Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Bewegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um zehn Uhr zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich nie bei ihm gesehen. Angezogen und aus dem Hause gehend erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweimal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, oft noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir, als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Olenschlager wollte mich zum Hofmann,

Reineck zum diplomatiſchen Geſchäftsmann bilden; beide, beſonders letzterer, ſuchten mir Poeſie und Schriftſtellerei zu verleiden. Hüsgen wollte mich zum Timon ſeiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben: ein nothwendiges Handwerk, wie er meinte, damit man ſich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menſchen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beiſtehen, und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne: letzteres jedoch ſey weder beſonders thunlich noch rathſam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rath, ihren Fingerzeig zu benutzen, ſo forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeſchrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen andern die Gebrüder Schloſſer, und Griesbach. Da ich jedoch mit dieſen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, ſo ſage ich gegenwärtig nur ſoviel, daß ſie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademiſche Laufbahn eröffnenden Studien geprieſen und zum Muſter aufgeſtellt wurden, und daß jedermann die gewiſſe Erwartung hegte, ſie würden einſt im Staat und in der Kirche etwas ungemeines leiſten.

Was mich betrifft, ſo hatte ich auch wohl im Sinne, etwas außerordentliches hervorzubringen; worin es aber beſtehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienſt, das man ſich erwerben ſollte, ſo laugne ich nicht, daß wenn ich an ein wünſchenswerthes Glück dachte, dieſes mir am reizendſten in der Geſtalt des Lorbeerkranzes erſchien, der den Dichter zu zieren geflochten iſt.

Fünftes Buch.

Für alle Vögel giebt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Nahen abgesondert, und ob ich gleich mit den untern Volksclassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas ungewöhnliches, vielleicht gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug, und fühlte mich wohl manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe es anzugreifen und zu fassen.

Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr, und wenigstens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben den ich oben Pylades genannt, hatte ich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns seltner, weil unsre Eltern nicht zum besten mit einander standen; wo wir uns aber trafen, sprang immer sogleich der alte freundschaftliche Jubel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern Sanct-Gallen Thor einen sehr angenehmen Spaziergang darboten. Wir hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: „Es geht mir mit deinen Versen noch

immer wie sonst. Diejenigen die du mir neulich mittheiltest, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß du sie gemacht habest." — Laß es gut seyn, versetzte ich; wir wollen sie machen, uns daran ergötzen, und die andern mögen davon denken und sagen was sie wollen.

„Da kommt eben der Ungläubige!" sagte mein Freund. — Wir wollen nicht davon reden, war meine Antwort. Was hilft's, man bekehrt sie doch nicht. — „Mit nichten," sagte der Freund; „ich kann es ihm nicht so hingehen lassen."

Nach einer kurzen gleichgültigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzuwohlgesinnte junge Gesell nicht lassen, und sagte mit einiger Empfindlichkeit gegen jenen: „Hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die ihr ihm nicht zutrauen wollt." — Er wird es gewiß nicht übel nehmen, versetzte jener; denn es ist ja eine Ehre die wir ihm erweisen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrsamkeit dazu gehöre, solche Verse zu machen, als er bei seiner Jugend besitzen kann. — Ich erwiederte etwas Gleichgültiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe kosten, euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht euch ein Gedicht aus dem Stegreif." — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der dritte fragte mich: ob ich mich wohl getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Versen aufzusetzen, den ein verschämtes junges Mädchen an einen Jüngling schriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — Nichts ist leichter als das, versetzte ich, wenn wir nur ein Schreibzeug hätten. — Jener brachte seinen Taschenkalender hervor, worin sich weiße Blatter in Menge befanden, und ich setzte mich auf eine Bank, zu schreiben. Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir,

wie artig es ſeyn müßte wenn irgend ein hübſches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Proſa oder in Verſen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anſtand meine Erklärung, und führte ſie in einem, zwiſchen dem Knittelvers und Madrigal ſchwebenden Sylbenmaaße mit möglichſter Naivetät in kurzer Zeit dergeſtalt aus, daß, als ich dieß Gedichtchen den beiden vorlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken verſetzt wurde. Jenem konnte ich auf ſein Verlangen das Gedicht um ſo weniger verweigern, als es in ſeinen Kalender geſchrieben war, und ich das Document meiner Fähigkeiten gern in ſeinen Händen ſah. Er ſchied unter vielen Verſicherungen von Bewunderung und Neigung, und wünſchte nichts mehr als uns öfters zu begegnen, und wir machten aus, bald zuſammen aufs Land zu gehen.

Unſre Partie kam zu Stande, zu der ſich noch mehrere junge Leute von jenem Schlage geſellten. Es waren Menſchen aus dem mittlern, ja wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte und die auch, weil ſie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewiſſe Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt giebt es vielerlei Erwerbzweige. Sie halfen ſich durch, indem ſie für die Advocaten ſchrieben, Kinder der geringern Claſſe durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialſchulen zu geſchehen pflegt. Mit erwachſenern Kindern, welche confirmirt werden ſollten, repetirten ſie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Maklern und Kaufleuten einige Wege, und thaten ſich Abends, beſonders aber an Sonn- und Feiertagen, auf eine frugale Weiſe etwas zu Gute.

Indem ſie nun unterwegs meine Liebesepiſtel auf das beſte herausſtrichen, geſtanden ſie mir, daß ſie einen ſehr luſtigen Gebrauch davon gemacht hatten: ſie ſey nämlich mit

verſtellter Hand abgeſchrieben, und mit einigen nahern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeſchoben worden, der nun in der feſten Ueberzeugung ſtehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, ſey in ihn aufs äußerſte verliebt, und ſuche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünſche nichts mehr als ihr auch in Verſen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde ſich Geſchick dazu, weßhalb ſie mich inſtändig bäten, die gewünſchte Antwort ſelbſt zu verfaſſen.

Myſtificationen ſind und bleiben eine Unterhaltung für müßige, mehr oder weniger geiſtreiche Menſchen. Eine laßliche Bosheit, eine ſelbſtgefällige Schadenfreude ſind ein Genuß für diejenigen, die ſich weder mit ſich ſelbſt beſchäftigen, noch nach außen heilſam wirken können. Kein Alter iſt ganz frei von einem ſolchen Kitzel. Wir hatten uns in unſern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf ſolchen Myſtificationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz ſchien mir nicht weiter zu gehen, ich willigte ein; ſie theilten mir manches beſondere mit, was der Brief enthalten ſollte, und wir brachten ihn ſchon fertig mit nach Hauſe.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeſte jener Geſellſchaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es dießmal ausſtatten, und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der ſich ſo vortrefflich als poetiſcher Secretär erwieſen.

Wir kamen ſpät genug zuſammen, die Mahlzeit war die frugalſte, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, ſo drehte ſie ſich faſt gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freilich nicht ſehr aufgeweckten Menſchen, der

nach wiederholter Lesung des Briefes nicht weit davon war zu glauben, er habe ihn selbst geschrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer solchen boshaften Verstellung wenig Freude finden, und die Wiederholung desselben Thema's ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erscheinung mich wieder belebt hätte. Bei unserer Ankunft stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgestellt; wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man sie in ihrer Umgebung sah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt ihr?" sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten: „die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?" — Es fehlt an Wein, sagte der eine. Wenn du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hubsch. — Thu' es, Gretchen, sagte der andere; es ist ja nur ein Katzensprung. — „Warum nicht!" versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Haubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war bald getrostet, als sie schon wiederkam: denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. — Setze dich dafur auch zu uns,

ſagte der eine. Sie that es, aber leider kam ſie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unſere Geſundheit und entfernte ſich bald, indem ſie uns rieth, nicht gar lange beiſammen zu bleiben und überhaupt nicht ſo laut zu werden: denn die Mutter wolle ſich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, ſondern die unſerer Wirthe.

Die Geſtalt dieſes Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erſte bleibende Eindruck, den ein weibliches Weſen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand ſie im Hauſe zu ſehen weder finden konnte, noch ſuchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgeſpürt wo ſie ſaß; und ſo konnte ich während des langen proteſtantiſchen Gottesdienſtes mich wohl ſatt an ihr ſehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht ſie anzureden, noch weniger ſie zu begleiten, und war ſchon ſelig, wenn ſie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben ſchien. Doch ich ſollte das Glück mich ihr zu nahern nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, deſſen poetiſcher Secretär ich geworden war, glauben gemacht, der in ſeinem Namen geſchriebene Brief ſey wirklich an das Frauenzimmer abgegeben worden, und zugleich ſeine Erwartung aufs äußerſte geſpannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müſſe. Auch dieſe ſollte ich ſchreiben, und die ſchalkiſche Geſellſchaft ließ mich durch Pylades aufs inſtändigſte erſuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunſt zu verwenden, daß dieſes Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung meine Schöne wiederzuſehen, machte ich mich ſogleich ans Werk, und dachte mir nun alles was mir höchſt wohlgefällig ſeyn würde, wenn Gretchen es mir ſchriebe. Ich glaubte alles ſo aus ihrer Geſtalt, ihrem Weſen, ihrer

Art, ihrem Sinn herausgeschrieben zu haben, daß ich mich des Wunsches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich so seyn, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas ähnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So mystificirte ich mich selbst, indem ich meinte einen andern zum Besten zu haben, und es sollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entspringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, versprach zu kommen und fehlte nicht zur bestimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hause; Gretchen saß am Fenster und spann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Mensch verlangte, daß ich's ihm vorlesen sollte; ich that es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem schönen Kinde hinschielte, und da ich eine gewisse Unruhe ihres Wesens, eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, druckte ich nur besser und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünschte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, ersuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zustand, als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hause, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angesehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünschten Aenderungen articulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, sich aber wegen eines Geschäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tische sitzen, und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, fast den ganzen Tisch einnehmenden Schieferplatte, mit einem Griffel, der stets im Fenster lag, weil man auf dieser Steinfläche oft rechnete, sich mancherlei notirte, ja die Gehenden und Kommenden sich sogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang verſchiedenes geſchrieben und wieder ausgelöſcht, als ich ungeduldig ausrief: es will nicht gehen! — „Deſto beſſer! ſagte das liebe Mädchen, mit einem geſetzten Tone; ich wünſchte, es ginge gar nicht. Sie ſollten ſich mit ſolchen Händeln nicht befaſſen.“ — Sie ſtand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tiſch tretend, hielt ſie mir mit viel Verſtand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache ſcheint ein unſchuldiger Scherz; es iſt ein Scherz, aber nicht unſchuldig. Ich habe ſchon mehrere Fälle erlebt, wo unſere jungen Leute wegen eines ſolchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ — Was ſoll ich aber thun? verſetzte ich: der Brief iſt geſchrieben, und ſie verlaſſen ſich drauf, daß ich ihn umändern werde. — „Glauben Sie mir, verſetzte ſie, und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, ſtecken Sie ihn ein, gehen Sie fort und ſuchen die Sache durch Ihren Freund ins Gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden: denn, ſehen Sie, ſo ein armes Mädchen, als ich bin, und abhängig von dieſen Verwandten, die zwar nichts böſes thun, aber doch oft um der Luſt und des Gewinns willen, manches wagehalſige vornehmen, ich habe widerſtanden und den erſten Brief nicht abgeſchrieben, wie man von mir verlangte; ſie haben ihn mit verſtellter Hand copirt, und ſo mögen ſie auch, wenn es nicht anders iſt, mit dieſem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hauſe, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie ſich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen laſſen, aus der gewiß nichts gutes und vielleicht manches unangenehme für Sie entſpringen kann?“ — Ich war glücklich ſie in einer Folge reden zu hören: denn ſonſt gab ſie nur wenige Worte in das Geſpräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir ſelbſt, und erwiederte: Ich bin ſo unabhängig

nicht als Sie glauben, und was hilft mir wohlhabend zu seyn, da mir das köstlichste fehlt, was ich wünschen durfte.

Sie hatte mein Concept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halb laut, gar hold und anmuthig. „Das ist recht hubsch, sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe inne hielt: nur Schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist." — Das wäre freilich sehr wünschenswerth, rief ich aus: wie glücklich mußte der seyn, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte! — „Es gehört freilich viel dazu, versetzte sie, und doch wird manches möglich." — Zum Beispiel, fuhr ich fort, wenn jemand der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte, und Sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bate, was würden Sie thun? — Ich schob ihr das Blatt naher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich konnte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — „Nicht küssen! sagte sie: das ist so was Gemeines; aber lieben wenn's möglich ist." Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. Niemand soll es erhalten, sagte ich, und die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet. — „Nun vollenden Sie die Rettung, rief sie aus: und eilen fort, ehe die andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen." Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; sie aber bat mich so freundlich, indem sie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu sehen; ich drückte mein Gesicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer solchen Verwirrung befunden.

Die ersten Liebesneigungen einer unverderbenen Jugend

nehmen durchaus eine geiſtige Wendung. Die Natur ſcheint zu wollen, daß ein Geſchlecht in dem andern das Gute und Schöne ſinnlich gewahr werde. Und ſo war auch mir durch den Anblick dieſes Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetiſche Epiſtel hundertmal durch, beſchaute die Unterſchrift, küßte ſie, drückte ſie an mein Herz und freute mich dieſes liebenswürdigen Bekenntniſſes. Je mehr ſich aber mein Entzücken ſteigerte, deſto weher that es mir, ſie nicht unmittelbar beſuchen, ſie nicht wieder ſehen und ſprechen zu können: denn ich fürchtete die Vorwürfe der Vettern und ihre Zudringlichkeit. Den guten Pylades, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächſten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Geſellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand ſie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da ſie mir anſtatt verdrießlich und fremd zu thun, mit frohem Geſicht entgegen kamen. Der jüngſte beſonders war ſehr freundlich, nahm mich bei der Hand und ſagte: „Ihr habt uns neulich einen ſchelmiſchen Streich geſpielt, und wir waren auf euch recht böſe; doch hat uns euer Entweichen und das Entwenden der poetiſchen Epiſtel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht ſonſt niemals aufgegangen wäre. Zur Verſöhnung möget ihr uns heute bewirthen, und dabei ſollt ihr erfahren, was es denn iſt, worauf wir uns etwas einbilden, und was euch gewiß auch Freude machen wird.“ Dieſe Anrede ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit: denn ich hatte ungefähr ſo viel Geld bei mir, um mir ſelbſt und einem Freunde etwas zu Gute zu thun: aber eine Geſellſchaft, und beſonders eine ſolche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Gränzen fand, zu gaſtiren, war ich keineswegs eingerichtet; ja dieſer Antrag verwunderte

mich um so mehr, als sie sonst durchaus sehr ehrenvoll darauf hielten, daß jeder nur seine Zeche bezahlte. Sie lachelten über meine Verlegenheit, und der jüngere fuhr fort: „Laßt uns erst in der Laube sitzen und dann sollt ihr das Weitere erfahren.“ Wir saßen, und er sagte: „Als ihr die Liebesepistel neulich mitgenommen hattet, sprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir so ganz umsonst, andern zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude, euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unser aller Vortheil benutzen könnten. Sehr, ich habe hier eine Bestellung auf ein Hochzeitgedicht, so wie auf ein Leichencarmen. Das zweite muß gleich fertig seyn, das erste hat noch acht Tage Zeit. Macht ihr sie machen, welches euch ein Leichtes ist, so tractirt ihr uns zweimal, und wir bleiben auf lange Zeit euer Schuldner.“ — Dieser Vorschlag gefiel mir von allen Seiten: denn ich hatte schon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere circulirten, ja besonders bei ansehnlichen Verheirathungen dutzendweise zum Vorschein kamen, mit einem gewissen Neid betrachtet, weil ich solche Dinge eben so gut, ja noch besser zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen, und besonders mich gedruckt zu sehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Personalien, mit den Verhältnissen der Familie bekannt; ich ging etwas abseits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Gesellschaft begab, und der Wein nicht geschont wurde, so fing das Gedicht an zu stocken, und ich konnte es diesen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen Abend Zeit, sagten sie, und wir wollen euch nur gestehen, das Honorar, welches wir für das Leichencarmen erhalten, reicht hin, uns

morgen noch einen luſtigen Abend zu verſchaffen. Kommt zu uns: denn es iſt billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf dieſen Einfall gebracht hat.“ — Meine Freude war unſäglich. Auf dem Heimwege hatte ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, ſchrieb das Ganze noch vor Schlafengehen nieder und den andern Morgen ſehr ſauber ins Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, ſo fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebſten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf dieſe Weiſe immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menſchen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn ſie von den vielfachen Mitteln und Wegen ſprachen, wie man ſich etwas erwerben könne; auch erzählten ſie am liebſten von gegenwärtig ſehr reichen Leuten, die mit nichts angefangen. Andere hatten als arme Handlungsdiener ſich ihren Patronen nothwendig gemacht, und wären endlich zu ihren Schwiegerſöhnen erhoben worden; noch andere hatten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und dergleichen ſo erweitert und veredelt, daß ſie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erſchienen. Beſonders ſollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beilaufer- und Mäklerhandwerk und die Uebernahme von allerlei Auftragen und Beſorgungen für unbehülfliche Wohlhabende durchaus ernährend und einträglich ſeyn. Wir alle hörten das gern, und jeder dünkte ſich etwas, wenn er ſich in dem Augenblick vorſtellte, daß in ihm ſelbſt ſo viel vorhanden ſey, nicht nur um in der Welt fortzukommen, ſondern ſogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch ſchien dieß Geſpräch ernſtlicher zu führen, als Pylades, der zuletzt geſtand, daß er ein Mädchen außerordentlich

liebe und ſich wirklich mit ihr verſprochen habe. Die Vermögensumſtände ſeiner Eltern litten es nicht, daß er auf Akademien gehe; er habe ſich aber einer ſehr ſchönen Handſchrift, des Rechnens und der neuern Sprachen befleißigt, und wolle nun, in Hoffnung auf jenes häusliche Glück ſein Möglichſtes verſuchen. Die Vettern lobten ihn deßhalb, ob ſie gleich das frühzeitige Verſprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und ſetzten hinzu, ſie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig noch für unternehmend genug, etwas außerordentliches zu leiſten. Indem er nun, zu ſeiner Rechtfertigung, umſtändlich auseinanderſetzte, was er ſich zu leiſten getraue und wie er es anzufangen gedenke, ſo wurden die übrigen auch angereizt, und jeder fing nun an zu erzählen, was er ſchon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt und was er zunächſt vor ſich ſehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich ſollte nun auch meine Lebensweiſe und Ausſichten darſtellen, und indem ich mich beſann, ſagte Pylades: „Das einzige behalte ich mir vor, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile ſeiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Mährchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn er in dieſem Augenblick, ſo wie wir, ganz auf ſich ſelbſt geſtellt wäre.“

Gretchen, die bis dieſen Augenblick fortgeſponnen hatte, ſtand auf und ſetzte ſich wie gewöhnlich ans Ende des Tiſches. Wir hatten ſchon einige Flaſchen geleert, und ich fing mit dem beſten Humor meine hypothetiſche Lebensgeſchichte zu erzählen an. Zuvörderſt alſo empfehle ich mich euch, ſagte ich, daß ihr mir die Kundſchaft erhaltet, welche mir zuzuweiſen ihr den Anfang gemacht habt. Wenn ihr mir nach und nach den Verdienſt der ſämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet,

und wir ihn nicht bloß verſchmauſen, ſo will ich ſchon zu etwas kommen. Alsdann müßt ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in euer Handwerk pfuſche. Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beſchäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein jeder hatte vorher ſein Verdienſt zu Gelde angeſchlagen, und ich erſuchte ſie, mir auch zu Fertigung meines Etats behülflich zu ſeyn. Gretchen hatte alles Bisherige ſehr aufmerkſam mit angehört, und zwar in der Stellung die ſie ſehr gut kleidete, ſie mochte nun zuhören oder ſprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre übereinander geſchlagenen Arme und legte ſie auf den Rand des Tiſches. So konnte ſie lange ſitzen, ohne etwas anderes als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geſchah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingeſprochen und über dieſes und jenes, wenn wir in unſern Einrichtungen ſtockten, nachgeholfen; dann war ſie aber wieder ſtill und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ ſie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf ſie gedacht und ausgeſprochen, kann man ſich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem was ich ſagte einen Anſchein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich ſelbſt einen Augenblick täuſchte, mich ſo abgeſondert und hülflos dachte, wie mein Mährchen mich vorausſetzte, und mich dabei in der Ausſicht ſie zu beſitzen höchſt glücklich fühlte. Pylades hatte ſeine Confeſſion mit der Heirath geendigt, und bei uns andern war nun auch die Frage, ob wir es in unſern Planen ſo weit gebracht hätten. Ich zweifle ganz und gar nicht daran, ſagte ich: denn eigentlich iſt einem jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hauſe zu bewahren und uns im ganzen genießen zu laſſen, was wir von außen auf eine ſo wunderliche Weiſe zuſammenſtoppeln. Ich machte die Schilderung

von einer Gattin, wie ich sie wunschte, und es müßte seltsam zugegangen seyn, wenn sie nicht Gretchens vollkommnes Ebenbild gewesen ware.

Das Leichencarmen war verzehrt, das Hochzeitgedicht stand nun auch wohlthatig in der Nahe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Madchen zu sehen und neben ihr zu seyn, war nun bald eine unerläßliche Bedingung meines Wesens. Jene hatten sich eben so an mich gewöhnt, und wir waren fast taglich zusammen, als wenn es nicht anders seyn könnte. Pylades hatte indessen seine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieses Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch sehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zartlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geschickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab niemanden die Hand, auch nicht mir; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal neben mich, besonders wenn ich schrieb oder vorlas, und dann legte sie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, sah mir ins Buch oder aufs Blatt; wollte ich mir aber eine ahnliche Freiheit gegen sie herausnehmen, so wich sie und kam sobald nicht wieder. Doch wiederholte sie oft diese Stellung, so wie alle ihre Gesten und Bewegungen sehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, schön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich sie gegen niemanden weiter ausuben sehen.

Eine der unschuldigsten und zugleich unterhaltendsten Lustpartien, die ich mit verschiedenen Gesellschaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchster Marktschiff setzten, die darin eingepackten seltsamen Passagiere beobachteten und uns bald mit diesem bald mit jenem, wie uns Lust oder

Muthwille trieb, ſcherzhaft und neckend einließen. Zu Höchſt ſtiegen wir aus, wo zu gleicher Zeit das Marktſchiff von Mainz eintraf. In einem Gaſthofe fand man eine gut beſetzte Tafel, wo die beſſeren der Auf- und Abfahrenden mit einander ſpeiſ'ten und alsdann jeder ſeine Fahrt weiter fortſetzte; denn beide Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagseſſen hinauf nach Frankfurt und hatten in ſehr großer Geſellſchaft die wohlfeilſte Waſſerfahrt gemacht, die nur möglich war. Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vettern dieſen Zug unternommen, als am Tiſch in Höchſt ſich ein junger Mann zu uns geſellte, der etwas alter als wir ſeyn mochte. Jene kannten ihn und er ließ ſich mir vorſtellen. Er hatte in ſeinem Weſen etwas ſehr gefälliges, ohne ſonſt ausgezeichnet zu ſeyn. Von Mainz heraufgekommen fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück, und unterhielt ſich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtweſen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet ſchien. Als wir uns trennten, empfahl er ſich mir und fügte hinzu: er wünſche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er ſich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht was er damit ſagen wollte, aber die Vettern klarten mich nach einigen Tagen auf; ſie ſprachen gutes von ihm und erſuchten mich um ein Vorwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen ſey, zu welcher dieſer Freund gern gelangen möchte. Ich entſchuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals in dergleichen Dinge gemiſcht hatte; allein ſie ſetzten mir ſo lange zu, bis ich mich es zu thun entſchloß. Hatte ich doch ſchon manchmal bemerkt, daß bei ſolchen Aemtervergebungen, welche leider oft als Gnadenſachen betrachtet werden, die Vorſprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung geweſen.

Ich war soweit heranngewachsen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deßhalb überwand ich meinen Freunden zu lieb, welche sich auf alle Weise für eine solche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Enkels, und übernahm es, ein Bittschreiben das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tische, als der Großvater in seinem Garten beschäftigt war, um so mehr als der Herbst herannahte, und ich ihm allenthalben behülflich zu seyn suchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittschreiben hervor. Er sah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menschen kenne? Ich erzählte ihm im allgemeinen was zu sagen war, und er ließ es dabei bewenden. „Wenn er Verdienst und sonst ein gutes Zeugniß hat, so will ich ihm um seiner- und deinetwillen günstig seyn." Mehr sagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr spann, und sich dagegen mit Nähen beschäftigte und zwar mit sehr feiner Arbeit, welches mich um so mehr wunderte, da die Tage schon abgenommen hatten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich sie einigemal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand, und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sey. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich ihr bei einer Galanterie-Handlerin sogenannte Italiänische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich. Myrten besonders, Zwergrösslein und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die

Eigenthümerin begrüßt, als ich im Fenſter ein Frauenzimmer ſitzen ſah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübſch, und unter einer ſeidnen Mantille ſehr wohl gebaut ſchien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehülfin erkennen, denn ſie war beſchäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu ſtecken. Die Putzhändlerin zeigte mir den langen Kaſten mit einzelnen mannichfaltigen Blumen vor; ich beſah ſie, und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenſter: aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es ſey Gretchen ſelbſt. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als ſie mir mit den Augen winkte und ein Zeichen gab, daß ich unſre Bekanntſchaft nicht verrathen ſollte. Nun brachte ich mit Wahlen und Verwerfen die Putzhändlerin in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer ſelbſt hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl, denn ich war aufs äußerſte verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, deſſen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieſer Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren, und ſuchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkaſten voll Blumen aus, den ich meiner Schweſter vorſtellen und ſie ſelbſt ſollte wählen laſſen. So wurde ich zum Laden gleichſam hinausgetrieben, indem ſie den Kaſten durch ihr Mädchen vorausſchickte.

Kaum war ich zu Hauſe angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es ſey nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joſeph zum Römiſchen König gewählt und gekrönt werden ſolle. Ein ſo höchſt bedeutendes Ereigniß müſſe man nicht unvorbereitet erwarten, und etwa nur gaffend und ſtaunend an ſich vorbei gehen laſſen. Er

wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlcapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeschlagen, und wir beschäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht, indessen mir das hübsche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Costum, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen Römischen Reichs hin und wieder schwebte. Für diesen Abend war es unmöglich sie zu sehen, und ich durchwachte eine sehr unruhige Nacht. Das gestrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgesetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu besuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem sie mich ansah, aber ich getraute mich nicht vor den andern etwas zu erwähnen. Als die ganze Gesellschaft wieder ruhig zusammensaß, fing sie an und sagte: „Es ist unbillig, daß ihr unserm Freunde nicht vertrauet was in diesen Tagen von uns beschlossen worden." Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unsrer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein jeder sich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Wesen seine Talente und Arbeiten steigern und seine Zeit vortheilhaft anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeschlagen, sie solle es bei einer Putzmacherin versuchen, die jetzt eben eine Gehülfin brauche. Man sey mit der Frau einig geworden, sie gehe täglich so viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müsse sie dort, um des Anstandes willen, sich zu einem gewissen Anputz bequemen, den sie aber jederzeit zurücklasse, weil er zu ihrem übrigen Leben und Wesen sich gar nicht schicken wolle. Durch diese Erklärung

war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübsche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wissen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken, und suchte meine eifersüchtige Sorge im Stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheitsgedicht hervortrat, mir die Personalien erzählte und sogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Disposition des Gedichtes anschicken möchte. Er hatte schon einigemal über die Behandlung einer solchen Aufgabe mit mir gesprochen, und wie ich in solchen Fällen sehr redselig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an diesen Dingen rhetorisch ist, umständlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab und meine eigenen und fremden Arbeiten dieser Art als Beispiele benutzte. Der junge Mensch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetischer Ader, und nun ging er so sehr ins einzelne und wollte von allem Rechenschaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: Sieht es doch aus, als wolltet ihr mir ins Handwerk greifen und mir die Kundschaft entziehen. — „Ich will es nicht läugnen," sagte jener lächelnd: „denn ich thue euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, so geht ihr auf die Akademie, und bis dahin laßt mich noch immer etwas bei euch profitiren." — Herzlich gern, versetzte ich, und munterte ihn auf, selbst eine Disposition zu machen, ein Sylbenmaaß nach dem Charakter des Gegenstandes zu wählen, und was etwa sonst noch nöthig scheinen mochte. Er ging mit Ernst an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran so viel umschreiben, daß ich es leichter und besser von vorn herein selbst geleistet hatte. Dieses Lehren und Lernen jedoch, dieses

Mittheilen, dieſe Wechſelarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm Theil daran und hatte manchen artigen Einfall, ſo daß wir alle vergnügt, ja man darf ſagen glücklich waren. Sie arbeitete des Tags bei der Putzmacherin; Abends kamen wir gewöhnlich zuſammen, und unſre Zufriedenheit ward ſelbſt dadurch nicht geſtört, daß es mit den Beſtellungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fortwollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Proteſt zurückkam, weil es dem Beſteller nicht gefiel. Indeß tröſteten wir uns, weil wir es gerade für unſere beſte Arbeit hielten, und jenen für einen ſchlechten Kenner erklären durften. Der Vetter, der ein für allemal etwas lernen wollte, veranlaßte nunmehr fingirte Aufgaben, bei deren Auflöſung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich da ſie nichts einbrachten, unſre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen ſtaatsrechtlichen Gegenſtande, der Wahl und Krönung eines Römiſchen Königs, wollte es nun immer mehr Ernſt werden. Der anfänglich auf Augsburg im Oktober 1763 ausgeſchriebene churfürſtliche Collegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und ſowohl zu Ende dieſes Jahrs als zu Anfang des folgenden regten ſich die Vorbereitungen, welche dieſes wichtige Geſchäft einleiten ſollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie geſehener Aufzug. Eine unſerer Kanzleiperſonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläufiges Edict, das uns von dem Bevorſtehenden benachrichtigte, und den Bürgern ein geziemendes und den Umſtänden angemeſſenes Betragen einſchärfte. Bei Rath wurden groſſe Ueberlegungen gepflogen, und es dauerte nicht lange, ſo

zeigte ſich der Reichsquartiermeiſter vom Erbmarſchall abgeſendet, um die Wohnungen der Geſandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unſer Haus lag im churpfälziſchen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichen Einquartirung zu verſehen. Der mittlere Stock, welchen ehmals Graf Thorane inne gehabt, wurde einem churpfalziſchen Cavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal, Nürnbergiſcher Geſchäftsträger, den oberen Stock eingenommen hatte, ſo waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzoſen zuſammengedrangt. Dieſes diente mir zu einem neuen Vorwand außer dem Hauſe zu ſeyn, und die meiſte Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um das was öffentlich zu ſehen war, ins Auge zu faſſen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhauſe ſehenswerth geſchienen, nachdem die Ankunft der Geſandten eines nach dem andern und ihre erſte ſolenne Geſammtauffahrt den 6ten Februar ſtattgefunden, ſo bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiſerlichen Commiſſarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geſchah. Die würdige Perſönlichkeit des Fürſten von Liechtenſtein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prachtigen Livreen ſeyen ſchon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch dieſe Wahl und Krönung werde ſchwerlich an Glanz jener von Carl dem Siebenten gleich kommen. Wir jüngern ließen uns das gefallen was wir vor Augen hatten, uns däuchte alles ſehr gut und manches ſetzte uns in Erſtaunen.

Der Wahlconvent war endlich auf den 3ten März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Formlichkeiten in

Bewegung, und die wechſelſeitigen Ceremonielbeſuche der Geſandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpaſſen, weil wir nicht nur gaffen, ſondern alles wohl bemerken ſollten, um zu Hauſe gehörig Rechenſchaft zu geben, ja manchen kleinen Aufſatz auszufertigen, worüber ſich mein Vater und Herr von Königsthal, theils zu unſerer Uebung, theils zu eigner Notiz, beredet hatten. Und wirklich gereichte mir dieß zu beſondrem Vortheil, indem ich über das Aeußerliche ſo ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorſtellen konnte.

Die Perſönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächſt die des Churmainziſchen erſten Botſchafters, Barons von Erthal, nachmaligen Churfürſten. Ohne irgend etwas auffallendes in der Geſtalt zu haben, wollte er mir in ſeinem ſchwarzen, mit Spitzen beſetzten Talar immer gar wohlgefallen. Der zweite Botſchafter, Baron von Groſchlag, war ein wohlgebauter, im Aeußern bequem aber höchſt anſtändig ſich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen ſehr behaglichen Eindruck. Fürſt Eſterhazy, der Böhmiſche Geſandte, war nicht groß aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anſtändig, ohne Stolz und Kalte. Ich hatte eine beſondere Neigung zu ihm, weil er mich an den Marſchall von Broglio erinnerte. Doch verſchwand gewiſſermaßen die Geſtalt und Würde dieſer trefflichen Perſonen über dem Vorurtheil, das man für den Brandenburgiſchen Geſandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieſer Mann, der durch eine gewiſſe Sparlichkeit, ſowohl in eigner Kleidung, als in Livreen und Equipagen ſich auszeichnete, war vom ſiebenjährigen Kriege her als diplomatiſcher Held berühmt, hatte zu Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen ſeinen König ergangene Achtserklärung

von einigen Zeugen begleitet zu inſinuiren gedachte, mit der lakoniſchen Gegenrede: Was! Er inſinuiren? die Treppe hinuntergeworfen oder werfen laſſen. Das erſte glaubten wir, weil es uns beſſer gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungnen, mit ſchwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, beſonders wo er ausſtieg. Es entſtand jederzeit eine Art von frohem Ziſcheln, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch ſtand der König, und alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunſt der Menge, unter der ſich außer den Frankfurtern ſchon Deutſche aus allen Gegenden befanden.

Einerſeits hatte ich an dieſen Dingen manche Luſt: weil alles was vorging, es mochte ſeyn von welcher Art es wollte, doch immer eine gewiſſe Deutung verbarg, irgend ein inures Verhältniß anzeigte, und ſolche ſymboliſche Ceremonien das durch ſo viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verſchüttete deutſche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darſtellten; andererſeits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hauſe die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abſchreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber ſtanden, die ſich das Gleichgewicht hielten, und nur in ſo fern einig waren, als ſie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beſchränken gedachten; daß jedermann ſich nur in ſo fern ſeines Einfluſſes freute, als er ſeine Privilegien zu erhalten und zu erweitern, und ſeine Unabhängigkeit mehr zu ſichern hoffte. Ja man war dießmal noch aufmerkſamer als ſonſt, weil man ſich vor Joſeph dem Zweiten, vor ſeiner Heftigkeit und ſeinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit: denn sie hatten so viel mit Einholen der vornehmen Gäste, mit Becomplimentiren, mit Ueberreichung von Geschenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im ganzen wie im einzelnen sich immer zu wehren, zu widerstehn und zu protestiren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will, und ihm wenige von denen die er anspricht, beistehen oder zu Hülfe kommen. Genug, mir trat alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersner'schen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner, gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch daher, daß sich die Stadt nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Personen anfüllt. Vergebens werden die Höfe von Seiten der Stadt an die Vorschriften der freilich veralteten goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Geschäft Verordneten und ihre Begleiter, sondern manche Standes- und andre Personen, die aus Neugier oder zu Privatzwecken herankommen, stehen unter Protection, und die Frage: wer eigentlich einquartiert wird und wer selbst sich eine Wohnung miethen soll? ist nicht immer sogleich entschieden. Das Getümmel wächst, und selbst diejenigen die nichts dabei zu leisten oder zu verantworten haben, fangen an sich unbehaglich zu fühlen.

Selbst wir jungen Leute, die wir das alles wohl mit ansehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unsere Augen, für unsere Einbildungskraft. Die Spanischen Mantelkleider, die großen Federbüte der Gesandten und hie und da noch einiges andere gaben wohl ein acht alterthümliches Ansehen; manches dagegen war wieder so halb neu oder

ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, öfter sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden, daß die Churfürstlichen Collegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlcapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27sten März festgesetzt sey. Nun ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Churfürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indessen betrieb ich meine Kanzellistenarbeit zu Hause sehr lebhaft, und wurde dabei freilich mancherlei kleinliche Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen, und bei der neuen Capitulation berücksichtigt werden sollten. Jeder Stand wollte in diesem Document seine Gerechtsame gewahrt und sein Ansehen vermehrt wissen. Gar viele solcher Bemerkungen und Wünsche wurden jedoch bei Seite geschoben; vieles blieb wie es gewesen war: gleichwohl erhielten die Monenten die bündigsten Versicherungen, daß ihnen jene Uebergehung keineswegs zum Präjudiz gereichen solle.

Sehr vielen und gefährlichen Geschäften mußte sich indessen das Reichsmarschallamt unterziehen: die Masse der Fremden wuchs, es wurde immer schwieriger sie unterzubringen. Ueber die Gränzen der verschiedenen Churfürstlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magistrat wollte von den Bürgern die Lasten abhalten, zu denen sie nicht verpflichtet schienen, und so gab es, bei Tag und bei Nacht, stündlich Beschwerden, Recurse, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Churfürsten von Mainz erfolgte den

Dritten März. Hier fing nun das Kanoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der Ceremonien war diese Festlichkeit: denn alle die Männer, die wir bisher auftreten sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Souveran, ein selbstständiger Fürst, der Erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieses Einzugs würde ich hier manches zu erzählen haben, wenn ich nicht später wieder darauf zurückzukommen gedachte, und zwar bei einer Gelegenheit, die niemand leicht errathen sollte.

An demselben Tage nämlich kam Lavater, auf seinem Rückwege von Berlin nach Hause begriffen, durch Frankfurt, und sah diese Feierlichkeit mit an. Ob nun gleich solche weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindesten Werth hatten, so mochte doch dieser Zug mit seiner Pracht und allem Beiwesen deutlich in seine sehr lebhafte Einbildungskraft sich eingedrückt haben: denn nach mehreren Jahren, als mir dieser vorzügliche, aber eigene Mann eine poetische Paraphrase, ich glaube der Offenbarung Sanct Johannis, mittheilte, fand ich den Einzug des Antichrist Schritt vor Schritt, Gestalt vor Gestalt, Umstand vor Umstand, dem Einzug des Churfürsten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergestalt daß sogar die Quasten an den Köpfen der Isabellpferde nicht fehlten. Es wird sich mehr davon sagen lassen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neutestamentlichen Mythen dem Anschauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man sie völlig ins moderne travestirte, und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es sey nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie diese Behandlungsart sich nach und nach beliebt gemacht,

davon muß gleichfalls künftig die Rede seyn; doch bemerke ich hier soviel, daß sie weiter als durch Lavater und seine Nacheiferer wohl nicht getrieben worden, indem einer derselben die heiligen drei Könige, wie sie zu Bethlehem einreiten, so modern schilderte, daß die Fürsten und Herren, welche Lavatern zu besuchen pflegten, persönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir lassen also für dießmal den Churfürsten Emmerich Joseph so zu sagen incognito im Compostell eintreffen, und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge sich verlief, von Pylades und seiner Schönen begleitet (denn diese drei schienen nun unzertrennlich zu seyn) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als schon ausgemacht war, daß wir diesen Abend zusammen zubringen wollten, und ich fand mich bei Zeiten ein. Die gewöhnliche Gesellschaft war beisammen, und jedes hatte etwas zu erzählen, zu sagen, zu bemerken; wie denn dem einen dieß, dem andern jenes am meisten aufgefallen war. „Eure Reden," sagte Gretchen zuletzt, „machen mich fast noch verworrener als die Begebenheiten dieser Tage selbst. Was ich gesehen, kann ich nicht zusammenreimen, und möchte von manchem gar zu gern wissen, wie es sich verhält." Ich versetzte, daß es mir ein leichtes sey, ihr diesen Dienst zu erzeigen. Sie solle nur sagen, wofür sie sich eigentlich interessire. Dieß that sie, und indem ich ihr einiges erklären wollte, fand sich's, daß es besser wäre in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unschicklich diese Feierlichkeiten und Functionen mit einem Schauspiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelassen würde, indessen die Schauspieler fortspielten, dann werde er wieder aufgezogen und der Zuschauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder Theil nehmen. Weil ich nun sehr redselig

war, wenn man mich gewahren ließ, so erzählte ich alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag, in der besten Ordnung, und versäumte nicht, um meinen Vortrag anschaulicher zu machen, mich des vorhandenen Griffels und der großen Schieferplatte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereien der andern wenig gestört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit ans Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgesetzte Aufmerksamkeit höchlich ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und beneidete, nach ihrem Ausdruck, alle diejenigen, die von den Sachen dieser Welt unterrichtet seyen und wüßten wie dieses und jenes zugehe und was es zu bedeuten habe. Sie wünschte sich ein Knabe zu seyn, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß sie mir schon manche Belehrung schuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe wäre," sagte sie, „so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas rechtes lernen." Das Gespräch ward in der Art fortgeführt, sie setzte sich bestimmt vor, Unterricht im Französischen zu nehmen, dessen Unerläßlichkeit sie im Laden der Putzhändlerin wohl gewahr worden. Ich fragte sie, warum sie nicht mehr dorthin gehe: denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage, ihr zu Gefallen, am Laden vorbei gegangen, um sie nur einen Augenblick zu sehen. Sie erklärte mir, daß sie in dieser unruhigen Zeit sich dort nicht hätte aussetzen wollen. Befände sich die Stadt wieder in ihrem vorigen Zustande, so denke sie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächst bevorstehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläufig zu erzählen, und meine Demonstration durch umständliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterstützen; wie ich denn den Raum des Conclave mit seinen Altären, Thronen, Sesseln und Stüh-

vollkommen gegenwärtig hatte. — Wir ſchieden zu rechter Zeit und mit ſonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaaßen harmoniſch gebildet iſt, kann nichts zu einer ſchönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft iſt. Es entſteht daraus ein ſo gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geiſtigen Daſeyns, und er in ihr ein Geſchöpf, das nicht der Natur, dem Zufall, oder einem einſeitigen Wollen, ſondern einem beiderſeitigen Willen ſeine Vollendung verdankt; und dieſe Wechſelwirkung iſt ſo ſüß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ſeit dem alten und neuen Abälard, aus einem ſolchen Zuſammentreffen zweier Weſen, die gewaltſamſten Leidenſchaften und ſo viel Glück als Unglück entſprungen ſind.

Gleich den nächſten Tag war große Bewegung in der Stadt, wegen der Viſiten und Gegenviſiten, welche nunmehr mit dem größten Ceremoniel abgeſtattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger beſonders intereſſirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, das Militär, die Bürgerſchaft, nicht etwa durch Repräſentanten, ſondern perſönlich und in Maſſe leiſteten: erſt auf dem großen Römerſaale der Magiſtrat und die Stabsoffiziere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die ſämmtliche Bürgerſchaft nach ihren verſchiedenen Graden, Abſtufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinweſen mit Einem Blick überſchauen, verſammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit, und bei dem bevorſtehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Chur-Trier und Chur-Cöln in

Perſon angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewieſen, die Thore ſind geſchloſſen, die Juden in ihre Gaſſe eingeſperrt und der Frankfurter Bürger dünkt ſich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer ſo großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich modern hergegangen: die höchſten und hohen Perſonen bewegten ſich nur in Kutſchen hin und wieder; nun aber ſollten wir ſie, nach uralter Weiſe zu Pferde ſehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimiſchen Kornboden, genau kannte, ſo lange herumzuſchmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Churfürſten und Geſandten, die zuerſt in Prachtkutſchen herangefahren und ſich oben verſammelt hatten, nunmehr zu Pferde ſteigen ſollten. Die ſtattlichſten, wohlzugerittenen Roſſe waren mit reichgeſtickten Waldrappen überhangen und auf alle Weiſe geſchmückt. Churfürſt Emmerich Joſeph, ein ſchöner behaglicher Mann, nahm ſich zu Pferde gut aus. Der beiden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns dieſe rothen mit Hermelin ausgeſchlagenen Fürſtenmäntel, die wir ſonſt nur auf Gemälden zu ſehen gewohnt waren, unter freiem Himmel ſehr romantiſch vorkamen. Auch die Botſchafter der abweſenden weltlichen Churfürſten in ihren goldſtoffnen, mit Gold überſtickten, mit goldnen Spitzentreſſen reich beſetzten Spaniſchen Kleidern thaten unſern Augen wohl; beſonders wehten die großen Federn von den alterthümlich aufgekrempten Hüten aufs prächtigſte. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißſeidenen Strümpfe und modiſchen Schuhe. Wir hätten Halbſtiefelchen, ſo golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen

gewünscht, um nur ein etwas conſequenteres Coſtum zu erblicken.

Im Betragen unterſchied ſich auch hier der Geſandte von Plotho wieder vor allen andern. Er zeigte ſich lebhaft und munter, und ſchien vor der ganzen Ceremonie nicht ſonderlichen Reſpect zu haben. Denn als ſein Vordermann, ein altlicher Herr, ſich nicht ſogleich aufs Pferd ſchwingen konnte, und er deßhalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er ſich des Lachens nicht, bis ſein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er ſich denn ſehr behend hinauf ſchwang und von uns abermals als ein würdiger Abgeſandter Friedrichs des Zweiten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drangen geſucht; allein es fand ſich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Luſt. Die Wahlenden hatten ſich ins Allerheiligſte zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedachtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Joſephs des Zweiten, der zum Römiſchen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer ſtarker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, ſo daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzuge bemerkenswerth fand. Kaiſer und König waren ſchon in Heuſenſtamm, einem gräflich Schönborniſchen Schloſſe, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feierte dieſe wichtige Epoche durch geiſtliche Feſte ſammtlicher Religionen, durch Hochamter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te-Deum, durch unabläſſiges Kanoniren.

Hatte man alle dieſe öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang

bis hierher als ein überlegtes Kunstwerk angesehen, so würde man nicht viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; sachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre Umgebungen wie sie selbst an Pracht, und so stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Churfürsten von Mainz, welchen ausführlicher zu beschreiben wir abgelehnt, war prächtig und imposant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung aufs höchste, als es hieß, der Kaiser und der künftige König naherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geraumigen Ebene, stand ein andres, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämmtlichen Churfursten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie kame, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Churfürsten und Gesandten, um ordnungsgemaß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können,

waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien: denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug, Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, Bediente und Officianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran schlossen sich die drei Compagnien der Bürgercavallerie, sehr wohl beritten, dieselbigen die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieser Ehre und an dem Hunderttausendtheilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erschien. Die verschiedenen Gefolge des Reichserbmarschalls und der von den sechs weltlichen Churfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keins derselben bestand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen; bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Churfürsten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausofficianten schienen unzählig, Chur-Cöln und Chur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Chur-Mainz allein eben so viel. Die Dienerschaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus aufs prächtigste gekleidet, die Herren in den Equipagen, geistliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich und ehrwürdig

angethan, und geſchmuckt mit allen Ordenszeichen, zu erſcheinen. Das Gefolg der kaiſerlichen Majeſtat übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf ſich, und ſechzehn ſechsſpannige Gallawagen der kaiſerlichen Kammerherren, Geheimenrathe, des Oberkammerers, Oberhofmeiſters, Oberſtallmeiſters beſchloſſen mit großem Prunk dieſe Abtheilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab ſeyn ſollte.

Nun aber concentrirte ſich die Reihe, indem ſich Wurde und Pracht ſteigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerſchaft, die meiſten zu Fuß, wenige zu Pferde, erſchienen die Wahlbotſchafter ſo wie die Churfürſten in Perſon, nach aufſteigender Ordnung, jeder in einem prachtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Chur-Mainz kündigten zehn kaiſerliche Laufer, einundvierzig Lakaien und acht Heiducken die Majeſtaten ſelbſt an. Der prachtigſte Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas verſehen, mit Malerei, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem geſticktem Sammt oben her und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiſer und König, die längſt erwünſchten Haupter in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er ſich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menſchen ſichtbar zu machen. Er war durch Sachſenhauſen, uber die Brücke, die Fahrgaſſe, ſodann die Zeile hinunter gegangen, und wendete ſich nach der innern Stadt durch die Catharinenpforte, ein ehemaliges Thor, und ſeit Erweiterung der Stadt ein offner Durchgang. Hier hatte man gluklich bedacht, daß die außere Herrlichkeit der Welt, ſeit einer Reihe von Jahren,

ſich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemeſſen und gefunden, daß durch dieſen Thorweg, durch welchen ſo mancher Fürſt und Kaiſer aus- und eingezogen, der jetzige kaiſerliche Staatswagen, ohne mit ſeinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzuſtoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathſchlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entſchloß man ſich das Pflaſter aufzuheben, und eine ſanfte Ab- und Auffahrt zu veranſtalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anſtoß und Schaden nehmen möchten.

So ſehr wir auch, als dieſes koſtbare Gefaß mit ſo koſtbarem Inhalt ſich uns näherte, auf die hohen Perſonen unſere Augen gerichtet hatten, ſo konnten wir doch nicht umhin, unſern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geſchirr und deſſen Poſament-Schmuck zu wenden; beſonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden ſitzenden, Kutſcher und Vorreiter auf. Sie ſahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen, ſchwarz- und gelbſammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüſchen, nach kaiſerlicher Hofſitte. Nun drängte ſich ſo viel zuſammen, daß man wenig mehr unterſcheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarſchall, das ſächſiſche Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarſchalle als Anführer der kaiſerlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiſerlichen Edelknaben in Maſſe und endlich die Hatſchiergarde ſelbſt, in ſchwarzſammtnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galonirt, darunter rothe Leibröcke und lederfarbne Camiſole, gleichfalls reich mit Gold beſetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweiſen gar

nicht zu ſich ſelbſt, ſo daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Churfürſten kaum beachtet wurden, ja wir hätten uns vielleicht von den Fenſtern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unſern Magiſtrat, der in funfzehn zweiſpännigen Kutſchen den Zug beſchloß, und beſonders in der letzten den Rathsſchreiber mit den Stadtſchlüſſeln auf rothſammtenem Kiſſen hatten in Augenſchein nehmen wollen. Daß unſere Stadtgrenadier-Compagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutſche und als Frankfurter von dieſem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hauſe Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurückkam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienſtes, der Muſik, der Ceremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorleſungen waren in Kirche, Chor und Conclave ſo viel, bis es zur Beſchwörung der Wahlcapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen, und auf die Geſundheit des alten und jungen Herrſchers manche Flaſche zu leeren. Das Geſpräch verlor ſich indeß, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Perſonen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigſtens in Abſicht auf ein gewiſſes menſchliches Intereſſe und einer leidenſchaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewalter. Bei Franz des Erſten Krönung war noch nicht alles ſo ausgemacht, wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeſchloſſen, Frankreich, Chur-Brandenburg und Chur-Pfalz widerſetzten ſich der Wahl; die Truppen des kunftigen Kaiſers ſtanden bei Heidelberg, wo er ſein Hauptquartier hatte, und faſt wären die von Aachen heraufkommenden Reichs-Inſignien von den Pfalzern weggenommen worden. Indeſſen unterhandelte

man doch, und nahm von beiden Seiten die Sache nicht aufs ſtrengſte. Maria Thereſia ſelbſt, obgleich in geſegneten Umſtänden, kommt, um die endlich durchgeſetzte Krönung ihres Gemahls in Perſon zu ſehen. Sie traf in Aſchaffenburg ein und beſtieg eine Jacht, um ſich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt ſeiner Gemahlin zu begegnen, allein er kommt zu ſpat, ſie iſt ſchon abgefahren. Ungekannt wirft er ſich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut ſich dieſer überraſchenden Zuſammenkunft. Das Mahrchen davon verbreitet ſich ſogleich, und alle Welt nimmt Theil an dieſem zärtlichen, mit Kindern reich geſegneten Ehepaar, das ſeit ſeiner Verbindung ſo unzertrennlich geweſen, daß ſie ſchon einmal auf einer Reiſe von Wien nach Florenz zuſammen an der Venetianiſchen Gränze Quarantäne halten müſſen. Maria Thereſia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, ſie betritt den Gaſthof zum Römiſchen Kaiſer, indeſſen auf der Bornheimer Heide das große Zelt, zum Empfang ihres Gemahls, errichtet iſt. Dort findet ſich von den geiſtlichen Churfürſten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachſen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollſtändigkeit und Pracht abgehen mag, erſetzt reichlich die Gegenwart einer ſchönen Frau. Sie ſteht auf dem Balcon des wohlgelegnen Hauſes und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatſchen ihren Gemahl: das Volk ſtimmte ein, zum größten Enthuſiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menſchen ſind, ſo denkt ſie der Bürger, wenn er ſie lieben will, als ſeines Gleichen, und das kann er am füglichſten, wenn er ſie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geſchwiſter, als treue Freunde ſich vorſtellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünſcht und prophezeit

und heute ſah man es erfüllt an dem erſtgebornen Sohne, dem jedermann wegen ſeiner ſchönen Jünglingsgeſtalt geneigt war, und auf den die Welt, bei den hohen Eigenſchaften die er ankündigte, die größten Hoffnungen ſetzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von denen die den Werth einer Neuigkeit einſehen, und ſich deßwegen beeilen ſie zuerſt zu verkündigen. Sie wußten auch einen ſchönen menſchlichen Zug dieſer hohen Perſonen zu erzählen, die wir ſo eben in dem größten Prunk vorbeiziehen geſehn. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwiſchen Heuſenſtamm und jenem großen Gezelte, Kaiſer und König den Landgrafen von Darmſtadt im Wald antreffen ſollten. Dieſer alte, dem Grabe ſich nähernde Fürſt wollte noch einmal den Herrn ſehen, dem er in früherer Zeit ſich gewidmet. Beide mochten ſich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Decret der Churfürſten, das Franzen zum Kaiſer erwählte, nach Heidelberg überbrachte, und die erhaltenen koſtbaren Geſchenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiederte. Dieſe hohen Perſonen ſtanden in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter ſchwach, hielt ſich an eine Fichte, um das Geſpräch noch länger fortſetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geſchah. Der Platz ward nachher auf eine unſchuldige Weiſe bezeichnet, und wir jungen Leute ſind einigemal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unſern Augen vorbeiwogte; und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung: denn bis alle und jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchſten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und ſich einzeln denſelben dargeſtellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofſtaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichs-Inſignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Handeln fehlen möge, ſo mußten ſie auf freiem Felde den halben Tag bis in die ſpäte Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Geleitsſtreitigkeit zwiſchen Chur-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainziſchen geleiteten die Inſignien bis an den Schlagbaum, und ſomit war die Sache für dießmal abgethan.

In dieſen Tagen kam ich nicht zu mir ſelbſt. Zu Hauſe gab es zu ſchreiben und zu copiren; ſehen wollte und ſollte man alles, und ſo ging der März zu Ende, deſſen zweite Hälfte für uns ſo feſtreich geweſen war. Von dem was zuletzt vorgegangen und was am Krönungstag zu erwarten ſey, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung verſprochen. Der große Tag nahte heran: ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr ſagen ſollte, als was eigentlich zu ſagen ſey; ich verarbeitete alles was mir unter die Augen und unter die Kanzleifeder kam, nur geſchwind zu dieſem nächſten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich ſpät ihre Wohnung, und that mir ſchon im voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein dießmaliger Vortrag noch viel beſſer als der erſte unvorbereitete gelingen ſollte. Allein gar oft bringt uns ſelbſt, und andern durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude als der entſchiedenſte Vorſatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich

dieſelbe Geſellſchaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie ſetzten ſich hin zu ſpielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten ſich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß ſie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe, und ihr dieſes einzige Schauſpiel zu Theil geworden ſey. Sie dankte mir aufs verbindlichſte, daß ich für ſie zu ſorgen gewußt, und ihr zeither durch Pylades allerlei Einläſſe mittelſt Billette, Anweiſungen, Freunde und Fürſprache zu verſchaffen die Aufmerkſamkeit gehabt.

Von den Reichs-Kleinodien hörte ſie gern erzählen. Ich verſprach ihr, daß wir dieſe wo möglich zuſammen ſehen wollten. Sie machte einige ſcherzhafte Anmerkungen, als ſie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo ſie den Feierlichkeiten des Krönungstages zuſehen würde, und machte ſie aufmerkſam auf alles was bevorſtand, und was beſonders von ihrem Platze genau beobachtet werden konnte.

So vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war ſchon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweiſe den Hausſchlüſſel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufſehen zu erregen konnte ich nicht ins Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende, ſagte ſie, iſt es das beſte, die Geſellſchaft bleibt beiſammen.“ Die Vettern und jene Fremden hatten ſchon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man dieſe für die Nacht unterbringen ſollte. Die Sache war bald entſchieden; Gretchen ging um Kaffee zu kochen, nachdem ſie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große meſſingene Lampe mit Docht und Oel verſehen und angezündet herein gebracht hatte.

Der Kaffee diente für einige Stunden zur Ermunterung;

nach und nach aber ermattete das Spiel, das Gespräch ging aus; die Mutter schlief im großen Sessel; die Fremden, von der Reise müde, nickten da und dort, Pylades und seine Schöne saßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf seine Schulter gelegt und schlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen uns über am Schiefertische sitzend, hatte seine Arme vor sich übereinandergeschlagen und schlief mit aufliegendem Gesichte. Ich saß in der Fensterecke hinter dem Tische und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leise; aber endlich übermannte auch sie der Schlaf, sie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeschlummert. So saß ich nun allein, wachend, in der wunderlichsten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich schlief ein, und als ich wieder erwachte, war es schon heller Tag. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte; sie war liebenswürdiger als je, und drückte mir als ich schied gar herzlich die Hände. Ich schlich durch einen Umweg nach unserm Hause: denn an der Seite, nach dem kleinen Hirschgraben zu, hatte sich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenster, nicht ohne Widerspruch des Nachbarn, angelegt. Diese Seite vermieden wir, wenn wir nach Hause kommend von ihm nicht bemerkt seyn wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abwesenheit des Morgens beim Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beschönigen gesucht, und ich empfand also von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im ganzen genommen machte diese unendlich mannichfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur sehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein Interesse als das Aeußere der Gegenstände genau zu bemerken, kein Geschäft als

das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen, und keine andere Absicht als nur alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklaren zu kennen. Ja ich beschrieb oft, indem ein solcher Zug vorbei ging, diesen Zug halb laut vor mir selbst, um mich alles Einzelnen zu versichern, und dieser Aufmerksamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen gelobt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der andern.

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Personen vorgestellt; aber theils hatte niemand Zeit sich um andere zu bekümmern, und theils wissen auch altere nicht gleich, wie sie sich mit einem jungen Menschen unterhalten und ihn prüfen sollen. Ich von meiner Seite war auch nicht sonderlich geschickt mich den Leuten bequem darzustellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunst, aber nicht ihren Beifall. Was mich beschäftigte, war mir vollkommen gegenwartig; aber ich fragte nicht, ob es auch andern gemäß seyn könne. Ich war meist zu lebhaft oder zu still, und schien entweder zudringlich oder stockig, je nachdem die Menschen mich anzogen oder abstießen; und so wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehrern Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern

Augenſchein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Stander, weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus ſeinen zwei Schnabeln ausgießen ſollte. Aufgeſchüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier ſtand die große Bretterhütte, in der man ſchon einige Tage den ganzen fetten Ochſen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und ſchmoren ſah. Alle Zugange, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen geſichert. Der große Platz füllte ſich nach und nach, und das Wogen und Drangen ward immer ſtarker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinſtrebte, wo ein neuer Auftritt erſchien, und etwas beſonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrſchte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, ſchien das ganze Volk von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller, die von oben herab den Platz überſehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligthümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten ſaßen vor ihnen in anſtandiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begeben ſich die drei Churfürſten in den Dom. Nach Ueberreichung der Inſignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und mancherlei Ceremoniel beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſo wie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf

den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd; ein ſehr ſchöner ſchlankgebildeter Herr, den die Spaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federbut und die geſtrählten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſeyn mögen, wie man ſich an dieſem Tage durchaus zu vervielfaltigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muſter der alten Carolingiſchen verfertigt. Die Erbamter erhalten die Reichs-Inſignien und ſetzen ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der römiſche König im Spaniſchen Habit, beſteigen gleichfalls ihre Roſſe, und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerſchaft und der übrigen Behörden, durch den ſtattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotſchafter, die Erbamter und zuletzt unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiſer in romantiſcher Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, ſein Sohn in Spaniſcher Tracht, langſam auf prachtig geſchmückten Pferden einherſchwebten, war das Auge nicht mehr ſich ſelbſt genug. Man hätte gewünſcht durch eine Zauberformel die Erſcheinung nur einen Augenblick zu feſſeln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltſam vorbei, und den kaum verlaſſenen Raum erfullte ſogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entſtand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beſchreiten ſollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterſchlag vorbereiten und begleiten, alles dieſes ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu ſeyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unſern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem feſtlichen Tage den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beſte und älteſte Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, ſo daß wir von dieſer Seite wenigſtens dieß alterthümliche Feſt alterthümlich feierten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigſte die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir ſollten den Kaiſer, den wir zuerſt im Wagen, dann zu Pferde ſitzend angeſtaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und ſonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meiſten; denn uns dauchte dieſe Weiſe ſich darzuſtellen ſo wie die natürlichſte, ſo auch die würdigſte.

Aeltere Perſonen, welche der Krönung Franz des Erſten beigewohnt, erzählten: Maria Thereſia, über die Maaßen ſchön, habe jener Feierlichkeit an einem Balconfenſter des Hauſes Frauenſtein, gleich neben dem Römer, zugeſehen. Als nun ihr Gemahl in der ſeltſamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und ſich ihr ſo zu ſagen als ein Geſpenſt Carls des Großen dargeſtellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wunderſamen Handſchuh hingewieſen, worüber ſie in ein

unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuſchauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehgattenverhältniß des allerhöchſten Paares der Chriſtenheit mit Augen zu ſehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiſerin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geſchwungen und ihm ſelbſt ein lautes Vivat zugerufen, ſey der Enthuſiasmus und der Jubel des Volks aufs höchſte geſtiegen, ſo daß das Freudengeſchrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenſchall und nun die vorderſten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz ſachte einherſchritten, daß alles gethan ſey. Die Aufmerkſamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, beſonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir ſahen ihn ſo wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu ſehr drängte ſich am Ende die Pracht; denn die Geſandten, die Erbämter, Kaiſer und König unter dem Baldachin, die drei geiſtlichen Kurfürſten die ſich anſchloſſen, die ſchwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgeſtickte Himmel, alles ſchien nur eine Maſſe zu ſeyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmoniſch, und ſo eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenſtrahlte.

Eine politiſch religiöſe Feierlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir ſehen die irdiſche Majeſtät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem ſie ſich vor der himmliſchen beugt, bringt ſie uns die Gemeinſchaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag ſeine Verwandtſchaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er ſich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete ſich

nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen, Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieses, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lös'ten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lacherliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf

der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinkleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbner Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Carls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lachelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung, aber man konnte sich nicht laugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hatte.

Kaum waren die Pforten des großen Saals hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem

Balconfenſter des großen Saales in ihrem Ornate ſich dem Volke zeigten. Aber ſie ſollten nicht allein zum Schauſpiel dienen, ſondern vor ihren Augen ſollte ein ſeltſames Schauſpiel vorgehen. Vor allen ſchwang ſich nun der ſchöne ſchlanke Erbmarſchall auf ſein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in ſeiner Rechten hielt er ein ſilbernes gehenkeltes Gemaß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, ſprengte hinein, ſchöpfte das Gefaß übervoll, ſtrich es ab und trug es mit großem Anſtande wieder zurück. Der kaiſerliche Marſtall war nunmehr verſorgt. Der Erbkämmerer ritt ſodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebſt Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuſchauer war der Erbtruchſeß, der ein Stück von dem gebratnen Ochſen zu holen kam. Auch er ritt mit einer ſilbernen Schüſſel durch die Schranken bis zu der großen Bretterkuche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um ſeinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbſchenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiſerliche Tafel beſtellt, und aller Augen warteten auf den Erbſchatzmeiſter, der das Geld auswerfen ſollte. Auch er beſtieg ein ſchönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anſtatt der Piſtolenhalftern ein paar prachtige mit dem Churpfalziſchen Wappen geſtickte Beutel befeſtigt hingen. Kaum hatte er ſich in Bewegung geſetzt, als er in dieſe Taſchen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausſtreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar luſtig glänzten. Tauſend Hande zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, ſo wühlte die Maſſe in ſich ſelbſt gegen den Boden und rang gewaltig um

die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestaten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derbern Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maaß. Doch fielen die alten schadenfroben Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochsen aber wurde dießmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschroter hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochsen zu haben, den sie unzerstuckt in die Küche geliefert; die Weinschroter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nahe ihres zunftmaßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes

erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas gefährlichem und schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die bretterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte wie sie hinaufgekommen; die Bretter wurden losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein Paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vierundvierzig Grafen, die

Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prachtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend seyn konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfalzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfalzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestaten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prachtig aufgeputzten aber herrenleeren Büffete und Tische der sammtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverhaltniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmahlig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespenstershaftes

Anſehn bekam, daß ſo viele unſichtbare Gäſte auf das prachtigſte bedient wurden, ſo war eine große unbeſetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzuſehen: denn hier ſtanden auch ſo viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten ſich daran zu ſetzen, Anſtands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn ſie ſich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzuſtellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichſt ins Auge zu faſſen, und wie der Nachtiſch aufgetragen wurde, da die Geſandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, ſuchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarſchaft nach dem heutigen Halbfaſten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Dieſen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weiſe zu feiern: denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtlichen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm, wir zogen von einem Quartier zum andern, und befanden uns zuſammen ſehr glücklich. Die Vettern waren anfangs auch bei der Geſellſchaft, verloren ſich aber nachher unter der Maſſe des Volks. Vor den Häuſern einiger Geſandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die Churpfälziſche zeichnete ſich vorzüglich aus), war es ſo hell wie es am Tage nur ſeyn kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verſchiedenen glanzenden Darſtellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Geſandter den andern

zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der Brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum Besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramladen verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergetzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jedermann etwas verfängliches darin erkennen mußte; wie man denn schon vorher über das sonstige äußre Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plorbo glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege:

so ging man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen, und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen; von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hangeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brod und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun zu vieren aneinandergeschlossen behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite dauchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln, wo man die krystallnen Gefäße vom Baume bricht, die sich mit dem gewünschten Wein sogleich füllen, und wo man Früchte schüttelt, die sich in jede beliebige Speise verwandeln. Ein solches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speisehaus; und da wir keine Gäste weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um so wohler seyn, und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundschaft, Liebe und Neigung auf das heiterste und glücklichste. Als ich Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte sie mich auf die Stirn. Es war das erste und letztemal, daß sie mir diese Gunst erwies: denn leider sollte ich sie nicht wiedersehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verstört und ängstlich hereintrat. Man konnte es ihr

gar leicht ansehen, wenn sie sich irgend bedrängt fühlte. – „Steh auf," sagte sie, „und mache dich auf etwas unangenehmes gefaßt. Es ist herausgekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen dritten untersuchen will. Bleib auf deinem Zimmer und erwarte was bevorsteht. Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat sowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag: denn die Sache ist schon anhangig und kann eine sehr böse Wendung nehmen."

Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm als sie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden sollte. Der alte messianische Freund trat endlich herein, die Thranen standen ihm in den Augen; er faßte mich beim Arm und sagte: „Es thut mir herzlich Leid, daß ich in solcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hatte nicht gedacht daß Sie sich so weit verirren könnten. Aber was thut nicht schlechte Gesellschaft und böses Beispiel; und so kann ein junger unerfahrner Mensch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden." — Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, versetzte ich darauf, so wenig als schlechte Gesellschaft besucht zu haben. — „Es ist jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede," fiel er mir ins Wort, „sondern von einer Untersuchung, und Ihrerseits von einem aufrichtigen Bekenntniß." — Was verlangen Sie zu wissen? sagte ich dagegen. Er setzte sich und zog ein Blatt hervor und fing zu fragen an: „Haben Sie nicht den N. N. Ihrem Großvater als einen Clienten zu einer *** Stelle empfohlen?" Ich antwortete: ja. — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt?" — Auf

Spaziergangen. — „In welcher Gesellschaft?“ — Ich stutzte: denn ich wollte nicht gern meine Freunde verrathen. — „Das Verschweigen wird nichts helfen,“ fuhr er fort: „denn es ist alles schon genugsam bekannt.“ — Was ist denn bekannt? sagte ich. — „Daß Ihnen dieser Mensch durch andere Seinesgleichen ist vorgeführt worden und zwar durch ***.“ Hier nannte er die Namen von drei Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte; welches ich dem Fragenden denn auch sogleich erklärte. — „Sie wollen,“ fuhr jener fort, „diese Menschen nicht kennen, und haben doch mit ihnen öftere Zusammenkünfte gehabt!“ — Auch nicht die geringste, versetzte ich: denn wie gesagt, außer dem ersten, kenne ich keinen und habe auch den niemals in einem Hause gesehen. — „Sind Sie nicht oft in der ***Straße gewesen?“ — Niemals, versetzte ich. Dieß war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Pylades einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthür hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich mir die Ausflucht erlauben zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu seyn.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle verneinen konnte: denn es war mir von alle dem, was er zu wissen verlangte, nichts bekannt. Endlich schien er verdrießlich zu werden und sagte: „Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten Willen sehr schlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht läugnen, daß Sie für diese Leute selbst oder für ihre Mitschuldigen Briefe verfaßt, Aufsätze gemacht und so zu ihren schlechten Streichen behülflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten: denn es ist von nichts geringerem als nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die

Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend, Sie und einige andere Jünglinge verschonen will, die gleich Ihnen ins Netz gelockt worden." — Es war mir auffallend, daß unter den Personen die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältnisse trafen nicht zusammen, aber sie berührten sich, und ich konnte noch immer hoffen, meine jungen Freunde zu schonen. Allein der wackre Mann ward immer dringender. Ich konnte nicht läugnen, daß ich manche Nachte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen, an Lustorten mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seyen; genug, alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dieß gab mir Muth, standhaft im Schweigen zu seyn. — „Lassen Sie mich," sagte der brave Freund, „nicht von Ihnen weggehen. Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein anderer kommen, der Ihnen nicht so viel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie die ohnehin böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit."

Nun stellte ich mir die guten Vettern und Gretchen besonders, recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verhört, bestraft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel konnten eingelassen haben, wenigstens der älteste, der mir niemals recht gefallen wollte, der immer später nach Hause kam und wenig heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück. — Ich bin mir, sagte ich, persönlich nichts böses bewußt, und kann von der Seite ganz ruhig seyn; aber

es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen mit denen ich umgegangen bin, sich einer verwegnen oder gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Man mag sie suchen, man mag sie finden, sie überführen und bestrafen, ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen, und will auch gegen die nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben. — Er ließ mich nicht ausreden, sondern rief mit einiger Bewegung: „Ja man wird sie finden. In drei Häusern kamen diese Böswichter zusammen. (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuser, und zum Unglück befand sich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.) Das erste Nest ist schon ausgehoben," fuhr er fort, „und in diesem Augenblick werden es die beiden andern. In wenig Stunden wird alles im Klaren seyn. Entziehen Sie sich durch ein redliches Bekenntniß, einer gerichtlichen Untersuchung, einer Confrontation und wie die garstigen Dinge alle heißen." — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja, bei der Unschuld unserer Zusammenkünfte konnte ich hoffen, jenen noch mehr als mir nützlich zu seyn. — Setzen Sie sich, rief ich aus, und holte ihn von der Thür zurück: ich will Ihnen alles erzählen, und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern: nur das eine bitte ich, von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit.

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr ich mir die Personen, Gegenstände, Begebenheiten ins Gedächtniß rief und vergegenwärtigte, und so manche unschuldige Freude, so manchen heitern Genuß gleichsam vor einem Criminalgericht deponiren sollte, destomehr wuchs die schmerzlichste Empfindung, so daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer

unbandigen Leidenschaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege ſeyn möchte ſich zu offenbaren (denn er hielt meinen Schmerz für ein Symptom, daß ich im Begriff ſtehe mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen) ſuchte mich, da ihm an der Entdeckung alles gelegen war, aufs beſte zu beruhigen; welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch in ſo fern, daß ich meine Geſchichte nothdürftig auserzählen konnte. Er war, obgleich zufrieden über die Unſchuld der Vorgänge, doch noch einigermaßen zweifelhaft, und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wuth verſetzten. Ich verſicherte endlich, daß ich nichts weiter zu ſagen habe, und wohl wiſſe, daß ich nichts zu fürchten brauche: denn ich ſey unſchuldig, von gutem Hauſe und wohl empfohlen; aber jene könnten eben ſo unſchuldig ſeyn, ohne daß man ſie dafür anerkenne oder ſonſt begünſtige. Ich erklärte zugleich, daß wenn man jene nicht wie mich ſchonen, ihren Thorheiten nachſehen, und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im mindeſten hart und unrecht geſchehe, ſo wurde ich mir ein Leids anthun, und daran ſolle mich niemand hindern. Auch hierüber ſuchte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht, und war, als er mich zuletzt verließ, in der entſetzlichſten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältniſſe ans Licht gebracht zu haben. Ich ſah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten Pylades mit in dieſen Handel verwickeln und ſehr unglücklich machen könnte. Alle dieſe Vorſtellungen drängten ſich lebhaft hintereinander vor meiner Seele, ſchärften und ſporuten meinen Schmerz, ſo daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die

Länge lang auf die Erde warf, und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schwester hereintrat, über meine Gebärde erschrak und alles Mögliche that mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magistratsperson unten beim Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartet, und nachdem sie sich eine Zeit lang eingeschlossen gehalten, seyen die beiden Herren weggegangen, und hätten untereinander sehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und sie glaube die Worte verstanden zu haben: es ist recht gut, die Sache hat nichts zu bedeuten. — „Freilich," fuhr ich auf, „hat die Sache nichts zu bedeuten, für mich, für uns: denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hatte, so würde man mir durchzuhelfen wissen; aber jene, jene," rief ich aus, „wer wird ihnen beistehn!" — Meine Schwester suchte mich umständlich mit dem Argumente zu trösten, daß wenn man die Vornehmeren retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müsse. Das alles half nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz überließ, und sowohl die Bilder meiner Neigung und Leidenschaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechselsweise hervorrief. Ich erzählte mir Mährchen auf Mährchen, sah nur Unglück auf Unglück, und ließ es besonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten auf meinem Zimmer zu bleiben und mit niemand mein Geschäft zu pflegen, außer den Unsrigen. Es war mir ganz recht, denn ich befand mich am liebsten allein. Meine Mutter und Schwester besuchten mich von Zeit zu Zeit, und ermangelten nicht mir mit allerlei gutem Trost auf das kräftigste beizustehen; ja sie kamen

ſogar ſchon den zweiten Tag, im Namen des nun beſſer unterrichteten Vaters mir eine völlige Amneſtie anzubieten, die ich zwar dankbar annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Reichs-Inſignien, welche man nunmehr den Neugierigen vorzeigte, beſchauen ſollte, hartnäckig ablehnte, und verſicherte, daß ich weder von der Welt, noch von dem Römiſchen Reiche etwas wiſſen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verdrießliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber ſelbſt nichts zu ſagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Verſuche, mich aus dem Hauſe und zur Theilnahme an den öffentlichen Feierlichkeiten zu bewegen. Vergebens! weder der große Galatag, noch was bei Gelegenheit ſo vieler Standeserhöhungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaiſers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Churfürſt von der Pfalz mochte kommen um den beiden Majeſtäten aufzuwarten, dieſe mochten die Churfürſten beſuchen, man mochte zur letzten Churfürſtlichen Sitzung zuſammenfahren, um die rückſtändigen Punkte zu erledigen und den Churverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenſchaftlichen Einſamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeſte die Glocken lauten, den Kaiſer ſich in die Kapuzinerkirche begeben, die Churfürſten und den Kaiſer abreiſen, ohne deßhalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, ſo unmäßig es auch ſeyn mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf ſich verzog und der Schall verhallte, ſo war auch alle dieſe Herrlichkeit vor meiner Seele weggeſchwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit, als im Wiederkauen meines Elends und in der tauſendfachen imaginären Vervielfaltigung deſſelben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine

Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen, und drohten, gerade durch diese Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam mir nichts mehr wünschenswerth, nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen, zu wissen wie es meinen armen Freunden und Geliebten ergehe, was sich bei näherer Untersuchung ergeben, in wiefern sie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unschuldig möchten erfunden seyn. Auch dieß malte ich mir auf das mannichfaltigste umständlich aus, und ließ es nicht fehlen sie für unschuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünschte ich mich von dieser Ungewißheit befreit zu sehen, und schrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache nicht vorenthalten solle. Bald zerriß ich sie wieder, aus Furcht mein Unglück recht deutlich zu erfahren und des phantastischen Trostes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt wechselsweise gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Rasen und Ermattung, so daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hulfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weise zu beruhigen. Man glaubte es im allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig versicherte, daß alle in jene Schuld mehr oder weniger Verwickelten mit der größten Schonung behandelt worden, daß meine nächsten Freunde so gut wie ganz schuldlos, mit einem leichten Verweise entlassen worden, und daß Gretchen sich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimath gezogen sey. Mit dem letztern zauderte man am längsten, und ich nahm es auch nicht zum besten auf: denn ich konnte darin keine

freiwillige Abreiſe, ſondern nur eine ſchmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geiſtiger Zuſtand verbeſſerte ſich dadurch nicht: die Noth ging nun erſt recht an, und ich hatte Zeit genug mir den ſeltſamſten Roman von traurigen Ereigniſſen und einer unvermeidlich tragiſchen Kataſtrophe ſelbſtqualeriſch auszumalen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

ſämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Vollſtändige, neugeordnete Ausgabe.

Einundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1840.

BELGA
REGIA
MONACENSIS

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Zweiter Theil.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Sechstes Buch.

So trieb es mich wechselsweise, meine Genesung zu befördern und zu verhindern, und ein gewisser heimlicher Aerger gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen: denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas versiegeltes zustellte, ohne darauf Acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, daß Pylades, ein Vetter, oder wohl gar Gretchen selbst, den Versuch möchte gemacht haben mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten. Ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß, und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet, sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen: da er mich denn beschäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Auge behalten sollte. Weil ich ihn

jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu seyn, als es mir unerträglich war, mit jemand täglich zu leben und auf einem unsicheren, gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich saumte daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erzählte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks, und erreichte dadurch so viel, daß er als ein verständiger Mann, einsah, es sey besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen, und zwar im Einzelnen und Besonderen, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute er mir, wer die anderen jungen Leute von Stande gewesen, die sich anfangs zu verwegenen Mystificationen, dann zu possenhaften Polizeiverbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereien und anderen solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches strafwürdige begingen und noch strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im allgemeinsten mit jenen andern bekannt, keineswegs aber vereinigt befunden worden. Mein Client, durch dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der schlimmsten, und bewarb sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können. Nach allem diesem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen

geworden sey, zu der ich ein für allemal die größte Neigung bekannte. Mein Freund schüttelte den Kopf und lächelte: „Beruhigen Sie sich," versetzte er: „dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden und hat ein herrliches Zeugniß davon getragen. Man konnte nichts als gutes und liebes an ihr finden, die Herren Examinatoren selbst wurden ihr gewogen, und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, nicht versagen können. Auch das was sie in Rücksicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Aussage in den geheimen Acten selbst gelesen und ihre Unterschrift gesehen." Die Unterschrift! rief ich aus, die mich so glücklich und so unglücklich macht. Was hat sie denn bekannt? was hat sie unterschrieben? Der Freund zauderte zu antworten; aber die Heiterkeit seines Gesichts zeigte mir an, daß er nichts gefährliches verberge. „Wenn Sie's denn wissen wollen," versetzte er endlich, „als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie ganz freimüthig: ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu: denn daß sie mich für ein Kind zu den Acten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja ich versicherte hastig meinen Freund, daß nun alles abgethan sey! Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht

mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwartigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Ich fand es unertraglich, daß ein Madchen, höchstens ein paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheidten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abstoßendes Wesen, das mich sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritaten, die sie sich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwiedern nicht gestattete, waren mir ganz verhaßt. Das alles wäre jedoch noch gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterschreibens jener poetischen Liebesepistel, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte und selbstsüchtige Coquette zu halten berechtigt gewesen wäre. Auch maskirt zur Putzmacherin kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sammtlich abgestreift hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen; nur ihr Bild! ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der inneren jugendlichen Heilkraft zu Hülfe kame? Ich ermannte mich wirklich, und das erste was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Rasen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen

konnte und der Genuß von Speiſe und Trank mir ſchmerzlich ward, auch die ſo nah verwandte Bruſt zu leiden ſchien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immer fort empfand, ließ mich jede Weichlichkeit verbannen; ich fand es ſchrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Geſundheit aufgeopfert hatte, die ſich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und ſich höchſt ammenhaft weiſe gegen mich zu dünken.

Dieſe kränkenden Vorſtellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was ſollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich manches nachzuholen, und mich in mehr als einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen ſollte; aber nichts wollte mir ſchmecken noch gelingen. Gar manches erſchien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eigne Kraft noch äußere Gelegenheit, und ließ mich daher durch die Liebhaberei meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntniſſen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philoſophiſchen Geheimniſſen bekannt zu machen. Er hatte unter Daries in Jena ſtudirt und als ein ſehr wohlgeordneter Kopf den Zuſammenhang jener Lehre ſcharf gefaßt, und ſo ſuchte er ſie auch mir beizubringen. Aber leider wollten dieſe Dinge in meinem Gehirn auf eine ſolche Weiſe nicht zuſammenhängen. Ich that Fragen, die er ſpäter zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen verſprach. Unſere wichtigſte Differenz war jedoch dieſe, daß ich behauptete, eine abgeſonderte Philoſophie ſey nicht nöthig, indem ſie ſchon in der Religion und Poeſie vollkommen enthalten ſey. Dieſes wollte er nun

keineswegs gelten laſſen, ſondern ſuchte mir vielmehr zu beweiſen, daß erſt dieſe durch jene begründet werden müßten; welches ich hartnackig laugnete, und im Fortgange unſerer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poeſie ein gewiſſer Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben ſolcher Glaube an das Unergründliche ſtattfinden muß, ſo ſchienen mir die Philoſophen in einer ſehr üblen Lage zu ſeyn, die auf ihrem Felde beides beweiſen und erklaren wollten; wie ſich denn auch aus der Geſchichte der Philoſophie ſehr geſchwind darthun ließ, daß immer einer einen andern Grund ſuchte als der andre, und der Skeptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos anſprach.

Eben dieſe Geſchichte der Philoſophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben ſich genöthigt ſah, weil ich dem dogmatiſchen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich ſehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung ſo gut wie die andre vorkam, inſofern ich nämlich in dieſelbe einzudringen fähig war. An den älteſten Männern und Schulen gefiel mir am beſten, daß Poeſie, Religion und Philoſophie ganz in Eins zuſammenfielen, und ich behauptete jene meine erſte Meinung nur um deſto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohe-Lied und die Sprüchwörter Salomonis eben ſo gut als die Orphiſchen und Heſiodiſchen Geſange dafür ein gültiges Zeugniß abzulegen ſchienen. Mein Freund hatte den kleinen Brucker zum Grunde ſeines Vortrages gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die erſten griechiſchen Philoſophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weiſen Mann, der wohl, im Leben und Tod, ſich mit Chriſto

vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Aristoteles, noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im mindesten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich schon früher einige Neigung gefaßt, und schaffte nun den Epictet herbei, den ich mit vieler Theilnahme studirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieser Einseitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte: denn ungeachtet seiner mannichfaltigen Studien, wußte er doch die Hauptfrage nicht ins Enge zu bringen. Er hatte mir nur sagen dürfen, daß es im Leben bloß aufs Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde sich von selbst. Indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange haftet sie an falschen Maximen; das Leben reißt oder lockt sie bald davon wieder los.

Die Jahrszeit war schön geworden, wir gingen oft zusammen ins Freie und besuchten die Lustörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigsten wohl seyn: denn ich sah noch die Gespenster der Vettern überall, und fürchtete bald da bald dort einen hervortreten zu sehen. Auch waren mir die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich. Ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondrische Dünkel an mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerksamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Wesen gerichtet, es festzuhalten, zu untersuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Walder und indem

ich die einformigen Fichten floh, ſucht' ich jene ſchönen belaubten Haine, die ſich zwar nicht weit und breit in der Gegend erſtrecken, aber doch immer von ſolchem Umfange ſind, daß ein armes verwundetes Herz ſich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernſten Platz ausgeſucht, wo die alteſten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beſchatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienſt der alten Stämme nur deſto bemerkbarer. Rings an dieſen freien Kreis ſchloſſen ſich die dichteſten Gebüſche, aus denen bemoos'te Felſen mächtig und würdig hervorblickten und einem waſſerreichen Bach einen raſchen Fall verſchafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der ſich lieber in freier Landſchaft am Strom unter Menſchen befand, hierher genöthiget, als er mich ſcherzend verſicherte, ich erweiſe mich wie ein wahrer Deutſcher. Umſtändlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie ſich unſere Urväter an den Gefühlen begnügt, welche uns die Natur in ſolchen Einſamkeiten mit ungekünſtelter Bauart ſo herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: O! warum liegt dieſer köſtliche Platz nicht in tiefer Wildniß, warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzuſondern! Gewiß es iſt keine ſchönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechſelgeſpräch mit der Natur in unſerem Buſen entſpringt! — Was ich damals fühlte, iſt mir noch gegenwärtig; was ich ſagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. So viel iſt aber gewiß, daß die unbeſtimmten, ſich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet ſind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden ſoll, formlos, oder zu unfaßlichen

Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachsen sind.

Eine solche Stimmung der Seele empfinden mehr oder weniger alle Menschen, so wie sie dieses edle Bedürfniß auf mancherlei Weise zu befriedigen suchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo sich die Gestalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, so wird es dagegen vom Tage verscheucht, der alles sondert und trennt, und so muß es auch durch jede wachsende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug ist, sich zu dem Schönen zu flüchten und sich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unsterblich und unverwüstlich sind.

Die kurzen Augenblicke solcher Genüsse verkürzte mir noch mein denkender Freund; aber ganz umsonst versuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und mageren Umgebung, ein solches Gefühl bei mir wieder zu erregen; ja kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es sich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenstand war ihm entrissen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen; indessen eine Frau, die euch bildet, indem sie euch zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches, freudebringendes Wesen angebetet wird. Aber jene Gestalt, an der sich der Begriff des Schönen mir hervorthat, war in die Ferne weggeschwunden; sie besuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte sie nicht festhalten, und ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas ähnliches in der Weite zu suchen.

Ich hatte meinen Freund und Aufseher unvermerkt gewöhnt, ja genöthigt, mich allein zu lassen; denn selbst in

meinem heiligen Walde thaten mir jene unbestimmten, riesenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwischen Malern gelebt, und mich gewöhnt die Gegenstände wie sie, in Bezug auf die Kunst anzusehen. Jetzt, da ich mir selbst und der Einsamkeit überlassen war, trat diese Gabe, halb natürlich, halb erworben, hervor; wo ich hinsah erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten, und ich fing an auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein technisches Mittel, das herrlichste nachbilden zu wollen, was sich meinen Augen darstellte. Ich gewann freilich dadurch eine große Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, aber ich faßte sie nur im Ganzen, in so fern sie Wirkung thaten; und so wenig mich die Natur zu einem descriptiven Dichter bestimmt hatte, eben so wenig wollte sie mir die Fähigkeit eines Zeichners fürs Einzelne verleihen. Da jedoch nur dieß allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, so hing ich mit eben so viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübsinn daran, daß ich immer eifriger meine Arbeiten fortsetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen sah.

Läugnen will ich jedoch nicht, daß sich eine gewisse Schelmerei mit einmischte: denn ich hatte bemerkt, daß wenn ich einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmte Wurzeln sich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anschmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgesucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen sey, sich gewöhnlich entschloß, mit einem Buche ein anderes gefälliges Plätzchen zu suchen. Nun störte mich

nichts, meiner Liebhaberei nachzuhängen, die um deſto emſiger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht ſowohl das zu ſehen, was darauf ſtand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinſten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend ſeyn kann; und noch jetzt würde es mir ſchwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verſchiedenen Epochen übrig geblieben, als werthlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten verſetzt, deren ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber ſolche Blätter irgend ein Intereſſe an und für ſich haben könnten, ſo wären ſie dieſen Vorzug der Theilnahme und Aufmerkſamkeit meines Vaters ſchuldig. Dieſer, durch meinen Aufſeher benachrichtigt, daß ich mich nach und nach in meinen Zuſtand finde und beſonders mich leidenſchaftlich auf das Zeichnen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, theils weil er ſelbſt ſehr viel auf Zeichnung und Malerei hielt, theils weil Gevatter Seekatz ihm einigemal geſagt hatte, es ſey Schade, daß ich nicht zum Maler beſtimmt ſey. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Conflict: denn es war mir faſt unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes, weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue veraltete, ja ſchon von einer Seite beſchriebene Blätter reizten mich am meiſten, eben als wenn meine Unfähigkeit ſich vor dem Prüfſtein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leiſten ſollen, das ich wohl mit Augen ſah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte,

aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte. Wirklich war auch in dieſem Punkte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Verſuchen und zog Linien um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit nöthigen; die unregelmäßigen Blätter ſchnitt er zurechte, und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er ſich dereinſt der Fortſchritte ſeines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unſtätes Weſen in der Gegend umhertrieb, vielmehr zeigte er ſich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er ſeine Geduld üben und ſeine Hoffnungen einigermaßen ſtärken konnte.

Man ſorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältniſſe zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach vollkommene Freiheit. Durch zufällige Anregung, ſo wie in zufälliger Geſellſchaft ſtellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf ſo fern und ernſthaft vor mir geſtanden hatte. So beſuchten wir Homburg, Kronburg, beſtiegen den Feldberg, von dem uns die weite Ausſicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königſtein nicht unbeſucht; Wiesbaden, Schwalbach mit ſeinen Umgebungen beſchäftigten uns mehrere Tage; wir gelangten an den Rhein, den wir, von den Höhen herab, weit her ſchlangeln geſehen. Mainz ſetzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht feſſeln, der ins Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich, und nahmen zufrieden und froh unſern Rückweg.

Dieſe ganze Tour, von der ſich mein Vater manches Blatt verſprach, wär' beinahe ohne Frucht geweſen: denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht

dazu, eine weite und breite Landschaft als Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch ins Enge, wo ich einige Ausbeute fand: denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Mainz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein jeder erleben muß, der sich von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Conceptpapier mitgenommen, und mehrere Gegenstände unschicklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen; er schnitt die Blätter aus einander, ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern, so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies.

Von solchen halb lebenslustigen, halb künstlerischen Streifpartien, welche sich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von jeher stark auf mich wirkte; es war meine Schwester. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und sich dadurch mit mir aufs innigste verbunden. Zu diesen natürlichen Anlassen gesellte sich noch ein aus unserer häuslichen Lage hervorgehender Drang; ein zwar

liebevoller und wohlgesinnter, aber ernster Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemuth hegte, äußerlich mit unglaublicher Consequenz eine ehrne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden Aeltesten zum Bewußtseyn heranwuchs; diese drei, wie sie die Welt mit gesundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein solcher in der Familie schwebender Widerstreit vermehrte sich mit den Jahren. Der Vater verfolgte seine Absicht unerschüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünsche nicht aufgeben.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß Bruder und Schwester sich fest an einander schlossen und sich zur Mutter hielten, um die im Ganzen versagten Freuden wenigstens einzeln zu erhaschen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe sehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Vergnügens, besonders für meine Schwester, die das Haus niemals auf so lange Zeit als ich verlassen konnte, so ward ihr Bedürfniß, sich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnsucht geschärft mit der sie mich in die Ferne begleitete.

Und so wie in den ersten Jahren Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung den Geschwistern völlig gemein war, so daß sie sich wohl für Zwillinge halten konnten, so blieb auch unter ihnen diese Gemeinschaft, dieses Vertrauen bei Entwickelung physischer und moralischer Kräfte. Jenes Interesse der Jugend, jenes Erstaunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse,

die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, ins Klare treten wollten, nur immer gewaltiger aus einander hielt.

Ungern spreche ich dieß im Allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzustellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieses geliebte, unbegreifliche Wesen nur zu bald verlor, fühlte ich genugsamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und so entstand bei mir der Begriff eines dichterischen Ganzen, in welchem es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen: allein es ließ sich dazu keine andere Form denken als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben; nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen: denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie fließt. Aber von diesem schönen und frommen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes seligen Geistes nur, wie durch Hülfe eines magischen Spiegels, auf einen Augenblick heranzurufen.

Sie war groß, wohl und zart gebaut und hatte etwas

natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichts weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne gleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas sehnsüchtiges und verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so daß sie manchmal wirklich häßlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufallig oder vorsätzlich zu vergrößern. Da sie nun die weiblichste, reingewölbteste Stirn hatte und dabei ein Paar starke schwarze Augenbraunen und vorliegende Augen; so entstand aus diesen Verhaltnissen ein Contrast, der einen jeden Fremden für den ersten Augenblick wo nicht abstieß, doch wenigstens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dieß Gefühl ward immer peinlicher, je mehr sie in die Jahre trat, wo beide Geschlechter eine unschuldige Freude empfinden, sich wechselseitig angenehm zu werden.

Niemandem kann seine eigene Gestalt zuwider seyn, der Haßlichste wie der Schönste hat das Recht sich seiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verschönt, und sich jedermann mit Wohlwollen im Spiegel besieht, so kann man behaupten, daß jeder sich auch mit Wohlgefallen erblicken müsse, selbst wenn er sich dagegen straüben wollte. Meine

Schweſter hatte jedoch eine ſo entſchiedene Anlage zum Verſtand, daß ſie hier unmöglich blind und albern ſeyn konnte; ſie wußte vielmehr vielleicht deutlicher als billig, daß ſie hinter ihren Geſpielinnen an äußerer Schönheit ſehr weit zurückſtehe, ohne zu ihrem Troſte zu fühlen, daß ſie ihnen an in inneren Vorzügen unendlich überlegen ſey.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entſchädigt werden, ſo war ſie es reichlich durch das unbegränzte Vertrauen, die Achtung und Liebe welche ſämmtliche Freundinnen zu ihr trugen; ſie mochten älter oder jünger ſeyn, alle hegten die gleichen Empfindungen. Eine ſehr angenehme Geſellſchaft hatte ſich um ſie verſammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die ſich einzuſchleichen wußten, faſt jedes Mädchen fand einen Freund; nur ſie war ohne Hälfte geblieben. Freilich, wenn ihr Aeußeres einigermaßen abſtoßend war, ſo wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend als anziehend: denn die Gegenwart einer jeden Würde weiſ't den andern auf ſich ſelbſt zurück. Sie fühlte es lebhaft, ſie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete ſich deſto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverſtändniß offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachſen und die Neigung zuletzt wohl auf ſich ſelbſt hinziehen, ſo war es mit uns Geſchwiſtern: denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröſtete mich meine Schweſter um deſto ernſtlicher, als ſie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin losgeworden zu ſeyn; und ſo mußte auch ich mit einer ſtillen Halbſchadenfreude empfinden, wenn ſie mir Gerechtigkeit wiederfahren ließ, daß ich der Einzige ſey der ſie wahrhaft liebe, ſie kenne und ſie verehre. Wenn ſich nun bei mir von Zeit zu Zeit

der Schmerz über Gretchens Verluſt erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungebärdig zu ſtellen anfing, ſo erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebeſeſſene, Mißlungene und Vorübergeſtrichene ſolcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beide gränzenlos unglücklich hielten, und um ſo mehr, als in dieſem ſeltſamen Falle die Vertrauenden ſich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweiſe miſchte ſich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Noth ſo viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der ſich in der Pfeiliſchen Penſion bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von ſeiner Sprache gute Rechenſchaft geben, ich übte ſie mit ihm und erfuhr dabei manches von ſeinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schweſter an ihm bemerkte, doch mochte er ſie im Stillen bis zur Leidenſchaft genährt haben: denn endlich erklärte ſichs unverſehens und auf einmal. Sie kannte ihn, ſie ſchätzte ihn, und er verdiente es. Sie war oft bei unſern engliſchen Unterhaltungen die dritte geweſen, wir hatten aus ſeinem Munde uns beide die Wunderlichkeiten der engliſchen Ausſprache anzueignen geſucht und uns dadurch nicht nur das Beſondere ihres Tones und Klanges, ſondern ſogar das Beſonderſte der perſönlichen Eigenheiten unſeres Lehrers angewöhnt, ſo daß es zuletzt ſeltſam genug klang, wenn wir zuſammen wie aus Einem Munde zu reden ſchienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weiſe ſo viel vom Deutſchen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel,

ſowohl ſchriftlich als mündlich, in engliſcher Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Perſonen ſchickten ſich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut, wie ſie, nur noch ſchlanker; ſein Geſicht, klein und eng beiſammen, hätte wirklich hübſch ſeyn können, wäre es durch die Blattern nicht allzuſehr entſtellt geweſen; ſein Betragen war ruhig, beſtimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber ſein Herz war voll Güte und Liebe, ſeine Seele voll Edelmuth und ſeine Neigungen ſo dauernd, als entſchieden und gelaſſen. Nun zeichnete ſich dieſes ernſte Paar, das ſich erſt neuerlich zuſammengefunden hatte, unter den andern ganz eigen aus, die ſchon mehr mit einander bekannt, von leichteren Charakteren, ſorglos wegen der Zukunft, ſich in jenen Verhältniſſen leichtſinnig herumtrieben, die gewöhnlich nur als fruchtloſes Vorſpiel künftiger ernſterer Verbindungen vorübergehen, und ſehr ſelten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahrszeit, die ſchöne Gegend blieb für eine ſo muntere Geſellſchaft nicht unbenutzt; Waſſerfahrten ſtellte man häufig an, weil dieſe die geſelligſten von allen Luſtpartien ſind. Wir mochten uns jedoch zu Waſſer oder zu Lande bewegen, ſo zeigten ſich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar ſchloß ſich zuſammen, und für einige Männer, die nicht verſagt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung, oder eine ſolche, die man an einem luſtigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der ſich in gleichem Falle befand, und dem es an einer Hälfte hauptſächlich deßwegen ermangeln mochte, weil es ihm, bei dem beſten Humor, an Zärtlichkeit, und bei viel Verſtand an jener Aufmerkſamkeit fehlte, ohne welche ſich Verbindungen ſolcher Art nicht denken laſſen;

dieſer, nachdem er öfters ſeinen Zuſtand launig und geiſtreich beklagt, verſprach, bei der nächſten Verſammlung einen Vorſchlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden ſollte. Auch verfehlte er nicht ſein Verſprechen zu erfüllen: denn als wir, nach einer glänzenden Waſſerfahrt und einem ſehr anmuthigen Spaziergang, zwiſchen ſchattigen Hügeln gelagert im Gras, oder ſitzend auf bemoos'ten Felſen und Baumwurzeln, heiter und froh ein ländliches Mahl verzehrt hatten, und uns der Freund alle heiter und guter Dinge ſah, gebot er mit ſchalkhafter Würde, einen Halbkreis ſitzend zu ſchließen, vor den er hintrat und folgendermaßen emphatiſch zu peroriren anfing:

„Höchſt werthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieſer Anrede erhellet, wie nöthig es ſey, daß ein Bußprediger auftrete und der Geſellſchaft das Gewiſſen ſchärfe. Ein Theil meiner edlen Freunde iſt gepaart, und mag ſich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart, der befindet ſich höchſt ſchlecht, wie ich aus eigener Erfahrung verſichern kann; und wenn nun gleich die lieben Gepaarten hier die Mehrzahl ausmachen, ſo gebe ich ihnen doch zu bedenken, ob es nicht eben geſellige Pflicht ſey, für alle zu ſorgen? Warum vereinigen wir uns zahlreich, als um an einander wechſelſeitig Theil zu nehmen? und wie kann das geſchehen, wenn ſich in unſerm Kreiſe wieder ſo viele kleine Abſonderungen bemerken laſſen? Weit entfernt bin ich, etwas gegen ſo ſchöne Verhaltniſſe meinen, oder nur daran rühren zu wollen; aber alles hat ſeine Zeit! ein ſchönes, groſſes Wort, woran freilich niemand denkt, wenn ihm für Zeitvertreib hinreichend geſorgt iſt."

Er fuhr darauf immer lebhafter und luſtiger fort, die geſelligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüber

zu ſtellen. „Dieſe," ſagte er, „können uns niemals fehlen, wir tragen ſie immer bei uns, und jeder wird darin leicht ohne Uebung ein Meiſter; aber jene müſſen wir aufſuchen, wir müſſen uns um ſie bemühen, und wir mögen darin ſo viel wir wollen fortſchreiten, ſo lernt man ſie doch niemals ganz aus." — Nun ging er ins Beſondere. Mancher mochte ſich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlaſſen, ſich unter einander anzuſehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übel nahm, und ſo konnte er ungeſtört fortfahren.

„Die Mängel aufdecken iſt nicht genug; ja man hat Unrecht ſolches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem beſſeren Zuſtande anzugeben weiß. Ich will euch, meine Freunde, daher nicht etwa, wie ein Charwochenprediger, zur Buße und Beſſerung im allgemeinen ermahnen, vielmehr wünſche ich ſämmtlichen liebenswürdigen Paaren das längſte und dauerhafteſte Glück, und um hiezu ſelbſt auf das ſicherſte beizutragen, thue ich den Vorſchlag, für unſere geſelligen Stunden dieſe kleinen allerliebſten Abſonderungen zu trennen und aufzuheben. Ich habe, fuhr er fort, ſchon für die Ausführung geſorgt, wenn ich Beifall finden ſollte. Hier iſt ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich ſind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und laſſen Sie ſich's gefallen, denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünſtigen, den Ihnen das Loos zuweiſ't. Dieß gilt nur innerhalb unſeres Kreiſes; ſobald er aufgehoben iſt, ſind auch dieſe Verbindungen aufgehoben, und wer Sie nach Hauſe führen ſoll, mag das Herz entſcheiden."

Ein großer Theil der Geſellſchaft war über dieſe Anrede und die Art, wie er ſie vortrug, froh geworden und ſchien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch ſahen vor ſich

bin, als glaubten ſie dabei nicht ihre Rechnung zu finden: deßhalb rief er mit launiger Heftigkeit:

„Fürwahr! es überraſcht mich, daß nicht jemand aufſpringt, und obgleich noch andere zaudern, meinen Vorſchlag anpreiſ't, deſſen Vortheile auseinanderſetzt, und mir erſpart mein eigner Lobredner zu ſeyn. Ich bin der älteſte unter Ihnen; das mir Gott verzeihe! Schon habe ich eine Glatze, daran iſt mein großes Nachdenken Schuld" —

Hier nahm er den Hut ab —

„aber ich würde ſie mit Freuden und Ehren zur Schau ſtellen, wenn meine eignen Ueberlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des ſchönſten Schmucks berauben, nur auch mir und Andern einigermaßen förderlich ſeyn könnten. Wir ſind jung, meine Freunde, das iſt ſchön; wir werden älter werden, das iſt dumm; wir nehmen uns unter einander wenig übel, das iſt hübſch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir uns ſelbſt manches übel zu nehmen haben: da mag denn jeder ſehen, wie er mit ſich zu rechte kommt; aber zugleich werden uns Andere manches übel nehmen, und zwar wo wir es gar nicht begreifen; darauf müſſen wir uns vorbereiten, und dieſes ſoll nunmehr geſchehen."

Er hatte die ganze Rede, beſonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Gebärden eines Kapuziners vorgetragen: denn da er katholiſch war, ſo mochte er genugſame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunſt dieſer Väter zu ſtudiren. Nun ſchien er außer Athem, trocknete ſein jung-kahles Haupt, das ihm wirklich das Anſehen eines Pfaffen gab, und ſetzte durch dieſe Poſſen die leichtgeſinnte Societät in ſo gute Laune, daß jedermann begierig war ihn weiter zu hören. Allein anſtatt fortzufahren, zog er den Beutel und wendete ſich zur nächſten

Dame: „Es kommt auf einen Verſuch an!“ rief er aus, „das Werk wird den Meiſter loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, ſo geben wir es auf und es mag bei dem Alten bleiben.“

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen ihre Röllchen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieſer geringen Handlung mancherlei Leidenſchaften im Spiel waren. Glücklicherweiſe traf ſich's, daß die Heitergeſinnten getrennt wurden, die Ernſteren zuſammenblieben; und ſo behielt auch meine Schweſter ihren Engländer, welches ſie beiderſeits dem Gott der Liebe und des Glücks ſehr gut aufnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden ſogleich von dem Antiſtes zuſammengegeben, auf ihre Geſundheit getrunken und allen um ſo mehr Freude gewünſcht, als ihre Dauer nur kurz ſeyn ſollte. Gewiß aber war dieß der heiterſte Moment, den unſere Geſellſchaft ſeit langer Zeit genoſſen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, dieſe Woche über für Geiſt, Seele und Leib zu ſorgen, wie ſich unſer Redner ausdrückte, beſonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden anderen ſich ſchon eher ſelbſt zu helfen wüßten.

Die Vorſteher, die ſich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele ſchnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkoſt, auf die man nicht gerechnet hatte, illuminirten bei unſerer nächtlichen Rückkehr die Jacht, ob es gleich, bei dem hellen Mondſchein, nicht nöthig geweſen wäre; ſie entſchuldigten ſich aber damit, daß es der neuen geſelligen Einrichtung ganz gemäß ſey, die zärtlichen Blicke des himmliſchen Mondes durch irdiſche Lichter zu überſcheinen. In dem Augenblick als wir ans Land ſtiegen, rief unſer Solon: „ite missa est!“ ein jeder führte die ihm durchs

Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab sie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er sich wieder die seinige eintauschte.

Bei der nächsten Zusammenkunft ward diese wöchentliche Einrichtung für den Sommer festgesetzt und die Verloosung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch diesen Scherz eine neue und unerwartete Wendung in die Gesellschaft kam, und ein jeder angeregt ward, was ihm von Geist und Anmuth beiwohnte an den Tag zu bringen und seiner augenblicklichen Schönen auf das verbindlichste den Hof zu machen, indem er sich wohl zutraute, wenigstens für eine Woche genugsamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte sich kaum eingerichtet, als man unserem Redner, statt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das beste seiner Rede, den Schluß, für sich behalten. Er versicherte darauf, das beste einer Rede sey die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müsse gar nicht reden: denn mit der Ueberzeugung sey es eine mißliche Sache. Als man ihm demungeachtet keine Ruhe ließ, begann er sogleich eine Kapuzinade, fratzenhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernsthaftesten Dinge zu sagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichnissen, die nicht trafen, mit Anspielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und Enden gestört und zum Besten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich seyn wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befleißigen.

Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden.

Will man ſich einen Begriff von dieſem ſeltſamen Menſchen machen, ſo bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, ſeine Talente und beſonders ſeinen Scharfſinn in Jeſuiterſchulen ausgebildet und eine große Welt- und Menſchenkenntniß, aber nur von der ſchlimmen Seite zuſammengewonnen hatte. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, und hätte mich gern zum Proſelyten ſeiner Menſchenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen, denn ich hatte noch immer große Luſt, gut zu ſeyn und andere gut zu finden. Indeſſen bin ich durch ihn auf vieles aufmerkſam geworden.

Das Perſonal einer jeden heiteren Geſellſchaft vollſtändig zu machen gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um ſo manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Iſt er nicht blos ein ausgeſtopfter Saracene, wie derjenige, an dem bei Luſtkämpfen die Ritter ihre Lanze übten, ſondern verſteht er ſelbſt zu ſcharmuziren, zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und ſich zurückzuziehen, und, indem er ſich Preis zu geben ſcheint, anderen eins zu verſetzen, ſo kann nicht wohl etwas anmuthigeres gefunden werden. Einen ſolchen beſaßen wir an unſerm Freund Horn, deſſen Name ſchon zu allerlei Scherzen Anlaß gab und der, wegen ſeiner kleinen Geſtalt immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinſte in der Geſellſchaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnaſe, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein ſchwarzbraunes Geſicht, das immer zum Lachen aufzufordern ſchien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krauſen ſchwarzen Haaren reich beſetzt, ſein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachſen laſſen, um als komiſche Maske

die Gesellschaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber denn mancher Scherz entstand: denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht wurde, so rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich und seine Gegenwart bei jeder Zusammenkunft unentbehrlich. Wir beide schlossen uns um so enger an einander, als er mir auf die Akademie folgen sollte; und er verdient wohl, daß ich seiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenständen eine poetische Seite abzugewinnen hatte er sich gleichfalls zu solchen Arbeiten verführen lassen. Unsere kleinen geselligen Reisen, Lustpartien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten stutzten wir poetisch auf, und so entstand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber gewöhnlich dergleichen gesellige Scherze auf Verspottung hinauslaufen, und mein Freund Horn mit seinen burlesken Darstellungen nicht immer in den gehörigen Gränzen blieb, so gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So versuchte er sich auch in einer Dichtungsart, welche sehr an der Tagesordnung war, im komischen Heldengedicht. Pope's Lockenraub hatte viele Nachahmungen erweckt; Zacharia cultivirte diese Dichtart auf deutschem Grund und Boden, und jedermann gefiel sie, weil der gewöhnliche Gegenstand derselben irgend ein täppischer Mensch war, den die Genien zum Besten hatten, indem sie den besseren begünstigten.

Es iſt nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, beſonders der deutſchen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewiſſen Form mit Glück behandelten Gegenſtand nicht wieder loskommen kann, ſondern ihn auf alle Weiſe wiederholt haben will; da denn zuletzt, unter den angehäuften Nachahmungen, das Original ſelbſt verdeckt und erſtickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieſer Bemerkung. Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppiſchen Menſchen ein Frauenzimmer zu Theil, das ihn nicht mag; ihm begegnet neckiſch genug ein Unglück nach dem andern, das bei einer ſolchen Gelegenheit ſich ereignen kann, bis er zuletzt, als er ſich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritſche fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geiſter ein Bein geſtellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hauſe; ein begünſtigter Freund empfängt ſie und triumphirt über den anmaßlichen Nebenbuhler. Uebrigens war es ſehr artig ausgedacht, wie ihn die verſchiedenen Geiſter nach und nach beſchädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geſchrieben, auf eine wahre Geſchichte gegründet, ergötzte unſer kleines Publikum gar ſehr, und man war überzeugt, daß es ſich mit der Walpurgisnacht von Löwen, oder dem Renommiſten von Zachariä gar wohl meſſen könne.

Indem nun unſere geſelligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, ſo hatte ich Zeit genug zu leſen und, wie ich glaubte, zu ſtudiren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich fleißig den kleinen Hopp, und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examiniren laſſen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 03760/124

der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Wißbegierde trieb mich weiter, ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyclopädismus, in dem ich Geßners Isagoge und Morhofs Polyhistor durchlief, und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr und Leben schon mochte vorgekommen seyn. Durch diesen anhaltenden und hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle'n in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen: denn so viel drangte sich mir aus dem alten literarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekunste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sey. Das Hebraische so wie die biblischen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechische gleichfalls, da meine Kenntnisse desselben sich nicht über das Neue Testament hinaus erstreckten. Desto ernstlicher hielt ich mich ans Lateinische, dessen Musterwerke uns näher liegen und das uns, nebst so herrlichen Originalproductionen, auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Uebersetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieser Sprache mit großer Leichtigkeit, und durfte glauben die Autoren zu verstehen, weil mir am buchstablichen Sinne nichts abging. Ja es verdroß mich gar sehr, als ich vernahm, Grotius habe übermüthig geäußert, er lese den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beschränkung der Jugend! ja der Menschen überhaupt, daß sie sich in jedem Augenblicke ihres Daseyns für vollendet halten können, und

weder nach Wahrem noch Falſchem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, ſondern bloß nach dem, was ihnen gemaß iſt.

So hatte ich denn das Lateiniſche gelernt, wie das Deutſche, das Franzöſiſche, das Engliſche, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zuſtand des Schulunterrichts kennt, wird nicht ſeltſam finden, daß ich die Grammatik überſprang, ſo wie die Redekunſt: mir ſchien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn, und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwatzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie beſuchen ſollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben ſo ſehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterſtadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; ſie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuſchlagen und den erſten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie andere, die nothwendigen Wege. Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend; und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, ſo mißfiel mir auch die Verfaſſung der Stadt, alles was mir ſonſt ſo ehrwürdig vorkam, erſchien mir in verſchobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen einer ſolchen Republik nicht unbekannt geblieben, um ſo weniger, als Kinder ein ganz eignes Erſtaunen fühlen und zu emſigen Unterſuchungen angereizt werden, ſobald ihnen etwas, das ſie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtſchaffener Männer im Widerſtreit

mit solchen, die von Parteien zu gewinnen, wohl gar zu bestechen sind, war mir nur zu deutlich geworden, ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maaßen: denn die Kinder sind alle moralische Rigoristen. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte sich im Verdruß über manches Mißlungene sehr lebhaft. Und sah ich ihn nicht, nach so viel Studien, Bemühungen, Reisen und mannichfaltiger Bildung endlich zwischen seinen Brandmauern ein einsames Leben führen, wie ich mir es nicht wünschen konnte? Dieß zusammen lag als eine entsetzliche Last auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan, als den mir vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juristischen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geschichte und allem was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetische Nachbildung dessen, was ich an mir selbst, an andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinct geschah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Productionen nicht recht traute, so konnte ich sie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward mir dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Gaedorn, Gellert und andern solchen Mannern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein schien mir allzuleer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernst zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich, bei einer vollständigeren Ansicht des Alterthums, in meinen eigenen

Werken rascher vorzuschreiten dachte, mich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche mir das wünschenswertheste schien für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte.

Bei diesen Gesinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern, wie Heyne, Michaelis und so manchem andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken suchten; er bestand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müsse. Nun hielt ich den Entschluß, daß ich, gegen seine Gesinnungen und Willen, eine eigne Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, erst recht für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wissen, sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machte, ihm Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Cursus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademieen und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Göttingen abgeschnitten war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig. Dort erschien mir Ernesti als ein helles Licht, auch Morus erregte schon viel Vertrauen. Ich ersann mir im Stillen einen Gegencursus, oder vielmehr ich baute ein Luftschloß auf einen ziemlich soliden Grund; und es schien mir sogar romantisch ehrenvoll, sich seine eigene Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir um so weniger phantastisch vorkam, als Griesbach auf dem ähnlichen Wege schon große Fortschritte gemacht hatte und deßhalb von jedermann gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die

Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer seyn, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den October herannahen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die bösen Wege, von denen jedermann zu erzählen wußte, schreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zur Winterszeit Einstand geben zu müssen, machte mich nicht trübe; genug ich sah nur meine gegenwärtigen Verhältnisse düster, und stellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausschließlich nachhing, und versprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So sehr ich auch gegen jedermann von diesen meinen Vorsätzen ein Geheimniß machte, so konnte ich sie doch meiner Schwester nicht verbergen, die, nachdem sie anfangs darüber sehr erschrocken war, sich zuletzt beruhigte, als ich ihr versprach sie nachzuholen, damit sie sich meines erworbenen glänzenden Zustandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin, einer gebornen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr, und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte.

So lösen sich in gewissen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünstigte von Gönnern los, und ein solcher Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligen Pforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Gegenden

gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahrszeit wenig erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden; und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchst selten seyn mag; denn ich habe nichts ähnliches jemals wieder gesehen, noch auch von andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf, und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs, in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise über einander, und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa still saßen, sondern hin und wieder hüpften, sowohl von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht hätte. Auf Befragen wollte der Postillon zwar von einer solchen Erscheinung nichts wissen, sagte aber, daß in der Nähe sich ein alter Steinbruch befinde, dessen Vertiefung mit Wasser angefüllt sey. Ob dieses nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft von leuchtenden Geschöpfen gewesen, will ich nicht entscheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer, und

leider blieb unser Wagen in der Gegend von Auerstadt bei einbrechender Nacht stecken. Wir waren von allen Menschen entfernt, und thaten das mögliche, uns los zu arbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzustrengen, und mochte mir dadurch die Bander der Brust übermaßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verschwand und wiederkehrte und erst nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch sollte ich noch in derselbigen Nacht, als wenn sie recht zu abwechselnden Schicksalen bestimmt gewesen ware, nach einem unerwartet glücklichen Ereigniß, einen neckischen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerstadt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schicksale verspatet, eben auch erst angekommen war; einen ansehnlichen würdigen Mann in den besten Jahren mit einer sehr schönen Gemahlin. Zuvorkommend veranlaßten sie uns, in ihrer Gesellschaft zu speisen, und ich fand mich sehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgesandt ward, die gehoffte Suppe zu beschleunigen, überfiel mich, der ich freilich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlafsucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die andern ihr Tischgebet verrichteten, bewußtlos gelassen gleichfalls hinter den Stuhl stellte, und mir nicht traumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören gekommen sey. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz, noch an Zunge fehlte, ersuchte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallend finden, was sie hier mit Augen sahen; der junge Reisegefahrte habe große Anlage zum

Quäker, welche Gott und den König nicht beſſer zu verehren glaubten, als mit bedecktem Haupte. Die ſchöne Dame, die ſich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch noch ſchöner, und ich hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht Urſache an einer Heiterkeit geweſen zu ſeyn, die ihr ſo fürtrefflich zu Geſicht ſtand. Ich hatte jedoch den Hut kaum beiſeite gebracht, als die Perſonen nach ihrer Weiſe, den Scherz ſogleich fallen ließen, und durch den beſten Wein aus ihrem Flaſchenkeller Schlaf, Mißmuth und das Andenken an alle vergangenen Uebel völlig auslöſchten.

Als ich in Leipzig ankam war es gerade Meßzeit, woraus mir ein beſonderes Vergnügen entſprang: denn ich ſah hier die Fortſetzung eines vaterländiſchen Zuſtandes vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Ich durchſtrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; beſonders aber zogen meine Aufmerkſamkeit an ſich, in ihren ſeltſamen Kleidern, jene Bewohner der öſtlichen Gegenden, die Polen und Ruſſen, vor allen aber die Griechen, deren anſehnlichen Geſtalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Dieſe lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt ſelbſt, mit ihren ſchönen, hohen und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen ſehr guten Eindruck auf mich, und es iſt nicht zu läugnen, daß ſie überhaupt, beſonders aber in ſtillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Impoſantes hat, ſo wie denn auch im Mondſchein die Straßen halb beſchattet, halb beleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indeſſen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war, dieſer neue Zuſtand keineswegs. Leipzig ruft dem Beſchauer keine alterthümliche Zeit zurück; es iſt eine neue,

kurz vergangene, von Handelsthatigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinen Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebaude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ahnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartirte ich mich ein, und zwar in der Feuerkugel zwischen dem alten und neuen Neumarkt. Ein Paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhandler Fleischer während der Messe, und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbar fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war, und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich dieses Uebel durch übermäßiges Lesen bis in die tiefste Dammerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein zugezogen. Unsre alte Wirthin erzeigte sich wohlthatig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich, und gegen beide sorgsam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsschreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Mascov, nunmehr sein Nachfolger, Geschichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und stellte mich seiner Gattin vor. Beide, so wie die übrigen Personen, denen ich aufwartete, gaben mir die beste Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthaltes; doch ließ ich mich anfangs gegen niemand merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den schicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei und dem Studium der Alten verbunden erklaren wollte. Vorsichtig

wartete ich ab, bis Fleischers wieder abgereis't waren, damit mein Vorsatz nicht allzugeschwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anstand zu Hofrath Böhmen, dem ich vor allen die Sache glaubte vertrauen zu müssen, und erklärte ihm, mit vieler Consequenz und Parrhesie, meine Absicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Historiker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen alles was nach schönen Wissenschaften schmeckte. Unglücklicherweise stand er mit denen, welche sie cultivirten, nicht im besten Vernehmen, und Gellerten besonders, für den ich, ungeschickt genug, viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern also einen treuen Zuhörer zuzuweisen, sich selbst aber einen zu entziehen, und noch dazu unter solchen Umständen, schien ihm ganz und gar unzulässig. Er hielt mir daher aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, worin er betheuerte, daß er ohne Erlaubniß meiner Eltern einen solchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht sey, selbst billigte. Er verunglimpfte darauf leidenschaftlich Philologie und Sprachstudien, noch mehr aber die poetischen Uebungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken lassen. Er schloß zuletzt, daß wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, solches viel besser auf dem Wege der Jurisprudenz geschehen könne. Er brachte mir so manchen eleganten Juristen, Eberhard Otto und Heineccius, ins Gedächtniß, versprach mir von den römischen Alterthümern und der Rechtsgeschichte goldene Berge, und zeigte mir sonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch späterhin noch jenen Vorsatz, nach reiferer Ueberlegung und mit Zustimmung meiner Eltern, auszuführen gedächte. Er ersuchte mich

freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Gesinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig sey, wegen bevorstehenden Anfangs der Collegien, sich zunächst zu entschließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er sie vortrug, hatten meine biegsame Jugend schon überzeugt, und ich sah nun erst die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im Stillen so thulich ausgebildet hatte. Frau Hofrath Böhme ließ mich kurz darauf zu sich einladen. Ich fand sie allein. Sie war nicht mehr jung und sehr kränklich, unendlich sanft und zart, und machte gegen ihren Mann, dessen Gutmüthigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Contrast. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Gespräch, und stellte mir die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig, im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte nachzugeben; die wenigen Reservationen, auf denen ich bestand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl regulirte darauf meine Stunden: da sollte ich denn Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen und noch einiges andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch setzte ich durch, Gellerts Literargeschichte über Stockhausen, und außerdem sein Practicum zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart

angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wohl nothwendig: denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Collegia besuchte ich anfangs emsig und treulich: die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so aus einander zerren, vereinzelen und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professors Windler auf dem Thomasplan, gerade um die Stunde, die köstlichsten Krapfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte locker wurden, und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor.

Mit den juristischen Collegien ward es bald eben so schlimm: denn ich wußte gerade schon so viel, als uns der Lehrer zu überliefern für gut fand. Mein erst hartnäckiger Fleiß im Nachschreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchst langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im

Gedächtniß zu behalten. Der Schaden, den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat sich späterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vorkenntnisse sind, Zeit und Aufmerksamkeit abbrach, um sie an sogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerstreuen als bilden, wenn sie nicht methodisch und vollständig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel, wodurch Studirende sehr bedrängt sind, erwähne ich hier beiläufig. Professoren, so gut wie andere in Aemtern angestellte Männer, können nicht alle von Einem Alter seyn; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn sie gute Köpfe sind, dem Zeitalter voreilen, so erwerben sie ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer, weil diese nicht in dem unterrichtet werden was sie eigentlich brauchen, sondern in dem was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den ältesten Professoren dagegen sind manche schon lange Zeit stationär; sie überliefern im Ganzen nur ihre Ansichten, und, was das Einzelne betrifft, vieles, was die Zeit schon als unnütz und falsch verurtheilt hat. Durch beides entsteht ein trauriger Conflict, zwischen welchem junge Geister hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, obschon genugsam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zu Wissen und Nachdenken bei sich empfinden, ins Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf diesem Wege viel mehreres kennen als zurechte legen lernte, wodurch sich ein immer wachsendes Mißbehagen in mir hervordrang, so hatte ich auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten; wie man denn, wenn

man den Ort verändert und in neue Verhältniſſe tritt, immer Einſtand geben muß. Das erſte, was die Frauen an mir tadelten, bezog ſich auf die Kleidung; denn ich war vom Hauſe freilich etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt.

Mein Vater, dem nichts ſo ſehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geſchah, wenn jemand ſeine Zeit nicht zu brauchen wußte, oder ſie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb ſeine Oekonomie mit Zeit und Kräften ſo weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwei Fliegen mit Einer Klappe zu ſchlagen. Er hatte deßwegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hauſe zu noch etwas nützlich geweſen wäre. Da er nun von jeher alles mit eigener Hand ſchrieb und ſpäter die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenoſſen in die Feder zu dictiren, ſo fand er am vortheilhafteſten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem ſie nicht allein ihre Livreien, ſondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu beſorgen hatten. Mein Vater war ſelbſt um die beſten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Meſſen von auswärtigen Handelsherren ſeine Waare bezog und ſie in ſeinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herren von Löwenicht von Aachen jederzeit beſuchte, und mich von meiner früheſten Jugend an mit dieſen und anderen vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Tüchtigkeit des Zeugs war alſo geſorgt und genugſamer Vorrath verſchiedener Sorten Tücher, Sarſchen, Göttinger Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter vorhanden, ſo daß wir, dem Stoff nach, uns wohl hätten dürfen ſehen laſſen; aber die Form verdarb meiſt alles: denn wenn

ein solcher Hausschneider allenfalls ein guter Geselle gewesen ware, um einen meisterhaft zugeschnittenen Rock wohl zu nahen und zu fertigen, so sollte er nun auch das Kleid selbst zuschneiden, und dieses gerieth nicht immer zum besten. Hiezu kam noch, daß mein Vater alles, was zu seinem Anzuge gehörte, sehr gut und reinlich hielt und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewissen alten Zuschnitt und Verzierungen trug, wodurch unser Putz mitunter ein wunderliches Ansehen bekam.

Auf eben diesem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Akademie nahm, zu Stande gebracht; sie war recht vollständig und ansehnlich und sogar ein Tressenkleid darunter. Ich, diese Art von Aufzug schon gewohnt, hielt mich für geputzt genug; allein es wahrte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt herein geschneit aussehe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, sah ich doch anfangs nicht, wie ich mir helfen sollte. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen seiner äußeren als inneren Abgeschmacktheit herzlich verlacht wurde, faßte ich Muth und wagte, meine sämmtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäße, auf einmal umzutauschen, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue auftreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht.

Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen

Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mangel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivetät wegen gefielen, mit Behagen hervorhob, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Der Oberdeutsche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt (denn große Flüsse haben, wie das Meeresufer, immer etwas belebendes), drückt sich viel in Gleichnissen und Anspielungen aus, und bei einer inneren, menschenverständigen Tüchtigkeit bedient er sich sprüchwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen ist er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes sieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr sich anstößig erweis't.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft. Mit welchem Eigensinn aber die Meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeit lang auszuschließen gewußt hat, ist Jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt. Was ein junger lebhafter Mensch unter diesem beständigen Hofmeistern ausgestanden habe, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich endlich wohl ergabe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde von gebildeten

Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt seyn, so wie die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Keisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprüchwörter entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dieß, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man solle reden wie man schreibt und schreiben wie man spricht; da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

Jedermann, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und sonst in einer feinen Societät sich gefallende Personen so entschieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgesprochen wäre, sich sogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befinden. Jede der deutschen Akademieen hat eine besondere Gestalt: denn weil in unserm Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, so beharrt jeder Ort auf seiner Art und Weise und treibt seine charakteristischen Eigenheiten bis auf's letzte; eben dieses gilt von den Akademieen. In Jena und Halle war die Rohheit aufs höchste gestiegen, körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthülfe war dort an der Tagesordnung; und ein solcher

Zuſtand kann ſich nur durch den gemeinſten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhaltniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, ſo verſchieden es auch ſeyn mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und ſich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegirtes Weſen anſah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant ſeyn, ſobald er mit reichen, wohl und genau geſitteten Einwohnern in einigem Bezug ſtehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn ſie nicht als Blüthe einer großen und weiten Lebensweiſe hervortritt, muß beſchränkt, ſtationär und aus gewiſſen Geſichtspunkten vielleicht albern erſcheinen; und ſo glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an der Pleiße ein großes Uebergewicht zu haben. Zacharia's Renommiſt wird immer ein ſchätzbares Document bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anſchaulich hervortritt; wie überhaupt ſeine Gedichte jedem willkommen ſeyn müſſen, der ſich einen Begriff von dem zwar ſchwachen, aber wegen ſeiner Unſchuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zuſtande des damaligen geſelligen Lebens und Weſens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Weſens entſpringen, ſind unverwüſtlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch manches an Zacharia's Heldengedicht. Ein einziger unſerer akademiſchen Mitbürger hielt ſich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu ſchlagen. Er trank Schwägerſchaft mit allen Lohnkutſchern, die er, als wären's die Herren, ſich in die Wagen ſetzen ließ und ſelbſt vom Bocke fuhr, ſie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbchaiſen, ſo wie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte,

übrigens aber niemanden beleidigte, sondern nur das Publicum in Masse zu verhöhnen schien. Einst bemächtigte er und ein Spießgesell sich, am schönsten Promenaden-Tage, der Esel des Thomasmüllers; sie ritten wohlgekleidet, in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergangern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorstellungen thaten, versicherte er ganz unbefangen, er habe nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus in einem ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Gesellen.

Denn der Studirende von einigem Vermögen und Ansehen hatte alle Ursache, sich gegen den Handelsstand ergeben zu erweisen, und sich um so mehr schicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Colonie ein Musterbild französischer Sitten darstellte. Die Professoren, wohlhabend durch eigenes Vermögen und gute Pfründen, waren von ihren Schulern nicht abhangig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürstenschulen oder sonstigen Gymnasien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, sich von der herkömmlichen Sitte loszusagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von daher, die wahre Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens konnte nicht ohne sittlichen, ja religiösen Einfluß bleiben.

Mir war diese Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Hauser eingeführt, deren verwandte Cirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Gesellschaft gar manches an mir auszusetzen hatte, und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden sollte, und dabei doch deutlich sehen

konnte, daß mir dagegen von alle dem wenig geleistet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinem akademischen Aufenthalt versprochen hatte, so fing ich an lässig zu werden und die geselligen Pflichten der Besuche und sonstigen Attentionen zu versäumen, und ich wäre noch früher aus allen solchen Verhaltnissen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhmen Scheu und Achtung und an seine Gattin Zutrauen und Neigung festgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn besuchte; seine Gattin dagegen zeigte ein aufrichtiges Interesse an mir. Ihre Kränklichkeit hielt sie stets zu Hause. Sie lud mich manchen Abend zu sich und wußte mich, der ich zwar gesittet war, aber doch eigentlich was man Lebensart nennt, nicht befaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurecht zu führen und zu verbessern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu; diese war aber schon herrischer und schulmeisterlicher, deßwegen sie mir äußerst mißfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die andere schon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdessen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Piquet, l'Hombre und was andere dergleichen Spiele sind, deren Kenntniß und Ausübung in der Gesellschaft für unerlaßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geschmack, freilich auf eine negative Weise, worin sie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottschedische Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündfluth überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich

eine solche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachaffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl giebt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wasserigen einen solchen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas naher mit den Neueren bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maaßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie war noch überdieß Gattin eines Mannes, der mit der Poesie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenige nicht gelten ließ, was sie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte sie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verse oder Prose von namhaften, schon in gutem Ansehen stehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm: denn ich behielt nach wie vor alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das erste, was sie mir ganz entsetzlich herunter machte, waren die Poeten nach der Mode von Weiße, welche so eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden, und mich ganz besonders ergötzt hatten. Besah ich nun freilich die Sache naher, so konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Gesellschaft. Und so waren mir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht und ich sogar genöthigt, das trocknende

Heu ſelbſt mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verſpotten, was mir kurz vorher eine ſo lebendige Freude gemacht hatte.

Dieſen ihren Lehren kam, ohne es zu wiſſen, der Profeſſor Morus zu Hülfe, ein ungemein ſanfter und freundlicher Mann, den ich an dem Tiſche des Hofraths Ludwig kennen lernte und der mich ſehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu beſuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Alterthum erkundigte, ſo verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neuern ergötzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch ſchlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über ſolche Dinge ſprach und mir, anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erſtaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in ſeinem Practicum von der Poeſie abzumahnen pflegte. Er wünſchte nur proſaiſche Aufſätze und beurtheilte auch dieſe immer zuerſt. Die Verſe behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmſte war, ſelbſt meine Proſe fand wenig Gnade vor ſeinen Augen: denn ich pflegte, nach meiner alten Weiſe, immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenſtände waren leidenſchaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Proſe hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht ſehr für eine tiefe Menſchenkenntniß des Verfaſſers zeugen; und ſo war ich denn von unſerem Lehrer ſehr wenig begünſtigt, ob er gleich meine Arbeiten, ſo gut als die andern, genau durchſah, mit rother Dinte corrigirte und hie und da eine ſittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieſer Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte,

ſind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verſchwunden.

Wenn ältere Perſonen recht pädagogiſch verfahren wollten, ſo ſollten ſie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es ſey von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas anderes dafür einzuſetzen hätten, oder unterzuſchieben wüßten. Jedermann proteſtirte gegen meine Liebhabereien und Neigungen, und das was man mir dagegen anpries, lag theils ſo weit von mir ab, daß ich ſeine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es ſtand mir ſo nah, daß ich es eben nicht für beſſer hielt als das Geſcholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung, und hatte mir aus einer Vorleſung Erneſti's über Cicero's Orator das Beſte verſprochen; ich lernte wohl auch etwas in dieſem Collegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maaßſtab des Urtheils, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar niemand beſitze: denn keiner war mit dem andern einig, ſelbſt wenn ſie Beiſpiele vorbrachten; und wo ſollten wir ein Urtheil hernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland ſo manches Tadelhafte in ſeinen liebenswürdigen, uns Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte.

In ſolcher vielfachen Zerſtreuung, ja Zerſtückelung meines Weſens und meiner Studien traf ſich's, daß ich bei Hofrath Ludwig den Mittagstiſch hatte. Er war Medicus, Botaniker, und die Geſellſchaft beſtand, außer Morus, in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Aerzten. Ich hörte nun in dieſen Stunden gar kein ander Geſpräch als von Medicin oder Naturhiſtorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinüber gezogen. Die

Namen Haller, Linné, Buffon hörte ich mit großer Verehrung nennen; und wenn auch manchmal wegen Irrthümer, in die sie gefallen seyn sollten, ein Streit entstand, so kam doch zuletzt, dem anerkannten Uebermaaß ihrer Verdienste zu Ehren, alles wieder ins Gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und bedeutend, und spannten meine Aufmerksamkeit. Viele Benennungen und eine weitläufige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um so lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete einen Reim niederzuschreiben, wenn er sich mir auch noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen und ich müsse es denn doch, wie so manches andere, vielleicht nächstens für schlecht erklaren.

Diese Geschmacks- und Urtheilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, so daß ich zuletzt in Verzweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten was ich für das Beste hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, theils um meine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem schlimmen Falle, in den man gesetzt ist, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entsagung alles dessen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine so große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tages Poesie und Prose, Plane, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte, und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm unsere gute alte Wirthin in nicht geringe Furcht und Angst versetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zustand der deutschen Literatur jener Zeit ist so vieles und ausreichendes geschrieben worden, daß wohl jedermann, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet seyn kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich übereinstimmen dürfte; und was ich gegenwärtig stück- und sprungweise davon zu sagen gedenke, ist nicht sowohl wie sie an und für sich beschaffen seyn mochte, als vielmehr wie sie sich zu mir verhielt. Ich will deßhalb zuerst von solchen Dingen sprechen, durch welche das Publikum besonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren, selbstgenügsamen, lebendigen Dichtkunst: von der Satyre und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach seiner Weise leben, der Bürger sein Gewerb, sein Geschäft treiben und sich nachher vergnügen: so mag auch der Schriftsteller gern etwas verfassen, seine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieser Ruhe wird der Bürger durch den Satyriker, der Autor durch den Kritiker gestört, und so die friedliche Gesellschaft in eine unangenehme Bewegung gesetzt.

Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswartigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr, zu so manchen neuen Begriffen, auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstande ward man veranlaßt, sich auslandischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dieß sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäfts-Styl lächerlich machte. Ueberdieß faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben. Eben so zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstadtische Gelehrtenverhaltnisse herüber, und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine, verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstochen, durch welchen das große

Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Fakultäten lange Stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freieaufblickende Naturkinder hatten daher zwei Gegenstände, an denen sie sich üben, gegen die sie wirken und, da die Sache von keiner großen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslassen konnten; diese waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und sodann die Werthlosigkeit solcher Schriften, die sich von jenem Fehler frei zu erhalten besorgt waren; wobei niemanden einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liscow, ein junger kühner Mensch, wagte zuerst einen seichten, albernen Schriftsteller persönlich anzufallen, dessen ungeschicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab heftiger zu verfahren. Er griff sodann weiter um sich und richtete seinen Spott immer gegen bestimmte Personen und Gegenstände, die er verachtete und verächtlich zu machen suchte, ja mit leidenschaftlichem Haß verfolgte. Allein seine Laufbahn war kurz; er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling. In dem was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Charakter schätzenswerth vorkommen: wie denn die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben; genug, uns ward Liscow sehr früh als ein vorzüglicher Satyriker, der sogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei sahen wir uns freilich nicht gefördert: denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehässiger Natur, ergriff die allgemeine Satyre. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt seyn sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durchs Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sey.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig ästhetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannichfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der direkten Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte: denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittelclasse, welche, ohne besondern Geistesaufwand, sich klüger dünken kann als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und

Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegranzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzulangen Vertheidigungen, daß seine Satyre keine persönliche sey, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat. Einige seiner Briefe setzen ihm als Menschen und Schriftsteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung schildert, wie er sein Haus, seine Habseligkeiten, seine Schriften und Perrücken verliert, ohne auch im mindesten seinen Gleichmuth erschüttert, seine Heiterkeit getrübt zu sehen, ist höchst schätzenswerth, ob ihm gleich seine Zeit- und Stadtgenossen diese glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme seiner Kräfte, von seinem nahen Tode spricht, ist äußerst respectabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verständigen, in die irdischen Ereignisse froh ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: seine Satyre bezieht sich durchaus auf den Mittelstand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte sie zu berühren. Man kann sagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß sich niemand gefunden, der sich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerst zu den theoretischen Versuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir sagen, daß damals das Ideelle sich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja sogar in der Sittenlehre kaum zum Vorschein kam; von einem höchsten Princip der Kunst hatte

niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottsched's kritische Dichtkunst in die Hande; sie war bra chbar und belehrend genug: denn sie überlieferte von allen Dichtungsarten eine historische Kenntniß, so wie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben; das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt seyn, er sollte Geschmack besitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunst; wir staunten einzelne Goldsprüche dieses unschätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringsten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen sollten.

Die Schweizer traten auf als Gottsched's Antagonisten; sie mußten doch also etwas anderes thun, etwas besseres leisten wollen: so hörten wir denn auch, daß sie wirklich vorzüglicher seyen. Breitinger's kritische Dichtkunst ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der desto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herum trieb. Eine kurze Uebersicht rechtfertige diese Worte.

Für die Dichtkunst an und für sich hatte man keinen Grundsatz finden können; sie war zu geistig und flüchtig. Die Malerei, eine Kunst, die man mit den Augen festhalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, schien zu solchem Ende günstiger; Engländer und Franzosen hatten schon über die bildende Kunst theoretisirt, und man glaubte nun durch ein Gleichniß von daher die Poesie zu begründen. Jene stellte Bilder vor die Augen, diese vor die Phantasie; die poetischen Bilder also waren das erste, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von

den Gleichniſſen an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen wäre, kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Maler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie ſie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß alſo wählen; was beſtimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufſuchen; was iſt aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mögen ſich die Schweizer lange bedacht haben: denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am bedeutendſten ſey immer das Neue; und nachdem ſie dieß eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſey immer neuer als alles andere.

Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer ſeyn könne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müſſe aber moraliſch ſeyn, woraus denn offenbar die Beſſerung des Menſchen folge, und ſo habe ein Gedicht das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleiſteten, noch nützlich werde. Nach dieſen ſammtlichen Erforderniſſen wollte man nun die verſchiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, ſodann wunderbar und zugleich auch von ſittlichem Zweck und Nutzen ſey, ſollte für die erſte und oberſte gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieſer große Vorrang, mit höchſter Ueberzeugung, der Aeſopiſchen Fabel zugeſchrieben.

So wunderlich uns jetzt eine ſolche Ableitung vorkommen

mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen mochte. Merkwürdig ist z. B. seine Frage: ob ein gewisses beschreibendes Gedicht von König auf das Lustlager August's des Zweiten wirklich ein Gedicht sey? so wie die Beantwortung derselben guten Sinn zeigt. Zu seiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falschen Punkte ausgehend, nach beinahe schon durchlaufenem Kreise, doch noch auf die Hauptsache stößt, und die Darstellung der Sitten, Charaktere, Leidenschaften, kurz, des inneren Menschen, auf den die Dichtkunst doch wohl vorzüglich angewiesen ist, am Ende seines Buchs gleichsam als Zugabe anzurathen sich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geister durch solche ausgerenkte Maximen, halb verstandene Gesetze und zersplitterte Lehren sich versetzt fühlten, läßt sich wohl denken. Man hielt sich an Beispiele, und war auch da nicht gebessert; die ausländischen standen zu weit ab, so sehr wie die alten, und

aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualität hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Productives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Betrachtet man genau, was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwartigens, fruchtbar im höchſten Grade, rythmiſch-bequem, geiſtreich, wißig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er beſaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtande durchs Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zahmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte ſich Günther das Glück verſcherzt, an dem Hofe Auguſt's des Zweiten angeſtellt zu werden, wo man, zu allem übrigen Prunk, ſich auch nach einem Hofpoeten umſah, der den Feſtlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von König war geſitteter und glücklicher, er bekleidete dieſe Stelle mit Würde und Beifall.

In allen ſouveränen Staaten kommt der Gehalt für die

Dichtkunſt von oben herunter, und vielleicht war das Luſtlager bei Mühlberg der erſte würdige, wo nicht nationelle, doch provincielle Gegenſtand, der vor einem Dichter auftrat. Zwei Könige, die ſich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr ſämmtlicher Hof- und Kriegsſtaat um ſie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feſte aller Art; Beſchäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für ſchildernde und beſchreibende Poeſie.

Freilich hatte dieſer Gegenſtand einen inneren Mangel, eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand, außer den Erſten, machte ſich bemerkbar, und wenn es ja geſchehen wäre, durfte der Dichter den einen nicht hervorheben, um andere nicht zu verletzen. Er mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Perſonen lief daher ziemlich trocken ab; ja ſchon die Zeitgenoſſen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde beſſer geſchildert als die Menſchen. Sollte dieß aber nicht gerade zu ſeinem Lobe gereichen, daß er ſeine Kunſt gleich da bewies, wo ſich ein Gegenſtand für dieſelbe darbot? Auch ſcheint die Hauptſchwierigkeit ſich ihm bald offenbart zu haben: denn das Gedicht hat ſich nicht über den erſten Geſang hinaus erſtreckt.

Unter ſolchen Studien und Betrachtungen überraſchte mich ein unvermuthetes Ereigniß und vereitelte das löbliche Vorhaben, unſere neuere Literatur von vorne herein kennen zu lernen. Mein Landsmann Johann Georg Schloſſer hatte, nachdem er ſeine akademiſchen Jahre mit Fleiß und Anſtrengung zugebracht, ſich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advocatur begeben; allein ſein ſtrebender und das Allgemeine ſuchender Geiſt konnte ſich aus mancherlei Urſachen in dieſe Verhältniſſe nicht finden.

Er nahm eine Stelle als Geheimsecretär bei dem Herzog Friedrich (Eugen) von Würtemberg, der sich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an: denn der Fürst war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und selbstständige Weise sich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu bessern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieser Fürst Friedrich ist es, welcher, um sich wegen der Kinderzucht Raths zu erholen, an Rousseau geschrieben hatte, dessen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phrase anfangt: Si j'avais le malheur d'être né prince. —

Den Geschäften des Fürsten nicht allein, sondern auch der Erziehung seiner Kinder sollte nun Schlosser wo nicht vorstehen, doch mit Rath und That willig zu Handen seyn. Dieser junge, edle, den besten Willen hegende Mann, der sich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hatte durch eine gewisse trockene Strenge die Menschen leicht von sich entfernt, wenn nicht eine schöne und seltene literarische Bildung, seine Sprachkenntnisse, seine Fertigkeit sich schriftlich, sowohl in Versen als in Prosa, auszudrücken, jedermann angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß dieser durch Leipzig kommen würde war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gast- oder Weinhause ab, das im Brühl lag und dessen Wirth Schönkopf hieß. Dieser hatte eine Frankfurterin zur Frau, und ob er gleich die übrige Zeit des Jahres wenig Personen bewirthete, und in das kleine Haus keine Gäste aufnehmen konnte, so war er doch Messenzeits von vielen Frankfurtern besucht, welche dort zu speisen und im Nothfall auch wohl Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schlossern aufzusuchen, als er mir seine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher

gesehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann, mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deßhalb stumpf gewesen wären. Die Form seiner gerundeten Stirn, zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken, deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von mir, und eben dieß begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung, und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regsamen Wesen, im Gegensatz mit dem seinigen, haben mußte. Er studirte die Engländer fleißig, Pope war, wo nicht sein Muster, doch sein Augenmerk, und er hatte, im Widerstreit mit dem Versuch über den Menschen jenes Schriftstellers, ein Gedicht in gleicher Form und Sylbenmaaß geschrieben, welches der christlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verschaffen sollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei sich führte, ließ er mich sodann poetische und prosaische Aufsätze in allen Sprachen sehen, die, indem sie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit sogleich zu helfen. Ich schrieb an ihn gerichtete Deutsche, Französische, Englische, Italiänische Gedichte, wozu ich den Stoff aus unseren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schlosser wollte nicht Leipzig verlassen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Ich führte ihn gern zu denen mir bekannten; die

von mir noch nicht besuchten lernte ich auf diese Weise ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, schon charakterisirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Gespräches recht gut zu bestreiten wußte. Unsern Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des goldenen Baren, wo ihm der ältere Breitkopf, wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große breite riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt seyn: denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockner Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns

ganz gravitatisch zu ſitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anſtand durchführte.

So lange Schloſſer in Leipzig blieb ſpeiſ'te ich täglich mit ihm, und lernte eine ſehr angenehme Tiſchgeſellſchaft kennen. Einige Liefländer und der Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachheriger Burgemeiſter in Leipzig, und ihre Hofmeiſter, Hofrath Pfeil, Verfaſſer des Grafen von P., eines Pendants zu Gellerts ſchwediſcher Grafin, Zachariä, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographiſcher und genealogiſcher Handbücher, waren geſittete, heitere und freundliche Menſchen. Zachariä der ſtillſte; Pfeil ein feiner, beinahe etwas Diplomatiſches an ſich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit; Krebel ein wahrer Falſtaff, groß, wohlbeleibt, blond, verliegende, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Dieſe Perſonen begegneten mir ſämmtlich, theils wegen Schloſſers, theils auch wegen meiner eigenen offenen Gutmüthigkeit und Zuthätigkeit, auf das allerartigſte, und es brauchte kein großes Zureden, künftig mit ihnen den Tiſch zu theilen. Ich blieb wirklich nach Schloſſers Abreiſe bei ihnen, gab den Ludwigiſchen Tiſch auf, und befand mich in dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft um ſo wohler, als mir die Tochter vom Hauſe, ein gar hübſches, nettes Mädchen, ſehr wohl gefiel, und mir Gelegenheit ward freundliche Blicke zu wechſeln, ein Behagen, das ich ſeit dem Unfall mit Gretchen weder geſucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittageſſens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirklich lieb und wußte mich mit Maaßen zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernſte Neigung, indem er mein Urtheil über manches zu leiten und zu beſtimmen ſuchte.

Bei diesem Umgange wurde ich durch Gespräche, durch Beispiele und durch eigenes Nachdenken gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Precision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Styl konnte man das Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil alles unter einander ins Flache gezogen ward. Schon hatten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrangten geneigt; Lessing und Wieland sind durch Reflexion dazu geführt worden. Der erste wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in Emilia Galotti, spater kehrte er erst zu einer heiteren Naivetat zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan. Wieland, der noch im Agathon, Don Sylvio, den komischen Erzahlungen mitunter prolix gewesen war, wird in Musarion und Idris auf eine wundersame Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopstock, in den ersten Gesangen der Messiade, ist nicht ohne Weitschweifigkeit; in den Oden und anderen kleinen Gedichten erscheint er gedrängt, so auch in seinen Tragödien. Durch seinen Wettstreit mit den Alten, besonders dem Tacitus, sieht er sich immer mehr ins Enge genöthigt, wodurch er zuletzt unverständlich und ungenießbar wird. Gerstenberg, ein schönes aber bizarres Talent, nimmt sich auch zusammen, sein Verdienst wird geschatzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitschweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal concis in den Kriegsliedern. Ramler ist eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an was Deutsche im Lyrischen geleistet zu sammeln. Nun findet er, daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut; er muß

auslaſſen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Geſtalt bekommen. Hierdurch macht er ſich faſt ſo viel Feinde als es Dichter und Liebhaber giebt, da ſich jeder eigentlich nur an ſeinen Mangeln wieder erkennt, und das Publicum ſich eher für ein fehlerhaftes Individuelle intereſſirt, als für das, was nach einer allgemeinen Geſchmacksregel hervorgebracht oder verbeſſert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und niemand wußte ein Mittel ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetiſche Proſa nahm überhand. Geßner und Klopſtock erregte manche Nachahmer; andere wieder forderten doch ein Sylbenmaaß und überſetzten dieſe Proſe in faßliche Rhythmen. Aber auch dieſe machten es niemand zu Dank: denn ſie mußten auslaſſen und zuſetzen, und das proſaiſche Original galt immer für das Beſſere. Jemehr aber bei allem dieſem das Gedrungene geſucht wird, deſto mehr wird Beurtheilung möglich, weil das Bedeutende, enger zuſammengebracht, endlich eine ſichere Vergleichung zuläßt. Es ergab ſich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetiſchen Formen entſtanden: denn indem man von einem jeden Gegenſtande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzuſtellen ſuchte, ſo mußte man einem jeden Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und auf dieſe Weiſe, ob es gleich niemand mit Bewußtſeyn that, vermannichfaltigten ſich die Darſtellungsweiſen, unter welchen es freilich auch fratzenhafte gab, und mancher Verſuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage beſaß Wieland unter allen das ſchönſte Naturell. Er hatte ſich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend ſo gern verweilt; da ihm aber dieſe durch das was man Erfahrung nennt, durch Begegniſſe an Welt und Weibern verleidet wurden, ſo warf er ſich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel ſich und andern im

Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glanzenden Productionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre. Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushangebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles was in Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man diesen Werken sehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhöhte Gesinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdachtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik solchen Arbeiten damals entgegen kam, laßt sich aus den ersten Banden der allgemeinen deutschen Bibliothek ersehen. Der komischen Erzahlungen geschieht ehrenvolle Erwahnung; aber hier ist keine Spur von Einsicht in den Charakter der Dichtart selbst. Der Recensent hatte seinen Geschmack, wie damals alle, an Beispielen gebildet. Hier ist nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung solcher parodistischen Werke den originalen edlen, schönen Gegenstand vor Augen haben müsse, um zu sehen, ob der Parodist ihm wirklich eine schwache und komische Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt, oder,

unter dem Schein einer solchen Nachahmung, vielleicht gar selbst eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem dem ahnet man nichts, sondern die Gedichte werden stellenweis gelobt und getadelt. Der Recensent hat, wie er selbst gesteht, soviel was ihm gefallen angestrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchst verdienstlichen Uebersetzung Shakspeare's mit dem Ausruf entgegen: „Von rechtswegen sollte man einen Mann wie Shakspeare gar nicht übersetzt haben", so begreift sich ohne weiteres, wie unendlich weit die allgemeine deutsche Bibliothek in Sachen des Geschmacks zurück war, und daß junge Leute von wahrem Gefühl belebt, sich nach anderen Leitsternen umzusehen hatten.

Den Stoff, der auf diese Weise mehr oder weniger die Form bestimmte, suchten die Deutschen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenstände behandelt. Schlegel's Hermann deutete nur darauf hin. Die idyllische Tendenz verbreitete sich unendlich. Das Charakterlose der Geßnerschen, bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit, machte jeden glauben, daß er etwas ähnliches vermöge. Eben so bloß aus dem Allgemeinmenschlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darstellen sollten, z. B. die jüdischen Schäfergedichte, überhaupt die patriarchalischen und was sich sonst auf das alte Testament bezog. Bodmer's Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserfluth, die sich nur langsam verlief. Das Anakreontische Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Breiten herumschwanken. Die Präcision des Horaz nöthigte die Deutschen, doch nur langsam, sich ihm gleichzustellen. Komische Heldengedichte, meist nach dem Vorbild von Pope's

Lockenraub, dienten auch nicht, eine beſſere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der ſo ernſthaft wirkte als er lächerlich ſeyn muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutſchen hatten nunmehr genugſam hiſtoriſche Kenntniß von allen Dichtarten, worinne ſich die verſchiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottſched war ſchon dieſes Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poeſie zu Grunde richtet, in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt ziemlich vollſtändig zuſammengezimmert und zugleich nachgewieſen, daß auch ſchon deutſche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und ſo ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection anſehnlicher, aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Local, in dem ſie bisher geglänzt hatte. Wir beſaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel; und ſo wiegte man ſich mit Vergleichungen nach Außen, indem die Maſſe poetiſcher Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen ſtattfinden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geſchmackes auf einem ſehr ſchwankenden Fuße, ſo konnte man jener Epoche auf keine Weiſe ſtreitig machen, daß innerhalb des proteſtantiſchen Theils von Deutſchland und der Schweiz ſich dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menſchenverſtand zu nennen pflegt. Die Schulphiloſophie, welche jederzeit das Verdienſt hat, alles dasjenige, wornach der Menſch nur fragen kann, nach angenommenen Grundſätzen, in einer beliebten Ordnung, unter beſtimmten Rubriken vorzutragen, hatte ſich durch das oft Dunkle und Unnützſcheinende ihres Inhalts,

durch unzeitige Anwendung einer an ſich reſpectablen Methode und durch die allzugroße Verbreitung über ſo viele Gegenſtände, der Menge fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur ſo viel guten und geraden Sinn zur Ausſtattung gegönnt habe, als er ungefähr bedürfe, ſich von den Gegenſtanden einen ſo deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, und zu ſeinem und anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade ſich um das Allgemeinſte mühſam zu bekümmern und zu forſchen, wie doch die entfernteſten Dinge, die uns nicht ſonderlich berühren, wohl zuſammenhängen möchten? Man machte den Verſuch, man that die Augen auf, ſah gerade vor ſich hin, war aufmerkſam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in ſeinem Kreis richtig urtheile und handle, ſich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über anderes, was entfernter lag, mitzuſprechen.

Nach einer ſolchen Vorſtellung war nun jeder berechtiget, nicht allein zu philoſophiren, ſondern ſich auch nach und nach für einen Philoſophen zu halten. Die Philoſophie war alſo ein mehr oder weniger geſunder und geübter Menſchenverſtand, der es wagte, ins allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen. Ein heller Scharfſinn und eine beſondere Maßigkeit, indem man durchaus die Mittelſtraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verſchaffte ſolchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Anſehen und Zutrauen, und ſo fanden ſich zuletzt Philoſophen in allen Facultaten, ja in allen Ständen und Hantirungen.

Auf dieſem Wege mußten die Theologen ſich zu der ſogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur

Sprache kam, in wiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbeſſerung und Veredlung unſerer ſelbſt zu fördern hinreichend ſey, ſo wagte man gewöhnlich ſich zu deſſen Gunſten ohne viel Bedenken zu entſcheiden. Aus jenem Maßigkeitsprincip gab man ſodann ſammtlichen poſitiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgultig und unſicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber alles beſtehen, und weil die Bibel ſo voller Gehalt iſt, daß ſie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menſchlichen Dinge darbietet, ſo konnte ſie durchaus nach wie vor bei allen Kanzelreden und ſonſtigen religioſen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein dieſem Werke ſtand, ſo wie den ſammtlichen Profanſcribenten, noch ein eigenes Schickſal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu und Glauben angenommen, daß dieſes Buch der Bücher in Einem Geiſte verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiſte eingehaucht und gleichſam dictirt ſey. Doch waren ſchon langſt von Glaubigen und Unglaubigen die Ungleichheiten der verſchiedenen Theile deſſelben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzoſen, Deutſche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfſinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und eben ſo war ſie wieder von ernſthaften, wohldenkenden Menſchen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Perſon hatte ſie lieb und werth: denn faſt ihr allein war ich meine ſittliche Bildung ſchuldig, und die Bearbeitungen, die Lehren, die Symbole, die Gleichniſſe, alles hatte ſich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weiſe wirkſam geweſen. Mir mißfielen daher die ungerechten,

spöttlichen und verdrehenden Angriffe; doch war man damals schon so weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen sehr willig annahm, Gott habe sich nach der Denkweise und Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste getriebenen hätten doch deßwegen nicht ihren Charakter, ihre Individualität verläugnen können, und Amos als Kuhhirte führe nicht die Sprache Jesaias, welcher ein Prinz soll gewesen seyn.

Aus solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen entwickelte sich, besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Localitäten, Nationalitäten, Naturproducte und Erscheinungen genauer zu studiren und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte. Michaelis legte die ganze Gewalt seines Talents und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reisebeschreibungen wurden ein kräftiges Hülfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reisende, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen.

Indessen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anschauen heranzuführen, und die eigentliche Denk- und Vorstellungsweise derselben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch diese historisch-kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige getilgt und jede schale Spötterei unwirksam gemacht würde, so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor, indem solche die dunkelsten, geheimnißvollsten Schriften zum Gegenstand ihrer Betrachtungen wählten, und solche aus sich selbst durch Conjecturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Combinationen, zwar nicht aufhellen, aber doch bekräftigen und, insofern

ſie Weiſſagungen enthielten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das Nachſtzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte ſeinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entſchiedenen Eingang verſchafft, daß er als ein verſtändiger, rechtſchaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Tiefe Gemüther ſind genöthigt, in der Vergangenheit ſo wie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung ſeyn, wenn ſie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart, enthüllte Prophezeiungen, und in der nächſten wie in der fernſten Zukunft, verhüllte Weiſſagungen verehren. Hierdurch entſpringt ein Zuſammenhang, der in der Geſchichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederſchwanken in einem nothwendig geſchloſſenen Kreiſe zu überliefern ſcheint. Doctor Crufius gehörte zu denen, welchen der prophetiſche Theil der heiligen Schriften am meiſten zuſagte, indem er die zwei entgegengeſetzteſten Eigenſchaften des menſchlichen Weſens zugleich in Thatigkeit ſetzt, das Gemüth und den Scharfſinn. Dieſer Lehre hatten ſich viele Jünglinge gewidmet und bildeten ſchon eine anſehnliche Maſſe, die um deſto mehr in die Augen fiel, als Erneſti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem jene ſich gefielen, nicht aufzuhellen, ſondern völlig zu vertreiben drohte. Daraus entſtanden Handel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Partei und ſuchte mir ihre Grundſätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte, daß durch dieſe höchſt löbliche, verſtändige Auslegungsweiſe zuletzt der poetiſche Gehalt jener Schriften mit dem prophetiſchen verloren gehen müſſe.

Naher aber lag denen, welche ſich mit deutſcher Literatur und ſchönen Wiſſenſchaften abgaben, die Bemühung ſolcher Männer, die, wie Jeruſalem, Zollikofer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen, durch einen guten reinen Styl, der Religion und der ihr ſo nah verwandten Sittenlehre, auch bei Perſonen von einem gewiſſen Sinn und Geſchmack, Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben ſuchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und weil eine ſolche vor allen Dingen faßlich ſeyn muß, ſo ſtanden von vielen Seiten Schriftſteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar, deutlich, eindringlich, und ſowohl für die Kenner als für die Menge zu ſchreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tiſſot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr groſſen Einfluß hatten Haller, Unzer, Zimmermann, und was man im einzelnen gegen ſie, beſonders gegen den letzten auch ſagen mag, ſie waren zu ihrer Zeit ſehr wirkſam. Und davon ſollte in der Geſchichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede ſeyn: denn nicht inſofern der Menſch etwas zurücklaßt, ſondern inſofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abſtrufen Styl, welcher ſich in allen Expeditionen, von der Kanzellei des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg, auf die barockſte Weiſe erhielt, konnten ſich nicht leicht zu einer gewiſſen Freiheit erheben, um ſo weniger, als die Gegenſtände, welche ſie zu behandeln hatten, mit der äuſſern Form und folglich auch mit dem Styl aufs genaueſte zuſammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moſer ſich

ſchon als ein freier und eigenthümlicher Schriftſteller bewieſen und Pütter durch die Klarheit ſeines Vortrags auch Klarheit in ſeinen Gegenſtand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden ſollte. Alles was aus ſeiner Schule hervorging, zeichnete ſich dadurch aus. Und nun fanden die Philoſophen ſelbſt ſich genöthigt, um popular zu ſeyn, auch deutlich und faßlich zu ſchreiben. Mendelsſohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der deutſchen Sprache und des Styls in jedem Fache wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Recenſionen von Werken über religiöſe und ſittliche Gegenſtände, ſo wie über ärztliche; wenn wir dagegen bemerken, daß die Beurtheilungen von Gedichten und was ſich ſonſt auf ſchöne Literatur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigſtens ſehr ſchwach befunden werden. Dieſes gilt ſogar von den Literaturbriefen und von der allgemeinen deutſchen Bibliothek, wie von der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, wovon man gar leicht bedeutende Beiſpiele anführen könnte.

Dieſes alles mochte jedoch ſo bunt durch einander gehen als es wollte, ſo blieb einem jeden, der etwas aus ſich zu produciren gedachte, der nicht ſeinen Vorgängern die Worte und Phraſen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als ſich früh und ſpät nach einem Stoffe umzuſehen, den er zu benutzen gedachte. Auch hier wurden wir ſehr in der Irre herumgeführt. Man trug ſich mit einem Worte von Kleiſt, das wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihn wegen ſeiner öftern einſamen Spaziergange beriefen, ſcherzhaft, geiſtreich und wahrhaft geantwortet: er ſey dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Einem Edelmann und Soldaten ziemte dieß

Gleichniß wohl, der ſich dadurch Männern ſeines Standes gegenüber ſtellte, die mit der Flinte im Arm auf die Haſen- und Hühnerjagd, ſo oft ſich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht verſäumten. Wir finden daher in Kleiſtens Gedichten von ſolchen einzelnen, glücklich aufgehaſchten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar manches, was uns freundlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernſtlich, auf die Bilderjagd auszugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apels Garten, die Kuchengärten, das Roſenthal, Golis, Raſchwitz und Konnewitz das wunderlichſte Revier ſeyn mochte, um poetiſches Wildpret darin aufzuſuchen. Und doch ward ich aus jenem Anlaß öfters bewogen, meinen Spaziergang einſam anzuſtellen, und weil weder von ſchönen, noch erhabenen Gegenſtanden dem Beſchauer viel entgegentrat, und in dem wirklich herrlichen Roſenthale zur beſten Jahrszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, ſo ward ich, bei unermüdet fortgeſetzter Bemühung, auf das Kleinleben der Natur (ich möchte dieſes Wort nach der Analogie von Stillleben gebrauchen), höchſt aufmerkſam, und weil die zierlichen Begebenheiten, die man in dieſem Kreiſe gewahr wird, an und für ſich wenig vorſtellen, ſo gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu ſehen, die ſich bald gegen die ſymboliſche, bald gegen die allegoriſche Seite hinneigte, je nachdem Anſchauung, Gefühl oder Reflexion das Uebergewicht behielt. Ein Ereigniß, ſtatt vieler, gedenke ich zu erzählen.

Ich war, nach Menſchenweiſe, in meinen Namen verliebt und ſchrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einſt hatte ich ihn auch ſehr ſchön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geſchnitten. Den Herbſt darauf, als meine Neigung

zu Annetten in ihrer besten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den übrigen oben darüber zu schneiden. Indessen hatte ich gegen Ende des Winters, als ein launischer Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um sie zu quälen und ihr Verdruß zu machen; Frühjahrs besuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten, und die noch nicht vernarbt waren, hervorgequollen und benetzte mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie also hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dieß Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte.

Indem ich nun, als ein Schäfer an der Pleiße, mich in solche zarte Gegenstände kindlich genug vertiefte, und immer nur solche wählte, die ich geschwind in meinen Busen zurückführen konnte, so war für deutsche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite her längst gesorgt gewesen.

Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter

ſelbſt, die, wenn ſie Schickſale beſtimmt haben, ſich der Theilnahme derſelben entziehen. In dieſem Sinne muß jede Nation, wenn ſie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe beſitzen, wozu nicht gerade die Form des epiſchen Gedichts nöthig iſt.

Die Kriegslieder, von Gleim angeſtimmt, behaupten deßwegen einen ſo hohen Rang unter den deutſchen Gedichten, weil ſie mit und in der That entſprungen ſind, und noch überdieß, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte ſie ein Mitſtreitender in den höchſten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenſte Wirkſamkeit empfinden läßt.

Ramler ſingt auf eine andere, höchſt würdige Weiſe die Thaten ſeines Königs. Alle ſeine Gedichte ſind gehaltvoll, beſchäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenſtänden und behaupten ſchon dadurch einen unzerſtörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenſtandes iſt der Anfang und das Ende der Kunſt. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunſttalent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerſpenſtigſten Stoff bezwingen könne. Genau beſehen entſteht aber alsdann immer mehr ein Kunſtſtück als ein Kunſtwerk, welches auf einem würdigen Gegenſtande ruhen ſoll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geſchick, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur deſto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das proteſtantiſche Deutſchland gewannen alſo für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und deſſen Mangel ſie durch keine nachherige Bemühung hat erſetzen können. An dem großen Begriff, den die Preußiſchen Schriftſteller von ihrem König hegen durften, bauten ſie ſich erſt heran, und um deſto

eifriger, als derjenige, in deſſen Namen ſie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wiſſen wollte. Schon früher war durch die Franzöſiſche Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieſer Nation und für ihre Finanzanſtalten, eine Maſſe Franzöſiſcher Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutſchen höchſt förderlich ward, indem ſie dadurch zu Widerſpruch und Widerſtreben aufgefordert wurden; eben ſo war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutſche für die Bildung des Literarweſens ein Glück. Man that alles, um ſich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, ſondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf Deutſche Weiſe, nach innerer Ueberzeugung, man that was man für recht erkannte, und wünſchte und wollte, daß der König dieſes Deutſche Rechte anerkennen und ſchätzen ſolle. Dieß geſchah nicht und konnte nicht geſchehen: denn wie kann man von einem König, der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält, nur allzuſpät entwickelt und genießbar zu ſehen? In Handwerks- und Fabrik-Sachen mochte er wohl ſich, beſonders aber ſeinem Volke, ſtatt fremder vortrefflicher Waaren, ſehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geſchwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menſchenleben, um ſolche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es iſt die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von ſpecifiſch temporarem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm. Leſſing, der, im Gegenſatze von Klopſtock und Gleim, die

perſönliche Würde gern wegwarf, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Welt-Leben, da er gegen ſein mächtig arbeitendes Innere ſtets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und ſo hatte er ſich auch in das Gefolge des Generals Tauenzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt. Dieſe Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemaß dargeſtellt.

Habe ich durch dieſe curſoriſchen und deſultoriſchen Bemerkungen über Deutſche Literatur meine Leſer in einige Verwirrung geſetzt, ſo iſt es mir geglückt, eine Vorſtellung von jenem chaotiſchen Zuſtande zu geben, in welchem ſich mein armes Gehirn befand, als, im Conflict zweier, für das literariſche Vaterland ſo bedeutender Epochen, ſo viel Neues auf mich eindrangte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, ſo viel Altes ſein Recht noch über mich gelten machte,

da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig, in Gesellschaft so vieler würdigen Manner, durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorsätzen war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Naturgegenständen war ich genöthigt, alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierem Sylbenmaaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige was mich erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nöthiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche vollſtändig zu machen dieſes Büchlein ein gewagter Verſuch iſt.

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu ſagen wüßte als daß ſie jung, hübſch, munter, liebevoll und ſo angenehm war, daß ſie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgeſtellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich ſah ſie täglich ohne Hinderniſſe, ſie half die Speiſen bereiten, die ich genoß, ſie brachte mir wenigſtens Abends den Wein, den ich trank, und ſchon unſere mittägige abgeſchloſſene Tiſchgeſellſchaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gäſten außer der Meſſe beſuchte Haus ſeinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand ſich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Luſt. Da ſie ſich aber aus dem Hauſe wenig entfernen konnte noch durfte, ſo wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir ſangen die Lieder von Zachariä, ſpielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zuſammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und ſo ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältniſſe, je unſchuldiger ſie ſind, deſto weniger

Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, ſo ward ich von jener böſen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu ſchaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyranniſchen Grillen zu beherrſchen. Die böſe Laune über das Mißlingen meiner poetiſchen Verſuche, über die anſcheinende Unmöglichkeit hierüber ins Klare zu kommen, und über alles was mich hie und da ſonſt kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslaſſen zu dürfen, weil ſie mich wirklich von Herzen liebte und was ſie nur immer konnte, mir zu Gefallen that. Durch ungegründete und abgeſchmackte Eiferſüchteleien verdarb ich mir und ihr die ſchönſten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grauſam genug war aufs äußerſte zu treiben. Allein zu meiner Beſchämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß ſich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt ſeyn möchte, die ich mir ohne Noth und Urſache erlaubt hatte. Es gab auch ſchreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erſt, daß ich ſie wirklich liebte und daß ich ſie nicht entbehren könne. Meine Leidenſchaft wuchs und nahm alle Formen an, deren ſie unter ſolchen Umſtänden fähig iſt; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles mögliche ſuchte ich hervor, um ihr gefällig zu ſeyn, ihr ſogar durch Andere Freude zu verſchaffen: denn ich konnte mir die Hoffnung, ſie wieder zu gewinnen, nicht verſagen. Allein es war zu ſpät! ich hatte ſie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir ſelbſt rächte, indem ich auf mancherlei unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtürmte, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun, hat ſehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der beſten

Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an dieſem Verluſt völlig zu Grunde gegangen, hätte ſich hier nicht das poetiſche Talent mit ſeinen Heilkräften beſonders hülfreich erwieſen.

Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich ſie ſo ganz ohne Noth von mir verletzt ſah. Ich ſtellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zuſtand eines andern Paares aus unſerer Geſellſchaft ſo oft und ſo umſtändlich vor, daß ich endlich nicht laſſen konnte, dieſe Situation, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatiſch zu behandeln. Daraus entſprang die älteſte meiner überbliebenen dramatiſchen Arbeiten, das kleine Stück: die Laune des Verliebten, an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt ſchon früher angeſprochen. Bei meiner Geſchichte mit Gretchen und an den Folgen derſelben hatte ich zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt iſt. Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeyns. Die von herrlichen Häuſern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann beträgt ſich daſelbſt anſtändig genug; aber im Innern ſieht es öfters um deſto wüſter aus, und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein ſchwacher Bewurf, manches morſche Gemäuer, das über Nacht zuſammenſtürzt, und eine deſto ſchrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zuſtand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht ſchon näher und ferner durch Banqueroute, Eheſcheidungen, verführte

Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten: denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thatigkeit keine Opfer scheute und in den gefahrlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur alles geleistet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowohl an mir selbst, als durch andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verschaffen entwarf ich mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen von den meisten. Da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten, und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten, ließ ich eins nach dem andern fallen. Die Mitschuldigen sind das einzige fertig gewordene, dessen heiteres und burleskes Wesen auf dem düsteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erscheint, so daß es bei der Vorstellung im ganzen ängstiget, wenn es im einzelnen ergötzt. Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem Deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden.

Beide genannte Stücke jedoch sind, ohne daß ich mir dessen bewußt gewesen ware, in einem höheren Gesichtspunkte geschrieben. Sie deuten auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung, und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort

ſpielend aus: wer ſich ohne Sünde fühlt, der hebe den erſten Stein auf.

Ueber dieſen Ernſt, der meine erſten Stücke verdüſterte, beging ich den Fehler, ſehr günſtige Motive zu verſäumen, welche ganz entſchieden in meiner Natur lagen. Es entwickelte ſich nämlich unter jenen ernſten, für einen jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen in mir ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem ſich das kräftige Alter ſo ſehr gefällt, und der, wenn er ſich poſſenhaft äußert, ſowohl im Augenblick als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Dieſe Dinge ſind ſo gewöhnlich, daß ſie in dem Wörterbuche unſerer jungen akademiſchen Freunde Suiten genannt werden, und daß man, wegen der nahen Verwandtſchaft, eben ſo gut Suiten reißen ſagt, als Poſſen reißen.

Solche humoriſtiſche Kühnheiten, mit Geiſt und Sinn auf das Theater gebracht, ſind von der größten Wirkung. Sie unterſcheiden ſich von der Intrigue dadurch, daß ſie momentan ſind, und daß ihr Zweck, wenn ſie ja einen haben ſollten, nicht in der Ferne liegen darf. Beaumarchais hat ihren ganzen Werth gefaßt, und die Wirkungen ſeiner Figaro's entſpringen vorzüglich daher. Wenn nun ſolche gutmüthige Schalks- und Halbſchelmen-Streiche zu edlen Zwecken, mit perſönlicher Gefahr ausgeübt werden, ſo ſind die daraus entſpringenden Situationen, äſthetiſch und moraliſch betrachtet, für das Theater von dem größten Werth; wie denn z. B. die Oper: der Waſſerträger, vielleicht das glücklichſte Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater geſehen haben.

Um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern übte ich unzählige ſolcher Streiche, theils ganz

vergeblich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich selbst wußte ich nicht, daß ich ein einzigmal hiebei absichtlich gehandelt hatte, auch kam ich niemals darauf, ein Unterfangen dieser Art als einen Gegenstand für die Kunst zu betrachten; hatte ich aber solche Stoffe, die mir so nahe zur Hand lagen, ergriffen und ausgebildet, so waren meine ersten Arbeiten heiterer und brauchbarer gewesen. Einiges, was hierher gehört, kommt zwar später bei mir vor, aber einzeln und absichtslos.

Denn da uns das Herz immer näher liegt als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, kaum jemand anderes interessiren konnten als mich selbst.

Meine äußeren Verhältnisse hatten sich indessen nach Verlauf weniger Zeit gar sehr verändert. Madame Böhme war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich gestorben; sie hatte mich zuletzt nicht mehr vor sich gelassen. Ihr Mann konnte nicht sonderlich mit mir zufrieden seyn; ich schien ihm nicht fleißig genug und zu leichtsinnig. Besonders nahm er es mir sehr übel, als ihm verrathen wurde, daß ich im Deutschen Staatsrechte, anstatt gehörig nachzuschreiben, die darin aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die

Präsidenten und Beisitzer, mit seltsamen Perrücken an dem Rand meines Heftes abgebildet und durch diese Possen meine aufmerksamen Nachbarn zerstreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verlust seiner Frau noch eingezogener als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um seinen Vorwürfen auszuweichen. Besonders aber war es ein Unglück, daß Gellert sich nicht der Gewalt bedienen wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er nicht Zeit den Beichtvater zu machen, und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache sehr im ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen; deßwegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unser Beichtvater sey und ob wir das heilige Abendmahl genössen? Wenn wir nun bei diesem Examen schlecht bestanden, so wurden wir mit Wehklagen entlassen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin den Mann herzlich lieb zu haben.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, aus meiner frühern Jugend etwas nachzuholen, um anschaulich zu machen, wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zusammenhang behandelt werden müssen, wenn sie sich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweisen soll. Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Consequenz, als daß er die Gemeine zusammen halten könnte; daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinen bilden, oder, ohne kirchlichen Zusammenhang, neben einander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben. So klagte man schon vor geraumer

Zeit, die Kirchgänger verminderten ſich von Jahr zu Jahr und in eben dem Verhältniß die Perſonen, welche den Genuß des Nachtmahls verlangten. Was beides, beſonders aber das letztere betrifft, liegt die Urſache ſehr nah; doch wer wagt ſie auszuſprechen? Wir wollen es verſuchen.

In ſittlichen und religioſen Dingen, eben ſowohl als in phyſiſchen und bürgerlichen, mag der Menſch nicht gern etwas aus dem Stegreiſe thun: eine Folge, woraus Gewohnheit entſpringt, iſt ihm nöthig; das was er lieben und leiſten ſoll, kann er ſich nicht einzeln, nicht abgeriſſen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden ſeyn. Fehlt es dem proteſtantiſchen Kultus im ganzen an Fülle, ſo unterſuche man das Einzelne, und man wird finden, der Proteſtant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur Eins, bei dem er ſich thätig erweiſ't, das Abendmahl: denn die Taufe ſieht er nur an andern vollbringen und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sacramente ſind das Höchſte der Religion, das ſinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunſt und Gnade. In dem Abendmahle ſollen die irdiſchen Lippen ein göttliches Weſen verkörpert empfangen und unter der Form irdiſcher Nahrung einer himmliſchen theilhaftig werden. Dieſer Sinn iſt in allen chriſtlichen Kirchen ebenderſelbe, es werde nun das Sacrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accomodation an das, was verſtändlich iſt, genoſſen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche ſich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen ſetzt, was der Menſch weder erlangen noch entbehren kann. Ein ſolches Sacrament durfte aber nicht allein ſtehen; kein Chriſt kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben iſt, genießen, wenn

nicht der ſymboliſche oder ſacramentaliſche Sinn in ihm genährt iſt. Er muß gewohnt ſeyn, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche, als vollkommen Eins anzuſehen, als das große allgemeine Sacrament, das ſich wieder in ſo viel andere zergliedert und dieſen Theilen ſeine Heiligkeit, Unzerſtörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar ſich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze; der Prieſter ſpricht ſeinen Segen darüber aus, und das Band iſt unauflöslich. Es währt nicht lange, ſo bringen dieſe Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars; es wird mit heiligem Waſſer gereinigt und der Kirche dergeſtalt einverleibt, daß es dieſe Wohlthat nur durch den ungeheuerſten Abfall verſcherzen kann. Das Kind übt ſich im Leben an den irdiſchen Dingen ſelbſt heran, in himmliſchen muß es unterrichtet werden. Zeigt ſich bei der Prüfung, daß dieß vollſtändig geſchehen ſey, ſo wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schooß der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieſer Handlung. Nun iſt er erſt entſchieden ein Chriſt, nun kennt er erſt die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwiſchen iſt ihm als Menſch manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen iſt ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit ſeinem Innern ausſehe, und immerfort wird noch von Lehren und von Uebertretungen die Rede ſeyn; aber die Strafe ſoll nicht mehr ſtattfinden. Hier iſt ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er ſich bei dem Widerſtreit natürlicher und religioſer Forderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, ſeine Thaten und Unthaten, ſeine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu beſtellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen,

zu ſtarken, durch gleichfalls ſymboliſche Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt, durch ein völliges Auslöſchen ſeiner Schuld, zu beſeligen und ihm rein und abgewaſchen die Tafel ſeiner Menſchheit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere ſacramentaliſche Handlungen, welche ſich wieder, bei genauerer Anſicht, in ſacramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hoſtie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieſes hohen Acts noch geſteigert werde, ſieht er den Kelch nur in der Ferne, es iſt kein gemeines Eſſen und Trinken, was befriedigt, es iſt eine Himmelsſpeiſe, die nach himmliſchem Tranke durſtig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan ſey; ſelbſt der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdiſchen Verhaltniſſen gewöhnen wir uns zuletzt auf uns ſelber zu ſtehen, und auch da wollen nicht immer Kenntniſſe, Verſtand und Charakter hinreichen; in himmliſchen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das ſich oft ſelbſt nicht einmal recht zu Hauſe findet, wird noch überdieß von ſo viel äußerem bedrangt, daß unſer eignes Vermögen wohl ſchwerlich alles darreicht, was zu Rat Troſt und Hülfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet, findet ſich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und ſtets harrt ein einſichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weiſen und Gequalte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben ſo erprobt worden, ſoll an der Pforte des Todes alle ſeine Heilkräfte zehenfach thatig erweiſen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfallige jene ſymboliſchen, deutſamen Verſicherungen mit Inbrunſt an, und ihm wird da, wo jede irdiſche Garantie verſchwindet, durch eine himmliſche für alle Ewigkeit ein ſeliges Daſeyn zugeſichert.

Er fühlt ſich entſchieden überzeugt, daß weder ein feindſeliges Element, noch ein mißwollender Geiſt ihn hindern könne, ſich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältniſſen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schluſſe werden ſodann, damit der ganze Menſch geheiligt ſey, auch die Füße geſalbt und geſegnet. Sie ſollen, ſelbſt bei möglicher Geneſung, einen Widerwillen empfinden, dieſen irdiſchen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen ſoll eine wunderſame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch ſie den Erdſchollen, der ſie bisher anzog, unter ſich abſtoßen. Und ſo iſt durch einen glänzenden Cirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, ſie mögen zufällig noch ſo weit aus einander gerückt liegen, in einem ſterigen Kreiſe verbunden.

Aber alle dieſe geiſtigen Wunder entſprießen nicht, wie andere Früchte, dem natürlichen Boden, da können ſie weder geſaet noch gepflanzt noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man ſie herüberflehen, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchſte dieſer Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Menſch vor dem andern von oben begünſtigt, geſegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erſcheine, ſo muß dieſe große, mit einer ſchweren Pflicht verbundene Gunſt von einem Berechtigten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Menſch erlangen kann, ohne daß er jedoch deſſen Beſitz von ſich ſelbſt weder erringen, noch ergreifen könne, durch geiſtige Erbſchaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Prieſters iſt alles zuſammengefaßt,

was nöthig iſt, um diejenigen heiligen Handlungen wirkſam zu begehen, wodurch die Menge begünſtigt wird, ohne daß ſie irgend eine andere Thatigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und ſo tritt der Prieſter in der Reihe ſeiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreiſe ſeiner Mitgeſalbten, den höchſten Segnenden darſtellend, um ſo herrlicher auf, als es nicht er iſt, den wir verehren, ſondern ſein Amt, nicht ſein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, ſondern der Segen, den er ertheilt, und der um deſto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen ſcheint, weil ihn das irdiſche Werkzeug nicht einmal durch ſündhaftes, ja laſterhaftes Weſen ſchwächen oder gar entkraften könnte.

Wie iſt nicht dieſer wahrhaft geiſtige Zuſammenhang im Proteſtantismus zerſplittert! indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphiſch und nur wenige für kanoniſch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?

Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, ſchwachen Geiſtlichen, der aber ſeit vielen Jahren der Beichtvater des Hauſes geweſen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphraſe deſſelben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kraftig beweiſenden bibliſchen Sprüchen fehlte mir keiner, aber von alle dem erntete ich keine Frucht; denn als man mir verſicherte, daß der brave alte Mann ſeine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, ſo verlor ich alle Luſt und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerſtreuungen ein, legte die von einem ältern Freund erborgten, dem Geiſtlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut und las gemüth- und ſinnlos alles dasjenige her, was

ich mit Gemüth und Ueberzeugung wohl zu äußern gewußt hatte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben in diesem wichtigen Falle durch trocknen, geistlosen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhle nahen sollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Bewußtseyn verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seyen, weil wir im Beichtstuhl nichts besonderes zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schicklich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die seltsamsten religiosen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit berichtiget hätte. Da nun dieses nicht seyn sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen Manne dasjenige im allgemeinen bekennen sollte, was mir im einzelnen zu sagen verboten war. Aber als ich in das alte Barfüßer-Chor eintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Acte einzufinden pflegten, als mir der Glöckner die Thür eröffnete und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem engen Raume eingesperrt sah, und er mich mit seiner schwachen näselnden Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens, die wohl memorirte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war.

daß ein jeder sie ganz geruhig hatte aussprechen können. Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tische des Herrn, und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bei mir das Uebel hervor, welches aus unserer durch mancherlei Dogmen complicirten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion bedenkliche Menschen dergestalt anfallt, daß es hypochondrische Zustände nach sich zieht, und diese, bis zu ihrem höchsten Gipfel, zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die, bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise sich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von der Angst solche begangen zu haben nicht losmachen konnten. Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheuern Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht, das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslasterung, alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte, und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so

manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Dieser düstre Scrupel quälte mich dergestalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte, schien mir so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Ansehen dadurch gewann und ich mich, sobald ich Leipzig erreicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte. Wie drückend mußten mir daher Gellerts Anmahnungen werden! den ich, bei seiner ohnehin lakonischen Behandlungsart, womit er unsere Zudringlichkeit abzulehnen genöthigt war, mit solchen wunderlichen Fragen nicht belästigen wollte, um so weniger, als ich mich derselben in heitern Stunden selbst schämte, und zuletzt diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Gellert hatte sich nach seinem frommen Gemüth eine Moral aufgesetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas, und sich dadurch gegen das Publicum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren so lange schon das Fundament der Deutschen sittlichen Cultur und jedermann wünschte sehnlich jenes Werk gedruckt zu sehen, und da dieses nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst vortragen zu hören. Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unserem Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um so weniger als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten,

entnervende Manier uns verdachtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines durchreisenden Franzosen, der sich nach den Maximen und Gesinnungen des Mannes erkundigte, welcher einen so ungeheuren Zulauf hatte. Als wir ihm den nöthigen Bericht gegeben, schüttelte er den Kopf und sagte lächelnd: Laissez le faire, il nous forme des dupes.

Und so wußte denn auch die gute Gesellschaft, die nicht leicht etwas würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den sittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Damen, die ihm besonders empfohlen waren, besser als die übrigen Studirenden unterrichte, und eine ausgezeichnete Sorge für sie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Nepotismus angerechnet, daß er eben für diese jungen Männer einen Mittagstisch bei seinem Bruder einrichten lassen. Dieser, ein großer, ansehnlicher, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann sollte Fechtmeister gewesen seyn und, bei allzugroßer Nachsicht seines Bruders, die edlen Tischgenossen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen, und zerrte so den guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm sehen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf das beste, wenn er auf seinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieses Pferd hatte ihm der Churfürst geschenkt, um ihn zu einer seiner Gesundheit so nöthigen Bewegung zu verbinden; eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.

Und so rückte nach und nach der Zeitpunkt heran, wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten

und beſten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln ſollte.

Friedrich der Zweite ſtand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher ſehr befremdend vorkommen, daß ich ihn ſo wenig vor den Einwohnern von Leipzig, als ſonſt in meinem großväterlichen Hauſe loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges ſchwer gefühlt, und es war ihnen deßhalb nicht zu verargen, daß ſie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgeſetzt, nicht das Beſte dachten. Sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten laſſen. Es ſey keine Kunſt, ſagten ſie, mit großen Mitteln einiges zu leiſten; und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut ſchone, ſo könne man zuletzt ſchon ſeinen Vorſatz ausführen. Friedrich habe ſich in keinem ſeiner Plane und in nichts, was er ſich eigentlich vorgenommen, groß bewieſen. So lange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche ſey nur alsdann zum Vorſchein gekommen, wenn er genöthigt geweſen, eben dieſe Fehler wieder gut zu machen; und bloß daher ſey er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Menſch ſich dieſelbige Gabe wünſche, die Fehler, die man häufig begehet, auf eine geſchickte Weiſe wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den ſiebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, ſo werde man finden, daß der König ſeine treffliche Armee ganz unnützer Weiſe aufgeopfert und ſelbſt Schuld daran geweſen, daß dieſe verderbliche Fehde ſich ſo ſehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit ſeinen Feinden viel geſchwinder fertig geworden. Sie hatten, um dieſe Geſinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail

anzuführen, welches ich nicht zu läugnen wußte, und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behrisch und befand sich als Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine sehr große Nase und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perrücke hatte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man affectirt hatte nennen können, wenn Behrisch nicht schon von Natur etwas affectirtes in seiner Art gehabt hatte. Er ähnelte einem alten Franzosen, auch sprach und schrieb er sehr gut und leicht Französisch. Seine größte Lust war, sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen, und irgend einen albernen Einfall bis ins unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Theile seines Anzuges von verschiedenen Zeugen, und also auch Schattirungen waren, so konnte er Tage lang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau mehr auf den Leib schaffen wollte, und war

glücklich, wenn ihm das gelang und er uns beschämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Strafpredigten über unsern Mangel an Erfindungskraft und über unsern Unglauben an seine Talente.

Uebrigens hatte er gute Studien, war besonders in den neueren Sprachen und ihren Literaturen bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er sehr gewogen und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war mit ältern Personen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente auch ihm zur besonderen Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu schaffen machte. In der Dichtkunst hatte er dasjenige, was man Geschmack nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch lieblose Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren; nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er versprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, selbst abschreiben und in einem schönen Bande mir verehren wolle. Dieses Unternehmen gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb. Denn eh er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch

das mindeſte geſchehen ware. Mit eben ſolchen Umſtanden begab er ſich denn jedesmal ans Schreiben, und brachte wirklich nach und nach ein allerliebſtes Manuſcript zuſammen. Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verſe ſelbſt von einer ſchonen ſachſiſchen Handſchrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewahlt oder auch wohl ſelbſt erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzſchnitte und Druckerſtöcke, die man bei ſolcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir dieſe Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komiſch-pathetiſche Weiſe vorzuruhmen, daß ich mich in ſo vortrefflicher Handſchrift verewigt ſah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpreſſe zu erreichen im Stande ſey, gab abermals Veranlaſſung, die ſchönſten Stunden durchzubringen. Indeſſen war ſein Umgang wegen der ſchönen Kenntniſſe, die er beſaß, doch immer im Stillen lehrreich, und, weil er mein unruhiges, heftiges Weſen zu dampfen wußte, auch im ſittlichen Sinne fur mich ganz heilſam. Auch hatte er einen ganz beſonderen Widerwillen gegen das Rohe, und ſeine Spaße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Gegen ſeine Landsleute erlaubte er ſich eine fratzenhafte Abneigung, und ſchilderte was ſie auch vornehmen mochten, mit luſtigen Zugen. Beſonders war er unerſchöpflich, einzelne Menſchen komiſch darzuſtellen; wie er denn an dem Aeußeren eines jeden etwas auszuſetzen fand. So konnte er ſich, wenn wir zuſammen am Fenſter lagen, Stunden lang beſchaftigen, die Vorubergehenden zu recenſiren und, wenn er genugſam an ihnen getadelt, genau und umſtandlich anzuzeigen, wie ſie ſich eigentlich hatten kleiden ſollen, wie ſie gehen, wie ſie ſich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erſcheinen.

Dergleichen Vorschläge liefen meistentheils auf etwas ungehöriges und abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindesten boshaft gewesen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unserer Seite zu quälen, wenn wir versicherten, daß man ihn nach seinem Aeußeren wo nicht für einen Französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu stundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusetzen pflegte, der zwischen ihm und einem alten Franzosen obwalte. Hierbei kurdete er uns gewöhnlich allerlei ungeschickte Vorschläge auf, die wir ihm zur Veränderung und Modificirung seiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfaltiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend seyn konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf Holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinander zu setzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht da stehe. Er sprach hierauf mit großer

Verachtung von der Buchdruckerei, agirte den Setzer, spottete über dessen Gebarden, über das eilige Hin- und Wiederreisen, und leitete aus diesem Manöuvre alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden, und setzte sich sogleich hin, um sie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich ausschalt, daß wir uns nicht nach seinem Beispiel und Muster eben so am Schreibtisch betrügen. Nun kam er wieder auf den Contrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das Oberste zu unterst, und zeigte wie unanständig es sey, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu schreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bande anfüllen könnte.

Mit solchen unschadlichen Thorheiten vergeudeten wir die schöne Zeit, wobei keinem eingefallen ware, daß aus unserem Kreis zufällig etwas ausgehen würde, welches allgemeine Sensation erregen und uns nicht in den besten Leumund bringen sollte.

Gellert mochte wenig Freude an seinem Practicum haben, und wenn er allenfalls Lust empfand, einige Anleitung im prosaischen und poetischen Styl zu geben, so that er es privatissime nur wenigen, unter die wir uns nicht zahlen durften. Die Lücke, die sich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Professor Clodius auszufüllen, der sich im Literarischen, Kritischen und Poetischen einigen Ruf erworben hatte und als ein junger, munterer, zuthatiger Mann, sowohl bei der Akademie als in der Stadt viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene Stunde wies uns Gellert selbst, und was die Hauptsache betraf, so merkten wir wenig Unterschied. Auch er kritisirte nur das Einzelne, corrigirte gleichfalls mit rother Tinte, und man befand sich

in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Rechte zu suchen sey? Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten gebracht, die er nicht übel behandelte. Allein gerade zu jener Zeit schrieb man mir von Hause, daß ich auf die Hochzeit meines Oheims nothwendig ein Gedicht liefern müsse. Ich fühlte mich so weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein Aehnliches Freude gemacht hätte, und da ich der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das beste herauszustutzen. Ich versammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen; und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmanns wohl schickte. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen überworfen; doch ein schelmischer Streich, den Amor der letzteren spielte, ließ jene den Proceß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hause darüber ein schönes Belobungsschreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen. Allein hier hatte ich's schlecht getroffen. Er nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, so erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Mißbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig, und hatte zwar im einzelnen der rothen Tinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar anonym vorgeleſen und recenſirt; allein man paßte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß dieſe verunglückte Götterverſammlung mein Werk geweſen ſey. Da mir jedoch ſeine Kritik, wenn ich ſeinen Standpunkt annahm, ganz richtig zu ſeyn ſchien, und jene Gottheiten, naher beſehen, freilich nur hohle Scheingeſtalten waren, ſo verwünſchte ich den geſammten Olymp, warf das ganze mythiſche Pantheon weg, und ſeit jener Zeit ſind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Perſonen, welche ſich Behrisch zu Zielſcheiben ſeines Witzes erleſen hatte, ſtand gerade Clodius oben an; auch war es nicht ſchwer, ihm eine komiſche Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas ſtarke, gedrungte Figur war er in ſeinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in ſeinen Aeußerungen und unſtät in ſeinem Betragen. Durch alles dieß unterſchied er ſich von ſeinen Mitbürgern, die ihn jedoch, wegen ſeiner guten Eigenſchaften und der ſchönen Hoffnungen die er gab, recht gern gelten ließen.

Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche ſich bei feierlichen Gelegenheiten nothwendig machten. Er folgte in der ſogenannten Ode der Art, deren ſich Ramler bediente, den ſie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte ſich als Nachahmer beſonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramler'ſchen Gedichte mit einem majeſtatiſchen Pompe auftreten, der, weil er der Größe ſeines Gegenſtandes und der übrigen poetiſchen Behandlung gemäß iſt, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine ſehr gute Wirkung thut. Bei Clodius hingegen erſchienen dieſe Ausdrücke fremdartig, indem ſeine Poeſie übrigens nicht geeignet war, den Geiſt auf irgend eine Weiſe zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anstößig, daß er, der uns die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus Griechischen und Römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich fest in unser Gedächtniß, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbacker Händel zu versammeln. Gedacht, gethan! Und so stehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauses mit Bleistift angeschrieben wurde:

O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffe's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen mit Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück,
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb! dein Torus sey von edler Brut ein Nest!
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög Germanien und Händeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Dieſes Gedicht ſtand lange Zeit unter ſo vielen anderen, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugſam daran ergötzt hatten, vergaßen es ganz und gar über anderen Dingen. Geraume Zeit hernach trat Clodius mit ſeinem Medon hervor, deſſen Weisheit, Großmuth und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, ſo ſehr auch die erſte Vorſtellung des Stücks beklatſcht wurde. Ich machte gleich Abends, als wir zuſammen in unſer Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelverſen, wo Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt, ſie an beide Seiten des Proſceniums ſtellt und nach verſchiedenen vorläufigen Späßen den Zuſchauern vertraut, daß in den beiden Säcken moraliſch-äſthetiſcher Sand befindlich ſey, den ihnen die Schauſpieler ſehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine ſey nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts koſteten, und der andere mit prachtig ausgedrückten Geſinnungen, die nichts hinter ſich hatten. Er entfernte ſich ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuſchauer ernſtlich, ſich an ſeine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte ſie, wie er immer ihr Freund geweſen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieſer Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer geſpielt, doch blieb der Spaß ganz unter uns, es ward nicht einmal eine Abſchrift genommen und das Papier verlor ſich bald. Horn jedoch, der den Arlekin ganz artig vorgeſtellt hatte, ließ ſich's einfallen, mein Gedicht an Handel um mehrere Verſe zu erweitern und es zunächſt auf den Medon zu beziehen. Er las es uns vor, und wir konnten keine Freude daran haben, weil wir die Zuſätze nicht eben geiſtreich fanden, und das erſte, in einem ganz anderen Sinn geſchriebene Gedicht uns entſtellt vorkam. Der Freund,

unzufrieden über unsere Gleichgültigkeit, ja unseren Tadel, mochte es andern vorgezeigt haben, die es neu und lustig fanden. Nun machte man Abschriften davon, denen der Ruf des Clodius'schen Medons sogleich eine schnelle Publicität verschaffte. Allgemeine Mißbilligung erfolgte hierauf, und die Urheber (man hatte bald erfahren, daß es aus unserer Clique hervorgegangen war) wurden höchlich getadelt: denn seit Cronegk's und Rost's Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht wieder vorgekommen. Wir hatten uns ohnehin früher schon zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der Schuhu gegen die übrigen Vögel. Auch in Dresden mochte man die Sache nicht gut finden, und sie hatte für uns wo nicht unangenehme, doch ernste Folgen. Der Graf Lindenau war schon eine Zeit lang mit dem Hofmeister seines Sohns nicht ganz zufrieden. Denn obgleich der junge Mann keineswegs vernachlässigt wurde und Behrisch sich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder wenigstens daneben hielt, wenn die Lehrmeister ihre täglichen Stunden gaben, die Collegia mit ihm sehr ordentlich frequentirte, bei Tage nicht ohne ihn ausging, auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete; so waren wir andern doch auch immer in Apels Hause zu finden und zogen mit, wenn man lustwandelte; das machte schon einiges Aufsehen. Behrisch gewöhnte sich auch an uns, gab zuletzt meistentheils Abends gegen neun Uhr seinen Zögling in die Hände des Kammerdieners und suchte uns im Weinhause auf, wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm zu kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche. So hatte z. B. einer unserer Freunde die Gewohnheit punkt Zehne wegzugehen, weil er

mit einem hübschen Kinde in Verbindung ſtand, mit welchem er ſich nur um dieſe Zeit unterhalten konnte. Wir vermißten ihn ungern, und Behriſch nahm ſich eines Abends, wo wir ſehr vergnügt zuſammen waren, im Stillen vor, ihn dießmal nicht wegzulaſſen. Mit dem Schlage Zehn ſtand jener auf und empfahl ſich. Behriſch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mit gehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigſte Weiſe erſt nach ſeinem Degen zu ſuchen, der doch ganz vor den Augen ſtand, und gebardete ſich beim Anſchnallen deſſelben ſo ungeſchickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs ſo natürlich, daß niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwiſchen die Beine kam, ſo entſtand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein luſtiger Geſelle war, mit einſtimmte, und Behriſch ſo lange gewähren ließ, bis die Schäferſtunde vorüber war, da denn nun erſt eine gemeinſame Luſt und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicherweiſe hatte Behriſch, und wir durch ihn, noch einen gewiſſen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren als ihr Ruf; wodurch denn aber unſer Ruf nicht gefördert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten geſehen, und wir lenkten auch wohl unſern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabei war. Dieſes alles mochte zuſammen aufgeſpart und dem Vater zuletzt berichtet worden ſeyn: genug er ſuchte auf eine glimpfliche Weiſe den Hofmeiſter los zu werden, dem es jedoch zum Glück gereichte. Sein gutes Aeußere, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſeine Rechtſchaffenheit, an der niemand etwas auszuſetzen

wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Personen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde, und an dem Hofe eines in jeder Rücksicht trefflichen Fürsten ein solides Glück fand.

Der Verlust eines Freundes, wie Behrisch, war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Societät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm je unzufriedner ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sey. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hatte zum Vortheil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhaltniß gestanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwartigkeiten, die ich mir und andern, es sey nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte mir wohl irgend ein Gutdenkender, der meine Productionen sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Ich beobachtete diese so gut ich konnte, fand aber daran wenig erbauliches, und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Behrisch hatte ich manchmal zugesetzt, er solle mir deutlich machen, was Erfahrung sey? Weil er

aber voller Thorheiten ſteckte, ſo vertröſtete er mich von einem Tage zum andern und eröffnete mir zuletzt, nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung ſey ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müſſe. Wenn wir ihn nun hierüber äußerſt ausſchalten und zur Rede ſetzten, ſo verſicherte er hinter dieſen Worten ſtecke ein großes Geheimniß, das wir alsdann erſt begreifen würden, wenn wir erfahren hätten, — und immer ſo weiter: denn es koſtete ihm nichts, Viertelſtunden lang ſo fortzuſprechen; da denn das Erfahren immer erfahrner und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werden würde. Wollten wir über ſolche Poſſen verzweifeln, ſo betheuerte er, daß er dieſe Art ſich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuſten und größten Schriftſtellern gelernt, welche uns aufmerkſam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer ſtiller werden könnte.

Zufälligerweiſe rühmte man in guter Geſellſchaft einen Officier, der ſich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrnen Mann, der den ſiebenjährigen Krieg mitgefochten und ſich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht ſchwer, mich ihm zu nähern, und wir ſpazierten öfters mit einander. Der Begriff von Erfahrung war beinah für in meinem Gehirne geworden, und das Bedürfniß, mir ihn klar zu machen, leidenſchaftlich. Offenmüthig wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir, im Gefolg meiner Fragen, etwas von ſeinem Leben und von der nächſten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig beſſeres herauskam als, daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unſere beſten Gedanken, Wünſche und Vorſätze unerreichbar ſeyen, und daß man denjenigen, welcher

dergleichen Grillen hege und ſie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrnen Menſchen halte.

Da er jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, ſo verſicherte er mir, er habe dieſe Grillen ſelbſt noch nicht ganz aufgegeben, und befinde ſich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweiſe im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, beſonders inſofern er Antheil daran genommen; da denn dieſe ungeheueren Ereigniſſe, indem ſie auf ein einzelnes Individuum bezogen wurden, ein gar wunderliches Anſehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher beſtandenen Hofverhältniſſe, welche ganz mährchenhaft zu ſeyn ſchienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke Auguſt's des Zweiten, den vielen Kindern deſſelben und ſeinem ungeheuren Aufwand, ſodann von des Nachfolgers Kunſt- und Sammlungsluſt, vom Grafen Brühl und deſſen granzenloſer Prunkliebe, deren einzelnes beinahe abgeſchmackt erſchien, von ſo viel Feſten und Prachtergötzungen, welche ſammtlich durch den Einfall Friedrichs in Sachſen abgeſchnitten werden. Nun lagen die königlichen Schlöſſer zerſtört, die Brühlichen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem nur ein ſehr beſchadigtes herrliches Land übrig geblieben.

Als er mich über jenen unſinnigen Genuß des Glücks verwundert, und ſodann über das erfolgte Unglück betrübt ſah, und mich bedeutete, wie man von einem erfahrnen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erſtaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen ſolle, ſo fühlte ich große Luſt, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn beſtärkte und recht

angelegentlich bat, ich möchte mich, bis auf weiteres, immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen soviel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich mir aufdringen sollten. Einst aber, als wieder im allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene possenhaften Phrasen des Freundes Behrisch erzählte, schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte: da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen.

Und als ich in ihn drang, versetzte er mit seiner verständig heitern Weise: wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund commentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes sey, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinauslauft.

Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Wehrisch unendlich verschieden, konnte doch in einem gewissen Sinne mit ihm verglichen werden; ich meine Oesern, welcher auch unter diejenigen Menschen gehörte, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Seine Freunde selbst bekannten im Stillen, daß er, bei einem sehr schönen Naturell, seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, deßwegen er auch nie dahin gelangt sey, die Kunst mit vollkommner Technik auszuüben. Doch schien ein gewisser Fleiß seinem Alter vorbehalten zu seyn, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine ernste breite Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Director er war, fand man sodann links, hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man so eben hergegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der späteren

Italianiſchen Schule, von Meiſtern, deren Anmuth er höchlich zu preiſen pflegte. Da ich Privatſtunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, ſo war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in ſein daranſtoßendes inneres Cabinet, welches zugleich ſeine wenigen Bücher, Kunſt- und Naturalienſammlungen und was ihn ſonſt zunächſt intereſſiren mochte, enthielt. Alles war mit Geſchmack, einfach und dergeſtalt geordnet, daß der kleine Raum ſehr vieles umfaßte. Die Möbeln, Schranke, Porteſeuilles elegant ohne Ziererei oder Ueberfluß. So war auch das erſte was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in allem, was Kunſt und Handwerk vereint hervorzubringen berufen ſind. Als ein abgeſagter Feind des Schnörkel- und Muſchelweſens und des ganzen barocken Geſchmacks zeigte er uns dergleichen in Kupfer geſtochne und gezeichnete alte Muſter im Gegenſatz mit beſſeren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbeln ſowohl als anderer Zimmerumgebungen, und weil alles um ihn her mit dieſen Maximen übereinſtimmte, ſo machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns ſeine Geſinnungen praktiſch ſehen zu laſſen, indem er ſowohl bei Privat- als Regimentsperſonen in gutem Anſehen ſtand und bei neuen Bauten und Veranderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt ſchien er geneigter zu ſeyn, etwas gelegentlich, zu einem gewiſſen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für ſich beſtehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte; deßhalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhandler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten; wie denn die Vignetten zu Winckelmanns erſten Schriften

von ihm radirt ſind. Oft aber machte er nur ſehr ſkizzenhafte Zeichnungen, in welche ſich Geyſer ganz gut zu ſchicken verſtand. Seine Figuren hatten durchaus etwas allgemeines, um nicht zu ſagen ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefallig, ſeine Kinder naiv genug; nur mit den Mannern wollte es nicht fort, die, bei ſeiner zwar geiſtreichen, aber doch immer nebuliſtiſchen und zugleich abbrevirenden Manier, meiſtentheils das Anſehen von Lazaroni erhielten. Da er ſeine Compoſitionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Maſſen berechnete, ſo nahmen ſie ſich im ganzen gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eignen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegoriſchen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, ſo gaben ſeine Werke immer etwas zu ſinnen und wurden vollſtändig durch einen Begriff, da ſie es der Kunſt und der Ausführung nach nicht ſeyn konnten. Dieſe Richtung, welche immer gefahrlich iſt, führte ihn manchmal bis an die Gränze des guten Geſchmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Abſichten ſuchte er oft durch die wunderlichſten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja ſeinen beſten Arbeiten iſt ſtets ein humoriſtiſcher Anſtrich verliehen. War das Publicum mit ſolchen Dingen nicht immer zufrieden, ſo rächte er ſich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So ſtellte er ſpäter in dem Vorzimmer des groſſen Concertſaales eine ideale Frauenſigur ſeiner Art vor, die eine Lichtſcheere nach einer Kerze hinbewegte, und er freute ſich außerordentlich, wenn er veranlaſſen konnte, daß man über die Frage ſtritt, ob dieſe ſeltſame Muſe das Licht zu putzen oder auszulöſchen gedenke? wo er denn allerlei neckiſche Beigedanken ſchelmiſch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters zu meiner Zeit das größte Aufsehen, in welchem sein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oefer hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwartig und alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekummern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakspeare bedeuten, der ohne Vorganger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigne Hand der Unsterblichkeit entgegengehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieses Werk vollbracht. Wir versammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daselbst die Aushangebogen von Musarion vorgelesen.

Was mich betraf, so rückte ich in Ausübung der Kunst keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unsern Geist und unsern Geschmack; aber seine eigne Zeichnung war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindammerte, hatte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von den Gesichtern und Korpern selbst überlieferte er uns mehr die Ansichten als die Formen, mehr die Gebarden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Gestalten,

und verlangte, wir ſollten ſie in uns lebendig werden laſſen. Das wäre denn auch ſchön und recht geweſen, wenn er nicht bloß Anfänger vor ſich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wohl abſprechen, ſo mußte man dagegen bekennen, daß er ſehr geſcheidt und weltklug ſey, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geiſtes ihn, in einem höhern Sinne, recht eigentlich zum Lehrer qualificire. Die Mängel, an denen jeder litt, ſah er recht gut ein; er verſchmähte jedoch, ſie direct zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirect ſehr lakoniſch an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einſicht ſchnell um vieles weiter. So hatte ich z. B. auf blaues Papier einen Blumenſtrauß nach einer vorhandenen Vorſchrift, mit ſchwarzer und weißer Kreide ſehr ſorgfältig ausgeführt, und theils mit Wiſchen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben geſucht. Nachdem ich mich lange dergeſtalt bemüht, trat er einſtens hinter mich und ſagte: „Mehr Papier!“ worauf er ſich ſogleich entfernte. Mein Nachbar und ich zerbrachen uns den Kopf, was das heißen könne: denn mein Bouquet hatte auf einem großen halben Bogen Raum genug um ſich her. Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich ſeinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mittelttinte zerſtört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Perſpective, von Licht und Schatten zwar genugſam, doch immer nur ſo zu unterrichten, daß wir uns anzuſtrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundſätze zu treffen. Wahrſcheinlich war ſeine Abſicht, an uns, die wir doch nicht Künſtler werden ſollten,

nur die Einſicht und den Geſchmack zu bilden, und uns mit den Erforderniſſen eines Kunſtwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen ſollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war: denn es machte mir nichts Vergnügen als was mich anflog, ſo wurde ich nach und nach wo nicht läſſig doch mißmuthig, und weil die Kenntniß bequemer iſt als das Thun, ſo ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach ſeiner Weiſe zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war das Leben der Maler von d'Argenville ins Deutſche überſetzt; ich erhielt es ganz friſch und ſtudirte es emſig genug. Dieß ſchien Oeſern zu gefallen, und er verſchaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Porteſeuille zu ſehen, und leitete uns dadurch zur Geſchichte der Kunſt ein. Aber auch dieſe Uebungen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die mancherlei Gegenſtände, welche ich von den Künſtlern behandelt ſah, erweckten das poetiſche Talent in mir, und wie man ja wohl ein Kupfer zu einem Gedicht macht, ſo machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgeſtellten Perſonen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zuſtande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte, und ſo mich gewöhnte die Künſte in Verbindung mit einander zu betrachten. Ja ſelbſt die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beſchreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Beſinnung kam, nützlich, indem ſie mich auf den Unterſchied der Künſte aufmerkſam machten. Von ſolchen kleinen Dingen ſtanden mehrere in der Sammlung, welche Oehriſch veranſtaltet hatte; es iſt aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunſt- und Geſchmackselement, worin Oeſer lebte, und auf welchem man ſelbſt, in ſofern man ihn fleißig beſuchte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreulicher, daß er ſich gern abgeſchiedener oder abweſender Männer erinnerte, mit denen er in Verhältniß geſtanden hatte, oder ſolches noch immer fort erhielt; wie er denn, wenn er jemanden einmal ſeine Achtung geſchenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denſelben blieb, und ſich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzoſen vorzüglich Caylus hatten rühmen hören, machte er uns auch mit deutſchen, in dieſem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Profeſſor Chriſt als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, der Kunſt ſchöne Dienſte geleiſtet, und ſeine Gelehrſamkeit zu wahrer Förderung derſelben angewendet habe. Heinecken dagegen durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er ſich mit den allzukindlichen Anfangen der Deutſchen Kunſt, welche Oeſer wenig ſchätzte, gar zu emſig abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann unſauberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lipperts Bemühungen jedoch ward unſere Aufmerkſamkeit kräftig hingeleitet, indem unſer Lehrer das Verdienſt derſelben genugſam herauszuſetzen wußte. Denn obgleich, ſagte er, die Statuen und größeren Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunſtkenntniß blieben, ſo ſeyen ſie doch ſowohl im Original, als Abguß ſelten zu ſehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienſt, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zuſammenſtellung, geſchmackvolle Behandlung, auffallender und begreiflicher werde, auch bei ſo großer Menge die Vergleichung eher möglich ſey. Indem wir uns

nun damit soviel als erlaubt war beschäftigten, so wurde auf das hohe Kunstleben Winckelmanns in Italien hingedeutet, und wir nahmen dessen erste Schriften mit Andacht in die Hande: denn Oeser hatte eine leidenschaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen vermochte. Das Problematische jener kleinen Aufsätze, die sich noch dazu durch Ironie selbst verwirren und sich auf ganz specielle Meinungen und Ereignisse beziehen, vermochten wir zwar nicht zu entziffern, allein weil Oeser viel Einfluß darauf gehabt, und er das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen auch uns unablässig überlieferte, so fanden wir den Sinn im Allgemeinen wieder und dunkten uns bei solchen Auslegungen um desto sicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winckelmann seinen ersten Durst gestillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere, im Guten und Rechten gleichgesinnte, schon gebildete Männer daselbst neben einander wohnen. Diesen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um so friedlicher, als sich noch nicht so manche Entzweiungen des Urtheils hervorgethan hatten. Huber, Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienst, daß er den Werth der Deutschen Literatur auch den Franzosen bekannt zu machen gedachte; Kreuchauf, Liebhaber mit geübtem Blick, der, als Freund der ganzen Kunstsocietat, alle Sammlungen für die seinigen ansehen konnte; Winckler, der die einsichtsvolle Freude, die er an seinen Schätzen hegte, sehr gern mit andern theilte; mancher andere, der sich anschloß, alle lebten und wirkten nur in Einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, so oft ich auch

wenn ſie Kunſtwerke durchſahen beiwohnen durfte, daß jemals ein Zwieſpalt entſtanden wäre: immer kam, billiger Weiſe, die Schule in Betracht, aus welcher der Künſtler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das beſondere Talent, das ihm die Natur verliehen und der Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geiſtliche noch für weltliche Gegenſtande, für ländliche oder für ſtädtiſche, lebendige oder lebloſe; die Frage war immer nach dem Kunſtgemäßen.

Ob ſich nun gleich dieſe Liebhaber und Sammler nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit, mehr gegen die niederländiſche Schule richteten; ſo ward doch, indem man ſein Auge an den unendlichen Verdienſten der nordweſtlichen Künſtler übte, ein ſehnſuchtsvoll verehrender Blick nach Südoſten immer offen gehalten.

Und ſo mußte die Univerſität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eignen verſäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden ſollte; auch iſt mir der Eindruck jener Localitaten, in welchen ich ſo bedeutende Anregungen empfangen, immer höchſt lieb und werth geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allen aber Oeſers Wohnung, nicht weniger die Winckler'ſche und Richter'ſche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem ſich ältere unter einander von ſchon bekannten Dingen unterhalten, nur beilaufig unterrichtet wird, und welchem das ſchwerſte Geſchäft, das alles zurecht zu legen, dabei überlaſſen bleibt, muß ſich in einer ſehr peinlichen Lage befinden. Ich ſah mich daher mit andern ſehnſuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen ſollte, dem wir ſchon ſo viel ſchuldig waren.

Auf zweierlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden, durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling seyn, um sich zu vergegenwartigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: ut pictura poesis. war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Gränze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Uniform eines klappernden Gerippes, so wie die nothwendigen

und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am meiſten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechſeln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erſt den Triumph des Schönen höchlich feiern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben iſt, im Reiche der Kunſt nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweiſen.

Die Herrlichkeit ſolcher Haupt- und Grundbegriffe erſcheint nur dem Gemüth, auf welches ſie ihre unendliche Wirkſamkeit ausüben, erſcheint nur der Zeit, in welcher ſie erſehnt, im rechten Augenblick hervortreten. Da beſchäftigen ſich die, welchen mit ſolcher Nahrung gedient iſt, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit und erfreuen ſich eines überſchwenglichen Wachsthums, indeſſen es nicht an Menſchen fehlt, die ſich auf der Stelle einer ſolchen Wirkung widerſetzen und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

Wie ſich aber Begriff und Anſchauung wechſelsweiſe fördern, ſo konnte ich dieſe neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entſtanden wäre, doch einmal bedeutende Kunſtwerke in größerer Maſſe zu erblicken. Ich entſchied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu beſuchen. An der nöthigen Baarſchaft fehlte es mir nicht; aber es waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Weſen noch ohne Noth vermehrte: denn ich hielt meinen Vorſatz vor jedermann geheim, weil ich die dortigen Kunſtſchätze ganz nach eigner Art zu betrachten wünſchte und, wie ich meinte,

mich von niemand wollte irre machen laſſen. Außer dieſem ward durch noch eine andre Wunderlichkeit eine ſo einfache Sache verwickelter.

Wir haben angeborne und anerzogene Schwächen, und es möchte noch die Frage ſeyn, welche von beiden uns am meiſten zu ſchaffen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuſtanden bekannt machte und dazu manchen Anlaß gehabt hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerſte Abneigung gegen alle Gaſthöfe eingeflößt worden. Auf ſeinen Reiſen durch Italien, Frankreich und Deutſchland hatte ſich dieſe Geſinnung feſt bei ihm eingewurzelt. Ob er gleich ſelten in Bildern ſprach, und dieſelben nur wenn er ſehr heiter war zu Hulfe rief; ſo pflegte er doch manchmal zu wiederholen: in dem Thore eines Gaſthofs glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgeſpannt zu ſehen, ſo künſtlich, daß die Inſecten zwar hineinwarts, aber ſelbſt die privilegirten Weſpen nicht ungerupft herausfliegen können. Es ſchien ihm etwas Erſchreckliches, dafür, daß man ſeinen Gewohnheiten und allem, was einem lieb im Leben wäre, entſagte und nach der Weiſe des Wirths und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müſſen. Er pries die Hoſpitalität alter Zeiten, und ſo ungern er ſonſt auch etwas ungewohntes im Hauſe duldete, ſo übte er doch Gaſtfreundſchaft, beſonders an Künſtlern und Virtuoſen; wie denn Gevatter Seekatz immer ſein Quartier bei uns behielt, und Abel, der letzte Muſiker, welcher die Gambe mit Glück und Beifall behandelte, wohl aufgenommen und bewirthet wurde. Wie hatte ich mich nun mit ſolchen Jugend-Eindrücken, die bisher durch nichts ausgelöſcht worden, entſchließen können, in einer fremden Stadt einen Gaſthof zu betreten? Nichts ware leichter geweſen, als bei guten Freunden ein Quartier zu finden;

Hofrath Krebel, Aſſeſſor Hermann und andere hatten mir ſchon oft davon geſprochen: allein auch dieſen ſollte meine Reiſe ein Geheimniß bleiben, und ich gerieth auf den wunderlichſten Einfall. Mein Stubennachbar, der fleißige Theolog, dem ſeine Augen leider immer mehr ablegten, hatte einen Verwandten in Dresden, einen Schuſter, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechſelte. Dieſer Mann war mir wegen ſeiner Aeußerungen ſchon längſt höchſt merkwürdig geworden, und die Ankunft eines ſeiner Briefe ward von uns immer feſtlich gefeiert. Die Art, womit er die Klagen ſeines, die Blindheit befürchtenden Vetters erwiederte, war ganz eigen: denn er bemühte ſich nicht um Troſtgründe, welche immer ſchwer zu finden ſind; aber die heitere Art, womit er ſein eignes enges, armes, mühſeliges Leben betrachtete, der Scherz, den er ſelbſt den Uebeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüſtliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für ſich ein Gut ſey, theilte ſich demjenigen mit, der den Brief las, und verſetzte ihn, wenigſtens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthuſiaſtiſch wie ich war, hatte ich dieſen Mann öfters verbindlich grüßen laſſen, ſeine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunſch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieſes alles vorausgeſetzt ſchien mir nichts natürlicher als ihn aufzuſuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Candidat gab mir, nach einigem Widerſtreben, einen mühſam geſchriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Taſche, mit der gelben Kutſche ſehnſuchtsvoll nach Dresden.

Ich ſuchte nach meinem Schuſter und fand ihn bald in der Vorſtadt. Auf ſeinem Schemel ſitzend empfing er mich freundlich und ſagte lächelnd, nachdem er den Brief geleſen:

„Ich sehe hieraus, junger Herr, daß ihr ein wunderlicher Christ seyd.“ Wie das, Meister? versetzte ich. „Wunderlich ist nicht übel gemeint,“ fuhr er fort, „man nennt jemand so, der sich nicht gleich ist, und ich nenne Sie einen wunderlichen Christen, weil Sie sich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem andern aber nicht.“ Auf meine Bitte, mich aufzuklaren, sagte er weiter: „Es scheint, daß Ihre Absicht ist, eine fröhliche Botschaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das ist schön, und diese Nachahmung des Herrn ist löblich; Sie sollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tische saß, wo es gut her ging, und daß er selbst den Wohlgeruch des Balsams nicht verschmähte, wovon Sie wohl bei mir das Gegentheil finden könnten.“

Dieser lustige Anfang setzte mich gleich in guten Humor und wir neckten einander eine ziemliche Weile herum. Die Frau stand bedenklich, wie sie einen solchen Gast unterbringen und bewirthen solle? Auch hierüber hatte er sehr artige Einfalle, die sich nicht allein auf die Bibel, sondern auch auf Gottfrieds Chronik bezogen, und als wir einig waren, daß ich bleiben solle, so gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirthin zum Aufheben und ersuchte sie, wenn etwas nöthig sey, sich daraus zu versehen. Da er es ablehnen wollte und mit einiger Schalkheit zu verstehen gab, daß er nicht so abgebrannt sey, als er aussehen möchte, so entwaffnete ich ihn dadurch, daß ich sagte: und wenn es auch nur ware, um das Wasser in Wein zu verwandeln, so wurde wohl, da heut zu Tage keine Wunder mehr geschehen, ein solches probates Hausmittel nicht am unrechten Orte seyn. Die Wirthin schien mein Reden und Handeln immer weniger seltsam zu finden, wir hatten uns bald in einander geschickt und brachten

einen ſehr heitern Abend zu. Er blieb ſich immer gleich, weil alles aus Einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein tüchtiger Menſchenverſtand, der auf einem heiteren Gemüth ruhte und ſich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unabläſſig arbeitete, war ſein Erſtes und Nothwendigſtes, daß er alles Uebrige als zufällig anſah, dieß bewahrte ſein Behagen; und ich mußte ihn vor vielen andern in die Claſſe derjenigen rechnen, welche praktiſche Philoſophen, bewußtloſe Weltweiſen genannt wurden.

Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden ſollte, mit Ungeduld erwartet, erſchien. Ich trat in dieſes Heiligthum, und meine Verwunderung überſtieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieſer in ſich ſelbſt wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrſchten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der ſie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in ſeiner Art, das um ſo mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck ſo manches Tempels, der Gegenſtand ſo mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunſtzwecken aufgeſtellt erſchien. Ich ließ mir die curſoriſche Demonſtration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich, zu meinem Behagen, wirklich zu Hauſe. Schon hatte ich Werke mehrerer Künſtler geſehn, andere kannte ich durch Kupferſtiche, andere dem Namen nach; ich verhehlte es nicht und flößte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergötzte das Entzücken, das ich bei Stücken äußerte, wo der Pinſel über die Natur den Sieg davon trug: denn ſolche Dinge waren

es vorzüglich, die mich an ſich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunſt nothwendig erhöhen mußte.

Als ich bei meinem Schuſter wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum: denn ich glaubte ein Bild von Oſtade vor mir zu ſehen, ſo vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hängen dürfen. Stellung der Gegenſtände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des ganzen, magiſche Haltung, alles was man in jenen Bildern bewundert, ſah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erſtemal, daß ich auf einen ſo hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtſeyn übte, die Natur nämlich mit den Augen dieſes oder jenes Künſtlers zu ſehen, deſſen Werken ich ſo eben eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Dieſe Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur verſagt zu haben ſchien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich beſuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden, und fuhr fort mein Entzücken über manche köſtliche Werke vorlaut auszuſprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorſatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da ſich bisher nur ein Unteraufſeher mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der Galerie-Inſpektor, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar manches aufmerkſam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen ſchien. Ich fand dieſen trefflichen Mann damals eben ſo thatig und gefallig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch geſehen und wie er ſich noch heute erweiſt. Sein Bild hat ſich mir mit jenen Kunſtſchätzen ſo in Eins verwoben, daß ich beide niemals geſondert erblicke, ja ſein Andenken hat mich nach

Italien begleitet, wo mir seine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten solche Werke nicht stumm und ohne wechselseitige Theilnahme betrachten kann, ihr Anblick vielmehr am ersten geeignet ist, die Gemüther gegen einander zu eröffnen; so kam ich auch daselbst mit einem jungen Manne ins Gespräch, der sich in Dresden aufzuhalten und einer Legation anzugehören schien. Er lud mich ein, Abends in einen Gasthof zu kommen, wo sich eine muntere Gesellschaft versammle, und wo man, indem jeder eine mäßige Zeche bezahle, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Ich fand mich ein, ohne die Gesellschaft anzutreffen, und der Kellner setzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich bestellt, ein Kompliment ausrichtete, wodurch dieser eine Entschuldigung, daß er etwas später kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zusatze, ich sollte mich an nichts stoßen was vorgehe, auch werde ich nichts weiter als meine eigne Zeche zu bezahlen haben. Ich wußte nicht, was ich aus diesen Worten machen sollte, aber die Spinneweben meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte. Die Gesellschaft versammelte sich, mein Bekannter stellte mich vor und ich durfte nicht lange aufmerken, so fand ich, daß es auf Mystifikation eines jungen Menschen hinausgehe, der als ein Neuling sich durch ein vorlautes, anmaßliches Wesen auszeichnete: ich nahm mich daher gar sehr in Acht, daß man nicht etwa Lust finden möchte, mich zu seinem Gefahrten auszuersehen. Bei Tische ward jene Absicht jedermann deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer starker, und als man zuletzt seiner Geliebten zu Ehren gleichfalls

ein Vivat angeſtimmt; ſo ſchwur jeder hoch und theuer, aus dieſen Gläſern dürfe nun weiter kein Trunk geſchehen; man warf ſie hinter ſich, und dieß war das Signal zu weit größeren Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz ſachte, und der Kellner, indem er mir eine ſehr billige Zeche abforderte, erſuchte mich wiederzukommen, da es nicht alle Abende ſo bunt hergehe. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unverſchloſſen, alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zuſtand, wo denn mein immer mehr geübtes Auge ſogleich das ſchönſte Bild von Schalken erblickte, von dem ich mich nicht losmachen konnte, ſo daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken ſtanden noch in den Pavillons des großen Gartens, ich lehnte ab ſie zu ſehen, ſo wie alles Uebrige was Dresden köſtliches enthielt; nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldeſammlung ſelbſt mir noch vieles verborgen bleiben müſſe. So nahm ich den Werth der Italianiſchen Meiſter mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einſicht in denſelben hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur anſehen, an die Stelle der Natur ſetzen, mit einem bekannten Gegenſtand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirkſam. Der materielle Eindruck iſt es, der den Anfang ſelbſt zu jeder höheren Liebhaberei macht.

Mit meinem Schuſter vertrug ich mich ganz gut. Er war geiſtreich und mannichfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckiſchen Einfallen; jedoch ein Menſch der ſich glücklich preiſ't, und von andern verlangt, daß ſie das Gleiche thun ſollen, verſetzt uns in ein Mißbehagen, ja

die Wiederholung solcher Gesinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beschäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach seinem Leisten wollten mir nicht passen. Wir schieden jedoch als die besten Freunde, und auch meine Wirthin war beim Abschiede nicht unzufrieden mit mir.

So sollte mir denn auch, noch kurz vor meiner Abreise, etwas sehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittlung jenes jungen Mannes, der sich wieder bei mir in einigen Credit zu setzen wünschte, ward ich dem Director von Hagedorn vorgestellt, der mir seine Sammlung mit großer Güte vorwies, und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstfreundes höchlich ergötzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er besaß, ganz eigentlich verliebt, und fand daher selten an andern eine Theilnahme, wie er sie wünschte. Besonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von Schwanefeld ganz übermäßig gefiel, daß ich dasselbe in jedem einzelnen Theile zu preisen und zu erheben nicht müde ward: denn gerade Landschaften, die mich an den schönen heitern Himmel, unter welchem ich heranagewachsen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was sonst für Gunst ein wärmeres Klima den Menschen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Diese köstlichen, Geist und Sinn zur wahren Kunst vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigsten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerstörten und verödeten Zustand so mancher Straße Dresdens, durch die ich meinen Weg nahm. Die Mohrenstraße im Schutt, so wie die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen

Thurm drückten sich mir tief ein und stehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche sah ich diese leidigen Trümmer zwischen die schöne städtische Ordnung hineingesaet; da rühmte mir der Küster die Kunst des Baumeisters, welcher Kirche und Kuppel auf einen so unerwünschten Fall schon eingerichtet und bombenfest erbaut hatte. Der gute Sacristan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und sagte bedenklich lakonisch: Das hat der Feind gethan!

So kehrte ich nun zuletzt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück, und fand meine Freunde, die solche Abschweifungen von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschaftigt mit allerlei Conjecturen, was meine geheimnißvolle Reise wohl habe bedeuten sollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geschichte ganz ordentlich erzahlte, erklarten sie mir solche fur ein Mahrchen und suchten scharfsinnig hinter das Rathsel zu kommen, das ich unter der Schusterherberge zu verhüllen muthwillig genug sey.

Hatten sie mir aber ins Herz sehen konnen, so würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben: denn die Wahrheit jenes alten Worts, Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen, und jemehr ich mich anstrengte, dasjenige was ich gesehn, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewohnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemaß waren, und eine gewisse Uebung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kraften mehr proportionirte Weise beschaftigten.

Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung,

zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopfischen Hause. Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Baren, ein ansehnliches Gebäude auf dem neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon langst verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Baren, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweite, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfters veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, so wie auch Eltern und Schwestern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen zur Hand, und begriff dadurch manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Oeserischen Lehren anzuwenden zu sehn. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch. Wir trieben manches gemeinschaftlich, und der älteste componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meinen übrigen kleinen Poesien eingeschaltet. Der Vater hatte den Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer schönen Bibliothek, die sich

meiſtens auf den Urſprung der Buchdruckerei und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in dieſem Fache einige Kenntniß erwarb. Ingleichen fand ich daſelbſt gute Kupferwerke, die das Alterthum darſtellten, und ſetzte meine Studien auch von dieſer Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine anſehnliche Schwefelſammlung beim Umziehen in Unordnung gerathen war. Ich brachte ſie, ſo gut ich konnte, wieder zurechte und war genöthigt dabei mich im Lippert und andern umzuſehen. Einen Arzt, Doctor Reichel, gleichfalls einen Hausgenoſſen conſultirte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich wo nicht krank, doch unmuſtern fühlte, und ſo führten wir zuſammen ein ſtilles anmuthiges Leben.

Nun ſollte ich in dieſem Hauſe noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in die Manſarde der Kupferſtecher Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein ſehr fleißiger und in ſeinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er ſtach, wie Geyſer, nach Oeſterſchen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte ſehr ſauber, ſo daß die Arbeit aus dem Aetzwaſſer beinahe vollendet herauskam, und mit dem Grabſtichel, den er ſehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen Ueberſchlag, wie lange ihn eine Platte beſchäftigen würde, und nichts war vermögend ihn von ſeiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht ſein täglich vorgeſetztes Penſum vollbracht hatte. So ſaß er an einem breiten Arbeitstiſch am großen Giebelfenſter, in einer ſehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Geſellſchaft leiſteten. Von dieſen letzten iſt die eine glücklich verheirathet und die andere eine vorzügliche

Künſtlerin; ſie ſind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwiſchen den obern und untern Stockwerken und attachirte mich ſehr an den Mann, der bei ſeinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor beſaß und die Gutmüthigkeit ſelbſt war.

Mich reizte die reinliche Technik dieſer Kunſtart, und ich geſellte mich zu ihm, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hatte ſich wieder auf die Landſchaft gelenkt, die mir bei einſamen Spaziergängen unterhaltend, an ſich erreichbar und in den Kunſtwerken faßlicher erſchien als die menſchliche Figur, die mich abſchreckte. Ich radirte daher unter ſeiner Anleitung verſchiedene Landſchaften nach Thiele und andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundiren der Platten, das Weißanſtreichen derſelben, das Radiren ſelbſt und zuletzt das Aetzen, gab mannichfaltige Beſchäftigung, und ich war bald dahingelangt, daß ich meinem Meiſter in manchen Dingen beiſtehen konnte. Mir fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerkſamkeit, und ſelten daß mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Vorſicht genug, mich gegen die ſchädlichen Dünſte zu verwahren, die ſich bei ſolcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und ſie mögen wohl zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwiſchen ſolchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles verſucht würde, in Holz geſchnitten. Ich verfertigte verſchiedene kleine Druckerſtöcke, nach franzöſiſchen Muſtern, und manches davon ward brauchbar gefunden.

Man laſſe mich hier noch einiger Männer gedenken, welche ſich in Leipzig aufhielten, oder daſelbſt auf kurze Zeit verweilten. Kreisſteuereinnehmer Weiße, in ſeinen beſten

Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geschätzt. Zwar wollten wir seine Theaterstücke nicht durchaus für musterhaft gelten lassen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und seine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen. Schieheler, von Hamburg, betrat dieselbige Bahn, und dessen Lisuard und Dariolette ward von uns gleichfalls begünstigt. Eichenburg, ein schöner junger Mann, nur um weniges älter als wir, zeichnete sich unter den Studirenden vortheilhaft aus. Zacharia ließ sich's einige Wochen bei uns gefallen und speiste, durch seinen Bruder eingeleitet, mit uns an Einem Tische. Wir schätzten es, wie billig, für eine Ehre, wechselsweise durch ein Paar außerordentlicher Gerichte, reichlicheren Nachtisch und ausgesuchteren Wein unserm Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir ich weiß nicht was, im Kopf hatten: es beliebte uns, ihm nirgends zu gefallen zu geben, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dunkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.

Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften, und

ſuchten uns die Umſtände bekannt zu machen, unter welchen er die erſten geſchrieben hatte. Wir fanden darin manche Anſichten, die ſich von Oefern herzuſchreiben ſchienen, ja ſogar Scherz und Grillen nach ſeiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefahren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher dieſe merkwürdigen und doch mitunter ſo rathſelhaften Schriften entſtanden waren; ob wir es gleich dabei nicht ſehr genau nahmen: denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet ſeyn, und es war nicht das leztemal, daß ich eine bedeutende Bildungsſtufe ſibyllinischen Blattern verdanken ſollte.

Es war damals in der Literatur eine ſchöne Zeit, wo vorzuglichen Menſchen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotziſchen Handel und Leſſings Controverſen ſchon darauf hindeuteten, daß dieſe Epoche ſich bald ſchließen werde. Winckelmann genoß einer ſolchen allgemeinen, unangetaſteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas öffentliches, das ſeiner wohlgefühlten Würde nicht gemaß ſchien. Alle Zeitſchriften ſtimmten zu ſeinem Ruhme überein, die beſſeren Reiſenden kamen belehrt und entzuckt von ihm zurück, und die neuen Anſichten, die er gab, verbreiteten ſich uber Wiſſenſchaft und Leben. Der Fürſt von Deſſau hatte ſich zu einer gleichen Achtung emporgeſchwungen. Jung, wohl- und edeldenkend, hatte er ſich an ſeinen Reiſen und ſonſt recht wünſchenswerth erwieſen. Winckelmann war im höchſten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er ſeiner gedachte, mit den ſchönſten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geſchmack zur Baukunſt, welchen von Erdmannsdorf durch ſeine Thätigkeit unterſtuzte, alles ſprach zu Gunſten eines Fürſten, der, indem er durch ſein Beiſpiel den übrigen vorleuchtete, Dienern

und Unterthanen ein goldnes Zeitalter verſprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, ſeinen fürſtlichen Freund beſuchen, unterwegs bei Oeſern eintreten und alſo auch in unſern Geſichtskreis kommen würde. Wir machten keinen Anſpruch mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu ſehen, und weil man in ſolchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Luſtpartie verwandelt, ſo hatten wir ſchon Ritt und Fahrt nach Deſſau verabredet, wo wir in einer ſchönen, durch Kunſt verherrlichten Gegend, in einem wohl adminiſtrirten und zugleich auf[illegible] geſchmückten Lande, bald da bald dort aufzupaſſen dach[illegible] um die über uns ſo weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu ſehen. Oeſer war ſelbſt ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerſchlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmanns Tode zwiſchen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich ſie zuerſt vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oeſer hinaufzuſteigen pflegte. Es kam mir ein Mitſchüler entgegen, ſagte mir, daß Oeſer nicht zu ſprechen ſey, und die Urſache warum. Dieſer ungeheuere Vorfall that eine ungeheuere Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und ſein frühzeitiger Tod ſchärfte die Aufmerkſamkeit auf den Werth ſeines Lebens. Ja vielleicht ware die Wirkung ſeiner Thatigkeit, wenn er ſie auch bis in ein höheres Alter fortgeſetzt hatte, nicht ſo groß geweſen, als ſie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menſchen, auch noch durch ein ſeltſames und widerwartiges Ende vom Schickſal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winckelmanns Abſcheiden grenzenlos beklagte, ſo dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem

Fall befinden würde, für mein eianes Leben beſorgt zu ſeyn: denn unter allem dieſem hatten meine körperlichen Zuſtande nicht die beſte Wendung genommen. Schon von Hauſe hatte ich einen gewiſſen hypochondriſchen Zug mitgebracht, der ſich in dem neuen ſitzenden und ſchleichenden Leben eher verſtarkte als verſchwächte. Der Schmerz auf der Bruſt, den ich ſeit dem Auerſtädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der, nach einem Sturz mit dem Pferde, merklich gewachſen war, machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diat verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das ſchwere Merſeburger Bier verdüſterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triſte Stimmung gab, beſonders mit Milch nach Tiſche genoſſen, paralyſirte meine Eingeweide und ſchien ihre Functionen völlig aufzuheben, ſo daß ich deßhalb große Beängſtigungen empfand, ohne jedoch den Entſchluß zu einer vernünftigeren Lebensart faſſen zu können. Meine Natur, von hinlanglichen Kräften der Jugend unterſtützt, ſchwankte zwiſchen den Extremen von ausgelaſſener Luſtigkeit und melancholiſchem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man ſollte auf hartem Lager ſchlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdunſtung unterdrückt wurde. Dieſe und andere Thorheiten, in Gefolg von mißverſtandenen Anregungen Rouſſeau's, würden uns, wie man verſprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbniſſe der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterſcheidung, mit unvernünftigem Wechſel angewendet, empfanden mehrere als das ſchadlichſte, und ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergeſtalt, daß die darin enthaltenen beſondern Syſteme zuletzt in eine Verſchwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutſturz auf, und hatte noch ſo viel Kraft und Beſinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Doctor Reichel wurde gerufen, der mir aufs freundlichſte hulfreich ward, und ſo ſchwankte ich mehrere Tage zwiſchen Leben und Tod, und ſelbſt die Freude an einer erfolgenden Beſſerung wurde dadurch vergallt, daß ſich, bei jener Eruption, zugleich eine Geſchwulſt an der linken Seite des Halſes gebildet hatte, die man jetzt erſt, nach vorübergegangner Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Geneſung iſt jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn ſie auch langſam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir ſich die Natur geholfen, ſo ſchien ich auch nunmehr ein anderer Menſch geworden zu ſeyn: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geiſtes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt, ich war froh mein Inneres frei zu fuhlen, wenn mich gleich außerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieſer Zeit beſonders aufrichtete, war zu ſehen, wie viel vorzugliche Manner mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, ſage ich: denn es war keiner darunter, dem ich nicht, durch widerliche Launen beſchwerlich geweſen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Widerſinn mehr als einmal verletzt, ja den ich nicht, im Gefuhl meines eignen Unrechts, eine Zeit lang ſtörriſch gemieden hatte. Dieß alles war vergeſſen, ſie behandelten mich aufs liebreichſte und ſuchten mich theils auf meinem Zimmer, theils ſobald ich es verlaſſen konnte, zu unterhalten und zu zerſtreuen. Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhauſern, und ich ſchien mich bald zu erholen.

Unter dieſen Freunden nenne ich wohl zuforderſt den damaligen Rathsherrn, nachherigen Burgemeiſter von Leipzig,

Doctor Hermann. Er war unter denen Tischgenossen, die ich durch Schlosser kennen lernte, derjenige, zu dem sich ein immer gleiches und dauerndes Verhaltniß bewahrte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigsten der akademischen Nurburger rechnen. Er besuchte seine Collegien auf das regelmaßigste und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Schritt vor Schritt, ohne die mindeste Abweichung, sah ich ihn den Doctorgrad erreichen, dann sich zur Assessur emporheben, ohne daß ihm hiebei etwas mühsam geschienen, daß er im mindesten etwas übereilt oder verpatzt hatte. Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich deßwegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschatzung, wenigstens einen Theil zuzueignen meinte.

Eben so regelmäßig als in seinen Geschaften, war er in Ausübung seiner Talente und im Genuß seiner Vergnugungen. Er spielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit Gefuhl nach der Natur, und regte mich an das gleiche zu thun; da ich denn in seiner Art auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig meinen Grillen nachzuhangen pflegte. Er wußte mein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwiedern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde, die wir zusammen zubrachten, wenn er mich mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo wir mit eignem Anstand, bei angezündeten Wachslichtern, einen sogenannten Rathshasen, der ihm als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen

war, verzehrten, und mit gar manchen Spaßen, in Behrischens Manier, das Essen zu würzen und den Geist des Weines zu erhöhen beliebten. Daß dieser treffliche und noch jetzt in seinem ansehnlichen Amte immer fort wirksame Mann mir bei meinem zwar geahneten, aber in seiner ganzen Größe nicht vorausgesehenen Uebel den freundlichsten Beistand leistete, mir jede freie Stunde schenkte, und durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten den trüben Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigsten Dank, und freue mich nach so langer Zeit ihn öffentlich absatten zu können.

Außer diesem werthen Freunde nahm sich Grönina von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Unfalle gewahr; ich fühlte den Werth dieser Gunst um so lebhafter, als niemand leicht eine nahere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergötzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Thatigkeit in der nächsten Zeit vorzuzeigen und zu versprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann, in den wichtigsten Geschaften, seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen.

Hier war es auch, wo Freund Horn seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfische Haus, die Stockische Familie, manche andere behandelten mich als einen nahen Verwandten; und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das zarteste gelindert.

Umſtändlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erſt in dieſer Zeit kennen lernte und deſſen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergeſtalt verblendete, daß ich ſie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet freute er ſich an meinem Heißhunger nach Kenntniſſen, der ſich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er ſuchte mich durch deutliche Ueberſichten zu beruhigen, und ich bin ſeinem, obwohl kurzen Umgange ſehr viel ſchuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weiſe zu leiten verſtand und mich aufmerkſam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich dieſem bedeutenden Manne um ſo mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr ausſetzte: denn als er nach Behrſchen die Hofmeiſterſtelle bei dem jungen Grafen Lindenau erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, keinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein ſo gefährliches Subject kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals am dritten Orte zu ſehen. Ich gewann bald ſeine Neigung, und er, klüger als Behrſch, holte mich bei Nachtszeit ab, wir gingen zuſammen ſpazieren, unterhielten uns von intereſſanten Dingen, und ich begleitete ihn endlich bis an die Thüre ſeiner Geliebten: denn auch dieſer äußerlich ſtreng ſcheinende, ernſte, wiſſenſchaftliche Mann war nicht frei von den Netzen eines ſehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben.

Die deutſche Literatur und mit ihr meine eignen poetiſchen Unternehmungen waren mir ſchon ſeit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bei einem ſolchen autodidaktiſchen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die geliebten Alten, die noch immer, wie ferne blaue Berge,

deutlich in ihren Umriſſen und Maſſen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geiſtigen Wünſche begranzten. Ich machte einen Tauſch mit Langer, wobei ich zugleich den Glaucus und Diomedes ſpielte; ich überließ ihm ganze Körbe deutſcher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl griechiſcher Autoren, deren Benutzung mich, ſelbſt bei dem langſamſten Geneſen, erquicken ſollte.

Das Vertrauen, welches neue Freunde ſich einander ſchenken, pflegt ſich ſtufenweiſe zu entwickeln. Gemeinſame Beſchäftigungen und Liebhabereien ſind das erſte, worin ſich eine wechſelſeitige Uebereinſtimmung hervorthut; ſodann pflegt die Mittheilung ſich über vergangene und gegenwärtige Leidenſchaften, beſonders über Liebesabenteuer zu erſtrecken; es iſt aber noch ein Tieferes, das ſich aufſchließt, wenn das Verhältniß ſich vollenden will, es ſind die religiöſen Geſinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche ſowohl den Grund einer Freundſchaft befeſtigen als ihren Gipfel zieren.

Die chriſtliche Religion ſchwankte zwiſchen ihrem eignen Hiſtoriſchpoſitiven und einem reinen Deismus, der auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen ſollte. Die Verſchiedenheit der Charaktere und Denkweiſen zeigte ſich hier in unendlichen Abſtufungen, beſonders da noch ein Hauptunterſchied mit einwirkte, indem die Frage entſtand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an ſolchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhafteſten und geiſtreichſten Männer erwieſen ſich in dieſem Falle als Schmetterlinge, welche ganz uneingedenk ihres Raupenſtandes die Puppenhülle wegwerfen, in der ſie zu ihrer organiſchen Vollkommenheit gediehen ſind. Andere, treuer und

bescheidner gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Document ansehen, waraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogon er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und consequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest wie ich war kam es bloß auf den Glauben an, das was ich menschlicher Weise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwachlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen; so hatte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem neuen Testament zu beschäftigen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten wir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl vorbereiteten

Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Schönen zugedachte Stunde mir aufzuopfern nicht anstand, ja sogar Gefahr lief verrathen und, wie Behrisch, von seinem Patron übel angesehen zu werden. Ich erwiederte seine Neigung auf das dankbarste, und wenn dasjenige was er für mich that, zu jeder Zeit wäre schätzenswerth gewesen, so mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage höchst verehrlich seyn.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unser Seelenconcert am geistigsten gestimmt ist, die rohen, kreischenden Töne des Weltwesens am gewaltsamsten und ungestümsten einfallen, und der in geheim immer fortwaltende Contrast, auf einmal hervortretend, nur desto empfindlicher wirkt, so sollte ich auch nicht aus der peripatetischen Schule meines Langers entlassen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigstens, seltsames Ereigniß erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studirenden erregten und zwar aus folgendem Anlasse. Mit den Stadtsoldaten hatten sich junge Leute verunreinigt, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studirende verbanden sich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerstanden hartnäckig und der Vortheil war nicht auf der Seite der sehr unzufriedenen akademischen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angesehene Personen wegen tapferen Widerstands die Obsiegenden gelobt und belohnt, und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufgefordert. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wohl immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein seltsames Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen

beſetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geſchehen ſolle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junge Leute einzeln hin und wieder, in anſcheinender größter Gelaſſenheit; ſobald ſie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, ſo warfen ſie im Vorbeigehn Steine nach den Fenſtern, und dieß zu wiederholtenmalen hin und wiederkehrend, ſo lange die Scheiben noch klirren wollten. Eben ſo ruhig, wie dieſes vorging, verlief ſich auch endlich alles und die Sache hatte keine weiteren Folgen.

Mit einem ſo gellenden Nachklange akademiſcher Großthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Geſellſchaft einiger mir bekannten zuverläſſigen Perſonen. In der Gegend von Auerſtadt gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher mich von dorther mit größerer Gefahr bedrohen würde, eben ſo wenig, als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich, in dem großen mit Stuccaturbildern verzierten Saale, denken durfte, daß mir an eben der Stelle ſoviel Gnädiges und Liebes widerfahren ſollte.

Jemehr ich mich nun meiner Vaterſtadt näherte, deſto mehr rief ich mir, bedenklicher Weiſe, zurück in welchen Zuſtanden, Ausſichten, Hoffnungen ich von Hauſe weggegangen, und es war ein ſehr niederſchlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichſam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht ſonderlich viel vorzuwerfen hatte, ſo wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indeſſen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verurſachte eine leidenſchaftliche Scene. Ich mochte übler ausſehen als ich ſelbſt wußte: denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rathe

gezogen; und wer wird ſich denn nicht ſelbſt gewohnt! genug man kam ſtillſchweigend überein, mancherlei Mittheilungen erſt nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen ſowohl körperlich als geiſtig einige Beruhigung eintreten zu laſſen.

Meine Schweſter geſellte ſich gleich zu mir, und wie vorläufig aus ihren Briefen, ſo konnte ich nunmehr umſtändlicher und genauer die Verhältniſſe und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreiſe ſeine ganze didaktiſche Liebhaberei der Schweſter zugewendet, und ihr bei einem völlig geſchloſſenen, durch den Frieden geſicherten und ſelbſt von Miethleuten geräumten Hauſe faſt alle Mittel abgeſchnitten, ſich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen. Das Franzöſiſche, Italianiſche, Engliſche mußte ſie abwechſelnd treiben und bearbeiten, wobei er ſie einen großen Theil des Tags ſich an dem Claviere zu üben nöthigte. Das Schreiben durfte auch nicht verſäumt werden, und ich hatte wohl ſchon früher gemerkt, daß er ihre Correſpondenz mit mir dirigirt und ſeine Lehren durch ihre Feder mir hatte zukommen laſſen. Meine Schweſter war und blieb ein indefinibles Weſen, das ſonderbarſte Gemiſch von Strenge und Weichheit, von Eigenſinn und Nachgiebigkeit, welche Eigenſchaften bald vereint, bald durch Willen und Neigung vereinzelt wirkten. So hatte ſie auf eine Weiſe, die mir fürchterlich erſchien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem ſie nicht verzieh, daß er ihr dieſe drei Jahre lang ſo manche unſchuldige Freude verhindert oder vergällt, und von deſſen guten und trefflichen Eigenſchaften ſie auch ganz und gar keine anerkennen wollte. Sie that alles was er befahl und anordnete, aber auf die unliebenswürdigſte Weiſe von der Welt. Sie that es in hergebrachter Ordnung, aber auch nichts drüber und nichts drunter. Aus Liebe oder Gefälligkeit bequemte ſie ſich zu nichts, ſo daß

dieß eins der ersten Dinge war, über die sich die Mutter in einem geheimen Gespräch mit mir beklagte. Da nun aber meine Schwester so liebebedürftig war, als irgend ein menschliches Wesen, so wendete sie nun ihre Neigung ganz auf mich. Ihre Sorge für meine Pflege und Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit; ihre Gespielinnen, die von ihr beherrscht wurden, ohne daß sie daran dachte, mußten gleichfalls allerlei aussinnen, um mir gefällig und trostreich zu seyn. Sie war erfinderisch mich zu erheitern, und entwickelte sogar einige Keime von possenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte, und der ihr sehr gut ließ. Es entspann sich bald unter uns eine Cotterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne daß sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses Rothwelsches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Persönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand sich wohl, brachte einen großen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schwester zu, schrieb an seiner Reisebeschreibung, und stimmte seine Laute länger als er darauf spielte. Er verhehlte dabei so gut er konnte den Verdruß, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohns, der nun promoviren und jene vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Krankling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Cur expediren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur sehr lebhaft und heiter, brachte unter diesen Umständen sehr langweilige Tage zu. Die kleine Haushaltung war bald besorgt. Das Gemüth der

gaben, innerlich niemals unbeschäftigten Frau wollte auch einiges Interesse finden, und das nächste begegnete ihr in der Religion, das sie um so lieber ergriff, als ihre vorzüglichsten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter diesen stand Fraulein von Klettenberg obenan. Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen sie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seyns; sie litt mit der größten Geduld, und in schmerzlosen Intervallen war sie lebhaft und gesprächig. Ihre liebste, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich beobachtet, an sich selbst machen kann; woran sich denn die religiosen Gesinnungen anschlossen, die auf eine sehr anmuthige, ja geniale Weise bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verfaßte Schilderung den Freunden solcher Darstellungen wieder ins Gedächtniß zu rufen. Bei dem ganz eignen Gange, den sie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmeren Stande, in dem sie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geistes vertrug sie sich nicht zum besten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeschlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichste, schien zu streng, zu trocken, zu gelehrt; sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, die sich mit der

Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem Wege der Seligkeit mit sich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die meisten freilich etwas eintönig, indem sie sich an eine gewisse Terminologie hielten, die man mit jener der ivateren Empfindsamen wohl vergleichen hätte. Fraulein von Klettenberg führte ihren Weg zwischen beiden Extremen durch, und schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugniß einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten. Nun fand sie an mir was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, so wie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demüthigend für sie: denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiose Bildung sehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, sondern versicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir, nach mancherlei Erfahrungen, wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hatte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen

unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hatte zu Hulfe kommen sollen. Es laßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hieruber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector, damit endigte: daß ich ein narrischer Bursche sey, dem man manches nachsehen musse.

Da ich mit der Geschwulst am Halse sehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus diese Excrescenz erst vertreiben, hernach, wie sie sagten, zeitigen wollten, und sie zuletzt aufzuschneiden fur gut befanden; so hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Hollenstein und andern atzenden Dingen höchst verdrießliche Aussichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgesonderten Frommen, obgleich beide von höchst verschiedenem Naturell waren. Der Chirurgus, ein schlanker wohlgebildeter Mann von leichter und geschickter Hand, der, leider etwas hektisch, seinen Zustand mit wahrhaft christlicher Geduld ertrug, und sich in seinem Berufe durch sein Uebel nicht irre machen ließ. Der Arzt, ein unerklarlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thatig und aufmerksam war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv seyn mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das

nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Glaubigen die Rede, ob es gleich noch niemand gesehen, oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische chemisch-alchimische Bücher empfohlen und zu verstehen gegeben, daß man durch eignes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu erwerben; welches um so nothwendiger sey, als die Bereitung sich sowohl aus physischen als besonders aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts Einzelnes sondern etwas Universelles sey, und auch wohl gar unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte gehorcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an andern ausgeübt werden, als wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte schon insgeheim Welling's Opus mago-cabbalisticum studirt, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht was er mittheilt sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und Finsterniß Gesellschaft leistete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inoculiren. Ich schaffte das Werk an, das, wie alle Schriften dieser Art, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatonischen Schule

verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch das was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs genaueste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklaren sollender Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug; außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudirte, und indem man mit derselben nach eignem Belieben gebahrte, etwas wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus; nicht weniger an Helmont, Starckey und andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten. Mir wollte besonders die Aurea Catena Homeri gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir theils einzeln, theils zusammen, viele Zeit an diese Seltsamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu dreien, meine Mutter mit einschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergötzten, als die Offenbarung derselben hätte thun können.

Mir war indeß noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine gestörte und man dürfte wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beangstigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas

fruchten wollten. In dieſen letzten Nöthen zwang meine bedrangte Mutter mit dem größten Ungeſtüm den verlegnen Arzt, mit ſeiner Univerſal-Medicin hervorzurücken; nach langem Widerſtande eilte er tief in der Nacht nach Hauſe und kam mit einem Gläschen kryſtalliſirten trocknen Salzes zurück, welches im Waſſer aufgelöſ't von dem Patienten verſchluckt wurde und einen entſchieden alkaliſchen Geſchmack hatte. Das Salz war kaum genommen, ſo zeigte ſich eine Erleichterung des Zuſtandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die ſtufenweiſe zur Beſſerung führte. Ich darf nicht ſagen, wie ſehr dieſes den Glauben an unſern Arzt, und den Fleiß uns eines ſolchen Schatzes theilhaftig zu machen, ſtärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geſchwiſterlos in einem großen wohlgelegnen Hauſe wohnte, hatte ſchon früher angefangen, ſich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuſchaffen, und operirte nach Wellingiſchen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meiſters, beſonders auf Eiſen, in welchem die heilſamſten Kräfte verborgen ſeyn ſollten, wenn man es aufzuſchließen wiſſe, und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftſalz, welches herbeigezogen werden mußte, eine große Rolle ſpielte, ſo wurden zu dieſen Operationen Alkalien erfordert, welche, indem ſie an der Luft zerfließen, ſich mit jenen überirdiſchen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelſalz per se hervorbringen ſollten.

Kaum war ich einigermaßen wieder hergeſtellt und konnte mich, durch eine beſſere Jahrszeit begünſtigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, ſo fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte ſehr geſchwind mit einer

brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verschiedenen Mischungen abgeraucht werden sollten. Nun wurden sonderbare Ingredienzen des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst verfertigt und mit Augen gesehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfrauliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieselbe weiter zu wirken. Diesen Kieselsaft zu bereiten hatte ich eine besondere Fertigkeit erlangt; die schönen weißen Kiesel, welche sich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material; und an dem übrigen so wie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen: nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kieselhafte keineswegs mit dem Salze so innig vereint sey, wie ich philosophischerweise geglaubt hatte: denn es schied sich gar leicht wieder aus, und die schönste mineralische Flüssigkeit, die mir einigemal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animalischen Gallert erschienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinsten Kieselstaub ansprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas produktives in seiner Natur spüren ließ, woran man hätte hoffen können diese jungfrauliche Erde in den Mutterstand übergehen zu sehen.

So wunderlich und unzusammenhangend auch diese Operationen waren, so lernte ich doch dabei mancherlei. Ich gab

genau auf alle Kryſtalliſationen Acht, welche ſich zeigen mochten, und ward mit den äußern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der neuern Zeit die chemiſchen Gegenſtände methodiſcher aufgeführt, ſo wollte ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich gleich als Halb-Adept vor den Apothekern und allen denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, ſehr wenig Reſpect hatte. Indeſſen zog mich doch das chemiſche Compendium des Boerhave gewaltig an, und verleitete mich mehrere Schriften dieſes Mannes zu leſen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Aphorismen dieſes trefflichen Mannes zu ſtudiren, die ich mir gern in den Sinn und ins Gedachtniß einpragen mochte.

Eine andere, etwas menſchlichere und bei weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beſchäftigung war, daß ich die Briefe durchſah, welche ich von Leipzig aus nach Hauſe geſchrieben hatte. Nichts giebt uns mehr Aufſchluß über uns ſelbſt, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen iſt, wieder vor uns ſehen, ſo daß wir uns ſelbſt nunmehr als Gegenſtand betrachten können. Allein freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch dieſe Papiere dargeſtellt ward. Ueberhaupt, da man in jungen Jahren einen gewiſſen ſelbſtgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, ſo äußert ſich dieſer beſonders darin, daß man ſich im kurz Vorhergegangenen verachtet: denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß dasjenige was man an ſich ſo wie an andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich halt, ſo glaubt man über dieſe Verlegenheit am beſten hinauszukommen, wenn man

das ſelbſt wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringſchätzen lernte, ſo kam mir nun meine akademiſche Laufbahn gleichfalls geringſchätzig vor, und ich ſah nicht ein, daß ſie eben darum vielen Werth für mich haben mußte, weil ſie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einſicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe ſowohl an ihn als an meine Schweſter ſorgfältig geſammelt und geheftet; ja er hatte ſie ſogar mit Aufmerkſamkeit corrigirt und ſowohl Schreib- als Sprachfehler verbeſſert.

Was mir zuerſt an dieſen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erſchrack vor einer unglaublichen Vernachläſſigung der Handſchrift, die ſich vom October 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars erſtreckte. Dann erſchien aber auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie ich ſie ſonſt bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löſ'te ſich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bei den Aufſätzen, die wir ihm einreichten, mit ſeinem herzlichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unſere Hand ſo ſehr, ja mehr als unſern Styl, zu üben. Dieſes wiederholte er ſo oft, als ihm eine kritzliche, nachläſſige Schrift zu Geſicht kam; wobei er mehrmals äußerte, daß er ſehr gern die ſchöne Handſchrift ſeiner Schüler zum Hauptzweck ſeines Unterrichts machen möchte, um ſo mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Styl nach ſich ziehe.

Sonſt konnte ich auch bemerken, daß die franzöſiſchen und engliſchen Stellen meiner Briefe, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geſchrieben waren. Dieſe Sprachen hatte ich auch in meiner Correſpondenz mit Georg Schloſſer, der ſich noch immer in Treptow befand, zu

üben fortgefahren, und war mit ihm in beſtändigem Zuſammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuſtänden (denn immer ging es ihm nicht ganz ſo wie er gehofft hatte) unterrichtet wurde und zu ſeiner ernſtern, edlen Denkweiſe immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andere Betrachtung, die mir beim Durchſehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der beſten Abſicht mir einen beſondern Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kartenſpiel abgemahnt; allein Frau Hofrath Böhme, ſo lange ſie lebte, wußte mich nach ihrer Weiſe zu beſtimmen, indem ſie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Societät einſah, ſo ließ ich mich gern durch ſie regieren. Ich hatte wohl den Spiel-Sinn, aber nicht den Spiel-Geiſt: ich lernte alle Spiele leicht und geſchwind, aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerkſamkeit einen ganzen Abend zuſammenhalten. Wenn ich alſo recht gut anfing, ſo verfehlte ich's doch immer am Ende und machte mich und andre verlieren; wodurch ich denn jederzeit verdrießlich entweder zur Abendtafel oder aus der Geſellſchaft ging. Kaum war Madame Böhme verſchieden, die mich ohnedem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte, ſo gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entſchuldigte mich erſt von den Partien, und weil man nun nichts mehr mit mir anzufangen wußte, ſo ward ich mir noch mehr als andern läſtig, ſchlug die Einladungen aus, die denn ſparſamer erfolgten und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, beſonders denen die einen praktiſchen Sinn haben und ſich in der Welt umthun

wollen, sehr zu empfehlen ist, konnte freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte spielen so lange ich wollte. Hatte mir jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken lassen, wie hier gewisse Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran sich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können; hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einsehen lassen, so hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei alle dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier spreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die gesellschaftlichen Spiele nicht meiden, sondern sich eher nach einer Gewandtheit in denselben bestreben müsse. Die Zeit ist unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefaß, in das sich sehr viel eingießen laßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einsamkeit beschäftigt, um so mehr als die verschiedenen Geister der mancherlei Liebhabereien, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder ans Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, so bildete ich mein Zimmer nach, mit seinen Möbeln, die Personen die sich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, stellte ich allerlei Stadtgeschichten dar, die man sich eben erzahlte und woran man Interesse fand. Das alles war nicht ohne Charakter und nicht ohne einen gewissen Geschmack, aber leider fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Mark, so wie denn auch die Ausführung höchst nebulistisch war. Mein Vater, dem diese Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte sie deutlicher haben; auch sollte alles fertig und abgeschlossen seyn. Er ließ sie daher aufziehen

und mit Linien einfaſſen; ja der Maler Morgenſtern, ſein Hauskünſtler — es iſt derſelbe, der ſich ſpäter durch Kirchenproſpecte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perſpectiviſchen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die ſich denn freilich ziemlich grell gegen die nebuliſtiſch angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur Beſtimmtheit zu nöthigen, und um ihm gefällig zu ſeyn, zeichnete ich mancherlei Stillleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muſter vor mir ſtand, deutlicher und entſchiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich intereſſante Landſchaft componirt, und fühlte mich ſehr glücklich, als ich meine alten von Stock überlieferten Recepte verſuchen, und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probe-Abdrücke machen. Unglücklicherweiſe war die Compoſition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, ſo konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in dieſen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequalt hatte. Die Kehle namlich war mir ganz wund geworden, und beſonders das was man den Zapfen nennt, ſehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas ſchlingen, und die Aerzte wußten nicht was ſie daraus machen ſollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinſeln, und konnte mich von dieſer Noth nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Aetzen nicht vorſichtig genug geweſen, und daß ich, indem ich es öfters und leidenſchaftlich wiederholt, mir dieſes Uebel zugezogen und ſolches immer wieder erneuert und vermehrt.

Den Aerzten war die Sache plauſibel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um ſo mehr unterließ, als der Verſuch keineswegs gut ausgefallen war, und ich eher Urſache hatte meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, worüber ich mich um ſo leichter tröſtete, als ich mich von dem beſchwerlichen Uebel ſehr bald befreit ſah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wohl die abulichen Beſchäftigungen in Leipzig manches möchten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich ſoviel gelitten hatte. Freilich iſt es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu ſehr auf uns ſelbſt und was uns ſchadet und nutzt Acht zu haben; allein es iſt keine Frage, daß bei der wunderlichen Idioſynkraſie der menſchlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verſchiedenheit der Lebensart und Genüſſe von der andern, es noch ein Wunder iſt, daß das menſchliche Geſchlecht ſich nicht ſchon lange aufgerieben hat. Es ſcheint die menſchliche Natur eine eigene Art von Zähigkeit und Vielſeitigkeit zu beſitzen, da ſie alles was an ſie herankommt oder was ſie in ſich aufnimmt überwindet, und wenn ſie ſich es nicht aſſimiliren kann, wenigſtens gleichgültig macht. Freilich muß ſie bei einem großen Exceß trotz alles Widerſtandes den Elementen nachgeben, wie uns ſo viele endemiſche Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängſtlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unſerm complicirten bürgerlichen und geſelligen Leben auf uns günſtig oder ungünſtig wirkt, und möchten wir das was uns als Genuß freilich behaglich iſt, um der übeln Folgen willen unterlaſſen; ſo würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei ſonſt geſunden Conſtitutionen oft mehr als eine Krankheit ſelbſt quält, leicht zu entfernen wiſſen. Leider iſt es im Diätetiſchen wie im

Moraliſchen: wir können einen Fehler nicht eher einſehen, als bis wir ihn los ſind; wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächſte Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich ſieht und alſo unter derſelben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchleſen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schweſter geſchrieben waren, konnte mir unter andern auch dieſe Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich ſogleich bei dem erſten akademiſchen Unterricht für ſehr klug und weiſe gehalten, indem ich mich, ſobald ich etwas gelernt, dem Profeſſor ſubſtituirte und daher auch auf der Stelle didaktiſch ward. Mir war es luſtig zu ſehen, wie ich dasjenige was Gellert uns im Collegium überliefert oder gerathen, ſogleich wieder gegen meine Schweſter gewendet, ohne einzuſehen, daß ſowohl im Leben als im Leſen etwas dem Jüngling gemäß ſeyn könne, ohne ſich für ein Frauenzimmer zu ſchicken; und wir ſcherzten gemeinſchaftlich über dieſe Nachäfferei. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, ſchon zu gering, und ſie ſchienen mir kalt, trocken und in Abſicht deſſen was die Zuſtände des menſchlichen Herzens oder Geiſtes ausdrücken ſollte, allzu oberflächlich. Dieſes bewog mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlaſſen und auf eine zweite Akademie ziehen ſollte, wieder ein großes Haupt-Autodafé über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere aber nur bis zu vollendeter Expoſition gelangt waren, nebſt vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verſchont, außer dem Manuſcript von Behriſch, die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen, an welchem letzteren ich immer fort mit beſonderer Liebe

beſſerte, und da das Stück ſchon fertig war, die Expoſition nochmals durcharbeitete, um ſie zugleich bewegter und klarer zu machen. Leſſing hatte in den zwei erſten Acten der Minna ein unerreichbares Muſter aufgeſtellt, wie ein Drama zu exponiren ſey, und es war mir nichts angelegener, als in ſeinen Sinn und ſeine Abſichten einzudringen.

Umſtändlich genug iſt zwar ſchon die Erzählung von dem was mich in dieſen Tagen berührt, aufgeregt und beſchäftigt; allein ich muß demungeachtet wieder zu jenem Intereſſe zurückkehren, das mir die überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein für allemal, inſofern es möglich ware, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth, es war Arnold's Kirchen- und Ketzer-Geſchichte. Dieſer Mann iſt nicht ein bloß reflectirender Hiſtoriker, ſondern zugleich fromm und fühlend. Seine Geſinnungen ſtimmten ſehr zu den meinigen, und was mich an ſeinem Werk beſonders ergötzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgeſtellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geiſt des Widerſpruchs und die Luſt zum Paradoren ſteckt in uns allen. Ich ſtudirte fleißig die verſchiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte ſagen hören, jeder Menſch habe am Ende doch ſeine eigene Religion; ſo kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieſes that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche, Kabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute ich mir eine Welt, die ſeltſam genug ausſah.

Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorſtellen, die ſich

von Ewigkeit her selbst producirt; da sich aber Production nicht ohne Mannichfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig sogleich als ein Zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; diese beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortsetzen, und erschienen sich selbst wieder im dritten, welches nun eben so bestehend lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch sie begränzt seyn sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Seyn ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begränzt. Umgeben von einer solchen Glorie vergaß er seines höhern Ursprungs und glaubte ihn in sich selbst zu finden, und aus diesem ersten Undank entsprang alles was uns nicht mit dem Sinne und den Absichten der Gottheit übereinzustimmen scheint. Je mehr er sich nun in sich selbst concentrirte, je unwohler mußte es ihm werden, so wie allen den Geistern, denen er die süße Erhebung zu ihrem Ursprunge verkümmerte. Und so ereignete sich das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derselben concentrirte sich mit Lucifer, der andere wendete sich wieder gegen seinen Ursprung. Aus dieser Concentration der ganzen Schöpfung, denn sie war von Lucifer ausgegangen und mußte ihm folgen, entsprang nun

alles das, was wir unter der Gestalt der Materie gewahr werden, was wir uns als schwer, fest und finster vorstellen, welches aber, indem es wenn auch nicht mittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Wesen herstammt, eben so unbedingt mächtig und ewig ist, als der Vater und die Großeltern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es so nennen dürfen, bloß durch die einseitige Richtung Lucifers entstand, so fehlte freilich dieser Schöpfung die bessere Hälfte: denn alles was durch Concentration gewonnen wird, besaß sie, aber es fehlte ihr alles, was durch Expansion allein bewirkt werden kann; und so hätte die sämmtliche Schöpfung durch immerwahrende Concentration sich selbst aufreiben, sich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Ansprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Diesem Zustand sahen die Elohim eine Weile zu, und sie hatten die Wahl, jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung geblieben wäre, oder ob sie in das Gegenwartige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hülfe kommen wollten. Sie erwählten nun das letztere und supplirten nun durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Lucifers Beginnen an sich trug. Sie gaben dem unendlichen Seyn die Fähigkeit sich auszudehnen, sich gegen sie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war wieder hergestellt und Lucifer selbst konnte sich dieser Einwirkung nicht entziehen. Dieses ist die Epoche, wo dasjenige hervortrat, was wir als Licht kennen, und wo dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So sehr sich auch nun diese durch die immerfort wirkende Lebenskraft der Elohim stufenweise vermannichfaltigte; so fehlte es doch noch an einem

Weſen, welches die urſprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherzuſtellen geſchickt ware, und ſo wurde der Menſch hervorgebracht, der in allem der Gottheit ähnlich, ja gleich ſeyn ſollte, ſich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beſchränkt zu ſeyn, und da dieſer Widerſpruch durch alle Kategorien des Daſeyns ſich an ihm manifeſtiren und ein vollkommenes Bewußtſeyn ſo wie ein entſchiedener Wille ſeine Zuſtände begleiten ſollte, ſo war vorauszuſehen, daß er zugleich das vollkommenſte und unvollkommenſte, das glücklichſte und unglücklichſte Geſchöpf werden müſſe. Es währte nicht lange, ſo ſpielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Abſonderung vom Wohlthäter iſt der eigentliche Undank, und ſo ward jener Abfall zum zweitenmal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts iſt und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Urſprünglichen.

Man ſieht leicht, wie hier die Erlöſung nicht allein von Ewigkeit her beſchloſſen, ſondern als ewig nothwendig gedacht wird, ja daß ſie durch die ganze Zeit des Werdens und Seyns ſich immer wieder erneuern muß. Nichts iſt in dieſem Sinne natürlicher, als daß die Gottheit ſelbſt die Geſtalt des Menſchen annimmt, die ſich zu einer Hülle ſchon vorbereitet hatte, und daß ſie die Schickſale deſſelben auf kurze Zeit theilt, um durch dieſe Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern. Die Geſchichte aller Religionen und Philoſophien lehrt uns, daß dieſe große, den Menſchen unentbehrliche Wahrheit von verſchiedenen Nationen in verſchiedenen Zeiten auf mancherlei Weiſe, ja in ſeltſamen Fabeln und Bildern der Beſchränktheit gemäß überliefert worden; genug wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zuſtande befinden, der, wenn er uns auch

niederzuziehen und zu drücken ſcheint, dennoch Gelegenheit giebt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Abſichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verſelbſten genöthigt ſind, von der andern in regelmäßigen Pulſen uns zu entſelbſtigen nicht verſäumen.

Neuntes Buch.

„Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verschiedener, besonders geselliger und feiner Tugenden gerührt, und die zarteren Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Besonders werden sich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leser eine Einsicht in den verborgeneren Winkel des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften geben, eine Kenntniß die mehr als alles Latein und Griechisch werth ist, und von welcher Ovid ein gar vortrefflicher Meister war. Aber dieß ist es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und also auch den Ovid in die Hände giebt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Cultur, und zwar in den ersten Jahren gleich, zu geben nicht verabsäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphysik, Latein oder Griechisch cultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern sie sich nicht der ersten besten Vorstellungen selbst bemächtigen soll, die schicklichsten und schönsten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müssen, das Schöne überall und in der Natur selbst, unter seinen bestimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Begriffe und allgemeine Kenntnisse

nöthig, sowohl für die Wissenschaften als für das tägliche Leben, die sich aus keinem Compendio erlernen lassen. Unsere Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften sollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden."

Diese bedeutende Stelle, welche sich in der allgemeinen deutschen Bibliothek vorfand, war nicht die einzige in ihrer Art. Von gar vielen Seiten her offenbarten sich ähnliche Grundsätze und gleiche Gesinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge sehr großen Eindruck, der um desto entschiedener wirkte, als er durch Wielands Beispiel noch verstärkt wurde: denn die Werke seiner zweiten glänzenden Epoche bewiesen klärlich, daß er sich nach solchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philosophie mit ihren abstrusen Forderungen war beseitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit so viel Mühseligkeit verknüpft ist, sah man in den Hintergrund gerückt, die Compendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet schon ein bedenkliches Wort ins Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger, man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir so gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenschaften, die wir in unserem Busen theils empfanden, theils ahneten, und die, wenn man sie sonst gescholten hatte, uns nunmehr als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil sie der Hauptgegenstand unserer Studien seyn sollten, und die Kenntniß derselben als das vorzüglichste Bildungsmittel unserer Geisteskräfte angerühmt ward. Ueberdieß war eine solche Denkweise meiner eignen Ueberzeugung, ja meinem poetischen Thun und Treiben ganz angemessen. Ich fügte mich daher ohne Widerstreben, nachdem ich so manchen guten Vorsatz vereitelt, so manche redliche Hoffnung verschwinden sehn, in die Absicht

meines Vaters, mich nach Straßburg zu schicken, wo man mir ein heiteres lustiges Leben versprach, indessen ich meine Studien weiter fortsetzen und am Ende promoviren sollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Gesundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wieder hergestellt, und sehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hause, obgleich aus ganz andern Ursachen als das erstemal: denn es waren mir diese hübschen Zimmer und Räume, wo ich so viel gelitten hatte, unerfreulich geworden, und mit dem Vater selbst konnte sich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er, bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen, mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das was in keines Menschen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er ward auf mancherlei Weise durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Akademieen allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maaßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen, und wendete diese nun unversichtig im Gespräch auf unser eigenes Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung desselben ersonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich seyn sollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und berührte große

Vorsale, die selbst recht gut hätten Zimmer seyn können; wie wir denn auch die gute Jahreszeit immer daselbst zubrachten. Allein dieses anmuthige heitere Daseyn einer einzelnen Familie, diese Communication von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, sobald mehrere Partieen das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der französischen Einquartierung nur zu sehr erfahren hatten. Denn jene ängstliche Scene mit dem Königslieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unsere Treppe, nach der Leipziger Art, an die Seite gedrängt und jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thüre zugetheilt gewesen wäre. Diese Bauart rühmte ich einst höchlich und setzte ihre Vortheile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch seine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um so heftiger war, als ich kurz vorher einige schnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewisse Chinesische Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche, zwar wieder getuscht und ausgeglichen, doch meine Reise nach dem schönen Elsaß beschleunigte, die ich denn auch, auf der neu eingerichteten bequemen Diligence, ohne Aufenthalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus zum Geist abgestiegen und eilte sogleich, das sehnlichste Verlangen zu befriedigen und mich dem Münster zu nähern, welcher durch Mitreisende mir schon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erst durch die schmale Gasse diesen Koloß gewahrte, sodann aber auf dem freilich sehr engen Platz allzu nah vor ihm stand, machte derselbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für dießmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich

das Gebäude eilig bestieg, um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu versaumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren sollte.

Und so sah ich denn von der Plattform die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hausen durfte: die ansehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Baumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannichfaltigem Grun geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert; selbst westwärts, nach dem Gebirge zu, finden sich manche Niederungen, die einen eben so reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewahren, so wie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bachen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreckten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesaeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine solche große und unübersehliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche, naher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begränzt; so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Ein solcher frischer Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten sollen, hat noch das Eigne, so angenehme als ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine

Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet; diese heitre, bunte, belebte Fläche ist noch stumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenständen insofern sie an und für sich bedeutend sind, und noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Falle, es sey nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgestiegen von der Höhe verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erstemal, noch in der nachsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hatte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen ware. Ich beschäftigte mich doch keineswegs diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerseite des Fischmarkts, einer schönen langen Straße, wo immerwahrende Bewegung jedem unbeschäftigten Augenblick zu Hulfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsschreiben ab, und fand unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir genugsam bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs kopfhängerisch in seinem Thun und

Lassen. Die Tischgesellschaft, die man mir und der man mich empfahl, war sehr angenehm und unterhaltend. Ein paar alte Jungfrauen hatten diese Pension schon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehen Personen seyn, ältere und jüngere. Von diesen letztern ist mir am gegenwärtigsten einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn, seiner Gestalt und seinem Gesicht nach, für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen gehabt hätte. Eben so wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offnes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu seyn. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Nazel war, d. h. daß seine Augenbrauen über der Nase zusammenstießen, welches bei einem schönen Gesichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er sich bei allen Menschen beliebt; sein Gedächtniß war unglaublich, die Aufmerksamkeit in den Collegien kostete ihm nichts; er behielt alles was er hörte und war geistreich genug, an allem einiges Interesse zu finden, und um so leichter, da er Medicin studirte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und sein Muthwille in Wiederholung der Collegien und Nachaffen der Professoren ging manchmal so weit, daß wenn er drei verschiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bei Tische paragraphenweis, ja manchmal noch

abgebrochener, die Professoren mit einander abwechseln ließ: welche buntschäckige Vorlesung uns oft unterhielt, oft aber auch beschwerlich fiel.

Die Uebrigen waren mehr oder weniger feine, gesetzte, ernsthafte Leute. Ein pensionirter Ludwigsritter befand sich unter denselben; doch waren Studirende die Ueberzahl, alle wirklich gut und wohlgesinnt, nur mußten sie ihr gewöhnliches Weindeputat nicht überschreiten. Daß dieses nicht leicht geschah, war die Sorge unseres Präsidenten, eines Doctor Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheirathet, hatte er diesen Mittagstisch seit vielen Jahren besucht und in Ordnung und Ansehen erhalten. Er besaß ein schönes Vermögen; in seinem Aeußeren hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen. Den Hut aufzusetzen war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorsatz, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um bald möglichst promoviren zu können. Da er von allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Collegia, die ich zu hören hatte, und was er allenfalls von der Sache denke? Darauf erwiederte er mir, daß es sich in Straßburg nicht etwa wie auf deutschen Akademieen verhalte, wo man wohl Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sey alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebnen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse

Vorkenntniſſe ſuche man einem Jeden beizubringen, man faſſe ſich ſo kurz wie möglich und überliefere nur das nothwendigſte. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man, als Repetenten, ein großes Vertrauen hegte; welches dieſer ſich auch bei mir ſehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an mit ihm zur Einleitung über Gegenſtände der Rechtswiſſenſchaft zu ſprechen, und er wunderte ſich nicht wenig über mein Schwadroniren: denn mehr als ich in meiner bisherigen Darſtellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einſicht in die Rechtserforderniſſe gewonnen, obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädiſcher Ueberblick, und nicht als eigentliche beſtimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademiſche Leben, wenn wir uns auch bei demſelben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir ſtets von Menſchen umgeben ſind, welche die Wiſſenſchaft beſitzen oder ſuchen, ſo daß wir aus einer ſolchen Atmoſphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagiren im Diſcurſe einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächſte Abſicht im Auge behalten müſſe, die nämlich, mich examiniren zu laſſen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem erſten zu bleiben, ſagte er, ſo wird die Sache keineswegs im Weiten geſucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Geſetz entſprungen, was die innere oder äußere Veranlaſſung dazu gegeben; man unterſucht nicht, wie es ſich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, ſo wenig als in wiefern es ſich durch falſche Auslegung oder verkehrten Gerichtsgebrauch vielleicht gar umgewendet.

In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem was gegenwärtig besteht, dieß pragen wir unserm Gedachtniß fest ein, daß es uns stets gegenwartig sey, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Clienten bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute fürs nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhaltniß ihrer Talente und ihrer Thatigkeit. Er übergab mir hierauf seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examiniren lassen, weil Hopp's kleiner juristischer Katechismus mir noch vollkommen im Gedachtniß stand; das Uebrige supplirte ich mit einigem Fleiße und qualificirte mich, wider meinen Willen, auf die leichteste Art zum Candidaten.

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thatigkeit in dem Studium abgeschnitten ward: denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte alles wo nicht verstandig, doch historisch erklärt haben, so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufallig von außen gebracht wurde.

Die meisten meiner Tischgenossen waren Medicíner. Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studirenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier, auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstande ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die complicirtesten. Die Medicin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschaftigt. Alles was der Jüngling lernt, deutet sogleich auf eine wichtige, zwar gefahrliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft sich daher mit Leidenschaft auf das, was

zu erkennen und zu thun iſt, theils weil es ihn an ſich intereſſirt, theils weil es ihm die frohe Ausſicht von Selbſtſtändigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bei Tiſche alſo hörte ich nichts anderes als mediciniſche Geſpräche, eben wie vormals in der Penſion des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Luſtpartieen kam auch nicht viel Anderes zur Sprache: denn meine Tiſchgeſellen, als gute Kumpane, waren mir auch Geſellen für die übrige Zeit geworden, und an ſie ſchloſſen ſich jedesmal Gleichgeſinnte und Gleiches Studirende von allen Seiten an. Die mediciniſche Facultät glänzte überhaupt vor den übrigen, ſowohl in Abſicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und ſo zog mich der Strom dahin, um ſo leichter, als ich von allen dieſen Dingen gerade ſo viel Kenntniß hatte, daß meine Wiſſensluſt bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweiten Semeſters beſuchte ich daher Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobſtein, und nahm mir vor, recht fleißig zu ſeyn, weil ich bei unſerer Societät, durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntniſſe, ſchon einiges Anſehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieſer Zerſtreuung und Zerſtückelung meiner Studien nicht genug, ſie ſollten abermals bedeutend geſtört werden: denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit ſetzte alles in Bewegung und verſchaffte uns eine ziemliche Reihe Feiertage. Marie Antoinette, Erzherzogin von Oeſterreich, Königin von Frankreich, ſollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feierlichkeiten, durch welche das Volk aufmerkſam gemacht wird, daß es Große in der Welt giebt, wurden emſig und häufig vorbereitet, und mir beſonders war dabei das Gebäude merkwürdig, das zu

ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahls, auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken aufgerichtet stand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die sich noch etwas hinterwärts erstreckten; genug es hätte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Lusthaus hoher Personen gelten können. Was mich aber daran besonders interessirte, und weßwegen ich manches Büsel (ein kleines damals currentes Silberstück) nicht schonte, um mir von dem Pförtner einen wiederholten Eintritt zu verschaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das Ganze inwendig ausgeschlagen hatte. Hier sah ich zum ersten Mal ein Exemplar jener nach Raphaels Cartonen gewirkten Teppiche, und dieser Anblick war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das was mich so außerordentlich ansprach auch gern begriffen hätte. Höchst erfreulich und erquicklich fand ich diese Nebensäle, desto schrecklicher aber den Hauptsaal. Diesen hatte man mit viel größern, glänzendern, reichern und von gedrängten Zierrathen umgebenen Hautelissen behängt, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren.

Nun hätte ich mich wohl auch mit dieser Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig ausschloß; aber äußerst empörte mich der Gegenstand. Diese Bilder enthielten die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, und also ein Beispiel der unglücklichsten Heirath. Zur Linken des Throns sah man die mit dem

grauſamſten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entſetzte ſich der Vater über die ermordeten Kinder zu ſeinen Füßen: während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grauſamen und Abſcheulichen nicht auch ein Abgeſchmacktes fehle, ſo ringelte ſich, hinter dem rothen Sammt des goldgeſtickten Thronrückens, rechter Hand der weiße Schweif jenes Zauberſtiers hervor, inzwiſchen die feuerſpeiende Beſtie ſelbſt und der ſie bekämpfende Jaſon von jener koſtbaren Draperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in Oeſers Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Buſen rege. Daß man Chriſtum und die Apoſtel in die Seitenſäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war ſchon ohne Wahl und Einſicht geſchehen, und ohne Zweifel hatte das Maaß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu ſo großem Vortheil gereichte: nun aber ein Mißgriff wie der im großen Saale brachte mich ganz aus der Faſſung, und ich forderte, lebhaft und heftig, meine Gefahrten zu Zeugen auf eines ſolchen Verbrechens gegen Geſchmack und Gefühl. — Was! rief ich aus, ohne mich um die Umſtehenden zu bekümmern: iſt es erlaubt, einer jungen Königin das Beiſpiel der gräßlichſten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem erſten Schritt in ihr Land ſo unbeſonnen vors Auge zu bringen! Giebt es denn unter den Franzöſiſchen Architecten, Decorateuren, Tapezierern gar keinen Menſchen, der begreift, daß Bilder etwas vorſtellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß ſie Eindrücke machen, daß ſie Ahnungen erregen! Iſt es doch nicht anders, als hätte man dieſer ſchönen und, wie man hört, lebensluſtigen Dame das abſcheulichſte Geſpenſt bis an die Granze

entgegen geschickt. Ich weiß nicht was ich noch alles weiter sagte, genug meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu suchen; ihnen wenigstens ware nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie sie auch herbeiströmen sollte, so wenig als die Königin selbst mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie schien, in ihrem Glaswagen uns allen vollkommen sichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenströmte, zu scherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verschiedenen illuminirten Gebäude, besonders aber den brennenden Gipfel des Münsters zu sehen, an dem wir, sowohl in der Nähe als in der Ferne, unsere Augen nicht genugsam weiden konnten.

Die Königin verfolgte ihren Weg; das Landvolk verlief sich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königin hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Man scherzte hierüber, und ich machte ein kleines französisches Gedicht, worin ich die Ankunft Christi, welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien, und die Ankunft der Königin, welche diese Unglücklichen verscheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es passiren; ein Franzose hingegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaaß, obgleich, wie es

ſchien, nur allzugründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein Franzöſiſches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erſcholl aus der Hauptſtadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin, als eine Schreckenspoſt ihr folgte, bei dem feſtlichen Feuerwerke ſey, durch ein Polizeiverſehen, in einer von Baumaterialien verſperrten Straße eine Unzahl Menſchen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, und die Stadt bei dieſen Hochzeitfeierlichkeiten in Trauer und Leid verſetzt worden. Die Größe des Unglücks ſuchte man ſowohl dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Perſonen heimlich begrub, ſo daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch dieſe von dem ſchrecklichen Ereigniß mit hingerafft ſeyen. Daß mir lebhaft bei dieſer Gelegenheit jene graßlichen Bilder des Hauptſaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen: denn jedem iſt bekannt, wie mächtig gewiſſe ſittliche Eindrücke ſind, wenn ſie ſich an ſinnlichen gleichſam verkörpern.

Dieſe Begebenheit ſollte jedoch auch die Meinigen durch eine Poſſe, die ich mir erlaubte, in Angſt und Noth verſetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zuſammen waren, hatte ſich auch nachher ein gewiſſer Kitzel erhalten, einander etwas aufzubinden und wechſelsweiſe zu myſtificiren. In ſolchem frevelhaften Muthwillen ſchrieb ich an einen Freund in Frankfurt (es war derſelbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel amplificirt auf Medon angewendet und deſſen allgemeine Verbreitung verurſacht hatte) einen Brief von Verſailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daſelbſt, meine Theilnahme an den Feierlichkeiten und was dergleichen mehr war vermeldete, ihm

zugleich aber das ſtrengſte Stillſchweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unſere kleine Leipziger Societät von jenem Streich an, der uns ſo manchen Verdruß gemacht, ſich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Myſtificationen zu verfolgen, und das um ſo mehr, da er der drolligſte Menſch von der Welt war, und niemals liebenswürdiger als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn vorſätzlich hineingeführt hatte. Kurz darauf als ich dieſen Brief geſchrieben, machte ich eine kleine Reiſe und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indeſſen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und ſeine Neigung ließ ihn beſorgen, ich ſey in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte ſich bei meinen Eltern und andern Perſonen, an die ich zu ſchreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben jene Reiſe mich verhinderte dergleichen abzulaſſen, ſo fehlten ſie überall. Er ging in großer Angſt umher und vertraute es zuletzt unſern nächſten Freunden, die ſich nun in gleicher Sorge befanden. Glücklicherweiſe gelangte dieſe Vermuthung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wiſſen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwiſchenzeit in Paris geweſen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die ſie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Poſſen auf ewig verſchwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas Aehnliches habe zu Schulden kommen laſſen. Das wirkliche Leben verliert oft dergeſtalt ſeinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffriſchen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtſtrom war nunmehr

vorübergeronnen und hatte mir keine andere Sehnsucht zurückgelassen, als nach jenen Raphaelschen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hatte. Glücklicherweise gelang es meinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr wieder unserm stillen gemächlichen Universitäts- und Gesellschaftsgang, und bei dem letzten blieb Actuarius Salzmann, unser Tischpräsident, der allgemeine Padagog. Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt, oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannichfaltiger gebildet fand als die übrigen, und nicht so einseitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte: denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu seyn scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Actuarius beim Pupillen-Collegium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuirliche Secretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das genaueste besorgte, so gab es keine Familie von der ersten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen

wäre; wie denn beinahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann, als einer der für die Waisen sorgt, oder ihr Hab und Gut vergeudet, oder vergeuden läßt.

Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger und sie haben wohl Recht es zu seyn. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern lustigen Völkchen genossen. Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelklasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bei; nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre; und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab: denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Costum zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen französisch, und diese Partie machte jedes Jahr einige Proselyten. Salzmann hatte viel Bekanntschaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für seinen Begleitenden, besonders im Sommer, weil man überall in Garten nah und fern gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem solchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erst zum zweitenmale besuchte, sehr schnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß, einige

ſpielten und einige ſpazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als es zu Tiſche gehen ſollte, ſah ich die Wirthin und ihre Schweſter lebhaft und wie in einer beſondern Verlegenheit mit einander ſprechen. Ich begegnete ihnen eben und ſagte: Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimniſſe einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande einen guten Rath zu geben, oder wohl gar zu dienen. Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage: daß ſie nämlich zwölf Perſonen zu Tiſche gebeten, und in dieſem Augenblicke ſey ein Verwandter von der Reiſe zurückgekommen, der nun als der dreizehnte, wo nicht ſich ſelbſt, doch gewiß einigen der Gäſte ein fatales Memento mori werden würde. — Der Sache iſt ſehr leicht abzuhelfen, verſetzte ich: Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entſchädigung vorbehalte. Da es Perſonen von Anſehen und guter Lebensart waren, ſo wollten ſie es keineswegs zugeben, ſondern ſchickten in der Nachbarſchaft umher, um den vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geſchehen, doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthür hereinkommen ſah, entwiſchte ich, und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau hin. Daß mir dieſe Entſagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.

Eine gewiſſe allgemeine Geſellſchaft läßt ſich ohne das Kartenſpiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madame Böhme, und ich war um ſo folgſamer, als ich wirklich eingeſehen hatte, daß man ſich durch dieſe kleine Aufopferung, wenn es ja eine ſeyn ſollte, manches Vergnügen, ja ſogar eine größere Freiheit in der Societät verſchaffen könne, als man ſonſt genießen würde. Das alte eingeſchlafene Piquet wurde daher hervorgeſucht; ich lernte Whiſt, richtete mir nach Anleitung meines Mentors

einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umſtanden unantaſtbar ſeyn ſollte; und nun fand ich Gelegenheit mit meinem Freunde die meiſten Abende in den beſten Cirkeln zuzubringen, wo man mir meiſtens wohl wollte, und manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewohl milde genug, aufmerkſam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabei ſymboliſch erführe, wie ſehr man ſich auch im Aeußern in die Geſellſchaft zu ſchicken und nach ihr zu richten hat, ſo ward ich zu etwas genöthigt, welches mir das unangenehmſte von der Welt ſchien. Ich hatte zwar ſehr ſchöne Haare, aber mein Straßburger Friſeur verſicherte mir ſogleich, daß ſie viel zu tief nach hinten hin verſchnitten ſeyen und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Friſur zu bilden, in welcher ich mich produciren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauſ'te Vorderhaare ſtatuirt würden, alles übrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müſſe. Hierbei bleibe nun nichts übrig, als mir eine Haartour gefallen zu laſſen, bis der natürliche Wachsthum ſich wieder nach den Erforderniſſen der Zeit hergeſtellt habe. Er verſprach mir, daß niemand dieſen unſchuldigen Betrug, gegen den ich mich erſt ſehr ernſtlich wehrte, jemals bemerken ſolle, wenn ich mich ſogleich dazu entſchließen könnte. Er hielt Wort und ich galt immer für den beſtfriſirten und beſtbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an ſo aufgeſtutzt und gepudert bleiben und mich zugleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falſchen Schmuck zu verrathen; ſo trug dieſer Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und geſitteter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht

entſprang ein Enthuſiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichſter Reinheit. Denn der Lebensgang dieſes Mannes war ſehr einfach geweſen und doch gedrangt an Begebenheiten und mannichfaltiger Thätigkeit. Das Element ſeiner Energie war ein unverwüſtlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die ſich in einer ununterbrochenen Vorſorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenſcheinlich beſtatige. Jung hatte dergleichen Erfahrungen in ſeinem Leben ſo viele gemacht, ſie hatten ſich ſelbſt in der neuern Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, ſo daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges aber doch ſorgloſes Leben führte und ſeinen Studien aufs ernſtlichſte oblag, wiewohl er auf kein ſicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In ſeiner Jugend, auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er ſich nebenher von höhern Dingen ſelbſt belehrt, ſo trieb ihn ſein lehrluſtiger Sinn zu einer Schulmeiſterſtelle. Dieſer Verſuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholtenmalen, weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichſte und eigentlichſte Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menſchenart zu danken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil ſuchten, und indem ſie ſich durch Leſung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechſelſeitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Cultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Intereſſe, das ſie ſtets begleitete und das ſie in Geſellſchaft unterhielt, auf dem einfachſten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens

und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menſchen von ſo beſchränkten Zuſtänden vorkommen können, von geringer Bedeutung ſind, und daher ihr Gewiſſen meiſtens rein und ihr Geiſt gewöhnlich heiter blieb: ſo entſtand keine künſtliche, ſondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß ſie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein geſellig war; deßhalb auch dieſe Perſonen, in ihrem Kreiſe, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zarteſten und tüchtigſten, ſich gehörig und gefällig auszudrücken. In demſelben Falle nun war der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgeſinnten, doch ſolchen, die ſich ſeiner Denkweiſe nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redſelig, ſondern beredt; beſonders erzählte er ſeine Lebensgeſchichte auf das anmuthigſte, und wußte dem Zuhörer alle Zuſtände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, ſolche aufzuſchreiben, und er verſprach's. Weil er aber in ſeiner Art ſich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von ſeiner Höhe herabfallen, einem ſanften Strom, dem man nichts entgegenſtellen darf, wenn er nicht brauſen ſoll; ſo mußte er ſich in größerer Geſellſchaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und ſeine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerſchöpflich war, ſo ſtockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerſpruch erlitt. Ich half ihm in ſolchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir ſeine Sinnesweiſe nichts Fremdes war und ich dieſelbe vielmehr an meinen beſten Freunden und Freundinnen ſchon genau hatte kennen lernen, ſie mit auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl

zusagte, so konnte er sich mit mir durchaus am besten finden. Die Richtung seines Geistes war mir angenehm und seinen Wunderglauben, der ihm so wohl zu statten kam, ließ ich unangetastet. Auch Salzmann betrug sich schonend gegen ihn; schonend, sage ich, weil Salzmann, seinem Charakter, Wesen, Alter und Zuständen nach, auf der Seite der vernünftigen, oder vielmehr verständigen Christen stehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtschaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbstständigkeit beruhte, und die sich daher nicht gern mit Empfindungen, die sie leicht ins Trübe, und Schwärmerei, die sie bald ins Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch diese Klasse war respectabel und zahlreich; alle ehrlichen tüchtigen Leute verstanden sich und waren von gleicher Ueberzeugung so wie von gleichem Lebensgang.

Lerse, ebenmäßig unter Tischgeselle, gehörte auch zu dieser Zahl; ein vollkommen rechtlicher und bei beschränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweise war die knappste, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug sich am saubersten von uns allen, und doch erschien er immer in denselben Kleidern; aber er behandelte auch seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich und so verlangte er auch nach seinem Beispiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd gerieth es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem diesen hatte er nichts Steifes in seinem Aeußern. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl

kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu hofmeistern Ursache hatte, so ließen wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten: denn er führte ein sehr gutes Rapier, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben. Auch profitirten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar seyn für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung verbringen hieß.

Durch alle diese Eigenschaften qualificirte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größern Handeln, die in unserm Kreise, wiewohl selten, vorfielen, und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademieen so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurtheilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteilichkeit, und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklarungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ehrenvolle Weise ins Unschadliche zu leiten. Hiezu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich, im Romanen- und Fechtersinn, mit der Rolle des Secundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der

Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben.

Indeß er nun mit seiner fortgesetzten humoristischen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man sich und andern schuldig sey, und wie man sich einzurichten habe, um mit den Menschen so lange als möglich in Frieden zu leben, und sich deßhalb gegen sie in einige Positur zu setzen, so hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältnissen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir selbst, mit den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Gesundheitszustand, der mich bei allem was ich unternehmen wollte und sollte hinreichend förderte; nur war mir noch eine gewisse Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein starker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenstände erregten mir Ekel und Abscheu. Besonders aber ängstigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunter blickte. Allen diesen Mängeln suchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weise. Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterthurms, und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten

zu können, ſtehend das unendliche Land vor ſich ſieht, indeſſen die nächſten Umgebungen und Zierrathen die Kirche und alles, worauf und worüber man ſteht, verbergen. Es iſt völlig als wenn man ſich auf einer Mongolfiere in die Luft erhoben ſähe. Dergleichen Angſt und Qual wiederholte ich ſo oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bei Bergreiſen, und geologiſchen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Geſimſe des Gebäudes berlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagſtücke ausüben muß, um bedeutende Kunſtwerke näher zu ſehen, von jenen Vorübungen großen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deßhalb doppelt werth, weil ſie mich den widerwartigſten Anblick ertragen lehrte, indem ſie meine Wißbegierde befriedigte. Und ſo beſuchte ich auch das Klinicum des ältern Doctor Ehrmann, ſo wie die Lectionen der Entbindungskunſt ſeines Sohns, in der doppelten Abſicht, alle Zuſtände kennen zu lernen und mich von aller Apprehenſion gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin ſo weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Faſſung ſetzen konnte. Aber nicht allein gegen dieſe ſinnlichen Eindrücke, ſondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft ſuchte ich mich zu ſtählen. Die ahnungs- und ſchauervollen Eindrücke der Finſterniß der Kirchhöfe, einſamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Capellen und was hiemit verwandt ſeyn mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgültig zu machen; und auch darin brachte ich es ſo weit, daß mir Tag und Nacht und jedes Lokal völlig gleich war, ja daß, als in ſpäter Zeit mich die Luſt ankam, wieder einmal in ſolcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich dieſe in mir kaum durch die ſeltſamſten und

fürchterlichsten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieser Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Allzuernsten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete, und mir bald als Kraft bald als Schwäche erschien, kam durchaus jene freie, gesellige, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte, und zuletzt derselben mit voller Freiheit genießen lernte. Es ist in der Welt nicht schwer zu bemerken, daß sich der Mensch am freisten und am völligsten von seinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er sich die Mangel anderer vergegenwärtigt und sich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es ist schon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unsersgleichen hinauszusetzen, weßwegen auch hierin die gute Gesellschaft, sie bestehe aus Wenigen oder Mehreren, sich am liebsten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbstgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgesetzten, der Fürsten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anstalten ungeschickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hindernisse beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umständen zu erwarten ist.

Wer sich der Lage des Französischen Reichs erinnert und sie aus spätern Schriften genau und umständlich kennt, wird sich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem Elsässischen Halbfrankreich über König und Minister, über Hof und Günstlinge sprach. Für meine Lust mich zu unterrichten waren es neue und für Naseweisheit und jugendlichen Dünkel sehr willkommene Gegenstände; ich merkte mir alles genau, schrieb fleißig auf, und sehe jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen,

daß ſolche Nachrichten, wenn gleich nur aus Fabeln und unzuverläſſigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewiſſen Werth haben, weil ſie dazu dienen, das endlich bekanntgewordene Geheime mit dem damals ſchon Aufgedeckten und Oeffentlichen, das von Zeitgenoſſen richtig oder falſch Geurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zuſammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflaſtertretern täglich vor Augen war das Project zu Verſchönerung der Stadt, deſſen Ausführung von den Riſſen und Planen auf die ſelſamſte Weiſe in die Wirklichkeit überzugehen anfing. Intendant Gayot hatte ſich vorgenommen, die winkeligen und ungleichen Gaſſen Straßburgs umzuſchaffen und eine wohl nach der Schnur geregelte, anſehnliche, ſchöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariſer Baumeiſter, zeichnete darauf einen Vorſchlag, durch welchen hundert und vierzig Hausbeſitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zuſtande blieben. Dieſer genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan ſollte nun durch die Zeit ſeiner Vollſtändigkeit entgegen wachſen, indeſſen die Stadt, wunderlich genug, zwiſchen Form und Unform ſchwankte. Sollte z. B. eine eingebogene Straßenſeite gerad werden, ſo rückte der erſte Bauluſtige auf die beſtimmte Linie vor; vielleicht ſein nächſter Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Beſitzer von da, durch welche Vorſprünge die ungeſchickteſten Vertiefungen als Vorhöfe der hinterliegenden Hauſer zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nöthigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen, deßwegen durfte niemand an ſeinem einmal verurtheilten Hauſe etwas beſſern oder herſtellen, was ſich auf die Straße bezog. Alle die ſeltſamen zufälligen Unſchicklichkeiten gaben uns wandelnden

Müſſiggängern den willkommenſten Anlaß unſern Spott zu üben, Vorſchläge zu Beſchleunigung der Vollendung nach Behriſchens Art zu thun, und die Möglichkeit derſelben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entſtehende ſchöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen ſollen. In wie weit jener Vorſatz durch die lange Zeit begünſtigt worden, wüßte ich nicht zu ſagen.

Ein anderer Gegenſtand, wovon ſich die proteſtantiſchen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jeſuiten. Dieſe Väter hatten, ſobald als die Stadt den Franzoſen zu Theil geworden, ſich gleichfalls eingefunden und um ein Domicilium nachgeſucht. Bald breiteten ſie ſich aber aus und bauten ein herrliches Collegium, das an den Münſter dergeſtalt anſtößt, daß das Hintertheil der Kirche ein Drittheil ſeiner Face bedeckt. Es ſollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drei Seiten davon waren fertig geworden. Es iſt von Steinen, ſolid, wie alle Gebäude dieſer Väter. Daß die Proteſtanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Geſellſchaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wieder herzuſtellen ſich zur Pflicht machte. Ihr Fall erregte daher die größte Zufriedenheit des Gegentheils, und man ſah nicht ohne Behagen, wie ſie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegſchafften und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden beſtimmt ward. Wie froh ſind die Menſchen, wenn ſie einen Widerſacher, ja nur einen Hüter los ſind, und die Heerde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, ſie den Wölfen ausgeſetzt iſt.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovor ſich Kinder und Kindeskinder entſetzen, ſo ward in Straßburg oft des unglücklichen Prätors Klinglin gedacht,

der, nachdem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast unumschränkt beherrscht und alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe, und wegen alles dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, eines zweideutigen Todes verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Ludwigsritter, unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deßwegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte, anders als die übrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie, noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten als unterrichteten und aufklarten. Ich wußte niemals woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hatte entziffern lassen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben keine Resultate giebt, und die sich daher im Einzelnen, vor wie nach, abmühen. Unglücklicherweise hatte er dabei eine entschiedne Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu seyn, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er immer wieder zurück, und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete, nach einer eignen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten

Gedächtniß her, alle Laſter hingegen aus der Vergeſſenheit. Dieſe Lehre wußte er mit vielem Scharfſinn durchzuſetzen; wie ſich denn alles behaupten läßt, wenn man ſich erlaubt, die Worte ganz unbeſtimmt, bald in weiterm, bald engerm, in einem naher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die erſtenmale unterhielt es wohl ihn zu hören, ja ſeine Suade ſetzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem redneriſchen Sophiſten zu ſtehen, der, zu Scherz und Uebung, den ſeltſamſten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider ſtumpfte ſich dieſer erſte Eindruck nur allzubald ab: denn am Ende jedes Geſprächs kam der Mann wieder auf daſſelbe Thema, ich mochte mich auch anſtellen wie ich wollte. Er war bei älteren Begebenheiten nicht feſtzuhalten, ob ſie ihn gleich ſelbſt intereſſirten, ob er ſie ſchon mit den kleinſten Umſtanden gegenwartig hatte. Vielmehr ward er öfters, durch einen geringen Umſtand, mitten aus einer weltgeſchichtlichen Erzahlung herausgeriſſen und auf ſeinen feindſeligen Lieblingsgedanken hingeſtoßen.

Einer unſerer nachmittagigen Spaziergange war hierin beſonders unglücklich; die Geſchichte deſſelben ſtehe hier ſtatt ahnlicher Falle, welche den Leſer ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerin, die ihn, durch Bitten und Andringen, in ſeiner Erzahlung ſtörte. — Pack dich, alte Hexe! ſagte er, und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da ſie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann ſelbſt alt ſey: wenn ihr nicht alt werden wolltet, ſo hattet ihr euch in der Jugend ſollen hangen laſſen! Er kehrte ſich heftig herum, und ich fürchtete

einen Auftritt. — Hängen laſſen! rief er, mich hängen laſſen! Nein das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich ſelbſt aufhängen, das iſt wahr, das hätte ich thun ſollen; einen Schuß Pulver ſollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin. Die Frau ſtand wie verſteinert, er aber fuhr fort: Du haſt eine große Wahrheit geſagt, Hexenmutter! und weil man dich noch nicht erſäuft oder verbrannt hat, ſo ſollſt du für dein Sprüchlein belohnt werden. Er reichte ihr ein Büſel, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erſte Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshauſe, wo wir einzukehren gedachten, und ich ſuchte ihn auf das vorige Geſpräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein ſehr hübſches Mädchen uns entgegen kam, vor uns ſtehen blieb, ſich artig verneigte und ausrief: Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin? und was man ſonſt bei ſolcher Gelegenheit zu ſagen pflegt. — Mademoiſelle, verſetzte er, etwas verlegen, ich weiß nicht ... Wie? ſagte ſie, mit anmuthiger Verwunderung, vergeſſen Sie Ihre Freunde ſo bald? Das Wort Vergeſſen machte ihn verdrießlich, er ſchüttelte den Kopf und erwiederte mürriſch genug: wahrhaftig, Mademoiſelle, ich wüßte nicht! — Nun verſetzte ſie mit einigem Humor, doch ſehr gemäßigt: nehmen Sie ſich in Acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen! Und ſo eilte ſie an uns vorbei, ſtark zuſchreitend, ohne ſich umzuſehen. Auf einmal ſchlug ſich mein Weggeſell mit den beiden Fäuſten heftig vor den Kopf; O ich Eſel! rief er aus; ich alter Eſel! da ſeht ihr's nun, ob ich recht habe oder nicht. Und nun erging er ſich auf eine ſehr heftige Weiſe in ſeinem gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieſer Fall nur noch mehr beſtärkte.

Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippische Rede wider sich selbst hielt. Zuletzt wendete er sich zu mir und sagte: Ich rufe euch zum Zeugen an! Erinnert ihr euch jener Kramerin, an der Ecke, die weder jung noch hübsch ist? Jedesmal grüße ich sie, wenn wir vorbeigehen, und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch sind schon dreißig Jahre vorbei, daß sie mir günstig war. Nun aber, nicht vier Wochen, schwör' ich, sind's, da erzeigte sich dieses Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!

Wir traten ins Wirthshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Vorsälen hemmte die Invectiven die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf und ab gehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm ihn kennen zu lernen; denn der alte Gesell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß dieser, beim Kriegsbüreau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gestockt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war froh, daß das Gespräch sich ins Allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem fixen Begriff nicht loskommen konnte, eben so sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest, und ließ seine Empfindungen dabei ohne Maßigung abschnurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen und nun

trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte nämlich nicht lange die Augen hin und her gewandt, so bemerkte er auf dem Tische eine doppelte Portion Kaffee und zwei Tassen; daneben mochte er auch, er, der selbst ein feiner Zeisig war, irgend sonst eine Andeutung aufgespürt haben, daß dieser junge Mann sich nicht eben immer so allein befunden. Und kaum war die Vermuthung in ihm aufgestiegen und zur Wahrscheinlichkeit geworden, das hübsche Mädchen habe einen Besuch hier abgestattet, so gesellte sich zu jenem ersten Verdruß noch die wunderlichste Eifersucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend etwas ahnen konnte, denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten, so fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu sticheln an, auf das Tassenpaar und auf dieses und jenes. Der jüngere, betroffen, suchte heiter und verständig auszuweichen, wie es unter Menschen von Lebensart die Gewohnheit ist; allein der Alte fuhr fort schonungslos unartig zu seyn, daß dem andern nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen und beim Abschiede eine ziemlich unzweideutige Ausforderung zurückzulassen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um desto heftiger los, als er in der Zwischenzeit noch eine Flasche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und rief mehr als einmal: den schlag' ich todt. Es war aber eigentlich so bös nicht gemeint, denn er gebrauchte diese Phrase mehrmals wenn ihm jemand widerstand oder sonst mißfiel. Eben so unerwartet verschlimmerte sich die Sache auf dem Rückweg: denn ich hatte die Unvorsichtigkeit, ihm seinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie sehr er mir die zuvorkommende

Dienſtfertigkeit dieſes [illegible]ngeſtellten gerühmt habe. Nein! ſolche Wuth eines Menſchen gegen ſich ſelbſt iſt mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenſchaftlichſte Schlußrede zu jenen Anfangen, wozu das hübſche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier ſah ich Reue und Buße bis zur [illegible]arricatur getrieben, und, wie alle Leidenſchaft das Genie [illegible]ießt, wirklich genialiſch. Denn er nahm die ſämmtlichen Vorfallenheiten unſerer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte ſie redneriſch zur Selbſtſcheltung, ließ zuletzt die Hexe nochmals gegen ſich auftreten, und verwirrte ſich dergeſtalt, daß ich fürchten mußte, er werde ſich in den Rhein ſtürzen. Wäre ich ſicher geweſen, ihn, wie Mentor ſeinen Telemach, ſchnell wieder aufzufiſchen, ſo mochte er ſpringen, und ich hatte ihn für dießmal abgekühlt nach Hauſe gebracht.

Ich vertraute ſogleich die Sache Lerſen, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund, mit ſeiner Trockenheit, zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ungefahres Zuſammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung vor ſich gehen ſollte. Das Luſtigſte dabei war, daß der Hauptmann auch dießmal ſeine Unart verſchlafen hatte, und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen Handeln gelegen war, ſich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verſchwiegen blieb, ſo entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigener Erfahrung hätten vorausſagen können, wie läſtig mir gelegentlich die Freundſchaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf ſinne, was wohl zunächſt weiter mitzutheilen ware, ſo kommt mir durch ein ſeltſames Spiel der Erinnerung das ehrwürdige Münſtergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine beſondere

Aufmerksamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt sowohl als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.

Jemehr ich die Façade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sey. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken; so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denkmal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches daneben liegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheueren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet

iſt, fällt uns zuerſt in die Augen. Zu beiden Seiten derſelben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unſer Blick auf das radförmige Fenſter, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten ſoll. An den Seiten zeigen ſich zwei große ſenkrechte, länglich-viereckte Oeffnungen, welche mit der mittelſten bedeutend contraſtiren und darauf hindeuten, daß ſie zu der Baſe emporſtrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen ſich drei Oeffnungen an einander, welche zu Glockenſtühlen und ſonſtigen kirchlichen Bedürfniſſen beſtimmt ſind. Zu oberſt ſieht man das Ganze durch die Baluſtrade der Galerie, anſtatt eines Geſimſes, horizontal abgeſchloſſen. Jene beſchriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufſtrebende Pfeiler geſtützt, eingefaßt und in drei große perpendiculare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Maſſe ein ſchönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht abſprechen kann, ſo erhält ſie auch durch dieſe Pfeiler, durch die ſchlanken Eintheilungen dazwiſchen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unſerer Abſtraction und denken uns dieſe ungeheuere Wand ohne Zierrathen mit feſten Strebepfeilern, in derſelben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in ſofern ſie das Bedürfniß fordert; geſtehen wir auch dieſen Hauptabtheilungen gute Verhältniſſe zu: ſo wird das Ganze zwar ernſt und würdig, aber doch immer noch laſtig unerfreulich und als zierdelos unkünſtlich erſcheinen. Denn ein Kunſtwerk, deſſen Ganzes in großen, einfachen, harmoniſchen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinſtimmung aller entwickelten Einzelnheiten ſtattfinden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade: denn wir sehen alle und jede Zierrathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannichfaltigkeit giebt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deßhalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweier himmelhoher Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt; dieser communicirt sich stufenweis den Unterabtheilungen, daher alles im gemaßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im Ungeheueren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspectivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis ins Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsaulen der perpendicularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweis zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsauligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf

als Blumenknauf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Steinsinn umgeformtes Naturgebilde erscheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht selbst, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung meiner Aussage. Sie könnte manchem übertrieben scheinen: denn ich selbst, zwar im ersten Anblicke zur Neigung gegen dieses Werk hingerissen, brauchte doch lange Zeit, mich mit seinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religios düsteren Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestarkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Consequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmühete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das

Vorhandene zu ſtudiren, theils das Fehlende, Unvollendete, beſonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzuſtellen.

Da ich nun an alter Deutſcher Stätte dieſes Gebaude gegründet und in ächter Deutſcher Zeit ſo weit gediehen fand, auch der Name des Meiſters auf dem beſcheidenen Grabſtein gleichfalls vaterländiſches Klanges und Urſprungs war, ſo wagte ich, die bisher verrufene Benennung Gothiſche Bauart, aufgefordert durch den Werth dieſes Kunſtwerks, abzuandern und ſie als Deutſche Baukunſt unſerer Nation zu vindiciren, ſodann aber verfehlte ich nicht, erſt mündlich, und hernach in einem kleinen Aufſatz D. M. Erwini a Steinbach gewidmet, meine patriotiſchen Geſinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographiſche Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erſchien, den Herder ſodann in ſein Heft: Von Deutſcher Art und Kunſt, aufnahm, ſo wird noch manches über dieſen wichtigen Gegenſtand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber dießmal von demſelben abwende, ſo will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgeſetzte Motto bei denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen ſollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutſche Wort: Was einer in der Jugend wünſcht, hat er im Alter genug! manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln ſeyn möchte; aber auch viel Günſtiges ſpricht dafür, und ich erkläre was ich dabei denke.

Unſere Wünſche ſind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leiſten im Stande ſeyn werden. Was wir können und möchten, ſtellt ſich unſerer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnſucht nach dem, was wir ſchon im

Stillen beſitzen. So verwandelt ein leidenſchaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein ertraumtes Wirkliche. Liegt nun eine ſolche Richtung entſchieden in unſerer Natur, ſo wird mit jedem Schritt unſerer Entwickelung ein Theil des erſten Wunſches erfüllt, bei günſtigen Umſtanden auf dem geraden Wege, bei ungünſtigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So ſieht man Menſchen durch Beharrlichkeit zu irdiſchen Gütern gelangen, ſie umgeben ſich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere ſtreben noch ſicherer nach geiſtigen Vortheilen, erwerben ſich eine klare Ueberſicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun giebt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemiſcht iſt und deren Erfolg am ſicherſten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menſchen in eine pragnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerſtören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine ſolche Epoche fordre und verſpreche, ſo wird er, durch äußere Anlaſſe zu thatiger Theilnahme gedrangt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunſch nach vielen Seiten wirkſam zu ſeyn wird in ihm lebendig werden. Nun geſellen ſich aber zur menſchlichen Beſchränktheit noch ſo viele zufallige Hinderniſſe, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fallt, und ein Wunſch nach dem andern ſich verzettelt. Waren aber dieſe Wünſche aus einem reinen Herzen entſprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemaß, ſo darf man ruhig rechts und links liegen und fallen laſſen, und kann verſichert ſeyn, daß nicht allein dieſes wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, ſondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorſchein kommen werde. Seben

wir nun während unſers Lebensganges dasjenige von andern geleiſtet, wozu wir ſelbſt früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem andern, aufgeben mußten; dann tritt das ſchöne Gefühl ein, daß die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und daß der Einzelne nur froh und glücklich ſeyn kann, wenn er den Muth hat, ſich im Ganzen zu fühlen.

Dieſe Betrachtung iſt hier recht am Platze; denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münſter gewidmet, die Aufmerkſamkeit, mit der ich ſpaterhin den Dom zu Köln und den zu Freyburg betrachtet und den Werth dieſer Gebaude immer mehr empfunden, ſo könnte ich mich tadeln, daß ich ſie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunſt angezogen, völlig im Hintergrunde gelaſſen. Sehe ich nun aber in der neuſten Zeit die Aufmerkſamkeit wieder auf jene Gegenſtande hingelenkt, Neigung, ja Leidenſchaft gegen ſie hervortreten und blühen, ſehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen dieſen Denkmalen einer vergangenen Welt rückſichtslos widmen, ſo werde ich mit Vergnügen erinnert, daß das, was ich ſonſt wollte und wünſchte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit ſehe ich, wie man nicht allein das von unſern Vorvordern Geleiſtete zu ſchätzen weiß, ſondern wie man ſogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigſtens im Bilde, die erſte Abſicht darzuſtellen ſucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erſte und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen, und eine verworren ſcheinende Vergangenheit mit beſonnenem Ernſt aufzuklären und zu beleben ſtrebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz

Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke, den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuren Conceptionen, deren Sinn babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunt, daß solche Bauwerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war.

Möchten doch literarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem was sie wollen durften. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar bleiben und das Urtheil sich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande seyn. Ja dieses wird auf das gründlichste geschehen, wenn unser thätiger junger Freund, außer der dem Kölnischen Dome gewidmeten Monographie, die Geschichte der Baukunst unserer Mittelzeit bis ins Einzelne verfolgt. Wird ferner an Tag gefördert was irgend über werkmäßige Ausübung dieser Kunst zu erfahren ist, wird sie durch Vergleichung mit der griechisch-römischen und der orientalisch-ägyptischen in allen Grundzügen dargestellt, so kann in diesem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Resultate solcher vaterländischen Bemühungen öffentlich vorliegen, so wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im besten Sinne wiederholen können: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter genug.

Kann man aber bei solchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, sich auf die Zeit verlassen und die Gelegenheit erharren, so giebt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend, frisch, wie reife Früchte, weggenossen werden müssen. Es sey mir erlaubt, mit dieser raschen Wendung, des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, so wie das Auge an den Münster, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elsaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schwester der Vater selbst im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen so ernsthaften Mann wunderlich genug hatte kleiden sollen; allein er ließ sich auch dabei nicht aus der Fassung bringen, unterwies uns auf das bestimmteste in den Positionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, so blies er auf einer Flûte-douce uns etwas Faßliches im Dreiviertel-Tact vor, und wir bewegten uns darnach so gut wir konnten. Auf dem Französischen Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf wo nicht Ballete, doch Solo's und Pas-de-deux gesehn und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuet genug hatten, so ersuchte ich den Vater um andere Tanzmusiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murki's reichlich darboten, und ich erfand mir sogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Tact meinen Gliedern ganz gemäß und mit denselben geboren war. Dieß belustigte meinen Vater bis auf einen gewissen Grad, ja er machte sich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf diese Weise tanzen zu lassen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte,

Tact und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen schien, und ich mich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, so daß ich mit Schimpf und Schanden bestanden ware, wenn nicht der größere Theil der Zuschauer behauptet hatte, mein ungeschicktes Betragen sey bloßer Eigensinn, in der Absicht den Frauenzimmern alle Lust zu benehmen, mich wider Willen aufzufordern und in ihre Reihe zu ziehen.

Wahrend meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von solchen Freuden ganz abgeschnitten; aber in Straßburg regte sich bald, mit der übrigen Lebenslust, die Tactfahigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen schlenderte man keinen Lustort vorbei, ohne daselbst einen fröhlichen Haufen zum Tanze versammelt, und zwar meistens im Kreise drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhausern Privat-Balle, und man sprach schon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier ware ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Gesellschaft unnuß gewesen; da rieth mir ein Freund, der sehr gut walzte, mich erst in minder guten Gesellschaften zu üben, damit ich hernach in der besten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeister, der für geschickt bekannt war; dieser versprach mir, wenn ich nur einigermaßen die ersten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen gewandten französischen Naturen, und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus und erhielt zwölf Billete, gegen die er mir gewisse Stunden Unterricht zusagte. Der Mann war streng, genau, aber nicht pedantisch; und da ich schon einige Vorübung hatte, so machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt seinen Beifall.

Den Unterricht dieses Lehrers erleichterte jedoch ein

Umſtand gar ſehr: er hatte nämlich zwei Töchter, beide hübſch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieſer Kunſt unterrichtet zeigten ſie ſich darin ſehr gewandt und hatten als Moitie auch dem ungeſchickteſten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beide ſehr artig, ſprachen nur Franzöſiſch und ich nahm mich von meiner Seite zuſammen, um vor ihnen nicht linkiſch und lächerlich zu erſcheinen. Ich hatte das Glück, daß auch ſie mich lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja ſogar, was ihnen freilich beſchwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens ſchien der Vater nicht viele Kunden zu haben und ſie führten ein einſames Leben. Deßhalb erſuchten ſie mich manchmal nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu verſchwatzen; das ich denn auch gerne that, um ſo mehr als die jüngere mir wohl gefiel und ſie ſich überhaupt ſehr anſtandig betrugen. Ich las manchmal aus einem Roman etwas vor, und ſie thaten das Gleiche. Die ältere, die ſo hübſch, vielleicht noch hübſcher war, als die zweite, mir aber nicht ſo gut wie dieſe zuſagte, betrug ſich durchaus gegen mich verbindlicher und in allem gefalliger. Sie war in der Stunde immer bei der Hand und zog ſie manchmal in die Länge; daher ich mich einigemal verpflichtet glaubte, dem Vater zwei Billete anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die jüngere hingegen, ob ſie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher ſtill für ſich, und ließ ſich durch den Vater herbeirufen, um die ältere abzulöſen.

Die Urſache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der älteſten, nach vollendetem Tanz, in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt ſie mich zurück und

ſagte: Bleiben wir noch ein wenig hier; denn ich will es Ihnen nur geſtehen, meine Schweſter hat eine Kartenſchlägerin bei ſich, die ihr offenbaren ſoll, wie es mit einem auswärtigen Freund beſchaffen iſt, an dem ihr ganzes Herz hangt, auf den ſie alle ihre Hoffnung geſetzt hat. Das meinige iſt frei, fuhr ſie fort, und ich werde mich gewöhnen müſſen, es verſchmaht zu ſehen. Ich ſagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich verſetzte, daß ſie ſich, wie es damit ſtehe, am erſten überzeugen könne, wenn ſie die weiſe Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun, denn ich hatte ſchon langſt ſo etwas zu erfahren gewünſcht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deßhalb und betheuerte, daß nichts in der Welt ſichrer ſey, als die Ausſpruche dieſes Orakels, nur müſſe man es nicht aus Scherz und Frevel, ſondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte ſie jedoch zuletzt mit mir in jenes Zimmer zu gehen, ſobald ſie ſich verſichert hatte, daß die Function vorbei ſey. Wir fanden die Schweſter ſehr aufgeraumt und auch gegen mich war ſie zuthulicher als ſonſt, ſcherzhaft und beinahe geiſtreich: denn da ſie eines abweſenden Freundes ſicher geworden zu ſeyn ſchien, ſo mochte ſie es für unverfanglich halten, mit einem gegenwartigen Freund ihrer Schweſter, denn dafür hielt ſie mich, ein wenig artig zu thun. Der Alten wurde nun geſchmeichelt und ihr gute Bezahlung zugeſagt, wenn ſie der alteren Schweſter und auch mir das Wahrhafte ſagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte ſie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerſt zu weiſſagen. Sie betrachtete die Lage der Karten ſorgfaltig, ſchien aber zu ſtocken und wollte mit der Sprache nicht heraus. — Ich ſehe ſchon, ſagte die jüngere, die mit der Auslegung einer ſolchen

magiſchen Tafel ſchon näher bekannt war, ihr zaudert und wollt meiner Schweſter nichts Unangenehmes eröffnen; aber das iſt eine verwünſchte Karte! Die ältere wurde blaß, doch faßte ſie ſich und ſagte: So ſprecht nur; es wird ja den Kopf nicht koſten! Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß ſie liebe, daß ſie nicht geliebt werde, daß eine andere Perſon dazwiſchen ſtehe und was dergleichen Dinge mehr waren. Man ſah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbeſſern, indem ſie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. — Briefe, ſagte das ſchöne Kind, erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr iſt, wie ihr ſagt, daß ich liebe, ſo verdiene ich ein Herz das mich wieder liebt. — Wir wollen ſehen, ob es nicht beſſer wird, verſetzte die Alte, indem ſie die Karten miſchte und zum zweitenmal auflegte; allein es war vor unſer aller Augen nur noch ſchlimmer geworden. Die Schöne ſtand nicht allein einſamer, ſondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwiſchenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum drittenmal auslegen, in Hoffnung einer beſſern Anſicht; allein das ſchöne Kind hielt ſich nicht länger, ſie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Buſen bewegte ſich auf eine gewaltſame Weiſe, ſie wandte ſich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht was ich thun ſollte. Die Neigung hielt mich vor der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu jener; meine Lage war peinlich genug. — Tröſten Sie Lucinden, ſagte die jüngere, gehen Sie ihr nach. Ich zauderte; wie durfte ich ſie tröſten, ohne ſie wenigſtens einer Art von Neigung zu verſichern, und konnte ich das wohl in einem ſolchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weiſe! — Laſſen Sie uns zuſammen gehn, ſagte